FRIEDRICH NIETZSCHE

DIGITALE KRITISCHE GESAMTAUSGABE

WERKE UND BRIEFE

Hrsg. von Giorgio Colli
und Mazzino Montinari

FRIEDRICH
NIETZSCHE

DIGITALE
KRITISCHE
GESAMTAUSGABE

Hrsg. von **Giorgio Colli**
und **Mazzino Montinari**

Quelle: www.nietzschesource.org

Version 2.1 [April 2013] von *pynch*

INHALT

VERÖFFENTLICHTE WERKE UND PRIVATDRUCKE

Sokrates und die griechische Tragoedie.
Die Geburt der Tragödie.
Unzeitgemässe Betrachtungen. I
Unzeitgemässe Betrachtungen. II
Unzeitgemässe Betrachtungen. III
Unzeitgemässe Betrachtungen. IV
Ein Neujahrswort an den Herausgeber der Wochenschrift „Im neuen Reich“.
Menschliches, Allzumenschliches. I
Menschliches, Allzumenschliches. II
Morgenröthe.
Idyllen aus Messina.
Die fröhliche Wissenschaft.
Also sprach Zarathustra. I
Also sprach Zarathustra. II
Also sprach Zarathustra. III
Also sprach Zarathustra. IV
Jenseits von Gut und Böse.
Zur Genealogie der Moral.
Der Fall Wagner.
Götzen-Dämmerung.
Nietzsche contra Wagner.

AUTORISIERTE SCHRIFTEN

Der Antichrist.
Ecce homo.
Dionysos-Dithyramben.

NACHGELASSENE SCHRIFTEN

Zwei öffentliche Vorträge über die griechische Tragoedie.
Die dionysische Weltanschauung.
Die Geburt des tragischen Gedankens.
Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten.
Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen Büchern.
Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen.
Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne.
Mahnruf an die Deutschen.

NACHGELASSENE FRAGMENTE

[Fragmente 1869–1874]
[Fragmente 1875–1879]
[Fragmente 1880–1882]
[Fragmente 1882–1884]
[Fragmente 1884–1885]
[Fragmente 1885–1887]
[Fragmente 1887–1889]

BRIEFE

[1850] [1851] [1854] [1855]
[1856] [1857] [1858] [1859]
[1860] [1861] [1862] [1863]
[1864] [1865] [1866] [1867]
[1868] [1869] [1870] [1871]
[1872] [1873] [1874] [1875]
[1876] [1877] [1878] [1879]
[1880] [1881] [1882] [1883]
[1884] [1885] [1886] [1887]
[1888] [1889]

Sokrates und die griechische Tragoedie.

Von
Dr Friedrich Nietzsche.
Professor in Basel.

Basel.
1871.

[«]

[1]

Die griechische Tragoedie ist anders zu Grunde gegangen als sämmtliche ältere schwesterlichen Kunstgattungen; sie starb durch Selbstmord, in Folge eines unlösbaren Confliktes, also tragisch, während jene alle in hohem Alter des schönsten und ruhigsten Todes verblichen sind. Wenn es nämlich einem glücklichen Naturzustande gemäss ist, mit schöner Nachkommenschaft und ohne Krampf vom Leben zu scheiden, so zeigt uns das Ende jener älteren Kunstgattungen einen solchen glücklichen Naturzustand: sie tauchen langsam unter, und vor ihren ersterbenden Blicken steht schon ihr schönerer Nachwuchs und reckt mit muthiger Gebärde ungeduldig das Haupt. Mit dem Tode der griechischen Tragoedie dagegen entstand eine ungeheure, überall tief empfundene Leere; wie einmal griechische Schiffer zu Zeiten des Tiberius an einem einsamen Eiland den erschütternden Schrei hörten: „der grosse Pan ist todt“: so klang es jetzt wie ein schmerzlicher Klageton durch die hellenische Welt: „die Tragoedie ist todt! Die Poesie selbst ist mit ihr verloren gegangen! Fort, fort mit euch verkümmerten, abgemagerten Epigonen! Fort in den Hades, damit ihr euch dort an den Brosamen der vormaligen Meister einmal satt essen könnt!“

Als aber nun doch noch eine neue Kunstgattung aufblühte, die in der Tragoedie ihre Vorgängerin und Meisterin verehrte, da war mit Schrecken wahrzunehmen, dass sie allerdings die Züge ihrer Mutter trage, aber dieselben, die jene in ihrem langen Todeskampfe gezeigt hatte. Diesen Todeskampf der Tragoedie kämpfte Euripides; jene spätere Kunstgattung ist als neuere attische Komoedie bekannt. In ihr lebte die entartete Gestalt der Tragoedie fort, zum Denkmale ihres überaus mühseligen und gewaltsamen Hinscheidens.

Bei diesem Zusammenhange ist die leidenschaftliche Zuneigung begreiflich, welche die Dichter der neueren Komoedie zu Euripides empfanden; so dass der Wunsch des Philemon nicht weiter befremdet, der sich sogleich aufhängen lassen mochte, nur um den Euripides in der Unterwelt aufsuchen zu können: wenn er nur überhaupt überzeugt sein dürfte, dass der Verstorbene auch jetzt noch bei Verstande sei. Will man aber in aller Kürze und ohne den Anspruch, damit etwas Erschöpfendes zu sagen, dasjenige bezeichnen, was Euripides mit Menander und Philemon gemein hat und was für jene so aufregend-vorbildlich wirkte: so genügt es zu sagen, dass der Zuschauer von Euripides auf die Bühne gebracht worden ist. Wer erkannt hat, aus welchem Stoffe die prometheischen Tragiker vor Euripides ihre Helden formten und wie ferne ihnen die Absicht lag, die treue Maske der Wirklichkeit auf die Bühne zu bringen, der wird auch über die gänzlich abweichende Tendenz des Euripides im Klaren sein. Der Mensch des alltäglichen Lebens drang durch ihn aus den Zuschauerräumen auf die Scene, der Spiegel, in dem früher nur die grossen und kühnen Züge zum Ausdruck kamen, zeigte jetzt jene peinliche Treue, die auch die misslungenen Linien der Natur gewissenhaft wieder gibt. Odysseus, der typische Hellene der ältern Kunst, sank jetzt unter den Händen der neuern Dichter zur Figur des Graeculus herab, der von jetzt ab als gutmüthig-verschmitzter Haussklave im Mittelpunkte des dramatischen Interesses steht. Was Euripides sich in den aristophanischen Fröschen zum Verdienst anrechnet, dass er die tragische Kunst durch seine Hausmittel von ihrer pomphaften Beleibtheit befreit habe, das ist vor allem an seinen tragischen Helden zu spüren. Im Wesentlichen sah und hörte jetzt der Zuschauer seinen Doppelgänger auf der euripideischen Bühne und freute sich, dass jener so gut zu reden verstehe. Bei dieser Freude blieb es aber nicht: man lernte selbst bei Euripides sprechen, und dessen rühmt er sich selbst im Wettkampfe mit Aeschylus: wie durch ihn jetzt das Volk kunstmässig und mit den schlausten Sophistikationen zu beobachten, zu verhandeln und Folgerungen zu ziehen gelernt habe. Durch diesen Umschwung der öffentlichen Sprache hat er überhaupt die neuere Komoedie möglich gemacht. Denn von jetzt ab war es kein Geheimniss mehr, wie und mit welchen Sentenzen die Alltäglichkeit sich auf der Bühne vertreten könne. Die bürgerliche Mittelmässigkeit, auf die Euripides alle seine politischen Hoffnungen gründete, kam jetzt zu Wort, nachdem bis dahin in der Tragoedie der Halbgott, in der Komoedie der betrunkene Satyr oder der Halbgott den Sprachcharakter bestimmt hatten. Und so hebt der aristophanische Euripides zu seinem Preise hervor, wie er das allgemeine, allbekannte, alltägliche Leben und Treiben dargestellt habe, über das ein Jeder zu urtheilen befähigt sei. Wenn jetzt die ganze Masse philosophiere und mit unerhörter Klugheit Land und Gut verwalte, Processe führe, u.s.w., so sei dies sein Verdienst und der Erfolg der von ihm dem Volke eingeimpften Weisheit.

An eine derartig zubereitete und aufgeklärte Masse durfte sich jetzt die neuere Komoedie wenden, für die Euripides gewissermassen der Chorlehrer geworden ist; nur dass diesmal der Chor der Zuschauer eingeübt werden musste. Sobald dieser in der euripideischen Tonart zu singen geübt war, erhob sich die schachspielartige Gattung des Schauspiels, die neuere Komoedie mit ihrem fortwährendem Triumphe der Schlauheit und Verschlagenheit. Euripides aber — der Chorlehrer —

wurde unaufhörlich gepriesen: ja man würde sich getödtet haben, um noch mehr von ihm zu lernen, wenn man nicht gewusst hätte, dass die tragischen Dichter eben so todt seien als die Tragoedie. Mit ihr aber hatte der Hellene den Glauben an seine Unsterblichkeit aufgegeben, nicht nur den Glauben an eine ideale Vergangenheit, sondern auch den Glauben an eine ideale Zukunft. Das Wort aus der bekannten Grabschrift „als Greis leichtsinnig und grillig“ gilt auch vom greisen Hellenenthume. Der Augenblick, der Witz, der Leichtsinn, die Laune sind seine höchsten Gottheiten; der fünfte Stand, der des Sklaven, kommt, wenigstens der Gesinnung nach, jetzt zur Herrschaft: und wenn jetzt überhaupt noch von „griechischer Heiterkeit“ die Rede sein darf, so ist es die Heiterkeit des Sklaven, der nichts Schweres zu verantworten, nichts Grosses zu erstreben, nichts Vergangenes oder Zukünftiges höher zu schätzen weiss als das Gegenwärtige. Dieser Schein der „griechischen Heiterkeit“ war es, der die tiefsinnigen und furchtbaren Naturen der vier ersten Jahrhunderte des Christenthums so empörte: ihnen erschien diese weibische Flucht vor dem Ernst und dem Schrecken, dieses feige sich Genügenlassen am bequemen Genuss nicht nur verächtlich, sondern als die eigentlich antichristliche Gesinnung. Und ihrem Einfluss ist es zuzuschreiben, dass die durch Jahrhunderte fortlebende Anschauung des griechischen Alterthums mit fast unüberwindlicher Zähigkeit jene blassrothe Heiterkeitsfarbe festhielt — als ob es nie ein sechstes Jahrhundert mit seiner Geburt der Tragoedie, seinen Mysterien, seinen Empedocles und Heraclit gegeben habe, ja als ob die Kunstwerke der grossen Zeit gar nicht vorhanden seien, die doch — jedes für sich — aus dem Boden einer solchen greisenhaften und sklavenmässigen Daseinslust und Heiterkeit gar nicht zu erklären sind und auf eine völlig andere Weltbetrachtung als ihren Existenzgrund hinweisen.

Wenn zuletzt behauptet wurde, dass Euripides den Zuschauer auf die Bühne gebracht habe, um zugleich damit den Zuschauer zum Urtheil über das Drama erst wahrhaft zu befähigen, so entsteht der Schein, als ob die ältere tragische Kunst aus einem Missverhältniss zum Zuschauer nicht herausgekommen sei: und man möchte versucht sein, die radikale Tendenz des Euripides, ein entsprechendes Verhältniss zwischen Kunstwerk und Publikum zu erzielen, als einen Fortschritt über Sophokles hinaus zu preisen. Nun aber ist „Publikum“ nur ein Wort und durchaus keine gleichartige und in sich verharrende Grösse. Woher soll dem Künstler die Verpflichtung kommen, sich einer Kraft zu akkommodiren, die ihre Stärke nur in der Zahl hat? Und wenn er sich, seiner Begabung und seinen Absichten nach, über jeden Einzelnen dieser Zuschauer erhaben fühlt, wie dürfte er vor dem gemeinsamen Ausdruck aller dieser ihm untergeordneten Kapacitäten mehr

Achtung empfinden als vor dem relativ höchst begabten einzelnen Zuschauer? In Wahrheit hat kein griechischer Künstler mit grösserer Verwegenheit und Selbstgenugsamkeit sein Publikum durch ein langes Leben hindurch behandelt als gerade Euripides: er, der selbst da noch, als die Masse sich ihm zu Füssen warf, in erhabenem Trotze seiner eigenen Tendenz öffentlich in's Gesicht schlug, derselben Tendenz, mit der er über die Masse gesiegt hatte. Wenn dieser Genius die geringste Ehrfurcht vor dem Pandämonium des Publikums gehabt hätte, so wäre er unter den Keulenschlägen seiner Misserfolge längst vor der Mitte seiner Laufbahn zusammengebrochen. Wir sehen bei dieser Erwägung, dass unser Ausdruck, Euripides habe den Zuschauer auf die Bühne gebracht, um den Zuschauer wahrhaft urtheilsfähig zu machen, nur ein provisorischer war, und dass wir nach einem tieferen Verständniss seiner Tendenz zu suchen haben. Umgekehrt ist es ja allerseits bekannt, wie Aeschylus und Sophokles Zeit ihres Lebens, ja weit über dasselbe hinaus, im Vollbesitze der Volksgunst standen, wie also bei diesen Vorgängern des Euripides keineswegs von einem Missverhältniss zwischen Kunstwerk und Publikum die Rede sein kann. Was trieb den reichbegabten und unablässig zum Schaffen gedrängten Künstler so gewaltsam von dem Wege ab, über dem die Sonne der grössten Dichternamen und der unbewölkte Himmel der Volksgunst leuchteten? Welche sonderbare Rücksicht auf den Zuschauer führte ihn dem Zuschauer entgegen? Wie konnte er aus zu hoher Achtung vor seinem Publikum — sein Publikum nicht achten?

Euripides fühlte sich — das ist die Lösung des eben dargestellten Räthsels — als Dichter wohl über die Masse, nicht aber über zwei seiner Zuschauer erhaben: die Masse brachte er auf die Bühne, jene beiden Zuschauer verehrte er als die allein urtheilsfähigen Richter und Meister aller seiner Kunst: ihren Weisungen und Mahnungen folgend übertrug er die ganze Welt von Empfindungen, Leidenschaften und Zuständen, die bis jetzt auf den Zuschauerbänken als unsichtbarer Chor zu jeder Festvorstellung sich einstellten, in die Seelen seiner Bühnenhelden, ihren Forderungen gab er nach, als er für diese neuen Charaktere auch das neue Wort und den neuen Ton suchte, in ihren Stimmen allein hörte er die gültigen Richtersprüche seines Schaffens ebenso wie die siegverheissende Ermuthigung, wenn er von der Justiz des Publikums sich wieder einmal verurtheilt sah.

Von diesen beiden Zuschauern ist der Eine — Euripides selbst, Euripides als Denker, nicht als Dichter. Von ihm könnte man sagen, dass die ausserordentliche Fülle seines kritischen Talentes, ähnlich wie bei Lessing, einen produktiv künstlerischen Nebentrieb wenn nicht erzeugt, so doch fortwährend befruchtet habe. Mit dieser Begabung, mit aller Helligkeit und Behendigkeit seines kritischen

Denkens hatte Euripides im Theater gesessen und sich angestrengt, an den Meisterwerken seiner grossen Vorgänger wie an dunkelgewordenen Gemälden Zug um Zug, Linie um Linie wieder zu erkennen. Und hier nun war ihm begegnet, was dem in die tieferen Geheimnisse der äschyleischen Tragoedie Eingeweihten nicht unerwartet sein darf: er gewahrte etwas Incommensurables in jedem Zug und in jeder Linie, eine gewisse täuschende Bestimmtheit und zugleich eine räthselhafte Tiefe, ja Unendlichkeit des Hintergrundes. Die klarste Figur hatte immer noch einen Kometenschweif an sich der in's Ungewisse, Unaufhellbare zu deuten schien. Dasselbe Zwielicht lag über dem Bau des Drama's, zumal über der Bedeutung des Chors. Und wie zweifelhaft blieb ihm die Lösung der ethischen Probleme! Wie fragwürdig die Behandlung der Mythen! Wie ungleichmässig die Vertheilung von Glück und Unglück! Selbst in der Sprache der ältern Tragoedie war ihm vieles anstössig, mindestens räthselhaft; besonders fand er zuviel Pomp für einfache Verhältnisse, zuviel Tropen und Ungeheuerlichkeiten für die Schlichtheit der Charaktere. So sass er unruhig grübelnd im Theater, und er der Zuschauer, gestand sich, dass er seine grossen Vorgänger nicht verstehe. Galt ihm aber der Verstand als die eigentliche Wurzel alles Geniessens und Schaffens, so musste er fragen und um sich schauen, ob denn Niemand so denke wie er und sich gleichfalls jene Incommensurabilität eingestehe. Aber die Vielen und mit ihnen die besten Einzelnen hatten nur ein misstrauisches Lächeln für ihn; erklären aber konnte ihm Keiner, warum seinen Bedenken und Einwendungen gegenüber die grossen Meister doch im Rechte seien. Und in diesem qualvollen Zustande fand er den andern Zuschauer, der die Tragoedie nicht begriff und desshalb nicht achtete. Mit diesem im Bunde durfte er es wagen, aus seiner Vereinsamung heraus den ungeheuren Kampf gegen die Kunstwerke des Aeschylus und Sophokles zu beginnen — nicht mit Streitschriften, sondern als dramatischer Dichter, der seine Vorstellung von der Tragoedie der überlieferten entgegenstellt. —

Bevor wir diesen anderen Zuschauer bei Namen nennen, verharren wir hier einen Augenblick, um uns jenen Eindruck des Zwiespältigen und Incommensurabeln im Wesen der aeschyleischen Tragoedie selbst in's Gedächtniss zurückzurufen. Denken wir an unsere eigene Befremdung dem Chore und dem tragischen Helden jener Tragoedie gegenüber, die wir mit unseren Gewohnheiten ebenso wenig als mit der Ueberlieferung zu reimen wussten — bis wir jene Doppelheit selbst als Ursprung und Wesen der griechischen Tragoedie wiederfanden, als den Ausdruck zweier in einander gewobenen Kunsttriebe, des Apollinischen und des Dionysischen.

Nach dieser Erkenntniss haben wir die griechische Tragoedie als den dionysischen Chor zu verstehen, der sich immer von neuem wieder in einer apollinischen Bilderwelt entladet. Jene Chorpartieen, mit denen die Tragoedie durchflochten ist, sind also gewissermassen der Mutterschooss des ganzen sogenannten Dialogs, d.h. der gesammten Bühnenwelt, des eigentlichen Drama's. In mehreren auf einander folgenden Entladungen strahlt dieser Urgrund der Tragoedie jene Vision des Drama's aus: die durchaus Traumerscheinung und insofern epischer Natur ist, andrerseits aber, als Objektivation eines dionysischen Zustandes, nicht die apollinische Erlösung im Scheine, sondern im Gegentheil das Zerbrechen des Individuums und sein Einswerden mit dem Ursein darstellt. Somit ist das Drama die apollinische Versinnlichung dionysischer Erkenntnisse und Wirkungen und dadurch wie durch eine ungeheure Kluft vom Epos abgeschieden.

Der Chor der griechischen Tragoedie, das Symbol der gesammten dionysisch erregten Masse, findet an dieser unserer Auffassung seine volle Erklärung. Während wir, mit der Gewöhnung an die Stellung eines Chors auf der modernen Bühne, zumal eines Opernchors, gar nicht begreifen konnten, wie jener tragische Chor der Griechen älter, ursprünglicher, ja wichtiger sein sollte, als die eigentliche „Aktion“, — wie dies doch so deutlich überliefert war — während wir wiederum mit jener überlieferten hohen Wichtigkeit und Ursprünglichkeit nicht reimen konnten, warum er doch nur aus niedrigen dienenden Wesen, ja zuerst nur aus bocksbeinigen Satyrn zusammengesetzt worden sei, während uns die Orchestra vor der Scene immer ein Räthsel blieb, sind wir jetzt zu der Einsicht gekommen, dass die Scene sammt der Aktion im Grunde und ursprünglich nur als Vision gedacht wurde, dass die einzige „Realität“ eben der Chor ist, der die Vision aus sich erzeugt und von ihr mit der ganzen Symbolik des Tanzes, des Tones und des Wortes redet. Dieser Chor schaut in seiner Vision seinen Herrn und Meister Dionysus und ist darum ewig der dienende Chor: er sieht wie dieser, der Gott, leidet und sich verherrlicht, und handelt desshalb selbst nicht. Bei dieser, dem Gotte gegenüber durchaus dienenden Stellung ist er doch der höchste, nämlich dionysische Ausdruck der Natur und redet darum, wie diese, in der Begeisterung Orakel- und Weisheitssprüche: als der mitleidende ist er zugleich der weise, aus dem Herzen der Welt die Wahrheit verkündende. So entsteht denn jene phantastische und so anstössig scheinende Figur des weisen und begeisterten Satyrs, der zugleich „der tumbe Mensch“ im Gegensatz zum Gotte ist: Abbild der Natur und ihrer stärksten Triebe, ja Symbol derselben und zugleich Verkünder ihrer Weisheit und Kunst: Musiker, Dichter, Tänzer, Geisterseher in einer Person.

Dionysus, der eigentliche Bühnenheld und Mittelpunkt der Vision, ist gemäss dieser Erkenntniss und gemäss der Ueberlieferung, zuerst, in der allerältesten Periode der Tragoedie, nicht wahrhaft vorhanden, sondern wird nur als vorhanden vorgestellt: d.h. ursprünglich ist die Tragoedie nur „Chor“ und nicht „Drama“. Später ward nun der Versuch gemacht, den Gott als einen realen zu zeigen und die Visionsgestalt sammt der verklärenden Umrahmung als jedem Auge sichtbar darzustellen: damit beginnt das „Drama“ im engern Sinne. Jetzt bekommt der dithyrambische Chor die Aufgabe, die Stimmung der Zuhörer bis zu dem Grade dionysisch anzuregen, dass sie, wenn der tragische Held auf der Bühne erscheint, nicht etwa den unförmlich maskirten Menschen sehen, sondern eine gleichsam aus ihrer eignen Verzückung geborene Visionsgestalt. Denken wir uns Admet mit tiefem Sinnen seiner jüngst abgeschiedenen Gattin Alcestis gedenkend und ganz im geistigen Anschauen derselben sich verzehrend — wie ihm nun plötzlich eine ähnlich gestaltete, ähnlich schreitende Frauengestalt in Verhüllung entgegengeführt wird: denken wir uns seine plötzliche zitternde Unruhe, sein stürmisches Vergleichen, seine instinktive Ueberzeugung — so haben wir ein Analogon zu der Empfindung, mit der der dionysisch erregte Zuschauer den Gott auf der Bühne heranschreiten sah, mit dessen Leiden er bereits eins geworden ist. Unwillkürlich übertrug er das ganze magisch vor seiner Seele zitternde Bild des Gottes auf jene maskirte Gestalt und löste ihre Realität gleichsam in eine geisterhafte Unwirklichkeit auf. Diess ist der apollinische Traumzustand, in dem die Welt des Tages sich verschleiert und eine neue Welt, deutlicher, verständlicher, ergreifender als jene und doch schattengleicher, in fortwährendem Wechsel sich unserem Auge neu gebiert. Demgemäss erkennen wir in der Tragoedie einen durchgreifenden Stilgegensatz: Sprache, Farbe, Beweglichkeit, Dynamik der Rede treten in der dionysischen Lyrik des Chors und andrerseits in der apollinischen Traumwelt der Scene als völlig gesonderte Sphären des Ausdrucks auseinander. Die apollinischen Erscheinungen, in denen sich Dionysus objektivirt, sind nicht mehr „ein ewiges Meer, ein wechselnd Weben, ein glühend Leben“, wie es die Musik des Chors ist, nicht mehr jene nur empfundenen, nicht zum Bilde verdichteten Kräfte, in denen der begeisterte Dionysusdiener die Nähe des Gottes spürt: jetzt spricht, von der Scene aus, die Deutlichkeit und Festigkeit der epischen Gestaltung zu ihm, jetzt redet Dionysus nicht mehr durch Kräfte, sondern als epischer Held, fast mit der Sprache Homers.

Alles, was im apollinischen Theile der griechischen Tragoedie, im Dialoge, auf die Oberfläche kommt, sieht einfach, durchsichtig, schön aus. In diesem Sinne ist der Dialog ein Abbild des Hellenen, dessen Natur sich im Tanze offenbart, weil im

Tanze die grösste Kraft nur potenziell ist, aber sich in der Geschmeidigkeit und Ueppigkeit der Bewegung verräth. So überrascht uns die Sprache des sophokleischen Helden durch ihre apollinische Bestimmtheit und Helligkeit, so dass wir sofort bis in den innersten Grund ihres Wesens zu blicken wähnen, mit einigem Erstaunen, dass der Weg bis zu diesem Grunde so kurz ist. Sehen wir aber einmal von dem auf die Oberfläche kommenden und sichtbar werdenden Charakter des Helden ab — der im Grunde nichts mehr ist als das auf eine dunkle Wand geworfene Lichtbild d.h. Erscheinung durch und durch — dringen wir vielmehr in den Mythus ein, der in diesen hellen Spiegelungen sich projicirt, so erleben wir plötzlich ein Phänomen, das ein umgekehrtes Verhältniss zu einem bekannten optischen hat. Wenn wir bei einem kräftigen Versuch die Sonne in's Auge zu fassen, uns geblendet abwenden, so haben wir dunkle farbige Flecken gleichsam als Heilmittel vor den Augen: umgekehrt sind jene Lichtbilderscheinungen des sophokleischen Helden, kurz das Apollinische der Maske, nothwendige Erzeugungen eines Blickes in's Innere und Schreckliche der Natur, gleichsam leuchtende Flecken zur Heilung des von grausiger Nacht versehrten Blickes. Nur in diesem Sinne dürfen wir glauben, den ernsthaften und bedeutenden Begriff der „griechischen Heiterkeit“ richtig zu fassen; während wir allerdings den falsch verstandenen Begriff dieser Heiterkeit im Zustande ungefährdeten Behagens auf allen Wegen und Stegen der Gegenwart antreffen.

Die leidvollste Gestalt der griechischen Bühne, der unglückselige Oedipus ist von Sophokles als der edle Mensch verstanden worden, der zum Irrthum und zum Elend trotz seiner Weisheit bestimmt ist, der aber am Ende durch sein ungeheures Leiden eine magische segensreiche Kraft um sich ausübt, die noch über sein Verscheiden hinaus wirksam ist. Der edle Mensch sündigt nicht, will uns der tiefsinnige Dichter sagen: durch sein Handeln mag jedes Gesetz, jede natürliche Handlung, ja die sittliche Welt zu Grunde gehen, eben durch dieses Handeln wird ein höherer magischer Kreis von Wirkungen gezogen, die eine neue Welt auf den Ruinen der umgestürzten alten gründen. Das will uns der Dichter, insofern er zugleich religiöser Denker ist, sagen: als Dichter zeigt er uns zuerst einen wunderbar geschürzten Prozessknoten, den der Richter langsam, Glied für Glied, zu seinem eigenen Verderben löst; die echt hellenische Freude an dieser dialektischen Lösung ist so gross, dass hierdurch ein Zug von überlegener Heiterkeit über das ganze Werk kommt, der den schauderhaften Voraussetzungen jenes Prozesses überall die Spitze abbricht. Im „Oedipus auf Kolonos“ treffen wir diese selbe Heiterkeit, aber in eine unendliche Verklärung emporgehoben: dem vom Uebermaasse des Elends betroffenen Greise gegenüber, der allem, was ihn trifft, rein als Leidender preisgegeben ist — steht die überirdische Heiterkeit, die aus göttlicher Sphaere herniederkommt und uns andeutet, dass der traurige Held in seinem rein passiven Verhalten seine höchste Aktivität erlangt, die weit über sein Leben hinausgreift, während sein bewusstes Tichten und Trachten im früheren Leben ihn nur zur Passivität geführt hat. So wird der für das sterbliche Auge unauflöslich verschlungene Prozessknoten der Oedipusfabel langsam entwirrt — und die tiefste menschliche Freude überkommt uns bei diesem göttlichen Gegenstück der Dialektik. Wenn wir mit dieser Erklärung dem Dichter gerecht geworden sind, so kann doch immer noch gefragt werden ob damit der Inhalt des Mythus erschöpft ist: und hier zeigt sich, dass die ganze Auffassung des Dichters nichts ist als eben jenes Lichtbild, welches uns, nach einem Blick in den Abgrund, die heilende Natur vorhält. Oedipus, der Mörder seines Vaters, der Gatte seiner Mutter, Oedipus der Räthsellöser der Sphinx! Was sagt uns die geheimnissvolle Dreiheit dieser Schicksalsthaten? Es gibt einen uralten, besonders persischen Volksglauben, dass ein weiser Magier nur aus Incest geboren werden könne: was wir uns, im Hinblick auf den räthsellösenden und seine Mutter freienden Oedipus, sofort so zu interpretieren haben, dass dort, wo durch weissagende und magische Kräfte der Bann von Gegenwart und Zukunft, das starre Gesetz der Individuation, und überhaupt der eigentliche Zauber der Natur gebrochen ist, eine ungeheure Naturwidrigkeit — wie dort der Incest — als Ursache vorausgegangen sein muss; denn wie könnte man die Natur zum Preisgeben ihrer Geheimnisse zwingen, wenn nicht dadurch, dass man ihr siegreich widerstrebt, d.h. durch das Unnatürliche? Diese Erkenntniss sehe ich in jener entsetzlichen Dreiheit der Oedipusschicksale ausgeprägt: derselbe, der das Räthsel der Natur — jener doppelgearteten Sphinx — löst, muss auch als Mörder des Vaters und Gatte der Mutter die heiligsten Naturordnungen zerbrechen. Ja, der Mythus scheint uns zuraunen zu wollen, dass die Weisheit und gerade die dionysische Weisheit ein naturwidriger Greuel sei, dass der, welcher durch sein Wissen die Natur in den Abgrund der Vernichtung stürzt, auch an sich selbst die Auflösung der Natur zu erfahren habe. „Die Spitze der Weisheit kehrt sich gegen den Weisen: Weisheit ist ein Verbrechen an der Natur“: solche schreckliche Sätze ruft uns der Mythus zu: der hellenische Dichter aber berührt wie ein Sonnenstrahl die erhabene und furchtbare Memnonssäule des Mythus, so dass er plötzlich zu tönen beginnt — in sophokleischen Melodieen!

Der Glorie der Passivität stelle ich jetzt die Glorie der Aktivität gegenüber, welche den Prometheus des Aeschylus umleuchtet. Was uns hier der Denker Aeschylus zu sagen hatte, was er aber als Dichter durch sein gleichnissartiges Bild uns nur ahnen lässt, das hat uns der jugendliche Goethe in den verwegenen Worten seines Prometheus zu enthüllen gewusst:

> „Hier sitz ich, forme Menschen
> Nach meinem Bilde,
> Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
> Zu leiden, zu weinen,
> Zu geniessen und zu freuen sich,
> Und dein nicht zu achten,
> Wie ich!“

Der Mensch, in’s Titanische sich steigernd, erkämpft sich selbst seine Kultur und zwingt die Götter sich mit ihm zu verbinden, weil er in seiner selbsteignen Weisheit die Existenz und die Schranken der Götter in seiner Hand hat. Das Wunderbarste an jenem Prometheusgedicht, das seinem Grundgedanken nach der eigentliche Hymnus der Unfrömmigkeit ist, ist aber der tiefe aeschyleische Zug nach Gerechtigkeit: das unermessliche Leid des kühnen „Einzelnen“ auf der einen Seite, und die göttliche Noth, ja Ahnung einer Götterdämmerung auf der andern, die zur Versöhnung, zum metaphysischen Einssein zwingende Macht jener beiden Leidenswelten — dies alles erinnert auf das Stärkste an den Mittelpunkt und Hauptsatz der aeschyleischen Weltbetrachtung, die über Göttern und Menschen die Moira als ewige Gerechtigkeit thronen sieht. Bei der erstaunlichen Kühnheit, mit der Aeschylus die olympische Welt auf seine Gerechtigkeitswagschalen stellt, müssen wir uns vergegenwärtigen, dass der tiefsinnige Grieche einen unverrückbar festen Untergrund des metaphysischen Denkens in seinen Mysterien hatte, und dass sich an den Olympiern alle seine sceptischen Anwandelungen entladen konnten. Der griechische Künstler insbesondere empfand im Hinblick auf diese Gottheiten ein dunkles Gefühl wechselseitiger Abhängigkeit: und gerade im Prometheus des Aeschylus ist dieses Gefühl symbolisirt. Der titanische Künstler fand in sich den trotzigen Glauben, Menschen schaffen und olympische Götter wenigstens vernichten zu können: und diess durch seine höhere Weisheit, die er freilich durch ewiges Leiden zu büssen gezwungen war. Das herrliche „Können“ des grossen Genius, das selbst mit ewigem Leide zu gering bezahlt ist, der herbe Stolz des Künstlers — das ist Inhalt und Seele der aeschyleischen Dichtung, während Sophokles in seinem Oedipus das Siegeslied des Heiligen präludirend anstimmt. Aber auch mit jener Deutung, die Aeschylus dem Mythus gegeben hat, ist dessen erstaunliche Schreckenstiefe nicht ausgemessen: vielmehr ist die

Werdelust des Künstlers, die jedem Unheil trotzende Selbstgenugsamkeit des künstlerischen Schaffens nur ein lichtes Wolken- und Himmelsbild, das sich auf einem schwarzen See der Traurigkeit spiegelt. Die Prometheussage ist ein ursprüngliches Eigenthum der gesammten arischen Völkergemeinde und ein Dokument für deren Begabung zum Tiefsinnig-Tragischen, ja es möchte nicht ohne Wahrscheinlichkeit sein, dass diesem Mythus für das arische Wesen eben dieselbe charakteristische Bedeutung innewohnt, die der Sündenfallmythus für das semitische hat, und dass zwischen beiden Mythen ein Verwandtschaftsgrad existirt, wie zwischen Bruder und Schwester. Die Voraussetzung jenes Prometheusmythus ist der überschwengliche Werth, den eine naive Menschheit dem Feuer beilegt als dem wahren Palladium jeder aufsteigenden Kultur: dass aber der Mensch frei über das Feuer waltet und es nicht nur durch ein Geschenk vom Himmel, als zündenden Blitzstrahl oder wärmenden Sonnenbrand empfängt, erschien jenen beschaulichen Urmenschen als ein Frevel, als ein Raub an der göttlichen Natur. Und so stellt gleich das erste philosophische Problem einen peinlichen unlösbaren Widerspruch zwischen Mensch und Gott hin und rückt ihn wie einen Felsblock an die Pforte jeder Kultur. Das Beste und Höchste, dessen die Menschheit theilhaftig werden kann, erringt sie durch einen Frevel und muss nun wieder seine Folgen dahinnehmen, nämlich die ganze Fluth von Leiden und von Kümmernissen, mit denen die beleidigten Himmlischen das edel emporstrebende Menschengeschlecht heimsuchen — müssen: ein herber Gedanke, der durch die Würde, die er dem Frevel ertheilt, seltsam gegen den semitischen Sündenfallmythus absticht; in welchem die Neugierde, die lügnerische Vorspiegelung, die Verführbarkeit, die Lüsternheit, kurz eine Reihe vornehmlich weiblicher Affektionen als der Ursprung des Uebels angesehen werden. Das, was die arische Vorstellung auszeichnet, ist die erhabene Ansicht von der aktiven Sünde als der eigentlich prometheischen Tugend: womit zugleich der ethische Untergrund der pessimistischen Tragoedie gefunden ist, als die Rechtfertigung des menschlichen Uebels, und zwar sowohl der menschlichen Schuld als des dadurch verwirkten Leidens. Das Unheil im Wesen der Dinge — das der beschauliche Arier nicht geneigt ist weg zu deuteln — der Widerspruch im Herzen der Welt offenbart sich ihm als ein Durcheinander verschiedener Welten, z.B. einer göttlichen und einer menschlichen, von denen jede als Individuum im Recht ist, aber als Einzelne neben einer andern für ihre Individuation zu leiden hat. Bei dem heroischen Drange des Einzelnen in’s Allgemeine, bei dem Versuche, über den Bann der Individuation hinauszuschreiten und das eine Weltwesen selbst sein zu wollen, erleidet er an sich den in den Dingen verborgenen Urwiderspruch d.h. er frevelt und leidet. So wird von den

Ariern der Frevel als Mann, von den Semiten die Sünde als Weib verstanden, so wie auch der Urfrevel vom Manne, die Ursünde vom Weibe begangen wird. Uebrigens sagt der Hexenchor:

„Wir nehmen das nicht so genau:
Mit tausend Schritten macht's die Frau;
Doch wie sie auch sich eilen kann,
Mit einem Sprunge macht's der Mann".

Wer jenen innersten Kern der Prometheussage versteht — nämlich die dem titanisch strebenden Individuum gebotene Nothwendigkeit des Frevels — der muss auch zugleich das Unapollinische dieser pessimistischen Vorstellung empfinden: denn Apollo will die Einzelwesen gerade dadurch zur Ruhe bringen, dass er Grenzlinien zwischen ihnen zieht und dass er immer wieder an diese als an die heiligsten Weltgesetze mit seinen Forderungen der Selbsterkenntniss und des Maasses erinnert. Damit aber bei dieser apollinischen Tendenz die Form nicht zu aegyptischer Steifigkeit und Kälte erstarre, damit nicht unter dem Bemühen, der einzelnen Welle ihre Bahn und ihr Bereich vorzuschreiben, die Bewegung des ganzen See's ersterbe, zerstört von Zeit zu Zeit wieder die hohe Fluth des Dionysischen alle jene kleinen Zirkel, in die der einseitig apollinische „Wille" das Hellenenthum zu bannen sucht. Jene plötzlich anschwellende Fluth des Dionysischen nimmt dann die einzelnen kleinen Wellenberge der Individuen auf ihren Rücken, wie der Bruder des Prometheus, der Titan Atlas die Erde. Dieser titanische Drang, gleichsam der Atlas aller Einzelnen zu werden und sie mit breitem Rücken höher und höher, weiter und weiter zu tragen, ist das Gemeinsame zwischen dem Prometheischen und dem Dionysischen. Der aeschyleische Prometheus ist in diesem Betracht eine dionysische Maske, während in jenem vorhin erwähnten tiefen Zuge nach Gerechtigkeit Aeschylus seine väterliche Abstammung von Apollo, dem Gotte der Individuation und der Gerechtigkeitsgrenzen, dem Einsichtigen verräth. Und so möchte das Doppelwesen des aeschyleischen Prometheus, seine zugleich dionysische und apollinische Natur in begrifflicher Formel so ausgedrückt werden können — zum Erstaunen des Logikers Euripides: „alles Vorhandene ist gerecht und ungerecht und in beidem gleich berechtigt".

Das ist deine Welt! Das heisst eine Welt! —

Es ist eine unanfechtbare Ueberlieferung, dass die griechische Tragoedie in ihrer ältesten Gestalt nur die Leiden des Dionysus zum Gegenstand hatte, und dass der längere Zeit hindurch einzig vorhandene Bühnenheld eben Dionysus war. Aber mit der gleichen Sicherheit darf behauptet werden, dass niemals bis auf Euripides

Dionysus aufgehört hat, der tragische Held zu sein, sondern dass alle die berühmten Figuren der griechischen Bühne, Prometheus, Oedipus u.s.w. nur Masken jenes ursprünglichen Helden Dionysus sind. Dass hinter allen diesen Masken eine Gottheit steckt, das ist der eine wesentliche Grund für die so oft angestaunte typische „Idealität“ jener berühmten Figuren. Es hat ich weiss nicht wer behauptet, dass alle Individuen als Individuen komisch und damit untragisch seien: woraus zu entnehmen wäre, dass die Griechen überhaupt Individuen auf der tragischen Bühne nicht ertragen konnten. In der That scheinen sie so empfunden zu haben: wie überhaupt jene platonische Unterscheidung und Werthabschätzung der „Idee“, im Gegensatze zum „Idol“, zum Abbild, tief im hellenischen Wesen begründet liegt. Um uns aber der Terminologie Plato’s zu bedienen, so wäre von den tragischen Gestalten der hellenischen Bühne so zu reden: der eine wahrhaft reale Dionysus erscheint in einer Vielheit der Gestalten, in der Maske eines kämpfenden Helden und gleichsam in das Netz des Einzelwillens verstrickt. So wie jetzt der erscheinende Gott redet und handelt, ähnelt er einem irrenden, strebenden, leidenden Individuum: und dass er überhaupt mit dieser epischen Bestimmtheit und Deutlichkeit erscheint, ist die Wirkung des Traumdeuters Apollo, der dem Chore seinen dionysischen Zustand durch jene gleichnissartige Erscheinung deutet. In Wahrheit aber ist jener Held der leidende Dionysus der Mysterien, jener die Leiden der Individuation an sich erduldende Gott, von dem wundervolle Mythen erzählen, wie er als Knabe von den Titanen zerstückelt worden sei und nun in diesem Zustande als Zagreus verehrt werde: wobei angedeutet wird, dass diese Zerstückelung, das eigentlich dionysische Leiden, gleich einer Umwandlung in Luft, Wasser, Erde und Gestein sei, dass wir also den Zustand der Individuation als den Quell und Urgrund alles Leidens, als etwas an sich Verwerfliches, zu betrachten hätten. Aus dem Lächeln dieses Dionysus sind die olympischen Götter, aus seinen Thränen die Menschen entstanden. In jener Existenz als zerstückelter Gott hat Dionysus die Doppelnatur eines grausamen, verwilderten Dämons und eines milden, sanftmüthigen Herrschers. Die Hoffnung der Epopten ging aber auf eine Wiedergeburt des Dionysus, die wir jetzt als das Ende der Individuation ahnungsvoll zu begreifen haben: diesem kommenden dritten Dionysus erscholl der brausende Jubelgesang der Epopten. Und nur in dieser Hoffnung gibt es einen Strahl von Freude auf dem Antlitze der zerrissenen, in Individuen zertrümmerten Welt: wie es der Mythus durch die in ewige Trauer versenkte Demeter verbildlicht, welche zum ersten Male wieder sich freut, als man ihr sagt, sie könne den Dionysus noch einmal gebären. In den angeführten Anschauungen haben wir bereits alle Bestandtheile einer tiefsinnigen und pessimistischen Weltbetrachtung und zugleich damit die Mysterienlehre der Tragoedie beisammen: die Grunderkenntniss von der Einheit alles Vorhandenen, die Betrachtung der Individuation als des Urgrundes des Uebels, das Schöne und die Kunst als die freudige Hoffnung, dass der Bann der Individuation zu zerbrechen sei, als die Ahnung einer wieder hergestellten Einheit.

Jenes ursprüngliche und allmächtige dionysische Element aus der Tragoedie auszuscheiden und sie rein und neu auf undionysischer Kunst, Sitte und Weltbetrachtung aufzubauen — diess ist die jetzt in heller Beleuchtung sich uns enthüllende Tendenz des Euripides.

Euripides selbst hat am Abend seines Lebens die Frage nach dem Werth und der Bedeutung dieser Tendenz in einem Mythus seinen Zeitgenossen auf das Nachdrücklichste vorgelegt. Darf überhaupt das Dionysische bestehen? Ist es nicht mit Gewalt aus dem hellenischen Boden auszurotten? Gewiss, sagt uns der Dichter, wenn es nur möglich wäre: aber der Gott Dionysus ist zu mächtig; der verständigste Gegner — wie Pentheus in den „Bacchen“ — wird unvermuthet von ihm bezaubert und läuft nachher mit dieser Verzauberung in sein Verhängniss. Das Urtheil der beiden Greise Kadmus und Tiresias scheint auch das Urtheil des greisen Dichters zu sein: das Nachdenken der klügsten Einzelnen werfe jene alten Volkstraditionen, jene sich ewig fortpflanzende Verehrung des Dionysus nicht um, ja es gezieme sich, solchen wunderbaren Kräften gegenüber mindestens eine diplomatisch vorsichtige Theilnahme zu zeigen: wobei es aber immer noch möglich sei, dass der Gott an einer so lauen Betheiligung Anstoss nimmt und den Diplomaten — wie hier den Kadmus — schliesslich in einen Drachen verwandelt. Diess sagt uns ein Dichter, der mit heroischer Kraft ein langes Leben hindurch dem Dionysus widerstanden hat — um am Ende desselben mit einer Glorifikation seines Gegners und einem Selbstmorde seine Laufbahn zu schliessen, einem Schwindelnden gleich, der um nur dem entsetzlichen, nicht mehr erträglichen Wirbel zu entgehen, sich vom Thurme hinunterstürzt. Jene Tragoedie ist ein Protest gegen die Ausführbarkeit seiner Tendenz; ach, und sie war bereits ausgeführt! Das Wunderbare war geschehen: als der Dichter widerrief, hatte bereits seine Tendenz gesiegt. Dionysus war bereits von der tragischen Bühne verscheucht und zwar durch eine aus Euripides redende dämonische Macht. Auch Euripides war in gewissem Betracht nur Maske: die Gottheit, die aus ihm redete, war nicht Dionysus, auch nicht Apollo, sondern ein ganz neugeborner Dämon, genannt Sokrates. Diess ist der neue Gegensatz: das Dionysische und das Sokratische, und das

Kunstwerk der griechischen Tragoedie ging an ihm zu Grunde. Mag nun auch Euripides uns durch seinen Widerruf zu trösten suchen, es gelingt ihm nicht: der herrlichste Tempel liegt in Trümmern, was nützt uns die Wehklage des Zerstörers und sein Geständniss, dass es der schönste aller Tempel gewesen sei? Und selbst dass Euripides zur Strafe von den Kunstrichtern aller Zeiten in einen Drachen verwandelt worden ist — wen möchte diese erbärmliche Kompensation befriedigen?

Nähern wir uns jetzt jener sokratischen Tendenz, mit der Euripides die aeschyleische Tragoedie bekämpfte und besiegte.

Welches Ziel — so müssen wir uns jetzt fragen — konnte die euripideische Absicht, das Drama allein auf das Undionysische zu gründen, in der höchsten Idealität ihrer Durchführung überhaupt haben? Welche Form des Drama's blieb noch übrig, wenn es nicht aus dem Geburtsschoosse der Musik, in jenem geheimnissvollen Zwielicht des Dionysischen geboren werden sollte? Allein das dramatisirte Epos: in welchem apollinischen Kunstgebiete nun freilich die tragische Wirkung unerreichbar ist. Es kommt hierbei nicht auf den Inhalt der dargestellten Ereignisse an; ja ich möchte behaupten, dass es Goethe in seiner projektirten „Nausikaa“ unmöglich gewesen sein würde, den Selbstmord jenes idyllischen Wesens — der den fünften Akt ausfüllen sollte — tragisch ergreifend zu machen: so ungemein ist die Gewalt des Episch-Apollinischen, dass es die schreckensvollsten Dinge mit jener Lust am Scheine und der Erlösung durch den Schein vor unseren Augen verzaubert. Der Dichter des dramatisirten Epos kann ebenso wenig wie der epische Rhapsode mit seinen Bildern völlig verschmelzen: es ist immer noch ruhig unbewegte, aus weiten Augen blickende Anschauung, die die Bilder vor sich sieht. Der Schauspieler in diesem dramatisirten Epos bleibt im tiefsten Grunde immer noch erzählender Rhapsode; die Weihe des inneren Träumers liegt auf allen seinen Aktionen, so dass er niemals ganz Schauspieler ist. Nur auf diesem Wege können wir uns der Goethe'schen Iphigenie verständnissvoll nähern, in der wir die höchste dramatisch epische Geburt zu verehren haben.

Wie verhält sich nun zu diesem Ideal des rein apollinischen Drama's das euripideische Stück? Wie zu dem feierlichen Rhapsoden der alten Zeit jener jüngere, der sein Wesen im platonischen „Jon“ also beschreibt „wenn ich etwas Trauriges sage, füllen sich meine Augen mit Thränen; ist aber das, was ich sage, schrecklich und entsetzlich, dann stehen die Haare meines Hauptes vor Schauder zu Berge, und mein Herz klopft“. Hier merken wir nichts mehr von jenem epischen

Verlorensein im Scheine, von der affektlosen Kühle des wahren Schauspielers, der gerade in seiner höchsten Thätigkeit ganz Schein und Lust am Scheine ist. Euripides ist der Schauspieler mit dem klopfenden Herzen, mit den zu Berge stehenden Haaren; als sokratischer Denker entwirft er den Plan, als leidenschaftlicher Schauspieler führt er ihn aus. Reiner Künstler ist er weder im Entwerfen noch im Ausführen. So ist das euripideische Drama ein zugleich kühles und feuriges Ding, zum Erstarren und zum Verbrennen gleich befähigt; es ist ihm unmöglich, die apollinische Wirkung des Epos zu erreichen, während es andrerseits sich von den dionysischen Elementen möglichst gelöst hat, und jetzt, um überhaupt zu wirken, neue Erregungsmittel braucht, die nun nicht mehr innerhalb der beiden einzigen Kunsttriebe, des Apollinischen und des Dionysischen, liegen können. Diese Erregungsmittel sind kühle paradoxe Gedanken — an Stelle der apollinischen Anschauungen — und feurige Affekte — an Stelle der dionysischen Entzückungen — und zwar höchst reale, naturwahre, keineswegs in den Aether der Kunst getauchte Gedanken und Affekte.

Haben wir demnach so viel erkannt, dass es Euripides überhaupt nicht gelungen ist, das Drama allein auf das Apollinische zu gründen, dass sich vielmehr seine apollinische Tendenz in eine naturalistische und unkünstlerische verirrt hat, so werden wir jetzt dem Wesen des aesthetischen Sokratismus schon näher treten dürfen; dessen oberstes Gesetz ungefähr so lautet „alles muss verständig sein, um schön zu sein“: als Parallelsatz zu dem sokratischen „nur der Wissende ist tugendhaft“. Mit diesem Kanon in der Hand mass Euripides alles Einzelne und rektificirte es gemäss diesem Princip, die Sprache, die Charaktere, den dramaturgischen Aufbau, die Chormusik. Was wir im Vergleich mit der sophokleischen Tragoedie so häufig dem Euripides als dichterischen Mangel und Rückschritt anzurechnen pflegen, das ist zumeist das Produkt jenes eindringenden kritischen Prozesses, jener verwegenen Verständigkeit. Der euripideische Prolog diene uns als Beispiel für die Produktivität jener rationalistischen Methode. Nichts kann unserer Bühnentechnik widerstrebender sein als der Prolog im Drama des Euripides. Dass eine einzeln auftretende Person am Eingange des Stückes erzählt, wer sie sei, was der Handlung vorangehe, was bis jetzt geschehen, ja was im Verlaufe des Stückes geschehen werde, das würde ein moderner Theaterdichter als ein muthwilliges und nicht zu verzeihendes Verzichtleisten auf den Effekt der Spannung bezeichnen. Man weiss ja alles, was geschehen wird; wer wird abwarten wollen, dass diess wirklich geschieht? — Da ja hier keinesfalls das aufregende Verhältniss eines wahrsagenden Traumes zu einer später eintretenden Wirklichkeit stattfindet. Ganz anders reflektirte Euripides. Die Wirkung der Tragoedie beruhte niemals auf der epischen Spannung, auf der anreizenden Ungewissheit, was sich jetzt und nachher ereignen werde: vielmehr auf jenen grossen rhetorisch-lyrischen Scenen, in denen die Leidenschaft und die Dialektik des Hauptheldern zu einem breiten und mächtigen Strome anschwoll. Zum Pathos, nicht zur Handlung bereitete Alles vor: und was nicht zum Pathos vorbereitete, das galt als verwerflich. Das aber, was die genussvolle Hingabe an solche Scenen am stärksten erschwert, ist ein dem Zuhörer fehlendes Glied, eine Lücke im Gewebe der Vorgeschichte: so lange der Zuhörer noch ausrechnen muss, was diese und jene Person bedeute, was dieser und jener Konflikt der Neigungen und Absichten für Voraussetzungen habe, ist seine volle Versenkung in das Leiden und Thun der Hauptpersonen, ist das athemlose Mitleiden und Mitfürchten noch nicht möglich. Die aeschyleisch-sophokleische Tragoedie verwandte die geistreichsten Kunstmittel, um dem Zuschauer in den ersten Scenen gewissermaassen zufällig alle jene zum Verständniss nothwendigen Fäden in die Hand zu geben: ein Zug, in dem sich jene edle Künstlerschaft bewährt, die das nothwendige Formelle gleichsam maskirt und als Zufälliges erscheinen lässt. Immerhin aber glaubte Euripides zu bemerken, dass während jener ersten Scenen der Zuschauer in eigenthümlicher Unruhe sei, um das Rechenexempel der Vorgeschichte auszurechnen, so dass die dichterischen Schönheiten und das Pathos der Exposition für ihn verloren gienge. Desshalb stellte er den Prolog noch vor die Exposition und legte ihn einer Person in den Mund, der man Vertrauen schenken durfte: eine Gottheit musste häufig den Verlauf der Tragoedie dem Publikum gewissermaassen garantieren und jeden Zweifel an der Realität des Mythus nehmen: in ähnlicher Weise, wie Descartes die Realität der empirischen Welt nur durch die Appellation an die göttliche Wahrhaftigkeit und Unfähigkeit zur Lüge zu beweisen vermochte. Dieselbe göttliche Wahrhaftigkeit braucht Euripides noch einmal am Schlusse seines Drama’s, um die Zukunft seiner Helden dem Publikum sicher zu stellen; diess ist die Aufgabe des berüchtigten Deus ex machina. Zwischen der epischen Vorschau und Hinausschau liegt die dramatisch-lyrische Gegenwart, das eigentliche „Drama“.

So ist Euripides als Dichter vor allem der Wiederhall seiner bewussten Erkenntnisse; und gerade diess verleiht ihm eine so denkwürdige Stellung in der Geschichte der griechischen Kunst. Ihm muss im Hinblick auf sein kritisch-produktives Schaffen oft zu Muthe gewesen sein als sollte er den Anfang der Schrift des Anaxagoras für das Drama lebendig machen, deren erste Worte lauten: „im Anfang war alles beisammen; da kam der Verstand und schuf Ordnung“. Und wenn Anaxagoras mit seinem „Nous“ unter den Philosophen wie der erste Nüchterne unter lauter Trunkenen erschien, so mag auch Euripides sein Verhältniss zu den andern Dichtern der Tragoedie unter einem ähnlichen Bilde begriffen haben. So lange der einzige Ordner und Walter des All’s, der Nous, noch vom künstlerischen Schaffen ausgeschlossen war, war noch Alles in einem chaotischen Urbrei beisammen: so musste Euripides urtheilen, so musste er die „trunkenen“ Dichter als der erste „Nüchterne“ verurtheilen. Das, was Sophokles von Aeschylus gesagt hat, er thue das Rechte, obschon unbewusst, war gewiss nicht im Sinne des Euripides gesagt: der nur so viel hätte gelten lassen, dass Aeschylus, weil er unbewusst schaffe, das Unrechte schaffe. Auch der göttliche Plato redet vom schöpferischen Vermögen des Dichters, insofern diess nicht die bewusste Einsicht ist, zu allermeist nur ironisch und stellt es der Begabung des Wahrsagers und Traumdeuters gleich; sei doch der Dichter nicht eher fähig zu dichten als bis er bewusstlos geworden sei, und kein Verstand mehr in ihm wohne. Euripides unternahm es, wie es auch Plato unternommen hat, das Gegenstück des „unverständigen“ Dichters der Welt zu zeigen: sein aesthetischer Grundsatz „alles muss bewusst sein, um schön zu sein“, ist, wie ich sagte, der Parallelsatz zu dem sokratischen „alles muss bewusst sein, um gut zu sein“. Demgemäss darf uns Euripides als der Dichter des aesthetischen Sokratismus gelten. Sokrates aber war jener zweite Zuschauer, der die ältere Tragoedie nicht begriff und desshalb nicht achtete; mit ihm im Bunde wagte Euripides, der Herold eines neuen Kunstschaffens zu sein. Wenn an diesem die ältere Tragoedie zu Grunde gieng, so ist also der aesthetische Sokratismus das mörderische Princip: in so fern aber der Kampf gegen das Dionysische der älteren Kunst gerichtet war, erkennen wir in Sokrates den Gegner des Dionysus, den neuen Orpheus, der sich gegen Dionysus erhebt und, obschon bestimmt, von den Mänaden des athenischen Gerichtshof’s zerrissen zu werden, doch den übermächtigen Gott selbst zur Flucht nöthigt: als welcher, wie damals, als er vor dem Edonerkönig Lykurgos floh, sich in die Tiefen des Meeres rettete, nämlich in die mystischen Fluthen eines die ganze Welt allmählich überziehenden Geheimkultus.

Dass Sokrates eine enge Beziehung der Tendenz zu Euripides habe, entgieng dem gleichzeitigen Alterthume nicht; und der beredteste Ausdruck für diesen glücklichen Spürsinn ist jene in Athen umlaufende Sage, Sokrates pflege dem Euripides im Dichten zu helfen. Beide Namen wurden von den Anhängern der „guten alten Zeit“ in einem Athem genannt, wenn es galt, die Volksverführer der Gegenwart aufzuzählen: von deren Einflusse es abhänge, dass die alte marathonische vierschrötige Tüchtigkeit an Leib und Seele immer mehr einer zweifelhaften Aufklärung, bei fortschreitender Verkümmerung der leiblichen und seelischen Kräfte, zum Opfer falle. In dieser Tonart, halb mit Entrüstung, halb mit

Verachtung, pflegt die aristophanische Komoedie von jenen Männern zu reden, zum Schrecken der Neueren, welche zwar Euripides gerne preisgeben, aber sich nicht genug darüber wundern können, dass Sokrates als der erste und oberste Sophist, als der Spiegel und Inbegriff aller sophistischen Bestrebungen bei Aristophanes erscheine: wobei es einzig einen Trost gewährt, den Aristophanes selbst als einen lüderlich lügenhaften Alcibiades der Poesie an den Pranger zu stellen. Ohne an dieser Stelle die tiefen Instinkte des Aristophanes gegen solche Angriffe in Schutz zu nehmen, fahre ich fort, die enge Zusammengehörigkeit des Sokrates und des Euripides aus der antiken Empfindung heraus zu erweisen; in welchem Sinne namentlich daran zu erinnern ist, dass Sokrates als Gegner der tragischen Kunst sich des Besuchs der Tragoedie enthielt, und nur, wenn ein neues Stück des Euripides aufgeführt wurde, sich unter den Zuschauern einstellte. Am berühmtesten ist aber die nahe Zusammenstellung beider Namen in dem delphischen Orakelspruche, welcher Sokrates als den Weisesten unter den Menschen bezeichnet, zugleich aber das Urtheil abgab, dass dem Euripides der zweite Preis im Wettkampfe der Weisheit gebühre.

Als der dritte in dieser Stufenleiter war Sophokles genannt: er, der sich gegen Aeschylus rühmen durfte, er thue das Rechte und zwar, weil er wisse, was das Rechte sei. Offenbar ist gerade der Grad der Helligkeit dieses Wissens dasjenige, was jene drei Männer gemeinsam als die drei „Wissenden“ ihrer Zeit auszeichnet.

Das schärfste Wort aber für jene neue und unerhörte Hochschätzung des Wissens und der Einsicht sprach Sokrates, als er sich als den Einzigen vorfand, der sich eingestehe, nichts zu wissen; während er, auf seiner kritischen Wanderung durch Athen, bei den grössten Staatsmännern, Rednern, Dichtern und Künstlern vorsprechend, überall die Einbildung des Wissens antraf. Mit Staunen erkannte er, dass alle jene Berühmtheiten selbst über ihren Beruf ohne richtige und sichere Einsicht seien und denselben nur aus Instinkt trieben. „Nur aus Instinkt“: mit diesem Ausdruck berühren wir Herz und Mittelpunkt der sokratischen Tendenz. Mit ihm verurtheilt der Sokratismus ebenso die bestehende Kunst als die bestehende Ethik: wohin er seine prüfenden Blicke richtet, sieht er den Mangel der Einsicht und die Macht des Wahns und schliesst aus diesem Mangel auf die innerliche Verkehrtheit und Verwerflichkeit des Vorhandenen. Von diesem einen Punkte aus glaubte Sokrates das Dasein corrigieren zu müssen: er, der Einzelne, tritt mit der Miene der Missachtung und der Ueberlegenheit, als der Vorläufer einer ganz anders gearteten Kultur, Kunst und Moral, in eine Welt hinein, deren Zipfel mit Ehrfurcht zu erhaschen, wir uns zum grössten Glücke rechnen würden.

Diess ist die ungeheure Bedenklichkeit, die uns jedesmal, Angesichts des Sokrates, ergreift und die uns immer und immer wieder anreizt, Sinn und Absicht dieser fragwürdigsten Erscheinung des Alterthums zu erkennen. Wer ist das, der es wagen darf, als ein Einzelner das griechische Wesen zu verneinen, das als Homer, Pindar und Aeschylus, als Phidias, als Perikles, als Pythia und Dionysus, als der tiefste Abgrund und die höchste Höhe unserer staunenden Anbetung gewiss ist? Welche dämonische Kraft ist es, die diesen Zaubertrank in den Staub zu schütten sich erkühnen darf? Welcher Halbgott ist es, dem der Geisterchor der Edelsten der Menschheit zurufen muss: „Weh! Weh! Du hast sie zerstört, die schöne Welt, mit mächtiger Faust; sie stürzt, sie zerfällt!“

Einen Schlüssel zu dem Wesen des Sokrates bietet uns jene wunderbare Erscheinung, die als „Dämonium des Sokrates“ bezeichnet wird. In besondern Lagen, in denen sein ungeheurer Verstand in’s Schwanken gerieth, gewann er einen festen Anhalt durch eine in solchen Momenten sich äussernde göttliche Stimme. Diese Stimme mahnt, wenn sie kommt, immer ab. Die instinktive Weisheit zeigt sich bei dieser gänzlich abnormen Natur nur, um dem bewussten Erkennen hier und da hindernd entgegen zu treten. Während doch bei allen produktiven Menschen der Instinkt gerade die schöpferisch-affirmative Kraft ist, und das Bewusstsein kritisch und abmahnend sich geberdet: wird bei Sokrates der Instinkt zum Kritiker, das Bewusstsein zum Schöpfer — eine wahre Monstrosität per defectum! Und zwar nehmen wir hier einen monstrosen defectus jeder mystischen Anlage wahr, so dass Sokrates als der spezifische Nicht-Mystiker zu bezeichnen wäre, in dem die logische Natur durch eine Superfoetation ebenso überschwänglich entwickelt ist wie im Mystiker jene instinktive Weisheit. Andrerseits aber war es jenem in Sokrates erscheinenden logischen Triebe völlig versagt, sich gegen sich selbst zu kehren: in diesem fessellosen Dahinströmen zeigt er eine Naturgewalt, wie wir sie nur bei den allergrössten instinktiven Kräften zu unserer schaudervollen Ueberraschung antreffen. Wer nur einen Hauch von jener göttlichen Naivetät und Sicherheit der sokratischen Lebensrichtung aus den platonischen Schriften gespürt hat, der fühlt auch, wie das ungeheure Triebrad des logischen Sokratismus gleichsam hinter Sokrates in Bewegung ist, und wie diess durch Sokrates wie durch einen Schatten hindurch angeschaut werden muss. Dass er aber selbst von diesem Verhältniss eine Ahnung hatte, das drückt sich in dem würdevollen Ernste aus, mit dem er seine göttliche Berufung überall und noch vor seinen Richtern geltend machte. Ihn darin zu widerlegen war im Grunde ebenso unmöglich als seinen die Instinkte auflösenden Einfluss gut zu heissen. Bei diesem unlösbaren Konflikte war, als er einmal vor das Forum des griechischen Staates gezogen war, nur eine einzige Form der

Verurtheilung geboten, die Verbannung; als etwas durchaus Räthselhaftes, Unrubrizirbares, Unaufklärbares hätte man ihn über die Grenze weisen dürfen, ohne dass irgend eine Nachwelt im Recht gewesen wäre, die Athener einer schmählichen That zu zeihen. Dass aber der Tod und nicht nur die Verbannung über ihn ausgesprochen wurde, das scheint Sokrates selbst, mit völliger Klarheit und ohne den natürlichen Schauder vor dem Tode, durchgesetzt zu haben: er gieng in den Tod, mit jener Ruhe, mit der er nach Plato's Schilderung als der letzte der Zecher im frühen Tagesgrauen das Symposion verlässt, um einen neuen Tag zu beginnen; indess hinter ihm, auf den Bänken und auf der Erde die verschlafenen Tischgenossen zurückbleiben, um von Sokrates, dem wahrhaften Erotiker zu träumen. Der sterbende Sokrates wurde das neue, noch nie sonst geschaute Ideal der edlen griechischen Jugend: vor Allen hat sich der typische hellenische Jüngling, Plato, mit aller inbrünstigen Hingebung seiner Feuerseele vor diesem Bilde niedergeworfen.

Denken wir uns jetzt das eine grosse Cyclopenauge des Sokrates auf die Tragoedie gewandt, jenes Auge, in dem nie der holde Wahnsinn künstlerischer Begeisterung geglüht hat, denken wir uns, wie es jenem Auge versagt war, in die dionysischen Abgründe mit Wohlgefallen zu schauen — was eigentlich musste es in der „erhabenen und hochgepriesenen" tragischen Kunst, wie sie Plato nennt, erblicken? Etwas recht Unvernünftiges, mit Ursachen, die ohne Wirkungen, und mit Wirkungen, die ohne Ursachen zu sein schienen, dazu das Ganze so bunt und mannichfaltig, dass es einer besonnenen Gemüthsart widerstreben müsse, für reizbare und empfindliche Seelen aber ein gefährlicher Zunder sei. Wir wissen, welche einzige Gattung der Dichtkunst von ihm begriffen wurde, die aesopische Fabel: und diess geschah gewiss mit jener lächelnden Anbequemung, mit der der ehrliche gute Gellert in der Fabel von der Biene und der Henne das Lob der Poesie singt:

„Du siehst in mir, wozu sie nützt,
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen".

Nun aber schien Sokrates die tragische Kunst nicht einmal „die Wahrheit zu sagen": abgesehen davon, dass sie sich an den wendet, der „nicht viel Verstand besitzt", also nicht an den Philosophen: ein zweifacher Grund, von ihr ferne zu bleiben. Wie Plato, rechnete er sie zu den schmeichlerischen Künsten, die nur das Angenehme, nicht das Nützliche darstellen und verlangte desshalb bei seinen

Jüngern Enthaltsamkeit und strenge Absonderung von solchen unphilosophischen Reizungen; mit solchem Erfolge, dass der jugendliche Tragoediendichter Plato zu allererst seine Dichtungen verbrannte, um Schüler des Sokrates werden zu können. Wo aber unbesiegbare Anlagen gegen die sokratischen Maximen ankämpften, war die Kraft derselben, sammt der Wucht jenes ungeheuren Charakters, immer noch gross genug, um die Poesie selbst in neue und bis dahin unbekannte Stellungen zu drängen.

Ein Beispiel dafür ist der eben genannte Plato: er, der in der Verurtheilung der Tragoedie und der Kunst überhaupt gewiss nicht hinter dem naiven Cynismus seines Meisters zurückgeblieben ist, hat doch aus voller künstlerischer Nothwendigkeit eine Kunstform schaffen müssen, die gerade mit den vorhandenen und von ihm abgewiesenen Kunstformen innerlich verwandt ist. Der Hauptvorwurf, den Plato der älteren Kunst zu machen hatte, — dass sie Nachahmung eines Scheinbildes sei, also noch einer niedrigeren Sphaere als die empirische Welt ist angehöre — durfte vor allem nicht gegen das neue Kunstwerk gerichtet werden: und so sehen wir denn Plato bestrebt über die Wirklichkeit hinaus zu gehen und die jener Pseudo-Wirklichkeit zu Grunde liegende Idee darzustellen. Damit aber war der Denker Plato auf einem Umwege eben dahin gelangt, wo er als Dichter stets heimisch gewesen war und von wo aus Sophokles und die ganze ältere Kunst feierlich gegen jenen Vorwurf protestirten. Wenn die Tragoedie alle früheren Kunstgattungen in sich aufgesaugt hatte, so darf dasselbe wiederum in einem excentrischen Sinne vom platonischen Dialoge gelten, der, durch Mischung aller vorhandenen Stile und Formen erzeugt, zwischen Erzählung, Lyrik, Drama, zwischen Prosa und Poesie in der Mitte schwebt und damit auch das strenge ältere Gesetz der einheitlichen sprachlichen Form durchbrochen hat; auf welchem Wege die cynischen Schriftsteller noch weiter gegangen sind, die in der grössten Buntscheckigkeit des Stils, im Hin- und Herschwanken zwischen prosaischen und metrischen Formen auch das litterarische Bild des „rasenden Sokrates“, den sie im Leben darzustellen pflegten, erreicht haben. Der platonische Dialog war gleichsam der Kahn, auf dem sich die schiffbrüchige ältere Poesie sammt allen ihren Kindern rettete: auf einen engen Raum zusammengedrängt und dem einen Steuermann Sokrates ängstlich unterthänig fuhren sie jetzt in eine neue Welt hinein, die an dem phantastischen Bilde dieses Aufzugs sich nie satt sehen konnte. Wirklich hat für die ganze Nachwelt Plato das Vorbild einer neuen Kunstform gegeben, das Vorbild des Roman's: der als die unendlich gesteigerte äsopische Fabel zu bezeichnen ist, in der die Poesie in einer ähnlichen Rangordnung zur dialektischen Philosophie lebt, wie viele Jahrhunderte hindurch dieselbe Philosophie zur Theologie: nämlich als ancilla. Dies war die neue Stellung der Poesie, in die sie Plato unter dem Drucke des dämonischen Sokrates drängte.

Hier überwächst der philosophische Gedanke die Kunst und zwingt sie zu einem engen Sich-Anklammern an den Stamm der Dialektik. In den logischen Schematismus hat sich die apollinische Tendenz verpuppt: wie wir etwas Entsprechendes bei Euripides und ausserdem eine Uebersetzung des Dionysischen in den naturwahren Affekt wahrzunehmen hatten. Sokrates, der dialektische Held im platonischen Drama, erinnert uns an die verwandte Natur des euripideischen Helden, der durch Grund und Gegengrund seine Handlungen vertheidigen muss und dadurch so oft in Gefahr geräth, unser tragisches Mitleiden einzubüssen: denn wer vermöchte das optimistische Element im Wesen der Dialektik zu verkennen, das in jedem Schlusse sein Jubelfest feiert und allein in kühler Helle und Bewusstheit athmen kann: das optimistische Element, das, einmal in die Tragoedie eingedrungen, ihre dionysischen Regionen allmählich überwuchern und sie nothwendig zur Selbstvernichtung treiben muss — bis zum Todessprunge in's bürgerliche Schauspiel. Man vergegenwärtige sich nur die Consequenzen der sokratischen Sätze: „Tugend ist Wissen; es wird nur gesündigt aus Unwissenheit; der Tugendhafte ist der Glückliche“: in diesen drei Grundformen des Optimismus liegt der Tod der Tragoedie. Denn jetzt muss der tugendhafte Held Dialektiker sein, jetzt muss zwischen Tugend und Wissen, Glaube und Moral ein nothwendiger sichtbarer Verband sein, jetzt ist die transscendentale Gerechtigkeitslösung des Aeschylus zu dem flachen und frechen Princip der „poetischen Gerechtigkeit“ mit seinem üblichen deus ex machina erniedrigt.

Wie erscheint dieser neuen sokratisch-optimistischen Bühnenwelt gegenüber jetzt der Chor und überhaupt der ganze musikalisch-dionysische Untergrund der Tragoedie? Als etwas Zufälliges, als eine auch wohl zu missende Reminiscenz an den Ursprung der Tragoedie; während wir doch eingesehen haben, dass der Chor nur als Ursache der Tragoedie und des Tragischen überhaupt verstanden werden kann. Schon bei Sophokles beginnt jene Verlegenheit in Betreff des Chor's — ein wichtiges Zeichen, dass schon bei ihm der dionysische Boden der Tragoedie zu zerbröckeln anfängt. Er wagt es, den Chor als Mithandelnden, als einen Schauspieler zu einer ganz neuen Verwendung zu bringen, also gleichsam ihn aus der Orchestra in die Scene hinein zu heben: womit freilich sein Wesen völlig zerstört ist, mag auch Aristoteles gerade dieser Auffassung des Chors seine Beistimmung geben. Jene Verrückung der Chorposition, welche Sophokles jedenfalls durch seine Praxis und der Ueberlieferung nach sogar durch eine Schrift anempfohlen hat, ist der erste Schritt zur Vernichtung des Chors, deren Phasen in Euripides, Agathon und der neueren Komoedie mit erschreckender Schnelligkeit aufeinanderfolgen. Die optimistische Dialektik treibt mit der Geissel ihrer Syllogismen die Musik aus der Tragoedie: d.h. sie zerstört das Wesen der Tragoedie, welches sich einzig als eine Manifestation und Verbildlichung dionysischer Zustände, als sichtbare Symbolisirung der Musik, als die Traumwelt eines dionysischen Rausches interpretiren lässt.

Haben wir also sogar eine schon vor Sokrates wirkende antidionysische Tendenz anzunehmen, die nur in ihm einen unerhört grossartigen Ausdruck gewinnt: so müssen wir nicht vor der Frage zurückschrecken, wohin denn eine solche Erscheinung, wie die des Sokrates, deute: die wir doch nicht im Stande sind, Angesichts der platonischen Dialoge, als eine nur auflösende negative Macht zu begreifen. Und so gewiss die allernächste Wirkung des sokratischen Triebes auf eine Zersetzung der dionysischen Tragoedie ausging, so zwingt uns eine tiefsinnige Lebenserfahrung des Sokrates selbst zu der Frage, ob denn zwischen dem Sokratismus und der Kunst nothwendig nur ein antipodisches Verhältniss bestehe und ob die Geburt eines „künstlerischen Sokrates“ überhaupt etwas in sich Widerspruchvolles sei.

Jener despotische Logiker hatte nämlich hier und da der Kunst gegenüber das Gefühl einer Lücke, einer Leere, eines halben Vorwurfs, einer vielleicht versäumten Plicht. Oefters kam ihm, wie er im Gefängniss seinen Freunden erzählt, eine und dieselbe Traumerscheinung, die immer dasselbe sagte: „Sokrates, treibe Musik!“ Er beruhigt sich bis zu seinen letzten Tagen mit der Meinung, sein Philosophiren sei die höchste Musenkunst, und glaubt nicht recht, dass eine Gottheit ihn an jene „gemeine, populäre Musik“ erinnern werde. Endlich im Gefängniss versteht er sich, um sein Gewissen gänzlich zu entlasten, auch dazu, jene von ihm gering geachtete Musik zu treiben. Und in dieser Gesinnung dichtet er ein Prooemium auf Apollo und bringt einige äsopische Fabeln in Verse. Das war etwas der dämonischen warnenden Stimme Aehnliches, das ihn zu diesen Uebungen drängte, es war seine apollinische Einsicht, dass er wie ein Barbarenkönig ein edles Götterbild nicht verstehe und in der Gefahr sei, sich an einer Gottheit zu versündigen — durch sein Nichtverstehn. Jenes Wort der sokratischen Traumerscheinung ist das einzige Zeichen einer Bedenklichkeit über die Grenzen der logischen Natur: vielleicht — so musste er sich fragen — ist das mir Nichtverständliche doch nicht auch das Unverständige? Vielleicht gibt es ein Reich der Weisheit, aus dem der Logiker verbannt ist? Vielleicht ist die Kunst sogar ein nothwendiges Correlativum und Supplement der Wissenschaft?

Im Sinne dieser letzten ahnungsvollen Fragen muss nun zum Schlusse ausgesprochen werden, wie der Einfluss des Sokrates, bis auf diesen Moment hin, ja in alle Zukunft hinaus, sich gleich einem in der Abendsonne immer grösser werdenden Schatten über die Nachwelt hin ausgebreitet hat, wie derselbe zur Neuschaffung der Kunst — und zwar der Kunst im bereits metaphysischen, weitesten und tiefsten Sinne — immer wieder nöthigt, und, bei seiner eigenen Unendlichkeit, auch deren Unendlichkeit verbürgt.

Bevor dies erkannt werden konnte, bevor die innerste Abhängigkeit jeder Kunst von den Griechen, den Griechen von Homer bis auf Sokrates, überzeugend dargethan war, musste es uns mit diesen Griechen ergehen wie den Athenern mit Sokrates. Fast jede Zeit und Bildungsstufe hat einmal sich mit tiefem Missmuthe von den Griechen zu befreien gesucht, weil Angesichts derselben alles Selbstgeleistete, scheinbar völlig Originelle, und recht aufrichtig Bewunderte plötzlich Farbe und Leben zu verlieren schien und zur misslungenen Kopie, ja zur Karrikatur zusammenschrumpfte. Und so bricht immer von Neuem einmal der herzliche Ingrimm gegen jenes anmassliche Völkchen hervor, das sich erkühnte, alles Nichteinheimische für alle Zeiten als „barbarisch“ zu bezeichnen: wer sind sie, fragte man sich, obschon sie nur einen ephemeren historischen Glanz, nur lächerlich engbegrenzte Institutionen, nur eine zweifelhafte Tüchtigkeit der Sitte aufzuweisen haben und sogar mit hässlichen Lastern gekennzeichnet sind, doch die Würde und Sonderstellung unter den Völkern in Anspruch nehmen, die dem Genius unter der Masse zukommt? Leider war man nicht so glücklich, den Schirlingsbecher zu finden, mit dem ein solches Wesen einfach abgethan werden konnte: denn alles Gift, das Neid, Verleumdung und Ingrimm in sich erzeugten, reichte nicht hin, jene selbstgenugsame Herrlichkeit zu vernichten. Und so schämt und fürchtet man sich vor den Griechen; es sei denn, dass Einer die Wahrheit über alles achte und so sich auch diese Wahrheit einzugestehen wage, dass die Griechen unsere und jegliche Kultur als Wagenlenker in den Händen haben, dass aber fast immer Wagen und Rosse von zu geringem Stoffe und der Glorie ihrer Führer unangemessen sind, die dann es für einen Scherz erachten, ein solches Gespann in den Abgrund zu jagen: über den sie selbst, mit dem Sprunge des Achilles und der Schönheit eines Regenbogens, hinwegsetzen.

Um diese Führerstellung von Sokrates zu erweisen, genügt es, in ihm den Typus einer vor ihm unerhörten Daseinsform zu erkennen, den Typus des theoretischen Menschen, über dessen Bedeutung und Ziel zur Einsicht zu kommen, unsre letzte Aufgabe ist. Auch der theoretische Mensch hat ein unendliches Genügen am Vorhandenen, wie der Künstler, und ist wie jener vor der praktischen Ethik des Pessimismus und vor seinen nur im Finstern leuchtenden Lynkeusaugen, durch jenes Genügen geschützt. Wenn nämlich der Künstler bei jeder Enthüllung der Wahrheit immer nur mit verzückten Blicken an dem hängen bleibt, was auch jetzt, nach der Enthüllung, noch Hülle ist, erfreut und befriedigt sich der theoretische Mensch an der abgeworfenen Hülle und hat sein höchstes Lustziel in dem Prozess einer immer glücklichen, durch eigene Kraft gelingenden Enthüllung. Es gäbe keine Wissenschaft, wenn ihr nur um jene eine nackte Göttin und um nichts Anderes zu thun wäre. Denn dann müsste es ihren Jüngern zu Muthe sein, als wie solchen, die ein Loch mitten durch die Erde graben wollten, von denen ein Jeder einsieht, dass er, bei grösster und lebenslänglicher Anstrengung, nur ein ganz kleines Stück der ungeheuren Tiefe zu durchgraben im Stande sei, welches vor seinen Augen durch die Arbeit des Nächsten wieder überschüttet wird, so dass ein Dritter wohl daran zu thun scheint, wenn er auf eigene Faust eine neue Stelle für seine Bohrversuche wählt. Wenn jetzt nun Einer zur Ueberzeugung beweist, dass auf diesem direkten Wege das Antipodenziel nicht zu erreichen sei, wer wird noch in den alten Tiefen weiterarbeiten wollen, es sei denn, dass er sich nicht inzwischen genügen lasse, edles Gestein zu finden, oder Naturgesetze zu entdecken. Darum hat Lessing, der ehrlichste theoretische Mensch, es auszusprechen gewagt, dass ihm mehr am Suchen der Wahrheit als an ihr selbst gelegen sei: womit das Grundgeheimniss der Wissenschaft, zum Erstaunen, ja Aerger der Wissenschaftlichen, aufgedeckt worden ist. Nun steht freilich neben dieser vereinzelten Erkenntniss, als einem Excess der Ehrlichkeit, wenn nicht des Uebermuthes, eine tiefsinnige Wahnvorstellung, welche zuerst in der Person des Sokrates zur Welt kam, jener unerschütterliche Glaube, dass das Denken, an dem Leitfaden der Kausalität, bis in die tiefsten Abgründe des Seins reiche, und dass das Denken das Sein nicht nur zu erkennen, sondern sogar zu corrigiren im Stande sei. Dieser erhabene metaphysische Wahn ist als Instinkt der Wissenschaft beigegeben und führt sie immer und immer wieder zu ihren Grenzen, an denen sie in Kunst umschlagen muss: als auf welche es eigentlich, bei diesem Mechanismus, abgesehen ist.

Schauen wir jetzt mit der Fackel dieses Gedankens auf Sokrates hin: so erscheint er uns als der Erste, der an der Hand jenes Instinktes der Wissenschaft nicht nur leben, sondern — was bei weitem mehr ist — auch sterben konnte: und desshalb ist das Bild des sterbenden Sokrates als des durch Wissen und Gründe der Todesfurcht enthobenen Menschen, das Wappenschild, das über dem Eingangsthor der Wissenschaft einen Jeden an deren Bestimmung erinnert, nämlich das Dasein als begreiflich und damit als gerechtfertigt erscheinen zu machen: wozu freilich, wenn die Gründe nicht reichen, schliesslich auch der Mythus dienen muss, den ich sogar als nothwendige Consequenz, ja als Absicht der Wissenschaft soeben bezeichnete.

Wer sich einmal anschaulich macht, wie nach Sokrates, dem Mystagogen der Wissenschaft, eine Philosophenschule nach der andern, wie Welle auf Welle sich ablöst, wie eine nie geahnte Universalität der Wissensgier in dem weitesten Bereich der gebildeten Welt und als eigentliche Aufgabe für jeden höher Befähigten die Wissenschaft auf die hohe See führte, von der sie niemals seitdem wieder völlig vertrieben werden konnte, wie durch diese Universalität erst ein gemeinsames Netz des Gedankens über den gesammten Erdball, ja mit Ausblicken auf die Gesetzlichkeit eines ganzen Sonnensystems, gespannt wurde; wer dies Alles, sammt der erstaunlich hohen Wissenspyramide der Gegenwart, sich vergegenwärtigt, der kann sich nicht entbrechen, in Sokrates den einen Wendepunkt und Wirbel der sogenannten Weltgeschichte zu sehen. Denn dächte man sich einmal diese ganze unbezifferbare Summe von Kraft, die für jene Welttendenz verbraucht worden ist, nicht im Dienste des Erkennens, sondern auf die praktischen, d.h. egoistischen Ziele der Individuen und Völker verwendet, so wäre wahrscheinlich in allgemeinen Vernichtungskämpfen und fortdauernden Völkerwanderungen die instinktive Lust zum Leben so abgeschwächt, dass, bei der Gewohnheit des Selbstmordes, der Einzelne vielleicht den letzten Rest von Pflichtgefühl empfinden müsste, wenn er, wie der Bewohner der Fidschiinseln, als Sohn seine Eltern, als Freund seinen Freund erdrosselt: ein praktischer Pessimismus, der selbst eine grausenhafte Ethik des Völkermordes aus Mitleid erzeugen könnte — der übrigens überall in der Welt vorhanden ist und vorhanden war, wo nicht die Kunst in irgend welchen Formen, besonders als Religion und Wissenschaft, zum Heilmittel und zur Abwehr jenes Pesthauchs erschienen ist.

Angesichts dieses praktischen Pessimismus ist Sokrates das Urbild des theoretischen Optimisten, der in dem bezeichneten Glauben an die Ergründlichkeit der Natur der Dinge dem Wissen und der Erkenntniss die Kraft einer Universalmedizin beilegt und im Irrthum das Uebel an sich begreift. In jene Gründe einzudringen und die wahre Erkenntniss vom Schein und vom Irrthum zu sondern, dünkte dem sokratischen Menschen der edelste, selbst der einzige wahrhaft menschliche Beruf zu sein: so wie jener Mechanismus der Begriffe, Urtheile und Schlüsse von Sokrates ab als höchste Bethätigung und bewundrungswürdigste Gabe der Natur über alle andern Fähigkeiten geschätzt wurde. Selbst die erhabensten sittlichen Thaten, die Regungen des Mitleids, der Aufopferung, des Heroismus und jene schwer zu erringende Meeresstille der Seele, die der apollinische Grieche Sophrosyne nannte, ward von Sokrates und seinen gleichgesinnten Nachfolgern bis auf die Gegenwart hin aus der Dialektik des Wissens abgeleitet und demgemäss als lehrbar bezeichnet. Wer die Lust einer sokratischen Erkenntniss an sich erfahren hat und spürt, wie diese, in immer weiteren Ringen, die ganze Welt der Erscheinungen zu umfassen sucht, der wird von da an keinen Stachel, der zum Dasein drängen könnte, heftiger empfinden, als die Begierde, jene Eroberung zu vollenden und das Netz undurchdringbar fest zu spinnen. Einem so Gestimmten erscheint dann der platonische Sokrates als der Lehrer einer ganz neuen Form der „griechischen Heiterkeit“ und Daseinsseligkeit, welche sich in Handlungen zu entladen sucht und diese Entladung zumeist in maieutischen und erziehenden Einwirkungen auf edle Jünglinge, zum Zweck der endlichen Erzeugung des Genius, finden wird.

Nun aber eilt die Wissenschaft, von ihrem kräftigen Wahne angespornt, unaufhaltsam bis zu ihren Grenzen, an denen ihr im Wesen der Logik verborgener Optimismus scheitert. Denn die Peripherie des Kreises der Wissenschaft hat unendlich viele Punkte, und während noch gar nicht abzusehen ist, wie jemals der Kreis völlig ausgemessen werden könnte, so trifft doch der edle und begabte Mensch, noch vor der Mitte seines Daseins und unvermeidlich, auf solche Grenzpunkte der Peripherie, wo er in das Unaufhellbare starrt. Wenn er hier zu seinem Schrecken sieht, wie die Logik sich an diesen Grenzen um sich selbst ringelt und endlich sich in den Schwanz beisst — da bricht die neue Form der Erkenntniss durch, die tragische Erkenntniss, die, um nur ertragen zu werden, als Schutz und Heilmittel die Kunst braucht.

Schauen wir, mit gestärkten und an den Griechen erlabten Augen, auf die höchsten Sphaeren derjenigen Welt, die uns umfluthet, so gewahren wir die in Sokrates vorbildlich erscheinende Gier der unersättlichen optimistischen Erkenntniss in tragische Resignation und Kunstbedürftigkeit umgeschlagen: während allerdings dieselbe Gier, auf ihren niederen Stufen, sich kunstfeindlich äussern und vornehmlich die dionysisch-tragische Kunst innerlich verabscheuen muss, wie dies an der Bekämpfung der aeschyleischen Tragoedie durch den Sokratismus beispielsweise dargestellt wurde.

Hier nun klopfen wir, bewegten Gemüthes, an die Pforten der Gegenwart und Zukunft: wird jenes „Umschlagen“ zu immer neuen Configurationen des Genius und gerade des musiktreibenden Sokrates führen? Wird das über das Dasein gebreitete Netz der Kunst, sei es auch unter dem Namen der Religion oder der Wissenschaft, immer fester und zarter geflochten werden, oder ist ihm bestimmt, unter dem ruhelos barbarischen Treiben und Wirbeln, das sich jetzt die

„Gegenwart“ nennt, in Fetzen zu reissen? — Besorgt, doch nicht trostlos stehen wir eine kleine Weile bei Seite, als die Beschaulichen, denen es erlaubt ist, Zeugen jener ungeheuren Kämpfe und Uebergänge zu sein. Ach! Es ist der Zauber dieser Kämpfe, dass, wer sie schaut, sie auch kämpfen muss!

[«]

Die Geburt der Tragödie.

Oder:
Griechenthum und Pessimismus.

Neue Ausgabe mit dem Versuch einer Selbstkritik.

Von
Friedrich Nietzsche.

Leipzig.
Verlag von E. W. Fritzsch.
1878 [^{1}1872, ^{2}1874]

GEBURT DER TRAGÖDIE

[«]

Versuch einer Selbstkritik.
Vorwort an Richard Wagner.
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
8. 9. 10. 11. 12. 13.
14. 15. 16. 17. 18. 19.
20. 21. 22. 23. 24. 25.

Versuch einer Selbstkritik.

1.

Was auch diesem fragwürdigen Buche zu Grunde liegen mag: es muss eine Frage ersten Ranges und Reizes gewesen sein, noch dazu eine tief persönliche Frage, — Zeugniss dafür ist die Zeit, in der es entstand, trotz der es entstand, die aufregende Zeit des deutsch-französischen Krieges von 1870/71. Während die Donner der Schlacht von Wörth über Europa weggiengen, sass der Grübler und Räthselfreund, dem die Vaterschaft dieses Buches zu Theil ward, irgendwo in einem Winkel der Alpen, sehr vergrübelt und verräthselt, folglich sehr bekümmert und unbekümmert zugleich, und schrieb seine Gedanken über die Griechen nieder, — den Kern des wunderlichen und schlecht zugänglichen Buches, dem diese späte Vorrede (oder Nachrede) gewidmet sein soll. Einige Wochen darauf: und er befand sich selbst unter den Mauern von Metz, immer noch nicht losgekommen von den Fragezeichen, die er zur vorgeblichen „Heiterkeit“ der Griechen und der griechischen Kunst gesetzt hatte; bis er endlich, in jenem Monat tiefster Spannung, als man in Versailles über den Frieden berieth, auch mit sich zum Frieden kam und, langsam von einer aus dem Felde heimgebrachten Krankheit genesend, die „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ letztgültig bei sich feststellte. — Aus der Musik? Musik und Tragödie? Griechen und Tragödien-Musik? Griechen und das Kunstwerk des Pessimismus? Die wohlgerathenste, schönste, bestbeneidete, zum Leben verführendste Art der bisherigen Menschen, die Griechen — wie? gerade sie hatten die Tragödie nöthig? Mehr noch — die Kunst? Wozu — griechische Kunst?….

Man erräth, an welche Stelle hiermit das grosse Fragezeichen vom Werth des Daseins gesetzt war. Ist Pessimismus nothwendig das Zeichen des Niedergangs, Verfalls, des Missrathenseins, der ermüdeten und geschwächten Instinkte? — wie er es bei den Indern war, wie er es, allem Anschein nach, bei uns, den „modernen“ Menschen und Europäern ist? Giebt es einen Pessimismus der Stärke? Eine intellektuelle Vorneigung für das Harte, Schauerliche, Böse, Problematische des Daseins aus Wohlsein, aus überströmender Gesundheit, aus Fülle des Daseins? Giebt es vielleicht ein Leiden an der Ueberfülle selbst? Eine versucherische Tapferkeit des schärfsten Blicks, die nach dem Furchtbaren verlangt, als nach dem Feinde, dem würdigen Feinde, an dem sie ihre Kraft erproben kann? an dem sie lernen will, was „das Fürchten“ ist? Was bedeutet, gerade bei den Griechen der besten, stärksten, tapfersten Zeit, der tragische Mythus? Und das ungeheure Phänomen des Dionysischen? Was, aus ihm geboren, die Tragödie? — Und wiederum: das, woran die Tragödie starb, der Sokratismus der Moral, die Dialektik, Genügsamkeit und Heiterkeit des theoretischen Menschen — wie? könnte nicht gerade dieser Sokratismus ein Zeichen des Niedergangs, der Ermüdung, Erkrankung, der anarchisch sich lösenden Instinkte sein? Und die „griechische Heiterkeit“ des späteren Griechenthums nur eine Abendröthe? Der epikurische Wille gegen den Pessimismus nur eine Vorsicht des Leidenden? Und die Wissenschaft selbst, unsere Wissenschaft — ja, was bedeutet überhaupt, als Symptom des Lebens angesehn, alle Wissenschaft? Wozu, schlimmer noch, woher — alle Wissenschaft? Wie? Ist Wissenschaftlichkeit vielleicht nur eine Furcht und Ausflucht vor dem Pessimismus? Eine feine Nothwehr gegen — die Wahrheit? Und, moralisch geredet, etwas wie Feig- und Falschheit? Unmoralisch geredet, eine Schlauheit? Oh Sokrates, Sokrates, war das vielleicht dein Geheimniss? Oh geheimnissvoller Ironiker, war dies vielleicht deine — Ironie? ——

2.

Was ich damals zu fassen bekam, etwas Furchtbares und Gefährliches, ein Problem mit Hörnern, nicht nothwendig gerade ein Stier, jedenfalls ein neues Problem: heute würde ich sagen, dass es das Problem der Wissenschaft selbst war — Wissenschaft zum ersten Male als problematisch, als fragwürdig gefasst. Aber das Buch, in dem mein jugendlicher Muth und Argwohn sich damals ausliess — was für ein unmögliches Buch musste aus einer so jugendwidrigen Aufgabe erwachsen! Aufgebaut aus lauter vorzeitigen übergrünen Selbsterlebnissen, welche alle hart an der Schwelle des Mittheilbaren lagen, hingestellt auf den Boden der Kunst — denn das Problem der Wissenschaft kann nicht auf dem Boden der Wissenschaft erkannt werden —, ein Buch vielleicht für Künstler mit dem Nebenhange analytischer und retrospektiver Fähigkeiten (das heisst für eine Ausnahme-Art von Künstlern, nach denen man suchen muss und nicht einmal suchen möchte…), voller psychologischer Neuerungen und Artisten-Heimlichkeiten, mit einer Artisten-Metaphysik im Hintergrunde, ein Jugendwerk voller Jugendmuth und Jugend-Schwermuth, unabhängig, trotzig-selbstständig auch noch, wo es sich einer Autorität und eignen Verehrung zu beugen scheint, kurz ein

Erstlingswerk auch in jedem schlimmen Sinne des Wortes, trotz seines greisenhaften Problems, mit jedem Fehler der Jugend behaftet, vor allem mit ihrem „Viel zu lang“, ihrem „Sturm und Drang“: andererseits, in Hinsicht auf den Erfolg, den es hatte (in Sonderheit bei dem grossen Künstler, an den es sich wie zu einem Zwiegespräch wendete, bei Richard Wagner) ein bewiesenes Buch, ich meine ein solches, das jedenfalls „den Besten seiner Zeit“ genug gethan hat. Darauf hin sollte es schon mit einiger Rücksicht und Schweigsamkeit behandelt werden; trotzdem will ich nicht gänzlich unterdrücken, wie unangenehm es mir jetzt erscheint, wie fremd es jetzt nach sechzehn Jahren vor mir steht, — vor einem älteren, hundert Mal verwöhnteren, aber keineswegs kälter gewordenen Auge, das auch jener Aufgabe selbst nicht fremder wurde, an welche sich jenes verwegene Buch zum ersten Male herangewagt hat, — die Wissenschaft unter der Optik des Künstlers zu sehn, die Kunst aber unter der des Lebens….

3.

Nochmals gesagt, heute ist es mir ein unmögliches Buch, — ich heisse es schlecht geschrieben, schwerfällig, peinlich, bilderwüthig und bilderwirrig, gefühlsam, hier und da verzuckert bis zum Femininischen, ungleich im Tempo, ohne Willen zur logischen Sauberkeit, sehr überzeugt und deshalb des Beweisens sich überhebend, misstrauisch selbst gegen die Schicklichkeit des Beweisens, als Buch für Eingeweihte, als „Musik“ für Solche, die auf Musik getauft, die auf gemeinsame und seltene Kunst-Erfahrungen hin von Anfang der Dinge an verbunden sind, als Erkennungszeichen für Blutsverwandte in artibus, — ein hochmüthiges und schwärmerisches Buch, das sich gegen das profanum vulgus der „Gebildeten“ von vornherein noch mehr als gegen das „Volk“ abschliesst, welches aber, wie seine Wirkung bewies und beweist, sich gut genug auch darauf verstehen muss, sich seine Mitschwärmer zu suchen und sie auf neue Schleichwege und Tanzplätze zu locken. Hier redete jedenfalls — das gestand man sich mit Neugierde ebenso als mit Abneigung ein — eine fremde Stimme, der Jünger eines noch „unbekannten Gottes“, der sich einstweilen unter die Kapuze des Gelehrten, unter die Schwere und dialektische Unlustigkeit des Deutschen, selbst unter die schlechten Manieren des Wagnerianers versteckt hat; hier war ein Geist mit fremden, noch namenlosen Bedürfnissen, ein Gedächtniss strotzend von Fragen, Erfahrungen, Verborgenheiten, welchen der Name Dionysos wie ein Fragezeichen mehr beigeschrieben war; hier sprach — so sagte man sich mit Argwohn — etwas wie eine mystische und beinahe mänadische Seele, die mit Mühsal und willkürlich, fast unschlüssig darüber, ob sie sich mittheilen oder verbergen wolle, gleichsam in einer fremden Zunge stammelt. Sie hätte singen sollen, diese „neue Seele“ — und nicht reden! Wie schade, dass ich, was ich damals zu sagen hatte, es nicht als Dichter zu sagen wagte: ich hätte es vielleicht gekonnt! Oder mindestens als Philologe: — bleibt doch auch heute noch für den Philologen auf diesem Gebiete beinahe Alles zu entdecken und auszugraben! Vor allem das Problem, dass hier ein Problem vorliegt, — und dass die Griechen, so lange wir keine Antwort auf die Frage „was ist dionysisch?“ haben, nach wie vor gänzlich unerkannt und unvorstellbar sind…

4.

Ja, was ist dionysisch? — In diesem Buche steht eine Antwort darauf, — ein „Wissender“ redet da, der Eingeweihte und Jünger seines Gottes. Vielleicht würde ich jetzt vorsichtiger und weniger beredt von einer so schweren psychologischen Frage reden, wie sie der Ursprung der Tragödie bei den Griechen ist. Eine Grundfrage ist das Verhältniss des Griechen zum Schmerz, sein Grad von Sensibilität, — blieb dies Verhältniss sich gleich? oder drehte es sich um? — jene Frage, ob wirklich sein immer stärkeres Verlangen nach Schönheit, nach Festen, Lustbarkeiten, neuen Culten, aus Mangel, aus Entbehrung, aus Melancholie, aus Schmerz erwachsen ist? Gesetzt nämlich, gerade dies wäre wahr — und Perikles (oder Thukydides) giebt es uns in der grossen Leichenrede zu verstehen —: woher müsste dann das entgegengesetzte Verlangen, das der Zeit nach früher hervortrat, stammen, das Verlangen nach dem Hässlichen, der gute strenge Wille des älteren Hellenen zum Pessimismus, zum tragischen Mythus, zum Bilde alles Furchtbaren, Bösen, Räthselhaften, Vernichtenden, Verhängnissvollen auf dem Grunde des Daseins, — woher müsste dann die Tragödie stammen? Vielleicht aus der Lust, aus der Kraft, aus überströmender Gesundheit, aus übergrosser Fülle? Und welche Bedeutung hat dann, physiologisch gefragt, jener Wahnsinn, aus dem die tragische wie die komische Kunst erwuchs, der dionysische Wahnsinn? Wie? Ist Wahnsinn vielleicht nicht nothwendig das Symptom der Entartung, des Niedergangs, der überspäten Cultur? Giebt es vielleicht — eine Frage für Irrenärzte — Neurosen der Gesundheit? der Volks-Jugend und -Jugendlichkeit? Worauf weist jene Synthesis von Gott und Bock im Satyr? Aus welchem Selbsterlebniss, auf welchen Drang hin musste sich der Grieche den dionysischen Schwärmer und Urmenschen als Satyr denken? Und was den Ursprung des tragischen Chors betrifft: gab es in jenen Jahrhunderten, wo der griechische Leib blühte, die griechische Seele von Leben überschäumte, vielleicht endemische Entzückungen? Visionen und Hallucinationen, welche sich ganzen Gemeinden, ganzen Cultversammlungen mittheilten? Wie? wenn die Griechen, gerade im Reichthum ihrer Jugend, den Willen *zum* Tragischen hatten und Pessimisten waren? wenn es gerade der Wahnsinn war, um ein Wort Plato's zu gebrauchen, der die *grössten* Segnungen über Hellas gebracht hat? Und wenn, andererseits und umgekehrt, die Griechen gerade in den Zeiten ihrer Auflösung und Schwäche, immer optimistischer, oberflächlicher, schauspielerischer, auch nach Logik und Logisirung der Welt brünstiger, also zugleich „heiterer“ und „wissenschaftlicher“ wurden? Wie? könnte vielleicht, allen „modernen Ideen“ und Vorurtheilen des demokratischen Geschmacks zum Trotz, der Sieg des *Optimismus*, die vorherrschend gewordene *Vernünftigkeit*, der praktische und theoretische *Utilitarismus*, gleich der Demokratie selbst, mit der er gleichzeitig ist, — ein Symptom der absinkenden Kraft, des nahenden Alters, der physiologischen Ermüdung sein? Und gerade *nicht* — der Pessimismus? War Epikur ein Optimist — gerade als *Leidender*? — — Man sieht, es ist ein ganzes Bündel schwerer Fragen, mit dem sich dieses Buch belastet hat, — fügen wir seine schwerste Frage noch hinzu! Was bedeutet, unter der Optik des *Lebens* gesehn, — die Moral?…

5.

Bereits im Vorwort an Richard Wagner wird die Kunst — und *nicht* die Moral — als die eigentlich *metaphysische* Thätigkeit des Menschen hingestellt; im Buche selbst kehrt der anzügliche Satz mehrfach wieder, dass nur als ästhetisches Phänomen das Dasein der Welt *gerechtfertigt* ist. In der That, das ganze Buch kennt nur einen Künstler-Sinn und -Hintersinn hinter allem Geschehen, — einen „Gott“, wenn man will, aber gewiss nur einen gänzlich unbedenklichen und unmoralischen Künstler-Gott, der im Bauen wie im Zerstören, im Guten wie im Schlimmen, seiner gleichen Lust und Selbstherrlichkeit inne werden will, der sich, Welten schaffend, von der *Noth* der Fülle und *Ueberfülle*, vom *Leiden* der in ihm gedrängten Gegensätze löst. Die Welt, in jedem Augenblicke die *erreichte* Erlösung Gottes, als die ewig wechselnde, ewig neue Vision des Leidendsten, Gegensätzlichsten, Widerspruchreichsten, der nur im *Scheine* sich zu erlösen weiss: diese ganze Artisten-Metaphysik mag man willkürlich, müssig, phantastisch nennen —, das Wesentliche daran ist, dass sie bereits einen Geist verräth, der sich einmal auf jede Gefahr hin gegen die moralische Ausdeutung und Bedeutsamkeit des Daseins zur Wehre setzen wird. Hier kündigt sich, vielleicht zum ersten Male, ein Pessimismus „jenseits von Gut und Böse“ an, hier kommt jene „Perversität der Gesinnung“ zu Wort und Formel, gegen welche Schopenhauer nicht müde geworden ist, im Voraus seine zornigsten Flüche und Donnerkeile zu schleudern, — eine Philosophie, welche es wagt, die Moral selbst in die Welt der Erscheinung zu setzen, herabzusetzen und nicht nur unter die „Erscheinungen“ (im Sinne des idealistischen terminus technicus), sondern unter die „Täuschungen“, als Schein, Wahn, Irrthum, Ausdeutung, Zurechtmachung, Kunst. Vielleicht lässt sich die Tiefe dieses widermoralischen Hanges am besten aus dem behutsamen und feindseligen Schweigen ermessen, mit dem in dem ganzen Buche das Christenthum behandelt ist, — das Christenthum als die ausschweifendste Durchfigurirung des moralischen Thema’s, welche die Menschheit bisher anzuhören bekommen hat. In Wahrheit, es giebt zu der rein ästhetischen Weltauslegung und Welt-Rechtfertigung, wie sie in diesem Buche gelehrt wird, keinen grösseren Gegensatz als die christliche Lehre, welche nur moralisch ist und sein will und mit ihren absoluten Maassen, zum Beispiel schon mit ihrer Wahrhaftigkeit Gottes, die Kunst, jede Kunst in’s Reich der Lüge verweist, — das heisst verneint, verdammt, verurtheilt. Hinter einer derartigen Denk- und Werthungsweise, welche kunstfeindlich sein muss, so lange sie irgendwie ächt ist, empfand ich von jeher auch das Lebensfeindliche, den ingrimmigen rachsüchtigen Widerwillen gegen das Leben selbst: denn alles Leben ruht auf Schein, Kunst, Täuschung, Optik, Nothwendigkeit des Perspektivischen und des Irrthums. Christenthum war von Anfang an, wesentlich und gründlich, Ekel und Ueberdruss des Lebens am Leben, welcher sich unter dem Glauben an ein „anderes“ oder „besseres“ Leben nur verkleidete, nur versteckte, nur aufputzte. Der Hass auf die „Welt“, der Fluch auf die Affekte, die Furcht vor der Schönheit und Sinnlichkeit, ein Jenseits, erfunden, um das Diesseits besser zu verleumden, im Grunde ein Verlangen in’s Nichts, an’s Ende, in’s Ausruhen, hin zum „Sabbat der Sabbate“ — dies Alles dünkte mich, ebenso wie der unbedingte Wille des Christenthums, nur moralische Werthe gelten zu lassen, immer wie die gefährlichste und unheimlichste Form aller möglichen Formen eines „Willens zum Untergang“, zum Mindesten ein Zeichen tiefster Erkrankung, Müdigkeit, Missmuthigkeit, Erschöpfung, Verarmung an Leben, — denn vor der Moral (in Sonderheit christlichen, das heisst unbedingten Moral) muss das Leben beständig und unvermeidlich Unrecht bekommen, weil Leben etwas essentiell Unmoralisches ist, — muss endlich das Leben, erdrückt unter dem Gewichte der Verachtung und des ewigen Nein's, als begehrens-unwürdig, als unwerth an sich empfunden werden. Moral selbst — wie? sollte Moral nicht ein „Wille zur Verneinung des Lebens“, ein heimlicher Instinkt der Vernichtung, ein Verfalls-, Verkleinerungs-, Verleumdungsprincip, ein Anfang vom Ende sein? Und, folglich, die Gefahr der Gefahren?… Gegen die Moral also kehrte sich damals, mit diesem fragwürdigen Buche, mein Instinkt, als ein fürsprechender Instinkt des Lebens, und erfand sich eine grundsätzliche Gegenlehre und Gegenwerthung des Lebens, eine rein artistische, eine antichristliche. Wie sie nennen? Als Philologe und Mensch der Worte taufte ich sie, nicht ohne einige Freiheit — denn wer wüsste den rechten Namen des Antichrist? — auf den Namen eines griechischen Gottes: ich hiess sie die dionysische. —

6.

Man versteht, an welche Aufgabe ich bereits mit diesem Buche zu rühren wagte?… Wie sehr bedauere ich es jetzt, dass ich damals noch nicht den Muth (oder die Unbescheidenheit?) hatte, um mir in jedem Betrachte für so eigne Anschauungen und Wagnisse auch eine eigne Sprache zu erlauben, — dass ich mühselig mit Schopenhauerischen und Kantischen Formeln fremde und neue Werthschätzungen auszudrücken suchte, welche dem Geiste Kantens und Schopenhauers, ebenso wie ihrem Geschmacke, von Grund aus entgegen giengen! Wie dachte doch Schopenhauer über die Tragödie? „Was allem Tragischen den eigenthümlichen Schwung zur Erhebung giebt — sagt er, Welt als Wille und Vorstellung II, 495 — ist das Aufgehen der Erkenntniss, dass die Welt, das Leben kein rechtes Genügen geben könne, mithin unsrer Anhänglichkeit nicht werth sei: darin besteht der tragische Geist —, er leitet demnach zur Resignation hin“. Oh wie anders redete Dionysos zu mir! Oh wie ferne war mir damals gerade dieser ganze Resignationismus! — Aber es giebt etwas viel Schlimmeres an dem Buche, das ich jetzt noch mehr bedauere, als mit Schopenhauerischen Formeln dionysische Ahnungen verdunkelt und verdorben zu haben: dass ich mir nämlich überhaupt das grandiose griechische Problem, wie mir es aufgegangen war, durch Einmischung der modernsten Dinge verdarb! Dass ich Hoffnungen anknüpfte, wo Nichts zu hoffen war, wo Alles allzudeutlich auf ein Ende hinwies! Dass ich, auf Grund der deutschen letzten Musik, vom „deutschen Wesen“ zu fabeln begann, wie als ob es eben im Begriff sei, sich selbst zu entdecken und wiederzufinden — und das zu einer Zeit, wo der deutsche Geist, der nicht vor Langem noch den Willen zur Herrschaft über Europa, die Kraft zur Führung Europa’s gehabt hatte, eben letztwillig und endgültig abdankte und, unter dem pomphaften Vorwande einer Reichs-Begründung, seinen Uebergang zur Vermittelmässigung, zur Demokratie und den „modernen Ideen“ machte! In der That, inzwischen lernte ich hoffnungslos und schonungslos genug von diesem „deutschen Wesen“ denken, insgleichen von der jetzigen deutschen Musik, als welche Romantik durch und durch ist und die ungriechischeste aller möglichen Kunstformen: überdies aber eine Nervenverderberin ersten Ranges, doppelt gefährlich bei einem Volke, das den Trunk liebt und die Unklarheit als Tugend ehrt, nämlich in ihrer doppelten Eigenschaft als berauschendes und zugleich benebelndes Narkotikum. — Abseits freilich von allen übereilten Hoffnungen und fehlerhaften Nutzanwendungen auf Gegenwärtigstes, mit denen ich mir damals mein erstes Buch verdarb, bleibt das grosse dionysische Fragezeichen, wie es darin gesetzt ist, auch in Betreff der Musik, fort und fort bestehen: wie müsste eine Musik beschaffen sein, welche nicht mehr romantischen Ursprungs wäre, gleich der deutschen, — sondern dionysischen?…

7.

— Aber, mein Herr, was in aller Welt ist Romantik, wenn nicht Ihr Buch Romantik ist? Lässt sich der tiefe Hass gegen „Jetztzeit“, „Wirklichkeit“ und „moderne Ideen“ weiter treiben, als es in Ihrer Artisten-Metaphysik geschehen ist? — welche lieber noch an das Nichts, lieber noch an den Teufel, als an das „Jetzt“ glaubt? Brummt nicht ein Grundbass von Zorn und Vernichtungslust unter aller Ihrer contrapunktischen Stimmen-Kunst und Ohren-Verführerei hinweg, eine wüthende Entschlossenheit gegen Alles, was „jetzt“ ist, ein Wille, welcher nicht gar zu ferne vom praktischen Nihilismus ist und zu sagen scheint „lieber mag Nichts wahr sein, als dass ihr Recht hättet, als dass eure Wahrheit Recht behielte!“ Hören Sie selbst, mein Herr Pessimist und Kunstvergöttlicher, mit aufgeschlossnerem Ohre eine einzige ausgewählte Stelle Ihres Buches an, jene nicht unberedte Drachentödter-Stelle, welche für junge Ohren und Herzen verfänglich-rattenfängerisch klingen mag: wie? ist das nicht das ächte rechte Romantiker-Bekenntniss von 1830, unter der Maske des Pessimismus von 1850? hinter dem auch schon das übliche Romantiker-Finale präludirt, — Bruch, Zusammenbruch, Rückkehr und Niedersturz vor einem alten Glauben, vor dem alten Gotte… Wie? ist Ihr Pessimisten-Buch nicht selbst ein Stück Antigriechenthum und Romantik, selbst etwas „ebenso Berauschendes als Benebelndes“, ein Narkotikum jedenfalls, ein Stück Musik sogar, deutscher Musik? Aber man höre:

> „Denken wir uns eine heranwachsende Generation mit dieser Unerschrockenheit des Blicks, mit diesem heroischen Zug in’s Ungeheure, denken wir uns den kühnen Schritt dieser Drachentödter, die stolze Verwegenheit, mit der sie allen den Schwächlichkeitsdoktrinen des Optimismus den Rücken kehren, um im Ganzen und Vollen ‚resolut zu leben’: sollte es nicht nöthig sein, dass der tragische Mensch dieser Cultur, bei seiner Selbsterziehung zum Ernst und zum Schrecken, eine neue Kunst, die Kunst des metaphysischen Trostes, die Tragödie als die ihm zugehörige Helena begehren und mit Faust ausrufen muss:
>
> Und sollt’ ich nicht, sehnsüchtigster Gewalt,
> In’s Leben zieh’n die einzigste Gestalt?“

„Sollte es nicht nöthig sein?“... Nein, drei Mal nein! ihr jungen Romantiker: es sollte nicht nöthig sein! Aber es ist sehr wahrscheinlich, dass es so endet, dass ihr so endet, nämlich „getröstet“, wie geschrieben steht, trotz aller Selbsterziehung zum Ernst und zum Schrecken, „metaphysisch getröstet“, kurz, wie Romantiker enden, christlich..... Nein! Ihr solltet vorerst die Kunst des diesseitigen Trostes lernen, — ihr solltet lachen lernen, meine jungen Freunde, wenn anders ihr durchaus Pessimisten bleiben wollt; vielleicht dass ihr darauf hin, als Lachende, irgendwann einmal alle metaphysische Trösterei zum Teufel schickt — und die Metaphysik voran! Oder, um es in der Sprache jenes dionysischen Unholds zu sagen, der Zarathustra heisst:

> „Erhebt eure Herzen, meine Brüder, hoch, höher! Und vergesst mir auch die Beine nicht! Erhebt auch eure Beine, ihr guten Tänzer, und besser noch: ihr steht auch auf dem Kopf!
>
> „Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: ich selber setzte mir diese Krone auf, ich selber sprach heilig mein Gelächter. Keinen Anderen fand ich heute stark genug dazu.
>
> „Zarathustra der Tänzer, Zarathustra der Leichte, der mit den Flügeln winkt, ein Flugbereiter, allen Vögeln zuwinkend, bereit und fertig, ein Selig-Leichtfertiger: —
>
> „Zarathustra der Wahrsager, Zarathustra der Wahrlacher, kein Ungeduldiger, kein Unbedingter, Einer, der Sprünge und Seitensprünge liebt: ich selber setzte mir diese Krone auf!

> „Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: euch, meinen Brüdern, werfe ich diese Krone zu! Das Lachen sprach ich heilig: ihr höheren Menschen, lernt mir — lachen!“

Also sprach Zarathustra; vierter Theil S. 87.

[«]

Vorwort an Richard Wagner.

Um mir alle die möglichen Bedenklichkeiten, Aufregungen und Missverständnisse ferne zu halten, zu denen die in dieser Schrift vereinigten Gedanken bei dem eigenthümlichen Character unserer aesthetischen Oeffentlichkeit Anlass geben werden, und um auch die Einleitungsworte zu derselben mit der gleichen beschaulichen Wonne schreiben zu können, deren Zeichen sie selbst, als das Petrefact guter und erhebender Stunden, auf jedem Blatte trägt, vergegenwärtige ich mir den Augenblick, in dem Sie, mein hochverehrter Freund, diese Schrift empfangen werden: wie Sie, vielleicht nach einer abendlichen Wanderung im Winterschnee, den entfesselten Prometheus auf dem Titelblatte betrachten, meinen Namen lesen und sofort überzeugt sind, dass, mag in dieser Schrift stehen, was da wolle, der Verfasser etwas Ernstes und Eindringliches zu sagen hat, ebenfalls dass er, bei allem, was er sich erdachte, mit Ihnen wie mit einem Gegenwärtigen verkehrte und nur etwas dieser Gegenwart Entsprechendes niederschreiben durfte. Sie werden dabei sich erinnern, dass ich zu gleicher Zeit, als Ihre herrliche Festschrift über Beethoven entstand, das heisst in den Schrecken und Erhabenheiten des eben ausgebrochnen Krieges mich zu diesen Gedanken sammelte. Doch würden diejenigen irren, welche etwa bei dieser Sammlung an den Gegensatz von patriotischer Erregung und aesthetischer Schwelgerei, von tapferem Ernst und heiterem Spiel denken sollten: denen möchte vielmehr, bei einem wirklichen Lesen dieser Schrift, zu ihrem Erstaunen deutlich werden, mit welchem ernsthaft deutschen Problem wir zu thun haben, das von uns recht eigentlich in die Mitte deutscher Hoffnungen, als Wirbel und Wendepunkt hingestellt wird. Vielleicht aber wird es für eben dieselben überhaupt anstössig sein ein aesthetisches Problem so ernst genommen zu sehn, falls sie nämlich in der Kunst nicht mehr als ein lustiges Nebenbei, als ein auch wohl zu missendes Schellengeklingel zum „Ernst des Daseins“ zu erkennen im Stande sind: als ob Niemand wüsste, was es bei dieser Gegenüberstellung mit einem solchen „Ernste des Daseins“ auf sich habe. Diesen Ernsthaften diene zur Belehrung, dass ich von der Kunst als der höchsten Aufgabe und der eigentlich metaphysischen Thätigkeit dieses Lebens im Sinne des Mannes überzeugt bin, dem ich hier, als meinem erhabenen Vorkämpfer auf dieser Bahn, diese Schrift gewidmet haben will.

Basel, Ende des Jahres 1871

[«]

1.

Wir werden viel für die ästhetische Wissenschaft gewonnen haben, wenn wir nicht nur zur logischen Einsicht, sondern zur unmittelbaren Sicherheit der Anschauung gekommen sind, dass die Fortentwickelung der Kunst an die Duplicität des Apollinischen und des Dionysischen gebunden ist: in ähnlicher Weise, wie die Generation von der Zweiheit der Geschlechter, bei fortwährendem Kampfe und nur periodisch eintretender Versöhnung, abhängt. Diese Namen entlehnen wir von den Griechen, welche die tiefsinnigen Geheimlehren ihrer Kunstanschauung zwar nicht in Begriffen, aber in den eindringlich deutlichen Gestalten ihrer Götterwelt dem Einsichtigen vernehmbar machen. An ihre beiden Kunstgottheiten, Apollo und Dionysus, knüpft sich unsere Erkenntniss, dass in der griechischen Welt ein ungeheurer Gegensatz, nach Ursprung und Zielen, zwischen der Kunst des Bildners, der apollinischen, und der unbildlichen Kunst der Musik, als der des Dionysus, besteht: beide so verschiedne Triebe gehen neben einander her, zumeist im offnen Zwiespalt mit einander und sich gegenseitig zu immer neuen kräftigeren Geburten reizend, um in ihnen den Kampf jenes Gegensatzes zu perpetuiren, den das gemeinsame Wort „Kunst“ nur scheinbar überbrückt; bis sie endlich, durch einen metaphysischen Wunderakt des hellenischen „Willens“, mit einander gepaart erscheinen und in dieser Paarung zuletzt das ebenso dionysische als apollinische Kunstwerk der attischen Tragödie erzeugen

Um uns jene beiden Triebe näher zu bringen, denken wir sie uns zunächst als die getrennten Kunstwelten des Traumes und des Rausches; zwischen welchen physiologischen Erscheinungen ein entsprechender Gegensatz, wie zwischen dem Apollinischen und dem Dionysischen zu bemerken ist. Im Traume traten zuerst, nach der Vorstellung des Lucretius, die herrlichen Göttergestalten vor die Seelen der Menschen, im Traume sah der grosse Bildner den entzückenden Gliederbau übermenschlicher Wesen, und der hellenische Dichter, um die Geheimnisse der poëtischen Zeugung befragt, würde ebenfalls an den Traum erinnert und eine ähnliche Belehrung gegeben haben, wie sie Hans Sachs in den Meistersingern giebt:

> Mein Freund, das grad’ ist Dichters Werk,
> dass er sein Träumen deut’ und merk’.
> Glaubt mir, des Menschen wahrster Wahn
> wird ihm im Traume aufgethan:
> all’ Dichtkunst und Poëterei
> ist nichts als Wahrtraum-Deuterei.

Der schöne Schein der Traumwelten, in deren Erzeugung jeder Mensch voller Künstler ist, ist die Voraussetzung aller bildenden Kunst, ja auch, wie wir sehen werden, einer wichtigen Hälfte der Poësie. Wir geniessen im unmittelbaren Verständnisse der Gestalt, alle Formen sprechen zu uns, es giebt nichts Gleichgültiges und Unnöthiges. Bei dem höchsten Leben dieser Traumwirklichkeit haben wir doch noch die durchschimmernde Empfindung ihres Scheins: wenigstens ist dies meine Erfahrung, für deren Häufigkeit, ja Normalität, ich manches Zeugniss und die Aussprüche der Dichter beizubringen hätte. Der philosophische Mensch hat sogar das Vorgefühl, dass auch unter dieser Wirklichkeit, in der wir leben und sind, eine zweite ganz andre verborgen liege, dass also auch sie ein Schein sei; und Schopenhauer bezeichnet geradezu die Gabe, dass Einem zu Zeiten die Menschen und alle Dinge als blosse Phantome oder Traumbilder vorkommen, als das Kennzeichen philosophischer Befähigung. Wie nun der Philosoph zur Wirklichkeit des Daseins, so verhält sich der künstlerisch erregbare Mensch zur Wirklichkeit des Traumes; er sieht genau und gern zu: denn aus diesen Bildern deutet er sich das Leben, an diesen Vorgängen übt er sich für das Leben. Nicht etwa nur die angenehmen und freundlichen Bilder sind es, die er mit jener Allverständigkeit an sich erfährt: auch das Ernste, Trübe, Traurige, Finstere, die plötzlichen Hemmungen, die Neckereien des Zufalls, die bänglichen Erwartungen, kurz die ganze „göttliche Komödie“ des Lebens, mit dem Inferno, zieht an ihm vorbei, nicht nur wie ein Schattenspiel — denn er lebt und leidet mit in diesen Scenen — und doch auch nicht ohne jene flüchtige Empfindung des Scheins; und vielleicht erinnert sich Mancher, gleich mir, in den Gefährlichkeiten und Schrecken des Traumes sich mitunter ermuthigend und mit Erfolg zugerufen zu haben: „Es ist ein Traum! Ich will ihn weiter träumen!“ Wie man mir auch von Personen erzählt hat, die die Causalität eines und desselben Traumes über drei und mehr aufeinanderfolgende Nächte hin fortzusetzen im Stande waren: Thatsachen, welche deutlich Zeugniss dafür abgeben, dass unser innerstes Wesen, der gemeinsame Untergrund von uns allen, mit tiefer Lust und freudiger Nothwendigkeit den Traum an sich erfährt.

Diese freudige Nothwendigkeit der Traumerfahrung ist gleichfalls von den Griechen in ihrem Apollo ausgedrückt worden: Apollo, als der Gott aller bildnerischen Kräfte, ist zugleich der wahrsagende Gott. Er, der seiner Wurzel nach der „Scheinende", die Lichtgottheit ist, beherrscht auch den schönen Schein der inneren Phantasie-Welt. Die höhere Wahrheit, die Vollkommenheit dieser Zustände im Gegensatz zu der lückenhaft verständlichen Tageswirklichkeit, sodann das tiefe Bewusstsein von der in Schlaf und Traum heilenden und helfenden Natur ist zugleich das symbolische Analogon der wahrsagenden Fähigkeit und überhaupt der Künste, durch die das Leben möglich und lebenswerth gemacht wird. Aber auch jene zarte Linie, die das Traumbild nicht überschreiten darf, um nicht pathologisch zu wirken, widrigenfalls der Schein als plumpe Wirklichkeit uns betrügen würde — darf nicht im Bilde des Apollo fehlen: jene maassvolle Begrenzung, jene Freiheit von den wilderen Regungen, jene weisheitsvolle Ruhe des Bildnergottes. Sein Auge muss „sonnenhaft", gemäss seinem Ursprunge, sein; auch wenn es zürnt und unmuthig blickt, liegt die Weihe des schönen Scheines auf ihm. Und so möchte von Apollo in einem excentrischen Sinne das gelten, was Schopenhauer von dem im Schleier der Maja befangenen Menschen sagt. Welt als Wille und Vorstellung I, S. 416: „Wie auf dem tobenden Meere, das, nach allen Seiten unbegränzt, heulend Wellenberge erhebt und senkt, auf einem Kahn ein Schiffer sitzt, dem schwachen Fahrzeug vertrauend; so sitzt, mitten in einer Welt von Qualen, ruhig der einzelne Mensch, gestützt und vertrauend auf das principium individuationis". Ja es wäre von Apollo zu sagen, dass in ihm das unerschütterte Vertrauen auf jenes principium und das ruhige Dasitzen des in ihm Befangenen seinen erhabensten Ausdruck bekommen habe, und man möchte selbst Apollo als das herrliche Götterbild des principii individuationis bezeichnen, aus dessen Gebärden und Blicken die ganze Lust und Weisheit des „Scheines", sammt seiner Schönheit, zu uns spräche.

An derselben Stelle hat uns Schopenhauer das ungeheure Grausen geschildert, welches den Menschen ergreift, wenn er plötzlich an den Erkenntnissformen der Erscheinung irre wird, indem der Satz vom Grunde, in irgend einer seiner Gestaltungen, eine Ausnahme zu erleiden scheint. Wenn wir zu diesem Grausen die wonnevolle Verzückung hinzunehmen, die bei demselben Zerbrechen des principii individuationis aus dem innersten Grunde des Menschen, ja der Natur emporsteigt, so thun wir einen Blick in das Wesen des Dionysischen, das uns am nächsten noch durch die Analogie des Rausches gebracht wird. Entweder durch den Einfluss des narkotischen Getränkes, von dem alle ursprünglichen Menschen und Völker in Hymnen sprechen, oder bei dem gewaltigen, die ganze Natur lustvoll durchdringenden Nahen des Frühlings erwachen jene dionysischen Regungen, in deren Steigerung das Subjective zu völliger Selbstvergessenheit hinschwindet. Auch im deutschen Mittelalter wälzten sich unter der gleichen dionysischen Gewalt immer wachsende Schaaren, singend und tanzend, von Ort zu Ort: in diesen Sanct-Johann- und Sanct-Veittänzern erkennen wir die bacchischen Chöre der Griechen wieder, mit ihrer Vorgeschichte in Kleinasien, bis hin zu Babylon und den orgiastischen Sakäen. Es giebt Menschen, die, aus Mangel an Erfahrung oder aus Stumpfsinn, sich von solchen Erscheinungen wie von „Volkskrankheiten“, spöttisch oder bedauernd im Gefühl der eigenen Gesundheit abwenden: die Armen ahnen freilich nicht, wie leichenfarbig und gespenstisch eben diese ihre „Gesundheit“ sich ausnimmt, wenn an ihnen das glühende Leben dionysischer Schwärmer vorüberbraust.

Unter dem Zauber des Dionysischen schliesst sich nicht nur der Bund zwischen Mensch und Mensch wieder zusammen: auch die entfremdete, feindliche oder unterjochte Natur feiert wieder ihr Versöhnungsfest mit ihrem verlorenen Sohne, dem Menschen. Freiwillig beut die Erde ihre Gaben, und friedfertig nahen die Raubthiere der Felsen und der Wüste. Mit Blumen und Kränzen ist der Wagen des Dionysus überschüttet: unter seinem Joche schreiten Panther und Tiger. Man verwandele das Beethoven’sche Jubellied der „Freude“ in ein Gemälde und bleibe mit seiner Einbildungskraft nicht zurück, wenn die Millionen schauervoll in den Staub sinken: so kann man sich dem Dionysischen nähern. Jetzt ist der Sclave freier Mann, jetzt zerbrechen alle die starren, feindseligen Abgrenzungen, die Noth, Willkür oder „freche Mode“ zwischen den Menschen festgesetzt haben. Jetzt, bei dem Evangelium der Weltenharmonie, fühlt sich Jeder mit seinem Nächsten nicht nur vereinigt, versöhnt, verschmolzen, sondern eins, als ob der Schleier der Maja zerrissen wäre und nur noch in Fetzen vor dem geheimnissvollen Ur-Einen herumflattere. Singend und tanzend äussert sich der Mensch als Mitglied einer höheren Gemeinsamkeit: er hat das Gehen und das Sprechen verlernt und ist auf dem Wege, tanzend in die Lüfte emporzufliegen. Aus seinen Gebärden spricht die Verzauberung. Wie jetzt die Thiere reden, und die Erde Milch und Honig giebt, so tönt auch aus ihm etwas Uebernatürliches: als Gott fühlt er sich, er selbst wandelt jetzt so verzückt und erhoben, wie er die Götter im Traume wandeln sah. Der Mensch ist nicht mehr Künstler, er ist Kunstwerk geworden: die Kunstgewalt der ganzen Natur, zur höchsten Wonnebefriedigung des Ur-Einen, offenbart sich hier unter den Schauern des Rausches. Der edelste Thon, der kostbarste Marmor wird hier geknetet und behauen, der Mensch, und zu den Meisselschlägen des dionysischen Weltenkünstlers tönt der eleusinische Mysterienruf: „Ihr stürzt nieder, Millionen? Ahnest du den Schöpfer, Welt?“ —

[«]

2.

Wir haben bis jetzt das Apollinische und seinen Gegensatz, das Dionysische, als künstlerische Mächte betrachtet, die aus der Natur selbst, ohne Vermittelung des menschlichen Künstlers, hervorbrechen, und in denen sich ihre Kunsttriebe zunächst und auf directem Wege befriedigen: einmal als die Bilderwelt des Traumes, deren Vollkommenheit ohne jeden Zusammenhang mit der intellectuellen Höhe oder künstlerischen Bildung des Einzelnen ist, andererseits als rauschvolle Wirklichkeit, die wiederum des Einzelnen nicht achtet, sondern sogar das Individuum zu vernichten und durch eine mystische Einheitsempfindung zu erlösen sucht. Diesen unmittelbaren Kunstzuständen der Natur gegenüber ist jeder Künstler „Nachahmer“, und zwar entweder apollinischer Traumkünstler oder dionysischer Rauschkünstler oder endlich — wie beispielweise in der griechischen Tragödie — zugleich Rausch- und Traumkünstler: als welchen wir uns etwa zu denken haben, wie er, in der dionysischen Trunkenheit und mystischen Selbstentäusserung, einsam und abseits von den schwärmenden Chören niedersinkt und wie sich ihm nun, durch apollinische Traumeinwirkung, sein eigener Zustand d.h. seine Einheit mit dem innersten Grunde der Welt in einem gleichnissartigen Traumbilde offenbart.

Nach diesen allgemeinen Voraussetzungen und Gegenüberstellungen nahen wir uns jetzt den Griechen, um zu erkennen, in welchem Grade und bis zu welcher Höhe jene Kunsttriebe der Natur in ihnen entwickelt gewesen sind: wodurch wir in den Stand gesetzt werden, das Verhältniss des griechischen Künstlers zu seinen Urbildern, oder, nach dem aristotelischen Ausdrucke, „die Nachahmung der Natur“ tiefer zu verstehn und zu würdigen. Von den Träumen der Griechen ist trotz aller Traumlitteratur derselben und zahlreichen Traumanecdoten nur vermuthungsweise, aber doch mit ziemlicher Sicherheit zu sprechen: bei der unglaublich bestimmten und sicheren plastischen Befähigung ihres Auges, sammt ihrer hellen und aufrichtigen Farbenlust, wird man sich nicht entbrechen können, zur Beschämung aller Spätergeborenen, auch für ihre Träume eine logische Causalität der Linien und Umrisse, Farben und Gruppen, eine ihren besten Reliefs ähnelnde Folge der Scenen vorauszusetzen, deren Vollkommenheit uns, wenn eine Vergleichung möglich wäre, gewiss berechtigen würde, die träumenden Griechen als Homere und Homer als einen träumenden Griechen zu bezeichnen: in einem tieferen Sinne als wenn der moderne Mensch sich hinsichtlich seines Traumes mit Shakespeare zu vergleichen wagt.

Dagegen brauchen wir nicht nur vermuthungsweise zu sprechen, wenn die ungeheure Kluft aufgedeckt werden soll, welche die dionysischen Griechen von den dionysischen Barbaren trennt. Aus allen Enden der alten Welt — um die neuere hier bei Seite zu lassen — von Rom bis Babylon können wir die Existenz dionysischer Feste nachweisen, deren Typus sich, besten Falls, zu dem Typus der griechischen verhält, wie der bärtige Satyr, dem der Bock Namen und Attribute verlieh, zu Dionysus selbst. Fast überall lag das Centrum dieser Feste in einer überschwänglichen geschlechtlichen Zuchtlosigkeit, deren Wellen über jedes Familienthum und dessen ehrwürdige Satzungen hinweg flutheten; gerade die wildesten Bestien der Natur wurden hier entfesselt, bis zu jener abscheulichen Mischung von Wollust und Grausamkeit, die mir immer als der eigentliche „Hexentrank“ erschienen ist. Gegen die fieberhaften Regungen jener Feste, deren Kenntniss auf allen Land- und Seewegen zu den Griechen drang, waren sie, scheint es, eine Zeit lang völlig gesichert und geschützt durch die hier in seinem ganzen Stolz sich aufrichtende Gestalt des Apollo, der das Medusenhaupt keiner gefährlicheren Macht entgegenhalten konnte als dieser fratzenhaft ungeschlachten dionysischen. Es ist die dorische Kunst, in der sich jene majestätisch-ablehnende Haltung des Apollo verewigt hat. Bedenklicher und sogar unmöglich wurde dieser Widerstand, als endlich aus der tiefsten Wurzel des Hellenischen heraus sich ähnliche Triebe Bahn brachen: jetzt beschränkte sich das Wirken des delphischen Gottes darauf, dem gewaltigen Gegner durch eine zur rechten Zeit abgeschlossene Versöhnung die vernichtenden Waffen aus der Hand zu nehmen. Diese Versöhnung ist der wichtigste Moment in der Geschichte des griechischen Cultus: wohin man blickt, sind die Umwälzungen dieses Ereignisses sichtbar. Es war die Versöhnung zweier Gegner, mit scharfer Bestimmung ihrer von jetzt ab einzuhaltenden Grenzlinien und mit periodischer Uebersendung von Ehrengeschenken; im Grunde war die Kluft nicht überbrückt. Sehen wir aber, wie sich unter dem Drucke jenes Friedensschlusses die dionysische Macht offenbarte, so erkennen wir jetzt, im Vergleiche mit jenen babylonischen Sakäen und ihrem Rückschritte des Menschen zum Tiger und Affen, in den dionysischen Orgien der Griechen die Bedeutung von Welterlösungsfesten und Verklärungstagen. Erst bei ihnen erreicht die Natur ihren künstlerischen Jubel, erst bei ihnen wird die Zerreissung des principii individuationis ein künstlerisches Phänomen. Jener scheussliche Hexentrank aus Wollust und Grausamkeit war hier ohne Kraft: nur die wundersame Mischung und Doppelheit in den Affecten der dionysischen Schwärmer erinnert an ihn — wie Heilmittel an tödtliche Gifte erinnern —, jene Erscheinung, dass Schmerzen Lust erwecken, dass der Jubel der Brust qualvolle Töne entreisst. Aus der höchsten Freude tönt der Schrei des Entsetzens oder der sehnende Klagelaut über einen unersetzlichen Verlust. In jenen griechischen Festen bricht gleichsam ein sentimentalischer Zug der Natur hervor, als ob sie über ihre Zerstückelung in Individuen zu seufzen habe. Der Gesang und die Gebärdensprache solcher zwiefach gestimmter Schwärmer war für die homerisch-griechische Welt etwas Neues und Unerhörtes: und insbesondere erregte ihr die dionysische Musik Schrecken und Grausen. Wenn die Musik scheinbar bereits als eine apollinische Kunst bekannt war, so war sie dies doch nur, genau genommen, als Wellenschlag des Rhythmus, dessen bildnerische Kraft zur Darstellung apollinischer Zustände entwickelt wurde. Die Musik des Apollo war dorische Architektonik in Tönen, aber in nur angedeuteten Tönen, wie sie der Kithara zu eigen sind. Behutsam ist gerade das Element, als unapollinisch, ferngehalten, das den Charakter der dionysischen Musik und damit der Musik überhaupt ausmacht, die erschütternde Gewalt des Tones, der einheitliche Strom des Melos und die durchaus unvergleichliche Welt der Harmonie. Im dionysischen Dithyrambus wird der Mensch zur höchsten Steigerung aller seiner symbolischen Fähigkeiten gereizt; etwas Nieempfundenes drängt sich zur Aeusserung, die Vernichtung des Schleiers der Maja, das Einssein als Genius der Gattung, ja der Natur. Jetzt soll sich das Wesen der Natur symbolisch ausdrücken; eine neue Welt der Symbole ist nöthig, einmal die ganze leibliche Symbolik, nicht nur die Symbolik des Mundes, des Gesichts, des Wortes, sondern die volle, alle Glieder rhythmisch bewegende Tanzgebärde. Sodann wachsen die anderen symbolischen Kräfte, die der Musik, in Rhythmik, Dynamik und Harmonie, plötzlich ungestüm. Um diese Gesammtentfesselung aller symbolischen Kräfte zu fassen, muss der Mensch bereits auf jener Höhe der Selbstentäusserung angelangt sein, die in jenen Kräften sich symbolisch aussprechen will: der dithyrambische Dionysusdiener wird somit nur von Seinesgleichen verstanden! Mit welchem Erstaunen musste der apollinische Grieche auf ihn blicken! Mit einem Erstaunen, das um so grösser war, als sich ihm das Grausen beimischte, dass ihm jenes Alles doch eigentlich so fremd nicht sei, ja dass sein apollinisches Bewusstsein nur wie ein Schleier diese dionysische Welt vor ihm verdecke.

[«]

3.

Um dies zu begreifen, müssen wir jenes kunstvolle Gebäude der apollinischen Cultur gleichsam Stein um Stein abtragen, bis wir die Fundamente erblicken, auf die es begründet ist. Hier gewahren wir nun zuerst die herrlichen olympischen Göttergestalten, die auf den Giebeln dieses Gebäudes stehen, und deren Thaten in weithin leuchtenden Reliefs dargestellt seine Friese zieren. Wenn unter ihnen auch Apollo steht, als eine einzelne Gottheit neben anderen und ohne den Anspruch einer ersten Stellung, so dürfen wir uns dadurch nicht beirren lassen. Derselbe Trieb, der sich in Apollo versinnlichte, hat überhaupt jene ganze olympische Welt geboren, und in diesem Sinne darf uns Apollo als Vater derselben gelten. Welches war das ungeheure Bedürfniss, aus dem eine so leuchtende Gesellschaft olympischer Wesen entsprang?

Wer, mit einer anderen Religion im Herzen, an diese Olympier herantritt und nun nach sittlicher Höhe, ja Heiligkeit, nach unleiblicher Vergeistigung, nach erbarmungsvollen Liebesblicken bei ihnen sucht, der wird unmuthig und enttäuscht ihnen bald den Rücken kehren müssen. Hier erinnert nichts an Askese, Geistigkeit und Pflicht: hier redet nur ein üppiges, ja triumphirendes Dasein zu uns, in dem alles Vorhandene vergöttlicht ist, gleichviel ob es gut oder böse ist. Und so mag der Beschauer recht betroffen vor diesem phantastischen Ueberschwang des Lebens stehn, um sich zu fragen, mit welchem Zaubertrank im Leibe diese übermüthigen Menschen das Leben genossen haben mögen, dass, wohin sie sehen, Helena, das „in süsser Sinnlichkeit schwebende“ Idealbild ihrer eignen Existenz, ihnen entgegenlacht. Diesem bereits rückwärts gewandten Beschauer müssen wir aber zurufen: „Geh’ nicht von dannen, sondern höre erst, was die griechische Volksweisheit von diesem selben Leben aussagt, das sich hier mit so unerklärlicher Heiterkeit vor dir ausbreitet. Es geht die alte Sage, dass König Midas lange Zeit nach dem weisen Silen, dem Begleiter des Dionysus, im Walde gejagt habe, ohne ihn zu fangen. Als er ihm endlich in die Hände gefallen ist, fragt der König, was für den Menschen das Allerbeste und Allervorzüglichste sei. Starr und unbeweglich schweigt der Dämon; bis er, durch den König gezwungen, endlich unter gellem Lachen in diese Worte ausbricht: „Elendes Eintagsgeschlecht, des Zufalls Kinder und der Mühsal, was zwingst du mich dir zu sagen, was nicht zu hören für dich das Erspriesslichste ist? Das Allerbeste ist für dich gänzlich unerreichbar: nicht geboren zu sein, nicht zu sein, nichts zu sein. Das Zweitbeste aber ist für dich — bald zu sterben“.

Wie verhält sich zu dieser Volksweisheit die olympische Götterwelt? Wie die entzückungsreiche Vision des gefolterten Märtyrers zu seinen Peinigungen.

Jetzt öffnet sich uns gleichsam der olympische Zauberberg und zeigt uns seine Wurzeln. Der Grieche kannte und empfand die Schrecken und Entsetzlichkeiten des Daseins: um überhaupt leben zu können, musste er vor sie hin die glänzende Traumgeburt der Olympischen stellen. Jenes ungeheure Misstrauen gegen die titanischen Mächte der Natur, jene über allen Erkenntnissen erbarmungslos thronende Moira, jener Geier des grossen Menschenfreundes Prometheus, jenes Schreckensloos des weisen Oedipus, jener Geschlechtsfluch der Atriden, der Orest zum Muttermorde zwingt, kurz jene ganze Philosophie des Waldgottes, sammt ihren mythischen Exempeln, an der die schwermüthigen Etrurier zu Grunde gegangen sind — wurde von den Griechen durch jene künstlerische Mittelwelt der Olympier fortwährend von Neuem überwunden, jedenfalls verhüllt und dem Anblick entzogen. Um leben zu können, mussten die Griechen diese Götter, aus tiefster Nöthigung, schaffen: welchen Hergang wir uns wohl so vorzustellen haben, dass aus der ursprünglichen titanischen Götterordnung des Schreckens durch jenen apollinischen Schönheitstrieb in langsamen Uebergängen die olympische Götterordnung der Freude entwickelt wurde: wie Rosen aus dornigem Gebüsch hervorbrechen. Wie anders hätte jenes so reizbar empfindende, so ungestüm begehrende, zum Leiden so einzig befähigte Volk das Dasein ertragen können, wenn ihm nicht dasselbe, von einer höheren Glorie umflossen, in seinen Göttern gezeigt worden wäre. Derselbe Trieb, der die Kunst in’s Leben ruft, als die zum Weiterleben verführende Ergänzung und Vollendung des Daseins, liess auch die olympische Welt entstehn, in der sich der hellenische „Wille“ einen verklärenden Spiegel vorhielt. So rechtfertigen die Götter das Menschenleben, indem sie es selbst leben — die allein genügende Theodicee! Das Dasein unter dem hellen Sonnenscheine solcher Götter wird als das an sich Erstrebenswerthe empfunden, und der eigentliche Schmerz der homerischen Menschen bezieht sich auf das Abscheiden aus ihm, vor allem auf das baldige Abscheiden: so dass man jetzt von ihnen, mit Umkehrung der silenischen Weisheit, sagen könnte, „das Allerschlimmste sei für sie, bald zu sterben, das Zweitschlimmste, überhaupt einmal zu sterben“. Wenn die Klage einmal ertönt, so klingt sie wieder vom kurzlebenden Achilles, von dem blättergleichen Wechsel und Wandel des Menschengeschlechts, von dem Untergang der Heroenzeit. Es ist des grössten Helden nicht unwürdig, sich nach dem Weiterleben zu sehnen, sei es selbst als

Tagelöhner. So ungestüm verlangt, auf der apollinischen Stufe, der „Wille“ nach diesem Dasein, so eins fühlt sich der homerische Mensch mit ihm, dass selbst die Klage zu seinem Preisliede wird.

Hier muss nun ausgesprochen werden, dass diese von den neueren Menschen so sehnsüchtig angeschaute Harmonie, ja Einheit des Menschen mit der Natur, für die Schiller das Kunstwort „naiv“ in Geltung gebracht hat, keinesfalls ein so einfacher, sich von selbst ergebender, gleichsam unvermeidlicher Zustand ist, dem wir an der Pforte jeder Cultur, als einem Paradies der Menschheit begegnen müssten: dies konnte nur eine Zeit glauben, die den Emil Rousseau’s sich auch als Künstler zu denken suchte und in Homer einen solchen am Herzen der Natur erzogenen Künstler Emil gefunden zu haben wähnte. Wo uns das „Naive“ in der Kunst begegnet, haben wir die höchste Wirkung der apollinischen Cultur zu erkennen: welche immer erst ein Titanenreich zu stürzen und Ungethüme zu tödten hat und durch kräftige Wahnvorspiegelungen und lustvolle Illusionen über eine schreckliche Tiefe der Weltbetrachtung und reizbarste Leidensfähigkeit Sieger geworden sein muss. Aber wie selten wird das Naive, jenes völlige Verschlungensein in der Schönheit des Scheines, erreicht! Wie unaussprechbar erhaben ist deshalb Homer, der sich, als Einzelner, zu jener apollinischen Volkscultur verhält, wie der einzelne Traumkünstler zur Traumbefähigung des Volks und der Natur überhaupt. Die homerische „Naivetät“ ist nur als der vollkommene Sieg der apollinischen Illusion zu begreifen: es ist dies eine solche Illusion, wie sie die Natur, zur Erreichung ihrer Absichten, so häufig verwendet. Das wahre Ziel wird durch ein Wahnbild verdeckt: nach diesem strecken wir die Hände aus, und jenes erreicht die Natur durch unsre Täuschung. In den Griechen wollte der „Wille“ sich selbst, in der Verklärung des Genius und der Kunstwelt, anschauen; um sich zu verherrlichen, mussten seine Geschöpfe sich selbst als verherrlichenswerth empfinden, sie mussten sich in einer höheren Sphäre wiedersehn, ohne dass diese vollendete Welt der Anschauung als Imperativ oder als Vorwurf wirkte. Dies ist die Sphäre der Schönheit, in der sie ihre Spiegelbilder, die Olympischen, sahen. Mit dieser Schönheitsspiegelung kämpfte der hellenische „Wille“ gegen das dem künstlerischen correlative Talent zum Leiden und zur Weisheit des Leidens: und als Denkmal seines Sieges steht Homer vor uns, der naive Künstler.

[«]

4.

Ueber diesen naiven Künstler giebt uns die Traumanalogie einige Belehrung. Wenn wir uns den Träumenden vergegenwärtigen, wie er, mitten in der Illusion der Traumwelt und ohne sie zu stören, sich zuruft: „es ist ein Traum, ich will ihn weiter träumen“, wenn wir hieraus auf eine tiefe innere Lust des Traumanschauens zu schliessen haben, wenn wir andererseits, um überhaupt mit dieser inneren Lust am Schauen träumen zu können, den Tag und seine schreckliche Zudringlichkeit völlig vergessen haben müssen: so dürfen wir uns alle diese Erscheinungen etwa in folgender Weise, unter der Leitung des traumdeutenden Apollo, interpretiren. So gewiss von den beiden Hälften des Lebens, der wachen und der träumenden Hälfte, uns die erstere als die ungleich bevorzugtere, wichtigere, würdigere, lebenswerthere, ja allein gelebte dünkt: so möchte ich doch, bei allem Anscheine einer Paradoxie, für jenen geheimnissvollen Grund unseres Wesens, dessen Erscheinung wir sind, gerade die entgegengesetzte Werthschätzung des Traumes behaupten. Je mehr ich nämlich in der Natur jene allgewaltigen Kunsttriebe und in ihnen eine inbrünstige Sehnsucht zum Schein, zum Erlöstwerden durch den Schein gewahr werde, um so mehr fühle ich mich zu der metaphysischen Annahme gedrängt, dass das Wahrhaft-Seiende und Ur-Eine, als das ewig Leidende und Widerspruchsvolle, zugleich die entzückende Vision, den lustvollen Schein, zu seiner steten Erlösung braucht: welchen Schein wir, völlig in ihm befangen und aus ihm bestehend, als das Wahrhaft-Nichtseiende d.h. als ein fortwährendes Werden in Zeit, Raum und Causalität, mit anderen Worten, als empirische Realität zu empfinden genöthigt sind. Sehen wir also einmal von unsrer eignen „Realität“ für einen Augenblick ab, fassen wir unser empirisches Dasein, wie das der Welt überhaupt, als eine in jedem Moment erzeugte Vorstellung des Ur-Einen, so muss uns jetzt der Traum als der Schein des Scheins, somit als eine noch höhere Befriedigung der Urbegierde nach dem Schein hin gelten. Aus diesem selben Grunde hat der innerste Kern der Natur jene unbeschreibliche Lust an dem naiven Künstler und dem naiven Kunstwerke, das gleichfalls nur „Schein des Scheins“ ist. Rafael, selbst einer jener unsterblichen „Naiven“, hat uns in einem gleichnissartigen Gemälde jenes Depotenziren des Scheins zum Schein, den Urprozess des naiven Künstlers und zugleich der apollinischen Cultur, dargestellt. In seiner Transfiguration zeigt uns die untere Hälfte, mit dem besessenen Knaben, den verzweifelnden Trägern, den rathlos geängstigten Jüngern, die Wiederspiegelung des ewigen Urschmerzes, des einzigen Grundes der Welt: der „Schein“ ist hier Widerschein des ewigen Widerspruchs, des Vaters der Dinge. Aus diesem Schein steigt nun, wie ein ambrosischer Duft, eine visionsgleiche neue Scheinwelt empor, von der jene im ersten Schein Befangenen nichts sehen — ein leuchtendes Schweben in reinster

Wonne und schmerzlosem, aus weiten Augen strahlenden Anschauen. Hier haben wir, in höchster Kunstsymbolik, jene apollinische Schönheitswelt und ihren Untergrund, die schreckliche Weisheit des Silen, vor unseren Blicken und begreifen, durch Intuition, ihre gegenseitige Nothwendigkeit. Apollo aber tritt uns wiederum als die Vergöttlichung des principii individuationis entgegen, in dem allein das ewig erreichte Ziel des Ur-Einen, seine Erlösung durch den Schein, sich vollzieht: er zeigt uns, mit erhabenen Gebärden, wie die ganze Welt der Qual nöthig ist, damit durch sie der Einzelne zur Erzeugung der erlösenden Vision gedrängt werde und dann, ins Anschauen derselben versunken, ruhig auf seinem schwankenden Kahne, inmitten des Meeres, sitze.

Diese Vergöttlichung der Individuation kennt, wenn sie überhaupt imperativisch und Vorschriften gebend gedacht wird, nur Ein Gesetz, das Individuum d.h. die Einhaltung der Grenzen des Individuums, das Maass im hellenischen Sinne. Apollo, als ethische Gottheit, fordert von den Seinigen das Maass und, um es einhalten zu können, Selbsterkenntniss. Und so läuft neben der ästhetischen Nothwendigkeit der Schönheit die Forderung des „Erkenne dich selbst“ und des „Nicht zu viel!“ her, während Selbstüberhebung und Uebermaass als die eigentlich feindseligen Dämonen der nicht-apollinischen Sphäre, daher als Eigenschaften der vor-apollinischen Zeit, des Titanenzeitalters, und der ausser-apollinischen Welt d.h. der Barbarenwelt, erachtet wurden. Wegen seiner titanenhaften Liebe zu den Menschen musste Prometheus von den Geiern zerrissen werden, seiner übermässigen Weisheit halber, die das Räthsel der Sphinx löste, musste Oedipus in einen verwirrenden Strudel von Unthaten stürzen: so interpretirte der delphische Gott die griechische Vergangenheit.

„Titanenhaft“ und „barbarisch“ dünkte dem apollinischen Griechen auch die Wirkung, die das Dionysische erregte: ohne dabei sich verhehlen zu können, dass er selbst doch zugleich auch innerlich mit jenen gestürzten Titanen und Heroen verwandt sei. Ja er musste noch mehr empfinden: sein ganzes Dasein mit aller Schönheit und Mässigung ruhte auf einem verhüllten Untergrunde des Leidens und der Erkenntniss, der ihm wieder durch jenes Dionysische aufgedeckt wurde. Und siehe! Apollo konnte nicht ohne Dionysus leben! Das „Titanische“ und das „Barbarische“ war zuletzt eine eben solche Nothwendigkeit wie das Apollinische! Und nun denken wir uns, wie in diese auf den Schein und die Mässigung gebaute und künstlich gedämmte Welt der ekstatische Ton der Dionysusfeier in immer lockenderen Zauberweisen hineinklang, wie in diesen das ganze Uebermaass der Natur in Lust, Leid und Erkenntniss, bis zum durchdringenden Schrei, laut wurde: denken wir uns, was diesem dämonischen Volksgesange gegenüber der psalmodirende Künstler des Apollo, mit dem gespensterhaften Harfenklange, bedeuten konnte! Die Musen der Künste des „Scheins“ verblassten vor einer Kunst, die in ihrem Rausche die Wahrheit sprach, die Weisheit des Silen rief Wehe! Wehe! aus gegen die heiteren Olympier. Das Individuum, mit allen seinen Grenzen und Maassen, ging hier in der Selbstvergessenheit der dionysischen Zustände unter und vergass die apollinischen Satzungen. Das Uebermaass enthüllte sich als Wahrheit, der Widerspruch, die aus Schmerzen geborene Wonne sprach von sich aus dem Herzen der Natur heraus. Und so war, überall dort, wo das Dionysische durchdrang, das Apollinische aufgehoben und vernichtet. Aber eben so gewiss ist, dass dort, wo der erste Ansturm ausgehalten wurde, das Ansehen und die Majestät des delphischen Gottes starrer und drohender als je sich äusserte. Ich vermag nämlich den dorischen Staat und die dorische Kunst mir nur als ein fortgesetztes Kriegslager des Apollinischen zu erklären: nur in einem unausgesetzten Widerstreben gegen das titanisch-barbarische Wesen des Dionysischen konnte eine so trotzig-spröde, mit Bollwerken umschlossene Kunst, eine so kriegsgemässe und herbe Erziehung, ein so grausames und rücksichtsloses Staatswesen von längerer Dauer sein.

Bis zu diesem Punkte ist des Weiteren ausgeführt worden, was ich am Eingange dieser Abhandlung bemerkte: wie das Dionysische und das Apollinische in immer neuen auf einander folgenden Geburten, und sich gegenseitig steigernd das hellenische Wesen beherrscht haben: wie aus dem „erzenen“ Zeitalter, mit seinen Titanenkämpfen und seiner herben Volksphilosophie, sich unter dem Walten des apollinischen Schönheitstriebes die homerische Welt entwickelt, wie diese „naive“ Herrlichkeit wieder von dem einbrechenden Strome des Dionysischen verschlungen wird, und wie dieser neuen Macht gegenüber sich das Apollinische zur starren Majestät der dorischen Kunst und Weltbetrachtung erhebt. Wenn auf diese Weise die ältere hellenische Geschichte, im Kampf jener zwei feindseligen Principien, in vier grosse Kunststufen zerfällt: so sind wir jetzt gedrängt, weiter nach dem letzten Plane dieses Werdens und Treibens zu fragen, falls uns nicht etwa die letzterreichte Periode, die der dorischen Kunst, als die Spitze und Absicht jener Kunsttriebe gelten sollte: und hier bietet sich unseren Blicken das erhabene und hochgepriesene Kunstwerk der attischen Tragödie und des dramatischen Dithyrambus, als das gemeinsame Ziel beider Triebe, deren geheimnissvolles Ehebündniss, nach langem vorhergehenden Kampfe, sich in einem solchen Kinde — das zugleich Antigone und Kassandra ist — verherrlicht hat.

[«]

5.

Wir nahen uns jetzt dem eigentlichen Ziele unsrer Untersuchung, die auf die Erkenntniss des dionysisch-apollinischen Genius und seines Kunstwerkes, wenigstens auf das ahnungsvolle Verständniss jenes Einheitsmysteriums gerichtet ist. Hier fragen wir nun zunächst, wo jener neue Keim sich zuerst in der hellenischen Welt bemerkbar macht, der sich nachher bis zur Tragödie und zum dramatischen Dithyrambus entwickelt. Hierüber giebt uns das Alterthum selbst bildlich Aufschluss, wenn es als die Urväter und Fackelträger der griechischen Dichtung Homer und Archilochus auf Bildwerken, Gemmen u. s. w. neben einander stellt, in der sicheren Empfindung, dass nur diese Beiden gleich völlig originalen Naturen, von denen aus ein Feuerstrom auf die gesammte griechische Nachwelt fortfliesse, zu erachten seien. Homer, der in sich versunkene greise Träumer, der Typus des apollinischen, naiven Künstlers, sieht nun staunend den leidenschaftlichen Kopf des wild durch's Dasein getriebenen kriegerischen Musendieners Archilochus: und die neuere Aesthetik wusste nur deutend hinzuzufügen, dass hier dem „objectiven“ Künstler der erste „subjective“ entgegen gestellt sei. Uns ist mit dieser Deutung wenig gedient, weil wir den subjectiven Künstler nur als schlechten Künstler kennen und in jeder Art und Höhe der Kunst vor allem und zuerst Besiegung des Subjectiven, Erlösung vom „Ich“ und Stillschweigen jedes individuellen Willens und Gelüstens fordern, ja ohne Objectivität, ohne reines interesseloses Anschauen nie an die geringste wahrhaft künstlerische Erzeugung glauben können. Darum muss unsre Aesthetik erst jenes Problem lösen, wie der „Lyriker“ als Künstler möglich ist: er, der, nach der Erfahrung aller Zeiten, immer „ich“ sagt und die ganze chromatische Tonleiter seiner Leidenschaften und Begehrungen vor uns absingt. Gerade dieser Archilochus erschreckt uns, neben Homer, durch den Schrei seines Hasses und Hohnes, durch die trunknen Ausbrüche seiner Begierde; ist er, der erste subjectiv genannte Künstler, nicht damit der eigentliche Nichtkünstler? Woher aber dann die Verehrung, die ihm, dem Dichter, gerade auch das delphische Orakel, der Herd der „objectiven“ Kunst, in sehr merkwürdigen Aussprüchen erwiesen hat?

Ueber den Prozess seines Dichtens hat uns Schiller durch eine ihm selbst unerklärliche, doch nicht bedenklich scheinende psychologische Beobachtung Licht gebracht; er gesteht nämlich als den vorbereitenden Zustand vor dem Actus des Dichtens nicht etwa eine Reihe von Bildern, mit geordneter Causalität der Gedanken, vor sich und in sich gehabt zu haben, sondern vielmehr eine musikalische Stimmung („Die Empfindung ist bei mir anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand; dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemüthsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee“). Nehmen wir jetzt das wichtigste Phänomen der ganzen antiken Lyrik hinzu, die überall als natürlich geltende Vereinigung, ja Identität des Lyrikers mit dem Musiker — der gegenüber unsre neuere Lyrik wie ein Götterbild ohne Kopf erscheint — so können wir jetzt, auf Grund unsrer früher dargestellten aesthetischen Metaphysik, uns in folgender Weise den Lyriker erklären. Er ist zuerst, als dionysischer Künstler, gänzlich mit dem Ur-Einen, seinem Schmerz und Widerspruch, eins geworden und producirt das Abbild dieses Ur-Einen als Musik, wenn anders diese mit Recht eine Wiederholung der Welt und ein zweiter Abguss derselben genannt worden ist; jetzt aber wird diese Musik ihm wieder wie in einem gleichnissartigen Traumbilde, unter der apollinischen Traumeinwirkung sichtbar. Jener bild- und begrifflose Wiederschein des Urschmerzes in der Musik, mit seiner Erlösung im Scheine, erzeugt jetzt eine zweite Spiegelung, als einzelnes Gleichniss oder Exempel. Seine Subjectivität hat der Künstler bereits in dem dionysischen Prozess aufgegeben: das Bild, das ihm jetzt seine Einheit mit dem Herzen der Welt zeigt, ist eine Traumscene, die jenen Urwiderspruch und Urschmerz, sammt der Urlust des Scheines, versinnlicht. Das „Ich“ des Lyrikers tönt also aus dem Abgrunde des Seins: seine „Subjectivität“ im Sinne der neueren Aesthetiker ist eine Einbildung. Wenn Archilochus, der erste Lyriker der Griechen, seine rasende Liebe und zugleich seine Verachtung den Töchtern des Lykambes kundgiebt, so ist es nicht seine Leidenschaft, die vor uns in orgiastischem Taumel tanzt: wir sehen Dionysus und die Mänaden, wir sehen den berauschten Schwärmer Archilochus zum Schlafe niedergesunken — wie ihn uns Euripides in den Bacchen beschreibt, den Schlaf auf hoher Alpentrift, in der Mittagssonne —: und jetzt tritt Apollo an ihn heran und berührt ihn mit dem Lorbeer. Die dionysisch-musikalische Verzauberung des Schläfers sprüht jetzt gleichsam Bilderfunken um sich, lyrische Gedichte, die in ihrer höchsten Entfaltung Tragödien und dramatische Dithyramben heissen.

Der Plastiker und zugleich der ihm verwandte Epiker ist in das reine Anschauen der Bilder versunken. Der dionysische Musiker ist ohne jedes Bild völlig nur selbst Urschmerz und Urwiederklang desselben. Der lyrische Genius fühlt aus dem mystischen Selbstentäusserungs- und Einheitszustande eine Bilder- und Gleichnisswelt hervorwachsen, die eine ganz andere Färbung, Causalität und Schnelligkeit hat als jene Welt des Plastikers und Epikers. Während der Letztgenannte in diesen Bildern und nur in ihnen mit freudigem Behagen lebt und nicht müde wird, sie bis auf die kleinsten Züge hin liebevoll anzuschauen, während selbst das Bild des zürnenden Achilles für ihn nur ein Bild ist, dessen zürnenden Ausdruck er mit jener Traumlust am Scheine geniesst — so dass er, durch diesen Spiegel des Scheines, gegen das Einswerden und Zusammenschmelzen mit seinen Gestalten geschützt ist —, so sind dagegen die Bilder des Lyrikers nichts als er selbst und gleichsam nur verschiedene Objectivationen von ihm, weshalb er als bewegender Mittelpunkt jener Welt „ich" sagen darf: nur ist diese Ichheit nicht dieselbe, wie die des wachen, empirisch-realen Menschen, sondern die einzige überhaupt wahrhaft seiende und ewige, im Grunde der Dinge ruhende Ichheit, durch deren Abbilder der lyrische Genius bis auf jenen Grund der Dinge hindurchsieht. Nun denken wir uns einmal, wie er unter diesen Abbildern auch sich selbst als Nichtgenius erblickt d.h. sein „Subject", das ganze Gewühl subjectiver, auf ein bestimmtes, ihm real dünkendes Ding gerichteter Leidenschaften und Willensregungen; wenn es jetzt scheint als ob der lyrische Genius und der mit ihm verbundene Nichtgenius eins wäre und als ob der Erstere von sich selbst jenes Wörtchen „ich" spräche, so wird uns jetzt dieser Schein nicht mehr verführen können, wie er allerdings diejenigen verführt hat, die den Lyriker als den subjectiven Dichter bezeichnet haben. In Wahrheit ist Archilochus, der leidenschaftlich entbrannte liebende und hassende Mensch nur eine Vision des Genius, der bereits nicht mehr Archilochus, sondern Weltgenius ist und der seinen Urschmerz in jenem Gleichnisse vom Menschen Archilochus symbolisch ausspricht: während jener subjectiv wollende und begehrende Mensch Archilochus überhaupt nie und nimmer Dichter sein kann. Es ist aber gar nicht nöthig, dass der Lyriker gerade nur das Phänomen des Menschen Archilochus vor sich sieht als Wiederschein des ewigen Seins; und die Tragödie beweist, wie weit sich die Visionswelt des Lyrikers von jenem allerdings zunächst stehenden Phänomen entfernen kann.

Schopenhauer, der sich die Schwierigkeit, die der Lyriker für die philosophische Kunstbetrachtung macht, nicht verhehlt hat, glaubt einen Ausweg gefunden zu haben, den ich nicht mit ihm gehen kann, während ihm allein, in seiner tiefsinnigen Metaphysik der Musik, das Mittel in die Hand gegeben war, mit dem jene Schwierigkeit entscheidend beseitigt werden konnte: wie ich dies, in seinem Geiste und zu seiner Ehre, hier gethan zu haben glaube. Dagegen bezeichnet er als das eigenthümliche Wesen des Liedes Folgendes (Welt als Wille und Vorstellung I, S. 295): „Es ist das Subject des Willens, d.h. das eigene Wollen, was das Bewusstsein des Singenden füllt, oft als ein entbundenes, befriedigtes Wollen (Freude), wohl noch öfter aber als ein gehemmtes (Trauer), immer als Affect, Leidenschaft, bewegter Gemüthszustand. Neben diesem jedoch und zugleich damit wird durch den Anblick der umgebenden Natur der Singende sich seiner bewusst als Subjects des reinen, willenlosen Erkennens, dessen unerschütterliche, selige Ruhe nunmehr in Contrast tritt mit dem Drange des immer beschränkten, immer noch dürftigen Wollens: die Empfindung dieses Contrastes, dieses Wechselspieles ist eigentlich, was sich im Ganzen des Liedes ausspricht und was überhaupt den lyrischen Zustand ausmacht. In diesem tritt gleichsam das reine Erkennen zu uns heran, um uns vom Wollen und seinem Drange zu erlösen: wir folgen; doch nur auf Augenblicke: immer von Neuem entreisst das Wollen, die Erinnerung an unsere persönlichen Zwecke, uns der ruhigen Beschauung; aber auch immer wieder entlockt uns dem Wollen die nächste schöne Umgebung, in welcher sich die reine willenlose Erkenntniss uns darbietet. Darum geht im Liede und der lyrischen Stimmung das Wollen (das persönliche Interesse des Zwecks) und das reine Anschauen der sich darbietenden Umgebung wundersam gemischt durch einander: es werden Beziehungen zwischen beiden gesucht und imaginirt; die subjective Stimmung, die Affection des Willens, theilt der angeschauten Umgebung und diese wiederum jener ihre Farbe im Reflex mit: von diesem ganzen so gemischten und getheilten Gemüthszustande ist das ächte Lied der Abdruck“.

Wer vermöchte in dieser Schilderung zu verkennen, dass hier die Lyrik als eine unvollkommen erreichte, gleichsam im Sprunge und selten zum Ziele kommende Kunst charakterisirt wird, ja als eine Halbkunst, deren Wesen darin bestehen solle, dass das Wollen und das reine Anschauen d.h. der unaesthetische und der aesthetische Zustand wundersam durch einander gemischt seien? Wir behaupten vielmehr, dass der ganze Gegensatz, nach dem wie nach einem Werthmesser auch noch Schopenhauer die Künste eintheilt, der des Subjectiven und des Objectiven, überhaupt in der Aesthetik ungehörig ist, da das Subject, das wollende und seine egoistischen Zwecke fördernde Individuum nur als Gegner, nicht als Ursprung der Kunst gedacht werden kann. Insofern aber das Subject Künstler ist, ist es bereits von seinem individuellen Willen erlöst und gleichsam Medium geworden, durch das hindurch das eine wahrhaft seiende Subject seine Erlösung im Scheine feiert. Denn dies muss uns vor allem, zu unserer Erniedrigung und Erhöhung, deutlich sein, dass die ganze Kunstkomödie durchaus nicht für uns, etwa unsrer Besserung und Bildung wegen, aufgeführt wird, ja dass wir ebensowenig die eigentlichen Schöpfer jener Kunstwelt sind: wohl aber dürfen wir von uns selbst annehmen, dass wir für den wahren Schöpfer derselben schon Bilder und künstlerische Projectionen sind und in der Bedeutung von Kunstwerken unsre höchste Würde haben — denn nur als aesthetisches Phänomen ist das Dasein und die Welt ewig gerechtfertigt: — während freilich unser Bewusstsein über diese unsre Bedeutung kaum ein andres ist als es die auf Leinwand gemalten Krieger von der auf ihr dargestellten Schlacht haben. Somit ist unser ganzes Kunstwissen im Grunde ein völlig illusorisches, weil wir als Wissende mit jenem Wesen nicht eins und identisch sind, das sich, als einziger Schöpfer und Zuschauer jener Kunstkomödie einen ewigen Genuss bereitet. Nur soweit der Genius im Actus der künstlerischen Zeugung mit jenem Urkünstler der Welt verschmilzt, weiss er etwas über das ewige Wesen der Kunst; denn in jenem Zustande ist er, wunderbarer Weise, dem unheimlichen Bild des Mährchens gleich, das die Augen drehn und sich selber anschaun kann; jetzt ist er zugleich Subject und Object, zugleich Dichter, Schauspieler und Zuschauer.

[«]

6.

In Betreff des Archilochus hat die gelehrte Forschung entdeckt, dass er das Volkslied in die Litteratur eingeführt habe, und dass ihm, dieser That halber, jene einzige Stellung neben Homer, in der allgemeinen Schätzung der Griechen zukomme. Was aber ist das Volkslied im Gegensatz zu dem völlig apollinischen Epos? Was anders als das perpetuum vestigium einer Vereinigung des Apollinischen und des Dionysischen; seine ungeheure, über alle Völker sich erstreckende und in immer neuen Geburten sich steigernde Verbreitung ist uns ein Zeugniss dafür, wie stark jener künstlerische Doppeltrieb der Natur ist: der in analoger Weise seine Spuren im Volkslied hinterlässt, wie die orgiastischen Bewegungen eines Volkes sich in seiner Musik verewigen. Ja es müsste auch historisch nachweisbar sein, wie jede an Volksliedern reich productive Periode zugleich auf das Stärkste durch dionysische Strömungen erregt worden ist, welche wir immer als Untergrund und Voraussetzung des Volksliedes zu betrachten haben.

Das Volkslied aber gilt uns zu allernächst als musikalischer Weltspiegel, als ursprüngliche Melodie, die sich jetzt eine parallele Traumerscheinung sucht und diese in der Dichtung ausspricht. Die Melodie ist also das Erste und Allgemeine, das deshalb auch mehrere Objectivationen, in mehreren Texten, an sich erleiden kann. Sie ist auch das bei weitem wichtigere und nothwendigere in der naiven Schätzung des Volkes. Die Melodie gebiert die Dichtung aus sich und zwar immer wieder von Neuem; nichts Anderes will uns die Strophenform des Volksliedes sagen: welches Phänomen ich immer mit Erstaunen betrachtet habe, bis ich endlich diese Erklärung fand. Wer eine Sammlung von Volksliedern z.B. des Knaben Wunderhorn auf diese Theorie hin ansieht, der wird unzählige Beispiele finden, wie die fortwährend gebärende Melodie Bilderfunken um sich ausprüht: die in ihrer Buntheit, ihrem jähen Wechsel, ja ihrem tollen Sichüberstürzen eine dem epischen Scheine und seinem ruhigen Fortströmen wildfremde Kraft offenbaren. Vom Standpunkte des Epos ist diese ungleiche und unregelmässige Bilderwelt der Lyrik einfach zu verurtheilen: und dies haben gewiss die feierlichen epischen Rhapsoden der apollinischen Feste im Zeitalter des Terpander gethan.

In der Dichtung des Volksliedes sehen wir also die Sprache auf das Stärkste angespannt, die Musik nachzuahmen: deshalb beginnt mit Archilochus eine neue Welt der Poesie, die der homerischen in ihrem tiefsten Grunde widerspricht. Hiermit haben wir das einzig mögliche Verhältniss zwischen Poesie und Musik, Wort und Ton bezeichnet: das Wort, das Bild, der Begriff sucht einen der Musik analogen Ausdruck und erleidet jetzt die Gewalt der Musik an sich. In diesem Sinne dürfen wir in der Sprachgeschichte des griechischen Volkes zwei Hauptströmungen unterscheiden, jenachdem die Sprache die Erscheinungs- und Bilderwelt oder die Musikwelt nachahmte. Man denke nur einmal tiefer über die sprachliche Differenz der Farbe, des syntaktischen Bau's, des Wortmaterial's bei Homer und Pindar nach, um die Bedeutung dieses Gegensatzes zu begreifen; ja es wird Einem dabei handgreiflich deutlich, dass zwischen Homer und Pindar die orgiastischen Flötenweisen des Olympus erklungen sein müssen, die noch im Zeitalter des Aristoteles, inmitten einer unendlich entwickelteren Musik, zu trunkner Begeisterung hinrissen und gewiss in ihrer ursprünglichen Wirkung alle dichterischen Ausdrucksmittel der gleichzeitigen Menschen zur Nachahmung aufgereizt haben. Ich erinnere hier an ein bekanntes, unserer Aesthetik nur anstössig dünkendes Phänomen unserer Tage. Wir erleben es immer wieder, wie eine Beethoven'sche Symphonie die einzelnen Zuhörer zu einer Bilderrede nöthigt, sei es auch dass eine Zusammenstellung der verschiedenen, durch ein Tonstück erzeugten Bilderwelten sich recht phantastisch bunt, ja widersprechend ausnimmt: an solchen Zusammenstellungen ihren armen Witz zu üben und das doch wahrlich erklärenswerthe Phänomen zu übersehen, ist recht in der Art jener Aesthetik. Ja selbst wenn der Tondichter in Bildern über eine Composition geredet hat, etwa wenn er eine Symphonie als pastorale und einen Satz als „Scene am Bach“, einen anderen als „lustiges Zusammensein der Landleute“ bezeichnet, so sind das ebenfalls nur gleichnissartige, aus der Musik geborne

Vorstellungen — und nicht etwa die nachgeahmten Gegenstände der Musik — Vorstellungen, die über den dionysischen Inhalt der Musik uns nach keiner Seite hin belehren können, ja die keinen ausschliesslichen Werth neben anderen Bildern haben. Diesen Prozess einer Entladung der Musik in Bildern haben wir uns nun auf eine jugendfrische, sprachlich schöpferische Volksmenge zu übertragen, um zur Ahnung zu kommen, wie das strophische Volkslied entsteht, und wie das ganze Sprachvermögen durch das neue Princip der Nachahmung der Musik aufgeregt wird.

Dürfen wir also die lyrische Dichtung als die nachahmende Effulguration der Musik in Bildern und Begriffen betrachten, so können wir jetzt fragen: „als was erscheint die Musik im Spiegel der Bildlichkeit und der Begriffe?“ Sie erscheint als Wille, das Wort im Schopenhauerischen Sinne genommen, d.h. als Gegensatz der aesthetischen, rein beschaulichen willenlosen Stimmung. Hier unterscheide man nun so scharf als möglich den Begriff des Wesens von dem der Erscheinung: denn die Musik kann, ihrem Wesen nach, unmöglich Wille sein, weil sie als solcher gänzlich aus dem Bereich der Kunst zu bannen wäre — denn der Wille ist das an sich Unaesthetische —; aber sie erscheint als Wille. Denn um ihre Erscheinung in Bildern auszudrücken, braucht der Lyriker alle Regungen der Leidenschaft, vom Flüstern der Neigung bis zum Grollen des Wahnsinns; unter dem Triebe, in apollinischen Gleichnissen von der Musik zu reden, versteht er die ganze Natur und sich in ihr nur als das ewig Wollende, Begehrende, Sehnende. Insofern er aber die Musik in Bildern deutet, ruht er selbst in der stillen Meeresruhe der apollinischen Betrachtung, so sehr auch alles, was er durch das Medium der Musik anschaut, um ihn herum in drängender und treibender Bewegung ist. Ja wenn er sich selbst durch dasselbe Medium erblickt, so zeigt sich ihm sein eignes Bild im Zustande des unbefriedigten Gefühls: sein eignes Wollen, Sehnen, Stöhnen, Jauchzen ist ihm ein Gleichniss, mit dem er die Musik sich deutet. Dies ist das Phänomen des Lyrikers: als apollinischer Genius interpretirt er die Musik durch das Bild des Willens, während er selbst völlig losgelöst von der Gier des Willens, reines ungetrübtes Sonnenauge ist.

Diese ganze Erörterung hält daran fest, dass die Lyrik eben so abhängig ist vom Geiste der Musik als die Musik selbst in ihrer völligen Unumschränktheit, das Bild und den Begriff nicht braucht, sondern ihn nur neben sich erträgt. Die Dichtung des Lyrikers kann nichts aussagen, was nicht in der ungeheuersten Allgemeinheit und Allgültigkeit bereits in der Musik lag, die ihn zur Bilderrede nöthigte. Der Weltsymbolik der Musik ist eben deshalb mit der Sprache auf keine

Weise erschöpfend beizukommen, weil sie sich auf den Urwiderspruch und Urschmerz im Herzen des Ur-Einen symbolisch bezieht, somit eine Sphäre symbolisirt, die über alle Erscheinung und vor aller Erscheinung ist. Ihr gegenüber ist vielmehr jede Erscheinung nur Gleichniss: daher kann die Sprache, als Organ und Symbol der Erscheinungen, nie und nirgends das tiefste Innere der Musik nach Aussen kehren, sondern bleibt immer, sobald sie sich auf Nachahmung der Musik einlässt, nur in einer äusserlichen Berührung mit der Musik, während deren tiefster Sinn, durch alle lyrische Beredsamkeit, uns auch keinen Schritt näher gebracht werden kann.

[«]

7.

Alle die bisher erörterten Kunstprincipien müssen wir jetzt zu Hülfe nehmen, um uns in dem Labyrinth zurecht zu finden, als welches wir den Ursprung der griechischen Tragödie bezeichnen müssen. Ich denke nichts Ungereimtes zu behaupten, wenn ich sage, dass das Problem dieses Ursprungs bis jetzt noch nicht einmal ernsthaft aufgestellt, geschweige denn gelöst ist, so oft auch die zerflatternden Fetzen der antiken Ueberlieferung schon combinatorisch an einander genäht und wieder aus einander gerissen sind. Diese Ueberlieferung sagt uns mit voller Entschiedenheit, dass die Tragödie aus dem tragischen Chore entstanden ist und ursprünglich nur Chor und nichts als Chor war: woher wir die Verpflichtung nehmen, diesem tragischen Chore als dem eigentlichen Urdrama in’s Herz zu sehen, ohne uns an den geläufigen Kunstredensarten — dass er der idealische Zuschauer sei oder das Volk gegenüber der fürstlichen Region der Scene zu vertreten habe — irgendwie genügen zu lassen. Jener zuletzt erwähnte, für manchen Politiker erhaben klingende Erläuterungsgedanke — als ob das unwandelbare Sittengesetz von den demokratischen Athenern in dem Volkschore dargestellt sei, der über die leidenschaftlichen Ausschreitungen und Ausschweifungen der Könige hinaus immer Recht behalte — mag noch so sehr durch ein Wort des Aristoteles nahegelegt sein: auf die ursprüngliche Formation der Tragödie ist er ohne Einfluss, da von jenen rein religiösen Ursprüngen der ganze Gegensatz von Volk und Fürst, überhaupt jegliche politisch-sociale Sphäre ausgeschlossen ist; aber wir möchten es auch in Hinsicht auf die uns bekannte classische Form des Chors bei Aeschylus und Sophokles für Blasphemie erachten, hier von der Ahnung einer „constitutionellen Volksvertretung“ zu reden, vor welcher Blasphemie Andere nicht zurückgeschrocken sind. Eine constitutionelle Volksvertretung kennen die antiken Staatsverfassungen in praxi nicht und haben sie hoffentlich auch in ihrer Tragödie nicht einmal „geahnt“.

Viel berühmter als diese politische Erklärung des Chors ist der Gedanke A. W. Schlegel’s, der uns den Chor gewissermaassen als den Inbegriff und Extract der Zuschauermenge, als den „idealischen Zuschauer“ zu betrachten anempfiehlt. Diese Ansicht, zusammengehalten mit jener historischen Ueberlieferung, dass ursprünglich die Tragödie nur Chor war, erweist sich als das was sie ist, als eine rohe, unwissenschaftliche, doch glänzende Behauptung, die ihren Glanz aber nur durch ihre concentrirte Form des Ausdrucks, durch die echt germanische Voreingenommenheit für Alles, was „idealisch“ genannt wird und durch unser momentanes Erstauntsein erhalten hat. Wir sind nämlich erstaunt, sobald wir das uns gut bekannte Theaterpublicum mit jenem Chore vergleichen und uns fragen, ob es wohl möglich sei, aus diesem Publicum je etwas dem tragischen Chore Analoges herauszuidealisiren. Wir leugnen dies im Stillen und wundern uns jetzt eben so über die Kühnheit der Schlegel’schen Behauptung wie über die total verschiedene Natur des griechischen Publicums. Wir hatten nämlich doch immer gemeint, dass der rechte Zuschauer, er sei wer er wolle, sich immer bewusst bleiben müsse, ein Kunstwerk vor sich zu haben, nicht eine empirische Realität: während der tragische Chor der Griechen in den Gestalten der Bühne leibhafte Existenzen zu erkennen genöthigt ist. Der Okeanidenchor glaubt wirklich den Titan Prometheus vor sich zu sehen und hält sich selbst für eben so real wie den Gott der Scene. Und das sollte die höchste und reinste Art des Zuschauers sein, gleich den Okeaniden den Prometheus für leiblich vorhanden und real zu halten? Und es wäre das Zeichen des idealischen Zuschauers, auf die Bühne zu laufen und den Gott von seinen Martern zu befreien? Wir hatten an ein aesthetisches Publicum geglaubt und den einzelnen Zuschauer für um so befähigter gehalten, je mehr er im Stande war, das Kunstwerk als Kunst d.h. aesthetisch zu nehmen; und jetzt deutete uns der Schlegel’sche Ausdruck an, dass der vollkommne idealische Zuschauer die Welt der Scene gar nicht aesthetisch, sondern leibhaft empirisch auf sich wirken lasse. O über diese Griechen! seufzen wir; sie werfen uns unsre Aesthetik um! Daran aber gewöhnt, wiederholten wir den Schlegel’schen Spruch, so oft der Chor zur Sprache kam.

Aber jene so ausdrückliche Ueberlieferung redet hier gegen Schlegel: der Chor an sich, ohne Bühne, also die primitive Gestalt der Tragödie und jener Chor idealischer Zuschauer vertragen sich nicht mit einander. Was wäre das für eine Kunstgattung, die aus dem Begriff des Zuschauers herausgezogen wäre, als deren eigentliche Form der „Zuschauer an sich“ zu gelten hätte. Der Zuschauer ohne Schauspiel ist ein widersinniger Begriff. Wir fürchten, dass die Geburt der Tragödie weder aus der Hochachtung vor der sittlichen Intelligenz der Masse, noch aus dem Begriff des schauspiellosen Zuschauers zu erklären sei und halten dies Problem für zu tief, um von so flachen Betrachtungsarten auch nur berührt zu werden.

Eine unendlich werthvollere Einsicht über die Bedeutung des Chors hatte bereits Schiller in der berühmten Vorrede zur Braut von Messina verrathen, der den Chor als eine lebendige Mauer betrachtete, die die Tragödie um sich herum zieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschliessen und sich ihren idealen Boden und ihre poetische Freiheit zu bewahren.

Schiller kämpft mit dieser seiner Hauptwaffe gegen den gemeinen Begriff des Natürlichen, gegen die bei der dramatischen Poesie gemeinhin geheischte Illusion. Während der Tag selbst auf dem Theater nur ein künstlicher, die Architektur nur eine symbolische sei und die metrische Sprache einen idealen Charakter trage, herrsche immer noch der Irrthum im Ganzen: es sei nicht genug, dass man das nur als eine poetische Freiheit dulde, was doch das Wesen aller Poesie sei. Die Einführung des Chores sei der entscheidende Schritt, mit dem jedem Naturalismus in der Kunst offen und ehrlich der Krieg erklärt werde. — Eine solche Betrachtungsart ist es, scheint mir, für die unser sich überlegen wähnendes Zeitalter das wegwerfende Schlagwort „Pseudoidealismus“ gebraucht. Ich fürchte, wir sind dagegen mit unserer jetzigen Verehrung des Natürlichen und Wirklichen am Gegenpol alles Idealismus angelangt, nämlich in der Region der Wachsfigurencabinette. Auch in ihnen giebt es eine Kunst, wie bei gewissen beliebten Romanen der Gegenwart: nur quäle man uns nicht mit dem Anspruch, dass mit dieser Kunst der Schiller-Goethesche „Pseudoidealismus“ überwunden sei.

Freilich ist es ein „idealer“ Boden, auf dem, nach der richtigen Einsicht Schillers, der griechische Satyrchor, der Chor der ursprünglichen Tragödie, zu wandeln pflegt, ein Boden hoch emporgehoben über die wirkliche Wandelbahn der Sterblichen. Der Grieche hat sich für diesen Chor die Schwebegerüste eines fingirten Naturzustandes gezimmert und auf sie hin fingirte Naturwesen gestellt. Die Tragödie ist auf diesem Fundamente emporgewachsen und freilich schon deshalb von Anbeginn an einem peinlichen Abkonterfeien der Wirklichkeit enthoben gewesen. Dabei ist es doch keine willkürlich zwischen Himmel und Erde hineinphantasirte Welt; vielmehr eine Welt von gleicher Realität und Glaubwürdigkeit wie sie der Olymp sammt seinen Insassen für den gläubigen Hellenen besass. Der Satyr als der dionysische Choreut lebt in einer religiös zugestandenen Wirklichkeit unter der Sanction des Mythus und des Cultus. Dass mit ihm die Tragödie beginnt, dass aus ihm die dionysische Weisheit der Tragödie spricht, ist ein hier uns eben so befremdendes Phänomen wie überhaupt die Entstehung der Tragödie aus dem Chore. Vielleicht gewinnen wir einen Ausgangspunkt der Betrachtung, wenn ich die Behauptung hinstelle, dass sich der Satyr, das fingirte Naturwesen, zu dem Culturmenschen in gleicher Weise verhält, wie die dionysische Musik zur Civilisation. Von letzterer sagt Richard Wagner, dass sie von der Musik aufgehoben werde wie der Lampenschein vom Tageslicht. In gleicher Weise, glaube ich, fühlte sich der griechische Culturmensch im Angesicht des Satyrchors aufgehoben: und dies ist die nächste Wirkung der dionysischen Tragödie, dass der Staat und die Gesellschaft, überhaupt die Klüfte zwischen Mensch und Mensch einem übermächtigen Einheitsgefühle weichen, welches an das Herz der Natur zurückführt. Der metaphysische Trost, — mit welchem, wie ich schon hier andeute, uns jede wahre Tragödie entlässt — dass das Leben im Grunde der Dinge, trotz allem Wechsel der Erscheinungen unzerstörbar mächtig und lustvoll sei, dieser Trost erscheint in leibhafter Deutlichkeit als Satyrchor, als Chor von Naturwesen, die gleichsam hinter aller Civilisation unvertilgbar leben und trotz allem Wechsel der Generationen und der Völkergeschichte ewig dieselben bleiben.

Mit diesem Chore tröstet sich der tiefsinnige und zum zartesten und schwersten Leiden einzig befähigte Hellene, der mit schneidigem Blicke mitten in das furchtbare Vernichtungstreiben der sogenannten Weltgeschichte, eben so wie in die Grausamkeit der Natur geschaut hat und in Gefahr ist, sich nach einer buddhaistischen Verneinung des Willens zu sehnen. Ihn rettet die Kunst, und durch die Kunst rettet ihn sich — das Leben.

Die Verzückung des dionysischen Zustandes mit seiner Vernichtung der gewöhnlichen Schranken und Grenzen des Daseins enthält nämlich während seiner Dauer ein lethargisches Element, in das sich alles persönlich in der Vergangenheit Erlebte eintaucht. So scheidet sich durch diese Kluft der Vergessenheit die Welt der alltäglichen und der dionysischen Wirklichkeit von einander ab. Sobald aber jene alltägliche Wirklichkeit wieder ins Bewusstsein tritt, wird sie mit Ekel als solche empfunden; eine asketische, willenverneinende Stimmung ist die Frucht jener Zustände. In diesem Sinne hat der dionysische Mensch Aehnlichkeit mit Hamlet: beide haben einmal einen wahren Blick in das Wesen der Dinge gethan, sie haben erkannt, und es ekelt sie zu handeln; denn ihre Handlung kann nichts am ewigen Wesen der Dinge ändern, sie empfinden es als lächerlich oder schmachvoll, dass ihnen zugemuthet wird, die Welt, die aus den Fugen ist, wieder einzurichten. Die Erkenntniss tödtet das Handeln, zum Handeln gehört das Umschleiertsein durch die Illusion — das ist die Hamletlehre, nicht jene wohlfeile Weisheit von Hans dem Träumer, der aus zu viel Reflexion, gleichsam aus einem Ueberschuss von Möglichkeiten nicht zum Handeln kommt; nicht das Reflectiren, nein! — die wahre Erkenntniss, der Einblick in die grauenhafte Wahrheit überwiegt jedes zum Handeln antreibende Motiv, bei Hamlet sowohl als bei dem dionysischen Menschen. Jetzt verfängt kein Trost mehr, die Sehnsucht geht über eine Welt nach dem Tode, über die Götter selbst hinaus, das Dasein wird, sammt seiner gleissenden Wiederspiegelung in den Göttern oder in einem unsterblichen Jenseits, verneint. In der Bewusstheit der einmal geschauten Wahrheit sieht jetzt der Mensch überall nur das Entsetzliche oder Absurde des Seins, jetzt versteht er das Symbolische im Schicksal der Ophelia, jetzt erkennt er die Weisheit des Waldgottes Silen: es ekelt ihn.

Hier, in dieser höchsten Gefahr des Willens, naht sich, als rettende, heilkundige Zauberin, die Kunst; sie allein vermag jene Ekelgedanken über das Entsetzliche oder Absurde des Daseins in Vorstellungen umzubiegen, mit denen sich leben lässt: diese sind das Erhabene als die künstlerische Bändigung des Entsetzlichen und das Komische als die künstlerische Entladung vom Ekel des Absurden. Der Satyrchor des Dithyrambus ist die rettende That der griechischen Kunst; an der Mittelwelt dieser dionysischen Begleiter erschöpften sich jene vorhin beschriebenen Anwandlungen.

[«]

8.

Der Satyr wie der idyllische Schäfer unserer neueren Zeit sind Beide Ausgeburten einer auf das Ursprüngliche und Natürliche gerichteten Sehnsucht; aber mit welchem festen unerschrocknen Griffe fasste der Grieche nach seinem Waldmenschen, wie verschämt und weichlich tändelte der moderne Mensch mit dem Schmeichelbild eines zärtlichen flötenden weichgearteten Hirten! Die Natur, an der noch keine Erkenntniss gearbeitet, in der die Riegel der Cultur noch unerbrochen sind — das sah der Grieche in seinem Satyr, der ihm deshalb noch nicht mit dem Affen zusammenfiel. Im Gegentheil: es war das Urbild des Menschen, der Ausdruck seiner höchsten und stärksten Regungen, als begeisterter Schwärmer, den die Nähe des Gottes entzückt, als mitleidender Genosse, in dem sich das Leiden des Gottes wiederholt, als Weisheitsverkünder aus der tiefsten Brust der Natur heraus, als Sinnbild der geschlechtlichen Allgewalt der Natur, die der Grieche gewöhnt ist mit ehrfürchtigem Staunen zu betrachten. Der Satyr war etwas

Erhabenes und Göttliches: so musste er besonders dem schmerzlich gebrochnen Blick des dionysischen Menschen dünken. Ihn hätte der geputzte, erlogene Schäfer beleidigt: auf den unverhüllten und unverkümmert grossartigen Schriftzügen der Natur weilte sein Auge in erhabener Befriedigung; hier war die Illusion der Cultur von dem Urbilde des Menschen weggewischt, hier enthüllte sich der wahre Mensch, der bärtige Satyr, der zu seinem Gotte aufjubelt. Vor ihm schrumpfte der Culturmensch zur lügenhaften Caricatur zusammen. Auch für diese Anfänge der tragischen Kunst hat Schiller Recht: der Chor ist eine lebendige Mauer gegen die anstürmende Wirklichkeit, weil er — der Satyrchor — das Dasein wahrhaftiger, wirklicher, vollständiger abbildet als der gemeinhin sich als einzige Realität achtende Culturmensch. Die Sphäre der Poesie liegt nicht ausserhalb der Welt, als eine phantastische Unmöglichkeit eines Dichterhirns: sie will das gerade Gegentheil sein, der ungeschminkte Ausdruck der Wahrheit und muss eben deshalb den lügenhaften Aufputz jener vermeinten Wirklichkeit des Culturmenschen von sich werfen. Der Contrast dieser eigentlichen Naturwahrheit und der sich als einzige Realität gebärdenden Culturlüge ist ein ähnlicher wie zwischen dem ewigen Kern der Dinge, dem Ding an sich, und der gesammten Erscheinungswelt: und wie die Tragödie mit ihrem metaphysischen Troste auf das ewige Leben jenes Daseinskernes, bei dem fortwährenden Untergange der Erscheinungen, hinweist, so spricht bereits die Symbolik des Satyrchors in einem Gleichniss jenes Urverhältniss zwischen Ding an sich und Erscheinung aus. Jener idyllische Schäfer des modernen Menschen ist nur ein Konterfei der ihm als Natur geltenden Summe von Bildungsillusionen; der dionysische Grieche will die Wahrheit und die Natur in ihrer höchsten Kraft — er sieht sich zum Satyr verzaubert.

Unter solchen Stimmungen und Erkenntnissen jubelt die schwärmende Schaar der Dionysusdiener: deren Macht sie selbst vor ihren eignen Augen verwandelt, so dass sie sich als wiederhergestellte Naturgenien, als Satyrn, zu erblicken wähnen. Die spätere Constitution des Tragödienchors ist die künstlerische Nachahmung jenes natürlichen Phänomens; bei der nun allerdings eine Scheidung von dionysischen Zuschauern und dionysischen Verzauberten nöthig wurde. Nur muss man sich immer gegenwärtig halten, dass das Publicum der attischen Tragödie sich selbst in dem Chore der Orchestra wiederfand, dass es im Grunde keinen Gegensatz von Publicum und Chor gab: denn alles ist nur ein grosser erhabener Chor von tanzenden und singenden Satyrn oder von solchen, welche sich durch diese Satyrn repräsentiren lassen. Das Schlegel'sche Wort muss sich uns hier in einem tieferen Sinne erschliessen. Der Chor ist der „idealische Zuschauer“, insofern er der einzige Schauer ist, der Schauer der Visionswelt der Scene. Ein Publicum von

Zuschauern, wie wir es kennen, war den Griechen unbekannt: in ihren Theatern war es Jedem, bei dem in concentrischen Bogen sich erhebenden Terrassenbau des Zuschauerraumes, möglich, die gesammte Culturwelt um sich herum ganz eigentlich zu übersehen und in gesättigtem Hinschauen selbst Choreut sich zu wähnen. Nach dieser Einsicht dürfen wir den Chor, auf seiner primitiven Stufe in der Urtragödie, eine Selbstspiegelung des dionysischen Menschen nennen: welches Phänomen am deutlichsten durch den Prozess des Schauspielers zu machen ist, der, bei wahrhafter Begabung, sein von ihm darzustellendes Rollenbild zum Greifen wahrnehmbar vor seinen Augen schweben sieht. Der Satyrchor ist zu allererst eine Vision der dionysischen Masse, wie wiederum die Welt der Bühne eine Vision dieses Satyrchors ist: die Kraft dieser Vision ist stark genug, um gegen den Eindruck der „Realität“, gegen die rings auf den Sitzreihen gelagerten Bildungsmenschen den Blick stumpf und unempfindlich zu machen. Die Form des griechischen Theaters erinnert an ein einsames Gebirgsthal: die Architektur der Scene erscheint wie ein leuchtendes Wolkenbild, welches die im Gebirge herumschwärmenden Bacchen von der Höhe aus erblicken, als die herrliche Umrahmung, in deren Mitte ihnen das Bild des Dionysus offenbar wird.

Jene künstlerische Urerscheinung, die wir hier zur Erklärung des Tragödienchors zur Sprache bringen, ist, bei unserer gelehrtenhaften Anschauung über die elementaren künstlerischen Prozesse, fast anstössig; während nichts ausgemachter sein kann, als dass der Dichter nur dadurch Dichter ist, dass er von Gestalten sich umringt sieht, die vor ihm leben und handeln und in deren innerstes Wesen er hineinblickt. Durch eine eigenthümliche Schwäche der modernen Begabung sind wir geneigt, uns das aesthetische Urphänomen zu complicirt und abstract vorzustellen. Die Metapher ist für den ächten Dichter nicht eine rhetorische Figur, sondern ein stellvertretendes Bild, das ihm wirklich, an Stelle eines Begriffes, vorschwebt. Der Character ist für ihn nicht etwas aus zusammengesuchten Einzelzügen componirtes Ganzes, sondern eine vor seinen Augen aufdringlich lebendige Person, die von der gleichen Vision des Malers sich nur durch das fortwährende Weiterleben und Weiterhandeln unterscheidet. Wodurch schildert Homer so viel anschaulicher als alle Dichter? Weil er um so viel mehr anschaut. Wir reden über Poesie so abstract, weil wir alle schlechte Dichter zu sein pflegen. Im Grunde ist das aesthetische Phänomen einfach; man habe nur die Fähigkeit, fortwährend ein lebendiges Spiel zu sehen und immerfort von Geisterschaaren umringt zu leben, so ist man Dichter; man fühle nur den Trieb, sich selbst zu verwandeln und aus anderen Leibern und Seelen herauszureden, so ist man Dramatiker.

Die dionysische Erregung ist im Stande, einer ganzen Masse diese künstlerische Begabung mitzutheilen, sich von einer solchen Geisterschaar umringt zu sehen, mit der sie sich innerlich eins weiss. Dieser Prozess des Tragödienchors ist das dramatische Urphänomen: sich selbst vor sich verwandelt zu sehen und jetzt zu handeln, als ob man wirklich in einen andern Leib, in einen andern Charakter eingegangen wäre. Dieser Prozess steht an dem Anfang der Entwickelung des Dramas. Hier ist etwas Anderes als der Rhapsode, der mit seinen Bildern nicht verschmilzt, sondern sie, dem Maler ähnlich, mit betrachtendem Auge ausser sich sieht; hier ist bereits ein Aufgeben des Individuums durch Einkehr in eine fremde Natur. Und zwar tritt dieses Phänomen epidemisch auf: eine ganze Schaar fühlt sich in dieser Weise verzaubert. Der Dithyramb ist deshalb wesentlich von jedem anderen Chorgesange unterschieden. Die Jungfrauen, die, mit Lorbeerzweigen in der Hand, feierlich zum Tempel des Apollo ziehn und dabei ein Prozessionslied singen, bleiben, wer sie sind, und behalten ihren bürgerlichen Namen: der dithyrambische Chor ist ein Chor von Verwandelten, bei denen ihre bürgerliche Vergangenheit, ihre sociale Stellung völlig vergessen ist: sie sind die zeitlosen, ausserhalb aller Gesellschaftssphären lebenden Diener ihres Gottes geworden. Alle andere Chorlyrik der Hellenen ist nur eine ungeheure Steigerung des apollinischen Einzelsängers; während im Dithyramb eine Gemeinde von unbewussten Schauspielern vor uns steht, die sich selbst unter einander als verwandelt ansehen.

Die Verzauberung ist die Voraussetzung aller dramatischen Kunst. In dieser Verzauberung sieht sich der dionysische Schwärmer als Satyr, und als Satyr wiederum schaut er den Gott d.h. er sieht in seiner Verwandlung eine neue Vision ausser sich, als apollinische Vollendung seines Zustandes. Mit dieser neuen Vision ist das Drama vollständig.

Nach dieser Erkenntniss haben wir die griechische Tragödie als den dionysischen Chor zu verstehen, der sich immer von neuem wieder in einer apollinischen Bilderwelt entladet. Jene Chorpartien, mit denen die Tragödie durchflochten ist, sind also gewissermaassen der Mutterschooss des ganzen sogenannten Dialogs d.h. der gesammten Bühnenwelt, des eigentlichen Dramas. In mehreren auf einander folgenden Entladungen strahlt dieser Urgrund der Tragödie jene Vision des Dramas aus: die durchaus Traumerscheinung und insofern epischer Natur ist, andrerseits aber, als Objectivation eines dionysischen Zustandes, nicht die apollinische Erlösung im Scheine, sondern im Gegentheil das Zerbrechen des Individuums und sein Einswerden mit dem Ursein darstellt. Somit ist das Drama die apollinische Versinnlichung dionysischer Erkenntnisse und Wirkungen und dadurch wie durch eine ungeheure Kluft vom Epos abgeschieden.

Der Chor der griechischen Tragödie, das Symbol der gesammten dionysisch erregten Masse, findet an dieser unserer Auffassung seine volle Erklärung. Während wir, mit der Gewöhnung an die Stellung eines Chors auf der modernen Bühne, zumal eines Opernchors, gar nicht begreifen konnten, wie jener tragische Chor der Griechen älter, ursprünglicher, ja wichtiger sein sollte, als die eigentliche „Action“, — wie dies doch so deutlich überliefert war — während wir wiederum mit jener überlieferten hohen Wichtigkeit und Ursprünglichkeit nicht reimen konnten, warum er doch nur aus niedrigen dienenden Wesen, ja zuerst nur aus bocksartigen Satyrn zusammengesetzt worden sei, während uns die Orchestra vor der Scene immer ein Räthsel blieb, sind wir jetzt zu der Einsicht gekommen, dass die Scene sammt der Action im Grunde und ursprünglich nur als Vision gedacht wurde, dass die einzige „Realität“ eben der Chor ist, der die Vision aus sich erzeugt und von ihr mit der ganzen Symbolik des Tanzes, des Tones und des Wortes redet. Dieser Chor schaut in seiner Vision seinen Herrn und Meister Dionysus und ist darum ewig der dienende Chor: er sieht, wie dieser, der Gott, leidet und sich verherrlicht, und handelt deshalb selbst nicht. Bei dieser, dem Gotte gegenüber durchaus dienenden Stellung ist er doch der höchste, nämlich dionysische Ausdruck der Natur und redet darum, wie diese, in der Begeisterung Orakel- und Weisheitssprüche: als der mitleidende ist er zugleich der weise, aus dem Herzen der Welt die Wahrheit verkündende. So entsteht denn jene phantastische und so anstössig scheinende Figur des weisen und begeisterten Satyrs, der zugleich „der tumbe Mensch“ im Gegensatz zum Gotte ist: Abbild der Natur und ihrer stärksten Triebe, ja Symbol derselben und zugleich Verkünder ihrer Weisheit und Kunst: Musiker, Dichter, Tänzer, Geisterseher in einer Person.

Dionysus, der eigentliche Bühnenheld und Mittelpunkt der Vision, ist gemäss dieser Erkenntniss und gemäss der Ueberlieferung, zuerst, in der allerältesten Periode der Tragödie, nicht wahrhaft vorhanden, sondern wird nur als vorhanden vorgestellt: d.h. ursprünglich ist die Tragödie nur „Chor“ und nicht „Drama“. Später wird nun der Versuch gemacht, den Gott als einen realen zu zeigen und die Visionsgestalt sammt der verklärenden Umrahmung als jedem Auge sichtbar darzustellen; damit beginnt das „Drama“ im engeren Sinne. Jetzt bekommt der dithyrambische Chor die Aufgabe, die Stimmung der Zuhörer bis zu dem Grade dionysisch anzuregen, dass sie, wenn der tragische Held auf der Bühne erscheint, nicht etwa den unförmlich maskirten Menschen sehen, sondern eine gleichsam aus ihrer eignen Verzückung geborene Visionsgestalt. Denken wir uns Admet mit tiefem Sinnen seiner jüngst abgeschiedenen Gattin Alcestis gedenkend und ganz im geistigen Anschauen derselben sich verzehrend — wie ihm nun plötzlich ein ähnlich gestaltetes, ähnlich schreitendes Frauenbild in Verhüllung entgegengeführt wird: denken wir uns seine plötzliche zitternde Unruhe, sein stürmisches Vergleichen, seine instinctive Ueberzeugung — so haben wir ein Analogon zu der Empfindung, mit der der dionysisch erregte Zuschauer den Gott auf der Bühne heranschreiten sah, mit dessen Leiden er bereits eins geworden ist. Unwillkürlich übertrug er das ganze magisch vor seiner Seele zitternde Bild des Gottes auf jene maskirte Gestalt und löste ihre Realität gleichsam in eine geisterhafte Unwirklichkeit auf. Dies ist der apollinische Traumeszustand, in dem die Welt des Tages sich verschleiert und eine neue Welt, deutlicher, verständlicher, ergreifender als jene und doch schattengleicher, in fortwährendem Wechsel sich unserem Auge neu gebiert. Demgemäss erkennen wir in der Tragödie einen durchgreifenden Stilgegensatz: Sprache, Farbe, Beweglichkeit, Dynamik der Rede treten in der dionysischen Lyrik des Chors und andrerseits in der apollinischen Traumwelt der Scene als völlig gesonderte Sphären des Ausdrucks aus einander. Die apollinischen Erscheinungen in denen sich Dionysus objectivirt, sind nicht mehr „ein ewiges Meer, ein wechselnd Weben, ein glühend Leben“, wie es die Musik des Chors ist, nicht mehr jene nur empfundenen, nicht zum Bilde verdichteten Kräfte, in denen der begeisterte Dionysusdiener die Nähe des Gottes spürt: jetzt spricht, von der Scene aus, die Deutlichkeit und Festigkeit der epischen Gestaltung zu ihm, jetzt redet Dionysus nicht mehr durch Kräfte, sondern als epischer Held, fast mit der Sprache Homers.

[«]

9.

Alles, was im apollinischen Theile der griechischen Tragödie, im Dialoge, auf die Oberfläche kommt, sieht einfach, durchsichtig, schön aus. In diesem Sinne ist der Dialog ein Abbild des Hellenen, dessen Natur sich im Tanze offenbart, weil im Tanze die grösste Kraft nur potenziell ist, aber sich in der Geschmeidigkeit und Ueppigkeit der Bewegung verräth. So überrascht uns die Sprache der sophokleischen Helden durch ihre apollinische Bestimmtheit und Helligkeit, so dass wir sofort bis in den innersten Grund ihres Wesens zu blicken wähnen, mit einigem Erstaunen, dass der Weg bis zu diesem Grunde so kurz ist. Sehen wir aber einmal von dem auf die Oberfläche kommenden und sichtbar werdenden Charakter des Helden ab — der im Grunde nichts mehr ist als das auf eine dunkle Wand geworfene Lichtbild d.h. Erscheinung durch und durch — dringen wir vielmehr in den Mythus ein, der in diesen hellen Spiegelungen sich projicirt, so erleben wir plötzlich ein Phänomen, das ein umgekehrtes Verhältniss zu einem bekannten optischen hat. Wenn wir bei einem kräftigen Versuch, die Sonne in's Auge zu fassen, uns geblendet abwenden, so haben wir dunkle farbige Flecken gleichsam als Heilmittel vor den Augen: umgekehrt sind jene Lichtbilderscheinungen des sophokleischen Helden, kurz das Apollinische der Maske, nothwendige Erzeugungen eines Blickes in's Innere und Schreckliche der Natur, gleichsam leuchtende Flecken zur Heilung des von grausiger Nacht versehrten Blickes. Nur in diesem Sinne dürfen wir glauben, den ernsthaften und bedeutenden Begriff der „griechischen Heiterkeit“ richtig zu fassen; während wir allerdings den falsch verstandenen Begriff dieser Heiterkeit im Zustande ungefährdeten Behagens auf allen Wegen und Stegen der Gegenwart antreffen.

Die leidvollste Gestalt der griechischen Bühne, der unglückselige Oedipus, ist von Sophokles als der edle Mensch verstanden worden, der zum Irrthum und zum Elend trotz seiner Weisheit bestimmt ist, der aber am Ende durch sein ungeheures Leiden eine magische segensreiche Kraft um sich ausübt, die noch über sein Verscheiden hinaus wirksam ist. Der edle Mensch sündigt nicht, will uns der tiefsinnige Dichter sagen: durch sein Handeln mag jedes Gesetz, jede natürliche Ordnung, ja die sittliche Welt zu Grunde gehen, eben durch dieses Handeln wird ein höherer magischer Kreis von Wirkungen gezogen, die eine neue Welt auf den Ruinen der umgestürzten alten gründen. Das will uns der Dichter, insofern er zugleich religiöser Denker ist, sagen: als Dichter zeigt er uns zuerst einen wunderbar geschürzten Prozessknoten, den der Richter langsam, Glied für Glied, zu seinem eigenen Verderben löst; die echt hellenische Freude an dieser dialektischen Lösung ist so gross, dass hierdurch ein Zug von überlegener Heiterkeit über das ganze Werk kommt, der den schauderhaften Voraussetzungen jenes Prozesses überall die Spitze abbricht. Im „Oedipus auf Kolonos“ treffen wir diese selbe Heiterkeit, aber in eine unendliche Verklärung emporgehoben; dem vom Uebermaasse des Elends betroffenen Greise gegenüber, der allem, was ihn betrifft, rein als Leidender preisgegeben ist — steht die überirdische Heiterkeit, die aus göttlicher Sphäre herniederkommt und uns andeutet, dass der Held in seinem rein passiven Verhalten seine höchste Activität erlangt, die weit über sein Leben hinausgreift, während sein bewusstes Tichten und Trachten im früheren Leben ihn nur zur Passivität geführt hat. So wird der für das sterbliche Auge unauflöslich verschlungene Prozessknoten der Oedipusfabel langsam entwirrt — und die tiefste menschliche Freude überkommt uns bei diesem göttlichen Gegenstück der Dialektik. Wenn wir mit dieser Erklärung dem Dichter gerecht geworden sind, so kann doch immer noch gefragt werden, ob damit der Inhalt des Mythus erschöpft ist: und hier zeigt sich, dass die ganze Auffassung des Dichters nichts ist als eben jenes Lichtbild, welches uns, nach einem Blick in den Abgrund, die heilende Natur vorhält. Oedipus der Mörder seines Vaters, der Gatte seiner Mutter, Oedipus der Räthsellöser der Sphinx! Was sagt uns die geheimnissvolle Dreiheit dieser Schicksalsthaten? Es giebt einen uralten, besonders persischen Volksglauben, dass ein weiser Magier nur aus Incest geboren werden könne: was wir uns, im Hinblick auf den räthsellösenden und seine Mutter freienden Oedipus, sofort so zu interpretiren haben, dass dort, wo durch weissagende und magische Kräfte der Bann von Gegenwart und Zukunft, das starre Gesetz der Individuation, und überhaupt der eigentliche Zauber der Natur gebrochen ist, eine ungeheure Naturwidrigkeit — wie dort der Incest — als Ursache vorausgegangen sein muss; denn wie könnte man die Natur zum Preisgeben ihrer Geheimnisse zwingen, wenn nicht dadurch, dass man ihr siegreich widerstrebt, d.h. durch das Unnatürliche? Diese Erkenntniss sehe ich in jener entsetzlichen Dreiheit der Oedipusschicksale ausgeprägt: derselbe, der das Räthsel der Natur — jener doppeltgearteten Sphinx — löst, muss auch als Mörder des Vaters und Gatte der Mutter die heiligsten Naturordnungen zerbrechen. Ja, der Mythus scheint uns zuraunen zu wollen, dass die Weisheit und gerade die dionysische Weisheit ein naturwidriger Greuel sei, dass der, welcher durch sein Wissen die Natur in den Abgrund der Vernichtung stürzt, auch an sich selbst die Auflösung der Natur zu erfahren habe. „Die Spitze der Weisheit kehrt sich gegen den Weisen: Weisheit ist ein Verbrechen an der Natur“: solche schreckliche Sätze ruft uns der Mythus zu: der hellenische Dichter aber berührt wie ein Sonnenstrahl die erhabene und furchtbare Memnonssäule des Mythus, so dass er plötzlich zu tönen beginnt — in sophokleischen Melodieen!

Der Glorie der Passivität stelle ich jetzt die Glorie der Activität gegenüber, welche den Prometheus des Aeschylus umleuchtet. Was uns hier der Denker Aeschylus zu sagen hatte, was er aber als Dichter durch sein gleichnissartiges Bild uns nur ahnen lässt, das hat uns der jugendliche Goethe in den verwegenen Worten seines Prometheus zu enthüllen gewusst:

„Hier sitz ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu geniessen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!“

Der Mensch, in’s Titanische sich steigernd, erkämpft sich selbst seine Cultur und zwingt die Götter sich mit ihm zu verbinden, weil er in seiner selbsteignen Weisheit die Existenz und die Schranken derselben in seiner Hand hat. Das Wunderbarste an jenem Prometheusgedicht, das seinem Grundgedanken nach der eigentliche Hymnus der Unfrömmigkeit ist, ist aber der tiefe aeschyleische Zug nach Gerechtigkeit: das unermessliche Leid des kühnen „Einzelnen“ auf der einen Seite, und die göttliche Noth, ja Ahnung einer Götterdämmerung auf der andern, die zur Versöhnung, zum metaphysischen Einssein zwingende Macht jener beiden Leidenswelten — dies alles erinnert auf das Stärkste an den Mittelpunkt und Hauptsatz der aeschyleischen Weltbetrachtung, die über Göttern und Menschen die Moira als ewige Gerechtigkeit thronen sieht. Bei der erstaunlichen Kühnheit, mit der Aeschylus die olympische Welt auf seine Gerechtigkeitswagschalen stellt, müssen wir uns vergegenwärtigen, dass der tiefsinnige Grieche einen unverrückbar festen Untergrund des metaphysischen Denkens in seinen Mysterien hatte, und dass sich an den Olympiern alle seine skeptischen Anwandelungen entladen konnten. Der griechische Künstler insbesondere empfand im Hinblick auf diese Gottheiten ein dunkles Gefühl wechselseitiger Abhängigkeit: und gerade im Prometheus des Aeschylus ist dieses Gefühl symbolisirt. Der titanische Künstler fand in sich den trotzigen Glauben, Menschen schaffen und olympische Götter wenigstens vernichten zu können: und dies durch seine höhere Weisheit, die er freilich durch ewiges Leiden zu büssen gezwungen war. Das herrliche „Können“ des grossen

Genius, das selbst mit ewigem Leide zu gering bezahlt ist, der herbe Stolz des Künstlers — das ist Inhalt und Seele der aeschyleischen Dichtung, während Sophokles in seinem Oedipus das Siegeslied des Heiligen präludirend anstimmt. Aber auch mit jener Deutung, die Aeschylus dem Mythus gegeben hat, ist dessen erstaunliche Schreckenstiefe nicht ausgemessen: vielmehr ist die Werdelust des Künstlers, die jedem Unheil trotzende Heiterkeit des künstlerischen Schaffens nur ein lichtes Wolken- und Himmelsbild, das sich auf einem schwarzen See der Traurigkeit spiegelt. Die Prometheussage ist ein ursprüngliches Eigenthum der gesammten arischen Völkergemeinde und ein Document für deren Begabung zum Tiefsinnig-Tragischen, ja es möchte nicht ohne Wahrscheinlichkeit sein, dass diesem Mythus für das arische Wesen eben dieselbe charakteristische Bedeutung innewohnt, die der Sündenfallmythus für das semitische hat, und dass zwischen beiden Mythen ein Verwandtschaftsgrad existiert, wie zwischen Bruder und Schwester. Die Voraussetzung jenes Prometheusmythus ist der überschwängliche Werth, den eine naive Menschheit dem Feuer beilegt als dem wahren Palladium jeder aufsteigenden Cultur: dass aber der Mensch frei über das Feuer waltet und es nicht nur durch ein Geschenk vom Himmel, als zündenden Blitzstrahl oder wärmenden Sonnenbrand empfängt, erschien jenen beschaulichen Ur-Menschen als ein Frevel, als ein Raub an der göttlichen Natur. Und so stellt gleich das erste philosophische Problem einen peinlichen unlösbaren Widerspruch zwischen Mensch und Gott hin und rückt ihn wie einen Felsblock an die Pforte jeder Cultur. Das Beste und Höchste, dessen die Menschheit theilhaftig werden kann, erringt sie durch einen Frevel und muss nun wieder seine Folgen dahinnehmen, nämlich die ganze Fluth von Leiden und von Kümmernissen mit denen die beleidigten Himmlischen das edel emporstrebende Menschengeschlecht heimsuchen — müssen: ein herber Gedanke, der durch die Würde, die er dem Frevel ertheilt, seltsam gegen den semitischen Sündenfallmythus absticht, in welchem die Neugierde, die lügnerische Vorspiegelung, die Verführbarkeit, die Lüsternheit, kurz eine Reihe vornehmlich weiblicher Affectionen als der Ursprung des Uebels angesehen wurde. Das, was die arische Vorstellung auszeichnet, ist die erhabene Ansicht von der activen Sünde als der eigentlich prometheischen Tugend: womit zugleich der ethische Untergrund der pessimistischen Tragödie gefunden ist, als die Rechtfertigung des menschlichen Uebels, und zwar sowohl der menschlichen Schuld als des dadurch verwirkten Leidens. Das Unheil im Wesen der Dinge — das der beschauliche Arier nicht geneigt ist wegzudeuteln —, der Widerspruch im Herzen der Welt offenbart sich ihm als ein Durcheinander verschiedener Welten, z.B. einer göttlichen und einer menschlichen, von denen jede als Individuum im Recht ist, aber als einzelne neben einer andern für ihre Individuation zu leiden hat. Bei dem heroischen Drange des Einzelnen ins Allgemeine, bei dem Versuche über den Bann der Individuation hinauszuschreiten und das eine Weltwesen selbst sein zu wollen, erleidet er an sich den in den Dingen verborgenen Urwiderspruch d.h. er frevelt und leidet. So wird von den Ariern der Frevel als Mann, von den Semiten die Sünde als Weib verstanden, so wie auch der Urfrevel vom Manne, die Ursünde vom Weibe begangen wird. Uebrigens sagt der Hexenchor:

„Wir nehmen das nicht so genau:
Mit tausend Schritten macht’s die Frau;
Doch wie sie auch sich eilen kann,
Mit einem Sprunge macht’s der Mann.“

Wer jenen innersten Kern der Prometheussage versteht — nämlich die dem titanisch strebenden Individuum gebotene Nothwendigkeit des Frevels — der muss auch zugleich das Unapollinische dieser pessimistischen Vorstellung empfinden; denn Apollo will die Einzelwesen gerade dadurch zur Ruhe bringen, dass er Grenzlinien zwischen ihnen zieht und dass er immer wieder an diese als an die heiligsten Weltgesetze mit seinen Forderungen der Selbsterkenntniss und des Maasses erinnert. Damit aber bei dieser apollinischen Tendenz die Form nicht zu ägyptischer Steifigkeit und Kälte erstarre, damit nicht unter dem Bemühen, der einzelnen Welle ihre Bahn und ihr Bereich vorzuschreiben, die Bewegung des ganzen See’s ersterbe, zerstörte von Zeit zu Zeit wieder die hohe Fluth des Dionysischen alle jene kleinen Zirkel, in die der einseitig apollinische „Wille“ das Hellenenthum zu bannen suchte. Jene plötzlich anschwellende Fluth des Dionysischen nimmt dann die einzelnen kleinen Wellenberge der Individuen auf ihren Rücken, wie der Bruder des Prometheus, der Titan Atlas, die Erde. Dieser titanische Drang, gleichsam der Atlas aller Einzelnen zu werden und sie mit breitem Rücken höher und höher, weiter und weiter zu tragen, ist das Gemeinsame zwischen dem Prometheischen und dem Dionysischen. Der aeschyleische Prometheus ist in diesem Betracht eine dionysische Maske, während in jenem vorhin erwähnten tiefen Zuge nach Gerechtigkeit Aeschylus seine väterliche Abstammung von Apollo, dem Gotte der Individuation und der Gerechtigkeitsgrenzen, dem Einsichtigen verräth. Und so möchte das Doppelwesen des aeschyleischen Prometheus, seine zugleich dionysische und apollinische Natur in begrifflicher Formel so ausgedrückt werden können: „Alles Vorhandene ist gerecht und ungerecht und in beidem gleich berechtigt.“

Das ist deine Welt! Das heisst eine Welt! —

[«]

10.

Es ist eine unanfechtbare Ueberlieferung, dass die griechische Tragödie in ihrer ältesten Gestalt nur die Leiden des Dionysus zum Gegenstand hatte und dass der längere Zeit hindurch einzig vorhandene Bühnenheld eben Dionysus war. Aber mit der gleichen Sicherheit darf behauptet werden, dass niemals bis auf Euripides Dionysus aufgehört hat, der tragische Held zu sein, sondern dass alle die berühmten Figuren der griechischen Bühne Prometheus, Oedipus u. s. w. nur Masken jenes ursprünglichen Helden Dionysus sind. Dass hinter allen diesen Masken eine Gottheit steckt, das ist der eine wesentliche Grund für die so oft angestaunte typische „Idealität“ jener berühmten Figuren. Es hat ich weiss nicht wer behauptet, dass alle Individuen als Individuen komisch und damit untragisch seien: woraus zu entnehmen wäre, dass die Griechen überhaupt Individuen auf der tragischen Bühne nicht ertragen konnten. In der That scheinen sie so empfunden zu haben: wie überhaupt jene platonische Unterscheidung und Werthabschätzung der „Idee“ im Gegensatze zum „Idol“ zum Abbild tief im hellenischen Wesen begründet liegt. Um uns aber der Terminologie Plato’s zu bedienen, so wäre von den tragischen Gestalten der hellenischen Bühne etwa so zu reden: der eine wahrhaft reale Dionysus erscheint in einer Vielheit der Gestalten, in der Maske eines kämpfenden Helden und gleichsam in das Netz des Einzelwillens verstrickt. So wie jetzt der erscheinende Gott redet und handelt, ähnelt er einem irrenden strebenden leidenden Individuum: und dass er überhaupt mit dieser epischen Bestimmtheit und Deutlichkeit erscheint, ist die Wirkung des Traumdeuters Apollo, der dem Chore seinen dionysischen Zustand durch jene gleichnissartige Erscheinung deutet. In Wahrheit aber ist jener Held der leidende Dionysus der Mysterien, jener die Leiden der Individuation an sich erfahrende Gott, von dem wundervolle Mythen erzählen, wie er als Knabe von den Titanen zerstückelt worden sei und nun in diesem Zustande als Zagreus verehrt werde: wobei angedeutet wird, dass diese Zerstückelung, das eigentlich dionysische Leiden, gleich einer Umwandlung in Luft, Wasser, Erde und Feuer sei, dass wir also den Zustand der Individuation als den Quell und Urgrund alles Leidens, als etwas an sich Verwerfliches, zu betrachten hätten. Aus dem Lächeln dieses Dionysus sind die olympischen Götter, aus seinen Thränen die Menschen entstanden. In jener Existenz als zerstückelter Gott hat Dionysus die Doppelnatur eines grausamen verwilderten Dämons und eines milden sanftmüthigen Herrschers. Die Hoffnung der Epopten ging aber auf eine Wiedergeburt des Dionysus, die wir jetzt als das Ende der Individuation ahnungsvoll zu begreifen haben: diesem kommenden dritten Dionysus erscholl der brausende Jubelgesang der Epopten. Und nur in dieser Hoffnung giebt es einen Strahl von Freude auf dem Antlitze der zerrissenen, in Individuen zertrümmerten Welt: wie es der Mythus durch die in ewige Trauer versenkte Demeter verbildlicht, welche zum ersten Male wieder sich freut, als man ihr sagt, sie könne den Dionysus noch einmal gebären. In den angeführten Anschauungen haben wir bereits alle Bestandtheile einer tiefsinnigen und pessimistischen Weltbetrachtung und zugleich damit die Mysterienlehre der Tragödie zusammen: die Grunderkenntniss von der Einheit alles Vorhandenen, die Betrachtung der Individuation als des Urgrundes des Uebels, die Kunst als die freudige Hoffnung, dass der Bann der Individuation zu zerbrechen sei, als die Ahnung einer wiederhergestellten Einheit. —

Es ist früher angedeutet worden, dass das homerische Epos die Dichtung der olympischen Cultur ist, mit der sie ihr eignes Siegeslied über die Schrecken des Titanenkampfes gesungen hat. Jetzt, unter dem übermächtigen Einflusse der tragischen Dichtung, werden die homerischen Mythen von Neuem umgeboren und zeigen in dieser Metempsychose, dass inzwischen auch die olympische Cultur von einer noch tieferen Weltbetrachtung besiegt worden ist. Der trotzige Titan Prometheus hat es seinem olympischen Peiniger angekündigt, dass einst seiner Herrschaft die höchste Gefahr drohe, falls er nicht zur rechten Zeit sich mit ihm verbinden werde. In Aeschylus erkennen wir das Bündniss des erschreckten, vor seinem Ende bangenden Zeus mit dem Titanen. So wird das frühere Titanenzeitalter nachträglich wieder aus dem Tartarus ans Licht geholt. Die Philosophie der wilden und nackten Natur schaut die vorübertanzenden Mythen der homerischen Welt mit der unverhüllten Miene der Wahrheit an: sie erbleichen, sie zittern vor dem blitzartigen Auge dieser Göttin — bis sie die mächtige Faust des dionysischen Künstlers in den Dienst der neuen Gottheit zwingt. Die dionysische Wahrheit übernimmt das gesammte Bereich des Mythus als Symbolik ihrer Erkenntnisse und spricht diese theils in dem öffentlichen Cultus der Tragödie, theils in den geheimen Begehungen dramatischer Mysterienfeste, aber immer unter der alten mythischen Hülle aus. Welche Kraft war dies, die den Prometheus von seinen Geiern befreite und den Mythus zum Vehikel dionysischer Weisheit umwandelte?

Dies ist die heraklesmässige Kraft der Musik: als welche, in der Tragödie zu ihrer höchsten Erscheinung gekommen, den Mythus mit neuer tiefsinnigster Bedeutsamkeit zu interpretiren weiss; wie wir dies als das mächtigste Vermögen der Musik früher schon zu charakterisiren hatten. Denn es ist das Loos jedes Mythus, allmählich in die Enge einer angeblich historischen Wirklichkeit hineinzukriechen und von irgend einer späteren Zeit als einmaliges Factum mit historischen Ansprüchen behandelt zu werden: und die Griechen waren bereits völlig auf dem Wege, ihren ganzen mythischen Jugendtraum mit Scharfsinn und Willkür in eine historisch-pragmatische Jugendgeschichte umzustempeln. Denn dies ist die Art, wie Religionen abzusterben pflegen: wenn nämlich die mythischen Voraussetzungen einer Religion unter den strengen, verstandesmässigen Augen eines rechtgläubigen Dogmatismus als eine fertige Summe von historischen Ereignissen systematisirt werden und man anfängt, ängstlich die Glaubwürdigkeit der Mythen zu vertheidigen, aber gegen jedes natürliche Weiterleben und Weiterwuchern derselben sich zu sträuben, wenn also das Gefühl für den Mythus abstirbt und an seine Stelle der Anspruch der Religion auf historische Grundlagen tritt. Diesen absterbenden Mythus ergriff jetzt der neugeborne Genius der dionysischen Musik: und in seiner Hand blühte er noch einmal, mit Farben, wie er sie noch nie gezeigt, mit einem Duft, der eine sehnsüchtige Ahnung einer metaphysischen Welt erregte. Nach diesem letzten Aufglänzen fällt er zusammen, seine Blätter werden welk, und bald haschen die spöttischen Luciane des Alterthums nach den von allen Winden fortgetragnen, entfärbten und verwüsteten Blumen. Durch die Tragödie kommt der Mythus zu seinem tiefsten Inhalt, seiner ausdrucksvollsten Form; noch einmal erhebt er sich, wie ein verwundeter Held, und der ganze Ueberschuss von Kraft, sammt der weisheitsvollen Ruhe des Sterbenden, brennt in seinem Auge mit letztem, mächtigem Leuchten.

Was wolltest du, frevelnder Euripides, als du diesen Sterbenden noch einmal zu deinem Frohndienste zu zwingen suchtest? Er starb unter deinen gewaltsamen Händen: und jetzt brauchtest du einen nachgemachten, maskirten Mythus, der sich wie der Affe des Herakles mit dem alten Prunke nur noch aufzuputzen wusste. Und wie dir der Mythus starb, so starb dir auch der Genius der Musik: mochtest du auch mit gierigem Zugreifen alle Gärten der Musik plündern, auch so brachtest du es nur zu einer nachgemachten maskirten Musik. Und weil du Dionysus verlassen, so verliess dich auch Apollo; jage alle Leidenschaften von ihrem Lager auf und banne sie in deinen Kreis, spitze und feile dir für die Reden deiner Helden eine sophistische Dialektik zurecht — auch deine Helden haben nur nachgeahmte maskirte Leidenschaften und sprechen nur nachgeahmte maskirte Reden.

[«]

11.

Die griechische Tragödie ist anders zu Grunde gegangen als sämmtliche ältere schwesterliche Kunstgattungen: sie starb durch Selbstmord, in Folge eines unlösbaren Conflictes, also tragisch, während jene alle in hohem Alter des schönsten und ruhigsten Todes verblichen sind. Wenn es nämlich einem glücklichen Naturzustande gemäss ist, mit schöner Nachkommenschaft und ohne Krampf vom Leben zu scheiden, so zeigt uns das Ende jener älteren Kunstgattungen einen solchen glücklichen Naturzustand: sie tauchen langsam unter, und vor ihren ersterbenden Blicken steht schon ihr schönerer Nachwuchs und reckt mit muthiger Gebärde ungeduldig das Haupt. Mit dem Tode der griechischen Tragödie dagegen entstand eine ungeheure, überall tief empfundene Leere; wie einmal griechische Schiffer zu Zeiten des Tiberius an einem einsamen Eiland den erschütternden Schrei hörten „der grosse Pan ist todt“: so klang es jetzt wie ein schmerzlicher Klageton durch die hellenische Welt: „die Tragödie ist todt! Die Poesie selbst ist mit ihr verloren gegangen! Fort, fort mit euch verkümmerten, abgemagerten Epigonen! Fort in den Hades, damit ihr euch dort an den Brosamen der vormaligen Meister einmal satt essen könnt!“

Als aber nun doch noch eine neue Kunstgattung aufblühte, die in der Tragödie ihre Vorgängerin und Meisterin verehrte, da war mit Schrecken wahrzunehmen, dass sie allerdings die Züge ihrer Mutter trage, aber dieselben, die jene in ihrem langen Todeskampfe gezeigt hatte. Diesen Todeskampf der Tragödie kämpfte Euripides; jene spätere Kunstgattung ist als neuere attische Komödie bekannt. In ihr lebte die entartete Gestalt der Tragödie fort, zum Denkmale ihres überaus mühseligen und gewaltsamen Hinscheidens.

Bei diesem Zusammenhange ist die leidenschaftliche Zuneigung begreiflich, welche die Dichter der neueren Komödie zu Euripides empfanden; so dass der Wunsch des Philemon nicht weiter befremdet, der sich sogleich aufhängen lassen mochte, nur um den Euripides in der Unterwelt aufsuchen zu können: wenn er nur überhaupt überzeugt sein dürfte, dass der Verstorbene auch jetzt noch bei Verstande sei. Will man aber in aller Kürze und ohne den Anspruch, damit etwas Erschöpfendes zu sagen, dasjenige bezeichnen, was Euripides mit Menander und Philemon gemein hat und was für jene so aufregend vorbildlich wirkte: so genügt es zu sagen, dass der Zuschauer von Euripides auf die Bühne gebracht worden ist. Wer erkannt hat, aus welchem Stoffe die prometheischen Tragiker vor Euripides ihre Helden formten und wie ferne ihnen die Absicht lag, die treue Maske der Wirklichkeit auf die Bühne zu bringen, der wird auch über die gänzlich abweichende Tendenz des Euripides im Klaren sein. Der Mensch des alltäglichen Lebens drang durch ihn aus den Zuschauerräumen auf die Scene, der Spiegel, in dem früher nur die grossen und kühnen Züge zum Ausdruck kamen, zeigte jetzt jene peinliche Treue, die auch die misslungenen Linien der Natur gewissenhaft wiedergiebt. Odysseus, der typische Hellene der älteren Kunst, sank jetzt unter den Händen der neueren Dichter zur Figur des Graeculus herab, der von jetzt ab als gutmüthig-verschmitzter Haussclave im Mittelpunkte des dramatischen Interesse's steht. Was Euripides sich in den aristophanischen „Fröschen“ zum Verdienst anrechnet, dass er die tragische Kunst durch seine Hausmittel von ihrer pomphaften Beleibtheit befreit habe, das ist vor allem an seinen tragischen Helden zu spüren. Im Wesentlichen sah und hörte jetzt der Zuschauer seinen Doppelgänger auf der euripideischen Bühne und freute sich, dass jener so gut zu reden verstehe. Bei dieser Freude blieb es aber nicht: man lernte selbst bei Euripides sprechen, und dessen rühmt er sich selbst im Wettkampfe mit Aeschylus: wie durch ihn jetzt das Volk kunstmässig und mit den schlausten Sophisticationen zu beobachten, zu verhandeln und Folgerungen zu ziehen gelernt habe. Durch diesen Umschwung der öffentlichen Sprache hat er überhaupt die neuere Komödie möglich gemacht. Denn von jetzt ab war es kein Geheimniss mehr, wie und mit welchen Sentenzen die Alltäglichkeit sich auf der Bühne vertreten könne. Die bürgerliche Mittelmässigkeit, auf die Euripides alle seine politischen Hoffnungen aufbaute, kam jetzt zu Wort, nachdem bis dahin in der Tragödie der Halbgott, in der Komödie der betrunkene Satyr oder der Halbmensch den Sprachcharakter bestimmt hatten. Und so hebt der aristophanische Euripides zu seinem Preise hervor, wie er das allgemeine, allbekannte, alltägliche Leben und Treiben dargestellt habe, über das ein Jeder zu urtheilen befähigt sei. Wenn jetzt die ganze Masse philosophiere, mit unerhörter Klugheit Land und Gut verwalte und ihre Prozesse führe, so sei dies sein Verdienst und der Erfolg der von ihm dem Volke eingeimpften Weisheit.

An eine derartig zubereitete und aufgeklärte Masse durfte sich jetzt die neuere Komödie wenden, für die Euripides gewissermaassen der Chorlehrer geworden ist; nur dass diesmal der Chor der Zuschauer eingeübt werden musste. Sobald dieser in der euripideischen Tonart zu singen geübt war, erhob sich jene schachspielartige Gattung des Schauspiels, die neuere Komödie mit ihrem fortwährenden Triumphe der Schlauheit und Verschlagenheit. Euripides aber — der Chorlehrer — wurde unaufhörlich gepriesen: ja man würde sich getödtet haben, um noch mehr von ihm zu lernen, wenn man nicht gewusst hätte, dass die tragischen Dichter eben so todt seien wie die Tragödie. Mit ihr aber hatte der Hellene den Glauben an seine Unsterblichkeit aufgegeben, nicht nur den Glauben an eine ideale Vergangenheit, sondern auch den Glauben an eine ideale Zukunft. Das Wort aus der bekannten Grabschrift „als Greis leichtsinnig und grillig“ gilt auch vom greisen Hellenenthume. Der Augenblick, der Witz, der Leichtsinn, die Laune sind seine höchsten Gottheiten; der fünfte Stand, der des Sclaven, kommt, wenigstens der Gesinnung nach, jetzt zur Herrschaft: und wenn jetzt überhaupt noch von „griechischer Heiterkeit“ die Rede sein darf, so ist es die Heiterkeit des Sclaven, der nichts Schweres zu verantworten, nichts Grosses zu erstreben, nichts Vergangenes oder Zukünftiges höher zu schätzen weiss als das Gegenwärtige. Dieser Schein der „griechischen Heiterkeit“ war es, der die tiefsinnigen und furchtbaren Naturen der vier ersten Jahrhunderte des Christenthums so empörte: ihnen erschien diese weibische Flucht vor dem Ernst und dem Schrecken, dieses feige Sichgenügenlassen am bequemen Genuss nicht nur verächtlich, sondern als die eigentlich antichristliche Gesinnung. Und ihrem Einfluss ist es zuzuschreiben, dass die durch Jahrhunderte fortlebende Anschauung des griechischen Alterthums mit fast unüberwindlicher Zähigkeit jene blassrothe Heiterkeitsfarbe festhielt — als ob es nie ein sechstes Jahrhundert mit seiner Geburt der Tragödie, seinen Mysterien, seinen Pythagoras und Heraklit gegeben hätte, ja als ob die Kunstwerke der grossen Zeit gar nicht vorhanden wären, die doch — jedes für sich — aus dem Boden einer solchen greisenhaften und sclavenmässigen Daseinslust und Heiterkeit gar nicht zu erklären sind und auf eine völlig andere Weltbetrachtung als ihren Existenzgrund hinweisen.

Wenn zuletzt behauptet wurde, dass Euripides den Zuschauer auf die Bühne gebracht habe, um zugleich damit den Zuschauer zum Urtheil über das Drama erst wahrhaft zu befähigen, so entsteht der Schein, als ob die ältere tragische Kunst aus einem Missverhältniss zum Zuschauer nicht herausgekommen sei: und man möchte versucht sein, die radicale Tendenz des Euripides, ein entsprechendes Verhältniss zwischen Kunstwerk und Publicum zu erzielen, als einen Fortschritt über Sophokles hinaus zu preisen. Nun aber ist „Publicum“ nur ein Wort und durchaus keine gleichartige und in sich verharrende Grösse. Woher soll dem Künstler die Verpflichtung kommen, sich einer Kraft zu accommodieren, die ihre Stärke nur in der Zahl hat? Und wenn er sich, seiner Begabung und seinen Absichten nach, über jeden einzelnen dieser Zuschauer erhaben fühlt, wie dürfte er vor dem gemeinsamen Ausdruck aller dieser ihm untergeordneten Capacitäten mehr Achtung empfinden als vor dem relativ am höchsten begabten einzelnen Zuschauer? In Wahrheit hat kein griechischer Künstler mit grösserer Verwegenheit und

Selbstgenugsamkeit sein Publicum durch ein langes Leben hindurch behandelt als gerade Euripides: er, der selbst da noch, als die Masse sich ihm zu Füssen warf, in erhabenem Trotze seiner eigenen Tendenz öffentlich in's Gesicht schlug, derselben Tendenz, mit der er über die Masse gesiegt hatte. Wenn dieser Genius die geringste Ehrfurcht vor dem Pandämonium des Publicums gehabt hätte, so wäre er unter den Keulenschlägen seiner Misserfolge längst vor der Mitte seiner Laufbahn zusammengebrochen. Wir sehen bei dieser Erwägung, dass unser Ausdruck, Euripides habe den Zuschauer auf die Bühne gebracht, um den Zuschauer wahrhaft urtheilsfähig zu machen, nur ein provisorischer war, und dass wir nach einem tieferen Verständniss seiner Tendenz zu suchen haben. Umgekehrt ist es ja allerseits bekannt, wie Aeschylus und Sophokles Zeit ihres Lebens, ja weit über dasselbe hinaus, im Vollbesitze der Volksgunst standen, wie also bei diesen Vorgängern des Euripides keineswegs von einem Missverhältniss zwischen Kunstwerk und Publicum die Rede sein kann. Was trieb den reichbegabten und unablässig zum Schaffen gedrängten Künstler so gewaltsam von dem Wege ab, über dem die Sonne der grössten Dichternamen und der unbewölkte Himmel der Volksgunst leuchteten? Welche sonderbare Rücksicht auf den Zuschauer führte ihn dem Zuschauer entgegen? Wie konnte er aus zu hoher Achtung vor seinem Publicum — sein Publicum missachten?

Euripides fühlte sich — das ist die Lösung des eben dargestellten Räthsels — als Dichter wohl über die Masse, nicht aber über zwei seiner Zuschauer erhaben: die Masse brachte er auf die Bühne, jene beiden Zuschauer verehrte er als die allein urtheilsfähigen Richter und Meister aller seiner Kunst: ihren Weisungen und Mahnungen folgend übertrug er die ganze Welt von Empfindungen, Leidenschaften und Erfahrungen, die bis jetzt auf den Zuschauerbänken als unsichtbarer Chor zu jeder Festvorstellung sich einstellten, in die Seelen seiner Bühnenhelden, ihren Forderungen gab er nach, als er für diese neuen Charaktere auch das neue Wort und den neuen Ton suchte, in ihren Stimmen allein hörte er die gültigen Richtersprüche seines Schaffens eben so wie die siegverheissende Ermuthigung, wenn er von der Justiz des Publicums sich wieder einmal verurtheilt sah.

Von diesen beiden Zuschauern ist der eine — Euripides selbst, Euripides als Denker, nicht als Dichter. Von ihm könnte man sagen, dass die ausserordentliche Fülle seines kritischen Talentes, ähnlich wie bei Lessing, einen productiv künstlerischen Nebentrieb wenn nicht erzeugt, so doch fortwährend befruchtet habe. Mit dieser Begabung, mit aller Helligkeit und Behendigkeit seines kritischen Denkens hatte Euripides im Theater gesessen und sich angestrengt, an den Meisterwerken seiner grossen Vorgänger wie an dunkelgewordenen Gemälden Zug um Zug, Linie um Linie wiederzuerkennen. Und hier nun war ihm begegnet, was dem in die tieferen Geheimnisse der aeschyleischen Tragödie Eingeweihten nicht unerwartet sein darf: er gewahrte etwas Incommensurables in jedem Zug und in jeder Linie, eine gewisse täuschende Bestimmtheit und zugleich eine räthselhafte Tiefe, ja Unendlichkeit des Hintergrundes. Die klarste Figur hatte immer noch einen Kometenschweif an sich, der in's Ungewisse, Unaufhellbare zu deuten schien. Dasselbe Zwielicht lag über dem Bau des Drama's, zumal über der Bedeutung des Chors. Und wie zweifelhaft blieb ihm die Lösung der ethischen Probleme! Wie fragwürdig die Behandlung der Mythen! Wie ungleichmässig die Vertheilung von Glück und Unglück! Selbst in der Sprache der älteren Tragödie war ihm vieles anstössig, mindestens räthselhaft; besonders fand er zu viel Pomp für einfache Verhältnisse, zu viel Tropen und Ungeheuerlichkeiten für die Schlichtheit der Charaktere. So sass er, unruhig grübelnd, im Theater, und er, der Zuschauer, gestand sich, dass er seine grossen Vorgänger nicht verstehe. Galt ihm aber der Verstand als die eigentliche Wurzel alles Geniessens und Schaffens, so musste er fragen und um sich schauen, ob denn Niemand so denke wie er und sich gleichfalls jene Incommensurabilität eingestehe. Aber die Vielen und mit ihnen die besten Einzelnen hatten nur ein misstrauisches Lächeln für ihn; erklären aber konnte ihm Keiner, warum seinen Bedenken und Einwendungen gegenüber die grossen Meister doch im Rechte seien. Und in diesem qualvollen Zustande fand er den anderen Zuschauer, der die Tragödie nicht begriff und deshalb nicht achtete. Mit diesem im Bunde durfte er es wagen, aus seiner Vereinsamung heraus den ungeheuren Kampf gegen die Kunstwerke des Aeschylus und Sophokles zu beginnen — nicht mit Streitschriften, sondern als dramatischer Dichter, der seine Vorstellung von der Tragödie der überlieferten entgegenstellt. —

[«]

12.

Bevor wir diesen anderen Zuschauer bei Namen nennen, verharren wir hier einen Augenblick, um uns jenen früher geschilderten Eindruck des Zwiespältigen und Incommensurabeln im Wesen der aeschyleischen Tragödie selbst in's Gedächtniss zurückzurufen. Denken wir an unsere eigene Befremdung dem Chore und dem tragischen Helden jener Tragödie gegenüber, die wir beide mit unseren Gewohnheiten ebensowenig wie mit der Ueberlieferung zu reimen wussten — bis wir jene Doppelheit selbst als Ursprung und Wesen der griechischen Tragödie wiederfanden, als den Ausdruck zweier in einander gewobenen Kunsttriebe, des Apollinischen und des Dionysischen.

Jenes ursprüngliche und allmächtige dionysische Element aus der Tragödie auszuscheiden und sie rein und neu auf undionysischer Kunst, Sitte und Weltbetrachtung aufzubauen — dies ist die jetzt in heller Beleuchtung sich uns enthüllende Tendenz des Euripides.

Euripides selbst hat am Abend seines Lebens die Frage nach dem Werth und der Bedeutung dieser Tendenz in einem Mythus seinen Zeitgenossen auf das Nachdrücklichste vorgelegt. Darf überhaupt das Dionysische bestehn? Ist es nicht mit Gewalt aus dem hellenischen Boden auszurotten? Gewiss, sagt uns der Dichter, wenn es nur möglich wäre: aber der Gott Dionysus ist zu mächtig; der verständigste Gegner — wie Pentheus in den „Bacchen“ — wird unvermuthet von ihm bezaubert und läuft nachher mit dieser Verzauberung in sein Verhängniss. Das Urtheil der beiden Greise Kadmus und Tiresias scheint auch das Urtheil des greisen Dichters zu sein: das Nachdenken der klügsten Einzelnen werfe jene alten Volkstraditionen, jene sich ewig fortpflanzende Verehrung des Dionysus nicht um, ja es gezieme sich, solchen wunderbaren Kräften gegenüber, mindestens eine diplomatisch vorsichtige Theilnahme zu zeigen: wobei es aber immer noch möglich sei, dass der Gott an einer so lauen Betheiligung Anstoss nehme und den Diplomaten — wie hier den Kadmus — schliesslich in einen Drachen verwandle. Dies sagt uns ein Dichter, der mit heroischer Kraft ein langes Leben hindurch dem Dionysus widerstanden hat — um am Ende desselben mit einer Glorification seines Gegners und einem Selbstmorde seine Laufbahn zu schliessen, einem Schwindelnden gleich, der, um nur dem entsetzlichen, nicht mehr erträglichen Wirbel zu entgehn, sich vom Thurme herunterstürzt. Jene Tragödie ist ein Protest gegen die Ausführbarkeit seiner Tendenz; ach, und sie war bereits ausgeführt! Das Wunderbare war geschehn: als der Dichter widerrief, hatte bereits seine Tendenz gesiegt. Dionysus war bereits von der tragischen Bühne verscheucht und zwar durch eine aus Euripides redende dämonische Macht. Auch Euripides war in gewissem Sinne nur Maske: die Gottheit, die aus ihm redete, war nicht Dionysus, auch nicht Apollo, sondern ein ganz neugeborner Dämon, genannt Sokrates. Dies ist der neue Gegensatz: das Dionysische und das Sokratische, und das Kunstwerk der griechischen Tragödie ging an ihm zu Grunde. Mag nun auch Euripides uns durch seinen Widerruf zu trösten suchen, es gelingt ihm nicht: der herrlichste Tempel liegt in Trümmern; was nützt uns die Wehklage des Zerstörers und sein Geständniss, dass es der schönste aller Tempel gewesen sei? Und selbst dass Euripides zur Strafe von den

Kunstrichtern aller Zeiten in einen Drachen verwandelt worden ist — wen möchte diese erbärmliche Compensation befriedigen?

Nähern wir uns jetzt jener sokratischen Tendenz, mit der Euripides die aeschyleische Tragödie bekämpfte und besiegte.

Welches Ziel — so müssen wir uns jetzt fragen — konnte die euripideische Absicht, das Drama allein auf das Undionysische zu gründen, in der höchsten Idealität ihrer Durchführung überhaupt haben? Welche Form des Drama’s blieb noch übrig, wenn es nicht aus dem Geburtsschoosse der Musik, in jenem geheimnissvollen Zwielicht des Dionysischen geboren werden sollte? Allein das dramatisirte Epos: in welchem apollinischen Kunstgebiete nun freilich die tragische Wirkung unerreichbar ist. Es kommt hierbei nicht auf den Inhalt der dargestellten Ereignisse an; ja ich möchte behaupten, dass es Göthe in seiner projectirten „Nausikaa“ unmöglich gewesen sein würde, den Selbstmord jenes idyllischen Wesens — der den fünften Act ausfüllen sollte — tragisch ergreifend zu machen; so ungemein ist die Gewalt des Episch-Apollinischen, dass es die schreckensvollsten Dinge mit jener Lust am Scheine und der Erlösung durch den Schein vor unseren Augen verzaubert. Der Dichter des dramatisirten Epos kann eben so wenig wie der epische Rhapsode mit seinen Bildern völlig verschmelzen: er ist immer noch ruhig unbewegte aus weiten Augen blickende Anschauung, die die Bilder vor sich sieht. Der Schauspieler in diesem dramatisirten Epos bleibt im tiefsten Grunde immer noch Rhapsode; die Weihe des inneren Träumens liegt auf allen seinen Actionen, so dass er niemals ganz Schauspieler ist.

Wie verhält sich nun diesem Ideal des apollinischen Drama’s gegenüber das euripideische Stück? Wie zu dem feierlichen Rhapsoden der alten Zeit jener jüngere, der sein Wesen im platonischen „Jon“ also beschreibt: „Wenn ich etwas Trauriges sage, füllen sich meine Augen mit Thränen; ist aber das, was ich sage, schrecklich und entsetzlich, dann stehen die Haare meines Hauptes vor Schauder zu Berge, und mein Herz klopft.“ Hier merken wir nichts mehr von jenem epischen Verlorensein im Scheine, von der affectlosen Kühle des wahren Schauspielers, der gerade in seiner höchsten Thätigkeit, ganz Schein und Lust am Scheine ist. Euripides ist der Schauspieler mit dem klopfenden Herzen, mit den zu Berge stehenden Haaren; als sokratischer Denker entwirft er den Plan, als leidenschaftlicher Schauspieler führt er ihn aus. Reiner Künstler ist er weder im Entwerfen noch im Ausführen. So ist das euripideische Drama ein zugleich kühles und feuriges Ding, zum Erstarren und zum Verbrennen gleich befähigt; es ist ihm unmöglich, die apollinische Wirkung des Epos zu erreichen, während es andererseits sich von den dionysischen Elementen möglichst gelöst hat, und jetzt, um überhaupt zu wirken, neue Erregungsmittel braucht, die nun nicht mehr innerhalb der beiden einzigen Kunsttriebe, des apollinischen und des dionysischen, liegen können. Diese Erregungsmittel sind kühle paradoxe Gedanken — an Stelle der apollinischen Anschauungen — und feurige Affecte — an Stelle der dionysischen Entzückungen — und zwar höchst realistisch nachgemachte, keineswegs in den Aether der Kunst getauchte Gedanken und Affecte.

Haben wir demnach so viel erkannt, dass es Euripides überhaupt nicht gelungen ist, das Drama allein auf das Apollinische zu gründen, dass sich vielmehr seine undionysische Tendenz in eine naturalistische und unkünstlerische verirrt hat, so werden wir jetzt dem Wesen des aesthetischen Sokratismus schon näher treten dürfen; dessen oberstes Gesetz ungefähr so lautet: „alles muss verständig sein, um schön zu sein“; als Parallelsatz zu dem sokratischen „nur der Wissende ist tugendhaft.“ Mit diesem Kanon in der Hand maass Euripides alles Einzelne und rectificirte es gemäss diesem Princip: die Sprache, die Charaktere, den dramaturgischen Aufbau, die Chormusik. Was wir im Vergleich mit der sophokleischen Tragödie so häufig dem Euripides als dichterischen Mangel und Rückschritt anzurechnen pflegen, das ist zumeist das Product jenes eindringenden kritischen Prozesses, jener verwegenen Verständigkeit. Der euripideische Prolog diene uns als Beispiel für die Productivität jener rationalistischen Methode. Nichts kann unserer Bühnentechnik widerstrebender sein als der Prolog im Drama des Euripides. Dass eine einzelne auftretende Person am Eingange des Stückes erzählt, wer sie sei, was der Handlung vorangehe, was bis jetzt geschehen, ja was im Verlaufe des Stückes geschehen werde, das würde ein moderner Theaterdichter als ein muthwilliges und nicht zu verzeihendes Verzichtleisten auf den Effect der Spannung bezeichnen. Man weiss ja alles, was geschehen wird; wer wird abwarten wollen, dass dies wirklich geschieht? — da ja hier keinesfalls das aufregende Verhältniss eines wahrsagenden Traumes zu einer später eintretenden Wirklichkeit stattfindet. Ganz anders reflectirte Euripides. Die Wirkung der Tragödie beruhte niemals auf der epischen Spannung, auf der anreizenden Ungewissheit, was sich jetzt und nachher ereignen werde: vielmehr auf jenen grossen rhetorisch-lyrischen Scenen, in denen die Leidenschaft und die Dialektik des Haupthelden zu einem breiten und mächtigen Strome anschwoll. Zum Pathos, nicht zur Handlung bereitete Alles vor: und was nicht zum Pathos vorbereitete, das galt als verwerflich. Das aber, was die genussvolle Hingabe an solche Scenen am stärksten erschwert, ist ein dem Zuhörer fehlendes Glied, eine Lücke im Gewebe der Vorgeschichte; so lange der Zuhörer noch ausrechnen muss, was diese und jene Person bedeute, was dieser und jener Conflict der Neigungen und Absichten für Voraussetzungen habe, ist seine volle Versenkung in das Leiden und Thun der Hauptpersonen, ist das athemlose Mitleiden und Mitfürchten noch nicht möglich. Die aeschyleisch-sophokleische Tragödie verwandte die geistreichsten Kunstmittel, um dem Zuschauer in den ersten Scenen gewissermaassen zufällig alle jene zum Verständniss nothwendigen Fäden in die Hand zu geben: ein Zug, in dem sich jene edle Künstlerschaft bewährt, die das nothwendige Formelle gleichsam maskirt und als Zufälliges erscheinen lässt. Immerhin aber glaubte Euripides zu bemerken, dass während jener ersten Scenen der Zuschauer in eigenthümlicher Unruhe sei, um das Rechenexempel der Vorgeschichte auszurechnen, so dass die dichterischen Schönheiten und das Pathos der Exposition für ihn verloren ginge. Deshalb stellte er den Prolog noch vor die Exposition und legte ihn einer Person in den Mund, der man Vertrauen schenken durfte: eine Gottheit musste häufig den Verlauf der Tragödie dem Publicum gewissermaassen garantieren und jeden Zweifel an der Realität des Mythus nehmen: in ähnlicher Weise, wie Descartes die Realität der empirischen Welt nur durch die Appellation an die Wahrhaftigkeit Gottes und seine Unfähigkeit zur Lüge zu beweisen vermochte. Dieselbe göttliche Wahrhaftigkeit braucht Euripides noch einmal am Schlusse seines Drama's, um die Zukunft seiner Helden dem Publicum sicher zu stellen; dies ist die Aufgabe des berüchtigten deus ex machina. Zwischen der epischen Vorschau und Hinausschau liegt die dramatisch-lyrische Gegenwart, das eigentliche „Drama."

So ist Euripides vor allem als Dichter der Wiederhall seiner bewussten Erkenntnisse; und gerade dies verleiht ihm eine so denkwürdige Stellung in der Geschichte der griechischen Kunst. Ihm muss im Hinblick auf sein kritisch-productives Schaffen oft zu Muthe gewesen sein als sollte er den Anfang der Schrift des Anaxagoras für das Drama lebendig machen, deren erste Worte lauten: „im Anfang war alles beisammen; da kam der Verstand und schuf Ordnung." Und wenn Anaxagoras mit seinem „Nous" unter den Philosophen wie der erste Nüchterne unter lauter Trunkenen erschien, so mag auch Euripides sein Verhältniss zu den anderen Dichtern der Tragödie unter einem ähnlichen Bilde begriffen haben. So lange der einzige Ordner und Walter des Alls, der Nous, noch vom künstlerischen Schaffen ausgeschlossen war, war noch alles in einem chaotischen Urbrei beisammen; so musste Euripides urtheilen, so musste er die „trunkenen" Dichter als der erste „Nüchterne" verurtheilen. Das, was Sophokles von Aeschylus gesagt hat, er thue das Rechte, obschon unbewusst, war gewiss nicht im Sinne des Euripides gesagt: der nur so viel hätte gelten lassen, dass Aeschylus, weil er unbewusst schaffe, das Unrechte schaffe. Auch der göttliche Plato redet vom schöpferischen

Vermögen des Dichters, insofern dies nicht die bewusste Einsicht ist, zu allermeist nur ironisch und stellt es der Begabung des Wahrsagers und Traumdeuters gleich; sei doch der Dichter nicht eher fähig zu dichten als bis er bewusstlos geworden sei, und kein Verstand mehr in ihm wohne. Euripides unternahm es, wie es auch Plato unternommen hat, das Gegenstück des „unverständigen“ Dichters der Welt zu zeigen; sein aesthetischer Grundsatz „alles muss bewusst sein, um schön zu sein“, ist, wie ich sagte, der Parallelsatz zu dem sokratischen „alles muss bewusst sein, um gut zu sein“. Demgemäss darf uns Euripides als der Dichter des aesthetischen Sokratismus gelten. Sokrates aber war jener zweite Zuschauer, der die ältere Tragödie nicht begriff und deshalb nicht achtete; mit ihm im Bunde wagte Euripides, der Herold eines neuen Kunstschaffens zu sein. Wenn an diesem die ältere Tragödie zu Grunde ging, so ist also der aesthetische Sokratismus das mörderische Princip: insofern aber der Kampf gegen das Dionysische der älteren Kunst gerichtet war, erkennen wir in Sokrates den Gegner des Dionysus, den neuen Orpheus, der sich gegen Dionysus erhebt und, obschon bestimmt, von den Mänaden des athenischen Gerichtshofes zerrissen zu werden, doch den übermächtigen Gott selbst zur Flucht nöthigt: welcher, wie damals, als er vor dem Edonerkönig Lykurg floh, sich in die Tiefen des Meeres rettete, nämlich in die mystischen Fluthen eines die ganze Welt allmählich überziehenden Geheimcultus.

[«]

13.

Dass Sokrates eine enge Beziehung der Tendenz zu Euripides habe, entging dem gleichzeitigen Alterthume nicht; und der beredteste Ausdruck für diesen glücklichen Spürsinn ist jene in Athen umlaufende Sage, Sokrates pflege dem Euripides im Dichten zu helfen. Beide Namen wurden von den Anhängern der „guten alten Zeit“ in einem Athem genannt, wenn es galt, die Volksverführer der Gegenwart aufzuzählen: von deren Einflusse es herrühre, dass die alte marathonische vierschrötige Tüchtigkeit an Leib und Seele immer mehr einer zweifelhaften Aufklärung, bei fortschreitender Verkümmerung der leiblichen und seelischen Kräfte, zum Opfer falle. In dieser Tonart, halb mit Entrüstung, halb mit Verachtung, pflegt die aristophanische Komödie von jenen Männern zu reden, zum Schrecken der Neueren, welche zwar Euripides gerne preisgeben, aber sich nicht genug darüber wundern können, dass Sokrates als der erste und oberste Sophist, als der Spiegel und Inbegriff aller sophistischen Bestrebungen bei Aristophanes erscheine: wobei es einzig einen Trost gewährt, den Aristophanes selbst als einen lüderlich lügenhaften Alcibiades der Poesie an den Pranger zu stellen. Ohne an dieser Stelle die tiefen Instincte des Aristophanes gegen solche Angriffe in Schutz zu nehmen, fahre ich fort, die enge Zusammengehörigkeit des Sokrates und des Euripides aus der antiken Empfindung heraus zu erweisen; in welchem Sinne namentlich daran zu erinnern ist, dass Sokrates als Gegner der tragischen Kunst sich des Besuchs der Tragödie enthielt, und nur, wenn ein neues Stück des Euripides aufgeführt wurde, sich unter den Zuschauern einstellte. Am berühmtesten ist aber die nahe Zusammenstellung beider Namen in dem delphischen Orakelspruche, welcher Sokrates als den Weisesten unter den Menschen bezeichnet, zugleich aber das Urtheil abgab, dass dem Euripides der zweite Preis im Wettkampfe der Weisheit gebühre.

Als der dritte in dieser Stufenleiter war Sophokles genannt; er, der sich gegen Aeschylus rühmen durfte, er thue das Rechte und zwar, weil er wisse, was das Rechte sei. Offenbar ist gerade der Grad der Helligkeit dieses Wissens dasjenige, was jene drei Männer gemeinsam als die drei „Wissenden“ ihrer Zeit auszeichnet.

Das schärfste Wort aber für jene neue und unerhörte Hochschätzung des Wissens und der Einsicht sprach Sokrates, als er sich als den Einzigen vorfand, der sich eingestehe, nichts zu wissen; während er, auf seiner kritischen Wanderung durch Athen, bei den grössten Staatsmännern, Rednern, Dichtern und Künstlern vorsprechend, überall die Einbildung des Wissens antraf. Mit Staunen erkannte er, dass alle jene Berühmtheiten selbst über ihren Beruf ohne richtige und sichere Einsicht seien und denselben nur aus Instinct trieben. „Nur aus Instinct“: mit diesem Ausdruck berühren wir Herz und Mittelpunkt der sokratischen Tendenz. Mit ihm verurtheilt der Sokratismus eben so die bestehende Kunst wie die bestehende Ethik: wohin er seine prüfenden Blicke richtet, sieht er den Mangel der Einsicht und die Macht des Wahns und schliesst aus diesem Mangel auf die innerliche Verkehrtheit und Verwerflichkeit des Vorhandenen. Von diesem einen Punkte aus glaubte Sokrates das Dasein corrigieren zu müssen: er, der Einzelne, tritt mit der Miene der Nichtachtung und der Ueberlegenheit, als der Vorläufer einer ganz anders gearteten Cultur, Kunst und Moral, in eine Welt hinein, deren Zipfel mit Ehrfurcht zu erhaschen wir uns zum grössten Glücke rechnen würden.

Dies ist die ungeheuere Bedenklichkeit, die uns jedesmal, Angesichts des Sokrates, ergreift und die uns immer und immer wieder anreizt, Sinn und Absicht dieser fragwürdigsten Erscheinung des Alterthums zu erkennen. Wer ist das, der es wagen darf, als ein Einzelner das griechische Wesen zu verneinen, das als Homer, Pindar und Aeschylus, als Phidias, als Perikles, als Pythia und Dionysus, als der tiefste Abgrund und die höchste Höhe unserer staunenden Anbetung gewiss ist? Welche dämonische Kraft ist es, die diesen Zaubertrank in den Staub zu schütten sich erkühnen darf? Welcher Halbgott ist es, dem der Geisterchor der Edelsten der Menschheit zurufen muss: „Weh! Weh! Du hast sie zerstört, die schöne Welt, mit mächtiger Faust; sie stürzt, sie zerfällt!“

Einen Schlüssel zu dem Wesen des Sokrates bietet uns jene wunderbare Erscheinung, die als „Dämonion des Sokrates“ bezeichnet wird. In besonderen Lagen, in denen sein ungeheurer Verstand in’s Schwanken gerieth, gewann er einen festen Anhalt durch eine in solchen Momenten sich äussernde göttliche Stimme. Diese Stimme mahnt, wenn sie kommt, immer ab. Die instinctive Weisheit zeigt sich bei dieser gänzlich abnormen Natur nur, um dem bewussten Erkennen hier und da hindernd entgegenzutreten. Während doch bei allen productiven Menschen der Instinct gerade die schöpferisch-affirmative Kraft ist, und das Bewusstsein kritisch und abmahnend sich gebärdet: wird bei Sokrates der Instinct zum Kritiker, das Bewusstsein zum Schöpfer — eine wahre Monstrosität per defectum! Und zwar nehmen wir hier einen monstrosen defectus jeder mystischen Anlage wahr, so dass Sokrates als der specifische Nicht-Mystiker zu bezeichnen wäre, in dem die logische Natur durch eine Superfötation eben so excessiv entwickelt ist wie im Mystiker jene instinctive Weisheit. Andrerseits aber war es jenem in Sokrates erscheinenden logischen Triebe völlig versagt, sich gegen sich selbst zu kehren; in diesem fessellosen Dahinströmen zeigt er eine Naturgewalt, wie wir sie nur bei den allergrössten instinctiven Kräften zu unsrer schaudervollen Ueberraschung antreffen. Wer nur einen Hauch von jener göttlichen Naivetät und Sicherheit der sokratischen Lebensrichtung aus den platonischen Schriften gespürt hat, der fühlt auch, wie das ungeheure Triebrad des logischen Sokratismus gleichsam hinter Sokrates in Bewegung ist, und wie dies durch Sokrates wie durch einen Schatten hindurch angeschaut werden muss. Dass er aber selbst von diesem Verhältniss eine Ahnung hatte, das drückt sich in dem würdevollen Ernste aus, mit dem er seine göttliche Berufung überall und noch vor seinen Richtern geltend machte. Ihn darin zu widerlegen war im Grunde eben so unmöglich als seinen die Instincte auflösenden Einfluss gut zu heissen. Bei diesem unlösbaren Conflicte war, als er einmal vor das Forum des griechischen Staates gezogen war, nur eine einzige Form der Verurtheilung geboten, die Verbannung; als etwas durchaus Räthselhaftes, Unrubricirbares, Unaufklärbares hätte man ihn über die Grenze weisen dürfen, ohne dass irgend eine Nachwelt im Recht gewesen wäre, die Athener einer schmählichen That zu zeihen. Dass aber der Tod und nicht nur die Verbannung über ihn ausgesprochen wurde, das scheint Sokrates selbst, mit völliger Klarheit und ohne den natürlichen Schauder vor dem Tode, durchgesetzt zu haben: er ging in den Tod, mit jener Ruhe, mit der er nach Plato's Schilderung als der letzte der Zecher im frühen Tagesgrauen das Symposion verlässt, um einen neuen Tag zu beginnen; indess hinter ihm, auf den Bänken und auf der Erde, die verschlafenen Tischgenossen zurückbleiben, um von Sokrates, dem wahrhaften Erotiker, zu träumen. Der sterbende Sokrates wurde das neue, noch nie sonst geschaute Ideal der edlen griechischen Jugend: vor allen hat sich der typische hellenische Jüngling, Plato, mit aller inbrünstigen Hingebung seiner Schwärmerseele vor diesem Bilde niedergeworfen.

[«]

14.

Denken wir uns jetzt das eine grosse Cyklopenauge des Sokrates auf die Tragödie gewandt, jenes Auge, in dem nie der holde Wahnsinn künstlerischer Begeisterung geglüht hat — denken wir uns, wie es jenem Auge versagt war, in die dionysischen Abgründe mit Wohlgefallen zu schauen — was eigentlich musste es in der „erhabenen und hochgepriesenen“ tragischen Kunst, wie sie Plato nennt, erblicken? Etwas recht Unvernünftiges, mit Ursachen, die ohne Wirkungen, und mit Wirkungen, die ohne Ursachen zu sein schienen, dazu das Ganze so bunt und mannichfaltig, dass es einer besonnenen Gemüthsart widerstreben müsse, für reizbare und empfindliche Seelen aber ein gefährlicher Zunder sei. Wir wissen, welche einzige Gattung der Dichtkunst von ihm begriffen wurde, die aesopische Fabel: und dies geschah gewiss mit jener lächelnden Anbequemung, mit welcher der ehrliche gute Gellert in der Fabel von der Biene und der Henne das Lob der Poesie singt:

„Du siehst an mir, wozu sie nützt,
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen“.

Nun aber schien Sokrates die tragische Kunst nicht einmal „die Wahrheit zu sagen“: abgesehen davon, dass sie sich an den wendet, der „nicht viel Verstand besitzt“, also nicht an den Philosophen: ein zweifacher Grund, von ihr fern zu bleiben. Wie Plato, rechnete er sie zu den schmeichlerischen Künsten, die nur das Angenehme, nicht das Nützliche darstellen und verlangte deshalb bei seinen

Jüngern Enthaltsamkeit und strenge Absonderung von solchen unphilosophischen Reizungen; mit solchem Erfolge, dass der jugendliche Tragödiendichter Plato zu allererst seine Dichtungen verbrannte, um Schüler des Sokrates werden zu können. Wo aber unbesiegbare Anlagen gegen die sokratischen Maximen ankämpften, war die Kraft derselben, sammt der Wucht jenes ungeheuren Charakters, immer noch gross genug, um die Poesie selbst in neue und bis dahin unbekannte Stellungen zu drängen.

Ein Beispiel dafür ist der eben genannte Plato: er, der in der Verurtheilung der Tragödie und der Kunst überhaupt gewiss nicht hinter dem naiven Cynismus seines Meisters zurückgeblieben ist, hat doch aus voller künstlerischer Nothwendigkeit eine Kunstform schaffen müssen, die gerade mit den vorhandenen und von ihm abgewiesenen Kunstformen innerlich verwandt ist. Der Hauptvorwurf, den Plato der älteren Kunst zu machen hatte, — dass sie Nachahmung eines Scheinbildes sei, also noch einer niedrigeren Sphäre als die empirische Welt ist angehöre — durfte vor allem nicht gegen das neue Kunstwerk gerichtet werden: und so sehen wir denn Plato bestrebt über die Wirklichkeit hinaus zu gehn und die jener Pseudo-Wirklichkeit zu Grunde liegende Idee darzustellen. Damit aber war der Denker Plato auf einem Umwege ebendahin gelangt, wo er als Dichter stets heimisch gewesen war und von wo aus Sophokles und die ganze ältere Kunst feierlich gegen jenen Vorwurf protestirten. Wenn die Tragödie alle früheren Kunstgattungen in sich aufgesaugt hatte, so darf dasselbe wiederum in einem excentrischen Sinne vom platonischen Dialoge gelten, der, durch Mischung aller vorhandenen Stile und Formen erzeugt, zwischen Erzählung, Lyrik, Drama, zwischen Prosa und Poesie in der Mitte schwebt und damit auch das strenge ältere Gesetz der einheitlichen sprachlichen Form durchbrochen hat; auf welchem Wege die cynischen Schriftsteller noch weiter gegangen sind, die in der grössten Buntscheckigkeit des Stils, im Hin- und Herschwanken zwischen prosaischen und metrischen Formen auch das litterarische Bild des „rasenden Sokrates“, den sie im Leben darzustellen pflegten, erreicht haben. Der platonische Dialog war gleichsam der Kahn, auf dem sich die schiffbrüchige ältere Poesie sammt allen ihren Kindern rettete: auf einen engen Raum zusammengedrängt und dem einen Steuermann Sokrates ängstlich unterthänig fuhren sie jetzt in eine neue Welt hinein, die an dem phantastischen Bilde dieses Aufzugs sich nie satt sehen konnte. Wirklich hat für die ganze Nachwelt Plato das Vorbild einer neuen Kunstform gegeben, das Vorbild des Roman's: der als die unendlich gesteigerte aesopische Fabel zu bezeichnen ist, in der die Poesie in einer ähnlichen Rangordnung zur dialektischen Philosophie lebt, wie viele Jahrhunderte hindurch dieselbe Philosophie zur Theologie: nämlich als ancilla. Dies war die neue Stellung der Poesie, in die sie Plato unter dem Drucke des dämonischen Sokrates drängte.

Hier überwächst der philosophische Gedanke die Kunst und zwingt sie zu einem engen Sich-Anklammern an den Stamm der Dialektik. In dem logischen Schematismus hat sich die apollinische Tendenz verpuppt: wie wir bei Euripides etwas Entsprechendes und ausserdem eine Uebersetzung des Dionysischen in den naturalistischen Affect wahrzunehmen hatten. Sokrates, der dialektische Held im platonischen Drama, erinnert uns an die verwandte Natur des euripideischen Helden, der durch Grund und Gegengrund seine Handlungen vertheidigen muss und dadurch so oft in Gefahr geräth, unser tragisches Mitleiden einzubüssen: denn wer vermöchte das optimistische Element im Wesen der Dialektik zu verkennen, das in jedem Schlusse sein Jubelfest feiert und allein in kühler Helle und Bewusstheit athmen kann: das optimistische Element, das, einmal in die Tragödie eingedrungen, ihre dionysischen Regionen allmählich überwuchern und sie nothwendig zur Selbstvernichtung treiben muss — bis zum Todessprunge in’s bürgerliche Schauspiel. Man vergegenwärtige sich nur die Consequenzen der sokratischen Sätze: „Tugend ist Wissen; es wird nur gesündigt aus Unwissenheit; der Tugendhafte ist der Glückliche“: in diesen drei Grundformen des Optimismus liegt der Tod der Tragödie. Denn jetzt muss der tugendhafte Held Dialektiker sein, jetzt muss zwischen Tugend und Wissen, Glaube und Moral ein nothwendiger sichtbarer Verband sein, jetzt ist die transscendentale Gerechtigkeitslösung des Aeschylus zu dem flachen und frechen Princip der „poetischen Gerechtigkeit“ mit seinem üblichen deus ex machina erniedrigt.

Wie erscheint dieser neuen sokratisch-optimistischen Bühnenwelt gegenüber jetzt der Chor und überhaupt der ganze musikalisch-dionysische Untergrund der Tragödie? Als etwas Zufälliges, als eine auch wohl zu missende Reminiscenz an den Ursprung der Tragödie; während wir doch eingesehen haben, dass der Chor nur als Ursache der Tragödie und des Tragischen überhaupt verstanden werden kann. Schon bei Sophokles zeigt sich jene Verlegenheit in Betreff des Chors — ein wichtiges Zeichen, dass schon bei ihm der dionysische Boden der Tragödie zu zerbröckeln beginnt. Er wagt es nicht mehr, dem Chor den Hauptantheil der Wirkung anzuvertrauen, sondern schränkt sein Bereich dermaassen ein, dass er jetzt fast den Schauspielern coordinirt erscheint, gleich als ob er aus der Orchestra in die Scene hineingehoben würde: womit freilich sein Wesen völlig zerstört ist, mag auch Aristoteles gerade dieser Auffassung des Chors seine Beistimmung geben. Jene Verrückung der Chorposition, welche Sophokles jedenfalls durch seine Praxis und, der Ueberlieferung nach, sogar durch eine Schrift anempfohlen hat, ist der erste Schritt zur Vernichtung des Chors, deren Phasen in Euripides, Agathon und der neueren Komödie mit erschreckender Schnelligkeit auf einander folgen. Die optimistische Dialektik treibt mit der Geissel ihrer Syllogismen die Musik aus der Tragödie: d.h. sie zerstört das Wesen der Tragödie, welches sich einzig als eine Manifestation und Verbildlichung dionysischer Zustände, als sichtbare Symbolisirung der Musik, als die Traumwelt eines dionysischen Rausches interpretiren lässt.

Haben wir also sogar eine schon vor Sokrates wirkende antidionysische Tendenz anzunehmen, die nur in ihm einen unerhört grossartigen Ausdruck gewinnt: so müssen wir nicht vor der Frage zurückschrecken, wohin denn eine solche Erscheinung wie die des Sokrates deute: die wir doch nicht im Stande sind, Angesichts der platonischen Dialoge, als eine nur auflösende negative Macht zu begreifen. Und so gewiss die allernächste Wirkung des sokratischen Triebes auf eine Zersetzung der dionysischen Tragödie ausging, so zwingt uns eine tiefsinnige Lebenserfahrung des Sokrates selbst zu der Frage, ob denn zwischen dem Sokratismus und der Kunst nothwendig nur ein antipodisches Verhältniss bestehe und ob die Geburt eines „künstlerischen Sokrates“ überhaupt etwas in sich Widerspruchvolles sei.

Jener despotische Logiker hatte nämlich hier und da der Kunst gegenüber das Gefühl einer Lücke, einer Leere, eines halben Vorwurfs, einer vielleicht versäumten Pflicht. Oefters kam ihm, wie er im Gefängniss seinen Freunden erzählt, ein und dieselbe Traumerscheinung, die immer dasselbe sagte: „Sokrates, treibe Musik!“ Er beruhigt sich bis zu seinen letzten Tagen mit der Meinung, sein Philosophieren sei die höchste Musenkunst, und glaubt nicht recht, dass eine Gottheit ihn an jene „gemeine, populäre Musik“ erinnern werde. Endlich im Gefängniss versteht er sich, um sein Gewissen gänzlich zu entlasten, auch dazu, jene von ihm gering geachtete Musik zu treiben. Und in dieser Gesinnung dichtet er ein Proömium auf Apollo und bringt einige aesopische Fabeln in Verse. Das war etwas der dämonischen warnenden Stimme Aehnliches, was ihn zu diesen Uebungen drängte, es war seine apollinische Einsicht, dass er wie ein Barbarenkönig ein edles Götterbild nicht verstehe und in der Gefahr sei, sich an einer Gottheit zu versündigen — durch sein Nichtsverstehn. Jenes Wort der sokratischen Traumerscheinung ist das einzige Zeichen einer Bedenklichkeit über die Grenzen der logischen Natur: vielleicht — so musste er sich fragen — ist das mir Nichtverständliche doch nicht auch sofort das Unverständige? Vielleicht giebt es ein Reich der Weisheit, aus dem der Logiker verbannt ist? Vielleicht ist die Kunst sogar ein nothwendiges Correlativum und Supplement der Wissenschaft?

[«]

15.

Im Sinne dieser letzten ahnungsvollen Fragen muss nun ausgesprochen werden, wie der Einfluss des Sokrates, bis auf diesen Moment hin, ja in alle Zukunft hinaus, sich, gleich einem in der Abendsonne immer grösser werdenden Schatten, über die Nachwelt hin ausgebreitet hat, wie derselbe zur Neuschaffung der Kunst — und zwar der Kunst im bereits metaphysischen, weitesten und tiefsten Sinne — immer wieder nöthigt und, bei seiner eignen Unendlichkeit, auch deren Unendlichkeit verbürgt.

Bevor dies erkannt werden konnte, bevor die innerste Abhängigkeit jeder Kunst von den Griechen, den Griechen von Homer bis auf Sokrates, überzeugend dargethan war, musste es uns mit diesen Griechen ergehen wie den Athenern mit Sokrates. Fast jede Zeit und Bildungsstufe hat einmal sich mit tiefem Missmuthe von den Griechen zu befreien gesucht, weil Angesichts derselben alles Selbstgeleistete, scheinbar völlig Originelle, und recht aufrichtig Bewunderte plötzlich Farbe und Leben zu verlieren schien und zur misslungenen Copie, ja zur Caricatur zusammenschrumpfte. Und so bricht immer von Neuem einmal der herzliche Ingrimm gegen jenes anmaassliche Völkchen hervor, das sich erkühnte, alles Nichteinheimische für alle Zeiten als „barbarisch“ zu bezeichnen: wer sind jene, fragt man sich, die, obschon sie nur einen ephemeren historischen Glanz, nur lächerlich engbegrenzte Institutionen, nur eine zweifelhafte Tüchtigkeit der Sitte aufzuweisen haben und sogar mit hässlichen Lastern gekennzeichnet sind, doch die Würde und Sonderstellung unter den Völkern in Anspruch nehmen, die dem Genius unter der Masse zukommt? Leider war man nicht so glücklich den Schierlingsbecher zu finden, mit dem ein solches Wesen einfach abgethan werden konnte: denn alles Gift, das Neid, Verläumdung und Ingrimm in sich erzeugten, reichte nicht hin, jene selbstgenugsame Herrlichkeit zu vernichten. Und so schämt und fürchtet man sich vor den Griechen; es sei denn, dass Einer die Wahrheit über alles achte und so sich auch diese Wahrheit einzugestehn wage, dass die Griechen unsere und jegliche Cultur als Wagenlenker in den Händen haben, dass aber fast immer Wagen und Pferde von zu geringem Stoffe und der Glorie ihrer Führer unangemessen sind, die dann es für einen Scherz erachten, ein solches Gespann in den Abgrund zu jagen: über den sie selbst, mit dem Sprunge des Achilles, hinwegsetzen.

Um die Würde einer solchen Führerstellung auch für Sokrates zu erweisen, genügt es in ihm den Typus einer vor ihm unerhörten Daseinsform zu erkennen, den Typus des theoretischen Menschen, über dessen Bedeutung und Ziel zur Einsicht zu kommen, unsere nächste Aufgabe ist. Auch der theoretische Mensch hat ein unendliches Genügen am Vorhandenen, wie der Künstler, und ist wie jener vor der praktischen Ethik des Pessimismus und vor seinen nur im Finsteren leuchtenden Lynkeusaugen, durch jenes Genügen geschützt. Wenn nämlich der Künstler bei jeder Enthüllung der Wahrheit immer nur mit verzückten Blicken an dem hängen bleibt, was auch jetzt, nach der Enthüllung, noch Hülle bleibt, geniesst und befriedigt sich der theoretische Mensch an der abgeworfenen Hülle und hat sein höchstes Lustziel in dem Prozess einer immer glücklichen, durch eigene Kraft gelingenden Enthüllung. Es gäbe keine Wissenschaft, wenn ihr nur um jene eine nackte Göttin und um nichts Anderes zu thun wäre. Denn dann müsste es ihren Jüngern zu Muthe sein, wie Solchen, die ein Loch gerade durch die Erde graben wollten: von denen ein Jeder einsieht, dass er, bei grösster und lebenslänglicher Anstrengung, nur ein ganz kleines Stück der ungeheuren Tiefe zu durchgraben im Stande sei, welches vor seinen Augen durch die Arbeit des Nächsten wieder überschüttet wird, so dass ein Dritter wohl daran zu thun scheint, wenn er auf eigne Faust eine neue Stelle für seine Bohrversuche wählt. Wenn jetzt nun Einer zur Ueberzeugung beweist, dass auf diesem directen Wege das Antipodenziel nicht zu erreichen sei, wer wird noch in den alten Tiefen weiterarbeiten wollen, es sei denn, dass er sich nicht inzwischen genügen lasse, edles Gestein zu finden oder Naturgesetze zu entdecken. Darum hat Lessing, der ehrlichste theoretische Mensch, es auszusprechen gewagt, dass ihm mehr am Suchen der Wahrheit als an ihr selbst gelegen sei: womit das Grundgeheimniss der Wissenschaft, zum Erstaunen, ja Aerger der Wissenschaftlichen, aufgedeckt worden ist. Nun steht freilich neben dieser vereinzelten Erkenntniss, als einem Excess der Ehrlichkeit, wenn nicht des Uebermuthes, eine tiefsinnige Wahnvorstellung, welche zuerst in der Person des Sokrates zur Welt kam, jener unerschütterliche Glaube, dass das Denken, an dem Leitfaden der Causalität, bis in die tiefsten Abgründe des Seins reiche, und dass das Denken das Sein nicht nur zu erkennen, sondern sogar zu corrigiren im Stande sei. Dieser erhabene metaphysische Wahn ist als Instinct der Wissenschaft beigegeben und führt sie immer und immer wieder zu ihren Grenzen, an denen sie in Kunst umschlagen muss: auf welche es eigentlich, bei diesem Mechanismus, abgesehn ist.

Schauen wir jetzt, mit der Fackel dieses Gedankens, auf Sokrates hin: so erscheint er uns als der Erste, der an der Hand jenes Instinctes der Wissenschaft nicht nur leben, sondern — was bei weitem mehr ist — auch sterben konnte: und deshalb ist das Bild des sterbenden Sokrates als des durch Wissen und Gründe der Todesfurcht enthobenen Menschen das Wappenschild, das über dem Eingangsthor der Wissenschaft einen Jeden an deren Bestimmung erinnert, nämlich das Dasein als begreiflich und damit als gerechtfertigt erscheinen zu machen: wozu freilich, wenn die Gründe nicht reichen, schliesslich auch der Mythus dienen muss, den ich sogar als nothwendige Consequenz, ja als Absicht der Wissenschaft soeben bezeichnete.

Wer sich einmal anschaulich macht, wie nach Sokrates, dem Mystagogen der Wissenschaft, eine Philosophenschule nach der anderen, wie Welle auf Welle, sich ablöst, wie eine nie geahnte Universalität der Wissensgier in dem weitesten Bereich der gebildeten Welt und als eigentliche Aufgabe für jeden höher Befähigten die Wissenschaft auf die hohe See führte, von der sie niemals seitdem wieder völlig vertrieben werden konnte, wie durch diese Universalität erst ein gemeinsames Netz des Gedankens über den gesammten Erdball, ja mit Ausblicken auf die Gesetzlichkeit eines ganzen Sonnensystems, gespannt wurde; wer dies Alles, sammt der erstaunlich hohen Wissenspyramide der Gegenwart, sich vergegenwärtigt, der kann sich nicht entbrechen, in Sokrates den einen Wendepunkt und Wirbel der sogenannten Weltgeschichte zu sehen. Denn dächte man sich einmal diese ganze unbezifferbare Summe von Kraft, die für jene Welttendenz verbraucht worden ist, nicht im Dienste des Erkennens, sondern auf die praktischen d.h. egoistischen Ziele der Individuen und Völker verwendet, so wäre wahrscheinlich in allgemeinen Vernichtungskämpfen und fortdauernden Völkerwanderungen die instinctive Lust zum Leben so abgeschwächt, dass, bei der Gewohnheit des Selbstmordes, der Einzelne vielleicht den letzten Rest von Pflichtgefühl empfinden müsste, wenn er, wie der Bewohner der Fidschi-Inseln, als Sohn seine Eltern, als Freund seinen Freund erdrosselt: ein praktischer Pessimismus, der selbst eine grausenhafte Ethik des Völkermordes aus Mitleid erzeugen könnte — der übrigens überall in der Welt vorhanden ist und vorhanden war, wo nicht die Kunst in irgend welchen Formen, besonders als Religion und Wissenschaft, zum Heilmittel und zur Abwehr jenes Pesthauchs erschienen ist.

Angesichts dieses praktischen Pessimismus ist Sokrates das Urbild des theoretischen Optimisten, der in dem bezeichneten Glauben an die Ergründlichkeit der Natur der Dinge dem Wissen und der Erkenntniss die Kraft einer Universalmedizin beilegt und im Irrthum das Uebel an sich begreift. In jene Gründe einzudringen und die wahre Erkenntniss vom Schein und vom Irrthum zu sondern, dünkte dem sokratischen Menschen der edelste, selbst der einzige wahrhaft menschliche Beruf zu sein: so wie jener Mechanismus der Begriffe, Urtheile und Schlüsse von Sokrates ab als höchste Bethätigung und bewunderungswürdigste Gabe der Natur über alle anderen Fähigkeiten geschätzt wurde. Selbst die erhabensten sittlichen Thaten, die Regungen des Mitleids, der Aufopferung, des Heroismus und jene schwer zu erringende Meeresstille der Seele, die der apollinische Grieche Sophrosyne nannte, wurden von Sokrates und seinen gleichgesinnten Nachfolgern bis auf die Gegenwart hin aus der Dialektik des Wissens abgeleitet und demgemäss als lehrbar bezeichnet. Wer die Lust einer sokratischen Erkenntniss an sich erfahren hat und spürt, wie diese, in immer weiteren Ringen, die ganze Welt der Erscheinungen zu umfassen sucht, der wird von da an keinen Stachel, der zum Dasein drängen könnte, heftiger empfinden als die Begierde, jene Eroberung zu vollenden und das Netz undurchdringbar fest zu spinnen. Einem so Gestimmten erscheint dann der platonische Sokrates als der Lehrer einer ganz neuen Form der „griechischen Heiterkeit“ und Daseinsseligkeit, welche sich in Handlungen zu entladen sucht und diese Entladung zumeist in maeeutischen und erziehenden Einwirkungen auf edle Jünglinge, zum Zweck der endlichen Erzeugung des Genius, finden wird.

Nun aber eilt die Wissenschaft, von ihrem kräftigen Wahne angespornt, unaufhaltsam bis zu ihren Grenzen, an denen ihr im Wesen der Logik verborgener Optimismus scheitert. Denn die Peripherie des Kreises der Wissenschaft hat unendlich viele Punkte, und während noch gar nicht abzusehen ist, wie jemals der Kreis völlig ausgemessen werden könnte, so trifft doch der edle und begabte Mensch, noch vor der Mitte seines Daseins und unvermeidlich, auf solche Grenzpunkte der Peripherie, wo er in das Unaufhellbare starrt. Wenn er hier zu seinem Schrecken sieht, wie die Logik sich an diesen Grenzen um sich selbst ringelt und endlich sich in den Schwanz beisst — da bricht die neue Form der Erkenntniss durch, die tragische Erkenntniss, die, um nur ertragen zu werden, als Schutz und Heilmittel die Kunst braucht.

Schauen wir, mit gestärkten und an den Griechen erlabten Augen, auf die höchsten Sphären derjenigen Welt, die uns umfluthet, so gewahren wir die in Sokrates vorbildlich erscheinende Gier der unersättlichen optimistischen Erkenntniss in tragische Resignation und Kunstbedürftigkeit umgeschlagen: während allerdings dieselbe Gier, auf ihren niederen Stufen, sich kunstfeindlich äussern und vornehmlich die dionysisch-tragische Kunst innerlich verabscheuen muss, wie dies an der Bekämpfung der aeschyleischen Tragödie durch den Sokratismus beispielsweise dargestellt wurde.

Hier nun klopfen wir, bewegten Gemüthes, an die Pforten der Gegenwart und Zukunft: wird jenes „Umschlagen“ zu immer neuen Configurationen des Genius und gerade des musiktreibenden Sokrates führen? Wird das über das Dasein gebreitete Netz der Kunst, sei es auch unter dem Namen der Religion oder der Wissenschaft, immer fester und zarter geflochten werden oder ist ihm bestimmt, unter dem ruhelos barbarischen Treiben und Wirbeln, das sich jetzt „die Gegenwart“ nennt, in Fetzen zu reissen? — Besorgt, doch nicht trostlos stehen wir eine kleine Weile bei Seite, als die Beschaulichen, denen es erlaubt ist, Zeugen jener ungeheuren Kämpfe und Uebergänge zu sein. Ach! Es ist der Zauber dieser Kämpfe, dass, wer sie schaut, sie auch kämpfen muss!

[«]

16.

An diesem ausgeführten historischen Beispiel haben wir klar zu machen gesucht, wie die Tragödie an dem Entschwinden des Geistes der Musik eben so gewiss zu Grunde geht, wie sie aus diesem Geiste allein geboren werden kann. Das Ungewöhnliche dieser Behauptung zu mildern und andererseits den Ursprung dieser unserer Erkenntniss aufzuzeigen, müssen wir uns jetzt freien Blicks den analogen Erscheinungen der Gegenwart gegenüber stellen; wir müssen mitten hinein in jene Kämpfe treten, welche, wie ich eben sagte, zwischen der unersättlichen optimistischen Erkenntniss und der tragischen Kunstbedürftigkeit in den höchsten Sphären unserer jetzigen Welt gekämpft werden. Ich will hierbei von allen den anderen gegnerischen Trieben absehn, die zu jeder Zeit der Kunst und gerade der Tragödie entgegenarbeiten und die auch in der Gegenwart in dem Maasse siegesgewiss um sich greifen, dass von den theatralischen Künsten z.B. allein die Posse und das Ballet in einem einigermaassen üppigen Wuchern ihre vielleicht nicht für Jedermann wohlriechenden Blüthen treiben. Ich will nur von der erlauchtesten Gegnerschaft der tragischen Weltbetrachtung reden und meine damit die in ihrem tiefsten Wesen optimistische Wissenschaft, mit ihrem Ahnherrn Sokrates an der Spitze. Alsbald sollen auch die Mächte bei Namen genannt werden, welche mir eine Wiedergeburt der Tragödie — und welche andere selige Hoffnungen für das deutsche Wesen! — zu verbürgen scheinen.

Bevor wir uns mitten in jene Kämpfe hineinstürzen, hüllen wir uns in die Rüstung unsrer bisher eroberten Erkenntnisse. Im Gegensatz zu allen denen, welche beflissen sind, die Künste aus einem einzigen Princip, als dem nothwendigen Lebensquell jedes Kunstwerks abzuleiten, halte ich den Blick auf jene beiden künstlerischen Gottheiten der Griechen, Apollo und Dionysus, geheftet und erkenne in ihnen die lebendigen und anschaulichen Repräsentanten zweier in ihrem tiefsten Wesen und ihren höchsten Zielen verschiedenen Kunstwelten. Apollo steht vor mir, als der verklärende Genius des principii individuationis, durch den allein die Erlösung im Scheine wahrhaft zu erlangen ist: während unter dem mystischen Jubelruf des Dionysus der Bann der Individuation zersprengt wird und der Weg zu den Müttern des Sein's, zu dem innersten Kern der Dinge offen liegt. Dieser ungeheuere Gegensatz, der sich zwischen der plastischen Kunst als der apollinischen und der Musik als der dionysischen Kunst klaffend aufthut, ist einem Einzigen der grossen Denker in dem Maasse offenbar geworden, dass er, selbst ohne jene Anleitung der hellenischen Göttersymbolik, der Musik einen verschiedenen Charakter und Ursprung vor allen anderen Künsten zuerkannte, weil sie nicht, wie jene alle, Abbild der Erscheinung, sondern unmittelbar Abbild des Willens selbst sei und also zu allem Physischen der Welt das Metaphysische, zu aller Erscheinung das Ding an sich darstelle. (Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung I, p. 310). Auf diese wichtigste Erkenntniss aller Aesthetik, mit der, in einem ernstern Sinne genommen, die Aesthetik erst beginnt, hat Richard Wagner, zur Bekräftigung ihrer ewigen Wahrheit, seinen Stempel gedrückt, wenn er im „Beethoven“ feststellt, dass die Musik nach ganz anderen aesthetischen Principien als alle bildenden Künste und überhaupt nicht nach der Kategorie der Schönheit zu bemessen sei: obgleich eine irrige Aesthetik, an der Hand einer missleiteten und entarteten Kunst, von jenem in der bildnerischen Welt geltenden Begriff der Schönheit aus sich gewöhnt habe, von der Musik eine ähnliche Wirkung wie von den Werken der bildenden Kunst zu fordern, nämlich die Erregung des Gefallens an schönen Formen. Nach der Erkenntniss jenes ungeheuren Gegensatzes fühlte ich eine starke Nöthigung, mich dem Wesen der griechischen Tragödie und damit der tiefsten Offenbarung des hellenischen Genius zu nahen: denn erst jetzt glaubte ich des Zaubers mächtig zu sein, über die Phraseologie unserer üblichen Aesthetik hinaus, das Urproblem der Tragödie mir leibhaft vor die Seele stellen zu können: wodurch mir ein so befremdlich eigenthümlicher Blick in das Hellenische vergönnt war, dass es mir scheinen musste, als ob unsre so stolz sich gebärdende classisch-hellenische Wissenschaft in der Hauptsache bis jetzt nur an Schattenspielen und Aeusserlichkeiten sich zu weiden gewusst habe.

Jenes Urproblem möchten wir vielleicht mit dieser Frage berühren: welche aesthetische Wirkung entsteht, wenn jene an sich getrennten Kunstmächte des Apollinischen und des Dionysischen neben einander in Thätigkeit gerathen? Oder in kürzerer Form: wie verhält sich die Musik zu Bild und Begriff? — Schopenhauer, dem Richard Wagner gerade für diesen Punkt eine nicht zu überbietende Deutlichkeit und Durchsichtigkeit der Darstellung nachrühmt, äussert sich hierüber am ausführlichsten in der folgenden Stelle, die ich hier in ihrer ganzen Länge wiedergeben werde. Welt als Wille und Vorstellung I, p. 309: „Diesem allen zufolge können wir die erscheinende Welt, oder die Natur, und die Musik als zwei verschiedene Ausdrücke derselben Sache ansehen, welche selbst daher das allein Vermittelnde der Analogie beider ist, dessen Erkenntniss erfordert wird, um jene Analogie einzusehen. Die Musik ist demnach, wenn als Ausdruck der Welt angesehen, eine im höchsten Grad allgemeine Sprache, die sich sogar zur Allgemeinheit der Begriffe ungefähr verhält wie diese zu den einzelnen Dingen. Ihre Allgemeinheit ist aber keineswegs jene leere Allgemeinheit der Abstraction, sondern ganz anderer Art und ist verbunden mit durchgängiger deutlicher Bestimmtheit. Sie gleicht hierin den geometrischen Figuren und den Zahlen, welche als die allgemeinen Formen aller möglichen Objecte der Erfahrung und auf alle a priori anwendbar, doch nicht abstract, sondern anschaulich und durchgängig bestimmt sind. Alle möglichen Bestrebungen, Erregungen und Aeusserungen des Willens, alle jene Vorgänge im Innern des Menschen, welche die Vernunft in den weiten negativen Begriff Gefühl wirft, sind durch die unendlich vielen möglichen Melodien auszudrücken, aber immer in der Allgemeinheit blosser Form, ohne den Stoff, immer nur nach dem Ansich, nicht nach der Erscheinung, gleichsam die innerste Seele derselben, ohne Körper. Aus diesem innigen Verhältniss, welches die Musik zum wahren Wesen aller Dinge hat, ist auch dies zu erklären, dass, wenn zu irgend einer Scene, Handlung, Vorgang, Umgebung, eine passende Musik ertönt, diese uns den geheimsten Sinn derselben aufzuschliessen scheint und als der richtigste und deutlichste Commentar dazu auftritt; imgleichen, dass es Dem, der sich dem Eindruck einer Symphonie ganz hingiebt, ist, als sähe er alle möglichen Vorgänge des Lebens und der Welt an sich vorüberziehen: dennoch kann er, wenn er sich besinnt, keine Aehnlichkeit angeben zwischen jenem Tonspiel und den Dingen, die ihm vorschwebten. Denn die Musik ist, wie gesagt, darin von allen anderen Künsten verschieden, dass sie nicht Abbild der Erscheinung, oder richtiger, der adäquaten Objectität des Willens, sondern unmittelbar Abbild des Willens selbst ist und also zu allem Physischen der Welt das Metaphysische, zu aller Erscheinung das Ding an sich darstellt. Man könnte demnach die Welt ebensowohl verkörperte Musik, als verkörperten Willen nennen: daraus also ist es erklärlich, warum Musik jedes Gemälde, ja jede Scene des wirklichen Lebens und der Welt, sogleich in erhöhter Bedeutsamkeit hervortreten lässt; freilich um so mehr, je analoger ihre Melodie dem innern Geiste der gegebenen Erscheinung ist. Hierauf beruht es, dass man ein Gedicht als Gesang, oder eine anschauliche Darstellung als Pantomime, oder beides als Oper der Musik unterlegen kann. Solche einzelne Bilder des Menschenlebens, der allgemeinen Sprache der Musik untergelegt, sind nie mit durchgängiger Nothwendigkeit ihr verbunden oder entsprechend; sondern sie stehen zu ihr nur im Verhältniss eines beliebigen Beispiels zu einem allgemeinen Begriff: sie stellen in der Bestimmtheit der Wirklichkeit Dasjenige dar, was die Musik in der Allgemeinheit blosser Form aussagt. Denn die Melodien sind gewissermaassen, gleich den allgemeinen Begriffen, ein Abstractum der Wirklichkeit. Diese nämlich, also die Welt der einzelnen Dinge, liefert das Anschauliche, das Besondere und Individuelle, den einzelnen Fall, sowohl zur Allgemeinheit der Begriffe, als zur Allgemeinheit der Melodien, welche beide Allgemeinheiten einander aber in gewisser Hinsicht entgegengesetzt sind; indem die Begriffe nur die allererst aus der Anschauung abstrahirten Formen, gleichsam die abgezogene äussere Schale der Dinge enthalten, also ganz eigentlich Abstracta sind; die Musik hingegen den innersten aller Gestaltung vorhergängigen Kern, oder das Herz der Dinge giebt. Dies Verhältniss liesse sich recht gut in der Sprache der Scholastiker ausdrücken, indem man sagte: die Begriffe sind die universalia post rem, die Musik aber giebt die universalia ante rem, und die Wirklichkeit die universalia in re. — Dass aber überhaupt eine Beziehung zwischen einer Composition und einer anschaulichen Darstellung möglich ist, beruht, wie gesagt, darauf, dass beide nur ganz verschiedene Ausdrücke desselben innern Wesens der Welt sind. Wann nun im einzelnen Fall eine solche Beziehung wirklich vorhanden ist, also der Componist die Willensregungen, welche den Kern einer Begebenheit ausmachen, in der allgemeinen Sprache der Musik auszusprechen gewusst hat: dann ist die Melodie des Liedes, die Musik der Oper ausdrucksvoll. Die vom Componisten aufgefundene Analogie zwischen jenen beiden muss aber aus der unmittelbaren Erkenntniss des Wesens der Welt, seiner Vernunft unbewusst, hervorgegangen und darf nicht, mit bewusster Absichtlichkeit, durch Begriffe vermittelte Nachahmung sein: sonst spricht die Musik nicht das innere Wesen, den Willen selbst aus; sondern ahmt nur seine Erscheinung ungenügend nach; wie dies alle eigentlich nachbildende Musik thut“. —

Wir verstehen also, nach der Lehre Schopenhauer’s, die Musik als die Sprache des Willens unmittelbar und fühlen unsere Phantasie angeregt, jene zu uns redende, unsichtbare und doch so lebhaft bewegte Geisterwelt zu gestalten und sie in einem analogen Beispiel uns zu verkörpern. Andrerseits kommt Bild und Begriff, unter der Einwirkung einer wahrhaft entsprechenden Musik zu einer erhöhten Bedeutsamkeit. Zweierlei Wirkungen pflegt also die dionysische Kunst auf das apollinische Kunstvermögen auszuüben: die Musik reizt zum gleichnissartigen Anschauen der dionysischen Allgemeinheit, die Musik lässt sodann das gleichnissartige Bild in höchster Bedeutsamkeit hervortreten. Aus diesen an sich verständlichen und keiner tieferen Beobachtung unzugänglichen Thatsachen erschliesse ich die Befähigung der Musik, den Mythus d.h. das bedeutsamste Exempel zu gebären und gerade den tragischen Mythus: den Mythus, der von der dionysischen Erkenntniss in Gleichnissen redet. An dem Phänomen des Lyrikers habe ich dargestellt, wie die Musik im Lyriker darnach ringt, in apollinischen Bildern über ihr Wesen sich kund zu geben: denken wir uns jetzt, dass die Musik in ihrer höchsten Steigerung auch zu einer höchsten Verbildlichung zu kommen suchen muss, so müssen wir für möglich halten, dass sie auch den symbolischen Ausdruck für ihre eigentliche dionysische Weisheit zu finden wisse; und wo anders werden wir diesen Ausdruck zu suchen haben, wenn nicht in der Tragödie und überhaupt im Begriff des Tragischen?

Aus dem Wesen der Kunst, wie sie gemeinhin nach der einzigen Kategorie des Scheines und der Schönheit begriffen wird, ist das Tragische in ehrlicher Weise gar nicht abzuleiten; erst aus dem Geiste der Musik heraus verstehen wir eine Freude an der Vernichtung des Individuums. Denn an den einzelnen Beispielen einer solchen Vernichtung wird uns nur das ewige Phänomen der dionysischen Kunst deutlich gemacht, die den Willen in seiner Allmacht gleichsam hinter dem principio individuationis, das ewige Leben jenseit aller Erscheinung und trotz aller Vernichtung zum Ausdruck bringt. Die metaphysische Freude am Tragischen ist eine Uebersetzung der instinctiv unbewussten dionysischen Weisheit in die Sprache des Bildes: der Held, die höchste Willenserscheinung, wird zu unserer Lust verneint, weil er doch nur Erscheinung ist, und das ewige Leben des Willens durch seine Vernichtung nicht berührt wird. „Wir glauben an das ewige Leben“, so ruft die Tragödie; während die Musik die unmittelbare Idee dieses Lebens ist. Ein ganz verschiednes Ziel hat die Kunst des Plastikers: hier überwindet Apollo das Leiden des Individuums durch die leuchtende Verherrlichung der Ewigkeit der Erscheinung, hier siegt die Schönheit über das dem Leben inhärirende Leiden, der Schmerz wird in einem gewissen Sinne aus den Zügen der Natur hinweggelogen. In der dionysischen Kunst und in deren tragischer Symbolik redet uns dieselbe Natur mit ihrer wahren, unverstellten Stimme an: „Seid wie ich bin! Unter dem unaufhörlichen Wechsel der Erscheinungen die ewig schöpferische, ewig zum Dasein zwingende, an diesem Erscheinungswechsel sich ewig befriedigende Urmutter!“

[«]

17.

Auch die dionysische Kunst will uns von der ewigen Lust des Daseins überzeugen: nur sollen wir diese Lust nicht in den Erscheinungen, sondern hinter den Erscheinungen suchen. Wir sollen erkennen, wie alles, was entsteht, zum leidvollen Untergange bereit sein muss, wir werden gezwungen in die Schrecken der Individualexistenz hineinzublicken — und sollen doch nicht erstarren: ein metaphysischer Trost reisst uns momentan aus dem Getriebe der Wandelgestalten heraus. Wir sind wirklich in kurzen Augenblicken das Urwesen selbst und fühlen dessen unbändige Daseinsgier und Daseinslust; der Kampf, die Qual, die Vernichtung der Erscheinungen dünkt uns jetzt wie nothwendig, bei dem Uebermaass von unzähligen, sich in’s Leben drängenden und stossenden Daseinsformen, bei der überschwänglichen Fruchtbarkeit des Weltwillens; wir werden von dem wüthenden Stachel dieser Qualen in demselben Augenblicke durchbohrt, wo wir gleichsam mit der unermesslichen Urlust am Dasein eins geworden sind und wo wir die Unzerstörbarkeit und Ewigkeit dieser Lust in dionysischer Entzückung ahnen. Trotz Furcht und Mitleid sind wir die glücklich-Lebendigen, nicht als Individuen, sondern als das eine Lebendige, mit dessen Zeugungslust wir verschmolzen sind.

Die Entstehungsgeschichte der griechischen Tragödie sagt uns jetzt mit lichtvoller Bestimmtheit, wie das tragische Kunstwerk der Griechen wirklich aus dem Geiste der Musik herausgeboren ist: durch welchen Gedanken wir zum ersten Male dem ursprünglichen und so erstaunlichen Sinne des Chors gerecht geworden zu sein glauben. Zugleich aber müssen wir zugeben, dass die vorhin aufgestellte Bedeutung des tragischen Mythus den griechischen Dichtern, geschweige den griechischen Philosophen, niemals in begrifflicher Deutlichkeit durchsichtig geworden ist; ihre Helden sprechen gewissermaassen oberflächlicher als sie handeln; der Mythus findet in dem gesprochnen Wort durchaus nicht seine adäquate Objectivation. Das Gefüge der Scenen und die anschaulichen Bilder offenbaren eine tiefere Weisheit als der Dichter selbst in Worte und Begriffe fassen kann: wie das Gleiche auch bei Shakespeare beobachtet wird, dessen Hamlet z.B. in einem ähnlichen Sinne oberflächlicher redet als er handelt, so dass nicht aus den Worten heraus, sondern aus dem vertieften Anschauen und Ueberschauen des Ganzen jene früher erwähnte Hamletlehre zu entnehmen ist. In Betreff der griechischen Tragödie, die uns freilich nur als Wortdrama entgegentritt, habe ich sogar angedeutet, dass jene Incongruenz zwischen Mythus und Wort uns leicht verführen könnte, sie für flacher und bedeutungsloser zu halten, als sie ist, und demnach auch eine oberflächlichere Wirkung für sie vorauszusetzen, als sie nach den Zeugnissen der Alten gehabt haben muss: denn wie leicht vergisst man, dass, was dem Wortdichter nicht gelungen war, die höchste Vergeistigung und Idealität des Mythus zu erreichen, ihm als schöpferischem Musiker in jedem Augenblick gelingen konnte! Wir freilich müssen uns die Uebermacht der musikalischen Wirkung fast auf gelehrtem Wege reconstruiren, um etwas von jenem unvergleichlichen Troste zu empfangen, der der wahren Tragödie zu eigen sein muss. Selbst diese musikalische Uebermacht aber würden wir nur, wenn wir Griechen wären, als solche empfunden haben: während wir in der ganzen Entfaltung der griechischen Musik — der uns bekannten und vertrauten, so unendlich reicheren gegenüber — nur das in schüchternem Kraftgefühle angestimmte Jünglingslied des musikalischen Genius zu hören glauben. Die Griechen sind, wie die ägyptischen Priester sagen, die ewigen Kinder, und auch in der tragischen Kunst nur die Kinder, welche nicht wissen, welches erhabene Spielzeug unter ihren Händen entstanden ist und — zertrümmert wird.

Jenes Ringen des Geistes der Musik nach bildlicher und mythischer Offenbarung, welches von den Anfängen der Lyrik bis zur attischen Tragödie sich steigert, bricht plötzlich, nach eben erst errungener üppiger Entfaltung, ab und verschwindet gleichsam von der Oberfläche der hellenischen Kunst: während die aus diesem Ringen geborne dionysische Weltbetrachtung in den Mysterien weiterlebt und in den wunderbarsten Metamorphosen und Entartungen nicht aufhört, ernstere Naturen an sich zu ziehen. Ob sie nicht aus ihrer mystischen Tiefe einst wieder als Kunst emporsteigen wird?

Hier beschäftigt uns die Frage, ob die Macht, an deren Entgegenwirken die Tragödie sich brach, für alle Zeit genug Stärke hat, um das künstlerische Wiedererwachen der Tragödie und der tragischen Weltbetrachtung zu verhindern.

Wenn die alte Tragödie durch den dialektischen Trieb zum Wissen und zum Optimismus der Wissenschaft aus ihrem Gleise gedrängt wurde, so wäre aus dieser Thatsache auf einen ewigen Kampf zwischen der theoretischen und der tragischen Weltbetrachtung zu schliessen; und erst nachdem der Geist der Wissenschaft bis an seine Grenze geführt ist, und sein Anspruch auf universale Gültigkeit durch den Nachweis jener Grenzen vernichtet ist, dürfte auf eine Wiedergeburt der Tragödie zu hoffen sein: für welche Culturform wir das Symbol des musiktreibenden Sokrates, in dem früher erörterten Sinne hinzustellen hätten. Bei dieser Gegenüberstellung verstehe ich unter dem Geiste der Wissenschaft jenen zuerst in der Person des Sokrates an's Licht gekommenen Glauben an die Ergründlichkeit der Natur und an die Universalheilkraft des Wissens.

Wer sich an die nächsten Folgen dieses rastlos vorwärtsdringenden Geistes der Wissenschaft erinnert, wird sich sofort vergegenwärtigen, wie durch ihn der Mythus vernichtet wurde und wie durch diese Vernichtung die Poesie aus ihrem natürlichen idealen Boden, als eine nunmehr heimathlose, verdrängt war. Haben wir mit Recht der Musik die Kraft zugesprochen, den Mythus wieder aus sich gebären zu können, so werden wir den Geist der Wissenschaft auch auf der Bahn zu suchen haben, wo er dieser mythenschaffenden Kraft der Musik feindlich entgegentritt. Dies geschieht in der Entfaltung des neueren attischen Dithyrambus, dessen Musik nicht mehr das innere Wesen, den Willen selbst aussprach, sondern nur die Erscheinung ungenügend, in einer durch Begriffe vermittelten Nachahmung wiedergab: von welcher innerlich entarteten Musik sich die wahrhaft musikalischen Naturen mit demselben Widerwillen abwandten, den sie vor der kunstmörderischen Tendenz des Sokrates hatten. Der sicher zugreifende Instinct des Aristophanes hat gewiss das Rechte erfasst, wenn er Sokrates selbst, die Tragödie des Euripides und die Musik der neueren Dithyrambiker in dem gleichen Gefühle des Hasses zusammenfasste und in allen drei Phänomenen die Merkmale einer degenerirten Cultur witterte. Durch jenen neueren Dithyrambus ist die Musik in frevelhafter Weise zum imitatorischen Conterfei der Erscheinung z.B. einer Schlacht, eines Seesturmes gemacht und damit allerdings ihrer mythenschaffenden Kraft gänzlich beraubt worden. Denn wenn sie unsere Ergetzung nur dadurch zu erregen sucht, dass sie uns zwingt, äusserliche Analogien zwischen einem Vorgange des Lebens und der Natur und gewissen rhythmischen Figuren und charakteristischen Klängen der Musik zu suchen, wenn sich unser Verstand an der Erkenntniss dieser Analogien befriedigen soll, so sind wir in eine Stimmung herabgezogen, in der eine Empfängniss des Mythischen unmöglich ist; denn der Mythus will als ein einziges

Exempel einer in’s Unendliche hinein starrenden Allgemeinheit und Wahrheit anschaulich empfunden werden. Die wahrhaft dionysische Musik tritt uns als ein solcher allgemeiner Spiegel des Weltwillens gegenüber: jenes anschauliche Ereigniss, das sich in diesem Spiegel bricht, erweitert sich sofort für unser Gefühl zum Abbilde einer ewigen Wahrheit. Umgekehrt wird ein solches anschauliches Ereigniss durch die Tonmalerei des neueren Dithyrambus sofort jedes mythischen Charakters entkleidet; jetzt ist die Musik zum dürftigen Abbilde der Erscheinung geworden und darum unendlich ärmer als die Erscheinung selbst: durch welche Armuth sie für unsere Empfindung die Erscheinung selbst noch herabzieht, so dass jetzt z.B. eine derartig musikalisch imitirte Schlacht sich in Marschlärm, Signalklängen u. s. w. erschöpft, und unsere Phantasie gerade bei diesen Oberflächlichkeiten festgehalten wird. Die Tonmalerei ist also in jeder Beziehung das Gegenstück zu der mythenschaffenden Kraft der wahren Musik: durch sie wird die Erscheinung noch ärmer als sie ist, während durch die dionysische Musik die einzelne Erscheinung sich zum Weltbilde bereichert und erweitert. Es war ein mächtiger Sieg des undionysischen Geistes, als er, in der Entfaltung des neueren Dithyrambus, die Musik sich selbst entfremdet und sie zur Sclavin der Erscheinung herabgedrückt hatte. Euripides, der in einem höhern Sinne eine durchaus unmusikalische Natur genannt werden muss, ist aus eben diesem Grunde leidenschaftlicher Anhänger der neueren dithyrambischen Musik und verwendet mit der Freigebigkeit eines Räubers alle ihre Effectstücke und Manieren.

Nach einer anderen Seite sehen wir die Kraft dieses undionysischen, gegen den Mythus gerichteten Geistes in Thätigkeit, wenn wir unsere Blicke auf das Ueberhandnehmen der Charakterdarstellung und des psychologischen Raffinements in der Tragödie von Sophokles ab richten. Der Charakter soll sich nicht mehr zum ewigen Typus erweitern lassen, sondern im Gegentheil so durch künstliche Nebenzüge und Schattirungen, durch feinste Bestimmtheit aller Linien individuell wirken, dass der Zuschauer überhaupt nicht mehr den Mythus, sondern die mächtige Naturwahrheit und die Imitationskraft des Künstlers empfindet. Auch hier gewahren wir den Sieg der Erscheinung über das Allgemeine und die Lust an dem einzelnen gleichsam anatomischen Präparat, wir athmen bereits die Luft einer theoretischen Welt, welcher die wissenschaftliche Erkenntniss höher gilt als die künstlerische Wiederspiegelung einer Weltregel. Die Bewegung auf der Linie des Charakteristischen geht schnell weiter: während noch Sophokles ganze Charactere malt und zu ihrer raffinirten Entfaltung den Mythus ins Joch spannt, malt Euripides bereits nur noch grosse einzelne Charakterzüge, die sich in heftigen Leidenschaften zu äussern wissen; in der neuern attischen Komödie giebt es nur noch Masken mit einem Ausdruck, leichtsinnige Alte, geprellte Kuppler, verschmitzte Sclaven in unermüdlicher Wiederholung. Wohin ist jetzt der mythenbildende Geist der Musik? Was jetzt noch von Musik übrig ist, das ist entweder Aufregungs- oder Erinnerungsmusik d.h. entweder ein Stimulanzmittel für stumpfe und verbrauchte Nerven oder Tonmalerei. Für die erstere kommt es auf den untergelegten Text kaum noch an: schon bei Euripides geht es, wenn seine Helden oder Chöre erst zu singen anfangen, recht lüderlich zu; wohin mag es bei seinen frechen Nachfolgern gekommen sein?

Am allerdeutlichsten aber offenbart sich der neue undionysische Geist in den Schlüssen der neueren Dramen. In der alten Tragödie war der metaphysische Trost am Ende zu spüren gewesen, ohne den die Lust an der Tragödie überhaupt nicht zu erklären ist; am reinsten tönt vielleicht im Oedipus auf Kolonos der versöhnende Klang aus einer anderen Welt. Jetzt, als der Genius der Musik aus der Tragödie entflohen war, ist, im strengen Sinne, die Tragödie todt: denn woher sollte man jetzt jenen metaphysischen Trost schöpfen können? Man suchte daher nach einer irdischen Lösung der tragischen Dissonanz; der Held, nachdem er durch das Schicksal hinreichend gemartert war, erntete in einer stattlichen Heirat, in göttlichen Ehrenbezeugungen einen wohlverdienten Lohn. Der Held war zum Gladiator geworden, dem man, nachdem er tüchtig geschunden und mit Wunden überdeckt war, gelegentlich die Freiheit schenkte. Der deus ex machina ist an Stelle des metaphysischen Trostes getreten. Ich will nicht sagen, dass die tragische Weltbetrachtung überall und völlig durch den andrängenden Geist des Undionysischen zerstört wurde: wir wissen nur, dass sie sich aus der Kunst gleichsam in die Unterwelt, in einer Entartung zum Geheimcult, flüchten musste. Aber auf dem weitesten Gebiete der Oberfläche des hellenischen Wesens wüthete der verzehrende Hauch jenes Geistes, welcher sich in jener Form der „griechischen Heiterkeit“ kundgiebt, von der bereits früher, als von einer greisenhaft unproductiven Daseinslust, die Rede war; diese Heiterkeit ist ein Gegenstück zu der herrlichen „Naivetät“ der älteren Griechen, wie sie, nach der gegebenen Charakteristik, zu fassen ist als die aus einem düsteren Abgrunde hervorwachsende Blüthe der apollinischen Cultur, als der Sieg, den der hellenische Wille durch seine Schönheitsspiegelung über das Leiden und die Weisheit des Leidens davonträgt. Die edelste Form jener anderen Form der „griechischen Heiterkeit“, der alexandrinischen, ist die Heiterkeit des theoretischen Menschen: sie zeigt dieselben charakteristischen Merkmale, die ich soeben aus dem Geiste des Undionysischen ableitete — dass sie die dionysische Weisheit und Kunst bekämpft, dass sie den Mythus aufzulösen trachtet, dass sie an Stelle eines metaphysischen

Trostes eine irdische Consonanz, ja einen eigenen deus ex machina setzt, nämlich den Gott der Maschinen und Schmelztiegel, d.h. die im Dienste des höheren Egoismus erkannten und verwendeten Kräfte der Naturgeister, dass sie an eine Correctur der Welt durch das Wissen, an ein durch die Wissenschaft geleitetes Leben glaubt und auch wirklich im Stande ist, den einzelnen Menschen in einen allerengsten Kreis von lösbaren Aufgaben zu bannen, innerhalb dessen er heiter zum Leben sagt: „Ich will dich: du bist werth erkannt zu werden“.

[«]

18.

Es ist ein ewiges Phänomen: immer findet der gierige Wille ein Mittel, durch eine über die Dinge gebreitete Illusion seine Geschöpfe im Leben festzuhalten und zum Weiterleben zu zwingen. Diesen fesselt die sokratische Lust des Erkennens und der Wahn, durch dasselbe die ewige Wunde des Daseins heilen zu können, jenen umstrickt der vor seinen Augen wehende verführerische Schönheitsschleier der Kunst, jenen wiederum der metaphysische Trost, dass unter dem Wirbel der Erscheinungen das ewige Leben unzerstörbar weiterfliesst: um von den gemeineren und fast noch kräftigeren Illusionen, die der Wille in jedem Augenblick bereit hält, zu schweigen. Jene drei Illusionsstufen sind überhaupt nur für die edler ausgestatteten Naturen, von denen die Last und Schwere des Daseins überhaupt mit tieferer Unlust empfunden wird und die durch ausgesuchte Reizmittel über diese Unlust hinwegzutäuschen sind. Aus diesen Reizmitteln besteht alles, was wir Cultur nennen: je nach der Proportion der Mischungen haben wir eine vorzugsweise sokratische oder künstlerische oder tragische Cultur: oder wenn man historische Exemplificationen erlauben will: es giebt entweder eine alexandrinische oder eine hellenische oder eine buddhaistische Cultur.

Unsere ganze moderne Welt ist in dem Netz der alexandrinischen Cultur befangen und kennt als Ideal den mit höchsten Erkenntnisskräften ausgerüsteten, im Dienste der Wissenschaft arbeitenden theoretischen Menschen, dessen Urbild und Stammvater Sokrates ist. Alle unsere Erziehungsmittel haben ursprünglich dieses Ideal im Auge: jede andere Existenz hat sich mühsam nebenbei emporzuringen, als erlaubte, nicht als beabsichtigte Existenz. In einem fast erschreckenden Sinne ist hier eine lange Zeit der Gebildete allein in der Form des Gelehrten gefunden worden; selbst unsere dichterischen Künste haben sich aus gelehrten Imitationen entwickeln müssen, und in dem Haupteffect des Reimes erkennen wir noch die Entstehung unserer poetischen Form aus künstlichen Experimenten mit einer nicht heimischen, recht eigentlich gelehrten Sprache. Wie unverständlich müsste einem ächten Griechen der an sich verständliche moderne Culturmensch Faust erscheinen, der durch alle Facultäten unbefriedigt stürmende, aus Wissenstrieb der Magie und dem Teufel ergebene Faust, den wir nur zur Vergleichung neben Sokrates zu stellen haben, um zu erkennen, dass der moderne Mensch die Grenzen jener sokratischen Erkenntnisslust zu ahnen beginnt und aus dem weiten wüsten Wissensmeere nach einer Küste verlangt. Wenn Goethe einmal zu Eckermann, mit Bezug auf Napoleon, äussert: „Ja mein Guter, es giebt auch eine Productivität der Thaten“, so hat er, in anmuthig naiver Weise, daran erinnert, dass der nicht theoretische Mensch für den modernen Menschen etwas Unglaubwürdiges und Staunenerregendes ist, so dass es wieder der Weisheit eines Goethe bedarf, um auch eine so befremdende Existenzform begreiflich, ja verzeihlich zu finden.

Und nun soll man sich nicht verbergen, was im Schoosse dieser sokratischen Cultur verborgen liegt! Der unumschränkt sich wähnende Optimismus! Nun soll man nicht erschrecken, wenn die Früchte dieses Optimismus reifen, wenn die von einer derartigen Cultur bis in die niedrigsten Schichten hinein durchsäuerte Gesellschaft allmählich unter üppigen Wallungen und Begehrungen erzittert, wenn der Glaube an das Erdenglück Aller, wenn der Glaube an die Möglichkeit einer solchen allgemeinen Wissenscultur allmählich in die drohende Forderung eines solchen alexandrinischen Erdenglückes, in die Beschwörung eines Euripideischen deus ex machina umschlägt! Man soll es merken: die alexandrinische Cultur braucht einen Sclavenstand, um auf die Dauer existieren zu können: aber sie leugnet, in ihrer optimistischen Betrachtung des Daseins, die Nothwendigkeit eines solchen Standes und geht deshalb, wenn der Effect ihrer schönen Verführungs- und Beruhigungsworte von der „Würde des Menschen“ und der „Würde der Arbeit“ verbraucht ist, allmählig einer grauenvollen Vernichtung entgegen. Es giebt nichts Furchtbareres als einen barbarischen Sclavenstand, der seine Existenz als ein Unrecht zu betrachten gelernt hat und sich anschickt, nicht nur für sich, sondern für alle Generationen Rache zu nehmen. Wer wagt es, solchen drohenden Stürmen entgegen, sicheren Muthes an unsere blassen und ermüdeten Religionen zu appelliren, die selbst in ihren Fundamenten zu Gelehrtenreligionen entartet sind: so dass der Mythus, die nothwendige Voraussetzung jeder Religion, bereits überall gelähmt ist, und selbst auf diesem Bereich jener optimistische Geist zur Herrschaft gekommen ist, den wir als den Vernichtungskeim unserer Gesellschaft eben bezeichnet haben.

Während das im Schoosse der theoretischen Cultur schlummernde Unheil allmählich den modernen Menschen zu ängstigen beginnt, und er, unruhig, aus dem Schatze seiner Erfahrungen nach Mitteln greift, um die Gefahr abzuwenden, ohne selbst an diese Mittel recht zu glauben; während er also seine eigenen Consequenzen zu ahnen beginnt: haben grosse allgemein angelegte Naturen, mit einer unglaublichen Besonnenheit, das Rüstzeug der Wissenschaft selbst zu benützen gewusst, um die Grenzen und die Bedingtheit des Erkennens überhaupt darzulegen und damit den Anspruch der Wissenschaft auf universale Geltung und universale Zwecke entscheidend zu leugnen: bei welchem Nachweise zum ersten Male jene Wahnvorstellung als solche erkannt wurde, welche, an der Hand der Causalität, sich anmaasst, das innerste Wesen der Dinge ergründen zu können. Der ungeheuren Tapferkeit und Weisheit Kant's und Schopenhauer's ist der schwerste Sieg gelungen, der Sieg über den im Wesen der Logik verborgen liegenden Optimismus, der wiederum der Untergrund unserer Cultur ist. Wenn dieser an die Erkennbarkeit und Ergründlichkeit aller Welträthsel, gestützt auf die ihm unbedenklichen aeternae veritates, geglaubt und Raum, Zeit und Causalität als gänzlich unbedingte Gesetze von allgemeinster Gültigkeit behandelt hatte, offenbarte Kant, wie diese eigentlich nur dazu dienten, die blosse Erscheinung, das Werk der Maja, zur einzigen und höchsten Realität zu erheben und sie an die Stelle des innersten und wahren Wesens der Dinge zu setzen und die wirkliche Erkenntniss von diesem dadurch unmöglich zu machen, d.h., nach einem Schopenhauer'schen Ausspruche, den Träumer noch fester einzuschläfern (W. a. W. u. V. I, p. 498). Mit dieser Erkenntniss ist eine Cultur eingeleitet, welche ich als eine tragische zu bezeichnen wage: deren wichtigstes Merkmal ist, dass an die Stelle der Wissenschaft als höchstes Ziel die Weisheit gerückt wird, die sich, ungetäuscht durch die verführerischen Ablenkungen der Wissenschaften, mit unbewegtem Blicke dem Gesammtbilde der Welt zuwendet und in diesem das ewige Leiden mit sympathischer Liebesempfindung als das eigne Leiden zu ergreifen sucht. Denken wir uns eine heranwachsende Generation mit dieser Unerschrockenheit des Blicks, mit diesem heroischen Zug ins Ungeheure, denken wir uns den kühnen Schritt dieser Drachentödter, die stolze Verwegenheit, mit der sie allen den Schwächlichkeitsdoctrinen jenes Optimismus den Rücken kehren, um im Ganzen und Vollen „resolut zu leben“: sollte es nicht nöthig sein, dass der tragische Mensch dieser Cultur, bei seiner Selbsterziehung zum Ernst und zum Schrecken, eine neue Kunst, die Kunst des metaphysischen Trostes, die Tragödie als die ihm zugehörige Helena begehren und mit Faust ausrufen muss:

Und sollt' ich nicht, sehnsüchtigster Gewalt,
In's Leben ziehn die einzigste Gestalt?

Nachdem aber die sokratische Cultur von zwei Seiten aus erschüttert ist und das Scepter ihrer Unfehlbarkeit nur noch mit zitternden Händen zu halten vermag, einmal aus Furcht vor ihren eigenen Consequenzen, die sie nachgerade zu ahnen beginnt, sodann weil sie selbst von der ewigen Gültigkeit ihres Fundamentes nicht mehr mit dem früheren naiven Zutrauen überzeugt ist: so ist es ein trauriges Schauspiel, wie sich der Tanz ihres Denkens sehnsüchtig immer auf neue Gestalten stürzt, um sie zu umarmen, und sie dann plötzlich wieder, wie Mephistopheles die verführerischen Lamien, schaudernd fahren lässt. Das ist ja das Merkmal jenes „Bruches", von dem Jedermann als von dem Urleiden der modernen Cultur zu reden pflegt, dass der theoretische Mensch vor seinen Consequenzen erschrickt und unbefriedigt es nicht mehr wagt sich dem furchtbaren Eisstrome des Daseins anzuvertrauen: ängstlich läuft er am Ufer auf und ab. Er will nichts mehr ganz haben, ganz auch mit aller der natürlichen Grausamkeit der Dinge. Soweit hat ihn das optimistische Betrachten verzärtelt. Dazu fühlt er, wie eine Cultur, die auf dem Princip der Wissenschaft aufgebaut ist, zu Grunde gehen muss, wenn sie anfängt, unlogisch zu werden d.h. vor ihren Consequenzen zurück zu fliehen. Unsere Kunst offenbart diese allgemeine Noth: umsonst dass man sich an alle grossen productiven Perioden und Naturen imitatorisch anlehnt, umsonst dass man die ganze „Weltlitteratur" zum Troste des modernen Menschen um ihn versammelt und ihn mitten unter die Kunststile und Künstler aller Zeiten hinstellt, damit er ihnen, wie Adam den Thieren, einen Namen gebe: er bleibt doch der ewig Hungernde, der „Kritiker" ohne Lust und Kraft, der alexandrinische Mensch, der im Grunde Bibliothekar und Corrector ist und an Bücherstaub und Druckfehlern elend erblindet.

[«]

19.

Man kann den innersten Gehalt dieser sokratischen Cultur nicht schärfer bezeichnen, als wenn man sie die Cultur der Oper nennt: denn auf diesem Gebiete hat sich diese Cultur mit eigener Naivetät über ihr Wollen und Erkennen ausgesprochen, zu unserer Verwunderung, wenn wir die Genesis der Oper und die Thatsachen der Opernentwicklung mit den ewigen Wahrheiten des Apollinischen und des Dionysischen zusammenhalten. Ich erinnere zunächst an die Entstehung des stilo rappresentativo und des Recitativs. Ist es glaublich, dass diese gänzlich veräusserlichte, der Andacht unfähige Musik der Oper von einer Zeit mit schwärmerischer Gunst, gleichsam als die Wiedergeburt aller wahren Musik, empfangen und gehegt werden konnte, aus der sich soeben die unaussprechbar erhabene und heilige Musik Palestrina's erhoben hatte? Und wer möchte andrerseits nur die zerstreuungssüchtige Üppigkeit jener Florentiner Kreise und die Eitelkeit ihrer dramatischen Sänger für die so ungestüm sich verbreitende Lust an der Oper verantwortlich machen? Dass in derselben Zeit, ja in demselben Volke neben dem Gewölbebau Palestrinischer Harmonien, an dem das gesammte christliche Mittelalter gebaut hatte, jene Leidenschaft für eine halbmusikalische Sprechart erwachte, vermag ich mir nur aus einer im Wesen des Recitativs mitwirkenden ausserkünstlerischen Tendenz zu erklären.

Dem Zuhörer, der das Wort unter dem Gesange deutlich vernehmen will, entspricht der Sänger dadurch, dass er mehr spricht als singt und dass er den pathetischen Wortausdruck in diesem Halbgesange verschärft: durch diese Verschärfung des Pathos erleichtert er das Verständniss des Wortes und überwindet jene übrig gebliebene Hälfte der Musik. Die eigentliche Gefahr, die ihm jetzt droht, ist die, dass er der Musik einmal zur Unzeit das Übergewicht ertheilt, wodurch sofort Pathos der Rede und Deutlichkeit des Wortes zu Grunde gehen müsste: während er andrerseits immer den Trieb zu musikalischer Entladung und zu virtuosenhafter Präsentation seiner Stimme fühlt. Hier kommt ihm der „Dichter" zu Hülfe, der ihm genug Gelegenheiten zu lyrischen Interjectionen, Wort- und Sentenzenwiederholungen u. s. w. zu bieten weiss: an welchen Stellen der Sänger jetzt in dem rein musikalischen Elemente, ohne Rücksicht auf das Wort, ausruhen kann. Dieser Wechsel affectvoll eindringlicher, doch nur halb gesungener Rede und ganz gesungener Interjection, der im Wesen des stilo rappresentativo liegt, dies rasch wechselnde Bemühen, bald auf den Begriff und die Vorstellung, bald auf den musikalischen Grund des Zuhörers zu wirken, ist etwas so gänzlich Unnatürliches und den Kunsttrieben des Dionysischen und des Apollinischen in gleicher Weise so innerlich Widersprechendes, dass man auf einen Ursprung des Recitativs zu schliessen hat, der ausserhalb aller künstlerischen Instincte liegt. Das Recitativ ist nach dieser Schilderung zu definieren als die Vermischung des epischen und des lyrischen Vortrags und zwar keinesfalls die innerlich beständige Mischung, die bei so gänzlich disparaten Dingen nicht erreicht werden konnte, sondern die äusserlichste mosaikartige Conglutination, wie etwas Derartiges im Bereich der Natur und der Erfahrung gänzlich vorbildlos ist. Dies war aber nicht die

Meinung jener Erfinder des Recitativs: vielmehr glauben sie selbst und mit ihnen ihr Zeitalter, dass durch jenen stilo rappresentativo das Geheimniss der antiken Musik gelöst sei, aus dem sich allein die ungeheure Wirkung eines Orpheus, Amphion, ja auch der griechischen Tragödie erklären lasse. Der neue Stil galt als die Wiedererweckung der wirkungsvollsten Musik, der altgriechischen: ja man durfte sich, bei der allgemeinen und ganz volksthümlichen Auffassung der homerischen Welt als der Urwelt, dem Traume überlassen, jetzt wieder in die paradiesischen Anfänge der Menschheit hinabgestiegen zu sein, in der nothwendig auch die Musik jene unübertroffne Reinheit, Macht und Unschuld gehabt haben müsste, von der die Dichter in ihren Schäferspielen so rührend zu erzählen wussten. Hier sehen wir in das innerlichste Werden dieser recht eigentlich modernen Kunstgattung, der Oper: ein mächtiges Bedürfniss erzwingt sich hier eine Kunst, aber ein Bedürfniss unaesthetischer Art: die Sehnsucht zum Idyll, der Glaube an eine urvorzeitliche Existenz des künstlerischen und guten Menschen. Das Recitativ galt als die wiederentdeckte Sprache jenes Urmenschen; die Oper als das wiederaufgefundene Land jenes idyllisch oder heroisch guten Wesens, das zugleich in allen seinen Handlungen einem natürlichen Kunsttriebe folgt, das bei allem, was es zu sagen hat, wenigstens etwas singt, um, bei der leisesten Gefühlserregung, sofort mit voller Stimme zu singen. Es ist für uns jetzt gleichgültig, dass mit diesem neugeschaffnen Bilde des paradiesischen Künstlers die damaligen Humanisten gegen die alte kirchliche Vorstellung vom an sich verderbten und verlornen Menschen ankämpften: so dass die Oper als das Oppositionsdogma vom guten Menschen zu verstehen ist, mit dem aber zugleich ein Trostmittel gegen jenen Pessimismus gefunden war, zu dem gerade die Ernstgesinnten jener Zeit, bei der grauenhaften Unsicherheit aller Zustände, am stärksten gereizt waren. Genug, wenn wir erkannt haben, wie der eigentliche Zauber und damit die Genesis dieser neuen Kunstform in der Befriedigung eines gänzlich unaesthetischen Bedürfnisses liegt, in der optimistischen Verherrlichung des Menschen an sich, in der Auffassung des Urmenschen als des von Natur guten und künstlerischen Menschen: welches Princip der Oper sich allmählich in eine drohende und entsetzliche Forderung umgewandelt hat, die wir, im Angesicht der socialistischen Bewegungen der Gegenwart, nicht mehr überhören können. Der „gute Urmensch“ will seine Rechte: welche paradiesischen Aussichten!

Ich stelle daneben noch eine eben so deutliche Bestätigung meiner Ansicht, dass die Oper auf den gleichen Principien mit unserer alexandrinischen Cultur aufgebaut ist. Die Oper ist die Geburt des theoretischen Menschen, des kritischen Laien, nicht des Künstlers: eine der befremdlichsten Thatsachen in der Geschichte aller Künste.

Es war die Forderung recht eigentlich unmusikalischer Zuhörer, dass man vor allem das Wort verstehen müsse: so dass eine Wiedergeburt der Tonkunst nur zu erwarten sei, wenn man irgend eine Gesangesweise entdecken werde, bei welcher das Textwort über den Contrapunkt wie der Herr über den Diener herrsche. Denn die Worte seien um so viel edler als das begleitende harmonische System, um wie viel die Seele edler als der Körper sei. Mit der laienhaft unmusikalischen Rohheit dieser Ansichten wurde in den Anfängen der Oper die Verbindung von Musik, Bild und Wort behandelt; im Sinne dieser Aesthetik kam es auch in den vornehmen Laienkreisen von Florenz, durch hier patronisirte Dichter und Sänger, zu den ersten Experimenten. Der kunstohnmächtige Mensch erzeugt sich eine Art von Kunst, gerade dadurch, dass er der unkünstlerische Mensch an sich ist. Weil er die dionysische Tiefe der Musik nicht ahnt, verwandelt er sich den Musikgenuss zur verstandesmässigen Wort- und Tonrhetorik der Leidenschaft im stilo rappresentativo und zur Wohllust der Gesangeskünste; weil er keine Vision zu schauen vermag, zwingt er den Maschinisten und Decorationskünstler in seinen Dienst; weil er das wahre Wesen des Künstlers nicht zu erfassen weiss, zaubert er vor sich den „künstlerischen Urmenschen“ nach seinem Geschmack hin d.h. den Menschen, der in der Leidenschaft singt und Verse spricht. Er träumt sich in eine Zeit hinein, in der die Leidenschaft ausreicht, um Gesänge und Dichtungen zu erzeugen: als ob je der Affect im Stande gewesen sei, etwas Künstlerisches zu schaffen. Die Voraussetzung der Oper ist ein falscher Glaube über den künstlerischen Prozess und zwar jener idyllische Glaube, dass eigentlich jeder empfindende Mensch Künstler sei. Im Sinne dieses Glaubens ist die Oper der Ausdruck des Laienthums in der Kunst, das seine Gesetze mit dem heitern Optimismus des theoretischen Menschen dictirt.

Sollten wir wünschen, die beiden eben geschilderten, bei der Entstehung der Oper wirksamen Vorstellungen unter einen Begriff zu vereinigen, so würde uns nur übrig bleiben, von einer idyllischen Tendenz der Oper zu sprechen: wobei wir uns allein der Ausdrucksweise und Erklärung Schillers zu bedienen hätten. Entweder, sagt dieser, ist die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, wenn jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt wird. Oder beide sind ein Gegenstand der Freude, indem sie als wirklich vorgestellt werden. Das erste giebt die Elegie in engerer, das andere die Idylle in weitester Bedeutung. Hier ist nun sofort auf das gemeinsame Merkmal jener beiden Vorstellungen in der Operngenesis aufmerksam zu machen, dass in ihnen das Ideal nicht als unerreicht, die Natur nicht als verloren empfunden wird. Es gab nach dieser Empfindung eine Urzeit des Menschen, in der er am Herzen der Natur lag und bei dieser

Natürlichkeit zugleich das Ideal der Menschheit, in einer paradiesischen Güte und Künstlerschaft, erreicht hatte: von welchem vollkommnen Urmenschen wir alle abstammen sollten, ja dessen getreues Ebenbild wir noch wären: nur müssten wir Einiges von uns werfen, um uns selbst wieder als diesen Urmenschen zu erkennen, vermöge einer freiwilligen Entäusserung von überflüssiger Gelehrsamkeit, von überreicher Cultur. Der Bildungsmensch der Renaissance liess sich durch seine opernhafte Imitation der griechischen Tragödie zu einem solchen Zusammenklang von Natur und Ideal, zu einer idyllischen Wirklichkeit zurückgeleiten, er benutzte diese Tragödie, wie Dante den Virgil benutzte, um bis an die Pforten des Paradieses geführt zu werden: während er von hier aus selbständig noch weiter schritt und von einer Imitation der höchsten griechischen Kunstform zu einer „Wiederbringung aller Dinge“, zu einer Nachbildung der ursprünglichen Kunstwelt des Menschen überging. Welche zuversichtliche Gutmüthigkeit dieser verwegenen Bestrebungen, mitten im Schoosse der theoretischen Cultur! — einzig nur aus dem tröstenden Glauben zu erklären, dass „der Mensch an sich“ der ewig tugendhafte Opernheld, der ewig flötende oder singende Schäfer sei, der sich endlich immer als solchen wiederfinden müsse, falls er sich selbst irgendwann einmal wirklich auf einige Zeit verloren habe, einzig die Frucht jenes Optimismus, der aus der Tiefe der sokratischen Weltbetrachtung hier wie eine süsslich verführerische Duftsäule emporsteigt.

Es liegt also auf den Zügen der Oper keinesfalls jener elegische Schmerz eines ewigen Verlustes, vielmehr die Heiterkeit des ewigen Wiederfindens, die bequeme Lust an einer idyllischen Wirklichkeit, die man wenigstens sich als wirklich in jedem Augenblicke vorstellen kann: wobei man vielleicht einmal ahnt, dass diese vermeinte Wirklichkeit nichts als ein phantastisch läppisches Getändel ist, dem jeder, der es an dem furchtbaren Ernst der wahren Natur zu messen und mit den eigentlichen Urscenen der Menschheitsanfänge zu vergleichen vermöchte, mit Ekel zurufen müsste: Weg mit dem Phantom! Trotzdem würde man sich täuschen, wenn man glaubte, ein solches tändelndes Wesen, wie die Oper ist, einfach durch einen kräftigen Anruf, wie ein Gespenst, verscheuchen zu können. Wer die Oper vernichten will, muss den Kampf gegen jene alexandrinische Heiterkeit aufnehmen, die sich in ihr so naiv über ihre Lieblingsvorstellung ausspricht, ja deren eigentliche Kunstform sie ist. Was ist aber für die Kunst selbst von dem Wirken einer Kunstform zu erwarten, deren Ursprünge überhaupt nicht im aesthetischen Bereiche liegen, die sich vielmehr aus einer halb moralischen Sphäre auf das künstlerische Gebiet hinübergestohlen hat und über diese hybride Entstehung nur hier und da einmal hinwegzutäuschen vermochte? Von welchen Säften nährt sich dieses parasitische Opernwesen, wenn nicht von denen der wahren Kunst? Wird nicht zu muthmaassen sein, dass, unter seinen idyllischen Verführungen, unter seinen alexandrinischen Schmeichelkünsten, die höchste und wahrhaftig ernst zu nennende Aufgabe der Kunst — das Auge vom Blick in's Grauen der Nacht zu erlösen und das Subject durch den heilenden Balsam des Scheins aus dem Krampfe der Willensregungen zu retten — zu einer leeren und zerstreuenden Ergetzlichkeitstendenz entarten werde? Was wird aus den ewigen Wahrheiten des Dionysischen und des Apollinischen, bei einer solchen Stilvermischung, wie ich sie am Wesen des stilo rappresentativo dargelegt habe? wo die Musik als Diener, das Textwort als Herr betrachtet, die Musik mit dem Körper, das Textwort mit der Seele verglichen wird? wo das höchste Ziel bestenfalls auf eine umschreibende Tonmalerei gerichtet sein wird, ähnlich wie ehedem im neuen attischen Dithyrambus? wo der Musik ihre wahre Würde, dionysischer Weltspiegel zu sein, völlig entfremdet ist, so dass ihr nur übrig bleibt, als Sclavin der Erscheinung, das Formenwesen der Erscheinung nachzuahmen und in dem Spiele der Linien und Proportionen eine äusserliche Ergetzung zu erregen. Einer strengen Betrachtung fällt dieser verhängnissvolle Einfluss der Oper auf die Musik geradezu mit der gesammten modernen Musikentwicklung zusammen; dem in der Genesis der Oper und im Wesen der durch sie repräsentirten Cultur lauernden Optimismus ist es in beängstigender Schnelligkeit gelungen, die Musik ihrer dionysischen Weltbestimmung zu entkleiden und ihr einen formenspielerischen, vergnüglichen Charakter aufzuprägen: mit welcher Veränderung nur etwa die Metamorphose des aeschyleischen Menschen in den alexandrinischen Heiterkeitsmenschen verglichen werden dürfte.

Wenn wir aber mit Recht in der hiermit angedeuteten Exemplification das Entschwinden des dionysischen Geistes mit einer höchst auffälligen, aber bisher unerklärten Umwandlung und Degeneration des griechischen Menschen in Zusammenhang gebracht haben — welche Hoffnungen müssen in uns aufleben, wenn uns die allersichersten Auspicien den umgekehrten Prozess, das allmähliche Erwachen des dionysischen Geistes in unserer gegenwärtigen Welt, verbürgen! Es ist nicht möglich, dass die göttliche Kraft des Herakles ewig im üppigen Frohndienste der Omphale erschlafft. Aus dem dionysischen Grunde des deutschen Geistes ist eine Macht emporgestiegen, die mit den Urbedingungen der sokratischen Cultur nichts gemein hat und aus ihnen weder zu erklären noch zu entschuldigen ist, vielmehr von dieser Cultur als das Schrecklich-Unerklärliche, als das Uebermächtig-Feindselige empfunden wird, die deutsche Musik, wie wir sie vornehmlich in ihrem mächtigen Sonnenlaufe von Bach zu Beethoven, von Beethoven zu Wagner zu verstehen haben. Was vermag die erkenntnisslüsterne Sokratik unserer Tage günstigsten Falls mit diesem aus unerschöpflichen Tiefen emporsteigenden Dämon zu beginnen? Weder von dem Zacken- und Arabeskenwerk der Opernmelodie aus, noch mit Hülfe des arithmetischen Rechenbretts der Fuge und der contrapunktischen Dialektik will sich die Formel finden lassen, in deren dreimal gewaltigem Licht man jenen Dämon sich unterwürfig zu machen und zum Reden zu zwingen vermöchte. Welches Schauspiel, wenn jetzt unsere Aesthetiker, mit dem Fangnetz einer ihnen eignen „Schönheit“, nach dem vor ihnen mit unbegreiflichem Leben sich tummelnden Musikgenius schlagen und haschen, unter Bewegungen, die nach der ewigen Schönheit ebensowenig als nach dem Erhabenen beurtheilt werden wollen. Man mag sich nur diese Musikgönner einmal leibhaft und in der Nähe besehen, wenn sie so unermüdlich Schönheit! Schönheit! rufen, ob sie sich dabei wie die im Schoosse des Schönen gebildeten und verwöhnten Lieblingskinder der Natur ausnehmen oder ob sie nicht vielmehr für die eigne Rohheit eine lügnerisch verhüllende Form, für die eigne empfindungsarme Nüchternheit einen aesthetischen Vorwand suchen: wobei ich z.B. an Otto Jahn denke. Vor der deutschen Musik aber mag sich der Lügner und Heuchler in Acht nehmen: denn gerade sie ist, inmitten aller unserer Cultur, der einzig reine, lautere und läuternde Feuergeist, von dem aus und zu dem hin, wie in der Lehre des grossen Heraklit von Ephesus, sich alle Dinge in doppelter Kreisbahn bewegen: alles, was wir jetzt Cultur, Bildung, Civilisation nennen, wird einmal vor dem untrüglichen Richter Dionysus erscheinen müssen.

Erinnern wir uns sodann, wie dem aus gleichen Quellen strömenden Geiste der deutschen Philosophie, durch Kant und Schopenhauer, es ermöglicht war, die zufriedne Daseinslust der wissenschaftlichen Sokratik, durch den Nachweis ihrer Grenzen, zu vernichten, wie durch diesen Nachweis eine unendlich tiefere und ernstere Betrachtung der ethischen Fragen und der Kunst eingeleitet wurde, die wir geradezu als die in Begriffe gefasste dionysische Weisheit bezeichnen können: wohin weist uns das Mysterium dieser Einheit zwischen der deutschen Musik und der deutschen Philosophie, wenn nicht auf eine neue Daseinsform, über deren Inhalt wir uns nur aus hellenischen Analogien ahnend unterrichten können? Denn diesen unausmessbaren Werth behält für uns, die wir an der Grenzscheide zweier verschiedener Daseinsformen stehen, das hellenische Vorbild, dass in ihm auch alle jene Uebergänge und Kämpfe zu einer classisch-belehrenden Form ausgeprägt sind: nur dass wir gleichsam in umgekehrter Ordnung die grossen Hauptepochen des hellenischen Wesens analogisch durcherleben und zum Beispiel jetzt aus dem alexandrinischen Zeitalter rückwärts zur Periode der Tragödie zu schreiten scheinen. Dabei lebt in uns die Empfindung, als ob die Geburt eines tragischen Zeitalters für den deutschen Geist nur eine Rückkehr zu sich selbst, ein seliges Sichwiederfinden zu bedeuten habe, nachdem für eine lange Zeit ungeheure von aussen her eindringende Mächte den in hülfloser Barbarei der Form dahinlebenden zu einer Knechtschaft unter ihrer Form gezwungen hatten. Jetzt endlich darf er, nach seiner Heimkehr zum Urquell seines Wesens, vor allen Völkern kühn und frei, ohne das Gängelband einer romanischen Civilisation, einherzuschreiten wagen: wenn er nur von einem Volke unentwegt zu lernen versteht, von dem überhaupt lernen zu können schon ein hoher Ruhm und eine auszeichnende Seltenheit ist, von den Griechen. Und wann brauchten wir diese allerhöchsten Lehrmeister mehr als jetzt, wo wir die Wiedergeburt der Tragödie erleben und in Gefahr sind, weder zu wissen, woher sie kommt, noch uns deuten zu können, wohin sie will?

[«]

20.

Es möchte einmal, unter den Augen eines unbestochenen Richters, abgewogen werden, in welcher Zeit und in welchen Männern bisher der deutsche Geist von den Griechen zu lernen am kräftigsten gerungen hat; und wenn wir mit Zuversicht annehmen, dass dem edelsten Bildungskampfe Goethe’s, Schiller’s und Winckelmann’s dieses einzige Lob zugesprochen werden müsste, so wäre jedenfalls hinzuzufügen, dass seit jener Zeit und den nächsten Einwirkungen jenes Kampfes, das Streben auf einer gleichen Bahn zur Bildung und zu den Griechen zu kommen, in unbegreiflicher Weise schwächer und schwächer geworden ist. Sollten wir, um nicht ganz an dem deutschen Geist verzweifeln zu müssen, nicht daraus den Schluss ziehen dürfen, dass in irgend welchem Hauptpunkte es auch jenen Kämpfern nicht gelungen sein möchte, in den Kern des hellenischen Wesens einzudringen und einen dauernden Liebesbund zwischen der deutschen und der griechischen Cultur herzustellen? So dass vielleicht ein unbewusstes Erkennen jenes Mangels auch in den ernsteren Naturen den verzagten Zweifel erregte, ob sie, nach solchen Vorgängern, auf diesem Bildungswege noch weiter wie jene und überhaupt zum Ziele kommen würden. Deshalb sehen wir seit jener Zeit das Urtheil über den Werth der Griechen für die Bildung in der bedenklichsten Weise entarten; der Ausdruck mitleidiger Ueberlegenheit ist in den verschiedensten Feldlagern des Geistes und des Ungeistes zu hören; anderwärts tändelt eine gänzlich wirkungslose

Schönrednerei mit der „griechischen Harmonie“, der „griechischen Schönheit“, der „griechischen Heiterkeit“. Und gerade in den Kreisen, deren Würde es sein könnte, aus dem griechischen Strombett unermüdet, zum Heile deutscher Bildung, zu schöpfen, in den Kreisen der Lehrer an den höheren Bildungsanstalten hat man am besten gelernt, sich mit den Griechen zeitig und in bequemer Weise abzufinden, nicht selten bis zu einem sceptischen Preisgeben des hellenischen Ideals und bis zu einer gänzlichen Verkehrung der wahren Absicht aller Alterthumsstudien. Wer überhaupt in jenen Kreisen sich nicht völlig in dem Bemühen, ein zuverlässiger Corrector von alten Texten oder ein naturhistorischer Sprachmikroskopiker zu sein, erschöpft hat, der sucht vielleicht auch das griechische Alterthum, neben anderen Alterthümern, sich „historisch“ anzueignen, aber jedenfalls nach der Methode und mit den überlegenen Mienen unserer jetzigen gebildeten Geschichtsschreibung. Wenn demnach die eigentliche Bildungskraft der höheren Lehranstalten wohl noch niemals niedriger und schwächlicher gewesen ist, wie in der Gegenwart, wenn der „Journalist“, der papierne Sclave des Tages, in jeder Rücksicht auf Bildung den Sieg über den höheren Lehrer davongetragen hat, und Letzterem nur noch die bereits oft erlebte Metamorphose übrig bleibt, sich jetzt nun auch in der Sprechweise des Journalisten, mit der „leichten Eleganz“ dieser Sphäre, als heiterer gebildeter Schmetterling zu bewegen — in welcher peinlichen Verwirrung müssen die derartig Gebildeten einer solchen Gegenwart jenes Phänomen anstarren, das nur etwa aus dem tiefsten Grunde des bisher unbegriffnen hellenischen Genius analogisch zu begreifen wäre, das Wiedererwachen des dionysischen Geistes und die Wiedergeburt der Tragödie? Es giebt keine andere Kunstperiode, in der sich die sogenannte Bildung und die eigentliche Kunst so befremdet und abgeneigt gegenübergestanden hätten, als wir das in der Gegenwart mit Augen sehn. Wir verstehen es, warum eine so schwächliche Bildung die wahre Kunst hasst; denn sie fürchtet durch sie ihren Untergang. Aber sollte nicht eine ganze Art der Cultur, nämlich jene sokratisch-alexandrinische, sich ausgelebt haben, nachdem sie in eine so zierlich-schmächtige Spitze, wie die gegenwärtige Bildung ist, auslaufen konnte! Wenn es solchen Helden, wie Schiller und Goethe, nicht gelingen durfte, jene verzauberte Pforte zu erbrechen, die in den hellenischen Zauberberg führt, wenn es bei ihrem muthigsten Ringen nicht weiter gekommen ist als bis zu jenem sehnsüchtigen Blick, den die Goethische Iphigenie vom barbarischen Tauris aus nach der Heimat über das Meer hin sendet, was bliebe den Epigonen solcher Helden zu hoffen, wenn sich ihnen nicht plötzlich, an einer ganz anderen, von allen Bemühungen der bisherigen Cultur unberührten Seite die Pforte von selbst aufthäte — unter dem mystischen Klange der wiedererweckten Tragödienmusik.

Möge uns Niemand unsern Glauben an eine noch bevorstehende Wiedergeburt des hellenischen Alterthums zu verkümmern suchen; denn in ihm finden wir allein unsre Hoffnung für eine Erneuerung und Läuterung des deutschen Geistes durch den Feuerzauber der Musik. Was wüssten wir sonst zu nennen, was in der Verödung und Ermattung der jetzigen Cultur irgend welche tröstliche Erwartung für die Zukunft erwecken könnte? Vergebens spähen wir nach einer einzigen kräftig geästeten Wurzel, nach einem Fleck fruchtbaren und gesunden Erdbodens: überall Staub, Sand, Erstarrung, Verschmachten. Da möchte sich ein trostlos Vereinsamter kein besseres Symbol wählen können, als den Ritter mit Tod und Teufel, wie ihn uns Dürer gezeichnet hat, den geharnischten Ritter mit dem erzenen, harten Blicke, der seinen Schreckensweg, unbeirrt durch seine grausen Gefährten, und doch hoffnungslos, allein mit Ross und Hund zu nehmen weiss. Ein solcher Dürerscher Ritter war unser Schopenhauer: ihm fehlte jede Hoffnung, aber er wollte die Wahrheit. Es giebt nicht Seinesgleichen. —

Aber wie verändert sich plötzlich jene eben so düster geschilderte Wildniss unserer ermüdeten Cultur, wenn sie der dionysische Zauber berührt! Ein Sturmwind packt alles Abgelebte, Morsche, Zerbrochne, Verkümmerte, hüllt es wirbelnd in eine rothe Staubwolke und trägt es wie ein Geier in die Lüfte. Verwirrt suchen unsere Blicke nach dem Entschwundenen: denn was sie sehen, ist wie aus einer Versenkung an's goldne Licht gestiegen, so voll und grün, so üppig lebendig, so sehnsuchtsvoll unermesslich. Die Tragödie sitzt inmitten dieses Ueberflusses an Leben, Leid und Lust, in erhabener Entzückung, sie horcht einem fernen schwermüthigen Gesange — er erzählt von den Müttern des Seins, deren Namen lauten: Wahn, Wille, Wehe. — Ja, meine Freunde, glaubt mit mir an das dionysische Leben und an die Wiedergeburt der Tragödie. Die Zeit des sokratischen Menschen ist vorüber: kränzt euch mit Epheu, nehmt den Thyrsusstab zur Hand und wundert euch nicht, wenn Tiger und Panther sich schmeichelnd zu euren Knien niederlegen. Jetzt wagt es nur, tragische Menschen zu sein: denn ihr sollt erlöst werden. Ihr sollt den dionysischen Festzug von Indien nach Griechenland geleiten! Rüstet euch zu hartem Streite, aber glaubt an die Wunder eures Gottes!

[«]

21.

Von diesen exhortativen Tönen in die Stimmung zurückgleitend, die dem Beschaulichen geziemt, wiederhole ich, dass nur von den Griechen gelernt werden kann, was ein solches wundergleiches plötzliches Aufwachen der Tragödie für den innersten Lebensgrund eines Volkes zu bedeuten hat. Es ist das Volk der tragischen Mysterien, das die Perserschlachten schlägt: und wiederum braucht das Volk, das jene Kriege geführt hat, die Tragödie als nothwendigen Genesungstrank. Wer würde gerade bei diesem Volke, nachdem es durch mehrere Generationen von den stärksten Zuckungen des dionysischen Dämon bis in's Innerste erregt wurde, noch einen so gleichmässig kräftigen Erguss des einfachsten politischen Gefühls, der natürlichsten Heimatsinstincte, der ursprünglichen männlichen Kampflust vermuthen? Ist es doch bei jedem bedeutenden Umsichgreifen dionysischer Erregungen immer zu spüren, wie die dionysische Lösung von den Fesseln des Individuums sich am allerersten in einer bis zur Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit gesteigerten Beeinträchtigung der politischen Instincte fühlbar macht, so gewiss andererseits der staatenbildende Apollo auch der Genius des principii individuationis ist und Staat und Heimatssinn nicht ohne Bejahung der individuellen Persönlichkeit leben können. Von dem Orgiasmus aus führt für ein Volk nur ein Weg, der Weg zum indischen Buddhaismus, der, um überhaupt mit seiner Sehnsucht in's Nichts ertragen zu werden, jener seltnen ekstatischen Zustände mit ihrer Erhebung über Raum, Zeit und Individuum bedarf: wie diese wiederum eine Philosophie fordern, die es lehrt, die unbeschreibliche Unlust der Zwischenzustände durch eine Vorstellung zu überwinden. Eben so nothwendig geräth ein Volk, von der unbedingten Geltung der politischen Triebe aus, in eine Bahn äusserster Verweltlichung, deren grossartigster, aber auch erschrecklichster Ausdruck das römische imperium ist.

Zwischen Indien und Rom hingestellt und zu verführerischer Wahl gedrängt, ist es den Griechen gelungen, in classischer Reinheit eine dritte Form hinzuzuerfinden, freilich nicht zu langem eigenen Gebrauche, aber eben darum für die Unsterblichkeit. Denn dass die Lieblinge der Götter früh sterben, gilt in allen Dingen, aber eben so gewiss, dass sie mit den Göttern dann ewig leben. Man verlange doch von dem Alleredelsten nicht, dass es die haltbare Zähigkeit des Leders habe; die derbe Dauerhaftigkeit, wie sie z.B. dem römischen Nationaltriebe zu eigen war, gehört wahrscheinlich nicht zu den nothwendigen Prädicaten der Vollkommenheit. Wenn wir aber fragen, mit welchem Heilmittel es den Griechen ermöglicht war, in ihrer grossen Zeit, bei der ausserordentlichen Stärke ihrer dionysischen und politischen Triebe, weder durch ein ekstatisches Brüten, noch durch ein verzehrendes Haschen nach Weltmacht und Weltehre sich zu erschöpfen, sondern jene herrliche Mischung zu erreichen, wie sie ein edler, zugleich befeuernder und beschaulich stimmender Wein hat, so müssen wir der ungeheuren, das ganze Volksleben erregenden, reinigenden und entladenden Gewalt der Tragödie eingedenk sein; deren höchsten Werth wir erst ahnen werden, wenn sie uns, wie bei den Griechen, als Inbegriff aller prophylaktischen Heilkräfte, als die zwischen den stärksten und an sich verhängnissvollsten Eigenschaften des Volkes waltende Mittlerin entgegentritt.

Die Tragödie saugt den höchsten Musikorgiasmus in sich hinein, so dass sie geradezu die Musik, bei den Griechen, wie bei uns, zur Vollendung bringt, stellt dann aber den tragischen Mythus und den tragischen Helden daneben, der dann, einem mächtigen Titanen gleich, die ganze dionysische Welt auf seinen Rücken nimmt und uns davon entlastet: während sie andrerseits durch denselben tragischen Mythus, in der Person des tragischen Helden, von dem gierigen Drange nach diesem Dasein zu erlösen weiss, und mit mahnender Hand an ein anderes Sein und an eine höhere Lust erinnert, zu welcher der kämpfende Held durch seinen Untergang, nicht durch seine Siege sich ahnungsvoll vorbereitet. Die Tragödie stellt zwischen die universale Geltung ihrer Musik und den dionysisch empfänglichen Zuhörer ein erhabenes Gleichniss, den Mythus, und erweckt bei jenem den Schein, als ob die Musik nur ein höchstes Darstellungsmittel zur Belebung der plastischen Welt des Mythus sei. Dieser edlen Täuschung vertrauend darf sie jetzt ihre Glieder zum dithyrambischen Tanze bewegen und sich unbedenklich einem orgiastischen Gefühle der Freiheit hingeben, in welchem sie als Musik an sich, ohne jene Täuschung, nicht zu schwelgen wagen dürfte. Der Mythus schützt uns vor der Musik, wie er ihr andrerseits erst die höchste Freiheit giebt. Dafür verleiht die Musik, als Gegengeschenk, dem tragischen Mythus eine so eindringliche und überzeugende metaphysische Bedeutsamkeit, wie sie Wort und Bild, ohne jene einzige Hülfe, nie zu erreichen vermögen; und insbesondere überkommt durch sie den tragischen Zuschauer gerade jenes sichere Vorgefühl einer höchsten Lust, zu der der Weg durch Untergang und Verneinung führt, so dass er zu hören meint, als ob der innerste Abgrund der Dinge zu ihm vernehmlich spräche.

Habe ich dieser schwierigen Vorstellung mit den letzten Sätzen vielleicht nur einen vorläufigen, für Wenige sofort verständlichen Ausdruck zu geben vermocht, so darf ich gerade an dieser Stelle nicht ablassen, meine Freunde zu einem nochmaligen Versuche anzureizen und sie zu bitten, an einem einzelnen Beispiele unsrer gemeinsamen Erfahrung sich für die Erkenntniss des allgemeinen Satzes vorzubereiten. Bei diesem Beispiele darf ich mich nicht auf jene beziehn, welche die Bilder der scenischen Vorgänge, die Worte und Affecte der handelnden Personen benutzen, um sich mit dieser Hülfe der Musikempfindung anzunähern; denn diese alle reden nicht Musik als Muttersprache und kommen auch, trotz jener

Hülfe, nicht weiter als in die Vorhallen der Musikperception, ohne je deren innerste Heiligthümer berühren zu dürfen; manche von diesen, wie Gervinus, gelangen auf diesem Wege nicht einmal in die Vorhallen. Sondern nur an diejenigen habe ich mich zu wenden, die, unmittelbar verwandt mit der Musik, in ihr gleichsam ihren Mutterschooss haben und mit den Dingen fast nur durch unbewusste Musikrelationen in Verbindung stehen. An diese ächten Musiker richte ich die Frage, ob sie sich einen Menschen denken können, der den dritten Act von „Tristan und Isolde“ ohne alle Beihülfe von Wort und Bild rein als ungeheuren symphonischen Satz zu percipiren im Stande wäre, ohne unter einem krampfartigen Ausspannen aller Seelenflügel zu verathmen? Ein Mensch, der wie hier das Ohr gleichsam an die Herzkammer des Weltwillens gelegt hat, der das rasende Begehren zum Dasein als donnernden Strom oder als zartesten zerstäubten Bach von hier aus in alle Adern der Welt sich ergiessen fühlt, er sollte nicht jählings zerbrechen? Er sollte es ertragen, in der elenden gläsernen Hülle des menschlichen Individuums, den Wiederklang zahlloser Lust- und Weherufe aus dem „weiten Raum der Weltennacht“ zu vernehmen, ohne bei diesem Hirtenreigen der Metaphysik sich seiner Urheimat unaufhaltsam zuzuflüchten? Wenn aber doch ein solches Werk als Ganzes percipirt werden kann, ohne Verneinung der Individualexistenz, wenn eine solche Schöpfung geschaffen werden konnte, ohne ihren Schöpfer zu zerschmettern — woher nehmen wir die Lösung eines solchen Widerspruches?

Hier drängt sich zwischen unsre höchste Musikerregung und jene Musik der tragische Mythus und der tragische Held, im Grunde nur als Gleichniss der alleruniversalsten Thatsachen, von denen allein die Musik auf directem Wege reden kann. Als Gleichniss würde nun aber der Mythus, wenn wir als rein dionysische Wesen empfänden, gänzlich wirkungslos und unbeachtet neben uns stehen bleiben, und uns keinen Augenblick abwendig davon machen, unser Ohr dem Wiederklang der universalia ante rem zu bieten. Hier bricht jedoch die apollinische Kraft, auf Wiederherstellung des fast zersprengten Individuums gerichtet, mit dem Heilbalsam einer wonnevollen Täuschung hervor: plötzlich glauben wir nur noch Tristan zu sehen, wie er bewegungslos und dumpf sich fragt: „die alte Weise; was weckt sie mich?“ Und was uns früher wie ein hohles Seufzen aus dem Mittelpunkte des Seins anmuthete, das will uns jetzt nur sagen, wie „öd und leer das Meer.“ Und wo wir athemlos zu erlöschen wähnten, im krampfartigen Sichausrecken aller Gefühle, und nur ein Weniges uns mit dieser Existenz zusammenknüpfte, hören und sehen wir jetzt nur den zum Tode verwundeten und doch nicht sterbenden Helden, mit seinem verzweiflungsvollen Rufe: „Sehnen! Sehnen! Im Sterben mich zu sehnen, vor Sehnsucht nicht zu sterben!“ Und wenn früher der Jubel des Horns nach solchem Uebermaass und solcher Ueberzahl verzehrender Qualen fast wie der Qualen höchste uns das Herz zerschnitt, so steht jetzt zwischen uns und diesem „Jubel an sich“ der jauchzende Kurwenal, dem Schiffe, das Isolden trägt, zugewandt. So gewaltig auch das Mitleiden in uns hineingreift, in einem gewissen Sinne rettet uns doch das Mitleiden vor dem Urleiden der Welt, wie das Gleichnissbild des Mythus uns vor dem unmittelbaren Anschauen der höchsten Weltidee, wie der Gedanke und das Wort uns vor dem ungedämmten Ergusse des unbewussten Willens rettet. Durch jene herrliche apollinische Täuschung dünkt es uns, als ob uns selbst das Tonreich wie eine plastische Welt gegenüber träte, als ob auch in ihr nur Tristan’s und Isoldens Schicksal, wie in einem allerzartesten und ausdrucksfähigsten Stoffe geformt und bildnerisch ausgeprägt worden sei.

So entreisst uns das Apollinische der dionysischen Allgemeinheit und entzückt uns für die Individuen; an diese fesselt es unsre Mitleidserregung, durch diese befriedigt es den nach grossen und erhabenen Formen lechzenden Schönheitssinn; es führt an uns Lebensbilder vorbei und reizt uns zu gedankenhaftem Erfassen des in ihnen enthaltenen Lebenskernes. Mit der ungeheuren Wucht des Bildes, des Begriffs, der ethischen Lehre, der sympathischen Erregung reisst das Apollinische den Menschen aus seiner orgiastischen Selbstvernichtung empor und täuscht ihn über die Allgemeinheit des dionysischen Vorganges hinweg zu dem Wahne, dass er ein einzelnes Weltbild, z.B. Tristan und Isolde, sehe und es, durch die Musik, nur noch besser und innerlicher sehen solle. Was vermag nicht der heilkundige Zauber des Apollo, wenn er selbst in uns die Täuschung aufregen kann, als ob wirklich das Dionysische, im Dienste des Apollinischen, dessen Wirkungen zu steigern vermöchte, ja als ob die Musik sogar wesentlich Darstellungskunst für einen apollinischen Inhalt sei?

Bei jener prästabilirten Harmonie, die zwischen dem vollendeten Drama und seiner Musik waltet, erreicht das Drama einen höchsten, für das Wortdrama sonst unzugänglichen Grad von Schaubarkeit. Wie alle lebendigen Gestalten der Scene in den selbständig bewegten Melodienlinien sich zur Deutlichkeit der geschwungenen Linie vor uns vereinfachen, ertönt uns das Nebeneinander dieser Linien in dem mit dem bewegten Vorgange auf zarteste Weise sympathisirenden Harmonienwechsel: durch welchen uns die Relationen der Dinge in sinnlich wahrnehmbarer, keinesfalls abstracter Weise, unmittelbar vernehmbar werden, wie wir gleichfalls durch ihn erkennen, dass erst in diesen Relationen das Wesen eines Charakters und einer Melodienlinie sich rein offenbare. Und während uns so die Musik zwingt, mehr und innerlicher als sonst zu sehen, und den Vorgang der Scene wie ein zartes Gespinnst vor uns auszubreiten, ist für unser vergeistigtes, in’s Innere blickende Auge die

Welt der Bühne eben so unendlich erweitert als von innen heraus erleuchtet. Was vermöchte der Wortdichter Analoges zu bieten, der mit einem viel unvollkommneren Mechanismus, auf indirectem Wege, vom Wort und vom Begriff aus, jene innerliche Erweiterung der schaubaren Bühnenwelt und ihre innere Erleuchtung zu erreichen sich abmüht? Nimmt nun zwar auch die musikalische Tragödie das Wort hinzu, so kann sie doch zugleich den Untergrund und die Geburtsstätte des Wortes danebenstellen und uns das Werden des Wortes, von innen heraus, verdeutlichen.

Aber von diesem geschilderten Vorgang wäre doch eben so bestimmt zu sagen, dass er nur ein herrlicher Schein, nämlich jene vorhin erwähnte apollinische Täuschung sei, durch deren Wirkung wir von dem dionysischen Andrange und Uebermaasse entlastet werden sollen. Im Grunde ist ja das Verhältniss der Musik zum Drama gerade das umgekehrte: die Musik ist die eigentliche Idee der Welt, das Drama nur ein Abglanz dieser Idee, ein vereinzeltes Schattenbild derselben. Jene Identität zwischen der Melodienlinie und der lebendigen Gestalt, zwischen der Harmonie und den Charakterrelationen jener Gestalt ist in einem entgegengesetzten Sinne wahr, als es uns, beim Anschauen der musikalischen Tragödie, dünken möchte. Wir mögen die Gestalt uns auf das Sichtbarste bewegen, beleben und von innen heraus beleuchten, sie bleibt immer nur die Erscheinung, von der es keine Brücke giebt, die in die wahre Realität, in's Herz der Welt führte. Aus diesem Herzen heraus aber redet die Musik; und zahllose Erscheinungen jener Art dürften an der gleichen Musik vorüberziehn, sie würden nie das Wesen derselben erschöpfen, sondern immer nur ihre veräusserlichten Abbilder sein. Mit dem populären und gänzlich falschen Gegensatz von Seele und Körper ist freilich für das schwierige Verhältniss von Musik und Drama nichts zu erklären und alles zu verwirren; aber die unphilosophische Rohheit jenes Gegensatzes scheint gerade bei unseren Aesthetikern, wer weiss aus welchen Gründen, zu einem gern bekannten Glaubensartikel geworden zu sein, während sie über einen Gegensatz der Erscheinung und des Dinges an sich nichts gelernt haben oder, aus ebenfalls unbekannten Gründen, nichts lernen mochten.

Sollte es sich bei unserer Analysis ergeben haben, dass das Apollinische in der Tragödie durch seine Täuschung völlig den Sieg über das dionysische Urelement der Musik davongetragen und sich diese zu ihren Absichten, nämlich zu einer höchsten Verdeutlichung des Drama's, nutzbar gemacht habe, so wäre freilich eine sehr wichtige Einschränkung hinzuzufügen: in dem allerwesentlichsten Punkte ist jene apollinische Täuschung durchbrochen und vernichtet. Das Drama, das in so innerlich erleuchteter Deutlichkeit aller Bewegungen und Gestalten, mit Hülfe der

Musik, sich vor uns ausbreitet, als ob wir das Gewebe am Webstuhl im Auf- und Niederzucken entstehen sehen — erreicht als Ganzes eine Wirkung, die jenseits aller apollinischen Kunstwirkungen liegt. In der Gesammtwirkung der Tragödie erlangt das Dionysische wieder das Uebergewicht; sie schliesst mit einem Klange, der niemals von dem Reiche der apollinischen Kunst her tönen könnte. Und damit erweist sich die apollinische Täuschung als das, was sie ist, als die während der Dauer der Tragödie anhaltende Umschleierung der eigentlichen dionysischen Wirkung: die doch so mächtig ist, am Schluss das apollinische Drama selbst in eine Sphäre zu drängen, wo es mit dionysischer Weisheit zu reden beginnt und wo es sich selbst und seine apollinische Sichtbarkeit verneint. So wäre wirklich das schwierige Verhältniss des Apollinischen und des Dionysischen in der Tragödie durch einen Bruderbund beider Gottheiten zu symbolisiren: Dionysus redet die Sprache des Apollo, Apollo aber schliesslich die Sprache des Dionysus: womit das höchste Ziel der Tragödie und der Kunst überhaupt erreicht ist.

[«]

22.

Mag der aufmerksame Freund sich die Wirkung einer wahren musikalischen Tragödie rein und unvermischt, nach seinen Erfahrungen vergegenwärtigen. Ich denke das Phänomen dieser Wirkung nach beiden Seiten hin so beschrieben zu haben, dass er sich seine eignen Erfahrungen jetzt zu deuten wissen wird. Er wird sich nämlich erinnern, wie er, im Hinblick auf den vor ihm sich bewegenden Mythus, zu einer Art von Allwissenheit sich gesteigert fühlte, als ob jetzt die Sehkraft seiner Augen nicht nur eine Flächenkraft sei, sondern in's Innere zu dringen vermöge, und als ob er die Wallungen des Willens, den Kampf der Motive, den anschwellenden Strom der Leidenschaften, jetzt, mit Hülfe der Musik, gleichsam sinnlich sichtbar, wie eine Fülle lebendig bewegter Linien und Figuren vor sich sehe und damit bis in die zartesten Geheimnisse unbewusster Regungen hinabtauchen könne. Während er so einer höchsten Steigerung seiner auf Sichtbarkeit und Verklärung gerichteten Triebe bewusst wird, fühlt er doch eben so bestimmt, dass diese lange Reihe apollinischer Kunstwirkungen doch nicht jenes beglückte Verharren in willenlosem Anschauen erzeugt, das der Plastiker und der epische Dichter, also die eigentlich apollinischen Künstler, durch ihre Kunstwerke bei ihm hervorbringen: das heisst die in jenem Anschauen erreichte Rechtfertigung der Welt der individuatio, als welche die Spitze und der Inbegriff der apollinischen

Kunst ist. Er schaut die verklärte Welt der Bühne und verneint sie doch. Er sieht den tragischen Helden vor sich in epischer Deutlichkeit und Schönheit und erfreut sich doch an seiner Vernichtung. Er begreift bis in's Innerste den Vorgang der Scene und flüchtet sich gern in's Unbegreifliche. Er fühlt die Handlungen des Helden als gerechtfertigt und ist doch noch mehr erhoben, wenn diese Handlungen den Urheber vernichten. Er schaudert vor den Leiden, die den Helden treffen werden und ahnt doch bei ihnen eine höhere, viel übermächtigere Lust. Er schaut mehr und tiefer als je und wünscht sich doch erblindet. Woher werden wir diese wunderbare Selbstentzweiung, dies Umbrechen der apollinischen Spitze, abzuleiten haben, wenn nicht aus dem dionysischen Zauber, der, zum Schein die apollinischen Regungen auf's Höchste reizend, doch noch diesen Ueberschwang der apollinischen Kraft in seinen Dienst zu zwingen vermag. Der tragische Mythus ist nur zu verstehen als eine Verbildlichung dionysischer Weisheit durch apollinische Kunstmittel; er führt die Welt der Erscheinung an die Grenzen, wo sie sich selbst verneint und wieder in den Schooss der wahren und einzigen Realität zurückzuflüchten sucht; wo sie dann, mit Isolden, ihren metaphysischen Schwanengesang also anzustimmen scheint:

In des Wonnemeeres
wogendem Schwall,
in der Duft-Wellen
tönendem Schall,
in des Weltathems
wehendem All —
ertrinken — versinken —
    unbewusst — höchste Lust!

So vergegenwärtigen wir uns, an den Erfahrungen des wahrhaft aesthetischen Zuhörers, den tragischen Künstler selbst, wie er, gleich einer üppigen Gottheit der individuatio, seine Gestalten schafft, in welchem Sinne sein Werk kaum als „Nachahmung der Natur“ zu begreifen wäre — wie dann aber sein ungeheurer dionysischer Trieb diese ganze Welt der Erscheinungen verschlingt, um hinter ihr und durch ihre Vernichtung eine höchste künstlerische Urfreude im Schoosse des Ur-Einen ahnen zu lassen. Freilich wissen von dieser Rückkehr zur Urheimat, von dem Bruderbunde der beiden Kunstgottheiten in der Tragödie und von der sowohl apollinischen als dionysischen Erregung des Zuhörers unsere Aesthetiker nichts zu berichten, während sie nicht müde werden, den Kampf des Helden mit dem

Schicksal, den Sieg der sittlichen Weltordnung oder eine durch die Tragödie bewirkte Entladung von Affecten als das eigentlich Tragische zu charakterisiren: welche Unverdrossenheit mich auf den Gedanken bringt, sie möchten überhaupt keine aesthetisch erregbaren Menschen sein und beim Anhören der Tragödie vielleicht nur als moralische Wesen in Betracht kommen. Noch nie, seit Aristoteles, ist eine Erklärung der tragischen Wirkung gegeben worden, aus der auf künstlerische Zustände, auf eine aesthetische Thätigkeit der Zuhörer geschlossen werden dürfte. Bald soll Mitleid und Furchtsamkeit durch die ernsten Vorgänge zu einer erleichternden Entladung gedrängt werden, bald sollen wir uns bei dem Sieg guter und edler Principien, bei der Aufopferung des Helden im Sinne einer sittlichen Weltbetrachtung erhoben und begeistert fühlen; und so gewiss ich glaube, dass für zahlreiche Menschen gerade das und nur das die Wirkung der Tragödie ist, so deutlich ergiebt sich daraus, dass diese alle, sammt ihren interpretirenden Aesthetikern, von der Tragödie als einer höchsten Kunst nichts erfahren haben. Jene pathologische Entladung, die Katharsis des Aristoteles, von der die Philologen nicht recht wissen, ob sie unter die medicinischen oder die moralischen Phänomene zu rechnen sei, erinnert an eine merkwürdige Ahnung Goethe's. „Ohne ein lebhaftes pathologisches Interesse“, sagt er, „ist es auch mir niemals gelungen, irgend eine tragische Situation zu bearbeiten, und ich habe sie daher lieber vermieden als aufgesucht. Sollte es wohl auch einer von den Vorzügen der Alten gewesen sein, dass das höchste Pathetische auch nur aesthetisches Spiel bei ihnen gewesen wäre, da bei uns die Naturwahrheit mitwirken muss, um ein solches Werk hervorzubringen?“ Diese so tiefsinnige letzte Frage dürfen wir jetzt, nach unseren herrlichen Erfahrungen, bejahen, nachdem wir gerade an der musikalischen Tragödie mit Staunen erlebt haben, wie wirklich das höchste Pathetische doch nur ein aesthetisches Spiel sein kann: weshalb wir glauben dürfen, dass erst jetzt das Urphänomen des Tragischen mit einigem Erfolg zu beschreiben ist. Wer jetzt noch nur von jenen stellvertretenden Wirkungen aus ausseraesthetischen Sphären zu erzählen hat und über den pathologisch-moralischen Prozess sich nicht hinausgehoben fühlt, mag nur an seiner aesthetischen Natur verzweifeln: wogegen wir ihm die Interpretation Shakespeare's nach der Manier des Gervinus und das fleissige Aufspüren der „poetischen Gerechtigkeit“ als unschuldigen Ersatz anempfehlen.

So ist mit der Wiedergeburt der Tragödie auch der aesthetische Zuhörer wieder geboren, an dessen Stelle bisher in den Theaterräumen ein seltsames Quidproquo, mit halb moralischen und halb gelehrten Ansprüchen, zu sitzen pflegte, der „Kritiker“. In seiner bisherigen Sphäre war Alles künstlich und nur mit einem Scheine des Lebens übertüncht. Der darstellende Künstler wusste in der That nicht mehr, was er mit einem solchen, kritisch sich gebärdenden Zuhörer zu beginnen habe und spähte daher, sammt dem ihn inspirirenden Dramatiker oder Operncomponisten, unruhig nach den letzten Resten des Lebens in diesem anspruchsvoll öden und zum Geniessen unfähigen Wesen. Aus derartigen „Kritikern“ bestand aber bisher das Publicum; der Student, der Schulknabe, ja selbst das harmloseste weibliche Geschöpf war wider sein Wissen bereits durch Erziehung und Journale zu einer gleichen Perception eines Kunstwerks vorbereitet. Die edleren Naturen unter den Künstlern rechneten bei einem solchen Publicum auf die Erregung moralisch-religiöser Kräfte, und der Anruf der „sittlichen Weltordnung“ trat vikarirend ein, wo eigentlich ein gewaltiger Kunstzauber den ächten Zuhörer entzücken sollte. Oder es wurde vom Dramatiker eine grossartigere, mindestens aufregende Tendenz der politischen und socialen Gegenwart so deutlich vorgetragen, dass der Zuhörer seine kritische Erschöpfung vergessen und sich ähnlichen Affecten überlassen konnte, wie in patriotischen oder kriegerischen Momenten, oder vor der Rednerbühne des Parlaments oder bei der Verurtheilung des Verbrechens und des Lasters: welche Entfremdung der eigentlichen Kunstabsichten hier und da geradezu zu einem Cultus der Tendenz führen musste. Doch hier trat ein, was bei allen erkünstelten Künsten von jeher eingetreten ist, eine reissend schnelle Depravation jener Tendenzen, so dass zum Beispiel die Tendenz, das Theater als Veranstaltung zur moralischen Volksbildung zu verwenden, die zu Schiller’s Zeit ernsthaft genommen wurde, bereits unter die unglaubwürdigen Antiquitäten einer überwundenen Bildung gerechnet wird. Während der Kritiker in Theater und Concert, der Journalist in der Schule, die Presse in der Gesellschaft zur Herrschaft gekommen war, entartete die Kunst zu einem Unterhaltungsobject der niedrigsten Art, und die aesthetische Kritik wurde als das Bindemittel einer eiteln, zerstreuten, selbstsüchtigen und überdies ärmlich-unoriginalen Geselligkeit benutzt, deren Sinn jene Schopenhauerische Parabel von den Stachelschweinen zu verstehen giebt; so dass zu keiner Zeit so viel über Kunst geschwatzt und so wenig von der Kunst gehalten worden ist. Kann man aber mit einem Menschen noch verkehren, der im Stande ist, sich über Beethoven und Shakespeare zu unterhalten? Mag Jeder nach seinem Gefühl diese Frage beantworten: er wird mit der Antwort jedenfalls beweisen, was er sich unter „Bildung“ vorstellt, vorausgesetzt dass er die Frage überhaupt zu beantworten sucht und nicht vor Ueberraschung bereits verstummt ist.

Dagegen dürfte mancher edler und zarter von der Natur Befähigte, ob er gleich in der geschilderten Weise allmählich zum kritischen Barbaren geworden war, von einer eben so unerwarteten als gänzlich unverständlichen Wirkung zu erzählen haben, die etwa eine glücklich gelungene Lohengrinaufführung auf ihn ausübte: nur dass ihm vielleicht jede Hand fehlte, die ihn mahnend und deutend anfasste, so dass auch jene unbegreiflich verschiedenartige und durchaus unvergleichliche Empfindung, die ihn damals erschütterte, vereinzelt blieb und wie ein räthselhaftes Gestirn nach kurzem Leuchten erlosch. Damals hatte er geahnt, was der aesthetische Zuhörer ist.

[«]

23.

Wer recht genau sich selber prüfen will, wie sehr er dem wahren aesthetischen Zuhörer verwandt ist oder zur Gemeinschaft der sokratisch-kritischen Menschen gehört, der mag sich nur aufrichtig nach der Empfindung fragen, mit der er das auf der Bühne dargestellte Wunder empfängt: ob er etwa dabei seinen historischen, auf strenge psychologische Causalität gerichteten Sinn beleidigt fühlt, ob er mit einer wohlwollenden Concession gleichsam das Wunder als ein der Kindheit verständliches, ihm entfremdetes Phänomen zulässt oder ob er irgend etwas Anderes dabei erleidet. Daran nämlich wird er messen können, wie weit er überhaupt befähigt ist, den Mythus, das zusammengezogene Weltbild, zu verstehen, der, als Abbreviatur der Erscheinung, das Wunder nicht entbehren kann. Das Wahrscheinliche ist aber, dass fast Jeder, bei strenger Prüfung, sich so durch den kritisch-historischen Geist unserer Bildung zersetzt fühlt, um nur etwa auf gelehrtem Wege, durch vermittelnde Abstractionen, sich die einstmalige Existenz des Mythus glaublich zu machen. Ohne Mythus aber geht jede Cultur ihrer gesunden schöpferischen Naturkraft verlustig: erst ein mit Mythen umstellter Horizont schliesst eine ganze Culturbewegung zur Einheit ab. Alle Kräfte der Phantasie und des apollinischen Traumes werden erst durch den Mythus aus ihrem wahllosen Herumschweifen gerettet. Die Bilder des Mythus müssen die unbemerkt allgegenwärtigen dämonischen Wächter sein, unter deren Hut die junge Seele heranwächst, an deren Zeichen der Mann sich sein Leben und seine Kämpfe deutet: und selbst der Staat kennt keine mächtigeren ungeschriebnen Gesetze als das mythische Fundament, das seinen Zusammenhang mit der Religion, sein Herauswachsen aus mythischen Vorstellungen verbürgt.

Man stelle jetzt daneben den abstracten, ohne Mythen geleiteten Menschen, die abstracte Erziehung, die abstracte Sitte, das abstracte Recht, den abstracten Staat: man vergegenwärtige sich das regellose, von keinem heimischen Mythus gezügelte

Schweifen der künstlerischen Phantasie: man denke sich eine Cultur, die keinen festen und heiligen Ursitz hat, sondern alle Möglichkeiten zu erschöpfen und von allen Culturen sich kümmerlich zu nähren verurtheilt ist — das ist die Gegenwart, als das Resultat jenes auf Vernichtung des Mythus gerichteten Sokratismus. Und nun steht der mythenlose Mensch, ewig hungernd, unter allen Vergangenheiten und sucht grabend und wühlend nach Wurzeln, sei es dass er auch in den entlegensten Alterthümern nach ihnen graben müsste. Worauf weist das ungeheure historische Bedürfniss der unbefriedigten modernen Cultur, das Umsichsammeln zahlloser anderer Culturen, das verzehrende Erkennenwollen, wenn nicht auf den Verlust des Mythus, auf den Verlust der mythischen Heimat, des mythischen Mutterschoosses? Man frage sich, ob das fieberhafte und so unheimliche Sichregen dieser Cultur etwas Anderes ist, als das gierige Zugreifen und Nach-Nahrung-Haschen des Hungernden — und wer möchte einer solchen Cultur noch etwas geben wollen, die durch alles, was sie verschlingt, nicht zu sättigen ist und bei deren Berührung sich die kräftigste, heilsamste Nahrung in „Historie und Kritik“ zu verwandeln pflegt?

Man müsste auch an unserem deutschen Wesen schmerzlich verzweifeln, wenn es bereits in gleicher Weise mit seiner Cultur unlösbar verstrickt, ja eins geworden wäre, wie wir das an dem civilisirten Frankreich zu unserem Entsetzen beobachten können; und das, was lange Zeit der grosse Vorzug Frankreichs und die Ursache seines ungeheuren Uebergewichts war, eben jenes Einssein von Volk und Cultur, dürfte uns, bei diesem Anblick, nöthigen, darin das Glück zu preisen, dass diese unsere so fragwürdige Cultur bis jetzt mit dem edeln Kerne unseres Volkscharakters nichts gemein hat. Alle unsere Hoffnungen strecken sich vielmehr sehnsuchtsvoll nach jener Wahrnehmung aus, dass unter diesem unruhig auf und nieder zuckenden Culturleben und Bildungskrampfe eine herrliche, innerlich gesunde, uralte Kraft verborgen liegt, die freilich nur in ungeheuren Momenten sich gewaltig einmal bewegt und dann wieder einem zukünftigen Erwachen entgegenträumt. Aus diesem Abgrunde ist die deutsche Reformation hervorgewachsen: in deren Choral die Zukunftsweise der deutschen Musik zuerst erklang. So tief, muthig und seelenvoll, so überschwänglich gut und zart tönte dieser Choral Luther’s, als der erste dionysische Lockruf, der aus dichtverwachsenem Gebüsch, im Nahen des Frühlings, hervordringt. Ihm antwortete in wetteiferndem Wiederhall jener weihevoll übermüthige Festzug dionysischer Schwärmer, denen wir die deutsche Musik danken — und denen wir die Wiedergeburt des deutschen Mythus danken werden!

Ich weiss, dass ich jetzt den theilnehmend folgenden Freund auf einen hochgelegenen Ort einsamer Betrachtung führen muss, wo er nur wenige Gefährten haben wird, und rufe ihm ermuthigend zu, dass wir uns an unseren leuchtenden Führern, den Griechen, festzuhalten haben. Von ihnen haben wir bis jetzt, zur Reinigung unserer aesthetischen Erkenntniss, jene beiden Götterbilder entlehnt, von denen jedes ein gesondertes Kunstreich für sich beherrscht und über deren gegenseitige Berührung und Steigerung wir durch die griechische Tragödie zu einer Ahnung kamen. Durch ein merkwürdiges Auseinanderreissen beider künstlerischen Urtriebe musste uns der Untergang der griechischen Tragödie herbeigeführt erscheinen: mit welchem Vorgange eine Degeneration und Umwandlung des griechischen Volkscharakters im Einklang war, uns zu ernstem Nachdenken auffordernd, wie nothwendig und eng die Kunst und das Volk, Mythus und Sitte, Tragödie und Staat, in ihren Fundamenten verwachsen sind. Jener Untergang der Tragödie war zugleich der Untergang des Mythus. Bis dahin waren die Griechen unwillkürlich genöthigt, alles Erlebte sofort an ihre Mythen anzuknüpfen, ja es nur durch diese Anknüpfung zu begreifen: wodurch auch die nächste Gegenwart ihnen sofort sub specie aeterni und in gewissem Sinne als zeitlos erscheinen musste. In diesen Strom des Zeitlosen aber tauchte sich eben so der Staat wie die Kunst, um in ihm vor der Last und der Gier des Augenblicks Ruhe zu finden. Und gerade nur so viel ist ein Volk — wie übrigens auch ein Mensch — werth, als es auf seine Erlebnisse den Stempel des Ewigen zu drücken vermag: denn damit ist es gleichsam entweltlicht und zeigt seine unbewusste innerliche Ueberzeugung von der Relativität der Zeit und von der wahren, d.h. der metaphysischen Bedeutung des Lebens. Das Gegentheil davon tritt ein, wenn ein Volk anfängt, sich historisch zu begreifen und die mythischen Bollwerke um sich herum zu zertrümmern: womit gewöhnlich eine entschiedene Verweltlichung, ein Bruch mit der unbewussten Metaphysik seines früheren Daseins, in allen ethischen Consequenzen, verbunden ist. Die griechische Kunst und vornehmlich die griechische Tragödie hielt vor Allem die Vernichtung des Mythus auf: man musste sie mit vernichten, um, losgelöst von dem heimischen Boden, ungezügelt in der Wildniss des Gedankens, der Sitte und der That leben zu können. Auch jetzt noch versucht jener metaphysische Trieb, sich eine, wenngleich abgeschwächte Form der Verklärung zu schaffen, in dem zum Leben drängenden Sokratismus der Wissenschaft: aber auf den niederen Stufen führte derselbe Trieb nur zu einem fieberhaften Suchen, das sich allmählich in ein Pandämonium überallher zusammengehäufter Mythen und Superstitionen verlor: in dessen Mitte der Hellene dennoch ungestillten Herzens sass, bis er es verstand, mit griechischer Heiterkeit und griechischem Leichtsinn, als Graeculus, jenes Fieber zu maskiren oder in irgend einem orientalisch dumpfen Aberglauben sich völlig zu betäuben.

Diesem Zustande haben wir uns, seit der Wiedererweckung des alexandrinisch-römischen Alterthums im fünfzehnten Jahrhundert, nach einem langen schwer zu beschreibenden Zwischenacte, in der auffälligsten Weise angenähert. Auf den Höhen dieselbe überreiche Wissenslust, dasselbe ungesättigte Finderglück, dieselbe ungeheure Verweltlichung, daneben ein heimatloses Herumschweifen, ein gieriges Sichdrängen an fremde Tische, eine leichtsinnige Vergötterung der Gegenwart oder stumpf betäubte Abkehr, Alles sub specie saeculi, der „Jetztzeit“: welche gleichen Symptome auf einen gleichen Mangel im Herzen dieser Cultur zu rathen geben, auf die Vernichtung des Mythus. Es scheint kaum möglich zu sein, mit dauerndem Erfolge einen fremden Mythus überzupflanzen, ohne den Baum durch dieses Ueberpflanzen heillos zu beschädigen: welcher vielleicht einmal stark und gesund genug ist, jenes fremde Element mit furchtbarem Kampfe wieder auszuscheiden, für gewöhnlich aber siech und verkümmert oder in krankhaftem Wuchern sich verzehren muss. Wir halten so viel von dem reinen und kräftigen Kerne des deutschen Wesens, dass wir gerade von ihm jene Ausscheidung gewaltsam eingepflanzter fremder Elemente zu erwarten wagen und es für möglich erachten, dass der deutsche Geist sich auf sich selbst zurückbesinnt. Vielleicht wird Mancher meinen, jener Geist müsse seinen Kampf mit der Ausscheidung des Romanischen beginnen: wozu er eine äusserliche Vorbereitung und Ermuthigung in der siegreichen Tapferkeit und blutigen Glorie des letzten Krieges erkennen dürfte, die innerliche Nöthigung aber in dem Wetteifer suchen muss, der erhabenen Vorkämpfer auf dieser Bahn, Luther’s ebensowohl als unserer grossen Künstler und Dichter, stets werth zu sein. Aber nie möge er glauben, ähnliche Kämpfe ohne seine Hausgötter, ohne seine mythische Heimat, ohne ein „Wiederbringen“ aller deutschen Dinge, kämpfen zu können! Und wenn der Deutsche zagend sich nach einem Führer umblicken sollte, der ihn wieder in die längst verlorne Heimat zurückbringe, deren Wege und Stege er kaum mehr kennt — so mag er nur dem wonnig lockenden Rufe des dionysischen Vogels lauschen, der über ihm sich wiegt und ihm den Weg dahin deuten will.

[«]

24.

Wir hatten unter den eigenthümlichen Kunstwirkungen der musikalischen Tragödie eine apollinische Täuschung hervorzuheben, durch die wir vor dem unmittelbaren Einssein mit der dionysischen Musik gerettet werden sollen, während unsre musikalische Erregung sich auf einem apollinischen Gebiete und an einer dazwischengeschobenen sichtbaren Mittelwelt entladen kann. Dabei glaubten wir beobachtet zu haben, wie eben durch diese Entladung jene Mittelwelt des scenischen Vorgangs, überhaupt das Drama, in einem Grade von innen heraus sichtbar und verständlich wurde, der in aller sonstigen apollinischen Kunst unerreichbar ist: so dass wir hier, wo diese gleichsam durch den Geist der Musik beschwingt und emporgetragen war, die höchste Steigerung ihrer Kräfte und somit in jenem Bruderbunde des Apollo und des Dionysus die Spitze ebensowohl der apollinischen als der dionysischen Kunstabsichten anerkennen mussten.

Freilich erreichte das apollinische Lichtbild gerade bei der inneren Beleuchtung durch die Musik nicht die eigenthümliche Wirkung der schwächeren Grade apollinischer Kunst; was das Epos oder der beseelte Stein vermögen, das anschauende Auge zu jenem ruhigen Entzücken an der Welt der individuatio zu zwingen, das wollte sich hier, trotz einer höheren Beseeltheit und Deutlichkeit, nicht erreichen lassen. Wir schauten das Drama an und drangen mit bohrendem Blick in seine innere bewegte Welt der Motive — und doch war uns, als ob nur ein Gleichnissbild an uns vorüberzöge, dessen tiefsten Sinn wir fast zu errathen glaubten und das wir, wie einen Vorhang, fortzuziehen wünschten, um hinter ihm das Urbild zu erblicken. Die hellste Deutlichkeit des Bildes genügte uns nicht: denn dieses schien eben sowohl Etwas zu offenbaren als zu verhüllen; und während es mit seiner gleichnissartigen Offenbarung zum Zerreissen des Schleiers, zur Enthüllung des geheimnissvollen Hintergrundes aufzufordern schien, hielt wiederum gerade jene durchleuchtete Allsichtbarkeit das Auge gebannt und wehrte ihm, tiefer zu dringen.

Wer dies nicht erlebt hat, zugleich schauen zu müssen und zugleich über das Schauen hinaus sich zu sehnen, wird sich schwerlich vorstellen, wie bestimmt und klar diese beiden Prozesse bei der Betrachtung des tragischen Mythus nebeneinander bestehen und nebeneinander empfunden werden: während die wahrhaft aesthetischen Zuschauer mir bestätigen werden, dass unter den eigenthümlichen Wirkungen der Tragödie jenes Nebeneinander die merkwürdigste sei. Man übertrage sich nun dieses Phänomen des aesthetischen Zuschauers in einen analogen Process im tragischen Künstler, und man wird die Genesis des tragischen Mythus verstanden haben. Er theilt mit der apollinischen Kunstsphäre die volle Lust am Schein und am Schauen und zugleich verneint er diese Lust und hat eine noch höhere Befriedigung an der Vernichtung der sichtbaren Scheinwelt. Der Inhalt des tragischen Mythus ist zunächst ein episches Ereigniss mit der Verherrlichung des kämpfenden Helden: woher stammt aber jener an sich räthselhafte Zug, dass das Leiden im Schicksale des Helden, die schmerzlichsten Ueberwindungen, die qualvollsten Gegensätze der Motive, kurz die Exemplification jener Weisheit des Silen, oder, aesthetisch ausgedrückt, das Hässliche und Disharmonische, in so zahllosen Formen, mit solcher Vorliebe immer von Neuem dargestellt wird und gerade in dem üppigsten und jugendlichsten Alter eines Volkes, wenn nicht gerade an diesem Allen eine höhere Lust percipirt wird?

Denn dass es im Leben wirklich so tragisch zugeht, würde am wenigsten die Entstehung einer Kunstform erklären; wenn anders die Kunst nicht nur Nachahmung der Naturwirklichkeit, sondern gerade ein metaphysisches Supplement der Naturwirklichkeit ist, zu deren Ueberwindung neben sie gestellt. Der tragische Mythus, sofern er überhaupt zur Kunst gehört, nimmt auch vollen Antheil an dieser metaphysischen Verklärungsabsicht der Kunst überhaupt: was verklärt er aber, wenn er die Erscheinungswelt unter dem Bilde des leidenden Helden vorführt? Die „Realität“ dieser Erscheinungswelt am wenigsten, denn er sagt uns gerade: „Seht hin! Seht genau hin! Dies ist euer Leben! Dies ist der Stundenzeiger an eurer Daseinsuhr!“

Und dieses Leben zeigte der Mythus, um es vor uns damit zu verklären? Wenn aber nicht, worin liegt dann die aesthetische Lust, mit der wir auch jene Bilder an uns vorüberziehen lassen? Ich frage nach der aesthetischen Lust und weiss recht wohl, dass viele dieser Bilder ausserdem mitunter noch eine moralische Ergetzung, etwa unter der Form des Mitleides oder eines sittlichen Triumphes, erzeugen können. Wer die Wirkung des Tragischen aber allein aus diesen moralischen Quellen ableiten wollte, wie es freilich in der Aesthetik nur allzu lange üblich war, der mag nur nicht glauben, etwas für die Kunst damit gethan zu haben: die vor Allem Reinheit in ihrem Bereiche verlangen muss. Für die Erklärung des tragischen Mythus ist es gerade die erste Forderung, die ihm eigenthümliche Lust in der rein aesthetischen Sphäre zu suchen, ohne in das Gebiet des Mitleids, der Furcht, des Sittlich-Erhabenen überzugreifen. Wie kann das Hässliche und das Disharmonische, der Inhalt des tragischen Mythus, eine aesthetische Lust erregen?

Hier nun wird es nöthig, uns mit einem kühnen Anlauf in eine Metaphysik der Kunst hinein zu schwingen, indem ich den früheren Satz wiederhole, dass nur als ein aesthetisches Phänomen das Dasein und die Welt gerechtfertigt erscheint: in welchem Sinne uns gerade der tragische Mythus zu überzeugen hat, dass selbst das Hässliche und Disharmonische ein künstlerisches Spiel ist, welches der Wille, in der ewigen Fülle seiner Lust, mit sich selbst spielt. Dieses schwer zu fassende Urphänomen der dionysischen Kunst wird aber auf directem Wege einzig verständlich und unmittelbar erfasst in der wunderbaren Bedeutung der musikalischen Dissonanz: wie überhaupt die Musik, neben die Welt hingestellt, allein einen Begriff davon geben kann, was unter der Rechtfertigung der Welt als eines aesthetischen Phänomens zu verstehen ist. Die Lust, die der tragische Mythus erzeugt, hat eine gleiche Heimat, wie die lustvolle Empfindung der Dissonanz in der Musik. Das Dionysische, mit seiner selbst am Schmerz percipirten Urlust, ist der gemeinsame Geburtsschooss der Musik und des tragischen Mythus.

Sollte sich nicht inzwischen dadurch, dass wir die Musikrelation der Dissonanz zu Hülfe nahmen, jenes schwierige Problem der tragischen Wirkung wesentlich erleichtert haben? Verstehen wir doch jetzt, was es heissen will, in der Tragödie zugleich schauen zu wollen und sich über das Schauen hinaus zu sehnen: welchen Zustand wir in Betreff der künstlerisch verwendeten Dissonanz eben so zu charakterisiren hätten, dass wir hören wollen und über das Hören uns zugleich hinaussehnen. Jenes Streben in's Unendliche, der Flügelschlag der Sehnsucht, bei der höchsten Lust an der deutlich percipirten Wirklichkeit, erinnern daran, dass wir in beiden Zuständen ein dionysisches Phänomen zu erkennen haben, das uns immer von Neuem wieder das spielende Aufbauen und Zertrümmern der Individualwelt als den Ausfluss einer Urlust offenbart, in einer ähnlichen Weise, wie wenn von Heraklit dem Dunklen die weltbildende Kraft einem Kinde verglichen wird, das spielend Steine hin und her setzt und Sandhaufen aufbaut und wieder einwirft.

Um also die dionysische Befähigung eines Volkes richtig abzuschätzen, dürften wir nicht nur an die Musik des Volkes, sondern eben so nothwendig an den tragischen Mythus dieses Volkes als den zweiten Zeugen jener Befähigung zu denken haben. Es ist nun, bei dieser engsten Verwandtschaft zwischen Musik und Mythus, in gleicher Weise zu vermuthen, dass mit einer Entartung und Depravation des Einen eine Verkümmerung der Anderen verbunden sein wird: wenn anders in der Schwächung des Mythus überhaupt eine Abschwächung des dionysischen Vermögens zum Ausdruck kommt. Ueber Beides dürfte uns aber ein Blick auf die Entwicklung des deutschen Wesens nicht in Zweifel lassen: in der Oper wie in dem abstracten Charakter unseres mythenlosen Daseins, in einer zur Ergetzlichkeit herabgesunkenen Kunst, wie in einem vom Begriff geleiteten Leben, hatte sich uns jene gleich unkünstlerische, als am Leben zehrende Natur des sokratischen Optimismus enthüllt. Zu unserem Troste aber gab es Anzeichen dafür, dass trotzdem der deutsche Geist in herrlicher Gesundheit, Tiefe und dionysischer Kraft unzerstört, gleich einem zum Schlummer niedergesunknen Ritter, in einem unzugänglichen Abgrunde ruhe und träume: aus welchem Abgrunde zu uns das dionysische Lied emporsteigt, um uns zu verstehen zu geben, dass dieser deutsche Ritter auch jetzt noch seinen uralten dionysischen Mythus in selig-ernsten Visionen träumt. Glaube Niemand, dass der deutsche Geist seine mythische Heimat auf ewig verloren habe, wenn er so deutlich noch die Vogelstimmen versteht, die von jener Heimat erzählen. Eines Tages wird er sich wach finden, in aller Morgenfrische eines ungeheuren Schlafes: dann wird er Drachen tödten, die tückischen Zwerge vernichten und Brünnhilde erwecken — und Wotan's Speer selbst wird seinen Weg nicht hemmen können!

Meine Freunde, ihr, die ihr an die dionysische Musik glaubt, ihr wisst auch, was für uns die Tragödie bedeutet. In ihr haben wir, wiedergeboren aus der Musik, den tragischen Mythus — und in ihm dürft ihr Alles hoffen und das Schmerzlichste vergessen! Das Schmerzlichste aber ist für uns alle — die lange Entwürdigung, unter der der deutsche Genius, entfremdet von Haus und Heimat, im Dienst tückischer Zwerge lebte. Ihr versteht das Wort — wie ihr auch, zum Schluss, meine Hoffnungen verstehen werdet.

[«]

25.

Musik und tragischer Mythus sind in gleicher Weise Ausdruck der dionysischen Befähigung eines Volkes und von einander untrennbar. Beide entstammen einem Kunstbereiche, das jenseits des Apollinischen liegt; beide verklären eine Region, in deren Lustaccorden die Dissonanz eben so wie das schreckliche Weltbild reizvoll verklingt; beide spielen mit dem Stachel der Unlust, ihren überaus mächtigen Zauberkünsten vertrauend; beide rechtfertigen durch dieses Spiel die Existenz selbst der „schlechtesten Welt.“ Hier zeigt sich das Dionysische, an dem Apollinischen gemessen, als die ewige und ursprüngliche Kunstgewalt, die überhaupt die ganze Welt der Erscheinung in's Dasein ruft: in deren Mitte ein neuer Verklärungsschein nöthig wird, um die belebte Welt der Individuation im Leben festzuhalten. Könnten wir uns eine Menschwerdung der Dissonanz denken — und was ist sonst der Mensch? — so würde diese Dissonanz, um leben zu können, eine herrliche Illusion brauchen, die ihr einen Schönheitsschleier über ihr eignes Wesen decke. Dies ist die wahre Kunstabsicht des Apollo: in dessen Namen wir alle jene zahllosen Illusionen des schönen Scheins zusammenfassen, die in jedem Augenblick das Dasein überhaupt lebenswerth machen und zum Erleben des nächsten Augenblicks drängen.

Dabei darf von jenem Fundamente aller Existenz, von dem dionysischen Untergrunde der Welt, genau nur soviel dem menschlichen Individuum in's

Bewusstsein treten, als von jener apollinischen Verklärungskraft wieder überwunden werden kann, so dass diese beiden Kunsttriebe ihre Kräfte in strenger wechselseitiger Proportion, nach dem Gesetze ewiger Gerechtigkeit, zu entfalten genöthigt sind. Wo sich die dionysischen Mächte so ungestüm erheben, wie wir dies erleben, da muss auch bereits Apollo, in eine Wolke gehüllt, zu uns herniedergestiegen sein; dessen üppigste Schönheitswirkungen wohl eine nächste Generation schauen wird.

Dass diese Wirkung aber nöthig sei, dies würde Jeder am sichersten, durch Intuition, nachempfinden, wenn er einmal, sei es auch im Traume, in eine althellenische Existenz sich zurückversetzt fühlte: im Wandeln unter hohen ionischen Säulengängen, aufwärtsblickend zu einem Horizont, der durch reine und edle Linien abgeschnitten ist, neben sich Wiederspiegelungen seiner verklärten Gestalt in leuchtendem Marmor, rings um sich feierlich schreitende oder zart bewegte Menschen, mit harmonisch tönenden Lauten und rhythmischer Gebärdensprache — würde er nicht, bei diesem fortwährenden Einströmen der Schönheit, zu Apollo die Hand erhebend ausrufen müssen: „Seliges Volk der Hellenen! Wie gross muss unter euch Dionysus sein, wenn der delische Gott solche Zauber für nöthig hält, um euren dithyrambischen Wahnsinn zu heilen!“ — Einem so Gestimmten dürfte aber ein greiser Athener, mit dem erhabenen Auge des Aeschylus zu ihm aufblickend, entgegnen: „Sage aber auch dies, du wunderlicher Fremdling: wie viel musste dies Volk leiden, um so schön werden zu können! Jetzt aber folge mir zur Tragödie und opfere mit mir im Tempel beider Gottheiten!“

[«]

Unzeitgemässe Betrachtungen.

Von

Dr. Friedrich Nietzsche.

Ordentl. Professor der Classischen Philologie an der Universität Basel.

Erstes Stück:

David Strauss
der Bekenner und der Schriftsteller.

Leipzig.
Verlag von E. W. Fritzsch.
1873.

UNZEITGEMÄSSE BETRACHTUNGEN I

[«]

1. 2. 3. 4. 5. 6.
7. 8. 9. 10. 11. 12.

1.

Die öffentliche Meinung in Deutschland scheint es fast zu verbieten, von den schlimmen und gefährlichen Folgen des Krieges, zumal eines siegreich beendeten Krieges zu reden: um so williger werden aber diejenigen Schriftsteller angehört, welche keine wichtigere Meinung als jene öffentliche kennen und deshalb wetteifernd beflissen sind, den Krieg zu preisen und den mächtigen Phänomenen seiner Einwirkung auf Sittlichkeit, Kultur und Kunst jubilirend nachzugehen. Trotzdem sei es gesagt: ein grosser Sieg ist eine grosse Gefahr. Die menschliche Natur erträgt ihn schwerer als eine Niederlage; ja es scheint selbst leichter zu sein, einen solchen Sieg zu erringen, als ihn so zu ertragen, dass daraus keine schwerere Niederlage entsteht. Von allen schlimmen Folgen aber, die der letzte mit Frankreich geführte Krieg hinter sich drein zieht, ist vielleicht die schlimmste ein weitverbreiteter, ja allgemeiner Irrthum: der Irrthum der öffentlichen Meinung und aller öffentlich Meinenden, dass auch die deutsche Kultur in jenem Kampfe gesiegt habe und deshalb jetzt mit den Kränzen geschmückt werden müsse, die so ausserordentlichen Begebnissen und Erfolgen gemäss seien. Dieser Wahn ist höchst verderblich: nicht etwa weil er ein Wahn ist — denn es giebt die heilsamsten und segensreichsten Irrthümer — sondern weil er im Stande ist, unseren Sieg in eine völlige Niederlage zu verwandeln: in die Niederlage, ja Exstirpation des deutschen Geistes zu Gunsten des „deutschen Reiches“.

Einmal bliebe immer, selbst angenommen, dass zwei Kulturen mit einander gekämpft hätten, der Massstab für den Werth der siegenden ein sehr relativer und würde unter Verhältnissen durchaus nicht zu einem Siegesjubel oder zu einer Selbstglorification berechtigen. Denn es käme darauf an, zu wissen, was jene unterjochte Kultur werth gewesen wäre: vielleicht sehr wenig: in welchem Falle auch der Sieg, selbst bei pomphaftestem Waffenerfolge, für die siegende Kultur keine Aufforderung zum Triumphe enthielte. Andererseits kann, in unserem Falle, von einem Siege der deutschen Kultur aus den einfachsten Gründen nicht die Rede sein; weil die französische Kultur fortbesteht wie vorher, und wir von ihr abhängen wie vorher. Nicht einmal an dem Waffenerfolge hat sie mitgeholfen. Strenge Kriegszucht, natürliche Tapferkeit und Ausdauer, Ueberlegenheit der Führer, Einheit und Gehorsam unter den Geführten, kurz Elemente, die nichts mit der Kultur zu thun haben, verhalfen uns zum Siege über Gegner, denen die wichtigsten dieser Elemente fehlten: nur darüber kann man sich wundern, dass das, was sich jetzt in Deutschland „Kultur“ nennt, so wenig hemmend zwischen diese militärischen Erfordernisse zu einem grossen Erfolge getreten ist, vielleicht nur, weil dieses Kultur sich nennende Etwas es für sich vortheilhafter erachtete, sich diesmal dienstfertig zu erweisen. Lässt man es heranwachsen und fortwuchern, verwöhnt man es durch den schmeichelnden Wahn, dass es siegreich gewesen sei, so hat es die Kraft, den deutschen Geist, wie ich sagte, zu exstirpiren — und wer weiss, ob dann noch etwas mit dem übrig bleibenden deutschen Körper anzufangen ist!

Sollte es möglich sein, jene gleichmüthige und zähe Tapferkeit, welche der Deutsche dem pathetischen und plötzlichen Ungestüm des Franzosen entgegenstellte, gegen den inneren Feind, gegen jene höchst zweideutige und jedenfalls unnationale „Gebildetheit“ wachzurufen, die jetzt in Deutschland, mit gefährlichem Missverstande, Kultur genannt wird: so ist nicht alle Hoffnung auf eine wirkliche ächte deutsche Bildung, den Gegensatz jener Gebildetheit, verloren: denn an den einsichtigsten und kühnsten Führern und Feldherrn hat es den Deutschen nie gemangelt — nur dass diesen oftmals die Deutschen fehlten. Aber ob es möglich ist, der deutschen Tapferkeit jene neue Richtung zu geben, wird mir immer zweifelhafter, und, nach dem Kriege, täglich unwahrscheinlicher; denn ich sehe, wie jedermann überzeugt ist, dass es eines Kampfes und einer solchen Tapferkeit gar nicht mehr bedürfe, dass vielmehr das Meiste so schön wie möglich geordnet und jedenfalls alles, was Noth thut, längst gefunden und gethan sei, kurz dass die beste Saat der Kultur überall theils ausgesäet sei, theils in frischem Grüne und hier und da sogar in üppiger Blüthe stehe. Auf diesem Gebiete giebt es nicht nur Zufriedenheit; hier giebt es Glück und Taumel. Ich empfinde diesen Taumel und dieses Glück in dem unvergleichlich zuversichtlichen Benehmen der deutschen Zeitungsschreiber und Roman- Tragödien- Lied- und Historienfabrikanten: denn dies ist doch ersichtlich eine zusammengehörige Gesellschaft, die sich verschworen zu haben scheint, sich der Musse- und Verdauungsstunden des modernen Menschen, das heisst seiner „Kulturmomente“ zu bemächtigen und ihn in diesen durch bedrucktes Papier zu betäuben. An dieser Gesellschaft ist jetzt, seit dem Kriege, Alles Glück, Würde und Selbstbewusstsein: sie fühlt sich, nach solchen „Erfolgen der deutschen Kultur“, nicht nur bestätigt und sanctionirt, sondern beinahe sakrosankt, spricht deshalb feierlicher, liebt die Anrede an das deutsche Volk, giebt nach Klassiker-Art gesammelte Werke heraus und proclamirt auch wirklich in den ihr zu Diensten stehenden Weltblättern Einzelne aus ihrer Mitte als die neuen deutschen Klassiker und Musterschriftsteller. Man sollte vielleicht erwarten, dass die Gefahren eines derartigen Missbrauchs des Erfolges von dem besonneneren und belehrteren Theile der deutschen Gebildeten erkannt, oder dass mindestens das Peinliche des gegebenen Schauspieles gefühlt werden müsste: denn was kann peinlicher sein, als zu sehen, dass der Missgestaltete gespreizt wie ein Hahn vor dem Spiegel steht und mit seinem Bilde bewundernde Blicke austauscht. Aber die gelehrten Stände lassen gern geschehen, was geschieht, und haben selbst genug mit sich zu thun, als dass sie die Sorge für den deutschen Geist noch auf sich nehmen könnten. Dazu sind ihre Mitglieder mit dem höchsten Grade von Sicherheit überzeugt, dass ihre eigene Bildung die reifste und schönste Frucht der Zeit, ja aller Zeiten sei und verstehen eine Sorge um die allgemeine deutsche Bildung deshalb gar nicht, weil sie bei sich selbst und den zahllosen Ihresgleichen über alle Sorgen dieser Art weit hinaus sind. Dem sorgsameren Betrachter, zumal wenn er Ausländer ist, kann es übrigens nicht entgehen, dass zwischen dem, was jetzt der deutsche Gelehrte seine Bildung nennt, und jener triumphirenden Bildung der neuen deutschen Klassiker ein Gegensatz nur in Hinsicht auf das Quantum des Wissens besteht: überall wo nicht das Wissen, sondern das Können, wo nicht die Kunde sondern die Kunst in Frage kommt, also überall, wo das Leben von der Art der Bildung Zeugniss ablegen soll, giebt es jetzt nur Eine deutsche Bildung — und diese sollte über Frankreich gesiegt haben?

Diese Behauptung erscheint so völlig unbegreiflich: gerade in dem umfassenderen Wissen der deutschen Offiziere, in der grösseren Belehrtheit der deutschen Mannschaften, in der wissenschaftlicheren Kriegführung ist von allen unbefangenen Richtern und schliesslich von den Franzosen selbst der entscheidende Vorzug erkannt worden. In welchem Sinne kann aber noch die deutsche Bildung gesiegt haben wollen, wenn man von ihr die deutsche Belehrtheit sondern wollte? In keinem: denn die moralischen Qualitäten der strengeren Zucht, des ruhigeren Gehorsams haben mit der Bildung nichts zu thun und zeichneten zum Beispiel die macedonischen Heere den unvergleichlich gebildeteren Griechenheeren gegenüber aus. Es kann nur eine Verwechselung sein, wenn man von dem Siege der deutschen Bildung und Kultur spricht, eine Verwechselung, die darauf beruht, dass in Deutschland der reine Begriff der Kultur verloren gegangen ist.

Kultur ist vor allem Einheit des künstlerischen Stiles in allen Lebensäusserungen eines Volkes. Vieles Wissen und Gelernthaben ist aber weder ein nothwendiges Mittel der Kultur, noch ein Zeichen derselben und verträgt sich nöthigenfalls auf das beste mit dem Gegensatze der Kultur, der Barbarei, das heisst: der Stillosigkeit oder dem chaotischen Durcheinander aller Stile.

In diesem chaotischen Durcheinander aller Stile lebt aber der Deutsche unserer Tage: und es bleibt ein ernstes Problem, wie es ihm doch möglich sein kann, dies bei aller seiner Belehrtheit nicht zu merken und sich noch dazu seiner gegenwärtigen „Bildung“ recht von Herzen zu freuen. Alles sollte ihn doch belehren: ein jeder Blick auf seine Kleidung, seine Zimmer, sein Haus, ein jeder Gang durch die Strassen seiner Städte, eine jede Einkehr in den Magazinen der Kunstmodehändler; inmitten des geselligen Verkehrs sollte er sich des Ursprunges seiner Manieren und Bewegungen, inmitten unserer Kunstanstalten, Concert-, Theater- und Museenfreuden sich des grotesken Neben- und Uebereinander aller möglichen Stile bewusst werden. Die Formen, Farben, Producte und Curiositäten aller Zeiten und aller Zonen häuft der Deutsche um sich auf und bringt dadurch jene moderne Jahrmarkts-Buntheit hervor, die seine Gelehrten nun wiederum als das „Moderne an sich“ zu betrachten und zu formuliren haben; er selbst bleibt ruhig in diesem Tumult aller Stile sitzen. Mit dieser Art von „Kultur“, die doch nur eine phlegmatische Gefühllosigkeit für die Kultur ist, kann man aber keine Feinde bezwingen, am wenigsten solche, die, wie die Franzosen, eine wirkliche, productive Kultur, gleichviel von welchem Werthe, haben, und denen wir bisher Alles, meistens noch dazu ohne Geschick, nachgemacht haben.

Hätten wir wirklich aufgehört, sie nachzuahmen, so würden wir damit noch nicht über sie gesiegt, sondern uns nur von ihnen befreit haben: erst dann, wenn wir ihnen eine originale deutsche Kultur aufgezwungen hätten, dürfte auch von einem Triumphe der deutschen Kultur die Rede sein. Inzwischen beachten wir, dass wir von Paris nach wie vor in allen Angelegenheiten der Form abhängen — und abhängen müssen: denn bis jetzt giebt es keine deutsche originale Kultur.

Dies sollten wir alle von uns selbst wissen: zu dem hat es Einer von den Wenigen, die ein Recht hatten, es im Tone des Vorwurfs den Deutschen zu sagen, auch öffentlich verrathen. „Wir Deutsche sind von gestern, sagte Goethe einmal zu Eckermann, wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultivirt, allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, dass man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, dass sie Barbaren gewesen.“

[«]

2.

Wenn aber unser öffentliches und privates Leben so ersichtlich nicht mit dem Gepräge einer productiven und stilvollen Kultur bezeichnet ist, wenn noch dazu unsere grossen Künstler diese ungeheure und für ein begabtes Volk tief beschämende Thatsache mit dem ernstesten Nachdruck und mit der Ehrlichkeit, die der Grösse zu eigen ist, eingestanden haben und eingestehen, wie ist es dann doch möglich, dass unter den deutschen Gebildeten trotzdem die grösste Zufriedenheit herrscht: eine Zufriedenheit, die, seit dem letzten Kriege, sogar fortwährend sich bereit zeigt, in übermüthiges Jauchzen auszubrechen und zum Triumphe zu werden. Man lebt jedenfalls in dem Glauben, eine ächte Kultur zu haben: der ungeheure Kontrast dieses zufriedenen, ja triumphirenden Glaubens und eines offenkundigen Defektes scheint nur noch den Wenigsten und Seltensten überhaupt bemerkbar zu sein. Denn alles, was mit der öffentlichen Meinung meint, hat sich die Augen verbunden und die Ohren verstopft — jener Kontrast soll nun einmal nicht da sein. Wie ist dies möglich? Welche Kraft ist so mächtig, ein solches „Soll nicht“ vorzuschreiben? Welche Gattung von Menschen muss in Deutschland zur Herrschaft gekommen sein, um so starke und einfache Gefühle verbieten oder doch ihren Ausdruck verhindern zu können? Diese Macht, diese Gattung von Menschen will ich bei Namen nennen — es sind die Bildungsphilister.

Das Wort Philister ist bekanntlich dem Studentenleben entnommen und bezeichnet in seinem weiteren, doch ganz populären Sinne den Gegensatz des Musensohnes, des Künstlers, des ächten Kulturmenschen. Der Bildungsphilister aber — dessen Typus zu studiren, dessen Bekenntnisse, wenn er sie macht, anzuhören jetzt zur leidigen Pflicht wird — unterscheidet sich von der allgemeinen Idee der Gattung „Philister“ durch Einen Aberglauben: er wähnt selber Musensohn und Kulturmensch zu sein; ein unbegreiflicher Wahn, aus dem hervorgeht, dass er gar nicht weiss, was der Philister und was sein Gegensatz ist: weshalb wir uns nicht wundern werden, wenn er meistens es feierlich verschwört, Philister zu sein. Er fühlt sich, bei diesem Mangel jeder Selbsterkenntniss, fest überzeugt, dass seine „Bildung“ gerade der satte Ausdruck der rechten deutschen Kultur sei: und da er überall Gebildete seiner Art vorfindet, und alle öffentlichen Institutionen, Schul- Bildungs- und Kunstanstalten gemäss seiner Gebildetheit und nach seinen Bedürfnissen eingerichtet sind, so trägt er auch überallhin das siegreiche Gefühl mit sich herum, der würdige Vertreter der jetzigen deutschen Kultur zu sein und macht dem entsprechend seine Forderungen und Ansprüche. Wenn nun die wahre Kultur jedenfalls Einheit des Stiles voraussetzt, und selbst eine schlechte und entartete Kultur nicht ohne die zur Harmonie Eines Stiles zusammenlaufende Mannigfaltigkeit gedacht werden darf, so mag wohl die Verwechselung in jenem Wahne des Bildungsphilisters daher rühren, dass er überall das gleichförmige Gepräge seiner selbst wiederfindet und nun aus diesem gleichförmigen Gepräge aller „Gebildeten“ auf eine Stileinheit der deutschen Bildung, kurz auf eine Kultur schliesst. Er nimmt um sich herum lauter gleiche Bedürfnisse und ähnliche Ansichten wahr; wohin er tritt, umfängt ihn auch sofort das Band einer stillschweigenden Convention über viele Dinge, besonders in Betreff der Religions- und der Kunstangelegenheiten: diese imponirende Gleichartigkeit, dieses nicht befohlene und doch sofort losbrechende tutti unisono verführt ihn zu dem Glauben, dass hier eine Kultur walten möge. Aber die systematische und zur Herrschaft gebrachte Philisterei ist deshalb, weil sie System hat, noch nicht Kultur und nicht einmal schlechte Kultur, sondern immer nur das Gegenstück derselben, nämlich dauerhaft begründete Barbarei. Denn alle jene Einheit des Gepräges, die uns bei jedem Gebildeten der deutschen Gegenwart so gleichmässig in die Augen fällt, wird Einheit nur durch das bewusste oder unbewusste Ausschliessen und Negiren aller künstlerisch produktiven Formen und Forderungen eines wahren Stils. Eine unglückliche Verdrehung muss im Gehirne des gebildeten Philisters vor sich gegangen sein: er hält gerade das, was die Kultur verneint, für die Kultur, und da er consequent verfährt, so bekommt er endlich eine zusammenhängende Gruppe von solchen Verneinungen, ein System der Nicht-Kultur, der man selbst eine gewisse „Einheit des Stils“ zugestehen dürfte, falls es nämlich noch einen Sinn hat, von einer stilisirten Barbarei zu reden. Ist ihm die Entscheidung frei gegeben zwischen einer stilgemässen Handlung und einer entgegengesetzten, so greift er immer nach der letzteren, und weil er immer nach ihr greift, so ist allen seinen Handlungen ein negativ gleichartiges Gepräge aufgedrückt. An diesem gerade erkennt er den Charakter der von ihm patentirten „deutschen Kultur“: an der Nichtübereinstimmung mit diesem Gepräge misst er das ihm Feindselige und Widerstrebende. Der Bildungsphilister wehrt in solchem Falle nur ab, verneint, sekretirt, verstopft sich die Ohren, sieht nicht hin, er ist ein negatives Wesen, auch in seinem Hasse und seiner Feindschaft. Er hasst aber keinen mehr als den, der ihn als Philister behandelt und ihm sagt, was er ist: das Hinderniss aller Kräftigen und Schaffenden, das Labyrinth aller Zweifelnden und Verirrten, der Morast aller Ermatteten, die Fussfessel aller nach hohen Zielen Laufenden, der giftige Nebel aller frischen Keime, die ausdorrende Sandwüste des suchenden und nach neuem Leben lechzenden deutschen Geistes. Denn er sucht, dieser deutsche Geist! und ihr hasst ihn deshalb, weil er sucht, und weil er euch nicht glauben will, dass ihr schon gefunden habt, wonach er sucht. Wie ist es nur möglich, dass ein solcher Typus, wie der des Bildungsphilisters, entstehen und, falls er entstand, zu der Macht eines obersten Richters über alle deutschen Kulturprobleme heranwachsen konnte, wie ist dies möglich, nachdem an uns eine Reihe von grossen heroischen Gestalten vorübergegangen ist, die in allen ihren Bewegungen, ihrem ganzen

Gesichtsausdrucke, ihrer fragenden Stimme, ihrem flammenden Auge nur Eins verriethen: dass sie Suchende waren, und dass sie eben das inbrünstig und mit ernster Beharrlichkeit suchten, was der Bildungsphilister zu besitzen wähnt: die ächte ursprüngliche deutsche Kultur. Giebt es einen Boden, schienen sie zu fragen, der so rein, so unberührt, von so jungfräulicher Heiligkeit ist, dass auf ihm und auf keinem anderen der deutsche Geist sein Haus baue? So fragend zogen sie durch die Wildniss und das Gestrüpp elender Zeiten und enger Zustände, und als Suchende entschwanden sie unseren Blicken: so dass Einer von ihnen, für Alle, im hohen Alter sagen konnte: „ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan, so gut und so viel ich konnte.“

Was urtheilt aber unsere Philisterbildung über diese Suchenden? Sie nimmt sie einfach als Findende und scheint zu vergessen, dass jene selbst sich nur als Suchende fühlten. Wir haben ja unsere Kultur, heisst es dann, denn wir haben ja unsere „Klassiker“, das Fundament ist nicht nur da, nein auch der Bau steht schon auf ihm gegründet — wir selbst sind dieser Bau. Dabei greift der Philister an die eigene Stirn.

Um aber unsere Klassiker so falsch beurtheilen und so beschimpfend ehren zu können, muss man sie gar nicht mehr kennen: und dies ist die allgemeine Thatsache. Denn sonst müsste man wissen, dass es nur Eine Art giebt, sie zu ehren, nämlich dadurch, dass man fortfährt, in ihrem Geiste und mit ihrem Muthe zu suchen und dabei nicht müde wird. Dagegen ihnen das so nachdenkliche Wort „Klassiker“ anzuhängen und sich von Zeit zu Zeit einmal an ihren Werken zu „erbauen“, das heisst, sich jenen matten und egoistischen Regungen überlassen, die unsere Concertsäle und Theaterräume jedem Bezahlenden versprechen, auch wohl Bildsäulen stiften und mit ihrem Namen Feste und Vereine bezeichnen — das alles sind nur klingende Abzahlungen, durch die der Bildungsphilister sich mit ihnen auseinandersetzt, um im Uebrigen sie nicht mehr zu kennen, und um vor allem nicht nachfolgen und weiter suchen zu müssen. Denn: es darf nicht mehr gesucht werden; das ist die Philisterlosung.

Diese Losung hatte einst einen gewissen Sinn: damals als in dem ersten Jahrzehnd dieses Jahrhunderts in Deutschland ein so mannigfaches und verwirrendes Suchen, Experimentiren, Zerstören, Verheissen, Ahnen, Hoffen begann und durcheinanderwogte, dass dem geistigen Mittelstande mit Recht bange um sich selbst werden musste. Mit Recht lehnte er damals das Gebräu phantastischer und sprachverrenkender Philosophien und schwärmerisch-zweckbewusster Geschichtsbetrachtung, den Carneval aller Götter und Mythen, den die Romantiker zusammenbrachten, und die im Rausch ersonnenen dichterischen Moden und Tollheiten achselzuckend ab, mit Recht, weil der Philister nicht einmal zu einer Ausschweifung das Recht hat. Er benutzte aber die Gelegenheit, mit jener Verschmitztheit geringerer Naturen, das Suchen überhaupt zu verdächtigen und zum bequemen Finden aufzufordern. Sein Auge erschloss sich für das Philisterglück: aus alle dem wilden Experimentiren rettete er sich in’s Idyllische und setzte dem unruhig schaffenden Trieb des Künstlers ein gewisses Behagen entgegen, ein Behagen an der eigenen Enge, der eigenen Ungestörtheit, ja an der eigenen Beschränktheit. Sein langgestreckter Finger wies, ohne jede unnütze Verschämtheit, auf alle verborgenen und heimlichen Winkel seines Lebens, auf die vielen rührenden und naiven Freuden, welche in der kümmerlichsten Tiefe der unkultivirten Existenz und gleichsam auf dem Moorgrunde des Philisterdaseins als bescheidene Blumen aufwuchsen.

Es fanden sich eigene darstellende Talente, welche das Glück, die Heimlichkeit, die Alltäglichkeit, die bäuerische Gesundheit und alles Behagen, welches über Kinder- Gelehrten- und Bauernstuben ausgebreitet ist, mit zierlichem Pinsel nachmalten. Mit solchen Bilderbüchern der Wirklichkeit in den Händen suchten die Behaglichen nun auch ein für alle mal ein Abkommen mit den bedenklichen Klassikern und den von ihnen ausgehenden Aufforderungen zum Weitersuchen zu finden; sie erdachten den Begriff des Epigonen-Zeitalters, nur um Ruhe zu haben und bei allem unbequemen Neueren sofort mit dem ablehnenden Verdikt „Epigonenwerk“ bereit sein zu können. Eben diese Behaglichen bemächtigten sich zu demselben Zwecke, um ihre Ruhe zu garantiren, der Geschichte, und suchten alle Wissenschaften, von denen etwa noch Störungen der Behaglichkeit zu erwarten waren, in historische Disciplinen umzuwandeln, zumal die Philosophie und die klassische Philologie. Durch das historische Bewusstsein retteten sie sich vor dem Enthusiasmus — denn nicht mehr diesen sollte die Geschichte erzeugen, wie doch Goethe vermeinen durfte: sondern gerade die Abstumpfung ist jetzt das Ziel dieser unphilosophischen Bewunderer des nil admirari, wenn sie alles historisch zu begreifen suchen. Während man vorgab, den Fanatismus und die Intoleranz in jeder Form zu hassen, hasste man im Grunde den dominirenden Genius und die Tyrannis wirklicher Kulturforderungen; und deshalb wandte man alle Kräfte darauf hin, überall dort zu lähmen, abzustumpfen oder aufzulösen, wo etwa frische und mächtige Bewegungen zu erwarten standen. Eine Philosophie, die unter krausen Schnörkeln das Philisterbekenntniss ihres Urhebers koïsch verhüllte, erfand noch dazu eine Formel für die Vergötterung der Alltäglichkeit: sie sprach von der Vernünftigkeit alles Wirklichen und schmeichelte sich damit bei dem

Bildungsphilister ein, der auch krause Schnörkeleien liebt, vor allem aber sich allein als wirklich begreift und seine Wirklichkeit als das Maass der Vernunft in der Welt behandelt. Er erlaubte jetzt jedem und sich selbst, etwas nachzudenken, zu forschen, zu ästhetisiren, vor allem zu dichten und zu musiciren, auch Bilder zu machen, sowie ganze Philosophien: nur musste um Gotteswillen bei uns alles beim Alten bleiben, nur durfte um keinen Preis an dem „Vernünftigen" und an dem „Wirklichen", das heisst an dem Philister gerüttelt werden. Dieser hat es zwar ganz gern, von Zeit zu Zeit sich den anmuthigen und verwegenen Ausschreitungen der Kunst und einer skeptischen Historiographie zu überlassen und schätzt den Reiz solcher Zerstreuungs- und Unterhaltungsobjecte nicht gering: aber er trennt streng den „Ernst des Lebens", soll heissen den Beruf, das Geschäft, sammt Weib und Kind, ab von dem Spass; und zu letzterem gehört ungefähr alles, was die Kultur betrifft. Daher wehe einer Kunst, die selbst Ernst zu machen anfängt und Forderungen stellt, die seinen Erwerb, sein Geschäft und seine Gewohnheiten, das heisst also seinen Philisterernst antasten — von einer solchen Kunst wendet er die Augen ab, als ob er etwas Unzüchtiges sähe, und warnt mit der Miene eines Keuschheitswächters jede schutzbedürftige Tugend, nur ja nicht hinzusehen.

Zeigt er sich so beredt im Abrathen, so ist er dankbar gegen den Künstler, der auf ihn hört und sich abrathen lässt, ihm giebt er zu verstehen, dass man es mit ihm leichter und lässiger nehmen wolle und dass man von ihm, dem bewährten Gesinnungsfreunde, gar keine sublimen Meisterwerke fordere, sondern nur zweierlei: entweder Nachahmung der Wirklichkeit bis zum Aeffischen, in Idyllen oder sanftmüthigen humoristischen Satiren, oder freie Copien der anerkanntesten und berühmtesten Werke der Klassiker, doch mit verschämten Indulgenzen an den Zeitgeschmack. Wenn er nämlich nur die epigonenhafte Nachahmung oder die ikonische Portraittreue des Gegenwärtigen schätzt, so weiss er, dass die letztere ihn selbst verherrlicht und das Behagen am „Wirklichen" mehrt, die erstere ihm nicht schadet, sogar seinem Ruf als dem eines klassischen Geschmacksrichters förderlich ist, und im Uebrigen keine neue Mühe macht, weil er sich bereits mit den Klassikern selbst ein- für allemal abgefunden hat. Zuletzt erfindet er noch für seine Gewöhnungen, Betrachtungsarten, Ablehnungen und Begünstigungen die allgemein wirksame Formel „Gesundheit" und beseitigt mit der Verdächtigung, krank und überspannt zu sein, jeden unbequemen Störenfried. So redet David Strauss, ein rechter satisfait unsrer Bildungszustände und typischer Philister, einmal mit charakteristischer Redewendung von „Arthur Schopenhauers zwar durchweg geistvollem, doch vielfach ungesundem und unerspriesslichem Philosophiren." Es ist nämlich eine fatale Thatsache, dass sich „der Geist" mit besonderer Sympathie auf die „Ungesunden und Unerspriesslichen“ niederzulassen pflegt, und dass selbst der Philister, wenn er einmal ehrlich gegen sich ist, bei den Philosophemen, die seines Gleichen zur Welt und zu Markte bringt, so etwas empfindet von vielfach geistlosem, doch durchweg gesundem und erspriesslichem Philosophiren.

Hier und da werden nämlich die Philister, vorausgesetzt, dass sie unter sich sind, des Weines pflegen und der grossen Kriegsthaten gedenken, ehrlich, redselig und naiv; dann kommt mancherlei an’s Licht, was sonst ängstlich verborgen wird, und gelegentlich plaudert selbst Einer die Grundgeheimnisse der ganzen Brüderschaft aus. Einen solchen Moment hat ganz neuerdings einmal ein namhafter Aesthetiker aus der Hegel’schen Vernünftigkeits-Schule gehabt. Der Anlass war freilich ungewöhnlich genug: man feierte im lauten Philisterkreise das Andenken eines wahren und ächten Nicht-Philisters, noch dazu eines solchen, der im allerstrengsten Sinne des Wortes an den Philistern zu Grunde gegangen ist: das Andenken des herrlichen Hölderlin, und der bekannte Aesthetiker hatte deshalb ein Recht, bei dieser Gelegenheit von den tragischen Seelen zu reden, die an der „Wirklichkeit“ zu Grunde gehen, das Wort Wirklichkeit nämlich in jenem erwähnten Sinne als Philister-Vernunft verstanden. Aber die „Wirklichkeit“ ist eine andere geworden: die Frage mag gestellt werden, ob sich Hölderlin wohl in der gegenwärtigen grossen Zeit zurecht finden würde. „Ich weiss nicht“, sagt Fr. Vischer, „ob seine weiche Seele so viel Rauhes, das an jedem Kriege ist, ob sie soviel des Verdorbenen ausgehalten hätte, das wir nach dem Kriege auf den verschiedensten Gebieten fortschreiten sehen. Vielleicht wäre er wieder in die Trostlosigkeit zurückgesunken. Er war eine der unbewaffneten Seelen, er war der Werther Griechenlands, ein hoffnungslos Verliebter; es war ein Leben voll Weichheit und Sehnsucht, aber auch Kraft und Inhalt war in seinem Willen und Grösse, Fülle und Leben in seinem Stil, der da und dort sogar an Aeschylus gemahnt. Nur hatte sein Geist zu wenig vom Harten; es fehlte ihm als Waffe der Humor; er konnte es nicht ertragen, dass man noch kein Barbar ist, wenn man ein Philister ist.“ Dieses letzte Bekenntniss, nicht die süssliche Beileidsbezeigung des Tischredners geht uns etwas an. Ja, man giebt zu, Philister zu sein, aber Barbar! Um keinen Preis. Der arme Hölderlin hat leider nicht so fein unterscheiden können. Wenn man freilich bei dem Worte Barbarei an den Gegensatz der Civilisation und vielleicht gar an Seeräuberei und Menschenfresser denkt, so ist jene Unterscheidung mit Recht gemacht: aber ersichtlich will der Aesthetiker uns sagen: man kann Philister sein und doch Kulturmensch — darin liegt der Humor, der dem armen Hölderlin fehlte, an dessen Mangel er zu Grunde ging.

Bei dieser Gelegenheit entfiel dem Redner noch ein zweites Geständniss: „Es ist nicht immer Willenskraft, sondern Schwachheit, was uns über die von den tragischen Seelen so tief gefühlte Begierde zum Schönen hinüberbringt“ — so ungefähr lautete das Bekenntniss, abgelegt im Namen der versammelten „Wir“, das heisst der „Hinübergebrachten“, der durch Schwachheit „Hinübergebrachten“! Begnügen wir uns mit diesen Geständnissen! Jetzt wissen wir ja zweierlei durch den Mund eines Eingeweihten: einmal, dass diese „Wir“ über die Sehnsucht zum Schönen wirklich hinweg, ja sogar hinübergebracht sind, und zweitens: durch Schwachheit! Eben diese Schwachheit hatte sonst in weniger indiskreten Momenten einen schöneren Namen: es war die berühmte „Gesundheit“ der Bildungsphilister. Nach dieser allerneuesten Belehrung möchte es sich aber empfehlen, nicht mehr von ihnen, als den „Gesunden“ zu reden, sondern von den Schwächlichen oder mit Steigerung, von den Schwachen. Wenn diese Schwachen nur nicht die Macht hätten! Was kann es sie angehen, wie man sie nennt! Denn sie sind die Herrschenden, und das ist kein rechter Herrscher, der nicht einen Spottnamen vertragen kann. Ja wenn man nur die Macht hat, lernt man wohl gar über sich selbst zu spotten. Es kommt dann nicht viel darauf an, ob man sich eine Blösse giebt: denn was bedeckt nicht der Purpur! was nicht der Triumphmantel! Die Stärke des Bildungsphilisters kommt an’s Licht, wenn er seine Schwachheit eingesteht: und je mehr und je cynischer er eingesteht, um so deutlicher verräth sich, wie wichtig er sich nimmt, und wie überlegen er sich fühlt. Es ist die Periode der cynischen Philisterbekenntnisse. Wie Friedrich Vischer mit einem Worte, so hat David Strauss mit einem Buche Bekenntnisse gemacht: und cynisch ist jenes Wort und dieses Bekenntnissbuch.

[«]

3.

Auf doppelte Weise macht David Strauss über jene Philister-Bildung Bekenntnisse, durch das Wort und durch die That, nämlich durch das Wort des Bekenners und die That des Schriftstellers. Sein Buch mit dem Titel „der alte und der neue Glaube“ ist einmal durch seinen Inhalt und sodann als Buch und schriftstellerisches Produkt eine ununterbrochene Confession; und schon darin, dass er sich erlaubt, öffentlich Confessionen über seinen Glauben zu machen, liegt eine Confession. — Das Recht, nach seinem vierzigsten Jahre seine

Biographie zu schreiben, mag Jeder haben: denn auch der Geringste kann etwas erlebt und in grösserer Nähe gesehen haben, was dem Denker werthvoll und beachtenswerth ist. Aber ein Bekenntniss über seinen Glauben abzulegen, muss als unvergleichlich anspruchsvoller gelten: weil es voraussetzt, dass der Bekennende nicht nur auf das, was er während seines Daseins erlebt oder erforscht oder gesehen hat, Werth legt, sondern sogar auf das, was er geglaubt hat. Nun wird der eigentliche Denker zu allerletzt zu wissen wünschen, was Alles solche Straussennaturen als ihren Glauben vertragen, und was sie über Dinge in sich „halbträumerisch zusammengedacht haben“ (p. 10), über die nur der zu reden ein Recht hat, der von ihnen aus erster Hand weiss. Wer hätte ein Bedürfniss nach dem Glaubensbekenntnisse eines Ranke oder Mommsen, die übrigens noch ganz andere Gelehrte und Historiker sind, als David Strauss es war: die aber doch, sobald sie uns von ihrem Glauben und nicht von ihren wissenschaftlichen Erkenntnissen unterhalten wollten, in ärgerlicher Weise ihre Schranken überschreiten würden. Dies aber thut Strauss, wenn er von seinem Glauben erzählt. Niemand hat ein Verlangen, darüber etwas zu wissen, als vielleicht einige bornirte Widersacher der Straussischen Erkenntnisse, die hinter denselben wahrhaft satanische Glaubenssätze wittern und es wünschen müssen, dass Strauss durch Kundgebung solcher satanischer Hintergedanken seine gelehrten Behauptungen compromittire. Vielleicht haben diese groben Burschen sogar bei dem neuen Buche ihre Rechnung gefunden; wir Anderen, die wir solche satanische Hintergedanken zu wittern keinen Anlass hatten, haben auch nichts der Art gefunden und würden sogar, wenn es ein wenig satanischer zuginge, keineswegs unzufrieden sein. Denn so wie Strauss von seinem neuen Glauben redet, redet gewiss kein böser Geist: aber überhaupt kein Geist, am wenigsten ein wirklicher Genius. Sondern so reden allein jene Menschen, welche Strauss als seine „Wir“ uns vorstellt, und die uns, wenn sie uns ihren Glauben erzählen, noch mehr langweilen, als wenn sie uns ihre Träume erzählen, mögen sie nun „Gelehrte oder Künstler, Beamte oder Militärs, Gewerbtreibende oder Gutsbesitzer sein und zu Tausenden und nicht als die Schlechtesten im Lande leben.“ Wenn sie nicht die Stillen von der Stadt und vom Lande bleiben wollen, sondern mit Bekenntnissen laut werden, so vermöchte auch der Lärm ihres Unisono nicht über die Armuth und Gemeinheit der Melodie, die sie absingen, zu täuschen. Wie kann es uns günstiger stimmen, zu hören, dass ein Bekenntniss von Vielen getheilt wird, wenn es der Art ist, dass wir jeden Einzelnen dieser Vielen, der sich anschickte, uns dasselbe zu erzählen, nicht ausreden lassen, sondern gähnend unterbrechen würden. Hast du einen solchen Glauben, müssten wir ihn bescheiden, so verrathe um Gotteswillen nichts davon. Vielleicht haben früher einige Harmlose in David Strauss einen Denker gesucht: jetzt haben sie den Gläubigen gefunden und sind enttäuscht. Hätte er geschwiegen, so wäre er, für diese wenigstens, der Philosoph geblieben, während er es jetzt für Keinen ist. Aber es gelüstet ihn auch nicht mehr nach der Ehre des Denkers; er will nur ein neuer Gläubiger sein und ist stolz auf seinen „neuen Glauben.“ Ihn schriftlich bekennend vermeint er, den Katechismus „der modernen Ideen“ zu schreiben und die breite „Weltstrasse der Zukunft“ zu bauen. In der That, verzagt und verschämt sind unsere Philister nicht mehr, wohl aber zuversichtlich bis zum Cynismus. Es gab eine Zeit, und sie ist freilich fern, in welcher der Philister eben geduldet wurde als etwas, das nicht sprach, und über das man nicht sprach: es gab wieder eine Zeit, in der man ihm die Runzeln streichelte, ihn drollig fand und von ihm sprach. Dadurch wurde er allmählich zum Gecken und begann sich seiner Runzeln und seiner querköpfig-biederen Eigenthümlichkeiten recht von Herzen zu erfreuen: nun redete er selbst, etwa in Riehlscher Hausmusik-Manier. „Aber was muss ich sehen! Ist es Schatten! ist’s Wirklichkeit? Wie wird mein Pudel lang und breit!“ Denn jetzt wälzt er sich bereits wie ein Nilpferd auf der „Weltstrasse der Zukunft“ hin, und aus dem Knurren und Bellen ist ein stolzer Religionsstifter-Ton geworden. Beliebt Ihnen vielleicht, Herr Magister, die Religion der Zukunft zu gründen? „Die Zeit scheint mir noch nicht gekommen (p. 8). Es fällt mir nicht einmal ein, irgend eine Kirche zerstören zu wollen.“ — Aber warum nicht, Herr Magister? Es kommt nur darauf an, dass man’s kann. Uebrigens, ehrlich gesprochen, Sie glauben selbst daran, dass Sie es können: sehen Sie nur Ihre letzte Seite an. Dort wissen Sie ja, dass Ihre neue Strasse „einzig die Weltstrasse der Zukunft ist, die nur stellenweise vollends fertig gemacht und hauptsächlich allgemeiner befahren zu werden braucht, um auch bequem und angenehm zu werden.“ Leugnen Sie nun nicht länger: der Religionsstifter ist erkannt, die neue, bequeme und angenehme Fahrstrasse zum Straussischen Paradies gebaut. Nur mit dem Wagen, in dem Sie uns kutschiren wollen, Sie bescheidener Mann, sind Sie nicht recht zufrieden; Sie sagen uns schliesslich „dass der Wagen, dem sich meine werthen Leser mit mir haben anvertrauen müssen, allen Anforderungen entspräche, will ich nicht behaupten“ (p. 367): „durchaus fühlt man sich übel zerstossen.“ Ach, Sie wollen etwas Verbindliches hören, Sie galanter Religionsstifter. Aber wir wollen Ihnen etwas Aufrichtiges sagen. Wenn Ihr Leser die 368 Seiten Ihres Religionskatechismus nur so sich verordnet, dass er jeden Tag des Jahres eine Seite liest, also in allerkleinsten Dosen, so glauben wir selbst, dass er sich zuletzt übel befindet: aus Aerger nämlich, dass die Wirkung ausbleibt. Vielmehr herzhaft geschluckt! möglichst viel auf einmal! wie das Recept bei allen zeitgemässen Büchern lautet. Dann kann der

Trank nichts schaden, dann fühlt sich der Trinker hinterdrein keineswegs übel und ärgerlich, sondern lustig und gut gelaunt, als ob nichts geschehen, keine Religion zerstört, keine Weltstrasse gebaut, kein Bekenntniss gemacht wäre — das nenne ich doch eine Wirkung! Arzt und Arzenei und Krankheit, alles vergessen! Und das fröhliche Lachen! Der fortwährende Kitzel zum Lachen! Sie sind zu beneiden, mein Herr, denn Sie haben die angenehmste Religion gegründet, die nämlich, deren Stifter fortwährend dadurch geehrt wird, dass man ihn auslacht.

[«]

4.

Der Philister als der Stifter der Religion der Zukunft — das ist der neue Glaube in seiner eindrucksvollsten Gestalt; der zum Schwärmer gewordene Philister — das ist das unerhörte Phänomen, das unsere deutsche Gegenwart auszeichnet. Bewahren wir uns aber vorläufig auch in Hinsicht auf diese Schwärmerei einen Grad von Vorsicht: hat doch kein Anderer als David Strauss uns eine solche Vorsicht in folgenden weisen Sätzen angerathen, bei denen wir freilich zunächst nicht an Strauss, sondern an den Stifter des Christenthums denken sollen, (p. 80) „wir wissen: es hat edle, hat geistvolle Schwärmer gegeben, ein Schwärmer kann anregen, erheben, kann auch historisch sehr nachhaltig wirken; aber zum Lebensführer werden wir ihn nicht wählen wollen. Er wird uns auf Abwege führen, wenn wir seinen Einfluss nicht unter die Controle der Vernunft stellen.“ Wir wissen noch mehr, es kann auch geistlose Schwärmer geben, Schwärmer, die nicht anregen, nicht erheben und die sich doch Aussicht machen, als Lebensführer historisch sehr nachhaltig zu wirken und die Zukunft zu beherrschen: um wie viel mehr sind wir aufgefordert, ihre Schwärmerei unter die Controle der Vernunft zu stellen. Lichtenberg meint sogar: „es giebt Schwärmer ohne Fähigkeit, und dann sind sie wirklich gefährliche Leute.“ Einstweilen begehren wir, dieser Vernunft-Controle halber, nur eine ehrliche Antwort auf drei Fragen. Erstens: wie denkt sich der Neugläubige seinen Himmel? Zweitens: wie weit reicht der Muth, den ihm der neue Glaube verleiht? und drittens: wie schreibt er seine Bücher? Strauss, der Bekenner, soll uns die erste und zweite Frage, Strauss, der Schriftsteller, die dritte beantworten.

Der Himmel des Neugläubigen muss natürlich ein Himmel auf Erden sein: denn der christliche „Ausblick auf ein unsterbliches, himmlisches Leben“ ist, sammt den anderen Tröstungen für den, der „nur mit einem Fusse“ auf dem Straussischen

Standpunkt steht, „unrettbar dahingefallen“ (p. 364). Es will etwas besagen, wenn sich eine Religion ihren Himmel so oder so ausmalt: und sollte es wahr sein, dass das Christenthum keine andere himmlische Beschäftigung kennt, als Musiciren und Singen, so mag dies freilich für den Straussischen Philister keine tröstliche Aussicht sein. Es giebt aber in dem Bekenntnissbuche eine paradiesische Seite, die Seite 294: dieses Pergamen lass’ dir vor allem entrollen, beglücktester Philister! Da steigt der ganze Himmel zu dir nieder. „Wir wollen nur noch andeuten, wie wir es treiben“, sagt Strauss, „schon lange Jahre her getrieben haben. Neben unserem Berufe — denn wir gehören den verschiedensten Berufsarten an, sind keineswegs bloss Gelehrte oder Künstler, sondern Beamte und Militärs, Gewerbtreibende und Gutsbesitzer, und noch einmal, wie schon gesagt, wir sind unserer nicht wenige, sondern viele Tausende und nicht die Schlechtesten in allen Landen — neben unserem Berufe, sage ich, suchen wir uns den Sinn möglichst offen zu erhalten für alle höheren Interessen der Menschheit: wir haben während der letzten Jahre lebendigen Antheil genommen an dem grossen nationalen Krieg und der Aufrichtung des deutschen Staats, und wir finden uns durch diese so unerwartete als herrliche Wendung der Geschicke unsrer vielgeprüften Nation im Innersten erhoben. Dem Verständniss dieser Dinge helfen wir durch geschichtliche Studien nach, die jetzt mittelst einer Reihe anziehend und volksthümlich geschriebener Geschichtswerke auch dem Nichtgelehrten leicht gemacht sind, dabei suchen wir unsere Naturkenntnisse zu erweitern, wozu es an gemeinverständlichen Hülfsmitteln gleichfalls nicht fehlt; und endlich finden wir in den Schriften unsrer grossen Dichter, bei den Aufführungen der Werke unserer grossen Musiker eine Anregung für Geist und Gemüth, für Phantasie und Humor, die nichts zu wünschen übrig lässt. So leben wir, so wandeln wir beglückt.“

Das ist unser Mann, jauchzt der Philister, der dies liest: denn so leben wir wirklich, so leben wir alle Tage. Und wie schön er die Dinge zu umschreiben weiss! Was kann er zum Beispiel unter den geschichtlichen Studien, mit denen wir dem Verständnisse der politischen Lage nachhelfen, mehr verstehen, als die Zeitungslectüre, was unter dem lebendigen Antheil an der Aufrichtung des deutschen Staates, als unsere täglichen Besuche im Bierhaus? und sollte nicht ein Spaziergang im zoologischen Garten das gemeinte „gemeinverständliche Hülfsmittel“ sein, durch das wir unsere Naturkenntniss erweitern? Und zum Schluss — Theater und Concert, von denen wir „Anregungen für Phantasie und Humor“ mit nach Hause bringen, die „nichts zu wünschen übrig lassen“ — wie würdig und witzig er das Bedenkliche sagt! Das ist unser Mann; denn sein Himmel ist unser Himmel!

So jauchzt der Philister: und wenn wir nicht so zufrieden sind, wie er, so liegt es daran, dass wir noch mehr zu wissen wünschten. Scaliger pflegte zu sagen: „was geht es uns an, ob Montaigne rothen oder weissen Wein getrunken hat!“ Aber wie würden wir in diesem wichtigeren Falle eine solche ausdrückliche Erklärung schätzen! Wie, wenn wir auch noch erführen, wie viel Pfeifen der Philister täglich nach der Ordnung des neuen Glaubens raucht, und ob ihm die Spenersche- oder Nationalzeitung sympathischer bei dem Kaffee ist. Ungestilltes Verlangen unserer Wissbegierde! Nur in einem Punkte werden wir näher unterrichtet, und glücklicher Weise betrifft dieser Unterricht den Himmel im Himmel, nämlich jene kleinen ästhetischen Privatzimmerchen, die den grossen Dichtern und Musikern geweiht sind, und in denen der Philister sich „erbaut“, in denen sogar, nach seinem Geständniss, „alle seine Flecken hinweggetilgt und abgewaschen werden“ (p. 363); so dass wir jene Privatzimmerchen als kleine Lustrations-Badeanstalten zu betrachten hätten. „Doch das ist nur für flüchtige Augenblicke, es geschieht und gilt nur im Reiche der Phantasie; sobald wir in die rauhe Wirklichkeit und das enge Leben zurückkehren, fällt auch die alte Noth von allen Seiten uns an“ — so seufzt unser Magister. Benutzen wir aber die flüchtigen Augenblicke, die wir in jenen Zimmerchen weilen dürfen; die Zeit reicht gerade aus, das Idealbild des Philisters, das heisst den Philister, dem alle Flecken abgewaschen sind, und der jetzt ganz und gar reiner Philistertypus ist, von allen Seiten in Augenschein zu nehmen. In allem Ernste, lehrreich ist das, was sich hier bietet: möge Keiner, der überhaupt dem Bekenntnissbuche zum Opfer gefallen ist, diese beiden Zugaben mit den Ueberschriften „von unseren grossen Dichtern“ und „von unseren grossen Musikern“, ungelesen aus den Händen fallen lassen. Hier spannt sich der Regenbogen des neuen Bundes aus, und wer an ihm nicht seine Freude hat, „dem ist überhaupt nicht zu helfen, der ist“, wie Strauss bei einer anderen Gelegenheit sagt, aber auch hier sagen könnte, „für unseren Standpunkt noch nicht reif.“ Wir sind eben im Himmel des Himmels. Der begeisterte Perieget schickt sich an, uns herumzuführen und entschuldigt sich, wenn er aus allzugrossem Vergnügen an alle dem Herrlichen wohl etwas zu viel reden werde. „Sollte ich vielleicht, sagt er uns, redseliger werden, als bei dieser Gelegenheit passend gefunden wird, so möge der Leser es mir zu Gute halten; wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Nur dessen sei er vorher noch versichert, dass, was er demnächst lesen wird, nicht etwa aus älteren Aufzeichnungen besteht, die ich hier einschalte, sondern dass es für den gegenwärtigen Zweck und für diese Stelle geschrieben ist“ (p. 296). Dies Bekenntniss setzt uns einen Augenblick in Erstaunen. Was kann es uns angehen, ob die schönen Kapitelchen neu geschrieben sind! Ja, wenn es auf’s Schreiben ankäme!

Im Vertrauen, ich wollte, sie wären ein Viertel Jahrhundert früher geschrieben, dann wüsste ich doch, warum mir die Gedanken so verblichen vorkommen und warum sie den Geruch modernder Alterthümer an sich haben. Aber, dass etwas im Jahre 1872 geschrieben wird und im Jahre 1872 auch schon moderig riecht, bleibt mir bedenklich. Nehmen wir einmal an, dass jemand bei diesen Kapiteln und ihrem Geruche einschliefe — wovon würde er wohl träumen? Ein Freund hat mir's verrathen, denn er hat es erlebt. Er träumte von einem Wachsfigurenkabinet: die Klassiker standen da, aus Wachs und Perlen zierlich nachgemacht. Sie bewegten Arme und Augen, und eine Schraube im Innern knarrte dazu. Etwas Unheimliches sah er da, eine mit Bändchen und vergilbtem Papier behängte unförmliche Figur, der ein Zettel aus dem Munde hing, auf welchem „Lessing“ stand; der Freund will näher hinzutreten und gewahrt das Schrecklichste, es ist die homerische Chimära, von vorn Strauss, von hinten Gervinus, in der Mitte Chimära — in summa Lessing. Diese Entdeckung erpresste ihm einen Angstschrei, er erwachte und las nicht weiter. Warum haben Sie doch, Herr Magister, so moderige Kapitelchen geschrieben!

Einiges Neue lernen wir zwar aus ihnen, zum Beispiel, dass man durch Gervinus wisse, wie und warum Goethe kein dramatisches Talent gewesen sei: dass Goethe im zweiten Theile des Faust nur ein allegorisch-schemenhaftes Produkt hervorgebracht habe, dass der Wallenstein ein Macbeth sei, der zugleich Hamlet ist, dass der Straussische Leser aus den Wanderjahren die Novellen herausklaubt, wie ungezogene Kinder die Rosinen und Mandeln aus einem zähen Kuchenteig, dass ohne das Drastische und Packende auf der Bühne keine volle Wirkung erreicht werde, und dass Schiller aus Kant wie aus einer Kaltwasseranstalt herausgetreten sei. Das ist freilich alles neu und auffallend, aber es gefällt uns nicht, ob es gleich auffällt; und so gewiss es neu ist, so gewiss wird es nie alt werden, weil es nie jung war, sondern als Grossonkel-Einfall aus dem Mutterleibe kam. Auf was für Gedanken kommen doch die Seligen neuen Stils in ihrem ästhetischen Himmelreich. Und warum haben sie nicht wenigstens einiges vergessen, wenn es nun einmal so unästhetisch, so irdisch vergänglich ist und noch dazu den Stempel des Albernen so sichtlich trägt, wie zum Beispiel einige Lehrmeinungen des Gervinus. Fast scheint es aber, als ob die bescheidene Grösse eines Strauss und die unbescheidene Minimität des Gervinus nur zu gut sich mit einander vertragen wollten: und Heil dann allen jenen Seligen, Heil auch uns Unseligen, wenn dieser unbezweifelte Kunstrichter seinen angelernten Enthusiasmus und seinen Miethpferde-Galopp, von dem mit geziemender Deutlichkeit der ehrliche Grillparzer geredet hat, nun auch wieder weiter lehrt und bald der ganze Himmel unter dem Hufschlag jenes galoppirenden Enthusiasmus wiederklingt! Dann wird es doch wenigstens etwas lebhafter und lauter zugehen als jetzt, wo uns die schleichende Filzsocken-Begeisterung unseres himmlischen Führers und die laulichte Beredsamkeit seines Mundes auf die Dauer müde und ekel machen. Ich möchte wissen, wie ein Hallelujah aus Straussens Munde klänge: ich glaube, man muss genau hinhören, sonst kann man glauben, eine höfliche Entschuldigung oder eine geflüsterte Galanterie zu hören. Ich weiss davon ein belehrendes und abschreckendes Beispiel zu erzählen. Strauss hat es einem seiner Widersacher schwer übel genommen, dass er von seinen Reverenzen vor Lessing redet — der Unglückliche hatte sich eben verhört! Strauss freilich behauptet, das müsse ein Stumpfsinniger sein, der seinen einfachen Worten über Lessing in No. 90 nicht anfühle, dass sie warm aus dem Herzen kommen. Ich zweifle nun an dieser Wärme durchaus nicht; im Gegentheil hat diese Wärme für Lessing bei Strauss mir immer etwas Verdächtiges gehabt; dieselbe verdächtige Wärme für Lessing finde ich, bis zur Erhitzung gesteigert, bei Gervinus; ja im Ganzen ist keiner der grossen deutschen Schriftsteller bei den kleinen deutschen Schriftstellern so populär, wie Lessing; und doch sollen sie keinen Dank dafür haben: denn was loben sie eigentlich an Lessing? Einmal seine Universalität: er ist Kritiker und Dichter, Archäolog und Philosoph, Dramaturg und Theolog. Sodann „diese Einheit des Schriftstellers und des Menschen, des Kopfes und des Herzens.“ Das Letztere zeichnet jeden grossen Schriftsteller, mitunter selbst einen kleinen aus, im Grunde verträgt sich sogar der enge Kopf zum Erschrecken gut mit einem engen Herzen. Und das Erstere, jene Universalität, ist an sich gar keine Auszeichnung, zumal sie in dem Falle Lessings nur eine Noth war. Vielmehr ist gerade dies das Wunderbare an jenen Lessing-Enthusiasten, dass sie eben für jene verzehrende Noth, die ihn durch das Leben und zu dieser „Universalität“ trieb, keinen Blick haben, kein Gefühl, dass ein solcher Mensch wie eine Flamme zu geschwind abbrannte, keine Entrüstung dafür, dass die gemeinste Enge und Armseligkeit aller seiner Umgebungen und namentlich seiner gelehrten Zeitgenossen so ein zart erglühendes Wesen trübte, quälte, erstickte, so dass eben jene gelobte Universalität ein tiefes Mitleid erzeugen sollte. „Bedauert doch, ruft uns Goethe zu, den ausserordentlichen Menschen, dass er in einer so erbärmlichen Zeit leben, dass er immerfort polemisch wirken musste.“ Wie, Ihr, meine guten Philister, dürftet ohne Scham an diesen Lessing denken, der gerade an eurer Stumpfheit, im Kampf mit euren lächerlichen Klötzen und Götzen, unter dem Missstande eurer Theater, eurer Gelehrten, eurer Theologen zu Grunde ging, ohne ein einziges Mal jenen ewigen Flug wagen zu dürfen, zu dem er in die Welt gekommen war? Und was empfindet ihr bei Winckelmann’s

Angedenken, der, um seinen Blick von euren grotesken Albernheiten zu befreien, bei den Jesuiten um Hülfe betteln ging, und dessen schmählicher Uebertritt nicht ihn, sondern euch geschändet hat. Ihr dürftet gar Schillers Namen nennen, ohne zu erröthen? Seht sein Bild euch an! Das funkelnde Auge, das verächtlich über euch hinwegfliegt, diese tödtlich geröthete Wange, das sagt euch nichts? Da hattet ihr so ein herrliches, göttliches Spielzeug, das durch euch zerbrochen wurde. Und nehmt noch Goethes Freundschaft aus diesem verkümmerten, zu Tode gehetzten Leben heraus, an euch hätte es dann gelegen, es noch schneller erlöschen zu machen! Bei keinem Lebenswerk eurer grossen Genien habt ihr mitgeholfen, und jetzt wollt ihr ein Dogma daraus machen, dass keinem mehr geholfen werde? Aber bei jedem wart ihr jener „Widerstand der stumpfen Welt,“ den Göthe in seinem Epilog zur Glocke bei Namen nennt, für jeden wart ihr die verdrossenen Stumpfsinnigen oder die neidischen Engherzigen oder die boshaften Selbstsüchtigen: trotz euch schufen sie ihre Werke, gegen euch wandten sie ihre Angriffe, und Dank euch sanken sie zu früh, in unvollendeter Tagesarbeit, unter Kämpfen gebrochen oder betäubt, dahin. Und euch sollte es jetzt, tamquam re bene gesta, erlaubt sein, solche Männer zu loben! und dazu mit Worten, aus denen ersichtlich ist, an wen ihr im Grunde bei diesem Lobe denkt, und die deshalb „so warm aus dem Herzen dringen“, dass einer freilich stumpfsinnig sein muss, um nicht zu merken, wem die Reverenzen eigentlich erwiesen werden. Wahrhaftig, wir brauchen einen Lessing, rief schon Göthe, und wehe allen eiteln Magistern und dem ganzen ästhetischen Himmelreich, wenn erst der junge Tiger, dessen unruhige Kraft überall in schwellenden Muskeln und im Blick des Auges sichtbar wird, auf Raub ausgeht!

[«]

5.

Wie klug war mein Freund, dass er, durch jene chimärische Spuk-Gestalt über den Straussischen Lessing und über Strauss aufgeklärt, nicht mehr weiter lesen mochte. Wir selbst aber haben weiter gelesen und auch bei dem neugläubigen Thürhüter des musikalischen Heiligthums Einlass begehrt. Der Magister öffnet, geht neben her, erklärt, nennt Namen — endlich bleiben wir misstrauisch stehen und sehen ihn an: sollte es uns nicht ergangen sein, wie es dem armen Freunde im Traume ergangen ist? Die Musiker, von denen Strauss spricht, scheinen uns, so lange er davon spricht, falsch benannt zu sein, und wir glauben, dass von Anderen, wenn nicht gar von neckischen Phantomen die Rede sei. Wenn er zum

Beispiel mit jener Wärme, die uns bei seinem Lobe Lessings verdächtig war, den Namen Haydn in den Mund nimmt und sich als Epopt und Priester eines Haydnischen Mysterienkultus gebärdet, dabei aber Haydn mit einer „ehrlichen Suppe“, Beethoven mit „Confect“ (und zwar in Hinblick auf die Quartettmusik) vergleicht (p. 362), so steht für uns nur eins fest: sein Confect-Beethoven ist nicht unser Beethoven, und sein Suppen-Haydn ist nicht unser Haydn. Uebrigens findet der Magister unsere Orchester zu gut für den Vortrag seines Haydn und hält dafür, dass nur die bescheidensten Dilettanten jener Musik gerecht werden könnten — wiederum ein Beweis, dass er von einem anderen Künstler und von anderen Kunstwerken, vielleicht von Riehl’scher Hausmusik, redet.

Wer mag aber nur jener Straussische Confect-Beethoven sein? Er soll neun Symphonien gemacht haben, von denen die Pastorale „die wenigst geistreiche“ sei; jedesmal bei der dritten, wie wir erfahren, drängte es ihn, „über den Strang zu schlagen und ein Abenteuer zu suchen“, woraus wir fast auf ein Doppelwesen, halb Pferd, halb Ritter, rathen dürften. In Betreff einer gewissen „Eroica“ wird jenem Centauren ernstlich zugesetzt, dass es ihm nicht gelungen sei auszudrücken, „ob es sich von Kämpfen auf offenem Felde oder in den Tiefen der Menschenbrust handele“. In der Pastorale gebe es einen „trefflich wüthenden Sturm“, für den es doch „gar zu unbedeutend“ sei, dass er einen Bauerntanz unterbräche; und so sei durch das „willkürliche Festbinden an dem untergelegten trivialen Anlass“, wie die eben so gewandte als correcte Wendung lautet, diese Symphonie „die wenigst geistreiche“ — es scheint dem klassischen Magister sogar ein derberes Wort vorgeschwebt zu haben, aber er zieht vor, sich hier „mit gebührender Bescheidenheit“, wie er sagt, auszudrücken. Aber nein, damit hat er einmal Unrecht, unser Magister, er ist hier wirklich zu bescheiden. Wer soll uns denn noch über den Confect-Beethoven belehren, wenn nicht Strauss selbst, der Einzige, der ihn zu kennen scheint? Ueberdies kommt jetzt sofort ein kräftiges und mit der gebührenden Unbescheidenheit gesprochenes Urtheil und zwar gerade über die neunte Symphonie: diese nämlich soll nur bei denen beliebt sein, welchen „das Barocke als das Geniale, das Formlose als das Erhabene gilt“ (p. 359). Freilich habe sie ein so strenger Kriticus wie Gervinus willkommen geheissen, nämlich als Bestätigung einer Gervinusschen Doctrin: er, Strauss, sei weit entfernt, in so „problematischen Producten“ seines Beethoven Verdienst zu suchen. „Es ist ein Elend, ruft unser Magister mit zärtlichen Seufzern aus, dass man sich bei Beethoven den Genuss und die gern gezollte Bewunderung durch solcherlei Einschränkungen verkümmern muss.“ Unser Magister ist nämlich ein Liebling der Grazien; und diese haben ihm erzählt, dass sie nur eine Strecke weit mit Beethoven gingen, und dass er sie dann wieder aus dem Gesicht verliere. „Dies ist ein Mangel, ruft er aus; aber sollte man glauben, dass es wohl auch als ein Vorzug erscheint?“ „Wer die musikalische Idee mühsam und ausser Athem daherwälzt, wird die schwerere zu bewegen und der stärkere zu sein scheinen“ (p. 355, 356). Dies ist ein Bekenntniss, und zwar nicht nur über Beethoven, sondern ein Bekenntniss des „klassischen Prosaschreibers“ über sich selbst: ihn, den berühmten Autor, lassen die Grazien nicht von der Hand: von dem Spiele leichter Scherze — nämlich Straussischer Scherze — bis zu den Höhen des Ernstes — nämlich des Straussischen Ernstes — bleiben sie unbeirrt ihm zur Seite. Er, der klassische Schreibekünstler, schiebt seine Last leicht und spielend, während sie Beethoven ausser Athem einherwälzt. Er scheint mit seinem Gewichte nur zu tändeln: dies ist ein Vorzug; aber sollte man glauben, dass es wohl auch als Mangel erscheinen könnte? — Doch höchstens nur bei denen, welchen das Barocke als das Geniale, das Formlose als das Erhabene gilt — nicht wahr, Sie tändelnder Liebling der Grazien?

Wir beneiden Niemanden um die Erbauungen, die er sich in der Stille seines Kämmerleins oder in einem zurecht gemachten neuen Himmelreich verschafft; aber von allen möglichen ist doch die Straussische eine der wunderbarsten: denn er erbaut sich an einem kleinen Opferfeuer, in das er die erhabensten Werke der deutschen Nation gelassen hineinwirft, um mit ihrem Dampfe seine Götzen zu beräuchern. Dächten wir uns einen Augenblick, dass durch einen Zufall die Eroica, die Pastorale und die Neunte in den Besitz unseres Priesters der Grazien gerathen wären, und dass es von ihm nun abgehangen hätte, durch Beseitigung so „problematischer Produkte“ das Bild des Meisters rein zu halten — wer zweifelt, dass er sie verbrannt hätte? Und so verfahren die Strausse unserer Tage thatsächlich: sie wollen von einem Künstler nur so weit wissen, als er sich für ihren Kammerdienst eignet und kennen nur den Gegensatz von Beräuchern und Verbrennen. Das sollte ihnen immerhin freistehen: das Wunderliche liegt nur darin, dass die ästhetische öffentliche Meinung so matt, unsicher und verführbar ist, dass sie sich ohne Einspruch ein solches Zur-Schau-Stellen der dürftigsten Philisterei gefallen lässt, ja, dass sie gar kein Gefühl für die Komik einer Scene besitzt, in der ein unästhetisches Magisterlein über Beethoven zu Gerichte sitzt. Und was Mozart betrifft, so sollte doch wahrhaftig hier gelten, was Aristoteles von Plato sagt: „ihn auch nur zu loben, ist den Schlechten nicht erlaubt.“ Hier ist aber jede Scham verloren gegangen, bei dem Publikum sowohl als bei dem Magister: man erlaubt ihm nicht nur, sich öffentlich vor den grössten und reinsten Erzeugnissen des germanischen Genius zu bekreuzigen, als ob er etwas Unzüchtiges und Gottloses gesehen hätte, man freut sich auch seiner unumwundenen Confessionen und Sündenbekenntnisse, besonders da er nicht Sünden bekennt, die er begangen, sondern die grosse Geister begangen haben sollen. Ach, wenn nur wirklich unser Magister immer Recht hat! denken seine verehrenden Leser doch mitunter in einer Anwandlung zweifelnder Empfindungen; er selbst aber steht da, lächelnd und überzeugt, perorirend, verdammend und segnend, vor sich selber den Hut schwenkend und wäre jeden Augenblick im Stande zu sagen, was die Herzogin Delaforte zu Madame de Staël sagte: „ich muss es gestehen, meine liebe Freundin, ich finde Niemanden, der beständig Recht hätte, als mich.“

[«]

6.

Ein Leichnam ist für den Wurm ein schöner Gedanke und der Wurm ein schrecklicher für jedes Lebendige. Würmer träumen sich ihr Himmelreich in einem fetten Körper, Philosophieprofessoren im Zerwühlen Schopenhauerischer Eingeweide, und so lange es Nagethiere giebt, gab es auch einen Nagethierhimmel. Damit ist unsere erste Frage: Wie denkt sich der neue Gläubige seinen Himmel? beantwortet. Der Straussische Philister haust in den Werken unserer grossen Dichter und Musiker wie ein Gewürm, welches lebt, indem es zerstört, bewundert, indem es frisst, anbetet, indem es verdaut.

Nun lautet aber unsere zweite Frage: Wie weit reicht der Muth, den die neue Religion ihren Gläubigen verleiht? Auch sie würde bereits beantwortet sein, wenn Muth und Unbescheidenheit eins wären: denn dann würde es Strauss in nichts an einem wahren und gerechten Mameluken-Muthe gebrechen, wenigstens ist die gebührende Bescheidenheit, von der Strauss in einer eben erwähnten Stelle in Bezug auf Beethoven spricht, nur eine stilistische, keine moralische Wendung. Strauss participirt hinreichend an der Keckheit, zu der jeder siegreiche Held sich berechtigt glaubt; alle Blumen sind nur für ihn, den Sieger, gewachsen, und er lobt die Sonne, dass sie zur rechten Zeit gerade seine Fenster bescheint. Selbst das alte und ehrwürdige Universum lässt er mit seinem Lobe nicht unangetastet, als ob es erst durch dieses Lob geweiht werden müsste und sich von jetzt ab allein um die Centralmonade Strauss schwingen dürfte. Das Universum, weiss er uns zu belehren, sei zwar eine Maschine mit eisernen, gezahnten Rädern, mit schweren Hämmern und Stampfen, aber „es bewegen sich in ihr nicht bloss unbarmherzige Räder, es ergiesst sich auch linderndes Oel“ (p. 365). Das Universum wird dem bilderwüthigen Magister nicht gerade Dank wissen, dass er kein besseres Gleichniss zu seinem Lobe erfinden konnte, wenn es sich auch einmal gefallen lassen sollte, von Strauss gelobt zu werden. Wie nennt man doch das Oel, das an den Hämmern und Stampfen einer Maschine niederträufelt? Und was würde es den Arbeiter trösten, zu wissen, dass dieses Oel sich auf ihn ergiesst, während die Maschine seine Glieder fasst? Nehmen wir einmal an, das Bild sei verunglückt, so zieht eine andere Prozedur unsere Aufmerksamkeit auf sich, durch die Strauss zu ermitteln sucht, wie er eigentlich gegen das Universum gestimmt sei, und bei der ihm die Frage Gretchens auf den Lippen schwebt: „Er liebt mich — liebt mich nicht — liebt mich?“ Wenn nun Strauss auch nicht Blumen zerpflückt oder Rockknöpfe abzählt, so ist doch das, was er thut, nicht weniger harmlos, obwohl vielleicht etwas mehr Muth dazu gehört. Strauss will in Erfahrung ziehen, ob sein Gefühl für das „All“ gelähmt und abgestorben sei oder nicht, und sticht sich: denn er weiss, dass man ein Glied ohne Schmerz mit der Nadel stechen kann, falls es abgestorben oder gelähmt ist. Eigentlich freilich sticht er sich nicht, sondern wählt eine noch gewaltthätigere Prozedur, die er also beschreibt: „Wir schlagen Schopenhauer auf, der dieser unserer Idee bei jeder Gelegenheit in’s Gesicht schlägt“ (p. 143). Da nun eine Idee, selbst die schönste Straussen-Idee vom Universum, kein Gesicht hat, sondern nur der, welcher die Idee hat, so besteht die Prozedur aus folgenden einzelnen Actionen: Strauss schlägt Schopenhauer — allerdings sogar auf: worauf Schopenhauer bei dieser Gelegenheit Strauss in’s Gesicht schlägt. Jetzt „reagirt“ Strauss „religiös“, das heisst, er schlägt wieder auf Schopenhauer los, schimpft, redet von Absurditäten, Blasphemien, Ruchlosigkeiten, urtheilt sogar, dass Schopenhauer nicht bei Troste gewesen sei. Resultat der Prügelei: „wir fordern für unser Universum dieselbe Pietät, wie der Fromme alten Stils für seinen Gott“ — oder kürzer: „er liebt mich“! Er macht sich das Leben schwer, unser Liebling der Grazien, aber er ist muthig wie ein Mameluk und fürchtet weder den Teufel noch Schopenhauer. Wie viel „linderndes Oel“ verbraucht er, wenn solche Prozeduren häufig sein sollten!

Andererseits verstehen wir, welchen Dank Strauss dem kitzelnden, stechenden und schlagenden Schopenhauer schuldet; deshalb sind wir auch durch folgende ausdrückliche Gunstbezeigung gegen ihn nicht weiter überrascht: „in Arthur Schopenhauers Schriften braucht man bloss zu blättern, obwohl man übrigens gut thut, nicht bloss darin zu blättern, sondern sie zu studiren, u.s.w.“ (p. 141). Wem sagt dies eigentlich der Philisterhäuptling? Er, dem man gerade nachweisen kann, dass er Schopenhauer nie studirt hat, er, von dem Schopenhauer umgekehrt sagen müsste: „das ist ein Autor, der nicht durchblättert, geschweige studirt zu werden verdient.“ Offenbar ist ihm Schopenhauer in die unrechte Kehle gekommen: indem er sich über ihn räuspert, sucht er ihn loszuwerden. Damit aber das Maass naiver Lobreden voll werde, erlaubt sich Strauss noch eine Anempfehlung des alten Kant: er nennt dessen Allgemeine Geschichte und Theorie des Himmels vom Jahre 1755 „eine Schrift, die mir immer nicht weniger bedeutend erschienen ist, als seine spätere Vernunftkritik. Ist hier die Tiefe des Einblicks, so ist dort die Weite des Umblicks zu bewundern: haben wir hier den Greis, dem es vor allem um die Sicherheit eines wenn auch beschränkten Erkenntnissbesitzes zu thun ist, so tritt uns dort der Mann mit dem vollen Muthe des geistigen Entdeckers und Eroberers entgegen." Dieses Urtheil Straussens über Kant ist mir immer nicht mehr bescheiden als jenes über Schopenhauer erschienen: haben wir hier den Häuptling, dem es vor allem um die Sicherheit im Aussprechen eines wenn auch noch so beschränkten Urtheils zu thun ist, so tritt uns dort der berühmte Prosaschreiber entgegen, der mit dem vollen Muthe der Ignoranz selbst über Kant seine Lob-Essenzen ausgiesst. Gerade die rein unglaubliche Thatsache, dass Strauss von der Kantischen Vernunftkritik für sein Testament der modernen Ideen gar nichts zu gewinnen wusste, und dass er überall nur dem gröblichsten Realismus zu Gefallen redet, gehört mit zu den auffallenden Charakterzügen dieses neuen Evangeliums, das sich übrigens auch nur als das mühsam errungene Resultat fortgesetzter Geschichts- und Natur-Forschung bezeichnet und somit selbst das philosophische Element abläugnet. Für den Philisterhäuptling und seine „Wir" giebt es keine Kantische Philosophie. Er ahnt nichts von der fundamentalen Antinomie des Idealismus und von dem höchst relativen Sinne aller Wissenschaft und Vernunft. Oder: gerade die Vernunft sollte ihm sagen, wie wenig durch die Vernunft über das Ansich der Dinge auszumachen ist. Es ist aber wahr, dass es Leuten in gewissen Lebensaltern unmöglich ist, Kant zu verstehen, besonders wenn man in der Jugend, wie Strauss, den „Riesengeist" Hegel verstanden hat oder verstanden zu haben wähnt, ja daneben sich mit Schleiermacher, „der des Scharfsinns fast allzuviel besass", wie Strauss sagt, befassen musste. Es wird Strauss seltsam klingen, wenn ich ihm sage, dass er auch jetzt noch zu Hegel und Schleiermacher in „schlechthiniger Abhängigkeit" steht, und dass seine Lehre vom Universum, die Betrachtungsart der Dinge sub specie biennii und seine Rückenkrümmungen vor den deutschen Zuständen, vor allem aber sein schamloser Philister-Optimismus aus gewissen früheren Jugendeindrücken, Gewohnheiten und Krankheits-Phänomenen zu erklären sei. Wer einmal an der Hegelei und Schleiermacherei erkrankte, wird nie wieder ganz curirt.

Es giebt eine Stelle in dem Bekenntnissbuche, in der sich jener incurable Optimismus mit einem wahrhaft feiertagsmässigen Behagen daherwälzt (p. 142, 143). „Wenn die Welt ein Ding ist, sagt Strauss, das besser nicht wäre, ei so ist ja auch das Denken des Philosophen, das ein Stück dieser Welt bildet, ein Denken, das besser nicht dächte. Der pessimistische Philosoph bemerkt nicht, wie er vor allem auch sein eigenes, die Welt für schlecht erklärendes Denken für schlecht erklärt; ist aber ein Denken, das die Welt für schlecht erklärt, ein schlechtes Denken, so ist ja die Welt vielmehr gut. Der Optimismus mag sich in der Regel sein Geschäft zu leicht machen, dagegen sind Schopenhauers Nachweisungen der gewaltigen Rolle, die Schmerz und Uebel in der Welt spielen, ganz am Platze; aber jede wahre Philosophie ist nothwendig optimistisch, weil sie sonst sich selbst das Recht der Existenz abspricht.“ Wenn diese Widerlegung Schopenhauer’s nicht eben das ist, was Strauss einmal an einer anderen Stelle eine „Widerlegung unter dem lauten Jubel der höheren Räume“ nennt, so verstehe ich diese theatralische Wendung, deren er sich einmal gegen einen Widersacher bedient, gar nicht. Der Optimismus hat sich hier einmal mit Absicht sein Geschäft leicht gemacht. Aber gerade das war das Kunststück, so zu thun, als ob es gar nichts wäre, Schopenhauer zu widerlegen und die Last so spielend fortzuschieben, dass die drei Grazien an dem tändelnden Optimisten jeden Augenblick ihre Freude haben. Eben dies soll durch die That gezeigt werden, dass es gar nicht nöthig ist, mit einem Pessimisten es ernst zu nehmen: die haltlosesten Sophismen sind gerade recht, um kund zu thun, dass man an eine so „ungesunde und unerspriessliche“ Philosophie wie die Schopenhauerische keine Gründe, sondern höchstens nur Worte und Scherze verschwenden dürfe. An solchen Stellen begreift man Schopenhauers feierliche Erklärung, dass ihm der Optimismus, wo er nicht etwa das gedankenlose Reden solcher ist, unter deren platten Stirnen nichts als Worte herbergen, nicht blos als eine absurde, sondern auch als eine wahrhaft ruchlose Denkungsart erscheint, als ein bitterer Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit. Wenn der Philister es zum System bringt, wie Strauss, so bringt er es auch zur ruchlosen Denkungsart, das heisst, zu einer stumpfsinnigsten Behäbigkeitslehre des „Ich“ oder der „Wir“ und erregt Indignation.

Wer vermöchte zum Beispiel folgende psychologische Erklärung ohne Entrüstung zu lesen, weil sie recht ersichtlich nur am Stamme jener ruchlosen Behäbigkeitstheorie gewachsen sein kann: „niemals, äusserte Beethoven, wäre er im Stande gewesen, einen Text wie Figaro oder Don Juan zu componiren. So hatte ihm das Leben nicht gelächelt, dass er es so heiter hätte ansehen, es mit den Schwächen der Menschen so leicht nehmen können“ (p. 360). Um aber das stärkste Beispiel jener ruchlosen Vulgarität der Gesinnung anzuführen: so genüge hier die Andeutung, dass Strauss den ganzen furchtbar ernsten Trieb der Verneinung und die Richtung auf asketische Heiligung in den ersten Jahrhunderten des Christenthums sich nicht anders zu erklären weiss, als aus einer vorangegangenen Uebersättigung in geschlechtlichen Genüssen aller Art und dadurch erzeugten Ekel und Uebelbefinden:

„Perser nennen's bidamag buden,
Deutsche sagen Katzenjammer“.

So citirt Strauss selbst und schämt sich nicht. Wir aber wenden uns einen Augenblick ab, um unseren Ekel zu überwinden.

[«]

7.

In der That, unser Philisterhäuptling ist tapfer, ja tollkühn in Worten, überall wo er durch eine solche Tapferkeit seine edlen „Wir“ zu ergötzen glauben darf. Also die Askese und Selbstverleugnung der alten Einsiedler und Heiligen soll einmal als eine Form des Katzenjammers gelten, Jesus mag als Schwärmer beschrieben werden, der in unserer Zeit kaum dem Irrenhause entgehen würde, die Geschichte von der Auferstehung Jesu mag ein „welthistorischer Humbug“ genannt werden — alles das wollen wir uns einmal gefallen lassen, um daran die eigenthümliche Art des Muthes zu studiren, dessen Strauss, unser „klassischer Philister“, fähig ist.

Hören wir zunächst sein Bekenntniss: „Es ist freilich ein missliebiges und undankbares Amt, der Welt gerade das zu sagen, was sie am wenigsten hören mag. Sie wirthschaftet gern aus dem Vollen, wie grosse Herren, nimmt ein und giebt aus, so lange sie etwas auszugeben hat: aber wenn nun einer die Posten zusammenrechnet und ihr sogleich die Bilanz vorlegt, so betrachtet sie den als einen Störenfried. Und eben dazu hat mich von jeher meine Gemüths- und Geistesart getrieben.“ Eine solche Gemüths- und Geistesart mag man immerhin muthig nennen, doch bleibt es zweifelhaft, ob dieser Muth ein natürlicher und ursprünglicher oder nicht vielmehr ein angelernter und künstlicher ist; vielleicht hat sich Strauss nur bei Zeiten daran gewöhnt, der Störenfried von Beruf zu sein, bis er sich so allmählich einen Muth von Beruf anerzogen hat. Damit verträgt sich ganz vortrefflich natürliche Feigheit, wie sie dem Philister zu eigen ist: diese zeigt sich ganz besonders in der Consequenzlosigkeit jener Sätze, welche auszusprechen Muth kostet; es klingt wie Donner, und die Atmosphäre wird doch nicht gereinigt. Er bringt es nicht zu einer aggressiven That, sondern nur zu aggressiven Worten, wählt aber diese so beleidigend als möglich und verbraucht in derben und polternden Ausdrücken alles das, was an Energie und Kraft in ihm sich aufgesammelt hat; nachdem das Wort verklungen ist, ist er feiger als der, welcher nie gesprochen hat. Ja, selbst das Schattenbild der Thaten, die Ethik, zeigt, dass er ein Held der Worte ist, und dass er jede Gelegenheit vermeidet, bei der es nöthig ist, von den Worten zum grimmigen Ernste weiterzugehen. Er verkündet mit bewunderungswürdiger Offenheit, dass er kein Christ mehr ist, will aber keine Zufriedenheit irgend welcher Art stören; ihm scheint es widersprechend, einen Verein zu stiften, um einen Verein zu stürzen — was gar nicht so widersprechend ist. Mit einem gewissen rauhen Wohlbehagen hüllt er sich in das zottige Gewand unserer Affengenealogen und preist Darwin als einen der grössten Wohlthäter der Menschheit — aber mit Beschämung sehen wir, dass seine Ethik ganz losgelöst von der Frage: „wie begreifen wir die Welt?“ sich aufbaut. Hier war eine Gelegenheit, natürlichen Muth zu zeigen: denn hier hätte er seinen „Wir“ den Rücken kehren müssen und kühnlich aus dem bellum omnium contra omnes und dem Vorrechte des Stärkeren Moralvorschriften für das Leben ableiten können, die freilich nur in einem innerlich unerschrockenen Sinne, wie in dem des Hobbes, und in einer ganz anderen grossartigen Wahrheitsliebe ihren Ursprung haben müssten, als in einer solchen, die immer nur in kräftigen Ausfällen gegen die Pfaffen, das Wunder und den „welthistorischen Humbug“ der Auferstehung explodirt. Denn mit einer ächten und ernst durchgeführten Darwinistischen Ethik hätte man den Philister gegen sich, den man bei allen solchen Ausfällen für sich hat.

„Alles sittliche Handeln“, sagt Strauss, „ist ein Sichbestimmen des Einzelnen nach der Idee der Gattung.“ In’s Deutliche und Greifbare übertragen heisst das nur: Lebe als Mensch und nicht als Affe oder Seehund. Dieser Imperativ ist leider nur durchaus unbrauchbar und kraftlos, weil unter dem Begriff Mensch das Mannichfaltigste zusammen im Joche geht, zum Beispiel der Patagonier und der Magister Strauss, und weil Niemand wagen wird, mit gleichem Rechte zu sagen: lebe als Patagonier! und: lebe als Magister Strauss! Wollte aber gar Jemand sich die Forderung stellen: lebe als Genie, das heisst eben als idealer Ausdruck der Gattung Mensch, und wäre doch zufällig entweder Patagonier oder Magister Strauss, was würden wir dann erst von den Zudringlichkeiten geniesüchtiger Original-Narren zu leiden haben, über deren pilzartiges Aufwachsen in Deutschland schon Lichtenberg klagte, und die mit wildem Geschrei von uns fordern, dass wir die Bekenntnisse ihres allerneuesten Glaubens anhören. Strauss hat noch nicht einmal gelernt, dass nie ein Begriff die Menschen sittlicher und besser machen kann, und dass Moral predigen eben so leicht als Moral begründen schwer ist; seine Aufgabe wäre vielmehr gewesen, die Phänomene menschlicher Güte, Barmherzigkeit, Liebe und Selbstverneinung, die nun einmal thatsächlich vorhanden sind, aus seinen Darwinistischen Voraussetzungen ernsthaft zu erklären und abzuleiten: während er es vorzog, durch einen Sprung in's Imperativische sich vor der Aufgabe der Erklärung zu flüchten. Bei diesem Sprunge begegnet es ihm sogar, auch über den Fundamentalsatz Darwins leichten Sinnes hinwegzuhüpfen. „Vergiss“, sagt Strauss, „in keinem Augenblicke, dass du Mensch und kein blosses Naturwesen bist, in keinem Augenblicke, dass alle anderen gleichfalls Menschen, das heisst, bei aller individuellen Verschiedenheit, dasselbe wie du, mit den gleichen Bedürfnissen und Ansprüchen wie du, sind — das ist der Inbegriff aller Moral.“ (p. 238). Aber woher erschallt dieser Imperativ? Wie kann ihn der Mensch in sich selbst haben, da er doch, nach Darwin, eben durchaus ein Naturwesen ist und nach ganz anderen Gesetzen sich bis zur Höhe des Menschen entwickelt hat, gerade dadurch, dass er in jedem Augenblick vergass, dass die anderen gleichartigen Wesen ebenso berechtigt seien, gerade dadurch, dass er sich dabei als den Kräftigeren fühlte und den Untergang der anderen schwächer gearteten Exemplare allmählich herbeiführte. Während Strauss doch annehmen muss, dass nie zwei Wesen völlig gleich waren, und dass an dem Gesetz der individuellen Verschiedenheit die ganze Entwickelung des Menschen von der Thierstufe bis hinauf zur Höhe des Kulturphilisters hängt, so kostet es ihm doch keine Mühe, auch einmal das Umgekehrte zu verkündigen: „benimm dich so, als ob es keine individuellen Verschiedenheiten gebe!“ Wo ist da die Morallehre Strauss-Darwin, wo überhaupt der Muth geblieben!

Sofort bekommen wir einen neuen Beleg, an welchen Grenzen jener Muth in sein Gegentheil umschlägt. Denn Strauss fährt fort: „Vergiss in keinem Augenblick, dass du und Alles, was du in dir und um dich her wahrnimmst, kein zusammenhangloses Bruchstück, kein wildes Chaos von Atomen und Zufälligkeiten ist, sondern dass alles nach ewigen Gesetzen aus dem Einen Urquell alles Lebens, aller Vernunft und alles Guten hervorgeht — das ist der Inbegriff der Religion.“ Aus jenem „einen Urquell“ fliesst aber zugleich aller Untergang, alle Unvernunft, alles Böse, und sein Name heisst bei Strauss das Universum. Wie sollte dies, bei einem solchen widersprechenden und sich selbst aufhebenden Charakter, einer religiösen Verehrung würdig sein und mit dem Namen „Gott“ angeredet werden dürfen, wie es eben Strauss p. 365 thut: „unser Gott nimmt uns nicht von aussen in seinen Arm (man erwartet hier als Gegensatz ein allerdings sehr wunderliches Von innen in den Arm nehmen!), sondern er eröffnet uns Quellen des Trostes in unserem Innern. Er zeigt uns, dass zwar der Zufall ein unvernünftiger Weltherrscher wäre, dass aber die Nothwendigkeit, d.h. die Verkettung von Ursachen in der Welt, die Vernunft selber ist“ (eine Erschleichung, die nur die „Wir“ nicht merken, weil sie in dieser Hegelischen Anbetung des Wirklichen als des Vernünftigen, das heisst in der Vergötterung des Erfolges gross gezogen sind). „Er lehrt uns erkennen, dass eine Ausnahme von dem Vollzug eines einzigen Naturgesetzes verlangen, die Zertrümmerung des All verlangen hiesse.“ Im Gegentheil, Herr Magister: ein ehrlicher Naturforscher glaubt an die unbedingte Gesetzmässigkeit der Welt, ohne aber das Geringste über den ethischen oder intellectuellen Werth dieser Gesetze selbst auszusagen: in derartigen Aussagen würde er das höchst anthropomorphische Gebahren einer nicht in den Schranken des Erlaubten sich haltenden Vernunft erkennen. An eben dem Punkte aber, an welchem der ehrliche Naturforscher resignirt, „reagirt“ Strauss, um uns mit seinen Federn zu schmücken, „religiös“ und verfährt naturwissenschaftlich und wissentlich unehrlich; er nimmt ohne Weiteres an, dass alles Geschehene den höchsten intellectuellen Werth habe, also absolut vernünftig und zweckvoll geordnet sei, und sodann, dass es eine Offenbarung der ewigen Güte selbst enthalte. Er bedarf also einer vollständigen Kosmodicee und steht jetzt im Nachtheil gegen den, dem es nur um eine Theodicee zu thun ist, und der zum Beispiel das ganze Dasein des Menschen als einen Strafakt oder Läuterungs-Zustand auffassen darf. An diesem Punkte und in dieser Verlegenheit macht Strauss sogar einmal eine metaphysische Hypothese, die dürrste und gichtbrüchigste, die es giebt, und im Grunde nur die unfreiwillige Parodie eines Lessingischen Wortes. „Jenes andere Wort Lessing’s (so heisst es p. 219): Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb darnach, obschon unter der Bedingung beständigen Irrens, ihm zur Wahl vorhielte, würde er demüthig Gott in seine Linke fallen und sich deren Inhalt für sich erbitten — dieses Lessing’sche Wort hat man von jeher zu den herrlichsten gerechnet, die er uns hinterlassen hat. Man hat darin den genialen Ausdruck seiner rastlosen Forschungs- und Thätigkeitslust gefunden. Auf mich hat das Wort immer deswegen einen so ganz besondern Eindruck gemacht, weil ich hinter seiner subjectiven Bedeutung noch eine objective von unendlicher Tragweite anklingen hörte. Denn liegt darin nicht die beste Antwort auf die grobe Schopenhauer’sche Rede von dem übelberathenen Gott, der nichts besseres zu thun gewusst, als in diese elende Welt einzugehen? Wenn nämlich der Schöpfer selbst auch der Meinung Lessing’s gewesen wäre, das Ringen dem ruhigen Besitze vorzuziehen?“ Also wahrhaftig ein Gott, der sich das beständige Irren, aber mit dem Streben nach Wahrheit, vorbehält und vielleicht sogar Strauss demüthig in die Linke fällt, um ihm zu sagen: nimm du die ganze Wahrheit. Wenn je ein Gott und ein Mensch übelberathen waren, so ist es doch dieser Straussische Gott, der die Liebhaberei zu irren und zu fehlen hat, und der Straussische Mensch, der diese Liebhaberei büssen muss — da hört man freilich „eine Bedeutung von unendlicher Tragweite anklingen“, da fliesst das lindernde Universal-Oel Straussens, da ahnt man die Vernünftigkeit alles Werdens und aller Naturgesetze! Wirklich? Wäre dann nicht vielmehr unsere Welt, wie das Lichtenberg einmal ausgedrückt hat, das Werk eines untergeordneten Wesens, das die Sache noch nicht recht verstand, also ein Versuch? ein Probestück, an dem noch gearbeitet wird? Strauss selber müsste sich dann doch zugeben, dass unsere Welt eben nicht der Schauplatz der Vernunft, sondern des Irrens sei, und dass alle Gesetzmässigkeit nichts Tröstliches enthalte, weil alle Gesetze von einem irrenden und zwar aus Vergnügen irrenden Gott gegeben sind. Es ist wahrhaftig ein ergötzliches Schauspiel, Strauss als metaphysischen Baumeister einmal in die Wolken hineinbauen zu sehen. Aber für wen wird dies Schauspiel aufgeführt? Für die edlen und behäbigen „Wir“, damit ihnen nur ja der Humor nicht verdorben werde: vielleicht sind sie inmitten des starren und erbarmungslosen Räderwerks der Weltmaschine in Angst gerathen und bitten zitternd ihren Führer um Hülfe. Deshalb lässt Strauss „linderndes Oel“ fliessen, deshalb führt er einen aus Passion irrenden Gott am Seile herbei, deshalb spielt er einmal die gänzlich befremdende Rolle eines metaphysischen Architekten. Alles dieses thut er, weil jene sich fürchten und er selber sich fürchtet — und hier gerade ist die Grenze seines Muthes, selbst seinen „Wir“ gegenüber. Er wagt es nämlich nicht, ihnen ehrlich zu sagen: von einem helfenden und sich erbarmenden Gott habe ich euch befreit, das „Universum“ ist nur ein starres Räderwerk, seht zu, dass seine Räder euch nicht zermalmen! Er wagt es nicht: so muss denn doch die Hexe dran, nämlich die Metaphysik. Dem Philister aber ist selbst eine Straussische Metaphysik lieber als die christliche und die Vorstellung eines irrenden Gottes sympathischer als die eines wunderthätigen. Denn er selbst, der Philister, irrt, aber hat noch nie ein Wunder gethan.

Aus eben diesem Grunde ist dem Philister das Genie verhasst: denn gerade dieses steht mit Recht im Rufe, Wunder zu thun; und höchst belehrend ist es deshalb zu erkennen, weshalb an einer einzigen Stelle Strauss einmal sich zum kecken Vertheidiger des Genies und überhaupt der aristokratischen Natur des Geistes aufwirft. Weshalb doch? Aus Furcht, und zwar vor den Socialdemokraten. Er verweist auf die Bismarck, Moltke, „deren Grösse um so weniger zu verläugnen steht, als sie auf dem Gebiete der handgreiflichen äusseren Thatsachen hervortritt. Da müssen nun doch auch die steifnackigsten und borstigsten unter jenen Gesellen sich bequemen, ein wenig aufwärts zu blicken, um die erhabenen Gestalten wenigstens bis zum Knie in Sicht zu bekommen.“ Wollen Sie, Herr Magister, vielleicht den Social-Demokraten eine Anleitung geben, Fusstritte zu empfangen? Der gute Wille, solche zu ertheilen, ist ja überall vorhanden, und dass die Getretenen bei dieser Prozedur die erhabenen Gestalten „bis zum Knie“ zu sehen bekommen, dürfen Sie schon verbürgen. „Auch auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, fährt Strauss fort, wird es nie an bauenden Königen fehlen, die einer Masse von Kärrnern zu thun geben“. Gut — aber wenn nun einmal die Kärrner bauen? Es kommt vor, Herr Metaphysicus, Sie wissen es — dann haben die Könige zu lachen.

In der That diese Vereinigung von Dreistigkeit und Schwäche, tollkühnen Worten und feigem Sich-Anbequemen, dieses feine Abwägen, wie und mit welchen Sätzen man einmal dem Philister imponiren, mit welchen man ihn streicheln kann, dieser Mangel an Charakter und Kraft bei dem Anschein von Kraft und Charakter, dieser Defekt an Weisheit bei aller Affectation der Ueberlegenheit und Reife der Erfahrung — das alles ist es, was ich an diesem Buche hasse. Wenn ich mir denke, dass junge Männer ein solches Buch ertragen, ja werthschätzen könnten, so würde ich mit Betrübniss meinen Hoffnungen für ihre Zukunft entsagen. Dieses Bekenntniss einer ärmlichen, hoffnungslosen und wahrhaft verächtlichen Philisterei sollte der Ausdruck jener vielen Tausende von „Wir“ sein, von denen Strauss redet, und diese „Wir“ wären wiederum die Väter der nachfolgenden Generation! Es sind grauenhafte Voraussetzungen für jeden, der dem kommenden Geschlechte zu dem verhelfen möchte, was die Gegenwart nicht hat — zu einer wahrhaft deutschen Kultur. Einem solchen scheint der Boden mit Asche überdeckt, alle Gestirne verdunkelt; jeder abgestorbene Baum, jedes verwüstete Feld ruft ihm zu: Unfruchtbar! Verloren! Hier giebt es keinen Frühling wieder! Ihm muss zu Muthe werden, wie dem jungen Goethe zu Muthe war, als er in die triste atheistische Halbnacht des Système de la nature hineinblickte: ihm kam das Buch so grau, so kimmerisch, so todtenhaft vor, dass er Mühe hatte, seine Gegenwart auszuhalten, dass er davor wie vor einem Gespenste schauderte.

[«]

8.

Wir sind über den Himmel und den Muth des neuen Gläubigen hinlänglich belehrt, um uns nun auch die letzte Frage stellen zu können: Wie schreibt er seine Bücher? und welcher Art sind seine Religions-Urkunden?

Wer sich diese Frage streng und ohne Vorurtheil beantworten kann, für den wird die Thatsache, dass das Straussische Hand-Orakel des deutschen Philisters in sechs Auflagen begehrt worden ist, zum nachdenklichsten Probleme, besonders wenn er gar noch hört, dass es auch in den gelehrten Kreisen und selbst an den deutschen Universitäten als ein solches Hand-Orakel willkommen geheissen worden ist. Studenten sollen es wie einen Canon für starke Geister begrüsst, und Professoren sollen nicht widersprochen haben: hier und da hat man darin wirklich ein Religionsbuch für den Gelehrten finden wollen. Strauss selbst giebt zu verstehen, dass das Bekenntnissbuch nicht nur eine Auskunft für den Gelehrten und Gebildeten abgeben möge; aber wir halten uns hier daran, dass es sich zunächst an diese und zwar vornehmlich an die Gelehrten wendet, um ihnen den Spiegel eines Lebens vorzuhalten, wie sie es selbst leben. Denn dies ist das Kunststück: der Magister stellt sich, als ob er das Ideal einer neuen Weltbetrachtung entwerfe, und nun kommt ihm sein Lob aus jedem Munde zurück, weil Jeder meinen kann, gerade er betrachte Welt und Leben so, und gerade an ihm habe Strauss schon erfüllt sehen können, was er erst von der Zukunft fordere. Daraus erklärt sich auch zum Theil der ausserordentliche Erfolg jenes Buches: so, wie im Buche steht, leben wir, so wandeln wir beglückt! ruft der Gelehrte ihm entgegen und freut sich, dass andere sich daran freuen. Ob er über einzelne Dinge, zum Beispiel über Darwin oder die Todesstrafe, zufällig anders denkt als der Magister, hält er selbst für ziemlich gleichgültig, weil er so sicher fühlt, im Ganzen seine eigene Luft zu athmen, und den Widerklang seiner Stimme und seiner Bedürfnisse zu hören. So peinlich diese Einmüthigkeit jeden wahren Freund deutscher Kultur berühren mag, so unerbittlich streng muss er sich eine solche Thatsache erklären und selbst davor nicht zurückschrecken, seine Erklärung öffentlich abzugeben.

Wir kennen ja alle die unserem Zeitalter eigenthümliche Art, die Wissenschaften zu betreiben, wir kennen sie, weil wir sie leben: und eben deshalb stellt sich fast Niemand die Frage, was wohl bei einer solchen Beschäftigung mit den Wissenschaften für die Kultur herauskommen könne, selbst vorausgesetzt, dass überall die beste Befähigung und der ehrlichste Wille, für die Kultur zu wirken, vorhanden sei. Es liegt ja im Wesen des wissenschaftlichen Menschen (ganz abgesehen von seiner gegenwärtigen Gestalt) ein rechtes Paradoxon: er benimmt sich wie der stolzeste Müssiggänger des Glücks: als ob das Dasein nicht eine heillose und bedenkliche Sache sei, sondern ein fester, für ewige Dauer garantirter Besitz. Ihm scheint es erlaubt, ein Leben auf Fragen zu verschwenden, deren Beantwortung im Grunde nur dem, der einer Ewigkeit versichert wäre, wichtig sein könnte. Rings umstarren ihn, den Erben weniger Stunden, die schrecklichsten Abstürze, jeder Tritt sollte ihn erinnern: Wozu? Wohin? Woher? Aber seine Seele erglüht bei der Aufgabe, die Staubfäden einer Blume zu zählen oder die Gesteine am Wege zu zerklopfen, und er versenkt in diese Arbeit das ganze, volle Gewicht seiner Theilnahme, Lust, Kraft und Begierde. Dieses Paradoxon, der wissenschaftliche Mensch, ist nun neuerdings in Deutschland in eine Hast gerathen, als ob die Wissenschaft eine Fabrik sei, und jede Minuten-Versäumniss eine Strafe nach sich ziehe. Jetzt arbeitet er, so hart wie der vierte Stand, der Sclavenstand, arbeitet, sein Studium ist nicht mehr eine Beschäftigung, sondern eine Noth, er sieht weder rechts noch links und geht durch alle Geschäfte und ebenso durch alle Bedenklichkeiten, die das Leben im Schoosse trägt, mit jener halben Aufmerksamkeit oder mit jenem widrigen Erholungs-Bedürfnisse hindurch, welches dem erschöpften Arbeiter zu eigen ist.

So steht er nun auch zur Kultur. Er benimmt sich, als ob das Leben für ihn nur otium sei, aber sine dignitate: und selbst im Traume wirft er sein Joch nicht ab, wie ein Sclave, der selbst in der Freiheit von seiner Noth, seiner Hast und seinen Prügeln träumt. Unsere Gelehrten unterscheiden sich kaum und jedenfalls nicht zu ihren Gunsten von den Ackerbauern, die einen kleinen ererbten Besitz mehren wollen und emsig vom Tag bis in die Nacht hinein bemüht sind, den Acker zu bestellen, den Pflug zu führen und den Ochsen zuzurufen. Nun meint Pascal überhaupt, dass die Menschen so angelegentlich ihre Geschäfte und ihre Wissenschaften betrieben, um nur damit den wichtigsten Fragen zu entfliehen, die jede Einsamkeit, jede wirkliche Musse ihnen aufdringen würde, eben jenen Fragen nach dem Warum, Woher, Wohin. Unseren Gelehrten fällt sogar, wunderlicher Weise, die allernächste Frage nicht ein: wozu ihre Arbeit, ihre Hast, ihr schmerzlicher Taumel nütze sei. Doch nicht etwa, um Brot zu verdienen oder Ehrenstellen zu erjagen? Nein, wahrhaftig nicht. Aber doch mühet ihr euch in der Art der Darbenden und Brotbedürftigen, ja ihr reisst die Speisen mit einer Gier und ohne alle Wahl vom Tische der Wissenschaft, als ob ihr am Verhungern wäret. Wenn ihr aber, als wissenschaftliche Menschen, mit der Wissenschaft verfahrt, wie die Arbeiter mit den Aufgaben, die ihnen ihre Bedürftigkeit und Lebensnoth stellt, was soll da aus einer Kultur werden, die verurtheilt ist, gerade Angesichts einer solchen aufgeregten, athemlosen, hin- und herrennenden, ja zappelnden Wissenschaftlichkeit auf die Stunde ihrer Geburt und Erlösung zu warten? Für sie hat ja Niemand Zeit — und doch, was soll überhaupt die Wissenschaft, wenn sie nicht für die Kultur Zeit hat? So antwortet uns doch wenigstens hier: woher, wohin, wozu alle Wissenschaft, wenn sie nicht zur Kultur führen soll? Nun dann vielleicht zur Barbarei! Und in dieser Richtung sehen wir den Gelehrtenstand schon erschreckend vorgeschritten, wenn wir uns denken dürften, dass so oberflächliche Bücher, wie das Straussische, seinem jetzigen Kulturgrade genug thäten. Denn gerade in ihm finden wir jenes widrige Erholungs-Bedürfniss und jenes beiläufige mit halber Aufmerksamkeit hinhörende Sich-Abfinden mit der Philosophie und Kultur und überhaupt mit allem Ernste des Daseins. Man wird an die Gesellschaft der gelehrten Stände erinnert, die auch, wenn das Fachgespräch schweigt, nur von Ermüdung, von Zerstreuungslust um jeden Preis, von einem zerpflückten Gedächtniss und unzusammenhängender Lebenserfahrung Zeugniss ablegt. Wenn man Strauss über die Lebensfragen reden hört, sei es nun über die Probleme der Ehe oder über den Krieg oder die Todesstrafe, so erschreckt er uns durch den Mangel aller wirklichen Erfahrung, alles ursprünglichen Hineinsehens in die Menschen: alles Urtheilen ist so büchermässig uniform, ja im Grunde sogar nur zeitungsgemäss; litterarische Reminiscenzen vertreten die Stelle von wirklichen Einfällen und Einsichten, eine affectirte Mässigung und Altklugheit in der Ausdrucksweise soll uns für den Mangel an Weisheit und an Gereiftheit des Denkens schadlos halten. Wie genau entspricht dies Alles dem Geiste der umlärmten Hochsitze deutscher Wissenschaft in den grossen Städten. Wie sympathisch muss dieser Geist zu jenem Geiste reden: denn gerade an jenen Stätten ist die Kultur am meisten abhanden gekommen, gerade an ihnen ist selbst das Aufkeimen einer neuen unmöglich gemacht; so lärmend sind die Zurüstungen der hier betriebenen Wissenschaften, so heerdenartig werden dort die beliebtesten Disciplinen auf Unkosten der wichtigsten überfallen. Mit welcher Laterne würde man hier nach Menschen suchen müssen, die eines innigen Sich-Versenkens und einer reinen Hingabe an den Genius fähig wären, und die Muth und Kraft genug hätten, Dämonen zu citiren, die aus unserer Zeit geflohen sind! Aeusserlich betrachtet, findet man freilich an jenen Stätten den ganzen Pomp der Kultur, sie gleichen mit ihren imponirenden Apparaten den Zeughäusern mit ihren ungeheuren Geschützen und Kriegswerkzeugen: wir sehen Zurüstungen und eine emsige Betriebsamkeit, als ob der Himmel gestürmt und die Wahrheit aus dem tiefsten Brunnen herauf geholt werden sollte, und doch kann man im Kriege die grössten Maschinen am schlechtesten gebrauchen. Und ebenso lässt die wirkliche Kultur bei ihrem Kampfe jene Stätten bei Seite liegen und fühlt mit dem besten Instinkte heraus, dass dort für sie nichts zu hoffen und viel zu fürchten ist. Denn die einzige Form der Kultur, mit der sich das entzündete Auge und das abgestumpfte Denk-Organ des gelehrten Arbeiter-Standes abgeben mag, ist eben jene Philister-Kultur, deren Evangelium Strauss verkündet hat.

Betrachten wir einen Augenblick die hauptsächlichen Gründe jener Sympathie, die den gelehrten Arbeiterstand und die Philister-Kultur verknüpfen, so finden wir auch den Weg, der uns zu dem als klassisch anerkannten Schriftsteller Strauss und damit zu unserem letzten Hauptthema führt.

Jene Kultur hat erstens den Ausdruck der Zufriedenheit im Gesichte und will nichts Wesentliches an dem gegenwärtigen Stande der deutschen Gebildetheit geändert haben; vor allem ist sie ernstlich von der Singularität aller deutschen Erziehungs-Institutionen, namentlich der Gymnasien und Universitäten, überzeugt, hört nicht auf, diese dem Auslande anzuempfehlen, und zweifelt keinen Augenblick daran, dass man durch dieselben das gebildetste und urtheilsfähigste Volk der Welt geworden sei. Die Philister-Kultur glaubt an sich und darum auch an die ihr zu Gebote stehenden Methoden und Mittel. Zweitens aber legt sie das höchste Urtheil über alle Kultur- und Geschmacks-Fragen in die Hand des Gelehrten und betrachtet sich selbst als das immer anwachsende Compendium gelehrter Meinungen über Kunst, Litteratur und Philosophie; ihre Sorge ist, den Gelehrten zum Aussprechen seiner Meinungen zu nöthigen und diese dann vermischt, diluirt oder systematisirt dem deutschen Volke als Heiltrank einzugeben. Was ausserhalb dieser Kreise heranwächst, wird so lange mit zweifelnder Halbheit angehört oder nicht angehört, bemerkt oder nicht bemerkt, bis endlich einmal eine Stimme, gleichgültig von wem, wenn er nur recht streng den Gattungs-Character des Gelehrten an sich trägt, laut wird, heraus aus jenen Tempelräumen, in denen die traditionelle Geschmacks-Unfehlbarkeit herbergen soll: und von jetzt ab hat die öffentliche Meinung eine Meinung mehr und wiederholt mit hundertfachem Echo die Stimme jenes Einzelnen. In Wirklichkeit aber steht es um die ästhetische Unfehlbarkeit, die in diesen Räumen und bei jenen Einzelnen herbergen soll, sehr bedenklich und zwar so bedenklich, dass man so lange von dem Ungeschmack, der Gedankenlosigkeit und ästhetischen Rohheit eines Gelehrten überzeugt sein kann, als er nicht das Gegentheil erwiesen hat. Und nur Wenige werden das Gegentheil beweisen können. Denn wie Viele werden sich, nachdem sie sich an dem keuchenden und gehetzten Wettlauf der gegenwärtigen Wissenschaft betheiligt haben, überhaupt nur jenen muthigen und ruhenden Blick des kämpfenden Kultur-Menschen erhalten können, wenn sie ihn je besessen haben sollten, jenen Blick, der dieses Wettlaufen selbst als ein barbarisirendes Element verurtheilt? Deshalb müssen diese Wenigen förderhin in einem Widerspruche leben: was vermöchten sie also gegen einen uniformen Glauben Unzähliger auszurichten, die allesammt die öffentliche Meinung zu ihrer Schutzpatronin gemacht haben und in diesem Glauben sich gegenseitig stützen und tragen? Was hilft es nun, wenn so ein Einzelner sich gegen Strauss erklärt, da doch die Vielen sich für ihn entschieden haben, und die von ihnen angeführte Masse sechs Mal hinter einander nach dem philiströsen Schlaftrunk des Magisters begehren gelernt hat.

Wenn wir hiermit ohne Weiteres angenommen haben, dass das Straussische Bekenntnissbuch bei der öffentlichen Meinung gesiegt habe und als Sieger willkommen geheissen sei, so würde sein Verfasser uns vielleicht aufmerksam machen, dass die mannichfachen Beurtheilungen seines Buches in öffentlichen Blättern einen durchaus nicht einmüthigen und am wenigsten einen unbedingt günstigen Charakter tragen, und dass er selbst gegen den bisweilen äusserst feindseligen Ton und die gar zu freche und herausfordernde Manier einiger dieser Zeitungskämpen in einem Nachwort sich habe verwahren müssen. Wie kann es, wird er uns zurufen, eine öffentliche Meinung über mein Buch geben, wenn trotzdem jeder Journalist mich als vogelfrei betrachten und nach Herzenslust schlecht behandeln darf! Dieser Widerspruch ist leicht zu heben, sobald man an dem Straussischen Buche zwei Seiten unterscheidet, eine theologische und eine schriftstellerische: nur mit der letzteren berührt jenes Buch die deutsche Kultur. Durch seine theologische Färbung steht es ausserhalb unserer deutschen Kultur und erweckt die Antipathien der verschiedenen theologischen Parteien, ja im Grunde jedes einzelnen Deutschen, insofern dieser ein theologischer Sektirer von Natur ist und seinen curiosen Privatglauben nur deshalb erfindet, um mit jedem anderen Glauben dissentiren zu können. Aber hört nur einmal alle diese theologischen Sektirer über Strauss reden, sobald von dem Schriftsteller Strauss gesprochen werden muss; sofort verklingt der theologische Dissonanzen-Lärm, und in reinem Einklang ertönt es wie aus dem Munde Einer Gemeinde: ein klassischer Schriftsteller bleibt er doch! Jeder, auch der verbissenste Orthodoxe, sagt dem Schriftsteller das Günstigste in's Gesicht, und sei es auch nur ein Wort über seine fast Lessingische Dialektik oder über die Feinheit, Schönheit und Gültigkeit seiner ästhetischen Ansichten. Als Buch, so scheint es, entspricht das Straussische Produkt geradezu dem Ideal eines Buches. Die theologischen Widersacher sind, obwohl sie am lautesten geredet haben, in diesem Falle nur ein kleiner Bruchtheil des grossen Publikums: und selbst ihnen gegenüber wird Strauss Recht haben, wenn er sagt: "Gegen die Tausende meiner Leser sind die paar Dutzende meiner öffentlichen Tadler eine verschwindende Minderheit, und sie werden schwerlich beweisen können, dass sie durchaus die treuen Dollmetscher der ersteren sind. Wenn in einer Sache, wie diese, meistens die Nicht-Einverstandenen das Wort genommen, die Einverstandenen sich mit stiller Zustimmung begnügt haben, so liegt das in der Natur der Verhältnisse, die wir ja alle kennen.“ Also abgesehen von dem Aergerniss des theologischen Bekenntnisses, das Strauss hier und da erregt haben mag, über den Schriftsteller Strauss herrscht, selbst bei den fanatischen Widersachern, denen seine Stimme wie die Stimme des Thieres aus dem Abgrunde klingt, Einmüthigkeit. Und deshalb beweist die Behandlung, die Strauss durch die litterarischen Lohndiener der theologischen Parteien erfahren hat, nichts gegen unseren Satz, dass die Philister-Kultur in diesem Buche einen Triumph gefeiert hat.

Es ist zuzugeben, dass der gebildete Philister im Durchschnitt um einen Grad weniger freimüthig ist als Strauss, oder wenigstens bei öffentlichen Kundgebungen sich mehr zurückhält: um so erbaulicher ist ihm aber dieser Freimuth bei einem Anderen; zu Hause und unter seines Gleichen klatscht er sogar lärmend Beifall und nur gerade schriftlich mag er nicht bekennen, wie sehr ihm das alles von Strauss nach dem Herzen gesagt ist. Denn etwas feige ist nun einmal, wie wir bereits wissen, unser Bildungs-Philister, selbst bei den stärksten Sympathien: und gerade dass Strauss um einen Grad weniger feige ist, das macht ihn zum Führer, während es andererseits auch für seinen Muth eine sehr bestimmte Grenzlinie giebt. Wenn er diese überschritte, wie dies zum Beispiel Schopenhauer fast in jedem Satze thut, dann würde er nicht mehr wie ein Häuptling vor den Philistern herziehen, und man liefe eben so hurtig davon, als man jetzt hinter ihm drein läuft. Wer dieses wenn nicht weise, so doch jedenfalls kluge Maasshalten und diese mediocritas des Muthes eine aristotelische Tugend nennen wollte, würde freilich im Irrthum sein: denn jener Muth ist nicht die Mitte zwischen zwei Fehlern, sondern zwischen einer Tugend und einem Fehler — und in dieser Mitte, zwischen Tugend und Fehler, liegen alle Eigenschaften des Philisters.

[«]

9.

„Aber ein klassischer Schriftsteller bleibt er doch!“ Nun wir werden sehen.

Es wäre jetzt vielleicht erlaubt, sofort von dem Stilisten und Sprachkünstler Strauss zu reden, aber zuvor lasst uns doch einmal in Erwägung ziehen, ob er im Stande ist, sein Haus als Schriftsteller zu bauen und ob er wirklich die Architektur des Buches versteht. Daraus wird sich bestimmen, ob er ein ordentlicher, besonnener und geübter Buchmacher ist; und sollten wir mit Nein antworten müssen, so bliebe ihm immer noch als letztes refugium seines Ruhmes der Anspruch, ein „klassischer Prosaschreiber“ zu sein. Die letzte Fähigkeit ohne die erste würde freilich nicht ausreichen, ihn zum Rang der klassischen Schriftsteller zu erheben: sondern höchstens zu dem der klassischen Improvisatoren oder der Virtuosen des Stils, die aber bei allem Geschick des Ausdruckes im Ganzen und bei dem eigentlichen Hinstellen des Baus die unbeholfene Hand und das befangene Auge des Stümpers zeigen. Wir fragen also, ob Strauss die künstlerische Kraft hat, ein Ganzes hinzusetzen, totum ponere.

Gewöhnlich lässt sich schon nach dem ersten schriftlichen Entwurf erkennen, ob der Verfasser ein Ganzes geschaut und diesem Geschauten gemäss den allgemeinen Gang und die richtigen Maasse gefunden hat. Ist diese wichtigste Aufgabe gelöst und das Gebäude selbst in glücklichen Proportionen aufgerichtet, so bleibt doch noch genug zu thun übrig: wie viel kleinere Fehler sind zu berichtigen, wie viel Lücken auszufüllen, hier und da musste bisher ein vorläufiger Bretterverschlag oder ein Fehlboden genügen, überall liegt Staub und Schutt, und wohin du blickst, gewahrst du die Spuren der Noth und Arbeit; das Haus ist immer noch als Ganzes unwohnlich und unheimlich: alle Wände sind nackt und der Wind saust durch die offenen Fenster. Ob nun die jetzt noch nöthige, grosse und mühsame Arbeit von Strauss gethan ist, geht uns so lange nichts an, als wir fragen, ob er das Gebäude selbst in guten Proportionen und überall als Ganzes hingestellt hat. Das Gegentheil hiervon ist bekanntlich, ein Buch aus Stücken zusammenzusetzen, wie dies die Art der Gelehrten ist. Sie vertrauen darauf, dass diese Stücke einen Zusammenhang unter sich haben und verwechseln hierbei den logischen Zusammenhang und den künstlerischen. Logisch ist nun jedenfalls das Verhältniss der vier Hauptfragen, welche die Abschnitte des Straussischen Buches bezeichnen, nicht: „Sind wir noch Christen? Haben wir noch Religion? Wie begreifen wir die Welt? Wie ordnen wir unser Leben?“ und zwar deshalb nicht, weil die dritte Frage nichts mit der zweiten, die vierte nichts mit der dritten und alle drei nichts mit der ersten zu thun haben. Der Naturforscher zum Beispiel, der die dritte Frage aufwirft, zeigt gerade darin seinen unbefleckten Wahrheitssinn, dass er an der zweiten stillschweigend vorübergeht; und dass die Themata des vierten Abschnittes: Ehe, Republik, Todesstrafe durch die Einmischung Darwinistischer Theorien aus dem dritten Abschnitte nur verwirrt und verdunkelt werden würden, scheint Strauss selbst zu begreifen, wenn er thatsächlich auf diese Theorien keine weitere Rücksicht nimmt. Die Frage aber: sind wir noch Christen? verdirbt sofort die Freiheit der philosophischen Betrachtung und färbt sie in unangenehmer Weise theologisch; überdies hat er dabei ganz vergessen, dass der grössere Theil der Menschheit auch heute noch buddhaistisch und nicht christlich ist. Wie darf man bei dem Worte „alter Glaube“ ohne Weiteres allein an das Christenthum denken! Zeigt sich hierin, dass Strauss nie aufgehört hat, christlicher Theologe zu sein und deshalb nie gelernt hat, Philosoph zu werden, so überrascht er uns wieder dadurch, dass er nicht zwischen Glauben und Wissen zu unterscheiden vermag und fortwährend seinen sogenannten „neuen Glauben“ und die neuere Wissenschaft in Einem Athem nennt. Oder sollte neuer Glaube nur eine ironische Accommodation an den Sprachgebrauch sein? So scheint es fast, wenn wir sehen, dass er hier und da neuen Glauben und neuere Wissenschaft harmlos sich einander vertreten lässt, zum Beispiel auf pag. 11, wo er fragt, auf welcher Seite, ob auf der des alten Glaubens oder der neueren Wissenschaft „der in menschlichen Dingen nicht zu vermeidenden Dunkelheiten und Unzulänglichkeiten mehrere sind.“ Zudem will er nach dem Schema der Einleitung die Beweise angeben, auf welche die moderne Weltbetrachtung sich stützt: alle diese Beweise entlehnt er aber aus der Wissenschaft und gebärdet sich auch hier durchaus als ein Wissender, nicht als ein Gläubiger.

Im Grunde ist also die neue Religion nicht ein neuer Glaube, sondern fällt mit der modernen Wissenschaft zusammen, ist also als solche gar nicht Religion. Behauptet nun Strauss, dennoch Religion zu haben, so liegen die Gründe dafür abseits von der neueren Wissenschaft. Nur der kleinste Theil des Straussischen Buches, das heisst wenige zerstreute Seiten überhaupt, betreffen das, was Strauss mit Recht einen Glauben nennen dürfte: nämlich jene Empfindung für das All, für welches Strauss dieselbe Pietät fordert, die der Fromme alten Stils für seinen Gott hat. Auf diesen Seiten geht es wenigstens durchaus nicht wissenschaftlich zu; wenn es aber nur ein wenig kräftiger, natürlicher und derber und überhaupt gläubiger zugienge! Gerade das ist höchst auffallend, durch was für künstliche Prozeduren unser Autor erst zum Gefühl kommt, dass er überhaupt noch einen Glauben und eine Religion hat: durch Stechen und Schlagen, wie wir gesehen haben. Er zieht arm und schwächlich daher, dieser exstimulirte Glaube: uns fröstelt ihn anzusehen.

Wenn Strauss in dem Schema der Einleitung versprochen hat, eine Vergleichung anzustellen, ob dieser neue Glaube auch dieselben Dienste leiste, wie der Glaube alten Stils den Alt-Gläubigen, so fühlt er zuletzt selbst, dass er zuviel versprochen habe. Denn die letzte Frage, nach dem gleichen Dienste und dem Besser und Schlechter, wird von ihm schliesslich ganz nebenbei und mit scheuer Eile auf einem Paar Seiten (p. 366 ff.) abgethan, sogar einmal mit dem Verlegenheitstrumpfe: „wer hier sich nicht selbst zu helfen weiss, dem ist überhaupt nicht zu helfen, der ist für unseren Standpunkt noch nicht reif“ (p. 366). Mit welcher Wucht der Ueberzeugung glaubte dagegen der antike Stoiker an das All und an die Vernünftigkeit des Alls! Und in welchem Lichte, so betrachtet, erscheint gar der

Anspruch auf Originalität seines Glaubens, den Strauss macht? Aber, wie gesagt, ob neu oder alt, original oder nachgemacht, das möchte gleichgültig sein, wenn es nur kräftig, gesund und natürlich zugienge. Strauss selbst lässt diesen herausdestillirten Nothglauben, so oft es geht, im Stich, um uns und sich mit seinem Wissen schadlos zu halten, und um seine neu erlernten naturwissenschaftlichen Kenntnisse mit ruhigerem Gewissen seinen „Wir“ zu präsentiren. So scheu er ist, wenn er vom Glauben redet, so rund und voll wird sein Mund, wenn der grösste Wohlthäter der allerneuesten Menschheit, Darwin, citirt wird: dann verlangt er nicht nur Glauben für den neuen Messias, sondern auch für sich, den neuen Apostel, zum Beispiel, wenn er einmal bei dem intricatesten Thema der Naturwissenschaft mit wahrhaft antikem Stolze verkündet: „man wird mir sagen, ich rede da von Dingen, die ich nicht verstehe. Gut; aber es werden Andere kommen, die sie verstehen und die auch mich verstanden haben.“ Hiernach scheint es fast, als ob die berühmten „Wir“ nicht nur auf den Glauben an das All, sondern auch auf den Glauben an den Naturforscher Strauss verpflichtet werden sollen; in diesem Falle würden wir nur wünschen, dass, um diesen letzteren Glauben sich zum Gefühl zu bringen, nicht eben so peinliche und grausame Prozeduren nöthig sind, wie in Betreff des ersteren. Oder genügt es vielleicht gar, dass hier einmal der Gegenstand des Glaubens und nicht der Gläubige gezwickt und gestochen wird, um die Gläubigen zu jener „religiösen Reaction“ zu bringen, die das Merkmal des „neuen Glaubens“ ist? Welches Verdienst würden wir uns dann um die Religiosität jener „Wir“ erwerben!

Es ist nämlich sonst fast zu fürchten, dass die modernen Menschen fortkommen werden, ohne sich sonderlich um die religiöse Glaubens-Zuthat des Apostels zu kümmern: wie sie thatsächlich ohne den Satz von der Vernünftigkeit des Alls bisher fortgekommen sind. Die ganze moderne Natur- und Geschichts-Forschung hat mit dem Straussischen Glauben an das All nichts zu thun, und dass der moderne Philister diesen Glauben nicht braucht, zeigt gerade die Schilderung seines Lebens, die Strauss in dem Abschnitte „wie ordnen wir unser Leben?“ macht. Er ist also im Rechte zu zweifeln, ob der „Wagen“, dem sich seine „werthen Leser anvertrauen mussten, allen Anforderungen entspräche.“ Er entspricht ihnen gewiss nicht: denn der moderne Mensch kommt schneller vorwärts, wenn er sich nicht in diesen Straussen-Wagen setzt — oder richtiger: er kam schneller vorwärts, längst bevor dieser Straussen-Wagen existirte. Wenn es nun wahr wäre, dass die berühmte, „nicht zu übersehende Minderheit“, von der und in deren Namen Strauss spricht, „grosse Stücke auf Consequenz hält“, so müsste sie doch mit dem Wagenbauer Strauss eben so wenig zufrieden sein, als wir mit dem Logiker.

Aber geben wir immerhin den Logiker preis: vielleicht hat das ganze Buch, künstlerisch betrachtet, eine gut erfundene Form und entspricht den Gesetzen der Schönheit, wenn es auch einem gut gearbeiteten Gedankenschema nicht entspricht. Und hier erst kommen wir zu der Frage, ob Strauss ein guter Schriftsteller sei, nachdem wir erkannt haben, dass er sich nicht als wissenschaftlicher, streng ordnender und systematisirender Gelehrter benommen hat.

Vielleicht hat er sich nur dies zur Aufgabe gestellt, nicht sowohl von dem „alten Glauben“ fortzuscheuchen, als durch ein anmuthiges und farbenreiches Gemälde eines in der neuen Weltbetrachtung heimischen Lebens anzulocken. Gerade wenn er an Gelehrte und Gebildete, als an seine nächsten Leser dachte, so musste er wohl aus Erfahrung wissen, dass man diese durch das schwere Geschütz wissenschaftlicher Beweise zwar niederschiessen, nie aber zur Uebergabe nöthigen kann, dass aber eben dieselben um so schneller leichtgeschürzten Verführungs-Künsten erliegen. „Leicht geschürzt“ und zwar „mit Absicht“, nennt aber Strauss sein Buch selbst; als „leicht geschürzt“ empfinden und schildern es seine öffentlichen Lobredner, von denen zum Beispiel einer, und zwar ein recht beliebiger, diese Empfindungen folgendermassen umschreibt: „In anmuthigem Ebenmaasse schreitet die Rede fort, und gleichsam spielend handhabt sie die Kunst der Beweisführung, wo sie kritisch gegen das Alte sich wendet, wie nicht minder da, wo sie das Neue, das sie bringt, verführerisch zubereitet und anspruchslosem wie verwöhntem Geschmacke präsentirt. Fein erdacht ist die Anordnung eines so mannichfaltigen, ungleichartigen Stoffes, wo Alles zu berühren und doch nichts in die Breite zu führen war; zumal die Uebergänge, die von der einen Materie zur anderen überleiten, sind kunstreich gefügt, wenn man nicht etwa noch mehr die Geschicklichkeit bewundern will, mit der unbequeme Dinge bei Seite geschoben oder verschwiegen sind.“ Die Sinne solcher Lobredner sind, wie sich auch hier ergiebt, nicht gerade fein hinsichtlich dessen, was einer als Autor kann, aber um so feiner für das, was einer will. Was aber Strauss will, verräth uns am deutlichsten seine emphatische und nicht ganz harmlose Anempfehlung Voltaire’scher Grazien, in deren Dienst er gerade jene „leichtgeschürzten“ Künste, von denen sein Lobredner spricht, lernen konnte — falls nämlich die Tugend lehrbar ist und ein Magister je ein Tänzer werden kann.

Wer hat nicht hierüber seine Nebengedanken, wenn er zum Beispiel folgendes Wort Straussens über Voltaire liest (p. 219 Volt.): „originell ist Voltaire als Philosoph allerdings nicht, sondern in der Hauptsache Verarbeiter englischer Forschungen: dabei erweist er sich aber durchaus als freier Meister des Stoffes, den er mit unvergleichlicher Gewandtheit von allen Seiten zu zeigen, in alle möglichen

Beleuchtungen zu stellen versteht und dadurch, ohne streng methodisch zu sein, auch den Forderungen der Gründlichkeit zu genügen weiss.“ Alle negativen Züge treffen zu: Niemand wird behaupten, dass Strauss als Philosoph originell, oder dass er streng methodisch sei, aber die Frage wäre, ob wir ihn auch als „freien Meister des Stoffes“ gelten lassen und ihm die „unvergleichliche Gewandtheit“ zugeben. Das Bekenntniss, dass die Schrift „mit Absicht leicht geschürzt“ sei, lässt errathen, dass es auf eine unvergleichliche Gewandtheit mindestens abgesehen war.

Nicht einen Tempel, nicht ein Wohnhaus, sondern ein Gartenhaus inmitten aller Gartenkünste hinzustellen, war der Traum unseres Architekten. Ja es scheint fast, dass selbst jene mysteriöse Empfindung für das All, hauptsächlich als ästhetisches Effectmittel berechnet war, gleichsam als ein Ausblick auf ein irrationales Element, etwa das Meer, mitten heraus aus dem zierlichsten und rationellsten Terrassenwerk. Der Gang durch die ersten Abschnitte, nämlich durch die theologischen Katakomben mit ihrem Dunkel und ihrer krausen und barocken Ornamentik war wiederum nur ein ästhetisches Mittel, die Reinlichkeit, Helle und Vernünftigkeit des Abschnittes mit der Ueberschrift: „wie begreifen wir die Welt?“ durch Kontrast zu heben: denn sofort nach jenem Gang im Düsteren und dem Blick in die irrationale Weite treten wir in eine Halle mit Oberlicht; nüchtern und hell empfängt sie uns, mit Himmelskarten und mathematischen Figuren an den Wänden, gefüllt mit wissenschaftlichen Geräthen, in den Schränken Skelette, ausgestopfte Affen und anatomische Präparate. Von hier aus aber wandeln wir, erst recht beglückt, mitten hinein in die volle Gemächlichkeit unserer Gartenhaus-Bewohner; wir finden sie bei ihren Frauen und Kindern unter ihren Zeitungen und politischen Alltagsgesprächen, wir hören sie eine Zeit lang reden über Ehe und allgemeines Stimmrecht, Todesstrafe und Arbeiterstrikes, und es scheint uns nicht möglich, den Rosenkranz öffentlicher Meinungen schneller abzubeten. Endlich sollen wir auch noch von dem klassischen Geschmacke der hier Hausenden überzeugt werden: ein kurzer Aufenthalt in der Bibliothek und im Musik-Zimmer giebt uns den erwarteten Aufschluss, dass die besten Bücher auf den Regalen und die berühmtesten Musikstücke auf den Notenpulten liegen; man spielt uns sogar etwas vor, und wenn es Haydn’sche Musik sein sollte, so war Haydn jedenfalls nicht Schuld daran, dass es wie Riehl’sche Hausmusik klang. Der Hausherr hat inzwischen Gelegenheit gehabt, sich mit Lessing ganz einverstanden zu erklären, mit Goethe auch, jedoch nur bis auf den zweiten Theil des Faust. Zuletzt preist sich unser Gartenhaus-Besitzer selbst und meint, wem es bei ihm nicht gefiele, dem sei nicht zu helfen, der sei für seinen Standpunkt nicht reif; worauf er uns noch seinen Wagen anbietet, doch mit der artigen Einschränkung, er wolle nicht behaupten, dass derselbe allen Anforderungen entspräche; auch seien die Steine auf seinen Wegen frisch aufgeschüttet und wir würden übel zerstossen werden. Darauf empfiehlt sich unser epikureischer Garten-Gott mit der unvergleichlichen Gewandtheit, die er an Voltaire zu rühmen wusste.

Wer könnte auch jetzt noch an dieser unvergleichlichen Gewandtheit zweifeln? Der freie Meister des Stoffs ist erkannt, der leicht geschürzte Gartenkünstler entpuppt; und immer hören wir die Stimme des Klassikers: als Schriftsteller will ich nun einmal kein Philister sein, will nicht! will nicht! Sondern durchaus Voltaire, der deutsche Voltaire! und höchstens noch der französische Lessing!

Wir verrathen ein Geheimniss: unser Magister weiss nicht immer, was er lieber sein will, Voltaire oder Lessing, aber um keinen Preis ein Philister, womöglich Beides, Lessing und Voltaire — auf dass erfüllet werde, was da geschrieben stehet: „er hatte gar keinen Charakter, sondern wenn er einen haben wollte, so musste er immer erst einen annehmen.“

[«]

10.

Wenn wir Strauss, den Bekenner, recht verstanden haben, so ist er selbst ein wirklicher Philister mit eingeengter, trockener Seele und mit gelehrten und nüchternen Bedürfnissen; und trotzdem würde Niemand mehr erzürnt sein, ein Philister genannt zu werden, als David Strauss, der Schriftsteller. Es würde ihm recht sein, wenn man ihn muthwillig, verwegen, boshaft, tollkühn nennte; sein höchstes Glück wäre aber, mit Lessing oder Voltaire verglichen zu werden, weil diese gewiss keine Philister waren. In der Sucht nach diesem Glück schwankt er öfter, ob er es dem tapferen dialektischen Ungestüm Lessings gleichthun solle, oder ob es ihm besser anstehe, sich als faunischen, freigeisterischen Alten in der Art Voltaires zu gebärden. Beständig macht er, wenn er sich zum Schreiben niedersetzt, ein Gesicht, wie wenn er sich malen lassen wollte, und zwar bald ein Lessingisches, bald ein Voltaire’sches Gesicht. Wenn wir sein Lob der Voltaire’schen Darstellung lesen (p. 217 Volt.), so scheint er der Gegenwart nachdrücklich in’s Gewissen zu reden, weshalb sie nicht längst wisse, was sie an dem modernen Voltaire habe: „auch sind die Vorzüge“, sagt er, „überall dieselben: einfache Natürlichkeit, durchsichtige Klarheit, lebendige Beweglichkeit, gefällige Anmuth. Wärme und Nachdruck fehlen, wo sie hingehören, nicht; gegen Schwulst und Affectation kam der Widerwille aus Voltaires innerster Natur; wie andererseits, wenn zuweilen

Muthwille oder Leidenschaften seinen Ausdruck in's Gemeine herabzogen, die Schuld nicht am Stilisten, sondern am Menschen in ihm lag." Strauss scheint demnach recht wohl zu wissen, was es mit der Simplicität des Stiles auf sich hat: sie ist immer das Merkmal des Genies gewesen, als welches allein das Vorrecht hat, sich einfach, natürlich und mit Naivetät auszusprechen. Es verräth sich also nicht der gemeinste Ehrgeiz, wenn ein Autor eine simple Manier wählt: denn obgleich mancher merkt, für was ein solcher Autor gehalten werden möchte, so ist doch mancher auch so gefällig, ihn eben dafür zu halten. Der geniale Autor verräth sich aber nicht nur in der Schlichtheit und Bestimmtheit des Ausdruckes: seine übergrosse Kraft spielt mit dem Stoffe, selbst wenn er gefährlich und schwierig ist. Niemand geht mit steifem Schritte auf unbekanntem und von tausend Abgründen unterbrochenem Wege: aber das Genie läuft behend und mit verwegenen oder zierlichen Sprüngen auf einem solchen Pfade und verhöhnt das sorgfältige und furchtsame Abmessen der Schritte.

Dass die Probleme, an denen Strauss vorüberläuft, ernst und schrecklich sind und als solche von den Weisen aller Jahrtausende behandelt wurden, weiss Strauss selbst, und trotzdem nennt er sein Buch leicht geschürzt. Von allen diesen Schrecken, von dem finsteren Ernste des Nachdenkens, in den man sonst bei den Fragen über den Werth des Daseins und die Pflichten des Menschen von selbst verfällt, ahnt man nichts mehr, wenn der genialische Magister an uns vorübergaukelt, „leicht geschürzt und mit Absicht", ja leichter geschürzt als sein Rousseau, von dem er uns zu erzählen weiss, dass er sich von unten entblösste und nach oben zu drapirte, während Goethe sich unten drapirt und oben entblösst haben soll. Ganz naive Genies, scheint es, drapiren sich gar nicht, und vielleicht ist das Wort „leicht geschürzt" überhaupt nur ein Euphemismus für nackt. Von der Göttin Wahrheit behaupten ja die Wenigen, die sie gesehen haben, dass sie nackt gewesen sei: und vielleicht ist im Auge solcher, die sie nicht gesehen haben, aber jenen Wenigen glauben, Nacktheit oder Leicht-Geschürztheit schon ein Beweis, mindestens ein Indicium der Wahrheit. Schon der Verdacht ist hier von Vortheil für den Ehrgeiz des Autors: Jemand sieht etwas Nacktes: wie, wenn es die Wahrheit wäre! sagt er sich und nimmt eine feierlichere Miene an, als ihm sonst gewöhnlich ist. Damit hat aber der Autor schon viel gewonnen, wenn er seine Leser zwingt, ihn feierlicher anzusehen, als einen beliebigen fester geschürzten Autor. Es ist der Weg dazu, einmal ein „Klassiker" zu werden: und Strauss erzählt uns selbst, „dass man ihm die ungesuchte Ehre erwiesen habe, ihn als eine Art von klassischem Prosaschreiber anzusehen", dass er also am Ziele seines Weges angekommen sei. Das Genie Strauss läuft in der Kleidung leicht geschürzter Göttinnen als „Klassiker" auf den Strassen herum, und der Philister Strauss soll durchaus, um uns einer Originalwendung dieses Genies zu bedienen, „in Abgang dekretirt“ oder „auf Nimmerwiederkehr hinausgeworfen werden.“

Ach, der Philister kehrt aber trotz aller Abgangs-Dekrete und alles Hinauswerfens doch wieder und oft wieder! Ach das Gesicht, in Voltaire’sche und Lessingische Falten gezwängt, schnellt doch von Zeit zu Zeit in seine alten ehrlichen, originalen Formen zurück! Ach die Genielarve fällt zu oft herab, und nie war der Blick des Magisters verdrossener, nie waren seine Bewegungen steifer, als wenn er eben den Sprung des Genies nachzuspringen und mit dem Feuerblick des Genies zu blicken versucht hatte. Gerade dadurch, dass er sich in unserer kalten Zone so leicht schürzt, setzt er sich der Gefahr aus, sich öfter und schwerer zu erkälten, als ein Anderer; dass dies Alles dann auch die Anderen merken, mag recht peinlich sein, aber es muss ihm, wenn er je Heilung finden will, auch öffentlich folgende Diagnose gestellt werden. Es gab einen Strauss, einen wackeren, strengen und straffgeschürzten Gelehrten, der uns eben so sympathisch war, wie jeder, der in Deutschland mit Ernst und Nachdruck der Wahrheit dient und innerhalb seiner Grenzen zu herrschen versteht; der, welcher jetzt in der öffentlichen Meinung als David Strauss berühmt ist, ist ein Anderer geworden: die Theologen mögen es verschuldet haben, dass er dieser Andere geworden ist; genug, sein jetziges Spiel mit der Genie-Maske ist uns eben so verhasst oder lächerlich, als uns sein früherer Ernst zum Ernste und zur Sympathie zwang. Wenn er uns neuerdings erklärt: „es wäre auch Undank gegen meinen Genius, wollte ich mich nicht freuen, dass mir neben der Gabe der schonungslos zersetzenden Kritik zugleich die harmlose Freude am künstlerischen Gestalten verliehen ward“, so mag es ihn überraschen, dass es trotz diesem Selbstzeugniss Menschen giebt, welche das Umgekehrte behaupten; einmal, dass er die Gabe künstlerischen Gestaltens nie gehabt habe, und sodann, dass die von ihm „harmlos“ genannte Freude nichts weniger als harmlos sei, sofern sie eine im Grunde kräftig und tief angelegte Gelehrten- und Kritiker-Natur, das heisst den eigentlichen Straussischen Genius allmählich untergraben und zuletzt zerstört hat. In einer Anwandlung von unbegrenzter Ehrlichkeit fügt zwar Strauss selbst hinzu, er habe immer „den Merck in sich getragen, der ihm zurief: solchen Quark musst du nicht mehr machen, das können die Anderen auch“! Das war die Stimme des ächten Straussischen Genius: diese selbst sagt ihm auch, wie viel oder wie wenig sein neuestes, harmlos leicht geschürztes Testament des modernen Philisters werth sei. Das können die Anderen auch! Und viele könnten es besser! Und die es am besten könnten, begabtere und reichere Geister als Strauss, würden immer nur — Quark gemacht haben.

Ich glaube, dass man wohl verstanden hat, wie sehr ich den Schriftsteller Strauss schätze: nämlich wie einen Schauspieler, der das naive Genie und den Klassiker spielt. Wenn Lichtenberg einmal sagt: „Die simple Schreibart ist schon deshalb zu empfehlen, weil kein rechtschaffener Mann an seinen Ausdrücken künstelt und klügelt“, so ist deshalb die simple Manier doch noch lange nicht ein Beweis für schriftstellerische Rechtschaffenheit. Ich wünschte, der Schriftsteller Strauss wäre ehrlicher, dann würde er besser schreiben und weniger berühmt sein. Oder — wenn er durchaus Schauspieler sein will — so wünschte ich, er wäre ein guter Schauspieler und machte es dem naiven Genie und dem Klassiker besser nach, wie man klassisch und genial schreibt. Es bleibt nämlich übrig zu sagen, dass Strauss ein schlechter Schauspieler und sogar ein ganz nichtswürdiger Stilist ist.

[«]

11.

Der Tadel, ein sehr schlechter Schriftsteller zu sein, schwächt sich freilich dadurch ab, dass es in Deutschland sehr schwer ist, ein mässiger und leidlicher, und ganz erstaunlich unwahrscheinlich, ein guter Schriftsteller zu werden. Es fehlt hier an einem natürlichen Boden, an der künstlerischen Werthschätzung, Behandlung und Ausbildung der mündlichen Rede. Da diese es in allen öffentlichen Aeusserungen, wie schon die Worte Salon-Unterhaltung, Predigt, Parlaments-Rede ausdrücken, noch nicht zu einem nationalen Stile, ja noch nicht einmal zum Bedürfniss eines Stils überhaupt gebracht hat, und alles, was spricht, in Deutschland aus dem naivsten Experimentiren mit der Sprache nicht herausgekommen ist, so hat der Schriftsteller keine einheitliche Norm und hat ein gewisses Recht, es auf eigene Faust einmal mit der Sprache aufzunehmen: was dann, in seinen Folgen, jene grenzenlose Dilapidation der deutschen Sprache der „Jetztzeit“ hervorbringen muss, die am nachdrücklichsten Schopenhauer geschildert hat. „Wenn dies so fortgeht“, sagt er einmal, „so wird man anno 1900 die deutschen Klassiker nicht mehr recht verstehen, indem man keine andere Sprache mehr kennen wird, als den Lumpen-Jargon der noblen „Jetztzeit“ — deren Grundcharakter Impotenz ist.“ Wirklich lassen sich bereits jetzt deutsche Sprachrichter und Grammatiker in den allerneuesten Zeitschriften dahin vernehmen, dass für unseren Stil unsere Klassiker nicht mehr mustergültig sein könnten, weil sie eine grosse Menge von Worten, Wendungen und syntaktischen Fügungen haben, die uns abhanden gekommen sind: wesshalb es sich geziemen möchte, die sprachlichen Kunststücke im Wort- und

Satzgebrauch bei den gegenwärtigen Schrift-Berühmtheiten zu sammeln und zur Nachahmung hinzustellen, wie dies zum Beispiel auch wirklich in dem kurzgefassten Hand- und Schand-Wörterbuch von Sanders geschehen ist. Hier erscheint das widrige Stil-Monstrum Gutzkow als Klassiker: und überhaupt müssen wir uns, wie es scheint, an eine ganz neue und überraschende Schaar von „Klassikern“ gewöhnen, unter denen der erste oder mindestens einer der ersten, David Strauss ist, derselbe, welchen wir nicht anders bezeichnen können, als wir ihn bezeichnet haben: nämlich als einen nichtswürdigen Stilisten.

Es ist nun höchst bezeichnend für jene Pseudo-Kultur des Bildungs-Philisters, wie er sich gar noch den Begriff des Klassikers und Musterschriftstellers gewinnt — er, der nur im Abwehren eines eigentlich künstlerisch strengen Kulturstils seine Kraft zeigt und durch die Beharrlichkeit im Abwehren zu einer Gleichartigkeit der Aeusserungen kommt, die fast wieder wie eine Einheit des Stiles aussieht. Wie ist es nur möglich, dass bei dem unbeschränkten Experimentiren, das man mit der Sprache Jedermann gestattet, doch einzelne Autoren einen allgemein ansprechenden Ton finden? Was spricht hier eigentlich so allgemein an? Vor allem eine negative Eigenschaft: der Mangel alles Anstössigen — anstössig aber ist alles wahrhaft Produktive. — Das Uebergewicht nämlich bei dem, was der Deutsche jetzt jeden Tag liest, liegt ohne Zweifel auf Seiten der Zeitungen nebst dazu gehörigen Zeitschriften: deren Deutsch prägt sich, in dem unaufhörlichen Tropfenfall gleicher Wendungen und gleicher Wörter, seinem Ohre ein, und da er meistens Stunden zu dieser Leserei benutzt, in denen sein ermüdeter Geist ohnehin zum Widerstehen nicht aufgelegt ist, so wird allmählich sein Sprachgehör in diesem Alltags-Deutsch heimisch und vermisst seine Abwesenheit nöthigenfalls mit Schmerz. Die Fabrikanten jener Zeitungen sind aber, ihrer ganzen Beschäftigung gemäss, am allerstärksten an den Schleim dieser Zeitungs-Sprache gewöhnt: sie haben im eigentlichsten Sinne allen Geschmack verloren, und ihre Zunge empfindet höchstens das ganz und gar Corrupte und Willkürliche mit einer Art von Vergnügen. Daraus erklärt sich das tutti unisono, mit welchem, trotz jener allgemeinen Erschlaffung und Erkrankung, in jeden neu erfundenen Sprachschnitzer sofort eingestimmt wird: man rächt sich mit solchen frechen Corruptionen an der Sprache wegen der unglaublichen Langeweile, die sie allmählich ihren Lohnarbeitern verursacht. Ich erinnere mich, einen Aufruf von Berthold Auerbach „an das deutsche Volk“ gelesen zu haben, in dem jede Wendung undeutsch verschroben und erlogen war, und der als Ganzes einem seelenlosen Wörtermosaik mit internationaler Syntax glich; um von dem schamlosen Sudeldeutsch zu schweigen, mit dem Eduard Devrient das Andenken Mendelssohn’s feierte. Der Sprachfehler also — das ist das Merkwürdige — gilt unserem Philister nicht als anstössig, sondern als reizvolle Erquickung in der gras- und baumlosen Wüste des Alltags-Deutsches. Aber anstössig bleibt ihm das wahrhaft Produktive. Dem allermodernsten Muster-Schriftsteller wird seine gänzlich verdrehte, verstiegene oder zerfaserte Syntax, sein lächerlicher Neologismus nicht etwa nachgesehen, sondern als Verdienst, als Pikanterie angerechnet: aber wehe dem charaktervollen Stilisten, welcher der Alltags-Wendung eben so ernst und beharrlich aus dem Wege geht als den „in letzter Nacht ausgeheckten Monstra der Jetztzeit-Schreiberei“, wie Schopenhauer sagt. Wenn das Platte, Ausgenutzte, Kraftlose, Gemeine als Regel, das Schlechte und Corrupte als reizvolle Ausnahme hingenommen wird, dann ist das Kräftige, Ungemeine und Schöne in Verruf: so dass sich in Deutschland fortwährend die Geschichte jenes wohlgebildeten Reisenden wiederholt, der in’s Land der Bucklichten kommt, dort überall wegen seiner angeblichen Ungestalt und seines Defektes an Rundung auf das schmählichste verhöhnt wird, bis endlich ein Priester sich seiner annimmt und dem Volke also zuredet: beklagt doch lieber den armen Fremden und bringt dankbaren Sinnes den Göttern ein Opfer, dass sie euch mit diesem stattlichen Fleischberg geschmückt haben.

Wenn jetzt Jemand eine positive Sprachlehre des heutigen deutschen Allerweltstils machen wollte und den Regeln nachspürte, die, als ungeschriebene, ungesprochene und doch befolgte Imperative, auf dem Schreibepulte Jedermanns ihre Herrschaft ausüben, so würde er wunderliche Vorstellungen über Stil und Rhetorik antreffen, die vielleicht noch aus einigen Schul-Reminiscenzen und der einstmaligen Nöthigung zu lateinischen Stilübungen, vielleicht aus der Lektüre französischer Schriftsteller, entnommen sind, und über deren unglaubliche Rohheit jeder regelmässig erzogene Franzose zu spotten ein Recht hat. Ueber diese wunderlichen Vorstellungen, unter deren Regiment so ziemlich jeder Deutsche lebt und schreibt, hat, wie es scheint, noch keiner der gründlichen Deutschen nachgedacht.

Da finden wir die Forderung, dass von Zeit zu Zeit ein Bild oder ein Gleichniss kommen, dass das Gleichniss aber neu sein müsse: neu und modern ist aber für das dürftige Schreiber-Gehirn identisch, und nun quält es sich, von der Eisenbahn, dem Telegraphen, der Dampfmaschine, der Börse seine Gleichnisse abzuziehen und fühlt sich stolz darin, dass diese Bilder neu sein müssen, weil sie modern sind. In dem Bekenntnissbuche Straussens finden wir auch den Tribut an das moderne Gleichniss ehrlich ausgezahlt: er entlässt uns mit dem anderthalb Seiten langen Bilde einer modernen Strassen-Correction, er vergleicht die Welt ein paar Seiten früher mit der

Maschine, ihren Rädern, Stampfen, Hämmern und ihrem „lindernden Oel". (S. 362): Eine Mahlzeit, die mit Champagner beginnt. — (S. 325): Kant als Kaltwasseranstalt. — (S. 265): „Die schweizerische Bundesverfassung verhält sich zur englischen wie eine Bachmühle zu einer Dampfmaschine, wie ein Walzer oder ein Lied zu einer Fuge oder Symphonie." — (S. 258): „Bei jeder Appellation muss der Instanzenzug eingehalten werden. Die mittlere Instanz zwischen dem Einzelnen und der Menschheit aber ist die Nation." — (S. 141): „Wenn wir zu erfahren wünschen, ob in einem Organismus, der uns erstorben scheint, noch Leben sei, pflegen wir es durch einen starken, wohl auch schmerzlichen Reiz, etwa einen Stich, zu versuchen." — (S. 138): „Das religiöse Gebiet in der menschlichen Seele gleicht dem Gebiet der Rothhäute in Amerika." — (S. 137): „Virtuosen der Frömmigkeit in den Klöstern." — (S. 90): „Das Facit aus allem Bisherigen mit vollen Ziffern unter die Rechnung setzen." — (S. 176): „Die Darwinische Theorie gleicht einer nur erst abgesteckten Eisenbahn — — — wo die Fähnlein lustig im Winde flattern." Auf diese Weise, nämlich hoch modern, hat sich Strauss mit der Philister-Forderung abgefunden, dass von Zeit zu Zeit ein neues Gleichniss auftreten müsse.

Sehr verbreitet ist auch eine zweite rhetorische Forderung, dass das Didaktische sich in langen Sätzen, dazu in weiten Abstractionen ausbreiten müsse, dass dagegen das Ueberredende kurze Sätzchen und hintereinander herhüpfende Kontraste des Ausdrucks liebe. Ein Mustersatz für das Didaktische und Gelehrtenhafte, zu voller Schleiermacherischer Zerblasenheit auseinander gezogen und in wahrer Schildkröten-Behendigkeit daherschleichend, steht bei Strauss S. 132: „Dass auf den früheren Stufen der Religion statt Eines solchen Woher mehrere, statt Eines Gottes eine Vielheit von Göttern erscheint, kommt nach dieser Ableitung der Religion daher, dass die verschiedenen Naturkräfte oder Lebensbeziehungen, welche im Menschen das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit erregen, Anfangs noch in ihrer ganzen Verschiedenartigkeit auf ihn wirken, er sich noch nicht bewusst geworden ist, wie in Betreff der schlechthinigen Abhängigkeit zwischen denselben kein Unterschied, mithin auch das Woher dieser Abhängigkeit oder das Wesen, worauf sie in letzter Beziehung zurückgeht, nur Eines sein kann." Ein entgegengesetztes Beispiel für die kurzen Sätzchen und die affectirte Lebendigkeit, welche einige Leser so aufgeregt hat, dass sie Strauss nur noch mit Lessing zusammen nennen, findet sich Seite 8: „Was ich im Folgenden auszuführen gedenke, davon bin ich mir wohl bewusst, dass es Unzählige eben so gut, Manche sogar viel besser wissen. Einige haben auch bereits gesprochen. Soll ich darum schweigen? Ich glaube nicht. Wir ergänzen uns ja alle gegenseitig. Weiss ein Anderer Vieles besser, so ich doch vielleicht Einiges; und Manches weiss ich anders, sehe ich anders an als die Uebrigen. Also frischweg gesprochen, heraus mit der Farbe, damit man erkenne, ob sie eine ächte sei.“ Zwischen diesem burschikosen Geschwindmarsch und jener Leichenträger-Saumseligkeit hält allerdings für gewöhnlich der Straussische Stil die Mitte, aber zwischen zwei Lastern wohnt nicht immer die Tugend, sondern zu oft nur die Schwäche, die lahme Ohnmacht, die Impotenz. In der That, ich bin sehr enttäuscht worden, als ich das Straussische Buch nach feineren und geistvolleren Zügen und Wendungen durchsuchte und mir eigens eine Rubrik gemacht hatte, um wenigstens an dem Schriftsteller Strauss hier und da etwas loben zu können, da ich an dem Bekenner nichts Lobenswerthes fand. Ich suchte und suchte, und meine Rubrik blieb leer. Dagegen füllte sich eine andere, mit der Aufschrift: Sprachfehler, verwirrte Bilder, unklare Verkürzungen, Geschmacklosigkeiten und Geschraubtheiten, derart, dass ich es nachher nur wagen kann, eine bescheidene Auswahl aus meiner übergrossen Sammlung von Probestücken mitzutheilen. Vielleicht gelingt es mir, unter dieser Rubrik gerade das zusammenzustellen, was bei den gegenwärtigen Deutschen den Glauben an den grossen und reizvollen Stilisten Strauss hervorbringt: es sind Curiositäten des Ausdrucks, die in der austrocknenden Oede und Verstaubtheit des gesammten Buches, wenn nicht angenehm, so doch schmerzlich reizvoll überraschen: wir merken, um uns Straussischer Gleichnisse zu bedienen, an solchen Stellen doch wenigstens, dass wir noch nicht abgestorben sind, und reagiren noch auf solche Stiche. Denn alles Uebrige zeigt jenen Mangel alles Anstössigen, soll heissen alles Produktiven, der jetzt dem klassischen Prosaschreiber als positive Eigenschaft angerechnet wird. Die äusserste Nüchternheit und Trockenheit, eine wahrhaft angehungerte Nüchternheit erweckt jetzt bei der gebildeten Masse die unnatürliche Empfindung, als ob eben diese das Zeichen der Gesundheit wäre, so dass hier gerade gilt, was der Autor des dialogus de oratoribus sagt: „illam ipsam quam iactant sanitatem non firmitate sed ieiunio consequuntur“. Darum hassen sie mit instinktiver Einmüthigkeit alle firmitas, weil sie von einer ganz anderen Gesundheit Zeugniss ablegt, als die ihrige ist, und suchen die firmitas, die straffe Gedrungenheit, die feurige Kraft der Bewegungen, die Fülle und Zartheit des Muskelspiels zu verdächtigen. Sie haben sich verabredet, Natur und Namen der Dinge umzukehren und fürderhin von Gesundheit zu sprechen, wo wir Schwäche sehen, von Krankheit und Ueberspanntheit, wo uns wirkliche Gesundheit entgegentritt. So gilt denn nun auch David Strauss als „Klassiker.“

Wäre nur diese Nüchternheit wenigstens eine streng logische Nüchternheit: aber gerade Einfachheit und Straffheit im Denken ist diesen „Schwachen“ abhanden gekommen, und unter ihren Händen ist die Sprache selbst unlogisch zerfasert. Man versuche nur, diesen Straussen-Stil in's Lateinische zu übersetzen: was doch selbst bei Kant angeht und bei Schopenhauer bequem und reizvoll ist. Die Ursache, dass es mit dem Straussischen Deutsch durchaus nicht gehen will, liegt wahrscheinlich nicht daran, dass dies Deutsch deutscher ist als bei jenen, sondern dass es bei ihm verworren und unlogisch, bei jenen voll Einfachheit und Grösse ist. Wer dagegen weiss, wie die Alten sich mühten, um sprechen und schreiben zu lernen, und wie die Neueren sich nicht mühen, der fühlt, wie dies Schopenhauer einmal gesagt hat, eine wahre Erleichterung, wenn er so ein deutsches Buch nothgedrungen abgethan hat, um sich nun wieder zu den anderen alten wie neuen Sprachen wenden zu können; „denn bei diesen“, sagt er, „habe ich doch eine regelrecht fixirte Sprache mit durchweg festgestellter und treulich beobachteter Grammatik und Orthographie vor mir und bin ganz dem Gedanken hingegeben, während ich im Deutschen jeden Augenlick gestört werde durch die Naseweisheit des Schreibers, der seine grammatischen und orthographischen Grillen und knolligen Einfälle durchsetzen will: wobei die sich frech spreizende Narrheit mich anwidert. Es ist wahrlich eine rechte Pein, eine schöne, alte, klassische Schriften besitzende Sprache von Ignoranten und Eseln misshandeln zu sehen.“

Das ruft euch der heilige Zorn Schopenhauers zu, und ihr dürft nicht sagen, dass ihr ungewarnt geblieben wärt. Wer aber durchaus auf keine Warnung hören und sich den Glauben an den Klassiker Strauss schlechterdings nicht verkümmern lassen will, dem sei als letztes Recept anempfohlen, ihn nachzuahmen. Versucht es immerhin auf eigene Gefahr: ihr werdet es zu büssen haben mit eurem Stile sowohl als zuletzt selbst mit eurem eigenen Kopfe, auf dass das Wort indischer Weisheit auch an euch in Erfüllung gehe: „An einem Kuhhorn zu nagen, ist unnütz und verkürzt das Leben: man reibt die Zähne ab und erhält doch keinen Saft.“ —

[«]

12.

Zum Schluss wollen wir doch unserem klassischen Prosaschreiber die versprochene Sammlung von Stilproben vorlegen; vielleicht würde sie Schopenhauer ganz allgemein betiteln: „Neue Belege für den Lumpen-Jargon der Jetztzeit“; denn das mag David Strauss zum Troste gesagt werden, wenn es ihm ein Trost sein kann, dass jetzt alle Welt so schreibt wie er, zum Theil noch miserabler, und dass unter den Blinden jeder Einäugige König ist. Wahrlich, wir gestehen ihm viel zu, wenn wir ihm Ein Auge zugestehen, dies aber thun wir, weil Strauss nicht so schreibt, wie die verruchtesten aller Deutsch-Verderber, die Hegelianer, und ihr verkrüppelter Nachwuchs. Strauss will wenigstens aus diesem Sumpfe wieder heraus und ist zum Theil wieder heraus, doch noch lange nicht auf festem Lande; man merkt es ihm noch an, dass er einmal in seiner Jugend Hegelisch gestottert hat: damals hat sich etwas in ihm ausgerenkt, irgend ein Muskel hat sich gedehnt; damals ist sein Ohr, wie das Ohr eines unter Trommeln aufgewachsenen Knaben, abgestumpft worden, um nie wieder jene künstlerisch zarten und kräftigen Gesetze des Klanges nachzufühlen, unter deren Herrschaft der an guten Mustern und in strenger Zucht herangebildete Schriftsteller lebt. Damit hat er als Stilist sein bestes Hab und Gut verloren und ist verurtheilt, Zeitlebens auf dem unfruchtbaren und gefährlichen Triebsande des Zeitungsstiles sitzen zu bleiben — wenn er nicht in den Hegelschen Schlamm wieder hinunter will. Trotzdem hat er es für ein Paar Stunden der Gegenwart zur Berühmtheit gebracht, und vielleicht weiss man noch ein Paar spätere Stunden, dass er eine Berühmtheit war; dann aber kommt die Nacht und mit ihr die Vergessenheit: und schon mit diesem Augenblicke, in dem wir seine stilistischen Sünden in's schwarze Buch schreiben, beginnt die Dämmerung seines Ruhmes. Denn wer sich an der deutschen Sprache versündigt hat, der hat das Mysterium aller unserer Deutschheit entweiht: sie allein hat durch alle die Mischung und den Wechsel von Nationalitäten und Sitten hindurch sich selbst und damit den deutschen Geist wie durch einen metaphysischen Zauber gerettet. Sie allein verbürgt auch diesen Geist für die Zukunft, falls sie nicht selbst unter den ruchlosen Händen der Gegenwart zu Grunde geht. „Aber Di meliora! Fort Pachydermata, fort! Dies ist die deutsche Sprache, in der Menschen sich ausgedrückt, ja, in der grosse Dichter gesungen und grosse Denker geschrieben haben. Zurück mit den Tatzen!“ —

Nehmen wir zum Beispiel gleich einen Satz der ersten Seite des Straussischen Buches: „Schon in dem Machtzuwachse — — — hat der römische Katholicismus eine Aufforderung erkannt, seine ganze geistliche und weltliche Macht in der Hand des für unfehlbar erklärten Papstes diktatorisch zusammenzufassen.“ Unter diesem schlotterichten Gewande sind verschiedene Sätze, die durchaus nicht zusammenpassen und nicht zu gleicher Zeit möglich sind, versteckt; Jemand kann irgendwie eine Aufforderung erkennen, seine Macht zusammenzufassen oder sie in die Hände eines Diktators zu legen, aber er kann sie nicht in der Hand eines Anderen diktatorisch zusammenfassen. Wird dem Katholicismus gesagt, dass er seine Macht diktatorisch zusammenfasst, so ist er selbst mit einem Diktator verglichen: offenbar soll aber hier der unfehlbare Papst mit dem Diktator verglichen werden, und nur durch unklares Denken und Mangel an Sprachgefühl kommt das Adverbium an die unrechte Stelle. Um aber das Ungereimte der anderen Wendung nachzufühlen, so empfehle ich, dieselbe in folgender Simplification sich vorzusagen: der Herr fasst die Zügel in der Hand seines Kutschers zusammen. — (S. 4): „Dem Gegensatze zwischen dem alten Consistorialregiment und den auf eine Synodalverfassung gerichteten Bestrebungen liegt hinter dem hierarchischen Zuge auf der einen, dem demokratischen auf der anderen Seite, doch eine dogmatisch-religiöse Differenz zu Grunde." Man kann sich nicht ungeschickter ausdrücken: erstens bekommen wir einen Gegensatz zwischen einem Regiment und gewissen Bestrebungen, diesem Gegensatz liegt sodann eine dogmatisch-religiöse Differenz zu Grunde, und diese zu Grunde liegende Differenz befindet sich hinter einem hierarchischen Zuge auf der einen und einem demokratischen auf der anderen Seite. Räthsel: welches Ding liegt hinter zwei Dingen einem dritten Dinge zu Grunde? — (S. 18): „und die Tage, obwohl von dem Erzähler unmissverstehbar zwischen Abend und Morgen eingerahmt" u.s.w. Ich beschwöre Sie, das in's Lateinische zu übersetzen, um zu erkennen, welchen schamlosen Missbrauch Sie mit der Sprache treiben. Tage, die eingerahmt werden! Von einem Erzähler! Unmissverstehbar! Und eingerahmt zwischen etwas! — (S. 19): „Von irrigen und widersprechenden Berichten, von falschen Meinungen und Urtheilen kann in der Bibel keine Rede sein." Höchst lüderlich ausgedrückt! Sie verwechseln „in der Bibel" und „bei der Bibel": das erstere hätte seine Stelle vor „kann" haben müssen, das zweite nach „kann". Ich meine, Sie haben sagen wollen: von irrigen und widersprechenden Berichten, von falschen Meinungen und Urtheilen in der Bibel kann keine Rede sein; warum nicht? Weil sie gerade die Bibel ist — also: „kann bei der Bibel nicht die Rede sein." Um nun nicht „in der Bibel" und „bei der Bibel" hintereinander folgen zu lassen, haben Sie sich entschlossen, Lumpen-Jargon zu schreiben und die Präpositionen zu verwechseln. Dasselbe Verbrechen begehen Sie auf S. 20: „Compilationen, in die ältere Stücke zusammengearbeitet sind." Sie meinen, „in die ältere Stücke hineingearbeitet oder in denen ältere Stücke zusammengearbeitet sind." — Auf derselben Seite reden Sie mit studentischer Wendung von einem „Lehrgedicht, das in die unangenehme Lage versetzt wird, zunächst vielfach missdeutet“ (besser: missgedeutet), „dann angefeindet und bestritten zu werden“, S. 24 sogar von „Spitzfindigkeiten, durch die man ihre Härte zu mildern suchte“! Ich bin in der unangenehmen Lage, etwas Hartes, dessen Härte man durch etwas Spitzes mildert, nicht zu kennen; Strauss freilich erzählt (S. 367) sogar von einer „durch Zusammenrütteln gemilderten Schärfe“. — (S. 35): „einem Voltaire dort stand hier ein Samuel Hermann Reimarus durchaus typisch für beide Nationen gegenüber.“ Ein Mann kann immer nur typisch für Eine Nation, aber nicht einem Anderen typisch für beide Nationen gegenüber stehen. Eine schändliche Gewaltthätigkeit, an der Sprache begangen, um einen Satz zu sparen oder zu eskrokiren. — (S. 46): „Nun stand es aber nur wenige Jahre an nach Schleiermachers Tode, dass — —.“ Solchem Sudler-Gesindel macht freilich die Stellung der Worte keine Umstände; dass hier die Worte: „nach Schleiermachers Tode“ falsch stehen, nämlich nach „an“, während sie vor „an“ stehen sollten, ist Ihren Trommelschlag-Ohren gerade so gleichgültig, als nachher „dass“ zu sagen, wo es „bis“ heissen muss. — (S. 13): „auch von allen den verschiedenen Schattirungen, in denen das heutige Christenthum schillert, kann es sich bei uns nur etwa um die äusserste, abgeklärteste handeln, ob wir uns zu ihr noch zu bekennen vermögen.“ Die Frage, worum handelt es sich? kann einmal beantwortet werden: „um das und das“, oder zweitens durch einen Satz mit: „ob wir uns“ u.s.w.; beide Constructionen durcheinander zu werfen, zeigt den lüderlichen Gesellen. Er wollte vielmehr sagen: „kann es sich bei uns etwa nur bei der äussersten darum handeln, ob wir uns noch zu ihr bekennen“: aber die Präpositionen der deutschen Sprache sind, wie es scheint, nur noch da, um jede gerade so anzuwenden, dass die Anwendung überrascht. S. 358 z.B. verwechselt der „Klassiker“, um uns diese Ueberraschung zu machen, die Wendungen: „ein Buch handelt von etwas“ und: „es handelt sich um etwas“, und nun müssen wir einen Satz anhören, wie diesen: „dabei wird es unbestimmt bleiben, ob es sich von äusserem oder innerem Heldenthum, von Kämpfen auf offenem Felde oder in den Tiefen der Menschenbrust handelt.“ — (S. 343): „für unsere nervös überreizte Zeit, die namentlich in ihren musikalischen Neigungen diese Krankheit zu Tage legt.“ Schmähliche Verwechselung von „zu Tage liegen“ und „an den Tag legen“. Solche Sprachverbesserer sollten doch ohne Unterschied der Person gezüchtigt werden wie die Schuljungen. — (S. 70): „wir sehen hier einen der Gedankengänge, wodurch sich die Jünger zur Produktion der Vorstellung der Wiederbelebung ihres getödteten Meisters emporgearbeitet haben.“ Welches Bild! Eine wahre Essenkehrer-Phantasie! Man arbeitet sich durch einen Gang zu einer Produktion empor! — Wenn S. 72 dieser grosse Held in Worten, Strauss, die Geschichte von der Auferstehung Jesu als „welthistorischen Humbug“ bezeichnet, so wollen wir hier, unter dem Gesichtspunkte des Grammatikers, ihn nur fragen, wen er eigentlich bezichtigt, diesen „welthistorischen Humbug,“ das heisst einen auf Betrug Anderer und auf persönlichen Gewinn abzielenden Schwindel auf dem Gewissen zu haben. Wer schwindelt, wer betrügt? Denn einen „Humbug“ vermögen wir uns gar nicht ohne ein Subject vorzustellen, das seinen Vortheil dabei sucht. Da uns auf diese Frage Strauss gar keine Antwort geben kann, — falls er sich scheuen sollte, seinen Gott, das heisst den aus nobler Passion irrenden Gott als diesen Schwindler zu prostituiren — so bleiben wir zunächst dabei, den Ausdruck für ebenso ungereimt als geschmacklos zu halten. — Auf derselben Seite heisst es: „seine Lehren würden wie einzelne Blätter im Winde verweht und zerstreut worden sein, wären diese Blätter nicht von dem Wahnglauben an seine Auferstehung als von einem derben handfesten Einband zusammengefasst und dadurch erhalten worden.“ Wer von Blättern im Winde redet, führt die Phantasie des Lesers irre, sofern er nachher darunter Papierblätter versteht, die durch Buchbinderarbeit zusammengefasst werden können. Der sorgsame Schriftsteller wird nichts mehr scheuen, als bei einem Bilde den Leser zweifelhaft zu lassen oder irre zu führen: denn das Bild soll etwas deutlicher machen; wenn aber das Bild selbst undeutlich ausgedrückt ist und irre führt, so macht es die Sache dunkler, als sie ohne Bild war. Aber freilich sorgsam ist unser „Klassiker“ nicht: er redet muthig von der „Hand unserer Quellen“ (S. 76), von dem „Mangel jeder Handhabe in den Quellen“ (S. 77) und von der „Hand eines Bedürfnisses“ (S. 215). — (S. 73): „Der Glaube an seine Auferstehung kommt auf Rechnung Jesu selbst.“ Wer sich so gemein merkantilisch bei so wenig gemeinen Dingen auszudrücken liebt, giebt zu verstehen, dass er sein Lebelang recht schlechte Bücher gelesen hat. Von schlechter

Lektüre zeugt der Straussische Stil überall. Vielleicht hat er zuviel die Schriften seiner theologischen Gegner gelesen. Woher aber lernt man es, den alten Juden- und Christengott mit so kleinbürgerlichen Bildern zu behelligen, wie sie Strauss zum Beispiel S. 105 zum Besten giebt, wo eben jenem „alten Juden- und Christengott der Stuhl unter dem Leibe weggezogen wird“ oder S. 105, wo „an den alten persönlichen Gott gleichsam die Wohnungsnoth herantritt,“ oder S. 115, wo ebenderselbe in ein „Ausdingstübchen“ versetzt wird, „worin er übrigens noch anständig untergebracht und beschäftigt werden soll.“ — (S. 111): „mit dem erhörlichen Gebet ist abermals ein wesentliches Attribut des persönlichen Gottes dahingefallen.“ Denkt doch erst, ihr Tintenklexer, ehe ihr klext! Ich sollte meinen, die Tinte müsste erröthen, wenn mit ihr etwas über ein Gebet, das ein „Attribut“ sein soll, noch dazu ein „dahingefallenes Attribut“, hingeschmiert wird. — Aber was steht auf S. 134! „Manches von den Wunschattributen, die der Mensch früherer Zeiten seinen Göttern beilegte — ich will nur das Vermögen schnellster Raumdurchmessung als Beispiel anführen — hat er jetzt, in Folge rationeller Naturbeherrschung, selbst an sich genommen.“ Wer wickelt uns diesen Knäuel auf! Gut, der Mensch früherer Zeiten legt den Göttern Attribute bei; „Wunschattribute“ ist bereits recht bedenklich! Strauss meint ungefähr, der Mensch habe angenommen, dass die Götter alles das, was er zu haben wünscht, aber nicht hat, wirklich besitzen, und so hat ein Gott Attribute, die den Wünschen der Menschen entsprechen, also ungefähr „Wunschattribute“. Aber nun nimmt, nach Straussens Belehrung, der Mensch manches von diesen „Wunschattributen“ an sich — ein dunkler Vorgang, ebenso dunkel wie der auf S. 135 geschilderte: „der Wunsch muss hinzutreten, dieser Abhängigkeit auf dem kürzesten Wege eine für den Menschen vortheilhafte Wendung zu geben.“ Abhängigkeit — Wendung — kürzester Weg, ein Wunsch, der hinzutritt — wehe jedem, der einen solchen Vorgang wirklich sehen wollte! Es ist eine Scene aus dem Bilderbuch für Blinde. Man muss tasten. — Ein neues Beispiel (S. 222): „Die aufsteigende und mit ihrem Aufsteigen selbst über den einzelnen Niedergang übergreifende Richtung dieser Bewegung,“ ein noch stärkeres (S.

120): „Die letzte Kantische Wendung sah sich, wie wir fanden, um ans Ziel zu kommen, genöthigt, ihren Weg eine Strecke weit über das Feld eines zukünftigen Lebens zu nehmen.“ Wer kein Maulthier ist, findet in diesen Nebeln keinen Weg. Wendungen, die sich genöthigt sehen! Ueber den Niedergang übergreifende Richtungen! Wendungen, die auf dem kürzesten Wege vortheilhaft sind, Wendungen, die ihren Weg eine Strecke weit über ein Feld nehmen! Ueber welches Feld? Ueber das Feld des zukünftigen Lebens! Zum Teufel alle Topographie! Lichter! Lichter! Wo ist der Faden der Ariadne in diesem Labyrinthe! Nein, so darf Niemand sich erlauben zu schreiben, und wenn es der berühmteste Prosaschreiber wäre, noch weniger aber ein Mensch, mit „vollkommen ausgewachsener religiöser und sittlicher Anlage“ (S. 50). Ich meine, ein älterer Mann müsste doch wissen, dass die Sprache ein von den Vorfahren überkommenes und den Nachkommen zu hinterlassendes Erbstück ist, vor dem man Ehrfurcht haben soll als vor etwas Heiligem und Unschätzbarem und Unverletzlichem. Sind eure Ohren stumpf geworden, nun so fragt, schlagt Wörterbücher nach, gebraucht gute Grammatiken, aber wagt es nicht, so in den Tag hinein fortzusündigen! Strauss sagt zum Beispiel (S. 136): „ein Wahn, den sich und der Menschheit abzuthun, das Bestreben jedes zur Einsicht Gekommenen sein müsste.“ Diese Construction ist falsch, und wenn das ausgewachsene Ohr des Scriblers dies nicht merkt, so will ich es ihm in’s Ohr schreien: man „thut entweder etwas von Jemandem ab“ oder „man thut Jemanden einer Sache ab“; Strauss hätte also sagen müssen: „ein Wahn, dessen sich und die Menschheit abzuthun“ oder „den von sich und der Menschheit abzuthun“. Was er aber geschrieben hat, ist Lumpen-Jargon. Wie muss es uns nun vorkommen, wenn ein solches stilistisches Pachyderma gar noch in neu gebildeten oder umgeformten alten Worten sich umherwälzt, wenn es von dem „einebnenden Sinne der Socialdemokratie“ (S. 279) redet, als ob es Sebastian Frank wäre, oder wenn es eine Wendung des Hans Sachs nachmacht (S. 259): „die Völker sind die gottgewollten, das heisst die naturgemässen Formen, in denen die Menschheit sich zum Dasein bringt, von denen kein Verständiger absehen, kein Braver sich abziehen darf“. — (S. 252): „Nach einem Gesetze besondert sich die menschliche Gattung in Racen“; (S. 282): „Widerstand zu befahren“. Strauss merkt nicht, warum so ein alterthümliches Läppchen mitten in der modernen Fadenscheinigkeit seines Ausdrucks so auffällt. Jedermann nämlich merkt solchen Wendungen und solchen Läppchen an, dass sie gestohlen sind. Aber hier und da ist unser Flickschneider auch schöpferisch und macht sich ein neues Wort zurecht: S. 221 redet er von einem „sich entwickelnden aus- und emporringenden Leben“: aber „ausringen“ wird entweder von der Wäscherin gesagt oder vom Helden, der den Kampf vollendet hat und stirbt; „ausringen“ im Sinne von „sich entwickeln“ ist Straussendeutsch, ebenso wie (S. 223): „alle Stufen und Stadien der Ein- und Auswickelung“ Wickelkinderdeutsch! — (S. 252): „in Anschliessung“ für „im Anschluss“. — (S. 137): „im täglichen Treiben des mittelalterlichen Christen kam das religiöse Element viel häufiger und ununterbrochener zur Ansprache.“ „Viel ununterbrochener“, ein musterhafter Comparativ, wenn nämlich Strauss ein prosaischer Musterschreiber ist: freilich gebraucht er auch das unmögliche „vollkommener“ (S. 223 und 214). Aber „zur Ansprache kommen!“ Woher in aller Welt stammt dies, Sie verwegener Sprachkünstler? denn hier vermag ich mir gar nicht zu helfen, keine Analogie fällt mir ein, die Gebrüder Grimm bleiben, auf diese Art von „Ansprache“ angesprochen, stumm wie das Grab. Sie meinen doch wohl nur dies: „das religiöse Element spricht sich häufiger aus“, das heisst, Sie verwechseln wieder einmal aus haarsträubender Ignoranz die Präpositionen; aussprechen mit ansprechen zu verwechseln, trägt den Stempel der Gemeinheit an sich, wenn es Sie gleich nicht ansprechen sollte, dass ich das öffentlich ausspreche. — (S. 220): „weil ich hinter seiner subjectiven Bedeutung noch eine objective von unendlicher Tragweite anklingen hörte.“ Es steht, wie gesagt, schlecht oder seltsam mit Ihrem Gehör: Sie hören „Bedeutungen anklingen“, und gar „hinter“ anderen Bedeutungen anklingen, und solche gehörte Bedeutungen sollen „von unendlicher Tragweite“ sein! Das ist entweder Unsinn oder ein fachmännisches Kanonier-Gleichniss. — (S. 183): „die äusseren Umrisse der Theorie sind hiermit bereits gegeben; auch von den Springfedern, welche die Bewegung innerhalb derselben bestimmen, bereits etliche eingesetzt.“ Das ist wiederum entweder Unsinn oder ein fachmännisches, uns unzugängliches Posamentirer-Gleichniss. Was wäre aber eine Matratze, die aus Umrissen und eingesetzten Springfedern bestände, werth? Und was sind das für Springfedern, welche die Bewegung innerhalb der

Matratze bestimmen! Wir zweifeln an der Straussischen Theorie, wenn er sie uns in der Gestalt vorlegt, und würden von ihr sagen müssen, was Strauss selbst so schön sagt (S. 175): „es fehlen ihr zur rechten Lebensfähigkeit noch wesentliche Mittelglieder.“ Also heran mit den Mittelgliedern! Umrisse und Springfedern sind da, Haut und Muskeln sind präparirt; so lange man freilich nur diese hat, fehlt noch viel zur rechten Lebensfähigkeit oder, um uns „unvorgreiflicher“ mit Strauss auszudrücken: „wenn man zwei so werthverschiedene Gebilde mit Nichtbeachtung der Zwischenstufen und Mittelzustände unmittelbar an einander stösst“. — (S. 5): „Aber man kann ohne Stellung sein und doch nicht am Boden liegen.“ Wir verstehen Sie wohl, Sie leicht geschürzter Magister! Denn wer nicht steht und auch nicht liegt, der fliegt, schwebt vielleicht, gaukelt oder flattert. Lag es Ihnen aber daran, etwas Anderes als Ihre Flatterhaftigkeit auszudrücken, wie der Zusammenhang fast errathen lässt, so würde ich an Ihrer Stelle ein anderes Gleichniss gewählt haben; das drückt dann auch etwas Anderes aus. — (S. 5): „die notorisch dürr gewordenen Zweige des alten Baumes“; welcher notorisch dürr gewordene Stil! — (S. 6): „der könne auch einem unfehlbaren Papste, als von jenem Bedürfniss gefordert, seine Anerkennung nicht versagen.“ Man soll den Dativ um keinen Preis mit dem Accusativ verwechseln: das giebt sonst bei Knaben einen Schnitzer, bei prosaischen Musterschreibern ein Verbrechen. — (S. 8) finden wir „Neubildung einer neuen Organisirung der idealen Elemente im Völkerleben.“ Nehmen wir an, dass ein solcher tautologischer Unsinn sich wirklich einmal aus dem Tintenfass auf das Papier geschlichen hat, muss man ihn dann auch drucken lassen? Ist es erlaubt, so etwas bei der Correctur nicht zu sehen? Bei der Correctur von sechs Auflagen! Beiläufig zu S. 9: wenn man einmal Schiller’sche Worte citirt, dann etwas genauer und nicht nur so beinahe! Das gebietet der schuldige Respect. Also muss es heissen: „ohne Jemandes Abgunst zu fürchten.“ — (S. 16): „denn da wird sie alsbald zum Riegel, zur hemmenden Mauer, gegen die sich nun der ganze Andrang der fortschreitenden Vernunft, alle Mauerbrecher der Kritik, mit leidenschaftlichem Widerwillen richten.“ Hier sollen wir uns etwas denken, das erst zum Riegel, dann zur Mauer wird, wogegen endlich „sich Mauerbrecher mit leidenschaftlichem Widerwillen“ oder gar ein „Andrang“ mit leidenschaftlichem Widerwillen richtet. Herr, reden Sie doch wie ein Mensch aus dieser Welt! Mauerbrecher werden von Jemandem gerichtet und richten sich nicht selbst, und nur der, welcher sie richtet, nicht der Mauerbrecher selbst, kann leidenschaftlichen Widerwillen haben, obwohl selten einmal Jemand gerade gegen eine Mauer einen solchen Widerwillen haben wird, wie Sie uns vorreden. — (S. 266): „weswegen derlei Redensarten auch jederzeit den beliebten Tummelplatz demokratischer Plattheiten gebildet haben.“ Unklar gedacht! Redensarten können keinen Tummelplatz bilden! sondern sich nur selbst auf einem solchen tummeln. Strauss wollte vielleicht sagen: „weshalb derlei Gesichtspunkte auch jederzeit den beliebten Tummelplatz demokratischer Redensarten und Plattheiten gebildet haben.“ — (S. 320): „das Innere eines zart- und reichbesaiteten Dichtergemüths, dem bei seiner weitausgreifenden Thätigkeit auf den Gebieten der Poesie und Naturforschung, der Geselligkeit und Staatsgeschäfte, die Rückkehr zu dem milden Herdfeuer einer edlen Liebe stetiges Bedürfniss blieb.“ Ich bemühe mich, ein Gemüth zu imaginiren, das harfenartig mit Saiten bezogen ist, und welches sodann eine „weitausgreifende Thätigkeit“ hat, das heisst ein galoppirendes Gemüth, welches wie ein Rappe weitausgreift, und das endlich wieder zum stillen Herdfeuer zurückkehrt. Habe ich nicht Recht, wenn ich diese galoppirende und zum Herdfeuer zurückkehrende, überhaupt auch mit Politik sich abgebende Gemüthsharfe recht originell finde, so wenig originell, so abgebraucht, ja so unerlaubt „das zartbesaitete Dichtergemüth“ selbst ist? An solchen geistreichen Neubildungen des Gemeinen oder Absurden erkennt man den „klassischen Prosaschreiber.“ — (S. 74): „wenn wir die Augen aufthun, und den Erfund dieses Augenaufthuns uns ehrlich eingestehen wollten.“ In dieser prächtigen und feierlich nichtssagenden Wendung imponirt nichts mehr als die Zusammenstellung des „Erfundes“ mit dem Worte „ehrlich“: wer etwas findet und nicht herausgiebt, den „Erfund“ nicht eingesteht, ist unehrlich. Strauss thut das Gegentheil und hält es für nöthig, dies öffentlich zu loben und zu bekennen. Aber wer hat ihn denn getadelt? fragte ein Spartaner. — (S. 43): „nur in einem Glaubensartikel zog er die Fäden kräftiger an, der allerdings auch der Mittelpunkt der christlichen Dogmatik ist.“ Es bleibt dunkel, was er eigentlich gemacht hat: wann zieht man denn Fäden an? Sollten diese Fäden vielleicht Zügel und der kräftiger

Anziehende ein Kutscher gewesen sein? Nur mit dieser Correctur verstehe ich das Gleichniss. — (S. 226): „In den Pelzröcken liegt eine richtigere Ahnung.“ Unzweifelhaft! So weit war „der vom Uraffen abgezweigte Urmensch noch lange nicht“ (p. 226), zu wissen, dass er es einmal bis zur Straussischen Theorie bringen werde. Aber jetzt wissen wir es „dahin wird und muss es gehen, wo die Fähnlein lustig im Winde flattern. Ja lustig und zwar im Sinne der reinsten, erhabensten Geistesfreude“ (p. 176). Strauss ist so kindlich über seine Theorie vergnügt, dass sogar die „Fähnlein“ lustig werden, sonderbarer Weise sogar lustig „im Sinne der reinsten und erhabensten Geistesfreude“. Und nun wird es auch immer lustiger! Plötzlich sehen wir „drei Meister, davon jeder folgende sich auf des Vorgängers Schultern stellt“ (S. 361), ein rechtes Kunstreiterstückchen, das uns Haydn, Mozart und Beethoven zum Besten geben; wir sehen Beethoven wie ein Pferd (S. 356) „über den Strang schlagen“; eine „frisch beschlagene Strasse“ (S. 367) präsentirt sich uns, (während wir bisher nur von frisch beschlagenen Pferden wussten), ebenfalls „ein üppiges Mistbeet für den Raubmord“ (S. 287); trotz diesen so ersichtlichen Wundern wird „das Wunder in Abgang decretirt“ (S. 176). Plötzlich erscheinen die Kometen (S. 164); aber Strauss beruhigt uns: „bei dem lockeren Völkchen der Kometen kann von Bewohnern nicht die Rede sein“: wahre Trostworte, da man sonst bei einem lockeren Völkchen, auch in Hinsicht auf Bewohner, nichts verschwören sollte. Inzwischen ein neues Schauspiel: Strauss selber „rankt sich“ an einem „Nationalgefühl zum Menschheitsgefühle empor“ (S. 258), während ein Anderer „zu immer roherer Demokratie heruntergleitet“ (S. 264). Herunter! Ja nicht hinunter! gebietet unser Sprachmeister, der (S. 269) recht nachdrücklich falsch sagt, „in den organischen Bau gehört ein tüchtiger Adel herein“. In einer höheren Sphäre bewegen sich, unfassbar hoch über uns, bedenkliche Phänomene, zum Beispiel „das Aufgeben der spiritualistischen Herausnahme der Menschen aus der Natur“ (S. 201), oder (S. 210) „die Widerlegung des Sprödethuns“; ein gefährliches Schauspiel auf S. 241, wo „der Kampf um’s Dasein im Thierreich sattsam losgelassen wird“. — S. 359 „springt“ sogar wunderbarer Weise „eine menschliche Stimme der

Instrumentalmusik bei“, aber eine Thür wird aufgemacht, durch welche das Wunder (S. 177) „*auf Nimmerwiederkehr hinausgeworfen wird*“ — S. 123 „*sieht der Augenschein im Tode den ganzen Menschen, wie er war, zu Grunde gehen*“; noch nie bis auf den Sprachbändiger Strauss hat der „Augenschein gesehen“: nun haben wir es in seinem Sprach-Guckkasten erlebt und wollen ihn preisen. Auch das haben wir von ihm zuerst gelernt, was es heisst: „*unser Gefühl für das All reagirt, wenn es verletzt wird, religiös*“, und erinnern uns der dazu gehörigen Procedur. Wir wissen bereits, welcher Reiz darin liegt (S. 280), „*erhabene Gestalten wenigstens bis zum Knie in Sicht zu bekommen*“ und schätzen uns darum glücklich, den „klassischen Prosaschreiber“, zwar mit dieser Beschränkung der Aussicht, aber doch immerhin wahrgenommen zu haben. Ehrlich gesagt: was wir gesehen haben, waren thönerne Beine, und was wie gesunde Fleischfarbe erschien, war nur aufgemalte Tünche. Freilich wird die Philister-Kultur in Deutschland entrüstet sein, wenn man von bemalten Götzenbildern spricht, wo sie einen lebendigen Gott sieht. Wer es aber wagt, ihre Bilder umzuwerfen, der wird sich schwerlich scheuen, ihr, aller Entrüstung zum Trotz, in’s Gesicht zu sagen, dass sie selbst verlernt habe, zwischen lebendig und todt, ächt und unächt, original und nachgemacht, Gott und Götze zu unterscheiden, und dass ihr der gesunde, männliche Instinkt für das Wirkliche und Rechte verloren gegangen sei. Sie selbst verdient den Untergang: und jetzt bereits sinken die Zeichen ihrer Herrschaft, jetzt bereits fällt ihr Purpur; wenn aber der Purpur fällt, muss auch der Herzog nach. —

Damit habe ich mein Bekenntniss abgelegt. Es ist das Bekenntniss eines Einzelnen; und was vermöchte so ein Einzelner gegen alle Welt, selbst wenn seine Stimme überall gehört würde! Sein Urtheil würde doch nur, um Euch zu guterletzt mit einer ächten und kostbaren Straussenfeder zu schmücken, „*von eben so viel subjectiver Wahrheit als ohne jede objective Beweiskraft sein*“ — nicht wahr, meine Guten? Seid deshalb immerhin getrosten Muthes! Einstweilen wenigstens wird es bei Eurem „*von eben so viel — als ohne*“ sein Bewenden haben. Einstweilen! So lange nämlich das noch als unzeitgemäss gilt, was immer an der Zeit war und jetzt mehr als je an der Zeit ist und Noth thut — die Wahrheit zu sagen. —

[«]

Unzeitgemässe Betrachtungen.

Von

Dr. Friedrich Nietzsche.

Ordentl. Professor der Classischen Philologie an der Universität Basel.

Zweites Stück:

Vom Nutzen und Nachtheil
der Historie für das Leben.

Leipzig.
Verlag von E. W. Fritzsch.
1874.

UNZEITGEMÄSSE BETRACHTUNGEN II

[«]

Vorwort.
1. 2. 3. 4. 5.
6. 7. 8. 9. 10.

Vorwort.

„Uebrigens ist mir Alles verhasst, was mich bloss belehrt, ohne meine Thätigkeit zu vermehren, oder unmittelbar zu beleben“. Dies sind Worte Goethes, mit denen, als mit einem herzhaft ausgedrückten Ceterum censeo unsere Betrachtung über den Werth und den Unwerth der Historie beginnen mag. In derselben soll nämlich dargestellt werden, warum Belehrung ohne Belebung, warum Wissen, bei dem die Thätigkeit erschlafft, warum Historie als kostbarer Erkenntniss-Ueberfluss und Luxus uns ernstlich, nach Goethes Wort, verhasst sein muss — deshalb, weil es uns noch am Nothwendigsten fehlt, und weil das Ueberflüssige der Feind des Nothwendigen ist. Gewiss, wir brauchen Historie, aber wir brauchen sie anders, als sie der verwöhnte Müssiggänger im Garten des Wissens braucht, mag derselbe auch vornehm auf unsere derben und anmuthlosen Bedürfnisse und Nöthe herabsehen. Das heisst, wir brauchen sie zum Leben und zur That, nicht zur bequemen Abkehr vom Leben und von der That oder gar zur Beschönigung des selbstsüchtigen Lebens und der feigen und schlechten That. Nur soweit die Historie dem Leben dient, wollen wir ihr dienen: aber es giebt einen Grad, Historie zu treiben und eine Schätzung derselben, bei der das Leben verkümmert und entartet: ein Phänomen, welches an merkwürdigen Symptomen unserer Zeit sich zur Erfahrung zu bringen jetzt eben so nothwendig ist als es schmerzlich sein mag.

Ich habe mich bestrebt eine Empfindung zu schildern, die mich oft genug gequält hat; ich räche mich an ihr, indem ich sie der Oeffentlichkeit preisgebe. Vielleicht wird irgend Jemand durch eine solche Schilderung veranlasst, mir zu erklären, dass er diese Empfindung zwar auch kenne, aber dass ich sie nicht rein und ursprünglich genug empfunden und durchaus nicht mit der gebührenden Sicherheit und Reife der Erfahrung ausgesprochen habe. So vielleicht der Eine oder der Andere; die Meisten aber werden mir sagen, dass es eine ganz verkehrte, unnatürliche, abscheuliche und schlechterdings unerlaubte Empfindung sei, ja dass ich mich mit derselben der so mächtigen historischen Zeitrichtung unwürdig gezeigt habe, wie sie bekanntlich seit zwei Menschenaltern unter den Deutschen namentlich zu bemerken ist. Nun wird jedenfalls dadurch dass ich mich mit der Naturbeschreibung meiner Empfindung hervorwage, die allgemeine Wohlanständigkeit eher gefördert als beschädigt, dadurch dass ich Vielen Gelegenheit gebe, einer solchen Zeitrichtung, wie der eben erwähnten, Artigkeiten zu sagen. Für mich aber gewinne ich etwas, was mir noch mehr werth ist als die

Wohlanständigkeit — öffentlich über unsere Zeit belehrt und zurecht gewiesen zu werden.

Unzeitgemäss ist auch diese Betrachtung, weil ich etwas, worauf die Zeit mit Recht stolz ist, ihre historische Bildung, hier einmal als Schaden, Gebreste und Mangel der Zeit zu verstehen versuche, weil ich sogar glaube, dass wir Alle an einem verzehrenden historischen Fieber leiden und mindestens erkennen sollten, dass wir daran leiden. Wenn aber Goethe mit gutem Rechte gesagt hat, dass wir mit unseren Tugenden zugleich auch unsere Fehler anbauen, und wenn, wie Jedermann weiss, eine hypertrophische Tugend — wie sie mir der historische Sinn unserer Zeit zu sein scheint — so gut zum Verderben eines Volkes werden kann wie ein hypertrophisches Laster: so mag man mich nur einmal gewähren lassen. Auch soll zu meiner Entlastung nicht verschwiegen werden, dass ich die Erfahrungen, die mir jene quälenden Empfindungen erregten, meistens aus mir selbst und nur zur Vergleichung aus Anderen entnommen habe, und dass ich nur sofern ich Zögling älterer Zeiten, zumal der griechischen bin, über mich als ein Kind dieser jetzigen Zeit zu so unzeitgemässen Erfahrungen komme. So viel muss ich mir aber selbst von Berufs wegen als classischer Philologe zugestehen dürfen: denn ich wüsste nicht, was die classische Philologie in unserer Zeit für einen Sinn hätte, wenn nicht den, in ihr unzeitgemäss — das heisst gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zu Gunsten einer kommenden Zeit — zu wirken.

[«]

1.

Betrachte die Heerde, die an dir vorüberweidet: sie weiss nicht was Gestern, was Heute ist, springt umher, frisst, ruht, verdaut, springt wieder, und so vom Morgen bis zur Nacht und von Tage zu Tage, kurz angebunden mit ihrer Lust und Unlust, nämlich an den Pflock des Augenblickes und deshalb weder schwermüthig noch überdrüssig. Dies zu sehen geht dem Menschen hart ein, weil er seines Menschenthums sich vor dem Thiere brüstet und doch nach seinem Glücke eifersüchtig hinblickt — denn das will er allein, gleich dem Thiere weder überdrüssig noch unter Schmerzen leben, und will es doch vergebens, weil er es nicht will wie das Thier. Der Mensch fragt wohl einmal das Thier: warum redest du mir nicht von deinem Glücke und siehst mich nur an? Das Thier will auch antworten und sagen, das kommt daher dass ich immer gleich vergesse, was ich sagen wollte — da vergass es aber auch schon diese Antwort und schwieg: so dass der Mensch sich darob verwunderte.

Er wundert sich aber auch über sich selbst, das Vergessen nicht lernen zu können und immerfort am Vergangenen zu hängen: mag er noch so weit, noch so schnell laufen, die Kette läuft mit. Es ist ein Wunder: der Augenblick, im Husch da, im Husch vorüber, vorher ein Nichts, nachher ein Nichts, kommt doch noch als Gespenst wieder und stört die Ruhe eines späteren Augenblicks. Fortwährend löst sich ein Blatt aus der Rolle der Zeit, fällt heraus, flattert fort — und flattert plötzlich wieder zurück, dem Menschen in den Schooss. Dann sagt der Mensch „ich erinnere mich“ und beneidet das Thier, welches sofort vergisst und jeden Augenblick wirklich sterben, in Nebel und Nacht zurücksinken und auf immer erlöschen sieht. So lebt das Thier unhistorisch: denn es geht auf in der Gegenwart, wie eine Zahl, ohne dass ein wunderlicher Bruch übrig bleibt, es weiss sich nicht zu verstellen, verbirgt nichts und erscheint in jedem Momente ganz und gar als das was es ist, kann also gar nicht anders sein als ehrlich. Der Mensch hingegen stemmt sich gegen die grosse und immer grössere Last des Vergangenen: diese drückt ihn nieder oder beugt ihn seitwärts, diese beschwert seinen Gang als eine unsichtbare und dunkle Bürde, welche er zum Scheine einmal verläugnen kann, und welche er im Umgange mit seines Gleichen gar zu gern verläugnet: um ihren Neid zu wecken. Deshalb ergreift es ihn, als ob er eines verlorenen Paradieses gedächte, die weidende Heerde oder, in vertrauterer Nähe, das Kind zu sehen, das noch nichts Vergangenes zu verläugnen hat und zwischen den Zäunen der Vergangenheit und der Zukunft in überseliger Blindheit spielt. Und doch muss ihm sein Spiel gestört werden: nur zu zeitig wird es aus der Vergessenheit heraufgerufen. Dann lernt es das Wort „es war“ zu verstehen, jenes Losungswort, mit dem Kampf, Leiden und Ueberdruss an den Menschen herankommen, ihn zu erinnern, was sein Dasein im Grunde ist — ein nie zu vollendendes Imperfectum. Bringt endlich der Tod das ersehnte Vergessen, so unterschlägt er doch zugleich dabei die Gegenwart und das Dasein und drückt damit das Siegel auf jene Erkenntniss, dass Dasein nur ein ununterbrochenes Gewesensein ist, ein Ding, das davon lebt, sich selbst zu verneinen und zu verzehren, sich selbst zu widersprechen.

Wenn ein Glück, wenn ein Haschen nach neuem Glück in irgend einem Sinne das ist, was den Lebenden im Leben festhält und zum Leben fortdrängt, so hat vielleicht kein Philosoph mehr Recht als der Cyniker: denn das Glück des Thieres, als des vollendeten Cynikers, ist der lebendige Beweis für das Recht des Cynismus. Das kleinste Glück, wenn es nur ununterbrochen da ist und glücklich macht, ist ohne Vergleich mehr Glück als das grösste, das nur als Episode, gleichsam als

Laune, als toller Einfall, zwischen lauter Unlust, Begierde und Entbehren kommt. Bei dem kleinsten aber und bei dem grössten Glücke ist es immer Eines, wodurch Glück zum Glücke wird: das Vergessenkönnen oder, gelehrter ausgedrückt, das Vermögen, während seiner Dauer unhistorisch zu empfinden. Wer sich nicht auf der Schwelle des Augenblicks, alle Vergangenheiten vergessend, niederlassen kann, wer nicht auf einem Punkte wie eine Siegesgöttin ohne Schwindel und Furcht zu stehen vermag, der wird nie wissen, was Glück ist und noch schlimmer: er wird nie etwas thun, was Andere glücklich macht. Denkt euch das äusserste Beispiel, einen Menschen, der die Kraft zu vergessen gar nicht besässe, der verurtheilt wäre, überall ein Werden zu sehen: ein Solcher glaubt nicht mehr an sein eigenes Sein, glaubt nicht mehr an sich, sieht alles in bewegte Punkte auseinander fliessen und verliert sich in diesem Strome des Werdens: er wird wie der rechte Schüler Heraklits zuletzt kaum mehr wagen den Finger zu heben. Zu allem Handeln gehört Vergessen: wie zum Leben alles Organischen nicht nur Licht, sondern auch Dunkel gehört. Ein Mensch, der durch und durch nur historisch empfinden wollte, wäre dem ähnlich, der sich des Schlafens zu enthalten gezwungen würde, oder dem Thiere, das nur vom Wiederkäuen und immer wiederholten Wiederkäuen leben sollte. Also: es ist möglich, fast ohne Erinnerung zu leben, ja glücklich zu leben, wie das Thier zeigt; es ist aber ganz und gar unmöglich, ohne Vergessen überhaupt zu leben. Oder, um mich noch einfacher über mein Thema zu erklären: es giebt einen Grad von Schlaflosigkeit, von Wiederkäuen, von historischem Sinne, bei dem das Lebendige zu Schaden kommt, und zuletzt zu Grunde geht, sei es nun ein Mensch oder ein Volk oder eine Cultur.

Um diesen Grad und durch ihn dann die Grenze zu bestimmen, an der das Vergangene vergessen werden muss, wenn es nicht zum Todtengräber des Gegenwärtigen werden soll, müsste man genau wissen, wie gross die plastische Kraft eines Menschen, eines Volkes, einer Cultur ist, ich meine jene Kraft, aus sich heraus eigenartig zu wachsen, Vergangenes und Fremdes umzubilden und einzuverleiben, Wunden auszuheilen, Verlorenes zu ersetzen, zerbrochene Formen aus sich nachzuformen. Es giebt Menschen die diese Kraft so wenig besitzen, dass sie an einem einzigen Erlebniss, an einem einzigen Schmerz, oft zumal an einem einzigen zarten Unrecht, wie an einem ganz kleinen blutigen Risse unheilbar verbluten; es giebt auf der anderen Seite solche, denen die wildesten und schauerlichsten Lebensunfälle und selbst Thaten der eigenen Bosheit so wenig anhaben, dass sie es mitten darin oder kurz darauf zu einem leidlichen

Wohlbefinden und zu einer Art ruhigen Gewissens bringen. Je stärkere Wurzeln die innerste Natur eines Menschen hat, um so mehr wird er auch von der Vergangenheit sich aneignen oder anzwingen; und dächte man sich die mächtigste und ungeheuerste Natur, so wäre sie daran zu erkennen, dass es für sie gar keine Grenze des historischen Sinnes geben würde, an der er überwuchernd und schädlich zu wirken vermöchte; alles Vergangene, eigenes und fremdestes, würde sie an sich heran, in sich hineinziehen und gleichsam zu Blut umschaffen. Das was eine solche Natur nicht bezwingt, weiss sie zu vergessen; es ist nicht mehr da, der Horizont ist geschlossen und ganz, und nichts vermag daran zu erinnern, dass es noch jenseits desselben Menschen, Leidenschaften, Lehren, Zwecke giebt. Und dies ist ein allgemeines Gesetz: jedes Lebendige kann nur innerhalb eines Horizontes gesund, stark und fruchtbar werden; ist es unvermögend einen Horizont um sich zu ziehen und zu selbstisch wiederum, innerhalb eines fremden den eigenen Blick einzuschliessen, so siecht es matt oder überhastig zu zeitigem Untergange dahin. Die Heiterkeit, das gute Gewissen, die frohe That, das Vertrauen auf das Kommende — alles das hängt, bei dem Einzelnen wie bei dem Volke, davon ab, dass es eine Linie giebt, die das Uebersehbare, Helle von dem Unaufhellbaren und Dunkeln scheidet, davon dass man eben so gut zur rechten Zeit zu vergessen weiss, als man sich zur rechten Zeit erinnert, davon dass man mit kräftigem Instincte herausfühlt, wann es nöthig ist, historisch, wann unhistorisch zu empfinden. Dies gerade ist der Satz, zu dessen Betrachtung der Leser eingeladen ist: das Unhistorische und das Historische ist gleichermaassen für die Gesundheit eines Einzelnen, eines Volkes und einer Cultur nöthig.

Hier bringt nun Jeder zunächst eine Beobachtung mit: das historische Wissen und Empfinden eines Menschen kann sehr beschränkt, sein Horizont eingeengt wie der eines Alpenthal-Bewohners sein, in jedes Urtheil mag er eine Ungerechtigkeit, in jede Erfahrung den Irrthum legen, mit ihr der Erste zu sein — und trotz aller Ungerechtigkeit und allem Irrthum steht er doch in unüberwindlicher Gesundheit und Rüstigkeit da und erfreut jedes Auge; während dicht neben ihm der bei weitem Gerechtere und Belehrtere kränkelt und zusammenfällt, weil die Linien seines Horizontes immer von Neuem unruhig sich verschieben, weil er sich aus dem viel zarteren Netze seiner Gerechtigkeiten und Wahrheiten nicht wieder zum derben Wollen und Begehren herauswinden kann. Wir sahen dagegen das Thier, das ganz unhistorisch ist und beinahe innerhalb eines punktartigen Horizontes wohnt und doch in einem gewissen Glücke, wenigstens ohne Ueberdruss und Verstellung lebt; wir werden also die Fähigkeit, in einem bestimmten Grade unhistorisch empfinden zu können, für die wichtigere und ursprünglichere halten müssen, insofern in ihr das Fundament liegt, auf dem überhaupt erst etwas Rechtes, Gesundes und Grosses, etwas wahrhaft Menschliches wachsen kann. Das Unhistorische ist einer umhüllenden Atmosphäre ähnlich, in der sich Leben allein erzeugt, um mit der Vernichtung dieser Atmosphäre wieder zu verschwinden. Es ist wahr: erst dadurch, dass der Mensch denkend, überdenkend, vergleichend, trennend, zusammenschliessend jenes unhistorische Element einschränkt, erst dadurch dass innerhalb jener umschliessenden Dunstwolke ein heller, blitzender Lichtschein entsteht, also erst durch die Kraft, das Vergangene zum Leben zu gebrauchen und aus dem Geschehenen wieder Geschichte zu machen, wird der Mensch zum Menschen: aber in einem Uebermaasse von Historie hört der Mensch wieder auf und ohne jene Hülle des Unhistorischen würde er nie angefangen haben und anzufangen wagen. Wo finden sich Thaten, die der Mensch zu thun vermöchte, ohne vorher in jene Dunstschicht des Unhistorischen eingegangen zu sein? Oder um die Bilder bei Seite zu lassen und zur Illustration durch das Beispiel zu greifen: man vergegenwärtige sich doch einen Mann, den eine heftige Leidenschaft, für ein Weib oder für einen grossen Gedanken, herumwirft und fortzieht; wie verändert sich ihm seine Welt! Rückwärts blickend fühlt er sich blind, seitwärts hörend vernimmt er das Fremde wie einen dumpfen bedeutungsleeren Schall; was er überhaupt wahrnimmt, das nahm er noch nie so wahr, so fühlbar nah, gefärbt, durchtönt, erleuchtet, als ob er es mit allen Sinnen zugleich ergriffe. Alle Werthschätzungen sind verändert und entwerthet; so vieles vermag er nicht mehr zu schätzen, weil er es kaum mehr fühlen kann: er fragt sich ob er so lange der Narr fremder Worte, fremder Meinungen gewesen sei; er wundert sich, dass sein Gedächtniss sich unermüdlich in einem Kreise dreht und doch zu schwach und müde ist, um nur einen einzigen Sprung aus diesem Kreise heraus zu machen. Es ist der ungerechteste Zustand von der Welt, eng, undankbar gegen das Vergangene, blind gegen Gefahren, taub gegen Warnungen, ein kleiner lebendiger Wirbel in einem todten Meere von Nacht und Vergessen: und doch ist dieser Zustand — unhistorisch, widerhistorisch durch und durch — der Geburtsschooss nicht nur einer ungerechten, sondern vielmehr jeder rechten That; und kein Künstler wird sein Bild, kein Feldherr seinen Sieg, kein Volk seine Freiheit erreichen, ohne sie in einem derartig unhistorischen Zustande vorher begehrt und erstrebt zu haben. Wie der Handelnde, nach Goethes Ausdruck, immer gewissenlos ist, so ist er auch wissenlos, er vergisst das Meiste, um Eins zu thun, er ist ungerecht gegen das, was hinter ihm liegt und kennt nur Ein Recht, das Recht dessen, was jetzt werden soll. So liebt jeder Handelnde seine That unendlich mehr als sie geliebt zu werden verdient: und die besten Thaten geschehen in einem solchen Ueberschwange der Liebe, dass sie jedenfalls dieser Liebe unwerth sein müssen, wenn ihr Werth auch sonst unberechenbar gross wäre.

Sollte Einer im Stande sein, diese unhistorische Atmosphäre, in der jedes grosse geschichtliche Ereigniss entstanden ist, in zahlreichen Fällen auszuwittern und nachzuathmen, so vermöchte ein Solcher vielleicht, als erkennendes Wesen, sich auf einen überhistorischen Standpunkt zu erheben, wie ihn einmal Niebuhr als mögliches Resultat historischer Betrachtungen geschildert hat. „Zu einer Sache wenigstens", sagt er, „ist die Geschichte, klar und ausführlich begriffen, nutz: dass man weiss, wie auch die grössten und höchsten Geister unseres menschlichen Geschlechtes nicht wissen, wie zufällig ihr Auge die Form angenommen hat, wodurch sie sehen und wodurch zu sehen sie von Jedermann gewaltsam fordern, gewaltsam nämlich, weil die Intensität ihres Bewusstseins ausnehmend gross ist. Wer dies nicht ganz bestimmt und in vielen Fällen weiss und begriffen hat, den unterjocht die Erscheinung eines mächtigen Geistes, der in eine gegebene Form die höchste Leidenschaftlichkeit bringt." Ueberhistorisch wäre ein solcher Standpunkt zu nennen, weil Einer, der auf ihm steht, gar keine Verführung mehr zum Weiterleben und zur Mitarbeit an der Geschichte verspüren könnte, dadurch dass er die Eine Bedingung alles Geschehens, jene Blindheit und Ungerechtigkeit in der Seele des Handelnden, erkannt hätte; er wäre selbst davon geheilt, die Historie von nun an noch übermässig ernst zu nehmen: hätte er doch gelernt, an jedem Menschen, an jedem Erlebniss, unter Griechen oder Türken, aus einer Stunde des ersten oder des neunzehnten Jahrhunderts, die Frage sich zu beantworten, wie und wozu gelebt werde. Wer seine Bekannten fragt, ob sie die letzten zehn oder zwanzig Jahre noch einmal zu durchleben wünschten, wird leicht wahrnehmen, wer von ihnen für jenen überhistorischen Standpunkt vorgebildet ist: zwar werden sie wohl Alle Nein! antworten, aber sie werden jenes Nein! verschieden begründen. Die Einen vielleicht damit, dass sie sich getrösten „aber die nächsten zwanzig werden besser sein"; es sind die von denen David Hume spöttisch sagt:

And from the dregs of life hope to receive,
What the first sprightly running could not give.

Wir wollen sie die historischen Menschen nennen; der Blick in die Vergangenheit drängt sie zur Zukunft hin, feuert ihren Muth an, es noch länger mit dem Leben aufzunehmen, entzündet die Hoffnung, dass das Rechte noch komme, dass das Glück hinter dem Berge sitze, auf den sie zuschreiten. Diese historischen

Menschen glauben, dass der Sinn des Daseins im Verlaufe eines Prozesses immer mehr ans Licht kommen werde, sie schauen nur deshalb rückwärts, um an der Betrachtung des bisherigen Prozesses die Gegenwart zu verstehen und die Zukunft heftiger begehren zu lernen; sie wissen gar nicht, wie unhistorisch sie trotz aller ihrer Historie denken und handeln, und wie auch ihre Beschäftigung mit der Geschichte nicht im Dienste der reinen Erkenntniss, sondern des Lebens steht.

Aber jene Frage, deren erste Beantwortung wir gehört haben, kann auch einmal anders beantwortet werden. Zwar wiederum mit einem Nein! aber mit einem anders begründeten Nein. Mit dem Nein des überhistorischen Menschen, der nicht im Prozesse das Heil sieht, für den vielmehr die Welt in jedem einzelnen Augenblicke fertig ist und ihr Ende erreicht. Was könnten zehn neue Jahre lehren, was die vergangenen zehn zu lehren nicht vermochten!

Ob nun der Sinn der Lehre Glück oder Resignation oder Tugend oder Busse ist, darin sind die überhistorischen Menschen mit einander nie einig gewesen; aber, allen historischen Betrachtungsarten des Vergangenen entgegen, kommen sie zur vollen Einmüthigkeit des Satzes: das Vergangene und das Gegenwärtige ist Eines und dasselbe, nämlich in aller Mannichfaltigkeit typisch gleich und als Allgegenwart unvergänglicher Typen ein stillstehendes Gebilde von unverändertem Werthe und ewig gleicher Bedeutung. Wie die Hunderte verschiedener Sprachen denselben typisch festen Bedürfnissen der Menschen entsprechen, so dass Einer, der diese Bedürfnisse verstände, aus allen Sprachen nichts Neues zu lernen vermöchte: so erleuchtet sich der überhistorische Denker alle Geschichte der Völker und der Einzelnen von innen heraus, hellseherisch den Ursinn der verschiedenen Hieroglyphen errathend und allmählich sogar der immer neu hinzuströmenden Zeichenschrift ermüdet ausweichend: denn wie sollte er es im unendlichen Ueberflusse des Geschehenden nicht zur Sättigung, zur Uebersättigung, ja zum Ekel bringen! so dass der Verwegenste zuletzt vielleicht bereit ist, mit Giacomo Leopardi zu seinem Herzen zu sagen:

„Nichts lebt, das würdig
„Wär deiner Regungen, und keinen Seufzer verdient die Erde.
„Schmerz und Langeweile ist unser Sein und Koth die Welt — nichts Andres.
„Beruhige dich.“

Doch lassen wir den überhistorischen Menschen ihren Ekel und ihre Weisheit: heute wollen wir vielmehr einmal unserer Unweisheit von Herzen froh werden und uns als den Thätigen und Fortschreitenden, als den Verehrern des Prozesses, einen guten Tag machen. Mag unsere Schätzung des Historischen nur ein occidentalisches Vorurtheil sein; wenn wir nur wenigstens innerhalb dieser Vorurtheile fortschreiten und nicht stillestehen! Wenn wir nur dies gerade immer besser lernen, Historie zum Zwecke des Lebens zu treiben! Dann wollen wir den Ueberhistorischen gerne zugestehen, dass sie mehr Weisheit besitzen, als wir; falls wir nämlich nur sicher sein dürfen, mehr Leben als sie zu besitzen: denn so wird jedenfalls unsere Unweisheit mehr Zukunft haben, als ihre Weisheit. Und damit gar kein Zweifel über den Sinn dieses Gegensatzes von Leben und Weisheit bestehen bleibe, will ich mir durch ein von Alters her wohlbewährtes Verfahren zu Hülfe kommen und gerades Wegs einige Thesen aufstellen.

Ein historisches Phänomen, rein und vollständig erkannt und in ein Erkenntnissphänomen aufgelöst, ist für den, der es erkannt hat, todt: denn er hat in ihm den Wahn, die Ungerechtigkeit, die blinde Leidenschaft und überhaupt den ganzen irdisch umdunkelten Horizont jenes Phänomens und zugleich eben darin seine geschichtliche Macht erkannt. Diese Macht ist jetzt für ihn, den Wissenden, machtlos geworden: vielleicht noch nicht für ihn, den Lebenden.

Die Geschichte als reine Wissenschaft gedacht und souverän geworden, wäre eine Art von Lebens-Abschluss und Abrechnung für die Menschheit. Die historische Bildung ist vielmehr nur im Gefolge einer mächtigen neuen Lebensströmung, einer werdenden Cultur zum Beispiel, etwas Heilsames und Zukunft-Verheissendes, also nur dann, wenn sie von einer höheren Kraft beherrscht und geführt wird und nicht selber herrscht und führt.

Die Historie, sofern sie im Dienste des Lebens steht, steht im Dienste einer unhistorischen Macht und wird deshalb nie, in dieser Unterordnung, reine Wissenschaft, etwa wie die Mathematik es ist, werden können und sollen. Die Frage aber, bis zu welchem Grade das Leben den Dienst der Historie überhaupt brauche, ist eine der höchsten Fragen und Sorgen in Betreff der Gesundheit eines Menschen, eines Volkes, einer Cultur. Denn bei einem gewissen Uebermaass derselben zerbröckelt und entartet das Leben und zuletzt auch wieder, durch diese Entartung, selbst die Historie.

[«]

2.

Dass das Leben aber den Dienst der Historie brauche, muss eben so deutlich begriffen werden als der Satz, der später zu beweisen sein wird — dass ein

Uebermaass der Historie dem Lebendigen schade. In dreierlei Hinsicht gehört die Historie dem Lebendigen: sie gehört ihm als dem Thätigen und Strebenden, ihm als dem Bewahrenden und Verehrenden, ihm als dem Leidenden und der Befreiung Bedürftigen. Dieser Dreiheit von Beziehungen entspricht eine Dreiheit von Arten der Historie: sofern es erlaubt ist eine monumentalische, eine antiquarische und eine kritische Art der Historie zu unterscheiden.

Die Geschichte gehört vor Allem dem Thätigen und Mächtigen, dem, der einen grossen Kampf kämpft, der Vorbilder, Lehrer, Tröster braucht und sie unter seinen Genossen und in der Gegenwart nicht zu finden vermag. So gehörte sie Schillern: denn unsere Zeit ist so schlecht, sagte Goethe, dass dem Dichter im umgebenden menschlichen Leben keine brauchbare Natur mehr begegnet. Mit der Rücksicht auf den Thätigen nennt zum Beispiel Polybius die politische Historie die rechte Vorbereitung zur Regierung eines Staates und die vorzüglichste Lehrmeisterin, als welche durch die Erinnerung an die Unfälle Anderer uns ermahne, die Abwechselungen des Glückes standhaft zu ertragen. Wer hierin den Sinn der Historie zu erkennen gelernt hat, den muss es verdriessen, neugierige Reisende oder peinliche Mikrologen auf den Pyramiden grosser Vergangenheiten herumklettern zu sehen; dort, wo er die Anreizungen zum Nachahmen und Bessermachen findet, wünscht er nicht dem Müssiggänger zu begegnen, der begierig nach Zerstreuung oder Sensation, wie unter den gehäuften Bilderschätzen einer Galerie herumstreicht. Dass der Thätige mitten unter den schwächlichen und hoffnungslosen Müssiggängern, mitten unter den scheinbar thätigen, in Wahrheit nur aufgeregten und zappelnden Genossen nicht verzage und Ekel empfinde, blickt er hinter sich und unterbricht den Lauf zu seinem Ziele, um einmal aufzuathmen. Sein Ziel aber ist irgend ein Glück, vielleicht nicht sein eigenes, oft das eines Volkes oder das der Menschheit insgesammt; er flieht vor der Resignation zurück und gebraucht die Geschichte als Mittel gegen die Resignation. Zumeist winkt ihm kein Lohn, wenn nicht der Ruhm, das heisst die Anwartschaft auf einen Ehrenplatz im Tempel der Historie, wo er selbst wieder den Späterkommenden Lehrer, Tröster und Warner sein kann. Denn sein Gebot lautet: das was einmal vermochte, den Begriff „Mensch“ weiter auszuspannen und schöner zu erfüllen, das muss auch ewig vorhanden sein, um dies ewig zu vermögen. Dass die grossen Momente im Kampfe der Einzelnen eine Kette bilden, dass in ihnen ein Höhenzug der Menschheit durch Jahrtausende hin sich verbinde, dass für mich das Höchste eines solchen längst vergangenen Momentes noch lebendig, hell und gross sei — das ist der Grundgedanke im Glauben an die Humanität, der sich in der Forderung einer monumentalischen Historie ausspricht. Gerade aber an dieser Forderung, dass das Grosse ewig sein solle, entzündet sich der furchtbarste Kampf. Denn alles Andere, was noch lebt, ruft Nein. Das Monumentale soll nicht entstehen — das ist die Gegenlosung. Die dumpfe Gewöhnung, das Kleine und Niedrige, alle Winkel der Welt erfüllend, als schwere Erdenluft um alles Grosse qualmend, wirft sich hemmend, täuschend, dämpfend, erstickend in den Weg, den das Grosse zur Unsterblichkeit zu gehen hat. Dieser Weg aber führt durch menschliche Gehirne! Durch die Gehirne geängstigter und kurzlebender Thiere, die immer wieder zu denselben Nöthen auftauchen und mit Mühe eine geringe Zeit das Verderben von sich abwehren. Denn sie wollen zunächst nur Eines: leben um jeden Preis. Wer möchte bei ihnen jenen schwierigen Fackel-Wettlauf der monumentalen Historie vermuthen, durch den allein das Grosse weiterlebt! Und doch erwachen immer wieder Einige, die sich im Hinblick auf das vergangene Grosse und gestärkt durch seine Betrachtung so beseligt fühlen, als ob das Menschenleben eine herrliche Sache sei, und als ob es gar die schönste Frucht dieses bitteren Gewächses sei, zu wissen, dass früher einmal Einer stolz und stark durch dieses Dasein gegangen ist, ein Anderer mit Tiefsinn, ein Dritter mit Erbarmen und hülfreich — alle aber Eine Lehre hinterlassend, dass der am schönsten lebt, der das Dasein nicht achtet. Wenn der gemeine Mensch diese Spanne Zeit so trübsinnig ernst und begehrlich nimmt, wussten jene, auf ihrem Wege zur Unsterblichkeit und zur monumentalen Historie, es zu einem olympischen Lachen oder mindestens zu einem erhabenen Hohne zu bringen; oft stiegen sie mit Ironie in ihr Grab — denn was war an ihnen zu begraben! Doch nur das, was sie als Schlacke, Unrath, Eitelkeit, Thierheit immer bedrückt hatte und was jetzt der Vergessenheit anheim fällt, nachdem es längst ihrer Verachtung preisgegeben war. Aber Eines wird leben, das Monogramm ihres eigensten Wesens, ein Werk, eine That, eine seltene Erleuchtung, eine Schöpfung: es wird leben, weil keine Nachwelt es entbehren kann. In dieser verklärtesten Form ist der Ruhm doch etwas mehr als der köstlichste Bissen unserer Eigenliebe, wie ihn Schopenhauer genannt hat, es ist der Glaube an die Zusammengehörigkeit und Continuität des Grossen aller Zeiten, es ist ein Protest gegen den Wechsel der Geschlechter und die Vergänglichkeit.

Wodurch also nützt dem Gegenwärtigen die monumentalische Betrachtung der Vergangenheit, die Beschäftigung mit dem Classischen und Seltenen früherer Zeiten? Er entnimmt daraus, dass das Grosse, das einmal da war, jedenfalls einmal möglich war und deshalb auch wohl wieder einmal möglich sein wird; er geht muthiger seinen Gang, denn jetzt ist der Zweifel, der ihn in schwächeren Stunden anfällt, ob er nicht vielleicht das Unmögliche wolle, aus dem Felde geschlagen. Nehme man an, dass Jemand glaube, es gehörten nicht mehr als hundert productive, in einem neuen Geiste erzogene und wirkende Menschen dazu, um der in Deutschland gerade jetzt modisch gewordenen Gebildetheit den Garaus zu machen, wie müsste es ihn bestärken wahrzunehmen, dass die Cultur der Renaissance sich auf den Schultern einer solchen Hundert-Männer-Schaar heraushob.

Und doch — um an dem gleichen Beispiel sofort noch etwas Neues zu lernen — wie fliessend und schwebend, wie ungenau wäre jene Vergleichung! Wie viel des Verschiedenen muss, wenn sie jene kräftigende Wirkung thun soll, dabei übersehen, wie gewaltsam muss die Individualität des Vergangenen in eine allgemeine Form hineingezwängt und an allen scharfen Ecken und Linien zu Gunsten der Uebereinstimmung zerbrochen werden! Im Grunde ja könnte das, was einmal möglich war, sich nur dann zum zweiten Male als möglich einstellen, wenn die Pythagoreer Recht hätten zu glauben, dass bei gleicher Constellation der himmlischen Körper auch auf Erden das Gleiche, und zwar bis auf's Einzelne und Kleine sich wiederholen müsse: so dass immer wieder, wenn die Sterne eine gewisse Stellung zu einander haben, ein Stoiker sich mit einem Epikureer verbinden und Cäsar ermorden und immer wieder bei einem anderen Stande Columbus Amerika entdecken wird. Nur wenn die Erde ihr Theaterstück jedesmal nach dem fünften Akt von Neuem anfienge, wenn es feststünde, dass dieselbe Verknotung von Motiven, derselbe deus ex machina, dieselbe Katastrophe in bestimmten Zwischenräumen wiederkehrten, dürfte der Mächtige die monumentale Historie in voller ikonischer Wahrhaftigkeit, das heisst jedes Factum in seiner genau gebildeten Eigenthümlichkeit und Einzigkeit begehren: wahrscheinlich also nicht eher, als bis die Astronomen wieder zu Astrologen geworden sind. Bis dahin wird die monumentale Historie jene volle Wahrhaftigkeit nicht brauchen können: immer wird sie das Ungleiche annähern, verallgemeinern und endlich gleichsetzen, immer wird sie die Verschiedenheit der Motive und Anlässe abschwächen, um auf Kosten der causae die effectus monumental, nämlich vorbildlich und nachahmungswürdig, hinzustellen: so dass man sie, weil sie möglichst von den Ursachen absieht, mit geringer Uebertreibung eine Sammlung der „Effecte an sich“ nennen könnte, als von Ereignissen, die zu allen Zeiten Effect machen werden. Das, was bei Volksfesten, bei religiösen oder kriegerischen Gedenktagen gefeiert wird, ist eigentlich ein solcher „Effect an sich“: er ist es, der die Ehrgeizigen nicht schlafen lässt, der den Unternehmenden wie ein Amulet am Herzen liegt, nicht aber der wahrhaft geschichtliche Connexus von Ursachen und Wirkungen, der, vollständig erkannt, nur beweisen würde, dass nie wieder etwas durchaus Gleiches bei dem Würfelspiele der Zukunft und des Zufalls herauskommen könne.

So lange die Seele der Geschichtschreibung in den grossen Antrieben liegt, die ein Mächtiger aus ihr entnimmt, so lange die Vergangenheit als nachahmungswürdig, als nachahmbar und zum zweiten Male möglich beschrieben werden muss, ist sie jedenfalls in der Gefahr, etwas verschoben, in's Schöne umgedeutet und damit der freien Erdichtung angenähert zu werden; ja es giebt Zeiten, die zwischen einer monumentalischen Vergangenheit und einer mythischen Fiction gar nicht zu unterscheiden vermögen: weil aus der einen Welt genau dieselben Antriebe entnommen werden können, wie aus der anderen. Regiert also die monumentalische Betrachtung des Vergangenen über die anderen Betrachtungsarten, ich meine über die antiquarische und kritische, so leidet die Vergangenheit selbst Schaden: ganze grosse Theile derselben werden vergessen, verachtet, und fliessen fort wie eine graue ununterbrochene Fluth, und nur einzelne geschmückte Facta heben sich als Inseln heraus: an den seltenen Personen, die überhaupt sichtbar werden, fällt etwas Unnatürliches und Wunderbares in die Augen, gleichsam die goldene Hüfte, welche die Schüler des Pythagoras an ihrem Meister erkennen wollten. Die monumentale Historie täuscht durch Analogien: sie reizt mit verführerischen Aehnlichkeiten den Muthigen zur Verwegenheit, den Begeisterten zum Fanatismus, und denkt man sich gar diese Historie in den Händen und Köpfen der begabten Egoisten und der schwärmerischen Bösewichter, so werden Reiche zerstört, Fürsten ermordet, Kriege und Revolutionen angestiftet und die Zahl der geschichtlichen „Effecte an sich“, das heisst der Wirkungen ohne zureichende Ursachen, von Neuem vermehrt. Soviel zur Erinnerung an die Schäden, welche die monumentale Historie unter den Mächtigen und Thätigen, seien sie nun gut oder böse, anrichten kann: was wirkt sie aber erst, wenn sich ihrer die Ohnmächtigen und Unthätigen bemächtigen und bedienen!

Nehmen wir das einfachste und häufigste Beispiel. Man denke sich die unkünstlerischen und schwachkünstlerischen Naturen durch die monumentalische Künstlerhistorie geharnischt und bewehrt: gegen wen werden sie jetzt ihre Waffen richten! Gegen ihre Erbfeinde, die starken Kunstgeister, also gegen die, welche allein aus jener Historie wahrhaft, das heisst zum Leben hin zu lernen und das Erlernte in eine erhöhte Praxis umzusetzen vermögen. Denen wird der Weg verlegt; denen wird die Luft verfinstert, wenn man ein halb begriffenes Monument irgend einer grossen Vergangenheit götzendienerisch und mit rechter Beflissenheit umtanzt, als ob man sagen wollte: „Seht, das ist die wahre und wirkliche Kunst: was gehen euch die Werdenden und Wollenden an!“ Scheinbar besitzt dieser tanzende Schwarm sogar das Privilegium des „guten Geschmacks“: denn immer stand der Schaffende im Nachtheil gegen den, der nur zusah, und nicht selbst die Hand anlegte; wie zu allen Zeiten der politische Kannegiesser klüger, gerechter und überlegsamer war, als der regierende Staatsmann. Will man aber gar auf das Gebiet der Kunst den Gebrauch der Volksabstimmungen und der Zahlen-Majoritäten übertragen und den Künstler gleichsam vor das Forum der aesthetischen Nichtsthuer zu seiner Selbstvertheidigung nöthigen, so kann man einen Eid darauf im Voraus leisten, dass er verurtheilt werden wird: nicht obwohl, sondern gerade weil seine Richter den Kanon der monumentalen Kunst, das heisst nach der gegebenen Erklärung, der Kunst, die zu allen Zeiten „Effect gemacht hat,“ feierlich proclamirt haben: während ihnen für alle noch nicht monumentale, weil gegenwärtige Kunst erstens das Bedürfniss, zweitens die reine Neigung, drittens eben jene Auctorität der Historie abgeht. Dagegen verräth ihnen ihr Instinct, dass die Kunst durch die Kunst todtgeschlagen werden könne: das Monumentale soll durchaus nicht wieder entstehen, und dazu nützt gerade das, was einmal die Auctorität des Monumentalen aus der Vergangenheit her hat. So sind sie Kunstkenner, weil sie die Kunst überhaupt beseitigen möchten, so gebärden sie sich als Aerzte, während sie es im Grunde auf Giftmischerei abgesehen haben, so bilden sie ihre Zunge und ihren Geschmack aus, um aus ihrer Verwöhntheit zu erklären, warum sie alles das, was ihnen von nahrhafter Kunstspeise angeboten wird, so beharrlich ablehnen. Denn sie wollen nicht, dass das Grosse entsteht: ihr Mittel ist zu sagen „seht, das Grosse ist schon da!“ In Wahrheit geht sie dieses Grosse, das schon da ist, so wenig an, wie das, was entsteht: davon legt ihr Leben Zeugniss ab. Die monumentalische Historie ist das Maskenkleid, in dem sich ihr Hass gegen die Mächtigen und Grossen ihrer Zeit für gesättigte Bewunderung der Mächtigen und Grossen vergangener Zeiten ausgiebt, in welchem verkappt sie den eigentlichen Sinn jener historischen Betrachtungsart in den entgegengesetzten umkehren; ob sie es deutlich wissen oder nicht, sie handeln jedenfalls so, als ob ihr Wahlspruch wäre: lasst die Todten die Lebendigen begraben.

Jede der drei Arten von Historie, die es giebt, ist nur gerade auf Einem Boden und unter Einem Klima in ihrem Rechte: auf jedem anderen wächst sie zum verwüstenden Unkraut heran. Wenn der Mensch, der Grosses schaffen will, überhaupt die Vergangenheit braucht, so bemächtigt er sich ihrer vermittelst der monumentalischen Historie; wer dagegen im Gewohnten und Altverehrten beharren mag, pflegt das Vergangene als antiquarischer Historiker; und nur der, dem eine gegenwärtige Noth die Brust beklemmt und der um jeden Preis die Last von sich abwerfen will, hat ein Bedürfniss zur kritischen, das heisst richtenden und verurtheilenden Historie. Von dem gedankenlosen Verpflanzen der Gewächse rührt manches Unheil her: der Kritiker ohne Noth, der Antiquar ohne Pietät, der Kenner des Grossen ohne das Können des Grossen sind solche zum Unkraut aufgeschossene, ihrem natürlichen Mutterboden entfremdete und deshalb entartete Gewächse.

[«]

3.

Die Geschichte gehört also zweitens dem Bewahrenden und Verehrenden, dem, der mit Treue und Liebe dorthin zurückblickt, woher er kommt, worin er geworden ist; durch diese Pietät trägt er gleichsam den Dank für sein Dasein ab. Indem er das von Alters her Bestehende mit behutsamer Hand pflegt, will er die Bedingungen, unter denen er entstanden ist, für solche bewahren, welche nach ihm entstehen sollen — und so dient er dem Leben. Der Besitz von Urväter-Hausrath verändert in einer solchen Seele seinen Begriff: denn sie wird vielmehr von ihm besessen. Das Kleine, das Beschränkte, das Morsche und Veraltete erhält seine eigene Würde und Unantastbarkeit dadurch, dass die bewahrende und verehrende Seele des antiquarischen Menschen in diese Dinge übersiedelt und sich darin ein heimisches Nest bereitet. Die Geschichte seiner Stadt wird ihm zur Geschichte seiner selbst; er versteht die Mauer, das gethürmte Thor, die Rathsverordnung, das Volksfest wie ein ausgemaltes Tagebuch seiner Jugend und findet sich selbst in diesem Allen, seine Kraft, seinen Fleiss, seine Lust, sein Urtheil, seine Thorheit und Unart wieder. Hier liess es sich leben, sagt er sich, denn es lässt sich leben, hier wird es sich leben lassen, denn wir sind zäh und nicht über Nacht umzubrechen. So blickt er, mit diesem „Wir“, über das vergängliche wunderliche Einzelleben hinweg und fühlt sich selbst als den Haus-, Geschlechts- und Stadtgeist. Mitunter grüsst er selbst über weite verdunkelnde und verwirrende Jahrhunderte hinweg die Seele seines Volkes als seine eigne Seele; ein Hindurchfühlen und Herausahnen, ein Wittern auf fast verlöschten Spuren, ein instinctives Richtig-Lesen der noch so überschriebenen Vergangenheit, ein rasches Verstehen der Palimpseste, ja Polypseste — das sind seine Gaben und Tugenden. Mit ihnen stand Goethe vor dem Denkmale Erwin’s von Steinbach; in dem Sturme seiner Empfindung zerriss der historische zwischen ihnen ausgebreitete Wolkenschleier: er sah das deutsche Werk zum ersten Male wieder, „wirkend aus starker rauher deutscher Seele.“ Ein solcher Sinn und Zug führte die Italiäner der Renaissance und erweckte in ihren Dichtern den antiken italischen Genius von Neuem, zu einem „wundersamen Weiterklingen des uralten Saitenspiels“, wie Jacob Burckhardt sagt. Den höchsten Werth hat aber jener historisch-antiquarische Verehrungssinn, wo er über bescheidne, rauhe, selbst kümmerliche Zustände, in denen ein Mensch oder ein Volk lebt, ein einfaches rührendes Lust- und Zufriedenheits-Gefühl verbreitet; wie zum Beispiel Niebuhr mit ehrlicher Treuherzigkeit eingesteht, in Moor und Haide unter freien Bauern, die eine Geschichte haben, vergnügt zu leben und keine Kunst zu vermissen. Wie könnte die Historie dem Leben besser dienen, als dadurch, dass sie auch die minder begünstigten Geschlechter und Bevölkerungen an ihre Heimat und Heimatsitte anknüpft, sesshaft macht und sie abhält, nach dem Besseren in der Fremde herum zu schweifen und um dasselbe wetteifernd zu kämpfen? Mitunter sieht es wie Eigensinn und Unverstand aus, was den Einzelnen an diese Gesellen und Umgebungen, an diese mühselige Gewohnheit, an diesen kahlen Bergrücken gleichsam festschraubt — aber es ist der heilsamste und der Gesammtheit förderlichste Unverstand; wie Jeder weiss, der sich die furchtbaren Wirkungen abenteuernder Auswanderungslust, etwa gar bei ganzen Völkerschwärmen, deutlich gemacht hat, oder der den Zustand eines Volkes in der Nähe sieht, das die Treue gegen seine Vorzeit verloren hat und einem rastlosen kosmopolitischen Wählen und Suchen nach Neuem und immer Neuem preisgegeben ist. Die entgegengesetzte Empfindung, das Wohlgefühl des Baumes an seinen Wurzeln, das Glück sich nicht ganz willkürlich und zufällig zu wissen, sondern aus einer Vergangenheit als Erbe, Blüthe und Frucht herauszuwachsen und dadurch in seiner Existenz entschuldigt, ja gerechtfertigt zu werden — dies ist es, was man jetzt mit Vorliebe als den eigentlich historischen Sinn bezeichnet.

Das ist nun freilich nicht der Zustand, in dem der Mensch am meisten befähigt wäre, die Vergangenheit in reines Wissen aufzulösen; so dass wir auch hier wahrnehmen, was wir bei der monumentalischen Historie wahrgenommen haben, dass die Vergangenheit selbst leidet, so lange die Historie dem Leben dient und von Lebenstrieben beherrscht wird. Mit einiger Freiheit des Bildes gesprochen: Der Baum fühlt seine Wurzeln mehr als dass er sie sehen könnte: dies Gefühl aber misst ihre Grösse nach der Grösse und Kraft seiner sichtbaren Aeste. Mag der Baum schon darin irren: wie wird er erst über den ganzen Wald um sich herum im Irrthum sein! von dem er nur soweit etwas weiss und fühlt als dieser ihn selbst hemmt oder selbst fördert — aber nichts ausserdem. Der antiquarische Sinn eines Menschen, einer Stadtgemeinde, eines ganzen Volkes hat immer ein höchst beschränktes Gesichtsfeld; das Allermeiste nimmt er gar nicht wahr, und das Wenige, was er sieht, sieht er viel zu nahe und isolirt; er kann es nicht messen und nimmt deshalb alles als gleich wichtig und deshalb jedes Einzelne als zu wichtig. Dann giebt es für die Dinge der Vergangenheit keine Werthverschiedenheiten und Proportionen, die den Dingen unter einander wahrhaft gerecht würden; sondern immer nur Maasse und Proportionen der Dinge zu dem antiquarisch rückwärts blickenden Einzelnen oder Volke.

Hier ist immer eine Gefahr sehr in der Nähe: endlich wird einmal alles Alte und Vergangene, das überhaupt noch in den Gesichtskreis tritt, einfach als gleich ehrwürdig hingenommen, alles was aber diesem Alten nicht mit Ehrfurcht entgegen kommt, also das Neue und Werdende, abgelehnt und angefeindet. So duldeten selbst die Griechen den hieratischen Stil ihrer bildenden Künste neben dem freien und grossen, ja sie duldeten später die spitzen Nasen und das frostige Lächeln nicht nur, sondern machten selbst eine Feinschmeckerei daraus. Wenn sich der Sinn eines Volkes derartig verhärtet, wenn die Historie dem vergangnen Leben so dient, dass sie das Weiterleben und gerade das höhere Leben untergräbt, wenn der historische Sinn das Leben nicht mehr conservirt, sondern mumisirt: so stirbt der Baum, unnatürlicher Weise, von oben allmählich nach der Wurzel zu ab — und zuletzt geht gemeinhin die Wurzel selbst zu Grunde. Die antiquarische Historie entartet selbst in dem Augenblicke, in dem das frische Leben der Gegenwart sie nicht mehr beseelt und begeistert. Jetzt dorrt die Pietät ab, die gelehrtenhafte Gewöhnung besteht ohne sie fort und dreht sich egoistisch-selbstgefällig um ihren eignen Mittelpunkt. Dann erblickt man wohl das widrige Schauspiel einer blinden Sammelwuth, eines rastlosen Zusammenscharrens alles einmal Dagewesenen. Der Mensch hüllt sich in Moderduft; es gelingt ihm selbst eine bedeutendere Anlage, ein edleres Bedürfniss durch die antiquarische Manier zu unersättlicher Neubegier, richtiger Alt- und Allbegier herabzustimmen; oftmals sinkt er so tief, dass er zuletzt mit jeder Kost zufrieden ist und mit Lust selbst den Staub bibliographischer Quisquilien frisst.

Aber selbst, wenn jene Entartung nicht eintritt, wenn die antiquarische Historie das Fundament, auf dem sie allein zum Heile des Lebens wurzeln kann, nicht verliert: immer bleiben doch genug Gefahren übrig, falls sie nämlich allzu mächtig wird und die andern Arten, die Vergangenheit zu betrachten, überwuchert. Sie versteht eben allein Leben zu bewahren, nicht zu zeugen; deshalb unterschätzt sie immer das Werdende, weil sie für dasselbe keinen errathenden Instinct hat — wie ihn zum Beispiel die monumentalische Historie hat. So hindert jene den kräftigen Entschluss zum Neuen, so lähmt sie den Handelnden, der immer, als Handelnder, etwelche Pietäten verletzen wird und muss. Die Thatsache, dass etwas alt geworden ist, gebiert jetzt die Forderung, dass es unsterblich sein müsse; denn wenn Einer nachrechnet, was Alles ein solches Alterthum — eine alte Sitte der Väter, ein religiöser Glaube, ein ererbtes politisches Vorrecht — während der Dauer seiner Existenz erfahren hat, welche Summe der Pietät und Verehrung seitens des Einzelnen und der Generationen: so erscheint es vermessen oder selbst ruchlos, ein solches Alterthum durch ein Neuthum zu ersetzen und einer solchen Zahlen-Anhäufung von Pietäten und Verehrungen die Einer des Werdenden und Gegenwärtigen entgegenzustellen.

Hier wird es deutlich, wie nothwendig der Mensch, neben der monumentalischen und antiquarischen Art, die Vergangenheit zu betrachten, oft genug eine dritte Art nöthig hat, die kritische: und zwar auch diese wiederum im Dienste des Lebens. Er muss die Kraft haben und von Zeit zu Zeit anwenden, eine Vergangenheit zu zerbrechen und aufzulösen, um leben zu können: dies erreicht er dadurch, dass er sie vor Gericht zieht, peinlich inquirirt, und endlich verurtheilt; jede Vergangenheit aber ist werth verurtheilt zu werden — denn so steht es nun einmal mit den menschlichen Dingen: immer ist in ihnen menschliche Gewalt und Schwäche mächtig gewesen. Es ist nicht die Gerechtigkeit, die hier zu Gericht sitzt; es ist noch weniger die Gnade, die hier das Urtheil verkündet: sondern das Leben allein, jene dunkle, treibende, unersättlich sich selbst begehrende Macht. Sein Spruch ist immer ungnädig, immer ungerecht, weil er nie aus einem reinen Borne der Erkenntniss geflossen ist; aber in den meisten Fällen würde der Spruch ebenso ausfallen, wenn ihn die Gerechtigkeit selber spräche. „Denn Alles was entsteht, ist werth, dass es zu Grunde geht. Drum besser wär's, dass nichts entstünde.“ Es gehört sehr viel Kraft dazu, leben zu können und zu vergessen, in wie fern leben und ungerecht sein Eins ist. Luther selbst hat einmal gemeint, dass die Welt nur durch eine Vergesslichkeit Gottes entstanden sei; wenn Gott nämlich an das „schwere Geschütz“ gedacht hätte, er würde die Welt nicht geschaffen haben. Mitunter aber verlangt eben dasselbe Leben, das die Vergessenheit braucht, die zeitweilige Vernichtung dieser Vergessenheit; dann soll es eben gerade klar werden, wie ungerecht die Existenz irgend eines Dinges, eines Privilegiums, einer Kaste, einer Dynastie zum Beispiel, ist, wie sehr dieses Ding den Untergang verdient. Dann wird seine Vergangenheit kritisch betrachtet, dann greift man mit dem Messer an seine Wurzeln, dann schreitet man grausam über alle Pietäten hinweg. Es ist immer ein gefährlicher, nämlich für das Leben selbst gefährlicher Prozess: und Menschen oder Zeiten, die auf diese Weise dem Leben dienen, dass sie eine Vergangenheit richten und vernichten, sind immer gefährliche und gefährdete Menschen und Zeiten. Denn da wir nun einmal die Resultate früherer Geschlechter sind, sind wir auch die Resultate ihrer Verirrungen, Leidenschaften und Irrthümer, ja Verbrechen; es ist nicht möglich sich ganz von dieser Kette zu lösen. Wenn wir jene Verirrungen verurtheilen und uns ihrer für enthoben erachten, so ist die

Thatsache nicht beseitigt, dass wir aus ihnen herstammen. Wir bringen es im besten Falle zu einem Widerstreite der ererbten, angestammten Natur und unserer Erkenntniss, auch wohl zu einem Kampfe einer neuen strengen Zucht gegen das von Alters her Angezogne und Angeborne, wir pflanzen eine neue Gewöhnung, einen neuen Instinct, eine zweite Natur an, so dass die erste Natur abdorrt. Es ist ein Versuch, sich gleichsam a posteriore eine Vergangenheit zu geben, aus der man stammen möchte, im Gegensatz zu der, aus der man stammt — immer ein gefährlicher Versuch, weil es so schwer ist eine Grenze im Verneinen des Vergangenen zu finden und weil die zweiten Naturen meistens schwächlicher als die ersten sind. Es bleibt zu häufig bei einem Erkennen des Guten, ohne es zu thun, weil man auch das Bessere kennt, ohne es thun zu können. Aber hier und da gelingt der Sieg doch, und es giebt sogar für die Kämpfenden, für die, welche sich der kritischen Historie zum Leben bedienen, einen merkwürdigen Trost: nämlich zu wissen, dass auch jene erste Natur irgend wann einmal eine zweite Natur war und dass jede siegende zweite Natur zu einer ersten wird. —

[«]

4.

Dies sind die Dienste, welche die Historie dem Leben zu leisten vermag; jeder Mensch und jedes Volk braucht je nach seinen Zielen, Kräften und Nöthen eine gewisse Kenntniss der Vergangenheit, bald als monumentalische, bald als antiquarische, bald als kritische Historie: aber nicht wie eine Schaar von reinen, dem Leben nur zusehenden Denkern, nicht wie wissensgierige, durch Wissen allein zu befriedigende Einzelne, denen Vermehrung der Erkenntniss das Ziel selbst ist, sondern immer nur zum Zweck des Lebens und also auch unter der Herrschaft und obersten Führung dieses Zweckes. Dass dies die natürliche Beziehung einer Zeit, einer Cultur, eines Volkes zur Historie ist — hervorgerufen durch Hunger, regulirt durch den Grad des Bedürfnisses, in Schranken gehalten durch die innewohnende plastische Kraft — dass die Kenntniss der Vergangenheit zu allen Zeiten nur im Dienste der Zukunft und Gegenwart begehrt ist, nicht zur Schwächung der Gegenwart, nicht zur Entwurzelung einer lebenskräftigen Zukunft: das Alles ist einfach, wie die Wahrheit einfach ist, und überzeugt sofort auch den, der dafür nicht erst den historischen Beweis sich führen lässt.

Und nun schnell einen Blick auf unsere Zeit! Wir erschrecken, wir fliehen zurück: wohin ist alle Klarheit, alle Natürlichkeit und Reinheit jener Beziehung von

Leben und Historie, wie verwirrt, wie übertrieben, wie unruhig fluthet jetzt dies Problem vor unseren Augen! Liegt die Schuld an uns, den Betrachtenden? Oder hat sich wirklich die Constellation von Leben und Historie verändert, dadurch, dass ein mächtig feindseliges Gestirn zwischen sie getreten ist? Mögen Andere zeigen, dass wir falsch gesehen haben: wir wollen sagen, was wir zu sehen meinen. Es ist allerdings ein solches Gestirn, ein leuchtendes und herrliches Gestirn dazwischen getreten, die Constellation ist wirklich verändert — durch die Wissenschaft, durch die Forderung, dass die Historie Wissenschaft sein soll. Jetzt regiert nicht mehr allein das Leben und bändigt das Wissen um die Vergangenheit: sondern alle Grenzpfähle sind umgerissen und alles was einmal war, stürzt auf den Menschen zu. So weit zurück es ein Werden gab, soweit zurück, ins Unendliche hinein sind auch alle Perspektiven verschoben. Ein solches unüberschaubares Schauspiel sah noch kein Geschlecht, wie es jetzt die Wissenschaft des universalen Werdens, die Historie, zeigt: freilich aber zeigt sie es mit der gefährlichen Kühnheit ihres Wahlspruches: fiat veritas pereat vita.

Machen wir uns jetzt ein Bild von dem geistigen Vorgange, der hierdurch in der Seele des modernen Menschen herbeigeführt wird. Das historische Wissen strömt aus unversieglichen Quellen immer von Neuem hinzu und hinein, das Fremde und Zusammenhangslose drängt sich, das Gedächtniss öffnet alle seine Thore und ist doch nicht weit genug geöffnet, die Natur bemüht sich auf's Höchste, diese fremden Gäste zu empfangen, zu ordnen und zu ehren, diese selbst aber sind im Kampfe mit einander, und es scheint nöthig, sie alle zu bezwingen und zu bewältigen, um nicht selbst an ihrem Kampfe zu Grunde zu gehen. Die Gewöhnung an ein solches unordentliches, stürmisches und kämpfendes Hauswesen wird allmählich zu einer zweiten Natur, ob es gleich ausser Frage steht, dass diese zweite Natur viel schwächer, viel ruheloser und durch und durch ungesünder ist, als die erste. Der moderne Mensch schleppt zuletzt eine ungeheure Menge von unverdaulichen Wissenssteinen mit sich herum, die dann bei Gelegenheit auch ordentlich im Leibe rumpeln, wie es im Märchen heisst. Durch dieses Rumpeln verräth sich die eigenste Eigenschaft dieses modernen Menschen: der merkwürdige Gegensatz eines Inneren, dem kein Aeusseres, eines Aeusseren, dem kein Inneres entspricht, ein Gegensatz, den die alten Völker nicht kennen. Das Wissen, das im Uebermaasse ohne Hunger, ja wider das Bedürfniss aufgenommen wird, wirkt jetzt nicht mehr als umgestaltendes, nach aussen treibendes Motiv und bleibt in einer gewissen chaotischen Innenwelt verborgen, die jener moderne Mensch mit seltsamem Stolze als die ihm eigenthümliche „Innerlichkeit“ bezeichnet. Man sagt dann wohl, dass man den Inhalt habe und dass es nur an der Form fehle; aber bei allem Lebendigen ist dies ein ganz ungehöriger Gegensatz. Unsere moderne Bildung ist eben deshalb nichts Lebendiges, weil sie ohne jenen Gegensatz sich gar nicht begreifen lässt, das heisst: sie ist gar keine wirkliche Bildung, sondern nur eine Art Wissen um die Bildung, es bleibt in ihr bei dem Bildungs-Gedanken, bei dem Bildungs-Gefühl, es wird kein Bildungs-Entschluss daraus. Das dagegen, was wirklich Motiv ist und was als That sichtbar nach aussen tritt, bedeutet dann oft nicht viel mehr als eine gleichgültige Convention, eine klägliche Nachahmung oder selbst eine rohe Fratze. Im Inneren ruht dann wohl die Empfindung jener Schlange gleich, die ganze Kaninchen verschluckt hat und sich dann still gefasst in die Sonne legt und alle Bewegungen ausser den nothwendigsten vermeidet. Der innere Prozess, das ist jetzt die Sache selbst, das ist die eigentliche „Bildung“. Jeder, der vorübergeht, hat nur den einen Wunsch, dass eine solche Bildung nicht an Unverdaulichkeit zu Grunde gehe. Denke man sich zum Beispiel einen Griechen an einer solchen Bildung vorübergehend, er würde wahrnehmen, dass für die neueren Menschen „gebildet“ und „historisch gebildet“ so zusammenzugehören scheinen, als ob sie eins und nur durch die Zahl der Worte verschieden wären. Spräche er nun seinen Satz aus: es kann Einer sehr gebildet und doch historisch gar nicht gebildet sein, so würde man glauben, gar nicht recht gehört zu haben und den Kopf schütteln. Jenes bekannte Völkchen einer nicht zu fernen Vergangenheit, ich meine eben die Griechen, hatte sich in der Periode seiner grössten Kraft einen unhistorischen Sinn zäh bewahrt; müsste ein zeitgemässer Mensch in jene Welt durch Verzauberung zurückkehren, er würde vermuthlich die Griechen sehr „ungebildet“ befinden, womit dann freilich das so peinlich verhüllte Geheimniss der modernen Bildung zu öffentlichem Gelächter aufgedeckt wäre: denn aus uns haben wir Modernen gar nichts; nur dadurch, dass wir uns mit fremden Zeiten, Sitten, Künsten, Philosophien, Religionen, Erkenntnissen anfüllen und überfüllen, werden wir zu etwas Beachtungswerthem, nämlich zu wandelnden Encyclopädien, als welche uns vielleicht ein in unsere Zeit verschlagener Alt-Hellene ansprechen würde. Bei Encyclopädien findet man aber allen Werth nur in dem, was darin steht, im Inhalte, nicht in dem, was darauf steht oder was Einband und Schaale ist; und so ist die ganze moderne Bildung wesentlich innerlich: auswendig hat der Buchbinder so etwas darauf gedruckt wie: Handbuch innerlicher Bildung für äusserliche Barbaren. Ja dieser Gegensatz von innen und aussen macht das Aeusserliche noch barbarischer als es sein müsste, wenn ein rohes Volk nur aus sich heraus nach seinen derben Bedürfnissen wüchse. Denn welches Mittel bleibt noch der Natur übrig, um das überreichlich sich Aufdrängende zu bewältigen? Nur das eine Mittel, es so leicht wie möglich anzunehmen, um es schnell wieder zu beseitigen und auszustossen. Daraus entsteht eine Gewöhnung, die wirklichen Dinge nicht mehr ernst zu nehmen, daraus entsteht die „schwache Persönlichkeit,“ zufolge deren das Wirkliche, das Bestehende nur einen geringen Eindruck macht; man wird im Aeusserlichen zuletzt immer lässlicher und bequemer und erweitert die bedenkliche Kluft zwischen Inhalt und Form bis zur Gefühllosigkeit für die Barbarei, wenn nur das Gedächtniss immer von Neuem gereizt wird, wenn nur immer neue wissenswürdige Dinge hinzuströmen, die säuberlich in den Kästen jenes Gedächtnisses aufgestellt werden können. Die Cultur eines Volkes als der Gegensatz jener Barbarei ist einmal, wie ich meine, mit einigem Rechte, als Einheit des künstlerischen Stiles in allen Lebensäusserungen eines Volkes bezeichnet worden; diese Bezeichnung darf nicht dahin missverstanden werden, als ob es sich um den Gegensatz von Barbarei und schönem Stile handele; das Volk, dem man eine Cultur zuspricht, soll nur in aller Wirklichkeit etwas lebendig Eines sein und nicht so elend in Inneres und Aeusseres, in Inhalt und Form auseinanderfallen. Wer die Cultur eines Volkes erstreben und fördern will, der erstrebe und fördere diese höhere Einheit und arbeite mit an der Vernichtung der modernen Gebildetheit zu Gunsten einer wahren Bildung, er wage es, darüber nachzudenken, wie die durch Historie gestörte Gesundheit eines Volkes wiederhergestellt werden, wie es seine Instincte und damit seine Ehrlichkeit wiederfinden könne.

Ich will nur geradezu von uns Deutschen der Gegenwart reden, die wir mehr als ein anderes Volk an jener Schwäche der Persönlichkeit und an dem Widerspruche von Inhalt und Form zu leiden haben. Die Form gilt uns Deutschen gemeinhin als eine Convention, als Verkleidung und Verstellung und wird deshalb, wenn nicht gehasst, so doch jedenfalls nicht geliebt; noch richtiger würde es sein zu sagen, dass wir eine ausserordentliche Angst vor dem Worte Convention und auch wohl vor der Sache Convention haben. In dieser Angst verliess der Deutsche die Schule der Franzosen: denn er wollte natürlicher und dadurch deutscher werden. Nun scheint er sich aber in diesem „Dadurch“ verrechnet zu haben: aus der Schule der Convention entlaufen, liess er sich nun gehen, wie und wohin er eben Lust hatte und machte im Grunde schlottericht und beliebig in halber Vergesslichkeit nach, was er früher peinlich und oft mit Glück nachmachte. So lebt man, gegen frühere Zeiten gerechnet, auch heute noch in einer bummelig incorrecten französischen Convention: wie all unser Gehen, Stehen, Unterhalten, Kleiden und Wohnen anzeigt. Indem man zum Natürlichen zurückzufliehen glaubte, erwählte man nur das Sichgehenlassen, die Bequemlichkeit und das möglichst kleine Maass von Selbstüberwindung. Man durchwandere eine deutsche Stadt — alle Convention, verglichen mit der nationalen Eigenart ausländischer Städte, zeigt sich im Negativen, alles ist farblos, abgebraucht, schlecht copirt, nachlässig, jeder treibt es nach seinem Belieben, aber nicht nach einem kräftigen, gedankenreichen Belieben, sondern nach den Gesetzen, die einmal die allgemeine Hast und sodann die allgemeine Bequemlichkeits-Sucht vorschreiben. Ein Kleidungsstück, dessen Erfindung kein Kopfzerbrechen macht, dessen Anlegung keine Zeit kostet, also ein aus der Fremde entlehntes und möglichst lässlich nachgemachtes Kleidungsstück gilt bei den Deutschen sofort als ein Beitrag zur deutschen Tracht. Der Formensinn wird von ihnen geradezu ironisch abgelehnt — denn man hat ja den Sinn des Inhaltes: sind sie doch das berühmte Volk der Innerlichkeit.

Nun giebt es aber auch eine berühmte Gefahr dieser Innerlichkeit: der Inhalt selbst, von dem es angenommen ist, dass er aussen gar nicht gesehen werden kann, möchte sich gelegentlich einmal verflüchtigen; aussen würde man aber weder davon noch von dem früheren Vorhandensein etwas merken. Aber denke man sich immerhin das deutsche Volk möglichst weit von dieser Gefahr entfernt: etwas Recht wird der Ausländer immer behalten, wenn er uns vorwirft, dass unser Inneres zu schwach und ungeordnet ist, um nach aussen zu wirken und sich eine Form zu geben. Dabei kann es sich in seltenem Grade zart empfänglich, ernst, mächtig, innig, gut erweisen und vielleicht selbst reicher als das Innere anderer Völker sein: aber als Ganzes bleibt es schwach, weil alle die schönen Fasern nicht in einen kräftigen Knoten geschlungen sind: so dass die sichtbare That nicht die Gesammtthat und Selbstoffenbarung dieses Inneren ist, sondern nur ein schwächlicher oder roher Versuch irgend einer Faser, zum Schein einmal für das Ganze gelten zu wollen. Deshalb ist der Deutsche nach einer Handlung gar nicht zu beurtheilen und als Individuum auch nach dieser That noch völlig verborgen. Man muss ihn bekanntlich nach seinen Gedanken und Gefühlen messen, und die spricht er jetzt in seinen Büchern aus. Wenn nur nicht gerade diese Bücher neuerdings mehr als je einen Zweifel darüber erweckten, ob die berühmte Innerlichkeit wirklich noch in ihrem unzugänglichen Tempelchen sitze: es wäre ein schrecklicher Gedanke, dass sie eines Tages verschwunden sei und nun nur noch die Aeusserlichkeit, jene hochmüthig täppische und demüthig bummelige Aeusserlichkeit als Kennzeichen des Deutschen zurückbliebe. Fast eben so schrecklich als wenn jene Innerlichkeit, ohne dass man es sehen könnte, gefälscht, gefärbt, übermalt darin sässe und zur Schauspielerin, wenn nicht zu Schlimmerem geworden wäre: wie dies zum Beispiel der bei Seite stehende und still betrachtende Grillparzer, von seiner dramatisch-theatralischen Erfahrung aus anzunehmen scheint. „Wir empfinden mit Abstraction,“ sagt er, „wir wissen kaum mehr, wie sich die Empfindung bei unseren Zeitgenossen äussert; wir lassen sie Sprünge machen, wie sie sie heutzutage nicht mehr macht. Shakespeare hat uns Neuere alle verdorben.“

Dies ist ein einzelner, vielleicht zu schnell ins Allgemeine gedeuteter Fall: aber wie furchtbar wäre seine berechtigte Verallgemeinerung, wenn die einzelnen Fälle sich gar zu häufig dem Beobachter aufdrängen sollten, wie verzweifelt klänge der Satz: wir Deutschen empfinden mit Abstraction; wir sind Alle durch die Historie verdorben — ein Satz, der jede Hoffnung auf eine noch kommende nationale Cultur an ihren Wurzeln zerstören würde: denn jede derartige Hoffnung wächst aus dem Glauben an die Aechtheit und Unmittelbarkeit der deutschen Empfindung heraus, aus dem Glauben an die unversehrte Innerlichkeit; was soll noch gehofft, noch geglaubt werden, wenn der Quell des Glaubens und Hoffens getrübt ist, wenn die Innerlichkeit gelernt hat, Sprünge zu machen, zu tanzen, sich zu schminken, mit Abstraction und Berechnung sich zu äussern und sich selbst allgemach zu verlieren! Und wie soll der grosse productive Geist es unter einem Volke noch aushalten, das seiner einheitlichen Innerlichkeit nicht mehr sicher ist und das in Gebildete mit verbildeter und verführter Innerlichkeit und in Ungebildete mit unzugänglicher Innerlichkeit auseinanderfällt. Wie soll er es aushalten, wenn die Einheit der Volksempfindung verloren ging, wenn er überdies gerade bei dem einen Theile, der sich den gebildeten Theil des Volkes nennt und ein Recht auf die nationalen Kunstgeister für sich in Anspruch nimmt, die Empfindung gefälscht und gefärbt weiss. Mag hier und da das Urtheil und der Geschmack der Einzelnen selbst feiner und sublimirter geworden sein — das entschädigt ihn nicht: es peinigt ihn, gleichsam nur zu einer Secte reden zu müssen und innerhalb seines Volkes nicht mehr nothwendig zu sein. Vielleicht vergräbt er seinen Schatz jetzt lieber, weil er Ekel empfindet, von einer Secte anspruchsvoll patronisirt zu werden, während sein Herz voll von Mitleid mit Allen ist. Der Instinct des Volkes kommt ihm nicht mehr entgegen; es ist unnütz, ihm die Arme sehnsuchtsvoll entgegenzubreiten. Was bleibt ihm jetzt noch übrig als seinen begeisterten Hass gegen jenen hemmenden Bann, gegen die in der sogenannten Bildung seines Volkes aufgerichteten Schranken zu kehren, um als Richter wenigstens das zu verurtheilen, was für ihn den Lebenden und Lebenzeugenden Vernichtung und Entwürdigung ist: so tauscht er die tiefe Einsicht seines Schicksals gegen die göttliche Lust des Schaffenden und Helfenden ein und endet als einsamer Wissender, als übersatter Weiser. Es ist das schmerzlichste Schauspiel: wer es überhaupt sieht, wird hier eine heilige Nöthigung erkennen: er sagt sich, hier muss geholfen werden, jene höhere Einheit in der Natur und Seele eines Volkes muss sich wieder herstellen, jener Riss zwischen dem Innen und dem Aussen muss unter den Hammerschlägen der Noth wieder verschwinden. Nach welchen Mitteln soll er nun greifen? Was bleibt ihm nun wiederum als seine tiefe Erkenntniss: diese aussprechend, verbreitend, mit vollen Händen ausstreuend, hofft er ein Bedürfniss zu pflanzen: und aus dem starken Bedürfniss wird einmal die starke That entstehen. Und damit ich keinen Zweifel lasse, woher ich das Beispiel jener Noth, jenes Bedürfnisses, jener Erkenntniss nehme: so soll hier ausdrücklich mein Zeugniss stehen, dass es die deutsche Einheit in jenem höchsten Sinne ist, die wir erstreben und heisser erstreben als die politische Wiedervereinigung, die Einheit des deutschen Geistes und Lebens nach der Vernichtung des Gegensatzes von Form und Inhalt, von Innerlichkeit und Convention. —

[«]

5.

In fünffacher Hinsicht scheint mir die Uebersättigung einer Zeit in Historie dem Leben feindlich und gefährlich zu sein: durch ein solches Uebermaass wird jener bisher besprochene Contrast von innerlich und äusserlich erzeugt und dadurch die Persönlichkeit geschwächt; durch dieses Uebermaass geräth eine Zeit in die Einbildung, dass sie die seltenste Tugend, die Gerechtigkeit, in höherem Grade besitze als jede andere Zeit; durch dieses Uebermaass werden die Instincte des Volkes gestört und der Einzelne nicht minder als das Ganze am Reifwerden verhindert; durch dieses Uebermaass wird der jederzeit schädliche Glaube an das Alter der Menschheit, der Glaube, Spätling und Epigone zu sein, gepflanzt; durch dieses Uebermaass geräth eine Zeit in die gefährliche Stimmung der Ironie über sich selbst und aus ihr in die noch gefährlichere des Cynismus: in dieser aber reift sie immer mehr einer klugen egoistischen Praxis entgegen, durch welche die Lebenskräfte gelähmt und zuletzt zerstört werden.

Und nun zurück zu unserem ersten Satze: der moderne Mensch leidet an einer geschwächten Persönlichkeit. Wie der Römer der Kaiserzeit unrömisch wurde im Hinblick auf den ihm zu Diensten stehenden Erdkreis, wie er sich selbst unter dem einströmenden Fremden verlor und bei dem kosmopolitischen Götter-, Sitten- und Künste-Carnevale entartete, so muss es dem modernen Menschen ergehen, der sich fortwährend das Fest einer Weltausstellung durch seine historischen Künstler bereiten lässt; er ist zum geniessenden und herumwandelnden Zuschauer geworden und in einen Zustand versetzt, an dem selbst grosse Kriege, grosse Revolutionen kaum einen Augenblick lang etwas zu ändern vermögen. Noch ist der Krieg nicht beendet, und schon ist er in bedrucktes Papier hunderttausendfach umgesetzt, schon wird er als neuestes Reizmittel dem ermüdeten Gaumen der nach Historie Gierigen vorgesetzt. Es scheint fast unmöglich, dass ein starker und voller Ton selbst durch das mächtigste Hineingreifen in die Saiten erzeugt werde: sofort verhallt er wieder, im nächsten Augenblicke bereits klingt er historisch zart verflüchtigt und kraftlos ab. Moralisch ausgedrückt: es gelingt euch nicht mehr das Erhabene festzuhalten, eure Thaten sind plötzliche Schläge, keine rollenden Donner. Vollbringt das Grösste und Wunderbarste: es muss trotzdem sang- und klanglos zum Orkus ziehn. Denn die Kunst flieht, wenn ihr eure Thaten sofort mit dem historischen Zeltdach überspannt. Wer dort im Augenblick verstehen, berechnen, begreifen will, wo er in langer Erschütterung das Unverständliche als das Erhabene festhalten sollte, mag verständig genannt werden, doch nur in dem Sinne, in dem Schiller von dem Verstand der Verständigen redet: er sieht Einiges nicht, was doch das Kind sieht, er hört Einiges nicht, was doch das Kind hört; dieses Einige ist gerade das Wichtigste: weil er dies nicht versteht, ist sein Verstehen kindischer als das Kind und einfältiger als die Einfalt — trotz der vielen schlauen Fältchen seiner pergamentnen Züge und der virtuosen Uebung seiner Finger, das Verwickelte aufzuwickeln. Das macht: er hat seinen Instinct vernichtet und verloren, er kann nun nicht mehr, dem „göttlichen Thiere“ vertrauend, die Zügel hängen lassen, wenn sein Verstand schwankt und sein Weg durch Wüsten führt. So wird das Individuum zaghaft und unsicher und darf sich nicht mehr glauben: es versinkt in sich selbst, ins Innerliche, das heisst hier nur: in den zusammengehäuften Wust des Erlernten, das nicht nach aussen wirkt, der Belehrung, die nicht Leben wird. Sieht man einmal auf's Aeusserliche, so bemerkt man, wie die Austreibung der Instincte durch Historie die Menschen fast zu lauter abstractis und Schatten umgeschaffen hat: keiner wagt mehr seine Person daran, sondern maskirt sich als gebildeter Mann, als Gelehrter, als Dichter, als Politiker. Greift man solche Masken an, weil man glaubt, es sei ihnen Ernst, und nicht bloss um ein Possenspiel zu thun, — da sie allesammt den Ernst affichiren — so hat man plötzlich nur Lumpen und bunte Flicken in den Händen. Deshalb soll man sich nicht mehr täuschen lassen, deshalb soll man sie anherrschen: „zieht eure Jacken aus oder seid, was ihr scheint.“ Es soll nicht mehr jeder Ernsthafte von Geblüt zu einem Don Quixote werden, da er Besseres zu thun hat, als sich mit solchen vermeintlichen Realitäten herumzuschlagen. Jedenfalls aber muss er scharf hinsehen, bei jeder Maske sein Halt Werda! rufen und ihr die Larve in den Nacken ziehen. Sonderbar! Man sollte denken, dass die Geschichte die Menschen vor Allem ermuthigte ehrlich zu sein — und wäre es selbst ein ehrlicher Narr zu sein; und immer ist dies ihre Wirkung gewesen, nur jetzt nicht mehr! Die historische Bildung und der bürgerliche Universal-Rock herrschen zu gleicher Zeit. Während noch nie so volltönend von der „freien Persönlichkeit“ geredet worden ist, sieht man nicht einmal Persönlichkeiten, geschweige denn freie, sondern lauter ängstlich verhüllte Universal-Menschen. Das Individuum hat sich ins Innerliche zurückgezogen: aussen merkt man nichts mehr davon; wobei man zweifeln darf, ob es überhaupt Ursachen ohne Wirkungen geben könne. Oder sollte als Wächter des grossen geschichtlichen Welt-Harem ein Geschlecht von Eunuchen nöthig sein? Denen steht freilich die reine Objectivität schön zu Gesichte. Scheint es doch fast, als wäre es die Aufgabe, die Geschichte zu bewachen, dass nichts aus ihr heraus komme als eben Geschichten, aber ja kein Geschehen!, zu verhüten, dass durch sie die Persönlichkeiten „frei“ werden, soll heissen wahrhaftig gegen sich, wahrhaftig gegen Andere, und zwar in Wort und That. Erst durch diese Wahrhaftigkeit wird die Noth, das innere Elend des modernen Menschen an den Tag kommen, und an die Stelle jener ängstlich versteckenden Convention und Maskerade können dann, als wahre Helferinnen, Kunst und Religion treten, um gemeinsam eine Cultur anzupflanzen, die wahren Bedürfnissen entspricht und die nicht, wie die jetzige allgemeine Bildung nur lehrt, sich über diese Bedürfnisse zu belügen und dadurch zur wandelnden Lüge zu werden.

In welche unnatürlichen, künstlichen und jedenfalls unwürdigen Lagen muss in einer Zeit, die an der allgemeinen Bildung leidet, die wahrhaftigste aller Wissenschaften, die ehrliche nackte Göttin Philosophie gerathen! Sie bleibt in einer solchen Welt der erzwungenen äusserlichen Uniformität gelehrter Monolog des einsamen Spaziergängers, zufällige Jagdbeute des Einzelnen, verborgenes Stubengeheimniss oder ungefährliches Geschwätz zwischen akademischen Greisen und Kindern. Niemand darf es wagen, das Gesetz der Philosophie an sich zu erfüllen, Niemand lebt philosophisch, mit jener einfachen Mannestreue, die einen Alten zwang, wo er auch war, was er auch trieb, sich als Stoiker zu gebärden, falls er der Stoa einmal Treue zugesagt hatte. Alles moderne Philosophiren ist politisch und polizeilich, durch Regierungen, Kirchen, Akademien, Sitten und Feigheiten der Menschen auf den gelehrten Anschein beschränkt: es bleibt beim Seufzen „wenn doch“ oder bei der Erkenntniss „es war einmal.“ Die Philosophie ist innerhalb der historischen Bildung ohne Recht, falls sie mehr sein will als ein innerlich zurückgehaltenes Wissen ohne Wirken; wäre der moderne Mensch überhaupt nur muthig und entschlossen, wäre er nicht selbst in seinen Feindschaften nur ein innerliches Wesen: er würde sie verbannen; so begnügt er sich, ihre Nudität schamhaft zu verkleiden. Ja, man denkt, schreibt, druckt, spricht, lehrt philosophisch, — so weit ist ungefähr Alles erlaubt, nur im Handeln, im sogenannten Leben ist es anders: da ist immer nur Eines erlaubt und alles Andere einfach unmöglich: so will's die historische Bildung. Sind das noch Menschen, fragt man sich dann, oder vielleicht nur Denk-, Schreib- und Redemaschinen?

Goethe sagt einmal von Shakespeare: „Niemand hat das materielle Kostüme mehr verachtet als er; er kennt recht gut das innere Menschen-Kostüme, und hier gleichen sich Alle. Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter eingefleischte Engländer, aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus, und denen passt wohl auch die römische Toga.“ Nun frage ich, ob es auch nur möglich wäre, unsere jetzigen Litteraten, Volksmänner, Beamte, Politiker als Römer vorzuführen; es will durchaus nicht angehen, weil sie keine Menschen sind, sondern nur eingefleischte Compendien und gleichsam concrete Abstracta. Wenn sie Charakter und eigne Art haben sollten, so steckt dies Alles so tief, dass es gar nicht sich an's Tageslicht herauswinden kann: wenn sie Menschen sein sollten, so sind sie es doch nur für den, „der die Nieren prüft.“ Für jeden Anderen sind sie etwas Anderes, nicht Menschen, nicht Götter, nicht Thiere, sondern historische Bildungsgebilde, ganz und gar Bildung, Bild, Form ohne nachweisbaren Inhalt, leider nur schlechte Form, und überdies Uniform. Und so möge mein Satz verstanden und erwogen werden: die Geschichte wird nur von starken Persönlichkeiten ertragen, die schwachen löscht sie vollends aus. Das liegt darin, dass sie das Gefühl und die Empfindung verwirrt, wo diese nicht kräftig genug sind, die Vergangenheit an sich zu messen. Dem, der sich nicht mehr zu trauen wagt, sondern unwillkürlich für sein Empfinden bei der Geschichte um Rath fragt „wie soll ich hier empfinden?“, der wird allmählich aus Furchtsamkeit zum Schauspieler und spielt eine Rolle, meistens sogar viele Rollen und deshalb jede so schlecht und flach. Allmählich fehlt alle Congruenz zwischen dem Mann und seinem historischen Bereiche; kleine vorlaute Burschen sehen wir mit den Römern umgehen als wären diese ihresgleichen: und in den Ueberresten griechischer Dichter wühlen und graben sie, als ob auch diese corpora für ihre Section bereit lägen und vilia wären, was ihre eignen litterarischen corpora sein mögen. Nehmen wir an, es beschäftige sich Einer mit Demokrit, so liegt mir immer die Frage auf den Lippen: warum nicht Heraklit? Oder Philo? Oder Bacon? Oder Descartes und so beliebig weiter. Und dann: warum denn just ein Philosoph? Warum nicht ein Dichter, ein Redner? Und: warum überhaupt ein Grieche, warum nicht ein Engländer, ein Türke? Ist denn nicht die Vergangenheit gross genug, um etwas zu finden, wobei ihr selbst euch nicht so lächerlich beliebig ausnehmt? Aber wie gesagt, es ist ein Geschlecht von Eunuchen; dem Eunuchen ist ein Weib wie das andere, eben nur Weib, das Weib an sich, das ewig Unnahbare — und so ist es gleichgültig was ihr treibt, wenn nur die Geschichte selbst schön „objectiv“ bewahrt bleibt, nämlich von solchen, die nie selber Geschichte machen können. Und da euch das Ewig-Weibliche nie hinanziehen wird, so zieht ihr es zu euch herab und nehmt, als Neutra, auch die Geschichte als ein Neutrum. Damit man aber nicht glaube, dass ich im Ernste die Geschichte mit dem Ewig-Weiblichen vergleiche, so will ich vielmehr klärlich aussprechen, dass ich sie im Gegentheil für das Ewig-Männliche halte: nur dass es für die, welche durch und durch „historisch gebildet“ sind, ziemlich gleichgültig sein muss, ob sie das Eine oder das Andere ist: sind sie doch selbst weder Mann noch Weib, nicht einmal Communia, sondern immer nur Neutra oder, gebildeter ausgedrückt, eben nur die Ewig-Objectiven.

Sind die Persönlichkeiten erst in der geschilderten Weise zu ewiger Subjectlosigkeit, oder wie man sagt, Objectivität ausgeblasen: so vermag nichts mehr auf sie zu wirken; es mag was Gutes und Rechtes geschehen, als That, als Dichtung, als Musik: sofort sieht der ausgehöhlte Bildungsmensch über das Werk hinweg und fragt nach der Historie des Autors. Hat dieser schon Mehreres geschaffen, sofort muss er sich den bisherigen und den muthmaasslichen weiteren Gang seiner Entwickelung deuten lassen, sofort wird er neben Andere zur Vergleichung gestellt, auf die Wahl seines Stoffes, auf seine Behandlung hin secirt, auseinandergerissen, weislich neu zusammengefügt und im Ganzen vermahnt und zurechtgewiesen. Es mag das Erstaunlichste geschehen, immer ist die Schaar der historisch Neutralen auf dem Platze, bereit den Autor schon aus weiter Ferne zu überschauen. Augenblicklich erschallt das Echo: aber immer als „Kritik“, während kurz vorher der Kritiker von der Möglichkeit des Geschehenden sich nichts träumen liess. Nirgends kommt es zu einer Wirkung, sondern immer nur wieder zu einer „Kritik“; und die Kritik selbst macht wieder keine Wirkung, sondern erfährt nur wieder Kritik. Dabei ist man übereingekommen, viel Kritiken als Wirkung, wenige als Misserfolg zu betrachten. Im Grunde aber bleibt, selbst bei sothaner „Wirkung“, alles beim Alten: man schwätzt zwar eine Zeit lang etwas Neues, dann aber wieder etwas Neues und thut inzwischen das, was man immer gethan hat. Die historische Bildung unserer Kritiker erlaubt gar nicht mehr, dass es zu einer Wirkung im eigentlichen Verstande, nämlich zu einer Wirkung auf Leben und Handeln komme: auf die schwärzeste Schrift drücken sie sogleich ihr Löschpapier, auf die anmuthigste Zeichnung schmieren sie ihre dicken Pinselstriche, die als Correcturen angesehen werden sollen: da war’s wieder einmal vorbei. Nie aber hört ihre kritische Feder auf zu fliessen, denn sie haben die Macht über sie verloren und werden mehr von ihr geführt anstatt sie zu führen. Gerade in dieser Maasslosigkeit ihrer kritischen Ergüsse, in dem Mangel der Herrschaft über sich selbst, in dem was die Römer impotentia nennen, verräth sich die Schwäche der modernen Persönlichkeit. —

[«]

6.

Doch lassen wir diese Schwäche. Wenden wir uns vielmehr zu einer vielgerühmten Stärke des modernen Menschen mit der allerdings peinlichen Frage, ob er ein Recht dazu hat, sich seiner bekannten historischen „Objectivität“ wegen stark, nämlich gerecht und in höherem Grade gerecht zu nennen als der Mensch anderer Zeiten. Ist es wahr, dass jene Objectivität in einem gesteigerten Bedürfniss und Verlangen nach Gerechtigkeit ihren Ursprung hat? Oder erweckt sie als Wirkung ganz anderer Ursachen eben nur den Anschein, als ob die Gerechtigkeit die eigentliche Ursache dieser Wirkung sei? Verführt sie vielleicht zu einem schädlichen, weil allzu schmeichlerischen Vorurtheil über die Tugenden des modernen Menschen? — Sokrates hielt es für ein Leiden, das dem Wahnsinne nahe komme, sich den Besitz einer Tugend einzubilden und sie nicht zu besitzen: und gewiss ist eine solche Einbildung gefährlicher, als der entgegengesetzte Wahn, an einem Fehler, an einem Laster zu leiden. Denn durch diesen Wahn ist es vielleicht noch möglich, besser zu werden; jene Einbildung aber macht den Menschen oder eine Zeit täglich schlechter, also — in diesem Falle, ungerechter.

Wahrlich, niemand hat in höherem Grade einen Anspruch auf unsere Verehrung als der, welcher den Trieb und die Kraft zur Gerechtigkeit besitzt. Denn in ihr vereinigen und verbergen sich die höchsten und seltensten Tugenden wie in einem unergründlichen Meere, das von allen Seiten Ströme empfängt und in sich verschlingt. Die Hand des Gerechten, der Gericht zu halten befugt ist, erzittert nicht mehr, wenn sie die Wage hält; unerbittlich gegen sich selbst legt er Gewicht auf Gewicht, sein Auge trübt sich nicht, wenn die Wagschalen steigen und sinken, und seine Stimme klingt weder hart noch gebrochen, wenn er das Urtheil verkündet. Wäre er ein kalter Dämon der Erkenntniss, so würde er um sich die eisige Atmosphäre einer übermenschlich schrecklichen Majestät ausbreiten, die wir zu fürchten, nicht zu verehren hätten: aber dass er ein Mensch ist und doch aus lässlichem Zweifel zu strenger Gewissheit, aus duldsamer Milde zum Imperativ „du musst“, aus der seltenen Tugend der Grossmuth zur allerseltensten der Gerechtigkeit emporzusteigen versucht, dass er jetzt jenem Dämon ähnelt, ohne von

Anbeginn etwas Anderes als ein armer Mensch zu sein, und vor Allem, dass er in jedem Augenblicke an sich selbst sein Menschenthum zu büssen hat und sich an einer unmöglichen Tugend tragisch verzehrt — dies Alles stellt ihn in eine einsame Höhe hin, als das ehrwürdigste Exemplar der Gattung Mensch; denn Wahrheit will er, doch nicht nur als kalte folgenlose Erkenntniss, sondern als die ordnende und strafende Richterin, Wahrheit nicht als egoistischen Besitz des Einzelnen, sondern als die heilige Berechtigung, alle Grenzsteine egoistischer Besitzthümer zu verrücken, Wahrheit mit einem Worte als Weltgericht und durchaus nicht etwa als erhaschte Beute und Lust des einzelnen Jägers. Nur insofern der Wahrhafte den unbedingten Willen hat, gerecht zu sein, ist an dem überall so gedankenlos glorificirten Streben nach Wahrheit etwas Grosses: während vor dem stumpferen Auge eine ganze Anzahl der verschiedenartigsten Triebe wie Neugier, Furcht vor der Langeweile, Missgunst, Eitelkeit, Spieltrieb, Triebe die gar nichts mit der Wahrheit zu thun haben, mit jenem Streben nach Wahrheit, das seine Wurzel in der Gerechtigkeit hat, zusammenfliessen. So scheint zwar die Welt voll zu sein von solchen, die „der Wahrheit dienen“; und doch ist die Tugend der Gerechtigkeit so selten vorhanden, noch seltener erkannt und fast immer auf den Tod gehasst: wohingegen die Schaar der scheinbaren Tugenden zu jeder Zeit geehrt und prunkend einherzog. Der Wahrheit dienen Wenige in Wahrheit, weil nur Wenige den reinen Willen haben gerecht zu sein und selbst von diesen wieder die Wenigsten die Kraft, gerecht sein zu können. Es genügt durchaus nicht, den Willen dazu allein zu haben: und die schrecklichsten Leiden sind gerade aus dem Gerechtigkeitstriebe ohne Urtheilskraft über die Menschen gekommen; weshalb die allgemeine Wohlfahrt nichts mehr erheischen würde, als den Saamen der Urtheilskraft so breit wie möglich auszustreuen, damit der Fanatiker von dem Richter, die blinde Begierde Richter zu sein von der bewussten Kraft richten zu dürfen, unterschieden bleibe. Aber wo fände sich ein Mittel, Urtheilskraft zu pflanzen! — daher die Menschen, wenn ihnen von Wahrheit und Gerechtigkeit geredet wird, ewig in einem zagenden Schwanken verharren werden, ob zu ihnen der Fanatiker oder der Richter rede. Man soll es ihnen deshalb verzeihen, wenn sie immer mit besonderem Wohlwollen diejenigen „Diener der Wahrheit“ begrüsst haben, die weder den Willen noch die Kraft zu richten besitzen und sich die Aufgabe stellen, die „reine, folgenlose“ Erkenntniss oder, deutlicher, die Wahrheit, bei der nichts herauskommt, zu suchen. Es giebt sehr viele gleichgültige Wahrheiten; es giebt Probleme, über die richtig zu urtheilen nicht einmal Ueberwindung, geschweige denn Aufopferung kostet. In diesem gleichgültigen und ungefährlichen Bereiche gelingt es einem Menschen wohl zu einem kalten Dämon der Erkenntniss zu werden; und trotzdem! Wenn selbst, in besonders begünstigten Zeiten, ganze Gelehrten- und Forscher-Cohorten in solche Dämonen umgewandelt werden — immerhin bleibt es leider möglich, dass eine solche Zeit an strenger und grosser Gerechtigkeit, kurz an dem edelsten Kern des sogenannten Wahrheitstriebes Mangel leidet.

Nun stelle man sich den historischen Virtuosen der Gegenwart vor Augen: ist er der gerechteste Mann seiner Zeit? Es ist wahr, er hat in sich eine solche Zartheit und Erregbarkeit der Empfindung ausgebildet, dass ihm gar nichts Menschliches fern bleibt; die verschiedensten Zeiten und Personen klingen sofort auf seiner Lyra in verwandten Tönen nach: er ist zum nachtönenden Passivum geworden, das durch sein Ertönen wieder auf andere derartige Passiva wirkt: bis endlich die ganze Luft einer Zeit von solchen durcheinander schwirrenden zarten und verwandten Nachklängen erfüllt ist. Doch scheint es mir, dass man gleichsam nur die Obertöne jedes originalen geschichtlichen Haupttones vernimmt: das Derbe und Mächtige des Originals ist aus dem sphärisch-dünnen und spitzen Saitenklange nicht mehr zu errathen. Dafür weckte der Originalton meistens Thaten, Nöthe, Schrecken, dieser lullt uns ein und macht uns zu weichlichen Geniessern; es ist als ob man die heroische Symphonie für zwei Flöten eingerichtet und zum Gebrauch von träumenden Opiumrauchern bestimmt habe. Daran mag man nun schon ermessen, wie es mit dem obersten Anspruche des modernen Menschen, auf höhere und reinere Gerechtigkeit, bei diesen Virtuosen stehen wird; diese Tugend hat nie etwas Gefälliges, kennt keine reizenden Wallungen, ist hart und schrecklich. Wie niedrig steht, an ihr gemessen, schon die Grossmuth auf der Stufenleiter der Tugenden, die Grossmuth, welche die Eigenschaft einiger und seltener Historiker ist! Aber viel Mehrere bringen es nur zur Toleranz, zum Geltenlassen des einmal nicht Wegzuläugnenden, zum Zurechtlegen und maassvoll-wohlwollenden Beschönigen, in der klugen Annahme, dass der Unerfahrene es als Tugend der Gerechtigkeit auslege, wenn das Vergangene überhaupt ohne harte Accente und ohne den Ausdruck des Hasses erzählt wird. Aber nur die überlegene Kraft kann richten, die Schwäche muss toleriren, wenn sie nicht Stärke heucheln und die Gerechtigkeit auf dem Richterstuhle zur Schauspielerin machen will. Nun ist sogar noch eine fürchterliche Species von Historikern übrig, tüchtige, strenge und ehrliche Charaktere — aber enge Köpfe; hier ist der gute Wille gerecht zu sein eben so vorhanden wie das Pathos des Richterthums: aber alle Richtersprüche sind falsch, ungefähr aus dem gleichen Grunde, aus dem die Urtheilssprüche der gewöhnlichen Geschworenen-Collegien falsch sind. Wie unwahrscheinlich ist also die Häufigkeit des historischen Talentes! Um hier von den verkappten Egoisten und Parteigängern abzusehen, die zum bösen Spiele, das sie spielen, eine recht objective Miene machen. Ebenso abgesehen von den ganz unbesonnenen Leuten, die als Historiker im naiven Glauben schreiben, dass gerade ihre Zeit in allen Popularansichten Recht habe, und dass dieser Zeit gemäss zu schreiben so viel heisse, als überhaupt gerecht zu sein; ein Glaube, in dem eine jede Religion lebt, und über den, bei Religionen, nichts weiter zu sagen ist. Jene naiven Historiker nennen „Objectivität" das Messen vergangener Meinungen und Thaten an den Allerwelts-Meinungen des Augenblicks: hier finden sie den Kanon aller Wahrheiten; ihre Arbeit ist, die Vergangenheit der zeitgemässen Trivialität anzupassen. Dagegen nennen sie jede Geschichtschreibung „subjectiv", die jene Popularmeinungen nicht als kanonisch nimmt.

Und sollte nicht selbst bei der höchsten Ausdeutung des Wortes Objectivität eine Illusion mit unterlaufen? Man versteht dann mit diesem Worte einen Zustand im Historiker, in dem er ein Ereigniss in allen seinen Motiven und Folgen so rein anschaut, dass es auf sein Subject gar keine Wirkung thut: man meint jenes ästhetische Phänomen, jenes Losgebundensein vom persönlichen Interesse, mit dem der Maler in einer stürmischen Landschaft, unter Blitz und Donner oder auf bewegter See, sein inneres Bild schaut, man meint das völlige Versunkensein in die Dinge: ein Aberglaube jedoch ist es, dass das Bild, welches die Dinge in einem solchermaassen gestimmten Menschen zeigen, das empirische Wesen der Dinge wiedergebe. Oder sollten sich in jenen Momenten die Dinge gleichsam durch ihre eigene Thätigkeit auf einem reinen Passivum abzeichnen, abkonterfeien, abphotographiren?

Dies wäre eine Mythologie und eine schlechte obendrein: zudem vergässe man, dass jener Moment gerade der kräftigste und selbstthätigste Zeugungsmoment im Innern des Künstlers ist, ein Compositionsmoment allerhöchster Art, dessen Resultat wohl ein künstlerisch wahres, nicht ein historisch wahres Gemälde sein wird. In dieser Weise die Geschichte objectiv denken ist die stille Arbeit des Dramatikers; nämlich Alles aneinander denken, das Vereinzelte zum Ganzen weben: überall mit der Voraussetzung, dass eine Einheit des Planes in die Dinge gelegt werden müsse, wann sie nicht darinnen sei. So überspinnt der Mensch die Vergangenheit und bändigt sie, so äussert sich sein Kunsttrieb — nicht aber sein Wahrheits-, sein Gerechtigkeitstrieb. Objectivität und Gerechtigkeit haben nichts miteinander zu thun. Es wäre eine Geschichtschreibung zu denken, die keinen Tropfen der gemeinen empirischen Wahrheit in sich hat und doch im höchsten Grade auf das Prädicat der Objectivität Anspruch machen dürfte. Ja, Grillparzer wagt zu erklären „was ist denn Geschichte anders als die Art wie der Geist des Menschen die ihm undurchdringlichen Begebenheiten aufnimmt;

das, weiss Gott ob Zusammengehörige verbindet; das Unverständliche durch etwas Verständliches ersetzt; seine Begriffe von Zweckmässigkeit nach Aussen einem Ganzen unterschiebt, das wohl nur eine nach Innen kennt; und wieder Zufall annimmt, wo tausend kleine Ursachen wirkten. Jeder Mensch hat zugleich seine Separatnothwendigkeit, so dass Millionen Richtungen parallel in krummen und geraden Linien nebeneinander laufen, sich durchkreuzen, fördern, hemmen, vor- und rückwärts streben und dadurch für einander den Charakter des Zufalls annehmen und es so, abgerechnet die Einwirkungen der Naturereignisse, unmöglich machen, eine durchgreifende, Alle umfassende Nothwendigkeit des Geschehenden nachzuweisen“. Nun soll aber gerade, als Ergebniss jenes „objectiven“ Blickes auf die Dinge, eine solche Nothwendigkeit an’s Licht gezogen werden! Dies ist eine Voraussetzung, die, wenn sie als Glaubenssatz vom Historiker ausgesprochen wird, nur wunderliche Gestalt annehmen kann; Schiller zwar ist über das recht eigentlich Subjective dieser Annahme völlig im Klaren, wenn er vom Historiker sagt: „eine Erscheinung nach der anderen fängt an, sich dem blinden Ohngefähr, der gesetzlosen Freiheit zu entziehen und sich einem übereinstimmenden Ganzen — das freilich nur in seiner Vorstellung vorhanden ist — als ein passendes Glied einzureihen“. Was soll man aber von der so glaubensvoll eingeführten, zwischen Tautologie und Widersinn künstlich schwebenden Behauptung eines berühmten historischen Virtuosen halten: „es ist nicht anders als dass alles menschliche Thun und Treiben dem leisen und der Bemerkung oft entzogenen, aber gewaltigen und unaufhaltsamen Gange der Dinge unterworfen ist“? In einem solchen Satze spürt man nicht mehr räthselhafte Wahrheit als unräthselhafte Unwahrheit; wie im Ausspruch des Goethischen Hofgärtners „die Natur lässt sich wohl forciren, aber nicht zwingen“, oder in der Inschrift einer Jahrmarktsbude, von der Swift erzählt: „hier ist zu sehen der grösste Elephant der Welt, mit Ausnahme seiner selbst“. Denn welches ist doch der Gegensatz zwischen dem Thun und Treiben der Menschen und dem Gange der Dinge? Ueberhaupt fällt mir auf, dass solche Historiker, wie jener, von dem wir einen Satz anführten, nicht mehr belehren, sobald sie allgemein werden und dann das Gefühl ihrer Schwäche in Dunkelheiten zeigen. In anderen Wissenschaften sind die Allgemeinheiten das Wichtigste, insofern sie die Gesetze enthalten: sollten aber solche Sätze wie der angeführte für Gesetze gelten wollen, so wäre zu entgegnen, dass dann die Arbeit des Geschichtschreibers verschwendet ist; denn was überhaupt an solchen Sätzen wahr bleibt, nach Abzug jenes dunklen unauflöslichen Restes, von dem wir sprachen — das ist bekannt und sogar trivial; denn es wird jedem in dem kleinsten Bereiche der Erfahrungen vor die Augen kommen. Deshalb aber ganze Völker incommodiren und mühsame Arbeitsjahre darauf wenden hiesse doch nichts Anderes, als in den Naturwissenschaften Experiment auf Experiment häufen, nachdem aus dem vorhandenen Schatze der Experimente längst das Gesetz abgeleitet werden kann: an welchem sinnlosen Uebermaass des Experimentirens übrigens nach Zöllner die gegenwärtige Naturwissenschaft leiden soll. Wenn der Werth eines Dramas nur in dem Schluss- und Hauptgedanken liegen sollte, so würde das Drama selbst ein möglichst weiter, ungerader und mühsamer Weg zum Ziele sein; und so hoffe ich, dass die Geschichte ihre Bedeutung nicht in den allgemeinen Gedanken, als einer Art von Blüthe und Frucht, erkennen dürfe: sondern dass ihr Werth gerade der ist, ein bekanntes, vielleicht gewöhnliches Thema, eine Alltags-Melodie geistreich zu umschreiben, zu erheben, zum umfassenden Symbol zu steigern und so in dem Original-Thema eine ganze Welt von Tiefsinn, Macht und Schönheit ahnen zu lassen.

Dazu gehört aber vor Allem eine grosse künstlerische Potenz, ein schaffendes Darüberschweben, ein liebendes Versenktsein in die empirischen Data, ein Weiterdichten an gegebenen Typen — dazu gehört allerdings Objectivität, aber als positive Eigenschaft. So oft aber ist Objectivität nur eine Phrase. An Stelle jener innerlich blitzenden, äusserlich unbewegten und dunklen Ruhe des Künstlerauges tritt die Affectation der Ruhe; wie sich der Mangel an Pathos und moralischer Kraft als schneidende Kälte der Betrachtung zu verkleiden pflegt. In gewissen Fällen wagt sich die Banalität der Gesinnung, die Jedermanns-Weisheit, die nur durch ihre Langweiligkeit den Eindruck des Ruhigen, Unaufgeregten macht, hervor, um für jenen künstlerischen Zustand zu gelten, in welchem das Subject schweigt und völlig unbemerkbar wird. Dann wird alles hervorgesucht, was überhaupt nicht aufregt, und das trockenste Wort ist gerade recht. Ja man geht so weit anzunehmen, dass der, den ein Moment der Vergangenheit gar nichts angehe, berufen sei ihn darzustellen. So verhalten sich häufig Philologen und Griechen zu einander: sie gehen sich gar nichts an — das nennt man dann wohl auch „Objectivität“! Wo nun gerade das Höchste und Seltenste dargestellt werden soll, da ist das absichtliche und zur Schau getragene Unbetheiligtsein, die hervorgesuchte nüchtern flache Motivirungskunst geradezu empörend — wenn nämlich die Eitelkeit des Historikers zu dieser objectiv sich gebärdenden Gleichgültigkeit treibt. Uebrigens hat man bei solchen Autoren sein Urtheil näher nach dem Grundsatze zu motiviren, dass jeder Mann gerade so viel Eitelkeit hat als es ihm an Verstande fehlt. Nein, seid wenigstens ehrlich! Sucht nicht den Schein der künstlerischen Kraft, die wirklich Objectivität zu nennen ist, sucht nicht den Schein der Gerechtigkeit, wenn ihr nicht zu dem furchtbaren Berufe des Gerechten geweiht seid. Als ob es auch die

Aufgabe jeder Zeit wäre, gegen Alles, was einmal war, gerecht sein zu müssen! Zeiten und Generationen haben sogar niemals Recht, Richter aller früheren Zeiten und Generationen zu sein: sondern immer nur Einzelnen und zwar den Seltensten fällt einmal eine so unbequeme Mission zu. Wer zwingt euch zu richten? Und dann — prüft euch nur, ob ihr gerecht sein könntet, wenn ihr es wolltet! Als Richter müsstet ihr höher stehen, als der zu Richtende; während ihr nur später gekommen seid. Die Gäste die zuletzt zur Tafel kommen, sollen mit Recht die letzten Plätze erhalten: und ihr wollt die ersten haben? Nun dann thut wenigstens das Höchste und Grösste; vielleicht macht man euch dann wirklich Platz, auch wenn ihr zuletzt kommt.

Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangene deuten: nur in der stärksten Anspannung eurer edelsten Eigenschaften werdet ihr errathen, was in dem Vergangnen wissens- und bewahrenswürdig und gross ist. Gleiches durch Gleiches! Sonst zieht ihr das Vergangene zu euch nieder. Glaubt einer Geschichtsschreibung nicht, wenn sie nicht aus dem Haupte der seltensten Geister herausspringt; immer aber werdet ihr merken, welcher Qualität ihr Geist ist, wenn sie genöthigt wird, etwas Allgemeines auszusprechen oder etwas Allbekanntes noch einmal zu sagen: der ächte Historiker muss die Kraft haben, das Allbekannte zum Niegehörten umzuprägen und das Allgemeine so einfach und tief zu verkünden, dass man die Einfachheit über der Tiefe und die Tiefe über der Einfachheit übersieht. Es kann keiner zugleich ein grosser Historiker, ein künstlerischer Mensch und ein Flachkopf sein: dagegen soll man nicht die karrenden, aufschüttenden, sichtenden Arbeiter geringschätzen, weil sie gewiss nicht zu grossen Historikern werden können; man soll sie noch weniger mit jenen verwechseln, sondern sie als die nöthigen Gesellen und Handlanger im Dienste des Meisters begreifen: so etwa wie die Franzosen, mit grösserer Naivität als bei den Deutschen möglich, von den historiens de M. Thiers zu reden pflegten. Diese Arbeiter sollen allmählich grosse Gelehrte werden, können aber deshalb noch nie Meister sein. Ein grosser Gelehrter und ein grosser Flachkopf — das geht schon leichter miteinander unter Einem Hute.

Also: Geschichte schreibt der Erfahrene und Ueberlegene. Wer nicht Einiges grösser und höher erlebt hat als Alle, wird auch nichts Grosses und Hohes aus der Vergangenheit zu deuten wissen. Der Spruch der Vergangenheit ist immer ein Orakelspruch: nur als Baumeister der Zukunft, als Wissende der Gegenwart werdet ihr ihn verstehen. Man erklärt jetzt die ausserordentlich tiefe und weite Wirkung Delphi's besonders daraus, dass die delphischen Priester genaue Kenner des Vergangenen waren; jetzt geziemt sich zu wissen, dass nur der, welcher die Zukunft baut, ein Recht hat, die Vergangenheit zu richten. Dadurch dass ihr vorwärts seht, ein grosses Ziel euch steckt, bändigt ihr zugleich jenen üppigen analytischen Trieb, der euch jetzt die Gegenwart verwüstet und alle Ruhe, alles friedfertige Wachsen und Reifwerden fast unmöglich macht. Zieht um euch den Zaun einer grossen und umfänglichen Hoffnung, eines hoffenden Strebens. Formt in euch ein Bild, dem die Zukunft entsprechen soll, und vergesst den Aberglauben, Epigonen zu sein. Ihr habt genug zu ersinnen und zu erfinden, indem ihr auf jenes zukünftige Leben sinnt; aber fragt nicht bei der Geschichte an, dass sie euch das Wie? das Womit? zeige. Wenn ihr euch dagegen in die Geschichte grosser Männer hineinlebt, so werdet ihr aus ihr ein oberstes Gebot lernen, reif zu werden, und jenem lähmenden Erziehungsbanne der Zeit zu entfliehen, die ihren Nutzen darin sieht, euch nicht reif werden zu lassen, um euch, die Unreifen, zu beherrschen und auszubeuten. Und wenn ihr nach Biographien verlangt, dann nicht nach jenen mit dem Refrain „Herr So und So und seine Zeit“, sondern nach solchen, auf deren Titelblatte es heissen müsste „ein Kämpfer gegen seine Zeit“. Sättigt eure Seelen an Plutarch und wagt es an euch selbst zu glauben, indem ihr an seine Helden glaubt. Mit einem Hundert solcher unmodern erzogenen, das heisst reif gewordenen und an das Heroische gewöhnten Menschen ist jetzt die ganze lärmende Afterbildung dieser Zeit zum ewigen Schweigen zu bringen. —

[«]

7.

Der historische Sinn, wenn er ungebändigt waltet und alle seine Consequenzen zieht, entwurzelt die Zukunft, weil er die Illusionen zerstört und den bestehenden Dingen ihre Atmosphäre nimmt, in der sie allein leben können. Die historische Gerechtigkeit, selbst wenn sie wirklich und in reiner Gesinnung geübt wird, ist deshalb eine schreckliche Tugend, weil sie immer das Lebendige untergräbt und zu Falle bringt: ihr Richten ist immer ein Vernichten. Wenn hinter dem historischen Triebe kein Bautrieb wirkt, wenn nicht zerstört und aufgeräumt wird, damit eine bereits in der Hoffnung lebendige Zukunft auf dem befreiten Boden ihr Haus baue, wenn die Gerechtigkeit allein waltet, dann wird der schaffende Instinct entkräftet und entmuthigt. Eine Religion zum Beispiel, die in historisches Wissen, unter dem Walten der reinen Gerechtigkeit, umgesetzt werden soll, eine Religion, die durch und durch wissenschaftlich erkannt werden soll, ist am Ende dieses Weges zugleich vernichtet. Der Grund liegt darin, dass bei der historischen Nachrechnung jedesmal so viel Falsches, Rohes, Unmenschliches, Absurdes, Gewaltsames zu Tage tritt, dass die pietätvolle Illusions-Stimmung, in der Alles, was leben will, allein leben kann, nothwendig zerstiebt: nur in Liebe aber, nur umschattet von der Illusion der Liebe schafft der Mensch, nämlich nur im unbedingten Glauben an das Vollkommene und Rechte. Jedem, den man zwingt, nicht mehr unbedingt zu lieben, hat man die Wurzeln seiner Kraft abgeschnitten: er muss verdorren, nämlich unehrlich werden. In solchen Wirkungen ist der Historie die Kunst entgegengesetzt: und nur wenn die Historie es erträgt, zum Kunstwerk umgebildet, also reines Kunstgebilde zu werden, kann sie vielleicht Instincte erhalten oder sogar wecken. Eine solche Geschichtschreibung würde aber durchaus dem analytischen und unkünstlerischen Zuge unserer Zeit widersprechen, ja von ihr als Fälschung empfunden werden. Historie aber, die nur zerstört, ohne dass ein innerer Bautrieb sie führt, macht auf die Dauer ihre Werkzeuge blasirt und unnatürlich: denn solche Menschen zerstören Illusionen, und „wer die Illusion in sich und Anderen zerstört, den straft die Natur als der strengste Tyrann.“ Eine gute Zeit lang zwar kann man sich wohl mit der Historie völlig harmlos und unbedachtsam beschäftigen, als ob es eine Beschäftigung so gut wie jede andere wäre; insbesondere scheint die neuere Theologie sich rein aus Harmlosigkeit mit der Geschichte eingelassen zu haben und jetzt noch will sie es kaum merken, dass sie damit, wahrscheinlich sehr wider Willen, im Dienste des Voltaire’schen écrasez steht. Vermuthe Niemand dahinter neue kräftige Bau-Instincte; man müsste denn den sogenannten Protestanten-Verein als Mutterschooss einer neuen Religion und etwa den Juristen Holtzendorf (den Herausgeber und Vorredner der noch viel sogenannteren Protestanten-Bibel) als Johannes am Flusse Jordan gelten lassen. Einige Zeit hilft vielleicht die in älteren Köpfen noch qualmende Hegelische Philosophie zur Propagation jener Harmlosigkeit, etwa dadurch, dass man die „Idee des Christenthums“ von ihren mannichfach unvollkommenen „Erscheinungsformen“ unterscheidet und sich vorredet, es sei wohl gar die „Liebhaberei der Idee“, sich in immer reineren Formen zu offenbaren, zuletzt nämlich als die gewiss allerreinste, durchsichtigste, ja kaum sichtbare Form im Hirne des jetzigen theologus liberalis vulgaris. Hört man aber diese allerreinlichsten Christenthümer sich über die früheren unreinlichen Christenthümer aussprechen, so hat der nicht betheiligte Zuhörer oft den Eindruck, es sei gar nicht vom Christenthume die Rede, sondern von — nun woran sollen wir denken? wenn wir das Christenthum von dem „grössten Theologen des Jahrhunderts“ als die Religion bezeichnet finden, die es verstattet, „sich in alle wirklichen und noch einige andere bloss mögliche Religionen hineinzuempfinden“, und wenn die „wahre Kirche“ die sein soll, welche „zur fliessenden Masse wird, wo es keine Umrisse giebt, wo jeder Theil sich bald hier bald dort befindet und alles sich friedlich untereinander mengt“. — Nochmals, woran sollen wir denken?

Was man am Christenthume lernen kann, dass es unter der Wirkung einer historisirenden Behandlung blasirt und unnatürlich geworden ist, bis endlich eine vollkommen historische, das heisst gerechte Behandlung es in reines Wissen um das Christenthum auflöst und dadurch vernichtet, das kann man an allem, was Leben hat, studiren: dass es aufhört zu leben, wenn es zu Ende secirt ist und schmerzlich krankhaft lebt, wenn man anfängt an ihm die historischen Secirübungen zu machen. Es giebt Menschen, die an eine umwälzende und reformirende Heilkraft der deutschen Musik unter Deutschen glauben: sie empfinden es mit Zorne und halten es für ein Unrecht, begangen am Lebendigsten unserer Cultur, wenn solche Männer wie Mozart und Beethoven bereits jetzt mit dem ganzen gelehrten Wust des Biographischen überschüttet und mit dem Foltersystem historischer Kritik zu Antworten auf tausend zudringliche Fragen gezwungen werden. Wird nicht dadurch das in seinen lebendigen Wirkungen noch gar nicht Erschöpfte zur Unzeit abgethan oder mindestens gelähmt, dass man die Neubegierde auf zahllose Mikrologien des Lebens und der Werke richtet und Erkenntniss-Probleme dort sucht, wo man lernen sollte zu leben und alle Probleme zu vergessen. Versetzt nur ein Paar solcher modernen Biographen in Gedanken an die Geburtsstätte des Christenthums oder der lutherischen Reformation; ihre nüchterne pragmatisirende Neubegier hätte gerade ausgereicht, um jede geisterhafte actio in distans unmöglich zu machen: wie das elendeste Thier die Entstehung der mächtigsten Eiche verhindern kann, dadurch dass es die Eichel verschluckt. Alles Lebendige braucht um sich eine Atmosphäre, einen geheimnissvollen Dunstkreis; wenn man ihm diese Hülle nimmt, wenn man eine Religion, eine Kunst, ein Genie verurtheilt, als Gestirn ohne Atmosphäre zu kreisen: so soll man sich über das schnelle Verdorren, Hart- und Unfruchtbarwerden nicht mehr wundern. So ist es nun einmal bei allen grossen Dingen,

„die nie ohn’ ein’gen Wahn gelingen“,
wie Hans Sachs in den Meistersingern sagt.

Aber selbst jedes Volk, ja jeder Mensch, der reif werden will, braucht einen solchen umhüllenden Wahn, eine solche schützende und umschleiernde Wolke; jetzt aber hasst man das Reifwerden überhaupt, weil man die Historie mehr als das Leben ehrt. Ja man triumphirt darüber, dass jetzt „die Wissenschaft anfange über das Leben zu herrschen“: möglich, dass man das erreicht; aber gewiss ist ein derartig beherrschtes Leben nicht viel werth, weil es viel weniger Leben ist und viel weniger Leben für die Zukunft verbürgt, als das ehemals nicht durch das Wissen, sondern durch Instincte und kräftige Wahnbilder beherrschte Leben. Aber es soll auch gar nicht, wie gesagt, das Zeitalter der fertig und reifgewordenen, der harmonischen Persönlichkeiten sein, sondern das der gemeinsamen möglichst nutzbaren Arbeit. Das heisst eben doch nur: die Menschen sollen zu den Zwecken der Zeit abgerichtet werden, um so zeitig als möglich mit Hand anzulegen; sie sollen in der Fabrik der allgemeinen Utilitäten arbeiten, bevor sie reif sind, ja damit sie gar nicht mehr reif werden — weil dies ein Luxus wäre, der „dem Arbeitsmarkte“ eine Menge von Kraft entziehen würde. Man blendet einige Vögel, damit sie schöner singen: ich glaube nicht, dass die jetzigen Menschen schöner singen, als ihre Grossväter, aber das weiss ich, dass man sie zeitig blendet. Das Mittel aber, das verruchte Mittel, das man anwendet, um sie zu blenden, ist allzu helles, allzu plötzliches, allzu wechselndes Licht. Der junge Mensch wird durch alle Jahrtausende gepeitscht: Jünglinge, die nichts von einem Kriege, einer diplomatischen Action, einer Handelspolitik verstehen, werden der Einführung in die politische Geschichte für würdig befunden. So aber wie der junge Mensch durch die Geschichte läuft, so laufen wir Modernen durch die Kunstkammern, so hören wir Concerte. Man fühlt wohl, das klingt anders als jenes, das wirkt anders als jenes: dies Gefühl der Befremdung immer mehr zu verlieren, über nichts mehr übermässig zu erstaunen, endlich alles sich gefallen zu lassen — das nennt man dann wohl den historischen Sinn, die historische Bildung. Ohne Beschönigung des Ausdrucks gesprochen: die Masse des Einströmenden ist so gross, das Befremdende, Barbarische und Gewaltsame dringt so übermächtig, „zu scheusslichen Klumpen geballt“, auf die jugendliche Seele ein, dass sie sich nur mit einem vorsätzlichen Stumpfsinn zu retten weiss. Wo ein feineres und stärkeres Bewusstsein zu Grunde lag, stellt sich wohl auch eine andere Empfindung ein: Ekel. Der junge Mensch ist so heimatlos geworden und zweifelt an allen Sitten und Begriffen. Jetzt weiss er es: in allen Zeiten war es anders, es kommt nicht darauf an, wie du bist. In schwermüthiger Gefühllosigkeit lässt er Meinung auf Meinung an sich vorübergehen und begreift das Wort und die Stimmung Hölderlins beim Lesen des Laertius Diogenes über Leben und Lehren griechischer Philosophen: „ich habe auch hier wieder erfahren, was mir schon manchmal begegnet ist, dass mir nämlich das Vorübergehende und Abwechselnde der menschlichen Gedanken und Systeme fast tragischer aufgefallen ist, als die Schicksale, die man gewöhnlich allein die wirklichen nennt.“ Nein, ein solches überschwemmendes, betäubendes und gewaltsames Historisiren ist gewiss nicht für die Jugend nöthig, wie die Alten zeigen, ja im höchsten Grade gefährlich, wie die Neueren zeigen. Nun betrachte man aber gar den historischen Studenten, den Erben einer allzufrühen, fast im Knabenalter schon sichtbar gewordenen Blasirtheit. Jetzt ist ihm die „Methode“ zu eigener Arbeit, der rechte Griff und der vornehme Ton nach des Meisters Manier zu eigen geworden; ein ganz isolirtes Capitelchen der Vergangenheit ist seinem Scharfsinn und der erlernten Methode zum Opfer gefallen; er hat bereits producirt, ja mit stolzerem Worte, er hat „geschaffen“, er ist nun Diener der Wahrheit durch die That und Herr im historischen Weltbereiche geworden. War er schon als Knabe „fertig“, so ist er nun bereits überfertig: man braucht an ihm nur zu schütteln, so fällt einem die Weisheit mit Geprassel in den Schooss; doch die Weisheit ist faul und jeder Apfel hat seinen Wurm. Glaubt es mir: wenn die Menschen in der wissenschaftlichen Fabrik arbeiten und nutzbar werden sollen, bevor sie reif sind, so ist in Kurzem die Wissenschaft ebenso ruinirt, wie die allzuzeitig in dieser Fabrik verwendeten Sclaven. Ich bedaure, dass man schon nöthig hat, sich des sprachlichen Jargons der Sclavenhalter und Arbeitgeber zur Bezeichnung solcher Verhältnisse zu bedienen, die an sich frei von Utilitäten, enthoben der Lebensnoth gedacht werden sollten: aber unwillkürlich drängen sich die Worte „Fabrik, Arbeitsmarkt, Angebot, Nutzbarmachung“ — und wie all die Hülfszeitwörter des Egoismus lauten — auf die Lippen, wenn man die jüngste Generation der Gelehrten schildern will. Die gediegene Mittelmässigkeit wird immer mittelmässiger, die Wissenschaft im ökonomischen Sinne immer nutzbarer. Eigentlich sind die allerneuesten Gelehrten nur in Einem Punkte weise, darin freilich weiser als alle Menschen der Vergangenheit, in allen übrigen Punkten nur unendlich anders — vorsichtig gesprochen — als alle Gelehrten alten Schlags. Trotzdem fordern sie Ehren und Vortheile für sich ein, als ob der Staat und die öffentliche Meinung verpflichtet wären, die neuen Münzen für eben so voll zu nehmen wie die alten. Die Kärrner haben unter sich einen Arbeitsvertrag gemacht und das Genie als überflüssig decretirt — dadurch dass jeder Kärrner zum Genie umgestempelt wird: wahrscheinlich wird es eine spätere Zeit ihren Bauten ansehen, dass sie zusammengekarrt, nicht zusammengebaut sind. Denen, die unermüdlich den modernen Schlacht- und Opferruf „Theilung der Arbeit! In Reih’ und Glied!“ im Munde führen, ist einmal klärlich und rund zu sagen: wollt ihr die Wissenschaft möglichst schnell fördern, so werdet ihr sie auch möglichst schnell vernichten; wie euch die Henne zu Grunde geht, die ihr künstlich zum allzuschnellen Eierlegen zwingt. Gut, die Wissenschaft ist in den letzten Jahrzehnten erstaunlich schnell gefördert worden: aber seht euch nun auch die Gelehrten, die erschöpften Hennen an. Es sind wahrhaftig keine „harmonischen“ Naturen: nur gackern können sie mehr als je, weil sie öfter Eier legen: freilich sind auch die Eier immer kleiner (obzwar die Bücher immer dicker) geworden. Als letztes und natürliches Resultat ergiebt sich das allgemein beliebte „Popularisiren“ (nebst „Feminisiren“ und „Infantisiren“) der Wissenschaft, das heisst das berüchtigte Zuschneiden des Rockes der Wissenschaft auf den Leib des „gemischten Publicums“: um uns hier einmal für eine schneidermässige Thätigkeit auch eines schneidermässigen Deutschen zu befleissigen. Goethe sah darin einen Missbrauch und verlangte, dass die Wissenschaften nur durch eine erhöhte Praxis auf die äussere Welt wirken sollten. Den älteren Gelehrten-Generationen dünkt überdies ein solcher Missbrauch aus guten Gründen schwer und lästig: ebenfalls aus guten Gründen fällt er den jüngeren Gelehrten leicht, weil sie selbst, von einem ganz kleinen Wissens-Winkel abgesehen, sehr gemischtes Publicum sind und dessen Bedürfnisse in sich tragen. Sie brauchen sich nur einmal bequem hinzusetzen, so gelingt es ihnen, auch ihr kleines Studienbereich jener gemischt-populären Bedürfniss-Neubegier aufzuschliessen. Für diesen Bequemlichkeitsakt praetendirt man hinterdrein den Namen „bescheidene Herablassung des Gelehrten zu seinem Volke“: während im Grunde der Gelehrte nur zu sich, soweit er nicht Gelehrter, sondern Pöbel ist, herabstieg. Schafft euch den Begriff eines „Volkes“: den könnt ihr nie edel und hoch genug denken. Dächtet ihr gross vom Volke, so wäret ihr auch barmherzig gegen dasselbe und hütetet euch wohl, euer historisches Scheidewasser ihm als Lebens- und Labetrank anzubieten. Aber ihr denkt im tiefsten Grunde von ihm gering, weil ihr vor seiner Zukunft keine wahre und sicher gegründete Achtung haben dürft, und ihr handelt als praktische Pessimisten, ich meine als Menschen, welche die Ahnung eines Unterganges leitet und die dadurch gegen das fremde, ja gegen das eigene Wohl gleichgültig und lässlich werden. Wenn uns nur die Scholle noch trägt! Und wenn sie uns nicht mehr trägt, dann soll es auch recht sein — so empfinden sie und leben eine ironische Existenz.

[«]

8.

Es darf zwar befremdend, aber nicht widerspruchsvoll erscheinen, wenn ich dem Zeitalter, das so hörbar und aufdringlich in das unbekümmertste Frohlocken über seine historische Bildung auszubrechen pflegt, trotzdem eine Art von ironischem Selbstbewusstsein zuschreibe, ein darüberschwebendes Ahnen, dass hier nicht zu frohlocken sei, eine Furcht, dass es vielleicht bald mit aller Lustbarkeit der historischen Erkenntniss vorüber sein werde. Ein ähnliches Räthsel in Betreff einzelner Persönlichkeiten hat uns Goethe, durch seine merkwürdige Charakteristik Newtons hingestellt: er findet im Grunde (oder richtiger: in der Höhe) seines Wesens „eine trübe Ahnung seines Unrechtes“, gleichsam als den in einzelnen Augenblicken bemerkbaren Ausdruck eines überlegenen richtenden Bewusstseins, das über die nothwendige ihm innewohnende Natur eine gewisse ironische Uebersicht erlangt habe. So findet man gerade in den grösser und höher entwickelten historischen Menschen ein oft bis zu allgemeiner Skepsis gedämpftes Bewusstsein davon, wie gross die Ungereimtheit und der Aberglaube sei zu glauben, dass die Erziehung eines Volkes so überwiegend historisch sein müsse, wie sie es jetzt ist; haben doch gerade die kräftigsten Völker, und zwar kräftig in Thaten und Werken, anders gelebt, anders ihre Jugend herangezogen. Aber uns ziemt jene Ungereimtheit, jener Aberglaube — so lautet die skeptische Einwendung — uns den Spätgekommenen, den abgeblassten letzten Sprossen mächtiger und frohmüthiger Geschlechter, uns, auf die Hesiod’s Prophezeiung zu deuten ist, dass die Menschen einst sogleich graubehaart geboren würden, und dass Zeus dies Geschlecht vertilgen werde, sobald jenes Zeichen an ihm sichtbar geworden sei. Die historische Bildung ist auch wirklich eine Art angeborener Grauhaarigkeit und die, welche ihr Zeichen von Kindheit her an sich tragen, müssen wohl zu dem instinctiven Glauben vom Alter der Menschheit gelangen: dem Alter aber gebührt jetzt eine greisenhafte Beschäftigung, nämlich Zurückschauen, Ueberrechnen, Abschliessen, Trost suchen im Gewesenen, durch Erinnerungen, kurz historische Bildung. Das Menschengeschlecht ist aber ein zähes und beharrliches Ding und will nicht nach Jahrtausenden, ja kaum nach Hunderttausenden von Jahren in seinen Schritten — vorwärts und rückwärts — betrachtet werden, das heisst, es will als Ganzes von dem unendlich kleinen Atompünktchen, dem einzelnen Menschen, gar nicht betrachtet werden. Was wollen denn ein Paar Jahrtausende besagen (oder anders ausgedrückt der Zeitraum von 34 aufeinanderfolgenden, zu 60 Jahren gerechneten Menschenleben), um im Anfang einer solchen Zeit noch von „Jugend“, am Schlusse bereits von „Alter der Menschheit“ reden zu können! Steckt nicht vielmehr in diesem lähmenden Glauben an eine bereits abwelkende Menschheit das Missverständniss einer, vom Mittelalter her vererbten, christlich theologischen Vorstellung, der Gedanke an das nahe Weltende, an das bänglich erwartete Gericht? Umkleidet sich jene Vorstellung wohl durch das gesteigerte historische Richter-

Bedürfniss, als ob unsere Zeit, die letzte der möglichen, selbst jenes Weltgericht über alles Vergangene abzuhalten befugt sei, welches der christliche Glaube keineswegs vom Menschen, aber von „des Menschen Sohn“ erwartete? Früher war dieses, der Menschheit sowohl wie dem Einzelnen zugerufene „memento mori“ ein immer quälender Stachel und gleichsam die Spitze des mittelalterlichen Wissens und Gewissens. Das ihm entgegengerufene Wort der neueren Zeit: „memento vivere“ klingt, offen zu reden, noch ziemlich verschüchtert, kommt nicht aus voller Kehle und hat beinahe etwas Unehrliches. Denn die Menschheit sitzt noch fest auf dem Memento mori und verräth es durch ihr universales historisches Bedürfniss: das Wissen hat, trotz seinem mächtigsten Flügelschlage, sich nicht in’s Freie losreissen können, ein tiefes Gefühl von Hoffnungslosigkeit ist übrig geblieben und hat jene historische Färbung angenommen, von der jetzt alle höhere Erziehung und Bildung schwermüthig umdunkelt ist. Eine Religion, die von allen Stunden eines Menschenlebens die letzte für die wichtigste hält, die einen Schluss des Erdenlebens überhaupt voraussagt und alle Lebenden verurtheilt, im fünften Akte der Tragödie zu leben, regt gewiss die tiefsten und edelsten Kräfte auf, aber sie ist feindlich gegen alles Neu-Anpflanzen, Kühn-Versuchen, Frei-Begehren, sie widerstrebt jedem Fluge in’s Unbekannte, weil sie dort nicht liebt, nicht hofft: sie lässt das Werdende sich nur wider Willen aufdrängen, um es, zur rechten Zeit, als einen Verführer zum Dasein, als einen Lügner über den Werth des Daseins, bei Seite zu drängen oder hinzuopfern. Das, was die Florentiner thaten, als sie unter dem Eindrucke der Busspredigten des Savonarola jene berühmten Opferbrände von Gemälden, Manuscripten, Spiegeln, Larven veranstalteten, das möchte das Christenthum mit jeder Cultur thun, die zum Weiterstreben reizt und jenes memento vivere als Wahlspruch führt; und wenn es nicht möglich ist, dies auf geradem Wege, ohne Umschweif, nämlich durch Uebermacht zu thun, so erreicht es doch ebenfalls sein Ziel, wenn es sich mit der historischen Bildung, meistens sogar ohne deren Mitwissen, verbündet und nun, aus ihr heraus redend, alles Werdende achselzuckend ablehnt und darüber das Gefühl des gar zu Ueberspäten und Epigonenhaften, kurz der angeborenen Grauhaarigkeit ausbreitet. Die herbe und tiefsinnig ernste Betrachtung über den Unwerth alles Geschehenen, über das zum-Gericht-Reifsein der Welt, hat sich zu dem skeptischen Bewusstsein verflüchtigt, dass es jedenfalls gut sei, alles Geschehene zu wissen, weil es zu spät dafür sei, etwas Besseres zu thun. So macht der historische Sinn seine Diener passiv und retrospectiv; und beinahe nur aus augenblicklicher Vergesslichkeit, wenn gerade jener Sinn intermittirt, wird der am historischen Fieber Erkrankte activ, um, sobald die Action vorüber ist, seine That zu seciren, durch analytische Betrachtung am

Weiterwirken zu hindern und sie endlich zur „Historie“ abzuhäuten. In diesem Sinne leben wir noch im Mittelalter, ist Historie immer noch eine verkappte Theologie: wie ebenfalls die Ehrfurcht, mit welcher der unwissenschaftliche Laie die wissenschaftliche Kaste behandelt, eine vom Clerus her vererbte Ehrfurcht ist. Was man früher der Kirche gab, das giebt man jetzt, obzwar spärlicher, der Wissenschaft: dass man aber giebt, hat einstmals die Kirche ausgewirkt, nicht aber erst der moderne Geist, der vielmehr, bei seinen anderen guten Eigenschaften, bekanntlich etwas Knauseriges hat und in der vornehmen Tugend der Freigiebigkeit ein Stümper ist.

Vielleicht gefällt diese Bemerkung nicht, vielleicht eben so wenig als jene Ableitung des Uebermaasses von Historie aus dem mittelalterlichen memento mori und aus der Hoffnungslosigkeit, die das Christenthum gegen alle kommenden Zeiten des irdischen Daseins im Herzen trägt. Man soll aber immerhin diese auch von mir nur zweifelnd hingestellte Erklärung durch bessere Erklärungen ersetzen; denn der Ursprung der historischen Bildung — und ihres innerlich ganz und gar radicalen Widerspruches gegen den Geist einer „neuen Zeit“, eines „modernen Bewusstseins“ — dieser Ursprung muss selbst wieder historisch erkannt werden, die Historie muss das Problem der Historie selbst auflösen, das Wissen muss seinen Stachel gegen sich selbst kehren — dieses dreifache Muss ist der Imperativ des Geistes der „neuen Zeit“, falls in ihr wirklich etwas Neues, Mächtiges, Lebenverheissendes und Ursprüngliches ist. Oder sollte es wahr sein, dass wir Deutschen — um die romanischen Völker ausser dem Spiele zu lassen — in allen höheren Angelegenheiten der Cultur immer nur „Nachkommen“ sein müssten, deshalb weil wir nur dies allein sein könnten, wie diesen sehr zu überlegenden Satz einmal Wilhelm Wackernagel ausgesprochen hat: „Wir Deutschen sind einmal ein Volk von Nachkommen, sind mit all unserem höheren Wissen, sind selbst mit unserem Glauben immer nur Nachfolger der alten Welt; auch die es feindlich gestimmt nicht wollen, athmen nächst dem Geiste des Christenthums unausgesetzt von dem unsterblichen Geiste altklassischer Bildung, und gelänge es Einem, aus der Lebensluft, die den inneren Menschen umgiebt, diese zwei Elemente auszuscheiden, so würde nicht viel übrig bleiben, um noch ein geistiges Leben damit zu fristen.“ Selbst aber wenn wir bei diesem Berufe, Nachkommen des Alterthums zu sein, uns gern beruhigen wollten, wenn wir uns nur entschlössen, ihn recht nachdrücklich ernst und gross zu nehmen und in dieser Nachdrücklichkeit unser auszeichnendes und einziges Vorrecht anzuerkennen — so würden wir trotzdem genöthigt werden zu fragen, ob es ewig unsere Bestimmung sein müsse, Zöglinge des sinkenden Alterthums zu sein: irgend wann einmal mag es erlaubt sein, unser Ziel schrittweise höher und ferner zu stecken, irgend wann einmal sollten wir uns das Lob zusprechen dürfen, den Geist der alexandrinisch-römischen Cultur in uns — auch durch unsere universale Historie — so fruchtbringend und grossartig nachgeschaffen zu haben, um nun, als den edelsten Lohn, uns die noch gewaltigere Aufgabe stellen zu dürfen, hinter diese alexandrinische Welt zurück und über sie hinaus zu streben, und unsere Vorbilder muthigen Blicks in der altgriechischen Urwelt des Grossen, Natürlichen und Menschlichen zu suchen. Dort aber finden wir auch die Wirklichkeit einer wesentlich unhistorischen Bildung und einer trotzdem oder vielmehr deswegen unsäglich reichen und lebensvollen Bildung. Wären wir Deutschen selbst nichts als Nachkommen — wir könnten, indem wir auf eine solche Bildung als eine uns anzueignende Erbschaft blickten, gar nichts Grösseres und Stolzeres sein als eben Nachkommen.

Damit soll nur dies und nichts als dies gesagt sein, dass selbst der oftmals peinlich anmuthende Gedanke, Epigonen zu sein, gross gedacht, grosse Wirkungen und ein hoffnungsreiches Begehren der Zukunft, sowohl dem Einzelnen als einem Volke verbürgen kann: insofern wir uns nämlich als Erben und Nachkommen klassischer und erstaunlicher Mächte begreifen und darin unsere Ehre, unseren Sporn sehen. Nicht also wie verblasste und verkümmerte Spätlinge kräftiger Geschlechter, die als Antiquare und Todtengräber jener Geschlechter ein fröstelndes Leben fristen. Solche Spätlinge freilich leben eine ironische Existenz: die Vernichtung folgt ihrem hinkenden Lebensgange auf der Ferse; sie schaudern vor ihr, wenn sie sich des Vergangenen erfreuen, denn sie sind lebende Gedächtnisse, und doch ist ihr Gedenken ohne Erben sinnlos. So umfängt sie die trübe Ahnung, dass ihr Leben ein Unrecht sei, da ihm kein kommendes Leben Recht geben kann.

Dächten wir uns aber solche antiquarische Spätlinge plötzlich die Unverschämtheit gegen jene ironisch-schmerzliche Bescheidung eintauschen; denken wir sie uns, wie sie mit gellender Stimme verkünden: das Geschlecht ist auf seiner Höhe, denn jetzt erst hat es das Wissen über sich und ist sich selber offenbar geworden — so hätten wir ein Schauspiel, an dem als an einem Gleichniss die räthselhafte Bedeutung einer gewissen sehr berühmten Philosophie für die deutsche Bildung sich enträthseln wird. Ich glaube, dass es keine gefährliche Schwankung oder Wendung der deutschen Bildung in diesem Jahrhundert gegeben hat, die nicht durch die ungeheure bis diesen Augenblick fortströmende Einwirkung dieser

Philosophie, der Hegelischen, gefährlicher geworden ist. Wahrhaftig, lähmend und verstimmend ist der Glaube, ein Spätling der Zeiten zu sein: furchtbar und zerstörend muss es aber erscheinen, wenn ein solcher Glaube eines Tages mit kecker Umstülpung diesen Spätling als den wahren Sinn und Zweck alles früher Geschehenen vergöttert, wenn sein wissendes Elend einer Vollendung der Weltgeschichte gleichgesetzt wird. Eine solche Betrachtungsart hat die Deutschen daran gewöhnt, vom „Weltprozess“ zu reden und die eigne Zeit als das nothwendige Resultat dieses Weltprozesses zu rechtfertigen; eine solche Betrachtungsart hat die Geschichte an Stelle der anderen geistigen Mächte, Kunst und Religion, als einzig souverän gesetzt, insofern sie „der sich selbst realisirende Begriff“, insofern sie „die Dialektik der Völkergeister“ und das „Weltgericht“ ist.

Man hat diese Hegelisch verstandene Geschichte mit Hohn das Wandeln Gottes auf der Erde genannt, welcher Gott aber seinerseits erst durch die Geschichte gemacht wird. Dieser Gott aber wurde sich selbst innerhalb der Hegelischen Hirnschalen durchsichtig und verständlich und ist bereits alle dialektisch möglichen Stufen seines Werdens, bis zu jener Selbstoffenbarung, emporgestiegen: so dass für Hegel der Höhepunkt und der Endpunkt des Weltprozesses in seiner eigenen Berliner Existenz zusammenfielen. Ja er hätte sagen müssen, dass alle nach ihm kommenden Dinge eigentlich nur als eine musikalische Coda des weltgeschichtlichen Rondos, noch eigentlicher, als überflüssig zu schätzen seien. Das hat er nicht gesagt: dafür hat er in die von ihm durchsäuerten Generationen jene Bewunderung vor der „Macht der Geschichte“ gepflanzt, die praktisch alle Augenblicke in nackte Bewunderung des Erfolges umschlägt und zum Götzendienste des Thatsächlichen führt: für welchen Dienst man sich jetzt die sehr mythologische und ausserdem recht gut deutsche Wendung „den Thatsachen Rechnung tragen“ allgemein eingeübt hat. Wer aber erst gelernt hat, vor der „Macht der Geschichte“ den Rücken zu krümmen und den Kopf zu beugen, der nickt zuletzt chinesenhaft-mechanisch sein „Ja“ zu jeder Macht, sei dies nun eine Regierung oder eine öffentliche Meinung oder eine Zahlen-Majorität, und bewegt seine Glieder genau in dem Takte, in welchem irgend eine „Macht“ am Faden zieht. Enthält jeder Erfolg in sich eine vernünftige Nothwendigkeit, ist jedes Ereigniss der Sieg des Logischen oder der „Idee“ — dann nur hurtig nieder auf die Kniee und nun die ganze Stufenleiter der „Erfolge“ abgekniet! Was, es gäbe keine herrschenden Mythologien mehr? Was, die Religionen wären im Aussterben? Seht euch nur die Religion der historischen Macht an, gebt Acht auf die Priester der Ideen-Mythologie und ihre zerschundenen Kniee! Sind nicht sogar alle Tugenden im Gefolge dieses neuen Glaubens? Oder ist es nicht Selbstlosigkeit, wenn der historische Mensch sich zum objectiven Spiegelglas ausblasen lässt? Ist es nicht Grossmuth, auf alle Gewalt im Himmel und auf Erden zu verzichten, dadurch dass man in jeder Gewalt die Gewalt an sich anbetet? Ist es nicht Gerechtigkeit, immer Wagschalen in den Händen zu haben und fein zuzusehen, welche als die stärkere und schwerere sich neigt? Und welche Schule der Wohlanständigkeit ist eine solche Betrachtung der Geschichte! Alles objectiv nehmen, über nichts zürnen, nichts lieben, alles begreifen, wie macht das sanft und schmiegsam: und selbst wenn ein in dieser Schule Aufgezogener öffentlich einmal zürnt und sich ärgert, so freut man sich daran, denn man weiss ja, es ist nur artistisch gemeint, es ist ira und studium und doch ganz und gar sine ira et studio.

Was für veraltete Gedanken habe ich gegen einen solchen Complex von Mythologie und Tugend auf dem Herzen! Aber sie sollen einmal heraus, und man soll nur immer lachen. Ich will also sagen: die Geschichte prägt immer ein: „es war einmal“, die Moral: „ihr sollt nicht“ oder „ihr hättet nicht sollen“. So wird die Geschichte zu einem Compendium der thatsächlichen Unmoral. Wie schwer würde sich der irren, der die Geschichte zugleich als Richterin dieser thatsächlichen Unmoral ansähe! Es beleidigt zum Beispiel die Moral, dass ein Raffael sechs und dreissig Jahr alt sterben musste: solch ein Wesen sollte nicht sterben. Wollt ihr nun der Geschichte zu Hülfe kommen, als Apologeten des Thatsächlichen, so werdet ihr sagen: er hat alles, was in ihm lag, ausgesprochen, er hätte, bei längerem Leben, immer nur das Schöne als gleiches Schönes, nicht als neues Schönes schaffen können, und dergleichen. So seid ihr die Advocaten des Teufels und zwar dadurch, dass ihr den Erfolg, das Factum zu eurem Götzen macht: während das Factum immer dumm ist und zu allen Zeiten einem Kalbe ähnlicher gesehen hat als einem Gotte. Als Apologeten der Geschichte soufflirt euch überdies die Ignoranz: denn nur weil ihr nicht wisst, was eine solche natura naturans, wie Raffael, ist, macht es euch nicht heiss zu vernehmen, dass sie war und nicht mehr sein wird. Ueber Goethe hat uns neuerdings Jemand belehren wollen, dass er mit seinen 82 Jahren sich ausgelebt habe: und doch würde ich gern ein Paar Jahre des „ausgelebten“ Goethe gegen ganze Wagen voll frischer hochmoderner Lebensläufte einhandeln, um noch einen Antheil an solchen Gesprächen zu haben, wie sie Goethe mit Eckermann führte, und um auf diese Weise vor allen zeitgemässen Belehrungen durch die Legionäre des Augenblicks bewahrt zu bleiben. Wie wenige Lebende haben überhaupt, solchen Todten gegenüber, ein Recht zu leben! Dass die Vielen leben und jene Wenigen nicht mehr leben, ist nichts als eine brutale Wahrheit, das heisst eine unverbesserliche Dummheit, ein plumpes „es ist einmal so“ gegenüber der Moral „es sollte nicht so sein“. Ja, gegenüber der Moral! Denn rede man von welcher Tugend man wolle, von der Gerechtigkeit, Grossmuth, Tapferkeit, von der Weisheit und dem Mitleid des Menschen — überall ist er dadurch tugendhaft, dass er sich gegen jene blinde Macht der Facta, gegen die Tyrannei des Wirklichen empört und sich Gesetzen unterwirft, die nicht die Gesetze jener Geschichtsfluctuationen sind. Er schwimmt immer gegen die geschichtlichen Wellen, sei es dass er seine Leidenschaften als die nächste dumme Thatsächlichkeit seiner Existenz bekämpft oder dass er sich zur Ehrlichkeit verpflichtet, während die Lüge rings um ihn herum ihre glitzernden Netze spinnt. Wäre die Geschichte überhaupt nichts weiter als „das Weltsystem von Leidenschaft und Irrthum“, so würde der Mensch so in ihr lesen müssen, wie Goethe den Werther zu lesen rieth, gleich als ob sie riefe: „sei ein Mann und folge mir nicht nach!“ Glücklicher Weise bewahrt sie aber auch das Gedächtniss an die grossen Kämpfer gegen die Geschichte, das heisst gegen die blinde Macht des Wirklichen und stellt sich dadurch selbst an den Pranger, dass sie Jene gerade als die eigentlichen historischen Naturen heraushebt, die sich um das „So ist es“ wenig kümmerten, um vielmehr mit heiterem Stolze einem „So soll es sein“ zu folgen. Nicht ihr Geschlecht zu Grabe zu tragen, sondern ein neues Geschlecht zu begründen — das treibt sie unablässig vorwärts: und wenn sie selbst als Spätlinge geboren werden, — es giebt eine Art zu leben, dies vergessen zu machen; — die kommenden Geschlechter werden sie nur als Erstlinge kennen.

[«]

9.

Ist vielleicht unsere Zeit ein solcher Erstling? — In der That, die Vehemenz ihres historischen Sinnes ist so gross und äussert sich in einer so universalen und schlechterdings unbegränzten Manier, dass hierin wenigstens die kommenden Zeiten ihre Erstlingschaft preisen werden — falls es nämlich überhaupt kommende Zeiten, im Sinne der Cultur verstanden, geben wird. Aber gerade hierüber bleibt ein schwerer Zweifel zurück. Dicht neben dem Stolze des modernen Menschen steht seine Ironie über sich selbst, sein Bewusstsein, dass er in einer historisirenden und gleichsam abendlichen Stimmung leben muss, seine Furcht, gar nichts mehr von seinen Jugendhoffnungen und Jugendkräften in die Zukunft retten zu können. Hier und da geht man noch weiter in’s Cynische und rechtfertigt den Gang der Geschichte, ja der gesammten Weltentwickelung ganz eigentlich für den

Handgebrauch des modernen Menschen, nach dem cynischen Kanon: gerade so musste es kommen, wie es gerade jetzt geht, so und nicht anders musste der Mensch werden wie jetzt die Menschen sind, gegen dieses Muss darf sich keiner auflehnen. In das Wohlgefühl eines derartigen Cynismus flüchtet sich der, welcher es nicht in der Ironie aushalten kann; ihm bietet überdies das letzte Jahrzehnt eine seiner schönsten Erfindungen zum Geschenke an, eine gerundete und volle Phrase für jenen Cynismus: sie nennt seine Art zeitgemäss und ganz und gar unbedenklich zu leben „die volle Hingabe der Persönlichkeit an den Weltprozess." Die Persönlichkeit und der Weltprozess! Der Weltprozess und die Persönlichkeit des Erdflohs! Wenn man nur nicht ewig die Hyperbel aller Hyperbeln, das Wort: Welt, Welt, Welt, hören müsste, da doch Jeder, ehrlicher Weise, nur von Mensch, Mensch, Mensch reden sollte! Erben der Griechen und Römer? des Christenthums? Das scheint Alles jenen Cynikern nichts; aber Erben des Weltprozesses! Spitzen und Zielscheiben des Weltprozesses! Sinn und Lösung aller Werde-Räthsel überhaupt, ausgedrückt im modernen Menschen, der reifsten Frucht am Baume der Erkenntniss! — das nenne ich ein schwellendes Hochgefühl; an diesem Wahrzeichen sind die Erstlinge aller Zeiten zu erkennen, ob sie auch gleich zuletzt gekommen sind. So weit flog die Geschichtsbetrachtung noch nie, selbst nicht, wenn sie träumte; denn jetzt ist die Menschengeschichte nur die Fortsetzung der Thier- und Pflanzengeschichte; ja in den untersten Tiefen des Meeres findet der historische Universalist noch die Spuren seiner selbst, als lebenden Schleim; den ungeheuren Weg, welchen der Mensch bereits durchlaufen hat, wie ein Wunder anstaunend, schwindelt dem Blicke vor dem noch erstaunlicheren Wunder, vor dem modernen Menschen selbst, der diesen Weg zu übersehen vermag. Er steht hoch und stolz auf der Pyramide des Weltprozesses: indem er oben darauf den Schlussstein seiner Erkenntniss legt, scheint er der horchenden Natur rings umher zuzurufen: „wir sind am Ziele, wir sind das Ziel, wir sind die vollendete Natur".

Ueberstolzer Europäer des neunzehnten Jahrhunderts, du rasest! Dein Wissen vollendet nicht die Natur, sondern tödtet nur deine eigene. Miss nur einmal deine Höhe als Wissender an deiner Tiefe als Könnender. Freilich kletterst du an den Sonnenstrahlen des Wissens aufwärts zum Himmel, aber auch abwärts zum Chaos. Deine Art zu gehen, nämlich als Wissender zu klettern, ist dein Verhängniss; Grund und Boden weichen in's Ungewisse für dich zurück; für dein Leben giebt es keine Stützen mehr, nur noch Spinnefäden, die jeder neue Griff deiner Erkenntniss auseinanderreisst. — Doch darüber kein ernstes Wort mehr, da es möglich ist, ein heiteres zu sagen.

Das rasend-unbedachte Zersplittern und Zerfasern aller Fundamente, ihre Auflösung in ein immer fliessendes und zerfliessendes Werden, das unermüdliche Zerspinnen und Historisiren alles Gewordenen durch den modernen Menschen, die grosse Kreuzspinne im Knoten des Weltall-Netzes — das mag den Moralisten, den Künstler, den Frommen, auch wohl den Staatsmann beschäftigen und bekümmern; uns soll es heute einmal erheitern, dadurch dass wir dies alles im glänzenden Zauberspiegel eines philosophischen Parodisten sehen, in dessen Kopfe die Zeit über sich selbst zum ironischen Bewusstsein, und zwar deutlich „bis zur Verruchtheit“ (um Goethisch zu reden) gekommen ist. Hegel hat uns einmal gelehrt, „wenn der Geist einen Ruck macht, da sind wir Philosophen auch dabei“: unsere Zeit machte einen Ruck zur Selbstironie, und siehe! da war auch E. von Hartmann dabei und hatte seine berühmte Philosophie des Unbewussten — oder um deutlicher zu reden — seine Philosophie der unbewussten Ironie geschrieben. Selten haben wir eine lustigere Erfindung und eine mehr philosophische Schelmerei gelesen als die Hartmanns; wer durch ihn nicht über das Werden aufgeklärt, ja innerlich aufgeräumt wird, ist wirklich reif zum Gewesensein. Anfang und Ziel des Weltprozesses, vom ersten Stutzen des Bewusstseins bis zum Zurückgeschleudert-Werden in’s Nichts, sammt der genau bestimmten Aufgabe unserer Generation für den Weltprozess, alles dargestellt aus dem so witzig erfundenen Inspirations-Borne des Unbewussten und im apokalyptischen Lichte leuchtend, alles so täuschend und zu so biederem Ernste nachgemacht, als ob es wirkliche Ernst-Philosophie und nicht nur Spass-Philosophie wäre: — ein solches Ganze stellt seinen Schöpfer als einen der ersten philosophischen Parodisten aller Zeiten hin: opfern wir also auf seinem Altar, opfern wir ihm, dem Erfinder einer wahren Universal-Medizin, eine Locke — um einen Schleiermacherischen Bewunderungs-Ausdruck zu stehlen. Denn welche Medizin wäre heilsamer gegen das Uebermaass historischer Bildung als Hartmanns Parodie aller Welthistorie?

Wollte man recht trocken heraussagen, was Hartmann von dem umrauchten Dreifusse der unbewussten Ironie her uns verkündet, so wäre zu sagen: er verkündet uns, dass unsere Zeit nur gerade so sein müsse, wie sie ist, wenn die Menschheit dieses Dasein einmal ernstlich satt bekommen soll: was wir von Herzen glauben. Jene erschreckende Verknöcherung der Zeit, jenes unruhige Klappern mit den Knochen — wie es uns David Strauss naiv als schönste Thatsächlichkeit geschildert hat — wird bei Hartmann nicht nur von hinten, ex causis efficientibus, sondern sogar von vorne, ex causa finali, gerechtfertigt; von dem jüngsten Tage her lässt der Schalk das Licht über unsere Zeit strahlen, und da findet sich, dass sie sehr gut ist, nämlich für den, der möglichst stark an Unverdaulichkeit des Lebens leiden will und jenen jüngsten Tag nicht rasch genug heranwünschen kann. Zwar nennt Hartmann das Lebensalter, welchem die Menschheit sich jetzt nähert, das „Mannesalter“: das ist aber, nach seiner Schilderung, der beglückte Zustand, wo es nur noch „gediegene Mittelmässigkeit“ giebt und die Kunst das ist, was „dem Berliner Börsenmanne etwa Abends die Posse“ ist, wo „die Genies kein Bedürfniss der Zeit mehr sind, weil es hiesse, die Perlen vor die Säue werfen oder auch weil die Zeit über das Stadium, welchem Genies gebührten, zu einem wichtigeren fortgeschritten ist“, zu jenem Stadium der socialen Entwickelung nämlich, in welchem jeder Arbeiter „bei einer Arbeitszeit, die ihm für seine intellectuelle Ausbildung genügende Musse lässt, ein comfortables Dasein führe.“ Schalk aller Schalke, du sprichst das Sehnen der jetzigen Menschheit aus: du weisst aber gleichfalls, was für ein Gespenst am Ende dieses Mannesalters der Menschheit, als Resultat jener intellectuellen Ausbildung zur gediegenen Mittelmässigkeit, stehen wird — der Ekel. Sichtbar steht es ganz erbärmlich, es wird aber noch viel erbärmlicher kommen, „sichtbar greift der Antichrist weiter und weiter um sich“ — aber es muss so stehen, es muss so kommen, denn mit dem Allen sind wir auf dem besten Wege — zum Ekel an allem Daseienden. „Darum rüstig vorwärts im Weltprozess als Arbeiter im Weinberge des Herrn, denn der Prozess allein ist es, der zur Erlösung führen kann!“

Der Weinberg des Herrn! Der Prozess! Zur Erlösung! Wer sieht und hört hier nicht die historische Bildung, die nur das Wort „werden“ kennt, wie sie sich zur parodischen Missgestalt absichtlich vermummt, wie sie durch die vorgehaltene groteske Fratze die muthwilligsten Dinge über sich selbst sagt! Denn was verlangt eigentlich dieser letzte schalkische Anruf der Arbeiter im Weinberge von diesen? In welcher Arbeit sollen sie rüstig vorwärts streben? Oder um anders zu fragen: was hat der historisch Gebildete, der im Flusse des Werdens schwimmende und ertrunkene moderne Fanatiker des Prozesses noch zu thun übrig, um einmal jenen Ekel, die köstliche Traube jenes Weinberges, einzuernten? — Er hat nichts zu thun als fortzuleben, wie er gelebt hat, fortzulieben, was er geliebt hat, fortzuhassen, was er gehasst hat und die Zeitungen fortzulesen, die er gelesen hat, für ihn giebt es nur Eine Sünde — anders zu leben als er gelebt hat. Wie er aber gelebt hat, sagt uns in übermässiger Steinschrift-Deutlichkeit jene berühmte Seite mit den gross gedruckten Sätzen, über welche das ganze zeitgemässe Bildungs-Hefenthum in blindes Entzücken und entzückte Tobsucht gerathen ist, weil es in diesen Sätzen seine eigene Rechtfertigung, und zwar seine Rechtfertigung im apokalyptischen Lichte zu lesen glaubte. Denn von jedem Einzelnen forderte der unbewusste Parodist „die volle Hingabe der Persönlichkeit an den Weltprozess um seines Zieles, der Welterlösung willen“: oder noch heller und klarer: „die Bejahung des Willens zum Leben wird als das vorläufig allein Richtige proclamirt; denn nur in der vollen Hingabe an das Leben und seine Schmerzen, nicht in feiger persönlicher Entsagung und Zurückziehung, ist etwas für den Weltprozess zu leisten", „das Streben nach individueller Willensverneinung ist eben so thöricht und nutzlos, ja noch thörichter als der Selbstmord". „Der denkende Leser wird auch ohne weitere Andeutungen verstehen, wie eine auf diesen Principien errichtete praktische Philosophie sich gestalten würde, und dass eine solche nicht die Entzweiung, sondern nur die volle Versöhnung mit dem Leben enthalten kann."

Der denkende Leser wird es verstehen: und man konnte Hartmann missverstehen! Und wie unsäglich lustig ist es, dass man ihn missverstand! Sollten die jetzigen Deutschen sehr fein sein? Ein wackerer Engländer vermisst an ihnen delicacy of perception, ja wagt zu sagen „in the German mind there does seem to be something splay, something blunt-edged, unhandy and infelicitous" — ob der grosse deutsche Parodist wohl widersprechen würde? Zwar nähern wir uns, nach seiner Erklärung, „jenem idealen Zustande, wo das Menschengeschlecht seine Geschichte mit Bewusstsein macht": aber offenbar sind wir von jenem vielleicht noch idealeren ziemlich entfernt, wo die Menschheit Hartmanns Buch mit Bewusstsein liest. Kommt es erst dazu, dann wird kein Mensch mehr das Wort „Weltprozess" durch seine Lippen schlüpfen lassen, ohne dass diese Lippen lächeln; denn man wird sich dabei der Zeit erinnern, wo man das parodische Evangelium Hartmanns mit der ganzen Biederkeit jenes „german mind", ja mit „der Eule verzerrtem Ernste", wie Goethe sagt, anhörte, einsog, bestritt, verehrte, ausbreitete und kanonisirte. Aber die Welt muss vorwärts, nicht erträumt werden kann jener ideale Zustand, er muss erkämpft und errungen werden, und nur durch Heiterkeit geht der Weg zur Erlösung, zur Erlösung von jenem missverständlichen Eulen-Ernste. Es wird die Zeit sein, in welcher man sich aller Constructionen des Weltprozesses oder auch der Menschheits-Geschichte weislich enthält, eine Zeit, in welcher man überhaupt nicht mehr die Massen betrachtet, sondern wieder die Einzelnen, die eine Art von Brücke über den wüsten Strom des Werdens bilden. Diese setzen nicht etwa einen Prozess fort, sondern leben zeitlos-gleichzeitig, Dank der Geschichte, die ein solches Zusammenwirken zulässt, sie leben als die Genialen-Republik, von der einmal Schopenhauer erzählt; ein Riese ruft dem anderen durch die öden Zwischenräume der Zeiten zu, und ungestört durch muthwilliges lärmendes Gezwerge, welches unter ihnen wegkriecht, setzt sich das hohe Geistergespräch fort. Die Aufgabe der Geschichte ist es, zwischen ihnen die Mittlerin zu sein und so immer wieder zur Erzeugung des Grossen Anlass zu geben und Kräfte zu verleihen. Nein, das Ziel der Menschheit kann nicht am Ende liegen, sondern nur in ihren höchsten Exemplaren.

Dagegen sagt freilich unsere lustige Person mit jener bewunderungswürdigen Dialektik, welche gerade so ächt ist als ihre Bewunderer bewunderungswürdig sind: „So wenig es sich mit dem Begriffe der Entwickelung vertragen würde, dem Weltprozess eine unendliche Dauer in der Vergangenheit zuzuschreiben, weil dann jede irgend denkbare Entwickelung bereits durchlaufen sein müsste, was doch nicht der Fall ist“, (o Schelm!) „eben so wenig können wir dem Prozesse eine unendliche Dauer für die Zukunft zugestehen; Beides höbe den Begriff der Entwickelung zu einem Ziele auf“ (o nochmals Schelm!) „und stellte den Weltprozess dem Wasserschöpfen der Danaiden gleich. Der vollendete Sieg des Logischen über das Unlogische“ (o Schelm der Schelme!) „muss aber mit dem zeitlichen Ende des Weltprozesses, dem jüngsten Tage, zusammenfallen“. Nein, du klarer und spöttischer Geist, so lange das Unlogische noch so vorwaltet wie heutzutage, so lange zum Beispiel noch vom „Weltprozess“ unter allgemeiner Zustimmung so geredet werden kann, wie du redest, ist der jüngste Tag noch fern: denn es ist noch zu heiter auf dieser Erde, noch manche Illusion blüht, zum Beispiel die Illusion deiner Zeitgenossen über dich, wir sind noch nicht reif dafür, in dein Nichts zurückgeschleudert zu werden: denn wir glauben daran, dass es hier sogar noch lustiger zugehen wird, wenn man erst angefangen hat dich zu verstehen, du unverstandener Unbewusster. Wenn aber trotzdem der Ekel mit Macht kommen sollte, so wie du ihn deinen Lesern prophezeit hast, wenn du mit deiner Schilderung deiner Gegenwart und Zukunft Recht behalten solltest — und Niemand hat beide so verachtet, so mit Ekel verachtet als du — so bin ich gern bereit, in der von dir vorgeschlagenen Form mit der Majorität dafür zu stimmen, dass nächsten Samstag Abend pünktlich zwölf Uhr deine Welt untergehen solle: und unser Decret mag schliessen: von morgen an wird keine Zeit mehr sein und keine Zeitung mehr erscheinen. Vielleicht aber bleibt die Wirkung aus, und wir haben umsonst decretirt: nun, dann fehlt es uns jedenfalls nicht an der Zeit zu einem schönen Experiment. Wir nehmen eine Wage und legen in die eine der Wagschalen Hartmanns Unbewusstes, in die andere Hartmanns Weltprozess. Es giebt Menschen, welche glauben, dass sie beide gleich viel wiegen werden: denn in jeder Schale läge ein gleich schlechtes Wort und ein gleich guter Scherz. — Wenn erst einmal Hartmanns Scherz begriffen ist, so wird Niemand Hartmanns Wort vom „Weltprozess“ mehr brauchen als eben zum Scherz. In der That, es ist längst an der Zeit, gegen die Ausschweifungen des historischen Sinnes, gegen die übermässige Lust am Prozesse auf Unkosten des Seins und Lebens, gegen das besinnungslose

Verschieben aller Perspektiven mit dem ganzen Heerbanne satirischer Bosheiten vorzurücken; und es soll dem Verfasser der Philosophie des Unbewussten stets zum Lobe nachgesagt werden, dass es ihm zuerst gelungen ist, das Lächerliche in der Vorstellung des „Weltprozesses“ scharf zu empfinden und durch den sonderlichen Ernst seiner Darstellung noch schärfer nachempfinden zu lassen. Wozu die „Welt“ da ist, wozu die „Menschheit“ da ist, soll uns einstweilen gar nicht kümmern, es sei denn, dass wir uns einen Scherz machen wollen: denn die Vermessenheit des kleinen Menschengewürms ist nun einmal das Scherzhafteste und Heiterste auf der Erdenbühne; aber wozu du Einzelner da bist, das frage dich, und wenn es dir Keiner sagen kann, so versuche es nur einmal, den Sinn deines Daseins gleichsam a posteriori zu rechtfertigen, dadurch dass du dir selber einen Zweck, ein Ziel, ein „Dazu“ vorsetzest, ein hohes und edles „Dazu“. Gehe nur an ihm zu Grunde — ich weiss keinen besseren Lebenszweck als am Grossen und Unmöglichen, animae magnae prodigus, zu Grunde zu gehen. Wenn dagegen die Lehren vom souverainen Werden, von der Flüssigkeit aller Begriffe, Typen und Arten, von dem Mangel aller cardinalen Verschiedenheit zwischen Mensch und Thier — Lehren, die ich für wahr, aber für tödtlich halte — in der jetzt üblichen Belehrungs-Wuth noch ein Menschenalter hindurch in das Volk geschleudert werden, so soll es Niemanden Wunder nehmen, wenn das Volk am egoistischen Kleinen und Elenden, an Verknöcherung und Selbstsucht zu Grunde geht, zuerst nämlich auseinanderfällt und aufhört Volk zu sein: an dessen Stelle dann vielleicht Systeme von Einzelegoismen, Verbrüderungen zum Zweck raubsüchtiger Ausbeutung der Nicht-Brüder und ähnliche Schöpfungen utilitarischer Gemeinheit auf dem Schauplatze der Zukunft auftreten werden. Man fahre nur fort, um diesen Schöpfungen vorzuarbeiten, die Geschichte vom Standpunkte der Massen zu schreiben und nach jenen Gesetzen in ihr zu suchen, die aus den Bedürfnissen dieser Massen abzuleiten sind, also nach den Bewegungsgesetzen der niederen Lehm- und Thonschichten der Gesellschaft. Die Massen scheinen mir nur in dreierlei Hinsicht einen Blick zu verdienen: einmal als verschwimmende Copien der grossen Männer, auf schlechtem Papier und mit abgenutzten Platten hergestellt, sodann als Widerstand gegen die Grossen und endlich als Werkzeuge der Grossen; im Uebrigen hole sie der Teufel und die Statistik! Wie, die Statistik bewiese, dass es Gesetze in der Geschichte gäbe? Gesetze? Ja, sie beweist, wie gemein und ekelhaft uniform die Masse ist: soll man die Wirkung der Schwerkräfte Dummheit, Nachäfferei, Liebe und Hunger Gesetze nennen? Nun, wir wollen es zugeben, aber damit steht dann auch der Satz fest: so weit es Gesetze in der Geschichte giebt, sind die Gesetze nichts werth und ist die Geschichte nichts werth. Gerade diejenige Art der Historie ist aber jetzt allgemein in Schätzung, welche die grossen Massentriebe als das Wichtige und Hauptsächliche in der Geschichte nimmt und alle grossen Männer nur als den deutlichsten Ausdruck, gleichsam als die sichtbar werdenden Bläschen auf der Wasserfluth betrachtet. Da soll die Masse aus sich heraus das Grosse, das Chaos also aus sich heraus die Ordnung gebären; am Ende wird dann natürlich der Hymnus auf die gebärende Masse angestimmt. „Gross“ wird dann alles das genannt, was eine längere Zeit eine solche Masse bewegt hat und, wie man sagt, „eine historische Macht“ gewesen ist. Heisst das aber nicht recht absichtlich Quantität und Qualität verwechseln? Wenn die plumpe Masse irgend einen Gedanken, zum Beispiel einen Religionsgedanken, recht adäquat gefunden hat, ihn zäh vertheidigt und durch Jahrhunderte fortschleppt: so soll dann, und gerade dann erst der Finder und Gründer jenes Gedankens gross sein. Warum doch! Das Edelste und Höchste wirkt gar nicht auf die Massen; der historische Erfolg des Christenthums, seine historische Macht, Zähigkeit und Zeitdauer, alles das beweist glücklicherweise nichts in Betreff der Grösse seines Gründers, da es im Grunde gegen ihn beweisen würde: aber zwischen ihm und jenem historischen Erfolge liegt eine sehr irdische und dunkle Schicht von Leidenschaft, Irrthum, Gier nach Macht und Ehre, von fortwirkenden Kräften des imperium romanum, eine Schicht, aus der das Christenthum jenen Erdgeschmack und Erdenrest bekommen hat, der ihm die Fortdauer in dieser Welt ermöglichte und gleichsam seine Haltbarkeit gab. Die Grösse soll nicht vom Erfolge abhangen, und Demosthenes hat Grösse, ob er gleich keinen Erfolg hatte. Die reinsten und wahrhaftigsten Anhänger des Christenthums haben seinen weltlichen Erfolg, seine sogenannte „historische Macht“ immer eher in Frage gestellt und gehemmt als gefördert; denn sie pflegten sich ausserhalb „der Welt“ zu stellen und kümmerten sich nicht um den „Prozess der christlichen Idee“; weshalb sie meistens der Historie auch ganz unbekannt und ungenannt geblieben sind. Christlich ausgedrückt: so ist der Teufel der Regent der Welt und der Meister der Erfolge und des Fortschrittes; er ist in allen historischen Mächten die eigentliche Macht, und dabei wird es im Wesentlichen bleiben — ob es gleich einer Zeit recht peinlich in den Ohren klingen mag, welche an die Vergötterung des Erfolges und der historischen Macht gewöhnt ist. Sie hat sich nämlich gerade darin geübt die Dinge neu zu benennen und selbst den Teufel umzutaufen. Es ist gewiss die Stunde einer grossen Gefahr: die Menschen scheinen nahe daran zu entdecken, dass der Egoismus der Einzelnen, der Gruppen oder der Massen zu allen Zeiten der Hebel der geschichtlichen Bewegungen war; zugleich aber ist man durch diese Entdeckung keineswegs beunruhigt, sondern man decretirt: der Egoismus soll unser Gott sein. Mit diesem neuen Glauben schickt man sich an, mit deutlichster Absichtlichkeit die kommende Geschichte auf dem Egoismus zu errichten: nur soll es ein kluger Egoismus sein, ein solcher, der sich einige Beschränkungen auferlegt, um sich dauerhaft zu befestigen, ein solcher, der die Geschichte deshalb gerade studirt, um den unklugen Egoismus kennen zu lernen. Bei diesem Studium hat man gelernt, dass dem Staate eine ganz besondere Mission in dem zu gründenden Weltsysteme des Egoismus zukomme: er soll der Patron aller klugen Egoismen werden, um sie mit seiner militärischen und polizeilichen Gewalt gegen die schrecklichen Ausbrüche des unklugen Egoismus zu schützen. Zu dem gleichen Zwecke wird auch die Historie — und zwar als Thier- und Menschenhistorie — in die gefährlichen, weil unklugen, Volksmassen und Arbeiterschichten sorglich eingerührt, weil man weiss, dass ein Körnlein von historischer Bildung im Stande ist, die rohen und dumpfen Instincte und Begierden zu brechen oder auf die Bahn des verfeinerten Egoismus hinzuleiten. In summa: der Mensch nimmt jetzt, mit E. von Hartmann zu reden, „auf eine bedächtig in die Zukunft schauende praktisch wohnliche Einrichtung in der irdischen Heimat Bedacht.“ Derselbe Schriftsteller nennt eine solche Periode das „Mannesalter der Menschheit“ und spottet damit über das, was jetzt „Mann“ genannt wird, als ob darunter allein der ernüchterte Selbstsüchtling verstanden werde; wie er ebenfalls nach einem solchen Mannesalter ein dazu gehöriges Greisenalter prophezeit, ersichtlich aber auch nur damit seinen Spott an unseren zeitgemässen Greisen auslassend: denn er redet von ihrer reifen Beschaulichkeit, mit welcher sie die „ganzen wüst durchstürmten Leiden ihres vergangenen Lebenslaufes überschauen und die Eitelkeit der bisherigen vermeintlichen Ziele ihres Strebens begreifen“. Nein, einem Mannesalter jenes verschlagenen und historisch gebildeten Egoismus entspricht ein mit widriger Gier und würdelos am Leben hängendes Greisenalter und sodann ein letzter Akt, mit dem

„die seltsam wechselnde Geschichte schliesst,
als zweite Kindheit, gänzliches Vergessen,
ohn’ Augen, ohne Zahn, Geschmack und Alles“.

Ob die Gefahren unseres Lebens und unserer Cultur nun von diesen wüsten, zahn- und geschmacklosen Greisen, ob sie von jenen sogenannten „Männern“ Hartmanns kommen: beiden gegenüber wollen wir das Recht unserer Jugend mit den Zähnen festhalten und nicht müde werden, in unserer Jugend die Zukunft gegen jene Zukunftsbilder-Stürmer zu vertheidigen. Bei diesem Kampfe müssen wir aber auch eine besonders schlimme Wahrnehmung machen: dass man die

Ausschweifungen des historischen Sinnes, an welchen die Gegenwart leidet, absichtlich fördert, ermuthigt und — benutzt.

Man benutzt sie aber gegen die Jugend, um diese zu jener überall erstrebten Mannesreife des Egoismus abzurichten, man benutzt sie, um den natürlichen Widerwillen der Jugend durch eine verklärende, nämlich wissenschaftlich-magische Beleuchtung jenes männlich-unmännlichen Egoismus zu brechen. Ja man weiss, was die Historie durch ein gewisses Uebergewicht vermag, man weiss es nur zu genau: die stärksten Instincte der Jugend: Feuer, Trotz, Selbstvergessen und Liebe zu entwurzeln, die Hitze ihres Rechtsgefühles herabzudämpfen, die Begierde langsam auszureifen durch die Gegenbegierde, schnell fertig, schnell nützlich, schnell fruchtbar zu sein, zu unterdrücken oder zurückzudrängen, die Ehrlichkeit und Keckheit der Empfindung zweiflerisch anzukränkeln; ja sie vermag es selbst, die Jugend um ihr schönstes Vorrecht zu betrügen, um ihre Kraft, sich in übervoller Gläubigkeit einen grossen Gedanken einzupflanzen und zu einem noch grösseren aus sich heraus wachsen zu lassen. Ein gewisses Uebermaass von Historie vermag das Alles, wir haben es gesehen: und zwar dadurch, dass sie dem Menschen durch fortwährendes Verschieben der Horizont-Perspektiven, durch Beseitigung einer umhüllenden Atmosphäre nicht mehr erlaubt, unhistorisch zu empfinden und zu handeln. Er zieht sich dann aus der Unendlichkeit des Horizontes auf sich selbst, in den kleinsten egoistischen Bezirk zurück und muss darin verdorren und trocken werden: wahrscheinlich bringt er es zur Klugheit: nie zur Weisheit. Er lässt mit sich reden, rechnet und verträgt sich mit den Thatsachen, wallt nicht auf, blinzelt und versteht es, den eigenen Vortheil oder den seiner Partei im fremden Vortheil und Nachtheil zu suchen; er verlernt die überflüssige Scham und wird so schrittweise zum Hartmann’schen „Manne“ und „Greise“. Dazu aber soll er werden, gerade dies ist der Sinn der jetzt so cynisch geforderten „vollen Hingabe der Persönlichkeit an den Weltprozess“ — um seines Zieles, der Welterlösung willen, wie uns E. von Hartmann, der Schalk, versichert. Nun, Wille und Ziel jener Hartmannschen „Männer und Greise“ ist wohl schwerlich gerade die Welterlösung: sicherlich aber wäre die Welt erlöster, wenn sie von diesen Männern und Greisen erlöst wäre. Denn dann käme das Reich der Jugend. —

[«]

10.

An dieser Stelle der Jugend gedenkend, rufe ich Land! Land! Genug und übergenug der leidenschaftlich suchenden und irrenden Fahrt auf dunklen fremden Meeren! Jetzt endlich zeigt sich eine Küste: wie sie auch sei, an ihr muss gelandet werden, und der schlechteste Nothhafen ist besser als wieder in die hoffnungslose skeptische Unendlichkeit zurückzutaumeln. Halten wir nur erst das Land fest; wir werden später schon die guten Häfen finden und den Nachkommenden die Anfahrt erleichtern.

Gefährlich und aufregend war diese Fahrt. Wie fern sind wir jetzt der ruhigen Beschauung, mit der wir zuerst unser Schiff hinaus schwimmen sahen. Den Gefahren der Historie nachspürend haben wir allen diesen Gefahren uns am stärksten ausgesetzt befunden; wir selbst tragen die Spuren jener Leiden, die in Folge eines Uebermaasses von Historie über die Menschen der neueren Zeit gekommen sind, zur Schau, und gerade diese Abhandlung zeigt, wie ich mir nicht verbergen will, in der Unmässigkeit ihrer Kritik, in der Unreife ihrer Menschlichkeit, in dem häufigen Uebergang von Ironie zum Cynismus, von Stolz zur Skepsis, ihren modernen Charakter, den Charakter der schwachen Persönlichkeit. Und doch vertraue ich der inspirirenden Macht, die mir anstatt eines Genius das Fahrzeug lenkt, ich vertraue der Jugend, dass sie mich recht geführt hat, wenn sie mich jetzt zu einem Proteste gegen die historische Jugenderziehung des modernen Menschen nöthigt und wenn der Protestirende fordert, dass der Mensch vor allem zu leben lerne, und nur im Dienste des erlernten Lebens die Historie gebrauche. Man muss jung sein, um diesen Protest zu verstehen, ja man kann, bei der zeitigen Grauhaarigkeit unserer jetzigen Jugend, kaum jung genug sein, um noch zu spüren, wogegen hier eigentlich protestirt wird. Ich will ein Beispiel zu Hülfe nehmen. In Deutschland ist es nicht viel länger als ein Jahrhundert her, dass in einigen jungen Menschen ein natürlicher Instinct für das, was man Poesie nennt, erwachte. Denkt man etwa, dass die Generationen vorher und zu jener Zeit von jener ihnen innerlich fremden und unnatürlichen Kunst gar nicht geredet hätten? Man weiss das Gegentheil: dass sie mit Leibeskräften über „Poesie“ nachgedacht, geschrieben, gestritten haben, mit Worten über Worte, Worte, Worte. Jene eintretende Erweckung eines Wortes zum Leben war nicht sogleich auch der Tod jener Wortmacher, in gewissem Verstande leben sie jetzt noch; denn wenn schon, wie Gibbon sagt, nichts als Zeit, aber viel Zeit dazu gehört, dass eine Welt untergeht, so gehört auch nichts als Zeit, aber noch viel mehr Zeit dazu, dass in Deutschland, dem „Lande der Allmählichkeit“, ein falscher Begriff zu Grunde geht. Immerhin: es giebt jetzt vielleicht hundert

Menschen mehr als vor hundert Jahren, welche wissen, was Poesie ist; vielleicht giebt es hundert Jahre später wieder hundert Menschen mehr, die inzwischen auch gelernt haben, was Cultur ist, und dass die Deutschen bis jetzt keine Cultur haben, so sehr sie auch reden und stolziren mögen. Ihnen wird das so allgemeine Behagen der Deutschen an ihrer „Bildung“ ebenso unglaublich und läppisch vorkommen als uns die einstmalig anerkannte Klassicität Gottscheds oder die Geltung Ramlers als eines deutschen Pindar. Sie werden vielleicht urtheilen, dass diese Bildung nur eine Art Wissen um die Bildung und dazu ein recht falsches und oberflächliches Wissen gewesen sei. Falsch und oberflächlich nämlich, weil man den Widerspruch von Leben und Wissen ertrug, weil man das Charakteristische an der Bildung wahrer Culturvölker gar nicht sah: dass die Cultur nur aus dem Leben hervorwachsen und herausblühen kann; während sie bei den Deutschen wie eine papierne Blume aufgesteckt oder wie eine Ueberzuckerung übergegossen wird und deshalb immer lügnerisch und unfruchtbar bleiben muss. Die deutsche Jugenderziehung geht aber gerade von diesem falschen und unfruchtbaren Begriffe der Cultur aus: ihr Ziel, recht rein und hoch gedacht, ist gar nicht der freie Gebildete, sondern der Gelehrte, der wissenschaftliche Mensch und zwar der möglichst früh nutzbare wissenschaftliche Mensch, der sich abseits von dem Leben stellt, um es recht deutlich zu erkennen; ihr Resultat, recht empirisch-gemein angeschaut, ist der historisch-aesthetische Bildungsphilister, der altkluge und neuweise Schwätzer über Staat, Kirche und Kunst, das Sensorium für tausenderlei Anempfindungen, der unersättliche Magen, der doch nicht weiss, was ein rechtschaffner Hunger und Durst ist. Dass eine Erziehung mit jenem Ziele und mit diesem Resultate eine widernatürliche ist, das fühlt nur der in ihr noch nicht fertig gewordene Mensch, das fühlt allein der Instinct der Jugend, weil sie noch den Instinct der Natur hat, der erst künstlich und gewaltsam durch jene Erziehung gebrochen wird. Wer aber diese Erziehung wiederum brechen will, der muss der Jugend zum Worte verhelfen, der muss ihrem unbewussten Widerstreben mit der Helligkeit der Begriffe voranleuchten und es zu einem bewussten und laut redenden Bewusstsein machen. Wie erreicht er wohl ein so befremdliches Ziel? —

Vor allem dadurch, dass er einen Aberglauben zerstört, den Glauben an die Nothwendigkeit jener Erziehungs-Operation. Meint man doch, es gäbe gar keine andre Möglichkeit als eben unsere jetzige höchst leidige Wirklichkeit. Prüfe nur Einer die Litteratur des höheren Schul- und Erziehungswesens aus den letzten Jahrzehnten gerade darauf hin: der Prüfende wird zu seinem unmuthigen Erstaunen gewahr werden, wie gleichförmig bei allen Schwankungen der Vorschläge, bei aller Heftigkeit der Widersprüche die gesammte Absicht der Erziehung gedacht wird, wie unbedenklich das bisherige Ergebniss, der „gebildete Mensch“, wie er jetzt verstanden wird, als nothwendiges und vernünftiges Fundament jeder weiteren Erziehung angenommen ist. So aber würde jener eintönige Kanon ungefähr lauten: der junge Mensch hat mit einem Wissen um die Bildung, nicht einmal mit einem Wissen um das Leben, noch weniger mit dem Leben und Erleben selbst zu beginnen. Und zwar wird dieses Wissen um die Bildung als historisches Wissen dem Jüngling eingeflösst oder eingerührt; das heisst, sein Kopf wird mit einer ungeheuren Anzahl von Begriffen angefüllt, die aus der höchst mittelbaren Kenntniss vergangner Zeiten und Völker, nicht aus der unmittelbaren Anschauung des Lebens abgezogen sind. Seine Begierde, selbst etwas zu erfahren und ein zusammenhängend lebendiges System von eignen Erfahrungen in sich wachsen zu fühlen — eine solche Begierde wird betäubt und gleichsam trunken gemacht, nämlich durch die üppige Vorspiegelung, als ob es in wenig Jahren möglich sei, die höchsten und merkwürdigsten Erfahrungen alter Zeiten und gerade der grössten Zeiten in sich zu summiren. Es ist ganz dieselbe wahnwitzige Methode, die unsre jungen bildenden Künstler in die Kunstkammern und Galerien führt, statt in die Werkstätte eines Meisters und vor allem in die einzige Werkstätte der einzigen Meisterin Natur. Ja als ob man so als flüchtiger Spaziergänger in der Historie den Vergangenheiten ihre Griffe und Künste, ihren eigentlichen Lebensertrag, absehen könnte! Ja als ob das Leben selbst nicht ein Handwerk wäre, das aus dem Grunde und stätig gelernt und ohne Schonung geübt werden muss, wenn es nicht Stümper und Schwätzer auskriechen lassen soll! —

Plato hielt es für nothwendig, dass die erste Generation seiner neuen Gesellschaft (im vollkommenen Staate) mit der Hülfe einer kräftigen Nothlüge erzogen werde; die Kinder sollten glauben lernen, dass sie alle schon eine Zeit lang träumend unter der Erde gewohnt hätten, woselbst sie von dem Werkmeister der Natur zurechtgeknetet und geformt wären. Unmöglich, sich gegen diese Vergangenheit aufzulehnen! Unmöglich, dem Werke der Götter entgegenzuwirken! Es soll als unverbrüchliches Naturgesetz gelten: wer als Philosoph geboren wird, hat Gold in seinem Leibe, wer als Wächter, nur Silber, wer als Arbeiter, Eisen und Erz. Wie es nicht möglich ist, diese Metalle zu mischen, erklärt Plato, so soll es nicht möglich sein, die Kastenordnung je um- und durcheinander zu werfen; der Glaube an die aeterna veritas dieser Ordnung ist das Fundament der neuen Erziehung und damit des neuen Staates. — So glaubt nun auch der moderne Deutsche an die aeterna veritas seiner Erziehung, seiner Art Cultur: und doch fällt dieser Glaube dahin, wie der platonische Staat dahingefallen wäre, wenn einmal der Nothlüge eine Nothwahrheit entgegengestellt wird: dass der Deutsche keine Cultur hat, weil er sie auf Grund seiner Erziehung gar nicht haben kann. Er will die Blume ohne Wurzel und Stengel: er will sie also vergebens. Das ist die einfache Wahrheit, eine unangenehme und gröbliche, eine rechte Nothwahrheit.

In dieser Nothwahrheit muss aber unsere erste Generation erzogen werden; sie leidet gewiss an ihr am schwersten, denn sie muss durch sie sich selbst erziehen und zwar sich selbst gegen sich selbst, zu einer neuen Gewohnheit und Natur, heraus aus einer alten und ersten Natur und Gewohnheit: so dass sie mit sich altspanisch reden könnte Defienda me Dios de my Gott behüte mich vor mir, nämlich vor der mir bereits anerzognen Natur. Sie muss jene Wahrheit Tropfen für Tropfen kosten, als eine bittre und gewaltsame Medizin kosten, und jeder Einzelne dieser Generation muss sich überwinden, von sich zu urtheilen, was er als allgemeines Urtheil über eine ganze Zeit schon leichter ertragen würde: wir sind ohne Bildung, noch mehr, wir sind zum Leben, zum richtigen und einfachen Sehen und Hören, zum glücklichen Ergreifen des Nächsten und Natürlichen verdorben und haben bis jetzt noch nicht einmal das Fundament einer Cultur, weil wir selbst davon nicht überzeugt sind, ein wahrhaftiges Leben in uns zu haben. Zerbröckelt und auseinandergefallen, im Ganzen in ein Inneres und ein Aeusseres halb mechanisch zerlegt, mit Begriffen wie mit Drachenzähnen übersäet, Begriffs-Drachen erzeugend, dazu an der Krankheit der Worte leidend und ohne Vertrauen zu jeder eignen Empfindung, die noch nicht mit Worten abgestempelt ist: als eine solche unlebendige und doch unheimlich regsame Begriffs- und Worte-Fabrik habe ich vielleicht noch das Recht von mir zu sagen cogito, ergo sum, nicht aber vivo, ergo cogito. Das leere „Sein“, nicht das volle und grüne „Leben“ ist mir gewährleistet; meine ursprüngliche Empfindung verbürgt mir nur, dass ich ein denkendes, nicht dass ich ein lebendiges Wesen, dass ich kein animal, sondern höchstens ein cogital bin. Schenkt mir erst Leben, dann will ich euch auch eine Cultur daraus schaffen! — So ruft jeder Einzelne dieser ersten Generation, und alle diese Einzelnen werden sich unter einander an diesem Rufe erkennen. Wer wird ihnen dieses Leben schenken?

Kein Gott und kein Mensch: nur ihre eigne Jugend: entfesselt diese und ihr werdet mit ihr das Leben befreit haben. Denn es lag nur verborgen, im Gefängniss, es ist noch nicht verdorrt und erstorben — fragt euch selbst!

Aber es ist krank, dieses entfesselte Leben und muss geheilt werden. Es ist siech an vielen Uebeln und leidet nicht nur durch die Erinnerung an seine Fesseln — es leidet, was uns hier vornehmlich angeht, an der historischen Krankheit. Das Uebermaass von Historie hat die plastische Kraft des Lebens angegriffen, es versteht nicht mehr, sich der Vergangenheit wie einer kräftigen Nahrung zu bedienen. Das Uebel ist furchtbar, und trotzdem! Wenn nicht die Jugend die hellseherische Gabe der Natur hätte, so würde Niemand wissen, dass es ein Uebel ist und dass ein Paradies der Gesundheit verloren gegangen ist. Dieselbe Jugend erräth aber auch mit dem heilkräftigen Instincte derselben Natur, wie dieses Paradies wieder zu gewinnen ist; sie kennt die Wundsäfte und Arzneien gegen die historische Krankheit, gegen das Uebermaass des Historischen: wie heissen sie doch?

Nun man wundere sich nicht, es sind die Namen von Giften: die Gegenmittel gegen das Historische heissen — das Unhistorische und das Ueberhistorische. Mit diesen Namen kehren wir zu den Anfängen unserer Betrachtung und zu ihrer Ruhe zurück.

Mit dem Worte „das Unhistorische" bezeichne ich die Kunst und Kraft vergessen zu können und sich in einen begrenzten Horizont einzuschliessen; „überhistorisch" nenne ich die Mächte, die den Blick von dem Werden ablenken, hin zu dem, was dem Dasein den Charakter des Ewigen und Gleichbedeutenden giebt, zu Kunst und Religion. Die Wissenschaft — denn sie ist es, die von Giften reden würde — sieht in jener Kraft, in diesen Mächten gegnerische Mächte und Kräfte; denn sie hält nur die Betrachtung der Dinge für die wahre und richtige, also für die wissenschaftliche Betrachtung, welche überall ein Gewordnes, ein Historisches und nirgends ein Seiendes, Ewiges sieht; sie lebt in einem innerlichen Widerspruche ebenso gegen die aeternisirenden Mächte der Kunst und Religion, als sie das Vergessen, den Tod des Wissens, hasst, als sie alle Horizont-Umschränkungen aufzuheben sucht und den Menschen in ein unendlich-unbegrenztes Lichtwellen-Meer des erkannten Werdens hineinwirft.

Wenn er nur darin leben könnte! Wie die Städte bei einem Erdbeben einstürzen und veröden und der Mensch nur zitternd und flüchtig sein Haus auf vulkanischem Grunde aufführt, so bricht das Leben selbst in sich zusammen und wird schwächlich und muthlos, wenn das Begriffsbeben, das die Wissenschaft erregt, dem Menschen das Fundament aller seiner Sicherheit und Ruhe, den Glauben an das Beharrliche und Ewige, nimmt. Soll nun das Leben über das Erkennen, über die Wissenschaft, soll das Erkennen über das Leben herrschen? Welche von beiden Gewalten ist die höhere und entscheidende? Niemand wird zweifeln: das Leben ist die höhere, die herrschende Gewalt, denn ein Erkennen, welches das Leben vernichtete, würde sich selbst mit vernichtet haben. Das Erkennen setzt das Leben voraus, hat also an der Erhaltung des Lebens dasselbe Interesse, welches jedes Wesen an seiner eignen Fortexistenz hat. So bedarf die Wissenschaft einer höheren

Aufsicht und Ueberwachung; eine Gesundheitslehre des Lebens stellt sich dicht neben die Wissenschaft; und ein Satz dieser Gesundheitslehre würde eben lauten: das Unhistorische und das Ueberhistorische sind die natürlichen Gegenmittel gegen die Ueberwucherung des Lebens durch das Historische, gegen die historische Krankheit. Es ist wahrscheinlich, dass wir, die Historisch-Kranken, auch an den Gegenmitteln zu leiden haben. Aber dass wir an ihnen leiden, ist kein Beweis gegen die Richtigkeit des gewählten Heilverfahrens.

Und hier erkenne ich die Mission jener Jugend, jenes ersten Geschlechtes von Kämpfern und Schlangentödtern, das einer glücklicheren und schöneren Bildung und Menschlichkeit voranzieht, ohne von diesem zukünftigen Glücke und der einstmaligen Schönheit mehr zu haben als eine verheissende Ahnung. Diese Jugend wird an dem Uebel und an den Gegenmitteln zugleich leiden: und trotzdem glaubt sie einer kräftigeren Gesundheit und überhaupt einer natürlicheren Natur sich berühmen zu dürfen als ihre Vorgeschlechter, die gebildeten „Männer“ und „Greise“ der Gegenwart. Ihre Mission aber ist es, die Begriffe, die jene Gegenwart von „Gesundheit“ und „Bildung“ hat, zu erschüttern und Hohn und Hass gegen so hybride Begriffs-Ungeheuer zu erzeugen; und das gewährleistende Anzeichen ihrer eignen kräftigeren Gesundheit soll gerade dies sein, dass sie, diese Jugend nämlich, selbst keinen Begriff, kein Parteiwort aus den umlaufenden Wort- und Begriffsmünzen der Gegenwart zur Bezeichnung ihres Wesens gebrauchen kann, sondern nur von einer in ihr thätigen kämpfenden, ausscheidenden, zertheilenden Macht und von einem immer erhöhten Lebensgefühle in jeder guten Stunde überzeugt wird. Man mag bestreiten, dass diese Jugend bereits Bildung habe — aber für welche Jugend wäre dies ein Vorwurf? Man mag ihr Roheit und Unmässigkeit nachsagen — aber sie ist noch nicht alt und weise genug, um sich zu bescheiden; vor allem braucht sie aber keine fertige Bildung zu heucheln und zu vertheidigen und geniesst alle die Tröstungen und Vorrechte der Jugend, zumal das Vorrecht der tapferen unbesonnenen Ehrlichkeit und den begeisternden Trost der Hoffnung.

Von diesen Hoffenden weiss ich, dass sie alle diese Allgemeinheiten aus der Nähe verstehn und mit ihrer eigensten Erfahrung in eine persönlich gemeinte Lehre sich übersetzen werden; die Andern mögen einstweilen nichts als verdeckte Schüsseln wahrnehmen, die wohl auch leer sein können; bis sie einmal überrascht mit eignen Augen sehen, dass die Schüsseln gefüllt sind und dass Angriffe, Forderungen, Lebenstriebe, Leidenschaften in diesen Allgemeinheiten eingeschachtelt und zusammengedrückt lagen, die nicht lange Zeit so verdeckt liegen konnten. Diese Zweifler auf die Zeit, die alles an’s Licht bringt, verweisend, wende ich mich zum Schluss an jene Gesellschaft der Hoffenden, um ihnen den Gang und Verlauf ihrer Heilung, ihrer Errettung von der historischen Krankheit und damit ihre eigne Geschichte bis zu dem Zeitpunkt durch ein Gleichniss zu erzählen, wo sie wieder gesund genug sein werden, von Neuem Historie zu treiben und sich der Vergangenheit unter der Herrschaft des Lebens, in jenem dreifachen Sinne, nämlich monumental oder antiquarisch oder kritisch, zu bedienen. In jenem Zeitpunkt werden sie unwissender sein, als die „Gebildeten“ der Gegenwart; denn sie werden viel verlernt und sogar alle Lust verloren haben, nach dem, was jene Gebildeten vor allem wissen wollen, überhaupt noch hinzublicken; ihre Kennzeichen sind, von dem Gesichtsfelde jener Gebildeten aus gesehen, gerade ihre „Unbildung“, ihre Gleichgültigkeit und Verschlossenheit gegen vieles Berühmte, selbst gegen manches Gute. Aber sie sind, an jenem Endpunkte ihrer Heilung, wieder Menschen geworden und haben aufgehört, menschenähnliche Aggregate zu sein — das ist etwas! Das sind noch Hoffnungen! Lacht euch nicht dabei das Herz, ihr Hoffenden?

Und wie kommen wir zu jenem Ziele? werdet ihr fragen. Der Delphische Gott ruft euch, gleich am Anfange eurer Wanderung nach jenem Ziele, seinen Spruch entgegen „Erkenne dich selbst“. Es ist ein schwerer Spruch: denn jener Gott „verbirgt nicht und verkündet nicht, sondern zeigt nur hin“, wie Heraklit gesagt hat. Worauf weist er euch hin?

Es gab Jahrhunderte, in denen die Griechen in einer ähnlichen Gefahr sich befanden, in der wir uns befinden, nämlich an der Ueberschwemmung durch das Fremde und Vergangne, an der „Historie“ zu Grunde zu gehen. Niemals haben sie in stolzer Unberührbarkeit gelebt: ihre „Bildung“ war vielmehr lange Zeit ein Chaos von ausländischen, semitischen, babylonischen, lydischen aegyptischen Formen und Begriffen und ihre Religion ein wahrer Götterkampf des ganzen Orients: ähnlich etwa wie jetzt die „deutsche Bildung“ und Religion ein in sich kämpfendes Chaos des gesammten Auslandes, der gesammten Vorzeit ist. Und trotzdem wurde die hellenische Cultur kein Aggregat, Dank jenem apollinischen Spruche. Die Griechen lernten allmählich das Chaos zu organisiren, dadurch dass sie sich, nach der delphischen Lehre, auf sich selbst, das heisst auf ihre ächten Bedürfnisse zurück besannen und die Schein-Bedürfnisse absterben liessen. So ergriffen sie wieder von sich Besitz; sie blieben nicht lange die überhäuften Erben und Epigonen des ganzen Orients; sie wurden selbst, nach beschwerlichem Kampfe mit sich selbst, durch die praktische Auslegung jenes Spruches, die glücklichsten Bereicherer und Mehrer des ererbten Schatzes und die Erstlinge und Vorbilder aller kommenden Culturvölker.

Dies ist ein Gleichniss für jeden Einzelnen von uns: er muss das Chaos in sich organisiren, dadurch dass er sich auf seine ächten Bedürfnisse zurückbesinnt. Seine Ehrlichkeit, sein tüchtiger und wahrhaftiger Charakter muss sich irgendwann einmal dagegen sträuben, dass immer nur nachgesprochen, nachgelernt, nachgeahmt werde; er beginnt dann zu begreifen, dass Cultur noch etwas Andres sein kann als Dekoration des Lebens, das heisst im Grunde doch immer nur Verstellung und Verhüllung; denn aller Schmuck versteckt das Geschmückte. So entschleiert sich ihm der griechische Begriff der Cultur — im Gegensatze zu dem romanischen — der Begriff der Cultur als einer neuen und verbesserten Physis, ohne Innen und Aussen, ohne Verstellung und Convention, der Cultur als einer Einhelligkeit zwischen Leben, Denken, Scheinen und Wollen. So lernt er aus seiner eignen Erfahrung, dass es die höhere Kraft der sittlichen Natur war, durch die den Griechen der Sieg über alle anderen Culturen gelungen ist, und dass jede Vermehrung der Wahrhaftigkeit auch eine vorbereitende Förderung der wahren Bildung sein muss: mag diese Wahrhaftigkeit auch gelegentlich der gerade in Achtung stehenden Gebildetheit ernstlich schaden, mag sie selbst einer ganzen dekorativen Cultur zum Falle verhelfen können.

[«]

Unzeitgemässe Betrachtungen.

Von

Dr. Friedrich Nietzsche.

Ordentl. Professor der Classischen Philologie an der Universität Basel.

Drittes Stück:

Schopenhauer als Erzieher.

Schloss-Chemnitz.
Verlag von Ernst Schmeitzner.
1874.

UNZEITGEMÄSSE BETRACHTUNGEN III

[«]

1. 2. 3. 4.
5. 6. 7. 8.

1.

Jener Reisende, der viel Länder und Völker und mehrere Erdtheile gesehen hatte und gefragt wurde, welche Eigenschaft der Menschen er überall wiedergefunden habe, sagte: sie haben einen Hang zur Faulheit. Manchen wird es dünken, er hätte richtiger und gültiger gesagt: sie sind alle furchtsam. Sie verstecken sich unter Sitten und Meinungen. Im Grunde weiss jeder Mensch recht wohl, dass er nur einmal, als ein Unicum, auf der Welt ist und dass kein noch so seltsamer Zufall zum zweiten Mal ein so wunderlich buntes Mancherlei zum Einerlei, wie er es ist, zusammenschütteln wird: er weiss es, aber verbirgt es wie ein böses Gewissen — weshalb? Aus Furcht vor dem Nachbar, welcher die Convention fordert und sich selbst mit ihr verhüllt. Aber was ist es, was den Einzelnen zwingt, den Nachbar zu fürchten, heerdenmässig zu denken und zu handeln und seiner selbst nicht froh zu sein? Schamhaftigkeit vielleicht bei Einigen und Seltnen. Bei den Allermeisten ist es Bequemlichkeit, Trägheit, kurz jener Hang zur Faulheit, von dem der Reisende sprach. Er hat Recht: die Menschen sind noch fauler als furchtsam und fürchten gerade am meisten die Beschwerden, welche ihnen eine unbedingte Ehrlichkeit und Nacktheit aufbürden würde. Die Künstler allein hassen dieses lässige Einhergehen in erborgten Manieren und übergehängten Meinungen und enthüllen das Geheimniss, das böse Gewissen von Jedermann, den Satz, dass jeder Mensch ein einmaliges Wunder ist, sie wagen es, uns den Menschen zu zeigen, wie er bis in jede Muskelbewegung er selbst, er allein ist, noch mehr, dass er in dieser strengen Consequenz seiner Einzigkeit schön und betrachtenswerth ist, neu und unglaublich wie jedes Werk der Natur und durchaus nicht langweilig. Wenn der grosse Denker die Menschen verachtet, so verachtet er ihre Faulheit: denn ihrethalben erscheinen sie als Fabrikwaare, als gleichgültig, des Verkehres und der Belehrung unwürdig. Der Mensch, welcher nicht zur Masse gehören will, braucht nur aufzuhören, gegen sich bequem zu sein; er folge seinem Gewissen, welches ihm zuruft: „sei du selbst! Das bist du alles nicht, was du jetzt thust, meinst, begehrst.“

Jede junge Seele hört diesen Zuruf bei Tag und bei Nacht und erzittert dabei; denn sie ahnt ihr seit Ewigkeiten bestimmtes Maass von Glück, wenn sie an ihre wirkliche Befreiung denkt: zu welchem Glücke ihr, so lange sie in Ketten der Meinungen und der Furcht gelegt ist, auf keine Weise verholfen werden kann. Und wie trost- und sinnlos kann ohne diese Befreiung das Leben werden! Es giebt kein öderes und widrigeres Geschöpf in der Natur als den Menschen, welcher seinem Genius ausgewichen ist und nun nach rechts und nach links, nach rückwärts und überallhin schielt. Man darf einen solchen Menschen zuletzt gar nicht mehr angreifen, denn er ist ganz Aussenseite ohne Kern, ein anbrüchiges, gemaltes, aufgebauschtes Gewand, ein verbrämtes Gespenst, das nicht einmal Furcht und gewiss auch kein Mitleiden erregen kann. Und wenn man mit Recht vom Faulen sagt, er tödte die Zeit, so muss man von einer Periode, welche ihr Heil auf die öffentlichen Meinungen, das heisst auf die privaten Faulheiten setzt, ernstlich besorgen, dass eine solche Zeit wirklich einmal getödtet wird: ich meine, dass sie aus der Geschichte der wahrhaften Befreiung des Lebens gestrichen wird. Wie gross muss der Widerwille späterer Geschlechter sein, sich mit der Hinterlassenschaft jener Periode zu befassen, in welcher nicht die lebendigen Menschen, sondern öffentlich meinende Scheinmenschen regierten; weshalb vielleicht unser Zeitalter für irgend eine ferne Nachwelt der dunkelste und unbekannteste weil unmenschlichste Abschnitt der Geschichte sein mag. Ich gehe durch die neuen Strassen unserer Städte und denke wie von allen diesen greulichen Häusern, welche das Geschlecht der öffentlich Meinenden sich erbaut hat, in einem Jahrhundert nichts mehr steht und wie dann auch wohl die Meinungen dieser Häuserbauer umgefallen sein werden. Wie hoffnungsvoll dürfen dagegen alle die sein, welche sich nicht als Bürger dieser Zeit fühlen; denn wären sie dies, so würden sie mit dazu dienen, ihre Zeit zu tödten und sammt ihrer Zeit unterzugehen — während sie die Zeit vielmehr zum Leben erwecken wollen, um in diesem Leben selber fortzuleben.

Aber auch wenn uns die Zukunft nichts hoffen liesse — unser wunderliches Dasein gerade in diesem Jetzt ermuthigt uns am stärksten, nach eignem Maass und Gesetz zu leben: jene Unerklärlichkeit, dass wir gerade heute leben und doch die unendliche Zeit hatten zu entstehen, dass wir nichts als ein spannenlanges Heute besitzen und in ihm zeigen sollen, warum und wozu wir gerade jetzt entstanden. Wir haben uns über unser Dasein vor uns selbst zu verantworten; folglich wollen wir auch die wirklichen Steuermänner dieses Daseins abgeben und nicht zulassen, dass unsre Existenz einer gedankenlosen Zufälligkeit gleiche. Man muss es mit ihr etwas kecklich und gefährlich nehmen: zumal man sie im schlimmsten wie im besten Falle immer verlieren wird. Warum an dieser Scholle, diesem Gewerbe hängen, warum hinhorchen nach dem, was der Nachbar sagt? Es ist so kleinstädtisch, sich zu Ansichten verpflichten, welche ein paar hundert Meilen weiter schon nicht mehr verpflichten. Orient und Occident sind Kreidestriche, die uns jemand vor unsre Augen hinmalt, um unsre Furchtsamkeit zu narren. Ich will den Versuch machen, zur Freiheit zu kommen, sagt sich die junge Seele; und da sollte es sie hindern, dass zufällig zwei Nationen sich hassen und bekriegen, oder dass ein Meer zwischen zwei Erdtheilen liegt, oder dass rings um ihn eine

Religion gelehrt wird, welche doch vor ein paar tausend Jahren nicht bestand. Das bist du alles nicht selbst, sagt sie sich. Niemand kann dir die Brücke bauen, auf der gerade du über den Fluss des Lebens schreiten musst, niemand ausser dir allein. Zwar giebt es zahllose Pfade und Brücken und Halbgötter, die dich durch den Fluss tragen wollen; aber nur um den Preis deiner selbst; du würdest dich verpfänden und verlieren. Es giebt in der Welt einen einzigen Weg, auf welchem niemand gehen kann, ausser dir: wohin er führt? Frage nicht, gehe ihn. Wer war es, der den Satz aussprach: „ein Mann erhebt sich niemals höher als wenn er nicht weiss, wohin sein Weg ihn noch führen kann“?

Aber wie finden wir uns selbst wieder? Wie kann sich der Mensch kennen? Er ist eine dunkle und verhüllte Sache; und wenn der Hase sieben Häute hat, so kann der Mensch sich sieben mal siebzig abziehen und wird doch nicht sagen können „das bist du nun wirklich, das ist nicht mehr Schaale.“ Zudem ist es ein quälerisches gefährliches Beginnen, sich selbst derartig anzugraben und in den Schacht seines Wesens auf dem nächsten Wege gewaltsam hinabzusteigen. Wie leicht beschädigt er sich dabei so, dass kein Arzt ihn heilen kann. Und überdiess: wozu wäre es nöthig, wenn doch alles Zeugniss von unserm Wesen ablegt, unsre Freund- und Feindschaften, unser Blick und Händedruck, unser Gedächtniss und das, was wir vergessen, unsre Bücher und die Züge unsrer Feder. Um aber das wichtigste Verhör zu veranstalten, giebt es dies Mittel. Die junge Seele sehe auf das Leben zurück mit der Frage: was hast du bis jetzt wahrhaft geliebt, was hat deine Seele hinangezogen, was hat sie beherrscht und zugleich beglückt? Stelle dir die Reihe dieser verehrten Gegenstände vor dir auf, und vielleicht ergeben sie dir, durch ihr Wesen und ihre Folge, ein Gesetz, das Grundgesetz deines eigentlichen Selbst. Vergleiche diese Gegenstände, sieh, wie einer den andern ergänzt, erweitert, überbietet, verklärt, wie sie eine Stufenleiter bilden, auf welcher du bis jetzt zu dir selbst hingeklettert bist; denn dein wahres Wesen liegt nicht tief verborgen in dir, sondern unermesslich hoch über dir oder wenigstens über dem, was du gewöhnlich als dein Ich nimmst. Deine wahren Erzieher und Bildner verrathen dir, was der wahre Ursinn und Grundstoff deines Wesens ist, etwas durchaus Unerziehbares und Unbildbares, aber jedenfalls schwer Zugängliches, Gebundenes, Gelähmtes: deine Erzieher vermögen nichts zu sein als deine Befreier. Und das ist das Geheimniss aller Bildung: sie verleiht nicht künstliche Gliedmaassen, wächserne Nasen, bebrillte Augen — vielmehr ist das, was diese Gaben zu geben vermöchte, nur das Afterbild der Erziehung. Sondern Befreiung ist sie, Wegräumung alles Unkrauts, Schuttwerks, Gewürms, das die zarten Keime der Pflanzen antasten will, Ausströmung von Licht und Wärme, liebevolles Niederrauschen nächtlichen Regens, sie ist Nachahmung und Anbetung der Natur, wo diese mütterlich und barmherzig gesinnt ist, sie ist Vollendung der Natur, wenn sie ihren grausamen und unbarmherzigen Anfällen vorbeugt und sie zum Guten wendet, wenn sie über die Aeusserungen ihrer stiefmütterlichen Gesinnung und ihres traurigen Unverstandes einen Schleier deckt.

Gewiss, es giebt wohl andre Mittel, sich zu finden, aus der Betäubung, in welcher man gewöhnlich wie in einer trüben Wolke webt, zu sich zu kommen, aber ich weiss kein besseres, als sich auf seine Erzieher und Bildner zu besinnen. Und so will ich denn heute des einen Lehrers und Zuchtmeisters, dessen ich mich zu rühmen habe, eingedenk sein, Arthur Schopenhauers — um später anderer zu gedenken.

[«]

2.

Will ich beschreiben, welches Ereigniss für mich jener erste Blick wurde, den ich in Schopenhauers Schriften warf, so darf ich ein wenig bei einer Vorstellung verweilen, welche in meiner Jugend so häufig und so dringend war, wie kaum eine andre. Wenn ich früher recht nach Herzenslust in Wünschen ausschweifte, dachte ich mir, dass mir die schreckliche Bemühung und Verpflichtung, mich selbst zu erziehen, durch das Schicksal abgenommen würde: dadurch dass ich zur rechten Zeit einen Philosophen zum Erzieher fände, einen wahren Philosophen, dem man ohne weiteres Besinnen gehorchen könnte, weil man ihm mehr vertrauen würde als sich selbst. Dann fragte ich mich wohl: welches wären wohl die Grundsätze, nach denen er dich erzöge? und ich überlegte mir, was er zu den beiden Maximen der Erziehung sagen würde, welche in unserer Zeit im Schwange gehen. Die eine fordert, der Erzieher solle die eigenthümliche Stärke seiner Zöglinge bald erkennen und dann alle Kräfte und Säfte und allen Sonnenschein gerade dorthin leiten, um jener einen Tugend zu einer rechten Reife und Fruchtbarkeit zu verhelfen. Die andre Maxime will hingegen, dass der Erzieher alle vorhandenen Kräfte heranziehe, pflege und unter einander in ein harmonisches Verhältniss bringe. Aber sollte man den, welcher eine entschiedene Neigung zur Goldschmiedekunst hat, deshalb gewaltsam zur Musik nöthigen? Soll man Benvenuto Cellini's Vater Recht geben, der seinen Sohn immer wieder zum „lieblichen Hörnchen“, also zu dem zwang, was der Sohn „das verfluchte

Pfeifen“ nannte? Man wird dies bei so starken und bestimmt sich aussprechenden Begabungen nicht recht nennen; und so wäre vielleicht gar jene Maxime der harmonischen Ausbildung nur bei den schwächeren Naturen anzuwenden, in denen zwar ein ganzes Nest von Bedürfnissen und Neigungen sitzt, welche aber, insgesammt und einzeln genommen, nicht viel bedeuten wollen? Aber wo finden wir überhaupt die harmonische Ganzheit und den vielstimmigen Zusammenklang in Einer Natur, wo bewundern wir Harmonie mehr als gerade an solchen Menschen, wie Cellini einer war, in denen alles, Erkennen, Begehren, Lieben, Hassen, nach einem Mittelpunkte, einer Wurzelkraft hinstrebt und wo gerade durch die zwingende und herrschende Uebergewalt dieses lebendigen Centrums ein harmonisches System von Bewegungen hin und her, auf und nieder gebildet wird? Und so sind vielleicht beide Maximen gar nicht Gegensätze? Vielleicht sagt die eine nur, der Mensch soll ein Centrum, die andre, er soll auch eine Peripherie haben? Jener erziehende Philosoph, den ich mir träumte, würde wohl nicht nur die Centralkraft entdecken, sondern auch zu verhüten wissen, dass sie gegen die andern Kräfte zerstörend wirke: vielmehr wäre die Aufgabe seiner Erziehung, wie mich dünkte, den ganzen Menschen zu einem lebendig bewegten Sonnen- und Planetensysteme umzubilden und das Gesetz seiner höheren Mechanik zu erkennen.

Inzwischen fehlte mir dieser Philosoph und ich versuchte dieses und jenes; ich fand, wie elend wir modernen Menschen uns gegen Griechen und Römer ausnehmen, selbst nur in Hinsicht auf das Ernst- und Streng-Verstehen der Erziehungsaufgaben. Man kann mit einem solchen Bedürfniss im Herzen durch ganz Deutschland laufen, zumal durch alle Universitäten, und wird nicht finden, was man sucht; bleiben doch viel niedrigere und einfachere Wünsche hier unerfüllt. Wer zum Beispiel unter den Deutschen sich ernstlich zum Redner ausbilden wollte oder wer in eine Schule des Schriftstellers zu gehen beabsichtigte, er fände nirgends Meister und Schule; man scheint hier noch nicht daran gedacht zu haben, dass Reden und Schreiben Künste sind, die nicht ohne die sorgsamste Anleitung und die mühevollsten Lehrjahre erworben werden können. Nichts aber zeigt das anmaassliche Wohlgefühl der Zeitgenossen über sich selbst deutlicher und beschämender, als die halb knauserige halb gedankenlose Dürftigkeit ihrer Ansprüche an Erzieher und Lehrer. Was genügt da nicht alles, selbst bei unsern vornehmsten und best unterrichteten Leuten, unter dem Namen der Hauslehrer, welches Sammelsurium von verschrobenen Köpfen und veralteten Einrichtungen wird häufig als Gymnasium bezeichnet und gut befunden, was genügt uns Allen als höchste Bildungsanstalt, als Universität, welche Führer, welche Institutionen, verglichen mit der Schwierigkeit der Aufgabe, einen Menschen zum Menschen zu erziehen! Selbst die vielbewunderte Art, mit der die deutschen Gelehrten auf ihre Wissenschaft losgehen, zeigt vor allem, dass sie dabei mehr an die Wissenschaft als an die Menschlichkeit denken, dass sie wie eine verlorne Schaar sich ihr zu opfern angelehrt werden, um wieder neue Geschlechter zu dieser Opferung heranzuziehen. Der Verkehr mit der Wissenschaft, wenn er durch keine höhere Maxime der Erziehung geleitet und eingeschränkt, sondern, nach dem Grundsatze „je mehr desto besser“ nur immer mehr entfesselt wird, ist gewiss für die Gelehrten ebenso schädlich wie der ökonomische Lehrsatz des laisser faire für die Sittlichkeit ganzer Völker. Wer weiss es noch, dass die Erziehung des Gelehrten, dessen Menschlichkeit nicht preisgegeben oder ausgedörrt werden soll, ein höchst schwieriges Problem ist — und doch kann man diese Schwierigkeit mit Augen sehen, wenn man auf die zahlreichen Exemplare Acht giebt, welche durch eine gedankenlose und allzu frühzeitige Hingebung an die Wissenschaft krumm gezogen und mit einem Höcker ausgezeichnet worden sind. Aber es giebt ein noch wichtigeres Zeugniss für die Abwesenheit aller höheren Erziehung, wichtiger und gefährlicher und vor allem viel allgemeiner. Wenn es auf der Stelle deutlich ist, warum ein Redner, ein Schriftsteller jetzt nicht erzogen werden kann — weil es eben für sie keine Erzieher giebt —; wenn es fast ebenso deutlich ist, warum ein Gelehrter jetzt verzogen und verschroben werden muss — weil die Wissenschaft, also ein unmenschliches Abstractum, ihn erziehen soll — so frage man sich endlich: wo sind eigentlich für uns Alle, Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und Geringe, unsre sittlichen Vorbilder und Berühmtheiten unter unsern Zeitgenossen, der sichtbare Inbegriff aller schöpferischen Moral in dieser Zeit? Wo ist eigentlich alles Nachdenken über sittliche Fragen hingekommen, mit welchen sich doch jede edler entwickelte Geselligkeit zu allen Zeiten beschäftigt hat? Es giebt keine Berühmtheiten und kein Nachdenken jener Art mehr; man zehrt thatsächlich an dem ererbten Capital von Sittlichkeit, welches unsre Vorfahren aufhäuften und welches wir nicht zu mehren, sondern nur zu verschwenden verstehen; man redet über solche Dinge in unsrer Gesellschaft entweder gar nicht oder mit einer naturalistischen Ungeübtheit und Unerfahrenheit, welche Widerwillen erregen muss. So ist es gekommen, dass unsre Schulen und Lehrer von einer sittlichen Erziehung einfach absehen oder sich mit Förmlichkeiten abfinden: und Tugend ist ein Wort, bei dem Lehrer und Schüler sich nichts mehr denken können, ein altmodisches Wort, über das man lächelt — und schlimm, wenn man nicht lächelt, denn dann wird man heucheln.

Die Erklärung dieser Mattherzigkeit und des niedrigen Fluthstandes aller sittlichen Kräfte ist schwer und verwickelt; doch wird Niemand, der den Einfluss des siegenden Christenthums auf die Sittlichkeit unsrer alten Welt in Betracht nimmt, auch die Rückwirkung des unterliegenden Christenthums, also sein immer wahrscheinlicheres Loos in unsrer Zeit, übersehen dürfen. Das Christenthum hat durch die Höhe seines Ideals die antiken Moralsysteme und die in allen gleichmässig waltende Natürlichkeit so überboten, dass man gegen diese Natürlichkeit stumpf und ekel wurde; hinterdrein *aber* als man das Bessere und Höhere zwar noch erkannte, aber nicht mehr vermochte, konnte man zum Guten und Hohen, nämlich zu jener antiken Tugend nicht mehr zurück, so sehr man es auch wollte. In diesem Hin und Her zwischen Christlich und Antik, zwischen verschüchterter oder lügnerischer Christlichkeit der Sitte und ebenfalls muthlosem und befangenem Antikisiren lebt der moderne Mensch und befindet sich schlecht dabei; die vererbte Furcht vor dem Natürlichen und wieder der erneute Anreiz dieses Natürlichen, die Begierde irgend wo einen Halt zu haben, die Ohnmacht seines Erkennens, das zwischen dem Guten und dem Besseren hin und her taumelt, alles dies erzeugt eine Friedlosigkeit, eine Verworrenheit in der modernen Seele, welche sie verurtheilt unfruchtbar und freudelos zu sein. Niemals brauchte man mehr sittliche Erzieher und niemals war es unwahrscheinlicher sie zu finden; in den Zeiten, wo die Ärzte am nöthigsten sind, bei grossen Seuchen, sind sie zugleich am meisten gefährdet. Denn wo sind die Ärzte der modernen Menschheit, die selber so fest und gesund auf ihren Füssen stehen, dass sie einen Andern noch halten und an der Hand führen könnten? Es liegt eine gewisse Verdüsterung und Dumpfheit auf den besten Persönlichkeiten unsrer Zeit, ein ewiger Verdruss über den Kampf zwischen Verstellung und Ehrlichkeit, der in ihrem Busen gekämpft wird, eine Unruhe im Vertrauen auf sich selbst — wodurch sie ganz unfähig werden, Wegweiser zugleich und Zuchtmeister für Andre zu sein.

Es heisst also wirklich in seinen Wünschen ausschweifen, wenn ich mir vorstellte, ich möchte einen wahren Philosophen als Erzieher finden, welcher einen über das Ungenügen, soweit es in der Zeit liegt, hinausheben könnte und wieder lehrte, *einfach* und *ehrlich*, im Denken und Leben, also unzeitgemäss zu sein, das Wort im tiefsten Verstande genommen; denn die Menschen sind jetzt so vielfach und complicirt geworden, dass sie unehrlich werden müssen, wenn sie überhaupt reden, Behauptungen aufstellen und darnach handeln wollen.

In solchen Nöthen, Bedürfnissen und Wünschen lernte ich Schopenhauer kennen.

Ich gehöre zu den Lesern Schopenhauers, *welche* nachdem sie die erste Seite von ihm gelesen haben, mit Bestimmtheit wissen, dass sie alle Seiten lesen und auf jedes Wort hören werden, das er überhaupt gesagt hat. Mein Vertrauen zu ihm war sofort da und ist jetzt noch dasselbe wie vor neun Jahren. Ich verstand ihn als ob er für mich geschrieben hätte: um mich verständlich, aber unbescheiden und thöricht auszudrücken. Daher kommt es dass ich nie in ihm eine Paradoxie gefunden habe, obwohl hier und da einen kleinen Irrthum; denn was sind Paradoxien anderes als Behauptungen, die kein Vertrauen einflössen, weil der Autor sie selbst ohne echtes Vertrauen machte, weil er mit ihnen glänzen, verführen und überhaupt scheinen wollte? Schopenhauer will nie scheinen: denn er schreibt für sich, und niemand will gern betrogen werden, am wenigsten ein Philosoph, der sich sogar zum Gesetze macht: betrüge niemanden, nicht einmal dich selbst. Selbst nicht mit dem gefälligen gesellschaftlichen Betrug, den fast jede Unterhaltung mit sich bringt und welchen die Schriftsteller beinahe unbewusst nachahmen; noch weniger mit dem bewussteren Betrug von der Rednerbühne herab und mit den künstlichen Mitteln der Rhetorik. Sondern Schopenhauer redet mit sich: oder, wenn man sich durchaus einen Zuhörer denken will, so denke man sich den Sohn, welchen der Vater unterweist. Es ist ein redliches, derbes, gutmüthiges Aussprechen, vor einem Hörer, der mit Liebe hört. Solche Schriftsteller fehlen uns. Das kräftige Wohlgefühl des Sprechenden umfängt uns beim ersten Tone seiner Stimme; es geht uns ähnlich wie beim Eintritt in den Hochwald, wir athmen tief und fühlen uns auf einmal wiederum wohl. Hier ist eine immer gleichartige stärkende Luft, so fühlen wir; hier ist eine gewisse unnachahmliche Unbefangenheit und Natürlichkeit, wie sie Menschen haben, die in sich zu Hause und zwar in einem sehr reichen Hause Herren sind: im Gegensatze zu den Schriftstellern, welche sich selbst am meisten wundern, wenn sie einmal geistreich waren und deren Vortrag dadurch etwas Unruhiges und Naturwidriges bekommt. Ebensowenig werden wir, wenn Schopenhauer spricht, an den Gelehrten erinnert, der von Natur steife und ungeübte Gliedmaassen hat und engbrüstig ist und deshalb eckig, verlegen oder gespreizt daher kommt; während auf der anderen Seite Schopenhauer's rauhe und ein wenig bärenmässige Seele die Geschmeidigkeit und höfische Anmuth der guten französischen Schriftsteller nicht sowohl vermissen als verschmähen lehrt und Niemand an ihm das nachgemachte gleichsam übersilberte Scheinfranzosenthum, auf das sich deutsche Schriftsteller so viel zu Gute thun, entdecken wird. Schopenhauers Ausdruck erinnert mich hier und da ein wenig an Goethe, sonst aber überhaupt nicht an deutsche Muster. Denn er versteht es, das Tiefsinnige einfach, das Ergreifende ohne Rhetorik, das Streng-Wissenschaftliche ohne Pedanterie zu sagen: und von welchem Deutschen hätte er dies lernen können? Auch hält er sich von der spitzfindigen, übermässig beweglichen und — mit Erlaubniss gesagt — ziemlich undeutschen Manier Lessing's frei: was ein grosses Verdienst ist, da

Lessing in Bezug auf prosaische Darstellung unter Deutschen der verführerischeste Autor ist. Und um gleich das Höchste zu sagen, was ich von seiner Darstellungsart sagen kann, so beziehe ich auf ihn seinen Satz „ein Philosoph muss sehr ehrlich sein, um sich keiner poetischen oder rhetorischen Hülfsmittel zu bedienen.“ Dass Ehrlichkeit etwas ist und sogar eine Tugend, gehört freilich im Zeitalter der öffentlichen Meinungen zu den privaten Meinungen, welche verboten sind; und deshalb werde ich Schopenhauer nicht gelobt, sondern nur charakterisirt haben, wenn ich wiederhole: er ist ehrlich, auch als Schriftsteller; und so wenige Schriftsteller sind es, dass man eigentlich gegen alle Menschen, welche schreiben, misstrauisch sein sollte. Ich weiss nur noch einen Schriftsteller, den ich in Betreff der Ehrlichkeit Schopenhauer gleich, ja noch höher stelle: das ist Montaigne. Dass ein solcher Mensch geschrieben hat, dadurch ist wahrlich die Lust auf dieser Erde zu leben vermehrt worden. Mir wenigstens geht es seit dem Bekanntwerden mit dieser freiesten und kräftigsten Seele so, dass ich sagen muss, was er von Plutarch sagt: „kaum habe ich einen Blick auf ihn geworfen, so ist mir ein Bein oder ein Flügel gewachsen“. Mit ihm würde ich es halten, wenn die Aufgabe gestellt wäre, es sich auf der Erde heimisch zu machen. —

Schopenhauer hat mit Montaigne noch eine zweite Eigenschaft, ausser der Ehrlichkeit, gemein: eine wirkliche erheiternde Heiterkeit. Aliis laetus, sibi sapiens. Es giebt nämlich zwei sehr unterschiedene Arten von Heiterkeit. Der wahre Denker erheitert und erquickt immer, ob er nun seinen Ernst oder seinen Scherz, seine menschliche Einsicht oder seine göttliche Nachsicht ausdrückt; ohne griesgrämige Gebärden, zitternde Hände, schwimmende Augen, sondern sicher und einfach, mit Muth und Stärke, vielleicht etwas ritterlich und hart, aber jedenfalls als ein Siegender: und das gerade ist es, was am tiefsten und innigsten erheitert, den siegenden Gott neben allen den Ungethümen, die er bekämpft hat, zu sehen. Die Heiterkeit dagegen, welche man bei mittelmässigen Schriftstellern und kurzangebundenen Denkern mitunter antrifft, macht unsereinen, beim Lesen, elend: wie ich das zum Beispiel bei David Straussens Heiterkeit empfand. Man schämt sich ordentlich, solche heitere Zeitgenossen zu haben, weil sie die Zeit und uns Menschen in ihr bei der Nachwelt blossstellen. Solche Heiterlinge sehen die Leiden und die Ungethüme gar nicht, die sie als Denker zu sehen und zu bekämpfen vorgeben; und deshalb erregt ihre Heiterkeit Verdruss, weil sie täuscht: denn sie will zu dem Glauben verführen, hier sei ein Sieg erkämpft worden. Im Grunde nämlich giebt es nur Heiterkeit, wo es Sieg giebt; und dies gilt von den Werken wahrer Denker ebensowohl als von jedem Kunstwerk. Mag der Inhalt immer so schrecklich und ernst sein als das Problem des Daseins eben ist: bedrückend und quälend wird das Werk nur dann wirken, wenn der Halbdenker und der Halbkünstler den Dunst ihres Ungenügens darüber ausgebreitet haben; während dem Menschen nichts Fröhlicheres und Besseres zu Theil werden kann, als einem jener Siegreichen nahe zu sein, die, weil sie das Tiefste gedacht, gerade das Lebendigste lieben müssen und als Weise am Ende sich zum Schönen neigen. Sie reden wirklich, sie stammeln nicht und schwätzen auch nicht nach; sie bewegen sich und leben wirklich, nicht so unheimlich maskenhaft, wie sonst Menschen zu leben pflegen: weshalb es uns in ihrer Nähe wirklich einmal menschlich und natürlich zu Muthe ist und wir wie Goethe ausrufen möchten: „Was ist doch ein Lebendiges für ein herrliches köstliches Ding! wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr, wie seiend!“

Ich schildere nichts als den ersten gleichsam physiologischen Eindruck, welchen Schopenhauer bei mir hervorbrachte, jenes zauberartige Ausströmen der innersten Kraft eines Naturgewächses auf ein anderes, das bei der ersten und leisesten Berührung erfolgt; und wenn ich jenen Eindruck nachträglich zerlege, so finde ich ihn aus drei Elementen gemischt, aus dem Eindrucke seiner Ehrlichkeit, seiner Heiterkeit und seiner Beständigkeit. Er ist ehrlich, weil er zu sich selbst und für sich selbst spricht und schreibt, heiter, weil er das Schwerste durch Denken besiegt hat, und beständig, weil er so sein muss. Seine Kraft steigt wie eine Flamme bei Windstille gerade und leicht aufwärts, unbeirrt, ohne Zittern und Unruhe. Er findet seinen Weg in jedem Falle, ohne dass wir auch nur merken, dass er ihn gesucht hätte; sondern wie durch ein Gesetz der Schwere gezwungen läuft er daher, so fest und behend, so unvermeidlich. Und wer je gefühlt hat, was das in unsrer Tragelaphen-Menschheit der Gegenwart heissen will, einmal ein ganzes, einstimmiges, in eignen Angeln hängendes und bewegtes, unbefangenes und ungehemmtes Naturwesen zu finden, der wird mein Glück und meine Verwunderung verstehen, als ich Schopenhauer gefunden hatte: ich ahnte, in ihm jenen Erzieher und Philosophen gefunden zu haben, den ich so lange suchte. Zwar nur als Buch: und das war ein grosser Mangel. Um so mehr strengte ich mich an, durch das Buch hindurch zu sehen und mir den lebendigen Menschen vorzustellen, dessen grosses Testament ich zu lesen hatte, und der nur solche zu seinen Erben zu machen verhiess, welche mehr sein wollten und konnten als nur seine Leser: nämlich seine Söhne und Zöglinge.

[«]

3.

Ich mache mir aus einem Philosophen gerade so viel als er im Stande ist ein Beispiel zu geben. Dass er durch das Beispiel ganze Völker nach sich ziehen kann, ist kein Zweifel; die indische Geschichte, die beinahe die Geschichte der indischen Philosophie ist, beweist es. Aber das Beispiel muss durch das sichtbare Leben und nicht bloss durch Bücher gegeben werden, also dergestalt, wie die Philosophen Griechenlands lehrten, durch Miene, Haltung, Kleidung, Speise, Sitte mehr als durch Sprechen oder gar Schreiben. Was fehlt uns noch alles zu dieser muthigen Sichtbarkeit eines philosophischen Lebens in Deutschland; ganz allmählich befreien sich hier die Leiber, wenn die Geister längst befreit scheinen; und doch ist es nur ein Wahn, dass ein Geist frei und selbständig sei, wenn diese errungene Unumschränktheit — die im Grunde schöpferische Selbstumschränkung ist — nicht durch jeden Blick und Schritt von früh bis Abend neu bewiesen wird. Kant hielt an der Universität fest, unterwarf sich den Regierungen, blieb in dem Scheine eines religiösen Glaubens, ertrug es unter Collegen und Studenten: so ist es denn natürlich, dass sein Beispiel vor allem Universitätsprofessoren und Professorenphilosophie erzeugte. Schopenhauer macht mit den gelehrten Kasten wenig Umstände, separirt sich, erstrebt Unabhängigkeit von Staat und Gesellschaft — dies ist sein Beispiel, sein Vorbild — um hier vom Äusserlichsten auszugehen. Aber viele Grade in der Befreiung des philosophischen Lebens sind unter den Deutschen noch unbekannt und werden es nicht immer bleiben können. Unsre Künstler leben kühner und ehrlicher; und das mächtigste Beispiel, welches wir vor uns sehn, das Richard Wagners, zeigt, wie der Genius sich nicht fürchten darf, in den feindseligsten Widerspruch mit den bestehenden Formen und Ordnungen zu treten, wenn er die höhere Ordnung und Wahrheit, die in ihm lebt, an’s Licht herausheben will. Die „Wahrheit“ aber, von welcher unsre Professoren so viel reden, scheint freilich ein anspruchloseres Wesen zu sein, von dem keine Unordnung und Ausserordnung zu befürchten ist: ein bequemes und gemüthliches Geschöpf, welches allen bestehenden Gewalten wieder und wieder versichert, niemand solle ihrethalben irgend welche Umstände haben; man sei ja nur „reine Wissenschaft“. Also: ich wollte sagen, dass die Philosophie in Deutschland es mehr und mehr zu verlernen hat, „reine Wissenschaft“ zu sein: und das gerade sei das Beispiel des Menschen Schopenhauer.

Es ist aber ein Wunder und nichts Geringeres, dass er zu diesem menschlichen Beispiel heranwuchs: denn er war von aussen und von innen her durch die ungeheuersten Gefahren gleichsam umdrängt, von denen jedes schwächere Geschöpf erdrückt oder zersplittert wäre. Es gab, wie mir scheint, einen starken Anschein dafür, dass der Mensch Schopenhauer untergehen werde, um als

Rest, besten Falls, „reine Wissenschaft“ zurück zu lassen: aber auch dies nur besten Falls; am wahrscheinlichsten weder Mensch noch Wissenschaft.

Ein neuerer Engländer schildert die allgemeinste Gefahr ungewöhnlicher Menschen, die in einer an das Gewöhnliche gebundenen Gesellschaft leben, also: „solche fremdartige Charaktere werden anfänglich gebeugt, dann melancholisch, dann krank und zuletzt sterben sie. Ein Shelley würde in England nicht haben leben können, und eine Rasse von Shelley’s würde unmöglich gewesen sein“. Unsere Hölderlin und Kleist und wer nicht sonst verdarben an dieser ihrer Ungewöhnlichkeit und hielten das Clima der sogenannten deutschen Bildung nicht aus; und nur Naturen von Erz wie Beethoven, Goethe, Schopenhauer und Wagner vermögen Stand zu halten. Aber auch bei ihnen zeigt sich die Wirkung des ermüdendsten Kampfes und Krampfes an vielen Zügen und Runzeln: ihr Athem geht schwerer und ihr Ton ist leicht allzu gewaltsam. Jener geübte Diplomat, der Goethe nur überhin angesehen und gesprochen hatte, sagte zu seinen Freunden: Voilà un homme, qui a eu de grands chagrins! — was Goethe so verdeutscht hat „das ist auch einer, der sich’s hat sauer werden lassen!“ „Wenn sich nun in unsern Gesichtszügen, fügt er hinzu, die Spur überstandenen Leidens, durchgeführter Thätigkeit nicht auslöschen lässt, so ist es kein Wunder, wenn alles, was von uns und unserem Bestreben übrig bleibt, dieselbe Spur trägt“. Und das ist Goethe, auf den unsre Bildungsphilister als auf den glücklichsten Deutschen hinzeigen, um daraus den Satz zu beweisen, dass es doch möglich sein müsse unter ihnen glücklich zu werden — mit dem Hintergedanken, dass es keinem zu verzeihen sei, wenn er sich unter ihnen unglücklich und einsam fühle. Daher haben sie sogar mit grosser Grausamkeit den Lehrsatz aufgestellt und praktisch erläutert, dass in jeder Vereinsamung immer eine geheime Schuld liege. Nun hatte der arme Schopenhauer auch so eine geheime Schuld auf dem Herzen, nämlich seine Philosophie mehr zu schätzen als seine Zeitgenossen; und dazu war er so unglücklich, gerade durch Goethe zu wissen, dass er seine Philosophie, um ihre Existenz zu retten, um jeden Preis gegen die Nichtbeachtung seiner Zeitgenossen vertheidigen müsse; denn es giebt eine Art Inquisitionscensur, in der es die Deutschen nach Goethes Urtheil weit gebracht haben; es heisst: unverbrüchliches Schweigen. Und dadurch war wenigstens so viel bereits erreicht worden, dass der grösste Theil der ersten Auflage seines Hauptwerks zu Makulatur eingestampft werden musste. Die drohende Gefahr, dass seine grosse That einfach durch Nichtbeachtung wieder ungethan werde, brachte ihn in eine schreckliche und schwer zu bändigende Unruhe; kein einziger bedeutsamer Anhänger zeigte sich. Es macht uns traurig, ihn auf der Jagd nach irgend welchen Spuren seines Bekanntwerdens zu sehen; und sein endlicher lauter und überlauter Triumph darüber, dass er jetzt wirklich gelesen werde („legor et legar“) hat etwas Schmerzlich-Ergreifendes. Gerade alle jene Züge, in denen er die Würde des Philosophen nicht merken lässt, zeigen den leidenden Menschen, welchen um seine edelsten Güter bangt; so quälte ihn die Sorge, sein kleines Vermögen zu verlieren und vielleicht seine reine und wahrhaft antike Stellung zur Philosophie nicht mehr festhalten zu können; so griff er in seinem Verlangen nach ganz vertrauenden und mitleidenden Menschen oftmals fehl, um immer wieder mit einem schwermüthigen Blicke zu seinem treuen Hunde zurückzukehren. Er war ganz und gar Einsiedler; kein einziger wirklich gleichgestimmter Freund tröstete ihn — und zwischen einem und keinem liegt hier, wie immer zwischen ichts und nichts, eine Unendlichkeit. Niemand, der wahre Freunde hat, weiss was wahre Einsamkeit ist, und ob er auch die ganze Welt um sich zu seinen Widersachern hätte. — Ach ich merke wohl, ihr wisst nicht, was Vereinsamung ist. Wo es mächtige Gesellschaften, Regierungen, Religionen, öffentliche Meinungen gegeben hat, kurz wo je eine Tyrannei war, da hat sie den einsamen Philosophen gehasst; denn die Philosophie eröffnet dem Menschen ein Asyl, wohin keine Tyrannei dringen kann, die Höhle des Innerlichen, das Labyrinth der Brust: und das ärgert die Tyrannen. Dort verbergen sich die Einsamen: aber dort auch lauert die grösste Gefahr der Einsamen. Diese Menschen, die ihre Freiheit in das Innerliche geflüchtet haben, müssen auch äusserlich leben, sichtbar werden, sich sehen lassen; sie stehen in zahllosen menschlichen Verbindungen durch Geburt, Aufenthalt, Erziehung, Vaterland, Zufall, Zudringlichkeit Anderer; ebenfalls zahllose Meinungen werden bei ihnen vorausgesetzt, einfach weil sie die herrschenden sind; jede Miene, die nicht verneint, gilt als Zustimmung; jede Handbewegung, die nicht zertrümmert, wird als Billigung gedeutet. Sie wissen, diese Einsamen und Freien im Geiste — dass sie fortwährend irgend worin anders scheinen als sie denken: während sie nichts als Wahrheit und Ehrlichkeit wollen, ist rings um sie ein Netz von Missverständnissen; und ihr heftiges Begehren kann es nicht verhindern, dass doch auf ihrem Thun ein Dunst von falschen Meinungen, von Anpassung, von halben Zugeständnissen, von schonendem Verschweigen, von irrthümlicher Ausdeutung liegen bleibt. Das sammelt eine Wolke von Melancholie auf ihrer Stirne: denn dass das Scheinen Nothwendigkeit ist, hassen solche Naturen mehr als den Tod; und eine solche andauernde Erbitterung darüber macht sie vulkanisch und bedrohlich. Von Zeit zu Zeit rächen sie sich für ihr gewaltsames Sich-Verbergen, für ihre erzwungene Zurückhaltung. Sie kommen aus ihrer Höhle heraus mit schrecklichen Mienen; ihre Worte und Thaten sind dann Explosionen, und es ist möglich, dass sie an sich selbst zu Grunde gehen. So gefährlich lebte Schopenhauer. Gerade solche

Einsame bedürfen Liebe, brauchen Genossen, vor denen sie wie vor sich selbst offen und einfach sein dürfen, in deren Gegenwart der Krampf des Verschweigens und der Verstellung aufhört. Nehmt diese Genossen hinweg und ihr erzeugt eine wachsende Gefahr; Heinrich von Kleist ging an dieser Ungeliebtheit zu Grunde, und es ist das schrecklichste Gegenmittel gegen ungewöhnliche Menschen, sie dergestalt tief in sich hinein zu treiben, dass ihr Wiederherauskommen jedesmal ein vulkanischer Ausbruch wird. Doch giebt es immer wieder einen Halbgott, der es erträgt, unter so schrecklichen Bedingungen zu leben, siegreich zu leben; und wenn ihr seine einsamen Gesänge hören wollt, so hört Beethoven's Musik.

Das war die erste Gefahr, in deren Schatten Schopenhauer heranwuchs: Vereinsamung. Die zweite heisst: Verzweiflung an der Wahrheit. Diese Gefahr begleitet jeden Denker, welcher von der Kantischen Philosophie aus seinen Weg nimmt, vorausgesetzt dass er ein kräftiger und ganzer Mensch in Leiden und Begehren sei und nicht nur eine klappernde Denk- und Rechenmaschine. Nun wissen wir aber alle recht wohl, was es gerade mit dieser Voraussetzung für eine beschämende Bewandtniss hat; ja es scheint mir, als ob überhaupt nur bei den wenigsten Menschen Kant lebendig eingegriffen und Blut und Säfte umgestaltet habe. Zwar soll, wie man überall lesen kann, seit der That dieses stillen Gelehrten auf allen geistigen Gebieten eine Revolution ausgebrochen sein; aber ich kann es nicht glauben. Denn ich sehe es den Menschen nicht deutlich an, als welche vor Allem selbst revolutionirt sein müssten, bevor irgend welche ganze Gebiete es sein könnten. Sobald aber Kant anfangen sollte, eine populäre Wirkung auszuüben, so werden wir diese in der Form eines zernagenden und zerbröckelnden Skepticismus und Relativismus gewahr werden; und nur bei den thätigsten und edelsten Geistern, die es niemals im Zweifel ausgehalten haben, würde an seiner Stelle jene Erschütterung und Verzweiflung an aller Wahrheit eintreten, wie sie zum Beispiel Heinrich von Kleist als Wirkung der Kantischen Philosophie erlebte. „Vor Kurzem, schreibt er einmal in seiner ergreifenden Art, wurde ich mit der Kantischen Philosophie bekannt — und dir muss ich jetzt daraus einen Gedanken mittheilen, indem ich nicht fürchten darf, dass er dich so tief, so schmerzhaft erschüttern wird als mich. — Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist oder ob es uns nur so scheint. Ist's das Letztere, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nichts mehr, und alles Bestreben, ein Eigenthum zu erwerben, das uns auch noch in das Grab folgt, ist vergeblich. — Wenn die Spitze dieses Gedankens dein Herz nicht trifft, so lächle nicht über einen andern, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken und ich habe keines mehr.“ Ja, wann werden wieder die Menschen dergestalt Kleistisch-natürlich empfinden, wann lernen sie den Sinn einer Philosophie erst wieder an ihrem „heiligsten Innern“ messen? Und doch ist dies erst nöthig um abzuschätzen, was uns, nach Kant, gerade Schopenhauer sein kann — der Führer nämlich, welcher aus der Höhle des skeptischen Unmuths oder der kritisirenden Entsagung hinauf zur Höhe der tragischen Betrachtung leitet, den nächtlichen Himmel mit seinen Sternen endlos über uns, und der sich selbst, als der erste, diesen Weg geführt hat. Das ist seine Grösse, dass er dem Bilde des Lebens als einem Ganzen sich gegenüberstellte, um es als Ganzes zu deuten; während die scharfsinnigsten Köpfe nicht von dem Irrthum zu befreien sind, dass man dieser Deutung näher komme, wenn man die Farben, womit, den Stoff, worauf dieses Bild gemalt ist, peinlich untersuche; vielleicht mit dem Ergebniss, es sei eine ganz intrikat gesponnene Leinewand und Farben darauf, die chemisch unergründlich seien. Man muss den Maler errathen, um das Bild zu verstehen, — das wusste Schopenhauer. Nun ist aber die ganze Zunft aller Wissenschaften darauf aus, jene Leinewand und jene Farben, aber nicht das Bild zu verstehen; ja man kann sagen, dass nur der, welcher das allgemeine Gemälde des Lebens und Daseins fest in’s Auge gefasst hat, sich der einzelnen Wissenschaften ohne eigene Schädigung bedienen wird, denn ohne ein solches regulatives Gesammtbild sind sie Stricke, die nirgends an’s Ende führen und unsern Lebenslauf nur noch verwirrter und labyrinthischer machen. Hierin, wie gesagt, ist Schopenhauer gross, dass er jenem Bilde nachgeht wie Hamlet dem Geiste, ohne sich abziehn zu lassen, wie Gelehrte thun, oder durch begriffliche Scholastik abgesponnen zu werden, wie es das Loos der ungebändigten Dialektiker ist. Das Studium aller Viertelsphilosophen ist nur deshalb anziehend, um zu erkennen, dass diese sofort auf die Stellen im Bau grosser Philosophien gerathen, wo das gelehrtenhafte Für und Wider, wo Grübeln, Zweifeln, Widersprechen erlaubt ist und dass sie dadurch der Forderung jeder grossen Philosophie entgehen, die als Ganzes immer nur sagt: dies ist das Bild alles Lebens, und daraus lerne den Sinn deines Lebens. Und umgekehrt: lies nur dein Leben und verstehe daraus die Hieroglyphen des allgemeinen Lebens. Und so soll auch Schopenhauers Philosophie immer zuerst ausgelegt werden: individuell, vom Einzelnen allein für sich selbst, um Einsicht in das eigne Elend und Bedürfniss, in die eigne Begrenztheit zu gewinnen, um die Gegenmittel und Tröstungen kennen zu lernen: nämlich Hinopferung des Ich’s, Unterwerfung unter die edelsten Absichten, vor allem unter die der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Er lehrt uns zwischen den wirklichen und scheinbaren Beförderungen des Menschenglücks unterscheiden: wie weder Reichwerden, noch Geehrtsein, noch Gelehrtsein den Einzelnen aus seiner tiefen

Verdrossenheit über den Unwerth seines Daseins heraus heben kann und wie das Streben nach diesen Gütern nur Sinn durch ein hohes und verklärendes Gesammtziel bekommt: Macht zu gewinnen, um durch sie der Physis nachzuhelfen und ein wenig Corrector ihrer Thorheiten und Ungeschicktheiten zu sein. Zunächst zwar auch für sich selbst; durch sich aber endlich für Alle. Es ist freilich ein Streben, welches tief und herzlich zur Resignation hinleitet: denn was und wie viel kann überhaupt noch verbessert werden, am Einzelnen und am Allgemeinen!

Wenden wir gerade diese Worte auf Schopenhauer an, so berühren wir die dritte und eigenthümlichste Gefahr, in der er lebte und die im ganzen Bau und Knochengerüste seines Wesens verborgen lag. Jeder Mensch pflegt in sich eine Begrenztheit vorzufinden, seiner Begabung sowohl als seines sittlichen Wollens, welche ihn mit Sehnsucht und Melancholie erfüllt; und wie er aus dem Gefühl seiner Sündhaftigkeit sich hin nach dem Heiligen sehnt, so trägt er, als intellectuelles Wesen, ein tiefes Verlangen nach dem Genius in sich. Hier ist die Wurzel aller wahren Cultur; und wenn ich unter dieser die Sehnsucht der Menschen verstehe, als Heiliger und als Genius wiedergeboren zu werden, so weiss ich, dass man nicht erst Buddhaist sein muss, um diesen Mythus zu verstehen. Wo wir Begabung ohne jene Sehnsucht finden, im Kreise der Gelehrten oder auch bei den sogenannten Gebildeten, macht sie uns Widerwille und Ekel; denn wir ahnen, dass solche Menschen, mit allem ihrem Geiste, eine werdende Cultur und die Erzeugung des Genius — das heisst das Ziel aller Cultur — nicht fördern, sondern verhindern. Es ist der Zustand einer Verhärtung, im Werthe gleich jener gewohnheitsmässigen, kalten und auf sich selbst stolzen Tugendhaftigkeit, welche auch am weitesten von der wahren Heiligkeit entfernt ist und fern hält. Schopenhauers Natur enthielt nun eine seltsame und höchst gefährliche Doppelheit. Wenige Denker haben in dem Maasse und der unvergleichlichen Bestimmtheit empfunden, dass der Genius in ihnen webt; und sein Genius verhiess ihm das Höchste — dass es keine tiefere Furche geben werde als die, welche seine Pflugschar in den Boden der neueren Menschheit reisst. So wusste er die eine Hälfte seines Wesens gesättigt und erfüllt, ohne Begierde, ihrer Kraft gewiss, so trug er mit Grösse und Würde seinen Beruf als siegreich Vollendeter. In der andern Hälfte lebte eine ungestüme Sehnsucht; wir verstehen sie, wenn wir hören dass er sich mit schmerzlichem Blicke von dem Bilde des grossen Stifters der la Trappe, Rancé, abwandte, unter den Worten: „das ist Sache der Gnade“. Denn der Genius sehnt sich tiefer nach Heiligkeit, weil er von seiner Warte aus weiter und heller geschaut hat als ein andrer Mensch, hinab in die Versöhnung von Erkennen und Sein, hinein in das Reich des Friedens und des verneinten Willens, hinüber nach der andern

Küste, von der die Inder sagen. Aber hier gerade ist das Wunder: wie unbegreiflich ganz und unzerbrechlich musste Schopenhauers Natur sein, wenn sie auch nicht durch diese Sehnsucht zerstört werden konnte und doch auch nicht verhärtet wurde. Was das heissen will, wird jeder nach dem Maasse dessen verstehen, was und wie viel er ist: und ganz, in aller seiner Schwere, wird es keiner von uns verstehen.

Jemehr man über die geschilderten drei Gefahren nachdenkt, um so befremdlicher bleibt es, mit welcher Rüstigkeit sich Schopenhauer gegen sie vertheidigte und wie gesund und gerade er aus dem Kampfe heraus kam. Zwar auch mit vielen Narben und offnen Wunden; und in einer Stimmung, die vielleicht etwas zu herbe, mitunter auch all zu kriegerisch erscheint. Auch über dem grössten Menschen erhebt sich sein eignes Ideal. Dass Schopenhauer ein Vorbild sein kann, das steht trotz aller jener Narben und Flecken fest. Ja man möchte sagen: das was an seinem Wesen unvollkommen und allzu menschlich war, führt uns gerade im menschlichsten Sinne in seine Nähe, denn wir sehen ihn als Leidenden und Leidensgenossen und nicht nur in der ablehnenden Hoheit des Genius.

Jene drei Gefahren der Constitution, die Schopenhauer bedrohten, bedrohen uns Alle. Ein Jeder trägt eine productive Einzigkeit in sich, als den Kern seines Wesens; und wenn er sich dieser Einzigkeit bewusst wird, erscheint um ihn ein fremdartiger Glanz, der des Ungewöhnlichen. Dies ist den Meisten etwas Unerträgliches: weil sie, wie gesagt, faul sind und weil an jener Einzigkeit eine Kette von Mühen und Lasten hängt. Es ist kein Zweifel, dass für den Ungewöhnlichen, der sich mit dieser Kette beschwert, das Leben fast Alles, was man von ihm in der Jugend ersehnt, Heiterkeit, Sicherheit, Leichtigkeit, Ehre, einbüsst; das Loos der Vereinsamung ist das Geschenk, welches ihm die Mitmenschen machen; die Wüste und die Höhle ist sofort da, er mag leben, wo er will. Nun sehe er zu, dass er sich nicht unterjochen lasse, dass er nicht gedrückt und melancholisch werde. Und deshalb mag er sich mit den Bildern guter und tapferer Kämpfer umstellen, wie Schopenhauer selbst einer war. Aber auch die zweite Gefahr, die Schopenhauern bedrohte, ist nicht ganz selten. Hier und da ist einer von Natur mit Scharfblick ausgerüstet, seine Gedanken gehen gern den dialektischen Doppelgang; wie leicht ist es, wenn er seiner Begabung unvorsichtig die Zügel schiessen lässt, dass er als Mensch zu Grunde geht und fast nur noch in der „reinen Wissenschaft“ ein Gespensterleben führt: oder dass er gewohnt daran, das Für und Wider in den Dingen aufzusuchen, an der Wahrheit überhaupt irre wird und so ohne Muth und Zutrauen leben muss, verneinend, zweifelnd, annagend, unzufrieden, in halber Hoffnung, in erwarteter Enttäuschung: „es möchte kein Hund so länger leben!“ Die dritte Gefahr ist die Verhärtung, im Sittlichen oder im Intellectuellen; der Mensch zerreisst das Band, welches ihn mit seinem Ideal verknüpfte; er hört auf, auf diesem oder jenem Gebiete, fruchtbar zu sein, sich fortzupflanzen, er wird im Sinne der Cultur schwächlich oder unnütz. Die Einzigkeit seines Wesens ist zum untheilbaren, unmittheilbaren Atom geworden, zum erkalteten Gestein. Und so kann einer an dieser Einzigkeit ebenso wie an der Furcht vor dieser Einzigkeit verderben, an sich selbst und im Aufgeben seiner selbst, an der Sehnsucht und an der Verhärtung: und Leben überhaupt heisst in Gefahr sein.

Ausser diesen Gefahren seiner ganzen Constitution, welchen Schopenhauer ausgesetzt gewesen wäre, er hätte nun in diesem oder jenem Jahrhundert gelebt — giebt es nun noch Gefahren, die aus seiner Zeit an ihn heran kamen; und diese Unterscheidung zwischen Constitutionsgefahren und Zeitgefahren ist wesentlich, um das Vorbildliche und Erzieherische in Schopenhauers Natur zu begreifen. Denken wir uns das Auge des Philosophen auf dem Dasein ruhend: er will dessen Werth neu festsetzen. Denn das ist die eigenthümliche Arbeit aller grossen Denker gewesen, Gesetzgeber für Maass, Münze und Gewicht der Dinge zu sein. Wie muss es ihm hinderlich werden, wenn die Menschheit, die er zunächst sieht, gerade eine schwächliche und von Würmern zerfressene Frucht ist! Wie viel muss er, um gerecht gegen das Dasein überhaupt zu sein, zu dem Unwerthe der gegenwärtigen Zeit hinzuaddiren! Wenn die Beschäftigung mit Geschichte vergangener oder fremder Völker werthvoll ist, so ist sie es am meisten für den Philosophen, der ein gerechtes Urtheil über das gesammte Menschenloos abgeben will, nicht also nur über das durchschnittliche, sondern vor allem auch über das höchste Loos, das einzelnen Menschen oder ganzen Völkern zufallen kann. Nun aber ist alles Gegenwärtige zudringlich, es wirkt und bestimmt das Auge, auch wenn der Philosoph es nicht will; und unwillkürlich wird es in der Gesammtabrechnung zu hoch taxirt sein. Deshalb muss der Philosoph seine Zeit in ihrem Unterschiede gegen andre wohl abschätzen und, indem er für sich die Gegenwart überwindet, auch in seinem Bilde, das er vom Leben giebt, die Gegenwart überwinden, nämlich unbemerkbar machen und gleichsam übermalen. Dies ist eine schwere, ja kaum lösbare Aufgabe. Das Urtheil der alten griechischen Philosophen über den Werth des Daseins besagt so viel mehr als ein modernes Urtheil, weil sie das Leben selbst in einer üppigen Vollendung vor sich und um sich hatten und weil bei ihnen nicht wie bei uns das Gefühl des Denkers sich verwirrt, in dem Zwiespalte des Wunsches nach Freiheit, Schönheit, Grösse des Lebens und des Triebes nach Wahrheit, die nur frägt: was ist das Dasein überhaupt werth? Es bleibt für alle Zeiten wichtig zu wissen, was Empedocles, inmitten der kräftigsten und überschwänglichsten Lebenslust der griechischen Cultur, über das Dasein ausgesagt hat; sein Urtheil wiegt sehr schwer, zumal ihm durch kein einziges Gegenurtheil irgend eines andern grossen Philosophen aus derselben grossen Zeit widersprochen wird. Er spricht nur am deutlichsten, aber im Grunde — nämlich wenn man seine Ohren etwas aufmacht, sagen sie alle dasselbe. Ein moderner Denker wird, wie gesagt, immer an einem unerfüllten Wunsche leiden: er wird verlangen, dass man ihm erst wieder Leben, wahres, rothes, gesundes Leben zeige, damit er dann darüber seinen Richterspruch fälle. Wenigstens für sich selbst wird er es für nöthig halten, ein lebendiger Mensch zu sein, bevor er glauben darf, ein gerechter Richter sein zu können. Hier ist der Grund, weshalb gerade die neueren Philosophen zu den mächtigsten Förderern des Lebens, des Willens zum Leben gehören, und weshalb sie sich aus ihrer ermatteten eignen Zeit nach einer Cultur, nach einer verklärten Physis sehnen. Diese Sehnsucht ist aber auch ihre Gefahr: in ihnen kämpft der Reformator des Lebens und der Philosoph, das heisst: der Richter des Lebens. Wohin sich auch der Sieg neige, es ist ein Sieg, der einen Verlust in sich schliessen wird. Und wie entging nun Schopenhauer auch dieser Gefahr?

Wenn jeder grosse Mensch auch am liebsten gerade als das ächte Kind seiner Zeit angesehen wird und jedenfalls an allen ihren Gebresten stärker und empfindlicher leidet als alle kleineren Menschen, so ist der Kampf eines solchen Grossen gegen seine Zeit scheinbar nur ein unsinniger und zerstörender Kampf gegen sich selbst. Aber eben nur scheinbar; denn in ihr bekämpft er das, was ihn hindert, gross zu sein, das bedeutet bei ihm nur: frei und ganz er selbst zu sein. Daraus folgt, dass seine Feindschaft im Grunde gerade gegen das gerichtet ist, was zwar an ihm selbst, was aber nicht eigentlich er selbst ist, nämlich gegen das unreine Durch- und Nebeneinander von Unmischbarem und ewig Unvereinbarem, gegen die falsche Anlöthung des Zeitgemässen an sein Unzeitgemässes; und endlich erweist sich das angebliche Kind der Zeit nur als Stiefkind derselben. So strebte Schopenhauer, schon von früher Jugend an, jener falschen, eiteln und unwürdigen Mutter, der Zeit, entgegen, und indem er sie gleichsam aus sich auswies, reinigte und heilte er sein Wesen und fand sich selbst in seiner ihm zugehörigen Gesundheit und Reinheit wieder. Deshalb sind die Schriften Schopenhauers als Spiegel der Zeit zu benutzen; und gewiss liegt es nicht an einem Fehler des Spiegels, wenn in ihm alles Zeitgemässe nur wie eine entstellende Krankheit sichtbar wird, als Magerkeit und Blässe, als hohles Auge und erschlaffte Mienen, als die erkennbaren Leiden jener Stiefkindschaft. Die Sehnsucht nach starker Natur, nach gesunder und einfacher Menschheit war bei ihm eine Sehnsucht nach sich selbst; und sobald er die Zeit in sich besiegt hatte, musste er auch, mit erstauntem Auge, den Genius in sich erblicken. Das Geheimniss seines Wesens war ihm jetzt enthüllt, die Absicht jener Stiefmutter Zeit, ihm diesen Genius zu verbergen, vereitelt, das Reich der verklärten Physis war entdeckt. Wenn er jetzt nun sein furchtloses Auge der Frage zuwandte: „was ist das Leben überhaupt werth?“ so hatte er nicht mehr eine verworrene und abgeblasste Zeit und deren heuchlerisch unklares Leben zu verurtheilen. Er wusste es wohl, dass noch Höheres und Reineres auf dieser Erde zu finden und zu erreichen sei als solch ein zeitgemässes Leben, und dass Jeder dem Dasein bitter unrecht thue, der es nur nach dieser hässlichen Gestalt kenne und abschätze. Nein, der Genius selbst wird jetzt aufgerufen, um zu hören, ob dieser, die höchste Frucht des Lebens, vielleicht das Leben überhaupt rechtfertigen könne; der herrliche schöpferische Mensch soll auf die Frage antworten: „bejahst denn du im tiefsten Herzen dieses Dasein? Genügt es dir? Willst du sein Fürsprecher, sein Erlöser sein? Denn nur ein einziges wahrhaftiges Ja! aus deinem Munde — und das so schwer verklagte Leben soll frei sein“. — Was wird er antworten? — Die Antwort des Empedocles.

[«]

4.

Mag dieser letzte Wink auch einstweilen unverstanden bleiben: mir kommt es jetzt auf etwas sehr Verständliches an, nämlich zu erklären, wie wir Alle durch Schopenhauer uns gegen unsre Zeit erziehen können — weil wir den Vortheil haben, durch ihn diese Zeit wirklich zu kennen. Wenn es nämlich ein Vortheil ist! Jedenfalls möchte es ein paar Jahrhunderte später gar nicht mehr möglich sein. Ich ergötze mich an der Vorstellung, dass die Menschen bald einmal das Lesen satt bekommen werden und die Schriftsteller dazu, dass der Gelehrte eines Tages sich besinnt, sein Testament macht und verordnet, sein Leichnam solle inmitten seiner Bücher, zumal seiner eignen Schriften, verbrannt werden. Und wenn die Wälder immer spärlicher werden sollten, möchte es nicht irgendwann einmal an der Zeit sein, die Bibliotheken als Holz, Stroh und Gestrüpp zu behandeln? Sind doch die meisten Bücher aus Rauch und Dampf der Köpfe geboren: so sollen sie auch wieder zu Rauch und Dampf werden. Und hatten sie kein Feuer in sich, so soll das Feuer sie dafür bestrafen. Es wäre also möglich, dass einem späteren Jahrhundert vielleicht gerade unser Zeitalter als saeculum obscurum gelte; weil man mit seinen Producten am eifrigsten und längsten die Öfen geheizt hätte. Wie glücklich sind wir demnach, dass wir diese Zeit noch kennen lernen können. Hat es nämlich überhaupt einen Sinn, sich mit seiner Zeit zu beschäftigen, so ist es jedenfalls ein Glück, sich so gründlich wie möglich mit ihr zu beschäftigen, so dass einem über sie gar kein Zweifel übrig bleibt: und gerade dies gewährt uns Schopenhauer. —

Freilich, hundertmal grösser wäre das Glück, wenn bei dieser Untersuchung herauskäme, dass etwas so Stolzes und Hoffnungsreiches wie dies Zeitalter noch gar nicht dagewesen sei. Nun giebt es auch augenblicklich naive Leute in irgend einem Winkel der Erde, etwa in Deutschland, welche sich anschicken, so etwas zu glauben, ja die alles Ernstes davon sprechen, dass seit ein paar Jahren die Welt corrigirt sei, und dass derjenige, welcher vielleicht über das Dasein seine schweren und finstern Bedenken habe, durch die „Thatsachen“ widerlegt sei. Denn so stehe es: die Gründung des neuen deutschen Reiches sei der entscheidende und vernichtende Schlag gegen alles „pessimistische“ Philosophiren — davon lasse sich nichts abdingen. — Wer nun gerade die Frage beantworten will, was der Philosoph als Erzieher in unserer Zeit zu bedeuten habe, der muss auf jene sehr verbreitete und zumal an Universitäten sehr gepflegte Ansicht antworten, und zwar so: es ist eine Schande und Schmach, dass eine so ekelhafte, zeitgötzendienerische Schmeichelei von sogenannten denkenden und ehrenwerthen Menschen aus- und nachgesprochen werden kann — ein Beweis dafür, dass man gar nicht mehr ahnt, wie weit der Ernst der Philosophie von dem Ernst einer Zeitung entfernt ist. Solche Menschen haben den letzten Rest nicht nur einer philosophischen, sondern auch einer religiösen Gesinnung eingebüsst und statt alle dem nicht etwa den Optimismus, sondern den Journalismus eingehandelt, den Geist und Ungeist des Tages und der Tageblätter. Jede Philosophie, welche durch ein politisches Ereigniss das Problem des Daseins verrückt oder gar gelöst glaubt, ist eine Spaass- und Afterphilosophie. Es sind schon öfter, seit die Welt steht, Staaten gegründet worden; das ist ein altes Stück. Wie sollte eine politische Neuerung ausreichen, um die Menschen ein für alle Mal zu vergnügten Erdenbewohnern zu machen? Glaubt aber jemand recht von Herzen, dass dies möglich sei, so soll er sich nur melden: denn er verdient wahrhaftig, Professor der Philosophie an einer deutschen Universität, gleich Harms in Berlin, Jürgen Meyer in Bonn, und Carrière in München zu werden.

Hier erleben wir aber die Folgen jener neuerdings von allen Dächern gepredigten Lehre, dass der Staat das höchste Ziel der Menschheit sei, und dass es für einen Mann keine höheren Pflichten gebe, als dem Staate zu dienen: worin ich nicht einen Rückfall in’s Heidenthum, sondern in die Dummheit erkenne. Es mag sein, dass ein solcher Mann, der im Staatsdienste seine höchste Pflicht sieht, wirklich auch keine höheren Pflichten kennt; aber deshalb giebt es jenseits doch noch Männer und Pflichten — und eine dieser Pflichten, die mir wenigstens höher gilt als der Staatsdienst, fordert auf, die Dummheit in jeder Gestalt zu zerstören, also auch diese Dummheit. Deshalb beschäftige ich mich hier mit einer Art von Männern, deren Teleologie etwas über das Wohl eines Staates hinausweist, mit den Philosophen, und auch mit diesen nur hinsichtlich einer Welt, die wiederum von dem Staatswohle ziemlich unabhängig ist, der Cultur. Von den vielen Ringen, welche, durcheinander gesteckt, das menschliche Gemeinwesen ausmachen, sind einige von Gold und andere von Tombak.

Wie sieht nun der Philosoph die Cultur in unserer Zeit an? Sehr anders freilich als jene in ihrem Staat vergnügten Philosophieprofessoren. Fast ist es ihm, als ob er die Symptome einer völligen Ausrottung und Entwurzelung der Cultur wahrnähme, wenn er an die allgemeine Hast und zunehmende Fallgeschwindigkeit, an das Aufhören aller Beschaulichkeit und Simplicität denkt. Die Gewässer der Religion fluthen ab und lassen Sümpfe oder Weiher zurück; die Nationen trennen sich wieder auf das feindseligste und begehren sich zu zerfleischen. Die Wissenschaften, ohne jedes Maass und im blindesten laisser faire betrieben, zersplittern und lösen alles Festgeglaubte auf; die gebildeten Stände und Staaten werden von einer grossartig verächtlichen Geldwirthschaft fortgerissen. Niemals war die Welt mehr Welt, nie ärmer an Liebe und Güte. Die gelehrten Stände sind nicht mehr Leuchtthürme oder Asyle, inmitten aller dieser Unruhe der Verweltlichung; sie selbst werden täglich unruhiger, gedanken- und liebeloser. Alles dient der kommenden Barbarei, die jetzige Kunst und Wissenschaft mit einbegriffen. Der Gebildete ist zum grössten Feinde der Bildung abgeartet, denn er will die allgemeine Krankheit weglügen und ist den Ärzten hinderlich. Sie werden erbittert, diese abkräftigen armen Schelme, wenn man von ihrer Schwäche spricht und ihrem schädlichen Lügengeiste widerstrebt. Sie möchten gar zu gerne glauben machen, dass sie allen Jahrhunderten den Preis abgelaufen hätten und sie bewegen sich mit künstlicher Lustigkeit. Ihre Art, Glück zu heucheln, hat mitunter etwas Ergreifendes, weil ihr Glück so ganz unbegreiflich ist. Man möchte sie nicht einmal fragen, wie Tannhäuser den Biterolf fragt: „was hast du Ärmster denn genossen?“ Denn ach, wir wissen es ja selber besser und anders. Es liegt ein Wintertag auf uns, und am hohen Gebirge wohnen wir, gefährlich und in Dürftigkeit. Kurz ist jede Freude und bleich jeder Sonnenglanz, der an den weissen Bergen zu uns herabschleicht. Da ertönt Musik, ein alter Mann dreht einen Leierkasten, die Tänzer drehen sich — es erschüttert den Wanderer, dies zu sehen: so wild, so verschlossen, so farblos, so hoffnungslos ist Alles, und jetzt darin ein Ton der Freude, der gedankenlosen lauten Freude! Aber schon schleichen die Nebel des frühen Abends, der Ton verklingt, der Schritt des

Wanderers knirscht; soweit er noch sehen kann, sieht er nichts als das öde und grausame Antlitz der Natur.

Wenn es aber einseitig sein sollte, nur die Schwäche der Linien und die Stumpfheit der Farben am Bilde des modernen Lebens hervorzuheben, so ist jedenfalls die zweite Seite um nichts erfreulicher, sondern nur um so beunruhigender. Es sind gewiss Kräfte da, ungeheure Kräfte, aber wilde, ursprüngliche und ganz und gar unbarmherzige. Man sieht mit banger Erwartung auf sie hin wie in den Braukessel einer Hexenküche: es kann jeden Augenblick zucken und blitzen, schreckliche Erscheinungen anzukündigen. Seit einem Jahrhundert sind wir auf lauter fundamentale Erschütterungen vorbereitet; und wenn neuerdings versucht wird, diesem tiefsten modernen Hange, einzustürzen oder zu explodiren, die constitutive Kraft des sogenannten nationalen Staates entgegenzustellen, so ist doch für lange Zeiten hinaus auch er nur eine Vermehrung der allgemeinen Unsicherheit und Bedrohlichkeit. Dass die Einzelnen sich so gebärden, als ob sie von allen diesen Besorgnissen nichts wüssten, macht uns nicht irre: ihre Unruhe zeigt es, wie gut sie davon wissen; sie denken mit einer Hast und Ausschliesslichkeit an sich, wie noch nie Menschen an sich gedacht haben, sie bauen und pflanzen für ihren Tag, und die Jagd nach Glück wird nie grösser sein als wenn es zwischen heute und morgen erhascht werden muss: weil übermorgen vielleicht überhaupt alle Jagdzeit zu Ende ist. Wir leben die Periode der Atome, des atomistischen Chaos. Die feindseligen Kräfte wurden im Mittelalter durch die Kirche ungefähr zusammengehalten und durch den starken Druck, welchen sie ausübte, einigermaassen einander assimilirt. Als das Band zerreisst, der Druck nachlässt, empört sich eines wider das andre. Die Reformation erklärte viele Dinge für Adiaphora, für Gebiete, die nicht von dem religiösen Gedanken bestimmt werden sollten; dies war der Kaufpreis, um welchen sie selbst leben durfte: wie schon das Christenthum, gegen das viel religiösere Alterthum gehalten, um einen ähnlichen Preis seine Existenz behauptete. Von da an griff die Scheidung immer weiter um sich. Jetzt wird fast alles auf Erden nur noch durch die gröbsten und bösesten Kräfte bestimmt, durch den Egoismus der Erwerbenden und die militärischen Gewaltherrscher. Der Staat, in den Händen dieser letzteren, macht wohl, ebenso wie der Egoismus der Erwerbenden, den Versuch alles aus sich heraus neu zu organisiren und Band und Druck für alle jene feindseligen Kräfte zu sein: das heisst, er wünscht dass die Menschen mit ihm denselben Götzendienst treiben möchten, den sie mit der Kirche getrieben haben. Mit welchem Erfolge? Wir werden es noch erleben; jedenfalls befinden wir uns auch jetzt noch im eistreibenden Strome des Mittelalters; es ist aufgethaut und in gewaltige verheerende Bewegung gerathen. Scholle thürmt sich auf Scholle, alle Ufer sind überschwemmt und gefährdet. Die Revolution ist gar nicht zu vermeiden und zwar die atomistische: welches sind aber die kleinsten untheilbaren Grundstoffe der menschlichen Gesellschaft?

Es ist kein Zweifel, dass beim Herannahen solcher Perioden das Menschliche fast noch mehr in Gefahr ist als während des Einsturzes und des chaotischen Wirbels selbst, und dass die angstvolle Erwartung und die gierige Ausbeutung der Minute alle Feigheiten und selbstsüchtigen Triebe der Seele hervorlockt: während die wirkliche Noth und besonders die Allgemeinheit einer grossen Noth die Menschen zu bessern und zu erwärmen pflegt. Wer wird nun, bei solchen Gefahren unserer Periode, der Menschlichkeit, dem unantastbaren heiligen Tempelschatze, welchen die verschiedensten Geschlechter allmählich angesammelt haben, seine Wächter- und Ritterdienste widmen? Wer wird das Bild des Menschen aufrichten, während Alle nur den selbstsüchtigen Wurm und die hündische Angst in sich fühlen und dergestalt von jenem Bilde abgefallen sind, hinab in's Thierische oder gar in das starr Mechanische?

Es giebt drei Bilder des Menschen, welche unsre neuere Zeit hinter einander aufgestellt hat und aus deren Anblick die Sterblichen wohl noch für lange den Antrieb zu einer Verklärung ihres eignen Lebens nehmen werden: das ist der Mensch Rousseau's, der Mensch Goethe's und endlich der Mensch Schopenhauer's. Von diesen hat das erste Bild das grösste Feuer und ist der populärsten Wirkung gewiss; das zweite ist nur für wenige gemacht, nämlich für die, welche beschauliche Naturen im grossen Stile sind und wird von der Menge missverstanden. Das dritte fordert die thätigsten Menschen als seine Betrachter: nur diese werden es ohne Schaden ansehen; denn die Beschaulichen erschlafft es und die Menge schreckt es ab. Von dem ersten ist eine Kraft ausgegangen, welche zu ungestümen Revolutionen drängte und noch drängt; denn bei allen socialistischen Erzitterungen und Erdbeben ist es immer noch der Mensch Rousseau's, welcher sich, wie der alte Typhon unter dem Aetna, bewegt. Gedrückt und halb zerquetscht durch hochmüthige Kasten, erbarmungslosen Reichthum, durch Priester und schlechte Erziehung verderbt und vor sich selbst durch lächerliche Sitten beschämt, ruft der Mensch in seiner Noth die „heilige Natur“ an und fühlt plötzlich, dass sie von ihm so fern ist wie irgend ein epikurischer Gott. Seine Gebete erreichen sie nicht: so tief ist er in das Chaos der Unnatur versunken. Er wirft höhnisch all den bunten Schmuck von sich, welcher ihm kurz vorher gerade sein Menschlichstes schien, seine Künste und Wissenschaften, die Vorzüge seines verfeinerten Lebens, er schlägt mit der Faust wider die Mauern, in deren Dämmerung er so entartet ist und schreit nach Licht, Sonne, Wald und Fels. Und wenn er ruft: „nur die Natur ist gut, nur der natürliche Mensch ist menschlich“, so verachtet er sich und sehnt sich über sich selbst hinaus: eine Stimmung, in welcher die Seele zu furchtbaren Entschlüssen bereit ist, aber auch das Edelste und Seltenste aus ihren Tiefen herauf ruft.

Der Mensch Goethe’s ist keine so bedrohliche Macht, ja in einem gewissen Verstande sogar das Correctiv und Quietiv gerade jener gefährlichen Aufregungen, denen der Mensch Rousseau’s preisgegeben ist. Goethe selbst hat in seiner Jugend mit seinem ganzen liebereichen Herzen an dem Evangelium von der guten Natur gehangen; sein Faust war das höchste und kühnste Abbild vom Menschen Rousseau’s, wenigstens soweit dessen Heisshunger nach Leben, dessen Unzufriedenheit und Sehnsucht, dessen Umgang mit den Dämonen des Herzens darzustellen war. Nun sehe man aber darauf hin, was aus alle diesem angesammelten Gewölk entsteht — gewiss kein Blitz! Und hier offenbart sich eben das neue Bild des Menschen, des Goetheschen Menschen. Man sollte denken, dass Faust durch das überall bedrängte Leben als unersättlicher Empörer und Befreier geführt werde, als die verneinende Kraft aus Güte, als der eigentliche gleichsam religiöse und dämonische Genius des Umsturzes, zum Gegensatze seines durchaus undämonischen Begleiters, ob er schon diesen Begleiter nicht los werden und seine skeptische Bosheit und Verneinung zugleich benutzen und verachten müsste — wie es das tragische Loos jedes Empörers und Befreiers ist. Aber man irrt sich, wenn man etwas Derartiges erwartet; der Mensch Goethe’s weicht hier dem Menschen Rousseau’s aus; denn er hasst jedes Gewaltsame, jeden Sprung — das heisst aber: jede That; und so wird aus dem Weltbefreier Faust gleichsam nur ein Weltreisender. Alle Reiche des Lebens und der Natur, alle Vergangenheiten, Künste, Mythologien, alle Wissenschaften sehen den unersättlichen Beschauer an sich vorüberfliegen, das tiefste Begehren wird aufgeregt und beschwichtigt, selbst Helena hält ihn nicht länger — und nun muss der Augenblick kommen, auf den sein höhnischer Begleiter lauert. An einer beliebigen Stelle der Erde endet der Flug, die Schwingen fallen herab, Mephistopheles ist bei der Hand. Wenn der Deutsche aufhört, Faust zu sein, ist keine Gefahr grösser als die, dass er ein Philister werde und dem Teufel verfalle — nur himmlische Mächte können ihn hiervon erlösen. Der Mensch Goethe’s ist, wie ich sagte, der beschauliche Mensch im hohen Stile, der nur dadurch auf der Erde nicht verschmachtet, dass er alles Grosse und Denkwürdige, was je da war und noch ist, zu seiner Ernährung zusammen bringt und so lebt, ob es auch nur ein Leben von Begierde zu Begierde ist; er ist nicht der thätige Mensch: vielmehr, wenn er an irgend einer Stelle sich in die bestehenden Ordnungen der Thätigen einfügt, so kann man sicher sein, dass nichts Rechtes dabei herauskommt — wie etwa bei allem Eifer, welchen Goethe selbst für das Theater zeigte — vor allem dass keine „Ordnung“ umgeworfen wird. Der Goethesche Mensch ist eine erhaltende und verträgliche Kraft — aber unter der Gefahr, wie gesagt, dass er zum Philister entarten kann, wie der Mensch Rousseau’s leicht zum Catilinarier werden kann. Ein wenig mehr Muskelkraft und natürliche Wildheit bei jenem, und alle seine Tugenden würden grösser sein. Es scheint dass Goethe wusste, worin die Gefahr und Schwäche seines Menschen liege und er deutet es mit den Worten Jarno’s an Wilhelm Meister an „Sie sind verdriesslich und bitter, das ist schön und gut; wenn Sie nur einmal recht böse werden, so wird es noch besser sein“.

Also, unverhohlen gesprochen: es ist nöthig, dass wir einmal recht böse werden, damit es besser wird. Und hierzu soll uns das Bild des Schopenhauerischen Menschen ermuthigen. Der Schopenhauerische Mensch nimmt das freiwillige Leiden der Wahrhaftigkeit auf sich, und dieses Leiden dient ihm, seinen Eigenwillen zu ertödten und jene völlige Umwälzung und Umkehrung seines Wesens vorzubereiten, zu der zu führen der eigentliche Sinn des Lebens ist. Dieses Heraussagen des Wahren erscheint den andern Menschen als Ausfluss der Bosheit, denn sie halten die Conservirung ihrer Halbheiten und Flausen für eine Pflicht der Menschlichkeit und meinen, man müsse böse sein, um ihnen also ihr Spielwerk zu zerstören. Sie sind versucht, einem Solchen zuzurufen, was Faust dem Mephistopheles sagt: „So setzest du der ewig regen, der heilsam schaffenden Gewalt die kalte Teufelsfaust entgegen“; und der, welcher schopenhauerisch leben wollte, würde wahrscheinlich einem Mephistopheles ähnlicher sehen als einem Faust — für die schwachsichtigen modernen Augen nämlich, welche im Verneinen immer das Abzeichen des Bösen erblicken. Aber es giebt eine Art zu verneinen und zu zerstören, welche gerade der Ausfluss jener mächtigen Sehnsucht nach Heiligung und Errettung ist, als deren erster philosophischer Lehrer Schopenhauer unter uns entheiligte und recht eigentlich verweltlichte Menschen trat. Alles Dasein, welches verneint werden kann, verdient es auch, verneint zu werden; und wahrhaftig sein heisst an ein Dasein glauben, welches überhaupt nicht verneint werden könnte und welches selber wahr und ohne Lüge ist. Deshalb empfindet der Wahrhaftige den Sinn seiner Thätigkeit als einen metaphysischen, aus Gesetzen eines andern und höhern Lebens erklärbaren und im tiefsten Verstande bejahenden: so sehr auch alles, was er thut, als ein Zerstören und Zerbrechen der Gesetze dieses Lebens erscheint. Dabei muss sein Thun zu einem andauernden Leiden werden, aber er weiss, was auch Meister Eckhard weiss: „das schnellste Thier, das euch trägt zur Vollkommenheit, ist Leiden“. Ich sollte denken, es müsste jedem, der sich eine solche Lebensrichtung vor die Seele stellt, das Herz weit werden und in ihm ein heisses Verlangen entstehen, ein solcher Schopenhauerischer Mensch zu sein: also für sich und sein persönliches Wohl rein und von wundersamer Gelassenheit, in seinem Erkennen voll starken verzehrenden Feuers und weit entfernt von der kalten und verächtlichen Neutralität des sogenannten wissenschaftlichen Menschen, hoch emporgehoben über griesgrämige und verdriessliche Betrachtung, sich selbst immer als erstes Opfer der erkannten Wahrheit preisgebend, und im tiefsten von dem Bewusstsein durchdrungen, welche Leiden aus seiner Wahrhaftigkeit entspringen müssen. Gewiss, er vernichtet sein Erdenglück durch seine Tapferkeit, er muss selbst den Menschen, die er liebt, den Institutionen, aus deren Schoosse er hervorgegangen ist, feindlich sein, er darf weder Menschen, noch Dinge schonen, ob er gleich an ihrer Verletzung mit leidet, er wird verkannt werden und lange als Bundesgenosse von Mächten gelten, die er verabscheut, er wird, bei dem menschlichen Maasse seiner Einsicht, ungerecht sein müssen, bei allem Streben nach Gerechtigkeit: aber er darf sich mit den Worten zureden und trösten, welche Schopenhauer, sein grosser Erzieher, einmal gebraucht: „Ein glückliches Leben ist unmöglich: das Höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf. Einen solchen führt der, welcher, in irgend einer Art und Angelegenheit, für das Allen irgendwie zu Gute Kommende mit übergrossen Schwierigkeiten kämpft und am Ende siegt, dabei aber schlecht oder gar nicht belohnt wird. Dann bleibt er am Schluss, wie der Prinz im Re corvo des Gozzi, versteinert, aber in edler Stellung und mit grossmüthiger Gebärde stehn. Sein Andenken bleibt und wird als das eines Heros gefeiert; sein Wille, durch Mühe und Arbeit, schlechten Erfolg und Undank der Welt ein ganzes Leben hindurch mortificirt, erlischt in der Nirwana“. Ein solcher heroischer Lebenslauf, sammt der in ihm vollbrachten Mortification, entspricht freilich am wenigsten dem dürftigen Begriff derer, welche darüber die meisten Worte machen, Feste zum Andenken grosser Menschen feiern und vermeinen, der grosse Mensch sei eben gross, wie sie klein, durch ein Geschenk gleichsam und sich zum Vergnügen oder durch einen Mechanismus und im blinden Gehorsam gegen diesen innern Zwang: so dass der, welcher das Geschenk nicht bekommen habe oder den Zwang nicht fühle, dasselbe Recht habe, klein zu sein, wie jener gross. Aber beschenkt oder bezwungen werden — das sind verächtliche Worte, mit denen man einer inneren Mahnung entfliehen will, Schmähungen für jeden, welcher auf diese Mahnung gehört hat, also für den grossen Menschen; gerade er lässt sich von allen am wenigsten beschenken oder zwingen — er weiss so gut als jeder kleine Mensch, wie man das Leben leicht nehmen kann und wie weich das Bett ist, in welches er sich strecken könnte, wenn er mit sich und seinen Mitmenschen artig und gewöhnlich umginge: sind doch alle

Ordnungen des Menschen darauf eingerichtet, dass das Leben in einer fortgesetzten Zerstreuung der Gedanken nicht gespürt werde. Warum will er so stark das Gegentheil, nämlich gerade das Leben spüren, das heisst am Leben leiden? Weil er merkt, dass man ihn um sich selbst betrügen will, und dass eine Art von Übereinkunft besteht, ihn aus seiner eignen Höhle wegzustehlen. Da sträubt er sich, spitzt die Ohren und beschliesst „ich will mein bleiben!“ Es ist ein schrecklicher Beschluss; erst allmählich begreift er dies. Denn nun muss er in die Tiefe des Daseins hinabtauchen, mit einer Reihe von ungewöhnlichen Fragen auf der Lippe: warum lebe ich? welche Lection soll ich vom Leben lernen? Wie bin ich so geworden wie ich bin und weshalb leide ich denn an diesem So-sein? Er quält sich: und sieht, wie sich Niemand so quält, wie vielmehr die Hände seiner Mitmenschen nach den phantastischen Vorgängen leidenschaftlich ausgestreckt sind, welche das politische Theater zeigt, oder wie sie selbst in hundert Masken, als Jünglinge, Männer, Greise, Väter, Bürger, Priester, Beamte, Kaufleute einherstolziren, einzig auf ihre gemeinsame Komödie und gar nicht auf sich selbst bedacht. Sie alle würden die Frage: wozu lebst du? schnell und mit Stolz beantworten — „um ein guter Bürger, oder Gelehrter, oder Staatsmann zu werden“ — und doch sind sie etwas, was nie etwas Anderes werden kann, und warum sind sie dies gerade? Ach, und nichts Besseres? Wer sein Leben nur als einen Punkt versteht in der Entwicklung eines Geschlechtes oder eines Staates oder einer Wissenschaft und also ganz und gar in die Geschichte des Werdens, in die Historie hinein gehören will, hat die Lection, welche ihm das Dasein aufgiebt, nicht verstanden und muss sie ein andermal lernen. Dieses ewige Werden ist ein lügnerisches Puppenspiel, über welchem der Mensch sich selbst vergisst, die eigentliche Zerstreuung, die das Individuum nach allen Winden auseinanderstreut, das endlose Spiel der Albernheit, welches das grosse Kind Zeit vor uns und mit uns spielt. Jener Heroismus der Wahrhaftigkeit besteht darin, eines Tages aufzuhören, sein Spielzeug zu sein. Im Werden ist Alles hohl, betrügerisch, flach und unserer Verachtung würdig; das Räthsel, welches der Mensch lösen soll, kann er nur aus dem Sein lösen, im So- und nicht Anderssein, im Unvergänglichen. Jetzt fängt er an, zu prüfen, wie tief er mit dem Werden, wie tief mit dem Sein verwachsen ist — eine ungeheure Aufgabe steigt vor seiner Seele auf: alles Werdende zu zerstören, alles Falsche an den Dingen an’s Licht zu bringen. Auch er will alles erkennen, aber er will es anders als der Goethesche Mensch, nicht einer edlen Weichlichkeit zuwillen, um sich zu bewahren und an der Vielheit der Dinge zu ergötzen; sondern er selbst ist sich das erste Opfer, das er bringt. Der heroische Mensch verachtet sein

Wohl- oder Schlechtergehen, seine Tugenden und Laster und überhaupt das Messen der Dinge an seinem Maasse, er hofft von sich nichts mehr und will in allen Dingen bis auf diesen hoffnungslosen Grund sehen. Seine Kraft liegt in seinem Sich selbst-Vergessen; und gedenkt er seiner, so misst er von seinem hohen Ziele bis zu sich hin, und ihm ist, als ob er einen unansehnlichen Schlackenhügel hinter und unter sich sehe. Die alten Denker suchten mit allen Kräften das Glück und die Wahrheit — und nie soll einer finden was er suchen muss, lautet der böse Grundsatz der Natur. Wer aber Unwahrheit in allem sucht und dem Unglücke sich freiwillig gesellt, dem wird vielleicht ein anderes Wunder der Enttäuschung bereitet: etwas Unaussprechbares, von dem Glück und Wahrheit nur götzenhafte Nachbilder sind, naht sich ihm, die Erde verliert ihre Schwere, die Ereignisse und Mächte der Erde werden traumhaft, wie an Sommerabenden breitet sich Verklärung um ihn aus. Dem Schauenden ist, als ob er gerade zu wachen anfinge und als ob nur noch die Wolken eines verschwebenden Traumes um ihn her spielten. Auch diese werden einst verweht sein: dann ist es Tag. —

[«]

5.

Doch ich habe versprochen, Schopenhauer, nach meinen Erfahrungen, als Erzieher darzustellen, und somit ist es bei weitem nicht genug wenn ich, noch dazu mit unvollkommnem Ausdruck, jenen idealen Menschen hinmale, welcher in und um Schopenhauer, gleichsam als seine platonische Idee, waltet. Das Schwerste bleibt noch zurück: zu sagen, wie von diesem Ideale aus ein neuer Kreis von Pflichten zu gewinnen ist und wie man sich mit einem so überschwänglichen Ziele durch eine regelmässige Thätigkeit in Verbindung setzen kann, kurz zu beweisen, dass jenes Ideal erzieht. Man könnte sonst meinen, es sei nichts als die beglückende, ja berauschende Anschauung, welche uns einzelne Augenblicke gewähren, um uns gleich darauf um so mehr im Stich zu lassen und einer um so tieferen Verdrossenheit zu überantworten. Es ist auch gewiss, dass wir so unsern Verkehr mit diesem Ideale beginnen, mit diesen plötzlichen Abständen von Licht und Dunkel, Berauschung und Ekel, und dass hier eine Erfahrung sich wiederholt, welche so alt ist als es Ideale giebt. Aber wir sollen nicht lange in der Thür stehen bleiben und bald über den Anfang hinauskommen. Und so muss ernst und bestimmt gefragt werden: ist es möglich, jenes unglaublich hohe Ziel so in die

Nähe zu rücken, dass es uns erzieht, während es uns aufwärts zieht? — damit nicht an uns das grosse Wort Goethes in Erfüllung gehe: „der Mensch ist zu einer beschränkten Lage geboren; einfache, nahe, bestimmte Ziele vermag er einzusehen und er gewöhnt sich, die Mittel zu benutzen, die ihm gleich zur Hand sind; sobald er aber in’s Weite kommt, weiss er weder, was er will, noch was er soll, und es ist ganz einerlei, ob er durch die Menge der Gegenstände zerstreut oder ob er durch die Höhe und Würde derselben ausser sich gesetzt werde. Es ist immer sein Unglück, wenn er veranlasst wird, nach etwas zu streben, mit dem er sich durch eine regelmässige Selbstthätigkeit nicht verbinden kann“. Gerade gegen jenen Schopenhauerischen Menschen lässt sich dies mit einem guten Scheine von Recht einwenden: seine Würde und Höhe vermag uns nur ausser uns zu setzen und setzt uns dadurch wieder aus allen Gemeinschaften der Thätigen heraus; Zusammenhang der Pflichten, Fluss des Lebens ist dahin. Vielleicht gewöhnt sich der Eine daran, missmuthig endlich zu scheiden und nach zweifacher Richtschnur zu leben, das heisst, mit sich im Widerspruche, unsicher hier und dort und deshalb täglich schwächer und unfruchtbarer: während ein Andrer sogar grundsätzlich verzichtet, noch mit zu handeln und kaum noch zusieht, wenn andre handeln. Die Gefahren sind immer gross, wenn es dem Menschen zu schwer gemacht wird und wenn er keine Pflichten zu erfüllen vermag; die stärkeren Naturen können dadurch zerstört werden, die schwächeren, zahlreicheren versinken in eine beschauliche Faulheit und büssen zuletzt, aus Faulheit, sogar die Beschaulichkeit ein.

Nun will ich, auf solche Einwendungen hin, so viel zugeben, dass unsere Arbeit hier gerade noch kaum begonnen hat, und dass ich nach eignen Erfahrungen, nur Eins bestimmt schon sehe und weiss: dass es möglich ist eine Kette von erfüllbaren Pflichten, von jenem idealen Bilde aus, dir und mir anzuhängen und dass einige von uns schon den Druck dieser Kette fühlen. Um aber die Formel, unter der ich jenen neuen Kreis von Pflichten zusammenfassen möchte, ohne Bedenken aussprechen zu können, bedarf ich folgender Vorbetrachtungen.

Die tieferen Menschen haben zu allen Zeiten gerade deshalb Mitleiden mit den Thieren gehabt, weil sie am Leben leiden und doch nicht die Kraft besitzen, den Stachel des Leidens wider sich selbst zu kehren und ihr Dasein metaphysisch zu verstehen; ja es empört im tiefsten Grunde, das sinnlose Leiden zu sehen. Deshalb entstand nicht nur an einer Stelle der Erde die Vermuthung, dass die Seelen schuldbeladner Menschen in diese Thierleiber gesteckt seien, und dass jenes auf den nächsten Blick empörende sinnlose Leiden vor der ewigen Gerechtigkeit sich in lauter Sinn und Bedeutung, nämlich als Strafe und Busse, auflöse. Wahrhaftig, es ist eine schwere Strafe, dergestalt als Thier unter Hunger und Begierde zu leben und doch über dies Leben zu gar keiner Besonnenheit zu kommen; und kein schwereres Loos ist zu ersinnen als das des Raubthiers, welches von der nagendsten Qual durch die Wüste gejagt wird, selten befriedigt und auch dies nur so, dass die Befriedigung zur Pein wird, im zerfleischenden Kampfe mit andern Thieren oder durch ekelhafte Gier und Übersättigung. So blind und toll am Leben zu hängen, um keinen höhern Preis, ferne davon zu wissen, dass und warum man so gestraft wird, sondern gerade nach dieser Strafe wie nach einem Glücke mit der Dummheit einer entsetzlichen Begierde zu lechzen — das heisst Thier sein; und wenn die gesammte Natur sich zum Menschen hindrängt, so giebt sie dadurch zu verstehen, dass er zu ihrer Erlösung vom Fluche des Thierlebens nöthig ist und dass endlich in ihm das Dasein sich einen Spiegel vorhält, auf dessen Grunde das Leben nicht mehr sinnlos, sondern in seiner metaphysischen Bedeutsamkeit erscheint. Doch überlege man wohl: wo hört das Thier auf, wo fängt der Mensch an! Jener Mensch, an dem allein der Natur gelegen ist! So lange jemand nach dem Leben wie nach einem Glücke verlangt, hat er den Blick noch nicht über den Horizont des Thieres hinausgehoben, nur dass er mit mehr Bewusstsein will, was das Thier im blinden Drange sucht. Aber so geht es uns Allen, den grössten Theil des Lebens hindurch: wir kommen für gewöhnlich aus der Thierheit nicht heraus, wir selbst sind die Thiere, die sinnlos zu leiden scheinen.

Aber es giebt Augenblicke, wo wir dies begreifen: dann zerreissen die Wolken, und wir sehen, wie wir sammt aller Natur uns zum Menschen hindrängen, als zu einem Etwas, das hoch über uns steht. Schaudernd blicken wir, in jener plötzlichen Helle, um uns und rückwärts: da laufen die verfeinerten Raubthiere und wir mitten unter ihnen. Die ungeheure Bewegtheit der Menschen auf der grossen Erdwüste, ihr Städte- und Staatengründen, ihr Kriegeführen, ihr rastloses Sammeln und Auseinanderstreuen, ihr Durcheinander-Rennen, von einander Ablernen, ihr gegenseitiges Überlisten und Niedertreten, ihr Geschrei in Noth, ihr Lustgeheul im Siege — alles ist Fortsetzung der Thierheit: als ob der Mensch absichtlich zurückgebildet und um seine metaphysische Anlage betrogen werden sollte, ja als ob die Natur, nachdem sie so lange den Menschen ersehnt und erarbeitet hat, nun vor ihm zurückbebte und lieber wieder zurück in die Unbewusstheit des Triebes wollte. Ach, sie braucht Erkenntniss, und ihr graut vor der Erkenntniss, die ihr eigentlich Noth thut; und so flackert die Flamme unruhig und gleichsam vor sich selbst erschreckt hin und her und ergreift tausend Dinge zuerst, bevor sie das ergreift, dessentwegen die Natur überhaupt der Erkenntniss bedarf. Wir wissen es Alle in einzelnen Augenblicken, wie die weitläuftigsten Anstalten unseres Lebens nur gemacht werden, um vor unserer eigentlichen Aufgabe zu fliehen, wie wir gerne irgendwo unser Haupt verstecken möchten, als ob uns dort unser hundertäugiges Gewissen nicht erhaschen könnte, wie wir unser Herz an den Staat, den Geldgewinn, die Geselligkeit oder die Wissenschaft hastig wegschenken, bloss um es nicht mehr zu besitzen, wie wir selbst der schweren Tagesarbeit hitziger und besinnungsloser fröhnen, als nöthig wäre um zu leben: weil es uns nöthiger scheint, nicht zur Besinnung zu kommen. Allgemein ist die Hast, weil jeder auf der Flucht vor sich selbst ist, allgemein auch das scheue Verbergen dieser Hast, weil man zufrieden scheinen will und die scharfsichtigeren Zuschauer über sein Elend täuschen möchte, allgemein das Bedürfniss nach neuen klingenden Wort-Schellen, mit denen behängt das Leben etwas Lärmend-festliches bekommen soll. Jeder kennt den sonderbaren Zustand, wenn sich plötzlich unangenehme Erinnerungen aufdrängen und wir dann durch heftige Gebärden und Laute bemüht sind, sie uns aus dem Sinne zu schlagen: aber die Gebärden und Laute des allgemeinen Lebens lassen errathen, dass wir uns Alle und immerdar in einem solchen Zustande befinden, in Furcht vor der Erinnerung und Verinnerlichung. Was ist es doch, was uns so häufig anficht, welche Mücke lässt uns nicht schlafen? Es geht geisterhaft um uns zu, jeder Augenblick des Lebens will uns etwas sagen, aber wir wollen diese Geisterstimme nicht hören. Wir fürchten uns, wenn wir allein und stille sind, dass uns etwas in das Ohr geraunt werde, und so hassen wir die Stille und betäuben uns durch Geselligkeit.

Dies Alles begreifen wir, wie gesagt, dann und wann einmal und wundern uns sehr über alle die schwindelnde Angst und Hast und über den ganzen traumartigen Zustand unseres Lebens, dem vor dem Erwachen zu grauen scheint und das um so lebhafter und unruhiger träumt, je näher es diesem Erwachen ist. Aber wir fühlen zugleich, wie wir zu schwach sind, jene Augenblicke der tiefsten Einkehr lange zu ertragen und wie nicht wir die Menschen sind, nach denen die gesammte Natur sich zu ihrer Erlösung hindrängt: viel schon dass wir überhaupt einmal ein wenig mit dem Kopfe heraustauchen und es merken, in welchen Strom wir tief versenkt sind. Und auch dies gelingt uns nicht mit eigner Kraft, dieses Auftauchen und Wachwerden für einen verschwindenden Augenblick, wir müssen gehoben werden — und wer sind die, welche uns heben?

Das sind jene wahrhaften Menschen, jene Nicht-mehr-Thiere, die Philosophen, Künstler und Heiligen; bei ihrem Erscheinen und durch ihr Erscheinen macht die Natur, die nie springt, ihren einzigen Sprung und zwar einen Freudesprung, denn sie fühlt sich zum ersten Male am Ziele, dort nämlich, wo sie begreift, dass sie verlernen müsse, Ziele zu haben und dass sie das Spiel des Lebens und Werdens zu hoch gespielt habe. Sie verklärt sich bei dieser

Erkenntniss, und eine milde Abendmüdigkeit, das, was die Menschen „die Schönheit“ nennen, ruht auf ihrem Gesichte. Was sie jetzt, mit diesen verklärten Mienen ausspricht, das ist die grosse Aufklärung über das Dasein; und der höchste Wunsch, den Sterbliche wünschen können, ist, andauernd und offnen Ohr’s an dieser Aufklärung theilzunehmen. Wenn einer darüber nachdenkt, was zum Beispiel Schopenhauer im Verlaufe seines Lebens Alles gehört haben muss, so mag er wohl hinterdrein zu sich sagen: „ach deine tauben Ohren, dein dumpfer Kopf, dein flackernder Verstand, dein verschrumpftes Herz, ach alles was ich mein nenne! wie verachte ich das! Nicht fliegen zu können, sondern nur flattern! Über sich hinauf zu sehen und nicht hinauf zu können! Den Weg zu kennen und fast zu betreten, der zu jenem unermesslichen Freiblick des Philosophen führt, und nach wenigen Schritten zurück zu taumeln! Und wenn es nur Ein Tag wäre, wo jener grösste Wunsch sich erfüllte, wie bereitwillig böte man das übrige Leben zum Entgelt an! So hoch zu steigen, wie je ein Denker stieg, in die reine Alpen- und Eisluft hinein, dorthin wo es kein Vernebeln und Verschleiern mehr giebt und wo die Grundbeschaffenheit der Dinge sich rauh und starr, aber mit unvermeidlicher Verständlichkeit ausdrückt! Nur daran denkend wird die Seele einsam und unendlich; erfüllte sich aber ihr Wunsch, fiele einmal der Blick steil und leuchtend wie ein Lichtstrahl auf die Dinge nieder, erstürbe die Scham, die Ängstlichkeit und die Begierde — mit welchem Wort wäre ihr Zustand zu benennen, jene neue und räthselhafte Regung ohne Erregtheit, mit der sie dann, gleich Schopenhauers Seele, auf der ungeheuren Bilderschrift des Daseins, auf der steingewordnen Lehre vom Werden ausgebreitet liegen bliebe, nicht als Nacht, sondern als glühendes, rothgefärbtes, die Welt überströmendes Licht. Und welches Loos hinwiederum, genug von der eigenthümlichen Bestimmung und Seligkeit des Philosophen zu ahnen, um die ganze Unbestimmtheit und Unseligkeit des Nichtphilosophen, des Begehrenden ohne Hoffnung, zu empfinden! Sich als Frucht am Baume zu wissen, die vor zu vielem Schatten nie reif werden kann und dicht vor sich den Sonnenschein liegen zu sehen, der einem fehlt!“

Es wäre Qual genug, um einen solchermaassen Missbegabten neidisch und boshaft zu machen, wenn er überhaupt neidisch und boshaft werden könnte; wahrscheinlich wird er aber endlich seine Seele herumwenden, dass sie sich nicht in eitler Sehnsucht verzehre, und jetzt wird er einen neuen Kreis von Pflichten entdecken.

Hier bin ich bei der Beantwortung der Frage angelangt, ob es möglich ist, sich mit dem grossen Ideale des Schopenhauerischen Menschen durch eine regelmässige Selbstthätigkeit zu verbinden. Vor allen Dingen steht dies fest: jene neuen Pflichten sind nicht die Pflichten eines Vereinsamten, man gehört vielmehr mit ihnen in eine mächtige Gemeinsamkeit hinein, welche zwar nicht durch äusserliche Formen und Gesetze, aber wohl durch einen Grundgedanken zusammengehalten wird. Es ist dies der Grundgedanke der Kultur, in sofern diese jedem Einzelnen von uns nur Eine Aufgabe zu stellen weiss: die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in uns und ausser uns zu fördern und dadurch an der Vollendung der Natur zu arbeiten. Denn wie die Natur des Philosophen bedarf, so bedarf sie des Künstlers, zu einem metaphysischen Zwecke, nämlich zu ihrer eignen Aufklärung über sich selbst, damit ihr endlich einmal als reines und fertiges Gebilde entgegengestellt werde, was sie in der Unruhe ihres Werdens nie deutlich zu sehen bekommt — also zu ihrer Selbsterkenntniss. Goethe war es, der mit einem übermüthig tiefsinnigen Worte es merken liess, wie der Natur alle ihre Versuche nur soviel gelten, damit endlich der Künstler ihr Stammeln erräth, ihr auf halbem Wege entgegenkommt und ausspricht, was sie mit ihren Versuchen eigentlich will. „Ich habe es oft gesagt, ruft er einmal aus, und werde es noch oft wiederholen, die causa finalis der Welt- und Menschenhändel ist die dramatische Dichtkunst. Denn das Zeug ist sonst absolut zu nichts zu brauchen.“ Und so bedarf die Natur zuletzt des Heiligen, an dem das Ich ganz zusammengeschmolzen ist und dessen leidendes Leben nicht oder fast nicht mehr individuell empfunden wird, sondern als tiefstes Gleich- Mit- und Eins-Gefühl in allem Lebendigen: des Heiligen, an dem jenes Wunder der Verwandlung eintritt, auf welches das Spiel des Werdens nie verfällt, jene endliche und höchste Menschwerdung, nach welcher alle Natur hindrängt und treibt, zu ihrer Erlösung von sich selbst. Es ist kein Zweifel, wir Alle sind mit ihm verwandt und verbunden, wie wir mit dem Philosophen und dem Künstler verwandt sind; es giebt Augenblicke und gleichsam Funken des hellsten liebevollsten Feuers, in deren Lichte wir nicht mehr das Wort „ich“ verstehen, es liegt jenseits unseres Wesens etwas, was in jenen Augenblicken zu einem Diesseits wird, und deshalb begehren wir aus tiefstem Herzen nach den Brücken zwischen hier und dort. In unserer gewöhnlichen Verfassung können wir freilich nichts zur Erzeugung des erlösenden Menschen beitragen, deshalb hassen wir uns in dieser Verfassung, ein Hass, welcher die Wurzel jenes Pessimismus ist, den Schopenhauer unser Zeitalter erst wieder lehren musste, welcher aber so alt ist als es je Sehnsucht nach Kultur gab. Seine Wurzel, aber nicht seine Blüthe, sein unterstes Geschoss gleichsam, aber nicht sein Giebel, der Anfang seiner Bahn, aber nicht sein Ziel: denn irgendwann müssen wir noch lernen, etwas Anderes zu hassen und Allgemeineres, nicht mehr unser Individuum und seine elende Begrenztheit, seinen Wechsel und seine Unruhe, in jenem erhöhten Zustande, in dem wir auch etwas Anderes lieben werden als wir jetzt lieben können. Erst wenn wir, in der jetzigen oder einer kommenden Geburt, selber in jenen erhabensten Orden der Philosophen, der Künstler und der Heiligen aufgenommen sind, wird uns auch ein neues Ziel unserer Liebe und unseres Hasses gesteckt sein — einstweilen haben wir unsre Aufgabe und unsern Kreis von Pflichten, unsern Hass und unsre Liebe. Denn wir wissen, was die Kultur ist. Sie will, um die Nutzanwendung auf den Schopenhauerischen Menschen zu machen, dass wir seine immer neue Erzeugung vorbereiten und fördern, indem wir das ihr Feindselige kennen lernen und aus dem Wege räumen — kurz dass wir gegen Alles unermüdlich ankämpfen, was uns um die höchste Erfüllung unserer Existenz brachte, indem es uns hinderte, solche Schopenhauerische Menschen selber zu werden. —

[«]

6.

Mitunter ist es schwerer, eine Sache zuzugeben als sie einzusehen; und so gerade mag es den Meisten ergehen, wenn sie den Satz überlegen: „die Menschheit soll fortwährend daran arbeiten, einzelne grosse Menschen zu erzeugen — und dies und nichts Anderes sonst ist ihre Aufgabe.“ Wie gerne möchte man eine Belehrung auf die Gesellschaft und ihre Zwecke anwenden, welche man aus der Betrachtung einer jeden Art des Thier- und Pflanzenreichs gewinnen kann, dass es bei ihr allein auf das einzelne höhere Exemplar ankommt, auf das ungewöhnlichere, mächtigere, complicirtere, fruchtbarere — wie gerne, wenn nicht anerzogne Einbildungen über den Zweck der Gesellschaft zähen Widerstand leisteten! Eigentlich ist es leicht zu begreifen, dass dort, wo eine Art an ihre Grenze und an ihren Uebergang in eine höhere Art gelangt, das Ziel ihrer Entwicklung liegt, nicht aber in der Masse der Exemplare und deren Wohlbefinden, oder gar in den Exemplaren, welche der Zeit nach die allerletzten sind, vielmehr gerade in den scheinbar zerstreuten und zufälligen Existenzen, welche hier und da einmal unter günstigen Bedingungen zu Stande kommen; und ebenso leicht sollte doch wohl die Forderung zu begreifen sein, dass die Menschheit, weil sie zum Bewusstsein über ihren Zweck kommen kann, jene günstigen Bedingungen aufzusuchen und herzustellen hat, unter denen jene grossen erlösenden Menschen entstehen können. Aber es widerstrebt ich weiss nicht was Alles: da soll jener letzte Zweck in dem Glück Aller oder der Meisten, da soll er in der Entfaltung grosser Gemeinwesen gefunden werden; und so schnell sich einer entschliesst, sein Leben etwa einem Staate zu opfern, so langsam und bedenklich würde er sich benehmen, wenn nicht ein Staat, sondern ein Einzelner dies Opfer forderte. Es scheint eine Ungereimtheit, dass der Mensch eines andern Menschen wegen da sein sollte; „vielmehr aller Andren wegen, oder wenigstens möglichst Vieler!“ O Biedermann, als ob das gereimter wäre, die Zahl entscheiden zu lassen, wo es sich um Werth und Bedeutung handelt! Denn die Frage lautet doch so: wie erhält dein, des Einzelnen Leben den höchsten Werth, die tiefste Bedeutung? Wie ist es am wenigsten verschwendet? Gewiss nur dadurch, dass du zum Vortheile der seltensten und werthvollsten Exemplare lebst, nicht aber zum Vortheile der Meisten, das heisst, der, einzeln genommen, werthlosesten Exemplare. Und gerade diese Gesinnung sollte in einem jungen Menschen gepflanzt und angebaut werden, dass er sich selbst gleichsam als ein misslungenes Werk der Natur versteht, aber zugleich als ein Zeugniss der grössten und wunderbarsten Absichten dieser Künstlerin; es gerieth ihr schlecht, soll er sich sagen, aber ich will ihre grosse Absicht dadurch ehren, dass ich ihr zu Diensten bin, damit es ihr einmal besser gelinge.

Mit diesem Vorhaben stellt er sich in den Kreis der Kultur; denn sie ist das Kind der Selbsterkenntniss jedes Einzelnen und des Ungenügens an sich. Jeder, der sich zu ihr bekennt, spricht damit aus: „ich sehe etwas Höheres und Menschlicheres über mir als ich selber bin, helft mir alle, es zu erreichen, wie ich jedem helfen will, der Gleiches erkennt und am Gleichen leidet: damit endlich wieder der Mensch entstehe, welcher sich voll und unendlich fühlt im Erkennen und Lieben, im Schauen und Können, und mit aller seiner Ganzheit an und in der Natur hängt, als Richter und Werthmesser der Dinge.“ Es ist schwer, Jemanden in diesen Zustand einer unverzagten Selbsterkenntniss zu versetzen, weil es unmöglich ist, Liebe zu lehren: denn in der Liebe allein gewinnt die Seele nicht nur den klaren, zertheilenden und verachtenden Blick für sich selbst, sondern auch jene Begierde, über sich hinaus zu schauen und nach einem irgendwo noch verborgnen höheren Selbst mit allen Kräften zu suchen. Also nur der, welcher sein Herz an irgend einen grossen Menschen gehängt hat, empfängt damit die erste Weihe der Kultur; ihr Zeichen ist Selbstbeschämung ohne Verdrossenheit, Hass gegen die eigne Enge und Verschrumpftheit, Mitleiden mit dem Genius, der aus dieser unsrer Dumpf- und Trockenheit immer wieder sich emporriss, Vorgefühl für alle Werdenden und Kämpfenden und die innerste Ueberzeugung, fast überall der Natur in ihrer Noth zu begegnen, wie sie sich zum Menschen hindrängt, wie sie schmerzlich das Werk wieder missrathen fühlt, wie ihr dennoch überall die wundervollsten Ansätze, Züge und Formen gelingen: so dass die Menschen, mit denen wir leben, einem Trümmerfelde der kostbarsten bildnerischen Entwürfe gleichen, wo alles uns entgegenruft: kommt, helft, vollendet, bringt zusammen, was zusammengehört, wir sehnen uns unermesslich, ganz zu werden.

Diese Summe von inneren Zuständen nannte ich die erste Weihe der Kultur; jetzt aber liegt mir ob, die Wirkungen der zweiten Weihe zu schildern, und ich weiss wohl, dass hier meine Aufgabe schwieriger ist. Denn jetzt soll der Uebergang vom innerlichen Geschehen zur Beurtheilung des äusserlichen Geschehens gemacht werden, der Blick soll sich hinauswenden, um jene Begierde nach Kultur, wie er sie aus jenen ersten Erfahrungen kennt, in der grossen bewegten Welt wiederzufinden, der Einzelne soll sein Ringen und Sehnen als das Alphabet benutzen, mit welchem er jetzt die Bestrebungen der Menschen ablesen kann. Aber auch hier darf er nicht stehen bleiben, von dieser Stufe muss er hinauf zu der noch höheren, die Kultur verlangt von ihm nicht nur jenes innerliche Erlebniss, nicht nur die Beurtheilung der ihn umströmenden äusseren Welt, sondern zuletzt und hauptsächlich die That, das heisst den Kampf für die Kultur und die Feindseligkeit gegen Einflüsse, Gewohnheiten, Gesetze, Einrichtungen, in welchen er nicht sein Ziel wiedererkennt: die Erzeugung des Genius.

Dem, welcher sich nun auf die zweite Stufe zu stellen vermag, fällt zuerst auf, wie ausserordentlich gering und selten das Wissen um jenes Ziel ist, wie allgemein dagegen das Bemühen um Kultur und wie unsäglich gross die Masse von Kräften, welche in ihrem Dienste verbraucht wird. Man fragt sich erstaunt: ist ein solches Wissen vielleicht gar nicht nöthig? Erreicht die Natur ihr Ziel auch so, wenn die Meisten den Zweck ihrer eignen Bemühung falsch bestimmen? Wer sich gewöhnt hat, viel von der unbewussten Zweckmässigkeit der Natur zu halten, wird vielleicht keine Mühe haben zu antworten: „Ja, so ist es! Lasst die Menschen über ihr letztes Ziel denken und reden was sie wollen, sie sind doch in ihrem dunklen Drange des rechten Wegs sich wohl bewusst.“ Man muss, um hier widersprechen zu können, Einiges erlebt haben; wer aber wirklich von jenem Ziele der Kultur überzeugt ist, dass sie die Entstehung der wahren Menschen zu fördern habe und nichts sonst und nun vergleicht, wie auch jetzt noch, bei allem Aufwande und Prunk der Kultur, die Entstehung jener Menschen sich nicht viel von einer fortgesetzten Thierquälerei unterscheidet: der wird es sehr nöthig befinden, dass an Stelle jenes „dunklen Drangs“ endlich einmal ein bewusstes Wollen gesetzt werde. Und das namentlich auch aus dem zweiten Grunde: damit es nämlich nicht mehr möglich ist, jenen über sein Ziel unklaren Trieb, den gerühmten dunklen Drang zu ganz andersartigen Zwecken zu gebrauchen und auf Wege zu führen, wo jenes höchste Ziel, die Erzeugung des Genius, nimmermehr erreicht werden kann. Denn es giebt eine Art von missgebrauchter und in Dienste genommener Kultur — man sehe sich nur um! Und gerade die Gewalten, welche jetzt am thätigsten die Kultur fördern, haben dabei Nebengedanken und verkehren mit ihr nicht in reiner und uneigennütziger Gesinnung.

Da ist erstens die Selbstsucht der Erwerbenden, welche der Beihülfe der Kultur bedarf, und ihr zum Danke dafür wieder hilft, aber dabei freilich zugleich Ziel und Maass vorschreiben möchte. Von dieser Seite kommt jener beliebte Satz und Kettenschluss her, der ungefähr so lautet: möglichst viel Erkenntniss und Bildung, daher möglichst viel Bedürfniss, daher möglichst viel Produktion, daher möglichst viel Gewinn und Glück — so klingt die verführerische Formel. Bildung würde von den Anhängern derselben als die Einsicht definirt werden, mit der man, in Bedürfnissen und deren Befriedigung, durch und durch zeitgemäss wird, mit der man aber zugleich am besten über alle Mittel und Wege gebietet, um so leicht wie möglich Geld zu gewinnen. Möglichst viele courante Menschen zu bilden, in der Art dessen, was man an einer Münze courant nennt, das wäre also das Ziel; und ein Volk wird, nach dieser Auffassung, um so glücklicher sein, je mehr es solche courante Menschen besitzt. Deshalb soll es durchaus die Absicht der modernen Bildungsanstalten sein, Jeden soweit zu fördern als es in seiner Natur liegt, courant zu werden, Jeden dermaassen auszubilden, dass er von dem ihm eigenen Grade von Erkenntniss und Wissen das grösstmögliche Maass von Glück und Gewinn habe. Der Einzelne müsse, so fordert man hier, durch die Hülfe einer solchen allgemeinen Bildung sich selber genau taxiren können, um zu wissen, was er vom Leben zu fordern habe; und zuletzt wird behauptet, dass ein natürlicher und nothwendiger Bund von „Intelligenz und Besitz“, von „Reichthum und Kultur“ bestehe, noch mehr, dass dieser Bund eine sittliche Nothwendigkeit sei. Jede Bildung ist hier verhasst, die einsam macht, die über Geld und Erwerb hinaus Ziele steckt, die viel Zeit verbraucht; man pflegt wohl solche ernstere Arten der Bildung als „feineren Egoismus“, als „unsittlichen Bildungs-Epikureismus“ zu verunglimpfen. Freilich, nach der hier geltenden Sittlichkeit steht gerade das Umgekehrte im Preise, nämlich eine rasche Bildung, um bald ein geldverdienendes Wesen zu werden, und doch eine so gründliche Bildung, um ein sehr viel Geld verdienendes Wesen werden zu können. Dem Menschen wird nur soviel Kultur gestattet, als im Interesse des allgemeinen Erwerbs und des Weltverkehrs ist, aber soviel wird auch von ihm gefordert. Kurz: „der Mensch hat einen nothwendigen Anspruch auf Erdenglück, darum ist die Bildung nothwendig, aber auch nur darum!“

Da ist zweitens die Selbstsucht des Staates, welcher ebenfalls nach möglichster Ausbreitung und Verallgemeinerung der Kultur begehrt und die wirksamsten Werkzeuge in den Händen hat, um seine Wünsche zu befriedigen. Vorausgesetzt, dass er sich stark genug weiss, um nicht nur entfesseln, sondern zur rechten Zeit in's Joch spannen zu können, vorausgesetzt, dass sein Fundament sicher und breit genug ist, um das ganze Bildungsgewölbe tragen zu können, so kommt die Ausbreitung der Bildung unter seinen Bürgern immer nur ihm selbst, im Wetteifer mit andern Staaten zu Gute. Ueberall, wo man jetzt vom „Kulturstaat" redet, sieht man ihm die Aufgabe gestellt, die geistigen Kräfte einer Generation so weit zu entbinden, dass sie damit den bestehenden Institutionen dienen und nützen können: aber auch nur soweit; wie ein Waldbach durch Dämme und auf Gerüsten theilweise abgeleitet wird, um mit der kleinern Kraft Mühlen zu treiben — während seine volle Kraft der Mühle eher gefährlich als nützlich wäre. Jenes Entbinden ist zugleich und noch viel mehr ein in Fesseln Schlagen. Man bringe sich nur in's Gedächtniss, was allmählich aus dem Christenthum unter der Selbstsucht des Staates geworden ist. Das Christenthum ist gewiss eine der reinsten Offenbarungen jenes Dranges nach Kultur und gerade nach der immer erneuten Erzeugung des Heiligen; da es aber hundertfältig benutzt wurde, um die Mühlen der staatlichen Gewalten zu treiben, ist es allmählich bis in das Mark hinein krank geworden, verheuchelt und verlogen und bis zum Widerspruche mit seinem ursprünglichen Ziele abgeartet. Selbst sein letztes Ereigniss, die deutsche Reformation, wäre nichts als ein plötzliches Aufflackern und Verlöschen gewesen, wenn sie nicht aus dem Kampfe und Brande der Staaten neue Kräfte und Flammen gestohlen hätte.

Da wird drittens die Kultur von allen denen gefördert, welche sich eines hässlichen oder langweiligen Inhaltes bewusst sind und über ihn durch die sogenannte „schöne Form" täuschen wollen. Mit dem Aeusserlichen, mit Wort, Gebärde, Verzierung, Gepränge, Manierlichkeit soll der Beschauer zu einem falschen Schlusse über den Inhalt genöthigt werden: in der Voraussetzung, dass man für gewöhnlich das Innere nach der Aussenseite beurtheilt. Mir scheint es bisweilen, dass die modernen Menschen sich grenzenlos an einander langweilen und dass sie es endlich nöthig finden, sich mit Hülfe aller Künste interessant zu machen. Da lassen sie sich selbst durch ihre Künstler als prickelnde und beizende Speise auftischen, da übergiessen sie sich mit dem Gewürze des ganzen Orients und Occidents und gewiss! jetzt riechen sie freilich sehr interessant, nach dem ganzen Orient und Occident. Da richten sie sich ein, jeden Geschmack zu befriedigen; und jeder soll bedient werden, ob ihm nun nach Wohl- oder Uebelriechendem, nach Sublimirtem oder Bäurisch-Grobem, nach Griechischem oder Chinesischem, nach Trauerspielen oder dramatisirten Unfläthereien gelüstet. Die berühmtesten Küchenmeister dieser modernen Menschen, die um jeden Preis interessant und interessirt sein wollen, finden sich bekanntlich bei den Franzosen, die schlechtesten bei den Deutschen. Dies ist für die letzteren im Grunde tröstlicher als für die ersteren, und wir wollen es am wenigsten den Franzosen verargen, wenn sie uns gerade ob des Mangels an Interessantem und Elegantem verspotten und wenn sie bei dem Verlangen einzelner Deutschen nach Eleganz und Manieren sich an den Indianer erinnert fühlen, welcher sich einen Ring durch die Nase wünscht und darnach schreit, tätowirt zu werden.

— Und hier hält mich nichts von einer Abschweifung zurück. Seit dem letzten Kriege mit Frankreich hat sich manches in Deutschland verändert und verschoben, und es ist ersichtlich, dass man auch einige neue Wünsche in Betreff der deutschen Kultur mit heimgebracht hat. Jener Krieg war für viele die erste Reise in die elegantere Hälfte der Welt; wie herrlich nimmt sich nun die Unbefangenheit des Siegers aus, wenn er es nicht verschmäht, bei dem Besiegten etwas Kultur zu lernen! Besonders das Kunsthandwerk wird immer von Neuem auf den Wetteifer mit dem gebildeteren Nachbar hingewiesen, die Einrichtung des deutschen Hauses soll der des französischen angeähnlicht werden, selbst die deutsche Sprache soll, vermittelst einer nach französischem Muster gegründeten Akademie, sich „gesunden Geschmack“ aneignen und den bedenklichen Einfluss abthun, welchen Goethe auf sie ausgeübt habe — wie ganz neuerdings der Berliner Akademiker Dubois-Reymond urtheilt. Unsre Theater haben schon längst in aller Stille und Ehrbarkeit nach dem gleichen Ziele getrachtet, selbst der elegante deutsche Gelehrte ist schon erfunden — nun, da ist ja zu erwarten, dass Alles, was sich bis jetzt jenem Gesetze der Eleganz nicht recht fügen wollte, deutsche Musik, Tragödie und Philosophie, nunmehr als undeutsch bei Seite geschafft wird. — Aber wahrhaftig, es wäre auch kein Finger mehr für die deutsche Kultur zu rühren, wenn der Deutsche unter der Kultur, welche ihm noch fehlt und nach der er jetzt zu trachten hätte, nichts verstünde, als Künste und Artigkeiten, mit denen das Leben verhübscht wird, eingeschlossen die gesammte Tanzmeister- und Tapezirer-Erfindsamkeit, wenn er sich auch in der Sprache nur noch um akademisch gut geheissene Regeln und eine gewisse allgemeine Manierlichkeit bemühen wollte. Höhere Ansprüche scheint aber der letzte Krieg und die persönliche Vergleichung mit den Franzosen kaum hervorgerufen zu haben, vielmehr überkommt mich öfter der Verdacht, als ob der Deutsche sich jenen alten Verpflichtungen jetzt gewaltsam entziehen wollte, welche seine wunderbare Begabung, der eigenthümliche Schwer- und Tiefsinn seiner Natur ihm auflegt. Lieber möchte er einmal gaukeln, Affe sein, lieber lernte er Manieren und Künste, wodurch das Leben unterhaltend wird. Man kann aber den deutschen Geist gar nicht mehr beschimpfen als wenn man ihn behandelt als ob er von Wachs wäre, so dass man ihm eines Tages auch die Eleganz ankneten könnte. Und wenn es leider wahr ist, dass ein guter Theil der Deutschen sich gern derartig kneten und zurechtformen lassen will, so soll doch dagegen so oft gesagt werden, bis man es hört: bei euch wohnt sie gar nicht mehr, jene alte deutsche Art, die zwar hart, herbe und voller Widerstand ist, aber als der köstlichste Stoff, an welchem nur die grössten Bildner arbeiten dürfen, weil sie allein seiner werth sind. Was ihr dagegen in euch habt, ist ein weichliches breiiges Material; macht damit was ihr wollt, formt elegante Puppen und interessante Götzenbilder daraus — es wird auch hierin bei Richard Wagners Wort verbleiben: „der Deutsche ist eckig und ungelenk, wenn er sich manierlich geben will; aber er ist erhaben und allen überlegen, wenn er in das Feuer geräth.“ Und vor diesem deutschen Feuer haben die Eleganten allen Grund sich in Acht zu nehmen, es möchte sie sonst eines Tages fressen, sammt allen ihren Puppen und Götzenbildern aus Wachs. — Man könnte nun freilich jene in Deutschland überhandnehmende Neigung zur „schönen Form“ noch anders und tiefer ableiten: aus jener Hast, jenem athemlosen Erfassen des Augenblicks, jener Uebereile, die alle Dinge zu grün vom Zweige bricht, aus jenem Rennen und Jagen, das den Menschen jetzt Furchen in’s Gesicht gräbt und alles, was sie thun, gleichsam tätowirt. Als ob ein Trank in ihnen wirkte, der sie nicht mehr ruhig athmen liesse, stürmen sie fort in unanständiger Sorglichkeit, als die geplagten Sklaven der drei M, des Moments, der Meinungen und der Moden: so dass freilich der Mangel an Würde und Schicklichkeit allzu peinlich in die Augen springt und nun wieder eine lügnerische Eleganz nöthig wird, mit welcher die Krankheit der würdelosen Hast maskirt werden soll. Denn so hängt die modische Gier nach der schönen Form mit dem hässlichen Inhalt des jetzigen Menschen zusammen: jene soll verstecken, dieser soll versteckt werden. Gebildetsein heisst nun: sich nicht merken lassen, wie elend und schlecht man ist, wie raubthierhaft im Streben, wie unersättlich im Sammeln, wie eigensüchtig und schamlos im Geniessen. Mehrmals ist mir schon, wenn ich Jemandem die Abwesenheit einer deutschen Kultur vor Augen stellte, eingewendet worden: „aber diese Abwesenheit ist ja ganz natürlich, denn die Deutschen sind bisher zu arm und bescheiden gewesen. Lassen Sie unsre Landsleute nur erst reich und selbstbewusst werden, dann werden sie auch eine Kultur haben!“ Mag der Glaube immerhin selig machen, diese Art des Glaubens macht mich unselig, weil ich fühle, dass jene deutsche Kultur, an deren Zukunft hier geglaubt wird — die des Reichthums, der Politur und der manierlichen Verstellung — das feindseligste Gegenbild der deutschen Kultur ist, an welche ich glaube. Gewiss, wer unter Deutschen zu leben hat, leidet sehr an der berüchtigten Grauheit ihres Lebens und ihrer Sinne, an der Formlosigkeit, dem Stumpf- und Dumpfsinne, an der Plumpheit im zarteren Verkehre, noch mehr an der Scheelsucht und einer gewissen Verstecktheit und Unreinlichkeit des Charakters; es schmerzt und beleidigt ihn die eingewurzelte Lust am Falschen und Unächten, am Uebel-Nachgemachten, an der Uebersetzung des guten Ausländischen in ein schlechtes Einheimisches: jetzt aber, wo nun noch jene fieberhafte Unruhe, jene Sucht nach Erfolg und Gewinn, jene Ueberschätzung des Augenblicks als schlimmstes Leiden hinzugekommen ist, empört es ganz und gar zu denken, dass alle diese Krankheiten und Schwächen grundsätzlich nie geheilt, sondern immer nur überschminkt werden sollen — durch eine solche „Kultur der interessanten Form“! Und dies bei einem Volke, welches Schopenhauer und Wagner hervorgebracht hat! Und noch oft hervorbringen soll! Oder täuschen wir uns auf das Trostloseste? Sollten die Genannten vielleicht gar nicht mehr dafür Bürgschaft leisten, dass solche Kräfte, wie die ihrigen, wirklich noch in dem deutschen Geiste und Sinne vorhanden sind? Sollten sie selber Ausnahmen sein, gleichsam die letzten Ausläufer und Absenker von Eigenschaften, welche man ehemals für deutsch nahm? Ich weiss mir hier nicht recht zu helfen und kehre deshalb auf meine Bahn der allgemeinen Betrachtung zurück, von der mich sorgenvolle Zweifel oft genug ablenken wollen. Noch waren nicht alle jene Mächte aufgezählt, von denen zwar die Kultur gefördert wird, ohne dass man doch ihr Ziel, die Erzeugung des Genius, anerkennt; drei sind genannt, die Selbstsucht der Erwerbenden, die Selbstsucht des Staates und die Selbstsucht aller derer, welche Grund haben sich zu verstellen und durch die Form zu verstecken. Ich nenne viertens die Selbstsucht der Wissenschaft und das eigenthümliche Wesen ihrer Diener, der Gelehrten.

Die Wissenschaft verhält sich zur Weisheit, wie die Tugendhaftigkeit zur Heiligung: sie ist kalt und trocken, sie hat keine Liebe und weiss nichts von einem tiefen Gefühle des Ungenügens und der Sehnsucht. Sie ist sich selber eben so nützlich, als sie ihren Dienern schädlich ist, insofern sie auf dieselben ihren eignen Charakter überträgt und damit ihre Menschlichkeit gleichsam verknöchert. So lange unter Kultur wesentlich Förderung der Wissenschaft verstanden wird, geht sie an dem grossen leidenden Menschen mit unbarmherziger Kälte vorüber, weil die Wissenschaft überall nur Probleme der Erkenntniss sieht, und weil das Leiden eigentlich innerhalb ihrer Welt etwas Ungehöriges und Unverständliches, also höchstens wieder ein Problem ist.

Man gewöhne sich aber nur erst daran, jede Erfahrung in ein dialektisches Frage- und Antwortspiel und in eine reine Kopfangelegenheit zu übersetzen: es ist erstaunlich, in wie kurzer Zeit der Mensch bei einer solchen Thätigkeit ausdorrt, wie bald er fast nur noch mit den Knochen klappert. Jeder weiss und sieht dies: wie ist es also nur möglich, dass trotzdem die Jünglinge keineswegs vor solchen Knochenmenschen zurückschrecken und immer von Neuem wieder sich blindlings und wahl- und maasslos den Wissenschaften übergeben? Dies kann doch nicht vom angeblichen „Trieb zur Wahrheit“ herkommen: denn wie sollte es überhaupt einen Trieb nach der kalten, reinen, folgenlosen Erkenntniss geben können! Was vielmehr die eigentlichen treibenden Kräfte in den Dienern der Wissenschaft sind, giebt sich dem unbefangnen Blick nur zu deutlich zu verstehen: und es ist sehr anzurathen, auch einmal die Gelehrten zu untersuchen und zu seciren, nachdem sie selbst sich gewöhnt haben, alles in der Welt, auch das Ehrwürdigste, dreist zu betasten und zu zerlegen. Soll ich heraussagen, was ich denke, so lautet mein Satz: der Gelehrte besteht aus einem verwickelten Geflecht sehr verschiedener Antriebe und Reize, er ist durchaus ein unreines Metall. Man nehme zuvörderst eine starke und immer höher gesteigerte Neubegier, die Sucht nach Abenteuern der Erkenntniss, die fortwährend anreizende Gewalt des Neuen und Seltnen im Gegensatze zum Alten und Langweiligen. Dazu füge man einen gewissen dialektischen Spür- und Spieltrieb, die jägerische Lust an verschmitzten Fuchsgängen des Gedankens, so dass nicht eigentlich die Wahrheit gesucht, sondern das Suchen gesucht wird und der Hauptgenuss im listigen Herumschleichen, Umzingeln, kunstmässigen Abtödten besteht. Nun tritt noch der Trieb zum Widerspruch hinzu, die Persönlichkeit will, allen anderen entgegen, sich fühlen und fühlen lassen; der Kampf wird zur Lust und der persönliche Sieg ist das Ziel, während der Kampf um die Wahrheit nur der Vorwand ist. Zu einem guten Theile ist sodann dem Gelehrten der Trieb beigemischt, gewisse „Wahrheiten“ zu finden, nämlich aus Unterthänigkeit gegen gewisse herrschende Personen, Kasten, Meinungen, Kirchen, Regierungen, weil er fühlt, dass er sich nützt, indem er die „Wahrheit“ auf ihre Seite bringt. Weniger regelmässig, aber doch noch häufig genug treten am Gelehrten folgende Eigenschaften hervor. Erstens Biederkeit und Sinn für das Einfache, sehr hoch zu schätzen, wenn sie mehr sind als Ungelenkigkeit und Ungeübtheit in der Verstellung, zu welcher ja einiger Witz gehört. In der That kann man überall, wo der Witz und die Gelenkigkeit sehr in die Augen fallen, ein wenig auf der Hut sein und die Geradheit des Charakters in Zweifel ziehn. Andererseits ist meisthin jene Biederkeit wenig werth und auch für die Wissenschaft nur selten fruchtbar, da sie am Gewohnten hängt und die Wahrheit nur bei einfachen Dingen oder in adiaphoris zu sagen pflegt; denn hier entspricht es der Trägheit mehr die Wahrheit zu sagen als sie zu verschweigen. Und weil alles Neue ein Umlernen nöthig macht, so verehrt die Biederkeit, wenn es irgend angeht, die alte Meinung und wirft dem Verkündiger des Neuen vor, es fehle ihm der sensus recti. Gegen die Lehre des Kopernikus erhob sie gewiss deshalb Widerstand, weil sie hier den Augenschein und die Gewohnheit für sich hatte. Der bei Gelehrten nicht gar seltne Hass gegen die Philosophie ist vor allem Hass gegen die langen Schlussketten und die Künstlichkeit der Beweise. Ja im Grunde hat jede Gelehrten-Generation ein unwillkürliches Maass für den erlaubten Scharfsinn; was darüber hinaus ist, wird angezweifelt und beinahe als Verdachtgrund gegen die Biederkeit benutzt. — Zweitens Scharfsichtigkeit in der Nähe, verbunden mit grosser Myopie für die Ferne und das Allgemeine. Sein Gesichtsfeld ist gewöhnlich sehr klein, und die Augen müssen dicht an den Gegenstand herangehalten werden. Will der Gelehrte von einem eben durchforschten Punkte zu einem andern, so rückt er den ganzen Seh-Apparat nach jenem Punkte hin. Er zerlegt ein Bild in lauter Flecke, wie einer, der das Opernglas anwendet, um die Bühne zu sehen und jetzt bald einen Kopf, bald ein Stück Kleid, aber nichts Ganzes in's Auge fasst. Jene einzelnen Flecken sieht er nie verbunden, sondern er erschliesst nur ihren Zusammenhang; deshalb hat er von allem Allgemeinen keinen starken Eindruck. Er beurtheilt zum Beispiel eine Schrift, weil er sie im Ganzen nicht zu übersehen vermag, nach einigen Stücken oder Sätzen oder Fehlern; er würde verführt sein zu behaupten, ein Oelgemälde sei ein wilder Haufen von Klexen. — Drittens Nüchternheit und Gewöhnlichkeit seiner Natur in Neigungen und Abneigungen. Mit dieser Eigenschaft hat er besonders in der Historie Glück, insofern er die Motive vergangener Menschen gemäss den ihm bekannten Motiven aufspürt. In einem Maulwurfsloche findet sich ein Maulwurf am besten zurecht. Er ist gehütet vor allen künstlichen und ausschweifenden Hypothesen; er gräbt, wenn er beharrlich ist, alle gemeinen Motive der Vergangenheit auf, weil er sich von gleicher Art fühlt. Freilich ist er meistens gerade deshalb unfähig, das Seltne, Grosse und Ungemeine, also das Wichtige und Wesentliche, zu verstehen und zu schätzen. — Viertens Armut an Gefühl und Trockenheit. Sie befähigt ihn selbst zu Vivisectionen. Er ahnt das Leiden nicht, das manche Erkenntniss mit sich führt und fürchtet sich deshalb auf Gebieten nicht, wo Andern das Herz schaudert. Er ist kalt und erscheint deshalb leicht grausam. Auch für verwegen hält man ihn, aber er ist es nicht, ebensowenig wie das Maulthier, welches den Schwindel nicht kennt. — Fünftens geringe Selbstschätzung, ja Bescheidenheit. Sie fühlen, obwohl in einen elenden Winkel gebannt, nichts von Aufopferung, von Vergeudung, sie scheinen es oft im tiefsten

Innern zu wissen, dass sie nicht fliegendes, sondern kriechendes Gethier sind. Mit dieser Eigenschaft erscheinen sie selbst rührend. — Sechstens Treue gegen ihre Lehrer und Führer. Diesen wollen sie recht von Herzen helfen, und sie wissen wohl, dass sie ihnen am besten mit der Wahrheit helfen. Denn sie sind dankbar gestimmt, weil sie nur durch sie Einlass in die würdigen Hallen der Wissenschaft erlangt haben, in welche sie, auf eignem Wege, niemals hineingekommen wären. Wer gegenwärtig als Lehrer ein Gebiet zu erschliessen weiss, auf dem auch die geringen Köpfe mit einigem Erfolge arbeiten können, der ist in kürzester Zeit ein berühmter Mann: so gross ist sofort der Schwarm, der sich hinzudrängt. Freilich ist ein Jeder von diesen Treuen und Dankbaren zugleich auch ein Missgeschick für den Meister, weil jene Alle ihn nachahmen, und nun gerade seine Gebresten unmässig gross und übertrieben erscheinen, weil sie an so kleinen Individuen hervortreten, während die Tugenden des Meisters umgekehrt, nämlich im gleichen Verhältnisse verkleinert, sich an demselben Individuum darstellen. — Siebentens gewohnheitsmässiges Fortlaufen auf der Bahn, auf welche man den Gelehrten gestossen hat, Wahrheitssinn aus Gedankenlosigkeit, gemäss der einmal angenommnen Gewöhnung. Solche Naturen sind Sammler, Erklärer, Verfertiger von Indices, Herbarien; sie lernen und suchen auf einem Gebiete herum, bloss weil sie niemals daran denken, dass es auch andre Gebiete giebt. Ihr Fleiss hat etwas von der ungeheuerlichen Dummheit der Schwerkraft: weshalb sie oft viel zu Stande bringen. — Achtens Flucht vor der Langeweile. Während der wirkliche Denker nichts mehr ersehnt als Musse, flieht der gewöhnliche Gelehrte vor ihr, weil er mit ihr nichts anzufangen weiss. Seine Tröster sind die Bücher: das heisst, er hört zu, wie jemand Anderes denkt und lässt sich auf diese Art über den langen Tag hinweg unterhalten. Besonders wählt er Bücher, bei welchen seine persönliche Theilnahme irgendwie angeregt wird, wo er ein wenig, durch Neigung oder Abneigung, in Affekt gerathen kann: also Bücher, wo er selbst in Betrachtung gezogen wird oder sein Stand, seine politische oder aesthetische oder auch nur grammatische Lehrmeinung; hat er gar eine eigne Wissenschaft, so fehlt es ihm nie an Mitteln der Unterhaltung und an Fliegenklappen gegen die Langeweile. — Neuntens das Motiv des Broderwerbs, also im Grunde die berühmten „Borborygmen eines leidenden Magens“. Der Wahrheit wird gedient, wenn sie im Stande ist, zu Gehalten und höheren Stellungen direkt zu befördern, oder wenigstens die Gunst derer zu gewinnen, welche Brod und Ehren zu verleihen haben. Aber auch nur dieser Wahrheit wird gedient: weshalb sich eine Grenze zwischen den erspriesslichen Wahrheiten, denen Viele dienen, und den unerspriesslichen Wahrheiten ziehen lässt: welchen letzteren nur die Wenigsten sich hingeben, bei denen es nicht heisst: ingenii largitor venter. — Zehntens Achtung vor den Mitgelehrten, Furcht vor ihrer Missachtung, seltneres, aber höheres Motiv als das vorige, doch noch sehr häufig. Alle die Mitglieder der Zunft überwachen sich unter einander auf das eifersüchtigste, damit die Wahrheit, an welcher so viel hängt, Brod, Amt, Ehre, wirklich auf den Namen ihres Finders getauft werde. Man zollt streng dem Andern seine Achtung für die Wahrheit, welche er gefunden, um den Zoll wieder zurück zu fordern, wenn man selber einmal eine Wahrheit finden sollte. Die Unwahrheit, der Irrthum wird schallend explodirt, damit die Zahl der Mitbewerber nicht zu gross werde; doch wird hier und da auch einmal die wirkliche Wahrheit explodirt, damit wenigstens für eine kurze Zeit Platz für hartnäckige und kecke Irrthümer geschafft werde; wie es denn nirgends wo und auch hier nicht an „moralischen Idiotismen“ fehlt, die man sonst Schelmenstreiche nennt. — Elftens der Gelehrte aus Eitelkeit, schon eine seltnere Spielart. Er will womöglich ein Gebiet ganz für sich haben und wählt deshalb Kuriositäten, besonders wenn sie ungewöhnlichen Kostenaufwand, Reisen, Ausgrabungen, zahlreiche Verbindungen in verschiedenen Ländern nöthig machen. Er begnügt sich meistens mit der Ehre, selber als Kuriosität angestaunt zu werden und denkt nicht daran, sein Brod vermittelst seiner gelehrten Studien zu gewinnen. — Zwölftens der Gelehrte aus Spieltrieb. Seine Ergötzlichkeit besteht darin, Knötchen in den Wissenschaften zu suchen und sie zu lösen; wobei er sich nicht zu sehr anstrengen mag, um das Gefühl des Spiels nicht zu verlieren. Deshalb dringt er nicht gerade in die Tiefe, doch nimmt er oft etwas wahr, was der Brodgelehrte mit dem mühsam kriechenden Auge nie sieht. — Wenn ich endlich dreizehntens noch als Motiv des Gelehrten den Trieb nach Gerechtigkeit bezeichne, so könnte man mir entgegenhalten, dieser edle, ja bereits metaphysisch zu verstehende Trieb sei gar zu schwer von anderen zu unterscheiden und für ein menschliches Auge im Grunde unfasslich und unbestimmbar; weshalb ich die letzte Nummer mit dem frommen Wunsche beifüge, es möge jener Trieb unter Gelehrten häufiger und wirksamer sein als er sichtbar wird. Denn ein Funke von dem Feuer der Gerechtigkeit, in die Seele eines Gelehrten gefallen, genügt, um sein Leben und Streben zu durchglühen und läuternd zu verzehren, so dass er keine Ruhe mehr hat und für immer aus der lauen oder frostigen Stimmung herausgetrieben ist, in welcher die gewöhnlichen Gelehrten ihr Tagewerk thun.

Alle diese Elemente oder mehrere oder einzelne denke man nun kräftig gemischt und durcheinander geschüttelt: so hat man das Entstehen des Dieners der Wahrheit. Es ist sehr wunderlich, wie hier, zum Vortheile eines im Grunde ausser- und übermenschlichen Geschäftes, des reinen und folgelosen, daher auch trieblosen Erkennens, eine Menge kleiner sehr menschlicher Triebe und Triebchen zusammengegossen wird, um eine chemische Verbindung einzugehen, und wie das Resultat, der Gelehrte, sich nun im Lichte jenes überirdischen, hohen und durchaus reinen Geschäftes so verklärt ausnimmt, dass man das Mengen und Mischen, was zu seiner Erzeugung nöthig war, ganz vergisst. Doch giebt es Augenblicke, wo man gerade daran denken und erinnern muss: nämlich gerade dann, wenn der Gelehrte in seiner Bedeutung für die Kultur in Frage kommt. Wer nämlich zu beobachten weiss, bemerkt, dass der Gelehrte seinem Wesen nach unfruchtbar ist — eine Folge seiner Entstehung! — und dass er einen gewissen natürlichen Hass gegen den fruchtbaren Menschen hat; weshalb sich zu allen Zeiten die Genie's und die Gelehrten befehdet haben. Die letzteren wollen nämlich die Natur tödten, zerlegen und verstehen, die ersteren wollen die Natur durch neue lebendige Natur vermehren; und so giebt es einen Widerstreit der Gesinnungen und Thätigkeiten. Ganz beglückte Zeiten brauchten den Gelehrten nicht und kannten ihn nicht, ganz erkrankte und verdrossene Zeiten schätzten ihn als den höchsten und würdigsten Menschen und gaben ihm den ersten Rang.

Wie es nun mit unserer Zeit in Hinsicht auf Gesund- und Kranksein steht, wer wäre Arzt genug, das zu wissen! Gewiss, dass auch jetzt noch in sehr vielen Dingen die Schätzung des Gelehrten zu hoch ist und deshalb schädlich wirkt, zumal in allen Anliegenheiten des werdenden Genius. Für dessen Noth hat der Gelehrte kein Herz, er redet mit scharfer kalter Stimme über ihn weg, und gar zu schnell zuckt er die Achsel, als über etwas Wunderliches und Verdrehtes, für das er weder Zeit noch Lust habe. Auch bei ihm findet sich das Wissen um das Ziel der Kultur nicht. —

Aber überhaupt: was ist uns durch alle diese Betrachtungen aufgegangen? Dass überall, wo jetzt die Kultur am lebhaftesten gefördert erscheint, von jenem Ziel nichts gewusst wird. Mag der Staat noch so laut sein Verdienst um die Kultur geltend machen, er fördert sie, um sich zu fördern und begreift ein Ziel nicht, welches höher steht als sein Wohl und seine Existenz. Was die Erwerbenden wollen, wenn sie unablässig nach Unterricht und Bildung verlangen, ist zuletzt eben Erwerb. Wenn die Formenbedürftigen das eigentliche Arbeiten für die Kultur sich zuschreiben und zum Beispiel vermeinen, alle Kunst gehöre ihnen und müsse ihrem Bedürfnisse zu Diensten sein, so ist eben nur das deutlich, dass sie sich selbst bejahen, indem sie die Kultur bejahen: dass also auch sie nicht über ein Missverständniss hinausgekommen sind. Vom Gelehrten wurde genug gesprochen. So eifrig also alle vier Mächte mit einander darüber nachdenken, wie sie sich mit Hülfe der Kultur nützen, so matt und gedankenlos sind sie, wenn dieses ihr Interesse nicht dabei erregt wird. Und deshalb haben sich die Bedingungen für die Entstehung des Genius in der neueren Zeit nicht verbessert, und der

Widerwille gegen originale Menschen hat in dem Grade zugenommen, dass Sokrates bei uns nicht hätte leben können und jedenfalls nicht siebenzig Jahre alt geworden wäre.

Nun erinnre ich an das, was ich im dritten Abschnitt ausführte: wie unsre ganze moderne Welt gar nicht so festgefügt und dauerhaft aussieht, dass man auch dem Begriff ihrer Kultur einen ewigen Bestand prophezeien könnte. Man muss es sogar für wahrscheinlich halten, dass das nächste Jahrtausend auf ein paar neue Einfälle kommt, über welche einstweilen die Haare jedes Jetztlebenden zu Berge stehen möchten. Der Glaube an eine metaphysische Bedeutung der Kultur wäre am Ende noch gar nicht so erschreckend: vielleicht aber einige Folgerungen, welche man daraus für die Erziehung und das Schulwesen ziehen könnte.

Es erfordert ein freilich ganz ungewohntes Nachdenken, einmal von den gegenwärtigen Anstalten der Erziehung weg und hinüber nach durchaus fremd- und andersartigen Institutionen zu sehen, welche vielleicht schon die zweite oder dritte Generation für nöthig befinden wird. Während nämlich durch die Bemühungen der jetzigen höheren Erzieher entweder der Gelehrte oder der Staatsbeamte oder der Erwerbende oder der Bildungsphilister oder endlich und gewöhnlich ein Mischprodukt von allen zu Stande gebracht wird: hätten jene noch zu erfindenden Anstalten freilich eine schwerere Aufgabe — zwar nicht an sich schwerer, da es jedenfalls die natürlichere und insofern auch leichtere Aufgabe wäre; und kann zum Beispiel etwas schwerer sein, als, wider die Natur, wie es jetzt geschieht, einen Jüngling zum Gelehrten abrichten? Aber die Schwierigkeit liegt für die Menschen darin, umzulernen und ein neues Ziel sich zu stecken; und es wird unsägliche Mühe kosten, die Grundgedanken unseres jetzigen Erziehungswesens, das seine Wurzeln im Mittelalter hat, und dem eigentlich der mittelalterliche Gelehrte als Ziel der vollendeten Bildung vorschwebt, mit einem neuen Grundgedanken zu vertauschen. Jetzt schon ist es Zeit, sich diese Gegensätze vor die Augen zu stellen; denn irgend eine Generation muss den Kampf beginnen, in welchem eine spätere siegen soll. Jetzt schon wird der Einzelne, welcher jenen neuen Grundgedanken der Kultur verstanden hat, vor einen Kreuzweg gestellt; auf dem einen Wege gehend ist er seiner Zeit willkommen, sie wird es an Kränzen und Belohnungen nicht fehlen lassen, mächtige Parteien werden ihn tragen, hinter seinem Rücken werden eben so viele Gleichgesinnte, wie vor ihm stehen, und wenn der Vordermann das Losungswort ausspricht, so hallt es in allen Reihen wieder. Hier heisst die erste Pflicht „in Reih' und Glied kämpfen", die zweite, alle die als Feinde zu behandeln, welche sich nicht in Reih' und Glied stellen wollen. Der andre Weg führt ihn mit seltneren Wanderschaftsgenossen zusammen, er ist schwieriger, verschlungener, steiler; die welche auf dem ersten gehen, verspotten ihn, weil er dort mühsamer schreitet und öfter in Gefahr kommt, sie versuchen es ihn zu sich herüber zu locken. Wenn einmal beide Wege sich kreuzen, so wird er gemisshandelt, bei Seite geworfen oder mit scheuem Beiseitetreten isolirt. Was bedeutet nun für diese verschiedenartigen Wandrer beider Wege eine Institution der Kultur? Jener ungeheure Schwarm, welcher sich auf dem ersten Wege zu seinem Ziele drängt, versteht darunter Einrichtungen und Gesetze, vermöge deren er selbst in Ordnung aufgestellt wird und vorwärts geht und durch welche alle Widerspänstigen und Einsamen, alle nach höheren und entlegneren Zielen Ausschauenden in Bann gethan werden. Dieser anderen kleineren Schaar würde eine Institution freilich einen ganz andern Zweck zu erfüllen haben; sie selber will, an der Schutzwehr einer festen Organisation, verhüten, dass sie durch jenen Schwarm weggeschwemmt und auseinander getrieben werde, dass ihre Einzelnen in allzufrüher Erschöpfung hinschwinden oder gar von ihrer grossen Aufgabe abspänstig gemacht werden. Diese Einzelnen sollen ihr Werk vollenden — das ist der Sinn ihres Zusammenhaltens; und alle, die an der Institution theilnehmen, sollen bemüht sein, durch eine fortgesetzte Läuterung und gegenseitige Fürsorge, die Geburt des Genius und das Reifwerden seines Werks in sich und um sich vorzubereiten. Nicht Wenige, auch aus der Reihe der zweiten und dritten Begabungen, sind zu diesem Mithelfen bestimmt und kommen nur in der Unterwerfung unter eine solche Bestimmung zu dem Gefühl, einer Pflicht zu leben und mit Ziel und Bedeutung zu leben. Jetzt aber werden gerade diese Begabungen von den verführerischen Stimmen jener modischen „Kultur“ aus ihrer Bahn abgelenkt und ihrem Instinkte entfremdet; an ihre eigensüchtigen Regungen, an ihre Schwächen und Eitelkeiten richtet sich diese Versuchung, ihnen gerade flüstert der Zeitgeist mit einschmeichelnder Beflissenheit zu: „Folgt mir und geht nicht dorthin! Denn dort seid ihr nur Diener, Gehülfen, Werkzeuge, von höheren Naturen überstrahlt, eurer Eigenart niemals froh, an Fäden gezogen, an Ketten gelegt, als Sklaven, ja als Automaten: hier bei mir geniesst ihr, als Herren, eure freie Persönlichkeit, eure Begabungen dürfen für sich glänzen, ihr selber sollt in den vordersten Reihen stehen, ungeheures Gefolge wird euch umschwärmen, und der Zuruf der öffentlichen Meinung dürfte euch doch wohl mehr ergetzen als eine vornehme, von oben herab gespendete Zustimmung aus der kalten Aetherhöhe des Genius.“ Solchen Verlockungen unterliegen wohl die Besten: und im Grunde entscheidet hier kaum die Seltenheit und Kraft der Begabung, sondern der Einfluss einer gewissen heroischen Grundstimmung und der Grad einer innerlichen

Verwandtschaft und Verwachsenheit mit dem Genius. Denn es giebt Menschen, welche es als ihre Noth empfinden, wenn sie diesen mühselig ringen und in Gefahr, sich selbst zu zerstören, sehen, oder wenn seine Werke von der kurzsichtigen Selbstsucht des Staates, dem Flachsinne der Erwerbenden, der trocknen Genügsamkeit der Gelehrten gleichgültig bei Seite gestellt werden: und so hoffe ich auch, dass es Einige gebe, welche verstehen, was ich mit der Vorführung von Schopenhauers Schicksal sagen will und wozu, nach meiner Vorstellung, Schopenhauer als Erzieher eigentlich erziehen soll. —

[«]

7.

Aber um einmal alle Gedanken an eine ferne Zukunft und eine mögliche Umwälzung des Erziehungswesens bei Seite zu lassen: was müsste man einem werdenden Philosophen gegenwärtig wünschen und nöthigenfalls verschaffen, damit er überhaupt Athem schöpfen könne und es im günstigsten Falle zu der, gewiss nicht leichten, aber wenigstens möglichen Existenz Schopenhauers bringe? Was wäre ausserdem zu erfinden, um seiner Einwirkung auf die Zeitgenossen mehr Wahrscheinlichkeit zu geben? Und welche Hindernisse müssten weggeräumt werden, damit vor allem sein Vorbild zur vollen Wirkung komme, damit der Philosoph wieder Philosophen erziehe? Hier verläuft sich unsre Betrachtung in das Praktische und Anstössige.

Die Natur will immer gemeinnützig sein, aber sie versteht es nicht zu diesem Zwecke die besten und geschicktesten Mittel und Handhaben zu finden: das ist ihr grosses Leiden, deshalb ist sie melancholisch. Dass sie den Menschen durch die Erzeugung des Philosophen und des Künstlers das Dasein deutsam und bedeutsam machen wollte, das ist bei ihrem eignen erlösungsbedürftigen Drange gewiss; aber wie ungewiss, wie schwach und matt ist die Wirkung, welche sie meisthin mit den Philosophen und Künstlern erreicht! Wie selten bringt sie es überhaupt zu einer Wirkung! Besonders in Hinsicht des Philosophen ist ihre Verlegenheit gross, ihn gemeinnützig anzuwenden; ihre Mittel scheinen nur Tastversuche, zufällige Einfälle zu sein, so dass es ihr mit ihrer Absicht unzählige Male misslingt und die meisten Philosophen nicht gemeinnützig werden. Das Verfahren der Natur sieht wie Verschwendung aus; doch ist es nicht die Verschwendung einer frevelhaften Üppigkeit, sondern der Unerfahrenheit; es ist anzunehmen, dass sie, wenn sie ein Mensch wäre, aus dem Ärger über sich und ihr Ungeschick gar nicht herauskommen würde. Die Natur schiesst den Philosophen wie einen Pfeil in die Menschen hinein, sie zielt nicht, aber sie hofft, dass der Pfeil irgendwo hängen bleiben wird. Dabei aber irrt sie sich unzählige Male und hat Verdruss. Sie geht im Bereiche der Kultur ebenso vergeuderisch um, wie bei dem Pflanzen und Säen. Ihre Zwecke erfüllt sie auf eine allgemeine und schwerfällige Manier: wobei sie viel zu viel Kräfte aufopfert. Der Künstler und andererseits die Kenner und Liebhaber seiner Kunst verhalten sich zu einander wie ein grobes Geschütz und eine Anzahl Sperlinge. Es ist das Werk der Einfalt, eine grosse Lawine zu wälzen, um ein wenig Schnee wegzuschieben, einen Menschen zu erschlagen, um die Fliege auf seiner Nase zu treffen. Der Künstler und der Philosoph sind Beweise gegen die Zweckmässigkeit der Natur in ihren Mitteln, ob sie schon den vortrefflichsten Beweis für die Weisheit ihrer Zwecke abgeben. Sie treffen immer nur wenige und sollten Alle treffen — und auch diese Wenigen werden nicht mit der Stärke getroffen, mit welcher Philosoph und Künstler ihr Geschoss absenden. Es ist traurig, die Kunst als Ursache und die Kunst als Wirkung so verschiedenartig abschätzen zu müssen: wie ungeheuer ist sie als Ursache, wie gelähmt, wie nachklingend ist sie als Wirkung! Der Künstler macht sein Werk nach dem Willen der Natur zum Wohle der anderen Menschen, darüber ist kein Zweifel: trotzdem weiss er dass niemals wieder jemand von diesen andern Menschen sein Werk so verstehen und lieben wird wie er es selbst versteht und liebt. Jener hohe und einzige Grad von Liebe und Verständniss ist also nach der ungeschickten Verfügung der Natur nöthig, damit ein niedrigerer Grad entstehe; das Grössere und Edlere ist zum Mittel für die Entstehung des Geringeren und Unedlen verwendet. Die Natur wirthschaftet nicht klug, ihre Ausgaben sind viel grösser als der Ertrag, den sie erzielt; sie muss sich bei alle ihrem Reichthume irgendwann einmal zu Grunde richten. Vernünftiger hätte sie es eingerichtet, wenn ihre Hausregel wäre: wenig Kosten und hundertfältiger Ertrag, wenn es zum Beispiel nur wenige Künstler und diese von schwächeren Kräften gäbe, dafür aber zahlreiche Aufnehmende und Empfangende und gerade diese von stärkerer und gewaltigerer Art als die Art der Künstler selber ist: so dass die Wirkung des Kunstwerks im Verhältniss zur Ursache ein hundertfach verstärkter Wiederhall wäre. Oder sollte man nicht mindestens erwarten, dass Ursache und Wirkung gleich stark wären; aber wie weit bleibt die Natur hinter dieser Erwartung zurück! Es sieht oft so aus als ob ein Künstler und zumal ein Philosoph zufällig in seiner Zeit sei, als Einsiedler oder als versprengter und zurückgebliebener Wanderer. Man fühle nur einmal recht herzlich nach, wie gross, durch und durch und in Allem, Schopenhauer ist — und wie klein, wie absurd seine Wirkung! Nichts kann gerade für einen ehrlichen Menschen dieser

Zeit beschämender sein als einzusehen, wie zufällig sich Schopenhauer in ihr ausnimmt und an welchen Mächten und Unmächten es bisher gehangen hat, dass seine Wirkung so verkümmert wurde. Zuerst und lange war ihm der Mangel an Lesern feindlich, zum dauernden Hohne auf unser litterarisches Zeitalter, sodann, als die Leser kamen, die Ungemässheit seiner ersten öffentlichen Zeugen: noch mehr freilich, wie mir scheint, die Abstumpfung aller modernen Menschen gegen Bücher, welche sie eben durchaus nicht mehr ernst nehmen wollen; allmählich ist noch eine neue Gefahr hinzugekommen, entsprungen aus den mannichfachen Versuchen, Schopenhauer der schwächlichen Zeit anzupassen oder gar ihn als befremdliche und reizvolle Würze, gleichsam als eine Art metaphysischen Pfeffers einzureiben. So ist er zwar allmählich bekannt und berühmt geworden, und ich glaube dass jetzt bereits mehr Menschen seinen Namen als den Hegels kennen: und trotzdem ist er noch ein Einsiedler, trotzdem blieb bis jetzt die Wirkung aus! Am wenigsten haben die eigentlichen litterarischen Gegner und Widerbeller die Ehre, diese bisher verhindert zu haben, erstens weil es wenige Menschen giebt, welche es aushalten sie zu lesen, und zweitens weil sie den, welcher dies aushält, unmittelbar zu Schopenhauer hinführen; denn wer lässt sich wohl von einem Eseltreiber abhalten, ein schönes Pferd zu besteigen, wenn jener auch noch so sehr seinen Esel auf Unkosten des Pferdes herausstreicht?

Wer nun die Unvernunft in der Natur dieser Zeit erkannt hat, wird auf Mittel sinnen müssen, hier ein wenig nachzuhelfen; seine Aufgabe wird aber sein, die freien Geister und die tief an unsrer Zeit Leidenden mit Schopenhauer bekannt zu machen, sie zu sammeln und durch sie eine Strömung zu erzeugen, mit deren Kraft das Ungeschick zu überwinden ist, welches die Natur bei Benutzung des Philosophen für gewöhnlich und auch heute wieder zeigt. Solche Menschen werden einsehen, dass es dieselben Widerstände sind, welche die Wirkung einer grossen Philosophie verhindern und welche der Erzeugung eines grossen Philosophen im Wege stehen; weshalb sie ihr Ziel dahin bestimmen dürfen, die Wiedererzeugung Schopenhauers, das heisst des philosophischen Genius vorzubereiten. Das aber, was der Wirkung und Fortpflanzung seiner Lehre sich von Anbeginn widersetzte, was endlich auch jene Wiedergeburt des Philosophen mit allen Mitteln vereiteln will, das ist, kurz zu reden, die Verschrobenheit der jetzigen Menschennatur; weshalb alle werdenden grossen Menschen eine unglaubliche Kraft verschwenden müssen, um sich nur selbst durch diese Verschrobenheit hindurch zu retten. Die Welt, in die sie jetzt eintreten, ist mit Flausen eingehüllt; das brauchen wahrhaftig nicht nur religiöse Dogmen zu sein, sondern auch solche flausenhafte Begriffe wie „Fortschritt“, „allgemeine Bildung“, „National“, „moderner Staat“, „Culturkampf“;

ja man kann sagen, dass alle allgemeinen Worte jetzt einen künstlichen und unnatürlichen Aufputz an sich tragen, weshalb eine hellere Nachwelt unserer Zeit im höchsten Maasse den Vorwurf des Verdrehten und Verwachsenen machen wird — mögen wir uns noch so laut mit unserer „Gesundheit“ brüsten. Die Schönheit der antiken Gefässe, sagt Schopenhauer, entspringt daraus, dass sie auf eine so naive Art ausdrücken, was sie zu sein und zu leisten bestimmt sind; und ebenso gilt es von allem übrigen Geräthe der Alten; man fühlt dabei, dass, wenn die Natur Vasen, Amphoren, Lampen, Tische, Stühle, Helme, Schilde, Panzer und so weiter hervorbrächte, sie so aussehen würden. Umgekehrt: wer jetzt zusieht, wie fast Jedermann mit Kunst, mit Staat, Religion, Bildung hantiert — um aus guten Gründen von unsern „Gefässen“ zu schweigen — der findet die Menschen in einer gewissen barbarischen Willkürlichkeit und Uebertriebenheit der Ausdrücke, und dem werdenden Genius steht gerade dies am meisten entgegen, dass so wunderliche Begriffe und so grillenhafte Bedürfnisse zu seiner Zeit im Schwange gehen: diese sind der bleierne Druck, welcher so oft, ungesehen und unerklärbar, seine Hand niederzwingt, wenn er den Pflug führen will — dergestalt, dass selbst seine höchsten Werke, weil sie mit Gewalt sich emporrissen, auch bis zu einem Grade den Ausdruck dieser Gewaltsamkeit an sich tragen müssen.

Wenn ich mir nun die Bedingungen zusammensuche, mit deren Beihülfe, im glücklichsten Falle, ein geborener Philosoph durch die geschilderte zeitgemässe Verschrobenheit wenigstens nicht erdrückt wird, so bemerke ich etwas Sonderbares: es sind zum Theil gerade die Bedingungen, unter denen, im Allgemeinen wenigstens, Schopenhauer selber aufwuchs. Zwar fehlte es nicht an entgegenstrebenden Bedingungen: so trat in seiner eiteln und schöngeisterischen Mutter jene Verschrobenheit der Zeit ihm auf eine fürchterliche Weise nahe. Aber der stolze und republikanisch freie Charakter seines Vaters rettete ihn gleichsam vor seiner Mutter und gab ihm das Erste, was ein Philosoph braucht, unbeugsame und rauhe Männlichkeit. Dieser Vater war weder ein Beamter noch ein Gelehrter: er reiste mit dem Jünglinge vielfach in fremden Ländern umher — alles eben so viele Begünstigungen für den, welcher nicht Bücher, sondern Menschen kennen, nicht eine Regierung, sondern die Wahrheit verehren lernen soll. Bei Zeiten wurde er gegen die nationalen Beschränktheiten abgestumpft oder allzu geschärft; er lebte in England, Frankreich und Italien nicht anders als in seiner Heimath und fühlte mit dem spanischen Geiste keine geringe Sympathie. Im Ganzen schätzte er es nicht als eine Ehre, gerade unter Deutschen geboren zu sein; und ich weiss nicht einmal, ob er sich, bei den neuen politischen Verhältnissen, anders besonnen haben würde. Vom Staate hielt er bekanntlich, dass seine einzigen Zwecke seien, Schutz nach aussen, Schutz nach innen und Schutz gegen die Beschützer zu geben und dass, wenn man ihm noch andre Zwecke, ausser dem des Schutzes, andichte, dies leicht den wahren Zweck in Gefahr setzen könne —: deshalb vermachte er, zum Schrecken aller sogenannten Liberalen, sein Vermögen den Hinterlassenen jener preussischen Soldaten, welche 1848 im Kampf für die Ordnung gefallen waren. Wahrscheinlich wird es von jetzt ab immer mehr das Zeichen geistiger Ueberlegenheit sein, wenn jemand den Staat und seine Pflichten einfach zu nehmen versteht; denn der welcher den furor philosophicus im Leibe hat, wird schon gar keine Zeit mehr für den furor politicus haben und sich weislich hüten, jeden Tag Zeitungen zu lesen oder gar einer Partei zu dienen: ob er schon keinen Augenblick anstehen wird, bei einer wirklichen Noth seines Vaterlandes auf seinem Platze zu sein. Alle Staaten sind schlecht eingerichtet, bei denen noch andere als die Staatsmänner sich um Politik bekümmern müssen, und sie verdienen es, an diesen vielen Politikern zu Grunde zu gehen.

Eine andre grosse Begünstigung wurde Schopenhauern dadurch zu Theil, dass er nicht von vornherein zum Gelehrten bestimmt und erzogen wurde, sondern wirklich einige Zeit, wenn schon mit Widerstreben, in einem kaufmännischen Comptoir arbeitete und jedenfalls seine ganze Jugend hindurch die freiere Luft eines grossen Handelshauses in sich einathmete. Ein Gelehrter kann nie ein Philosoph werden; denn selbst Kant vermochte es nicht, sondern blieb bis zum Ende trotz dem angebornen Drange seines Genius in einem gleichsam verpuppten Zustande. Wer da glaubt, dass ich mit diesem Worte Kanten Unrecht thue, weiss nicht, was ein Philosoph ist, nämlich nicht nur ein grosser Denker, sondern auch ein wirklicher Mensch; und wann wäre je aus einem Gelehrten ein wirklicher Mensch geworden? Wer zwischen sich und die Dinge Begriffe, Meinungen, Vergangenheiten, Bücher treten lässt, wer also, im weitesten Sinne, zur Historie geboren ist, wird die Dinge nie zum ersten Male sehen und nie selber ein solches erstmalig gesehenes Ding sein; beides gehört aber bei einem Philosophen in einander, weil er die meiste Belehrung aus sich nehmen muss und weil er sich selbst als Abbild und Abbreviatur der ganzen Welt dient. Wenn einer sich vermittelst fremder Meinungen anschaut, was Wunder, wenn er auch an sich nichts sieht als — fremde Meinungen! Und so sind, leben und sehen die Gelehrten. Schopenhauer dagegen hatte das unbeschreibliche Glück, nicht nur in sich den Genius aus der Nähe zu sehen, sondern auch ausser sich, in Goethe: durch diese doppelte Spiegelung war er über alle gelehrtenhaften Ziele und Kulturen von Grunde aus belehrt und weise geworden. Vermöge dieser Erfahrung wusste er, wie der freie und starke Mensch beschaffen sein muss, zu dem sich jede künstlerische Kultur hinsehnt; konnte er, nach diesem Blicke, wohl noch viel Lust übrig haben, sich mit der sogenannten „Kunst“ in der gelehrten oder hypokritischen Manier des modernen Menschen zu befassen? Hatte er doch sogar noch etwas Höheres gesehen: eine furchtbare überweltliche Scene des Gerichts, in der alles Leben, auch das höchste und vollendete, gewogen und zu leicht befunden wurde: er hatte den Heiligen als Richter des Daseins gesehn. Es ist gar nicht zu bestimmen, wie frühzeitig Schopenhauer dieses Bild des Lebens geschaut haben muss, und zwar gerade so wie er es später in allen seinen Schriften nachzumalen versuchte; man kann beweisen, dass der Jüngling, und möchte glauben, dass das Kind schon diese ungeheure Vision gesehn hat. Alles, was er später aus Leben und Büchern, aus allen Reichen der Wissenschaft sich aneignete, war ihm beinahe nur Farbe und Mittel des Ausdrucks; selbst die Kantische Philosophie wurde von ihm vor Allem als ein ausserordentliches rhetorisches Instrument hinzugezogen, mit dem er sich noch deutlicher über jenes Bild auszusprechen glaubte: wie ihm zu gleichem Zwecke auch gelegentlich die buddhaistische und christliche Mythologie diente. Für ihn gab es nur Eine Aufgabe und hunderttausend Mittel, sie zu lösen: Einen Sinn und unzählige Hieroglyphen, um ihn auszudrücken.

Es gehörte zu den herrlichen Bedingungen seiner Existenz, dass er wirklich einer solchen Aufgabe, gemäss seinem Wahlspruche vitam impendere vero, leben konnte und dass keine eigentliche Gemeinheit der Lebensnoth ihn niederzwang: — es ist bekannt, in welcher grossartigen Weise er gerade dafür seinem Vater dankte — während in Deutschland der theoretische Mensch meistens auf Unkosten der Reinheit seines Charakters seine wissenschaftliche Bestimmung durchsetzt, als ein „rücksichtsvoller Lump“, stellen- und ehrensüchtig, behutsam und biegsam, schmeichlerisch gegen Einflussreiche und Vorgesetzte. Leider hat Schopenhauer durch nichts zahlreiche Gelehrte mehr beleidigt als dadurch dass er ihnen nicht ähnlich sieht.

[«]

8.

Damit sind einige Bedingungen genannt, unter denen der philosophische Genius in unserer Zeit trotz der schädlichen Gegenwirkungen wenigstens entstehen kann: freie Männlichkeit des Charakters, frühzeitige Menschenkenntniss, keine gelehrte Erziehung, keine patriotische Einklemmung, kein Zwang zum Brod-Erwerben, keine Beziehung zum Staate — kurz Freiheit und immer wieder Freiheit: dasselbe wunderbare und gefährliche Element, in welchem die griechischen Philosophen aufwachsen durften. Wer es ihm vorwerfen will, was Niebuhr dem Plato vorwarf, dass er ein schlechter Bürger gewesen sei, soll es thun und nur selber ein guter Bürger sein: so wird er im Rechte sein und Plato ebenfalls. Ein anderer wird jene grosse Freiheit als Ueberhebung deuten: auch er hat Recht, weil er selber mit jener Freiheit nichts Rechtes anfangen und sich allerdings sehr überheben würde, falls er sie für sich begehrte. Jene Freiheit ist wirklich eine schwere Schuld; und nur durch grosse Thaten lässt sie sich abbüssen. Wahrlich, jeder gewöhnliche Erdensohn hat das Recht, mit Groll auf einen solchermaassen Begünstigten hinzusehn: nur mag ihn ein Gott davor bewahren, dass er nicht selbst so begünstigt, das heisst so furchtbar verpflichtet werde. Er ginge ja sofort an seiner Freiheit und seiner Einsamkeit zu Grunde und würde zum Narren, zum boshaften Narren aus Langeweile. —

Aus dem bisher Besprochnen vermag vielleicht der eine oder der andre Vater etwas zu lernen und für die private Erziehung seines Sohnes irgend welche Nutzanwendung zu machen; obschon wahrhaftig nicht zu erwarten ist, dass die Väter gerade nur Philosophen zu Söhnen haben möchten. Wahrscheinlich werden zu allen Zeiten die Väter sich am meisten gegen das Philosophenthum ihrer Söhne, als gegen die grösste Verschrobenheit gesträubt haben; Sokrates fiel bekanntlich dem Zorne der Väter über die „Verführung der Jugend“ zum Opfer, und Plato hielt aus eben denen Gründen die Aufrichtung eines ganz neuen Staates für nothwendig, um die Entstehung des Philosophen nicht von der Unvernunft der Väter abhängig zu machen. Beinahe sieht es nun so aus, als ob Plato wirklich etwas erreicht habe. Denn der moderne Staat rechnet jetzt die Förderung der Philosophie zu seinen Aufgaben und sucht zu jeder Zeit eine Anzahl Menschen mit jener „Freiheit“ zu beglücken, unter der wir die wesentlichste Bedingung zur Genesis des Philosophen verstehn. Nun hat Plato ein wunderliches Unglück in der Geschichte gehabt: sobald einmal ein Gebilde entstand, welches seinen Vorschlägen im Wesentlichen entsprach, war es immer, bei genauerem Zusehen, das untergeschobene Kind eines Kobolds, ein hässlicher Wechselbalg: etwa wie der mittelalterliche Priesterstaat es war, verglichen mit der von ihm geträumten Herrschaft der „Göttersöhne“. Der moderne Staat ist nun zwar davon am weitesten entfernt, gerade die Philosophen zu Herrschern zu machen — Gottlob! wird jeder Christ hinzufügen —: aber selbst jene Förderung der Philosophie, wie er sie versteht, müsste doch einmal darauf hin angesehn werden, ob er sie platonisch versteht, ich meine: so ernst und aufrichtig, als ob es seine höchste Absicht dabei wäre, neue Platone zu erzeugen. Wenn für gewöhnlich der Philosoph in seiner Zeit als zufällig erscheint — stellt sich wirklich der Staat jetzt die Aufgabe, diese Zufälligkeit mit Bewusstsein in eine Nothwendigkeit zu übersetzen und der Natur auch hier nachzuhelfen?

Die Erfahrung belehrt uns leider eines Bessern — oder Schlimmern: sie sagt dass, in Hinsicht auf die grossen Philosophen von Natur, nichts ihrer Erzeugung und Fortpflanzung so im Wege steht als die schlechten Philosophen von Staatswegen. Ein peinlicher Gegenstand, nicht wahr? — bekanntlich derselbe, auf den Schopenhauer in seiner berühmten Abhandlung über Universitätsphilosophie zuerst die Augen gerichtet hat. Ich komme auf diesen Gegenstand zurück: denn man muss die Menschen zwingen, ihn ernst zu nehmen, das heisst, sich durch ihn zu einer That bestimmen zu lassen, und ich erachte jedes Wort für unnütz geschrieben, hinter dem nicht eine solche Aufforderung zur That steht; und jedenfalls ist es gut, Schopenhauer's für immer gültige Sätze noch einmal, und zwar geradewegs in Bezug auf unsre allernächsten Zeitgenossen zu demonstriren, da ein Gutmüthiger meinen könnte, dass seit seinen schweren Anklagen sich Alles in Deutschland zum Besseren gewendet habe. Sein Werk ist noch nicht einmal in diesem Punkte, so geringfügig er ist, zu Ende gebracht.

Genauer zugesehn, ist jene „Freiheit“, mit welcher der Staat jetzt, wie ich sagte, einige Menschen zu Gunsten der Philosophie beglückt, schon gar keine Freiheit, sondern ein Amt, das seinen Mann nährt. Die Förderung der Philosophie besteht also nur darin, dass es heutzutage wenigstens einer Anzahl Menschen durch den Staat ermöglicht wird, von ihrer Philosophie zu leben, dadurch dass sie aus ihr einen Broderwerb machen können: während die alten Weisen Griechenlands von Seiten des Staates nicht besoldet, sondern höchstens einmal, wie Zeno, durch eine goldene Krone und ein Grabmal auf dem Kerameikos geehrt wurden. Ob nun der Wahrheit damit gedient wird, dass man einen Weg zeigt, wie man von ihr leben könne, weiss ich im Allgemeinen nicht zu sagen, weil hier Alles auf Art und Güte des einzelnen Menschen ankommt, welchen man diesen Weg gehen heisst. Ich könnte mir recht gut einen Grad von Stolz und Selbstachtung denken, bei dem ein Mensch zu seinen Mitmenschen sagt: sorgt ihr für mich, denn ich habe Besseres zu thun, nämlich für euch zu sorgen. Bei Plato und Schopenhauer würde eine solche Grossartigkeit von Gesinnung und Ausdruck derselben nicht befremden; weshalb gerade sie sogar Universitätsphilosophen sein könnten, wie Plato zeitweilig Hofphilosoph war, ohne die Würde der Philosophie zu erniedrigen. Aber schon Kant war, wie wir Gelehrte zu sein pflegen, rücksichtsvoll, unterwürfig und, in seinem Verhalten gegen den Staat, ohne Grösse: so dass er jedenfalls, wenn die Universitätsphilosophie einmal angeklagt werden sollte, sie nicht rechtfertigen könnte. Giebt es aber Naturen, welche sie zu rechtfertigen vermöchten — eben wie die Schopenhauers und Platons — so fürchte ich nur Eins: sie werden niemals dazu Anlass haben, weil nie ein Staat es wagen würde, solche Menschen zu begünstigen und in jene Stellungen zu versetzen. Weshalb doch? Weil jeder Staat sie fürchtet und immer nur Philosophen begünstigen wird, vor denen er sich nicht fürchtet. Es kommt nämlich vor, dass der Staat vor der Philosophie überhaupt Furcht hat, und gerade, wenn diess der Fall ist, wird er um so mehr Philosophen an sich heranzuziehen suchen, welche ihm den Anschein geben, als ob er die Philosophie auf seiner Seite habe — weil er diese Menschen auf seiner Seite hat, welche ihren Namen führen und doch so gar nicht furchteinflössend sind. Sollte aber ein Mensch auftreten, welcher wirklich Miene macht, mit dem Messer der Wahrheit Allem, auch dem Staate, an den Leib zu gehen, so ist der Staat, weil er vor allem seine Existenz bejaht, im Recht, einen solchen von sich auszuschliessen und als seinen Feind zu behandeln; ebenso wie er eine Religion ausschliesst und als Feind behandelt, welche sich über ihn stellt und sein Richter sein will. Erträgt es jemand also, Philosoph von Staatswegen zu sein, so muss er es auch ertragen, von ihm so angesehen zu werden, als ob er darauf verzichtet habe, der Wahrheit in alle Schlupfwinkel nachzugehen. Mindestens solange er begünstigt und angestellt ist, muss er über der Wahrheit noch etwas Höheres anerkennen, den Staat. Und nicht bloss den Staat, sondern alles zugleich, was der Staat zu seinem Wohle heischt: zum Beispiel eine bestimmte Form der Religion, der gesellschaftlichen Ordnung, der Heeresverfassung — allen solchen Dingen steht ein noli me tangere angeschrieben. Sollte wohl je ein Universitätsphilosoph sich den ganzen Umfang seiner Verpflichtung und Beschränkung klar gemacht haben? Ich weiss es nicht; hat es einer gethan und bleibt doch Staatsbeamter, so war er jedenfalls ein schlechter Freund der Wahrheit; hat er es nie gethan — nun, ich sollte meinen, auch dann wäre er kein Freund der Wahrheit.

Dies ist das allgemeinste Bedenken: als solches aber freilich für Menschen, wie sie jetzt sind, das schwächste und gleichgültigste. Den Meisten wird genügen mit der Achsel zu zucken und zu sagen: „als ob wohl je sich etwas Grosses und Reines auf dieser Erde habe aufhalten und festhalten können, ohne Concessionen an die menschliche Niedrigkeit zu machen! Wollt ihr denn, dass der Staat den Philosophen lieber verfolge als dass er ihn besolde und in seinen Dienst nehme?“ Ohne auf diese letzte Frage jetzt schon zu antworten, füge ich nur hinzu, dass diese Concessionen der Philosophie an den Staat doch gegenwärtig sehr weit gehen. Erstens, der Staat wählt sich seine philosophischen Diener aus und zwar so viele als er für seine Anstalten braucht; er giebt sich also das Ansehn zwischen guten und schlechten Philosophen unterscheiden zu können, noch mehr, er setzt voraus, dass es immer genug von den guten geben müsse, um alle seine Lehrstühle mit ihnen zu besetzen. Nicht nur in Betreff der Güte, sondern auch der nothwendigen Zahl der guten ist er jetzt die Auctorität. Zweitens: er zwingt die, welche er sich ausgewählt hat, zu einem Aufenthalte an einem bestimmten Orte, unter bestimmten Menschen, zu einer bestimmten Thätigkeit; sie sollen jeden akademischen Jüngling, der Lust dazu hat, unterrichten, und zwar täglich, an festgesetzten Stunden. Frage: kann sich eigentlich ein Philosoph mit gutem Gewissen verpflichten, täglich etwas zu haben, was er lehrt? Und das vor Jedermann zu lehren, der zuhören will? Muss er sich nicht den Anschein geben, mehr zu wissen als er weiss? muss er nicht über Dinge vor einer unbekannten Zuhörerschaft reden, über welche er nur mit den nächsten Freunden ohne Gefahr reden dürfte? Und überhaupt: beraubt er sich nicht seiner herrlichsten Freiheit, seinem Genius zu folgen, wann dieser ruft und wohin dieser ruft? — dadurch dass er zu bestimmten Stunden öffentlich über Vorher-Bestimmtes zu denken verpflichtet ist. Und dies vor Jünglingen! Ist ein solches Denken nicht von vornherein gleichsam entmannt? Wie, wenn er nun gar eines Tages fühlte: „heute kann ich nichts denken, es fällt mir nichts Gescheutes ein“ — und trotzdem müsste er sich hinstellen und zu denken scheinen!

Aber, wird man einwenden, er soll ja gar nicht Denker sein, sondern höchstens Nach- und Überdenker, vor allem aber gelehrter Kenner aller früheren Denker; von denen wird er immer etwas erzählen können, was seine Schüler nicht wissen. — Dies ist gerade die dritte höchst gefährliche Concession der Philosophie an den Staat, wenn sie sich ihm verpflichtet, zuerst und hauptsächlich als Gelehrsamkeit aufzutreten. Vor allem als Kenntniss der Geschichte der Philosophie; während für den Genius, welcher rein und mit Liebe, dem Dichter ähnlich, auf die Dinge blickt und sich nicht tief genug in sie hineinlegen kann, das Wühlen in zahllosen fremden und verkehrten Meinungen so ziemlich das widrigste und ungelegenste Geschäft ist. Die gelehrte Historie des Vergangnen war nie das Geschäft eines wahren Philosophen, weder in Indien, noch in Griechenland; und ein Philosophieprofessor muss es sich, wenn er sich mit solcherlei Arbeit befasst, gefallen lassen, dass man von ihm, besten Falls, sagt: er ist ein tüchtiger Philolog, Antiquar, Sprachkenner, Historiker: aber nie: er ist ein Philosoph. Jenes auch nur besten Falls, wie bemerkt: denn bei den meisten gelehrten Arbeiten, welche Universitätsphilosophen machen, hat ein Philolog das Gefühl, dass sie schlecht gemacht sind, ohne wissenschaftliche Strenge und meistens mit einer hassenswürdigen Langweiligkeit. Wer erlöst zum Beispiel die Geschichte der griechischen Philosophen wieder von dem einschläfernden Dunste, welchen die gelehrten, doch nicht allzuwissenschaftlichen und leider gar zu langweiligen Arbeiten Ritter's, Brandis und Zeller's darüber ausgebreitet haben? Ich wenigstens lese Laertius Diogenes lieber als Zeller, weil in jenem wenigstens der Geist der alten Philosophen lebt, in diesem aber weder der noch irgend ein andrer Geist. Und zuletzt in aller Welt: was geht unsre Jünglinge die Geschichte der Philosophie an? Sollen sie durch das Wirrsal der Meinungen entmuthigt werden, Meinungen zu haben? Sollen sie angelehrt werden, in den Jubel einzustimmen, wie wir's doch so herrlich weit gebracht? Sollen sie etwa gar die Philosophie hassen oder verachten lernen? Fast möchte man das letztere denken, wenn man weiss, wie sich Studenten, ihrer philosophischen Prüfungen wegen, zu martern haben, um die tollsten und spitzesten Einfälle des menschlichen Geistes, neben den grössten und schwerfasslichsten, sich in das arme Gehirn einzudrücken. Die einzige Kritik einer Philosophie, die möglich ist und die auch etwas beweist, nämlich zu versuchen, ob man nach ihr leben könne, ist nie auf Universitäten gelehrt worden: sondern immer die Kritik der Worte über Worte. Und nun denke man sich einen jugendlichen Kopf, ohne viel Erfahrung durch das Leben, in dem fünfzig Systeme als Worte und fünfzig Kritiken derselben neben und durch einander aufbewahrt werden — welche Wüstenei, welche Verwilderung, welcher Hohn auf eine Erziehung zur Philosophie! In der That wird auch zugeständlich gar nicht zu ihr erzogen, sondern zu einer philosophischen Prüfung: deren Erfolg bekanntlich und gewöhnlich ist, dass der Geprüfte, ach Allzu-Geprüfte! — sich mit einem Stossseufzer eingesteht: „Gott sei Dank, dass ich kein Philosoph bin, sondern Christ und Bürger meines Staates!“

Wie, wenn dieser Stossseufzer eben die Absicht des Staates wäre und die „Erziehung zur Philosophie“ nur eine Abziehung von der Philosophie? Man frage sich. — Sollte es aber so stehen, so ist nur Eins zu fürchten: dass endlich einmal die Jugend dahinter kommt, wozu hier eigentlich die Philosophie missgebraucht wird. Das Höchste, die Erzeugung des philosophischen Genius, nichts als ein Vorwand? Das Ziel vielleicht gerade, dessen Erzeugung zu verhindern? Der Sinn in den Gegensinn umgedreht? Nun dann, wehe dem ganzen Complex von Staats- und Professoren-Klugheit! —

Und sollte so etwas bereits ruchbar geworden sein? Ich weiss es nicht; jedenfalls ist die Universitätsphilosophie einer allgemeinen Missachtung und Anzweifelung verfallen. Zum Theil hängt diese damit zusammen, dass jetzt gerade ein schwächliches Geschlecht auf den Kathedern herrscht; und Schopenhauer würde, wenn er jetzt seine Abhandlung über Universitätsphilosophie zu schreiben hätte, nicht mehr die Keule nöthig haben, sondern mit einem Binsenrohre siegen. Es sind die Erben und Nachkommen jener Afterdenker, denen er auf die vielverdrehten

Köpfe schlug: sie nehmen sich säuglings- und zwergenhaft genug aus, um an den indischen Spruch zu erinnern: „nach ihren Thaten werden die Menschen geboren, dumm, stumm, taub, missgestaltet“. Jene Väter verdienten eine solche Nachkommenschaft, nach ihren „Thaten“, wie der Spruch sagt. Daher ist es ausser allem Zweifel, dass die akademischen Jünglinge sich sehr bald ohne die Philosophie, welche auf ihren Universitäten gelehrt wird, behelfen werden und dass die ausserakademischen Männer sich jetzt bereits ohne sie verhelfen. Man gedenke nur an seine eigne Studentenzeit; für mich zum Beispiel waren die akademischen Philosophen ganz und gar gleichgültige Menschen und galten mir als Leute, die aus den Ergebnissen der andern Wissenschaften sich etwas zusammen rührten, in Mussestunden Zeitungen lasen und Concerte besuchten, die übrigens selbst von ihren akademischen Genossen mit einer artig maskirten Geringschätzung behandelt wurden. Man traute ihnen zu, wenig zu wissen und nie um eine verdunkelnde Wendung verlegen zu sein, um über diesen Mangel des Wissens zu täuschen. Mit Vorliebe hielten sie sich deshalb an solchen dämmerigen Orten auf, wo es ein Mensch mit hellen Augen nicht lange aushält. Der Eine wendete gegen die Naturwissenschaften ein: keine kann mir das einfachste Werden völlig erklären, was liegt mir also an ihnen allen? Ein Andrer sagte von der Geschichte „dem welcher die Ideen hat, sagt sie nichts Neues“ — kurz, sie fanden immer Gründe, weshalb es philosophischer sei nichts zu wissen als etwas zu lernen. Liessen sie sich aber auf’s Lernen ein, so war dabei ihr geheimer Impuls, den Wissenschaften zu entfliehen und in irgend einer ihrer Lücken und Unaufgehelltheiten ein dunkles Reich zu gründen. So gingen sie nur noch in dem Sinne den Wissenschaften voran, wie das Wild vor den Jägern, die hinter ihm her sind. Neuerdings gefallen sie sich mit der Behauptung, dass sie eigentlich nur die Grenzwächter und Aufpasser der Wissenschaften seien; dazu dient ihnen besonders die kantische Lehre, aus welcher sie einen müssigen Scepticismus zu machen beflissen sind, um den sich bald Niemand mehr bekümmern wird. Nur hier und da schwingt sich noch einer von ihnen zu einer kleinen Metaphysik auf, mit den gewöhnlichen Folgen, nämlich Schwindel, Kopfschmerzen und Nasenbluten. Nachdem es ihnen so oft mit dieser Reise in den Nebel und die Wolken misslungen ist, nachdem alle Augenblicke irgend ein rauher hartköpfiger Jünger wahrer Wissenschaften sie bei dem Schopfe gefasst und heruntergezogen hat, nimmt ihr Gesicht den habituellen Ausdruck der Zimperlichkeit und des Lügengestraftseins an. Sie haben ganz die fröhliche Zuversicht verloren, so dass keiner nur noch einen Schritt breit seiner Philosophie zu Gefallen lebt. Ehemals glaubten einige von ihnen, neue Religionen erfinden oder alte durch ihre Systeme ersetzen zu können; jetzt ist ein solcher Übermuth von ihnen gewichen, sie sind meistens fromme, schüchterne und unklare Leute, nie tapfer wie Lucrez und ingrimmig über den Druck, der auf den Menschen gelegen hat. Auch das logische Denken kann man bei ihnen nicht mehr lernen, und die sonst üblichen Disputirübungen haben sie in natürlicher Schätzung ihrer Kräfte eingestellt. Ohne Zweifel ist man jetzt auf der Seite der einzelnen Wissenschaften logischer, behutsamer, bescheidner, erfindungsreicher, kurz es geht dort philosophischer zu als bei den sogenannten Philosophen: so dass jedermann dem unbefangnen Engländer Bagehot zustimmen wird, wenn dieser von den jetzigen Systembauern sagt: „Wer ist nicht fast im Voraus überzeugt, dass ihre Prämissen eine wunderbare Mischung von Wahrheit und Irrthum enthalten und es daher nicht der Mühe verlohnt, über die Consequenzen nachzudenken? Das fertig Abgeschlossne dieser Systeme zieht vielleicht die Jugend an und macht auf die Unerfahrnen Eindruck, aber ausgebildete Menschen lassen sich nicht davon blenden. Sie sind immer bereit Andeutungen und Vermuthungen günstig aufzunehmen und die kleinste Wahrheit ist ihnen willkommen — aber ein grosses Buch voll deductiver Philosophie fordert den Argwohn heraus. Zahllose unbewiesene abstracte Principien sind von sanguinischen Leuten hastig gesammelt und in Büchern und Theorien sorgfältig in die Länge gezogen worden, um mit ihnen die ganze Welt zu erklären. Aber die Welt kümmert sich nicht um diese Abstractionen, und das ist kein Wunder, da diese sich unter einander widersprechen“. Wenn ehedem der Philosoph besonders in Deutschland in so tiefes Nachdenken versunken war, dass er in fortwährender Gefahr schwebte mit dem Kopf an jeden Balken zu rennen, so ist ihnen jetzt, wie es Swift von den Laputiern erzählt, eine ganze Schaar von Klapperern beigegeben, um ihnen bei Gelegenheit einen sanften Schlag auf die Augen oder sonst wohin zu geben. Mitunter mögen diese Schläge etwas zu stark sein, dann vergessen sich wohl die Erdentrückten und schlagen wieder, etwas was immer zu ihrer Beschämung abläuft. Siehst du nicht den Balken, du Duselkopf, sagt dann der Klapperer — und wirklich sieht der Philosoph öfters den Balken und wird wieder sanft. Diese Klapperer sind die Naturwissenschaften und die Historie; allmählich haben diese die deutsche Traum- und Denkwirthschaft, die so lange Zeit mit der Philosophie verwechselt wurde, dermaassen eingeschüchtert, dass jene Denkwirthe den Versuch, selbstständig zu gehen, gar zu gern aufgeben möchten; wenn sie aber jenen unversehens in die Arme fallen oder ein Gängelbändchen an sie anbinden wollen, um sich selbst zu gängeln, so klappern jene sofort so fürchterlich wie möglich — als ob sie sagen wollten „das fehlte nur noch, dass so ein Denkwirth uns die Naturwissenschaften oder die Historie verunreinigte! Fort mit ihm!“ Da schwanken sie nun wieder zurück, zu ihrer eignen Unsicherheit und Rathlosigkeit: durchaus wollen sie ein wenig Naturwissenschaft zwischen den Händen haben, etwa als empirische Psychologie, wie die Herbartianer, durchaus auch ein wenig Historie, — dann können sie wenigstens öffentlich so thun, als ob sie sich wissenschaftlich beschäftigten, ob sie gleich im Stillen alle Philosophie und alle Wissenschaft zum Teufel wünschen. —

Aber zugegeben dass diese Schaar von schlechten Philosophen lächerlich ist — und wer wird es nicht zugeben? — in wiefern sind sie denn auch schädlich? Kurz geantwortet: dadurch dass sie die Philosophie zu einer lächerlichen Sache machen. So lange das staatlich anerkannte Afterdenkerthum bestehen bleibt, wird jede grossartige Wirkung einer wahren Philosophie vereitelt oder mindestens gehemmt und zwar durch nichts als durch den Fluch des Lächerlichen, den die Vertreter jener grossen Sache sich zugezogen haben, der aber die Sache selber trifft. Deshalb nenne ich es eine Forderung der Kultur, der Philosophie jede staatliche und akademische Anerkennung zu entziehn und überhaupt Staat und Akademie der für sie unlösbaren Aufgaben zu entheben, zwischen wahrer und scheinbarer Philosophie zu unterscheiden. Lasst die Philosophen immerhin wild wachsen, versagt ihnen jede Aussicht auf Anstellung und Einordnung in die bürgerlichen Berufsarten, kitzelt sie nicht mehr durch Besoldungen, ja noch mehr: verfolgt sie, seht ungnädig auf sie — ihr sollt Wunderdinge erleben! Da werden sie auseinanderflüchten und hier und dort ein Dach suchen, die armen Scheinbaren; hier öffnet sich eine Pfarrei, dort eine Schulmeisterei, dieser verkriecht sich bei der Redaction einer Zeitung, jener schreibt Lehrbücher für höhere Töchterschulen, der Vernünftigste von ihnen ergreift den Pflug, und der Eitelste geht zu Hofe. Plötzlich ist alles leer, das Nest ausgeflogen: denn es ist leicht sich von den schlechten Philosophen zu befrein, man braucht sie nur einmal nicht zu begünstigen. Und das ist jedenfalls mehr anzurathen, als irgend eine Philosophie, sie sei welche sie wolle, öffentlich, von Staatswegen, zu patronisiren.

Dem Staat ist es nie an der Wahrheit gelegen, sondern immer nur an der ihm nützlichen Wahrheit, noch genauer gesagt, überhaupt an allem ihm Nützlichen, sei dies nun Wahrheit, Halbwahrheit oder Irrthum. Ein Bündniss von Staat und Philosophie hat also nur dann einen Sinn, wenn die Philosophie versprechen kann, dem Staat unbedingt nützlich zu sein, das heisst den Staatsnutzen höher zu stellen als die Wahrheit. Freilich wäre es für den Staat etwas Herrliches, auch die Wahrheit in seinem Dienste und Solde zu haben; nur weiss er selbst recht wohl, dass es zu ihrem Wesen gehört, nie Dienste zu thun, nie Sold zu nehmen. Somit hat er in dem, was er hat, nur die falsche „Wahrheit“, eine Person mit einer Larve: und diese kann ihm nun leider auch nicht leisten, was er von der ächten Wahrheit so sehr begehrt: seine eigne Gültig- und Heiligsprechung. Wenn ein mittelalterlicher Fürst vom Papste gekrönt werden wollte, aber es von ihm nicht erlangen konnte, so ernannte er wohl einen Gegenpapst, der ihm dann diesen Dienst erwies. Das mochte bis zu einem gewissen Grade angehen; aber es geht nicht an, wenn der moderne Staat eine Gegenphilosophie ernennt, von der er legitimirt werden will; denn er hat nach wie vor die Philosophie gegen sich und zwar jetzt mehr als vorher. Ich glaube allen Ernstes, es ist ihm nützlicher, sich gar nicht mit ihr zu befassen, gar nichts von ihr zu begehren und sie so lange es möglich ist als etwas Gleichgültiges gehen zu lassen. Bleibt es nicht bei dieser Gleichgültigkeit, wird sie gegen ihn gefährlich und angreifend, so mag er sie verfolgen. — Da der Staat kein weiteres Interesse an der Universität haben kann als durch sie ergebene und nützliche Staatsbürger zu erziehen, so sollte er Bedenken tragen, diese Ergebenheit, diesen Nutzen dadurch in Frage zu stellen, dass er von den jüngern Männern eine Prüfung in der Philosophie verlangt: zwar in Anbetracht der trägen und unbefähigten Köpfe mag es das rechte Mittel sein, um von ihrem Studium überhaupt abzuschrecken, dadurch dass man sie zu einem Examengespenst macht; aber dieser Gewinn vermag nicht den Schaden aufzuwiegen, welchen ebendieselbe erzwungene Beschäftigung bei den wagehalsigen und unruhigen Jünglingen hervorruft; sie lernen verbotene Bücher kennen, beginnen ihre Lehrer zu kritisiren und merken endlich gar den Zweck der Universitätsphilosophie und jener Prüfungen — gar nicht zu reden von den Bedenken, auf welche junge Theologen bei dieser Gelegenheit gerathen können und in Folge deren sie in Deutschland auszusterben anfangen, wie in Tirol die Steinböcke. — Ich weiss wohl, welche Einwendung der Staat gegen diese ganze Betrachtung machen konnte, so lange noch die schöne grüne Hegelei auf allen Feldern aufwuchs: aber nachdem diese Erndte verhagelt ist und von allen den Versprechungen, welche man damals sich von ihr machte, nichts sich erfüllt hat und alle Scheuern leer blieben — da wendet man lieber nichts mehr ein, sondern wendet sich von der Philosophie ab. Man hat jetzt die Macht: damals, zur Zeit Hegels, wollte man sie haben — das ist ein grosser Unterschied. Der Staat braucht die Sanktion durch die Philosophie nicht mehr, dadurch ist sie für ihn überflüssig geworden. Wenn er ihre Professuren nicht mehr unterhält oder, wie ich für die nächste Zeit voraussetze, nur noch scheinbar und lässig unterhält, so hat er seinen Nutzen dabei — doch wichtiger scheint es mir, dass auch die Universität darin ihren Vortheil sieht. Wenigstens sollte ich denken, eine Stätte wirklicher Wissenschaften müsse sich dadurch gefördert sehen, wenn sie von der Gemeinschaft mit einer Halb- und Viertelswissenschaft befreit werde. Ueberdies steht es um die Achtbarkeit der Universitäten viel zu seltsam, um nicht principiell die Ausscheidung von

Disciplinen wünschen zu müssen, welche von den Akademikern selbst gering geachtet werden. Denn die Nichtakademiker haben gute Gründe zu einer gewissen allgemeinen Missachtung der Universitäten; sie werfen ihnen vor, dass sie feige sind, dass die kleinen sich vor den grossen und dass die grossen sich vor der öffentlichen Meinung fürchten; dass sie in allen Angelegenheiten höherer Kultur nicht vorangehen, sondern langsam und spät hinterdrein hinken; dass die eigentliche Grundrichtung angesehener Wissenschaften gar nicht mehr eingehalten wird. Man treibt zum Beispiel die sprachlichen Studien eifriger als je, ohne dass man für sich selbst eine strenge Erziehung in Schrift und Rede für nöthig befände. Das indische Alterthum eröffnet seine Thore, und seine Kenner haben zu den unvergänglichsten Werken der Inder, zu ihren Philosophien kaum ein andres Verhältniss als ein Thier zur Lyra: obschon Schopenhauer das Bekanntwerden der indischen Philosophie für einen der grössten Vortheile hielt, welche unser Jahrhundert vor anderen voraushabe. Das klassische Alterthum ist zu einem beliebigen Alterthum geworden und wirkt nicht mehr klassisch und vorbildlich; wie seine Jünger beweisen, welche doch wahrhaftig keine vorbildlichen Menschen sind. Wohin ist der Geist Friedrich August Wolf's hin verflogen, von dem Franz Passow sagen konnte, er erscheine als ein ächt patriotischer, ächt humaner Geist, der allenfalls die Kraft hätte, einen Welttheil in Gährung und Flammen zu versetzen — wo ist dieser Geist hin? Dagegen drängt sich immer mehr der Geist der Journalisten auf der Universität ein, und nicht selten unter dem Namen der Philosophie; ein glatter geschminkter Vortrag, Faust und Nathan den Weisen auf den Lippen, die Sprache und die Ansichten unserer ekelhaften Litteraturzeitungen, neuerdings gar noch Geschwätz über unsere heilige deutsche Musik, selbst die Forderung von Lehrstühlen für Schiller und Goethe — solche Anzeichen sprechen dafür, dass der Universitätsgeist anfängt, sich mit dem Zeitgeiste zu verwechseln. Da scheint es mir vom höchsten Werthe, wenn ausserhalb der Universitäten ein höheres Tribunal entsteht, welches auch diese Anstalten in Hinsicht auf die Bildung, die sie fördern, überwache und richte; und sobald die Philosophie aus den Universitäten ausscheidet und sich damit von allen unwürdigen Rücksichten und Verdunkelungen reinigt, wird sie gar nichts anderes sein können, als ein solches Tribunal: ohne staatliche Macht, ohne Besoldung und Ehren, wird sie ihren Dienst zu thun wissen, frei vom Zeitgeiste sowohl als von der Furcht vor diesem Geiste — kurz gesagt, so wie Schopenhauer lebte, als der Richter der ihn umgebenden sogenannten Kultur. Dergestalt vermag der Philosoph auch der Universität zu nützen, wenn er sich nicht mit ihr verquickt, sondern sie vielmehr aus einer gewissen würdevollen Weite übersieht.

Zuletzt aber — was gilt uns die Existenz eines Staates, die Förderung der Universitäten, wenn es sich doch vor Allem um die Existenz der Philosophie auf Erden handelt! oder — um gar keinen Zweifel darüber zu lassen, was ich meine — wenn so unsäglich mehr daran gelegen ist, dass ein Philosoph auf Erden entsteht als dass ein Staat oder eine Universität fortbesteht. In dem Maasse als die Knechtschaft unter öffentlichen Meinungen und die Gefahr der Freiheit zunimmt, kann sich die Würde der Philosophie erhöhen; sie war am höchsten unter den Erdbeben der untergehenden römischen Republik und in der Kaiserzeit, wo ihr Name und der der Geschichte ingrata principibus nomina wurden. Brutus beweist mehr für ihre Würde als Plato; es sind die Zeiten, in denen die Ethik aufhörte, Gemeinplätze zu haben. Wenn die Philosophie jetzt nicht viel geachtet wird, so soll man nur fragen, weshalb jetzt kein grosser Feldherr und Staatsmann sich zu ihr bekennt — nur deshalb, weil in der Zeit, wo er nach ihr gesucht hat, ihm ein schwächliches Phantom unter dem Namen der Philosophie entgegenkam, jene gelehrtenhafte Katheder-Weisheit und Katheder-Vorsicht, kurz weil ihm die Philosophie bei Zeiten eine lächerliche Sache geworden ist. Sie sollte ihm aber eine furchtbare Sache sein; und die Menschen, welche berufen sind, Macht zu suchen, sollten wissen, welche Quelle des Heroischen in ihr fliesst. Ein Amerikaner mag ihnen sagen, was ein grosser Denker, der auf diese Erde kommt, als neues Centrum ungeheurer Kräfte zu bedeuten hat. „Seht euch vor, sagt Emerson, wenn der grosse Gott einen Denker auf unsern Planeten kommen lässt. Alles ist dann in Gefahr. Es ist wie wenn in einer grossen Stadt eine Feuersbrunst ausgebrochen ist, wo keiner weiss, was eigentlich noch sicher ist und wo es enden wird. Da ist nichts in der Wissenschaft, was nicht morgen eine Umdrehung erfahren haben möchte, da gilt kein litterarisches Ansehn mehr, noch die sogenannten ewigen Berühmtheiten; alle Dinge, die dem Menschen zu dieser Stunde theuer und werth sind, sind dies nur auf Rechnung der Ideen, die an ihrem geistigen Horizonte aufgestiegen sind und welche die gegenwärtige Ordnung der Dinge ebenso verursachen, wie ein Baum seine Aepfel trägt. Ein neuer Grad der Kultur würde augenblicklich das ganze System menschlicher Bestrebungen einer Umwälzung unterwerfen.“ Nun, wenn solche Denker gefährlich sind, so ist freilich deutlich, wesshalb unsre akademischen Denker ungefährlich sind; denn ihre Gedanken wachsen so friedlich im Herkömmlichen, wie nur je ein Baum seine Aepfel trug: sie erschrecken nicht, sie heben nicht aus den Angeln; und von ihrem ganzen Tichten und Trachten wäre zu sagen, was Diogenes, als man einen Philosophen lobte, seinerseits einwendete: „Was hat er denn Grosses aufzuweisen, da er so lange Philosophie treibt und noch Niemanden betrübt hat?“ Ja, so sollte es auf der Grabschrift der Universitätsphilosophie heissen: „sie hat Niemanden betrübt.“ Doch ist dies freilich mehr das Lob eines alten Weibes als einer Göttin der Wahrheit, und es ist nicht verwunderlich, wenn die, welche jene Göttin nur als altes Weib kennen, selber sehr wenig Männer sind und deshalb gebührendermaassen von den Männern der Macht gar nicht mehr berücksichtigt werden.

Steht es aber so in unsrer Zeit, so ist die Würde der Philosophie in den Staub getreten: es scheint, dass sie selber zu etwas Lächerlichem oder Gleichgültigem geworden ist: so dass alle ihre wahren Freunde verpflichtet sind, gegen diese Verwechslung Zeugniss abzulegen und mindestens so viel zu zeigen, dass nur jene falschen Diener und Unwürdenträger der Philosophie lächerlich oder gleichgültig sind. Besser noch, sie beweisen selbst durch die That, dass die Liebe zur Wahrheit etwas Furchtbares und Gewaltiges ist.

Dies und jenes bewies Schopenhauer — und wird es von Tag zu Tage mehr beweisen.

[«]

Unzeitgemässe Betrachtungen.

Von
Dr. Friedrich Nietzsche.
Ordentl. Professor der Classischen Philologie an der Universität Basel.

Viertes Stück:

Richard Wagner in Bayreuth.

Schloss-Chemnitz.
Verlag von Ernst Schmeitzner.
1876.
London E. C.: F. Wohlauer.

UNZEITGEMÄSSE BETRACHTUNGEN IV

[«]

1. 2. 3. 4. 5. 6.
7. 8. 9. 10. 11.

1.

Damit ein Ereignis Grösse habe, muss zweierlei zusammenkommen: der grosse Sinn Derer, die es vollbringen und der grosse Sinn Derer, die es erleben. An sich hat kein Ereigniss Grösse, und wenn schon ganze Sternbilder verschwinden, Völker zu Grunde gehen, ausgedehnte Staaten gegründet und Kriege mit ungeheuren Kräften und Verlusten geführt werden: über Vieles der Art bläst der Hauch der Geschichte hinweg, als handele es sich um Flocken. Es kommt aber auch vor, dass ein gewaltiger Mensch einen Streich führt, der an einem harten Gestein wirkungslos niedersinkt; ein kurzer scharfer Wiederhall, und Alles ist vorbei. Die Geschichte weiss auch von solchen gleichsam abgestumpften Ereignissen beinahe Nichts zu melden. So überschleicht einen Jeden, welcher ein Ereigniss herankommen sieht, die Sorge, ob Die, welche es erleben, seiner würdig sein werden. Auf dieses Sich-Entsprechen von That und Empfänglichkeit rechnet und zielt man immer, wenn man handelt, im Kleinsten wie im Grössten; und Der, welcher geben will, muss zusehen, dass er die Nehmer findet, die dem Sinne seiner Gabe genugthun. Eben deshalb hat auch die einzelne That eines selbst grossen Menschen keine Grösse, wenn sie kurz, stumpf und unfruchtbar ist; denn in dem Augenblicke, wo er sie that, muss ihm jedenfalls die tiefe Einsicht gefehlt haben, dass sie gerade jetzt nothwendig sei: er hatte nicht scharf genug gezielt, die Zeit nicht bestimmt genug erkannt und gewählt: der Zufall war Herr über ihn geworden, während gross sein und den Blick für die Nothwendigkeit haben streng zusammengehört.

Darüber also, ob Das, was jetzt in Bayreuth vor sich geht, im rechten Augenblick vor sich geht und nothwendig ist, sich Sorge zu machen und Bedenken zu haben, überlassen wir billig wohl Denen, welche über Wagner’s Blick für das Nothwendige selbst Bedenken haben. Uns Vertrauensvolleren muss es so erscheinen, dass er ebenso an die Grösse seiner That, als an den grossen Sinn Derer, welche sie erleben sollen, glaubt. Darauf sollen alle Jene stolz sein, welchen dieser Glaube gilt, jenen Vielen oder Wenigen — denn dass es nicht Alle sind, dass jener Glaube nicht der ganzen Zeit gilt, selbst nicht einmal dem ganzen deutschen Volke in seiner gegenwärtigen Erscheinung, hat er uns selber gesagt, in jener Weihe-Rede vom zwei und zwanzigsten Mai 1872, und es giebt Keinen unter uns, welcher gerade darin ihm in tröstlicher Weise widersprechen dürfte. „Nur Sie, sagte er damals, die Freunde meiner besonderen Kunst, meines eigensten Wirkens und Schaffens, hatte ich, um für meine Entwürfe mich an Theilnehmende zu wenden: nur um Ihre Mithülfe für mein Werk konnte ich Sie angehen, dieses Werk rein und unentstellt Denjenigen vorführen zu können, die meiner Kunst ihre ernstliche Geneigtheit bezeigten, trotzdem sie ihnen nur noch unrein und entstellt bisher vorgeführt werden konnte.“

In Bayreuth ist auch der Zuschauer anschauenswerth, es ist kein Zweifel. Ein weiser betrachtender Geist, der aus einem Jahrhundert in’s andere gienge, die merkwürdigen Cultur-Regungen zu vergleichen, würde dort viel zu sehen haben; er würde fühlen müssen, dass er hier plötzlich in ein warmes Gewässer gerathe, wie Einer, der in einem See schwimmt und der Strömung einer heissen Quelle nahe kommt: aus anderen, tieferen Gründen muss diese emporkommen, sagt er sich, das umgebende Wasser erklärt sie nicht und ist jedenfalls selber flacheren Ursprungs. So werden alle Die, welche das Bayreuther Fest begehen, als unzeitgemässe Menschen empfunden werden: sie haben anderswo ihre Heimath als in der Zeit und finden anderwärts sowohl ihre Erklärung als ihre Rechtfertigung. Mir ist immer deutlicher geworden, dass der „Gebildete“, sofern er ganz und völlig die Frucht dieser Gegenwart ist, Allem, was Wagner thut und denkt, nur durch die Parodie beikommen kann — wie auch Alles und Jedes parodirt worden ist — und dass er sich auch das Bayreuther Ereigniss nur durch die sehr unmagische Laterne unsrer witzelnden Zeitungsschreiber beleuchten lassen will. Und glücklich, wenn es bei der Parodie bleibt! Es entladet sich in ihr ein Geist der Entfremdung und Feindseligkeit, welcher noch ganz andere Mittel und Wege aufsuchen könnte, auch gelegentlich aufgesucht hat. Diese ungewöhnliche Schärfe und Spannung der Gegensätze würde jener Cultur-Beobachter ebenfalls in’s Auge fassen. Dass ein Einzelner, im Verlaufe eines gewöhnlichen Menschenlebens, etwas durchaus Neues hinstellen könne, mag wohl alle Die empören, welche auf die Allmählichkeit aller Entwickelung wie auf eine Art von Sitten-Gesetz schwören: sie sind selber langsam und fordern Langsamkeit — und da sehen sie nun einen sehr Geschwinden, wissen nicht, wie er es macht und sind ihm böse. Von einem solchen Unternehmen, wie dem Bayreuther, gab es keine Vorzeichen, keine Uebergänge, keine Vermittelungen; den langen Weg zum Ziele und das Ziel selber wusste Keiner ausser Wagner. Es ist die erste Weltumsegelung im Reiche der Kunst: wobei, wie es scheint, nicht nur eine neue Kunst, sondern die Kunst selber entdeckt wurde. Alle bisherigen modernen Künste sind dadurch, als einsiedlerisch-verkümmerte oder als Luxus-Künste, halb und halb entwerthet; auch die unsicheren, übel zusammenhängenden Erinnerungen an eine wahre Kunst, die wir Neueren von den Griechen her hatten, dürfen nun ruhen, soweit sie selbst jetzt nicht in einem neuen Verständnisse zu leuchten vermögen. Es ist für Vieles jetzt an der Zeit, abzusterben; diese neue Kunst ist eine Seherin, welche nicht nur für Künste den Untergang herannahen sieht. Ihre mahnende Hand muss unserer gesammten jetzigen Bildung von dem Augenblicke an sehr unheimlich vorkommen, wo das Gelächter über ihre Parodien verstummt: mag sie immerhin noch eine kurze Weile Zeit zu Lust und Lachen haben!

Dagegen werden wir, die Jünger der wiederauferstandenen Kunst, zum Ernste, zum tiefen heiligen Ernste, Zeit und Willen haben! Das Reden und Lärmen, welches die bisherige Bildung von der Kunst gemacht hat — wir müssen es jetzt als eine schamlose Zudringlichkeit empfinden; zum Schweigen verpflichtet uns Alles, zum fünfjährigen pythagoreischen Schweigen. Wer von uns hätte nicht an dem widerlichen Götzendienste der modernen Bildung Hände und Gemüth besudelt! Wer bedürfte nicht des reinigenden Wassers, wer hörte nicht die Stimme, die ihn mahnt: Schweigen und Reinsein! Schweigen und Reinsein! Nur als Denen, welche auf diese Stimme hören, wird uns auch der grosse Blick zu Theil, mit dem wir auf das Ereigniss von Bayreuth hinzusehn haben: und nur in diesem Blick liegt die grosse Zukunft jenes Ereignisses.

Als an jenem Maitage des Jahres 1872 der Grundstein auf der Anhöhe von Bayreuth gelegt worden war, bei strömendem Regen und verfinstertem Himmel, fuhr Wagner mit Einigen von uns zur Stadt zurück, er schwieg und sah dabei mit einem Blick lange in sich hinein, der mit einem Worte nicht zu bezeichnen wäre. Er begann an diesem Tage sein sechzigstes Lebensjahr: alles Bisherige war die Vorbereitung auf diesen Moment. Man weiss, dass Menschen im Augenblick einer ausserordentlichen Gefahr oder überhaupt in einer wichtigen Entscheidung ihres Lebens durch ein unendlich beschleunigtes inneres Schauen alles Erlebte zusammendrängen und mit seltenster Schärfe das Nächste wie das Fernste wieder erkennen. Was mag Alexander der Grosse in jenem Augenblicke gesehen haben, als er Asien und Europa aus Einem Mischkrug trinken liess? Was aber Wagner an jenem Tage innerlich schaute — wie er wurde, was er ist, was er sein wird — das können wir, seine Nächsten, bis zu einem Grade nachschauen: und erst von diesem Wagnerischen Blick aus werden wir seine grosse That selber verstehen können — um mit diesem Verständniss ihre Fruchtbarkeit zu verbürgen.

[«]

2.

Es wäre sonderbar, wenn Das, was Jemand am besten kann und am liebsten thut, nicht auch in der gesammten Gestaltung seines Lebens wieder sichtbar würde;

vielmehr muss bei Menschen von hervorragender Befähigung das Leben nicht nur, wie bei Jedermann, zum Abbild des Charakters, sondern vor Allem auch zum Abbild des Intellectes und seines eigensten Vermögens werden. Das Leben des epischen Dichters wird Etwas vom Epos an sich tragen — wie diess, beiläufig gesagt, mit Goethe der Fall ist, in welchem die Deutschen sehr mit Unrecht vornehmlich den Lyriker zu sehen gewöhnt sind — das Leben des Dramatikers wird dramatisch verlaufen.

Das Dramatische im Werden Wagner's ist gar nicht zu verkennen, von dem Augenblicke an, wo die in ihm herrschende Leidenschaft ihrer selber bewusst wird und seine ganze Natur zusammenfasst: damit ist dann das Tastende, Schweifende, das Wuchern der Nebenschösslinge abgethan, und in den verschlungensten Wegen und Wandelungen, in dem oft abenteuerlichen Bogenwurfe seiner Pläne waltet eine einzige innere Gesetzlichkeit, ein Wille, aus dem sie erklärbar sind, so verwunderlich auch oft diese Erklärungen klingen werden. Nun gab es aber einen vordramatischen Theil im Leben Wagner's, seine Kindheit und Jugend, und über den kann man nicht hinweg kommen, ohne auf Räthsel zu stossen. Er selbst scheint noch gar nicht angekündigt; und Das, was man jetzt, zurückblickend, vielleicht als Ankündigungen verstehen könnte, zeigt sich doch zunächst als ein Beieinander von Eigenschaften, welche eher Bedenken, als Hoffnungen erregen müssen: ein Geist der Unruhe, der Reizbarkeit, eine nervöse Hast im Erfassen von hundert Dingen, ein leidenschaftliches Behagen an beinahe krankhaften hochgespannten Stimmungen, ein unvermitteltes Umschlagen aus Augenblicken seelenvollster Gemüthsstille in das Gewaltsame und Lärmende. Ihn schränkte keine strenge erb- und familienhafte Kunstübung ein: die Malerei, die Dichtkunst, die Schauspielerei, die Musik kamen ihm so nahe als die gelehrtenhafte Erziehung und Zukunft; wer oberflächlich hinblickte, mochte meinen, er sei zum Dilettantisiren geboren. Die kleine Welt, in deren Bann er aufwuchs, war nicht der Art, dass man einem Künstler zu einer solchen Heimath hätte Glück wünschen können. Die gefährliche Lust an geistigem Anschmecken trat ihm nahe, ebenso der mit dem Vielerlei-Wissen verbundene Dünkel, wie er in Gelehrten-Städten zu Hause ist; die Empfindung wurde leicht erregt, ungründlich befriedigt; so weit das Auge des Knaben schweifte, sah er sich von einem wunderlich altklugen, aber rührigen Wesen umgeben, zu dem das bunte Theater in lächerlichem, der seelenbezwingende Ton der Musik in unbegreiflichem Gegensatze stand. Nun fällt es dem vergleichenden Kenner überhaupt auf, wie selten gerade der moderne Mensch, wenn er die Mitgift einer hohen Begabung bekommen hat, in seiner Jugend und Kindheit die Eigenschaft der Naivetät, der schlichten Eigen- und Selbstheit hat, wie wenig er sie haben kann; vielmehr werden die Seltenen, welche, wie Goethe und Wagner, überhaupt zur Naivetät kommen, diese jetzt immer noch eher als Männer haben, als im Alter der Kinder und Jünglinge. Den Künstler zumal, dem die nachahmende Kraft in besonderem Maasse angeboren ist, wird die unkräftige Vielseitigkeit des modernen Lebens wie eine heftige Kinder-Krankheit befallen müssen; er wird als Knabe und Jüngling einem Alten ähnlicher sehen als seinem eigentlichen Selbst. Das wunderbar strenge Urbild des Jünglings, den Siegfried im Ring des Nibelungen, konnte nur ein Mann erzeugen und zwar ein Mann, der seine eigene Jugend erst spät gefunden hat. Spät wie Wagner's Jugend, kam sein Mannesalter, sodass er wenigstens hierin der Gegensatz einer vorwegnehmenden Natur ist.

Sobald seine geistige und sittliche Mannbarkeit eintritt, beginnt auch das Drama seines Lebens. Und wie anders ist jetzt der Anblick! Seine Natur erscheint in furchtbarer Weise vereinfacht, in zwei Triebe oder Sphären auseinander gerissen. Zu unterst wühlt ein heftiger Wille in jäher Strömung, der gleichsam auf allen Wegen, Höhlen und Schluchten an's Licht will und nach Macht verlangt. Nur eine ganz reine und freie Kraft konnte diesem Willen einen Weg in's Gute und Hülfreiche weisen; mit einem engen Geiste verbunden, hätte ein solcher Wille bei seinem schrankenlosen tyrannischen Begehren zum Verhängniss werden können; und jedenfalls musste bald ein Weg in's Freie sich finden, und helle Luft und Sonnenschein hinzukommen. Ein mächtiges Streben, dem immer wieder ein Einblick in seine Erfolglosigkeit gegeben wird, macht böse; das Unzulängliche kann mitunter in den Umständen, im Unabänderlichen des Schicksals liegen, nicht im Mangel der Kraft: aber Der, welcher vom Streben nicht lassen kann, trotz diesem Unzulänglichen, wird gleichsam unterschwürig und daher reizbar und ungerecht. Vielleicht sucht er die Gründe für sein Misslingen in den Anderen, ja er kann in leidenschaftlichem Hasse alle Welt als schuldig behandeln; vielleicht auch geht er trotzig auf Neben- und Schleichwegen oder übt Gewalt: so geschieht es wohl, dass gute Naturen verwildern, auf dem Wege zum Besten. Selbst unter Denen, welche nur der eigenen sittlichen Reinigung nachjagten, unter Einsiedlern und Mönchen, finden sich solche verwilderte und über und über erkrankte, durch Misslingen ausgehöhlte und zerfressene Menschen. Es war ein liebevoller, mit Güte und Süssigkeit überschwänglich mild zuredender Geist, dem die Gewaltthat und die Selbstzerstörung verhasst ist und der Niemanden in Fesseln sehen will: dieser sprach zu Wagner. Er liess sich auf ihn nieder und umhüllte ihn tröstlich mit seinen Flügeln, er zeigte ihm den Weg. Wir thun einen Blick in die andere Sphäre der Wagnerischen Natur: aber wie sollen wir sie beschreiben?

Die Gestalten, welche ein Künstler schafft, sind nicht er selbst, aber die Reihenfolge der Gestalten, an denen er ersichtlich mit innigster Liebe hängt, sagt allerdings Etwas über den Künstler selber aus. Nun stelle man Rienzi, den fliegenden Holländer und Senta, Tannhäuser und Elisabeth, Lohengrin und Elsa, Tristan und Marke, Hans Sachs, Wotan und Brünnhilde sich vor die Seele: es geht ein verbindender unterirdischer Strom von sittlicher Veredelung und Vergrösserung durch alle hindurch, der immer reiner und geläuterter fluthet — und hier stehen wir, wenn auch mit schamhafter Zurückhaltung, vor einem innersten Werden in Wagner's eigener Seele. An welchem Künstler ist etwas Aehnliches in ähnlicher Grösse wahrzunehmen? Schiller's Gestalten, von den Räubern bis zu Wallenstein und Tell, durchlaufen eine solche Bahn der Veredelung und sprechen ebenfalls Etwas über das Werden ihres Schöpfers aus, aber der Maassstab ist bei Wagner noch grösser, der Weg länger. Alles nimmt an dieser Läuterung Theil und drückt sie aus, der Mythus nicht nur, sondern auch die Musik; im Ringe des Nibelungen finde ich die sittlichste Musik, die ich kenne, zum Beispiel dort, wo Brünnhilde von Siegfried erweckt wird; hier reicht er hinauf bis zu einer Höhe und Heiligkeit der Stimmung, dass wir an das Glühen der Eis- und Schneegipfel in den Alpen denken müssen: so rein, einsam, schwer zugänglich, trieblos, vom Leuchten der Liebe umflossen, erhebt sich hier die Natur; Wolken und Gewitter, ja selbst das Erhabene, sind unter ihr. Von da aus auf den Tannhäuser und Holländer zurückblickend, fühlen wir, wie der Mensch Wagner wurde: wie er dunkel und unruhig begann, wie er stürmisch Befriedigung suchte, Macht, berauschenden Genuss erstrebte, oft mit Ekel zurückfloh, wie er die Last von sich werfen wollte, zu vergessen, zu verneinen, zu entsagen begehrte — der gesammte Strom stürzte sich bald in dieses, bald in jenes Thal und bohrte in die dunkelsten Schluchten: — in der Nacht dieses halb unterirdischen Wühlens erschien ein Stern hoch über ihm, mit traurigem Glanze, er nannte ihn, wie er ihn erkannte: Treue, selbstlose Treue! Warum leuchtete sie ihm heller und reiner, als Alles, welches Geheimniss enthält das Wort Treue für sein ganzes Wesen? Denn in jedem, was er dachte und dichtete, hat er das Bild und Problem der Treue ausgeprägt, es ist in seinen Werken eine fast vollständige Reihe aller möglichen Arten der Treue, darunter sind die herrlichsten und selten geahnten: Treue von Bruder zu Schwester, Freund zu Freund, Diener zum Herrn, Elisabeth zu Tannhäuser, Senta zum Holländer, Elsa zu Lohengrin, Isolde, Kurwenal und Marke zu Tristan, Brünnhilde zu Wotan's innerstem Wunsche — um die Reihe nur anzufangen. Es ist die eigenste Urerfahrung, welche Wagner in sich selbst erlebt und wie ein religiöses Geheimniss verehrt: diese drückt er mit dem Worte Treue aus, diese wird er nicht müde in hundert Gestaltungen aus sich heraus zu stellen und in der Fülle seiner Dankbarkeit mit dem Herrlichsten zu beschenken, was er hat und kann — jene wundervolle Erfahrung und Erkenntniss, dass die eine Sphäre seines Wesens der anderen treu blieb, aus freier selbstlosester Liebe Treue wahrte, die schöpferische schuldlose lichtere Sphäre, der dunkelen, unbändigen und tyrannischen.

[«]

3.

Im Verhalten der beiden tiefsten Kräfte zu einander, in der Hingebung der einen an die andere lag die grosse Nothwendigkeit, durch welche er allein ganz und er selbst bleiben konnte: zugleich das Einzige, was er nicht in der Gewalt hatte, was er beobachten und hinnehmen mußte, während er die Verführung zur Untreue und ihre schrecklichen Gefahren für sich immer auf's Neue an sich heran kommen sah. Hier fliesst eine überreiche Quelle der Leiden des Werdenden, die Ungewissheit. Jeder seiner Triebe strebte in's Ungemessene, alle daseinsfreudigen Begabungen wollten sich einzeln losreissen und für sich befriedigen; je grösser ihre Fülle, um so grösser war der Tumult, um so feindseliger ihre Kreuzung. Dazu reizte der Zufall und das Leben, Macht, Glanz, feurigste Lust zu gewinnen, noch öfter quälte die unbarmherzige Noth, überhaupt leben zu müssen; überall waren Fesseln und Fallgruben. Wie ist es möglich, da Treue zu halten, ganz zu bleiben? — Dieser Zweifel übermannte ihn oft und sprach sich dann so aus, wie eben ein Künstler zweifelt, in künstlerischen Gestalten: Elisabeth kann für Tannhäuser eben nur leiden, beten und sterben, sie rettet den Unstäten und Unmässigen durch ihre Treue, aber nicht für dieses Leben. Es geht gefährlich und verzweifelt zu, im Lebenswege jedes wahren Künstlers, der in die modernen Zeiten geworfen ist. Auf viele Arten kann er zu Ehren und Macht kommen, Ruhe und Genügen bietet sich ihm mehrfach an, doch immer nur in der Gestalt, wie der moderne Mensch sie kennt und wie sie für den redlichen Künstler zum erstickenden Brodem werden müssen. In der Versuchung hiezu und ebenso in der Abweisung dieser Versuchung liegen seine Gefahren, in dem Ekel an den modernen Arten, Lust und Ansehen zu erwerben, in der Wuth, welche sich gegen alles eigensüchtige Behagen nach Art der jetzigen Menschen wendet. Man denke ihn sich in eine Beamtung hinein — so wie Wagner das Amt eines Kapellmeisters an Stadt- und Hoftheatern zu versehen hatte; man empfinde es, wie der ernsteste Künstler mit Gewalt da den Ernst erzwingen will, wo nun einmal die modernen Einrichtungen fast mit grundsätzlicher Leichtfertigkeit aufgebaut sind und Leichtfertigkeit fordern, wie es ihm zum Theil gelingt und im Ganzen immer misslingt, wie der Ekel ihm naht und er flüchten will, wie er den Ort nicht findet, wohin er flüchten könnte und er immer wieder zu den Zigeunern und Ausgestossenen unserer Cultur als einer der Ihrigen zurückkehren muss. Aus einer Lage sich losreissend, verhilft er sich selten zu einer besseren, mitunter geräth er in die tiefste Dürftigkeit. So wechselte Wagner Städte, Gefährten, Länder, und man begreift kaum, unter was für Anmuthungen und Umgebungen er es doch immer eine Zeit lang ausgehalten hat. Auf der grösseren Hälfte seines bisherigen Lebens liegt eine schwere Luft; es scheint, als hoffte er nicht mehr in's Allgemeine, sondern nur noch von heute zu morgen, und so verzweifelte er zwar nicht, ohne doch zu glauben. Wie ein Wanderer durch die Nacht geht, mit schwerer Bürde und auf das Tiefste ermüdet und doch übernächtig erregt, so mag es ihm oft zu Muthe gewesen sein; ein plötzlicher Tod erschien dann vor seinen Blicken nicht als Schreckniss, sondern als verlockendes liebreizendes Gespenst. Last, Weg und Nacht, alles mit einem Male verschwunden! — das tönte verführerisch. Hundertmal warf er sich von Neuem wieder mit jener kurzathmigen Hoffnung in's Leben und liess alle Gespenster hinter sich. Aber in der Art, wie er es that, lag fast immer eine Maasslosigkeit, das Anzeichen dafür, dass er nicht tief und fest an jene Hoffnung glaubte, sondern sich nur an ihr berauschte. Mit dem Gegensatze seines Begehrens und seines gewöhnlichen Halb- oder Unvermögens, es zu befriedigen, wurde er wie mit Stacheln gequält, durch das fortwährende Entbehren aufgereizt, verlor sich seine Vorstellung in's Ausschweifende, wenn einmal plötzlich der Mangel nachliess. Das Leben ward immer verwickelter; aber auch immer kühner, erfindungsreicher waren die Mittel und Auswege, die er, der Dramatiker, entdeckte, ob es schon lauter dramatische Nothbehelfe waren, vorgeschobene Motive, welche einen Augenblick täuschen und nur für einen Augenblick erfunden sind. Er ist blitzschnell mit ihnen bei der Hand, und ebenso schnell sind sie verbraucht. Das Leben Wagner's, ganz aus der Nähe und ohne Liebe gesehen, hat, um an einen Gedanken Schopenhauer's zu erinnern, sehr viel von der Comödie an sich, und zwar von einer merkwürdig grotesken. Wie das Gefühl hiervon, das Eingeständniss einer grotesken Würdelosigkeit ganzer Lebensstrecken auf den Künstler wirken musste, der mehr als irgend ein anderer im Erhabenen und im Ueber-Erhabenen allein frei athmen kann, — das giebt dem Denkenden zu denken.

Inmitten eines solchen Treibens, welches nur durch die genaueste Schilderung den Grad von Mitleiden, Schrecken und Verwunderung einflössen kann, welchen es verdient, entfaltet sich eine Begabung des Lernens, wie sie selbst bei Deutschen, dem eigentlichen Lern-Volke, ganz aussergewöhnlich ist; und in dieser

Begabung erwuchs wieder eine neue Gefahr, die sogar grösser war als die eines entwurzelt und unstät scheinenden, vom friedlosen Wahne kreuz und quer geführten Lebens. Wagner wurde aus einem versuchenden Neuling ein allseitiger Meister der Musik und der Bühne und in jeder der technischen Vorbedingungen ein Erfinder und Mehrer. Niemand wird ihm den Ruhm mehr streitig machen, das höchste Vorbild für alle Kunst des grossen Vortrags gegeben zu haben. Aber er wurde noch viel mehr, und um diess und jenes zu werden, war es ihm so wenig als irgend Jemandem erspart, sich lernend die höchste Cultur anzueignen. Und wie er diess that! Es ist eine Lust, diess zu sehen; von allen Seiten wächst es an ihn heran, in ihn hinein, und je grösser und schwerer der Bau, um so straffer spannt sich der Bogen des ordnenden und beherrschenden Denkens. Und doch wurde es selten Einem so schwer gemacht, die Zugänge zu den Wissenschaften und Fertigkeiten zu finden, und vielfach musste er solche Zugänge improvisiren. Der Erneuerer des einfachen Drama's, der Entdecker der Stellung der Künste in der wahren menschlichen Gesellschaft, der dichtende Erklärer vergangener Lebensbetrachtungen, der Philosoph, der Historiker, der Aesthetiker und Kritiker Wagner, der Meister der Sprache, der Mytholog und Mythopoët, der zum ersten Male einen Ring um das herrliche uralte ungeheure Gebilde schloss und die Runen seines Geistes darauf eingrub — welche Fülle des Wissens hatte er zusammenzubringen und zu umspannen, um das alles werden zu können! Und doch erdrückte weder diese Summe seinen Willen zur That, noch leitete das Einzelne und Anziehendste ihn abseits. Um das Ungemeine eines solchen Verhaltens zu ermessen, nehme man zum Beispiel das grosse Gegenbild Goethe's, der, als Lernender und Wissender, wie ein viel verzweigtes Stromnetz erscheint, welches aber seine ganze Kraft nicht zu Meere trägt, sondern mindestens ebensoviel auf seinen Wegen und Krümmungen verliert und verstreut, als es am Ausgange mit sich führt. Es ist wahr, ein solches Wesen wie das Goethe's hat und macht mehr Behagen, es liegt etwas Mildes und Edel-Verschwenderisches um ihn herum, während Wagner's Lauf und Stromgewalt vielleicht erschrecken und abschrecken kann. Mag aber sich fürchten, wer will: wir Anderen wollen dadurch um so muthiger werden, dass wir einen Helden mit Augen sehen dürfen, welcher auch in Betreff der modernen Bildung „das Fürchten nicht gelernt hat“.

Ebensowenig hat er gelernt, sich durch Historie und Philosophie zur Ruhe zu bringen und gerade das zauberhaft Sänftigende und der That Widerrathende ihrer Wirkungen für sich herauszunehmen. Weder der schaffende, noch der kämpfende Künstler wurde durch das Lernen und die Bildung von seiner Laufbahn abgezogen. Sobald ihn seine bildende Kraft überkommt, wird ihm die Geschichte ein beweglicher Thon in seiner Hand; dann steht er mit einem Mal anders zu ihr als jeder Gelehrte, vielmehr ähnlich wie der Grieche zu seinem Mythus stand, als zu einem Etwas, an dem man formt und dichtet, zwar mit Liebe und einer gewissen scheuen Andacht, aber doch mit dem Hoheitsrecht des Schaffenden. Und gerade weil sie für ihn noch biegsamer und wandelbarer als jeder Traum ist, kann er in das einzelne Ereigniss das Typische ganzer Zeiten hineindichten und so eine Wahrheit der Darstellung erreichen, wie sie der Historiker nie erreicht. Wo ist das ritterliche Mittelalter so mit Fleisch und Geist in ein Gebilde übergegangen, wie diess im Lohengrin geschehen ist? Und werden nicht die Meistersinger noch zu den spätesten Zeiten von dem deutschen Wesen erzählen, ja mehr als erzählen, werden sie nicht vielmehr eine der reifsten Früchte jenes Wesens sein, das immer reformiren und nicht revolviren will und das auf dem breiten Grunde seines Behagens auch das edelste Unbehagen, das der erneuernden That, nicht verlernt hat?

Und gerade zu dieser Art des Unbehagens wurde Wagner immer wieder durch sein Befassen mit Historie und Philosophie gedrängt: in ihnen fand er nicht nur Waffen und Rüstung, sondern hier fühlte er vor Allem den begeisternden Anhauch, welcher von den Grabstätten aller grossen Kämpfer, aller grossen Leidenden und Denkenden her weht. Man kann sich durch Nichts mehr von der ganzen gegenwärtigen Zeit abheben, als durch den Gebrauch, welchen man von der Geschichte und Philosophie macht. Der ersteren scheint jetzt, so wie sie gewöhnlich verstanden wird, die Aufgabe zugefallen zu sein, den modernen Menschen, der keuchend und mühevoll zu seinen Zielen läuft, einmal aufathmen zu lassen, so dass er sich für einen Augenblick gleichsam abgeschirrt fühlen kann. Was der einzelne Montaigne in der Bewegtheit des Reformations-Geistes bedeutet, ein In-sich-zur-Ruhe-kommen, ein friedliches Für-sich-sein und Ausathmen — und so empfand ihn gewiss sein bester Leser, Shakespeare — das ist jetzt die Historie für den modernen Geist. Wenn die Deutschen seit einem Jahrhundert besonders den historischen Studien obgelegen haben, so zeigt diess, dass sie in der Bewegung der neueren Welt die aufhaltende, verzögernde, beruhigende Macht sind: was vielleicht Einige zu einem Lobe für sie wenden dürften. Im Ganzen ist es aber ein gefährliches Anzeichen, wenn das geistige Ringen eines Volkes vornehmlich der Vergangenheit gilt, ein Merkmal von Erschlaffung, von Rück- und Hinfälligkeit: so dass sie nun jedem um sich greifenden Fieber, zum Beispiel dem politischen, in gefährlichster Weise ausgesetzt sind. Einen solchen Zustand von Schwäche stellen, im Gegensatze zu allen Reformations- und Revolutions-Bewegungen, unsere Gelehrten in der Geschichte des modernen Geistes dar, sie haben sich nicht die stolzeste Aufgabe gestellt, aber eine eigene Art friedfertigen Glückes gesichert. Jeder freiere, männlichere Schritt führt freilich an ihnen vorüber, — wenn auch keineswegs an der Geschichte selbst! Diese hat noch ganz andere Kräfte in sich, wie gerade solche Naturen wie Wagner ahnen: nur muss sie erst einmal in einem viel ernsteren, strengeren Sinne, aus einer mächtigen Seele heraus und überhaupt nicht mehr optimistisch, wie bisher immer, geschrieben werden, anders also, als die deutschen Gelehrten bis jetzt gethan haben. Es liegt etwas Beschönigendes, Unterwürfiges und Zufriedengestelltes auf allen ihren Arbeiten, und der Gang der Dinge ist ihnen recht. Es ist schon viel, wenn es Einer merken lässt, dass er gerade nur zufrieden sei, weil es noch schlimmer hätte kommen können: die Meisten von ihnen glauben unwillkürlich, dass es sehr gut sei, gerade so wie es nun einmal gekommen ist. Wäre die Historie nicht immer noch eine verkappte christliche Theodicee, wäre sie mit mehr Gerechtigkeit und Inbrunst des Mitgefühls geschrieben, so würde sie wahrhaftig am wenigsten gerade als Das Dienste leisten können, als was sie jetzt dient: als Opiat gegen alles Umwälzende und Erneuernde. Aehnlich steht es mit der Philosophie: aus welcher ja die Meisten nichts Anderes lernen wollen, als die Dinge ungefähr — sehr ungefähr! — verstehen, um sich dann in sie zu schicken. Und selbst von ihren edelsten Vertretern wird ihre stillende und tröstende Macht so stark hervorgehoben, dass die Ruhesüchtigen und Trägen meinen müssen, sie suchten dasselbe, was die Philosophie sucht. Mir scheint dagegen die wichtigste Frage aller Philosophie zu sein, wie weit die Dinge eine unabänderliche Artung und Gestalt haben: um dann, wenn diese Frage beantwortet ist, mit der rücksichtslosesten Tapferkeit auf die Verbesserung der als veränderlich erkannten Seite der Welt loszugehen. Das lehren die wahren Philosophen auch selber durch die That, dadurch, dass sie an der Verbesserung der sehr veränderlichen Einsicht der Menschen arbeiteten und ihre Weisheit nicht für sich behielten; das lehren auch die wahren Jünger wahrer Philosophien, welche wie Wagner aus ihnen gerade gesteigerte Entschiedenheit und Unbeugsamkeit für ihr Wollen, aber keine Einschläferungssäfte zu saugen verstehen. Wagner ist dort am meisten Philosoph, wo er am thatkräftigsten und heldenhaftesten ist. Und gerade als Philosoph gieng er nicht nur durch das Feuer verschiedener philosophischer Systeme, ohne sich zu fürchten, hindurch, sondern auch durch den Dampf des Wissens und der Gelehrsamkeit, und hielt seinem höheren Selbst Treue, welches von ihm Gesamtthaten seines vielstimmigen Wesens verlangte und ihn leiden und lernen hiess, um jene Thaten thun zu können.

[«]

4.

Die Geschichte der Entwickelung der Cultur seit den Griechen ist kurz genug, wenn man den eigentlichen wirklich zurückgelegten Weg in Betracht zieht und das Stillestehen, Zurückgehen, Zaudern, Schleichen gar nicht mit rechnet. Die Hellenisirung der Welt und, diese zu ermöglichen, die Orientalisirung des Hellenischen — die Doppel-Aufgabe des grossen Alexander — ist immer noch das letzte grosse Ereigniss; die alte Frage, ob eine fremde Cultur sich überhaupt übertragen lasse, immer noch das Problem, an dem die Neueren sich abmühen. Das rhythmische Spiel jener beiden Factoren gegen einander ist es, was namentlich den bisherigen Gang der Geschichte bestimmt hat. Da erscheint zum Beispiel das Christenthum als ein Stück orientalischen Alterthums, welches von den Menschen mit ausschweifender Gründlichkeit zu Ende gedacht und gehandelt wurde. Im Schwinden seines Einflusses hat wieder die Macht des hellenischen Culturwesens zugenommen; wir erleben Erscheinungen, welche so befremdend sind, dass sie unerklärbar in der Luft schweben würden, wenn man sie nicht, über einen mächtigen Zeitraum hinweg, an die griechischen Analogien anknüpfen könnte. So giebt es zwischen Kant und den Eleaten, zwischen Schopenhauer und Empedokles, zwischen Aeschylus und Richard Wagner solche Nähen und Verwandtschaften, dass man fast handgreiflich an das sehr relative Wesen aller Zeitbegriffe gemahnt wird: beinahe scheint es, als ob manche Dinge zusammen gehören und die Zeit nur eine Wolke sei, welche es unseren Augen schwer macht, diese Zusammengehörigkeit zu sehen. Besonders bringt auch die Geschichte der strengen Wissenschaften den Eindruck hervor, als ob wir uns eben jetzt in nächster Nähe der alexandrinisch-griechischen Welt befänden und als ob der Pendel der Geschichte wieder nach dem Punkte zurückschwänge, von wo er zu schwingen begann, fort in räthselhafte Ferne und Verlorenheit. Das Bild unserer gegenwärtigen Welt ist durchaus kein neues: immer mehr muss es Dem, der die Geschichte kennt, so zu Muthe werden, als ob er alte vertraute Züge eines Gesichtes wieder erkenne. Der Geist der hellenischen Cultur liegt in unendlicher Zerstreuung auf unserer Gegenwart: während sich die Gewalten aller Art drängen und man sich die Früchte der modernen Wissenschaften und Fertigkeiten als Austauschmittel bietet, dämmert in blassen Zügen wieder das Bild des Hellenischen, aber noch ganz fern und geisterhaft, auf. Die Erde, die bisher zur Genüge orientalisirt worden ist, sehnt sich wieder nach der Hellenisirung; wer ihr hier helfen will, der hat freilich Schnelligkeit und einen geflügelten Fuss von Nöthen, um die mannichfachsten und entferntesten Puncte des Wissens, die entlegensten Welttheile der Begabung zusammenzubringen, um das ganze ungeheuer ausgespannte Gefilde zu durchlaufen und zu beherrschen. So ist denn jetzt eine Reihe von Gegen-Alexandern nöthig geworden, welche die mächtigste Kraft haben, zusammen zu ziehen und zu binden, die entferntesten Fäden heran zu langen und das Gewebe vor dem Zerblasenwerden zu bewahren. Nicht den gordischen Knoten der griechischen Cultur zu lösen, wie es Alexander that, so dass seine Enden nach allen Weltrichtungen hin flatterten, sondern ihn zu binden, nachdem er gelöst war — das ist jetzt die Aufgabe. In Wagner erkenne ich einen solchen Gegen-Alexander: er bannt und schliesst zusammen, was vereinzelt, schwach und lässig war, er hat, wenn ein medicinischer Ausdruck erlaubt ist, eine adstringirende Kraft: in so fern gehört er zu den ganz grossen Culturgewalten. Er waltet über den Künsten, den Religionen, den verschiedenen Völkergeschichten und ist doch der Gegensatz eines Polyhistors, eines nur zusammentragenden und ordnenden Geistes: denn er ist ein Zusammenbildner und Beseeler des Zusammengebrachten, ein Vereinfacher der Welt. Man wird sich an einer solchen Vorstellung nicht irre machen lassen, wenn man diese allgemeinste Aufgabe, die sein Genius ihm gestellt hat, mit der viel engeren und näheren vergleicht, an welche man jetzt zuerst bei dem Namen Wagner zu denken pflegt. Man erwartet von ihm eine Reformation des Theaters: gesetzt, dieselbe gelänge ihm, was wäre denn damit für jene höhere und ferne Aufgabe gethan?

Nun, damit wäre der moderne Mensch verändert und reformirt: so nothwendig hängt in unserer neueren Welt eins an dem andern, dass, wer nur einen Nagel herauszieht, das Gebäude wanken und fallen macht. Auch von jeder anderen wirklichen Reform wäre dasselbe zu erwarten, was wir hier von der Wagnerischen, mit dem Anscheine der Uebertreibung, aussagen. Es ist gar nicht möglich, die höchste und reinste Wirkung der theatralischen Kunst herzustellen, ohne nicht überall, in Sitte und Staat, in Erziehung und Verkehr, zu neuern. Liebe und Gerechtigkeit, an Einem Puncte, nämlich hier im Bereiche der Kunst, mächtig geworden, müssen nach dem Gesetz ihrer inneren Noth weiter um sich greifen und können nicht wieder in die Regungslosigkeit ihrer früheren Verpuppung zurück. Schon um zu begreifen, inwiefern die Stellung unserer Künste zum Leben ein Symbol der Entartung dieses Lebens ist, inwiefern unsere Theater für Die, welche sie bauen und besuchen, eine Schmach sind, muss man völlig umlernen und das Gewohnte und Alltägliche einmal als etwas sehr Ungewöhnliches und Verwickeltes ansehn können. Seltsame Trübung des Urtheils, schlecht verhehlte Sucht nach Ergötzlichkeit, nach Unterhaltung um jeden Preis, gelehrtenhafte Rücksichten, Wichtigthun und Schauspielerei mit dem Ernst der Kunst von Seiten der Ausführenden, brutale Gier nach Geldgewinn von Seiten der Unternehmenden, Hohlheit und Gedankenlosigkeit einer Gesellschaft, welche an das Volk nur so weit denkt, als es ihr nützt oder gefährlich ist, und Theater und Concerte besucht, ohne je dabei an Pflichten erinnert zu werden — diess alles zusammen bildet die dumpfe und verderbliche Luft unserer heutigen Kunstzustände: ist man aber erst so an dieselbe gewöhnt, wie es unsere Gebildeten sind, so wähnt man wohl, diese Luft zu seiner Gesundheit nöthig zu haben und befindet sich schlecht, wenn man, durch irgend einen Zwang, ihrer zeitweilig entrathen muss. Wirklich hat man nur Ein Mittel, sich in Kürze davon zu überzeugen, wie gemein, und zwar wie absonderlich und verzwickt gemein unsere Theater-Einrichtungen sind: man halte nur die einstmalige Wirklichkeit des griechischen Theaters dagegen! Gesetzt, wir wüssten Nichts von den Griechen, so wäre unseren Zuständen vielleicht gar nicht beizukommen, und man hielte solche Einwendungen, wie sie zuerst von Wagner in grossem Style gemacht worden sind, für Träumereien von Leuten, welche im Lande Nirgendsheim zu Hause sind. Wie die Menschen einmal sind, würde man vielleicht sagen, genügt und gebührt ihnen eine solche Kunst — und sie sind nie anders gewesen! — Sie sind gewiss anders gewesen, und selbst jetzt giebt es Menschen, denen die bisherigen Einrichtungen nicht genügen — eben diess beweist die Thatsache von Bayreuth. Hier findet ihr vorbereitete und geweihte Zuschauer, die Ergriffenheit von Menschen, welche sich auf dem Höhepuncte ihres Glücks befinden und gerade in ihm ihr ganzes Wesen zusammengerafft fühlen, um sich zu weiterem und höherem Wollen bestärken zu lassen; hier findet ihr die hingebendste Aufopferung der Künstler und das Schauspiel aller Schauspiele, den siegreichen Schöpfer eines Werkes, welches selber der Inbegriff einer Fülle siegreicher Kunst-Thaten ist. Dünkt es nicht fast wie Zauberei, einer solchen Erscheinung in der Gegenwart begegnen zu können? Müssen nicht Die, welche hier mithelfen und mitschauen dürfen, schon verwandelt und erneuert sein, um nun auch fernerhin, in anderen Gebieten des Lebens, zu verwandeln und zu erneuern? Ist nicht ein Hafen nach der wüsten Weite des Meeres gefunden, liegt hier nicht Stille über den Wassern gebreitet? — Wer aus der hier waltenden Tiefe und Einsamkeit der Stimmung zurück in die ganz andersartigen Flächen und Niederungen des Lebens kommt, muss er sich nicht immerfort wie Isolde fragen: „Wie ertrug ich's nur? Wie ertrag' ich's noch?“ Und wenn er es nicht aushält, sein Glück und sein Unglück eigensüchtig in sich zu bergen, so wird er von jetzt ab jede Gelegenheit ergreifen, in Thaten davon Zeugniss abzulegen. Wo sind Die, welche an den gegenwärtigen Einrichtungen leiden? wird er fragen. Wo sind unsere natürlichen Bundesgenossen, mit denen wir gegen das wuchernde und unterdrückende Um-sich-greifen der heutigen Gebildetheit kämpfen können? Denn einstweilen haben wir nur Einen

Feind — einstweilen! — eben jene „Gebildeten“, für welche das Wort „Bayreuth“ eine ihrer tiefsten Niederlagen bezeichnet — sie haben nicht mitgeholfen, sie waren wüthend dagegen, oder zeigten jene noch wirksamere Schwerhörigkeit, welche jetzt zur gewohnten Waffe der überlegtesten Gegnerschaft geworden ist. Aber wir wissen eben dadurch, dass sie Wagner’s Wesen selber durch ihre Feindseligkeit und Tücke nicht zerstören, sein Werk nicht verhindern konnten, noch Eins: sie haben verrathen, dass sie schwach sind, und dass der Widerstand der bisherigen Machtinhaber nicht mehr viele Angriffe aushalten wird. Es ist der Augenblick für Solche, welche mächtig erobern und siegen wollen, die grössten Reiche stehen offen, ein Fragezeichen ist zu den Namen der Besitzer gesetzt, so weit es Besitz giebt. So ist zum Beispiel das Gebäude der Erziehung als morsch erkannt, und überall finden sich Einzelne, welche in aller Stille schon das Gebäude verlassen haben. Könnte man Die, welche thatsächlich schon jetzt tief mit ihm unzufrieden sind, nur einmal zur offenen Empörung und Erklärung treiben! Könnte man sie des verzagenden Unmuthes berauben! Ich weiss es: wenn man gerade den stillen Beitrag dieser Naturen von dem Ertrage unseres gesammten Bildungswesens abstriche, es wäre der empfindlichste Aderlass, durch den man dasselbe schwächen könnte. Von den Gelehrten zum Beispiel blieben unter dem alten Regimente nur die durch den politischen Wahnwitz Angesteckten und die litteratenhaften Menschen aller Art zurück. Das widerliche Gebilde, welches jetzt seine Kräfte aus der Anlehnung an die Sphären der Gewalt und Ungerechtigkeit, an Staat und Gesellschaft nimmt und seinen Vortheil dabei hat, diese immer böser und rücksichtsloser zu machen, ist ohne diese Anlehnung etwas Schwächliches und Ermüdetes: man braucht es nur recht zu verachten, so fällt es schon über den Haufen. Wer für die Gerechtigkeit und die Liebe unter den Menschen kämpft, darf sich vor ihm am wenigsten fürchten: denn seine eigentlichen Feinde stehen erst vor ihm, wenn er seinen Kampf, den er einstweilen gegen ihre Vorhut, die heutige Cultur führt, zu Ende gebracht hat.

Für uns bedeutet Bayreuth die Morgen-Weihe am Tage des Kampfes. Man könnte uns nicht mehr Unrecht thun, als wenn man annähme, es sei uns um die Kunst allein zu thun: als ob sie wie ein Heil- und Betäubungsmittel zu gelten hätte, mit dem man alle übrigen elenden Zustände von sich abthun könnte. Wir sehen im Bilde jenes tragischen Kunstwerkes von Bayreuth gerade den Kampf der Einzelnen mit Allem, was ihnen als scheinbar unbezwingliche Nothwendigkeit entgegentritt, mit Macht, Gesetz, Herkommen, Vertrag und ganzen Ordnungen der Dinge. Die Einzelnen können gar nicht schöner leben, als wenn sie sich im Kampfe um Gerechtigkeit und Liebe zum Tode reif machen und opfern. Der Blick, mit welchem uns das geheimnissvolle Auge der Tragödie anschaut, ist kein erschlaffender und gliederbindender Zauber. Obschon sie Ruhe verlangt, so lange sie uns ansieht; — denn die Kunst ist nicht für den Kampf selber da, sondern für die Ruhepausen vorher und inmitten desselben, für jene Minuten, da man zurückblickend und vorahnend das Symbolische versteht, da mit dem Gefühl einer leisen Müdigkeit ein erquickender Traum uns naht. Der Tag und der Kampf bricht gleich an, die heiligen Schatten verschweben und die Kunst ist wieder ferne von uns; aber ihre Tröstung liegt über dem Menschen von der Frühstunde her. Ueberall findet ja sonst der Einzelne sein persönliches Ungenügen, sein Halb- und Unvermögen: mit welchem Muthe sollte er kämpfen, wenn er nicht vorher zu etwas Überpersönlichem geweiht worden wäre! Die grössten Leiden des Einzelnen, die es giebt, die Nichtgemeinsamkeit des Wissens bei allen Menschen, die Unsicherheit der letzten Einsichten und die Ungleichheit des Könnens, das alles macht ihn kunstbedürftig. Man kann nicht glücklich sein, so lange um uns herum Alles leidet und sich Leiden schafft; man kann nicht sittlich sein, so lange der Gang der menschlichen Dinge durch Gewalt, Trug und Ungerechtigkeit bestimmt wird; man kann nicht einmal weise sein, so lange nicht die ganze Menschheit im Wetteifer um Weisheit gerungen hat und den Einzelnen auf die weiseste Art in’s Leben und Wissen hineinführt. Wie sollte man es nun bei diesem dreifachen Gefühle des Ungenügens aushalten, wenn man nicht schon in seinem Kämpfen, Streben und Untergehen etwas Erhabenes und Bedeutungsvolles zu erkennen vermöchte und nicht aus der Tragödie lernte, Lust am Rhythmus der grossen Leidenschaft und am Opfer derselben zu haben. Die Kunst ist freilich keine Lehrerin und Erzieherin für das unmittelbare Handeln; der Künstler ist nie in diesem Verstande ein Erzieher und Rathgeber; die Objecte, welche die tragischen Helden erstreben, sind nicht ohne Weiteres die erstrebenswerthen Dinge an sich. Wie im Traume ist die Schätzung der Dinge, so lange wir uns im Banne der Kunst festgehalten fühlen, verändert: was wir währenddem für so erstrebenswerth halten, dass wir dem tragischen Helden beistimmen, wenn er lieber den Tod erwählt, als dass er darauf verzichtete — das ist für das wirkliche Leben selten von gleichem Werthe und gleicher Thatkraft würdig: dafür ist eben die Kunst die Thätigkeit des Ausruhenden. Die Kämpfe, welche sie zeigt, sind Vereinfachungen der wirklichen Kämpfe des Lebens; ihre Probleme sind Abkürzungen der unendlich verwickelten Rechnung des menschlichen Handelns und Wollens. Aber gerade darin liegt die Grösse und Unentbehrlichkeit der Kunst, dass sie den Schein einer einfacheren Welt, einer kürzeren Lösung der Lebens-Räthsel erregt. Niemand, der am Leben leidet, kann diesen Schein entbehren, wie Niemand des Schlafes entbehren kann. Je schwieriger die Erkenntniss von den Gesetzen des Lebens wird, um so inbrünstiger begehren wir nach dem Scheine jener Vereinfachung, wenn auch nur für Augenblicke, um so grösser wird die Spannung zwischen der allgemeinen Erkenntniss der Dinge und dem geistig-sittlichen Vermögen des Einzelnen. Damit der Bogen nicht breche, ist die Kunst da.

Der Einzelne soll zu etwas Ueberpersönlichem geweiht werden — das will die Tragödie; er soll die schreckliche Beängstigung, welche der Tod und die Zeit dem Individuum macht, verlernen: denn schon im kleinsten Augenblick, im kürzesten Atom seines Lebenslaufes kann ihm etwas Heiliges begegnen, das allen Kampf und alle Noth überschwänglich aufwiegt — das heisst tragisch gesinnt sein. Und wenn die ganze Menschheit einmal sterben muss — wer dürfte daran zweifeln! — so ist ihr als höchste Aufgabe für alle kommenden Zeiten das Ziel gestellt, so in's Eine und Gemeinsame zusammenzuwachsen, dass sie als ein Ganzes ihrem bevorstehenden Untergange mit einer tragischen Gesinnung entgegengehe; in dieser höchsten Aufgabe liegt alle Veredelung der Menschen eingeschlossen; aus dem endgültigen Abweisen derselben ergäbe sich das trübste Bild, welches sich ein Menschenfreund vor die Seele stellen könnte. So empfinde ich es! Es giebt nur Eine Hoffnung und Eine Gewähr für die Zukunft des Menschlichen: sie liegt darin, dass die tragische Gesinnung nicht absterbe. Es würde ein Weheschrei sonder Gleichen über die Erde erschallen müssen, wenn die Menschen sie einmal völlig verlieren sollten; und wiederum giebt es keine beseligendere Lust als Das zu wissen, was wir wissen — wie der tragische Gedanke wieder hinein in die Welt geboren ist. Denn diese Lust ist eine völlig überpersönliche und allgemeine, ein Jubel der Menschheit über den verbürgten Zusammenhang und Fortgang des Menschlichen überhaupt. —

[«]

5.

Wagner rückte das gegenwärtige Leben und die Vergangenheit unter den Lichtstrahl einer Erkenntniss, der stark genug war, um auf ungewohnte Weite hin damit sehen zu können: deshalb ist er ein Vereinfacher der Welt; denn immer besteht die Vereinfachung der Welt darin, dass der Blick des Erkennenden auf's Neue wieder über die ungeheure Fülle und Wüstheit eines scheinbaren Chaos Herr geworden ist, und Das in Eins zusammendrängt, was früher als unverträglich auseinander lag. Wagner that diess, indem er zwischen zwei Dingen, die fremd und kalt wie in getrennten Sphären zu leben schienen, ein Verhältniss fand: zwischen Musik und Leben und ebenfalls zwischen Musik und Drama. Nicht dass er diese Verhältnisse erfunden oder erst geschaffen hätte: sie sind da und liegen eigentlich vor Jedermanns Füssen: so wie immer das grosse Problem dem edlen Gesteine gleicht, über welches Tausende hinwegschreiten, bis endlich Einer es aufhebt. Was bedeutet es, fragt sich Wagner, dass im Leben der neueren Menschen gerade eine solche Kunst, wie die der Musik, mit so unvergleichlicher Kraft erstanden ist? Man braucht von diesem Leben nicht etwan gering zu denken, um hier ein Problem zu sehen; nein, wenn man alle diesem Leben eigenen grossen Gewalten erwägt und sich das Bild eines mächtig aufstrebenden, um bewusste Freiheit und um Unabhängigkeit des Gedankens kämpfenden Daseins vor die Seele stellt — dann erst recht erscheint die Musik in dieser Welt als Räthsel. Muss man nicht sagen: aus dieser Zeit konnte die Musik nicht erstehen! Was ist dann aber ihre Existenz? Ein Zufall? Gewiss könnte auch ein einzelner grosser Künstler ein Zufall sein, aber das Erscheinen einer solchen Reihe von grossen Künstlern, wie es die neuere Geschichte der Musik zeigt, und wie es bisher nur noch einmal, in der Zeit der Griechen, seines Gleichen hatte, giebt zu denken, dass hier nicht Zufall, sondern Nothwendigkeit herrscht. Diese Nothwendigkeit eben ist das Problem, auf welches Wagner eine Antwort giebt.

Es ist ihm zuerst die Erkenntniss eines Nothstandes aufgegangen, der so weit reicht, als jetzt überhaupt die Civilisation die Völker verknüpft: überall ist hier die Sprache erkrankt, und auf der ganzen menschlichen Entwickelung lastet der Druck dieser ungeheuerlichen Krankheit. Indem die Sprache fortwährend auf die letzten Sprossen des ihr Erreichbaren steigen musste, um, möglichst ferne von der starken Gefühlsregung, der sie ursprünglich in aller Schlichtheit zu entsprechen vermochte, das dem Gefühl Entgegengesetzte, das Reich des Gedankens zu erfassen, ist ihre Kraft durch dieses übermässige Sich-Ausrecken in dem kurzen Zeitraume der neueren Civilisation erschöpft worden: so dass sie nun gerade Das nicht mehr zu leisten vermag, wessentwegen sie allein da ist: um über die einfachsten Lebensnöthe die Leidenden miteinander zu verständigen. Der Mensch kann sich in seiner Noth vermöge der Sprache nicht mehr zu erkennen geben, also sich nicht wahrhaft mittheilen: bei diesem dunkel gefühlten Zustande ist die Sprache überall eine Gewalt für sich geworden, welche nun wie mit Gespensterarmen die Menschen fasst und schiebt, wohin sie eigentlich nicht wollen; sobald sie mit einander sich zu verständigen und zu einem Werke zu vereinigen suchen, erfasst sie der Wahnsinn der allgemeinen Begriffe, ja der reinen Wortklänge, und in Folge dieser Unfähigkeit, sich mitzutheilen, tragen dann wieder die Schöpfungen ihres Gemeinsinns das Zeichen des Sich-nicht-verstehens, insofern sie nicht den wirklichen Nöthen entsprechen, sondern eben nur der Hohlheit jener gewaltherrischen Worte und Begriffe: so nimmt die Menschheit zu allen ihren Leiden auch noch das Leiden der Convention hinzu, das heisst des Uebereinkommens in Worten und Handlungen ohne ein Uebereinkommen des Gefühls. Wie in dem abwärts laufenden Gange jeder Kunst ein Punct erreicht wird, wo ihre krankhaft wuchernden Mittel und Formen ein tyrannisches Uebergewicht über die jungen Seelen der Künstler erlangen und sie zu ihren Sclaven machen, so ist man jetzt, im Niedergange der Sprachen, der Sclave der Worte; unter diesem Zwange vermag Niemand mehr sich selbst zu zeigen, naiv zu sprechen, und Wenige überhaupt vermögen sich ihre Individualität zu wahren, im Kampfe mit einer Bildung, welche ihr Gelingen nicht damit zu beweisen glaubt, dass sie deutlichen Empfindungen und Bedürfnissen bildend entgegenkomme, sondern damit, dass sie das Individuum in das Netz der „deutlichen Begriffe" einspinne und richtig denken lehre: als ob es irgend einen Werth hätte, Jemanden zu einem richtig denkenden und schliessenden Wesen zu machen, wenn es nicht gelungen ist, ihn vorher zu einem richtig empfindenden zu machen. Wenn nun, in einer solchermaassen verwundeten Menschheit, die Musik unserer deutschen Meister erklingt, was kommt da eigentlich zum Erklingen? Eben nur die richtige Empfindung, die Feindin aller Convention, aller künstlichen Entfremdung und Unverständlichkeit zwischen Mensch und Mensch: diese Musik ist Rückkehr zur Natur, während sie zugleich Reinigung und Umwandelung der Natur ist; denn in der Seele der liebevollsten Menschen ist die Nöthigung zu jener Rückkehr entstanden, und in ihrer Kunst ertönt die in Liebe verwandelte Natur.

Nehmen wir diess als die eine Antwort Wagner's auf die Frage, was die Musik in unserer Zeit bedeutet: er hat noch eine zweite. Das Verhältniss zwischen Musik und Leben ist nicht nur das einer Art Sprache zu einer anderen Art Sprache, es ist auch das Verhältniss der vollkommenen Hörwelt zu der gesammten Schauwelt. Als Erscheinung für das Auge genommen und verglichen mit den früheren Erscheinungen des Lebens, zeigt aber die Existenz der neueren Menschen eine unsägliche Armuth und Erschöpfung, trotz der unsäglichen Buntheit, durch welche nur der oberflächlichste Blick sich beglückt fühlen kann. Man sehe nur etwas schärfer hin und zerlege sich den Eindruck dieses heftig bewegten Farbenspieles: ist das Ganze nicht wie das Schimmern und Aufblitzen zahlloser Steinchen und Stückchen, welche man früheren Culturen abgeborgt hat? Ist hier nicht Alles unzugehöriger Prunk, nachgeäffte Bewegung, angemaasste Aeusserlichkeit? Ein Kleid in bunten Fetzen für den Nackten und Frierenden? Ein scheinbarer Tanz der

Freude, dem Leidenden zugemuthet? Mienen üppigen Stolzes, von einem tief Verwundeten zur Schau getragen? Und dazwischen, nur durch die Schnelligkeit der Bewegung und des Wirbels verhüllt und verhehlt — graue Ohnmacht, nagender Unfrieden, arbeitsamste Langeweile, unehrliches Elend! Die Erscheinung des modernen Menschen ist ganz und gar Schein geworden; er wird in dem, was er jetzt vorstellt, nicht selber sichtbar, viel eher versteckt; und der Rest erfinderischer Kunstthätigkeit, der sich noch bei einem Volke, etwan bei den Franzosen und Italiänern erhalten hat, wird auf die Kunst dieses Versteckenspielens verwendet. Ueberall, wo man jetzt „Form“ verlangt, in der Gesellschaft und der Unterhaltung, im schriftstellerischen Ausdruck, im Verkehr der Staaten mit eineinander, versteht man darunter unwillkürlich einen gefälligen Anschein, den Gegensatz des wahren Begriffs von Form als von einer nothwendigen Gestaltung, die mit „gefällig“ und „ungefällig“ nichts zu thun hat, weil sie eben nothwendig und nicht beliebig ist. Aber auch dort, wo man jetzt unter Völkern der Civilisation nicht die Form ausdrücklich verlangt, besitzt man ebenso wenig jene nothwendige Gestaltung, sondern ist in dem Streben nach dem gefälligen Anschein nur nicht so glücklich, wenn auch mindestens ebenso eifrig. Wie gefällig nämlich hier und dort der Anschein ist und weshalb es Jedem gefallen muss, dass der moderne Mensch sich wenigstens bemüht, zu scheinen, das fühlt Jeder in dem Maasse, in welchem er selber moderner Mensch ist. „Nur die Galeerensclaven kennen sich, — sagt Tasso — doch wir verkennen nur die Anderen höflich, damit sie wieder uns verkennen sollen.“

In dieser Welt der Formen und der erwünschten Verkennung erscheinen nun die von der Musik erfüllten Seelen, — zu welchem Zwecke? Sie bewegen sich nach dem Gange des grossen, freien Rhythmus’, in vornehmer Ehrlichkeit, in einer Leidenschaft, welche überpersönlich ist, sie erglühen von dem machtvoll ruhigen Feuer der Musik, das aus unerschöpflicher Tiefe in ihnen an’s Licht quillt, — diess alles zu welchem Zwecke?

Durch diese Seelen verlangt die Musik nach ihrer ebenmässigen Schwester, der Gymnastik, als nach ihrer nothwendigen Gestaltung im Reiche des Sichtbaren: im Suchen und Verlangen nach ihr wird sie zur Richterin über die ganze verlogene Schau- und Scheinwelt der Gegenwart. Diess ist die zweite Antwort Wagner’s auf die Frage, was die Musik in dieser Zeit zu bedeuten habe. Helft mir, so ruft er Allen zu, die hören können, helft mir jene Cultur zu entdecken, von der meine Musik als die wiedergefundene Sprache der richtigen Empfindung wahrsagt, denkt darüber nach, dass die Seele der Musik sich jetzt einen Leib gestalten will, dass sie durch euch alle hindurch zur Sichtbarkeit in Bewegung, That, Einrichtung und Sitte ihren Weg sucht! Es giebt Menschen, welche diesen Zuruf verstehen, und es werden ihrer immer mehr; diese begreifen es auch zum ersten Male wieder, was es heissen will, den Staat auf Musik zu gründen, — Etwas, das die älteren Hellenen nicht nur begriffen hatten, sondern auch von sich selbst forderten: während die selben Verständnissvollen über dem jetzigen Staat ebenso unbedingt den Stab brechen werden, wie es die meisten Menschen jetzt schon über der Kirche thun. Der Weg zu einem so neuen und doch nicht allezeit unerhörten Ziele führt dazu, sich einzugestehen, worin der beschämendste Mangel in unserer Erziehung und der eigentliche Grund ihrer Unfähigkeit, aus dem Barbarischen herauszuheben, liegt: es fehlt ihr die bewegende und gestaltende Seele der Musik, hingegen sind ihre Erfordernisse und Einrichtungen das Erzeugniss einer Zeit, in welcher jene Musik noch gar nicht geboren war, auf die wir hier ein so vielbedeutendes Vertrauen setzen. Unsere Erziehung ist das rückständigste Gebilde in der Gegenwart und gerade rückständig in Bezug auf die einzige neu hinzugekommene erzieherische Gewalt, welche die jetzigen Menschen vor denen früherer Jahrhunderte voraushaben — oder haben könnten, wenn sie nicht mehr so besinnungslos gegenwärtig unter der Geissel des Augenblicks fortleben wollten! Weil sie bis jetzt die Seele der Musik nicht in sich herbergen lassen, so haben sie auch die Gymnastik im griechischen und Wagnerischen Sinne dieses Wortes noch nicht geahnt; und diess ist wieder der Grund, warum ihre bildenden Künstler zur Hoffnungslosigkeit verurtheilt sind, so lange sie eben, wie jetzt immer noch, der Musik als Führerin in eine neue Schauwelt entrathen wollen: es mag da an Begabung wachsen, was da wolle, es kommt zu spät oder zu früh und jedenfalls zur Unzeit, denn es ist überflüssig und wirkungslos, da ja selbst das Vollkommene und Höchste früherer Zeiten, das Vorbild der jetzigen Bildner, überflüssig und fast wirkungslos ist und kaum noch einen Stein auf den anderen setzt. Sehen sie in ihrem innerlichen Schauen keine neuen Gestalten vor sich, sondern immer nur die alten hinter sich, so dienen sie der Historie, aber nicht dem Leben, und sind todt, bevor sie gestorben sind: wer aber jetzt wahres, fruchtbares Leben, das heisst gegenwärtig allein: Musik in sich fühlt, könnte der sich durch irgend Etwas, das sich in Gestalten, Formen und Stylen abmüht, nur einen Augenblick zu weiter tragenden Hoffnungen verführen lassen? Ueber alle Eitelkeiten dieser Art ist er hinaus; und er denkt ebenso wenig daran, abseits von seiner idealen Hörwelt bildnerische Wunder zu finden, als er von unseren ausgelebten und verfärbten Sprachen noch grosse Schriftsteller erwartet. Lieber, als dass er irgend welchen eitelen Vertröstungen Gehör schenkte, erträgt er es, den tief unbefriedigten Blick auf unser modernes Wesen zu richten: mag er voll von Galle und Hass werden, wenn sein Herz nicht warm genug zum Mitleid ist!

Selbst Bosheit und Hohn ist besser, als dass er sich, nach der Art unserer „Kunstfreunde“, einem trügerischen Behagen und einer stillen Trunksucht überantwortete! Aber auch, wenn er mehr kann, als verneinen und höhnen, wenn er lieben, mitleiden und mitbauen kann, so muss er doch zunächst verneinen, um dadurch seiner hülfbereiten Seele erst Bahn zu brechen. Damit einmal die Musik viele Menschen zur Andacht stimme und sie zu Vertrauten ihrer höchsten Absichten mache, muss erst dem ganzen genusssüchtigen Verkehre mit einer so heiligen Kunst ein Ende gemacht werden; das Fundament, worauf unsere Kunst-Unterhaltungen, Theater, Museen, Concertgesellschaften ruhen, eben jener „Kunstfreund“, ist mit Bann zu belegen; die staatliche Gunst, welche seinen Wünschen geschenkt wird, ist in Abgunst zu verwandeln; das öffentliche Urtheil, welches gerade auf Abrichtung zu jener Kunstfreundschaft einen absonderlichen Werth legt, ist durch ein besseres Urtheil aus dem Felde zu schlagen. Einstweilen muss uns sogar der erklärte Kunstfeind als ein wirklicher und nützlicher Bundesgenosse gelten, da Das, wogegen er sich feindlich erklärt, eben nur die Kunst, wie sie der „Kunstfreund“ versteht, ist: er kennt ja keine andere! Mag er diesem Kunstfreunde immerhin die unsinnige Vergeudung von Geld nachrechnen, welche der Bau seiner Theater und öffentlichen Denkmäler, die Anstellung seiner „berühmten“ Sänger und Schauspieler, die Unterhaltung seiner gänzlich unfruchtbaren Kunstschulen und Bildersammlungen verschuldet: gar nicht dessen zu gedenken, was alles an Kraft, Zeit und Geld in jedem Hauswesen, in der Erziehung für vermeintliche „Kunstinteressen“ weggeworfen wird. Da ist kein Hunger und kein Sattwerden, sondern immer nur ein mattes Spiel mit dem Anscheine von beidem, zur eitelsten Schaustellung ausgedacht, um das Urtheil Anderer über sich irre zu führen; oder noch schlimmer: nimmt man die Kunst hier verhältnissmässig ernst, so verlangt man gar von ihr die Erzeugung einer Art von Hunger und Begehren, und findet ihre Aufgabe eben in dieser künstlich erzeugten Aufregung. Als ob man sich fürchtete, an sich selber durch Ekel und Stumpfheit zu Grunde zu gehen, ruft man alle bösen Dämonen auf, um sich durch diese Jäger wie ein Wild treiben zu lassen: man lechzt nach Leiden, Zorn, Hass, Erhitzung, plötzlichem Schrecken, athemloser Spannung und ruft den Künstler herbei als den Beschwörer dieser Geisterjagd. Die Kunst ist jetzt in dem Seelen-Haushalte unserer Gebildeten ein ganz erlogenes oder ein schmähliches, entwürdigendes Bedürfniss, entweder ein Nichts oder ein böses Etwas. Der Künstler, der bessere und seltenere, ist wie von einem betäubenden Traume befangen, diess Alles nicht zu sehen, und wiederholt zögernd mit unsicherer Stimme gespenstisch schöne Worte, die er von ganz fernen Orten her zu hören meint, aber nicht deutlich genug vernimmt; der Künstler dagegen von ganz modernem Schlage, kommt in voller Verachtung gegen das traumselige Tasten und Reden seines edleren Genossen daher und führt die ganze kläffende Meute zusammengekoppelter Leidenschaften und Scheusslichkeiten am Strick mit sich, um sie nach Verlangen auf die modernen Menschen loszulassen: diese wollen ja lieber gejagt, verwundet und zerrissen werden, als mit sich selber in der Stille beisammenwohnen zu müssen. Mit sich selber! — dieser Gedanke schüttelt die modernen Seelen, das ist ihre Angst und Gespensterfurcht.

Wenn ich mir in volkreichen Städten die Tausende ansehe, wie sie mit dem Ausdrucke der Dumpfheit oder der Hast vorübergehen, so sage ich mir immer wieder: es muss ihnen schlecht zu Muthe sein. Für diese Alle aber ist die Kunst blos deshalb da, damit ihnen noch schlechter zu Muthe werde, noch dumpfer und sinnloser, oder noch hastiger und begehrlicher. Denn die unrichtige Empfindung reitet und drillt sie unablässig und lässt durchaus nicht zu, dass sie sich selber ihr Elend eingestehen dürfen; wollen sie sprechen, so flüstert ihnen die Convention Etwas in's Ohr, worüber sie vergessen, was sie eigentlich sagen wollten; wollen sie sich mit einander verständigen, so ist ihr Verstand wie durch Zaubersprüche gelähmt, so dass sie Glück nennen, was ihr Unglück ist, und sich zum eigenen Unsegen noch recht geflissentlich mit einander verbinden. So sind sie ganz und gar verwandelt und zu willenlosen Sclaven der unrichtigen Empfindung herabgesetzt.

[«]

6.

Nur an zwei Beispielen will ich zeigen, wie verkehrt die Empfindung in unserer Zeit geworden ist und wie die Zeit kein Bewusstsein über diese Verkehrtheit hat. Ehemals sah man mit ehrlicher Vornehmheit auf die Menschen herab, die mit Geld Handel treiben, wenn man sie auch nöthig hatte; man gestand sich ein, dass jede Gesellschaft ihre Eingeweide haben müsse. Jetzt sind sie die herrschende Macht in der Seele der modernen Menschheit, als der begehrlichste Theil derselben. Ehemals warnte man vor Nichts mehr, als den Tag, den Augenblick zu ernst zu nehmen und empfahl das nil admirari und die Sorge für die ewigen Anliegenheiten; jetzt ist nur Eine Art von Ernst in der modernen Seele übrig geblieben, er gilt den Nachrichten, welche die Zeitung oder der Telegraph bringt. Den Augenblick benutzen und, um von ihm Nutzen zu haben, ihn so schnell wie möglich beurtheilen! — man könnte glauben, es sei den gegenwärtigen Menschen auch nur Eine Tugend übrig geblieben, die der Geistesgegenwart. Leider ist es in Wahrheit vielmehr die Allgegenwart einer schmutzigen unersättlichen Begehrlichkeit und einer überallhin spähenden Neugierde bei Jedermann. Ob überhaupt der Geist jetzt gegenwärtig sei — wir wollen die Untersuchung darüber den künftigen Richtern zuschieben, welche die modernen Menschen einmal durch ihr Sieb raiten werden. Aber gemein ist diess Zeitalter; das kann man schon jetzt sehen, weil es Das ehrt, was frühere vornehme Zeitalter verachteten; wenn es nun aber noch die ganze Kostbarkeit vergangener Weisheit und Kunst sich angeeignet hat und in diesem reichsten aller Gewänder einhergeht, so zeigt es ein unheimliches Selbstbewusstsein über seine Gemeinheit darin, dass es jenen Mantel nicht braucht, um sich zu wärmen, sondern nur um über sich zu täuschen. Die Noth, sich zu verstellen und zu verstecken, erscheint ihm dringender, als die, nicht zu erfrieren. So benutzen die jetzigen Gelehrten und Philosophen die Weisheit der Inder und Griechen nicht, um in sich weise und ruhig zu werden: ihre Arbeit soll blos dazu dienen, der Gegenwart einen täuschenden Ruf der Weisheit zu verschaffen. Die Forscher der Thiergeschichte bemühen sich, die thierischen Ausbrüche von Gewalt und List und Rachsucht im jetzigen Verkehre der Staaten und Menschen unter einander als unabänderliche Naturgesetze hinzustellen. Die Historiker sind mit ängstlicher Beflissenheit darauf aus, den Satz zu beweisen, dass jede Zeit ihr eigenes Recht, ihre eigenen Bedingungen habe, — um für das kommende Gerichtsverfahren, mit dem unsere Zeit heimgesucht wird, gleich den Grundgedanken der Vertheidigung vorzubereiten. Die Lehre vom Staat, vom Volke, von der Wirthschaft, dem Handel, dem Rechte — Alles hat jetzt jenen vorbereitend apologetischen Charakter; ja es scheint, was von Geist noch thätig ist, ohne bei dem Getriebe des grossen Erwerb- und Machtmechanismus selbst verbraucht zu werden, hat seine einzige Aufgabe im Vertheidigen und Entschuldigen der Gegenwart.

Vor welchem Kläger? Das fragt man da mit Befremden. Vor dem eigenen schlechten Gewissen.

Und hier wird auch mit Einem Male die Aufgabe der modernen Kunst deutlich: Stumpfsinn oder Rausch! Einschläfern oder betäuben! Das Gewissen zum Nichtwissen bringen, auf diese oder die andere Weise! Der modernen Seele über das Gefühl von Schuld hinweghelfen, nicht ihr zur Unschuld zurück verhelfen! Und diess wenigstens auf Augenblicke! Den Menschen vor sich selber vertheidigen, indem er in sich selber zum Schweigen-müssen, zum Nicht-hören-können gebracht wird! — Den Wenigen, welche diese beschämendste Aufgabe, diese schreckliche Entwürdigung der Kunst nur einmal wirklich empfunden haben, wird die Seele von Jammer und Erbarmen bis zum Rande voll geworden sein und bleiben: aber auch von einer neuen übermächtigen Sehnsucht. Wer die Kunst befreien, ihre unentweihte Heiligkeit wiederherstellen wollte, der müsste sich selber erst von der modernen Seele befreit haben; nur als ein Unschuldiger dürfte er die Unschuld der Kunst finden, er hat zwei ungeheure Reinigungen und Weihungen zu vollbringen. Wäre er dabei siegreich, spräche er aus befreiter Seele mit seiner befreiten Kunst zu den Menschen, so würde er dann erst in die grösste Gefahr, in den ungeheuersten Kampf gerathen; die Menschen würden ihn und seine Kunst lieber zerreissen, als dass sie zugestünden, wie sie aus Scham vor ihnen vergehen müssen. Es wäre möglich, dass die Erlösung der Kunst, der einzige zu erhoffende Lichtblick in der neueren Zeit, ein Ereigniss für ein paar einsame Seelen bliebe, während die Vielen es fort und fort aushielten, in das flackernde und qualmende Feuer ihrer Kunst zu sehen: sie wollen ja nicht Licht, sondern Blendung, sie hassen ja das Licht — über sich selbst.

So weichen sie dem neuen Lichtbringer aus; aber er geht ihnen nach, gezwungen von der Liebe, aus der er geboren ist und will sie zwingen. „Ihr sollt durch meine Mysterien hindurch, ruft er ihnen zu, ihr braucht ihre Reinigungen und Erschütterungen. Wagt es zu eurem Heil und lasst einmal das trüb erleuchtete Stück Natur und Leben, welches ihr allein zu kennen scheint; ich führe euch in ein Reich, das ebenfalls wirklich ist, ihr selber sollt sagen, wenn ihr aus meiner Höhle in euren Tag zurückkehrt, welches Leben wirklicher und wo eigentlich der Tag, wo die Höhle ist. Die Natur ist nach innen zu viel reicher, gewaltiger, seliger, furchtbarer, ihr kennt sie nicht, so wie ihr gewöhnlich lebt: lernt es, selbst wieder Natur zu werden und lasst euch dann mit und in ihr durch meinen Liebes- und Feuerzauber verwandeln.“

Es ist die Stimme der Kunst Wagner’s, welche so zu den Menschen spricht. Dass wir Kinder eines erbärmlichen Zeitalters ihren Ton zuerst hören durften, zeigt, wie würdig des Erbarmens gerade diess Zeitalter sein muss, und zeigt überhaupt, dass wahre Musik ein Stück Fatum und Urgesetz ist; denn es ist gar nicht möglich, ihr Erklingen gerade jetzt aus einem leeren sinnlosen Zufall abzuleiten; ein zufälliger Wagner wäre durch die Uebergewalt des anderen Elementes, in welches er hineingeworfen wurde, zerdrückt worden. Aber über dem Werden des wirklichen Wagner liegt eine verklärende und rechtfertigende Nothwendigkeit. Seine Kunst, im Entstehen betrachtet, ist das herrlichste Schauspiel, so leidvoll auch jenes Werden gewesen sein mag, denn Vernunft, Gesetz, Zweck zeigt sich überall. Der Betrachtende wird, im Glücke dieses Schauspiels, dieses leidvolle Werden selbst preisen und mit Lust erwägen, wie der ur-bestimmten Natur und Begabung Jegliches zu Heil und Gewinn werden muss, so schwere Schulen sie auch durchgeführt wird, wie jede Gefährlichkeit sie beherzter, jeder Sieg sie besonnener macht, wie sie sich von Gift und Unglück nährt und gesund und stark dabei wird. Das Gespött und Widersprechen der umgebenden Welt ist ihr Reiz und Stachel; verirrt sie sich, so kommt sie mit der wunderbarsten Beute aus Irrniss und Verlorenheit heim; schläft sie, so „schläft sie nur neue Kraft sich an“. Sie stählt selber den Leib und macht ihn rüstiger; sie zehrt nicht am Leben, je mehr sie lebt; sie waltet über dem Menschen wie eine beschwingte Leidenschaft und lässt ihn gerade dann fliegen, wenn sein Fuss im Sande ermüdet, am Gestein wund geworden ist. Sie kann nicht anders als mittheilen, Jedermann soll an ihrem Werke mit wirken, sie geizt nicht mit ihren Gaben. Zurückgewiesen, schenkt sie reichlicher, gemissbraucht von dem Beschenkten, giebt sie auch das kostbarste Kleinod, das sie hat, noch hinzu — und noch niemals waren die Beschenkten der Gabe ganz würdig, so lautet die älteste und jüngste Erfahrung. Dadurch ist die ur-bestimmte Natur, durch welche die Musik zur Welt der Erscheinung spricht, das räthselvollste Ding unter der Sonne, ein Abgrund, in welchem Kraft und Güte gepaart ruhen, eine Brücke zwischen Selbst und Nicht-Selbst. Wer vermöchte den Zweck deutlich zu nennen, zu welchem sie überhaupt da ist, wenn auch selbst die Zweckmässigkeit in der Art, wie sie wurde, sich errathen lassen sollte? Aber aus der seligsten Ahnung heraus darf man fragen: sollte wirklich das Grössere des Geringeren wegen da sein, die grösste Begabung zu Gunsten der kleinsten, die höchste Tugend und Heiligkeit um der Gebrechlichen willen? Musste die wahre Musik erklingen, weil die Menschen sie am wenigsten verdienten, aber am meisten ihrer bedurften? Man versenke sich nur einmal in das überschwängliche Wunder dieser Möglichkeit: schaut man von da auf das Leben zurück, so leuchtet es, so trüb und umnebelt es vorher auch erscheinen mochte. —

[«]

7.

Es ist nicht anders möglich: der Betrachtende, vor dessen Blick eine solche Natur wie die Wagner’s steht, muss unwillkürlich von Zeit zu Zeit auf sich, auf seine Kleinheit und Gebrechlichkeit zurückgeworfen werden und wird sich fragen: was soll sie dir? Wozu bist denn du eigentlich da? — Wahrscheinlich fehlt ihm dann die Antwort, und er steht vor seinem eigenen Wesen befremdet und betroffen still. Mag es ihm dann genügen, eben diess erlebt zu haben; mag er eben darin, dass er sich seinem Wesen entfremdet fühlt, die Antwort auf jene Fragen hören. Denn gerade mit diesem Gefühle nimmt er Theil an der gewaltigsten Lebensäusserung Wagner's, dem Mittelpuncte seiner Kraft, jener dämonischen Uebertragbarkeit und Selbstentäusserung seiner Natur, welche sich Anderen ebenso mittheilen kann, als sie andere Wesen sich selber mittheilt und im Hingeben und Annehmen ihre Grösse hat. Indem der Betrachtende scheinbar der aus- und überströmenden Natur Wagner's unterliegt, hat er an ihrer Kraft selber Antheil genommen und ist so gleichsam durch ihn gegen ihn mächtig geworden; und Jeder, der sich genau prüft, weiss, dass selbst zum Betrachten eine geheimnissvolle Gegnerschaft, die des Entgegenschauens, gehört. Lässt uns seine Kunst alles Das erleben, was eine Seele erfährt, die auf Wanderschaft geht, an anderen Seelen und ihrem Loose Theil nimmt, aus vielen Augen in die Welt blicken lernt, so vermögen wir nun auch, aus solcher Entfremdung und Entlegenheit, ihn selbst zu sehen, nachdem wir ihn selbst erlebt haben. Wir fühlen es dann auf das Bestimmteste: in Wagner will alles Sichtbare der Welt zum Hörbaren sich vertiefen und verinnerlichen und sucht seine verlorene Seele; in Wagner will ebenso alles Hörbare der Welt auch als Erscheinung für das Auge an's Licht hinaus und hinauf, will gleichsam Leiblichkeit gewinnen. Seine Kunst führt ihn immer den doppelten Weg, aus einer Welt als Hörspiel in eine räthselhaft verwandte Welt als Schauspiel und umgekehrt: er ist fortwährend gezwungen — und der Betrachtende mit ihm, — die sichtbare Bewegtheit in Seele und Urleben zurück zu übersetzen und wiederum das verborgenste Weben des Inneren als Erscheinung zu sehen und mit einem Schein-Leib zu bekleiden. Diess Alles ist das Wesen des dithyrambischen Dramatikers, diesen Begriff so voll genommen, dass er zugleich den Schauspieler, Dichter, Musiker umfasst: so wie dieser Begriff aus der einzig vollkommenen Erscheinung des dithyrambischen Dramatikers vor Wagner, aus Aeschylus und seinen griechischen Kunstgenossen, mit Nothwendigkeit entnommen werden muss. Wenn man versucht hat, die grossartigsten Entwickelungen aus inneren Hemmungen oder Lücken herzuleiten, wenn zum Beispiel für Goethe das Dichten eine Art Auskunftsmittel für einen verfehlten Malerberuf war, wenn man von Schillers's Dramen als von einer versetzten Volks-Beredtsamkeit reden kann, wenn Wagner selbst die Förderung der Musik durch die Deutschen unter Anderem auch so sich zu deuten sucht, dass sie, des verführerischen Antriebes einer natürlich-melodischen Stimmbegabung entbehrend, die Tonkunst etwan mit dem gleichen tiefgehenden Ernste aufzufassen genöthigt waren, wie ihre Reformatoren das Christenthum —: wenn man in ähnlicher Weise Wagner's Entwickelung mit einer solchen inneren Hemmung in Verbindung setzen wollte, so dürfte man wohl in ihm eine schauspielerische Urbegabung annehmen, welche es sich versagen musste, sich auf dem nächsten trivialsten Wege zu befriedigen und welche in der Heranziehung aller Künste zu einer grossen schauspielerischen Offenbarung ihre Auskunft und ihre Rettung fand. Aber eben so gut müsste man dann sagen dürfen, dass die gewaltigste Musiker-Natur, in ihrer Verzweifelung, zu den Halb- und Nicht-Musikern reden zu müssen, den Zugang zu den anderen Künsten gewaltsam erbrach, um so endlich mit hundertfacher Deutlichkeit sich mitzutheilen und sich Verständniss, volksthümlichstes Verständniss zu erzwingen. Wie man sich nun auch die Entwickelung des Urdramatikers vorstellen möge, in seiner Reife und Vollendung ist er ein Gebilde ohne jede Hemmung und Lücke: der eigentlich freie Künstler, der gar nicht anders kann, als in allen Künsten zugleich denken, der Mittler und Versöhner zwischen scheinbar getrennten Sphären, der Wiederhersteller einer Ein- und Gesammtheit des künstlerischen Vermögens, welche gar nicht errathen und erschlossen, sondern nur durch die That gezeigt werden kann. Vor wem aber diese That plötzlich gethan wird, den wird sie wie der unheimlichste, anziehendste Zauber überwältigen: er steht mit einem Male vor einer Macht, welche den Widerstand der Vernunft aufhebt, ja alles Andere, in dem man bis dahin lebte, unvernünftig und unbegreiflich erscheinen lässt: ausser uns gesetzt, schwimmen wir in einem räthselhaften feuerigen Elemente, verstehen uns selber nicht mehr, erkennen das Bekannteste nicht wieder; wir haben kein Maass mehr in der Hand, alles Gesetzliche, alles Starre beginnt sich zu bewegen, jedes Ding leuchtet in neuen Farben, redet in neuen Schriftzeichen zu uns: — da muss man schon Plato sein, um, bei diesem Gemisch von gewaltsamer Wonne und Furcht, sich doch so entschliessen zu können, wie er thut und zu dem Dramatiker zu sprechen: „wir wollen einen Mann, der in Folge seiner Weisheit alles Mögliche werden und alle Dinge nachahmen könnte, wenn er in unser Gemeinwesen kommt, als etwas Heiliges und Wundervolles verehren, Salben über sein Haupt giessen und es mit Wolle bekränzen, aber ihn zu bewegen suchen, dass er in ein anderes Gemeinwesen gehe.“ Mag es sein, dass Einer, der im platonischen Gemeinwesen lebt, so etwas über sich gewinnen kann und muss: wir Anderen alle, die wir so gar nicht in ihm, sondern in ganz anderen Gemeinwesen leben, sehnen uns und verlangen darnach, dass der Zauberer zu uns komme, ob wir uns schon vor ihm fürchten, — gerade damit unser Gemeinwesen und die böse Vernunft und Macht, deren Verkörperung es ist, einmal verneint erscheine. Ein Zustand der Menschheit, ihrer Gemeinschaft, Sitte, Lebensordnung, Gesammteinrichtung, welcher des nachahmenden Künstlers entbehren könnte, ist vielleicht keine volle Unmöglichkeit, aber doch gehört gerade dies Vielleicht zu den verwegensten, die es giebt und wiegt einem Vielschwer ganz gleich; davon zu reden, sollte nur Einem freistehen, welcher den höchsten Augenblick alles Kommenden, vorwegnehmend, erzeugen und fühlen könnte und der dann sofort, gleich Faust, blind werden müsste — und dürfte: — denn wir haben selbst zu dieser Blindheit kein Recht, während zum Beispiel Plato gegen alles Wirklich-Hellenische mit Recht blind sein durfte, nach jenem einzigen Blick seines Auges, den er in das Ideal-Hellenische gethan hatte. Wir Anderen brauchen vielmehr deshalb die Kunst, weil wir gerade Angesichts des Wirklichen sehend geworden sind: und wir brauchen gerade den All-Dramatiker, damit er uns aus der furchtbaren Spannung wenigstens auf Stunden erlöse, welche der sehende Mensch jetzt zwischen sich und den ihm aufgebürdeten Aufgaben empfindet. Mit ihm steigen wir auf die höchsten Sprossen der Empfindung und wähnen uns dort erst wieder in der freien Natur und im Reiche der Freiheit; von dort aus sehen wir wie in ungeheuren Luft-Spiegelungen uns und unseres Gleichen im Ringen, Siegen und Untergehen als etwas Erhabenes und Bedeutungsvolles, wir haben Lust am Rhythmus der Leidenschaft und am Opfer derselben, wir hören bei jedem gewaltigen Schritte des Helden den dumpfen Widerhall des Todes und verstehen in dessen Nähe den höchsten Reiz des Lebens: — so zu tragischen Menschen umgewandelt, kehren wir in seltsam getrösteter Stimmung zum Leben zurück, mit dem neuen Gefühl der Sicherheit, als ob wir nun aus den grössten Gefahren, Ausschreitungen und Ekstasen den Weg zurück in’s Begränzte und Heimische gefunden hätten: dorthin, wo man überlegen-gütig und jedenfalls vornehmer, als vordem, verkehren kann; denn Alles, was hier als Ernst und Noth, als Lauf zu einem Ziele erscheint, ähnelt, im Vergleiche mit der Bahn, die wir selber, wenn auch nur im Traume, durchlaufen haben, nur wunderlich vereinzelten Stücken jener All-Erlebnisse, deren wir uns mit Schrecken bewusst sind; ja wir werden in’s Gefährliche gerathen und versucht sein, das Leben zu leicht zu nehmen, gerade deshalb, weil wir es in der Kunst mit so ungemeinem Ernste erfasst haben: um auf ein Wort hinzuweisen, welches Wagner von seinen Lebens-Schicksalen gesagt hat. Denn wenn schon uns, als Denen, welche eine solche Kunst der dithyrambischen Dramatik nur erfahren, aber nicht schaffen, der Traum fast für wahrer gelten will, als das Wache, Wirkliche: wie muss erst der Schaffende diesen Gegensatz abschätzen! Da steht er selber inmitten aller der lärmenden Anrufe und Zudringlichkeiten von Tag, Lebensnoth, Gesellschaft, Staat — als was? Vielleicht als sei er gerade der einzig Wache, einzig Wahr- und Wirklich-Gesinnte unter verworrenen und gequälten Schläfern, unter lauter Wähnenden, Leidenden; mitunter selbst fühlt er sich wohl wie von dauernder Schlaflosigkeit erfasst, als müsse er nun sein so übernächtig helles und bewusstes Leben zusammen mit

Schlafwandlern und gespensterhaft ernst thuenden Wesen verbringen: so dass eben jenes Alles, was Anderen alltäglich, ihm unheimlich erscheint, und er sich versucht fühlt, dem Eindrucke dieser Erscheinung mit übermüthiger Verspottung zu begegnen. Aber wie eigenthümlich gekreuzt wird diese Empfindung, wenn gerade zu der Helle seines schaudernden Uebermuthes ein ganz anderer Trieb sich gesellt, die Sehnsucht aus der Höhe in die Tiefe, das liebende Verlangen zur Erde, zum Glück der Gemeinsamkeit — dann, wenn er alles Dessen gedenkt, was er als Einsamer-Schaffender entbehrt, als sollte er nun sofort, wie ein zur Erde niedersteigender Gott, alles Schwache, Menschliche, Verlorene „mit feurigen Armen zum Himmel emporheben“, um endlich Liebe und nicht mehr Anbetung zu finden und sich, in der Liebe, seiner selbst völlig zu entäussern! Gerade aber die hier angenommene Kreuzung ist das thatsächliche Wunder in der Seele des dithyrambischen Dramatikers: und wenn sein Wesen irgendwo auch vom Begriff zu erfassen wäre, so müsste es an dieser Stelle sein. Denn es sind die Zeugungs-Momente seiner Kunst, wenn er in diese Kreuzung der Empfindungen gespannt ist, und sich jene unheimlich-übermüthige Befremdung und Verwunderung über die Welt mit dem sehnsüchtigen Drange paart, derselben Welt als Liebender zu nahen. Was er dann auch für Blicke auf Erde und Leben wirft, es sind immer Sonnenstrahlen, die „Wasser ziehen“, Nebel ballen, Gewitterdünste umher lagern. Hellsichtig-besonnen und liebend-selbstlos zugleich fällt sein Blick hernieder: und Alles, was er jetzt mit dieser doppelten Leuchtkraft seines Blickes sich erhellt, treibt die Natur mit furchtbarer Schnelligkeit zur Entladung aller ihrer Kräfte, zur Offenbarung ihrer verborgensten Geheimnisse: und zwar durch Scham. Es ist mehr als ein Bild, zu sagen, dass er mit jenem Blick die Natur überrascht habe, dass er sie nackend gesehen habe: da will sie sich nun schamhaft in ihre Gegensätze flüchten. Das bisher Unsichtbare, Innere rettet sich in die Sphäre des Sichtbaren und wird Erscheinung; das bisher nur Sichtbare flieht in das dunkele Meer des Tönenden: so enthüllt die Natur, indem sie sich verstecken will, das Wesen ihrer Gegensätze. In einem ungestüm rhythmischen und doch schwebenden Tanze, in verzückten Gebärden spricht der Urdramatiker von Dem, was in ihm, was in der Natur sich jetzt begiebt: der Dithyramb seiner Bewegungen ist ebenso sehr schauderndes Verstehen, übermüthiges Durchschauen, als liebendes Nahen, lustvolle Selbst-Entäusserung. Das Wort folgt berauscht dem Zuge dieses Rhythmus’; mit dem Worte gepaart ertönt die Melodie; und wiederum wirft die Melodie ihre Funken weiter in das Reich der Bilder und Begriffe. Eine Traumerscheinung, dem Bilde der Natur und ihres Freiers ähnlich-unähnlich, schwebt heran, sie verdichtet sich zu menschlicheren Gestalten, sie breitet sich aus zur Abfolge eines ganzen heroisch-übermüthigen Wollens, eines wonnereichen Untergehens und Nicht-mehr-Wollens: — so entsteht die Tragödie, so wird dem Leben seine herrlichste Weisheit, die des tragischen Gedankens, geschenkt, so endlich erwächst der größte Zauberer und Beglücker unter den Sterblichen, der dithyrambische Dramatiker. —

[«]

8.

Das eigentliche Leben Wagner's, das heisst die allmähliche Offenbarung des dithyrambischen Dramatikers war zugleich ein unausgesetzter Kampf mit sich selbst, soweit er nicht nur dieser dithyrambische Dramatiker war: der Kampf mit der widerstrebenden Welt wurde für ihn nur deshalb so grimmig und unheimlich, weil er diese „Welt“, diese verlockende Feindin, aus sich selber reden hörte und weil er einen gewaltigen Dämon des Widerstrebens in sich beherbergte. Als der herrschende Gedanke seines Lebens in ihm aufstieg, dass vom Theater aus eine unvergleichliche Wirkung, die grösste Wirkung aller Kunst ausgeübt werden könne, riss er sein Wesen in die heftigste Gärung. Es war damit nicht sofort eine klare, lichte Entscheidung über sein weiteres Begehren und Handeln gegeben; dieser Gedanke erschien zuerst fast nur in versucherischer Gestalt, als Ausdruck jenes finsteren, nach Macht und Glanz unersättlich verlangenden persönlichen Willens. Wirkung, unvergleichliche Wirkung — wodurch? auf wen? — das war von da an das rastlose Fragen und Suchen seines Kopfes und Herzens. Er wollte siegen und erobern, wie noch kein Künstler und womöglich mit Einem Schlage zu jener tyrannischen Allmacht kommen, zu welcher es ihn so dunkel trieb. Mit eifersüchtigem, tiefspähendem Blicke mass er Alles, was Erfolg hatte, noch mehr sah er sich Den an, auf welchen gewirkt werden musste. Durch das zauberhafte Auge des Dramatikers, der in den Seelen wie in der ihm geläufigsten Schrift liest, ergründete er den Zuschauer und Zuhörer, und ob er auch oft bei diesem Verständniss unruhig wurde, griff er doch sofort nach den Mitteln, ihn zu bezwingen. Diese Mittel waren ihm zur Hand; was auf ihn stark wirkte, das wollte und konnte er auch machen; von seinen Vorbildern verstand er auf jeder Stufe ebensoviel als er auch selber bilden konnte, er zweifelte nie daran, Das auch zu können, was ihm gefiel. Vielleicht ist er hierin eine noch „praesumptuösere“ Natur als Goethe, der von sich sagte: „immer dachte ich, ich hätte es schon; man hätte mir eine Krone aufsetzen können und ich hätte gedacht, Das verstehe sich von selbst.“

Wagner's Können und sein „Geschmack“ und ebenso seine Absicht — alles diess passte zu allen Zeiten so eng in einander, wie ein Schlüssel in ein Schloss: — es wurde mit einander gross und frei — aber damals war es diess nicht. Was gieng ihn die schwächliche, aber edlere und doch selbstisch-einsame Empfindung an, welche der oder jener litterarisch und ästhetisch erzogene Kunstfreund abseits von der grossen Menge hatte! Aber jene gewaltsamen Stürme der Seelen, welche von der grossen Menge bei einzelnen Steigerungen des dramatischen Gesanges erzeugt werden, jener plötzlich um sich greifende Rausch der Gemüther, ehrlich durch und durch und selbstlos — Das war der Wiederhall seines eigenen Erfahrens und Fühlens, dabei durchdrang ihn eine glühende Hoffnung auf höchste Macht und Wirkung! So verstand er denn die grosse Oper als sein Mittel, durch welches er seinen herrschenden Gedanken ausdrücken könnte; nach ihr drängte ihn seine Begierde, nach ihrer Heimath richtete sich sein Ausblick. Ein längerer Zeitraum seines Lebens, sammt den verwegensten Wandlungen seiner Pläne, Studien, Aufenthalte, Bekanntschaften, erklärt sich allein aus dieser Begierde und den äusseren Widerständen, denen der dürftige, unruhige, leidenschaftlich-naive deutsche Künstler begegnen musste. Wie man auf diesem Gebiete zum Herren werde, verstand ein anderer Künstler besser; und jetzt, da es allmählich bekannt geworden ist, durch welches überaus künstlich gesponnene Gewebe von Beeinflussungen aller Art Meyerbeer jeden seiner grossen Siege vorzubereiten und zu erreichen wusste und wie ängstlich die Abfolge der „Effecte“ in der Oper selbst erwogen wurde, wird man auch den Grad von beschämter Erbitterung verstehen, welche über Wagner kam, als ihm über diese beinahe nothwendigen „Kunstmittel“, dem Publikum einen Erfolg abzuringen, die Augen geöffnet wurden. Ich zweifle, ob es einen grossen Künstler in der Geschichte gegeben hat, der mit einem so ungeheuren Irrthume anhob und so unbedenklich und treuherzig sich mit der empörendsten Gestaltung einer Kunst einliess: und doch war die Art, wie er es that, von Grösse und deshalb von erstaunlicher Fruchtbarkeit. Denn er begriff, aus der Verzweifelung des erkannten Irrthums heraus, den modernen Erfolg, das moderne Publikum und das ganze moderne Kunst-Lügenwesen. Indem er zum Kritiker des „Effectes“ wurde, durchzitterten ihn die Ahnungen einer eigenen Läuterung. Es war, als ob von jetzt ab der Geist der Musik mit einem ganz neuen seelischen Zauber zu ihm redete. Wie wenn er aus einer langen Krankheit wieder an's Licht käme, traute er kaum mehr Hand und Auge, er schlich seines Wegs dahin; und so empfand er es als eine wundervolle Entdeckung, dass er noch Musiker, noch Künstler sei, ja dass er es jetzt erst geworden sei.

Jede weitere Stufe im Werden Wagner’s wird dadurch bezeichnet, dass die beiden Grundkräfte seines Wesens sich immer enger zusammenschliessen: die Scheu der einen vor der anderen lässt nach, das höhere Selbst begnadet von da an den gewaltsamen irdischeren Bruder nicht mehr mit seinem Dienste, es liebt ihn und muss ihm dienen. Das Zarteste und Reinste ist endlich, am Ziele der Entwickelung, auch im Mächtigsten enthalten, der ungestüme Trieb geht seinen Lauf wie vordem, aber auf anderen Bahnen, dorthin, wo das höhere Selbst heimisch ist; und wiederum steigt dieses zur Erde herab und erkennt in allem Irdischen sein Gleichniss. Wenn es möglich wäre, in dieser Art vom letzten Ziele und Ausgange jener Entwickelung zu reden und noch verständlich zu bleiben, so dürfte auch die bildhafte Wendung zu finden sein, durch welche eine lange Zwischenstufe jener Entwickelung bezeichnet werden könnte; aber ich zweifle an jenem und versuche deshalb auch dieses nicht. Diese Zwischenstufe wird historisch durch zwei Worte gegen die frühere und spätere abgegränzt: Wagner wird zum Revolutionär der Gesellschaft, Wagner erkennt den einzigen bisherigen Künstler, das dichtende Volk. Der herrschende Gedanke, welcher nach jener grossen Verzweifelung und Busse in neuer Gestalt und mächtiger als je vor ihm erschien, führte ihn zu beidem. Wirkung, unvergleichliche Wirkung vom Theater aus! — aber auf wen? Ihm schauderte bei der Erinnerung, auf wen er bisher hatte wirken wollen. Von seinem Erlebniss aus verstand er die ganze schmachvolle Stellung, in welcher die Kunst und die Künstler sich befinden: wie eine seelenlose oder seelenharte Gesellschaft, welche sich die gute nennt und die eigentlich böse ist, Kunst und Künstler zu ihrem sclavischen Gefolge zählt, zur Befriedigung von Scheinbedürfnissen. Die moderne Kunst ist Luxus: Das begriff er ebenso wie das andere, dass sie mit dem Rechte einer Luxus-Gesellschaft stehe und falle. Nicht anders als diese durch die hartherzigste und klügste Benutzung ihrer Macht die Unmächtigen, das Volk, immer dienstbarer, niedriger und unvolksthümlicher zu machen und aus ihm den modernen „Arbeiter“ zu schaffen wusste, hat sie auch dem Volke das Grösste und Reinste, was es aus tiefster Nöthigung sich erzeugte und worin es als der wahre und einzige Künstler seine Seele mildherzig mittheilte, seinen Mythus, seine Liedweise, seinen Tanz, seine Spracherfindung entzogen, um daraus ein wollüstiges Mittel gegen die Erschöpfung und die Langeweile ihres Daseins zu destilliren — die modernen Künste. Wie diese Gesellschaft entstand, wie sie aus den scheinbar entgegengesetzten Machtsphären sich neue Kräfte anzusaugen wusste, wie zum Beispiel das in Heuchelei und Halbheiten verkommene Christenthum sich zum Schutze gegen das Volk, als Befestigung jener Gesellschaft und ihres Besitzes, gebrauchen liess und wie Wissenschaft und Gelehrte sich nur zu geschmeidig in diesen Frohndienst begaben, Das alles verfolgte Wagner durch die Zeiten hin, um am Schlusse seiner Betrachtungen vor Ekel und Wuth aufzuspringen: er war aus Mitleid mit dem Volke zum Revolutionär geworden. Von jetzt ab liebte er es und sehnte sich nach ihm, wie er sich nach seiner Kunst sehnte, denn ach! nur in ihm, nur im entschwundenen, kaum mehr zu ahnenden, künstlich entrückten Volke sah er jetzt den einzigen Zuschauer und Zuhörer, welcher der Macht seines Kunstwerkes, wie er es sich träumte, würdig und gewachsen sein möchte. So sammelte sich sein Nachdenken um die Frage: Wie entsteht das Volk? Wie ersteht es wieder?.

Er fand immer nur eine Antwort: — wenn eine Vielheit dieselbe Noth litte, wie er sie leidet, Das wäre das Volk, sagte er sich. Und wo die gleiche Noth zum gleichen Drange und Begehren führen würde, müsste auch dieselbe Art der Befriedigung gesucht, das gleiche Glück in dieser Befriedigung gefunden werden. Sah er sich nun darnach um, was ihn selber in seiner Noth am tiefsten tröstete und aufrichtete, was seiner Noth am seelenvollsten entgegenkäme, so war er sich mit beseligender Gewissheit bewusst, dass diess nur der Mythus und die Musik seien, der Mythus, den er als Erzeugniss und Sprache der Noth des Volkes kannte, die Musik, ähnlichen obschon noch räthselvolleren Ursprungs. In diesen beiden Elementen badet und heilt er seine Seele, ihrer bedarf er am brünstigsten: — von da aus darf er zurückschliessen, wie verwandt seine Noth mit der des Volkes sei, als es entstand, und wie das Volk dann wieder erstehen müsse, wenn es viele Wagner geben werde. Wie lebten nun Mythus und Musik in unserer modernen Gesellschaft, soweit sie derselben nicht zum Opfer gefallen waren? Ein ähnliches Loos war ihnen zu Theil geworden, zum Zeugniss ihrer geheimnissvollen Zusammengehörigkeit: der Mythus war tief erniedrigt und entstellt, zum „Märchen“, zum spielerisch beglückenden Besitz der Kinder und Frauen des verkümmerten Volkes umgeartet, seiner wundervollen, ernst-heiligen Mannes-Natur gänzlich entkleidet; die Musik hatte sich unter den Armen und Schlichten, unter den Einsamen erhalten, dem deutschen Musiker war es nicht gelungen, sich mit Glück in den Luxus-Betrieb der Künste einzuordnen, er war selber zum ungethümlichen verschlossenen Märchen geworden, voll der rührendsten Laute und Anzeichen, ein unbehülflicher Frager, etwas ganz Verzaubertes und Erlösungsbedürftiges. Hier hörte der Künstler deutlich den Befehl, der an ihn allein ergieng — den Mythus in’s Männliche zurückzuschaffen und die Musik zu entzaubern, zum Reden zu bringen: er fühlte seine Kraft zum Drama mit einem Male entfesselt, seine Herrschaft über ein noch unentdecktes Mittelreich zwischen Mythus und Musik begründet. Sein neues Kunstwerk, in welchem er alles Mächtige, Wirkungsvolle, Beseligende, was er kannte, zusammenschloss, stellte er jetzt mit seiner grossen schmerzlich einschneidenden Frage vor die Menschen hin: „Wo seid ihr, welche ihr gleich leidet und bedürft wie ich? Wo ist die Vielheit, welche ich als Volk ersehne? Ich will euch daran erkennen, dass ihr das gleiche Glück, den gleichen Trost mit mir gemein haben sollt: an eurer Freude soll sich mir euer Leiden offenbaren!“ Mit dem Tannhäuser und dem Lohengrin fragte er also, sah er sich also nach Seinesgleichen um; der Einsame dürstete nach der Vielheit.

Aber wie wurde ihm zu Muthe? Niemand gab eine Antwort, Niemand hatte die Frage verstanden. Nicht dass man überhaupt stille geblieben wäre, im Gegentheil, man antwortete auf tausend Fragen, die er gar nicht gestellt hatte, man zwitscherte über die neuen Kunstwerke, als ob sie ganz eigentlich zum Zer-redet-werden geschaffen wären. Die ganze ästhetische Schreib- und Schwatzseligkeit brach wie ein Fieber unter den Deutschen aus, man mass und fingerte an den Kunstwerken, an der Person des Künstlers herum, mit jenem Mangel an Scham, welcher den deutschen Gelehrten nicht weniger, als den deutschen Zeitungsschreibern zu eigen ist. Wagner versuchte dem Verständniss seiner Frage durch Schriften nachzuhelfen: neue Verwirrung, neues Gesumme — ein Musiker, der schreibt und denkt, war aller Welt damals ein Unding; nun schrie man, es ist ein Theoretiker, welcher aus erklügelten Begriffen die Kunst umgestalten will, steinigt ihn! — Wagner war wie betäubt; seine Frage wurde nicht verstanden, seine Noth nicht empfunden, sein Kunstwerk sah einer Mittheilung an Taube und Blinde, sein — Volk einem Hirngespinste ähnlich; er taumelte und gerieth in’s Schwanken. Die Möglichkeit eines völligen Umsturzes aller Dinge taucht vor seinen Blicken auf, er erschrickt nicht mehr über diese Möglichkeit: vielleicht ist jenseits der Umwälzung und Verwüstung eine neue Hoffnung aufzurichten, vielleicht auch nicht — und jedenfalls ist das Nichts besser, als das widerliche Etwas. In Kürze war er politischer Flüchtling und im Elend.

Und jetzt erst, gerade mit dieser furchtbaren Wendung seines äusseren und inneren Schicksals, beginnt der Abschnitt im Leben des grossen Menschen, auf dem das Leuchten höchster Meisterschaft wie der Glanz flüssigen Goldes liegt! Jetzt erst wirft der Genius der dithyrambischen Dramatik die letzte Hülle von sich! Er ist vereinsamt, die Zeit erscheint ihm nichtig, er hofft nicht mehr: so steigt sein Weltblick in die Tiefe, nochmals, und jetzt hinab bis zum Grunde: dort sieht er das Leiden im Wesen der Dinge und nimmt von jetzt ab, gleichsam unpersönlicher geworden, seinen Theil von Leiden stiller hin. Das Begehren nach höchster Macht, das Erbgut früherer Zustände, tritt ganz in’s künstlerische Schaffen über; er spricht durch seine Kunst nur noch mit sich, nicht mehr mit einem Publicum oder Volke und ringt darnach, ihr die grösste Deutlichkeit und Befähigung für ein solches mächtigstes Zwiegespräch zu geben. Es war auch im Kunstwerke der vorhergehenden Periode noch anders: auch in ihm hatte er eine, wenngleich zarte und veredelte, Rücksicht auf sofortige Wirkung genommen: als Frage war jenes Kunstwerk ja gemeint, es sollte eine sofortige Antwort hervorrufen; und wie oft wollte Wagner es Denen, welche er fragte, erleichtern, ihn zu verstehen — so dass er ihnen und ihrer Ungeübtheit im Gefragtwerden entgegenkam und an ältere Formen und Ausdrucksmittel der Kunst sich anschmiegte; wo er fürchten musste, mit seiner eigensten Sprache nicht zu überzeugen und verständlich zu werden, hatte er versucht zu überreden und in einer halb fremden, seinen Zuhörern aber bekannteren Zunge seine Frage kund zu thun. Jetzt gab es nichts mehr, was ihn zu einer solchen Rücksicht hätte bestimmen können, er wollte jetzt nur noch Eins: sich mit sich verständigen, über das Wesen der Welt in Vorgängen denken, in Tönen philosophiren; der Rest des Absichtlichen in ihm geht auf die letzten Einsichten aus. Wer würdig ist zu wissen, was damals in ihm vorgieng, worüber er in dem heiligsten Dunkel seiner Seele mit sich Zwiesprache pflog — es sind nicht viele dessen würdig: der höre, schaue und erlebe Tristan und Isolde, das eigentliche opus metaphysicum aller Kunst, ein Werk, auf dem der gebrochene Blick eines Sterbenden liegt, mit seiner unersättlichen süssesten Sehnsucht nach den Geheimnissen der Nacht und des Todes, fern weg von dem Leben, welches als das Böse, Trügerische, Trennende in einer grausenhaften, gespenstischen Morgenhelle und Schärfe leuchtet: dabei ein Drama von der herbsten Strenge der Form, überwältigend in seiner schlichten Grösse und gerade nur so dem Geheimniss gemäss, von dem es redet, dem Todt-sein bei lebendigem Leibe, dem Eins-sein in der Zweiheit. Und doch ist noch Etwas wunderbarer als diess Werk: der Künstler selber, der nach ihm in einer kurzer Spanne Zeit ein Weltbild der verschiedensten Färbung, die Meistersinger von Nürnberg, schaffen konnte, ja der in beiden Werken gleichsam nur ausruhte und sich erquickte, um den vor ihnen entworfenen und begonnenen viertheiligen Riesenbau mit gemessener Eile zu Ende zu thürmen, sein Sinnen und Dichten durch zwanzig Jahre hindurch, sein Bayreuther Kunstwerk, den Ring des Nibelungen! Wer sich über die Nachbarschaft des Tristan und der Meistersinger befremdet fühlen kann, hat das Leben und Wesen aller wahrhaft grossen Deutschen in einem wichtigen Puncte nicht verstanden: er weiss nicht, auf welchem Grunde allein jene eigentlich und einzig deutsche Heiterkeit Luther's, Beethoven's und Wagner's erwachsen kann, die von anderen Völkern gar nicht verstanden wird und den jetzigen Deutschen selber abhanden gekommen scheint — jene goldhelle durchgegohrene Mischung von Einfalt, Tiefblick der

Liebe, betrachtendem Sinne und Schalkhaftigkeit, wie sie Wagner als den köstlichsten Trank allen Denen eingeschenkt hat, welche tief am Leben gelitten haben und sich ihm gleichsam mit dem Lächeln der Genesenden wieder zukehren. Und wie er selber so versöhnter in die Welt blickte, seltener von Grimm und Ekel erfasst wurde, mehr in Trauer und Liebe auf Macht verzichtend als vor ihr zurückschaudernd, wie er so in Stille sein grösstes Werk förderte und Partitur neben Partitur legte, geschah Einiges, was ihn aufhorchen liess: die Freunde kamen, eine unterirdische Bewegung vieler Gemüther ihm anzukündigen — es war noch lange nicht das „Volk“, das sich bewegte und hier ankündigte, aber vielleicht der Keim und erste Lebensquell einer in ferner Zukunft vollendeten, wahrhaft menschlichen Gesellschaft; zunächst nur die Bürgschaft, dass sein grosses Werk einmal in Hand und Hut treuer Menschen gelegt werden könne, welche über dieses herrlichste Vermächtniss an die Nachwelt zu wachen hätten und zu wachen würdig wären; in der Liebe der Freunde wurden die Farben am Tage seines Lebens leuchtender und wärmer; seine edelste Sorge, gleichsam noch vor Abend mit seinem Werke an’s Ziel zu kommen und für dasselbe eine Herberge zu finden, wurde nicht mehr von ihm allein gehegt. Und da begab sich ein Ereigniss, welches von ihm nur symbolisch verstanden werden konnte und für ihn einen neuen Trost, ein glückliches Wahrzeichen bedeutete. Ein grosser Krieg der Deutschen liess ihn aufblicken, derselben Deutschen, welche er so tief entartet, so abgefallen von dem hohen deutschen Sinne wusste, wie er ihn in sich und den anderen grossen Deutschen der Geschichte mit tiefstem Bewusstsein erforscht und erkannt hatte — er sah, dass diese Deutschen in einer ganz ungeheuren Lage zwei ächte Tugenden: schlichte Tapferkeit und Besonnenheit zeigten und begann mit innerstem Glücke zu glauben, dass er vielleicht doch nicht der letzte Deutsche sei und dass seinem Werke einmal noch eine gewaltigere Macht zur Seite stehen werde als die aufopfernde, aber geringe Kraft der wenigen Freunde, für jene lange Dauer, wo es seiner ihm vorherbestimmten Zukunft, als das Kunstwerk dieser Zukunft entgegenharren soll. Vielleicht, dass dieser Glaube sich nicht dauernd vor dem Zweifel schützen konnte, je mehr er sich besonders zu sofortigen Hoffnungen zu steigern suchte: genug, er empfand einen mächtigen Anstoss, um sich an eine noch unerfüllte hohe Pflicht erinnert zu fühlen.

Sein Werk wäre nicht fertig, nicht zu Ende gethan gewesen, wenn er es nur als schweigende Partitur der Nachwelt anvertraut hätte: er musste das Unerrathbarste, ihm Vorbehaltenste, den neuen Styl für seinen Vortrag, seine Darstellung öffentlich zeigen und lehren, um das Beispiel zu geben, welches kein Anderer geben konnte und so eine Styl-Ueberlieferung zu begründen, die nicht in Zeichen auf

Papier, sondern in Wirkungen auf menschliche Seelen eingeschrieben ist. Diess war um so mehr für ihn zur ernstesten Pflicht geworden, als seine anderen Werke inzwischen, gerade in Beziehung auf Styl des Vortrags, das unleidlichste und absurdeste Schicksal gehabt hatten: sie waren berühmt, bewundert und wurden — gemisshandelt, und Niemand schien sich zu empören. Denn so seltsam die Thatsache klingen mag: während er auf Erfolg bei seinen Zeitgenossen, in einsichtigster Schätzung derselben, immer grundsätzlicher verzichtete und dem Gedanken der Macht entsagte, kam ihm der „Erfolg“ und die „Macht“; wenigstens erzählte ihm alle Welt davon. Es half Nichts, dass er auf das Entschiedenste das durchaus Missverständliche, ja für ihn Beschämende jener „Erfolge“ immer wieder an’s Licht stellte; man war so wenig daran gewöhnt, einen Künstler in der Art seiner Wirkungen streng unterscheiden zu sehen, dass man selbst seinen feierlichsten Verwahrungen nicht einmal recht traute. Nachdem ihm der Zusammenhang unseres heutigen Theaterwesens und Theatererfolges mit dem Charakter des heutigen Menschen aufgegangen war, hatte seine Seele Nichts mehr mit diesem Theater zu schaffen; um ästhetische Schwärmerei und den Jubel aufgeregter Massen war es ihm nicht mehr zu thun, ja es musste ihn ergrimmen, seine Kunst so unterschiedlos in den gähnenden Rachen der unersättlichen Langenweile und Zerstreuungs-Gier eingehen zu sehen. Wie flach und gedanken-bar hier jede Wirkung sein musste, wie es hier wirklich mehr auf die Füllung eines Nimmersatten, als auf die Ernährung eines Hungernden ankäme, schloss er zumal aus einer regelmässigen Erscheinung: man nahm überall auch von Seiten der Aufführenden und Vortragenden seine Kunst wie jede andere Bühnenmusik hin, nach dem widerlichen Receptir-Buche des Opernstyles, ja man schnitt und hackte sich seine Werke, Dank den gebildeten Kapellmeistern, geradewegs zur Oper zurecht, wie der Sänger ihnen erst nach sorgfältiger Entgeistung beizukommen glaubte; und wenn man es recht gut machen wollte, gieng man mit einer Ungeschicklichkeit und einer prüden Beklemmung auf Wagner’s Vorschriften ein, ungefähr so, als ob man den nächtlichen Volks-Auflauf in den Strassen Nürnberg’s, wie er im zweiten Acte der Meistersinger vorgeschrieben ist, durch künstlich figurirende Ballettänzer darstellen wollte: — und bei alledem schien man im guten Glauben, ohne böse Nebenabsichten zu handeln. Wagner’s aufopfernde Versuche, durch die That und das Beispiel nur wenigstens auf schlichte Correctheit und Vollständigkeit der Aufführung hinzuweisen und einzelne Sänger in den ganz neuen Styl des Vortrags einzuführen, waren immer wieder vom Schlamm der herrschenden Gedankenlosigkeit und Gewohnheit weggeschwemmt worden; sie hatten ihn überdiess immer zu einem Befassen mit eben dem Theater genöthigt, dessen ganzes Wesen ihm zum Ekel geworden war. Hatte doch selbst

Goethe die Lust verloren, den Aufführungen seiner Iphigenie beizuwohnen, „ich leide entsetzlich, hatte er zur Erklärung gesagt, wenn ich mich mit diesen Gespenstern herumschlagen muss, die nicht so zur Erscheinung kommen wie sie sollten.“ Dabei nahm der „Erfolg“ an diesem ihm widerlich gewordenen Theater immer zu; endlich kam es dahin, dass gerade die grossen Theater fast zumeist von den fetten Einnahmen lebten, welche die Wagnerische Kunst in ihrer Verunstaltung als Opernkunst ihnen eintrug. Die Verwirrung über diese wachsende Leidenschaft des Theater-Publikums ergriff selbst manche Freunde Wagner’s: er musste das Herbste erdulden — der grosse Dulder! — und seine Freunde von „Erfolgen“ und „Siegen“ berauscht sehen, wo sein einzig-hoher Gedanke gerade mitten hindurch zerknickt und verleugnet war. Fast schien es, als ob ein in vielen Stücken ernsthaftes und schweres Volk sich in Bezug auf seinen erntesten Künstler eine grundsätzliche Leichtfertigkeit nicht verkümmern lassen wollte, als ob sich gerade deshalb an ihm alles Gemeine, Gedankenlose, Ungeschickte und Boshafte des deutschen Wesens auslassen müsste. — Als sich nun während des deutschen Krieges eine grossartigere, freiere Strömung der Gemüther zu bemächtigen schien, erinnerte sich Wagner seiner Pflicht der Treue, um wenigstens sein grösstes Werk vor diesen missverständlichen Erfolgen und Beschimpfungen zu retten und es in seinem eigensten Rhythmus, zum Beispiel für alle Zeiten hinzustellen: so erfand er den Gedanken von Bayreuth. Im Gefolge jener Strömung der Gemüther glaubte er auch auf der Seite Derer, welchen er seinen kostbarsten Besitz anvertrauen wollte, ein erhöhteres Gefühl von Pflicht erwachen zu sehen: — aus dieser Doppelseitigkeit von Pflichten erwuchs das Ereigniss, welches wie ein fremdartiger Sonnenglanz auf der letzten und nächsten Reihe von Jahren liegt: zum Heile einer fernen, einer nur möglichen, aber unbeweisbaren Zukunft ausgedacht, für die Gegenwart und die nur gegenwärtigen Menschen nicht viel mehr, als ein Räthsel oder ein Greuel, für die Wenigen, die an ihm helfen durften, ein Vorgenuss, ein Vorausleben der höchsten Art, durch welches sie weit über ihre Spanne Zeit sich beseligt, beseligend und fruchtbar wissen, für Wagner selbst eine Verfinsterung von Mühsal, Sorge, Nachdenken, Gram, eine erneutes Wüthen der feindseligen Elemente, aber Alles überstrahlt von dem Sterne der selbstlosen Treue, und, in diesem Lichte, zu einem unsäglichen Glücke umgewandelt!

Man braucht es kaum auszusprechen: es liegt der Hauch des Tragischen auf diesem Leben. Und Jeder, der aus seiner eigenen Seele Etwas davon ahnen kann, Jeder, für den der Zwang einer tragischen Täuschung über das Lebensziel, das Umbiegen und Brechen der Absichten, das Verzichten und Gereinigt-werden durch Liebe keine ganz fremden Dinge sind, muss in Dem, was Wagner uns jetzt im

Kunstwerke zeigt, ein traumhaftes Zurückerinnern an das eigene heldenhafte Dasein des grossen Menschen fühlen. Ganz von ferne her wird uns zu Muthe sein, als ob Siegfried von seinen Thaten erzählte: im rührendsten Glück des Gedenkens webt die tiefe Trauer des Spätsommers, und alle Natur liegt still in gelbem Abendlichte. —

[«]

9.

Darüber nachzudenken, was Wagner, der Künstler, ist und an dem Schauspiele eines wahrhaft frei gewordenen Könnens und Dürfens betrachtend vorüberzugehen: Das wird Jeder zu seiner Heilung und Erholung nöthig haben, der darüber, wie Wagner, der Mensch, wurde, gedacht und gelitten hat. Ist die Kunst überhaupt eben nur das Vermögen, Das an Andere mitzutheilen, was man erlebt hat, widerspricht jedes Kunstwerk sich selbst, wenn es sich nicht zu verstehen geben kann: so muss die Grösse Wagner's, des Künstlers, gerade in jener dämonischen Mittheilbarkeit seiner Natur bestehen, welche gleichsam in allen Sprachen von sich redet und das innere, eigenste Erlebniss mit der höchsten Deutlichkeit erkennen lässt; sein Auftreten in der Geschichte der Künste gleicht einem vulcanischen Ausbruche des gesammten ungetheilten Kunstvermögens der Natur selber, nachdem die Menschheit sich an den Anblick der Vereinzelung der Künste wie an eine Regel gewöhnt hatte. Man kann deshalb schwanken, welchen Namen man ihm beilegen solle, ob er Dichter oder Bildner oder Musiker zu nennen sei, jedes Wort in einer ausserordentlichen Erweiterung seines Begriffs genommen, oder ob erst ein neues Wort für ihn geschaffen werden müsse.

Das Dichterische in Wagner zeigt sich darin, dass er in sichtbaren und fühlbaren Vorgängen, nicht in Begriffen denkt, das heisst, dass er mythisch denkt, so wie immer das Volk gedacht hat. Dem Mythus liegt nicht ein Gedanke zu Grunde, wie die Kinder einer verkünstelten Cultur vermeinen, sondern er selber ist ein Denken; er theilt eine Vorstellung von der Welt mit, aber in der Abfolge von Vorgängen, Handlungen und Leiden. Der Ring des Nibelungen ist ein ungeheures Gedankensystem ohne die begriffliche Form des Gedankens. Vielleicht könnte ein Philosoph etwas ganz Entsprechendes ihm zur Seite stellen, das ganz ohne Bild und Handlung wäre und blos in Begriffen zu uns spräche: dann hätte man das Gleiche in zwei disparaten Sphären dargestellt: einmal für das Volk und einmal für den Gegensatz des Volkes, den theoretischen Menschen. An diesen wendet sich also

Wagner nicht; denn der theoretische Mensch versteht von dem eigentlich Dichterischen, dem Mythus, gerade soviel, als ein Tauber von der Musik, das heisst, Beide sehen eine ihnen sinnlos scheinende Bewegung. Aus der einen von jenen disparaten Sphären kann man in die andere nicht hineinblicken: so lange man im Banne des Dichters ist, denkt man mit ihm, als sei man nur ein fühlendes, sehendes und hörendes Wesen; die Schlüsse, welche man macht, sind die Verknüpfungen der Vorgänge, die man sieht, also thatsächliche Causalitäten, keine logischen.

Wenn die Helden und Götter solcher mythischen Dramen, wie Wagner sie dichtet, nun auch in Worten sich deutlich machen sollen, so liegt keine Gefahr näher, als dass diese Wortsprache in uns den theoretischen Menschen aufweckt und dadurch uns in eine andere, unmythische Sphäre hinüberhebt: so dass wir zuletzt durch das Wort nicht etwan deutlicher verstanden hätten, was vor uns vorgieng, sondern gar Nichts verstanden hätten. Wagner zwang deshalb die Sprache in einen Urzustand zurück, wo sie fast noch Nichts in Begriffen denkt, wo sie noch selber Dichtung, Bild und Gefühl ist; die Furchtlosigkeit, mit der Wagner an diese ganz erschreckende Aufgabe gieng, zeigt, wie gewaltsam er von dem dichterischen Geiste geführt wurde, als Einer, der folgen muss, wohin auch sein gespenstischer Führer den Weg nimmt. Man sollte jedes Wort dieser Dramen singen können, und Götter und Helden sollten es in den Mund nehmen: Das war die ausserordentliche Anforderung, welche Wagner an seine sprachliche Phantasie stellte. Jeder Andere hätte dabei verzagen müssen; denn unsere Sprache scheint fast zu alt und zu verwüstet zu sein, als dass man von ihr hätte verlangen dürfen, was Wagner verlangte: und doch rief sein Schlag gegen den Felsen eine reichliche Quelle hervor. Gerade Wagner hat, weil er diese Sprache mehr liebte und mehr von ihr forderte, auch mehr als ein anderer Deutscher an ihrer Entartung und Schwächung gelitten, also an den vielfältigen Verlusten und Verstümmelungen der Formen, an dem schwerfälligen Partikelwesen unserer Satzfügung, an den unsingbaren Hülfszeitwörtern: — alles Dieses sind ja Dinge, welche durch Sünden und Verlotterungen in die Sprache hineingekommen sind. Dagegen empfand er mit tiefem Stolze die auch jetzt noch vorhandene Ursprünglichkeit und Unerschöpflichkeit dieser Sprache, die tonvolle Kraft ihrer Wurzeln, in welchen er, im Gegensatz zu den höchst abgeleiteten, künstlich rhetorischen Sprachen der romanischen Stämme, eine wunderbare Neigung und Vorbereitung zur Musik, zur wahren Musik ahnte. Es geht eine Lust an dem Deutschen durch Wagner's Dichtung, eine Herzlichkeit und Freimüthigkeit im Verkehre mit ihm, wie so Etwas, ausser bei Goethe, bei keinem Deutschen sich nachfühlen lässt. Leiblichkeit des Ausdruckes, verwegene Gedrängtheit, Gewalt und rhythmische Vielartigkeit, ein merkwürdiger Reichthum an starken und bedeutenden Wörtern, Vereinfachung der Satzgliederung, eine fast einzige Erfindsamkeit in der Sprache des wogenden Gefühls und der Ahnung, eine mitunter ganz rein sprudelnde Volksthümlichkeit und Sprüchwörtlichkeit — solche Eigenschaften würden aufzuzählen sein, und doch wäre dann immer noch die mächtigste und bewunderungswürdigste vergessen. Wer hinter einander zwei solche Dichtungen wie Tristan und die Meistersinger liest, wird in Hinsicht auf die Wortsprache ein ähnliches Erstaunen und Zweifeln empfinden, wie in Hinsicht auf die Musik: wie es nämlich möglich war, über zwei Welten, so verschieden an Form, Farbe, Fügung, als an Seele, schöpferisch zu gebieten. Diess ist das Mächtigste an der Wagnerischen Begabung, Etwas, das — allein dem grossen Meister gelingen wird: für jedes Werk eine neue Sprache auszuprägen und der neuen Innerlichkeit auch einen neuen Leib, einen neuen Klang zu geben. Wo eine solche allerseltenste Macht sich äussert, wird der Tadel immer nur kleinlich und unfruchtbar bleiben, welcher sich auf einzelnes Uebermüthige und Absonderliche, oder auf die häufigeren Dunkelheiten des Ausdruckes und Umschleierungen des Gedankens bezieht. Ueberdiess war Denen, welche bisher am lautesten getadelt haben, im Grunde nicht sowohl die Sprache als die Seele, die ganze Art zu leiden und zu empfinden, anstössig und unerhört. Wir wollen warten, bis Diese selber eine andere Seele haben, dann werden sie selber auch eine andere Sprache sprechen: und dann wird es, wie mir scheint, auch mit der deutschen Sprache im Ganzen besser stehen, als es jetzt steht.

Vor Allem aber sollte Niemand, der über Wagner, den Dichter und Sprachbildner, nachdenkt, vergessen, dass keines der Wagnerischen Dramen bestimmt ist gelesen zu werden und also nicht mit den Forderungen behelligt werden darf, welche an das Wortdrama gestellt werden. Dieses will allein durch Begriffe und Worte auf das Gefühl wirken; mit dieser Absicht gehört es unter die Botmässigkeit der Rhetorik. Aber die Leidenschaft im Leben ist selten beredt: im Wortdrama muss sie es sein, um überhaupt sich auf irgend eine Art mitzutheilen. Wenn aber die Sprache eines Volkes sich schon im Zustande des Verfalls und der Abnutzung befindet, so kommt der Wortdramatiker in die Versuchung, Sprache und Gedanken ungewöhnlich aufzufärben und umzubilden; er will die Sprache heben, damit sie wieder das gehobene Gefühl hervorklingen lasse, und geräth dabei in die Gefahr, gar nicht verstanden zu werden. Ebenso sucht er der Leidenschaft durch erhabene Sinnsprüche und Einfälle Etwas von Höhe mitzutheilen und verfällt dadurch wieder in eine andere Gefahr: er erscheint unwahr und künstlich. Denn die wirkliche Leidenschaft des Lebens spricht nicht in Sentenzen und die dichterische erweckt leicht Misstrauen gegen ihre Ehrlichkeit, wenn sie sich wesentlich von dieser Wirklichkeit unterscheidet. Dagegen giebt Wagner, der Erste, welcher die inneren Mängel des Wortdrama's erkannt hat, jeden dramatischen Vorgang in einer dreifachen Verdeutlichung, durch Wort, Gebärde und Musik; und zwar überträgt die Musik die Grundregungen im Innern der darstellenden Personen des Drama's unmittelbar auf die Seelen der Zuhörer, welche jetzt in den Gebärden derselben Personen die erste Sichtbarkeit jener inneren Vorgänge und in der Wortsprache noch eine zweite abgeblasstere Erscheinung derselben, übersetzt in das bewusstere Wollen, wahrnehmen. Alle diese Wirkungen erfolgen gleichzeitig und durchaus ohne sich zu stören, und zwingen Den, welchem ein solches Drama vorgeführt wird, zu einem ganz neuen Verstehen und Miterleben, gleich als ob seine Sinne auf ein Mal vergeistigter und sein Geist versinnlichter geworden wäre, und als ob Alles, was aus dem Menschen heraus will und nach Erkenntniss dürstet, sich jetzt in einem Jubel des Erkennens frei und selig befände. Weil jeder Vorgang eines Wagnerischen Drama's sich mit der höchsten Verständlichkeit dem Zuschauer mittheilt, und zwar durch die Musik von Innen heraus erleuchtet und durchglüht, konnte sein Urheber aller der Mittel entrathen, welche der Wortdichter nöthig hat, um seinen Vorgängen Wärme und Leuchtkraft zu geben. Der ganze Haushalt des Drama's durfte einfacher sein, der rhythmische Sinn des Baumeisters konnte es wieder wagen, sich in den grossen Gesammtverhältnissen des Baues zu zeigen; denn es fehlte zu jener absichtlichen Verwickelung und verwirrenden Vielgestaltigkeit des Baustyls jetzt jede Veranlassung, durch welche der Wortdichter zu Gunsten seines Werkes das Gefühl der Verwunderung und des angespannten Interesses zu erreichen strebt, um diess dann zu dem Gefühl des beglückten Staunens zu steigern. Der Eindruck der idealisirenden Ferne und Höhe war nicht erst durch Kunstgriffe herbeizuschaffen. Die Sprache zog sich aus einer rhetorischen Breite in die Geschlossenheit und Kraft einer Gefühlsrede zurück; und trotzdem, dass der darstellende Künstler viel weniger, als früher, über Das sprach, was er im Schauspiel that und empfand, zwangen jetzt innerliche Vorgänge, welche die Angst des Wortdramatikers vor dem angeblich Undramatischen bisher von der Bühne fern gehalten hat, den Zuhörer zum leidenschaftlichen Miterleben, während die begleitende Gebärdensprache nur in der zartesten Modulation sich zu äussern brauchte. Nun ist überhaupt die gesungene Leidenschaft in der Zeitdauer um Etwas länger, als die gesprochene; die Musik streckt gleichsam die Empfindung aus: daraus folgt im Allgemeinen, dass der darstellende Künstler, welcher zugleich Sänger ist, die allzu grosse unplastische Aufgeregtheit der Bewegung, an welcher das aufgeführte Wortdrama leidet, überwinden muss. Er sieht sich zu einer Veredelung der Gebärde hingezogen, um so mehr, als die Musik seine Empfindung in das Bad eines reineren Aethers eingetaucht und dadurch unwillkürlich der Schönheit näher gebracht hat.

Die ausserordentlichen Aufgaben, welche Wagner den Schauspielern und Sängern gestellt hat, werden auf ganze Menschenalter hin einen Wetteifer unter ihnen entzünden, um endlich das Bild jedes Wagnerischen Helden in der leiblichsten Sichtbarkeit und Vollendung zur Darstellung zu bringen: so wie diese vollendete Leiblichkeit in der Musik des Drama's schon vorgebildet liegt. Diesem Führer folgend, wird zuletzt das Auge des plastischen Künstlers die Wunder einer neuen Schauwelt sehen, welche vor ihm allein der Schöpfer solcher Werke, wie der Ring des Nibelungen ist, zum ersten Mal erblickt hat: als ein Bildner höchster Art, welcher wie Aeschylus einer kommenden Kunst den Weg zeigt. Müssen nicht schon durch die Eifersucht grosse Begabungen geweckt werden, wenn die Kunst des Plastikers ihre Wirkung mit der einer Musik vergleicht, wie die Wagnerische ist: in welcher es reinstes, sonnenhellstes Glück giebt; so dass Dem, welcher sie hört, zu Muthe wird, als ob fast alle frühere Musik eine veräusserlichte, befangene, unfreie Sprache geredet hätte, als ob man mit ihr bisher hätte ein Spiel spielen wollen, vor Solchen, welche des Ernstes nicht würdig waren, oder als ob mit ihr gelehrt und demonstrirt werden sollte, vor Solchen, welche nicht einmal des Spieles würdig sind. Durch diese frühere Musik dringt nur auf kurze Stunden jenes Glück in uns ein, welches wir immer bei Wagnerischer Musik empfinden: es scheinen seltene Augenblicke der Vergessenheit, welche sie gleichsam überfallen, wo sie mit sich allein redet und den Blick aufwärts richtet, wie Rafael's Caecilia, weg von den Hörern, welche Zerstreuung, Lustbarkeit oder Gelehrsamkeit von ihr fordern.

Von Wagner, dem Musiker, wäre im Allgemeinen zu sagen, dass er Allem in der Natur, was bis jetzt nicht reden wollte, eine Sprache gegeben hat: er glaubt nicht daran, dass es etwas Stummes geben müsse. Er taucht auch in Morgenröthe, Wald, Nebel, Kluft, Bergeshöhe, Nachtschauer, Mondesglanz hinein und merkt ihnen ein heimliches Begehren ab: sie wollen auch tönen. Wenn der Philosoph sagt, es ist Ein Wille, der in der belebten und unbelebten Natur nach Dasein dürstet, so fügt der Musiker hinzu: und dieser Wille will, auf allen Stufen, ein tönendes Dasein.

Die Musik hatte vor Wagner im Ganzen enge Gränzen; sie bezog sich auf bleibende Zustände des Menschen, auf Das, was die Griechen Ethos nennen, und hatte mit Beethoven eben erst begonnen, die Sprache des Pathos, des leidenschaftlichen Wollens, der dramatischen Vorgänge im Innern des Menschen, zu finden. Ehedem sollte eine Stimmung, ein gefasster oder heiterer oder andächtiger oder bussfertiger Zustand sich durch Töne zu erkennen geben, man wollte durch eine gewisse auffallende Gleichartigkeit der Form und durch die längere Andauer dieser Gleichartigkeit den Zuhörer zur Deutung dieser Musik nöthigen und endlich in die gleiche Stimmung versetzen. Allen solchen Bildern von Stimmungen und Zuständen waren einzelne Formen nothwendig; andere wurden durch Convention in ihnen üblich. Ueber die Länge entschied die Vorsicht des Musikers, welcher den Zuhörer wohl in eine Stimmung bringen, aber nicht durch allzu lange Andauer derselben langweilen wollte. Man gieng einen Schritt weiter, als man die Bilder entgegengesetzter Stimmungen nach einander entwarf und den Reiz des Contrastes entdeckte, und noch einen Schritt, als dasselbe Tonstück in sich einen Gegensatz des Ethos', zum Beispiel durch das Widerstreben eines männlichen und eines weiblichen Thema's, aufnahm. Diess alles sind noch rohe und uranfängliche Stufen der Musik. Die Furcht vor der Leidenschaft giebt die einen, die vor der Langenweile die anderen Gesetze; alle Vertiefungen und Ausschreitungen des Gefühls wurden als „unethisch" empfunden. Nachdem aber die Kunst des Ethos' dieselben gewöhnlichen Zustände und Stimmungen in hundertfacher Wiederholung dargestellt hatte, gerieth sie, trotz der wunderbarsten Erfindsamkeit ihrer Meister, endlich in Erschöpfung. Beethoven zuerst liess die Musik eine neue Sprache, die bisher verbotene Sprache der Leidenschaft, reden: weil aber seine Kunst aus den Gesetzen und Conventionen der Kunst des Ethos' herauswachsen und versuchen musste, sich gleichsam vor jener zu rechtfertigen, so hatte sein künstlerisches Werden eine eigenthümliche Schwierigkeit und Undeutlichkeit an sich. Ein innerer, dramatischer Vorgang — denn jede Leidenschaft hat einen dramatischen Verlauf — wollte sich zu einer neuen Form hindurchringen, aber das überlieferte Schema der Stimmungsmusik widersetzte sich und redete beinah mit der Miene der Moralität wider ein Aufkommen der Unmoralität. Es scheint mitunter so, als ob Beethoven sich die widerspruchsvolle Aufgabe gestellt habe, das Pathos mit den Mitteln des Ethos' sich aussprechen zu lassen. Für die grössten und spätesten Werke Beethoven's reicht aber diese Vorstellung nicht aus. Um den grossen geschwungenen Bogen einer Leidenschaft wiederzugeben, fand er wirklich ein neues Mittel: er nahm einzelne Puncte ihrer Flugbahn heraus und deutete sie mit der grössten Bestimmtheit an, um aus ihnen dann die ganze Linie durch den Zuhörer errathen zu lassen. Aeusserlich betrachtet, nahm sich die neue Form aus, wie die Zusammenstellung mehrerer Tonstücke, von denen jedes einzelne scheinbar einen beharrenden Zustand, in Wahrheit aber einen Augenblick im dramatischen Verlauf der Leidenschaft darstellte. Der Zuhörer konnte meinen, die alte Musik der Stimmung zu hören, nur dass das Verhältniss der einzelnen Theile zu einander ihm unfasslich geworden war und sich nicht mehr nach dem Kanon des Gegensatzes deuten liess. Selbst bei

Musikern stellte sich eine Geringschätzung gegen die Forderung eines künstlerischen Gesammtbaues ein; die Folge der Theile in ihren Werken wurde willkürlich. Die Erfindung der grossen Form der Leidenschaft führte durch ein Missverständniss auf den Einzelsatz mit beliebigem Inhalte zurück, und die Spannung der Theile gegen einander hörte ganz auf. Deshalb ist die Symphonie nach Beethoven ein so wunderlich undeutliches Gebilde, namentlich wenn sie im Einzelnen noch die Sprache des Beethoven'schen Pathos' stammelt. Die Mittel passen nicht zur Absicht und die Absicht im Ganzen wird dem Zuhörer überhaupt nicht klar, weil sie auch im Kopfe des Urhebers niemals klar gewesen ist. Gerade aber die Forderung, dass man etwas ganz Bestimmtes zu sagen habe und dass man es auf das Deutlichste sage, wird um so unerlässlicher, je höher, schwieriger und anspruchsvoller eine Gattung ist.

Deshalb war Wagner's ganzes Ringen darauf aus, alle Mittel zu finden, welche der Deutlichkeit dienen; vor Allem hatte er dazu nöthig, sich von allen Befangenheiten und Ansprüchen der älteren Musik der Zustände loszubinden und seiner Musik, dem tönenden Processe des Gefühls und der Leidenschaft, eine gänzlich unzweideutige Rede in den Mund zu legen. Schauen wir auf Das hin, was er erreicht hat, so ist uns, als ob er im Bereiche der Musik das Gleiche gethan habe, was im Bereiche der Plastik der Erfinder der Freigruppe that. Alle frühere Musik scheint, an der Wagnerischen gemessen, steif oder ängstlich, als ob man sie nicht von allen Seiten ansehen dürfe und sie sich schäme. Wagner ergreift jeden Grad und jede Farbe des Gefühls mit der grössten Festigkeit und Bestimmtheit; er nimmt die zarteste, entlegenste und wildeste Regung, ohne Angst sie zu verlieren, in die Hand, und hält sie wie etwas Hart- und Festgewordenes, wenn auch Jedermann sonst in ihr einen unangreifbaren Schmetterling sehen sollte. Seine Musik ist niemals unbestimmt, stimmungshaft; Alles, was durch sie redet, Mensch oder Natur, hat eine streng individualisirte Leidenschaft; Sturm und Feuer nehmen bei ihm die zwingende Gewalt eines persönlichen Willens an. Ueber allen den tönenden Individuen und dem Kampfe ihrer Leidenschaften, über dem ganzen Strudel von Gegensätzen, schwebt, mit höchster Besonnenheit, ein übermächtiger symphonischer Verstand, welcher aus dem Kriege fortwährend die Eintracht gebiert: Wagner's Musik als Ganzes ist ein Abbild der Welt, sowie diese von dem grossen ephesischen Philosophen verstanden wurde, als eine Harmonie, welche der Streit aus sich zeugt, als die Einheit von Gerechtigkeit und Feindschaft. Ich bewundere die Möglichkeit, aus einer Mehrzahl von Leidenschaften, welche nach verschiedenen Richtungen hin laufen, die grosse Linie einer Gesammtleidenschaft zu berechnen: dass so Etwas möglich ist, sehe ich durch jeden einzelnen Act eines

Wagnerischen Drama's bewiesen, welcher neben einander die Einzelgeschichte verschiedener Individuen und eine Gesammtgeschichte aller erzählt. Wir spüren es schon zu Anfang, dass wir widerstrebende einzelne Strömungen, aber auch über alle mächtig, einen Strom mit Einer gewaltigen Richtung vor uns haben: dieser Strom bewegt sich zuerst unruhig, über verborgene Felsenzacken hinweg, die Fluth scheint mitunter aus einander zu reissen, nach verschiedenen Richtungen hin zu wollen. Allmählich bemerken wir, dass die innere Gesammtbewegung gewaltiger, fortreissender geworden ist; die zuckende Unruhe ist in die Ruhe der breiten furchtbaren Bewegung nach einem noch unbekannten Ziele übergegangen; und plötzlich, am Schluss, stürzt der Strom hinunter in die Tiefe, in seiner ganzen Breite, mit einer dämonischen Lust an Abgrund und Brandung. Nie ist Wagner mehr Wagner, als wenn die Schwierigkeiten sich verzehnfachen und er in ganz grossen Verhältnissen mit der Lust des Gesetzgebers walten kann. Ungestüme, widerstrebende Massen zu einfachen Rhythmen bändigen, durch eine verwirrende Mannichfaltigkeit von Ansprüchen und Begehrungen, Einen Willen durchführen — Das sind die Aufgaben, zu welchen er sich geboren, in welchen er seine Freiheit fühlt. Nie verliert er dabei den Athem, nie kommt er keuchend an sein Ziel. Er hat ebenso unablässig darnach gestrebt, sich die schwersten Gesetze aufzuerlegen, als Andere nach Erleichterung ihrer Last trachten; das Leben und die Kunst drücken ihn, wenn er nicht mit ihren schwierigsten Problemen spielen kann. Man erwäge nur einmal das Verhältniss der gesungenen Melodie zur Melodie der ungesungenen Rede — wie er die Höhe, die Stärke und das Zeitmaass des leidenschaftlich sprechenden Menschen als Naturvorbild behandelt, das er in Kunst umzuwandeln hat: — man erwäge dann wiederum die Einordnung einer solchen singenden Leidenschaft in den ganzen symphonischen Zusammenhang der Musik, um ein Wunderding von überwundenen Schwierigkeiten kennen zu lernen; seine Erfindsamkeit hierbei, im Kleinen und Grossen, die Allgegenwart seines Geistes und seines Fleisses ist der Art, dass man beim Anblick einer Wagnerischen Partitur glauben möchte, es habe vor ihm gar keine rechte Arbeit und Anstrengung gegeben. Es scheint, dass er auch in Bezug auf die Mühsal der Kunst hätte sagen können, die eigentliche Tugend des Dramatikers bestehe in der Selbstentäusserung, aber er würde wahrscheinlich entgegnen: es giebt nur Eine Mühsal, die des noch nicht Freigewordenen; die Tugend und das Gute sind leicht.

Als Künstler im Ganzen betrachtet, so hat Wagner, um an einen bekannteren Typus zu erinnern, Etwas von Demosthenes an sich: den furchtbaren Ernst um die Sache und die Gewalt des Griffs, so dass er jedesmal die Sache fasst; er schlägt seine Hand darum, im Augenblick, und sie hält fest, als ob sie aus Erz wäre. Er verbirgt wie Jener seine Kunst oder macht sie vergessen, indem er zwingt, an die Sache zu denken; und doch ist er, gleich Demosthenes, die letzte und höchste Erscheinung hinter einer ganzen Reihe von gewaltigen Kunstgeistern, und hat folglich mehr zu verbergen, als die Ersten der Reihe; seine Kunst wirkt als Natur, als hergestellte, wiedergefundene Natur. Er trägt nichts Epideiktisches an sich, was alle früheren Musiker haben, welche gelegentlich mit ihrer Kunst auch ein Spiel treiben und ihre Meisterschaft zur Schau stellen. Man denkt bei dem Wagnerischen Kunstwerke weder an das Interessante, noch das Ergötzliche, noch an Wagner selbst, noch an die Kunst überhaupt: man fühlt allein das Nothwendige. Welche Strenge und Gleichmässigkeit des Willens, welche Selbstüberwindung der Künstler in der Zeit seines Werdens nöthig hatte, um zuletzt, in der Reife, mit freudiger Freiheit in jedem Augenblick des Schaffens das Nothwendige zu thun, Das wird ihm niemals Jemand nachrechnen können: genug, wenn wir es an einzelnen Fällen spüren, wie seine Musik sich mit einer gewissen Grausamkeit des Entschlusses dem Gange des Drama's, der wie das Schicksal unerbittlich ist, unterwirft, während die feurige Seele dieser Kunst darnach lechzt, einmal ohne alle Zügel in der Freiheit und Wildniss umherzuschweifen.

[«]

10.

Ein Künstler, welcher diese Gewalt über sich hat, unterwirft sich, selbst ohne es zu wollen, alle anderen Künstler. Ihm allein wiederum werden die Unterworfenen, seine Freunde und Anhänger nicht zur Gefahr, zur Schranke: während die geringeren Charaktere, weil sie sich auf die Freunde zu stützen suchen, durch sie ihre Freiheit einzubüssen pflegen. Es ist höchst wunderbar anzusehen, wie Wagner sein Leben lang jeder Gestaltung von Parteien ausgewichen ist, wie sich aber hinter jeder Phase seiner Kunst ein Kreis von Anhängern zusammenschloss, scheinbar, um ihn nun auf dieser Phase festzuhalten. Er gieng immer mitten durch sie hindurch und liess sich nicht binden; sein Weg ist überdiess zu lang gewesen, als dass ein Einzelner so leicht ihn von Anfang an hätte mitgehen können: und so ungewöhnlich und steil, dass auch dem Treuesten wohl einmal der Athem ausgieng. Fast zu allen Lebenszeiten Wagner's hätten ihn seine Freunde gern dogmatisiren mögen; und ebenfalls, obwohl aus anderen Gründen, seine Feinde. Wäre die Reinheit seines künstlerischen Charakters nur um einen Grad weniger entschieden gewesen, so hätte er viel zeitiger zum entscheidenden Herrn der gegenwärtigen

Kunst- und Musikzustände werden können: — was er jetzt endlich auch geworden ist, aber in dem viel höheren Sinne, dass Alles, was auf irgend einem Gebiete der Kunst vorgeht, sich unwillkürlich vor den Richterstuhl seiner Kunst und seines künstlerischen Charakters gestellt sieht. Er hat sich die Widerwilligsten unterjocht: es giebt keinen begabten Musiker mehr, welcher nicht innerlich auf ihn hörte und ihn hörenswerther, als sich und die übrige Musik zusammen, fände. Manche, welche durchaus Etwas bedeuten wollen, ringen geradezu mit diesem sie überwältigenden inneren Reize, bannen sich mit ängstlicher Beflissenheit in den Kreis der älteren Meister und wollen lieber ihre „Selbstständigkeit“ an Schubert oder Händel anlehnen, als an Wagner. Umsonst! Indem sie gegen ihr besseres Gewissen kämpfen, werden sie als Künstler selber geringer und kleinlicher; sie verderben ihren Charakter dadurch, dass sie schlechte Bundesgenossen und Freunde dulden müssen: und nach allen diesen Aufopferungen begegnet es ihnen doch, vielleicht in einem Traume, dass ihr Ohr nach Wagner hinhorcht. Diese Gegner sind bedauernswürdig: sie glauben viel zu verlieren, wenn sie sich verlieren und irren sich dabei.

Nun liegt ersichtlich Wagner nicht viel daran, ob die Musiker von jetzt ab Wagnerisch componiren und ob sie überhaupt componiren; ja er thut, was er kann, um jenen unseligen Glauben zu zerstören, dass sich nun wieder an ihn eine Schule von Componisten anschliessen müsse. So weit er unmittelbaren Einfluss auf Musiker hat, sucht er sie über die Kunst des grossen Vortrags zu belehren; es scheint ihm ein Zeitpunct in der Entwickelung der Kunst gekommen, in welchem der gute Wille, ein tüchtiger Meister der Darstellung und Ausübung zu werden, viel schätzenswerther ist, als das Gelüst, um jeden Preis selber zu „schaffen.“ Denn dieses Schaffen, auf der jetzt erreichten Stufe der Kunst, hat die verhängnissvolle Folge, das wahrhaft Grosse in seinen Wirkungen zu verflachen, dadurch, dass man es, so gut es geht, vervielfältigt und die Mittel und Kunstgriffe des Genies durch alltäglichen Gebrauch abnützt. Selbst das Gute in der Kunst ist überflüssig und schädlich, wenn es aus der Nachahmung des Besten entstand. Die Wagnerischen Zwecke und Mittel gehören zusammen: es braucht Nichts weiter dazu, als künstlerische Ehrlichkeit, diess zu fühlen, und es ist Unehrlichkeit, die Mittel ihm abzumerken und zu ganz anderen, kleineren Zwecken zu verwenden.

Wenn also Wagner es ablehnt, in einer Schaar von Wagnerisch componirenden Musikern fortzuleben, so stellt er um so eindringlicher allen Begabungen die neue Aufgabe, mit ihm zusammen die Gesetze des Styls für den dramatischen Vortrag zu finden. Das tiefste Bedürfniss treibt ihn, für seine Kunst die Tradition eines Styls zu begründen, durch welche sein Werk, in reiner Gestalt, von einer Zeit zur anderen fortleben könne, bis es jene Zukunft erreicht, für welche es von seinem Schöpfer vorausbestimmt war.

Wagner besitzt einen unersättlichen Trieb, Alles, was sich auf jene Begründung des Styls und, solchermaassen, auf die Fortdauer seiner Kunst bezieht, mitzutheilen. Sein Werk, um mit Schopenhauer zu reden, als ein heiliges Depositum und die wahre Frucht seines Daseins, zum Eigenthum der Menschheit zu machen, es niederlegend für eine besser urtheilende Nachwelt, diess wurde ihm zum Zweck, der allen anderen Zwecken vorgeht, und für den er die Dornenkrone trägt, welche einst zum Lorbeerkranze ausschlagen soll: auf die Sicherstellung seines Werkes concentrirte sein Streben sich eben so entschieden, wie das des Insects, in seiner letzten Gestalt, auf die Sicherstellung seiner Eier und Vorsorge für die Brut, deren Dasein es nie erlebt: es deponirt die Eier da, wo sie, wie es sicher weiss, einst Leben und Nahrung finden werden, und stirbt getrost.

Dieser Zweck, der allen anderen Zwecken vorgeht, treibt ihn zu immer neuen Erfindungen; er schöpft deren aus dem Borne seiner dämonischen Mittheilbarkeit immer mehr, je deutlicher er sich im Ringen mit dem abgeneigtesten Zeitalter fühlt, das zum Hören den schlechtesten Willen mitgebracht hat. Allmählich aber beginnt selbst dieses Zeitalter, seinen unermüdlichen Versuchen, seinem biegsamen Andringen nachzugeben und das Ohr hinzuhalten. Wo eine kleine oder bedeutende Gelegenheit sich von ferne zeigte, seine Gedanken durch ein Beispiel zu erklären, war Wagner dazu bereit: er dachte seine Gedanken in die jedesmaligen Umstände hinein und brachte sie aus der dürftigsten Verkörperung heraus noch zum Reden. Wo eine halbwegs empfängliche Seele sich ihm aufthat, warf er seinen Saamen hinein. Er knüpft dort Hoffnungen an, wo der kalte Beobachter mit den Achseln zuckt; er täuscht sich hundertfach, um einmal gegen diesen Beobachter Recht zu behalten. Wie der Weise im Grunde mit lebenden Menschen nur so weit verkehrt, als er durch sie den Schatz seiner Erkenntniss zu mehren weiss, so scheint es fast, als ob der Künstler keinen Verkehr mehr mit den Menschen seiner Zeit haben könne, durch welchen er nicht die Verewigung seiner Kunst fördert: man liebt ihn nicht anders, als wenn man diese Verewigung liebt, und ebenso empfindet er nur Eine Art des gegen ihn gerichteten Hasses, den Hass nämlich, welcher die Brücken zu jener Zukunft seiner Kunst ihm abbrechen will. Die Schüler, welche Wagner sich erzog, die einzelnen Musiker und Schauspieler, denen er ein Wort sagte, eine Gebärde vormachte, die kleinen und grossen Orchester, die er führte, die Städte, welche ihn im Ernste seiner Thätigkeit sahen, die Fürsten und Frauen, welche halb mit Scheu, halb mit Liebe an seinen Plänen Theil nahmen, die verschiedenen europäischen Länder, denen er zeitweilig als der Richter und das böse Gewissen ihrer Künste angehörte: Alles wurde allmählich zum Echo seines Gedankens, seines unersättlichen Strebens nach einer zukünftigen Fruchtbarkeit; kam dieses Echo auch oft entstellt und verwirrt zu ihm zurück, so muss doch zuletzt der Uebermacht des gewaltigen Tones, welchen er hundertfältig in die Welt hineinrief, auch ein übermächtiger Nachklang entsprechen; und es wird bald nicht mehr möglich sein, ihn nicht zu hören, ihn falsch zu verstehen. Dieser Nachklang ist es schon jetzt, welcher die Kunststätten der modernen Menschen erzittern macht; jedesmal, wenn der Hauch seines Geistes in diese Gärten hineinblies, bewegte sich Alles, was darin windfällig und wipfeldürr war; und in noch beredterer Weise, als dieses Erzittern, spricht ein überall auftauchender Zweifel: Niemand weiss mehr zu sagen, wo nur immer noch die Wirkung Wagner's unvermuthet herausbrechen werde. Er ist ganz und gar ausser Stand, das Heil der Kunst losgetrennt von irgend welchem anderen Heil und Unheil zu betrachten: wo nur immer der moderne Geist Gefahren in sich birgt, da spürt er mit dem Auge des spähendsten Misstrauens auch die Gefahr der Kunst. Er nimmt in seiner Vorstellung das Gebäude unserer Civilisation aus einander und lässt sich nichts Morsches, nichts Leichtfertig-Gezimmertes entgehen: wenn er dabei auf wetterfeste Mauern und überhaupt auf dauerhaftere Fundamente stösst, so sinnt er sofort auf ein Mittel, daraus für seine Kunst Bollwerke und schützende Dächer zu gewinnen. Er lebt wie ein Flüchtling, der nicht sich, sondern ein Geheimniss zu bewahren trachtet; wie ein unglückliches Weib, welches das Leben des Kindes, das sie im Schoosse trägt, nicht ihr eigenes retten will: er lebt wie Sieglinde „um der Liebe willen."

Denn freilich ist es ein Leben voll mannichfacher Qual und Scham, in einer Welt unstät und unheimisch zu sein und doch zu ihr reden, von ihr fordern zu müssen, sie verachten und doch die Verachtete nicht entbehren zu können, — es ist die eigentliche Noth des Künstlers der Zukunft; als welcher nicht, gleich dem Philosophen, in einem dunklen Winkel für sich der Erkenntniss nachjagen kann: denn er braucht menschliche Seelen als Vermittler an die Zukunft, öffentliche Einrichtungen als Gewährleistung dieser Zukunft, als Brücken zwischen jetzt und einstmals. Seine Kunst ist auf dem Kahne der schriftlichen Aufzeichnung nicht einzuschiffen, wie diess der Philosoph vermag: die Kunst will Könnende als Ueberlieferer, nicht Buchstaben und Noten. Ueber ganze Strecken im Leben Wagner's hinweg klingt der Ton der Angst, diesen Könnenden nicht mehr nahe zu kommen und an Stelle des Beispiels, das er ihnen zu geben hat, gewaltsam auf die schriftliche Andeutung sich eingeschränkt zu sehen, und anstatt die That vorzuthun, den blassesten Schimmer der That Solchen zu zeigen, welche Bücher lesen, das heisst im Ganzen so viel als: welche keine Künstler sind.

Wagner als Schriftsteller zeigt den Zwang eines tapferen Menschen, dem man die rechte Hand zerschlagen hat und der mit der linken ficht: er ist immer ein Leidender, wenn er schreibt, weil er der rechten Mittheilung auf seine Weise, in Gestalt eines leuchtenden und siegreichen Beispiels, durch eine zeitweilig unüberwindliche Nothwendigkeit beraubt ist. Seine Schriften haben gar nichts Kanonisches, Strenges: sondern der Kanon liegt in den Werken. Es sind Versuche, den Instinct zu begreifen, welcher ihn zu seinen Werken trieb und gleichsam sich selber in's Auge zu sehen; hat er es erst erreicht, seinen Instinct in Erkenntniss umzuwandeln, so hofft er, dass in den Seelen seiner Leser der umgekehrte Process sich einstellen werde: mit dieser Aussicht schreibt er. Wenn sich vielleicht ergeben sollte, dass hierbei irgend etwas Unmögliches versucht worden ist, so hätte Wagner doch nur dasselbe Schicksal mit allen Denen gemein, welche über die Kunst nachdachten; und vor den Meisten von ihnen hat er voraus, dass in ihm der gewaltigste Gesammtinstinct der Kunst Herberge genommen hat. Ich kenne keine ästhetischen Schriften, welche so viel Licht brächten, wie die Wagnerischen; was über die Geburt des Kunstwerkes überhaupt zu erfahren ist, das ist aus ihnen zu erfahren. Es ist Einer der ganz Grossen, der hier als Zeuge auftritt und sein Zeugniss durch eine lange Reihe von Jahren immer mehr verbessert, befreit, verdeutlicht und aus dem Unbestimmten heraushebt; auch wenn er, als Erkennender, stolpert, schlägt er Feuer heraus. Gewisse Schriften, wie „Beethoven", „über das Dirigiren", „über Schauspieler und Sänger", „Staat und Religion", machen jedes Gelüst zum Widersprechen verstummen und erzwingen sich ein stilles innerliches, andächtiges Zuschauen, wie es sich beim Aufthun kostbarer Schreine geziemt. Andere, namentlich die aus der früheren Zeit, „Oper und Drama" mit eingerechnet, regen auf, machen Unruhe: es ist eine Ungleichmässigkeit des Rhythmus in ihnen, wodurch sie, als Prosa, in Verwirrung setzen. Die Dialektik in ihnen ist vielfältig gebrochen, der Gang durch Sprünge des Gefühls mehr gehemmt, als beschleunigt; eine Art von Widerwilligkeit des Schreibenden liegt wie ein Schatten auf ihnen, gleich als ob der Künstler des begrifflichen Demonstrirens sich schämte. Am meisten beschwert vielleicht den nicht ganz Vertrauten ein Ausdruck von autoritativer Würde, welcher ganz ihm eigen und schwer zu beschreiben ist: mir kommt es so vor, als ob Wagner häufig wie vor Feinden spreche — denn alle diese Schriften sind im Sprechstyl, nicht im Schreibstyl geschrieben, und man wird sie viel deutlicher finden, wenn man sie gut vorgetragen hört — vor Feinden, mit denen er keine Vertraulichkeit haben mag, weshalb er sich abhaltend, zurückhaltend zeigt. Nun bricht nicht selten die fortreissende Leidenschaft seines Gefühls durch diesen absichtlichen Faltenwurf hindurch; dann verschwindet die künstliche, schwere und mit Nebenworten reich geschwellte Periode, und es entschlüpfen ihm Sätze und ganze Seiten, welche zu dem Schönsten gehören, was die deutsche Prosa hat. Aber selbst angenommen, dass er in solchen Theilen seiner Schriften zu Freunden redet und das Gespenst seines Gegners dabei nicht mehr neben seinem Stuhle steht: alle die Freunde und Feinde, mit welchen Wagner als Schriftsteller sich einlässt, haben etwas Gemeinsames, was sie gründlich von jenem Volke abtrennt, für welches er als Künstler schafft. Sie sind in der Verfeinerung und Unfruchtbarkeit ihrer Bildung durchaus unvolksthümlich und Der, welcher von ihnen verstanden werden will, muss unvolksthümlich reden: so wie diess unsere besten Prosa-Schriftsteller gethan haben, so wie es auch Wagner thut. Mit welchem Zwange, das lässt sich errathen. Aber die Gewalt jenes vorsorglichen, gleichsam mütterlichen Triebes, welchem er jedes Opfer bringt, zieht ihn selber in den Dunstkreis der Gelehrten und Gebildeten zurück, dem er als Schaffender auf immer Lebewohl gesagt hat. Er unterwirft sich der Sprache der Bildung und allen Gesetzen ihrer Mittheilung, ob er schon der Erste gewesen ist, welcher das tiefe Ungenügen dieser Mittheilung empfunden hat.

Denn, wenn irgend Etwas seine Kunst gegen alle Kunst der neueren Zeiten abhebt, so ist es Diess: sie redet nicht mehr die Sprache der Bildung einer Kaste, und kennt überhaupt den Gegensatz von Gebildeten und Ungebildeten nicht mehr. Damit stellt sie sich in Gegensatz zu aller Cultur der Renaissance, welche bisher uns neuere Menschen in ihr Licht und ihren Schatten eingehüllt hatte. Indem die Kunst Wagner's uns auf Augenblicke aus ihr hinausträgt, vermögen wir ihren gleichartigen Charakter überhaupt erst zu überschauen: da erscheinen uns Goethe und Leopardi als die letzten grossen Nachzügler der italienischen Philologen-Poeten, der Faust als die Darstellung des unvolksthümlichsten Räthsels, welches sich die neueren Zeiten, in der Gestalt des nach Leben dürstenden theoretischen Menschen, aufgegeben haben; selbst das Goethische Lied ist dem Volksliede nachgesungen, nicht vorgesungen, und sein Dichter wusste, weshalb er mit so vielem Ernste einem Anhänger den Gedanken an's Herz legte: „meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist im Irrthum.“

Dass es überhaupt eine Kunst geben könne, so sonnenhaft hell und warm, um ebenso die Niedrigen und Armen im Geiste mit ihrem Strahle zu erleuchten, als den Hochmuth der Wissenden zu schmelzen: Das musste erfahren werden und war nicht zu errathen. Aber im Geiste eines Jeden, der es jetzt erfährt, muss es alle Begriffe über Erziehung und Cultur umwenden; ihm wird der Vorhang vor einer Zukunft aufgezogen scheinen, in welcher es keine höchsten Güter und Beglückungen mehr giebt, die nicht den Herzen Aller gemein sind. Der Schimpf, welcher bisher dem Worte „gemein“ anklebte, wird dann von ihm hinweggenommen sein.

Wenn sich solchermaassen die Ahnung in die Ferne wagt, wird die bewusste Einsicht die unheimliche sociale Unsicherheit unserer Gegenwart in’s Auge fassen und sich die Gefährdung einer Kunst nicht verbergen, welche gar keine Wurzeln zu haben scheint, wenn nicht in jener Ferne und Zukunft und die ihre blühenden Zweige uns eher zu Gesicht kommen lässt, als das Fundament, aus dem sie hervorwächst. Wie retten wir diese heimathlose Kunst hindurch bis zu jener Zukunft, wie dämmen wir die Fluth der überall unvermeidlich scheinenden Revolution so ein, dass mit dem Vielen, was dem Untergange geweiht ist und ihn verdient, nicht auch die beseligende Anticipation und Bürgschaft einer besseren Zukunft, einer freieren Menschheit weggeschwemmt wird?

Wer so sich fragt und sorgt, hat an Wagner’s Sorge Antheil genommen; er wird mit ihm sich getrieben fühlen, nach jenen bestehenden Mächten zu suchen, welche den guten Willen haben, in den Zeiten der Erdbeben und Umstürze die Schutzgeister der edelsten Besitzthümer der Menschheit zu sein. Einzig in diesem Sinne frägt Wagner durch seine Schriften bei den Gebildeten an, ob sie sein Vermächtniss, den kostbaren Ring seiner Kunst mit in ihren Schatzhäusern bergen wollen; und selbst das grossartige Vertrauen, welches Wagner dem deutschen Geiste auch in seinen politischen Zielen geschenkt hat, scheint mir darin seinen Ursprung zu haben, dass er dem Volke der Reformation jene Kraft, Milde und Tapferkeit zutraut, welche nöthig ist, um „das Meer der Revolution in das Bette des ruhig fliessenden Stromes der Menschheit einzudämmen“: und fast möchte ich meinen, dass er Diess und nichts Anderes durch die Symbolik seines Kaisermarsches ausdrücken wollte.

Im Allgemeinen ist aber der hülfreiche Drang des schaffenden Künstlers zu gross, der Horizont seiner Menschenliebe zu umfänglich, als dass sein Blick an den Umzäunungen des nationalen Wesens hängen bleiben sollte. Seine Gedanken sind wie die jedes guten und grossen Deutschen überdeutsch und die Sprache seiner Kunst redet nicht zu Völkern, sondern zu Menschen.

Aber zu Menschen der Zukunft.

Das ist der ihm eigenthümliche Glaube, seine Qual und seine Auszeichnung. Kein Künstler irgend welcher Vergangenheit hat eine so merkwürdige Mitgift von seinem Genius erhalten, Niemand hat ausser ihm diesen Tropfen herbster Bitterkeit mit jedem nektarischen Tranke, welchen die Begeisterung ihm reichte, trinken müssen. Es ist nicht, wie man glauben möchte, der verkannte, der gemisshandelte, der in seiner Zeit gleichsam flüchtige Künstler, welcher sich diesen Glauben, zur Nothwehr, gewann: Erfolg und Misserfolg bei den Zeitgenossen konnten ihn nicht aufheben und nicht begründen. Er gehört nicht zu diesem Geschlecht, mag es ihn preisen oder verwerfen: — das ist das Urtheil seines Instinctes; und ob je ein Geschlecht zu ihm gehören werde, das kann Dem, welcher daran nicht glauben mag, auch nicht bewiesen werden. Aber wohl kann auch dieser Ungläubige die Frage stellen, welcher Art ein Geschlecht sein müsse, in dem Wagner sein „Volk“ wiedererkennen würde, als den Inbegriff aller Derjenigen, welche eine gemeinsame Noth empfinden und sich von ihr durch eine gemeinsame Kunst erlösen wollen. Schiller freilich ist gläubiger und hoffnungsvoller gewesen: er hat nicht gefragt, wie wohl eine Zukunft aussehen werde, wenn der Instinct des Künstlers, der von ihr wahrsagt, Recht behalten sollte, vielmehr von den Künstlern gefordert:

Erhebet euch mit kühnem Flügel
hoch über euren Zeitenlauf!
Fern dämm’re schon in eurem Spiegel
das kommende Jahrhundert auf!

[«]

11.

Die gute Vernunft bewahre uns vor dem Glauben, dass die Menschheit irgend wann einmal endgültige ideale Ordnungen finden werde und dass dann das Glück mit immer gleichem Strahle, gleich der Sonne der Tropenländer, auf die solchermaassen Geordneten niederbrennen müsse: mit einem solchen Glauben hat Wagner Nichts zu thun, er ist kein Utopist. Wenn er des Glaubens an die Zukunft nicht entrathen kann, so heisst diess gerade nur so viel, dass er an den jetzigen Menschen Eigenschaften wahrnimmt, welche nicht zum unveränderlichen Charakter und Knochenbau des menschlichen Wesens gehören, sondern wandelbar, ja vergänglich sind, und dass gerade dieser Eigenschaften wegen die Kunst unter ihnen ohne Heimath und er selber der vorausgesendete Bote einer anderen Zeit sein müsse. Kein goldenes Zeitalter, kein unbewölkter Himmel ist diesen kommenden Geschlechtern beschieden, auf welche ihn sein Instinct anweist und deren ungefähre Züge aus der Geheimschrift seiner Kunst so weit zu errathen sind, als es möglich ist, von der Art der Befriedigung auf die Art der Noth zu schliessen. Auch die übermenschliche Güte und Gerechtigkeit wird nicht wie ein unbeweglicher Regenbogen über das Gefilde dieser Zukunft gespannt sein. Vielleicht wird jenes Geschlecht im Ganzen sogar böser erscheinen, als das jetzige, — denn es wird, im Schlimmen wie im Guten, offener sein; ja es wäre möglich, dass seine Seele, wenn sie einmal in vollem, freiem Klange sich ausspräche, unsere Seelen in ähnlicher Weise erschüttern und erschrecken würde, wie wenn die Stimme irgend eines bisher versteckten bösen Naturgeistes laut geworden wäre. Oder wie klingen diese Sätze an unser Ohr: dass die Leidenschaft besser ist, als der Stoicismus und die Heuchelei, dass Ehrlich-sein, selbst im Bösen, besser ist, als sich selber an die Sittlichkeit des Herkommens verlieren, dass der freie Mensch sowohl gut, als böse sein kann, dass aber der unfreie Mensch eine Schande der Natur ist, und an keinem himmlischen, noch irdischen Troste Antheil hat; endlich, dass Jeder, der frei werden will, es durch sich selber werden muss, und dass Niemandem die Freiheit als ein Wundergeschenk in den Schooss fällt. Wie schrill und unheimlich diess auch klingen möge: es sind Töne aus jener zukünftigen Welt, welche der Kunst wahrhaft bedürftig ist und von ihr auch wahrhafte Befriedigungen erwarten kann; es ist die Sprache der auch im Menschlichen wiederhergestellten Natur, es ist genau Das, was ich früher richtige Empfindung im Gegensatz zu der jetzt herrschenden unrichtigen Empfindung nannte.

Nun aber giebt es allein für die Natur, nicht für die Unnatur und die unrichtige Empfindung, wahre Befriedigungen und Erlösungen. Der Unnatur, wenn sie einmal zum Bewusstsein über sich gekommen ist, bleibt nur die Sehnsucht in’s Nichts übrig, die Natur dagegen begehrt nach Verwandelung durch Liebe: jene will nicht sein, diese will anders sein. Wer diess begriffen hat, führe sich jetzt in aller Stille der Seele die schlichten Motive der Wagnerischen Kunst vorüber, um sich zu fragen, ob mit ihnen die Natur oder die Unnatur ihre Ziele, wie diese eben bezeichnet wurden, verfolgt.

Der Unstäte, Verzweifelte findet durch die erbarmende Liebe eines Weibes, das lieber sterben, als ihm untreu sein will, die Erlösung von seiner Qual: das Motiv des fliegenden Holländers. — Die Liebende, allem eigenen Glück entsagend, wird, in einer himmlischen Wandelung von Amor in Caritas, zur Heiligen und rettet die Seele des Geliebten: Motiv des Tannhäuser. — Das Herrlichste, Höchste kommt verlangend herab zu den Menschen und will nicht nach dem Woher? gefragt sein; es geht, als die unselige Frage gestellt wird, mit schmerzlichem Zwang in sein höheres Leben zurück: Motiv des Lohengrin. — Die liebende Seele des Weibes und ebenso das Volk nehmen willig den neuen beglückenden Genius auf, obschon die Pfleger des Ueberlieferten und Herkömmlichen ihn von sich stossen und verlästern: Motiv der Meistersinger. Zwei Liebende, ohne Wissen über ihr Geliebtsein, sich vielmehr tief verwundet und verachtet glaubend, begehren von einander den Todestrank zu trinken, scheinbar zur Sühne der Beleidigung, in Wahrheit aber aus einem unbewussten Drange: sie wollen durch den Tod von aller Trennung und Verstellung befreit sein. Die geglaubte Nähe des Todes löst ihre Seele und führt sie in ein kurzes schauervolles Glück, wie als ob sie wirklich dem Tage, der Täuschung, ja dem Leben entronnen wären: Motiv in Tristan und Isolde.

Im Ringe des Nibelungen ist der tragische Held ein Gott, dessen Sinn nach Macht dürstet, und der, indem er alle Wege geht, sie zu gewinnen, sich durch Verträge bindet, seine Freiheit verliert, und in den Fluch, welcher auf der Macht liegt, verflochten wird. Er erfährt seine Unfreiheit gerade darin, dass er kein Mittel mehr hat, sich des goldenen Ringes, des Inbegriffs aller Erdenmacht und zugleich der höchsten Gefahren für ihn selbst, so lange er in dem Besitze seiner Feinde ist, zu bemächtigen: die Furcht vor dem Ende und der Dämmerung aller Götter überkommt ihn und ebenso die Verzweifelung darüber, diesem Ende nur entgegensehen, nicht entgegenwirken zu können. Er bedarf des freien furchtlosen Menschen, welcher, ohne seinen Rath und Beistand, ja im Kampfe wider die göttliche Ordnung, von sich aus die dem Gotte versagte That vollbringt: er sieht ihn nicht und gerade dann, wenn eine neue Hoffnung noch erwacht, muss er dem Zwange, der ihn bindet, gehorchen: durch seine Hand muss das Liebste vernichtet, das reinste Mitleiden mit seiner Noth bestraft werden. Da ekelt ihn endlich vor der Macht, welche das Böse und die Unfreiheit im Schoosse trägt, sein Wille bricht sich, er selber verlangt nach dem Ende, das ihm von ferne her droht. Und jetzt erst geschieht das früher Ersehnteste: der freie furchtlose Mensch erscheint, er ist im Widerspruche gegen alles Herkommen entstanden; seine Erzeuger büssen es, dass ein Bund wider die Ordnung der Natur und Sitte sie verknüpfte: sie gehen zu Grunde, aber Siegfried lebt. Im Anblicke seines herrlichen Werdens und Aufblühens weicht der Ekel aus der Seele Wotan's, er geht dem Geschicke des Helden mit dem Auge der väterlichsten Liebe und Angst nach. Wie er das Schwert sich schmiedet, den Drachen tödtet, den Ring gewinnt, dem listigsten Truge entgeht, Brünnhilde erweckt, wie der Fluch, der auf dem Ringe ruht, auch ihn nicht verschont, ihm nah und näher kommt, wie er, treu in Untreue, das Liebste aus Liebe verwundend, von den Schatten und Nebeln der Schuld umhüllt wird, aber zuletzt lauter wie die Sonne heraustaucht und untergeht, den ganzen Himmel mit seinem Feuerglanze entzündend und die Welt vom Fluche reinigend, — Das alles schaut der Gott, dem der waltende Speer im Kampfe mit dem Freiesten zerbrochen ist und der seine Macht an ihn verloren hat, voller Wonne am eigenen Unterliegen, voller Mitfreude und Mitleiden mit seinem Ueberwinder: sein Auge liegt mit dem Leuchten einer schmerzlichen Seligkeit auf den letzten Vorgängen, er ist frei geworden in Liebe, frei von sich selbst.

Und nun fragt euch selber, ihr Geschlechter jetzt lebender Menschen! Ward diess für euch gedichtet? Habt ihr den Muth, mit eurer Hand auf die Sterne dieses ganzen Himmelsgewölbes von Schönheit und Güte zu zeigen und zu sagen: es ist unser Leben, das Wagner unter die Sterne versetzt hat?

Wo sind unter euch die Menschen, welche das göttliche Bild Wotan's sich nach ihrem Leben zu deuten vermögen und welche selber immer grösser werden, je mehr sie, wie er, zurücktreten? Wer von euch will auf Macht verzichten, wissend und erfahrend, dass die Macht böse ist? Wo sind Die, welche wie Brünnhilde aus Liebe ihr Wissen dahingeben und zuletzt doch ihrem Leben das allerhöchste Wissen entnehmen: „trauernder Liebe tiefstes Leid schloss die Augen mir auf.“ Und die Freien, Furchtlosen, in unschuldiger Selbstigkeit aus sich Wachsenden und Blühenden, die Siegfriede unter euch?

Wer so fragt und vergebens fragt, der wird sich nach der Zukunft umsehen müssen; und sollte sein Blick in irgend welcher Ferne gerade noch jenes „Volk“ entdecken, welches seine eigene Geschichte aus den Zeichen der Wagnerischen Kunst herauslesen darf, so versteht er zuletzt auch, was Wagner diesem Volke sein wird: — Etwas, das er uns allen nicht sein kann, nämlich nicht der Seher einer Zukunft, wie er uns vielleicht erscheinen möchte, sondern der Deuter und Verklärer einer Vergangenheit.

[«]

Ein Neujahrswort an den Herausgeber der Wochenschrift „Im neuen Reich“.

[«]

[1]

Herrn Alfred Dove ist das Unglück widerfahren, in einem stelzbeinig geschriebenen und in jedem Betracht Befürchtungen erregenden „Neujahrsworte an die deutsche Geistesarbeit“ zuletzt wahrhaft schmählich auszugleiten und fallend in folgenden Tönen zu explodiren:

> „Da muss man nun von dem vergangenen Jahre anmerken, dass es auch hier wieder wirksame Mahnungen hervorgebracht: seinen Fachgenossen hat der namhafte Physiker Zöllner in einem freilich im Gesammteindrucke wunderlichen Buche, das aus Astronomie, Erkenntnisstheorie und ethischer Lehre zusammengemischt ist, vom reinsten Eifer getrieben eine ernste Busspredigt zur Einkehr in sich selbst und zur Rückkehr in die alte Einfalt ihrer Sitten gehalten. Bitterer, ja grausam scharf hat der Münchener Arzt Puschmann kürzlich Richard Wagner’s Grössenwahnsinn theoretisch nachzuweisen und zu zergliedern versucht, zu verwegen offenbar für ein menschliches Gericht über den Lebendigen, doch darf man sagen, dass er den Schuldigsten herausgegriffen. Beide Bücher, so manchen unheilvollen Anstoss sie gegeben, sind um ihrer warnenden Kraft willen entschieden hochzuhalten; keineswegs werden sie ohne nützliche Wirkung bleiben.“

Zuerst drücken wir unser ernstes Bedauern aus, dass der edle Name Zöllner’s durch die unbefugtesten Hände in eine so widerliche Gemeinschaft gezogen ist. Dann aber bleibt uns nur übrig, in Erstaunen und immer neues Erstaunen auszubrechen. Wie? Sollte nicht der Redacteur Dove, oder mindestens sein von ihm bedachter Leserkreis, ein Unicum, ein erstaunliches Unicum sein? Kein anderer Redacteur, auch der bedenklichste und verderbteste nicht, hat es gewagt, seinen Geschmack an Puschmann so frei und so pathetisch zu bekennen, offenbar in dem Glauben, dass dies wider den Anstand sein würde. Zu welcher Sorte von Publicum condescendirt also Herr Dove mit seinem „freien“ Pathos? Zu den Lesern des „Neuen Reichs“: innerhalb der vier Wände dieses „Neuen Reichs“, wenn Redacteur und Leser unter sich sind, ergötzt man sich, wie es scheint, an solchen Freiheiten —, anderwärts würden sie nur indigniren oder Ekel erregen. Selbst der eigentliche Gründer in scandalosis, Paul Lindau, hat ein vielleicht ähnliches Gelüst nur indirect zu verrathen vermocht, dadurch dass er jenen bewährten Skandal-Puschmann unter die Liste seiner Skandal-Mitarbeiter aufnahm. Zur Entschuldigung dürfte man sogar hier noch sagen, dass hier ein Bedürfniss vorlag. Die „Gegenwart“ bedarf Puschmann’s — das Gründerthum auf den Skandal hat seine Bedürfnisse; Verzeihung dem Bedürfnisse! Aber so ohne Bedürfniss, in der Manier Alfred Dove’s, Puschmann „anzugreifen“, Puschmann öffentlich die Hände zu schütteln — ist das möglich, wenn es doch nicht nöthig war? Welcher „Seelenarzt“ kann hier Auskunft geben? Oder war es doch nöthig? Welchen Zwang übten vielleicht jene Leser auf den impressionabeln Alfred Dove aus? — Inzwischen, bevor diese gar nicht rhetorisch gemeinten Fragen beantwortet sind, gratuliren wir dem Münchener „Specialisten für Psychiatrie“ zu diesem neuen Kameraden Alfred Dove, der sich ja in jenem Neujahrswort ebenfalls als Heilkünstler und Specialist gebärdet. Mögen sie zusammen wachsen und gedeihen, Puschmann und Dove, Dove und Puschmann, par nobile fratrum! Mögen sie besonders, wie wir Beiden zum Neujahr wünschen, sich baldigst mit einander, zu gegenseitiger Förderung, über die wirksamsten Geheimmittelchen, durch wissenschaftlich klingende Marktschreierei sich (oder ihr bedrucktes Blatt Papier) in Umlauf zu bringen, recht intim verständigen. Gewisslich wird der so feierlich angeredete Geist Puschmann’s nicht umsonst beschworen sein; fürderhin wird er Herrn Alfred Dove in der beschwerlichen Aufgabe unterstützen müssen, den unnatürlichen Geschmacksgelüsten der Leser des „Neuen Reiches“ psychiatrisch in befriedigender Weise beizukommen.

Prof. Dr. Friedrich Nietzsche

[«]

Menschliches, Allzumenschliches.

Ein Buch für freie Geister.

Von
Friedrich Nietzsche.

Erster Band.

Neue Ausgabe
mit einer einführenden Vorrede.

Leipzig.
Verlag von E. W. Fritzsch.
1886.

Dem Andenken Voltaire's
geweiht
zur Gedächtniss-Feier seines Todestages,
des 30. Mai 1778.

[Widmung Nietzsches zur Erstausgabe 1878]

Dieses monologische Buch, welches in Sorrent während eines Winteraufenthaltes (1876 auf 1877) entstand, würde jetzt der Oeffentlichkeit nicht übergeben werden, wenn nicht die Nähe des 30. Mai 1878 den Wunsch allzu lebhaft erregt hätte, einem der grössten Befreier des Geistes zur rechten Stunde eine persönliche Huldigung darzubringen.
[Hinweis Nietzsches zur Erstausgabe 1878]

MENSCHLICHES, ALLZUMENSCHLICHES I

[«]

An Stelle einer Vorrede.
Vorrede.

Erstes Hauptstück. Von den ersten und letzten Dingen.
1. 5. 10. 15. 20. 25. 30.

Zweites Hauptstück. Zur Geschichte der moralischen Empfindungen.
35. 40. 45. 50. 55. 60.
65. 70. 75. 80. 85. 90.
95. 100. 105.

Drittes Hauptstück. Das religiöse Leben.
108. 110. 115. 120.
125. 130. 135. 140.

Viertes Hauptstück. Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller.
145. 150. 155. 160. 165. 170.
175. 180. 185. 190. 195. 200.
205. 210. 215. 220.

Fünftes Hauptstück. Anzeichen höherer und niederer Cultur.
224. 230. 235. 240. 245. 250.
255. 260. 265. 270. 275. 280.
285. 290.

Sechstes Hauptstück. Der Mensch im Verkehr.
293. 300. 305. 310. 315. 320.
325. 330. 335. 340. 345. 350.

355. 360. 365. 370. 375.

Siebentes Hauptstück. Weib und Kind.

377. 380. 385. 390. 395. 400.
405. 410. 415. 420. 425. 430.
435.

Achtes Hauptstück. Ein Blick auf den Staat.

438. 445. 450. 455. 460.
465. 470. 475. 480.

Neuntes Hauptstück. Der Mensch mit sich allein.

483. 490. 495. 500. 505. 510.
515. 520. 525. 530. 535. 540.
545. 550. 555. 560. 565. 570.
575. 580. 585. 590. 595. 600.
605. 610. 615. 620. 625. 630.
635.

Unter Freunden. Ein Nachspiel.

1. 2.

An Stelle einer Vorrede.

„— eine Zeit lang erwog ich die verschiedenen Beschäftigungen, denen sich die Menschen in diesem Leben überlassen und machte den Versuch, die beste von ihnen auszuwählen. Aber es thut nicht noth, hier zu erzählen, auf was für Gedanken ich dabei kam: genug, dass für meinen Theil mir Nichts besser erschien, als wenn ich streng bei meinem Vorhaben verbliebe, das heisst: wenn ich die ganze Frist des Lebens darauf verwendete, meine Vernunft auszubilden und den Spuren der Wahrheit in der Art und Weise, welche ich mir vorgesetzt hatte, nachzugehen. Denn die Früchte, welche ich auf diesem Wege schon gekostet hatte, waren der Art, dass nach meinem Urtheile in diesem Leben nichts Angenehmeres, nichts Unschuldigeres gefunden werden kann; zudem liess mich jeder Tag, seit ich jene Art der Betrachtung zu Hülfe nahm, etwas Neues entdecken, das immer von einigem Gewichte und durchaus nicht allgemein bekannt war. Da wurde endlich meine Seele so voll von Freudigkeit, dass alle übrigen Dinge ihr Nichts mehr anthun konnten.“

Aus dem Lateinischen des Cartesius.

[Zur Erstausgabe 1878]

[«]

Vorrede.

1.

Es ist mir oft genug und immer mit grossem Befremden ausgedrückt worden, dass es etwas Gemeinsames und Auszeichnendes an allen meinen Schriften gäbe, von der „Geburt der Tragödie“ an bis zum letzthin veröffentlichten „Vorspiel einer Philosophie der Zukunft“: sie enthielten allesammt, hat man mir gesagt, Schlingen und Netze für unvorsichtige Vögel und beinahe eine beständige unvermerkte Aufforderung zur Umkehrung gewohnter Werthschätzungen und geschätzter Gewohnheiten. Wie? Alles nur — menschlich-allzumenschlich? Mit diesem Seufzer komme man aus meinen Schriften heraus, nicht ohne eine Art Scheu und Misstrauen selbst gegen die Moral, ja nicht übel versucht und ermuthigt, einmal den Fürsprecher der schlimmsten Dinge zu machen: wie als ob sie vielleicht nur die bestverleumdeten seien? Man hat meine Schriften eine Schule des Verdachts genannt, noch mehr der Verachtung, glücklicherweise auch des Muthes, ja der Verwegenheit. In der That, ich selbst glaube nicht, dass jemals Jemand mit einem gleich tiefen Verdachte in die Welt gesehn hat, und nicht nur als gelegentlicher Anwalt des Teufels, sondern ebenso sehr, theologisch zu reden, als Feind und Vorforderer Gottes; und wer etwas von den Folgen erräth, die in jedem tiefen Verdachte liegen, etwas von den Frösten und Aengsten der Vereinsamung, zu denen jede unbedingte Verschiedenheit des Blicks den mit ihr Behafteten verurtheilt, wird auch verstehn, wie oft ich zur Erholung von mir, gleichsam zum zeitweiligen Selbstvergessen, irgendwo unterzutreten suchte — in irgend einer Verehrung oder Feindschaft oder Wissenschaftlichkeit oder Leichtfertigkeit oder Dummheit; auch warum ich, wo ich nicht fand, was ich brauchte, es mir künstlich erzwingen, zurecht fälschen, zurecht dichten musste (— und was haben Dichter je Anderes gethan? und wozu wäre alle Kunst in der Welt da?). Was ich aber immer wieder am nöthigsten brauchte, zu meiner Kur und Selbst-Wiederherstellung, das war der Glaube, nicht dergestalt einzeln zu sein, einzeln zu sehn, — ein zauberhafter Argwohn von Verwandtschaft und Gleichheit in

Auge und Begierde, ein Ausruhen im Vertrauen der Freundschaft, eine Blindheit zu Zweien ohne Verdacht und Fragezeichen, ein Genuss an Vordergründen, Oberflächen, Nahem, Nächstem, an Allem, was Farbe, Haut und Scheinbarkeit hat. Vielleicht, dass man mir in diesem Betrachte mancherlei „Kunst“, mancherlei feinere Falschmünzerei vorrücken könnte: zum Beispiel, dass ich wissentlich-willentlich die Augen vor Schopenhauer’s blindem Willen zur Moral zugemacht hätte, zu einer Zeit, wo ich über Moral schon hellsichtig genug war; insgleichen dass ich mich über Richard Wagner’s unheilbare Romantik betrogen hätte, wie als ob sie ein Anfang und nicht ein Ende sei; insgleichen über die Griechen, insgleichen über die Deutschen und ihre Zukunft — und es gäbe vielleicht noch eine ganze lange Liste solcher Insgleichen? — gesetzt aber, dies Alles wäre wahr und mit gutem Grunde mir vorgerückt, was wisst ihr davon, was könntet ihr davon wissen, wie viel List der Selbst-Erhaltung, wie viel Vernunft und höhere Obhut in solchem Selbst-Betruge enthalten ist, — und wie viel Falschheit mir noch noth thut, damit ich mir immer wieder den Luxus meiner Wahrhaftigkeit gestatten darf?... Genug, ich lebe noch; und das Leben ist nun einmal nicht von der Moral ausgedacht: es will Täuschung, es lebt von der Täuschung... aber nicht wahr? da beginne ich bereits wieder und thue, was ich immer gethan habe, ich alter Immoralist und Vogelsteller — und rede unmoralisch, aussermoralisch, „jenseits von Gut und Böse“? —

[«]

2.

— So habe ich denn einstmals, als ich es nöthig hatte, mir auch die „freien Geister“ erfunden, denen dieses schwermüthig-muthige Buch mit dem Titel „Menschliches, Allzumenschliches“ gewidmet ist: dergleichen „freie Geister“ giebt es nicht, gab es nicht, — aber ich hatte sie damals, wie gesagt, zur Gesellschaft nöthig, um guter Dinge zu bleiben inmitten schlimmer Dinge (Krankheit, Vereinsamung, Fremde, Acedia, Unthätigkeit): als tapfere Gesellen und Gespenster, mit denen man schwätzt und lacht, wenn man Lust hat zu schwätzen und zu lachen, und die man zum Teufel schickt, wenn sie langweilig werden, — als ein Schadenersatz für mangelnde Freunde. Dass es dergleichen freie Geister einmal geben könnte, dass unser Europa unter seinen Söhnen von Morgen und Uebermorgen solche muntere und verwegene Gesellen haben wird, leibhaft und handgreiflich und nicht nur, wie in meinem Falle, als Schemen und Einsiedler-Schattenspiel: daran möchte ich am wenigsten zweifeln. Ich sehe sie bereits kommen, langsam, langsam; und vielleicht thue ich etwas, um ihr Kommen zu beschleunigen, wenn ich zum Voraus beschreibe, unter welchen Schicksalen ich sie entstehn, auf welchen Wegen ich sie kommen sehe? — —

[«]

3.

Man darf vermuthen, dass ein Geist, in dem der Typus „freier Geist“ einmal bis zur Vollkommenheit reif und süss werden soll, sein entscheidendes Ereigniss in einer grossen Loslösung gehabt hat, und dass er vorher um so mehr ein gebundener Geist war und für immer an seine Ecke und Säule gefesselt schien. Was bindet am festesten? welche Stricke sind beinahe unzerreissbar? Bei Menschen einer hohen und ausgesuchten Art werden es die Pflichten sein: jene Ehrfurcht, wie sie der Jugend eignet, jene Scheu und Zartheit vor allem Altverehrten und Würdigen, jene Dankbarkeit für den Boden, aus dem sie wuchsen, für die Hand, die sie führte, für das Heiligthum, wo sie anbeten lernten, — ihre höchsten Augenblicke selbst werden sie am festesten binden, am dauerndsten verpflichten. Die grosse Loslösung kommt für solchermaassen Gebundene plötzlich, wie ein Erdstoss: die junge Seele wird mit Einem Male erschüttert, losgerissen, herausgerissen, — sie selbst versteht nicht, was sich begiebt. Ein Antrieb und Andrang waltet und wird über sie Herr wie ein Befehl; ein Wille und Wunsch erwacht, fortzugehn, irgend wohin, um jeden Preis; eine heftige gefährliche Neugierde nach einer unentdeckten Welt flammt und flackert in allen ihren Sinnen. „Lieber sterben als hier leben“ — so klingt die gebieterische Stimme und Verführung: und dies „hier“, dies „zu Hause“ ist Alles, was sie bis dahin geliebt hatte! Ein plötzlicher Schrecken und Argwohn gegen Das, was sie liebte, ein Blitz von Verachtung gegen Das, was ihr „Pflicht“ hiess, ein aufrührerisches, willkürliches, vulkanisch stossendes Verlangen nach Wanderschaft, Fremde, Entfremdung, Erkältung, Ernüchterung, Vereisung, ein Hass auf die Liebe, vielleicht ein tempelschänderischer Griff und Blick rückwärts, dorthin, wo sie bis dahin anbetete und liebte, vielleicht eine Gluth der Scham über Das, was sie eben that, und ein Frohlocken zugleich, dass sie es that, ein trunkenes inneres frohlockendes Schaudern, in dem sich ein Sieg verräth — ein Sieg? über was? über wen? ein räthselhafter fragenreicher fragwürdiger Sieg, aber der erste Sieg immerhin: — dergleichen Schlimmes und Schmerzliches gehört zur Geschichte der grossen Loslösung. Sie ist eine Krankheit zugleich, die den Menschen zerstören kann, dieser erste Ausbruch von Kraft und Willen zur Selbstbestimmung, Selbst-Werthsetzung, dieser Wille zum freien Willen: und wie viel Krankheit drückt sich an den wilden Versuchen und Seltsamkeiten aus, mit denen der Befreite, Losgelöste sich nunmehr seine Herrschaft über die Dinge zu beweisen sucht! Er schweift grausam umher, mit einer unbefriedigten Lüsternheit; was er erbeutet, muss die gefährliche Spannung seines Stolzes abbüssen; er zerreisst, was ihn reizt. Mit einem bösen Lachen dreht er um, was er verhüllt, durch irgend eine Scham geschont findet: er versucht, wie diese Dinge aussehn, wenn man sie umkehrt. Es ist Willkür und Lust an der Willkür darin, wenn er vielleicht nun seine Gunst dem zuwendet, was bisher in schlechtem Rufe stand, — wenn er neugierig und versucherisch um das Verbotenste schleicht. Im Hintergrunde seines Treibens und Schweifens — denn er ist unruhig und ziellos unterwegs wie in einer Wüste — steht das Fragezeichen einer immer gefährlicheren Neugierde. „Kann man nicht alle Werthe umdrehn? und ist Gut vielleicht Böse? und Gott nur eine Erfindung und Feinheit des Teufels? Ist Alles vielleicht im letzten Grunde falsch? Und wenn wir Betrogene sind, sind wir nicht ebendadurch auch Betrüger? müssen wir nicht auch Betrüger sein?“ — solche Gedanken führen und verführen ihn, immer weiter fort, immer weiter ab. Die Einsamkeit umringt und umringelt ihn, immer drohender, würgender, herzzuschnürender, jene furchtbare Göttin und mater saeva cupidinum — aber wer weiß es heute, was Einsamkeit ist?...

[«]

4.

Von dieser krankhaften Vereinsamung, von der Wüste solcher Versuchs-Jahre ist der Weg noch weit bis zu jener ungeheuren überströmenden Sicherheit und Gesundheit, welche der Krankheit selbst nicht entrathen mag, als eines Mittels und Angelhakens der Erkenntniss, bis zu jener reifen Freiheit des Geistes, welche ebensosehr Selbstbeherrschung und Zucht des Herzens ist und die Wege zu vielen und entgegengesetzten Denkweisen erlaubt —, bis zu jener inneren Umfänglichkeit und Verwöhnung des Ueberreichthums, welche die Gefahr ausschliesst, dass der Geist sich etwa selbst in die eignen Wege verlöre und verliebte und in irgend einem Winkel berauscht sitzen bliebe, bis zu jenem Ueberschuss an plastischen, ausheilenden, nachbildenden und wiederherstellenden Kräften, welcher eben das Zeichen der grossen Gesundheit ist, jener Ueberschuss, der dem freien Geiste das gefährliche Vorrecht giebt, auf den Versuch hin leben und sich dem Abenteuer anbieten zu dürfen: das Meisterschafts-Vorrecht des freien Geistes! Dazwischen mögen lange Jahre der Genesung liegen, Jahre voll vielfarbiger schmerzlich-zauberhafter Wandlungen, beherrscht und am Zügel geführt durch einen zähen Willen zur Gesundheit, der sich oft schon als Gesundheit zu kleiden und zu verkleiden wagt. Es giebt einen mittleren Zustand darin, dessen ein Mensch solchen Schicksals später nicht ohne Rührung eingedenk ist: ein blasses feines Licht und Sonnenglück ist ihm zu eigen, ein Gefühl von Vogel-Freiheit, Vogel-Umblick, Vogel-Uebermuth, etwas Drittes, in dem sich Neugierde und zarte Verachtung gebunden haben. Ein „freier Geist“ — dies kühle Wort thut in jenem Zustande wohl, es wärmt beinahe. Man lebt, nicht mehr in den Fesseln von Liebe und Hass, ohne Ja, ohne Nein, freiwillig nahe, freiwillig ferne, am liebsten entschlüpfend, ausweichend, fortflatternd, wieder weg, wieder empor fliegend; man ist verwöhnt, wie Jeder, der einmal ein ungeheures Vielerlei unter sich gesehn hat, — und man ward zum Gegenstück Derer, welche sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehn. In der That, den freien Geist gehen nunmehr lauter Dinge an — und wie viele Dinge! — welche ihn nicht mehr bekümmern...

[«]

5.

Ein Schritt weiter in der Genesung: und der freie Geist nähert sich wieder dem Leben, langsam freilich, fast widerspänstig, fast misstrauisch. Es wird wieder wärmer um ihn, gelber gleichsam; Gefühl und Mitgefühl bekommen Tiefe, Thauwinde aller Art gehen über ihn weg. Fast ist ihm zu Muthe, als ob ihm jetzt erst die Augen für das Nahe aufgiengen. Er ist verwundert und sitzt stille: wo war er doch? Diese nahen und nächsten Dinge: wie scheinen sie ihm verwandelt! welchen Flaum und Zauber haben sie inzwischen bekommen! Er blickt dankbar zurück, — dankbar seiner Wanderschaft, seiner Härte und Selbstentfremdung, seinen Fernblicken und Vogelflügen in kalte Höhen. Wie gut, dass er nicht wie ein zärtlicher dumpfer Eckensteher immer „zu Hause“, immer „bei sich“ geblieben ist! er war ausser sich: es ist kein Zweifel. Jetzt erst sieht er sich selbst —, und welche Ueberraschungen findet er dabei! Welche unerprobten Schauder! Welches Glück noch in der Müdigkeit, der alten Krankheit, den Rückfällen des Genesenden! Wie es ihm gefällt, leidend stillzusitzen, Geduld zu spinnen, in der Sonne zu liegen! Wer versteht sich gleich ihm auf das Glück im Winter, auf die Sonnenflecke an der Mauer! Es sind die dankbarsten Thiere von der Welt, auch die bescheidensten, diese dem Leben wieder halb zugewendeten Genesenden und Eidechsen: — es giebt solche unter ihnen, die keinen Tag von sich lassen, ohne ihm ein kleines Loblied an den nachschleppenden Saum zu hängen. Und ernstlich geredet: es ist eine gründliche Kur gegen allen Pessimismus (den Krebsschaden alter Idealisten und Lügenbolde, wie bekannt —) auf die Art dieser freien Geister krank zu werden, eine gute Weile krank zu bleiben und dann, noch länger, noch länger, gesund, ich meine „gesünder“ zu werden. Es ist Weisheit darin, Lebens-Weisheit, sich die Gesundheit selbst lange Zeit nur in kleinen Dosen zu verordnen.

[«]

6.

Um jene Zeit mag es endlich geschehn, unter den plötzlichen Lichtern einer noch ungestümen, noch wechselnden Gesundheit, dass dem freien, immer freieren Geiste sich das Räthsel jener grossen Loslösung zu entschleiern beginnt, welches bis dahin dunkel, fragwürdig, fast unberührbar in seinem Gedächtniss gewartet hatte. Wenn er sich lange kaum zu fragen wagte „warum so abseits? so allein? Allem entsagend, was ich verehrte? der Verehrung selbst entsagend? warum diese Härte, dieser Argwohn, dieser Hass auf die eigenen Tugenden?“ — jetzt wagt und fragt er es laut und hört auch schon etwas wie Antwort darauf. „Du solltest Herr über dich werden, Herr auch über die eigenen Tugenden. Früher waren sie deine Herren; aber sie dürfen nur deine Werkzeuge neben andren Werkzeugen sein. Du solltest Gewalt über dein Für und Wider bekommen und es verstehn lernen, sie aus- und wieder einzuhängen, je nach deinem höheren Zwecke. Du solltest das Perspektivische in jeder Werthschätzung begreifen lernen — die Verschiebung, Verzerrung und scheinbare Teleologie der Horizonte und was Alles zum Perspektivischen gehört; auch das Stück Dummheit in Bezug auf entgegengesetzte Werthe und die ganze intellektuelle Einbusse, mit der sich jedes Für, jedes Wider bezahlt macht. Du solltest die nothwendige Ungerechtigkeit in jedem Für und Wider begreifen lernen, die Ungerechtigkeit als unablösbar vom Leben, das Leben selbst als bedingt durch das Perspektivische und seine Ungerechtigkeit. Du solltest vor Allem mit Augen sehn, wo die Ungerechtigkeit immer am grössten ist: dort nämlich, wo das Leben am kleinsten, engsten, dürftigsten, anfänglichsten entwickelt ist und dennoch nicht umhin kann, *sich* als Zweck und Maass der Dinge zu nehmen und seiner Erhaltung zu Liebe das Höhere, Grössere, Reichere heimlich und kleinlich und unablässig anzubröckeln und in Frage zu stellen, — du solltest das Problem der *Rangordnung* mit Augen sehn und wie Macht und Recht und Umfänglichkeit der Perspektive mit einander in die Höhe wachsen. Du solltest“ — genug, der freie Geist *weiss* nunmehr, welchem „du sollst“ er gehorcht hat, und auch, was er jetzt *kann*, was er jetzt erst — *darf*...

[«]

7.

Dergestalt giebt der freie Geist sich in Bezug auf jenes Räthsel von Loslösung Antwort und endet damit, indem er seinen Fall verallgemeinert, sich über sein Erlebniss also zu entscheiden. „Wie es mir ergieng, sagt er sich, muss es Jedem ergehn, in dem eine *Aufgabe* leibhaft werden und „zur Welt kommen“ will. Die heimliche Gewalt und Nothwendigkeit dieser Aufgabe wird unter und in seinen einzelnen Schicksalen walten gleich einer unbewussten Schwangerschaft, — lange, bevor er diese Aufgabe selbst in’s Auge gefasst hat und ihren Namen weiss. Unsre Bestimmung verfügt über uns, auch wenn wir sie noch nicht kennen; es ist die Zukunft, die unserm Heute die Regel giebt. Gesetzt, dass es *das Problem der Rangordnung* ist, von dem wir sagen dürfen, dass es *unser* Problem ist, wir freien Geister: jetzt, in dem Mittage unsres Lebens, verstehn wir es erst, was für Vorbereitungen, Umwege, Proben, Versuchungen, Verkleidungen das Problem nöthig hatte, ehe es vor uns aufsteigen *durfte*, und wie wir erst die vielfachsten und widersprechendsten Noth- und Glücksstände an Seele und Leib erfahren mussten, als Abenteurer und Weltumsegler jener inneren Welt, die „Mensch“ heisst, als Ausmesser jedes „Höher“ und „Uebereinander“, das gleichfalls „Mensch“ heisst — überallhin dringend, fast ohne Furcht, nichts verschmähend, nichts verlierend, alles auskostend, alles vom Zufälligen reinigend und gleichsam aussiebend — bis wir endlich sagen durften, wir freien Geister: „Hier — ein *neues* Problem! Hier eine lange Leiter, auf deren Sprossen wir selbst gesessen und gestiegen sind, — die wir selbst irgend wann *gewesen* sind! Hier ein Höher, ein Tiefer, ein Unter-uns, eine ungeheure lange Ordnung, eine Rangordnung, die wir *sehen*: hier — *unser* Problem!“——

[«]

8.

Es wird keinem Psychologen und Zeichendeuter einen Augenblick verborgen bleiben, an welche Stelle der eben geschilderten Entwicklung das vorliegende Buch gehört (oder *gestellt* ist —). Aber wo giebt es heute Psychologen? In Frankreich, gewiss; vielleicht in Russland; sicherlich nicht in Deutschland. Es fehlt nicht an Gründen, weshalb sich dies die heutigen Deutschen sogar noch zur Ehre anrechnen könnten: schlimm genug für Einen, der in diesem Stücke undeutsch geartet und gerathen ist! Dies *deutsche* Buch, welches in einem weiten Umkreis von Ländern und Völkern seine Leser zu finden gewusst hat — es ist ungefähr zehn Jahr unterwegs — und sich auf irgend welche Musik und Flötenkunst verstehn muss, durch die auch spröde Ausländer-Ohren zum Horchen verführt werden, — gerade in Deutschland ist dies Buch am nachlässigsten gelesen, am schlechtesten *gehört* worden: woran liegt das? — „Es verlangt zu viel, hat man mir geantwortet, es wendet sich an Menschen ohne die Drangsal grober Pflichten, es will feine und verwöhnte Sinne, es hat Ueberfluss nöthig, Ueberfluss an Zeit, an Helligkeit des Himmels und Herzens, an otium im verwegensten Sinne: — lauter gute Dinge, die wir Deutschen von Heute nicht haben und also auch nicht geben können.“ — Nach einer so artigen Antwort räth mir meine Philosophie, zu schweigen und nicht mehr weiter zu fragen; zumal man in gewissen Fällen, wie das Sprüchwort andeutet, nur dadurch Philosoph *bleibt*, dass man — schweigt.

Nizza, im Frühling 1886.

[«]

Erstes Hauptstück. Von den ersten und letzten Dingen.

1.

Chemie der Begriffe und Empfindungen. — Die philosophischen Probleme nehmen jetzt wieder fast in allen Stücken dieselbe Form der Frage an, wie vor zweitausend Jahren: wie kann Etwas aus seinem Gegensatz entstehen, zum Beispiel Vernünftiges aus Vernunftlosem, Empfindendes aus Todtem, Logik aus Unlogik, interesseloses Anschauen aus begehrlichem Wollen, Leben für Andere aus Egoismus, Wahrheit aus Irrthümern? Die metaphysische Philosophie half sich bisher über diese Schwierigkeit hinweg, insofern sie die Entstehung des Einen aus dem Andern leugnete und für die höher gewertheten Dinge einen Wunder-Ursprung annahm, unmittelbar aus dem Kern und Wesen des „Dinges an sich“ heraus. Die historische Philosophie dagegen, welche gar nicht mehr getrennt von der Naturwissenschaft zu denken ist, die allerjüngste aller philosophischen Methoden, ermittelte in einzelnen Fällen (und vermuthlich wird diess in allen ihr Ergebniss sein), dass es keine Gegensätze sind, ausser in der gewohnten Übertreibung der populären oder metaphysischen Auffassung und dass ein Irrthum der Vernunft dieser Gegenüberstellung zu Grunde liegt: nach ihrer Erklärung giebt es, streng gefasst, weder ein unegoistisches Handeln, noch ein völlig interesseloses Anschauen, es sind beides nur Sublimirungen, bei denen das Grundelement fast verflüchtigt erscheint und nur noch für die feinste Beobachtung sich als vorhanden erweist. — Alles, was wir brauchen und was erst bei der gegenwärtigen Höhe der einzelnen Wissenschaften uns gegeben werden kann, ist eine Chemie der moralischen, religiösen, ästhetischen Vorstellungen und Empfindungen, ebenso aller jener Regungen, welche wir im Gross- und Kleinverkehr der Cultur und Gesellschaft, ja in der Einsamkeit an uns erleben: wie, wenn diese Chemie mit dem Ergebniss abschlösse, dass auch auf diesem Gebiete die herrlichsten Farben aus niedrigen, ja verachteten Stoffen gewonnen sind?

Werden Viele Lust haben, solchen Untersuchungen zu folgen? Die Menschheit liebt es, die Fragen über Herkunft und Anfänge sich aus dem Sinn zu schlagen: muss man nicht fast entmenscht sein, um den entgegengesetzten Hang in sich zu spüren? —

[«]

2.

Erbfehler der Philosophen. — Alle Philosophen haben den gemeinsamen Fehler an sich, dass sie vom gegenwärtigen Menschen ausgehen und durch eine Analyse desselben an's Ziel zu kommen meinen. Unwillkürlich schwebt ihnen „der Mensch“ als eine aeterna veritas, als ein Gleichbleibendes in allem Strudel, als ein sicheres Maass der Dinge vor. Alles, was der Philosoph über den Menschen aussagt, ist aber im Grunde nicht mehr, als ein Zeugniss über den Menschen eines sehr beschränkten Zeitraumes. Mangel an historischem Sinn ist der Erbfehler aller Philosophen; manche sogar nehmen unversehens die allerjüngste Gestaltung des Menschen, wie eine solche unter dem Eindruck bestimmter Religionen, ja bestimmter politischer Ereignisse entstanden ist, als die feste Form, von der man ausgehen müsse. Sie wollen nicht lernen, dass der Mensch geworden ist, dass auch das Erkenntnissvermögen geworden ist; während Einige von ihnen sogar die ganze Welt aus diesem Erkenntnissvermögen sich herausspinnen lassen. — Nun ist alles Wesentliche der menschlichen Entwickelung in Urzeiten vor sich gegangen, lange vor jenen vier tausend Jahren, die wir ungefähr kennen; in diesen mag sich der Mensch nicht viel mehr verändert haben. Da sieht aber der Philosoph „Instincte“ am gegenwärtigen Menschen und nimmt an, dass diese zu den unveränderlichen Thatsachen des Menschen gehören und insofern einen Schüssel zum Verständniss der Welt überhaupt abgeben können; die ganze Teleologie ist darauf gebaut, dass man vom Menschen der letzten vier Jahrtausende als von einem ewigen redet, zu welchem hin alle Dinge in der Welt von ihrem Anbeginne eine natürliche Richtung haben. Alles aber ist geworden; es giebt keine ewigen Thatsachen: sowie es keine absoluten Wahrheiten giebt. — Demnach ist das historische Philosophiren von jetzt ab nöthig und mit ihm die Tugend der Bescheidung.

[«]

3.

Schätzung der unscheinbaren Wahrheiten. — Es ist das Merkmal einer höhern Cultur, die kleinen unscheinbaren Wahrheiten, welche mit strenger Methode gefunden wurden, höher zu schätzen, als die beglückenden und blendenden Irrthümer, welche metaphysischen und künstlerischen Zeitaltern und Menschen entstammen. Zunächst hat man gegen erstere den Hohn auf den Lippen, als könne hier gar nichts Gleichberechtigtes gegen einander stehen: so bescheiden, schlicht, nüchtern, ja scheinbar entmuthigend stehen diese, so schön, prunkend, berauschend, ja vielleicht beseligend stehen jene da. Aber das mühsam Errungene, Gewisse, Dauernde und desshalb für jede weitere Erkenntniss noch Folgenreiche ist doch das Höhere, zu ihm sich zu halten ist männlich und zeigt Tapferkeit, Schlichtheit, Enthaltsamkeit an. Allmählich wird nicht nur der Einzelne, sondern die gesammte Menschheit zu dieser Männlichkeit emporgehoben werden, wenn sie sich endlich an die höhere Schätzung der haltbaren, dauerhaften Erkenntnisse gewöhnt und allen Glauben an Inspiration und wundergleiche Mittheilung von Wahrheiten verloren hat. — Die Verehrer der Formen freilich, mit ihrem Maassstabe des Schönen und Erhabenen, werden zunächst gute Gründe zu spotten haben, sobald die Schätzung der unscheinbaren Wahrheiten und der wissenschaftliche Geist anfängt zur Herrschaft zu kommen: aber nur weil entweder ihr Auge sich noch nicht dem Reiz der schlichtesten Form erschlossen hat oder weil die in jenem Geiste erzogenen Menschen noch lange nicht völlig und innerlich von ihm durchdrungen sind, so dass sie immer noch gedankenlos alte Formen nachmachen (und diess schlecht genug, wie es Jemand thut, dem nicht mehr viel an einer Sache liegt). Ehemals war der Geist nicht durch strenges Denken in Anspruch genommen, da lag sein Ernst im Ausspinnen von Symbolen und Formen. Das hat sich verändert; jener Ernst des Symbolischen ist zum Kennzeichen der niederen Cultur geworden; wie unsere Künste selber immer intellectualer, unsere Sinne geistiger werden, und wie man zum Beispiel jetzt ganz anders darüber urtheilt, was sinnlich wohltönend ist, als vor hundert Jahren: so werden auch die Formen unseres Lebens immer geistiger, für das Auge älterer Zeiten vielleicht hässlicher, aber nur weil es nicht zu sehen vermag, wie das Reich der inneren, geistigen Schönheit sich fortwährend vertieft und erweitert und in wie fern uns Allen der geistreiche Blick jetzt mehr gelten darf, als der schönste Gliederbau und das erhabenste Bauwerk.

[«]

4.

Astrologie und Verwandtes. — Es ist wahrscheinlich, dass die Objecte des religiösen, moralischen und ästhetischen Empfindens ebenfalls nur zur Oberfläche der Dinge gehören, während der Mensch gerne glaubt, dass er hier wenigstens an das Herz der Welt rühre; er täuscht sich, weil jene Dinge ihn so tief beseligen und so tief unglücklich machen, und zeigt also hier denselben Stolz wie bei der Astrologie. Denn diese meint, der Sternenhimmel drehte sich um das Loos des Menschen; der moralische Mensch aber setzt voraus, Das, was ihm wesentlich am Herzen liege, müsse auch Wesen und Herz der Dinge sein.

[«]

5.

Missverständniss des Traumes. — Im Traume glaubte der Mensch in den Zeitaltern roher uranfänglicher Cultur eine *zweite reale Welt* kennen zu lernen; hier ist der Ursprung aller Metaphysik. Ohne den Traum hätte man keinen Anlass zu einer Scheidung der Welt gefunden. Auch die Zerlegung in Seele und Leib hängt mit der ältesten Auffassung des Traumes zusammen, ebenso die Annahme eines Seelenscheinleibes, also die Herkunft alles Geisterglaubens, und wahrscheinlich auch des Götterglaubens. „Der Todte lebt fort; *denn* er erscheint dem Lebenden im Traume“: so schloss man ehedem, durch viele Jahrtausende hindurch.

[«]

6.

Der Geist der Wissenschaft im Theil, nicht im Ganzen mächtig. — Die abgetrennten *kleinsten* Gebiete der Wissenschaft werden rein sachlich behandelt: die allgemeinen grossen Wissenschaften dagegen legen, als Ganzes betrachtet, die Frage — eine recht unsachliche Frage freilich — auf die Lippen: wozu? zu welchem Nutzen? Wegen dieser Rücksicht auf den Nutzen werden sie, als Ganzes, weniger unpersönlich, als in ihren Theilen behandelt. Bei der Philosophie nun gar, als bei der Spitze der gesammten Wissenspyramide, wird unwillkürlich die Frage nach dem Nutzen der Erkenntniss überhaupt aufgeworfen, und jede Philosophie hat unbewusst die Absicht, ihr den höchsten Nutzen zuzuschreiben. Desshalb giebt es in allen Philosophien so viel hochfliegende Metaphysik und eine solche Scheu vor den unbedeutend erscheinenden Lösungen der Physik; denn die Bedeutsamkeit der Erkenntniss für das Leben soll so gross als möglich erscheinen. Hier ist der Antagonismus zwischen den wissenschaftlichen Einzelgebieten und der Philosophie. Letztere will, was die Kunst will, dem Leben und Handeln möglichste Tiefe und Bedeutung geben; in ersteren sucht man Erkenntniss und Nichts weiter, — was dabei auch herauskomme. Es hat bis jetzt noch keinen Philosophen gegeben, unter dessen Händen die Philosophie nicht zu einer Apologie der Erkenntniss geworden wäre; in diesem Puncte wenigstens ist ein jeder Optimist, dass dieser die höchste Nützlichkeit zugesprochen werden müsse. Sie alle werden von der Logik tyrannisirt: und diese ist ihrem Wesen nach Optimismus.

[«]

7.

Der Störenfried in der Wissenschaft. — Die Philosophie schied sich von der Wissenschaft, als sie die Frage stellte: welches ist diejenige Erkenntniss der Welt und des Lebens, bei welcher der Mensch am glücklichsten lebt? Diess geschah in den sokratischen Schulen: durch den Gesichtspunct des Glücks unterband man die Blutadern der wissenschaftlichen Forschung — und thut es heute noch.

[«]

8.

Pneumatische Erklärung der Natur. — Die Metaphysik erklärt die Schrift der Natur gleichsam pneumatisch, wie die Kirche und ihre Gelehrten es ehemals mit der Bibel thaten. Es gehört sehr viel Verstand dazu, um auf die Natur die selbe Art der strengeren Erklärungskunst anzuwenden, wie jetzt die Philologen sie für alle Bücher geschaffen haben: mit der Absicht, schlicht zu verstehen, was die Schrift sagen will, aber nicht einen doppelten Sinn zu wittern, ja vorauszusetzen. Wie aber selbst in Betreff der Bücher die schlechte Erklärungskunst keineswegs völlig überwunden ist und man in der besten gebildeten Gesellschaft noch fortwährend auf Ueberreste allegorischer und mystischer Ausdeutung stösst: so steht es auch in Betreff der Natur — ja noch viel schlimmer.

[«]

9.

Metaphysische Welt. — Es ist wahr, es könnte eine metaphysische Welt geben; die absolute Möglichkeit davon ist kaum zu bekämpfen. Wir sehen alle Dinge durch den Menschenkopf an und können diesen Kopf nicht abschneiden; während doch die Frage übrig bleibt, was von der Welt noch da wäre, wenn man ihn doch abgeschnitten hätte. Diess ist ein rein wissenschaftliches Problem und nicht sehr geeignet, den Menschen Sorgen zu machen; aber Alles, was ihnen bisher metaphysische Annahmen werthvoll, schreckenvoll, lustvoll gemacht, was sie erzeugt hat, ist Leidenschaft, Irrthum und Selbstbetrug; die allerschlechtesten Methoden der Erkenntniss, nicht die allerbesten, haben daran glauben lehren. Wenn man diese Methoden, als das Fundament aller vorhandenen Religionen und Metaphysiken, aufgedeckt hat, hat man sie widerlegt. Dann bleibt immer noch jene Möglichkeit übrig; aber mit ihr kann man gar Nichts anfangen, geschweige denn, dass man Glück, Heil und Leben von den Spinnenfäden einer solchen Möglichkeit abhängen lassen dürfte. — Denn man könnte von der metaphysischen Welt gar Nichts aussagen, als ein Anderssein, ein uns unzugängliches, unbegreifliches Anderssein; es wäre ein Ding mit negativen Eigenschaften. — Wäre die Existenz einer solchen Welt noch so gut bewiesen, so stünde doch fest, dass die gleichgültigste aller Erkenntnisse eben ihre Erkenntniss wäre: noch gleichgültiger als dem Schiffer in Sturmesgefahr die Erkenntniss von der chemischen Analysis des Wassers sein muss.

[«]

10.

Harmlosigkeit der Metaphysik in der Zukunft. — Sobald die Religion, Kunst und Moral in ihrer Entstehung so beschrieben sind, dass man sie vollständig sich erklären kann, ohne zur Annahme metaphysischer Eingriffe am Beginn und im Verlaufe der Bahn seine Zuflucht zu nehmen, hört das stärkste Interesse an dem rein theoretischen Problem vom „Ding an sich“ und der „Erscheinung“ auf. Denn wie es hier auch stehe: mit Religion, Kunst und Moral rühren wir nicht an das „Wesen der Welt an sich“; wir sind im Bereiche der Vorstellung, keine „Ahnung“ kann uns weitertragen. Mit voller Ruhe wird man die Frage, wie unser Weltbild so stark sich von dem erschlossenen Wesen der Welt unterscheiden könne, der Physiologie und der Entwickelungsgeschichte der Organismen und Begriffe überlassen.

[«]

11.

Die Sprache als vermeintliche Wissenschaft. — Die Bedeutung der Sprache für die Entwickelung der Cultur liegt darin, dass in ihr der Mensch eine eigene Welt neben die andere stellte, einen Ort, welchen er für so fest hielt, um von ihm aus die übrige Welt aus den Angeln zu heben und sich zum Herrn derselben zu machen. Insofern der Mensch an die Begriffe und Namen der Dinge als an aeternae veritates durch lange Zeitstrecken hindurch geglaubt hat, hat er sich jenen Stolz angeeignet, mit dem er sich über das Thier erhob: er meinte wirklich in der Sprache die Erkenntniss der Welt zu haben. Der Sprachbildner war nicht so bescheiden, zu glauben, dass er den Dingen eben nur Bezeichnungen gebe, er drückte vielmehr, wie er wähnte, das höchste Wissen über die Dinge mit den Worten aus; in der That ist die Sprache die erste Stufe der Bemühung um die Wissenschaft. Der Glaube an die gefundene Wahrheit ist es auch hier, aus dem die mächtigsten Kraftquellen geflossen sind. Sehr nachträglich — jetzt erst — dämmert es den Menschen auf, dass sie einen ungeheuren Irrthum in ihrem Glauben an die Sprache propagirt haben. Glücklicherweise ist es zu spät, als dass es die Entwickelung der Vernunft, die auf jenem Glauben beruht, wieder rückgängig machen könnte. — Auch die Logik beruht auf Voraussetzungen, denen Nichts in der wirklichen Welt entspricht, z.B. auf der Voraussetzung der Gleichheit von Dingen, der Identität des selben Dinges in verschiedenen Puncten der Zeit: aber jene Wissenschaft entstand durch den entgegengesetzten Glauben (dass es dergleichen in der wirklichen Welt allerdings gebe). Ebenso steht es mit der Mathematik, welche gewiss nicht entstanden wäre, wenn man von Anfang an gewusst hätte, dass es in der Natur keine exact gerade Linie, keinen wirklichen Kreis, kein absolutes Grössenmaass gebe.

[«]

12.

Traum und Cultur. — Die Gehirnfunction, welche durch den Schlaf am meisten beeinträchtigt wird, ist das Gedächtniss: nicht dass es ganz pausirte, — aber es ist auf einen Zustand der Unvollkommenheit zurückgebracht, wie es in Urzeiten der Menschheit bei Jedermann am Tage und im Wachen gewesen sein mag. Willkürlich und verworren, wie es ist, verwechselt es fortwährend die Dinge auf Grund der flüchtigsten Aehnlichkeiten: aber mit der selben Willkür und Verworrenheit dichteten die Völker ihre Mythologien, und noch jetzt pflegen Reisende zu beobachten, wie sehr der Wilde zur Vergesslichkeit neigt, wie sein Geist nach kurzer Anspannung des Gedächtnisses hin und her zu taumeln beginnt und er, aus blosser Erschlaffung, Lügen und Unsinn hervorbringt. Aber wir Alle gleichen im Traume diesem Wilden; das schlechte Wiedererkennen und irrthümliche Gleichsetzen ist der Grund des schlechten Schliessens, dessen wir uns im Traume schuldig machen: so dass wir, bei deutlicher Vergegenwärtigung eines Traumes, vor uns erschrecken, weil wir so viel Narrheit in uns bergen. — Die vollkommene Deutlichkeit aller Traum-Vorstellungen, welche den unbedingten Glauben an ihre Realität zur Voraussetzung hat, erinnert uns wieder an Zustände früherer Menschheit, in der die Hallucination ausserordentlich häufig war und mitunter ganze Gemeinden, ganze Völker gleichzeitig ergriff. Also: im Schlaf und Traum machen wir das Pensum früheren Menschenthums noch einmal durch.

[«]

13.

Logik des Traumes. — Im Schlafe ist fortwährend unser Nervensystem durch mannichfache innere Anlässe in Erregung, fast alle Organe secerniren und sind in Thätigkeit, das Blut macht seinen ungestümen Kreislauf, die Lage des Schlafenden drückt einzelne Glieder, seine Decken beeinflussen die Empfindung verschiedenartig, der Magen verdaut und beunruhigt mit seinen Bewegungen andere Organe, die Gedärme winden sich, die Stellung des Kopfes bringt ungewöhnliche Muskellagen mit sich, die Füsse, unbeschuht, nicht mit den Sohlen den Boden drückend, verursachen das Gefühl des Ungewöhnlichen ebenso wie die andersartige Bekleidung des ganzen Körpers, — alles diess nach seinem täglichen Wechsel und Grade erregt durch seine Aussergewöhnlichkeit das gesammte System bis in die Gehirnfunction hinein: und so giebt es hundert Anlässe für den Geist, um sich zu verwundern und nach Gründen dieser Erregung zu suchen: der Traum aber ist das Suchen und Vorstellen der Ursachen für jene erregten Empfindungen, das heisst der vermeintlichen Ursachen. Wer zum Beispiel seine Füsse mit zwei Riemen umgürtet, träumt wohl, dass zwei Schlangen seine Füsse umringeln: diess ist zuerst eine Hypothese, sodann ein Glaube, mit einer begleitenden bildlichen Vorstellung und Ausdichtung: „diese Schlangen müssen die causa jener Empfindung sein, welche ich, der Schlafende, habe“, — so urtheilt der Geist des Schlafenden. Die so erschlossene nächste Vergangenheit wird durch die erregte Phantasie ihm zur Gegenwart. So weiss Jeder aus Erfahrung, wie schnell der Träumende einen starken an ihn dringenden Ton, zum Beispiel Glockenläuten, Kanonenschüsse in seinen Traum verflicht, das heisst aus ihm hinterdrein erklärt, so dass er zuerst die veranlassenden Umstände, dann jenen Ton zu erleben meint. — Wie kommt es aber, dass der Geist des Träumenden immer so fehl greift, während der selbe Geist im Wachen so nüchtern, behutsam und in Bezug auf Hypothesen so skeptisch zu sein pflegt? so dass ihm die erste beste Hypothese zur Erklärung eines Gefühls genügt, um sofort an ihre Wahrheit zu glauben? (denn wir glauben im Traume an den Traum, als sei er Realität, das heisst wir halten unsre Hypothese für völlig erwiesen). — Ich meine: wie jetzt noch der Mensch im Traume schliesst, so schloss die Menschheit auch im Wachen viele Jahrtausende hindurch: die erste causa, die dem Geiste einfiel, um irgend Etwas, das der Erklärung bedurfte, zu erklären, genügte ihm und galt als Wahrheit. (So verfahren nach den Erzählungen der Reisenden die Wilden heute noch.) Im Traum übt sich dieses uralte Stück Menschenthum in uns fort, denn es ist die Grundlage, auf der die höhere Vernunft sich entwickelte und in jedem Menschen sich noch entwickelt: der Traum bringt uns in ferne Zustände der menschlichen Cultur wieder zurück und giebt ein Mittel an die Hand, sie besser zu verstehen. Das Traumdenken wird uns jetzt so leicht, weil wir in ungeheuren Entwickelungsstrecken der Menschheit gerade auf diese Form des phantastischen und wohlfeilen Erklärens aus dem ersten beliebigen Einfalle heraus so gut eingedrillt worden sind. Insofern ist der Traum eine Erholung für das Gehirn, welches am Tage den strengeren

Anforderungen an das Denken zu genügen hat, wie sie von der höheren Cultur gestellt werden. — Einen verwandten Vorgang können wir geradezu als Pforte und Vorhalle des Traumes noch bei wachem Verstande in Augenschein nehmen. Schliessen wir die Augen, so producirt das Gehirn eine Menge von Lichteindrücken und Farben, wahrscheinlich als eine Art Nachspiel und Echo aller jener Lichtwirkungen, welche am Tage auf dasselbe eindringen. Nun verarbeitet aber der Verstand (mit der Phantasie im Bunde) diese an sich formlosen Farbenspiele sofort zu bestimmten Figuren, Gestalten, Landschaften, belebten Gruppen. Der eigentliche Vorgang dabei ist wiederum eine Art Schluss von der Wirkung auf die Ursache; indem der Geist fragt: woher diese Lichteindrücke und Farben, supponirt er als Ursachen jene Figuren, Gestalten: sie gelten ihm als die Veranlassungen jener Farben und Lichter, weil er, am Tage, bei offenen Augen, gewohnt ist, zu jeder Farbe, jedem Lichteindrucke eine veranlassende Ursache zu finden. Hier also schiebt ihm die Phantasie fortwährend Bilder vor, indem sie an die Gesichtseindrücke des Tages sich in ihrer Production anlehnt, und gerade so macht es die Traumphantasie: — das heisst die vermeintliche Ursache wird aus der Wirkung erschlossen und nach der Wirkung vorgestellt: alles diess mit ausserordentlicher Schnelligkeit, so dass hier wie beim Taschenspieler eine Verwirrung des Urtheils entstehen und ein Nacheinander sich wie etwas Gleichzeitiges, selbst wie ein umgedrehtes Nacheinander ausnehmen kann. — Wir können aus diesen Vorgängen entnehmen, wie spät das schärfere logische Denken, das Strengnehmen von Ursache und Wirkung, entwickelt worden ist, wenn unsere Vernunft- und Verstandesfunctionen jetzt noch unwillkürlich nach jenen primitiven Formen des Schliessens zurückgreifen und wir ziemlich die Hälfte unseres Lebens in diesem Zustande leben. — Auch der Dichter, der Künstler schiebt seinen Stimmungen und Zuständen Ursachen unter, welche durchaus nicht die wahren sind; er erinnert insofern an älteres Menschenthum und kann uns zum Verständnisse desselben verhelfen.

[«]

14.

Miterklingen. — Alle stärkeren Stimmungen bringen ein Miterklingen verwandter Empfindungen und Stimmungen mit sich; sie wühlen gleichsam das Gedächtniss auf. Es erinnert sich bei ihnen Etwas in uns und wird sich ähnlicher Zustände und deren Herkunft bewusst. So bilden sich angewöhnte rasche Verbindungen von Gefühlen und Gedanken, welche zuletzt, wenn sie blitzschnell hinter einander erfolgen, nicht einmal mehr als Complexe, sondern als Einheiten empfunden werden. In diesem Sinne redet man vom moralischen Gefühle, vom religiösen Gefühle, wie als ob diess lauter Einheiten seien: in Wahrheit sind sie Ströme mit hundert Quellen und Zuflüssen. Auch hier, wie so oft, verbürgt die Einheit des Wortes Nichts für die Einheit der Sache.

[«]

15.

Kein Innen und Aussen in der Welt. — Wie Demokrit die Begriffe Oben und Unten auf den unendlichen Raum übertrug, wo sie keinen Sinn haben, so die Philosophen überhaupt den Begriff „Innen und Aussen“ auf Wesen und Erscheinung der Welt; sie meinen, mit tiefen Gefühlen komme man tief in’s Innere, nahe man sich dem Herzen der Natur. Aber diese Gefühle sind nur insofern tief, als mit ihnen, kaum bemerkbar, gewisse complicirte Gedankengruppen regelmässig erregt werden, welche wir tief nennen; ein Gefühl ist tief, weil wir den begleitenden Gedanken für tief halten. Aber der tiefe Gedanke kann dennoch der Wahrheit sehr fern sein, wie zum Beispiel jeder metaphysische; rechnet man vom tiefen Gefühle die beigemischten Gedankenelemente ab, so bleibt das starke Gefühl übrig, und dieses verbürgt Nichts für die Erkenntniss, als sich selbst, ebenso wie der starke Glaube nur seine Stärke, nicht die Wahrheit des Geglaubten beweist.

[«]

16.

Erscheinung und Ding an sich. — Die Philosophen pflegen sich vor das Leben und die Erfahrung — vor Das, was sie die Welt der Erscheinung nennen — wie vor ein Gemälde hinzustellen, das ein für alle Mal entrollt ist und unveränderlich fest den selben Vorgang zeigt: diesen Vorgang, meinen sie, müsse man richtig ausdeuten, um damit einen Schluss auf das Wesen zu machen, welches das Gemälde hervorgebracht habe: also auf das Ding an sich, das immer als der zureichende Grund der Welt der Erscheinung angesehen zu werden pflegt. Dagegen haben strengere Logiker, nachdem sie den Begriff des Metaphysischen scharf als den des Unbedingten, folglich auch Unbedingenden festgestellt hatten, jeden Zusammenhang zwischen dem Unbedingten (der metaphysischen Welt) und der uns bekannten Welt in Abrede gestellt: so dass in der Erscheinung eben durchaus nicht das Ding an sich erscheine, und von jener auf dieses jeder Schluss abzulehnen sei. Von beiden Seiten ist aber die Möglichkeit übersehen, dass jenes Gemälde — Das, was jetzt uns Menschen Leben und Erfahrung heisst — allmählich geworden ist, ja noch völlig im Werden ist und desshalb nicht als feste Grösse betrachtet werden soll, von welcher aus man einen Schluss über den Urheber (den zureichenden Grund) machen oder auch nur ablehnen dürfte. Dadurch, dass wir seit Jahrtausenden mit moralischen, ästhetischen, religiösen Ansprüchen, mit blinder Neigung, Leidenschaft oder Furcht in die Welt geblickt und uns in den Unarten des unlogischen Denkens recht ausgeschwelgt haben, ist diese Welt allmählich so wundersam bunt, schrecklich, bedeutungstief, seelenvoll geworden, sie hat Farbe bekommen, — aber wir sind die Coloristen gewesen: der menschliche Intellect hat die Erscheinung erscheinen lassen und seine irrthümlichen Grundauffassungen in die Dinge hineingetragen. Spät, sehr spät — besinnt er sich: und jetzt scheinen ihm die Welt der Erfahrung und das Ding an sich so ausserordentlich verschieden und getrennt, dass er den Schluss von jener auf dieses ablehnt — oder auf eine schauerlich geheimnissvolle Weise zum Aufgeben unsers Intellectes, unsers persönlichen Willens auffordert: um dadurch zum Wesenhaften zu kommen, dass man wesenhaft werde. Wiederum haben Andere alle charakteristischen Züge unserer Welt der Erscheinung — das heisst der aus intellectuellen Irrthümern herausgesponnenen und uns angeerbten Vorstellung von der Welt — zusammengelesen und anstatt den Intellect als Schuldigen anzuklagen, das Wesen der Dinge als Ursache dieses thatsächlichen, sehr unheimlichen Weltcharakters angeschuldigt und die Erlösung vom Sein gepredigt. — Mit all diesen Auffassungen wird der stetige und mühsame Process der Wissenschaft, welcher zuletzt einmal in einer Entstehungsgeschichte des Denkens seinen höchsten Triumph feiert, in entscheidender Weise fertig werden, dessen Resultat vielleicht auf diesen Satz hinauslaufen dürfte: Das, was wir jetzt die Welt nennen, ist das Resultat einer Menge von Irrthümern und Phantasien, welche in der gesammten Entwickelung der organischen Wesen allmählich entstanden, in einander verwachsen <sind> und uns jetzt als aufgesammelter Schatz der ganzen Vergangenheit vererbt werden, — als Schatz: denn der Werth unseres Menschenthums ruht darauf. Von dieser Welt der Vorstellung vermag uns die strenge Wissenschaft thatsächlich nur in geringem Maasse zu lösen — wie es auch gar nicht zu wünschen ist —, insofern sie die Gewalt uralter Gewohnheiten der Empfindung nicht wesentlich zu brechen vermag: aber sie kann die Geschichte der Entstehung jener Welt als Vorstellung ganz allmählich und schrittweise aufhellen — und uns wenigstens für Augenblicke über den ganzen Vorgang hinausheben. Vielleicht erkennen wir dann, dass das Ding an sich eines homerischen Gelächters werth ist: dass es so viel, ja Alles schien und eigentlich leer, nämlich bedeutungsleer ist.

[«]

17.

Metaphysische Erklärungen. — Der junge Mensch schätzt metaphysische Erklärungen, weil sie ihm in Dingen, welche er unangenehm oder verächtlich fand, etwas höchst Bedeutungsvolles aufweisen: und ist er mit sich unzufrieden, so erleichtert sich diess Gefühl, wenn er das innerste Welträthsel oder Weltelend in dem wiedererkennt, was er so sehr an sich missbilligt. Sich unverantwortlicher fühlen und die Dinge zugleich interessanter finden — das gilt ihm als die doppelte Wohlthat, welche er der Metaphysik verdankt. Später freilich bekommt er Misstrauen gegen die ganze metaphysische Erklärungsart, dann sieht er vielleicht ein, dass jene Wirkungen auf einem anderen Wege eben so gut und wissenschaftlicher zu erreichen sind: dass physische und historische Erklärungen mindestens ebenso sehr jenes Gefühl der Unverantwortlichkeit herbeiführen, und dass jenes Interesse am Leben und seinen Problemen vielleicht noch mehr dabei entflammt wird.

[«]

18.

Grundfragen der Metaphysik. — Wenn einmal die Entstehungsgeschichte des Denkens geschrieben ist, so wird auch der folgende Satz eines ausgezeichneten Logikers von einem neuen Lichte erhellt dastehen: „Das ursprüngliche allgemeine Gesetz des erkennenden Subjects besteht in der inneren Nothwendigkeit, jeden Gegenstand an sich, in seinem eigenen Wesen als einen mit sich selbst identischen, also selbstexistirenden und im Grunde stets gleichbleibenden und unwandelbaren, kurz als eine Substanz zu erkennen.“ Auch dieses Gesetz, welches hier „ursprünglich“ genannt wird, ist geworden: es wird einmal gezeigt werden, wie allmählich, in den niederen Organismen, dieser Hang entsteht, wie die blöden Maulwurfsaugen dieser Organisationen zuerst Nichts als immer das Gleiche sehen, wie dann, wenn die verschiedenen Erregungen von Lust und Unlust bemerkbarer werden, allmählich verschiedene Substanzen unterschieden werden, aber jede mit Einem Attribut, das heisst einer einzigen Beziehung zu einem solchen Organismus. — Die erste Stufe des Logischen ist das Urtheil; dessen Wesen besteht, nach der Feststellung der besten Logiker, im Glauben. Allem Glauben zu Grunde liegt die Empfindung des Angenehmen oder Schmerzhaften in Bezug auf das empfindende Subject. Eine neue dritte Empfindung als Resultat zweier vorangegangenen einzelnen Empfindungen ist das Urtheil in seiner niedrigsten Form. — Uns organische Wesen interessirt ursprünglich Nichts an jedem Dinge, als sein Verhältniss zu uns in Bezug auf Lust und Schmerz. Zwischen den Momenten, in welchen wir uns dieser Beziehung bewusst werden, den Zuständen des Empfindens, liegen solche der Ruhe, des Nichtempfindens: da ist die Welt und jedes Ding für uns interesselos, wir bemerken keine Veränderung an ihm (wie jetzt noch ein heftig Interessirter nicht merkt, dass Jemand an ihm vorbeigeht). Für die Pflanze sind gewöhnlich alle Dinge ruhig, ewig, jedes Ding sich selbst gleich. Aus der Periode der niederen Organismen her ist dem Menschen der Glaube vererbt, dass es gleiche Dinge giebt (erst die durch höchste Wissenschaft ausgebildete Erfahrung widerspricht diesem Satze). Der Urglaube alles Organischen von Anfang an ist vielleicht sogar, dass die ganze übrige Welt Eins und unbewegt ist. — Am fernsten liegt für jene Urstufe des Logischen der Gedanke an Causalität: ja jetzt noch meinen wir im Grunde, alle Empfindungen und Handlungen seien Acte des freien Willens; wenn das fühlende Individuum sich selbst betrachtet, so hält es jede Empfindung, jede Veränderung für etwas Isolirtes, das heisst Unbedingtes, Zusammenhangloses: es taucht aus uns auf, ohne Verbindung mit Früherem oder Späterem. Wir haben Hunger, aber meinen ursprünglich nicht, dass der Organismus erhalten werden will, sondern jenes Gefühl scheint sich ohne Grund und Zweck geltend zu machen, es isolirt sich und hält sich für willkürlich. Also: der Glaube an die Freiheit des Willens ist ein ursprünglicher Irrthum alles Organischen, so alt, als die Regungen des Logischen in ihm existiren; der Glaube an unbedingte Substanzen und an gleiche Dinge ist ebenfalls ein ursprünglicher, ebenso alter Irrthum alles Organischen. Insofern aber alle Metaphysik sich vornehmlich mit Substanz und Freiheit des

Willens abgegeben hat, so darf man sie als die Wissenschaft bezeichnen, welche von den Grundirrthümern des Menschen handelt, doch so, als wären es Grundwahrheiten.

[«]

19.

Die Zahl. — Die Erfindung der Gesetze der Zahlen ist auf Grund des ursprünglich schon herrschenden Irrthums gemacht, dass es mehrere gleiche Dinge gebe (aber thatsächlich giebt es nichts Gleiches), mindestens dass es Dinge gebe (aber es giebt kein „Ding“). Die Annahme der Vielheit setzt immer voraus, dass es Etwas gebe, das vielfach vorkommt: aber gerade hier schon waltet der Irrthum, schon da fingiren wir Wesen, Einheiten, die es nicht giebt. — Unsere Empfindungen von Raum und Zeit sind falsch, denn sie führen, consequent geprüft, auf logische Widersprüche. Bei allen wissenschaftlichen Feststellungen rechnen wir unvermeidlich immer mit einigen falschen Grössen: aber weil diese Grössen wenigstens constant sind, wie zum Beispiel unsere Zeit- und Raumempfindung, so bekommen die Resultate der Wissenschaft doch eine vollkommene Strenge und Sicherheit in ihrem Zusammenhange mit einander; man kann auf ihnen fortbauen — bis an jenes letzte Ende, wo die irrthümliche Grundannahme, jene constanten Fehler, in Widerspruch mit den Resultaten treten, zum Beispiel in der Atomenlehre. Da fühlen wir uns immer noch zur Annahme eines „Dinges“ oder stofflichen „Substrats“, das bewegt wird, gezwungen, während die ganze wissenschaftliche Procedur eben die Aufgabe verfolgt hat, alles Dingartige (Stoffliche) in Bewegungen aufzulösen: wir scheiden auch hier noch mit unserer Empfindung Bewegendes und Bewegtes und kommen aus diesem Zirkel nicht heraus, weil der Glaube an Dinge mit unserem Wesen von Alters her verknotet ist. — Wenn Kant sagt „der Verstand schöpft seine Gesetze nicht aus der Natur, sondern schreibt sie dieser vor“, so ist diess in Hinsicht auf den Begriff der Natur völlig wahr, welchen wir genöthigt sind, mit ihr zu verbinden (Natur = Welt als Vorstellung, das heisst als Irrthum), welcher aber die Aufsummirung einer Menge von Irrthümern des Verstandes ist. — Auf eine Welt, welche nicht unsere Vorstellung ist, sind die Gesetze der Zahlen gänzlich unanwendbar: diese gelten allein in der Menschen-Welt.

[«]

20.

Einige Sprossen zurück. — Die eine, gewiss sehr hohe Stufe der Bildung ist erreicht, wenn der Mensch über abergläubische und religiöse Begriffe und Aengste hinauskommt und zum Beispiel nicht mehr an die lieben Englein oder die Erbsünde glaubt, auch vom Heil der Seelen zu reden verlernt hat: ist er auf dieser Stufe der Befreiung, so hat er auch noch mit höchster Anspannung seiner Besonnenheit die Metaphysik zu überwinden. Dann aber ist eine rückläufige Bewegung nöthig: er muss die historische Berechtigung, ebenso die psychologische in solchen Vorstellungen begreifen, er muss erkennen, wie die grösste Förderung der Menschheit von dorther gekommen sei und wie man sich, ohne eine solche rückläufige Bewegung, der besten Ergebnisse der bisherigen Menschheit berauben würde. — In Betreff der philosophischen Metaphysik sehe ich jetzt immer Mehrere, welche an das negative Ziel (dass jede positive Metaphysik Irrthum ist) gelangt sind, aber noch Wenige, welche einige Sprossen rückwärts steigen; man soll nämlich über die letzte Sprosse der Leiter wohl hinausschauen, aber nicht auf ihr stehen wollen. Die Aufgeklärtesten bringen es nur so weit, sich von der Metaphysik zu befreien und mit Ueberlegenheit auf sie zurückzusehen: während es doch auch hier, wie im Hippodrom, noth thut, um das Ende der Bahn herumzubiegen.

[«]

21.

Muthmaasslicher Sieg der Skepsis. — Man lasse einmal den skeptischen Ausgangspunct gelten: gesetzt, es gäbe keine andere, metaphysische Welt und alle aus der Metaphysik genommenen Erklärungen der uns einzig bekannten Welt wären unbrauchbar für uns, mit welchem Blick würden wir dann auf Menschen und Dinge sehen? Diess kann man sich ausdenken, es ist nützlich, selbst wenn die Frage, ob etwas Metaphysisches wissenschaftlich durch Kant und Schopenhauer bewiesen sei, einmal abgelehnt würde. Denn es ist, nach historischer Wahrscheinlichkeit, sehr gut möglich, dass die Menschen einmal in dieser Beziehung im Ganzen und Allgemeinen skeptisch werden; da lautet also die Frage: wie wird sich dann die menschliche Gesellschaft, unter dem Einfluss einer solchen Gesinnung, gestalten? Vielleicht ist der wissenschaftliche Beweis irgend einer metaphysischen Welt schon so schwierig, dass die Menschheit ein Misstrauen gegen ihn nicht mehr los wird. Und wenn man gegen die Metaphysik Misstrauen hat, so giebt es im Ganzen und Grossen die selben Folgen, wie wenn sie direct widerlegt wäre und man nicht mehr an sie glauben dürfte. Die historische Frage in Betreff einer unmetaphysischen Gesinnung der Menschheit bleibt in beiden Fällen die selbe.

[«]

22.

Unglaube an das „monumentum aere perennius“. — Ein wesentlicher Nachtheil, welchen das Aufhören metaphysischer Ansichten mit sich bringt, liegt darin, dass das Individuum zu streng seine kurze Lebenszeit in’s Auge fasst und keine stärkeren Antriebe empfängt, an dauerhaften, für Jahrhunderte angelegten Institutionen zu bauen; es will die Frucht selbst vom Baume pflücken, den es pflanzt, und desshalb mag es jene Bäume nicht mehr pflanzen, welche eine jahrhundertlange gleichmässige Pflege erfordern und welche lange Reihenfolgen von Geschlechtern zu überschatten bestimmt sind. Denn metaphysische Ansichten geben den Glauben, dass in ihnen das letzte endgültige Fundament gegeben sei, auf welchem sich nunmehr alle Zukunft der Menschheit niederzulassen und anzubauen genöthigt sei; der Einzelne fördert sein Heil, wenn er zum Beispiel eine Kirche, ein Kloster stiftet, es wird ihm, so meint er, im ewigen Fortleben der Seele angerechnet und vergolten, es ist Arbeit am ewigen Heil der Seele. — Kann die Wissenschaft auch solchen Glauben an ihre Resultate erwecken? In der That braucht sie den Zweifel und das Misstrauen als treuesten Bundesgenossen; trotzdem kann mit der Zeit die Summe der unantastbaren, das heisst alle Stürme der Skepsis, alle Zersetzungen überdauernden Wahrheiten so gross werden (zum Beispiel in der Diätetik der Gesundheit), dass man sich daraufhin entschliesst, „ewige“ Werke zu gründen. Einstweilen wirkt der Contrast unseres aufgeregten Ephemeren-Daseins gegen die langathmige Ruhe metaphysischer Zeitalter noch zu stark, weil die beiden Zeiten noch zu nahe gestellt sind; der einzelne Mensch selber durchläuft jetzt zu viele innere und äussere Entwickelungen, als dass er auch nur auf seine eigene Lebenszeit sich dauerhaft und ein für alle Mal einzurichten wagt. Ein ganz moderner Mensch, der sich zum Beispiel ein Haus bauen will, hat dabei ein Gefühl, als ob er bei lebendigem Leibe sich in ein Mausoleum vermauern wolle.

[«]

23.

Zeitalter der Vergleichung. — Je weniger die Menschen durch das Herkommen gebunden sind, um so grösser wird die innere Bewegung der Motive, um so grösser wiederum, dem entsprechend, die äussere Unruhe, das Durcheinanderfluten der Menschen, die Polyphonie der Bestrebungen. Für wen giebt es jetzt noch einen strengeren Zwang, an einen Ort sich und seine Nachkommen anzubinden? Für wen giebt es überhaupt noch etwas streng Bindendes? Wie alle Stilarten der Künste neben einander nachgebildet werden, so auch alle Stufen und Arten der Moralität, der Sitten, der Culturen. — Ein solches Zeitalter bekommt seine Bedeutung dadurch, dass in ihm die verschiedenen Weltbetrachtungen, Sitten, Culturen verglichen und neben einander durchlebt werden können; was früher, bei der immer localisirten Herrschaft jeder Cultur, nicht möglich war, entsprechend der Gebundenheit aller künstlerischen Stilarten an Ort und Zeit. Jetzt wird eine Vermehrung des ästhetischen Gefühls endgültig unter so vielen der Vergleichung sich darbietenden Formen entscheiden: sie wird die meisten, — nämlich alle, welche durch dasselbe abgewiesen werden, — absterben lassen. Ebenso findet jetzt ein Auswählen in den Formen und Gewohnheiten der höheren Sittlichkeit statt, deren Ziel kein anderes, als der Untergang der niedrigeren Sittlichkeiten sein kann. Es ist das Zeitalter der Vergleichung! Das ist sein Stolz, — aber billigerweise auch sein Leiden. Fürchten wir uns vor diesem Leiden nicht! Vielmehr wollen wir die Aufgabe, welche das Zeitalter uns stellt, so gross verstehen, als wir nur vermögen: so wird uns die Nachwelt darob segnen, — eine Nachwelt, die ebenso sich über die abgeschlossenen originalen Volks-Culturen hinaus weiss, als über die Cultur der Vergleichung, aber auf beide Arten der Cultur als auf verehrungswürdige Alterthümer mit Dankbarkeit zurückblickt.

[«]

24.

Möglichkeit des Fortschritts. — Wenn ein Gelehrter der alten Cultur es verschwört, nicht mehr mit Menschen umzugehen, welche an den Fortschritt glauben, so hat er Recht. Denn die alte Cultur hat ihre Grösse und Güte hinter sich und die historische Bildung zwingt Einen, zuzugestehen, dass sie nie wieder frisch werden kann; es ist ein unausstehlicher Stumpfsinn oder ebenso unleidliche Schwärmerei nöthig, um diess zu leugnen. Aber die Menschen können mit Bewusstsein beschliessen, sich zu einer neuen Cultur fortzuentwickeln, während sie sich früher unbewusst und zufällig entwickelten: sie können jetzt bessere Bedingungen für die Entstehung der Menschen, ihre Ernährung, Erziehung, Unterrichtung schaffen, die Erde als Ganzes ökonomisch verwalten, die Kräfte der Menschen überhaupt gegen einander abwägen und einsetzen. Diese neue bewusste Cultur tödtet die alte, welche, als Ganzes angeschaut, ein unbewusstes Thier- und Pflanzenleben geführt hat; sie tödtet auch das Misstrauen gegen den Fortschritt, — er ist möglich. Ich will sagen: es ist voreilig und fast unsinnig, zu glauben, dass der Fortschritt nothwendig erfolgen müsse; aber wie könnte man leugnen, dass er möglich sei? Dagegen ist ein Fortschritt im Sinne und auf dem Wege der alten Cultur nicht einmal denkbar. Wenn romantische Phantastik immerhin auch das Wort „Fortschritt“ von ihren Zielen (z.B. abgeschlossenen originalen Volks-Culturen) gebraucht: jedenfalls entlehnt sie das Bild davon aus der Vergangenheit; ihr Denken und Vorstellen ist auf diesem Gebiete ohne jede Originalität.

[«]

25.

Privat- und Welt-Moral. — Seitdem der Glaube aufgehört hat, dass ein Gott die Schicksale der Welt im Grossen leite und, trotz aller anscheinenden Krümmungen im Pfade der Menschheit, sie doch herrlich hinausführe, müssen die Menschen selber sich ökumenische, die ganze Erde umspannende Ziele stellen. Die ältere Moral, namentlich die Kant’s, verlangt vom Einzelnen Handlungen, welche man von allen Menschen wünscht: das war eine schöne naive Sache; als ob ein Jeder ohne Weiteres wüsste, bei welcher Handlungsweise das Ganze der Menschheit wohlfahre, also welche Handlungen überhaupt wünschenswerth seien; es ist eine Theorie wie die vom Freihandel, voraussetzend, dass die allgemeine Harmonie sich nach eingeborenen Gesetzen des Besserwerdens von selbst ergeben müsse. Vielleicht lässt es ein zukünftiger Ueberblick über die Bedürfnisse der Menschheit durchaus nicht wünschenswerth erscheinen, dass alle Menschen gleich handeln, vielmehr dürften im Interesse ökumenischer Ziele für ganze Strecken der Menschheit specielle, vielleicht unter Umständen sogar böse Aufgaben zu stellen sein. — Jedenfalls muss, wenn die Menschheit sich nicht durch eine solche bewusste Gesammtregierung zu Grunde richten soll, vorher eine alle bisherigen Grade übersteigende Kenntniss der Bedingungen der Cultur, als wissenschaftlicher Maassstab für ökumenische Ziele, gefunden sein. Hierin liegt die ungeheure Aufgabe der grossen Geister des nächsten Jahrhunderts.

[«]

26.

Die Reaction als Fortschritt. — Mitunter erscheinen schroffe, gewaltsame und fortreissende, aber trotzdem zurückgebliebene Geister, welche eine vergangene Phase der Menschheit noch einmal heraufbeschwören: sie dienen zum Beweis, dass die neuen Richtungen, welchen sie entgegenwirken, noch nicht kräftig genug sind, dass Etwas an ihnen fehlt: sonst würden sie jenen Beschwörern besseren Widerpart halten. So zeugt zum Beispiel Luther's Reformation dafür, dass in seinem Jahrhundert alle Regungen der Freiheit des Geistes noch unsicher, zart, jugendlich waren; die Wissenschaft konnte noch nicht ihr Haupt erheben. Ja, die gesammte Renaissance erscheint wie ein erster Frühling, der fast wieder weggeschneit wird. Aber auch in unserem Jahrhundert bewies Schopenhauer's Metaphysik, dass auch jetzt der wissenschaftliche Geist noch nicht kräftig genug ist: so konnte die ganze mittelalterliche christliche Weltbetrachtung und Mensch-Empfindung noch einmal in Schopenhauer's Lehre, trotz der längst errungenen Vernichtung aller christlichen Dogmen, eine Auferstehung feiern. Viel Wissenschaft klingt in seine Lehre hinein, aber sie beherrscht dieselbe nicht, sondern das alte, wohlbekannte „metaphysische Bedürfniss“. Es ist gewiss einer der grössten und ganz unschätzbaren Vortheile, welche wir aus Schopenhauer gewinnen, dass er unsere Empfindung zeitweilig in ältere, mächtige Betrachtungsarten der Welt und Menschen zurückzwingt, zu welchen sonst uns so leicht kein Pfad führen würde. Der Gewinn für die Historie und die Gerechtigkeit ist sehr gross: ich glaube, dass es jetzt Niemandem so leicht gelingen möchte, ohne Schopenhauer's Beihülfe dem Christenthum und seinen asiatischen Verwandten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: was namentlich vom Boden des noch vorhandenen Christenthums aus unmöglich ist. Erst nach diesem grossen Erfolge der Gerechtigkeit, erst nachdem wir die historische Betrachtungsart, welche die Zeit der Aufklärung mit sich brachte, in einem so wesentlichen Puncte corrigirt haben, dürfen wir die Fahne der Aufklärung — die Fahne mit den drei Namen: Petrarca, Erasmus, Voltaire — von Neuem weiter tragen. Wir haben aus der Reaction einen Fortschritt gemacht.

[«]

27.

Ersatz der Religion. — Man glaubt einer Philosophie etwas Gutes nachzusagen, wenn man sie als Ersatz der Religion für das Volk hinstellt. In der That bedarf es in der geistigen Oekonomie gelegentlich überleitender Gedankenkreise; so ist der Uebergang aus Religion in wissenschaftliche Betrachtung ein gewaltsamer, gefährlicher Sprung, Etwas, das zu widerrathen ist. Insofern hat man mit jener Anempfehlung Recht. Aber endlich sollte man doch auch lernen, dass die Bedürfnisse, welche die Religion befriedigt hat und nun die Philosophie befriedigen soll, nicht unwandelbar sind; diese selbst kann man schwächen und ausrotten. Man denke zum Beispiel an die christliche Seelennoth, das Seufzen über die innere Verderbtheit, die Sorge um das Heil, — alles Vorstellungen, welche nur aus Irrthümern der Vernunft herrühren und gar keine Befriedigung, sondern Vernichtung verdienen. Eine Philosophie kann entweder so nützen, dass sie jene Bedürfnisse auch befriedigt oder dass sie dieselben beseitigt; denn es sind angelernte, zeitlich begränzte Bedürfnisse, welche auf Voraussetzungen beruhen, die denen der Wissenschaft widersprechen. Hier ist, um einen Uebergang zu machen, die Kunst viel eher zu benutzen, um das mit Empfindungen überladene Gemüth zu erleichtern; denn durch sie werden jene Vorstellungen viel weniger unterhalten, als durch eine metaphysische Philosophie. Von der Kunst aus kann man dann leichter in eine wirklich befreiende philosophische Wissenschaft übergehen.

[«]

28.

Verrufene Worte. — Weg mit den bis zum Ueberdruss verbrauchten Wörtern Optimismus und Pessimismus! Denn der Anlass, sie zu gebrauchen, fehlt von Tag zu Tage mehr: nur die Schwätzer haben sie jetzt noch so unumgänglich nöthig. Denn wesshalb in aller Welt sollte Jemand Optimist sein wollen, wenn er nicht einen Gott zu vertheidigen hat, welcher die beste der Welten geschaffen haben muss, falls er selber das Gute und Vollkommene ist, — welcher Denkende hat aber die Hypothese eines Gottes noch nöthig? — Es fehlt aber auch jeder Anlass zu einem pessimistischen Glaubensbekenntniss, wenn man nicht ein Interesse daran hat, den Advocaten Gottes, den Theologen oder den theologisirenden Philosophen ärgerlich zu werden und die Gegenbehauptung kräftig aufzustellen: dass das Böse regiere, dass die Unlust grösser sei, als die Lust, dass die Welt ein Machwerk, die Erscheinung eines bösen Willens zum Leben sei. Wer aber kümmert sich jetzt noch um die Theologen — ausser den Theologen? — Abgesehen von aller Theologie und ihrer Bekämpfung liegt es auf der Hand, dass die Welt nicht gut und nicht böse, geschweige denn die beste oder die schlechteste ist, und dass diese Begriffe „gut“ und „böse“ nur in Bezug auf Menschen Sinn haben, ja vielleicht selbst hier, in der Weise, wie sie gewöhnlich gebraucht werden, nicht berechtigt sind: der schimpfenden und verherrlichenden Weltbetrachtung müssen wir uns in jedem Falle entschlagen.

[«]

29.

Vom Dufte der Blüthen berauscht. — Das Schiff der Menschheit, meint man, hat einen immer stärkeren Tiefgang, je mehr es belastet wird; man glaubt, je tiefer der Mensch denkt, je zarter er fühlt, je höher er sich schätzt, je weiter seine Entfernung von den anderen Thieren wird, — je mehr er als das Genie unter den Thieren erscheint, — um so näher werde er dem wirklichen Wesen der Welt und deren Erkenntniss kommen: diess thut er auch wirklich durch die Wissenschaft, aber er meint diess noch mehr durch seine Religionen und Künste zu thun. Diese sind zwar eine Blüthe der Welt, aber durchaus nicht der Wurzel der Welt näher, als der Stengel ist: man kann aus ihnen das Wesen der Dinge gerade gar nicht besser verstehen, obschon diess fast Jedermann glaubt. Der Irrthum hat den Menschen so tief, zart, erfinderisch gemacht, eine solche Blüthe, wie Religionen und Künste, herauszutreiben. Das reine Erkennen wäre dazu ausser Stande gewesen. Wer uns das Wesen der Welt enthüllte, würde uns Allen die unangenehmste Enttäuschung machen. Nicht die Welt als Ding an sich, sondern die Welt als Vorstellung (als Irrthum) ist so bedeutungsreich, tief, wundervoll, Glück und Unglück im Schoosse tragend. Diess Resultat führt zu einer Philosophie der logischen Weltverneinung: welche übrigens sich mit einer praktischen Weltbejahung ebensogut wie mit deren Gegentheile vereinigen lässt.

[«]

30.

Schlechte Gewohnheiten im Schliessen. — Die gewöhnlichsten Irrschlüsse der Menschen sind diese: eine Sache existirt, also hat sie ein Recht. Hier wird aus der Lebensfähigkeit auf die Zweckmässigkeit, aus der Zweckmässigkeit auf die Rechtmässigkeit geschlossen. Sodann: eine Meinung beglückt, also ist sie die wahre, ihre Wirkung ist gut, also ist sie selber gut und wahr. Hier legt man der Wirkung das Prädicat beglückend, gut, im Sinne des Nützlichen, bei und versieht nun die Ursache mit dem selben Prädicat gut, aber hier im Sinne des Logisch-Gültigen. Die Umkehrung der Sätze lautet: eine Sache kann sich nicht durchsetzen, erhalten, also ist sie unrecht; eine Meinung quält, regt auf, also ist sie falsch. Der Freigeist, der das Fehlerhafte dieser Art zu schliessen nur allzu häufig kennen lernt und an ihren Folgen zu leiden hat, unterliegt oft der Verführung, die entgegengesetzten Schlüsse zu machen, welche im Allgemeinen natürlich ebenso sehr Irrschlüsse sind: eine Sache kann sich nicht durchsetzen, also ist sie gut; eine Meinung macht Noth, beunruhigt, also ist sie wahr.

[«]

31.

Das Unlogische nothwendig. — Zu den Dingen, welche einen Denker in Verzweifelung bringen können, gehört die Erkenntniss, dass das Unlogische für den Menschen nöthig ist, und dass aus dem Unlogischen vieles Gute entsteht. Es steckt so fest in den Leidenschaften, in der Sprache, in der Kunst, in der Religion und überhaupt in Allem, was dem Leben Werth verleiht, dass man es nicht herausziehen kann, ohne damit diese schönen Dinge heillos zu beschädigen. Es sind nur die allzu naiven Menschen, welche glauben können, dass die Natur des Menschen in eine rein logische verwandelt werden könne; wenn es aber Grade der Annäherung an dieses Ziel geben sollte, was würde da nicht Alles auf diesem Wege verloren gehen müssen! Auch der vernünftigste Mensch bedarf von Zeit zu Zeit wieder der Natur, das heisst seiner unlogischen Grundstellung zu allen Dingen.

[«]

32.

Ungerechtsein nothwendig. — Alle Urtheile über den Werth des Lebens sind unlogisch entwickelt und desshalb ungerecht. Die Unreinheit des Urtheils liegt erstens in der Art, wie das Material vorliegt, nämlich sehr unvollständig, zweitens in der Art, wie daraus die Summe gebildet wird, und drittens darin, dass jedes einzelne Stück des Materials wieder das Resultat unreinen Erkennens ist und zwar diess mit voller Nothwendigkeit. Keine Erfahrung zum Beispiel über einen Menschen, stünde er uns auch noch so nah, kann vollständig sein, so dass wir ein logisches Recht zu einer Gesammtabschätzung desselben hätten; alle Schätzungen sind voreilig und müssen es sein. Endlich ist das Maass, womit wir messen, unser Wesen, keine unabänderliche Grösse, wir haben Stimmungen und Schwankungen, und doch müssten wir uns selbst als ein festes Maass kennen, um das Verhältniss irgend einer Sache zu uns gerecht abzuschätzen. Vielleicht wird aus alledem folgen, dass man gar nicht urtheilen sollte; wenn man aber nur leben könnte, ohne abzuschätzen, ohne Abneigung und Zuneigung zu haben! — denn alles Abgeneigtsein hängt mit einer Schätzung zusammen, ebenso alles Geneigtsein. Ein Trieb zu Etwas oder von Etwas weg, ohne ein Gefühl davon, dass man das Förderliche wolle, dem Schädlichen ausweiche, ein Trieb ohne eine Art von erkennender Abschätzung über den Werth des Zieles, existirt beim Menschen nicht. Wir sind von vornherein unlogische und daher ungerechte Wesen, und können diess erkennen: diess ist eine der grössten und unauflösbarsten Disharmonien des Daseins.

[«]

33.

Der Irrthum über das Leben zum Leben nothwendig. — Jeder Glaube an Werth und Würdigkeit des Lebens beruht auf unreinem Denken; er ist allein dadurch möglich, dass das Mitgefühl für das allgemeine Leben und Leiden der Menschheit sehr schwach im Individuum entwickelt ist. Auch die seltneren Menschen, welche überhaupt über sich hinaus denken, fassen nicht dieses allgemeine Leben, sondern abgegränzte Theile desselben in’s Auge. Versteht man es, sein Augenmerk vornehmlich auf Ausnahmen, ich meine auf die hohen Begabungen und die reinen Seelen zu richten, nimmt man deren Entstehung zum Ziel der ganzen Weltentwickelung und erfreut sich an deren Wirken, so mag man an den Werth des Lebens glauben, weil man nämlich die anderen Menschen dabei übersieht: also unrein denkt. Und ebenso, wenn man zwar alle Menschen in’s Auge fasst, aber in ihnen nur eine Gattung von Trieben, die weniger egoistischen, gelten lässt und sie in Betreff der anderen Triebe entschuldigt: dann kann man wiederum von der Menschheit im Ganzen Etwas hoffen und insofern an den Werth des Lebens glauben: also auch in diesem Falle durch Unreinheit des Denkens. Mag man sich aber so oder so verhalten, man ist mit diesem Verhalten eine Ausnahme unter den Menschen. Nun ertragen aber gerade die allermeisten Menschen das Leben, ohne erheblich zu murren, und glauben somit an den Werth des Daseins, aber gerade dadurch, dass sich Jeder allein will und behauptet, und nicht aus sich heraustritt wie jene Ausnahmen: alles Ausserpersönliche ist ihnen gar nicht oder höchstens als ein schwacher Schatten bemerkbar. Also darauf allein beruht der Werth des Lebens für den gewöhnlichen, alltäglichen Menschen, dass er sich wichtiger nimmt, als die Welt. Der grosse Mangel an Phantasie, an dem er leidet, macht, dass er sich nicht in andere Wesen hineinfühlen kann und daher so wenig als möglich an ihrem Loos und Leiden theilnimmt. Wer dagegen wirklich daran theilnehmen könnte, müsste am Werthe des Lebens verzweifeln; gelänge es ihm, das Gesammtbewusstsein der Menschheit in sich zu fassen und zu empfinden, er würde mit einem Fluche gegen das Dasein zusammenbrechen, — denn die Menschheit hat im Ganzen keine Ziele, folglich kann der Mensch, in Betrachtung des ganzen Verlaufes, nicht darin seinen Trost und Halt finden, sondern seine Verzweifelung. Sieht er bei Allem, was er thut, auf die letzte Ziellosigkeit der Menschen, so bekommt sein eigenes Wirken in seinen Augen den Charakter der Vergeudung. Sich aber als Menschheit (und nicht nur als Individuum) ebenso vergeudet zu fühlen, wie wir die einzelne Blüthe von der Natur vergeudet sehen, ist ein Gefühl über alle Gefühle. — Wer ist aber desselben fähig? Gewiss nur ein Dichter: und Dichter wissen sich immer zu trösten.

[«]

34.

Zur Beruhigung. — Aber wird so unsere Philosophie nicht zur Tragödie? Wird die Wahrheit nicht dem Leben, dem Besseren feindlich? Eine Frage scheint uns die Zunge zu beschweren und doch nicht laut werden zu wollen: ob man bewusst in der Unwahrheit bleiben könne? oder, wenn man diess müsse, ob da nicht der Tod vorzuziehen sei? Denn ein Sollen giebt es nicht mehr; die Moral, insofern sie ein Sollen war, ist ja durch unsere Betrachtungsart ebenso vernichtet wie die Religion. Die Erkenntniss kann als Motive nur Lust und Unlust, Nutzen und Schaden bestehen lassen: wie aber werden diese Motive sich mit dem Sinne für Wahrheit auseinandersetzen? Auch sie berühren sich ja mit Irrthümern (insofern, wie gesagt, Neigung und Abneigung und ihre sehr ungerechten Messungen unsere Lust und Unlust wesentlich bestimmen). Das ganze menschliche Leben ist tief in die Unwahrheit eingesenkt; der Einzelne kann es nicht aus diesem Brunnen herausziehen, ohne dabei seiner Vergangenheit aus tiefstem Grunde gram zu werden, ohne seine gegenwärtigen Motive, wie die der Ehre, ungereimt zu finden und den Leidenschaften, welche zur Zukunft und zu einem Glück in derselben hindrängen, Hohn und Verachtung entgegenzustellen. Ist es wahr, bliebe einzig noch eine Denkweise übrig, welche als persönliches Ergebniss die Verzweifelung, als theoretisches eine Philosophie der Zerstörung nach sich zöge? — Ich glaube, die Entscheidung über die Nachwirkung der Erkenntniss wird durch das Temperament eines Menschen gegeben: ich könnte mir eben so gut, wie jene geschilderte und bei einzelnen Naturen mögliche Nachwirkung, eine andere denken, vermöge deren ein viel einfacheres, von Affecten reineres Leben entstünde, als das jetzige ist: so dass zuerst zwar die alten Motive des heftigeren Begehrens noch Kraft hätten, aus alter vererbter Gewöhnung her, allmählich aber unter dem Einflusse der reinigenden Erkenntniss schwächer würden. Man lebte zuletzt unter den Menschen und mit sich wie in der Natur, ohne Lob, Vorwürfe, Ereiferung, an Vielem sich wie an einem Schauspiel weidend, vor dem man sich bisher nur zu fürchten hatte. Man wäre die Emphasis los und würde die Anstachelung des Gedankens, dass man nicht nur Natur oder mehr als Natur sei, nicht weiter empfinden. Freilich gehörte hierzu, wie gesagt, ein gutes Temperament, eine gefestete, milde und im Grunde frohsinnige Seele, eine Stimmung, welche nicht vor Tücken und plötzlichen Ausbrüchen auf der Hut zu sein brauchte und in ihren Aeusserungen Nichts von dem knurrenden Tone und der Verbissenheit an sich trüge, — jenen bekannten lästigen Eigenschaften alter Hunde und Menschen, die lange an der Kette gelegen haben. Vielmehr muss ein Mensch, von dem in solchem Maasse die gewöhnlichen Fesseln des Lebens abgefallen sind, dass er nur deshalb weiter lebt, um immer besser zu erkennen, auf Vieles, ja fast auf Alles, was bei den anderen Menschen Werth hat, ohne Neid und Verdruss verzichten können, ihm muss als der wünschenswertheste Zustand jenes freie, furchtlose Schweben über Menschen, Sitten, Gesetzen und den herkömmlichen Schätzungen der Dinge genügen. Die Freude an diesem Zustande theilt er gerne mit und er hat vielleicht nichts Anderes mitzutheilen, — worin freilich eine Entbehrung, eine Entsagung mehr liegt. Will man aber trotzdem mehr von ihm, so wird er mit wohlwollendem Kopfschütteln auf seinen Bruder hinweisen, den freien Menschen der That, und vielleicht ein Wenig Spott nicht verhehlen: denn mit dessen „Freiheit“ hat es eine eigene Bewandtniss.

[«]

Zweites Hauptstück.
Zur Geschichte der moralischen Empfindungen.

35.

Vortheile der psychologischen Beobachtung. — Dass das Nachdenken über Menschliches, Allzumenschliches — oder wie der gelehrtere Ausdruck lautet: die psychologische Beobachtung — zu den Mitteln gehöre, vermöge deren man sich die Last des Lebens erleichtern könne, dass die Uebung in dieser Kunst Geistesgegenwart in schwierigen Lagen und Unterhaltung inmitten einer langweiligen Umgebung verleihe, ja dass man den dornenvollsten und unerfreulichsten Strichen des eigenen Lebens Sentenzen abpflücken und sich dabei ein Wenig wohler fühlen könne: das glaubte man, wusste man — in früheren Jahrhunderten. Warum vergass es dieses Jahrhundert, wo wenigstens in Deutschland, ja in Europa, die Armuth an psychologischer Beobachtung durch viele Zeichen sich zu erkennen giebt? Nicht gerade in Roman, Novelle und philosophischer Betrachtung, — diese sind das Werk von Ausnahmemenschen; schon mehr in der Beurtheilung öffentlicher Ereignisse und Persönlichkeiten: vor Allem aber fehlt die Kunst der psychologischen Zergliederung und Zusammenrechnung in der Gesellschaft aller Stände, in der man wohl viel über Menschen, aber gar nicht über den Menschen spricht. Warum doch lässt man sich den reichsten und harmlosesten Stoff der Unterhaltung entgehen? Warum liest man nicht einmal die grossen Meister der psychologischen Sentenz mehr? — denn, ohne jede Uebertreibung gesprochen: der Gebildete in Europa, der La Rochefoucauld und seine Geistes- und Kunstverwandten gelesen hat, ist selten zu finden; und noch viel seltener Der, welcher sie kennt und sie nicht schmäht. Wahrscheinlich wird aber auch dieser ungewöhnliche Leser viel weniger Freude an ihnen haben, als die Form jener Künstler ihm geben sollte; denn selbst der feinste Kopf ist nicht vermögend, die Kunst der Sentenzen-Schleiferei gebührend zu würdigen, wenn er nicht selber zu ihr erzogen ist, in ihr gewetteifert hat. Man nimmt, ohne solche practische Belehrung, dieses Schaffen und Formen für leichter als es ist, man fühlt das Gelungene und Reizvolle nicht scharf genug heraus. Desshalb haben die jetzigen Leser von Sentenzen ein verhältnissmässig unbedeutendes Vergnügen an ihnen, ja kaum einen Mund voll Annehmlichkeit, so dass es ihnen ebenso geht, wie den gewöhnlichen Betrachtern von Kameen: als welche loben, weil sie nicht lieben können und schnell bereit sind zu bewundern, schneller aber noch, fortzulaufen

[«]

36.

Einwand. — Oder sollte es gegen jenen Satz, dass die psychologische Beobachtung zu den Reiz-, Heil- und Erleichterungsmitteln des Daseins gehöre, eine Gegenrechnung geben? Sollte man sich genug von den unangenehmen Folgen dieser Kunst überzeugt haben, um jetzt mit Absichtlichkeit den Blick der sich Bildenden von ihr abzulenken? In der That, ein gewisser blinder Glaube an die Güte der menschlichen Natur, ein eingepflanzter Widerwille vor der Zerlegung menschlicher Handlungen, eine Art Schamhaftigkeit in Hinsicht auf die Nacktheit der Seele mögen wirklich für das gesammte Glück eines Menschen wünschenswerthere Dinge sein, als jene, in einzelnen Fällen hilfreiche Eigenschaft der psychologischen Scharfsichtigkeit; und vielleicht hat der Glaube an das Gute, an tugendhafte Menschen und Handlungen, an eine Fülle des unpersönlichen Wohlwollens in der Welt die Menschen besser gemacht, insofern er dieselben weniger misstrauisch machte. Wenn man die Helden Plutarch's mit Begeisterung nachahmt, und einen Abscheu davor empfindet, den Motiven ihres Handelns anzweifelnd nachzuspüren, so hat zwar nicht die Wahrheit, aber die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft ihren Nutzen dabei: der psychologische Irrthum und überhaupt die Dumpfheit auf diesem Gebiete hilft der Menschlichkeit vorwärts, während die Erkenntniss der Wahrheit vielleicht durch die anregende Kraft einer Hypothese mehr gewinnt, wie sie La Rochefoucauld der ersten Ausgabe seiner „Sentences et maximes morales“ vorangestellt hat: „Ce que le monde nomme vertu n'est d'ordinaire qu'un fantôme formé par nos passions, à qui on donne un nom honnête pour faire impunément ce qu'on veut.“ La Rochefoucauld und jene anderen französischen Meister der Seelenprüfung (denen sich neuerdings auch ein Deutscher, der Verfasser der „Psychologischen Beobachtungen“ zugesellt hat) gleichen scharf zielenden Schützen, welche immer und immer wieder in's Schwarze treffen, — aber in's Schwarze der menschlichen Natur. Ihr Geschick erregt Staunen, aber endlich verwünscht ein Zuschauer, der nicht vom Geiste der Wissenschaft, sondern der Menschenfreundlichkeit geleitet wird, eine Kunst, welche den Sinn der Verkleinerung und Verdächtigung in die Seelen der Menschen zu pflanzen scheint.

[«]

37.

Trotzdem. — Wie es sich nun mit Rechnung und Gegenrechnung verhalte: in dem gegenwärtigen Zustande einer bestimmten einzelnen Wissenschaft ist die Auferweckung der moralischen Beobachtung nöthig geworden, und der grausame Anblick des psychologischen Secirtisches und seiner Messer und Zangen kann der Menschheit nicht erspart bleiben. Denn hier gebietet jene Wissenschaft, welche nach Ursprung und Geschichte der sogenannten moralischen Empfindungen fragt und welche im Fortschreiten die verwickelten sociologischen Probleme aufzustellen und zu lösen hat: — die ältere Philosophie kennt die letzteren gar nicht und ist der Untersuchung von Ursprung und Geschichte der moralischen Empfindungen unter dürftigen Ausflüchten immer aus dem Wege gegangen. Mit welchen Folgen: das lässt sich jetzt sehr deutlich überschauen, nachdem an vielen Beispielen nachgewiesen ist, wie die Irrthümer der grössten Philosophen gewöhnlich ihren Ausgangspunct in einer falschen Erklärung bestimmter menschlicher Handlungen und Empfindungen haben, wie auf Grund einer irrthümlichen Analysis, zum Beispiel der sogenannten unegoistischen Handlungen, eine falsche Ethik sich aufbaut, dieser zu Gefallen dann wiederum Religion und mythologisches Unwesen zu Hülfe genommen werden, und endlich die Schatten dieser trüben Geister auch in die Physik und die gesammte Weltbetrachtung hineinfallen. Steht es aber fest, dass die Oberflächlichkeit der psychologischen Beobachtung dem menschlichen Urtheilen und Schliessen die gefährlichsten Fallstricke gelegt hat und fortwährend von Neuem legt, so bedarf es jetzt jener Ausdauer der Arbeit, welche nicht müde wird, Steine auf Steine, Steinchen auf Steinchen zu häufen, so bedarf es der enthaltsamen Tapferkeit, um sich einer solchen bescheidenen Arbeit nicht zu schämen und jeder Missachtung derselben Trotz zu bieten. Es ist wahr: zahllose einzelne Bemerkungen über Menschliches und Allzumenschliches sind in Kreisen der Gesellschaft zuerst entdeckt und ausgesprochen worden, welche gewohnt waren, nicht der wissenschaftlichen Erkenntniss, sondern einer geistreichen Gefallsucht jede Art von Opfern darzubringen; und fast unlösbar hat sich der Duft jener alten Heimath der moralistischen Sentenz — ein sehr verführerischer Duft — der ganzen

Gattung angehängt: so dass seinetwegen der wissenschaftliche Mensch unwillkürlich einiges Misstrauen gegen diese Gattung und ihre Ernsthaftigkeit merken lässt. Aber es genügt, auf die Folgen zu verweisen: denn schon jetzt beginnt sich zu zeigen, welche Ergebnisse ernsthaftester Art auf dem Boden der psychologischen Beobachtung aufwachsen. Welches ist doch der Hauptsatz zu dem einer der kühnsten und kältesten Denker, der Verfasser des Buches „Ueber den Ursprung der moralischen Empfindungen“ vermöge seiner ein- und durchschneidenden Analysen des menschlichen Handelns gelangt? „Der moralische Mensch, sagt er, steht der intelligiblen (metaphysischen) Welt nicht näher, als der physische Mensch.“ Dieser Satz, hart und schneidig geworden unter dem Hammerschlag der historischen Erkenntniss, kann vielleicht einmal, in irgendwelcher Zukunft, als die Axt dienen, welche dem „metaphysischen Bedürfniss“ der Menschen an die Wurzel gelegt wird, — ob *mehr* zum Segen, als zum Fluche der allgemeinen Wohlfahrt, wer wüsste das zu sagen? — aber jedenfalls als ein Satz der erheblichsten Folgen, fruchtbar und furchtbar zugleich, und mit jenem Doppelgesichte in die Welt sehend, welches alle grossen Erkenntnisse haben.

[«]

38.

Inwiefern nützlich. — Also: ob die psychologische Beobachtung mehr Nutzen oder Nachtheil über die Menschen bringe, das bleibe immerhin unentschieden; aber fest steht, dass sie nothwendig ist, weil die Wissenschaft ihrer nicht entrathen kann. Die Wissenschaft aber kennt keine Rücksichten auf letzte Zwecke, ebenso wenig als die Natur sie kennt: sondern wie diese gelegentlich Dinge von der höchsten Zweckmässigkeit zu Stande bringt, ohne sie gewollt zu haben, so wird auch die ächte Wissenschaft, *als die Nachahmung der Natur in Begriffen*, den Nutzen und die Wohlfahrt der Menschen gelegentlich, ja vielfach, fördern und das Zweckmässige erreichen, — aber ebenfalls *ohne es gewollt zu haben*. Wem es aber bei dem Anhauche einer solchen Betrachtungsart gar zu winterlich zu Muthe wird, der hat vielleicht nur zu wenig Feuer in sich: er möge sich indessen umsehen und er wird Krankheiten wahrnehmen, in denen Eisumschläge noth thun, und Menschen, welche so aus Gluth und Geist „zusammengeknetet“ sind, dass sie kaum irgendwo die Luft kalt und schneidend genug für sich finden. Ueberdiess: wie allzu ernste Einzelne und Völker ein Bedürfniss nach Leichtfertigkeiten haben, wie andere allzu Erregbare und Bewegliche zeitweilig schwere niederdrückende Lasten zu ihrer Gesundheit nöthig haben: sollten wir, die geistigeren Menschen eines Zeitalters, welches ersichtlich immer mehr in Brand geräth, nicht nach allen löschenden und kühlenden Mitteln, die es giebt, greifen müssen, damit wir wenigstens so stetig, harmlos und mässig bleiben, als wir es noch sind, und so vielleicht einmal dazu brauchbar werden, diesem Zeitalter als Spiegel und Selbstbesinnung über sich zu dienen? —

[«]

39.

Die Fabel von der intelligibelen Freiheit. — Die Geschichte der Empfindungen, vermöge deren wir Jemanden verantwortlich machen, also der sogenannten moralischen Empfindungen verläuft in folgenden Hauptphasen. Zuerst nennt man einzelne Handlungen gut oder böse ohne alle Rücksicht auf deren Motive, sondern allein der nützlichen oder schädlichen Folgen wegen. Bald aber vergisst man die Herkunft dieser Bezeichnungen und wähnt, dass den Handlungen an sich, ohne Rücksicht auf deren Folgen, die Eigenschaft „gut“ oder „böse“ innewohne: mit demselben Irrthume, nach welchem die Sprache den Stein selber als hart, den Baum selber als grün bezeichnet — also dadurch, dass man, was Wirkung ist, als Ursache fasst. Sodann legt man das Gut- oder Böse-sein in die Motive hinein und betrachtet die Thaten an sich als moralisch zweideutig. Man geht weiter und giebt das Prädicat gut oder böse nicht mehr dem einzelnen Motive, sondern dem ganzen Wesen eines Menschen, aus dem das Motiv, wie die Pflanze aus dem Erdreich, herauswächst. So macht man der Reihe nach den Menschen für seine Wirkungen, dann für seine Handlungen, dann für seine Motive und endlich für sein Wesen verantwortlich. Nun entdeckt man schliesslich, dass auch dieses Wesen nicht verantwortlich sein kann, insofern es ganz und gar nothwendige Folge ist und aus den Elementen und Einflüssen vergangener und gegenwärtiger Dinge concrescirt: also dass der Mensch für Nichts verantwortlich zu machen ist, weder für sein Wesen, noch seine Motive, noch seine Handlungen, noch seine Wirkungen. Damit ist man zur Erkenntniss gelangt, dass die Geschichte der moralischen Empfindungen die Geschichte eines Irrthums, des Irrthums von der Verantwortlichkeit ist: als welcher auf dem Irrthum von der Freiheit des Willens ruht. — Schopenhauer schloss dagegen so: weil gewisse Handlungen Unmuth

(„Schuldbewusstsein“) nach sich ziehen, so muss es eine Verantwortlichkeit geben; denn zu diesem Unmuth wäre kein Grund vorhanden, wenn nicht nur alles Handeln des Menschen mit Nothwendigkeit verliefe — wie es thatsächlich, und auch nach der Einsicht dieses Philosophen, verläuft —, sondern der Mensch selber mit der selben Nothwendigkeit sein ganzes Wesen erlangte, — was Schopenhauer leugnet. Aus der Thatsache jenes Unmuthes glaubt Schopenhauer eine Freiheit beweisen zu können, welche der Mensch irgendwie gehabt haben müsse, zwar nicht in Bezug auf die Handlungen, aber in Bezug auf das Wesen: Freiheit also, so oder so zu sein, nicht so oder so zu handeln. Aus dem esse, der Sphäre der Freiheit und Verantwortlichkeit, folgt nach seiner Meinung das operari, die Sphäre der strengen Causalität, Nothwendigkeit und Unverantwortlichkeit. Jener Unmuth beziehe sich zwar scheinbar auf das operari — insofern sei er irrthümlich —, in Wahrheit aber auf das esse, welches die That eines freien Willens, die Grundursache der Existenz eines Individuums, sei; der Mensch werde Das, was er werden wolle, sein Wollen sei früher, als seine Existenz. — Hier wird der Fehlschluss gemacht, dass aus der Thatsache des Unmuthes die Berechtigung, die vernünftige Zulässigkeit dieses Unmuthes geschlossen wird; und von jenem Fehlschluss aus kommt Schopenhauer zu seiner phantastischen Consequenz der sogenannten intelligibelen Freiheit. Aber der Unmuth nach der That braucht gar nicht vernünftig zu sein: ja er ist es gewiss nicht, denn er ruht auf der irrthümlichen Voraussetzung, dass die That eben nicht nothwendig hätte erfolgen müssen. Also: weil sich der Mensch für frei hält, nicht aber weil er frei ist, empfindet er Reue und Gewissensbisse. — Ueberdiess ist dieser Unmuth Etwas, das man sich abgewöhnen kann, bei vielen Menschen ist er in Bezug auf Handlungen gar nicht vorhanden, bei welchen viele andere Menschen ihn empfinden. Er ist eine sehr wandelbare, an die Entwickelung der Sitte und Cultur geknüpfte Sache und vielleicht nur in einer verhältnissmässig kurzen Zeit der Weltgeschichte vorhanden. — Niemand ist für seine Thaten verantwortlich, Niemand für sein Wesen; richten ist soviel als ungerecht sein. Diess gilt auch, wenn das Individuum über sich selbst richtet. Der Satz ist so hell wie Sonnenlicht, und doch geht hier Jedermann lieber in den Schatten und die Unwahrheit zurück: aus Furcht vor den Folgen.

[«]

40.

Das Ueber-Thier. — Die Bestie in uns will belogen werden; Moral ist Nothlüge, damit wir von ihr nicht zerrissen werden. Ohne die Irrthümer, welche in den Annahmen der Moral liegen, wäre der Mensch Thier geblieben. So aber hat er sich als etwas Höheres genommen und sich strengere Gesetze auferlegt. Er hat desshalb einen Hass gegen die der Thierheit näher gebliebenen Stufen: woraus die ehemalige Missachtung des Sclaven, als eines Nicht-Menschen, als einer Sache zu erklären ist.

[«]

41.

Der unveränderliche Charakter. — Dass der Charakter unveränderlich sei, ist nicht im strengen Sinne wahr; vielmehr heisst dieser beliebte Satz nur so viel, dass während der kurzen Lebensdauer eines Menschen die einwirkenden Motive gewöhnlich nicht tief genug ritzen können, um die aufgeprägten Schriftzüge vieler Jahrtausende zu zerstören. Dächte man sich aber einen Menschen von achtzigtausend Jahren, so hätte man an ihm sogar einen absolut veränderlichen Charakter: so dass eine Fülle verschiedener Individuen sich nach und nach aus ihm entwickelte. Die Kürze des menschlichen Lebens verleitet zu manchen irrthümlichen Behauptungen über die Eigenschaften des Menschen.

[«]

42.

Die Ordnung der Güter und die Moral. — Die einmal angenommene Rangordnung der Güter, je nachdem ein niedriger, höherer, höchster Egoismus das Eine oder das Andere will, entscheidet jetzt über das Moralisch-sein oder Unmoralisch-sein. Ein niedriges Gut (zum Beispiel Sinnengenuss) einem höher geschätzten (zum Beispiel Gesundheit) vorziehen, gilt als unmoralisch, ebenso Wohlleben der Freiheit vorziehen. Die Rangordnung der Güter ist aber keine zu allen Zeiten feste und gleiche; wenn Jemand Rache der Gerechtigkeit vorzieht, so ist er nach dem Maassstabe einer früheren Cultur moralisch, nach dem der jetzigen unmoralisch. „Unmoralisch“ bezeichnet also, dass Einer die höheren, feineren, geistigeren Motive, welche die jeweilen neue Cultur hinzugebracht hat, noch nicht oder noch nicht stark genug empfindet: es bezeichnet einen Zurückgebliebenen, aber immer nur dem Gradunterschied nach. — Die Rangordnung der Güter selber wird nicht nach moralischen Gesichtspuncten auf- und umgestellt; wohl aber wird nach ihrer jedesmaligen Festsetzung darüber entschieden, ob eine Handlung moralisch oder unmoralisch sei.

[«]

43.

Grausame Menschen als zurückgeblieben. — Die Menschen, welche jetzt grausam sind, müssen uns als Stufen früherer Culturen gelten, welche übrig geblieben sind: das Gebirge der Menschheit zeigt hier einmal die tieferen Formationen, welche sonst versteckt liegen, offen. Es sind zurückgebliebene Menschen, deren Gehirn, durch alle möglichen Zufälle im Verlaufe der Vererbung, nicht so zart und vielseitig fortgebildet worden ist. Sie zeigen uns, was wir Alle waren, und machen uns erschrecken: aber sie selber sind so wenig verantwortlich, wie ein Stück Granit dafür, dass es Granit ist. In unserm Gehirne müssen sich auch Rinnen und Windungen finden, welche jener Gesinnung entsprechen, wie sich in der Form einzelner menschlicher Organe Erinnerungen an Fischzustände finden sollen. Aber diese Rinnen und Windungen sind nicht mehr das Bett, in welchem sich jetzt der Strom unserer Empfindung wälzt.

[«]

44.

Dankbarkeit und Rache. — Der Grund, wesshalb der Mächtige dankbar ist, ist dieser. Sein Wohlthäter hat sich durch seine Wohlthat an der Sphäre des Mächtigen gleichsam vergriffen und sich in sie eingedrängt: nun vergreift er sich zur Vergeltung wieder an der Sphäre des Wohlthäters durch den Act der Dankbarkeit. Es ist eine mildere Form der Rache. Ohne die Genugthuung der Dankbarkeit zu haben, würde der Mächtige sich unmächtig gezeigt haben und fürderhin dafür gelten. Desshalb stellt jede Gesellschaft der Guten, das heisst ursprünglich der Mächtigen, die Dankbarkeit unter die ersten Pflichten. — Swift hat den Satz hingeworfen, dass Menschen in dem selben Verhältniss dankbar sind, wie sie Rache hegen.

[«]

45.

Doppelte Vorgeschichte von Gut und Böse. — Der Begriff gut und böse hat eine doppelte Vorgeschichte: nämlich einmal in der Seele der herrschenden Stämme und Kasten. Wer die Macht zu vergelten hat, Gutes mit Gutem, Böses mit Bösem, und auch wirklich Vergeltung übt, also dankbar und rachsüchtig ist, der wird gut genannt; wer unmächtig ist und nicht vergelten kann, gilt als schlecht. Man gehört als Guter zu den „Guten“, einer Gemeinde, welche Gemeingefühl hat, weil alle Einzelnen durch den Sinn der Vergeltung mit einander verflochten sind. Man gehört als Schlechter zu den „Schlechten“, zu einem Haufen unterworfener, ohnmächtiger Menschen, welche kein Gemeingefühl haben. Die Guten sind eine Kaste, die Schlechten eine Masse wie Staub. Gut und schlecht ist eine Zeit lang so viel wie vornehm und niedrig, Herr und Sclave. Dagegen sieht man den Feind nicht als böse an: er kann vergelten. Der Troer und der Grieche sind bei Homer beide gut. Nicht Der, welcher uns Schädliches zufügt, sondern Der, welcher verächtlich ist, gilt als schlecht. In der Gemeinde der Guten vererbt sich das Gute; es ist unmöglich, dass ein Schlechter aus so gutem Erdreiche hervorwachse. Thut trotzdem Einer der Guten Etwas, das der Guten unwürdig ist, so verfällt man auf Ausflüchte; man schiebt zum Beispiel einem Gott die Schuld zu, indem man sagt: er habe den Guten mit Verblendung und Wahnsinn geschlagen. — Sodann in der Seele der Unterdrückten, Machtlosen. Hier gilt jeder andere Mensch als feindlich, rücksichtslos, ausbeutend, grausam, listig, sei er vornehm oder niedrig; böse ist das Charakterwort für Mensch, ja für jedes lebende Wesen, welches man voraussetzt, zum Beispiel für einen Gott; menschlich, göttlich gilt so viel wie teuflisch, böse. Die Zeichen der Güte, Hülfebereitschaft, Mitleid, werden angstvoll als Tücke, Vorspiel eines schrecklichen Ausgangs, Betäubung und Ueberlistung aufgenommen, kurz als verfeinerte Bosheit. Bei einer solchen Gesinnung des Einzelnen kann kaum ein Gemeinwesen entstehen, höchstens die roheste Form desselben: so dass überall, wo diese Auffassung von gut und böse herrscht, der Untergang der Einzelnen, ihrer Stämme und Rassen nahe ist. — Unsere jetzige Sittlichkeit ist auf dem Boden der herrschenden Stämme und Kasten aufgewachsen.

[«]

46.

Mitleiden stärker als Leiden. — Es giebt Fälle, wo das Mitleiden stärker ist, als das eigentliche Leiden. Wir empfinden es zum Beispiel schmerzlicher, wenn einer unserer Freunde sich etwas Schmähliches zu Schulden kommen lässt, als wenn wir selbst es thun. Einmal nämlich glauben wir mehr an die Reinheit seines Charakters, als er; sodann ist unsere Liebe zu ihm, wahrscheinlich eben dieses Glaubens wegen, stärker, als seine Liebe zu sich selbst. Wenn auch wirklich sein Egoismus mehr dabei leidet, als unser Egoismus, insofern er die übelen Folgen seines Vergehens stärker zu tragen hat, so wird das Unegoistische in uns — dieses Wort ist nie streng zu verstehen, sondern nur eine Erleichterung des Ausdrucks — doch stärker durch seine Schuld betroffen, als das Unegoistische in ihm.

[«]

47.

Hypochondrie. — Es giebt Menschen, welche aus Mitgefühl und Sorge für eine andere Person hypochondrisch werden; die dabei entstehende Art des Mitleidens ist nichts Anderes, als eine Krankheit. So giebt es auch eine christliche Hypochondrie, welche jene einsamen, religiös bewegten Leute befällt, die sich das Leiden und Sterben Christi fortwährend vor Augen stellen.

[«]

48.

Oekonomie der Güte. — Die Güte und Liebe als die heilsamsten Kräuter und Kräfte im Verkehre der Menschen sind so kostbare Funde, dass man wohl wünschen möchte, es werde in der Verwendung dieser balsamischen Mittel so ökonomisch wie möglich verfahren: doch ist diess unmöglich. Die Oekonomie der Güte ist der Traum der verwegensten Utopisten.

[«]

49.

Wohlwollen. — Unter die kleinen, aber zahllos häufigen und desshalb sehr wirkungsvollen Dinge, auf welche die Wissenschaft mehr Acht zu geben hat, als auf die grossen seltenen Dinge, ist auch das Wohlwollen zu rechnen; ich meine jene Aeusserungen freundlicher Gesinnung im Verkehr, jenes Lächeln des Auges, jene Händedrücke, jenes Behagen, von welchem für gewöhnlich fast alles menschliche Thun umsponnen ist. Jeder Lehrer, jeder Beamte bringt diese Zuthat zu dem, was für ihn Pflicht ist, hinzu; es ist die fortwährende Bethätigung der Menschlichkeit, gleichsam die Wellen ihres Lichtes, in denen Alles wächst; namentlich im engsten Kreise, innerhalb der Familie, grünt und blüht das Leben nur durch jenes Wohlwollen. Die Gutmüthigkeit, die Freundlichkeit, die Höflichkeit des Herzens sind immerquellende Ausflüsse des unegoistischen Triebes und haben viel mächtiger an der Cultur gebaut, als jene viel berühmteren Aeusserungen desselben, die man Mitleiden, Barmherzigkeit und Aufopferung nennt. Aber man pflegt sie geringzuschätzen, und in der That: es ist nicht gerade viel Unegoistisches daran. Die Summe dieser geringen Dosen ist trotzdem gewaltig, ihre gesammte Kraft gehört zu den stärksten Kräften. — Ebenso findet man viel mehr Glück in der Welt, als trübe Augen sehen: wenn man nämlich richtig rechnet, und nur alle jene Momente des Behagens, an welchen jeder Tag in jedem, auch dem bedrängtesten Menschenleben reich ist, nicht vergisst.

[«]

50.

Mitleiden erregen wollen. — La Rochefoucauld trifft in der bemerkenswerthesten Stelle seines Selbst-Portraits (zuerst gedruckt 1658) gewiss das Rechte, wenn er alle Die, welche Vernunft haben, vor dem Mitleiden warnt, wenn er räth, dasselbe den Leuten aus dem Volke zu überlassen, die der Leidenschaften bedürfen (weil sie nicht durch Vernunft bestimmt werden), um so weit gebracht zu werden, dem Leidenden zu helfen und bei einem Unglück kräftig einzugreifen; während das Mitleiden, nach seinem (und Plato's) Urtheil, die Seele entkräfte. Freilich solle man Mitleiden bezeugen, aber sich hüten, es zu haben: denn die Unglücklichen seien nun einmal so dumm, dass bei ihnen das Bezeugen von Mitleid das grösste Gut von der Welt ausmache. — Vielleicht kann man noch stärker vor diesem Mitleid-haben warnen, wenn man jenes Bedürfniss der Unglücklichen nicht gerade als Dummheit und intellectuellen Mangel, als eine Art Geistesstörung fasst, welche das Unglück mit sich bringt (und so scheint es ja La Rochefoucauld zu fassen), sondern als etwas ganz Anderes und Bedenklicheres versteht. Vielmehr beobachte man Kinder, welche weinen und schreien, damit sie bemitleidet werden, und desshalb den Augenblick abwarten, wo ihr Zustand in die Augen fallen kann; man lebe im Verkehr mit Kranken und Geistig-Gedrückten und frage sich, ob nicht das beredte Klagen und Wimmern, das Zur-Schau-tragen des Unglücks im Grunde das Ziel verfolgt, den Anwesenden weh zu thun: das Mitleiden, welches Jene dann äussern, ist insofern eine Tröstung für die Schwachen und Leidenden, als sie daran erkennen, doch wenigstens noch Eine Macht zu haben, trotz aller ihrer Schwäche: die Macht, wehe zu thun. Der Unglückliche gewinnt eine Art von Lust in diesem Gefühl der Ueberlegenheit, welches das Bezeugen des Mitleides ihm zum Bewusstsein bringt; seine Einbildung erhebt sich, er ist immer noch wichtig genug, um der Welt Schmerzen zu machen. Somit ist der Durst nach Mitleid ein Durst nach Selbstgenuss, und zwar auf Unkosten der Mitmenschen; es zeigt den Menschen in der ganzen Rücksichtslosigkeit seines eigensten lieben Selbst: nicht aber gerade in seiner „Dummheit“, wie La Rochefoucauld meint. — Im Zwiegespräche der Gesellschaft werden Dreiviertel aller Fragen gestellt, aller Antworten gegeben, um dem Unterredner ein klein Wenig weh zu thun; desshalb dürsten viele Menschen so nach Gesellschaft: sie giebt ihnen das Gefühl ihrer Kraft. In solchen unzähligen, aber sehr kleinen Dosen, in welchen die Bosheit sich geltend macht, ist sie ein mächtiges Reizmittel des Lebens: ebenso wie das Wohlwollen, in gleicher Form durch die Menschenwelt hin verbreitet, das allezeit bereite Heilmittel ist. — Aber wird es viele Ehrliche geben, welche zugestehen, dass es Vergnügen macht, wehe zu thun? dass man sich nicht selten damit unterhält — und gut unterhält —, anderen Menschen wenigstens in Gedanken Kränkungen zuzufügen und die Schrotkörner der kleinen Bosheit nach ihnen zu schiessen? Die Meisten sind zu unehrlich und ein paar Menschen sind zu gut, um von diesem Pudendum Etwas zu wissen; diese mögen somit immerhin leugnen, dass Prosper Mérimée Recht habe, wenn er sagt: „Sachez aussi qu’il n’y a rien de plus commun que de faire le mal pour le plaisir de le faire.“

[«]

51.

Wie der Schein zum Sein wird. — Der Schauspieler kann zuletzt auch beim tiefsten Schmerz nicht aufhören, an den Eindruck seiner Person und den gesammten scenischen Effect zu denken, zum Beispiel selbst beim Begräbniss seines Kindes; er wird über seinen eignen Schmerz und dessen Aeusserungen weinen, als sein eigener Zuschauer. Der Heuchler, welcher immer ein und die selbe Rolle spielt, hört zuletzt auf, Heuchler zu sein; zum Beispiel Priester, welche als junge Männer gewöhnlich bewusst oder unbewusst Heuchler sind, werden zuletzt natürlich und sind dann wirklich, ohne alle Affectation, eben Priester; oder wenn es der Vater nicht so weit bringt, dann vielleicht der Sohn, der des Vaters Vorsprung benutzt, seine Gewöhnung erbt. Wenn Einer sehr lange und hartnäckig Etwas scheinen will, so wird es ihm zuletzt schwer, etwas Anderes zu sein. Der Beruf fast jedes Menschen, sogar des Künstlers, beginnt mit Heuchelei, mit einem Nachmachen von Aussen her, mit einem Copiren des Wirkungsvollen. Der, welcher immer die Maske freundlicher Mienen trägt, muss zuletzt eine Gewalt über wohlwollende Stimmungen bekommen, ohne welche der Ausdruck der Freundlichkeit nicht zu erzwingen ist, — und zuletzt wieder bekommen diese über ihn Gewalt, er ist wohlwollend.

[«]

52.

Der Punct der Ehrlichkeit beim Betruge. — Bei allen grossen Betrügern ist ein Vorgang bemerkenswerth, dem sie ihre Macht verdanken. Im eigentlichen Acte des Betruges unter all den Vorbereitungen, dem Schauerlichen in Stimme, Ausdruck, Gebärden, inmitten der wirkungsvollen Scenerie, überkommt sie der Glaube an sich selbst: dieser ist es, der dann so wundergleich und bezwingend zu den Umgebenden spricht. Die Religionsstifter unterscheiden sich dadurch von jenen grossen Betrügern, dass sie aus diesem Zustande der Selbsttäuschung nicht herauskommen: oder sie haben ganz selten einmal jene helleren Momente, wo der Zweifel sie überwältigt; gewöhnlich trösten sie sich aber, diese helleren Momente dem bösen Widersacher zuschiebend. Selbstbetrug muss da sein, damit Diese und Jene grossartig wirken. Denn die Menschen glauben an die Wahrheit dessen, was ersichtlich stark geglaubt wird.

[«]

53.

Angebliche Stufen der Wahrheit. — Einer der gewöhnlichen Fehlschlüsse ist der: weil Jemand wahr und aufrichtig gegen uns ist, so sagt er die Wahrheit. So glaubt das Kind an die Urtheile der Eltern, der Christ an die Behauptungen des Stifters der Kirche. Ebenso will man nicht zugeben, dass alles Jenes, was die Menschen mit Opfern an Glück und Leben in früheren Jahrhunderten vertheidigt haben, Nichts als Irrthümer waren: vielleicht sagt man, es seien Stufen der Wahrheit gewesen. Aber im Grunde meint man, wenn Jemand ehrlich an Etwas geglaubt und für seinen Glauben gekämpft hat und gestorben ist, wäre es doch gar zu unbillig, wenn eigentlich nur ein Irrthum ihn beseelt habe. So ein Vorgang scheint der ewigen Gerechtigkeit zu widersprechen; desshalb decretirt das Herz empfindender Menschen immer wieder gegen ihren Kopf den Satz: zwischen moralischen Handlungen und intellectuellen Einsichten muss durchaus ein nothwendiges Band sein. Es ist leider anders; denn es giebt keine ewige Gerechtigkeit.

[«]

54.

Die Lüge. — Wesshalb sagen zu allermeist die Menschen im alltäglichen Leben die Wahrheit? — Gewiss nicht, weil ein Gott das Lügen verboten hat. Sondern erstens: weil es bequemer ist; denn die Lüge erfordert Erfindung, Verstellung und Gedächtniss. (Wesshalb Swift sagt: wer eine Lüge berichtet, merkt selten die schwere Last, die er übernimmt; er muss nämlich, um eine Lüge zu behaupten, zwanzig andere erfinden.) Sodann: weil es in schlichten Verhältnissen vortheilhaft ist, direct zu sagen: ich will diess, ich habe diess gethan, und dergleichen; also weil der Weg des Zwangs und der Autorität sicherer ist, als der der List. — Ist aber einmal ein Kind in verwickelten häuslichen Verhältnissen aufgezogen worden, so handhabt es ebenso natürlich die Lüge und sagt unwillkürlich immer Das, was seinem Interesse entspricht; ein Sinn für Wahrheit, ein Widerwille gegen die Lüge an sich ist ihm ganz fremd und unzugänglich, und so lügt es in aller Unschuld.

[«]

55.

Des Glaubens wegen die Moral verdächtigen. — Keine Macht lässt sich behaupten, wenn lauter Heuchler sie vertreten; die katholische Kirche mag noch so viele „weltliche“ Elemente besitzen, ihre Kraft beruht auf jenen auch jetzt noch zahlreichen priesterlichen Naturen, welche sich das Leben schwer und bedeutungstief machen, und deren Blick und abgehärmter Leib von Nachtwachen, Hungern, glühendem Gebete, vielleicht selbst von Geisselhieben redet; Diese erschüttern die Menschen und machen ihnen Angst: wie, wenn es nöthig wäre, so zu leben? — diess ist die schauderhafte Frage, welche ihr Anblick auf die Zunge legt. Indem sie diesen Zweifel verbreiten, gründen sie immer von Neuem wieder einen Pfeiler ihrer Macht; selbst die Freigesinnten wagen es nicht, dem derartig Selbstlosen mit hartem Wahrheitssinn zu widerstehen und zu sagen: „Betrogner du, betrüge nicht!“ — Nur die Differenz der Einsichten trennt sie von ihm, durchaus keine Differenz der Güte oder Schlechtigkeit; aber was man nicht mag, pflegt man gewöhnlich auch ungerecht zu behandeln. So spricht man von der Schlauheit und der verruchten Kunst der Jesuiten, aber übersieht, welche Selbstüberwindung jeder einzelne Jesuit sich auferlegt und wie die erleichterte Lebenspraxis, welche die jesuitischen Lehrbücher predigen, durchaus nicht ihnen, sondern dem Laienstande zu Gute kommen soll. Ja man darf fragen, ob wir Aufgeklärten bei ganz gleicher Taktik und Organisation eben so gute Werkzeuge, ebenso bewundernswürdig durch Selbstbesiegung, Unermüdlichkeit, Hingebung sein würden.

[«]

56.

Sieg der Erkenntniss über das radicale Böse. — Es trägt Dem, der weise werden will, einen reichlichen Gewinn ein, eine Zeit lang einmal die Vorstellung vom gründlich bösen und verderbten Menschen gehabt zu haben: sie ist falsch, wie die entgegengesetzte; aber ganze Zeitstrecken hindurch besass sie die Herrschaft und ihre Wurzeln haben sich bis in uns und unsere Welt hinein verästet. Um uns zu begreifen, müssen wir sie begreifen; um aber dann höher zu steigen, müssen wir über sie hinwegsteigen. Wir erkennen dann, dass es keine Sünden im metaphysischen Sinne giebt; aber, im gleichen Sinne, auch keine Tugenden; dass dieses ganze Bereich sittlicher Vorstellungen fortwährend im Schwanken ist, dass es höhere und tiefere Begriffe von gut und böse, sittlich und unsittlich giebt. Wer nicht viel mehr von den Dingen begehrt, als Erkenntniss derselben, kommt leicht mit seiner Seele zur Ruhe und wird höchstens aus Unwissenheit, aber schwerlich aus Begehrlichkeit fehlgreifen (oder sündigen, wie die Welt es heisst). Er wird die Begierden nicht mehr verketzern und ausrotten wollen; aber sein einziges ihn völlig beherrschendes Ziel, zu aller Zeit so gut wie möglich zu erkennen, wird ihn kühl machen und alle Wildheit in seiner Anlage besänftigen. Ueberdiess ist er einer Menge quälender Vorstellungen losgeworden, er empfindet Nichts mehr bei dem Worte Höllenstrafen, Sündhaftigkeit, Unfähigkeit zum Guten: er erkennt darin nur die verschwebenden Schattenbilder falscher Welt- und Lebensbetrachtungen.

[«]

57.

Moral als Selbstzertheilung des Menschen. — Ein guter Autor, der wirklich das Herz für seine Sache hat, wünscht, dass Jemand komme und ihn selber dadurch vernichte, dass er dieselbe Sache deutlicher darstelle und die in ihr enthaltenen Fragen ohne Rest beantworte. Das liebende Mädchen wünscht, dass sie die hingebende Treue ihrer Liebe an der Untreue des Geliebten bewähren könne. Der Soldat wünscht, dass er für sein siegreiches Vaterland auf dem Schlachtfeld falle: denn in dem Siege seines Vaterlandes siegt sein höchstes Wünschen mit. Die Mutter giebt dem Kinde, was sie sich selber entzieht, Schlaf, die beste Speise, unter Umständen ihre Gesundheit, ihr Vermögen. — Sind das Alles aber unegoistische Zustände? Sind diese Thaten der Moralität Wunder, weil sie, nach dem Ausdrucke Schopenhauer's, „unmöglich und doch wirklich“ sind? Ist es nicht deutlich, dass in all diesen Fällen der Mensch Etwas von sich, einen Gedanken, ein Verlangen, ein Erzeugniss mehr liebt, als etwas Anderes von sich, dass er also sein Wesen zertheilt und dem einen Theil den anderen zum Opfer bringt? Ist es etwas wesentlich Verschiedenes, wenn ein Trotzkopf sagt: „ich will lieber über den Haufen geschossen werden, als diesem Menschen da einen Schritt aus dem Wege gehn?“ — Die Neigung zu Etwas (Wunsch, Trieb, Verlangen) ist in allen genannten Fällen vorhanden; ihr nachzugeben, mit allen Folgen, ist jedenfalls nicht „unegoistisch“. — In der Moral behandelt sich der Mensch nicht als individuum, sondern als dividuum.

[«]

58.

Was man versprechen kann. — Man kann Handlungen versprechen, aber keine Empfindungen; denn diese sind unwillkürlich. Wer Jemandem verspricht, ihn immer zu lieben oder immer zu hassen oder ihm immer treu zu sein, verspricht Etwas, das nicht in seiner Macht steht; wohl aber kann er solche Handlungen versprechen, welche zwar gewöhnlich die Folgen der Liebe, des Hasses, der Treue sind, aber auch aus anderen Motiven entspringen können: denn zu einer Handlung führen mehrere Wege und Motive. Das Versprechen, Jemanden immer zu lieben, heisst also: so lange ich dich liebe, werde ich dir die Handlungen der Liebe erweisen; liebe ich dich nicht mehr, so wirst du doch die selben Handlungen, wenn auch aus anderen Motiven, immerfort von mir empfangen: so dass der Schein in den Köpfen der Mitmenschen bestehen bleibt, dass die Liebe unverändert und immer noch die selbe sei. — Man verspricht also die Andauer des Anscheines der Liebe, wenn man ohne Selbstverblendung Jemandem immerwährende Liebe gelobt.

[«]

59.

Intellect und Moral. — Man muss ein gutes Gedächtniss haben, um gegebene Versprechen halten zu können. Man muss eine starke Kraft der Einbildung haben, um Mitleid haben zu können. So eng ist die Moral an die Güte des Intellects gebunden.

[«]

60.

Sich rächen wollen und sich rächen. — Einen Rachegedanken haben und ausführen heisst einen heftigen Fieberanfall bekommen, der aber vorübergeht: einen Rachegedanken aber haben, ohne Kraft und Muth, ihn auszuführen, heisst ein chronisches Leiden, eine Vergiftung an Leib und Seele mit sich herumtragen. Die Moral, welche nur auf die Absichten sieht, taxirt beide Fälle gleich; für gewöhnlich taxirt man den ersten Fall als den schlimmeren (wegen der bösen Folgen, welche die That der Rache vielleicht nach sich zieht). Beide Schätzungen sind kurzsichtig.

[«]

61.

Warten-können. — Das Warten-können ist so schwer, dass die grössten Dichter es nicht verschmäht haben, das Nicht-warten-können zum Motiv ihrer Dichtungen zu machen. So Shakespeare im Othello, Sophokles im Ajax: dessen Selbstmord ihm, wenn er nur einen Tag noch seine Empfindung hätte abkühlen lassen, nicht mehr nöthig geschienen hätte, wie der Orakelspruch andeutet; wahrscheinlich würde er den schrecklichen Einflüsterungen der verletzten Eitelkeit ein Schnippchen geschlagen und zu sich gesprochen haben: wer hat denn nicht schon, in meinem Falle, ein Schaf für einen Helden angesehen? ist es denn so etwas Ungeheures? Im Gegentheil, es ist nur etwas allgemein Menschliches: Ajax durfte sich dergestalt Trost zusprechen. Die Leidenschaft will nicht warten; das Tragische im Leben grosser Männer liegt häufig nicht in ihrem Conflicte mit der Zeit und der Niedrigkeit ihrer Mitmenschen, sondern in ihrer Unfähigkeit, ein Jahr, zwei Jahre ihr Werk zu verschieben; sie können nicht warten. — Bei allen Duellen haben die zurathenden Freunde das Eine festzustellen, ob die betheiligten Personen noch warten können: ist diess nicht der Fall, so ist ein Duell vernünftig, insofern Jeder von Beiden sich sagt: „entweder lebe ich weiter, dann muss Jener augenblicklich sterben, oder umgekehrt.“ Warten hiesse in solchem Falle an jener furchtbaren Marter der verletzten Ehre angesichts ihres Verletzers noch länger leiden; und diess kann eben mehr Leiden sein, als das Leben überhaupt werth ist.

[«]

62.

Schwelgerei der Rache. — Grobe Menschen, welche sich beleidigt fühlen, pflegen den Grad der Beleidigung so hoch als möglich zu nehmen und erzählen die Ursache mit stark übertreibenden Worten, um nur in dem einmal erweckten Hass- und Rachegefühl sich recht ausschwelgen zu können.

[«]

63.

Werth der Verkleinerung. — Nicht wenige, vielleicht die allermeisten Menschen haben, um ihre Selbstachtung und eine gewisse Tüchtigkeit im Handeln bei sich aufrecht zu erhalten, durchaus nöthig, alle ihnen bekannten Menschen in ihrer Vorstellung herabzusetzen und zu verkleinern. Da aber die geringen Naturen in der Ueberzahl sind und es sehr viel daran liegt, ob sie jene Tüchtigkeit haben oder verlieren, so —

[«]

64.

Der Aufbrausende. — Vor Einem, der gegen uns aufbraust, soll man sich in Acht nehmen, wie vor Einem, der uns einmal nach dem Leben getrachtet hat: denn dass wir noch leben, das liegt an der Abwesenheit der Macht zu tödten; genügten Blicke, so wäre es längst um uns geschehen. Es ist ein Stück roher Cultur, durch Sichtbarwerdenlassen der physischen Wildheit, durch Furchterregen Jemanden zum Schweigen zu bringen. — Ebenso ist jener kalte Blick, welchen Vornehme gegen ihre Bedienten haben, ein Ueberrest jener kastenmässigen Abgränzungen zwischen Mensch und Mensch, ein Stück rohen Alterthums; die Frauen, die Bewahrerinnen des Alten, haben auch dieses Survival treuer bewahrt.

[«]

65.

Wohin die Ehrlichkeit führen kann. — Jemand hatte die üble Angewohnheit, sich über die Motive, aus denen er handelte und die so gut und so schlecht waren wie die Motive aller Menschen, gelegentlich ganz ehrlich auszusprechen. Er erregte erst Anstoss, dann Verdacht, wurde allmählich geradezu verfehmt und in die Acht der Gesellschaft erklärt, bis endlich die Justiz sich eines so verworfenen Wesens erinnerte, bei Gelegenheiten, wo sie sonst kein Auge hatte, oder dasselbe zudrückte. Der Mangel an Schweigsamkeit über das allgemeine Geheimniss und der unverantwortliche Hang, zu sehen, was Keiner sehen will — sich selber — brachten ihn zu Gefängniss und frühzeitigem Tod.

[«]

66.

Sträflich, nie gestraft. — Unser Verbrechen gegen Verbrecher besteht darin, dass wir sie wie Schufte behandeln.

[«]

67.

Sancta simplicitas der Tugend. — Jede Tugend hat Vorrechte: zum Beispiel diess, zu dem Scheiterhaufen eines Verurtheilten ihr eigenes Bündchen Holz zu liefern.

[«]

68.

Moralität und Erfolg. — Nicht nur die Zuschauer einer That bemessen häufig das Moralische oder Unmoralische an derselben nach dem Erfolge: nein, der Thäter selbst thut diess. Denn die Motive und Absichten sind selten deutlich und einfach genug, und mitunter scheint selbst das Gedächtniss durch den Erfolg der That getrübt, so dass man seiner That selber falsche Motive unterschiebt oder die unwesentlichen Motive als wesentliche behandelt. Der Erfolg giebt oft einer That den vollen ehrlichen Glanz des guten Gewissens, ein Misserfolg legt den Schatten von Gewissensbissen über die achtungswürdigste Handlung. Daraus ergiebt sich die bekannte Praxis des Politikers, welcher denkt: „gebt mir nur den

Erfolg: mit ihm habe ich auch alle ehrlichen Seelen auf meine Seite gebracht — und mich vor mir selber ehrlich gemacht.“ — Auf ähnliche Weise soll der Erfolg die bessere Begründung ersetzen. Noch jetzt meinen viele Gebildete, der Sieg des Christenthums über die griechische Philosophie sei ein Beweis für die grössere Wahrheit des ersteren, — obwohl in diesem Falle nur das Gröbere und Gewaltsamere über das Geistigere und Zarte gesiegt hat. Wie es mit der grösseren Wahrheit steht, ist daraus zu ersehen, dass die erwachenden Wissenschaften Punct um Punct an Epikur’s Philosophie angeknüpft, das Christenthum aber Punct um Punct zurückgewiesen haben.

[«]

69.

Liebe und Gerechtigkeit. — Warum überschätzt man die Liebe zu Ungunsten der Gerechtigkeit und sagt die schönsten Dinge von ihr, als ob sie ein viel höheres Wesen als jene sei? Ist sie denn nicht ersichtlich dümmer als jene? — Gewiss, aber gerade desshalb um so viel angenehmer für Alle. Sie ist dumm und besitzt ein reiches Füllhorn; aus ihm theilt sie ihre Gaben aus, an Jedermann, auch wenn er sie nicht verdient, ja ihr nicht einmal dafür dankt. Sie ist unparteiisch wie der Regen, welcher, nach der Bibel und der Erfahrung, nicht nur den Ungerechten, sondern unter Umständen auch den Gerechten bis auf die Haut nass macht.

[«]

70.

Hinrichtung. — Wie kommt es, dass jede Hinrichtung uns mehr beleidigt, als ein Mord? Es ist die Kälte der Richter, die peinliche Vorbereitung, die Einsicht, dass hier ein Mensch als Mittel benutzt wird, um andere abzuschrecken. Denn die Schuld wird nicht bestraft, selbst wenn es eine gäbe: diese liegt in Erziehern, Eltern, Umgebungen, in uns, nicht im Mörder, — ich meine die veranlassenden Umstände.

[«]

71.

Die Hoffnung. — Pandora brachte das Fass mit den Uebeln und öffnete es. Es war das Geschenk der Götter an die Menschen, von Aussen ein schönes verführerisches Geschenk und „Glücksfass“ zubenannt. Da flogen all die Uebel, lebendige beschwingte Wesen heraus: von da an schweifen sie nun herum und thun den Menschen Schaden bei Tag und Nacht. Ein einziges Uebel war noch nicht aus dem Fass herausgeschlüpft: da schlug Pandora nach Zeus’ Willen den Deckel zu und so blieb es darin. Für immer hat der Mensch nun das Glücksfass im Hause und meint Wunder was für einen Schatz er in ihm habe; es steht ihm zu Diensten, er greift darnach: wenn es ihn gelüstet; denn er weiss nicht, dass jenes Fass, welches Pandora brachte, das Fass der Uebel war, und hält das zurückgebliebene Uebel für das grösste Glücksgut, — es ist die Hoffnung. — Zeus wollte nämlich, dass der Mensch, auch noch so sehr durch die anderen Uebel gequält, doch das Leben nicht wegwerfe, sondern fortfahre, sich immer von Neuem quälen zu lassen. Dazu giebt er dem Menschen die Hoffnung: sie ist in Wahrheit das übelste der Uebel, weil sie die Qual der Menschen verlängert.

[«]

72.

Grad der moralischen Erhitzbarkeit unbekannt. — Daran, dass man gewisse erschütternde Anblicke und Eindrücke gehabt oder nicht gehabt hat, zum Beispiel eines unrecht gerichteten, getödteten oder gemarterten Vaters, einer untreuen Frau, eines grausamen feindlichen Ueberfalls, hängt es ab, ob unsere Leidenschaften zur Glühhitze kommen und das ganze Leben lenken oder nicht. Keiner weiss, wozu ihn die Umstände, das Mitleid, die Entrüstung treiben können, er kennt den Grad seiner Erhitzbarkeit nicht. Erbärmliche kleine Verhältnisse machen erbärmlich; es ist gewöhnlich nicht die Qualität der Erlebnisse, sondern ihre Quantität, von welcher der niedere und höhere Mensch abhängt, im Guten und Bösen.

[«]

73.

Der Märtyrer wider Willen. — In einer Partei gab es einen Menschen, der zu ängstlich und feige war, um je seinen Kameraden zu widersprechen: man brauchte ihn zu jedem Dienst, man erlangte von ihm Alles, weil er sich vor der schlechten Meinung bei seinen Gesellen mehr als vor dem Tode fürchtete; es war eine erbärmliche schwache Seele. Sie erkannten diess und machten auf Grund der erwähnten Eigenschaften aus ihm einen Heros und zuletzt gar einen Märtyrer. Obwohl der feige Mensch innerlich immer Nein sagte, sprach er mit den Lippen immer Ja, selbst noch auf dem Schaffot, als er für die Ansichten seiner Partei starb: neben ihm nämlich stand einer seiner alten Genossen, der ihn durch Wort und Blick so tyrannisirte, dass er wirklich auf die anständigste Weise den Tod erlitt und seitdem als Märtyrer und grosser Charakter gefeiert wird.

[«]

74.

Alltags-Maassstab. — Man wird selten irren, wenn man extreme Handlungen auf Eitelkeit, mittelmässige auf Gewöhnung und kleinliche auf Furcht zurückführt.

[«]

75.

Missverständniss über die Tugend. — Wer die Untugend in Verbindung mit der Lust kennen gelernt hat, wie Der, welcher eine genusssüchtige Jugend hinter sich hat, bildet sich ein, dass die Tugend mit der Unlust verbunden sein müsse. Wer dagegen von seinen Leidenschaften und Lastern sehr geplagt worden ist, ersehnt in der Tugend die Ruhe und das Glück der Seele. Daher ist es möglich, dass zwei Tugendhafte einander gar nicht verstehen.

[«]

76.

Der Asket. — Der Asket macht aus der Tugend eine Noth.

[«]

77.

Die Ehre von der Person auf die Sache übertragen. — Man ehrt allgemein die Handlungen der Liebe und Aufopferung zu Gunsten des Nächsten, wo sie sich auch immer zeigen. Dadurch vermehrt man die Schätzung der Dinge, welche in jener Art geliebt werden oder für welche man sich aufopfert: obwohl sie vielleicht an sich nicht viel werth sind. Ein tapferes Heer überzeugt von der Sache, für welche es kämpft.

[«]

78.

Ehrgeiz ein Surrogat des moralischen Gefühls. — Das moralische Gefühl darf in solchen Naturen nicht fehlen, welche keinen Ehrgeiz haben. Die Ehrgeizigen behelfen sich auch ohne dasselbe, mit fast gleichem Erfolge. — Desshalb werden Söhne aus bescheidenen, dem Ehrgeiz abgewandten Familien, wenn sie einmal das moralische Gefühl verlieren, gewöhnlich in schneller Steigerung zu vollkommenen Lumpen.

[«]

79.

Eitelkeit bereichert. — Wie arm wäre der menschliche Geist ohne die Eitelkeit! So aber gleicht er einem wohlgefüllten und immer neu sich füllenden Waarenmagazin, welches Käufer jeder Art anlockt: Alles fast können sie finden, Alles haben, vorausgesetzt, dass sie die gültige Münzsorte (Bewunderung) mit sich bringen.

[«]

80.

Greis und Tod. — Abgesehen von den Forderungen, welche die Religion stellt, darf man wohl fragen: warum sollte es für einen alt gewordenen Mann, welcher die Abnahme seiner Kräfte spürt, rühmlicher sein, seine langsame Erschöpfung und Auflösung abzuwarten, als sich mit vollem Bewusstsein ein Ziel zu setzen? Die Selbsttödtung ist in diesem Falle eine ganz natürliche naheliegende Handlung, welche als ein Sieg der Vernunft billigerweise Ehrfurcht erwecken sollte: und auch erweckt hat, in jenen Zeiten als die Häupter der griechischen Philosophie und die wackersten römischen Patrioten durch Selbsttödtung zu sterben pflegten. Die Sucht dagegen, sich mit ängstlicher Berathung von Aerzten und peinlichster Lebensart von Tag zu Tage fortzufristen, ohne Kraft, dem eigentlichen Lebensziel noch näher zu kommen, ist viel weniger achtbar. — Die Religionen sind reich an Ausflüchten vor der Forderung der Selbsttödtung: dadurch schmeicheln sie sich bei Denen ein, welche in das Leben verliebt sind.

[«]

81.

Irrthümer des Leidenden und des Thäters. — Wenn der Reiche dem Armen ein Besitzthum nimmt (zum Beispiel ein Fürst dem Plebejer die Geliebte), so entsteht in dem Armen ein Irrthum; er meint, Jener müsse ganz verrucht sein, um ihm das Wenige, was er habe, zu nehmen. Aber jener empfindet den Werth eines einzelnen Besitzthums gar nicht so tief, weil er gewöhnt ist, viele zu haben: so kann er sich nicht in die Seele des Armen versetzen und thut lange nicht so sehr Unrecht, als dieser glaubt. Beide haben von einander eine falsche Vorstellung. Das Unrecht des Mächtigen, welches am meisten in der Geschichte empört, ist lange nicht so gross, wie es scheint. Schon die angeerbte Empfindung, ein höheres Wesen mit höheren Ansprüchen zu sein, macht ziemlich kalt und lässt das Gewissen ruhig: wir Alle sogar empfinden, wenn der Unterschied zwischen uns und einem andern Wesen sehr gross ist, gar Nichts mehr von Unrecht und tödten eine Mücke zum Beispiel ohne jeden Gewissensbiss. So ist es kein Zeichen von Schlechtigkeit bei Xerxes (den selbst alle Griechen als hervorragend edel schildern), wenn er dem Vater seinen Sohn nimmt und ihn zerstückeln lässt, weil dieser ein ängstliches, ominöses Misstrauen gegen den ganzen Heerzug geäussert hatte: der Einzelne wird in diesem Falle wie ein unangenehmes Insect beseitigt, er steht zu niedrig, um länger quälende Empfindungen bei einem Weltherrscher erregen zu dürfen. Ja, jeder Grausame ist nicht in dem Maasse grausam, als es der

Misshandelte glaubt; die Vorstellung des Schmerzes ist nicht das Selbe wie das Leiden desselben. Ebenso steht es mit dem ungerechten Richter, mit dem Journalisten, welcher mit kleinen Unredlichkeiten die öffentliche Meinung irre führt. Ursache und Wirkung sind in allen diesen Fällen von ganz verschiedenen Empfindungs- und Gedankengruppen umgeben; während man unwillkürlich voraussetzt, dass Thäter und Leidender gleich denken und empfinden, und gemäss dieser Voraussetzung die Schuld des Einen nach dem Schmerz des Andern misst.

[«]

82.

Haut der Seele. — Wie die Knochen, Fleischstücke, Eingeweide und Blutgefässe mit einer Haut umschlossen sind, die den Anblick des Menschen erträglich macht, so werden die Regungen und Leidenschaften der Seele durch die Eitelkeit umhüllt: sie ist die Haut der Seele.

[«]

83.

Schlaf der Tugend. — Wenn die Tugend geschlafen hat, wird sie frischer aufstehen.

[«]

84.

Feinheit der Scham. — Die Menschen schämen sich nicht, etwas Schmutziges zu denken, aber wohl, wenn sie sich vorstellen, dass man ihnen diese schmutzigen Gedanken zutraue.

[«]

85.

Bosheit ist selten. — Die meisten Menschen sind viel zu sehr mit sich beschäftigt, um boshaft zu sein.

[«]

86.

Das Zünglein an der Wage. — Man lobt oder tadelt, je nachdem das Eine oder das Andere mehr Gelegenheit giebt, unsere Urtheilskraft leuchten zu lassen.

[«]

87.

Lucas 18,14 verbessert. — Wer sich selbst erniedrigt, will erhöhet werden.

[«]

88.

Verhinderung des Selbstmordes. — Es giebt ein Recht, wonach wir einem Menschen das Leben nehmen, aber keines, wonach wir ihm das Sterben nehmen: diess ist nur Grausamkeit.

[«]

89.

Eitelkeit. — Uns liegt an der guten Meinung der Menschen, einmal weil sie uns nützlich ist, sodann weil wir ihnen Freude machen wollen (Kinder den Eltern, Schüler den Lehrern und wohlwollende Menschen überhaupt allen übrigen Menschen). Nur wo Jemandem die gute Meinung der Menschen wichtig ist, abgesehen vom Vortheil oder von seinem Wunsche, Freude zu machen, reden wir von Eitelkeit. In diesem Falle will sich der Mensch selber eine Freude machen, aber auf Unkosten seiner Mitmenschen, indem er diese entweder zu einer falschen Meinung über sich verführt oder es gar auf einen Grad der „guten Meinung“ absieht, wo diese allen Anderen peinlich werden muss (durch Erregung von Neid). Der Einzelne will gewöhnlich durch die Meinung Anderer die Meinung, die er von sich hat, beglaubigen und vor sich selber bekräftigen; aber die mächtige Gewöhnung an Autorität — eine Gewöhnung, die so alt als der Mensch ist — bringt Viele auch dazu, ihren eigenen Glauben an sich auf Autorität zu stützen, also erst aus der Hand Anderer anzunehmen: sie trauen der Urtheilskraft Anderer mehr, als der eigenen. — Das Interesse an sich selbst, der Wunsch, sich zu vergnügen, erreicht bei dem Eitelen eine solche Höhe, dass er die Anderen zu einer falschen, allzu hohen Taxation seiner selbst verführt und dann doch sich an die Autorität der Anderen hält: also den Irrthum herbeiführt und doch ihm Glauben schenkt. — Man muss sich also eingestehen, dass die eitelen Menschen nicht sowohl Anderen gefallen wollen, als sich selbst, und dass sie so weit gehen, ihren Vortheil dabei zu vernachlässigen; denn es liegt ihnen oft daran, ihre Mitmenschen ungünstig, feindlich, neidisch, also schädlich gegen sich zu stimmen, nur um die Freude an sich selber, den Selbstgenuss, zu haben.

[«]

90.

Gränze der Menschenliebe. — Jeder, welcher sich dafür erklärt hat, dass der Andere ein Dummkopf, ein schlechter Geselle sei, ärgert sich, wenn Jener schliesslich zeigt, dass er es nicht ist.

[«]

91.

Moralité larmoyante. — Wie viel Vergnügen macht die Moralität! Man denke nur, was für ein Meer angenehmer Thränen schon bei Erzählungen edler, grossmüthiger Handlungen geflossen ist! — Dieser Reiz des Lebens würde schwinden, wenn der Glaube an die völlige Unverantwortlichkeit überhand nähme.

[«]

92.

Ursprung der Gerechtigkeit. — Die Gerechtigkeit (Billigkeit) nimmt ihren Ursprung unter ungefähr gleich Mächtigen, wie diess Thukydides (in dem furchtbaren Gespräche der athenischen und melischen Gesandten) richtig begriffen hat; wo es keine deutlich erkennbare Uebergewalt giebt und ein Kampf zum erfolglosen, gegenseitigen Schädigen würde, da entsteht der Gedanke sich zu verständigen und über die beiderseitigen Ansprüche zu verhandeln: der Charakter des Tausches ist der anfängliche Charakter der Gerechtigkeit. Jeder stellt den Andern zufrieden, indem Jeder bekommt, was er mehr schätzt als der Andere. Man giebt Jedem, was er haben will als das nunmehr Seinige, und empfängt dagegen das Gewünschte. Gerechtigkeit ist also Vergeltung und Austausch unter der Voraussetzung einer ungefähr gleichen Machtstellung: so gehört ursprünglich die Rache in den Bereich der Gerechtigkeit, sie ist ein Austausch. Ebenso die Dankbarkeit. — Gerechtigkeit geht natürlich auf den Gesichtspunct einer einsichtigen Selbsterhaltung zurück, also auf den Egoismus jener Ueberlegung: „wozu sollte ich mich nutzlos schädigen und mein Ziel vielleicht doch nicht erreichen?“ — Soviel vom Ursprung der Gerechtigkeit. Dadurch, dass die Menschen, ihrer intellectuellen Gewohnheit gemäss, den ursprünglichen Zweck sogenannter gerechter, billiger Handlungen vergessen haben und namentlich weil durch Jahrtausende hindurch die Kinder angelernt worden sind, solche Handlungen zu bewundern und nachzuahmen, ist allmählich der Anschein entstanden, als sei eine gerechte Handlung eine unegoistische: auf diesem Anschein aber beruht die hohe Schätzung derselben, welche überdiess, wie alle Schätzungen, fortwährend noch im Wachsen ist: denn etwas Hochgeschätztes wird mit Aufopferung erstrebt, nachgeahmt, vervielfältigt und wächst dadurch, dass der Werth der aufgewandten Mühe und Beeiferung von jedem Einzelnen noch zum Werthe des geschätzten Dinges hinzugeschlagen wird. — Wie wenig moralisch sähe die Welt ohne die Vergesslichkeit aus! Ein Dichter könnte sagen, dass Gott die Vergesslichkeit als Thürhüterin an die Tempelschwelle der Menschenwürde hingelagert habe.

[«]

93.

Vom Rechte des Schwächeren. — Wenn sich Jemand unter Bedingungen einem Mächtigeren unterwirft, zum Beispiel eine belagerte Stadt, so ist die Gegenbedingung die, dass man sich vernichten, die Stadt verbrennen und so dem Mächtigen eine grosse Einbusse machen kann. Desshalb entsteht hier eine Art Gleichstellung, auf Grund welcher Rechte festgesetzt werden können. Der Feind hat seinen Vortheil an der Erhaltung. — Insofern giebt es auch Rechte zwischen Sclaven und Herren, das heisst genau in dem Maasse, in welchem der Besitz des Sclaven seinem Herrn nützlich und wichtig ist. Das Recht geht urspünglich so weit, als Einer dem Andern werthvoll, wesentlich, unverlierbar, unbesiegbar und dergleichen erscheint. In dieser Hinsicht hat auch der Schwächere noch Rechte, aber geringere. Daher das berühmte unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet (oder genauer: quantum potentia valere creditur).

[«]

94.

Die drei Phasen der bisherigen Moralität. — Es ist das erste Zeichen, dass das Thier Mensch geworden ist, wenn sein Handeln nicht mehr auf das augenblickliche Wohlbefinden, sondern auf das dauernde sich bezieht, dass der Mensch also nützlich, zweckmässig wird: da bricht zuerst die freie Herrschaft der Vernunft heraus. Eine noch höhere Stufe ist erreicht, wenn er nach dem Princip der Ehre handelt; vermöge desselben ordnet er sich ein, unterwirft sich gemeinsamen Empfindungen, und das erhebt ihn hoch über die Phase, in der nur die persönlich verstandene Nützlichkeit ihn leitete: er achtet und will geachtet werden, das heisst: er begreift den Nutzen als abhängig von dem, was er über Andere, was Andere über ihn meinen. Endlich handelt er, auf der höchsten Stufe der bisherigen Moralität nach seinem Maassstab über die Dinge und Menschen, er selber bestimmt für sich und Andere, was ehrenvoll, was nützlich ist; er ist zum Gesetzgeber der Meinungen geworden, gemäss dem immer höher entwickelten Begriff des Nützlichen und Ehrenhaften. Die Erkenntnis befähigt ihn, das Nützlichste, das heisst den allgemeinen dauernden Nutzen dem persönlichen, die ehrende Anerkennung von allgemeiner dauernder Geltung der momentanen voranzustellen; er lebt und handelt als Collectiv-Individuum.

[«]

95.

Moral des reifen Individuums. — Man hat bisher als das eigentliche Kennzeichen der moralischen Handlung das Unpersönliche angesehen; und es ist nachgewiesen, dass zu Anfang die Rücksicht auf den allgemeinen Nutzen es war, derentwegen man alle unpersönlichen Handlungen lobte und auszeichnete. Sollte nicht eine bedeutende Umwandelung dieser Ansichten bevorstehen, jetzt wo immer besser eingesehen wird, dass gerade in der möglichst persönlichen Rücksicht auch der Nutzen für das Allgemeine am grössten ist: so dass gerade das streng persönliche Handeln dem jetzigen Begriff der Moralität (als einer allgemeinen Nützlichkeit) entspricht? Aus sich eine ganze Person machen und in Allem, was man thut, deren höchstes Wohl in's Auge fassen — das bringt weiter, als jene mitleidigen Regungen und Handlungen zu Gunsten Anderer. Wir Alle leiden freilich noch immer an der allzugeringen Beachtung des Persönlichen an uns, es ist schlecht ausgebildet, — gestehen wir es uns ein: man hat vielmehr unsern Sinn gewaltsam von ihm abgezogen und dem Staate, der Wissenschaft, dem Hülfebedürftigen zum Opfer angeboten, wie als ob es das Schlechte wäre, das geopfert werden müsste. Auch jetzt wollen wir für unsere Mitmenschen arbeiten, aber nur so weit, als wir unsern eigenen höchsten Vortheil in dieser Arbeit finden, nicht mehr, nicht weniger. Es kommt nur darauf an, was man als seinen Vortheil versteht; gerade das unreife, unentwickelte, rohe Individuum wird ihn auch am rohesten verstehen.

[«]

96.

Sitte und sittlich. — Moralisch, sittlich, ethisch sein heisst Gehorsam gegen ein altbegründetes Gesetz oder Herkommen haben. Ob man mit Mühe oder gern sich ihm unterwirft, ist dabei gleichgültig, genug, dass man es thut. „Gut" nennt man Den, welcher wie von Natur, nach langer Vererbung, also leicht und gern das Sittliche thut, je nachdem diess ist (zum Beispiel Rache übt, wenn Rache-üben, wie bei den älteren Griechen, zur guten Sitte gehört). Er wird gut genannt, weil er „wozu" gut ist; da aber Wohlwollen, Mitleiden und dergleichen in dem Wechsel der

Sitten immer als „gut wozu“, als nützlich empfunden wurde, so nennt man jetzt vornehmlich den Wohlwollenden, Hülfreichen „gut“. Böse ist „nicht sittlich“ (unsittlich) sein, Unsitte üben, dem Herkommen widerstreben, wie vernünftig oder dumm dasselbe auch sei; das Schädigen des Nächsten ist aber in allen den Sittengesetzen der verschiedenen Zeiten vornehmlich als schädlich empfunden worden, so dass wir jetzt namentlich bei dem Wort „böse“ an die freiwillige Schädigung des Nächsten denken. Nicht das „Egoistische“ und das „Unegoistische“ ist der Grundgegensatz, welcher die Menschen zur Unterscheidung von sittlich und unsittlich, gut und böse gebracht hat, sondern: Gebundensein an ein Herkommen, Gesetz, und Lösung davon. Wie das Herkommen entstanden ist, das ist dabei gleichgültig, jedenfalls ohne Rücksicht auf gut und böse oder irgend einen immanenten kategorischen Imperativ, sondern vor Allem zum Zweck der Erhaltung einer Gemeinde, eines Volkes; jeder abergläubische Brauch, der auf Grund eines falsch gedeuteten Zufalls entstanden ist, erzwingt ein Herkommen, welchem zu folgen sittlich ist; sich von ihm lösen ist nämlich gefährlich, für die Gemeinschaft noch mehr schädlich als für den Einzelnen (weil die Gottheit den Frevel und jede Verletzung ihrer Vorrechte an der Gemeinde und nur insofern auch am Individuum straft). Nun wird jedes Herkommen fortwährend ehrwürdiger, je weiter der Ursprung abliegt, je mehr dieser vergessen ist; die ihm gezollte Verehrung häuft sich von Generation zu Generation auf, das Herkommen wird zuletzt heilig und erweckt Ehrfurcht; und so ist jedenfalls die Moral der Pietät eine viel ältere Moral, als die, welche unegoistische Handlungen verlangt.

[«]

97.

Die Lust in der Sitte. — Eine wichtige Gattung der Lust und damit der Quelle der Moralität entsteht aus der Gewohnheit. Man thut das Gewohnte leichter, besser, also lieber, man empfindet dabei eine Lust, und weiss aus der Erfahrung, dass das Gewohnte sich bewährt hat, also nützlich ist; eine Sitte, mit der sich leben lässt, ist als heilsam, förderlich bewiesen, im Gegensatz zu allen neuen, noch nicht bewährten Versuchen. Die Sitte ist demnach die Vereinigung des Angenehmen und des Nützlichen, überdiess macht sie kein Nachdenken nöthig. Sobald der Mensch Zwang ausüben kann, übt er ihn aus, um seine Sitten durchzusetzen und einzuführen, denn für ihn sind sie die bewährte Lebensweisheit. Ebenso zwingt eine

Gemeinschaft von Individuen jedes einzelne zur selben Sitte. Hier ist der Fehlschluss: weil man sich mit einer Sitte wohl fühlt oder wenigstens weil man vermittelst derselben seine Existenz durchsetzt, so ist diese Sitte nothwendig, denn sie gilt als die einzige Möglichkeit, unter der man sich wohl fühlen kann; das Wohlgefühl des Lebens scheint allein aus ihr hervorzuwachsen. Diese Auffassung des Gewohnten als einer Bedingung des Daseins wird bis auf die kleinsten Einzelheiten der Sitte durchgeführt: da die Einsicht in die wirkliche Causalität bei den niedrig stehenden Völkern und Culturen sehr gering ist, so sieht man mit abergläubischer Furcht darauf, dass Alles seinen gleichen Gang gehe; selbst wo die Sitte schwer, hart, lästig ist, wird sie ihrer scheinbar höchsten Nützlichkeit wegen bewahrt. Man weiss nicht, dass der selbe Grad von Wohlbefinden auch bei anderen Sitten bestehen kann und dass selbst höhere Grade sich erreichen lassen. Wohl aber nimmt man wahr, dass alle Sitten, auch die härtesten, mit der Zeit angenehmer und milder werden, und dass auch die strengste Lebensweise zur Gewohnheit und damit zur Lust werden kann.

[«]

98.

Lust und socialer Instinct. — Aus seinen Beziehungen zu andern Menschen gewinnt der Mensch eine neue Gattung von Lust zu jenen Lustempfindungen hinzu, welche er aus sich selber nimmt; wodurch er das Reich der Lustempfindung überhaupt bedeutend umfänglicher macht. Vielleicht hat er mancherlei, das hieher gehört, schon von den Thieren her übernommen, welche ersichtlich Lust empfinden, wenn sie mit einander spielen, namentlich die Mütter mit den Jungen. Sodann gedenke man der geschlechtlichen Beziehungen, welche jedem Männchen ungefähr jedes Weibchen interessant in Ansehung der Lust erscheinen lassen, und umgekehrt. Die Lustempfindung auf Grund menschlicher Beziehungen macht im Allgemeinen den Menschen besser; die gemeinsame Freude, die Lust mitsammen genossen, erhöht dieselbe, sie giebt dem Einzelnen Sicherheit, macht ihn gutmüthiger, löst das Misstrauen, den Neid: denn man fühlt sich selber wohl und sieht den Andern in gleicher Weise sich wohl fühlen. Die gleichartigen Aeusserungen der Lust erwecken die Phantasie der Mitempfindung, das Gefühl etwas Gleiches zu sein: das Selbe thun auch die gemeinsamen Leiden, die selben Unwetter, Gefahren, Feinde. Darauf baut sich dann wohl das älteste Bündniss auf: dessen Sinn die gemeinsame Beseitigung und

Abwehr einer drohenden Unlust zum Nutzen jedes Einzelnen ist. Und so wächst der sociale Instinct aus der Lust heraus.

[«]

99.

Das Unschuldige an den sogenannten bösen Handlungen. — Alle „bösen“ Handlungen sind motivirt durch den Trieb der Erhaltung oder, noch genauer, durch die Absicht auf Lust und Vermeidung der Unlust des Individuums; als solchermaassen motivirt, aber nicht böse. „Schmerz bereiten an sich“ existirt nicht, ausser im Gehirn der Philosophen, ebensowenig „Lust bereiten an sich“ (Mitleid im Schopenhauerischen Sinne). In dem Zustand vor dem Staate tödten wir das Wesen, sei es Affe oder Mensch, welches uns eine Frucht des Baumes vorwegnehmen will, wenn wir gerade Hunger haben und auf den Baum zulaufen: wie wir es noch jetzt bei Wanderungen in unwirthlichen Gegenden mit dem Thiere thun würden. — Die bösen Handlungen, welche uns jetzt am meisten empören, beruhen auf dem Irrthume, dass der Andere, welcher sie uns zufügt, freien Willen habe, also dass es in seinem Belieben gelegen habe, uns diess Schlimme nicht anzuthun. Dieser Glaube an das Belieben erregt den Hass, die Rachlust, die Tücke, die ganze Verschlechterung der Phantasie, während wir einem Thiere viel weniger zürnen, weil wir diess als unverantwortlich betrachten. Leid thun nicht aus Erhaltungstrieb, sondern zur Vergeltung — ist Folge eines falschen Urtheils und desshalb ebenfalls unschuldig. Der Einzelne kann im Zustande, welcher vor dem Staate liegt, zur Abschreckung andere Wesen hart und grausam behandeln: um seine Existenz durch solche abschreckende Proben seiner Macht sicher zu stellen. So handelt der Gewaltthätige, Mächtige, der ursprüngliche Staatengründer, welcher sich die Schwächeren unterwirft. Er hat dazu das Recht, wie es jetzt noch der Staat sich nimmt; oder vielmehr: es giebt kein Recht, welches diess hindern kann. Es kann erst dann der Boden für alle Moralität zurecht gemacht werden, wenn ein grösseres Individuum oder ein Collectiv-Individuum, zum Beispiel die Gesellschaft, der Staat, die Einzelnen unterwirft, also aus ihrer Vereinzelung herauszieht und in einen Verband einordnet. Der Moralität geht der Zwang voraus, ja sie selber ist noch eine Zeit lang Zwang, dem man sich, zur Vermeidung der Unlust, fügt. Später wird sie Sitte, noch später freier Gehorsam, endlich beinahe Instinct: dann ist sie wie alles lang Gewöhnte und Natürliche mit Lust verknüpft — und heisst nun Tugend.

[«]

100.

Scham. — Die Scham existirt überall, wo es ein „Mysterium“ giebt; diess aber ist ein religiöser Begriff, welcher in der älteren Zeit der menschlichen Cultur einen grossen Umfang hatte. Ueberall gab es umgränzte Gebiete, zu welchen das göttliche Recht den Zutritt versagte, ausser unter bestimmten Bedingungen: zu allererst ganz räumlich, insofern gewisse Stätten vom Fusse der Uneingeweihten nicht zu betreten waren und in deren Nähe Diese Schauder und Angst empfanden. Diess Gefühl wurde vielfach auf andere Verhältnisse übertragen, zum Beispiel auf die geschlechtlichen Verhältnisse, welche als ein Vorrecht und Adyton des reiferen Alters den Blicken der Jugend, zu deren Vortheil, entzogen werden sollten: Verhältnisse, zu deren Schutz und Heilighaltung viele Götter thätig und im ehelichen Gemache als Wächter aufgestellt gedacht wurden. (Im Türkischen heisst desshalb diess Gemach Harem „Heiligthum“, wird also mit demselben Worte bezeichnet, welches für die Vorhöfe der Moscheen üblich ist.) So ist das Königthum als ein Centrum, von wo Macht und Glanz ausstrahlt, dem Unterworfenen ein Mysterium voller Heimlichkeit und Scham: wovon viele Nachwirkungen noch jetzt, unter Völkern, die sonst keineswegs zu den verschämten gehören, zu fühlen sind. Ebenso ist die ganze Welt innerer Zustände, die sogenannte „Seele“, auch jetzt noch für alle Nicht-Philosophen ein Mysterium, nachdem diese, endlose Zeit hindurch, als göttlichen Ursprungs, als göttlichen Verkehrs würdig geglaubt wurde: sie ist demnach ein Adyton und erweckt Scham.

[«]

101.

Richtet nicht. — Man muss sich hüten, bei der Betrachtung früherer Perioden nicht in ein ungerechtes Schimpfen zu gerathen. Die Ungerechtigkeit in der Sclaverei, die Grausamkeit in der Unterwerfung von Personen und Völkern ist nicht mit unserem Maasse zu messen. Denn damals war der Instinct der Gerechtigkeit noch nicht so weit gebildet. Wer darf dem Genfer Calvin die

Verbrennung des Arztes Servet vorwerfen? Es war eine consequente aus seinen Ueberzeugungen fliessende Handlung, und ebenso hatte die Inquisition ein gutes Recht; nur waren die herrschenden Ansichten falsch und ergaben eine Consequenz, welche uns hart erscheint, weil uns jene Ansichten fremd geworden sind. Was ist übrigens Verbrennen eines Einzelnen im Vergleich mit ewigen Höllenstrafen für fast Alle! Und doch beherrschte diese Vorstellung damals alle Welt, ohne mit ihrer viel grösseren Schrecklichkeit der Vorstellung von einem Gotte wesentlich Schaden zu thun. Auch bei uns werden politische Sectirer hart und grausam behandelt, aber weil man an die Nothwendigkeit des Staates zu glauben gelernt hat, so empfindet man hier die Grausamkeit nicht so sehr wie dort, wo wir die Anschauungen verwerfen. Die Grausamkeit gegen Thiere bei Kindern und Italiänern geht auf Unverständniss zurück; das Thier ist namentlich durch die Interessen der kirchlichen Lehre zu weit hinter den Menschen zurückgesetzt worden. — Auch mildert sich vieles Schreckliche und Unmenschliche in der Geschichte, an welches man kaum glauben möchte, durch die Betrachtung, dass der Befehlende und der Ausführende andere Personen sind: ersterer hat den Anblick nicht und daher nicht den starken Phantasie-Eindruck, letzterer gehorcht einem Vorgesetzten und fühlt sich unverantwortlich. Die meisten Fürsten und Militärchefs erscheinen, aus Mangel an Phantasie, leicht grausam und hart, ohne es zu sein. — Der Egoismus ist nicht böse, weil die Vorstellung vom „Nächsten“ — das Wort ist christlichen Ursprungs und entspricht der Wahrheit nicht — in uns sehr schwach ist; und wir uns gegen ihn beinahe wie gegen Pflanze und Stein frei und unverantwortlich fühlen. Dass der Andere leidet, ist zu lernen: und völlig kann es nie gelernt werden.

[«]

102.

„Der Mensch handelt immer gut.“ — Wir klagen die Natur nicht als unmoralisch an, wenn sie uns ein Donnerwetter schickt und uns nass macht: warum nennen wir den schädigenden Menschen unmoralisch? Weil wir hier einen willkürlich waltenden, freien Willen, dort Nothwendigkeit annehmen. Aber diese Unterscheidung ist ein Irrthum. Sodann: selbst das absichtliche Schädigen nennen wir nicht unter allen Umständen unmoralisch; man tödtet z.B. eine Mücke unbedenklich mit Absicht, blos weil uns ihr Singen missfällt, man straft den Verbrecher absichtlich und thut ihm Leid an, um uns und die Gesellschaft zu schützen. Im ersten Falle ist es das Individuum, welches, um sich zu erhalten oder selbst um sich keine Unlust zu machen, absichtlich Leid thut; im zweiten der Staat. Alle Moral lässt absichtliches Schadenthun gelten bei Nothwehr: das heisst wenn es sich um die Selbsterhaltung handelt! Aber diese beiden Gesichtspuncte genügen, um alle bösen Handlungen gegen Menschen, von Menschen ausgeübt, zu erklären: man will für sich Lust oder will Unlust abwehren; in irgend einem Sinne handelt es sich immer um Selbsterhaltung. Sokrates und Plato haben Recht: was auch der Mensch thue, er thut immer das Gute, das heisst: Das, was ihm gut (nützlich) scheint, je nach dem Grade seines Intellectes, dem jedesmaligen Maasse seiner Vernünftigkeit.

[«]

103.

Das Harmlose an der Bosheit. — Die Bosheit hat nicht das Leid des Andern an sich zum Ziele, sondern unsern eigenen Genuss, zum Beispiel als Rachegefühl oder als stärkere Nervenaufregung. Schon jede Neckerei zeigt, wie es Vergnügen macht, am Andern unsere Macht auszulassen und es zum lustvollen Gefühle des Uebergewichts zu bringen. Ist nun das Unmoralische daran, Lust auf Grund der Unlust Anderer zu haben? Ist Schadenfreude teuflisch, wie Schopenhauer sagt? Nun machen wir uns in der Natur Lust durch Zerbrechen von Zweigen, Ablösen von Steinen, Kampf mit wilden Thieren und zwar, um unserer Kraft dabei bewusst zu werden. Das Wissen darum, dass ein Anderer durch uns leidet, soll hier die selbe Sache, in Bezug auf welche wir uns sonst unverantwortlich fühlen, unmoralisch machen? Aber wüsste man diess nicht, so hätte man die Lust an seiner eigenen Ueberlegenheit auch nicht dabei, diese kann eben sich nur im Leide des Anderen zu erkennen geben, zum Beispiel bei der Neckerei. Alle Lust an sich selber ist weder gut noch böse; woher sollte die Bestimmung kommen, dass man, um Lust an sich selber zu haben, keine Unlust Anderer erregen dürfe? Allein vom Gesichtspuncte des Nutzens her, das heisst aus Rücksicht auf die Folgen, auf eventuelle Unlust, wenn der Geschädigte oder der stellvertretende Staat Ahndung und Rache erwarten lässt: nur Diess kann ursprünglich den Grund abgegeben haben, solche Handlungen sich zu versagen. — Das Mitleid hat ebensowenig die Lust des Andern zum Ziele, als, wie gesagt, die Bosheit den Schmerz des Andern an sich. Denn es birgt mindestens zwei (vielleicht viel mehr) Elemente einer persönlichen Lust in sich und ist dergestalt Selbstgenuss:

einmal als Lust der Emotion, welcher Art das Mitleid in der Tragödie ist, und dann, wenn es zur That treibt, als Lust der Befriedigung in der Ausübung der Macht. Steht uns überdiess eine leidende Person sehr nahe, so nehmen wir durch Ausübung mitleidvoller Handlungen uns selbst ein Leid ab. — Abgesehen von einigen Philosophen, so haben die Menschen das Mitleid, in der Rangfolge moralischer Empfindungen, immer ziemlich tief gestellt: mit Recht.

[«]

104.

Nothwehr. — Wenn man überhaupt die Nothwehr als moralisch gelten lässt, so muss man fast alle Aeusserungen des sogenannten unmoralischen Egoismus' auch gelten lassen: man thut Leid an, raubt oder tödtet, um sich zu erhalten oder um sich zu schützen, dem persönlichen Unheil vorzubeugen; man lügt, wo List und Verstellung das richtige Mittel der Selbsterhaltung sind. Absichtlich schädigen, wenn es sich um unsere Existenz oder Sicherheit (Erhaltung unseres Wohlbefindens) handelt, wird als moralisch concedirt; der Staat schädigt selber unter diesem Gesichtspunct, wenn er Strafen verhängt. Im unabsichtlichen Schädigen kann natürlich das Unmoralische nicht liegen, da regiert der Zufall. Giebt es denn eine Art des absichtlichen Schädigens, wo es sich nicht um unsere Existenz, um die Erhaltung unseres Wohlbefindens handelt? Giebt es ein Schädigen aus reiner Bosheit, zum Beispiel bei der Grausamkeit? Wenn man nicht weiss, wie weh eine Handlung thut, so ist sie keine Handlung der Bosheit; so ist das Kind gegen das Thier nicht boshaft, nicht böse: es untersucht und zerstört dasselbe wie sein Spielzeug. Weiss man aber je völlig, wie weh eine Handlung einem Andern thut? So weit unser Nervensystem reicht, hüten wir uns vor Schmerz: reichte es weiter, nämlich bis in die Mitmenschen hinein, so würden wir Niemandem ein Leides thun (ausser in solchen Fällen, wo wir es uns selbst thun, also wo wir uns der Heilung halber schneiden, der Gesundheit halber uns mühen und anstrengen). Wir schliessen aus Analogie, dass Etwas Jemandem weh thut, und durch die Erinnerung und die Stärke der Phantasie kann es uns dabei selber übel werden. Aber welcher Unterschied bleibt immer zwischen dem Zahnschmerz und dem Schmerze (Mitleiden), welchen der Anblick des Zahnschmerzes hervorruft? Also: bei dem Schädigen aus sogenannter Bosheit ist der Grad des erzeugten Schmerzes uns jedenfalls unbekannt; insofern aber eine Lust bei der

Handlung ist (Gefühl der eignen Macht, der eignen starken Erregung), geschieht die Handlung, um das Wohlbefinden des Individuums zu erhalten und fällt somit unter einen ähnlichen Gesichtspunct wie die Nothwehr, die Nothlüge. Ohne Lust kein Leben; der Kampf um die Lust ist der Kampf um das Leben. Ob der Einzelne diesen Kampf so kämpft, dass die Menschen ihn gut, oder so, dass sie ihn böse nennen, darüber entscheidet das Maass und die Beschaffenheit seines Intellects.

[«]

105.

Die belohnende Gerechtigkeit. — Wer vollständig die Lehre von der völligen Unverantwortlichkeit begriffen hat, der kann die sogenannte strafende und belohnende Gerechtigkeit gar nicht mehr unter den Begriff der Gerechtigkeit unterbringen: falls diese darin besteht, dass man Jedem das Seine giebt. Denn Der, welcher gestraft wird, verdient die Strafe nicht: er wird nur als Mittel benutzt, um fürderhin von gewissen Handlungen abzuschrecken; ebenso verdient Der, welchen man belohnt, diesen Lohn nicht: er konnte ja nicht anders handeln, als er gehandelt hat. Also hat der Lohn nur den Sinn einer Aufmunterung für ihn und Andere, um also zu späteren Handlungen ein Motiv abzugeben; das Lob wird dem Laufenden in der Rennbahn zugerufen, nicht Dem, welcher am Ziele ist. Weder Strafe noch Lohn sind Etwas, das Einem als das Seine zukommt; sie werden ihm aus Nützlichkeitsgründen gegeben, ohne dass er mit Gerechtigkeit Anspruch auf sie zu erheben hätte. Man muss ebenso sagen „der Weise belohnt nicht, weil gut gehandelt worden ist“, als man gesagt hat „der Weise straft nicht, weil schlecht gehandelt worden ist, sondern damit nicht schlecht gehandelt werde“. Wenn Strafe und Lohn fortfielen, so fielen die kräftigsten Motive, welche von gewissen Handlungen weg, zu gewissen Handlungen hin treiben, fort; der Nutzen der Menschen erheischt ihre Fortdauer; und insofern Strafe und Lohn, Tadel und Lob am empfindlichsten auf die Eitelkeit wirken, so erheischt der selbe Nutzen auch die Fortdauer der Eitelkeit.

[«]

106.

Am Wasserfall. — Beim Anblick eines Wasserfalles meinen wir in den zahllosen Biegungen, Schlängelungen, Brechungen der Wellen Freiheit des Willens und Belieben zu sehen; aber Alles ist nothwendig, jede Bewegung mathematisch auszurechnen. So ist es auch bei den menschlichen Handlungen; man müsste jede einzelne Handlung vorher ausrechnen können, wenn man allwissend wäre, ebenso jeden Fortschritt der Erkenntniss, jeden Irrthum, jede Bosheit. Der Handelnde selbst steckt freilich in der Illusion der Willkür; wenn in einem Augenblick das Rad der Welt still stände und ein allwissender, rechnender Verstand da wäre, um diese Pausen zu benützen, so könnte er bis in die fernsten Zeiten die Zukunft jedes Wesens weitererzählen und jede Spur bezeichnen, auf der jenes Rad noch rollen wird. Die Täuschung des Handelnden über sich, die Annahme des freien Willens, gehört mit hinein in diesen auszurechnenden Mechanismus.

[«]

107.

Unverantwortlichkeit und Unschuld. — Die völlige Unverantwortlichkeit des Menschen für sein Handeln und sein Wesen ist der bitterste Tropfen, welchen der Erkennende schlucken muss, wenn er gewohnt war, in der Verantwortlichkeit und der Pflicht den Adelsbrief seines Menschenthums zu sehen. Alle seine Schätzungen, Auszeichnungen, Abneigungen sind dadurch entwerthet und falsch geworden: sein tiefstes Gefühl, das er dem Dulder, dem Helden entgegenbrachte, hat einem Irrthume gegolten; er darf nicht mehr loben, nicht tadeln, denn es ist ungereimt, die Natur und die Nothwendigkeit zu loben und zu tadeln. So wie er das gute Kunstwerk liebt, aber nicht lobt, weil es Nichts für sich selber kann, wie er vor der Pflanze steht, so muss er vor den Handlungen der Menschen, vor seinen eignen stehen. Er kann Kraft, Schönheit, Fülle an ihnen bewundern, aber darf keine Verdienste darin finden: der chemische Process und der Streit der Elemente, die Qual des Kranken, der nach Genesung lechzt, sind ebensowenig Verdienste, als jene Seelenkämpfe und Nothzustände, bei denen man durch verschiedene Motive hin- und hergerissen wird, bis man sich endlich für das mächtigste entscheidet — wie man sagt (in Wahrheit aber, bis das mächtigste Motiv über uns entscheidet). Alle diese Motive aber, so hohe Namen wir ihnen geben, sind aus den selben Wurzeln gewachsen, in denen wir die bösen Gifte wohnend glauben; zwischen guten und bösen Handlungen giebt es keinen Unterschied der Gattung, sondern höchstens des Grades. Gute Handlungen sind sublimirte böse; böse

Handlungen sind vergröberte, verdummte gute. Das einzige Verlangen des Individuums nach Selbstgenuss (sammt der Furcht, desselben verlustig zu gehen) befriedigt sich unter allen Umständen, der Mensch mag handeln, wie er kann, das heisst wie er muss: sei es in Thaten der Eitelkeit, Rache, Lust, Nützlichkeit, Bosheit, List, sei es in Thaten der Aufopferung, des Mitleids, der Erkenntniss. Die Grade der Urtheilsfähigkeit entscheiden, wohin Jemand sich durch diess Verlangen hinziehen lässt; fortwährend ist jeder Gesellschaft, jedem Einzelnen eine Rangordnung der Güter gegenwärtig, wonach er seine Handlungen bestimmt und die der Anderen beurtheilt. Aber dieser Maassstab wandelt sich fortwährend, viele Handlungen werden böse genannt und sind nur dumm, weil der Grad der Intelligenz, welcher sich für sie entschied, sehr niedrig war. Ja, in einem bestimmten Sinne sind auch jetzt noch alle Handlungen dumm, denn der höchste Grad von menschlicher Intelligenz, der jetzt erreicht werden kann, wird sicherlich noch überboten werden: und dann wird, bei einem Rückblick, all unser Handeln und Urtheilen so beschränkt und übereilt erscheinen, wie uns jetzt das Handeln und Urtheilen zurückgebliebener wilder Völkerschaften beschränkt und übereilt vorkommt. — Diess Alles einzusehen, kann tiefe Schmerzen machen, aber darnach giebt es einen Trost: solche Schmerzen sind Geburtswehen. Der Schmetterling will seine Hülle durchbrechen, er zerrt an ihr, er zerreisst sie: da blendet und verwirrt ihn das unbekannte Licht, das Reich der Freiheit. In solchen Menschen, welche jener Traurigkeit fähig sind — wie wenige werden es sein! — wird der erste Versuch gemacht, ob die Menschheit aus einer moralischen sich in eine weise Menschheit umwandeln könne. Die Sonne eines neuen Evangeliums wirft ihren ersten Strahl auf die höchsten Gipfel in der Seele jener Einzelnen: da ballen sich die Nebel dichter, als je, und neben einander lagert der hellste Schein und die trübste Dämmerung. Alles ist Nothwendigkeit, — so sagt die neue Erkenntniss: und diese Erkenntniss selber ist Nothwendigkeit. Alles ist Unschuld: und die Erkenntniss ist der Weg zur Einsicht in diese Unschuld. Sind Lust, Egoismus, Eitelkeit nothwendig zur Erzeugung der moralischen Phänomene und ihrer höchsten Blüthe, des Sinnes für Wahrheit und Gerechtigkeit der Erkenntniss, war der Irrthum und die Verirrung der Phantasie das einzige Mittel, durch welches die Menschheit sich allmählich zu diesem Grade von Selbsterleuchtung und Selbsterlösung zu erheben vermochte — wer dürfte jene Mittel geringschätzen? Wer dürfte traurig sein, wenn er das Ziel, zu dem jene Wege führen, gewahr wird? Alles auf dem Gebiete der Moral ist geworden, wandelbar, schwankend, Alles ist im Flusse, es ist wahr: — aber Alles ist auch im

Strome: nach Einem Ziele hin. Mag in uns die vererbte Gewohnheit des irrthümlichen Schätzens, Liebens, Hassens immerhin fortwalten, aber unter dem Einfluss der wachsenden Erkenntnis wird sie schwächer werden: eine neue Gewohnheit, die des Begreifens, Nicht-Liebens, Nicht-Hassens, Ueberschauens, pflanzt sich allmählich in uns auf dem selben Boden an und wird in Tausenden von Jahren vielleicht mächtig genug sein, um der Menschheit die Kraft zu geben, den weisen, unschuldigen (unschuld-bewussten) Menschen ebenso regelmässig hervorzubringen, wie sie jetzt den unweisen, unbilligen, schuldbewussten Menschen — das heisst die nothwendige Vorstufe, nicht den Gegensatz von jenem — hervorbringt.

[«]

Drittes Hauptstück.
Das religiöse Leben.

108.

Der doppelte Kampf gegen das Uebel. — Wenn uns ein Uebel trifft, so kann man entweder so über dasselbe hinwegkommen, dass man seine Ursache hebt, oder so, dass man die Wirkung, welche es auf unsere Empfindung macht, verändert: also durch ein Umdeuten des Uebels in ein Gut, dessen Nutzen vielleicht erst später ersichtlich sein wird. Religion und Kunst (auch die metaphysische Philosophie) bemühen sich, auf die Aenderung der Empfindung zu wirken, theils durch Aenderung unseres Urtheils über die Erlebnisse (zum Beispiel mit Hülfe des Satzes: „wen Gott lieb hat, den züchtigt er“), theils durch Erweckung einer Lust am Schmerz, an der Emotion überhaupt (woher die Kunst des Tragischen ihren Ausgangspunct nimmt). Je mehr Einer dazu neigt, umzudeuten und zurechtzulegen, um so weniger wird er die Ursachen des Uebels in's Auge fassen und beseitigen; die augenblickliche Milderung und Narkotisirung, wie sie zum Beispiel bei Zahnschmerz gebräuchlich ist, genügt ihm auch in ernsteren Leiden. Je mehr die Herrschaft der Religionen und aller Kunst der Narkose abnimmt, um so strenger fassen die Menschen die wirkliche Beseitigung der Uebel in's Auge, was freilich schlimm für die Tragödiendichter ausfällt — denn zur Tragödie findet sich immer weniger Stoff, weil das Reich des unerbittlichen, unbezwinglichen Schicksals immer enger wird —, noch schlimmer aber für die Priester: denn diese lebten bisher von der Narkotisirung menschlicher Uebel.

[«]

109.

Gram ist Erkenntniss. — Wie gern möchte man die falschen Behauptungen der Priester, es gebe einen Gott, der das Gute von uns verlangte, Wächter und Zeuge jeder Handlung, jedes Augenblickes, jedes Gedankens sei, der uns liebe, in allem Unglück unser Bestes wolle, — wie gern möchte man diese mit Wahrheiten vertauschen, welche ebenso heilsam, beruhigend und wohlthuend wären, wie jene Irrthümer! Doch solche Wahrheiten giebt es nicht; die Philosophie kann ihnen höchstens wiederum metaphysische Scheinbarkeiten (im Grunde ebenfalls Unwahrheiten) entgegensetzen. Nun ist aber die Tragödie die, dass man jene Dogmen der Religion und Metaphysik nicht glauben kann, wenn man die strenge Methode der Wahrheit im Herzen und Kopfe hat, andererseits durch die Entwickelung der Menschheit so zart, reizbar, leidend geworden ist, um Heil- und Trostmittel der höchsten Art nöthig zu haben; woraus also die Gefahr entsteht, dass der Mensch sich an der erkannten Wahrheit verblute. Diess drückt Byron in unsterblichen Versen aus:

Sorrow is knowledge: they who know the most
must mourn the deepst o'er the fatal truth,
the tree of knowledge is not that of life.

Gegen solche Sorgen hilft kein Mittel besser, als den feierlichen Leichtsinn Horazens, wenigstens für die schlimmsten Stunden und Sonnenfinsternisse der Seele, heraufzubeschwören und mit ihm zu sich selber zu sagen:

quid aeternis minorem
consiliis animum fatigas?
cur non sub alta vel platano vel hac
pinu jacentes —

Sicherlich aber ist Leichtsinn oder Schwermuth jeden Grades besser, als eine romantische Rückkehr und Fahnenflucht, eine Annäherung an das Christenthum in irgend einer Form: denn mit ihm kann man sich, nach dem gegenwärtigen Stande der Erkenntniss, schlechterdings nicht mehr einlassen, ohne sein intellectuales Gewissen heillos zu beschmutzen und vor sich und Anderen preiszugeben. Jene Schmerzen mögen peinlich genug sein: aber man kann ohne Schmerzen nicht zu einem Führer und Erzieher der Menschheit werden; und wehe Dem, welcher diess versuchen möchte und jenes reine Gewissen nicht mehr hätte!

[«]

110.

Die Wahrheit in der Religion. — In der Periode der Aufklärung war man der Bedeutung der Religion nicht gerecht geworden, daran ist nicht zu zweifeln: aber ebenso steht fest, dass man, in dem darauffolgenden Widerspiel der Aufklärung, wiederum um ein gutes Stück über die Gerechtigkeit hinausgieng, indem man die Religionen mit Liebe, selbst mit Verliebtheit behandelte und ihnen zum Beispiel ein tieferes, ja das allertiefste Verständniss der Welt zuerkannte; welches die Wissenschaft des dogmatischen Gewandes zu entkleiden habe, um dann in unmythischer Form die „Wahrheit“ zu besitzen. Religionen sollen also — diess war die Behauptung aller Gegner der Aufklärung — sensu allegorico, mit Rücksicht auf das Verstehen der Menge, jene uralte Weisheit aussprechen, welche die Weisheit an sich sei, insofern alle wahre Wissenschaft der neueren Zeit immer zu ihr hin, anstatt von ihr weg, geführt habe: so dass zwischen den ältesten Weisen der Menschheit und allen späteren Harmonie, ja Gleichheit der Einsichten walte und ein Fortschritt der Erkenntnisse — falls man von einem solchen reden wolle — sich nicht auf das Wesen, sondern die Mittheilung desselben beziehe. Diese ganze Auffassung von Religion und Wissenschaft ist durch und durch irrthümlich; und Niemand würde jetzt noch zu ihr sich zu bekennen wagen, wenn nicht Schopenhauer’s Beredtsamkeit sie in Schutz genommen hätte: diese laut tönende und doch erst nach einem Menschenalter ihre Hörer erreichende Beredtsamkeit. So gewiss man aus Schopenhauer’s religiös-moralischer Menschen- und Weltdeutung sehr viel für das Verständniss des Christenthums und anderer Religionen gewinnen kann, so gewiss ist es auch, dass er über den Werth der Religion für die Erkenntniss sich geirrt hat. Er selbst war darin ein nur zu folgsamer Schüler der wissenschaftlichen Lehrer seiner Zeit, welche allesammt der Romantik huldigten und dem Geiste der Aufklärung abgeschworen hatten; in unsere jetzige Zeit hineingeboren, würde er unmöglich vom sensus allegoricus der Religion haben reden können; er würde vielmehr der Wahrheit die Ehre gegeben haben, wie er es pflegte, mit den Worten: noch nie hat eine Religion, weder mittelbar, noch unmittelbar, weder als Dogma, noch als Gleichniss, eine Wahrheit enthalten. Denn aus der Angst und dem Bedürfniss ist eine jede geboren, auf Irrgängen der Vernunft hat sie sich in’s Dasein geschlichen; sie hat vielleicht einmal, im Zustande der Gefährdung durch die Wissenschaft, irgend eine philosophische Lehre in ihr System hineingelogen, damit man sie später darin vorfinde: aber diess ist ein Theologenkunststück, aus der Zeit, in welcher eine Religion schon an sich selber zweifelt. Diese Kunststücke der Theologie, welche freilich im Christenthum, als der Religion eines gelehrten, mit Philosophie durchtränkten Zeitalters, sehr früh schon geübt wurden, haben auf jenen Aberglauben vom sensus allegoricus hingeleitet, noch mehr aber die Gewohnheit der Philosophen (namentlich der Halbwesen, der dichterischen Philosophen und der philosophirenden Künstler), alle die Empfindungen, welche sie in sich vorfanden, als Grundwesen des Menschen überhaupt zu behandeln und somit auch ihren eigenen religiösen Empfindungen einen bedeutenden Einfluss auf den Gedankenbau ihrer Systeme zu gestatten. Weil die Philosophen vielfach unter dem Herkommen religiöser Gewohnheiten, oder mindestens unter der altvererbten Macht jenes „metaphysischen Bedürfnisses“ philosophirten, so gelangten sie zu Lehrmeinungen, welche in der That den jüdischen oder christlichen oder indischen Religionsmeinungen sehr ähnlich sahen, — ähnlich nämlich, wie Kinder den Müttern zu sehen pflegen, nur dass in diesem Falle die Väter sich nicht über jene Mutterschaft klar waren, wie diess wohl vorkommt, — sondern in der Unschuld ihrer Verwunderung von einer Familien-Aehnlichkeit aller Religion und Wissenschaft fabelten. In der That besteht zwischen der Religion und der wirklichen Wissenschaft nicht Verwandtschaft, noch Freundschaft, noch selbst Feindschaft: sie leben auf verschiedenen Sternen. Jede Philosophie, welche einen religiösen Kometenschweif in die Dunkelheit ihrer letzten Aussichten hinaus erglänzen lässt, macht Alles an sich verdächtig, was sie als Wissenschaft vorträgt: es ist diess Alles vermuthlich ebenfalls Religion, wenngleich unter dem Aufputz der Wissenschaft. — Uebrigens: wenn alle Völker über gewisse religiöse Dinge, zum Beispiel die Existenz eines Gottes, übereinstimmten (was, beiläufig gesagt, in Betreff dieses Punctes nicht der Fall ist), so würde diess doch eben nur ein Gegenargument gegen jene behaupteten Dinge, zum Beispiel die Existenz eines Gottes sein: der consensus gentium und überhaupt hominum kann billigerweise nur einer Narrheit gelten. Dagegen giebt es einen consensus omnium sapientium gar nicht, in Bezug auf kein einziges Ding, mit jener Ausnahme, von welcher der Goethe’sche Vers spricht:

Alle die Weisesten aller der Zeiten
lächeln und winken und stimmen mit ein:
Thöricht, auf Bess’rung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
eben zum Narren auch, wie sich’s gehört!

Ohne Vers und Reim gesprochen und auf unseren Fall angewendet: der consensus sapientium besteht darin, dass der consensus gentium einer Narrheit gilt.

[«]

111.

Ursprung des religiösen Cultus'. — Versetzen wir uns in die Zeiten zurück, in welchen das religiöse Leben am kräftigsten aufblühte, so finden wir eine Grundüberzeugung vor, welche wir jetzt nicht mehr theilen und derentwegen wir ein für alle Mal die Thore zum religiösen Leben uns verschlossen sehen: sie betrifft die Natur und den Verkehr mit ihr. Man weiss in jenen Zeiten noch Nichts von Naturgesetzen; weder für die Erde noch für den Himmel giebt es ein Müssen; eine Jahreszeit, der Sonnenschein, der Regen kann kommen oder auch ausbleiben. Es fehlt überhaupt jeder Begriff der natürlichen Causalität. Wenn man rudert, ist es nicht das Rudern, was das Schiff bewegt, sondern Rudern ist nur eine magische Ceremonie, durch welche man einen Dämon zwingt, das Schiff zu bewegen. Alle Erkrankungen, der Tod selbst ist Resultat magischer Einwirkungen. Es geht bei Krankwerden und Sterben nie natürlich zu; die ganze Vorstellung vom „natürlichen Hergang“ fehlt, — sie dämmert erst bei den älteren Griechen, das heisst in einer sehr späten Phase der Menschheit, in der Conception der über den Göttern thronenden Moira. Wenn Einer mit dem Bogen schiesst, so ist immer noch eine irrationelle Hand und Kraft dabei; versiegen plötzlich die Quellen, so denkt man zuerst an unterirdische Dämonen und deren Tücken; der Pfeil eines Gottes muss es sein, unter dessen unsichtbarer Wirkung ein Mensch auf einmal niedersinkt. In Indien pflegt (nach Lubbock) ein Tischler seinem Hammer, seinem Beil und den übrigen Werkzeugen Opfer darzubringen; ein Brahmane behandelt den Stift, mit dem er schreibt, ein Soldat die Waffen, die er im Felde braucht, ein Maurer seine Kelle, ein Arbeiter seinen Pflug in gleicher Weise. Die ganze Natur ist in der Vorstellung religiöser Menschen eine Summe von Handlungen bewusster und wollender Wesen, ein ungeheurer Complex von Willkürlichkeiten. Es ist in Bezug auf Alles, was ausser uns ist, kein Schluss gestattet, dass irgend Etwas so und so sein werde, so und so kommen müsse; das ungefähr Sichere, Berechenbare sind wir: der Mensch ist die Regel, die Natur die Regellosigkeit, — dieser Satz enthält die Grundüberzeugung, welche rohe, religiös productive Urculturen beherrscht. Wir jetzigen Menschen empfinden gerade völlig umgekehrt: je reicher jetzt der Mensch sich innerlich fühlt, je polyphoner sein Subject ist, um so gewaltiger wirkt auf ihn das Gleichmaass der Natur; wir Alle erkennen mit Goethe in der Natur das grosse Mittel der Beschwichtigung für die moderne Seele, wir hören den Pendelschlag der grössten Uhr mit einer Sehnsucht nach Ruhe, nach Heimisch- und Stillewerden an, als ob wir dieses Gleichmaass in uns hineintrinken und dadurch zum Genuss unser selbst erst kommen könnten. Ehemals war es umgekehrt: denken wir an rohe, frühe Zustände von Völkern zurück oder sehen wir die jetzigen Wilden in der Nähe, so finden wir sie auf das stärkste durch das Gesetz, das Herkommen bestimmt: das Individuum ist fast automatisch an dasselbe gebunden und bewegt sich mit der Gleichförmigkeit eines Pendels. Ihm muss die Natur — die unbegriffene, schreckliche, geheimnissvolle Natur — als das Reich der Freiheit, der Willkür, der höheren Macht erscheinen, ja gleichsam als eine übermenschliche Stufe des Daseins, als Gott. Nun aber fühlt jeder Einzelne solcher Zeiten und Zustände, wie von jenen Willkürlichkeiten der Natur seine Existenz, sein Glück, das der Familie, des Staates, das Gelingen aller Unternehmungen abhängen: einige Naturvorgänge müssen zur rechten Zeit eintreten, andere zur rechten Zeit ausbleiben. Wie kann man einen Einfluss auf diese furchtbaren Unbekannten ausüben, wie kann man das Reich der Freiheit binden? so fragt er sich, so forscht er ängstlich: giebt es denn keine Mittel, jene Mächte ebenso durch ein Herkommen und Gesetz regelmässig zu machen, wie du selber regelmässig bist? — Das Nachdenken der magie- und wundergläubigen Menschen geht dahin, der Natur ein Gesetz aufzulegen —: und kurz gesagt, der religiöse Cultus ist das Ergebniss dieses Nachdenkens. Das Problem, welches jene Menschen sich vorlegen, ist auf das engste verwandt mit diesem: wie kann der schwächere Stamm dem stärkeren doch Gesetze dictiren, ihn bestimmen, seine Handlungen (im Verhalten zum schwächeren) leiten? Man wird zuerst sich der harmlosesten Art eines Zwanges erinnern, jenes Zwanges, den man ausübt, wenn man Jemandes Neigung erworben hat. Durch Flehen und Gebete, durch Unterwerfung, durch die Verpflichtung zu regelmässigen Abgaben und Geschenken, durch schmeichelhafte Verherrlichungen ist es also auch möglich, auf die Mächte der Natur einen Zwang auszuüben, insofern man sie sich geneigt macht: Liebe bindet und wird gebunden. Dann kann man Verträge schliessen, wobei man sich zu bestimmtem Verhalten gegenseitig verpflichtet, Pfänder stellt und Schwüre wechselt. Aber viel wichtiger ist eine Gattung gewaltsameren Zwanges, durch Magie und Zauberei. Wie der Mensch mit Hülfe des Zauberers einem stärkeren Feind doch zu schaden weiss und ihn vor sich in Angst erhält, wie der

Liebeszauber in die Ferne wirkt, so glaubt der schwächere Mensch auch die mächtigeren Geister der Natur bestimmen zu können. Das Hauptmittel aller Zauberei ist, dass man Etwas in Gewalt bekommt, das Jemandem zu eigen ist, Haare, Nägel, etwas Speise von seinem Tisch, ja selbst sein Bild, seinen Namen. Mit solchem Apparate kann man dann zaubern; denn die Grundvoraussetzung lautet: zu allem Geistigen gehört etwas Körperliches; mit dessen Hülfe vermag man den Geist zu binden, zu schädigen, zu vernichten; das Körperliche giebt die Handhabe ab, mit der man das Geistige fassen kann. So wie nun der Mensch den Menschen bestimmt, so bestimmt er auch irgend einen Naturgeist; denn dieser hat auch sein Körperliches, an dem er zu fassen ist. Der Baum und, verglichen mit ihm, der Keim, aus dem er entstand, — dieses räthselhafte Nebeneinander scheint zu beweisen, dass in beiden Formen sich ein und der selbe Geist eingekörpert habe, bald klein, bald gross. Ein Stein, der plötzlich rollt, ist der Leib, in welchem ein Geist wirkt; liegt auf einsamer Haide ein Block, erscheint es unmöglich, an Menschenkraft zu denken, die ihn hieher gebracht habe, so muss also der Stein sich selbst hinbewegt haben, das heisst: er muss einen Geist beherbergen. Alles, was einen Leib hat, ist der Zauberei zugänglich, also auch die Naturgeister. Ist ein Gott geradezu an sein Bild gebunden, so kann man auch ganz directen Zwang (durch Verweigerung der Opfernahrung, Geisseln, in-Fesseln-Legen und Aehnliches) gegen ihn ausüben. Die geringen Leute in China umwinden, um die fehlende Gunst ihres Gottes zu ertrotzen, das Bild desselben, der sie in Stich gelassen hat, mit Stricken, reissen es nieder, schleifen es über die Strassen durch Lehm- und Düngerhaufen; „du Hund von einem Geiste, sagen sie, wir liessen dich in einem prächtigen Tempel wohnen, wir vergoldeten dich hübsch, wir fütterten dich gut, wir brachten dir Opfer und doch bist du so undankbar.“ Aehnliche Gewaltmaassregeln gegen Heiligen- und Muttergottesbilder, wenn sie etwa bei Pestilenzen oder Regenmangel ihre Schuldigkeit nicht thun wollten, sind noch während dieses Jahrhunderts in katholischen Ländern vorgekommen. — Durch alle diese zauberischen Beziehungen zur Natur sind unzählige Ceremonien in’s Leben gerufen: und endlich, wenn der Wirrwarr derselben zu gross geworden ist, bemüht man sich, sie zu ordnen, zu systematisiren, so dass man den günstigen Verlauf des gesammten Ganges der Natur, namentlich des grossen Jahreskreislaufs, sich durch einen entsprechenden Verlauf eines Proceduren-Systems zu verbürgen meint. Der Sinn des religiösen Cultus’ ist, die Natur zu menschlichem Vortheil zu bestimmen und zu bannen, also ihr eine Gesetzlichkeit einzuprägen, die sie von vornherein nicht hat; während in der jetzigen Zeit man die Gesetzlichkeit der Natur erkennen will, um sich in sie zu schicken. Kurz, der religiöse Cultus ruht auf den Vorstellungen der Zauberei zwischen Mensch und Mensch; und der Zauberer ist älter, als der Priester. Aber ebenso ruht er auf anderen und edleren Vorstellungen; er setzt das sympathische Verhältniss von Mensch zu Mensch, das Dasein von Wohlwollen, Dankbarkeit, Erhörung Bittender, von Verträgen zwischen Feinden, von Verleihung der Unterpfänder, von Anspruch auf Schutz des Eigenthums voraus. Der Mensch steht auch in sehr niederen Culturstufen nicht der Natur als ohnmächtiger Sclave gegenüber, er ist nicht nothwendig der willenlose Knecht derselben: auf der griechischen Stufe der Religion, besonders im Verhalten zu den olympischen Göttern, ist sogar an ein Zusammenleben von zwei Kasten, einer vornehmeren, mächtigeren und einer weniger vornehmen zu denken; aber beide gehören, ihrer Herkunft nach, irgendwie zusammen und sind Einer Art, sie brauchen sich vor einander nicht zu schämen. Das ist das Vornehme in der griechischen Religiosität.

[«]

112.

Beim Anblick gewisser antiker Opfergeräthschaften. — Wie manche Empfindungen uns verloren gehen, ist zum Beispiel an der Vereinigung des Possenhaften, selbst des Obscönen, mit dem religiösen Gefühl zu sehen: die Empfindung für die Möglichkeit dieser Mischung schwindet, wir begreifen es nur noch historisch, dass sie existirte, bei den Demeter- und Dionysosfesten, bei den christlichen Osterspielen und Mysterien: aber auch wir kennen noch das Erhabene im Bunde mit dem Burlesken und dergleichen, das Rührende mit dem Lächerlichen verschmolzen: was vielleicht eine spätere Zeit auch nicht mehr verstehen wird.

[«]

113.

Christenthum als Alterthum. — Wenn wir eines Sonntag Morgens die alten Glocken brummen hören, da fragen wir uns: ist es nur möglich! diess gilt einem vor zwei Jahrtausenden gekreuzigten Juden, welcher sagte, er sei Gottes Sohn. Der Beweis für eine solche Behauptung fehlt. — Sicherlich ist innerhalb unserer Zeiten die christliche Religion ein aus ferner Vorzeit hereinragendes

Alterthum, und dass man jene Behauptung glaubt, — während man sonst so streng in der Prüfung von Ansprüchen ist —, ist vielleicht das älteste Stück dieses Erbes. Ein Gott, der mit einem sterblichen Weibe Kinder erzeugt; ein Weiser, der auffordert, nicht mehr zu arbeiten, nicht mehr Gericht zu halten, aber auf die Zeichen des bevorstehenden Weltunterganges zu achten; eine Gerechtigkeit, die den Unschuldigen als stellvertretendes Opfer annimmt; Jemand, der seine Jünger sein Blut trinken heisst; Gebete um Wundereingriffe; Sünden an einem Gott verübt, durch einen Gott gebüsst; Furcht vor einem Jenseits, zu welchem der Tod die Pforte ist; die Gestalt des Kreuzes als Symbol inmitten einer Zeit, welche die Bestimmung und die Schmach des Kreuzes nicht mehr kennt, — wie schauerlich weht uns diess Alles, wie aus dem Grabe uralter Vergangenheit, an! Sollte man glauben, dass so Etwas noch geglaubt wird?

[«]

114.

Das Ungriechische im Christenthum. — Die Griechen sahen über sich die homerischen Götter nicht als Herren und sich unter ihnen nicht als Knechte, wie die Juden. Sie sahen gleichsam nur das Spiegelbild der gelungensten Exemplare ihrer eigenen Kaste, also ein Ideal, keinen Gegensatz des eigenen Wesens. Man fühlt sich mit einander verwandt, es besteht ein gegenseitiges Interesse, eine Art Symmachie. Der Mensch denkt vornehm von sich, wenn er sich solche Götter giebt, und stellt sich in ein Verhältniss, wie das des niedrigeren Adels zum höheren ist; während die italischen Völker eine rechte Bauern-Religion haben, mit fortwährender Aengstlichkeit gegen böse und launische Machtinhaber und Quälgeister. Wo die olympischen Götter zurücktraten, da war auch das griechische Leben düsterer und ängstlicher. — Das Christenthum dagegen zerdrückte und zerbrach den Menschen vollständig und versenkte ihn wie in tiefen Schlamm: in das Gefühl völliger Verworfenheit liess es dann mit Einem Male den Glanz eines göttlichen Erbarmens hineinleuchten, so dass der Ueberraschte, durch Gnade Betäubte, einen Schrei des Entzückens ausstiess und für einen Augenblick den ganzen Himmel in sich zu tragen glaubte. Auf diesen krankhaften Excess des Gefühls, auf die dazu nöthige tiefe Kopf- und Herz-Corruption wirken alle psychologischen Erfindungen des Christenthums hin: es will vernichten, zerbrechen, betäuben, berauschen, es will nur Eins nicht: das Maass, und desshalb ist es im tiefsten Verstande barbarisch, asiatisch, unvornehm, ungriechisch.

[«]

115.

Mit Vortheil religiös sein. — Es giebt nüchterne und gewerbstüchtige Leute, denen die Religion wie ein Saum höheren Menschenthums angestickt ist: diese thun sehr wohl, religiös zu bleiben, es verschönert sie. — Alle Menschen, welche sich nicht auf irgend ein Waffenhandwerk verstehen — Mund und Feder als Waffen eingerechnet — werden servil: für solche ist die christliche Religion sehr nützlich, denn die Servilität nimmt darin den Anschein einer christlichen Tugend an und wird erstaunlich verschönert. — Leute, welchen ihr tägliches Leben zu leer und eintönig vorkommt, werden leicht religiös: diess ist begreiflich und verzeihlich, nur haben sie kein Recht, Religiosität von Denen zu fordern, denen das tägliche Leben nicht leer und eintönig verfliesst.

[«]

116.

Der Alltags-Christ. — Wenn das Christenthum mit seinen Sätzen vom rächenden Gotte, der allgemeinen Sündhaftigkeit, der Gnadenwahl und der Gefahr einer ewigen Verdammniss, Recht hätte, so wäre es ein Zeichen von Schwachsinn und Charakterlosigkeit, nicht Priester, Apostel oder Einsiedler zu werden und mit Furcht und Zittern einzig am eigenen Heile zu arbeiten; es wäre unsinnig, den ewigen Vortheil gegen die zeitliche Bequemlichkeit so aus dem Auge zu lassen. Vorausgesetzt, dass überhaupt geglaubt wird, so ist der Alltags-Christ eine erbärmliche Figur, ein Mensch, der wirklich nicht bis drei zählen kann, und der übrigens, gerade wegen seiner geistigen Unzurechnungsfähigkeit, es nicht verdiente, so hart bestraft zu werden, als das Christenthum ihm verheisst.

[«]

117.

Von der Klugheit des Christenthums. — Es ist ein Kunstgriff des Christenthums, die völlige Unwürdigkeit, Sündhaftigkeit und Verächtlichkeit des Menschen überhaupt so laut zu lehren, dass die Verachtung der Mitmenschen dabei nicht mehr möglich ist. „Er mag sündigen, wie er wolle, er unterscheidet sich doch nicht wesentlich von mir: ich bin es, der in jedem Grade unwürdig und verächtlich ist,“ so sagt sich der Christ. Aber auch dieses Gefühl hat seinen spitzigsten Stachel verloren, weil der Christ nicht an seine individuelle Verächtlichkeit glaubt: er ist böse als Mensch überhaupt und beruhigt sich ein Wenig bei dem Satze: Wir Alle sind Einer Art.

[«]

118.

Personenwechsel. — Sobald eine Religion herrscht, hat sie alle Die zu ihren Gegnern, welche ihre ersten Jünger gewesen wären.

[«]

119.

Schicksal des Christenthums. — Das Christenthum entstand, um das Herz zu erleichtern; aber jetzt müsste es das Herz erst beschweren, um es nachher erleichtern zu können. Folglich wird es zu Grunde gehen.

[«]

120.

Der Beweis der Lust. — Die angenehme Meinung wird als wahr angenommen: diess ist der Beweis der Lust (oder, wie die Kirche sagt, der Beweis der Kraft), auf welchen alle Religionen so stolz sind, während sie sich dessen doch schämen sollten. Wenn der Glaube nicht selig machte, so würde er nicht geglaubt werden: wie wenig wird er also werth sein!

[«]

121.

Gefährliches Spiel. — Wer jetzt der religiösen Empfindung wieder in sich Raum giebt, der muss sie dann auch wachsen lassen, er kann nicht anders. Da verändert sich allmählich sein Wesen, es bevorzugt das dem religiösen Element Anhängende, Benachbarte, der ganze Umkreis des Urtheilens und Empfindens wird umwölkt, mit religiösen Schatten überflogen. Die Empfindung kann nicht still stehen; man nehme sich also in Acht.

[«]

122.

Die blinden Schüler. — So lange Einer sehr gut die Stärke und Schwäche seiner Lehre, seiner Kunstart, seiner Religion kennt, ist deren Kraft noch gering. Der Schüler und Apostel, welcher für die Schwäche der Lehre, der Religion und so weiter, kein Auge hat, geblendet durch das Ansehen des Meisters und durch seine Pietät gegen ihn, hat desshalb gewöhnlich mehr Macht, als der Meister. Ohne die blinden Schüler ist noch nie der Einfluss eines Mannes und seines Werkes gross geworden. Einer Erkenntniss zum Siege verhelfen heisst oft nur: sie so mit der Dummheit verschwistern, dass das Schwergewicht der letzteren auch den Sieg für die erstere erzwingt.

[«]

123.

Abbruch der Kirchen. — Es ist nicht genug an Religion in der Welt, um die Religionen auch nur zu vernichten.

[«]

124.

Sündlosigkeit des Menschen. — Hat man begriffen, „wie die Sünde in die Welt gekommen“ ist, nämlich durch Irrthümer der Vernunft, vermöge deren die Menschen unter einander, ja der einzelne Mensch sich selbst für viel schwärzer und böser nimmt, als es thatsächlich der Fall ist, so wird die ganze Empfindung sehr erleichtert, und Menschen und Welt erscheinen mitunter in einer Glorie von Harmlosigkeit, dass es Einem von Grund aus wohl dabei wird. Der Mensch ist inmitten der Natur immer das Kind an sich. Diess Kind träumt wohl einmal einen schweren beängstigenden Traum, wenn es aber die Augen aufschlägt, so sieht es sich immer wieder im Paradiese.

[«]

125.

Irreligiosität der Künstler. — Homer ist unter seinen Göttern so zu Hause und hat als Dichter ein solches Behagen an ihnen, dass er jedenfalls tief unreligiös gewesen sein muss; mit dem, was der Volksglaube ihm entgegenbrachte — einen dürftigen, rohen, zum Theil schauerlichen Aberglauben — verkehrte er so frei, wie der Bildhauer mit seinem Thon, also mit der selben Unbefangenheit, welche Aeschylus und Aristophanes besassen und durch welche sich in neuerer Zeit die grossen Künstler der Renaissance, sowie Shakespeare und Goethe auszeichneten.

[«]

126.

Kunst und Kraft der falschen Interpretation. — Alle die Visionen, Schrecken, Ermattungen, Entzückungen des Heiligen sind bekannte Krankheits-Zustände, welche von ihm, auf Grund eingewurzelter religiöser und psychologischer Irrthümer, nur ganz anders, nämlich nicht als Krankheiten, gedeutet werden. — So ist vielleicht auch das Dämonion des Sokrates ein Ohrenleiden, das er sich, gemäss seiner herrschenden moralischen Denkungsart, nur anders, als es jetzt geschehen würde, auslegt. Nicht anders steht es mit dem Wahnsinn und Wahnreden der Propheten und Orakelpriester; es ist immer der Grad von Wissen, Phantasie, Bestrebung, Moralität in Kopf und Herz der Interpreten, welcher daraus so viel gemacht hat. Zu den grössten Wirkungen der Menschen, welche man Genie's und Heilige nennt, gehört es, dass sie sich Interpreten erzwingen, welche sie zum Heile der Menschheit missverstehen.

[«]

127.

Verehrung des Wahnsinns. — Weil man bemerkte, dass eine Erregung häufig den Kopf heller machte und glückliche Einfälle hervorrief, so meinte man, durch die höchsten Erregungen werde man der glücklichsten Einfälle und Eingebungen theilhaftig: und so verehrte man den Wahnsinnigen als den Weisen und Orakelgebenden. Hier liegt ein falscher Schluss zu Grunde.

[«]

128.

Verheissungen der Wissenschaft. — Die moderne Wissenschaft hat als Ziel: so wenig Schmerz wie möglich, so lange leben wie möglich, — also eine Art von ewiger Seligkeit, freilich eine sehr bescheidene im Vergleich mit den Verheissungen der Religionen.

[«]

129.

Verbotene Freigebigkeit. — Es ist nicht genug Liebe und Güte in der Welt, um noch davon an eingebildete Wesen wegschenken zu dürfen.

[«]

130.

Fortleben des religiösen Cultus' im Gemüth. — Die katholische Kirche, und vor ihr aller antike Cultus, beherrschte das ganze Bereich von Mitteln, durch welche der Mensch in ungewöhnliche Stimmungen versetzt wird und der kalten Berechnung des Vortheils oder dem reinen Vernunft-Denken entrissen wird. Eine durch tiefe Töne erzitternde Kirche, dumpfe, regelmässige, zurückhaltende Anrufe einer priesterlichen Schaar, welche ihre Spannung unwillkürlich auf die Gemeinde überträgt und sie fast angstvoll lauschen lässt, wie als wenn eben ein Wunder sich vorbereitete, der Anhauch der Architektur, welche als Wohnung einer Gottheit sich in’s Unbestimmte ausreckt und in allen dunklen Räumen das Sich-Regen derselben fürchten lässt, — wer wollte solche Vorgänge den Menschen zurückbringen, wenn die Voraussetzungen dazu nicht mehr geglaubt werden? Aber die Resultate von dem Allen sind trotzdem nicht verloren: die innere Welt der erhabenen, gerührten, ahnungsvollen, tiefzerknirschten, hoffnungsseligen Stimmungen ist den Menschen vornehmlich durch den Cultus eingeboren worden; was jetzt davon in der Seele existirt, wurde damals, als er keimte, wuchs und blühte, gross gezüchtet.

[«]

131.

Religiöse Nachwehen. — Glaubt man sich noch so sehr der Religion entwöhnt zu haben, so ist es doch nicht in dem Grade geschehen, dass man nicht Freude hätte, religiösen Empfindungen und Stimmungen ohne begrifflichen Inhalt zu begegnen, zum Beispiel in der Musik; und wenn eine Philosophie uns die Berechtigung von metaphysischen Hoffnungen, von dem dorther zu erlangenden tiefen Frieden der Seele aufzeigt und zum Beispiel von „dem ganzen sichern Evangelium im Blick der Madonnen bei Rafael“ spricht, so kommen wir solchen Aussprüchen und Darlegungen mit besonders herzlicher Stimmung entgegen: der Philosoph hat es hier leichter, zu beweisen, er entspricht mit dem, was er geben will, einem Herzen, welches gern nehmen will. Daran bemerkt man, wie die weniger bedachtsamen Freigeister eigentlich nur an den Dogmen Anstoss nehmen, aber recht wohl den Zauber der religiösen Empfindung kennen; es thut ihnen wehe, letztere fahren zu lassen, um der ersteren willen. — Die wissenschaftliche Philosophie muss sehr auf der Hut sein, nicht auf Grund jenes Bedürfnisses — eines gewordenen und folglich auch vergänglichen Bedürfnisses — Irrthümer einzuschmuggeln: selbst Logiker sprechen von „Ahnungen“ der Wahrheit in Moral und Kunst (zum Beispiel von der Ahnung, „dass das Wesen der Dinge Eins ist“): was ihnen doch verboten sein sollte. Zwischen den sorgsam erschlossenen Wahrheiten und solchen „geahnten“ Dingen bleibt unüberbrückbar die Kluft, dass jene dem Intellect, diese dem Bedürfniss verdankt werden. Der Hunger beweist nicht, dass es zu seiner Sättigung eine Speise giebt, aber er wünscht die Speise. „Ahnen“ bedeutet nicht das Dasein einer Sache in irgend einem Grade erkennen, sondern dasselbe für möglich halten, insofern man sie wünscht oder fürchtet; die „Ahnung“ trägt keinen Schritt weit in’s Land der Gewissheit. — Man glaubt unwillkürlich, die religiös gefärbten Abschnitte einer Philosophie seien besser bewiesen, als die anderen; aber es ist im Grunde umgekehrt, man hat nur den inneren Wunsch, dass es so sein möge, — also dass das Beseligende auch das Wahre sei. Dieser Wunsch verleitet uns, schlechte Gründe als gute einzukaufen.

[«]

132.

Von dem christlichen Erlösungsbedürfniss. — Bei sorgsamer Ueberlegung muss es möglich sein, dem Vorgange in der Seele eines Christen, welchen man Erlösungsbedürfniss nennt, eine Erklärung abzugewinnen, die frei von Mythologie ist: also eine rein psychologische. Bis jetzt sind freilich die psychologischen Erklärungen religiöser Zustände und Vorgänge in einigem Verrufe gewesen, insoweit eine sich frei nennende Theologie auf diesem Gebiete ihr unerspriessliches Wesen trieb: denn bei ihr war es von vornherein, sowie es der Geist ihres Stifters, Schleiermacher’s, vermuthen lässt, auf die Erhaltung der christlichen Religion und das Fortbestehen der christlichen Theologen abgesehen; als welche in der psychologischen Analysis der religiösen „Thatsachen“ einen neuen Ankergrund und vor Allem eine neue Beschäftigung gewinnen sollten. Unbeirrt von solchen Vorgängern, wagen wir folgende Auslegung des bezeichneten Phänomens. Der Mensch ist sich gewisser Handlungen bewusst, welche in der gebräuchlichen Rangordnung der Handlungen tief stehen, ja er entdeckt in sich einen Hang zu dergleichen Handlungen, der ihm fast so unveränderlich wie sein ganzes Wesen erscheint. Wie gerne versuchte er sich in jener anderen Gattung von Handlungen, welche in der allgemeinen Schätzung als die obersten und höchsten anerkannt sind, wie gerne fühlte er sich voll des guten Bewusstseins, welches einer selbstlosen Denkweise folgen soll! Leider aber bleibt es eben bei diesem Wunsche: die Unzufriedenheit darüber, demselben nicht genügen zu können, kommt zu allen übrigen Arten von Unzufriedenheit hinzu, welche sein Lebensloos überhaupt oder die Folgen jener böse genannten Handlungen in ihm erregt haben; so dass eine tiefe Verstimmung entsteht, mit dem Ausblicke nach einem Arzte, der diese, und alle ihre Ursachen, zu heben vermöchte. — Dieser Zustand würde nicht so bitter empfunden werden, wenn der Mensch sich nur mit anderen Menschen unbefangen vergliche: dann nämlich hätte er keinen Grund, mit sich in einem besonderen

Maasse unzufrieden zu sein, er trüge eben nur an der allgemeinen Last der menschlichen Unbefriedigung und Unvollkommenheit. Aber er vergleicht sich mit einem Wesen, welches allein jener Handlungen fähig ist, die unegoistisch genannt werden, und im fortwährenden Bewusstsein einer selbstlosen Denkweise lebt, mit Gott; dadurch, dass er in diesen hellen Spiegel schaut, erscheint ihm sein Wesen so trübe, so ungewöhnlich verzerrt. Sodann ängstigt ihn der Gedanke an das selbe Wesen, insofern dieses als strafende Gerechtigkeit vor seiner Phantasie schwebt: in allen möglichen kleinen und grossen Erlebnissen glaubt er seinen Zorn, seine Drohung zu erkennen, ja die Geisselschläge seines Richter- und Henkerthums schon vorzuempfinden. Wer hilft ihm in dieser Gefahr, welche durch den Hinblick auf eine unermessliche Zeitdauer der Strafe an Grässlichkeit alle anderen Schrecknisse der Vorstellung überbietet?

[«]

133.

Bevor wir diesen Zustand in seinen weiteren Folgen uns vorlegen, wollen wir es doch uns eingestehen, dass der Mensch in diesen Zustand nicht durch seine „Schuld“ und „Sünde“, sondern durch eine Reihe von Irrthümern der Vernunft gerathen ist, dass es der Fehler des Spiegels war, wenn ihm sein Wesen in jenem Grade dunkel und hassenswerth vorkam, und dass jener Spiegel sein Werk, das sehr unvollkommene Werk der menschlichen Phantasie und Urtheilskraft war. Erstens ist ein Wesen, welches einzig rein unegoistischer Handlungen fähig wäre, noch fabelhafter als der Vogel Phönix; es ist deutlich nicht einmal vorzustellen, schon desshalb, weil der ganze Begriff „unegoistische Handlung“ bei strenger Untersuchung in die Luft verstiebt. Nie hat ein Mensch Etwas gethan, das allein für Andere und ohne jeden persönlichen Beweggrund gethan wäre; ja wie sollte er Etwas thun können, das ohne Bezug zu ihm wäre, also ohne innere Nöthigung (welche ihren Grund doch in einem persönlichen Bedürfniss haben müsste)? Wie vermöchte das ego ohne ego zu handeln? — Ein Gott, der dagegen ganz Liebe ist, wie gelegentlich angenommen wird, wäre keiner einzigen unegoistischen Handlung fähig: wobei man sich an einen Gedanken Lichtenberg’s, der freilich einer niedrigeren Sphäre entnommen ist, erinnern sollte: „Wir können unmöglich für Andere fühlen, wie man zu sagen pflegt; wir fühlen nur für uns. Der Satz klingt hart, er ist es aber nicht, wenn er nur recht verstanden wird. Man liebt weder Vater, noch Mutter, noch Frau, noch Kind, sondern die angenehmen Empfindungen, die sie uns machen“, oder wie La Rochefoucauld sagt: „si on croit aimer sa maîtresse pour l’amour d’elle, on est bien trompé.“ Wesshalb Handlungen der Liebe höher geschätzt werden, als andere, nämlich nicht ihres Wesens, sondern ihrer Nützlichkeit halber, darüber vergleiche man die schon vorher erwähnten Untersuchungen „über den Ursprung der moralischen Empfindungen“. Sollte aber ein Mensch wünschen, ganz wie jener Gott, Liebe zu sein, Alles für Andere, Nichts für sich zu thun, zu wollen, so ist letzteres schon desshalb unmöglich, weil er sehr viel für sich thun muss, um überhaupt Anderen Etwas zu Liebe thun zu können. Sodann setzt es voraus, dass der Andere Egoist genug ist, um jene Opfer, jenes Leben für ihn, immer und immer wieder anzunehmen: so dass die Menschen der Liebe und Aufopferung ein Interesse an dem Fortbestehen der liebelosen und aufopferungsunfähigen Egoisten haben, und die höchste Moralität, um bestehen zu können, förmlich die Existenz der Unmoralität erzwingen müsste (wodurch sie sich freilich selber aufheben würde). — Weiter: die Vorstellung eines Gottes beunruhigt und demüthigt so lange, als sie geglaubt wird, aber wie sie entstanden ist, darüber kann bei dem jetzigen Stande der völkervergleichenden Wissenschaft kein Zweifel mehr sein; und mit der Einsicht in jene Entstehung fällt jener Glaube dahin. Es geht dem Christen, welcher sein Wesen mit dem Gotte vergleicht, so, wie dem Don Quixote, der seine eigne Tapferkeit unterschätzt, weil er die Wunderthaten der Helden aus den Ritterromanen im Kopfe hat; der Maassstab, mit welchem in beiden Fällen gemessen wird, gehört in’s Reich der Fabel. Fällt aber die Vorstellung des Gottes weg, so auch das Gefühl der „Sünde“ als eines Vergehens gegen göttliche Vorschriften, als eines Fleckens an einem gottgeweihten Geschöpfe. Dann bleibt wahrscheinlich noch jener Unmuth übrig, welcher mit der Furcht vor Strafen der weltlichen Gerechtigkeit, oder vor der Missachtung der Menschen, sehr verwachsen und verwandt ist; der Unmuth der Gewissensbisse, der schärfste Stachel im Gefühl der Schuld, ist immerhin abgebrochen, wenn man einsieht, dass man sich durch seine Handlungen wohl gegen menschliches Herkommen, menschliche Satzungen und Ordnungen vergangen habe, aber damit noch nicht das „ewige Heil der Seele“ und ihre Beziehung zur Gottheit gefährdet habe. Gelingt es dem Menschen zuletzt noch, die philosophische Ueberzeugung von der unbedingten Nothwendigkeit aller Handlungen und ihrer völligen Unverantwortlichkeit zu gewinnen und in Fleisch und Blut aufzunehmen, so verschwindet auch jener Rest von Gewissensbissen.

[«]

134.

Ist nun der Christ, wie gesagt, durch einige Irrthümer in das Gefühl der Selbstverachtung gerathen, also durch eine falsche unwissenschaftliche Auslegung seiner Handlungen und Empfindungen, so muss er mit höchstem Erstaunen bemerken, wie jener Zustand der Verachtung, der Gewissensbisse, der Unlust überhaupt, nicht anhält, wie gelegentlich Stunden kommen, wo ihm dies Alles von der Seele weggeweht ist und er sich wieder frei und muthig fühlt. In Wahrheit hat die Lust an sich selber das Wohlbehagen an der eigenen Kraft, im Bunde mit der nothwendigen Abschwächung jeder tiefen Erregung, den Sieg davongetragen; der Mensch liebt sich wieder, er fühlt es, — aber gerade diese Liebe, diese neue Selbstschätzung, kommt ihm unglaublich vor, er kann in ihr allein das gänzlich unverdiente Herabströmen eines Gnadenglanzes von Oben sehen. Wenn er früher in allen Begebnissen Warnungen, Drohungen, Strafen und jede Art von Anzeichen des göttlichen Zornes zu erblicken glaubte, so deutet er jetzt in seine Erfahrungen die göttliche Güte hinein: diess Ereigniss kommt ihm liebevoll, jenes wie ein hülfreicher Fingerzeig, ein drittes und namentlich seine ganze freudige Stimmung als Beweis vor, dass Gott gnädig sei. Wie er früher im Zustande des Unmuthes namentlich seine Handlungen falsch ausdeutete, so jetzt namentlich seine Erlebnisse; die getröstete Stimmung fasst er als Wirkung einer ausser ihm waltenden Macht auf, die Liebe, mit der er sich im Grunde selbst liebt, erscheint als göttliche Liebe; Das, was er Gnade und Vorspiel der Erlösung nennt, ist in Wahrheit Selbstbegnadigung, Selbsterlösung.

[«]

135.

Also: eine bestimmte falsche Psychologie, eine gewisse Art von Phantastik in der Ausdeutung der Motive und Erlebnisse ist die nothwendige Voraussetzung davon, dass Einer zum Christen werde und das Bedürfniss der Erlösung empfinde. Mit der Einsicht in diese Verirrung der Vernunft und Phantasie hört man auf, Christ zu sein.

[«]

136.

Von der christlichen Askese und Heiligkeit. — So sehr einzelne Denker sich bemüht haben, in den seltenen Erscheinungen der Moralität, welche man Askese und Heiligkeit zu nennen pflegt, ein Wunderding hinzustellen, dem die Leuchte einer vernünftigen Erklärung in's Gesicht zu halten, beinahe schon Frevel und Entweihung sei: so stark ist hinwiederum die Verführung zu diesem Frevel. Ein mächtiger Antrieb der *Natur* hat zu allen Zeiten dazu geführt, gegen jene Erscheinungen überhaupt zu protestiren; die Wissenschaft, insofern sie, wie früher gesagt, eine Nachahmung der Natur ist, erlaubt sich wenigstens gegen die behauptete Unerklärbarkeit, ja Unnahbarkeit derselben Einsprache zu erheben. Freilich gelang es ihr bis jetzt nicht: jene Erscheinungen sind immer noch unerklärt, zum grossen Vergnügen der erwähnten Verehrer des moralisch-Wunderbaren. Denn, allgemein gesprochen: das Unerklärte soll durchaus unerklärlich, das Unerklärliche durchaus unnatürlich, übernatürlich, wunderhaft sein, — so lautet die Forderung in den Seelen aller Religiösen und Metaphysiker (auch der Künstler, falls sie zugleich Denker sind); während der wissenschaftliche Mensch in dieser Forderung das „böse Princip" sieht. — Die allgemeine erste Wahrscheinlichkeit, auf welche man bei Betrachtung der Askese und Heiligkeit zuerst geräth, ist diese, dass ihre Natur eine *complicirte* ist: denn fast überall, innerhalb der physischen Welt sowohl wie in der moralischen, hat man mit Glück das angeblich Wunderbare auf das Complicirte und mehrfach Bedingte zurückgeführt. Wagen wir es also, einzelne Antriebe in der Seele der Heiligen und Asketen zunächst zu isoliren und zum Schluss sie in einander uns verwachsen zu denken.

[«]

137.

Es giebt einen *Trotz gegen sich selbst*, zu dessen sublimirtesten Aeusserungen manche Formen der Askese gehören. Gewisse Menschen haben nämlich ein so hohes Bedürfniss, ihre Gewalt und Herrschsucht auszuüben, dass sie, in Ermangelung anderer Objecte, oder, weil es ihnen sonst immer misslungen ist, endlich darauf verfallen, gewisse Theile ihres eigenen Wesens, gleichsam Ausschnitte oder Stufen ihrer selbst, zu tyrannisiren. So bekennt sich mancher Denker zu Ansichten, welche ersichtlich nicht dazu dienen, seinen Ruf zu vermehren oder zu verbessern; mancher beschwört förmlich die Missachtung Anderer auf sich herab, während er es leicht hätte, durch Stillschweigen ein geachteter Mann zu bleiben; andere widerrufen frühere Meinungen und scheuen es nicht, fürderhin inconsequent genannt zu werden: im Gegentheil, sie bemühen sich darum und benehmen sich wie übermüthige Reiter, welche das Pferd, erst wenn es wild geworden, mit Schweiss bedeckt, scheu gemacht ist, am liebsten mögen. So steigt der Mensch auf gefährlichen Wegen in die höchsten Gebirge, um über seine Aengstlichkeit und seine schlotternden Kniee Hohn zu lachen; so bekennt sich der Philosoph zu Ansichten der Askese, Demuth und Heiligkeit, in deren Glanze sein eigenes Bild auf das ärgste verhässlicht wird. Dieses Zerbrechen seiner selbst, dieser Spott über die eigene Natur, dieses spernere se sperni, aus dem die Religionen so viel gemacht haben, ist eigentlich ein sehr hoher Grad der Eitelkeit. Die ganze Moral der Bergpredigt gehört hieher: der Mensch hat eine wahre Wollust darin, sich durch übertriebene Ansprüche zu vergewaltigen und dieses tyrannisch fordernde Etwas in seiner Seele nachher zu vergöttern. In jeder asketischen Moral betet der Mensch einen Theil von sich als Gott an und hat dazu nöthig, den übrigen Theil zu diabolisiren. —

[«]

138.

Der Mensch ist nicht zu allen Stunden gleich moralisch, diess ist bekannt: beurtheilt man seine Moralität nach der Fähigkeit zu grosser aufopfernder Entschliessung und Selbstverleugnung (welche, dauernd und zur Gewohnheit geworden, Heiligkeit ist), so ist er im Affect am moralischsten; die höhere Erregung reicht ihm ganz neue Motive dar, welcher er, nüchtern und kalt wie sonst, vielleicht nicht einmal fähig zu sein glaubte. Wie kommt diess? Wahrscheinlich aus der Nachbarschaft alles Grossen und hoch Erregenden; ist der Mensch einmal in eine ausserordentliche Spannung gebracht, so kann er ebensowohl zu einer furchtbaren Rache, als zu einer furchtbaren Brechung seines Rachebedürfnisses sich entschliessen. Er will, unter dem Einflusse der gewaltigen Emotion, jedenfalls das Grosse, Gewaltige, Ungeheure, und wenn er zufällig merkt, dass ihm die Aufopferung seiner selbst ebenso oder noch mehr genugthut, als die Opferung des Anderen, so wählt er sie. Eigentlich liegt ihm also nur an der Entladung seiner Emotion; da fasst er wohl, um seine Spannung zu erleichtern, die Speere der Feinde zusammen und begräbt sie in seine Brust. Dass in der Selbstverleugnung, und nicht nur in der Rache, etwas Grosses liege, musste der Menschheit erst in langer Gewöhnung anerzogen werden; eine Gottheit, welche sich selbst opfert, war das stärkste und wirkungsvollste Symbol dieser Art von Grösse. Als die Besiegung des schwerst zu besiegenden Feindes, die plötzliche Bemeisterung eines Affectes, — als Diess erscheint diese Verleugnung; und insofern gilt sie als der Gipfel des Moralischen. In Wahrheit handelt es sich bei ihr um die Vertauschung der einen Vorstellung mit der andern, während das Gemüth seine gleiche Höhe, seinen gleichen Fluthstand, behält. Ernüchterte, vom Affect ausruhende Menschen verstehen die Moralität jener Augenblicke nicht mehr, aber die Bewunderung Aller, die jene miterlebten, hält sie aufrecht; der Stolz ist ihr Trost, wenn der Affect und das Verständniss ihrer That weicht. Also: im Grunde sind auch jene Handlungen der Selbstverleugnung nicht moralisch, insofern sie nicht streng in Hinsicht auf Andere gethan sind; vielmehr giebt der Andere dem hochgespannten Gemüthe nur eine Gelegenheit, sich zu erleichtern, durch jene Verleugnung.

[«]

139.

In mancher Hinsicht sucht sich auch der Asket das Leben leicht zu machen, und zwar gewöhnlich durch die vollkommene Unterordnung unter einen fremden Willen oder unter ein umfängliches Gesetz und Ritual; etwa in der Art, wie der Brahmane durchaus Nichts seiner eigenen Bestimmung überlässt und sich in jeder Minute durch eine heilige Vorschrift bestimmt. Diese Unterordnung ist ein mächtiges Mittel, um über sich Herr zu werden; man ist beschäftigt, also ohne Langeweile, und hat doch keine Anregung des Eigenwillens und der Leidenschaft dabei; nach vollbrachter That fehlt das Gefühl der Verantwortung und damit die Qual der Reue. Man hat ein für alle Mal auf eigenen Willen verzichtet, und diess ist leichter, als nur gelegentlich einmal zu verzichten; sowie es auch leichter ist, einer Begierde ganz zu entsagen, als in ihr Maass zu halten. Wenn wir uns der jetzigen Stellung des Mannes zum Staate erinnern, so finden wir auch da, dass der unbedingte Gehorsam bequemer ist, als der bedingte. Der Heilige also erleichtert sich durch jenes völlige Aufgeben der Persönlichkeit sein Leben, und man täuscht sich, wenn man in jenem Phänomen das höchste Heldenstück der Moralität bewundert. Es ist in jedem Falle schwerer, seine Persönlichkeit ohne Schwanken und Unklarheit durchzusetzen, als sich von ihr in der erwähnten Weise zu lösen; überdiess verlangt es viel mehr Geist und Nachdenken.

[«]

140.

Nachdem ich, in vielen der schwerer erklärbaren Handlungen, Aeusserungen jener Lust an der Emotion an sich gefunden habe, möchte ich auch in Betreff der Selbstverachtung, welche zu den Merkmalen der Heiligkeit gehört, und ebenso in den Handlungen der Selbstquälerei (durch Hunger und Geisselschläge, Verrenkungen der Glieder, Erheuchelung des Wahnsinns) ein Mittel erkennen, durch welches jene Naturen gegen die allgemeine Ermüdung ihres Lebenswillens (ihrer Nerven) ankämpfen: sie bedienen sich der schmerzhaftesten Reizmittel und Grausamkeiten, um für Zeiten wenigstens aus jener Dumpfheit und Langenweile aufzutauchen, in welche ihre grosse geistige Indolenz und jene geschilderte Unterordnung unter einen fremden Willen sie so häufig verfallen lässt.

[«]

141.

Das gewöhnlichste Mittel, welches der Asket und Heilige anwendet, um sich das Leben doch noch erträglich und unterhaltend zu machen, besteht in gelegentlichem Kriegführen und in dem Wechsel von Sieg und Niederlage. Dazu braucht er einen Gegner und findet ihn in dem sogenannten „inneren Feinde“. Namentlich nützt er seinen Hang zur Eitelkeit, Ehr- und Herrschsucht, sodann seine sinnlichen Begierden aus, um sein Leben wie eine fortgesetzte Schlacht und sich wie ein Schlachtfeld ansehen zu dürfen, auf dem gute und böse Geister mit wechselndem Erfolge ringen. Bekanntlich wird die sinnliche Phantasie durch die Regelmässigkeit des geschlechtlichen Verkehrs gemässigt, ja fast unterdrückt, umgekehrt, durch Enthaltsamkeit oder Unordnung im Verkehre entfesselt und wüst. Die Phantasie vieler christlichen Heiligen war in ungewöhnlichem Maasse schmutzig; vermöge jener Theorie, dass diese Begierden wirkliche Dämonen seien, die in ihnen wütheten, fühlten sie sich nicht allzusehr verantwortlich dabei; diesem Gefühle verdanken wir die so belehrende Aufrichtigkeit ihrer Selbstzeugnisse. Es war in ihrem Interesse, dass dieser Kampf in irgend einem Grade immer unterhalten wurde, weil durch ihn, wie gesagt, ihr ödes Leben unterhalten wurde. Damit der Kampf aber wichtig genug erscheine, um andauernde Theilnahme und Bewunderung bei den Nicht-Heiligen zu erregen, musste die Sinnlichkeit immer mehr verketzert und gebrandmarkt werden, ja die Gefahr ewiger Verdammnis wurde so eng an diese Dinge geknüpft, dass höchstwahrscheinlich durch ganze Zeitalter hindurch die Christen mit bösem Gewissen Kinder zeugten; wodurch gewiss der Menschheit ein grosser Schade angethan worden ist. Und doch steht hier die Wahrheit ganz auf dem Kopfe: was für die Wahrheit besonders unschicklich ist. Zwar hatte das Christenthum gesagt: jeder Mensch sei in Sünden empfangen und geboren, und im unausstehlichen Superlativ-Christenthume des Calderon hatte sich dieser Gedanke noch einmal zusammengeknotet und verschlungen, so dass er die verdrehteste Paradoxie wagte, die es giebt, in dem bekannten Verse:

die grösste Schuld des Menschen
ist, dass er geboren ward.

In allen pessimistischen Religionen wird der Zeugungsact als schlecht an sich empfunden, aber keineswegs ist diese Empfindung eine allgemein-menschliche; selbst nicht einmal das Urtheil aller Pessimisten ist sich hierin gleich. Empedokles zum Beispiel weiss gar Nichts vom Beschämenden, Teuflischen, Sündhaften in allen erotischen Dingen; er sieht vielmehr auf der grossen Wiese des Unheils eine einzige heil- und hoffnungsvolle Erscheinung, die Aphrodite; sie gilt ihm als Bürgschaft, dass der Streit nicht ewig herrschen, sondern einem milderen Dämon einmal das Scepter überreichen werde. Die christlichen Pessimisten der Praxis hatten, wie gesagt, ein Interesse daran, dass eine andere Meinung in der Herrschaft blieb; sie brauchten für die Einsamkeit und die geistige Wüstenei ihres Lebens einen immer lebendigen Feind: und einen allgemein anerkannten Feind, durch dessen Bekämpfung und Ueberwältigung sie dem Nicht-Heiligen sich immer von Neuem wieder als halb unbegreifliche, übernatürliche Wesen darstellten. Wenn dieser Feind endlich, in Folge ihrer Lebensweise und ihrer zerstörten Gesundheit, die Flucht für immer ergriff, so verstanden sie es sofort, ihr Inneres mit neuen Dämonen bevölkert zu sehen. Das Auf- und Niederschwanken der Wagschalen Hochmuth und Demuth unterhielt ihre grübelnden Köpfe so gut, wie der Wechsel von Begierde und Seelenruhe. Damals diente die Psychologie dazu, alles Menschliche nicht nur zu verdächtigen, sondern zu lästern, zu geisseln, zu kreuzigen; man wollte sich möglichst schlecht und böse finden, man suchte die Angst um das Heil der Seele, die Verzweiflung an der eignen Kraft. Alles Natürliche, an welches der Mensch die Vorstellung des Schlechten, Sündhaften anhängt (wie er es zum Beispiel noch jetzt in Betreff des Erotischen gewöhnt ist), belästigt, verdüstert die Phantasie, giebt einen scheuen Blick, lässt den Menschen mit sich selber hadern und macht ihn unsicher und vertrauenslos; selbst seine Träume bekommen einen Beigeschmack des gequälten Gewissens. Und doch ist dieses Leiden am Natürlichen in der Realität der Dinge völlig unbegründet: es ist nur die Folge von Meinungen über die Dinge. Man erkennt leicht, wie die Menschen dadurch schlechter werden, dass sie das unvermeidlich-Natürliche als schlecht bezeichnen und später immer als so beschaffen empfinden. Es ist der Kunstgriff der Religion und jener Metaphysiker, welche den Menschen als böse und sündhaft von Natur wollen, ihm die Natur zu verdächtigen und so ihn selber schlecht zu machen: denn so lernt er sich als schlecht empfinden, da er das Kleid der Natur nicht ausziehen kann. Allmählich fühlt er sich, bei einem langen Leben im Natürlichen, von einer solchen Last von Sünden bedrückt, dass übernatürliche Mächte nöthig werden, um diese Last heben zu können; und damit ist das schon besprochene Erlösungsbedürfniss auf den Schauplatz getreten, welches gar keiner wirklichen, sondern nur einer eingebildeten Sündhaftigkeit entspricht. Man gehe die einzelnen moralischen Aufstellungen der Urkunden des Christenthums durch und man wird überall finden, dass die Anforderungen überspannt sind, damit der Mensch ihnen nicht genügen könne; die Absicht ist nicht, dass er moralischer werde, sondern dass er sich möglichst sündhaft fühle. Wenn dem Menschen diess Gefühl nicht angenehm gewesen wäre, — wozu hätte er eine solche Vorstellung erzeugt und sich so lange an sie gehängt? Wie in der antiken Welt eine unermessliche Kraft von Geist und Erfindungsgabe verwendet worden ist, um die Freude am Leben durch festliche Culte zu mehren: so ist in der Zeit des Christenthums ebenfalls unermesslich viel Geist einem andern Streben geopfert worden: der Mensch sollte auf alle Weise sich sündhaft fühlen und dadurch überhaupt erregt, belebt, beseelt werden. Erregen, beleben, beseelen, um jeden Preis — ist das nicht das Losungswort einer erschlafften, überreifen, übercultivirten Zeit? Der Kreis aller natürlichen Empfindungen war hundertmal durchlaufen, die Seele war ihrer müde geworden: da erfanden der Heilige und der Asket eine neue Gattung von Lebensreizen. Sie stellten sich vor Aller Augen hin, nicht eigentlich zur Nachahmung für Viele, sondern als schauderhaftes und doch entzückendes Schauspiel, welches an jenen Gränzen zwischen Welt und Ueberwelt aufgeführt wurde, wo Jedermann damals bald himmlische Lichtblicke, bald unheimliche, aus der Tiefe lodernde Flammenzungen zu erblicken glaubte. Das Auge des Heiligen, hingerichtet auf die in jedem Betracht furchtbare Bedeutung des kurzen Erdenlebens, auf die Nähe der letzten Entscheidung über endlose neue Lebensstrecken, diess verkohlende Auge, in einem halb vernichteten Leibe, machte die Menschen der alten Welt bis in alle Tiefen erzittern; hinblicken, schaudernd wegblicken, von Neuem den Reiz des Schauspiels spüren, ihm nachgeben, sich an ihm ersättigen, bis die Seele in Gluth und Fieberfrost erbebt, — das war die letzte Lust, welche das Alterthum erfand, nachdem es selbst gegen den Anblick von Thier- und Menschenkämpfen stumpf geworden war.

[«]

142.

Um das Gesagte zusammenzufassen: jener Seelenzustand, dessen sich der Heilige oder Heiligwerdende erfreut, setzt sich aus Elementen zusammen, welche wir Alle recht wohl kennen, nur dass sie sich unter dem Einfluss anderer als religiöser Vorstellungen anders gefärbt zeigen und dann den Tadel der Menschen ebenso stark zu erfahren pflegen, wie sie, in jener Verbrämung mit Religion und letzter Bedeutsamkeit des Daseins, auf Bewunderung, ja Anbetung rechnen dürfen, — mindestens in früheren Zeiten rechnen durften. Bald übt der Heilige jenen Trotz gegen sich selbst, der ein naher Verwandter der Herrschsucht ist und auch dem Einsamsten noch das Gefühl der Macht giebt; bald springt seine angeschwellte Empfindung aus dem Verlangen, seine Leidenschaften dahinschiessen zu lassen, über in das Verlangen, sie wie wilde Rosse zusammenstürzen zu machen, unter dem mächtigen Druck einer stolzen Seele; bald will er ein völliges Aufhören aller störenden, quälenden, reizenden Empfindungen, einen wachen Schlaf, ein dauerndes Ausruhen im Schoosse einer dumpfen, thier- und pflanzenhaften Indolenz; bald sucht er den Kampf und entzündet ihn in sich, weil ihm die Langeweile ihr gähnendes Gesicht entgegenhält: er geisselt seine Selbstvergötterung mit Selbstverachtung und Grausamkeit, er freut sich an dem wilden Aufruhre seiner Begierden, an dem scharfen Schmerz der Sünde, ja an der Vorstellung des Verlorenseins, er versteht es, seinem Affect, zum Beispiel dem der äussersten Herrschsucht, einen Fallstrick zu legen, so dass er in den der äussersten Erniedrigung übergeht und seine aufgehetzte Seele durch diesen Contrast aus allen Fugen gerissen wird; und zuletzt: wenn es ihn gar nach Visionen, Gesprächen mit Todten oder göttlichen Wesen gelüstet, so ist es im Grunde eine seltene Art von Wollust, welche er begehrt, aber vielleicht jene Wollust, in der alle anderen in einen Knoten zusammengeschlungen sind. Novalis, eine der Autoritäten in Fragen der Heiligkeit durch Erfahrung und Instinct, spricht das ganze Geheimniss einmal mit naiver Freude aus: „Es ist wunderbar genug, dass nicht längst die Association von

Wollust, Religion und Grausamkeit die Menschen aufmerksam auf ihre innige Verwandtschaft und gemeinschaftliche Tendenz gemacht hat.“

[«]

143.

Nicht Das, was der Heilige ist, sondern Das, was er in den Augen der Nicht-Heiligen bedeutet, giebt ihm seinen welthistorischen Werth. Dadurch, dass man sich über ihn irrte, dass man seine Seelenzustände falsch auslegte und ihn von sich so stark als möglich abtrennte, als etwas durchaus Unvergleichliches und fremdartig-Uebermenschliches: dadurch gewann er die ausserordentliche Kraft, mit welcher er die Phantasie ganzer Völker, ganzer Zeiten beherrschen konnte. Er selbst kannte sich nicht; er selbst verstand die Schriftzüge seiner Stimmungen, Neigungen, Handlungen nach einer Kunst der Interpretation, welche ebenso überspannt und künstlich war, wie die pneumatische Interpretation der Bibel. Das Verschrobene und Kranke in seiner Natur, mit ihrer Zusammenkoppelung von geistiger Armuth, schlechtem Wissen, verdorbener Gesundheit, überreizten Nerven, blieb seinem Blick ebenso wie dem seiner Beschauer verborgen. Er war kein besonders guter Mensch, noch weniger ein besonders weiser Mensch: aber er bedeutete Etwas, das über menschliches Maass in Güte und Weisheit hinausreiche. Der Glaube an ihn unterstützte den Glauben an Göttliches und Wunderhaftes, an einen religiösen Sinn alles Daseins, an einen bevorstehenden letzten Tag des Gerichtes. In dem abendlichen Glanze einer Weltuntergangs-Sonne, welche über die christlichen Völker hinleuchtete, wuchs die Schattengestalt des Heiligen in’s Ungeheure: ja bis zu einer solchen Höhe, dass selbst in unserer Zeit, die nicht mehr an Gott glaubt, es noch genug Denker giebt, welche an den Heiligen glauben.

[«]

144.

Es versteht sich von selbst, dass dieser Zeichnung des Heiligen, welche nach dem Durchschnitt der ganzen Gattung entworfen ist, manche Zeichnung entgegengestellt werden kann, welche eine angenehmere Empfindung hervorbringen möchte. Einzelne Ausnahmen jener Gattung heben sich heraus, sei es durch grosse Milde und Menschenfreundlichkeit, sei es durch den Zauber ungewöhnlicher

Thatkraft; andere sind im höchsten Grade anziehend, weil bestimmte Wahnvorstellungen über ihr ganzes Wesen Lichtströme ausgiessen: wie es zum Beispiel mit dem berühmten Stifter des Christenthums der Fall ist, der sich für den eingeborenen Sohn Gottes hielt und desshalb sich sündlos fühlte; so dass er durch eine Einbildung — die man nicht zu hart beurtheilen möge, weil das ganze Alterthum von Göttersöhnen wimmelt — das selbe Ziel erreichte, das Gefühl völliger Sündlosigkeit, völliger Unverantwortlichkeit, welches jetzt durch die Wissenschaft Jedermann sich erwerben kann. — Ebenfalls habe ich abgesehen von den indischen Heiligen, welche auf einer Zwischenstufe zwischen dem christlichen Heiligen und dem griechischen Philosophen stehen und insofern keinen reinen Typus darstellen: die Erkenntniss, die Wissenschaft — soweit es eine solche gab —, die Erhebung über die anderen Menschen durch die logische Zucht und Schulung des Denkens wurde bei den Buddhaisten als ein Kennzeichen der Heiligkeit ebenso gefordert, wie die selben Eigenschaften in der christlichen Welt, als Kennzeichen der Unheiligkeit, abgelehnt und verketzert werden.

[«]

Viertes Hauptstück. Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller.

145.

Das Vollkommene soll nicht geworden sein. — Wir sind gewöhnt, bei allem Vollkommenen die Frage nach dem Werden zu unterlassen: sondern uns des Gegenwärtigen zu freuen, wie als ob es auf einen Zauberschlag aus dem Boden aufgestiegen sei. Wahrscheinlich stehen wir hier noch unter der Nachwirkung einer uralten mythologischen Empfindung. Es ist uns beinahe noch so zu Muthe (zum Beispiel in einem griechischen Tempel wie der von Pästum), als ob eines Morgens ein Gott spielend aus solchen ungeheuren Lasten sein Wohnhaus gebaut habe: anderemale als ob eine Seele urplötzlich in einen Stein hineingezaubert sei und nun durch ihn reden wolle. Der Künstler weiss, dass sein Werk nur voll wirkt, wenn es den Glauben an eine Improvisation, an eine wundergleiche Plötzlichkeit der Entstehung erregt; und so hilft er wohl dieser Illusion nach und führt jene Elemente der begeisterten Unruhe, der blind greifenden Unordnung, des aufhorchenden Träumens beim Beginn der Schöpfung in die Kunst ein, als Trugmittel, um die Seele des Schauers oder Hörers so zu stimmen, dass sie an das plötzliche Hervorspringen des Vollkommenen glaubt. — Die Wissenschaft der Kunst hat dieser Illusion, wie es sich von selbst versteht, auf das bestimmteste zu widersprechen und die Fehlschlüsse und Verwöhnungen des Intellects aufzuzeigen, vermöge welcher er dem Künstler in das Netz läuft.

[«]

146.

Der Wahrheitssinn des Künstlers. — Der Künstler hat in Hinsicht auf das Erkennen der Wahrheiten eine schwächere Moralität, als der Denker; er will sich die glänzenden, tiefsinnigen Deutungen des Lebens durchaus nicht nehmen lassen und wehrt sich gegen nüchterne, schlichte Methoden und Resultate. Scheinbar kämpft er für die höhere Würde und Bedeutung des Menschen; in Wahrheit will er die für seine Kunst wirkungsvollsten Voraussetzungen nicht aufgeben, also das Phantastische, Mythische, Unsichere, Extreme, den Sinn für das Symbolische, die Ueberschätzung der Person, den Glauben an etwas Wunderartiges im Genius: er hält also die Fortdauer seiner Art des Schaffens für wichtiger, als die wissenschaftliche Hingebung an das Wahre in jeder Gestalt, erscheine diese auch noch so schlicht.

[«]

147.

Die Kunst als Todtenbeschwörerin. — Die Kunst versieht nebenbei die Aufgabe zu conserviren, auch wohl erloschene, verblichene Vorstellungen ein Wenig wieder aufzufärben; sie flicht, wenn sie diese Aufgabe löst, ein Band um verschiedene Zeitalter und macht deren Geister wiederkehren. Zwar ist es nur ein Scheinleben wie über Gräbern, welches hierdurch entsteht, oder wie die Wiederkehr geliebter Todten im Traume, aber wenigstens auf Augenblicke wird die alte Empfindung noch einmal rege und das Herz klopft nach einem sonst vergessenen Tacte. Nun muss man wegen dieses allgemeinen Nutzens der Kunst dem Künstler selber es nachsehen, wenn er nicht in den vordersten Reihen der Aufklärung und der fortschreitenden Vermännlichung der Menschheit steht: er ist zeitlebens ein Kind oder ein Jüngling geblieben und auf dem Standpunct zurückgehalten, auf welchem er von seinem Kunsttriebe überfallen wurde; Empfindungen der ersten Lebensstufen stehen aber zugestandenermaassen denen früherer Zeitläufte näher, als denen des gegenwärtigen Jahrhunderts. Unwillkürlich wird es zu seiner Aufgabe, die Menschheit zu verkindlichen; diess ist sein Ruhm und seine Begränztheit.

[«]

148.

Dichter als Erleichterer des Lebens. — Die Dichter, insofern auch sie das Leben der Menschen erleichtern wollen, wenden den Blick entweder von der mühseligen Gegenwart ab oder verhelfen der Gegenwart durch ein Licht, das sie von der Vergangenheit herstrahlen machen, zu neuen Farben. Um diess zu können, müssen sie selbst in manchen Hinsichten rückwärts gewendete Wesen sein: so dass man sie als Brücken zu ganz fernen Zeiten und Vorstellungen, zu absterbenden oder abgestorbenen Religionen und Culturen gebrauchen kann. Sie sind eigentlich immer und nothwendig Epigonen. Es ist freilich von ihren Mitteln zur Erleichterung des Lebens einiges Ungünstige zu sagen: sie beschwichtigen und heilen nur vorläufig, nur für den Augenblick; sie halten sogar die Menschen ab, an einer wirklichen Verbesserung ihrer Zustände zu arbeiten, indem sie gerade die Leidenschaft der Unbefriedigten, welche zur That drängen, aufheben und palliativisch entladen.

[«]

149.

Der langsame Pfeil der Schönheit. — Die edelste Art der Schönheit ist die, welche nicht auf einmal hinreisst, welche nicht stürmische und berauschende Angriffe macht (eine solche erweckt leicht Ekel), sondern jene langsam einsickernde, welche man fast unbemerkt mit sich fortträgt und die Einem im Traum einmal wiederbegegnet, endlich aber, nachdem sie lange mit Bescheidenheit an unserm Herzen gelegen, von uns ganz Besitz nimmt, unser Auge mit Thränen, unser Herz mit Sehnsucht füllt. — Wonach sehnen wir uns beim Anblick der Schönheit? Darnach, schön zu sein: wir wähnen, es müsse viel Glück damit verbunden sein. — Aber das ist ein Irrthum.

[«]

150.

Beseelung der Kunst. — Die Kunst erhebt ihr Haupt, wo die Religionen nachlassen. Sie übernimmt eine Menge durch die Religion erzeugter Gefühle und Stimmungen, legt sie an ihr Herz und wird jetzt selber tiefer, seelenvoller, so dass sie Erhebung und Begeisterung mitzutheilen vermag, was sie vordem noch nicht konnte. Der zum Strome angewachsene Reichthum des religiösen Gefühls bricht immer wieder aus und will sich neue Reiche erobern: aber die wachsende Aufklärung hat die Dogmen der Religion erschüttert und ein gründliches Misstrauen eingeflösst: so wirft sich das Gefühl, durch die Aufklärung aus der religiösen Sphäre hinausgedrängt, in die Kunst; in einzelnen Fällen auch auf das politische Leben, ja selbst direct auf die Wissenschaft. Ueberall, wo man an menschlichen Bestrebungen eine höhere düstere Färbung wahrnimmt, darf man vermuthen, dass Geistergrauen, Weihrauchduft und Kirchenschatten daran hängen geblieben sind.

[«]

151.

Wodurch das Metrum verschönert. — Das Metrum legt Flor über die Realität; es veranlasst einige Künstlichkeit des Geredes und Unreinheit des Denkens; durch den Schatten, den es auf den Gedanken wirft, verdeckt es bald, bald hebt es hervor. Wie Schatten nöthig ist, um zu verschönern, so ist das „Dumpfe“ nöthig, um zu verdeutlichen. — Die Kunst macht den Anblick des Lebens erträglich, dadurch dass sie den Flor des unreinen Denkens über dasselbe legt.

[«]

152.

Kunst der hässlichen Seele. — Man zieht der Kunst viel zu enge Schranken, wenn man verlangt, dass nur die geordnete, sittlich im Gleichgewicht schwebende Seele sich in ihr aussprechen dürfe. Wie in den bildenden Künsten, so auch giebt es in der Musik und Dichtung eine Kunst der hässlichen Seele, neben der Kunst der schönen Seele; und die mächtigsten Wirkungen der Kunst, das Seelenbrechen, Steinebewegen und Thierevermenschlichen ist vielleicht gerade jener Kunst am meisten gelungen.

[«]

153.

Die Kunst macht dem Denker das Herz schwer. — Wie stark das metaphysische Bedürfniss ist und wie sich noch zuletzt die Natur den Abschied von ihm schwer macht, kann man daraus entnehmen, dass noch im Freigeiste, wenn er sich alles Metaphysischen entschlagen hat, die höchsten Wirkungen der Kunst leicht ein Miterklingen der lange verstummten, ja zerrissenen metaphysischen Saite hervorbringen, sei es zum Beispiel, dass er bei einer Stelle der neunten Symphonie Beethoven's sich über der Erde in einem Sternendome schweben fühlt, mit dem Traume der Unsterblichkeit im Herzen: alle Sterne scheinen um ihn zu flimmern und die Erde immer tiefer hinabzusinken. — Wird er sich dieses Zustandes bewusst, so fühlt er wohl einen tiefen Stich im Herzen und seufzt nach dem Menschen, welcher ihm die verlorene Geliebte, nenne man sie nun Religion oder Metaphysik, zurückführe. In solchen Augenblicken wird sein intellectualer Charakter auf die Probe gestellt.

[«]

154.

Mit dem Leben spielen. — Die Leichtigkeit und Leichtfertigkeit der homerischen Phantasie war nöthig, um das übermässig leidenschaftliche Gemüth und den überscharfen Verstand des Griechen zu beschwichtigen und zeitweilig aufzuheben. Spricht bei ihnen der Verstand: wie herbe und grausam erscheint dann das Leben! Sie täuschen sich nicht, aber sie umspielen absichtlich das Leben mit Lügen. Simonides rieth seinen Landsleuten, das Leben wie ein Spiel zu nehmen; der Ernst war ihnen als Schmerz allzubekannt (das Elend der Menschen ist ja das Thema, über welches die Götter so gern singen hören) und sie wussten, dass einzig durch die Kunst selbst das Elend zum Genusse werden könne. Zur Strafe für diese Einsicht waren sie aber von der Lust, zu fabuliren, so geplagt, dass es ihnen im Alltagsleben schwer wurde, sich von Lug und Trug frei zu halten, wie alles Poetenvolk eine solche Lust an der Lüge hat und obendrein noch die Unschuld dabei. Die benachbarten Völker fanden das wohl mitunter zum Verzweifeln.

[«]

155.

Glaube an Inspiration. — Die Künstler haben ein Interesse daran, dass man an die plötzlichen Eingebungen, die sogenannten Inspirationen glaubt; als ob die Idee des Kunstwerks, der Dichtung, der Grundgedanke einer Philosophie, wie ein Gnadenschein vom Himmel herableuchte. In Wahrheit producirt die Phantasie des guten Künstlers oder Denkers fortwährend, Gutes, Mittelmässiges und Schlechtes, aber seine Urtheilskraft, höchst geschärft und geübt, verwirft, wählt aus, knüpft zusammen; wie man jetzt aus den Notizbüchern Beethoven's ersieht, dass er die herrlichsten Melodien allmählich zusammengetragen und aus vielfachen Ansätzen gewissermaassen ausgelesen hat. Wer weniger streng scheidet und sich der nachbildenden Erinnerung gern überlässt, der wird unter Umständen ein grosser Improvisator werden können; aber die künstlerische Improvisation steht tief im Verhältniss zum ernst und mühevoll erlesenen Kunstgedanken. Alle Grossen waren grosse Arbeiter, unermüdlich nicht nur im Erfinden, sondern auch im Verwerfen, Sichten, Umgestalten, Ordnen.

[«]

156.

Nochmals die Inspiration. — Wenn sich die Productionskraft eine Zeit lang angestaut hat und am Ausfliessen durch ein Hemmnis gehindert worden ist, dann giebt es endlich einen so plötzlichen Erguss, als ob eine unmittelbare Inspiration, ohne vorhergegangenes inneres Arbeiten, also ein Wunder sich vollziehe. Diess macht die bekannte Täuschung aus, an deren Fortbestehen, wie gesagt, das Interesse aller Künstler ein wenig zu sehr hängt. Das Capital hat sich eben nur angehäuft, es ist nicht auf einmal vom Himmel gefallen. Es giebt übrigens auch anderwärts solche scheinbare Inspiration, zum Beispiel im Bereiche der Güte, der Tugend, des Lasters.

[«]

157.

Die Leiden des Genius' und ihr Werth. — Der künstlerische Genius will Freude machen, aber wenn er auf einer sehr hohen Stufe steht, so fehlen ihm leicht die Geniessenden; er bietet Speisen, aber man will sie nicht. Das giebt ihm ein unter Umständen lächerlich-rührendes Pathos; denn im Grunde hat er kein Recht, die Menschen zum Vergnügen zu zwingen. Seine Pfeife tönt, aber Niemand will tanzen: kann das tragisch sein? — Vielleicht doch. Zuletzt hat er als Compensation für diese Entbehrung mehr Vergnügen beim Schaffen, als die übrigen Menschen bei allen anderen Gattungen der Thätigkeit haben. Man empfindet seine Leiden übertrieben, weil der Ton seiner Klage lauter, sein Mund beredter ist; und mitunter sind seine Leiden wirklich sehr gross, aber nur desshalb, weil sein Ehrgeiz, sein Neid so gross ist. Der wissende Genius, wie Kepler und Spinoza, ist für gewöhnlich nicht so begehrlich und macht von seinen wirklich grösseren Leiden und Entbehrungen kein solches Aufheben. Er darf mit grösserer Sicherheit auf die Nachwelt rechnen und sich der Gegenwart entschlagen; während ein Künstler, der diess thut, immer ein verzweifeltes Spiel spielt, bei dem ihm wehe um's Herz werden muss. In ganz seltenen Fällen, — dann, wenn im selben Individuum der Genius des Könnens und des Erkennens und der moralische Genius sich verschmelzen — kommt zu den erwähnten Schmerzen noch die Gattung von Schmerzen hinzu, welche als die absonderlichsten Ausnahmen in der Welt zu nehmen sind: die ausser- und überpersönlichen, einem Volke, der Menschheit, der gesammten Cultur, allem leidenden Dasein zugewandten Empfindungen: welche ihren Werth durch die Verbindung mit besonders schwierigen und entlegenen Erkenntnissen erlangen (Mitleid an sich ist wenig werth). — Aber welchen Maassstab, welche Goldwage giebt es für deren Aechtheit? Ist es nicht fast geboten, misstrauisch gegen Alle zu sein, welche von Empfindungen dieser Art bei sich reden?

[«]

158.

Verhängniss der Grösse. — Jeder grossen Erscheinung folgt die Entartung nach, namentlich im Bereiche der Kunst. Das Vorbild des Grossen reizt die eitleren Naturen zum äusserlichen Nachmachen oder zum Ueberbieten; dazu haben alle grossen Begabungen das Verhängnissvolle an sich, viele schwächere Kräfte und Keime zu erdrücken und um sich herum gleichsam die Natur zu veröden. Der glücklichste Fall in der Entwickelung einer Kunst ist der, dass mehrere Genie's sich gegenseitig in Schranken halten; bei diesem Kampfe wird gewöhnlich den schwächeren und zarteren Naturen auch Luft und Licht gegönnt.

[«]

159.

Die Kunst dem Künstler gefährlich. — Wenn die Kunst ein Individuum gewaltig ergreift, dann zieht es dasselbe zu Anschauungen solcher Zeiten zurück, wo die Kunst am kräftigsten blühte, sie wirkt dann zurückbildend. Der Künstler kommt immer mehr in eine Verehrung der plötzlichen Erregungen, glaubt an Götter und Dämonen, durchseelt die Natur, hasst die Wissenschaft, wird wechselnd in seinen Stimmungen, wie die Menschen des Alterthums, und begehrt einen Umsturz aller Verhältnisse, welche der Kunst nicht günstig sind, und zwar diess mit der Heftigkeit und Unbilligkeit eines Kindes. An sich ist nun der Künstler schon ein zurückbleibendes Wesen, weil er beim Spiel stehen bleibt, welches zur Jugend und Kindheit gehört: dazu kommt noch, dass er allmählich in andere Zeiten zurückgebildet wird. So entsteht zuletzt ein heftiger Antagonismus zwischen ihm und den gleichalterigen Menschen seiner Periode und ein trübes Ende; so wie, nach den Erzählungen der Alten, Homer und Aeschylus in Melancholie zuletzt lebten und starben.

[«]

160.

Geschaffene Menschen. — Wenn man sagt, der Dramatiker (und der Künstler überhaupt) schaffe wirklich Charaktere, so ist diess eine schöne Täuschung und Uebertreibung, in deren Dasein und Verbreitung die Kunst einen ihrer ungewollten, gleichsam überschüssigen Triumphe feiert. In der That verstehen wir von einem wirklichen lebendigen Menschen nicht viel und generalisiren sehr oberflächlich, wenn wir ihm diesen und jenen Charakter zuschreiben: dieser unserer sehr unvollkommenen Stellung zum Menschen entspricht nun der Dichter, indem er ebenso oberflächliche Entwürfe zu Menschen macht (in diesem Sinne „schafft“), als unsere Erkenntniss der Menschen oberflächlich ist. Es ist viel Blendwerk bei diesen geschaffenen Charakteren der Künstler; es sind durchaus keine leibhaftigen Naturproducte, sondern ähnlich wie die gemalten Menschen ein Wenig allzu dünn, sie vertragen den Anblick aus der Nähe nicht. Gar wenn man sagt, der Charakter des gewöhnlichen lebendigen Menschen widerspreche sich häufig, der vom Dramatiker geschaffene sei das Urbild, welches der Natur vorgeschwebt habe, so ist diess ganz falsch. Ein wirklicher Mensch ist etwas ganz und gar Nothwendiges (selbst in jenen sogenannten Widersprüchen), aber wir erkennen diese Nothwendigkeit nicht immer. Der erdichtete Mensch, das Phantasma, will etwas Nothwendiges bedeuten, doch nur vor Solchen, welche auch einen wirklichen Menschen nur in einer rohen, unnatürlichen Simplification verstehen: so dass ein paar starke, oft wiederholte Züge, mit sehr viel Licht darauf und sehr viel Schatten und Halbdunkel herum, ihren Ansprüchen vollständig genügen. Sie sind also leicht bereit, das Phantasma als wirklichen, nothwendigen Menschen zu behandeln, weil sie gewöhnt sind, beim wirklichen Menschen ein Phantasma, einen Schattenriss, eine willkürliche Abbreviatur für das Ganze zu nehmen. — Dass gar der Maler und der Bildhauer die „Idee“ des Menschen ausdrücke, ist eitel Phantasterei und Sinnentrug: man wird vom Auge tyrannisirt, wenn man so Etwas sagt, da dieses vom menschlichen Leibe selbst nur die Oberfläche, die Haut sieht; der innere Leib gehört aber eben so sehr zur Idee. Die bildende Kunst will Charaktere auf der Haut sichtbar werden lassen; die redende Kunst nimmt das Wort zu dem selben Zwecke, sie bildet den Charakter im Laute ab. Die Kunst geht von der natürlichen Unwissenheit des Menschen über sein Inneres (in Leib und Charakter) aus: sie ist nicht für Physiker und Philosophen da.

[«]

161.

Selbstüberschätzung im Glauben an Künstler und Philosophen. — Wir Alle meinen, es sei die Güte eines Kunstwerks, eines Künstlers bewiesen, wenn er uns ergreift, erschüttert. Aber da müsste doch erst unsere eigene Güte in Urtheil und Empfindung bewiesen sein: was nicht der Fall ist. Wer hat mehr im Reiche der bildenden Kunst ergriffen und entzückt, als Bernini, wer mächtiger gewirkt, als jener nachdemosthenische Rhetor, welcher den asianischen Stil einführte und durch zwei Jahrhunderte zur Herrschaft brachte? Diese Herrschaft über ganze Jahrhunderte beweist Nichts für die Güte und dauernde Gültigkeit eines Stils; desshalb soll man nicht zu sicher in seinem guten

Glauben an irgend einen Künstler sein: ein solcher ist ja nicht nur der Glaube an die Wahrhaftigkeit unserer Empfindung, sondern auch an die Unfehlbarkeit unseres Urtheils, während Urtheil oder Empfindung oder beides selber zu grob oder zu fein geartet, überspannt oder roh sein können. Auch die Segnungen und Beseligungen einer Philosophie, einer Religion beweisen für ihre Wahrheit Nichts: ebensowenig als das Glück, welches der Irrsinnige von seiner fixen Idee her geniesst, Etwas für die Vernünftigkeit dieser Idee beweist.

[«]

162.

Cultus des Genius’ aus Eitelkeit. — Weil wir gut von uns denken, aber doch durchaus nicht von uns erwarten, dass wir je den Entwurf eines Rafaelischen Gemäldes oder eine solche Scene wie die eines Shakespeare’schen Drama’s machen könnten, reden wir uns ein, das Vermögen dazu sei ganz übermässig wunderbar, ein ganz seltener Zufall, oder, wenn wir noch religiös empfinden, eine Begnadigung von Oben. So fördert unsere Eitelkeit, unsere Selbstliebe, den Cultus des Genius’: denn nur wenn dieser ganz fern von uns gedacht ist, als ein miraculum, verletzt er nicht (selbst Goethe, der Neidlose, nannte Shakespeare seinen Stern der fernsten Höhe; wobei man sich jenes Verses erinnern mag: „die Sterne, die begehrt man nicht“). Aber von jenen Einflüsterungen unserer Eitelkeit abgesehen, so erscheint die Thätigkeit des Genie’s durchaus nicht als etwas Grundverschiedenes von der Thätigkeit des mechanischen Erfinders, des astronomischen oder historischen Gelehrten, des Meisters der Taktik. Alle diese Thätigkeiten erklären sich, wenn man sich Menschen vergegenwärtigt, deren Denken in Einer Richtung thätig ist, die Alles als Stoff benützen, die immer ihrem innern Leben und dem Anderer mit Eifer zusehen, die überall Vorbilder, Anreizungen erblicken, die in der Combination ihrer Mittel nicht müde werden. Das Genie thut auch Nichts, als dass es erst Steine setzen, dann bauen lernt, dass es immer nach Stoff sucht und immer an ihm herumformt. Jede Thätigkeit des Menschen ist zum Verwundern complicirt, nicht nur die des Genie’s: aber keine ist ein „Wunder.“ — Woher nun der Glaube, dass es allein beim Künstler, Redner und Philosophen Genie gebe? dass nur sie „Intuition“ haben? (womit man ihnen eine Art von Wunder-Augenglas zuschreibt, mit dem sie direct in’s „Wesen“ sehen!) Die Menschen sprechen ersichtlich dort allein von Genius, wo ihnen die Wirkungen des grossen Intellectes am angenehmsten sind und sie wiederum nicht Neid empfinden wollen. Jemanden „göttlich“ nennen heisst „hier brauchen wir nicht zu wetteifern“. Sodann: alles Fertige, Vollkommene wird angestaunt, alles Werdende unterschätzt. Nun kann Niemand beim Werke des Künstlers zusehen, wie es geworden ist; das ist sein Vortheil, denn überall, wo man das Werden sehen kann, wird man etwas abgekühlt. Die vollendete Kunst der Darstellung weist alles Denken an das Werden ab; es tyrannisirt als gegenwärtige Vollkommenheit. Desshalb gelten die Künstler der Darstellung vornehmlich als genial, nicht aber die wissenschaftlichen Menschen. In Wahrheit ist jene Schätzung und diese Unterschätzung nur eine Kinderei der Vernunft.

[«]

163.

Der Ernst des Handwerks. — Redet nur nicht von Begabung, angeborenen Talenten! Es sind grosse Männer aller Art zu nennen, welche wenig begabt waren. Aber sie bekamen Grösse, wurden „Genie’s“ (wie man sagt), durch Eigenschaften, von deren Mangel Niemand gern redet, der sich ihrer bewusst ist: sie hatten Alle jenen tüchtigen Handwerker-Ernst, welcher erst lernt, die Theile vollkommen zu bilden, bis er es wagt, ein grosses Ganzes zu machen; sie gaben sich Zeit dazu, weil sie mehr Lust am Gutmachen des Kleinen, Nebensächlichen hatten, als an dem Effecte eines blendenden Ganzen. Das Recept zum Beispiel, wie Einer ein guter Novellist werden kann, ist leicht zu geben, aber die Ausführung setzt Eigenschaften voraus, über die man hinwegzusehen pflegt, wenn man sagt „ich habe nicht genug Talent“. Man mache nur hundert und mehr Entwürfe zu Novellen, keinen länger als zwei Seiten, doch von solcher Deutlichkeit, dass jedes Wort darin nothwendig ist; man schreibe täglich Anekdoten nieder, bis man es lernt, ihre prägnanteste, wirkungsvollste Form zu finden, man sei unermüdlich im Sammeln und Ausmalen menschlicher Typen und Charaktere, man erzähle vor Allem so oft es möglich ist und höre erzählen, mit scharfem Auge und Ohr für die Wirkung auf die anderen Anwesenden, man reise wie ein Landschaftsmaler und Costümzeichner, man excerpire sich aus einzelnen Wissenschaften alles Das, was künstlerische Wirkungen macht, wenn es gut dargestellt wird, man denke endlich über die Motive der menschlichen Handlungen nach, verschmähe keinen Fingerzeig der Belehrung hierüber und sei ein Sammler von dergleichen Dingen bei Tag und Nacht. In dieser mannichfachen Uebung lasse man einige zehn Jahre vorübergehen: was dann aber in der Werkstätte geschaffen wird, darf auch hinaus in das Licht der Strasse. —

Wie machen es aber die Meisten? Sie fangen nicht mit dem Theile, sondern mit dem Ganzen an. Sie thun vielleicht einmal einen guten Griff, erregen Aufmerksamkeit und thun von da an immer schlechtere Griffe, aus guten, natürlichen Gründen. — Mitunter, wenn Vernunft und Charakter fehlen, um einen solchen künstlerischen Lebensplan zu gestalten, übernimmt das Schicksal und die Noth die Stelle derselben und führt den zukünftigen Meister schrittweise durch alle Bedingungen seines Handwerks.

[«]

164.

Gefahr und Gewinn im Cultus des Genius’. — Der Glaube an grosse, überlegene, fruchtbare Geister ist nicht nothwendig, aber sehr häufig noch mit jenem ganz- oder halbreligiösen Aberglauben verbunden, dass jene Geister übermenschlichen Ursprungs seien und gewisse wunderbare Vermögen besässen, vermittelst deren sie ihrer Erkenntnisse auf ganz anderem Wege theilhaftig würden, als die übrigen Menschen. Man schreibt ihnen wohl einen unmittelbaren Blick in das Wesen der Welt, gleichsam durch ein Loch im Mantel der Erscheinung, zu und glaubt, dass sie ohne die Mühsal und Strenge der Wissenschaft, vermöge dieses wunderbaren Seherblickes, etwas Endgültiges und Entscheidendes über Mensch und Welt mittheilen könnten. So lange das Wunder im Bereiche der Erkenntniss noch Gläubige findet, kann man vielleicht zugeben, dass dabei für die Gläubigen selber ein Nutzen herauskomme, insofern diese durch ihre unbedingte Unterordnung unter die grossen Geister, ihrem eigenen Geiste für die Zeit der Entwickelung die beste Disciplin und Schule verschaffen. Dagegen ist mindestens fraglich, ob der Aberglaube vom Genie, von seinen Vorrechten und Sondervermögen für das Genie selber von Nutzen sei, wenn er in ihm sich einwurzelt. Es ist jedenfalls ein gefährliches Anzeichen, wenn den Menschen jener Schauder vor sich selbst überfällt, sei es nun jener berühmte Cäsaren-Schauder oder der hier in Betracht kommende Genie-Schauder; wenn der Opferduft, welchen man billigerweise allein einem Gotte bringt, dem Genie in’s Gehirn dringt, so dass er zu schwanken und sich für etwas Uebermenschliches zu halten beginnt. Die langsamen Folgen sind: das Gefühl der Unverantwortlichkeit, der exceptionellen Rechte, der Glaube, schon durch seinen Umgang zu begnadigen, wahnsinnige Wuth bei dem Versuche, ihn mit Anderen zu vergleichen oder gar ihn niedriger zu taxiren und das Verfehlte seines Werkes in’s Licht zu setzen. Dadurch, dass er aufhört, Kritik gegen sich selbst zu üben, fällt zuletzt aus seinem Gefieder eine der Schwungfedern nach der anderen aus: jener Aberglaube gräbt die Wurzeln seiner Kraft an und macht ihn vielleicht gar zum Heuchler, nachdem seine Kraft von ihm gewichen ist. Für grosse Geister selbst ist es also wahrscheinlich nützlicher, wenn sie über ihre Kraft und deren Herkunft zur Einsicht kommen, wenn sie also begreifen, welche rein menschlichen Eigenschaften in ihnen zusammengeflossen sind, welche Glücksumstände hinzutraten: also einmal anhaltende Energie, entschlossene Hinwendung zu einzelnen Zielen, grosser persönlicher Muth, sodann das Glück einer Erziehung, welche die besten Lehrer, Vorbilder, Methoden frühzeitig darbot. Freilich, wenn ihr Ziel ist, die grösstmögliche Wirkung zu machen, so hat die Unklarheit über sich selbst und jene Beigabe eines halben Wahnsinns immer viel gethan; denn bewundert und beneidet hat man zu allen Zeiten gerade jene Kraft an ihnen, vermöge deren sie die Menschen willenlos machen und zum Wahne fortreissen, dass übernatürliche Führer vor ihnen her giengen. Ja, es erhebt und begeistert die Menschen, Jemanden im Besitz übernatürlicher Kräfte zu glauben: insofern hat der Wahnsinn, wie Plato sagt, die grössten Segnungen über die Menschen gebracht. — In einzelnen seltenen Fällen mag dieses Stück Wahnsinn wohl auch das Mittel gewesen sein, durch welches eine solche nach allen Seiten hin excessive Natur fest zusammengehalten wurde: auch im Leben der Individuen haben die Wahnvorstellungen häufig den Werth von Heilmitteln, welche an sich Gifte sind; doch zeigt sich endlich, bei jedem „Genie“, das an seine Göttlichkeit glaubt, das Gift in dem Grade, als das „Genie“ alt wird: man möge sich zum Beispiel Napoleon’s erinnern, dessen Wesen sicherlich gerade durch seinen Glauben an sich und seinen Stern und durch die aus ihm fliessende Verachtung der Menschen zu der mächtigen Einheit zusammenwuchs, welche ihn aus allen modernen Menschen heraushebt, bis endlich aber dieser selbe Glaube in einen fast wahnsinnigen Fatalismus übergieng, ihn seines Schnell- und Scharfblickes beraubte und die Ursache seines Unterganges wurde.

[«]

165.

Das Genie und das Nichtige. — Gerade die originellen, aus sich schöpfenden Köpfe unter den Künstlern können unter Umständen das ganz Leere und Schaale hervorbringen, während die abhängigeren Naturen, die sogenannten Talente, voller Erinnerungen an alles mögliche Gute stecken und auch im Zustand der Schwäche etwas Leidliches produciren. Sind die Originellen aber von sich selber verlassen, so giebt die Erinnerung ihnen keine Hülfe: sie werden leer.

[«]

166.

Das Publicum. — Von der Tragödie begehrt das Volk eigentlich nicht mehr, als recht gerührt zu werden, um sich einmal ausweinen zu können; der Artist dagegen, der die neue Tragödie sieht, hat seine Freude an den geistreichen technischen Erfindungen und Kunstgriffen, an der Handhabung und Vertheilung des Stoffes, an der neuen Wendung alter Motive, alter Gedanken. Seine Stellung ist die ästhetische Stellung zum Kunstwerk, die des Schaffenden; die erstbeschriebene, mit alleiniger Rücksicht auf den Stoff, die des Volkes. Von dem Menschen dazwischen ist nicht zu reden, er ist weder Volk noch Artist und weiss nicht, was er will: so ist auch seine Freude unklar und gering.

[«]

167.

Artistische Erziehung des Publicums. — Wenn das selbe Motiv nicht hundertfältig durch verschiedene Meister behandelt wird, lernt das Publicum nicht über das Interesse des Stoffes hinauskommen; aber zuletzt wird es selbst die Nuancen, die zarten, neuen Erfindungen in der Behandlung dieses Motives fassen und geniessen, wenn es also das Motiv längst aus zahlreichen Bearbeitungen kennt und dabei keinen Reiz der Neuheit, der Spannung mehr empfindet.

[«]

168.

Künstler und sein Gefolge müssen Schritt halten. — Der Fortgang von einer Stufe des Stils zur andern muss so langsam sein, dass nicht nur die Künstler, sondern auch die Zuhörer und Zuschauer diesen Fortgang mitmachen und genau wissen, was vorgeht. Sonst entsteht auf einmal jene grosse Kluft zwischen dem Künstler, der auf abgelegener Höhe seine Werke schafft, und dem Publicum, welches nicht mehr zu jener Höhe hinaufkann und endlich missmuthig wieder tiefer hinabsteigt. Denn wenn der Künstler sein Publicum nicht mehr hebt, so sinkt es schnell abwärts, und zwar stürzt es um so tiefer und gefährlicher, je höher es ein Genius getragen hat, dem Adler vergleichbar, aus dessen Fängen die in die Wolken hinaufgetragene Schildkröte zu ihrem Unheil hinabfällt.

[«]

169.

Herkunft des Komischen. — Wenn man erwägt, dass der Mensch manche hunderttausend Jahre lang ein im höchsten Grade der Furcht zugängliches Thier war und dass alles Plötzliche, Unerwartete ihn kampfbereit, vielleicht todesbereit sein hiess, ja dass selbst später, in socialen Verhältnissen, alle Sicherheit auf dem Erwarteten, auf dem Herkommen in Meinung und Thätigkeit beruhte, so darf man sich nicht wundern, dass bei allem Plötzlichen, Unerwarteten in Wort und That, wenn es ohne Gefahr und Schaden hereinbricht, der Mensch ausgelassen wird, in's Gegentheil der Furcht übergeht: das vor Angst zitternde, zusammengekrümmte Wesen schnellt empor, entfaltet sich weit, — der Mensch lacht. Diesen Uebergang aus momentaner Angst in kurz dauernden Uebermuth nennt man das Komische. Dagegen geht im Phänomen des Tragischen der Mensch schnell aus grossem, dauerndem Uebermuth in grosse Angst über; da aber unter Sterblichen der grosse dauernde Uebermuth viel seltener, als der Anlass zur Angst ist, so giebt es viel mehr des Komischen, als des Tragischen in der Welt; man lacht viel öfter, als dass man erschüttert ist.

[«]

170.

Künstler-Ehrgeiz. — Die griechischen Künstler, zum Beispiel die Tragiker dichteten, um zu siegen; ihre ganze Kunst ist nicht ohne Wettkampf zu denken: die hesiodische gute Eris, der Ehrgeiz, gab ihrem Genius die Flügel. Nun verlangte dieser Ehrgeiz vor Allem, dass ihr Werk die höchste Vortrefflichkeit vor ihren eigenen Augen erhalte, so wie sie also die Vortrefflichkeit verstanden, ohne Rücksicht auf einen herrschenden Geschmack und die allgemeine Meinung über das Vortreffliche an einem Kunstwerk; und so blieben Aeschylus und Euripides lange Zeit ohne Erfolg, bis sie sich endlich Kunstrichter erzogen hatten, welche ihr Werk nach den Maassstäben würdigten, welche sie selber anlegten. Somit erstreben sie den Sieg über Nebenbuhler nach ihrer eigenen Schätzung, vor ihrem eigenen Richterstuhl, sie wollen wirklich vortrefflicher sein; dann fordern sie von Aussen her Zustimmung zu dieser eigenen Schätzung, Bestätigung ihres Urtheils. Ehre erstreben heisst hier „sich überlegen machen und wünschen, dass es auch öffentlich so erscheine“. Fehlt das Erstere und wird das Zweite trotzdem begehrt, so spricht man von Eitelkeit. Fehlt das Letztere und wird es nicht vermisst, so redet man von Stolz.

[«]

171.

Das Nothwendige am Kunstwerk. — Die, welche so viel von dem Nothwendigen an einem Kunstwerk reden, übertreiben, wenn sie Künstler sind, in majorem artis gloriam, oder wenn sie Laien sind, aus Unkenntniss. Die Formen eines Kunstwerkes, welche seine Gedanken zum Reden bringen, also seine Art zu sprechen sind, haben immer etwas Lässliches, wie alle Art Sprache. Der Bildhauer kann viele kleine Züge hinzuthun oder weglassen: ebenso der Darsteller, sei es ein Schauspieler oder, in Betreff der Musik, ein Virtuos oder Dirigent. Diese vielen kleinen Züge und Ausfeilungen machen ihm heute Vergnügen, morgen nicht, sie sind mehr des Künstlers als der Kunst wegen da, denn auch er bedarf, bei der Strenge und Selbstbezwingung, welche die Darstellung des Hauptgedankens von ihm fordert, gelegentlich des Zuckerbrodes und der Spielsachen, um nicht mürrisch zu werden.

[«]

172.

Den Meister vergessen machen. — Der Clavierspieler, der das Werk eines Meisters zum Vortrag bringt, wird am besten gespielt haben, wenn er den Meister vergessen liess und wenn es so erschien, als ob er eine Geschichte seines Lebens erzähle oder jetzt eben Etwas erlebe. Freilich: wenn er nichts Bedeutendes ist, wird Jedermann seine Geschwätzigkeit verwünschen, mit der er uns aus seinem Leben erzählt. Also muss er verstehen, die Phantasie des Zuhörers für sich einzunehmen. Daraus wiederum erklären sich alle Schwächen und Narrheiten des „Virtuosenthums“.

[«]

173.

Corriger la fortune. — Es giebt schlimme Zufälligkeiten im Leben grosser Künstler, welche zum Beispiel den Maler zwingen, sein bedeutendstes Bild nur als flüchtigen Gedanken zu skizziren oder zum Beispiel Beethoven zwangen, uns in manchen grossen Sonaten (wie in der grossen B-dur) nur den ungenügenden Clavierauszug einer Symphonie zu hinterlassen. Hier soll der späterkommende Künstler das Leben der Grossen nachträglich zu corrigiren suchen: was zum Beispiel Der thun würde, welcher, als ein Meister aller Orchesterwirkungen, uns jene, dem Clavier-Scheintode verfallene Symphonie zum Leben erweckte.

[«]

174.

Verkleinern. — Manche Dinge, Ereignisse oder Personen, vertragen es nicht, im kleinen Maassstabe behandelt zu werden. Man kann die Laokoon-Gruppe nicht zu einer Nippesfigur verkleinern; sie hat Grösse nothwendig. Aber viel seltener ist es, dass etwas von Natur Kleines die Vergrösserung verträgt; wesshalb es Biographen immer noch eher gelingen wird, einen grossen Mann klein darzustellen, als einen kleinen gross.

[«]

175.

Sinnlichkeit in der Kunst der Gegenwart. — Die Künstler verrechnen sich jetzt häufig, wenn sie auf eine sinnliche Wirkung ihrer Kunstwerke hinarbeiten; denn ihre Zuschauer oder Zuhörer haben nicht mehr ihre vollen Sinne und gerathen, ganz wider die Absicht des Künstlers, durch sein Kunstwerk in eine „Heiligkeit“ der Empfindung, welche der Langweiligkeit nahe verwandt ist. — Ihre Sinnlichkeit fängt vielleicht dort an, wo die des Künstlers gerade aufhört, sie begegnen sich also höchstens an Einem Puncte.

[«]

176.

Shakespeare als Moralist. — Shakespeare hat über die Leidenschaften viel nachgedacht und wohl von seinem Temperamente her zu vielen einen sehr nahen Zugang gehabt (Dramatiker sind im Allgemeinen ziemlich böse Menschen). Aber er vermochte nicht, wie Montaigne, darüber zu reden, sondern legte die Beobachtungen über die Passionen den passionirten Figuren in den Mund: was zwar wider die Natur ist, aber seine Dramen so gedankenvoll macht, dass sie alle anderen leer erscheinen lassen und leicht einen allgemeinen Widerwillen gegen sie erwecken. — Die Sentenzen Schiller’s (welchen fast immer falsche oder unbedeutende Einfälle zu Grunde liegen) sind eben Theatersentenzen und wirken als solche sehr stark: während die Sentenzen Shakespeare’s seinem Vorbilde Montaigne Ehre machen und ganz ernsthafte Gedanken in geschliffener Form enthalten, desshalb aber für die Augen des Theaterpublicums zu fern und zu fein, also unwirksam sind.

[«]

177.

Sich gut zu Gehör bringen. — Man muss nicht nur verstehen, gut zu spielen, sondern auch sich gut zu Gehör zu bringen. Die Geige in der Hand des grössten Meisters giebt nur ein Gezirp von sich, wenn der Raum zu gross ist; man kann da den Meister mit jedem Stümper verwechseln.

[«]

178.

Das Unvollständige als das Wirksame. — Wie Relieffiguren dadurch so stark auf die Phantasie wirken, dass sie gleichsam auf dem Wege sind, aus der Wand herauszutreten und plötzlich, irgend wodurch gehemmt, Halt machen: so ist mitunter die reliefartig unvollständige Darstellung eines Gedankens, einer ganzen Philosophie wirksamer, als die erschöpfende Ausführung: man überlässt der Arbeit des Beschauers mehr, er wird aufgeregt, das, was in so starkem Licht und Dunkel vor ihm sich abhebt, fortzubilden, zu Ende zu denken und jenes Hemmniss selber zu überwinden, welches ihrem völligen Heraustreten bis dahin hinderlich war.

[«]

179.

Gegen die Originalen. — Wenn die Kunst sich in den abgetragensten Stoff kleidet, erkennt man sie am besten als Kunst.

[«]

180.

Collectivgeist. — Ein guter Schriftsteller hat nicht nur seinen eigenen Geist, sondern auch noch den Geist seiner Freunde.

[«]

181.

Zweierlei Verkennung. — Das Unglück scharfsinniger und klarer Schriftsteller ist, dass man sie für flach nimmt und desshalb ihnen keine Mühe zuwendet: und das Glück der unklaren, dass der Leser sich an ihnen abmüht und die Freude über seinen Eifer ihnen zu Gute schreibt.

[«]

182.

Verhältniss zur Wissenschaft. — Alle Die haben kein wirkliches Interesse an einer Wissenschaft, welche erst dann anfangen, für sie warm zu werden, wenn sie selbst Entdeckungen in ihr gemacht haben.

[«]

183.

Der Schlüssel. — Der eine Gedanke, auf den ein bedeutender Mensch, zum Gelächter und Spott der Unbedeutenden, grossen Werth legt, ist für ihn ein Schlüssel zu verborgenen Schatzkammern, für Jene nicht mehr, als ein Stück alten Eisens.

[«]

184.

Unübersetzbar. — Es ist weder das Beste, noch das Schlechteste an einem Buche, was an ihm unübersetzbar ist.

[«]

185.

Paradoxien des Autors. — Die sogenannten Paradoxien des Autors, an welchen ein Leser Anstoss nimmt, stehen häufig gar nicht im Buche des Autors, sondern im Kopfe des Lesers.

[«]

186.

Witz. — Die witzigsten Autoren erzeugen das kaum bemerkbarste Lächeln.

[«]

187.

Die Antithese. — Die Antithese ist die enge Pforte, durch welche sich am liebsten der Irrthum zur Wahrheit schleicht.

[«]

188.

Denker als Stilisten. — Die meisten Denker schreiben schlecht, weil sie uns nicht nur ihre Gedanken, sondern auch das Denken der Gedanken mittheilen.

[«]

189.

Gedanken im Gedicht. — Der Dichter führt seine Gedanken festlich daher, auf dem Wagen des Rhythmus': gewöhnlich desshalb, weil diese zu Fuss nicht gehen können.

[«]

190.

Sünde wider den Geist des Lesers. — Wenn der Autor sein Talent verleugnet, blos um sich dem Leser gleich zu stellen, so begeht er die einzige Todsünde, welche ihm Jener nie verzeiht: im Fall er nämlich Etwas davon merkt. Man darf dem Menschen sonst alles Böse nachsagen: aber in der Art, wie man es sagt, muss man seine Eitelkeit wieder aufzurichten wissen.

[«]

191.

Gränze der Ehrlichkeit. — Auch dem ehrlichsten Schriftsteller entfällt ein Wort zu viel, wenn er eine Periode abrunden will.

[«]

192.

Der beste Autor. — Der beste Autor wird der sein, welcher sich schämt, Schriftsteller zu werden.

[«]

193.

Drakonisches Gesetz gegen Schriftsteller. — Man sollte einen Schriftsteller als einen Missethäter ansehen, der nur in den seltensten Fällen Freisprechung oder Begnadigung verdient: das wäre ein Mittel gegen das Ueberhandnehmen der Bücher.

[«]

194.

Die Narren der modernen Cultur. — Die Narren der mittelalterlichen Höfe entsprechen unseren Feuilletonisten; es ist die selbe Gattung Menschen, halbvernünftig, witzig, übertrieben, albern, mitunter nur dazu da, das Pathos der Stimmung durch Einfälle, durch Geschwätz zu mildern und den allzu schweren, feierlichen Glockenklang grosser Ereignisse durch Geschrei zu übertäuben; ehemals im Dienste der Fürsten und Adeligen, jetzt im Dienste von Parteien (wie in Partei-Sinn und Partei-Zucht ein guter Theil der alten Unterthänigkeit im Verkehr des Volkes mit dem Fürsten jetzt noch fortlebt). Der ganze moderne Litteratenstand steht aber den Feuilletonisten sehr nahe, es sind die „Narren der modernen Cultur“, welche man milder beurtheilt, wenn man sie als nicht ganz zurechnungsfähig nimmt. Schriftstellerei als Lebensberuf zu betrachten, sollte billigerweise als eine Art Tollheit gelten.

[«]

195.

Den Griechen nach. — Der Erkenntniss steht es gegenwärtig sehr im Wege, dass alle Worte durch hundertjährige Uebertreibung des Gefühls dunstig und aufgeblasen geworden sind. Die höhere Stufe der Cultur, welche sich unter die Herrschaft (wenn auch nicht unter die Tyrannei) der Erkenntniss stellt, hat eine grosse Ernüchterung des Gefühls und eine starke Concentration aller Worte vonnöthen; worin uns die Griechen im Zeitalter des Demosthenes vorangegangen sind. Das Ueberspannte bezeichnet alle modernen Schriften; und selbst wenn sie einfach geschrieben sind, so werden die Worte in denselben noch zu excentrisch gefühlt. Strenge Ueberlegung, Gedrängtheit, Kälte, Schlichtheit, selbst absichtlich bis an die Gränze hinab, überhaupt An-sich-halten des Gefühls und Schweigsamkeit, — das kann allein helfen. — Uebrigens ist diese kalte Schreib- und Gefühlsart, als Gegensatz, jetzt sehr reizvoll: und darin liegt freilich eine neue Gefahr. Denn die scharfe Kälte ist so gut ein Reizmittel, als ein hoher Wärmegrad.

[«]

196.

Gute Erzähler schlechte Erklärer. — Bei guten Erzählern steht oft eine bewunderungswürdige psychologische Sicherheit und Consequenz, soweit diese in den Handlungen ihrer Personen hervortreten kann, in einem geradezu lächerlichen Gegensatz zu der Ungeübtheit ihres psychologischen Denkens: so dass ihre Cultur in dem einen Augenblicke ebenso ausgezeichnet hoch, als im nächsten bedauerlich tief erscheint. Es kommt gar zu häufig vor, dass sie ihre eigenen Helden und deren Handlungen ersichtlich falsch erklären, — es ist daran kein Zweifel, so unwahrscheinlich die Sache klingt. Vielleicht hat der grösste Clavierspieler nur wenig über die technischen Bedingungen und die specielle Tugend, Untugend, Nutzbarkeit und Erziehbarkeit jedes Fingers (daktylische Ethik) nachgedacht, und macht grobe Fehler, wenn er von solchen Dingen redet.

[«]

197.

Die Schriften von Bekannten und ihre Leser. — Wir lesen Schriften von Bekannten (Freunden und Feinden) doppelt, insofern fortwährend unsere Erkenntniss daneben flüstert: „das ist von ihm, ein Merkmal seines inneren Wesens, seiner Erlebnisse, seiner Begabung“, und wiederum eine andere Art Erkenntniss dabei festzustellen sucht, was der Ertrag jenes Werkes an sich ist, welche Schätzung es überhaupt, abgesehen von seinem Verfasser, verdient, welche Bereicherung des Wissens es mit sich bringt. Diese beiden Arten des Lesens und Erwägens stören sich, wie das sich von selbst versteht, gegenseitig. Auch eine Unterhaltung mit einem Freunde wird dann erst gute Früchte der Erkenntniss zeitigen, wenn Beide endlich nur noch an die Sache denken, und vergessen, dass sie Freunde sind.

[«]

198.

Rhythmische Opfer. — Gute Schriftsteller verändern den Rhythmus mancher Periode blos desshalb, weil sie den gewöhnlichen Lesern nicht die Fähigkeit zuerkennen, den Tact, welchem die Periode in ihrer ersten Fassung folgte, zu begreifen: desshalb erleichtern sie es ihnen, indem sie bekannteren Rhythmen den Vorzug geben. — Diese Rücksicht auf das rhythmische Unvermögen der jetzigen Leser hat schon manche Seufzer entlockt, denn ihr ist viel schon zum Opfer gefallen. — Ob es guten Musikern nicht ähnlich ergeht?

[«]

199.

Das Unvollständige als künstlerisches Reizmittel. — Das Unvollständige ist oft wirksamer als die Vollständigkeit, so namentlich in der Lobrede: für ihre Zwecke braucht man gerade eine anreizende Unvollständigkeit, als ein irrationales Element, welches der Phantasie des Hörers ein Meer vorspiegelt und gleich einem Nebel die gegenüberliegende Küste, also die Begränztheit des zu lobenden Gegenstandes, verdeckt. Wenn man die bekannten Verdienste eines

Menschen erwähnt und dabei ausführlich und breit ist, so lässt diess immer den Argwohn aufkommen, es seien die einzigen Verdienste. Der vollständig Lobende stellt sich über den Gelobten, er scheint ihn zu übersehen. Desshalb wirkt das Vollständige abschwächend.

[«]

200.

Vorsicht im Schreiben und Lehren. — Wer erst geschrieben hat und die Leidenschaft des Schreibens in sich fühlt, lernt fast aus Allem, was er treibt und erlebt, nur Das noch heraus, was schriftstellerisch mittheilbar ist. Er denkt nicht mehr an sich, sondern an den Schriftsteller und sein Publicum; er will die Einsicht, aber nicht zum eigenen Gebrauche. Wer Lehrer ist, ist meistens unfähig, etwas Eigenes noch für sein eigenes Wohl zu treiben, er denkt immer an das Wohl seiner Schüler und jede Erkenntniss erfreut ihn nur, so weit er sie lehren kann. Er betrachtet sich zuletzt als einen Durchweg des Wissens und überhaupt als Mittel, so dass er den Ernst für sich verloren hat.

[«]

201.

Schlechte Schriftsteller nothwendig. — Es wird immer schlechte Schriftsteller geben müssen, denn sie entsprechen dem Geschmack der unentwickelten, unreifen Altersclassen; diese haben so gut ihr Bedürfniss wie die reifern. Wäre das menschliche Leben länger, so würde die Zahl der reif gewordenen Individuen überwiegend oder mindestens gleich gross mit der der unreifen ausfallen; so aber sterben bei Weitem die meisten zu jung, das heisst es giebt immer viel mehr unentwickelte Intellecte mit schlechtem Geschmack. Diese begehren überdiess, mit der grösseren Heftigkeit der Jugend, nach Befriedigung ihres Bedürfnisses, und sie erzwingen sich schlechte Autoren.

[«]

202.

Zu nah und zu fern. — Der Leser und der Autor verstehen sich häufig desshalb nicht, weil der Autor sein Thema zu gut kennt und es beinahe langweilig findet, so dass er sich die Beispiele erlässt, die er zu Hunderten weiss; der Leser aber ist der Sache fremd und findet sie leicht schlecht begründet, wenn ihm die Beispiele vorenthalten werden.

[«]

203.

Eine verschwundene Vorbereitung zur Kunst. — An Allem, was das Gymnasium trieb, war das Werthvollste die Uebung im lateinischen Stil: diese war eben eine Kunstübung, während alle anderen Beschäftigungen nur das Wissen zum Zweck hatten. Den deutschen Aufsatz voranzustellen, ist Barbarei, denn wir haben keinen mustergültigen, an öffentlicher Beredtsamkeit emporgewachsenen deutschen Stil; will man aber durch den deutschen Aufsatz die Uebung im Denken fördern, so ist es gewiss besser, wenn man einstweilen von Stil dabei überhaupt absieht, also zwischen der Uebung im Denken und der im Darstellen scheidet. Letztere sollte sich auf mannichfache Fassung eines gegebenen Inhaltes beziehen und nicht auf selbständiges Erfinden eines Inhaltes. Die blose Darstellung bei gegebenem Inhalte war die Aufgabe des lateinischen Stils, für welchen die alten Lehrer eine längst verloren gegangene Feinheit des Gehörs besassen. Wer ehemals gut in einer modernen Sprache schreiben lernte, verdankte es dieser Uebung (jetzt muss man sich nothgedrungen zu den älteren Franzosen in die Schule schicken); aber noch mehr: er bekam einen Begriff von der Hoheit und Schwierigkeit der Form und wurde für die Kunst überhaupt auf dem einzig richtigen Wege vorbereitet, durch Praxis.

[«]

204.

Dunkles und Ueberhelles neben einander. — Schriftsteller, welche im Allgemeinen ihren Gedanken keine Deutlichkeit zu geben verstehen, werden im Einzelnen mit Vorliebe die stärksten, übertriebensten Bezeichnungen und Superlative wählen: dadurch entsteht eine Lichtwirkung, wie bei Fackelbeleuchtung auf verworrenen Waldwegen.

[«]

205.

Schriftstellerisches Malerthum. — Einen bedeutenden Gegenstand wird man am besten darstellen, wenn man die Farben zum Gemälde aus dem Gegenstande selber, wie ein Chemiker, nimmt und sie dann wie ein Artist verbraucht: so dass man die Zeichnung aus den Gränzen und Uebergängen der Farben erwachsen lässt. So bekommt das Gemälde Etwas von dem hinreissenden Naturelement, welches den Gegenstand selber bedeutend macht.

[«]

206.

Bücher, welche tanzen lehren. — Es giebt Schriftsteller, welche dadurch, dass sie Unmögliches als möglich darstellen und vom Sittlichen und Genialen so reden, als ob beides nur eine Laune, ein Belieben sei, ein Gefühl von übermüthiger Freiheit hervorbringen, wie wenn der Mensch sich auf die Fussspitzen stellte und vor innerer Lust durchaus tanzen müsste.

[«]

207.

Nicht fertig gewordene Gedanken. — Ebenso wie nicht nur das Mannesalter, sondern auch Jugend und Kindheit einen Werth an sich haben und gar nicht nur als Durchgänge und Brücken zu schätzen sind, so haben auch die nicht fertig gewordenen Gedanken ihren Werth. Man muss desshalb einen Dichter nicht mit subtiler Auslegung quälen und sich an der Unsicherheit seines Horizontes vergnügen, wie als ob der Weg zu mehreren Gedanken noch offen sei. Man steht an der Schwelle; man wartet wie bei der Ausgrabung eines Schatzes: es ist, als ob ein Glücksfund von Tiefsinn eben gemacht werden sollte. Der Dichter nimmt Etwas von der Lust des Denkers beim Finden eines Hauptgedankens vorweg und macht uns damit begehrlich, so dass wir nach diesem haschen; der aber gaukelt an unserm Kopf vorüber und zeigt die schönsten Schmetterlingsflügel — und doch entschlüpft er uns.

[«]

208.

Das Buch fast zum Menschen geworden. — Jeden Schriftsteller überrascht es von Neuem, wie das Buch, sobald es sich von ihm gelöst hat, ein eigenes Leben für sich weiterlebt; es ist ihm zu Muthe, als wäre der eine Theil eines Insectes losgetrennt und gienge nun seinen eigenen Weg weiter. Vielleicht vergisst er es fast ganz, vielleicht erhebt er sich über die darin niedergelegten Ansichten, vielleicht selbst versteht er es nicht mehr und hat jene Schwingen verloren, auf denen er damals flog, als er jenes Buch aussann: währenddem sucht es sich seine Leser, entzündet Leben, beglückt, erschreckt, erzeugt neue Werke, wird die Seele von Vorsätzen und Handlungen — kurz: es lebt wie ein mit Geist und Seele ausgestattetes Wesen und ist doch kein Mensch. — Das glücklichste Loos hat der Autor gezogen, welcher, als alter Mann, sagen kann, dass Alles, was von lebenzeugenden, kräftigenden, erhebenden, aufklärenden Gedanken und Gefühlen in ihm war, in seinen Schriften noch fortlebe und dass er selber nur noch die graue Asche bedeute, während das Feuer überall hin gerettet und weiter getragen sei. — Erwägt man nun gar, dass jede Handlung eines Menschen, nicht nur ein Buch, auf irgend eine Art Anlass zu anderen Handlungen, Entschlüssen, Gedanken wird, dass Alles, was geschieht, unlösbar fest sich mit Allem, was geschehen wird, verknotet, so erkennt man die wirkliche Unsterblichkeit, die es giebt, die der Bewegung: was einmal bewegt hat, ist in dem Gesammtverbande alles Seienden, wie in einem Bernstein ein Insect, eingeschlossen und verewigt.

[«]

209.

Freude im Alter. — Der Denker und ebenso der Künstler, welcher sein besseres Selbst in Werke geflüchtet hat, empfindet eine fast boshafte Freude, wenn er sieht, wie sein Leib und Geist langsam von der Zeit angebrochen und zerstört werden, als ob er aus einem Winkel einen Dieb an seinem Geldschranke arbeiten sähe, während er weiss, dass dieser leer ist und alle Schätze gerettet sind.

[«]

210.

Ruhige Fruchtbarkeit. — Die geborenen Aristokraten des Geistes sind nicht zu eifrig; ihre Schöpfungen erscheinen und fallen an einem ruhigen Herbstabend vom Baume, ohne hastig begehrt, gefördert, durch Neues verdrängt zu werden. Das unablässige Schaffenwollen ist gemein und zeigt Eifersucht, Neid, Ehrgeiz an. Wenn man Etwas ist, so braucht man eigentlich Nichts zu machen, — und thut doch sehr viel. Es giebt über dem „productiven“ Menschen noch eine höhere Gattung.

[«]

211.

Achilles und Homer. — Es ist immer wie zwischen Achilles und Homer: der Eine hat das Erlebniss, die Empfindung, der Andere beschreibt sie. Ein wirklicher Schriftsteller giebt dem Affect und der Erfahrung Anderer nur Worte, er ist Künstler, um aus dem Wenigen, was er empfunden hat, viel zu errathen. Künstler sind keineswegs die Menschen der grossen Leidenschaft, aber häufig geben sie sich als solche in der unbewussten Empfindung, dass man ihrer gemalten Leidenschaft mehr traut, wenn ihr eigenes Leben für ihre Erfahrung auf diesem Gebiete spricht. Man braucht sich ja nur gehen zu lassen, sich nicht zu beherrschen, seinem Zorn, seiner Begierde offenen Spielraum zu gönnen, sofort schreit alle Welt: wie leidenschaftlich ist er! Aber mit der tiefwühlenden, das Individuum anzehrenden und oft verschlingenden Leidenschaft hat es Etwas auf sich: wer sie erlebt, beschreibt sie gewiss nicht in Dramen, Tönen oder Romanen. Künstler sind häufig zügellose Individuen, soweit sie eben nicht Künstler sind: aber das ist etwas Anderes.

[«]

212.

Alte Zweifel über die Wirkung der Kunst. — Sollten Mitleid und Furcht wirklich, wie Aristoteles will, durch die Tragödie entladen werden, so dass der Zuhörer kälter und ruhiger nach Hause zurückkehre? Sollten Geistergeschichten weniger furchtsam und abergläubisch machen? Es ist bei einigen physischen Vorgängen, zum Beispiel bei dem Liebesgenuss, wahr, dass mit der Befriedigung eines Bedürfnisses eine Linderung und zeitweilige Herabstimmung des Triebes eintritt. Aber die Furcht und das Mitleid sind nicht in diesem Sinne Bedürfnisse bestimmter Organe, welche erleichtert werden wollen. Und auf die Dauer wird selbst jeder Trieb durch Uebung in seiner Befriedigung gestärkt, trotz jener periodischen Linderungen. Es wäre möglich, dass Mitleid und Furcht in jedem einzelnen Falle durch die Tragödie gemildert und entladen würden: trotzdem könnten sie im Ganzen durch die tragische Einwirkung überhaupt grösser werden, und Plato behielte doch Recht, wenn er meint, dass man durch die Tragödie insgesammt ängstlicher und rührseliger werde. Der tragische Dichter selbst würde dann nothwendig eine düstere, furchtvolle Weltbetrachtung und eine weiche, reizbare, thränensüchtige Seele bekommen, desgleichen würde es zu Plato’s Meinung stimmen, wenn die tragischen Dichter und ebenso die ganzen Stadtgemeinden, welche sich besonders an ihnen ergötzen, zu immer grösserer Maass- und Zügellosigkeit ausarten. — Aber welches Recht hat unsere Zeit überhaupt, auf die grosse Frage Plato’s nach dem moralischen Einfluss der Kunst eine Antwort zu geben? Hätten wir selbst die Kunst, — wo haben wir den Einfluss, irgend einen Einfluss der Kunst?

[«]

213.

Freude am Unsinn. — Wie kann der Mensch Freude am Unsinn haben? So weit nämlich auf der Welt gelacht wird, ist diess der Fall; ja man kann sagen, fast überall wo es Glück giebt, giebt es Freude am Unsinn. Das Umwerfen der Erfahrung in’s Gegentheil, des Zweckmässigen in’s Zwecklose, des Nothwendigen in’s Beliebige, doch so, dass dieser Vorgang keinen Schaden macht und nur einmal aus Uebermuth vorgestellt wird, ergötzt, denn es befreit uns momentan von dem Zwange des Nothwendigen, Zweckmässigen und Erfahrungsgemässen, in denen wir für gewöhnlich unsere unerbittlichen Herren sehen; wir spielen und lachen dann, wenn das Erwartete (das gewöhnlich bange macht und spannt) sich, ohne zu schädigen, entladet. Es ist die Freude der Sclaven am Saturnalienfeste.

[«]

214.

Veredelung der Wirklichkeit. — Dadurch, dass die Menschen in dem aphrodisischen Triebe eine Gottheit sahen und ihn mit anbetender Dankbarkeit in sich wirkend fühlten, ist im Verlaufe der Zeit jener Affect mit höheren Vorstellungsreihen durchzogen und dadurch thatsächlich sehr veredelt worden. So haben sich einige Völker, vermöge dieser Kunst des Idealisirens, aus Krankheiten grosse Hülfsmächte der Cultur geschaffen: zum Beispiel die Griechen, welche in früheren Jahrhunderten an grossen Nerven-Epidemien (in der Art der Epilepsie und des Veitstanzes) litten und daraus den herrlichen Typus der Bacchantin herausgebildet haben. — Die Griechen besassen nämlich Nichts weniger, als eine vierschrötige Gesundheit; — ihr Geheimniss war, auch die Krankheit, wenn sie nur Macht hatte, als Gott zu verehren.

[«]

215.

Musik. — Die Musik ist nicht an und für sich so bedeutungsvoll für unser Inneres, so tief erregend, dass sie als unmittelbare Sprache des Gefühls gelten dürfte; sondern ihre uralte Verbindung mit der Poesie hat so viel Symbolik in die rhythmische Bewegung, in Stärke und Schwäche des Tones gelegt, dass wir jetzt wähnen, sie spräche direct zum Inneren und käme aus dem Inneren. Die dramatische Musik ist erst möglich, wenn sich die Tonkunst ein ungeheures Bereich symbolischer Mittel erobert hat, durch Lied, Oper und hundertfältige Versuche der Tonmalerei. Die „absolute Musik“ ist entweder Form an sich, im rohen Zustand der Musik, wo das Erklingen in Zeitmaass und verschiedener Stärke überhaupt Freude macht, oder die ohne Poesie schon zum Verständniss redende Symbolik der Formen, nachdem in langer Entwickelung beide Künste verbunden waren und endlich die musicalische Form ganz mit Begriffs- und Gefühlsfäden durchsponnen ist. Menschen, welche in der Entwickelung der Musik zurückgeblieben sind, können das selbe Tonstück rein formalistisch empfinden, wo die Fortgeschrittenen Alles symbolisch verstehen. An sich ist keine Musik tief und bedeutungsvoll, sie spricht nicht vom „Willen“, vom „Dinge an sich“; das konnte der Intellect erst in einem Zeitalter wähnen, welches den ganzen Umfang des inneren Lebens für die musicalische Symbolik erobert hatte. Der Intellect selber hat diese Bedeutsamkeit erst in den Klang hineingelegt, wie er in die Verhältnisse von Linien und Massen bei der Architektur ebenfalls Bedeutsamkeit gelegt hat, welche aber an sich den mechanischen Gesetzen ganz fremd ist.

[«]

216.

Gebärde und Sprache. — Aelter als die Sprache ist das Nachmachen von Gebärden, welches unwillkürlich vor sich geht und jetzt noch, bei einer allgemeinen Zurückdrängung der Gebärdensprache und gebildeten Beherrschung der Muskeln, so stark ist, dass wir ein bewegtes Gesicht nicht ohne Innervation unseres Gesichts ansehen können (man kann beobachten, dass fingirtes Gähnen bei Einem, der es sieht, natürliches Gähnen hervorruft). Die nachgeahmte Gebärde leitete Den, der nachahmte, zu der Empfindung zurück, welche sie im Gesicht oder Körper des Nachgeahmten ausdrückte. So lernte man sich verstehen: so lernt noch das Kind die Mutter verstehen. Im Allgemeinen mögen schmerzhafte Empfindungen wohl auch durch Gebärden ausgedrückt worden sein, welche Schmerz ihrerseits verursachen (zum Beispiel durch Haarausraufen, die-Brust-schlagen, gewaltsame Verzerrungen und Anspannungen der Gesichtsmuskeln). Umgekehrt: Gebärden der Lust waren selber lustvoll und eigneten sich dadurch leicht zum Mittheilen des Verständnisses (Lachen als Aeusserung des Gekitzeltwerdens, welches lustvoll ist, diente wiederum zum Ausdruck anderer lustvoller Empfindungen). — Sobald man sich in Gebärden verstand, konnte wiederum eine Symbolik der Gebärde entstehen: ich meine, man konnte über eine Tonzeichensprache sich verständigen, so zwar, dass man zuerst Ton und Gebärde (zu der er symbolisch hinzutrat), später nur den Ton hervorbrachte. — Es scheint sich da in früher Zeit das Selbe oftmals ereignet zu haben, was jetzt vor unseren Augen und Ohren in der Entwickelung der Musik, namentlich der dramatischen Musik, vor sich geht: während zuerst die Musik, ohne erklärenden Tanz und Mimus (Gebärdensprache), leeres Geräusch ist, wird durch lange

Gewöhnung an jenes Nebeneinander von Musik und Bewegung das Ohr zur sofortigen Ausdeutung der Tonfiguren eingeschult und kommt endlich auf eine Höhe des schnellen Verständnisses, wo es der sichtbaren Bewegung gar nicht mehr bedarf und den Tondichter ohne dieselbe versteht. Man redet dann von absoluter Musik, das heisst von Musik, in der Alles ohne weitere Beihülfe sofort symbolisch verstanden wird.

[«]

217.

Die Entsinnlichung der höheren Kunst. — Unsere Ohren sind, vermöge der ausserordentlichen Uebung des Intellects durch die Kunstentwickelung der neuen Musik, immer intellectualer geworden. Desshalb ertragen wir jetzt viel grössere Tonstärke, viel mehr „Lärm“, weil wir viel besser eingeübt sind, auf die Vernunft in ihm hinzuhorchen, als unsere Vorfahren. Thatsächlich sind nun alle unsere Sinne eben dadurch, dass sie sogleich nach der Vernunft, also nach dem „es bedeutet“ und nicht mehr nach dem „es ist“ fragen, etwas abgestumpft worden: wie sich eine solche Abstumpfung zum Beispiel in der unbedingten Herrschaft der Temperatur der Töne verräth; denn jetzt gehören Ohren, welche die feineren Unterscheidungen, zum Beispiel zwischen cis und des, noch machen, zu den Ausnahmen. In dieser Hinsicht ist unser Ohr vergröbert worden. Sodann ist die hässliche, den Sinnen ursprünglich feindselige Seite der Welt für die Musik erobert worden; ihr Machtbereich, namentlich zum Ausdruck des Erhabenen, Furchtbaren, Geheimnissvollen, hat sich damit erstaunlich erweitert; unsere Musik bringt jetzt Dinge zum Reden, welche früher keine Zunge hatten. In ähnlicher Weise haben einige Maler das Auge intellectualer gemacht und sind weit über Das hinausgegangen, was man früher Farben- und Formenfreude nannte. Auch hier ist die ursprünglich als hässlich geltende Seite der Welt vom künstlerischen Verstande erobert worden. — Was ist von alledem die Consequenz? Je gedankenfähiger Auge und Ohr werden, um so mehr kommen sie an die Gränze, wo sie unsinnlich werden: die Freude wird in’s Gehirn verlegt, die Sinnesorgane selbst werden stumpf und schwach, das Symbolische tritt immer mehr an Stelle des Seienden, — und so gelangen wir auf diesem Wege so sicher zur Barbarei, wie auf irgend einem anderen. Einstweilen heisst es noch: die Welt ist hässlicher als je, aber sie bedeutet eine schönere Welt als je gewesen. Aber je mehr der Ambraduft der Bedeutung sich zerstreut und verflüchtigt, um so seltener werden Die, welche ihn noch wahrnehmen: und die Uebrigen bleiben endlich bei dem Hässlichen stehen und suchen es direct zu geniessen, was ihnen aber immer misslingen muss. So giebt es in Deutschland eine doppelte Strömung der musicalischen Entwickelung: hier eine Schaar von Zehntausend mit immer höheren, zarteren Ansprüchen und immer mehr nach dem „es bedeutet“ hinhörend, und dort die ungeheuere Ueberzahl, welche alljährlich immer unfähiger wird, das Bedeutende auch in der Form der sinnlichen Hässlichkeit zu verstehen und desshalb nach dem an sich Hässlichen und Ekelhaften, das heisst dem niedrig Sinnlichen, in der Musik mit immer mehr Behagen greifen lernt.

[«]

218.

Der Stein ist mehr Stein als früher. — Wir verstehen im Allgemeinen Architektur nicht mehr, wenigstens lange nicht in der Weise, wie wir Musik verstehen. Wir sind aus der Symbolik der Linien und Figuren herausgewachsen, wie wir der Klangwirkungen der Rhetorik entwöhnt sind, und haben diese Art von Muttermilch der Bildung nicht mehr vom ersten Augenblick unseres Lebens an eingesogen. An einem griechischen oder christlichen Gebäude bedeutete ursprünglich Alles Etwas, und zwar in Hinsicht auf eine höhere Ordnung der Dinge: diese Stimmung einer unausschöpflichen Bedeutsamkeit lag um das Gebäude gleich einem zauberhaften Schleier. Schönheit kam nur nebenbei in das System hinein, ohne die Grundempfindung des Unheimlich-Erhabenen, des durch Götternähe und Magie Geweihten, wesentlich zu beeinträchtigen; Schönheit milderte höchstens das Grauen, — aber dieses Grauen war überall die Voraussetzung. — Was ist uns jetzt die Schönheit eines Gebäudes? Das Selbe wie das schöne Gesicht einer geistlosen Frau: etwas Maskenhaftes.

[«]

219.

Religiöse Herkunft der neueren Musik. — Die seelenvolle Musik entsteht in dem wiederhergestellten Katholicismus nach dem tridentinischen Concil, durch Palestrina, welcher dem neu erwachten innigen und tief bewegten Geiste zum Klange verhalf; später, mit Bach, auch im Protestantismus, soweit dieser durch die Pietisten vertieft und von seinem ursprünglich dogmatischen Grundcharakter losgebunden worden war. Voraussetzung und nothwendige Vorstufe für beide Entstehungen ist die Befassung mit Musik, wie sie dem Zeitalter der Renaissance und Vor-Renaissance zu eigen war, namentlich jene gelehrte Beschäftigung mit Musik, jene im Grunde wissenschaftliche Lust an den Kunststücken der Harmonik und Stimmführung. Andererseits musste auch die Oper vorhergegangen sein: in welcher der Laie seinen Protest gegen eine zu gelehrt gewordene kalte Musik zu erkennen gab und der Polyhymnia wieder eine Seele schenken wollte. — Ohne jene tief religiöse Umstimmung, ohne das Ausklingen des innerlichst-erregten Gemüthes wäre die Musik gelehrt oder opernhaft geblieben; der Geist der Gegenreformation ist der Geist der modernen Musik (denn jener Pietismus in Bach's Musik ist auch eine Art Gegenreformation). So tief sind wir dem religiösen Leben verschuldet. — Die Musik war die Gegenrenaissance im Gebiete der Kunst, zu ihr gehört die spätere Malerei des Murillo, zu ihr vielleicht auch der Barockstil: mehr jedenfalls als die Architektur der Renaissance oder des Alterthums. Und noch jetzt dürfte man fragen: wenn unsere neuere Musik die Steine bewegen könnte, würde sie diese zu einer antiken Architektur zusammensetzen? Ich zweifle sehr. Denn Das, was in dieser Musik regiert, der Affect, die Lust an erhöhten, weit gespannten Stimmungen, das Lebendig-werden-wollen um jeden Preis, der rasche Wechsel der Empfindung, die starke Reliefwirkung in Licht und Schatten, die Nebeneinanderstellung der Ekstase und des Naiven, — das hat Alles schon einmal in den bildenden Künsten regiert und neue Stilgesetze geschaffen: — es war aber weder im Alterthum noch in der Zeit der Renaissance.

[«]

220.

Das Jenseits in der Kunst. — Nicht ohne tiefen Schmerz gesteht man sich ein, dass die Künstler aller Zeiten in ihrem höchsten Aufschwunge gerade jene Vorstellungen zu einer himmlischen Verklärung hinaufgetragen haben, welche wir jetzt als falsch erkennen: sie sind die Verherrlicher der religiösen und philosophischen Irrthümer der Menschheit, und sie hätten diess nicht sein können ohne den Glauben an die absolute Wahrheit derselben. Nimmt nun der Glaube an eine solche Wahrheit überhaupt ab, verblassen die Regenbogenfarben um die äussersten Enden des menschlichen Erkennens und Wähnens: so kann jene Gattung von Kunst nie wieder aufblühen, welche, wie die divina commedia, die Bilder Rafael's, die Fresken Michelangelo's, die gothischen Münster, nicht nur eine kosmische, sondern auch eine metaphysische Bedeutung der Kunstobjecte voraussetzt. Es wird eine rührende Sage daraus werden, dass es eine solche Kunst, einen solchen Künstlerglauben gegeben habe.

[«]

221.

Die Revolution in der Poesie. — Der strenge Zwang, welchen sich die französischen Dramatiker auferlegten, in Hinsicht auf Einheit der Handlung, des Ortes und der Zeit, auf Stil, Vers- und Satzbau, Auswahl der Worte und Gedanken, war eine so wichtige Schule, wie die des Contrapuncts und der Fuge in der Entwickelung der modernen Musik oder wie die Gorgianischen Figuren in der griechischen Beredtsamkeit. Sich so zu binden, kann absurd erscheinen; trotzdem giebt es kein anderes Mittel, um aus dem Naturalisiren herauszukommen, als sich zuerst auf das allerstärkste (vielleicht allerwillkürlichste) zu beschränken. Man lernt so allmählich mit Grazie selbst auf den schmalen Stegen schreiten, welche schwindelnde Abgründe überbrücken, und bringt die höchste Geschmeidigkeit der Bewegung als Ausbeute mit heim: wie die Geschichte der Musik vor den Augen aller Jetztlebenden beweist. Hier sieht man, wie Schritt vor Schritt die Fesseln lockerer werden, bis sie endlich ganz abgeworfen scheinen können: dieser Schein ist das höchste Ergebniss einer nothwendigen Entwickelung in der Kunst. In der modernen Dichtkunst gab es keine so glückliche allmähliche Herauswickelung aus den selbstgelegten Fesseln. Lessing machte die französische Form, das heisst die einzige moderne Kunstform, zum Gespött in Deutschland und verwies auf Shakespeare, und so verlor man die Stetigkeit jener Entfesselung und machte einen Sprung in den Naturalismus — das heisst in die Anfänge der Kunst zurück. Aus ihm versuchte sich Goethe zu retten, indem er sich immer von Neuem wieder auf verschiedene Art zu binden wusste; aber auch der Begabteste bringt es nur zu einem förtwährenden Experimentiren, wenn der Faden der Entwickelung einmal abgerissen ist. Schiller verdankt die ungefähre Sicherheit seiner Form dem unwillkürlich verehrten, wenn auch verleugneten Vorbilde der französischen Tragödie und hielt sich ziemlich unabhängig von Lessing (dessen dramatische Versuche er bekanntlich ablehnte). Den Franzosen selber fehlten nach Voltaire auf einmal die grossen Talente, welche die Entwickelung der Tragödie aus dem Zwange zu jenem Scheine der Freiheit fortgeführt hätten; sie machten später nach deutschem Vorbilde auch den Sprung in eine Art von Rousseau'schem Naturzustand der Kunst und experimentirten. Man lese nur von Zeit zu Zeit Voltaire's Mahomet, um sich klar vor die Seele zu stellen, was durch jenen Abbruch der Tradition ein für alle Mal der europäischen Cultur verloren gegangen ist. Voltaire war der letzte der grossen Dramatiker, welcher seine vielgestaltige, auch den grössten tragischen Gewitterstürmen gewachsene Seele durch griechisches Maass bändigte, — er vermochte Das, was noch kein Deutscher vermochte, weil die Natur des Franzosen der griechischen viel verwandter ist, als die Natur des Deutschen —; wie er auch der letzte grosse Schriftsteller war, der in der Behandlung der Prosa-Rede griechisches Ohr, griechische Künstler-Gewissenhaftigkeit, griechische Schlichtheit und Anmuth hatte; ja wie er einer der letzten Menschen gewesen ist, welche die höchste Freiheit des Geistes und eine schlechterdings unrevolutionäre Gesinnung in sich vereinigen können, ohne inconsequent und feige zu sein. Seitdem ist der moderne Geist mit seiner Unruhe, seinem Hass gegen Maass und Schranke, auf allen Gebieten zur Herrschaft gekommen, zuerst entzügelt durch das Fieber der Revolution und dann wieder sich Zügel anlegend, wenn ihn Angst und Grauen vor sich selber anwandelte, — aber die Zügel der Logik, nicht mehr des künstlerischen Maasses. Zwar geniessen wir durch jene Entfesselung eine Zeit lang die Poesien aller Völker, alles an verborgenen Stellen Aufgewachsene, Urwüchsige, Wildblühende, Wunderlich-Schöne und Riesenhaft-Unregelmässige, vom Volksliede an bis zum „grossen Barbaren“ Shakespeare hinauf; wir schmecken die Freuden der Localfarbe und des Zeitcostüms, die allen künstlerischen Völkern bisher fremd waren; wir benutzen reichlich die „barbarischen Avantagen“ unserer Zeit, welche Goethe gegen Schiller geltend machte, um die Formlosigkeit seines Faust in das günstigste Licht zu stellen. Aber auf wie lange noch? Die hereinbrechende Fluth von Poesien aller Stile aller Völker muss ja allmählich das Erdreich hinwegschwemmen, auf dem ein stilles verborgenes Wachsthum noch möglich gewesen wäre; alle Dichter müssen ja experimentirende Nachahmer, wagehalsige Copisten werden, mag ihre Kraft von Anbeginn noch so gross sein; das Publicum endlich, welches verlernt hat, in der Bändigung der darstellenden Kraft, in der organisirenden Bewältigung aller Kunstmittel die eigentlich künstlerische That zu sehen, muss immer mehr die Kraft um der Kraft willen, die Farbe um der Farbe willen, den Gedanken um des Gedankens willen, ja die Inspiration um der Inspiration willen schätzen, es wird demgemäss die Elemente und Bedingungen des Kunstwerks gar nicht, wenn nicht isolirt, geniessen und zu guterletzt die natürliche Forderung stellen, dass der Künstler isolirt sie ihm auch darreichen müsse. Ja, man hat die „unvernünftigen“ Fesseln der französisch-griechischen Kunst abgeworfen, aber unvermerkt sich daran gewöhnt, alle Fesseln, alle Beschränkung unvernünftig zu finden; — und so bewegt sich die Kunst ihrer Auflösung entgegen und streift dabei — was freilich höchst belehrend ist — alle Phasen ihrer Anfänge, ihrer Kindheit, ihrer Unvollkommenheit, ihrer einstmaligen Wagnisse und Ausschreitungen: sie interpretirt, im Zu-Grunde-gehen, ihre Entstehung, ihr Werden. Einer der Grossen, auf dessen Instinct man sich wohl verlassen kann und dessen Theorie Nichts weiter, als ein dreissig Jahre Mehr von Praxis fehlte, — Lord Byron hat einmal ausgesprochen: „Was die Poesie im Allgemeinen anlangt, so bin ich, je mehr ich darüber nachdenke, immer fester der Ueberzeugung, dass wir allesammt auf dem falschen Wege sind, Einer wie der Andere. Wir folgen Alle einem innerlich falschen revolutionären System, — unsere oder die nächste Generation wird noch zu der selben Ueberzeugung gelangen.“ Es ist diess der selbe Byron, welcher sagt: „Ich betrachte Shakespeare als das schlechteste Vorbild, wenn auch als den ausserordentlichsten Dichter.“ Und sagt im Grunde Goethe’s gereifte künstlerische Einsicht aus der zweiten Hälfte seines Lebens nicht genau das Selbe? — jene Einsicht, mit welcher er einen solchen Vorsprung über eine Reihe von Generationen gewann, dass man im Grossen und Ganzen behaupten kann, Goethe habe noch gar nicht gewirkt und seine Zeit werde erst kommen? Gerade weil seine Natur ihn lange Zeit in der Bahn der poetischen Revolution festhielt, gerade weil er am gründlichsten auskostete, was Alles indirect durch jenen Abbruch der Tradition an neuen Funden, Aussichten, Hülfsmitteln entdeckt und gleichsam unter den Ruinen der Kunst ausgegraben worden war, so wiegt seine spätere Umwandelung und Bekehrung so viel: sie bedeutet, dass er das tiefste Verlangen empfand, die Tradition der Kunst wieder zu gewinnen und den stehen gebliebenen Trümmern und Säulengängen des Tempels mit der Phantasie des Auges wenigstens die alte Vollkommenheit und Ganzheit anzudichten, wenn die Kraft des Armes sich viel zu schwach erweisen sollte, zu bauen, wo so ungeheure Gewalten schon zum Zerstören nöthig waren. So lebte er in der Kunst als in der Erinnerung an die wahre Kunst: sein Dichten war zum Hülfsmittel der Erinnerung, des Verständnisses alter, längst entrückter Kunstzeiten geworden. Seine Forderungen waren zwar in Hinsicht auf die Kraft des neuen Zeitalters unerfüllbar; der Schmerz darüber wurde aber reichlich durch die Freude aufgewogen, dass sie einmal erfüllt gewesen sind und dass auch wir noch an dieser Erfüllung theilnehmen können. Nicht Individuen, sondern mehr oder weniger idealische Masken; keine Wirklichkeit, sondern eine allegorische Allgemeinheit; Zeitcharaktere, Localfarben zum fast Unsichtbaren abgedämpft und mythisch gemacht; das gegenwärtige Empfinden und die Probleme der gegenwärtigen Gesellschaft auf die einfachsten Formen zusammengedrängt, ihrer reizenden, spannenden, pathologischen Eigenschaften entkleidet, in jedem andern als dem artistischen Sinne wirkungslos gemacht; keine neuen Stoffe und Charaktere, sondern die alten, längst gewohnten in immerfort währender Neubeseelung und Umbildung: das ist die Kunst, so wie sie Goethe später verstand, so wie sie die Griechen, ja auch die Franzosen übten.

[«]

222.

Was von der Kunst übrig bleibt. — Es ist wahr, bei gewissen metaphysischen Voraussetzungen hat die Kunst viel grösseren Werth, zum Beispiel wenn der Glaube gilt, dass der Charakter unveränderlich sei und das Wesen der Welt sich in allen Charakteren und Handlungen fortwährend ausspreche: da wird das Werk des Künstlers zum Bild des ewig Beharrenden, während für unsere Auffassung der Künstler seinem Bilde immer nur Gültigkeit für eine Zeit geben kann, weil der Mensch im Ganzen geworden und wandelbar und selbst der einzelne Mensch nichts Festes und Beharrendes ist. — Ebenso steht es bei einer andern metaphysischen Voraussetzung: gesetzt, dass unsere sichtbare Welt nur Erscheinung wäre, wie es die Metaphysiker annehmen, so käme die Kunst der wirklichen Welt ziemlich nahe zu stehen: denn zwischen der Erscheinungswelt und der Traumbild-Welt des Künstlers gäbe es dann gar zu viel Aehnliches; und die übrigbleibende Verschiedenheit stellte sogar die Bedeutung der Kunst höher, als die Bedeutung der Natur, weil die Kunst das Gleichförmige, die Typen und Vorbilder der Natur darstellte. — Jene Voraussetzungen sind aber falsch: welche Stellung bleibt nach dieser Erkenntniss jetzt noch der Kunst? Vor Allem hat sie durch Jahrtausende hindurch gelehrt, mit Interesse und Lust auf das Leben in jeder Gestalt zu sehen und unsere Empfindung so weit zu bringen, dass wir endlich rufen: „wie es auch sei, das Leben, es ist gut.“ Diese Lehre der Kunst, Lust am Dasein zu haben und das Menschenleben wie ein Stück Natur, ohne zu heftige Mitbewegung, als Gegenstand gesetzmässiger Entwickelung anzusehen, — diese Lehre ist in uns hineingewachsen, sie kommt jetzt als allgewaltiges Bedürfniss des Erkennens wieder an’s Licht. Man könnte die Kunst aufgeben, würde damit aber nicht die von ihr gelernte Fähigkeit einbüssen: ebenso wie man die Religion aufgegeben hat, nicht aber die durch sie erworbenen Gemüths-Steigerungen und Erhebungen. Wie die bildende Kunst und die Musik der Maassstab des durch die Religion wirklich erworbenen und hinzugewonnenen Gefühls-Reichthumes ist, so würde nach einem Verschwinden der Kunst die von ihr gepflanzte Intensität und Vielartigkeit der Lebensfreude immer noch Befriedigung fordern. Der wissenschaftliche Mensch ist die Weiterentwickelung des künstlerischen.

[«]

223.

Abendröthe der Kunst. — Wie man sich im Alter der Jugend erinnert und Gedächtnissfeste feiert, so steht bald die Menschheit zur Kunst im Verhältniss einer rührenden Erinnerung an die Freuden der Jugend. Vielleicht dass niemals früher die Kunst so tief und seelenvoll erfasst wurde, wie jetzt, wo die Magie des Todes dieselbe zu umspielen scheint. Man denke an jene griechische Stadt in Unteritalien, welche an Einem Tage des Jahres noch ihre griechischen Feste feierte, unter Wehmuth und Thränen darüber, dass immer mehr die ausländische Barbarei über ihre mitgebrachten Sitten triumphire; niemals hat man wohl das Hellenische so genossen, nirgendswo diesen goldenen Nektar mit solcher Wollust geschlürft, als unter diesen absterbenden Hellenen. Den Künstler wird man bald als ein herrliches Ueberbleibsel ansehen und ihm, wie einem wunderbaren Fremden, an dessen Kraft und Schönheit das Glück früherer Zeiten hieng, Ehren erweisen, wie wir sie nicht leicht Unseresgleichen gönnen. Das Beste an uns ist vielleicht aus Empfindungen früherer Zeiten vererbt, zu denen wir jetzt auf unmittelbarem Wege kaum mehr kommen können; die Sonne ist schon hinuntergegangen, aber der Himmel unseres Lebens glüht und leuchtet noch von ihr her, ob wir sie schon nicht mehr sehen.

[«]

Fünftes Hauptstück. Anzeichen höherer und niederer Cultur.

224.

Veredelung durch Entartung. — Aus der Geschichte ist zu lernen, dass der Stamm eines Volkes sich am besten erhält, in welchem die meisten Menschen lebendigen Gemeinsinn in Folge der Gleichheit ihrer gewohnten und undiscutirbaren Grundsätze, also in Folge ihres gemeinsamen Glaubens haben. Hier erstarkt die gute, tüchtige Sitte, hier wird die Unterordnung des Individuums gelernt und dem Charakter Festigkeit schon als Angebinde gegeben und nachher noch anerzogen. Die Gefahr dieser starken, auf gleichartige, charaktervolle Individuen gegründeten Gemeinwesen ist die allmählich durch Vererbung gesteigerte Verdummung, welche nun einmal aller Stabilität wie ihr Schatten folgt. Es sind die ungebundneren, viel unsichereren und moralisch schwächeren Individuen, an denen das geistige Fortschreiten in solchen Gemeinwesen hängt: es sind die Menschen, welche Neues und überhaupt Vielerlei versuchen. Unzählige dieser Art gehen, ihrer Schwäche wegen, ohne sehr ersichtliche Wirkung zu Grunde; aber im Allgemeinen, zumal wenn sie Nachkommen haben, lockern sie auf und bringen von Zeit zu Zeit dem stabilen Elemente eines Gemeinwesens eine Wunde bei. Gerade an dieser wunden und schwach gewordenen Stelle wird dem gesammten Wesen etwas Neues gleichsam inoculirt; seine Kraft im Ganzen muss aber stark genug sein, um dieses Neue in sein Blut aufzunehmen und sich zu assimiliren. Die abartenden Naturen sind überall da von höchster Bedeutung, wo ein Fortschritt erfolgen soll. Jedem Fortschritt im Grossen muss eine theilweise Schwächung vorhergehen. Die stärksten Naturen halten den Typus fest, die schwächeren helfen ihn fortbilden. — Etwas Aehnliches ergiebt sich für den einzelnen Menschen; selten ist eine Entartung, eine Verstümmelung, selbst ein Laster und überhaupt eine körperliche oder sittliche Einbusse ohne einen Vortheil auf einer anderen Seite. Der kränkere Mensch zum Beispiel wird vielleicht, inmitten eines kriegerischen und unruhigen Stammes, mehr Veranlassung haben, für sich zu sein und dadurch ruhiger und weiser zu werden, der Einäugige wird Ein stärkeres Auge haben, der Blinde wird tiefer in's Innere schauen und jedenfalls schärfer hören. Insofern scheint mir der berühmte Kampf um's Dasein nicht der einzige Gesichtspunct zu sein, aus dem das Fortschreiten oder Stärkerwerden eines Menschen, einer Rasse erklärt werden kann. Vielmehr muss zweierlei zusammen kommen: einmal die Mehrung der stabilen Kraft durch Bindung der Geister in Glauben und Gemeingefühl; sodann die Möglichkeit, zu höheren Zielen zu gelangen, dadurch dass entartende Naturen und, in Folge derselben, theilweise Schwächungen und Verwundungen der stabilen Kraft vorkommen; gerade die schwächere Natur, als die zartere und freiere, macht alles Fortschreiten überhaupt möglich. Ein Volk, das irgendwo anbröckelt und schwach wird, aber im Ganzen noch stark und gesund ist, vermag die Infection des Neuen aufzunehmen und sich zum Vortheil einzuverleiben. Bei dem einzelnen Menschen lautet die Aufgabe der Erziehung so: ihn so fest und sicher hinzustellen, dass er als Ganzes gar nicht mehr aus seiner Bahn abgelenkt werden kann. Dann aber hat der Erzieher ihm Wunden beizubringen oder die Wunden, welche das Schicksal ihm schlägt, zu benutzen, und wenn so der Schmerz und das Bedürfniss entstanden sind, so kann auch in die verwundeten Stellen etwas Neues und Edles inoculirt werden. Seine gesammte Natur wird es in sich hineinnehmen und später, in ihren Früchten, die Veredelung spüren lassen. — Was den Staat betrifft, so sagt Macchiavelli, dass „die Form der Regierungen von sehr geringer Bedeutung ist, obgleich halbgebildete Leute anders denken. Das grosse Ziel der Staatskunst sollte Dauer sein, welche alles Andere aufwiegt, indem sie weit werthvoller ist, als Freiheit“. Nur bei sicher begründeter und verbürgter grösster Dauer ist stetige Entwickelung und veredelnde Inoculation überhaupt möglich. Freilich wird gewöhnlich die gefährliche Genossin aller Dauer, die Autorität, sich dagegen wehren.

[«]

225.

Freigeist ein relativer Begriff. — Man nennt Den einen Freigeist, welcher anders denkt, als man von ihm auf Grund seiner Herkunft, Umgebung, seines Standes und Amtes oder auf Grund der herrschenden Zeitansichten erwartet. Er ist die Ausnahme, die gebundenen Geister sind die Regel; diese werfen ihm vor, dass seine freien Grundsätze ihren Ursprung entweder in der Sucht, aufzufallen, haben oder gar auf freie Handlungen, das heisst auf solche, welche mit der gebundenen Moral unvereinbar sind, schliessen lassen. Bisweilen sagt man auch, diese oder jene freien Grundsätze seien aus Verschrobenheit und Ueberspanntheit des Kopfes herzuleiten; doch spricht so nur die Bosheit, welche selber an Das nicht glaubt, was sie sagt, aber damit schaden will: denn das Zeugniss für die grössere Güte und Schärfe seines Intellectes ist dem Freigeist gewöhnlich in's Gesicht geschrieben, so lesbar, dass es die gebundenen Geister gut genug verstehen. Aber die beiden andern Ableitungen der Freigeisterei sind redlich gemeint; in der That entstehen auch viele Freigeister auf die eine oder die andere Art. Desshalb könnten aber die Sätze, zu denen sie auf jenen Wegen gelangten, doch wahrer und zuverlässiger sein, als die der gebundenen Geister. Bei der Erkenntniss der Wahrheit kommt es darauf an, dass man sie hat, nicht darauf, aus welchem Antrieb man sie gesucht, auf welchem Wege man sie gefunden hat. Haben die Freigeister Recht, so haben die gebundenen Geister Unrecht, gleichgültig, ob die ersteren aus Unmoralität zur Wahrheit gekommen sind, die anderen aus Moralität bisher an der Unwahrheit festgehalten haben. — Uebrigens gehört es nicht zum Wesen des Freigeistes, dass er richtigere Ansichten hat, sondern vielmehr, dass er sich von dem Herkömmlichen gelöst hat, sei es mit Glück oder mit einem Misserfolg. Für gewöhnlich wird er aber doch die Wahrheit oder mindestens den Geist der Wahrheitsforschung auf seiner Seite haben: er fordert Gründe die Anderen Glauben.

[«]

226.

Herkunft des Glaubens. — Der gebundene Geist nimmt seine Stellung nicht aus Gründen ein, sondern aus Gewöhnung; er ist zum Beispiel Christ, nicht weil er die Einsicht in die verschiedenen Religionen und die Wahl zwischen ihnen gehabt hätte; er ist Engländer, nicht weil er sich für England entschieden hat, sondern er fand das Christenthum und das Engländerthum vor und nahm sie an ohne Gründe, wie Jemand, der in einem Weinlande geboren wurde, ein Weintrinker wird. Später, als er Christ und Engländer war, hat er vielleicht auch einige Gründe zu Gunsten seiner Gewöhnung ausfindig gemacht; man mag diese Gründe umwerfen, damit wirft man ihn in seiner ganzen Stellung nicht um. Man nöthige zum Beispiel einen gebundenen Geist, seine Gründe gegen die Bigamie vorzubringen, dann wird man erfahren, ob sein heiliger Eifer für die Monogamie auf Gründen oder auf Angewöhnung beruht. Angewöhnung geistiger Grundsätze ohne Gründe nennt man Glauben.

[«]

227.

Aus den Folgen auf Grund und Ungrund zurückgeschlossen. — Alle Staaten und Ordnungen der Gesellschaft: die Stände, die Ehe, die Erziehung, das Recht, alles diess hat seine Kraft und Dauer allein in dem Glauben der gebundenen Geister an sie, — also in der Abwesenheit der Gründe, mindestens in der Abwehr des Fragens nach Gründen. Das wollen die gebundenen Geister nicht gern zugeben und sie fühlen wohl, dass es ein Pudendum ist. Das Christenthum, das sehr unschuldig in seinen intellectuellen Einfällen war, merkte von diesem Pudendum Nichts, forderte Glauben und Nichts als Glauben und wies das Verlangen nach Gründen mit Leidenschaft ab; es zeigte auf den Erfolg des Glaubens hin: ihr werdet den Vortheil des Glaubens schon spüren, deutete es an, ihr sollt durch ihn selig werden. Thatsächlich verfährt der Staat ebenso und jeder Vater erzieht in gleicher Weise seinen Sohn: halte diess nur für wahr, sagt er, du wirst spüren, wie gut diess thut. Diess bedeutet aber, dass aus dem persönlichen Nutzen, den eine Meinung einträgt, ihre Wahrheit erwiesen werden soll, die Zuträglichkeit einer Lehre soll für die intellectuelle Sicherheit und Begründetheit Gewähr leisten. Es ist diess so, wie wenn der Angeklagte vor Gericht spräche: mein Vertheidiger sagt die ganze Wahrheit, denn seht nur zu, was aus seiner Rede folgt: ich werde freigesprochen. — Weil die gebundenen Geister ihre Grundsätze ihres Nutzens wegen haben, so vermuthen sie auch beim Freigeist, dass er mit seinen Ansichten ebenfalls seinen Nutzen suche und nur Das für wahr halte, was ihm gerade frommt. Da ihm aber das Entgegengesetzte von dem zu nützen scheint, was seinen Landes- oder Standesgenossen nützt, so nehmen diese an, dass seine Grundsätze ihnen gefährlich sind; sie sagen oder fühlen: er darf nicht Recht haben, denn er ist uns schädlich.

[«]

228.

Der starke, gute Charakter. — Die Gebundenheit der Ansichten, durch Gewöhnung zum Instinct geworden, führt zu dem, was man Charakterstärke nennt. Wenn Jemand aus wenigen, aber immer aus den gleichen Motiven handelt, so erlangen seine Handlungen eine grosse Energie; stehen diese Handlungen im Einklange mit den Grundsätzen der gebundenen Geister, so werden sie anerkannt und erzeugen nebenbei in Dem, der sie thut, die Empfindung des guten Gewissens. Wenige Motive, energisches Handeln und gutes Gewissen machen Das aus, was man Charakterstärke nennt. Dem Charakterstarken fehlt die Kenntniss der vielen Möglichkeiten und Richtungen des Handelns; sein Intellect ist unfrei, gebunden, weil er ihm in einem gegebenen Falle vielleicht nur zwei Möglichkeiten zeigt; zwischen diesen muss er jetzt gemäss seiner ganzen Natur mit Nothwendigkeit wählen, und er thut diess leicht und schnell, weil er nicht zwischen fünfzig Möglichkeiten zu wählen hat. Die erziehende Umgebung will jeden Menschen unfrei machen, indem sie ihm immer die geringste Zahl von Möglichkeiten vor Augen stellt. Das Individuum wird von seinen Erziehern behandelt, als ob es zwar etwas Neues sei, aber eine Wiederholung werden solle. Erscheint der Mensch zunächst als etwas Unbekanntes, nie Dagewesenes, so soll er zu etwas Bekanntem, Dagewesenem gemacht werden. Einen guten Charakter nennt man an einem Kinde das Sichtbarwerden der Gebundenheit durch das Dagewesene; indem das Kind sich auf die Seite der gebundenen Geister stellt, bekundet es zuerst seinen erwachenden Gemeinsinn; auf der Grundlage dieses Gemeinsinns aber wird es später seinem Staate oder Stande nützlich.

[«]

229.

Maass der Dinge bei den gebundenen Geistern. — Von vier Gattungen der Dinge sagen die gebundenen Geister, sie seien im Rechte. Erstens: alle Dinge, welche Dauer haben, sind im Recht; zweitens: alle Dinge, welche uns nicht lästig fallen, sind im Recht; drittens: alle Dinge, welche uns Vortheil bringen, sind im Recht; viertens: alle Dinge, für welche wir Opfer gebracht haben, sind im Recht. Letzteres erklärt zum Beispiel, wesshalb ein Krieg, der wider Willen des Volkes begonnen wurde, mit Begeisterung fortgeführt wird, sobald erst Opfer gebracht sind. — Die Freigeister, welche ihre Sache vor dem Forum der gebundenen Geister führen, haben nachzuweisen, dass es immer Freigeister gegeben hat, also dass die Freigeisterei Dauer hat, sodann, dass sie nicht lästig fallen wollen, und endlich, dass sie den gebundenen Geistern im Ganzen Vortheil bringen; aber weil sie von diesem Letzten die gebundenen Geister nicht überzeugen können, nützt es ihnen Nichts, den ersten und zweiten Punct bewiesen zu haben.

[«]

230.

Esprit fort. — Verglichen mit Dem, welcher das Herkommen auf seiner Seite hat und keine Gründe für sein Handeln braucht, ist der Freigeist immer schwach, namentlich im Handeln; denn er kennt zu viele Motive und Gesichtspuncte und hat desshalb eine unsichere, ungeübte Hand. Welche Mittel giebt es nun, um ihn doch verhältnissmässig stark zu machen, so dass er sich wenigstens durchsetzt und nicht wirkungslos zu Grunde geht? Wie entsteht der starke Geist (esprit fort)? Es ist diess in einem einzelnen Falle die Frage nach der Erzeugung des Genius'. Woher kommt die Energie, die unbeugsame Kraft, die Ausdauer, mit welcher der Einzelne, dem Herkommen entgegen, eine ganz individuelle Erkenntniss der Welt zu erwerben trachtet?

[«]

231.

Die Entstehung des Genie's. — Der Witz des Gefangenen, mit welchem er nach Mitteln zu seiner Befreiung sucht, die kaltblütigste und langwierigste Benützung jedes kleinsten Vortheils kann lehren, welcher Handhabe sich mitunter die Natur bedient, um das Genie — ein Wort, das ich bitte, ohne allen mythologischen und religiösen Beigeschmack zu verstehen — zu Stande zu bringen: sie fängt es in einen Kerker ein und reizt seine Begierde, sich zu befreien, auf das äusserste. — Oder mit einem anderen Bilde: Jemand, der sich auf seinem Wege im Walde völlig verirrt hat, aber mit ungemeiner Energie nach irgend einer Richtung hin in's Freie strebt, entdeckt mitunter einen neuen Weg, welchen Niemand kennt: so entstehen die Genies, denen man Originalität nachrühmt. — Es wurde schon erwähnt, dass eine Verstümmelung, Verkrüppelung, ein erheblicher Mangel eines Organs häufig die Veranlassung dazu giebt, dass ein anderes Organ sich ungewöhnlich gut entwickelt, weil es seine eigene Function und noch eine andere zu versehen hat. Hieraus ist der Ursprung mancher glänzenden Begabung zu errathen.

— Aus diesen allgemeinen Andeutungen über die Entstehung des Genius’ mache man die Anwendung auf den speciellen Fall, die Entstehung des vollkommenen Freigeistes.

[«]

232.

Vermuthung über den Ursprung der Freigeisterei. — Ebenso wie die Gletscher zunehmen, wenn in den Aequatorialgegenden die Sonne mit grösserer Gluth als früher auf die Meere niederbrennt, so mag auch wohl eine sehr starke, um sich greifende Freigeisterei Zeugniss dafür sein, dass irgendwo die Gluth der Empfindung ausserordentlich gewachsen ist.

[«]

233.

Die Stimme der Geschichte. — Im Allgemeinen scheint die Geschichte über die Erzeugung des Genius’ folgende Belehrung zu geben: misshandelt und quält die Menschen, — so ruft sie den Leidenschaften Neid, Hass und Wetteifer zu — treibt sie zum Aeussersten, den Einen wider den Andern, das Volk gegen das Volk, und zwar durch Jahrhunderte hindurch, dann flammt vielleicht, gleichsam aus einem bei Seite fliegenden Funken der dadurch entzündeten furchtbaren Energie, auf einmal das Licht des Genius’ empor; der Wille, wie ein Ross durch den Sporn des Reiters wild gemacht, bricht dann aus und springt auf ein anderes Gebiet über. — Wer zum Bewusstsein über die Erzeugung des Genius’ käme und die Art, wie die Natur gewöhnlich verfährt, auch praktisch durchführen wollte, würde gerade so böse und rücksichtslos wie die Natur sein müssen. — Aber vielleicht haben wir uns verhört.

[«]

234.

Werth der Mitte des Wegs. — Vielleicht ist die Erzeugung des Genius’ nur einem begränzten Zeitraume der Menschheit vorbehalten. Denn man darf von der Zukunft der Menschheit nicht zugleich alles Das erwarten, was ganz bestimmte Bedingungen irgend welcher Vergangenheit allein hervorzubringen vermochten; zum Beispiel nicht die erstaunlichen Wirkungen des religiösen Gefühles. Dieses selbst hat seine Zeit gehabt und vieles sehr Gute kann nie wieder wachsen, weil es allein aus ihm wachsen konnte. So wird es nie wieder einen religiös umgränzten Horizont des Lebens und der Cultur geben. Vielleicht ist selbst der Typus des Heiligen nur bei einer gewissen Befangenheit des Intellectes möglich, mit der es, wie es scheint, für alle Zukunft vorbei ist. Und so ist die Höhe der Intelligenz vielleicht einem einzelnen Zeitalter der Menschheit aufgespart gewesen: sie trat hervor — und tritt hervor, denn wir leben noch in diesem Zeitalter —, als eine ausserordentliche, lang angesammelte Energie des Willens sich ausnahmsweise auf geistige Ziele durch Vererbung übertrug. Es wird mit jener Höhe vorbei sein, wenn diese Wildheit und Energie nicht mehr gross gezüchtet werden. Die Menschheit kommt vielleicht auf der Mitte ihres Weges, in der mittleren Zeit ihrer Existenz, ihrem eigentlichen Ziele näher, als am Ende. Es könnten Kräfte, durch welche zum Beispiel die Kunst bedingt ist, geradezu aussterben; die Lust am Lügen, am Ungenauen, am Symbolischen, am Rausche, an der Ekstase könnte in Missachtung kommen. Ja, ist das Leben erst im vollkommenen Staate geordnet, so ist aus der Gegenwart gar kein Motiv zur Dichtung mehr zu entnehmen, und es würden allein die zurückgebliebenen Menschen sein, welche nach dichterischer Unwirklichkeit verlangten. Diese würden dann jedenfalls mit Sehnsucht rückwärts schauen, nach den Zeiten des unvollkommenen Staates, der halb-barbarischen Gesellschaft nach unseren Zeiten.

[«]

235.

Genius und idealer Staat in Widerspruch. — Die Socialisten begehren für möglichst Viele ein Wohlleben herzustellen. Wenn die dauernde Heimath dieses Wohllebens, der vollkommene Staat, wirklich erreicht wäre, so würde durch dieses Wohlleben der Erdboden, aus dem der grosse Intellect und überhaupt das mächtige Individuum wächst, zerstört sein: ich meine die starke Energie. Die Menschheit würde zu matt geworden sein, wenn dieser Staat erreicht ist, um den Genius noch erzeugen zu können. Müsste man somit nicht wünschen, dass das Leben seinen gewaltsamen Charakter behalte und dass immer von Neuem wieder wilde Kräfte und Energien hervorgerufen werden? Nun will das warme, mitfühlende Herz gerade die Beseitigung jenes gewaltsamen und wilden Charakters, und das wärmste Herz, das man sich denken kann, würde eben darnach am leidenschaftlichsten verlangen: während doch gerade seine Leidenschaft aus jenem wilden und gewaltsamen Charakter des Lebens ihr Feuer, ihre Wärme, ja ihre Existenz genommen hat; das wärmste Herz will also Beseitigung seines Fundamentes, Vernichtung seiner selbst, das heisst doch: es will etwas Unlogisches, es ist nicht intelligent. Die höchste Intelligenz und das wärmste Herz können nicht in einer Person beisammen sein, und der Weise, welcher über das Leben das Urtheil spricht, stellt sich auch über die Güte und betrachtet diese nur als Etwas, das bei der Gesammtrechnung des Lebens mit abzuschätzen ist. Der Weise muss jenen ausschweifenden Wünschen der unintelligenten Güte widerstreben, weil ihm an dem Fortleben seines Typus' und an dem endlichen Entstehen des höchsten Intellectes gelegen ist; mindestens wird er der Begründung des „vollkommenen Staates“ nicht förderlich sein, insofern in ihm nur ermattete Individuen Platz haben. Christus dagegen, den wir uns einmal als das wärmste Herz denken wollen, förderte die Verdummung der Menschen, stellte sich auf die Seite der geistig Armen und hielt die Erzeugung des grössten Intellectes auf: und diess war consequent. Sein Gegenbild, der vollkommene Weise — diess darf man wohl vorhersagen — wird ebenso nothwendig der Erzeugung eines Christus hinderlich sein. — Der Staat ist eine kluge Veranstaltung zum Schutz der Individuen gegen einander: übertreibt man seine Veredelung, so wird zuletzt das Individuum durch ihn geschwächt, ja aufgelöst, — also der ursprüngliche Zweck des Staates am gründlichsten vereitelt.

[«]

236.

Die Zonen der Cultur. — Man kann gleichnissweise sagen, dass die Zeitalter der Cultur den Gürteln der verschiedenen Klimate entsprechen, nur dass diese hinter einander und nicht, wie die geographischen Zonen, neben einander liegen. Im Vergleich mit der gemässigten Zone der Cultur, in welche überzugehen unsere Aufgabe ist, macht die vergangene im Ganzen und Grossen den Eindruck eines tropischen Klima's. Gewaltsame Gegensätze, schroffer Wechsel von Tag und Nacht, Gluth und Farbenpracht, die Verehrung alles Plötzlichen, Geheimnissvollen, Schrecklichen, die Schnelligkeit der hereinbrechenden Unwetter, überall das verschwenderische Ueberströmen der Füllhörner der Natur: und dagegen, in unserer Cultur, ein heller, doch nicht leuchtender Himmel, reine, ziemlich gleich verbleibende Luft, Schärfe, ja Kälte gelegentlich: so heben sich beide Zonen gegen einander ab. Wenn wir dort sehen, wie die wüthendsten Leidenschaften durch metaphysische Vorstellungen mit unheimlicher Gewalt niedergerungen und zerbrochen werden, so ist es uns zu Muthe, als ob vor unsern Augen in den Tropen wilde Tiger unter den Windungen ungeheurer Schlangen zerdrückt würden; unserem geistigen Klima fehlen solche Vorkommnisse, unsere Phantasie ist gemässigt, selbst im Traume kommt uns Das nicht bei, was frühere Völker im Wachen sahen. Aber sollten wir über diese Veränderung nicht glücklich sein dürfen, selbst zugegeben, dass die Künstler durch das Verschwinden der tropischen Cultur wesentlich beeinträchtigt sind und uns Nicht-Künstler ein Wenig zu nüchtern finden? Insofern haben Künstler wohl das Recht, den „Fortschritt“ zu leugnen, denn in der That: ob die letzten drei Jahrtausende in den Künsten einen fortschreitenden Verlauf zeigen, das lässt sich mindestens bezweifeln; ebenso wird ein metaphysischer Philosoph, wie Schopenhauer, keinen Anlass haben, den Fortschritt zu erkennen, wenn er die letzten vier Jahrtausende in Bezug auf metaphysische Philosophie und Religion überblickt. — Uns gilt aber die Existenz der gemässigten Zone der Cultur selbst als Fortschritt.

[«]

237.

Renaissance und Reformation. — Die italiänische Renaissance barg in sich alle die positiven Gewalten, welchen man die moderne Cultur verdankt: also Befreiung des Gedankens, Missachtung der Autoritäten, Sieg der Bildung über den Dünkel der Abkunft, Begeisterung für die Wissenschaft und die wissenschaftliche Vergangenheit der Menschen, Entfesselung des Individuums, eine Gluth der Wahrhaftigkeit und Abneigung gegen Schein und blosen Effect (welche Gluth in einer ganzen Fülle künstlerischer Charaktere hervorloderte, die Vollkommenheit in ihren Werken und Nichts als Vollkommenheit mit höchster sittlicher Reinheit von sich forderten); ja, die Renaissance hatte positive Kräfte, welche in unserer bisherigen modernen Cultur noch nicht wieder so mächtig geworden sind. Es war das goldene Zeitalter dieses Jahrtausends, trotz aller Flecken und Laster. Dagegen hebt sich nun die deutsche Reformation ab als ein energischer Protest zurückgebliebener Geister, welche die Weltanschauung des Mittelalters noch keineswegs satt hatten und die Zeichen seiner Auflösung, die ausserordentliche Verflachung und Veräusserlichung des religiösen Lebens, anstatt mit Frohlocken, wie sich gebührt, mit tiefem Unmuthe empfanden. Sie warfen mit ihrer nordischen Kraft und Halsstarrigkeit die Menschen wieder zurück, erzwangen die Gegenreformation, das heisst ein katholisches Christenthum der Nothwehr, mit den Gewaltsamkeiten eines Belagerungszustandes und verzögerten um zwei bis drei Jahrhunderte ebenso das völlige Erwachen und Herrschen der Wissenschaften, als sie das völlige In-Eins-Verwachsen des antiken und des modernen Geistes vielleicht für immer unmöglich machten. Die grosse Aufgabe der Renaissance konnte nicht zu Ende gebracht werden, der Protest des inzwischen zurückgebliebenen deutschen Wesens (welches im Mittelalter Vernunft genug gehabt hatte, um immer und immer wieder zu seinem Heile über die Alpen zu steigen) verhinderte diess. Es lag in dem Zufall einer ausserordentlichen Constellation der Politik, dass damals Luther erhalten blieb und jener Protest Kraft gewann: denn der Kaiser schützte ihn, um seine Neuerung gegen den Papst als Werkzeug des Druckes zu verwenden, und ebenfalls begünstigte ihn im Stillen der Papst, um die protestantischen Reichsfürsten als Gegengewicht gegen den Kaiser zu benutzen. Ohne diess seltsame Zusammenspiel der Absichten wäre Luther verbrannt worden wie Huss — und die Morgenröthe der Aufklärung vielleicht etwas früher und mit schönerem Glanze, als wir jetzt ahnen können, aufgegangen.

[«]

238.

Gerechtigkeit gegen den werdenden Gott. — Wenn sich die ganze Geschichte der Cultur vor den Blicken aufthut als ein Gewirr von bösen und edlen, wahren und falschen Vorstellungen und es Einem beim Anblick dieses Wellenschlags fast seekrank zu Muthe wird, so begreift man, was für ein Trost in der Vorstellung eines werdenden Gottes liegt: dieser enthüllt sich immer mehr in den Verwandelungen und Schicksalen der Menschheit, es ist nicht Alles blinde Mechanik, sinn- und zweckloses Durcheinanderspielen von Kräften. Die Vergottung des Werdens ist ein metaphysischer Ausblick — gleichsam von einem Leuchtthurm am Meere der Geschichte herab —, an welchem eine allzuviel historisirende Gelehrtengeneration ihren Trost fand; darüber darf man nicht böse werden, so irrthümlich jene Vorstellung auch sein mag. Nur wer, wie Schopenhauer, die Entwickelung leugnet, fühlt auch Nichts von dem Elend dieses historischen Wellenschlags und darf desshalb, weil er von jenem werdenden Gotte und dem Bedürfniss seiner Annahme Nichts weiss, Nichts fühlt, billigerweise seinen Spott auslassen.

[«]

239.

Die Früchte nach der Jahreszeit. — Jede bessere Zukunft, welche man der Menschheit anwünscht, ist nothwendigerweise auch in manchem Betracht eine schlechtere Zukunft: denn es ist Schwärmerei, zu glauben, dass eine höhere neue Stufe der Menschheit alle die Vorzüge früherer Stufen in sich vereinigen werde und zum Beispiel auch die höchste Gestaltung der Kunst erzeugen müsse. Vielmehr hat jede Jahreszeit ihre Vorzüge und Reize für sich und schliesst die der anderen aus. Das, was aus der Religion und in ihrer Nachbarschaft gewachsen ist, kann nicht wieder wachsen, wenn diese zerstört ist; höchstens können verirrte, spät kommende Absenker zur Täuschung darüber verleiten, ebenso wie die zeitweilig ausbrechende Erinnerung an die alte Kunst: ein Zustand, der wohl das Gefühl des Verlustes, der Entbehrung verräth, aber kein Beweis für die Kraft ist, aus der eine neue Kunst geboren werden könnte.

[«]

240.

Zunehmende Severität der Welt. — Je höher die Cultur eines Menschen steigt, um so mehr Gebiete entziehen sich dem Scherz, dem Spotte. Voltaire war für die Erfindung der Ehe und der Kirche von Herzen dem Himmel dankbar: als welcher damit so gut für unsere Aufheiterung gesorgt habe. Aber er und seine Zeit, und vor ihm das sechszehnte Jahrhundert, haben diese Themen zu Ende gespottet; es ist Alles, was jetzt Einer auf diesem Gebiete noch witzelt, verspätet und vor Allem gar zu wohlfeil, als dass es die Käufer begehrlich machen könnte. Jetzt fragt man nach den Ursachen; es ist das Zeitalter des Ernstes. Wem liegt jetzt noch daran, die Differenzen zwischen Wirklichkeit und anspruchsvollem Schein, zwischen dem, was der Mensch ist und was er vorstellen will, in scherzhaftem Lichte zu sehen; das Gefühl dieser Contraste wirkt alsbald ganz anders, wenn man nach den Gründen sucht. Je gründlicher Jemand das Leben versteht, desto weniger wird er spotten, nur dass er zuletzt vielleicht noch über die „Gründlichkeit seines Verstehens“ spottet.

[«]

241.

Genius der Cultur. — Wenn Jemand einen Genius der Cultur imaginiren wollte, wie würde dieser beschaffen sein? Er handhabt die Lüge, die Gewalt, den rücksichtslosesten Eigennutz so sicher als seine Werkzeuge, dass er nur ein böses dämonisches Wesen zu nennen wäre; aber seine Ziele, welche hie und da durchleuchten, sind gross und gut. Es ist ein Centaur, halb Thier, halb Mensch und hat noch Engelsflügel dazu am Haupte.

[«]

242.

Wunder-Erziehung. — Das Interesse an der Erziehung wird erst von dem Augenblick an grosse Stärke bekommen, wo man den Glauben an einen Gott und seine Fürsorge aufgiebt: ebenso wie die Heilkunst erst erblühen konnte, als der Glaube an Wunder-Curen aufhörte. Bis jetzt glaubt aber alle Welt noch an die Wunder-Erziehung: aus der grössten Unordnung, Verworrenheit der Ziele, Ungunst der Verhältnisse sah man ja die fruchtbarsten, mächtigsten Menschen erwachsen: wie konnte diess doch mit rechten Dingen zugehen? — Jetzt wird man, bald auch in diesen Fällen, näher zusehen, sorgsamer prüfen: Wunder wird man dabei niemals entdecken. Unter gleichen Verhältnissen gehen fortwährend zahlreiche Menschen zu Grunde, das einzelne gerettete Individuum ist dafür gewöhnlich stärker geworden, weil es diese schlimmen Umstände vermöge unverwüstlicher eingeborener Kraft ertrug und diese Kraft noch geübt und vermehrt hat: so erklärt sich das Wunder. Eine Erziehung, welche an kein Wunder mehr glaubt, wird auf dreierlei zu achten haben: erstens, wie viel Energie ist vererbt? zweitens, wodurch kann noch neue Energie entzündet werden? drittens, wie kann das Individuum jenen so überaus vielartigen Ansprüchen der Cultur angepasst werden, ohne dass diese es beunruhigen und seine Einartigkeit zersplittern, — kurz, wie kann das Individuum in den Contrapunct der privaten und öffentlichen Cultur eingereiht werden, wie kann es zugleich die Melodie führen und als Melodie begleiten?

[«]

243.

Die Zukunft des Arztes. — Es giebt jetzt keinen Beruf, der eine so hohe Steigerung zuliesse, wie der des Arztes; namentlich nachdem die geistlichen Aerzte, die sogenannten Seelsorger ihre Beschwörungskünste nicht mehr unter öffentlichem Beifall treiben dürfen und ein Gebildeter ihnen aus dem Wege geht. Die höchste geistige Ausbildung eines Arztes ist jetzt nicht erreicht, wenn er die besten neuesten Methoden kennt und auf sie eingeübt ist und jene fliegenden Schlüsse von Wirkungen auf Ursachen zu machen versteht, derentwegen die Diagnostiker berühmt sind: er muss ausserdem eine Beredtsamkeit haben, die sich jedem Individuum anpasst und ihm das Herz aus dem Leibe zieht, eine Männlichkeit, deren Anblick schon den Kleinmuth (den Wurmfrass aller Kranken) verscheucht, eine Diplomaten-Geschmeidigkeit im Vermitteln zwischen Solchen, welche Freude zu ihrer Genesung nöthig haben und Solchen, die aus Gesundheitsgründen Freude machen müssen (und können), die Feinheit eines Polizeiagenten und Advocaten, die Geheimnisse einer Seele zu verstehen, ohne sie zu verrathen, — kurz ein guter Arzt bedarf jetzt der Kunstgriffe und Kunstvorrechte aller andern Berufsclassen: so ausgerüstet, ist er dann im Stande, der ganzen Gesellschaft ein Wohlthäter zu werden, durch Vermehrung guter Werke, geistiger Freude und Fruchtbarkeit, durch Verhütung von bösen Gedanken, Vorsätzen, Schurkereien (deren ekler Quell so häufig der Unterleib ist), durch Herstellung einer geistig-leiblichen Aristokratie (als Ehestifter und Eheverhinderer), durch wohlwollende Abschneidung aller sogenannten Seelenqualen und Gewissensbisse: so erst wird er aus einem „Medicinmann“ ein Heiland und braucht doch keine Wunder zu thun, hat auch nicht nöthig, sich kreuzigen zu lassen.

[«]

244.

In der Nachbarschaft des Wahnsinns. — Die Summe der Empfindungen, Kenntnisse, Erfahrungen, also die ganze Last der Cultur, ist so gross geworden, dass eine Ueberreizung der Nerven- und Denkkräfte die allgemeine

Gefahr ist, ja dass die cultivirten Classen der europäischen Länder durchweg neurotisch sind und fast jede ihrer grösseren Familien in einem Gliede dem Irrsinn nahe gerückt ist. Nun kommt man zwar der Gesundheit jetzt auf alle Weise entgegen; aber in der Hauptsache bleibt eine Verminderung jener Spannung des Gefühls, jener niederdrückenden Cultur-Last vonnöthen, welche, wenn sie selbst mit schweren Einbussen erkauft werden sollte, uns doch zu der grossen Hoffnung einer neuen Renaissance Spielraum giebt. Man hat dem Christenthum, den Philosophen, Dichtern, Musikern eine Ueberfülle tief erregter Empfindungen zu danken: damit diese uns nicht überwuchern, müssen wir den Geist der Wissenschaft beschwören, welcher im Ganzen etwas kälter und skeptischer macht und namentlich den Gluthstrom des Glaubens an letzte endgültige Wahrheiten abkühlt; er ist vornehmlich durch das Christenthum so wild geworden.

[«]

245.

Glockenguss der Cultur. — Die Cultur ist entstanden wie eine Glocke, innerhalb eines Mantels von gröberem, gemeinerem Stoffe: Unwahrheit, Gewaltsamkeit, unbegränzte Ausdehnung aller einzelnen Ich’s, aller einzelnen Völker, waren dieser Mantel. Ist es an der Zeit, ihn jetzt abzunehmen? Ist das Flüssige erstarrt, sind die guten, nützlichen Triebe, die Gewohnheiten des edleren Gemüthes so sicher und allgemein geworden, dass es keiner Anlehnung an Metaphysik und die Irrthümer der Religionen mehr bedarf, keiner Härten und Gewaltsamkeiten als mächtigster Bindemittel zwischen Mensch und Mensch, Volk und Volk? — Zur Beantwortung dieser Frage ist kein Wink eines Gottes uns mehr hülfreich: unsere eigene Einsicht muss da entscheiden. Die Erdregierung des Menschen im Grossen hat der Mensch selber in die Hand zu nehmen, seine „Allwissenheit“ muss über dem weiteren Schicksal der Cultur mit scharfem Auge wachen.

[«]

246.

Die Cyklopen der Cultur. — Wer jene zerfurchten Kessel sieht, in denen Gletscher gelagert haben, hält es kaum für möglich, dass eine Zeit kommt, wo an der selben Stelle ein Wiesen- und Waldthal mit Bächen darin sich hinzieht. So ist es auch in der Geschichte der Menschheit; die wildesten Kräfte brechen Bahn, zunächst zerstörend, aber trotzdem war ihre Thätigkeit nöthig, damit später eine mildere Gesittung hier ihr Haus aufschlage. Die schrecklichen Energien — Das, was man das Böse nennt — sind die cyklopischen Architekten und Wegebauer der Humanität.

[«]

247.

Kreislauf des Menschenthums. — Vielleicht ist das ganze Menschenthum nur eine Entwickelungsphase einer bestimmten Thierart von begränzter Dauer: so dass der Mensch aus dem Affen geworden ist und wieder zum Affen werden wird, während Niemand da ist, der an diesem verwunderlichen Komödienausgang irgend ein Interesse nehme. So wie mit dem Verfalle der römischen Cultur und seiner wichtigsten Ursache, der Ausbreitung des Christenthums, eine allgemeine Verhässlichung des Menschen innerhalb des römischen Reiches überhand nahm, so könnte auch durch den einstmaligen Verfall der allgemeinen Erdcultur eine viel höher gesteigerte Verhässlichung und endlich Verthierung des Menschen, bis in’s Affenhafte, herbeigeführt werden. — Gerade weil wir diese Perspective in’s Auge fassen können, sind wir vielleicht im Stande, einem solchen Ende der Zukunft vorzubeugen.

[«]

248.

Trostrede eines desperaten Fortschritts. — Unsere Zeit macht den Eindruck eines Interim-Zustandes; die alten Weltbetrachtungen, die alten Culturen sind noch theilweise vorhanden, die neuen noch nicht sicher und gewohnheitsmässig und daher ohne Geschlossenheit und Consequenz. Es sieht aus, als ob Alles chaotisch würde, das Alte verloren gienge, das Neue nichts tauge und immer schwächlicher werde. Aber so geht es dem Soldaten, welcher marschiren lernt; er ist eine Zeit lang unsicherer und unbeholfener als je, weil die Muskeln bald nach dem alten System, bald nach dem neuen bewegt werden und noch keines entschieden den Sieg behauptet. Wir schwanken, aber es ist nöthig, dadurch nicht ängstlich zu werden und das Neu-Errungene etwa preiszugeben. Ueberdiess können wir in's Alte nicht zurück, wir haben die Schiffe verbrannt; es bleibt nur übrig, tapfer zu sein, mag nun dabei diess oder jenes herauskommen. — Schreiten wir nur zu, kommen wir nur von der Stelle! Vielleicht sieht sich unser Gebahren doch einmal wie Fortschritt an; wenn aber nicht, so mag Friedrich's des Grossen Wort auch zu uns gesagt sein und zwar zum Troste: Ah, mon cher Sulzer, vous ne connaissez pas assez cette race maudite, à laquelle nous appartenons.

[«]

249.

An der Vergangenheit der Cultur leiden. — Wer sich das Problem der Cultur klar gemacht hat, leidet dann an einem ähnlichen Gefühle wie Der, welcher einen durch unrechtmässige Mittel erworbenen Reichthum ererbt hat, oder wie der Fürst, der durch Gewaltthat seiner Vorfahren regiert. Er denkt mit Trauer an seinen Ursprung und ist oft beschämt, oft reizbar. Die ganze Summe von Kraft, Lebenswillen, Freude, welche er seinem Besitze zuwendet, balancirt sich oft mit einer tiefen Müdigkeit: er kann seinen Ursprung nicht vergessen. Die Zukunft sieht er wehmüthig an, seine Nachkommen, er weiss es voraus, werden an der Vergangenheit leiden wie er.

[«]

250.

Manieren. — Die guten Manieren verschwinden in dem Maasse, in welchem der Einfluss des Hofes und einer abgeschlossenen Aristokratie nachlässt: man kann diese Abnahme von Jahrzehnt zu Jahrzehnt deutlich beobachten, wenn man ein Auge für die öffentlichen Acte hat: als welche ersichtlich immer pöbelhafter werden. Niemand versteht mehr, auf geistreiche Art zu huldigen und zu schmeicheln; daraus ergiebt sich die lächerliche Thatsache, dass man in Fällen, wo man gegenwärtig Huldigungen darbringen muss (zum Beispiel einem grossen Staatsmanne oder Künstler), die Sprache des tiefsten Gefühls, der treuherzigen, ehrenfesten Biederkeit borgt — aus Verlegenheit und Mangel an Geist und Grazie.

So scheint die öffentliche festliche Begegnung der Menschen immer ungeschickter, aber gefühlvoller und biederer, ohne diess zu sein. — Sollte es aber mit den Manieren immerfort bergab gehen? Es scheint mir vielmehr, dass die Manieren eine tiefe Curve machen und wir uns ihrem niedrigsten Stande nähern. Wenn erst die Gesellschaft ihrer Absichten und Principien sicherer geworden ist, so dass diese formbildend wirken (während jetzt die angelernten Manieren früherer formbildender Zustände immer schwächer vererbt und angelernt werden), so wird es Manieren des Umgangs, Gebärden und Ausdrücke des Verkehrs geben, welche so nothwendig und schlicht natürlich erscheinen müssen, als es diese Absichten und Principien sind. Die bessere Vertheilung der Zeit und Arbeit, die zur Begleiterin jeder schönen Mussezeit umgewandelte gymnastische Uebung, das vermehrte und strenger gewordene Nachdenken, welches selbst dem Körper Klugheit und Geschmeidigkeit giebt, bringt diess Alles mit sich. — Hier könnte man nun freilich mit einigem Spotte unserer Gelehrten gedenken, ob denn sie, die doch Vorläufer jener neuen Cultur sein wollen, sich in der That durch bessere Manieren auszeichnen? Es ist diess wohl nicht der Fall, obgleich ihr Geist willig genug dazu sein mag: aber ihr Fleisch ist schwach. Die Vergangenheit ist noch zu mächtig in ihren Muskeln: sie stehen noch in einer unfreien Stellung und sind zur Hälfte weltliche Geistliche, zur Hälfte abhängige Erzieher vornehmer Leute und Stände, und überdiess durch Pedanterie der Wissenschaft, durch veraltete geistlose Methoden verkrüppelt und unlebendig gemacht. Sie sind also, jedenfalls ihrem Körper nach und oft auch zu Dreiviertel ihres Geistes, immer noch die Höflinge einer alten, ja greisenhaften Cultur und als solche selber greisenhaft; der neue Geist, der gelegentlich in diesen alten Gehäusen rumort, dient einstweilen nur dazu, sie unsicherer und ängstlicher zu machen. In ihnen gehen sowohl die Gespenster der Vergangenheit, als die Gespenster der Zukunft um: was Wunder, wenn sie dabei nicht die beste Miene machen, nicht die gefälligste Haltung haben?

[«]

251.

Zukunft der Wissenschaft. — Die Wissenschaft giebt Dem, welcher in ihr arbeitet und sucht, viel Vergnügen, Dem, welcher ihre Ergebnisse lernt, sehr wenig. Da allmählich aber alle wichtigen Wahrheiten der Wissenschaft alltäglich und gemein werden müssen, so hört auch dieses wenige Vergnügen auf: so wie wir beim Lernen des so bewunderungswürdigen Einmaleins längst aufgehört haben, uns zu freuen. Wenn nun die Wissenschaft immer weniger Freude durch sich macht und immer mehr Freude, durch Verdächtigung der tröstlichen Metaphysik, Religion und Kunst, nimmt: so verarmt jene grösste Quelle der Lust, welcher die Menschheit fast ihr gesammtes Menschenthum verdankt. Desshalb muss eine höhere Cultur dem Menschen ein Doppelgehirn, gleichsam zwei Hirnkammern geben, einmal um Wissenschaft, sodann um Nicht-Wissenschaft zu empfinden: neben einander liegend, ohne Verwirrung, trennbar, abschliessbar; es ist diess eine Forderung der Gesundheit. Im einen Bereiche liegt die Kraftquelle, im anderen der Regulator: mit Illusionen, Einseitigkeiten, Leidenschaften muss geheizt werden, mit Hülfe der erkennenden Wissenschaft muss den bösartigen und gefährlichen Folgen einer Ueberheizung vorgebeugt werden. — Wird dieser Forderung der höheren Cultur nicht genügt, so ist der weitere Verlauf der menschlichen Entwickelung fast mit Sicherheit vorherzusagen: das Interesse am Wahren hört auf, je weniger es Lust gewährt; die Illusion, der Irrthum, die Phantastik erkämpfen sich Schritt um Schritt, weil sie mit Lust verbunden sind, ihren ehemals behaupteten Boden: der Ruin der Wissenschaften, das Zurücksinken in Barbarei ist die nächste Folge; von Neuem muss die Menschheit wieder anfangen, ihr Gewebe zu weben, nachdem sie es, gleich Penelope, des Nachts zerstört hat. Aber wer bürgt uns dafür, dass sie immer wieder die Kraft dazu findet?

[«]

252.

Die Lust am Erkennen. — Wesshalb ist das Erkennen, das Element des Forschers und Philosophen, mit Lust verknüpft? Erstens und vor Allem, weil man sich dabei seiner Kraft bewusst wird, also aus dem selben Grunde, aus dem gymnastische Uebungen auch ohne Zuschauer lustvoll sind. Zweitens, weil man, im Verlauf der Erkenntniss, über ältere Vorstellungen und deren Vertreter, hinauskommt, Sieger wird oder wenigstens es zu sein glaubt. Drittens, weil wir uns durch eine noch so kleine neue Erkenntniss über Alle erhaben und uns als die Einzigen fühlen, welche hierin das Richtige wissen. Diese drei Gründe zur Lust sind die wichtigsten, doch giebt es, je nach der Natur des Erkennenden, noch viele Nebengründe. — Ein nicht unbeträchtliches Verzeichniss von solchen giebt, an einer Stelle, wo man es nicht suchen würde, meine paraenetische Schrift über Schopenhauer: mit deren Aufstellungen sich jeder erfahrene Diener der Erkenntniss zufrieden geben kann, sei es auch, dass er den ironischen Anflug, der auf jenen

Seiten zu liegen scheint, wegwünschen wird. Denn wenn es wahr ist, dass zum Entstehen des Gelehrten „eine Menge sehr menschlicher Triebe und Triebchen zusammengegossen werden muss“, dass der Gelehrte zwar ein sehr edles, aber kein reines Metall ist und „aus einem verwickelten Geflecht sehr verschiedener Antriebe und Reize besteht“: so gilt doch das Selbe ebenfalls von Entstehung und Wesen des Künstlers, Philosophen, moralischen Genie's — und wie die in jener Schrift glorificirten grossen Namen lauten. Alles Menschliche verdient in Hinsicht auf seine Entstehung die ironische Betrachtung: desshalb ist die Ironie in der Welt so überflüssig.

[«]

253.

Treue als Beweis der Stichhaltigkeit. — Es ist ein vollkommenes Zeichen für die Güte einer Theorie, wenn ihr Urheber vierzig Jahre lang kein Misstrauen gegen sie bekommt; aber ich behaupte, dass es noch keinen Philosophen gegeben hat, welcher auf die Philosophie, die seine Jugend erfand, nicht endlich mit Geringschätzung — mindestens mit Argwohn — herabgesehen hätte. — Vielleicht hat er aber nicht öffentlich von dieser Umstimmung gesprochen, aus Ehrsucht oder — wie es bei edlen Naturen wahrscheinlicher ist — aus zarter Schonung seiner Anhänger.

[«]

254.

Zunahme des Interessanten. — Im Verlaufe der höheren Bildung wird dem Menschen Alles interessant, er weiss die belehrende Seite einer Sache rasch zu finden und den Punct anzugeben, wo eine Lücke seines Denkens mit ihr ausgefüllt oder ein Gedanke durch sie bestätigt werden kann. Dabei verschwindet immer mehr die Langeweile, dabei auch die übermässige Erregbarkeit des Gemüthes. Er geht zuletzt wie ein Naturforscher unter Pflanzen, so unter Menschen herum und nimmt sich selber als ein Phänomen wahr, welches nur seinen erkennenden Trieb stark anregt.

[«]

255.

Aberglauben im Gleichzeitigen. — Etwas Gleichzeitiges hängt zusammen, meint man. Ein Verwandter stirbt in der Ferne, zu gleicher Zeit träumen wir von ihm, — also! Aber zahllose Verwandte sterben und wir träumen nicht von ihnen. Es ist wie bei den Schiffbrüchigen, welche Gelübde thun: man sieht später im Tempel die Votivtafeln Derer, welche zu Grunde giengen, nicht. — Ein Mensch stirbt, eine Eule krächzt, eine Uhr steht still, alles in Einer Nachtstunde: sollte da nicht ein Zusammenhang sein? Eine solche Vertraulichkeit mit der Natur, wie diese Ahnung sie annimmt, schmeichelt den Menschen. — Diese Gattung des Aberglaubens findet sich in verfeinerter Form bei Historikern und Culturmalern wieder, welche vor allem sinnlosen Nebeneinander, an dem doch das Leben der Einzelnen und der Völker so reich ist, eine Art Wasserscheu zu haben pflegen.

[«]

256.

Das Können, nicht das Wissen, durch die Wissenschaft geübt. — Der Werth davon, dass man zeitweilig eine strenge Wissenschaft streng betrieben hat, beruht nicht gerade auf deren Ergebnissen: denn diese werden, im Verhältniss zum Meere des Wissenswerthen, ein verschwindend kleiner Tropfen sein. Aber es ergiebt einen Zuwachs an Energie, an Schlussvermögen, an Zähigkeit der Ausdauer; man hat gelernt, einen Zweck zweckmässig zu erreichen. Insofern ist es sehr schätzbar, in Hinsicht auf Alles, was man später treibt, einmal ein wissenschaftlicher Mensch gewesen zu sein.

[«]

257.

Jugendreiz der Wissenschaft. — Das Forschen nach Wahrheit hat jetzt noch den Reiz, dass sie sich überall stark gegen den grau und langweilig gewordenen Irrthum abhebt; dieser Reiz verliert sich immer mehr; jetzt zwar leben wir noch im Jugendzeitalter der Wissenschaft und pflegen der Wahrheit wie einem schönen Mädchen nachzugehen; wie aber, wenn sie eines Tages zum ältlichen, mürrisch blickenden Weibe geworden ist? Fast in allen Wissenschaften ist die Grundeinsicht entweder erst in jüngster Zeit gefunden oder wird noch gesucht; wie anders reizt diess an, als wenn alles Wesentliche gefunden ist und nur noch eine kümmerliche Herbstnachlese dem Forscher übrig bleibt (welche Empfindung man in einigen historischen Disciplinen kennen lernen kann).

[«]

258.

Die Statue der Menschheit. — Der Genius der Cultur verfährt wie Cellini, als dieser den Guss seiner Perseus-Statue machte: die flüssige Masse drohte, nicht auszureichen, aber sie sollte es: so warf er Schüsseln und Teller und was ihm sonst in die Hände kam, hinein. Und ebenso wirft jener Genius Irrthümer, Laster, Hoffnungen, Wahnbilder und andere Dinge von schlechterem wie von edlerem Metalle hinein, denn die Statue der Menschheit muss herauskommen und fertig werden; was liegt daran, dass hie und da geringerer Stoff verwendet wurde?

[«]

259.

Eine Cultur der Männer. — Die griechische Cultur der classischen Zeit ist eine Cultur der Männer. Was die Frauen anlangt, so sagt Perikles in der Grabrede Alles mit den Worten: sie seien am besten, wenn unter Männern so wenig als möglich von ihnen gesprochen werde. — Die erotische Beziehung der Männer zu den Jünglingen war in einem, unserem Verständniss unzugänglichen Grade die nothwendige, einzige Voraussetzung aller männlichen Erziehung (ungefähr wie lange Zeit alle höhere Erziehung der Frauen bei uns erst durch die Liebschaft und Ehe herbeigeführt wurde), aller Idealismus der Kraft der griechischen Natur warf sich auf jenes Verhältniss, und wahrscheinlich sind junge Leute niemals wieder so aufmerksam, so liebevoll, so durchaus in Hinsicht auf ihr Bestes (virtus) behandelt worden, wie im sechsten und fünften Jahrhundert, — also gemäss dem schönen Spruche Hölderlin's „denn liebend giebt der Sterbliche vom Besten". Je höher dieses Verhältniss genommen wurde, um so tiefer sank der Verkehr mit der Frau: der

Gesichtspunct der Kindererzeugung und der Wollust — Nichts weiter kam hier in Betracht; es gab keinen geistigen Verkehr, nicht einmal eine eigentliche Liebschaft. Erwägt man ferner, dass sie selbst vom Wettkampfe und Schauspiele jeder Art ausgeschlossen waren, so bleiben nur die religiösen Culte als einzige höhere Unterhaltung der Weiber. — Wenn man nun allerdings in der Tragödie Elektra und Antigone vorführte, so ertrug man diess eben in der Kunst, obschon man es im Leben nicht mochte: so wie wir jetzt alles Pathetische im Leben nicht vertragen, aber in der Kunst gern sehen. — Die Weiber hatten weiter keine Aufgabe, als schöne, machtvolle Leiber hervorzubringen, in denen der Charakter des Vaters möglichst ungebrochen weiter lebte, und damit der überhand nehmenden Nervenüberreizung einer so hochentwickelten Cultur entgegenzuwirken. Diess hielt die griechische Cultur verhältnissmässig so lange jung; denn in den griechischen Müttern kehrte immer wieder der griechische Genius zur Natur zurück.

[«]

260.

Das Vorurtheil zu Gunsten der Grösse. — Die Menschen überschätzen ersichtlich alles Grosse und Hervorstechende. Diess kommt aus der bewussten oder unbewussten Einsicht her, dass sie es sehr nützlich finden, wenn Einer alle Kraft auf Ein Gebiet wirft und aus sich gleichsam Ein monströses Organ macht. Sicherlich ist dem Menschen selber eine gleichmässige Ausbildung seiner Kräfte nützlicher und glückbringender; denn jedes Talent ist ein Vampyr, welcher den übrigen Kräften Blut und Kraft aussaugt, und eine übertriebene Production kann den begabtesten Menschen fast zur Tollheit bringen. Auch innerhalb der Künste erregen die extremen Naturen viel zu sehr die Aufmerksamkeit; aber es ist auch eine viel geringere Cultur nöthig, um von ihnen sich fesseln zu lassen. Die Menschen unterwerfen sich aus Gewohnheit Allem, was Macht haben will.

[«]

261.

Die Tyrannen des Geistes. — Nur wohin der Strahl des Mythus fällt, da leuchtet das Leben der Griechen; sonst ist es düster. Nun berauben sich die griechischen Philosophen eben dieses Mythus': ist es nicht, als ob sie aus dem Sonnenschein sich in den Schatten, in die Düsterkeit setzen wollten? Aber keine Pflanze geht dem Lichte aus dem Wege; im Grunde suchten jene Philosophen nur eine hellere Sonne, der Mythus war ihnen nicht rein, nicht leuchtend genug. Sie fanden diess Licht in ihrer Erkenntniss, in dem, was Jeder von ihnen seine „Wahrheit" nannte. Damals aber hatte die Erkenntniss noch einen grösseren Glanz; sie war noch jung und wusste noch wenig von allen Schwierigkeiten und Gefahren ihrer Pfade; sie konnte damals noch hoffen, mit einem einzigen Sprung an den Mittelpunct alles Seins zu kommen und von dort aus das Räthsel der Welt zu lösen. Diese Philosophen hatten einen handfesten Glauben an sich und ihre „Wahrheit" und warfen mit ihr alle ihre Nachbarn und Vorgänger nieder; Jeder von ihnen war ein streitbarer gewaltthätiger Tyrann. Vielleicht war das Glück im Glauben an den Besitz der Wahrheit nie grösser in der Welt, aber auch nie die Härte, der Uebermuth, das Tyrannische und Böse eines solchen Glaubens. Sie waren Tyrannen, also Das, was jeder Grieche sein wollte und was jeder war, wenn er es sein konnte. Vielleicht macht nur Solon eine Ausnahme; in seinen Gedichten sagt er es, wie er die persönliche Tyrannis verschmäht habe. Aber er that es aus Liebe zu seinem Werke, zu seiner Gesetzgebung; und Gesetzgeber sein ist eine sublimirtere Form des Tyrannenthums. Auch Parmenides gab Gesetze, wohl auch Pythagoras und Empedokles; Anaximander gründete eine Stadt. Plato war der fleischgewordene Wunsch, der höchste philosophische Gesetzgeber und Staatengründer zu werden; er scheint schrecklich an der Nichterfüllung seines Wesens gelitten zu haben, und seine Seele wurde gegen sein Ende hin voll der schwärzesten Galle. Je mehr das griechische Philosophenthum an Macht verlor, um so mehr litt es innerlich durch diese Galligkeit und Schmähsucht; als erst die verschiedenen Secten ihre Wahrheiten auf den Strassen verfochten, da waren die Seelen aller dieser Freier der Wahrheit durch Eifer- und Geifersucht völlig verschlammt, das tyrannische Element wüthete jetzt als Gift in ihrem Körper. Diese vielen kleinen Tyrannen hätten sich roh fressen mögen; es war kein Funke mehr von Liebe und allzuwenig Freude an ihrer eigenen Erkenntniss in ihnen übrig geblieben. — Ueberhaupt gilt der Satz, dass Tyrannen meistens ermordet werden und dass ihre Nachkommenschaft kurz lebt, auch von den Tyrannen des Geistes. Ihre Geschichte ist kurz, gewaltsam, ihre Nachwirkung bricht plötzlich ab. Fast von allen grossen Hellenen kann man sagen, dass sie zu spät gekommen scheinen, so von Aeschylus, von Pindar, von Demosthenes, von Thukydides; ein Geschlecht nach ihnen — und dann ist es immer völlig vorbei. Das ist das Stürmische und Unheimliche in der griechischen Geschichte. Jetzt zwar bewundert man das Evangelium der Schildkröte. Geschichtlich denken heisst jetzt fast so viel, als ob zu allen Zeiten nach dem Satze Geschichte gemacht worden wäre: „möglichst wenig in möglichst langer Zeit!“ Ach, die griechische Geschichte läuft so rasch! Es ist nie wieder so verschwenderisch, so maasslos gelebt worden. Ich kann mich nicht überzeugen, dass die Geschichte der Griechen jenen natürlichen Verlauf genommen habe, der so an ihr gerühmt wird. Sie waren viel zu mannichfach begabt dazu, um in jener schrittweisen Manier allmählich zu sein, wie es die Schildkröte im Wettlauf mit Achilles ist: und das nennt man ja natürliche Entwickelung. Bei den Griechen geht es schnell vorwärts, aber eben so schnell abwärts; die Bewegung der ganzen Maschine ist so gesteigert, dass ein einziger Stein, in ihre Räder geworfen, sie zerspringen macht. Ein solcher Stein war zum Beispiel Sokrates; in einer Nacht war die bis dahin so wunderbar regelmässige, aber freilich allzu schleunige Entwickelung der philosophischen Wissenschaft zerstört. Es ist keine müssige Frage, ob nicht Plato, von der sokratischen Verzauberung frei geblieben, einen noch höheren Typus des philosophischen Menschen gefunden hätte, der uns auf immer verloren ist. Man sieht in die Zeiten vor ihm wie in eine Bildner-Werkstätte solcher Typen hinein. Das sechste und fünfte Jahrhundert scheint aber doch noch mehr und Höheres zu verheissen, als es selber hervorgebracht hat; aber es blieb bei dem Verheissen und Ankündigen. Und doch giebt es kaum einen schwereren Verlust, als den Verlust eines Typus’, einer neuen, bis dahin unentdeckt gebliebenen höchsten Möglichkeit des philosophischen Lebens. Selbst von den älteren Typen sind die meisten schlecht überliefert; es scheinen mir alle Philosophen von Thales bis Demokrit ausserordentlich schwer erkennbar; wem es aber gelingt, diese Gestalten nachzuschaffen, der wandelt unter Gebilden von mächtigstem und reinstem Typus. Diese Fähigkeit ist freilich selten, sie fehlte selbst den späteren Griechen, welche sich mit der Kunde der älteren Philosophie befassten; Aristoteles zumal scheint seine Augen nicht im Kopfe zu haben, wenn er vor den Bezeichneten steht. Und so scheint es, als ob diese herrlichen Philosophen umsonst gelebt hätten oder als ob sie gar nur die streit- und redelustigen Schaaren der sokratischen Schulen hätten vorbereiten sollen. Es ist hier, wie gesagt, eine Lücke, ein Bruch in der Entwickelung; irgend ein grosses Unglück muss geschehen sein und die einzige Statue, an welcher man Sinn und Zweck jener grossen bildnerischen Vorübung erkannt haben würde, zerbrach oder misslang: was eigentlich geschehen ist, ist für immer ein Geheimniss der Werkstätte geblieben. — Das, was bei den Griechen sich ereignete — dass jeder grosse Denker im Glauben daran, Besitzer der absoluten Wahrheit zu sein, zum Tyrannen wurde, so dass auch die Geschichte des Geistes bei den Griechen jenen gewaltsamen, übereilten und gefährlichen Charakter bekommen hat, den ihre politische Geschichte zeigt — diese Art von Ereignissen war damit nicht erschöpft: es hat sich vieles Gleiche bis in die neueste Zeit hinein begeben, obwohl allmählich seltener und jetzt schwerlich mehr mit dem reinen naiven Gewissen der griechischen Philosophen. Denn im Ganzen redet jetzt die Gegenlehre und die Skepsis zu mächtig, zu laut. Die Periode der Tyrannen des Geistes ist vorbei. In den Sphären der höheren Cultur wird es freilich immer eine Herrschaft geben müssen, — aber diese Herrschaft liegt von jetzt ab in den Händen der Oligarchen des Geistes. Sie bilden, trotz aller räumlichen und politischen Trennung, eine zusammengehörige Gesellschaft, deren Mitglieder sich erkennen und anerkennen, was auch die öffentliche Meinung und die Urtheile der auf die Masse wirkenden Tages- und Zeitschriftsteller für Schätzungen der Gunst oder Abgunst in Umlauf bringen mögen. Die geistige Ueberlegenheit, welche früher trennte und verfeindete, pflegt jetzt zu binden: wie könnten die Einzelnen sich selbst behaupten und auf eigener Bahn, allen Strömungen entgegen, durch das Leben schwimmen, wenn sie nicht ihres Gleichen hier und dort unter gleichen Bedingungen leben sähen und deren Hand ergriffen, im Kampfe eben so sehr gegen den ochlokratischen Charakter des Halbgeistes und der Halbbildung, als gegen die gelegentlichen Versuche, mit Hülfe der Massenwirkung eine Tyrannei aufzurichten? Die Oligarchen sind einander nöthig, sie haben an einander ihre beste Freude, sie verstehen ihre Abzeichen, — aber trotzdem ist ein Jeder von ihnen frei, er kämpft und siegt an seiner Stelle und geht lieber unter, als sich zu unterwerfen.

[«]

262.

Homer. — Die grösste Thatsache in der griechischen Bildung bleibt doch die, dass Homer so frühzeitig panhellenisch wurde. Alle geistige und menschliche Freiheit, welche die Griechen erreichten, geht auf diese Thatsache zurück. Aber zugleich ist es das eigentliche Verhängniss der griechischen Bildung gewesen, denn Homer verflachte, indem er centralisirte, und löste die ernsteren Instincte der Unabhängigkeit auf. Von Zeit zu Zeit erhob sich aus dem tiefsten Grunde des Hellenischen der Widerspruch gegen Homer; aber er blieb immer siegreich. Alle grossen geistigen Mächte üben neben ihrer befreienden Wirkung auch eine unterdrückende aus; aber freilich ist es ein Unterschied, ob Homer oder die Bibel oder die Wissenschaft die Menschen tyrannisiren.

[«]

263.

Begabung. — In einer so hoch entwickelten Menschheit, wie die jetzige ist, bekommt von Natur Jeder den Zugang zu vielen Talenten mit. Jeder hat angeborenes Talent, aber nur Wenigen ist der Grad von Zähigkeit, Ausdauer, Energie angeboren und anerzogen, so dass er wirklich ein Talent wird, also wird, was er ist, das heisst: es in Werken und Handlungen entladet.

[«]

264.

Der Geistreiche entweder überschätzt oder unterschätzt. — Unwissenschaftliche, aber begabte Menschen schätzen jedes Anzeichen von Geist, sei es nun, dass er auf wahrer oder falscher Fährte ist; sie wollen vor Allem, dass der Mensch, der mit ihnen verkehrt, sie gut mit seinem Geist unterhalte, sie ansporne, entflamme, zu Ernst und Scherz fortreisse und jedenfalls vor der Langenweile als kräftigstes Amulet schütze. Die wissenschaftlichen Naturen wissen dagegen, dass die Begabung, allerhand Einfälle zu haben, auf das strengste durch den Geist der Wissenschaft gezügelt werden müsse; nicht Das, was glänzt, scheint, erregt, sondern die oft unscheinbare Wahrheit ist die Frucht, welche er vom Baum der Erkenntniss zu schütteln wünscht. Er darf, wie Aristoteles, zwischen „Langweiligen“ und „Geistreichen“ keinen Unterschied machen, sein Dämon führt ihn durch die Wüste ebenso wie durch tropische Vegetation, damit er überall nur an dem Wirklichen, Haltbaren, Aechten seine Freude habe. — Daraus ergiebt sich, bei unbedeutenden Gelehrten, eine Missachtung und Verdächtigung des Geistreichen überhaupt, und wiederum haben geistreiche Leute häufig eine Abneigung gegen die Wissenschaft: wie zum Beispiel fast alle Künstler.

[«]

265.

Die Vernunft in der Schule. — Die Schule hat keine wichtigere Aufgabe, als strenges Denken, vorsichtiges Urtheilen, consequentes Schliessen zu lehren: desshalb hat sie von allen Dingen abzusehen, die nicht für diese Operationen tauglich sind, zum Beispiel von der Religion. Sie kann ja darauf rechnen, dass menschliche Unklarheit, Gewöhnung und Bedürfniss später doch wieder den Bogen des allzustraffen Denkens abspannen. Aber so lange ihr Einfluss reicht, soll sie Das erzwingen, was das Wesentliche und Auszeichnende am Menschen ist: „Vernunft und Wissenschaft des Menschen allerhöchste Kraft“ — wie wenigstens Goethe urtheilt. — Der grosse Naturforscher von Baer findet die Ueberlegenheit aller Europäer im Vergleich zu Asiaten in der eingeschulten Fähigkeit, dass sie Gründe für Das, was sie glauben, angeben können, wozu Diese aber völlig unfähig sind. Europa ist in die Schule des consequenten und kritischen Denkens gegangen, Asien weiss immer noch nicht zwischen Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden und ist sich nicht bewusst, ob seine Ueberzeugungen aus eigener Beobachtung und regelrechtem Denken oder aus Phantasien stammen. — Die Vernunft in der Schule hat Europa zu Europa gemacht: im Mittelalter war es auf dem Wege, wieder zu einem Stück und Anhängsel Asiens zu werden, — also den wissenschaftlichen Sinn, welchen es den Griechen verdankte, einzubüssen.

[«]

266.

Unterschätzte Wirkung des gymnasialen Unterrichts. — Man sucht den Werth des Gymnasiums selten in den Dingen, welche wirklich dort gelernt und von ihm unverlierbar heimgebracht werden, sondern in denen, welche man lehrt, welche der Schüler sich aber nur mit Widerwillen aneignet, um sie, so schnell er darf, von sich abzuschütteln. Das Lesen der Classiker — das giebt jeder Gebildete zu — ist so, wie es überall getrieben wird, eine monströse Procedur: vor jungen Menschen, welche in keiner Beziehung dazu reif sind, von Lehrern, welche durch jedes Wort, oft durch ihr Erscheinen schon einen Mehlthau über einen guten Autor legen. Aber darin liegt der Werth, der gewöhnlich verkannt wird, — dass diese Lehrer die abstracte Sprache der höhern Cultur reden, schwerfällig und schwer zum Verstehen, wie sie ist, aber eine hohe Gymnastik des Kopfes; dass Begriffe, Kunstausdrücke, Methoden, Anspielungen in ihrer Sprache fortwährend vorkommen, welche die jungen Leute im Gespräche ihrer Angehörigen und auf der Gasse fast nie hören. Wenn die Schüler nur hören, so wird ihr Intellect zu einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise unwillkürlich präformirt. Es ist nicht möglich, aus dieser Zucht völlig unberührt von der Abstraction als reines Naturkind herauszukommen.

[«]

267.

Viele Sprachen lernen. — Viele Sprachen lernen füllt das Gedächtniss mit Worten, statt mit Thatsachen und Gedanken, aus, während diess ein Behältniss ist, welches bei jedem Menschen nur eine bestimmt begränzte Masse von Inhalt aufnehmen kann. Sodann schadet das Lernen vieler Sprachen, insofern es den Glauben, Fertigkeiten zu haben, erweckt und thatsächlich auch ein gewisses verführerisches Ansehen im Verkehre verleiht; es schadet sodann auch indirect dadurch, dass es dem Erwerben gründlicher Kenntnisse und der Absicht, auf redliche Weise die Achtung der Menschen zu verdienen, entgegenwirkt. Endlich ist es die Axt, welche dem feineren Sprachgefühl innerhalb der Muttersprache an die Wurzel gelegt wird: diess wird dadurch unheilbar beschädigt und zu Grunde gerichtet. Die beiden Völker, welche die grössten Stilisten erzeugten, Griechen und Franzosen, lernten keine fremden Sprachen. — Weil aber der Verkehr der Menschen immer kosmopolitischer werden muss, und zum Beispiel ein rechter Kaufmann in London jetzt schon sich in acht Sprachen schriftlich und mündlich verständlich zu machen hat, so ist freilich das Viele-Sprachen-lernen ein nothwendiges Uebel; welches aber zuletzt zum Aeussersten kommend, die Menschheit zwingen wird, ein Heilmittel zu finden: und in irgend einer fernen Zukunft wird es eine neue Sprache, zuerst als Handelssprache, dann als Sprache des geistigen Verkehres überhaupt, für Alle geben, so gewiss, als es einmal Luft-Schifffahrt giebt. Wozu hätte auch die Sprachwissenschaft ein Jahrhundert lang die Gesetze der Sprache studirt und das Nothwendige, Werthvolle, Gelungene an jeder einzelnen Sprache abgeschätzt!

[«]

268.

Zur Kriegsgeschichte des Individuums. — Wir finden in ein einzelnes Menschenleben, welches durch mehrere Culturen geht, den Kampf zusammengedrängt, welcher sich sonst zwischen zwei Generationen, zwischen Vater und Sohn, abspielt: die Nähe der Verwandtschaft verschärft diesen Kampf, weil jede Partei schonungslos das ihr so gut bekannte Innere der anderen Partei mit hineinzieht; und so wird dieser Kampf im einzelnen Individuum am erbittertsten sein; hier schreitet jede neue Phase über die früheren mit grausamer Ungerechtigkeit und Verkennung von deren Mitteln und Zielen hinweg.

[«]

269.

Um eine Viertelstunde früher. — Man findet gelegentlich Einen, der mit seinen Ansichten über seiner Zeit steht, aber doch nur um so viel, dass er die Vulgäransichten des nächsten Jahrzehnts vorwegnimmt. Er hat die öffentliche Meinung eher, als sie öffentlich ist, das heisst: er ist einer Ansicht, die es verdient trivial zu werden, eine Viertelstunde eher in die Arme gefallen, als Andere. Sein Ruhm pflegt aber viel lauter zu sein, als der Ruhm der wirklichen Grossen und Ueberlegenen.

[«]

270.

Die Kunst, zu lesen. — Jede starke Richtung ist einseitig; sie nähert sich der Richtung der geraden Linie und ist wie diese ausschliessend, das heisst sie berührt nicht viele andere Richtungen, wie diess schwache Parteien und Naturen in ihrem wellenhaften Hin- und Hergehen thun: das muss man also auch den Philologen nachsehen, dass sie einseitig sind. Herstellung und Reinhaltung der Texte, nebst der Erklärung derselben, in einer Zunft jahrhundertelang fortgetrieben, hat endlich jetzt die richtigen Methoden finden lassen; das ganze Mittelalter war tief unfähig zu einer streng philologischen Erklärung, das heisst zum einfachen Verstehenwollen dessen, was der Autor sagt, — es war Etwas, diese Methoden zu finden, man unterschätze es nicht! Alle Wissenschaft hat dadurch erst Continuität und Stetigkeit gewonnen, dass die Kunst des richtigen Lesens, das heisst die Philologie, auf ihre Höhe kam.

[«]

271.

Die Kunst, zu schliessen. — Der grösste Fortschritt, den die Menschen gemacht haben, liegt darin, dass sie richtig schliessen lernen. Das ist gar nicht so etwas Natürliches, wie Schopenhauer annimmt, wenn er sagt: „zu schliessen sind Alle, zu urtheilen Wenige fähig“, sondern ist spät erlernt und jetzt noch nicht zur Herrschaft gelangt. Das falsche Schliessen ist in älteren Zeiten die Regel: und die Mythologien aller Völker, ihre Magie und ihr Aberglaube, ihr religiöser Cultus, ihr Recht sind die unerschöpflichen Beweis-Fundstätten für diesen Satz.

[«]

272.

Jahresringe der individuellen Cultur. — Die Stärke und Schwäche der geistigen Productivität hängt lange nicht so an der angeerbten Begabung, als an dem mitgegebenen Maasse von Spannkraft. Die meisten jungen Gebildeten von dreissig Jahren gehen um diese Frühsonnenwende ihres Lebens zurück und sind für neue geistige Wendungen von da an unlustig. Desshalb ist dann gleich wieder zum Heile einer fort und fort wachsenden Cultur eine neue Generation nöthig, die es nun aber ebenfalls nicht weit bringt: denn um die Cultur des Vaters nachzuholen, muss der Sohn die angeerbte Energie, welche der Vater auf jener Lebensstufe, als er den Sohn zeugte, selber besass, fast aufbrauchen; mit dem kleinen Ueberschuss kommt er weiter (denn weil hier der Weg zum zweiten Mal gemacht wird, geht es ein Wenig schneller vorwärts; der Sohn verbraucht, um das Selbe zu lernen, was der Vater wusste, nicht ganz so viel Kraft). Sehr spannkräftige Männer, wie zum Beispiel Goethe, durchmessen so viel als kaum vier Generationen hinter einander vermögen; desshalb kommen sie aber zu schnell voraus, so dass die anderen Menschen sie erst in dem nächsten Jahrhundert einholen, vielleicht nicht einmal völlig, weil durch die häufigen Unterbrechungen die Geschlossenheit der Cultur, die Consequenz der Entwickelung geschwächt worden ist. — Die gewöhnlichen Phasen der geistigen Cultur, welche im Verlauf der Geschichte errungen ist, holen die Menschen immer schneller nach. Sie beginnen gegenwärtig in die Cultur als religiös bewegte Kinder einzutreten und bringen es vielleicht im zehnten Lebensjahre zur höchsten Lebhaftigkeit dieser Empfindungen, gehen dann in abgeschwächtere Formen (Pantheismus) über, während sie sich der Wissenschaft nähern; kommen über Gott, Unsterblichkeit und dergleichen ganz hinaus, aber verfallen den Zaubern einer metaphysischen Philosophie. Auch diese wird ihnen endlich unglaubwürdig; die Kunst scheint dagegen immer mehr zu gewähren, so dass eine Zeit lang die Metaphysik kaum noch in einer Umwandelung zur Kunst oder als künstlerisch verklärende Stimmung übrig bleibt und fortlebt. Aber der wissenschaftliche Sinn wird immer gebieterischer und führt den Mann hin zur Naturwissenschaft und Historie und namentlich zu den strengsten Methoden des Erkennens, während der Kunst eine immer mildere und anspruchslosere Bedeutung zufällt. Diess Alles pflegt sich jetzt innerhalb der ersten dreissig Jahre eines Mannes zu ereignen. Es ist die Recapitulation eines Pensums, an welchem die Menschheit vielleicht dreissigtausend Jahre sich abgearbeitet hat.

[«]

273.

Zurückgegangen, nicht zurückgeblieben. — Wer gegenwärtig seine Entwickelung noch aus religiösen Empfindungen heraus anhebt und vielleicht längere Zeit nachher in Metaphysik und Kunst weiterlebt, der hat sich allerdings ein gutes Stück zuruckbegeben und beginnt sein Wettrennen mit anderen modernen Menschen unter ungünstigen Voraussetzungen: er verliert scheinbar Raum und Zeit. Aber dadurch, dass er sich in jenen Bereichen aufhielt, wo Gluth und Energie entfesselt werden und fortwährend Macht als vulcanischer Strom aus unversiegbarer Quelle strömt, kommt er dann, sobald er sich nur zur rechten Zeit von jenen Gebieten getrennt hat, um so schneller vorwärts, sein Fuss ist beflügelt, seine Brust hat ruhiger, länger, ausdauernder athmen gelernt. — Er hat sich nur zurückgezogen, um zu seinem Sprunge genügenden Raum zu haben: so kann selbst etwas Fürchterliches, Drohendes in diesem Rückgange liegen.

[«]

274.

Ein Ausschnitt unseres Selbst als künstlerisches Object. — Es ist ein Zeichen überlegener Cultur, gewisse Phasen der Entwickelung, welche die geringeren Menschen fast gedankenlos durchleben und von der Tafel ihrer Seele dann wegwischen, mit Bewusstsein festzuhalten und ein getreues Bild davon zu entwerfen: denn diess ist die höhere Gattung der Malerkunst, welche nur Wenige verstehen. Dazu wird es nöthig, jene Phasen künstlich zu isoliren. Die historischen Studien bilden die Befähigung zu diesem Malerthum aus, denn sie fordern uns fortwährend auf, bei Anlass eines Stückes Geschichte, eines Volkes — oder Menschenlebens uns einen ganz bestimmten Horizont von Gedanken, eine bestimmte Stärke von Empfindungen, das Vorwalten dieser, das Zurücktreten jener vorzustellen. Darin, dass man solche Gedanken- und Gefühlssysteme aus gegebenen Anlässen schnell reconstruiren kann, wie den Eindruck eines Tempels aus einigen zufällig stehen gebliebenen Säulen und Mauerresten, besteht der historische Sinn. Das nächste Ergebniss desselben ist, dass wir unsere Mitmenschen als ganz bestimmte solche Systeme und Vertreter verschiedener Culturen verstehen, das heisst als nothwendig, aber als veränderlich. Und wiederum, dass wir in unserer eigenen Entwickelung Stücke heraustrennen und selbständig hinstellen können.

[«]

275.

Cyniker und Epikureer. — Der Cyniker erkennt den Zusammenhang zwischen den vermehrten und stärkeren Schmerzen des höher cultivirten Menschen und der Fülle von Bedürfnissen; er begreift also, dass die Menge von Meinungen über das Schöne, Schickliche, Geziemende, Erfreuende ebenso sehr reiche Genuss-, aber auch Unlustquellen entspringen lassen musste. Gemäss dieser Einsicht bildet er sich zurück, indem er viele dieser Meinungen aufgiebt und sich gewissen Anforderungen der Cultur entzieht; damit gewinnt er ein Gefühl der Freiheit und der Kräftigung; und allmählich, wenn die Gewohnheit ihm seine Lebensweise erträglich macht, hat er in der That seltnere und schwächere Unlustempfindungen, als die cultivirten Menschen, und nähert sich dem Hausthier an; überdiess empfindet er Alles im Reiz des Contrastes und — schimpfen kann er ebenfalls nach Herzenslust; so dass er dadurch wieder hoch über die Empfindungswelt des Thieres hinauskommt. — Der Epikureer hat den selben Gesichtspunct wie der Cyniker; zwischen ihm und Jenem ist gewöhnlich nur ein Unterschied des Temperamentes. Sodann benutzt der Epikureer seine höhere Cultur, um sich von den herrschenden Meinungen unabhängig zu machen; er erhebt sich über dieselben, während der Cyniker nur in der Negation bleibt. Er wandelt gleichsam in windstillen, wohlgeschützten, halbdunkelen Gängen, während über ihm, im Winde, die Wipfel der Bäume brausen und ihm verrathen, wie heftig bewegt da draussen die Welt ist. Der Cyniker dagegen geht gleichsam nackt draussen im Windeswehen umher und härtet sich bis zur Gefühllosigkeit ab.

[«]

276.

Mikrokosmus und Makrokosmus der Cultur. — Die besten Entdeckungen über die Cultur macht der Mensch in sich selbst, wenn er darin zwei heterogene Mächte waltend findet. Gesetzt, es lebe Einer eben so sehr in der Liebe zur bildenden Kunst oder zur Musik als er vom Geiste der Wissenschaft fortgerissen werde, und er sehe es als unmöglich an, diesen Widerspruch durch Vernichtung der einen und volle Entfesselung der anderen Macht aufzuheben: so bleibt ihm nur übrig, ein so grosses Gebäude der Cultur aus sich zu gestalten, dass jene beiden Mächte, wenn auch an verschiedenen Enden desselben, in ihm wohnen können, während zwischen ihnen versöhnende Mittelmächte, mit überwiegender Kraft, um nöthigenfalls den ausbrechenden Streit zu schlichten, ihre Herberge haben. Ein solches Gebäude der Cultur im einzelnen Individuum wird aber die grösste Aehnlichkeit mit dem Culturbau in ganzen Zeitperioden haben und eine fortgesetzte analogische Belehrung über denselben abgeben. Denn überall, wo sich die grosse Architektur der Cultur entfaltet hat, war ihre Aufgabe, die einander widerstrebenden Mächte zur Eintracht vermöge einer übermächtigen Ansammelung der weniger unverträglichen übrigen Mächte zu zwingen, ohne sie desshalb zu unterdrücken und in Fesseln zu schlagen.

[«]

277.

Glück und Cultur. — Der Anblick der Umgebungen unserer Kindheit erschüttert uns: das Gartenhaus, die Kirche mit den Gräbern, der Teich und der Wald, — diess sehen wir immer als Leidende wieder. Mitleid mit uns selbst ergreift uns, denn was haben wir seitdem Alles durchgelitten! Und hier steht Jegliches noch so still, so ewig da: nur wir sind so anders, so bewegt; selbst etliche Menschen finden wir wieder, an welchen die Zeit nicht mehr ihren Zahn gewetzt hat, als an einem Eichenbaume: Bauern, Fischer, Waldbewohner — sie sind die selben. — Erschütterung, Selbstmitleid im Angesichte der niederen Cultur ist das Zeichen der höheren Cultur; woraus sich ergiebt, dass durch diese das Glück jedenfalls nicht gemehrt worden ist. Wer eben Glück und Behagen vom Leben ernten will, der mag nur immer der höheren Cultur aus dem Wege gehen.

[«]

278.

Gleichniss vom Tanze. — Jetzt ist es als das entscheidende Zeichen grosser Cultur zu betrachten, wenn Jemand jene Kraft und Biegsamkeit besitzt, um ebenso rein und streng im Erkennen zu sein als, in andern Momenten, auch befähigt, der Poesie, Religion und Metaphysik gleichsam hundert Schritte vorzugeben und ihre Gewalt und Schönheit nachzuempfinden. Eine solche Stellung zwischen zwei so verschiedenen Ansprüchen ist sehr schwierig, denn die Wissenschaft drängt zur absoluten Herrschaft ihrer Methode, und wird diesem Drängen nicht nachgegeben, so entsteht die andere Gefahr eines schwächlichen Auf- und Niederschwankens zwischen verschiedenen Antrieben. Indessen: um wenigstens mit einem Gleichniss einen Blick auf die Lösung dieser Schwierigkeit zu eröffnen, möge man sich doch daran erinnern, dass der Tanz nicht das Selbe wie ein mattes Hin- und Hertaumeln zwischen verschiedenen Antrieben ist. Die hohe Cultur wird einem kühnen Tanze ähnlich sehen: wesshalb, wie gesagt, viel Kraft und Geschmeidigkeit noth thut.

[«]

279.

Von der Erleichterung des Lebens. — Ein Hauptmittel, um sich das Leben zu erleichtern, ist das Idealisiren aller Vorgänge desselben; man soll sich aber aus der Malerei recht deutlich machen, was idealisiren heisst. Der Maler verlangt, dass der Zuschauer nicht zu genau, zu scharf zusehe, er zwingt ihn in eine gewisse Ferne zurück, damit er von dort aus betrachte; er ist genöthigt, eine ganz bestimmte Entfernung des Betrachters vom Bilde vorauszusetzen; ja er muss sogar ein ebenso bestimmtes Maass von Schärfe des Auges bei seinem Betrachter annehmen; in solchen Dingen darf er durchaus nicht schwanken. Jeder also, der sein Leben idealisiren will, muss es nicht zu genau sehen wollen und seinen Blick immer in eine gewisse Entfernung zurückbannen. Dieses Kunststück verstand zum Beispiel Goethe.

[«]

280.

Erschwerung als Erleichterung und umgekehrt. — Vieles, was auf gewissen Stufen des Menschen Erschwerung des Lebens ist, dient einer höheren Stufe als Erleichterung, weil solche Menschen stärkere Erschwerungen des Lebens kennen gelernt haben. Ebenso kommt das Umgekehrte vor: so hat zum Beispiel die Religion ein doppeltes Gesicht, je nachdem ein Mensch zu ihr hinaufblickt, um von ihr sich seine Last und Noth abnehmen zu lassen, oder auf sie hinabsieht, wie auf die Fessel, welche ihm angelegt ist, damit er nicht zu hoch in die Lüfte steige.

[«]

281.

Die höhere Cultur wird nothwendig missverstanden. — Wer sein Instrument nur mit zwei Saiten bespannt hat, wie die Gelehrten, welche ausser dem Wissenstrieb nur noch einen anerzogenen religiösen haben, der versteht solche Menschen nicht, welche auf mehr Saiten spielen können. Es liegt im Wesen der höheren vielsaitigeren Cultur, dass sie von der niederen immer falsch gedeutet wird; wie diess zum Beispiel geschieht, wenn die Kunst als eine verkappte Form des Religiösen gilt. Ja Leute, die nur religiös sind, verstehen selbst die Wissenschaft als Suchen des religiösen Gefühls, so wie Taubstumme nicht wissen, was Musik ist, wenn nicht sichtbare Bewegung.

[«]

282.

Klagelied. — Es sind vielleicht die Vorzüge unserer Zeiten, welche ein Zurücktreten und eine gelegentliche Unterschätzung der vita contemplativa mit sich bringen. Aber eingestehen muss man es sich, dass unsere Zeit arm ist an grossen Moralisten, dass Pascal, Epictet, Seneca, Plutarch wenig noch gelesen werden, dass Arbeit und Fleiss — sonst im Gefolge der grossen Göttin Gesundheit — mitunter wie eine Krankheit zu wüthen scheinen. Weil Zeit zum Denken und Ruhe im Denken fehlt, so erwägt man abweichende Ansichten nicht mehr: man begnügt sich, sie zu hassen. Bei der ungeheuren Beschleunigung des Lebens wird Geist und Auge an ein halbes oder falsches Sehen und Urtheilen gewöhnt, und Jedermann gleicht den Reisenden, welche Land und Volk von der Eisenbahn aus kennen lernen. Selbständige und vorsichtige Haltung der Erkenntniss schätzt man beinahe als eine Art Verrücktheit ab, der Freigeist ist in Verruf gebracht, namentlich durch Gelehrte, welche an seiner Kunst, die Dinge zu betrachten, ihre Gründlichkeit und ihren Ameisenfleiss vermissen und ihn gern in einen einzelnen Winkel der Wissenschaft bannen möchten: während er die ganz andere und höhere Aufgabe hat, von einem einsam gelegenen Standorte aus den ganzen Heerbann der wissenschaftlichen und gelehrten Menschen zu befehligen und ihnen die Wege und Ziele der Cultur zu zeigen. — Eine solche Klage, wie die eben abgesungene, wird wahrscheinlich ihre Zeit haben und von selber einmal, bei einer gewaltigen Rückkehr des Genius' der Meditation, verstummen.

[«]

283.

Hauptmangel der thätigen Menschen. — Den Thätigen fehlt gewöhnlich die höhere Thätigkeit: ich meine die individuelle. Sie sind als Beamte, Kaufleute, Gelehrte, das heisst als Gattungswesen thätig, aber nicht als ganz bestimmte einzelne und einzige Menschen; in dieser Hinsicht sind sie faul. — Es ist das Unglück der Thätigen, dass ihre Thätigkeit fast immer ein Wenig unvernünftig ist. Man darf zum Beispiel bei dem geldsammelnden Banquier nach dem Zweck seiner rastlosen Thätigkeit nicht fragen: sie ist unvernünftig. Die Thätigen rollen, wie der Stein rollt, gemäss der Dummheit der Mechanik. — Alle Menschen zerfallen, wie zu allen Zeiten so auch jetzt noch, in Sclaven und Freie; denn wer von seinem Tage nicht zwei Drittel für sich hat, ist ein Sclave, er sei übrigens wer er wolle: Staatsmann, Kaufmann, Beamter, Gelehrter.

[«]

284.

Zu Gunsten der Müssigen. — Zum Zeichen dafür, dass die Schätzung des beschaulichen Lebens abgenommen hat, wetteifern die Gelehrten jetzt mit den thätigen Menschen in einer Art von hastigem Genusse, so dass sie also diese Art, zu geniessen, höher zu schätzen scheinen, als die, welche ihnen eigentlich zukommt und welche in der That viel mehr Genuss ist. Die Gelehrten schämen sich des otium. Es ist aber ein edel Ding um Musse und Müssiggehen. — Wenn Müssiggang wirklich der Anfang aller Laster ist, so befindet er sich also wenigstens in der nächsten Nähe aller Tugenden; der müssige Mensch ist immer noch ein besserer Mensch als der thätige. — Ihr meint doch nicht, dass ich mit Musse und Müssiggehen auf euch ziele, ihr Faulthiere? —

[«]

285.

Die moderne Unruhe. — Nach dem Westen zu wird die moderne Bewegtheit immer grösser, so dass den Amerikanern die Bewohner Europa’s insgesammt sich als ruheliebende und geniessende Wesen darstellen, während diese doch selbst wie Bienen und Wespen durcheinander fliegen. Diese Bewegtheit wird so gross, dass die höhere Cultur ihre Früchte nicht mehr zeitigen kann; es ist, als ob die Jahreszeiten zu rasch auf einander folgten. Aus Mangel an Ruhe läuft unsere Civilisation in eine neue Barbarei aus. Zu keiner Zeit haben die Thätigen, das heisst die Ruhelosen, mehr gegolten. Es gehört desshalb zu den nothwendigen Correcturen, welche man am Charakter der Menschheit vornehmen muss, das beschauliche Element in grossem Maasse zu verstärken. Doch hat schon jeder Einzelne, welcher in Herz und Kopf ruhig und stetig ist, das Recht zu glauben, dass er nicht nur ein gutes Temperament, sondern eine allgemein nützliche Tugend besitze und durch die Bewahrung dieser Tugend sogar eine höhere Aufgabe erfülle.

[«]

286.

In wiefern der Thätige faul ist. — Ich glaube, dass Jeder über jedes Ding, über welches Meinungen möglich sind, eine eigene Meinung haben muss, weil er selber ein eigenes, nur einmaliges Ding ist, das zu allen anderen Dingen eine neue, nie dagewesene Stellung einnimmt. Aber die Faulheit, welche im Grunde der Seele des Thätigen liegt, verhindert den Menschen, das Wasser aus seinem eigenen Brunnen zu schöpfen. — Mit der Freiheit der Meinungen steht es wie mit der Gesundheit: beide sind individuell, von beiden kann kein allgemein gültiger Begriff aufgestellt werden. Das, was das eine Individuum zu seiner Gesundheit nöthig hat, ist für ein anderes schon Grund zur Erkrankung, und manche Mittel und Wege zur Freiheit des Geistes dürfen höher entwickelten Naturen als Wege und Mittel zur Unfreiheit gelten.

[«]

287.

Censor vitae. — Der Wechsel von Liebe und Hass bezeichnet für eine lange Zeit den inneren Zustand eines Menschen, welcher frei in seinem Urtheile über das Leben werden will; er vergisst nicht und trägt den Dingen Alles nach, Gutes und Böses. Zuletzt, wenn die ganze Tafel seiner Seele mit Erfahrungen voll geschrieben ist, wird er das Dasein nicht verachten und hassen, aber es auch nicht lieben, sondern über ihm liegen bald mit dem Auge der Freude, bald mit dem der Trauer, und, wie die Natur, bald sommerlich, bald herbstlich gesinnt sein.

[«]

288.

Nebenerfolg. — Wer ernstlich frei werden will, wird dabei ohne allen Zwang die Neigung zu Fehlern und Lastern mit verlieren; auch Aerger und Verdruss werden ihn immer seltener anfallen. Sein Wille nämlich will Nichts angelegentlicher, als Erkennen und das Mittel dazu, das heisst: den andauernden Zustand, in dem er am tüchtigsten zum Erkennen ist.

[«]

289.

Werth der Krankheit. — Der Mensch, der krank zu Bette liegt, kommt mitunter dahinter, dass er für gewöhnlich an seinem Amte, Geschäfte oder an seiner Gesellschaft krank ist und durch sie jede Besonnenheit über sich verloren hat: er gewinnt diese Weisheit aus der Musse, zu welcher ihn seine Krankheit zwingt.

[«]

290.

Empfindung auf dem Lande. — Wenn man nicht feste, ruhige Linien am Horizonte seines Lebens hat, Gebirgs- und Waldlinien gleichsam, so wird der innerste Wille des Menschen selber unruhig, zerstreut und begehrlich wie das Wesen des Städters: er hat kein Glück und giebt kein Glück.

[«]

291.

Vorsicht der freien Geister. — Freigesinnte, der Erkenntniss allein lebende Menschen werden ihr äusserliches Lebensziel, ihre endgültige Stellung zu Gesellschaft und Staat bald erreicht finden und zum Beispiel mit einem kleinen Amte oder einem Vermögen, das gerade zum Leben ausreicht, gerne sich zufrieden geben; denn sie werden sich einrichten so zu leben, dass eine grosse Verwandelung der äusseren Güter, ja ein Umsturz der politischen Ordnungen ihr Leben nicht mit umwirft. Auf alle diese Dinge verwenden sie so wenig wie möglich an Energie, damit sie mit der ganzen angesammelten Kraft und gleichsam mit einem langen Athem in das Element des Erkennens hinabtauchen. So können sie hoffen, tief zu tauchen und auch wohl auf den Grund zu sehen. — Von einem Ereigniss wird ein solcher Geist gerne nur einen Zipfel nehmen, er liebt die Dinge in der ganzen Breite und Weitschweifigkeit ihrer Falten nicht: denn er will sich nicht in diese verwickeln. — Auch er kennt die Wochentage der Unfreiheit, der Abhängigkeit, der Dienstbarkeit. Aber von Zeit zu Zeit muss ihm ein Sonntag der Freiheit kommen, sonst wird er das Leben nicht aushalten. — Es ist wahrscheinlich, dass selbst seine Liebe zu den Menschen vorsichtig und etwas kurzathmig sein wird, denn er will sich nur, so weit es zum Zwecke der Erkenntniss nöthig ist, mit der Welt der Neigungen und der Blindheit einlassen. Er muss darauf vertrauen, dass der Genius der Gerechtigkeit Etwas für seinen Jünger und Schützling sagen wird, wenn anschuldigende Stimmen ihn arm an Liebe nennen sollten. — Es giebt in seiner Lebens- und Denkweise einen verfeinerten Heroismus, welcher es verschmäht, sich der grossen Massen-Verehrung, wie sein gröberer Bruder es thut, anzubieten und still durch die Welt und aus der Welt zu gehen pflegt. Was für Labyrinthe er auch durchwandert, unter welchen Felsen sich auch sein Strom zeitweilig durchgequält hat — kommt er an’s Licht, so geht er hell, leicht und fast geräuschlos seinen Gang und lässt den Sonnenschein bis in seinen Grund hinab spielen.

[«]

292.

Vorwärts. — Und damit vorwärts auf der Bahn der Weisheit, guten Schrittes, guten Vertrauens! Wie du auch bist, so diene dir selber als Quell der Erfahrung! Wirf das Missvergnügen über dein Wesen ab, verzeihe dir dein eignes Ich, denn in jedem Falle hast du an dir eine Leiter mit hundert Sprossen, auf welchen du zur Erkenntniss steigen kannst. Das Zeitalter, in welches du dich mit Leidwesen geworfen fühlst, preist dich selig dieses Glückes wegen; es ruft dir zu, dass dir jetzt noch an Erfahrungen zu Theil werde, was Menschen späterer Zeit vielleicht entbehren müssen. Missachte es nicht, noch religiös gewesen zu sein; ergründe es völlig, wie du noch einen ächten Zugang zur Kunst gehabt hast. Kannst du nicht gerade mit Hülfe dieser Erfahrungen ungeheuren Wegstrecken der früheren Menschheit verständnisvoller nachgehen? Sind nicht gerade auf dem Boden, welcher dir mitunter so missfällt, auf dem Boden des unreinen Denkens, viele der herrlichsten Früchte älterer Cultur aufgewachsen? Man muss Religion und Kunst wie Mutter und Amme geliebt haben, — sonst kann man nicht weise werden. Aber man muss über sie hinaus sehen, ihnen entwachsen können; bleibt man in ihrem Banne, so versteht man sie nicht. Ebenso muss dir die Historie vertraut sein und das vorsichtige Spiel mit den Wagschalen: „einerseits—andererseits“. Wandle zurück, in die Fussstapfen tretend, in welchen die Menschheit ihren leidvollen grossen Gang durch die Wüste der Vergangenheit machte: so bist du am gewissesten belehrt, wohin alle spätere Menschheit nicht wieder gehen kann oder darf. Und indem du mit aller Kraft vorauserspähen willst, wie der Knoten der Zukunft noch geknüpft wird, bekommt dein eigenes Leben den Werth eines Werkzeuges und Mittels zur Erkenntniss. Du hast es in der Hand zu erreichen, dass all dein Erlebtes: die Versuche, Irrwege, Fehler, Täuschungen, Leidenschaften, deine Liebe und deine Hoffnung, in deinem Ziele ohne Rest aufgehn. Dieses Ziel ist, selber eine nothwendige Kette von Cultur-Ringen zu werden und von dieser Nothwendigkeit aus auf die Nothwendigkeit im Gange der allgemeinen Cultur zu schliessen. Wenn dein Blick stark genug geworden ist, den Grund in dem dunklen Brunnen deines Wesens und deiner Erkenntnisse zu sehen, so werden dir vielleicht auch in seinem Spiegel die fernen Sternbilder zukünftiger Culturen sichtbar werden. Glaubst du, ein solches Leben mit einem solchen Ziele sei zu mühevoll, zu ledig aller Annehmlichkeiten? So hast du noch nicht gelernt, dass kein Honig süsser als der der Erkenntniss ist und dass die hängenden Wolken der Trübsal dir noch zum Euter dienen müssen, aus dem du die Milch zu deiner Labung melken wirst. Kommt das Alter, so merkst du erst recht, wie du der Stimme der Natur Gehör gegeben, jener Natur, welche die ganze Welt durch Lust beherrscht: das selbe Leben, welches seine Spitze im Alter hat, hat auch seine Spitze in der Weisheit, in jenem milden Sonnenglanz einer beständigen geistigen Freudigkeit; beiden, dem Alter und der Weisheit, begegnest du auf Einem Bergrücken des Lebens, so wollte es die Natur. Dann ist es Zeit und kein Anlass zum Zürnen, dass der Nebel des Todes naht. Dem Lichte zu — deine letzte Bewegung; ein Jauchzen der Erkenntniss — dein letzter Laut.

[«]

Sechstes Hauptstück.
Der Mensch im Verkehr.

293.

Wohlwollende Verstellung. — Es ist häufig im Verkehre mit Menschen eine wohlwollende Verstellung nöthig, als ob wir die Motive ihres Handelns nicht durchschauten.

[«]

294.

Copien. — Nicht selten begegnet man Copien bedeutender Menschen; und den Meisten gefallen, wie bei Gemälden, so auch hier, die Copien besser als die Originale.

[«]

295.

Der Redner. — Man kann höchst passend reden und doch so, dass alle Welt über das Gegentheil schreit: nämlich dann, wenn man nicht zu aller Welt redet.

[«]

296.

Mangel an Vertraulichkeit. — Mangel an Vertraulichkeit unter Freunden ist ein Fehler, der nicht gerügt werden kann, ohne unheilbar zu werden.

[«]

297.

Zur Kunst des Schenkens. — Eine Gabe ausschlagen zu müssen, blos weil sie nicht auf die rechte Weise angeboten wurde, erbittert gegen den Geber.

[«]

298.

Der gefährlichste Parteimann. — In jeder Partei ist Einer, der durch sein gar zu gläubiges Aussprechen der Parteigrundsätze die Uebrigen zum Abfall reizt.

[«]

299.

Rathgeber des Kranken. — Wer einem Kranken seine Rathschläge giebt, erwirbt sich ein Gefühl von Ueberlegenheit über ihn, sei es, dass sie angenommen oder dass sie verworfen werden. Desshalb hassen reizbare und stolze Kranke die Rathgeber noch mehr als ihre Krankheit.

[«]

300.

Doppelte Art der Gleichheit. — Die Sucht nach Gleichheit kann sich so äussern, dass man entweder alle Anderen zu sich hinunterziehen möchte (durch Verkleinern, Secretiren, Beinstellen) oder sich mit Allen hinauf (durch Anerkennen, Helfen, Freude an fremdem Gelingen).

[«]

301.

Gegen Verlegenheit. — Das beste Mittel, sehr verlegenen Leuten zu Hülfe zu kommen und sie zu beruhigen, besteht darin, dass man sie entschieden lobt.

[«]

302.

Vorliebe für einzelne Tugenden. — Wir legen nicht eher besonderen Werth auf den Besitz einer Tugend, bis wir deren völlige Abwesenheit an unserem Gegner wahrnehmen.

[«]

303.

Warum man widerspricht. — Man widerspricht oft einer Meinung, während uns eigentlich nur der Ton, mit dem sie vorgetragen wurde, unsympathisch ist.

[«]

304.

Vertrauen und Vertraulichkeit. — Wer die Vertraulichkeit mit einer anderen Person geflissentlich zu erzwingen sucht, ist gewöhnlich nicht sicher darüber, ob er ihr Vertrauen besitzt. Wer des Vertrauens sicher ist, legt auf Vertraulichkeit wenig Werth.

[«]

305.

Gleichgewicht der Freundschaft. — Manchmal kehrt, im Verhältniss von uns zu einem andern Menschen, das rechte Gleichgewicht der Freundschaft zurück, wenn wir in unsre eigene Wagschale einige Gran Unrecht legen.

[«]

306.

Die gefährlichsten Aerzte. — Die gefährlichsten Aerzte sind die, welche es dem geborenen Arzte als geborene Schauspieler mit vollkommener Kunst der Täuschung nachmachen.

[«]

307.

Wann Paradoxien am Platze sind. — Geistreichen Personen braucht man mitunter, um sie für einen Satz zu gewinnen, denselben nur in der Form einer ungeheuerlichen Paradoxie vorzulegen.

[«]

308.

Wie muthige Leute gewonnen werden. — Muthige Leute überredet man dadurch zu einer Handlung, dass man dieselbe gefährlicher darstellt, als sie ist.

[«]

309.

Artigkeiten. — Unbeliebten Personen rechnen wir die Artigkeiten, welche sie uns erweisen, zum Vergehen an.

[«]

310.

Warten lassen. — Ein sicheres Mittel, die Leute aufzubringen und ihnen böse Gedanken in den Kopf zu setzen, ist, sie lange warten zu lassen. Diess macht unmoralisch.

[«]

311.

Gegen die Vertraulichen. — Leute, welche uns ihr volles Vertrauen schenken, glauben dadurch ein Recht auf das unsrige zu haben. Diess ist ein Fehlschluss; durch Geschenke erwirbt man keine Rechte.

[«]

312.

Ausgleichsmittel. — Es genügt oft, einem Andern, dem man einen Nachtheil zugefügt hat, Gelegenheit zu einem Witze über uns zu geben, um ihm persönlich Genugthuung zu schaffen, ja um ihn für uns gut zu stimmen.

[«]

313.

Eitelkeit der Zunge. — Ob der Mensch seine schlechten Eigenschaften und Laster verbirgt oder mit Offenheit sie eingesteht, so wünscht doch in beiden Fällen seine Eitelkeit einen Vortheil dabei zu haben: man beachte nur, wie fein er unterscheidet, vor wem er jene Eigenschaften verbirgt, vor wem er ehrlich und offenherzig wird.

[«]

314.

Rücksichtsvoll. — Niemanden kränken, Niemanden beeinträchtigen wollen kann ebensowohl das Kennzeichen einer gerechten, als einer ängstlichen Sinnesart sein.

[«]

315.

Zum Disputiren erforderlich. — Wer seine Gedanken nicht auf Eis zu legen versteht, der soll sich nicht in die Hitze des Streites begeben.

[«]

316.

Umgang und Anmaassung. — Man verlernt die Anmaassung, wenn man sich immer unter verdienten Menschen weiss; Allein-sein pflanzt Uebermuth. Junge Leute sind anmaassend, denn sie gehen mit Ihresgleichen um, welche alle Nichts sind, aber gerne viel bedeuten.

[«]

317.

Motiv des Angriffs. — Man greift nicht nur an, um Jemandem wehe zu thun, ihn zu besiegen, sondern vielleicht auch nur, um sich seiner Kraft bewusst zu werden.

[«]

318.

Schmeichelei. — Personen, welche unsere Vorsicht im Verkehr mit ihnen durch Schmeicheleien betäuben wollen, wenden ein gefährliches Mittel an, gleichsam einen Schlaftrunk, welcher, wenn er nicht einschläfert, nur um so mehr wach erhält.

[«]

319.

Guter Briefschreiber. — Der, welcher keine Bücher schreibt, viel denkt und in unzureichender Gesellschaft lebt, wird gewöhnlich ein guter Briefschreiber sein.

[«]

320.

Am hässlichsten. — Es ist zu bezweifeln, ob ein Vielgereister irgendwo in der Welt hässlichere Gegenden gefunden hat, als im menschlichen Gesichte.

[«]

321.

Die Mitleidigen. — Die mitleidigen, im Unglück jederzeit hülfreichen Naturen sind selten zugleich die sich mitfreuenden: beim Glück der Anderen haben sie Nichts zu thun, sind überflüssig, fühlen sich nicht im Besitz ihrer Ueberlegenheit und zeigen desshalb leicht Missvergnügen.

[«]

322.

Verwandte eines Selbstmörders. — Verwandte eines Selbstmörders rechnen es ihm übel an, dass er nicht aus Rücksicht auf ihren Ruf am Leben geblieben ist.

[«]

323.

Undank vorauszusehen. — Der, welcher etwas Grosses schenkt, findet keine Dankbarkeit; denn der Beschenkte hat schon durch das Annehmen zu viel Last.

[«]

324.

In geistloser Gesellschaft. — Niemand dankt dem geistreichen Menschen die Höflichkeit, wenn er sich einer Gesellschaft gleichstellt, in der es nicht höflich ist, Geist zu zeigen.

[«]

325.

Gegenwart von Zeugen. — Man springt einem Menschen, der in's Wasser fällt, noch einmal so gern nach, wenn Leute zugegen sind, die es nicht wagen.

[«]

326.

Schweigen. — Die für beide Parteien unangenehmste Art, eine Polemik zu erwidern, ist, sich ärgern und schweigen: denn der Angreifende erklärt sich das Schweigen gewöhnlich als Zeichen der Verachtung.

[«]

327.

Das Geheimniss des Freundes. — Es wird Wenige geben, welche, wenn sie um Stoff zur Unterhaltung verlegen sind, nicht die geheimeren

Angelegenheiten ihrer Freunde preisgeben.

[«]

328.

Humanität. — Die Humanität der Berühmtheiten des Geistes besteht darin, im Verkehre mit Unberühmten auf eine verbindliche Art Unrecht zu behalten.

[«]

329.

Der Befangene. — Menschen, die sich in der Gesellschaft nicht sicher fühlen, benutzen jede Gelegenheit, um an einem Nahegestellten, dem sie überlegen sind, diese Ueberlegenheit öffentlich, vor der Gesellschaft, zu zeigen, zum Beispiel durch Neckereien.

[«]

330.

Dank. — Eine feine Seele bedrückt es, sich Jemanden zum Dank verpflichtet zu wissen; eine grobe, sich Jemandem.

[«]

331.

Merkmal der Entfremdung. — Das stärkste Anzeichen von Entfremdung der Ansichten bei zwei Menschen ist diess, dass beide sich gegenseitig einiges Ironische sagen, aber keiner von beiden das Ironische daran fühlt.

[«]

332.

Anmaassung bei Verdiensten. — Anmaassung bei Verdiensten beleidigt noch mehr, als Anmaassung von Menschen ohne Verdienst: denn schon das Verdienst beleidigt.

[«]

333.

Gefahr in der Stimme. — Mitunter macht uns im Gespräche der Klang der eigenen Stimme verlegen und verleitet uns zu Behauptungen, welche gar nicht unserer Meinung entsprechen.

[«]

334.

Im Gespräche. — Ob man im Gespräche dem Andern vornehmlich Recht giebt oder Unrecht, ist durchaus die Sache der Angewöhnung: das Eine wie das Andere hat Sinn.

[«]

335.

Furcht vor dem Nächsten. — Wir fürchten die feindselige Stimmung des Nächsten, weil wir befürchten, dass er durch diese Stimmung hinter unsere Heimlichkeiten kommt.

[«]

336.

Durch Tadel auszeichnen. — Sehr angesehene Personen ertheilen selbst ihren Tadel so, dass sie uns damit auszeichnen wollen. Es soll uns aufmerksam machen, wie angelegentlich sie sich mit uns beschäftigen. Wir verstehen sie ganz falsch, wenn wir ihren Tadel sachlich nehmen und uns gegen ihn vertheidigen; wir ärgern sie dadurch und entfremden uns ihnen.

[«]

337.

Verdruss am Wohlwollen Anderer. — Wir irren uns über den Grad, in welchem wir uns gehasst, gefürchtet glauben: weil wir selber zwar gut den Grad unserer Abweichung von einer Person, Richtung, Partei kennen, jene Andern aber uns sehr oberflächlich kennen und desshalb auch nur oberflächlich hassen. Wir begegnen oft einem Wohlwollen, welches uns unerklärlich ist; verstehen wir es aber, so beleidigt es uns, weil es zeigt, dass man uns nicht ernst, nicht wichtig genug nimmt.

[«]

338.

Sich kreuzende Eitelkeiten. — Zwei sich begegnende Personen, deren Eitelkeit gleich gross ist, behalten hinterdrein von einander einen schlechten Eindruck, weil jede so mit dem Eindruck beschäftigt war, den sie bei der andern hervorbringen wollte, dass die andere auf sie keinen Eindruck machte; beide merken endlich, dass ihr Bemühen verfehlt ist und schieben je der andern die Schuld zu.

[«]

339.

Unarten als gute Anzeichen. — Der überlegene Geist hat an den Tactlosigkeiten, Anmaassungen, ja Feindseligkeiten ehrgeiziger Jünglinge gegen ihn sein Vergnügen; es sind die Unarten feuriger Pferde, welche noch keinen Reiter getragen haben und doch in Kurzem so stolz sein werden, ihn zu tragen.

[«]

340.

Wann es rathsam ist, Unrecht zu behalten. — Man thut gut, gemachte Anschuldigungen, selbst wenn sie uns Unrecht thun, ohne Widerlegung hinzunehmen, im Fall der Anschuldigende darin ein noch grösseres Unrecht unsererseits sehen würde, wenn wir ihm widersprächen und etwa gar ihn widerlegten. Freilich kann Einer auf diese Weise immer Unrecht haben und immer Recht behalten und zuletzt mit dem besten Gewissen von der Welt der unerträglichste Tyrann und Quälgeist werden; und was vom Einzelnen gilt, kann auch bei ganzen Classen der Gesellschaft vorkommen.

[«]

341.

Zu wenig geehrt. — Sehr eingebildete Personen, denen man Zeichen von geringerer Beachtung gegeben hat, als sie erwarteten, versuchen lange, sich selbst und Andere darüber irre zu führen und werden spitzfindige Psychologiker, um herauszubekommen, dass der Andere sie doch genügend geehrt hat: erreichen sie ihr Ziel nicht, reisst der Schleier der Täuschung, so geben sie sich einer um so grösseren Wuth hin.

[«]

342.

Urzustände in der Rede nachklingend. — In der Art, wie jetzt die Männer im Verkehre Behauptungen aufstellen, erkennt man oft einen Nachklang der Zeiten, wo dieselben sich besser auf Waffen, als auf irgend Etwas verstanden: sie handhaben ihre Behauptungen bald wie zielende Schützen ihr Gewehr, bald glaubt man das Sausen und Klirren der Klingen zu hören; und bei einigen Männern poltert eine Behauptung herab wie ein derber Knüttel. — Frauen dagegen sprechen so, wie Wesen, welche Jahrtausende lang am Webstuhl sassen oder die Nadel führten oder mit Kindern kindisch waren.

[«]

343.

Der Erzähler. — Wer Etwas erzählt, lässt leicht merken, ob er erzählt, weil ihn das Factum interessirt oder weil er durch die Erzählung interessiren will. Im letzteren Falle wird er übertreiben, Superlative gebrauchen und Aehnliches thun. Er erzählt dann gewöhnlich schlechter, weil er nicht so sehr an die Sache, als an sich denkt.

[«]

344.

Der Vorleser. — Wer dramatische Dichtungen vorliest, macht Entdeckungen über seinen Charakter: er findet für gewisse Stimmungen und Scenen seine Stimme natürlicher, als für andere, etwa für alles Pathetische oder für das Scurrile, während er vielleicht im gewöhnlichen Leben nur nicht Gelegenheit hatte, Pathos oder Scurrilität zu zeigen.

[«]

345.

Eine Lustspiel-Scene, welche im Leben vorkommt. — Jemand denkt sich eine geistreiche Meinung über ein Thema aus, um sie in einer Gesellschaft vorzutragen. Nun würde man im Lustspiel anhören und ansehen, wie er mit allen Segeln an den Punct zu kommen und die Gesellschaft dort einzuschiffen sucht, wo er seine Bemerkung machen kann: wie er fortwährend die Unterhaltung nach Einem Ziele schiebt, gelegentlich die Richtung verliert, sie wiedergewinnt, endlich den Augenblick erreicht: fast versagt ihm der Athem — und da nimmt ihm Einer aus der Gesellschaft die Bemerkung vom Munde weg. Was wird er thun? Seiner eigenen Meinung opponiren?

[«]

346.

Wider Willen unhöflich. — Wenn Jemand wider Willen einen Andern unhöflich behandelt, zum Beispiel nicht grüsst, weil er ihn nicht erkennt, so wurmt ihn diess, obwohl er nicht seiner Gesinnung einen Vorwurf machen kann; ihn kränkt die schlechte Meinung, welche er bei dem Andern erzeugt hat, oder er fürchtet die Folgen einer Verstimmung, oder ihn schmerzt es, den Andern verletzt zu haben, — also Eitelkeit, Furcht oder Mitleid können rege werden, vielleicht auch alles zusammen.

[«]

347.

Verräther-Meisterstück. — Gegen den Mitverschworenen den kränkenden Argwohn zu äussern, ob man nicht von ihm verrathen werde, und diess gerade in dem Augenblicke, wo man selbst Verrath übt, ist ein Meisterstück der Bosheit, weil es den Andern persönlich occupirt und ihn zwingt, eine Zeit lang sich sehr unverdächtig und offen zu benehmen, so dass der wirkliche Verräther sich freie Hand gemacht hat.

[«]

348.

Beleidigen und beleidigt werden. — Es ist weit angenehmer, zu beleidigen und später um Verzeihung zu bitten, als beleidigt zu werden und Verzeihung zu gewähren. Der, welcher das Erste thut, giebt ein Zeichen von Macht und nachher von Güte des Charakters. Der Andere, wenn er nicht als inhuman gelten will, muss schon verzeihen; der Genuss an der Demüthigung des Anderen ist dieser Nöthigung wegen gering.

[«]

349.

Im Disput. — Wenn man zugleich einer anderen Meinung widerspricht und dabei seine eigene entwickelt, so verrückt gewöhnlich die fortwährende Rücksicht auf die andere Meinung die natürliche Haltung der eigenen: sie erscheint absichtlicher, schärfer, vielleicht etwas übertrieben.

[«]

350.

Kunstgriff. — Wer etwas Schwieriges von einem Andern erlangen will, muss die Sache überhaupt nicht als Problem fassen, sondern schlicht seinen Plan hinlegen, als sei er die einzige Möglichkeit; er muss es verstehen, wenn im Auge des Gegners der Einwand, der Widerspruch dämmert, schnell abzubrechen und ihm keine Zeit zu geben.

[«]

351.

Gewissensbisse nach Gesellschaften. — Warum haben wir nach gewöhnlichen Gesellschaften Gewissensbisse? Weil wir wichtige Dinge leicht genommen haben, weil wir bei der Besprechung von Personen nicht mit voller Treue gesprochen oder weil wir geschwiegen haben, wo wir reden sollten, weil wir gelegentlich nicht aufgesprungen und fortgelaufen sind, kurz weil wir uns in der Gesellschaft benahmen, als ob wir zu ihr gehörten.

[«]

352.

Man wird falsch beurtheilt. — Wer immer darnach hinhorcht, wie er beurtheilt wird, hat immer Aerger. Denn wir werden schon von Denen, welche uns am nächsten stehen („am besten kennen“), falsch beurtheilt. Selbst gute Freunde lassen ihre Verstimmung mitunter in einem missgünstigen Worte aus; und würden sie unsere Freunde sein, wenn sie uns genau kennten? — Die Urtheile der Gleichgültigen thun sehr weh, weil sie so unbefangen, fast sachlich klingen. Merken wir aber gar, dass Jemand, der uns feind ist, uns in einem geheim gehaltenen Puncte so gut kennt, wie wir uns, wie gross ist dann erst der Verdruss!

[«]

353.

Tyrannei des Portraits. — Künstler und Staatsmänner, die schnell aus einzelnen Zügen das ganze Bild eines Menschen oder Ereignisses combiniren, sind am meisten dadurch ungerecht, dass sie hinterdrein verlangen, das Ereigniss oder der Mensch müsse wirklich so sein, wie sie es malten; sie verlangen geradezu, dass Einer so begabt, so verschlagen, so ungerecht sei, wie er in ihrer Vorstellung lebt.

[«]

354.

Der Verwandte als der beste Freund. — Die Griechen, die so gut wussten, was ein Freund sei, — sie allein von allen Völkern haben eine tiefe, vielfache philosophische Erörterung der Freundschaft; sodass ihnen zuerst, und bis jetzt zuletzt, der Freund als ein lösenswerthes Problem erschienen ist — diese selben Griechen haben die Verwandten mit einem Ausdrucke bezeichnet, welcher der Superlativ des Wortes „Freund“ ist. Diess bleibt mir unerklärlich.

[«]

355.

Verkannte Ehrlichkeit. — Wenn Jemand im Gespräche sich selber citirt („ich sagte damals“, „ich pflege zu sagen“), so macht diess den Eindruck der Anmaassung, während es häufiger gerade aus der entgegengesetzten Quelle hervorgeht, mindestens aus Ehrlichkeit, welche den Augenblick nicht mit den Einfällen schmücken und herausputzen will, welche einem früheren Augenblicke angehören.

[«]

356.

Der Parasit. — Es bezeichnet einen völligen Mangel an vornehmer Gesinnung, wenn Jemand lieber in Abhängigkeit, auf Anderer Kosten, leben will, um nur nicht arbeiten zu müssen, gewöhnlich mit einer heimlichen Erbitterung gegen Die, von denen er abhängt. — Eine solche Gesinnung ist viel häufiger bei Frauen als bei Männern, auch viel verzeihlicher (aus historischen Gründen).

[«]

357.

Auf dem Altar der Versöhnung. — Es giebt Umstände, wo man eine Sache von einem Menschen nur so erlangt, dass man ihn beleidigt und sich verfeindet: dieses Gefühl, einen Feind zu haben, quält ihn so, dass er gern das erste Anzeichen einer milderen Stimmung zur Versöhnung benützt und jene Sache auf dem Altar dieser Versöhnung opfert, an der ihm früher so viel gelegen war, dass er sie um keinen Preis geben wollte.

[«]

358.

Mitleid fordern als Zeichen der Anmaassung. — Es giebt Menschen, welche, wenn sie in Zorn gerathen und die Anderen beleidigen, dabei erstens verlangen, dass man ihnen Nichts übel nehme und zweitens, dass man mit ihnen Mitleid habe, weil sie so heftigen Paroxysmen unterworfen sind. So weit geht die menschliche Anmaassung.

[«]

359.

Köder. — „Jeder Mensch hat seinen Preis“, — das ist nicht wahr. Aber es findet sich wohl für Jeden ein Köder, an den er anbeissen muss. So braucht man, um manche Personen für eine Sache zu gewinnen, dieser Sache nur den Glanz des Menschenfreundlichen, Edlen, Mildthätigen, Aufopfernden zu geben — und welcher Sache könnte man ihn nicht geben? — Es ist das Zuckerwerk und die Näscherei ihrer Seele; andere haben anderes.

[«]

360.

Verhalten beim Lobe. — Wenn gute Freunde die begabte Natur loben, so wird sie sich öfters aus Höflichkeit und Wohlwollen darüber erfreut zeigen, aber in Wahrheit ist es ihr gleichgültig. Ihr eigentliches Wesen ist ganz träge dagegen und um keinen Schritt dadurch aus der Sonne oder dem Schatten, in dem sie liegt, herauszuwälzen; aber die Menschen wollen durch Lob eine Freude machen und man würde sie betrüben, wenn man sich über ihr Lob nicht freute.

[«]

361.

Die Erfahrung des Sokrates. — Ist man in einer Sache Meister geworden, so ist man gewöhnlich eben dadurch in den meisten andern Sachen ein völliger Stümper geblieben; aber man urtheilt gerade umgekehrt, wie diess schon Sokrates erfuhr. Diess ist der Uebelstand, welcher den Umgang mit Meistern unangenehm macht.

[«]

362.

Mittel der Verthierung. — Im Kampf mit der Dummheit werden die billigsten und sanftesten Menschen zuletzt brutal. Sie sind damit vielleicht auf dem rechten Wege der Vertheidigung; denn an die dumme Stirn gehört, als Argument, von Rechtswegen die geballte Faust. Aber weil, wie gesagt, ihr Charakter sanft und billig ist, so leiden sie durch diese Mittel der Nothwehr mehr als sie Leid zufügen.

[«]

363.

Neugierde. — Wenn die Neugierde nicht wäre, würde wenig für das Wohl des Nächsten gethan werden. Aber die Neugierde schleicht sich unter dem Namen der Pflicht oder des Mitleides in das Haus des Unglücklichen und Bedürftigen. — Vielleicht ist selbst an der vielberühmten Mutterliebe ein gut Stück Neugierde.

[«]

364.

Verrechnung in der Gesellschaft. — Dieser wünscht interessant zu sein durch seine Urtheile, Jener durch seine Neigungen und Abneigungen, der Dritte durch seine Bekanntschaften, ein Vierter durch seine Vereinsamung — und sie verrechnen sich Alle. Denn Der, vor dem das Schauspiel aufgeführt wird, meint selber dabei das einzig in Betracht kommende Schauspiel zu sein.

[«]

365.

Duell. — Zu Gunsten aller Ehrenhändel und Duelle ist zu sagen, dass, wenn Einer ein so reizbares Gefühl hat, nicht leben zu wollen, wenn Der und Der das und das über ihn sagt oder denkt, er ein Recht hat, die Sache auf den Tod des Einen oder des Andern ankommen zu lassen. Darüber, dass er so reizbar ist, ist gar nicht zu rechten, damit sind wir die Erben der Vergangenheit, ihrer Grösse sowohl wie ihrer Uebertreibungen, ohne welche es nie eine Grösse gab. Existirt nun ein Ehren-Kanon, welcher Blut an Stelle des Todes gelten lässt, so dass nach einem regelmässigen Duell das Gemüth erleichtert ist, so ist diess eine grosse Wohlthat, weil sonst viele Menschenleben in Gefahr wären. — So eine Institution erzieht übrigens die Menschen in Vorsicht auf ihre Aeusserungen und macht den Umgang mit ihnen möglich.

[«]

366.

Vornehmheit und Dankbarkeit. — Eine vornehme Seele wird sich gern zur Dankbarkeit verpflichtet fühlen und den Gelegenheiten, bei denen sie sich verpflichtet, nicht ängstlich aus dem Wege zu gehen; ebenso wird sie nachher gelassen in den Aeusserungen der Dankbarkeit sein; während niedere Seelen sich gegen alles Verpflichtetwerden sträuben oder nachher in den Aeusserungen ihrer Dankbarkeit übertrieben und allzu sehr beflissen sind. Letzteres kommt übrigens auch bei Personen von niederer Herkunft oder gedrückter Stellung vor: eine Gunst, ihnen erwiesen, deucht ihnen ein Wunder von Gnade.

[«]

367.

Die Stunden der Beredtsamkeit. — Der Eine hat, um gut zu sprechen, Jemanden nöthig, der ihm entschieden und anerkannt überlegen ist, der Andere kann nur vor Einem, den er überragt, völlige Freiheit der Rede und glückliche Wendungen der Beredtsamkeit finden: in beiden Fällen ist es der selbe Grund; Jeder von ihnen redet nur gut, wenn er sans gêne redet, der Eine, weil er vor dem Höheren den Antrieb der Concurrenz, des Wettbewerbs nicht fühlt, der Andere ebenfalls desshalb angesichts des Niederen. — Nun giebt es eine ganz andere Gattung von Menschen, die nur gut reden, wenn sie im Wetteifer, mit der Absicht zu siegen, reden. Welche von beiden Gattungen ist die ehrgeizigere: die, welche aus erregter Ehrsucht gut, oder die, welche aus eben diesen Motiven schlecht oder gar nicht spricht?

[«]

368.

Das Talent zur Freundschaft. — Unter den Menschen, welche eine besondere Gabe zur Freundschaft haben, treten zwei Typen hervor. Der Eine ist in einem fortwährenden Aufsteigen und findet für jede Phase seiner Entwickelung einen genau zugehörigen Freund. Die Reihe von Freunden, welche er auf diese Weise erwirbt, ist unter sich selten im Zusammenhang, mitunter in Misshelligkeit und Widerspruch: ganz dem entsprechend, dass die späteren Phasen in seiner Entwickelung die früheren Phasen aufheben oder beeinträchtigen. Ein solcher

Mensch mag im Scherz eine Leiter heissen. — Den andern Typus vertritt Der, welcher eine Anziehungskraft auf sehr verschiedene Charaktere und Begabungen ausübt, so dass er einen ganzen Kreis von Freunden gewinnt; diese aber kommen dadurch selber unter einander in freundschaftliche Beziehung, trotz aller Verschiedenheit. Einen solchen Menschen nenne man einen Kreis: denn in ihm muss jene Zusammengehörigkeit so verschiedener Anlagen und Naturen irgendwie vorgebildet sein. — Uebrigens ist die Gabe, gute Freunde zu haben, in manchem Menschen viel grösser, als die Gabe, ein guter Freund zu sein.

[«]

369.

Taktik im Gespräch. — Nach einem Gespräch mit Jemandem ist man am besten auf den Mitunterredner zu sprechen, wenn man Gelegenheit hatte, seinen Geist, seine Liebenswürdigkeit vor ihm im ganzen Glanze zu zeigen. Diess benutzen kluge Menschen, welche Jemanden sich günstig stimmen wollen, indem sie bei der Unterredung ihm die besten Gelegenheiten zu einem guten Witz und dergleichen zuschieben. Es wäre ein lustiges Gespräch zwischen zwei sehr Klugen zu denken, welche sich gegenseitig günstig stimmen wollen und sich desshalb die schönen Gelegenheiten im Gespräch hin und her zuwerfen, während keiner sie annimmt: so dass das Gespräch im Ganzen geistlos und unliebenswürdig verliefe, weil Jeder dem Andern die Gelegenheit zu Geist und Liebenswürdigkeit zuwiese.

[«]

370.

Entladung des Unmuthes. — Der Mensch, dem Etwas misslingt, führt diess Misslingen lieber auf den bösen Willen eines Anderen, als auf den Zufall zurück. Seine gereizte Empfindung wird dadurch erleichtert, eine Person und nicht eine Sache sich als Grund seines Misslingens zu denken; denn an Personen kann man sich rächen, die Unbilden des Zufalls aber muss man hinunterwürgen. Die Umgebung eines Fürsten pflegt desshalb, wenn diesem Etwas misslungen ist, einen einzelnen Menschen als angebliche Ursache ihm zu bezeichnen und im Interesse aller Höflinge aufzuopfern; denn der Missmuth des Fürsten würde sich sonst an ihnen Allen auslassen, da er ja an der Schicksalsgöttin selber keine Rache nehmen kann.

[«]

371.

Die Farbe der Umgebung annehmen. — Warum ist Neigung und Abneigung so ansteckend, dass man kaum in der Nähe einer stark empfindenden Person leben kann, ohne wie ein Gefäss mit ihrem Für und Wider angefüllt zu werden? Erstens ist die völlige Enthaltung des Urtheils sehr schwer, mitunter für unsere Eitelkeit geradezu unerträglich; sie trägt da gleiche Farbe mit der Gedanken- und Empfindungsarmuth oder mit der Aengstlichkeit, der Unmännlichkeit: und so werden wir wenigstens dazu fortgerissen, Partei zu nehmen, vielleicht gegen die Richtung unserer Umgebung, wenn diese Stellung unserm Stolze mehr Vergnügen macht. Gewöhnlich aber — das ist das Zweite — bringen wir uns den Uebergang von Gleichgültigkeit zu Neigung oder Abneigung gar nicht zum Bewusstsein, sondern allmählich gewöhnen wir uns an die Empfindungsweise unserer Umgebung, und weil sympathisches Zustimmen und Sichverstehen so angenehm ist, tragen wir bald alle Zeichen und Parteifarben dieser Umgebung.

[«]

372.

Ironie. — Die Ironie ist nur als pädagogisches Mittel am Platze, von seiten eines Lehrers im Verkehr mit Schülern irgend welcher Art: ihr Zweck ist Demüthigung, Beschämung, aber von jener heilsamen Art, welche gute Vorsätze erwachen lässt und Dem, welcher uns so behandelte, Verehrung, Dankbarkeit als einem Arzte entgegenbringen heisst. Der Ironische stellt sich unwissend und zwar so gut, dass die sich mit ihm unterredenden Schüler, getäuscht sind und in ihrem guten Glauben an ihr eigenes Besserwissen dreist werden und sich Blössen aller Art geben; sie verlieren die Behutsamkeit und zeigen sich, wie sie sind, — bis in einem Augenblick die Leuchte, die sie dem Lehrer in's Gesicht hielten, ihre Strahlen sehr demüthigend auf sie selbst zurückfallen lässt. — Wo ein solches Verhältniss, wie zwischen Lehrer und Schüler, nicht stattfindet, ist sie eine Unart, ein gemeiner Affect. Alle ironischen Schriftsteller rechnen auf die alberne Gattung von

Menschen, welche sich gerne allen Anderen mit dem Autor zusammen überlegen fühlen wollen, als welchen sie für das Mundstück ihrer Anmaassung ansehen. — Die Gewöhnung an Ironie, ebenso wie die an Sarkasmus, verdirbt übrigens den Charakter, sie verleiht allmählich die Eigenschaft einer schadenfrohen Ueberlegenheit: man ist zuletzt einem bissigen Hunde gleich, der noch das Lachen gelernt hat, ausser dem Beissen.

[«]

373.

Anmaassung. — Vor Nichts soll man sich so hüten, als vor dem Aufwachsen jenes Unkrautes, welches Anmaassung heisst und uns jede gute Ernte verdirbt; denn es giebt Anmaassung in der Herzlichkeit, in der Ehrenbezeigung, in der wohlwollenden Vertraulichkeit, in der Liebkosung, im freundschaftlichen Rathe, im Eingestehen von Fehlern, in dem Mitleid für Andere, und alle diese schönen Dinge erwecken Widerwillen, wenn jenes Kraut dazwischen wächst. Der Anmaassende, das heisst Der, welcher mehr bedeuten will als er ist oder gilt, macht immer eine falsche Berechnung. Zwar hat er den augenblicklichen Erfolg für sich, insofern die Menschen, vor denen er anmaassend ist, ihm gewöhnlich das Maass von Ehre zollen, welches er fordert, aus Angst oder Bequemlichkeit; aber sie nehmen eine schlimme Rache dafür, insofern sie ebensoviel, als er über das Maass forderte, von dem Werthe subtrahiren, den sie ihm bis jetzt beilegten. Es ist Nichts, was die Menschen sich theurer bezahlen lassen, als Demüthigung. Der Anmaassende kann sein wirkliches grosses Verdienst so in den Augen der Andern verdächtigen und klein machen, dass man mit staubigen Füssen darauf tritt. — Selbst ein stolzes Benehmen sollte man sich nur dort erlauben, wo man ganz sicher sein kann, nicht missverstanden und als anmaassend betrachtet zu werden, zum Beispiel vor Freunden und Gattinnen. Denn es giebt im Verkehre mit Menschen keine grössere Thorheit, als sich den Ruf der Anmaassung zuzuziehen; es ist noch schlimmer, als wenn man nicht gelernt hat, höflich zu lügen.

[«]

374.

Zwiegespräch. — Das Zwiegespräch ist das vollkommene Gespräch, weil Alles, was der Eine sagt, seine bestimmte Farbe, seinen Klang, seine begleitende Gebärde in strenger Rücksicht auf den Anderen, mit dem gesprochen wird, erhält, also dem entsprechend, was beim Briefverkehr geschieht, dass ein und der selbe zehn Arten des seelischen Ausdrucks zeigt, je nachdem er bald an Diesen, bald an Jenen schreibt. Beim Zwiegespräch giebt es nur eine einzige Strahlenbrechung des Gedankens: diese bringt der Mitunterredner hervor, als der Spiegel, in welchem wir unsere Gedanken möglichst schön wiedererblicken wollen. Wie aber ist es bei zweien, bei dreien und mehr Mitunterrednern? Da verliert nothwendig das Gespräch an individualisirender Feinheit, die verschiedenen Rücksichten kreuzen sich, heben sich auf; die Wendung, welche dem Einen wohlthut, ist nicht der Sinnesart des Andern gemäss. Desshalb wird der Mensch im Verkehr mit Mehreren gezwungen, sich auf sich zurückzuziehen, die Thatsachen hinzustellen, wie sie sind, aber jenen spielenden Aether der Humanität den Gegenständen zu nehmen, welcher ein Gespräch zu den angenehmsten Dingen der Welt macht. Man höre nur den Ton, in welchem Männer im Verkehr mit ganzen Gruppen von Männern zu reden pflegen, es ist als ob der Grundbass aller Rede der sei: „das bin ich, das sage ich, nun haltet davon, was ihr wollt!“ Diess ist der Grund, wesshalb geistreiche Frauen bei Dem, welcher sie in der Gesellschaft kennen lernte, meistens einen befremdenden, peinlichen, abschreckenden Eindruck hinterlassen: es ist das Reden zu Vielen, vor Vielen, welches sie aller geistigen Liebenswürdigkeit beraubt und nur das bewusste Beruhen auf sich selbst, ihre Taktik und die Absicht auf öffentlichen Sieg in grellem Lichte zeigt: während die selben Frauen im Zwiegespräche wieder zu Weibern werden und ihre geistige Anmuth wiederfinden.

[«]

375.

Nachruhm. — Auf die Anerkennung einer fernen Zukunft hoffen, hat nur Sinn, wenn man die Annahme macht, dass die Menschheit wesentlich unverändert bleibe und dass alles Grosse nicht für Eine, sondern für alle Zeiten als gross empfunden werden müsse. Diess ist aber ein Irrthum; die Menschheit, in allem Empfinden und Urtheilen über Das, was schön und gut ist, verwandelt sich sehr stark; es ist Phantasterei, von sich zu glauben, dass man eine Meile Wegs voraus sei und dass die gesammte Menschheit unsere Strasse ziehe. Zudem: ein Gelehrter, der verkannt wird, darf jetzt bestimmt darauf rechnen, dass seine Entdeckung von Anderen auch gemacht wird, und dass ihm besten Falls einmal später von einem Historiker zuerkannt wird, er habe diess und jenes auch schon gewusst, sei aber nicht im Stande gewesen, seinem Satz Glauben zu verschaffen. Nicht-anerkanntwerden wird von der Nachwelt immer als Mangel an Kraft ausgelegt. — Kurz, man soll der hochmüthigen Vereinsamung nicht so leicht das Wort reden. Es giebt übrigens Ausnahmefälle; aber zumeist sind es unsere Fehler, Schwächen und Narrheiten, welche die Anerkennung unserer grossen Eigenschaften verhindern.

[«]

376.

Von den Freunden. — Ueberlege nur mit dir selber einmal, wie verschieden die Empfindungen, wie getheilt die Meinungen selbst unter den nächsten Bekannten sind; wie selbst gleiche Meinungen in den Köpfen deiner Freunde eine ganz andere Stellung oder Stärke haben, als in deinem; wie hundertfältig der Anlass kommt zum Missverstehen, zum feindseligen Auseinanderfliehen. Nach alledem wirst du dir sagen: wie unsicher ist der Boden, auf dem alle unsere Bündnisse und Freundschaften ruhen, wie nahe sind kalte Regengüsse oder böse Wetter, wie vereinsamt ist jeder Mensch! Sieht Einer diess ein und noch dazu, dass alle Meinungen und deren Art und Stärke bei seinen Mitmenschen ebenso nothwendig und unverantwortlich sind wie ihre Handlungen, gewinnt er das Auge für diese innere Nothwendigkeit der Meinungen aus der unlösbaren Verflechtung von Charakter, Beschäftigung, Talent, Umgebung, so wird er vielleicht die Bitterkeit und Schärfe jener Empfindung los, mit der jener Weise rief: „Freunde, es giebt keine Freunde!“ Er wird sich vielmehr eingestehen: ja es giebt Freunde, aber der Irrthum, die Täuschung über dich führte sie dir zu; und Schweigen müssen sie gelernt haben, um dir Freund zu bleiben; denn fast immer beruhen solche menschliche Beziehungen darauf, dass irgend ein paar Dinge nie gesagt werden, ja dass an sie nie gerührt wird; kommen diese Steinchen aber in’s Rollen, so folgt die Freundschaft hinterdrein und zerbricht. Giebt es Menschen, welche nicht tödtlich zu verletzen sind, wenn sie erführen, was ihre vertrautesten Freunde im Grunde von ihnen wissen? — Indem wir uns selbst erkennen und unser Wesen selber als eine wandelnde Sphäre der Meinungen und Stimmungen ansehen und somit ein Wenig geringschätzen lernen, bringen wir uns wieder in’s

Gleichgewicht mit den Uebrigen. Es ist wahr, wir haben gute Gründe, jeden unserer Bekannten, und seien es die grössten, gering zu achten; aber eben so gute, diese Empfindung gegen uns selber zu kehren. — Und so wollen wir es mit einander aushalten, da wir es ja mit uns aushalten; und vielleicht kommt Jedem auch einmal die freudigere Stunde, wo er sagt:

> „Freunde, es giebt keine Freunde!“ so rief der sterbende Weise;
> „Feinde, es giebt keinen Feind!“ — ruf’ ich, der lebende Thor.

[«]

Siebentes Hauptstück.
Weib und Kind.

377.

Das vollkommene Weib. — Das vollkommene Weib ist ein höherer Typus des Menschen, als der vollkommene Mann: auch etwas viel Selteneres. — Die Naturwissenschaft der Thiere bietet ein Mittel, diesen Satz wahrscheinlich zu machen.

[«]

378.

Freundschaft und Ehe. — Der beste Freund wird wahrscheinlich die beste Gattin bekommen, weil die gute Ehe auf dem Talent zur Freundschaft beruht.

[«]

379.

Fortleben der Eltern. — Die unaufgelösten Dissonanzen im Verhältniss von Charakter und Gesinnung der Eltern klingen in dem Wesen des Kindes fort und machen seine innere Leidensgeschichte aus.

[«]

380.

Von der Mutter her. — Jedermann trägt ein Bild des Weibes von der Mutter her in sich: davon wird er bestimmt, die Weiber überhaupt zu verehren oder sie geringzuschätzen oder gegen sie im Allgemeinen gleichgültig zu sein.

[«]

381.

Die Natur corrigiren. — Wenn man keinen guten Vater hat, so soll man sich einen anschaffen.

[«]

382.

Väter und Söhne. — Väter haben viel zu thun, um es wieder gut zu machen, dass sie Söhne haben.

[«]

383.

Irrthum vornehmer Frauen. — Die vornehmen Frauen denken, dass eine Sache gar nicht da ist, wenn es nicht möglich ist, von ihr in der Gesellschaft zu sprechen.

[«]

384.

Eine Männerkrankheit. — Gegen die Männerkrankheit der Selbstverachtung hilft es am sichersten, von einem klugen Weibe geliebt zu werden.

[«]

385.

Eine Art der Eifersucht. — Mütter sind leicht eifersüchtig auf die Freunde ihrer Söhne, wenn diese besondere Erfolge haben. Gewöhnlich liebt eine Mutter sich mehr in ihrem Sohn, als den Sohn selber.

[«]

386.

Vernünftige Unvernunft. — In der Reife des Lebens und des Verstandes überkommt den Menschen das Gefühl, dass sein Vater Unrecht hatte, ihn zu zeugen.

[«]

387.

Mütterliche Güte. — Manche Mutter braucht glückliche geehrte Kinder, manche unglückliche: sonst kann sich ihre Güte als Mutter nicht zeigen.

[«]

388.

Verschiedene Seufzer. — Einige Männer haben über die Entführung ihrer Frauen geseufzt, die meisten darüber, dass Niemand sie ihnen entführen wollte.

[«]

389.

Liebesheirathen. — Die Ehen, welche aus Liebe geschlossen werden (die sogenannten Liebesheirathen), haben den Irrthum zum Vater und die Noth (das Bedürfniss) zur Mutter.

[«]

390.

Frauenfreundschaft. — Frauen können recht gut mit einem Manne Freundschaft schliessen; aber um diese aufrecht zu erhalten — dazu muss wohl eine kleine physische Antipathie mithelfen.

[«]

391.

Langeweile. — Viele Menschen, namentlich Frauen, empfinden die Langeweile nicht, weil sie niemals ordentlich arbeiten gelernt haben.

[«]

392.

Ein Element der Liebe. — In jeder Art der weiblichen Liebe kommt auch Etwas von der mütterlichen Liebe zum Vorschein.

[«]

393.

Die Einheit des Ortes und das Drama. — Wenn die Ehegatten nicht beisammen lebten, würden die guten Ehen häufiger sein.

[«]

394.

Gewöhnliche Folgen der Ehe. — Jeder Umgang, der nicht hebt, zieht nieder, und umgekehrt; desshalb sinken gewöhnlich die Männer etwas, wenn sie Frauen nehmen, während die Frauen etwas gehoben werden. Allzu geistige Männer bedürfen eben so sehr der Ehe, als sie ihr wie einer widrigen Medicin widerstreben.

[«]

395.

Befehlen lehren. — Kinder aus bescheidenen Familien muss man eben so sehr das Befehlen durch Erziehung lehren, wie andere Kinder das Gehorchen.

[«]

396.

Verliebt werden wollen. — Verlobte, welche die Convenienz zusammengefügt hat, bemühen sich häufig, verliebt zu werden, um über den Vorwurf der kalten, berechnenden Nützlichkeit hinwegzukommen. Ebenso bemühen sich Solche, die ihres Vortheils wegen zum Christenthum umlenken, wirklich fromm zu werden; denn so wird das religiöse Mienenspiel ihnen leichter.

[«]

397.

Kein Stillstand in der Liebe. — Ein Musiker, der das langsame Tempo liebt, wird die selben Tonstücke immer langsamer nehmen. So giebt es in keiner Liebe ein Stillstehen.

[«]

398.

Schamhaftigkeit. — Mit der Schönheit der Frauen nimmt im Allgemeinen ihre Schamhaftigkeit zu.

[«]

399.

Ehe von gutem Bestand. — Eine Ehe, in der Jedes durch das Andere ein individuelles Ziel erreichen will, hält gut zusammen, zum Beispiel wenn die Frau durch den Mann berühmt, der Mann durch die Frau beliebt werden will.

[«]

400.

Proteus-Natur. — Weiber werden aus Liebe ganz zu dem, als was sie in der Vorstellung der Männer, von denen sie geliebt werden, leben.

[«]

401.

Lieben und besitzen. — Frauen lieben meistens einen bedeutenden Mann so, dass sie ihn allein haben wollen. Sie würden ihn gern in Verschluss legen, wenn nicht ihre Eitelkeit widerriethe: diese will, dass er auch vor Anderen bedeutend erscheine.

[«]

402.

Probe einer guten Ehe. — Die Güte einer Ehe bewährt sich dadurch, dass sie einmal eine „Ausnahme“ verträgt.

[«]

403.

Mittel, Alle zu Allem zu bringen. — Man kann Jedermann so durch Unruhen, Aengste, Ueberhäufung von Arbeit und Gedanken abmatten und schwach machen, dass er einer Sache, die den Schein des Complicirten hat, nicht mehr widersteht, sondern ihr nachgiebt, — das wissen die Diplomaten und die Weiber.

[«]

404.

Ehrbarkeit und Ehrlichkeit. — Jene Mädchen, welche allein ihrem Jugendreize die Versorgung für’s ganze Leben verdanken wollen und deren Schlauheit die gewitzigten Mütter noch soufflіren, wollen ganz das Selbe wie die Hetären, nur dass sie klüger und unehrlicher als diese sind.

[«]

405.

Masken. — Es giebt Frauen, die, wo man bei ihnen auch nachsucht, kein Inneres haben, sondern reine Masken sind. Der Mann ist zu beklagen, der sich mit solchen fast gespenstischen, nothwendig unbefriedigenden Wesen einlässt, aber gerade sie vermögen das Verlangen des Mannes auf das stärkste zu erregen: er sucht nach ihrer Seele — und sucht immer fort.

[«]

406.

Die Ehe als langes Gespräch. — Man soll sich beim Eingehen einer Ehe die Frage vorlegen: glaubst du, dich mit dieser Frau bis in’s Alter hinein gut zu unterhalten? Alles Andere in der Ehe ist transitorisch, aber die meiste Zeit des Verkehrs gehört dem Gespräche an.

[«]

407.

Mädchenträume. — Unerfahrene Mädchen schmeicheln sich mit der Vorstellung, dass es in ihrer Macht stehe, einen Mann glücklich zu machen; später lernen sie, dass es so viel heisst als: einen Mann geringschätzen, wenn man annimmt, dass es nur eines Mädchens bedürfe, um ihn glücklich zu machen. — Die Eitelkeit der Frauen verlangt, dass ein Mann mehr sei, als ein glücklicher Gatte.

[«]

408.

Aussterben von Faust und Gretchen. — Nach der sehr einsichtigen Bemerkung eines Gelehrten ähneln die gebildeten Männer des gegenwärtigen Deutschland einer Mischung von Mephistopheles und Wagner, aber durchaus nicht Fausten: welchen die Grossväter (in ihrer Jugend wenigstens) in sich rumoren fühlten. Zu ihnen passen also — um jenen Satz fortzusetzen — aus zwei Gründen die Gretchen nicht. Und weil sie nicht mehr begehrt werden, so sterben sie, scheint es, aus.

[«]

409.

Mädchen als Gymnasiasten. — Um Alles in der Welt nicht noch unsere Gymnasialbildung auf die Mädchen übertragen! Sie, die häufig aus geistreichen, wissbegierigen, feurigen Jungen — Abbilder ihrer Lehrer macht!

[«]

410.

Ohne Nebenbuhlerinnen. — Frauen merken es einem Manne leicht an, ob seine Seele schon in Besitz genommen ist; sie wollen ohne Nebenbuhlerinnen geliebt sein und verargen ihm die Ziele seines Ehrgeizes, seine politischen Aufgaben, seine Wissenschaften und Künste, wenn er eine Leidenschaft zu solchen Sachen hat. Es sei denn, dass er durch diese glänze, — dann erhoffen sie, im Falle einer Liebesverbindung mit ihm, zugleich einen Zuwachs ihres Glanzes; wenn es so steht, begünstigen sie den Liebhaber.

[«]

411.

Der weibliche Intellect. — Der Intellect der Weiber zeigt sich als vollkommene Beherrschung, Gegenwärtigkeit des Geistes, Benutzung aller Vortheile. Sie vererben ihn als ihre Grundeigenschaft auf ihre Kinder, und der Vater giebt den dunkleren Hintergrund des Willens dazu. Sein Einfluss bestimmt gleichsam Rhythmus und Harmonie, mit denen das neue Leben abgespielt werden soll; aber die Melodie desselben stammt vom Weibe. — Für Solche gesagt, welche Etwas sich zurecht zu legen wissen: die Weiber haben den Verstand, die Männer das Gemüth und die Leidenschaft. Dem widerspricht nicht, dass die Männer thatsächlich es mit ihrem Verstande so viel weiterbringen: sie haben die tieferen, gewaltigeren Antriebe; diese tragen ihren Verstand, der an sich etwas Passives ist, so weit. Die Weiber wundern sich im Stillen oft über die grosse Verehrung, welche die Männer ihrem Gemüthe zollen. Wenn die Männer vor Allem nach einem tiefen, gemüthvollen Wesen, die Weiber aber nach einem klugen, geistesgegenwärtigen und glänzenden Wesen bei der Wahl ihres Ehegenossen suchen, so sieht man im Grunde deutlich, wie der Mann nach dem idealisirten Manne, das Weib nach dem idealisirten Weibe sucht, also nicht nach Ergänzung, sondern nach Vollendung der eigenen Vorzüge.

[«]

412.

Ein Urtheil Hesiod's bekräftigt. — Ein Zeichen für die Klugheit der Weiber ist es, dass sie es fast überall verstanden haben, sich ernähren zu lassen, wie Drohnen im Bienenkorbe. Man erwäge doch, was das aber ursprünglich bedeuten will und warum die Männer sich nicht von den Frauen ernähren lassen. Gewiss weil die männliche Eitelkeit und Ehrsucht grösser als die weibliche Klugheit ist; denn die Frauen haben es verstanden, sich durch Unterordnung doch den überwiegenden Vortheil, ja die Herrschaft zu sichern. Selbst das Pflegen der Kinder könnte ursprünglich von der Klugheit der Weiber als Vorwand benutzt sein, um sich der Arbeit möglichst zu entziehen. Auch jetzt noch verstehen sie, wenn sie wirklich thätig sind, zum Beispiel als Haushälterinnen, davon ein sinnverwirrendes Aufheben zu machen: so dass von den Männern das Verdienst ihrer Thätigkeit zehnfach überschätzt zu werden pflegt.

[«]

413.

Die Kurzsichtigen sind verliebt. — Mitunter genügt schon eine stärkere Brille, um den Verliebten zu heilen; und wer die Kraft der Einbildung hätte, um ein Gesicht, eine Gestalt sich zwanzig Jahre älter vorzustellen, gienge vielleicht sehr ungestört durch das Leben.

[«]

414.

Frauen im Hass. — Im Zustande des Hasses sind Frauen gefährlicher, als Männer; zuvörderst weil sie durch keine Rücksicht auf Billigkeit in ihrer einmal erregten feindseligen Empfindung gehemmt werden, sondern ungestört ihren Hass bis zu den letzten Consequenzen anwachsen lassen, sodann weil sie darauf eingeübt sind, wunde Stellen (die jeder Mensch, jede Partei hat) zu finden und dort hinein zu stechen: wozu ihnen ihr dolchspitzer Verstand treffliche Dienste leistet (während die Männer beim Anblick von Wunden zurückhaltend, oft grossmüthig und versöhnlich gestimmt werden).

[«]

415.

Liebe. — Die Abgötterei, welche die Frauen mit der Liebe treiben, ist im Grunde und ursprünglich eine Erfindung der Klugheit, insofern sie ihre Macht durch alle jene Idealisirungen der Liebe erhöhen und sich in den Augen der Männer als immer begehrenswerther darstellen. Aber durch die Jahrhunderte-lange Gewöhnung an diese übertriebene Schätzung der Liebe ist es geschehen, dass sie in ihr eigenes Netz gelaufen sind und jenen Ursprung vergessen haben. Sie selber sind jetzt noch mehr die Getäuschten, als die Männer, und leiden desshalb auch mehr an der Enttäuschung, welche fast nothwendig im Leben jeder Frau eintreten wird — sofern sie überhaupt Phantasie und Verstand genug hat, um getäuscht und enttäuscht werden zu können.

[«]

416.

Zur Emancipation der Frauen. — Können die Frauen überhaupt gerecht sein, wenn sie so gewohnt sind, zu lieben, gleich für oder wider zu empfinden? Daher sind sie auch seltener für Sachen, mehr für Personen eingenommen: sind sie es aber für Sachen, so werden sie sofort deren Parteigänger und verderben damit die reine unschuldige Wirkung derselben. So entsteht eine nicht geringe Gefahr, wenn ihnen die Politik und einzelne Theile der Wissenschaft anvertraut werden (zum Beispiel Geschichte). Denn was wäre seltener, als eine Frau, welche wirklich wüsste, was Wissenschaft ist? Die besten nähren sogar im Busen gegen sie eine heimliche Geringschätzung, als ob sie irgend wodurch ihr überlegen wären. Vielleicht kann diess Alles anders werden, einstweilen ist es so.

[«]

417.

Die Inspiration im Urtheile der Frauen. — Jene plötzlichen Entscheidungen über das Für und Wider, welche Frauen zu geben pflegen, die blitzschnellen Erhellungen persönlicher Beziehungen durch ihre hervorbrechenden Neigungen und Abneigungen, kurz die Beweise der weiblichen Ungerechtigkeit sind von liebenden Männern mit einem Glanz umgeben worden, als ob alle Frauen Inspirationen von Weisheit hätten, auch ohne den delphischen Kessel und die Lorbeerbinde: und ihre Aussprüche werden noch lange nachher wie sibyllinische Orakel interpretirt und zurechtgelegt. Wenn man aber erwägt, dass für jede Person, für jede Sache sich etwas geltend machen lässt, aber ebenso gut auch Etwas gegen sie, dass alle Dinge nicht nur zwei-, sondern drei- und vierseitig sind, so ist es beinahe schwer, mit solchen plötzlichen Entscheidungen gänzlich fehl zu greifen; ja man könnte sagen: die Natur der Dinge ist so eingerichtet, dass die Frauen immer Recht behalten.

[«]

418.

Sich lieben lassen. — Weil die eine von zwei liebenden Personen gewöhnlich die liebende, die andere die geliebte Person ist, so ist der Glaube entstanden, es gäbe in jedem Liebeshandel ein gleichbleibendes Maass von Liebe: je mehr eine davon an sich reisse, um so weniger bleibe für die andere Person übrig. Ausnahmsweise kommt es vor, dass die Eitelkeit jede der beiden Personen überredet, sie sei die, welche geliebt werden müsse; so dass sich beide lieben lassen wollen: woraus sich namentlich in der Ehe mancherlei halb drollige, halb absurde Scenen ergeben.

[«]

419.

Widersprüche in weiblichen Köpfen. — Weil die Weiber so viel mehr persönlich als sachlich sind, vertragen sich in ihrem Gedankenkreise Richtungen, die logisch mit einander in Widerspruch sind: sie pflegen sich eben für die Vertreter dieser Richtungen der Reihe nach zu begeistern und nehmen deren Systeme in Bausch und Bogen an; doch so, dass überall dort eine todte Stelle entsteht, wo eine neue Persönlichkeit später das Uebergewicht bekommt. Es kommt vielleicht vor, dass die ganze Philosophie im Kopf einer alten Frau aus lauter solchen todten Stellen besteht.

[«]

420.

Wer leidet mehr? — Nach einem persönlichen Zwiespalt und Zanke zwischen einer Frau und einem Manne leidet der eine Theil am meisten bei der Vorstellung, dem anderen Wehe gethan zu haben; während jener am meisten bei der Vorstellung leidet, dem andern nicht genug Wehe gethan zu haben, wesshalb er sich bemüht, durch Thränen, Schluchzen und verstörte Mienen, ihm noch hinterdrein das Herz schwer zu machen.

[«]

421.

Gelegenheit zu weiblicher Grossmuth. — Wenn man sich über die Ansprüche der Sitte einmal in Gedanken hinwegsetzt, so könnte man wohl erwägen, ob nicht Natur und Vernunft den Mann auf mehrfache Verheirathung nach einander anweist, etwa in der Gestalt, dass er zuerst im Alter von zwei und zwanzig Jahren ein älteres Mädchen heirathet, das ihm geistig und sittlich überlegen ist und seine Führerin durch die Gefahren der zwanziger Jahre (Ehrgeiz, Hass, Selbstverachtung, Leidenschaften aller Art) werden kann. Die Liebe dieser würde später ganz in das Mütterliche übertreten, und sie ertrüge es nicht nur, sondern förderte es auf die heilsamste Weise, wenn der Mann in den dreissiger Jahren mit einem ganz jungen Mädchen eine Verbindung eingienge, dessen Erziehung er selber in die Hand nähme. — Die Ehe ist für die zwanziger Jahre ein nöthiges, für die dreissiger ein nützliches, aber nicht nöthiges Institut: für das spätere Leben wird sie oft schädlich und befördert die geistige Rückbildung des Mannes.

[«]

422.

Tragödie der Kindheit. — Es kommt vielleicht nicht selten vor, dass edel- und hochstrebende Menschen ihren härtesten Kampf in der Kindheit zu bestehen haben: etwa dadurch, dass sie ihre Gesinnung gegen einen niedrig denkenden, dem Schein und der Lügnerei ergebenen Vater durchsetzen müssen, oder fortwährend, wie Lord Byron, im Kampfe mit einer kindischen und zornwüthigen Mutter leben. Hat man so Etwas erlebt, so wird man sein Leben lang es nicht verschmerzen, zu wissen, wer Einem eigentlich der grösste, der gefährlichste Feind gewesen ist.

[«]

423.

Eltern-Thorheit. — Die gröbsten Irrthümer in der Beurtheilung eines Menschen werden von dessen Eltern gemacht: diess ist eine Thatsache, aber wie soll man sie erklären? Haben die Eltern zu viele Erfahrung von dem Kinde und können sie diese nicht mehr zu einer Einheit zusammenbringen? Man bemerkt, dass Reisende unter fremden Völkern nur in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes die allgemeinen unterscheidenden Züge eines Volkes richtig erfassen; je mehr sie das

Volk kennen lernen, desto mehr verlernen sie, das Typische und Unterscheidende an ihm zu sehen. Sobald sie nah-sichtig werden, hören ihre Augen auf, fern-sichtig zu sein. Sollten die Eltern desshalb falsch über das Kind urtheilen, weil sie ihm nie fern genug gestanden haben? — Eine ganz andere Erklärung wäre folgende: die Menschen pflegen über das Nächste, was sie umgiebt, nicht mehr nachzudenken, sondern es nur hinzunehmen. Vielleicht ist die gewohnheitsmässige Gedankenlosigkeit der Eltern der Grund, wesshalb sie, einmal genöthigt über ihre Kinder zu urtheilen, so schief urtheilen.

[«]

424.

Aus der Zukunft der Ehe. — Jene edlen, freigesinnten Frauen, welche die Erziehung und Erhebung des weiblichen Geschlechtes sich zur Aufgabe stellen, sollen einen Gesichtspunct nicht übersehen: die Ehe in ihrer höheren Auffassung gedacht, als Seelenfreundschaft zweier Menschen verschiedenen Geschlechts, also so, wie sie von der Zukunft erhofft wird, zum Zweck der Erzeugung und Erziehung einer neuen Generation geschlossen, — eine solche Ehe, welche das Sinnliche gleichsam nur als ein seltenes, gelegentliches Mittel für einen grösseren Zweck gebraucht, bedarf wahrscheinlich, wie man besorgen muss, einer natürlichen Beihülfe, des Concubinats; denn wenn aus Gründen der Gesundheit des Mannes das Eheweib auch zur alleinigen Befriedigung des geschlechtlichen Bedürfnisses dienen soll, so wird bei der Wahl einer Gattin schon ein falscher, den angedeuteten Zielen entgegengesetzter Gesichtspunct maassgebend sein: die Erzielung der Nachkommenschaft wird zufällig, die glückliche Erziehung höchst unwahrscheinlich. Eine gute Gattin, welche Freundin, Gehülfin, Gebärerin, Mutter, Familienhaupt, Verwalterin sein soll, ja vielleicht abgesondert von dem Manne ihrem eigenen Geschäft und Amte vorzustehen hat, kann nicht zugleich Concubine sein: es hiesse im Allgemeinen zu viel von ihr verlangen. Somit könnte in Zukunft das Umgekehrte dessen eintreten, was zu Perikles' Zeiten in Athen sich begab: die Männer, welche damals an ihren Eheweibern nicht viel mehr als Concubinen hatten, wandten sich nebenbei zu den Aspasien, weil sie nach den Reizen einer kopf- und herzbefreienden Geselligkeit verlangten, wie eine solche nur die Anmuth und geistige Biegsamkeit der Frauen zu schaffen vermag. Alle menschlichen Institutionen, wie die Ehe, gestatten nur einen mässigen Grad von praktischer Idealisirung, widrigenfalls sofort grobe Remeduren nöthig werden.

[«]

425.

Sturm- und Drangperiode der Frauen. — Man kann in den drei oder vier civilisirten Ländern Europa's aus den Frauen durch einige Jahrhunderte von Erziehung Alles machen, was man will, selbst Männer, freilich nicht in geschlechtlichem Sinne, aber doch in jedem anderen Sinne. Sie werden unter einer solchen Einwirkung einmal alle männlichen Tugenden und Stärken angenommen haben, dabei allerdings auch deren Schwächen und Laster mit in den Kauf nehmen müssen: so viel, wie gesagt, kann man erzwingen. Aber wie werden wir den dadurch herbeigeführten Zwischenzustand aushalten, welcher vielleicht selber ein paar Jahrhunderte dauern kann, während denen die weiblichen Narrheiten und Ungerechtigkeiten, ihr uraltes Angebinde, noch die Uebermacht über alles Hinzugewonnene, Angelernte behaupten? Diese Zeit wird es sein, in welcher der Zorn den eigentlich männlichen Affect ausmacht, der Zorn darüber, dass alle Künste und Wissenschaften durch einen unerhörten Dilettantismus überschwemmt und verschlammt sind, die Philosophie durch sinnverwirrendes Geschwätz zu Tode geredet, die Politik phantastischer und parteiischer als je, die Gesellschaft in voller Auflösung ist, weil die Bewahrerinnen der alten Sitte sich selber lächerlich geworden und in jeder Beziehung ausser der Sitte zu stehen bestrebt sind. Hatten nämlich die Frauen ihre grösste Macht in der Sitte, wonach werden sie greifen müssen, um eine ähnliche Fülle der Macht wiederzugewinnen, nachdem sie die Sitte aufgegeben haben?

[«]

426.

Freigeist und Ehe. — Ob die Freigeister mit Frauen leben werden? Im Allgemeinen glaube ich, dass sie, gleich den wahrsagenden Vögeln des Alterthums, als die Wahrdenkenden, Wahrheit-Redenden der Gegenwart es vorziehen müssen, allein zu fliegen.

[«]

427.

Glück der Ehe. — Alles Gewohnte zieht ein immer fester werdendes Netz von Spinneweben um uns zusammen; und alsobald merken wir, dass die Fäden zu Stricken geworden sind und dass wir selber als Spinne in der Mitte sitzen, die sich hier gefangen hat und von ihrem eigenen Blute zehren muss. Desshalb hasst der Freigeist alle Gewöhnungen und Regeln, alles Dauernde und Definitive, desshalb reisst er, mit Schmerz, das Netz um sich immer wieder auseinander: wiewohl er in Folge dessen an zahlreichen kleinen und grossen Wunden leiden wird, — denn jene Fäden muss er von sich, von seinem Leibe, seiner Seele abreissen. Er muss dort lieben lernen, wo er bisher hasste, und umgekehrt. Ja es darf für ihn nichts Unmögliches sein, auf das selbe Feld Drachenzähne auszusäen, auf welches er vorher die Füllhörner seiner Güte ausströmen liess. — Daraus lässt sich abnehmen, ob er für das Glück der Ehe geschaffen ist.

[«]

428.

Zu nahe. — Leben wir zu nahe mit einem Menschen zusammen, so geht es uns so, wie wenn wir einen guten Kupferstich immer wieder mit blossen Fingern anfassen: eines Tages haben wir schlechtes beschmutztes Papier und Nichts weiter mehr in den Händen. Auch die Seele eines Menschen wird durch beständiges Angreifen endlich abgegriffen; mindestens erscheint sie uns endlich so, — wir sehen ihre ursprüngliche Zeichnung und Schönheit nie wieder. — Man verliert immer durch den allzuvertraulichen Umgang mit Frauen und Freunden; und mitunter verliert man die Perle seines Lebens dabei.

[«]

429.

Die goldene Wiege. — Der Freigeist wird immer aufathmen, wenn er sich endlich entschlossen hat, jenes mutterhafte Sorgen und Bewachen, mit welchem die Frauen um ihn walten, von sich abzuschütteln. Was schadet ihm denn ein rauherer Luftzug, den man so ängstlich von ihm wehrte, was bedeutet ein wirklicher Nachtheil, Verlust, Unfall, eine Erkrankung, Verschuldung, Bethörung mehr oder weniger in seinem Leben, verglichen mit der Unfreiheit der goldenen Wiege, des Pfauenschweif-Wedels und der drückenden Empfindung, noch dazu dankbar sein zu müssen, weil er wie ein Säugling gewartet und verwöhnt wird? Desshalb kann sich die Milch, welche die mütterliche Gesinnung der ihn umgebenden Frauen reicht, so leicht in Galle verwandeln.

[«]

430.

Freiwilliges Opferthier. — Durch Nichts erleichtern bedeutende Frauen ihren Männern, falls diese berühmt und gross sind, das Leben so sehr, als dadurch dass sie gleichsam das Gefäss der allgemeinen Ungunst und gelegentlichen Verstimmung der übrigen Menschen werden. Die Zeitgenossen pflegen ihren grossen Männern viel Fehlgriffe und Narrheiten, ja Handlungen grober Ungerechtigkeit nachzusehen, wenn sie nur Jemanden finden, den sie als eigentliches Opferthier zur Erleichterung ihres Gemüthes misshandeln und schlachten dürfen. Nicht selten findet eine Frau den Ehrgeiz in sich, sich zu dieser Opferung anzubieten, und dann kann freilich der Mann sehr zufrieden sein, — falls er nämlich Egoist genug ist, um sich einen solchen freiwilligen Blitz-, Sturm- und Regenableiter in seiner Nähe gefallen zu lassen.

[«]

431.

Angenehme Widersacher. — Die naturgemässe Neigung der Frauen zu ruhigem, gleichmässigem, glücklich zusammenstimmendem Dasein und Verkehren, das Oelgleiche und Beschwichtigende ihrer Wirkungen auf dem Meere des Lebens, arbeitet unwillkürlich dem heroischeren inneren Drange des Freigeistes entgegen. Ohne dass sie es merken, handeln die Frauen so, als wenn man dem wandernden Mineralogen die Steine vom Wege nimmt, damit sein Fuss nicht daran stosse, — während er gerade ausgezogen ist, um daran zu stossen.

[«]

432.

Missklang zweier Consonanzen. — Die Frauen wollen dienen und haben darin ihr Glück: und der Freigeist will nicht bedient sein und hat darin sein Glück.

[«]

433.

Xanthippe. — Sokrates fand eine Frau, wie er sie brauchte, — aber auch er hätte sie nicht gesucht, falls er sie gut genug gekannt hätte: so weit wäre auch der Heroismus dieses freien Geistes nicht gegangen. Thatsächlich trieb ihn Xanthippe in seinen eigenthümlichen Beruf immer mehr hinein, indem sie ihm Haus und Heim unhäuslich und unheimlich machte: sie lehrte ihn, auf den Gassen und überall dort zu leben, wo man schwätzen und müssig sein konnte und bildete ihn damit zum grössten athenischen Gassen-Dialektiker aus: der sich zuletzt selber mit einer zudringlichen Bremse vergleichen musste, welche dem schönen Pferde Athen von einem Gotte auf den Nacken gesetzt sei, um es nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

[«]

434.

Für die Ferne blind. — Ebenso wie die Mütter eigentlich nur Sinn und Auge für die augen- und sinnfälligen Schmerzen ihrer Kinder haben, so vermögen die Gattinnen hoch strebender Männer es nicht über sich zu gewinnen, ihre Ehegenossen leidend, darbend und gar missachtet zu sehen, — während vielleicht alles diess nicht nur die Wahrzeichen einer richtigen Wahl ihrer Lebenshaltung, sondern schon die Bürgschaften dafür sind, dass ihre grossen Ziele irgendwann einmal erreicht werden müssen. Die Frauen intriguiren im Stillen immer gegen die höhere Seele ihrer Männer; sie wollen dieselbe um ihre Zukunft, zu Gunsten einer schmerzlosen, behaglichen Gegenwart, betrügen.

[«]

435.

Macht und Freiheit. — So hoch Frauen ihre Männer ehren, so ehren sie doch die von der Gesellschaft anerkannten Gewalten und Vorstellungen noch mehr: sie sind seit Jahrtausenden gewohnt, vor allem Herrschenden gebückt, die Hände auf die Brust gefaltet, einherzugehen und missbilligen alle Auflehnung gegen die öffentliche Macht. Desshalb hängen sie sich, ohne es auch nur zu beabsichtigen, vielmehr wie aus Instinct, als Hemmschuh in die Räder eines freigeisterischen unabhängigen Strebens und machen unter Umständen ihre Gatten auf's Höchste ungeduldig, zumal wenn diese sich noch vorreden, dass Liebe es sei, was die Frauen im Grunde dabei antreibe. Die Mittel der Frauen missbilligen und grossmüthig die Motive dieser Mittel ehren, — das ist Männer-Art und oft genug Männer-Verzweiflung.

[«]

436.

Ceterum censeo. — Es ist zum Lachen, wenn eine Gesellschaft von Habenichtsen die Abschaffung des Erbrechts decretirt, und nicht minder zum Lachen ist es, wenn Kinderlose an der praktischen Gesetzgebung eines Landes arbeiten: — sie haben ja nicht genug Schwergewicht in ihrem Schiffe, um sicher in den Ocean der Zukunft hineinsegeln zu können. Aber ebenso ungereimt erscheint es, wenn Der, welcher die allgemeinste Erkenntniss und die Abschätzung des gesammten Daseins zu seiner Aufgabe erkoren hat, sich mit persönlichen Rücksichten auf eine Familie, auf Ernährung, Sicherung, Achtung von Weib und Kind, belastet und vor sein Teleskop jenen trüben Schleier aufspannt, durch welchen kaum einige Strahlen der fernen Gestirnwelt hindurchzudringen vermögen. So komme auch ich zu dem Satze, dass in den Angelegenheiten der höchsten philosophischen Art alle Verheiratheten verdächtig sind.

[«]

437.

Zuletzt. — Es giebt mancherlei Arten von Schierling, und gewöhnlich findet das Schicksal eine Gelegenheit, dem Freigeiste einen Becher dieses Giftgetränkes an die Lippen zu setzen, — um ihn zu „strafen“, wie dann alle Welt sagt. Was thun dann die Frauen um ihn? Sie werden schreien und wehklagen und vielleicht die Sonnenuntergangs-Ruhe des Denkers stören: wie sie es im Gefängniss von Athen thaten. „O Kriton, heisse doch Jemanden diese Weiber da fortführen!“ sagte endlich Sokrates. —

[«]

Achtes Hauptstück.
Ein Blick auf den Staat.

438.

Um das Wort bitten. — Der demagogische Charakter und die Absicht, auf die Massen zu wirken, ist gegenwärtig allen politischen Parteien gemeinsam: sie alle sind genöthigt, der genannten Absicht wegen, ihre Principien zu grossen Alfresco-Dummheiten umzuwandeln und sie so an die Wand zu malen. Daran ist Nichts mehr zu ändern, ja es ist überflüssig, auch nur einen Finger dagegen aufzuheben; denn auf diesem Gebiete gilt, was Voltaire sagt: quand la populace se mêle de raisonner, tout est perdu. Seitdem diess geschehen ist, muss man sich den neuen Bedingungen fügen, wie man sich fügt, wenn ein Erdbeben die alten Gränzen und Umrisse der Bodengestalt verrückt und den Werth des Besitzes verändert hat. Ueberdiess: wenn es sich nun einmal bei aller Politik darum handelt, möglichst Vielen das Leben erträglich zu machen, so mögen immerhin diese Möglichst-Vielen auch bestimmen, was sie unter einem erträglichen Leben verstehen; trauen sie sich den Intellect zu, auch die richtigen Mittel zu diesem Ziele zu finden, was hülfe es, daran zu zweifeln? Sie wollen nun einmal ihres Glückes und Unglückes eigene Schmiede sein; und wenn dieses Gefühl der Selbstbestimmung, der Stolz auf die fünf, sechs Begriffe, welche ihr Kopf birgt und zu Tage bringt, ihnen in der That das Leben so angenehm macht, dass sie die fatalen Folgen ihrer Beschränktheit gern ertragen: so ist wenig einzuwenden, vorausgesetzt, dass die Beschränktheit nicht so weit geht, zu verlangen, es solle Alles in diesem Sinne zur Politik werden, es solle Jeder nach solchem Maassstabe leben und wirken. Zuerst nämlich muss es Einigen mehr als je, erlaubt sein, sich der Politik zu enthalten und ein Wenig bei Seite zu treten: dazu treibt auch sie die Lust an der Selbstbestimmung, und auch ein kleiner Stolz mag damit verbunden sein, zu schweigen, wenn zu Viele oder überhaupt nur Viele reden. Sodann muss man es diesen Wenigen nachsehen, wenn sie das Glück der Vielen, verstehe man nun darunter Völker oder Bevölkerungsschichten, nicht so wichtig nehmen und sich hie und da eine ironische

Miene zu Schulden kommen lassen; denn ihr Ernst liegt anderswo, ihr Glück ist ein anderer Begriff, ihr Ziel ist nicht von jeder plumpen Hand, welche eben nur fünf Finger hat, zu umspannen. Endlich kommt — was ihnen gewiss am schwersten zugestanden wird, aber ebenfalls zugestanden werden muss — von Zeit zu Zeit ein Augenblick, wo sie aus ihren schweigsamen Vereinsamungen heraustreten und die Kraft ihrer Lungen wieder einmal versuchen: dann rufen sie nämlich einander zu wie Verirrte in einem Walde, um sich einander zu erkennen zu geben und zu ermuthigen; wobei freilich Mancherlei laut wird, was den Ohren, für welche es nicht bestimmt ist, übel klingt. — Nun, bald darauf ist es wieder stille im Walde, so stille, dass man das Schwirren, Summen und Flattern der zahllosen Insecten, welche in, über und unter ihm leben, wieder deutlich vernimmt. —

[«]

439.

Cultur und Kaste. — Eine höhere Cultur kann allein dort entstehen, wo es zwei unterschiedene Kasten der Gesellschaft giebt: die der Arbeitenden und die der Müssigen, zu wahrer Musse Befähigten; oder mit stärkerem Ausdruck: die Kaste der Zwangs-Arbeit und die Kaste der Frei-Arbeit. Der Gesichtspunct der Vertheilung des Glücks ist nicht wesentlich, wenn es sich um die Erzeugung einer höheren Cultur handelt; jedenfalls aber ist die Kaste der Müssigen die leidensfähigere, leidendere, ihr Behagen am Dasein ist geringer, ihre Aufgabe grösser. Findet nun gar ein Austausch der beiden Kasten statt, so, dass die stumpferen, ungeistigeren Familien und Einzelnen aus der oberen Kaste in die niedere herabgesetzt werden und wiederum die freieren Menschen aus dieser den Zutritt zur höheren erlangen: so ist ein Zustand erreicht, über den hinaus man nur noch das offene Meer unbestimmter Wünsche sieht. — So redet die verklingende Stimme der alten Zeit zu uns; aber wo sind noch Ohren, sie zu hören?

[«]

440.

Von Geblüt. — Das, was Männer und Frauen von Geblüt vor Anderen voraus haben und was ihnen unzweifelhaftes Anrecht auf höhere Schätzung giebt, sind zwei durch Vererbung immer mehr gesteigerte Künste: die Kunst, befehlen zu können, und die Kunst des stolzen Gehorsams. — Nun entsteht überall, wo das Befehlen zum Tagesgeschäft gehört (wie in der grossen Kaufmanns- und Industrie-Welt), etwas Aehnliches wie jene Geschlechter „von Geblüt“, aber ihnen fehlt die vornehme Haltung im Gehorsam, welche bei jenen eine Erbschaft feudaler Zustände ist und die in unserem Cultur-Klima nicht mehr wachsen will.

[«]

441.

Subordination. — Die Subordination, welche im Militär- und Beamtenstaate so hoch geschätzt wird, wird uns bald ebenso unglaublich werden, wie die geschlossene Taktik der Jesuiten es bereits geworden ist; und wenn diese Subordination nicht mehr möglich ist, lässt sich eine Menge der erstaunlichsten Wirkungen nicht mehr erreichen, und die Welt wird ärmer sein. Sie muss schwinden, denn ihr Fundament schwindet: der Glaube an die unbedingte Autorität, an die endgültige Wahrheit; selbst in Militärstaaten ist der physische Zwang nicht ausreichend, sie hervorzubringen, sondern die angeerbte Adoration vor dem Fürstlichen wie vor etwas Uebermenschlichem. — In freieren Verhältnissen ordnet man sich nur auf Bedingungen unter, in Folge gegenseitigen Vertrages, also mit allen Vorbehalten des Eigennutzes.

[«]

442.

Volksheere. — Der grösste Nachtheil der jetzt so verherrlichten Volksheere besteht in der Vergeudung von Menschen der höchsten Civilisation; nur durch die Gunst aller Verhältnisse giebt es deren überhaupt, — wie sparsam und ängstlich sollte man mit ihnen umgehen, da es grosser Zeiträume bedarf, um die zufälligen Bedingungen zur Erzeugung so zart organisirter Gehirne zu schaffen! Aber wie die Griechen in Griechenblut wütheten, so die Europäer jetzt in Europäerblut: und zwar werden relativ am meisten immer die Höchstgebildeten zum Opfer gebracht, Die, welche eine reichliche und gute Nachkommenschaft verbürgen; Solche nämlich stehen im Kampfe voran, als Befehlende, und setzen sich überdiess, ihres höheren Ehrgeizes wegen, den Gefahren am meisten aus. — Der grobe Römer-Patriotismus ist jetzt, wo ganz andere und höhere Aufgaben gestellt sind, als patria und honor, entweder etwas Unehrliches oder ein Zeichen der Zurückgebliebenheit.

[«]

443.

Hoffnung als Anmaassung. — Unsere gesellschaftliche Ordnung wird langsam wegschmelzen, wie es alle früheren Ordnungen gethan haben, sobald die Sonnen neuer Meinungen mit neuer Gluth über die Menschen hinleuchteten. Wünschen kann man diess Wegschmelzen nur, indem man hofft: und hoffen darf man vernünftigerweise nur, wenn man sich und seinesgleichen mehr Kraft in Herz und Kopf zutraut, als den Vertretern des Bestehenden. Gewöhnlich also wird diese Hoffnung eine Anmaassung, eine Ueberschätzung sein.

[«]

444.

Krieg. — Zu Ungunsten des Krieges kann man sagen: er macht den Sieger dumm, den Besiegten boshaft. Zu Gunsten des Krieges: er barbarisirt in beiden eben genannten Wirkungen und macht dadurch natürlicher; er ist für die Cultur Schlaf oder Winterszeit, der Mensch kommt kräftiger zum Guten und Bösen aus ihm heraus.

[«]

445.

Im Dienste des Fürsten. — Ein Staatsmann wird, um völlig rücksichtslos handeln zu können, am besten thun, nicht für sich, sondern für einen Fürsten sein Werk auszuführen. Von dem Glanze dieser allgemeinen Uneigennützigkeit wird das Auge des Beschauers geblendet, so dass er jene Tücken und Härten, welche das Werk des Staatsmannes mit sich bringt, nicht sieht.

[«]

446.

Eine Frage der Macht, nicht des Rechtes. — Für Menschen, welche bei jeder Sache den höheren Nutzen in’s Auge fassen, giebt es bei dem Socialismus, falls er wirklich die Erhebung der Jahrtausende lang Gedrückten, Niedergehaltenen gegen ihre Unterdrücker ist, kein Problem des Rechtes (mit der lächerlichen, weichlichen Frage: „wie weit soll man seinen Forderungen nachgeben?“), sondern nur ein Problem der Macht („wie weit kann man seine Forderungen benutzen?“); also wie bei einer Naturmacht, zum Beispiel dem Dampfe, welcher entweder von dem Menschen in seine Dienste, als Maschinengott, gezwungen wird, oder, bei Fehlern der Maschine, das heisst Fehlern der menschlichen Berechnung im Bau derselben, sie und den Menschen mit zertrümmert. Um jene Machtfrage zu lösen, muss man wissen, wie stark der Socialismus ist, in welcher Modification er noch als mächtiger Hebel innerhalb des jetzigen politischen Kräftespiels benutzt werden kann; unter Umständen müsste man selbst Alles thun, ihn zu kräftigen. Die Menschheit muss bei jeder grossen Kraft — und sei es die gefährlichste — daran denken, aus ihr ein Werkzeug ihrer Absichten zu machen. — Ein Recht gewinnt sich der Socialismus erst dann, wenn es zwischen den beiden Mächten, den Vertretern des Alten und Neuen, zum Kriege gekommen zu sein scheint, wenn aber dann das kluge Rechnen auf möglichste Erhaltung und Zuträglichkeit auf Seiten beider Parteien das Verlangen nach einem Vertrag entstehen lässt. Ohne Vertrag kein Recht. Bis jetzt giebt es aber auf dem bezeichneten Gebiete weder Krieg, noch Verträge, also auch keine Rechte, kein „Sollen“.

[«]

447.

Benutzung der kleinsten Unredlichkeit. — Die Macht der Presse besteht darin, dass jeder Einzelne, der ihr dient, sich nur ganz wenig verpflichtet und verbunden fühlt. Er sagt für gewöhnlich seine Meinung, aber sagt sie einmal auch nicht, um seiner Partei oder der Politik seines Landes oder endlich sich selbst zu nützen. Solche kleine Vergehen der Unredlichkeit oder vielleicht nur einer unredlichen Verschwiegenheit sind von dem Einzelnen nicht schwer zu tragen, doch sind die Folgen ausserordentlich, weil diese kleinen

Vergehen von Vielen zu gleicher Zeit begangen werden. Jeder von Diesen sagt sich: „für so geringe Dienste lebe ich besser, kann ich mein Auskommen finden; durch den Mangel solcher kleinen Rücksichten mache ich mich unmöglich“. Weil es beinahe sittlich gleichgültig erscheint, eine Zeile, noch dazu vielleicht ohne Namensunterschrift, mehr zu schreiben oder nicht zu schreiben, so kann Einer, der Geld und Einfluss hat, jede Meinung zur öffentlichen machen. Wer da weiss, dass die meisten Menschen in Kleinigkeiten schwach sind, und seine eigenen Zwecke durch sie erreichen will, ist immer ein gefährlicher Mensch.

[«]

448.

Allzu lauter Ton bei Beschwerden. — Dadurch, dass ein Nothstand (zum Beispiel die Gebrechen einer Verwaltung, Bestechlichkeit und Gunstwillkür in politischen oder gelehrten Körperschaften) stark übertrieben dargestellt wird, verliert zwar die Darstellung bei den Einsichtigen ihre Wirkung, aber wirkt um so stärker auf die Nichteinsichtigen (welche bei einer sorgsamen maassvollen Darlegung gleichgültig geblieben wären). Da diese aber bedeutend in der Mehrzahl sind und stärkere Willenskräfte, ungestümere Lust zum Handeln in sich beherbergen, so wird jene Uebertreibung zum Anlass von Untersuchungen, Bestrafungen, Versprechen, Reorganisationen. —Insofern ist es nützlich, Nothstände übertrieben darzustellen.

[«]

449.

Die anscheinenden Wettermacher der Politik. — Wie das Volk bei Dem, welcher sich auf das Wetter versteht und es um einen Tag voraussagt, im Stillen annimmt, dass er das Wetter mache, so legen selbst Gebildete und Gelehrte mit einem Aufwand von abergläubischem Glauben grossen Staatsmännern alle die wichtigen Veränderungen und Conjuncturen, welche während ihrer Regierung eintraten, als deren eigenstes Werk bei, wenn es nur ersichtlich ist, dass Jene Etwas davon eher wussten, als Andere, und ihre Berechnung darnach machten: sie werden also ebenfalls als Wettermacher genommen — und dieser Glaube ist nicht das geringste Werkzeug ihrer Macht.

[«]

450.

Neuer und alter Begriff der Regierung. — Zwischen Regierung und Volk so zu scheiden, als ob hier zwei getrennte Machtsphären, eine stärkere, höhere mit einer schwächeren, niederen, verhandelten und sich vereinbarten, ist ein Stück vererbter politischer Empfindung, welches der historischen Feststellung der Machtverhältnisse in den meisten Staaten noch jetzt genau entspricht. Wenn zum Beispiel Bismarck die constitutionelle Form als einen Compromiss zwischen Regierung und Volk bezeichnet, so redet er gemäss einem Princip, welches seine Vernunft in der Geschichte hat (ebendaher freilich auch den Beisatz von Unvernunft, ohne den nichts Menschliches existiren kann). Dagegen soll man nun lernen — gemäss einem Princip, welches rein aus dem Kopfe entsprungen ist und erst Geschichte machen soll —, dass Regierung Nichts als ein Organ des Volkes sei, nicht ein vorsorgliches, verehrungswürdiges „Oben“ im Verhältniss zu einem an Bescheidenheit gewöhnten „Unten“. Bevor man diese bis jetzt unhistorische und willkürliche, wenn auch logischere Aufstellung des Begriffs Regierung annimmt, möge man doch ja die Folgen erwägen: denn das Verhältniss zwischen Volk und Regierung ist das stärkste vorbildliche Verhältniss, nach dessen Muster sich unwillkürlich der Verkehr zwischen Lehrer und Schüler, Hausherrn und Dienerschaft, Vater und Familie, Heerführer und Soldat, Meister und Lehrling bildet. Alle diese Verhältnisse gestalten sich jetzt, unter dem Einflusse der herrschenden constitutionellen Regierungsform, ein Wenig um: sie werden Compromisse. Aber wie müssen sie sich verkehren und verschieben, Namen und Wesen wechseln, wenn jener allerneueste Begriff überall sich der Köpfe bemeistert hat! — wozu es aber wohl ein Jahrhundert noch brauchen dürfte. Hierbei ist Nichts mehr zu wünschen, als Vorsicht und langsame Entwickelung.

[«]

451.

Gerechtigkeit als Parteien-Lockruf. — Wohl können edle (wenn auch nicht gerade sehr einsichtsvolle) Vertreter der herrschenden Classe sich geloben: „wir wollen die Menschen als gleich behandeln, ihnen gleiche Rechte zugestehen“; insofern ist eine socialistische Denkungsweise, welche auf Gerechtigkeit ruht, möglich, aber wie gesagt nur innerhalb der herrschenden Classe, welche in diesem Falle die Gerechtigkeit mit Opfern und Verleugnungen übt. Dagegen Gleichheit der Rechte fordern, wie es die Socialisten der unterworfenen Kaste thun, ist nimmermehr der Ausfluss der Gerechtigkeit, sondern der Begehrlichkeit. — Wenn man der Bestie blutige Fleischstücke aus der Nähe zeigt und wieder wegzieht, bis sie endlich brüllt: meint ihr, dass diess Gebrüll Gerechtigkeit bedeute?

[«]

452.

Besitz und Gerechtigkeit. — Wenn die Socialisten nachweisen, dass die Eigenthums-Vertheilung in der gegenwärtigen Menschheit die Consequenz zahlloser Ungerechtigkeiten und Gewaltsamkeiten ist, und in summa die Verpflichtung gegen etwas so unrecht Begründetes ablehnen: so sehen sie nur etwas Einzelnes. Die ganze Vergangenheit der alten Cultur ist auf Gewalt, Sclaverei, Betrug, Irrthum aufgebaut; wir können aber uns selbst, die Erben aller dieser Zustände, ja die Concrescenzen aller jener Vergangenheit, nicht wegdecretiren und dürfen nicht ein einzelnes Stück herausziehen wollen. Die ungerechte Gesinnung steckt in den Seelen der Nicht-Besitzenden auch, sie sind nicht besser als die Besitzenden und haben kein moralisches Vorrecht, denn irgend wann sind ihre Vorfahren Besitzende gewesen. Nicht gewaltsame neue Vertheilungen, sondern allmähliche Umschaffungen des Sinnes thun noth, die Gerechtigkeit muss in Allen grösser werden, der gewaltthätige Instinct schwächer.

[«]

453.

Der Steuermann der Leidenschaften. — Der Staatsmann erzeugt öffentliche Leidenschaften, um den Gewinn von der dadurch erweckten Gegenleidenschaft zu haben. Um ein Beispiel zu nehmen: so weiss ein deutscher Staatsmann wohl, dass die katholische Kirche niemals mit Russland gleiche Pläne haben wird, ja sich viel lieber mit den Türken verbünden würde, als mit ihm;

ebenso weiss er, dass Deutschland alle Gefahr von einem Bündnisse Frankreichs mit Russland droht. Kann er es nun dazu bringen, Frankreich zum Herd und Hort der katholischen Kirche zu machen, so hat er diese Gefahr auf eine lange Zeit beseitigt. Er hat demnach ein Interesse daran, Hass gegen die Katholiken zu zeigen und durch Feindseligkeiten aller Art die Bekenner der Autorität des Papstes in eine leidenschaftliche politische Macht zu verwandeln, welche der deutschen Politik feindlich ist und sich naturgemäss mit Frankreich, als dem Widersacher Deutschlands, verschmelzen muss: sein Ziel ist ebenso nothwendig die Katholisirung Frankreichs, als Mirabeau in der Dekatholisirung das Heil seines Vaterlandes sah. — Der eine Staat will also die Verdunkelung von Millionen Köpfen eines anderen Staates, um seinen Vortheil aus dieser Verdunkelung zu ziehen. Es ist diess die selbe Gesinnung, welche die republicanische Regierungsform des nachbarlichen Staates — le désordre organisé, wie Mérimée sagt — aus dem alleinigen Grunde unterstützt, weil sie von dieser annimmt, dass sie das Volk schwächer, zerrissener und kriegsunfähiger mache.

[«]

454.

Die Gefährlichen unter den Umsturz-Geistern. — Man theile Die, welche auf einen Umsturz der Gesellschaft bedacht sind, in Solche ein, welche für sich selbst, und in Solche, welche für ihre Kinder und Enkel Etwas erreichen wollen. Die Letzteren sind die Gefährlicheren; denn sie haben den Glauben und das gute Gewissen der Uneigennützigkeit. Die Anderen kann man abspeisen: dazu ist die herrschende Gesellschaft immer noch reich und klug genug. Die Gefahr beginnt, sobald die Ziele unpersönlich werden; die Revolutionäre aus unpersönlichem Interesse dürfen alle Vertheidiger des Bestehenden als persönlich interessirt ansehen und sich desshalb ihnen überlegen fühlen.

[«]

455.

Politischer Werth der Vaterschaft. — Wenn der Mensch keine Söhne hat, so hat er kein volles Recht, über die Bedürfnisse eines einzelnen Staatswesens mitzureden. Man muss selber mit den Anderen sein Liebstes daran gewagt haben; das erst bindet an den Staat fest; man muss das Glück seiner Nachkommen in’s Auge fassen, also vor Allem Nachkommen haben, um an allen Institutionen und deren Veränderung rechten, natürlichen Antheil zu nehmen. Die Entwickelung der höhern Moral hängt daran, dass Einer Söhne hat; diess stimmt ihn unegoistisch, oder richtiger: es erweitert seinen Egoismus der Zeitdauer nach, und lässt ihn Ziele über seine individuelle Lebenslänge hinaus mit Ernst verfolgen.

[«]

456.

Ahnenstolz. — Auf eine ununterbrochene Reihe guter Ahnen bis zum Vater herauf darf man mit Recht stolz sein, — nicht aber auf die Reihe; denn diese hat Jeder. Die Herkunft von guten Ahnen macht den ächten Geburtsadel aus; eine einzige Unterbrechung in jener Kette, Ein böser Vorfahr also hebt den Geburtsadel auf. Man soll Jeden, welcher von seinem Adel redet, fragen: hast du keinen gewaltthätigen, habsüchtigen, ausschweifenden, boshaften, grausamen Menschen unter deinen Vorfahren? Kann er darauf in gutem Wissen und Gewissen mit Nein antworten, so bewerbe man sich um seine Freundschaft.

[«]

457.

Sclaven und Arbeiter. — Dass wir mehr Werth auf Befriedigung der Eitelkeit, als auf alles übrige Wohlbefinden (Sicherheit, Unterkommen, Vergnügen aller Art) legen, zeigt sich in einem lächerlichen Grade daran, dass Jedermann (abgesehen von politischen Gründen) die Aufhebung der Sclaverei wünscht und es auf’s Aergste verabscheut, Menschen in diese Lage zu bringen: während Jeder sich sagen muss, dass die Sclaven in allen Beziehungen sicherer und glücklicher leben, als der moderne Arbeiter, dass Sclavenarbeit sehr wenig Arbeit im Verhältniss zu der des „Arbeiters“ ist. Man protestirt im Namen der „Menschenwürde“: das ist aber, schlichter ausgedrückt, jene liebe Eitelkeit, welche das Nicht-gleich-gestellt-sein, das Oeffentlich-niedriger-geschätzt-werden, als das härteste Loos empfindet. — Der Cyniker denkt anders darüber, weil er die Ehre verachtet: — und so war Diogenes eine Zeitlang Sclave und Hauslehrer.

[«]

458.

Leitende Geister und ihre Werkzeuge. — Wir sehen grosse Staatsmänner und überhaupt alle Die, welche sich vieler Menschen zur Durchführung ihrer Pläne bedienen müssen, bald so, bald so verfahren: entweder wählen sie sehr fein und sorgsam die zu ihren Plänen passenden Menschen aus und lassen ihnen dann verhältnissmässige grosse Freiheit, weil sie wissen, dass die Natur dieser Ausgewählten sie eben dahin treibt, wohin sie selber Jene haben wollen; oder sie wählen schlecht, ja nehmen was ihnen unter die Hand kommt, formen aber aus jedem Thone etwas für ihre Zwecke Taugliches. Diese letzte Art ist die gewaltsamere, sie begehrt auch unterwürfigere Werkzeuge; ihre Menschenkenntniss ist gewöhnlich viel geringer, ihre Menschenverachtung grösser, als bei den erstgenannten Geistern, aber die Maschine, welche sie construiren, arbeitet gemeinhin besser, als die Maschine aus der Werkstätte jener.

[«]

459.

Willkürliches Recht nothwendig. — Die Juristen streiten, ob das am vollständigsten durchgedachte Recht oder das am leichtesten zu verstehende in einem Volke zum Siege kommen solle. Das erste, dessen höchstes Muster das römische ist, erscheint dem Laien als unverständlich und desshalb nicht als Ausdruck seiner Rechtsempfindung. Die Volksrechte, wie zum Beispiel die germanischen, waren grob, abergläubisch, unlogisch, zum Theil albern, aber sie entsprachen ganz bestimmten vererbten heimischen Sitten und Empfindungen. — Wo aber Recht nicht mehr, wie bei uns, Herkommen ist, da kann es nur befohlen, Zwang sein; wir haben Alle kein herkömmliches Rechtsgefühl mehr, desshalb müssen wir uns Willkürsrechte gefallen lassen, die der Ausdruck der Nothwendigkeit sind, dass es ein Recht geben müsse. Das logischste ist dann jedenfalls das annehmbarste, weil es das unparteilichste ist: zugegeben selbst, dass in jedem Falle die kleinste Maasseinheit im Verhältniss von Vergehen und Strafe willkürlich angesetzt ist.

[«]

460.

Der grosse Mann der Masse. — Das Recept zu dem, was die Masse einen grossen Mann nennt, ist leicht gegeben. Unter allen Umständen verschaffe man ihr Etwas, das ihr sehr angenehm ist, oder setze ihr erst in den Kopf, dass diess und jenes sehr angenehm wäre, und gebe es ihr dann. Doch um keinen Preis sofort: sondern man erkämpfe es mit grösster Anstrengung oder scheine es zu erkämpfen. Die Masse muss den Eindruck haben, dass eine mächtige, ja unbezwingliche Willenskraft da sei; mindestens muss sie da zu sein scheinen. Den starken Willen bewundert Jedermann, weil Niemand ihn hat und Jedermann sich sagt, dass, wenn er ihn hätte, es für ihn und seinen Egoismus keine Gränze mehr gäbe. Zeigt sich nun, dass ein solcher starker Wille etwas der Masse sehr Angenehmes bewirkt, statt auf die Wünsche seiner Begehrlichkeit zu hören, so bewundert man noch einmal und wünscht sich selber Glück. Im Uebrigen habe er alle Eigenschaften der Masse: um so weniger schämt sie sich vor ihm, um so mehr ist er populär. Also: er sei gewaltthätig, neidisch, ausbeuterisch, intrigant, schmeichlerisch, kriechend, aufgeblasen, je nach Umständen alles.

[«]

461.

Fürst und Gott. — Die Menschen verkehren mit ihren Fürsten vielfach in ähnlicher Weise wie mit ihrem Gotte, wie ja vielfach auch der Fürst der Repräsentant des Gottes, mindestens sein Oberpriester war. Diese fast unheimliche Stimmung von Verehrung und Angst und Scham war und ist viel schwächer geworden, aber mitunter lodert sie auf und heftet sich an mächtige Personen überhaupt. Der Cultus des Genius’ ist ein Nachklang dieser Götter-Fürsten-Verehrung. Ueberall, wo man sich bestrebt, einzelne Menschen in das Uebermenschliche hinaufzuheben, entsteht auch die Neigung, ganze Schichten des Volkes sich roher und niedriger vorzustellen, als sie wirklich sind.

[«]

462.

Meine Utopie. — In einer besseren Ordnung der Gesellschaft wird die schwere Arbeit und Noth des Lebens Dem zuzumessen sein, welcher am wenigsten durch sie leidet, also dem Stumpfesten, und so schrittweise aufwärts bis zu Dem, welcher für die höchsten sublimirtesten Gattungen des Leidens am empfindlichsten ist und desshalb selbst noch bei der grössten Erleichterung des Lebens leidet.

[«]

463.

Ein Wahn in der Lehre vom Umsturz. — Es giebt politische und sociale Phantasten, welche feurig und beredt zu einem Umsturz aller Ordnungen auffordern, in dem Glauben, dass dann sofort das stolzeste Tempelhaus schönen Menschenthums gleichsam von selbst sich erheben werde. In diesen gefährlichen Träumen klingt noch der Aberglaube Rousseau's nach, welcher an eine wundergleiche, ursprüngliche, aber gleichsam verschüttete Güte der menschlichen Natur glaubt und den Institutionen der Cultur, in Gesellschaft, Staat, Erziehung, alle Schuld jener Verschüttung beimisst. Leider weiss man aus historischen Erfahrungen, dass jeder solche Umsturz die wildesten Energien als die längst begrabenen Furchtbarkeiten und Maasslosigkeiten fernster Zeitalter von Neuem zur Auferstehung bringt: dass also ein Umsturz wohl eine Kraftquelle in einer mattgewordenen Menschheit sein kann, nimmermehr aber ein Ordner, Baumeister, Künstler, Vollender der menschlichen Natur. — Nicht Voltaire's maassvolle, dem Ordnen, Reinigen und Umbauen zugeneigte Natur, sondern Rousseau's leidenschaftliche Thorheiten und Halblügen haben den optimistischen Geist der Revolution wachgerufen, gegen den ich rufe: „Ecrasez l'infame!“ Durch ihn ist der Geist der Aufklärung und der fortschreitenden Entwickelung auf lange verscheucht worden: sehen wir zu — ein Jeder bei sich selber — ob es möglich ist, ihn wieder zurückzurufen!

[«]

464.

Maass. — Die volle Entschiedenheit des Denkens und Forschens, also die Freigeisterei, zur Eigenschaft des Charakters geworden, macht im Handeln mässig: denn sie schwächt die Begehrlichkeit, zieht viel von der vorhandenen Energie an sich, zur Förderung geistiger Zwecke, und zeigt das Halbnützliche oder Unnütze und Gefährliche aller plötzlichen Veränderungen.

[«]

465.

Auferstehung des Geistes. — Auf dem politischen Krankenbette verjüngt ein Volk gewöhnlich sich selbst und findet seinen Geist wieder, den es im Suchen und Behaupten der Macht allmählich verlor. Die Cultur verdankt das Allerhöchste den politisch geschwächten Zeiten.

[«]

466.

Neue Meinungen im alten Hause. — Dem Umsturz der Meinungen folgt der Umsturz der Institutionen nicht sofort nach, vielmehr wohnen die neuen Meinungen lange Zeit im verödeten und unheimlich gewordenen Hause ihrer Vorgängerinnen und conserviren es selbst, aus Wohnungsnoth.

[«]

467.

Schulwesen. — Das Schulwesen wird in grossen Staaten immer höchstens mittelmässig sein, aus dem selben Grunde, aus dem in grossen Küchen besten Falls mittelmässig gekocht wird.

[«]

468.

Unschuldige Corruption. — In allen Instituten, in welche nicht die scharfe Luft der öffentlichen Kritik hineinweht, wächst eine unschuldige Corruption auf, wie ein Pilz (also zum Beispiel in gelehrten Körperschaften und Senaten).

[«]

469.

Gelehrte als Politiker. — Gelehrten, welche Politiker werden, wird gewöhnlich die komische Rolle zugetheilt, das gute Gewissen einer Politik sein zu müssen.

[«]

470.

Der Wolf hinter dem Schafe versteckt. — Fast jeder Politiker hat unter gewissen Umständen einmal einen ehrlichen Mann so nöthig, dass er, gleich einem heisshungrigen Wolfe, in einen Schafstall bricht: nicht aber um dann den geraubten Widder zu fressen, sondern um sich hinter seinen wolligen Rücken zu verstecken.

[«]

471.

Glückszeiten. — Ein glückliches Zeitalter ist desshalb gar nicht möglich, weil die Menschen es nur wünschen wollen, aber nicht haben wollen und jeder Einzelne, wenn ihm gute Tage kommen, förmlich um Unruhe und Elend beten lernt. Das Schicksal der Menschen ist auf glückliche Augenblicke eingerichtet — jedes Leben hat solche —, aber nicht auf glückliche Zeiten. Trotzdem werden diese als „das Jenseits der Berge“ in der Phantasie des Menschen bestehen bleiben, als Erbstück der Urväter; denn man hat wohl den Begriff des Glückszeitalters seit uralten Zeiten her jenem Zustande entnommen, in dem der Mensch, nach gewaltiger Anstrengung durch Jagd und Krieg, sich der Ruhe übergiebt, die Glieder streckt und die Fittige des Schlafes um sich rauschen hört. Es ist ein falscher Schluss, wenn der Mensch jener alten Gewöhnung gemäss sich vorstellt, dass er nun auch nach ganzen Zeiträumen der Noth und Mühsal jenes Zustandes des Glücks in entsprechender Steigerung und Dauer theilhaftig werden könne.

[«]

472.

Religion und Regierung. — So lange der Staat oder, deutlicher, die Regierung sich als Vormund zu Gunsten einer unmündigen Menge bestellt weiss und um ihretwillen die Frage erwägt, ob die Religion zu erhalten oder zu beseitigen sei: wird sie höchst wahrscheinlich sich immer für die Erhaltung der Religion entscheiden. Denn die Religion befriedigt das einzelne Gemüth in Zeiten des Verlustes, der Entbehrung, des Schreckens, des Misstrauens, also da, wo die Regierung sich ausser Stande fühlt, direct Etwas zur Linderung der seelischen Leiden des Privatmannes zu thun: ja selbst bei allgemeinen, unvermeidlichen und zunächst unabwendbaren Uebeln (Hungersnöthen, Geldkrisen, Kriegen) gewährt die Religion eine beruhigte, abwartende, vertrauende Haltung der Menge. Ueberall, wo die nothwendigen oder zufälligen Mängel der Staatsregierung oder die gefährlichen Consequenzen dynastischer Interessen dem Einsichtigen sich bemerklich machen und ihn widerspänstig stimmen, werden die Nicht-Einsichtigen den Finger Gottes zu sehen meinen und sich in Geduld den Anordnungen von Oben (in welchem Begriff göttliche und menschliche Regierungsweise gewöhnlich verschmelzen) unterwerfen: so wird der innere bürgerliche Frieden und die Continuität der Entwickelung gewahrt. Die Macht, welche in der Einheit der Volksempfindung, in gleichen Meinungen und Zielen für Alle, liegt, wird durch die Religion beschützt und besiegelt, jene seltenen Fälle abgerechnet, wo eine Priesterschaft mit der Staatsgewalt sich über den Preis nicht einigen kann und in Kampf tritt. Für gewöhnlich wird der Staat sich die Priester zu gewinnen wissen, weil er ihrer allerprivatesten, verborgenen Erziehung der Seelen benöthigt ist und Diener zu schätzen weiss, welche scheinbar und äusserlich ein ganz anderes Interesse vertreten. Ohne Beihülfe der Priester kann auch jetzt noch keine Macht „legitim“ werden: wie Napoleon begriff. — So gehen absolute vormundschaftliche Regierung und sorgsame Erhaltung der Religion nothwendig mit einander. Dabei ist vorauszusetzen, dass die regierenden Personen und Classen über den Nutzen, welchen ihnen die Religion gewährt, aufgeklärt werden und somit bis zu einem Grade sich ihr überlegen fühlen, insofern sie dieselbe als Mittel gebrauchen: wesshalb hier die Freigeisterei ihren Ursprung hat. — Wie aber, wenn jene ganz verschiedene Auffassung des Begriffes der Regierung, wie sie in demokratischen Staaten gelehrt wird, durchzudringen anfängt? Wenn man in ihr Nichts als das Werkzeug des Volkswillen sieht, kein Oben im Vergleich zu einem Unten, sondern lediglich eine Function des alleinigen Souverains, des Volkes? Hier kann auch nur die selbe Stellung, welche das Volk zur Religion einnimmt, von der Regierung eingenommen werden; jede Verbreitung von Aufklärung wird bis in ihre Vertreter hineinklingen müssen, eine Benutzung und Ausbeutung der religiösen Triebkräfte und Tröstungen zu staatlichen Zwecken wird nicht so leicht möglich sein (es sei denn, dass mächtige Parteiführer zeitweilig einen Einfluss üben, welcher dem des aufgeklärten Despotismus ähnlich sieht). Wenn aber der Staat keinen Nutzen mehr aus der Religion selber ziehen darf oder das Volk viel zu mannichfach über religiöse Dinge denkt, als dass es der Regierung ein gleichartiges, einheitliches Vorgehen bei religiösen Maassregeln gestatten dürfte, — so wird nothwendig sich der Ausweg zeigen, die Religion als Privatsache zu behandeln und dem Gewissen und der Gewohnheit jedes Einzelnen zu überantworten. Die Folge ist zu allererst diese, dass das religiöse Empfinden verstärkt erscheint, insofern versteckte und unterdrückte Regungen desselben, welchen der Staat unwillkürlich oder absichtlich keine Lebensluft gönnte, jetzt hervorbrechen und bis in's Extreme ausschweifen; später erweist sich, dass die Religion von Secten überwuchert wird und dass eine Fülle von Drachenzähnen in dem Augenblicke gesät worden ist, als man die Religion zur Privatsache machte. Der Anblick des Streites, die feindselige Bloslegung aller Schwächen religiöser Bekenntnisse lässt endlich keinen Ausweg mehr zu, als dass jeder Bessere und Begabtere die Irreligiosität zu seiner Privatsache macht: als welche Gesinnung nun auch in dem Geiste der regierenden Personen die Ueberhand bekommt und, fast wider ihren Willen, ihren Maassregeln einen religionsfeindlichen Charakter giebt. Sobald diess eintritt, wandelt sich die Stimmung der noch religiös bewegten Menschen, welche früher den Staat als etwas Halb- oder Ganzheiliges adorirten, in eine entschieden staatsfeindliche um; sie lauern den Maassregeln der Regierung auf, suchen zu hemmen, zu kreuzen, zu beunruhigen, so viel sie können, und treiben dadurch die Gegenpartei, die irreligiöse, durch die Hitze ihres Widerspruchs in eine fast fanatische Begeisterung für den Staat hinein; wobei im Stillen noch mitwirkt, dass in diesen Kreisen die Gemüther seit der Trennung von der Religion eine Leere spüren und sich vorläufig durch die Hingebung an den Staat einen Ersatz, eine Art von Ausfüllung zu schaffen suchen. Nach diesen, vielleicht lange dauernden Uebergangskämpfen entscheidet es sich endlich, ob die religiösen Parteien noch stark genug sind, um einen alten Zustand heraufzubringen und das Rad zurückzudrehen: in welchem Falle unvermeidlich der aufgeklärte Despotismus (vielleicht weniger aufgeklärt und ängstlicher, als früher) den Staat in die Hände bekommt, — oder ob die religionslosen Parteien sich durchsetzen und die Fortpflanzung ihrer Gegnerschaft, einige Generationen hindurch, etwa durch Schule und Erziehung, untergraben und endlich unmöglich machen. Dann aber lässt auch bei ihnen jene Begeisterung für den Staat nach: immer deutlicher tritt hervor, dass mit jener religiösen Adoration, für welche er ein Mysterium, eine überweltliche Stiftung ist, auch das ehrfürchtige und pietätvolle Verhältniss zu ihm erschüttert ist. Fürderhin sehen die Einzelnen immer nur die Seite an ihm, wo er ihnen nützlich oder schädlich werden kann, und drängen sich mit allen Mitteln heran, um Einfluss auf ihn zu bekommen. Aber diese Concurrenz wird bald zu gross, die Menschen und Parteien wechseln zu schnell, stürzen sich gegenseitig zu wild vom Berge wieder herab, nachdem sie kaum oben angelangt sind. Es fehlt allen Maassregeln, welche von einer Regierung durchgesetzt werden, die Bürgschaft ihrer Dauer; man scheut vor Unternehmungen zurück, welche auf Jahrzehnte, Jahrhunderte hinaus ein stilles Wachsthum haben müssten, um reife Früchte zu zeitigen. Niemand fühlt eine andere Verpflichtung gegen ein Gesetz mehr, als die, sich augenblicklich der Gewalt, welche ein Gesetz einbrachte, zu beugen: sofort geht man aber daran, es durch eine neue Gewalt, eine neu zu bildende Majorität zu unterminiren. Zuletzt — man kann es mit Sicherheit aussprechen — muss das Misstrauen gegen alles Regierende, die Einsicht in das Nutzlose und Aufreibende dieser kurzathmigen Kämpfe die Menschen zu einem ganz neuen Entschlusse drängen: zur Abschaffung des Staatsbegriffs, zur Aufhebung des Gegensatzes „privat und öffentlich“. Die Privatgesellschaften ziehen Schritt vor Schritt die Staatsgeschäfte in sich hinein: selbst der zäheste Rest, welcher von der alten Arbeit des Regierens übrigbleibt (jene Thätigkeit zum Beispiel welche die Privaten gegen die Privaten sicher stellen soll), wird zu allerletzt einmal durch Privatunternehmer besorgt werden. Die Missachtung, der Verfall und der Tod des Staates, die Entfesselung der Privatperson (ich hüte mich zu sagen: des Individuums) ist die Consequenz des demokratischen Staatsbegriffes; hier liegt seine Mission. Hat er seine Aufgabe erfüllt — die wie alles Menschliche viel Vernunft und Unvernunft im Schoosse trägt —, sind alle Rückfälle der alten Krankheit überwunden, so wird ein neues Blatt im Fabelbuche der Menschheit entrollt, auf dem man allerlei seltsame Historien und vielleicht auch einiges Gute lesen wird. — Um das Gesagte noch einmal kurz zu sagen: das Interesse der vormundschaftlichen Regierung und das Interesse der Religion gehen mit einander Hand in Hand, so dass, wenn letztere abzusterben beginnt, auch die Grundlage des Staates erschüttert wird. Der Glaube an eine göttliche Ordnung der politischen Dinge, an ein Mysterium in der Existenz des Staates ist religiösen Ursprungs: schwindet die Religion, so wird der Staat unvermeidlich seinen alten Isisschleier verlieren und keine Ehrfurcht mehr erwecken. Die Souveränität des Volkes, in der Nähe gesehen, dient dazu, auch den letzten Zauber und Aberglauben auf dem Gebiete dieser Empfindungen zu verscheuchen; die moderne Demokratie ist die historische Form vom Verfall des Staates. — Die Aussicht, welche sich durch diesen sichern Verfall ergiebt, ist aber nicht in jedem Betracht eine unglückselige: die Klugheit und der Eigennutz der Menschen sind von allen ihren Eigenschaften am besten ausgebildet; wenn den Anforderungen dieser Kräfte der Staat nicht mehr entspricht, so wird am wenigsten das Chaos eintreten, sondern eine noch zweckmässigere Erfindung, als der Staat es war, zum Siege über den Staat kommen. Wie manche organisirende Gewalt hat die Menschheit schon absterben sehen, — zum Beispiel die der Geschlechtsgenossenschaft, als welche Jahrtausende lang viel mächtiger war, als die Gewalt der Familie, ja längst, bevor diese bestand, schon waltete und ordnete. Wir selber sehen den bedeutenden Rechts- und Machtgedanken der Familie, welcher einmal, so weit wie römisches Wesen reichte, die Herrschaft besass, immer blasser und ohnmächtiger werden. So wird ein späteres Geschlecht auch den Staat in einzelnen Strecken der Erde bedeutungslos werden sehen, — eine Vorstellung, an welche viele Menschen der Gegenwart kaum ohne Angst und Abscheu denken können. An der Verbreitung und Verwirklichung dieser Vorstellung zu arbeiten, ist freilich ein ander Ding: man muss sehr anmaassend von seiner Vernunft denken und die Geschichte kaum halb verstehen, um schon jetzt die Hand an den Pflug zu legen, — während noch Niemand die Samenkörner aufzeigen kann, welche auf das zerrissene Erdreich nachher gestreut werden sollen. Vertrauen wir also „der Klugheit und dem Eigennutz der Menschen“, dass jetzt noch der Staat eine gute Weile bestehen bleibt und zerstörerische Versuche übereifriger und voreiliger Halbwisser abgewiesen werden!

[«]

473.

Der Socialismus in Hinsicht auf seine Mittel. — Der Socialismus ist der phantastische jüngere Bruder des fast abgelebten Despotismus, den er beerben will; seine Bestrebungen sind also im tiefsten Verstande reactionär. Denn er begehrt eine Fülle der Staatsgewalt, wie sie nur je der Despotismus gehabt hat, ja er überbietet alles Vergangene dadurch, dass er die förmliche Vernichtung des Individuums anstrebt: als welches ihm wie ein unberechtigter Luxus der Natur vorkommt und durch ihn in ein zweckmässiges Organ des Gemeinwesens umgebessert werden soll. Seiner Verwandtschaft wegen erscheint er immer in der Nähe aller excessiven Machtentfaltungen, wie der alte typische Socialist Plato am Hofe des sicilischen Tyrannen; er wünscht (und befördert unter Umständen) den cäsarischen Gewaltstaat dieses Jahrhunderts, weil er, wie gesagt, sein Erbe werden möchte. Aber selbst diese Erbschaft würde für seine Zwecke nicht ausreichen, er braucht die allerunterthänigste Niederwerfung aller Bürger vor dem unbedingten Staate, wie niemals etwas Gleiches existirt hat; und da er nicht einmal auf die alte religiöse Pietät für den Staat mehr rechnen darf, vielmehr an deren Beseitigung unwillkürlich fortwährend arbeiten muss — nämlich weil er an der Beseitigung aller bestehenden Staaten arbeitet —, so kann er sich nur auf kurze Zeiten, durch den äussersten Terrorismus, hie und da einmal auf Existenz Hoffnung machen. Desshalb bereitet er sich im Stillen zu Schreckensherrschaften vor und treibt den halbgebildeten Massen das Wort „Gerechtigkeit“ wie einen Nagel in den Kopf, um sie ihres Verstandes völlig zu berauben (nachdem dieser Verstand schon durch die Halbbildung sehr gelitten hat) und ihnen für das böse Spiel, das sie spielen sollen, ein gutes Gewissen zu schaffen. — Der Socialismus kann dazu dienen, die Gefahr aller Anhäufungen von Staatsgewalt recht brutal und eindringlich zu lehren und insofern vor dem Staate selbst Misstrauen einzuflössen. Wenn seine rauhe Stimme in das Feldgeschrei „so viel Staat wie möglich“ einfällt, so wird dieses zunächst dadurch lärmender, als je: aber bald dringt auch das entgegengesetzte mit um so grösserer Kraft hervor: „so wenig Staat wie möglich“.

[«]

474.

Die Entwickelung des Geistes, vom Staate gefürchtet. — Die griechische Polis war, wie jede organisirende politische Macht, ausschliessend und misstrauisch gegen das Wachsthum der Bildung; ihr gewaltiger Grundtrieb zeigte sich fast nur lähmend und hemmend für dieselbe. Sie wollte keine Geschichte, kein Werden in der Bildung gelten lassen; die in dem Staatsgesetz festgestellte Erziehung sollte alle Generationen verpflichten und auf Einer Stufe festhalten. Nicht anders wollte es später auch noch Plato für seinen idealen Staat. Trotz der Polis entwickelte sich also die Bildung: indirect freilich und wider Willen half sie mit, weil die Ehrsucht des Einzelnen in der Polis auf's Höchste angereizt wurde, so dass er, einmal auf die Bahn geistiger Ausbildung gerathen, auch in ihr bis in's letzte Extrem fortgieng. Dagegen soll man sich nicht auf die Verherrlichungsrede des Perikles berufen: denn sie ist nur ein grosses optimistisches Trugbild über den angeblich nothwendigen Zusammenhang von Polis und athenischer Cultur; Thukydides lässt sie, unmittelbar bevor die Nacht über Athen kommt (die Pest und der Abbruch der Tradition), noch einmal wie eine verklärende Abendröthe aufleuchten, bei der man den schlimmen Tag vergessen soll, der ihr vorangieng.

[«]

475.

Der europäische Mensch und die Vernichtung der Nationen. — Der Handel und die Industrie, der Bücher- und Briefverkehr, die Gemeinsamkeit aller höheren Cultur, das schnelle Wechseln von Ort und Landschaft, das jetzige Nomadenleben aller Nicht-Landbesitzer, — diese Umstände bringen nothwendig eine Schwächung und zuletzt eine Vernichtung der Nationen, mindestens der europäischen, mit sich: so dass aus ihnen allen, in Folge fortwährender Kreuzungen, eine Mischrasse, die des europäischen Menschen, entstehen muss. Diesem Ziele wirkt jetzt bewusst oder unbewusst die Abschliessung der Nationen durch Erzeugung nationaler Feindseligkeiten entgegen, aber langsam geht der Gang jener Mischung dennoch vorwärts, trotz jener zeitweiligen Gegenströmungen: dieser künstliche Nationalismus ist übrigens so gefährlich wie der künstliche Katholicismus es gewesen ist, denn er ist in seinem Wesen ein gewaltsamer Noth- und Belagerungszustand, welcher von Wenigen über Viele verhängt ist, und braucht List, Lüge und Gewalt, um sich in Ansehen zu halten. Nicht das Interesse der Vielen (der Völker), wie man wohl sagt, sondern vor Allem das Interesse bestimmter Fürstendynastien, sodann das bestimmter Classen des Handels und der Gesellschaft, treibt zu diesem Nationalismus; hat man diess einmal erkannt, so soll man sich nur ungescheut als guten Europäer ausgeben und durch die That an der Verschmelzung der Nationen arbeiten: wobei die Deutschen durch ihre alte bewährte Eigenschaft, Dolmetscher und Vermittler der Völker zu sein, mitzuhelfen vermögen. — Beiläufig: das ganze Problem der Juden ist nur innerhalb der nationalen Staaten vorhanden, insofern hier überall ihre Thatkräftigkeit und höhere Intelligenz, ihr in langer Leidensschule von Geschlecht zu Geschlecht angehäuftes Geist- und Willens-Capital, in einem neid- und hasserweckenden Maasse zum Uebergewicht kommen muss, so dass die litterarische Unart fast in allen jetzigen Nationen überhand nimmt — und zwar je mehr diese sich wieder national gebärden —, die Juden als Sündenböcke aller möglichen öffentlichen und inneren Uebelstände zur Schlachtbank zu führen. Sobald es sich nicht mehr um Conservirung von Nationen, sondern um die Erzeugung einer möglichst kräftigen europäischen Mischrasse handelt, ist der Jude als Ingredienz ebenso brauchbar und erwünscht, als irgend ein anderer nationaler Rest. Unangenehme, ja gefährliche Eigenschaften hat jede Nation, jeder Mensch; es ist grausam, zu verlangen, dass der Jude eine Ausnahme machen soll. Jene Eigenschaften mögen sogar bei ihm in besonderem Maasse gefährlich und abschreckend sein; und vielleicht ist der jugendliche Börsen-Jude die widerlichste Erfindung des Menschengeschlechtes überhaupt. Trotzdem möchte ich wissen, wie viel man bei einer Gesammtabrechnung einem Volke nachsehen muss, welches, nicht ohne unser Aller Schuld, die leidvollste Geschichte unter allen Völkern gehabt hat und dem man den edelsten Menschen (Christus), den reinsten Weisen (Spinoza), das mächtigste Buch und das wirkungsvollste Sittengesetz der Welt verdankt. Ueberdiess: in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters, als sich die asiatische Wolkenschicht schwer über Europa gelagert hatte, waren es jüdische Freidenker, Gelehrte und Aerzte, welche das Banner der Aufklärung und der geistigen Unabhängigkeit unter dem härtesten persönlichen Zwange festhielten und Europa gegen Asien vertheidigten; ihren Bemühungen ist es nicht am wenigsten zu danken, dass eine natürlichere, vernunftgemässere und jedenfalls unmythische Erklärung der Welt endlich wieder zum Siege kommen konnte und dass der Ring der Cultur, welcher uns jetzt mit der Aufklärung des griechisch-römischen Alterthums zusammenknüpft, unzerbrochen blieb. Wenn das Christenthum Alles gethan hat, um den Occident zu orientalisiren, so hat das Judenthum wesentlich mit dabei geholfen, ihn immer wieder zu occidentalisiren: was in einem bestimmten Sinne so viel heisst als Europa's Aufgabe und Geschichte einer Fortsetzung der griechischen zu machen.

[«]

476.

Scheinbare Ueberlegenheit des Mittelalters. — Das Mittelalter zeigt in der Kirche ein Institut mit einem ganz universalen, die gesammte Menschheit in sich begreifenden Ziele, noch dazu einem solchen, welches den — vermeintlich — höchsten Interessen derselben galt: dagegen gesehen, machen die Ziele der Staaten und Nationen, welche die neuere Geschichte zeigt, einen beklemmenden Eindruck; sie erscheinen kleinlich, niedrig, materiell, räumlich beschränkt. Aber dieser verschiedene Eindruck auf die Phantasie soll unser Urtheil ja nicht bestimmen; denn jenes universale Institut entsprach erkünstelten, auf Fictionen beruhenden Bedürfnissen, welche es, wo sie noch nicht vorhanden waren, erst erzeugen musste (Bedürfniss der Erlösung); die neuen Institute helfen wirklichen Nothzuständen ab; und die Zeit kommt, wo Institute entstehen, um den gemeinsamen wahren Bedürfnissen aller Menschen zu dienen und das phantastische Urbild, die katholische Kirche, in Schatten und Vergessenheit zu stellen.

[«]

477.

Der Krieg unentbehrlich. — Es ist eitel Schwärmerei und Schönseelenthum, von der Menschheit noch viel (oder gar: erst recht viel) zu erwarten, wenn sie verlernt hat, Kriege zu führen. Einstweilen kennen wir keine anderen Mittel, wodurch mattwerdenden Völkern jene rauhe Energie des Feldlagers, jener tiefe unpersönliche Hass, jene Mörder-Kaltblütigkeit mit gutem Gewissen, jene gemeinsame organisirende Gluth in der Vernichtung des Feindes, jene stolze Gleichgültigkeit gegen grosse Verluste, gegen das eigene Dasein und das der Befreundeten, jenes dumpfe erdbebenhafte Erschüttern der Seele ebenso stark und sicher mitgetheilt werden könnte, wie diess jeder grosse Krieg thut: von den hier hervorbrechenden Bächen und Strömen, welche freilich Steine und Unrath aller Art mit sich wälzen und die Wiesen zarter Culturen zu Grunde richten, werden nachher unter günstigen Umständen die Räderwerke in den Werkstätten des Geistes mit neuer Kraft umgedreht. Die Cultur kann die Leidenschaften, Laster und Bosheiten durchaus nicht entbehren. — Als die kaiserlich gewordenen Römer der Kriege etwas müde wurden, versuchten sie aus Thierhetzen, Gladiatorenkämpfen und Christenverfolgungen sich neue Kraft zu gewinnen. Die jetzigen Engländer, welche im Ganzen auch dem Kriege abgesagt zu haben scheinen, ergreifen ein anderes Mittel, um jene entschwindenden Kräfte neu zu erzeugen: jene gefährlichen Entdeckungsreisen, Durchschiffungen, Erkletterungen, zu wissenschaftlichen Zwecken, wie es heisst, unternommen, in Wahrheit, um überschüssige Kraft aus Abenteuern und Gefahren aller Art mit nach Hause zu bringen. Man wird noch vielerlei solche Surrogate des Krieges ausfindig machen, aber vielleicht durch sie immer mehr einsehen, dass eine solche hoch cultivirte und daher nothwendig matte Menschheit, wie die der jetzigen Europäer, nicht nur der Kriege, sondern der grössten und furchtbarsten Kriege — also zeitweiliger Rückfälle in die Barbarei — bedarf, um nicht an den Mitteln der Cultur ihre Cultur und ihr Dasein selber einzubüssen.

[«]

478.

Fleiss im Süden und Norden. — Der Fleiss entsteht auf zwei ganz verschiedene Arten. Die Handwerker im Süden werden fleissig, nicht aus Erwerbstrieb, sondern aus der beständigen Bedürftigkeit der Anderen. Weil immer Einer kommt, der ein Pferd beschlagen, einen Wagen ausbessern lassen will, so ist der Schmied fleissig. Käme Niemand, so würde er auf dem Markte herumlungern. Sich zu ernähren, das hat in einem fruchtbaren Lande wenig Noth, dazu brauchte er nur ein sehr geringes Maass von Arbeit, jedenfalls keinen Fleiss; schliesslich würde er betteln und zufrieden sein. — Der Fleiss englischer Arbeiter hat dagegen den Erwerbssinn hinter sich: er ist sich seiner selbst und seiner Ziele bewusst und will mit dem Besitz die Macht, mit der Macht die grösstmögliche Freiheit und individuelle Vornehmheit.

[«]

479.

Reichthum als Ursprung eines Geblütsadels. — Der Reichthum erzeugt nothwendig eine Aristokratie der Rasse, denn er gestattet die schönsten Weiber zu wählen, die besten Lehrer zu besolden, er gönnt dem Menschen Reinlichkeit, Zeit zu körperlichen Uebungen und vor Allem Abwendung von verdumpfender körperlicher Arbeit. Soweit verschafft er alle Bedingungen, um, in einigen Generationen, die Menschen vornehm und schön sich bewegen, ja selbst handeln zu machen: die grössere Freiheit des Gemüthes, die Abwesenheit des Erbärmlich-Kleinen, der Erniedrigung vor Brodgebern, der Pfennig-Sparsamkeit. — Gerade diese negativen Eigenschaften sind das reichste Angebinde des Glückes für einen jungen Menschen; ein ganz Armer richtet sich gewöhnlich durch Vornehmheit der Gesinnung zu Grunde, er kommt nicht vorwärts und erwirbt Nichts, seine Rasse ist nicht lebensfähig. — Dabei ist aber zu bedenken, dass der Reichthum fast die gleichen Wirkungen ausübt, wenn Einer dreihundert Thaler oder dreissigtausend jährlich verbrauchen darf: es giebt nachher keine wesentliche Progression der begünstigenden Umstände mehr. Aber weniger zu haben, als Knabe zu betteln und sich zu erniedrigen, ist furchtbar: obwohl für Solche, welche ihr Glück im Glanze der Höfe, in der Unterordnung unter Mächtige und Einflussreiche suchen oder welche Kirchenhäupter werden wollen, es der rechte Ausgangspunct sein mag. (— Es lehrt, gebückt sich in die Höhlengänge der Gunst einzuschleichen.)

[«]

480.

Neid und Trägheit in verschiedener Richtung. — Die beiden gegnerischen Parteien, die socialistische und die nationale — oder wie die Namen in den verschiedenen Ländern Europa’s lauten mögen — sind einander würdig: Neid und Faulheit sind die bewegenden Mächte in ihnen beiden. In jenem Heerlager will man so wenig als möglich mit den Händen arbeiten, in diesem so wenig als möglich mit dem Kopf; in letzterem hasst und neidet man die hervorragenden, aus sich wachsenden Einzelnen, welche sich nicht gutwillig in Reih und Glied zum Zwecke einer Massenwirkung stellen lassen; in ersterem die bessere, äusserlich günstiger gestellte Kaste der Gesellschaft, deren eigentliche Aufgabe, die Erzeugung der höchsten Culturgüter, das Leben innerlich um so viel schwerer und schmerzensreicher macht. Gelingt es freilich, jenen Geist der Massenwirkung zum Geiste der höheren Classen der Gesellschaft zu machen, so sind die socialistischen Schaaren ganz im Rechte, wenn sie auch äusserlich zwischen sich und jenen zu nivelliren suchen, da sie ja innerlich, in Kopf und Herz, schon mit einander nivellirt sind. — Lebt als höhere Menschen und thut immerfort die Thaten der höheren

Cultur, — so gesteht euch Alles, was da lebt, euer Recht zu, und die Ordnung der Gesellschaft, deren Spitze ihr seid, ist gegen jeden bösen Blick und Griff gefeit!

[«]

481.

Grosse Politik und ihre Einbussen. — Ebenso wie ein Volk die grössten Einbussen, welche Krieg und Kriegsbereitschaft mit sich bringen, nicht durch die Unkosten des Krieges, die Stauungen im Handel und Wandel erleidet, ebenso nicht durch die Unterhaltung der stehenden Heere — so gross diese Einbussen auch jetzt sein mögen, wo acht Staaten Europa’s jährlich die Summe von zwei bis drei Milliarden darauf verwenden —, sondern dadurch, dass Jahr aus Jahr ein die tüchtigsten, kräftigsten, arbeitsamsten Männer in ausserordentlicher Anzahl ihren eigentlichen Beschäftigungen und Berufen entzogen werden, um Soldaten zu sein: ebenso erleidet ein Volk, welches sich anschickt, grosse Politik zu treiben und unter den mächtigsten Staaten sich eine entscheidende Stimme zu sichern, seine grössten Einbussen nicht darin, worin man sie gewöhnlich findet. Es ist wahr, dass es von diesem Zeitpuncte ab fortwährend eine Menge der hervorragendsten Talente auf dem „Altar des Vaterlandes“ oder der nationalen Ehrsucht opfert, während früher diesen Talenten, welche jetzt die Politik verschlingt, andere Wirkungskreise offen standen. Aber abseits von diesen öffentlichen Hekatomben, und im Grunde viel grauenhafter als diese, begiebt sich ein Schauspiel, welches fortwährend in hunderttausend Acten gleichzeitig sich abspielt: jeder tüchtige, arbeitsame, geistvolle, strebende Mensch eines solchen nach politischen Ruhmeskränzen lüsternen Volkes wird von dieser Lüsternheit beherrscht und gehört seiner eigenen Sache nicht mehr, wie früher, völlig an: die täglich neuen Fragen und Sorgen des öffentlichen Wohles verschlingen eine tägliche Abgabe von dem Kopf- und Herz-Capitale jedes Bürgers: die Summe all dieser Opfer und Einbussen an individueller Energie und Arbeit ist so ungeheuer, dass das politische Aufblühen eines Volkes eine geistige Verarmung und Ermattung, eine geringere Leistungsfähigkeit zu Werken, welche grosse Concentration und Einseitigkeit verlangen, fast mit Nothwendigkeit nach sich zieht. Zuletzt darf man fragen: lohnt sich denn all diese Blüthe und Pracht des Ganzen (welche ja doch nur als Furcht der anderen Staaten vor dem neuen Coloss und als dem Auslande abgerungene Begünstigung der nationalen Handels- und Verkehrs-Wohlfahrt zu Tage tritt), wenn dieser groben und buntschillernden Blume der Nation alle die edleren, zarteren, geistigeren Pflanzen und Gewächse, an welchen ihr Boden bisher so reich war, zum Opfer gebracht werden müssen?

[«]

482.

Und nochmals gesagt. — Oeffentliche Meinungen — private Faulheiten.

[«]

Neuntes Hauptstück.
Der Mensch mit sich allein.

483.

Feinde der Wahrheit. — Ueberzeugungen sind gefährlichere Feinde der Wahrheit, als Lügen.

[«]

484.

Verkehrte Welt. — Man kritisirt einen Denker schärfer, wenn er einen uns unangenehmen Satz hinstellt; und doch wäre es vernünftiger, diess zu thun, wenn sein Satz uns angenehm ist.

[«]

485.

Charaktervoll. — Charaktervoll erscheint ein Mensch weit häufiger, weil er immer seinem Temperamente, als weil er immer seinen Principien folgt.

[«]

486.

Das Eine, was Noth thut. — Eins muss man haben: entweder einen von Natur leichten Sinn oder einen durch Kunst und Wissen erleichterten Sinn.

[«]

487.

Die Leidenschaft für Sachen. — Wer seine Leidenschaft auf Sachen (Wissenschaften, Staatswohl, Culturinteressen, Künste) richtet, entzieht seiner Leidenschaft für Personen viel Feuer (selbst wenn sie Vertreter jener Sachen sind, wie Staatsmänner, Philosophen, Künstler Vertreter ihrer Schöpfungen sind).

[«]

488.

Die Ruhe in der That. — Wie ein Wasserfall im Sturz langsamer und schwebender wird, so pflegt der grosse Mensch der That mit mehr Ruhe zu handeln, als seine stürmische Begierde vor der That es erwarten liess.

[«]

489.

Nicht zu tief. — Personen, welche eine Sache in aller Tiefe erfassen, bleiben ihr selten auf immer treu. Sie haben eben die Tiefe an's Licht gebracht: da giebt es immer viel Schlimmes zu sehen.

[«]

490.

Wahn der Idealisten. — Alle Idealisten bilden sich ein, die Sachen, welchen sie dienen, seien wesentlich besser, als die anderen Sachen in der Welt, und wollen nicht glauben, dass wenn ihre Sache überhaupt gedeihen soll, sie genau des selben übel riechenden Düngers bedarf, welchen alle anderen menschlichen Unternehmungen nöthig haben.

[«]

491.

Selbstbeobachtung. — Der Mensch ist gegen sich selbst, gegen Auskundschaftung und Belagerung durch sich selber, sehr gut vertheidigt, er vermag gewöhnlich nicht mehr von sich, als seine Aussenwerke wahrzunehmen. Die eigentliche Festung ist ihm unzugänglich, selbst unsichtbar, es sei denn, dass Freunde und Feinde die Verräther machen und ihn selber auf geheimem Wege hineinführen.

[«]

492.

Der richtige Beruf. — Männer halten selten einen Beruf aus, von dem sie nicht glauben oder sich einreden, er sei im Grunde wichtiger, als alle anderen. Ebenso geht es Frauen mit ihren Liebhabern.

[«]

493.

Adel der Gesinnung. — Der Adel der Gesinnung besteht zu einem grossen Theil aus Gutmüthigkeit und Mangel an Misstrauen, und enthält also gerade Das, worüber sich die gewinnsüchtigen und erfolgreichen Menschen so gerne mit Ueberlegenheit und Spott ergehen.

[«]

494.

Ziel und Wege. — Viele sind hartnäckig in Bezug auf den einmal eingeschlagenen Weg, Wenige in Bezug auf das Ziel.

[«]

495.

Das Empörende an einer individuellen Lebensart. — Alle sehr individuellen Maassregeln des Lebens bringen die Menschen gegen Den, der sie ergreift, auf; sie fühlen sich durch die aussergewöhnliche Behandlung, welche Jener sich angedeihen lässt, erniedrigt, als gewöhnliche Wesen.

[«]

496.

Vorrecht der Grösse. — Es ist das Vorrecht der Grösse, mit geringen Gaben hoch zu beglücken.

[«]

497.

Unwillkürlich vornehm. — Der Mensch beträgt sich unwillkürlich vornehm, wenn er sich gewöhnt hat, von den Menschen Nichts zu wollen und ihnen immer zu geben.

[«]

498.

Bedingung des Heroenthums. — Wenn Einer zum Helden werden will, so muss die Schlange vorher zum Drachen geworden sein, sonst fehlt ihm sein rechter Feind.

[«]

499.

Freund. — Mitfreude, nicht Mitleiden, macht den Freund.

[«]

500.

Ebbe und Fluth zu benutzen. — Man muss zum Zwecke der Erkenntniss jene innere Strömung zu benutzen wissen, welche uns zu einer Sache hinzieht und wiederum jene, welche uns nach einer Zeit von der Sache fortzieht.

[«]

501.

Freude an sich. — „Freude an der Sache“ so sagt man: aber in Wahrheit ist es Freude an sich vermittelst einer Sache.

[«]

502.

Der Bescheidene. — Wer gegen Personen bescheiden ist, zeigt gegen Sachen (Stadt, Staat, Gesellschaft, Zeit, Menschheit) um so stärker seine Anmaassung. Das ist seine Rache.

[«]

503.

Neid und Eifersucht. — Neid und Eifersucht sind die Schamtheile der menschlichen Seele. Die Vergleichung kann vielleicht fortgesetzt werden.

[«]

504.

Der vornehmste Heuchler. — Gar nicht von sich zu reden, ist eine sehr vornehme Heuchelei.

[«]

505.

Verdruss. — Der Verdruss ist eine körperliche Krankheit, welche keineswegs dadurch schon gehoben ist, dass die Veranlassung zum Verdruss hinterdrein beseitigt wird.

[«]

506.

Vertreter der Wahrheit. — Nicht wenn es gefährlich ist, die Wahrheit zu sagen, findet sie am seltensten Vertreter, sondern wenn es langweilig ist.

[«]

507.

Beschwerlicher noch, als Feinde. — Die Personen, von deren sympathischem Verhalten wir nicht unter allen Umständen überzeugt sind, während uns irgend ein Grund (z.B. Dankbarkeit) verpflichtet, den Anschein der unbedingten Sympathie unsererseits aufrecht zu erhalten, quälen unsere Phantasie viel mehr, als unsere Feinde.

[«]

508.

Die freie Natur. — Wir sind so gern in der freien Natur, weil diese keine Meinung über uns hat.

[«]

509.

Jeder in Einer Sache überlegen. — In civilisirten Verhältnissen fühlt sich Jeder jedem Anderen in Einer Sache wenigstens überlegen: darauf beruht das allgemeine Wohlwollen, insofern Jeder einer ist, der unter Umständen helfen kann und desshalb sich ohne Scham helfen lassen darf.

[«]

510.

Trostgründe. — Bei einem Todesfall braucht man zumeist Trostgründe, nicht sowohl um die Gewalt des Schmerzes zu lindern, als um zu entschuldigen, dass man sich so leicht getröstet fühlt.

[«]

511.

Die Ueberzeugungstreuen. — Wer viel zu thun hat, behält seine allgemeinen Ansichten und Standpuncte fast unverändert bei. Ebenso Jeder, der im Dienst einer Idee arbeitet: er wird die Idee selber nie mehr prüfen, dazu hat er keine Zeit mehr; ja es geht gegen sein Interesse, sie überhaupt noch für discutirbar zu halten.

[«]

512.

Moralität und Quantität. — Die höhere Moralität des einen Menschen, im Vergleich zu der eines anderen, liegt oft nur darin, dass die Ziele quantitativ grösser sind. Jenen zieht die Beschäftigung mit dem Kleinen, im engen Kreise, nieder.

[«]

513.

Das Leben als Ertrag des Lebens. — Der Mensch mag sich noch so weit mit seiner Erkenntniss ausrecken, sich selber noch so objectiv vorkommen:

zuletzt trägt er doch Nichts davon, als seine eigene Biographie.

[«]

514.

Die eherne Nothwendigkeit. — Die eherne Nothwendigkeit ist ein Ding, von dem die Menschen im Verlauf der Geschichte einsehen, dass es weder ehern noch nothwendig ist.

[«]

515.

Aus der Erfahrung. — Die Unvernunft einer Sache ist kein Grund gegen ihr Dasein, vielmehr eine Bedingung desselben.

[«]

516.

Wahrheit. — Niemand stirbt jetzt an tödtlichen Wahrheiten: es giebt zu viele Gegengifte.

[«]

517.

Grundeinsicht. — Es giebt keine prästabilirte Harmonie zwischen der Förderung der Wahrheit und dem Wohle der Menschheit.

[«]

518.

Menschenloos. — Wer tiefer denkt, weiss, dass er immer Unrecht hat, er mag handeln und urtheilen, wie er will.

[«]

519.

Wahrheit als Circe. — Der Irrthum hat aus Thieren Menschen gemacht; sollte die Wahrheit im Stande sein, aus dem Menschen wieder ein Thier zu machen?

[«]

520.

Gefahr unserer Cultur. — Wir gehören einer Zeit an, deren Cultur in Gefahr ist, an den Mitteln der Cultur zu Grunde zu gehen.

[«]

521.

Grösse heisst: Richtung-geben. — Kein Strom ist durch sich selber gross und reich: sondern dass er so viele Nebenflüsse aufnimmt und fortführt, das macht ihn dazu. So steht es auch mit allen Grössen des Geistes. Nur darauf kommt es an, dass Einer die Richtung angiebt, welcher dann so viele Zuflüsse folgen müssen; nicht darauf, ob er von Anbeginn arm oder reich begabt ist.

[«]

522.

Schwaches Gewissen. — Menschen, welche von ihrer Bedeutung für die Menschheit sprechen, haben in Bezug auf gemeine bürgerliche Rechtlichkeit im Halten von Verträgen, Versprechungen, ein schwaches Gewissen.

[«]

523.

Geliebt sein wollen. — Die Forderung, geliebt zu werden, ist die grösste der Anmaassungen.

[«]

524.

Menschenverachtung. — Das unzweideutigste Anzeichen von einer Geringschätzung der Menschen ist diess, dass man Jedermann nur als Mittel zu seinem Zwecke oder gar nicht gelten lässt.

[«]

525.

Anhänger aus Widerspruch. — Wer die Menschen zur Raserei gegen sich gebracht hat, hat sich immer auch eine Partei zu seinen Gunsten erworben.

[«]

526.

Erlebnisse vergessen. — Wer viel denkt, und zwar sachlich denkt, vergisst leicht seine eigenen Erlebnisse, aber nicht so die Gedanken, welche durch jene hervorgerufen wurden.

[«]

527.

Festhalten einer Meinung. — Der Eine hält eine Meinung fest, weil er sich Etwas darauf einbildet, von selbst auf sie gekommen zu sein, der Andere, weil er sie mit Mühe gelernt hat und stolz darauf ist, sie begriffen zu haben: Beide also aus Eitelkeit.

[«]

528.

Das Licht scheuen. — Die gute That scheut ebenso ängstlich das Licht, als die böse That: diese fürchtet, durch das Bekanntwerden komme der Schmerz (als Strafe), jene fürchtet, durch das Bekanntwerden schwinde die Lust (jene reine Lust an sich selbst nämlich, welche sofort aufhört, sobald eine Befriedigung der Eitelkeit hinzutritt).

[«]

529.

Die Länge des Tages. — Wenn man viel hineinzustecken hat, so hat ein Tag hundert Taschen.

[«]

530.

Tyrannengenie. — Wenn in der Seele eine unbezwingliche Lust dazu rege ist, sich tyrannisch durchzusetzen, und das Feuer beständig unterhält, so wird selbst eine geringe Begabung (bei Politikern, Künstlern) allmählich zu einer fast unwiderstehlichen Naturgewalt.

[«]

531.

Das Leben des Feindes. — Wer davon lebt, einen Feind zu bekämpfen, hat ein Interesse daran, dass er am Leben bleibt.

[«]

532.

Wichtiger. — Man nimmt die unerklärte dunkle Sache wichtiger, als die erklärte helle.

[«]

533.

Abschätzung erwiesener Dienste. — Dienstleistungen, die uns Jemand erweist, schätzen wir nach dem Werthe, den Jener darauf legt, nicht nach dem, welchen sie für uns haben.

[«]

534.

Unglück. — Die Auszeichnung, welche im Unglück liegt (als ob es ein Zeichen von Flachheit, Anspruchslosigkeit, Gewöhnlichkeit sei, sich glücklich zu fühlen), ist so gross, dass wenn Jemand Einem sagt: „Aber wie glücklich Sie sind!“ man gewöhnlich protestirt.

[«]

535.

Phantasie der Angst. — Die Phantasie der Angst ist jener böse äffische Kobold, der dem Menschen gerade dann noch auf den Rücken springt, wenn er schon am schwersten zu tragen hat.

[«]

536.

Werth abgeschmackter Gegner. — Man bleibt mitunter einer Sache nur desshalb treu, weil ihre Gegner nicht aufhören, abgeschmackt zu sein.

[«]

537.

Werth eines Berufes. — Ein Beruf macht gedankenlos; darin liegt sein grösster Segen. Denn er ist eine Schutzwehr, hinter welche man sich, wenn Bedenken und Sorgen allgemeiner Art Einen anfallen, erlaubtermaassen zurückziehen kann.

[«]

538.

Talent. — Das Talent manches Menschen erscheint geringer als es ist, weil er sich immer zu grosse Aufgaben gestellt hat.

[«]

539.

Jugend. — Die Jugend ist unangenehm; denn in ihr ist es nicht möglich oder nicht vernünftig, productiv zu sein, in irgend einem Sinne.

[«]

540.

Zu grosse Ziele. — Wer sich öffentlich grosse Ziele stellt und hinterdrein im Geheimen einsieht, dass er dazu zu schwach ist, hat gewöhnlich auch nicht Kraft genug, jene Ziele öffentlich zu widerrufen und wird dann unvermeidlich zum Heuchler.

[«]

541.

Im Strome. — Starke Wasser reissen viel Gestein und Gestrüpp mit sich fort, starke Geister viel dumme und verworrene Köpfe.

[«]

542.

Gefahren der geistigen Befreiung. — Bei der ernstlich gemeinten geistigen Befreiung eines Menschen hoffen im Stillen auch seine Leidenschaften und Begierden ihren Vortheil sich zu ersehen.

[«]

543.

Verkörperung des Geistes. — Wenn Einer viel und klug denkt, so bekommt nicht nur sein Gesicht, sondern auch sein Körper ein kluges Aussehen.

[«]

544.

Schlecht sehen und schlecht hören. — Wer wenig sieht, sieht immer weniger; wer schlecht hört, hört immer Einiges noch dazu.

[«]

545.

Selbstgenuss in der Eitelkeit. — Der Eitele will nicht sowohl hervorragen, als sich hervorragend fühlen, desshalb verschmäht er kein Mittel des

Selbstbetruges und der Selbstüberlistung. Nicht die Meinung der Anderen, sondern seine Meinung von Deren Meinung liegt ihm am Herzen.

[«]

546.

Ausnahmsweise eitel. — Der für gewöhnlich Selbstgenugsame ist ausnahmsweise eitel und für Ruhm und Lobsprüche empfänglich, wenn er körperlich krank ist. In dem Maasse, in welchem er sich verliert, muss er sich aus fremder Meinung, von Aussen her, wieder zu gewinnen suchen.

[«]

547.

Die „Geistreichen“. — Der hat keinen Geist, welcher den Geist sucht.

[«]

548.

Wink für Parteihäupter. — Wenn man die Leute dazu treiben kann, sich öffentlich für Etwas zu erklären, so hat man sie meistens auch dazu gebracht, sich innerlich dafür zu erklären; sie wollen fürderhin als consequent erfunden werden.

[«]

549.

Verachtung. — Die Verachtung durch Andere ist dem Menschen empfindlicher, als die durch sich selbst.

[«]

550.

Schnur der Dankbarkeit. — Es giebt sclavische Seelen, welche die Erkenntlichkeit für erwiesene Wohlthaten so weit treiben, dass sie sich mit der Schnur der Dankbarkeit selbst erdrosseln.

[«]

551.

Kunstgriff des Propheten. — Um die Handlungsweise gewöhnlicher Menschen im Voraus zu errathen, muss man annehmen, dass sie immer den mindesten Aufwand an Geist machen, um sich aus einer unangenehmen Lage zu befreien.

[«]

552.

Das einzige Menschenrecht. — Wer vom Herkömmlichen abweicht, ist das Opfer des Aussergewöhnlichen; wer im Herkömmlichen bleibt, ist der Sclave desselben. Zu Grunde gerichtet wird man auf jeden Fall.

[«]

553.

Unter das Thier hinab. — Wenn der Mensch vor Lachen wiehert, übertrifft er alle Thiere durch seine Gemeinheit.

[«]

554.

Halbwissen. — Der, welcher eine fremde Sprache wenig spricht, hat mehr Freude daran, als Der, welcher sie gut spricht. Das Vergnügen ist bei den

Halbwissenden.

[«]

555.

Gefährliche Hülfbereitschaft. — Es giebt Leute, welche das Leben den Menschen erschweren wollen, aus keinem andern Grunde, als um ihnen hinterdrein ihre Recepte zur Erleichterung des Lebens, zum Beispiel ihr Christenthum, anzubieten.

[«]

556.

Fleiss und Gewissenhaftigkeit. — Fleiss und Gewissenhaftigkeit sind oftmals dadurch Antagonisten, dass der Fleiss die Früchte sauer vom Baume nehmen will, die Gewissenhaftigkeit sie aber zu lange hängen lässt, bis sie herabfallen und sich zerschlagen.

[«]

557.

Verdächtigen. — Menschen, welche man nicht leiden kann, sucht man sich zu verdächtigen.

[«]

558.

Die Umstände fehlen. — Viele Menschen warten ihr Leben lang auf die Gelegenheit, auf ihre Art gut zu sein.

[«]

559.

Mangel an Freunden. — Der Mangel an Freunden lässt auf Neid oder Anmaassung schliessen. Mancher verdankt seine Freunde nur dem glücklichen Umstande, dass er keinen Anlass zum Neide hat.

[«]

560.

Gefahr in der Vielheit. — Mit einem Talente mehr steht man oft unsicherer, als mit einem weniger: wie der Tisch besser auf drei, als auf vier Füssen steht.

[«]

561.

Den Andern zum Vorbild. — Wer ein gutes Beispiel geben will, muss seiner Tugend einen Gran Narrheit zusetzen: dann ahmt man nach und erhebt sich zugleich über den Nachgeahmten, — was die Menschen lieben.

[«]

562.

Zielscheibe sein. — Die bösen Reden Anderer über uns gelten oft nicht eigentlich uns, sondern sind die Aeusserungen eines Aergers, einer Verstimmung aus ganz anderen Gründen.

[«]

563.

Leicht resignirt. — Man leidet wenig an versagten Wünschen, wenn man seine Phantasie geübt hat, die Vergangenheit zu verhässlichen.

[«]

564.

In Gefahr. — Man ist am Meisten in Gefahr, überfahren zu werden, wenn man eben einem Wagen ausgewichen ist.

[«]

565.

Je nach der Stimme die Rolle. — Wer gezwungen ist, lauter zu reden, als er gewohnt ist (etwa vor einem Halb-Tauben oder vor einem grossen Auditorium), übertreibt gewöhnlich die Dinge, welche er mitzutheilen hat. — Mancher wird zum Verschwörer, böswilligen Nachredner, Intriguanten, blos weil seine Stimme sich am besten zu einem Geflüster eignet.

[«]

566.

Liebe und Hass. — Liebe und Hass sind nicht blind, aber geblendet vom Feuer, das sie selber mit sich tragen.

[«]

567.

Mit Vortheil angefeindet. — Menschen, welche der Welt ihre Verdienste nicht völlig deutlich machen können, suchen sich eine starke Feindschaft zu erwecken. Sie haben dann den Trost, zu denken, dass diese zwischen ihren Verdiensten und deren Anerkennung stehe — und dass mancher Andere das Selbe vermuthe: was sehr vortheilhaft für ihre Geltung ist.

[«]

568.

Beichte. — Man vergisst seine Schuld, wenn man sie einem Andern gebeichtet hat, aber gewöhnlich vergisst der Andere sie nicht.

[«]

569.

Selbstgenügsamkeit. — Das goldene Vliess der Selbstgenügsamkeit schützt gegen Prügel, aber nicht gegen Nadelstiche.

[«]

570.

Schatten in der Flamme. — Die Flamme ist sich selber nicht so hell, als den Anderen, denen sie leuchtet: so auch der Weise.

[«]

571.

Eigene Meinungen. — Die erste Meinung, welche uns einfällt, wenn wir plötzlich über eine Sache befragt werden, ist gewöhnlich nicht unsere eigene, sondern nur die landläufige, unserer Kaste, Stellung, Abkunft zugehörige; die eigenen Meinungen schwimmen selten oben auf.

[«]

572.

Herkunft des Muthes. — Der gewöhnliche Mensch ist muthig und unverwundbar wie ein Held, wenn er die Gefahr nicht sieht, für sie keine Augen hat. Umgekehrt: der Held hat die einzig verwundbare Stelle auf dem Rücken, also dort, wo er keine Augen hat.

[«]

573.

Gefahr im Arzte. — Man muss für seinen Arzt geboren sein, sonst geht man an seinem Arzt zu Grunde.

[«]

574.

Wunderliche Eitelkeit. — Wer dreimal mit Dreistigkeit das Wetter prophezeit hat und Erfolg hatte, der glaubt im Grunde seiner Seele ein Wenig an seine Prophetengabe. Wir lassen das Wunderliche, Irrationelle gelten, wenn es unserer Selbstschätzung schmeichelt.

[«]

575.

Beruf. — Ein Beruf ist das Rückgrat des Lebens.

[«]

576.

Gefahr persönlichen Einflusses. — Wer fühlt, dass er auf einen Anderen einen grossen innerlichen Einfluss ausübt, muss ihm ganz freie Zügel lassen, ja gelegentliches Widerstreben gern sehen und selbst herbeiführen: sonst wird er unvermeidlich sich einen Feind machen.

[«]

577.

Den Erben gelten lassen. — Wer etwas Grosses in selbstloser Gesinnung begründet hat, sorgt dafür, sich Erben zu erziehen. Es ist das Zeichen einer tyrannischen und unedlen Natur, in allen möglichen Erben seines Werkes seine Gegner zu sehen und gegen sie im Stande der Nothwehr zu leben.

[«]

578.

Halbwissen. — Das Halbwissen ist siegreicher, als das Ganzwissen: es kennt die Dinge einfacher, als sie sind, und macht daher seine Meinung fasslicher und überzeugender.

[«]

579.

Nicht geeignet zum Parteimann. — Wer viel denkt, eignet sich nicht zum Parteimann: er denkt sich zu bald durch die Partei hindurch.

[«]

580.

Schlechtes Gedächtniss. — Der Vortheil des schlechten Gedächtnisses ist, dass man die selben guten Dinge mehrere Male zum Ersten Male geniesst.

[«]

581.

Sich Schmerzen machen. — Rücksichtslosigkeit des Denkens ist oft das Zeichen einer unfriedlichen inneren Gesinnung, welche Betäubung begehrt.

[«]

582.

Märtyrer. — Der Jünger eines Märtyrers leidet mehr, als der Märtyrer.

[«]

583.

Rückständige Eitelkeit. — Die Eitelkeit mancher Menschen, die es nicht nöthig hätten, eitel zu sein, ist die übriggebliebene und gross gewachsene Gewohnheit aus der Zeit her, wo sie noch kein Recht hatten, an sich zu glauben und diesen Glauben erst von Andern in kleiner Münze einbettelten.

[«]

584.

Punctum saliens der Leidenschaft. — Wer im Begriff ist, in Zorn oder in einen heftigen Liebesaffect zu gerathen, erreicht einen Punct, wo die Seele voll ist wie ein Gefäss: aber doch muss ein Wassertropfen noch hinzukommen, der gute Wille zur Leidenschaft (den man gewöhnlich auch den bösen nennt). Es ist nur dieses Pünctchen nöthig, dann läuft das Gefäss über.

[«]

585.

Gedanke des Unmuthes. — Es ist mit den Menschen wie mit den Kohlenmeilern im Walde. Erst wenn die jungen Menschen ausgeglüht haben und verkohlt sind, gleich jenen, dann werden sie nützlich. So lange sie dampfen und rauchen, sind sie vielleicht interessanter, aber unnütz und gar zu häufig unbequem. — Die Menschheit verwendet schonungslos jeden Einzelnen als Material zum Heizen ihrer grossen Maschinen: aber wozu dann die Maschinen, wenn alle Einzelnen (das heisst die Menschheit) nur dazu nützen, sie zu unterhalten? Maschinen, die sich selbst Zweck sind, — ist das die umana commedia?

[«]

586.

Vom Stundenzeiger des Lebens. — Das Leben besteht aus seltenen einzelnen Momenten von höchster Bedeutsamkeit und unzählig vielen Intervallen, in denen uns besten Falls die Schattenbilder jener Momente umschweben. Die Liebe, der Frühling, jede schöne Melodie, das Gebirge, der Mond, das Meer — Alles redet nur einmal ganz zum Herzen: wenn es überhaupt je ganz zu Worte kommt. Denn viele Menschen haben jene Momente gar nicht und sind selber Intervalle und Pausen in der Symphonie des wirklichen Lebens.

[«]

587.

Angreifen oder eingreifen. — Wir machen häufig den Fehler, eine Richtung oder Partei oder Zeit lebhaft anzufeinden, weil wir zufällig nur ihre veräusserlichte Seite, ihre Verkümmerung oder die ihnen nothwendig anhaftenden „Fehler ihrer Tugenden“ zu sehen bekommen, — vielleicht weil wir selbst an diesen vornehmlich theilgenommen haben. Dann wenden wir ihnen den Rücken und suchen eine entgegengesetzte Richtung; aber das Bessere wäre, die starken guten Seiten aufzusuchen oder an sich selber auszubilden. Freilich gehört ein kräftigerer Blick und besserer Wille dazu, das Werdende und Unvollkommene zu fördern, als es in seiner Unvollkommenheit zu durchschauen und zu verleugnen.

[«]

588.

Bescheidenheit. — Es giebt wahre Bescheidenheit (das heisst die Erkenntniss, dass wir nicht unsere eigenen Werke sind); und recht wohl geziemt sie dem grossen Geiste, weil gerade er den Gedanken der völligen Unverantwortlichkeit (auch für das Gute, was er schafft) fassen kann. Die Unbescheidenheit des Grossen hasst man nicht, insofern er seine Kraft fühlt, sondern weil er seine Kraft dadurch erst erfahren will, dass er die Anderen verletzt, herrisch behandelt und zusieht, wie weit sie es aushalten. Gewöhnlich beweist diess sogar den Mangel an sicherem Gefühl der Kraft und macht somit die Menschen an seiner Grösse zweifeln. Insofern ist Unbescheidenheit vom Gesichtspuncte der Klugheit aus sehr zu widerrathen.

[«]

589.

Des Tages erster Gedanke. — Das beste Mittel, jeden Tag gut zu beginnen, ist: beim Erwachen daran zu denken, ob man nicht wenigstens einem Menschen an diesem Tage eine Freude machen könne. Wenn diess als ein Ersatz für die religiöse Gewöhnung des Gebetes gelten dürfte, so hätten die Mitmenschen einen Vortheil bei dieser Aenderung.

[«]

590.

Anmaassung als letztes Trostmittel. — Wenn man ein Missgeschick, seinen intellectuellen Mangel, seine Krankheit sich so zurecht legt, dass man hierin sein vorgezeichnetes Schicksal, seine Prüfung oder die geheimnissvolle Strafe für früher Begangenes sieht, so macht man sich sein eigenes Wesen dadurch interessant und erhebt sich in der Vorstellung über seine Mitmenschen. Der stolze Sünder ist eine bekannte Figur in allen kirchlichen Secten.

[«]

591.

Vegetation des Glückes. — Dicht neben dem Wehe der Welt, und oft auf seinem vulcanischen Boden, hat der Mensch seine kleinen Gärten des Glückes angelegt; ob man das Leben mit dem Blicke Dessen betrachtet, der vom Dasein Erkenntniss allein will, oder Dessen, der sich ergiebt und resignirt, oder Dessen, der an der überwundenen Schwierigkeit sich freut, — überall wird er etwas Glück neben dem Unheil aufgesprosst finden — und zwar um so mehr Glück, je vulcanischer der Boden war —, nur wäre es lächerlich, zu sagen, dass mit diesem Glück das Leiden selbst gerechtfertigt sei.

[«]

592.

Die Strasse der Vorfahren. — Es ist vernünftig, wenn Jemand das Talent, auf welches sein Vater oder Grossvater Mühe verwendet hat, an sich selbst weiter ausbildet und nicht zu etwas ganz Neuem umschlägt; er nimmt sich sonst die Möglichkeit, zum Vollkommenen in irgend einem Handwerk zu gelangen. Desshalb sagt das Sprüchwort: „Welche Strasse sollst du reiten? — die deiner Vorfahren.“

[«]

593.

Eitelkeit und Ehrgeiz als Erzieher. — So lange Einer noch nicht zum Werkzeug des allgemeinen menschlichen Nutzens geworden ist, mag ihn der Ehrgeiz peinigen; ist jenes Ziel aber erreicht, arbeitet er mit Nothwendigkeit wie eine Maschine zum Besten Aller, so mag dann die Eitelkeit kommen; sie wird ihn im Kleinen vermenschlichen, geselliger, erträglicher, nachsichtiger machen, dann, wenn der Ehrgeiz die grobe Arbeit (ihn nützlich zu machen) an ihm vollendet hat.

[«]

594.

Philosophische Neulinge. — Hat man die Weisheit eines Philosophen eben eingenommen, so geht man durch die Strassen mit dem Gefühle, als sei man umgeschaffen und ein grosser Mann geworden; denn man findet lauter Solche, welche diese Weisheit nicht kennen, hat also über Alles eine neue unbekannte Entscheidung vorzutragen: weil man ein Gesetzbuch anerkennt, meint man jetzt auch sich als Richter gebärden zu müssen.

[«]

595.

Durch Missfallen gefallen. — Die Menschen, welche lieber auffallen und dabei missfallen wollen, begehren das Selbe wie Die, welche nicht auffallen und gefallen wollen, nur in einem viel höheren Grade und indirect, vermittelst einer Stufe, durch welche sie sich scheinbar von ihrem Ziele entfernen. Sie wollen Einfluss und Macht, und zeigen desshalb ihre Ueberlegenheit, selbst so, dass sie unangenehm empfunden wird; denn sie wissen, dass Der, welcher endlich zur Macht gelangt ist, fast in Allem was er thut und sagt, gefällt, und dass selbst, wo er missfällt, er doch noch zu gefallen scheint. — Auch der Freigeist, und ebenso der Gläubige, wollen Macht, um durch sie einmal zu gefallen; wenn ihnen ihrer Lehre wegen ein übeles Schicksal, Verfolgung, Kerker, Hinrichtung, droht, so freuen sie sich des Gedankens, dass ihre Lehre auf diese Weise der Menschheit eingeritzt und eingebrannt wird; sie nehmen es hin als ein schmerzhaftes, aber kräftiges, wenngleich spät wirkendes Mittel, um doch noch zur Macht zu gelangen.

[«]

596.

Casus belli und Aehnliches. — Der Fürst, welcher zu dem gefassten Entschlusse, Krieg mit dem Nachbar zu führen, einen casus belli ausfindig macht, gleicht dem Vater, der seinem Kinde eine Mutter unterschiebt, welche fürderhin als solche gelten soll. Und sind nicht fast alle öffentlich bekannt gemachten Motive unserer Handlungen solche untergeschobene Mütter?

[«]

597.

Leidenschaft und Recht. — Niemand spricht leidenschaftlicher von seinem Rechte, als Der, welcher im Grunde seiner Seele einen Zweifel an seinem Rechte hat. Indem er die Leidenschaft auf seine Seite zieht, will er den Verstand und dessen Zweifel betäuben: so gewinnt er das gute Gewissen und mit ihm den Erfolg bei den Mitmenschen.

[«]

598.

Kunstgriff des Entsagenden. — Wer gegen die Ehe protestirt nach Art der katholischen Priester wird diese nach ihrer niedrigsten, gemeinsten Auffassung zu verstehen suchen. Ebenso wer die Ehre bei den Zeitgenossen von sich abweist, wird deren Begriff niedrig fassen; so erleichtert er sich die Entbehrung und den Kampf dagegen. Uebrigens wird Der, welcher sich im Ganzen viel versagt, sich im Kleinen leicht Indulgenz geben. Es wäre möglich, dass Der, welcher über den Beifall der Zeitgenossen erhaben ist, doch die Befriedigung kleiner Eitelkeiten sich nicht versagen will.

[«]

599.

Lebensalter der Anmaassung. — Zwischen dem sechsundzwanzigsten und dreissigsten Jahre liegt bei begabten Menschen die eigentliche Periode der Anmaassung; es ist die Zeit der ersten Reife, mit einem starken Rest von Säuerlichkeit. Man fordert auf Grund dessen, was man in sich fühlt, von Menschen, welche Nichts oder wenig davon sehen, Ehre und Demüthigung, und rächt sich, weil diese zunächst ausbleiben, durch jenen Blick, jene Gebärde der Anmaassung, jenen Ton der Stimme, die ein feines Ohr und Auge an allen Productionen jenes Alters, seien es Gedichte, Philosophien, oder Bilder und Musik, wiedererkennt. Aeltere erfahrene Männer lächeln dazu und mit Rührung gedenken sie dieses schönen Lebensalters, in dem man böse über das Geschick ist, so viel zu sein und so wenig zu scheinen. Später scheint man wirklich mehr, — aber man hat den guten Glauben verloren, viel zu sein: man bleibe denn zeitlebens ein unverbesserlicher Narr der Eitelkeit.

[«]

600.

Trügerisch und doch haltbar. — Wie man, um an einem Abgrund vorbeizugehen oder einen tiefen Bach auf einem Balken zu überschreiten, eines Geländers bedarf, nicht um sich daran festzuhalten, — denn es würde sofort mit Einem zusammenbrechen, sondern um die Vorstellung der Sicherheit für das Auge zu erwecken, — so bedarf man als Jüngling solcher Personen, welche uns unbewusst den Dienst jenes Geländers erweisen; es ist wahr, sie würden uns nicht helfen, wenn wir uns wirklich, in grosser Gefahr, auf sie stützen wollten, aber sie geben die beruhigende Empfindung des Schutzes in der Nähe (zum Beispiel Väter, Lehrer, Freunde, wie sie, alle drei, gewöhnlich sind).

[«]

601.

Lieben lernen. — Man muss lieben lernen, gütig sein lernen, und diess von Jugend auf; wenn Erziehung und Zufall uns keine Gelegenheit zur Uebung dieser Empfindungen geben, so wird unsere Seele trocken und selbst zu einem Verständnisse jener zarten Erfindungen liebevoller Menschen ungeeignet. Ebenso muss der Hass gelernt und genährt werden, wenn Einer ein tüchtiger Hasser werden will: sonst wird auch der Keim dazu allmählich absterben.

[«]

602.

Die Ruine als Schmuck. — Solche, die viele geistige Wandlungen durchmachen, behalten einige Ansichten und Gewohnheiten früherer Zustände bei, welche dann wie ein Stück unerklärlichen Alterthums und grauen Mauerwerks in ihr neues Denken und Handeln hineinragen: oft zur Zierde der ganzen Gegend.

[«]

603.

Liebe und Ehre. — Die Liebe begehrt, die Furcht meidet. Daran liegt es, dass man nicht zugleich von derselben Person wenigstens in dem selben Zeitraume, geliebt und geehrt werden kann. Denn der Ehrende erkennt die Macht an, das heisst er fürchtet sie: sein Zustand ist Ehr-furcht. Die Liebe aber erkennt keine Macht an, Nichts was trennt, abhebt, über- und unterordnet. Weil sie nicht ehrt, so sind ehrsüchtige Menschen insgeheim oder öffentlich gegen das Geliebtwerden widerspänstig.

[«]

604.

Vorurtheil für die kalten Menschen. — Menschen, welche rasch Feuer fangen, werden schnell kalt und sind daher im Ganzen unzuverlässig. Desshalb giebt es für alle Die, welche immer kalt sind oder sich so stellen, das günstige Vorurtheil, dass es besonders vertrauenswerthe zuverlässige Menschen seien: man verwechselt sie mit Denen, welche langsam Feuer fangen und es lange festhalten.

[«]

605.

Das Gefährliche an freien Meinungen. — Das leichte Befassen mit freien Meinungen giebt einen Reiz, wie eine Art Jucken; giebt man ihm mehr nach, so fängt man an, die Stellen zu reiben; bis zuletzt eine offene schmerzende Wunde entsteht, das heisst: bis die freie Meinung uns in unserer Lebensstellung, unsern menschlichen Beziehungen zu stören, zu quälen beginnt.

[«]

606.

Begierde nach tiefem Schmerz. — Die Leidenschaft lässt, wenn sie vorüber ist, eine dunkele Sehnsucht nach sich selber zurück und wirft im Verschwinden noch einen verführerischen Blick zu. Es muss doch eine Art von Lust gewährt haben, mit ihrer Geissel geschlagen worden zu sein. Die mässigeren Empfindungen erscheinen dagegen schaal; man will, wie es scheint, die heftigere Unlust immer noch lieber als die matte Lust.

[«]

607.

Unmuth über Andere und die Welt. — Wenn wir, wie so häufig, unsern Unmuth an Anderen auslassen, während wir ihn eigentlich über uns empfinden, erstreben wir im Grunde eine Umnebelung und Täuschung unseres Urtheils: wir wollen diesen Unmuth a posteriori motiviren durch die Versehen, Mängel der Anderen und uns selber so aus den Augen verlieren. — Die religiös strengen Menschen, welche gegen sich selber unerbittliche Richter sind, haben zugleich am meisten Uebles der Menschheit überhaupt nachgesagt: ein Heiliger, welcher sich die Sünden und den Anderen die Tugenden vorbehält, hat nie gelebt: ebensowenig wie Jener, welcher nach Buddha’s Vorschrift sein Gutes vor den Leuten verbirgt und ihnen sein Böses allein sehen lässt.

[«]

608.

Ursache und Wirkung verwechselt. — Wir suchen unbewusst die Grundsätze und Lehrmeinungen, welche unserem Temperamente angemessen sind, so dass es zuletzt so aussieht, als ob die Grundsätze und Lehrmeinungen unseren Charakter geschaffen, ihm Halt und Sicherheit gegeben hätten: während es gerade umgekehrt zugegangen ist. Unser Denken und Urtheilen soll nachträglich, so scheint es, zur Ursache unseres Wesens gemacht werden: aber thatsächlich ist unser Wesen die Ursache, dass wir so und so denken und urtheilen. — Und was bestimmt uns zu dieser fast unbewussten Komödie? Die Trägheit und Bequemlichkeit und nicht am wenigsten der Wunsch der Eitelkeit, durch und durch als consistent, in Wesen und Denken einartig erfunden zu werden: denn diess erwirbt Achtung, giebt Vertrauen und Macht.

[«]

609.

Lebensalter und Wahrheit. — Junge Leute lieben das Interessante und Absonderliche, gleichgültig wie wahr oder falsch es ist. Reifere Geister lieben Das an der Wahrheit, was an ihr interessant und absonderlich ist. Ausgereifte Köpfe endlich lieben die Wahrheit auch in Dem, wo sie schlicht und einfältig erscheint und dem gewöhnlichen Menschen Langeweile macht, weil sie gemerkt haben, dass die Wahrheit das Höchste an Geist, was sie besitzt, mit der Miene der Einfalt zu sagen pflegt.

[«]

610.

Die Menschen als schlechte Dichter. — So wie schlechte Dichter im zweiten Theil des Verses zum Reime den Gedanken suchen, so pflegen die Menschen in der zweiten Hälfte des Lebens, ängstlicher geworden, die Handlungen, Stellungen, Verhältnisse zu suchen, welche zu denen ihres früheren Lebens passen, so dass äusserlich Alles wohl zusammenklingt: aber ihr Leben ist nicht mehr von einem starken Gedanken beherrscht und immer wieder neu bestimmt, sondern an die Stelle desselben tritt die Absicht, einen Reim zu finden.

[«]

611.

Langeweile und Spiel. — Das Bedürfniss zwingt uns zur Arbeit, mit deren Ertrage das Bedürfniss gestillt wird; das immer neue Erwachen der Bedürfnisse gewöhnt uns an die Arbeit. In den Pausen aber, in welchen die Bedürfnisse gestillt sind und gleichsam schlafen, überfällt uns die Langeweile. Was ist diese? Es ist die Gewöhnung an Arbeit überhaupt, welche sich jetzt als neues, hinzukommendes Bedürfniss geltend macht; sie wird um so stärker sein, je stärker Jemand gewöhnt ist zu arbeiten, vielleicht sogar je stärker Jemand an Bedürfnissen gelitten hat. Um der Langeweile zu entgehen, arbeitet der Mensch entweder über das Maass seiner sonstigen Bedürfnisse hinaus oder er erfindet das Spiel, das heisst die Arbeit, welche kein anderes Bedürfniss stillen soll, als das nach Arbeit überhaupt. Wer des Spieles überdrüssig geworden ist und durch neue Bedürfnisse keinen Grund zur Arbeit hat, den überfällt mitunter das Verlangen nach einem dritten Zustand, welcher sich zum Spiel verhält, wie Schweben zum Tanzen, wie Tanzen zum Gehen, nach einer seligen, ruhigen Bewegtheit: es ist die Vision der Künstler und Philosophen von dem Glück.

[«]

612.

Lehre aus Bildern. — Betrachtet man eine Reihe Bilder von sich selber, von den Zeiten der letzten Kindheit bis zu der der Mannesreife, so findet man mit einer angenehmen Verwunderung, dass der Mann dem Kinde ähnlicher sieht, als der Mann dem Jünglinge: dass also, wahrscheinlich diesem Vorgange entsprechend, inzwischen eine zeitweilige Alienation vom Grundcharakter eingetreten ist, über welche die gesammelte, geballte Kraft des Mannes wieder Herr wurde. Dieser Wahrnehmung entspricht die andere, dass alle die starken Einwirkungen von Leidenschaften, Lehrern, politischen Ereignissen, welche in dem Jünglingsalter uns herumziehen, später wieder auf ein festes Maass zurückgeführt erscheinen: gewiss, sie leben und wirken in uns fort, aber das Grundempfinden und Grundmeinen hat doch die Uebermacht und benutzt sie wohl als Kraftquellen, nicht aber mehr als Regulatoren, wie diess wohl in den zwanziger Jahren geschieht. So erscheint auch das Denken und Empfinden des Mannes dem seines kindlichen Lebensalters wieder gemässer, — und diese innere Thatsache spricht sich in der erwähnten äusseren aus.

[«]

613.

Stimmklang der Lebensalter. — Der Ton, in dem Jünglinge reden, loben, tadeln, dichten, missfällt dem Aeltergewordenen, weil er zu laut ist und zwar zugleich dumpf und undeutlich wie der Ton in einem Gewölbe, der durch die Leerheit eine solche Schallkraft bekommt; denn das Meiste, was Jünglinge denken, ist nicht aus der Fülle ihrer eigenen Natur herausgeströmt, sondern ist Anklang, Nachklang von dem, was in ihrer Nähe gedacht, geredet, gelobt, getadelt worden ist. Weil aber die Empfindungen (der Neigung und Abneigung) viel stärker, als die Gründe für jene, in ihnen nachklingen, so entsteht, wenn sie ihre Empfindung wieder laut werden lassen, jener dumpfe, hallende Ton, welcher für die Abwesenheit oder die Spärlichkeit von Gründen das Kennzeichen abgiebt. Der Ton des reiferen Alters ist streng, kurz abgebrochen, mässig laut, aber, wie alles deutlich Articulirte, sehr weit tragend. Das Alter endlich bringt häufig eine gewisse Milde und Nachsicht in den Klang und verzuckert ihn gleichsam: in manchen Fällen freilich versäuert sie ihn auch.

[«]

614.

Zurückgebliebene und vorwegnehmende Menschen. — Der unangenehme Charakter, welcher voller Misstrauen ist, alles glückliche Gelingen der Mitbewerbenden und Nächsten mit Neid fühlt, gegen abweichende Meinungen gewaltthätig und aufbrausend ist, zeigt, dass er einer früheren Stufe der Cultur zugehört, also ein Ueberbleibsel ist: denn die Art, in welcher er mit den Menschen verkehrt, war die rechte und zutreffende für die Zustände eines Faustrecht-Zeitalters; es ist ein zurückgebliebener Mensch. Ein anderer Charakter, welcher reich an Mitfreude ist, überall Freunde gewinnt, alles Wachsende und Werdende liebevoll empfindet, alle Ehren und Erfolge Anderer mitgeniesst und kein Vorrecht, das Wahre allein zu erkennen, in Anspruch nimmt, sondern voll eines bescheidenen Misstrauens ist, — das ist ein vorwegnehmender Mensch, welcher einer höheren Cultur der Menschen entgegenstrebt. Der unangenehme Charakter stammt aus den Zeiten, wo die rohen Fundamente des menschlichen Verkehrs erst zu bauen waren, der andere lebt auf deren höchsten Stockwerken, möglichst entfernt von dem wilden Thier, welches in den Kellern, unter den Fundamenten der Cultur, eingeschlossen wüthet und heult.

[«]

615.

Trost für Hypochonder. — Wenn ein grosser Denker zeitweilig hypochondrischen Selbstquälereien unterworfen ist, so mag er sich zum Troste sagen: „es ist deine eigene grosse Kraft, von der dieser Parasit sich nährt und wächst; wäre sie geringer, so würdest du weniger zu leiden haben.“ Ebenso mag der Staatsmann sprechen, wenn Eifersucht und Rachegefühl, überhaupt die Stimmung des bellum omnium contra omnes, zu der er als Vertreter einer Nation nothwendig eine starke Begabung haben muss, sich gelegentlich auch in seine persönlichen Beziehungen eindrängt und ihm das Leben schwer macht.

[«]

616.

Der Gegenwart entfremdet. — Es hat grosse Vortheile, seiner Zeit sich einmal in stärkerem Maasse zu entfremden und gleichsam von ihrem Ufer zurück in den Ocean der vergangenen Weltbetrachtungen getrieben zu werden. Von dort aus nach der Küste zu blickend, überschaut man wohl zum ersten Male ihre gesammte Gestaltung und hat, wenn man sich ihr wieder nähert, den Vortheil, sie besser im Ganzen zu verstehen, als Die, welche sie nie verlassen haben.

[«]

617.

Auf persönlichen Mängeln säen und ernten. — Menschen wie Rousseau verstehen es, ihre Schwächen, Lücken, Laster gleichsam als Dünger ihres Talentes zu benutzen. Wenn Jener die Verdorbenheit und Entartung der Gesellschaft als leidige Folge der Cultur beklagt, so liegt hier eine persönliche Erfahrung zu Grunde; deren Bitterkeit giebt ihm die Schärfe seiner allgemeinen Verurtheilung und vergiftet die Pfeile, mit denen er schiesst; er entlastet sich zunächst als ein Individuum und denkt ein Heilmittel zu suchen, das direct der Gesellschaft, aber indirect und vermittelst jener, auch ihm zu Nutze ist.

[«]

618.

Philosophisch gesinnt sein. — Gewöhnlich strebt man darnach, für alle Lebenslagen und Ereignisse eine Haltung des Gemüthes, eine Gattung von Ansichten zu erwerben, — das nennt man vornehmlich philosophisch gesinnt sein. Aber für die Bereicherung der Erkenntniss mag es höheren Werth haben, nicht in dieser Weise sich zu uniformiren, sondern auf die leise Stimme der verschiedenen Lebenslagen zu hören; diese bringen ihre eigenen Ansichten mit sich. So nimmt man erkennenden Antheil am Leben und Wesen Vieler, indem man sich selber nicht als starres, beständiges, Eines Individuum behandelt.

[«]

619.

Im Feuer der Verachtung. — Es ist ein neuer Schritt zum Selbständigwerden, wenn man erst Ansichten zu äussern wagt, die als schmählich für Den gelten, welcher sie hegt; da pflegen auch die Freunde und Bekannten ängstlich zu werden. Auch durch dieses Feuer muss die begabte Natur hindurch; sie gehört sich hinterdrein noch vielmehr selber an.

[«]

620.

Aufopferung. — Die grosse Aufopferung wird, im Falle der Wahl, einer kleinen Aufopferung vorgezogen: weil wir für die grosse uns durch Selbstbewunderung entschädigen, was uns bei der kleinen nicht möglich ist.

[«]

621.

Liebe als Kunstgriff. — Wer etwas Neues wirklich kennen lernen will (sei es ein Mensch, ein Ereigniss, ein Buch), der thut gut, dieses Neue mit aller möglichen Liebe aufzunehmen, von Allem, was ihm daran feindlich, anstössig, falsch vorkommt, schnell das Auge abzuwenden, ja es zu vergessen: so dass man zum Beispiel dem Autor eines Buches den grössten Vorsprung giebt und geradezu, wie bei einem Wettrennen, mit klopfendem Herzen danach begehrt, dass er sein Ziel erreiche. Mit diesem Verfahren dringt man nähmlich der neuen Sache bis an ihr Herz, bis an ihren bewegenden Punct: und diess heisst eben sie kennen lernen. Ist man soweit, so macht der Verstand hinterdrein seine Restrictionen; jene

Ueberschätzung, jenes zeitweilige Aushängen des kritischen Pendels war eben nur der Kunstgriff, die Seele einer Sache herauszulocken.

[«]

622.

Zu gut und zu schlecht von der Welt denken. — Ob man zu gut oder zu schlecht von den Dingen denkt, man hat immer den Vortheil dabei, eine höhere Lust einzuernten: denn bei einer vorgefassten zu guten Meinung legen wir gewöhnlich mehr Süssigkeit in die Dinge (Erlebnisse) hinein, als sie eigentlich enthalten. Eine vorgefasste zu schlechte Meinung verursacht eine angenehme Enttäuschung: das Angenehme, das an sich in den Dingen lag, bekommt einen Zuwachs durch das Angenehme der Ueberraschung. — Ein finsteres Temperament wird übrigens in beiden Fällen die umgekehrte Erfahrung machen.

[«]

623.

Tiefe Menschen. — Diejenigen, welche ihre Stärke in der Vertiefung der Eindrücke haben — man nennt sie gewöhnlich tiefe Menschen — sind bei allem Plötzlichen verhältnissmässig gefasst und entschlossen: denn im ersten Augenblick war der Eindruck noch flach, er wird dann erst tief. Lange vorhergesehene, erwartete Dinge oder Personen regen aber solche Naturen am meisten auf und machen sie fast unfähig, bei der endlichen Ankunft derselben noch Gegenwärtigkeit des Geistes zu haben.

[«]

624.

Verkehr mit dem höheren Selbst. — Ein Jeder hat seinen guten Tag, wo er sein höheres Selbst findet; und die wahre Humanität verlangt, Jemanden nur nach diesem Zustande und nicht nach den Werktagen der Unfreiheit und Knechtung zu schätzen. Man soll zum Beispiel einen Maler nach seiner höchsten

Vision, die er zu sehen und darzustellen vermochte, taxiren und verehren. Aber die Menschen selber verkehren sehr verschieden mit diesem ihrem höheren Selbst und sind häufig ihre eigenen Schauspieler, insofern sie Das, was sie in jenen Augenblicken sind, später immer wieder nachmachen. Manche leben in Scheu und Demuth vor ihrem Ideale und möchten es verleugnen: sie fürchten ihr höheres Selbst, weil es, wenn es redet, anspruchsvoll redet. Dazu hat es eine geisterhafte Freiheit zu kommen und fortzubleiben wie es will; es wird desswegen häufig eine Gabe der Götter genannt, während eigentlich alles Andere Gabe der Götter (des Zufalls) ist: jenes aber ist der Mensch selber.

[«]

625.

Einsame Menschen. — Manche Menschen sind so sehr an das Alleinsein mit sich selber gewöhnt, dass sie sich gar nicht mit Anderen vergleichen, sondern in einer ruhigen, freudigen Stimmung, unter guten Gesprächen mit sich, ja mit Lachen ihr monologisches Leben fortspinnen. Bringt man sie aber dazu, sich mit Anderen zu vergleichen, so neigen sie zu einer grübelnden Unterschätzung ihrer selbst: so dass sie gezwungen werden müssen, eine gute, gerechte Meinung über sich erst von Anderen wieder zu lernen: und auch von dieser erlernten Meinung werden sie immer wieder Etwas abziehen und abhandeln wollen. — Man muss also gewissen Menschen ihr Alleinsein gönnen und nicht so albern sein, wie es häufig geschieht, sie desswegen zu bedauern.

[«]

626.

Ohne Melodie. — Es giebt Menschen, denen ein stätiges Beruhen in sich selbst und ein harmonisches Sich-zurecht-legen aller ihrer Fähigkeiten so zu eigen ist, dass ihnen jede zielesetzende Thätigkeit widerstrebt. Sie gleichen einer Musik, welche aus lauter langgezogenen harmonischen Accorden besteht, ohne dass je auch nur der Ansatz zu einer gegliederten bewegten Melodie sich zeigte. Alle Bewegung von Aussen her dient nur, dem Kahne sofort wieder sein neues Gleichgewicht auf dem See harmonischen Wohlklangs zu geben. Moderne Menschen werden gewöhnlich auf's Aeusserste ungeduldig, wenn sie solchen Naturen begegnen, aus denen Nichts *wird*, ohne dass man ihnen sagen dürfte, dass sie Nichts *sind*. Aber in einzelnen Stimmungen erregt ihr Anblick jene ungewöhnliche Frage: wozu überhaupt Melodie? Warum genügt es uns nicht, wenn das Leben sich ruhevoll in einem tiefen See spiegelt? — Das Mittelalter war reicher an solchen Naturen als unsere Zeit. Wie selten trifft man noch auf einen, der so recht friedlich und froh mit sich auch im Gedränge fortleben kann, zu sich redend wie Goethe: „das Beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse, und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können.“

[«]

627.

Leben und Erleben. — Sieht man zu, wie Einzelne mit ihren Erlebnissen — ihren unbedeutenden alltäglichen Erlebnissen — umzugehen wissen, so dass diese zu einem Ackerland werden, das dreimal des Jahres Frucht trägt; während Andere — und wie Viele! — durch den Wogenschlag der aufregendsten Schicksale, der mannigfaltigsten Zeit- und Volksströmungen hindurchgetrieben werden und doch immer leicht, immer obenauf, wie Kork, bleiben: so ist man endlich versucht, die Menschheit in eine Minorität (Minimalität) Solcher einzutheilen, welche aus Wenigem Viel zu machen verstehen: und in eine Majorität Derer, welche aus Vielem Wenig zu machen verstehen; ja man trifft auf jene umgekehrten Hexenmeister, welche, anstatt die Welt aus Nichts, aus der Welt ein Nichts schaffen.

[«]

628.

Ernst im Spiele. — In Genua hörte ich zur Zeit der Abenddämmerung von einem Thurme her ein langes Glockenspiel: das wollte nicht enden und klang, wie unersättlich an sich selber, über das Geräusch der Gassen in den Abendhimmel und die Meerluft hinaus, so schauerlich, so kindisch zugleich, so wehmuthsvoll. Da gedachte ich der Worte Plato’s und fühlte sie auf einmal im Herzen: *alles Menschliche insgesammt ist des grossen Ernstes nicht werth; trotzdem* — —

[«]

629.

Von der Ueberzeugung und der Gerechtigkeit. — Das, was der Mensch in der Leidenschaft sagt, verspricht, beschliesst, nachher in Kälte und Nüchternheit zu vertreten — diese Forderung gehört zu den schwersten Lasten, welche die Menschheit drücken. Die Folgen des Zornes, der aufflammenden Rache, der begeisterten Hingebung in alle Zukunft hin anerkennen zu müssen — das kann zu einer um so grösseren Erbitterung gegen diese Empfindungen reizen, je mehr gerade mit ihnen allerwärts und namentlich von den Künstlern ein Götzendienst getrieben wird. Diese züchten die Schätzung der Leidenschaften gross und haben es immer gethan; freilich verherrlichen sie auch die furchtbaren Genugthuungen der Leidenschaft, welche Einer an sich selber nimmt, jene Racheausbrüche mit Tod, Verstümmelung, freiwilliger Verbannung im Gefolge, und jene Resignation des zerbrochnen Herzens. Jedenfalls: halten sie die Neugierde nach den Leidenschaften wach, es ist, als ob sie sagen wollten: ihr habt ohne Leidenschaften gar Nichts erlebt. — Weil man Treue geschworen, vielleicht gar einem rein fingirten Wesen, wie einem Gotte, weil man sein Herz hingegeben hat, einem Fürsten, einer Partei, einem Weibe, einem priesterlichen Orden, einem Künstler, einem Denker, im Zustande eines verblendeten Wahnes, welcher Entzückung über uns legte und jene Wesen als jeder Verehrung, jedes Opfers würdig erscheinen liess — ist man nun unentrinnbar fest gebunden? Ja haben wir uns denn damals nicht selbst betrogen? War es nicht ein hypothetisches Versprechen, unter der freilich nicht laut gewordenen Voraussetzung, dass jene Wesen, denen wir uns weihten wirklich die Wesen sind, als welche sie in unserer Vorstellung erschienen? Sind wir verpflichtet, unsern Irrthümern treu zu sein, selbst mit der Einsicht, dass wir durch diese Treue an unserem höheren Selbst Schaden stiften? — Nein, es giebt kein Gesetz, keine Verpflichtung der Art, wir müssen Verräther werden, Untreue üben, unsere Ideale immer wieder preisgeben. Aus einer Periode des Lebens in die andere schreiten wir nicht, ohne diese Schmerzen des Verrathes zu machen und auch daran wieder zu leiden. Wäre es nöthig, dass wir uns, um diesen Schmerzen zu entgehen, vor den Aufwallungen unserer Empfindung hüten müssten? Würde dann die Welt nicht zu öde, zu gespenstisch für uns werden? Vielmehr wollen wir uns fragen, ob diese Schmerzen bei einem Wechsel der Ueberzeugung nothwendig sind oder ob sie nicht von einer irrthümlichen Meinung und Schätzung abhängen. Warum bewundert man Den, welcher seiner Ueberzeugung treu bleibt, und verachtet Den, welcher sie wechselt? Ich fürchte, die Antwort muss sein: weil Jedermann voraussetzt, dass nur Motive gemeineren Vortheils oder persönlicher Angst einen solchen Wechsel veranlassen. Das heisst: man glaubt im Grunde, dass Niemand seine Meinungen verändert, so lange sie ihm vortheilhaft sind, oder wenigstens so lange sie ihm keinen Schaden bringen. Steht es aber so, so liegt darin ein schlimmes Zeugniss über die intellectuelle Bedeutung aller Ueberzeugungen. Prüfen wir einmal, wie Ueberzeugungen entstehen, und sehen wir zu, ob sie nicht bei Weitem überschätzt werden: dabei wird sich ergeben, dass auch der Wechsel von Ueberzeugungen unter allen Umständen nach falschem Maasse bemessen wird und dass wir bisher zu viel an diesem Wechsel zu leiden pflegten.

[«]

630.

Ueberzeung ist der Glaube, in irgend einem Puncte der Erkenntniss im Besitze der unbedingten Wahrheit zu sein. Dieser Glaube setzt also voraus, dass es unbedingte Wahrheiten gebe; ebenfalls, dass jene vollkommenen Methoden gefunden seien, um zu ihnen zu gelangen; endlich, dass Jeder, der Ueberzeugungen habe, sich dieser vollkommenen Methoden bediene. Alle drei Aufstellungen beweisen sofort, dass der Mensch der Ueberzeugungen nicht der Mensch des wissensschaftlichen Denkens ist; er steht im Alter der theoretischen Unschuld vor uns und ist ein Kind, wie erwachsen er auch sonst sein möge. Ganze Jahrtausende aber haben in jenen kindlichen Voraussetzungen gelebt und aus ihnen sind die mächtigsten Kraftquellen der Menschheit herausgeströmt. Jene zahllosen Menschen, welche sich für ihre Ueberzeugungen opferten, meinten es für die unbedingte Wahrheit zu thun. Sie alle hatten Unrecht darin: wahrscheinlich hat noch nie ein Mensch sich für die Wahrheit geopfert; mindestens wird der dogmatische Ausdruck seines Glaubens unwissenschaftlich oder halbwissenschaftlich gewesen sein. Aber eigentlich wollte man Recht behalten, weil man meinte, Recht haben zu müssen. Seinen Glauben sich entreissen lassen, das bedeutete vielleicht seine ewige Seligkeit in Frage stellen. Bei einer Angelegenheit von dieser äussersten Wichtigkeit war der „Wille“ gar zu hörbar der Souffleur des Intellects. Die Voraussetzung jedes Gläubigen jeder Richtung war, nicht widerlegt werden zu können; erwiesen sich die Gegengründe als sehr stark, so blieb ihm immer noch übrig, die Vernunft überhaupt zu verlästern und vielleicht gar das „credo quia absurdum est“ als Fahne des äussersten Fanatismus aufzupflanzen. Es ist nicht der Kampf der Meinungen, welcher die Geschichte so gewaltthätig gemacht hat, sondern der Kampf des Glaubens an die Meinungen, das heisst der Ueberzeugungen. Wenn doch alle Die, welche so gross von ihrer Ueberzeugung dachten, Opfer aller Art ihr brachten und Ehre, Leib und Leben in ihrem Dienste nicht schonten, nur die Hälfte ihrer Kraft der Untersuchung gewidmet hätten, mit welchem Rechte sie an dieser oder jener Ueberzeugung hiengen, auf welchem Wege sie zu ihr gekommen seien: wie friedfertig sähe die Geschichte der Menschheit aus! Wieviel mehr des Erkannten würde es geben! Alle die grausamen Scenen bei der Verfolgung der Ketzer jeder Art wären uns aus zwei Gründen erspart geblieben: einmal weil die Inquisitoren vor Allem in sich selbst inquirirt hätten und über die Anmaassung, die unbedingte Wahrheit zu vertheidigen, hinausgekommen wären; sodann weil die Ketzer selber so schlecht begründeten Sätzen, wie die Sätze aller religiösen Sectirer und „Rechtgläubigen“ sind, keine weitere Theilnahme geschenkt haben würden, nachdem sie dieselben untersucht hätten.

[«]

631.

Aus den Zeiten her, in welchen Menschen daran gewöhnt waren, an den Besitz der unbedingten Wahrheit zu glauben, stammt ein tiefes Missbehagen an allen skeptischen und relativistischen Stellungen zu irgendwelchen Fragen der Erkenntniss; man zieht meistens vor, sich einer Ueberzeugung, welche Personen von Autorität haben (Väter, Freunde, Lehrer, Fürsten), auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, und hat, wenn man diess nicht thut, eine Art von Gewissensbissen. Dieser Hang ist ganz begreiflich und seine Folgen geben kein Recht zu heftigen Vorwürfen gegen die Entwickelung der menschlichen Vernunft. Allmählich muss aber der wissenschaftliche Geist im Menschen jene Tugend der vorsichtigen Enthaltung zeitigen, jene weise Mässigung, welche im Gebiet des praktischen Lebens bekannter ist, als im Gebiet des theoretischen Lebens, und welche zum Beispiel Goethe im Antonio dargestellt hat, als einen Gegenstand der Erbitterung für alle Tasso’s, das heisst für die unwissenschaftlichen und zugleich thatlosen Naturen. Der Mensch der Ueberzeugung hat in sich ein Recht, jenen Menschen des vorsichtigen Denkens, den theoretischen Antonio nicht zu begreifen; der wissenschaftliche Mensch hinwiederum hat kein Recht, jenen desshalb zu tadeln, er übersieht ihn und weiss ausserdem, im bestimmten Falle, dass Jener sich an ihn noch anklammern wird, so wie es Tasso zuletzt mit Antonio thut.

[«]

632.

Wer nicht durch verschiedene Ueberzeugungen hindurchgegangen ist, sondern in dem Glauben hängen bleibt, in dessen Netz er sich zuerst verfieng, ist unter allen Umständen eben wegen dieser Unwandelbarkeit ein Vertreter zurückgebliebener Culturen; er ist gemäss diesem Mangel an Bildung (welche immer Bildbarkeit voraussetzt) hart, unverständig, unbelehrbar, ohne Milde, ein ewiger Verdächtiger, ein Unbedenklicher, der zu allen Mitteln greift, seine Meinung durchzusetzen, weil er gar nicht begreifen kann, dass es andere Meinungen geben müsse; er ist, in solchem Betracht, vielleicht eine Kraftquelle und in allzu frei und schlaff gewordenen Culturen sogar heilsam, aber doch nur, weil er kräftig anreizt, ihm Widerpart zu halten: denn dabei wird das zartere Gebilde der neuen Cultur, welche zum Kampf mit ihm gezwungen ist, selber stark.

[«]

633.

Wir sind im Wesentlichen noch dieselben Menschen, wie die des Zeitalters der Reformation: wie sollte es auch anders sein? Aber dass wir uns einige Mittel nicht mehr erlauben, um mit ihnen unsrer Meinung zum Siege zu verhelfen, das hebt uns gegen jene Zeit ab und beweist, dass wir einer höhern Cultur angehören. Wer jetzt noch, in der Art der Reformations-Menschen, Meinungen mit Verdächtigungen, mit Wuthausbrüchen bekämpft und niederwirft, verräth deutlich, dass er seine Gegner verbrannt haben würde, falls er in anderen Zeiten gelebt hätte, und dass er zu allen Mitteln der Inquisition seine Zuflucht genommen haben würde, wenn er als Gegner der Reformation gelebt hätte. Diese Inquisition war damals vernünftig, denn sie bedeutete nichts Anderes, als den allgemeinen Belagerungszustand, welcher über den ganzen Bereich der Kirche verhängt werden musste, und der, wie jeder Belagerungszustand, zu den äussersten Mitteln berechtigte, unter der Voraussetzung nämlich (welche wir jetzt nicht mehr mit jenen Menschen theilen), dass man die Wahrheit, in der Kirche, habe, und um jeden Preis mit jedem Opfer zum Heile der Menschheit bewahren müsse. Jetzt aber giebt man Niemandem so leicht mehr zu, dass er die Wahrheit habe: die strengen Methoden der Forschung haben genug Misstrauen und Vorsicht verbreitet, so dass Jeder, welcher gewaltthätig in Wort und Werk Meinungen vertritt, als ein Feind unserer jetzigen Cultur, mindestens als ein zurückgebliebener empfunden wird. In der That: das Pathos, dass man die Wahrheit habe, gilt jetzt sehr wenig im Verhältniss zu jenem freilich milderen und klanglosen Pathos des Wahrheit-Suchens, welches nicht müde wird, umzulernen und neu zu prüfen.

[«]

634.

Uebrigens ist das methodische Suchen der Wahrheit selber das Resultat jener Zeiten, in denen die Ueberzeugungen mit einander in Fehde lagen. Wenn nicht dem Einzelnen an seiner „Wahrheit“, das heisst an seinem Rechtbehalten gelegen hätte, so gebe es überhaupt keine Methode der Forschung; so aber, bei dem ewigen Kampfe der Ansprüche verschiedener Einzelner auf unbedingte Wahrheit, gieng man Schritt vor Schritt weiter, um unumstössliche Prinzipien zu finden, nach denen das Recht der Ansprüche geprüft und der Streit geschlichtet werden könne. Zuerst entschied man nach Autoritäten, später kritisirte man sich gegenseitig die Wege und Mittel, mit denen die angebliche Wahrheit gefunden worden war; dazwischen gab es eine Periode, wo man die Consequenzen des gegnerischen Satzes zog und vielleicht sie als schädlich und unglücklich machend erfand: woraus dann sich für Jedermanns Urtheil ergeben sollte, dass die Ueberzeugung des Gegners einen Irrthum enthalte. Der persönliche Kampf der Denker hat schliesslich die Methoden so verschärft, dass wirklich Wahrheiten entdeckt werden konnten und dass die Irrgänge früherer Methoden vor Jedermanns Blicken blosgelegt sind.

[«]

635.

Im Ganzen sind die wissenschaftlichen Methoden mindestens ein ebenso wichtiges Ergebniss der Forschung als irgend ein sonstiges Resultat: denn auf der Einsicht in die Methode beruht der wissenschaftliche Geist, und alle Resultate der Wissenschaft könnten, wenn jene Methoden verloren giengen, ein erneutes Ueberhandnehmen des Aberglaubens und des Unsinns nicht verhindern. Es mögen geistreiche Leute von den Ergebnissen der Wissenschaft lernen so viel sie wollen: man merkt es immer noch ihrem Gespräche und namentlich den Hypothesen in demselben an, dass ihnen der wissenschaftliche Geist fehlt: sie haben nicht jenes instinctive Misstrauen gegen die Abwege des Denkens, welches in der Seele jedes wissenschaftlichen Menschen in Folge langer Uebung seine Wurzeln eingeschlagen hat. Ihnen genügt es, über eine Sache überhaupt irgendeine Hypothese zu finden, dann sind sie Feuer und Flamme für dieselbe und meinen, damit sei es gethan. Eine Meinung haben heisst bei ihnen schon: dafür sich fanatisiren und sie als Ueberzeugung fürderhin sich an’s Herz legen. Sie erhitzen sich bei einer unerklärten Sache für den ersten Einfall ihres Kopfes, der einer Erklärung derselben ähnlich sieht: woraus sich, namentlich auf dem Gebiete der Politik, fortwährend die schlimmsten Folgen ergeben. — Desshalb sollte jetzt Jedermann mindestens eine Wissenschaft von Grund aus kennen gelernt haben: dann weiss er doch, was Methode heisst und wie nöthig die äusserste Besonnenheit ist. Namentlich ist den Frauen dieser Rath zu geben; als welche jetzt rettungslos die Opfer aller Hypothesen sind, zumal wenn diese den Eindruck des Geistreichen, Hinreissenden, Belebenden, Kräftigenden machen. Ja bei genauerem Zusehen bemerkt man, dass der allergrösste Theil aller Gebildeten noch jetzt von einem Denker Ueberzeugungen und Nichts als Ueberzeugungen begehrt, und dass allein eine geringe Minderheit Gewissheit will. Jene wollen stark fortgerissen werden, um dadurch selber einen Kraftzuwachs zu erlangen; diese Wenigen haben jenes sachliche Interesse, welches von persönlichen Vortheilen, auch von dem des erwähnten Kraftzuwachses absieht. Auf jene bei Weitem überwiegende Classe wird überall dort gerechnet, wo der Denker sich als Genie benimmt und bezeichnet, also wie ein höheres Wesen drein schaut, welchem Autorität zukommt. Insofern das Genie jener Art die Glut der Ueberzeugungen unterhält und Misstrauen gegen den vorsichtigen und bescheidenen Sinn der Wissenschaft weckt, ist es ein Feind der Wahrheit und wenn es sich auch noch so sehr als deren Freier glauben sollte.

[«]

636.

Es giebt freilich auch eine ganz andere Gattung der Genialität, die der Gerechtigkeit; und ich kann mich durchaus nicht entschliessen, dieselbe niedriger zu schätzen, als irgend eine philosophische, politische oder künstlerische Genialität. Ihre Art ist es, mit herzlichem Unwillen Allem aus dem Wege zu gehen, was das Urtheil über die Dinge blendet und verwirrt; sie ist folglich eine Gegnerin der Ueberzeugungen, denn sie will Jedem, sei es ein Belebtes oder Todtes, Wirkliches oder Gedachtes, das Seine geben — und dazu muss sie es rein erkennen; sie stellt daher jedes Ding in das beste Licht und geht um dasselbe mit sorgsamem Auge herum. Zuletzt wird sie selbst ihrer Gegnerin, der blinden oder kurzsichtigen „Ueberzeugung“ (wie Männer sie nennen: — bei Weibern heisst sie „Glaube“) geben was der Ueberzeugung ist — um der Wahrheit willen.

[«]

637.

Aus den Leidenschaften wachsen die Meinungen; die Trägheit des Geistes lässt diese zu Ueberzeugungen erstarren. — Wer sich aber freien, rastlos lebendigen Geistes fühlt, kann durch beständigen Wechsel diese Erstarrung verhindern; und ist er gar insgesammt ein denkender Schneeballen, so wird er überhaupt nicht Meinungen, sondern nur Gewissheiten und genau bemessene Wahrscheinlichkeiten in seinem Kopfe haben. — Aber wir, die wir gemischten Wesens sind und bald vom Feuer durchglüht, bald vom Geiste durchkältet sind, wollen vor der Gerechtigkeit knieen, als der einzigen Göttin, welche wir über uns anerkennen. Das Feuer in uns macht uns für gewöhnlich ungerecht und, im Sinne jener Göttin, unrein; nie dürfen wir in diesem Zustande ihre Hand fassen, nie liegt dann das ernste Lächeln ihres Wohlgefallens auf uns. Wir verehren sie als die verhüllte Isis unsers Lebens; beschämt bringen wir ihr unsern Schmerz als Busse und Opfer dar, wenn das Feuer uns brennt und verzehren will. Der Geist ist es, der uns rettet, dass wir nicht ganz verglühen und verkohlen; er reisst uns hier und da fort von dem Opferaltare der Gerechtigkeit oder hüllt uns in ein Gespinnst aus Asbest. Vom Feuer erlöst, schreiten wir dann, durch den Geist getrieben von Meinung zu Meinung, durch den Wechsel der Parteien, als edle Verräther aller Dinge, die überhaupt verrathen werden können — und dennoch ohne ein Gefühl von Schuld.

[«]

638.

Der Wanderer. — Wer nur einigermaassen zur Freiheit der Vernunft gekommen ist, kann sich auf Erden nicht anders fühlen, denn als Wanderer, — wenn auch nicht als Reisender nach einem letzten Ziele: denn dieses giebt es nicht. Wohl aber will er zusehen und die Augen dafür offen haben, was Alles in der Welt eigentlich vorgeht; desshalb darf er sein Herz nicht allzufest an alles Einzelne anhängen; es muss in ihm selber etwas Wanderndes sein, das seine Freude an dem Wechsel und der Vergänglichkeit habe. Freilich werden einem solchen Menschen böse Nächte kommen, wo er müde ist und das Thor der Stadt, welche ihm Rast bieten sollte, verschlossen findet; vielleicht, dass noch dazu, wie im Orient, die Wüste bis an das Thor reicht, dass die Raubthiere bald ferner bald näher her heulen, dass ein starker Wind sich erhebt, dass Räuber ihm seine Zugthiere wegführen. Dann sinkt für ihn wohl die schreckliche Nacht wie eine zweite Wüste auf die Wüste, und sein Herz wird des Wanderns müde. Geht ihm dann die Morgensonne auf, glühend wie eine Gottheit des Zornes, öffnet sich die Stadt, so sieht er in den Gesichtern der hier Hausenden vielleicht noch mehr Wüste, Schmutz, Trug, Unsicherheit, als vor den Thoren — und der Tag ist fast schlimmer, als die Nacht. So mag es wohl einmal dem Wanderer ergehen; aber dann kommen, als Entgelt, die wonnevollen Morgen anderer Gegenden und Tage, wo er schon im Grauen des Lichtes die Musenschwärme im Nebel des Gebirges nahe an sich vorübertanzen sieht, wo ihm nachher, wenn er still, in dem Gleichmaass der Vormittagsseele, unter Bäumen sich ergeht, aus deren Wipfeln und Laubverstecken heraus lauter gute und helle Dinge zugeworfen werden, die Geschenke aller jener freien Geister, die in Berg, Wald und Einsamkeit zu Hause sind und welche, gleich ihm, in ihrer bald fröhlichen bald nachdenklichen Weise, Wanderer und Philosophen sind. Geboren aus den Geheimnissen der Frühe, sinnen sie darüber nach, wie der Tag zwischen dem zehnten und zwölften Glockenschlage ein so reines, durchleuchtetes, verklärt-heiteres Gesicht haben könne: — sie suchen die Philosophie des Vormittages.

[«]

Unter Freunden.
Ein Nachspiel.

1.

Schön ist’s, mit einander schweigen,
Schöner, mit einander lachen, —
Unter seidenem Himmels-Tuche
Hingelehnt zu Moos und Buche
Lieblich laut mit Freunden lachen
Und sich weisse Zähne zeigen.

Macht’ ich’s gut, so woll’n wir schweigen;
Macht, ich’s schlimm —, so woll’n wir lachen
Und es immer schlimmer machen,
Schlimmer machen, schlimmer lachen,
Bis wir in die Grube steigen.

Freunde! Ja! So soll’s geschehn? —
Amen! Und auf Wiedersehn!

* *
*

[«]

2.

Kein Entschuld’gen! Kein Verzeihen!
Gönnt ihr Frohen, Herzens-Freien
Diesem unvernünft’gen Buche

Ohr und Herz und Unterkunft!
Glaubt mir, Freunde, nicht zum Fluche
Ward mir meine Unvernunft!

Was ich finde, was ich suche —,
Stand das je in einem Buche?
Ehrt in mir die Narren-Zunft!
Lernt aus diesem Narrenbuche,
Wie Vernunft kommt — „zur Vernunft“!

Also, Freunde, soll’s geschehn? —
Amen! Und auf Wiedersehn!

* *

*

[«]

Menschliches,
Allzumenschliches.

Ein Buch für freie Geister.

Von
Friedrich Nietzsche.

Zweiter Band.

Neue Ausgabe
mit einer einführenden Vorrede.

Leipzig.
Verlag von E. W. Fritzsch.
1886.

MENSCHLICHES, ALLZUMENSCHLICHES II

[«]

Vorrede.

Erste Abtheilung: Vermischte Meinungen und Sprüche.

1. 10. 20. 30. 40. 50.
60. 70. 80. 90. 100. 110.
120. 130. 140. 150. 160. 170.
180. 190. 200. 210. 220. 230.
240. 250. 260. 270. 280. 290.
300. 310. 320. 330. 340. 350.
360. 370. 380. 390. 400.

Zweite Abtheilung: Der Wanderer und sein Schatten.

1. 10. 20. 30. 40. 50.
60. 70. 80. 90. 100. 110.
120. 130. 140. 150. 160. 170. 180.
190. 200. 210. 220. 230. 240.
250. 260. 270. 280. 290. 300. 310.
320. 330. 340. 350.
[Schlussdialog]

Vorrede.

1.

Man soll nur reden, wo man nicht schweigen darf; und nur von dem reden, was man überwunden hat, — alles Andere ist Geschwätz, „Litteratur“, Mangel an Zucht. Meine Schriften reden nur von meinen Ueberwindungen: „ich“ bin darin, mit Allem, was mir feind war, ego ipsissimus, ja sogar, wenn ein stolzerer Ausdruck erlaubt wird, ego ipsissimum. Man erräth: ich habe schon Viel — unter mir… Aber es bedurfte immer erst der Zeit, der Genesung, der Ferne, der Distanz, bis die Lust bei mir sich regte, etwas Erlebtes und Ueberlebtes, irgend ein eigenes Factum oder Fatum nachträglich für die Erkenntniss abzuhäuten, auszubeuten, blosszulegen, „darzustellen“ (oder wie man’s heissen will). Insofern sind alle meine Schriften, mit einer einzigen, allerdings wesentlichen Ausnahme, zurück zu datieren — sie reden immer von einem „Hinter-mir“ —: einige sogar, wie die drei ersten Unzeitgemässen Betrachtungen, noch zurück hinter die Entstehungs- und Erlebnisszeit eines vorher herausgegebenen Buches (der „Geburt der Tragödie“ im gegebenen Falle: wie es einem feineren Beobachter und Vergleicher nicht verborgen bleiben darf). Jener zornige Ausbruch gegen die Deutschthümelei, Behäbigkeit und Sprach-Verlumpung des alt gewordenen David Strauss, der Inhalt der ersten Unzeitgemässen, machte Stimmungen Luft, mit denen ich lange vorher, als Student, inmitten deutscher Bildung und Bildungsphilisterei gesessen hatte (ich mache Anspruch auf die Vaterschaft des jetzt viel gebrauchten und missbrauchten Wortes „Bildungsphilister“ —); und was ich gegen die „historische Krankheit“ gesagt habe, das sagte ich als Einer, der von ihr langsam, mühsam genesen lernte und ganz und gar nicht Willens war, fürderhin auf „Historie“ zu verzichten, weil er einstmals an ihr gelitten hatte. Als ich sodann, in der dritten Unzeitgemässen Betrachtung, meine Ehrfurcht vor meinem ersten und einzigen Erzieher, vor dem grossen Arthur Schopenhauer zum Ausdruck brachte — ich würde sie jetzt noch viel stärker, auch persönlicher ausdrücken — war ich für meine eigne Person schon mitten in der moralistischen Skepsis und Auflösung drin, das heisst ebenso sehr in der Kritik als der Vertiefung alles bisherigen Pessimismus —, und glaubte bereits „an gar nichts mehr“, wie das Volk sagt, auch an Schopenhauer nicht: eben in jener Zeit entstand ein geheim gehaltenes Schriftstück „über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“. Selbst meine Siegs- und Festrede zu Ehren Richard Wagner’s, bei Gelegenheit seiner Bayreuther Siegesfeier 1876 — Bayreuth bedeutet den grössten Sieg, den je ein Künstler errungen hat — ein Werk, welches den stärksten Anschein der „Aktualität“ an sich trägt, war im Hintergrunde eine Huldigung und Dankbarkeit gegen ein Stück Vergangenheit von mir, gegen die schönste, auch gefährlichste Meeresstille meiner Fahrt… und thatsächlich eine Loslösung, ein Abschiednehmen. (Täuschte Richard Wagner sich vielleicht selbst darüber? Ich glaube es nicht. So lange man noch liebt, malt man gewiss keine solchen Bilder; man „betrachtet“ noch nicht, man stellt sich nicht dergestalt in die Ferne, wie es der Betrachtende thun muss. „Zum Betrachten gehört schon eine geheimnisvolle Gegnerschaft, die des Entgegenschauens“ — heisst es auf Seite 46 der genannten Schrift selbst, mit einer verrätherischen und schwermüthigen Wendung, welche vielleicht nur für wenige Ohren war.) Die Gelassenheit, um über lange Zwischenjahre innerlichsten Alleinseins und Entbehrens reden zu können, kam mir erst mit dem Buche „Menschliches, Allzumenschliches“, dem auch dies zweite Für- und Vorwort gewidmet sein soll. Auf ihm, als einem Buche „für freie Geister“, liegt Etwas von der beinahe heiteren und neugierigen Kälte des Psychologen, welche eine Menge schmerzlicher Dinge, die er unter sich hat, hinter sich hat, nachträglich für sich noch feststellt und gleichsam mit irgend einer Nadelspitze fest sticht: — was Wunders, wenn, bei einer so spitzen und kitzlichen Arbeit, gelegentlich auch etwas Blut fliesst, wenn der Psychologe Blut dabei an den Fingern und nicht immer nur — an den Fingern hat?…

[«]

2.

Die Vermischten Meinungen und Sprüche sind, ebenso wie der Wanderer und sein Schatten, zuerst einzeln als Fortsetzungen und Anhänge jenes eben genannten menschlich-allzumenschlichen „Buchs für freie Geister“ herausgegeben worden: zugleich als Fortsetzung und Verdoppelung einer geistigen Kur, nämlich der antiromantischen Selbstbehandlung, wie sie mir mein gesund gebliebener Instinkt wider eine zeitweilige Erkrankung an der gefährlichsten Form der Romantik selbst erfunden, selbst verordnet hatte. Möge man sich nunmehr, nach sechs Jahren der Genesung, die gleichen Schriften vereinigt gefallen lassen, als zweiten Band von Menschliches, Allzumenschliches: vielleicht lehren sie, zusammen betrachtet, ihre Lehre stärker und deutlicher, — eine Gesundheitslehre, welche den geistigeren Naturen des eben heraufkommenden Geschlechts zur disciplina voluntatis empfohlen sein mag. Aus ihnen redet ein Pessimist, der oft genug aus der Haut gefahren, aber immer wieder in sie hineingefahren ist, ein Pessimist also mit dem guten Willen zum Pessimismus, — somit jedenfalls kein Romantiker mehr: wie? sollte ein Geist, der sich auf diese Schlangenklugheit versteht, die Haut zu wechseln, nicht den heutigen Pessimisten eine Lektion geben dürfen, welche allesammt noch in der Gefahr der Romantik sind? Und ihnen zum Mindesten zeigen, wie man das — macht?…

[«]

3.

— Es war in der That damals die höchste Zeit, Abschied zu nehmen: alsbald schon bekam ich den Beweis dafür. Richard Wagner, scheinbar der Siegreichste, in Wahrheit ein morsch gewordener, verzweifelnder Romantiker, sank plötzlich, hülflos und zerbrochen, vor dem christlichen Kreuze nieder… Hat denn kein Deutscher für dieses schauerliche Schauspiel damals Augen im Kopfe, Mitgefühl in seinem Gewissen gehabt? War ich der Einzige, der an ihm — litt? Genug, mir selbst gab dies unerwartete Ereigniss wie ein Blitz Klarheit über den Ort, den ich verlassen hatte, — und auch jenen nachträglichen Schrecken, wie ihn Jeder empfindet, der unbewusst durch eine ungeheure Gefahr gelaufen ist. Als ich allein weiter gieng, zitterte ich; nicht lange darauf, und ich war krank, mehr als krank, nämlich müde, aus der unaufhaltsamen Enttäuschung über Alles, was uns modernen Menschen zur Begeisterung übrig blieb, über die allerorts vergeudete Kraft, Arbeit, Hoffnung, Jugend, Liebe; müde aus Ekel vor dem Femininischen und Schwärmerisch-Zuchtlosen dieser Romantik, vor der ganzen idealistischen Lügnerei und Gewissens-Verweichlichung, die hier wieder einmal den Sieg über Einen der Tapfersten davongetragen hatte; müde endlich, und nicht am wenigsten aus dem Gram eines unerbittlichen Argwohns, — dass ich, nach dieser

Enttäuschung, verurtheilt sei, tiefer zu misstrauen, tiefer zu verachten, tiefer allein zu sein, als je vorher. Meine Aufgabe — wohin war sie? Wie? schien es jetzt nicht, als ob sich meine Aufgabe von mir zurückziehe, als ob ich nun für lange kein Recht mehr auf sie habe? Was thun, um diese grösste Entbehrung auszuhalten? — Ich begann damit, dass ich mir gründlich und grundsätzlich alle romantische Musik verbot, diese zweideutige grossthuerische schwüle Kunst, welche den Geist um seine Strenge und Lustigkeit bringt und jede Art unklarer Sehnsucht, schwammichter Begehrlichkeit wuchern macht. „Cave musicam“ ist auch heute noch mein Rath an Alle, die Manns genug sind, um in Dingen des Geistes auf Reinlichkeit zu halten; solche Musik entnervt, erweicht, verweiblicht, ihr „Ewig-Weibliches“ zieht uns — hinab!... Gegen die romantische Musik wendete sich damals mein erster Argwohn, meine nächste Vorsicht; und wenn ich überhaupt noch etwas von der Musik hoffte, so war es in der Erwartung, es möchte ein Musiker kommen, kühn, fein, boshaft, südlich, übergesund genug, um an jener Musik auf eine unsterbliche Weise Rache zu nehmen. —

[«]

4.

Einsam nunmehr und schlimm misstrauisch gegen mich, nahm ich, nicht ohne Ingrimm, dergestalt Partei gegen mich und für Alles, was gerade mir wehe that und hart fiel: — so fand ich den Weg zu jenem tapferen Pessimismus wieder, der der Gegensatz aller romantischen Verlogenheit ist, und auch, wie mir heute scheinen will, den Weg zu „mir“ selbst, zu meiner Aufgabe. Jenes verborgene und herrische Etwas, für das wir lange keinen Namen haben, bis es sich endlich als unsre Aufgabe erweist, — dieser Tyrann in uns nimmt eine schreckliche Wiedervergeltung für jeden Versuch, den wir machen, ihm auszuweichen oder zu entschlüpfen, für jede vorzeitige Bescheidung, für jede Gleichsetzung mit Solchen, zu denen wir nicht gehören, für jede noch so achtbare Thätigkeit, falls sie uns von unsrer Hauptsache ablenkt, ja für jede Tugend selbst, welche uns gegen die Härte der eigensten Verantwortlichkeit schützen möchte. Krankheit ist jedes Mal die Antwort, wenn wir an unsrem Rechte auf unsre Aufgabe zweifeln wollen, — wenn wir anfangen, es uns irgendworin leichter zu machen. Sonderbar und furchtbar zugleich! Unsre Erleichterungen sind es, die wir am härtesten büssen müssen! Und wollen wir hinterdrein zur Gesundheit zurück, so bleibt uns keine Wahl: wir müssen uns schwerer belasten, als wir je vorher belastet waren…

[«]

5.

— Damals lernte ich erst jenes einsiedlerische Reden, auf welches sich nur die Schweigendsten und Leidendsten verstehn: ich redete, ohne Zeugen oder vielmehr gleichgültig gegen Zeugen, um nicht am Schweigen zu leiden, ich sprach von lauter Dingen, die mich nichts angiengen, aber so, als ob sie mich etwas angiengen. Damals lernte ich die Kunst, mich heiter, objektiv, neugierig, vor allem gesund und boshaft zu geben, — und bei einem Kranken ist dies, wie mir scheinen will, sein „guter Geschmack“? Einem feineren Auge und Mitgefühl wird es trotzdem nicht entgehn, was vielleicht den Reiz dieser Schriften ausmacht, — dass hier ein Leidender und Entbehrender redet, wie als ob er nicht ein Leidender und Entbehrender sei. Hier soll das Gleichgewicht, die Gelassenheit, sogar die Dankbarkeit gegen das Leben aufrecht erhalten werden, hier waltet ein strenger, stolzer, beständig wacher, beständig reizbarer Wille, der sich die Aufgabe gestellt hat, das Leben wider den Schmerz zu vertheidigen und alle Schlüsse abzuknicken, welche aus Schmerz, Enttäuschung, Ueberdruss, Vereinsamung und andrem Moorgrunde gleich giftigen Schwämmen aufzuwachsen pflegen. Dies giebt vielleicht gerade unsern Pessimisten Fingerzeige zur eignen Prüfung? — denn damals war es so, wo ich mir den Satz abgewann: „ein Leidender hat auf Pessimismus noch kein Recht!“, damals führte ich mit mir einen langwierig-geduldigen Feldzug gegen den unwissenschaftlichen Grundhang jedes romantischen Pessimismus, einzelne persönliche Erfahrungen zu allgemeinen Urtheilen, ja Welt-Verurtheilungen aufzubauschen, auszudeuten… kurz, damals drehte ich meinen Blick herum. Optimismus, zum Zweck der Wiederherstellung, um irgend wann einmal wieder Pessimist sein zu dürfen — versteht ihr das? Gleich wie ein Arzt seinen Kranken in eine völlig fremde Umgebung stellt, damit er seinem ganzen „Bisher“, seinen Sorgen, Freunden, Briefen, Pflichten, Dummheiten und Gedächtnissmartern entrückt wird und Hände und Sinne nach neuer Nahrung, neuer Sonne, neuer Zukunft ausstrecken lernt, so zwang ich mich, als Arzt und Kranker in Einer Person, zu einem umgekehrten unerprobten Klima der Seele, und namentlich zu einer abziehenden Wanderung in die Fremde, in das

Fremde, zu einer Neugierde nach aller Art von Fremdem… Ein langes Herumziehn, Suchen, Wechseln folgte hieraus, ein Widerwille gegen alles Festbleiben, gegen jedes plumpe Bejahen und Verneinen; ebenfalls eine Diätetik und Zucht, welche es dem Geiste so leicht als möglich machen wollte, weit zu laufen, hoch zu fliegen, vor Allem immer wieder fort zu fliegen. Thatsächlich ein Minimum von Leben, eine Loskettung von allen gröberen Begehrlichkeiten, eine Unabhängigkeit inmitten aller Art äusserer Ungunst, sammt dem Stolze, leben zu *können* unter dieser Ungunst; etwas Cynismus vielleicht, etwas „Tonne“, aber ebenso gewiss viel Grillen-Glück, Grillen-Munterkeit, viel Stille, Licht, feinere Thorheit, verborgenes Schwärmen — das Alles ergab zuletzt eine grosse geistige Erstarkung, eine wachsende Lust und Fülle der Gesundheit. Das Leben selbst *belohnt* uns für unsern zähen Willen zum Leben, für einen solchen langen Krieg, wie ich ihn damals mit mir gegen den Pessimismus der Lebensmüdigkeit führte, schon für jeden aufmerksamen Blick unsrer Dankbarkeit, der sich die kleinsten, zartesten, flüchtigsten Geschenke des Lebens nicht entgehn lässt. Wir bekommen endlich dafür seine *grossen* Geschenke, vielleicht auch sein grösstes, das es zu geben vermag, — wir bekommen *unsre Aufgabe* wieder zurück. — —

[«]

6.

— Sollte mein Erlebniss — die Geschichte einer Krankheit und Genesung, denn es lief auf eine Genesung hinaus — nur mein persönliches Erlebniss gewesen sein? Und gerade nur *mein* „Menschlich-Allzumenschliches“? Ich möchte heute das Umgekehrte glauben; das Zutrauen kommt mir wieder und wieder dafür, dass meine Wanderbücher doch nicht nur für mich aufgezeichnet waren, wie es bisweilen den Anschein hatte —. Darf ich nunmehr, nach sechs Jahren wachsender Zuversicht, sie von Neuem zu einem Versuche auf die Reise schicken? Darf ich sie Denen sonderlich an’s Herz und Ohr legen, welche mit irgend einer „Vergangenheit“ behaftet sind und Geist genug übrig haben, um auch noch am *Geiste* ihrer Vergangenheit zu leiden? Vor allem aber Euch, die ihr es am schwersten habt, ihr Seltenen, Gefährdetsten, Geistigsten, Muthigsten, die ihr das *Gewissen* der modernen Seele sein müsst und als solche ihr *Wissen* haben müsst, in denen was es nur heute von Krankheit, Gift und Gefahr geben kann zusammen kommt, —

deren Loos es will, dass ihr kränker sein müsst als irgend ein Einzelner, weil ihr nicht „nur Einzelne“ seid…, deren Trost es ist, den Weg zu einer neuen Gesundheit zu wissen, ach! und zu gehen, einer Gesundheit von Morgen und Uebermorgen, ihr Vorherbestimmten, ihr Siegreichen, ihr Zeit-Ueberwinder, ihr Gesündesten, ihr Stärksten, ihr guten Europäer! — —

[«]

7.

— Dass ich schliesslich meinen Gegensatz gegen den romantischen Pessimismus, das heisst zum Pessimismus der Entbehrenden, Missglückten, Ueberwundenen, noch in eine Formel bringe: es giebt einen Willen zum Tragischen und zum Pessimismus, der das Zeichen ebensosehr der Strenge als der Stärke des Intellekts (Geschmacks, Gefühls, Gewissens) ist. Man fürchtet, mit diesem Willen in der Brust, nicht das Furchtbare und Fragwürdige, das allem Dasein eignet; man sucht es selbst auf. Hinter einem solchen Willen steht der Muth, der Stolz, das Verlangen nach einem grossen Feinde. — Dies war meine pessimistische Perspektive von Anbeginn, — eine neue Perspektive, wie mich dünkt? eine solche, die auch heute noch neu und fremd ist? Bis zu diesem Augenblick halte ich an ihr fest, und, wenn man mir glauben will, ebensowohl für mich, als, gelegentlich wenigstens, gegen mich… Wollt ihr dies erst bewiesen? Aber was sonst wäre mit dieser langen Vorrede — bewiesen?

Sils-Maria, Oberengadin,
im September 1886.

[«]

Erste Abtheilung: Vermischte Meinungen und Sprüche.

1.

An die Enttäuschten der Philosophie. — Wenn ihr bisher an den höchsten Werth des Lebens geglaubt habt und euch nun enttäuscht seht, müsst ihr es denn jetzt gleich zum niedrigsten Preise losschlagen?

[«]

2.

Verwöhnt. — Man kann sich auch in Bezug auf die Helligkeit der Begriffe verwöhnen: wie ekelhaft wird da der Verkehr mit den Halbklaren, Dunstigen, Strebenden, Ahnenden! Wie lächerlich und doch nicht erheiternd wirkt ihr ewiges Flattern und Haschen und doch nicht Fliegen- und Fangen-können!

[«]

3.

Die Freier der Wirklichkeit. — Wer endlich merkt, wie sehr und wie lange er genarrt worden ist, umarmt aus Trotz selbst die hässlichste Wirklichkeit: so dass dieser, den Verlauf der Welt im Ganzen gesehen, zu allen Zeiten die allerbesten Freier zugefallen sind, — denn die Besten sind immer am besten und längsten getäuscht worden.

[«]

4.

Fortschritt der Freigeisterei. — Man kann den Unterschied der früheren und der gegenwärtigen Freigeisterei nicht besser verdeutlichen, als wenn man jenes Satzes gedenkt, den zu erkennen und auszusprechen die ganze Unerschrockenheit des vorigen Jahrhunderts nöthig war und der dennoch von der jetzigen Einsicht aus bemessen, zu einer unfreiwilligen Naivetät herabsinkt, — ich meine den Satz Voltaire's: „croyez-moi, mon ami, l'erreur aussi a son mérite.“

[«]

5.

Eine Erbsünde der Philosophen. — Die Philosophen haben zu allen Zeiten die Sätze der Menschenprüfer (Moralisten) sich angeeignet und verdorben, dadurch dass sie dieselben unbedingt nahmen, und Das als nothwendig beweisen wollten, was von jenen nur als ungefährer Fingerzeig oder gar als land- oder stadtsässige Wahrheit eines Jahrzehends gemeint war, — während sie gerade dadurch sich über jene zu erheben meinten. So wird man als Grundlage der berühmten Lehren Schopenhauer's vom Primat des Willens vor dem Intellect, von der Unveränderlichkeit des Charakters, von der Negativität der Lust — welche alle, so wie er sie versteht, Irrthümer sind — populäre Weisheiten finden, welche Moralisten aufgestellt haben. Schon das Wort „Wille“, welches Schopenhauer zur gemeinsamen Bezeichnung vieler menschlicher Zustände umbildete und in eine Lücke der Sprache hineinstellte, zum grossen Vortheil für ihn selber, soweit er Moralist war — da es ihm nun freistand, vom „Willen“ zu reden, wie Pascal von ihm geredet hatte —, schon der „Wille“ Schopenhauer's ist unter den Händen seines Urhebers, durch die Philosophen-Wuth der Verallgemeinerung, zum Unheil für die Wissenschaft ausgeschlagen: denn dieser Wille ist zu einer poetischen Metapher gemacht, wenn behauptet wird, alle Dinge in der Natur hätten Willen; endlich ist er, zum Zwecke einer Verwendung bei allerhand mystischem Unfuge, zu einer falschen Verdinglichung gemissbraucht worden — und alle Modephilosophen sagen es nach und scheinen es ganz genau zu wissen, dass alle Dinge Einen Willen hätten, ja dieser Eine Wille wären (was, nach der Abschilderung, die man von diesem All-Eins-Willen macht, so viel bedeutet als ob man durchaus den dummen Teufel zum Gotte haben wolle).

[«]

6.

Wider die Phantasten. — Der Phantast verleugnet die Wahrheit vor sich, der Lügner nur vor Andern.

[«]

7.

Licht-Feindschaft. — Macht man Jemandem klar, dass er, streng verstanden, nie von Wahrheit, sondern immer nur von Wahrscheinlichkeit und deren Graden reden könne, so entdeckt man gewöhnlich an der unverhohlenen Freude des also Belehrten, wie viel lieber den Menschen die Unsicherheit des geistigen Horizontes ist und wie sie die Wahrheit im Grunde ihrer Seele wegen ihrer Bestimmtheit hassen. — Liegt es daran, dass sie Alle insgeheim selber Furcht davor haben, dass man einmal das Licht der Wahrheit zu hell auf sie fallen lasse? Sie wollen etwas bedeuten, folglich darf man nicht genau wissen, was sie sind? Oder ist es nur die Scheu vor dem allzuhellen Licht, an welches ihre dämmernden, leichtzublendenden Fledermaus-Seelen nicht gewöhnt sind, so dass sie es hassen müssen?

[«]

8.

Christen-Skepsis. — Pilatus mit seiner Frage: was ist Wahrheit!, wird jetzt gern als Advocat Christi eingeführt, um alles Erkannte und Erkennbare als Schein zu verdächtigen und auf dem schauerlichen Hintergrunde des Nichts-wissen-könnens das Kreuz aufzurichten.

[«]

9.

„Naturgesetz“ ein Wort des Aberglaubens. — Wenn ihr so entzückt von der Gesetzmässigkeit in der Natur redet, so müsst ihr doch entweder annehmen, dass aus freiem, sich selbst unterwerfendem Gehorsam alle natürlichen Dinge ihrem Gesetze folgen — in welchem Falle ihr also die Moralität der Natur bewundert —; oder euch entzückt die Vorstellung eines schaffenden Mechanikers, der die kunstvollste Uhr, mit lebenden Wesen als Zierrath daran, gemacht hat. — Die Nothwendigkeit in der Natur wird durch den Ausdruck „Gesetzmässigkeit“ menschlicher und ein letzter Zufluchtswinkel der mythologischen Träumerei.

[«]

10.

Der Historie verfallen. — Die Schleier-Philosophen und Welt-Verdunkler, also alle Metaphysiker feinern und gröberen Korns, ergreift Augen-, Ohren- und Zahnschmerz, wenn sie zu argwöhnen beginnen, dass es mit dem Satze: die ganze Philosophie sei von jetzt ab der Historie verfallen, seine Richtigkeit habe. Es ist ihnen, ihrer Schmerzen wegen, zu verzeihen, dass sie nach Jenem, der so spricht, mit Steinen und Unflath werfen: die Lehre selbst kann aber dadurch eine Zeit lang schmutzig und unansehnlich werden und an Wirkung verlieren.

[«]

11.

Der Pessimist des Intellectes. — Der wahrhaft Freie im Geiste wird auch über den Geist selber frei denken und sich einiges Furchtbare in Hinsicht auf Quelle und Richtung desselben nicht verhehlen. Desshalb werden ihn die Andern vielleicht als den ärgsten Gegner der Freigeisterei bezeichnen und mit dem Schimpf- und Schreckwort „Pessimist des Intellectes“ belegen: gewohnt, wie sie sind, Jemanden nicht nach seiner hervorragenden Stärke und Tugend zu nennen, sondern nach dem, was ihnen am fremdesten an ihm ist.

[«]

12.

Schnappsack der Metaphysiker. — Allen Denen, welche so grossthuerisch von der Wissenschaftlichkeit ihrer Metaphysik reden, soll man gar nicht antworten; es genügt, sie an dem Bündel zu zupfen, welches sie, einigermaassen scheu, hinter ihrem Rücken verborgen halten; gelingt es, dasselbe zu lüpfen, so kommen die Resultate jener Wissenschaftlichkeit, zu ihrem Erröthen, an’s Licht: ein kleiner lieber Herrgott, eine artige Unsterblichkeit, vielleicht etwas Spiritismus und jedenfalls ein ganzer verschlungener Haufen von Armen-Sünder-Elend und Pharisäer-Hochmuth.

[«]

13.

Gelegentliche Schädlichkeit der Erkenntniss. — Die Nützlichkeit, welche die unbedingte Erforschung des Wahren mit sich bringt, wird fortwährend so hundertfach neu bewiesen, dass man die feinere und seltenere Schädlichkeit, an der Einzelne ihrethalben zu leiden haben, unbedenklich mit in den Kauf nehmen muss. Man kann es nicht verhindern, dass der Chemiker bei seinen Versuchen sich gelegentlich vergiftet und verbrennt. — Was vom Chemiker gilt, gilt von unsrer gesammten Cultur: woraus sich, nebenbei gesagt, deutlich ergiebt, wie sehr dieselbe für Heilsalben bei Verbrennungen und für das stete Vorhandensein von Gegengiften zu sorgen hat.

[«]

14.

Philister-Nothdurft. — Der Philister meint einen Purpurfetzen oder Turban von Metaphysik am nöthigsten zu haben und will ihn durchaus nicht schlüpfen lassen: und doch würde man ihn ohne diesen Putz weniger lächerlich finden.

[«]

15.

Die Schwärmer. — Mit Allem, was Schwärmer zu Gunsten ihres Evangeliums oder ihres Meisters sagen, vertheidigen sie sich selbst, so sehr sie sich auch als Richter (und nicht als Angeklagte) gebärden, weil sie unwillkürlich und fast in jedem Augenblicke daran erinnert werden, dass sie Ausnahmen sind, die sich legitimiren müssen.

[«]

16.

Das Gute verführt zum Leben. — Alle guten Dinge sind starke Reizmittel zum Leben, selbst jedes gute Buch, das gegen das Leben geschrieben ist.

[«]

17.

Glück des Historikers. — „Wenn wir die spitzfindigen Metaphysiker und Hinterweltler reden hören, fühlen wir Anderen freilich, dass wir die „Armen im Geist“ sind, aber auch dass unser das Himmelreich des Wechsels, mit Frühling und Herbst, Winter und Sommer, und jener die Hinterwelt ist, mit ihren grauen, frostigen, unendlichen Nebeln und Schatten.“ — So sprach Einer zu sich bei einem Gange in der Morgensonne: Einer, dem bei der Historie nicht nur der Geist, sondern auch das Herz sich immer neu verwandelt und der, im Gegensatze zu den Metaphysikern, glücklich darüber ist, nicht „Eine unsterbliche Seele“, sondern viele sterbliche Seelen in sich zu beherbergen.

[«]

18.

Drei Arten von Denkern. — Es giebt strömende, fliessende, tröpfelnde Mineralquellen; und dem entsprechend drei Arten von Denkern. Der Laie schätzt sie nach der Masse des Wassers, der Kenner nach dem Gehalt des Wassers ab, also nach dem, was eben nicht Wasser in ihnen ist.

[«]

19.

Das Bild des Lebens. — Die Aufgabe, das Bild des Lebens zu malen, so oft sie auch von Dichtern und Philosophen gestellt wurde, ist trotzdem unsinnig: auch unter den Händen der grössten Maler-Denker sind immer nur Bilder und Bildchen aus einem Leben, nämlich aus ihrem Leben, entstanden — und nichts Anderes ist auch nur möglich. Im Werdenden kann sich ein Werdendes nicht als fest und dauernd, nicht als ein „Das“ spiegeln.

[«]

20.

Wahrheit will keine Götter neben sich. — Der Glaube an die Wahrheit beginnt mit dem Zweifel an allen bis dahin geglaubten „Wahrheiten“.

[«]

21.

Worüber Schweigen verlangt wird. — Wenn man von der Freigeisterei wie von einer höchst gefährlichen Gletscher- und Eismeer-Wanderung redet, so sind Die, welche jenen Weg nicht gehen wollen, beleidigt als ob man ihnen Zaghaftigkeit und schwache Kniee zum Vorwurf gemacht hätte. Das Schwere, dem wir uns nicht gewachsen fühlen, soll nicht einmal vor uns genannt werden.

[«]

22.

Historia in nuce. — Die ernsthafteste Parodie, die ich je hörte, ist diese: „im Anfang war der Unsinn, und der Unsinn war, bei Gott! und Gott (göttlich) war der Unsinn.“

[«]

23.

Unheilbar. — Ein Idealist ist unverbesserlich: wirft man ihn aus seinem Himmel, so macht er sich aus der Hölle ein Ideal zurecht. Man enttäusche ihn und siehe! — er wird die Enttäuschung nicht minder brünstig umarmen als er noch jüngst die Hoffnung umarmt hat. Insofern sein Hang zu den grossen unheilbaren Hängen der menschlichen Natur gehört, kann er tragische Schicksale herbeiführen und später Gegenstand von Tragödien werden: als welche es eben mit dem Unheilbaren, Unabwendbaren, Unentfliehbaren in Menschenloos und -Charakter zu thun haben.

[«]

24.

Der Beifall selber als Fortsetzung des Schauspiels. — Strahlende Augen und ein wohlwollendes Lächeln ist die Art des Beifalls, welcher der ganzen grossen Welt- und Daseinskomödie gezollt wird, — aber zugleich eine Komödie in der Komödie, welche die andern Zuschauer zum „plaudite amici“ verführen soll.

[«]

25.

Muth zur Langweiligkeit. — Wer den Muth nicht hat, sich und sein Werk langweilig finden zu lassen, ist gewiss kein Geist ersten Ranges, sei es in Künsten oder Wissenschaften. — Ein Spötter, der ausnahmsweise auch ein Denker wäre, könnte, bei einem Blick auf Welt und Geschichte, hinzufügen: „Gott hat diesen Muth nicht; er hat die Dinge insgesammt zu interessant machen wollen und gemacht.“

[«]

26.

Aus der innersten Erfahrung des Denkers. — Nichts wird dem Menschen schwerer, als eine Sache unpersönlich zu fassen: ich meine, in ihr eben eine Sache und keine Person zu sehen; ja man kann fragen, ob es ihm überhaupt möglich ist, das Uhrwerk seines personenbildenden, personendichtenden Triebes auch nur einen Augenblick auszuhängen. Verkehrt er doch selbst mit Gedanken, und seien es die abstractesten, so, als wären es Individuen, mit denen man kämpfen, an die man sich anschliessen, welche man behüten, pflegen, aufnähren müsse. Belauern und belauschen wir uns nur selber, in jenen Minuten, wo wir einen uns neuen Satz hören oder finden. Vielleicht missfällt er uns, weil er so trotzig, so selbstherrlich dasteht: unbewusst fragen wir uns, ob wir ihm nicht einen Gegensatz als Feind zur Seite ordnen, ob wir ihm ein „Vielleicht", ein „Mitunter" anhängen können; selbst das Wörtchen „wahrscheinlich" giebt uns eine Genugthuung, weil es die persönlich lästige Tyrannei des Unbedingten bricht. Wenn dagegen jener neue Satz in milderer Form einherzieht, fein duldsam und demüthig und dem Widerspruche gleichsam in die Arme sinkend, so versuchen wir es mit einer andern Probe unserer Selbstherrlichkeit: wie, können wir diesem schwachen Wesen nicht zu Hülfe kommen, es streicheln und nähren, ihm Kraft und Fülle, ja Wahrheit und selbst Unbedingtheit geben? Ist es möglich, uns elternhaft oder ritterlich oder mitleidig gegen dasselbe zu benehmen? — Dann wieder sehen wir hier ein Urtheil und dort ein Urtheil, entfernt von einander, ohne sich anzusehen, ohne sich auf einander zuzubewegen: da kitzelt uns der Gedanke, ob hier nicht eine Ehe zu stiften, ein Schluss zu ziehen sei, mit dem Vorgefühle, dass, im Falle sich eine Folge aus diesem Schlusse ergiebt, nicht nur die beiden ehelich verbundenen Urtheile, sondern auch der Ehestifter die Ehre davon habe. Kann man aber weder auf dem Wege des Trotzes und Uebelwollens, noch auf dem des Wohlwollens jenem Gedanken etwas anhaben (hält man ihn für wahr —), dann unterwirft man sich und huldigt ihm als einem Führer und Herzoge, giebt ihm einen Ehrenstuhl und spricht nicht ohne Gepränge und Stolz von ihm: denn in seinem Glanze glänzt man mit. Wehe dem, der diesen verdunkeln will; es sei denn, dass er selber uns eines Tages bedenklich wird: — dann stossen wir, die unermüdlichen „Königsmacher" (king-makers) der Geschichte des Geistes, ihn vom Throne und heben flugs seinen Gegner hinauf. Diess erwäge man und denke noch ein Stück weiter: gewiss wird Niemand dann noch von einem „Erkenntnisstriebe an und für sich" reden! — Wesshalb zieht also der Mensch das Wahre dem Unwahren vor, in diesem heimlichen Kampfe mit Gedanken-Personen, in dieser meist versteckt bleibenden Gedanken-Ehestiftung, Gedanken-Staatenbegründung, Gedanken-Kinderzucht, Gedanken-Armen- und Krankenpflege? Aus dem gleichen Grunde, aus dem er die Gerechtigkeit im Verkehre mit wirklichen Personen übt: jetzt aus Gewohnheit, Vererbung und Anerziehung, ursprünglich, weil das Wahre — wie auch das Billige und Gerechte — nützlicher und ehrebringender ist als das Unwahre. Denn im Reiche des Denkens sind Macht und Ruf schlecht zu behaupten, die sich auf dem Irrthum oder der Lüge aufbauen: das Gefühl, dass ein solcher Bau irgend einmal zusammenbrechen könne, ist demüthigend für das Selbstbewusstsein seines Baumeisters; er schämt sich der Zerbrechlichkeit seines Materials und möchte, weil er sich selber wichtiger als die übrige Welt nimmt, Nichts thun, was nicht dauernder als die übrige Welt wäre. Im Verlangen nach der Wahrheit umarmt er den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit, das heisst: den hochmüthigsten und trotzigsten Gedanken, den es giebt, verschwistert, wie er ist, mit dem Hintergedanken „pereat mundus, dum ego salvus sim!“ Sein Werk ist ihm zu seinem ego geworden, er schafft sich selber in’s Unvergängliche, Allem Trotzbietende um. Sein unermesslicher Stolz ist es, der nur die besten, härtesten Steine zum Werke verwenden will, Wahrheiten also oder Das, was er dafür hält. Mit Recht hat man zu allen Zeiten „das Laster des Wissenden“ den Hochmuth genannt, — doch würde es ohne dieses triebkräftige Laster erbärmlich um die Wahrheit und deren Geltung auf Erden bestellt sein. Darin dass wir uns vor unsern eigenen Gedanken, Begriffen, Worten fürchten, dass wir aber auch in ihnen uns selber ehren, ihnen unwillkürlich die Kraft zuschreiben, uns belohnen, verachten, loben und tadeln zu können, darin dass wir also mit ihnen wie mit freien geistigen Personen, mit unabhängigen Mächten verkehren, als Gleiche mit Gleichen — darin hat das seltsame Phänomen seine Wurzel, welches ich „intellectuales Gewissen“ genannt habe. — So ist auch hier etwas Moralisches höchster Gattung aus einer Schwarzwurzel herausgeblüht.

[«]

27.

Die Obscuranten. — Das Wesentliche an der schwarzen Kunst des Obscurantismus ist nicht, dass er die Köpfe verdunkeln will, sondern dass er das

Bild der Welt anschwärzen, unsere Vorstellung vom Dasein verdunkeln will. Dazu dient ihm zwar häufig jenes Mittel, die Aufhellung der Geister zu hintertreiben: mitunter aber gebraucht er gerade das entgegengesetzte Mittel und sucht durch die höchste Verfeinerung des Intellects einen Ueberdruss an dessen Früchten zu erzeugen. Spitzfindige Metaphysiker, welche die Skepsis vorbereiten und durch ihren übermässigen Scharfsinn zum Misstrauen gegen den Scharfsinn auffordern, sind gute Werkzeuge eines feineren Obscurantismus. — Ist es möglich, dass selbst Kant in dieser Absicht verwendet werden kann? ja dass er, nach seiner eigenen berüchtigten Erklärung, etwas Derartiges, wenigstens zeitweilig, gewollt hat: dem Glauben Bahn machen, dadurch, dass er dem Wissen seine Schranken wies? — was ihm nun freilich nicht gelungen ist, ihm so wenig, wie seinen Nachfolgern auf den Wolfs- und Fuchsgängen dieses höchst verfeinerten und gefährlichen Obscurantismus, ja des gefährlichsten: denn die schwarze Kunst erscheint hier in einer Lichthülle.

[«]

28.

An welcher Art von Philosophie die Kunst verdirbt. — Wenn es den Nebeln einer metaphysisch-mystischen Philosophie gelingt, alle ästhetischen Phänomene undurchsichtbar zu machen, so folgt dann, dass sie auch unter einander unabschätzbar sind, weil jedes Einzelne unerklärlich wird. Dürfen sie aber nicht einmal mehr mit einander zum Zwecke der Abschätzung verglichen werden, so entsteht zuletzt eine vollständige Unkritik, ein blindes Gewährenlassen; daraus aber wiederum eine stätige Abnahme des Genusses an der Kunst (welcher nur durch ein höchst verschärftes Schmecken und Unterscheiden sich von der rohen Stillung eines Bedürfnisses unterscheidet). Je mehr aber der Genuss abnimmt, um so mehr wandelt sich das Kunst-Verlangen zum gemeinen Hunger um und zurück, dem nun der Künstler durch immer gröbere Kost abzuhelfen sucht.

[«]

29.

Auf Gethsemane. — Das Schmerzlichste, was der Denker zu den Künstlern sagen kann, lautet so: „könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen?“

[«]

30.

Am Webstuhle. — Den Wenigen, welche eine Freude daran haben, den Knoten der Dinge zu lösen und sein Gewebe aufzutrennen, arbeiten Viele entgegen (zum Beispiel alle Künstler und Frauen), ihn immer wieder neu zu knüpfen und zu verwickeln und so das Begriffene in’s Unbegriffene, womöglich Unbegreifliche umzubilden. Was dabei auch sonst herauskomme, — das Gewebte und Verknotete wird immer etwas unreinlich aussehen müssen, weil zu viele Hände daran arbeiten und ziehen.

[«]

31.

In der Wüste der Wissenschaft. — Dem wissenschaftlichen Menschen erscheinen auf seinen bescheidenen und mühsamen Wanderungen, die oft genug Wüstenreisen sein müssen, jene glänzenden Lufterscheinungen, die man „philosophische Systeme“ nennt: sie zeigen mit zauberischer Kraft der Täuschung die Lösung aller Räthsel und den frischesten Trunk wahren Lebenswassers in der Nähe; das Herz schwelgt und der Ermüdete berührt das Ziel aller wissenschaftlichen Ausdauer und Noth beinahe schon mit den Lippen, so dass er wie unwillkürlich vorwärts drängt. Freilich bleiben andere Naturen, von der schönen Täuschung wie betäubt, stehen: die Wüste verschlingt sie, für die Wissenschaft sind sie todt. Wieder andere Naturen, welche jene subjectiven Tröstungen schon öfter erfahren haben, werden wohl auf’s Aeusserste missmuthig und verfluchen den Salzgeschmack, welchen jene Erscheinungen im Munde hinterlassen und aus dem ein rasender Durst entsteht — ohne dass man nur Einen Schritt damit irgend einer Quelle näher gekommen wäre.

[«]

32.

Die angebliche „wirkliche Wirklichkeit.“ — Der Dichter stellt sich so, wenn er die einzelnen Berufsarten z.B. die des Feldherrn, des Seidenwebers, des Seemanns schildert, als ob er diese Dinge von Grund aus kenne und ein Wissender sei; ja bei der Auseinanderlegung menschlicher Handlungen und Geschicke benimmt er sich, wie als ob er beim Ausspinnen des ganzen Weltennetzes zugegen gewesen sei: in so fern ist er ein Betrüger. Und zwar betrügt er vor lauter Nichtwissenden — und desshalb gelingt es ihm: diese bringen ihm das Lob seines ächten und tiefen Wissens entgegen und verleiten ihn endlich zu dem Wahne, er wisse die Dinge wirklich so gut wie der einzelne Kenner und Macher, ja wie die grosse Welten-Spinne selber. Zuletzt also wird der Betrüger ehrlich und glaubt an seine Wahrhaftigkeit. Ja, die empfindenden Menschen sagen es ihm sogar in’s Gesicht, er habe die höhere Wahrheit und Wahrhaftigkeit, — sie sind nämlich der Wirklichkeit zeitweilig müde und nehmen den dichterischen Traum als eine wohlthätige Ausspannung und Nacht für Kopf und Herz. Was dieser Traum ihnen zeigt, erscheint ihnen jetzt mehr werth, weil sie es, wie gesagt, wohlthätiger empfinden: und immer haben die Menschen gemeint, das werthvoller Scheinende sei das Wahrere, Wirklichere. Die Dichter, die sich dieser Macht bewusst sind, gehen absichtlich darauf aus, Das, was für gewöhnlich Wirklichkeit genannt wird, zu verunglimpfen und zum Unsichern, Scheinbaren, Unächten, Sünd-, Leid- und Trugvollen umzubilden; sie benützen alle Zweifel über die Gränzen der Erkenntniss, alle skeptischen Ausschreitungen, um die faltigen Schleier der Unsicherheit über die Dinge zu breiten: damit dann, nach dieser Umdunkelung, ihre Zauberei und Seelenmagie recht unbedenklich als Weg zur „wahren Wahrheit“, zur „wirklichen Wirklichkeit“ verstanden werde.

[«]

33.

Gerecht sein wollen und Richter sein wollen. — Schopenhauer, dessen grosse Kennerschaft für Menschliches und Allzumenschliches, dessen ursprünglicher Thatsachen-Sinn nicht wenig durch das bunte Leoparden-Fell seiner Metaphysik beeinträchtigt worden ist (welches man ihm erst abziehen muss, um ein wirkliches Moralisten-Genie darunter zu entdecken) — Schopenhauer macht jene treffliche Unterscheidung, mit der er viel mehr Recht behalten wird, als er sich selber eigentlich zugestehen durfte: „die Einsicht in die strenge Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen ist die Gränzlinie, welche die philosophischen Köpfe von den anderen scheidet.“ Dieser mächtigen Einsicht, welcher er zu Zeiten offen stand, wirkte er bei sich selber durch jenes Vorurtheil entgegen, welches er mit den moralischen Menschen (nicht mit den Moralisten) noch gemein hatte und das er ganz harmlos und gläubig so ausspricht: „der letzte und wahre Aufschluss über das innere Wesen des Ganzen der Dinge muss nothwendig eng zusammenhängen mit dem über die ethische Bedeutsamkeit des menschlichen Handelns“, — was eben durchaus nicht „nothwendig“ ist, vielmehr durch jenen Satz von der strengen Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen, das heisst der unbedingten Willens-Unfreiheit und -Unverantwortlichkeit, eben abgelehnt wird. Die philosophischen Köpfe werden sich also von den anderen durch den Unglauben an die metaphysische Bedeutsamkeit der Moral unterscheiden: und das dürfte eine Kluft zwischen sie legen, von deren Tiefe und Unüberbrückbarkeit die so beklagte Kluft zwischen „Gebildet“ und „Ungebildet“, wie sie jetzt existirt, kaum einen Begriff giebt. Freilich muss noch manche Hinterthür, welche sich die „philosophischen Köpfe“, gleich Schopenhauern selbst, gelassen haben, als nutzlos erkannt werden: keine führt in's Freie, in die Luft des freien Willens; jede, durch welche man bisher geschlüpft ist, zeigte dahinter wieder die ehern blinkende Mauer des Fatums: wir sind im Gefängniss, frei können wir uns nur träumen, nicht machen. Dass dieser Erkenntniss nicht lange mehr widerstrebt werden kann, das zeigen die verzweifelten und unglaublichen Stellungen und Verzerrungen Derer an, welche gegen sie andringen, mit ihr noch den Ringkampf fortsetzen. — So ungefähr geht es bei ihnen jetzt zu: „also kein Mensch verantwortlich? Und Alles voll Schuld und Schuldgefühl? Aber irgendwer muss doch der Sünder sein: ist es unmöglich und nicht mehr erlaubt, den Einzelnen, die arme Welle im nothwendigen Wellenspiele des Werdens, anzuklagen und zu richten, — nun denn: so sei das Wellenspiel selbst, das Werden, der Sünder: hier ist der freie Wille, hier darf angeklagt, verurtheilt, gebüsst und gesühnt werden: so sei Gott der Sünder und der Mensch sein Erlöser: so sei die Weltgeschichte Schuld, Selbstverurtheilung und Selbstmord; so werde der Missethäter zum eigenen Richter, der Richter zum eigenen Henker.“ — Dieses auf den Kopf gestellte Christenthum — was ist es denn sonst? — ist der letzte Fechter-Ausfall im Kampfe der Lehre von der unbedingten Moralität mit der von der unbedingten Unfreiheit, — ein schauerliches Ding, wenn es mehr wäre als eine logische Grimasse, mehr als eine hässliche Gebärde des unterliegenden Gedankens, — etwa der Todeskrampf des verzweifelnden und heilsüchtigen Herzens, dem der Wahnsinn zuflüstert: „Siehe, du bist das Lamm, das Gottes Sünde trägt.“ — Der Irrthum steckt nicht nur im Gefühle „ich bin verantwortlich“, sondern eben so in jenem Gegensatze „ich bin es nicht, aber irgendwer muss es doch sein.“ — Diess ist eben nicht wahr: der Philosoph hat also zu sagen, wie Christus, „richtet nicht!“ und der letzte Unterschied zwischen den philosophischen Köpfen und den andern wäre der, dass die ersten gerecht sein wollen, die andern Richter sein wollen.

[«]

34.

Aufopferung. — Ihr meint, das Kennzeichen der moralischen Handlung sei die Aufopferung? — Denkt doch nach, ob nicht bei jeder Handlung, die mit Ueberlegung gethan wird, Aufopferung dabei ist, bei der schlechtesten wie bei der besten.

[«]

35.

Gegen die Nierenprüfer der Sittlichkeit. — Man muss das Beste und das Schlechteste kennen, dessen ein Mensch fähig ist, im Vorstellen und Ausführen, um zu beurtheilen, wir stark seine sittliche Natur ist und wurde. Aber jenes zu erfahren ist unmöglich.

[«]

36.

Schlangenzahn. — Ob man einen Schlangenzahn habe oder nicht, weiss man nicht eher, als bis Jemand die Ferse auf uns gesetzt hat. Eine Frau oder Mutter würde sagen: bis Jemand die Ferse auf unsern Liebling, unser Kind gesetzt hat. —

Unser Charakter wird noch mehr durch den Mangel gewisser Erlebnisse, als durch Das, was man erlebt, bestimmt.

[«]

37.

Der Betrug in der Liebe. — Man vergisst manches aus seiner Vergangenheit und schlägt es sich absichtlich aus dem Sinn: das heisst, man will, dass unser Bild, welches von der Vergangenheit her uns anstrahlt, uns belüge, unserm Dünkel schmeichele, — wir arbeiten fortwährend an diesem Selbstbetruge. — Und nun meint ihr, die ihr so viel vom „Sich selbst vergessen in der Liebe“, vom „Aufgehen des Ich in der andern Person“ redet und rühmt, diess sei etwas wesentlich Anderes? Also man zerbricht den Spiegel, dichtet sich in eine Person hinein, die man bewundert, und geniesst nun das neue Bild seines Ich, ob man es schon mit dem Namen der anderen Person nennt, — und dieser ganze Vorgang soll nicht Selbstbetrug, nicht Selbstsucht sein, ihr Wunderlichen! — Ich denke, Die, welche etwas von sich vor sich verhehlen und Die, welche sich als Ganzes vor sich verhehlen, sind darin gleich, dass sie in der Schatzkammer der Erkenntniss einen Diebstahl verüben: woraus sich ergiebt, vor welchem Vergehen der Satz „erkenne dich selbst“ warnt.

[«]

38.

An den Leugner seiner Eitelkeit. — Wer die Eitelkeit bei sich leugnet, besitzt sie gewöhnlich in so brutaler Form, dass er instinctiv vor ihr das Auge schliesst, um sich nicht verachten zu müssen.

[«]

39.

Wesshalb die Dummen so oft boshaft werden. — Auf Einwände des Gegners, gegen welche sich unser Kopf zu schwach fühlt, antwortet unser Herz durch Verdächtigung der Motive seiner Einwände.

[«]

40.

Die Kunst der moralischen Ausnahmen. — Einer Kunst, welche die Ausnahmefälle der Moral zeigt und verherrlicht — dort wo das Gute schlecht, das Ungerechte gerecht wird — darf man nur selten Gehör geben: wie man von Zigeunern ab und zu Etwas kauft, doch mit Scheu, dass sie nicht viel mehr entwenden, als der Gewinn beim Kaufe ist.

[«]

41.

Genuss und Nicht-Genuss von Giften. — Das einzige entscheidende Argument, welches zu allen Zeiten die Menschen abgehalten hat, ein Gift zu trinken, ist nicht, dass es tödtete, sondern, dass es schlecht schmeckte.

[«]

42.

Die Welt ohne Sündengefühle. — Wenn nur solche Thaten gethan würden, welche kein schlechtes Gewissen erzeugen, so sähe die menschliche Welt immer noch schlecht und schurkenhaft genug aus: aber nicht so kränklich und erbärmlich wie jetzt. — Es lebten genug Böse ohne Gewissen zu allen Zeiten: und vielen Guten und Braven fehlt das Lustgefühl des guten Gewissens.

[«]

43.

Die Gewissenhaften. — Seinem Gewissen folgen ist bequemer, als seinem Verstande: denn es hat bei jedem Misserfolg eine Entschuldigung und

Aufheiterung in sich, — darum giebt es immer noch so viele Gewissenhafte gegen so wenig Verständige.

[«]

44.

Entgegengesetzte Mittel, das Bitterwerden zu verhüten. — Dem einen Temperament ist es von Nutzen, seinen Verdruss in Worten auslassen zu können: im Reden versüsst es sich. Ein anderes Temperament kommt erst durch Aussprechen zu seiner vollen Bitterkeit: ihm ist es räthlicher, Etwas hinunterschlucken zu müssen: der Zwang, den Menschen solcher Art sich vor Feinden oder Vorgesetzten anthun, verbessert ihren Charakter und verhütet, dass er allzu scharf und sauer wird.

[«]

45.

Nicht zu schwer nehmen. — Sich wund liegen ist unangenehm, aber doch kein Beweis gegen die Güte der Cur, nach der man bestimmt wurde, sich zu Bett zu legen. — Menschen, die lange ausser sich lebten und endlich sich dem philosophischen Innen- und Binnenleben zuwandten, wissen, dass es auch ein Sich-wund-liegen von Gemüth und Geist giebt. Diess ist also kein Argument gegen die gewählte Lebensweise im Ganzen, macht aber einige kleine Ausnahmen und scheinbare Rückfälligkeiten nöthig.

[«]

46.

Das menschliche „Ding an sich“. — Das verwundbarste Ding und doch das unbesiegbarste ist die menschliche Eitelkeit: ja durch die Verwundung wächst seine Kraft und kann zuletzt riesengross werden.

[«]

47.

Die Posse vieler Arbeitsamen. — Sie erkämpfen durch ein Uebermaass von Anstrengung sich freie Zeit und wissen nachher Nichts mit ihr anzufangen, als die Stunden abzuzählen, bis sie abgelaufen sind.

[«]

48.

Viel Freude haben. — Wer viel Freude hat, muss ein guter Mensch sein: aber vielleicht ist er nicht der klügste, obwohl er gerade Das erreicht, was der Klügste mit aller seiner Klugheit erstrebt.

[«]

49.

Im Spiegel der Natur. — Ist ein Mensch nicht ziemlich genau beschrieben, wenn man hört, dass er gern zwischen gelben hohen Kornfeldern geht, dass er die Waldes- und Blumenfarben des abglühenden und vergilbten Herbstes allen andern vorzieht, weil sie auf Schöneres hindeuten als der Natur je gelingt, dass er unter grossen fettblätterigen Nussbäumen sich ganz heimisch wie unter Bluts-Verwandten fühlt, dass im Gebirge seine grösste Freude ist, jenen kleinen abgelegenen Seen zu begegnen, aus denen ihn die Einsamkeit selber mit ihren Augen anzusehen scheint, dass er jene graue Ruhe der Nebel-Dämmerung liebt, welche an Herbst- und Frühwinter-Abenden an die Fenster heranschleicht und jedes seelenlose Geräusch wie mit Sammt-Vorhängen umschliesst, dass er unbehauenes Gestein als übriggebliebene, der Sprache begierige Zeugen der Vorzeit empfindet und von Kind an verehrt, und zuletzt, dass ihm das Meer mit seiner beweglichen Schlangenhaut und Raubthier-Schönheit fremd ist und bleibt? — Ja, Etwas von diesem Menschen ist allerdings damit beschrieben: aber der Spiegel der Natur sagt Nichts darüber, dass der selbe Mensch, bei aller seiner idyllischen Empfindsamkeit (und nicht einmal „trotz ihrer“), ziemlich lieblos, knauserig und eingebildet sein könnte. Horaz, der sich auf dergleichen Dinge verstand, hat das zarteste Gefühl für das Landleben einem römischen Wucherer in Mund und Seele gelegt, in dem berühmten „beatus ille qui procul negotiis“.

[«]

50.

Macht ohne Siege. — Die stärkste Erkenntniss (die von der völligen Unfreiheit des menschlichen Willens) ist doch die ärmste an Erfolgen: denn sie hat immer den stärksten Gegner, die menschliche Eitelkeit.

[«]

51.

Lust und Irrthum. — Der Eine theilt sich unwillkürlich durch sein Wesen an seine Freunde wohlthätig mit, der Andere willkürlich durch einzelne Handlungen. Obgleich das Erstere als das Höhere gilt, so ist doch nur das Zweite mit dem guten Gewissen und der Lust verknüpft — nämlich mit der Lust der Werkheiligkeit, welche auf dem Glauben an der Willkür unseres Gut- und Schlimmthuns, das heisst auf einem Irrthum ruht.

[«]

52.

Es ist thöricht, Unrecht zu thun. — Eigenes Unrecht, das man zugefügt hat, ist viel schwerer zu tragen als fremdes, das Einem zugefügt wurde (nicht gerade aus moralischen Gründen, wohlgemerkt —); der Thäter ist eigentlich immer der Leidende, wenn er nämlich entweder den Gewissensbissen zugänglich ist oder der Einsicht, dass er die Gesellschaft gegen sich durch seine Handlung bewaffnet und sich isolirt habe. Desshalb sollte man sich, schon seines inneren Glückes wegen, also um seines Wohlbehagens nicht verlustig zu gehen, ganz abgesehen von Allem, was Religion und Moral gebieten, vor dem Unrecht-Thun in Acht nehmen, mehr noch als vor dem Unrecht-Erfahren: denn letzteres hat den Trost des guten Gewissens, der Hoffnung auf Rache, auf Mitleiden und Beifall der

Gerechten, ja der ganzen Gesellschaft, welche sich vor dem Uebelthäter fürchtet. — Nicht Wenige verstehen sich auf die unsaubere Selbstüberlistung, jedes eigene Unrecht in ein fremdes, ihnen zugefügtes umzumünzen und für das, was sie selber gethan haben, sich das Ausnahmerecht der Nothwehr zur Entschuldigung vorzubehalten: um auf diese Weise viel leichter an ihrer Last zu tragen.

[«]

53.

Neid mit oder ohne Mundstück. — Der gewöhnliche Neid pflegt zu gackern, sobald das beneidete Huhn ein Ei gelegt hat: er erleichtert sich dabei und wird milder. Es giebt aber einen noch tieferen Neid: der wird in solchem Falle todtenstill, und, wünschend dass jetzt jeder Mund versiegelt würde, immer wüthender darüber, dass diess gerade nicht geschieht. Der schweigende Neid wächst im Schweigen.

[«]

54.

Der Zorn als Spion. — Der Zorn schöpft die Seele aus und bringt selbst den Bodensatz an's Licht. Man muss desshalb, wenn man sonst sich nicht Klarheit zu schaffen weiss, seine Umgebung, seine Anhänger und Gegner in Zorn zu versetzen wissen, um zu erfahren, was im Grunde Alles wider uns geschieht und gedacht wird.

[«]

55.

Die Vertheidigung moralisch schwieriger als der Angriff. — Das wahre Helden- und Meisterstück des guten Menschen liegt nicht darin, dass er die Sache angreift und die Person fortfährt zu lieben, sondern in dem viel schwereren, seine eigene Sache zu vertheidigen, ohne dass man der angreifenden Person bitteres Herzeleid mache und machen wolle. Das Schwert des Angriffs ist ehrlich und breit, das der Vertheidigung läuft gewöhnlich in eine Nadel aus.

[«]

56.

Ehrlich gegen die Ehrlichkeit. — Einer, der gegen sich öffentlich ehrlich ist, bildet sich zu allerletzt Etwas auf diese Ehrlichkeit ein: denn er weiss nur zu gut, warum er ehrlich ist, — aus dem selben Grunde, aus dem ein Anderer den Schein und die Verstellung vorzieht.

[«]

57.

Glühende Kohlen. — Glühende Kohlen auf des Andern Haupt sammeln wird gewöhnlich missverstanden und schlägt fehl, weil der Andere sich ebenfalls im guten Besitze des Rechts weiss und auch seinerseits an das Kohlensammeln gedacht hat.

[«]

58.

Gefährliche Bücher. — Da sagt Einer „ich merke es an mir selber: dies Buch ist schädlich.“ Aber er warte nur ab und vielleicht gesteht er sich eines Tages, dass dieses selbe Buch ihm einen grossen Dienst erwies, indem es die versteckte Krankheit seines Herzens hervortrieb und in die Sichtbarkeit brachte. — Veränderte Meinungen verändern den Charakter eines Menschen nicht (oder ganz wenig); wohl aber beleuchten sie einzelne Seiten des Gestirns seiner Persönlichkeit, welche bisher, bei einer andern Constellation von Meinungen, dunkel und unerkennbar geblieben waren.

[«]

59.

Geheucheltes Mitleiden. — Man heuchelt Mitleiden, wenn man über das Gefühl der Feindseligkeit sich erhaben zeigen will: aber gewöhnlich umsonst. Diess bemerkt man nicht ohne ein starkes Zunehmen jener feindseligen Empfindung.

[«]

60.

Offener Widerspruch oft versöhnend. — Im Augenblick, wo einer seine Differenz der Lehrmeinung in Hinsicht auf einen berühmten Parteiführer oder Lehrer öffentlich zu erkennen giebt, glaubt alle Welt, er müsse ihm gram sein. Mitunter hört er aber gerade da auf, ihm gram zu sein: er wagt es, sich selber neben ihm aufzustellen und ist die Qual der unausgesprochenen Eifersucht los.

[«]

61.

Sein Licht leuchten sehen. — Im verfinsterten Zustande von Trübsal, Krankheit, Verschuldung sehen wir es gern, wenn wir Anderen noch leuchten und sie an uns die helle Mondesscheibe wahrnehmen. Auf diesem Umwege nehmen wir an unserer eigenen Fähigkeit, zu erhellen, Antheil.

[«]

62.

Mitfreude. — Die Schlange, die uns sticht, meint uns wehe zu thun und freut sich dabei; das niedrigste Thier kann sich fremden Schmerz vorstellen. Aber fremde Freude sich vorstellen und sich dabei freuen, ist das höchste Vorrecht der höchsten Thiere und wieder unter ihnen nur den ausgesuchtesten Exemplaren zugänglich, — also ein seltenes humanum: so dass es Philosophen gegeben hat, welche die Mitfreude geleugnet haben.

[«]

63.

Nachträgliche Schwangerschaft. — Die, welche zu ihren Werken und Thaten gekommen sind, sie wissen nicht wie, gehen gewöhnlich hinterher um so mehr mit ihnen schwanger: wie um nachträglich zu beweisen, dass es ihre Kinder und nicht die des Zufalls sind.

[«]

64.

Aus Eitelkeit hartherzig. — Wie Gerechtigkeit so häufig der Deckmantel der Schwäche ist, so greifen billig denkende, aber schwache Menschen mitunter aus Ehrgeiz zur Verstellung und benehmen sich ersichtlich ungerecht und hart — um den Eindruck der Stärke zu hinterlassen.

[«]

65.

Demüthigung. — Findet Jemand in einem geschenkten Sack Vortheil auch nur ein Korn Demüthigung, so macht er doch noch eine böse Miene zum guten Spiele.

[«]

66.

Aeusserstes Herostratenthum. — Es könnte Herostrate geben, welche den eigenen Tempel anzündeten, in dem ihre Bilder verehrt werden.

[«]

67.

Die Deminutiv-Welt. — Der Umstand, dass alles Schwache und Hülfsbedürftige zu Herzen spricht, bringt die Gewohnheit mit sich, dass wir Alles, was uns zu Herzen spricht, mit Verkleinerungs- und Abschwächungsworten bezeichnen, — also, für unsere Empfindung, schwach und hilfsbedürftig machen.

[«]

68.

Ueble Eigenschaft des Mitleidens. — Das Mitleiden hat eine eigene Unverschämtheit als Gefährtin: denn weil es durchaus helfen möchte, ist es weder über die Mittel der Heilung, noch über Art und Ursache der Krankheit in Verlegenheit und quacksalbert muthig auf die Gesundheit und den Ruf seines Patienten los.

[«]

69.

Zudringlichkeit. — Es giebt auch eine Zudringlichkeit gegen Werke; und sich als Jüngling schon nachahmend zu den erlauchtesten Werken aller Zeiten mit der Vertraulichkeit des Du und Du zu gesellen, beweist einen völligen Mangel an Scham. — Andere sind nur aus Ignoranz zudringlich: sie wissen nicht, mit wem sie es zu thun haben, — so nicht selten junge und alte Philologen im Verhältniss zu den Werken der Griechen.

[«]

70.

Der Wille schämt sich des Intellectes. — Mit aller Kälte machen wir vernünftige Entwürfe gegen unsre Affecte: dann aber begehen wir die gröbsten Fehler dagegen, weil wir uns häufig im Augenblicke, wo der Vorsatz ausgeführt werden sollte, jener Kälte und Besonnenheit schämen, mit der wir ihn fassten. Und so thut man dann gerade das Unvernünftige, aus jener Art trotziger Grossherzigkeit, welche jeder Affect mit sich bringt.

[«]

71.

Warum die Skeptiker der Moral missfallen. — Wer seine Moralität hoch und schwer nimmt, zürnt den Skeptikern auf dem Gebiete der Moral: denn dort, wo er alle seine Kraft aufwendet, soll man staunen, aber nicht untersuchen und zweifeln. — Dann giebt es Naturen, deren letzter Rest von Moralität eben der Glaube an Moral ist: sie benehmen sich eben so gegen die Skeptiker, womöglich noch leidenschaftlicher.

[«]

72.

Schüchternheit. — Alle Moralisten sind schüchtern, weil sie wissen, dass sie mit Spionirern und Verräthern verwechselt werden, sobald man ihren Hang ihnen anmerkt. Sodann sind sie sich überhaupt bewusst, im Handeln unkräftig zu sein: denn mitten im Werke ziehen die Motive ihres Thuns ihre Aufmerksamkeit fast vom Werke ab.

[«]

73.

Eine Gefahr für die allgemeine Moralität. — Menschen, die zugleich edel und ehrlich sind, bringen es zu Wege, jede Teufelei, welche ihre Ehrlichkeit ausheckt, zu vergöttlichen und die Wage des moralischen Urtheils eine Zeit lang stillzustellen.

[«]

74.

Bitterster Irrthum. — Es beleidigt unversöhnlich, zu entdecken, dass man dort, wo man überzeugt war geliebt zu sein, nur als Hausgeräth und Zimmerschmuck betrachtet wurde, an dem der Hausherr vor Gästen seine Eitelkeit auslassen kann.

[«]

75.

Liebe und Zweiheit. — Was ist denn Liebe anders als verstehen und sich darüber freuen, dass ein Andrer in andrer und entgegengesetzter Weise, als wir, lebt, wirkt und empfindet? Damit die Liebe die Gegensätze durch Freude überbrücke, darf sie dieselben nicht aufheben, nicht leugnen. — Sogar die Selbstliebe enthält die unvermischbare Zweiheit (oder Vielheit) in Einer Person als Voraussetzung.

[«]

76.

Aus dem Traume deuten. — Was man mitunter im Wachen nicht genau weiss und fühlt — ob man gegen eine Person ein gutes oder ein schlechtes Gewissen habe — darüber belehrt völlig unzweideutig der Traum.

[«]

77.

Ausschweifung. — Die Mutter der Ausschweifung ist nicht die Freude, sondern die Freudlosigkeit.

[«]

78.

Strafen und belohnen. — Niemand klagt an, ohne den Hintergedanken an Strafe und Rache zu haben, — selbst wenn man sein Schicksal, ja sich selber anklagt. — Alles Klagen ist Anklagen, alles Sich-freuen ist Loben: wir mögen das Eine oder das Andere thun, immer machen wir Jemanden verantwortlich.

[«]

79.

Zweimal ungerecht. — Wir fördern mitunter die Wahrheit durch eine doppelte Ungerechtigkeit, dann nämlich, wenn wir die beiden Seiten einer Sache, die wir nicht im Stande sind zusammen zu sehen, hintereinander sehen und darstellen, doch so, dass wir jedesmal die andere Seite verkennen oder leugnen, im Wahne, Das, was wir sehen, sei die ganze Wahrheit.

[«]

80.

Misstrauen. — Das Misstrauen an sich selber geht nicht immer unsicher und scheu daher, sondern mitunter wie tollwüthig: es hat sich berauscht, um nicht zu zittern.

[«]

81.

Philosophie des Parvenu. — Will man einmal eine Person sein, so muss man auch seinen Schatten in Ehren halten.

[«]

82.

Sich rein zu waschen verstehen. — Man muss lernen, aus unreinlichen Verhältnissen reinlicher hervorzugehen und sich, wenn es Noth thut, auch mit schmutzigem Wasser waschen.

[«]

83.

Sich gehen lassen. — Je mehr sich Einer gehen lässt, um so weniger lassen ihn die Andern gehen.

[«]

84.

Der unschuldige Schuft. — Es giebt einen langsamen, schrittweisen Weg zu Laster und Schurkenhaftigkeit jeder Art. Am Ende desselben haben Den, welcher ihn geht, die Insecten-Schwärme des schlechten Gewissens völlig verlassen, und er wandelt, obschon ganz verrucht, doch in Unschuld.

[«]

85.

Pläne machen. — Pläne machen und Vorsätze fassen bringt viel gute Empfindungen mit sich, und wer die Kraft hätte, sein ganzes Leben lang Nichts als ein Pläne-Schmiedender zu sein, wäre ein sehr glücklicher Mensch: aber er wird sich gelegentlich von dieser Thätigkeit ausruhen müssen, dadurch dass er einen Plan ausführt — und da kommt der Aerger und die Ernüchterung.

[«]

86.

Womit wir das Ideal sehen. — Jeder tüchtige Mensch ist verrannt in seine Tüchtigkeit und kann aus ihr nicht frei hinausblicken. Hätte er sonst nicht sein gut Theil von Unvollkommenheit, er könnte seiner Tugend halber zu keiner geistig-sittlichen Freiheit kommen. Unsere Mängel sind die Augen, mit denen wir das Ideal sehen.

[«]

87.

Unehrliches Lob. — Unehrliches Lob macht hinterdrein viel mehr Gewissensbisse als unehrlicher Tadel, wahrscheinlich nur desshalb, weil wir durch zu starkes Loben unsere Urtheilsfähigkeit viel stärker blossgestellt haben, als durch zu starkes, selbst ungerechtes Tadeln.

[«]

88.

Wie man stirbt, ist gleichgültig. — Die ganze Art, wie ein Mensch während seines vollen Lebens, seiner blühenden Kraft an den Tod denkt, ist freilich sehr sprechend und zeugnissgebend für Das, was man seinen Charakter nennt; aber die Stunde des Sterbens selber, seine Haltung auf dem Todtenbette ist fast gleichgültig dafür. Die Erschöpfung des ablaufenden Daseins, namentlich wenn alte Leute sterben, die unregelmässige oder unzureichende Ernährung des Gehirns während dieser letzten Zeit, das gelegentlich sehr Gewaltsame des Schmerzes, das Unerprobte und Neue des ganzen Zustandes und gar zu häufig der An- und Rückfall von abergläubischen Eindrücken und Beängstigungen, als ob am Sterben viel gelegen sei und hier Brücken schauerlichster Art überschritten würden, — diess Alles erlaubt es nicht, das Sterben als Zeugniss über den Lebenden zu benützen. Auch ist es nicht wahr, dass der Sterbende im Allgemeinen ehrlicher wäre als der Lebende: vielmehr wird fast Jeder durch die feierliche Haltung der Umgebenden, die zurückgehaltenen oder fliessenden Thränen- und Gefühlsbäche zu einer bald bewussten bald unbewussten Komödie der Eitelkeit verführt. Der Ernst, mit dem jeder Sterbende behandelt wird, ist gewiss gar manchem armen verachteten Teufel der feinste Genuss seines ganzen Lebens und eine Art Schadenersatz und Abschlagszahlung für viele Entbehrungen gewesen.

[«]

89.

Die Sitte und ihr Opfer. — Der Ursprung der Sitte geht auf zwei Gedanken zurück: „die Gemeinde ist mehr werth als der Einzelne“ und „der dauernde Vortheil ist dem flüchtigen vorzuziehen“; woraus sich der Schluss ergiebt, dass der dauernde Vortheil der Gemeinde unbedingt dem Vortheile des Einzelnen, namentlich seinem momentanen Wohlbefinden, aber auch seinem dauernden Vortheile und selbst seinem Weiterleben voranzustellen sei. Ob nun der Einzelne von einer Einrichtung leide, die dem Ganzen frommt, ob er an ihr verkümmere, ihretwegen zu Grunde gehe, — die Sitte muss erhalten, das Opfer gebracht werden. Eine solche Gesinnung entsteht aber nur in Denen, welche nicht das Opfer sind, — denn dieses macht in seinem Falle geltend, dass der Einzelne mehr werth sein könne als Viele, ebenso dass der gegenwärtige Genuss, der Augenblick im Paradiese, vielleicht höher anzuschlagen sei als eine matte Fortdauer von leidlosen oder wohlhäbigen Zuständen. Die Philosophie des Opferthiers wird aber immer zu spät laut: und so bleibt es bei der Sitte und der Sittlichkeit: als welche eben nur die Empfindung für den ganzen Inbegriff von Sitten ist, unter denen man lebt und erzogen wurde — und zwar erzogen nicht als Einzelner, sondern als Glied eines Ganzen, als Ziffer einer Majorität. — So kommt es fortwährend vor, dass der Einzelne sich selbst, vermittelst seiner Sittlichkeit, majorisirt.

[«]

90.

Das Gute und das gute Gewissen. — Ihr meint, alle guten Dinge hätten zu aller Zeit ein gutes Gewissen gehabt? — Die Wissenschaft, also gewisslich etwas sehr Gutes, ist ohne ein solches und ganz bar alles Pathos’ in die Welt getreten, vielmehr heimlich, auf Umwegen, mit verhülltem oder maskirtem Haupte einherziehend, gleich einer Verbrecherin, und immer mindestens mit dem Gefühle einer Schleichhändlerin. Das gute Gewissen hat als Vorstufe das böse Gewissen — nicht als Gegensatz: denn alles Gute ist einmal neu, folglich ungewohnt, wider die Sitte, unsittlich gewesen und nagte im Herzen des glücklichen Erfinders wie ein Wurm.

[«]

91.

Der Erfolg heiligt die Absichten. — Man scheue sich nicht, den Weg zu einer Tugend zu gehen, selbst wenn man deutlich einsieht, dass Nichts als Egoismus — also Nutzen, persönliches Behagen, Furcht, Rücksicht auf Gesundheit, auf Ruf oder Ruhm — die dazu treibenden Motive sind. Man nennt diese Motive unedel und selbstisch: gut, aber wenn sie uns zu einer Tugend, zum Beispiel Entsagung, Pflichttreue, Ordnung, Sparsamkeit, Maass und Mitte anreizen, so höre man ja auf sie, wie auch ihre Beiworte lauten mögen! Erreicht man nämlich Das, wozu sie rufen, so veredelt die erreichte Tugend, vermöge der reinen Luft, die sie athmen lässt, und des seelischen Wohlgefühls, das sie mittheilt, immerfort die ferneren Motive unseres Handelns, und wir thun die selben Handlungen später nicht mehr aus den gleichen gröberen Motiven, welche uns früher dazu führten. — Die Erziehung soll desshalb die Tugenden, so gut es geht, erzwingen, je nach der Natur des Zöglings: die Tugend selber, als die Sonnen- und Sommerluft der Seele, mag dann ihr eigenes Werk daran thun und Reife und Süssigkeit hinzuschenken.

[«]

92.

Christenthümler, nicht Christen. — Das wäre also euer Christenthum! — Um Menschen zu ärgern, preist ihr „Gott und seine Heiligen“; und wiederum wenn ihr Menschen preisen wollt, so treibt ihr es so weit, dass Gott und seine Heiligen sich ärgern müssen. — Ich wollte, ihr lerntet wenigstens die christlichen Manieren, da es euch so an der Manierlichkeit des christlichen Herzens gebricht.

[«]

93.

Natureindruck der Frommen und Unfrommen. — Ein ganz frommer Mensch muss uns ein Gegenstand der Verehrung sein: aber ebenso ein ganzer aufrichtiger, durchdrungener Unfrommer. Ist man bei Menschen der letzteren Art wie in der Nähe des Hochgebirges, wo die kräftigsten Ströme ihren Ursprung haben, so bei den Frommen wie unter saftvollen, breitschattigen, ruhigen Bäumen.

[«]

94.

Justizmorde. — Die zwei grössten Justizmorde in der Weltgeschichte sind, ohne Umschweife gesprochen, verschleierte und gut verschleierte Selbstmorde. In beiden Fällen wollte man sterben; in beiden Fällen liess man sich das Schwert durch die Hand der menschlichen Ungerechtigkeit in die Brust stossen.

[«]

95.

„Liebe“. — Der feinste Kunstgriff, welchen das Christenthum vor den übrigen Religionen voraus hat, ist ein Wort: es redete von Liebe. So wurde es die lyrische Religion (während in seinen beiden anderen Schöpfungen das Semitenthum der Welt heroisch-epische Religionen geschenkt hat). Es ist in dem Worte Liebe etwas so Vieldeutiges, Anregendes, zur Erinnerung, zur Hoffnung Sprechendes, dass auch die niedrigste Intelligenz und das kälteste Herz noch Etwas von dem Schimmer dieses Wortes fühlt. Das klügste Weib und der gemeinste Mann denken dabei an die verhältnissmässig uneigennützigsten Augenblicke ihres gesammten Lebens, selbst wenn Eros nur einen niedrigen Flug bei ihnen genommen hat; und jene Zahllosen, welche Liebe vermissen, von Seiten der Eltern, Kinder oder Geliebten, namentlich aber die Menschen der sublimirten Geschlechtlichkeit, haben im Christenthum ihren Fund gemacht.

[«]

96.

Das erfüllte Christenthum. — Es giebt auch innerhalb des Christenthums eine epikureische Gesinnung, ausgehend von dem Gedanken, dass Gott von dem Menschen, seinem Geschöpf und Ebenbilde, nur verlangen könne, was diesem zu erfüllen möglich sein müsse, dass also christliche Tugend und Vollkommenheit erreichbar und oft erreicht sei. Nun macht zum Beispiel der Glaube, seine Feinde zu lieben — selbst wenn es eben nur Glaube, Einbildung und durchaus keine psychologische Wirklichkeit (also keine Liebe) ist — unbedingt glücklich, so lange er wirklich geglaubt wird (warum? darüber werden freilich Psycholog und Christ verschieden denken). Und so möchte das irdische Leben durch den Glauben, ich meine die Einbildung, nicht nur jenem Anspruche, seine Feinde zu lieben, sondern allen übrigen christlichen Ansprüchen zu genügen und die göttliche Vollkommenheit nach der Aufforderung „seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ wirklich sich angeeignet und einverleibt zu haben, in der That zu einem seligen Leben werden. Der Irrthum kann also die Verheissung Christi zur Wahrheit machen.

[«]

97.

Von der Zukunft des Christenthums. — Ueber das Verschwinden des Christenthums und darüber, in welchen Gegenden es am langsamsten weichen wird, kann man sich eine Vermuthung gestatten, wenn man erwägt, aus welchen Gründen und wo der Protestantismus so ungestüm um sich griff. Er verhiess bekanntlich alles das Selbe weit billiger zu leisten, was die alte Kirche leistete, also ohne kostspielige Seelenmessen, Wallfahrten, Priester-Prunk und -Ueppigkeit; er verbreitete sich namentlich bei den nördlichen Nationen, welche nicht so tief in der Symbolik und Formenlust der alten Kirche eingewurzelt waren, als die des Südens: bei diesen lebte ja im Christenthume das viel mächtigere religiöse Heidenthum fort, während im Norden das Christenthum einen Gegensatz und Bruch mit dem Altheimischen bedeutete und desshalb mehr gedankenhaft als sinnfällig von Anfang an war, eben desshalb aber auch, zu Zeiten der Gefahr, fanatischer und trotziger. Gelingt es, vom Gedanken aus das Christenthum zu entwurzeln, so liegt auf der Hand, wo es anfangen wird, zu verschwinden: also gerade dort, wo es auch am allerhärtesten sich wehren wird. Anderwärts wird es sich beugen, aber nicht brechen, entblättert werden, aber wieder Blätter ansetzen, — weil dort die Sinne und nicht die Gedanken für dasselbe Partei genommen haben. Die Sinne aber sind es, welche auch den Glauben unterhalten, dass mit allem Kostenaufwand der Kirche doch immer noch billiger und bequemer gewirthschaftet werde, als mit den strengen Verhältnissen von Arbeit und Lohn: denn welches Preises hält man die Musse (oder die halbe Faulheit) für werth, wenn man sich erst an sie gewöhnt hat! Die Sinne wenden gegen eine entchristlichte Welt ein, dass in ihr zu viel gearbeitet werden müsse, und der Ertrag an Musse zu klein sei; sie nehmen die Partei der Magie, das heisst — sie lassen lieber Gott für sich arbeiten (oremus nos, deus laboret!)

[«]

98.

Schauspielerei und Ehrlichkeit der Ungläubigen. — Es giebt kein Buch, welches Das, was jedem Menschen gelegentlich wohl thut — schwärmerische opfer- und todbereite Glücks-Innigkeit im Glauben und Schauen seiner „Wahrheit“ als der letzten Wahrheit — so reichlich enthielte, so treuherzig ausdrückte, als das Buch, welches von Christus redet: aus ihm kann ein Kluger alle Mittel lernen, wodurch ein Buch zum Weltbuch, zum Jedermanns-Freund gemacht werden kann, namentlich jenes Meister-Mittel, Alles als gefunden, Nichts als kommend und ungewiss hinzustellen. Alle wirkungsvollen Bücher versuchen, einen ähnlichen Eindruck zu hinterlassen, als ob der weiteste geistige und seelische Horizont hier umschrieben sei und um die hier leuchtende Sonne sich jedes gegenwärtige und zukünftig sichtbare Gestirn drehen müsse. — Muss also nicht aus dem selben Grunde, aus dem solche Bücher wirkungsvoll sind, jedes rein wissenschaftliche Buch wirkungsarm sein? Ist es nicht verurtheilt, niedrig und unter Niedrigen zu leben, um endlich gekreuzigt zu werden und nie wieder aufzuerstehen? Sind im Verhältniss zu dem, was die Religiösen von ihrem „Wissen“, von ihrem „heiligen“ Geist verkünden, nicht alle Redlichen der Wissenschaft „arm im Geiste“? Kann irgend eine Religion mehr Entsagung verlangen, unerbittlicher den Selbstsüchtigen aus sich herausziehen als die Wissenschaft? — — So und ähnlich und jedenfalls mit einiger Schauspielerei mögen wir reden, wenn wir uns vor den Gläubigen zu vertheidigen haben: denn es ist kaum möglich, eine Vertheidigung ohne etwas Schauspielerei zu führen. Unter uns aber muss die Sprache ehrlicher sein: wir bedienen uns da einer Freiheit, welche Jene nicht einmal, ihres eigenen Interesses halber, verstehen dürfen. Weg also mit der Kapuze der Entsagung! der Miene der Demuth! Viel mehr und viel besser: so klingt unsere Wahrheit! Wenn die Wissenschaft nicht an die Lust der Erkenntniss, an den Nutzen des Erkannten geknüpft wäre, was läge uns an der Wissenschaft? Wenn nicht ein wenig Glaube, Liebe und Hoffnung unsere Seele zur Erkenntniss hinführte, was zöge uns sonst zur Wissenschaft? Und wenn zwar in der Wissenschaft das Ich Nichts zu bedeuten hat, so bedeutet das erfinderische glückliche Ich, ja selbst schon jedes redliche und fleissige Ich, sehr viel in der Republik der wissenschaftlichen Menschen. Achtung der Achtung-Gebenden, Freude Solcher, welchen wir wohlwollen oder die wir verehren, unter Umständen Ruhm und eine mässige Unsterblichkeit der Person ist der erreichbare Preis für jene Entpersönlichung, von geringeren Aussichten und Belohnungen hier zu schweigen, obschon gerade ihrethalben die Meisten den Gesetzen jener Republik und überhaupt der Wissenschaft zugeschworen haben und immerfort zuzuschwören pflegen. Wenn wir nicht in irgend einem Maasse unwissenschaftliche Menschen geblieben wären, was könnte uns auch nur an der Wissenschaft liegen! Alles in Allem genommen und rund, glatt und voll ausgesprochen: für ein rein erkennendes Wesen wäre die Erkenntniss gleichgültig. — Von den Frommen und Gläubigen unterscheidet uns nicht die Qualität, sondern die Quantität Glaubens und Frommseins: wir sind mit Wenigerem zufrieden. Aber, werden jene uns zurufen — so seid auch zufrieden, und gebt euch auch als zufrieden! — Worauf wir leicht antworten dürften: „In der That, wir gehören nicht zu den Unzufriedensten! Ihr aber, wenn euer Glaube euch selig macht, so gebt euch auch als selig! Eure Gesichter sind immer eurem Glauben schädlicher gewesen, als unsere Gründe! Wenn jene frohe Botschaft eurer Bibel euch in’s Gesicht geschrieben wäre, ihr brauchtet den Glauben an die Autorität dieses Buches nicht so halsstarrig zu fordern: eure Worte, eure Handlungen sollten die Bibel fortwährend überflüssig machen, eine neue Bibel sollte durch euch fortwährend entstehen! So aber hat alle eure Apologie des Christenthums ihre Wurzel in eurem Unchristenthum; mit eurer Vertheidigung schreibt ihr eure eigne Anklageschrift. Solltet ihr aber wünschen, aus diesem eurem Ungenügen am Christenthum herauszukommen, so bringt euch doch die Erfahrung von zwei Jahrtausenden zur Erwägung: welche, in bescheidene Frageform gekleidet, so klingt: „wenn Christus wirklich die Absicht hatte, die Welt zu erlösen, sollte es ihm nicht misslungen sein?“

[«]

99.

Der Dichter als Wegweiser für die Zukunft. — So viel noch überschüssige dichterische Kraft unter den jetzigen Menschen vorhanden ist, welche bei der Gestaltung des Lebens nicht verbraucht wird, so viel sollte, ohne jeden Abzug, Einem Ziele sich weihen, nicht etwa der Abmalung des Gegenwärtigen, der Wiederbeseelung und Verdichtung der Vergangenheit, sondern dem Wegweisen für die Zukunft: — und diess nicht in dem Verstande, als ob der Dichter gleich einem phantastischen Nationalökonomen günstigere Volks- und Gesellschafts-Zustände und deren Ermöglichung im Bilde vorwegnehmen sollte. Vielmehr wird er, wie früher die Künstler an den Götterbildern fortdichteten, so an dem schönen Menschenbilde fortdichten und jene Fälle auswittern, wo mitten in unserer modernen Welt und Wirklichkeit, wo ohne jede künstliche Abwehr und Entziehung von derselben, die schöne grosse Seele noch möglich ist, dort wo sie sich auch jetzt noch in harmonische, ebenmässige Zustände einzuverleiben vermag, durch sie Sichtbarkeit, Dauer und Vorbildlichkeit bekommt und also durch Erregung von Nachahmung und Neid die Zukunft schaffen hilft. Dichtungen solcher Dichter würden dadurch sich auszeichnen, dass sie gegen die Luft und Gluth der Leidenschaften abgeschlossen und verwahrt erschienen: der unverbesserliche Fehlgriff, das Zertrümmern des ganzen menschlichen Saitenspiels, Hohnlachen und Zähneknirschen und alles Tragische und Komische im alten gewohnten Sinne, würde in der Nähe dieser neuen Kunst als lästige archaisirende Vergröberung des Menschen-Bildes empfunden werden. Kraft, Güte, Milde, Reinheit und ungewolltes, eingeborenes Maass in den Personen und deren Handlungen: ein geebneter Boden, welcher dem Fusse Ruhe und Lust giebt: ein leuchtender Himmel auf Gesichtern und Vorgängen sich abspiegelnd: das Wissen und die Kunst zu neuer Einheit zusammengeflossen: der Geist ohne Anmaassung und Eifersucht mit seiner Schwester, der Seele, zusammenwohnend und aus dem Gegensätzlichen die Grazie des Ernstes, nicht die Ungeduld des Zwiespaltes herauslockend: — diess Alles wäre das Umschliessende, Allgemeine, Goldgrundhafte, auf dem jetzt erst die zarten Unterschiede der verkörperten Ideale das eigentliche Gemälde — das der immer wachsenden menschlichen Hoheit — machen würden. — Von Goethe aus führt mancher Weg in diese Dichtung der Zukunft: aber es bedarf guter Pfadfinder und vor Allem einer viel grössern Macht als die jetzigen Dichter, das heisst die unbedenklichen Darsteller des Halbthiers und der mit Kraft und Natur verwechselten Unreife und Unmässigkeit, besitzen.

[«]

100.

Die Muse als Penthesilea. — „Lieber verwesen als ein Weib sein, das nicht reizt.“ Wenn die Muse erst einmal so denkt, so ist das Ende ihrer Kunst wieder in der Nähe. Aber es kann ein Tragödien- und auch ein Komödien-Ausgang sein.

[«]

101.

Was der Umweg zum Schönen ist. — Wenn das Schöne gleich dem Erfreuenden ist — und so sangen es ja einmal die Musen — so ist das Nützliche der oftmals nothwendige Umweg zum Schönen und kann den kurzsichtigen Tadel der Augenblicks-Menschen, die nicht warten wollen und alles Gute ohne Umwege zu erreichen denken, mit gutem Recht zurückweisen.

[«]

102.

Zur Entschuldigung mancher Schuld. — Das unablässige Schaffenwollen und Nach-Aussen-Spähen des Künstlers hält ihn davon ab, als Person schöner und besser zu werden, also sich selber zu schaffen — es sei denn, dass seine Ehrsucht gross genug ist, um ihn zu zwingen, dass er sich auch im Leben mit Andern der wachsenden Schönheit und Grösse seiner Werke immer entsprechend gewachsen zeige. In allen Fällen hat er nur ein bestimmtes Maass von Kraft: was er davon auf sich verwendet — wie könnte diess noch seinem Werke zu Gute kommen? — Und umgekehrt.

[«]

103.

Den Besten genug thun. — Wenn man mit seiner Kunst „den Besten seiner Zeit genug gethan“, so ist diess ein Anzeichen davon, dass man den Besten der nächsten Zeit mit ihr nicht genug thun wird: „gelebt“ freilich „hat man für alle Zeiten“, — der Beifall der Besten sichert den Ruhm.

[«]

104.

Aus Einem Stoffe. — Ist man aus Einem Stoffe mit einem Buche oder Kunstwerk, so meint man ganz innerlich, es müsse vortrefflich sein und ist beleidigt, wenn Andere es hässlich, überwürzt oder grossthuerisch finden.

[«]

105.

Sprache und Gefühl. — Dass die Sprache uns nicht zur Mittheilung des Gefühls gegeben ist, sieht man daraus, dass alle einfachen Menschen sich schämen, Worte für ihre tieferen Erregungen zu suchen: die Mittheilung derselben äussert sich nur in Handlungen, und selbst hier giebt es ein Erröthen darüber, wenn der Andere ihre Motive zu errathen scheint. Unter den Dichtern, welchen im Allgemeinen die Gottheit diese Scham versagte, sind doch die edleren in der Sprache des Gefühls einsilbiger, und lassen einen Zwang merken: während die eigentlichen Gefühls-Dichter im praktischen Leben meistens unverschämt sind.

[«]

106.

Irrthum über eine Entbehrung. — Wer sich nicht von einer Kunst lange Zeit völlig entwöhnt hat, sondern immer in ihr zu Hause ist, kann nicht von ferne begreifen, wie wenig man entbehrt, wenn man ohne diese Kunst lebt.

[«]

107.

Dreiviertelskraft. — Ein Werk, das den Eindruck des Gesunden machen soll, darf höchstens mit dreiviertel der Kraft seines Urhebers hervorgebracht sein. Ist er dagegen bis an seine äusserste Gränze gegangen, so regt das Werk den Betrachtenden auf und ängstigt ihn durch seine Spannung. Alle guten Dinge haben etwas Lässiges und liegen wie Kühe auf der Wiese.

[«]

108.

Den Hunger als Gast abweisen. — Weil dem Hungrigen die feinere Speise so gut und um Nichts besser als die gröbste dient, so wird der anspruchsvollere Künstler nicht darauf denken, den Hungrigen zu seiner Mahlzeit einzuladen.

[«]

109.

Ohne Kunst und Wein leben. — Mit den Werken der Kunst steht es wie mit dem Weine: noch besser ist es wenn man beide nicht nöthig hat, sich an Wasser hält und das Wasser aus innerem Feuer, innerer Süsse der Seele immer wieder von selber in Wein verwandelt.

[«]

110.

Das Raub-Genie. — Das Raub-Genie in den Künsten, das selbst feine Geister zu täuschen weiss, entsteht, wenn Jemand unbedenklich von jung an alles Gute, welches nicht geradezu vom Gesetz als Eigenthum einer bestimmten Person in Schutz genommen ist, als freie Beute betrachtet. Nun liegt alles Gute vergangener

Zeiten und Meister frei umher, eingehegt und behütet durch die verehrende Scheu der Wenigen, die es erkennen: diesen Wenigen bietet jenes Genie, Kraft seines Mangels an Scham, Trotz und häuft sich einen Reichthum auf, der selber wieder Verehrung und Scheu erzeugt.

[«]

111.

An die Dichter der grossen Städte. — Den Gärten der heutigen Poesie merkt man an, dass die grossstädtischen Kloaken zu nahe dabei sind: mitten in den Blüthengeruch mischt sich etwas, das Ekel und Fäulniss verräth. — Mit Schmerz frage ich: habt ihr es so nöthig, ihr Dichter, den Witz und den Schmutz immer zu Gevatter zu bitten, wenn irgend eine unschuldige und schöne Empfindung von euch getauft werden soll? Müsst ihr durchaus eurer edlen Göttin eine Fratzen- und Teufelskappe aufsetzen? Woher aber diese Noth, dieses Müssen? — Eben daher, dass ihr der Kloake zu nahe wohnt.

[«]

112.

Vom Salz der Rede. — Niemand hat noch erklärt, warum die griechischen Schriftsteller von den Mitteln des Ausdrucks, welche ihnen in unerhörter Fülle und Kraft zu Gebote standen, einen so übersparsamen Gebrauch gemacht haben, dass jedes nachgriechische Buch dagegen grell, bunt und überspannt erscheint. — Man hört, dass dem Nordpol-Eise zu ebenso wie in den heissesten Ländern der Gebrauch des Salzes spärlicher werde, dass dagegen die Ebenen- und Küstenanwohner im Erdgürtel der mässigeren Sonnenwärme am reichlichsten Gebrauch von ihm machen. Sollten die Griechen aus doppelten Gründen, weil zwar ihr Intellect kälter und klarer, ihre leidenschaftliche Grundnatur aber um Vieles tropischer war als die unsrige, des Salzes und Gewürzes nicht in dem Maasse nöthig gehabt haben als wir?

[«]

113.

Der freieste Schriftsteller. — Wie dürfte in einem Buche für freie Geister Lorenz Sterne ungenannt bleiben, er, den Goethe als den freiesten Geist seines Jahrhunderts geehrt hat! Möge er hier mit der Ehre fürlieb nehmen, der freieste Schriftsteller aller Zeiten genannt zu werden, in Vergleich mit welchem alle Andern steif, vierschrötig, unduldsam und bäurisch-geradezu erscheinen. An ihm dürfte nicht die geschlossene, klare, sondern die „unendliche Melodie“ gerühmt werden: wenn mit diesem Worte ein Stil der Kunst zu einem Namen kommt, bei dem die bestimmte Form fortwährend gebrochen, verschoben, in das Unbestimmte zurückübersetzt wird, so dass sie das Eine und zugleich das Andere bedeutet. Sterne ist der grosse Meister der Zweideutigkeit, — diess Wort billigerweise viel weiter genommen als man gemeinhin thut, wenn man dabei an geschlechtliche Beziehungen denkt. Der Leser ist verloren zu geben, der jederzeit genau wissen will, was Sterne eigentlich über eine Sache denkt, ob er bei ihr ein ernsthaftes oder ein lächelndes Gesicht macht: denn er versteht sich auf Beides in Einer Faltung seines Gesichtes; er versteht es ebenfalls und will es sogar, zugleich Recht und Unrecht zu haben, den Tiefsinn und die Posse zu verknäueln. Seine Abschweifungen sind zugleich Forterzählungen und Weiterentwickelungen der Geschichte; seine Sentenzen enthalten zugleich eine Ironie auf alles Sentenziöse, sein Widerwille gegen das Ernsthafte ist einem Hange angeknüpft, keine Sache nur flach und äusserlich nehmen zu können. So bringt er bei dem rechten Leser ein Gefühl von Unsicherheit darüber hervor, ob man gehe, stehe oder liege: ein Gefühl, welches dem des Schwebens am verwandtesten ist. Er, der geschmeidigste Autor, theilt auch seinem Leser Etwas von dieser Geschmeidigkeit mit. Ja, Sterne verwechselt unversehens die Rollen und ist bald ebenso Leser als er Autor ist; sein Buch gleicht einem Schauspiel im Schauspiel, einem Theaterpublicum vor einem andern Theaterpublicum. Man muss sich der Sternischen Laune auf Gnade und Ungnade ergeben — und kann übrigens erwarten, dass sie gnädig, immer gnädig ist. — Seltsam und belehrend ist es, wie ein so grosser Schriftsteller wie Diderot sich zu dieser allgemeinen Zweideutigkeit Sterne’s gestellt hat: nämlich ebenfalls zweideutig — und das eben ist ächt Sternischer Ueberhumor. Hat er jenen, in seinem Jacques le fataliste, nachgeahmt, bewundert, verspottet, parodirt? — man kann es nicht völlig herausbekommen, — und vielleicht hat gerade diess sein Autor gewollt. Gerade dieser Zweifel macht die Franzosen gegen das Werk eines ihrer ersten Meister (der sich vor keinem Alten und Neuen zu schämen braucht) ungerecht.

Die Franzosen sind eben zum Humor — und namentlich zu diesem humoristisch-Nehmen des Humors selber — zu ernsthaft. — Sollte es nöthig sein, hinzuzufügen, dass Sterne unter allen grossen Schriftstellern das schlechteste Muster und der eigentlich unvorbildliche Autor ist, und dass selbst Diderot sein Wagniss büssen musste? Das, was die guten Franzosen und vor ihnen einzelne Griechen als Prosaiker wollten und konnten, ist genau das Gegentheil von dem, was Sterne will und kann: er erhebt sich eben als meisterhafte Ausnahme über Das, was alle schriftstellerischen Künstler von sich fordern: Zucht, Geschlossenheit, Charakter, Beständigkeit der Absichten, Ueberschaulichkeit, Schlichtheit, Haltung in Gang und Miene. — Leider scheint der Mensch Sterne mit dem Schriftsteller Sterne nur zu verwandt gewesen zu sein: seine Eichhorn-Seele sprang mit unbändiger Unruhe von Zweig zu Zweig; was nur zwischen Erhaben und Schuftig liegt, war ihm bekannt; auf jeder Stelle hatte er gesessen, immer mit dem unverschämten wässerigen Auge und dem empfindsamen Mienenspiele. Er war, wenn die Sprache vor einer solchen Zusammenstellung nicht erschrecken wollte, von einer hartherzigen Gutmüthigkeit und hatte in den Genüssen einer barocken, ja verderbten Einbildungskraft fast die blöde Anmuth der Unschuld. Eine solche fleisch- und seelenhafte Zweideutigkeit, eine solche Freigeisterei bis in jede Faser und Muskel des Leibes hinein, wie er diese Eigenschaften hatte, besass vielleicht kein anderer Mensch.

[«]

114.

Gewählte Wirklichkeit. — Wie der gute Prosaschriftsteller nur Worte nimmt, welche der Umgangssprache angehören, doch lange nicht alle Worte derselben — wodurch eben der gewählte Stil entsteht —, so wird der gute Dichter der Zukunft nur Wirkliches darstellen und von allen phantastischen, abergläubischen, halbredlichen, abgeklungenen Gegenständen, an denen frühere Dichter ihre Kraft zeigten, völlig absehen. Nur Wirklichkeit, aber lange nicht jede Wirklichkeit! — sondern eine gewählte Wirklichkeit!

[«]

115.

Abarten der Kunst. — Neben den ächten Gattungen der Kunst, der der grossen Ruhe und der der grossen Bewegung, giebt es Abarten, die ruhesüchtige, blasirte Kunst und die aufgeregte Kunst: beide wünschen, dass man ihre Schwäche für ihre Stärke nehme und sie mit den ächten Gattungen verwechsele.

[«]

116.

Zum Heros fehlt jetzt die Farbe. — Die eigentlichen Dichter und Künstler der Gegenwart lieben es, ihre Gemälde auf einen roth, grün, grau und goldig flackernden Grund aufzutragen, auf den Grund der nervösen Sinnlichkeit: auf diese verstehen sich ja die Kinder dieses Jahrhunderts. Diess hat den Nachtheil — wenn man nämlich nicht mit den Augen des Jahrhunderts auf jene Gemälde sieht —, dass die grössten Gestalten, welche Jene hinmalen, etwas Flimmerndes, Zitterndes, Wirbelndes an sich zu haben scheinen: so dass man ihnen heroische Thaten eigentlich nicht zutraut, sondern höchstens heroisirende, prahlerische Unthaten.

[«]

117.

Stil der Ueberladung. — Der überladene Stil in der Kunst ist die Folge einer Verarmung der organisirenden Kraft bei verschwenderischem Vorhandensein von Mitteln und Absichten. — In den Anfängen der Kunst findet sich mitunter das gerade Gegenstück dazu.

[«]

118.

Pulchrum est paucorum hominum. — Die Historie und die Erfahrung sagt uns, dass die bedeutsame Ungeheuerlichkeit, welche die Phantasie geheimnissvoll anregt und über das Wirkliche und Alltägliche fortträgt, älter ist und reichlicher wächst, als das Schöne in der Kunst und dessen Verehrung — und dass es sofort wieder in Ueberfülle ausschlägt, wenn der Sinn für Schönheit sich verdunkelt. Es scheint für die Mehr- und Ueberzahl der Menschen ein höheres Bedürfniss zu sein als das Schöne: wohl desshalb, weil es das gröbere Narcoticum enthält.

[«]

119.

Ursprünge des Geschmacks an Kunstwerken. — Denkt man an die anfänglichen Keime des künstlerischen Sinnes und fragt sich, welche verschiedentlichen Arten der Freude durch die Erstlinge der Kunst, zum Beispiel bei wilden Völkerschaften, hervorgebracht werden, so findet man zuerst die Freude, zu verstehen, was ein Andrer meint; die Kunst ist hier eine Art Räthselaufgeben, das dem Errathenden Genuss am eigenen Schnell- und Scharfsinn verschafft. — Sodann erinnert man sich beim rohesten Kunstwerk an Das, was Einem in der Erfahrung angenehm war und hat insofern Freude, zum Beispiel wenn der Künstler auf Jagd, Sieg, Hochzeit hingedeutet hat. — Wiederum kann man sich durch das Dargestellte erregt, gerührt, entflammt fühlen, beispielsweise bei Verherrlichung von Rache und Gefahr. Hier liegt der Genuss in der Erregung selber, im Siege über die Langeweile. — auch die Erinnerung an das Unangenehme, insofern es überwunden ist, oder insofern es uns selber als Gegenstand der Kunst vor dem Zuhörer interessant erscheinen lässt (wie wenn der Sänger die Unfälle eines verwegenen Seefahrers beschreibt), kann grosse Freude machen, welche man dann der Kunst zu Gute rechnet. — Feinerer Art ist schon jene Freude, welche beim Anblick alles Regelmässigen und Symmetrischen, in Linien, Puncten, Rhythmen, entsteht; denn durch eine gewisse Aehnlichkeit wird die Empfindung für alles Geordnete und Regelmässige im Leben, dem man ja ganz allein alles Wohlbefinden zu danken hat, wachgerufen: im Cultus des Symmetrischen verehrt man also unbewusst die Regel und das Gleichmaass als Quelle seines bisherigen Glücks; diese Freude ist eine Art Dankgebet. Erst bei einer gewissen Uebersättigung an dieser letzterwähnten Freude entsteht das noch feinere Gefühl, dass auch im Durchbrechen des Symmetrischen und Geregelten Genuss liegen könne; wenn es zum Beispiel anreizt, Vernunft in der scheinbaren Unvernunft zu suchen, wodurch es dann, als eine Art ästhetischen Räthselrathens, wie eine höhere Gattung der zuerst erwähnten Kunstfreude dasteht. — Wer dieser Betrachtung weiter nachhängt, wird wissen, auf welche Art von Hypothesen hier zur Erklärung der ästhetischen Erscheinungen grundsätzlich verzichtet wird.

[«]

120.

Nicht zu nahe. — Es ist ein Nachtheil für gute Gedanken, wenn sie zu rasch auf einander folgen; sie verdecken sich gegenseitig die Aussicht. — Deshalb haben die grössten Künstler und Schriftsteller reichlichen Gebrauch vom Mittelmässigen gemacht.

[«]

121.

Rohheit und Schwäche. — Die Künstler aller Zeiten haben die Entdeckung gemacht, dass in der Rohheit eine gewisse Kraft liegt und dass nicht Jeder roh sein kann, der es wohl sein möchte; ebenso dass manche Arten von Schwäche stark auf das Gefühl wirken. Hieraus sind nicht wenig Kunstmittel-Surrogate abgeleitet worden, deren sich völlig zu enthalten selbst den grössten und gewissenhaftesten Künstlern schwer wird.

[«]

122.

Das gute Gedächtniss. — Mancher wird nur desshalb kein Denker, weil sein Gedächtniss zu gut ist.

[«]

123.

Hungermachen statt Hungerstillen. — Grosse Künstler wähnen, sie hätten durch ihre Kunst eine Seele völlig in Besitz genommen und ausgefüllt: in

Wahrheit, und oft zu ihrer schmerzlichen Enttäuschung, ist jene Seele dadurch nur um so umfänglicher und unausfüllbarer geworden, so dass zehn grössere Künstler sich nun in ihre Tiefe hinabstürzen könnten, ohne sie zu sättigen.

[«]

124.

Künstler-Angst. — Die Angst, man möchte ihren Figuren nicht glauben, dass sie leben, kann Künstler des absinkenden Geschmacks verführen, diese so zu bilden, dass sie sich wie toll benehmen: wie andererseits aus der selben Angst griechische Künstler des ersten Aufgangs selbst Sterbenden und Schwerverwundeten jenes Lächeln gaben, welches sie als lebhaftestes Zeichen des Lebens kannten, — unbekümmert darum, was die Natur in solchem Falle des Noch-lebens, des Fast-nicht-mehr-lebens bildet.

[«]

125.

Der Kreis soll fertig werden. — Wer einer Philosophie oder Kunstart bis an das Ende ihrer Bahn und um das Ende herum nachgegangen ist, begreift aus einem innern Erlebniss, warum die nachfolgenden Meister und Lehrer sich von ihr, oft mit abschätziger Miene, zu einer neuen Bahn fortwandten. Der Kreis muss eben umschrieben werden, — aber der Einzelne, und sei es der Grösste, sitzt auf seinem Puncte der Peripherie fest, mit einer unerbittlichen Miene der Hartnäckigkeit, als ob der Kreis nie geschlossen werden dürfe.

[«]

126.

Aeltere Kunst und die Seele der Gegenwart. — Weil jede Kunst zum Ausdruck seelischer Zustände, der bewegteren, zarteren, drastischeren, leidenschaftlicheren, immer befähigter wird, so empfinden die späteren Meister, durch diese Ausdrucks-Mittel verwöhnt, ein Unbehagen bei den Kunstwerken der älteren Zeit, wie als ob es den Alten eben nur an den Mitteln gefehlt habe, ihre Seele deutlich reden zu lassen, vielleicht gar an einigen technischen Vorbedingungen; und sie meinen hier nachhelfen zu müssen, — denn sie glauben an die Gleichheit, ja Einheit aller Seelen. In Wahrheit ist aber die Seele jener Meister selber noch eine andere gewesen, grösser vielleicht, aber kälter und dem Reizvoll-Lebendigen noch abhold: das Maass, die Symmetrie, die Geringachtung des Holden und Wonnigen, eine unbewusste Herbe und Morgenkühle, ein Ausweichen vor der Leidenschaft, wie als ob an ihr die Kunst zu Grunde gehen werde, — diess macht die Gesinnung und Moralität aller älteren Meister aus, welche ihre Ausdrucks-Mittel nicht zufällig, sondern nothwendig mit der gleichen Moralität wählten und durchgeisteten. — Soll man aber, bei dieser Erkenntniss, den später Kommenden das Recht versagen, die älteren Werke nach ihrer Seele zu beseelen? Nein, denn nur dadurch, dass wir ihnen unsere Seele geben, vermögen sie fortzuleben: erst unser Blut bringt sie dazu, zu uns zu reden. Der wirklich „historische“ Vortrag würde gespenstisch zu Gespenstern reden. — Man ehrt die grossen Künstler der Vergangenheit weniger durch jene unfruchtbare Scheu, welche jedes Wort, jede Note so liegen lässt, wie sie gestellt ist, als durch thätige Versuche, ihnen immer von Neuem wieder zum Leben zu verhelfen. — Freilich: dächte man sich Beethoven plötzlich wiederkommend und eines seiner Werke gemäss der modernsten Beseeltheit und Nerven-Verfeinerung, welche unsern Meistern des Vortrags zum Ruhme dient, vor ihm ertönend: er würde wahrscheinlich lange stumm sein, schwankend, ob er die Hand zum Fluchen oder Segnen erheben solle, endlich aber vielleicht sprechen: „Nun! Nun! Das ist weder Ich noch Nicht-Ich, sondern etwas Drittes, — es scheint mir auch etwas Rechtes, wenn es gleich nicht das Rechte ist. Ihr mögt aber zusehen, wie ihr’s treibt, da ihr ja jedenfalls zuhören müsst — und der Lebende hat Recht, sagt ja unser Schiller. So habt denn Recht und lasst mich wieder hinab.“

[«]

127.

Gegen die Tadler der Kürze. — Etwas Kurz-Gesagtes kann die Frucht und Ernte von vielem Lang-Gedachten sein: aber der Leser, der auf diesem Felde Neuling ist und hier noch gar nicht nachgedacht hat, sieht in allem Kurz-Gesagten etwas Embryonisches, nicht ohne einen tadelnden Wink an den Autor, dass er dergleichen Unausgewachsenes, Ungereiftes ihm zur Mahlzeit mit auf den Tisch setze.

[«]

128.

Gegen die Kurzsichtigen. — Meint ihr denn, es müsse Stückwerk sein, weil man es euch in Stücken giebt (und geben muss)?

[«]

129.

Sentenzen-Leser. — Die schlechtesten Leser von Sentenzen sind die Freunde ihres Urhebers, im Fall sie beflissen sind, aus dem Allgemeinen wieder auf das Besondere zurückzurathen, dem die Sentenz ihren Ursprung verdankt: denn durch diese Topfguckerei machen sie die ganze Mühe des Autors zu nichte, so dass sie nun verdientermaassen anstatt einer philosophischen Stimmung und Belehrung besten oder schlimmsten Falles Nichts als die Befriedigung der gemeinen Neugierde zum Gewinn erhalten.

[«]

130.

Unarten des Lesers. — Die doppelte Unart des Lesers gegen den Autor besteht darin, das zweite Buch desselben auf Unkosten des ersten zu loben (oder umgekehrt) und dabei zu verlangen, dass der Autor ihm dankbar sei.

[«]

131.

Das Aufregende in der Geschichte der Kunst. — Verfolgt man die Geschichte einer Kunst, zum Beispiel die der griechischen Beredtsamkeit, so geräth man, von Meister zu Meister fortgehend, bei dem Anblick dieser immer gesteigerten Besonnenheit, um den alten und neuhinzugefügten Gesetzen und Selbstbeschränkungen insgesammt zu gehorchen, zuletzt in eine peinliche Spannung: man begreift, dass der Bogen brechen muss und dass die sogenannte unorganische Composition, mit den wundervollsten Mitteln des Ausdrucks überhängt und maskirt — in jenem Falle der Barockstil des Asianismus — einmal eine Nothwendigkeit und fast eine Wohlthat war.

[«]

132.

An die Grossen der Kunst. — Jene Begeisterung für eine Sache, welche du Grosser in die Welt hineinträgst, lässt den Verstand Vieler verkrüppeln. Diess zu wissen demüthigt. Aber der Begeisterte trägt seinen Höcker mit Stolz und Lust: insofern hast du den Trost, dass durch dich das Glück in der Welt vermehrt ist.

[«]

133.

Die ästhetisch Gewissenlosen. — Die eigentlichen Fanatiker einer künstlerischen Partei sind jene völlig unkünstlerischen Naturen, welche selbst in die Elemente der Kunstlehre und des Kunstkönnens nicht eingedrungen sind, aber auf das Stärkste von allen elementarischen Wirkungen einer Kunst ergriffen werden. Für sie giebt es kein ästhetisches Gewissen — und daher Nichts, was sie vom Fanatismus zurückhalten könnte.

[«]

134.

Wie nach der neueren Musik sich die Seele bewegen soll. — Die künstlerische Absicht, welche die neuere Musik in dem verfolgt, was jetzt, sehr stark aber undeutlich, als „unendliche Melodie“ bezeichnet wird, kann man sich dadurch klar machen, dass man in’s Meer geht, allmählich den sichern Schritt auf dem Grunde verliert und sich endlich dem wogenden Elemente auf Gnade und Ungnade übergiebt: man soll schwimmen. In der bisherigen älteren Musik musste man, im zierlichen oder feierlichen oder feurigen Hin und Wieder, Schneller und Langsamer, tanzen: wobei das hierzu nöthige Maass, das Einhalten bestimmter gleichwiegender Zeit- und Kraftgrade von der Seele des Zuhörers eine fortwährende Besonnenheit erzwang: auf dem Widerspiele dieses kühleren Luftzuges, welcher von der Besonnenheit herkam, und des durchwärmten Athems musikalischer Begeisterung ruhte der Zauber jener Musik. — Richard Wagner wollte eine andere Art Bewegung der Seele, welche, wie gesagt, dem Schwimmen und Schweben verwandt ist. Vielleicht ist diess das Wesentlichste aller seiner Neuerungen. Sein berühmtes Kunstmittel, diesem Wollen entsprungen und angepasst — die „unendliche Melodie“ — bestrebt sich alle mathematischen Zeit- und Kraft-Ebenmässigkeit zu brechen, mitunter selbst zu verhöhnen, und er ist überreich in der Erfindung solcher Wirkungen, welche dem älteren Ohre wie rhythmische Paradoxien und Lästerreden klingen. Er fürchtet die Versteinerung, die Krystallisation, den Uebergang der Musik in das Architektonische, — und so stellt er dem zweitactigen Rhythmus einen dreitactigen entgegen, führt nicht selten den Fünf- und Siebentact ein, wiederholt die selbe Phrase sofort, aber mit einer Dehnung, dass sie die doppelte und dreifache Zeitdauer bekommt. Aus einer bequemen Nachahmung solcher Kunst kann eine grosse Gefahr für die Musik entstehen: immer hat neben der Ueberreife des rhythmischen Gefühls die Verwilderung, der Verfall der Rhythmik im Versteck gelauert. Sehr gross wird zumal diese Gefahr, wenn eine solche Musik sich immer enger an eine ganz naturalistische, durch keine höhere Plastik erzogene und beherrschte Schauspielerkunst und Gebärdensprache anlehnt, welche in sich kein Maass hat und dem sich ihr anschmiegenden Elemente, dem allzu weiblichen Wesen der Musik, auch kein Maass mitzutheilen vermag.

[«]

135.

Dichter und Wirklichkeit. — Die Muse des Dichters, der nicht in die Wirklichkeit verliebt ist, wird eben nicht die Wirklichkeit sein und ihm hohläugige und allzuzartknochichte Kinder gebären.

[«]

136.

Mittel und Zweck. — In der Kunst heiligt der Zweck die Mittel nicht: aber heilige Mittel können hier den Zweck heiligen.

[«]

137.

Die schlechtesten Leser. — Die schlechtesten Leser sind die, welche wie plündernde Soldaten verfahren: sie nehmen sich Einiges, was sie brauchen können, heraus, beschmutzen und verwirren das Uebrige und lästern auf das Ganze.

[«]

138.

Merkmale des guten Schriftstellers. — Die guten Schriftsteller haben zweierlei gemeinsam: sie ziehen vor, lieber verstanden als angestaunt zu werden; und sie schreiben nicht für die spitzen und überscharfen Leser.

[«]

139.

Die gemischten Gattungen. — Die gemischten Gattungen in den Künsten legen Zeugniss über das Misstrauen ab, welches ihre Urheber gegen ihre eigene Kraft empfanden; sie suchten Hülfsmächte, Anwälte, Verstecke, — so der Dichter, der die Philosophie, der Musiker, der das Drama, der Denker, der die Rhetorik zu Hülfe ruft.

[«]

140.

Mund halten. — Der Autor hat den Mund zu halten, wenn sein Werk den Mund aufthut.

[«]

141.

Abzeichen des Ranges. — Alle Dichter und Schriftsteller, welche in den Superlativ verliebt sind, wollen mehr als sie können.

[«]

142.

Kalte Bücher. — Der gute Denker rechnet auf Leser, welche das Glück nachempfinden, das im guten Denken liegt: so dass ein Buch, welches sich kalt und nüchtern ausnimmt, durch die rechten Augen gesehen, vom Sonnenschein der geistigen Heiterkeit umspielt und als ein rechter Seelentrost erscheinen kann.

[«]

143.

Kunstgriff der Schwerfälligen. — Der schwerfällige Denker wählt gewöhnlich die Geschwätzigkeit oder die Feierlichkeit zur Bundesgenossin: durch die erstere meint er sich Beweglichkeit und leichten Fluss anzueignen, durch die letztere erweckt er den Schein, als ob seine Eigenschaft eine Wirkung des freien Willens, der künstlerischen Absicht sei, zum Zwecke der Würde, welche Langsamkeit der Bewegung fordert.

[«]

144.

Vom Barockstile. — Wer sich als Denker und Schriftsteller zur Dialektik und Auseinanderfaltung der Gedanken nicht geboren oder erzogen weiss, wird unwillkürlich nach dem Rhetorischen und Dramatischen greifen: denn zuletzt kommt es ihm darauf an, sich verständlich zu machen und dadurch Gewalt zu gewinnen, gleichgültig ob er das Gefühl auf ebenem Pfade zu sich leitet, oder unversehens überfällt — als Hirt oder als Räuber. Diess gilt auch in den bildenden wie musischen Künsten; wo das Gefühl mangelnder Dialektik oder des Ungenügens in Ausdruck und Erzählung, zusammen mit einem überreichen, drängenden Formentriebe, jene Gattung des Stiles zu Tage fördert, welche man Barockstil nennt. — Nur die Schlechtunterrichteten und Anmaassenden werden übrigens bei diesem Worte sogleich eine abschätzige Empfindung haben. Der Barockstil entsteht jedesmal beim Abblühen jeder grossen Kunst, wenn die Anforderungen in der Kunst des classischen Ausdrucks allzugross geworden sind, als ein Natur-Ereigniss, dem man wohl mit Schwermuth — weil es der Nacht voranläuft — zusehen wird, aber zugleich mit Bewunderung für die ihm eigenthümlichen Ersatzkünste des Ausdrucks und der Erzählung. Dahin gehört schon die Wahl von Stoffen und Vorwürfen höchster dramatischer Spannung, bei denen auch ohne Kunst das Herz zittert, weil Himmel und Hölle der Empfindung allzunah sind: dann die Beredtsamkeit der starken Affecte und Gebärden, des Hässlich-Erhabenen, der grossen Massen, überhaupt der Quantität an sich — wie diess sich schon bei Michelangelo, dem Vater oder Grossvater der italiänischen Barockkünstler, ankündigt —: die Dämmerungs-, Verklärungs- oder Feuerbrunstlichter auf so starkgebildeten Formen: dazu fortwährend neue Wagnisse in Mitteln und Absichten, vom Künstler für die Künstler kräftig unterstrichen, während der Laie wähnen muss, das beständige unfreiwillige Ueberströmen aller Füllhörner einer ursprünglichen Natur-Kunst zu sehen: diese Eigenschaften alle, in denen jener Stil seine Grösse hat, sind in den früheren, vorclassischen und classischen Epochen einer Kunstart nicht möglich, nicht erlaubt: solche Köstlichkeiten hängen lange als verbotene Früchte am Baume. — Gerade jetzt, wo die Musik in diese letzte Epoche übergeht, kann man das Phänomen des Barockstils in einer besonderen Pracht kennen lernen und Vieles durch Vergleichung daraus für frühere Zeiten lernen: denn es hat von den griechischen Zeiten ab schon oftmals einen Barockstil gegeben, in der Poesie, Beredtsamkeit, im Prosastile, in der Sculptur eben so wohl als bekanntermaassen in der Architektur — und jedesmal hat dieser Stil, ob es ihm gleich am höchsten Adel, an dem einer unschuldigen, unbewussten, sieghaften Vollkommenheit, gebricht, auch Vielen von den Besten und Ernstesten seiner Zeit wohl gethan: — wesshalb es, wie gesagt, anmaassend ist, ohne Weiteres ihn abschätzig zu beurtheilen, so sehr sich Jeder glücklich preisen darf, dessen Empfindung durch ihn nicht für den reineren und grösseren Stil unempfänglich gemacht wird.

[«]

145.

Werth ehrlicher Bücher. — Ehrliche Bücher machen den Leser ehrlich, wenigstens indem sie seinen Hass und Widerwillen herauslocken, welchen die verschmitzte Klugheit sonst am besten zu verstecken weiss. Gegen ein Buch aber lässt man sich gehen, wenn man sich auch noch so sehr gegen Menschen zurückhält.

[«]

146.

Wodurch die Kunst Partei macht. — Einzelne schöne Stellen, ein erregender Gesammt-Verlauf und hinreissende erschütternde Schluss-Stimmungen — so viel wird auch den meisten Laien von einem Kunstwerk noch zugänglich sein: und in einer Periode der Kunst, in der man die grosse Masse der Laien auf die Seite der Künstler hinüberziehen, also eine Partei, vielleicht zur Erhaltung der Kunst überhaupt, machen will, wird der Schaffende gut thun, auch nicht mehr zu geben: damit er nicht zum Verschwender seiner Kraft werde, auf Gebieten, wo Niemand ihm Dank weiss. Das Uebrige nämlich zu leisten — die Natur in ihrem organischen Bilden und Wachsenlassen nachzuahmen — hiesse in jenem Falle: auf Wasser säen.

[«]

147.

Zum Schaden der Historie gross werden. — Jeder spätere Meister, welcher den Geschmack der Kunst-Geniessenden in seine Bahn lenkt, bringt unwillkürlich eine Auswahl und Neu-Abschätzung der älteren Meister und ihrer Werke hervor: das ihm Gemässe und Verwandte, das ihn Vorschmeckende und Ankündigende in Jenen gilt von jetzt ab als das eigentlich Bedeutende an Jenen und ihren Werken, — eine Frucht, in der gewöhnlich ein grosser Irrthum als Wurm verborgen steckt.

[«]

148.

Wie ein Zeitalter zur Kunst geködert wird. — Man lerne mit Hülfe aller Künstler- und Denker-Zaubereien die Menschen an, vor ihren Mängeln, ihrer geistigen Armuth, ihren unsinnigen Verblendungen und Leidenschaften Verehrung zu empfinden — und diess ist möglich —, man zeige vom Verbrechen und vom Wahne nur die erhabene Seite, von der Schwäche der Willenlosen und Blind-Ergebenen nur das Rührende und zu-Herzen-Sprechende eines solchen Zustandes, auch diess ist oft genug geschehen —: so hat man das Mittel angewendet, auch einem ganz unkünstlerischen und unphilosophischen Zeitalter schwärmerische Liebe zu Philosophie und Kunst (namentlich zu den Künstlern und Denkern als Personen) einzuflössen, und, in schlimmen Umständen, vielleicht das einzige Mittel, die Existenz so zarter und gefährdeter Gebilde zu wahren.

[«]

149.

Kritik und Freude. — Kritik, einseitige und ungerechte ebensogut wie verständige, macht Dem, der sie übt, so viel Vergnügen, dass die Welt jedem Werk, jeder Handlung Dank schuldig ist, welche viel und Viele zur Kritik auffordert: denn hinter ihr her zieht sich ein blitzender Schweif von Freude, Witz, Selbstbewunderung, Stolz, Belehrung, Vorsatz zum Bessermachen. — Der Gott der Freude schuf das Schlechte und Mittelmässige aus dem gleichen Grunde, aus dem er das Gute schuf.

[«]

150.

Ueber seine Gränze hinaus. — Wenn ein Künstler mehr sein will als ein Künstler, zum Beispiel der moralische Erwecker seines Volkes, so verliebt er sich zur Strafe zuletzt in ein Ungethüm von moralischem Stoff — und die Muse lacht dazu: denn diese so gutherzige Göttin kann aus Eifersucht auch boshaft werden. Man denke an Milton und Klopstock.

[«]

151.

Gläsernes Auge. — Die Richtung des Talentes auf moralische Stoffe, Personen, Motive, auf die schöne Seele des Kunstwerks ist mitunter nur das gläserne Auge, welches der Künstler, dem es an der schönen Seele gebricht, sich einsetzt: mit dem sehr seltenen Erfolge, dass diess Auge zuletzt doch lebendige Natur wird, wenn auch etwas verkümmert blickende Natur, — aber mit dem gewöhnlichen Erfolge, dass alle Welt Natur zu sehen meint, wo kaltes Glas ist.

[«]

152.

Schreiben und Siegenwollen. — Schreiben sollte immer einen Sieg anzeigen, und zwar eine Ueberwindung seiner selbst, welche Andern zum Nutzen mitgetheilt werden muss; aber es giebt dyspeptische Autoren, welche gerade nur schreiben, wenn sie Etwas nicht verdauen können, ja wenn diess ihnen schon in den Zähnen hängen geblieben ist: sie suchen unwillkürlich mit ihrem Aerger auch dem Leser Verdruss zu machen und so eine Gewalt über ihn auszuüben, das heisst: auch sie wollen siegen, aber über Andere.

[«]

153.

„Gut Buch will Weile haben“. — Jedes gute Buch schmeckt herb, wenn es erscheint: es hat den Fehler der Neuheit. Zudem schadet ihm sein lebender Autor, im Fall er bekannt ist und manches von ihm verlautet: denn alle Welt pflegt den Autor und sein Werk zu verwechseln. Was in diesem an Geist, Süsse und Goldglanz ist, muss sich erst mit den Jahren entwickeln, unter der Pflege wachsender, dann alter, zuletzt überlieferter Verehrung. Manche Stunde muss darüber hinlaufen, manche Spinne ihr Netz daran gewoben haben. Gute Leser machen ein Buch immer besser und gute Gegner klären es ab.

[«]

154.

Maasslosigkeit als Kunstmittel. — Künstler verstehen wohl, was es sagen will: die Maasslosigkeit als Kunstmittel zu benützen, um den Eindruck des Reichthums hervorzubringen. Es gehört das zu den unschuldigen Listen der Seelenverführung, auf welche sich die Künstler verstehen müssen: denn in ihrer Welt, in der es auf Schein abgesehen ist, brauchen auch die Mittel des Scheins nicht nothwendig ächt zu sein.

[«]

155.

Der versteckte Leierkasten. — Die Genie's verstehen sich besser als die Talente darauf, den Leierkasten zu verstecken, vermöge ihres umfänglicheren Faltenwurfs: aber im Grunde können sie auch nicht mehr, als ihre alten sieben Stücke immer wieder spielen.

[«]

156.

Der Name auf dem Titelblatt. — Dass der Name des Autors auf dem Buche steht, ist zwar jetzt Sitte und fast Pflicht; doch ist es eine Hauptursache davon, dass Bücher so wenig wirken. Sind sie nämlich gut, so sind sie mehr werth als die Personen, als deren Quintessenzen; sobald aber der Autor sich durch den Titel zu erkennen giebt, wird die Quintessenz wieder von Seiten des Lesers mit dem

Persönlichen, ja Persönlichsten diluirt, und somit der Zweck des Buches vereitelt. Es ist der Ehrgeiz des Intellectes, nicht mehr individuell zu erscheinen.

[«]

157.

Schärfste Kritik. — Man kritisirt einen Menschen, ein Buch am schärfsten, wenn man das Ideal desselben hinzeichnet.

[«]

158.

Wenig und ohne Liebe. — Jedes gute Buch ist für einen bestimmten Leser und dessen Art geschrieben und wird eben desshalb von allen übrigen Lesern, der grossen Mehrzahl, ungünstig angesehen: wesshalb sein Ruf auf schmaler Grundlage ruht, und nur langsam aufgebaut werden kann. Das mittelmässige und schlechte Buch ist es eben dadurch, dass es Vielen zu gefallen sucht und gefällt.

[«]

159.

Musik und Krankheit. — Die Gefahr in der neuen Musik liegt darin, dass sie uns den Becher des Wonnigen und Grossartigen so hinreissend und mit einem Anschein von sittlicher Ekstase an die Lippen setzt, dass auch der Mässige und Edle immer einige Tropfen zu viel von ihr trinkt. Diese Minimal-Ausschweifung, fortwährend wiederholt, kann aber zuletzt eine tiefere Erschütterung und Untergrabung der geistigen Gesundheit zu Wege bringen, als irgend ein grober Excess es vermöchte: so dass Nichts übrig bleibt, als eines Tages die Nymphengrotte zu fliehen und, durch Meereswogen und Gefahren, nach dem Rauch von Ithaka und nach den Umarmungen der schlichteren und menschlicheren Gattin sich den Weg zu bahnen.

[«]

160.

Vortheil für die Gegner. — Ein Buch voller Geist theilt auch an seine Gegner davon mit.

[«]

161.

Jugend und Kritik. — Ein Buch kritisiren — das heisst für die Jungen nur: keinen einzigen productiven Gedanken desselben an sich herankommen lassen und sich, mit Händen und Füssen, seiner Haut wehren. Der Jüngling lebt gegen alles Neue, das er nicht in Bausch und Bogen lieben kann, im Stande der Nothwehr und begeht jedesmal dabei, so oft er nur kann, ein überflüssiges Verbrechen.

[«]

162.

Wirkung der Quantität. — Die grösste Paradoxie in der Geschichte der Dichtkunst liegt darin, dass in Allem, worin die alten Dichter ihre Grösse haben, Einer ein Barbar, nämlich fehlerhaft und verwachsen vom Wirbel bis zur Zehe, sein kann und dennoch der grösste Dichter bleibt. So steht es ja mit Shakespeare, der, mit Sophokles zusammengehalten, einem Bergwerke voll einer Unermesslichkeit an Gold, Blei und Geröll gleicht, während jener nicht nur Gold, sondern Gold in der edelsten Gestaltung ist, die seinen Werth als Metall fast vergessen macht. Aber die Quantität, in ihren höchsten Steigerungen, wirkt als Qualität — das kommt Shakespeare zu Gute.

[«]

163.

Aller Anfang ist Gefahr. — Der Dichter hat die Wahl, entweder das Gefühl von einer Stufe zur andern zu heben und es so zuletzt sehr hoch zu steigern — oder es mit einem Ueberfalle zu versuchen und gleich von Beginn an mit aller

Gewalt am Glockenstrang zu ziehen. Beides hat seine Gefahren: im ersten Falle läuft ihm vielleicht sein Zuhörer vor Langerweile, im zweiten vor Schrecken davon.

[«]

164.

Zu Gunsten der Kritiker. — Die Insecten stechen, nicht aus Bosheit, sondern weil sie auch leben wollen: ebenso unsere Kritiker; sie wollen unser Blut, nicht unsern Schmerz.

[«]

165.

Erfolg von Sentenzen. — Die Unerfahrenen meinen immer, wenn ihnen eine Sentenz sofort durch ihre schlichte Wahrheit einleuchtet, sie sei alt und bekannt, und blicken dabei scheel auf den Urheber, als habe er das Gemeingut Aller stehlen wollen: während sie an gewürzten Halbwahrheiten Freude haben, und diess dem Autor zu erkennen geben. Dieser weiss einen solchen Wink zu würdigen und erräth daraus leicht, wo es ihm gelungen und wo misslungen ist.

[«]

166.

Siegen wollen. — Ein Künstler, der in Allem, was er unternimmt, über seine Kräfte hinausgeht, wird doch zuletzt, durch das Schauspiel des gewaltigen Ringens, das er gewährt, die Menge mit sich fortreissen: denn der Erfolg ist nicht immer nur beim Siege, sondern mitunter schon beim Siegen-wollen.

[«]

167.

Sibiscribere. — Der vernünftige Autor schreibt für keine andere Nachwelt als für seine eigene, das heisst, für sein Alter, um auch dann noch an sich Freude haben zu können.

[«]

168.

Lob der Sentenz. — Eine gute Sentenz ist zu hart für den Zahn der Zeit und wird von allen Jahrtausenden nicht aufgezehrt, obwohl sie jeder Zeit zur Nahrung dient: dadurch ist sie das grosse Paradoxon in der Litteratur, das Unvergängliche inmitten des Wechselnden, die Speise, welche immer geschätzt bleibt, wie das Salz, und niemals, wie selbst dieses, dumm wird.

[«]

169.

Kunstbedürfniss zweiten Ranges. — Das Volk hat wohl Etwas von dem, was man Kunstbedürfniss nennen darf, aber es ist wenig und wohlfeil zu befriedigen. Im Grunde genügt hierfür der Abfall der Kunst: das soll man ehrlich sich eingestehen. Man erwäge doch nur zum Beispiel, an was für Melodien und Liedern jetzt unsere kraftvollsten, unverdorbensten, treuherzigsten Schichten der Bevölkerung ihre rechte Herzensfreude haben, man lebe unter Hirten, Sennen, Bauern, Jägern, Soldaten, Seeleuten und gebe sich die Antwort. Und wird nicht in der kleinen Stadt, gerade in den Häusern, welche der Sitz altvererbter Bürgertugend sind, jene allerschlechteste Musik geliebt, ja gehätschelt, welche überhaupt jetzt hervorgebracht wird? Wer von tieferem Bedürfnisse, von unausgefülltem Begehren nach Kunst in Beziehung auf das Volk, wie es ist, redet, der faselt oder schwindelt. Seid ehrlich! — Nur bei Ausnahme-Menschen giebt es jetzt ein Kunstbedürfniss in hohem Stile, — weil die Kunst überhaupt wieder einmal im Rückgange ist und die menschlichen Kräfte und Hoffnungen sich für eine Zeit auf andre Dinge geworfen haben. — Ausserdem, nämlich abseits vom Volke, besteht freilich noch ein breiteres, umfänglicheres Kunstbedürfniss, aber zweiten Ranges, in den höheren und höchsten Schichten der Gesellschaft: hier ist Etwas wie eine künstlerische Gemeinde, die es aufrichtig meint, möglich. Aber man sehe sich diese Elemente an! Es sind im Allgemeinen die feineren Unzufriedenen, die an sich zu keiner rechten Freude kommen: der Gebildete, der nicht frei genug geworden ist, um der Tröstungen der Religion entrathen zu können und doch ihre Oele nicht wohlriechend genug findet: der Halbedle, der zu schwach ist, den einen Grundfehler seines Lebens oder den schädlichen Hang seines Charakters zu brechen, durch heroisches Umkehren oder Verzichtleisten: der Reichbegabte, der zu vornehm von sich denkt, um durch bescheidene Thätigkeit zu nützen, und zu träge zur grossen und aufopfernden Arbeit ist: das Mädchen, welches sich keinen genügenden Kreis von Pflichten zu schaffen weiss: die Frau, die durch eine leichtsinnige oder frevelhafte Ehe sich band und nicht genug gebunden weiss: der Gelehrte, Arzt, Kaufmann, Beamte, der zu zeitig in das Einzelne eingekehrt, und seiner ganzen Natur niemals vollen Lauf gegönnt hat, dafür aber mit einem Wurm im Herzen seine immerhin tüchtige Arbeit thut: endlich alle unvollständigen Künstler — diess sind jetzt die noch wahrhaften Kunstbedürftigen! Und was begehren sie eigentlich von der Kunst? Sie soll ihnen für Stunden und Augenblicke das Unbehagen, die Langeweile, das halbschlechte Gewissen verscheuchen und womöglich den Fehler ihres Lebens und Charakters als Fehler des Welten-Schicksals in's Grosse umdeuten — sehr verschieden von den Griechen, welche in ihrer Kunst das Aus- und Ueberströmen ihres eigenen Wohl- und Gesundseins empfanden und es liebten, ihre Vollkommenheit noch einmal ausser sich zu sehen: — sie führte der Selbstgenuss zur Kunst, diese unsere Zeitgenossen — der Selbstverdruss.

[«]

170.

Die Deutschen im Theater. — Das eigentliche Theatertalent der Deutschen war Kotzebue; er und seine Deutschen, die der höheren sowohl als die der mittleren Gesellschaft, gehörten nothwendig zusammen, und die Zeitgenossen hätten von ihm im Ernste sagen dürfen: „in ihm leben, weben und sind wir“. Hier war nichts Erzwungenes, Angebildetes, Halb- und Angeniessendes: was er wollte und konnte, wurde verstanden, ja bis jetzt ist der ehrliche Theater-Erfolg auf deutschen Bühnen im Besitze der verschämten oder unverschämten Erben Kotzebueischer Mittel und Wirkungen, namentlich so weit das Lustspiel noch in einiger Blüthe steht; woraus sich ergiebt, dass viel von dem damaligen Deutschthum, zumal abseits von der grossen Stadt, immer noch fortlebt.

Gutmüthig, in kleinen Genüssen unenthaltsam, thränenlüstern, mit dem Wunsche, wenigstens im Theater sich der eingebornen pflichtstrengen Nüchternheit entschlagen zu dürfen und hier lächelnde, ja lachende Duldung zu üben, das Gute und das Mitleid verwechselnd und in Eins zusammenwerfend — wie es das Wesentliche der deutschen Sentimentalität ist —, überglücklich bei einer schönen, grossmüthigen Handlung, im Uebrigen unterwürfig nach Oben, neidisch gegen einander, und doch im Innersten sich selbst genügend — so waren sie, so war er. — Das zweite Theatertalent war Schiller: dieser entdeckte eine Classe von Zuhörern, welche bis dahin nicht in Betracht gekommen waren; er fand sie in den unreifen Lebensaltern, im deutschen Mädchen und Jüngling. Ihren höheren, edleren, stürmischeren, wenn auch unklareren Regungen, ihrer Lust am Klingklang sittlicher Worte (welche in den dreissiger Jahren des Lebens zu verschwinden pflegt) kam er mit seinen Dichtungen entgegen und errang sich dadurch, gemäss der Leidenschaftlichkeit und Parteisucht jener Altersclasse, einen Erfolg, der allmählich auch auf die reiferen Lebensalter mit Vortheil einwirkte: Schiller hat im Allgemeinen die Deutschen verjüngt. — Goethe stand über den Deutschen in jeder Beziehung und steht es auch jetzt noch: er wird ihnen nie angehören. Wie könnte auch je ein Volk der Goethischen Geistigkeit in Wohl-Sein und Wohl-Wollen gewachsen sein! Wie Beethoven über die Deutschen weg Musik machte, wie Schopenhauer über die Deutschen weg philosophirte, so dichtete Goethe seinen Tasso, seine Iphigenie über die Deutschen weg. Ihm folgte eine sehr kleine Schar Höchstgebildeter, durch Alterthum, Leben und Reisen Erzogener, über deutsches Wesen hinaus Gewachsener: — er selber wollte es nicht anders. — Als dann die Romantiker ihren zweckbewussten Goethe-Cultus aufrichteten, als ihre erstaunliche Kunstfertigkeit des Anschmeckens dann auf die Schüler Hegels, die eigentlichen Erzieher der Deutschen dieses Jahrhunderts, überging, als der erwachende nationale Ehrgeiz auch dem Ruhme der deutschen Dichter zu Gute kam und der eigentliche Maassstab des Volkes, ob es sich ehrlich an Etwas freuen könne, unerbittlich dem Urtheile der Einzelnen und jenem nationalen Ehrgeiz untergeordnet wurde — das heisst, als man anfing sich freuen zu müssen — da entstand jene Verlogenheit und Unächtheit der deutschen Bildung, welche sich Kotzebue's schämte, welche Sophokles, Calderon und selbst Goethe's Faust-Fortsetzung auf die Bühne brachte und welche ihrer belegten Zunge, ihres verschleimten Magens wegen, zuletzt nicht mehr weiss, was ihr schmeckt, was ihr langweilig ist. — Selig sind Die, welche Geschmack haben, wenn es auch ein schlechter Geschmack ist! — Und nicht nur selig, auch weise kann man nur vermöge dieser Eigenschaft werden: wesshalb die Griechen, die in solchen Dingen sehr fein waren, den Weisen mit einem Wort bezeichneten, das den Mann des Geschmacks bedeutet, und Weisheit, künstlerische sowohl wie erkennende, geradezu „Geschmack“ (Sophia) benannten.

[«]

171.

Die Musik als Spätling jeder Cultur. — Die Musik kommt von allen Künsten, welche auf einem bestimmten Culturboden, unter bestimmten socialen und politischen Verhältnissen jedesmal aufzuwachsen pflegen, als die letzte aller Pflanzen zum Vorschein, im Herbst und Abblühen der zu ihr gehörenden Cultur: während gewöhnlich die ersten Boten und Anzeichen eines neuen Frühlings schon bemerkbar sind; ja mitunter läutet die Musik wie die Sprache eines versunkenen Zeitalters in eine erstaunte und neue Welt hinein und kommt zu spät. Erst in der Kunst der Niederländer Musiker fand die Seele des christlichen Mittelalters ihren vollen Klang: ihre Ton-Baukunst ist die nachgeborne, aber ächt- und ebenbürtige Schwester der Gothik. Erst in Händel’s Musik erklang das Beste von Luther’s und seiner Verwandten Seele, der grosse jüdisch-heroische Zug, welcher die ganze Reformations-Bewegung schuf. Erst Mozart gab dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten und der Kunst Racine’s und Claude Lorrain’s in klingendem Golde heraus. Erst in Beethoven’s und Rossini’s Musik sang sich das achtzehnte Jahrhundert aus, das Jahrhundert der Schwärmerei, der zerbrochnen Ideale und des flüchtigen Glückes. So möchte denn ein Freund empfindsamer Gleichnisse sagen, jede wahrhaft bedeutende Musik sei Schwanengesang. — Die Musik ist eben nicht eine allgemeine, überzeitliche Sprache, wie man so oft zu ihrer Ehre gesagt hat, sondern entspricht genau einem Gefühls-, Wärme- und Zeitmaass, welches eine ganz bestimmte einzelne, zeitlich und örtlich gebundene Cultur als inneres Gesetz in sich trägt: die Musik Palestrina’s würde für einen Griechen völlig unzugänglich sein, und wiederum — was würde Palestrina bei der Musik Rossini’s hören? — Vielleicht, dass auch unsere neueste deutsche Musik, so sehr sie herrscht und herrschlustig ist, in kurzer Zeitspanne nicht mehr verstanden wird: denn sie entsprang aus einer Cultur, die im raschen Absinken begriffen ist; ihr Boden ist jene Reactions- und Restaurations-Periode, in welcher ebenso ein gewisser Katholicismus des Gefühls wie die Lust an allem heimischnationalen Wesen und Urwesen zur Blüthe kam und über Europa einen gemischten Duft ausgoss: welche beide Richtungen des Empfindens, in grösster Stärke erfasst und bis in die entferntesten Enden fortgeführt, in der Wagnerischen Kunst zuletzt zum Erklingen gekommen sind. Wagner's Aneignung der altheimischen Sagen, sein veredelndes Schalten und Walten unter deren so fremdartigen Göttern und Helden — welche eigentlich souveräne Raubthiere sind, mit Anwandlungen von Tiefsinn, Grossherzigkeit und Lebensüberdruss —, die Neubeseelung dieser Gestalten, denen er den christlich-mittelalterlichen Durst nach verzückter Sinnlichkeit und Entsinnlichung dazugab, dieses ganze Wagnerische Nehmen und Geben in Hinsicht auf Stoffe, Seelen, Gestalten und Worte spricht deutlich auch den Geist seiner Musik aus, wenn diese, wie alle Musik, von sich selber nicht völlig unzweideutig zu reden vermöchte: dieser Geist führt den allerletzten Kriegs- und Reactionszug an gegen den Geist der Aufklärung, welcher aus dem vorigen Jahrhundert in dieses hineinwehte, eben so gegen die übernationalen Gedanken der französischen Umsturz-Schwärmerei und der englisch-amerikanischen Nüchternheit im Umbau von Staat und Gesellschaft. — Ist es aber nicht ersichtlich, dass die hier — bei Wagner selbst und seinem Anhange — noch zurückgedrängt erscheinenden Gedanken- und Empfindungskreise längst von Neuem wieder Gewalt bekommen haben, und dass jener späte musikalische Protest gegen sie zumeist in Ohren hineinklingt, die andere und entgegengesetzte Töne lieber hören? so dass eines Tages jene wunderbare und hohe Kunst ganz plötzlich unverständlich werden und sich Spinnweben und Vergessenheit über sie legen könnten. — Man darf sich über diese Sachlage nicht durch jene flüchtigen Schwankungen beirren lassen, welche als Reaction innerhalb der Reaction, als ein zeitweiliges Einsinken des Wellenbergs inmitten der gesammten Bewegung erscheinen; so mag dieses Jahrzehend der nationalen Kriege, des ultramontanen Martyriums und der socialistischen Beängstigung in seinen feineren Nachwirkungen auch der genannten Kunst zu einer plötzlichen Glorie verhelfen, — ohne ihr damit die Bürgschaft dafür zu geben, dass sie „Zukunft habe“, oder gar, dass sie die Zukunft habe. — Es liegt im Wesen der Musik, dass die Früchte ihrer grossen Cultur-Jahrgänge zeitiger unschmackhaft werden und rascher verderben, als die Früchte der bildenden Kunst oder gar die auf dem Baume der Erkenntniss gewachsenen: unter allen Erzeugnissen des menschlichen Kunstsinns sind nämlich Gedanken das Dauerhafteste und Haltbarste.

[«]

172.

Die Dichter keine Lehrer mehr. — So fremd es unserer Zeit klingen mag: es gab Dichter und Künstler, deren Seele über die Leidenschaften und deren Krämpfe und Entzückungen hinaus war und desshalb an reinlicheren Stoffen, würdigeren Menschen, zarteren Verknüpfungen und Lösungen ihre Freude hatte. Sind die jetzigen grossen Künstler meistens Entfesseler des Willens und unter Umständen eben dadurch Befreier des Lebens, so waren jene — Willens-Bändiger, Thier-Verwandler, Menschen-Schöpfer und überhaupt Bildner, Um- und Fortbildner des Lebens: während der Ruhm der Jetzigen im Abschirren, Kettenlösen, Zertrümmern liegen mag. — Die älteren Griechen verlangten vom Dichter, er solle der Lehrer der Erwachsenen sein: aber wie müsste sich jetzt ein Dichter schämen, wenn man diess von ihm verlangte — er, der selber sich kein guter Lehrer war und daher selber kein gutes Gedicht, kein schönes Gebilde wurde, sondern im günstigen Falle gleichsam der scheue, anziehende Trümmerhaufen eines Tempels, aber zugleich eine Höhle der Begierden, mit Blumen, Stechpflanzen, Giftkräutern ruinenhaft überwachsen, von Schlangen, Gewürm, Spinnen und Vögeln bewohnt und besucht, — ein Gegenstand zum trauernden Nachsinnen darüber, warum jetzt das Edelste und Köstlichste sogleich als Ruine, ohne die Vergangenheit und Zukunft des Vollkommenseins, emporwachsen muss? —

[«]

173.

Vor- und Rückblick. — Eine Kunst, wie sie aus Homer, Sophokles, Theokrit, Calderon, Racine, Goethe ausströmt, als Ueberschuss einer weisen und harmonischen Lebensführung — das ist das Rechte, nach dem wir endlich greifen lernen, wenn wir selber weiser und harmonischer geworden sind, nicht jene barbarische, wenngleich noch so entzückende Aussprudelung hitziger und bunter Dinge aus einer ungebändigten chaotischen Seele, welche wir früher als Jünglinge unter Kunst verstanden. Es begreift sich aber aus sich selber, dass für gewisse Lebenszeiten eine Kunst der Ueberspannung, der Erregung, des Widerwillens gegen das Geregelte, Eintönige, Einfache, Logische ein nothwendiges Bedürfniss ist, welchem Künstler entsprechen müssen, damit die Seele solcher Lebenszeiten sich nicht auf anderm Wege, durch allerlei Unfug und Unart, entlade.

So bedürfen die Jünglinge, wie sie meistens sind, voll, gährend, von Nichts mehr als von der Langenweile gepeinigt, — so bedürfen Frauen, denen eine gute, die Seele füllende Arbeit fehlt, jener Kunst der entzückenden Unordnung: um so heftiger noch entflammt sich ihre Sehnsucht nach einem Genügen ohne Wechsel, einem Glück ohne Betäubung und Rausch.

[«]

174.

Gegen die Kunst der Kunstwerke. — Die Kunst soll vor Allem und zuerst das Leben verschönern, also uns selber den Andern erträglich, womöglich angenehm machen: mit dieser Aufgabe vor Augen, mässigt sie und hält uns im Zaume, schafft Formen des Umgangs, bindet die Unerzogenen an Gesetze des Anstandes, der Reinlichkeit, der Höflichkeit, des Redens und Schweigens zur rechten Zeit. Sodann soll die Kunst alles Hässliche verbergen oder umdeuten, jenes Peinliche, Schreckliche, Ekelhafte, welches trotz allem Bemühen immer wieder, gemäss der Herkunft der menschlichen Natur, herausbrechen wird: sie soll so namentlich in Hinsicht auf die Leidenschaften und seelischen Schmerzen und Aengste verfahren und im unvermeidlich oder unüberwindlich Hässlichen das Bedeutende durchschimmern lassen. Nach dieser grossen, ja übergrossen Aufgabe der Kunst ist die sogenannte eigentliche Kunst, die der Kunstwerke, nur ein Anhängsel: ein Mensch, der einen Ueberschuss von solchen verschönernden, verbergenden und umdeutenden Kräften in sich fühlt, wird sich zuletzt noch in Kunstwerken dieses Ueberschusses zu entladen suchen; ebenso, unter besondern Umständen, ein ganzes Volk. — Aber gewöhnlich fängt man jetzt die Kunst am Ende an, hängt sich an ihren Schweif und meint, die Kunst der Kunstwerke sei das Eigentliche, von ihr aus solle das Leben verbessert und umgewandelt werden — wir Thoren! Wenn wir die Mahlzeit mit dem Nachtisch beginnen und Süssigkeiten über Süssigkeiten kosten, was Wunders, wenn wir uns den Magen und selbst den Appetit für die gute, kräftige, nährende Mahlzeit, zu der uns die Kunst einladet, verderben!

[«]

175.

Fortbestehen der Kunst. — Wodurch besteht jetzt im Grunde eine Kunst der Kunstwerke fort? Dadurch dass die Meisten, welche Musse-Stunden haben, — und nur für Diese giebt es ja eine solche Kunst — nicht glauben ohne Musik, Theater- und Gallerien-Besuch, ohne Roman- und Gedichte-Lesen mit ihrer Zeit fertig zu werden. Gesetzt, man könnte sie von dieser Befriedigung abhalten, so würden sie entweder nicht so eifrig nach Musse streben, und der neiderregende Anblick der Reichen würde seltener — ein grosser Gewinn für den Bestand der Gesellschaft; oder sie hätten Musse, lernten aber nachdenken — was man lernen und verlernen kann — über ihre Arbeit zum Beispiel, ihre Verbindungen, über Freuden, die sie erweisen könnten; alle Welt, mit Ausnahme der Künstler, hätte in beiden Fällen den Vortheil davon. — Es giebt gewiss manchen kraft- und sinnvollen Leser, der hier einen guten Einwand zu machen versteht. Der Plumpen und Böswilligen halber soll es doch einmal gesagt werden, dass es hier, wie so oft in diesem Buche, dem Autor eben auf den Einwand ankommt, und dass Manches in ihm zu lesen ist, was nicht gerade darin geschrieben steht.

[«]

176.

Das Mundstück der Götter. — Der Dichter spricht die allgemeinen höheren Meinungen aus, welche ein Volk hat; er ist deren Mundstück und Flöte, — aber er spricht sie, vermöge des Metrums und aller anderen künstlerischen Mittel so aus, dass das Volk sie wie etwas ganz Neues und Wunderhaftes nimmt, und es vom Dichter allen Ernstes glaubt, er sei das Mundstück der Götter. Ja, in der Umwölkung des Schaffens, vergisst der Dichter selber, wo er alle seine geistige Weisheit her hat — von Vater und Mutter, von Lehrern und Büchern aller Art, von der Strasse und namentlich von den Priestern; ihn täuscht seine eigene Kunst und er glaubt wirklich, in naiver Zeit, dass ein Gott durch ihn rede, dass er im Zustande einer religiösen Erleuchtung schaffe —: während er eben nur sagt, was er gelernt hat, Volks-Weisheit und Volks-Thorheit miteinander. Also: insofern der Dichter wirklich vox populi ist, gilt er als vox dei.

[«]

177.

Was alle Kunst will und nicht kann. — Die schwerste und letzte Aufgabe des Künstlers ist die Darstellung des Gleichbleibenden, in sich Ruhenden, Hohen, Einfachen, vom Einzelreiz weit Absehenden; desshalb werden die höchsten Gestaltungen sittlicher Vollkommenheit von den schwächeren Künstlern selbst als unkünstlerische Vorwürfe abgelehnt und in Verruf gebracht, weil ihrem Ehrgeize der Anblick dieser Früchte gar zu peinlich ist: sie glänzen ihnen aus den äussersten Aesten der Kunst entgegen, aber es fehlt ihnen Leiter, Muth und Handgriff, um sich so hoch wagen zu dürfen. An sich ist ein Phidias als Dichter recht wohl möglich, aber, in Anbetracht der modernen Kraft, fast nur im Sinne des Wortes, dass bei Gott kein Ding unmöglich ist. Schon der Wunsch nach einem dichterischen Claude Lorrain ist ja gegenwärtig eine Unbescheidenheit, so sehr Einen das Herz darnach verlangen heisst. — Der Darstellung des letzten Menschen, das heisst des einfachsten und zugleich vollsten, war bis jetzt kein Künstler gewachsen; vielleicht aber haben die Griechen, im Ideal der Athene, am weitesten von allen bisherigen Menschen den Blick geworfen.

[«]

178.

Kunst und Restauration. — Die rückläufigen Bewegungen in der Geschichte, die sogenannten Restaurations-Zeiten, welche einem geistigen und gesellschaftlichen Zustand, der vor dem zuletzt bestehenden lag, wieder Leben zu geben suchen und denen eine kurze Todten-Erweckung auch wirklich zu gelingen scheint, haben den Reiz gemüthvoller Erinnerung, sehnsüchtigen Verlangens nach fast Verlorenem, hastigen Umarmens von minutenlangem Glücke. Wegen dieser seltsamen Vertiefung der Stimmung finden gerade in solchen flüchtigen, fast traumhaften Zeiten Kunst und Dichtung einen natürlichen Boden, wie an steil absinkenden Bergeshängen die zartesten und seltensten Pflanzen wachsen. — So treibt es manchen guten Künstler unvermerkt zu einer Restaurations-Denkweise in Politik und Gesellschaft, für welche er sich, auf eigene Faust, ein stilles Winkelchen und Gärtchen zurecht macht: wo er dann die menschlichen Ueberreste jener ihn anheimelnden Geschichtsepoche um sich sammelt und vor lauter Todten, Halbtodten und Sterbensmüden sein Saitenspiel ertönen lässt, vielleicht mit dem erwähnten Erfolge einer kurzen Todten-Erweckung.

[«]

179.

Glück der Zeit. — In zwei Beziehungen ist unsre Zeit glücklich zu preisen. In Hinsicht auf die Vergangenheit geniessen wir alle Culturen und deren Hervorbringungen und nähren uns mit dem edelsten Blute aller Zeiten, wir stehen noch dem Zauber der Gewalten, aus deren Schoosse jene geboren wurden, nahe genug, um uns vorübergehend ihnen mit Lust und Schauder unterwerfen zu können: während frühere Culturen nur sich selber zu geniessen vermochten und nicht über sich hinaussahen, vielmehr wie von einer weiter oder enger gewölbten Glocke überspannt waren: aus welcher zwar Licht auf sie herabströmte, durch welche aber kein Blick hindurch drang. In Hinsicht auf die Zukunft erschliesst sich uns zum ersten Male in der Geschichte der ungeheure Weitblick menschlich-ökumenischer, die ganze bewohnte Erde umspannender Ziele. Zugleich fühlen wir uns der Kräfte bewusst, diese neue Aufgabe ohne Anmaassung selber in die Hand nehmen zu dürfen, ohne übernatürlicher Beistände zu bedürfen; ja, möge unser Unternehmen ausfallen, wie es wolle, mögen wir unsere Kräfte überschätzt haben, jedenfalls giebt es Niemanden, dem wir Rechenschaft schuldeten als uns selbst: die Menschheit kann von nun an durchaus mit sich anfangen, was sie will. — Es giebt freilich sonderbare Menschen-Bienen, welche aus dem Kelche aller Dinge immer nur das Bitterste und Aergerlichste zu saugen verstehen; — und in der That, alle Dinge enthalten Etwas von diesem Nicht-Honig in sich. Diese mögen über das geschilderte Glück unseres Zeitalters in ihrer Art empfinden und an ihrem Bienen-Korb des Missbehagens weiter bauen.

[«]

180.

Eine Vision. — Lehr- und Betrachtungsstunden für Erwachsene, Reife und Reifste, und diese täglich, ohne Zwang, aber nach dem Gebot der Sitte, von Jedermann besucht: die Kirchen als die würdigsten und erinnerungsreichsten Stätten dazu: gleichsam alltägliche Festfeiern der erreichten und erreichbaren menschlichen Vernunftwürde: ein neueres und volleres Auf- und Ausblühen des Lehrer-Ideals, in welches der Geistliche, der Künstler und Arzt, der Wissende und der Weise hineinverschmelzen, wie deren Einzel-Tugenden als Gesammt-Tugend auch in der Lehre selber, in ihrem Vortrag, ihrer Methode zum Vorschein kommen müssten, — diess ist meine Vision, die mir immer wiederkehrt und von der ich fest glaube, dass sie einen Zipfel des Zukunfts-Schleiers gehoben hat.

[«]

181.

Erziehung Verdrehung. — Die ausserordentliche Unsicherheit alles Unterrichtswesens, auf Grund deren jetzt jeder Erwachsene das Gefühl bekommt, sein einziger Erzieher sei der Zufall gewesen, — das Windfahnenhafte der erzieherischen Methoden und Absichten erklärt sich daraus, dass jetzt die ältesten und die neuesten Culturmächte wie in einer wilden Volksversammlung mehr gehört als verstanden werden wollen und um jeden Preis durch ihre Stimme, ihr Geschrei beweisen wollen, dass sie noch existiren oder dass sie schon existiren. Die armen Lehrer und Erzieher sind bei diesem widersinnigen Lärm erst betäubt, dann still und endlich stumpf geworden und lassen Alles über sich ergehen, wie sie nun wieder auch Alles über ihre Zöglinge ergehen lassen. Sie selbst sind nicht erzogen: wie sollten sie erziehen? Sie selbst sind keine gerad gewachsenen kräftigen, saftvollen Stämme: wer sich an sie anschliessen will, wird sich winden und krümmen müssen, und zuletzt verdreht und verwachsen erscheinen.

[«]

182.

Philosophen und Künstler der Zeit. — Wüstheit und Kaltsinn, Brand der Begierden, Abkühlung des Herzens, — diess widerliche Nebeneinander findet sich im Bilde der höheren europäischen Gesellschaft der Gegenwart. Da glaubt der Künstler schon viel zu erreichen, wenn er durch seine Kunst neben dem Brande der Begierde auch einmal den Brand des Herzens aufflammen macht:

und ebenso der Philosoph, wenn er bei der Kühle des Herzens, die er mit seiner Zeit gemein hat, auch die Hitze der Begierde durch sein weltverneinendes Urtheilen in sich und jener Gesellschaft abkühlt.

[«]

183.

Nicht ohne Noth Soldat der Cultur sein. — Endlich, endlich lernt man, was nicht zu wissen Einem in jüngeren Jahren so viel Einbusse macht: dass man zuerst das Vortreffliche thun, zuzweit das Vortreffliche aufsuchen müsse, wo und unter welchem Namen es auch zu finden sei: dass man dagegen allem Schlechten und Mittelmässigen sofort aus dem Wege gehe, ohne es zu bekämpfen, und dass schon der Zweifel an der Güte einer Sache — wie er bei geübterem Geschmacke schnell entsteht — uns als Argument gegen sie und als Anlass, ihr völlig auszuweichen, gelten dürfe: auf die Gefahr hin, einige Male dabei zu irren und das schwerer zugängliche Gute mit dem Schlechten und Unvollkommenen zu verwechseln. Nur wer nichts Besseres kann, soll den Schlechtigkeiten der Welt zu Leibe gehen, als der Soldat der Cultur. Aber der Nähr- und Lehrstand derselben richtet sich zu Grunde, wenn er in Waffen einhergehen will und den Frieden seines Berufs und Hauses durch Vorsorge, Nachtwachen und böse Träume in unheimliche Friedlosigkeit umkehrt.

[«]

184.

Wie Naturgeschichte zu erzählen ist. — Die Naturgeschichte, als die Kriegs- und Siegsgeschichte der sittlich-geistigen Kraft im Widerstande gegen Angst, Einbildung, Trägheit, Aberglauben, Narrheit, sollte so erzählt werden, dass Jeder, der sie hört, zum Streben nach geistig-leiblicher Gesundheit und Blüthe, zum Frohgefühl, Erbe und Fortsetzer des Menschlichen zu sein, und zu einem immer edleren Unternehmungs-Bedürfniss unaufhaltsam fortgerissen würde. Bis jetzt hat sie ihre rechte Sprache noch nicht gefunden, weil die spracherfinderischen und beredten Künstler — denn deren bedarf es hiezu — gegen sie ein verstocktes Misstrauen nicht los werden und vor Allem nicht gründlich von ihr lernen wollen.

Immerhin ist den Engländern zuzugestehen, dass sie in ihren naturwissenschaftlichen Lehrbüchern für die niederen Volksschichten bewunderungswürdige Schritte nach jenem Ideale hin gemacht haben: dafür werden diese auch von ihren ausgezeichnetsten Gelehrten — ganzen, vollen und füllenden Naturen — gemacht, nicht, wie bei uns, von den Mittelmässigkeiten der Forschung.

[«]

185.

Genialität der Menschheit. — Wenn Genialität, nach Schopenhauer's Beobachtung, in der zusammenhängenden und lebendigen Erinnerung an das Selbst-Erlebte besteht, so möchte im Streben nach Erkenntniss des gesammten historischen Gewordenseins — welches immer mächtiger die neuere Zeit gegen alle früheren abhebt und zum ersten Male zwischen Natur und Geist, Mensch und Thier, Moral und Physik die alten Mauern zerbrochen hat — ein Streben nach Genialität der Menschheit im Ganzen zu erkennen sein. Die vollendet gedachte Historie wäre kosmisches Selbstbewusstsein.

[«]

186.

Cultus der Cultur. — Grossen Geistern ist das abschreckende Allzumenschliche ihres Wesens, ihrer Blindheiten, Verkennungen, Maasslosigkeiten beigegeben, damit ihr mächtiger, leicht allzumächtiger Einfluss fortwährend durch das Misstrauen, welches jene Eigenschaften einflössen, in Schranken gehalten werde. Denn das System alles Dessen, was die Menschheit zu ihrem Fortbestehen nöthig hat, ist so umfassend und nimmt so verschiedenartige und zahlreiche Kräfte in Anspruch, dass für jede einseitige Bevorzugung, sei es der Wissenschaft oder des Staates oder der Kunst oder des Handels, wozu jene Einzelnen treiben, die Menschheit als Ganzes harte Busse zahlen muss. Es ist immer das grösste Verhängniss der Cultur gewesen, wenn Menschen angebetet wurden: in welchem Sinne man sogar mit dem Spruche des mosaischen Gesetzes zusammen fühlen darf, welcher verbietet, neben Gott andere Götter zu haben. — Dem Cultus des Genius' und der Gewalt muss man, als Ergänzung und Heilmittel, immer den Cultus der Cultur zur Seite stellen: welcher auch dem Stofflichen, Geringen, Niedrigen, Verkannten, Schwachen, Unvollkommenen, Einseitigen, Halben, Unwahren, Scheinenden, ja dem Bösen und Furchtbaren, eine verständnissvolle Würdigung und das Zugeständniss, dass diess Alles nöthig sei, zu schenken weiss; denn der Zusammen- und Fortklang alles Menchlichen, durch erstaunliche Arbeiten und Glücksfälle erreicht, und eben so sehr das Werk von Cyklopen und Ameisen als von Genie's, soll nicht wieder verloren gehen: wie dürften wir da des gemeinsamen, tiefen, oft unheimlichen Grundbasses entrathen können, ohne den ja Melodie nicht Melodie zu sein vermag?

[«]

187.

Die alte Welt und die Freude. — Die Menschen der alten Welt wussten sich besser zu freuen: wir, uns weniger zu betrüben; jene machten immerfort neue Anlässe, sich wohl zu fühlen und Feste zu feiern, ausfindig, mit allem ihrem Reichthum von Scharfsinn und Nachdenken: während wir unsern Geist auf Lösung von Aufgaben verwenden, welche mehr die Schmerzlosigkeit, die Beseitigung von Unlustquellen im Auge haben. In Betreff des leidenden Daseins suchten die Alten zu vergessen oder die Empfindung in's Angenehme irgendwie umzubiegen: so dass sie hierin palliativisch zu helfen suchten, während wir den Ursachen des Leidens zu Leibe gehen und im Ganzen lieber prophylaktisch wirken. — Vielleicht bauen wir nur die Grundlagen, auf denen spätere Menschen auch wieder den Tempel der Freude errichten.

[«]

188.

Die Musen als Lügnerinnen. — „Wir verstehen uns darauf, viele Lügen zu sagen“ — so sangen einstmals die Musen als sie sich vor Hesiod offenbarten. — Es führt zu wesentlichen Entdeckungen, wenn man den Künstler einmal als Betrüger fasst.

[«]

189.

Wie paradox Homer sein kann. — Giebt es etwas Verwegeneres, Schauerlicheres, Unglaublicheres, das über Menschenschicksal, gleich der Wintersonne, so hinleuchtet, wie jener Gedanke, der sich bei Homer findet:

> Das ja fügte der Götter Beschluss und verhängte den Menschen
> Untergang, dass es wär' ein Gesang auch späten Geschlechtern.

Also: wir leiden und gehen zu Grunde, damit es den Dichtern nicht an Stoff fehle — und diess ordnen gerade so die Götter Homer's an, welchen an der Lustbarkeit der kommenden Geschlechter sehr viel gelegen scheint, aber allzuwenig an uns, den Gegenwärtigen. — Dass je solche Gedanken in den Kopf eines Griechen gekommen sind!

[«]

190.

Nachträgliche Rechtfertigung des Daseins. — Manche Gedanken sind als Irrthümer und Phantasmen in die Welt getreten, aber zu Wahrheiten geworden, weil die Menschen ihnen hinterdrein ein wirkliches Substrat untergeschoben haben.

[«]

191.

Pro und Contra nöthig. — Wer nicht begriffen hat, dass jeder grosse Mann nicht nur gefördert, sondern auch, der allgemeinen Wohlfahrt wegen, bekämpft werden muss, ist gewiss noch ein grosses Kind — oder selber ein grosser Mann.

[«]

192.

Ungerechtigkeit des Genie’s. — Das Genie ist am ungerechtesten gegen die Genie’s, falls sie seine Zeitgenossen sind: einmal glaubt es sie nicht nöthig zu haben und hält sie desshalb überhaupt für überflüssig, denn es ist ohne sie, was es ist; sodann kreuzt ihr Einfluss die Wirkung seines elektrischen Stromes: wesshalb es sie sogar schädlich nennt.

[«]

193.

Schlimmstes Schicksal eines Propheten. — Er arbeitete zwanzig Jahre daran, seine Zeitgenossen von sich zu überzeugen, — es gelingt ihm endlich; aber inzwischen war es seinen Gegnern auch gelungen: er war nicht mehr von sich überzeugt.

[«]

194.

Drei Denker gleich einer Spinne. — In jeder philosophischen Secte folgen drei Denker in diesem Verhältnisse auf einander: der Erste erzeugt aus sich den Saft und Samen, der Zweite zieht ihn zu Fäden aus und spinnt ein künstliches Netz, der Dritte lauert in diesem Netz auf Opfer, die sich hier verfangen — und sucht von der Philosophie zu leben.

[«]

195.

Aus dem Verkehr mit Autoren. — Es ist eine ebenso schlechte Manier, mit einem Autor umzugehen, wenn man ihn an der Nase fasst, wie wenn man ihn an seinem Horne fasst — und jeder Autor hat sein Horn.

[«]

196.

Zweigespann. — Unklarheit des Denkens und Gefühlsschwärmerei sind ebenso häufig mit dem rücksichtslosen Willen, sich selber mit allen Mitteln durchzusetzen, sich allein gelten zu lassen, verbunden, wie herzhaftes Helfen, Gönnen und Wohlwollen mit dem Triebe nach Helle und Reinlichkeit des Denkens, nach Mässigung und Ansichhalten des Gefühls.

[«]

197.

Das Bindende und das Trennende. — Liegt nicht im Kopfe Das, was die Menschen verbindet — das Verständniss für gemeinsamen Nutzen und Nachtheil — und im Herzen Das, was sie trennt — das blinde Auswählen und Zutappen in Liebe und Hass, die Hinwendung zu Einem auf Unkosten Aller und die daraus entspringende Verachtung des allgemeinen Nutzens?

[«]

198.

Schützen und Denker. — Es giebt curiose Schützen, welche zwar das Ziel verfehlen, aber mit dem heimlichen Stolz vom Schiessstande abtreten, dass ihre Kugel jedenfalls sehr weit (allerdings über das Ziel hinaus) geflogen ist, oder dass sie zwar nicht das Ziel, aber etwas Anderes getroffen haben. Und eben solche Denker giebt es.

[«]

199.

Von zwei Seiten aus. — Man feindet eine geistige Richtung und Bewegung an, wenn man ihr überlegen ist und ihr Ziel missbilligt, oder wenn ihr Ziel zu hoch und unserem Auge unerkennbar, also wenn sie uns überlegen ist. So kann die selbe Partei von zwei Seiten aus, von Oben und von Unten her, bekämpft werden; und nicht selten schliessen die Angreifenden aus gemeinsamem Hass ein Bündniss mit einander, das widerlicher ist, als Alles, was sie hassen.

[«]

200.

Original. — Nicht dass man etwas Neues zuerst sieht, sondern dass man das Alte, Altbekannte, von Jedermann Gesehene und Uebersehene wie neu sieht, zeichnet die eigentlich originalen Köpfe aus. Der erste Entdecker ist gemeinhin jener ganz gewöhnliche und geistlose Phantast — der Zufall.

[«]

201.

Irrthum der Philosophen. — Der Philosoph glaubt, der Werth seiner Philosophie liege im Ganzen, im Bau: die Nachwelt findet ihn im Stein, mit dem er baute und mit dem, von da an, noch oft und besser gebaut wird: also darin, dass jener Bau zerstört werden kann und doch noch als Material Werth hat.

[«]

202.

Witz. — Der Witz ist das Epigramm auf den Tod eines Gefühls.

[«]

203.

Im Augenblicke vor der Lösung. — In der Wissenschaft kommt es alle Tage und Stunden vor, dass Einer unmittelbar vor der Lösung stehen bleibt, überzeugt, jetzt sei sein Bemühen völlig umsonst gewesen, — gleich Einem der, eine Schleife aufziehend, im Augenblicke, wo sie der Lösung am nächsten ist, zögert: denn da gerade sieht sie einem Knoten am ähnlichsten.

204.

Unter die Schwärmer gehen. — Der besonnene und seines Verstandes sichere Mensch kann mit Gewinnst ein Jahrzehend unter die Phantasten gehen und sich in dieser heissen Zone einer bescheidenen Tollheit überlassen. Damit hat er ein gutes Stück Wegs gemacht, um zuletzt zu jenem Kosmopolitismus des Geistes zu gelangen, welcher ohne Anmaassung sagen darf: „nichts Geistiges ist mir mehr fremd“.

[«]

205.

Scharfe Luft. — Das Beste und Gesündeste in der Wissenschaft wie im Gebirge ist die scharfe Luft, die in ihnen weht. — Die Geistig-Weichlichen (wie die Künstler) scheuen und verlästern dieser Luft halber die Wissenschaft.

[«]

206.

Warum Gelehrte edler als Künstler sind. — Die Wissenschaft bedarf edlerer Naturen als die Dichtkunst: sie müssen einfacher, weniger ehrgeizig, enthaltsamer, stiller, nicht so auf Nachruhm bedacht sein und sich über Sachen vergessen, welche selten dem Auge Vieler eines solchen Opfers der Persönlichkeit würdig erscheinen. Dazu kommt eine andere Einbusse, deren sie sich bewusst sind: die Art ihrer Beschäftigung, die fortwährende Aufforderung zur grössten Nüchternheit schwächt ihren Willen, das Feuer wird nicht so stark unterhalten, wie auf dem Heerde der dichterischen Naturen: und desshalb verlieren sie häufig in früheren Lebensjahren als jene ihre höchste Kraft und Blüthe — und wie gesagt, sie wissen um diese Gefahr. Unter allen Umständen erscheinen sie unbegabter, weil sie weniger glänzen, und werden für weniger gelten, als sie sind.

[«]

207.

Inwiefern die Pietät verdunkelt. — Dem grossen Manne macht man in späteren Jahrhunderten alle grossen Eigenschaften und Tugenden seines Jahrhunderts zum Geschenk — und so wird alles Beste fortwährend durch die Pietät verdunkelt, welche es als ein heiliges Bild ansieht, an dem man Weihgeschenke aller Art aufhängt und aufstellt; — bis es endlich ganz durch dieselben verdeckt und umhüllt wird und fürderhin mehr ein Gegenstand des Glaubens als des Schauens ist.

[«]

208.

Auf dem Kopfe stehen. — Wenn wir die Wahrheit auf den Kopf stellen, bemerken wir gewöhnlich nicht, dass auch unser Kopf nicht dort steht, wo er stehen sollte.

[«]

209.

Ursprung und Nutzen der Mode. — Die ersichtliche Selbstzufriedenheit des Einzelnen mit seiner Form macht die Nachahmung rege und erschafft allmählich die Form der Vielen, das heisst die Mode: diese Vielen wollen durch die Mode eben jene so wohlthuende Selbstzufriedenheit mit der Form und erlangen sie auch. — Wenn man erwägt, wie viel Gründe zu Aengstlichkeit und schüchternem Sichverstecken jeder Mensch hat und wie Dreiviertel seiner Energie und seines guten Willens durch jene Gründe gelähmt und unfruchtbar werden können, so muss man der Mode vielen Dank zollen, insofern sie jenes Dreiviertel entfesselt und Selbstvertrauen und gegenseitiges heiteres Entgegenkommen Denen mittheilt, welche sich unter einander an ihr Gesetz gebunden wissen. Auch thörichte Gesetze geben Freiheit und Ruhe des Gemüths, sofern sich nur Viele ihnen unterworfen haben.

[«]

210.

Zungenlöser. — Der Werth mancher Menschen und Bücher beruht allein in der Eigenschaft, Jedermann zum Aussprechen des Verborgensten, Innersten zu nöthigen: es sind Zungenlöser und Brecheisen für die verbissensten Zähne. Auch manche Ereignisse und Uebelthaten, welche scheinbar nur zum Fluche der Menschheit da sind, haben jenen Werth und Nutzen.

[«]

211.

Freizügige Geister. — Wer von uns würde sich einen freien Geist zu nennen wagen, wenn er nicht auf seine Art jenen Männern, denen man diesen Namen als Schimpf anhängt, eine Huldigung darbringen möchte, indem er Etwas von jener Last der öffentlichen Missgunst und Beschimpfung auf seine Schultern ladet? Wohl aber dürften wir uns „freizügige Geister“ in allem Ernste (und ohne diesen hoch- oder grossmüthigen Trotz) nennen, weil wir den Zug zur Freiheit als stärksten Trieb unseres Geistes fühlen, und im Gegensatz zu den gebundenen und festgewurzelten Intellecten unser Ideal fast in einem geistigen Nomadenthum sehen, — um einen bescheidenen und fast abschätzigen Ausdruck zu gebrauchen.

[«]

212.

Ja die Gunst der Musen! — Was Homer darüber sagt, greift in’s Herz, so wahr, so schrecklich ist es: „herzlich liebt’ ihn die Muse und gab ihm Gutes und Böses; denn die Augen entnahm sie und gab ihm süssen Gesang ein.“ — Diess ist ein Text ohne Ende für den Denkenden: Gutes und Böses giebt sie, das ist ihre Art von herzlicher Liebe! Und Jeder wird es sich besonders auslegen, warum wir Denker und Dichter unsre Augen daran geben müssen.

[«]

213.

Gegen die Pflege der Musik. — Die künstlerische Ausbildung des Auges von Kindheit an, durch Zeichnen und Malen, durch Skizziren von Landschaften, Personen, Vorgängen, bringt nebenbei den für das Leben unschätzbaren Gewinn mit sich, das Auge zum Beobachten von Menschen und Lagen scharf, ruhig und ausdauernd zu machen. Ein ähnlicher Neben-Vortheil erwächst aus der künstlerischen Pflege des Ohres nicht: wesshalb Volksschulen im Allgemeinen gut thun werden, der Kunst des Auges vor der des Ohres den Vorzug zu geben.

[«]

214.

Die Entdecker von Trivialitäten. — Subtile Geister, denen Nichts ferner liegt als eine Trivialität, entdecken oft nach allerlei Umschweifen und Gebirgspfaden eine solche und haben grosse Freude daran, zur Verwunderung der Nicht-Subtilen.

[«]

215.

Moral der Gelehrten. — Ein regelmässiger und schneller Fortschritt der Wissenschaften ist nur möglich, wenn der Einzelne nicht zu misstrauisch sein muss, um jede Rechnung und Behauptung Anderer nachzuprüfen, auf Gebieten, die ihm ferner liegen: dazu aber ist die Bedingung, dass Jeder auf seinem eigenen Felde Mitbewerber hat, die äusserst misstrauisch sind und ihm scharf auf die Finger sehen. Aus diesem Nebeneinander von „nicht zu misstrauisch“ und „äusserst misstrauisch“ entsteht die Rechtschaffenheit in der Gelehrten-Republik.

[«]

216.

Grund der Unfruchtbarkeit. — Es giebt höchst begabte Geister, welche nur desshalb immer unfruchtbar sind, weil sie, aus einer Schwäche des Temperamentes, zu ungeduldig sind, ihre Schwangerschaft abzuwarten.

[«]

217.

Verkehrte Welt der Thränen. — Das vielfache Missbehagen, welches die Ansprüche der höheren Cultur dem Menschen machen, verkehrt endlich die Natur so weit, dass er für gewöhnlich starr und stoisch sich hält und nur noch für die seltenen Anfälle des Glücks die Thränen übrig hat, ja dass Mancher schon bei dem Genusse der Schmerzlosigkeit weinen muss: — nur im Glücke schlägt sein Herz noch.

[«]

218.

Die Griechen als Dolmetscher. — Wenn wir von den Griechen reden, reden wir unwillkürlich zugleich von Heute und Gestern: ihre allbekannte Geschichte ist ein blanker Spiegel, der immer Etwas wiederstrahlt, das nicht im Spiegel selbst ist. Wir benützen die Freiheit, von ihnen zu reden, um von Anderen schweigen zu dürfen, — damit jene nun selber dem sinnenden Leser Etwas in's Ohr sagen. So erleichtern die Griechen dem modernen Menschen das Mittheilen von mancherlei schwer Mittheilbarem und Bedenklichem.

[«]

219.

Vom erworbenen Charakter der Griechen. — Wir lassen uns leicht durch die berühmte griechische Helle, Durchsichtigkeit, Einfachheit und Ordnung, durch das Krystallhaft-Natürliche und zugleich Krystallhaft-Künstliche griechischer Werke verführen, zu glauben, das sei alles den Griechen geschenkt: sie hätten zum Beispiel gar nicht anders gekonnt als gut schreiben, wie diess Lichtenberg einmal ausspricht. Aber Nichts ist voreiliger und unhaltbarer. Die Geschichte der Prosa von Gorgias bis Demosthenes zeigt ein Arbeiten und Ringen aus dem Dunklen, Ueberladnen, Geschmacklosen heraus zum Lichte hin, dass man an die Mühsal der Heroen erinnert wird, welche die ersten Wege durch Wald und Sümpfe zu bahnen hatten. Der Dialog der Tragödie ist die eigentliche That der Dramatiker, wegen seiner ungemeinen Helle und Bestimmtheit, bei einer Volksanlage, welche im Symbolischen und Andeutenden schwelgte, und durch die grosse chorische Lyrik dazu noch eigens erzogen war: wie es die That Homer's ist, die Griechen von dem asiatischen Pomp und dem dumpfen Wesen befreit und die Helle der Architektur, im Grossen und Einzelnen, errungen zu haben. Es galt auch keineswegs für leicht, Etwas recht rein und leuchtend zu sagen; woher sonst die hohe Bewunderung für das Epigramm des Simonides, das ja so schlicht sich giebt, ohne vergoldete Spitzen, ohne Arabesken des Witzes, — aber es sagt, was es zu sagen hat, deutlich, mit der Ruhe der Sonne, nicht mit der Effecthascherei eines Blitzes. Weil das Zustreben zum Lichte aus einer gleichsam eingeborenen Dämmerung griechisch ist, so geht ein Frohlocken durch das Volk beim Hören einer lakonischen Sentenz, bei der Sprache der Elegie, den Sprüchen der sieben Weisen. Desshalb wurde das Vorschriftengeben in Versen, das uns anstössig ist, so geliebt, als eigentliche apollinische Aufgabe für den hellenischen Geist, um über die Gefahren des Metrum's, über die Dunkelheit, welche der Poesie sonst eigen ist, Sieger zu werden. Die Schlichtheit, die Geschmeidigkeit, die Nüchternheit sind der Volksanlage angerungen, nicht mitgegeben, — die Gefahr eines Rückfalles in's Asiatische schwebte immer über den Griechen, und wirklich kam es von Zeit zu Zeit über sie wie ein dunkler überschwemmender Strom mystischer Regungen, elementarer Wildheit und Finsterniss. Wir sehen sie untertauchen, wir sehen Europa gleichsam weggespült, überfluthet — denn Europa war damals sehr klein —, aber immer kommen sie auch wieder an's Licht, gute Schwimmer und Taucher wie sie sind, das Volk des Odysseus.

[«]

220.

Das eigentlich Heidnische. — Vielleicht giebt es nichts Befremdenderes für Den, welcher sich die griechische Welt ansieht, als zu entdecken, dass die Griechen allen ihren Leidenschaften und bösen Naturhängen von Zeit zu Zeit gleichsam Feste gaben und sogar eine Art Festordnung ihres Allzumenschlichen von Staatswegen einrichteten: es ist diess das eigentlich Heidnische ihrer Welt, vom Christenthume aus nie begriffen, nie zu begreifen und stets auf das Härteste bekämpft und verachtet. — Sie nahmen jenes Allzumenschliche als unvermeidlich und zogen vor, statt es zu beschimpfen, ihm eine Art Recht zweiten Ranges durch Einordnung in die Bräuche der Gesellschaft und des Cultus' zu geben: ja, alles, was im Menschen Macht hat, nannten sie göttlich und schrieben es an die Wände ihres Himmels. Sie leugnen den Naturtrieb, der in den schlimmen Eigenschaften sich ausdrückt, nicht ab, sondern ordnen ihn ein und beschränken ihn auf bestimmte Culte und Tage, nachdem sie genug Vorsichtsmaassregeln erfunden haben, um jenen wilden Gewässern einen möglichst unschädlichen Abfluss geben zu können. Diess ist die Wurzel aller moralistischen Freisinnigkeit des Altherthums. Man gönnte dem Bösen und Bedenklichen, dem Thierisch-Rückständigen ebenso wie dem Barbaren, Vor-Griechen und Asiaten, welcher im Grunde des griechischen Wesens noch lebte, eine mässige Entladung und strebte nicht nach seiner völligen Vernichtung. Das ganze System solcher Ordnungen umfasste der Staat, der nicht auf einzelne Individuen oder Kasten, sondern auf die gewöhnlichen menschlichen Eigenschaften hin construirt war. In seinem Baue zeigen die Griechen jenen wunderbaren Sinn für das Typisch-Thatsächliche, der sie später befähigte, Naturforscher, Historiker, Geographen und Philosophen zu werden. Es war nicht ein beschränktes, priesterliches oder kastenmässiges Sittengesetz, welches bei der Verfassung des Staates und Staats-Cultus' zu entscheiden hatte: sondern die umfänglichste Rücksicht auf die Wirklichkeit alles Menschlichen. — Woher haben die Griechen diese Freiheit, diesen Sinn für das Wirkliche? Vielleicht von Homer und den Dichtern vor ihm; denn gerade die Dichter, deren Natur nicht die gerechteste und weiseste zu sein pflegt, besitzen dafür jene Lust am Wirklichen, Wirkenden jeder Art und wollen selbst das Böse nicht völlig verneinen: es genügt ihnen, dass es sich mässige und nicht Alles todtschlage oder innerlich giftig mache — das heisst, sie denken ähnlich wie die griechischen Staatenbildner und sind deren Lehrmeister und Wegebahner gewesen.

[«]

221.

Ausnahme-Griechen. — In Griechenland waren die tiefen, gründlichen, ernsten Geister die Ausnahme: der Instinct des Volkes ging vielmehr dahin, das Ernste und Gründliche als eine Art von Verzerrung zu empfinden. Die Formen aus der Fremde entlehnen, nicht schaffen, aber zum schönsten Schein umbilden — das ist griechisch: nachahmen, nicht zum Gebrauch, sondern zu künstlerischer Täuschung, über den aufgezwungenen Ernst immer wieder Herr werden, ordnen, verschönern, verflachen — so geht es fort von Homer bis zu den Sophisten des dritten und vierten Jahrhunderts der neuen Zeitrechnung, welche ganz Aussenseite, pomphaftes Wort, begeisterte Gebärde sind, und sich an lauter ausgehöhlte schein-, klang- und effect-lüsterne Seelen wenden. — Und nun würdige man die Grösse jener Ausnahme-Griechen, welche die Wissenschaft schufen! Wer von ihnen erzählt, erzählt die heldenhafteste Geschichte des menschlichen Geistes!

[«]

222.

Das Einfache nicht das Erste, noch das Letzte der Zeit nach. — In die Geschichte der religiösen Vorstellungen wird viel falsche Entwickelung und Allmählichkeit hineingedichtet, bei Dingen, die in Wahrheit nicht aus- und hintereinander, sondern nebeneinander und getrennt aufgewachsen sind; namentlich ist das Einfache viel zu sehr noch im Rufe, das Aelteste und Anfänglichste zu sein. Nicht wenig Menschliches entsteht durch Subtraction und Division und gerade nicht durch Verdoppelung, Zusatz, Zusammenbildung. — Man glaubt zum Beispiel immer noch an eine allmähliche Entwickelung der Götterdarstellung von jenen ungefügen Holzklötzen und Steinen aus bis zur vollen Vermenschlichung hinauf: und doch steht es gerade so, dass, so lange die Gottheit in Bäume, Holzstücke, Steine, Thiere hineinverlegt und -empfunden wurde, man sich vor einer Anmenschlichung ihrer Gestalt wie vor einer Gottlosigkeit scheute. Erst die Dichter haben, abseits vom Cultus und dem Banne der religiösen Scham, die innere Phantasie der Menschen daran gewöhnen, dafür willig machen müssen: überwogen aber wieder frömmere Stimmungen und Augenblicke, so trat dieser befreiende Einfluss der Dichter wieder zurück und die Heiligkeit verblieb nach wie vor auf Seite des Ungethümlichen, Unheimlichen, ganz eigentlich Unmenschlichen. Selbst aber Vieles von dem, was die innere Phantasie sich zu bilden wagt, würde doch noch, in äussere, leibhafte Darstellung übersetzt, peinlich wirken: das innere Auge ist um Vieles kühner und weniger schamhaft als das äussere (woraus sich die bekannte Schwierigkeit und theilweise Unmöglichkeit ergiebt, epische Stoffe in dramatische umzuwandeln). Die religiöse Phantasie will lange Zeit durchaus nicht an die Identität des Gottes mit einem Bilde glauben: das Bild soll das Numen der Gottheit in irgend einer geheimnissvollen, nicht völlig auszudenkenden Weise hier als thätig, als örtlich gebannt erscheinen lassen. Das älteste Götterbild soll den Gott bergen und zugleich verbergen, — ihn andeuten, aber nicht zur Schau stellen. Kein Grieche hat je innerlich seinen Apollo als Holz-Spitzsäule, seinen Eros als Steinklumpen angeschaut; es waren Symbole, welche gerade Angst vor der Veranschaulichung machen sollten. Ebenso steht es noch mit jenen Hölzern, denen mit dürftigster Schnitzerei einzelne Glieder, mitunter in der Ueberzahl, angebildet waren: wie ein lakonischer Apollo vier Hände und vier Ohren hatte. In dem Unvollständigen, Andeutenden oder Uebervollständigen liegt eine grausenhafte Heiligkeit, welche abwehren soll, an Menschliches, Menschenartiges zu denken. Es ist nicht eine embryonische Stufe der Kunst, in der man so Etwas bildet: als ob man in der Zeit, wo man solche Bilder verehrte, nicht hätte deutlicher reden, sinnfälliger darstellen können. Vielmehr scheut man gerade Eines: das directe Heraussagen. Wie die Cella das Allerheiligste, das eigentliche Numen der Gottheit birgt und in geheimnissvolles Halbdunkel versteckt, doch nicht ganz; wie wiederum der peripterische Tempel die Cella birgt, gleichsam mit einem Schirm und Schleier vor dem ungescheuten Auge schützt, aber nicht ganz: so ist das Bild die Gottheit und zugleich Versteck der Gottheit. — Erst als ausserhalb des Cultus', in der profanen Welt des Wettkampfes, die Freude an dem Sieger im Kampfe so hoch gestiegen war, dass die hier erregten Wellen in den See der religiösen Empfindung hinüberschlugen, erst als das Standbild des Siegers in den Tempelhöfen aufgestellt wurde und der fromme Besucher des Tempels freiwillig oder unfreiwillig sein Auge wie seine Seele an diesen unumgänglichen Anblick menschlicher Schönheit und Ueberkraft gewöhnen musste, so dass, bei der räumlichen und seelischen Nachbarschaft, Mensch- und Gottverehrung in einander überklangen: da erst verliert sich auch die Scheu vor der eigentlichen Vermenschlichung des Götterbildes, und der grosse Tummelplatz für die grosse Plastik wird aufgethan: auch jetzt noch mit der Beschränkung, dass überall wo angebetet werden soll, die uralte Form und Hässlichkeit bewahrt und vorsichtig nachgebildet wird. Aber der weihende und schenkende Hellene darf seiner Lust, Gott Mensch werden zu lassen, jetzt in aller Seligkeit nachhängen.

[«]

223.

Wohin man reisen muss. — Die unmittelbare Selbstbeobachtung reicht nicht lange aus, um sich kennen zu lernen: wir brauchen Geschichte, denn die Vergangenheit strömt in hundert Wellen in uns fort; wir selber sind ja Nichts als Das, was wir in jedem Augenblick von diesem Fortströmen empfinden. Auch hier sogar, wenn wir in den Fluss unseres anscheinend eigensten und persönlichsten Wesens hinabsteigen wollen, gilt Heraklit's Satz: man steigt nicht zweimal in den selben Fluss. — Das ist eine Weisheit, die allmählich zwar altbacken geworden, aber trotzdem eben so kräftig und nahrhaft geblieben ist, wie sie es je war: ebenso wie jene, dass, um Geschichte zu verstehen, man die lebendigen Ueberreste geschichtlicher Epochen aufsuchen müsse, — dass man reisen müsse, wie Altvater Herodot reiste, zu Nationen — diese sind ja nur festgewordene ältere Culturstufen, auf die man sich stellen kann —, zu sogenannten wilden und halbwilden Völkerschaften namentlich, dorthin wo der Mensch das Kleid Europa's ausgezogen oder noch nicht angezogen hat. Nun giebt es aber noch eine feinere Kunst und Absicht des Reisens, welche es nicht immer nöthig macht, von Ort zu Ort und über Tausende von Meilen hin den Fuss zu setzen. Es leben sehr wahrscheinlich die letzten drei Jahrhunderte in allen ihren Culturfärbungen und -Strahlenbrechungen auch in unserer Nähe noch fort: sie wollen nur entdeckt werden. In manchen Familien, ja in einzelnen Menschen liegen die Schichten schön und übersichtlich noch übereinander: anderswo giebt es schwieriger zu verstehende Verwerfungen des Gesteins. Gewiss hat sich in abgelegenen Gegenden, in weniger betretenen Gebirgsthälern, umschlossenen Gemeinwesen ein ehrwürdiges Musterstück sehr viel älterer Empfindung leichter erhalten können und muss hier aufgespürt werden: während es zum Beispiel unwahrscheinlich ist, in Berlin, wo der Mensch ausgelaugt und abgebrüht zur Welt kommt, solche Entdeckungen zu machen. Wer nach langer Uebung in dieser Kunst des Reisens, zum hundertäugigen Argos geworden ist, der wird seine Io — ich meine sein ego — endlich überall hinbegleiten und in Aegypten und Griechenland, Byzanz und Rom, Frankreich und Deutschland, in der Zeit der wandernden oder der festsitzenden Völker, in Renaissance und Reformation, in Heimat und Fremde, ja in Meer, Wald, Pflanze und Gebirge, die Reise-Abenteuer dieses werdenden und verwandelten ego wieder entdecken. — So wird Selbst-Erkenntniss zur All-Erkenntniss in Hinsicht auf alles Vergangene: wie, nach einer andern, hier nur anzudeutenden Betrachtungskette, Selbstbestimmung und Selbsterziehung in den freiesten und weitest blickenden Geistern einmal zur All-Bestimmung, in Hinsicht auf alles zukünftige Menschenthum werden könnte.

[«]

224.

Balsam und Gift. — Man kann es nicht gründlich genug erwägen: das Christenthum ist die Religion des altgewordenen Alterthums, seine Voraussetzung sind entartete alte Culturvölker; auf diese vermochte und vermag es wie ein Balsam zu wirken. In Zeitaltern, wo die Ohren und Augen „voller Schlamm“ sind, so dass sie die Stimme der Vernunft und Philosophie nicht mehr zu vernehmen, die leibhaft wandelnde Weisheit, trage sie nun den Namen Epiktet oder Epikur, nicht mehr zu sehen vermögen: da mag vielleicht noch das aufgerichtete Marterkreuz und die „Posaune des jüngsten Gerichts“ wirken, um solche Völker noch zu einem anständigen Ausleben zu bewegen. Man denke an das Rom Juvenal's, an diese Giftkröte mit den Augen der Venus: — da lernt man, was es heisst, ein Kreuz vor der „Welt“ schlagen, da verehrt man die stille christliche Gemeinde und ist dankbar für ihr Ueberwuchern des griechisch-römischen Erdreichs. Wenn die meisten Menschen damals gleich mit der Verknechtung der Seele, mit der Sinnlichkeit von Greisen geboren wurden: welche Wohlthat, jenen Wesen zu begegnen, die mehr Seelen als Leiber waren und welche die griechische Vorstellung von den Hadesschatten zu verwirklichen schienen: scheue, dahinhuschende, zirpende, wohlwollende Gestalten, mit einer Anwartschaft auf das „bessere Leben“ und dadurch so anspruchslos, so stillverachtend, so stolz-geduldig geworden! — Diess Christenthum als Abendläuten des guten Alterthums, mit zersprungener, müder und doch wohltönender Glocke, ist selbst noch für Den, welcher jetzt jene Jahrhunderte nur historisch durchwandert, ein Ohrenbalsam: was muss es für jene Menschen selber gewesen sein! — Dagegen ist das Christenthum für junge frische Barbarenvölker Gift; in die Helden-, Kinder- und Thierseele des alten Deutschen zum Beispiel die Lehre von der Sündhaftigkeit und Verdammniss hineinpflanzen, heisst nichts Anderes als sie vergiften; eine ganz ungeheuerliche chemische

Gährung und Zersetzung, ein Durcheinander von Gefühlen und Urtheilen, ein Wuchern und Bilden des Abenteuerlichsten musste die Folge sein und also, im weiteren Verlaufe, eine gründliche Schwächung solcher Barbarenvölker. — Freilich: was hätten wir, ohne diese Schwächung, noch von der griechischen Cultur! was von der ganzen Cultur-Vergangenheit des Menschengeschlechts! — denn die vom Christenthume unangetasteten Barbaren verstanden gründlich mit alten Culturen aufzuräumen: wie es zum Beispiel die heidnischen Eroberer des romanisirten Britannien mit furchtbarer Deutlichkeit bewiesen haben. Das Christenthum hat wider seinen Willen helfen müssen, die antike „Welt“ unsterblich zu machen. — Nun bleibt auch hier wieder eine Gegenfrage und die Möglichkeit einer Gegenrechnung übrig: wäre vielleicht, ohne jene Schwächung durch das erwähnte Gift, eine oder die andere jener frischen Völkerschaften, etwa die deutsche, im Stande gewesen, allmählich von selber eine höhere Cultur zu finden, eine eigene, neue? — von welcher somit der Menschheit selbst der entfernteste Begriff verloren gegangen wäre? — So steht es auch hier, wie überall: man weiss nicht, um christlich zu reden, ob Gott dem Teufel oder der Teufel Gott mehr Dank dafür schuldig ist, dass Alles so gekommen ist, wie es ist.

[«]

225.

Glaube macht selig und verdammt. — Ein Christ, der auf unerlaubte Gedankengänge geräth, könnte sich wohl einmal fragen: ist es eigentlich nöthig, dass es einen Gott, nebst einem stellvertretenden Sündenlamme, wirklich giebt, wenn schon der Glaube an das Dasein dieser Wesen ausreicht, um die gleichen Wirkungen hervorzubringen? Sind es nicht überflüssige Wesen, falls sie doch existiren sollten? Denn alles Wohlthuende, Tröstliche, Versittlichende, ebenso wie alles Verdüsternde und Zermalmende, welches die christliche Religion der menschlichen Seele giebt, geht von jenem Glauben aus und nicht von den Gegenständen jenes Glaubens. Es steht hier nicht anders als bei dem bekannten Falle: zwar hat es keine Hexen gegeben, aber die furchtbaren Wirkungen des Hexenglaubens sind die selben gewesen, wie wenn es wirklich Hexen gegeben hätte. Für alle jene Gelegenheiten, wo der Christ das unmittelbare Eingreifen eines Gottes erwartet, aber umsonst erwartet — weil es keinen Gott giebt — ist seine Religion erfinderisch genug in Ausflüchten und Gründen zur Beruhigung: hierin ist es sicherlich eine geistreiche Religion. — Zwar hat der Glaube bisher noch keine wirklichen Berge versetzen können, obschon diess ich weiss nicht wer behauptet hat; aber er vermag Berge dorthin zu setzen, wo keine sind.

[«]

226.

Tragikomödie von Regensburg. — Hier und da kann man mit einer erschreckenden Deutlichkeit das Possenspiel der Fortuna sehen, wie sie an wenig Tage, an Einen Ort, an die Zustände und Stimmungen Eines Kopfes das Seil der nächsten Jahrhunderte anknüpft, an dem sie diese tanzen lassen will. So liegt das Verhängniss der neueren deutschen Geschichte in den Tagen jener Disputation von Regensburg: der friedliche Ausgang der kirchlichen und sittlichen Dinge, ohne Religionskriege, Gegenreformation, schien gewährleistet, ebenso die Einheit der deutschen Nation; der tiefe, milde Sinn des Contarini schwebte einen Augenblick über dem theologischen Gezänk, siegreich, als Vertreter der reiferen italiänischen Frömmigkeit, welche die Morgenröthe der geistigen Freiheit auf ihren Schwingen wiederstrahlte. Aber der knöcherne Kopf Luther's, voller Verdächtigungen und unheimlicher Aengste, sträubte sich: weil die Rechtfertigung durch die Gnade ihm als sein grösster Fund- und Wahlspruch erschien, glaubte er diesem Satze nicht im Munde von Italiänern: während diese ihn, wie es bekannt ist, schon viel früher gefunden und durch ganz Italien in tiefer Stille verbreitet hatten. Luther sah in dieser scheinbaren Uebereinstimmung die Tücken des Teufels, und verhinderte das Friedenswerk so gut er konnte: wodurch er die Absichten der Feinde des Reiches ein gutes Stück vorwärts brachte. — Und nun nehme man, um den Eindruck des schauerlich Possenhaften noch mehr zu haben, hinzu, dass keiner der Sätze, über welche man sich damals in Regensburg stritt, weder der von der Erbsünde, noch der von der Erlösung durch Stellvertretung, noch der von der Rechtfertigung im Glauben, irgendwie wahr ist, oder auch nur mit der Wahrheit zu thun hat, dass sie alle jetzt als undiscutirbar erkannt sind: — und doch wurde darüber die Welt in Flammen gesetzt, also über Meinungen, denen gar keine Dinge und Realitäten entsprechen; während in Betreff von rein philologischen Fragen, zum Beispiel nach der Erklärung der Einsetzungs-Worte des Abendmahls, doch wenigstens ein Streit erlaubt ist, weil hier die Wahrheit gesagt werden kann. Aber wo Nichts ist, da hat auch die Wahrheit ihr Recht verloren. — Zuletzt bleibt Nichts übrig zu sagen, als dass damals allerdings Kraftquellen entsprungen sind, so mächtig, dass ohne sie alle Mühlen der modernen Welt nicht mit gleicher Stärke getrieben würden. Und erst kommt es auf Kraft an, dann erst auf Wahrheit, oder auch dann noch lange nicht, — nicht wahr, meine lieben Zeitgemässen?

[«]

227.

Goethe's Irrungen. — Goethe ist darin die grosse Ausnahme unter den grossen Künstlern, dass er nicht in der *Bornirtheit seines wirklichen Vermögens* lebte, als ob dasselbe an ihm selber und für alle Welt das Wesentliche und Auszeichnende, das Unbedingte und Letzte sein müsse. Er meinte zweimal etwas Höheres zu besitzen, als er wirklich besass — und irrte sich, in der *zweiten* Hälfte seines Lebens, wo er ganz durchdrungen von der Ueberzeugung erscheint, einer der grössten *wissenschaftlichen* Entdecker und Lichtbringer zu sein. Und ebenso schon in der *ersten* Hälfte seines Lebens: er *wollte* von sich etwas Höheres, als die Dichtkunst ihm schien — und irrte sich schon darin. Die Natur habe aus ihm einen *bildenden* Künstler machen wollen — das war sein innerlich glühendes und versengendes Geheimniss, das ihn endlich nach Italien trieb, damit er sich in diesem Wahne noch recht austobe und ihm jedes Opfer bringe. Endlich entdeckte er, der Besonnene, allem Wahnschaffnen an sich ehrlich Abholde, wie ein trügerischer Kobold von Begierde ihn zum Glauben an diesen Beruf gereizt habe, wie er von der grössten Leidenschaft seines Wollens sich losbinden und *Abschied* nehmen müsse. Die schmerzlich schneidende und wühlende Ueberzeugung, es sei nöthig, *Abschied zu nehmen*, ist völlig in der Stimmung des Tasso ausgeklungen: über ihm, dem „gesteigerten Werther", liegt das Vorgefühl von Schlimmerem als der Tod ist, wie wenn sich Einer sagt: „nun ist es aus — nach diesem Abschiede; wie soll man weiter leben, ohne wahnsinnig zu werden!" — Diese beiden Grundirrthümer seines Lebens gaben Goethe, angesichts einer rein litterarischen Stellung zur Poesie, wie damals die Welt allein sie kannte, eine so unbefangene und fast willkürlich erscheinende Haltung. Abgesehen von der Zeit, wo Schiller — der arme Schiller, der keine Zeit hatte und keine Zeit liess — ihn aus der enthaltsamen Scheu vor der Poesie, aus der Furcht vor allem litterarischen Wesen und Handwerk heraustrieb — erscheint Goethe wie ein Grieche, der hier und da eine Geliebte besucht, mit dem Zweifel, ob es nicht eine Göttin sei, der er keinen rechten Namen zu geben wisse. Allem seinem Dichten merkt man die anhauchende Nähe der Plastik und der Natur an: die Züge dieser ihm vorschwebenden Gestalten — und er meint vielleicht immer nur den Verwandlungen Einer Göttin auf der Spur zu sein — wurden ohne Willen und Wissen die Züge sämtlicher Kinder seiner Kunst. Ohne die Umschweife des Irrthums wäre er nicht Goethe geworden: das heisst, der einzige deutsche Künstler der Schrift, der jetzt noch nicht veraltet ist, — weil er eben so wenig Schriftsteller als Deutscher von Beruf sein wollte.

[«]

228.

Reisende und ihre Grade. — Unter den Reisenden unterscheide man nach fünf Graden: die des ersten niedrigsten Grades sind solche, welche reisen und dabei gesehen werden, — sie werden eigentlich gereist und sind gleichsam blind; die nächsten sehen wirklich selber in die Welt; die dritten erleben Etwas in Folge des Sehens; die vierten leben das Erlebte in sich hinein und tragen es mit sich fort; endlich giebt es einige Menschen der höchsten Kraft, welche alles Gesehene, nachdem es erlebt und eingelebt worden ist, endlich auch nothwendig wieder aus sich herausleben müssen, in Handlungen und Werken, sobald sie nach Hause zurückgekehrt sind. — Diesen fünf Gattungen von Reisenden gleich gehen überhaupt alle Menschen durch die ganze Wanderschaft des Lebens, die niedrigsten als reine Passiva, die höchsten als die Handelnden und Auslebenden ohne allen Rest zurückbleibender innerer Vorgänge.

[«]

229.

Im Höher-Steigen. — Sobald man höher steigt als Die, welche Einen bisher bewunderten, so erscheint man eben Denen als gesunken und herabgefallen: denn sie vermeinten unter allen Umständen, bisher mit uns (sei es auch durch uns) auf der Höhe zu sein.

[«]

230.

Maass und Mitte. — Von zwei ganz hohen Dingen: Maass und Mitte, redet man am besten nie. Einige Wenige kennen ihre Kräfte und Anzeichen aus den Mysterien-Pfaden innerer Erlebnisse und Umkehrungen: sie verehren in ihnen etwas Göttliches und scheuen das laute Wort. Alle Uebrigen hören kaum zu, wenn davon gesprochen wird, und wähnen, es handele sich um Langeweile und Mittelmässigkeit: Jene etwa noch ausgenommen, welche einen anmahnenden Klang aus jenem Reiche einmal vernommen, aber gegen ihn sich die Ohren verstopft haben. Die Erinnerung daran macht sie nun böse und aufgebracht.

[«]

231.

Humanität der Freund- und Meisterschaft. — „Gehst du gen Morgen: so werde ich gen Abend ziehen“ — so zu empfinden ist das hohe Merkmal von Humanität im engeren Verkehre: ohne diese Empfindung wird jede Freundschaft, jede Jünger- und Schülerschaft irgendwann einmal zur Heuchelei.

[«]

232.

Die Tiefen. — Tiefdenkende Menschen kommen sich im Verkehr mit Andern als Komödianten vor, weil sie sich da, um verstanden zu werden, immer erst eine Oberfläche anheucheln müssen.

[«]

233.

Für die Verächter der „Heerden-Menschheit“. — Wer die Menschen als Heerde betrachtet, und vor ihnen so schnell er kann flieht, den werden sie gewiss einholen und mit ihren Hörnern stossen.

[«]

234.

Hauptvergehen gegen die Eitelen. — Wer einem Andern in der Gesellschaft Gelegenheit macht, sein Wissen, Fühlen, Erfahren glücklich darzulegen, stellt sich über ihn und begeht also, falls er nicht als Höherstehender von Jenem ohne Einschränkung empfunden wird, ein Attentat auf dessen Eitelkeit, — während er gerade derselben Befriedigung zu geben glaubte.

[«]

235.

Enttäuschung. — Wenn ein langes Leben und Thun, sammt Reden und Schriften, vom einer Person öffentlich Zeugniss ablegt, so pflegt der Umgang mit ihr zu enttäuschen, aus doppeltem Grunde: einmal, weil man zu viel von einer kurzen Zeitspanne Verkehrs erwartet — nämlich alles Das, was erst die tausend Gelegenheiten des Lebens sichtbar werden liessen —, und sodann, weil jeder Anerkannte sich keine Mühe giebt, im Einzelnen noch um Anerkennung zu buhlen. Er ist zu nachlässig — und wir sind zu gespannt.

[«]

236.

Zwei Quellen der Güte. — Alle Menschen mit gleichmässigem Wohlwollen behandeln und ohne Unterschied der Person gütig sein, kann eben so sehr der Ausfluss tiefer Menschenverachtung als gründlicher Menschenliebe sein.

[«]

237.

Der Wanderer im Gebirge zu sich selber. — Es giebt sichere Anzeichen dafür, dass du vorwärts und höher hinauf gekommen bist: es ist jetzt freier und aussichtsreicher um dich als vordem, die Luft weht dich kühler, aber auch milder an, — du hast ja die Thorheit verlernt, Milde und Wärme zu verwechseln —, dein Gang ist lebhafter und fester geworden, Muth und Besonnenheit sind zusammen gewachsen: — aus allen diesen Gründen wird dein Weg jetzt einsamer sein dürfen und jedenfalls gefährlicher sein als dein früherer, wenn auch gewiss nicht in dem Maasse, als Die glauben, welche dich Wanderer vom dunstigen Thale aus auf dem Gebirge schreiten sehen.

[«]

238.

Ausgenommen der Nächste. — Offenbar steht mein Kopf nur auf meinem eigenen Halse nicht recht; denn jeder Andere weiss bekanntlich besser, was ich zu thun und zu lassen habe: nur mir selber weiss ich armer Schelm nicht zu rathen. Sind wir nicht Alle wie Bildsäulen, denen falsche Köpfe aufgesetzt wurden? — nicht wahr, mein geliebter Nachbar? — Doch nein, du gerade bist die Ausnahme.

[«]

239.

Vorsicht. — Mit Menschen, denen die Scheu vor dem Persönlichen fehlt, muss man nicht umgehen oder unerbittlich ihnen vorher die Handschellen der Convenienz anlegen.

[«]

240.

Eitel erscheinen wollen. — Im Gespräche mit Unbekannten oder Halbbekannten nur ausgewählte Gedanken äussern, von seinen berühmten Bekanntschaften, bedeutenden Erlebnissen und Reisen reden, ist ein Anzeichen davon, dass man nicht stolz ist, mindestens dass man nicht so scheinen möchte. Die Eitelkeit ist die Höflichkeits-Maske des Stolzen.

[«]

241.

Die gute Freundschaft. — Die gute Freundschaft entsteht, wenn man den Anderen sehr achtet und zwar mehr als sich selbst, wenn man ebenfalls ihn liebt, jedoch nicht so sehr als sich, und wenn man endlich, zur Erleichterung des Verkehrs, den zarten Anstrich und Flaum der Intimität hinzuzuthun versteht, zugleich aber sich der wirklichen und eigentlichen Intimität und der Verwechselung von Ich und Du weislich enthält.

[«]

242.

Die Freunde als Gespenster. — Wenn wir uns stark verwandeln, dann werden unsere Freunde, die nicht verwandelten, zu Gespenstern unserer eigenen Vergangenheit: ihre Stimme tönt schattenhaft-schauerlich zu uns heran — als ob wir uns selber hörten, aber jünger, härter, ungereifter.

[«]

243.

Ein Auge und zwei Blicke. — Die selben Personen, welche das Naturspiel des gunst- und gönnersuchenden Blicks haben, haben gewöhnlich auch, in Folge ihrer häufigen Demüthigungen und Rachegefühle, den unverschämten Blick.

[«]

244.

Die blaue Ferne. — Zeitlebens ein Kind — das klingt sehr rührend, ist aber nur das Urtheil aus der Ferne; in der Nähe gesehen und erlebt, heisst es immer: zeitlebens knabenhaft.

[«]

245.

Vortheil und Nachtheil im gleichen Missverständniss. — Die verstummende Verlegenheit des feinen Kopfes wird gewöhnlich von Seiten der Unfeinen als schweigende Ueberlegenheit gedeutet und sehr gefürchtet: während die Wahrnehmung von Verlegenheit Wohlwollen erzeugen würde.

[«]

246.

Der Weise sich als Narren gebend. — Die Menschenfreundlichkeit des Weisen bestimmt ihn mitunter, sich erregt, erzürnt, erfreut zu stellen, um seiner Umgebung durch die Kälte und Besonnenheit seines wahren Wesens nicht weh zu thun.

[«]

247.

Sich zur Aufmerksamkeit zwingen. — Sobald wir merken, dass Jemand im Umgange und Gespräche mit uns sich zur Aufmerksamkeit zwingen muss, haben wir einen vollgültigen Beweis dafür, dass er uns nicht oder nicht mehr liebt.

[«]

248.

Weg zu einer christlichen Tugend. — Von seinen Feinden zu lernen ist der beste Weg dazu, sie zu lieben: denn es stimmt uns dankbar gegen sie.

[«]

249.

Kriegslist des Zudringlichen. — Der Zudringliche giebt auf unsere Conventionsmünze in Goldmünze heraus und will uns dadurch nachträglich nöthigen, unsere Convention als Versehen und ihn als Ausnahme zu behandeln.

[«]

250.

Grund der Abneigung. — Wir werden manchem Künstler oder Schriftsteller feindlich, nicht weil wir endlich merken, dass er uns hintergangen hat, sondern weil er nicht feinere Mittel für nöthig befand, um uns zu fangen.

[«]

251.

Im Scheiden. — Nicht darin, wie eine Seele sich der andern nähert, sondern wie sie sich von ihr entfernt, erkenne ich ihre Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit mit der andern.

[«]

252.

Silentium. — Man darf über seine Freunde nicht reden: sonst verredet man sich das Gefühl der Freundschaft.

[«]

253.

Unhöflichkeit. — Unhöflichkeit ist häufig das Merkmal einer ungeschickten Bescheidenheit, welche bei einer Ueberraschung den Kopf verliert und durch Grobheit diess verbergen möchte.

[«]

254.

Verrechnung in der Ehrlichkeit. — Das bisher von uns Verschwiegene erfahren mitunter gerade unsere neuesten Bekannten zuerst: wir meinen dabei thörichterweise, es sei unser Vertrauens-Beweis die stärkste Fessel, mit welcher wir sie festhalten könnten, — aber sie wissen nicht genug von uns, um das Opfer unseres Aussprechens so stark zu empfinden, und verrathen unsere Geheimnisse an Andere, ohne an Verrath zu denken: so dass wir vielleicht darüber unsere alten Bekannten verlieren.

[«]

255.

Im Vorzimmer der Gunst. — Alle Menschen, die man lange im Vorzimmer seiner Gunst stehen lässt, gerathen in Gährung oder werden sauer.

[«]

256.

Warnung an die Verachteten. — Wenn man unverkennbar in der Achtung der Menschen gesunken ist, so halte man mit den Zähnen an der Scham im Verkehre fest: sonst verräth man den Andern, dass man auch in seiner eigenen Achtung gesunken ist. Der Cynismus im Verkehre ist ein Anzeichen, dass der Mensch in der Einsamkeit sich selber als Hund behandelt.

[«]

257.

Manche Unkenntniss adelt. — In Hinsicht auf die Achtung der Achtung-Gebenden ist vortheilhafter, gewisse Dinge ersichtlich nicht zu verstehen. Auch die Unwissenheit giebt Vorrechte.

[«]

258.

Der Widersacher der Grazie. — Der Unduldsame und Hochmüthige mag die Grazie nicht und empfindet sie wie einen leibhaft sichtbaren Vorwurf gegen sich; denn sie ist die Toleranz des Herzens in Bewegung und Gebärde.

[«]

259.

Beim Wiedersehen. — Wenn alte Freunde nach langer Trennung einander wiedersehen, ereignet es sich oft, dass sie sich bei Erwähnung von Dingen theilnahmsvoll stellen, die für sie ganz gleichgültig geworden sind: und mitunter merken es beide, wagen aber nicht den Schleier zu heben — aus einem traurigen Zweifel. So entstehen Gespräche wie im Todtenreiche.

[«]

260.

Nur Arbeitsame sich zu Freunden machen. — Der Müssige ist seinen Freunden gefährlich: denn weil er nicht genug zu thun hat, redet er davon, was seine Freunde thun und nicht thun, mischt sich endlich hinein und macht sich beschwerlich: wesshalb man kluger Weise nur mit Arbeitsamen Freundschaft schliessen soll.

[«]

261.

Eine Waffe doppelt so viel als zwei. — Es ist ein ungleicher Kampf, wenn der Eine mit Kopf und Herz, der Andere nur mit dem Kopfe für seine Sache spricht: der Erstere hat gleichsam Sonne und Wind gegen sich und seine beiden Waffen stören sich gegenseitig: er verliert den Preis — in den Augen der

Wahrheit. Dafür ist freilich der Sieg des Zweiten mit seiner Einen Waffe selten ein Sieg nach dem Herzen aller andern Zuschauer und macht bei ihnen unbeliebt.

[«]

262.

Tiefe und Trübe. — Das Publicum verwechselt leicht Den, welcher im Trüben fischt, mit Dem, welcher aus der Tiefe schöpft.

[«]

263.

An Freund und Feind seine Eitelkeit demonstriren. — Mancher misshandelt aus Eitelkeit selbst seine Freunde, wenn Zeugen zugegen sind, denen er sein Uebergewicht deutlich machen will: und Andere übertreiben den Werth ihrer Feinde, um mit Stolz darauf hinzuweisen, dass sie solcher Feinde werth sind.

[«]

264.

Abkühlung. — Die Erhitzung des Herzens ist gewöhnlich mit der Krankheit von Kopf und Urtheil verbunden. Wem für einige Zeit an der Gesundheit des letzteren gelegen ist, der muss also wissen, was er abzukühlen hat: unbesorgt für die Zukunft seines Herzens! Denn ist man überhaupt der Erwärmung fähig, so wird man auch wieder warm werden und seinen Sommer haben müssen.

[«]

265.

Zur Mischung der Gefühle. — Gegen die Wissenschaft empfinden Frauen und selbstsüchtige Künstler Etwas, das aus Neid und Sentimentalität zusammengesetzt ist.

[«]

266.

Wenn die Gefahr am grössten ist. — Man bricht das Bein selten, so lange man im Leben mühsam aufwärts steigt, aber wenn man anfängt, es sich leicht zu machen und die bequemen Wege zu wählen.

[«]

267.

Nicht zu zeitig. — Man muss sich in Acht nehmen, nicht zu zeitig scharf zu werden, — weil man zugleich damit zu zeitig dünn wird.

[«]

268.

Freude am Widerspänstigen. — Der gute Erzieher kennt Fälle, wo er stolz darauf ist, dass sein Zögling wider ihn sich selber treu bleibt: da nämlich, wo der Jüngling den Mann nicht verstehen darf oder zu seinem Schaden verstehen würde.

[«]

269.

Versuch der Ehrlichkeit. — Jünglinge, die ehrlicher werden wollen als sie waren, suchen sich einen anerkannt Ehrlichen zum Opfer, das sie zuerst anfallen, indem sie sich zu seiner Höhe hinauf zu schimpfen suchen — mit dem

Hintergedanken, dass dieser erste Versuch jedenfalls ungefährlich sei; denn gerade Jener dürfe die Unverschämtheit des Ehrlichen nicht züchtigen.

[«]

270.

Das ewige Kind. — Wir meinen, das Märchen und das Spiel gehöre zur Kindheit: wir Kurzsichtigen! Als ob wir in irgend einem Lebensalter ohne Märchen und Spiel leben möchten! Wir nennen's und empfinden's freilich anders, aber gerade diess spricht dafür, dass es das Selbe ist — denn auch das Kind empfindet das Spiel als seine Arbeit und das Märchen als seine Wahrheit. Die Kürze des Lebens sollte uns vor dem pedantischen Scheiden der Lebensalter bewahren — als ob jedes etwas Neues brächte — und ein Dichter einmal den Menschen von zweihundert Jahren, den der wirklich ohne Märchen und Spiel lebt, vorführen.

[«]

271.

Jede Philosophie ist Philosophie eines Lebensalters. — Das Lebensalter, in dem ein Philosoph seine Lehre fand, klingt aus ihr heraus, er kann es nicht verhüten, so erhaben er sich auch über Zeit und Stunde fühlen mag. So bleibt Schopenhauer's Philosophie das Spiegelbild der hitzigen und schwermüthigen Jugend, — es ist keine Denkweise für ältere Menschen; so erinnert Plato's Philosophie an die mittlern dreissiger Jahre, wo ein kalter und ein heisser Strom auf einander zuzubrausen pflegen, so dass Staub und zarte Wölkchen und, unter günstigen Umständen und Sonnenblicken, ein bezauberndes Regenbogenbild entsteht.

[«]

272.

Vom Geiste der Frauen. — Die geistige Kraft einer Frau wird am besten dadurch bewiesen, dass sie aus Liebe zu einem Manne und dessen Geiste ihren eigenen zum Opfer bringt, und dass trotzdem ihr auf dem neuen, ihrer Natur ursprünglich fremden Gebiete, wohin die Sinnesart des Mannes sie drängt, sofort ein zweiter Geist nachwächst.

[«]

273.

Erhöhung und Erniedrigung im Geschlechtlichen. — Der Sturm der Begierde reisst den Mann mitunter in eine Höhe hinauf, wo alle Begierde schweigt: dort wo er wirklich liebt und noch mehr in einem besseren Sein als besserem Wollen lebt. Und wiederum steigt ein gutes Weib häufig aus wahrer Liebe bis hinab zur Begierde und erniedrigt sich dabei vor sich selber. Namentlich das Letztere gehört zu dem Herzbewegendsten, was die Vorstellung einer guten Ehe mit sich zu bringen vermag.

[«]

274.

Das Weib erfüllt, der Mann verheisst. — Durch das Weib zeigt die Natur, womit sie bis jetzt bei ihrer Arbeit am Menschenbilde fertig wurde; durch den Mann zeigt sie, was sie dabei zu überwinden hatte, aber auch, was sie noch Alles mit dem Menschen vorhat. — Das vollkommene Weib jeder Zeit ist der Müssiggang des Schöpfers an jedem siebenten Tage der Cultur, das Ausruhen des Künstlers in seinem Werke.

[«]

275.

Umpflanzung. — Hat man seinen Geist verwendet, um über die Maasslosigkeit der Affecte Herr zu werden, so geschieht es vielleicht mit dem leidigen Erfolge, dass man die Maasslosigkeit auf den Geist überträgt und fürderhin im Denken und Erkennenwollen ausschweift.

[«]

276.

Das Lachen als Verrätherei. — Wie und wann eine Frau lacht, das ist ein Merkmal ihrer Bildung: aber im Klange des Lachens enthüllt sich ihre Natur, bei sehr gebildeten Frauen vielleicht sogar der letzte unlösbare Rest ihrer Natur. Desshalb wird der Menschenprüfer sagen wie Horaz, aber aus verschiedenem Grunde: ridete puellae.

[«]

277.

Aus der Seele der Jünglinge. — Jünglinge wechseln, in Bezug auf die selbe Person, mit Hingebung und Unverschämtheit ab: weil sie im Grunde nur sich in dem Andern verehren und verachten, und zwischen beiden Empfindungen, in Bezug auf sich selber, hin und her taumeln müssen, so lange sie noch nicht in der Erfahrung das Maass ihres Wollens und Könnens gefunden haben.

[«]

278.

Zur Verbesserung der Welt. — Wenn man den Unzufriedenen, Schwarzgalligen und Murrköpfen die Fortpflanzung verwehrte, so könnte man schon die Erde in einen Garten des Glücks verzaubern. — Dieser Satz gehört in eine practische Philosophie für das weibliche Geschlecht.

[«]

279.

Seinem Gefühle nicht misstrauen. — Die frauenhafte Wendung, man solle seinem Gefühle nicht misstrauen, bedeutet nicht viel mehr als: man solle essen, was Einem gut schmeckt. Diess mag auch, namentlich für maassvolle

Naturen, eine gute Alltagsregel sein. Andere Naturen müssen aber nach einem andern Satze leben: „du musst nicht nur mit dem Munde, sondern auch mit dem Kopfe essen, damit dich nicht die Naschhaftigkeit des Mundes zu Grunde richte.“

[«]

280.

Grausamer Einfall der Liebe. — Jede grosse Liebe bringt den grausamen Gedanken mit sich, den Gegenstand der Liebe zu tödten, damit er ein für alle Mal dem frevelhaften Spiele des Wechsels entrückt sei: denn vor dem Wechsel graut der Liebe mehr als vor der Vernichtung.

[«]

281.

Thüren. — Das Kind sieht ebenso wie der Mann in Allem, was erlebt, erlernt wird, Thüren: aber Jenem sind es Zugänge, Diesem immer nur Durchgänge.

[«]

282.

Mitleidige Frauen. — Das Mitleiden der Frauen, welches geschwätzig ist, trägt das Bett des Kranken auf offenen Markt.

[«]

283.

Frühzeitiges Verdienst. — Wer jung schon sich ein Verdienst erwirbt, verlernt gewöhnlich dabei die Scheu vor dem Alter und dem Aeltern, und schliesst sich damit, zu seinem grössten Nachtheil, von der Gesellschaft der Reifen, Reife

Gebenden aus: so dass er trotz frühzeitigerem Verdienste länger als Andere grün, zudringlich und knabenhaft bleibt.

[«]

284.

Bausch- und Bogen-Seelen. — Die Frauen und die Künstler meinen, dass wo man ihnen nicht widerspreche, man nicht widersprechen könne; Verehrung in zehn Puncten und stillschweigende Nichtbilligung in anderen zehn scheint ihnen neben einander unmöglich, weil sie Bausch- und Bogen-Seelen haben.

[«]

285.

Junge Talente. — In Hinsicht auf junge Talente muss man streng nach der Goethe'schen Maxime verfahren, dass man oft dem Irrthum nicht schaden dürfe, um der Wahrheit nicht zu schaden. Ihr Zustand ist gleich den Krankheiten der Schwangerschaft und bringt seltsame Gelüste mit sich: welche man ihnen, so gut es gehen will, befriedigen und nachsehen sollte, um der Frucht willen, die man von ihnen erhofft. Freilich muss man, als Krankenwärter dieser wunderlichen Kranken, die schwere Kunst der freiwilligen Selbst-Demüthigung verstehen.

[«]

286.

Ekel an der Wahrheit. — Die Frauen sind so geartet, dass alle Wahrheit (in Bezug auf Mann, Liebe, Kind, Gesellschaft, Lebensziel) ihnen Ekel macht und dass sie sich an Jedem zu rächen suchen, welcher ihnen das Auge öffnet.

[«]

287.

Die Quelle der grossen Liebe. — Woher die plötzlichen Leidenschaften eines Mannes für ein Weib entstehen, die tiefen, innerlichen? Aus Sinnlichkeit allein am wenigsten: aber wenn der Mann Schwäche, Hülfsbedürftigkeit und zugleich Uebermuth in Einem Wesen zusammen findet, so geht Etwas in ihm vor, wie wenn seine Seele überwallen wollte: er ist im selben Augenblicke gerührt und beleidigt. Auf diesem Puncte entspringt die Quelle der grossen Liebe.

[«]

288.

Reinlichkeit. — Man soll den Sinn für Reinlichkeit im Kinde bis zur Leidenschaft entfachen: später erhebt er sich, in immer neuen Verwandlungen, fast zu jeder Tugend hinauf und erscheint zuletzt, als Compensation alles Talentes, wie eine Lichtfülle von Reinheit, Mässigkeit, Milde, Charakter, — Glück in sich tragend, Glück um sich verbreitend.

[«]

289.

Von eitlen alten Männern. — Der Tiefsinn gehört der Jugend, der Klarsinn dem Alter zu: wenn trotzdem alte Männer mitunter in der Art der Tiefsinnigen reden und schreiben, so thun sie es aus Eitelkeit, in dem Glauben, dass sie damit den Reiz des Jugendlichen, Schwärmerischen, Werdenden, Ahnungs- und Hoffnungsvollen annehmen.

[«]

290.

Benutzung des Neuen. — Männer benutzen Neu-Erlerntes oder -Erlebtes fürderhin als Pflugschar, vielleicht auch als Waffe: aber Weiber machen sofort daraus einen Putz für sich zurecht.

[«]

291.

Recht haben bei den zwei Geschlechtern. — Giebt man einem Weibe zu, dass es Recht habe, so kann es sich nicht versagen, erst noch die Ferse triumphirend auf den Nacken des Unterworfenen zu setzen, — es muss den Sieg auskosten; während Mann gegen Mann sich in solchem Falle gewöhnlich des Rechthabens schämt. Dafür ist der Mann an das Siegen gewöhnt, das Weib erlebt damit eine Ausnahme.

[«]

292.

Entsagung im Willen zur Schönheit. — Um schön zu werden, darf ein Weib nicht für hübsch gelten wollen: das heisst, es muss in neunundneunzig Fällen, wo es gefallen könnte, es verschmähen und hintertreiben, zu gefallen, um Ein Mal das Entzücken Dessen einzuernten, dessen Seelenpforte gross genug ist, um Grosses aufzunehmen.

[«]

293.

Unbegreiflich, unausstehlich. — Ein Jüngling kann nicht begreifen, das ein Aelterer seine Entzückungen, Gefühls-Morgenröthen, Gedanken-Wendungen und -Aufschwünge auch einmal durchlebt habe: es beleidigt ihn schon, zu denken, dass sie zweimal existirt hätten, — aber ganz feindselig stimmt es ihn, zu hören, dass, um fruchtbar zu werden, er jene Blüthen verlieren, ihren Duft entbehren müsse.

[«]

294.

Partei mit der Miene der Dulderin. — Jede Partei, die sich die Miene der Dulderin zu geben weiss, zieht die Herzen der Gutmüthigen zu sich hinüber und gewinnt dadurch selber die Miene der Gutmüthigkeit, zu ihrem grössten Vortheil.

[«]

295.

Behaupten sicherer als beweisen. — Eine Behauptung wirkt stärker als ein Argument, wenigstens bei der Mehrzahl der Menschen; denn das Argument weckt Misstrauen. Desshalb suchen die Volksredner die Argumente ihrer Partei durch Behauptungen zu sichern.

[«]

296.

Die besten Hehler. — Alle regelmässig Erfolgreichen besitzen eine tiefe Verschlagenheit darin, ihre Fehler und Schwächen immer nur als anscheinende Stärken zum Vorschein zu bringen: wesshalb sie dieselben ungewöhnlich gut und deutlich kennen müssen.

[«]

297.

Von Zeit zu Zeit. — Er setzte sich in das Stadtthor und sagte zu Einem, der hindurchgieng, diess eben sei das Stadtthor. Jener entgegnete, es sei das eine Wahrheit, aber man dürfe nicht zu viel Recht haben, wenn man Dank dafür haben wolle. Oh, antwortete er, ich will auch keinen Dank; aber von Zeit zu Zeit ist es doch sehr angenehm, nicht nur Recht zu haben, sondern auch Recht zu behalten.

[«]

298.

Die Tugend ist nicht von den Deutschen erfunden. — Goethe's Vornehmheit und Neidlosigkeit, Beethoven's edle einsiedlerische Resignation, Mozart's Anmuth und Grazie des Herzens, Händel's unbeugsame Männlichkeit und Freiheit unter dem Gesetz, Bach's getrostes und verklärtes Innenleben, welches nicht einmal nöthig hat, auf Glanz und Erfolg zu verzichten, — sind denn diess deutsche Eigenschaften? — Wenn aber nicht, so zeigt es wenigstens, wonach Deutsche streben sollen und was sie erreichen können.

[«]

299.

Pia fraus oder etwas Anderes. — Möchte ich mich irren; aber mich dünkt, im gegenwärtigen Deutschland werde eine doppelte Art von Heuchelei für Jedermann zur Pflicht des Augenblicks gemacht: man fordert ein Deutschthum aus reichspolitischer Besorgniss, und ein Christenthum aus socialer Angst, beides aber nur in Worten und Gebärden und namentlich im Schweigenkönnen. Der Anstrich ist es, der jetzt so viel kostet, so hoch bezahlt wird: die Zuschauer sind es, derentwegen die Nation ihr Gesicht in deutsch- und christenthümelnde Falten legt.

[«]

300.

Inwiefern auch im Guten das Halbe mehr sein kann als das Ganze. — Bei allen Dingen, die auf Bestand eingerichtet werden und immer den Dienst vieler Personen erfordern, muss manches weniger Gute zur Regel gemacht werden, obschon der Organisator das Bessere (und Schwerere) sehr gut kennt: aber er wird darauf rechnen, dass es nie an Personen fehle, welche der Regel entsprechen können, — und er weiss, dass das Mittelgut der Kräfte die Regel ist. — Diess sieht ein Jüngling selten ein und glaubt dann, als Neuerer, Wunder wie sehr er im Rechte und wie seltsam die Blindheit der Andern sei.

[«]

301.

Der Parteimann. — Der ächte Parteimann lernt nicht mehr, er erfährt und richtet nur noch: während Solon, der nie Parteimann war, sondern neben und über den Parteien oder gegen sie sein Ziel verfolgte, bezeichnender Weise der Vater jenes schlichten Wortes ist, in welchem die Gesundheit und Unausschöpflichkeit Athen's beschlossen liegt: „alt werd' ich und immer lern' ich fort."

[«]

302.

Was, nach Goethe, deutsch ist. — Es sind die wahrhaft Unerträglichen, von denen man selbst das Gute nicht annehmen mag, welche Freiheit der Gesinnung haben, aber nicht merken, dass es ihnen an Geschmacks- und Geistes-Freiheit fehlt. Gerade diess ist aber, nach Goethe's wohlerwogenem Urtheil, deutsch. — Seine Stimme und sein Beispiel weisen darauf hin, dass der Deutsche mehr sein müsse, als ein Deutscher, wenn er den andern Nationen nützlich, ja nur erträglich werden wolle — und in welcher Richtung er bestrebt sein solle, über sich und ausser sich hinaus zu gehen.

[«]

303.

Wann es Noth thut, stehen zu bleiben. — Wenn die Massen zu wüthen beginnen und die Vernunft sich verdunkelt, thut man gut, sofern man der Gesundheit seiner Seele nicht ganz sicher ist, unter einen Thorweg unterzutreten und nach dem Wetter auszuschauen.

[«]

304.

Umsturzgeister und Besitzgeister. — Das einzige Mittel gegen den Socialismus, das noch in eurer Macht steht, ist: ihn nicht herauszufordern, das heisst selber mässig und genügsam leben, die Schaustellung jeder Ueppigkeit nach Kräften verhindern und dem Staate zu Hülfe kommen, wenn er alles Ueberflüssige und Luxus-Aehnliche empfindlich mit Steuern belegt. Ihr wollt diess Mittel nicht? Dann, ihr reichen Bürgerlichen, die ihr euch „liberal“ nennt, gesteht es euch nur zu, eure eigene Herzensgesinnung ist es, welche ihr in den Socialisten so furchtbar und bedrohlich findet, in euch selber aber als unvermeidlich gelten lasst, wie als ob sie dort etwas Anderes wäre. Hättet ihr, so wie ihr seid, euer Vermögen und die Sorge um dessen Erhaltung nicht, diese eure Gesinnung würde euch zu Socialisten machen: nur der Besitz unterscheidet zwischen euch und ihnen. Euch müsst ihr zuerst besiegen, wenn ihr irgendwie über die Gegner eures Wohlstandes siegen wollt. — Und wäre jener Wohlstand nur wirklich Wohlbefinden! Er wäre nicht so äusserlich und neidherausfordernd, er wäre mittheilender, wohlwollender, ausgleichender, nachhelfender. Aber das Unächte und Schauspielerische eurer Lebensfreuden, welche mehr im Gefühl des Gegensatzes (dass Andere sie nicht haben und euch beneiden) als im Gefühle der Kraft-Erfüllung und Kraft-Erhöhung liegen — eure Wohnungen, Kleider, Wägen, Schauläden, Gaumen- und Tafel-Erfordernisse, eure lärmende Opern- und Musikbegeisterung, endlich eure Frauen, geformt und gebildet, aber aus unedlem Metall, vergoldet, aber ohne Goldklang, als Schaustücke von euch gewählt, als Schaustücke sich selber gebend: — das sind die giftträgerischen Verbreiter jener Volkskrankheit, welche als socialistische Herzenskrätze sich jetzt immer schneller der Masse mittheilt, aber in euch ihren ersten Sitz und Brüteherd hat. Und wer hielte diese Pest jetzt noch auf? —

[«]

305.

Tactik der Parteien. — Wenn eine Partei merkt, dass ein bisheriger Zugehöriger aus einem unbedingten Anhänger ein bedingter geworden ist, so erträgt sie diess so wenig, dass sie, durch allerlei Aufreizungen und Kränkungen, versucht, jenen zum entschiedenen Abfall zu bringen und zum Gegner zu machen: denn sie hat den Argwohn, dass die Absicht, in ihrem Glauben etwas Relativ-Werthvolles zu sehen, das ein Für und Wider, ein Abwägen und Ausscheiden zulässt, ihr gefährlicher sei als ein Gegnerthum in Bausch und Bogen.

[«]

306.

Zur Stärkung von Parteien. — Wer eine Partei innerlich stärken will, biete ihr Gelegenheit, um ersichtlich ungerecht behandelt werden zu müssen: dadurch sammelt sie ein Capital guten Gewissens, das ihr vielleicht bis dahin fehlte.

[«]

307.

Für seine Vergangenheit sorgen. — Weil die Menschen eigentlich nur alles Alt-Begründete, Langsam-Gewordene achten, so muss Der, welcher nach seinem Tode fortleben will, nicht nur für Nachkommenschaft, sondern noch mehr für eine Vergangenheit sorgen: wesshalb Tyrannen jeder Art (auch tyrannenhafte Künstler und Politiker) der Geschichte gern Gewalt anthun, damit diese als Vorbereitung und Stufenleiter zu ihnen hin erscheine.

[«]

308.

Partei-Schriftsteller. — Der Paukenschlag, mit welchem sich junge Schriftsteller im Dienste einer Partei so wohlgefallen, klingt Dem, welcher nicht zur Partei gehört, wie Kettengerassel und erweckt eher Mitleiden als Bewunderung.

[«]

309.

Gegen sich Partei ergreifen. — Unsere Anhänger vergeben es uns nie, wenn wir gegen uns selbst Partei ergreifen: denn diess heisst, in ihren Augen, nicht nur ihre Liebe zurückweisen, sondern auch ihren Verstand blossstellen.

[«]

310.

Gefahr im Reichthum. — Nur wer Geist hat, sollte Besitz haben: sonst ist der Besitz gemeingefährlich. Der Besitzende nämlich, der von der freien Zeit, welche der Besitz ihm gewähren könnte, keinen Gebrauch zu machen versteht, wird immer fortfahren, nach Besitz zu streben: dieses Streben wird seine Unterhaltung, seine Kriegslist im Kampf mit der Langenweile sein. So entsteht zuletzt, aus mässigem Besitz, welcher dem Geistigen genügen würde, der eigentliche Reichthum: und zwar als das gleissende Ergebniss geistiger Unselbständigkeit und Armuth. Nun erscheint er aber ganz anders, als seine armselige Abkunft erwarten lässt, weil er sich mit Bildung und Kunst maskiren kann: er kann eben die Maske kaufen. Dadurch erweckt er Neid bei den Aermeren und Ungebildeten — welche im Grunde immer die Bildung beneiden und in der Maske nicht die Maske sehen — und bereitet allmählich eine sociale Umwälzung vor: denn vergoldete Roheit und schauspielerisches Sich-Blähen im angeblichen „Genusse der Cultur“ giebt jenen den Gedanken ein „es liegt nur am Gelde“, — während allerdings Etwas am Gelde liegt, aber viel mehr am Geiste.

[«]

311.

Freude im Gebieten und Gehorchen. — Das Gebieten macht Freude wie das Gehorchen, ersteres wenn es noch nicht zur Gewohnheit geworden ist, letzteres aber wenn es zur Gewohnheit geworden ist. Alte Diener unter neuen Gebietenden fördern sich gegenseitig im Freude machen.

[«]

312.

Ehrgeiz des verlornen Postens. — Es giebt einen Ehrgeiz des verlornen Postens, welcher eine Partei dahin drängt, sich in eine äusserste Gefahr zu begeben.

[«]

313.

Wann Esel noth thun. — Man wird die Menge nicht eher zum Hosiannah-Rufen bringen, bis man auf einem Esel in die Stadt einreitet.

[«]

314.

Partei-Sitte. — Eine jede Partei versucht, das Bedeutende, das ausser ihr gewachsen ist, als unbedeutend darzustellen; gelingt es ihr aber nicht, so feindet sie es um so bitterer an, je vortrefflicher es ist.

[«]

315.

Leerwerden. — Von Dem, der sich den Ereignissen hingiebt, bleibt immer weniger übrig. Grosse Politiker können desshalb ganz leere Menschen werden und doch einmal voll und reich gewesen sein.

[«]

316.

Erwünschte Feinde. — Die socialistischen Regungen sind den dynastischen Regierungen jetzt immer noch eher angenehm als furchteinflössend, weil sie durch dieselben Recht und Schwert zu Ausnahme-Maassregeln in die Hände bekommen, mit denen sie ihre eigentlichen Schreckgestalten, die Demokraten und Anti-Dynasten, treffen können. — Zu Allem, was solche

Regierungen öffentlich hassen, haben sie jetzt eine heimliche Zuneigung und Innigkeit: sie müssen ihre Seele verschleiern.

[«]

317.

Der Besitz besitzt. — Nur bis zu einem gewissen Grade macht der Besitz den Menschen unabhängiger, freier; eine Stufe weiter — und der Besitz wird zum Herrn, der Besitzer zum Sclaven: als welcher ihm seine Zeit, sein Nachdenken zum Opfer bringen muss und sich fürderhin zu einem Verkehr verpflichtet, an einen Ort angenagelt, einem Staate einverleibt fühlt: Alles vielleicht wider sein innerlichstes und wesentlichstes Bedürfniss.

[«]

318.

Von der Herrschaft der Wissenden. — Es ist leicht, zum Spotten leicht, das Muster zur Wahl einer gesetzgebenden Körperschaft aufzustellen. Zuerst hätten die Redlichen und Vertrauenswürdigen eines Landes, welche zugleich irgendworin Meister und Sachkenner sind, sich auszuscheiden, durch gegenseitige Auswitterung und Anerkennung: aus ihnen wiederum müssten sich, in engerer Wahl, die in jeder Einzelart Sachverständigen und Wissenden ersten Ranges auswählen, gleichfalls durch gegenseitige Anerkennung und Gewährleistung. Bestünde aus ihnen die gesetzgebende Körperschaft, so müssten endlich für jeden einzelnen Fall nur die Stimmen und Urtheile der speciellsten Sachverständigen entscheiden, und die Ehrenhaftigkeit aller Uebrigen gross genug und einfach zur Sache des Anstandes geworden sein, die Abstimmung dabei auch nur Jenen zu überlassen: so dass im strengsten Sinne das Gesetz aus dem Verstande der Verständigsten hervorgienge. — Jetzt stimmen Parteien ab: und bei jeder Abstimmung muss es Hunderte von beschämten Gewissen geben, — die der Schlecht-Unterrichteten, Urtheils-Unfähigen, die der Nachsprechenden, Nachgezogenen, Fortgerissenen. Nichts erniedrigt die Würde jedes neuen Gesetzes so, als dieses anklebende Schamroth der Unredlichkeit, zu der jede Partei-Abstimmung zwingt. Aber, wie gesagt, es ist leicht, zum Spotten leicht, so Etwas aufzustellen: keine Macht der Welt ist jetzt stark genug, das Bessere zu verwirklichen, — es sei denn, dass der Glaube an die höchste Nützlichkeit der Wissenschaft und der Wissenden endlich auch dem Böswilligsten einleuchte und dem jetzt herrschenden Glauben an die Zahl vorgezogen werde. Im Sinne dieser Zukunft sei unsere Losung: „Mehr Ehrfurcht vor dem Wissenden! Und nieder mit allen Parteien!“

[«]

319.

Vom „Volke der Denker“ (oder des schlechten Denkens). — Das Undeutliche, Schwebende, Ahnungsvolle, Elementarische, Intuitive — um für unklare Dinge auch unklare Namen zu wählen — was man dem deutschen Wesen nachsagt, wäre, wenn es thatsächlich noch bestünde, ein Beweiss, dass seine Cultur um viele Schritte zurückgeblieben und noch immer von Bann und Luft des Mittelalters umschlossen wäre. — Freilich liegen in einer solchen Zurückgebliebenheit auch einige Vortheile: die Deutschen wären mit diesen Eigenschaften — wenn sie dieselben, nochmals gesagt, jetzt noch besitzen sollten — zu einigen Dingen, und namentlich zum Verständniss einiger Dinge, befähigt, zu welchen andere Nationen alle Kraft verloren haben. Und sicherlich geht viel verloren, wenn der Mangel an Vernunft — das heisst eben, das Gemeinsame in jenen Eigenschaften — verloren geht: aber hier giebt es auch keine Einbusse ohne den höchsten Gegengewinn, so dass jeder Grund zum Jammern fehlt, vorausgesetzt, dass man nicht wie Kinder und Leckerhafte die Früchte aller Jahreszeiten zugleich geniessen will.

[«]

320.

Eulen nach Athen. — Die Regierungen der grossen Staaten haben zwei Mittel in den Händen, das Volk von sich abhängig zu erhalten, in Furcht und Gehorsam: ein gröberes, das Heer, ein feineres, die Schule. Mit Hülfe des ersteren bringen sie den Ehrgeiz der höheren und die Kraft der niederen Schichten, soweit beide thätigen und rüstigen Männern mittlerer und minderer Begabung zu eigen zu sein pflegen, auf ihre Seite: mit Hülfe des andern Mittels gewinnen sie die begabte Armuth, namentlich die geistig-anspruchsvolle Halbarmuth der mittlern Stände für sich. Sie machen vor Allem aus den Lehrern allen Grades einen unwillkürlich nach „Oben“ hin blickenden geistigen Hofstaat: indem sie der Privatschule und gar der ganz und gar missliebigen Einzelerziehung Stein über Stein in den Weg legen, sichern sie sich die Verfügung über eine sehr bedeutende Anzahl von Lehrstellen, auf welche sich nun fortwährend eine gewiss fünfmal grössere Anzahl von hungrig und unterwürfig blickenden Augen richten, als je Befriedigung finden können. Diese Stellungen dürfen ihren Mann aber nur kärglich nähren: dann unterhält sich in ihm der Fieberdurst nach Beförderung und schliesst ihn noch enger an die Absichten der Regierung an. Denn eine mässige Unzufriedenheit zu pflegen ist immer vortheilhafter als Zufriedenheit, die Mutter des Muthes, die Grossmutter des Freisinns und des Uebermuthes. Vermittelst dieses leiblich und geistig im Zaum gehaltenen Lehrerthums wird nun, so gut es gehen will, alle Jugend des Landes auf eine gewisse, dem Staate nützliche und zweckmässig abgestufte Bildungshöhe gehoben: vor Allem aber wird jene Gesinnung fast unvermerkt auf die unreifen und ehrsüchtigen Geister aller Stände übertragen, dass nur eine vom Staate anerkannte und abgestempelte Lebensrichtung sofort gesellschaftliche Auszeichnung mit sich führt. Die Wirkung dieses Glaubens an Staats-Prüfungen und -Titel geht so weit, dass selbst unabhängig gebliebenen, durch Handel oder Handwerk emporgestiegenen Männern so lange ein Stachel der Unbefriedigung in der Brust bleibt, bis auch ihre Stellung durch eine begnadigende Verleihung von Rang und Orden von Oben her bemerkt und anerkannt ist, — bis man „sich sehen lassen kann“. Endlich verknüpft der Staat alle jene Hundert und Aberhundert ihm zugehöriger Beamtungen und Erwerbsposten mit der Verpflichtung, durch die Staatsschulen sich bilden und abzeichnen zu lassen, wenn man je in diese Pforten eingehen wolle: Ehre bei der Gesellschaft, Brod für sich, Ermöglichung einer Familie, Schutz von Oben her, Gemeingefühl der gemeinsam Gebildeten, — diess Alles bildet ein Netz von Hoffnungen, in welches jeder junge Mann hineinläuft: woher sollte ihm denn das Misstrauen angeweht sein! Ist zu guter Letzt gar noch bei Jedermann die Verpflichtung, einige Jahre Soldat zu sein, nach Ablauf weniger Generationen, zu einer gedankenlosen Gewohnheit und Voraussetzung geworden, auf welche hin man frühzeitig den Plan seines Lebens zurechtschneidet, so kann der Staat auch noch den Meistergriff wagen, Schule und Heer, Begabung, Ehrgeiz und Kraft durch Vortheile in einander zu flechten, das heisst, den höher Begabten und Gebildeten durch günstigere Bedingungen zum Heere zu locken und mit dem Soldatengeiste des freudigen Gehorsams zu erfüllen: so dass er vielleicht dauernd zur Fahne schwört und durch seine Begabung ihr einen neuen, immer glänzenderen Ruf verschafft. — Dann fehlt Nichts weiter als Gelegenheit zu grossen Kriegen: und dafür sorgen, von Berufswegen, also in aller Unschuld, die Diplomaten, sammt Zeitungen und Börsen: denn das „Volk“, als Soldatenvolk, hat bei Kriegen immer ein gutes Gewissen, man braucht es ihm nicht erst zu machen.

[«]

321.

Die Presse. — Erwägt man, wie auch jetzt noch alle grossen politischen Vorgänge sich heimlich und verhüllt auf das Theater schleichen, wie sie von unbedeutenden Ereignissen verdeckt werden und in ihrer Nähe klein erscheinen, wie sie erst lange nach ihrem Geschehen ihre tiefen Einwirkungen zeigen und den Boden nachzittern lassen, — welche Bedeutung kann man da der Presse zugestehen, wie sie jetzt ist, mit ihrem täglichen Aufwand von Lunge, um zu schreien, zu übertäuben, zu erregen, zu erschrecken, — ist sie mehr als der permanente blinde Lärm, der die Ohren und Sinne nach einer falschen Richtung ablenkt?

[«]

322.

Nach einem grossen Ereigniss. — Ein Volk und Mensch, dessen Seele bei einem grossen Ereigniss zu Tage gekommen ist, fühlt gewöhnlich darauf das Bedürfniss nach einer Kinderei oder Rohheit, eben so aus Scham als um sich zu erholen.

[«]

323.

Gut deutsch sein heisst sich entdeutschen. — Das, worin man die nationalen Unterschiede findet, ist viel mehr, als man bis jetzt eingesehen hat, nur der Unterschied verschiedener Culturstufen und zum geringsten Theile etwas Bleibendes (und auch diess nicht in einem strengen Sinne). Desshalb ist alles Argumentiren aus dem National-Charakter so wenig verpflichtend für Den, welcher an der Umschaffung der Ueberzeugungen, das heisst an der Cultur arbeitet. Erwägt man zum Beispiel was Alles schon deutsch gewesen ist, so wird man die theoretische Frage: was ist deutsch? sofort durch die Gegenfrage verbessern: „was ist jetzt deutsch?“ — und jeder gute Deutsche wird sie practisch, gerade durch Ueberwindung seiner deutschen Eigenschaften, lösen. Wenn nämlich ein Volk vorwärts geht und wächst, so sprengt es jedesmal den Gürtel, der ihm bis dahin sein nationales Ansehen gab: bleibt es bestehen, verkümmert es, so schliesst sich ein neuer Gürtel um seine Seele; die immer härter werdende Kruste baut gleichsam ein Gefängniss herum, dessen Mauern immer wachsen. Hat ein Volk also sehr viel Festes, so ist diess ein Beweis, dass es versteinern will, und ganz und gar Monument werden möchte: wie es von einem bestimmten Zeitpuncte an das Aegypterthum war. Der also, welcher den Deutschen wohl will, mag für seinen Theil zusehen, wie er immer mehr aus dem, was deutsch ist, hinauswachse. Die Wendung zum Undeutschen ist desshalb immer das Kennzeichen der Tüchtigen unseres Volkes gewesen.

[«]

324.

Ausländereien. — Ein Ausländer, der in Deutschland reiste, missfiel und gefiel durch einige Behauptungen, je nach den Gegenden, in denen er sich aufhielt. Alle Schwaben, die Geist haben — pflegte er zu sagen — sind kokett. — Die anderen Schwaben aber meinten noch immer, Uhland sei ein Dichter und Goethe unmoralisch gewesen. — Das Beste an den deutschen Romanen, welche jetzt berühmt würden, sei, dass man sie nicht zu lesen brauche: man kenne sie schon. — Der Berliner erscheine gutmüthiger als der Süddeutsche, denn er sei allzu sehr spottlustig und vertrage desshalb Spott: was Süddeutschen nicht begegne. — Der Geist der Deutschen werde durch ihr Bier und ihre Zeitungen niedergehalten: er empfehle ihnen Thee und Pamphlete, zur Cur natürlich. — Man sehe sich, so rieth er, doch die verschiedenen Völker des altgewordenen Europa daraufhin an, wie ein jedes eine bestimmte Eigenschaft des Alters besonders gut zur Schau trägt, zum Vergnügen für Die, welche vor dieser grossen Bühne sitzen: wie die Franzosen das

Kluge und Liebenswürdige des Alters, die Engländer das Erfahrene und Zurückhaltende, die Italiäner das Unschuldige und Unbefangene mit Glück vertreten. Sollten denn die anderen Masken des Alters fehlen? Wo ist der hochmüthige Alte? Wo der herrschsüchtige Alte? Wo der habsüchtige Alte? — Die gefährlichste Gegend in Deutschland sei Sachsen und Thüringen: nirgends gäbe es mehr geistige Rührigkeit und Menschenkenntniss, nebst Freigeisterei, und Alles sei so bescheiden durch die hässliche Sprache und die eifrige Dienstbeflissenheit dieser Bevölkerung versteckt, dass man kaum merke, hier mit den geistigen Feldwebeln Deutschlands und seinen Lehrmeistern in Gutem und Schlimmem zu thun zu haben. — Der Hochmuth der Norddeutschen werde durch ihren Hang zu gehorchen, der der Süddeutschen durch ihren Hang, sich's bequem zu machen, in Schranken gehalten. — Es schiene ihm, dass die deutschen Männer in ihren Frauen ungeschickte, aber sehr von sich überzeugte Hausfrauen hätten: sie redeten so beharrlich gut von sich, dass sie fast die Welt und jedenfalls ihre Männer von der eigens deutschen Hausfrauen-Tugend überzeugt hätten. — Wenn sich dann das Gespräch auf Deutschlands Politik nach Aussen und Innen wendete, so pflegte er zu erzählen — er nannte es: verrathen —, dass Deutschlands grösster Staatsmann nicht an grosse Staatsmänner glaube. — Die Zukunft der Deutschen fand er bedroht und bedrohlich: denn sie hätten verlernt, sich zu freuen (was die Italiäner so gut verstünden), aber sich durch das grosse Hazardspiel von Kriegen und dynastischen Revolutionen an die Emotion gewöhnt, folglich würden sie eines Tages die Emeute haben. Denn diess sei die stärkste Emotion, welche ein Volk sich verschaffen könne. — Der deutsche Socialist sei eben desshalb am gefährlichsten, weil ihn keine bestimmte Noth treibe; sein Leiden sei, nicht zu wissen, was er wolle; so werde er, wenn er auch viel erreiche, doch noch im Genusse vor Begierde verschmachten, ganz wie Faust, aber vermuthlich wie ein sehr pöbelhafter Faust. „Den Faust-Teufel nämlich, rief er zuletzt, von dem die gebildeten Deutschen so geplagt wurden, hat Bismarck ihnen ausgetrieben: nun ist der Teufel aber in die Säue gefahren und schlimmer als je vorher."

[«]

325.

Meinungen. — Die meisten Menschen sind Nichts und gelten Nichts, bis sie sich in allgemeine Ueberzeugungen und öffentliche Meinungen eingekleidet haben, nach der Schneider-Philosophie: Kleider machen Leute. Von den Ausnahme-Menschen aber muss es heissen: erst der Träger macht die Tracht; hier hören die Meinungen auf, öffentlich zu sein, und werden etwas Anderes als Masken, Putz und Verkleidung.

[«]

326.

Zwei Arten der Nüchternheit. — Um Nüchternheit aus Erschöpfung des Geistes nicht mit Nüchternheit aus Mässigung zu verwechseln, muss man darauf Acht haben, das die erstere übellaunig, die andere frohmüthig ist.

[«]

327.

Verfälschung der Freude. — Keinen Tag länger eine Sache gut heissen als sie uns gut scheint, und vor Allem: keinen Tag früher, — das ist das einzige Mittel, sich die Freude ächt zu erhalten: die sonst allzuleicht fade und faul im Geschmacke wird und jetzt für ganze Schichten des Volkes zu den verfälschten Lebensmitteln gehört.

[«]

328.

Der Tugend-Bock. — Beim Allerbesten, was Einer thut, suchen Die, welche ihm wohlwollen, aber seiner That nicht gewachsen sind, schleunigst einen Bock, um ihn zu schlachten, wähnend, es sei der Sündenbock — aber es ist der Tugend-Bock.

[«]

329.

Souveränität. — Auch das Schlechte ehren und sich zu ihm bekennen, wenn es Einem gefällt, und keinen Begriff davon haben, wie man sich seines Gefallens schämen könne, ist das Merkmal der Souveränität, im Grossen und Kleinen.

[«]

330.

Der Wirkende ein Phantom, keine Wirklichkeit. — Der bedeutende Mensch lernt allmählich, dass er, sofern er wirkt, ein Phantom in den Köpfen Anderer ist, und geräth vielleicht in die feine Seelenqual, sich zu fragen, ob er das Phantom von sich zum Besten seiner Mitmenschen nicht aufrecht erhalten müsse.

[«]

331.

Nehmen und geben. — Wenn man von Einem das Geringste weg (oder vorweg) genommen hat, so ist er blind dafür, dass man ihm viel Grösseres, ja das Grösste gegeben hat.

[«]

332.

Der gute Acker. — Alles Abweisen und Negiren zeigt einen Mangel an Fruchtbarkeit an: im Grunde, wenn wir nur gutes Ackerland wären, dürften wir Nichts unbenützt umkommen lassen und in jedem Dinge, Ereignisse und Menschen willkommenen Dünger, Regen oder Sonnenschein sehen.

[«]

333.

Verkehr als Genuss. — Hält sich Einer, mit entsagendem Sinne, absichtlich in der Einsamkeit, so kann er sich dadurch den Verkehr mit Menschen, selten genossen, zum Leckerbissen machen.

[«]

334.

Oeffentlich zu leiden verstehen. — Man muss sein Unglück affichiren und von Zeit zu Zeit hörbar seufzen, sichtbar ungeduldig sein: denn liesse man die Andern merken, wie sicher und glücklich in sich man trotz Schmerz und Entbehrung ist, wie neidisch und böswillig würde man sie machen! — Aber wir müssen Sorge dafür tragen, dass wir unsre Mitmenschen nicht verschlechtern; überdies würden sie uns in jenem Falle harte Steuern auferlegen, und unser öffentliches Leiden ist jedenfalls auch unser privater Vortheil.

[«]

335.

Wärme in den Höhen. — Auf den Höhen ist es wärmer als man in den Thälern meint, namentlich im Winter. Der Denker weiss, was alles diess Gleichniss besagt.

[«]

336.

Das Gute wollen, das Schöne können. — Es genügt nicht, das Gute zu üben, man muss es gewollt haben und, nach dem Wort des Dichters, die Gottheit in seinen Willen aufnehmen. Aber das Schöne darf man nicht wollen, man muss es können, in Unschuld und Blindheit, ohne alle Neubegier der Psyche. Wer seine Laterne anzündet, um vollkommene Menschen zu finden, der achte auf diess Merkmal: es sind die, welche immer um des Guten willen handeln und immer dabei das Schöne erreichen, ohne daran zu denken. Viele der Besseren und Edleren bleiben nämlich, aus Unvermögen und Mangel der schönen Seele, mit allem ihren guten Willen und ihren guten Werken, unerquicklich und hässlich anzusehen; sie stossen zurück und schaden selbst der Tugend durch das widrige Gewand, welches ihr schlechter Geschmack derselben anlegt.

[«]

337.

Gefahr der Entsagenden. — Man muss sich hüten, sein Leben auf einen zu schmalen Grund von Begehrlichkeit zu gründen: denn wenn man den Freuden entsagt, welche Stellungen, Ehren, Genossenschaften, Wollüste, Bequemlichkeiten, Künste mit sich bringen, so kann ein Tag kommen, wo man merkt, statt der Weisheit, durch diese Verzichtleistung den Lebens-Ueberdruss zum Nachbarn erlangt zu haben.

[«]

338.

Letzte Meinung über Meinungen. — Entweder verstecke man seine Meinungen, oder man verstecke sich hinter seine Meinungen. Wer es anders macht, der kennt den Lauf der Welt nicht oder gehört zum Orden der heiligen Tollkühnheit.

[«]

339.

„Gaudeamus igitur“. — Die Freude muss auch für die sittliche Natur des Menschen auferbauende und ausheilende Kräfte enthalten: wie käme es sonst, dass unsere Seele, sobald sie im Sonnenschein der Freude ruht, sich unwillkürlich gelobt „gut sein!“ „vollkommen werden!“ und dass dabei ein Vorgefühl der Vollkommenheit, gleich einem seligen Schauder, sie erfasst?

[«]

340.

An einen Gelobten. — So lange man dich lobt, glaube nur immer, dass du noch nicht auf deiner eigenen Bahn, sondern auf der eines Andern bist.

[«]

341.

Den Meister lieben. — Anders liebt der Gesell, anders der Meister den Meister.

[«]

342.

Allzuschönes und Menschliches. — „Die Natur ist zu schön für dich armen Sterblichen“ — so empfindet man nicht selten: aber ein paarmal, bei einem innigen Anschauen alles Menschlichen, seiner Fülle, Kraft, Zartheit, Verflochtenheit, war es mir zu Muthe, als ob ich sagen müsste, in aller Demuth: „auch der Mensch ist zu schön für den betrachtenden Menschen!“ — und zwar nicht etwa nur der moralische Mensch, sondern jeder.

[«]

343.

Bewegliche Habe und Grundbesitz. — Wenn Einen das Leben einmal recht räuberhaft behandelt hat, und an Ehren, Freuden, Anhang, Gesundheit, Besitz aller Art nahm, was es nehmen konnte, so entdeckt man vielleicht hinterdrein, nach dem ersten Schrecken, dass man reicher ist, als zuvor. Denn jetzt erst weiss man, was Einem so zu eigen ist, dass keine Räuberhand daran zu rühren vermag: und so geht man vielleicht aus aller Plünderung und Verwirrung mit der Vornehmheit eines grossen Grundbesitzers hervor.

[«]

344.

Unfreiwillige Idealfiguren. — Das peinlichste Gefühl, das es giebt, ist, zu entdecken, dass man immer für etwas Höheres genommen wird als man ist. Denn man muss sich dabei eingestehen: irgend Etwas an dir ist Lug und Trug, dein Wort, dein Ausdruck, deine Gebärde, dein Auge, deine Handlung — und dieses trügerische Etwas ist so nohtwendig wie deine sonstige Ehrlichkeit, hebt aber deren Wirkung und Werth fortwährend auf.

[«]

345.

Idealist und Lügner. — Man soll sich auch von dem schönsten Vergnügen — dem, die Dinge in’s Ideal zu heben — nicht tyrannisiren lassen: sonst trennt sich eines Tages die Wahrheit von uns mit dem bösen Worte „du Lügner von Grund aus, was habe ich mit dir zu schaffen!“

[«]

346.

Missverstanden werden. — Wenn man als Ganzes missverstanden wird, so ist es unmöglich, ein einzelnes Missverstandenwerden von Grund aus zu heben. Diess muss man einsehen, um nicht überflüssig Kraft in seiner Vertheidigung zu verschwenden.

[«]

347.

Der Wassertrinker spricht. — Trinke deinen Wein nur weiter, der dich dein Leben lang gelabt hat, — was geht es dich an, dass ich ein Wassertrinker sein muss? Sind Wein und Wasser nicht friedfertige, brüderliche Elemente, die ohne Vorwurf bei einander wohnen?

[«]

348.

Aus dem Lande der Menschenfresser. — In der Einsamkeit frisst sich der Einsame selbst auf, in der Vielsamkeit fressen ihn die Vielen. Nun wähle.

[«]

349.

Im Gefrierpunct des Willens. — „Endlich einmal kommt sie doch, die Stunde, die dich in die goldene Wolke der Schmerzlosigkeit einhüllen wird: wo die Seele ihre eigene Müdigkeit geniesst und glücklich im geduldigen Spiele mit ihrer Geduld den Wellen eines See's gleicht, die an einem ruhigen Sommertage, im Widerglanze eines buntgefärbten Abendhimmels, am Ufer schlürfen, schlürfen und wieder stille sind — ohne Ende, ohne Zweck, ohne Sättigung, ohne Bedürfniss, — ganz Ruhe, die sich am Wechsel freut, ganz Zurückebben und Einfluthen in den Pulsschlag der Natur." Diess ist Empfindung und Rede aller Kranken: erreichen sie aber jene Stunden, so kommt, nach kurzem Genusse, die Langeweile. Diese aber ist der Thauwind für den eingefrorenen Willen: er erwacht, bewegt sich und zeugt wieder Wunsch auf Wunsch. — Wünschen ist ein Anzeichen von Genesung oder Besserung.

[«]

350.

Das verleugnete Ideal. — Ausnahmsweise kommt es vor, dass Einer das Höchste erst dann erreicht, wenn er sein Ideal verleugnet: denn diess Ideal trieb ihn bisher zu heftig an, so dass er in der Mitte der jedesmaligen Bahn ausser Athem kam und stehen bleiben musste.

[«]

351.

Verrätherische Neigung. — Man beachte es als Merkmal eines neidischen, aber höherstrebenden Menschen, wenn er sich von dem Gedanken angezogen fühlt, dass es dem Vortrefflichen gegenüber nur eine Rettung giebt: Liebe.

[«]

352.

Treppen-Glück. — Wie der Witz mancher Menschen nicht mit der Gelegenheit gleichen Schritt hält, so dass die Gelegenheit schon durch die Türe hindurch ist, während der Witz noch auf der Treppe steht: so giebt es bei Andern eine Art von Treppen-Glück, welches zu langsam läuft, um der schnellfüssigen Zeit immer zur Seite zu sein: das Beste, was sie von einem Erlebniss, einer ganzen Lebensstrecke zu geniessen bekommen, fällt ihnen erst lange Zeit hinterher zu, oft nur als ein schwacher gewürzter Duft, welcher Sehnsucht erweckt und Trauer, — als ob es möglich gewesen wäre, irgendwann in diesem Element sich recht satt zu trinken. Nun aber ist es zu spät.

[«]

353.

Würmer. — Es spricht nicht gegen die Reife eines Geistes, dass er einige Würmer hat.

[«]

354.

Der siegreiche Sitz. — Eine gute Haltung zu Pferd stiehlt dem Gegner den Muth, dem Zuschauer das Herz, — wozu willst du erst noch angreifen? Sitze wie Einer, der gesiegt hat.

[«]

355.

Gefahr in der Bewunderung. — Man kann aus allzugrosser Bewunderung für fremde Tugenden den Sinn für seine eigenen und, durch Mangel an Uebung, zuletzt diese selbst verlieren, ohne die fremden dafür zum Ersatz zu erhalten.

[«]

356.

Nutzen der Kränklichkeit. — Wer oft krank ist, hat nicht nur einen viel grösseren Genuss am Gesundsein, wegen seines häufigen Gesundwerdens: sondern auch einen höchst geschärften Sinn für Gesundes und Krankhaftes in Werken und Handlungen, eigenen und fremden: so dass zum Beispiel gerade die kränklichen Schriftsteller — und darunter sind leider fast alle grossen — in ihren Schriften einen viel sicherern und gleichmässigeren Ton der Gesundheit zu haben pflegen, weil sie besser als die körperlich Robusten, sich auf die Philosophie der seelischen Gesundheit und Genesung und ihre Lehrmeister: Vormittag, Sonnenschein, Wald und Wasserquelle verstehen.

[«]

357.

Untreue, Bedingung der Meisterschaft. — Es hilft Nichts: Jeder Meister hat nur Einen Schüler — und der wird ihm untreu, — denn er ist zur Meisterschaft auch bestimmt.

[«]

358.

Nie umsonst. — Im Gebirge der Wahrheit kletterst du nie umsonst: entweder du kommst schon heute weiter hinauf oder du übst deine Kräfte, um morgen höher steigen zu können.

[«]

359.

Vor grauen Fensterscheiben. — Ist denn Das, was ihr durch diess Fenster von der Welt seht, so schön, dass ihr durchaus durch kein anderes Fenster mehr blicken wollt, — ja selbst Andere davon abzuhalten den Versuch macht?

[«]

360.

Anzeichen starker Wandlungen. — Es ist ein Zeichen, wenn man von lange Vergessenen oder Todten träumt, dass man eine starke Wandlung in sich durchlebt hat und dass der Boden, auf dem man lebt, völlig umgegraben worden ist: da stehen die Todten auf und unser Alterthum wird Neuthum.

[«]

361.

Arznei der Seele. — Still-liegen und Wenig-denken ist das wohlfeilste Arzneimittel für alle Krankheiten der Seele und wird, bei gutem Willen, von Stunde zu Stunde seines Gebrauchs angenehmer.

[«]

362.

Zur Rangordnung der Geister. — Es ordnet dich tief unter Jenen, dass du die Ausnahmen festzustellen suchst, Jener aber die Regel.

[«]

363.

Der Fatalist. — Du musst an das Fatum glauben, — dazu kann die Wissenschaft dich zwingen. Was dann aus diesem Glauben bei dir herauswächst — Feigheit, Ergebung oder Grossartigkeit und Freimuth — das legt Zeugniss von dem Erdreich ab, in welches jenes Samenkorn gestreut wurde; nicht aber vom Samenkorn selbst, denn aus ihm kann Alles und Jedes werden.

[«]

364.

Grund vieler Verdriesslichkeit. — Wer im Leben das Schöne dem Nützlichen vorzieht, wird sich gewiss zuletzt, wie das Kind, welches Zuckerwerk dem Brode vorzieht, den Magen verderben und sehr verdriesslich in die Welt sehen.

[«]

365.

Uebermaass als Heilmittel. — Man kann sich seine eigene Begabung dadurch wieder schmackhaft machen, dass man längere Zeit die entgegengesetzte übermässig verehrt und geniesst. Das Uebermaass als Heilmittel zu gebrauchen ist einer der feineren Griffe in der Lebenskunst.

[«]

366.

„Wolle ein Selbst.“ — Die thätigen erfolgreichen Naturen handeln nicht nach dem Spruche „kenne dich selbst“, sondern wie als ob ihnen der Befehl vorschwebte: wolle ein Selbst, so wirst du ein Selbst. — Das Schicksal scheint ihnen immer noch die Wahl gelassen zu haben; während die Unthätigen und Beschaulichen darüber nachsinnen, wie sie jenes Eine Mal, beim Eintritt in’s Leben, gewählt haben.

[«]

367.

Womöglich ohne Anhang leben. — Wie wenig Anhänger zu bedeuten haben, begreift man erst, wenn man aufgehört hat, der Anhänger seiner Anhänger zu sein.

[«]

368.

Sich verdunkeln. — Man muss sich zu verdunkeln verstehen, um die Mückenschwärme allzulästiger Bewunderer loszuwerden.

[«]

369.

Langeweile. — Es giebt eine Langeweile der feinsten und gebildetsten Köpfe, denen das Beste, was die Erde bietet, schaal geworden ist: gewöhnt daran, ausgesuchte und immer ausgesuchtere Kost zu essen und vor der gröberen sich zu ekeln, sind sie in Gefahr, Hungers zu sterben, — denn des Allerbesten ist nur Wenig da, und mitunter ist es unzugänglich oder steinhart geworden, so dass es auch gute Zähne nicht mehr beissen können.

[«]

370.

Die Gefahr in der Bewunderung. — Die Bewunderung einer Eigenschaft oder Kunst kann so stark sein, dass sie uns abhält, nach ihrem Besitz zu streben.

[«]

371.

Was man von der Kunst will. — Der Eine will vermittelst der Kunst sich seines Wesens freuen, der Andere will mit ihrer Hülfe zeitweilig über sein Wesen hinaus, von ihm weg. Nach beiden Bedürfnissen giebt es eine doppelte Art von Kunst und Künstlern.

[«]

372.

Abfall. — Wer von uns abfällt, beleidigt damit vielleicht nicht uns, aber sicherlich unsere Anhänger.

[«]

373.

Nach dem Tode. — Wir finden es gewöhnlich erst lange nach dem Tode eines Menschen unbegreiflich, dass er fehlt: bei ganz grossen Menschen oft erst nach Jahrzehnden. Wer ehrlich ist, meint bei einem Todesfalle gewöhnlich, dass eigentlich nicht viel fehle und das der feierliche Leichenredner ein Heuchler sei. Erst die Noth lehrt das Nöthig-sein eines Einzelnen, und das rechte Epitaph ist ein später Seufzer.

[«]

374.

Im Hades lassen. — Viele Dinge muss man im Hades halbbewussten Fühlens lassen und nicht aus ihrem Schatten-Dasein erlösen wollen, sonst werden sie, als Gedanke und Wort, unsere dämonischen Herrn und verlangen grausam nach unserm Blute.

[«]

375.

Nähe des Bettlerthums. — Auch der reichste Geist hat gelegentlich den Schlüssel zu der Kammer verloren, in der seine aufgespeicherten Schätze ruhen und ist dann dem Aermsten gleich, der betteln muss, um nur zu leben.

[«]

376.

Ketten-Denker. — Einem, der viel gedacht hat, erscheint jeder neue Gedanke, den er hört oder liest, sofort in Gestalt einer Kette.

[«]

377.

Mitleid. — In der vergoldeten Scheide des Mitleides steckt mitunter der Dolch des Neides.

[«]

378.

Was ist Genie? — Ein hohes Ziel *und* die Mittel dazu wollen.

[«]

379.

Eitelkeit der Kämpfer. — Wer keine Hoffnung hat, in einem Kampfe zu siegen, oder ersichtlich unterlegen ist, will umsomehr, dass die Art seines Kämpfens bewundert werde.

[«]

380.

Das philosophische Leben wird missgedeutet. — In dem Augenblicke, wo Jemand anfängt mit der Philosophie Ernst zu machen, glaubt alle Welt das Gegentheil davon.

[«]

381.

Nachahmung. — Das Schlechte gewinnt durch die Nachahmung an Ansehen, das Gute verliert dabei, — namentlich in der Kunst.

[«]

382.

Letzte Lehre der Historie. — „Ach, dass ich damals gelebt hätte!“ — das ist die Rede thörichter und spielerischer Menschen. Vielmehr wird man, bei jedem Stück Geschichte, das man ernstlich betrachtet hat, und sei es das gelobteste Land der Vergangenheit, zuletzt ausrufen: „nur nicht dahin wieder zurück! Der Geist jener Zeit würde mit der Last von hundert Atmosphären auf dich drücken, des Guten und Schönen an ihr würdest du dich nicht erfreuen, ihr Schlimmes nicht verdauen können.“ — Zuverlässig wird die Nachwelt ebenso über unsre Zeit urtheilen: sie sei unausstehlich, das Leben in ihr unlebebar gewesen. — Und doch hält es Jeder in seiner Zeit aus? — Ja und zwar desshalb, weil der Geist seiner Zeit nicht nur auf ihm liegt, sondern auch in ihm ist. Der Geist der Zeit leistet sich selber Widerstand, trägt sich selber.

[«]

383.

Grossheit als Maske. — Mit Grossheit des Benehmens erbittert man seine Feinde, mit Neid, den man merken lässt, versöhnt man sie sich beinahe: denn der Neid vergleicht, setzt gleich, er ist eine unfreiwillige und stöhnende Art von Bescheidenheit. — Ob wohl hier und da, des erwähnten Vortheils halber, der Neid als Maske vorgenommen worden ist, von Solchen, welche nicht neidisch waren?

Vielleicht; sicherlich aber wird Grossheit des Benehmens oft als Maske des Neides gebraucht, von Ehrgeizigen, welche lieber Nachtheile erleiden und ihre Feinde erbittern wollen, als merken lassen, dass sie sich innerlich ihnen gleich setzen.

[«]

384.

Unverzeihlich. — Du hast ihm eine Gelegenheit gegeben, Grösse des Charakters zu zeigen, und er hat sie nicht benutzt. Das wird er dir nie verzeihen.

[«]

385.

Gegen-Sätze. — Das Greisenhafteste, was je über den Menschen gedacht worden ist, steckt in dem berühmten Satze „das Ich ist immer hassenswerth“; das Kindlichste in dem noch berühmteren „liebe deinen Nächsten, wie dich selbst“. — Bei dem einen hat die Menschenkenntniss aufgehört, bei dem andern noch gar nicht angefangen.

[«]

386.

Das fehlende Ohr. — „Man gehört noch zum Pöbel, so lange man immer auf Andere die Schuld schiebt; man ist auf der Bahn der Weisheit, wenn man immer nur sich selber verantwortlich macht; aber der Weise findet Niemanden schuldig, weder sich noch Andere.“ — Wer sagt diess? — Epiktet, vor achtzehnhundert Jahren. — Man hat es gehört, aber vergessen. — Nein, man hat es nicht gehört und nicht vergessen: nicht jedes Ding vergisst sich. Aber man hatte das Ohr nicht dafür, das Ohr Epiktet's. — So hat er es also sich selber in's Ohr gesagt? — So ist es: Weisheit ist das Gezischel des Einsamen mit sich auf vollem Markte.

[«]

387.

Fehler des Standpunctes, nicht des Auges. — Man sieht sich selber immer einige Schritte zu nah; und den Nächsten immer einige Schritte zu fern. So kommt es, dass man ihn zu sehr in Bausch und Bogen beurtheilt und sich selber zu sehr nach einzelnen gelegentlichen unbeträchtlichen Zügen und Vorkommnissen.

[«]

388.

Die Ignoranz in Waffen. — Wie leicht nehmen wir es, ob ein Andrer von einer Sache weiss oder nicht weiss, — während er vielleicht schon bei der Vorstellung Blut schwitzt, dass man ihn hierin für unwissend halte. Ja, es giebt ausgesuchte Narren, welche immer mit einem vollen Köcher von Bannflüchen und Machtsprüchen einhergehen, bereit, Jeden niederzuschiessen, der merken lässt, es gebe Dinge, worin ihr Urtheil nicht in Betracht komme.

[«]

389.

Am Trinktisch der Erfahrung. — Personen, welche aus angeborener Mässigkeit jedes Glas halbausgetrunken stehen lassen, wollen nicht zugeben, dass jedes Ding in der Welt seine Neige und Hefe habe.

[«]

390.

Singvögel. — Die Anhänger eines grossen Mannes pflegen sich zu blenden, um sein Lob besser singen zu können.

[«]

391.

Nicht gewachsen. — Das Gute missfällt uns, wenn wir ihm nicht gewachsen sind.

[«]

392.

Die Regel als Mutter oder als Kind. — Ein anderer Zustand ist der, welcher die Regel gebiert, ein anderer der, welchen die Regel gebiert.

[«]

393.

Komödie. — Wir ernten mitunter Liebe und Ehre für Thaten oder Werke, welche wir längst wie eine Haut von uns abgestreift haben: da werden wir leicht verführt, die Komödianten unserer eigenen Vergangenheit zu machen und das alte Fell noch einmal über die Schultern zu werfen — und nicht nur aus Eitelkeit, sondern auch aus Wohlwollen gegen unsere Bewunderer.

[«]

394.

Fehler der Biographen. — Die kleine Kraft, welche Noth thut, einen Kahn in den Strom hineinzustossen, soll nicht mit der Kraft dieses Stromes, der ihn fürderhin trägt, verwechselt werden: aber es geschieht fast in allen Biographien.

[«]

395.

Nicht zu theuer kaufen. — Was man zu theuer kauft, verwendet man gewöhnlich auch noch schlecht, weil ohne Liebe und mit peinlicher Erinnerung, —

und so hat man einen doppelten Nachtheil davon.

[«]

396.

Welche Philosophie immer der Gesellschaft noth thut. — Der Pfeiler der gesellschaftlichen Ordnung ruht auf dem Grunde, dass ein Jeder auf Das, was er ist, thut und erstrebt, auf seine Gesundheit oder Krankheit, seine Armuth oder Wohlstand, seine Ehre oder Unansehnlichkeit, mit Heiterkeit hinblickt und dabei empfindet „ich tausche doch mit Keinem“. — Wer an der Ordnung der Gesellschaft bauen will, möge nur immer diese Philosophie der heiteren Tauschablehnung und Neidlosigkeit in die Herzen einpflanzen.

[«]

397.

Anzeichen der vornehmen Seele. — Eine vornehme Seele ist die nicht, welche der höchsten Aufschwünge fähig ist, sondern jene, welche sich wenig erhebt und wenig fällt, aber immer in einer freieren durchleuchteteren Luft und Höhe wohnt.

[«]

398.

Das Grosse und sein Betrachter. — Die beste Wirkung des Grossen ist, dass es dem Betrachter ein vergrösserndes und abrundendes Auge einsetzt.

[«]

399.

Sich genügen lassen. — Die erlangte Reife des Verstandes bekundet sich darin, dass man dorthin, wo seltene Blumen unter den spitzigsten Dornenhecken der Erkenntniss stehen, nicht mehr geht und sich an Garten, Wald, Wiese und Ackerfeld genügen lässt, in Anbetracht wie das Leben für das Seltene und Aussergewöhnliche zu kurz ist.

[«]

400.

Vortheil in der Entbehrung. — Wer immerdar in der Wärme und Fülle des Herzens und gleichsam in der Sommerluft der Seele lebt, kann sich jenes schauerliche Entzücken nicht vorstellen, welches winterlichere Naturen ergreift, die ausnahmsweise von den Strahlen der Liebe und dem lauen Anhauche eines sonnigen Februartages berührt werden.

[«]

401.

Recept für den Dulder. — Dir wird die Last des Lebens zu schwer? — So musst du die Last deines Lebens vermehren. Wenn der Dulder endlich nach dem Flusse Lethe dürstet und sucht, — so muss er zum Helden werden, um ihn gewiss zu finden.

[«]

402.

Der Richter. — Wer Jemandes Ideal geschaut hat, ist dessen unerbittlicher Richter und gleichsam sein böses Gewissen.

[«]

403.

Nutzen der grossen Entsagung. — Das Nützlichste an der grossen Entsagung ist, dass sie uns jenen Tugendstolz mittheilt, vermöge dessen wir von da an leicht viele kleine Entsagungen von uns erlangen.

[«]

404.

Wie die Pflicht Glanz bekommt. — Das Mittel, um deine eherne Plicht im Auge von Jedermann in Gold zu verwandeln, heisst: halte immer etwas mehr, als du versprichst.

[«]

405.

Gebet zu Menschen. — „Vergieb uns unsere Tugenden“ — so soll man zu Menschen beten.

[«]

406.

Schaffende und Geniessende. — Jeder Geniessende meint, dem Baume habe es an der Frucht gelegen; aber ihm lag am Samen. — Hierin besteht der Unterschied zwischen allen Schaffenden und Geniessenden.

[«]

407.

Der Ruhm aller Grossen. — Was ist am Genie gelegen, wenn es nicht seinem Betrachter und Verehrer solche Freiheit und Höhe des Gefühls mittheilt, dass er des Genie’s nicht mehr bedarf! Sich überflüssig machen — das ist der Ruhm aller Großen.

[«]

408.

Die Hadesfahrt. — Auch ich bin in der Unterwelt gewesen, wie Odysseus, und werde es noch öfter sein; und nicht nur Hammel habe ich geopfert, um mit einigen Todten reden zu können, sondern des eignen Blutes nicht geschont. Vier Paare waren es, welche sich mir, dem Opfernden nicht versagten: Epikur und Montaigne, Goethe und Spinoza, Plato und Rousseau, Pascal und Schopenhauer. Mit diesen muss ich mich auseinandersetzen, wenn ich lange allein gewandert bin, von ihnen will ich mir Recht und Unrecht geben lassen, ihnen will ich zuhören, wenn sie sich dabei selber untereinander Recht und Unrecht geben. Was ich auch nur sage, beschliesse, für mich und andere ausdenke: auf jene Acht hefte ich die Augen und sehe die ihrigen auf mich geheftet. — Mögen die Lebenden es mir verzeihen, wenn sie mir mitunter wie die Schatten vorkommen, so verblichen und verdriesslich, so unruhig und ach! so lüstern nach Leben: während Jene mir dann so lebendig scheinen, als ob sie nun, nach dem Tode, nimmermehr lebensmüde werden könnten. Auf die ewige Lebendigkeit aber kommt es an: was ist am „ewigen Leben“ und überhaupt am Leben gelegen!

[«]

Zweite Abtheilung: Der Wanderer und sein Schatten.

Zweiter und letzter Nachtrag zu der früher erschienenen Gedankensammlung
„Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister.“
[Zur Erstausgabe 1880]

* *

*

Der Schatten: Da ich dich so lange nicht reden hörte, so möchte ich dir eine Gelegenheit geben.

Der Wanderer: Er redet — wo? und wer? Fast ist es mir, als hörte ich mich selber reden, nur mit noch schwächerer Stimme als die meine ist.

Der Schatten: (nach einer Weile): Freut es dich nicht, Gelegenheit zum Reden zu haben?

Der Wanderer: Bei Gott und allen Dingen, an die ich nicht glaube, mein Schatten redet; ich höre es, aber glaube es nicht.

Der Schatten: Nehmen wir es hin und denken wir nicht weiter darüber nach, in einer Stunde ist Alles vorbei.

Der Wanderer: Ganz so dachte ich, als ich in einem Walde bei Pisa erst zwei und dann fünf Kameele sah.

Der Schatten: Es ist gut, dass wir Beide auf gleiche Weise nachsichtig gegen uns sind, wenn einmal unsere Vernunft stille steht: so werden wir uns auch im Gespräche nicht ärgerlich werden und nicht gleich dem Andern Daumenschrauben anlegen, falls sein Wort uns einmal unverständlich klingt. Weiss man gerade nicht zu antworten, so genügt es schon, Etwas zu sagen: das ist die billige Bedingung, unter der ich mich mit Jemandem unterrede. Bei einem längeren Gespräche wird auch der Weiseste einmal zum Narren und dreimal zum Tropf.

Der Wanderer: Deine Genügsamkeit ist nicht schmeichelhaft für Den, welchem du sie eingestehst.

Der Schatten: Soll ich denn schmeicheln?

Der Wanderer: Ich dachte, der menschliche Schatten sei seine Eitelkeit; diese würde aber nie fragen: „soll ich denn schmeicheln?“

Der Schatten: Die menschliche Eitelkeit, soweit ich sie kenne, fragt auch nicht an, wie ich schon zweimal that, ob sie reden dürfe: sie redet immer.

Der Wanderer: Ich merke erst, wie unartig ich gegen dich bin, mein geliebter Schatten: ich habe noch mit keinem Worte gesagt, wie sehr ich mich freue, dich zu hören und nicht blos zu sehen. Du wirst es wissen, ich liebe den Schatten, wie ich das Licht liebe. Damit es Schönheit des Gesichts, Deutlichkeit der Rede, Güte und Festigkeit des Charakters gebe, ist der Schatten so nöthig wie das Licht. Es sind nicht Gegner: sie halten sich vielmehr liebevoll an den Händen, und wenn das Licht verschwindet, schlüpft ihm der Schatten nach.

Der Schatten: Und ich hasse das Selbe, was du hassest, die Nacht; ich liebe die Menschen, weil sie Lichtjünger sind, und freue mich des Leuchtens, das in ihrem Auge ist, wenn sie erkennen und entdecken, die unermüdlichen Erkenner und Entdecker. Jener Schatten, welchen alle Dinge zeigen, wenn der Sonnenschein der Erkenntniss auf sie fällt, — jener Schatten bin ich auch.

Der Wanderer: Ich glaube dich zu verstehen, ob du dich gleich etwas schattenhaft ausgedrückt hast. Aber du hattest Recht: gute Freunde geben einander hier und da ein dunkles Wort als Zeichen des Einverständnisses, welches für jeden Dritten ein Räthsel sein soll. Und wir sind gute Freunde. Desshalb genug des Vorredens! Ein paar hundert Fragen drücken auf meine Seele, und die Zeit, da du auf sie antworten kannst, ist vielleicht nur kurz. Sehen wir zu, worüber wir in aller Eile und Friedfertigkeit mit einander zusammenkommen.

Der Schatten: Aber die Schatten sind schüchterner, als die Menschen: du wirst Niemandem mittheilen, wie wir zusammen gesprochen haben!

Der Wanderer: Wie wir zusammen gesprochen haben? Der Himmel behüte mich vor langgesponnenen schriftlichen Gesprächen! Wenn Plato weniger Lust am Spinnen gehabt hätte, würden seine Leser mehr Lust an Plato haben. Ein Gespräch, das in der Wirklichkeit ergötzt, ist, in Schrift verwandelt und gelesen, ein Gemälde mit lauter falschen Perspectiven: Alles ist zu lang oder zu kurz. — Doch werde ich vielleicht mittheilen dürfen, worüber wir übereingekommen sind?

Der Schatten: Damit bin ich zufrieden; denn Alle werden darin nur deine Ansichten wiedererkennen: des Schattens wird Niemand gedenken.

Der Wanderer: Vielleicht irrst du, Freund! Bis jetzt hat man in meinen Ansichten mehr den Schatten wahrgenommen, als mich.

Der Schatten: Mehr den Schatten, als das Licht? Ist es möglich?

Der Wanderer: Sei ernsthaft, lieber Narr! Gleich meine erste Frage verlangt Ernst. —

* *

*

[«]

1.

Vom Baum der Erkenntniss. — Wahrscheinlichkeit, aber keine Wahrheit: Freischeinlichkeit, aber keine Freiheit, — diese beiden Früchte sind es, derentwegen der Baum der Erkenntniss nicht mit dem Baum des Lebens verwechselt werden kann.

[«]

2.

Die Vernunft der Welt. — Dass die Welt nicht der Inbegriff einer ewigen Vernünftigkeit ist, lässt sich endgültig dadurch beweisen, dass jenes Stück Welt, welches wir kennen — ich meine unsre menschliche Vernunft —, nicht allzu vernünftig ist. Und wenn sie nicht allezeit und vollständig weise und rationell ist, so wird es die übrige Welt auch nicht sein; hier gilt der Schluss a minori ad majus, a parte ad totum, und zwar mit entscheidender Kraft.

[«]

3.

„Am Anfang war“. — Die Entstehung verherrlichen — das ist der metaphysische Nachtrieb, welcher bei der Betrachtung der Historie wieder ausschlägt und durchaus meinen macht, am Anfang aller Dinge stehe das Werthvollste und Wesentlichste.

[«]

4.

Maass für den Werth der Wahrheit. — Für die Höhe der Berge ist die Mühsal ihrer Besteigung durchaus kein Maassstab. Und in der Wissenschaft soll es anders sein! — sagen uns Einige, die für eingeweiht gelten wollen —, die Mühsal um die Wahrheit soll gerade über den Werth der Wahrheit entscheiden! Diese tolle Moral geht von dem Gedanken aus, dass die „Wahrheiten“ eigentlich Nichts weiter seien, als Turngeräthschaften, an denen wir uns wacker müde zu arbeiten hätten, — eine Moral für Athleten und Festturner des Geistes.

[«]

5.

Sprachgebrauch und Wirklichkeit. — Es giebt eine erheuchelte Missachtung aller der Dinge, welche thatsächlich die Menschen am wichtigsten nehmen, aller nächsten Dinge. Man sagt zum Beispiel „man isst nur, um zu leben“, — eine verfluchte Lüge, wie jene, welche von der Kinderzeugung als der eigentlichen Absicht aller Wollust redet. Umgekehrt ist die Hochschätzung der „wichtigsten Dinge“ fast niemals ganz ächt: die Priester und Metaphysiker haben uns zwar auf diesen Gebieten durchaus an einen heuchlerisch übertreibenden Sprachgebrauch gewöhnt, aber das Gefühl doch nicht umgestimmt, welches diese wichtigsten Dinge nicht so wichtig nimmt, wie jene verachteten nächsten Dinge. — Eine leidige Folge dieser doppelten Heuchelei aber ist immerhin, dass man die nächsten Dinge, zum Beispiel Essen, Wohnen, Sich-Kleiden, Verkehren, nicht zum Object des stätigen unbefangenen und allgemeinen Nachdenkens und Umbildens macht, sondern, weil diess für herabwürdigend gilt, seinen intellectuellen und künstlerischen Ernst davon abwendet; so dass hier die Gewohnheit und die Frivolität über die Unbedachtsamen, namentlich über die unerfahrene Jugend leichten Sieg haben: während andererseits unsere fortwährenden Verstösse gegen die einfachsten Gesetze des Körpers und Geistes uns Alle, jüngere und Aeltere, in eine beschämende Abhängigkeit und Unfreiheit bringen, — ich meine in jene im Grunde überflüssige Abhängigkeit von Aerzten, Lehrern und Seelsorgern, deren Druck jetzt immer noch auf der ganzen Gesellschaft liegt.

[«]

6.

Die irdische Gebrechlichkeit und ihre Hauptursache. — Man trifft, wenn man sich umsieht, immer auf Menschen, welche ihr Lebenlang Eier gegessen haben, ohne zu bemerken, dass die länglichten die wohlschmeckendsten sind, welche nicht wissen, dass ein Gewitter dem Unterleib förderlich ist, dass Wohlgerüche in kalter klarer Luft am stärksten riechen, dass unser Geschmackssinn an verschiedenen Stellen des Mundes ungleich ist, dass jede Mahlzeit, bei der man gut spricht oder gut hört, dem Magen Nachtheil bringt. Man mag mit diesen Beispielen für den Mangel an Beobachtungssinn nicht zufrieden sein, um so mehr möge man zugestehen, dass die allernächsten Dinge von den Meisten sehr schlecht gesehen, sehr selten beachtet werden. Und ist diess gleichgültig? — Man erwäge doch, dass aus diesem Mangel sich fast alle leiblichen und seelischen Gebrechen der Einzelnen ableiten: nicht zu wissen, was uns förderlich, was uns schädlich ist, in der Einrichtung der Lebensweise, Vertheilung des Tages, Zeit und Auswahl des Verkehres, in Beruf und Musse, Befehlen und Gehorchen, Natur- und Kunstempfinden, Essen, Schlafen und Nachdenken; im Kleinsten und Alltäglichsten unwissend zu sein und keine scharfen Augen zu haben — das ist es, was die Erde für so Viele zu einer „Wiese des Unheils“ macht. Man sage nicht, es liege hier wie überall an der menschlichen Unvernunft: vielmehr — Vernunft genug und übergenug ist da, aber sie wird falsch gerichtet und künstlich von jenen kleinen und allernächsten Dingen abgelenkt. Priester und Lehrer, und die sublime Herrschsucht der Idealisten jeder Art, der gröberen und feineren, reden schon dem Kinde ein, es komme auf etwas ganz Anderes an: auf das Heil der Seele, den Staatsdienst, die Förderung der Wissenschaft, oder auf Ansehen und Besitz, als die Mittel, der ganzen Menschheit Dienste zu erweisen, während das Bedürfniss des Einzelnen, seine grosse und kleine Noth innerhalb der vierundzwanzig Tagesstunden etwas Verächtliches oder Gleichgültiges sei. — Sokrates schon wehrte sich mit allen Kräften gegen diese hochmüthige Vernachlässigung des Menschlichen zu Gunsten des Menschen und liebte es, mit einem Worte Homer’s, an den wirklichen Umkreis und Inbegriff alles Sorgens und Nachdenkens zu mahnen: Das ist es und nur Das, sagt er, „was mir zu Hause an Gutem und Schlimmem begegnet“.

[«]

7.

Zwei Trostmittel. — Epikur, der Seelen-Beschwichtiger des späteren Alterthums, hatte jene wundervolle Einsicht, die heutzutage immer noch so selten zu finden ist, dass zur Beruhigung des Gemüths die Lösung der letzten und äussersten theoretischen Fragen gar nicht nöthig sei. So genügte es ihm, Solchen, welche „die Götterangst“ quälte, zu sagen: „Wenn es Götter giebt, so bekümmern sie sich nicht um uns,“ — anstatt über die letzte Frage, ob es Götter überhaupt gebe, unfruchtbar und aus der Ferne zu disputiren. Jene Position ist viel günstiger und mächtiger: man giebt dem Andern einige Schritte vor und macht ihn so zum Hören und Beherzigen gutwilliger. Sobald er sich aber anschickt, das Gegentheil zu beweisen — dass die Götter sich um uns bekümmern —, in welche Irrsale und Dorngebüsche muss der Arme gerathen, ganz von selber, ohne die List des Unterredners, der nur genug Humanität und Feinheit haben muss, um sein Mitleiden an diesem Schauspiele zu verbergen. Zuletzt kommt jener Andere zum Ekel, dem stärksten Argument gegen jeden Satz, zum Ekel an seiner eigenen Behauptung: er wird kalt und geht fort mit der selben Stimmung, wie sie auch der reine Atheist hat: „was gehen mich eigentlich die Götter an! Hole sie der Teufel!“ — In anderen Fällen, namentlich wenn eine halb physische, halb moralische Hypothese das Gemüth verdüstert hatte, widerlegte er nicht diese Hypothese, sondern gestand ein, dass es wohl so sein könne: aber es gebe noch eine zweite Hypothese, um die selbe Erscheinung zu erklären; vielleicht könne es sich auch noch anders verhalten. Die Mehrheit der Hypothesen genügt auch in unserer Zeit noch, zum Beispiel über die Herkunft der Gewissensbisse, um jenen Schatten von der Seele zu nehmen, der aus dem Nachgrübeln über eine einzige, allein sichtbare und dadurch hundertfach überschätzte Hypothese so leicht entsteht. — Wer also Trost zu spenden wünscht, an Unglückliche, Uebelthäter, Hypochonder, Sterbende, möge sich der beiden beruhigenden Wendungen Epikur’s erinnern, welche auf sehr viele Fragen sich anwenden lassen. In der einfachsten Form würden sie etwa lauten: erstens, gesetzt es verhält sich so, so geht es uns Nichts an; zweitens: es kann so sein, es kann aber auch anders sein.

[«]

8.

In der Nacht. — Sobald die Nacht hereinbricht, verändert sich unsere Empfindung über die nächsten Dinge. Da ist der Wind, der wie auf verbotenen Wegen umgeht, flüsternd, wie Etwas suchend, verdrossen, weil er’s nicht findet. Da ist das Lampenlicht, mit trübem, röthlichem Scheine, ermüdet blickend, der Nacht ungern widerstrebend, ein ungeduldiger Sclave des wachen Menschen. Da sind die Athemzüge des Schlafenden, ihr schauerlicher Tact, zu dem eine immer wiederkehrende Sorge die Melodie zu blasen scheint, — wir hören sie nicht, aber wenn die Brust des Schlafenden sich hebt, so fühlen wir uns geschnürten Herzens, und wenn der Athem sinkt und fast in’s Todtenstille erstirbt, sagen wir uns „ruhe ein Wenig, du armer gequälter Geist!“ — wir wünschen allem Lebenden, weil es so gedrückt lebt, eine ewige Ruhe; die Nacht überredet zum Tode. — Wenn die Menschen der Sonne entbehrten und mit Mondlicht und Oel den Kampf gegen die Nacht führten, welche Philosophie würde um sie ihren Schleier hüllen! Man merkt es ja dem geistigen und seelischen Wesen des Menschen schon zu sehr an, wie es durch die Hälfte Dunkelheit und Sonnen-Entbehrung, von der das Leben umflort wird, im Ganzen verdüstert ist.

[«]

9.

Wo die Lehre von der Freiheit des Willens entstanden ist. — Ueber dem Einen steht die Nothwendigkeit in der Gestalt seiner Leidenschaften, über dem Andern als Gewohnheit zu hören und zu gehorchen, über dem Dritten als logisches Gewissen, über dem Vierten als Laune und muthwilliges Behagen an Seitensprüngen. Von diesen Vieren wird aber gerade da die Freiheit ihres Willens gesucht, wo Jeder von ihnen am festesten gebunden ist: es ist, als ob der Seidenwurm die Freiheit seines Willens gerade im Spinnen suchte. Woher kommt diess? Ersichtlich daher, dass Jeder sich dort am meisten für frei hält, wo sein Lebensgefühl am grössten ist, also, wie gesagt, bald in der Leidenschaft, bald in der Pflicht, bald in der Erkenntniss, bald im Muthwillen. Das, wodurch der einzelne Mensch stark ist, worin er sich belebt fühlt, meint er unwillkürlich, müsse auch immer das Element seiner Freiheit sein: er rechnet Abhängigkeit und Stumpfsinn, Unabhängigkeit und Lebensgefühl als nothwendige Paare zusammen.

— Hier wird eine Erfahrung, die der Mensch im gesellschaftlich-politischen Gebiete gemacht hat, fälschlich auf das allerletzte metaphysische Gebiet übertragen: dort ist der starke Mann auch der freie Mann, dort ist lebendiges Gefühl von Freud und Leid, Höhe des Hoffens, Künheit des Begehrens, Mächtigkeit des Hassens das Zubehör der Herrschenden und Unabhängigen, während der Unterworfene, der Sclave, gedrückt und stumpf lebt. — Die Lehre von der Freiheit des Willens ist eine Erfindung herrschender Stände.

[«]

10.

Keine neuen Ketten fühlen. — Solange wir nicht fühlen, dass wir irgend wovon abhängen, halten wir uns für unabhängig: ein Fehlschluss, welcher zeigt, wie stolz und herrschsüchtig der Mensch ist. Denn er nimmt hier an, dass er unter allen Umständen die Abhängigkeit, sobald er sie erleide, merken und erkennen müsse, unter der Voraussetzung, dass er in der Unabhängigkeit für gewöhnlich lebe und sofort, wenn er sie ausnahmsweise verliere, einen Gegensatz der Empfindung spüren werde. — Wie aber, wenn das Umgekehrte wahr wäre: dass er immer in vielfacher Abhängigkeit lebt, sich aber für frei hält, wo er den Druck der Kette aus langer Gewohnheit nicht mehr spürt? Nur an den neuen Ketten leidet er noch: — „Freiheit des Willens“ heisst eigentlich Nichts weiter, als keine neuen Ketten fühlen.

[«]

11.

Die Freiheit des Willens und die Isolation der Facta. — Unsere gewohnte ungenaue Beobachtung nimmt eine Gruppe von Erscheinungen als Eins und nennt sie ein Factum: zwischen ihm und einem andern Factum denkt sie sich einen leeren Raum hinzu, sie isolirt jedes Factum. In Wahrheit aber ist all unser Handeln und Erkennen keine Folge von Facten und leeren Zwischenräumen, sondern ein beständiger Fluss. Nun ist der Glaube an die Freiheit des Willens gerade mit der Vorstellung eines beständigen, einartigen, ungetheilten, untheilbaren Fliessens unverträglich: er setzt voraus, dass jede einzelne

Handlung isolirt und untheilbar ist; er ist eine Atomistik im Bereiche des Wollens und Erkennens. — Gerade so wie wir Charaktere ungenau verstehen, so machen wir es mit den Facten: wir sprechen von gleichen Charakteren, gleichen Facten: beide giebt es nicht. Nun loben und tadeln wir aber nur unter dieser falschen Voraussetzung, dass es gleiche Facta gebe, dass eine abgestufte Ordnung von Gattungen der Facten vorhanden sei, welcher eine abgestufte Werthordnung entspreche: also wir isoliren nicht nur das einzelne Factum, sondern auch wiederum die Gruppen von angeblich gleichen Facten (gute, böse, mitleidige, neidische Handlungen u.s.w.) — beide Male irrthümlich. — Das Wort und der Begriff sind der sichtbarste Grund, wesshalb wir an diese Isolation von Handlungen-Gruppen glauben: mit ihnen bezeichnen wir nicht nur die Dinge, wir meinen ursprünglich durch sie das Wesen derselben zu erfassen. Durch Worte und Begriffe werden wir jetzt noch fortwährend verführt, die Dinge uns einfacher zu denken, als sie sind, getrennt von einander, untheilbar, jedes an und für sich seiend. Es liegt eine philosophische Mythologie in der Sprache versteckt, welche alle Augenblicke wieder herausbricht, so vorsichtig man sonst auch sein mag. Der Glaube an die Freiheit des Willens, das heisst der gleichen Facten und der isolirten Facten, — hat in der Sprache seinen beständigen Evangelisten und Anwalt.

[«]

12.

Die Grundirrthümer. — Damit der Mensch irgend eine seelische Lust oder Unlust empfinde, muss er von einer dieser beiden Illusionen beherrscht sein: entweder glaubt er an die Gleichheit gewisser Facta, gewisser Empfindungen: dann hat er durch die Vergleichung jetziger Zustände mit früheren und durch Gleich- oder Ungleichsetzung derselben (wie sie bei aller Erinnerung Statt findet) eine seelische Lust oder Unlust; oder er glaubt an die Willens-Freiheit, etwa wenn er denkt „diess hätte ich nicht thun müssen,“ „dies hätte anders auslaufen können,“ und gewinnt daraus ebenfalls Lust oder Unlust. Ohne die Irrthümer, welche bei jeder seelischen Lust und Unlust thätig sind, würde niemals ein Menschenthum entstanden sein, — dessen Grundempfindung ist und bleibt, dass der Mensch der Freie in der Welt der Unfreiheit sei, der ewige Wunderthäter, sei es dass er gut oder böse handelt, die erstaunliche Ausnahme, das Ueberthier, der Fast-Gott, der Sinn der Schöpfung, der Nichthinwegzudenkende, das Lösungswort des kosmischen Räthsels, der grosse Herrscher über die Natur und Verächter derselben, das Wesen, das seine Geschichte Weltgeschichte nennt! — Vanitas vanitatum homo.

[«]

13.

Zweimal sagen. — Es ist gut, eine Sache sofort doppelt auszudrücken und ihr einen rechten und einen linken Fuss zu geben. Auf Einem Bein kann die Wahrheit zwar stehen; mit zweien aber wird sie gehen und herumkommen.

[«]

14.

Der Mensch, der Komödiant der Welt. — Es müsste geistigere Geschöpfe geben, als die Menschen sind, blos um den Humor ganz auszukosten, der darin liegt, dass der Mensch sich für den Zweck des ganzen Weltendaseins ansieht, und die Menschheit sich ernstlich nur mit Aussicht auf eine Welt-Mission zufrieden giebt. Hat ein Gott die Welt geschaffen, so schuf er den Menschen zum Affen Gottes, als fortwährenden Anlass zur Erheiterung in seinen allzulangen Ewigkeiten. Die Sphärenmusik um die Erde herum wäre dann wohl das Spottgelächter aller übrigen Geschöpfe um den Menschen herum. Mit dem Schmerz kitzelt jener gelangweilte Unsterbliche sein Lieblingsthier, um an den tragisch-stolzen Gebärden und Auslegungen seiner Leiden, überhaupt an der geistigen Erfindsamkeit des eitelsten Geschöpfes seine Freude zu haben — als Erfinder dieses Erfinders. Denn wer den Menschen zum Spaasse ersann, hatte mehr Geist, als dieser, und auch mehr Freude am Geist. — Selbst hier noch, wo sich unser Menschenthum einmal freiwillig demüthigen will, spielt uns die Eitelkeit einen Streich, indem wir Menschen wenigstens in dieser Eitelkeit etwas ganz Unvergleichliches und Wunderhaftes sein möchten. Unsere Einzigkeit in der Welt! ach, es ist eine gar zu unwahrscheinliche Sache! Die Astronomen, denen mitunter wirklich ein erdentrückter Gesichtskreis zu Theil wird, geben zu verstehen, dass der

Tropfen Leben in der Welt für den gesammten Charakter des ungeheuren Ozeans von Werden und Vergehen ohne Bedeutung ist; dass ungezählte Gestirne ähnliche Bedingungen zur Erzeugung des Lebens haben wie die Erde, sehr viele also, — freilich kaum eine Handvoll im Vergleich zu den unendlich vielen, welche den lebenden Ausschlag nie gehabt haben oder von ihm längst genesen sind; dass das Leben auf jedem dieser Gestirne, gemessen an der Zeitdauer seiner Existenz, ein Augenblick, ein Aufflackern gewesen ist, mit langen, langen Zeiträumen hinterdrein, — also keineswegs das Ziel und die letzte Absicht ihrer Existenz. Vielleicht bildet sich die Ameise im Walde ebenso stark ein, dass sie Ziel und Absicht der Existenz des Waldes ist, wie wir diess thun, wenn wir an den Untergang der Menschheit in unserer Phantasie fast unwillkürlich den Erduntergang anknüpfen: ja wir sind noch bescheiden, wenn wir dabei stehen bleiben und zur Leichenfeier des letzten Menschen nicht eine allgemeine Welt- und Götterdämmerung veranstalten. Der unbefangenste Astronom selber kann die Erde ohne Leben kaum anders empfinden, als wie den leuchtenden und schwebenden Grabhügel der Menschheit.

[«]

15.

Bescheidenheit des Menschen. — Wie wenig Lust genügt den Meisten, um das Leben gut zu finden, wie bescheiden ist der Mensch!

[«]

16.

Worin Gleichgültigkeit noth thut. — Nichts wäre verkehrter, als abwarten wollen, was die Wissenschaft über die ersten und letzten Dinge einmal endgültig feststellen wird, und bis dahin auf die herkömmliche Weise denken (und namentlich glauben!) — wie diess so oft angerathen wird. Der Trieb, auf diesem Gebiete durchaus nur Sicherheiten haben zu wollen, ist ein religiöser Nachtrieb, nichts Besseres, — eine versteckte und nur scheinbar skeptische Art des „metaphysischen Bedürfnisses,“ mit dem Hintergedanken verkuppelt, dass noch lange Zeit keine Aussicht auf diese letzten Sicherheiten vorhanden, und bis dahin der „Gläubige“ im Recht ist, sich um das ganze Gebiet nicht zu kümmern. Wir haben diese Sicherheiten um die alleräussersten Horizonte gar nicht nöthig, um ein volles und tüchtiges Menschenthum zu leben: ebenso wenig als die Ameise sie nöthig hat, um eine gute Ameise zu sein. Vielmehr müssen wir uns darüber in's Klare bringen, woher eigentlich jene fatale Wichtigkeit kommt, die wir jenen Dingen so lange beigelegt haben, und dazu brauchen wir die Historie der ethischen und religiösen Empfindungen. Denn nur unter dem Einfluss dieser Empfindungen sind uns jene allerspitzesten Fragen der Erkenntniss so erheblich und furchtbar geworden: man hat in die äussersten Bereiche, wohin noch das geistige Auge dringt, ohne in sie einzudringen, solche Begriffe wie Schuld und Strafe (und zwar ewige Strafe!) hineinverschleppt: und diess um so unvorsichtiger, je dunkler diese Bereiche waren. Man hat seit Alters mit Verwegenheit dort phantasirt, wo man Nichts feststellen konnte, und seine Nachkommen überredet, diese Phantasien für Ernst und Wahrheit zu nehmen, zuletzt mit dem abscheulichen Trumpfe: dass Glaube mehr werth sei, als Wissen. Jetzt nun thut in Hinsicht auf jene letzten Dinge nicht Wissen gegen Glauben noth, sondern Gleichgültigkeit gegen Glauben und angebliches Wissen auf jenen Gebieten! — Alles Andere muss uns näher stehen, als Das, was man uns bisher als das Wichtigste vorgepredigt hat: ich meine jene Fragen: wozu der Mensch? Welches Loos hat er nach dem Tode? Wie versöhnt er sich mit Gott? und wie diese Curiosa lauten mögen. Ebensowenig, wie diese Fragen der Religiösen, gehen uns die Fragen der philosophischen Dogmatiker an, mögen sie nun Idealisten oder Materialisten oder Realisten sein. Sie allesammt sind darauf aus, uns zu einer Entscheidung auf Gebieten zu drängen, wo weder Glauben noch Wissen noth thut; selbst für die grössten Liebhaber der Erkenntniss ist es nützlicher, wenn um alles Erforschbare und der Vernunft Zugängliche ein umnebelter trügerischer Sumpfgürtel sich legt, ein Streifen des Undurchdringlichen, Ewig-Flüssigen und Unbestimmbaren. Gerade durch die Vergleichung mit dem Reich des Dunkels am Rande der Wissens-Erde steigt die helle und nahe, nächste Welt des Wissens stets im Werthe. — Wir müssen wieder gute Nachbarn der nächsten Dinge werden und nicht so verächtlich wie bisher über sie hinweg nach Wolken und Nachtunholden hinblicken. In Wäldern und Höhlen, in sumpfigen Strichen und unter bedeckten Himmeln — da hat der Mensch als auf den Culturstufen ganzer Jahrtausende allzulange gelebt, und dürftig gelebt. Dort hat er die Gegenwart und die Nachbarschaft und das Leben und sich selbst verachten gelernt — und wir, wir Bewohner der lichteren Gefilde der Natur und des Geistes, bekommen jetzt noch, durch Erbschaft, Etwas von diesem Gift der Verachtung gegen das Nächste in unser Blut mit.

[«]

17.

Tiefe Erklärungen. — Wer die Stelle eines Autors „tiefer erklärt“, als sie gemeint war, hat den Autor nicht erklärt, sondern verdunkelt. So stehen unsre Metaphysiker zum Texte der Natur; ja noch schlimmer. Denn um ihre tiefen Erklärungen anzubringen, richten sie sich häufig den Text erst daraufhin zu: das heisst, sie verderben ihn. Um ein curioses Beispiel für Textverderbniss und Verdunkelung des Autors zu geben, so mögen hier Schopenhauer’s Gedanken über die Schwangerschaft der Weiber stehen. Das Anzeichen des steten Daseins des Willens zum Leben in der Zeit, sagt er, ist der Coitus; das Anzeichen des diesem Willen auf’s Neue zugesellten, die Möglichkeit der Erlösung offen haltenden Lichtes der Erkenntniss, und zwar im höchsten Grade der Klarheit, ist die erneuerte Menschwerdung des Willens zum Leben. Das Zeichen dieser ist die Schwangerschaft, welche daher frank und frei, ja stolz einhergeht, während der Coitus sich verkriecht wie ein Verbrecher. Er behauptet, dass jedes Weib, wenn beim Generationsact überrascht, vor Scham vergehn möchte, aber „ihre Schwangerschaft, ohne eine Spur von Scham, ja, mit einer Art Stolz, zur Schau trägt.“ Vor Allem lässt sich dieser Zustand nicht so leicht mehr zur Schau tragen, als er sich selber zur Schau trägt; indem Schopenhauer aber gerade nur die Absichtlichkeit des zur-Schau-Tragens hervorhebt, bereitet er sich den Text vor, damit dieser zu der bereit gehaltenen „Erklärung“ passe. Sodann ist Das, was er über die Allgemeinheit des zu erklärenden Phänomens sagt, nicht wahr: er spricht von „jedem Weibe“: viele, namentlich die jüngeren Frauen, zeigen aber in diesem Zustande, selbst vor den nächsten Anverwandten, oft eine peinliche Verschämtheit; und wenn Weiber reiferen und reifsten Alters, zumal solche aus dem niederen Volke, in der That sich auf jenen Zustand Etwas zu Gute thun sollten, so geben sie wohl damit zu verstehen, dass sie noch von ihren Männern begehrt werden. Dass bei ihrem Anblick der Nachbar und die Nachbarin oder ein vorübergehender Fremder sagt oder denkt: „sollte es möglich sein —“, dieses Almosen wird von der weiblichen Eitelkeit bei geistigem Tiefstande immer noch gern angenommen. Umgekehrt würden, wie aus Schopenhauer's Sätzen zu folgern wäre, gerade die klügsten und geistigsten Weiber am meisten über ihren Zustand öffentlich frohlocken: sie haben ja die meiste Aussicht, ein Wunderkind des Intellects zu gebären, in welchem „der Wille“ sich zum allgemeinen Besten wieder einmal „verneinen“ kann; die dummen Weiber hätten dagegen allen Grund, ihre Schwangerschaft noch schamhafter zu verbergen, als Alles, was sie verbergen. — Man kann nicht sagen, dass diese Dinge aus der Wirklichkeit genommen sind. Gesetzt aber, Schopenhauer hätte ganz im Allgemeinen darin Recht, dass die Weiber im Zustande der Schwangerschaft eine Selbstgefälligkeit mehr zeigen, als sie sonst zeigen, so läge doch eine Erklärung näher zur Hand, als die seinige. Man könnte sich ein Gackern der Henne auch vor dem Legen des Eies denken, des Inhaltes: Seht seht! ich werde ein Ei legen! ich werde ein Ei legen!

[«]

18.

Der moderne Diogenes. — Bevor man den Menschen sucht, muss man die Laterne gefunden haben. — Wird es die Laterne des Cynikers sein müssen? —

[«]

19.

Immoralisten. — Die Moralisten müssen es sich jetzt gefallen lassen, Immoralisten gescholten zu werden, weil sie die Moral seciren. Wer aber seciren will, muss tödten: jedoch nur, damit besser gewusst, besser geurtheilt, besser gelebt werde; nicht, damit alle Welt secire. Leider aber meinen die Menschen immer noch, dass jeder Moralist auch durch sein gesammtes Handeln ein Musterbild sein müsse, welches die Anderen nachzuahmen hätten; sie verwechseln ihn mit dem Prediger der Moral. Die älteren Moralisten secirten nicht genug und predigten allzuhäufig: daher rührt jene Verwechselung und jene unangenehme Folge für die jetzigen Moralisten.

[«]

20.

Nicht zu verwechseln. — Die Moralisten, welche die grossartige, mächtige, aufopfernde Denkweise, etwa bei den Helden Plutarch's, oder den reinen, erleuchteten, wärmeleitenden Seelenzustand der eigentlich guten Männer und Frauen, als schwere Probleme der Erkenntniss behandeln und der Herkunft derselben nachspüren, indem sie das Complicirte in der anscheinenden Einfachheit aufzeigen und das Auge auf die Verflechtung der Motive, auf die eingewobenen zarten Begriffs-Täuschungen und die von Alters her vererbten, langsam gesteigerten Einzel- und Gruppen-Empfindungen richten, — diese Moralisten sind am meisten gerade von denen verschieden, mit denen sie doch am meisten verwechselt werden: von den kleinlichen Geistern, die an jene Denkweise und Seelenzustände überhaupt nicht glauben und ihre eigne Armseligkeit hinter dem Glanze von Grösse und Reinheit versteckt wähnen. Die Moralisten sagen: „hier sind Probleme", und die Erbärmlichen sagen: „hier sind Betrüger und Betrügereien"; sie leugnen also die Existenz gerade dessen, was jene zu erklären beflissen sind.

[«]

21.

Der Mensch als der Messende. — Vielleicht hat alle Moralität der Menschheit in der ungeheuren inneren Aufregung ihren Ursprung, welche die Urmenschen ergriff, als sie das Maass und das Messen, die Wage und das Wägen entdeckten (das Wort „Mensch" bedeutet ja den Messenden, er hat sich nach seiner grössten Entdeckung benennen wollen!). Mit diesen Vorstellungen stiegen sie in Bereiche hinauf, die ganz unmessbar und unwägbar sind, aber es ursprünglich nicht zu sein schienen.

[«]

22.

Princip des Gleichgewichts. — Der Räuber und der Mächtige, welcher einer Gemeinde verspricht, sie gegen den Räuber zu schützen, sind wahrscheinlich im Grunde ganz ähnliche Wesen, nur dass der zweite seinen Vortheil anders, als der erste erreicht: nämlich durch regelmässige Abgaben, welche die Gemeinde an ihn entrichtet, und nicht mehr durch Brandschatzungen. (Es ist das nämliche Verhältniss wie zwischen Handelsmann und Seeräuber, welche lange Zeit ein und die selbe Person sind: wo ihr die eine Function nicht räthlich scheint, da übt sie die andere aus. Eigentlich ist ja selbst jetzt noch alle Kaufmanns-Moral nur die Verklügerung der Seeräuber-Moral: so wohlfeil wie möglich kaufen — womöglich für Nichts, als die Unternehmungskosten —, so theuer wie möglich verkaufen.) Das Wesentliche ist: jener Mächtige verspricht, gegen den Räuber Gleichgewicht zu halten; darin sehen die Schwachen eine Möglichkeit, zu leben. Denn entweder müssen sie sich selber zu einer gleichwiegenden Macht zusammenthun oder sich einem Gleichwiegenden unterwerfen (ihm für seine Leistungen Dienste leisten). Dem letzteren Verfahren wird gern der Vorzug gegeben, weil es im Grunde zwei gefährliche Wesen in Schach hält: das erste durch das zweite und das zweite durch den Gesichtspunct des Vortheils; letzteres hat nämlich seinen Gewinn davon, die Unterworfenen gnädig oder leidlich zu behandeln, damit sie nicht nur sich, sondern auch ihren Beherrscher ernähren können. Thatsächlich kann es dabei immer noch hart und grausam genug zugehen, aber verglichen mit der früher immer möglichen völligen Vernichtung athmen die Menschen schon in diesem Zustande auf. — Die Gemeinde ist im Anfang die Organisation der Schwachen zum Gleichgewicht mit gefahrdrohenden Mächten. Eine Organisation zum Uebergewicht wäre räthlicher, wenn man dabei so stark würde, um die Gegenmacht auf einmal zu vernichten: und handelt es sich um einen einzelnen mächtigen Schadenthuer, so wird diess gewiss versucht. Ist aber der Eine ein Stammhaupt oder hat er grossen Anhang, so ist die schnelle, entscheidende Vernichtung unwahrscheinlich und die dauernde lange Fehde zu gewärtigen: diese aber bringt der Gemeinde den am wenigsten wünschbaren Zustand mit sich, weil sie durch ihn die Zeit verliert, für ihren Lebensunterhalt mit der nöthigen Regelmässigkeit zu sorgen, und den Ertrag aller Arbeit jeden Augenblick bedroht sieht. Desshalb zieht die Gemeinde vor, ihre Macht zu Vertheidigung und Angriff genau auf die Höhe zu bringen, auf der die Macht des gefährlichen Nachbars ist, und ihm zu verstehen geben, dass in ihrer Wagschale jetzt gleichviel Erz liege: warum wolle man nicht gut Freund mit einander sein? — Gleichgewicht ist also ein sehr wichtiger Begriff für die älteste Rechts- und Morallehre; Gleichgewicht ist die Basis der Gerechtigkeit. Wenn diese in roheren Zeiten sagt „Auge um Auge, Zahn um Zahn“, so setzt sie das erreichte

Gleichgewicht voraus und will es vermöge dieser Vergeltung erhalten: sodass, wenn jetzt der Eine sich gegen den Andern vergeht, der Andere keine Rache der blinden Erbitterung mehr nimmt. Sondern vermöge des jus talionis wird das Gleichgewicht der gestörten Machtverhältnisse wiederhergestellt: denn ein Auge, ein Arm mehr ist in solchen Urzuständen ein Stück Macht, ein Gewicht mehr. — Innerhalb einer Gemeinde, in der Alle sich als gleichgewichtig betrachten, ist gegen Vergehungen, das heisst gegen Durchbrechungen des Princips des Gleichgewichtes, Schande und Strafe da: Schande, ein Gewicht, eingesetzt gegen den übergreifenden Einzelnen, der durch den Uebergriff sich Vortheile verschafft hat, durch die Schande nun wieder Nachtheile erfährt, die den früheren Vortheil aufheben und überwiegen. Ebenso steht es mit der Strafe: sie stellt gegen das Uebergewicht, das sich jeder Verbrecher zuspricht, ein viel grösseres Gegengewicht auf, gegen Gewaltthat den Kerkerzwang, gegen den Diebstahl den Wiederersatz und die Strafsumme. So wird der Frevler erinnert, dass er mit seiner Handlung aus der Gemeinde und deren Moral-Vortheilen ausschied: sie behandelt ihn wie einen Ungleichen, Schwachen, ausser ihr Stehenden; desshalb ist Strafe nicht nur Wiedervergeltung, sondern hat ein Mehr, ein Etwas von der Härte des Naturzustandes; an diesen will sie eben erinnern.

[«]

23.

Ob die Anhänger der Lehre vom freien Willen strafen dürfen? — Die Menschen, welche von Berufswegen richten und strafen, suchen in jedem Falle festzustellen, ob ein Uebelthäter überhaupt für seine That verantwortlich ist, ob er seine Vernunft anwenden konnte, ob er aus Gründen handelte und nicht unbewusst oder im Zwange. Straft man ihn, so straft man, dass er die schlechteren Gründe den besseren vorzog: welche er also gekannt haben muss. Wo diese Kentniss fehlt, ist der Mensch nach der herrschenden Ansicht unfrei und nicht verantwortlich: es sei denn, dass seine Unkenntniss, zum Beispiel seine ignorantia legis, die Folge einer absichtlichen Vernachlässigung des Erlernens ist; dann hat er also schon damals, als er nicht lernen wollte was er sollte, die schlechteren Gründe den besseren vorgezogen, und muss jetzt die Folge seiner schlechten Wahl büssen. Wenn er dagegen die besseren Gründe nicht gesehen hat, etwa aus Stumpf- und Blödsinn, so pflegt man nicht zu strafen: es hat ihm, wie man sagt, die Wahl gefehlt, er handelte als Thier. Die absichtliche Verleugnung der besseren Vernunft ist jetzt die Voraussetzung, die man beim strafwürdigen Verbrecher macht. Wie kann aber Jemand absichtlich unvernünftiger sein, als er sein muss? Woher die Entscheidung, wenn die Wagschalen mit guten und schlechten Motiven belastet sind? Also nicht vom Irrthum, von der Blindheit her, nicht von einem äusseren, auch von keinem inneren Zwange her (man erwäge übrigens, dass jeder sogenannte „äussere Zwang“ Nichts weiter ist, als der innere Zwang der Furcht und des Schmerzes). Woher? fragt man immer wieder. Die Vernunft soll also nicht die Ursache sein, weil sie sich nicht gegen die besseren Gründe entscheiden könnte? Hier nun ruft man den „freien Willen“ zu Hülfe: es soll das vollendete Belieben entscheiden, ein Moment eintreten, wo kein Motiv wirkt,wo die That als Wunder geschieht, aus dem Nichts heraus. Man straft diese angebliche Beliebigkeit, in einem Falle, wo kein Belieben herrschen sollte: die Vernunft, welche das Gesetz, das Verbot und Gebot kennt, hätte gar keine Wahl lassen dürfen, meint man, und als Zwang und höhere Macht wirken sollen. Der Verbrecher wird also bestraft, weil er vom „freien Willen“ Gebrauch macht, das heisst weil er ohne Grund gehandelt hat, wo er nach Gründen hätte handeln sollen. Aber warum that er diess? Diess eben darf nicht einmal mehr gefragt werden: es war eine That ohne „darum“, ohne Motiv, ohne Herkunft, etwas Zweckloses und Vernunftloses. — Eine solche That dürfte man aber, nach der ersten oben vorangeschickten Bedingung aller Strafbarkeit, auch nicht strafen! Auch jene Art der Strafbarkeit darf nicht geltend gemacht werden, als wenn hier Etwas nicht gethan, Etwas unterlassen, von der Vernunft nicht Gebrauch gemacht sei; denn unter allen Umständen geschah die Unterlassung ohne Absicht! und nur die absichtliche Unterlassung des Gebotenen gilt als strafbar. Der Verbrecher hat zwar die schlechteren Gründe den besseren vorgezogen, aber ohne Grund und Absicht: er hat zwar seine Vernunft nicht angewendet, aber nicht, um sie nicht anzuwenden. Jene Voraussetzung, die man beim strafwürdigen Verbrecher macht, dass er seine Vernunft absichtlich verleugnet habe, — gerade sie ist bei der Annahme des „freien Willens“ aufgehoben. Ihr dürft nicht strafen, ihr Anhänger der Lehre vom „freien Willen“, nach euern eigenen Grundsätzen nicht! — Diese sind aber im Grunde Nichts, als eine sehr wunderliche Begriffs-Mythologie; und das Huhn, welches sie ausgebrütet hat, hat abseits von aller Wirklichkeit auf seinen Eiern gesessen.

[«]

24.

Zur Beurtheilung des Verbrechers und seines Richters. — Der Verbrecher, der den ganzen Fluss der Umstände kennt, findet seine That nicht so ausser der Ordnung und Begreiflichkeit, wie seine Richter und Tadler; seine Strafe aber wird ihm gerade nach dem Grade von Erstaunen zugemessen, welches jene beim Anblick der That als einer Unbegreiflichkeit befällt. — Wenn die Kenntniss, welche der Vertheidiger eines Verbrechers von dem Fall und seiner Vorgeschichte hat, weit genug reicht, so müssen die sogenannten Milderungsgründe, welche er der Reihe nach vorbringt, endlich die ganze Schuld hinwegmildern. Oder, noch deutlicher: der Vertheidiger wird schrittweise jenes verurtheilende und Strafe zumessende Erstaunen mildern und zuletzt ganz aufheben, indem er jeden ehrlichen Zuhörer zu dem inneren Geständniss nöthigt: „er musste so handeln, wie er gehandelt hat; wir würden, wenn wir straften, die ewige Nothwendigkeit bestrafen.“ — Den Grad der Strafe abmessen nach dem Grad der Kenntniss, welchen man von der Historie eines Verbrechens hat oder überhaupt gewinnen kann, — streitet diess nicht wider alle Billigkeit? —

[«]

25.

Der Tausch und die Billigkeit. — Bei einem Tausche würde es nur dann ehrlich und rechtlich zugehen, wenn Jeder der beiden Tauschenden so viel verlangte, als ihm seine Sache werth scheint, die Mühe des Erlangens, die Seltenheit, die aufgewendete Zeit u.s.w. in Anschlag gebracht, nebst dem Affectionswerthe. Sobald er den Preis in Hinsicht auf das Bedürfniss des Andern macht, ist er ein feinerer Räuber und Erpresser. — Ist Geld das eine Tauschobject, so ist zu erwägen, dass ein Frankenthaler in der Hand eines reichen Erben, eines Tagelöhners, eines Kaufmannes, eines Studenten ganz verschiedene Dinge sind: Jeder wird, je nachdem er fast Nichts oder Viel that, ihn zu erwerben, Wenig oder Viel dafür empfangen dürfen, — so wäre es billig: in

Wahrheit steht es bekanntlich umgekehrt. In der grossen Geldwelt ist der Thaler des faulsten Reichen gewinnbringender, als der des Armen und Arbeitsamen.

[«]

26.

Rechtszustände als Mittel. — Recht, auf Verträgen zwischen Gleichen beruhend, besteht, solange die Macht Derer, die sich vertragen haben, eben gleich oder ähnlich ist; die Klugheit hat das Recht geschaffen, um der Fehde und der nutzlosen Vergeudung zwischen ähnlichen Gewalten ein Ende zu machen. Dieser aber ist ebenso endgültig ein Ende gemacht, wenn der eine Theil entschieden schwächer, als der andere, geworden ist: dann tritt Unterwerfung ein und das Recht hört auf, aber der Erfolg ist der selbe wie der, welcher bisher durch das Recht erreicht wurde. Denn jetzt ist es die Klugheit des Ueberwiegenden, welche die Kraft des Unterworfenen zu schonen und nicht nutzlos zu vergeuden anräth: und oft ist die Lage des Unterworfenen günstiger, als die des Gleichgestellten war. — Rechtszustände sind also zeitweilige Mittel, welche die Klugheit anräth, keine Ziele. —

[«]

27.

Erklärung der Schadenfreude. — Die Schadenfreude entsteht daher, dass ein Jeder in mancher ihm wohl bewussten Hinsicht sich schlecht befindet, Sorge oder Reue oder Schmerz hat: der Schaden, der den Andern betrifft, stellt diesen ihm gleich, er versöhnt seinen Neid. — Befindet er gerade sich selber gut, so sammelt er doch das Unglück des Nächsten als ein Capital in seinem Bewusstsein auf, um es bei einbrechendem eigenen Unglück gegen dasselbe einzusetzen; auch so hat er „Schadenfreude.“ Die auf Gleichheit gerichtete Gesinnung wirft also ihren Maassstab aus auf das Gebiet des Glücks und des Zufalls: Schadenfreude ist der gemeinste Ausdruck über den Sieg und die Wiederherstellung der Gleichheit, auch innerhalb der höheren Weltordnung. Erst seitdem der Mensch gelernt hat, in anderen Menschen seines Gleichen zu sehen, also erst seit Begründung der Gesellschaft, giebt es Schadenfreude.

[«]

28.

Das Willkürliche im Zumessen der Strafen. — Die meisten Verbrecher kommen zu ihren Strafen wie die Weiber zu ihren Kindern. Sie haben zehn- und hundertmal das Selbe gethan, ohne übele Folgen zu spüren: plötzlich kommt eine Entdeckung und hinter ihr die Strafe. Die Gewohnheit sollte doch die Schuld der That, derentwegen der Verbrecher gestraft wird, entschuldbarer erscheinen lassen; es ist ja ein Hang entstanden, dem schwerer zu widerstehen ist. Anstatt dessen, wird er, wenn der Verdacht des gewohnheitsmässigen Verbrechens vorliegt, härter gestraft; die Gewohnheit wird als Grund gegen alle Milderung geltend gemacht. Eine vorherige musterhafte Lebensweise, gegen welche das Verbrechen um so fürchterlicher absticht, sollte die Schuldbarkeit verschärft erscheinen lassen! Aber sie pflegt die Strafe zu mildern. So wird Alles nicht nach dem Verbrecher bemessen, sondern nach der Gesellschaft und deren Schaden und Gefahr: frühere Nützlichkeit eines Menschen wird gegen seine einmalige Schädlichkeit eingerechnet, frühere Schädlichkeit zur gegenwärtig entdeckten addirt, und demnach die Strafe am höchsten zugemessen. Wenn man aber dergestalt die Vergangenheit eines Menschen mit straft oder mit belohnt (diess im ersten Fall, wo das Weniger-Strafen ein Belohnen ist), so sollte man noch weiter zurückgehen und die Ursache einer solchen oder solchen Vergangenheit strafen und belohnen, ich meine Eltern, Erzieher, die Gesellschaft u.s.w.; in vielen Fällen wird man dann die Richter irgendwie bei der Schuld betheiligt finden. Es ist willkürlich, beim Verbrecher stehen zu bleiben, wenn man die Vergangenheit straft: man sollte, wenn man die absolute Entschuldbarkeit jeder Schuld nicht zugeben will, bei jedem einzelnen Fall stehn bleiben und nicht weiter zurückblicken: also die Schuld isoliren und sie gar nicht mit der Vergangenheit in Verknüpfung bringen, — sonst wird man zum Sünder gegen die Logik. Zieht vielmehr, ihr Willens-Freien, den nothwendigen Schluss aus eurer Lehre von der „Freiheit des Willens“ und decretirt kühnlich: „keine That hat eine Vergangenheit.“

[«]

29.

Der Neid und sein edlerer Bruder. — Wo die Gleichheit wirklich durchgedrungen und dauernd begründet ist, entsteht jener, im Ganzen als unmoralisch geltende Hang, der im Naturzustande kaum begreiflich wäre: der Neid. Der Neidische fühlt jedes Hervorragen des Anderen über das gemeinsame Maass und will ihn bis dahin herabdrücken — oder sich bis dorthin erheben: woraus sich zwei verschiedene Handlungsweisen ergeben, welche Hesiod als die böse und die gute Eris bezeichnet hat. Ebenso entsteht im Zustande der Gleichheit die Indignation darüber, dass es einem Anderen unter seiner Würde und Gleichheit schlecht ergeht, einem Zweiten über seiner Gleichheit gut: es sind diess Affecte edlerer Naturen. Sie vermissen in den Dingen, welche von der Willkür des Menschen unabhängig sind, Gerechtigkeit und Billigkeit, das heisst: sie verlangen, dass jene Gleichheit, die der Mensch anerkennt, nun auch von der Natur und dem Zufall anerkannt werde; sie zürnen darüber, dass es den Gleichen nicht gleich ergeht.

[«]

30.

Neid der Götter. — Der „Neid der Götter“ entsteht, wenn der niedriger Geachtete sich irgendworin dem Höheren gleichsetzt (wie Ajax) oder durch Gunst des Schicksals ihm gleichgesetzt wird (wie Niobe als überreich gesegnete Mutter). Innerhalb der gesellschaftlichen Rangordnung stellt dieser Neid die Forderung auf, dass ein Jeder kein Verdienst über seinem Stande habe, auch dass sein Glück diesem gemäss sei und namentlich dass sein Selbstbewusstsein jenen Schranken nicht entwachse. Oft erfährt der siegreiche General den „Neid der Götter“, ebenso der Schüler, der ein meisterliches Werk schuf.

[«]

31.

Eitelkeit als Nachtrieb des ungesellschaftlichen Zustandes. — Da die Menschen ihrer Sicherheit wegen sich selber als einander gleich gesetzt haben, zur Gründung der Gemeinde, diese Auffassung aber im Grunde wider die Natur des Einzelnen geht und etwas Erzwungenes ist, so machen sich, je mehr die allgemeine Sicherheit gewährleistet ist, neue Schösslinge des alten Triebes nach Uebergewicht geltend: in der Abgränzung der Stände, in dem Anspruch auf Berufs-Würden und -Vorrechte, überhaupt in der Eitelkeit (Manieren, Tracht, Sprache u.s.w.). Sobald einmal die Gefahr des Gemeinwesens wieder fühlbar wird, drücken die Zahlreicheren, welche ihr Uebergewicht nicht im Zustande der allgemeinen Ruhe durchsetzen konnten, wieder den Zustand der Gleichheit hervor: die absurden Sonderrechte und Eitelkeiten verschwinden auf einige Zeit. Stürzt aber das Gemeinwesen ganz zusammen, geräth Alles in Anarchie, so bricht sofort der Naturzustand, die unbekümmerte, rücksichtslose Ungleichheit hervor, wie diess auf Korkyra geschah, nach dem Berichte des Thukydides. Es giebt weder ein Naturrecht, noch ein Naturunrecht.

[«]

32.

Billigkeit. — Eine Fortbildung der Gerechtigkeit ist die Billigkeit, entstehend unter Solchen, welche nicht gegen die Gemeinde-Gleichheit verstossen: es wird auf Fälle, wo das Gesetz Nichts vorschreibt, jene feinere Rücksicht des Gleichgewichts übertragen, welche vor- und rückwärts blickt, und deren Maxime ist „wie du mir, so ich dir“. Aequum heisst eben „es ist gemäss unserer Gleichheit; diese mildert auch unsere kleinen Verschiedenheiten zu einem Anschein von Gleichheit herab und will, dass wir Manches uns nachsehen, was wir nicht müssten.“

[«]

33.

Elemente der Rache. — Das Wort „Rache“ ist so schnell gesprochen: fast scheint es, als ob es gar nicht mehr enthalten könne, als Eine Begriffs- und Empfindungswurzel. Und so bemüht man sich immer noch, dieselbe zu finden: wie unsere Nationalökonomen noch nicht müde geworden sind, im Worte „Werth“ eine solche Einheit zu wittern und nach dem ursprünglichen Wurzel-Begriff des Werthes zu suchen. Als ob nicht alle Worte Taschen wären, in welche bald Diess, bald Jenes, bald Mehreres auf einmal gesteckt worden ist! So ist auch „Rache“ bald Diess, bald

Jenes, bald etwas sehr Zusammengesetztes. Man unterscheide einmal jenen abwehrenden Zurückschlag, den man fast unwillkürlich auch gegen leblose Gegenstände, die uns beschädigt haben (wie gegen bewegte Maschinen), ausführt: der Sinn unserer Gegenbewegung ist, dem Beschädigen Einhalt zu thun, dadurch dass wir die Maschine zum Stillstand bringen. Die Stärke des Gegenschlags muss mitunter, um diess zu erreichen, so stark sein, dass er die Maschine zertrümmert; wenn dieselbe aber zu stark ist, um vom Einzelnen sofort zerstört werden zu können, wird dieser doch immer noch den heftigsten Schlag ausführen, dessen er fähig ist, — gleichsam als einen letzten Versuch. So benimmt man sich auch gegen schädigende Personen bei der unmittelbaren Empfindung des Schadens selber; will man diesen Act einen Rache-Act nennen, so mag es sein; nur erwäge man, dass hier allein die Selbst-Erhaltung ihr Vernunft-Räderwerk in Bewegung gesetzt hat, und dass man im Grunde nicht an den Schädiger, sondern nur an sich dabei denkt: wir handeln so, ohne wieder schaden zu wollen, sondern nur, um noch mit Leib und Leben davonzukommen. — Man braucht Zeit, wenn man von sich mit seinen Gedanken zum Gegner übergeht und sich fragt, auf welche Weise er am empfindlichsten zu treffen ist. Diess geschieht bei der zweiten Art von Rache: ein Nachdenken über die Verwundbarkeit und Leidensfähigkeit des Andern ist ihre Voraussetzung; man will wehe thun. Dagegen sich selber gegen weiteren Schaden sichern, liegt hier so wenig im Gesichtskreis des Rachenehmenden, dass er fast regelmässig den weiteren eignen Schaden zu Wege bringt und ihm sehr oft kaltblütig vorher entgegensieht. War es bei der ersten Art von Rache die Angst vor dem zweiten Schlage, welche den Gegenschlag so stark wie möglich machte: so ist hier fast völlige Gleichgültigkeit gegen Das, was der Gegner thun wird; die Stärke des Gegenschlags wird nur durch Das, was er uns gethan hat, bestimmt. — Was hat er denn gethan? Und was nützt es uns, wenn er nun leidet, nachdem wir durch ihn gelitten haben? Es handelt sich um eine Wiederherstellung: während der Rache-Act erster Art nur der Selbst-Erhaltung dient. Vielleicht verloren wir durch den Gegner Besitz, Rang, Freunde, Kinder, — diese Verluste werden durch die Rache nicht zurückgekauft, die Wiederherstellung bezieht sich allein auf einen Nebenverlust bei allen den erwähnten Verlusten. Die Rache der Wiederherstellung bewahrt nicht vor weiterem Schaden, sie macht den erlittenen Schaden nicht wieder gut, — ausser in Einem Falle. Wenn unsere Ehre durch den Gegner gelitten hat, so vermag die Rache sie wiederherzustellen. Sie hat aber in jedem Falle einen Schaden erlitten, wenn man uns absichtlich ein Leid zufügte: denn der Gegner bewies damit, dass er uns nicht fürchtete. Durch die

Rache beweisen wir, dass wir auch ihn nicht fürchten: darin liegt die Ausgleichung, die Wiederherstellung. (Die Absicht, den völligen Mangel an Furcht zu zeigen, geht bei einigen Personen so weit, dass ihnen die Gefährlichkeit der Rache für sie selbst (Einbusse der Gesundheit oder des Lebens, oder sonstige Verluste) als eine unerlässliche Bedingung jeder Rache gilt. Desshalb gehen sie den Weg des Duells, obschon die Gerichte ihnen den Arm bieten, um auch so Genugthuung für die Beleidigung zu erhalten: sie nehmen aber die gefahrlose Wiederherstellung ihrer Ehre nicht als genügend an, weil sie ihren Mangel an Furcht nicht beweisen kann.) — Bei der ersterwähnten Art der Rache ist es gerade die Furcht, die den Gegenschlag ausführt: hier dagegen ist es die Abwesenheit der Furcht, welche, wie gesagt, durch den Gegenschlag sich beweisen will. — Nichts scheint also verschiedener, als die innere Motivirung der beiden Handlungsweisen, die mit Einem Wort „Rache" benannt werden: und trotzdem kommt es sehr häufig vor, dass der Rache-Uebende in Unklarheit ist, was ihn eigentlich zur That bestimmt hat; vielleicht, dass er aus Furcht und um sich zu erhalten den Gegenschlag führte, hinterher aber, als er Zeit hatte, über den Gesichtspunct der verletzten Ehre nachzudenken, selber sich einredet, seiner Ehre halber sich gerächt zu haben: — dieses Motiv ist ja jedenfalls vornehmer, als das andere. Dabei ist noch wesentlich, ob er seine Ehre in den Augen der Anderen (der Welt) beschädigt sieht oder nur in den Augen des Beleidigers: im letztern Falle wird er die geheime Rache vorziehen, im erstern aber die öffentliche. Je nachdem er sich stark oder schwach in die Seele des Thäters und der Zuschauer hineindenkt, wird seine Rache erbitterter oder zahmer sein; fehlt ihm diese Art Phantasie ganz, so wird er gar nicht an Rache denken; denn das Gefühl der „Ehre" ist dann bei ihm nicht vorhanden, also auch nicht zu verletzen. Ebenso wird er nicht an Rache denken, wenn er den Thäter und die Zuschauer der That verachtet: weil sie ihm keine Ehre geben können, als Verachtete, und demnach auch keine Ehre nehmen können. Endlich wird er auf Rache in dem nicht ungewöhnlichen Falle verzichten, dass er den Thäter liebt: freilich büsst er so in dessen Augen an Ehre ein und wird vielleicht der Gegenliebe dadurch weniger würdig. Aber auch auf alle Gegenliebe Verzicht leisten, ist ein Opfer, welches die Liebe zu bringen bereit ist, wenn sie dem geliebten Wesen nur nicht wehe thun muss: dies hiesse sich selber mehr wehe thun, als jenes Opfer wehe thut. — Also: Jedermann wird sich rächen, er sei denn ehrlos oder voll Verachtung oder voll Liebe gegen den Schädiger und Beleidiger. Auch wenn er sich an die Gerichte wendet, so will er die Rache als private Person: nebenbei aber noch, als weiterdenkender vorsorglicher Mensch der Gesellschaft, die Rache der Gesellschaft an Einem, der sie nicht ehrt. So wird durch die gerichtliche Strafe sowohl die Privatehre als auch die Gesellschaftsehre wiederhergestellt: das heisst — Strafe ist Rache. — Es giebt in ihr unzweifelhaft auch noch jenes andere, zuerst beschriebene Element der Rache, insofern durch sie die Gesellschaft ihrer Selbst-Erhaltung dient und der Nothwehr halber einen Gegenschlag führt. Die Strafe will das weitere Schädigen verhüten, sie will abschrecken. Auf diese Weise sind wirklich in der Strafe beide so verschiedene Elemente der Rache verknüpft, und diess mag vielleicht am meisten dahin wirken, jene erwähnte Begriffsverwirrung zu unterhalten, vermöge deren der Einzelne, der sich rächt, gewöhnlich nicht weiss, was er eigentlich will.

[«]

34.

Die Tugenden der Einbusse. — Als Mitglieder von Gesellschaften glauben wir gewisse Tugenden nicht ausüben zu dürfen, die uns als Privaten die grösste Ehre und einiges Vergnügen machen, zum Beispiel Gnade und Nachsicht gegen Verfehlende aller Art, — überhaupt jede Handlungsweise, bei welcher der Vortheil der Gesellschaft durch unsere Tugend leiden würde. Kein Richter-Collegium darf sich vor seinem Gewissen erlauben, gnädig zu sein: dem König, als einem Einzelnen, hat man diess Vorrecht aufbehalten; man freut sich, wenn er Gebrauch davon macht, zum Beweise, dass man gern gnädig sein möchte, aber durchaus nicht als Gesellschaft. Diese erkennt somit nur die ihr vortheilhaften oder mindestens unschädlichen Tugenden an (die ohne Einbusse oder gar mit Zinsen geübt werden, zum Beispiel Gerechtigkeit). Jene Tugenden der Einbusse können demnach in der Gesellschaft nicht entstanden sein, da noch jetzt, innerhalb jeder kleinsten sich bildenden Gesellschaft der Widerspruch gegen sie sich erhebt. Es sind also Tugenden unter Nicht-Gleichgestellten, erfunden von dem Ueberlegenen, Einzelnen, es sind Herrscher-Tugenden, mit dem Hintergedanken, „ich bin mächtig genug, um mir eine ersichtliche Einbusse gefallen zu lassen, diess ist ein Beweis meiner Macht“ — also mit Stolz verwandte Tugenden.

[«]

35.

Casuistik des Vortheils. — Es gäbe keine Casuistik der Moral, wenn es keine Casuistik des Vortheils gäbe. Der freieste und feinste Verstand reicht oft nicht aus, zwischen zwei Dingen so zu wählen, dass der grössere Vortheil nothwendig bei seiner Wahl ist. In solchen Fällen wählt man, weil man wählen muss, und hat hinterdrein eine Art Seekrankheit der Empfindung.

[«]

36.

Zum Heuchler werden. — Jeder Bettler wird zum Heuchler; wie Jeder, der aus einem Mangel, aus einem Nothstand (sei diess ein persönlicher oder ein öffentlicher) seinen Beruf macht. — Der Bettler empfindet den Mangel lange nicht so, wie er ihn empfinden machen muss, wenn er vom Betteln leben will.

[«]

37.

Eine Art Cultus der Leidenschaften. — Ihr Düsterlinge und philosophischen Blindschleichen redet, um den Charakter des ganzen Weltwesens anzuklagen, von dem furchtbaren Charakter der menschlichen Leidenschaften. Als ob überall, wo es Leidenschaft gegeben hat, es auch Furchtbarkeit gegeben hätte! Als ob es immerfort in der Welt diese Art von Furchtbarkeit geben müsste! — Durch eine Vernachlässigung im Kleinen, durch Mangel an Selbstbeobachtung und Beobachtung Derer, welche erzogen werden sollen, habt ihr selber erst die Leidenschaften zu solchen Unthieren anwachsen lassen, dass euch jetzt schon beim Worte „Leidenschaft“ Furcht befällt! Es stand bei euch und steht bei uns, den Leidenschaften ihren furchtbaren Charakter zu nehmen und dermaassen vorzubeugen, dass sie nicht zu verheerenden Wildwassern werden. — Man soll seine Versehen nicht zu ewigen Fatalitäten aufblasen; vielmehr wollen wir redlich mit an der Aufgabe arbeiten, die Leidenschaften der Menschheit allesammt in Freudenschaften umzuwandeln.

[«]

38.

Gewissensbiss. — Der Gewissensbiss ist, wie der Biss des Hundes gegen einen Stein, eine Dummheit.

[«]

39.

Ursprung der Rechte. — Die Rechte gehen zunächst auf Herkommen zurück, das Herkommen auf ein einmaliges Abkommen. Man war irgendwann einmal beiderseitig mit den Folgen des getroffenen Abkommens zufrieden und wiederum zu träge, um es förmlich zu erneuern; so lebte man fort, wie wenn es immer erneuert worden wäre, und allmählich, als die Vergessenheit ihre Nebel über den Ursprung breitete, glaubte man einen heiligen, unverrückbaren Zustand zu haben, auf dem jedes Geschlecht weiterbauen müsse. Das Herkommen war jetzt Zwang, auch wenn es den Nutzen nicht mehr brachte, dessentwegen man ursprünglich das Abkommen gemacht hatte. — Die Schwachen haben hier ihre feste Burg zu allen Zeiten gefunden: sie neigen dahin, das einmalige Abkommen, die Gnadenerweisung, zu verewigen.

[«]

40.

Die Bedeutung des Vergessens in der moralischen Empfindung. — Die selben Handlungen, welche innerhalb der ursprünglichen Gesellschaft zuerst die Absicht auf gemeinsamen Nutzen eingab, sind später von anderen Generationen auf andere Motive hin gethan worden: aus Furcht oder Ehrfurcht vor Denen, die sie forderten und anempfahlen, oder aus Gewohnheit, weil man sie von Kindheit an um sich hatte thun sehen, oder aus Wohlwollen, weil ihre Ausübung überall Freude und zustimmende Gesichter schuf, oder aus Eitelkeit, weil sie gelobt wurden. Solche Handlungen, an denen das Grundmotiv, das der

Nützlichkeit, vergessen worden ist, heissen dann moralische: nicht etwa, weil sie aus jenen anderen Motiven, sondern weil sie nicht aus bewusster Nützlichkeit gethan werden. — Woher dieser Hass gegen den Nutzen, der hier sichtbar wird, wo sich alles lobenswerthe Handeln gegen das Handeln um des Nutzens willen förmlich abschliesst? — Offenbar hat die Gesellschaft, der Heerd aller Moral und aller Lobsprüche des moralischen Handelns, allzu lange und allzu hart mit dem Eigen-Nutzen und Eigen-Sinne des Einzelnen zu kämpfen gehabt, um nicht zuletzt jedes andere Motiv sittlich höher zu taxiren, als den Nutzen. So entsteht der Anschein, als ob die Moral nicht aus dem Nutzen herausgewachsen sei: während sie ursprünglich der Gesellschafts-Nutzen ist, der grosse Mühe hatte, sich gegen alle die Privat-Nützlichkeiten durchzusetzen und in höheres Ansehen zu bringen.

[«]

41.

Die Erbreichen der Moralität. — Es giebt auch im Moralischen einen Erbreichthum: ihn besitzen die Sanften, Gutmüthigen, Mitleidigen, Mildthätigen, welche Alle die gute Handlungsweise, aber nicht die Vernunft (die Quelle derselben) von ihren Vorfahren her mitbekommen haben. Das Angenehme an diesem Reichthum ist, dass man von ihm fortwährend darreichen und mittheilen muss, wenn er überhaupt empfunden werden soll, und dass er so unwillkürlich daran arbeitet, die Abstände zwischen moralisch-reich und -arm geringer zu machen: und zwar, was das Merkwürdigste und Beste ist, nicht zu Gunsten eines dereinstigen Mittelmaasses zwischen arm und reich, sondern zu Gunsten eines allgemeinen Reich- und Ueberreich-werdens. — So wie hier geschehen ist, lässt sich etwa die herrschende Ansicht über den moralischen Erbreichthum zusammenfassen: aber es scheint mir, dass dieselbe mehr in majorem gloriam der Moralität, als zu Ehren der Wahrheit aufrecht erhalten wird. Die Erfahrung mindestens stellt einen Satz auf, welcher, wenn nicht als Widerlegung, jedenfalls als bedeutende Einschränkung jener Allgemeinheit zu gelten hat. Ohne den erlesensten Verstand, so sagt die Erfahrung, ohne die Fähigkeit der feinsten Wahl und einen starken Hang zum Maasshalten, werden die Moralisch-Erbreichen zu Verschwendern der Moralität: indem sie haltlos sich ihren mitleidigen, mildthätigen, versöhnenden, beschwichtigenden Trieben überlassen, machen sie alle Welt um sich nachlässiger, begehrlicher und sentimentaler. Die Kinder solcher höchst moralischen Verschwender sind daher leicht — und wie leider zu sagen ist, bestenfalls — angenehme schwächliche Taugenichtse.

[«]

42.

Der Richter und die Milderungsgründe. — „Man soll auch gegen den Teufel honett sein und seine Schulden bezahlen“, sagte ein alter Soldat, als man ihm die Geschichte Faustens etwas genauer erzählt hatte, „Faust gehört in die Hölle!“ — „Oh, ihr schrecklichen Männer!“ rief seine Gattin aus, „wie ist das nur möglich! Er hat ja Nichts gethan, als keine Tinte im Tinfenfass gehabt! Mit Blut schreiben ist freilich eine Sünde, aber desshalb soll ein so schöner Mann doch nicht brennen?“

[«]

43.

Problem der Pflicht zur Wahrheit. — Pflicht ist ein zwingendes, zur That drängendes Gefühl, das wir gut nennen und für undiscutirbar halten (— über Ursprung, Gränze und Berechtigung desselben wollen wir nicht reden und nicht geredet haben). Der Denker hält aber Alles für geworden und alles Gewordene für discutirbar, ist also der Mann ohne Pflicht, — solange er eben nur Denker ist. Als solcher würde er also auch die Pflicht, die Wahrheit zu sehen und zu sagen, nicht anerkennen und diess Gefühl nicht fühlen; er fragt: woher kommt sie? wohin will sie?, aber diess Fragen selber wird von ihm als fragwürdig angesehen. Hätte diess aber nicht zur Folge, dass die Maschine des Denkers nicht mehr recht arbeitet, wenn er sich beim Acte des Erkennens wirklich unverpflichtet fühlen könnte? Insofern scheint hier zur Heizung das selbe Element nöthig zu sein, das vermittelst der Maschine untersucht werden soll. — Die Formel würde vielleicht sein: angenommen, es gäbe eine Pflicht, die Wahrheit zu erkennen, wie lautet die Wahrheit dann in Bezug auf jede andere Art von Pflicht? — Aber ist ein hypothetisches Pflichtgefühl nicht ein Widersinn? —

[«]

44.

Stufen der Moral. — Moral ist zunächst ein Mittel, die Gemeinde überhaupt zu erhalten und den Untergang von ihr abzuwehren; sodann ist sie ein Mittel, die Gemeinde auf einer gewissen Höhe und in einer gewissen Güte zu erhalten. Ihre Motive sind *Furcht und Hoffnung*: und zwar um so derbere, mächtigere, gröbere, als der Hang zum Verkehrten, Einseitigen, Persönlichen noch sehr stark ist. Die entsetzlichsten Angstmittel müssen hier Dienste thun, so lange noch keine milderen wirken wollen und jene doppelte Art der Erhaltung sich nicht anders erreichen lässt (zu ihren allerstärksten gehört die Erfindung eines Jenseits mit einer ewigen Hölle). Da muss es Foltern der Seele geben und Henkersknechte dafür. Weitere Stufen der Moral, und also Mittel zum bezeichneten Zwecke sind die Befehle eines Gottes (wie das mosaische Gesetz); noch weitere und höhere die Befehle eines absoluten Pflichtbegriffs mit dem „du sollst“, — Alles noch ziemlich grob zugehauene, aber *breite* Stufen, weil die Menschen auf die feineren, schmäleren, ihren Fuss noch nicht zu setzen wissen. Dann kommt eine Moral der *Neigung*, des *Geschmacks*, endlich die der *Einsicht*, — welche über alle illusionären Motive der Moral hinaus ist, aber sich klar gemacht hat, wie die Menschheit lange Zeiten hindurch keine anderen haben durfte.

[«]

45.

Moral des Mitleidens im Munde der Unmässigen. — Alle Die, welche sich selber nicht genug in der Gewalt haben und die Moralität nicht als fortwährende, im Grossen und Kleinsten geübte Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung kennen, werden unwillkürlich zu Verherrlichern der guten, mitleidigen, wohlwollenden Regungen, jener instinctiven Moralität, welche keinen Kopf hat, sondern nur aus Herz und hülfreichen Händen zu bestehen scheint. Ja es ist in ihrem Interesse, eine Moralität der Vernunft zu verdächtigen und jene andere zur alleinigen zu machen.

[«]

46.

Kloaken der Seele. — Auch die Seele muss ihre bestimmten Kloaken haben, wohin sie ihren Unrath abfliessen lässt: dazu dienen Personen, Verhältnisse, Stände oder das Vaterland oder die Welt oder endlich — für die ganz Hoffährtigen (ich meine unsere lieben modernen „Pessimisten“) — der liebe Gott.

[«]

47.

Eine Art von Ruhe und Beschaulichkeit. — Hüte dich, dass deine Ruhe und Beschaulichkeit nicht der des Hundes vor einem Fleischerladen gleicht, den die Furcht nicht vorwärts und die Begierde nicht rückwärts gehen lässt: und der die Augen aufsperrt, als ob sie Münder wären.

[«]

48.

Das Verbot ohne Gründe. — Ein Verbot, dessen Grund wir nicht verstehen oder zugeben, ist nicht nur für den Trotzkopf, sondern auch für den Erkenntnissdurstigen fast ein Geheiss: man lässt es auf den Versuch ankommen, um so zu erfahren, wesshalb das Verbot gegeben ist. Moralische Verbote, wie die des Dekalogs, passen nur für Zeitalter der unterworfenen Vernunft: jetzt würde ein Verbot „du sollst nicht tödten“, „du sollst nicht ehebrechen“, ohne Gründe hingestellt, eher eine schädliche, als eine nützliche Wirkung haben.

[«]

49.

Charakterbild. — Was ist das für ein Mensch, der von sich sagen kann: „ich verachte sehr leicht, aber hasse nie. An jedem Menschen finde ich sofort Etwas heraus, das zu ehren ist und dessentwegen ich ihn ehre; die sogenannten liebenswürdigen Eigenschaften ziehen mich wenig an.“

[«]

50.

Mitleiden und Verachtung. — Mitleiden äussern wird als ein Zeichen der Verachtung empfunden, weil man ersichtlich aufgehört hat, ein Gegenstand der Furcht zu sein, sobald Einem Mitleiden erwiesen wird. Man ist unter das Niveau des Gleichgewichts hinabgesunken, während schon jenes der menschlichen Eitelkeit nicht genugthut, sondern erst das Hervorragen und Furchteinflössen der Seele das erwünschteste aller Gefühle giebt. Desshalb ist es ein Problem, wie die Schätzung des Mitleides aufgekommen ist, ebenso wie erklärt werden muss, warum jetzt der Uneigennützige gelobt wird: ursprünglich wird er verachtet oder als tückisch gefürchtet.

[«]

51.

Klein sein können. — Man muss den Blumen, Gräsern und Schmetterlingen auch noch so nahe sein wie ein Kind, das nicht viel über sie hinwegreicht. Wir Aelteren dagegen sind über sie hinausgewachsen und müssen uns zu ihnen herablassen; ich meine, die Gräser hassen uns, wenn wir unsere Liebe für sie bekennen. — Wer an allem Guten Theil haben will, muss auch zu Stunden klein zu sein verstehen.

[«]

52.

Inhalt des Gewissens. — Der Inhalt unseres Gewissens ist Alles, was in den Jahren der Kindheit von uns ohne Grund regelmässig gefordert wurde, durch Personen, die wir verehrten oder fürchteten. Vom Gewissen aus wird also jenes Gefühl des Müssens erregt („dieses muss ich thun, dieses lassen“), welches nicht fragt: warum muss ich? — In allen Fällen, wo eine Sache mit „weil“ und „warum“ gethan wird, handelt der Mensch ohne Gewissen; desshalb aber noch nicht wider dasselbe. — Der Glaube an Autoritäten ist die Quelle des Gewissens: es ist also nicht die Stimme Gottes in der Brust des Menschen, sondern die Stimme einiger Menschen im Menschen.

[«]

53.

Ueberwindung der Leidenschaften. — Der Mensch, der seine Leidenschaften überwunden hat, ist in den Besitz des fruchtbarsten Erdreiches getreten: wie der Colonist, der über die Wälder und Sümpfe Herr geworden ist. Auf dem Boden der bezwungenen Leidenschaften den Samen der guten geistigen Werke säen, ist dann die dringende nächste Aufgabe. Die Ueberwindung selber ist nur ein Mittel, kein Ziel; wenn sie nicht so angesehen wird, so wächst schnell allerlei Unkraut und Teufelszeug auf dem leergewordenen fetten Boden auf, und bald geht es auf ihm voller und toller zu, als je vorher.

[«]

54.

Geschick zum Dienen. — Alle sogenannten praktischen Menschen haben ein Geschick zum Dienen: das eben macht sie praktisch, sei es für Andere oder für sich selber. Robinson besass noch einen besseren Diener, als Freitag war: das war Crusoe.

[«]

55.

Gefahr der Sprache für die geistige Freiheit. — Jedes Wort ist ein Vorurtheil.

[«]

56.

Geist und Langeweile. — Das Sprüchwort: „Der Magyar ist viel zu faul, um sich zu langweilen“, giebt zu denken. Die feinsten und thätigsten Thiere erst sind der Langenweile fähig. — Ein Vorwurf für einen grossen Dichter wäre die Langeweile Gottes am siebenten Tage der Schöpfung.

[«]

57.

Im Verkehr mit den Thieren. — Man kann das Entstehen der Moral in unserem Verhalten gegen die Thiere noch beobachten. Wo Nutzen und Schaden nicht in Betracht kommen, haben wir ein Gefühl der völligen Unverantwortlichkeit; wir tödten und verwunden zum Beispiel Insecten oder lassen sie leben und denken für gewöhnlich gar Nichts dabei. Wir sind so plump, dass schon unsere Artigkeiten gegen Blumen und kleine Thiere fast immer mörderisch sind: was unser Vergnügen an ihnen gar nicht beeinträchtigt. — Es ist heute das Fest der kleinen Thiere, der schwülste Tag des Jahres: es wimmelt und krabbelt um uns, und wir zerdrücken, ohne es zu wollen, aber auch ohne Acht zu geben, bald hier, bald dort ein Würmchen und gefiedertes Käferchen. — Bringen die Thiere uns Schaden, so erstreben wir auf jede Weise ihre Vernichtung, die Mittel sind oft grausam genug ohne dass wir diess eigentlich wollen: es ist die Grausamkeit der Gedankenlosigkeit. Nützen sie, so beuten wir sie aus: bis eine feinere Klugheit uns lehrt, dass gewisse Thiere für eine andere Behandlung, nämlich für die der Pflege und Zucht reichlich lohnen. Da erst entsteht Verantwortlichkeit. Gegen das Hausthier wird die Quälerei gemieden; der eine Mensch empört sich, wenn ein anderer unbarmherzig gegen seine Kuh ist, ganz in Gemässheit der primitiven Gemeinde-Moral, welche den gemeinsamen Nutzen in Gefahr sieht, so oft ein Einzelner sich vergeht. Wer in der Gemeinde ein Vergehen wahrnimmt, fürchtet den indirecten Schaden für sich: und wir fürchten für die Güte des Fleisches, des Landbaues und der Verkehrsmittel, wenn wir die Hausthiere nicht gut behandelt sehen. Zudem erweckt der, welcher roh gegen Thiere ist, den Argwohn, auch roh gegen schwache, ungleiche, der Rache unfähige Menschen zu sein; er gilt als unedel, des feineren Stolzes ermangelnd. So entsteht ein Ansatz von moralischem Urtheilen und Empfinden: das Beste thut nun der Aberglaube hinzu. Manche Thiere reizen durch Blicke, Töne und Gebärden den Menschen an, sich in sie hineinzudichten, und manche Religionen lehren im Thiere unter Umständen

den Wohnsitz von Menschen- und Götterseelen sehen: wesshalb sie überhaupt edlere Vorsicht, ja ehrfürchtige Scheu im Umgange mit den Thieren anempfehlen. Auch nach dem Verschwinden dieses Aberglaubens wirken die von ihm erweckten Empfindungen fort und reifen und blühen aus. — Das Christenthum hat sich bekanntlich in diesem Punkte als arme und zurückbildende Religion bewährt.

[«]

58.

Neue Schauspieler. — Es giebt unter den Menschen keine grössere Banalität, als den Tod; zu zweit im Range steht die Geburt, weil nicht Alle geboren werden, welche doch sterben; dann folgt die Heirath. Aber diese kleinen abgespielten Tragikomödien werden bei jeder ihrer ungezählten und unzählbaren Aufführungen immer wieder von neuen Schauspielern dargestellt und hören desshalb nicht auf, interessirte Zuschauer zu haben: während man glauben sollte, dass die gesammte Zuschauerschaft des Erdentheaters sich längst, aus Ueberdruss daran, an allen Bäumen aufgehängt hätte. So viel liegt an neuen Schauspielern, so wenig am Stück.

[«]

59.

Was ist „obstinat“? — Der kürzeste Weg ist nicht der möglichst gerade, sondern der, bei welchem die günstigsten Winde unsere Segel schwellen: so sagt die Lehre der Schifffahrer. Ihr nicht zu folgen heisst obstinat sein: die Festigkeit des Charakters ist da durch Dummheit verunreinigt.

[«]

60.

Das Wort „Eitelkeit“. — Es ist lästig, dass einzelne Worte, deren wir Moralisten schlechterdings nicht entrathen können, schon eine Art Sittencensur in sich tragen, aus jenen Zeiten her, in denen die nächsten und natürlichsten Regungen des Menschen verketzert wurden. So wird jene Grundüberzeugung, dass wir auf den Wellen der Gesellschaft viel mehr durch Das, was wir gelten, als durch Das, was wir sind, gutes Fahrwasser haben oder Schiffbruch leiden — eine Ueberzeugung, die für alles Handeln in Bezug auf die Gesellschaft das Steuerruder sein muss — mit dem allgemeinsten Worte „Eitelkeit", „vanitas" bezeichnet und gebrandmarkt, eines der vollsten und inhaltreichsten Dinge mit einem Ausdruck, welcher dasselbe als das eigentlich Leere und Nichtige bezeichnet, etwas Grosses mit einem Deminutivum, ja mit den Federstrichen der Carricatur. Es hilft Nichts, wir müssen solche Worte gebrauchen, aber dabei unser Ohr den Einflüsterungen alter Gewohnheit verschliessen.

[«]

61.

Türkenfatalismus. — Der Türkenfatalismus hat den Grundfehler, dass er den Menschen und das Fatum als zwei geschiedene Dinge einander gegenüberstellt: der Mensch, sagt er, könne dem Fatum widerstreben, es zu vereiteln suchen, aber schliesslich behalte es immer den Sieg; wesshalb das Vernünftigste sei, zu resigniren oder nach Belieben zu leben. In Wahrheit ist jeder Mensch selber ein Stück Fatum; wenn er in der angegebenen Weise dem Fatum zu widerstreben meint, so vollzieht sich eben darin auch das Fatum; der Kampf ist eine Einbildung, aber ebenso jene Resignation in das Fatum; alle diese Einbildungen sind im Fatum eingeschlossen. — Die Angst, welche die Meisten vor der Lehre der Unfreiheit des Willens haben, ist die Angst vor dem Türkenfatalismus: sie meinen, der Mensch werde schwächlich, resignirt und mit gefalteten Händen vor der Zukunft stehen, weil er an ihr Nichts zu ändern vermöge: oder aber, er werde seiner vollen Launenhaftigkeit die Zügel schiessen lassen, weil auch durch diese das einmal Bestimmte nicht schlimmer werden könne. Die Thorheiten des Menschen sind ebenso ein Stück Fatum wie seine Klugheiten: auch jene Angst vor dem Glauben an das Fatum ist Fatum. Du selber, armer Aengstlicher, bist die unbezwingliche Moira, welche noch über den Göttern thront, für Alles, was da kommt; du bist der Segen oder Fluch, und jedenfalls die Fessel, in welcher der Stärkste gebunden liegt; in dir ist alle Zukunft der Menschen-Welt vorherbestimmt, es hift dir Nichts, wenn dir vor dir selber graut.

[«]

62.

Advocat des Teufels. — „Nur durch eigenen Schaden wird man klug, nur durch fremden Schaden wird man gut“, — so lautet jene seltsame Philosophie, welche alle Moralität aus dem Mitleiden und alle Intellectualität aus der Isolation des Menschen ableitet: damit ist sie unbewusst die Sachwalterin aller irdischen Schadhaftigkeit. Denn das Mitleiden hat das Leiden nöthig, und die Isolation die Verachtung der Anderen.

[«]

63.

Die moralischen Charaktermasken. — In den Zeiten, da die Charaktermasken der Stände für endgültig fest, gleich den Ständen selber, gelten, werden die Moralisten verführt sein, auch die moralischen Charaktermasken für absolut zu halten und sie so zu zeichnen. So ist Molière als Zeitgenosse der Gesellschaft Ludwig’s XIV. verständlich; in unserer Gesellschaft der Uebergänge und Mittelstufen würde er als ein genialer Pedant erscheinen.

[«]

64.

Die vornehmste Tugend. — In der ersten Aera des höheren Menschenthums gilt die Tapferkeit als die vornehmste der Tugenden, in der zweiten die Gerechtigkeit, in der dritten die Mässigung, in der vierten die Weisheit. In welcher Aera leben wir? In welcher lebst du?

[«]

65.

Was vorher nöthig ist. — Ein Mensch, der über seinen Jähzorn, seine Gall- und Rachsucht, seine Wollust nicht Meister werden will und es versucht, irgendworin sonst Meister zu werden, ist so dumm wie der Ackermann, der neben einem Wildbach seine Aecker anlegt, ohne sich gegen ihn zu schützen.

[«]

66.

Was ist Wahrheit? — Schwarzert (Melanchthon): „Man predigt oft seinen Glauben, wenn man ihn gerade verloren hat und auf allen Gassen sucht, — und man predigt ihn dann nicht am schlechtesten!“ — Luther: Du redest heut’ wahr wie ein Engel, Bruder! — Schwarzert: „Aber es ist der Gedanke deiner Feinde, und sie machen auf dich die Nutzanwendung.“ — Luther: So war’s eine Lüge aus des Teufels Hinterm.

[«]

67.

Gewohnheit der Gegensätze. — Die allgemeine ungenaue Beobachtung sieht in der Natur überall Gegensätze (wie z.B. „warm und kalt“), wo keine Gegensätze, sondern nur Gradverschiedenheiten sind. Diese schlechte Gewohnheit hat uns verleitet, nun auch noch die innere Natur, die geistig-sittliche Welt, nach solchen Gegensätzen verstehen und zerlegen zu wollen. Unsäglich viel Schmerzhaftigkeit, Anmaassung, Härte, Entfremdung, Erkältung ist so in die menschliche Empfindung hineingekommen, dadurch dass man Gegensätze an Stelle der Uebergänge zu sehen meinte.

[«]

68.

Ob man vergeben könne? — Wie kann man ihnen überhaupt vergeben, wenn sie nicht wissen, was sie thun! Man hat gar Nichts zu vergeben. — Aber weiss ein Mensch jemals völlig, was er thut? Und wenn diess immer mindestens fraglich bleibt, so haben also die Menschen einander nie Etwas zu vergeben, und Gnade-üben ist für den Vernünftigsten ein unmögliches Ding. Zu allerletzt: wenn die Uebelthäter wirklich gewusst hätten, was sie thaten, — so würden wir doch nur dann ein Recht zur Vergebung haben, wenn wir ein Recht zur Beschuldigung und Strafe hätten. Diess aber haben wir nicht.

[«]

69.

Habituelle Scham. — Warum empfinden wir Scham, wenn uns etwas Gutes und Auszeichnendes erwiesen wird, das wir, wie man sagt, „nicht verdient haben“? Es scheint uns dabei, dass wir uns in ein Gebiet eingedrängt haben, wo wir nicht hingehören, wo wir ausgeschlossen sein sollten, gleichsam in ein Heiliges oder Allerheiligstes, welches für unsern Fuss unbetretbar ist. Durch den Irrthum Anderer sind wir doch hineingelangt: und nun überwältigt uns theils Furcht, theils Ehrfurcht, theils Ueberraschung, wir wissen nicht, ob wir fliehen, ob wir des gesegneten Augenblickes und seiner Gnaden-Vortheile geniessen sollen. Bei aller Scham ist ein Mysterium, welches durch uns entweiht oder in der Gefahr der Entweihung zu sein scheint; alle Gnade erzeugt Scham. — Erwägt man aber, dass wir überhaupt niemals Etwas „verdient haben“, so wird, im Fall man dieser Ansicht innerhalb einer christlichen Gesammt-Betrachtung der Dinge sich hingiebt, das Gefühl der Scham habituell: weil einem Solchen Gott fortwährend zu segnen und Gnade zu üben scheint. Abgesehen von dieser christlichen Auslegung, wäre aber auch für den völlig gottlosen Weisen, der an der gründlichen Unverantwortlichkeit und Unverdienstlichkeit alles Wirkens und Wesens festhält, jener Zustand der habituellen Scham möglich: wenn man ihn behandelt, als ob er diess und jenes verdient habe, so scheint er sich in eine höhere Ordnung von Wesen eingedrängt zu haben, welche überhaupt Etwas verdienen, welche frei sind und ihres eigenen Wollens und Könnens Verantwortung wirklich zu tragen vermögen. Wer zu ihm sagt „du hast es verdient“, scheint ihm zuzurufen „du bist kein Mensch, sondern ein Gott“.

[«]

70.

Der ungeschickteste Erzieher. — Bei Diesem sind auf dem Boden seines Widerspruchsgeistes alle seine wirklichen Tugenden angepflanzt, bei Jenem auf seiner Unfähigkeit, Nein zu sagen, als auf seinem Zustimmungsgeiste; ein Dritter hat alle seine Moralität aus seinem einsamen Stolze, ein Vierter die seine aus seinem starken Geselligkeitstriebe aufwachsen lassen. Gesetzt nun, durch ungeschickte Erzieher und Zufälle wären bei diesen Vieren die Samenkörner der Tugenden nicht auf den Boden ihrer Natur ausgesäet worden, welcher bei ihnen die meiste und fetteste Erdkrume hat: so wären sie ohne Moralität und schwache unerfreuliche Menschen. Und wer würde gerade der ungeschickteste aller Erzieher und das böse Verhängniss dieser vier Menschen gewesen sein? Der moralische Fanatiker, welcher meint, dass das Gute nur aus dem Guten, auf dem Guten wachsen könne.

[«]

71.

Schreibart der Vorsicht. — A: Aber, wenn Alle diess wüssten, so würde es den Meisten schädlich sein. Du selber nennst diese Meinungen gefährlich für die Gefährdeten, und doch theilst du sie öffentlich mit? B: Ich schreibe so, dass weder der Pöbel, noch die populi, noch die Parteien aller Art mich lesen mögen. Folglich werden diese Meinungen nie öffentliche sein. A: Aber wie schreibst du denn? B: Weder nützlich noch angenehm — für die genannten Drei.

[«]

72.

Göttliche Missionäre. — Auch Sokrates fühlt sich als göttlichen Missionär: aber ich weiss nicht, was für ein Anflug von attischer Ironie und Lust am Spaassen auch selbst hierbei noch zu spüren ist, wodurch jener fatale und anmaassende Begriff gemildert wird. Er redet ohne Salbung davon: seine Bilder, von der Bremse und dem Pferd, sind schlicht und unpriesterlich, und die eigentlich religiöse Aufgabe, wie er sie sich gestellt fühlt, den Gott auf hunderterlei Weise auf die Probe zu stellen, ob er die Wahrheit geredet habe, lässt auf eine kühne und freimüthige Gebärde schliessen, mit der hier der Missionär seinem Gotte an die Seite tritt. Jenes Auf-die-Probe-Stellen des Gottes ist einer der feinsten Compromisse zwischen Frömmigkeit und Freiheit des Geistes, welche je erdacht worden sind. — Jetzt haben wir auch diesen Compromiss nicht mehr nöthig.

[«]

73.

Ehrliches Malerthum. — Raffael, dem viel an der Kirche (sofern sie zahlungsfähig war), aber wenig, gleich den Besten seiner Zeit, an den Gegenständen des kirchlichen Glaubens gelegen war, ist der anspruchsvollen ekstatischen Frömmigkeit mancher seiner Besteller nicht einen Schritt weit nachgegangen: er hat seine Ehrlichkeit bewahrt, selbst in jenem Ausnahme-Bild, das ursprünglich für eine Processions-Fahne bestimmt war, in der Sixtinischen Madonna. Hier wollte er einmal eine Vision malen: aber eine solche, wie sie edle junge Männer ohne „Glauben“ auch haben dürfen und haben werden, die Vision der zukünftigen Gattin, eines klugen, seelisch-vornehmen, schweigsamen und sehr schönen Weibes, das ihren Erstgeborenen im Arme trägt. Mögen die Alten, die an das Beten und Anbeten gewöhnt sind, hier, gleich dem ehrwürdigen Greise zur Linken, etwas Uebermenschliches verehren: wir Jüngeren wollen es, so scheint Raffael uns zuzurufen, mit dem schönen Mädchen zur Rechten halten, welche mit ihrem auffordernden, durchaus nicht devoten Blicke den Betrachtern des Bildes sagt: „Nicht wahr? diese Mutter und ihr Kind — das ist ein angenehmer einladender Anblick?“ Diess Gesicht und dieser Blick strahlt von der Freude in den Gesichtern der Betrachter wieder; der Künstler, der diess Alles erfand, geniesst sich auf diese Weise selber und giebt seine eigene Freude zur Freude der Kunst-Empfangenden hinzu. — In Betreff des „heilandhaften“ Ausdrucks im Kopfe eines Kindes hat Raffael, der Ehrliche, der keinen Seelenzustand malen wollte, an dessen Existenz er nicht glaubte, seine gläubigen Betrachter auf eine artige Weise überlistet; er malte jenes Naturspiel, das nicht selten vorkommt, das Männerauge im Kindskopfe, und zwar das Auge des wackeren hülfereichen Mannes, der einen Nothstand sieht. Zu diesem Auge gehört ein Bart; dass dieser fehlt und dass zwei verschiedene Lebensalter hier aus Einem Gesichte sprechen, diess ist die angenehme Paradoxie, welche die Gläubigen sich im Sinne ihres Wunderglaubens gedeutet haben: so wie es der Künstler von ihrer Kunst des Deutens und Hineinlegens auch erwarten durfte.

[«]

74.

Das Gebet. — Nur unter zwei Voraussetzungen hatte alles Beten — jene noch nicht völlig erloschene Sitte älterer Zeiten — einen Sinn: es müsste möglich sein, die Gottheit zu bestimmen oder umzustimmen, und der Betende müsste selber am Besten wissen, was ihm noth thue, was für ihn wahrhaft wünschenswerth sei. Beide Voraussetzungen, in allen anderen Religionen angenommen und hergebracht, wurden aber gerade vom Christenthum geleugnet; wenn es trotzdem das Gebet beibehielt, bei seinem Glauben an eine allweise und allvorsorgliche Vernunft in Gott, durch welche eben diess Gebet im Grunde sinnlos, ja gotteslästerlich wird, — so zeigte es auch darin wieder seine bewunderungswürdige Schlangen-Klugheit; denn ein klares Gebot „du sollst nicht beten“ hätte die Christen durch die Langeweile zum Unchristenthum geführt. Im christlichen ora et labora vertritt nämlich das ora die Stelle des Vergnügens: und was hätten ohne das ora jene Unglücklichen beginnen sollen, die sich das labora versagten, die Heiligen! — aber mit Gott sich unterhalten, ihm allerlei angenehme Dinge abverlangen, sich selber ein Wenig darüber lustig machen, wie man so thöricht sein könne, noch Wünsche zu haben, trotz einem so vortrefflichen Vater, — das war für Heilige eine sehr gute Erfindung.

[«]

75.

Eine heilige Lüge. — Die Lüge, mit der auf den Lippen Arria starb (Paete, non dolet), verdunkelt alle Wahrheiten, die je von Sterbenden gesprochen wurden. Es ist die einzige heilige Lüge, die berühmt geworden ist; während der Geruch der Heiligkeit sonst nur an Irrthümern haften blieb.

[«]

76.

Der nöthigste Apostel. — Unter zwölf Aposteln muss immer einer hart wie ein Stein sein, damit auf ihm die neue Kirche gebaut werden könne.

[«]

77.

Was ist das Vergänglichere, der Geist oder der Körper? — In den rechtlichen, moralischen und religiösen Dingen hat das Aeusserlichste, das Anschauliche, also der Brauch, die Gebärde, die Ceremonie am meisten Dauer: sie ist der Leib, zu dem immer eine neue Seele hinzukommt. Der Cultus wird wie ein fester Wort-Text immer neu ausgedeutet; die Begriffe und Empfindungen sind das Flüssige, die Sitten das Harte.

[«]

78.

Der Glaube an die Krankheit, als Krankheit. — Erst das Christenthum hat den Teufel an die Wand der Welt gemalt; erst das Christenthum hat die Sünde in die Welt gebracht. Der Glaube an die Heilmittel, welche es dagegen anbot, ist nun allmählich bis in die tiefsten Wurzeln hinein erschüttert: aber immer noch besteht der Glaube an die Krankheit, welchen es gelehrt und verbreitet hat.

[«]

79.

Rede und Schrift der Religiösen. — Wenn der Stil und Gesammtausdruck des Priesters, des redenden und schreibenden, nicht schon den religiösen Menschen ankündigt, so braucht man seine Meinungen über Religion und zu Gunsten derselben nicht mehr ernst zu nehmen. Sie sind für ihren Besitzer selber kraftlos gewesen, wenn er, wie sein Stil verräth, Ironie, Anmaassung, Bosheit, Hass und alle Wirbel und Wechsel der Stimmungen besitzt, ganz wie der unreligiöseste Mensch; — um wieviel kraftloser werden sie erst für seine Hörer und Leser sein! Kurz, er wird dienen, dieselben unreligiöser zu machen.

[«]

80.

Gefahr in der Person. — Je mehr Gott als Person für sich galt, um so weniger ist man ihm treu gewesen. Die Menschen sind ihren Gedankenbildern viel anhänglicher, als ihren geliebtesten Geliebten: desshalb opfern sie sich für den Staat, die Kirche, und auch für Gott — sofern er eben ihr Erzeugniss, ihr Gedanke bleibt und nicht gar zu persönlich genommen wird. Im letzteren Falle hadern sie fast immer mit ihm: selbst dem Frömmsten entfuhr ja die bittere Rede „mein Gott, warum hast du mich verlassen!“

[«]

81.

Die weltliche Gerechtigkeit. — Es ist möglich, die weltliche Gerechtigkeit aus den Angeln zu heben — mit der Lehre von der völligen Unverantwortlichkeit und Unschuld Jedermannes: und es ist schon ein Versuch in gleicher Richtung gemacht worden, gerade auf Grund der entgegengesetzten Lehre von der völligen Verantwortlichkeit und Verschuldung Jedermannes. Der Stifter des Christenthums war es, der die weltliche Gerechtigkeit aufheben und das Richten und Strafen aus der Welt schaffen wollte. Denn er verstand alle Schuld als „Sünde“, das heisst als Frevel an Gott und nicht als Frevel an der Welt, andererseits hielt er Jedermann im grössten Maassstabe und fast in jeder Hinsicht für einen Sünder. Die Schuldigen sollen aber nicht die Richter ihres Gleichen sein: so urtheilte seine Billigkeit. Alle Richter der weltlichen Gerechtigkeit waren also in seinen Augen so schuldig wie die von ihnen Verurtheilten, und ihre Miene der Schuldlosigkeit schien ihm heuchlerisch und pharisäerhaft. Ueberdiess sah er auf die Motive der Handlungen, und nicht auf den Erfolg, und hielt für die Beurtheilung der Motive nur einen Einzigen für scharfsichtig genug: sich selber (oder wie er sich ausdrückte: Gott).

[«]

82.

Eine Affectation beim Abschiede. — Wer sich von einer Partei oder Religion trennen will, meint, es sei nun für ihn nöthig, sie zu widerlegen. Aber diess ist sehr hochmüthig gedacht. Nöthig ist nur, dass er klar einsieht, welche Klammern ihn bisher an diese Partei oder Religion anhielten und dass sie es nicht mehr thun, was für Absichten ihn dahin getrieben haben und dass sie jetzt anderswohin treiben. Wir sind nicht aus strengen Erkenntnissgründen auf die Seite jener Partei oder Religion getreten: wir sollen diess, wenn wir von ihr scheiden, auch nicht affectiren.

[«]

83.

Heiland und Arzt. — Der Stifter des Christenthums war, wie es sich von selber versteht, als Kenner der menschlichen Seele nicht ohne die grössten Mängel und Voreingenommenheiten und als Arzt der Seele dem so anrüchigen und laienhaften Glauben an eine Universalmedicin ergeben. Er gleicht in seiner Methode mitunter jenem Zahnarzte, der jeden Schmerz durch Ausreissen des Zahnes heilen will; so zum Beispiel indem er gegen die Sinnlichkeit mit dem Rathschlage ankämpft: „Wenn dich dein Auge ärgert, so reisse es aus.“ — Aber es bleibt doch noch der Unterschied, dass jener Zahnarzt wenigstens sein Ziel erreicht, die Schmerzlosigkeit des Patienten; freilich auf so plumpe Art, dass er lächerlich wird: während der Christ, der jenem Rathschlage folgt und seine Sinnlichkeit ertödtet zu haben glaubt, sich täuscht: sie lebt auf eine unheimliche vampyrische Art fort und quält ihn in widerlichen Vermummungen.

[«]

84.

Die Gefangenen. — Eines Morgens traten die Gefangenen in den Arbeitshof; der Wärter fehlte. Die Einen von ihnen giengen, wie es ihre Art war, sofort an die Arbeit, Andere standen müssig und blickten trotzig umher. Da trat Einer vor und sagte laut: „Arbeitet, so viel ihr wollt oder thut Nichts: es ist Alles gleich. Eure geheimen Anschläge sind an’s Licht gekommen, der Gefängnisswärter hat euch neulich belauscht und will in den nächsten Tagen ein fürchterliches Gericht über euch ergehen lassen. Ihr kennt ihn, er ist hart und nachträgerischen Sinnes. Nun aber merkt auf: ihr habt mich bisher verkannt; ich bin nicht, was ich scheine, sondern viel mehr: ich bin der Sohn des Gefängnisswärters und gelte Alles bei ihm. Ich kann euch retten, ich will euch retten; aber, wohlgemerkt, nur Diejenigen von euch, welche mir glauben, dass ich der Sohn des Gefängnisswärters bin; die Uebrigen mögen die Früchte ihres Unglaubens ernten.“ „Nun, sagte nach einigem Schweigen ein älterer Gefangener, was kann dir daran gelegen sein, ob wir es dir glauben oder nicht glauben? Bist du wirklich der Sohn und vermagst du Das, was du sagst, so lege ein gutes Wort für uns Alle ein: es wäre wirklich recht gutmüthig von dir. Das Gerede von Glauben und Unglauben aber lass’ bei Seite!“ „Und, rief ein jüngerer Mann dazwischen, ich glaub’ es ihm auch nicht: er hat sich nur Etwas in den Kopf gesetzt. Ich wette, in acht Tagen befinden wir uns gerade noch so hier wie heute, und der Gefängnisswärter weiss Nichts.“ „Und wenn er Etwas gewusst hat, so weiss er’s nicht mehr“, sagte der Letzte der Gefangenen, der jetzt erst in den Hof hinabkam; „der Gefängnisswärter ist eben plötzlich gestorben“. — Holla, schrien Mehrere durcheinander, holla! Herr Sohn, Herr Sohn, wie steht es mit der Erbschaft? Sind wir vielleicht jetzt deine Gefangenen? — „Ich habe es euch gesagt, entgegnete der Angeredete mild, ich werden Jeden freilassen, der an mich glaubt, so gewiss als mein Vater noch lebt“. — Die Gefangenen lachten nicht, zuckten aber mit den Achseln und liessen ihn stehen.

[«]

85.

Der Verfolger Gottes. — Paulus hat den Gedanken ausgedacht, Calvin ihn nachgedacht, dass Unzähligen seit Ewigkeiten die Verdammniss zuerkannt ist und dass dieser schöne Weltenplan so eingerichtet wurde, damit die Herrlichkeit Gottes sich daran offenbare; Himmel und Hölle und Menschheit sollen also da sein, — um die Eitelkeit Gottes zu befriedigen! Welche grausame und unersättliche Eitelkeit muss in der Seele Dessen geflackert haben, der so Etwas sich zuerst oder zuzweit ausdachte! — Paulus ist also doch Saulus geblieben, — der Verfolger Gottes.

[«]

86.

Sokrates. — Wenn Alles gut geht, wird die Zeit kommen, da man, um sich sittlich-vernünftig zu fördern, lieber die Memorabilien des Sokrates in die Hand nimmt, als die Bibel, und wo Montaigne und Horaz als Vorläufer und Wegweiser zum Verständniss des einfachsten und unvergänglichsten Mittler-Weisen, des Sokrates, benutzt werden. Zu ihm führen die Strassen der verschiedensten philosophischen Lebensweisen zurück, welche im Grunde die Lebensweisen der verschiedenen Temperamente sind, festgestellt durch Vernunft und Gewohnheit und allesammt mit ihrer Spitze hin nach der Freude am Leben und am eignen Selbst gerichtet; woraus man schliessen möchte, dass das Eigenthümlichste an Sokrates ein Antheilhaben an allen Temperamenten gewesen ist. — Vor dem Stifter des Christenthums hat Sokrates die fröhliche Art des Ernstes und jene Weisheit voller Schelmenstreiche voraus, welche den besten Seelenzustand des Menschen ausmacht. Ueberdiess hatte er den grösseren Verstand.

[«]

87.

Gut schreiben lernen. — Die Zeit des gut-Redens ist vorbei, weil die Zeit der Stadt-Culturen vorbei ist. Die letzte Gränze, welche Aristoteles der grossen Stadt erlaubte — es müsse der Herold noch im Stande sein, sich der ganzen versammelten Gemeinde vernehmbar zu machen —, diese Gränze kümmert uns so wenig, als uns überhaupt noch Stadtgemeinden kümmern, uns, die wir selbst über die Völker hinweg verstanden werden wollen. Desshalb muss jetzt ein Jeder, der gut europäisch gesinnt ist, gut und immer besser schreiben lernen: es hilft Nichts, und wenn er selbst in Deutschland geboren ist, wo man das schlecht-Schreiben als nationales Vorrecht behandelt. Besser schreiben aber heisst zugleich auch besser denken; immer Mittheilenswertheres erfinden und es wirklich mittheilen können; übersetzbar werden für die Sprachen der Nachbarn; zugänglich sich dem Verständnisse jener Ausländer machen, welche unsere Sprache lernen; dahin wirken, dass alles Gute Gemeingut werde und den Freien Alles frei stehe; endlich, jenen jetzt noch so fernen Zustand der Dinge vorbereiten, wo den guten Europäern ihre grosse Aufgabe in die Hände fällt: die Leitung und Ueberwachung der gesammten Erdcultur. — Wer das Gegentheil predigt, sich nicht um das gut-Schreiben und gut-Lesen zu kümmern — beide Tugenden wachsen mit einander und nehmen mit einander ab —, der zeigt in der That den Völkern einen Weg, wie sie immer noch mehr national werden können: er vermehrt die Krankheit dieses Jahrhunderts und ist ein Feind der guten Europäer, ein Feind der freien Geister.

[«]

88.

Die Lehre vom besten Stile. — Die Lehre vom Stil kann einmal die Lehre sein, den Ausdruck zu finden, vermöge dessen man jede Stimmung auf den Leser und Hörer überträgt; sodann die Lehre, den Ausdruck für die wünschenswertheste Stimmung eines Menschen zu finden, deren Mittheilung und Uebertragung also auch am meisten zu wünschen ist: für die Stimmung des von Herzensgrund bewegten, geistig freudigen, hellen und aufrichtigen Menschen, der die Leidenschaften überwunden hat. Diess wird die Lehre vom besten Stile sein: er entspricht dem guten Menschen.

[«]

89.

Auf den Gang Acht geben. — Der Gang der Sätze zeigt, ob der Autor ermüdet ist; der einzelne Ausdruck kann dessenungeachtet immer noch stark und gut sein, weil er für sich und früher gefunden wurde: damals als der Gedanke dem Autor zuerst aufleuchtete. So ist es häufig bei Goethe, der zu oft dictirte, wenn er müde war.

[«]

90.

Schon und noch. — A: „Die deutsche Prosa ist noch sehr jung: Goethe meint, dass Wieland ihr Vater sei.“ B: So jung und schon so hässlich! C: „Aber —

soviel mir bekannt, schrieb schon der Bischof Ulfilas deutsche Prosa; sie ist also gegen fünfzehnhundert Jahre alt.“ B: So alt, und noch so hässlich!

[«]

91.

Original-deutsch. — Die deutsche Prosa, welche in der That nicht nach einem Muster gebildet ist und wohl als originales Erzeugniss des deutschen Geschmacks zu gelten hat, dürfte den eifrigen Anwälten einer zukünftigen originalen deutschen Cultur einen Fingerzeig geben, wie etwa, ohne Nachahmung von Mustern, eine wirkliche deutsche Tracht, eine deutsche Geselligkeit, eine deutsche Zimmereinrichtung, ein deutsches Mittagsessen aussehen werde. — Jemand, der längere Zeit über diese Aussichten nachgedacht hatte, rief endlich in vollem Schrecken aus: „Aber, um des Himmels willen, vielleicht haben wir schon diese originale Cultur, — man spricht nur nicht gerne davon!“

[«]

92.

Verbotene Bücher. — Nie Etwas lesen, was jene arroganten Vielwisser und Wirrköpfe schreiben, welche die abscheulichste Unart, die der logischen Paradoxie, haben: sie wenden die logischen Formen gerade dort an, wo Alles im Grunde frech improvisirt und in die Luft gebaut ist. („Also“ soll bei ihnen heissen, „du Esel von Leser, für dich giebt es diess „also“ nicht, — wohl aber für mich“ — worauf die Antwort lautet: „du Esel von Schreiber, wozu schreibst du denn?“)

[«]

93.

Geist zeigen. — Jeder, der seinen Geist zeigen will, lässt merken, dass er auch reichlich vom Gegentheil hat. Jene Unart geistreicher Franzosen, ihren besten Einfällen einen Zug von dédain beizugeben, hat ihren Ursprung in der Absicht, für reicher zu gelten, als sie sind: sie wollen lässig schenken, gleichsam ermüdet vom beständigen Spenden aus übervollen Schatzhäusern.

[«]

94.

Deutsche und französische Litteratur. — Das Unglück der deutschen und französischen Litteratur der letzten hundert Jahre liegt darin, dass die Deutschen zu zeitig aus der Schule der Franzosen gelaufen sind — und die Franzosen, späterhin, zu zeitig in die Schule der Deutschen.

[«]

95.

Unsere Prosa. — Keines der jetzigen Culturvölker hat eine so schlechte Prosa wie das deutsche; und wenn geistreiche und verwöhnte Franzosen sagen: es giebt keine deutsche Prosa, — so dürfte man eigentlich nicht böse werden, da es artiger gemeint ist, als wir's verdienen. Sucht man nach den Gründen, so kommt man zuletzt zu dem seltsamen Ergebniss, dass der Deutsche nur die improvisirte Prosa kennt und von einer anderen gar keinen Begriff hat. Es klingt ihm schier unbegreiflich, wenn ein Italiäner sagt, dass Prosa gerade um soviel schwerer sei als Poesie, um wieviel die Darstellung der nackten Schönheit für den Bildhauer schwerer sei, als die der bekleideten Schönheit. Um Vers, Bild, Rhythmus und Reim hat man sich redlich zu bemühen, — das begreift auch der Deutsche und ist nicht geneigt, der Stegreifdichtung einen besonders hohen Werth zuzumessen. Aber an einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten? — es ist ihm, als ob man ihm Etwas aus dem Fabelland vorerzählte.

[«]

96.

Der grosse Stil. — Der grosse Stil entsteht, wenn das Schöne den Sieg über das Ungeheure davonträgt.

[«]

97.

Ausweichen. — Man weiss nicht eher, worin bei ausgezeichneten Geistern das Feine ihres Ausdrucks, ihrer Wendung liegt, wenn man nicht sagen kann, auf welches Wort jeder mittelmässige Schriftsteller beim Ausdrücken der selben Sache unvermeidlich gerathen sein würde. Alle grossen Artisten zeigen sich beim Lenken ihres Fuhrwerks zum Ausweichen, zum Entgleisen geneigt, — doch nicht zum Umfallen.

[«]

98.

Etwas wie Brod. — Brod neutralisirt den Geschmack anderer Speisen, wischt ihn weg; desshalb gehört es zu jeder längeren Mahlzeit. In allen Kunstwerken muss es Etwas wie Brod geben, damit es verschiedene Wirkungen in ihnen geben könne: welche, unmittelbar und ohne ein solches zeitweiliges Ausruhen und Pausiren aufeinanderfolgend, schnell erschöpfen und Widerwillen machen würden, so dass eine längere Mahlzeit der Kunst unmöglich wäre.

[«]

99.

Jean Paul. — Jean Paul wusste sehr viel, aber hatte keine Wissenschaft, verstand sich auf allerlei Kunstgriffe in den Künsten, aber hatte keine Kunst, fand beinahe Nichts ungeniessbar, aber hatte keinen Geschmack, besass Gefühl und Ernst, goss aber, wenn er davon zu kosten gab, eine widerliche Thränenbrühe darüber, ja er hatte Witz, — aber leider für seinen Heisshunger darnach viel zu wenig: wesshalb er den Leser gerade durch seine Witzlosigkeit zur Verzweiflung treibt. Im Ganzen war er das bunte starkriechende Unkraut, welches über Nacht auf den zarten Fruchtfeldern Schiller's und Goethe's aufschoss; er war ein bequemer guter Mensch, und doch ein Verhängniss, — ein Verhängniss im Schlafrock.

[«]

100.

Auch den Gegensatz zu schmecken wissen. — Um ein Werk der Vergangenheit so zu geniessen, wie es seine Zeitgenossen empfanden, muss man den damals herrschenden Geschmack, gegen den es sich abhob, auf der Zunge haben.

[«]

101.

Weingeist-Autoren. — Manche Schriftsteller sind weder Geist noch Wein, aber Weingeist: sie können in Flammen gerathen und geben dann Wärme.

[«]

102.

Der Mittler-Sinn. — Der Sinn des Geschmacks, als der wahre Mittler-Sinn, hat die anderen Sinne oft zu seinen Ansichten der Dinge überredet und ihnen seine Gesetze und Gewohnheiten eingegeben. Man kann bei Tische über die feinsten Geheimnisse der Künste Aufschlüsse erhalten: man beachte, was schmeckt, wann es schmeckt, wonach und wie lange es schmeckt.

[«]

103.

Lessing. — Lessing hat eine ächt französische Tugend und ist überhaupt als Schriftsteller bei den Franzosen am fleissigsten in die Schule gegangen: er versteht seine Dinge im Schauladen gut zu ordnen und aufzustellen. Ohne diese wirkliche Kunst würden seine Gedanken, so wie deren Gegenstände, ziemlich im Dunkel geblieben sein, und ohne dass die allgemeine Einbusse gross wäre. An seiner Kunst haben aber Viele gelernt (namentlich die letzten Generationen deutscher

Gelehrten) und Unzählige sich erfreut. — Freilich hätten jene Lernenden nicht nöthig gehabt, wie so oft geschehen ist, ihm auch seine unangenehme Ton-Manier, in ihrer Mischung von Zankteufelei und Biederkeit, abzulernen. Ueber den „Lyriker“ Lessing ist man jetzt einmüthig: über den Dramatiker wird man es werden. —

[«]

104.

Unerwünschte Leser. — Wie quälen den Autor jene braven Leser mit den dicklichten ungeschickten Seelen, welche immer, wenn sie woran anstossen, auch umfallen und sich jedesmal dabei wehe thun.

[«]

105.

Dichter-Gedanken. — Die wirklichen Gedanken gehen bei wirklichen Dichtern alle verschleiert einher, wie die Aegypterinnen: nur das tiefe Auge des Gedankens blickt frei über den Schleier hinweg. — Dichter-Gedanken sind im Durchschnitt nicht so viel werth als sie gelten: man bezahlt eben für den Schleier und die eigene Neugierde mit.

[«]

106.

Schreibt einfach und nützlich. — Uebergänge, Ausführungen, Farbenspiele des Affects, — Alles das schenken wir dem Autor, weil wir diess mitbringen und seinem Buche zu Gute kommen lassen, falls er selber uns Etwas zu Gute thut.

[«]

107.

Wieland. — Wieland hat besser, als irgend Jemand, deutsch geschrieben und dabei sein rechtes meisterliches Genügen und Ungenügen gehabt (seine Uebersetzungen der Briefe Cicero’s und des Lucian sind die besten deutschen Uebersetzungen); aber seine Gedanken geben uns Nichts mehr zu denken. Wir vertragen seine heitern Moralitäten eben so wenig wie seine heiteren Immoralitäten: beide gehören so gut zu einander. Die Menschen, die an ihnen ihre Freude hatten, waren doch wohl im Grunde bessere Menschen als wir, — aber auch um ein gut Theil schwerfälligere, denen ein solcher Schriftsteller eben noth that. — Goethe that den Deutschen nicht noth, daher sie auch von ihm keinen Gebrauch zu machen wissen. Man sehe sich die besten unserer Staatsmänner und Künstler daraufhin an: sie alle haben Goethe nicht zum Erzieher gehabt, — nicht haben können.

[«]

108.

Seltene Feste. — Körnige Gedrängtheit, Ruhe und Reife, — wo du diese Eigenschaften bei einem Autor findest, da mache Halt und feiere ein langes Fest mitten in der Wüste: es wird dir lange nicht wieder so wohl werden.

[«]

109.

Der Schatz der deutschen Prosa. — Wenn man von Goethe’s Schriften absieht und namentlich von Goethe’s Unterhaltungen mit Eckermann, dem besten deutschen Buche, das es giebt: was bleibt eigentlich von der deutschen Prosa-Litteratur übrig, das es verdiente, wieder und wieder gelesen zu werden? Lichtenberg’s Aphorismen, das erste Buch von Jung-Stilling’s Lebensgeschichte, Adalbert Stifter’s Nachsommer und Gottfried Keller’s Leute von Seldwyla, — und damit wird es einstweilen am Ende sein.

[«]

110.

Schreibstil und Sprechstil. — Die Kunst, zu schreiben, verlangt vor Allem Ersatzmittel für die Ausdrucksarten, welche nur der Redende hat: also für Gebärden, Accente, Töne, Blicke. Desshalb ist der Schreibstil ein ganz anderer, als der Sprechstil, und etwas viel Schwierigeres: — er will mit Wenigerem sich ebenso verständlich machen wie jener. Demosthenes hielt seine Reden anders, als wir sie lesen; er hat sie zum Gelesenwerden erst überarbeitet. — Cicero's Reden sollten, zum gleichen Zwecke, erst demosthenisirt werden: jetzt ist viel mehr römisches Forum in ihnen, als der Leser vertragen kann.

[«]

111.

Vorsicht im Citiren. — Die jungen Autoren wissen nicht, dass der gute Ausdruck, der gute Gedanke sich nur unter Seinesgleichen gut ausnimmt, dass ein vorzügliches Citat ganze Seiten, ja das ganze Buch vernichten kann, indem es den Leser warnt und ihm zuzurufen scheint: „Gieb Acht, ich bin der Edelstein und rings um mich ist Blei, bleiches, schmähliches Blei." Jedes Wort, jeder Gedanke will nur in seiner Gesellschaft leben: das ist die Moral des gewählten Stils.

[«]

112.

Wie soll man Irrthümer sagen? — Mann kann streiten, ob es schädlicher sei, wenn Irrthümer schlecht gesagt werden oder so gut wie die besten Wahrheiten. Gewiss ist, dass sie im erstern Fall auf doppelte Weise dem Kopfe schaden und schwerer aus ihm zu entfernen sind; aber freilich wirken sie nicht so sicher wie im zweiten Falle: sie sind weniger ansteckend.

[«]

113.

Beschränken und vergrössern. — Homer hat den Umfang des Stoffes beschränkt, verkleinert, aber die einzelnen Scenen aus sich wachsen lassen und vergrössert — und so machen es später die Tragiker immer von Neuem: jeder nimmt den Stoff in noch kleineren Stücken, als sein Vorgänger, jeder aber erzielt eine reichere Blüthenfülle innerhalb dieser abgegränzten umfriedeten Gartenhecken.

[«]

114.

Litteratur und Moralität sich erklärend. — Man kann an der griechischen Litteratur zeigen, durch welche Kräfte der griechische Geist sich entfaltete, wie er in verschiedene Bahnen gerieth und woran er schwach wurde. Alles das giebt ein Bild davon ab, wie es im Grunde auch mit der griechischen Moralität zugegangen ist und wie es mit jeder Moralität zugehen wird: wie sie erst Zwang war, erst Härte zeigte, dann allmählich milder wurde, wie endlich Lust an gewissen Handlungen, an gewissen Conventionen und Formen entstand, und daraus wieder ein Hang zur alleinigen Ausübung, zum Alleinbesitz derselben: wie die Bahn sich mit Wettbewerbenden füllt und überfüllt, wie Uebersättigung eintritt, neue Gegenstände des Kampfes und Ehrgeizes aufgesucht, veraltete in's Leben erweckt werden, wie das Schauspiel sich wiederholt und die Zuschauer des Zuschauens überhaupt müde werden, weil nun der ganze Kreis durchlaufen scheint — und dann kommt ein Stillestehen, ein Ausathmen: die Bäche verlieren sich im Sande. Es ist das Ende da, wenigstens ein Ende.

[«]

115.

Welche Gegenden dauernd erfreuen. — Diese Gegend hat bedeutende Züge zu einem Gemälde, aber ich kann die Formel für sie nicht finden, als Ganzes bleibt sie mir unfassbar. Ich bemerke, dass alle Landschaften, die mir dauernd zusagen, unter aller Mannichfaltigkeit ein einfaches geometrisches Linien-Schema haben. Ohne ein solches mathematisches Substrat wird keine Gegend etwas künstlerisch Erfreuendes. Und vielleicht gestattet diese Regel eine gleichnisshafte Anwendung auf den Menschen.

[«]

116.

Vorlesen. — Vorlesen können setzt voraus, dass man vortragen könne: man hat überall blasse Farben anzuwenden, aber die Grade der Blässe in genauen Proportionen zu dem immer vorschwebenden und dirigirenden, voll und tief gefärbten Grundgemälde, das heisst nach dem Vortrage der selben Partie, zu bestimmen. Also muss man dieses letzteren mächtig sein.

[«]

117.

Der dramatische Sinn. — Wer die feineren vier Sinne der Kunst nicht hat, sucht Alles mit dem gröbsten, dem fünften zu verstehen: diess ist der dramatische Sinn.

[«]

118.

Herder. — Herder ist Alles das nicht, was er von sich wähnen machte (und selber zu wähnen wünschte): kein grosser Denker und Erfinder, kein neuer treibender Fruchtboden mit einer urwaldfrischen unausgenutzten Kraft. Aber er besass in höchstem Maasse den Sinn der Witterung, er sah und pflückte die Erstlinge der Jahreszeit früher, als alle Anderen, welche dann glauben konnten, er habe sie wachsen lassen: sein Geist war zwischen Hellem und Dunklem, Altem und Jungem und überall dort wie ein Jäger auf der Lauer, wo es Uebergänge, Senkungen, Erschütterungen, die Anzeichen inneren Quellens und Werdens gab: die Unruhe des Frühlings trieb ihn umher, aber er selber war der Frühling nicht! — Das ahnte er wohl zu Zeiten, und wollte es doch sich selber nicht glauben, er, der ehrgeizige Priester, der so gern der Geister-Papst seiner Zeit gewesen wäre! Diess ist sein Leiden: er scheint lange als Prätendent mehrerer Königthümer, ja eines Universalreiches, gelebt zu haben und hatte seinen Anhang, welcher an ihn glaubte: der junge Goethe war unter ihm. Aber überall, wo zuletzt Kronen wirklich vergeben wurden, gieng er leer aus: Kant, Goethe, sodann die wirklichen ersten deutschen Historiker und Philologen nahmen ihm weg, was er sich vorbehalten wähnte, — oft aber auch im Stillsten und Geheimsten nicht wähnte. Gerade wenn er an sich zweifelte, warf er sich gern die Würde und die Begeisterung um: diess waren bei ihm allzu oft Gewänder, die viel verbergen, ihn selber täuschen und trösten mussten. Er hatte wirklich Begeisterung und Feuer, aber sein Ehrgeiz war viel grösser! Dieser blies ungeduldig in das Feuer, dass es flackerte, knisterte und rauchte — sein Stil flackert, knistert und raucht — aber er wünschte die grosse Flamme, und diese brach nie hervor! Er sass nicht an der Tafel der eigentlich Schaffenden: und sein Ehrgeiz liess nicht zu, dass er sich bescheiden unter die eigentlich Geniessenden setzte. So war er ein unruhiger Gast, der Vorkoster aller geistigen Gerichte, die sich die Deutschen in einem halben Jahrhundert aus allen Welt- und Zeitreichen zusammenholten. Nie wirklich satt und froh, war Herder überdiess allzu häufig krank; da setzte sich bisweilen der Neid an sein Bett, auch die Heuchelei machte ihren Besuch. Etwas Wundes und Unfreies blieb an ihm haften: und mehr als irgend einem unserer sogenannten Classiker geht ihm die einfältige wackere Mannhaftigkeit ab.

[«]

119.

Geruch der Worte. — Jedes Wort hat seinen Geruch: es giebt eine Harmonie und Disharmonie der Gerüche und also der Worte.

[«]

120.

Der gesuchte Stil. — Der gefundene Stil ist eine Beleidigung für den Freund des gesuchten Stils.

[«]

121.

Gelöbniss. — Ich will keinen Autor mehr lesen, dem man anmerkt, er wollte ein Buch machen: sondern nur jene, deren Gedanken unversehens ein Buch wurden.

[«]

122.

Die künstlerische Convention. — Dreiviertel Homer ist Convention; und ähnlich steht es bei allen griechischen Künstlern, die zu der modernen Originalitätswuth keinen Grund hatten. Es fehlte ihnen alle Angst vor der Convention; durch diese hiengen sie ja mit ihrem Publicum zusammen. Conventionen sind nämlich die für das Verständniss der Zuhörer eroberten Kunstmittel, die mühvoll erlernte gemeinsame Sprache, mit welcher der Künstler sich wirklich mittheilen kann. Zumal wenn er, wie der griechische Dichter und Musiker, mit jedem seiner Kunstwerke sofort siegen will — da er öffentlich mit einem oder zweien Nebenbuhlern zu ringen gewöhnt ist —, so ist die erste Bedingung, dass er sofort auch verstanden werde: was aber nur durch die Convention möglich ist. Das, was der Künstler über die Convention hinaus erfindet, das giebt er aus freien Stücken darauf und wagt dabei sich selber daran, im besten Fall mit dem Erfolge, dass er eine neue Convention schafft. Für gewöhnlich wird das Originale angestaunt, mitunter sogar angebetet, aber selten verstanden; der Convention hartnäckig ausweichen heisst: nicht verstanden werden wollen. Worauf weist also die moderne Originalitätswuth hin?

[«]

123.

Affectation der Wissenschaftlichkeit bei Künstlern. — Schiller glaubte, gleich anderen deutschen Künstlern, wenn man Geist habe, dürfe man über allerlei schwierige Gegenstände auch wohl mit der Feder improvisiren. Und nun stehen seine Prosa-Aufsätze da, — in jeder Beziehung ein Muster, wie man wissenschaftliche Fragen der Aesthetik und Moral nicht angreifen dürfe, — und eine Gefahr für junge Leser, welche, in ihrer Bewunderung des Dichters Schiller, nicht den Muth haben, vom Denker und Schriftsteller Schiller gering zu denken. — Die Versuchung, welche den Künstler so leicht und so begreiflicherweise befällt, auch einmal über die gerade ihm verbotene Wiese zu gehen und in der Wissenschaft ein Wort mitzusprechen — der Tüchtigste nämlich findet zeitweilig sein Handwerk und seine Werkstätte unausstehlich —, diese Versuchung bringt den Künstler so weit, aller Welt zu zeigen, was sie gar nicht zu sehen braucht, nämlich, dass es in seinem Denkzimmerchen eng und unordentlich aussieht — warum auch nicht? er wohnt ja nicht darin! —, dass die Vorrathsspeicher seines Wissens theils leer, theils mit Krimskrams gefüllt sind — warum auch nicht? es steht diess sogar im Grunde dem Künstler-Kinde nicht übel an —, namentlich aber, dass selbst für die leichtesten Handgriffe der wissenschaftlichen Methode, die selbst Anfängern geläufig sind, seine Gelenke zu ungeübt und schwerfällig sind — und auch dessen braucht er sich wahrlich nicht zu schämen! — Dagegen entfaltet er oftmals keine geringe Kunst darin, alle die Fehler, Unarten und schlechten Gelehrtenhaftigkeiten, wie sie in der wissenschaftlichen Zunft vorkommen, nachzuahmen, im Glauben, diess eben gehöre, wenn nicht zur Sache, so doch zum Schein der Sache; und diess gerade ist das Lustige an solchen Künstler-Schriften, dass hier der Künstler, ohne es zu wollen, doch thut, was seines Amtes ist: die wissenschaftlichen und unkünstlerischen Naturen zu parodiren. Eine andere Stellung zur Wissenschaft, als die parodische, sollte er nämlich nicht haben, soweit er eben der Künstler und nur der Künstler ist.

[«]

124.

Die Faust-Idee. — Eine kleine Nähterin wird verführt und unglücklich gemacht; ein grosser Gelehrter aller vier Facultäten ist der Uebelthäter. Das kann doch nicht mit rechten Dingen zugegangen sein? Nein, gewiss nicht! Ohne die Beihülfe des leibhaftigen Teufels hätte es der grosse Gelehrte nicht zu Stande gebracht. — Sollte diess wirklich der grösste deutsche „tragische Gedanke“ sein, wie man unter Deutschen sagen hört? — Für Goethe war aber auch dieser Gedanke noch zu fürchterlich; sein mildes Herz konnte nicht umhin, die kleine Nähterin, „die gute Seele, die nur einmal sich vergessen,“ nach ihrem unfreiwilligen Tode in die Nähe der Heiligen zu versetzen; ja, selbst den grossen Gelehrten brachte er, durch einen Possen, der dem Teufel im entscheidenden Augenblick gespielt wird, noch zur rechten Zeit in den Himmel, ihn „den guten Menschen“ mit dem „dunklen Drange“: — dort im Himmel finden sich die Liebenden wieder. — Goethe sagt einmal, für das eigentlich Tragische sei seine Natur zu conciliant gewesen.

[«]

125.

Giebt es „deutsche Classiker“? — Sainte-Beuve bemerkt einmal, dass zu der Art einiger Litteraturen das Wort „Classiker“ durchaus nicht klingen wolle: wer werde zum Beispiel so leicht von „deutschen Classikern“ reden! — Was sagen unsre deutschen Buchhändler dazu, welche auf dem Wege sind, die fünfzig deutschen Classiker, an die wir schon glauben sollen, noch um weitere fünfzig zu vermehren? Scheint es doch fast, als ob man eben nur dreissig Jahre lang todt zu sein und als erlaubte Beute öffentlich da zu liegen brauche, um unversehens plötzlich als Classiker die Trompete der Auferstehung zu hören! Und diess in einer Zeit und unter einem Volke, wo selbst von den sechs grossen Stammvätern der Litteratur fünf unzweideutig veralten oder veraltet sind, — ohne dass diese Zeit und dieses Volk sich gerade dessen zu schämen hätten! Denn jene sind vor den Stärken dieser Zeit zurückgewichen, — man überlege es sich nur mit aller Billigkeit! — Von Goethe, wie angedeutet, sehe ich ab, er gehört in eine höhere Gattung von Litteraturen, als „National-Litteraturen“ sind: desshalb steht er auch zu seiner Nation weder im Verhältniss des Lebens, noch des Neuseins, noch des Veraltens. Nur für Wenige hat er gelebt und lebt er noch: für die Meisten ist er Nichts, als eine Fanfare der Eitelkeit, welche man von Zeit zu Zeit über die deutsche Gränze hinüberbläst. Goethe, nicht nur ein guter und grosser Mensch, sondern eine Cultur, Goethe ist in der Geschichte der Deutschen ein Zwischenfall ohne Folgen: wer wäre im Stande, in der deutschen Politik der letzten siebenzig Jahre zum Beispiel ein Stück Goethe aufzuzeigen! (während jedenfalls darin ein Stück Schiller, und vielleicht sogar ein Stückchen Lessing thätig gewesen ist). Aber jene andern Fünf! Klopstock veraltete schon bei Lebzeiten auf eine sehr ehrwürdige Weise: und so gründlich, dass das nachdenkliche Buch seiner späteren Jahre, die Gelehrten-Republik, wohl bis heutigen Tag von Niemandem ernst genommen worden ist. Herder hatte das Unglück, dass seine Schriften immer entweder neu oder veraltet waren; für die feineren und stärkeren Köpfe (wie für Lichtenberg) war zum Beispiel selbst Herder’s Hauptwerk, seine Ideen zur

Geschichte der Menschheit, sofort beim Erscheinen etwas Veraltetes. Wieland, der reichlich gelebt und zu leben gegeben hat, kam als ein kluger Mann dem Schwinden seines Einflusses durch den Tod zuvor. Lessing lebt vielleicht heute noch, — aber unter jungen und immer jüngeren Gelehrten! Und Schiller ist jetzt aus den Händen der Jünglinge in die der Knaben, aller deutschen Knaben gerathen! Es ist ja eine bekannte Art des Veraltens, dass ein Buch zu immer unreiferen Lebensaltern hinabsteigt. — Und was hat diese Fünf zurückgedrängt, sodass gut unterrichtete und arbeitsame Männer sie nicht mehr lesen? Der bessere Geschmack, das bessere Wissen, die bessere Achtung vor dem Wahren und Wirklichen; also lauter Tugenden, welche gerade durch jene Fünf (und durch zehn und zwanzig Andere weniger lauten Namens) erst wieder in Deutschland angepflanzt worden sind, und welche jetzt als hoher Wald über ihren Gräbern neben dem Schatten der Ehrfurcht auch etwas vom Schatten der Vergessenheit breiten. — Aber Classiker sind nicht Anpflanzer von intellectuellen und litterarischen Tugenden, sondern Vollender und höchste Lichtspitzen derselben, welche über den Völkern stehen bleiben, wenn diese selber zu Grunde gehen: denn sie sind leichter, freier, reiner als sie. Es ist ein hoher Zustand der Menschheit möglich, wo das Europa der Völker eine dunkle Vergessenheit ist, wo Europa aber noch in dreissig sehr alten, nie veralteten Büchern lebt: in den Classikern.

[«]

126.

Interessant, aber nicht schön. — Diese Gegend verbirgt ihren Sinn, aber sie hat einen, den man errathen möchte: wohin ich sehe, lese ich Worte und Winke zu Worten, aber ich weiss nicht, wo der Satz beginnt, der das Räthsel aller dieser Winke löst, und werde zum Wendehals darüber, zu untersuchen, ob von hier oder von dort aus zu lesen ist.

[«]

127.

Gegen die Sprach-Neuerer. — In der Sprache neuern oder alterthümeln, das Seltene und Fremdartige vorziehen, auf Reichthum des

Wortschatzes anstatt auf Beschränkung trachten, ist immer ein Zeichen des ungereiften oder verderbten Geschmacks. Eine edele Armuth, aber innerhalb des unscheinbaren Besitzes eine meisterliche Freiheit zeichnet die griechischen Künstler der Rede aus: sie wollen weniger haben, als das Volk hat — denn dieses ist am reichsten in Altem und Neuem — aber sie wollen diess Wenige besser haben. Man ist schnell mit dem Aufzählen ihrer Archaismen und Fremdartigkeiten fertig, aber kommt nicht zu Ende im Bewundern, wenn man für die leichte und zarte Art ihres Verkehrs mit dem Alltäglichen und scheinbar längst Verbrauchten in Worten und Wendungen ein gutes Auge hat.

[«]

128.

Die traurigen und die ernsten Autoren. — Wer zu Papier bringt was er leidet, wird ein trauriger Autor: aber ein ernster, wenn er uns sagt, was er litt und wesshalb er jetzt in der Freude ausruht.

[«]

129.

Gesundheit des Geschmacks. — Wie kommt es, dass die Gesundheiten nicht so ansteckend sind wie die Krankheiten — überhaupt, und namentlich im Geschmack? Oder giebt es Epidemien der Gesundheit? —

[«]

130.

Vorsatz. — Kein Buch mehr lesen, das zu gleicher Zeit geboren und (mit Tinte) getauft wurde.

[«]

131.

Den Gedanken verbessern. — Den Stil verbessern — das heisst den Gedanken verbessern, und gar Nichts weiter! — Wer diess nicht sofort zugiebt, ist auch nie davon zu überzeugen.

[«]

132.

Classische Bücher. — Die schwächste Seite jedes classischen Buches ist die, dass es zu sehr in der Mutterprache seines Autors geschrieben ist.

[«]

133.

Schlechte Bücher. — Das Buch soll nach Feder, Tinte und Schreibtisch verlangen: aber gewöhnlich verlangen Feder, Tinte und Schreibtisch nach dem Buche. Desshalb ist es jetzt so wenig mit Büchern.

[«]

134.

Sinnesgegenwart. — Das Publicum wird, wenn es über Gemälde nachdenkt, dabei zum Dichter, und wenn es über Gedichte nachdenkt, zum Forscher. Im Augenblick, da der Künstler es anruft, fehlt es ihm immer am rechten Sinn, nicht also an der Geistes-, sondern an der Sinnesgegenwart.

[«]

135.

Gewählte Gedanken. — Der gewählte Stil einer bedeutenden Zeit wählt nicht nur die Worte, sondern auch die Gedanken aus, — und zwar beide aus dem Ueblichen und Herrschenden: die gewagten und allzufrischriechenden Gedanken sind dem reiferen Geschmack nicht minder zuwider, als die neuen tollkühnen Bilder und Ausdrücke. Später riecht Beides — der gewählte Gedanke und das gewählte Wort — leicht nach Mittelmässigkeit, weil der Geruch des Gewählten sich schnell verflüchtigt und dann nur noch das Uebliche und Alltägliche daran geschmeckt wird.

[«]

136.

Hauptgrund der Verderbniss des Stils. — Mehr Empfindung für eine Sache zeigen wollen, als man wirklich hat, verdirbt den Stil, in der Sprache und in allen Künsten. Vielmehr hat alle grosse Kunst die umgekehrte Neigung: sie liebt es, gleich jedem sittlich bedeutenden Menschen, das Gefühl auf seinem Wege anzuhalten und nicht ganz an's Ende laufen zu lassen. Diese Scham der halben Gefühls-Sichtbarkeit ist zum Beispiel bei Sophokles auf das Schönste zu beobachten; und es scheint die Züge der Empfindung zu verklären, wenn diese sich selber nüchterner giebt, als sie ist.

[«]

137.

Zur Entschuldigung der schwerfälligen Stilisten. — Das Leicht-Gesagte fällt selten so schwer in's Gehör, als die Sache wirklich wiegt — das liegt aber an den schlecht geschulten Ohren, welche aus der Erziehung durch Das, was man bisher Musik nannte, in die Schule der höheren Tonkunst, das heisst der Rede, übergehen müssen.

[«]

138.

Vogelperspective. — Hier stürzen Wildwasser von mehreren Seiten einem Schlunde zu: ihre Bewegung ist so stürmisch und reisst das Auge so mit sich fort, dass die kahlen und bewaldeten Gebirgshänge ringsum nicht abzusinken, sondern wie hinabzufliehen scheinen. Man wird beim Anblick angstvoll gespannt, als ob etwas Feindseliges hinter alledem verborgen liege, vor dem Alles flüchten müsse, und gegen das uns der Abgrund Schutz verliehe. Diese Gegend ist gar nicht zu malen, es sei denn, dass man wie ein Vogel in der freien Luft über ihr schwebe. Hier ist einmal die sogenannte Vogelperspective nicht eine künstlerische Willkür, sondern die einzige Möglichkeit.

[«]

139.

Gewagte Vergleichungen. — Wenn die gewagten Vergleichungen nicht Beweise vom Muthwillen des Schriftstellers sind, so sind sie Beweise seiner ermüdeten Phantasie. In jedem Falle aber sind sie Beweise seines schlechten Geschmackes.

[«]

140.

In Ketten tanzen. — Bei jedem griechischen Künstler, Dichter und Schriftsteller ist zu fragen: welches ist der neue Zwang, den er sich auferlegt und den er seinen Zeitgenossen reizvoll macht (sodass er Nachahmer findet)? Denn was man „Erfindung“ (im Metrischen zum Beispiel) nennt, ist immer eine solche selbstgelegte Fessel. „In Ketten tanzen“, es sich schwer machen und dann die Täuschung der Leichtigkeit darüber breiten, — das ist das Kunststück, welches sie uns zeigen wollen. Schon bei Homer ist eine Fülle von vererbten Formeln und epischen Erzählungsgesetzen wahrzunehmen, innerhalb deren er tanzen musste: und er selber schuf neue Conventionen für die Kommenden hinzu. Diess war die Erziehungs-Schule der griechischen Dichter: zuerst also einen vielfältigen Zwang sich auferlegen lassen, durch die früheren Dichter; sodann einen neuen Zwang hinzuerfinden, ihn sich auferlegen und ihn anmuthig besiegen: sodass Zwang und Sieg bemerkt und bewundert werden.

[«]

141.

Fülle der Autoren. — Das Letzte, was ein guter Autor bekommt, ist Fülle; wer sie mitbringt, wird nie ein guter Autor werden. Die edelsten Rennpferde sind mager, bis sie von ihren Siegen ausruhen dürfen.

[«]

142.

Keuchende Helden. — Dichter und Künstler, die an Engbrüstigkeit des Gefühls leiden, lassen ihre Helden am meisten keuchen: sie verstehen sich auf das leichte Athmen nicht.

[«]

143.

Der Halb-Blinde. — Der Halb-Blinde ist der Todfeind aller Autoren, welche sich gehen lassen. Diese sollten seinen Ingrimm kennen, mit dem er ein Buch zuschlägt, aus welchem er merkt, dass sein Verfasser fünfzig Seiten braucht, um fünf Gedanken mitzutheilen: jenen Ingrimm darüber, den Rest seiner Augen fast ohne Entgelt in Gefahr gebracht zu haben. — Ein Halb-Blinder sagte: alle Autoren haben sich gehen lassen. — „Auch der heilige Geist?“ — Auch der heilige Geist. Aber der durfte es; er schrieb für die Ganz-Blinden.

[«]

144.

Der Stil der Unsterblichkeit. — Thukydides sowohl wie Tacitus, — beide haben beim Ausarbeiten ihrer Werke an eine unsterbliche Dauer derselben gedacht: diess würde, wenn man es sonst nicht wüsste, schon aus ihrem Stile zu errathen sein. Der Eine glaubte seinen Gedanken durch Einsalzen, der Andere durch Einkochen Dauerhaftigkeit zu geben; und Beide, scheint es, haben sich nicht verrechnet.

[«]

145.

Gegen Bilder und Gleichnisse. — Mit Bildern und Gleichnissen überzeugt man, aber beweist nicht. Desshalb hat man innerhalb der Wissenschaft eine solche Scheu vor Bildern und Gleichnissen; man will hier gerade das Ueberzeugende, das Glaublich-Machende nicht und fordert vielmehr das kälteste Misstrauen auch schon durch die Ausdrucksweise und die kahlen Wände heraus: weil das Misstrauen der Prüfstein für das Gold der Gewissheit ist.

[«]

146.

Vorsicht. — Wem es an gründlichem Wissen gebricht, der mag sich in Deutschland ja hüten, zu schreiben. Denn der gute Deutsche sagt da nicht: „er ist unwissend“, sondern: „er ist von zweifelhaftem Charakter.“ — Dieser übereilte Schluss macht übrigens den Deutschen alle Ehre.

[«]

147.

Bemalte Gerippe. — Bemalte Gerippe: das sind jene Autoren, welche Das, was ihnen an Fleisch abgeht, durch künstliche Farben ersetzen möchten.

[«]

148.

Der grossartige Stil und das Höhere. — Man lernt es schneller grossartig schreiben, als leicht und schlicht schreiben. Die Gründe davon verlieren sich in’s Moralische.

[«]

149.

Sebastian Bach. — Sofern man Bach's Musik nicht als vollkommener und gewitzigter Kenner des Contrapunctes und aller Arten des fugirten Stiles hört, und demgemäss des eigentlichen artistischen Genusses entrathen muss, wird es uns als Hörern seiner Musik zu Muthe sein (um uns grandios mit Goethe auszudrücken), als ob wir dabei wären, wie Gott die Welt schuf. Das heisst: wir fühlen, dass hier etwas Grosses im Werden ist, aber noch nicht ist: unsere grosse moderne Musik. Sie hat schon die Welt überwunden, dadurch dass sie die Kirche, die Nationalitäten und den Contrapunct überwand. In Bach ist noch zu viel crude Christlichkeit, crudes Deutschthum, crude Scholastik; er steht an der Schwelle der europäischen (modernen) Musik, aber schaut sich von hier nach dem Mittelalter um.

[«]

150.

Händel. — Händel, im Erfinden seiner Musik kühn, neuerungssüchtig, wahrhaft, gewaltig, dem Heroischen zugewandt und verwandt, dessen ein Volk fähig ist, — wurde bei der Ausarbeitung oft befangen und kalt, ja an sich selber müde; da wendete er einige erprobte Methoden der Durchführung an, schrieb schnell und viel, und war froh, wenn er fertig war, — aber nicht in der Art froh, wie es Gott und andere Schöpfer am Abende ihres Werktags gewesen sind.

[«]

151.

Haydn. — Soweit sich Genialität mit einem schlechthin guten Menschen verbinden kann, hat Haydn sie gehabt. Er geht gerade bis an die Gränze, welche die Moralität dem Intellect zieht; er macht lauter Musik, die „keine Vergangenheit“ hat.

[«]

152.

Beethoven und Mozart. — Beethoven’s Musik erscheint häufig wie eine tiefbewegte Betrachtung beim unerwarteten Wiederhören eines längst verloren geglaubten Stückes „Unschuld in Tönen“; es ist Musik über Musik. Im Liede der Bettler und Kinder auf der Gasse, bei den eintönigen Weisen wandernder Italiäner, beim Tanze in der Dorfschenke oder in den Nächten des Carnevals, — da entdeckte er seine „Melodien“: er trägt sie wie eine Biene zusammen, indem er bald hier bald dort einen Laut, eine kurze Folge erhascht. Es sind ihm verklärte Erinnerungen aus der „besseren Welt“: ähnlich wie Plato es sich von den Ideen dachte. — Mozart steht ganz anders zu seinen Melodien: er findet seine Inspirationen nicht beim Hören von Musik, sondern im Schauen des Lebens, des bewegtesten südländischen Lebens: er träumte immer von Italien, wenn er nicht dort war.

[«]

153.

Recitativ. — Ehemals war das Recitativ trocken; jetzt leben wir in der Zeit des nassen Recitativs: es ist in’s Wasser gefallen, und die Wellen reissen es, wohin sie wollen.

[«]

154.

„Heitere“ Musik. — Hat man lange die Musik entbehrt, so geht sie nachher wie ein schwerer Südwein allzuschnell in’s Blut und hinterlässt eine narkotisch betäubte, halbwache, schlaf-sehnsüchtige Seele; namentlich thut diess gerade die heitere Musik, welche zusammen Bitterkeit und Verwundung, Ueberdruss und Heimweh giebt und Alles wie in einem verzuckerten Giftgetränk wieder und wieder zu schlürfen nöthigt. Dabei scheint der Saal der heiter rauschenden Freude sich zu verengern, das Licht an Helle zu verlieren und bräuner zu werden: zuletzt ist es Einem zu Muthe, als ob die Musik wie in ein Gefängniss hineinklinge, wo ein armer Mensch vor Heimweh nicht schlafen kann.

[«]

155.

Franz Schubert. — Franz Schubert, ein geringerer Artist als die andern grossen Musiker, hatte doch von Allen den grössten Erbreichthum an Musik. Er verschwendete ihn mit voller Hand und aus gütigem Herzen: sodass die Musiker noch ein paar Jahrhunderte an seinen Gedanken und Einfällen zu zehren haben werden. In seinen Werken haben wir einen Schatz von unverbrauchten Erfindungen; Andere werden ihre Grösse im Verbrauchen haben. — Dürfte man Beethoven den idealen Zuhörer eines Spielmannes nennen, so hätte Schubert darauf ein Anrecht, selber der ideale Spielmann zu heissen.

[«]

156.

Modernster Vortrag der Musik. — Der grosse tragisch-dramatische Vortrag in der Musik bekommt seinen Charakter durch Nachahmung der Gebärden des grossen Sünders, wie ihn das Christenthum sich denkt und wünscht: des langsam schreitenden, leidenschaftlich Grübelnden, des von Gewissensqual Hin- und Hergeworfenen, des entsetzt Fliehenden, des entzückt Haschenden, des verzweifelt Stillestehenden — und was sonst Alles die Merkmale des grossen Sünderthums sind. Nur unter der Voraussetzung des Christen, dass alle Menschen grosse Sünder sind und gar Nichts thun, als sündigen, liesse es sich rechtfertigen, jenen Stil des Vortrags auf alle Musik anzuwenden: insofern die Musik das Abbild alles menschlichen Thuns und Treibens wäre, und als solches die Gebärdensprache des grossen Sünders fortwährend zu sprechen hätte. Ein Zuhörer, der nicht genug Christ wäre, um diese Logik zu verstehen, dürfte freilich bei einem solchen Vortrage erschreckt ausrufen: „Um des Himmels willen, wie ist denn die Sünde in die Musik gekommen!“

[«]

157.

Felix Mendelssohn. — Felix Mendelssohn’s Musik ist die Musik des guten Geschmacks an allem Guten, was dagewesen ist: sie weist immer hinter sich.

Wie könnte sie viel „Vor-sich“, viel Zukunft haben! — Aber hat er sie denn haben wollen? Er besass eine Tugend, die unter Künstlern selten ist, die der Dankbarkeit ohne Nebengedanken: auch diese Tugend weist immer hinter sich.

[«]

158.

Eine Mutter der Künste. — In unserem skeptischen Zeitalter gehört zur eigentlichen Devotion fast ein brutaler Heroismus des Ehrgeizes; das fanatische Augenschliessen und Kniebeugen genügt nicht mehr. Wäre es nicht möglich, dass der Ehrgeiz, in der Devotion der letzte für alle Zeiten zu sein, der Vater einer letzten katholischen Kirchenmusik würde, wie er schon der Vater des letzten kirchlichen Baustils gewesen ist? (Man nennt ihn Jesuitenstil.)

[«]

159.

Freiheit in Fesseln — eine fürstliche Freiheit. — Der letzte der neueren Musiker, der die Schönheit geschaut und angebetet hat, gleich Leopardi, der Pole Chopin, der Unnachahmliche — alle vor und nach ihm Gekommenen haben auf diess Beiwort kein Anrecht — Chopin hatte die selbe fürstliche Vornehmheit der Convention, welche Raffael im Gebrauche der herkömmlichen einfachsten Farben zeigt, — aber nicht in Bezug auf Farben, sondern auf die melodischen und rhythmischen Herkömmlichkeiten. Diese liess er gelten, als geboren in der Etiquette, aber wie der freieste und anmuthigste Geist in diesen Fesseln spielend und tanzend — und zwar ohne sie zu verhöhnen.

[«]

160.

Chopin’s Barcarole. — Fast alle Zustände und Lebensweisen haben einen seligen Moment. Den wissen die guten Künstler herauszufischen. So hat einen solchen selbst das Leben am Strande, das so langweilige, schmutzige, ungesunde, in der Nähe des lärmendsten und habgierigsten Gesindels sich abspinnende; — diesen seligen Moment hat Chopin, in der Barcarole, so zum Ertönen gebracht, dass selbst Götter dabei gelüsten könnte, lange Sommerabende in einem Kahne zu liegen.

[«]

161.

Robert Schumann. — Der „Jüngling“, wie ihn die romantischen Liederdichter Deutschlands und Frankreichs um das erste Drittel dieses Jahrhunderts träumten, — dieser Jüngling ist vollständig in Sang und Ton übersetzt worden — durch Robert Schumann, den ewigen Jüngling, so lange er sich in voller eigner Kraft fühlte: es giebt freilich Momente, in denen seine Musik an die ewige „alte Jungfer“ erinnert.

[«]

162.

Die dramatischen Sänger. — „Warum singt dieser Bettler?“ — Er versteht wahrscheinlich nicht zu jammern. — „Dann thut er Recht: aber unsere dramatischen Sänger, welche jammern, weil sie nicht zu singen verstehen — thun sie auch das Rechte?“

[«]

163.

Dramatische Musik. — Für Den, welcher nicht sieht, was auf der Bühne vorgeht, ist die dramatische Musik ein Unding; so gut der fortlaufende Commentar zu einem verloren gegangenen Texte ein Unding ist. Sie verlangt ganz eigentlich, dass man auch die Ohren dort habe, wo die Augen stehen; damit ist aber an Euterpe Gewalt geübt: diese arme Muse will, dass man ihre Augen und Ohren dort stehen lasse, wo alle anderen Musen sie auch haben.

[«]

164.

Sieg und Vernünftigkeit. — Leider entscheidet auch bei den ästhetischen Kriegen, welche Künstler mit ihren Werken und deren Schutzreden erregen, zuletzt die Kraft, und nicht die Vernunft. Jetzt nimmt alle Welt als historische Tatsache an, dass Gluck im Kampfe mit Piccini Recht gehabt habe: jedenfalls hat er gesiegt; die Kraft stand auf seiner Seite.

[«]

165.

Vom Principe des Vortrags in der Musik. — Glauben denn wirklich die jetzigen Künstler des musikalischen Vortrags, das höchste Gebot ihrer Kunst sei, jedem Stück so viel Hochrelief zu geben, als nur möglich ist, und es um jeden Preis eine dramatische Sprache reden zu lassen? Ist diess zum Beispiel auf Mozart angewendet, nicht ganz eigentlich eine Sünde wider den Geist, den heiteren, sonnigen, zärtlichen, leichtsinnigen Geist Mozart's, dessen Ernst ein gütiger und nicht ein furchtbarer Ernst ist, dessen Bilder nicht aus der Wand herausspringen wollen, um die Anschauenden in Entsetzen und Flucht zu jagen. Oder meint ihr, Mozartische Musik sei gleichbedeutend mit „Musik des steinernen Gastes"? Und nicht nur Mozartische, sondern alle Musik? — Aber ihr entgegnet, die grössere Wirkung spreche zu Gunsten eures Princips — und ihr hättet Recht, wofern nicht die Gegenfrage übrig bliebe, auf wen da gewirkt worden sei, und auf wen ein vornehmer Künstler überhaupt nur wirken wollen dürfe! Niemals auf das Volk! Niemals auf die Unreifen! Niemals auf die Empfindsamen! Niemals auf die Krankhaften! Vor Allem aber: niemals auf die Abgestumpften!

[«]

166.

Musik von heute. — Diese modernste Musik, mit ihren starken Lungen und schwachen Nerven, erschrickt immer zuerst vor sich selber.

[«]

167.

Wo die Musik heimisch ist. — Die Musik erlangt ihre grosse Macht nur unter Menschen, welche nicht discutiren können oder dürfen. Ihre Förderer ersten Ranges sind desshalb Fürsten, welche wollen, dass in ihrer Nähe nicht viel kritisirt, ja, nicht einmal viel gedacht werde; sodann Gesellschaften, welche, unter irgend einem Drucke (einem fürstlichen oder religiösen) sich an das Schweigen gewöhnen müssen, aber um so stärkere Zaubermittel gegen die Langeweile des Gefühls suchen (gewöhnlich die ewige Verliebtheit und die ewige Musik); drittens ganze Völker, in denen es keine „Gesellschaft“ giebt, aber um so mehr Einzelne mit einem Hang zur Einsamkeit, zu halbdunklen Gedanken und zur Verehrung alles Unaussprechlichen: es sind die eigentlichen Musikseelen. — Die Griechen, als ein red- und streitlustiges Volk, haben desshalb die Musik nur als Zukost zu Künsten vertragen, über welche sich wirklich streiten und reden lässt: während über die Musik sich kaum reinlich denken lässt. — Die Pythagoreer, jene Ausnahme-Griechen in vielen Stücken, waren, wie verlautet, auch grosse Musiker: die selben, welche das fünfjährige Schweigen, aber nicht die Dialektik erfunden haben.

[«]

168.

Sentimentalität in der Musik. — Man sei der ernsten und reichen Musik noch so gewogen, um so mehr vielleicht wird man in einzelnen Stunden von dem Gegenstück derselben überwunden, bezaubert und fast hinweggeschmolzen; ich meine: von jenen allereinfachsten italiänischen Opern-Melismen, welche, trotz aller rhythmischen Einförmigkeit und harmonischen Kinderei, uns mitunter wie die Seele der Musik selber anzusingen scheinen. Gebt es zu oder nicht, ihr Pharisäer des guten Geschmacks: es ist so, und mir liegt jetzt daran, dieses Räthsel, dass es so ist, zum Rathen aufzugeben und selber ein Wenig daran herumzurathen. — Als wir noch Kinder waren, haben wir den Honigseim vieler Dinge zum ersten Mal gekostet, niemals wieder war der Honig so gut wie damals, er verführte zum Leben, zum längsten Leben, in der Gestalt des ersten Frühlings, der ersten Blumen, der ersten Schmetterlinge, der ersten Freundschaft. Damals — es war vielleicht um das neunte Jahr unseres Lebens — hörten wir die erste Musik, und das war die, welche wir zuerst verstanden, die einfachste und kindlichste also, welche nicht viel mehr als ein Weiterspinnen des Ammenliedes und der Spielmannsweise war. (Man muss nämlich auch für die geringsten „Offenbarungen" der Kunst erst vorbereitet und eingelernt werden: es giebt durchaus keine „unmittelbare" Wirkung der Kunst, so schön auch die Philosophen davon gefabelt haben.) An jene ersten musikalischen Entzückungen — die stärksten unseres Lebens — knüpft unsere Empfindung an, wenn wir jene italiänischen Melismen hören: die Kindes-Seligkeit und der Verlust der Kindheit, das Gefühl des Unwiederbringlichsten als des köstlichsten Besitzes, — das rührt dabei die Saiten unsrer Seele an, so stark wie es die reichste und ernsteste Gegenwart der Kunst allein nicht vermag. — Diese Mischung ästhetischer Freude mit einem moralischen Kummer, welche man gemeinhin jetzt „Sentimentalität" zu nennen pflegt, etwas gar zu hoffährtig, wie mir scheint, — es ist die Stimmung Faustens am Schlusse der ersten Scene — diese „Sentimentalität" der Hörenden kommt der italiänischen Musik zu Gute, welche sonst die erfahrenen Feinschmecker der Kunst, die reinen „Aesthetiker", zu ignoriren lieben. — Uebrigens wirkt fast jede Musik erst von da an zauberhaft, wo wir aus ihr die Sprache der eigenen Vergangenheit reden hören: und insofern scheint dem Laien alle alte Musik immer besser zu werden, und alle eben geborene nur wenig werth zu sein: denn sie erregt noch keine „Sentimentalität", welche, wie gesagt, das wesentlichste Glücks-Element der Musik für Jeden ist, der nicht rein als Artist sich an dieser Kunst zu freuen vermag.

[«]

169.

Als Freunde der Musik. — Zuletzt sind und bleiben wir der Musik gut, wie wir dem Mondlicht gut bleiben. Beide wollen ja nicht die Sonne verdrängen, — sie wollen nur, so gut sie es können, unsere Nächte erhellen. Aber nichtwahr? scherzen und lachen dürfen wir trotzdem über sie? Ein Wenig wenigstens? Und von Zeit zu Zeit? Ueber den Mann im Monde! Ueber das Weib in der Musik!

[«]

170.

Die Kunst in der Zeit der Arbeit. — Wir haben das Gewissen eines arbeitsamen Zeitalters: diess erlaubt uns nicht, die besten Stunden und Vormittage der Kunst zu geben, und wenn diese Kunst selber die grösste und würdigste wäre. Sie gilt uns als Sache der Musse, der Erholung: wir weihen ihr die Reste unserer Zeit, unserer Kräfte. — Diess ist die allgemeinste Thatsache, durch welche die Stellung der Kunst zum Leben verändert ist: sie hat, wenn sie ihre grossen Zeit- und Kraft-Ansprüche an die Kunst-Empfangenden macht, das Gewissen der Arbeitsamen und Tüchtigen gegen sich, sie ist auf die Gewissenlosen und Lässigen angewiesen, welche aber, ihrer Natur nach, gerade der grossen Kunst nicht zugethan sind und ihre Ansprüche als Anmaassungen empfinden. Es dürfte desshalb mit ihr zu Ende sein, weil ihr die Luft und der freie Athem fehlt: oder — die grosse Kunst versucht, in einer Art Vergröberung und Verkleidung, in jener anderen Luft heimisch zu werden (mindestens es in ihr auszuhalten), die eigentlich nur für die kleine Kunst, für die Kunst der Erholung, der ergötzlichen Zerstreuung das natürliche Element ist. Diess geschieht jetzt allerwärts; auch die Künstler der grossen Kunst versprechen Erholung und Zerstreuung, auch sie wenden sich an den Ermüdeten, auch sie bitten ihn um die Abendstunden seines Arbeitstages, — ganz wie die unterhaltenden Künstler, welche zufrieden sind, gegen den schweren Ernst der Stirnen, das Versunkene der Augen einen Sieg errungen zu haben. Welches ist nun der Kunstgriff ihrer grösseren Genossen? Diese haben in ihren Büchsen die gewaltsamsten Erregungsmittel, bei denen selbst der Halbtodte noch zusammenschrecken muss; sie haben Betäubungen, Berauschungen, Erschütterungen, Thränenkrämpfe: mit diesen überwältigen sie den Ermüdeten und bringen ihn in eine übernächtige Ueberlebendigkeit, in ein Ausser-sich-sein des Entzückens und des Schreckens. Dürfte man, wegen der Gefährlichkeit ihrer Mittel, der grossen Kunst, wie sie jetzt, als Oper, Tragödie und Musik, lebt, — dürfte man ihr als einer arglistigen Sünderin zürnen? Gewiss nicht: sie lebte ja selber hundertmal lieber in dem reinen Element der morgendlichen Stille und wendete sich an die erwartenden, unverbrauchten, kraftgefüllten Morgen-Seelen der Zuschauer und Zuhörer. Danken wir ihr, dass sie es vorzieht, so zu leben, als davonzufliehen: aber gestehen wir uns auch ein, dass für ein Zeitalter, welches einmal wieder freie, volle Fest- und Freudentage in das Leben einführt, unsere grosse Kunst unbrauchbar sein wird.

[«]

171.

Die Angestellten der Wissenschaft und die Anderen. — Die eigentlich tüchtigen und erfolgreichen Gelehrten könnte man insgesammt als „Angestellte“ bezeichnen. Wenn, in jungen Jahren, ihr Scharfsinn hinreichend geübt, ihr Gedächtniss gefüllt ist, wenn Hand und Auge Sicherheit gewonnen haben, so werden sie von einem älteren Gelehrten auf eine Stelle der Wissenschaft angewiesen, wo ihre Eigenschaften Nutzen bringen können; späterhin, nachdem sie selber den Blick für die lückenhaften und schadhaften Stellen ihrer Wissenschaft erlangt haben, stellen sie sich von selber dorthin, wo sie noth thun. Diese Naturen allesammt sind um der Wissenschaft willen da: aber es giebt seltnere, selten gelingende und völlig ausreifende Naturen, „um derentwillen die Wissenschaft da ist“ — wenigstens scheint es ihnen selber so —: oft unangenehme, oft eingebildete, oft querköpfige, fast immer aber bis zu einem Grade zauberhafte Menschen. Sie sind nicht Angestellte, und auch nicht Ansteller, sie bedienen sich dessen, was von Jenen erarbeitet und sichergestellt worden ist, in einer gewissen fürstenhaften Gelassenheit und mit geringem und seltenem Lobe: gleichsam als ob Jene einer niedrigern Gattung von Wesen angehörten. Und doch haben sie eben nur die gleichen Eigenschaften, wodurch diese Anderen sich auszeichnen, und diese mitunter sogar ungenügender entwickelt: obendrein ist ihnen eine Beschränktheit eigenthümlich, die Jenen fehlt, und derentwegen es unmöglich ist, sie an einen Posten zu stellen und in ihnen nützliche Werkzeuge zu sehen, — sie können nur in ihrer eigenen Luft, auf ihrem eigenen Boden leben. Diese Beschränktheit giebt ihnen ein, was Alles von einer Wissenschaft „zu ihnen gehöre“, das heisst, was sie in ihre Luft und Wohnung heimtragen können; sie wähnen immer ihr zerstreutes „Eigenthum“ zu sammeln. Verhindert man sie, an ihrem eigenen Neste zu bauen, so gehen sie wie obdachlose Vögel zu Grunde; Unfreiheit ist für sie Schwindsucht. Pflegen sie einzelne Gegenden der Wissenschaft in der Art jener Anderen, so sind es doch immer nur solche, wo gerade die ihnen nöthigen Früchte und Samen gedeihen; was geht es sie an, ob die Wissenschaft, im Ganzen gesehen, unangebaute oder schlecht gepflegte Gegenden hat? Es fehlt ihnen jede unpersönliche Theilnahme an einem Problem der Erkenntniss: wie sie selber durch und durch Person sind, so wachsen auch alle ihre Einsichten und Kenntnisse wieder zu einer Person zusammen, zu einem lebendigen Vielfachen, dessen einzelne Theile von einander abhängen, in einander greifen, gemeinsam ernährt werden, das als Ganzes eine eigne Luft und einen eignen Geruch hat. — Solche Naturen bringen, mit diesen ihren personenhaften Erkenntniss-Gebilden, jene Täuschung hervor, dass eine Wissenschaft (oder gar die ganze Philosophie) fertig sei und am Ziele stehe; das Leben in ihrem Gebilde übt diesen Zauber aus: als welcher zu Zeiten sehr verhängnissvoll für die Wissenschaft und irreführend für jene vorhin beschriebenen, eigentlich tüchtigen Arbeiter des Geistes gewesen ist, zu andern Zeiten wiederum, als die Dürre und die Ermattung herrschten, wie ein Labsal und gleich dem Anhauche einer kühlen erquicklichen Raststätte gewirkt hat. — Gewöhnlich nennt man solche Menschen Philosophen.

[«]

172.

Anerkennung des Talents. — Als ich durch das Dorf S. gieng, fieng ein Knabe aus Leibeskräften an, mit der Peitsche zu knallen, — er hatte es schon weit in dieser Kunst gebracht und wusste es. Ich warf ihm einen Blick der Anerkennung zu, — im Grunde that mir’s bitter wehe. — So machen wir es bei der Anerkennung vieler Talente. Wir thun ihnen wohl, wenn sie uns wehe thun.

[«]

173.

Lachen und Lächeln. — Je freudiger und sicherer der Geist wird, umsomehr verlernt der Mensch das laute Gelächter; dagegen quillt ihm ein geistiges Lächeln fortwährend auf, ein Zeichen seines Verwunderns über die zahllosen versteckten Annehmlichkeiten des guten Daseins.

[«]

174.

Unterhaltung der Kranken. — Wie man bei seelischem Kummer sich die Haare rauft, sich vor die Stirn schlägt, die Wange zerfleischt, oder gar wie Oedipus die Augen ausbohrt: so ruft man gegen heftige körperliche Schmerzen mitunter eine heftige bittere Empfindung zu Hülfe, durch Erinnerung an Verleumder und Verdächtiger, durch Verdüsterung unserer Zukunft, durch Bosheiten und Dolchstiche, welche man im Geiste gegen Abwesende schleudert. Und es ist bisweilen dabei wahr: dass ein Teufel den andern austreibt, — aber man hat dann den andern. — Darum sei den Kranken jene andere Unterhaltung anempfohlen, bei der sich die Schmerzen zu mildern scheinen: über Wohlthaten und Artigkeiten nachzudenken, welche man Freund und Feind erweisen kann.

[«]

175.

Mediocrität als Maske. — Die Mediocrität ist die glücklichste Maske, die der überlegene Geist tragen kann, weil sie die grosse Menge, das heisst die Mediocren, nicht an Maskirung denken lässt —: und doch nimmt er sie gerade ihretwegen vor, — um sie nicht zu reizen, ja nicht selten aus Mitleid und Güte.

[«]

176.

Die Geduldigen. — Die Pinie scheint zu horchen, die Tanne zu warten; und beide ohne Ungeduld: — sie denken nicht an den kleinen Menschen unter sich, den seine Ungeduld und seine Neugierde auffressen.

[«]

177.

Die besten Scherze. — Der Scherz ist mir am willkommensten, der an Stelle eines schweren, nicht unbedenklichen Gedankens steht, zugleich als Wink mit dem Finger und Blinzeln des Auges.

[«]

178.

Zubehör aller Verehrung. — Ueberall, wo die Vergangenheit verehrt wird, soll man die Säuberlichen und Säubernden nicht einlassen. Der Pietät wird ohne ein Wenig Staub, Unrath und Unflath nicht wohl.

[«]

179.

Die grosse Gefahr der Gelehrten. — Gerade die tüchtigsten und gründlichsten Gelehrten sind in der Gefahr, ihr Lebensziel immer niedriger gesteckt zu sehen und, im Gefühle davon, in der zweiten Hälfte ihres Lebens immer missmuthiger und unverträglicher zu werden. Zuerst schwimmen sie mit breiten Hoffnungen in ihre Wissenschaft hinein und messen sich kühnere Aufgaben zu, deren Ziele mitunter durch ihre Phantasie schon vorweggenommen werden: dann giebt es Augenblicke wie im Leben der grossen entdeckenden Schifffahrer, — Wissen, Ahnung und Kraft heben einander immer höher, bis eine ferne neue Küste zum ersten Male dem Auge aufdämmert. Nun erkennt aber der strenge Mensch von

Jahr zu Jahr mehr, wie viel daran gelegen ist, dass die Einzelaufgabe des Forschers so beschränkt wie möglich genommen werde, damit sie ohne Rest gelöst werden könne und jene unerträgliche Vergeudung von Kraft vermieden werde, an welcher frühere Perioden der Wissenschaft litten: alle Arbeiten wurden zehnmal gemacht, und dann hatte immer noch der Elfte das letzte und beste Wort zu sagen. Je mehr aber der Gelehrte dieses Räthsel-Lösen ohne Rest kennen lernt und übt, um so grösser wird auch seine Lust daran: aber ebenso wächst auch die Strenge seiner Ansprüche in Bezug auf Das, was hier „ohne Rest“ genannt ist. Er legt Alles bei Seite, was in diesem Sinne unvollständig bleiben muss, er gewinnt einen Widerwillen und eine Witterung gegen das Halb-Lösbare, — gegen Alles, was nur im Ganzen und Unbestimmteren eine Art Sicherheit ergeben kann. Seine Jugendpläne zerfallen vor seinem Blicke: kaum bleiben einige Knoten und Knötchen daraus übrig, an deren Entknüpfung jetzt der Meister seine Lust hat, seine Kraft zeigt. Und nun, mitten in dieser so nützlichen, so rastlosen Thätigkeit überfällt ihn, den Aeltergewordenen, plötzlich und dann öfter wieder ein tiefer Missmuth, eine Art Gewissensqual: er sieht auf sich hin, wie auf einen Verwandelten, als ob er verkleinert, erniedrigt, zum kunstfertigen Zwergen geschaffen wäre, er beunruhigt sich darüber, ob nicht das meisterliche Walten im Kleinen eine Bequemlichkeit sei, eine Ausflucht vor der Mahnung zur Grösse des Lebens und Gestaltens. Aber er kann nicht mehr hinüber, — die Zeit ist um.

[«]

180.

Die Lehrer im Zeitalter der Bücher. — Dadurch dass die Selbst-Erziehung und Verbrüderungs-Erziehung allgemeiner wird, muss der Lehrer in seiner jetzt gewöhnlichen Form fast entbehrlich werden. Lernbegierige Freunde, die sich zusammen ein Wissen aneignen wollen, finden in unserer Zeit der Bücher einen kürzeren und natürlicheren Weg, als „Schule“ und „Lehrer“ sind.

[«]

181.

Die Eitelkeit als die grosse Nützlichkeit. — Ursprünglich behandelt der starke Einzelne nicht nur die Natur, sondern auch die Gesellschaft und die schwächeren Einzelnen als Gegenstand des Raub-Baues: er nützt sie aus, so viel er kann, und geht dann weiter. Weil er sehr unsicher lebt, wechselnd zwischen Hunger und Ueberfluss, so tödtet er mehr Thiere, als er verzehren kann, und plündert und misshandelt die Menschen mehr, als nöthig wäre. Seine Machtäusserung ist eine Racheäusserung zugleich gegen seinen pein- und angstvollen Zustand: sodann will er für mächtiger gelten, als er ist, und missbraucht desshalb die Gelegenheiten: der Furchtzuwachs, den er erzeugt, ist sein Machtzuwachs. Er merkt zeitig, dass nicht Das, was er ist, sondern Das, was er gilt, ihn trägt oder niederwirft: hier ist der Ursprung der Eitelkeit. Der Mächtige sucht mit allen Mitteln Vermehrung des Glaubens an seine Macht. — Die Unterworfenen, die vor ihm zittern und ihm dienen, wissen wiederum, dass sie genau so viel werth sind als sie ihm gelten: wesshalb sie auf diese Geltung hinarbeiten und nicht auf ihre eigene Befriedigung an sich. Wir kennen die Eitelkeit nur in den abgeschwächtesten Formen, in ihren Sublimirungen und kleinen Dosen, weil wir in einem späten und sehr gemilderten Zustande der Gesellschaft leben: ursprünglich ist sie die grosse Nützlichkeit, das stärkste Mittel der Erhaltung. Und zwar wird die Eitelkeit um so grösser sein, je klüger der Einzelne ist: weil die Vermehrung des Glaubens an Macht leichter ist, als die Vermehrung der Macht selber, aber nur für Den, der Geist hat, — oder, wie es für Urzustände heissen muss, der listig und hinterhaltig ist.

[«]

182.

Wetterzeichen der Cultur. — Es giebt so wenig entscheidende Wetterzeichen der Cultur, dass man froh sein muss, für seinen Haus- und Gartengebrauch wenigstens Ein untrügliches in den Händen zu haben. Um zu prüfen, ob Jemand zu uns gehört oder nicht — ich meine zu den freien Geistern —, so prüfe man seine Empfindung für das Christenthum. Steht er irgendwie anders zu ihm als kritisch, so kehren wir ihm den Rücken: er bringt uns unreine Luft und schlechtes Wetter. — Unsere Aufgabe ist es nicht mehr, solche Menschen zu lehren, was ein Scirocco-Wind ist; sie haben Mosen und die Propheten des Wetters und der Aufklärung: wollen sie diese nicht hören, so —

[«]

183.

Zürnen und strafen hat seine Zeit. — Zürnen und strafen ist unser Angebinde von der Thierheit her. Der Mensch wird erst mündig, wenn er diess Wiegengeschenk den Thieren zurückgiebt. — Hier liegt einer der grössten Gedanken vergraben, welche Menschen haben können, der Gedanke an einen Fortschritt aller Fortschritte. — Gehen wir einige Jahrtausende mit einander vorwärts, meine Freunde! Es ist sehr viel Freude noch den Menschen vorbehalten, wovon den gegenwärtigen noch kein Geruch zugeweht ist! Und zwar dürfen wir uns diese Freude versprechen, ja als etwas Nothwendiges verheissen und beschwören, im Fall nur die Entwickelung der menschlichen Vernunft nicht stille steht! Einstmals wird man die logische Sünde, welche im Zürnen und Strafen, einzeln oder gesellschaftsweise geübt, verborgen liegt, nicht mehr über's Herz bringen: einstmals, wenn Herz und Kopf so nahe bei einander zu wohnen gelernt haben, wie sie jetzt noch einander ferne stehen. Dass sie nicht mehr so ferne stehen, wie ursprünglich, ist beim Blick auf den ganzen Gang der Menschheit ziemlich ersichtlich; und der Einzelne, der ein Leben innerer Arbeit zu überschauen hat, wird mit stolzer Freude sich der überwundenen Entfernung, der erreichten Annäherung bewusst werden, um daraufhin noch grössere Hoffnungen wagen zu dürfen.

[«]

184.

Abkunft der „Pessimisten“. — Ein Bissen guter Nahrung entscheidet oft, ob wir mit hohlem Auge oder hoffnungsreich in die Zukunft schauen: diess reicht in's Höchste und Geistigste hinauf. Die Unzufriedenheit und Welt-Schwärzerei ist dem gegenwärtigen Geschlechte von den ehemaligen Hungerleidern her vererbt. Auch unsern Künstlern und Dichtern merkt man häufig an, wenn sie selber auch noch so üppig leben, dass sie von keiner guten Herkunft sind, dass sie von unterdrückt lebenden und schlecht genährten Vorfahren Mancherlei in's Blut und Gehirn mitbekommen haben, was als Gegenstand und gewählte Farbe in ihrem

Werke wieder sichtbar wird. Die Cultur der Griechen ist die der Vermögenden, und zwar der Altvermögenden: sie lebten ein paar Jahrhunderte hindurch besser, als wir (in jedem Sinne besser, namentlich viel einfacher in Speise und Trank): da wurden endlich die Gehirne so voll und fein zugleich, da floss das Blut so rasch hindurch, einem freudigen hellen Weine gleich, dass das Gute und Beste bei ihnen nicht mehr düster, verzückt und gewaltsam, sondern schön und sonnenhaft heraustrat.

[«]

185.

Vom vernünftigen Tode. — Was ist vernünftiger, die Maschine stillzustellen, wenn das Werk, das man von ihr verlangte, ausgeführt ist, — oder sie laufen zu lassen, bis sie von selber stille steht, das heisst bis sie verdorben ist? Ist Letzteres nicht eine Vergeudung der Unterhaltungskosten, ein Missbrauch mit der Kraft und Aufmerksamkeit der Bedienenden? Wird hier nicht weggeworfen, was anderswo sehr noth thäte? Wird nicht selbst eine Art Missachtung gegen die Maschinen überhaupt verbreitet, dadurch, dass viele von ihnen so nutzlos unterhalten und bedient werden? — Ich spreche vom unfreiwilligen (natürlichen) und vom freiwilligen (vernünftigen) Tode. Der natürliche Tod ist der von aller Vernunft unabhängige, der eigentlich unvernünftige Tod, bei dem die erbärmliche Substanz der Schale darüber bestimmt, wie lange der Kern bestehen soll oder nicht: bei dem also der verkümmernde, oft kranke und stumpfsinnige Gefängnisswärter der Herr ist, der den Punct bezeichnet, wo sein vornehmer Gefangener sterben soll. Der natürliche Tod ist der Selbstmord der Natur, das heisst die Vernichtung des vernünftigen Wesens durch das unvernünftige, welches an das erstere gebunden ist. Nur unter der religiösen Beleuchtung kann es umgekehrt erscheinen: weil dann, wie billig, die höhere Vernunft (Gottes) ihren Befehl giebt, dem die niedere Vernunft sich zu fügen hat. Ausserhalb der religiösen Denkungsart ist der natürliche Tod keiner Verherrlichung werth. — Die weisheitsvolle Anordnung und Verfügung des Todes gehört in jene jetzt ganz unfassbar und unmoralisch klingende Moral der Zukunft, in deren Morgenröthe zu blicken ein unbeschreibliches Glück sein muss.

[«]

186.

Zurückbildend. — Alle Verbrecher zwingen die Gesellschaft auf frühere Stufen der Cultur zurück, als die ist, auf welcher sie gerade steht: sie wirken zurückbildend. Man denke an die Werkzeuge, welche die Gesellschaft der Nothwehr halber sich schaffen und unterhalten muss: an den verschmitzten Polizisten, den Gefängnisswärter, den Henker; man vergesse den öffentlichen Ankläger und den Advocaten nicht; endlich frage man sich, ob nicht der Richter selber und die Strafe und das ganze Gerichtsverfahren in ihrer Wirkung auf die Nicht-Verbrecher viel eher niederdrückende, als erhebende Erscheinungen sind; es wird eben nie gelingen, der Nothwehr und der Rache das Gewand der Unschuld umzulegen; und so oft man den Menschen als ein Mittel zum Zwecke der Gesellschaft benutzt und opfert, trauert alle höhere Menschlichkeit darüber.

[«]

187.

Krieg als Heilmittel. — Matt und erbärmlich werdenden Völkern mag der Krieg als Heilmittel anzurathen sein: falls sie nämlich durchaus noch fortleben wollen: denn es giebt für die Völker-Schwindsucht auch eine Brutalitäts-Cur. Das ewige Leben-wollen und Nicht-sterben-können ist aber selber schon ein Zeichen von Greisenhaftigkeit der Empfindung: je voller und tüchtiger man lebt, um so schneller ist man bereit, das Leben für eine einzige gute Empfindung dahin zu geben. Ein Volk, das so lebt und empfindet, hat die Kriege nicht nöthig.

[«]

188.

Geistige und leibliche Verpflanzung als Heilmittel. — Die verschiedenen Culturen sind verschiedene geistige Klimata, von denen ein jedes diesem oder jenem Organismus vornehmlich schädlich oder heilsam ist. Die Historie im Ganzen, als das Wissen um die verschiedenen Culturen, ist die Heilmittellehre, nicht aber die Wissenschaft der Heilkunst selber. Der Arzt ist erst recht noch nöthig, der sich dieser Heilmittellehre bedient, um Jeden in sein ihm gerade erspriessliches Klima zu senden — zeitweilig oder auf immer. In der Gegenwart leben, innerhalb einer einzigen Cultur, genügt nicht als allgemeines Recept, dabei würden zu viele höchst nützliche Arten von Menschen aussterben, die in ihr nicht gesund athmen können. Mit der Historie muss man ihnen Luft machen und sie zu erhalten suchen; auch die Menschen zurückgebliebener Culturen haben ihren Werth. — Dieser Cur der Geister steht zur Seite, dass die Menschheit in leiblicher Beziehung darnach streben muss, durch eine medicinische Geographie dahinterzukommen, zu welchen Entartungen und Krankheiten jede Gegend der Erde Anlass giebt, und umgekehrt welche Heilfactoren sie bietet: und dann müssen allmählich Völker, Familien und Einzelne so lange und so anhaltend verpflanzt werden, bis man über die angeerbten physischen Gebrechen Herr geworden ist. Die ganze Erde wird endlich eine Summe von Gesundheits-Stationen sein.

[«]

189.

Der Baum der Menschheit und die Vernunft. — Das, was ihr als Uebervölkerung der Erde in greisenhafter Kurzsichtigkeit fürchtet, giebt dem Hoffnungsvolleren eben die grosse Aufgabe in die Hand: die Menschheit soll einmal ein Baum werden, der die ganze Erde überschattet, mit vielen Milliarden von Blüthen, die alle neben einander Früchte werden sollen, und die Erde selbst soll zur Ernährung dieses Baumes vorbereitet werden. Dass der jetzige noch kleine Ansatz dazu an Saft und Kraft zunehme, dass in unzähligen Canälen der Saft zur Ernährung des Ganzen und des Einzelnen umströme, — aus diesen und ähnlichen Aufgaben ist der Maassstab zu entnehmen, ob ein jetziger Mensch nützlich oder unnütz ist. Die Aufgabe ist unsäglich gross und kühn: wir Alle wollen dazu thun, dass der Baum nicht vor der Zeit verfaule! Dem historischen Kopfe gelingt es wohl, das menschliche Wesen und Treiben sich im Ganzen der Zeit so vor die Augen zu stellen, wie uns Allen das Ameisen-Wesen mit seinen kunstvoll gethürmten Haufen vor Augen steht. Oberflächlich beurtheilt, würde auch das gesammte Menschenthum gleich dem Ameisenthum von „Instinct“ reden lassen. Bei strengerer Prüfung nehmen wir wahr, wie ganze Völker, ganze Jahrhunderte sich abmühen, neue Mittel ausfindig zu machen und auszuprobiren, womit man einem grossen menschlichen Ganzen und zuletzt dem grossen Gesammt-Fruchtbaume der Menschheit wohlthun könne; und was auch immer bei diesem

Ausprobiren die Einzelnen, die Völker und die Zeiten für Schaden leiden, durch diesen Schaden sind jedesmal Einzelne klug geworden, und von ihnen aus strömt die Klugheit langsam auf die Maassregeln ganzer Völker, ganzer Zeiten über. Auch die Ameisen irren und vergreifen sich; die Menschheit kann recht wohl durch Thorheit der Mittel verderben und verdorren, vor der Zeit, es giebt weder für jene, noch für diese einen sicher führenden Instinct. Wir müssen vielmehr der grossen Aufgabe in's Gesicht sehen, die Erde für ein Gewächs der grössten und freudigsten Fruchtbarkeit vorzubereiten, — einer Aufgabe der Vernunft für die Vernunft!

[«]

190.

Das Lob des Uneigennützigen und sein Ursprung. — Zwischen zwei nachbarlichen Häuptlingen war seit Jahren Hader: man verwüstete einander die Saaten, führte Heerden weg, brannte Häuser nieder, mit einem unentschiedenen Erfolge im Ganzen, weil ihre Macht ziemlich gleich war. Ein Dritter, der durch die abgeschlossene Lage seines Besitzthums von diesen Fehden sich fern halten konnte, aber doch Grund hatte, den Tag zu fürchten, an dem einer dieser händelsüchtigen Nachbarn entscheidend zum Uebergewicht kommen würde, trat endlich zwischen die Streitenden, mit Wohlwollen und Feierlichkeit: und im Geheimen legte er auf seinen Friedensvorschlag ein schweres Gewicht, indem er jedem Einzelnen zu verstehen gab, fürderhin gegen Den, welcher sich wider den Frieden sträube, mit dem Andern gemeinsame Sache zu machen. Man kam vor ihm zusammen, man legte zögernd in seine Hand die Hände, welche bisher die Werkzeuge und allzu oft die Ursache des Hasses gewesen waren, — und wirklich, man versuchte es ernstlich mit dem Frieden. Jeder sah mit Erstaunen, wie plötzlich sein Wohlstand, sein Behagen wuchs, wie man jetzt am Nachbar einen kaufs- und verkaufsbereiten Händler, anstatt eines tückischen oder offen höhnenden Uebelthäters hatte, wie selbst, in unvorhergesehenen Nothfällen, man sich gegenseitig aus der Noth ziehen konnte, anstatt, wie es bisher geschehen, diese Noth des Nachbars auszunutzen und auf's Höchste zu steigern; ja es schien, als ob der Menschenschlag in beiden Gegenden sich seitdem verschönert hätte: denn die Augen hatten sich erhellt, die Stirnen sich entrunzelt, Allen war das Vertrauen zur Zukunft zu eigen geworden, — und Nichts ist den Seelen und Leibern der Menschen förderlicher, als diess Vertrauen. Man sah einander alle Jahre am Tage des Bündnisses wieder, die Häuptlinge sowohl wie deren Anhang, und zwar vor dem Angesicht des Mittlers: dessen Handlungsweise man, je grösser der Nutzen war, den man ihr verdankte, immer mehr anstaunte und verehrte. Man nannte sie *uneigennützig*, — man hatte den Blick viel zu fest auf den eigenen, zeither eingeernteten Nutzen gerichtet, um von der Handlungsweise des Nachbars mehr zu sehen, als dass sein Zustand in Folge derselben sich nicht so verändert habe, wie der eigene: er war vielmehr der selbe geblieben, und so schien es, dass Jener den Nutzen nicht im Auge gehabt habe. Zum ersten Male sagte man sich, dass die Uneigennützigkeit eine Tugend sei: gewiss mochten im Kleinen und Privaten sich oftmals bei ihnen ähnliche Dinge ereignet haben, aber man hatte das Augenmerk für diese Tugend erst, als sie zum ersten Male in ganz grosser Schrift, lesbar für die ganze Gemeinde, an die Wand gemalt wurde. Erkannt als Tugenden, zu Namen gekommen, in Schätzung gebracht, zur Aneignung anempfohlen, sind die moralischen Eigenschaften erst von dem Augenblicke an, da sie *sichtbar* über Glück und Verhängniss ganzer Gesellschaften entschieden haben: dann ist nämlich die Höhe der Empfindung und die Erregung der inneren schöpferischen Kräfte bei *Vielen* so gross, dass man dieser Eigenschaft Geschenke bringt, vom Besten, was Jeder hat. Der Ernste legt ihr seinen Ernst zu Füssen, der Würdige seine Würde, die Frauen ihre Milde, die Jünglinge alles Hoffnungs- und Zukunftsreiche ihres Wesens: der Dichter leiht ihr Worte und Namen, reiht sie in den Reigentanz ähnlicher Wesen ein, giebt ihr einen Stammbaum, und betet zuletzt, wie es Künstler thun, das Gebilde seiner Phantasie als neue Gottheit an, — er *lehrt* sie anbeten. So wird eine Tugend, weil die Liebe und die Dankbarkeit Aller an ihr arbeitet, wie an einer Bildsäule, zuletzt eine *Ansammlung* des Guten und Verehrungswürdigen, eine Art Tempel und göttliche Person zugleich. Sie steht fürderhin als einzige Tugend da, als ein Wesen für sich, was sie bis dahin nicht war, und übt die Rechte und die Macht einer geheiligten Uebermenschlichkeit aus. — Im späteren Griechenland standen die Städte voll von solchen vergottmenschlichten Abstractis (man verzeihe das absonderliche Wort um des absonderlichen Begriffs willen); das Volk hatte sich auf seine Art einen platonischen „Ideenhimmel“ inmitten seiner Erde hergerichtet, und ich glaube nicht, dass dessen Inwohner weniger lebendig empfunden wurden, als irgend eine althomerische Gottheit.

[«]

191.

Dunkel-Zeiten. — „Dunkel-Zeiten“ nennt man solche in Norwegen, da die Sonne den ganzen Tag unter dem Horizonte bleibt: die Temperatur fällt dabei fortwährend langsam. — Ein schönes Gleichniss für alle Denker, welchen die Sonne der Menschheits-Zukunft zeitweilig verschwunden ist.

[«]

192.

Der Philosoph der Ueppigkeit. — Ein Gärtchen, Feigen, kleine Käse und dazu drei oder vier gute Freunde, — das war die Ueppigkeit Epikur's.

[«]

193.

Die Epochen des Lebens. — Die eigentlichen Epochen im Leben sind jene kurzen Zeiten des Stillstandes, mitten innen zwischen dem Aufsteigen und Absteigen eines regierenden Gedankens oder Gefühls. Hier ist wieder einmal Sattheit da: alles Andere ist Durst und Hunger — oder Ueberdruss.

[«]

194.

Der Traum. — Unsere Träume sind, wenn sie einmal ausnahmsweise gelingen und vollkommen werden — für gewöhnlich ist der Traum eine Pfuscher-Arbeit —, symbolische Scenen- und Bilder-Ketten an Stelle einer erzählenden Dichter-Sprache, sie umschreiben unsere Erlebnisse oder Erwartungen oder Verhältnisse mit dichterischer Kühnheit und Bestimmtheit, dass wir dann morgens immer über uns erstaunt sind, wenn wir uns unserer Träume erinnern. Wir verbrauchen im Träumen zu viel Künstlerisches — und sind desshalb am Tage oft zu arm daran.

[«]

195.

Natur und Wissenschaft. — Ganz wie in der Natur, werden auch in der Wissenschaft die schlechteren, unfruchtbareren Gegenden zuerst gut angebaut, — weil hierfür eben die Mittel der angehenden Wissenschaft ungefähr ausreichen. Die Bearbeitung der fruchtbarsten Gegenden setzt eine sorgsam entwickelte ungeheure Kraft von Methoden, gewonnene Einzel-Resultate und eine organisirte Schaar von Arbeitern, gut geschulten Arbeitern, voraus; — diess Alles findet sich erst spät zusammen. — Die Ungeduld und der Ehrgeiz greifen oft zu früh nach diesen fruchtbarsten Gegenden; aber die Ergebnisse sind dann gleich Null. In der Natur würden sich solche Versuche dadurch rächen, dass die Ansiedler verhungerten.

[«]

196.

Einfach leben. — Eine einfache Lebensweise ist jetzt schwer: dazu thut viel mehr Nachdenken und Erfindungsgabe noth, als selbst sehr gescheute Leute haben. Der Ehrlichste von ihnen wird vielleicht noch sagen: „ich habe nicht die Zeit, darüber so lange nachzudenken. Die einfache Lebensweise ist für mich ein zu vornehmes Ziel; ich will warten, bis Weisere, als ich bin, sie gefunden haben.“

[«]

197.

Spitzen und Spitzchen. — Die geringere Fruchtbarkeit, die häufige Ehelosigkeit und überhaupt die geschlechtliche Kühle der höchsten und cultivirtesten Geister, sowie der zu ihnen gehörenden Classen, ist wesentlich in der Oekonomie der Menschheit; die Vernunft erkennt und macht Gebrauch davon, dass bei einem äussersten Puncte der geistigen Entwickelung die Gefahr einer nervösen Nachkommenschaft sehr gross ist: solche Menschen sind Spitzen der Menschheit, — sie dürfen nicht weiter in Spitzchen auslaufen.

[«]

198.

Keine Natur macht Sprünge. — Wenn der Mensch sich noch so stark fortentwickelt und aus einem Gegensatz in den andern überzuspringen scheint: bei genaueren Beobachtungen wird man doch die Verzahnungen auffinden, wo das neue Gebäude aus dem älteren herauswächst. Diess ist die Aufgabe des Biographen: er muss nach dem Grundsatze über das Leben denken, dass keine Natur Sprünge macht.

[«]

199.

Zwar reinlich. — Wer sich mit reingewaschenen Lumpen kleidet, kleidet sich zwar reinlich, aber doch lumpenhaft.

[«]

200.

Der Einsame spricht. — Man erntet als Lohn für vielen Ueberdruss, Missmuth, Langeweile — wie diess alles eine Einsamkeit ohne Freunde, Bücher, Pflichten, Leidenschaften mit sich bringen muss — jene Viertelstunden tiefster Einkehr in sich und die Natur. Wer sich völlig gegen die Langeweile verschanzt, verschanzt sich auch gegen sich selber: den kräftigsten Labetrunk aus dem eigenen innersten Born wird er nie zu trinken bekommen.

[«]

201.

Falsche Berühmtheit. — Ich hasse jene angeblichen Naturschönheiten, welche im Grunde nur durch das Wissen, namentlich das geographische, Etwas bedeuten, an sich aber dem schönheitsdurstigen Sinne dürftig bleiben: zum Beispiel die Ansicht des Montblanc von Genf aus — etwas Unbedeutendes ohne die zu Hülfe eilende Gehirnfreude des Wissens; die näheren Berge dort sind alle schöner und ausdrucksvoller, — aber „lange nicht so hoch“, wie jenes absurde Wissen, zur Abschwächung, hinzufügt. Das Auge widerspricht dabei dem Wissen: wie soll es sich im Widersprechen wahrhaft freuen können!

[«]

202.

Vergnügungs-Reisende. — Sie steigen wie Thiere den Berg hinauf, dumm und schwitzend; man hatte ihnen zu sagen vergessen, dass es unterwegs schöne Aussichten gebe.

[«]

203.

Zuviel und zu wenig. — Die Menschen durchleben jetzt alle zu viel und durchdenken zu wenig: sie haben Heisshunger und Kolik zugleich und werden desshalb immer magerer, soviel sie auch essen. — Wer jetzt sagt: „ich habe Nichts erlebt“ — ist ein Dummkopf.

[«]

204.

Ende und Ziel. — Nicht jedes Ende ist das Ziel. Das Ende der Melodie ist nicht deren Ziel; aber trotzdem: hat die Melodie ihr Ende nicht erreicht, so hat sie auch ihr Ziel nicht erreicht. Ein Gleichniss.

[«]

205.

Neutralität der grossen Natur. — Die Neutralität der grossen Natur (in Berg, Meer, Wald und Wüste) gefällt, aber nur eine kurze Zeit: nachher werden wir ungeduldig. „Wollen denn diese Dinge gar nichts zu uns sagen? Sind wir für sie nicht da?“ Es entsteht das Gefühl eines crimen laesae majestatis humanae.

[«]

206.

Die Absichten vergessen. — Man vergisst über der Reise gemeinhin deren Ziel. Fast jeder Beruf wird als Mittel zu einem Zwecke gewählt und begonnen, aber als letzter Zweck fortgeführt. Das Vergessen der Absichten ist die häufigste Dummheit, die gemacht wird.

[«]

207.

Sonnenbahn der Idee. — Wenn eine Idee am Horizonte eben aufgeht, ist gewöhnlich die Temperatur der Seele dabei sehr kalt. Erst allmählich entwickelt die Idee ihre Wärme, und am heissesten ist diese (das heisst sie thut ihre grössten Wirkungen), wenn der Glaube an die Idee schon wieder im Sinken ist.

[«]

208.

Wodurch man Alle wider sich hätte. — Wenn jetzt Jemand zu sagen wagte: „wer nicht für mich ist, der ist wider mich“, so hätte er sofort Alle wider sich. — Diese Empfindung macht unserm Zeitalter Ehre.

[«]

209.

Sich des Reichthums schämen. — Unsere Zeit verträgt nur eine einzige Gattung von Reichen, solche, welche sich ihres Reichthums schämen. Hört man von Jemandem „er ist sehr reich“, so hat man dabei sofort eine ähnliche

Empfindung wie beim Anblick einer widerlich anschwellenden Krankheit, einer Fett- oder Wassersucht: man muss sich gewaltsam seiner Humanität erinnern, um mit einem solchen Reichen so verkehren zu können, dass er von unserm Ekelgefühle Nichts merkt. Sobald er aber gar sich Etwas auf seinen Reichthum zu Gute thut, so mischt sich zu unserm Gefühle die fast mitleidige Verwunderung über einen so hohen Grad der menschlichen Unvernunft: sodass man die Hände gen Himmel erheben und rufen möchte „armer Entstellter, Ueberbürdeter, hundertfach Gefesselter, dem jede Stunde etwas Unangenehmes bringt oder bringen kann, in dessen Gliedern jedes Ereigniss von zwanzig Völkern nachzuckt, wie magst du uns glauben machen, dass du dich in deinem Zustande wohlfühlst! Wenn du irgendwo öffentlich erscheinst, — so wissen wir, dass es eine Art Spiessruthenlaufen ist, unter lauter Blicken, welche für dich nur kalten Hass oder Zudringlichkeit oder schweigsamen Spott haben. Dein Erwerben mag leichter sein, als das der Anderen: aber es ist ein überflüssiges Erwerben, welches wenig Freude macht, und dein Bewahren alles Erworbenen ist jedenfalls jetzt ein mühseligeres Ding, als irgend ein mühseliges Erwerben. Du leidest fortwährend, denn du verlierst fortwährend. Was nützt es dir, dass man dir immer neues künstliches Blut zuführt: desshalb thun doch die Schröpfköpfe nicht weniger weh, die auf deinem Nacken sitzen, beständig sitzen! — Aber, um nicht unbillig zu werden, es ist schwer, vielleicht unmöglich für dich, nicht reich zu sein: du musst bewahren, musst neu erwerben, der vererbte Hang deiner Natur ist das Joch über dir, — aber desshalb täusche uns nicht und schäme dich ehrlich und sichtlich des Joches, das du trägst; da du ja im Grunde deiner Seele müde und unwillig bist, es zu tragen. Diese Scham schändet nicht.“

[«]

210.

Ausschweifung in der Anmaassung. — Es giebt so anmaassende Menschen, dass sie eine Grösse, welche sie öffentlich bewundern, nicht anders zu loben wissen, als indem sie dieselbe als Vorstufe und Brücke, die zu ihnen führt, darstellen.

[«]

211.

Auf dem Boden der Schmach. — Wer den Menschen eine Vorstellung nehmen will, thut sich gewöhnlich nicht genug damit, sie zu widerlegen und den unlogischen Wurm, der in ihr sitzt, herauszuziehen, vielmehr wirft er, nachdem der Wurm getödtet ist, die ganze Frucht auch noch in den Koth, um sie den Menschen unansehnlich zu machen und Ekel vor ihr einzuflössen. So glaubt er das Mittel gefunden zu haben, die bei widerlegten Vorstellungen so gewöhnliche „Wiederauferstehung am dritten Tage“ unmöglich zu machen. — Er irrt sich, denn gerade auf dem Boden der Schmach, inmitten des Unflathes, treibt der Fruchtkern der Vorstellung schnell neue Keime —. Also: ja nicht verhöhnen, beschmutzen, was man endgültig beseitigen will, sondern es achtungsvoll auf Eis legen, immer und immer wieder, in Anbetracht, dass Vorstellungen ein sehr zähes Leben haben. Hier muss man nach der Maxime handeln: „Eine Widerlegung ist keine Widerlegung“.

[«]

212.

Loos der Moralität. — Da die Gebundenheit der Geister abnimmt, ist sicherlich die Moralität (die vererbte, überlieferte, instincthafte Handlungsweise nach moralischen Gefühlen) ebenfalls in Abnahme: nicht aber die einzelnen Tugenden, Mässigkeit, Gerechtigkeit, Seelenruhe, — denn die grösste Freiheit des bewussten Geistes führt einmal schon unwillkürlich zu ihnen hin und räth sie sodann auch als nützlich an.

[«]

213.

Der Fanatiker des Misstrauens und seine Bürgschaft. — Der Alte: Du willst das Ungeheure wagen und die Menschen im Grossen belehren? Wo ist deine Bürgschaft? — Pyrrhon: Hier ist sie: ich will die Menschen vor mir selber warnen, ich will alle Fehler meiner Natur öffentlich bekennen und meine Uebereilungen, Widersprüche und Dummheiten vor aller Augen blosstellen. Hört nicht auf mich, will ich ihnen sagen, bis ich nicht eurem Geringsten gleich geworden bin, und noch geringer bin, als er; sträubt euch gegen die Wahrheit, solange ihr nur könnt, aus Ekel vor Dem, der ihr Fürsprecher ist. Ich werde euer Verführer und Betrüger sein, wenn ihr noch den mindesten Glanz von Achtbarkeit und Würde an mir wahrnehmt. — Der Alte: Du versprichst zu viel; du kannst diese Last nicht tragen. — Pyrrhon: So will ich auch diess den Menschen sagen, dass ich zu schwach bin und nicht halten kann, was ich verspreche. Je grösser meine Unwürdigkeit, um so mehr werden sie der Wahrheit misstrauen, wenn sie durch meinen Mund geht. — Der Alte: Willst Du denn der Lehrer des Misstrauens gegen die Wahrheit sein? — Pyrrhon: Des Misstrauens, wie es noch nie in der Welt war, des Misstrauens gegen Alles und Jedes. Es ist der einzige Weg zur Wahrheit. Das rechte Auge darf dem linken nicht trauen, und Licht wird eine Zeitlang Finsterniss heissen müssen: diess ist der Weg, den ihr gehen müsst. Glaubt nicht, dass er euch zu Fruchtbäumen und schönen Weiden führe. Kleine harte Körner werdet ihr auf ihm finden, — das sind die Wahrheiten: Jahrzehende lang werdet ihr die Lügen händevoll verschlingen müssen, um nicht Hungers zu sterben, ob ihr schon wisset, dass es Lügen sind. Jene Körner aber werden gesäet und eingegraben, und vielleicht, vielleicht giebt es einmal einen Tag der Ernte: Niemand darf ihn versprechen, er sei denn ein Fanatiker. — Der Alte: Freund! Freund! Auch deine Worte sind die des Fanatikers! — Pyrrhon: Du hast Recht! Ich will gegen alle Worte misstrauisch sein. — Der Alte: Dann wirst du schweigen müssen. — Pyrrhon: Ich werde den Menschen sagen, dass ich schweigen muss und dass sie meinem Schweigen misstrauen sollen. — Der Alte: Du trittst also von deinem Unternehmen zurück? — Pyrrhon: Vielmehr, — du hast mir eben das Thor gezeigt, durch welches ich gehen muss. — Der Alte: Ich weiss nicht —: verstehen wir uns jetzt noch völlig? — Pyrrhon: Wahrscheinlich nicht. — Der Alte: Wenn du dich nur selber völlig verstehst! — Pyrrhon dreht sich um und lacht. — Der Alte: Ach Freund! Schweigen und Lachen, — ist das jetzt deine ganze Philosophie? — Pyrrhon: Es wäre nicht die schlechteste. —

[«]

214.

Europäische Bücher. — Man ist beim Lesen von Montaigne, Larochefoucauld, Labruyère, Fontenelle (namentlich der dialogues des morts) Vauvenargues, Champfort dem Alterthum näher, als bei irgend welcher Gruppe von sechs Autoren anderer Völker. Durch jene Sechs ist der Geist der letzten Jahrhunderte der alten Zeitrechnung wieder erstanden, — sie zusammen bilden ein wichtiges Glied in der grossen noch fortlaufenden Kette der Renaissance. Ihre Bücher erheben sich über den Wechsel des nationalen Geschmacks und der philosophischen Färbungen, in denen für gewöhnlich jetzt jedes Buch schillert und schillern muss, um berühmt zu werden: sie enthalten mehr wirkliche Gedanken, als alle Bücher deutscher Philosophen zusammengenommen: Gedanken von der Art, welche Gedanken macht, und die — ich bin in Verlegenheit zu Ende zu definiren; genug dass es mir Autoren zu sein scheinen, welche weder für Kinder noch für Schwärmer geschrieben haben, weder für Jungfrauen noch für Christen, weder für Deutsche noch für — ich bin wieder in Verlegenheit, meine Liste zu schliessen. — Um aber ein deutliches Lob zu sagen: sie wären, griechisch geschrieben, auch von Griechen verstanden worden. Wie viel hätte dagegen selbst ein Plato von den Schriften unserer besten deutschen Denker, zum Beispiel Goethe's, Schopenhauer's, überhaupt verstehen können, von dem Widerwillen zu schweigen, welchen ihre Schreibart ihm erregt haben würde, nämlich das Dunkle, Uebertriebene und gelegentlich wieder Klapperdürre, — Fehler, an denen die Genannten noch am Wenigsten von den deutschen Denkern und doch noch allzuviel leiden (Goethe, als Denker, hat die Wolke lieber umarmt, als billig ist, und Schopenhauer wandelt nicht ungestraft fast fortwährend unter Gleichnissen der Dinge, statt unter den Dingen selber). — Dagegen, welche Helligkeit und zierliche Bestimmtheit bei jenen Franzosen! Diese Kunst hätten auch die feinohrigsten Griechen gutheissen müssen, und Eines würden sie sogar bewundert und angebetet haben, den französischen Witz des Ausdrucks: so Etwas liebten sie sehr, ohne gerade darin besonders stark zu sein.

[«]

215.

Mode und modern. — Ueberall, wo noch die Unwissenheit, die Unreinlichkeit, der Aberglaube im Schwange sind, wo der Verkehr lahm, die Landwirthschaft armselig, die Priesterschaft mächtig ist, da finden sich auch noch die Nationaltrachten. Dagegen herrscht die Mode, wo die Anzeichen des Entgegengesetzten sich finden. Die Mode ist also neben den Tugenden des jetzigen Europa zu finden: sollte sie wirklich deren Schattenseite sein? — Zunächst sagt die männliche Bekleidung, welche modisch und nicht mehr national ist, von Dem, der sie trägt, aus, dass der Europäer nicht als Einzelner, noch als Standes- und Volksgenosse auffallen will, dass er sich eine absichtliche Dämpfung dieser Arten von Eitelkeit zum Gesetz gemacht hat; dann dass er arbeitsam ist und nicht viel Zeit zum Ankleiden und Sich-putzen hat, auch alles Kostbare und Ueppige in Stoff und Faltenwurf im Widerspruch mit seiner Arbeit findet; endlich dass er durch seine Tracht auf die gelehrteren und geistigeren Berufe als die hinweist, welchen er als europäischer Mensch am nächsten steht oder stehen möchte: während durch die noch vorhandenen Nationaltrachten der Räuber, der Hirt oder der Soldat als die wünschbarsten und tonangebenden Lebensstellungen hindurchschimmern. Innerhalb dieses Gesammtcharakters der männlichen Mode giebt es dann jene kleinen Schwankungen, welche die Eitelkeit der jungen Männer, der Stutzer und Nichtsthuer der grossen Städte hervorbringt, also Derer, welche als europäische Menschen noch nicht reif geworden sind. — Die europäischen Frauen sind diess noch viel weniger, wesshalb die Schwankungen bei ihnen viel grösser sind: sie wollen auch das Nationale nicht, und hassen es, als Deutsche, Franzosen, Russen an der Kleidung erkannt zu werden, aber als Einzelne wollen sie sehr gern auffallen; ebenso soll Niemand schon durch ihre Bekleidung in Zweifel gelassen werden, dass sie zu einer angeseheneren Classe der Gesellschaft (zur „guten“ oder „hohen“ oder „grossen“ Welt) gehören, und zwar wünschen sie nach dieser Seite hin gerade um so mehr voreinzunehmen, als sie nicht oder kaum zu jener Classe gehören. Vor Allem aber will die junge Frau Nichts tragen, was die etwas ältere trägt, weil sie durch den Verdacht eines höheren Lebensalters im Preise zu fallen glaubt: die ältere wiederum möchte durch jugendlichere Tracht so lange täuschen, als es irgend angeht, — aus welchem Wettbewerb sich zeitweilig immer Moden ergeben müssen, bei denen das eigentlich Jugendliche ganz unzweideutig und unnachahmlich sichtbar wird. Hat der Erfindungsgeist der jungen Künstlerinnen in solchen Blosstellungen der Jugend eine Zeitlang geschwelgt oder, um die ganze Wahrheit zu sagen: hat man wieder einmal den Erfindungsgeist älterer höfischer Culturen, sowie den der noch bestehenden Nationen, und überhaupt den ganzen costümirten Erdkreis zu Rathe gezogen und etwa die Spanier, die Türken und Altgriechen zur Inscenirung des schönen Fleisches zusammengekoppelt, so entdeckt man endlich immer wieder, dass man sich doch nicht zum Besten auf seinen Vortheil verstanden habe, dass, um auf die Männer Wirkung zu machen, das Versteckenspielen mit dem schönen Leibe glücklicher sei, als die nackte und halbnackte Ehrlichkeit; und nun dreht sich das Rad des Geschmackes und der Eitelkeit einmal wieder in entgegengesetzter Richtung: die etwas älteren jungen Frauen finden, dass ihr Reich gekommen sei, und der Wettkampf der lieblichsten und absurdesten Geschöpfe tobt wieder von Neuem. Je mehr aber die Frauen innerlich zunehmen und nicht mehr unter sich, wie bisher, den unreifen Altersclassen den Vorrang zugestehen, desto geringer werden diese Schwankungen ihrer Tracht, desto einfacher ihr Putz: über welchen man billigerweise nicht nach antiken Mustern das Urtheil sprechen darf, also nicht nach dem Maassstab der Gewandung südländischer See-Anwohnerinnen, sondern in Berücksichtigung der klimatischen Bedingungen der mittleren und nördlichen Gegenden Europa's, derer nämlich, in welchen jetzt der geist- und formerfindende Genius Europa's seine liebste Heimath hat. — Im Ganzen wird also gerade nicht das Wechselnde das charakteristische Zeichen der Mode und des Modernen sein, denn gerade der Wechsel ist etwas Rückständiges und bezeichnet die noch ungereiften männlichen und weiblichen Europäer: sondern die Ablehnung der nationalen, ständischen und individuellen Eitelkeit. Dem entsprechend ist es zu loben, weil es kraft- und zeitersparend ist, wenn einzelne Städte und Gegenden Europa's für alle übrigen in Sachen der Kleidung denken und erfinden, in Anbetracht dessen, dass der Formensinn nicht Jedermann geschenkt zu sein pflegt: auch ist es wirklich kein allzu hochfliegender Ehrgeiz, wenn zum Beispiel Paris, so lange jene Schwankungen noch bestehen, es in Anspruch nimmt, der alleinige Erfinder und Neuerer in diesem Reiche zu sein. Will ein Deutscher, aus Hass gegen diese Ansprüche einer französischen Stadt, sich anders kleiden, zum Beispiel so wie Albrecht Dürer sich trug, so möge er erwägen, dass er dann ein Costüm hat, welches ehemalige Deutsche trugen, welches aber die Deutschen ebensowenig erfunden haben, — es hat nie eine Tracht gegeben, welche den Deutschen als Deutschen bezeichnete; übrigens mag er zusehen, wie er aus dieser Tracht herausschaut und ob etwa der ganz moderne Kopf nicht mit all seiner Linien- und Fältchenschrift, welche das neunzehnte Jahrhundert hineingrub, gegen eine Dürerische Bekleidung Einsprache thut. — Hier, wo die Begriffe „modern" und „europäisch" fast gleich gesetzt sind, wird unter Europa viel mehr an Länderstrecken verstanden, als das geographische Europa, die kleine Halbinsel Asien's, umfasst: namentlich gehört Amerika hinzu, soweit es eben das Tochterland unserer Cultur ist. Andererseits fällt nicht einmal ganz Europa unter den Cultur-

Begriff „Europa“; sondern nur alle jene Völker und Völkertheile, welche im Griechen-, Römer-, Juden- und Christenthum ihre gemeinsame Vergangenheit haben.

[«]

216.

Die „deutsche Tugend“. — Es ist nicht zu leugnen, dass vom Ausgange des vorigen Jahrhunderts an ein Strom moralischer Erweckung durch Europa floss. Damals erst wurde die Tugend wieder beredt; sie lernte es, die ungezwungenen Gebärden der Erhebung, der Rührung finden, sie schämte sich ihrer selber nicht mehr und ersann Philosophien und Gedichte zur eigenen Verherrlichung. Sucht man nach den Quellen dieses Stromes: so findet man einmal Rousseau, aber den mythischen Rousseau, den man sich nach dem Eindrucke seiner Schriften — fast könnte man wieder sagen: seiner mythisch ausgelegten Schriften — und nach den Fingerzeigen, die er selber gab, erdichtet hatte (er und sein Publicum arbeiteten beständig an dieser Idealfigur). Der andere Ursprung liegt in jener Wiederauferstehung des stoisch-grossen Römerthums, durch welche die Franzosen die Aufgabe der Renaissance auf das Würdigste weitergeführt haben. Sie giengen von der Nachschöpfung antiker Formen mit herrlichstem Gelingen zur Nachschöpfung antiker Charaktere über: sodass sie ein Anrecht auf die allerhöchsten Ehren immerdar behalten werden, als das Volk, welches der neueren Menschheit bisher die besten Bücher und die besten Menschen gegeben hat. Wie diese doppelte Vorbildlichkeit, die des mythischen Rousseau und die jenes wiedererweckten Römergeistes, auf die schwächeren Nachbarn wirkte, sieht man namentlich an Deutschland: welches in Folge seines neuen und ganz ungewohnten Aufschwunges zu Ernst und Grösse des Wollens und Sich-beherrschens zuletzt vor seiner eigenen neuen Tugend in Staunen gerieth und den Begriff „deutsche Tugend“ in die Welt warf, wie als ob es nichts Ursprünglicheres, Erbeigeneres geben könnte, als diese. Die ersten grossen Männer, welche jene französische Anregung zur Grösse und Bewusstheit des sittlichen Wollens auf sich überleiteten, waren ehrlicher und vergassen die Dankbarkeit nicht. Der Moralismus Kant’s — woher kommt er? Er giebt es wieder und wieder zu verstehen: von Rousseau und dem wiedererweckten stoischen Rom. Der Moralismus Schiller’s: gleiche Quelle, gleiche Verherrlichung der Quelle. Der Moralismus Beethoven’s in Tönen: er ist das ewige Loblied Rousseau’s, der antiken Franzosen und Schiller’s. Erst „der deutsche

Jüngling“ vergass die Dankbarkeit, inzwischen hatte man ja das Ohr nach den Predigern des Franzosenhasses hingewendet: jener deutsche Jüngling, der eine Zeitlang mit mehr Bewusstheit, als man bei andern Jünglingen für erlaubt hält, in den Vordergrund trat. Wenn er nach seiner Vaterschaft spürte, so mochte er mit Recht an die Nähe Schiller's, Fichte's und Schleiermacher's denken: aber seine Grossväter hätte er in Paris, in Genf suchen müssen, und es war sehr kurzsichtig, zu glauben, was er glaubte: dass die Tugend nicht älter als dreissig Jahre sei. Damals gewöhnte man sich daran, zu verlangen, dass beim Worte „deutsch“ auch noch so nebenbei die Tugend mitverstanden werde, — und bis auf den heutigen Tag hat man es noch nicht völlig verlernt. — Nebenbei bemerkt, jene genannte moralische Erweckung hat für die Erkenntniss der moralischen Erscheinungen, wie sich fast errathen lässt, nur Nachtheile und rückschreitende Bewegungen zur Folge gehabt. Was ist die ganze deutsche Moralphilosophie, von Kant an gerechnet, mit allen ihren französischen, englischen und italiänischen Ausläufern und Nebenzüglern? Ein halbtheologisches Attentat gegen Helvetius, ein Abweisen der lange und mühsam erkämpften Freiblicke oder Fingerzeige des rechten Weges, welche er zuletzt gut ausgesprochen und zusammengebracht hat. Bis auf den heutigen Tag ist Helvetius in Deutschland der best beschimpfte aller guten Moralisten und guten Menschen.

[«]

217.

Classisch und romantisch. — Sowohl die classisch als auch die romantisch gesinnten Geister — wie es diese beiden Gattungen immer giebt — tragen sich mit einer Vision der Zukunft: aber die ersteren aus einer Stärke ihrer Zeit heraus, die letzteren aus deren Schwäche.

[«]

218.

Die Maschine als Lehrerin. — Die Maschine lehrt durch sich selber das Ineinandergreifen von Menschenhaufen, bei Actionen, wo Jeder nur Eins zu thun hat: sie giebt das Muster der Partei-Organisation und der Kriegsführung. Sie lehrt dagegen nicht die individuelle Selbstherrlichkeit: sie macht aus Vielen eine Maschine, und aus jedem Einzelnen ein Werkzeug zu einem Zwecke. Ihre allgemeinste Wirkung ist, den Nutzen der Centralisation zu lehren.

[«]

219.

Nicht sesshaft. — Man wohnt gerne in der kleinen Stadt; aber von Zeit zu Zeit treibt gerade sie uns in die einsamste unenthüllteste Natur: dann nämlich, wenn jene uns einmal wieder zu durchsichtig geworden ist. Endlich gehen wir, um uns wieder von dieser Natur zu erholen, in die grosse Stadt. Einige Züge aus derselben — und wir errathen den Bodensatz ihres Bechers, — der Kreislauf, mit der kleinen Stadt am Anfange, beginnt von Neuem. — So leben die Modernen: welche in Allem etwas zu gründlich sind, um sesshaft zu sein wie die Menschen anderer Zeiten.

[«]

220.

Reaction gegen die Maschinen-Cultur. — Die Maschine, selber ein Erzeugniss der höchsten Denkkraft, setzt bei den Personen, welche sie bedienen, fast nur die niederen gedankenlosen Kräfte in Bewegung. Sie entfesselt dabei eine Unmasse Kraft überhaupt, die sonst schlafen läge, das ist wahr; aber sie giebt nicht den Antrieb zum Höhersteigen, zum Bessermachen, zum Künstlerwerden. Sie macht thätig und einförmig, — das erzeugt aber auf die Dauer eine Gegenwirkung, eine verzweifelte Langeweile der Seele, welche durch sie nach wechselvollem Müssiggange dürsten lernt.

[«]

221.

Die Gefährlichkeit der Aufklärung. — Alles das Halbverrückte, Schauspielerische, Thierisch-Grausame, Wollüstige, namentlich Sentimentale und

Sich-selbst-Berauschende, was zusammen die eigentlich revolutionäre Substanz ausmacht und in Rousseau, vor der Revolution, Fleisch und Geist geworden war, — dieses ganze Wesen setzte sich mit perfider Begeisterung noch die Aufklärung auf das fanatische Haupt, welches durch diese selber wie in einer verklärenden Glorie zu leuchten begann: die Aufklärung, die im Grunde jenem Wesen so fremd ist und, für sich waltend, still wie ein Lichtglanz durch Wolken gegangen sein würde, lange Zeit zufrieden damit, nur die Einzelnen umzubilden: sodass sie nur sehr langsam auch die Sitten und Einrichtungen der Völker umgebildet hätte. Jetzt aber, an ein gewaltsames und plötzliches Wesen gebunden, wurde die Aufklärung selber gewaltsam und plötzlich. Ihre Gefährlichkeit ist dadurch fast grösser geworden, als die befreiende und erhellende Nützlichkeit, welche durch sie in die grosse Revolutionsbewegung kam. Wer diess begreift, wird auch wissen, aus welcher Vermischung man sie herauszuziehen, von welcher Verunreinigung man sie zu läutern hat: um dann, an sich selber, das Werk der Aufklärung fortzusetzen und die Revolution nachträglich in der Geburt zu ersticken, ungeschehen zu machen.

[«]

222.

Die Leidenschaft im Mittelalter. — Das Mittelalter ist die Zeit der grössten Leidenschaften. Weder das Alterthum noch unsere Zeit hat diese Ausweitung der Seele: ihre Räumlichkeit war nie grösser und nie ist mit längeren Maassstäben gemessen worden. Die physische Urwald-Leiblichkeit von Barbarenvölkern und die überseelenhaften, überwachen, allzuglänzenden Augen von christlichen Mysterien-Jüngern, das Kindlichste, Jüngste und ebenso das Ueberreifste, Altersmüdeste, die Rohheit des Raubthiers und die Verzärtelung und Ausspitzung des spätantiken Geistes, — Alles diess kam damals an Einer Person nicht selten zusammen: da musste, wenn Einer in Leidenschaft gerieth, die Stromschnelle des Gemüthes gewaltiger, der Strudel verwirrter, der Sturz tiefer sein, als je. — Wir neueren Menschen dürfen mit der Einbusse zufrieden sein, welche hier gemacht worden ist.

[«]

223.

Rauben und sparen. — Alle geistigen Bewegungen gehen vorwärts, in Folge deren die Grossen zu rauben, die Kleinen zu sparen hoffen können. Desshalb gieng zum Beispiel die deutsche Reformation vorwärts.

[«]

224.

Fröhliche Seelen. — Wenn auf Trunk, Trunkenheit und eine übelriechende Art von Unflätherei auch nur von ferne hingewinkt wurde, dann wurden die Seelen der älteren Deutschen fröhlich, — sonst waren sie verdrossen; aber dort hatten sie ihre Art von Verständniss-Innigkeit.

[«]

225.

Das ausschweifende Athen. — Selbst als der Fischmarkt Athen’s seine Denker und Dichter bekommen hatte, besass die griechische Ausschweifung immer noch ein idyllischeres und feineres Aussehen, als es je die römische oder die deutsche Ausschweifung hatte. Die Stimme Iuvenal’s hätte dort wie eine hohle Trompete geklungen: ein artiges und fast kindliches Gelächter hätte ihm geantwortet.

[«]

226.

Klugheit der Griechen. — Da das Siegen- und Hervorragenwollen ein unüberwindlicher Zug der Natur ist, älter und ursprünglicher, als alle Achtung und Freude der Gleichstellung, so hatte der griechische Staat den gymnastischen und musischen Wettkampf innerhalb der Gleichen sanctionirt, also einen Tummelplatz abgegränzt, wo jener Trieb sich entladen konnte, ohne die politische Ordnung in

Gefahr zu bringen. Mit dem endlichen Verfalle des gymnastischen und musischen Wettkampfes gerieth der griechische Staat in innere Unruhe und Auflösung.

[«]

227.

„Der ewige Epikur.“ — Epikur hat zu allen Zeiten gelebt und lebt noch, unbekannt Denen, welche sich Epikureer nannten und nennen, und ohne Ruf bei den Philosophen. Auch hat er selber den eigenen Namen vergessen: es war das schwerste Gepäck, welches er je abgeworfen hat.

[«]

228.

Stil der Ueberlegenheit. — Studentendeutsch, die Sprechweise des deutschen Studenten, hat ihren Ursprung unter den nicht-studierenden Studenten, welche eine Art von Uebergewicht über ihre ernsteren Genossen dadurch zu erlangen wissen, dass sie an Bildung, Sittsamkeit, Gelehrtheit, Ordnung, Mässigung alles Maskeradenhafte aufdecken und die Worte aus jenen Bereichen zwar fortwährend ebenso im Munde führen, wie die Besseren, Gelehrteren, aber mit einer Bosheit im Blicke und einer begleitenden Grimasse. In dieser Sprache der Ueberlegenheit — der einzigen, die in Deutschland original ist — reden nun unwillkürlich auch die Staatsmänner und die Zeitungs-Kritiker: es ist ein beständiges ironisches Citiren, ein unruhiges, unfriedfertiges Schielen des Auges nach rechts und links, ein Gänsefüsschen- und Grimassen-Deutsch.

[«]

229.

Die Vergrabenen. — Wir ziehen uns in’s Verborgene zurück: aber nicht aus irgend einem persönlichen Missmuthe, als ob uns die politischen und socialen Verhältnisse der Gegenwart nicht genugthäten, sondern weil wir durch unsere Zurückziehung Kräfte sparen und sammeln wollen, welche später einmal der

Cultur ganz noth thun werden, je mehr diese Gegenwart diese Gegenwart ist und als solche ihre Aufgabe erfüllt. Wir bilden ein Capital und suchen es sicher zu stellen: aber, wie in ganz gefährlichen Zeiten, dadurch dass wir es vergraben.

[«]

230.

Tyrannen des Geistes. — In unserer Zeit würde man Jeden, der so streng der Ausdruck Eines moralischen Zuges wäre, wie die Personen Theophrast's und Molière's es sind, für krank halten, und von „fixer Idee“ bei ihm reden. Das Athen des dritten Jahrhunderts würde uns, wenn wir dort einen Besuch machen dürften, wie von Narren bevölkert erscheinen. Jetzt herrscht die Demokratie der Begriffe in jedem Kopfe, — viele zusammen sind der Herr: ein einzelner Begriff, der Herr sein wollte, heisst jetzt, wie gesagt, „fixe Idee“. Diess ist unsere Art, die Tyrannen zu morden, — wir winken nach dem Irrenhause hin.

[«]

231.

Gefährlichste Auswanderung. — In Russland giebt es eine Auswanderung der Intelligenz: man geht über die Gränze, um gute Bücher zu lesen und zu schreiben. So wirkt man aber dahin, das vom Geiste verlassene Vaterland immer mehr zum vorgestreckten Rachen Asiens zu machen, der das kleine Europa verschlingen möchte.

[«]

232.

Die Staats-Narren. — Die fast religiöse Liebe zum Könige gieng bei den Griechen auf die Polis über, als es mit dem Königthum zu Ende war. Und weil ein Begriff mehr Liebe erträgt, als eine Person, und namentlich dem Liebenden nicht so oft vor den Kopf stösst, wie geliebte Menschen es thun (— denn je mehr sie sich geliebt wissen, desto rücksichtsloser werden sie meistens, bis sie endlich der

Liebe nicht mehr würdig sind, und wirklich ein Riss entsteht), so war die Polis- und Staats-Verehrung grösser, als irgend je vorher die Fürsten-Verehrung. Die Griechen sind die Staats-Narren der alten Geschichte, — in der neueren sind es andere Völker.

[«]

233.

Gegen die Vernachlässigung der Augen. — Ob man nicht bei den gebildeten Classen Englands, welche die Times lesen, alle zehn Jahre eine Abnahme der Sehkraft nachweisen könnte?

[«]

234.

Grosse Werke und grosser Glaube. — Jener hatte die grossen Werke, sein Genosse aber hatte den grossen Glauben an diese Werke. Sie waren unzertrennlich: aber ersichtlich hieng der Erstere völlig vom Zweiten ab.

[«]

235.

Der Gesellige. — „Ich bekomme mir nicht gut“ sagte Jemand, um seinen Hang zur Gesellschaft zu erklären. „Der Magen der Gesellschaft ist stärker, als der meinige, er verträgt mich.“

[«]

236.

Augenschliessen des Geistes. — Ist man geübt und gewohnt, über das Handeln nachzudenken, so muss man doch beim Handeln selber (sei dieses selbst nur Briefschreiben oder Essen und Trinken) das innere Auge schliessen. Ja im Gespräch mit Durchschnittsmenschen muss man es verstehen, mit geschlossenen Denker-Augen zu denken, — um nämlich das Durchschnittsdenken zu erreichen und zu begreifen. Dieses Augen-Schliessen ist ein fühlbarer, mit Willen vollziehbarer Act.

[«]

237.

Die furchtbarste Rache. — Wenn man sich an einem Gegner durchaus rächen will, so soll man so lange warten, bis man die ganze Hand voll Wahrheiten und Gerechtigkeiten hat und sie gegen ihn ausspielen kann, mit Gelassenheit: sodass Rache üben mit Gerechtigkeit üben zusammmenfällt. Es ist die furchtbarste Art der Rache, denn sie hat keine Instanz über sich, an die noch appellirt werden könnte. So rächte sich Voltaire an Piron, mit fünf Zeilen, die über dessen ganzes Leben, Schaffen und Wollen richten: soviel Worte, soviel Wahrheiten; so rächte sich der Selbe an Friedrich dem Grossen (in einem Briefe an ihn von Ferney aus).

[«]

238.

Luxus-Steuer. — Man kauft in den Läden das Nöthige und Nächste und muss es theuer bezahlen, weil man mitbezahlt, was dort auch feil steht, aber nur selten seine Abnehmer hat: das Luxushafte und Gelüstartige. So legt der Luxus dem Einfachen, der seiner enträth, doch eine fortwährende Steuer auf.

[«]

239.

Warum die Bettler noch leben. — Wenn alle Almosen nur aus Mitleiden gegeben würden, so wären die Bettler allesammt verhungert.

[«]

240.

Warum die Bettler noch leben. — Die grösste Almosenspenderin ist die Feigheit.

[«]

241.

Wie der Denker ein Gespräch benutzt. — Ohne Horcher zu sein, kann man viel hören, wenn man versteht, gut zu sehen, doch sich selber für Zeiten aus den Augen zu verlieren. Aber die Menschen wissen ein Gespräch nicht zu benutzen; sie verwenden bei Weitem zu viel Aufmerksamkeit auf Das, was sie sagen und entgegnen wollen, während der wirkliche Hörer sich oft begnügt, vorläufig zu antworten und Etwas als Abschlagszahlung der Höflichkeit überhaupt zu sagen, dagegen mit seinem hinterhaltigen Gedächtnisse Alles davonträgt, was der Andere geäussert hat, nebst der Art in Ton und Gebärde, wie er es äusserte. — Im gewöhnlichen Gespräche meint Jeder der Führende zu sein, wie wenn zwei Schiffe, die neben einander fahren und sich hier und da einen kleinen Stoss geben, beiderseits im guten Glauben sind, ihr Nachbarschiff folge oder werde sogar geschleppt.

[«]

242.

Die Kunst, sich zu entschuldigen. — Wenn sich Jemand vor uns entschuldigt, so muss er es sehr gut machen: sonst kommen wir uns selber leicht als die Schuldigen vor und haben eine unangenehme Empfindung.

[«]

243.

Unmöglicher Umgang. — Das Schiff deiner Gedanken geht zu tief, als dass du mit ihm auf den Gewässern dieser freundlichen, anständigen, entgegenkommenden Personen fahren könntest. Es sind da der Untiefen und Sandbänke zu viele: du würdest dich drehen und wenden müssen und in fortwährender Verlegenheit sein, und Jene würden alsbald auch in Verlegenheit gerathen — über deine Verlegenheit, deren Ursache sie nicht errathen können.

[«]

244.

Fuchs der Füchse. — Ein rechter Fuchs nennt nicht nur die Trauben sauer, welche er nicht erreichen kann, sondern auch die, welche er erreicht und Anderen vorweggenommen hat.

[«]

245.

Im nächsten Verkehre. — Wenn Menschen auch noch so eng zusammengehören: es giebt innerhalb ihres gemeinsamen Horizontes doch noch alle vier Himmelsrichtungen, und in manchen Stunden merken sie es.

[«]

246.

Das Schweigen des Ekels. — Da macht Jemand als Denker und Mensch eine tiefe schmerzhafte Umwandlung durch und legt dann öffentlich Zeugniss davon ab. Und die Hörer merken Nichts! glauben ihn noch ganz als den Alten! — Diese gewöhnliche Erfahrung hat manchem Schriftsteller schon Ekel gemacht: sie hatten die Intellectualität der Menschen zu hoch geachtet und gelobten sich, als sie ihren Irrthum wahrnahmen, das Schweigen an.

[«]

247.

Geschäfts-Ernst. — Die Geschäfte manches Reichen und Vornehmen sind seine Art Ausruhens von allzulangem gewohnheitsmässigem Müssiggang: er nimmt sie desshalb so ernst und passionirt, wie andere Leute ihre seltenen Musse-Erholungen und -Liebhabereien.

[«]

248.

Doppelsinn des Auges. — Wie das Gewässer zu deinen Füssen eine plötzliche schuppenhafte Erzitterung überläuft, so giebt es auch im menschlichen Auge solche plötzliche Unsicherheiten und Zweideutigkeiten, bei denen man sich fragt: ist’s ein Schaudern? ist’s ein Lächeln? ist’s Beides?

[«]

249.

Positiv und negativ. — Dieser Denker braucht Niemanden, der ihn widerlegt: er genügt sich dazu selber.

[«]

250.

Die Rache der leeren Netze. — Man nehme sich vor allen Personen in Acht, welche das bittere Gefühl des Fischers haben, der nach mühevollem Tagewerk am Abend mit leeren Netzen heimfährt.

[«]

251.

Sein Recht nicht geltend machen. — Macht ausüben kostet Mühe und erfordert Muth. Desshalb machen so Viele ihr gutes, allerbestes Recht nicht geltend, weil diess Recht eine Art Macht ist, sie aber zu faul oder zu feige sind, es auszuüben. Nachsicht und Geduld heissen die Deckmantel-Tugenden dieser Fehler.

[«]

252.

Lichtträger. — In der Gesellschaft wäre kein Sonnenschein, wenn ihn nicht die geborenen Schmeichelkatzen mit hineinbrächten, ich meine die sogenannten Liebenswürdigen.

[«]

253.

Am mildthätigsten. — Wenn der Mensch eben sehr geehrt worden ist und ein Wenig gegessen hat, so ist er am mildthätigsten.

[«]

254.

Zum Lichte. — Die Menschen drängen sich zum Lichte, nicht um besser zu sehen, sondern um besser zu glänzen. — Vor wem man glänzt, den lässt man gerne als Licht gelten.

[«]

255.

Der Hypochonder. — Der Hypochonder ist ein Mensch, der gerade genug Geist und Lust am Geiste besitzt, um seine Leiden, seinen Verlust, seine Fehler gründlich zu nehmen: aber sein Gebiet, auf dem er sich nährt, ist zu klein; er weidet es so ab, dass er endlich die einzelnen Hälmchen suchen muss. Dabei wird er endlich zum Neider und Geizhals, — und dann erst ist er unausstehlich.

[«]

256.

Zurückerstatten. — Hesiod räth an, dem Nachbar, der uns ausgeholfen hat, mit gutem Maasse und womöglich reichlicher zurückzugeben, sobald wir es vermögen. Dabei hat nämlich der Nachbar seine Freude, denn seine einstmalige Gutmüthigkeit trägt ihm Zinsen ein; aber auch Der, welcher zurückgiebt, hat seine Freude, insofern er die kleine einstmalige Demüthigung, sich aushelfen lassen zu müssen, durch ein kleines Uebergewicht, als Schenkender, zurückkauft.

[«]

257.

Feiner als nöthig. — Unser Beobachtungssinn dafür, ob Andere unsere Schwächen wahrnehmen, ist viel feiner, als unser Beobachtungssinn für die Schwächen Anderer: woraus sich also ergiebt, dass er feiner ist, als nöthig wäre.

[«]

258.

Eine lichte Art von Schatten. — Dicht neben den ganz nächtigen Menschen befindet sich fast regelmässig, wie an sie angebunden, eine Lichtseele. Sie ist gleichsam der negative Schatten, den jene werfen.

[«]

259.

Sich nicht rächen? — Es giebt so viele feine Arten der Rache, dass Einer, der Anlass hätte, sich zu rächen, im Grunde thun oder lassen kann, was er will: alle Welt wird doch nach einiger Zeit übereingekommen sein, dass er sich gerächt habe. Sich nicht zu rächen steht also kaum im Belieben eines Menschen: dass er es nicht wolle, darf er nicht einmal aussprechen, weil die Verachtung der

Rache als eine sublime, sehr empfindliche Rache gedeutet und empfunden wird. — Woraus sich ergiebt, dass man nichts Ueberflüssiges thun soll — —

[«]

260.

Irrthum der Ehrenden. — Jeder glaubt einem Denker etwas Ehrendes und Angenehmes zu sagen, wenn er ihm zeigt, wie er von selber genau auf den selben Gedanken und selbst auf den gleichen Ausdruck gerathen sei; und doch wird bei solchen Mittheilungen der Denker nur selten ergötzt, aber häufig gegen seinen Gedanken und dessen Ausdruck misstrauisch: er beschliesst im Stillen, beide einmal zu revidiren. — Man muss, wenn man Jemanden ehren will, sich vor dem Ausdruck der Uebereinstimmung hüten: sie stellt auf ein gleiches Niveau. — In vielen Fällen ist es die Sache der gesellschaftlichen Schicklichkeit, eine Meinung so anzuhören, als sei sie nicht die unsrige, ja als gienge sie über unsern Horizont hinaus: zum Beispiel wenn der Alte, Alterfahrene einmal ausnahmsweise den Schrein seiner Erkenntnisse aufschliesst.

[«]

261.

Brief. — Der Brief ist ein unangemeldeter Besuch, der Briefbote der Vermittler unhöflicher Ueberfälle. Man sollte alle acht Tage eine Stunde zum Briefempfangen haben und darnach ein Bad nehmen.

[«]

262.

Der Voreingenommene. — Jemand sagte: ich bin gegen mich voreingenommen von Kindesbeinen an: desshalb finde ich in jedem Tadel etwas Wahrheit und in jedem Lobe etwas Dummheit. Das Lob wird von mir gewöhnlich zu gering und der Tadel zu hoch geschätzt.

[«]

263.

Weg zur Gleichheit. — Einige Stunden Bergsteigens machen aus einem Schuft und einem Heiligen zwei ziemlich gleiche Geschöpfe. Die Ermüdung ist der kürzeste Weg zur Gleichheit und Brüderlichkeit — und die Freiheit wird endlich durch den Schlaf hinzugegeben.

[«]

264.

Verleumdung. — Kommt man einer eigentlich infamen Verdächtigung auf die Spur, so suche man ihren Ursprung nie bei seinen ehrlichen und einfachen Feinden; denn diese würden, wenn sie so Etwas über uns erfänden, als Feinde keinen Glauben finden. Aber jene, denen wir eine Zeit lang am meisten genützt haben, welche aber, aus irgend einem Grunde im Geheimen sicher darüber sein dürfen, Nichts mehr von uns zu erlangen, — Solche sind im Stande, die Infamie in's Rollen zu bringen: sie finden Glauben, einmal weil man annimmt, dass sie Nichts erfinden würden, was ihnen selber Schaden bringen könnte; sodann weil sie uns näher kennen gelernt haben. — Zum Troste mag sich der so schlimm Verleumdete sagen: Verleumdungen sind Krankheiten Anderer, die an deinem Leibe ausbrechen; sie beweisen, dass die Gesellschaft Ein (moralischer) Körper ist, sodass du an dir die Cur vornehmen kannst, die den Anderen nützen soll.

[«]

265.

Das Kinder-Himmelreich. — Das Glück des Kindes ist ebenso sehr ein Mythus, wie das Glück der Hyperboreer, von dem die Griechen erzählten. Wenn das Glück überhaupt auf Erden wohnt, meinten diese, dann gewiss möglichst weit von uns, etwa dort am Rande der Erde. Ebenso denken die älteren Menschen: wenn der Mensch überhaupt glücklich sein kann, dann gewiss möglichst fern von unserem Alter, an den Gränzen und Anfängen des Lebens. Für manchen Menschen ist der Anblick der Kinder, durch den Schleier dieses Mythus’ hindurch, das grösste Glück, dessen er theilhaftig werden kann: er geht selber bis in den Vorhof des Himmelreichs, wenn er sagt, „lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich.“ — Der Mythus vom Kinder-Himmelreich ist überall irgendwie thätig, wo es in der modernen Welt Etwas von Sentimentalität giebt.

[«]

266.

Die Ungeduldigen. — Gerade der Werdende will das Werdende nicht: er ist zu ungeduldig dafür. Der Jüngling will nicht warten, bis, nach langen Studien, Leiden und Entbehrungen, sein Gemälde von Menschen und Dingen voll werde: so nimmt er ein anderes, das fertig dasteht und ihm angeboten wird, auf Treu und Glauben an, als müsse es ihm die Linien und Farben seines Gemäldes vorweg geben, er wirft sich einem Philosophen, einem Dichter an’s Herz und muss nun eine lange Zeit Frohndienste thun und sich selber verläugnen. Vieles lernt er dabei: aber häufig vergisst ein Jüngling das Lernens- und Erkennenswertheste darüber: sich selber; er bleibt Zeitlebens ein Parteigänger. Ach, es ist viel Langeweile zu überwinden, viel Schweiss nöthig, bis man seine Farben, seinen Pinsel, seine Leinwand gefunden hat! — Und dann ist man noch lange nicht Meister seiner Lebenskunst, — aber wenigstens Herr in der eigenen Werkstatt.

[«]

267.

Es giebt keine Erzieher. — Nur von Selbst-Erziehung sollte man als Denker reden. Die Jugend-Erziehung durch Andere ist entweder ein Experiment, an einem noch Unerkannten, Unerkennbaren vollzogen, oder eine grundsätzliche Nivellirung, um das neue Wesen, welches es auch sei, den Gewohnheiten und Sitten, welche herrschen, gemäss zu machen: in beiden Fällen also Etwas, das des Denkers unwürdig ist, das Werk der Eltern und Lehrer, welche Einer der verwegenen Ehrlichen nos ennemis naturels genannt hat. — Eines Tages, wenn man längst, nach der Meinung der Welt, erzogen ist, entdeckt man sich selber: da beginnt die Aufgabe des Denkers, jetzt ist es Zeit, ihn zu Hülfe zu rufen — nicht als einen Erzieher, sondern als einen Selbst-Erzogenen, der Erfahrung hat.

[«]

268.

Mitleiden mit der Jugend. — Es jammert uns, wenn wir hören, dass einem Jünglinge schon die Zähne ausbrechen, einem Andern die Augen erblinden. Wüssten wir alles Unwiderrufliche und Hoffnungslose, das in seinem ganzen Wesen steckt, wie gross würde erst der Jammer sein! — Wesshalb leiden wir hierbei eigentlich? Weil die Jugend fortführen soll, was wir unternommen haben, und jeder Ab- und Anbruch ihrer Kraft unserem Werke, das in ihre Hände fällt, zum Schaden gereichen will. Es ist der Jammer über die schlechte Garantie unserer Unsterblichkeit: oder, wenn wir uns nur als Vollstrecker der Menschheits-Mission fühlen, der Jammer darüber, dass diese Mission in schwächere Hände, als die unsrigen sind, übergehen muss.

[«]

269.

Die Lebensalter. — Die Vergleichung der vier Jahreszeiten mit den vier Lebensaltern ist eine ehrwürdige Albernheit. Weder die ersten zwanzig, noch die letzten zwanzig Jahre des Lebens entsprechen einer Jahreszeit: vorausgesetzt dass man sich bei der Vergleichung nicht mit dem Weiss des Haares und Schnees und mit ähnlichen Farbenspielen begnügt. Jene ersten zwanzig Jahre sind eine Vorbereitung auf das Leben überhaupt, auf das ganze Lebensjahr, als eine Art langen Neujahrstages; und die letzten zwanzig überschauen, verinnerlichen, bringen in Fug und Zusammenklang, was nur Alles vorher erlebt wurde: so wie man es, in kleinem Maasse, an jedem Sylvestertage mit dem ganzen verflossenen Jahre thut. Zwischen inne liegt aber in der That ein Zeitraum, welcher die Vergleichung mit den Jahreszeiten nahe legt: der Zeitraum vom zwanzigsten bis zum fünfzigsten Jahre (um hier einmal in Bausch und Bogen nach Jahrzehenden zu rechnen, während es sich von selber versteht, dass Jeder nach seiner Erfahrung diese groben Ansätze für sich verfeinern muss). Jene dreimal zehn Jahre entsprechen dreien Jahreszeiten: dem Sommer, dem Frühling und dem Herbste, — einen Winter hat das menschliche Leben nicht, es sei denn, dass man die leider nicht selten eingeflochtenen harten, kalten, einsamen, hoffnungsarmen, unfruchtbaren Krankheitszeiten die Winterzeiten des Menschen nennen will. Die zwanziger Jahre: heiss, lästig, gewitterhaft, üppig treibend, müde machend, Jahre, in denen man den Tag am Abend, wenn er zu Ende ist, preist und sich dabei die Stirn abwischt: Jahre, in denen die Arbeit uns hart, aber nothwendig dünkt, — diese zwanziger Jahre sind der Sommer des Lebens. Die dreissiger dagegen sind sein Frühling: die Luft bald zu warm, bald zu kalt, immer unruhig und anreizend, quellender Saft, Blätterfülle, Blüthenduft überall, viele bezaubernde Morgen und Nächte, die Arbeit, zu der der Vogelgesang uns weckt, eine rechte Herzensarbeit, eine Art Genuss der eigenen Rüstigkeit, verstärkt durch vorgeniessende Hoffnungen. Endlich die vierziger Jahre: geheimnissvoll, wie alles Stillestehende; einer hohen weiten Berg-Ebene gleichend, an der ein frischer Wind hinläuft; mit einem klaren wolkenlosen Himmel darüber, welcher den Tag über und in die Nächte hinein immer mit der gleichen Sanftmuth blickt: die Zeit der Ernte und der herzlichsten Heiterkeit, — es ist der Herbst des Lebens.

[«]

270.

Der Geist der Frauen in der jetzigen Gesellschaft. — Wie die Frauen jetzt über den Geist der Männer denken, erräth man daraus, dass sie bei ihrer Kunst des Schmückens an Alles eher denken, als den Geist ihrer Züge oder die geistreichen Einzelnheiten ihres Gesichts noch besonders zu unterstreichen: sie verbergen Derartiges vielmehr und wissen sich dagegen, zum Beispiel durch Anordnung des Haars über der Stirn, den Ausdruck einer lebendig begehrenden Sinnlichkeit und Ungeistigkeit zu geben, gerade wenn sie diese Eigenschaften nur wenig besitzen. Ihre Ueberzeugung, dass der Geist bei Weibern die Männer erschrecke, geht so weit, dass sie selbst die Schärfe des geistigen Sinnes gern verleugnen und den Ruf der Kurzsichtigkeit absichtlich auf sich laden; dadurch glauben sie wohl die Männer zutraulicher zu machen: es ist, als ob sich eine einladende sanfte Dämmerung um sie verbreite.

[«]

271.

Gross und vergänglich. — Was den Betrachtenden zu Thränen rührt, das ist der schwärmerische Glückes-Blick, mit dem eine schöne junge Frau ihren Gatten ansieht. Man empfindet alle Herbst-Wehmuth dabei, über die Grösse sowohl, als über die Vergänglichkeit des menschlichen Glückes.

[«]

272.

Opfer-Sinn. — Manche Frau hat den intelletto del sacrifizio und wird ihres Lebens nicht mehr froh, wenn der Gatte sie nicht opfern will: sie weiss dann mit ihrem Verstande nicht mehr wohin? und wird unversehens aus dem Opferthier der Opferpriester selber.

[«]

273.

Das Unweibliche. — „Dumm wie ein Mann“ sagen die Frauen: „feige wie ein Weib“ sagen die Männer. Die Dummheit ist am Weibe das Unweibliche.

[«]

274.

Männliches und weibliches Temperament und die Sterblichkeit. — Dass das männliche Geschlecht ein schlechteres Temperament hat, als das weibliche, ergiebt sich auch daraus, dass die männlichen Kinder der Sterblichkeit mehr ausgesetzt sind, als die weiblichen, offenbar weil sie leichter „aus der Haut fahren“: ihre Wildheit und Unverträglichkeit verschlimmert alle Uebel leicht bis in’s Tödtliche.

[«]

275.

Die Zeit der Cyklopenbauten. — Die Demokratisirung Europa's ist unaufhaltsam: wer sich dagegen stemmt, gebraucht doch eben die Mittel dazu, welche erst der demokratische Gedanke Jedermann in die Hand gab, und macht diese Mittel selber handlicher und wirksamer: und die grundsätzlichsten Gegner der Demokratie (ich meine die Umsturzgeister) scheinen nur desshalb da zu sein, um durch die Angst, welche sie erregen, die verschiedenen Parteien immer schneller auf der demokratischen Bahn vorwärts zu treiben. Nun kann es Einem angesichts Derer, welche jetzt bewusst und ehrlich für diese Zukunft arbeiten, in der That bange werden: es liegt etwas Oedes und Einförmiges in ihren Gesichtern, und der graue Staub scheint auch bis in ihre Gehirne hineingeweht zu sein. Trotzdem: es ist möglich, dass die Nachwelt über dieses unser Bangen einmal lacht und an die demokratische Arbeit einer Reihe von Geschlechtern etwa so denkt, wie wir an den Bau von Steindämmen und Schutzmauern — als an eine Thätigkeit, die nothwendig viel Staub auf Kleider und Gesichter breitet und unvermeidlich wohl auch die Arbeiter ein Wenig blödsinnig macht; aber wer würde desswegen solches Thun ungethan wünschen? Es scheint, dass die Demokratisirung Europa's ein Glied in der Kette jener ungeheuren prophylaktischen Maassregeln ist, welche der Gedanke der neuen Zeit sind und mit denen wir uns gegen das Mittelalter abheben. Jetzt erst ist das Zeitalter der Cyklopenbauten! Endliche Sicherheit der Fundamente, damit alle Zukunft auf ihnen ohne Gefahr bauen kann! Unmöglichkeit fürderhin, dass die Fruchtfelder der Cultur wieder über Nacht von wilden und sinnlosen Bergwässern zerstört werden! Steindämme und Schutzmauern gegen Barbaren, gegen Seuchen, gegen leibliche und geistige Verknechtung! Und diess Alles zunächst wörtlich und gröblich, aber allmählich immer höher und geistiger verstanden, sodass alle hier angedeuteten Maassregeln die geistreiche Gesammtvorbereitung des höchsten Künstlers der Gartenkunst zu sein scheinen, der sich dann erst zu seiner eigentlichen Aufgabe wenden kann, wenn jene vollkommen ausgeführt ist! — Freilich: bei den weiten Zeitstrecken, welche hier zwischen Mittel und Zweck liegen, bei der grossen, übergrossen, Kraft und Geist von Jahrhunderten anspannenden Mühsal, die schon noth thut, um nur jedes einzelne Mittel zu schaffen oder herbeizuschaffen, darf man es den Arbeitern an der Gegenwart nicht zu hart anrechnen, wenn sie laut decretiren, die Mauer und das Spalier sei schon der Zweck und das letzte Ziel; da ja noch Niemand den Gärtner und die Fruchtpflanzen sieht, um derentwillen das Spalier da ist.

[«]

276.

Das Recht des allgemeinen Stimmrechtes. — Das Volk hat sich das allgemeine Stimmrecht nicht gegeben, es hat dasselbe, überall, wo es jetzt in Geltung ist, empfangen und vorläufig angenommen: jedenfalls hat es aber das Recht, es wieder zurückzugeben, wenn es seinen Hoffnungen nicht genugthut. Diess scheint jetzt allerorten der Fall zu sein: denn wenn bei irgend einer Gelegenheit, wo es gebraucht wird, kaum Zweidrittel, ja vielleicht nicht einmal die Majorität aller Stimmberechtigten an die Stimm-Urne kommt, so ist diess ein Votum gegen das ganze Stimmsystem überhaupt. — Man muss hier sogar noch viel strenger urtheilen. Ein Gesetz, welches bestimmt, dass die Majorität über das Wohl Aller die letzte Entscheidung habe, kann nicht auf der selben Grundlage, welche durch dasselbe erst gegeben wird, aufgebaut werden: es bedarf nothwendig einer noch breiteren, und diess ist die Einstimmigkeit Aller. Das allgemeine Stimmrecht darf nicht nur der Ausdruck eines Majoritäten-Willens sein: das ganze Land muss es wollen. Desshalb genügt schon der Widerspruch einer sehr kleinen Minorität, dasselbe als unthunlich wieder bei Seite zu stellen: und die Nichtbetheiligung an einer Abstimmung ist eben ein solcher Widerspruch, der das ganze Stimmsystem zum Falle bringt. Das „absolute Veto“ des Einzelnen oder, um nicht in’s Kleinliche zu verfallen, das Veto weniger Tausende hängt über diesem System, als die Consequenz der Gerechtigkeit: bei jedem Gebrauche, den man von ihm macht, muss es, laut der Art von Betheiligung, erst beweisen, dass es noch zu Recht besteht.

[«]

277.

Das schlechte Schliessen. — Wie schlecht schliesst man, auf Gebieten, wo man nicht zu Hause ist, selbst wenn man als Mann der Wissenschaft noch so sehr an das gute Schliessen gewöhnt ist! Es ist beschämend! Und nun ist klar, dass im grossen Welttreiben, in Sachen der Politik, bei allem Plötzlichen und Drängenden, wie es fast jeder Tag heraufführt, eben dieses schlechte Schliessen entscheidet: denn Niemand ist völlig in dem zu Hause, was über Nacht neu gewachsen ist; alles Politisiren, auch bei den grössten Staatsmännern, ist Improvisiren auf gut Glück.

[«]

278.

Prämissen des Maschinen-Zeitalters. — Die Presse, die Maschine, die Eisenbahn, der Telegraph sind Prämissen, deren tausendjährige Conclusion noch Niemand zu ziehen gewagt hat.

[«]

279.

Der Hemmschuh der Cultur. — Wenn wir hören: dort haben die Männer nicht Zeit zu den productiven Geschäften; Waffenübungen und Umzüge nehmen ihnen den Tag weg, und die übrige Bevölkerung muss sie ernähren und kleiden, ihre Tracht aber ist auffallend, oftmals bunt und voll Narrheiten; dort sind nur wenige unterscheidende Eigenschaften anerkannt, die Einzelnen gleichen einander mehr als anderwärts, oder werden doch als Gleiche behandelt; dort verlangt und giebt man Gehorsam ohne Verständniss: man befiehlt, aber man hütet sich, zu überzeugen; dort sind die Strafen wenige, diese wenigen aber sind hart und gehen schnell zum Letzten, Fürchterlichsten; dort gilt der Verrath als das grösste Verbrechen, schon die Kritik der Uebelstände wird nur von den Muthigsten gewagt; dort ist ein Menschenleben wohlfeil, und der Ehrgeiz nimmt häufig die Form an, dass er das Leben in Gefahr bringt; — wer diess Alles hört, wird sofort sagen: „es ist das Bild einer barbarischen, in Gefahr schwebenden Gesellschaft.“ Vielleicht dass der Eine hinzufügt: „es ist die Schilderung Sparta's“; ein Anderer wird aber nachdenklich werden und vermeinen, es sei unser modernes Militärwesen beschrieben, wie es inmitten unsrer andersartigen Cultur und Societät dasteht, als ein lebendiger Anachronismus, als das

Bild, wie gesagt, einer barbarischen, in Gefahr schwebenden Gesellschaft, als ein posthumes Werk der Vergangenheit, welches für die Räder der Gegenwart nur den Werth eines Hemmschuhes haben kann. — Mitunter thut aber auch ein Hemmschuh der Cultur auf das Höchste noth: wenn es nämlich zu schnell bergab oder, wie in diesem Falle vielleicht, bergauf geht.

[«]

280.

Mehr Achtung vor den Wissenden! — Bei der Concurrenz der Arbeit und der Verkäufer ist das Publicum zum Richter über das Handwerk gemacht: das hat aber keine strenge Sachkenntniss und urtheilt nach dem Scheine der Güte. Folglich wird die Kunst des Scheines (und vielleicht der Geschmack) unter der Herrschaft der Concurrenz steigen, dagegen die Qualität aller Erzeugnisse sich verschlechtern müssen. Folglich wird, wofern nur die Vernunft nicht im Werthe fällt, irgendwann jener Concurrenz ein Ende gemacht werden und ein neues Princip den Sieg über sie davontragen. Nur der Handwerksmeister sollte über das Handwerk urtheilen, und das Publicum abhängig sein vom Glauben an die Person des Urtheilenden und an seine Ehrlichkeit. Demnach keine anonyme Arbeit! Mindestens müsste ein Sachkenner als Bürge derselben dasein und seinen Namen als Pfand einsetzen, wenn der Name des Urhebers fehlt oder klanglos ist. Die Wohlfeilheit eines Werkes ist für den Laien eine andere Art Schein und Trug, da erst die Dauerhaftigkeit entscheidet, dass und inwiefern eine Sache wohlfeil ist; jene aber ist schwer und von dem Laien gar nicht zu beurtheilen. — Also: was Effect auf das Auge macht und wenig kostet, das bekommt jetzt das Uebergewicht, — und das wird natürlich die Maschinenarbeit sein. Hinwiederum begünstigt die Maschine, das heisst die Ursache der grössten Schnelligkeit und Leichtigkeit der Herstellung, auch ihrerseits die verkäuflichste Sorte: sonst ist kein erheblicher Gewinn mit ihr zu machen; sie würde zu wenig gebraucht und zu oft stille stehen. Was aber am verkäuflichsten ist, darüber entscheidet das Publicum, wie gesagt: es muss das Täuschendste sein, das heisst Das, was einmal gut scheint und sodann auch wohlfeil scheint. Also auch auf dem Gebiete der Arbeit muss unser Losungswort sein: „Mehr Achtung vor den Wissenden!“

[«]

281.

Die Gefahr der Könige. — Die Demokratie hat es in der Hand, ohne alle Gewaltmittel, nur durch einen stätig geübten gesetzmässigen Druck, das König- und Kaiserthum hohl zu machen: bis eine Null übrig bleibt, vielleicht, wenn man will, mit der Bedeutung jeder Null, dass sie, an sich Nichts, doch an die rechte Seite gestellt, die Wirkung einer Zahl verzehnfacht. Das Kaiser- und Königthum bliebe ein prachtvoller Zierrath an der schlichten und zweckmässigen Gewandung der Demokratie, das schöne Ueberflüssige, welches sie sich gönnt, der Rest alles historisch ehrwürdigen Urväterzierrathes, ja das Symbol der Historie selber, — und in dieser Einzigkeit etwas höchst Wirksames, wenn es, wie gesagt, nicht für sich allein steht, sondern richtig gestellt wird. — Um der Gefahr jener Aushöhlung vorzubeugen, halten die Könige jetzt mit den Zähnen an ihrer Würde als Kriegsfürsten fest: dazu brauchen sie Kriege, das heisst Ausnahmezustände, in denen jener langsame gesetzmässige Druck der demokratischen Gewalten pausirt.

[«]

282.

Der Lehrer ein nothwendiges Uebel. — So wenig wie möglich Personen zwischen den productiven Geistern und den hungernden und empfangenden Geistern! Denn die Mittlerwesen fälschen fast unwillkürlich die Nahrung, die sie vermitteln: sodann wollen sie zur Belohnung für ihr Vermitteln zu viel für sich, was also den originalen, productiven Geistern entzogen wird: nämlich Interesse, Bewunderung, Zeit, Geld und Anderes. — Also: man sehe immerhin den Lehrer als nothwendiges Uebel an, ganz wie den Handelsmann: als ein Uebel, das man so klein wie möglich machen muss! — Wenn vielleicht die Noth der deutschen Zustände jetzt ihren Hauptgrund darin hat, dass viel zu Viele vom Handel leben und gut leben wollen (also dem Erzeugenden die Preise möglichst zu verringern und dem Verzehrenden die Preise möglichst zu erhöhen suchen, um am möglichst grossen Schaden Beider den Vortheil zu haben): so kann man gewiss einen Hauptgrund der geistigen Nothstände in der Ueberfülle von Lehrern sehen: ihretwegen wird so wenig und so schlecht gelernt.

[«]

283.

Die Achtungssteuer. — Den uns Bekannten, von uns Geehrten, sei es ein Arzt, Künstler, Handwerker, der Etwas für uns thut und arbeitet, bezahlen wir gern so hoch als wir können, oft sogar über unser Vermögen: dagegen bezahlt man den Unbekannten so niedrig es nur angehen will; hier ist ein Kampf, in welchem Jeder um den Fussbreit Landes kämpft und mit sich kämpfen macht. Bei der Arbeit des Bekannten für uns ist etwas Unbezahlbares, die in seine Arbeit unsertwegen hineingelegte Empfindung und Erfindung: wir glauben das Gefühl hiervon nicht anders als durch eine Art Aufopferung unsererseits ausdrücken zu können. — Die stärkste Steuer ist die Achtungssteuer. Je mehr die Concurrenz herrscht und man von Unbekannten kauft, für Unbekannte arbeitet, desto niedriger wird diese Steuer, während sie gerade der Maassstab für die Höhe des menschlichen Seelen-Verkehres ist.

[«]

284.

Das Mittel zum wirklichen Frieden. — Keine Regierung giebt jetzt zu, dass sie das Heer unterhalte, um gelegentliche Eroberungsgelüste zu befriedigen; sondern der Vertheidigung soll es dienen. Jene Moral, welche die Nothwehr billigt, wird als ihre Fürsprecherin angerufen. Das heisst aber: sich die Moralität und dem Nachbar die Immoralität vorbehalten, weil er angriffs- und eroberungslustig gedacht werden muss, wenn unser Staat nothwendig an die Mittel der Nothwehr denken soll; überdiess erklärt man ihn, der genau ebenso wie unser Staat die Angriffslust leugnet und auch seinerseits das Heer vorgeblich nur aus Nothwehrgründen unterhält, durch unsere Erklärung, wesshalb wir ein Heer brauchen, für einen Heuchler und listigen Verbrecher, welcher gar zu gern ein harmloses und ungeschicktes Opfer ohne allen Kampf überfallen möchte. So stehen nun alle Staaten jetzt gegen einander: sie setzen die schlechte Gesinnung des Nachbars und die gute Gesinnung bei sich voraus. Diese Voraussetzung ist aber eine Inhumanität, so schlimm und schlimmer als der Krieg: ja, im Grunde ist sie schon die Aufforderung und Ursache zu Kriegen, weil sie, wie gesagt, dem Nachbar die Immoralität unterschiebt und dadurch die feindselige Gesinnung und That zu provociren scheint. Der Lehre von dem Heer als einem Mittel der Nothwehr muss man ebenso gründlich abschwören, als den Eroberungsgelüsten. Und es kommt vielleicht ein grosser Tag, an welchem ein Volk, durch Kriege und Siege, durch die höchste Ausbildung der militärischen Ordnung und Intelligenz ausgezeichnet, und gewöhnt, diesen Dingen die schwersten Opfer zu bringen, freiwillig ausruft: „wir zerbrechen das Schwert“ — und sein gesammtes Heerwesen bis in seine letzten Fundamente zertrümmert. Sich wehrlos machen, während man der Wehrhafteste war, aus einer Höhe der Empfindung heraus, — das ist das Mittel zum wirklichen Frieden, welcher immer auf einem Frieden der Gesinnung ruhen muss: während der sogenannte bewaffnete Friede, wie er jetzt in allen Ländern einhergeht, der Unfriede der Gesinnung ist, der sich und dem Nachbar nicht traut und halb aus Hass, halb aus Furcht die Waffen nicht ablegt. Lieber zu Grunde gehen, als hassen und fürchten, und zweimal lieber zu Grunde gehen, als sich hassen und fürchten machen, — diess muss einmal auch die oberste Maxime jeder einzelnen staatlichen Gesellschaft werden! — Unsern liberalen Volksvertretern fehlt es, wie bekannt, an Zeit zum Nachdenken über die Natur des Menschen: sonst würden sie wissen, dass sie umsonst arbeiten, wenn sie für eine „allmähliche Herabminderung der Militärlast“ arbeiten. Vielmehr: erst wenn diese Art Noth am grössten ist, wird auch die Art Gott am nächsten sein, die hier allein helfen kann. Der Kriegsglorien-Baum kann nur mit Einem Male, durch einen Blitzschlag zerstört werden: der Blitz aber kommt, ihr wisst es ja, aus der Wolke — und von der Höhe. —

[«]

285.

Ob der Besitz mit der Gerechtigkeit ausgeglichen werden kann. — Wird die Ungerechtigkeit des Besitzes stark empfunden — der Zeiger der grossen Uhr ist einmal wieder an dieser Stelle —, so nennt man zwei Mittel, derselben abzuhelfen: einmal eine gleiche Vertheilung, und sodann die Aufhebung des Eigenthums und den Zurückfall des Besitzes an die Gemeinschaft. Letzteres Mittel ist namentlich nach dem Herzen unserer Socialisten, welche jenem alterthümlichen Juden darüber gram sind, dass er sagte: du sollst nicht stehlen. Nach ihnen soll das siebente Gebot vielmehr lauten: du sollst nicht besitzen. — Die

Versuche nach dem ersten Recepte sind im Alterthum oft gemacht worden, zwar immer nur in kleinem Maassstabe, aber doch mit einem Misserfolg, der auch uns noch Lehrer sein kann. „Gleiche Ackerloose“ ist leicht gesagt; aber wieviel Bitterkeit erzeugt sich durch die dabei nöthig werdende Trennung und Scheidung, durch den Verlust von altverehrtem Besitz, wieviel Pietät wird verletzt und geopfert! Man gräbt die Moralität um, wenn man die Gränzsteine umgräbt. Und wieder, wieviel neue Bitterkeit unter den neuen Besitzern, wieviel Eifersucht und Scheelsehen, da es zwei wirklich gleiche Ackerloose nie gegeben hat, und wenn es solche gäbe, der menschliche Neid auf den Nachbar nicht an deren Gleichheit glauben würde. Und wie lange dauerte diese schon in der Wurzel vergiftete und ungesunde Gleichheit! In wenigen Geschlechtern war durch Erbschaft hier das eine Loos auf fünf Köpfe, dort waren fünf Loose auf Einen Kopf gekommen: und im Falle man durch harte Erbschaftsgesetze solchen Missständen vorbeugte, gab es zwar noch die gleichen Ackerloose, aber dazwischen Dürftige und Unzufriedene, welche Nichts besassen, ausser der Missgunst auf die Anverwandten und Nachbarn und dem Verlangen nach dem Umsturz aller Dinge. — Will man aber nach dem zweiten Recepte das Eigenthum der Gemeinde zurückgeben und den Einzelnen nur zum zeitweiligen Pächter machen, so zerstört man das Ackerland. Denn der Mensch ist gegen Alles, was er nur vorübergehend besitzt, ohne Vorsorge und Aufopferung, er verfährt damit ausbeuterisch, als Räuber oder als lüderlicher Verschwender. Wenn Plato meint, die Selbstsucht werde mit der Aufhebung des Besitzes aufgehoben, so ist ihm zu antworten, dass, nach Abzug der Selbstsucht, vom Menschen jedenfalls nicht die vier Cardinaltugenden übrig bleiben werden, — wie man sagen muss: die ärgste Pest könnte der Menschheit nicht so schaden, als wenn eines Tages die Eitelkeit aus ihr entschwände. Ohne Eitelkeit und Selbstsucht — was sind denn die menschlichen Tugenden? Womit nicht von ferne gesagt sein soll, dass es nur Namen und Masken von jenen seien. Plato’s utopistische Grundmelodie, die jetzt noch von den Socialisten fortgesungen wird, beruht auf einer mangelhaften Kenntniss des Menschen: ihm fehlte die Historie der moralischen Empfindungen, die Einsicht in den Ursprung der guten nützlichen Eigenschaften der menschlichen Seele. Er glaubte, wie das ganze Alterthum, an gut und böse wie an weiss und schwarz: also an eine radicale Verschiedenheit der guten und der bösen Menschen, der guten und der schlechten Eigenschaften. — Damit der Besitz fürderhin mehr Vertrauen einflösse und moralischer werde, halte man alle Arbeitswege zum kleinen Vermögen offen, aber verhindere die mühelose, die plötzliche Bereicherung; man ziehe alle Zweige des Transports und Handels, welche der Anhäufung grosser Vermögen günstig sind, also namentlich den

Geldhandel, aus den Händen der Privaten und Privatgesellschaften — und betrachte ebenso die Zuviel- wie die Nichts-Besitzer als gemeingefährliche Wesen.

[«]

286.

Der Werth der Arbeit. — Wollte man den Werth der Arbeit darnach bestimmen, wieviel Zeit, Fleiss, guter oder schlechter Wille, Zwang, Erfindsamkeit oder Faulheit, Ehrlichkeit oder Schein darauf verwendet ist, so kann der Werth niemals gerecht sein; denn die ganze Person müsste auf die Wagschale gesetzt werden können, was unmöglich ist. Hier heisst es „Richtet nicht!“ Aber der Ruf nach Gerechtigkeit ist es ja, den wir jetzt von Denen hören, welche mit der Abschätzung der Arbeit unzufrieden sind. Denkt man weiter, so findet man jede Persönlichkeit unverantwortlich für ihr Product, die Arbeit: ein Verdienst ist also niemals daraus abzuleiten, jede Arbeit ist so gut oder schlecht, wie sie bei der und der nothwendigen Constellation von Kräften und Schwächen, Kenntnissen und Begehrungen sein muss. Es steht nicht im Belieben des Arbeiters, ob er arbeitet; auch nicht, wie er arbeitet. Nur die Gesichtspuncte des Nutzens, engere und weitere, haben Werthschätzung der Arbeit geschaffen. Das, was wir jetzt Gerechtigkeit nennen, ist auf diesem Felde sehr wohl am Platz als eine höchst verfeinerte Nützlichkeit, welche nicht auf den Moment nur Rücksicht nimmt und die Gelegenheit ausbeutet, sondern auf Dauerhaftigkeit aller Zustände sinnt, und desshalb auch das Wohl des Arbeiters, seine leibliche und seelische Zufriedenheit in’s Auge fasst, — damit er und seine Nachkommen gut auch für unsere Nachkommen arbeiten und noch auf längere Zeiträume, als das menschliche Einzelleben ist, hinaus zuverlässig werden. Die Ausbeutung des Arbeiters war, wie man jetzt begreift, eine Dummheit, ein Raub-Bau auf Kosten der Zukunft, eine Gefährdung der Gesellschaft. Jetzt hat man fast schon den Krieg: und jedenfalls werden die Kosten, um den Frieden zu erhalten, um Verträge zu schliessen und Vertrauen zu erlangen, nunmehr sehr gross sein, weil die Thorheit der Ausbeutenden sehr gross und langdauernd war.

[«]

287.

Vom Studium des Gesellschafts-Körpers. — Das Uebelste für Den, welcher jetzt in Europa, namentlich in Deutschland, Oekonomik und Politik studieren will, liegt darin, dass die thatsächlichen Zustände, anstatt die Regeln zu exemplificiren, die Ausnahme oder die Uebergangs- und Ausgangsstadien exemplificiren. Man muss desshalb über das thatsächlich Bestehende erst hinwegsehen lernen und zum Beispiel den Blick fernhin auf Nordamerika richten, — wo man die anfänglichen und normalen Bewegungen des gesellschaftlichen Körpers noch mit Augen sehen und aufsuchen kann, wenn man nur will, — während in Deutschland dazu schwierige historische Studien oder, wie gesagt, ein Fernglas nöthig sind.

[«]

288.

Inwiefern die Maschine demüthigt. — Die Maschine ist unpersönlich, sie entzieht dem Stück Arbeit seinen Stolz, sein individuell Gutes und Fehlerhaftes, was an jeder Nicht-Maschinenarbeit klebt, — also sein Bisschen Humanität. Früher war alles Kaufen von Handwerkern ein Auszeichnen von Personen, mit deren Abzeichen man sich umgab: der Hausrath und die Kleidung wurde dergestalt zur Symbolik gegenseitiger Werthschätzung und persönlicher Zusammengehörigkeit, während wir jetzt nur inmitten anonymen und unpersönlichen Sclaventhums zu leben scheinen. — Man muss die Erleichterung der Arbeit nicht zu theuer kaufen.

[«]

289.

Hundertjährige Quarantäne. — Die demokratischen Einrichtungen sind Quarantäne-Anstalten gegen die alte Pest tyrannenhafter Gelüste: als solche sehr nützlich und sehr langweilig.

[«]

290.

Der gefährlichste Anhänger. — Der gefährlichste Anhänger ist Der, dessen Abfall die ganze Partei vernichten würde: also der beste Anhänger.

[«]

291.

Das Schicksal und der Magen. — Ein Butterbrod mehr oder weniger im Leibe des Jokey entscheidet gelegentlich über Wettrennen und Wetten, also über Glück und Unglück von Tausenden. — So lange das Schicksal der Völker noch von den Diplomaten abhängt, werden die Mägen der Diplomaten immer der Gegenstand patriotischer Beklemmung sein. Quousque tandem —

[«]

292.

Sieg der Demokratie. — Es versuchen jetzt alle politschen Mächte, die Angst vor dem Socialismus auszubeuten, um sich zu stärken. Aber auf die Dauer hat doch allein die Demokratie den Vortheil davon: denn alle Parteien sind jetzt genöthigt, dem „Volke“ zu schmeicheln und ihm Erleichterungen und Freiheiten aller Art zu geben, wodurch es endlich omnipotent wird. Das Volk ist vom Socialismus, als einer Lehre von der Veränderung des Eigenthumerwerbes, am entferntesten: und wenn es erst einmal die Steuerschraube in den Händen hat, durch die grossen Majoritäten seiner Parlamente, dann wird es mit der Progressivsteuer dem Capitalisten-, Kaufmanns- und Börsenfürstenthum an den Leib gehen und in der That langsam einen Mittelstand schaffen, der den Socialismus wie eine überstandene Krankheit vergessen darf. — Das praktische Ergebniss dieser um sich greifenden Demokratisirung wird zunächst ein europäischer Völkerbund sein, in welchem jedes einzelne Volk, nach geographischen Zweckmässigkeiten abgegränzt, die Stellung eines Cantons und dessen Sonderrechte innehat: mit den historischen Erinnerungen der bisherigen Völker wird dabei wenig noch gerechnet werden, weil der pietätvolle Sinn für dieselben unter der neuerungssüchtigen und versuchslüsternen Herrschaft des demokratischen Princips allmählich von Grund aus entwurzelt wird. Die Correcturen der Gränzen, welche dabei sich nöthig zeigen, werden so ausgeführt, dass sie dem Nutzen der grossen Cantone und zugleich dem des Gesammtverbandes dienen, nicht aber dem Gedächtnisse irgendwelcher vergrauten Vergangenheit; die Gesichtspuncte für diese Correcturen zu finden wird die Aufgabe der zukünftigen Diplomaten sein, die zugleich Culturforscher, Landwirthe, Verkehrskenner sein müssen und keine Heere, sondern Gründe und Nützlichkeiten hinter sich haben. Dann erst ist die äussere Politik mit der inneren unzertrennbar verknüpft: während jetzt immer noch die letztere ihrer stolzen Gebieterin nachläuft und im erbärmlichen Körbchen die Stoppelähren sammelt, die bei der Ernte der ersteren übrig bleiben.

[«]

293.

Ziel und Mittel der Demokratie. — Die Demokratie will möglichst Vielen Unabhängigkeit schaffen und verbürgen, Unabhängigkeit der Meinungen, der Lebensart und des Erwerbs. Dazu hat sie nöthig, sowohl den Besitzlosen als den eigentlich Reichen das politische Stimmrecht abzusprechen: als den zwei unerlaubten Menschenclassen, an deren Beseitigung sie stätig arbeiten muss, weil Diese ihre Aufgabe immer wieder in Frage stellen. Ebenso muss sie Alles verhindern, was auf die Organisation von Parteien abzuzielen scheint. Denn die drei grossen Feinde der Unabhängigkeit in jenem dreifachen Sinne sind die Habenichtse, die Reichen und die Parteien. — Ich rede von der Demokratie als von etwas Kommendem. Das, was schon jetzt so heisst, unterscheidet sich von den älteren Regierungsformen allein dadurch, dass es mit neuen Pferden fährt: die Strassen sind noch die alten, und die Räder sind auch noch die alten. — Ist die Gefahr bei diesen Fuhrwerken des Völkerwohles wirklich geringer geworden?

[«]

294.

Die Besonnenheit und der Erfolg. — Jene grosse Eigenschaft der Besonnenheit, welche im Grunde die Tugend der Tugenden, ihre Urgrossmutter und Königin ist, hat im gewöhnlichen Leben keineswegs immer den Erfolg auf ihrer

Seite: und der Freier würde sich getäuscht finden, der nur des Erfolges wegen sich um jene Tugend beworben hätte. Sie gilt nämlich unter den praktischen Leuten für verdächtig und wird mit der Hinterhaltigkeit und heuchlerischen Schlauheit verwechselt: wem dagegen ersichtlich die Besonnenheit abgeht, — der Mann, der rasch zugreift und auch einmal danebengreift, hat das Vorurtheil für sich, ein biederer, zuverlässiger Geselle zu sein. Die praktischen Leute mögen also den Besonnenen nicht, er ist für sie, wie sie meinen, eine Gefahr. Andererseits nimmt man den Besonnenen leicht als ängstlich, befangen, pedantisch, — die unpraktischen und geniessenden Leute gerade finden ihn unbequem, weil er nicht leichthin lebt wie sie, ohne an das Handeln und die Pflichten zu denken: er erscheint unter ihnen wie ihr leibhaftiges Gewissen, und der helle Tag wird bei seinem Anblick ihrem Auge bleich. Wenn ihm also der Erfolg und die Beliebtheit fehlen, so mag er sich immer zum Troste sagen: „so hoch sind eben die Steuern, welche du für den Besitz des köstlichsten Gutes unter Menschen zahlen musst, — er ist es werth!“

[«]

295.

Et in Arcadia ego. — Ich sah hinunter, über Hügel-Wellen, gegen einen milchgrünen See hin, durch Tannen und altersernste Fichten hindurch: Felsbrocken aller Art um mich, der Boden bunt von Blumen und Gräsern. Eine Heerde bewegte, streckte und dehnte sich vor mir; einzelne Kühe und Gruppen ferner, im schärfsten Abendlichte, neben dem Nadelgehölz; andere näher, dunkler; Alles in Ruhe und Abendsättigung. Die Uhr zeigte gegen halb sechs. Der Stier der Heerde war in den weissen schäumenden Bach getreten und gieng langsam widerstrebend und nachgebend seinem stürzenden Laufe nach: so hatte er wohl seine Art von grimmigem Behagen. Zwei dunkelbraune Geschöpfe, bergamasker Herkunft, waren die Hirten: das Mädchen fast als Knabe gekleidet. Links Felsenhänge und Schneefelder über breiten Waldgürteln, rechts zwei ungeheure beeiste Zacken, hoch über mir, im Schleier des Sonnenduftes schwimmend, — Alles gross, still und hell. Die gesammte Schönheit wirkte zum Schaudern und zur stummen Anbetung des Augenblicks ihrer Offenbarung; unwillkürlich, wie als ob es nichts Natürlicheres gäbe, stellte man sich in diese reine scharfe Lichtwelt (die gar nichts Sehnendes, Erwartendes, Vor- und Zurückblickendes hatte) griechische Heroen hinein; man musste wie Poussin und sein Schüler empfinden: heroisch zugleich und idyllisch. —

Und so haben einzelne Menschen auch gelebt, so sich dauernd in der Welt und die Welt in sich gefühlt, und unter ihnen einer der grössten Menschen, der Erfinder einer heroisch-idyllischen Art zu philosophiren: Epikur.

[«]

296.

Rechnen und messen. — Viele Dinge sehen, mit einander erwägen, gegen einander abrechnen und aus ihnen einen schnellen Schluss, eine ziemlich sichere Summe bilden, — das macht den grossen Politiker, Feldherrn, Kaufmann: — also die Geschwindigkeit in einer Art von Kopfrechnen. Eine Sache sehen, in ihr das einzige Motiv zum Handeln, die Richterin alles übrigen Handelns finden, macht den Helden, auch den Fanatiker, — also eine Fertigkeit im Messen mit einem Maassstabe.

[«]

297.

Nicht unzeitig sehen wollen. — So lange man Etwas erlebt, muss man dem Erlebniss sich hingeben und die Augen schliessen, also nicht darin schon den Beobachter machen. Das nämlich würde die gute Verdauung des Erlebnisses stören: anstatt einer Weisheit trüge man eine Indigestion davon.

[«]

298.

Aus der Praxis des Weisen. — Um weise zu werden, muss man gewisse Erlebnisse erleben wollen, also ihnen in den Rachen laufen. Sehr gefährlich ist diess freilich; mancher „Weise“ wurde dabei aufgefressen.

[«]

299.

Die Ermüdung des Geistes. — Unsere gelegentliche Gleichgültigkeit und Kälte gegen Menschen, welche uns als Härte und Charaktermangel ausgelegt wird, ist häufig nur eine Ermüdung des Geistes: bei dieser sind uns die Anderen, wie wir uns selber, gleichgültig oder lästig.

[«]

300.

„Eins ist Noth.“ — Wenn man klug ist, ist Einem allein darum zu thun, dass man Freude im Herzen habe. — Ach, setzte Jemand hinzu, wenn man klug ist, thut man am Besten, weise zu sein.

[«]

301.

Ein Zeugniss der Liebe. — Jemand sagte: „Ueber zwei Personen habe ich nie gründlich nachgedacht: es ist das Zeugniss meiner Liebe zu ihnen.“

[«]

302.

Wie man schlechte Argumente zu verbessern sucht. — Mancher wirft seinen schlechten Argumenten noch ein Stück seiner Persönlichkeit hinten nach, wie als ob jene dadurch richtiger ihre Bahn laufen würden und sich in gerade und gute Argumente verwandeln liessen; ganz wie die Kegelschieber auch nach dem Wurfe noch mit Gebärden und Schwenkungen der Kugel die Richtung zu geben suchen.

[«]

303.

Die Rechtlichkeit. — Es ist noch wenig, wenn man in Bezug auf Rechte und Eigenthum ein Muster-Mensch ist; wenn man zum Beispiel als Knabe nie Obst in fremden Gärten nimmt, als Mann nicht über ungemähte Wiesen läuft, — um kleine Dinge zu nennen, welche, wie bekannt, den Beweis für diese Art von Musterhaftigkeit besser geben, als grosse. Es ist noch wenig: man ist dann immer erst eine „juristische Person“, mit jenem Grad von Moralität, deren sogar eine „Gesellschaft“, ein Menschen-Klumpen fähig ist.

[«]

304.

Mensch! — Was ist die Eitelkeit des eitelsten Menschen gegen die Eitelkeit, welche der Bescheidenste besitzt, in Hinsicht darauf, dass er sich in der Natur und Welt als „Mensch“ fühlt!

[«]

305.

Nöthigste Gymnastik. — Durch den Mangel an kleiner Selbstbeherrschung bröckelt die Fähigkeit zur grossen an. Jeder Tag ist schlecht benutzt und eine Gefahr für den nächsten, an dem man nicht wenigstens einmal sich Etwas im Kleinen versagt hat: diese Gymnastik ist unentbehrlich, wenn man sich die Freude, sein eigener Herr zu sein, erhalten will.

[«]

306.

Sich selber verlieren. — Wenn man erst sich selber gefunden hat, muss man verstehen, sich von Zeit zu Zeit zu verlieren — und dann wieder zu finden: vorausgesetzt, dass man ein Denker ist. Diesem ist es nämlich nachtheilig, immerdar an Eine Person gebunden zu sein.

[«]

307.

Wann Abschied nehmen noth thut. — Von dem, was du erkennen und messen willst, musst du Abschied nehmen, wenigstens auf eine Zeit. Erst wenn du die Stadt verlassen hast, siehst du, wie hoch sich ihre Thürme über die Häuser erheben.

[«]

308.

Am Mittag. — Wem ein thätiger und stürmereicher Morgen des Lebens beschieden war, dessen Seele überfällt um den Mittag des Lebens eine seltsame Ruhesucht, die Monden und Jahre lang dauern kann. Es wird still um ihn, die Stimmen klingen fern und ferner; die Sonne scheint steil auf ihn herab. Auf einer verborgenen Waldwiese sieht er den grossen Pan schlafend; alle Dinge der Natur sind mit ihm eingeschlafen, einen Ausdruck von Ewigkeit im Gesichte — so dünkt es ihm. Er will Nichts, er sorgt sich um Nichts, sein Herz steht still, nur sein Auge lebt, — es ist ein Tod mit wachen Augen. Vieles sieht da der Mensch, was er nie sah, und soweit er sieht, ist Alles in ein Lichtnetz eingesponnen und gleichsam darin begraben. Er fühlt sich glücklich dabei, aber es ist ein schweres, schweres Glück. — Da endlich erhebt sich der Wind in den Bäumen, Mittag ist vorbei, das Leben reisst ihn wieder an sich, das Leben mit blinden Augen, hinter dem sein Gefolge herstürmt: Wunsch, Trug, Vergessen, Geniessen, Vernichten, Vergänglichkeit. Und so kommt der Abend herauf, stürmereicher und thatenvoller als selbst der Morgen war. — Den eigentlich thätigen Menschen erscheinen die länger währenden Zustände des Erkennens fast unheimlich und krankhaft, aber nicht unangenehm.

[«]

309.

Sich vor seinem Maler hüten. — Ein grosser Maler, der in einem Portrait den vollsten Ausdruck und Augenblick, dessen ein Mensch fähig ist, enthüllt und niedergelegt hat, wird von diesem Menschen, wenn er ihn später im wirklichen Leben wiedersieht, fast immer nur eine Carricatur zu sehen glauben.

[«]

310.

Die zwei Grundsätze des neuen Lebens. — Erster Grundsatz: man soll das Leben auf das Sicherste, Beweisbarste hin einrichten: nicht wie bisher auf das Entfernteste, Unbestimmteste, Horizont-Wolkenhafteste hin. Zweiter Grundsatz: man soll sich die Reihenfolge des Nächsten und Nahen, des Sicheren und weniger Sicheren feststellen, bevor man sein Leben einrichtet und in eine endgültige Richtung bringt.

[«]

311.

Gefährliche Reizbarkeit. — Begabte Menschen, die aber träge sind, werden immer etwas gereizt erscheinen, wenn einer ihrer Freunde mit einer tüchtigen Arbeit fertig geworden ist. Ihre Eifersucht ist rege, sie schämen sich ihrer Faulheit — oder vielmehr, sie befürchten, der Thätige verachte sie gegenwärtig noch mehr, als sonst. In dieser Stimmung kritisiren sie das neue Werk — und ihre Kritik wird zur Rache, zum höchsten Befremden des Urhebers.

[«]

312.

Zerstören der Illusionen. — Die Illusionen sind gewiss kostspielige Vergnügungen: aber das Zerstören der Illusionen ist noch kostspieliger — als Vergnügen betrachtet, was es unleugbar für manchen Menschen ist.

[«]

313.

Das Eintönige des Weisen. — Die Kühe haben mitunter den Ausdruck der Verwunderung, die auf dem Wege zur *Frage* stehen bleibt. Dagegen liegt im Auge der höheren Intelligenz das nil admirari ausgebreitet wie die Eintönigkeit des wolkenlosen Himmels.

[«]

314.

Nicht zu lange krank sein. — Man hüte sich, zu lange krank zu sein: denn bald werden die Zuschauer durch die übliche Verpflichtung, Mitleiden zu bezeigen, ungeduldig, weil es ihnen zu viel Mühe macht, diesen Zustand lange bei sich aufrecht zu erhalten — und dann gehen sie unmittelbar zur Verdächtigung eures Charakters über, mit dem Schlusse: „ihr *verdient* es, krank zu sein, und wir brauchen uns nicht mehr mit Mitleiden anzustrengen.“

[«]

315.

Wink für Enthusiasten. — Wer gern hingerissen werden will und sich leicht nach Oben tragen lassen möchte, soll zusehen, dass er nicht zu *schwer* werde, das heisst zum Beispiel, dass er nicht viel lerne und namentlich von der Wissenschaft sich nicht *erfüllen* lasse. Diese macht schwerfällig! — nehmt euch in Acht, ihr Enthusiasten!

[«]

316.

Sich zu überraschen wissen. — Wer sich selber sehen will, so wie er ist, muss es verstehen, sich selber zu *überraschen*, mit der Fackel in der Hand. Denn es steht mit dem Geistigen so wie es mit dem Körperlichen steht: wer gewohnt ist, sich im Spiegel zu schauen, vergisst immer seine Hässlichkeit: erst durch den Maler bekommt er den Eindruck derselben wieder. Aber er gewöhnt sich auch an das Gemälde und vergisst seine Hässlichkeit zum zweiten Male. — Diess nach dem allgemeinen Gesetze, dass der Mensch das Unveränderlich-Hässliche *nicht erträgt*: es sei denn auf einen Augenblick; er vergisst es oder leugnet es in allen Fällen. — Die Moralisten müssen auf jenen Augenblick rechnen, um ihre Wahrheiten vorbringen zu dürfen.

[«]

317.

Meinungen und Fische. — Man ist Besitzer seiner Meinungen, wie man Besitzer von Fischen ist, — insofern man nämlich Besitzer eines Fischteiches ist. Man muss fischen gehen und Glück haben, — dann hat man *seine* Fische, *seine* Meinungen. Ich rede hier von lebendigen Meinungen, von lebendigen Fischen. Andere sind zufrieden, wenn sie ein Fossilien-Cabinet besitzen — und, in ihrem Kopfe, „Ueberzeugungen.“ —

[«]

318.

Anzeichen von Freiheit und Unfreiheit. — Seine nothwendigen Bedürfnisse so viel wie möglich selber befriedigen, wenn auch unvollkommen, das ist die Richtung auf *Freiheit von Geist und Person.* Viele, auch überflüssige Bedürfnisse sich befriedigen lassen, und so vollkommen als möglich, — erzieht zur *Unfreiheit.* Der Sophist Hippias, der Alles, was er trug, innen und aussen, selbst erworben, selber gemacht hatte, entspricht eben damit der Richtung auf höchste Freiheit des Geistes und der Person. Nicht darauf kommt es an, dass Alles gleich gut und vollkommen gearbeitet ist: der Stolz flickt schon die schadhaften Stellen aus.

[«]

319.

Sich selber glauben. — In unserer Zeit misstraut man Jedem, der an sich selber glaubt; ehemals genügte es, um an sich glauben zu machen. Das Recept, um jetzt Glauben zu finden, heisst: „Schone dich selber nicht! Willst du deine Meinung in ein glaubwürdiges Licht setzen, so zünde zuerst die eigene Hütte an!“

[«]

320.

Reicher und ärmer zugleich. — Ich kenne einen Menschen, der als Kind schon sich gewöhnt hatte, gut von der Intellectualität der Menschen zu denken, also von ihrer wahren Hingebung in Bezug auf geistige Dinge, ihrer uneigennützigen Bevorzugung des als wahr Erkannten und dergleichen, dagegen von seinem eigenen Kopfe (Urtheil, Gedächtniss, Geistesgegenwart, Phantasie) bescheidene, ja niedrige Begriffe zu haben. Er machte sich Nichts aus sich, wenn er sich mit Anderen verglich. Nun wurde er im Laufe der Jahre erst einmal und dann hundertfach gezwungen, in diesem Puncte umzulernen, — man sollte denken zu seiner grossen Freude und Genugthuung. Es gab auch in der That Etwas davon; aber „doch ist, wie er einmal sagte, eine Bitterkeit der bittersten Art beigemischt, welche ich im früheren Leben nicht kannte: denn seit ich die Menschen und mich selber in Hinsicht auf geistige Bedürfnisse gerechter schätze, scheint mir mein Geist weniger nütze; ich glaube damit kaum noch etwas Gutes erweisen zu können, weil der Geist der Anderen es nicht anzunehmen versteht: ich sehe jetzt die schreckliche Kluft zwischen dem Hülfreichen und dem Hülfebedürftigen immer vor mir. Und so quält mich die Noth, meinen Geist für mich haben und allein geniessen zu müssen, so weit er geniessbar ist. Aber geben ist seliger als haben: und was ist der Reichste in der Einsamkeit einer Wüste!“

[«]

321.

Wie man angreifen soll. — Die Gründe, um derentwillen man an Etwas glaubt oder nicht glaubt, sind bei den allerseltensten Menschen überhaupt so stark, als sie sein können. Für gewöhnlich hat man, um den Glauben an Etwas zu erschüttern, durchaus nicht nöthig, ohne Weiteres das schwerste Geschütz des Angriffs vorzufahren; bei Vielen führt es schon zum Ziele, wenn man den Angriff mit etwas Lärm macht: sodass oft Knallerbsen genügen. Gegen sehr eitle

Personen reicht die Miene des allerschwersten Angriffs aus: sie sehen sich sehr ernst genommen — und geben gern nach.

[«]

322.

Tod. — Durch die sichere Aussicht auf den Tod könnte jedem Leben ein köstlicher, wohlriechender Tropfen von Leichtsinn beigemischt sein — und nun habt ihr wunderlichen Apotheker-Seelen aus ihm einen übelschmeckenden Gift-Tropfen gemacht, durch den das ganze Leben widerlich wird!

[«]

323.

Reue. — Niemals der Reue Raum geben, sondern sich sofort sagen: diess hiesse ja der ersten Dummheit eine zweite zugesellen. — Hat man Schaden gestiftet, so sinne man darauf, Gutes zu stiften. — Wird man wegen seiner Handlungen gestraft, dann ertrage man die Strafe mit der Empfindung, damit schon etwas Gutes zu stiften: man schreckt die Anderen ab, in die gleiche Thorheit zu verfallen. Jeder gestrafte Uebelthäter darf sich als Wohlthäter der Menschheit fühlen.

[«]

324.

Zum Denker werden. — Wie kann Jemand zum Denker werden, wenn er nicht mindestens den dritten Theil jeden Tages ohne Leidenschaften, Menschen und Bücher verbringt?

[«]

325.

Das beste Heilmittel. — Etwas Gesundheit ab und zu ist das beste Heilmittel des Kranken.

[«]

326.

Nicht anrühren! — Es giebt schreckliche Menschen, welche ein Problem, anstatt es zu lösen, für Alle, welche sich mit ihm abgeben wollen, verfitzen und schwerer lösbar machen. Wer es nicht versteht, den Nagel auf den Kopf zu treffen, soll ja gebeten sein, ihn gar nicht zu treffen.

[«]

327.

Die vergessene Natur. — Wir sprechen von Natur und vergessen uns dabei: wir selber sind Natur, quand même —. Folglich ist Natur etwas ganz Anderes als Das, was wir beim Nennen ihres Namens empfinden.

[«]

328.

Tiefe und Langweiligkeit. — Bei tiefen Menschen wie bei tiefen Brunnen dauert es lange bis Etwas, das in sie fällt, ihren Grund erreicht. Die Zuschauer, welche gewöhnlich nicht lange genug warten, halten solche Menschen leicht für unbeweglich und hart — oder auch für langweilig.

[«]

329.

Wann es Zeit ist, sich Treue zu geloben. — Man verläuft sich mitunter in eine geistige Richtung, welcher unsre Begabung widerspricht; eine Zeit lang kämpft man heroisch wider die Fluth und den Wind an, im Grunde gegen sich selbst: man wird müde, keucht; was man vollbringt, macht Einem keine rechte Freude, man meint zu viel bei diesen Erfolgen eingebüsst zu haben. Ja, man verzweifelt an seiner Fruchtbarkeit, an seiner Zukunft, mitten im Siege vielleicht. Endlich, endlich kehrt man um — und jetzt weht der Wind in unser Segel und treibt uns in unser Fahrwasser. Welches Glück! Wie siegesgewiss fühlen wir uns! Jetzt erst wissen wir, was wir sind und was wir wollen, jetzt geloben wir uns Treue und dürfen es — als Wissende.

[«]

330.

Wetterpropheten. — Wie die Wolken uns verrathen, wohin hoch über uns die Winde laufen, so sind die leichtesten und freiesten Geister in ihren Richtungen vorausverkündend für das Wetter, das kommen wird. Der Wind im Thale und die Meinungen des Marktes von Heute bedeuten Nichts für Das, was kommt, sondern nur für Das, was war.

[«]

331.

Stätige Beschleunigung. — Jene Personen, welche langsam beginnen und schwer in einer Sache heimisch werden, haben nachher mitunter die Eigenschaft der stätigen Beschleunigung, — sodass zuletzt Niemand weiss, wohin der Strom sie noch reissen kann.

[«]

332.

Die guten Drei. — Ruhe, Grösse, Sonnenlicht, — diese drei umfassen Alles, was ein Denker wünscht und auch von sich fordert: seine Hoffnungen und Pflichten, seine Ansprüche im Intellectuellen und Moralischen, sogar in der täglichen Lebensweise und selbst im Landschaftlichen seines Wohnsitzes. Ihnen entsprechen einmal erhebende Gedanken, sodann beruhigende, drittens aufhellende, — viertens aber Gedanken, welche an allen drei Eigenschaften Antheil haben, in denen alles Irdische zur Verklärung kommt: es ist das Reich, wo die grosse Dreifaltigkeit der Freude herrscht.

[«]

333.

Für die „Wahrheit“ sterben. — Wir würden uns für unsere Meinungen nicht verbrennen lassen: wir sind ihrer nicht so sicher. Aber vielleicht dafür, dass wir unsere Meinungen haben dürfen und ändern dürfen.

[«]

334.

Seine Taxe haben. — Wenn man gerade so viel gelten will, als man ist, muss man Etwas sein, das seine Taxe hat. Aber nur das Gewöhnliche hat eine Taxe. Somit ist jenes Verlangen entweder die Folge einsichtiger Bescheidenheit — oder dummer Unbescheidenheit.

[«]

335.

Moral für Häuserbauer. — Man muss die Gerüste wegnehmen, wenn das Haus gebaut ist.

[«]

336.

Sophokleismus. — Wer hat mehr Wasser in den Wein gegossen als die Griechen! Nüchternheit und Grazie verbunden — das war das Adels-Vorrecht des Atheners zur Zeit des Sophokles und nach ihm. Mache es nach, wer da kann! Im Leben und Schaffen!

[«]

337.

Das Heroische. — Das Heroische besteht darin, dass man Grosses thut (oder Etwas in grosser Weise *nicht* thut), ohne sich im Wettkampf *mit* Anderen, *vor* Anderen zu fühlen. Der Heros trägt die Einöde und den heiligen unbetretbaren Gränzbezirk immer mit sich, wohin er auch gehe.

[«]

338.

Doppelgängerei der Natur. — In mancher Natur-Gegend entdecken wir uns selber wieder, mit angenehmem Grausen; es ist die schönste Doppelgängerei. — Wie glücklich muss Der sein können, welcher jene Empfindung gerade hier hat, in dieser beständigen sonnigen Octoberluft, in diesem schalkhaft glücklichen Spielen des Windzuges von früh bis Abend, in dieser reinsten Helle und mässigsten Kühle, in dem gesammten anmuthig ernsten Hügel-, Seen- und Wald-Charakter dieser Hochebene, welche sich ohne Furcht neben die Schrecknisse des ewigen Schnees hingelagert hat, hier, wo Italien und Finnland zum Bunde zusammengekommen sind und die Heimath aller silbernen Farbentöne der Natur zu sein scheint: — wie glücklich Der, welcher sagen kann: „es giebt gewiss viel Grösseres und Schöneres in der Natur, *diess* aber ist mir innig und vertraut, blutsverwandt, ja noch mehr.“

[«]

339.

Leutseligkeit des Weisen. — Der Weise wird unwillkürlich mit den andern Menschen leutselig umgehen, wie ein Fürst, und sie, trotz aller Verschiedenheit der Begabung, des Standes und der Gesittung, leicht als gleichartig behandeln: was man, sobald es bemerkt wird, ihm sehr übel nimmt.

[«]

340.

Gold. — Alles, was Gold ist, glänzt nicht. Die sanfte Strahlung ist dem edelsten Metalle zu eigen.

[«]

341.

Rad und Hemmschuh. — Das Rad und der Hemmschuh haben verschiedene Pflichten, aber auch eine gleiche: einander wehe zu thun.

[«]

342.

Störungen des Denkers. — Auf Alles, was den Denker in seinen Gedanken unterbricht (stört, wie man sagt), muss er friedfertig hinschauen, wie auf ein neues Modell, das zur Thür hereintritt, um sich dem Künstler anzubieten. Die Unterbrechungen sind die Raben, welche dem Einsamen Speise bringen.

[«]

343.

Viel Geist haben. — Viel Geist haben erhält jung: aber man muss es ertragen, damit gerade für älter zu gelten, als man ist. Denn die Menschen lesen die Schriftzüge des Geistes ab als Spuren der Lebenserfahrung, das heisst des Viel- und Schlimm-gelebt-habens, des Leidens, Irrens, Bereuens. Also: man gilt ihnen für älter sowohl, als für schlechter, als man ist, wenn man viel Geist hat und zeigt.

[«]

344.

Wie man siegen muss. — Man soll nicht siegen wollen, wenn man nur die Aussicht hat, um eines Haares Breite seinen Gegner zu überholen. Der gute Sieg muss den Besiegten freudig stimmen, er muss etwas Göttliches haben, welches die Beschämung erspart.

[«]

345.

Wahn der überlegenen Geister. — Die überlegenen Geister haben Mühe, sich von einem Wahne frei zu machen: sie bilden sich nämlich ein, dass sie bei den Mittelmässigen Neid erregen und als Ausnahme empfunden werden. Thatsächlich über werden sie als Das empfunden, was überflüssig ist und was man, wenn es fehlte, nicht entbehren würde.

[«]

346.

Forderung der Reinlichkeit. — Dass man seine Meinungen wechselt, ist für die einen Naturen ebenso eine Forderung der Reinlichkeit, wie die, dass man seine Kleider wechselt: für andere Naturen aber nur eine Forderung ihrer Eitelkeit.

[«]

347.

Auch eines Heros würdig. — Hier ist ein Heros, der Nichts gethan hat als den Baum geschüttelt, sobald die Früchte reif waren. Dünkt euch diess zu wenig? So seht euch den Baum erst an, den er schüttelte.

[«]

348.

Woran die Weisheit zu messen ist. — Der Zuwachs an Weisheit lässt sich genau nach der Abnahme an Galle bemessen.

[«]

349.

Den Irrthum unangenehm sagen. — Es ist nicht nach Jedermanns Geschmack, dass die Wahrheit angenehm gesagt werde. Möge aber wenigstens Niemand glauben, dass der Irrthum zur Wahrheit werde, wenn man ihn unangenehm sage.

[«]

350.

Die goldene Loosung. — Dem Menschen sind viele Ketten angelegt worden, damit er es verlerne, sich wie ein Thier zu gebärden: und wirklich, er ist milder, geistiger, freudiger, besonnener geworden, als alle Thiere sind. Nun aber leidet er noch daran, dass er so lange seine Ketten trug, dass es ihm so lange an reiner Luft und freier Bewegung fehlte: — diese Ketten aber sind, ich wiederhole es immer und immer wieder, jene schweren und sinnvollen Irrthümer der moralischen, der religiösen, der metaphysischen Vorstellungen. Erst wenn auch die Ketten-Krankheit überwunden ist, ist das erste grosse Ziel ganz erreicht: die Abtrennung des Menschen von den Thieren. — Nun stehen wir mitten in unserer Arbeit, die Ketten abzunehmen und haben dabei die höchste Vorsicht nöthig. Nur dem veredelten Menschen darf die Freiheit des Geistes gegeben werden; ihm allein naht die Erleichterung des Lebens und salbt seine Wunden aus; er zuerst darf sagen, dass er um der Freudigkeit willen lebe und um keines weiteren Zieles willen; und in jedem anderen Munde wäre sein Wahlspruch gefährlich: Frieden um mich und ein Wohlgefallen an allen nächsten Dingen. — Bei diesem Wahlspruch für Einzelne gedenkt er eines alten grossen und rührenden Wortes, welches Allen galt, und das über der gesammten Menschheit stehen geblieben ist als ein Wahlspruch und Wahrzeichen, an dem Jeder zu Grunde gehen soll, der damit zu zeitig sein Banner schmückt, —

an dem das Christenthum zu Grunde gieng. Noch immer, so scheint es, ist es nicht Zeit, dass es allen Menschen jenen Hirten gleich ergehen dürfe, die den Himmel über sich erhellt sahen und jenes Wort hörten: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen an einander.“ — Immer noch ist es die Zeit der Einzelnen.

* * *

[«]

[Schlussdialog]

* * *

Der Schatten: Von Allem, was du vorgebracht hast, hat mir Nichts mehr gefallen, als eine Verheissung: ihr wollt wieder gute Nachbarn der nächsten Dinge werden. Diess wird auch uns armen Schatten zu Gute kommen. Denn, gesteht es nur ein, ihr habt bisher uns allzugern verleumdet.

Der Wanderer: Verleumdet? Aber warum habt ihr euch nie vertheidigt? Ihr hattet ja unsere Ohren in der Nähe.

Der Schatten: Es schien uns, als ob wir euch eben zu nahe wären, um von uns selber reden zu dürfen.

Der Wanderer: Delicat! sehr delicat! Ach, ihr Schatten seid „bessere Menschen“ als wir, das merke ich.

Der Schatten: Und doch nanntet ihr uns „zudringlich“, — uns, die wir mindestens Eines gut verstehen: zu schweigen und zu warten — kein Engländer versteht es besser. Es ist wahr, man findet uns sehr, sehr oft in dem Gefolge des Menschen, aber doch nicht in seiner Knechtschaft. Wenn der Mensch das Licht scheut, scheuen wir den Menschen: so weit geht doch unsere Freiheit.

Der Wanderer: Ach, das Licht scheut noch viel öfter den Menschen, und dann verlasst ihr ihn auch.

Der Schatten: Ich habe dich oft mit Schmerz verlassen: es ist mir, der ich wissbegierig bin, an dem Menschen Vieles dunkel geblieben, weil ich nicht immer um ihn sein kann. Um den Preis der vollen Menschen-Erkenntniss möchte ich auch wohl dein Sclave sein.

Der Wanderer: Weisst du denn, weiss ich denn, ob du damit nicht unversehens aus dem Sclaven zum Herrn würdest? Oder zwar Sclave bliebest, aber als Verächter deines Herrn ein Leben der Erniedrigung, des Ekels führtest? Seien wir Beide mit der Freiheit zufrieden, so wie sie dir geblieben ist — dir und mir! Denn der Anblick eines Unfreien würde mir meine grössten Freuden vergällen; das Beste wäre mir zuwider, wenn es Jemand mit mir theilen müsste, — ich will keine Sclaven um mich wissen. Desshalb mag ich auch den Hund nicht, den faulen, schweifwedelnden Schmarotzer, der erst als Knecht der Menschen „hündisch“ geworden ist und von dem sie gar noch zu rühmen pflegen, dass er dem Herrn treu sei und ihm folge wie sein —

Der Schatten: Wie sein Schatten, so sagen sie. Vielleicht folgte ich dir heute auch schon zu lange? Es war der längste Tag, aber wir sind an seinem Ende, habe eine kleine Weile noch Geduld. Der Rasen ist feucht, mich fröstelt.

Der Wanderer: Oh, ist es schon Zeit zu scheiden? Und ich musste dir zuletzt noch wehe thun; ich sah es, du wurdest dunkler dabei.

Der Schatten: Ich erröthete, in der Farbe, in welcher ich es vermag. Mir fiel ein, dass ich dir oft zu Füssen gelegen habe wie ein Hund, und dass du dann —

Der Wanderer: Und könnte ich dir nicht in aller Geschwindigkeit noch Etwas zu Liebe thun? Hast du keinen Wunsch?

Der Schatten: Keinen, ausser etwa den Wunsch, welchen der philosophische „Hund“ vor dem grossen Alexander hatte: gehe mir ein Wenig aus der Sonne, es wird mir zu kalt.

Der Wanderer: Was soll ich thun?

Der Schatten: Tritt unter diese Fichten und schaue dich nach den Bergen um; die Sonne sinkt.

Der Wanderer: — Wo bist du? Wo bist du?

*   *
*

[«]

Morgenröthe.

Gedanken über die moralischen Vorurtheile.

„Es giebt so viele Morgenröthen, die
noch nicht geleuchtet haben.“

Rigveda.

Neue Ausgabe
mit einer einführenden Vorrede.

Leipzig.
Verlag von E. W. Fritzsch.
1887.

MORGENRÖHE

[«]

Vorrede.

Erstes Buch.

1. 10. 20. 30. 40.
50. 60. 70. 80. 90.

Zweites Buch.

97. 100. 110. 120. 130. 140.

Drittes Buch.

149. 160. 170. 180. 190. 200.

Viertes Buch.

208. 220. 230. 240. 250. 260.
270. 280. 290. 300. 310. 320.
330. 340. 350. 360. 370. 380.
390. 400. 410. 420.

Fünftes Buch.

423. 430. 440. 450. 460. 470.
480. 490. 500. 510. 520. 530.
540. 550. 560. 570.

Vorrede.

1.

In diesem Buche findet man einen „Unterirdischen“ an der Arbeit, einen Bohrenden, Grabenden, Untergrabenden. Man sieht ihn, vorausgesetzt, dass man Augen für solche Arbeit der Tiefe hat —, wie er langsam, besonnen, mit sanfter Unerbittlichkeit vorwärts kommt, ohne dass die Noth sich allzusehr verriethe, welche jede lange Entbehrung von Licht und Luft mit sich bringt; man könnte ihn selbst bei seiner dunklen Arbeit zufrieden nennen. Scheint es nicht, dass irgend ein Glaube ihn führt, ein Trost entschädigt? Dass er vielleicht seine eigne lange Finsterniss haben will, sein Unverständliches, Verborgenes, Räthselhaftes, weil er weiss, was er auch haben wird: seinen eignen Morgen, seine eigne Erlösung, seine eigne Morgenröthe?... Gewiss, er wird zurückkehren: fragt ihn nicht, was er da unten will, er wird es euch selbst schon sagen, dieser scheinbare Trophonios und Unterirdische, wenn er erst wieder „Mensch geworden“ ist. Man verlernt gründlich das Schweigen, wenn man so lange, wie er, Maulwurf war, allein war — —

[«]

2.

In der That, meine geduldigen Freunde, ich will es euch sagen, was ich da unten wollte, hier in dieser späten Vorrede, welche leicht hätte ein Nachruf, eine Leichenrede werden können: denn ich bin zurück gekommen und — ich bin davon gekommen. Glaubt ja nicht, dass ich euch zu dem gleichen Wagnisse auffordern werde! Oder auch nur zur gleichen Einsamkeit! Denn wer auf solchen eignen Wegen geht, begegnet Niemandem: das bringen die „eignen Wege“ mit sich. Niemand kommt, ihm dabei zu helfen; mit Allem, was ihm von Gefahr, Zufall, Bosheit und schlechtem Wetter zustösst, muss er allein fertig werden. Er hat eben seinen Weg für sich — und, wie billig, seine Bitterkeit, seinen gelegentlichen

Verdruss an diesem „für sich“: wozu es zum Beispiel gehört, zu wissen, dass selbst seine Freunde nicht errathen können, wo er ist, wohin er geht, dass sie sich bisweilen fragen werden „wie? geht er überhaupt? hat er noch — einen Weg?“ — Damals unternahm ich Etwas, das nicht Jedermanns Sache sein dürfte: ich stieg in die Tiefe, ich bohrte in den Grund, ich begann ein altes Vertrauen zu untersuchen und anzugraben, auf dem wir Philosophen seit ein paar Jahrtausenden wie auf dem sichersten Grunde zu bauen pflegten, — immer wieder, obwohl jedes Gebäude bisher einstürzte: ich begann unser Vertrauen zur Moral zu untergraben. Aber ihr versteht mich nicht?

[«]

3.

Es ist bisher am schlechtesten über Gut und Böse nachgedacht worden: es war dies immer eine zu gefährliche Sache. Das Gewissen, der gute Ruf, die Hölle, unter Umständen selbst die Polizei erlaubten und erlauben keine Unbefangenheit; in Gegenwart der Moral soll eben, wie Angesichts jeder Autorität, nicht gedacht, noch weniger geredet werden: hier wird — gehorcht! So lang die Welt steht, war noch keine Autorität Willens, sich zum Gegenstand der Kritik nehmen zu lassen; und gar die Moral kritisiren, die Moral als Problem, als problematisch nehmen: wie? war das nicht — ist das nicht — unmoralisch? — Aber die Moral gebietet nicht nur über jede Art von Schreckmitteln, um sich kritische Hände und Folterwerkzeuge vom Leibe zu halten: ihre Sicherheit liegt noch mehr in einer gewissen Kunst der Bezauberung, auf die sie sich versteht, — sie weiss zu „begeistern“. Es gelingt ihr, oft mit einem einzigen Blicke, den kritischen Willen zu lähmen, sogar zu sich hinüberzulocken, ja es giebt Fälle, wo sie ihn gegen sich selbst zu kehren weiss: so dass er sich dann, gleich dem Skorpione, den Stachel in den eignen Leib sticht. Die Moral versteht sich eben von Alters her auf jede Teufelei von Ueberredungskunst: es giebt keinen Redner, auch heute noch, der sie nicht um ihre Hülfe angienge (man höre zum Beispiel selbst unsere Anarchisten reden: wie moralisch reden sie, um zu überreden! Zuletzt heissen sie sich selbst noch gar „die Guten und Gerechten“.) Die Moral hat sich eben von jeher, so lange auf Erden geredet und überredet worden ist, als die grösste Meisterin der Verführung bewiesen — und, was uns Philosophen angeht, als die eigentliche Circe der Philosophen. Woran liegt es doch, dass von Plato ab alle philosophischen Baumeister in Europa umsonst gebaut haben? Dass Alles einzufallen droht oder schon in Schutt liegt, was sie selber ehrlich und ernsthaft für aere perennius hielten? Oh wie falsch ist die Antwort, welche man jetzt noch auf diese Frage bereit hält, „weil von ihnen Allen die Voraussetzung versäumt war, die Prüfung des Fundamentes, eine Kritik der gesammten Vernunft“ — jene verhängnissvolle Antwort Kant’s, der damit uns moderne Philosophen wahrhaftig nicht auf einen festeren und weniger trüglichen Boden gelockt hat! (— und nachträglich gefragt, war es nicht etwas sonderbar, zu verlangen, dass ein Werkzeug seine eigne Trefflichkeit und Tauglichkeit kritisiren solle? dass der Intellekt selbst seinen Werth, seine Kraft, seine Grenzen „erkennen“ solle? war es nicht sogar ein wenig widersinnig? —) Die richtige Antwort wäre vielmehr gewesen, dass alle Philosophen unter der Verführung der Moral gebaut haben, auch Kant —, dass ihre Absicht scheinbar auf Gewissheit, auf „Wahrheit“, eigentlich aber auf „majestätische sittliche Gebäude“ ausgieng: um uns noch einmal der unschuldigen Sprache Kant’s zu bedienen, der es als seine eigne „nicht so glänzende, aber doch auch nicht verdienstlose“ Aufgabe und Arbeit bezeichnet, „den Boden zu jenen majestätischen sittlichen Gebäuden eben und baufest zu machen“ (Kritik der reinen Vernunft II, S. 257). Ach, es ist ihm damit nicht gelungen, im Gegentheil! — wie man heute sagen muss. Kant war mit einer solchen schwärmerischen Absicht eben der rechte Sohn seines Jahrhunderts, das mehr als jedes andere das Jahrhundert der Schwärmerei genannt werden darf: wie er es, glücklicher Weise, auch in Bezug auf dessen werthvollere Seiten geblieben ist (zum Beispiel mit jenem guten Stück Sensualismus, den er in seine Erkenntnisstheorie hinübernahm). Auch ihn hatte die Moral-Tarantel Rousseau gebissen, auch ihm lag der Gedanke des moralischen Fanatismus auf dem Grunde der Seele, als dessen Vollstrecker sich ein andrer Jünger Rousseau’s fühlte und bekannte, nämlich Robespierre, „de fonder sur la terre l’empire de la sagesse, de la justice et de la vertu“ (Rede vom 7. Juni 1794). Andererseits konnte man es, mit einem solchen Franzosen-Fanatismus im Herzen, nicht unfranzösischer, nicht tiefer, gründlicher, deutscher treiben — wenn das Wort „deutsch“ in diesem Sinne heute noch erlaubt ist — als es Kant getrieben hat: um Raum für sein „moralisches Reich“ zu schaffen, sah er sich genöthigt, eine unbeweisbare Welt anzusetzen, ein logisches „Jenseits“, — dazu eben hatte er seine Kritik der reinen Vernunft nöthig! Anders ausgedrückt: er hätte sie nicht nöthig gehabt, wenn ihm nicht Eins wichtiger als Alles gewesen wäre, das „moralische Reich“ unangreifbar, lieber noch ungreifbar für die Vernunft zu machen, — er empfand eben die Angreifbarkeit einer moralischen Ordnung der Dinge von Seiten der Vernunft zu stark! Denn

Angesichts von Natur und Geschichte, Angesichts der gründlichen Unmoralität von Natur und Geschichte war Kant, wie jeder gute Deutsche von Alters her, Pessimist; er glaubte an die Moral, nicht weil sie durch Natur und Geschichte bewiesen wird, sondern trotzdem dass ihr durch Natur und Geschichte beständig widersprochen wird. Man darf sich vielleicht, um dies „trotzdem dass“ zu verstehen, an etwas Verwandtes bei Luther erinnern, bei jenem andern grossen Pessimisten, der es einmal mit der ganzen Lutherischen Verwegenheit seinen Freunden zu Gemüthe führte: „wenn man durch Vernunft es fassen könnte, wie der Gott gnädig und gerecht sein könne, der so viel Zorn und Bosheit zeigt, wozu brauchte man dann den Glauben?“ Nichts nämlich hat von jeher einen tieferen Eindruck auf die deutsche Seele gemacht, Nichts hat sie mehr „versucht“, als diese gefährlichste aller Schlussfolgerungen, welche jedem rechten Romanen eine Sünde wider den Geist ist: credo quia absurdum est: — mit ihr tritt die deutsche Logik zuerst in der Geschichte des christlichen Dogma’s auf; aber auch heute noch, ein Jahrtausend später, wittern wir Deutschen von heute, späte Deutsche in jedem Betrachte — Etwas von Wahrheit, von Möglichkeit der Wahrheit hinter dem berühmten realdialektischen Grund-Satze, mit welchem Hegel seiner Zeit dem deutschen Geiste zum Sieg über Europa verhalf — „der Widerspruch bewegt die Welt, alle Dinge sind sich selbst widersprechend“ —: wir sind eben, sogar bis in die Logik hinein, Pessimisten.

[«]

4.

Aber nicht die logischen Werthurtheile sind die untersten und gründlichsten, zu denen die Tapferkeit unsers Argwohns hinunterkann: das Vertrauen auf die Vernunft, mit dem die Gültigkeit dieser Urtheile steht und fällt, ist, als Vertrauen, ein moralisches Phänomen… Vielleicht hat der deutsche Pessimismus seinen letzten Schritt noch zu thun? Vielleicht muss er noch Ein Mal auf eine furchtbare Weise sein Credo und sein Absurdum neben einander stellen? Und wenn dies Buch bis in die Moral hinein, bis über das Vertrauen zur Moral hinweg pessimistisch ist, — sollte es nicht gerade damit ein deutsches Buch sein? Denn es stellt in der That einen Widerspruch dar und fürchtet sich nicht davor: in ihm wird der Moral das Vertrauen gekündigt — warum doch? Aus Moralität! Oder wie sollen wir’s heissen, was sich in ihm — in uns — begiebt? denn wir würden unsrem Geschmacke nach bescheidenere Worte vorziehn. Aber es ist kein Zweifel, auch zu uns noch redet ein „du sollst“, auch wir noch gehorchen einem strengen Gesetze über uns, — und dies ist die letzte Moral, die sich auch uns noch hörbar macht, die auch wir noch zu *leben* wissen, hier, wenn irgend worin, sind auch wir noch *Menschen des Gewissens*: dass wir nämlich nicht wieder zurückwollen in Das, was uns als überlebt und morsch gilt, in irgend etwas „Unglaubwürdiges“, heisse es nun Gott, Tugend, Wahrheit, Gerechtigkeit, Nächstenliebe; dass wir uns keine Lügenbrücken zu alten Idealen gestatten; dass wir von Grund aus Allem feind sind, was in uns vermitteln und mischen möchte; feind jeder jetzigen Art Glauben und Christlichkeit; feind dem Halb- und Halben aller Romantik und Vaterländerei; feind auch der Artisten-Genüsslichkeit, Artisten-Gewissenlosigkeit, welche uns überreden möchte, da anzubeten, wo wir nicht mehr glauben — denn wir sind Artisten —; feind, kurzum, dem ganzen europäischen *Femininismus* (oder Idealismus, wenn man’s lieber hört), der ewig „hinan zieht“ und ewig gerade damit „herunter bringt“: — allein als Menschen *dieses* Gewissens fühlen wir uns noch verwandt mit der deutschen Rechtschaffenheit und Frömmigkeit von Jahrtausenden, wenn auch als deren fragwürdigste und letzte Abkömmlinge, wir Immoralisten, wir Gottlosen von heute, ja sogar, in gewissem Verstande, als deren Erben, als Vollstrecker ihres innersten Willens, eines pessimistischen Willens, wie gesagt, der sich davor nicht fürchtet, sich selbst zu verneinen, weil er mit *Lust* verneint! In uns vollzieht sich, gesetzt, dass ihr eine Formel wollt, — *die Selbstaufhebung der Moral*. — —

[«]

5.

— Zuletzt aber: wozu müssten wir Das, was wir sind, was wir wollen und nicht wollen, so laut und mit solchem Eifer sagen? Sehen wir es kälter, ferner, klüger, höher an, sagen wir es, wie es unter uns gesagt werden darf, so heimlich, dass alle Welt es überhört, dass alle Welt *uns* überhört! Vor Allem sagen wir es *langsam*… Diese Vorrede kommt spät, aber nicht zu spät, was liegt im Grunde an fünf, sechs Jahren? Ein solches Buch, ein solches Problem hat keine Eile; überdies sind wir Beide Freunde des lento, ich ebensowohl als mein Buch. Man ist nicht umsonst Philologe gewesen, man ist es vielleicht noch, das will sagen, ein Lehrer des langsamen Lesens: — endlich schreibt man auch langsam. Jetzt gehört es nicht nur zu meinen Gewohnheiten, sondern auch zu meinem Geschmacke — einem boshaften Geschmacke vielleicht? — Nichts mehr zu schreiben, womit nicht jede Art Mensch, die „Eile hat“, zur Verzweiflung gebracht wird. Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor Allem Eins heischt, bei Seite gehn, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden —, als eine Goldschmiedekunst und -kennerschaft des Wortes, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzuthun hat und Nichts erreicht, wenn sie es nicht lento erreicht. Gerade damit aber ist sie heute nöthiger als je, gerade dadurch zieht sie und bezaubert sie uns am stärksten, mitten in einem Zeitalter der „Arbeit“, will sagen: der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eilfertigkeit, das mit Allem gleich „fertig werden“ will, auch mit jedem alten und neuen Buche: — sie selbst wird nicht so leicht irgend womit fertig, sie lehrt gut lesen, das heisst langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offen gelassenen Thüren, mit zarten Fingern und Augen lesen… Meine geduldigen Freunde, dies Buch wünscht sich nur vollkommene Leser und Philologen: lernt mich gut lesen! —

Ruta bei Genua,
im Herbst des Jahres 1886.

[«]

Erstes Buch.

1.

Nachträgliche Vernünftigkeit. — Alle Dinge, die lange leben, werden allmählich so mit Vernunft durchtränkt, dass ihre Abkunft aus der Unvernunft dadurch unwahrscheinlich wird. Klingt nicht fast jede genaue Geschichte einer Entstehung für das Gefühl paradox und frevelhaft? Widerspricht der gute Historiker im Grunde nicht fortwährend?

[«]

2.

Vorurtheil der Gelehrten. — Es ist ein richtiges Urtheil der Gelehrten, dass die Menschen aller Zeiten zu wissen glaubten, was gut und böse, lobens- und tadelnswerth sei. Aber es ist ein Vorurtheil der Gelehrten, dass wir es jetzt besser wüssten, als irgend eine Zeit.

[«]

3.

Alles hat seine Zeit. — Als der Mensch allen Dingen ein Geschlecht gab, meinte er nicht zu spielen, sondern eine tiefe Einsicht gewonnen zu haben: — den ungeheuren Umfang dieses Irrthums hat er sich sehr spät und jetzt vielleicht noch nicht ganz eingestanden. — Ebenso hat der Mensch Allem, was da ist, eine Beziehung zur Moral beigelegt und der Welt eine ethische Bedeutung über die Schulter gehängt. Das wird einmal ebenso viel und nicht mehr Werth haben, als es heute schon der Glaube an die Männlichkeit oder Weiblichkeit der Sonne hat.

[«]

4.

Gegen die erträumte Disharmonie der Sphären. — Wir müssen die viele falsche Grossartigkeit wieder aus der Welt schaffen, weil sie gegen die Gerechtigkeit ist, auf die alle Dinge vor uns Anspruch haben! Und dazu thut noth, die Welt nicht disharmonischer sehen zu wollen als sie ist!

[«]

5.

Seid dankbar! — Das grosse Ergebniss der bisherigen Menschheit ist, dass wir nicht mehr beständige Furcht vor wilden Thieren, vor Barbaren, vor Göttern und vor unseren Träumen zu haben brauchen.

[«]

6.

Der Taschenspieler und sein Widerspiel. — Das Erstaunliche in der Wissenschaft ist dem Erstaunlichen in der Kunst des Taschenspielers entgegengesetzt. Denn dieser will uns dafür gewinnen, eine sehr einfache Causalität dort zu sehen, wo in Wahrheit eine sehr complicirte Causalität in Thätigkeit ist. Die Wissenschaft dagegen nöthigt uns, den Glauben an einfache Causalitäten gerade dort aufzugeben, wo Alles so leicht begreiflich scheint und wir die Narren des Augenscheins sind. Die „einfachsten“ Dinge sind sehr complicirt, — man kann sich nicht genug darüber verwundern!

[«]

7.

Umlernen des Raumgefühls. — Haben die wirklichen Dinge oder die eingebildeten Dinge mehr zum menschlichen Glück beigetragen? Gewiss ist, dass die Weite des Raumes zwischen höchstem Glück und tiefstem Unglück erst mit Hülfe der eingebildeten Dinge hergestellt worden ist. Diese Art von Raumgefühl wird folglich, unter der Einwirkung der Wissenschaft, immer verkleinert: so wie wir von ihr gelernt haben und noch lernen, die Erde als klein, ja das Sonnensystem als Punct zu empfinden.

[«]

8.

Transfiguration. — Die rathlos Leidenden, die verworren Träumenden, die überirdisch Entzückten, — diess sind die drei Grade, in welche Raffael die Menschen eintheilt. So blicken wir nicht mehr in die Welt — und auch Raffael dürfte es jetzt nicht mehr: er würde eine neue Transfiguration mit Augen sehen.

[«]

9.

Begriff der Sittlichkeit der Sitte. — Im Verhältniss zu der Lebensweise ganzer Jahrtausende der Menschheit leben wir jetzigen Menschen in einer sehr unsittlichen Zeit: die Macht der Sitte ist erstaunlich abgeschwächt und das Gefühl der Sittlichkeit so verfeinert und so in die Höhe getragen, dass es ebenso gut als verflüchtigt bezeichnet werden kann. Desshalb werden uns, den Spätgeborenen, die Grundeinsichten in die Entstehung der Moral schwer, sie bleiben uns, wenn wir sie trotzdem gefunden haben, an der Zunge kleben und wollen nicht heraus: weil sie grob klingen! Oder weil sie die Sittlichkeit zu verleumden scheinen! So zum Beispiel gleich der Hauptsatz: Sittlichkeit ist nichts Anderes (also namentlich nicht mehr!), als Gehorsam gegen Sitten, welcher Art diese auch sein mögen; Sitten aber sind die herkömmliche Art zu handeln und abzuschätzen. In Dingen, wo kein Herkommen befiehlt, giebt es keine Sittlichkeit; und je weniger das Leben durch Herkommen bestimmt ist, um so kleiner wird der Kreis der Sittlichkeit. Der freie Mensch ist unsittlich, weil er in Allem von sich und nicht von einem Herkommen abhängen will: in allen ursprünglichen Zuständen der Menschheit bedeutet „böse“ so viel wie „individuell“, „frei“, „willkürlich“, „ungewohnt“, „unvorhergesehen“, „unberechenbar“. Immer nach dem Maassstab solcher Zustände gemessen: wird eine Handlung gethan, nicht weil das Herkommen sie befiehlt, sondern aus anderen Motiven (zum Beispiel des individuellen Nutzens wegen), ja selbst aus eben den Motiven, welche das Herkommen ehemals begründet haben, so heisst sie unsittlich und wird so selbst von ihrem Thäter empfunden: denn sie ist nicht aus Gehorsam gegen das Herkommen gethan worden. Was ist das Herkommen? Eine höhere Autorität, welcher man gehorcht, nicht weil sie das uns Nützliche befiehlt, sondern weil sie befiehlt. — Wodurch unterscheidet sich diess Gefühl vor dem Herkommen von dem Gefühl der Furcht überhaupt? Es ist die Furcht vor einem höheren Intellect, der da befiehlt, vor einer unbegreiflichen unbestimmten Macht, vor etwas mehr als Persönlichem, — es ist Aberglaube in dieser Furcht. — Ursprünglich gehörte die ganze Erziehung und Pflege der Gesundheit, die Ehe, die Heilkunst, der Feldbau, der Krieg, das Reden und Schweigen, der Verkehr unter einander und mit den Göttern in den Bereich der Sittlichkeit: sie verlangte, dass man Vorschriften beobachtete, ohne an sich als Individuum zu denken. Ursprünglich also war Alles Sitte, und wer sich über sie erheben wollte, musste Gesetzgeber und Medicinmann und eine Art Halbgott werden: das heisst, er musste Sitten machen, — ein furchtbares, lebensgefährliches Ding! — Wer ist der Sittlichste? Einmal Der, welcher das Gesetz am häufigsten erfüllt: also, gleich dem Brahmanen, das Bewusstsein desselben überallhin und in jeden kleinen Zeittheil trägt, sodass er fortwährend erfinderisch ist in Gelegenheiten, das Gesetz zu erfüllen. Sodann Der, der es auch in den schwersten Fällen erfüllt. Der Sittlichste ist Der, welcher am meisten der Sitte opfert: welches aber sind die grössten Opfer? Nach der Beantwortung dieser Frage entfalten sich mehrere unterschiedliche Moralen; aber der wichtigste Unterschied bleibt doch jener, welcher die Moralität der häufigsten Erfüllung von der der schwersten Erfüllung trennt. Man täusche sich über das Motiv jener Moral nicht, welche die schwerste Erfüllung der Sitte als Zeichen der Sittlichkeit fordert! Die Selbstüberwindung wird nicht ihrer nützlichen Folgen halber, die sie für das Individuum hat, gefordert, sondern damit die Sitte, das Herkommen herrschend erscheine, trotz allem individuellen Gegengelüst und Vortheil: der Einzelne soll sich opfern, — so heischt es die Sittlichkeit der Sitte. — Jene Moralisten dagegen, welche wie die Nachfolger der sokratischen Fusstapfen die Moral der Selbstbeherrschung und Enthaltsamkeit dem Individuum als seinen eigensten Vortheil, als seinen persönlichsten Schlüssel zum Glück an's

Herz legen, machen die Ausnahme — und wenn es uns anders erscheint, so ist es, weil wir unter ihrer Nachwirkung erzogen sind: sie alle gehen eine neue Strasse unter höchlichster Missbilligung aller Vertreter der Sittlichkeit der Sitte, — sie lösen sich aus der Gemeinde aus, als Unsittliche, und sind, im tiefsten Verstande, böse. Ebenso erschien einem tugendhaften Römer alten Schrotes jeder Christ, welcher „am ersten nach seiner eigenen Seligkeit trachtete“, — als böse. — Überall, wo es eine Gemeinde und folglich eine Sittlichkeit der Sitte giebt, herrscht auch der Gedanke, dass die Strafe für die Verletzung der Sitte vor Allem auf die Gemeinde fällt: jene übernatürliche Strafe, deren Aeusserung und Gränze so schwer zu begreifen ist und mit so abergläubischer Angst ergründet wird. Die Gemeinde kann den Einzelnen anhalten, dass er den nächsten Schaden, den seine That im Gefolge hatte, am Einzelnen oder an der Gemeinde wieder gut mache, sie kann auch eine Art Rache am Einzelnen dafür nehmen, dass durch ihn, als angebliche Nachwirkung seiner That, sich die göttlichen Wolken und Zorneswetter über der Gemeinde gesammelt haben, — aber sie empfindet die Schuld des Einzelnen doch vor Allem als ihre Schuld und trägt dessen Strafe als ihre Strafe —: „die Sitten sind locker geworden, so klagt es in der Seele eines Jeden, wenn solche Thaten möglich sind.“ Jede individuelle Handlung, jede individuelle Denkweise erregt Schauder; es ist gar nicht auszurechnen, was gerade die seltneren, ausgesuchteren, ursprünglicheren Geister im ganzen Verlauf der Geschichte dadurch gelitten haben müssen, dass sie immer als die bösen und gefährlichen empfunden wurden, ja dass sie sich selber so empfanden. Unter der Herrschaft der Sittlichkeit der Sitte hat die Originalität jeder Art ein böses Gewissen bekommen; bis diesen Augenblick ist der Himmel der Besten noch dadurch verdüsterter, als er sein müsste.

[«]

10.

Gegenbewegung zwischen Sinn der Sittlichkeit und Sinn der Causalität. — In dem Maasse, in welchem der Sinn der Causalität zunimmt, nimmt der Umfang des Reiches der Sittlichkeit ab: denn jedesmal, wenn man die nothwendigen Wirkungen begriffen hat und gesondert von allen Zufällen, allem gelegentlichen Nachher (post hoc) zu denken versteht, hat man eine Unzahl phantastischer Causalitäten, an welche als Grundlagen von Sitten bisher geglaubt wurde, zerstört — die wirkliche Welt ist viel kleiner, als die phantastische — und jedesmal ist ein Stück Ängstlichkeit und Zwang aus der Welt verschwunden, jedesmal auch ein Stück Achtung vor der Autorität der Sitte: die Sittlichkeit im Grossen hat eingebüsst. Wer sie dagegen vermehren will, muss zu verhüten wissen, dass die Erfolge controlirbar werden.

[«]

11.

Volksmoral und Volksmedicin. — An der Moral, welche in einer Gemeinde herrscht, wird fortwährend und von Jedermann gearbeitet: die Meisten bringen Beispiele über Beispiele für das behauptete Verhältniss von Ursache und Folge, Schuld und Strafe hinzu, bestätigen es als wohlbegründet und mehren seinen Glauben: Einige machen neue Beobachtungen über Handlungen und Folgen und ziehen Schlüsse und Gesetze daraus: die Wenigsten nehmen hie und da Anstoss und lassen den Glauben an diesen Puncten schwach werden. — Alle aber sind einander gleich in der gänzlich rohen, unwissenschaftlichen Art ihrer Thätigkeit; ob es sich um Beispiele, Beobachtungen oder Anstösse handelt, ob um den Beweis, die Bekräftigung, den Ausdruck, die Widerlegung eines Gesetzes, — es ist werthloses Material und werthlose Form, wie Material und Form aller Volksmedicin. Volksmedicin und Volksmoral gehören zusammen und sollten nicht mehr so verschieden abgeschätzt werden, wie es immer noch geschieht: beides sind die gefährlichsten Scheinwissenschaften.

[«]

12.

Die Folge als Zuthat. — Ehemals glaubte man, der Erfolg einer That sei nicht eine Folge, sondern eine freie Zuthat — nämlich Gottes. Ist eine grössere Verwirrung denkbar! Man musste sich um die That und um den Erfolg besonders bemühen, mit ganz verschiedenen Mitteln und Praktiken!

[«]

13.

Zur neuen Erziehung des Menschengeschlechts. — Helft, ihr Hülfreichen und Wohlgesinnten, doch an dem Einen Werke mit, den Begriff der Strafe, der die ganze Welt überwuchert hat, aus ihr zu entfernen! Es giebt kein böseres Unkraut! Nicht nur in die Folgen unserer Handlungsweisen hat man ihn gelegt — und wie schrecklich und vernunftwidrig ist schon diess, Ursache und Wirkung als Ursache und Strafe zu verstehen! — aber man hat mehr gethan und die ganze reine Zufälligkeit des Geschehens um ihre Unschuld gebracht, mit dieser verruchten Interpretationskunst des Straf-Begriffs. Ja, man hat die Tollheit so weit getrieben, die Existenz selber als Strafe empfinden zu heissen, — es ist, als ob die Phantasterei von Kerkermeistern und Henkern bisher die Erziehung des Menschengeschlechts geleitet hätte!

[«]

14.

Bedeutung des Wahnsinns in der Geschichte der Moralität. — Wenn trotz jenem furchtbaren Druck der „Sittlichkeit der Sitte“, unter dem alle Gemeinwesen der Menschheit lebten, viele Jahrtausende lang vor unserer Zeitrechnung und in derselben im Ganzen und Grossen fort bis auf den heutigen Tag (wir selber wohnen in der kleinen Welt der Ausnahmen und gleichsam in der bösen Zone): — wenn, sage ich, trotzdem neue und abweichende Gedanken, Werthschätzungen, Triebe immer wieder herausbrachen, so geschah diess unter einer schauderhaften Geleitschaft: fast überall ist es der Wahnsinn, welcher dem neuen Gedanken den Weg bahnt, welcher den Bann eines verehrten Brauches und Aberglaubens bricht. Begreift ihr es, wesshalb es der Wahnsinn sein musste? Etwas in Stimme und Gebärde so Grausenhaftes und Unberechenbares wie die dämonischen Launen des Wetters und des Meeres und desshalb einer ähnlichen Scheu und Beobachtung Würdiges? Etwas, das so sichtbar das Zeichen völliger Unfreiwilligkeit trug, wie die Zuckungen und der Schaum des Epileptischen, das den Wahnsinnigen dergestalt als Maske und Schallrohr einer Gottheit zu kennzeichnen schien? Etwas, das dem Träger eines neuen Gedankens selber Ehrfurcht und Schauder vor sich und nicht mehr Gewissensbisse gab und ihn dazu trieb, der Prophet und Märtyrer desselben zu werden? — Während es uns heute noch immer wieder nahe gelegt wird, dass dem Genie, anstatt eines Kornes Salz, ein Korn Wahnwurz beigegeben ist, lag allen früheren Menschen der Gedanke viel näher, dass überall, wo es Wahnsinn giebt, es auch ein Korn Genie und Weisheit gäbe, — etwas „Göttliches“, wie man sich zuflüsterte. Oder vielmehr: man drückte sich kräftig genug aus. „Durch den Wahnsinn sind die grössten Güter über Griechenland gekommen,“ sagte Plato mit der ganzen alten Menschheit. Gehen wir noch einen Schritt weiter: allen jenen überlegenen Menschen, welche es unwiderstehlich dahin zog, das Joch irgend einer Sittlichkeit zu brechen und neue Gesetze zu geben, blieb, wenn sie nicht wirklich wahnsinnig waren, Nichts übrig, als sich wahnsinnig zu machen oder zu stellen — und zwar gilt diess für die Neuerer auf allen Gebieten, nicht nur auf dem der priesterlichen und politischen Satzung: — selbst der Neuerer des poetischen Metrums musste durch den Wahnsinn sich beglaubigen. (Bis in viel mildere Zeiten hinein verblieb daraus den Dichtern eine gewisse Convention des Wahnsinns: auf welche zum Beispiel Solon zurückgriff, als er die Athener zur Wiedereroberung von Salamis aufstachelte.) — „Wie macht man sich wahnsinnig, wenn man es nicht ist und nicht wagt, es zu scheinen?“ diesem entsetzlichen Gedankengange haben fast alle bedeutenden Menschen der älteren Civilisation nachgehangen; eine geheime Lehre von Kunstgriffen und diätetischen Winken pflanzte sich darüber fort, nebst dem Gefühle der Unschuld, ja Heiligkeit eines solchen Nachsinnens und Vorhabens. Die Recepte, um bei den Indianern ein Medicinmann, bei den Christen des Mittelalters ein Heiliger, bei den Grönländern ein Angekok, bei den Brasilianern ein Paje zu werden, sind im Wesentlichen die selben: unsinniges Fasten, fortgesetzte geschlechtliche Enthaltung, in die Wüste gehen oder auf einen Berg oder eine Säule steigen, oder „sich auf eine bejahrte Weide setzen, die in einen See hinaussieht“ und schlechterdings an Nichts denken, als Das, was eine Verzückung und geistige Unordnung mit sich bringen kann. Wer wagt es, einen Blick in die Wildniss bitterster und überflüssigster Seelennöthe zu thun, in welchen wahrscheinlich gerade die fruchtbarsten Menschen aller Zeiten geschmachtet haben! Jene Seufzer der Einsamen und Verstörten zu hören: „Ach, so gebt doch Wahnsinn, ihr Himmlischen! Wahnsinn, dass ich endlich an mich selber glaube! Gebt Delirien und Zuckungen, plötzliche Lichter und Finsternisse, schreckt mich mit Frost und Gluth, wie sie kein Sterblicher noch empfand, mit Getöse und umgehenden Gestalten, lasst mich heulen und winseln und wie ein Thier kriechen: nur dass ich bei mir selber Glauben finde! Der Zweifel frisst mich auf, ich habe das Gesetz getödtet, das Gesetz ängstigt mich wie ein Leichnam einen Lebendigen; wenn ich nicht mehr bin als das Gesetz, so bin ich der Verworfenste von Allen. Der neue Geist, der in mir ist, woher ist er, wenn er nicht von euch ist? Beweist es mir doch, dass ich euer bin; der Wahnsinn allein beweist es mir.“ Und nur zu oft erreichte diese Inbrunst ihr Ziel zu gut: in jener Zeit, in welcher das Christenthum am reichsten seine Fruchtbarkeit an Heiligen und Wüsten-Einsiedlern bewies und sich dadurch selber zu beweisen vermeinte, gab es in Jerusalem grosse Irrenhäuser für verunglückte Heilige, für jene, welche ihr letztes Korn Salz daran gegeben hatten.

[«]

15.

Die ältesten Trostmittel. — Erste Stufe: der Mensch sieht in jedem Übelbefinden und Missgeschick Etwas, wofür er irgend jemand Anderes leiden lassen muss, — dabei wird er sich seiner noch vorhandenen Macht bewusst, und diess tröstet ihn. Zweite Stufe: der Mensch sieht in jedem Übelbefinden und Missgeschick eine Strafe, das heisst die Sühnung der Schuld und das Mittel, sich vom bösartigen Zauber eines wirklichen oder vermeintlichen Unrechtes loszumachen. Wenn er dieses Vortheils ansichtig wird, welchen das Unglück mit sich bringt, so glaubt er einen Anderen nicht mehr dafür leiden lassen zu müssen, — er sagt sich von dieser Art Befriedigung los, weil er nun eine andere hat.

[«]

16.

Erster Satz der Civilisation. — Bei rohen Völkern giebt es eine Gattung von Sitten, deren Absicht die Sitte überhaupt zu sein scheint: peinliche und im Grunde überflüssige Bestimmungen (wie zum Beispiel die unter den Kamtschadalen, niemals den Schnee von den Schuhen mit dem Messer abzuschaben, niemals eine Kohle mit dem Messer zu spiessen, niemals ein Eisen in’s Feuer zu legen — und der Tod trifft Den, welcher in solchen Stücken zuwiderhandelt!), die aber die fortwährende Nähe der Sitte, den unausgesetzten Zwang, Sitte zu üben, fortwährend im Bewusstsein erhalten: zur Bekräftigung des grossen Satzes, mit dem die Civilisation beginnt: jede Sitte ist besser, als keine Sitte.

[«]

17.

Die gute und die böse Natur. — Erst haben die Menschen sich in die Natur hineingedichtet: sie sahen überall sich und Ihresgleichen, nämlich ihre böse und launenhafte Gesinnung, gleichsam versteckt unter Wolken, Gewittern, Raubthieren, Bäumen und Kräutern: damals erfanden sie die „böse Natur“. Dann kam einmal eine Zeit, da sie sich wieder aus der Natur hinausdichteten, die Zeit Rousseau’s: man war einander so satt, dass man durchaus einen Weltwinkel haben wollte, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual: man erfand die „gute Natur“.

[«]

18.

Die Moral des freiwilligen Leidens. — Welcher Genuss ist für Menschen im Kriegszustande jener kleinen, stets gefährdeten Gemeinde, wo die strengste Sittlichkeit waltet, der höchste? Also für kraftvolle, rachsüchtige, feindselige, tückische, argwöhnische, zum Furchtbarsten bereite, und durch Entbehrung und Sittlichkeit gehärtete Seelen? Der Genuss der Grausamkeit: so wie es auch zur Tugend einer solchen Seele in diesen Zuständen gerechnet wird, in der Grausamkeit erfinderisch und unersättlich zu sein. An dem Thun des Grausamen erquickt sich die Gemeinde und wirft einmal die Düsterkeit der beständigen Angst und Vorsicht von sich. Die Grausamkeit gehört zur ältesten Festfreude der Menschheit. Folglich denkt man sich auch die Götter erquickt und festlich gestimmt, wenn man ihnen den Anblick der Grausamkeit anbietet, — und so schleicht sich die Vorstellung in die Welt, dass das freiwillige Leiden, die selbsterwählte Marter einen guten Sinn und Werth habe. Allmählich formt die Sitte in der Gemeinde eine Praxis gemäss dieser Vorstellung: man wird bei allem ausschweifenden Wohlbefinden von nun an misstrauischer und bei allen schweren schmerzhaften Zuständen zuversichtlicher; man sagt sich: es mögen wohl die Götter ungnädig wegen des Glücks und gnädig wegen unseres Leidens auf uns sehen, — nicht etwa mitleidig! Denn das Mitleiden gilt als verächtlich und einer starken, furchtbaren Seele unwürdig; — aber gnädig, weil sie dadurch ergötzt und guter

Dinge werden: denn der Grausame geniesst den höchsten Kitzel des Machtgefühls. So kommt in den Begriff des „sittlichsten Menschen“ der Gemeinde die Tugend des häufigen Leidens, der Entbehrung, der harten Lebensweise, der grausamen Kasteiung, — nicht, um es wieder und wieder zu sagen, als Mittel der Zucht, der Selbstbeherrschung, des Verlangens nach individuellem Glück, — sondern als eine Tugend, welche der Gemeinde bei den bösen Göttern einen guten Geruch macht und wie ein beständiges Versöhnungsopfer auf dem Altare zu ihnen empordampft. Alle jene geistigen Führer der Völker, welche in dem trägen fruchtbaren Schlamm ihrer Sitten Etwas zu bewegen vermochten, haben ausser dem Wahnsinn auch die freiwillige Marter nöthig gehabt, um Glauben zu finden — und zumeist und zuerst, wie immer, den Glauben an sich selber! Je mehr gerade ihr Geist auf neuen Bahnen gieng und folglich von Gewissensbissen und Ängsten gequält wurde, um so grausamer wütheten sie gegen das eigene Fleisch, das eigene Gelüste und die eigene Gesundheit, — wie um der Gottheit einen Ersatz an Lust zu bieten, wenn sie vielleicht um der vernachlässigten und bekämpften Gebräuche und der neuen Ziele willen erbittert sein sollte. Glaube man nicht zu schnell, dass wir jetzt von einer solchen Logik des Gefühls uns völlig befreit hätten! Die heldenhaftesten Seelen mögen sich darüber mit sich befragen. Jeder kleinste Schritt auf dem Felde des freien Denkens, des persönlich gestalteten Lebens ist von jeher mit geistigen und körperlichen Martern erstritten worden: nicht nur das Vorwärts-Schreiten, nein! vor Allem das Schreiten, die Bewegung, die Veränderung hat ihre unzähligen Märtyrer nöthig gehabt, durch die langen pfadsuchenden und grundlegenden Jahrtausende hindurch, an welche man freilich nicht denkt, wenn man, wie gewohnt, von „Weltgeschichte“, von diesem lächerlich kleinen Ausschnitt des menschlichen Daseins redet; und selbst in dieser sogenannten Weltgeschichte, welche im Grunde ein Lärm um die letzten Neuigkeiten ist, giebt es kein eigentlich wichtigeres Thema, als die uralte Tragödie von den Märtyrern, die den Sumpf bewegen wollten. Nichts ist theurer erkauft, als das Wenige von menschlicher Vernunft und vom Gefühle der Freiheit, welches jetzt unseren Stolz ausmacht. Dieser Stolz aber ist es, dessentwegen es uns jetzt fast unmöglich wird, mit jenen ungeheuren Zeitstrecken der „Sittlichkeit der Sitte“ zu empfinden, welche der „Weltgeschichte“ vorausliegen, als die wirkliche und entscheidende Hauptgeschichte, welche den Charakter der Menschheit festgestellt hat: wo das Leiden als Tugend, die Grausamkeit als Tugend, die Verstellung als Tugend, die Rache als Tugend, die Verleugnung der Vernunft als Tugend, dagegen das Wohlbefinden als Gefahr, die Wissbegier als Gefahr, der

Friede als Gefahr, das Mitleiden als Gefahr, das Bemitleidetwerden als Schimpf, die Arbeit als Schimpf, der Wahnsinn als Göttlichkeit, die Veränderung als das unsittliche und Verderbenschwangere in Geltung war! — Ihr meint, es habe sich Alles diess geändert, und die Menschheit müsse somit ihren Charakter vertauscht haben? Oh, ihr Menschenkenner, lernt euch besser kennen!

[«]

19.

Sittlichkeit und Verdummung. — Die Sitte repräsentirt die Erfahrungen früherer Menschen über das vermeintlich Nützliche und Schädliche, — aber das Gefühl für die Sitte (Sittlichkeit) bezieht sich nicht auf jene Erfahrungen als solche, sondern auf das Alter, die Heiligkeit, die Indiscutabilität der Sitte. Und damit wirkt diess Gefühl dem entgegen, dass man neue Erfahrungen macht und die Sitten corrigirt: das heisst, die Sittlichkeit wirkt der Entstehung neuer und besserer Sitten entgegen: sie verdummt.

[«]

20.

Freithäter und Freidenker. — Die Freithäter sind im Nachtheil gegen die Freidenker, weil die Menschen sichtbarer an den Folgen von Thaten, als von Gedanken leiden. Bedenkt man aber, dass diese wie jene ihre Befriedigung suchen und dass den Freidenkern schon ein Ausdenken und Aussprechen von verbotenen Dingen diese Befriedigung giebt, so ist in Ansehung der Motive Alles eins: und in Ansehung der Folgen wird der Ausschlag sogar gegen den Freidenker sein, vorausgesetzt, dass man nicht nach der nächsten und gröbsten Sichtbarkeit — das heisst: nicht wie alle Welt urtheilt. Man hat viel von der Verunglimpfung wieder zurückzunehmen, mit der die Menschen alle Jene bedacht haben, welche durch die That den Bann einer Sitte durchbrachen, — im Allgemeinen heissen sie Verbrecher. Jeder, der das bestehende Sittengesetz umwarf, hat bisher zuerst immer als schlechter Mensch gegolten: aber wenn man, wie es vorkam, hinterher es nicht wieder aufzurichten vermochte und sich damit zufrieden gab, so veränderte sich das Prädicat allmählich; — die Geschichte handelt fast nur von diesen schlechten Menschen, welche später gutgesprochen worden sind!

[«]

21.

„Erfüllung des Gesetzes.“ — Im Falle, dass die Befolgung einer moralischen Vorschrift doch ein anderes Resultat ergiebt, als versprochen und erwartet wird, und den Sittlichen nicht das verheissene Glück, sondern wider Erwarten Unglück und Elend trifft, so bleibt immer die Ausflucht des Gewissenhaften und Ängstlichen übrig: „es ist Etwas in der Ausführung versehen worden.“ Im allerschlimmsten Falle wird eine tief leidende und zerdrückte Menschheit sogar decretiren „es ist unmöglich, die Vorschrift gut auszuführen, wir sind durch und durch schwach und sündhaft und der Moralität im innersten Grunde nicht fähig, folglich haben wir auch keinen Anspruch auf Glück und Gelingen. Die moralischen Vorschriften und Verheissungen sind für bessere Wesen, als wir sind, gegeben.“

[«]

22.

Werke und Glaube. — Immer noch wird durch die protestantischen Lehrer jener Grundirrthum fortgepflanzt: dass es nur auf den Glauben ankomme und dass aus dem Glauben die Werke nothwendig folgen müssen. Diess ist schlechterdings nicht wahr, aber klingt so verführerisch, dass es schon andere Intelligenzen, als die Luther’s (nämlich die des Sokrates und Plato) bethört hat: obwohl der Augenschein aller Erfahrungen aller Tage dagegen spricht. Das zuversichtlichste Wissen oder Glauben kann nicht die Kraft zur That, noch die Gewandtheit zur That geben, es kann nicht die Übung jenes feinen, vieltheiligen Mechanismus ersetzen, welche vorhergegangen sein muss, damit irgend Etwas aus einer Vorstellung sich in Action verwandeln könne. Vor Allem und zuerst die Werke! Das heisst Übung, Übung, Übung! Der dazu gehörige „Glaube“ wird sich schon einstellen, — dessen seid versichert!

[«]

23.

Worin wir am feinsten sind. — Dadurch, dass man sich viele Tausend Jahre lang die Sachen (Natur, Werkzeuge, Eigenthum jeder Art) ebenfalls belebt und beseelt dachte, mit der Kraft zu schaden und sich den menschlichen Absichten zu entziehen, ist das Gefühl der Ohnmacht unter den Menschen viel grösser und viel häufiger gewesen, als es hätte sein müssen: man hatte ja nöthig, sich der Sachen ebenso zu versichern, wie der Menschen und Thiere, durch Gewalt, Zwang, Schmeichelei, Verträge, Opfer, — und hier ist der Ursprung der meisten abergläubischen Gebräuche, das heisst eines erheblichen, vielleicht überwiegenden und trotzdem vergeudeten und unnützen Bestandtheils aller von Menschen bisher geübten Thätigkeit! — Aber weil das Gefühl der Ohnmacht und der Furcht so stark und so lange fast fortwährend in Reizung war, hat sich das Gefühl der Macht in solcher Feinheit entwickelt, dass es jetzt hierin der Mensch mit der delicatesten Goldwage aufnehmen kann. Es ist sein stärkster Hang geworden; die Mittel, welche man entdeckte, sich dieses Gefühl zu schaffen, sind beinahe die Geschichte der Cultur.

[«]

24.

Der Beweis einer Vorschrift. — Im Allgemeinen wird die Güte oder Schlechtigkeit einer Vorschrift, zum Beispiel der, Brod zu backen, so bewiesen, dass das in ihr versprochene Resultat sich ergiebt oder nicht ergiebt, vorausgesetzt, dass sie genau ausgeführt wird. Anders steht es jetzt mit den moralischen Vorschriften: denn hier sind gerade die Resultate nicht zu übersehen, oder deutbar und unbestimmt. Diese Vorschriften ruhen auf Hypothesen von dem allergeringsten wissenschaftlichen Werthe, deren Beweis und deren Widerlegung aus den Resultaten im Grunde gleich unmöglich ist: — aber einstmals, bei der ursprünglichen Rohheit aller Wissenschaft und den geringen Ansprüchen, die man machte, um ein Ding für erwiesen zu nehmen, — einstmals wurde die Güte oder Schlechtigkeit einer Vorschrift der Sitte ebenso festgestellt wie jetzt die jeder anderen Vorschrift: durch Hinweisung auf den Erfolg. Wenn bei den Eingeborenen in Russisch-Amerika die Vorschrift gilt: du sollst keinen Thierknochen in’s Feuer werfen oder den Hunden geben, — so wird sie so bewiesen: „thue es und du wirst kein Glück auf der Jagd haben.“ Nun aber hat man in irgend einem Sinne fast immer „kein Glück auf der Jagd“; es ist nicht leicht möglich, die Güte der Vorschrift auf diesem Wege zu widerlegen, namentlich wenn eine Gemeinde und nicht ein Einzelner als Träger der Strafe gilt; vielmehr wird immer ein Umstand eintreten, welcher die Vorschrift zu beweisen scheint.

[«]

25.

Sitte und Schönheit. — Zu Gunsten der Sitte sei nicht verschwiegen, dass bei jedem, der sich ihr völlig und von ganzem Herzen und von Anbeginn an unterwirft, die Angriffs- und Vertheidigungsorgane — die körperlichen und geistigen — verkümmern: das heisst, er wird zunehmend schöner! Denn die Übung jener Organe und der ihnen entsprechenden Gesinnung ist es, welche hässlich erhält und hässlicher macht. Der alte Pavian ist darum hässlicher, als der junge, und der weibliche junge Pavian ist dem Menschen am ähnlichsten: also am schönsten. — Hiernach mache man einen Schluss auf den Ursprung der Schönheit der Weiber!

[«]

26.

Die Thiere und die Moral. — Die Praktiken, welche in der verfeinerten Gesellschaft gefordert werden: das sorgfältige Vermeiden des Lächerlichen, des Auffälligen, des Anmaassenden, das Zurückstellen seiner Tugenden sowohl, wie seiner heftigeren Begehrungen, das Sich-gleich-geben, Sich-einordnen, Sich-verringern, — diess Alles als die gesellschaftliche Moral ist im Groben überall bis in die tiefste Thierwelt hinab zu finden, — und erst in dieser Tiefe sehen wir die Hinterabsicht aller dieser liebenswürdigen Vorkehrungen: man will seinen Verfolgern entgehen und im Aufsuchen seiner Beute begünstigt sein. Desshalb lernen die Thiere sich beherrschen und sich in der Weise verstellen, dass manche zum Beispiel ihre Farben der Farbe der Umgebung anpassen (vermöge der sogenannten „chromatischen Function“), dass sie sich todt stellen oder die Formen und Farben eines anderen Thieres oder von Sand, Blättern, Flechten, Schwämmen annehmen (Das, was die englischen Forscher mit mimicry bezeichnen). So verbirgt sich der Einzelne unter der Allgemeinschaft des Begriffes „Mensch“ oder unter der

Gesellschaft, oder passt sich an Fürsten, Stände, Parteien, Meinungen der Zeit oder der Umgebung an: und zu allen den feinen Arten, uns glücklich, dankbar, mächtig, verliebt zu stellen, wird man leicht das thierische Gleichniss finden. Auch jenen Sinn für Wahrheit, der im Grunde der Sinn für Sicherheit ist, hat der Mensch mit dem Thiere gemeinsam: man will sich nicht täuschen lassen, sich nicht durch sich selber irre führen lassen, man hört dem Zureden der eigenen Leidenschaften misstrauisch zu, man bezwingt sich und bleibt gegen sich auf der Lauer; diess Alles versteht das Thier gleich dem Menschen, auch bei ihm wächst die Selbstbeherrschung aus dem Sinn für das Wirkliche (aus der Klugheit) heraus. Ebenfalls beobachtet es die Wirkungen, die es auf die Vorstellung anderer Thiere ausübt, es lernt von dort aus auf sich zurückblicken, sich „objectiv“ nehmen, es hat seinen Grad von Selbsterkenntniss. Das Thier beurtheilt die Bewegungen seiner Gegner und Freunde, es lernt ihre Eigenthümlichkeiten auswendig, es richtet sich auf diese ein: gegen Einzelne einer bestimmten Gattung giebt es ein für allemal den Kampf auf und ebenso erräth es in der Annäherung mancher Arten von Thieren die Absicht des Friedens und des Vertrags. Die Anfänge der Gerechtigkeit, wie die der Klugheit, Mässigung, Tapferkeit, — kurz Alles, was wir mit dem Namen der sokratischen Tugenden bezeichnen, ist thierhaft: eine Folge jener Triebe, welche lehren, nach Nahrung zu suchen und den Feinden zu entgehen. Erwägen wir nun, dass auch der höchste Mensch sich eben nur in der Art seiner Nahrung und in dem Begriffe dessen, was ihm Alles feindlich ist, erhoben und verfeinert hat, so wird es nicht unerlaubt sein, das ganze moralische Phänomen als thierhaft zu bezeichnen.

[«]

27.

Der Werth im Glauben an übermenschliche Leidenschaften. — Die Institution der Ehe hält hartnäckig den Glauben aufrecht, dass die Liebe, obschon eine Leidenschaft, doch als solche der Dauer fähig sei, ja dass die dauerhafte lebenslängliche Liebe als Regel aufgestellt werden könne. Durch diese Zähigkeit eines edlen Glaubens, trotzdem dass derselbe sehr oft und fast in der Regel widerlegt wird und somit eine pia fraus ist, hat sie der Liebe einen höheren Adel gegeben. Alle Institutionen, welche einer Leidenschaft Glauben an ihre Dauer und Verantwortlichkeit der Dauer zugestehen, wider das Wesen der Leidenschaft, haben ihr einen neuen Rang gegeben: und Der, welcher von einer solchen Leidenschaft nunmehr befallen wird, glaubt sich nicht, wie früher, dadurch erniedrigt oder gefährdet, sondern vor sich und seines Gleichen gehoben. Man denke an Institutionen und Sitten, welche aus der feurigen Hingebung des Augenblicks die ewige Treue geschaffen haben, aus dem Gelüst des Zornes die ewige Rache, aus Verzweiflung die ewige Trauer, aus dem plötzlichen und einmaligen Worte die ewige Verbindlichkeit. Jedesmal ist sehr viel Heuchelei und Lüge durch eine solche Umschaffung in die Welt gekommen: jedesmal auch, und um diesen Preis, ein neuer übermenschlicher, den Menschen hebender Begriff.

[«]

28.

Die Stimmung als Argument. — Was ist die Ursache freudiger Entschlossenheit zur That? — Diese Frage hat die Menschen viel beschäftigt. Die älteste und immer noch geläufige Antwort ist: Gott ist die Ursache, er giebt uns dadurch zu verstehen, dass er unserem Willen zustimmt. Wenn man ehemals die Orakel über ein Vorhaben befragte, wollte man von ihnen jene freudige Entschlossenheit heimbringen; und Jeder beantwortete einen Zweifel, wenn ihm mehrere mögliche Handlungen vor der Seele standen, so: „ich werde Das thun, wobei jenes Gefühl sich einstellt.“ Man entschied sich also nicht für das Vernünftigste, sondern für ein Vorhaben, bei dessen Bilde die Seele muthig und hoffnungsvoll wurde. Die gute Stimmung wurde als Argument in die Wagschale gelegt und überwog die Vernünftigkeit: desshalb, weil die Stimmung abergläubisch ausgelegt wurde, als Wirkung eines Gottes, der Gelingen verheisst und durch sie seine Vernunft als die höchste Vernünftigkeit reden lässt. Nun erwäge man die Folgen eines solchen Vorurtheils, wenn kluge und machtdurstige Männer sich seiner bedienten — und bedienen! „Stimmung machen!“ — damit kann man alle Gründe ersetzen und alle Gegengründe besiegen!

[«]

29.

Die Schauspieler der Tugend und der Sünde. — Unter den Männern des Alterthums, welche durch ihre Tugend berühmt wurden, gab es, wie es scheint, eine Un- und Überzahl von solchen, die *vor sich selber schauspielerten*: namentlich werden die Griechen, als eingefleischte Schauspieler, diess eben ganz unwillkürlich gethan und für gut befunden haben. Dazu war Jeder mit seiner Tugend im *Wettstreit* mit der Tugend eines Andern oder aller Anderen: wie sollte man nicht alle Künste aufgewendet haben, um seine Tugend zur Schau zu bringen, vor Allem vor sich selber, schon um der Übung willen! Was nützte eine Tugend, die man nicht zeigen konnte oder die sich nicht zu zeigen verstand! — Diesen Schauspielern der Tugend that das Christenthum Einhalt: dafür erfand es das widerliche Prunken und Paradiren mit der Sünde, es brachte die *erlogene* Sündhaftigkeit in die Welt (bis zum heutigen Tage gilt sie als „guter Ton“ unter guten Christen).

[«]

30.

Die verfeinerte Grausamkeit als Tugend. — Hier ist eine Moralität, die ganz auf dem *Triebe nach Auszeichnung* beruht, — denkt nicht zu gut von ihr! Was ist denn das eigentlich für ein Trieb und welches ist sein Hintergedanke? Man will machen, dass unser Anblick dem Anderen *wehe thue* und seinen Neid, das Gefühl der Ohnmacht und seines Herabsinkens wecke; man will ihm die Bitterkeit seines Fatums zu kosten geben, indem man auf seine Zunge einen Tropfen *unseres* Honigs träufelt und ihm scharf und schadenfroh bei dieser vermeintlichen Wohlthat in’s Auge sieht. Dieser ist demüthig geworden und vollkommen jetzt in seiner Demuth, — suchet nach Denen, welchen er damit seit langer Zeit eine Tortur hat machen wollen! ihr werdet sie schon finden! Jener zeigt Erbarmen gegen die Thiere und wird desshalb bewundert, — aber es giebt gewisse Menschen, an welchen er eben damit seine Grausamkeit hat auslassen wollen. Dort steht ein grosser Künstler: die vorempfundene Wollust am Neide bezwungener Nebenbuhler hat seine Kraft nicht schlafen lassen, bis dass er gross geworden ist, — wie viele bittere Augenblicke anderer Seelen hat er sich für das Grosswerden zahlen lassen! Die Keuschheit der Nonne: mit welchen strafenden Augen sieht sie in das Gesicht anderslebender Frauen! wie viel Lust der Rache ist in diesen Augen! — Das Thema ist kurz, die Variationen darauf könnten zahllos sein, aber nicht leicht langweilig, — denn es ist immer noch eine gar zu paradoxe und fast wehethuende Neuigkeit, dass die Moralität der Auszeichnung im letzten Grunde die Lust an verfeinerter Grausamkeit ist. Im letzten Grunde — das soll hier heissen: jedesmal in der ersten Generation. Denn wenn die Gewohnheit irgend eines auszeichnenden Thuns sich vererbt, wird doch der Hintergedanke nicht mit vererbt (nur Gefühle, aber keine Gedanken erben sich fort): und vorausgesetzt, dass er nicht durch die Erziehung wieder dahintergeschoben wird, giebt es in der zweiten Generation schon keine Lust der Grausamkeit mehr dabei: sondern Lust allein an der Gewohnheit als solcher. Diese Lust aber ist die erste Stufe des „Guten“.

[«]

31.

Der Stolz auf den Geist. — Der Stolz des Menschen, der sich gegen die Lehre der Abstammung von Thieren sträubt und zwischen Natur und Mensch die grosse Kluft legt, — dieser Stolz hat seinen Grund in einem Vorurtheil über Das, was Geist ist: und dieses Vorurtheil ist verhältnissmässig jung. In der grossen Vorgeschichte der Menschheit setzte man Geist überall voraus und dachte nicht daran, ihn als Vorrecht des Menschen zu ehren. Weil man im Gegentheil das Geistige (nebst allen Trieben, Bosheiten, Neigungen) zum Gemeingut und folglich gemein gemacht hatte, so schämte man sich nicht, von Thieren oder Bäumen abzustammen (die vornehmen Geschlechter glaubten sich durch solche Fabeln geehrt) und sah in dem Geiste Das, was uns mit der Natur verbindet, nicht was uns von ihr abscheidet. So erzog man sich in der Bescheidenheit, — und ebenfalls in Folge eines Vorurtheils.

[«]

32.

Der Hemmschuh. — Moralisch zu leiden und dann zu hören, dieser Art Leiden liege ein Irrthum zu Grunde, diess empört. Es giebt ja einen so einzigen Trost, durch sein Leiden eine „tiefere Welt der Wahrheit“ zu bejahen, als alle sonstige Welt ist, und man will viel lieber leiden und sich dabei über die

Wirklichkeit erhaben fühlen (durch das Bewusstsein, jener „tieferen Welt der Wahrheit“ damit nahe zu kommen) als ohne Leid und dann ohne diess Gefühl des Erhabenen sein. Somit ist es der Stolz und die gewohnte Art, ihn zu befriedigen, welche sich dem neuen Verständniss der Moral entgegenstemmen. Welche Kraft wird man also anzuwenden haben, um diesen Hemmschuh zu beseitigen? Mehr Stolz? Einen neuen Stolz?

[«]

33.

Die Verachtung der Ursachen, der Folgen und der Wirklichkeit. — Jene bösen Zufälle, welche eine Gemeinde treffen, plötzliche Wetter oder Unfruchtbarkeiten oder Seuchen, leiten alle Mitglieder auf den Argwohn, dass Verstösse gegen die Sitte begangen sind oder dass neue Gebräuche erfunden werden müssen, um eine neue dämonische Gewalt und Laune zu beschwichtigen. Diese Art Argwohn und Nachdenken geht somit gerade der Ergründung der wahren natürlichen Ursachen aus dem Wege, sie nimmt die dämonische Ursache als die Voraussetzung. Hier ist die eine Quelle der erblichen Verkehrtheit des menschlichen Intellects: und die andere Quelle entspringt daneben, indem man ebenso grundsätzlich den wahren natürlichen Folgen einer Handlung ein viel geringeres Augenmerk schenkte, als den übernatürlichen (den sogenannten Strafen und Gnaden der Gottheit). Es sind zum Beispiel bestimmte Bäder für bestimmte Zeiten vorgeschrieben: man badet, nicht um rein zu werden, sondern weil es vorgeschrieben ist. Man lernt nicht die wirklichen Folgen der Unreinlichkeit fliehen, sondern das vermeintliche Missfallen der Götter an der Versäumniss eines Bades. Unter dem Drucke abergläubischer Angst argwöhnt man, es müsse sehr viel mehr mit diesem Abwaschen der Unreinlichkeit auf sich haben, man legt zweite und dritte Bedeutungen hinein, man verdirbt sich den Sinn und die Lust am Wirklichen und hält diess zuletzt, nur insofern es Symbol sein kann, noch für werthvoll. So verachtet der Mensch im Banne der Sittlichkeit der Sitte erstens die Ursachen, zweitens die Folgen, drittens die Wirklichkeit, und spinnt alle seine höheren Empfindungen (der Ehrfurcht, der Erhabenheit, des Stolzes, der Dankbarkeit, der Liebe) an eine eingebildete Welt an: die sogenannte höhere Welt. Und noch jetzt sehen wir die Folge: wo das Gefühl eines Menschen sich erhebt, da ist irgendwie jene eingebildete Welt im Spiel. Es ist traurig: aber einstweilen müssen dem wissenschaftlichen Menschen alle höheren Gefühle verdächtig sein, so sehr sind sie mit Wahn und Unsinn verquickt. Nicht dass sie es an sich oder für immer sein müssten: aber gewiss wird von allen allmählichen Reinigungen, welche der Menschheit bevorstehen, die Reinigung der höheren Gefühle eine der allmählichsten sein.

[«]

34.

Moralische Gefühle und moralische Begriffe. — Ersichtlich werden moralische Gefühle so übertragen, dass die Kinder bei den Erwachsenen starke Neigungen und Abneigungen gegen bestimmte Handlungen wahrnehmen und dass sie als geborene Affen diese Neigungen und Abneigungen nachmachen; im späteren Leben, wo sie sich voll von diesen angelernten und wohlgeübten Affecten finden, halten sie ein nachträgliches Warum, eine Art Begründung, dass jene Neigungen und Abneigungen berechtigt sind, für eine Sache des Anstandes. Diese “Begründungen“ aber haben weder mit der Herkunft, noch dem Grade des Gefühls bei ihnen Etwas zu thun: man findet sich eben nur mit der Regel ab, dass man als vernünftiges Wesen Gründe für sein Für und Wider haben müsse, und zwar angebbare und annehmbare Gründe. Insofern ist die Geschichte der moralischen Gefühle eine ganz andere, als die Geschichte der moralischen Begriffe. Erstere sind mächtig vor der Handlung, letztere namentlich nach der Handlung, angesichts der Nöthigung, sich über sie auszusprechen.

[«]

35.

Gefühle und deren Abkunft von Urtheilen. — „Vertraue deinem Gefühle!“ — Aber Gefühle sind nichts Letztes, Ursprüngliches, hinter den Gefühlen stehen Urtheile und Werthschätzungen, welche in der Form von Gefühlen (Neigungen, Abneigungen) uns vererbt sind. Die Inspiration, die aus dem Gefühle stammt, ist das Enkelkind eines Urtheils — und oft eines falschen! — und jedenfalls nicht deines eigenen! Seinem Gefühle vertrauen — das heisst seinem

Grossvater und seiner Grossmutter und deren Grosseltern mehr gehorchen als den Göttern, die in uns sind: unserer Vernunft und unserer Erfahrung.

[«]

36.

Eine Narrheit der Pietät mit Hintergedanken. — Wie! die Erfinder der uralten Culturen, die ältesten Verfertiger der Werkzeuge und Messschnüre, der Wagen und Schiffe und Häuser, die ersten Beobachter der himmlischen Gesetzmässigkeit und der Regeln des Einmaleins, — sie seien etwas unvergleichlich Anderes und Höheres, als die Erfinder und Beobachter unserer Zeiten? Die ersten Schritte hätten einen Werth, dem alle unsere Reisen und Weltumsegelungen im Reiche der Entdeckungen nicht gleichkämen? So klingt das Vorurtheil, so argumentirt man für die Geringschätzung des gegenwärtigen Geistes. Und doch liegt auf der Hand, dass der Zufall ehemals der grösste aller Entdecker und Beobachter und der wohlwollende Einbläser jener erfinderischen Alten war, und dass bei der unbedeutendsten Erfindung, die jetzt gemacht wird, mehr Geist, Zucht und wissenschaftliche Phantasie verbraucht wird, als früher in ganzen Zeitläuften überhaupt vorhanden war.

[«]

37.

Falsche Schlüsse aus der Nützlichkeit. — Wenn man die höchste Nützlichkeit einer Sache bewiesen hat, so ist damit auch noch kein Schritt zur Erklärung ihres Ursprungs gethan: das heisst, man kann mit der Nützlichkeit niemals die Nothwendigkeit der Existenz verständlich machen. Aber gerade das umgekehrte Urtheil hat bisher geherrscht — und bis in die Gebiete der strengsten Wissenschaft hinein. Hat man nicht selbst in der Astronomie die (angebliche) Nützlichkeit in der Anordnung der Satelliten (das durch die grössere Entfernung von der Sonne abgeschwächte Licht anderweitig zu ersetzen, damit es den Bewohnern der Gestirne nicht an Licht mangele) für den Endzweck ihrer Anordnung und für die Erklärung ihrer Entstehung ausgegeben? Wobei man sich der Schlüsse des Columbus erinnern wird: die Erde ist für den Menschen gemacht, also, wenn es Länder giebt, müssen sie bewohnt sein. „Ist es wahrscheinlich, dass die Sonne auf Nichts scheine und dass die nächtlichen Wachen der Sterne an pfadlose Meere und menschenleere Länder verschwendet werden?“

[«]

38.

Die Triebe durch die moralischen Urtheile umgestaltet. — Der selbe Trieb entwickelt sich zum peinlichen Gefühl der Feigheit, unter dem Eindruck des Tadels, den die Sitte auf diesen Trieb gelegt hat: oder zum angenehmen Gefühl der Demuth, falls eine Sitte, wie die christliche, ihn sich an’s Herz gelegt und gut geheissen hat. Das heisst: es hängt sich ihm entweder ein gutes oder ein böses Gewissen an! An sich hat er, wie jeder Trieb, weder diess noch überhaupt einen moralischen Charakter und Namen, noch selbst eine bestimmte begleitende Empfindung der Lust oder Unlust: er erwirbt diess Alles erst, als seine zweite Natur, wenn er in Relation zu schon auf gut und böse getauften Trieben tritt, oder als Eigenschaft von Wesen bemerkt wird, welche vom Volke schon moralisch festgestellt und abgeschätzt sind. — So haben die älteren Griechen anders über den Neid empfunden, als wir; Hesiod zählt ihn unter den Wirkungen der guten, wohlthätigen Eris auf, und es hatte nichts Anstössiges, den Göttern etwas Neidisches zuzuerkennen: begreiflich bei einem Zustande der Dinge, dessen Seele der Wettstreit war; der Wettstreit aber war als gut festgestellt und abgeschätzt. Ebenfalls waren die Griechen von uns verschieden in der Abschätzung der Hoffnung: man empfand sie als blind und tückisch; Hesiod hat das Stärkste über sie in einer Fabel angedeutet, und zwar etwas so Befremdendes, dass kein neuerer Erklärer es verstanden hat, — denn es geht wider den modernen Geist, welcher vom Christenthum her an die Hoffnung als eine Tugend zu glauben gelernt hat. Bei den Griechen dagegen, welchen der Zugang zum Wissen der Zukunft nicht gänzlich verschlossen schien und denen in zahllosen Fällen eine Anfrage um die Zukunft zur religiösen Pflicht gemacht wurde, wo wir uns mit der Hoffnung begnügen, musste wohl, Dank allen Orakeln und Wahrsagern, die Hoffnung etwas degradirt werden und in’s Böse und Gefährliche hinabsinken. — Die Juden haben den Zorn anders empfunden, als wir, und ihn heilig gesprochen: dafür haben sie die düstere Majestät des Menschen, mit welcher verbunden er sich zeigte, unter sich in einer Höhe gesehen, die sich ein Europäer nicht vorzustellen vermag; sie haben ihren zornigen heiligen Jehovah nach ihren zornigen heiligen Propheten gebildet. An ihnen gemessen, sind die grossen Zürner unter den Europäern gleichsam Geschöpfe aus zweiter Hand.

[«]

39.

Das Vorurtheil vom „reinen Geiste“. — Überall, wo die Lehre von der reinen Geistigkeit geherrscht hat, hat sie mit ihren Ausschweifungen die Nervenkraft zerstört: sie lehrte den Körper geringschätzen, vernachlässigen oder quälen, und um aller seiner Triebe willen den Menschen selber quälen und geringschätzen; sie gab verdüsterte, gespannte, gedrückte Seelen, — welche noch überdiess glaubten, die Ursache ihres Elend-Gefühls zu kennen und sie vielleicht heben zu können! „Im Körper muss sie liegen! er blüht immer noch zu sehr!“ — so schlossen sie, während thatsächlich derselbe gegen seine fortwährende Verhöhnung durch seine Schmerzen Einsprache über Einsprache erhob. Eine allgemeine, chronisch gewordene Übernervosität war endlich das Loos jener tugendhaften Reingeistigen: die Lust lernten sie nur noch in der Form der Ekstase und anderer Vorläufer des Wahnsinns kennen — und ihr System kam auf seine Spitze, als es die Ekstase als das Höheziel des Lebens und als den verurtheilenden Maassstab für alles Irdische nahm.

[«]

40.

Das Grübeln über Gebräuche. — Zahllose Vorschriften der Sitte, einem einmaligen seltsamen Vorkommniss flüchtig abgelesen, wurden sehr schnell unverständlich; es liess sich ihre Absicht ebenso wenig mit Sicherheit ausrechnen wie die Strafe, welche der Übertretung folgen werde; selbst über die Folge der Ceremonien blieb Zweifel; — aber indem man darüber hin und her rieth, wuchs das Object eines solchen Grübelns an Werth, und gerade das Absurdeste eines Gebrauches gieng zuletzt in die heiligste Heiligkeit über. Man denke nicht gering von der hier in Jahrtausenden aufgewendeten Kraft der Menschheit und am wenigsten von der Wirkung dieses Grübelns über Gebräuche! Wir sind hier auf der ungeheuren Übungsstätte des Intellectes angelangt, — nicht nur dass hier die Religionen ausgesponnen und fortgesponnen werden: hier ist die würdige, obschon schauerliche Vorwelt der Wissenschaft, hier wuchs der Dichter, der Denker, der Arzt, der Gesetzgeber! Die Angst vor dem Unverständlichen, welches in zweideutiger Weise von uns Ceremonien forderte, gieng allmählich in den Reiz des Schwerverständlichen über, und wo man nicht zu ergründen wusste, lernte man schaffen.

[«]

41.

Zur Werthbestimmung der vita contemplativa. — Vergessen wir als Menschen der vita contemplativa nicht, welche Art von Übel und Unsegen durch die verschiedenen Nachwirkungen der Beschaulichkeit auf die Menschen der vita activa gekommen ist, — kurz, welche Gegenrechnung die vita activa uns zu machen hat, wenn wir allzu stolz mit unseren Wohlthaten uns vor ihr brüsten. Erstens: die sogenannten religiösen Naturen, welche der Zahl nach unter den Contemplativen überwiegen und folglich ihre gemeinste Species abgeben, haben zu allen Zeiten dahin gewirkt, den praktischen Menschen das Leben schwer zu machen und es ihnen womöglich zu verleiden: den Himmel verdüstern, die Sonne auslöschen, die Freude verdächtigen, die Hoffnungen entwerthen, die thätige Hand lähmen, — das haben sie verstanden, ebenso wie sie für elende Zeiten und Empfindungen ihre Tröstungen, Almosen, Handreichungen und Segenssprüche gehabt haben. Zweitens: die Künstler, etwas seltener als die Religiösen, aber doch immer noch eine häufige Art von Menschen der vita contemplativa, sind als Personen zumeist unleidlich, launisch, neidisch, gewaltsam, unfriedlich gewesen: diese Wirkung ist von den erheiternden und erhebenden Wirkungen ihrer Werke in Abzug zu bringen. Drittens: die Philosophen, eine Gattung, in der sich religiöse und künstlerische Kräfte beisammen vorfinden, doch so, dass etwas Drittes, das Dialektische, die Lust am Demonstriren, noch daneben Platz hat, sind die Urheber von Übeln nach der Weise der Religiösen und der Künstler gewesen und haben noch dazu durch ihren dialektischen Hang vielen Menschen Langeweile gemacht; doch war ihre Zahl immer sehr klein. Viertens: die Denker und die wissenschaftlichen Arbeiter; sie waren selten auf Wirkungen aus, sondern gruben sich still ihre Maulwurfslöcher. So haben sie wenig Verdruss und Unbehagen gemacht und oft als Gegenstand des Spottes und Gelächters sogar, ohne es zu wollen, den Menschen der vita activa das Leben erleichtert. Zuletzt ist die Wissenschaft doch etwas sehr Nützliches für Alle geworden: wenn dieses Nutzens halber jetzt sehr viele zur vita activa Vorherbestimmte sich einen Weg zur Wissenschaft bahnen, im Schweisse ihres Angesichts und nicht ohne Kopfzerbrechen und Verwünschungen, so trägt doch an solchem Ungemach die Schaar der Denker und wissenschaftlichen Arbeiter keine Schuld; es ist „selbstgeschaffene Pein“.

[«]

42.

Herkunft der vita contemplativa. — In rohen Zeiten, wo die pessimistischen Urtheile über Mensch und Welt herrschen, ist der Einzelne im Gefühle seiner vollen Kraft immer darauf aus, jenen Urtheilen gemäss zu handeln, also die Vorstellung in Action zu übersetzen, durch Jagd, Raub, Überfall, Misshandlung und Mord, eingerechnet die blässeren Abbilder jener Handlungen, wie sie innerhalb der Gemeinde allein geduldet werden. Lässt seine Kraft aber nach, fühlt er sich müde oder krank oder schwermüthig oder übersättigt und in Folge davon zeitweilig wunsch- und begierdenlos, so ist er da ein verhältnissmässig besserer, das heisst weniger schädlicher Mensch, und seine pessimistischen Vorstellungen entladen sich dann nur noch in Worten und Gedanken, zum Beispiel über den Werth seiner Genossen oder seines Weibes oder seines Lebens oder seiner Götter, — seine Urtheile werden böse Urtheile sein. In diesem Zustande wird er zum Denker und Vorausverkünder, oder er dichtet an seinem Aberglauben weiter und sinnt neue Gebräuche aus, oder er spottet seiner Feinde —: was er aber auch erdenkt, alle Erzeugnisse <seines Geistes> müssen seinen Zustand wiederspiegeln, also die Zunahme der Furcht und der Ermüdung, die Abnahme seiner Schätzung des Handelns und Geniessens; der Gehalt dieser Erzeugnisse muss dem Gehalte dieser dichterischen, denkerischen, priesterlichen Stimmungen entsprechen; das böse Urtheil muss darin regieren. Später nannte man alle Die, welche andauernd thaten, was früher der Einzelne in jenem Zustande that, welche also böse urtheilten, melancholisch und thatenarm lebten, Dichter oder Denker oder Priester oder Medicinmänner —: man würde solche Menschen, weil sie nicht genug handelten, gerne gering geschätzt und aus der Gemeinde gestossen haben; aber es gab eine Gefahr dabei, — sie waren dem Aberglauben und der Spur göttlicher Kräfte nachgegangen, man zweifelte nicht daran, dass sie über unbekannte Mittel der

Macht geböten. Diess ist die Schätzung, in der das älteste Geschlecht contemplativer Naturen lebte, — genau so weit verachtet, als sie nicht gefürchtet wurden! In solcher vermummter Gestalt, in solchem zweideutigen Ansehen, mit einem bösen Herzen und oft mit einem geängstigten Kopfe ist die Contemplation zuerst auf der Erde erschienen, zugleich schwach und furchtbar, im Geheimen verachtet und öffentlich mit abergläubischer Ehrerbietung überschüttet! Hier, wie immer, muss es heissen: pudenda origo!

[«]

43.

Wie viele Kräfte jetzt im Denker zusammenkommen müssen. — Sich dem sinnlichen Anschauen zu entfremden, sich zum Abstracten zu erheben, — das ist wirklich einmal als Erhebung gefühlt worden: wir können es nicht ganz mehr nachempfinden. Das Schwelgen in den blassesten Wort- und Dingbildern, das Spiel mit solchen unschaubaren, unhörbaren, unfühlbaren Wesen wurde wie ein Leben in einer andern höheren Welt empfunden, aus der tiefen Verachtung der sinnlich tastbaren verführerischen und bösen Welt heraus. „Diese Abstracta verführen nicht mehr, aber sie können uns führen!“ — dabei schwang man sich wie aufwärts. Nicht der Inhalt dieser Spiele der Geistigkeit, sie selber sind „das Höhere“ in den Vorzeiten der Wissenschaft gewesen. Daher Plato’s Bewunderung der Dialektik und sein begeisterter Glaube an ihre nothwendige Beziehung zu dem guten entsinnlichten Menschen. Nicht nur die Erkenntnisse sind einzeln und allmählich entdeckt worden, sondern auch die Mittel der Erkenntniss überhaupt, die Zustände und Operationen, die im Menschen dem Erkennen vorausgehen. Und jedesmal schien es, als ob die neu entdeckte Operation oder der neu empfundene Zustand nicht ein Mittel zu allem Erkennen, sondern schon Inhalt, Ziel und Summe alles Erkennenswerthen sei. Der Denker hat die Phantasie, den Aufschwung, die Abstraction, die Entsinnlichung, die Erfindung, die Ahnung, die Induction, die Dialektik, die Deduction, die Kritik, die Materialsammlung, die unpersönliche Denkweise, die Beschaulichkeit und die Zusammenschauung und nicht am Wenigsten Gerechtigkeit und Liebe gegen Alles, was da ist, nöthig, — aber alle diese Mittel haben einzeln in der Geschichte der vita contemplativa einmal als Zwecke und letzte Zwecke gegolten und jene Seligkeit ihren Erfindern gegeben, welche beim Aufleuchten eines letzten Zweckes in die menschliche Seele kommt.

[«]

44.

Ursprung und Bedeutung. — Warum kommt mir dieser Gedanke immer wieder und leuchtet mir in immer bunteren Farben? — dass ehemals die Forscher, wenn sie auf dem Wege zum Ursprung der Dinge waren, immer Etwas von dem zu finden meinten, was von unschätzbarer Bedeutung für alles Handeln und Urtheilen sei, ja, dass man stets voraussetzte, von der Einsicht in den Ursprung der Dinge müsse des Menschen Heil abhängen: dass wir jetzt hingegen, je weiter wir dem Ursprunge nachgehen, um so weniger mit unseren Interessen betheiligt sind; ja, dass alle unsere Werthschätzungen und „Interessirtheiten“, die wir in die Dinge gelegt haben, anfangen ihren Sinn zu verlieren, je mehr wir mit unserer Erkenntniss zurück und an die Dinge selbst heran gelangen. Mit der Einsicht in den Ursprung nimmt die Bedeutungslosigkeit des Ursprungs zu: während das Nächste, das Um-uns und In-uns allmählich Farben und Schönheiten und Räthsel und Reichthümer von Bedeutung aufzuzeigen beginnt, von denen sich die ältere Menschheit nichts träumen liess. Ehemals giengen die Denker gleich eingefangenen Thieren ingrimmig herum, immer nach den Stäben ihres Käfigs spähend und gegen diese anspringend, um sie zu zerbrechen: und selig schien der, welcher durch eine Lücke Etwas von dem Draussen, von dem Jenseits und der Ferne zu sehen glaubte.

[«]

45.

Ein Tragödien-Ausgang der Erkenntniss. — Von allen Mitteln der Erhebung sind es die Menschenopfer gewesen, welche zu allen Zeiten den Menschen am meisten erhoben und gehoben haben. Und vielleicht könnte mit Einem ungeheuren Gedanken immer noch jede andere Bestrebung niedergerungen werden, sodass ihm der Sieg über den Siegreichsten gelänge, — mit dem Gedanken der sich opfernden Menschheit. Wem aber sollte sie sich opfern? Man kann bereits darauf schwören, dass, wenn jemals das Sternbild dieses Gedankens am Horizonte erscheint, die Erkenntniss der Wahrheit als das einzige ungeheure Ziel übrig geblieben sein wird, dem ein solches Opfer angemessen wäre, weil ihm kein Opfer zu gross ist. Inzwischen ist das Problem noch nie aufgestellt worden, inwiefern der Menschheit, als einem Ganzen, Schritte möglich sind, die Erkenntniss zu fördern; geschweige denn, welcher Erkenntnisstrieb die Menschheit so weit treiben könnte, sich selber darzubringen, um mit dem Leuchten einer vorwegnehmenden Weisheit im Auge zu sterben. Vielleicht, wenn einmal eine Verbrüderung mit Bewohnern anderer Sterne zum Zweck der Erkenntniss hergestellt ist, und man einige Jahrtausende lang sich sein Wissen von Stern zu Stern mitgetheilt hat: vielleicht, dass dann die Begeisterung der Erkenntniss auf eine solche Fluth-Höhe kommt!

[«]

46.

Zweifel am Zweifel. — „Welch’ gutes Kopfkissen ist der Zweifel für einen wohlgebauten Kopf!“ — diess Wort Montaigne’s hat Pascal immer erbittert, denn es verlangte Niemanden gerade so stark nach einem guten Kopfkissen, als ihn. Woran fehlte es doch? —

[«]

47.

Die Worte liegen uns im Wege! — Überall, wo die Uralten ein Wort hinstellten, da glaubten sie eine Entdeckung gemacht zu haben. Wie anders stand es in Wahrheit! — sie hatten an ein Problem gerührt und indem sie wähnten, es gelöst zu haben, hatten sie ein Hemmniss der Lösung geschaffen. — Jetzt muss man bei jeder Erkenntniss über steinharte verewigte Worte stolpern, und wird dabei eher ein Bein brechen, als ein Wort.

[«]

48.

„Erkenne dich selbst“ ist die ganze Wissenschaft. — Erst am Ende der Erkenntniss aller Dinge wird der Mensch sich selber erkannt haben. Denn die Dinge sind nur die Gränzen des Menschen.

[«]

49.

Das neue Grundgefühl: unsere endgültige Vergänglichkeit. — Ehemals suchte man zum Gefühl der Herrlichkeit des Menschen zu kommen, indem man auf seine göttliche Abkunft hinzeigte: diess ist jetzt ein verbotener Weg geworden, denn an seiner Thür steht der Affe, nebst anderem greulichen Gethier, und fletscht verständnissvoll die Zähne, wie um zu sagen: nicht weiter in dieser Richtung! So versucht man es jetzt in der entgegengesetzten Richtung: der Weg, wohin die Menschheit geht, soll zum Beweise ihrer Herrlichkeit und Gottverwandtschaft dienen. Ach, auch damit ist es Nichts! Am Ende dieses Weges steht die Graburne des letzten Menschen und Todtengräbers (mit der Aufschrift „nihil humani a me alienum puto“). Wie hoch die Menschheit sich entwickelt haben möge — und vielleicht wird sie am Ende gar tiefer, als am Anfang stehen! — es giebt für sie keinen Übergang in eine höhere Ordnung, so wenig die Ameise und der Ohrwurm am Ende ihrer „Erdenbahn“ zur Gottverwandtschaft und Ewigkeit emporsteigen. Das Werden schleppt das Gewesensein hinter sich her: warum sollte es von diesem ewigen Schauspiele eine Ausnahme für irgend ein Sternchen und wiederum für ein Gattungchen auf ihm geben! Fort mit solchen Sentimentalitäten!

[«]

50.

Der Glaube an den Rausch. — Die Menschen der erhabenen und verzückten Augenblicke, denen es für gewöhnlich, um des Gegensatzes willen und wegen der verschwenderischen Abnützung ihrer Nervenkräfte, elend und trostlos zu Muthe ist, betrachten jene Augenblicke als das eigentliche Selbst, als „sich“, das Elend und die Trostlosigkeit als die Wirkung des „Ausser-sich“; und desshalb denken sie an ihre Umgebung, ihre Zeit, ihre ganze Welt mit rachsüchtigen

Gefühlen. Der Rausch gilt ihnen als das wahre Leben, als das eigentliche Ich: in allem Anderen sehen sie die Gegner und Verhinderer des Rausches, sei dieser nun geistiger, sittlicher, religiöser oder künstlerischer Natur. Diesen schwärmerischen Trunkenbolden verdankt die Menschheit viel Übles: denn sie sind die unersättlichen Unkraut-Aussäer der Unzufriedenheit mit sich und den Nächsten, der Zeit- und Weltverachtung und namentlich der Welt-Müdigkeit. Vielleicht könnte eine ganze Hölle von Verbrechern nicht diese drückende, land- und luftverderbende, unheimliche Nachwirkung in die fernste Ferne hin haben, wie jene kleine edle Gemeinde von Unbändigen, Phantasten, Halbverrückten, von Genie's, die sich nicht beherrschen können und allen möglichen Genuss an sich erst dann haben, wenn sie sich völlig verlieren: während der Verbrecher sehr oft noch einen Beweis von ausgezeichneter Selbstbeherrschung, Aufopferung und Klugheit giebt und diese Eigenschaften bei Denen, welche ihn fürchten, wach erhält. Durch ihn wird der Himmel über dem Leben vielleicht gefährlich und düster, aber die Luft bleibt kräftig und streng. — Zu alledem pflanzen jene Schwärmer mit allen ihren Kräften den Glauben an den Rausch als an das Leben im Leben: einen furchtbaren Glauben! Wie die Wilden jetzt schnell durch das „Feuerwasser“ verdorben werden und zu Grunde gehen, so ist die Menschheit im Ganzen und Grossen langsam und gründlich durch die geistigen Feuerwässer trunken machender Gefühle und durch Die, welche die Begierde darnach lebendig erhielten, verdorben worden: vielleicht geht sie noch daran zu Grunde.

[«]

51.

So wie wir noch sind! — „Seien wir nachsichtig gegen die grossen Einäugigen!“ — hat Stuart Mill gesagt: als ob Nachsicht zu erbitten nöthig wäre, wo man gewöhnt ist, ihnen Glauben und beinahe Anbetung zu zollen! Ich sage: seien wir nachsichtig gegen die Zweiäugigen, grosse und kleine, — denn höher, als bis zur Nachsicht werden wir, so wie wir sind, es doch nicht bringen!

[«]

52.

Wo sind die neuen Ärzte der Seele? — Die Mittel des Trostes sind es gewesen, durch welche das Leben erst jenen leidvollen Grundcharakter, an den man jetzt glaubt, bekommen hat; die grösste Krankheit der Menschen ist aus der Bekämpfung ihrer Krankheiten entstanden, und die anscheinenden Heilmittel haben auf die Dauer Schlimmeres erzeugt, als Das war, was mit ihnen beseitigt werden sollte. Aus Unkenntniss hielt man die augenblicklich wirkenden, betäubenden und berauschenden Mittel, die sogenannten Tröstungen, für die eigentlichen Heilkräfte, ja, man merkte es nicht einmal, dass man diese sofortigen Erleichterungen oft mit der allgemeinen und tiefen Verschlechterung des Leidens bezahlte, dass die Kranken an der Nachwirkung des Rausches, später an der Entbehrung des Rausches und noch später an einem drückenden Gesammtgefühl von Unruhe, Nervenzittern und Ungesundheit zu leiden hatten. Wenn man bis zu einem gewissen Grade erkrankt war, genas man nicht mehr, — dafür sorgten die Ärzte der Seele, die allgemein beglaubigten und angebeteten. — Man sagt Schopenhauern nach, und mit Recht, dass er die Leiden der Menschheit endlich einmal wieder ernst genommen habe: wo ist Der, welcher endlich auch einmal die Gegenmittel gegen diese Leiden ernst nimmt und die unerhörte Quacksalberei an den Pranger stellt, mit der, unter den herrlichsten Namen, bis jetzt die Menschheit ihre Seelenkrankheiten zu behandeln gewöhnt ist?

[«]

53.

Missbrauch der Gewissenhaften. — Die Gewissenhaften und nicht die Gewissenlosen waren es, die so furchtbar unter dem Druck von Busspredigten und Höllenängsten zu leiden hatten, zumal wenn sie zugleich Menschen der Phantasie waren. Also ist gerade Denen das Leben am meisten verdüstert worden, welche Heiterkeit und anmuthige Bilder nöthig hatten — nicht nur zu ihrer Erholung und Genesung von sich selber, sondern damit die Menschheit sich ihrer erfreuen könne und von ihrer Schönheit einen Strahl in sich hinübernehme. Oh, wie viel überflüssige Grausamkeit und Thierquälerei ist von jenen Religionen ausgegangen, welche die Sünde erfunden haben! Und von den Menschen, welche durch sie den höchsten Genuss ihrer Macht haben wollten!

[«]

54.

Die Gedanken über die Krankheit! — Die Phantasie des Kranken beruhigen, dass er wenigstens nicht, wie bisher, mehr von seinen Gedanken über seine Krankheit zu leiden hat, als von der Krankheit selber, — ich denke, das ist Etwas! Und es ist nicht Wenig! Versteht ihr nun unsere Aufgabe?

[«]

55.

Die „Wege“. — Die angeblichen „kürzeren Wege“ haben die Menschheit immer in grosse Gefahr gebracht; sie verlässt immer bei der frohen Botschaft, dass ein solcher kürzerer Weg gefunden sei, ihren Weg — und verliert den Weg.

[«]

56.

Der Apostat des freien Geistes. — Wer hat denn gegen fromme glaubensstarke Menschen eine Abneigung? Umgekehrt, sehen wir sie nicht mit stiller Hochachtung an und freuen uns ihrer, mit einem gründlichen Bedauern, dass diese trefflichen Menschen nicht mit uns zusammenempfinden? Aber woher stammt jener tiefe plötzliche Widerwille ohne Gründe gegen Den, der einmal alle Freiheit des Geistes hatte und am Ende „gläubig“ wurde? Denken wir daran, so ist es uns, als hätten wir einen ekelhaften Anblick gehabt, den wir schnell von der Seele wegwischen müssten! Würden wir nicht dem verehrtesten Menschen den Rücken drehen, wenn er in dieser Beziehung uns verdächtig würde? Und zwar nicht aus einer moralischen Verurtheilung, sondern aus einem plötzlichen Ekel und Grausen! Woher diese Schärfe der Empfindung! Vielleicht wird uns Dieser oder Jener zu verstehen geben, dass wir im Grunde unser selber nicht ganz sicher seien? Dass wir bei Zeiten Dornenhecken der spitzesten Verachtung um uns pflanzten, damit wir im entscheidenden Augenblicke, wo das Alter uns schwach und vergesslich mache, über unsere eigene Verachtung nicht hinwegkönnten? — Aufrichtig: diese Vermuthung greift fehl, und wer sie macht, weiss Nichts von dem, was den freien Geist bewegt und bestimmt: wie wenig erscheint ihm das Verändern seiner

Meinungen an sich als verächtlich! Wie verehrt er umgekehrt in der Fähigkeit, seine Meinungen zu wechseln, eine seltene und hohe Auszeichnung, namentlich wenn sie bis in’s Alter hineinreicht! Und selbst zu den verbotenen Früchten des spernere se sperni und des spernere se ipsum greift sein Ehrgeiz hinauf (und nicht sein Kleinmuth): geschweige dass er die Angst des Eitlen und Bequemen davor hätte! Zu alledem gilt ihm die Lehre von der Unschuld aller Meinungen so sicher wie die Lehre von der Unschuld aller Handlungen: wie könnte er vor dem Apostaten der geistigen Freiheit zum Richter und Henker werden! Vielmehr berührt ihn sein Anblick, wie der Anblick eines widerlich Erkrankten den Arzt berührt: der physische Ekel vor dem Schwammigen, Erweichten, Überwuchernden, Eiternden siegt einen Augenblick über die Vernunft und den Willen, zu helfen. So wird unser guter Wille von der Vorstellung der ungeheuren Unredlichkeit überwältigt, welche im Apostaten des freien Geistes gewaltet haben muss: von der Vorstellung einer allgemeinen und bis in’s Knochengerüste des Charakters greifenden Entartung. —

[«]

57.

Andere Furcht, andere Sicherheit. — Das Christenthum hatte dem Leben eine ganz neue und unbegränzte Gefährlichkeit beigelegt, und damit ebenfalls ganz neue Sicherheiten, Genüsse, Erholungen und Abschätzungen aller Dinge geschaffen. Diese Gefährlichkeit leugnet unser Jahrhundert, und mit gutem Gewissen: und doch schleppt es die alten Gewohnheiten der christlichen Sicherheit, des christlichen Geniessens, Sich-Erholens, Abschätzens noch mit sich fort! Und bis in seine edelsten Künste und Philosophien hinein! Wie matt und verbraucht, wie halb und linkisch, wie willkürlich-fanatisch und vor Allem: wie unsicher muss das Alles sich ausnehmen, jetzt, da jener furchtbare Gegensatz dazu, die allgegenwärtige Furcht des Christen für sein ewiges Heil verloren gegangen ist!

[«]

58.

Das Christenthum und die Affecte. — Aus dem Christenthum ist auch ein grosser volksthümlicher Protest gegen die Philosophie herauszuhören: die Vernunft der alten Weisen hatte den Menschen die Affecte widerrathen, das Christenthum will dieselben ihnen wiedergeben. Zu diesem Zwecke spricht es der Tugend, so wie sie von den Philosophen gefasst war, — als Sieg der Vernunft über den Affect — allen moralischen Werth ab, verurtheilt überhaupt die Vernünftigkeit und fordert die Affecte heraus, sich in ihrer äussersten Stärke und Pracht zu offenbaren: als Liebe zu Gott, Furcht vor Gott, als fanatischen Glauben an Gott, als blindestes Hoffen auf Gott.

[«]

59.

Irrthum als Labsal. — Man mag sagen, was man will: das Christenthum hat die Menschen von der Last der moralischen Anforderungen befreien wollen, dadurch, dass es einen kürzeren Weg zur Vollkommenheit zu zeigen meinte: ganz so, wie einige Philosophen sich der mühseligen und langwierigen Dialektik und der Sammlung streng geprüfter Thatsachen entschlagen zu können wähnten und auf einen „königlichen Weg zur Wahrheit“ verwiesen. Es war beide Male ein Irrthum, — aber doch ein grosses Labsal für Übermüde und Verzweifelnde in der Wüste.

[«]

60.

Aller Geist wird endlich leiblich sichtbar. — Das Christenthum hat den gesammten Geist zahlloser Unterwerfungslustiger, aller jener feinen und groben Enthusiasten der Demüthigung und Anbetung in sich geschlungen, es ist damit aus einer ländlichen Plumpheit — an welche man zum Beispiel bei dem ältesten Bilde des Apostels Petrus stark erinnert wird — eine sehr geistreiche Religion geworden, mit Tausenden von Falten, Hintergedanken und Ausflüchten im Gesichte; es hat die Menschheit Europa’s gewitzigt und nicht nur theologisch verschlagen gemacht. In diesem Geiste und im Bunde mit der Macht und sehr oft mit der tiefsten Überzeugung und Ehrlichkeit der Hingebung hat es vielleicht die feinsten Gestalten der menschlichen Gesellschaft ausgemeisselt, die es bisher gegeben hat: die Gestalten der höheren und höchsten katholischen Geistlichkeit, namentlich wenn diese einem vornehmen Geschlechte entsprossen waren und von vornherein angeborene Anmuth der Gebärden, herrschende Augen und schöne Hände und Füsse hinzubrachten. Hier erreicht das menschliche Antlitz jene Durchgeistigung, die durch die beständige Ebbe und Fluth der zwei Arten des Glückes (des Gefühls der Macht und des Gefühls der Ergebung) hervorgebracht wird, nachdem eine ausgedachte Lebensweise das Thier im Menschen gebändigt hat; hier hält eine Thätigkeit, die im Segnen, Sündenvergeben und Repräsentiren der Gottheit besteht, fortwährend das Gefühl einer übermenschlichen Mission in der Seele, ja auch im Leibe wach; hier herrscht jene vornehme Verachtung gegen die Gebrechlichkeit von Körper und Wohlfahrt des Glückes, wie sie geborenen Soldaten zu eigen ist; man hat im Gehorchen seinen Stolz, was das Auszeichnende aller Aristokraten ausmacht; man hat in der ungeheueren Unmöglichkeit seiner Aufgabe seine Entschuldigung und seine Idealität. Die mächtige Schönheit und Feinheit der Kirchenfürsten hat immerdar für das Volk die Wahrheit der Kirche bewiesen; eine zeitweilige Brutalisirung der Geistlichkeit (wie zu Zeiten Luther's) führte immer den Glauben an das Gegentheil mit sich. — Und diess Ergebniss menschlicher Schönheit und Feinheit in der Harmonie von Gestalt, Geist und Aufgabe wäre, mit dem Ende der Religionen, auch zu Grabe getragen? Und Höheres liesse sich nicht erreichen, nicht einmal ersinnen?

[«]

61.

Das Opfer, das noth thut. — Diese ernsten, tüchtigen, rechtlichen, tief empfindenden Menschen, welche jetzt noch von Herzen Christen sind: sie sind es sich schuldig, einmal auf längere Zeit versuchsweise ohne Christenthum zu leben, sie sind es ihrem Glauben schuldig, einmal auf diese Art einen Aufenthalt „in der Wüste“ zu nehmen, — nur damit sie sich das Recht erwerben, in der Frage, ob das Christenthum nöthig sei, mitzureden. Einstweilen kleben sie an ihrer Scholle und lästern von da aus die Welt jenseits der Scholle: ja, sie sind böse und erbittert, wenn Jemand zu verstehen giebt, dass jenseits der Scholle eben noch die ganze, ganze Welt liegt! dass das Christenthum, Alles in Allem, eben nur ein Winkel ist! Nein, euer Zeugniss wiegt nicht eher Etwas, als bis ihr Jahre lang ohne

Christenthum gelebt habt, mit einer ehrlichen Inbrunst darnach, es im Gegentheile des Christenthums auszuhalten: bis ihr weit, weit von ihm fortgewandert seid. Nicht wenn das Heimweh euch zurücktreibt, sondern das Urtheil auf Grund einer strengen Vergleichung, so hat euer Heimkehren Etwas zu bedeuten! — Die zukünftigen Menschen werden es einmal so mit allen Werthschätzungen der Vergangenheit machen; man muss sie freiwillig noch einmal durchleben, und ebenso ihr Gegentheil, — um schliesslich das Recht zu haben, sie durch das Sieb fallen zu lassen.

[«]

62.

Vom Ursprunge der Religionen. — Wie kann Einer seine eigene Meinung über die Dinge als eine Offenbarung empfinden? Diess ist das Problem von der Entstehung der Religionen: jedesmal hat es einen Menschen dabei gegeben, in welchem jener Vorgang möglich war. Die Voraussetzung ist, dass er vorher schon an Offenbarungen glaubte. Nun gewinnt er eines Tages plötzlich seinen neuen Gedanken, und das Beseligende einer eigenen grossen Welt und Dasein umspannenden Hypothese tritt so gewaltig in sein Bewusstsein, dass er sich nicht als Schöpfer einer solchen Seligkeit zu fühlen wagt und die Ursache davon und wieder die Ursache der Ursache jenes neuen Gedankens seinem Gotte zuschreibt: als dessen Offenbarung. Wie sollte ein Mensch der Urheber eines so grossen Glückes sein können! — lautet sein pessimistischer Zweifel. Dazu wirken nun im Verborgenen andere Hebel: zum Beispiele man bekräftigt eine Meinung vor sich dadurch, dass man sie als Offenbarung empfindet, man streicht damit das Hypothetische weg, man entzieht sie der Kritik, ja dem Zweifel, man macht sie heilig. So erniedrigt man sich zwar selber zum Organon, aber unser Gedanke siegt zuletzt als Gottesgedanke, — dieses Gefühl, damit am Ende Sieger zu bleiben, erringt die Oberhand über jenes Gefühl der Erniedrigung. Auch ein anderes Gefühl spielt im Hintergrunde: wenn man sein Erzeugniss über sich selber erhebt und scheinbar vom eigenen Werthe absieht, so giebt es doch dabei ein Frohlocken von Vaterliebe und Vaterstolz, das Alles ausgleicht und mehr als ausgleicht.

[«]

63.

Nächsten-Hass. — Gesetzt, wir empfänden den Anderen so, wie er sich selber empfindet — Das, was Schopenhauer Mitleid nennt und was richtiger Ein-Leid, Einleidigkeit hiesse —, so würden wir ihn hassen müssen, wenn er sich selber, gleich Pascal, hassenswerth findet. Und so empfand wohl auch Pascal im Ganzen gegen die Menschen, und ebenso das alte Christenthum, das man, unter Nero, des odium generis humani „überführte“, wie Tacitus meldet.

[«]

64.

Die Verzweifelnden. — Das Christenthum hat den Instinct des Jägers für alle Die, welche irgend wodurch überhaupt zur Verzweiflung zu bringen sind, — nur eine Auswahl der Menschheit ist deren fähig. Hinter ihnen ist es immer her, ihnen lauert es auf. Pascal machte den Versuch, ob nicht mit Hülfe der schneidendsten Erkenntniss Jedermann zur Verzweiflung gebracht werden könnte; — der Versuch misslang, zu seiner zweiten Verzweiflung.

[«]

65.

Brahmanen- und Christenthum. — Es giebt Recepte zum Gefühle der Macht, einmal für Solche, welche sich selber beherrschen können und welche bereits dadurch in einem Gefühle der Macht zu Hause sind; sodann für Solche, welchen gerade diess fehlt. Für Menschen der ersten Gattung hat das Brahmanenthum Sorge getragen, für Menschen der zweiten Gattung das Christenthum.

[«]

66.

Fähigkeit der Vision. — Durch das ganze Mittelalter hindurch galt als das eigentliche und entscheidende Merkmal des höchsten Menschenthums: dass man der Vision — das heisst einer tiefen geistigen Störung! — fähig sei. Und im Grunde gehen die mittelalterlichen Lebensvorschriften aller höheren Naturen (der religiosi) darauf hinaus, den Menschen der Vision fähig zu machen! Was Wunder, wenn noch in unsere Zeit hinein eine Überschätzung halbgestörter, phantastischer, fanatischer, sogenannter genialer Personen überströmte; „sie haben Dinge gesehen, die Andere nicht sehen“ — gewiss! und diess sollte uns vorsichtig gegen sie stimmen, aber nicht gläubig!

[«]

67.

Preis der Gläubigen. — Wer solchen Werth darauf legt, dass an ihn geglaubt werde, dass er den Himmel für diesen Glauben gewährleistet, und Jedermann, sei es selbst einem Schächer am Kreuze, — der muss an einem furchtbaren Zweifel gelitten und jede Art von Kreuzigung kennen gelernt haben: er würde sonst seine Gläubigen nicht so theuer kaufen.

[«]

68.

Der erste Christ. — Alle Welt glaubt noch immer an die Schriftstellerei des „heiligen Geistes“ oder steht unter der Nachwirkung dieses Glaubens: wenn man die Bibel aufmacht, so geschieht es, um sich zu „erbauen“, um in seiner eigenen, persönlichen grossen oder kleinen Noth einen Fingerzeig des Trostes zu finden, — kurz, man liest sich hinein und sich heraus. Dass in ihr auch die Geschichte einer der ehrgeizigsten und aufdringlichsten Seelen und eines ebenso abergläubischen als verschlagenen Kopfes beschrieben steht, die Geschichte des Apostels Paulus, — wer weiss das, einige Gelehrte abgerechnet? Ohne diese merkwürdige Geschichte aber, ohne die Verwirrungen und Stürme eines solchen Kopfes, einer solchen Seele, gäbe es keine Christenheit; kaum würden wir von einer kleinen jüdischen Secte erfahren haben, deren Meister am Kreuze starb. Freilich: hätte man eben diese Geschichte zur rechten Zeit begriffen, hätte man die Schriften des Paulus nicht als die Offenbarungen des „heiligen Geistes“, sondern mit einem redlichen und freien eigenen Geiste, und ohne an alle unsere persönliche Noth dabei zu denken, gelesen, wirklich gelesen — es gab anderthalb Jahrtausend keinen solchen Leser —, so würde es auch mit dem Christenthum längst vorbei sein: so sehr legen diese Blätter des jüdischen Pascal den Ursprung des Christenthums blos, wie die Blätter des französischen Pascal sein Schicksal und Das, woran es zu Grunde gehen wird, bloslegen. Dass das Schiff des Christenthums einen guten Theil des jüdischen Ballastes über Bord warf, dass es unter die Heiden gieng und gehen konnte, — das hängt an der Geschichte dieses Einen Menschen, eines sehr gequälten, sehr bemitleidenswerthen, sehr unangenehmen und sich selber unangenehmen Menschen. Er litt an einer fixen Idee, oder deutlicher: an einer fixen, stets gegenwärtigen, nie zur Ruhe kommenden Frage: welche Bewandtniss es mit dem jüdischen Gesetze habe? und zwar mit der Erfüllung dieses Gesetzes? In seiner Jugend hatte er ihm selber genugthun wollen, heisshungrig nach dieser höchsten Auszeichnung, welche die Juden zu denken vermochten, — dieses Volk, welches die Phantasie der sittlichen Erhabenheit höher als irgend ein anderes Volk getrieben hat und welchem allein die Schöpfung eines heiligen Gottes, nebst dem Gedanken der Sünde als eines Vergehens an dieser Heiligkeit, gelungen ist. Paulus war zugleich der fanatische Vertheidiger und Ehrenwächter dieses Gottes und seines Gesetzes geworden und fortwährend im Kampfe und auf der Lauer gegen die Übertreter und Anzweifler desselben, hart und böse gegen sie und zum Äussersten der Strafen geneigt. Und nun erfuhr er an sich, dass er — hitzig, sinnlich, melancholisch, bösartig im Hass, wie er war — das Gesetz selber nicht erfüllen konnte, ja, was ihm das Seltsamste schien: dass seine ausschweifende Herrschsucht fortwährend gereizt wurde, es zu übertreten, und dass er diesem Stachel nachgeben musste. Ist es wirklich die „Fleischlichkeit“, welche ihn immer wieder zum Übertreter macht? Und nicht vielmehr, wie er später argwöhnte, hinter ihr das Gesetz selber, welches sich fortwährend als unerfüllbar beweisen muss und mit unwiderstehlichem Zauber zur Übertretung lockt? Aber damals hatte er diesen Ausweg noch nicht. Vielerlei lag ihm auf dem Gewissen — er deutet hin auf Feindschaft, Mord, Zauberei, Bilderdienst, Unzucht, Trunkenheit und Lust an ausschweifenden Gelagen — und wie sehr er auch diesem Gewissen, und noch mehr seiner Herrschsucht, durch den äussersten Fanatismus der Gesetzes-Verehrung und -Vertheidigung wieder Luft zu machen suchte: es kamen Augenblicke, wo er sich sagte „Es ist Alles umsonst! die Marter des unerfüllten Gesetzes ist nicht zu überwinden.“ Ähnlich mag Luther empfunden haben, als er der vollkommene Mensch des geistlichen Ideals in seinem Kloster werden wollte: und ähnlich wie Luthern, der eines Tages das geistliche Ideal und den Papst und die Heiligen und die ganze Clerisei zu hassen begann, mit einem wahren tödtlichen Hass, je weniger er ihn sich eingestehen durfte, — ähnlich ergieng es Paulus. Das Gesetz war das Kreuz, an welches er sich geschlagen fühlte: wie hasste er es! wie trug er es ihm nach! wie suchte er herum, um ein Mittel zu finden, es zu vernichten, — nicht mehr es für seine Person zu erfüllen! Und endlich leuchtete ihm der rettende Gedanke auf, zugleich mit einer Vision, wie es bei diesem Epileptiker nicht anders zugehen konnte: ihm, dem wüthenden Eiferer des Gesetzes, der innerlich dessen todtmüde war, erschien auf einsamer Strasse jener Christus, den Lichtglanz Gottes auf seinem Gesichte, und Paulus hörte die Worte: „warum verfolgst du mich?“ Das Wesentliche, was da geschah, ist aber diess: sein Kopf war auf einmal hell geworden; „es ist unvernünftig, hatte er sich gesagt, gerade diesen Christus zu verfolgen! Hier ist ja der Ausweg, hier ist ja die vollkommene Rache, hier und nirgends sonst habe und halte ich ja den Vernichter des Gesetzes!“ Der Kranke des gequältesten Hochmuthes fühlt sich mit Einem Schlage wieder hergestellt, die moralische Verzweiflung ist wie fortgeblasen, denn die Moral ist fortgeblasen, vernichtet, — nämlich erfüllt, dort am Kreuze! Bisher hatte ihm jener schmähliche Tod als Hauptargument gegen die „Messianität“, von der die Anhänger der neuen Lehre sprachen, gegolten: wie aber, wenn er nöthig war, um das Gesetz abzuthun! — Die ungeheuren Folgen dieses Einfalls, dieser Räthsellösung wirbeln vor seinem Blicke, er wird mit Einem Male der glücklichste Mensch, — das Schicksal der Juden, nein, aller Menschen scheint ihm an diesen Einfall, an diese Secunde seines plötzlichen Aufleuchtens gebunden, er hat den Gedanken der Gedanken, den Schlüssel der Schlüssel, das Licht der Lichter; um ihn selber dreht sich fürderhin die Geschichte! Denn er ist von jetzt ab der Lehrer der Vernichtung des Gesetzes! Dem Bösen absterben — das heisst, auch dem Gesetz absterben; im Fleische sein — das heisst, auch im Gesetze sein! Mit Christus Eins geworden — das heisst, auch mit ihm der Vernichter des Gesetzes geworden; mit ihm gestorben — das heisst, auch dem Gesetze abgestorben! Selbst wenn es noch möglich wäre, zu sündigen, so doch nicht mehr gegen das Gesetz, „ich bin ausserhalb desselben“. „Wenn ich jetzt das Gesetz wieder aufnehmen und mich ihm unterwerfen wollte, so würde ich Christus zum Mithelfer der Sünde machen“; denn das Gesetz war dazu da, dass gesündigt werde, es trieb die Sünde immer hervor, wie ein scharfer Saft die Krankheit; Gott hätte den Tod Christi nie beschliessen können, wenn überhaupt ohne diesen Tod eine Erfüllung des Gesetzes möglich gewesen wäre; jetzt ist nicht nur alle Schuld abgetragen, sondern die Schuld an sich vernichtet; jetzt ist das Gesetz todt, jetzt ist die Fleischlichkeit, in der es wohnt, todt — oder wenigstens in fortwährendem Absterben, gleichsam verwesend. Noch kurze Zeit inmitten dieser Verwesung! — das ist das Loos des Christen, bevor er, Eins geworden mit Christus, aufersteht mit Christus, an der göttlichen Herrlichkeit theilnimmt mit Christus und „Sohn Gottes“ wird, gleich Christus. — Damit ist der Rausch des Paulus auf seinem Gipfel, und ebenfalls die Zudringlichkeit seiner Seele, — mit dem Gedanken des Einswerdens ist jede Scham, jede Unterordnung, jede Schranke von ihr genommen, und der unbändige Wille der Herrschsucht offenbart sich als ein vorwegnehmendes Schwelgen in göttlichen Herrlichkeiten. — Diess ist der erste Christ, der Erfinder der Christlichkeit! Bis dahin gab es nur einige jüdische Sectirer. —

[«]

69.

Unnachahmlich. — Es giebt eine ungeheure Spannung und Spannweite zwischen Neid und Freundschaft, zwischen Selbstverachtung und Stolz: in der ersten lebte der Grieche, in der zweiten der Christ.

[«]

70.

Wozu ein grober Intellect nütze ist. — Die christliche Kirche ist eine Encyklopädie von vorzeitlichen Culten und Anschauungen der verschiedensten Abkunft und desshalb so missionsfähig: sie mochte ehemals, sie mag jetzt kommen, wohin sie will, sie fand und findet etwas Ähnliches vor, dem sie sich anpassen und dem sie allmählich ihren Sinn unterschieben kann. Nicht das Christliche an ihr, sondern das Universal-Heidnische ihrer Gebräuche ist der Grund für die Ausbreitung dieser Weltreligion; ihre Gedanken, die zugleich im Jüdischen und im Hellenischen wurzeln, haben von Anbeginn an über die nationalen und rassemässigen Absonderungen und Feinheiten, gleich als über Vorurtheile, sich zu erheben gewusst. Mag man diese Kraft, das Verschiedenste in einander wachsen zu lassen, immerhin bewundern: nur vergesse man auch die verächtliche Eigenschaft dieser Kraft nicht, — die erstaunliche Grobheit und Genügsamkeit ihres Intellectes in der Zeit der Kirchenbildung, um dergestalt mit jeder Kost fürlieb zu nehmen und Gegensätze wie Kieselsteine zu verdauen.

[«]

71.

Die christliche Rache an Rom. — Nichts ermüdet vielleicht so sehr als der Anblick eines beständigen Siegers, — man hatte Rom zweihundert Jahre lang ein Volk nach dem andern sich unterwerfen sehen, der Kreis war umspannt, alle Zukunft schien am Ende, alle Dinge wurden auf einen ewigen Zustand eingerichtet, — ja wenn das Reich baute, so baute man mit dem Hintergedanken des „aere perennius“; — wir, die wir nur die „Melancholie der Ruinen“ kennen, können kaum jene ganz andersartige Melancholie der ewigen Bauten verstehen, gegen welche man sich zu retten suchen musste, wie es gehen wollte, — zum Beispiel mit dem Leichtsinne Horazens. Andere suchten andere Trostmittel gegen die an Verzweiflung gränzende Müdigkeit, gegen das tödtende Bewusstsein, dass alle Gedanken- und Herzensgänge nunmehr ohne Hoffnung seien, dass überall die grosse Spinne sitze, dass sie unerbittlich alles Blut trinken werde, wo es auch noch quelle. — Dieser jahrhundertalte wortlose Hass der ermüdeten Zuschauer gegen Rom, so weit nur Rom herrschte, entlud sich endlich im Christenthume, indem es Rom, die „Welt“ und die „Sünde“ in Eine Empfindung zusammenfasste: man rächte sich an ihm, indem man den plötzlichen Untergang der Welt sich in der Nähe dachte; man rächte sich an ihm, indem man wieder eine Zukunft vor sich stellte — Rom hatte Alles zu seiner Vorgeschichte und Gegenwart zu machen gewusst — und eine Zukunft, in Vergleich zu welcher Rom nicht mehr als das Wichtigste erschien; man rächte sich an ihm, indem man vom letzten Gericht träumte, — und der gekreuzigte Jude als Symbol des Heils war der tiefste Spott auf die prachtvollen römischen Prätoren in der Provinz, denn nun erschienen sie als die Symbole des Unheils und der zum Untergange reifen „Welt“. —

[«]

72.

Das „Nach-dem-Tode“. — Das Christenthum fand die Vorstellung von Höllenstrafen im ganzen römischen Reiche vor: über ihr haben die zahlreichen geheimen Culte mit besonderem Wohlgefallen gebrütet, als über dem fruchtbarsten Ei ihrer Macht. Epikur hatte für seines Gleichen nichts Grösseres zu thun geglaubt, als die Wurzeln dieses Glaubens auszureissen: sein Triumph, der am schönsten im Munde des düsteren und doch hell gewordenen Jüngers seiner Lehre, des Römers Lucretius, ausklingt, kam zu früh, — das Christenthum nahm den bereits verwelkenden Glauben an die unterirdischen Schrecknisse in seinen besonderen Schutz, und that klug daran! Wie hätte es ohne diesen kühnen Griff in’s volle Heidenthum den Sieg über die Popularität der Mithras- und Isisculte davontragen können! So brachte es die Furchtsamen auf seine Seite, — die stärksten Anhänger eines neuen Glaubens! Die Juden, als ein Volk, welches am Leben hieng und hängt, gleich den Griechen und mehr als die Griechen, hatten jene Vorstellungen wenig angebaut: der endgültige Tod als die Strafe des Sünders und niemals wieder auferstehen, als äusserste Drohung, — das wirkte schon stark genug auf diese sonderbaren Menschen, welche ihren Leib nicht loswerden wollten, sondern ihn, mit ihrem verfeinerten Ägypticismus, in alle Ewigkeit zu retten hofften. (Ein jüdischer Märtyrer, von dem im zweiten Buche der Makkabäer zu lesen ist, denkt nicht daran, auf seine herausgerissenen Eingeweide Verzicht zu leisten: bei der Auferstehung will er sie haben, — so ist es jüdisch!) Den ersten Christen lag der Gedanke an ewige Qualen ganz fern, sie dachten „vom Tode“ erlöst zu sein und erwarteten von Tag zu Tage eine Verwandlung und nicht mehr ein Sterben. (Wie seltsam muss der erste Todesfall unter diesen Wartenden gewirkt haben! Wie mischten sich da Verwunderung, Frohlocken, Zweifel, Scham, Inbrunst! — wahrlich ein Vorwurf für grosse Künstler!) Paulus wusste nichts Besseres seinem Erlöser nachzusagen, als dass er den Zugang zur Unsterblichkeit für Jedermann eröffnet habe, — er glaubt noch nicht an die Auferstehung der Unerlösten, ja, in Folge seiner Lehre vom unerfüllbaren Gesetze und vom Tode als Folge der Sünde argwöhnt er, im Grunde sei bisher Niemand (oder sehr Wenige, und dann aus Gnade und ohne Verdienst) unsterblich geworden; jetzt erst beginne die Unsterblichkeit ihre Thore aufzuthun, — und zuletzt seien auch für sie sehr Wenige auserwählt: wie der Hochmuth des Auserwählten nicht unterlassen kann hinzuzufügen. — Anderwärts, wo der Trieb nach Leben nicht gleich gross war, wie unter Juden und Judenchristen, und die Aussicht auf Unsterblichkeit nicht ohne

Weiteres werthvoller erschien, als die Aussicht auf einen endgültigen Tod, wurde jener heidnische und doch auch nicht ganz unjüdische Zusatz von der Hölle ein erwünschtes Werkzeug in der Hand der Missionäre: es erhob sich die neue Lehre, dass auch der Sünder und Unerlöste unsterblich sei, die Lehre vom Ewig-Verdammten, und sie war mächtiger, als der nunmehr ganz verbleichende Gedanke vom endgültigen Tode. Erst die Wissenschaft hat ihn sich wieder zurückerobern müssen, und zwar indem sie zugleich jede andere Vorstellung vom Tode und jedes jenseitige Leben ablehnte. Wir sind um Ein Interesse ärmer geworden: das „Nach-dem-Tode“ geht uns Nichts mehr an! — eine unsägliche Wohlthat, welche nur noch zu jung ist, um als solche weit- und breithin empfunden zu werden. — Und von Neuem triumphirt Epikur!

[«]

73.

Für die „Wahrheit“! — „Für die Wahrheit des Christenthums sprach der tugendhafte Wandel der Christen, ihre Standhaftigkeit im Leiden, der feste Glaube und vor Allem die Verbreitung und das Wachsthum trotz aller Trübsal“, — so redet ihr auch heute noch! Es ist zum Erbarmen! So lernt doch, dass diess Alles nicht für und nicht gegen die Wahrheit spricht, dass die Wahrheit anders bewiesen wird, als die Wahrhaftigkeit, und dass letztere durchaus kein Argument für die erstere ist!

[«]

74.

Christlicher Hintergedanke. — Sollte diess nicht der gewöhnlichste Hintergedanke des Christen des ersten Jahrhunderts gewesen sein: „es ist besser, sich seine Schuld einzureden, als seine Unschuld, denn man weiss nicht genau, wie ein so mächtiger Richter gesinnt ist, — fürchten aber muss man, dass er lauter Schuldbewusste zu finden hofft! Bei seiner grossen Macht wird er leichter einen Schuldigen begnadigen, als zugestehen, dass einer vor ihm im Rechte sei.“ — So empfanden die armen Leute in der Provinz vor dem römischen Prätor: „er ist zu stolz, als dass wir unschuldig sein dürften,“ — wie sollte sich nicht gerade diese Empfindung bei der christlichen Vergegenwärtigung des höchsten Richters wieder eingestellt haben!

[«]

75.

Nicht europäisch und nicht vornehm. — Es ist etwas Orientalisches und etwas Weibliches im Christenthum: das verräth sich in dem Gedanken „wen Gott lieb hat, den züchtigt er;“ denn die Frauen im Orient betrachten Züchtigungen und strenge Abschliessung ihrer Person gegen die Welt als ein Zeichen der Liebe ihres Mannes und beschweren sich, wenn diese Zeichen ausbleiben.

[«]

76.

Böse denken heisst böse machen. — Die Leidenschaften werden böse und tückisch, wenn sie böse und tückisch betrachtet werden. So ist es dem Christenthum gelungen, aus Eros und Aphrodite — grossen idealfähigen Mächten — höllische Kobolde und Truggeister zu schaffen, durch die Martern, welche es in dem Gewissen der Gläubigen bei allen geschlechtlichen Erregungen entstehen liess. Ist es nicht schrecklich, nothwendige und regelmässige Empfindungen zu einer Quelle des inneren Elends zu machen und dergestalt das innere Elend bei jedem Menschen nothwendig und regelmässig machen zu wollen! Noch dazu bleibt es ein geheim gehaltenes und dadurch tiefer wurzelndes Elend: denn nicht Alle haben den Muth Shakespeare’s, ihre christliche Verdüsterung in diesem Puncte so zu bekennen, wie er es in seinen Sonetten gethan hat. — Muss denn Etwas, gegen das man zu kämpfen, das man in Schranken zu halten oder sich unter Umständen ganz aus dem Sinne zu schlagen hat, immer böse heissen! Ist es nicht gemeiner Seelen Art, sich einen Feind immer böse zu denken! Und darf man Eros einen Feind nennen! An sich ist den geschlechtlichen wie den mitleidenden und anbetenden Empfindungen gemeinsam, dass hier der eine Mensch durch sein Vergnügen einem anderen Menschen wohlthut, — man trifft derartige wohlwollende Veranstaltungen nicht zu häufig in der Natur! Und gerade eine solche verlästern und sie durch das böse Gewissen verderben! Die Zeugung des Menschen mit dem bösen Gewissen verschwistern! — Zuletzt hat diese Verteufelung des Eros einen Komödien-Ausgang bekommen: der „Teufel“ Eros ist allmählich den Menschen interessanter als alle Engel und Heiligen geworden, Dank der Munkelei und Geheimthuerei der Kirche in allen erotischen Dingen: sie hat bewirkt, bis in unsere Zeiten hinein, dass die Liebesgeschichte das einzige wirkliche Interesse wurde, das allen Kreisen gemein ist, — in einer dem Alterthum unbegreiflichen Übertreibung, der später einmal auch noch das Gelächter nachfolgen wird. Unsere ganze Dichterei und Denkerei, vom Grössten bis zum Niedrigsten, ist durch die ausschweifende Wichtigkeit, mit der die Liebesgeschichte darin als Hauptgeschichte auftritt, gezeichnet und mehr als gezeichnet: vielleicht dass ihrethalben die Nachwelt urtheilt, auf der ganzen Hinterlassenschaft der christlichen Cultur liege etwas Kleinliches und Verrücktes.

[«]

77.

Von den Seelen-Martern. — Bei irgend welchen Martern, die Einer einem fremden Leibe zufügt, schreit jetzt Jedermann laut auf; die Empörung gegen einen Menschen, der dessen fähig ist, bricht sofort los; ja, wir zittern schon bei der Vorstellung einer Marter, welche einem Menschen oder Thiere zugefügt werden könnte, und leiden ganz unerträglich, von einer fest bewiesenen Thatsache dieser Art zu vernehmen. Aber man ist noch weit entfernt, in Betreff der Seelen-Martern und der Entsetzlichkeit ihrer Zufügung ebenso allgemein und bestimmt zu empfinden. Das Christenthum hat sie in einem unerhörten Maasse zur Anwendung gebracht und predigt diese Art Folter noch fortwährend, ja, es klagt ganz unschuldig über Abfall und Lauwerden, wenn es einen Zustand ohne solche Martern antrifft, — Alles mit dem Ergebniss, dass die Menschheit sich gegen den geistigen Feuertod, die geistigen Foltern und Folterwerkzeuge heute noch mit der gleichen ängstlichen Geduld und Unentschlossenheit benimmt, wie ehemals gegen die Grausamkeit am Leibe von Mensch und Thier. Die Hölle ist wahrlich kein bloses Wort geblieben: und den neu geschaffenen wirklichen Höllenängsten hat auch eine neue Gattung des Mitleidens entsprochen, ein grässliches centnerschweres, früheren Zeiten unbekanntes Erbarmen mit solchen „unwiderruflich zur Hölle Verdammten“, wie es zum Beispiel der steinerne Gast gegen Don Juan zu erkennen giebt und welches in den christlichen Jahrhunderten wohl zum Öfteren schon Steine zum Wehklagen gebracht hat. Plutarch giebt ein düsteres Bild vom Zustand eines Abergläubischen innerhalb des Heidenthums: diess Bild wird harmlos, wenn man den Christen des Mittelalters dagegen hält, welcher muthmaasst, er möchte der „ewigen Qual“ nicht mehr entrinnen können. Ihm zeigen sich entsetzliche Ankündiger: vielleicht ein Storch, der eine Schlange im Schnabel hält und noch zögert, sie zu verschlucken. Oder die Natur wird plötzlich bleich, oder es fliegen glühende Farben über den Boden hin. Oder die Gestalten von verstorbenen Anverwandten nahen, mit Gesichtern, welche Spuren furchtbarer Leiden tragen. Oder die dunklen Wände im Zimmer des Schlafenden erhellen sich und auf ihnen zeigen sich in gelbem Qualme Marterwerkzeuge und ein Gewirr von Schlangen und Teufeln. Ja, welche entsetzliche Stätte hat das Christenthum schon dadurch aus der Erde zu machen gewusst, dass es überall das Crucifix aufrichtete und dergestalt die Erde als den Ort bezeichnete, „wo der Gerechte zu Tode gemartert wird“! Und wenn die Gewalt grosser Bussprediger einmal all das heimliche Leiden der Einzelnen, die Marter des „Kämmerleins“ in die Öffentlichkeit trieb, wenn zum Beispiel ein Whitefield predigte „wie ein Sterbender zu Sterbenden“, bald heftig weinend, bald laut stampfend und leidenschaftlich, mit den einschneidendsten und plötzlichsten Tönen, und ohne Scheu davor, die ganze Wucht eines Angriffs auf eine einzelne anwesende Person zu richten und sie auf eine furchtbare Weise aus der Gemeinde auszusondern, — wie schien sich da jedesmal die Erde wirklich in die „Wiese des Unheils“ umwandeln zu wollen! Man sah dann ganze zusammengeströmte Massen wie unter dem Anfall Eines Wahnsinns; Viele in Krämpfen der Angst; Andre lagen da, ohne Bewusstein, bewegungslos: Einige zitterten heftig oder durchschnitten die Luft mit durchdringendem, stundenlang anhaltendem Geschrei. Überall ein lautes Athmen, wie von Leuten, die halberwürgt nach Lebensluft schnappten. „Und wirklich, sagt ein Augenzeuge einer solchen Predigt, waren fast alle zu Gehör kommenden Laute diejenigen von Menschen, die in bitterer Qual sterben.“ — Vergessen wir nie, wie erst das Christenthum es war, das aus dem Sterbebett ein Marterbett gemacht hat, und dass mit den Scenen, welche auf ihm zeither gesehen wurden, mit den entsetzlichen Tönen, welche hier zum ersten Male möglich erschienen, die Sinne und das Blut zahlloser Zeugen für ihr Leben und das ihrer Nachkommen vergiftet worden sind! Man denke sich einen harmlosen Menschen, der es nicht verwinden kann, einmal solche Worte gehört zu haben: „Oh Ewigkeit! Oh dass ich keine Seele hätte! Oh dass ich nie geboren wäre! Ich bin verdammt, verdammt, auf immer verloren. Vor sechs Tagen hättet ihr mir helfen können. Aber es ist vorbei. Ich gehöre jetzt dem Teufel, ich will mit ihm zur Hölle gehen. Brechet, brechet, arme steinerne Herzen! Wollt ihr nicht brechen? Was kann noch mehr geschehen für steinerne Herzen? Ich bin verdammt, damit ihr gerettet werdet! Da ist er! Ja, da ist er! Komm, guter Teufel! Komm!“ —

[«]

78.

Die strafende Gerechtigkeit. — Unglück und Schuld, — diese beiden Dinge sind durch das Christenthum auf Eine Wage gesetzt worden: sodass, wenn das Unglück gross ist, das auf eine Schuld folgt, jetzt immer noch unwillkürlich die Grösse der Schuld selber darnach zurückbemessen wird. Diess aber ist nicht *antik*, und desshalb gehört die griechische Tragödie, in der so reichlich und doch in so anderem Sinne von Unglück und Schuld die Rede ist, zu den grossen Befreierinnen des Gemüths, in einem Maasse, wie es die Alten selber nicht empfinden konnten. Sie waren so harmlos geblieben, zwischen Schuld und Unglück keine „adäquate Relation“ anzusetzen. Die Schuld ihrer tragischen Heroen ist wohl der kleine Stein, über welchen diese stolpern und desswegen sie wohl den Arm brechen oder sich ein Auge ausschlagen: die antike Empfindung sagte dazu: „Ja, er hätte etwas bedachtsamer und weniger übermüthig seinen Weg machen sollen!“ Aber erst dem Christenthum war es vorbehalten, zu sagen: „Hier ist ein schweres Unglück, und hinter ihm *muss* eine schwere, *gleichschwere Schuld* verborgen liegen, ob wir sie schon nicht deutlich sehen! Empfindest du Unglücklicher nicht *so*, so bist du *verstockt*, — du wirst noch Schlimmeres zu erleben haben!“ — Sodann gab es im Alterthum wirklich noch Unglück, reines, unschuldiges Unglück; erst im Christenthum wird alles Strafe, wohlverdiente Strafe: es macht die Phantasie des Leidenden auch noch leidend, sodass er bei allem Übelergehen sich moralisch verwerflich und verworfen fühlt. Arme Menschheit! — Die Griechen haben ein eigenes Wort für die Empörung über das Unglück des Andern: dieser Affect war unter christlichen Völkern unstatthaft und hat sich wenig entwickelt, und so fehlt ihnen auch der Name für diesen *männlicheren* Bruder des Mitleidens.

[«]

79.

Ein Vorschlag. — Wenn unser Ich, nach Pascal und dem Christenthume, immer hassenswerth ist, wie dürften wir es auch nur gestatten und annehmen, dass Andre es liebten — sei es Gott oder Mensch! Es wäre wider allen guten Anstand, sich lieben zu lassen und dabei recht wohl zu wissen, dass man nur Hass verdiene, — um von anderen, abwehrenden Empfindungen zu schweigen. — „Aber diess ist eben das Reich der Gnade.“ — So ist euch eure Nächstenliebe eine Gnade? Euer Mitleid eine Gnade? Nun, wenn euch diess möglich ist, so thut noch einen Schritt weiter: liebt euch selber aus Gnade, — dann habt ihr euren Gott gar nicht mehr nöthig, und das ganze Drama von Sündenfall und Erlösung spielt sich in euch selber zu Ende!

[«]

80.

Der mitleidige Christ. — Die Kehrseite des christlichen Mitleidens am Leiden des Nächsten ist die tiefe Beargwöhnung aller Freude des Nächsten, seiner Freude an Allem, was er will und kann.

[«]

81.

Humanität des Heiligen. — Ein Heiliger war unter die Gläubigen gerathen und konnte ihren beständigen Hass auf die Sünde nicht mehr aushalten. Zuletzt sagte er: „Gott hat alle Dinge geschaffen, nur die Sünde nicht: was Wunder, dass er ihr nicht gewogen ist? — Aber der Mensch hat die Sünde geschaffen — und er sollte diess sein einziges Kind verstossen, blos weil es Gott, dem Grossvater der Sünde, missfällt! Ist das human? Alle Ehre Dem, dem Ehre gebührt! — aber Herz und Pflicht sollten doch zuerst für das Kind sprechen — und zuzweit erst für die Ehre des Grossvaters!“

[«]

82.

Der geistliche Überfall. — „Das musst du mit dir selber ausmachen, denn es gilt dein Leben,“ mit diesem Zurufe springt Luther heran und meint, wir fühlten uns das Messer an den Hals gelegt. Wir aber wehren ihn mit den Worten eines Höheren und Bedachtsameren von uns ab: „Es steht bei uns, über Diess und Das keine Meinung zu bilden und so unsrer Seele die Unruhe zu ersparen. Denn die Dinge selbst können ihrer Natur nach uns keine Urtheile abnöthigen.“

[«]

83.

Arme Menschheit! — Ein Tropfen Blut zu viel oder zu wenig im Gehirn kann unser Leben unsäglich elend und hart machen, dass wir mehr an diesem Tropfen zu leiden haben, als Prometheus an seinem Geier. Aber zum Schrecklichsten kommt es erst, wenn man nicht einmal weiss, dass jener Tropfen die Ursache ist. Sondern „der Teufel“! Oder „die Sünde“! —

[«]

84.

Die Philologie des Christenthums. — Wie wenig das Christenthum den Sinn für Redlichkeit und Gerechtigkeit erzieht, kann man ziemlich gut nach dem Charakter der Schriften seiner Gelehrten abschätzen: sie bringen ihre Muthmaassungen so dreist vor wie Dogmen und sind über der Auslegung einer Bibelstelle selten in einer redlichen Verlegenheit. Immer wieder heisst es „ich habe Recht, denn es steht geschrieben —“ und nun folgt eine unverschämte Willkürlichkeit der Auslegung, dass ein Philologe, der es hört, mitten zwischen Ingrimm und Lachen stehen bleibt und sich immer wieder fragt: ist es möglich! ist diess ehrlich? Ist es auch nur anständig? — Was in dieser Hinsicht immer noch auf protestantischen Kanzeln an Unredlichkeit verübt wird, wie plump der Prediger den Vortheil ausbeutet, dass ihm hier Niemand in’s Wort fällt, wie hier die Bibel gezwickt und gezwackt und die Kunst des Schlecht-Lesens dem Volke in aller Form beigebracht wird: das unterschätzt nur Der, welcher nie oder immer in die Kirche geht. Zuletzt aber: was soll man von den Nachwirkungen einer Religion erwarten, welche in den Jahrhunderten ihrer Begründung jenes unerhörte philologische Possenspiel um das alte Testament aufgeführt hat: ich meine den Versuch, das alte Testament den Juden unter dem Leibe wegzuziehen, mit der Behauptung, es enthalte Nichts als christliche Lehren und gehöre den Christen als dem wahren Volke Israel: während die Juden es sich nur angemaasst hätten. Und nun ergab man sich einer Wuth der Ausdeutung und Unterschiebung, welche unmöglich mit dem guten Gewissen verbunden gewesen sein kann: wie sehr auch die jüdischen Gelehrten protestirten; überall sollte im alten Testament von Christus und nur von Christus die Rede sein, überall namentlich von seinem Kreuze, und wo nur ein Holz, eine Ruthe, eine Leiter, ein Zweig, ein Baum, eine Weide, ein Stab genannt wird, da bedeute diess eine Prophezeiung auf das Kreuzesholz: selbst die Aufrichtung des Einhorns und der ehernen Schlange, selbst Moses, wenn er die Arme zum Gebet ausbreitet, ja selbst die Spiesse, an denen das Passahlamm gebraten wird, — alles Anspielungen und gleichsam Vorspiele des Kreuzes! Hat diess jemals Jemand geglaubt, der es behauptete? Man erwäge, dass die Kirche nicht davor erschrak, den Text der Septuaginta zu bereichern (z. B. bei Psalm 96, V. 10), um die eingeschmuggelte Stelle nachher im Sinne der christlichen Prophezeiung auszunützen. Man war eben im Kampfe und dachte an die Gegner, und nicht an die Redlichkeit.

[«]

85.

Feinheit im Mangel. — Spottet nur nicht über die Mythologie der Griechen, weil sie so wenig eurer tiefsinnigen Metaphysik gleicht! Ihr solltet ein Volk bewundern, das seinem scharfen Verstande hier gerade Halt gebot und lange Zeit Tact genug hatte, der Gefahr der Scholastik und des spitzfindigen Aberglaubens auszuweichen!

[«]

86.

Die christlichen Interpreten des Leibes. — Was nur immer von dem Magen, den Eingeweiden, dem Herzschlage, den Nerven, der Galle, dem Samen herkomme — alle jene Verstimmungen, Entkräftungen, Überreizungen, die ganze Zufälligkeit der uns so unbekannten Maschine! — Alles das muss so ein Christ wie Pascal als ein moralisches und religiöses Phänomen nehmen, mit der Frage, ob Gott oder Teufel, ob gut oder böse, ob Heil oder Verdammniss darin ruhen! Oh über den unglücklichen Interpreten! Wie er sein System winden und quälen muss! Wie er sich selber winden und quälen muss, um Recht zu behalten!

[«]

87.

Das sittliche Wunder. — Das Christenthum kennt im Sittlichen nur das Wunder: die plötzliche Veränderung aller Werthurtheile, das plötzliche Aufgeben aller Gewohnheiten, die plötzliche unwiderstehliche Neigung zu neuen Gegenständen und Personen. Es fasst dieses Phänomen als die Wirkung Gottes und nennt es den Act der Wiedergeburt, es giebt ihm einen einzigen unvergleichlichen Werth, — Alles, was sonst Sittlichkeit heisst und ohne Bezug zu jenem Wunder ist, wird dem Christen damit gleichgültig, ja vielleicht sogar, als Wohlgefühl, Stolzgefühl, ein Gegenstand der Furcht. Im neuen Testament ist der Kanon der Tugend, des erfüllten Gesetzes aufgestellt: aber so, dass es der Kanon der unmöglichen Tugend ist: die sittlich noch strebenden Menschen sollen sich im Angesichte eines solchen Kanons ihrem Ziele immer ferner fühlen lernen, sie sollen an der Tugend verzweifeln und sich endlich dem Erbarmenden an's Herz werfen, — nur mit diesem Abschlusse konnte das sittliche Bemühen bei einem Christen noch als werthvoll gelten, vorausgesetzt also, dass es immer ein erfolgloses, unlustiges, melancholisches Bemühen bleibe; so konnte es noch dazu dienen, jene ekstatische Minute herbeizuführen, wo der Mensch den „Durchbruch der Gnade“ und das sittliche Wunder erlebt: — aber nothwendig ist dieses Ringen nach Sittlichkeit nicht, denn jenes Wunder überfällt nicht selten gerade den Sünder, wenn er gleichsam vom Aussatze der Sünde blüht; ja, es scheint selber der Sprung aus der tiefsten und gründlichsten Sündhaftigkeit in ihr Gegentheil etwas Leichteres und, als sinnfälliger Beweis des Wunders, auch etwas Wünschbareres zu sein. — Was übrigens ein solcher plötzlicher vernunftloser und unwiderstehlicher Umschlag, ein solcher Wechsel von tiefstem Elend und tiefstem Wohlgefühl physiologisch zu bedeuten habe (ob vielleicht eine maskirte Epilepsie?), — das mögen die Irrenärzte erwägen, welche ja dergleichen „Wunder“ (zum Beispiel als Mordmanie, Manie des Selbstmordes) reichlich zu beobachten haben. Der verhältnissmässig „angenehmere Erfolg“ im Falle des Christen macht keinen wesentlichen Unterschied. —

[«]

88.

Luther der grosse Wohlthäter. — Das Bedeutendste, was Luther gewirkt hat, liegt in dem Misstrauen, welches er gegen die Heiligen und die ganze christliche vita contemplativa geweckt hat: seitdem erst ist der Weg zu einer unchristlichen vita contemplativa in Europa wieder zugänglich geworden und der Verachtung der weltlichen Thätigkeit und der Laien ein Ziel gesetzt. Luther, der ein wackerer Bergmannssohn blieb, als man ihn in’s Kloster gesperrt hatte und hier, in Ermangelung anderer Tiefen und „Teufen“, in sich einstieg und schreckliche dunkle Gänge bohrte, — er merkte endlich, dass ein beschauliches heiliges Leben ihm unmöglich sei und dass seine angeborene „Activität“ in Seele und Leib ihn zu Grunde richten werde. Allzulange versuchte er mit Kasteiungen den Weg zum Heiligen zu finden, — endlich fasste er seinen Entschluss und sagte bei sich: „es giebt gar keine wirkliche vita contemplativa! Wir haben uns betrügen lassen! Die Heiligen sind nicht mehr werth gewesen, als wir Alle.“ — Das war freilich eine bäuerische Art, Recht zu behalten, — aber für Deutsche jener Zeit die rechte und einzige: wie erbaute es sie, nun in ihrem Lutherischen Katechismus zu lesen: „ausser den zehn Geboten giebt es kein Werk, das Gott gefallen könnte, — die gerühmten geistlichen Werke der Heiligen sind selbsterdachte.“

[«]

89.

Zweifel als Sünde. — Das Christenthum hat das Äusserste gethan, um den Cirkel zu schliessen und schon den Zweifel für Sünde erklärt. Man soll ohne Vernunft, durch ein Wunder, in den Glauben hineingeworfen werden und nun in ihm wie im hellsten und unzweideutigsten Elemente schwimmen: schon der Blick nach einem Festlande, schon der Gedanke, man sei vielleicht nicht zum Schwimmen allein da, schon die leise Regung unserer amphibischen Natur — ist Sünde! Man merke doch, dass damit die Begründung des Glaubens und alles

Nachdenken über seine Herkunft ebenfalls schon als sündhaft ausgeschlossen sind. Man will Blindheit und Taumel und einen ewigen Gesang über den Wellen, in denen die Vernunft ertrunken ist!

[«]

90.

Egoismus gegen Egoismus. — Wie Viele schliessen immer noch: „es wäre das Leben nicht auszuhalten, wenn es keinen Gott gäbe!“ (oder, wie es in den Kreisen der Idealisten heisst: „es wäre das Leben nicht auszuhalten, wenn ihm die ethische Bedeutsamkeit seines Grundes fehlte!“) — folglich müsse es einen Gott (oder eine ethische Bedeutsamkeit des Daseins) geben! In Wahrheit steht es nur so, dass, wer sich an diese Vorstellungen gewöhnt hat, ein Leben ohne sie nicht wünscht: dass es also für ihn und seine Erhaltung nothwendige Vorstellungen sein mögen, — aber welche Anmaassung, zu decretiren, dass Alles, was für meine Erhaltung nothwendig ist, auch wirklich da sein müsse! Als ob meine Erhaltung etwas Nothwendiges sei! Wie, wenn Andere umgekehrt empfänden! wenn sie gerade unter den Bedingungen jener beiden Glaubensartikel nicht leben möchten und das Leben dann nicht mehr lebenswerth fänden! — Und so steht es jetzt!

[«]

91.

Die Redlichkeit Gottes. — Ein Gott, der allwissend und allmächtig ist und der nicht einmal dafür sorgt, dass seine Absicht von seinen Geschöpfen verstanden wird, — sollte das ein Gott der Güte sein? Der die zahllosen Zweifel und Bedenken fortbestehen lässt, Jahrtausende lang, als ob sie für das Heil der Menschheit unbedenklich wären, und der doch wieder die entsetzlichsten Folgen bei einem Sich-vergreifen an der Wahrheit in Aussicht stellt? Würde es nicht ein grausamer Gott sein, wenn er die Wahrheit hätte und es ansehen könnte, wie die Menschheit sich jämmerlich um sie quält? — Aber vielleicht ist es doch ein Gott der Güte, — und er konnte sich nur nicht deutlicher ausdrücken! So fehlte es ihm vielleicht an Geist dazu? Oder an Beredtsamkeit? Um so schlimmer! Dann irrte er sich vielleicht auch in dem, was er seine „Wahrheit“ nennt, und er ist selber dem „armen betrogenen Teufel“ nicht so fern! Muss er dann nicht beinahe Höllenqualen ausstehen, seine Geschöpfe um seiner Erkenntniss willen so, und in alle Ewigkeit fort noch schlimmer, leiden zu sehen und nicht rathen und helfen zu können, ausser wie ein Taubstummer, der allerhand vieldeutige Zeichen macht, wenn seinem Kinde oder Hunde die schrecklichste Gefahr auf dem Nacken sitzt? — Einem derartig schliessenden und bedrängten Gläubigen wäre wahrlich zu verzeihen, wenn ihm das Mitleiden mit dem leidenden Gott näher läge, als das Mitleiden mit den „Nächsten“, — denn es sind nicht mehr seine Nächsten, wenn jener Einsamste, Uranfänglichste auch der Leidendste, Trostbedürftigste von Allen ist. — Alle Religionen zeigen ein Merkmal davon, dass sie einer frühen unreifen Intellectualität der Menschheit ihre Herkunft verdanken, — sie alle nehmen es erstaunlich leicht mit der Verpflichtung, die Wahrheit zu sagen: sie wissen noch Nichts von einer Pflicht Gottes, gegen die Menschheit wahrhaftig und deutlich in der Mittheilung zu sein. — Über den „verborgenen Gott“ und über die Gründe, sich so verborgen zu halten und immer nur halb mit der Sprache an’s Licht zu kommen, ist Niemand beredter gewesen, als Pascal, zum Zeichen, dass er sich nie darüber hat beruhigen können: aber seine Stimme klingt so zuversichtlich, als ob er einmal mit hinter dem Vorhang gesessen hätte. Er hatte die Witterung einer Unmoralität in dem „deus absconditus“ und die grösste Scham und Scheu davor, sich diess einzugestehen: und so redete er, wie Einer, der sich fürchtet, so laut als er konnte.

[«]

92.

Am Sterbebette des Christenthums. — Die wirklich activen Menschen sind jetzt innerlich ohne Christenthum, und die mässigeren und betrachtsameren Menschen des geistigen Mittelstandes besitzen nur noch ein zurechtgemachtes, nämlich ein wunderlich vereinfachtes Christenthum. Ein Gott, der in seiner Liebe Alles so fügt, wie es uns schliesslich am besten sein wird, ein Gott, der uns unsere Tugend wie unser Glück giebt und nimmt, sodass es im Ganzen immer recht und gut zugeht und kein Grund bleibt, das Leben schwer zu nehmen oder gar zu verklagen, kurz, die Resignation und Bescheidenheit zur Gottheit erhoben, — das ist das Beste und Lebendigste, was vom Christenthum noch übrig geblieben ist. Aber man sollte doch merken, dass damit das

Christenthum in einen sanften Moralismus übergetreten ist: nicht sowohl „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit“ sind übrig geblieben, als Wohlwollen und anständige Gesinnung und der Glaube, dass auch im ganzen All Wohlwollen und anständige Gesinnung herrschen werden: es ist die Euthanasie des Christenthums.

[«]

93.

Was ist Wahrheit? — Wer wird sich den Schluss der Gläubigen nicht gefallen lassen, welchen sie gern machen: „die Wissenschaft kann nicht wahr sein, denn sie leugnet Gott. Folglich ist sie nicht aus Gott; folglich ist sie nicht wahr, — denn Gott ist die Wahrheit.“ Nicht der Schluss, sondern die Voraussetzung enthält den Fehler: wie, wenn Gott eben nicht die Wahrheit wäre, und eben diess bewiesen würde? wenn er die Eitelkeit, das Machtgelüst, die Ungeduld, der Schrecken, der entzückte und entsetzte Wahn der Menschen wäre?

[«]

94.

Heilmittel der Verstimmten. — Schon Paulus meinte, ein Opfer sei nöthig, damit die tiefe Verstimmung Gottes über die Sünde aufgehoben werde: und seitdem haben die Christen nicht aufgehört, ihr Missbehagen über sich selber an einem Opfer auszulassen, — sei diess nun die „Welt“ oder die „Geschichte“ oder die „Vernunft“ oder die Freude oder die friedliche Ruhe anderer Menschen, — irgend etwas Gutes muss für ihre Sünde sterben (wenn auch nur in effigie)!

[«]

95.

Die historische Widerlegung als die endgültige. — Ehemals suchte man zu beweisen, dass es keinen Gott gebe, — heute zeigt man, wie der Glaube, dass es einen Gott gebe, entstehen konnte und wodurch dieser

Glaube seine Schwere und Wichtigkeit erhalten hat: dadurch wird ein Gegenbeweis, dass es keinen Gott gebe, überflüssig. — Wenn man ehemals die vorgebrachten „Beweise vom Dasein Gottes“ widerlegt hatte, blieb immer noch der Zweifel, ob nicht noch bessere Beweise aufzufinden seien, als die eben widerlegten: damals verstanden die Atheisten sich nicht darauf, reinen Tisch zu machen.

[«]

96.

„In hoc signo vinces.“ — So vorgeschritten Europa auch sonst sein mag: in religiösen Dingen hat es noch nicht die freisinnige Naivität der alten Brahmanen erreicht, zum Zeichen, dass in Indien vor vier Jahrtausenden mehr gedacht wurde und mehr Lust am Denken vererbt zu werden pflegte, als jetzt unter uns. Jene Brahmanen nämlich glaubten erstens, dass die Priester mächtiger seien, als die Götter, und zweitens, dass die Bräuche es seien, worin die Macht der Priester begriffen liege: wesshalb ihre Dichter nicht müde wurden, die Bräuche (Gebete, Ceremonien, Opfer, Lieder, Metren) als die eigentlichen Geber alles Guten zu preisen. Wie viel Dichterei und Aberglaube hier auch immer dazwischengelaufen sein mag: die Sätze sind wahr! Einen Schritt weiter: und man warf die Götter bei Seite, — was Europa auch einmal thun muss! Noch einen Schritt weiter: und man hatte auch die Priester und Vermittler nicht mehr nöthig, und der Lehrer der Religion der Selbsterlösung, Buddha, trat auf: — wie ferne ist Europa noch von dieser Stufe der Cultur! Wenn endlich auch alle Bräuche und Sitten vernichtet sind, auf welche die Macht der Götter, der Priester und Erlöser sich stützt, wenn also die Moral im alten Sinne gestorben sein wird: dann kommt — ja was kommt dann? Doch rathen wir nicht herum, sondern sehen wir zunächst zu, dass Europa nachholt, was in Indien, unter dem Volke der Denker, schon vor einigen Jahrtausenden als Gebot des Denkens gethan wurde! Es giebt jetzt vielleicht zehn bis zwanzig Millionen Menschen unter den verschiedenen Völkern Europa's, welche nicht mehr „an Gott glauben“, — ist es zu viel gefordert, dass sie einander ein Zeichen geben? Sobald sie sich derartig erkennen, werden sie sich auch zu erkennen geben, — sie werden sofort eine Macht in Europa sein und, glücklicherweise, eine Macht zwischen den Völkern! Zwischen den Ständen! Zwischen Arm und Reich! Zwischen Befehlenden und

Unterworfenen! Zwischen den unruhigsten und den ruhigsten, beruhigendsten Menschen!

[«]

Zweites Buch.

97.

Man wird moralisch, — nicht weil man moralisch ist! — Die Unterwerfung unter die Moral kann sclavenhaft oder eitel oder eigennützig oder resignirt oder dumpf-schwärmerisch oder gedankenlos oder ein Act der Verzweiflung sein, wie die Unterwerfung unter einen Fürsten: an sich ist sie nichts Moralisches.

[«]

98.

Wandel der Moral. — Es giebt ein fortwährendes Umwandeln und Arbeiten an der Moral, — das bewirken die Verbrechen mit glücklichem Ausgange (wozu zum Beispiel alle Neuerungen des moralischen Denkens gehören).

[«]

99.

Worin wir Alle unvernünftig sind. — Wir ziehen immer noch die Folgerungen von Urtheilen, die wir für falsch halten, von Lehren, an die wir nicht mehr glauben, — durch unsere Gefühle.

[«]

100.

Vom Traume erwachen. — Edle und weise Menschen haben einmal an die Musik der Sphären geglaubt: edle und weise Menschen glauben noch immer an die „sittliche Bedeutung des Daseins“. Aber eines Tages wird auch diese Sphärenmusik ihrem Ohre nicht mehr vernehmbar sein! Sie erwachen und merken, dass ihr Ohr geträumt hatte.

[«]

101.

Bedenklich. — Einen Glauben annehmen, blos weil er Sitte ist, — das heisst doch: unredlich sein, feige sein, faul sein! — Und so wären Unredlichkeit, Feigheit und Faulheit die Voraussetzungen der Sittlichkeit?

[«]

102.

Die ältesten moralischen Urtheile. — Wie machen wir es doch bei der Handlung eines Menschen in unsrer Nähe? — Zunächst sehen wir darauf hin, was aus ihr für uns herauskommt, — wir sehen sie nur unter diesem Gesichtspunct. Diese Wirkung nehmen wir als die Absicht der Handlung — und endlich legen wir ihm das Haben solcher Absichten als dauernde Eigenschaft bei und nennen ihn zum Beispiel von nun an „einen schädlichen Menschen“. Dreifache Irrung! Dreifacher uralter Fehlgriff! Vielleicht unsre Erbschaft von den Thieren und ihrer Urtheilskraft her! Ist nicht der Ursprung aller Moral in den abscheulichen kleinen Schlüssen zu suchen: „was mir schadet, das ist etwas Böses (an sich Schädigendes); was mir nützt, das ist etwas Gutes (an sich Wohlthuendes und Nutzenbringendes); was mir einmal oder einigemale schadet, das ist das Feindliche an sich und in sich; was mir einmal oder einigemale nützt, das ist das Freundliche an sich und in sich.“ O pudenda origo! Heisst das nicht: die erbärmliche, gelegentliche, oft zufällige Relation eines Anderen zu uns als sein Wesen und Wesentlichstes auszudichten, und zu behaupten, er sei gegen alle Welt und gegen sich selber eben nur solcher Relationen fähig, dergleichen wir ein- oder einigemal erlebt haben? Und sitzt hinter dieser wahren Narrheit nicht noch der unbescheidenste aller Hintergedanken, dass wir selber das Princip des Guten sein müssen, weil sich Gutes und Böses nach uns bemisst? —

[«]

103.

Es giebt zwei Arten von Leugnern der Sittlichkeit. — „Die Sittlichkeit leugnen“ — das kann einmal heissen: leugnen, dass die sittlichen Motive, welche die Menschen angeben, wirklich sie zu ihren Handlungen getrieben haben, — es ist also die Behauptung, dass die Sittlichkeit in Worten bestehe und zur groben und feinen Betrügerei (namentlich Selbstbetrügerei) der Menschen gehöre, und vielleicht gerade bei den durch Tugend Berühmtesten am meisten. Sodann kann es heissen: leugnen, dass die sittlichen Urtheile auf Wahrheiten beruhen. Hier wird zugegeben, dass sie Motive des Handelns wirklich sind, dass aber auf diese Weise Irrthümer, als Grund alles sittlichen Urtheilens, die Menschen zu ihren moralischen Handlungen treiben. Diess ist mein Gesichtspunct: doch möchte ich am wenigsten verkennen, dass in sehr vielen Fällen ein feines Misstrauen nach Art des ersten Gesichtspunctes, also im Geiste des La Rochefoucauld, auch im Rechte und jedenfalls vom höchsten allgemeinen Nutzen ist. — Ich leugne also die Sittlichkeit wie ich die Alchymie leugne, das heisst, ich leugne ihre Voraussetzungen: nicht aber, dass es Alchymisten gegeben hat, welche an diese Voraussetzungen glaubten und auf sie hin handelten. — Ich leugne auch die Unsittlichkeit: nicht, dass zahllose Menschen sich unsittlich fühlen, sondern dass es einen Grund in der Wahrheit giebt, sich so zu fühlen. Ich leugne nicht, wie sich von selber versteht — vorausgesetzt, dass ich kein Narr bin —, dass viele Handlungen, welche unsittlich heissen, zu vermeiden und zu bekämpfen sind; ebenfalls, dass viele, die sittlich heissen, zu thun und zu fördern sind, — aber ich meine: das Eine wie das Andere aus anderen Gründen, als bisher. Wir haben umzulernen, — um endlich, vielleicht sehr spät, noch mehr zu erreichen: umzufühlen.

[«]

104.

Unsere Werthschätzungen. — Alle Handlungen gehen auf Werthschätzungen zurück, alle Werthschätzungen sind entweder eigene oder angenommene, — letztere bei Weitem die meisten. Warum nehmen wir sie an? Aus Furcht, — das heisst: wir halten es für rathsamer, uns so zu stellen, als ob sie auch die unsrigen wären — und gewöhnen uns an diese Verstellung, sodass sie zuletzt unsere Natur ist. Eigene Werthschätzung: das will besagen, eine Sache in Bezug darauf messen, wie weit sie gerade uns und niemandem Anderen Lust oder Unlust macht, — etwas äusserst Seltenes! — Aber wenigstens muss doch unsre Werthschätzung des Anderen, in der das Motiv dafür liegt, dass wir uns in den meisten Fällen seiner Werthschätzung bedienen, von uns ausgehen, unsere eigene Bestimmung sein? Ja, aber als Kinder machen wir sie, und lernen selten wieder um; wir sind meist zeitlebens die Narren kindlicher angewöhnter Urtheile, in der Art, wie wir über unsre Nächsten (deren Geist, Rang, Moralität, Vorbildlichkeit, Verwerflichkeit) urtheilen und es nöthig finden, vor ihren Werthschätzungen zu huldigen.

[«]

105.

Der Schein-Egoismus. — Die Allermeisten, was sie auch immer von ihrem „Egoismus“ denken und sagen mögen, thun trotzdem ihr Lebenlang Nichts für ihr ego, sondern nur für das Phantom von ego, welches sich in den Köpfen ihrer Umgebung über sie gebildet und sich ihnen mitgetheilt hat, — in Folge dessen leben sie Alle zusammen in einem Nebel von unpersönlichen, halbpersönlichen Meinungen und willkürlichen, gleichsam dichterischen Werthschätzungen, Einer immer im Kopfe des Andern, und dieser Kopf wieder in anderen Köpfen: eine wunderliche Welt der Phantasmen, welche sich dabei einen so nüchternen Anschein zu geben weiss! Dieser Nebel von Meinungen und Gewöhnungen wächst und lebt fast unabhängig von den Menschen, die er einhüllt; in ihm liegt die ungeheure Wirkung allgemeiner Urtheile über „den Menschen“ — alle diese sich selber unbekannten Menschen glauben an das blutlose Abstractum „Mensch“, das heisst, an eine Fiction; und jede Veränderung, die mit diesem Abstractum vorgenommen wird, durch die Urtheile einzelner Mächtiger (wie Fürsten und Philosophen), wirkt ausserordentlich und in unvernünftigem Maasse auf die grosse Mehrzahl, — Alles aus dem Grunde, dass jeder Einzelne in dieser Mehrzahl kein wirkliches, ihm zugängliches und von ihm ergründetes ego der allgemeinen blassen Fiction entgegenzustellen und sie damit zu vernichten vermag.

[«]

106.

Gegen die Definitionen der moralischen Ziele. — Man hört allerwärts jetzt das Ziel der Moral ungefähr so bestimmt: es sei die Erhaltung und Förderung der Menschheit; aber das heisst eine Formel haben wollen und weiter Nichts. Erhaltung, worin? muss man sofort dagegen fragen, Förderung wohin? Ist nicht gerade das Wesentliche, die Antwort auf dieses Worin? und Wohin? in der Formel ausgelassen? Was lässt sich also mit ihr für die Pflichtenlehre festsetzen, was nicht schon, stillschweigend und gedankenlos, jetzt als festgesetzt gilt! Kann man aus ihr genügend absehen, ob man eine möglichst lange Existenz der Menschheit in's Auge zu fassen habe? Oder die möglichste Entthierung der Menschheit? Wie verschieden würden in beiden Fällen die Mittel, das heisst die praktische Moral, sein müssen! Gesetzt, man wollte der Menschheit die höchste ihr mögliche Vernünftigkeit geben: diess hiesse gewiss nicht ihr die höchste ihr mögliche Dauer verbürgen! Oder gesetzt, man dächte an ihr „höchstes Glück“ als das Wohin und Worin: meint man dann den höchsten Grad, den allmählich einzelne Menschen erreichen könnten? Oder eine, übrigens gar nicht zu berechnende letztens erreichbare Durchschnitts-Glückseligkeit Aller? Und warum wäre die Moralität gerade der Weg dahin? Ist nicht durch sie, im Grossen gesehen, eine solche Fülle von Unlust-Quellen aufgethan worden, dass man eher urtheilen könnte, mit jeder Verfeinerung der Sittlichkeit sei der Mensch bisher mit sich, mit seinem Nächsten und mit seinem Loose des Daseins unzufriedener geworden? Ist nicht der bisher moralischste Mensch des Glaubens gewesen, der einzig berechtigte Zustand des Menschen im Angesichte der Moral sei die tiefste Unseligkeit?

[«]

107.

Unser Anrecht auf unsere Thorheit. — Wie soll man handeln? Wozu soll man handeln? — Bei den nächsten und gröbsten Bedürfnissen des Einzelnen beantworten sich diese Fragen leicht genug, aber in je feinere, umfänglichere und wichtigere Gebiete des Handelns man aufsteigt, um so unsicherer, folglich um so willkürlicher wird die Beantwortung sein. Nun aber soll hier gerade die Willkürlichkeit der Entscheidungen ausgeschlossen sein! — so heischt es die Autorität der Moral: eine unklare Angst und Ehrfurcht soll den Menschen unverzüglich gerade bei jenen Handlungen leiten, deren Zwecke und Mittel ihm am wenigsten sofort deutlich sind! Diese Autorität der Moral unterbindet das Denken, bei Dingen, wo es gefährlich sein könnte, falsch zu denken —: dergestalt pflegt sie sich vor ihren Anklägern zu rechtfertigen. Falsch: das heisst hier „gefährlich“, — aber gefährlich für wen? Gewöhnlich ist es eigentlich nicht die Gefahr des Handelnden, welche die Inhaber der autoritativen Moral im Auge haben, sondern ihre Gefahr, ihre mögliche Einbusse an Macht und Geltung, sobald das Recht, willkürlich und thöricht, nach eigener, kleiner oder grosser Vernunft zu handeln, Allen zugestanden wird: für sich selber nämlich machen sie unbedenklich Gebrauch von dem Rechte der Willkürlichkeit und Thorheit, — sie befehlen, auch wo die Fragen „wie soll ich handeln? wozu soll ich handeln?“ kaum oder schwierig genug zu beantworten sind. — Und wenn die Vernunft der Menschheit so ausserordentlich langsam wächst, dass man dieses Wachsthum für den ganzen Gang der Menschheit oft geleugnet hat: was trägt mehr die Schuld daran, als diese feierliche Anwesenheit, ja Allgegenwart moralischer Befehle, welche der individuellen Frage nach dem Wozu? und dem Wie? gar nicht gestattet, laut zu werden? Sind wir nicht daraufhin erzogen, gerade dann pathetisch zu fühlen und uns in’s Dunkle zu flüchten, wenn der Verstand so klar und kalt wie möglich blicken sollte! Nämlich bei allen höheren und wichtigeren Angelegenheiten.

[«]

108.

Einige Thesen. — Dem Individuum, sofern es sein Glück will, soll man keine Vorschriften über den Weg zum Glück geben: denn das individuelle Glück quillt aus eigenen, Jedermann unbekannten Gesetzen, es kann mit Vorschriften von Aussen her nur verhindert, gehemmt werden. — Die Vorschriften, welche man

„moralisch“ nennt, sind in Wahrheit gegen die Individuen gerichtet und wollen durchaus nicht deren Glück. Ebenso wenig beziehen sich diese Vorschriften auf das „Glück und die Wohlfahrt der Menschheit,“ — mit welchen Worten strenge Begriffe zu verbinden überhaupt nicht möglich ist, geschweige dass man sie als Leitsterne auf dem dunklen Ozean moralischer Bestrebungen gebrauchen könnte. — Es ist nicht wahr, dass die Moralität, wie das Vorurtheil will, der Entwickelung der Vernunft günstiger sei als die Unmoralität. — Es ist nicht wahr, dass das *unbewusste Ziel* in der Entwickelung jedes bewussten Wesens (Thier, Mensch, Menschheit u.s.w.) sein „höchstes Glück“ sei: vielmehr giebt es auf allen Stufen der Entwickelung ein besonderes und unvergleichbares, weder höheres noch niederes, sondern eben eigenthümliches Glück zu erlangen. Entwickelung will nicht Glück, sondern Entwickelung und weiter Nichts. — Nur wenn die Menschheit ein allgemein anerkanntes *Ziel* hätte, könnte man vorschlagen „so und so *soll* gehandelt werden“: einstweilen giebt es kein solches Ziel. Also soll man die Forderungen der Moral nicht in Beziehung zur Menschheit setzen, es ist diess Unvernunft und Spielerei. — Der Menschheit ein Ziel *anempfehlen* ist etwas ganz Anderes: dann ist das Ziel als Etwas gedacht, das *in unserem Belieben ist*; gesetzt, es beliebte der Menschheit so wie vorgeschlagen wird, so könnte sie sich daraufhin auch ein Moralgesetz *geben*, ebenfalls aus ihrem Belieben heraus. Aber bisher sollte das Moralgesetz *über* dem Belieben stehen: man wollte diess Gesetz sich nicht eigentlich *geben*, sondern es irgendwoher *nehmen* oder irgendwo es *auffinden* oder irgendwoher es *sich befehlen lassen*.

[«]

109.

Selbst-Beherrschung und Mässigung und ihr letztes Motiv. — Ich finde nicht mehr als sechs wesentlich verschiedene Methoden, um die Heftigkeit eines Triebes zu bekämpfen. Einmal kann man den Anlässen zur Befriedigung des Triebes ausweichen und durch lange und immer längere Zeitstrecken der Nichtbefriedigung ihn schwächen und abdorren machen. Sodann kann man eine strenge regelmässige Ordnung in seiner Befriedigung sich zum Gesetz machen; indem man in ihn selber auf diese Weise eine Regel bringt und seine Fluth und Ebbe in feste Zeitgränzen einschliesst, hat man Zwischenzeiten gewonnen, wo er nicht mehr stört, — und von da aus kann man vielleicht zur ersten

Methode übergehen. Drittens kann man sich absichtlich einer wilden und unbändigen Befriedigung eines Triebes überlassen, um den Ekel davon einzuernten und mit dem Ekel eine Macht über den Trieb zu erlangen: vorausgesetzt, dass man es nicht dem Reiter gleich thut, der sein Pferd zu Tode hetzt und selber dabei den Hals bricht, — was leider die Regel bei diesem Versuche ist. Viertens giebt es einen intellectuellen Kunstgriff, nämlich mit der Befriedigung überhaupt irgend einen sehr peinlichen Gedanken so fest zu verbinden, dass, nach einiger Übung, der Gedanke der Befriedigung immer sogleich selber als sehr peinlich empfunden wird (zum Beispiel wenn der Christ sich gewöhnt, an die Nähe und den Hohn des Teufels beim Geschlechtsgenusse, oder an ewige Höllenstrafen für einen Mord aus Rache, oder auch nur an die Verächtlichkeit zu denken, welche zum Beispiel einem Geld-Diebstahl im Auge der von ihm verehrtesten Menschen folgt, oder wenn Mancher schon zu hundert Malen einem heftigen Verlangen nach dem Selbstmord die Vorstellung des Jammers und der Selbstvorwürfe von Verwandten und Freunden entgegengestellt und damit sich auf der Schwebe des Lebens erhalten hat: — jetzt folgen diese Vorstellungen in ihm auf einander, wie Ursache und Wirkung). Hierhin gehört es auch, wenn der Stolz des Menschen, wie zum Beispiel bei Lord Byron und Napoleon, sich aufbäumt, und das Übergewicht eines einzelnen Affectes über die gesammte Haltung und die Ordnung der Vernunft als Beleidigung empfindet: woraus dann die Gewohnheit und die Lust entsteht, den Trieb zu tyrannisiren und ihn gleichsam knirschen zu machen. („Ich will nicht der Sclave irgend eines Appetites sein“ — schrieb Byron in sein Tagebuch.) Fünftens: man nimmt eine Dislocation seiner Kraftmengen vor, indem man sich irgend eine besonders schwere und anstrengende Arbeit auferlegt oder sich absichtlich einem neuen Reize und Vergnügen unterwirft und dergestalt Gedanken und physisches Kräftespiel in andere Bahnen lenkt. Eben darauf läuft es auch hinaus, wenn man einen anderen Trieb zeitweilig begünstigt, ihm reiche Gelegenheit der Befriedigung giebt und ihn so zum Verschwender jener Kraft macht, über welche sonst der durch seine Heftigkeit lästig gewordene Trieb gebieten würde. Dieser oder Jener versteht es wohl auch, den einzelnen Trieb, der den Gewaltherrn spielen möchte, dadurch im Zaume zu halten, dass er allen seinen ihm bekannten anderen Trieben eine zeitweilige Aufmunterung und Festzeit giebt und sie das Futter aufzehren heisst, welches der Tyrann für sich allein haben will. Endlich sechstens: wer es aushält und vernünftig findet, seine gesammte leibliche und seelische Organisation zu schwächen und niederzudrücken, der erreicht natürlich das Ziel der Schwächung eines einzelnen heftigen Triebes ebenfalls damit: wie zum Beispiel Der thut, welcher seine Sinnlichkeit aushungert und dabei freilich auch seine Rüstigkeit und nicht selten seinen Verstand mit aushungert und zu Schanden macht, gleich dem Asketen. — Also: den Anlässen ausweichen, Regel in den Trieb hineinpflanzen, Übersättigung und Ekel an ihm erzeugen, und die Association eines quälenden Gedankens (wie den der Schande, der bösen Folgen oder des beleidigten Stolzes) zu Stande bringen, sodann die Dislocation der Kräfte und endlich die allgemeine Schwächung und Erschöpfung, — das sind die sechs Methoden: dass man aber überhaupt die Heftigkeit eines Triebes bekämpfen will, steht nicht in unserer Macht, ebenso wenig, auf welche Methode man verfällt, ebenso wenig, ob man mit dieser Methode Erfolg hat. Vielmehr ist unser Intellect bei diesem ganzen Vorgange ersichtlich nur das blinde Werkzeug eines anderen Triebes, welcher ein Rival dessen ist, der uns durch seine Heftigkeit quält: sei es der Trieb nach Ruhe oder die Furcht vor Schande und anderen bösen Folgen oder die Liebe. Während „wir“ uns also über die Heftigkeit eines Triebes zu beklagen meinen, ist es im Grunde ein Trieb, welcher über einen anderen klagt; das heisst: die Wahrnehmung des Leidens an einer solchen Heftigkeit setzt voraus, dass es einen ebenso heftigen oder noch heftigeren anderen Trieb giebt, und dass ein Kampf bevorsteht, in welchem unser Intellect Partei nehmen muss.

[«]

110.

Das, was sich widersetzt. — Man kann folgenden Vorgang an sich beobachten, und ich wollte, er würde oft beobachtet und bestätigt. Es entsteht in uns die Witterung einer Art von Lust, die wir noch nicht kannten, und folglich entsteht ein neues Verlangen. Nun kommt es darauf an, was diesem Verlangen sich widersetzt: sind es Dinge und Rücksichten gemeinerer Art, auch Menschen, welche wenig in unserer Achtung gelten, — so umkleidet sich das Ziel des neuen Verlangens mit der Empfindung „edel, gut, lobenswerth, opferwürdig,“ die ganze vererbte moralische Anlage nimmt es nunmehr in sich auf, legt es zu ihren als moralisch empfundenen Zielen — und jetzt meinen wir nicht mehr nach einer Lust, sondern nach einer Moralität zu streben: was die Zuversichtlichkeit unseres Strebens sehr vermehrt.

[«]

111.

An die Bewunderer der Objectivität. — Wer als Kind mannichfaltige und starke Gefühle, aber wenig feines Urtheil und Lust an der intellectualen Gerechtigkeit, bei den Verwandten und Bekannten, unter denen er aufwuchs, wahrgenommen und folglich im Nachbilden von Gefühlen seine beste Kraft und Zeit verbraucht hat: bemerkt als Erwachsener an sich, dass jedes neue Ding, jeder neue Mensch sofort Zuneigung oder Abneigung oder Neid oder Verachtung in ihm rege macht; unter dem Drucke dieser Erfahrung, gegen den er sich ohnmächtig fühlt, bewundert er die Neutralität der Empfindung, oder die „Objectivität“, wie ein Wunderding, als Sache des Genie’s oder der seltensten Moralität, und will nicht daran glauben, dass auch sie nur das Kind der Zucht und Gewohnheit ist.

[«]

112.

Zur Naturgeschichte von Pflicht und Recht. — Unsere Pflichten — das sind die Rechte Anderer auf uns. Wodurch haben sie diese erworben? Dadurch, dass sie uns für vertrags- und vergeltungsfähig nahmen, für gleich und ähnlich mit sich ansetzten, dass sie uns daraufhin Etwas anvertrauten, uns erzogen, zurechtwiesen, unterstützten. Wir erfüllen unsre Pflicht — das heisst: wir rechtfertigen jene Vorstellung von unserer Macht, auf welche hin uns Alles erwiesen wurde, wir geben zurück, in dem Maasse, als man uns gab. So ist es unser Stolz, der die Pflicht zu thun gebeut, — wir wollen unsre Selbstherrlichkeit wiederherstellen, wenn wir dem, was Andre für uns thaten, Etwas entgegenstellen, das wir für sie thun, — denn Jene haben damit in die Sphäre unserer Macht eingegriffen und würden dauernd ihre Hand in ihr haben, wenn wir nicht mit der „Pflicht“ eine Wiedervergeltung übten, das heisst in ihre Macht eingriffen. Nur auf Das, was in unsrer Macht steht, können sich die Rechte Anderer beziehen; es wäre unvernünftig, wenn sie Etwas von uns wollten, das uns selber nicht gehört. Genauer muss man sagen: nur auf Das, was sie meinen, dass es in unserer Macht steht, voraussetzend, dass es das Selbe ist, von dem wir meinen, es stehe in unserer Macht. Es könnte leicht auf beiden Seiten der gleiche Irrthum sein: das Gefühl der Pflicht hängt daran, dass wir in Bezug auf den Umkreis unserer Macht den selben

Glauben haben, wie die Anderen: nämlich dass wir bestimmte Dinge versprechen, uns zu ihnen verpflichten können („Freiheit des Willens“). — Meine Rechte: das ist jener Theil meiner Macht, den mir die Anderen nicht nur zugestanden haben, sondern in welchem sie mich erhalten wollen. Wie kommen diese Anderen dazu? Einmal: durch ihre Klugheit und Furcht und Vorsicht: sei es, dass sie etwas Ähnliches von uns zurückerwarten (Schutz ihrer Rechte), dass sie einen Kampf mit uns für gefährlich oder unzweckmässig halten, dass sie in jeder Verringerung unserer Kraft einen Nachtheil für sich erblicken, weil wir dann zum Bündniss mit ihnen im Gegensatz zu einer feindseligen dritten Macht ungeeignet werden. Sodann: durch Schenkung und Abtretung. In diesem Falle haben die Anderen Macht genug und übergenug, um davon abgeben zu können und das abgegebene Stück Dem, welchem sie es schenkten, zu verbürgen: wobei ein geringes Machtgefühl bei Dem, der sich beschenken lässt, vorausgesetzt wird. So entstehen Rechte: anerkannte und gewährleistete Machtgrade. Verschieben sich die Machtverhältnisse wesentlich, so vergehen Rechte und es bilden sich neue, — diess zeigt das Völkerrecht in seinem fortwährenden Vergehen und Entstehen. Nimmt unsere Macht wesentlich ab, so verändert sich das Gefühl Derer, welche bisher unser Recht gewährleisteten: sie ermessen, ob sie uns wieder in den alten Vollbesitz bringen können, — fühlen sie sich hierzu ausser Stande, so leugnen sie von da an unsere „Rechte“. Ebenso, wenn unsere Macht erheblich zunimmt, verändert sich das Gefühl Derer, welche sie bisher anerkannten und deren Anerkennung wir nun nicht mehr brauchen: sie versuchen wohl, dieselbe auf das frühere Maass herabzudrücken, sie werden eingreifen wollen und sich auf ihre „Pflicht“ dabei berufen, — aber diess ist nur ein unnützes Wortemachen. Wo Recht herrscht, da wird ein Zustand und Grad von Macht aufrecht erhalten, eine Verminderung und Vermehrung abgewehrt. Das Recht Anderer ist die Concession unseres Gefühls von Macht an das Gefühl von Macht bei diesen Anderen. Wenn sich unsere Macht tief erschüttert und gebrochen zeigt, so hören unsere Rechte auf: dagegen hören, wenn wir sehr viel mächtiger geworden sind, die Rechte Anderer für uns auf, wie wir sie bis jetzt ihnen zugestanden. — Der „billige Mensch“ bedarf fortwährend des feinen Tactes einer Wage: für die Macht- und Rechtsgrade, welche, bei der vergänglichen Art der menschlichen Dinge, immer nur eine kurze Zeit im Gleichgewichte schweben werden, zumeist aber sinken oder steigen: — billig sein ist folglich schwer und erfordert viel Übung, <viel> guten Willen und sehr viel sehr guten Geist. —

[«]

113.

Das Streben nach Auszeichnung. — Das Streben nach Auszeichnung hat fortwährend ein Augenmerk auf den Nächsten und will wissen, wie es ihm zu Muthe ist: aber die Mitempfindung und das Mitwissen, welche dieser Trieb zu seiner Befriedigung nöthig hat, sind weit davon entfernt, harmlos oder mitleidig oder gütig zu sein. Man will vielmehr wahrnehmen oder errathen, wie der Nächste an uns äusserlich oder innerlich leidet, wie er die Gewalt über sich verliert und dem Eindrucke nachgiebt, den unsere Hand oder auch nur unser Anblick auf ihn machen; und selbst wenn der nach Auszeichnung Strebende einen freudigen, erhebenden oder erheiternden Eindruck macht und machen wollte, so geniesst er diesen Erfolg doch nicht, insofern er dabei den Nächsten erfreute, erhob, erheiterte, sondern insofern er sich der fremden Seele eindrückte, deren Form veränderte und nach seinem Willen über ihr waltete. Das Streben nach Auszeichnung ist das Streben nach Überwältigung des Nächsten, sei es auch eine sehr mittelbare und nur gefühlte oder gar erträumte. Es giebt eine lange Reihe von Graden dieser heimlich begehrten Überwältigung, und ein vollständiges Verzeichniss derselben käme beinahe einer Geschichte der Cultur gleich, von der ersten noch fratzenhaften Barbarei an bis zur Fratze der Überfeinerung und der krankhaften Idealität hinauf. Das Streben nach Auszeichnung bringt für den Nächsten mit sich — um nur einige Stufen dieser langen Leiter mit Namen zu nennen —: Martern, dann Schläge, dann Entsetzen, dann angstvolles Erstaunen, dann Verwunderung, dann Neid, dann Bewunderung, dann Erhebung, dann Freude, dann Heiterkeit, dann Lachen, dann Verlachen, dann Verspotten, dann Verhöhnen, dann Schläge-austheilen, dann Martern-anthun: — hier am Ende der Leiter steht der Asket und Märtyrer, er empfindet den höchsten Genuss dabei, eben Das als Folge seines Triebes nach Auszeichnung selber davon zu tragen, was sein Gegenbild auf der ersten Sprosse der Leiter, der Barbar, dem Anderen zu leiden giebt, an dem und vor dem er sich auszeichnen will. Der Triumph des Asketen über sich selber, sein dabei nach Innen gewendetes Auge, welches den Menschen zu einem Leidenden und zu einem Zuschauenden zerspaltet sieht und fürderhin in die Aussenwelt nur hineinblickt, um aus ihr gleichsam Holz zum eigenen Scheiterhaufen zu sammeln, diese letzte Tragödie des Triebes nach Auszeichnung, bei der es nur noch Eine Person giebt, welche in sich selber verkohlt, — das ist der würdige Abschluss, der zu dem Anfange gehört: beidemal ein unsägliches Glück beim Anblick von

Martern! In der That, das Glück, als das lebendigste Gefühl der Macht gedacht, ist vielleicht auf der Erde nirgendwo grösser gewesen, als in den Seelen abergläubischer Asketen. Diess drücken die Brahmanen in der Geschichte vom König Viçvamitra aus, der aus tausendjährigen Bussübungen eine solche Kraft schöpfte, dass er es unternahm, einen neuen Himmel zu erbauen. Ich glaube, in dieser ganzen Gattung innerer Erlebnisse sind wir jetzt grobe Neulinge und tastende Räthselrather; vier Jahrtausende früher wusste man mehr von diesen verruchten Verfeinerungen des Selbstgenusses. Die Schöpfung der Welt: vielleicht, dass sie damals von einem indischen Träumer als eine asketische Procedur gedacht worden ist, welche ein Gott mit sich vornimmt! Vielleicht, dass der Gott sich in die bewegte Natur wie in ein Marterwerkzeug bannen wollte, um dabei seine Seligkeit und Macht verdoppelt zu fühlen! Und gesetzt, es wäre gar ein Gott der Liebe: welcher Genuss für einen solchen, leidende Menschen zu schaffen, an der ungestillten Marter im Anblick derselben recht göttlich und übermenschlich zu leiden und sich dergestalt selber zu tyrannisiren! Und gar gesetzt, es wäre nicht nur ein Gott der Liebe, sondern auch ein Gott der Heiligkeit und Sündlosigkeit: welche Delirien des göttlichen Asketen sind zu ahnen, wenn er Sünde und Sünder und ewige Verdammnisse und unter seinem Himmel und Throne eine ungeheure Stätte der ewigen Qual und des ewigen Stöhnens und Seufzens schafft! — Es ist nicht ganz unmöglich, dass auch die Seelen des Paulus, des Dante, des Calvin und ihres Gleichen einmal in die schauerlichen Geheimnisse solcher Wollüste der Macht eingedrungen sind; — und angesichts solcher Seelen kann man fragen: ja, ist denn wirklich der Kreislauf im Streben nach Auszeichnung mit dem Asketen am letzten Ende angelangt und in sich abgerollt? Könnte dieser Kreis nicht noch einmal von Anfang an durchlaufen werden, mit der festgehaltenen Grundstimmung des Asketen und zugleich des mitleidenden Gottes? Also Anderen wehe thun, um sich dadurch wehe zu thun, um damit wiederum über sich und sein Mitleiden zu triumphiren und in der äussersten Macht zu schwelgen! — Verzeihung für die Ausschweifung im Nachdenken über Alles, was in der seelischen Ausschweifung des Machtgelüstes auf Erden schon möglich gewesen sein kann!

[«]

114.

Von der Erkenntniss des Leidenden. — Der Zustand kranker Menschen, die lange und furchtbar von ihren Leiden gemartert werden und deren Verstand trotzdem dabei sich nicht trübt, ist nicht ohne Werth für die Erkenntniss, — noch ganz abgesehen von den intellectuellen Wohlthaten, welche jede tiefe Einsamkeit, jede plötzliche und erlaubte Freiheit von allen Pflichten und Gewohnheiten mit sich bringen. Der Schwerleidende sieht aus seinem Zustande mit einer entsetzlichen Kälte hinaus auf die Dinge: alle jene kleinen lügnerischen Zaubereien, in denen für gewöhnlich die Dinge schwimmen, wenn das Auge des Gesunden auf sie blickt, sind ihm verschwunden: ja, er selber liegt vor sich da ohne Flaum und Farbe. Gesetzt, dass er bisher in irgend einer gefährlichen Phantasterei lebte: diese höchste Ernüchterung durch Schmerzen ist das Mittel, ihn herauszureissen: und vielleicht das einzige Mittel. (Es ist möglich, dass diess dem Stifter des Christenthums am Kreuze begegnete: denn die bittersten aller Worte „mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ enthalten, in aller Tiefe verstanden, wie sie verstanden werden dürfen, das Zeugniss einer allgemeinen Enttäuschung und Aufklärung über den Wahn seines Lebens; er wurde in dem Augenblicke der höchsten Qual hellsichtig über sich selber, so wie der Dichter es von dem armen sterbenden Don Quixote erzählt.) Die ungeheure Spannung des Intellectes, welcher dem Schmerz Widerpart halten will, macht, dass Alles, worauf er nun blickt, in einem neuen Lichte leuchtet: und der unsägliche Reiz, den alle neuen Beleuchtungen geben, ist oft mächtig genug, um allen Anlockungen zum Selbstmorde Trotz zu bieten und das Fortleben dem Leidenden als höchst begehrenswerth erscheinen zu lassen. Mit Verachtung gedenkt er der gemüthlichen warmen Nebelwelt, in der der Gesunde ohne Bedenken wandelt; mit Verachtung gedenkt er der edelsten und geliebtesten Illusionen, in denen er früher mit sich selber spielte; er hat einen Genuss daran, diese Verachtung wie aus der tiefsten Hölle heraufzubeschwören und der Seele so das bitterste Leid zu machen: durch dieses Gegengewicht hält er eben dem physischen Schmerze Stand, — er fühlt es, dass gerade diess Gegengewicht jetzt noththut! In einer schauerlichen Hellsichtigkeit über sein Wesen ruft er sich zu: „sei einmal dein eigener Ankläger und Henker, nimm einmal dein Leiden als die von dir über dich verhängte Strafe! Geniesse deine Überlegenheit als Richter; mehr noch: geniesse dein Belieben, deine tyrannische Willkür! Erhebe dich über dein Leben wie über dein Leiden, sieh hinab in die Gründe und die Grundlosigkeit!“ Unser Stolz bäumt sich auf, wie noch nie: es hat für ihn einen Reiz ohne Gleichen, gegen einen solchen Tyrannen wie der Schmerz ist, und gegen alle die Einflüsterungen, die er uns macht, damit wir gegen das Leben Zeugniss ablegen, — gerade das Leben gegen den Tyrannen zu vertreten. In diesem Zustande wehrt man sich mit Erbitterung gegen jeden Pessimismus, damit er nicht als Folge unseres Zustandes erscheine und uns als Besiegte demüthige. Nie ist ebenfalls der Reiz, Gerechtigkeit des Urtheils zu üben, grösser, als jetzt, denn jetzt ist es ein Triumph über uns und den reizbarsten aller Zustände, der jede Ungerechtigkeit des Urtheils entschuldbar machen würde; — aber wir wollen nicht entschuldigt sein, gerade jetzt wollen wir zeigen, dass wir „ohne Schuld“ sein können. Wir befinden uns in förmlichen Krämpfen des Hochmuths. — Und nun kommt der erste Dämmerschein der Milderung, der Genesung — und fast die erste Wirkung ist, dass wir uns gegen die Übermacht unseres Hochmuthes wehren: wir nennen uns darin albern und eitel, — als ob wir Etwas erlebt hätten, das einzig wäre! Wir demüthigen ohne Dankbarkeit den allmächtigen Stolz, durch den wir eben den Schmerz ertrugen und verlangen heftig nach einem Gegengift des Stolzes: wir wollen uns entfremdet und entpersönlicht werden, nachdem der Schmerz uns zu gewaltsam und zu lange persönlich gemacht hatte. „Weg, weg mit diesem Stolze! rufen wir, er war eine Krankheit und ein Krampf mehr!“ Wir sehen wieder hin auf Menschen und Natur — mit einem verlangenderen Auge: wir erinnern uns wehmüthig lächelnd, dass wir Einiges in Bezug auf sie jetzt neu und anders wissen, als vorher, dass ein Schleier gefallen ist, — aber es erquickt uns so, wieder die gedämpften Lichter des Lebens zu sehen und aus der furchtbaren nüchternen Helle herauszutreten, in welcher wir als Leidende die Dinge und durch die Dinge hindurch sahen. Wir zürnen nicht, wenn die Zaubereien der Gesundheit wieder zu spielen beginnen, — wir sehen wie umgewandelt zu, milde und immer noch müde. In diesem Zustande kann man nicht Musik hören, ohne zu weinen. —

[«]

115.

Das sogenannte „Ich“. — Die Sprache und die Vorurtheile, auf denen die Sprache aufgebaut ist, sind uns vielfach in der Ergründung innerer Vorgänge und Triebe hinderlich: zum Beispiel dadurch, dass eigentlich Worte allein für superlativische Grade dieser Vorgänge und Triebe da sind —; nun aber sind wir gewohnt, dort, wo uns Worte fehlen, nicht mehr genau zu beobachten, weil es peinlich ist, dort noch genau zu denken; ja, ehedem schloss man unwillkürlich, wo das Reich der Worte aufhöre, höre auch das Reich des Daseins auf. Zorn, Hass, Liebe, Mitleid, Begehren, Erkennen, Freude, Schmerz, — das sind Alles Namen für extreme Zustände: die milderen mittleren und gar die immerwährend spielenden niederen Grade entgehen uns, und doch weben sie gerade das Gespinnst unseres Charakters und Schicksals. Jene extremen Ausbrüche — und selbst das mässigste uns bewusste Wohlgefallen oder Missfallen beim Essen einer Speise, beim Hören eines Tones ist vielleicht immer noch, richtig abgeschätzt, ein extremer Ausbruch — zerreissen sehr oft das Gespinnst und sind dann gewaltthätige Ausnahmen, zumeist wohl in Folge von Aufstauungen: — und wie vermögen sie als solche den Beobachter irre zu führen! Nicht weniger, als sie den handelnden Menschen in die Irre führen. Wir sind Alle nicht Das, als was wir nach den Zuständen erscheinen, für die wir allein Bewusstsein und Worte — und folglich Lob und Tadel — haben; wir verkennen uns nach diesen gröberen Ausbrüchen, die uns allein bekannt werden, wir machen einen Schluss aus einem Material, in welchem die Ausnahmen die Regel überwiegen, wir verlesen uns in dieser scheinbar deutlichsten Buchstabenschrift unseres Selbst. Unsere Meinung über uns aber, die wir auf diesem falschen Wege gefunden haben, das sogenannte „Ich“, arbeitet fürderhin mit an unserem Charakter und Schicksal. —

[«]

116.

Die unbekannte Welt des „Subjects“. — Das, was den Menschen so schwer zu begreifen fällt, ist ihre Unwissenheit über sich selber, von den ältesten Zeiten bis jetzt! Nicht nur in Bezug auf gut und böse, sondern in Bezug auf viel Wesentlicheres! Noch immer lebt der uralte Wahn, dass man wisse, ganz genau wisse, wie das menschliche Handeln zu Stande komme, in jedem Falle. Nicht nur „Gott, der in’s Herz sieht“, nicht nur der Thäter, der seine That überlegt, — nein, auch jeder Andere zweifelt nicht, das Wesentliche im Vorgange der Handlung jedes Andern zu verstehen. „Ich weiss, was ich will, was ich gethan habe, ich bin frei und verantwortlich dafür, ich mache den Andern verantwortlich, ich kann alle sittlichen Möglichkeiten und alle inneren Bewegungen, die es vor einer Handlung giebt, beim Namen nennen; ihr mögt handeln, wie ihr wollt, — ich verstehe darin mich und euch Alle!“ — so dachte ehemals Jeder, so denkt fast noch Jeder. Sokrates und Plato, in diesem Stücke grosse Zweifler und bewunderungswürdige Neuerer, waren doch harmlos gläubig in Betreff jenes verhängnissvollsten Vorurtheils, jenes tiefsten Irrthums, dass „der richtigen Erkenntniss die richtige Handlung folgen müsse“, — sie waren in diesem Grundsatze immer noch die Erben des allgemeinen Wahnsinns und Dünkels: dass es ein Wissen um das Wesen einer Handlung gebe. „Es wäre ja schrecklich, wenn der Einsicht in das Wesen der rechten That nicht die rechte That folgte“, — diess ist die einzige Art, wie jene Grossen diesen Gedanken zu beweisen für nöthig hielten, das Gegentheil schien ihnen undenkbar und toll — und doch ist diess Gegentheil gerade die nackte, seit Ewigkeiten täglich und stündlich bewiesene Wirklichkeit! Ist es nicht gerade die „schreckliche“ Wahrheit: dass, was man von einer That überhaupt wissen kann, niemals ausreicht, sie zu thun, dass die Brücke von der Erkenntniss zur That in keinem einzigen Falle bisher geschlagen worden ist? Die Handlungen sind niemals Das, als was sie uns erscheinen! Wir haben so viel Mühe gehabt, zu lernen, dass die äusseren Dinge nicht so sind, wie sie uns erscheinen, — nun wohlan! mit der inneren Welt steht es ebenso! Die moralischen Handlungen sind in Wahrheit „etwas Anderes“, — mehr können wir nicht sagen: und alle Handlungen sind wesentlich unbekannt. Das Gegentheil war und ist der allgemeine Glaube: wir haben den ältesten Realismus gegen uns; bis jetzt dachte die Menschheit: „eine Handlung ist Das, als was sie uns erscheint.“ (Beim Wiederlesen dieser Worte kommt mir eine sehr ausdrückliche Stelle Schopenhauer’s in’s Gedächtniss, welche ich anführen will, zum Beweise, dass auch er noch, und zwar ohne jeden Scrupel, in diesem moralischen Realismus hängt und hängen geblieben ist: „wirklich ist Jeder von uns ein competenter und vollkommen moralischer Richter, Gutes und Böses genau kennend, heilig, indem er das Gute liebt und das Böse verabscheut, — diess Alles ist Jeder, insofern nicht seine eigenen, sondern fremde Handlungen untersucht werden und er blos zu billigen und zu missbilligen hat, die Last der Ausführung aber von fremden Schultern getragen wird. Jeder kann demnach als Beichtiger ganz und gar die Stelle Gottes vertreten.“)

[«]

117.

Im Gefängniss. — Mein Auge, wie stark oder schwach es nun ist, sieht nur ein Stück weit, und in diesem Stück webe und lebe ich, diese Horizont-Linie ist mein nächstes grosses und kleines Verhängniss, dem ich nicht entlaufen kann. Um jedes Wesen legt sich derart ein concentrischer Kreis, der einen Mittelpunct hat und der ihm eigenthümlich ist. Ähnlich schliesst uns das Ohr in einen kleinen Raum ein, ähnlich das Getast. Nach diesen Horizonten, in welche, wie in Gefängnissmauern, Jeden von uns unsere Sinne einschliessen, messen wir nun die Welt, wir nennen Dieses nah und Jenes fern, Dieses gross und Jenes klein, Dieses hart und Jenes weich: diess Messen nennen wir Empfinden, — es sind Alles, Alles Irrthümer an sich! Nach der Menge von Erlebnissen und Erregungen, die uns durchschnittlich in einem Zeitpuncte möglich sind, misst man sein Leben, als kurz oder lang, arm oder reich, voll oder leer: und nach dem durchschnittlichen menschlichen Leben misst man das aller anderen Geschöpfe, — es sind Alles, Alles Irrthümer an sich! Hätten wir hundertfach schärfere Augen für die Nähe, so würde uns der Mensch ungeheuer lang erscheinen; ja, es sind Organe denkbar, vermöge deren er als unermesslich empfunden würde. Andererseits könnten Organe so beschaffen sein, dass ganze Sonnensysteme verengt und zusammengeschnürt gleich einer einzigen Zelle empfunden werden: und vor Wesen entgegengesetzter Ordnung könnte Eine Zelle des menschlichen Leibes sich als ein Sonnensystem in Bewegung, Bau und Harmonie darstellen. Die Gewohnheiten unserer Sinne haben uns in Lug und Trug der Empfindung eingesponnen: diese wieder sind die Grundlagen aller unserer Urtheile und „Erkenntnisse“, — es giebt durchaus kein Entrinnen, keine Schlupf- und Schleichwege in die wirkliche Welt! Wir sind in unserem Netze, wir Spinnen, und was wir auch darin fangen, wir können gar Nichts fangen, als was sich eben in unserem Netze fangen lässt.

[«]

118.

Was ist denn der Nächste! — Was begreifen wir denn von unserem Nächsten, als seine Gränzen, ich meine, Das, womit er sich auf und an uns gleichsam einzeichnet und eindrückt? Wir begreifen Nichts von ihm, als die Veränderungen an uns, deren Ursache er ist, — unser Wissen von ihm gleicht einem hohlen geformten Raume. Wir legen ihm die Empfindungen bei, die seine Handlungen in uns hervorrufen, und geben ihm so eine falsche umgekehrte Positivität. Wir bilden ihn nach unserer Kenntniss von uns, zu einem Satelliten unseres eigenen Systems: und wenn er uns leuchtet oder sich verfinstert, und wir von Beidem die letzte Ursache sind, — so glauben wir doch das

Gegentheil! Welt der Phantome, in der wir leben! Verkehrte, umgestülpte, leere, und doch voll und gerade geträumte Welt!

[«]

119.

Erleben und Erdichten. — Wie weit Einer seine Selbstkenntniss auch treiben mag, Nichts kann doch unvollständiger sein, als das Bild der gesammten Triebe, die sein Wesen constituiren. Kaum dass er die gröberen beim Namen nennen kann: ihre Zahl und Stärke, ihre Ebbe und Fluth, ihr Spiel und Widerspiel unter einander, und vor Allem die Gesetze ihrer Ernährung bleiben ihm ganz unbekannt. Diese Ernährung wird also ein Werk des Zufalls: unsere täglichen Erlebnisse werfen bald diesem, bald jenem Triebe eine Beute zu, die er gierig erfasst, aber das ganze Kommen und Gehen dieser Ereignisse steht ausser allem vernünftigen Zusammenhang mit den Nahrungsbedürfnissen der gesammten Triebe: sodass immer Zweierlei eintreten wird, das Verhungern und Verkümmern der einen und die Überfütterung der anderen. Jeder Moment unseres Lebens lässt einige Polypenarme unseres Wesens wachsen und einige andere verdorren, je nach der Nahrung, die der Moment in sich oder nicht in sich trägt. Unsere Erfahrungen, wie gesagt, sind alle in diesem Sinne Nahrungsmittel, aber ausgestreut mit blinder Hand, ohne Wissen um den, der hungert, und den, der schon Überfluss hat. Und in Folge dieser zufälligen Ernährung der Theile wird der ganze ausgewachsene Polyp etwas ebenso Zufälliges sein, wie es sein Werden ist. Deutlicher gesprochen: gesetzt, ein Trieb befindet sich in dem Puncte, wo er Befriedigung begehrt — oder Übung seiner Kraft, oder Entladung derselben oder Sättigung einer Leere — es ist Alles Bilderrede —: so sieht er jedes Vorkommniss des Tages darauf an, wie er es zu seinem Zwecke brauchen kann; ob der Mensch nun läuft oder ruht oder zürnt oder liest oder spricht oder kämpft oder jubelt, der Trieb in seinem Durste betastet gleichsam jeden Zustand, in den der Mensch geräth, und durchschnittlich findet er Nichts für sich daran, er muss warten und weiter dürsten: eine Weile noch und dann wird er matt, und noch ein paar Tage oder Monate der Nicht-Befriedigung, dann dorrt er ab, wie eine Pflanze ohne Regen. Vielleicht würde diese Grausamkeit des Zufalls noch greller in die Augen fallen, wenn alle Triebe es so gründlich nehmen wollten, wie der Hunger: der sich nicht mit geträumter Speise zufrieden giebt; aber die meisten Triebe, namentlich die sogenannten moralischen, thun gerade diess, — wenn meine Vermuthung erlaubt ist, dass unsere Träume eben den Werth und Sinn haben, bis zu einem gewissen Grade jenes zufällige Ausbleiben der „Nahrung“ während des Tages, zu compensiren. Warum war der Traum von gestern voller Zärtlichkeit und Thränen, der von vorgestern scherzhaft und übermüthig, ein früherer abenteuerlich und in einem beständigen düsteren Suchen? Wesshalb geniesse ich in diesem unbeschreibliche Schönheiten der Musik, wesshalb schwebe und fliege ich in einem anderen mit der Wonne eines Adlers hinauf nach fernen Bergspitzen? Diese Erdichtungen, welche unseren Trieben der Zärtlichkeit oder des Scherzes oder der Abenteuerlichkeit oder unserm Verlangen nach Musik und Gebirge Spielraum und Entladung geben — und Jeder wird seine schlagenderen Beispiele zur Hand haben —, sind Interpretationen unserer Nervenreize während des Schlafens, sehr freie, sehr willkürliche Interpretationen von Bewegungen des Blutes und der Eingeweide, vom Druck des Armes und der Decken, von den Tönen der Thurmglocken, der Wetterhähne, der Nachtschwärmer und anderer Dinge der Art. Dass dieser Text, der im Allgemeinen doch für eine Nacht wie für die andere sehr ähnlich bleibt, so verschieden commentirt wird, dass die dichtende Vernunft heute und gestern so verschiedene Ursachen für die selben Nervenreize sich vorstellt: das hat darin seinen Grund, dass der Souffleur dieser Vernunft heute ein anderer war, als er gestern war, — ein anderer Trieb wollte sich befriedigen, bethätigen, üben, erquicken, entladen, — gerade er war in seiner hohen Fluth, und gestern war ein anderer darin. — Das wache Leben hat nicht diese Freiheit der Interpretation wie das träumende, es ist weniger dichterisch und zügellos, — muss ich aber ausführen, dass unsere Triebe im Wachen ebenfalls nichts Anderes thun, als die Nervenreize interpretiren und nach ihrem Bedürfnisse deren „Ursachen“ ansetzen? dass es zwischen Wachen und Träumen keinen wesentlichen Unterschied giebt? dass selbst bei einer Vergleichung sehr verschiedener Culturstufen die Freiheit der wachen Interpretation in der einen der Freiheit der anderen im Träumen Nichts nachgiebt? dass auch unsere moralischen Urtheile und Werthschätzungen nur Bilder und Phantasien über einen uns unbekannten physiologischen Vorgang sind, eine Art angewöhnter Sprache, gewisse Nervenreize zu bezeichnen? dass all unser sogenanntes Bewusstsein ein mehr oder weniger phantastischer Commentar über einen ungewussten, vielleicht unwissbaren, aber gefühlten Text ist? — Man nehme ein kleines Erlebniss. Gesetzt, wir bemerken eines Tages, dass Jemand auf dem Markte über uns lacht, da wir vorübergehen: jenachdem dieser oder jener Trieb in uns gerade auf seiner Höhe ist, wird diess Ereigniss für uns diess oder das bedeuten,

— und je nach der Art Mensch, die wir sind, ist es ein ganz verschiedenes Ereigniss. Der Eine nimmt es hin wie einen Regentropfen, der Andere schüttelt es von sich wie ein Insect, Einer sucht daraus Händel zu machen, Einer prüft seine Kleidung, ob sie Anlass zum Lachen gebe, Einer denkt über das Lächerliche an sich in Folge davon nach, Einem thut es wohl, zur Heiterkeit und zum Sonnenschein der Welt, ohne zu wollen, einen Strahl gegeben zu haben — und in jedem Falle hat ein Trieb seine Befriedigung daran, sei es der des Ärgers oder der Kampflust oder des Nachdenkens oder des Wohlwollens. Dieser Trieb ergriff das Vorkommniss wie seine Beute: warum er gerade? Weil er durstig und hungernd auf der Lauer lag. — Neulich Vormittags um elf Uhr fiel unmittelbar und senkrecht vor mir ein Mann plötzlich zusammen, wie vom Blitz getroffen, alle Weiber der Umgebung schrieen laut auf; ich selber stellte ihn auf seine Füsse und wartete ihn ab, bis die Sprache sich wieder einstellte, — während dem regte sich bei mir kein Muskel des Gesichts und kein Gefühl, weder das des Schreckens, noch das des Mitleidens, sondern ich that das Nächste und Vernünftigste und gieng kalt fort. Gesetzt, man hätte mir Tags vorher angekündigt, dass morgen um elf Uhr Jemand neben mir in dieser Weise niederstürzen werde, — ich hätte Qualen aller Art vorher gelitten, die Nacht nicht geschlafen und wäre vielleicht im entscheidenden Augenblick dem Manne gleich geworden, anstatt ihm zu helfen. Inzwischen hätten nämlich alle möglichen Triebe Zeit gehabt, das Erlebniss sich vorzustellen und zu commentiren. — Was sind denn unsere Erlebnisse? Viel mehr Das, was wir hineinlegen, als Das, was darin liegt! Oder muss es gar heissen: an sich liegt Nichts darin? Erleben ist ein Erdichten? —

[«]

120.

Zur Beruhigung des Skeptikers. — „Ich weiss durchaus nicht, was ich thue! Ich weiss durchaus nicht, was ich thun soll!“ — Du hast Recht, aber zweifle nicht daran: du wirst gethan! in jedem Augenblicke! Die Menschheit hat zu allen Zeiten das Activum und das Passivum verwechselt, es ist ihr ewiger grammatikalischer Schnitzer.

[«]

121.

„Ursache und Wirkung“! — Auf diesem Spiegel — und unser Intellect ist ein Spiegel — geht Etwas vor, das Regelmässigkeit zeigt, ein bestimmtes Ding folgt jedesmal wieder auf ein anderes bestimmtes Ding, — das nennen wir, wenn wir es wahrnehmen und nennen wollen, Ursache und Wirkung, wir Thoren! Als ob wir da irgend Etwas begriffen hätten und begreifen könnten! Wir haben ja Nichts gesehen, als die Bilder von „Ursachen und Wirkungen“! Und eben diese Bildlichkeit macht ja die Einsicht in eine wesentlichere Verbindung, als die der Aufeinanderfolge ist, unmöglich!

[«]

122.

Die Zwecke in der Natur. — Wer, als unbefangener Forscher, der Geschichte des Auges und seiner Formen bei den niedrigsten Geschöpfen nachgeht und das ganze schrittweise Werden des Auges zeigt, muss zu dem grossen Ergebniss kommen: dass das Sehen nicht die Absicht bei der Entstehung des Auges gewesen ist, vielmehr sich eingestellt hat, als der Zufall den Apparat zusammengebracht hatte. Ein einziges solches Beispiel: und die „Zwecke“ fallen uns wie Schuppen von den Augen!

[«]

123.

Vernunft. — Wie die Vernunft in die Welt gekommen ist? Wie billig, auf eine unvernünftige Weise, durch einen Zufall. Man wird ihn errathen müssen, wie ein Räthsel.

[«]

124.

Was ist Wollen! — Wir lachen über Den, welcher aus seiner Kammer tritt, in der Minute, da die Sonne aus der ihren tritt, und sagt: „ich will, dass die Sonne aufgehe“; und über Den, welcher ein Rad nicht aufhalten kann und sagt: „ich will, dass es rolle“; und über Den, welcher im Ringkampf niedergeworfen wird und sagt: „hier liege ich, aber ich will hier liegen!“ Aber, trotz allem Gelächter! Machen wir es denn jemals anders, als einer von diesen Dreien, wenn wir das Wort gebrauchen: „ich will“?

[«]

125.

Vom „Reiche der Freiheit“. — Wir können viel, viel mehr Dinge denken, als thun und erleben, — das heisst, unser Denken ist oberflächlich und zufrieden mit der Oberfläche, ja, es merkt sie nicht. Wäre unser Intellect streng nach dem Maasse unserer Kraft und unserer Übung der Kraft entwickelt, so würden wir den Grundsatz zu oberst in unserem Denken haben, dass wir nur begreifen können, was wir thun können, — wenn es überhaupt ein Begreifen giebt. Der Durstige entbehrt des Wassers, aber seine Gedankenbilder führen ihm unaufhörlich das Wasser vor die Augen, wie als ob Nichts leichter zu beschaffen wäre, — die oberflächliche und leicht zufriedengestellte Art des Intellectes kann das eigentliche nothleidende Bedürfniss nicht fassen und fühlt sich dabei überlegen: er ist stolz darauf, mehr zu können, schneller zu laufen, im Augenblick fast am Ziele zu sein, — und so erscheint das Reich der Gedanken im Vergleich mit dem Reiche des Thuns, Wollens und Erlebens als ein Reich der Freiheit: während es, wie gesagt, nur ein Reich der Oberfläche und der Genügsamkeit ist.

[«]

126.

Vergessen. — Dass es ein Vergessen giebt, ist noch nicht bewiesen; was wir wissen, ist allein, dass die Wiedererinnerung nicht in unserer Macht steht. Vorläufig haben wir in diese Lücke unserer Macht jenes Wort „Vergessen“ gesetzt: gleich als ob es ein Vermögen mehr im Register sei. Aber was steht zuletzt in unserer Macht!

— Wenn jenes Wort in einer Lücke unserer Macht steht, sollten nicht die anderen Worte in einer Lücke unseres Wissens um unsere Macht stehen?

[«]

127.

Nach Zwecken. — Von allen Handlungen werden wohl am wenigsten die nach Zwecken verstanden, weil sie immer als die verständlichsten gegolten haben und für unser Bewusstsein das Alltäglichste sind. Die grossen Probleme liegen auf der Gasse.

[«]

128.

Der Traum und die Verantwortlichkeit. — In Allem wollt ihr verantwortlich sein! Nur nicht für eure Träume! Welche elende Schwächlichkeit, welcher Mangel an folgerichtigem Muthe! Nichts ist mehr euer Eigen, als eure Träume! Nichts mehr euer Werk! Stoff, Form, Dauer, Schauspieler, Zuschauer, — in diesen Komödien seid ihr Alles ihr selber! Und hier gerade scheut und schämt ihr euch vor euch, und schon Oedipus, der weise Oedipus wusste sich Trost aus dem Gedanken zu schöpfen, dass wir Nichts für Das können, was wir träumen! Ich schliesse daraus: dass die grosse Mehrzahl der Menschen sich abscheulicher Träume bewusst sein muss. Wäre es anders: wie sehr würde man seine nächtliche Dichterei für den Hochmuth des Menschen ausgebeutet haben! — Muss ich hinzufügen, dass der weise Oedipus Recht hatte, dass wir wirklich nicht für unsere Träume, — aber ebenso wenig für unser Wachen verantwortlich sind, und dass die Lehre von der Freiheit des Willens im Stolz und Machtgefühl des Menschen ihren Vater und ihre Mutter hat? Ich sage diess vielleicht zu oft: aber wenigstens wird es dadurch noch nicht zum Irrthum.

[«]

129.

Der angebliche Kampf der Motive. — Man redet vom „Kampf der Motive“, aber bezeichnet damit einen Kampf, der nicht der Kampf der Motive ist. Nämlich: in unserm überlegenden Bewusstsein treten vor einer That der Reihe nach die Folgen verschiedener Thaten hervor, welche alle wir meinen thun zu können, und wir vergleichen diese Folgen. Wir meinen, zu einer That entschieden zu sein, wenn wir festgestellt haben, dass ihre Folgen die überwiegend günstigeren sein werden; ehe es zu diesem Abschluss unserer Erwägung kommt, quälen wir uns oft redlich, wegen der grossen Schwierigkeit, die Folgen zu errathen, sie in ihrer ganzen Stärke zu sehen und zwar alle, ohne Fehler der Auslassung zu machen: wobei die Rechnung überdiess noch mit dem Zufalle dividirt werden muss. Ja, um das Schwierigste zu nennen: alle die Folgen, die einzeln so schwer festzustellen sind, müssen nun mit einander auf Einer Wage gegen einander abgewogen werden; und so häufig fehlt uns für diese Casuistik des Vortheils die Wage nebst den Gewichten, wegen der Verschiedenheit in der Qualität aller dieser möglichen Folgen. Gesetzt aber, auch damit kämen wir in’s Reine, und der Zufall hätte uns gegenseitig abwägbare Folgen auf die Wage gelegt: so haben wir jetzt in der That im Bilde der Folgen Einer bestimmten Handlung ein Motiv, gerade diese Handlung zu thun, — ja! Ein Motiv! Aber im Augenblicke, da wir schliesslich handeln, werden wir häufig genug von einer anderen Gattung Motiven bestimmt, als es die hier besprochene Gattung, die des „Bildes der Folgen“, ist. Da wirkt die Gewohnheit unseres Kräftespiels, oder ein kleiner Anstoss von einer Person, die wir fürchten oder ehren oder lieben, oder die Bequemlichkeit, welche vorzieht, was vor der Hand liegt zu thun, oder die Erregung der Phantasie, durch das nächste beste kleinste Ereigniss im entscheidenden Augenblick herbeigeführt, es wirkt Körperliches, das ganz unberechenbar auftritt, es wirkt die Laune, es wirkt der Sprung irgend eines Affectes, der gerade zufällig bereit ist, zu springen: kurz, es wirken Motive, die wir zum Theil gar nicht, zum Theil sehr schlecht kennen und die wir nie vorher gegen einander in Rechnung setzen können. Wahrscheinlich, dass auch unter ihnen ein Kampf Statt findet, ein Hin- und Wegtreiben, ein Aufwiegen und Niederdrücken von Gewichttheilen — und diess wäre der eigentliche „Kampf der Motive“: — etwas für uns völlig Unsichtbares und Unbewusstes. Ich habe die Folgen und Erfolge berechnet und damit Ein sehr wesentliches Motiv in die Schlachtreihe der Motive eingestellt, — aber diese Schlachtreihe selber stelle ich ebensowenig auf, als ich sie sehe: der Kampf selber ist mir verborgen, und der Sieg als Sieg ebenfalls; denn wohl erfahre ich, was ich schliesslich thue, — aber welches Motiv damit eigentlich gesiegt hat, erfahre ich nicht. Wohl aber sind wir gewohnt, alle diese unbewussten Vorgänge nicht in Anschlag zu bringen und uns die Vorbereitung einer That nur so weit zu denken, als sie bewusst ist: und so verwechseln wir den Kampf der Motive mit der Vergleichung der möglichen Folgen verschiedener Handlungen, — eine der folgenreichsten und für die Entwickelung der Moral verhängnissvollsten Verwechselungen!

[«]

130.

Zwecke? Willen? — Wir haben uns gewöhnt an zwei Reiche zu glauben, an das Reich der Zwecke und des Willens und an das Reich der Zufälle; in letzterem geht es sinnlos zu, es geht, steht und fällt darin, ohne dass Jemand sagen könnte wesshalb? wozu? — Wir fürchten uns vor diesem mächtigen Reiche der grossen kosmischen Dummheit, denn wir lernen es meistens so kennen, dass es in die andere Welt, in die der Zwecke und Absichten, hineinfällt wie ein Ziegelstein vom Dache, und uns irgend einen schönen Zweck todtschlägt. Dieser Glaube an die zwei Reiche ist eine uralte Romantik und Fabel: wir klugen Zwerge, mit unserem Willen und unseren Zwecken, werden durch die dummen, erzdummen Riesen, die Zufälle, belästigt, über den Haufen gerannt, oft todt getreten, — aber trotz alledem möchten wir nicht ohne die schauerliche Poesie dieser Nachbarschaft sein, denn jene Unthiere kommen oft, wenn uns das Leben im Spinnennetze der Zwecke zu langweilig oder zu ängstlich geworden ist und geben eine erhabene Diversion, dadurch dass ihre Hand einmal das ganze Netz zerreisst, — nicht dass sie es gewollt hätten, diese Unvernünftigen! Nicht dass sie es nur merkten! Aber ihre groben Knochenhände greifen durch unser Netz hindurch, wie als ob es Luft wäre. — Die Griechen nannten diess Reich des Unberechenbaren und der erhabenen ewigen Bornirtheit Moira und stellten es als den Horizont um ihre Götter, über den sie weder hinauswirken, noch -sehen können: mit jenem heimlichen Trotz gegen die Götter, welcher bei mehreren Völkern sich vorfindet, in der Gestalt, dass man sie zwar anbetet, aber einen letzten Trumpf gegen sie in der Hand behält, zum Beispiel wenn man als Inder oder Perser sie sich abhängig vom Opfer der Sterblichen denkt, sodass die Sterblichen schlimmsten Falls die Götter hungern und verhungern lassen können; oder wenn man wie der harte melancholische Skandinavier mit der Vorstellung einer einstmaligen Götter-Dämmerung sich den Genuss der stillen

Rache schafft, zum Entgelt für die beständige Furcht, welche seine bösen Götter ihm machen. Anders das Christenthum mit seinem weder indischen, noch persischen, noch griechischen, noch skandinavischen Grundgefühle, welches den Geist der Macht im Staube anbeten und den Staub noch küssen hiess: diess gab zu verstehen, dass jenes allmächtige „Reich der Dummheit“ nicht so dumm sei wie es aussehe, dass wir vielmehr die Dummen seien, die nicht merkten, dass hinter ihm — der liebe Gott stehe, er, der zwar die dunklen, krummen und wunderbaren Wege liebe, aber zuletzt doch Alles „herrlich hinausführe“. Diese neue Fabel vom lieben Gott, der bisher als Riesengeschlecht oder Moira verkannt worden sei und der Zwecke und Netze selber spinne, feiner noch als die unseres Verstandes — sodass sie demselben unverständlich, ja unverständig erscheinen müssten — diese Fabel war eine so kühne Umkehrung und ein so gewagtes Paradoxum, dass die zu fein gewordene alte Welt nicht zu widerstehen vermochte, so toll und widerspruchsvoll die Sache auch klang; — denn, im Vertrauen gesagt, es war ein Widerspruch darin: wenn unser Verstand den Verstand und die Zwecke Gottes nicht errathen kann, woher errieth er diese Beschaffenheit seines Verstandes? und diese Beschaffenheit von Gottes Verstande? — In der neueren Zeit ist in der That das Misstrauen gross geworden, ob der Ziegelstein, der vom Dache fällt, wirklich von der „göttlichen Liebe“ herabgeworfen werde — und die Menschen fangen wieder an, in die alte Spur der Riesen- und Zwergen-Romantik zurückzugerathen. Lernen wir also, weil es hohe Zeit dazu ist: in unserm vermeintlichen Sonderreiche der Zwecke und der Vernunft regieren ebenfalls die Riesen! Und unsere Zwecke und unsere Vernunft sind keine Zwerge, sondern Riesen! Und unsere eigenen Netze werden durch uns selber ebenso oft und ebenso plump zerrissen wie von dem Ziegelsteine! Und es ist nicht Alles Zweck, was so genannt wird, und noch weniger Alles Wille, was Wille heisst! Und, wenn ihr schliessen wolltet: „es giebt also nur Ein Reich, das der Zufälle und der Dummheit?“ — so ist hinzuzufügen: ja, vielleicht giebt es nur Ein Reich, vielleicht giebt es weder Willen noch Zwecke, und wir haben sie uns eingebildet. Jene eisernen Hände der Nothwendigkeit, welche den Würfelbecher des Zufalls schütteln, spielen ihr Spiel unendliche Zeit: da müssen Würfe vorkommen, die der Zweckässigkeit und Vernünftigkeit jedes Grades vollkommen ähnlich sehen. Vielleicht sind unsere Willensacte, unsere Zwecke nichts Anderes, als eben solche Würfe — und wir sind nur zu beschränkt und zu eitel dazu, unsere äusserste Beschränktheit zu begreifen: die nämlich, dass wir selber mit eisernen Händen den Würfelbecher schütteln, dass wir selber in unseren absichtlichsten Handlungen

Nichts mehr thun, als das Spiel der Nothwendigkeit zu spielen. Vielleicht! — Um über diess Vielleicht hinauszukommen, müsste man schon in der Unterwelt und jenseits aller Oberflächen zu Gaste gewesen sein und am Tische der Persephone mit ihr selber gewürfelt und gewettet haben.

[«]

131.

Die moralischen Moden. — Wie sich die moralischen Gesammt-Urtheile verschoben haben! Diese grössten Wunder der antiken Sittlichkeit, zum Beispiel Epiktet, wussten Nichts von der jetzt üblichen Verherrlichung des Denkens an Andere, des Lebens für Andere; man würde sie nach unserer moralischen Mode geradezu unmoralisch nennen müssen, denn sie haben sich mit allen Kräften für ihr ego und gegen die Mitempfindung mit den Anderen (namentlich mit deren Leiden und sittlichen Gebrechen) gewehrt. Vielleicht dass sie uns antworten würden: „habt ihr an euch selber einen so langweiligen oder hässlichen Gegenstand, so denkt doch ja an Andere mehr, als an euch! Ihr thut gut daran!“

[«]

132.

Die ausklingende Christlichkeit in der Moral. — „On n’est bon que par la pitié: il faut donc qu’il y ait quelque pitié dans tous nos sentiments“ — so klingt jetzt die Moral! Und woher kommt das? — Dass der Mensch der sympathischen, uninteressirten, gemeinnützigen, gesellschaftlichen Handlungen jetzt als der moralische empfunden wird, — das ist vielleicht die allgemeinste Wirkung und Umstimmung, welche das Christenthum in Europa hervorgebracht hat: obwohl sie weder seine Absicht, noch seine Lehre gewesen ist. Aber es war das residuum christlicher Stimmungen, als der sehr entgegengesetzte, streng egoistische Grundglaube an das „Eins ist noth“, an die absolute Wichtigkeit des ewigen persönlichen Heils, mit den Dogmen, auf denen er ruhte, allmählich zurücktrat, und der Nebenglaube an die „Liebe“, an die „Nächstenliebe“, zusammenstimmend mit der ungeheuren Praxis der kirchlichen Barmherzigkeit, dadurch in den Vordergrund gedrängt wurde. Je mehr man sich von den Dogmen loslöste, um so mehr suchte man gleichsam die Rechtfertigung dieser Loslösung in einem Cultus der Menschenliebe: hierin hinter dem christlichen Ideale nicht zurückzubleiben, sondern es womöglich zu überbieten, war ein geheimer Sporn bei allen französischen Freidenkern, von Voltaire bis auf Auguste Comte: und Letzterer hat mit seiner berühmten Moralformel vivre pour autrui in der That das Christenthum überchristlicht. Auf deutschem Boden hat Schopenhauer, auf englischem John Stuart Mill der Lehre von den sympathischen Affectionen und vom Mitleiden oder vom Nutzen Anderer als dem Princip des Handelns die meiste Berühmtheit gegeben: aber sie selber waren nur ein Echo, — jene Lehren sind mit einer gewaltigen Triebkraft überall und in den gröbsten und feinsten Gestalten zugleich aufgeschossen, ungefähr von der Zeit der französischen Revolution an, und alle socialistischen Systeme haben sich wie unwillkürlich auf den gemeinsamen Boden dieser Lehren gestellt. Es giebt vielleicht jetzt kein besser geglaubtes Vorurtheil, als diess: dass man wisse, was eigentlich das Moralische ausmache. Es scheint jetzt Jedermann wohlzuthun, wenn er hört, dass die Gesellschaft auf dem Wege sei, den Einzelnen den allgemeinen Bedürfnissen anzupassen und dass das Glück und zugleich das Opfer des Einzelnen darin liege, sich als ein nützliches Glied und Werkzeug des Ganzen zu fühlen: nur dass man gegenwärtig noch sehr schwankt, worin dieses Ganze zu suchen sei, ob in einem bestehenden oder zu begründenden Staate, oder in der Nation oder in einer Völker-Verbrüderung oder in kleinen neuen wirthschaftlichen Gemeinsamkeiten. Hierüber giebt es jetzt viel Nachdenken, Zweifeln, Kämpfen, viel Aufregung und Leidenschaft; aber wundersam und wohltönend ist die Eintracht in der Forderung, dass das ego sich zu verleugnen habe, bis es, in der Form der Anpassung an das Ganze, auch wieder seinen festen Kreis von Rechten und Pflichten bekomme, — bis es etwas ganz Neues und Anderes geworden sei. Man will nichts Geringeres — ob man es sich nun eingesteht oder nicht —, als eine gründliche Umbildung, ja Schwächung und Aufhebung des Individuums: man wird nicht müde, alles das Böse und Feindselige, das Verschwenderische, das Kostspielige, das Luxushafte in der bisherigen Form des individuellen Daseins aufzuzählen und anzuklagen, man hofft wohlfeiler, ungefährlicher, gleichmässiger, einheitlicher zu wirthschaften, wenn es nur noch grosse Körper und deren Glieder giebt. Als gut wird Alles empfunden, was irgendwie diesem körper- und gliederbildenden Triebe und seinen Hülfstrieben entspricht, diess ist der moralische Grundstrom in unserem Zeitalter; Mitempfindung und sociale Empfindung spielen dabei in einander über. (Kant steht noch ausserhalb dieser Bewegung: er lehrt ausdrücklich, dass wir gegen fremde Leiden unempfindlich sein müssen, wenn unser Wohlthun moralischen Werth haben soll, — was Schopenhauer, sehr ergrimmt, wie man begreifen wird, die Kantische Abgeschmacktheit nennt.)

[«]

133.

„Nicht mehr an sich denken.“ — Man überlege es sich doch recht gründlich: warum springt man Einem, der vor uns in’s Wasser fällt, nach, obschon man ihm gar nicht geneigt ist? Aus Mitleid: man denkt da nur noch an den Anderen, — sagt die Gedankenlosigkeit. Warum empfindet man Schmerz und Unbehagen mit Einem, der Blut speit, während man ihm sogar böse und feindlich gesinnt ist? Aus Mitleid: man denkt dabei eben nicht mehr an sich, — sagt die selbe Gedankenlosigkeit. Die Wahrheit ist: im Mitleid — ich meine in dem, was irreführender Weise gewöhnlich Mitleid genannt zu werden pflegt, — denken wir zwar nicht mehr bewusst an uns, aber sehr stark unbewusst, wie wenn wir beim Ausgleiten eines Fusses, für uns jetzt unbewusst, die zweckmässigsten Gegenbewegungen machen und dabei ersichtlich allen unseren Verstand gebrauchen. Der Unfall des Andern beleidigt uns, er würde uns unserer Ohnmacht, vielleicht unserer Feigheit überführen, wenn wir ihm nicht Abhülfe brächten. Oder er bringt schon an sich eine Verringerung unsrer Ehre vor Anderen oder vor uns selber mit sich. Oder es liegt im Unfalle und Leiden eines Anderen ein Fingerzeig der Gefahr für uns; und schon als Merkmale der menschlichen Gefährdetheit und Gebrechlichkeit überhaupt können sie auf uns peinlich wirken. Diese Art Pein und Beleidigung weisen wir zurück und vergelten sie durch eine Handlung des Mitleidens, in ihr kann eine feine Nothwehr oder auch Rache sein. Dass wir im Grunde stark an uns denken, lässt sich aus der Entscheidung errathen, welche wir in allen den Fällen treffen, wo wir dem Anblicke des Leidenden, Darbenden, Jammernden aus dem Wege gehen können: wir entschliessen uns, es nicht zu thun, wenn wir als die Mächtigeren, Helfenden hinzukommen können, des Beifalls sicher sind, unsern Glücks-Gegensatz empfinden wollen oder auch uns durch den Anblick aus der Langenweile herauszureissen hoffen. Es ist irreführend, das Leid, welches uns bei einem solchen Anblick angethan wird und das sehr verschiedener Art sein kann, Mit-Leid zu benennen, denn unter allen Umständen ist es ein Leid, von dem der vor uns Leidende frei ist: es ist uns zu eigen, wie ihm sein Leiden zu eigen ist. Nur dieses eigne Leid aber ist es, welches wir von uns abthun, wenn wir Handlungen des Mitleidens verüben. Doch thun wir Etwas der Art nie aus Einem Motive; so gewiss wir uns dabei von einem Leiden befreien wollen, so gewiss geben wir bei der gleichen Handlung einem Antriebe der Lust nach, — Lust entsteht beim Anblick eines Gegensatzes unsrer Lage, bei der Vorstellung, helfen zu können, wenn wir nur wollten, bei dem Gedanken an Lob und Erkenntlichkeit, im Falle wir hälfen, bei der Thätigkeit der Hülfe selber, insofern der Act gelingt und als etwas schrittweise Gelingendes dem Ausführenden an sich Ergötzen macht, namentlich aber in der Empfindung, dass unsere Handlung einer empörenden Ungerechtigkeit ein Ziel setzt (schon das Auslassen seiner Empörung erquickt). Diess Alles, Alles, und noch viel Feineres hinzugerechnet, ist „Mitleid“: — wie plump fällt die Sprache mit ihrem Einen Worte über so ein polyphones Wesen her! — Dass dagegen das Mitleiden einartig mit dem Leiden sei, bei dessen Anblick es entsteht, oder dass es ein besonders feines durchdringendes Verstehen für dasselbe habe, diess Beides widerspricht der Erfahrung, und wer es gerade in diesen beiden Hinsichten verherrlicht hat, dem fehlte eben auf diesem Bereiche des Moralischen die ausreichende Erfahrung. Das ist mein Zweifel bei all den unglaublichen Dingen, welche Schopenhauer vom Mitleide zu berichten weiss: er, der uns damit zum Glauben an seine grosse Neuigkeit bringen möchte, das Mitleiden — eben das von ihm so mangelhaft beobachtete, so schlecht beschriebene Mitleiden — sei die Quelle aller und jeder ehemaligen und zukünftigen moralischen Handlung — und gerade um der Fähigkeiten willen, die er ihm erst angedichtet hat. — Was unterscheidet schliesslich die Menschen ohne Mitleid von den mitleidigen? Vor Allem — um auch hier nur im Groben zu zeichnen — haben sie nicht die reizbare Phantasie der Furcht, das feine Vermögen der Witterung für Gefahr; auch ist ihre Eitelkeit nicht so schnell beleidigt, wenn Etwas geschieht, das sie verhindern könnten (ihre Vorsicht des Stolzes gebietet ihnen, sich nicht unnütz in fremde Dinge zu mischen, ja sie lieben es von sich selbst aus, dass Jeder sich selber helfe und seine eigenen Karten spiele). Zudem sind sie an das Ertragen von Schmerzen meistens gewöhnter, als die Mitleidigen; auch will es ihnen nicht so unbillig dünken, dass Andere leiden, da sie selber gelitten haben. Zuletzt ist ihnen der Zustand der Weichherzigkeit peinlich, wie den Mitleidigen der Zustand des stoischen Gleichmuthes; sie belegen ihn mit herabsetzenden Worten und meinen, dass ihre Männlichkeit und kalte Tapferkeit dabei in Gefahr sei, — sie verheimlichen die Thräne vor Anderen und wischen sie ab, unwillig über sich selber. Es ist eine andere Art von Egoisten, als die Mitleidigen; — sie aber im ausgezeichneten Sinne böse, und die Mitleidigen gut zu nennen, ist Nichts, als eine moralische Mode, welche ihre Zeit hat: wie auch die umgekehrte Mode ihre Zeit gehabt hat, und eine lange Zeit!

[«]

134.

In wie fern man sich vor dem Mitleiden zu hüten hat. — Das Mitleiden, sofern es wirklich Leiden schafft — und diess sei hier unser einziger Gesichtspunct —, ist eine Schwäche, wie jedes Sich-verlieren an einen schädigenden Affect. Es vermehrt das Leiden in der Welt: mag mittelbar auch hie und da in Folge des Mitleidens ein Leiden verringert oder gehoben werden, so darf man diese gelegentlichen und im Ganzen unbedeutenden Folgen nicht benutzen, um sein Wesen zu rechtfertigen, welches, wie gesagt, schädigend ist. Gesetzt, es herrschte auch nur Einen Tag: so gienge die Menschheit an ihm sofort zu Grunde. An sich hat es so wenig einen guten Charakter, wie irgend ein Trieb: erst dort, wo es gefordert und gelobt wird — und diess geschieht dort, wo man das Schädigende in ihm nicht begreift, aber eine Quelle der Lust darin entdeckt —, hängt sich ihm das gute Gewissen an, erst dann giebt man sich ihm gern hin und scheut nicht seine Kundgebung. Unter anderen Verhältnissen, wo begriffen wird, dass es schädigend ist, gilt es als Schwäche: oder, wie bei den Griechen, als ein krankhafter periodischer Affect, dem man durch zeitweilige willkürliche Entladungen seine Gefährlichkeit nehmen könne. — Wer einmal, versuchsweise, den Anlässen zum Mitleiden im praktischen Leben eine Zeitlang absichtlich nachgeht und sich alles Elend, dessen er in seiner Umgebung habhaft werden kann, immer vor die Seele stellt, wird unvermeidlich krank und melancholisch. Wer aber gar als Arzt in irgend einem Sinne der Menschheit dienen will, wird gegen jene Empfindung sehr vorsichtig werden müssen, — sie lähmt ihn in allen entscheidenden Augenblicken und unterbindet sein Wissen und seine hülfreiche feine Hand.

[«]

135.

Das Bemitleidetwerden. — Unter Wilden denkt man mit moralischem Schauder an's Bemitleidetwerden: da ist man aller Tugend bar. Mitleid-gewähren heisst so viel wie Verachten: ein verächtliches Wesen will man nicht leiden sehen, es gewährt diess keinen Genuss. Dagegen einen Feind leiden zu sehen, den man als ebenbürtig-stolz anerkennt und der unter Martern seinen Stolz nicht preisgiebt, und überhaupt jedes Wesen, welches sich nicht zum Mitleid-Anrufen, das heisst zur schmählichsten und tiefsten Demüthigung verstehen will, — das ist ein Genuss der Genüsse, dabei erhebt sich die Seele des Wilden zur Bewunderung: er tödtet zuletzt einen solchen Tapferen, wenn er es in der Hand hat, und giebt ihm, dem Ungebrochenen, seine letzte Ehre: hätte er gejammert, den Ausdruck des kalten Hohnes aus dem Gesichte verloren, hätte er sich verächtlich gezeigt, — nun, so hätte er leben bleiben dürfen, wie ein Hund, — er hätte den Stolz des Zuschauenden nicht mehr gereizt und an Stelle der Bewunderung wäre Mitleiden getreten.

[«]

136.

Das Glück im Mitleiden. — Wenn man, wie die Inder, als Ziel der ganzen intellectuellen Thätigkeit die Erkenntniss des menschlichen Elendes aufstellt und durch viele Geschlechter des Geistes hindurch einem solchen entsetzlichen Vorsatze treu bleibt: so bekommt endlich, im Auge solcher Menschen des erblichen Pessimismus', das Mitleiden einen neuen Werth, als lebenerhaltende Macht, um das Dasein doch auszuhalten, ob es gleich werth erscheint, vor Ekel und Grausen weggeworfen zu werden. Mitleiden wird das Gegenmittel gegen den Selbstmord, als eine Empfindung, welche Lust enthält und Überlegenheit in kleinen Dosen zu kosten giebt: es zieht von uns ab, macht das Herz voll, verscheucht die Furcht und die Erstarrung, regt zu Worten, Klagen und Handlungen an, — es ist verhältnissmässig ein Glück, gemessen am Elende der Erkenntniss, welche das Individuum von allen Seiten in die Enge und Dunkelheit treibt und ihm den Athem nimmt. Glück aber, welches es auch sei, giebt Luft, Licht und freie Bewegung.

[«]

137.

Warum das „Ich“ verdoppeln! — Unsere eigenen Erlebnisse mit dem Auge ansehen, mit dem wir sie anzusehen pflegen, wenn es die Erlebnisse Anderer sind, — diess beruhigt sehr und ist eine rathsame Medicin. Dagegen die Erlebnisse Anderer so ansehen und aufnehmen, wie als ob sie die unseren wären — die Forderung einer Philosophie des Mitleidens —, diess würde uns zu Grunde richten, und in sehr kurzer Zeit: man mache doch nur den Versuch damit und phantasire nicht länger! Gewiss ist ausserdem jene erste Maxime der Vernunft und dem guten Willen zur Vernünftigkeit gemässer, denn wir urtheilen über den Werth und Sinn eines Ereignisses objectiver, wenn es an Anderen hervortritt und nicht an uns: zum Beispiel über den Werth eines Sterbefalles, eines Geldverlustes, einer Verleumdung. Mitleiden als Princip des Handelns, mit der Forderung: leide <so an dem Übel des Andern, wie er selber> leidet, brächte dagegen mit sich, dass der Ich-Gesichtspunct, mit seiner Übertreibung und Ausschweifung, auch noch der Gesichtspunct des Anderen, des Mitleidenden, werden müsste: sodass wir an unserem Ich und am Ich des Anderen zugleich zu leiden hätten und uns derart freiwillig mit einer doppelten Unvernunft beschwerten, anstatt die Last der eigenen so gering wie möglich zu machen.

[«]

138.

Das Zärtlicherwerden. — Wenn wir Jemanden lieben, ehren, bewundern und nun, hinterher, finden, dass er leidet, — immer mit grossem Erstaunen, weil wir nicht anders denken, als dass unser von ihm herströmendes Glück aus einem überreichen Borne eigenen Glückes komme, — so ändert sich unser Gefühl der Liebe, Verehrung und Bewunderung in etwas Wesentlichem: es wird zärtlicher, das heisst: die Kluft zwischen ihm und uns scheint sich zu überbrücken, eine Annäherung an Gleichheit scheint Statt zu finden. Jetzt erst gilt es uns als möglich, ihm zurückgeben zu können, während er früher über unsere Dankbarkeit erhaben in unserer Vorstellung lebte. Es macht uns dieses Zurückgebenkönnen eine grosse Freude und Erhebung. Wir suchen zu errathen, was seinen Schmerz lindert, und geben ihm diess; will er tröstliche Worte, Blicke, Aufmerksamkeiten, Dienste, Geschenke, — wir geben es; vor Allem aber: will er uns leidend über sein Leid, so geben wir uns als leidend, haben aber bei alledem den Genuss der thätigen Dankbarkeit: als welche, kurz gesagt, die gute Rache ist. Will und nimmt er gar Nichts von uns an, so gehen wir erkältet und traurig, fast gekränkt fort: es ist, als ob unsere Dankbarkeit zurückgewiesen würde, — und in diesem Ehrenpuncte ist der Gütigste noch kitzlich. — Aus dem Allen folgt, dass, selbst für den günstigsten Fall, im Leiden etwas Erniedrigendes und im Mitleiden etwas Erhöhendes und Überlegenheit-Gebendes liegt; was beide Empfindungen auf ewig von einander trennt.

[«]

139.

Angeblich höher! — Ihr sagt, die Moral des Mitleidens sei eine höhere Moral, als die des Stoicismus'? Beweist es! aber bemerkt, dass über „höher“ und „niedriger“ in der Moral nicht wiederum nach moralischen Ellen abzumessen ist: denn es giebt keine absolute Moral. Nehmt also die Maassstäbe anders woher und — nun seht euch vor!

[«]

140.

Loben und Tadeln. — Läuft ein Krieg unglücklich aus, so frägt man nach Dem, der „Schuld“ am Kriege sei; geht er siegreich zu Ende, so preist man seinen Urheber. Die Schuld wird überall gesucht, wo ein Misserfolg ist; denn dieser bringt eine Verstimmung mit sich, gegen welche das einzige Heilmittel unwillkürlich angewendet wird: eine neue Erregung des Machtgefühls — und diese findet sich in der Verurtheilung des „Schuldigen“. Dieser Schuldige ist nicht etwa der Sündenbock der Schuld Anderer: er ist das Opfer der Schwachen, Gedemüthigten, Herabgestimmten, welche irgend woran sich beweisen wollen, dass sie noch Stärke haben. Auch sich selber verurtheilen kann ein Mittel sein, nach einer Niederlage sich zum Gefühl der Stärke zu verhelfen. — Dagegen ist die Verherrlichung des Urhebers oftmals das ebenso blinde Ergebniss eines anderen Triebes, der sein Opfer haben will, — und diessmal riecht das Opfer dem

Opferthiere selber süss und einladend —: wenn nämlich das Gefühl der Macht in einem Volke, in einer Gesellschaft durch einen grossen und bezaubernden Erfolg überfüllt ist und eine Ermüdung am Siege eintritt, so giebt man von seinem Stolze ab; es erhebt sich das Gefühl der Hingebung und sucht sich sein Object. — Ob wir getadelt oder gelobt werden, wir sind gewöhnlich dabei die Gelegenheiten, und allzuoft die willkürlich am Schopf gefassten und herbeigeschleppten Gelegenheiten für unsere Nächsten, den in ihnen angeschwollenen Trieb des Tadelns oder Lobens ausströmen zu lassen: wir erzeigen ihnen in beiden Fällen eine Wohlthat, an der wir kein Verdienst und für die sie keinen Dank haben.

[«]

141.

Schöner, aber weniger werth. — Malerische Moralität: das ist die Moralität der steil aufschiessenden Affecte, der schroffen Übergänge, der pathetischen, eindringlichen, furchtbaren, feierlichen Gebärden und Töne. Es ist die halbwilde Stufe der Moralität: man lasse sich durch ihren ästhetischen Reiz nicht verlocken, ihr einen höheren Rang anzuweisen.

[«]

142.

Mitempfindung. — Um den Anderen zu verstehen, das heisst, um sein Gefühl in uns nachzubilden, gehen wir zwar häufig auf den Grund seines so und so bestimmten Gefühls zurück und fragen zum Beispiel: warum ist er betrübt? — um dann aus dem selben Grunde selber betrübt zu werden; aber viel gewöhnlicher ist es, diess zu unterlassen und das Gefühl nach den Wirkungen, die es am Anderen übt und zeigt, in uns zu erzeugen, indem wir den Ausdruck seiner Augen, seiner Stimme, seines Ganges, seiner Haltung (oder gar deren Abbild in Wort, Gemälde, Musik) an unserem Leibe nachbilden (mindestens bis zu einer leisen Ähnlichkeit des Muskelspiels und der Innervation). Dann entsteht in uns ein ähnliches Gefühl, in Folge einer alten Association von Bewegung und Empfindung, welche darauf eingedrillt ist, rückwärts und vorwärts zu laufen. In dieser

Geschicklichkeit, die Gefühle des Andern zu verstehen, haben wir es sehr weit gebracht, und fast unwillkürlich sind wir in Gegenwart eines Menschen immer in der Übung dieser Geschicklichkeit: man sehe sich namentlich das Linienspiel in den weiblichen Gesichtern an, wie es ganz vom unaufhörlichen Nachbilden und Wiederspiegeln dessen, was um sie herum empfunden wird, erzittert und glänzt. Am deutlichsten aber zeigt uns die Musik, welche Meister wir im schnellen und feinen Errathen von Gefühlen und in der Mitempfindung sind: wenn nämlich Musik ein Nachbild vom Nachbild von Gefühlen ist und doch, trotz dieser Entfernung und Unbestimmtheit, uns noch oft genug derselben theilhaftig macht, sodass wir traurig werden, ohne den geringsten Anlass zur Trauer, wie vollkommene Narren, blos weil wir Töne und Rhythmen hören, welche irgendwie an den Stimmklang und die Bewegung von Trauernden, oder gar von deren Gebräuchen, erinnern. Man erzählt von einem dänischen König, dass er von der Musik eines Sängers so in kriegerische Begeisterung hineingerissen wurde, dass er aufsprang und fünf Personen seines versammelten Hofstaates tödtete: es gab keinen Krieg, keinen Feind, vielmehr von Allem das Gegentheil, aber die vom Gefühle zur Ursache zurückschliessende Kraft war stark genug, um den Augenschein und die Vernunft zu überwältigen. Allein, diess ist eben fast immer die Wirkung der Musik (gesetzt, dass sie eben wirkt —) und man braucht so paradoxer Fälle nicht, um diess einzusehen: der Zustand des Gefühls, in den uns die Musik bringt, ist fast jedesmal im Widerspruch mit dem Augenschein unserer wirklichen Lage und der Vernunft, welche diese wirkliche Lage und ihre Ursachen erkennt. — Fragen wir, wodurch die Nachbildung der Gefühle Anderer uns so geläufig geworden ist, so bleibt kein Zweifel über die Antwort: der Mensch, als das furchtsamste aller Geschöpfe, vermöge seiner feinen und zerbrechlichen Natur, hat in seiner Furchtsamkeit die Lehrmeisterin jener Mitempfindung, jenes schnellen Verständnisses für das Gefühl des Andern (auch des Thieres) gehabt. In langen Jahrtausenden sah er in allem Fremden und Belebten eine Gefahr: er bildete sofort bei einem solchen Anblick den Ausdruck der Züge und der Haltung nach und machte seinen Schluss über die Art der bösen Absicht hinter diesen Zügen und dieser Haltung. Dieses Ausdeuten aller Bewegungen und Linien auf Absichten hat der Mensch sogar auf die Natur der unbeseelten Dinge angewendet — im Wahne, dass es nichts Unbeseeltes gebe: ich glaube, Alles, was wir Naturgefühl nennen, beim Anblick von Himmel, Flur, Fels, Wald, Gewitter, Sternen, Meer, Landschaft, Frühling, hat hier seine Herkunft, — ohne die uralte Übung der Furcht, diess Alles auf einen zweiten dahinterliegenden Sinn hin zu sehen, hätten wir jetzt keine Freude an der Natur, wie wir keine Freude an Mensch und Thier haben würden, ohne jene Lehrmeisterin des Verstehens, die Furcht. Die Freude und das angenehme Erstaunen, endlich das Gefühl des Lächerlichen, sind nämlich die später geborenen Kinder der Mitempfindung und die viel jüngeren Geschwister der Furcht. — Die Fähigkeit des raschen Verstehens — welche somit auf der Fähigkeit beruht, sich rasch zu verstellen — nimmt bei stolzen selbstherrlichen Menschen und Völkern ab, weil sie weniger Furcht haben: dagegen sind alle Arten des Verstehens und Sich-Verstellens unter den ängstlichen Völkern zu Hause; hier ist auch die rechte Heimath der nachahmenden Künste und der höheren Intelligenz. — Wenn ich von einer solchen Theorie der Mitempfindung aus, wie ich sie hier vorschlage, an die jetzt gerade beliebte und heilig gesprochene Theorie eines mystischen Processes denke, vermöge dessen das Mitleid aus zwei Wesen eines macht und dergestalt dem einen das unmittelbare Verstehen des anderen ermöglicht: wenn ich mich erinnere, dass ein so heller Kopf wie der Schopenhauer's an solchem schwärmerischen und nichtswürdigen Krimskrams seine Freude hatte und diese Freude wieder auf helle und halbhelle Köpfe übergepflanzt hat: so weiss ich der Verwunderung und des Erbarmens kein Ende. Wie gross muss unsere Lust am unbegreiflichen Unsinn sein! Wie nahe dem Verrückten steht immer noch der ganze Mensch, wenn er auf seine geheimen intellectuellen Wünsche hinhört! — (Wofür eigentlich fühlte sich Schopenhauer gegen Kant so dankbar gestimmt, so tief verpflichtet? Es verräth sich einmal ganz unzweideutig: Jemand hatte davon gesprochen, wie dem kategorischen Imperative Kant's die qualitas occulta genommen und er begreiflich gemacht werden könne. Darüber bricht Schopenhauer in diese Worte aus: „Begreiflichkeit des kategorischen Imperativs! Grundverkehrter Gedanke! Ägyptische Finsterniss! Das verhüte der Himmel, dass der nicht noch begreiflich werde! Eben dass es ein Unbegreifliches giebt, dass dieser Jammer des Verstandes und seine Begriffe begränzt, bedingt, endlich, trüglich ist; diese Gewissheit ist Kant's grosses Geschenk." — Man erwäge, ob Jemand einen guten Willen zur Erkenntniss der moralischen Dinge hat, der von vornherein durch den Glauben an die Unbegreiflichkeit dieser Dinge sich beseligt fühlt! Einer, der noch ehrlich an Erleuchtungen von Oben, an Magie und Geistererscheinungen und die metaphysische Hässlichkeit der Kröte glaubt!)

[«]

143.

Wehe, wenn dieser Trieb erst wüthet! — Gesetzt, der Trieb der Anhänglichkeit und Fürsorge für Andere (die „sympathische Affection“) wäre doppelt so stark, als er ist, so wäre es gar nicht auf der Erde auszuhalten. Man bedenke doch nur, was Jeder aus Anhänglichkeit und Fürsorge für sich selber an Thorheiten begeht, täglich und stündlich, und wie unausstehlich er dabei anzusehen ist: wie wäre es, wenn wir für Andere das Object dieser Thorheiten und Zudringlichkeiten würden, mit denen sie sich bisher nur selber heimgesucht haben! Würde man dann nicht blindlings flüchten, sobald ein „Nächster“ uns nahe käme? Und die sympathische Affection mit ebenso bösen Worten belegen, mit denen wir jetzt den Egoismus belegen?

[«]

144.

Die Ohren vor dem Jammer zuhalten. — Wenn wir uns durch den Jammer und das Leiden der anderen Sterblichen verdüstern lassen und unsern eigenen Himmel mit Wolken bedecken, wer hat dann die Folgen dieser Verdüsterung zu tragen? Eben doch die anderen Sterblichen, und zu allen ihren Lasten noch hinzu! Wir können weder hülfreich noch erquicklich für sie sein, wenn wir das Echo ihres Jammers sein wollen, ja auch wenn wir immer nur nach ihm hin unser Ohr richten, — es sei denn, dass wir die Kunst der Olympier erlernten und uns fürderhin am Unglück der Menschen erbauten, anstatt daran unglücklich zu werden. Das ist aber etwas zu olympierhaft für uns: obwohl wir, mit dem Genuss der Tragödie, schon einen Schritt nach diesem idealischen Götter-Kanibalenthum gethan haben.

[«]

145.

„Unegoistisch!“ — Jener ist hohl und will voll werden, Dieser ist überfüllt und will sich ausleeren, — Beide treibt es, sich ein Individuum zu suchen, das ihnen dazu dient. Und diesen Vorgang, im höchsten Sinne verstanden, nennt man beidemal mit Einem Worte: Liebe, — wie? die Liebe sollte etwas Unegoistisches sein?

[«]

146.

Auch über den Nächsten hinweg. — Wie? Das Wesen des wahrhaft Moralischen liege darin, dass wir die nächsten und unmittelbarsten Folgen unserer Handlungen für den Anderen in's Auge fassen und uns darnach entscheiden? Diess ist nur eine enge und kleinbürgerliche Moral, wenn es auch Moral sein mag: aber höher und freier scheint es mir gedacht, auch über diese nächsten Folgen für den Anderen hinwegzusehen und entferntere Zwecke unter Umständen auch durch das Leid des Anderen zu fördern, — zum Beispiel die Erkenntniss zu fördern, auch trotz der Einsicht, dass unsere Freigeisterei zunächst und unmittelbar die Anderen in Zweifel, Kummer und Schlimmeres werfen wird. Dürfen wir unseren Nächsten nicht wenigstens so behandeln, wie wir uns behandeln? Und wenn wir bei uns nicht so eng und kleinbürgerlich an die unmittelbaren Folgen und Leiden denken: warum müssten wir es bei ihm thun? Gesetzt, wir hätten den Sinn der Aufopferung für uns: was würde uns verbieten, den Nächsten mit aufzuopfern? — so wie es bisher der Staat und der Fürst thaten, die den einen Bürger den anderen zum Opfer brachten, „der allgemeinen Interessen wegen“, wie man sagte. Aber auch wir haben allgemeine und vielleicht allgemeinere Interessen: warum sollten den kommenden Geschlechtern nicht einige Individuen der gegenwärtigen Geschlechter zum Opfer gebracht werden dürfen? sodass ihr Gram, ihre Unruhe, ihre Verzweiflung, ihre Fehlgriffe und Angstschritte für nöthig befunden würden, weil eine neue Pflugschar den Boden brechen und fruchtbar für Alle machen solle? — Endlich: wir theilen zugleich die Gesinnung an den Nächsten mit, in der er sich als Opfer fühlen kann, wir überreden ihn zu der Aufgabe, für die wir ihn benützen. Sind wir denn ohne Mitleid? Aber wenn wir auch über unser Mitleid hinweg gegen uns selber den Sieg erringen wollen, ist diess nicht eine höhere und freiere Haltung und Stimmung, als jene, bei der man sich sicher fühlt, wenn man herausgebracht hat, ob eine Handlung dem Nächsten wohl oder wehe thut? Wir dagegen würden doch durch das Opfer — in welchem wir und die Nächsten einbegriffen sind — das allgemeine Gefühl der menschlichen

Macht stärken und höher heben, gesetzt auch, dass wir nicht Mehr erreichten. Aber schon diess wäre eine positive Vermehrung des Glückes. — Zuletzt, wenn diess sogar — — doch hier kein Wort mehr! Ein Blick genügt, ihr habt mich verstanden.

[«]

147.

Ursache des „Altruismus“. — Von der Liebe haben die Menschen im Ganzen desshalb so emphatisch und vergöttlichend gesprochen, weil sie Wenig davon gehabt haben und sich niemals an dieser Kost satt essen durften: so wurde sie ihnen „Götterkost“. Möge ein Dichter einmal im Bilde einer Utopie die allgemeine Menschenliebe als vorhanden zeigen: gewiss, er wird einen qualvollen und lächerlichen Zustand zu beschreiben haben, dessengleichen die Erde noch nicht sah, — Jedermann nicht von Einem Liebenden umschwärmt, belästigt und ersehnt, wie es jetzt vorkommt, sondern von Tausenden, ja von Jedermann, vermöge eines unbezwingbaren Triebes, den man dann ebenso beschimpfen und verfluchen wird, wie es die ältere Menschheit mit der Selbstsucht gethan hat; und die Dichter jenes Zustandes, wenn man ihnen zum Dichten die Ruhe lässt, von Nichts träumend als von der seligen liebelosen Vergangenheit, der göttlichen Selbstsucht, der einstmals auf Erden noch möglichen Einsamkeit, Ungestörtheit, Unbeliebtheit, Gehasstheit, Verachtetheit und wie immer die ganze Niedertracht unserer lieben Thierwelt heisst, in der wir leben.

[«]

148.

Ausblick in die Ferne. — Sind nur die Handlungen moralisch, wie man wohl definirt hat, welche um des Anderen willen und nur um seinetwillen gethan werden, so giebt es keine moralischen Handlungen! Sind nur die Handlungen moralisch — wie eine andere Definition lautet —, welche in Freiheit des Willens gethan werden, so giebt es ebenfalls keine moralischen Handlungen! — Und was ist also Das, was man so nennt und das doch jedenfalls existirt und erklärt sein will? Es sind die Wirkungen einiger intellectueller Fehlgriffe. — Und gesetzt, man machte sich von diesen Irrthümern frei, was würde aus den „moralischen Handlungen“? — Vermöge dieser Irrthümer theilten wir bisher einigen Handlungen einen höheren Werth zu, als sie haben: wir trennten sie von den „egoistischen“ und den „unfreien“ Handlungen ab. Wenn wir sie jetzt diesen wieder zuordnen, wie wir thun müssen, so verringern wir gewiss ihren Werth (ihr Werthgefühl), und zwar unter das billige Maass hinab, weil die „egoistischen“ und „unfreien“ Handlungen bisher zu niedrig geschätzt wurden, auf Grund jener angeblichen tiefsten und innerlichsten Verschiedenheit. — So werden gerade sie von jetzt ab weniger oft gethan werden, weil sie von nun an weniger geschätzt werden? — Unvermeidlich! Wenigstens für eine gute Zeit, so lange die Wage des Werthgefühls unter der Reaction früherer Fehler steht! Aber unsere Gegenrechnung ist die, dass wir den Menschen den guten Muth zu den als egoistisch verschrieenen Handlungen zurückgeben und den Werth derselben wiederherstellen, — wir rauben diesen das böse Gewissen! Und da diese bisher weit die häufigsten waren und in alle Zukunft es sein werden, so nehmen wir dem ganzen Bilde der Handlungen und des Lebens seinen bösen Anschein! Diess ist ein sehr hohes Ergebniss! Wenn der Mensch sich nicht mehr für böse hält, hört er auf, es zu sein!

[«]

Drittes Buch.

149.

Kleine abweichende Handlungen thun noth! — In den Angelegenheiten der Sitte auch einmal wider seine bessere Einsicht handeln; hier in der Praxis nachgeben und sich die geistige Freiheit vorbehalten; es so machen wie Alle und damit Allen eine Artigkeit und Wohlthat erweisen, zur Entschädigung gleichsam für das Abweichende unserer Meinungen: — das gilt bei vielen leidlich freigesinnten Menschen nicht nur als unbedenklich, sondern als „honett“, „human“, „tolerant“, „nicht pedantisch“, und wie die schönen Worte lauten mögen, mit denen das intellectuelle Gewissen in Schlaf gesungen wird: und so bringt Dieser sein Kind zur christlichen Taufe herzu und ist dabei Atheist, und Jener thut Kriegsdienste wie alle Welt, so sehr er auch den Völkerhass verdammt, und ein Dritter läuft mit einem Weibchen in die Kirche, weil es eine fromme Verwandtschaft hat, und macht Gelübde vor einem Priester, ohne sich zu schämen. „Es ist nicht wesentlich, wenn Unsereiner auch thut, was Alle immerdar thun und gethan haben“ — so klingt das grobe Vorurtheil! Der grobe Irrthum! Denn es giebt nichts Wesentlicheres, als wenn das bereits Mächtige, Altherkömmliche und vernunftlos Anerkannte durch die Handlung eines anerkannt Vernünftigen noch einmal bestätigt wird: damit erhält es in den Augen Aller, die davon hören, die Sanction der Vernunft selber! Alle Achtung vor eueren Meinungen! Aber kleine abweichende Handlungen sind mehr werth!

[«]

150.

Der Zufall der Ehen. — Wäre ich ein Gott, und ein wohlwollender Gott, so würden mich die Ehen der Menschen mehr als alles Andere ungeduldig machen. Weit, weit kann ein Einzelner vorwärts kommen, in seinen siebenzig, ja in seinen dreissig Jahren, — es ist zum Erstaunen, selbst für Götter! Aber sieht man dann, wie er das Erbe und Vermächtniss dieses Ringens und Siegens, den Lorber seiner Menschlichkeit, an den ersten besten Ort aufhängt, wo ihn ein Weiblein zerpflückt; sieht man, wie gut er zu erringen, wie schlecht zu bewahren versteht, ja wie er gar nicht daran denkt, dass er vermittelst der Zeugung ein noch siegreicheres Leben vorbereiten könne: so wird man, wie gesagt, ungeduldig und sagt sich „es kann aus der Menschheit auf die Dauer Nichts werden, die Einzelnen werden verschwendet, der Zufall der Ehen macht alle Vernunft eines grossen Ganges der Menschheit unmöglich; — hören wir auf, die eifrigen Zuschauer und Narren dieses Schauspiels ohne Ziel zu sein!“ — In dieser Stimmung zogen sich einstmals die Götter Epikur’s in ihre göttliche Stille und Seligkeit zurück: sie waren der Menschen und ihrer Liebeshändel müde.

[«]

151.

Hier sind neue Ideale zu erfinden. — Es sollte nicht erlaubt sein, im Zustande der Verliebtheit einen Entschluss über sein Leben zu fassen und einer heftigen Grille wegen den Charakter seiner Gesellschaft ein für allemal festzusetzen: man sollte die Schwüre der Liebenden öffentlich für ungültig erklären und ihnen die Ehe verweigern: — und zwar, weil man die Ehe unsäglich wichtiger nehmen sollte! so dass sie in solchen Fällen, wo sie bisher zu Stande kam, für gewöhnlich gerade nicht zu Stande käme! Sind nicht die meisten Ehen der Art, dass man keinen Dritten als Zeugen wünscht? Und gerade dieser Dritte fehlt fast nie — das Kind — und ist mehr als ein Zeuge, nämlich der Sündenbock!

[«]

152.

Eidformel. — „Wenn ich jetzt lüge, so bin ich kein anständiger Mensch mehr, und Jeder soll es mir in’s Gesicht sagen dürfen.“ — Diese Formel empfehle ich an Stelle des gerichtlichen Eides und der üblichen Anrufung Gottes dabei: sie ist stärker. Auch der Fromme hat keinen Grund, sich ihr zu widersetzen: sobald nämlich der bisherige Eid nicht mehr hinreichend nützt, muss der Fromme auf seinen Katechismus hören, welcher vorschreibt „du sollst den Namen Gottes deines Herrn nicht unnützlich führen!“

[«]

153.

Ein Unzufriedener. — Das ist einer jener alten Tapferen: er ärgert sich über die Civilisation, weil er meint, dieselbe ziele darauf, alle guten Dinge, Ehren, Schätze, schöne Weiber, — auch den Feigen zugänglich zu machen.

[«]

154.

Trost der Gefährdeten. — Die Griechen, in einem Leben, welches grossen Gefahren und Umstürzen sehr nahe stand, suchten im Nachdenken und Erkennen eine Art Sicherheit des Gefühls und letztes refugium. Wir, in einem unvergleichlich sichreren Zustande, haben die Gefährlichkeit in’s Nachdenken und Erkennen getragen, und erholen und beruhigen uns von ihr am Leben.

[«]

155.

Erloschene Skepsis. — Kühne Wagnisse sind in der neuen Zeit seltener, als in der alten und mittelalterlichen, — wahrscheinlich desshalb, weil die neue Zeit nicht mehr den Glauben an Vorzeichen, Orakel, Gestirne und Wahrsager hat. Das heisst: wir sind dazu unfähig geworden, an eine uns bestimmte Zukunft zu glauben, so wie die Alten glaubten, welche — anders, als wir — in Beziehung auf Das, was kommt, viel weniger Skeptiker waren, als in Beziehung auf Das, was da ist.

[«]

156.

Aus Übermuth böse. — „Dass wir uns nur nicht zu wohl fühlen!“ — das war die heimliche Herzensangst der Griechen in der guten Zeit. Desshalb predigten sie sich das Maass. Und wir!

[«]

157.

Cultus der „Naturlaute“. — Wohin weist es, dass unsere Cultur gegen die Aeusserungen des Schmerzes, gegen Thränen, Klagen, Vorwürfe, Gebärden der Wuth oder der Demüthigung, nicht nur geduldig ist, dass sie dieselben gut heisst und unter die edleren Unvermeidlichkeiten rechnet? — während der Geist der antiken Philosophie mit Verachtung auf sie sah und ihnen durchaus keine Nothwendigkeit zuerkannte. Man erinnere sich doch, wie Plato — das heisst: keiner von den unmenschlichsten Philosophen — von dem Philoktet der tragischen Bühne redet. Sollte unsrer modernen Cultur vielleicht „die Philosophie“ fehlen? Sollten wir, nach der Abschätzung jener alten Philosophen, vielleicht sammt und sonders zum „Pöbel“ gehören?

[«]

158.

Clima des Schmeichlers. — Die hündischen Schmeichler muss man jetzt nicht mehr in der Nähe der Fürsten suchen, — diese haben alle den militärischen Geschmack, und der Schmeichler geht wider diesen. Aber in der Nähe der Banquiers und Künstler wächst jene Blume auch jetzt noch.

[«]

159.

Die Todtenerwecker. — Eitle Menschen schätzen ein Stück Vergangenheit von dem Augenblick an höher, von dem an sie es nachzuempfinden vermögen (zumal wenn diess schwierig ist), ja sie wollen es womöglich jetzt wieder von den Todten erwecken. Da der Eiteln aber immer eine Unzahl da ist, so ist die Gefahr der historischen Studien, sobald eine ganze Zeit ihnen obliegt, in der That nicht gering: es wird zu viel Kraft an alle möglichen Todten-Erweckungen weggeworfen. Vielleicht versteht man die ganze Bewegung der Romantik am besten aus diesem Gesichtspuncte.

[«]

160.

Eitel, begehrlich und wenig weise. — Eure Begierden sind grösser, als euer Verstand, und eure Eitelkeit ist noch grösser, als eure Begierden, — solchen Menschen, wie ihr seid, ist von Grund aus recht viel christliche Praxis und dazu ein Wenig Schopenhauerische Theorie anzurathen!

[«]

161.

Schönheit gemäss dem Zeitalter. — Wenn unsere Bildhauer, Maler und Musiker den Sinn der Zeit treffen wollen, so müssen sie die Schönheit gedunsen, riesenhaft und nervös bilden: so wie die Griechen, im Banne ihrer Moral des Maasses, die Schönheit als Apollo vom Belvedere sahen und bildeten. Wir sollten ihn eigentlich hässlich nennen! Aber die albernen „Classicisten“ haben uns um alle Ehrlichkeit gebracht!

[«]

162.

Die Ironie der Gegenwärtigen. — Augenblicklich ist es Europäer-Art, alle grossen Interessen mit Ironie zu behandeln, weil man vor Geschäftigkeit in ihrem Dienste keine Zeit hat, sie ernst zu nehmen.

[«]

163.

Gegen Rousseau. — Wenn es wahr ist, dass unsere Civilisation etwas Erbärmliches an sich hat: so habt ihr die Wahl, mit Rousseau weiterzuschliessen „diese erbärmliche Civilisation ist Schuld an unserer schlechten Moralität“ oder gegen Rousseau zurückzuschliessen „unsere gute Moralität ist Schuld an dieser Erbärmlichkeit der Civilisation. Unsere schwachen, unmännlichen gesellschaftlichen Begriffe von gut und böse und die ungeheuere Überherrschaft derselben über Leib und Seele haben alle Leiber und alle Seelen endlich schwach gemacht und die selbständigen, unabhängigen, unbefangenen Menschen, die Pfeiler einer starken Civilisation, zerbrochen: wo man der schlechten Moralität jetzt noch begegnet, da sieht man die letzten Trümmer dieser Pfeiler.“ So stehe denn Paradoxon gegen Paradoxon! Unmöglich kann hier die Wahrheit auf beiden Seiten sein: und ist sie überhaupt auf einer von beiden? Man prüfe.

[«]

164.

Vielleicht verfrüht. — Gegenwärtig scheint es so, dass unter allerhand falschen irreführenden Namen und zumeist in grosser Unklarheit von Seiten Derer, welche sich nicht an die bestehenden Sitten und Gesetze gebunden halten, die ersten Versuche gemacht werden, sich zu organisiren und damit sich ein Recht zu schaffen: während sie bisher, als Verbrecher, Freidenker, Unsittliche, Bösewichte verschrieen, unter dem Banne der Vogelfreiheit und des schlechten Gewissens, verderbt und verderbend, lebten. Diess sollte man im Ganzen und Grossen billig und gut finden, wenn es auch das kommende Jahrhundert zu einem gefährlichen macht und Jedem das Gewehr um die Schulter hängt: schon damit eine Gegenmacht da ist, die immer daran erinnert, dass es keine allein-moralisch-machende Moral giebt und dass jede ausschliesslich sich selber bejahende Sittlichkeit zu viel gute Kraft tödtet und der Menschheit zu theuer zu stehen kommt. Die Abweichenden, welche so häufig die Erfinderischen und Fruchtbaren sind, sollen nicht mehr geopfert werden; es soll nicht einmal mehr für schändlich gelten, von der Moral abzuweichen, in Thaten und Gedanken; es sollen zahlreiche neue Versuche des Lebens und der Gemeinschaft gemacht werden; es soll eine ungeheuere Last von schlechtem Gewissen aus der Welt geschafft werden, — diese allgemeinsten Ziele sollten von allen Redlichen und Wahrheitsuchenden anerkannt und gefördert werden!

[«]

165.

Welche Moral nicht langweilt. — Die sittlichen Hauptgebote, die ein Volk sich immer wieder lehren und vorpredigen lässt, stehen in Beziehung zu seinen Hauptfehlern, und desshalb werden sie ihm nicht langweilig. Die Griechen, denen die Mässigung, der kalte Muth, der gerechte Sinn und überhaupt die Verständigkeit allzuoft abhanden kamen, hatten ein Ohr für die vier sokratischen Tugenden, — denn man hatte sie so nöthig und doch gerade für sie so wenig Talent!

[«]

166.

Am Scheidewege. — Pfui! ihr wollt in ein System hinein, wo man entweder Rad sein muss, voll und ganz, oder unter die Räder geräth! wo es sich von selber versteht, dass Jeder Das ist, wozu er von Oben her gemacht wird! Wo das Suchen nach „Connexion“ zu den natürlichen Pflichten gehört! wo Keiner sich beleidigt fühlt, wenn er auf einen Mann mit dem Winke aufmerksam gemacht wird „er kann Ihnen einmal nützen“; wo man sich nicht schämt, Besuche zu machen, um die Fürsprache einer Person zu erbitten! wo man nicht einmal ahnt, wie man sich durch eine geflissentliche Einordnung in solche Sitten ein für allemal als geringe Töpferwaare der Natur bezeichnet hat, welche Andere verbrauchen und zerbrechen dürfen, ohne sich sehr dafür verantwortlich zu fühlen; gleich als ob man sagte: „an solcher Art, wie ich bin, wird es nie Mangel geben: nehmt mich hin! Ohne Umstände!“ —

[«]

167.

Die unbedingten Huldigungen. — Wenn ich an den gelesensten deutschen Philosophen, an den gehörtesten deutschen Musiker und an den angesehensten deutschen Staatsmann denke, so muss ich mir eingestehen: es wird den Deutschen, diesem Volke der unbedingten Gefühle, jetzt recht sauer gemacht, und zwar von ihren eigenen grossen Männern. Es giebt da dreimal ein prachtvolles Schauspiel zu sehen: jedesmal einen Strom, in seinem eigenen, selbstgegrabenen Strombette, und so mächtig bewegt, dass es öfter scheinen könnte, als wollte er den Berg hinaufströmen. Und dennoch, wie weit man seine Verehrung auch treiben möge: wer möchte nicht gern anderer Meinung sein, als Schopenhauer, im Ganzen und Grossen! — Und wer könnte jetzt Einer Meinung mit Richard Wagner sein, im Ganzen und im Kleinen? so wahr es auch sein mag, was Jemand gesagt hat, dass überall, wo er Anstoss nimmt und wo er Anstoss giebt, ein Problem vergraben liegt, — genug, er selber bringt es nicht an das Licht. — Und endlich, wie Viele möchten von ganzem Herzen mit Bismarck Einer Meinung sein, wenn er selber nur mit sich Einer Meinung wäre oder auch nur Miene machte, es fürderhin zu sein! Zwar: ohne Grundsätze, aber mit Grundtrieben, ein beweglicher Geist im Dienste starker Grundtriebe, und eben desshalb ohne Grundsätze, — das sollte an einem Staatsmanne nichts Auffälliges haben, vielmehr als das Rechte und Naturgemässe gelten; aber leider war es bisher so durchaus nicht deutsch! ebenso wenig, als Lärm um Musik, und Missklang und Missmuth um den Musiker, ebenso wenig, als die neue und ausserordentliche Stellung, welche Schopenhauer wählte: nämlich weder über den Dingen, noch auf den Knieen vor den Dingen — beides hätte noch deutsch heissen können —, sondern gegen die Dinge! Unglaublich! Und unangenehm! Sich in Eine Reihe mit den Dingen stellen und doch als ihr Gegner, zu guterletzt gar als der Gegner seiner selber! — was kann der unbedingte Verehrer mit einem solchen Vorbilde anfangen! Und was überhaupt mit drei solchen Vorbildern, die unter einander selber nicht Frieden halten wollen! Da ist Schopenhauer ein Gegner der Musik Wagner's, und Wagner ein Gegner der Politik Bismarck's, und Bismarck ein Gegner aller Wagnerei und Schopenhauerei! Was bleibt da zu thun! Wohin sich mit seinem Durste nach der „Huldigung in Bausch und Bogen" flüchten! Könnte man sich vielleicht aus der Musik des Musikers einige hundert Tacte guter Musik auslesen, die sich Einem an's Herz legen und denen man sich gern an's Herz legt, weil sie ein Herz haben, — könnte man mit diesem kleinen Raub bei Seite gehen und den ganzen Rest — vergessen? Und ein eben solches Abkommen in Hinsicht des Philosophen und des Staatsmannes ausfindig machen, — auslesen, sich an's

Herz legen und namentlich den Rest vergessen? Ja, wenn nur das Vergessen nicht so schwer wäre! Da gab es einen sehr stolzen Menschen, der durchaus nur von sich selber Etwas annehmen wollte, Gutes und Schlimmes: als er aber das Vergessen nöthig hatte, konnte er es sich selber nicht geben, sondern musste dreimal die Geister beschwören; sie kamen, sie hörten sein Verlangen, und zuletzt sagten sie: „nur diess gerade steht nicht in unserer Macht!“ Sollten die Deutschen sich die Erfahrung Manfred’s nicht zu Nutze machen? Warum erst noch die Geister beschwören! Es ist unnütz, man vergisst nicht, wenn man vergessen will. Und wie gross wäre „der Rest“, den man hier, von diesen drei Grössen der Zeit, vergessen müsste, um fürderhin ihr Verehrer in Bausch und Bogen sein zu können! Da ist es doch räthlicher, die gute Gelegenheit zu benutzen und etwas Neues zu versuchen: nämlich in der Redlichkeit gegen sich selber zuzunehmen und aus einem Volke des gläubigen Nachsprechens und der bitterbösen blinden Feindseligkeit ein Volk der bedingten Zustimmung und der wohlwollenden Gegnerschaft zu werden; zunächst aber zu lernen, dass unbedingte Huldigungen vor Personen etwas Lächerliches sind, dass hierin Umlernen auch für Deutsche nicht unrühmlich ist, und dass es einen tiefen, beherzigenswerthen Spruch giebt: „Ce qui importe, ce ne sont point les personnes: mais les choses.“ Dieser Spruch ist wie Der, welcher ihn sprach, gross, brav, einfach und schweigsam, — ganz wie Carnot, der Soldat und der Republicaner. — Aber darf man jetzt so von einem Franzosen zu Deutschen sprechen, noch dazu von einem Republicaner? Vielleicht nicht; ja, vielleicht darf man nicht einmal daran erinnern, was Niebuhr seiner Zeit den Deutschen sagen durfte: Niemand habe ihm so sehr den Eindruck der wahren Grösse gegeben, als Carnot.

[«]

168.

Ein Vorbild. — Was liebe ich an Thukydides, was macht, dass ich ihn höher ehre, als Plato? Er hat die umfänglichste und unbefangenste Freude an allem Typischen des Menschen und der Ereignisse und findet, dass zu jedem Typus ein Quantum guter Vernunft gehört: diese sucht er zu entdecken. Er hat eine grössere praktische Gerechtigkeit, als Plato; er ist kein Verlästerer und Verkleinerer der Menschen, die ihm nicht gefallen oder die ihm im Leben wehe gethan haben. Im Gegentheil: er sieht etwas Grosses in alle Dinge und Personen hinein und zu ihnen hinzu, indem er nur Typen sieht; was hätte auch die ganze Nachwelt, der er sein Werk weiht, mit dem zu schaffen, was nicht typisch wäre! So kommt in ihm, dem Menschen-Denker, jene Cultur der unbefangensten Weltkenntniss zu einem letzten herrlichen Ausblühen, welche in Sophokles ihren Dichter, in Perikles ihren Staatsmann, in Hippokrates ihren Arzt, in Demokrit ihren Naturforscher hatte: jene Cultur, welche auf den Namen ihrer Lehrer, der Sophisten, getauft zu werden verdient und leider von diesem Augenblicke der Taufe an uns auf einmal blass und unfassbar zu werden beginnt, — denn nun argwöhnen wir, es müsse eine sehr unsittliche Cultur gewesen sein, gegen welche ein Plato mit allen sokratischen Schulen kämpfte! Die Wahrheit ist hier so verzwickt und verhäkelt, dass es Widerwillen macht, sie aufzudröseln: so laufe der alte Irrthum (error veritate simplicior) seinen alten Weg!

[«]

169.

Das Griechische uns sehr fremd. — Orientalisch oder Modern, Asiatisch oder Europäisch: im Verhältniss zum Griechischen ist diesem Allem die Massenhaftigkeit und der Genuss an der grossen Quantität als der Sprache des Erhabenen zu eigen, während man in Pästum, Pompeji und Athen und vor der ganzen griechischen Architektur so erstaunt darüber wird, mit wie kleinen Massen die Griechen etwas Erhabenes auszusprechen wissen und auszusprechen lieben. — Ebenfalls: wie einfach waren in Griechenland die Menschen sich selber in ihrer Vorstellung! Wie weit übertreffen wir sie in der Menschenkenntniss! Wie labyrinthisch aber auch nehmen sich unsere Seelen und unsere Vorstellungen von den Seelen gegen die ihrigen aus! Wollten und wagten wir eine Architektur nach unserer Seelen-Art (wir sind zu feige dazu!) — so müsste das Labyrinth unser Vorbild sein! Die uns eigene und uns wirklich aussprechende Musik lässt es schon errathen! (In der Musik nämlich lassen sich die Menschen gehen, weil sie wähnen, es sei Niemand da, der sie selber unter ihrer Musik zu sehen vermöge.)

[«]

170.

Andere Perspective des Gefühles. — Was ist unser Geschwätz von den Griechen! Was verstehen wir denn von ihrer Kunst, deren Seele — die Leidenschaft für die männliche nackte Schönheit ist! — Erst von da aus empfanden sie die weibliche Schönheit. So hatten sie also für sie eine völlig andere Perspective, als wir. Und ähnlich stand es mit ihrer Liebe zum Weibe: sie verehrten anders, sie verachteten anders.

[«]

171.

Die Ernährung des modernen Menschen. — Er versteht Vieles, ja fast Alles zu verdauen, — es ist seine Art Ehrgeiz: aber er würde höherer Ordnung sein, wenn er diess gerade nicht verstünde; homo pamphagus ist nicht die feinste Species. Wir leben zwischen einer Vergangenheit, die einen verrückteren und eigensinnigeren Geschmack hatte, als wir, und einer Zukunft, die vielleicht einen gewählteren haben wird, — wir leben zu sehr in der Mitte.

[«]

172.

Tragödie und Musik. — Männer in einer kriegerischen Grundverfassung des Gemüths, wie zum Beispiel die Griechen in der Zeit des Äschylus, sind schwer zu rühren, und wenn das Mitleiden einmal über ihre Härte siegt, so ergreift es sie wie ein Taumel und gleich einer „dämonischen Gewalt“, — sie fühlen sich dann unfrei und von einem religiösen Schauder erregt. Hinterher haben sie ihre Bedenken gegen diesen Zustand; so lange sie in ihm sind, geniessen sie das Entzücken des Ausser-sich-seins und des Wunderbaren, gemischt mit dem bittersten Wermuth des Leidens: es ist das so recht ein Getränk für Krieger, etwas Seltenes, Gefährliches und Bittersüsses, das Einem nicht leicht zu Theil wird. — An Seelen, die so das Mitleiden empfinden, wendet sich die Tragödie, an harte und kriegerische Seelen, welche man schwer besiegt, sei es durch Furcht, sei es durch Mitleid, welchen es aber nütze ist, von Zeit zu Zeit erweicht zu werden: aber was soll die Tragödie Denen, welche den „sympathischen Affectionen“ offen stehen wie die Segel den Winden! Als die Athener weicher und empfindsamer geworden waren, zur Zeit Plato’s, — ach, wie ferne waren sie noch von der Rührseligkeit unserer Gross- und Kleinstädter! — aber doch klagten schon die Philosophen über die Schädlichkeit der Tragödie. Ein Zeitalter voller Gefahren, wie das eben beginnende, in welchem die Tapferkeit und Männlichkeit im Preise steigen, wird vielleicht allmählich die Seelen wieder so hart machen, dass tragische Dichter ihnen noth thun: einstweilen aber waren diese ein Wenig überflüssig, — um das mildeste Wort zu gebrauchen. — So kommt vielleicht auch für die Musik noch einmal das bessere Zeitalter (gewiss wird es das bösere sein!), dann, wenn die Künstler sich mit ihr an streng persönliche, in sich harte, vom dunklen Ernste eigener Leidenschaft beherrschte Menschen zu wenden haben: aber was soll die Musik diesen heutigen allzubeweglichen, unausgewachsenen, halbpersönlichen, neugierigen und nach Allem lüsternen Seelchen des verschwindenden Zeitalters?

[«]

173.

Die Lobredner der Arbeit. — Bei der Verherrlichung der „Arbeit“, bei dem unermüdlichen Reden vom „Segen der Arbeit“ sehe ich den selben Hintergedanken, wie bei dem Lobe der gemeinnützigen unpersönlichen Handlungen: den der Furcht vor allem Individuellen. Im Grunde fühlt man jetzt, beim Anblick der Arbeit — man meint immer dabei jene harte Arbeitsamkeit von früh bis spät —, dass eine solche Arbeit die beste Polizei ist, dass sie Jeden im Zaume hält und die Entwickelung der Vernunft, der Begehrlichkeit, des Unabhängigkeitsgelüstes kräftig zu hindern versteht. Denn sie verbraucht ausserordentlich viel Nervenkraft und entzieht dieselbe dem Nachdenken, Grübeln, Träumen, Sorgen, Lieben, Hassen, sie stellt ein kleines Ziel immer in’s Auge und gewährt leichte und regelmässige Befriedigungen. So wird eine Gesellschaft, in welcher fortwährend hart gearbeitet wird, mehr Sicherheit haben: und die Sicherheit betet man jetzt als die oberste Gottheit an. — Und nun! Entsetzen! Gerade der „Arbeiter“ ist gefährlich geworden! Es wimmelt von „gefährlichen Individuen“! Und hinter ihnen die Gefahr der Gefahren — das individuum!

[«]

174.

Moralische Mode einer handeltreibenden Gesellschaft. — Hinter dem Grundsatze der jetzigen moralischen Mode: „moralische Handlungen sind die Handlungen der Sympathie für Andere“ sehe ich einen socialen Trieb der Furchtsamkeit walten, welcher sich in dieser Weise intellectuell vermummt: dieser Trieb will, als Oberstes, Wichtigstes, Nächstes, dass dem Leben alle Gefährlichkeit genommen werde, welche es früher hatte und dass daran Jeder und mit allen Kräften helfen solle: desshalb dürfen nur Handlungen, welche auf die gemeinsame Sicherheit und das Sicherheitsgefühl der Gesellschaft abzielen, das Prädicat „gut“ bekommen! — Wie wenig Freude müssen doch jetzt die Menschen an sich haben, wenn eine solche Tyrannei der Furchtsamkeit ihnen das oberste Sittengesetz vorschreibt, wenn sie es sich so widerspruchslos anbefehlen lassen, über sich, neben sich wegzusehen, aber für jeden Nothstand, für jedes Leiden anderwärts Luchs-Augen zu haben! Sind wir denn bei einer solchen ungeheuren Absichtlichkeit, dem Leben alle Schärfen und Kanten abzureiben, nicht auf dem besten Wege, die Menschheit zu Sand zu machen? Sand! Kleiner, weicher, runder, unendlicher Sand! Ist das euer Ideal, ihr Herolde der sympathischen Affectionen? — Inzwischen bleibt selbst die Frage unbeantwortet, ob man dem Anderen mehr nützt, indem man ihm unmittelbar fortwährend beispringt und hilft — was doch nur sehr oberflächlich geschehen kann, wo es nicht zu einem tyrannischen Übergreifen und Umbilden wird — oder indem man aus sich selber Etwas formt, was der Andere mit Genuss sieht, etwa einen schönen, ruhigen, in sich abgeschlossenen Garten, welcher hohe Mauern gegen die Stürme und den Staub der Landstrassen, aber auch eine gastfreundliche Pforte hat.

[«]

175.

Grundgedanke einer Cultur der Handeltreibenden. — Man sieht jetzt mehrfach die Cultur einer Gesellschaft im Entstehen, für welche das Handeltreiben ebenso sehr die Seele ist, als der persönliche Wettkampf es für die älteren Griechen und als Krieg, Sieg und Recht es für die Römer waren. Der Handeltreibende versteht Alles zu taxiren, ohne es zu machen, und zwar zu taxiren nach dem Bedürfnisse der Consumenten, nicht nach seinem eigenen persönlichsten Bedürfnisse; „wer und wie Viele consumiren diess?“ ist seine Frage der Fragen. Diesen Typus der Taxation wendet er nun instinctiv und immerwährend an: auf Alles, und so auch auf die Hervorbringungen der Künste und Wissenschaften, der Denker, Gelehrten, Künstler, Staatsmänner, der Völker und Parteien, der ganzen Zeitalter: er fragt bei Allem, was geschaffen wird, nach Angebot und Nachfrage, um für sich den Werth einer Sache festzusetzen. Diess zum Charakter einer ganzen Cultur gemacht, bis in’s Unbegränzte und Feinste durchgedacht und allem Wollen und Können aufgeformt: das ist es, worauf ihr Menschen des nächsten Jahrhunderts stolz sein werdet: wenn die Propheten der handeltreibenden Classe Recht haben, dieses in euren Besitz zu geben! Aber ich habe wenig Glauben an diese Propheten. Credat Judaeus Apella — mit Horaz zu reden.

[«]

176.

Die Kritik über die Väter. — Warum verträgt man jetzt die Wahrheit schon über die jüngste Vergangenheit? Weil immer schon eine neue Generation da ist, die sich im Gegensatz zu dieser Vergangenheit fühlt und die Erstlinge des Gefühles der Macht in dieser Kritik geniesst. Ehemals wollte umgekehrt die neue Generation sich auf die ältere gründen, und sie begann sich zu fühlen, indem sie die Ansichten der Väter nicht nur annahm, sondern womöglich strenger nahm. Die Kritik über die Väter war damals lasterhaft: jetzt beginnen die jüngeren Idealisten damit.

[«]

177.

Einsamkeit lernen. — Oh, ihr armen Schelme in den grossen Städten der Weltpolitik, ihr jungen, begabten, vom Ehrgeiz gemarterten Männer, welche es für ihre Pflicht halten, zu allen Begebenheiten — es begiebt sich immer Etwas —

ihr Wort zu sagen! Welche, wenn sie auf diese Art Staub und Lärm machen, glauben, der Wagen der Geschichte zu sein! Welche, weil sie immer horchen, immer auf den Augenblick passen, wo sie ihr Wort hineinwerfen können, jede ächte Productivität verlieren! Mögen sie auch noch so begehrlich nach grossen Werken sein: die tiefe Schweigsamkeit der Schwangerschaft kommt nie zu ihnen! Das Ereigniss des Tages jagt sie wie Spreu vor sich her, während sie meinen, das Ereigniss zu jagen, — die armen Schelme! — Wenn man einen Helden auf der Bühne abgeben will, darf man nicht daran denken, Chorus zu machen, ja, man darf nicht einmal wissen, wie man Chorus macht.

[«]

178.

Die Täglich-Abgenützten. — Diesen jungen Männern fehlt es weder an Charakter, noch an Begabung, noch an Fleiss: aber man hat ihnen nie Zeit gelassen, sich selber eine Richtung zu geben, vielmehr sie von Kindesbeinen an gewöhnt, eine Richtung zu empfangen. Damals, als sie reif genug waren, um „in die Wüste geschickt zu werden“, that man etwas Anderes, — man benutzte sie, man entwendete sie sich selber, man erzog sie zu dem täglichen Abgenutztwerden, man machte ihnen eine Pflichtenlehre daraus — und jetzt können sie es nicht mehr entbehren und wollen es nicht anders. Nur darf man diesen armen Zugthieren ihre „Ferien“ nicht versagen — wie man es nennt, diess Musse-Ideal eines überarbeiteten Jahrhunderts: wo man einmal nach Herzenslust faulenzen und blödsinnig und kindisch sein darf.

[«]

179.

So wenig als möglich Staat! — Alle politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse sind es nicht werth, dass gerade die begabtesten Geister sich mit ihnen befassen dürften und müssten: ein solcher Verbrauch des Geistes ist im Grunde schlimmer, als ein Nothstand. Es sind und bleiben Gebiete der Arbeit für die geringeren Köpfe, und andere als die geringen Köpfe sollten dieser Werkstätte nicht zu Diensten stehen: möge lieber die Maschine wieder einmal in Stücke gehen! So wie es aber jetzt steht, wo nicht nur Alle täglich darum glauben wissen zu müssen, sondern auch Jedermann alle Augenblicke dafür thätig sein will und seine eigene Arbeit darüber im Stiche lässt, ist es ein grosser und lächerlicher Wahnsinn. Man bezahlt die „allgemeine Sicherheit“ viel zu theuer um diesen Preis: und, was das Tollste ist, man bringt überdiess das Gegentheil der allgemeinen Sicherheit damit hervor, wie unser liebes Jahrhundert zu beweisen unternimmt: als ob es noch nie bewiesen wäre! Die Gesellschaft diebessicher und feuerfest und unendlich bequem für jeden Handel und Wandel zu machen und den Staat zur Vorsehung im guten und schlimmen Sinne umzuwandeln, — diess sind niedere, mässige und nicht durchaus unentbehrliche Ziele, welche man nicht mit den höchsten Mitteln und Werkzeugen erstreben sollte, die es überhaupt giebt, — den Mitteln, die man eben für die höchsten und seltensten Zwecke sich aufzusparen hätte! Unser Zeitalter, so viel es von Ökonomie redet, ist ein Verschwender: es verschwendet das Kostbarste, den Geist.

[«]

180.

Die Kriege. — Die grossen Kriege der Gegenwart sind die Wirkungen des historischen Studiums.

[«]

181.

Regieren. — Die Einen regieren, aus Lust am Regieren; die Andern, um nicht regiert zu werden: — Diesen ist es nur das geringere von zwei Übeln.

[«]

182.

Die grobe Consequenz. — Man sagt mit grosser Auszeichnung: „das ist ein Charakter!“ — ja! wenn er grobe Consequenz zeigt, wenn die Consequenz auch dem stumpfen Auge einleuchtet! Aber sobald ein feinerer und tieferer Geist waltet und auf seine höhere Weise folgerichtig ist, leugnen die Zuschauer das Vorhandensein des Charakters. Desshalb spielen verschlagene Staatsmänner ihre Komödie gewöhnlich hinter einem Deckmantel der groben Consequenz.

[«]

183.

Die Alten und die Jungen. — „Es ist etwas Unmoralisches an den Parlamenten — so denkt Der und Jener immer noch —, denn man darf da auch Ansichten gegen die Regierung haben!“ — „Man muss immer die Ansicht von der Sache haben, welche der gnädige Herr befiehlt“ — das ist das elfte Gebot in manchem braven alten Kopfe, namentlich im nördlichen Deutschland. Man lacht darüber wie über eine veraltete Mode: aber ehemals war es die Moral! Vielleicht, dass man auch wieder einmal über Das lacht, was jetzt, unter dem parlamentarisch erzogenen jüngeren Geschlechte als moralisch gilt: nämlich die Politik der Partei über die eigne Weisheit zu stellen und jede Frage des öffentlichen Wohles so zu beantworten, wie es gerade guten Wind für die Segel der Partei macht. „Man muss die Ansicht von der Sache haben, welche die Situation der Partei erheischt“ — so würde der Kanon lauten. Im Dienste einer solchen Moral giebt es jetzt jede Art von Opfer, Selbstüberwindung und Martyrium.

[«]

184.

Der Staat als Erzeugniss der Anarchisten. — In den Ländern der gebändigten Menschen giebt es immer noch genug von den rückständigen und ungebändigten: augenblicklich sammeln sie sich in den socialistischen Lagern mehr als irgendwo anders. Sollte es dazu kommen, dass diese einmal Gesetze geben, so kann man darauf rechnen, dass sie sich an eine eiserne Kette legen und furchtbare Disciplin üben werden: — sie kennen sich! Und sie werden diese Gesetze aushalten, im Bewusstsein, dass sie selber dieselben gegeben haben, — das Gefühl der Macht, und dieser Macht, ist zu jung und entzückend für sie, als dass sie nicht Alles um seinetwillen litten.

[«]

185.

Bettler. — Man soll die Bettler abschaffen: denn man ärgert sich, ihnen zu geben, und ärgert sich, ihnen nicht zu geben.

[«]

186.

Geschäftsleute. — Euer Geschäft — das ist euer grösstes Vorurtheil, es bindet euch an euren Ort, an eure Gesellschaft, an eure Neigungen. Im Geschäft fleissig, — aber im Geiste faul, mit eurer Dürftigkeit zufrieden und die Schürze der Pflicht über diese Zufriedenheit gehängt: so lebt ihr, so wollt ihr eure Kinder!

[«]

187.

Aus einer möglichen Zukunft. — Ist ein Zustand undenkbar, wo der Übelthäter sich selber zur Anzeige bringt, sich selber seine Strafe öffentlich dictirt, im stolzen Gefühle, dass er so das Gesetz ehrt, das er selber gemacht hat, dass er seine Macht ausübt, indem er sich straft, die Macht des Gesetzgebers; er kann sich einmal vergehen, aber er erhebt sich durch die freiwillige Strafe über sein Vergehen, er wischt das Vergehen durch Freimüthigkeit, Grösse und Ruhe nicht nur aus: er thut eine öffentliche Wohlthat hinzu. — Diess wäre der Verbrecher einer möglichen Zukunft, welcher freilich auch eine Gesetzgebung der Zukunft voraussetzt, des Grundgedankens: „ich beuge mich nur dem Gesetze, welches ich selber gegeben habe, im Kleinen und Grossen.“ Es müssen so viele Versuche noch gemacht werden! Es muss so manche Zukunft noch an’s Licht kommen!

[«]

188.

Rausch und Ernährung. — Die Völker werden so sehr betrogen, weil sie immer einen Betrüger suchen, nämlich einen aufregenden Wein für ihre Sinne. Wenn sie nur den haben können, dann nehmen sie wohl mit schlechtem Brode fürlieb. Der Rausch gilt ihnen mehr, als die Nahrung, — hier ist der Köder, an dem sie immer anbeissen werden! Was sind ihnen Männer, aus ihrer Mitte gewählt — und seien es die sachkundigsten Praktiker — gegen glänzende Eroberer, oder alte prunkhafte Fürstenhäuser! Mindestens muss der Volksmann ihnen Eroberungen und Prunk in Aussicht stellen: so findet er vielleicht Glauben. Sie gehorchen immer, und thun noch mehr, als gehorchen, vorausgesetzt, dass sie sich dabei berauschen können! Man darf ihnen selbst die Ruhe und das Vergnügen nicht anbieten, ohne den Lorberkranz und seine verrückt machende Kraft darin. Dieser pöbelhafte Geschmack, welcher den Rausch wichtiger nimmt, als die Ernährung, ist aber keineswegs in der Tiefe des Pöbels entstanden: er ist vielmehr dorthin getragen, dorthin verpflanzt und dort nur noch am meisten rückständig und üppig aufschiessend, während er von den höchsten Intelligenzen her seinen Ursprung nimmt und Jahrtausende lang in ihnen geblüht hat. Das Volk ist der letzte wilde Boden, auf dem dieses glänzende Unkraut noch gedeihen kann. — Wie! Und ihm gerade sollte man die Politik anvertrauen? Damit es sich aus ihr seinen täglichen Rausch mache?

[«]

189.

Von der grossen Politik. — Soviel auch der Nutzen und die Eitelkeit, von Einzelnen wie von Völkern, in der grossen Politik mitwirken mögen: das gewaltigste Wasser, das sie vorwärts treibt, ist das Bedürfniss des Machtgefühls, welches nicht nur in den Seelen der Fürsten und Mächtigen, sondern nicht zum geringsten Theil gerade in den niederen Schichten des Volkes aus unversieglichen Quellen von Zeit zu Zeit hervorstösst. Es kommt immer wieder die Stunde, wo die Masse ihr Leben, ihr Vermögen, ihr Gewissen, ihre Tugend daranzusetzen bereit ist, um jenen ihren höchsten Genuss sich zu schaffen und als siegreiche, tyrannisch willkürliche Nation über andere Nationen zu schalten (oder sich schaltend zu denken). Da quellen die verschwenderischen, aufopfernden, hoffenden, vertrauenden, überverwegenen, phantastischen Gefühle so reichlich herauf, dass der ehrgeizige oder klug vorsorgende Fürst einen Krieg vom Zaune brechen und das gute Gewissen des Volkes seinem Unrecht unterschieben kann. Die grossen Eroberer haben immer die pathetische Sprache der Tugend im Munde geführt: sie hatten immer Massen um sich, welche sich im Zustande der Erhebung befanden und nur die erhobenste Sprache hören wollten. Wunderliche Tollheit der moralischen Urtheile! Wenn der Mensch im Gefühle der Macht ist, so fühlt und nennt er sich gut: und gerade dann fühlen und nennen ihn die Anderen, an denen er seine Macht auslassen muss, böse! — Hesiod hat in der Fabel von den Menschenaltern das selbe Zeitalter, das der homerischen Helden, zweimal hinter einander gemalt und zwei aus einem gemacht: von Denen aus gesehen, welche unter dem ehernen, entsetzlichen Druck dieser abenteuernden Gewaltmenschen standen oder durch ihre Vorfahren davon wussten, erschien es böse: aber die Nachkommen dieser ritterlichen Geschlechter verehrten in ihm eine gute alte, selig-halbselige Zeit. Da wusste sich der Dichter nicht anders zu helfen, als er gethan hat, — er hatte wohl Zuhörer beider Gattungen um sich!

[«]

190.

Die ehemalige deutsche Bildung. — Als die Deutschen den anderen Völkern Europa’s anfiengen interessant zu werden — es ist nicht zu lange her —, geschah es vermöge einer Bildung, die sie jetzt nicht mehr besitzen, ja die sie mit einem blinden Eifer abgeschüttelt haben, wie als ob sie eine Krankheit gewesen sei: und doch wussten sie nichts Besseres dagegen einzutauschen, als den politischen und nationalen Wahnsinn. Freilich haben sie mit ihm erreicht, dass sie den anderen Völkern noch weit interessanter geworden sind, als sie es damals durch ihre Bildung waren: und so mögen sie ihre Zufriedenheit haben! Inzwischen ist nicht zu leugnen, dass jene deutsche Bildung die Europäer genarrt hat und dass sie eines solchen Interesses, ja einer solchen Nachahmung und wetteifernden Aneignung nicht werth war. Man sehe sich heute einmal nach Schiller, Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher, Hegel, Schelling um, man lese ihre Briefwechsel und führe sich in den grossen Kreis ihrer Anhänger ein: was ist ihnen gemeinsam, was an ihnen wirkt auf uns, wie wir jetzt sind, bald so unausstehlich, bald so rührend und bemitleidenswerth? Einmal die Sucht, um jeden Preis moralisch erregt zu erscheinen; sodann das Verlangen nach glänzenden knochenlosen Allgemeinheiten, nebst der Absicht auf ein Schöner-sehen-wollen in Bezug auf Alles (Charaktere, Leidenschaften, Zeiten, Sitten), — leider „schön“ nach einem schlechten verschwommenen Geschmack, der sich nichtsdestoweniger griechischer Abkunft rühmte. Es ist ein weicher, gutartiger, silbern glitzernder Idealismus, welcher vor Allem edel verstellte Gebärden und edel verstellte Stimmen haben will, ein Ding, ebenso anmaasslich als harmlos, beseelt vom herzlichsten Widerwillen gegen die „kalte“ oder „trockene“ Wirklichkeit, gegen die Anatomie, gegen die vollständigen Leidenschaften, gegen jede Art philosophischer Enthaltsamkeit und Skepsis, zumal aber gegen die Naturerkenntniss, sofern sie sich nicht zu einer religiösen Symbolik gebrauchen liess. Diesem Treiben der deutschen Bildung sah Goethe zu, in seiner Art: danebenstehend, mild widerstrebend, schweigsam, sich auf seinem eignen, besseren Wege immer mehr bestärkend. Dem sah etwas später auch Schopenhauer zu, — ihm war viel wirkliche Welt und Teufelei der Welt wieder sichtbar geworden, und er sprach davon ebenso grob als begeistert: denn diese Teufelei hat ihre Schönheit! — Und was verführte im Grunde die Ausländer, dass sie dem nicht so zusahen, wie Goethe und Schopenhauer, oder einfach davon absahen? Es war jener matte Glanz, jenes räthselhafte Milchstrassen-Licht, welches um diese Bildung leuchtete: dabei sagte sich der Ausländer „Das ist uns sehr, sehr ferne, da hört für uns Sehen, Hören, Verstehen, Geniessen, Abschätzen auf; trotzdem könnten es Sterne sein! Sollten die Deutschen in aller Stille eine Ecke des Himmels entdeckt und sich dort niedergelassen haben? Man muss suchen, den Deutschen näher zu kommen.“ Und man kam ihnen näher: während kaum viel später die selben Deutschen sich zu bemühen anfiengen, den Milchstrassen-Glanz von sich abzustreifen; sie wussten zu gut, dass sie nicht im Himmel gewesen waren, — sondern in einer Wolke!

[«]

191.

Bessere Menschen! — Man sagt mir, unsere Kunst wende sich an die gierigen, unersättlichen, ungebändigten, verekelten, zerquälten Menschen der Gegenwart und zeige ihnen ein Bild von Seligkeit, Höhe und Entweltlichung neben dem Bilde ihrer Wüstheit: sodass sie einmal vergessen und aufathmen können, ja vielleicht den Antrieb zur Flucht und Umkehr mit aus jenem Vergessen zurückbringen. Arme Künstler, mit einem solchen Publicum! Mit solchen halb priesterlichen, halb irrenärztlichen Hintergedanken! Um wie viel glücklicher war Corneille — „unser grosser Corneille“, wie Frau von Sévigné, mit einem Accent des

Weibes vor einem ganzen Manne, ausruft, — um wie viel höher seine Zuhörerschaft, welcher er mit den Bildern ritterlicher Tugenden, strenger Pflicht, grossmüthiger Aufopferung, heldenhafter Bändigung seiner selber wohlthun konnte! Wie anders liebten er und sie das Dasein, nicht aus einem blinden wüsten „Willen“ heraus, den man verflucht, weil man ihn nicht zu tödten vermag, sondern als einen Ort, auf dem Grösse und Humanität mitsammen möglich sind und wo selbst der strengste Zwang der Formen, die Unterwerfung unter eine fürstliche und geistliche Willkür weder den Stolz, noch die Ritterlichkeit, noch die Anmuth, noch den Geist aller Einzelnen unterdrücken können, vielmehr als ein Reiz und Sporn des Gegensatzes zur angeborenen Selbstherrlichkeit und Vornehmheit, zur ererbten Macht des Wollens und der Leidenschaft empfunden werden!

[«]

192.

Sich vollkommene Gegner wünschen. — Man kann es den Franzosen nicht streitig machen, dass sie das christlichste Volk der Erde gewesen sind: nicht in Hinsicht darauf, dass die Gläubigkeit der Masse bei ihnen grösser gewesen sei, als anderwärts, sondern desshalb, weil bei ihnen die schwierigsten christlichen Ideale sich in Menschen verwandelt haben und nicht nur Vorstellung, Ansatz, Halbheit geblieben sind. Da steht Pascal, in der Vereinigung von Gluth, Geist und Redlichkeit der erste aller Christen, — und man erwäge, was sich hier zu vereinigen hatte! Da steht Fénelon, der vollkommene und bezaubernde Ausdruck der kirchlichen Cultur in allen ihren Kräften: eine goldene Mitte, die man als Historiker geneigt sein könnte, als etwas Unmögliches zu beweisen, während sie nur etwas unsäglich Schwieriges und Unwahrscheinliches gewesen ist. Da steht Frau von Guyon unter ihres Gleichen, den französischen Quietisten: und Alles, was die Beredtsamkeit und die Brunst des Apostels Paulus vom Zustande der erhabensten, liebendsten, stillsten, verzücktesten Halbgöttlichkeit des Christen zu errathen gesucht hat, ist da Wahrheit geworden und hat dabei jene jüdische Zudringlichkeit, welche Paulus gegen Gott hat, abgestreift, Dank einer ächten, frauenhaften, feinen, vornehmen, altfranzösischen Naivität in Wort und Gebärde. Da steht der Gründer der Trappistenklöster, er, der mit dem asketischen Ideale des Christenthums den letzten Ernst gemacht hat, nicht als eine Ausnahme unter Franzosen, sondern recht als Franzose: denn bis zu diesem Augenblick vermochte seine düstere Schöpfung nur unter Franzosen heimisch und kräftig zu bleiben, sie folgte ihnen in den Elsass und nach Algerien. Vergessen wir die Hugenotten nicht: schöner ist die Vereinigung des kriegerischen und arbeitsamen Sinnes, der feineren Sitte und der christlichen Strenge bisher nicht dagewesen. Und in Port Royal kam zum letzten Male das grosse christliche Gelehrtenthum zum Blühen: und das Blühen verstehen grosse Menschen in Frankreich besser, als anderwärts. Ferne davon, oberflächlich zu sein, hat ein grosser Franzose immer doch seine Oberfläche, eine natürliche Haut für seinen Inhalt und seine Tiefe, — während die Tiefe eines grossen Deutschen zumeist wie in einer krausförmigen Kapsel verschlossen gehalten wird, als ein Elixir, das vor Licht und leichtfertigen Händen durch seine harte und wunderliche Hülle sich zu schützen sucht. — Und nun errathe man, warum dieses Volk der vollendeten Typen der Christlichkeit auch die vollendeten Gegentypen des unchristlichen Freigeistes erzeugen musste! Der französische Freigeist kämpfte in sich immer mit grossen Menschen und nicht nur mit Dogmen und erhabenen Missgeburten, wie die Freigeister anderer Völker.

[«]

193.

Esprit und Moral. — Der Deutsche, welcher sich auf das Geheimniss versteht, mit Geist, Wissen und Gemüth langweilig zu sein, und sich gewöhnt hat, die Langeweile als moralisch zu empfinden, — hat vor dem französischen esprit die Angst, er möchte der Moral die Augen ausstechen — und doch eine Angst und Lust, wie das Vöglein vor der Klapperschlange. Von den berühmten Deutschen hat vielleicht Niemand mehr esprit gehabt, als Hegel, — aber er hatte dafür auch eine so grosse deutsche Angst vor ihm, dass sie seinen eigenthümlichen schlechten Stil geschaffen hat. Dessen Wesen ist nämlich, dass ein Kern umwickelt und nochmals und wiederum umwickelt wird, bis er kaum noch hindurchblickt, verschämt und neugierig, — wie „junge Frau'n durch ihre Schleier blicken", um mit dem alten Weiberhasser Aeschylus zu reden —: jener Kern ist aber ein witziger, oft vorlauter Einfall über die geistigsten Dinge, eine feine, gewagte Wortverbindung, wie so Etwas in die Gesellschaft von Denkern gehört, als Zukost der Wissenschaft, — aber in jenen Umwickelungen präsentirt es sich als abstruse Wissenschaft selber und durchaus als höchst moralische Langeweile! Da hatten die Deutschen eine ihnen erlaubte Form des esprit und sie genossen sie mit solchem ausgelassenen Entzücken, dass Schopenhauer's guter, sehr guter Verstand davor stille stand, — er hat zeitlebens gegen das Schauspiel, welches ihm die Deutschen boten, gepoltert, aber es nie sich zu erklären vermocht.

[«]

194.

Eitelkeit der Morallehrer. — Der im Ganzen geringe Erfolg der Morallehrer hat darin seine Erklärung, dass sie zu viel auf Ein Mal wollten, das heisst, dass sie zu ehrgeizig waren: sie wollten allzugern Vorschriften für Alle geben. Diess aber heisst im Unbestimmten schweifen und Reden an die Thiere halten, um sie zu Menschen zu machen: was Wunder, dass die Thiere diess langweilig finden! Man sollte begränzte Kreise sich aussuchen und für sie die Moral suchen und fördern, also zum Beispiel Reden vor den Wölfen halten, um sie zu Hunden zu machen. Vor Allem aber bleibt der grosse Erfolg immer Dem, welcher weder Alle, noch begränzte Kreise, sondern Einen erziehen will und gar nicht nach rechts und links ausspäht. Das vorige Jahrhundert ist dem unseren eben dadurch überlegen, dass es in ihm so viele einzeln erzogene Menschen gab, nebst eben so vielen Erziehern, welche hier die Aufgabe ihres Lebens gefunden hatten — und mit der Aufgabe auch Würde, vor sich und aller anderen „guten Gesellschaft“.

[«]

195.

Die sogenannte classische Erziehung. — Zu entdecken, dass unser Leben der Erkenntniss geweiht ist; dass wir es wegwerfen würden, nein! dass wir es weggeworfen hätten, wenn nicht diese Weihe es vor uns selber schützte; jenen Vers sich oft und mit Erschütterung vorsprechen:

„Schicksal, ich folge dir! Und wollt’ ich nicht,
ich müsst’ es doch und unter Seufzen thun!“

— Und nun, bei einem Rückblick auf den Weg des Lebens, ebenfalls entdecken, dass Etwas nicht wieder gut zu machen ist: die Vergeudung unserer Jugend, als unsre Erzieher jene wissbegierigen, heissen und durstigen Jahre nicht dazu verwandten, uns der Erkenntniss der Dinge entgegenzuführen, sondern der sogenannten „classischen Bildung“! Die Vergeudung unserer Jugend, als man uns ein dürftiges Wissen um Griechen und Römer und deren Sprachen ebenso ungeschickt, als quälerisch beibrachte und zuwider dem obersten Satze aller Bildung: dass man nur Dem, der Hunger darnach hat, eine Speise gebe! Als man uns Mathematik und Physik auf eine gewaltsame Weise aufzwang, anstatt uns erst in die Verzweiflung der Unwissenheit zu führen und unser kleines tägliches Leben, unsere Hantierungen und Alles, was sich zwischen Morgen und Abend im Hause, in der Werkstatt, am Himmel, in der Landschaft begiebt, in Tausende von Problemen aufzulösen, von peinigenden, beschämenden, aufreizenden Problemen, — um unsrer Begierde dann zu zeigen, dass wir ein mathematisches und mechanisches Wissen zu allernächst nöthig haben und uns dann das erste wissenschaftliche Entzücken an der absoluten Folgerichtigkeit dieses Wissens zu lehren! Hätte man uns auch nur die Ehrfurcht vor diesen Wissenschaften gelehrt, hätte man uns mit dem Ringen und Unterliegen und Wieder-Weiterkämpfen der Grossen, von dem Martyrium, welches die Geschichte der strengen Wissenschaft ist, auch nur Ein Mal die Seele erzittern machen! Vielmehr blies uns der Hauch einer gewissen Geringschätzung der eigentlichen Wissenschaften an, zu Gunsten der Historie, der „formalen Bildung“ und der „Classicität“! Und wir liessen uns so leicht betrügen! Formale Bildung! Hätten wir nicht auf die besten Lehrer unserer Gymnasien zeigen können, lachend und fragend: „wo ist denn da die formale Bildung? Und wenn sie fehlt, wie sollen sie dieselbe lehren?“ Und Classicität! Lernten wir Etwas von dem, worin gerade die Alten ihre Jugend erzogen? Lernten wir sprechen wie sie, schreiben wie sie? Übten wir uns unablässig in der Fechtkunst des Gesprächs, in der Dialektik? Lernten wir uns schön und stolz bewegen wie sie, ringen, werfen, faustkämpfen wie sie? Lernten wir Etwas von der praktischen Asketik aller griechischen Philosophen? Wurden wir in einer einzigen antiken Tugend geübt und in der Weise, wie die Alten sie übten? Fehlte nicht überhaupt das ganze Nachdenken über Moral in unserer Erziehung, um wieviel mehr gar die einzig mögliche Kritik desselben, jene strengen und muthigen Versuche, in dieser oder jener Moral zu leben? Erregte man in uns irgend ein Gefühl, das den Alten höher galt, als den Neueren? Zeigte man uns die Eintheilung des Tages und des Lebens und die Ziele über dem Leben in einem antiken Geiste? Lernten wir auch nur die alten Sprachen so, wie wir die lebender Völker lernen, — nämlich zum Sprechen und zum Bequem- und Gut-Sprechen? Nirgends ein wirkliches Können, ein neues Vermögen als Ergebniss mühseliger Jahre!

Sondern ein Wissen darum, was ehemals Menschen gekonnt und vermocht haben! Und was für ein Wissen! Nichts wird mir von Jahr zu Jahr deutlicher, als dass alles griechische und antike Wesen, so schlicht und weltbekannt es vor uns zu liegen scheint, sehr schwer verständlich, ja, kaum zugänglich ist, und dass die übliche Leichtigkeit, mit der von den Alten geredet wird, entweder eine Leichtfertigkeit oder ein alter erblicher Dünkel der Gedankenlosigkeit ist. Die ähnlichen Worte und Begriffe täuschen uns: aber hinter ihnen liegt immer eine Empfindung versteckt, welche dem modernen Empfinden fremd, unverständlich oder peinlich sein müsste. Das sind mir Gebiete, auf denen sich Knaben tummeln dürften! Genug, wir haben es gethan, als wir Knaben waren und uns beinahe für immer dabei einen Widerwillen gegen das Alterthum heimgeholt, den Widerwillen einer scheinbar allzugrossen Vertraulichkeit! Denn so weit geht die stolze Einbildung unserer classischen Erzieher, gleichsam im Besitze der Alten zu sein, dass sie diesen Dünkel noch auf die Erzogenen überfliessen lassen, nebst dem Verdachte, dass ein solcher Besitz nicht wohl selig machen könne, sondern dass er gut genug für rechtschaffene, arme, närrische alte Bücher-Drachen sei: „mögen diese auf ihrem Horte brüten! er wird wohl ihrer würdig sein!“ — mit diesem stillen Hintergedanken vollendete sich unsere classische Erziehung. — Diess ist nicht wieder gut zu machen — an uns! Aber denken wir nicht nur an uns!

[«]

196.

Die persönlichsten Fragen der Wahrheit. — „Was ist Das eigentlich, was ich thue? Und was will gerade ich damit?“ — das ist die Frage der Wahrheit, welche bei unserer jetzigen Art Bildung nicht gelehrt und folglich nicht gefragt wird, für sie giebt es keine Zeit. Dagegen mit Kindern von Possen zu reden und nicht von der Wahrheit, mit Frauen, die später Mütter werden sollen, Artigkeiten zu reden und nicht von der Wahrheit, mit Jünglingen von ihrer Zukunft und ihrem Vergnügen zu reden und nicht von der Wahrheit, — dafür ist immer Zeit und Lust da! — Aber was sind auch siebenzig Jahre! — das läuft hin und ist bald zu Ende; es liegt so Wenig daran, dass die Welle wisse, wie und wohin sie laufe! Ja, es könnte Klugheit sein, es nicht zu wissen. — „Zugegeben: aber stolz ist es nicht, auch nicht einmal darnach zu fragen; unsere Bildung macht die Menschen nicht stolz.“ — Um so besser! — „Wirklich?“

[«]

197.

Die Feindschaft der Deutschen gegen die Aufklärung. — Man überschlage den Beitrag, den die Deutschen der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts mit ihrer geistigen Arbeit der allgemeinen Cultur gebracht haben und nehme erstens die deutschen Philosophen: sie sind auf die erste und älteste Stufe der Speculation zurückgegangen, denn sie fanden in Begriffen ihr Genüge, anstatt in Erklärungen, gleich den Denkern träumerischer Zeitalter, — eine vorwissenschaftliche Art der Philosophie wurde durch sie wieder lebendig gemacht. Zweitens die deutschen Historiker und Romantiker: ihre allgemeine Bemühung gieng dahin, ältere, primitive Empfindungen und namentlich das Christenthum, die Volksseele, Volkssage, Volkssprache, die Mittelalterlichkeit, die orientalische Asketik, das Inderthum zu Ehren zu bringen. Drittens die Naturforscher: sie kämpften gegen Newton's und Voltaire's Geist und suchten, gleich Goethe und Schopenhauer, den Gedanken einer vergöttlichten oder verteufelten Natur und ihrer durchgängigen ethischen und symbolischen Bedeutsamkeit wieder aufrecht zu stellen. Der ganze grosse Hang der Deutschen gieng gegen die Aufklärung, und gegen die Revolution der Gesellschaft, welche mit grobem Missverständniss als deren Folge galt: die Pietät gegen alles noch Bestehende suchte sich in Pietät gegen Alles, was bestanden hat, umzusetzen, nur damit Herz und Geist wieder einmal voll würden und keinen Raum mehr für zukünftige und neuernde Ziele hätten. Der Cultus des Gefühls wurde aufgerichtet an Stelle des Cultus' der Vernunft, und die deutschen Musiker, als die Künstler des Unsichtbaren, Schwärmerischen, Märchenhaften, Sehnsüchtigen, bauten an dem neuen Tempel erfolgreicher, als alle Künstler des Wortes und der Gedanken. Bringen wir in Anrechnung, dass unzähliges Gute im Einzelnen gesagt und erforscht worden ist und Manches seitdem billiger beurtheilt wird, als jemals: so bleibt doch übrig, vom Ganzen zu sagen, dass es keine geringe allgemeine Gefahr war, unter dem Anscheine der voll- und endgültigsten Erkenntniss des Vergangenen die Erkenntniss überhaupt unter das Gefühl hinabzudrücken und — um mit Kant zu reden, der so seine eigene Aufgabe bestimmte — „dem Glauben wieder Bahn zu machen, indem man dem Wissen seine Gränzen wies.“ Athmen wir wieder freie Luft: die Stunde dieser Gefahr ist vorübergegangen! Und seltsam: gerade die Geister, welche von den Deutschen so beredt beschworen wurden, sind auf die Dauer den Absichten ihrer

Beschwörer am schädlichsten geworden, — die Historie, das Verständniss des Ursprungs und der Entwickelung, die Mitempfindung für das Vergangene, die neu erregte Leidenschaft des Gefühls und der Erkenntniss, nachdem sie alle eine Zeit lang hülfreiche Gesellen des verdunkelnden, schwärmenden, zurückbildenden Geistes schienen, haben eines Tages eine andere Natur angenommen und fliegen nun mit den breitesten Flügeln an ihren alten Beschwörern vorüber und hinauf, als neue und stärkere Genien eben jener Aufklärung, wider welche sie beschworen waren. Diese Aufklärung haben wir jetzt weiterzuführen — unbekümmert darum, dass es eine „grosse Revolution“ und wiederum eine „grosse Reaction“ gegen dieselbe gegeben hat, ja dass es Beides noch giebt: es sind doch nur Wellenspiele, im Vergleiche mit der wahrhaft grossen Fluth, in welcher wir treiben und treiben wollen!

[«]

198.

Seinem Volke den Rang geben. — Viele grosse innere Erfahrungen haben, und auf und über ihnen mit einem geistigen Auge ruhen, — das macht die Menschen der Cultur, welche ihrem Volke den Rang geben. In Frankreich und Italien that diess der Adel, in Deutschland, wo der Adel bisher im Ganzen zu den Armen im Geiste gehörte (vielleicht nicht mehr auf lange), thaten es Priester, Lehrer und deren Nachkommen.

[«]

199.

Wir sind vornehmer. — Treue, Grossmuth, die Scham des guten Rufs: diese Drei in Einer Gesinnung verbunden — das nennen wir adelig, vornehm, edel, und damit übertreffen wir die Griechen. Wir wollen es ja nicht preisgeben, aus dem Gefühle, dass die alten Gegenstände dieser Tugenden in der Achtung gesunken sind (und mit Recht), sondern behutsam diesem unserem köstlichen Erbtriebe neue Gegenstände unterschieben. — Um zu begreifen, dass die Gesinnung der vornehmsten Griechen inmitten unserer immer noch ritterlichen und feudalistischen Vornehmheit als gering und kaum anständig empfunden werden müsste, erinnere man sich jenes Trostspruches, den Odysseus in schmählichen Lagen im Munde führt: „Ertrag’ es nur, mein liebes Herz! du hast schon Hundemässigeres ertragen!“ Und dazu nehme man als Nutzanwendung des mythischen Vorbildes die Geschichte von jenem athenischen Officier, der, vor dem ganzen Generalstabe, von einem andern Officier mit dem Stocke bedroht, diese Schmach mit dem Worte von sich abschüttelte: „Schlag’ mich nur! Nun aber höre mich auch!“ (Diess that Themistokles, jener vielgewandte Odysseus des classischen Zeitalters, der recht der Mann dazu war, in diesem schmählichen Augenblick jenen Trost- und Nothvers an sein „liebes Herz“ hinunterzuschicken.) Es lag den Griechen ferne, Leben und Tod einer Beschimpfung halber so leicht zu nehmen, wie wir es thun, unter dem Eindruck vererbter ritterlicher Abenteuerlichkeit und Opferlust; oder Gelegenheiten aufzusuchen, wo man Beides auf ein ehrenvolles Spiel setzen könne, wie wir bei Duellen; oder die Erhaltung des guten Namens (Ehre) höher zu achten, als die Eroberung des bösen Namens, wenn Letzteres mit Ruhm und Machtgefühl verträglich ist; oder den ständischen Vorurtheilen und Glaubensartikeln Treue zu halten, wenn sie verhindern könnten, ein Tyrann zu werden. Denn diess ist das unedle Geheimniss jedes guten griechischen Aristokraten: er hält aus tiefster Eifersucht jeden seiner Standesgenossen auf gleichem Fusse mit sich, ist aber jeden Augenblick wie ein Tiger bereit, auf seine Beute, die Gewaltherrschaft, loszustürzen: was ist ihm dabei Lüge, Mord, Verrath, Verkauf der Vaterstadt! Die Gerechtigkeit wurde dieser Art Menschen ausserordentlich schwer, sie galt beinahe für etwas Unglaubliches; „der Gerechte“ — das klang unter Griechen wie „der Heilige“ unter Christen. Wenn aber gar Sokrates sagte: „der Tugendhafte ist der Glücklichste“, so traute man seinen Ohren nicht, man glaubte etwas Verrücktes gehört zu haben. Denn bei dem Bilde des Glücklichsten dachte jeder Mann vornehmer Abkunft an die vollendete Rücksichtslosigkeit und Teufelei des Tyrannen, der seinem Übermuthe und seiner Lust Alles und Alle opfert. Unter Menschen, welche im Geheimen über ein solches Glück wild phantasirten, konnte freilich die Verehrung des Staates nicht tief genug gepflanzt werden, — aber ich meine: Menschen, deren Machtgelüst nicht mehr so blind wüthet, wie das jener vornehmen Griechen, haben auch jene Abgötterei des Staats-Begriffes nicht mehr nöthig, mit welcher damals jenes Gelüst im Zaume gehalten wurde.

[«]

200.

Armuth ertragen. — Der grosse Vorzug adeliger Abkunft ist, dass sie die Armuth besser ertragen lässt.

[«]

201.

Zukunft des Adels. — Die Gebärden der vornehmen Welt drücken aus, dass in ihren Gliedern fortwährend das Bewusstsein der Macht sein reizvolles Spiel spielt. So lässt sich der Mensch von adeliger Sitte, Mann oder Weib, nicht gern wie ganz erschöpft in den Sessel fallen, er vermeidet es, wo alle Welt es sich bequem macht, zum Beispiel auf der Eisenbahn, den Rücken anzulehnen, er scheint nicht müde zu werden, wenn er stundenlang bei Hofe auf seinen Füssen steht, er richtet sein Haus nicht auf das Behagliche, sondern grossräumig und würdevoll, wie zu einem Aufenthalt grösserer (auch längerer) Wesen ein, er beantwortet eine herausfordernde Rede mit Haltung und geistiger Helle, nicht wie entsetzt, zermalmt, beschämt, ausser Athem, nach Art des Plebejers. So wie er den Anschein einer beständig gegenwärtigen hohen physischen Kraft zu wahren weiss, wünscht er auch durch beständige Heiterkeit und Verbindlichkeit, selbst in peinlichen Lagen, den Eindruck aufrecht zu erhalten, dass seine Seele und sein Geist den Gefahren und den Überraschungen gewachsen ist. Eine vornehme Cultur kann in Absicht der Leidenschaften entweder dem Reiter gleichen, der Wonne empfindet, ein leidenschaftliches stolzes Thier im spanischen Tritt gehen zu lassen — man stelle sich das Zeitalter Ludwig’s des Vierzehnten vor Augen —, oder dem Reiter, der sein Pferd wie eine Naturgewalt unter sich hinschiessen fühlt, hart an der Gränze, wo Pferd und Reiter den Kopf verlieren, aber im Genuss der Wonne, gerade jetzt noch den Kopf oben zu behalten: in beiden Fällen athmet die vornehme Cultur Macht, und wenn sie sehr oft in ihren Sitten auch nur den Schein des Machtgefühls fordert, so wächst doch durch den Eindruck, welchen dieses Spiel auf die Nicht-Vornehmen macht, und durch das Schauspiel dieses Eindrucks, das wirkliche Gefühl der Überlegenheit fortwährend. — Diess unbestreitbare Glück der vornehmen Cultur, welches auf dem Gefühl der Überlegenheit sich aufbaut, beginnt jetzt auf eine noch höhere Stufe zu steigen, da es nunmehr, Dank allen freien Geistern, dem adelig Geborenen und Erzogenen erlaubt und nicht mehr schimpflich ist, in den Orden der Erkenntniss zu treten und dort geistigere Weihen zu holen, höhere Ritterdienste zu lernen, als bisher, und zu jenem Ideal der siegreichen

Weisheit aufzuschauen, welches noch keine Zeit mit so gutem Gewissen vor sich aufstellen durfte, wie die Zeit, welche gerade jetzt kommen will. Zu guterletzt: womit soll sich denn fürderhin der Adel beschäftigen, wenn es von Tag zu Tage mehr den Anschein hat, dass es unanständig wird, sich mit Politik zu befassen? — —

[«]

202.

Zur Pflege der Gesundheit. — Man hat kaum angefangen, über die Physiologie der Verbrecher nachzudenken und doch steht man schon vor der unabweislichen Einsicht, dass zwischen Verbrechern und Geisteskranken kein wesentlicher Unterschied besteht: vorausgesetzt, dass man glaubt, die übliche moralische Denkweise sei die Denkweise der geistigen Gesundheit. Kein Glaube aber wird jetzt so gut noch geglaubt, wie dieser, und so scheue man sich nicht, seine Consequenz zu ziehen und den Verbrecher wie einen Geisteskranken zu behandeln: vor Allem nicht mit hochmüthiger Barmherzigkeit, sondern mit ärztlicher Klugheit, ärztlichem guten Willen. Es thut ihm Luftwechsel, andere Gesellschaft, zeitweiliges Verschwinden, vielleicht Alleinsein und eine neue Beschäftigung noth, — gut! Vielleicht findet er es selber in seinem Vortheil, eine Zeit hindurch in einem Gewahrsam zu leben, um so Schutz gegen sich selber und einen lästigen tyrannischen Trieb zu finden, — gut! Man soll ihm die Möglichkeit und die Mittel des Geheiltwerdens (der Ausrottung, Umbildung, Sublimirung jenes Triebes) ganz klar vorlegen, auch, im schlimmen Falle, die Unwahrscheinlichkeit desselben; man soll dem unheilbaren Verbrecher, der sich selber zum Greuel geworden ist, die Gelegenheit zum Selbstmord anbieten. Diess als äusserstes Mittel der Erleichterung vorbehalten: soll man Nichts verabsäumen, um vor Allem dem Verbrecher den guten Muth und die Freiheit des Gemüthes wieder zu geben; man soll Gewissensbisse wie eine Sache der Unreinlichkeit ihm von der Seele wischen und ihm Fingerzeige geben, wie er den Schaden, welchen er vielleicht an dem Einen geübt, durch eine Wohlthat am Anderen, ja vielleicht an der Gesammtheit ausgleichen und überbieten könne. Alles in äusserster Schonung! Und namentlich in Anonymität oder unter neuen Namen und mit häufigerem Ortswechsel, damit die Unbescholtenheit des Rufes und sein künftiges Leben so wenig wie möglich dabei Gefahr laufe. Jetzt zwar will immer noch Der, welchem ein Schaden zugefügt ist, ganz abgesehen davon, wie dieser Schaden etwa gut zu machen ist, seine Rache haben und wendet sich ihrethalben an die Gerichte, — und diess hält einstweilen unsere abscheulichen Strafordnungen noch aufrecht, sammt ihrer Krämerwage und dem Aufwiegenwollen der Schuld durch die Strafe: aber dürften wir nicht hierüber hinaus kommen können? Wie erleichtert wäre das allgemeine Gefühl des Lebens, wenn man mit dem Glauben an die Schuld auch vom alten Instinct der Rache sich losmachte und es selbst als eine feine Klugheit der Glücklichen betrachtete, mit dem Christenthum den Segen über seine Feinde zu sprechen und Denen wohlzuthun, die uns beleidigt haben! Schaffen wir den Begriff der Sünde aus der Welt — und schicken wir ihm den Begriff der Strafe bald hinterdrein! Mögen diese verbannten Unholde irgendwo anders fürderhin, als unter Menschen, leben, wenn sie durchaus leben wollen und nicht am eigenen Ekel zu Grunde gehen! — Inzwischen erwäge man, dass die Einbusse, welche die Gesellschaft und die Einzelnen durch die Verbrecher erleiden, der Einbusse ganz gleichartig ist, welche sie von den Kranken erleiden: die Kranken verbreiten Sorge, Missmuth, produciren nicht, zehren den Ertrag Anderer auf, brauchen Wärter, Ärzte, Unterhaltung und leben von der Zeit und den Kräften der Gesunden. Trotzdem würde man jetzt Den als unmenschlich bezeichnen, welcher dafür an den Kranken Rache nehmen wollte. Ehedem freilich that man diess; in rohen Zuständen der Cultur und jetzt noch bei manchen wilden Völkern, wird der Kranke in der That als Verbrecher behandelt, als die Gefahr der Gemeinde und als Wohnsitz irgend eines dämonischen Wesens, welches sich ihm in Folge einer Schuld einverleibt hat, — da heisst es: jeder Kranke ist ein Schuldiger! Und wir, — sollten wir noch nicht reif für die entgegengesetzte Anschauung sein? sollten wir noch nicht sagen dürfen: jeder „Schuldige“ ist ein Kranker? — Nein, die Stunde dafür ist noch nicht gekommen. Noch fehlen vor Allem die Ärzte, für welche Das, was wir bisher praktische Moral nannten, sich in ein Stück ihrer Heilkunst und Heilwissenschaft umgewandelt haben muss; noch fehlt allgemein jenes hungrige Interesse an diesen Dingen, das vielleicht einmal dem Sturm und Drang jener alten religiösen Erregungen nicht unähnlich erscheinen wird; noch sind die Kirchen nicht im Besitz der Pfleger der Gesundheit; noch gehört die Lehre von dem Leibe und von der Diät nicht zu den Verpflichtungen aller niederen und höheren Schulen; noch giebt es keine stillen Vereine Solcher, welche sich unter einander verpflichtet haben, auf die Hülfe der Gerichte und auf Strafe und Rache an ihren Übelthätern zu verzichten; noch hat kein Denker den Muth gehabt, die Gesundheit einer Gesellschaft und der Einzelnen darnach zu bemessen, wie viel Parasiten sie ertragen kann, und noch fand sich kein Staatengründer, welcher die Pflugschar im Geiste jener freigebigen und mildherzigen Rede führte: „willst du das Land bauen, so baue mit dem Pfluge: da geneusst dein der Vogel und der Wolf, der hinter deinem Pfluge geht, — es geneusst dein alle Creatur.“

[«]

203.

Gegen die schlechte Diät. — Pfui über die Mahlzeiten, welche jetzt die Menschen machen, in den Gasthäusern sowohl als überall, wo die wohlbestellte Classe der Gesellschaft lebt! Selbst wenn hochansehnliche Gelehrte zusammenkommen, ist es die selbe Sitte, welche ihren Tisch wie den des Banquiers füllt: nach dem Gesetz des ”Viel zu viel“ und des ”Vielerlei“, — woraus folgt, dass die Speisen auf den Effect und nicht auf die Wirkung hin zubereitet werden, und aufregende Getränke helfen müssen, die Schwere im Magen und Gehirn zu vertreiben. Pfui, welche Wüstheit und Überempfindsamkeit muss die allgemeine Folge sein! Pfui, welche Träume müssen ihnen kommen! Pfui, welche Künste und Bücher werden der Nachtisch solcher Mahlzeiten sein! Und mögen sie thun, was sie wollen: in ihrem Thun wird der Pfeffer und der Widerspruch oder die Weltmüdigkeit regieren! (Die reiche Classe in England hat ihr Christenthum nöthig, um ihre Verdauungsbeschwerden und ihre Kopfschmerzen ertragen zu können.) Zuletzt, um das Lustige an der Sache und nicht nur deren Ekelhaftes zu sagen, sind diese Menschen keineswegs Schlemmer; unser Jahrhundert und seine Art Geschäftigkeit ist mächtiger über ihre Glieder, als ihr Bauch: was wollen also diese Mahlzeiten? — Sie repräsentiren! Was, in aller Heiligen Namen? Den Stand? — Nein, das Geld: man hat keinen Stand mehr! Man ist ”Individuum“! Aber Geld ist Macht, Ruhm, Würde, Vorrang, Einfluss; Geld macht jetzt das grosse oder kleine moralische Vorurtheil für einen Menschen, je nachdem er davon hat! Niemand will es unter den Scheffel, Niemand möchte es auf den Tisch stellen; folglich muss das Geld einen Repräsentanten haben, den man auf den Tisch stellen kann: siehe unsere Mahlzeiten! —

[«]

204.

Danae und Gott im Golde. — Woher diese unmässige Ungeduld, welche jetzt den Menschen zum Verbrecher macht, in Zuständen, welche den entgegengesetzten Hang besser erklären würden? Denn, wenn Dieser falsches Gewicht gebraucht, Jener sein Haus anbrennt, nachdem er es hoch versichert hat, ein Dritter am Prägen falschen Geldes Antheil nimmt, wenn drei Viertel der höheren Gesellschaft dem erlaubten Betruge nachhängt und am schlechten Gewissen der Börse und der Speculation zu tragen hat: was treibt sie? Nicht die eigentliche Noth, es geht ihnen nicht so ganz schlecht, vielleicht sogar essen und trinken sie ohne Sorge, — aber eine furchtbare Ungeduld darüber, dass das Geld sich zu langsam häuft und eine ebenso furchtbare Lust und Liebe zu gehäuftem Gelde drängt sie bei Tag und bei der Nacht. In dieser Ungeduld und dieser Liebe aber kommt jener Fanatismus des Machtgelüstes wieder zum Vorschein, welcher ehemals durch den Glauben, im Besitz der Wahrheit zu sein, entzündet wurde und der so schöne Namen trug, dass man es daraufhin wagen konnte, mit gutem Gewissen unmenschlich zu sein (Juden, Ketzer und gute Bücher zu verbrennen und ganze höhere Culturen wie die von Peru und Mexiko auszurotten). Die Mittel des Machtgelüstes haben sich verändert, aber der selbe Vulcan glüht noch immer, die Ungeduld und die unmässige Liebe wollen ihre Opfer: und was man ehedem „um Gottes willen“ that, thut man jetzt um des Geldes willen, das heisst um dessen willen, was jetzt am höchsten Machtgefühl und gutes Gewissen giebt.

[«]

205.

Vom Volke Israel. — Zu den Schauspielen, auf welche uns das nächste Jahrhundert einladet, gehört die Entscheidung im Schicksale der europäischen Juden. Dass sie ihren Würfel geworfen, ihren Rubikon überschritten haben, greift man jetzt mit beiden Händen: es bleibt ihnen nur noch übrig, entweder die Herren Europa's zu werden oder Europa zu verlieren, so wie sie einst vor langen Zeiten Aegypten verloren, wo sie sich vor ein ähnliches Entweder-Oder gestellt hatten. In Europa aber haben sie eine Schule von achtzehn Jahrhunderten durchgemacht, wie sie hier kein andres Volk aufweisen kann, und zwar so, dass nicht eben der

Gemeinschaft, aber umsomehr den Einzelnen die Erfahrungen dieser entsetzlichen Übungszeit zu Gute gekommen sind. In Folge davon sind die seelischen und geistigen Hülfsquellen bei den jetzigen Juden ausserordentlich; sie greifen in der Noth am seltensten von Allen, die Europa bewohnen, zum Becher oder zum Selbstmord, um einer tiefen Verlegenheit zu entgehen, — was dem geringer Begabten so nahe liegt. Jeder Jude hat in der Geschichte seiner Väter und Grossväter eine Fundgrube von Beispielen kältester Besonnenheit und Beharrlichkeit in furchtbaren Lagen, von feinster Überlistung und Ausnützung des Unglücks und des Zufalls; ihre Tapferkeit unter dem Deckmantel erbärmlicher Unterwerfung, ihr Heroismus im spernere se sperni übertrifft die Tugenden aller Heiligen. Man hat sie verächtlich machen wollen, dadurch dass man sie zwei Jahrtausende lang verächtlich behandelte und ihnen den Zugang zu allen Ehren, zu allem Ehrbaren verwehrte, dafür sie um so tiefer in die schmutzigeren Gewerbe hineinstiess, — und wahrhaftig, sie sind unter dieser Procedur nicht reinlicher geworden. Aber verächtlich? Sie haben selber nie aufgehört, sich zu den höchsten Dingen berufen zu glauben, und ebenso haben die Tugenden aller Leidenden nie aufgehört, sie zu schmücken. Die Art, wie sie ihre Väter und ihre Kinder ehren, die Vernunft ihrer Ehen und Ehesitten zeichnet sie unter allen Europäern aus. Zu alledem verstanden sie es, ein Gefühl der Macht und der ewigen Rache sich aus eben den Gewerben zu schaffen, welche man ihnen überliess (oder denen man sie überliess); man muss es zur Entschuldigung selbst ihres Wuchers sagen, dass sie ohne diese gelegentliche angenehme und nützliche Folterung ihrer Verächter es schwerlich ausgehalten hätten, sich so lange selbst zu achten. Denn unsere Achtung vor uns selber ist daran gebunden, dass wir Wiedervergeltung im Guten und Schlimmen üben können. Dabei reisst sie ihre Rache nicht leicht zu weit: denn sie haben Alle die Freisinnigkeit, auch die der Seele, zu welcher der häufige Wechsel des Ortes, des Klima's, der Sitten von Nachbarn und Unterdrückern den Menschen erzieht, sie besitzen die bei Weitem grösste Erfahrung in allem menschlichen Verkehre und üben selbst in der Leidenschaft noch die Vorsicht dieser Erfahrung. Ihrer geistigen Geschmeidigkeit und Gewitztheit sind sie so sicher, dass sie nie, selbst in der bittersten Lage nicht, nöthig haben, mit der physischen Kraft, als grobe Arbeiter, Lastträger, Ackerbausclaven ihr Brod zu erwerben. Ihren Manieren merkt man noch an, dass man ihnen niemals ritterlich vornehme Empfindungen in die Seele und schöne Waffen um den Leib gegeben hat: etwas Zudringliches wechselt mit einer oft zärtlichen, fast stets peinlichen Unterwürfigkeit. Aber jetzt, da sie unvermeidlich von Jahr zu Jahr mehr sich mit dem besten Adel Europa's verschwägern, werden sie bald eine gute Erbschaft von Manieren des Geistes und

Leibes gemacht haben: sodass sie in hundert Jahren schon vornehm genug dreinschauen werden, um als Herren bei den ihnen Unterworfenen nicht Scham zu erregen. Und darauf kommt es an! Desshalb ist ein Austrag ihrer Sache für jetzt noch verfrüht! Sie wissen selber am besten, dass an eine Eroberung Europa's und an irgend welche Gewaltsamkeit für sie nicht zu denken ist: wohl aber, dass Europa irgendwann einmal wie eine völlig reife Frucht ihnen in die Hand fallen dürfte, welche sich ihr nur leicht entgegenstreckt. Inzwischen haben sie dazu nöthig, auf allen Gebieten der europäischen Auszeichnung sich auszuzeichnen und unter den Ersten zu stehen: bis sie es so weit bringen, Das, was auszeichnen soll, selber zu bestimmen. Dann werden sie die Erfinder und Wegzeiger der Europäer heissen und nicht mehr deren Scham beleidigen. Und wohin soll auch diese Fülle angesammelter grosser Eindrücke, welche die jüdische Geschichte für jede jüdische Familie ausmacht, diese Fülle von Leidenschaften, Tugenden, Entschlüssen, Entsagungen, Kämpfen, Siegen aller Art, — wohin soll sie sich ausströmen, wenn nicht zuletzt in grosse geistige Menschen und Werke! Dann, wenn die Juden auf solche Edelsteine und goldene Gefässe als ihr Werk hinzuweisen haben, wie sie die europäischen Völker kürzerer und weniger tiefer Erfahrung nicht hervorzubringen vermögen und vermochten, wenn Israel seine ewige Rache in eine ewige Segnung Europa's verwandelt haben wird: dann wird jener siebente Tag wieder einmal da sein, an dem der alte Judengott sich seiner selber, seiner Schöpfung und seines auserwählten Volkes freuen darf, — und wir Alle, Alle wollen uns mit ihm freun!

[«]

206.

Der unmögliche Stand. — Arm, fröhlich und unabhängig! — das ist beisammen möglich; arm, fröhlich und Sclave! — das ist auch möglich, — und ich wüsste den Arbeitern der Fabrik-Sclaverei nichts Besseres zu sagen: gesetzt, sie empfinden es nicht überhaupt als Schande, dergestalt, wie es geschieht, als Schrauben einer Maschine und gleichsam als Lückenbüsser der menschlichen Erfindungskunst verbraucht zu werden! Pfui! zu glauben, dass durch höhere Zahlung das Wesentliche ihres Elends, ich meine, ihre unpersönliche Verknechtung, gehoben werden könne! Pfui! sich aufreden zu lassen, durch eine Steigerung dieser Unpersönlichkeit, innerhalb des maschinenhaften Getriebes einer neuen Gesellschaft könne die Schande der Sclaverei zur Tugend gemacht werden! Pfui! einen Preis zu haben, für den man nicht mehr Person, sondern Schraube wird! Seid ihr die Mitverschworenen in der jetzigen Narrheit der Nationen, welche vor Allem möglichst Viel produciren und möglichst reich sein wollen? Eure Sache wäre es, ihnen die Gegenrechnung vorzuhalten: wie grosse Summen inneren Werthes für ein solches äusserliches Ziel weggeworfen werden! Wo ist aber euer innerer Werth, wenn ihr nicht mehr wisst, was frei athmen heisst? euch selber nicht einmal nothdürftig in der Gewalt habt? eurer wie eines abgestandenen Getränkes allzu oft überdrüssig werdet? nach der Zeitung hinhorcht und den reichen Nachbar anschielt, lüstern gemacht durch das schnelle Steigen und Fallen von Macht, Geld und Meinungen? wenn ihr keinen Glauben mehr an die Philosophie, die Lumpen trägt, an die Freimüthigkeit des Bedürfnisslosen habt? wenn euch die freiwillige idyllische Armuth, Berufs- und Ehelosigkeit, wie sie recht wohl den Geistigeren unter euch anstehen sollte, zum Gelächter geworden ist? Dagegen die Pfeife der socialistischen Rattenfänger immer im Ohre tönt, die euch mit tollen Hoffnungen brünstig machen wollen? welche euch heissen, bereit zu sein und Nichts weiter, bereit von heute auf morgen, sodass ihr auf Etwas von Aussen her wartet und wartet und in Allem sonst lebt, wie ihr sonst gelebt habt, — bis dieses Warten zum Hunger und zum Durst und zum Fieber und zum Wahnsinn wird, und endlich der Tag der bestia triumphans in aller Herrlichkeit aufgeht? — Dagegen sollte doch Jeder bei sich denken: „lieber auswandern, in wilden und frischen Gegenden der Welt Herr zu werden suchen und vor Allem Herr über mich selber; den Ort so lange wechseln, als noch irgend ein Zeichen von Sclaverei mir winkt; dem Abenteuer und dem Kriege nicht aus dem Wege gehen und für die schlimmsten Zufälle den Tod in Bereitschaft halten: nur nicht länger diese unanständige Knechtschaft, nur nicht länger diess Sauer- und Giftig- und Verschwörerisch-werden!“ Diess wäre die rechte Gesinnung: die Arbeiter in Europa sollten sich als Stand fürderhin für eine Menschen-Unmöglichkeit, und nicht nur, wie meistens geschieht, als etwas hart und unzweckmässig Eingerichtetes erklären; sie sollten ein Zeitalter des grossen Ausschwärmens im europäischen Bienenstocke heraufführen, wie dergleichen bisher noch nicht erlebt wurde, und, durch diese That der Freizügigkeit im grossen Stil, gegen die Maschine, das Capital und die jetzt ihnen drohende Wahl protestiren, entweder Sclave des Staates oder Sclave einer Umsturz-Partei werden zu müssen. Möge sich Europa des vierten Theiles seiner Bewohner erleichtern! Ihm und ihnen wird es leichter um’s Herz werden! In der Ferne erst, bei den Unternehmungen schwärmender Colonisten-Züge wird man recht erkennen, wie viel gute Vernunft und Billigkeit, wie viel gesundes Misstrauen die Mutter Europa ihren Söhnen einverleibt hat, — diesen Söhnen, welche es neben ihr, dem verdumpften alten Weibe, nicht mehr aushalten konnten und Gefahr liefen, griesgrämig, reizbar und genusssüchtig, wie sie selber, zu werden. Ausserhalb Europa's werden die Tugenden Europa's mit diesen Arbeitern auf der Wanderschaft sein; und Das, was zu gefährlichem Missmuth und verbrecherischem Hange innerhalb der Heimath zu entarten begann, wird draussen eine wilde schöne Natürlichkeit gewinnen und Heroismus heissen. — So käme doch endlich auch wieder reinere Luft in das alte, jetzt übervölkerte und in sich brütende Europa! Mag es immerhin dann an „Arbeitskräften“ etwas fehlen! Vielleicht wird man sich dabei besinnen, dass man an viele Bedürfnisse sich erst seitdem gewöhnt hat, als es so leicht wurde, sie zu befriedigen, — man wird einige Bedürfnisse wieder verlernen! Vielleicht auch wird man dann Chinesen hereinholen: und diese würden die Denk- und Lebensweise mitbringen, welche sich für arbeitsame Ameisen schickt. Ja, sie könnten im Ganzen dazu helfen, dem unruhigen und sich aufreibenden Europa etwas asiatische Ruhe und Betrachtsamkeit und — was am meisten wohl noth thut — asiatische Dauerhaftigkeit in's Geblüt zu geben.

[«]

207.

Verhalten der Deutschen zur Moral. — Ein Deutscher ist grosser Dinge fähig, aber es ist unwahrscheinlich, dass er sie thut: denn er gehorcht, wo er kann, wie diess einem an sich trägen Geiste wohlthut. Wird er in die Noth gebracht, allein zu stehen und seine Trägheit abzuwerfen, ist es ihm nicht mehr möglich, als Ziffer in einer Summe unterzuducken (in dieser Eigenschaft ist er bei Weitem nicht so viel werth wie ein Franzose oder Engländer) — so entdeckt er seine Kräfte: dann wird er gefährlich, böse, tief, verwegen, und bringt den Schatz von schlafender Energie an's Licht, den er in sich trägt und an den sonst Niemand (und er selber nicht) glaubte. Wenn ein Deutscher sich in solchem Falle selbst gehorcht — es ist die grosse Ausnahme —, so geschieht es mit der gleichen Schwerfälligkeit, Unerbittlichkeit und Dauer, mit der er sonst seinem Fürsten, seinen amtlichen Obliegenheiten gehorcht: sodass er, wie gesagt, dann grossen Dingen gewachsen ist, die zu dem „schwachen Charakter“, den er bei sich voraussetzt, in gar keinem Verhältniss stehen. Für gewöhnlich aber fürchtet er sich, von sich allein abzuhängen, zu improvisiren: desshalb verbraucht Deutschland so viel Beamte, so viel Tinte. — Der Leichtsinn ist ihm fremd, für ihn ist er zu ängstlich; aber in ganz neuen Lagen, die ihn aus der Schläfrigkeit herausziehen, ist er beinahe leichtsinnig; er geniesst dann die Seltenheit der neuen Lage wie einen Rausch, und er versteht sich auf den Rausch! So ist der Deutsche jetzt in der Politik beinahe leichtsinnig: hat er das Vorurtheil der Gründlichkeit und des Ernstes auch hier für sich und benutzt er es im Verkehr mit den anderen politischen Mächten reichlich, so ist er doch insgeheim voller Übermuth, einmal schwärmen und launenhaft und neuerungssüchtig sein zu dürfen und mit Personen, Parteien, Hoffnungen wie mit Masken zu wechseln. — Die deutschen Gelehrten, welche bisher das Ansehen hatten, die Deutschesten unter den Deutschen zu sein, waren und sind vielleicht noch so gut wie die deutschen Soldaten, wegen ihres tiefen, fast kindlichen Hanges zum Gehorchen in allen äusseren Dingen und der Nöthigung, in der Wissenschaft viel allein zu stehen und Viel zu verantworten; wenn sie ihre stolze, schlichte und geduldige Art und ihre Freiheit von politischer Narrheit zu sichern wissen, in Zeiten, wo der Wind anders bläst, so steht noch Grosses von ihnen zu erwarten: so wie sie sind (oder waren), sind sie der embryonische Zustand von etwas Höherem. — Der Vortheil und der Nachtheil der Deutschen, und selbst ihrer Gelehrten, war bisher, dass sie dem Aberglauben und der Lust, zu glauben, näher standen, als andere Völker; ihre Laster sind, nach wie vor, der Trunk und der Hang zum Selbstmord (dieser ein Zeichen von Schwerfälligkeit des Geistes, der schnell dazu gebracht werden kann, die Zügel wegzuwerfen); ihre Gefahr liegt in Allem, was die Verstandeskräfte bindet und die Affecte entfesselt (wie zum Beispiel der übermässige Gebrauch der Musik und der geistigen Getränke): denn der deutsche Affect ist gegen den eigenen Nutzen gerichtet und selbstzerstörerisch wie der des Trunkenboldes. Die Begeisterung selber ist in Deutschland weniger werth, als anderwärts, denn sie ist unfruchtbar. Wenn je ein Deutscher etwas Grosses that, so geschah es in der Noth, im Zustande der Tapferkeit, der zusammengebissenen Zähne, der gespanntesten Besonnenheit und oft der Grossmuth. — Der Umgang mit ihnen wäre wohl anzurathen, — denn fast jeder Deutsche hat Etwas zu geben, wenn man versteht, ihn dahin zu bringen, dass er es findet, wiederfindet (er ist unordentlich in sich). — — Wenn nun ein Volk dieser Art sich mit Moral abgiebt: welche Moral wird es sein, die gerade ihm genugthut? Sicherlich wird es zuerst wollen, dass sein herzlicher Hang zum Gehorsam in ihr idealisirt erscheine. „Der Mensch muss Etwas haben, dem er unbedingt gehorchen kann“ — das ist eine deutsche Empfindung, eine deutsche Folgerichtigkeit: man begegnet ihr auf dem Grunde aller deutschen Morallehren. Wie anders ist der Eindruck, wenn man sich vor die gesammte antike Moral stellt! Alle diese griechischen Denker, so vielartig ihr Bild uns entgegenkommt, scheinen als Moralisten dem Turnmeister zu gleichen, der einem Jünglinge zuspricht „Komm! Folge mir! Ergieb dich meiner Zucht! So wirst du es vielleicht so hoch bringen, vor allen Hellenen einen Preis davonzutragen.“ Persönliche Auszeichnung, — das ist die antike Tugend. Sich unterwerfen, folgen, öffentlich oder in der Verborgenheit, — das ist deutsche Tugend. Lange vor Kant und seinem kategorischen Imperativ hatte Luther aus der selben Empfindung gesagt: es müsse ein Wesen geben, dem der Mensch unbedingt vertrauen könne, — es war sein *Gottesbeweis*, er wollte, gröber und volksthümlicher als Kant, dass man nicht einem Begriff, sondern einer Person unbedingt gehorche und schliesslich hat auch Kant seinen Umweg um die Moral nur desshalb genommen, um zum *Gehorsam gegen die Person* zu gelangen: das ist eben der Cultus des Deutschen, je weniger ihm gerade vom Cultus in der Religion übrig geblieben ist. Griechen und Römer empfanden anders und würden über ein solches „es *muss* ein Wesen geben“ — gespottet haben: es gehörte zu ihrer südländischen Freiheit des Gefühls, sich des „unbedingten Vertrauens“ zu erwehren und im letzten Verschluss des Herzens eine kleine Skepsis gegen Alles und Jedes, sei es Gott oder Mensch oder Begriff, zurückzubehalten. Gar der antike Philosoph! Nil admirari — in diesem Satze sieht er die Philosophie. Und ein Deutscher, nämlich Schopenhauer, geht so weit im *Gegentheil*, zu sagen: admirari id est philosophari. — Wie aber nun, wenn der Deutsche einmal, wie es vorkommt, in den Zustand geräth, wo er *grosser Dinge* fähig ist? Wenn die Stunde der *Ausnahme*, die Stunde des Ungehorsams kommt? — Ich glaube nicht, dass Schopenhauer mit Recht sagt, es sei der einzige Vorzug der Deutschen vor anderen Völkern, dass es unter ihnen mehr Atheisten gebe, als anderwärts, — aber Das weiss ich: wenn der Deutsche in den Zustand geräth, wo er grosser Dinge fähig ist, so *erhebt er sich allemal über die Moral*! Und wie sollte er nicht? Jetzt muss er etwas Neues thun, nämlich befehlen — sich oder Anderen! Das Befehlen hat ihn aber seine deutsche Moral nicht gelehrt! Das Befehlen ist in ihr vergessen!

[«]

Viertes Buch.

208.

Gewissensfrage. — „Und in summa: was wollt ihr eigentlich Neues?“ — Wir wollen nicht mehr die Ursachen zu Sündern und die Folgen zu Henkern machen.

[«]

209.

Die Nützlichkeit der strengsten Theorien. — Man sieht einem Menschen viele Schwächen der Moralität nach und handhabt dabei ein grobes Sieb, vorausgesetzt, dass er sich immer zur strengsten Theorie der Moral bekennt! Dagegen hat man das Leben der freigeistischen Moralisten immer unter das Mikroskop gestellt: mit dem Hintergedanken, dass ein Fehltritt des Lebens das sicherste Argument gegen eine unwillkommene Erkenntniss sei.

[«]

210.

Das „an sich“. — Ehemals fragte man: was ist das Lächerliche? wie als ob es ausser uns Dinge gebe, welchen das Lächerliche als Eigenschaft anhafte, und man erschöpfte sich in Einfällen (ein Theologe meinte sogar, dass es „die Naivität der Sünde“ sei). Jetzt fragt man: was ist das Lachen? Wie entsteht das Lachen? Man hat sich besonnen und endlich festgestellt, dass es nichts Gutes, nichts Schönes, nichts Erhabenes, nichts Böses an sich giebt, wohl aber Seelenzustände, in denen wir die Dinge ausser und in uns mit solchen Worten belegen. Wir haben die Prädicate der Dinge wieder zurückgenommen, oder wenigstens uns daran erinnert, dass wir sie ihnen geliehen haben: — sehen wir zu, dass wir bei dieser Einsicht die Fähigkeit zum Verleihen nicht verlieren, und dass wir nicht zugleich reicher und geiziger geworden sind.

[«]

211.

An die Träumer der Unsterblichkeit. — Diesem schönen Bewusstsein eurer selbst wünscht ihr also ewige Dauer? Ist das nicht schamlos? Denkt ihr denn nicht an alle anderen Dinge, die euch dann in alle Ewigkeit zu ertragen hätten, wie sie euch bisher ertragen haben mit einer mehr als christlichen Geduld? Oder meint ihr, ihnen ein ewiges Wohlgefühl an euch geben zu können? Ein einziger unsterblicher Mensch auf der Erde wäre ja schon genug, um alles Andere, das noch da wäre, durch Überdruss an ihm in eine allgemeine Sterbe- und Aufhängewuth zu versetzen! Und ihr Erdenbewohner mit euren Begriffelchen von ein paar Tausend Zeitminütchen wollt dem ewigen allgemeinen Dasein ewig lästig fallen! Giebt es etwas Zudringlicheres! — Zuletzt: seien wir milde gegen ein Wesen von siebenzig Jahren! — es hat seine Phantasie im Ausmalen der eignen „ewigen Langenweile“ nicht üben können, — es fehlte ihm an der Zeit!

[«]

212.

Worin man sich kennt. — Sobald ein Thier ein anderes sieht, so misst es sich im Geiste mit ihm; und ebenso machen es die Menschen wilder Zeitalter. Daraus ergiebt sich, dass sich da jeder Mensch fast nur in Hinsicht auf seine Wehr- und Angriffskräfte kennen lernt.

[«]

213.

Die Menschen des verfehlten Lebens. — Die Einen sind aus solchem Stoffe, dass es der Gesellschaft erlaubt ist, Diess oder Jenes aus ihnen zu machen: unter allen Umständen werden sie sich gut dabei befinden und nicht über ein verfehltes Leben zu klagen haben. Andere sind von zu besonderem Stoffe — es braucht desshalb noch kein besonders edler, sondern eben nur ein seltnerer zu sein —, als dass sie nicht sich schlecht befinden müssten, den einzigen Fall ausgenommen, dass sie ihrem einzigen Zwecke gemäss leben können: — in allen anderen Fällen hat die Gesellschaft den Schaden davon. Denn Alles, was dem Einzelnen als verfehltes, missrathenes Leben erscheint, seine ganze Bürde von Missmuth, Lähmung, Erkrankung, Reizbarkeit, Begehrlichkeit, wirft er auf die Gesellschaft zurück — und so bildet sich um sie eine schlechte dumpfe Luft und, im günstigsten Falle, eine Gewitterwolke.

[«]

214.

Was Nachsicht! — Ihr leidet, und verlangt, dass wir nachsichtig gegen euch sind, wenn ihr im Leiden den Dingen und Menschen Unrecht thut! Aber was liegt an unserer Nachsicht! Ihr aber solltet vorsichtiger um euer selbst willen sein! Das ist eine schöne Art, sich für sein Leiden so zu entschädigen, dass man noch dazu sein Urtheil schädigt! Auf euch selber fällt eure eigne Rache zurück, wenn ihr Etwas verunglimpft; ihr trübt damit euer Auge, nicht das der Anderen: ihr gewöhnt euch an das Falsch- und Schief-Sehen!

[«]

215.

Moral der Opferthiere. — „Sich begeistert hingeben“, „sich selber zum Opfer bringen“ — diess sind die Stichworte eurer Moral, und ich glaube es gerne, dass ihr, wie ihr sagt, „es damit ehrlich meint“: nur kenne ich euch besser, als ihr euch kennt, wenn eure „Ehrlichkeit“ mit einer solchen Moral Arm in Arm zu gehen vermag. Ihr seht von der Höhe derselben herab auf jene andere nüchterne Moral, welche Selbstbeherrschung, Strenge, Gehorsam fordert, ihr nennt sie wohl gar egoistisch, und gewiss! — ihr seid ehrlich gegen euch, wenn sie euch missfällt,

— sie muss euch missfallen! Denn indem ihr euch begeistert hingebt und aus euch ein Opfer macht, geniesst ihr jenen Rausch des Gedankens, nunmehr eins zu sein mit dem Mächtigen, sei es ein Gott oder ein Mensch, dem ihr euch weiht: ihr schwelgt in dem Gefühle seiner Macht, die eben wieder durch ein Opfer bezeugt ist. In Wahrheit scheint ihr euch nur zu opfern, ihr wandelt euch vielmehr in Gedanken zu Göttern um und geniesst euch als solche. Von diesem Genusse aus gerechnet, — wie schwach und arm dünkt euch jene „egoistische“ Moral des Gehorsams, der Pflicht, der Vernünftigkeit: sie missfällt euch, weil hier wirklich geopfert und hingegeben werden muss, ohne dass der Opferer sich in einen Gott verwandelt wähnt, wie ihr wähnt. Kurz, ihr wollt den Rausch und das Übermaass, und jene von euch verachtete Moral hebt den Finger auf gegen Rausch und Übermaass, — ich glaube euch wohl, dass sie euch Missbehagen macht!

[«]

216.

Die Bösen und die Musik. — Sollte die volle Seligkeit der Liebe, welche im unbedingten Vertrauen liegt, jemals anderen Personen zu Theil geworden sein, als tief misstrauischen, bösen und galligen? Diese nämlich geniessen in ihr die ungeheure, nie geglaubte und glaubliche Ausnahme ihrer Seele! Eines Tages kommt jene gränzenlose, traumhafte Empfindung über sie, gegen die sich ihr ganzes übriges heimliches und sichtbares Leben abhebt: wie ein köstliches Räthsel und Wunder, voll goldenen Glanzes und über alle Worte und Bilder hinaus. Das unbedingte Vertrauen macht stumm; ja, selbst ein Leiden und eine Schwere ist in diesem seligen Stummwerden, wesshalb auch solche vom Glück gedrückte Seelen der Musik dankbarer zu sein pflegen, als alle anderen und besseren: denn durch die Musik hindurch sehen und hören sie, wie durch einen farbigen Rauch, ihre Liebe gleichsam ferner, rührender und weniger schwer geworden; Musik ist ihnen das einzige Mittel, ihrem ausserordentlichen Zustande zuzuschauen und mit einer Art von Entfremdung und Erleichterung erst seines Anblicks theilhaft zu werden. Jeder Liebende denkt bei der Musik: „sie redet von mir, sie redet an meiner Statt, sie weiss Alles!“ —

[«]

217.

Der Künstler. — Die Deutschen wollen durch den Künstler in eine Art erträumter Passion kommen; die Italiäner wollen durch ihn von ihren wirklichen Passionen ausruhen; die Franzosen wollen von ihm Gelegenheit, ihr Urtheil zu beweisen, und Anlässe zum Reden haben. Also seien wir billig!

[«]

218.

Mit seinen Schwächen als Künstler schalten. — Wenn wir durchaus Schwächen haben sollen und sie als Gesetze über uns endlich auch anerkennen müssen, so wünsche ich Jedem wenigstens so viel künstlerische Kraft, dass er aus seinen Schwächen die Folie seiner Tugenden und durch seine Schwächen uns begehrlich nach seinen Tugenden zu machen verstehe: Das, was in so ausgezeichnetem Maasse die grossen Musiker verstanden haben. Wie häufig ist in Beethoven's Musik ein grober rechthaberischer, ungeduldiger Ton, bei Mozart eine Jovialität biederer Gesellen, bei der Herz und Geist ein Wenig fürlieb nehmen müssen, bei Richard Wagner eine abspringende und zudringende Unruhe, bei der dem Geduldigsten die gute Laune eben abhanden kommen will: da aber kehrt er zu seiner Kraft zurück, und ebenso Jene; sie Alle haben uns mit ihren Schwächen einen Heisshunger nach ihren Tugenden und eine zehnmal empfindlichere Zunge für jeden Tropfen tönenden Geistes, tönender Schönheit, tönender Güte gemacht.

[«]

219.

Der Betrug bei der Demüthigung. — Du hast deinem Nächsten mit deiner Unvernunft ein tiefes Leid zugefügt und ein unwiederbringliches Glück zerstört — und nun gewinnst du es über deine Eitelkeit, zu ihm zu gehen, du demüthigst dich vor ihm, giebst deine Unvernunft vor ihm der Verachtung preis und meinst, nach dieser harten, für dich äusserst beschwerlichen Scene sei im Grunde Alles wieder in Ordnung gebracht, — deine freiwillige Einbusse an Ehre gleiche die unfreiwillige Einbusse des Andern an Glück aus: mit diesem Gefühle gehst du erhoben und in deiner Tugend wiederhergestellt davon. Aber der Andere hat sein tiefes Leid wie vorher, es liegt ihm gar nichts Tröstliches darin, dass du unvernünftig bist und es gesagt hast, er erinnert sich sogar des peinlichen Anblicks, den du ihm gegeben hast, als du dich vor ihm selbst verachtetest, wie einer neuen Wunde, welche er dir verdankt, — aber er denkt nicht an Rache und begreift nicht, wie zwischen dir und ihm Etwas ausgeglichen werden könnte. Im Grunde hast du jene Scene vor dir selber aufgeführt und für dich selber: du hattest einen Zeugen dazu eingeladen, deinetwegen wiederum und nicht seinetwegen, — betrüge dich nicht!

[«]

220.

Würde und Furchtsamkeit. — Die Ceremonien, die Amts- und Standestrachten, die ernsten Mienen, das feierliche Dreinschauen, die langsame Gangart, die gewundene Rede und Alles überhaupt, was Würde heisst: das ist die Verstellungsform Derer, welche im Grunde furchtsam sind, — sie wollen damit fürchten machen (sich oder Das, was sie repräsentiren). Die Furchtlosen, das heisst ursprünglich: die jederzeit und unzweifelhaft Fürchterlichen haben Würde und Ceremonien nicht nöthig, sie bringen die Ehrlichkeit, das Geradezu in Worten und Gebärden in Ruf und noch mehr in Verruf, als Anzeichen der selbstbewussten Fürchterlichkeit.

[«]

221.

Moralität des Opfers. — Die Moralität, welche sich nach der Aufopferung bemisst, ist die der halbwilden Stufe. Die Vernunft hat da nur einen schwierigen und blutigen Sieg innerhalb der Seele, es sind gewaltige Gegentriebe niederzuwerfen; ohne eine Art Grausamkeit, wie bei den Opfern, welche kanibalische Götter verlangen, geht es dabei nicht ab.

[«]

222.

Wo Fanatismus zu wünschen ist. — Phlegmatische Naturen sind nur so zu begeistern, dass man sie fanatisirt.

[«]

223.

Das gefürchtete Auge. — Nichts wird von Künstlern, Dichtern und Schriftstellern mehr gefürchtet, als jenes Auge, welches ihren kleinen Betrug sieht, welches nachträglich wahrnimmt, wie oft sie an dem Gränzwege gestanden haben, wo es entweder zur unschuldigen Lust an sich selber oder zum Effectmachen abführte; welches ihnen nachrechnet, wenn sie Wenig für Viel verkaufen wollten, wenn sie zu erheben und zu schmücken suchten, ohne selber erhoben zu sein; welches den Gedanken durch allen Trug ihrer Kunst hindurch so sieht, wie er zuerst vor ihnen stand, vielleicht wie eine entzückende Lichtgestalt, vielleicht aber auch als ein Diebstahl an aller Welt, als ein Alltags-Gedanke, den sie dehnen, kürzen, färben, einwickeln, würzen mussten, um Etwas aus ihm zu machen, anstatt dass der Gedanke Etwas aus ihnen machte, — oh dieses Auge, welches alle eure Unruhe, euer Spähen und Gieren, euer Nachmachen und Überbieten (diess ist nur ein neidisches Nachmachen) eurem Werke anmerkt, welches eure Schamröthe so gut kennt, wie eure Kunst, diese Röthe zu verbergen und vor euch selber umzudeuten!

[«]

224.

Das „Erhebende“ am Unglück des Nächsten. — Er ist im Unglück, und nun kommen die „Mitleidigen“ und malen ihm sein Unglück aus, — endlich gehen sie befriedigt und erhoben fort: sie haben sich an dem Entsetzen des Unglücklichen wie an dem eigenen Entsetzen geweidet und sich einen guten Nachmittag gemacht.

[«]

225.

Mittel, um schnell verachtet zu werden. — Ein Mensch, der schnell und viel spricht, sinkt ausserordentlich tief in unserer Achtung, nach dem kürzesten Verkehre, und selbst wenn er verständig spricht, — nicht nur in dem Maasse als er lästig fällt, sondern weit tiefer. Denn wir errathen, wie vielen Menschen er schon lästig gefallen ist, und rechnen zu dem Missbehagen, das er macht, noch die Missachtung hinzu, welche wir für ihn voraussetzen.

[«]

226.

Vom Verkehre mit Celebritäten. — A: Aber warum weichst du diesem grossen Manne aus? — B: Ich möchte ihn nicht verkennen lernen! Unsere Fehler vertragen sich nicht bei einander: ich bin kurzsichtig und misstrauisch, und er trägt seine falschen Diamanten so gern wie seine ächten.

[«]

227.

Kettenträger. — Vorsicht vor allen Geistern, die an Ketten liegen! Zum Beispiel vor den klugen Frauen, welche ihr Schicksal in eine kleine, dumpfe Umgebung gebannt hat und die darin alt werden. Zwar liegen sie scheinbar träge und halb blind in der Sonne da: aber bei jedem fremden Tritt, bei allem Unvermutheten fahren sie auf, um zu beissen; sie nehmen an Allem Rache, was ihrer Hundehütte entkommen ist.

[«]

228.

Rache im Lobe. — Hier ist eine geschriebene Seite voller Lob, und ihr nennt sie flach: aber wenn ihr errathet, dass Rache in diesem Lobe verborgen liegt, so werdet ihr sie fast überfein finden und an dem Reichthum kleiner kühner Striche und Figuren euch sehr ergötzen. Nicht der Mensch, sondern seine Rache ist so fein, reich und erfinderisch; er selber merkt kaum Etwas davon.

[«]

229.

Stolz. — Ach, ihr kennt alle das Gefühl nicht, welches der Gefolterte nach der Folterung hat, wenn er in die Zelle zurückgebracht wird und sein Geheimniss mit ihm! — er hält es immer noch mit den Zähnen fest. Was wisst ihr vom Jubel des menschlichen Stolzes!

[«]

230.

„Utilitarisch“. — Jetzt gehen die Empfindungen in moralischen Dingen so kreuz und quer, dass man für diesen Menschen eine Moral durch ihre Nützlichkeit beweist, für jenen gerade durch die Nützlichkeit widerlegt.

[«]

231.

Von der deutschen Tugend. — Wie entartet in seinem Geschmack, wie sclavisch vor Würden, Ständen, Trachten, Pomp und Prunk muss ein Volk gewesen sein, als es das Schlichte als das Schlechte, den schlichten Mann als den schlechten Mann abschätzte! Man soll dem moralischen Hochmuthe der Deutschen immer diess Wörtlein „schlecht“ und Nichts weiter entgegenhalten!

[«]

232.

Aus einer Disputation. — A: Freund, Sie haben sich heiser gesprochen! — B: So bin ich widerlegt. Reden wir nicht weiter davon.

[«]

233.

Die „Gewissenhaften“. — Habt ihr Acht gegeben, was für Menschen am meisten Werth auf strengste Gewissenhaftigkeit legen? Die, welche sich vieler erbärmlicher Empfindungen bewusst sind, ängstlich von sich und an sich denken und Angst vor Anderen haben, die ihr Inneres so sehr wie möglich verbergen wollen, — sie suchen sich selber zu imponiren, durch jene Strenge der Gewissenhaftigkeit und Härte der Pflicht, vermöge des strengen und harten Eindrucks, den Andere von ihnen dadurch bekommen müssen (namentlich Untergebene).

[«]

234.

Scheu vor dem Ruhme. — A: Dass Einer seinem Ruhme ausweicht, dass Einer seinen Lobredner absichtlich beleidigt, dass Einer sich scheut, Urtheile über sich zu hören, aus Scheu vor dem Lobe, — das findet man, das giebt es, — glaubt oder glaubt es nicht! — B: Das findet sich, das giebt sich! Nur etwas Geduld, Junker Hochmuth! —

[«]

235.

Dank abweisen. — Man darf wohl eine Bitte abweisen, aber nimmermehr darf man einen Dank abweisen (oder, was das Selbe ist, ihn kalt und conventionell annehmen). Diess beleidigt tief — und warum?

[«]

236.

Strafe. — Ein seltsames Ding, unsere Strafe! Sie reinigt nicht den Verbrecher, sie ist kein Abbüssen: im Gegentheil, sie beschmutzt mehr, als das Verbrechen selber.

[«]

237.

Eine Parteinoth. — Es giebt eine lächerliche, aber nicht ungefährliche Betrübniss fast in jeder Partei: an ihr leiden alle Die, welche die jahrelangen, treuen und ehrenwerthen Verfechter der Parteimeinung waren und plötzlich, eines Tages, merken, dass ein viel Mächtigerer die Trompete in die Hand genommen hat. Wie wollen sie es ertragen, stumm gemacht zu sein! Und so werden sie laut und mitunter in neuen Tönen.

[«]

238.

Das Streben nach Anmuth. — Wenn eine starke Natur nicht den Hang der Grausamkeit hat und nicht immer von sich selber occupirt ist, so strebt sie unwillkürlich nach Anmuth, — diess ist ihr Abzeichen. Die schwachen Charaktere dagegen lieben die herben Urtheile, — sie gesellen sich zu den Helden der Menschenverachtung, zu den religiösen oder philosophischen Anschwärzern des Daseins oder ziehen sich hinter strenge Sitten und peinliche „Lebensberufe“ zurück: so suchen sie sich einen Charakter und eine Art Stärke zu schaffen. Und diess thun sie ebenfalls unwillkürlich.

[«]

239.

Wink für Moralisten. — Unsere Musiker haben eine grosse Entdeckung gemacht: die interessante Hässlichkeit ist auch in ihrer Kunst möglich! Und so werfen sie sich in diesen eröffneten Ozean des Hässlichen, wie trunken, und noch niemals war es so leicht, Musik zu machen. Jetzt hat man erst den allgemeinen dunkelfarbigen Hintergrund gewonnen, auf dem ein noch so kleiner Lichtstreifen schöner Musik den Glanz von Gold und Smaragd erhält; jetzt wagt man erst den Zuhörer in Sturm, Empörung und ausser Athem zu bringen, um ihm nachher durch einen Augenblick des Hinsinkens in Ruhe ein Gefühl der Seligkeit zu geben, welches der Schätzung der Musik überhaupt zu Gute kommt. Man hat den Contrast entdeckt: jetzt erst sind die stärksten Effecte möglich — und wohlfeil: Niemand fragt mehr nach guter Musik. Aber ihr müsst euch beeilen! Es ist für jede Kunst nur eine kurze Spanne Zeit noch, wenn sie erst zu dieser Entdeckung gelangt ist. — Oh, wenn unsere Denker Ohren hätten, um in die Seelen unserer Musiker, vermittelst ihrer Musik, hineinzuhören! Wie lange muss man warten, ehe solch eine Gelegenheit sich wiederfindet, den innerlichen Menschen auf der bösen That und in der Unschuld dieser That zu ertappen! Denn unsere Musiker haben nicht den leisesten Geruch davon, dass sie ihre eigene Geschichte, die Geschichte der Verhässlichung der Seele, in Musik setzen. Ehemals musste der gute Musiker beinahe um seiner Kunst willen ein guter Mensch werden —. Und jetzt!

[«]

240.

Von der Moralität der Schaubühne. — Wer da meint, Shakespeare's Theater wirke moralisch und der Anblick des Macbeth ziehe unwiderstehlich vom Bösen des Ehrgeizes ab, der irrt sich: und er irrt sich noch einmal, wenn er glaubt, Shakespeare selber habe so empfunden wie er. Wer wirklich vom rasenden Ehrgeiz besessen ist, sieht diess sein Bild mit Lust; und wenn der Held an seiner Leidenschaft zu Grunde geht, so ist diess gerade die schärfste Würze in dem heissen Getränke dieser Lust. Empfand es der Dichter denn anders? Wie königlich, und durchaus nicht schurkenhaft, läuft sein Ehrgeiziger vom Augenblick des grossen Verbrechens an seine Bahn! Erst von da ab zieht er „dämonisch“ an und reizt ähnliche Naturen zur Nachahmung auf; — dämonisch heisst hier: zum Trotz gegen Vortheil und Leben, zu Gunsten eines Gedankens und Triebes. Glaubt ihr denn, Tristan und Isolde gäben dadurch eine Lehre gegen den Ehebruch, dass sie Beide an ihm zu Grunde gehen? Diess hiesse die Dichter auf den Kopf stellen: welche, wie namentlich Shakespeare, verliebt in die Leidenschaften an sich sind, und nicht am geringsten in ihre todbereiten Stimmungen: — jene, wo das Herz nicht fester mehr am Leben hängt, als ein

Tropfen am Glase. Nicht die Schuld und deren schlimmer Ausgang liegt ihnen am Herzen, dem Shakespeare so wenig wie dem Sophokles (im Ajax, Philoktet, Oedipus): so leicht es gewesen wäre, in den genannten Fällen die Schuld zum Hebel des Drama's zu machen, so bestimmt ist diess gerade vermieden. Ebensowenig will der Tragödiendichter mit seinen Bildern des Lebens gegen das Leben einnehmen! Er ruft vielmehr: „es ist der Reiz allen Reizes, dieses aufregende, wechselnde, gefährliche, düstere und oft sonnendurchglühte Dasein! Es ist ein Abenteuer, zu leben, — nehmt diese oder jene Partei darin, immer wird es diesen Charakter behalten!“ — So spricht er aus einer unruhigen und kraftvollen Zeit heraus, die von ihrer Überfülle an Blut und Energie halb trunken und betäubt ist, — aus einer böseren Zeit heraus, als die unsere ist: wesshalb wir nöthig haben, uns den Zweck eines Shakespearischen Drama's erst zurecht und gerecht zu machen, das heisst, es nicht zu verstehen.

[«]

241.

Furcht und Intelligenz. — Wenn es wahr ist, was man jetzt des Bestimmtesten behauptet, dass die Ursache des schwarzen Hautpigmentes nicht im Lichte zu suchen sei: könnte es vielleicht die letzte Wirkung häufiger und durch Jahrtausende gehäufter Wuthanfälle sein (und Blutunterströmungen der Haut)? Während bei anderen intelligenteren Stämmen das ebenso häufige Erschrecken und Bleichwerden endlich die weisse Hautfarbe ergeben hätte? — Denn der Grad der Furchtsamkeit ist ein Gradmesser der Intelligenz: und sich oft der blinden Wuth überlassen, das Zeichen davon, dass die Thierheit noch ganz nahe ist und sich wieder durchsetzen möchte. — Braun-grau wäre also wohl die Urfarbe des Menschen, — etwas Affen- und Bärenhaftes, wie billig.

[«]

242.

Unabhängigkeit. — Unabhängigkeit (in ihrer schwächsten Dosis „Gedankenfreiheit“ benannt) ist die Form der Entsagung, welche der

Herrschsüchtige endlich annimmt, — er, der lange Das gesucht hat, was er beherrschen könnte, und Nichts gefunden hat, als sich selber.

[«]

243.

Die zwei Richtungen. — Versuchen wir den Spiegel an sich zu betrachten, so entdecken wir endlich Nichts, als die Dinge auf ihm. Wollen wir die Dinge fassen, so kommen wir zuletzt wieder auf Nichts, als auf den Spiegel. — Diess ist die allgemeinste Geschichte der Erkenntniss.

[«]

244.

Freude am Wirklichen. — Unser jetziger Hang zur Freude am Wirklichen — wir haben ihn fast Alle — ist nur daraus zu verstehen, dass wir so lange und bis zum Überdruss Freude am Unwirklichen gehabt haben. An sich ist es ein nicht unbedenklicher Hang, so wie er jetzt auftritt, ohne Wahl und Feinheit: — seine mindeste Gefahr ist die Geschmacklosigkeit.

[«]

245.

Feinheit des Machtgefühls. — Napoleon ärgerte sich, schlecht zu sprechen, und belog sich hierüber nicht: aber seine Herrschsucht, die keine Gelegenheit verschmähte und feiner war, als sein feiner Geist, brachte ihn dahin, noch schlechter zu sprechen, als er konnte. So rächte er sich an seinem eignen Ärger (er war eifersüchtig auf alle seine Affecte, weil sie Macht hatten) und genoss sein autokratisches Belieben. Sodann, in Hinsicht auf Ohren und Urtheil der Hörenden, genoss er diess Belieben noch einmal: wie als ob so zu ihnen zu reden immer noch gut genug sei. Ja, er frohlockte im Geheimen bei dem Gedanken, durch Blitz und Donner der höchsten Autorität — welche im Bunde von Macht und Genialität liegt — das Urtheil zu betäuben und den Geschmack irrezuführen;

während Beides in ihm kalt und stolz an der Wahrheit festhielt, dass er schlecht spreche. — Napoleon, als ein vollkommen zu Ende gedachter und ausgearbeiteter Typus Eines Triebes, gehört zu der antiken Menschheit: deren Merkmale — der einfache Aufbau und das erfinderische Ausbilden und Ausdichten Eines Motivs oder weniger Motive — leicht genug zu erkennen sind.

[«]

246.

Aristoteles und die Ehe. — Bei den Kindern der grossen Genie's bricht der Wahnsinn heraus, bei den Kindern der grossen Tugendhaften der Stumpfsinn — bemerkt Aristoteles. Wollte er damit die Ausnahme-Menschen zur Ehe einladen?

[«]

247.

Herkunft des schlechten Temperaments. — Das Ungerechte und Sprunghafte im Gemüth mancher Menschen, ihre Unordnung und Maasslosigkeit sind die letzten Folgen unzähliger logischer Ungenauigkeiten, Ungründlichkeiten und übereilter Schlüsse, welcher sich ihre Vorfahren schuldig gemacht haben. Die Menschen mit gutem Temperament dagegen stammen aus überlegsamen und gründlichen Geschlechtern, welche die Vernunft hochgestellt haben, — ob zu löblichen oder bösen Zwecken, das kommt nicht so sehr in Betracht.

[«]

248.

Verstellung als Pflicht. — Am meisten ist die Güte durch die lange Verstellung, welche Güte zu scheinen suchte, entwickelt worden: überall, wo grosse Macht bestand, wurde die Nothwendigkeit gerade dieser Art von Verstellung eingesehen, — sie flösst Sicherheit und Vertrauen ein und verhundertfacht die wirkliche Summe der physischen Macht. Die Lüge ist, wenn nicht die Mutter, so doch die Amme der Güte. Die Ehrlichkeit ist ebenfalls am meisten durch die Anforderung eines Anscheins der Ehrlichkeit und Biederkeit grossgezogen worden: in den erblichen Aristokratien. Aus der dauernden Übung einer Verstellung entsteht zuletzt Natur: die Verstellung hebt sich am Ende selber auf, und Organe und Instincte sind die kaum erwarteten Früchte im Garten der Heuchelei.

[«]

249.

Wer ist denn je allein! — Der Furchtsame weiss nicht, was Alleinsein ist: hinter seinem Stuhle steht immer ein Feind. — Oh, wer die Geschichte jenes feinen Gefühls, welches Einsamkeit heisst, uns erzählen könnte!

[«]

250.

Nacht und Musik. — Das Ohr, das Organ der Furcht, hat sich nur in der Nacht und in der Halbnacht dunkler Wälder und Höhlen so reich entwickeln können, wie es sich entwickelt hat, gemäss der Lebensweise des furchtsamen, das heisst des allerlängsten menschlichen Zeitalters, welches es gegeben hat: im Hellen ist das Ohr weniger nöthig. Daher der Charakter der Musik, als einer Kunst der Nacht und Halbnacht.

[«]

251.

Stoisch. — Es giebt eine Heiterkeit des Stoikers, wenn er sich von dem Ceremoniell beengt fühlt, das er selber seinem Wandel vorgeschrieben hat, er geniesst sich dabei als Herrschenden.

[«]

252.

Man erwäge! — Der gestraft wird, ist nicht mehr Der, welcher die That gethan hat. Er ist immer der Sündenbock.

[«]

253.

Augenschein. — Schlimm! Schlimm! Was man am besten, am hartnäckigsten beweisen muss, das ist der Augenschein. Denn Allzuvielen fehlen die Augen, ihn zu sehen. Aber es ist so langweilig!

[«]

254.

Die Vorwegnehmenden. — Das Auszeichnende, aber auch Gefährliche in den dichterischen Naturen ist ihre erschöpfende Phantasie: die, welche Das, was wird und werden könnte, vorweg nimmt, vorweg geniesst, vorweg erleidet und im endlichen Augenblick des Geschehens und der That bereits müde ist. Lord Byron, der diess Alles zu gut kannte, schrieb in sein Tagebuch: „Wenn ich einen Sohn habe, so soll er etwas ganz Prosaisches werden — Jurist oder Seeräuber."

[«]

255.

Gespräch über Musik. — A: Was sagen Sie zu dieser Musik? — B: Sie hat mich überwältigt, ich habe gar Nichts zu sagen. Horch! Da beginnt sie von Neuem! — A: Um so besser! Sehen wir zu, dass wir sie diessmal überwältigen. Darf ich einige Worte zu dieser Musik machen? Und Ihnen auch ein Drama zeigen, welches Sie vielleicht beim ersten Hören nicht sehen wollten? — B: Wohlan! ich habe zwei Ohren und mehr, wenn es nöthig ist. Rücken Sie dicht an mich heran! —

A: — Diess ist es noch nicht, was er uns sagen will, er verspricht bisher nur, dass er Etwas sagen werde, etwas Unerhörtes, wie er mit diesen Gebärden zu verstehen giebt. Denn Gebärden sind es. Wie er winkt! sich hoch aufrichtet! die Arme wirft! Und jetzt scheint ihm der höchste Augenblick der Spannung gekommen: noch zwei Fanfaren, und er führt sein Thema vor, prächtig und geputzt, wie klirrend von edlen Steinen. Ist es eine schöne Frau? Oder ein schönes Pferd? Genug, er sieht entzückt um sich, denn er hat Blicke des Entzückens zu sammeln, — jetzt erst gefällt ihm sein Thema ganz, jetzt wird er erfindsam, wagt neue und kühne Züge. Wie er sein Thema heraustreibt! Ah! Geben Sie Acht, — er versteht nicht nur, es zu schmücken, sondern auch zu schminken! Ja, er weiss, was Farbe der Gesundheit ist, er versteht sich darauf, sie erscheinen zu lassen, — er ist feiner in seiner Selbstkenntniss, als ich dachte. Und jetzt ist er überzeugt, dass er seine Hörer überzeugt hat, er giebt seine Einfälle, als seien es die wichtigsten Dinge unter der Sonne, er hat unverschämte Fingerzeige auf sein Thema, als sei es zu gut für diese Welt. — Ha, wie misstrauisch er ist! Dass wir nur nicht müde werden! So verschüttet er seine Melodien unter Süssigkeiten, — jetzt ruft er sogar unsere gröberen Sinne an, um uns aufzuregen und so wieder unter seine Gewalt zu bringen! Hören Sie, wie er das Elementarische stürmischer und donnernder Rhythmen beschwört! Und jetzt, da er merkt, dass diese uns fassen, würgen und beinahe zerdrücken, wagt er es, sein Thema wieder in's Spiel der Elemente zu mischen und uns Halbbetäubte und Erschütterte zu überreden, unsere Betäubung und Erschütterung sei die Wirkung seines Wunder-Thema's. Und fürderhin glauben es ihm die Zuhörer: sobald es erklingt, entsteht in ihnen eine Erinnerung an jene erschütternde Elementarwirkung, — diese Erinnerung kommt jetzt dem Thema zu Gute, — es ist nun „dämonisch" geworden! Was für ein Kenner der Seele er ist! Er gebietet mit den Künsten eines Volksredners über uns. — Aber die Musik verstummt! — B: Und gut, dass sie es thut! denn ich kann es nicht mehr ertragen, Sie zu hören! Zehnmal lieber will ich doch mich täuschen lassen, als Einmal in Ihrer Art die Wahrheit zu wissen! — A: Diess ist es, was ich von Ihnen hören wollte. So, wie Sie, sind die Besten jetzt: ihr seid zufrieden damit, euch täuschen zu lassen! Ihr kommt mit groben und lüsternen Ohren, ihr bringt das Gewissen der Kunst zum Hören nicht mit, ihr habt eure feinste Redlichkeit unterwegs weggeworfen! Und damit verderbt ihr die Kunst und die Künstler! Immer, wenn ihr klatscht und jubelt, habt ihr das Gewissen der Künstler in den Händen, — und wehe, wenn sie merken, dass ihr zwischen unschuldiger und schuldiger Musik nicht unterscheiden könnt! Ich meine wahrlich nicht „gute“ und „schlechte“ Musik, — von dieser und jener giebt es in beiden Arten! Aber ich nenne eine unschuldige Musik jene, welche ganz und gar nur an sich denkt, an sich glaubt, und über sich die Welt vergessen hat, — das Von-selber-Ertönen der tiefsten Einsamkeit, die über sich mit sich redet und nicht mehr weiss, dass es Hörer und Lauscher und Wirkungen und Missverständnisse und Misserfolge da draussen giebt. — Zuletzt: die Musik, welche wir eben hörten, ist gerade von dieser edlen und seltenen Art, und Alles, was ich von ihr sagte, war erlogen, — verzeihen Sie meine Bosheit, wenn Sie Lust haben! — B: Oh, Sie lieben also diese Musik auch? Dann sind Ihnen viele Sünden vergeben!

[«]

256.

Glück der Bösen. — Diese stillen, düsteren, bösen Menschen haben Etwas, das ihr ihnen nicht streitig machen könnt, einen seltenen und seltsamen Genuss im dolce far niente, eine Abend- und Sonnenuntergangs-Ruhe, wie sie nur ein Herz kennt, das allzu oft durch Affecte verzehrt, zerrissen, vergiftet worden ist.

[«]

257.

Worte in uns gegenwärtig. — Wir drücken unsere Gedanken immer mit den Worten aus, die uns zur Hand sind. Oder um meinen ganzen Verdacht auszudrücken: wir haben in jedem Momente eben nur den Gedanken, für welchen uns die Worte zur Hand sind, die ihn ungefähr auszudrücken vermögen.

[«]

258.

Dem Hunde schmeicheln. — Man muss diesem Hunde nur einmal das Fell streichen: sofort knistert er und sprüht Funken, wie jeder andere Schmeichler — und ist geistreich auf seine Art. Warum sollten wir ihn nicht so ertragen!

[«]

259.

Der ehemalige Lobredner. — „Er ist stumm über mich geworden, obwohl er die Wahrheit jetzt weiss und sie sagen könnte. Aber sie würde wie Rache klingen — und er achtet die Wahrheit so hoch, der Achtungswürdige!“

[«]

260.

Amulet der Abhängigen. — Wer unvermeidlich von einem Gebieter abhängig ist, soll Etwas haben, wodurch er Furcht einflösst und den Gebieter im Zaume hält, zum Beispiel Rechtschaffenheit oder Aufrichtigkeit oder eine böse Zunge.

[«]

261.

Warum so erhaben! — Oh, ich kenne diess Gethier! Freilich gefällt es sich selber besser, wenn es auf zwei Beinen „wie ein Gott“ daherschreitet, — aber wenn es wieder auf seine vier Füsse zurückgefallen ist, gefällt es mir besser: diess steht ihm so unvergleichlich natürlicher!

[«]

262.

Der Dämon der Macht. — Nicht die Nothdurft, nicht die Begierde, — nein, die Liebe zur Macht ist der Dämon der Menschen. Man gebe ihnen Alles, Gesundheit, Nahrung, Wohnung, Unterhaltung, — sie sind und bleiben unglücklich und grillig: denn der Dämon wartet und wartet und will befriedigt sein. Man nehme ihnen Alles und befriedige diesen: so sind sie beinahe glücklich, — so glücklich als eben Menschen und Dämonen sein können. Aber warum sage ich diess noch?

Luther hat es schon gesagt, und besser als ich, in den Versen: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr’, Kind und Weib: lass fahren dahin, — das Reich muss uns doch bleiben!“ Ja! Ja! Das „Reich“!

[«]

263.

Der Widerspruch leibhaft und beseelt. — Im sogenannten Genie ist ein physiologischer Widerspruch: es besitzt einmal viele wilde, unordentliche, unwillkürliche Bewegung und sodann wiederum viele höchste Zweckthätigkeit der Bewegung, — dabei ist ihm ein Spiegel zu eigen, der beide Bewegungen neben einander und in einander, aber auch oft genug wider einander zeigt. In Folge dieses Anblicks ist es oft unglücklich, und wenn es ihm am wohlsten wird, im Schaffen, so ist es, weil es vergisst, dass es gerade jetzt mit höchster Zweckthätigkeit etwas Phantastisches und Unvernünftiges thut (das ist alle Kunst) — thun muss.

[«]

264.

Sich irren wollen. — Neidische Menschen mit feinerer Witterung suchen ihren Rivalen nicht genauer kennen zu lernen, um sich ihm überlegen fühlen zu können.

[«]

265.

Das Theater hat seine Zeit. — Wenn die Phantasie eines Volkes nachlässt, entsteht der Hang in ihm, seine Sagen sich auf der Bühne vorführen zu lassen, jetzt erträgt es die groben Ersatzstücke der Phantasie, — aber für jenes Zeitalter, dem der epische Rhapsode zugehört, ist das Theater und der als Held verkleidete Schauspieler ein Hemmschuh anstatt ein Flügel der Phantasie: zu nah, zu bestimmt, zu schwer, zu wenig Traum und Vogelflug.

[«]

266.

Ohne Anmuth. — Er hat einen Mangel an Anmuth, und weiss es: oh, wie er es versteht, diess zu maskiren! Durch strenge Tugend, durch Düsterkeit des Blickes, durch angenommenes Misstrauen gegen die Menschen und das Dasein, durch derbe Possen, durch Verachtung der feineren Lebensart, durch Pathos und Ansprüche, durch cynische Philosophie, — ja, er ist zum Charakter geworden, im steten Bewusstsein seines Mangels.

[«]

267.

Warum so stolz! — Ein edler Charakter unterscheidet sich von einem gemeinen dadurch, dass er eine Anzahl Gewohnheiten und Gesichtspuncte nicht zur Hand hat, wie jener: sie sind ihm zufällig nicht vererbt und nicht anerzogen.

[«]

268.

Scylla und Charybdis des Redners. — Wie schwer war es in Athen, so zu sprechen, dass man die Zuhörer für die Sache gewann, ohne sie durch die Form abzustossen oder von der Sache mit ihr abzuziehen! Wie schwer ist es noch in Frankreich, so zu schreiben!

[«]

269.

Die Kranken und die Kunst. — Gegen jede Art von Trübsal und Seelen-Elend soll man zunächst versuchen: Veränderung der Diät und körperliche derbe Arbeit. Aber die Menschen sind gewohnt, in diesem Falle nach Mitteln der Berauschung zu greifen: zum Beispiel nach der Kunst, — zu ihrem und der Kunst Unheil! Merkt ihr nicht, dass, wenn ihr als Kranke nach der Kunst verlangt, ihr die Künstler krank macht?

[«]

270.

Anscheinende Toleranz. — Es sind diess gute, wohlwollende, verständige Worte über und für die Wissenschaft, aber! aber! ich sehe hinter diese eure Toleranz gegen die Wissenschaft! Im Winkel eures Herzens meint ihr trotz alledem, sie sei euch nicht nöthig, es sei grossmüthig von euch, sie gelten zu lassen, ja, ihre Fürsprecher zu sein, zumal die Wissenschaft gegen eure Meinungen nicht diese Grossmuth übe! Wisst ihr, dass ihr gar kein Recht zu dieser Toleranz-Übung habt? dass diese huldreiche Gebärde eine gröbere Verunglimpfung der Wissenschaft ist, als ein offener Hohn, welchen sich irgend ein übermüthiger Priester oder Künstler gegen sie erlaubt? Es fehlt euch jenes strenge Gewissen für Das, was wahr und wirklich ist, es quält und martert euch nicht, die Wissenschaft im Widerspruch mit euren Empfindungen zu finden, ihr kennt die gierige Sehnsucht der Erkenntniss nicht als ein Gesetz über euch waltend, ihr fühlt keine Pflicht in dem Verlangen, mit dem Auge überall gegenwärtig zu sein, wo erkannt wird, Nichts sich entschlüpfen zu lassen, was erkannt ist. Ihr kennt Das nicht, was ihr so tolerant behandelt! Und nur, weil ihr es nicht kennt, gelingt es euch, so gnädige Mienen anzunehmen! Ihr, gerade ihr würdet erbittert und fanatisch blicken, wenn die Wissenschaft euch einmal in's Gesicht leuchten wollte, mit ihren Augen! — Was kümmert es uns also, dass ihr Toleranz übt — gegen ein Phantom! und nicht einmal gegen uns! Und was liegt an uns!

[«]

271.

Die Feststimmung. — Gerade für jene Menschen, welche am hitzigsten nach Macht streben, ist es unbeschreiblich angenehm, sich überwältigt zu fühlen! Plötzlich und tief in ein Gefühl, wie in einen Strudel hinabzusinken! Sich die Zügel aus der Hand reissen zu lassen, und einer Bewegung wer weiss wohin? zuzusehen! Wer es ist, was es ist, das uns diesen Dienst leistet, — es ist ein grosser Dienst: wir sind so glücklich und athemlos und fühlen eine Ausnahme-Stille um uns wie im mittelsten Grunde der Erde. Einmal ganz ohne Macht! Ein Spielball von Urkräften! Es ist eine Ausspannung in diesem Glück, ein Abwerfen der grossen Last, ein Abwärtsrollen ohne Mühen wie in blinder Schwerkraft. Es ist der Traum des Bergsteigers, der sein Ziel zwar oben hat, aber unterwegs aus tiefer Müdigkeit einmal einschläft und vom Glück des Gegensatzes — eben vom mühelosesten Abwärtsrollen — träumt. — Ich beschreibe das Glück, wie ich es mir bei unserer jetzigen gehetzten, machtdürstigen Gesellschaft Europa's und Amerika's denke. Hier und da wollen sie einmal in die Ohnmacht zurücktaumeln, — diesen Genuss bieten ihnen Kriege, Künste, Religionen, Genie's. Wenn man sich einem Alles verschlingenden und zerdrückenden Eindruck einmal zeitweilig überlassen hat — es ist die moderne Feststimmung! — dann ist man wieder freier, erholter, kälter, strenger und strebt unermüdlich nach dem Gegentheil weiter: nach Macht. —

[«]

272.

Die Reinigung der Rasse. — Es giebt wahrscheinlich keine reinen, sondern nur reingewordene Rassen, und diese in grosser Seltenheit. Das Gewöhnliche sind die gekreuzten Rassen, bei denen sich immer, neben der Disharmonie von Körperformen (zum Beispiel wenn Auge und Mund nicht zu einander stimmen), auch Disharmonien der Gewohnheiten und Werthbegriffe finden müssen. (Livingstone hörte Jemand sagen: „Gott schuf weisse und schwarze Menschen, der Teufel aber schuf die Halbrassen".) Gekreuzte Rassen sind stets zugleich auch gekreuzte Culturen, gekreuzte Moralitäten: sie sind meistens böser, grausamer, unruhiger. Die Reinheit ist das letzte Resultat von zahllosen Anpassungen, Einsaugungen und Ausscheidungen, und der Fortschritt zur Reinheit zeigt sich darin, dass die in einer Rasse vorhandene Kraft sich immer mehr auf einzelne ausgewählte Functionen beschränkt, während sie vordem zu viel und oft Widersprechendes zu besorgen hatte: eine solche Beschränkung wird sich immer zugleich auch wie eine Verarmung ausnehmen und will vorsichtig und zart beurtheilt sein. Endlich aber, wenn der Process der Reinigung gelungen ist, steht alle jene Kraft, die früher bei dem Kampfe der disharmonischen Eigenschaften daraufgieng, dem gesammten Organismus zu Gebote: wesshalb reingewordene Rassen immer auch stärker und schöner geworden sind. — Die Griechen geben uns das Muster einer reingewordenen Rasse und Cultur: und hoffentlich gelingt einmal auch eine reine europäische Rasse und Cultur.

[«]

273.

Das Loben. — Hier ist Einer, dem du anmerkst, dass er dich loben will: du beisst die Lippen zusammen, das Herz wird geschnürt: ach, dass der Kelch vorübergienge! Aber er geht nicht, er kommt! Trinken wir also die süsse Unverschämtheit des Lobredners, überwinden wir den Ekel und die tiefe Verachtung für den Kern seines Lobes, ziehen wir die Falten der dankbaren Freude über's Gesicht! — er hat uns ja wohlthun wollen! Und jetzt, nachdem es geschehen, wissen wir, dass er sich sehr erhaben fühlt, er hat einen Sieg über uns errungen, — ja! und auch über sich selber, der Hund! — denn es wurde ihm nicht leicht, sich diess Lob abzuringen.

[«]

274.

Menschenrecht und -vorrecht. — Wir Menschen sind die einzigen Geschöpfe, welche, wenn sie missrathen, sich selber durchstreichen können wie einen missrathenen Satz, — sei es, dass wir diess zur Ehre der Menschheit oder aus Mitleiden mit ihr oder aus Widerwillen gegen uns thun.

[«]

275.

Der Verwandelte. — Jetzt wird er tugendhaft, nur um Anderen wehe damit zu thun. Seht nicht soviel nach ihm hin!

[«]

276.

Wie oft! Wie unverhofft! — Wie viele verheirathete Männer haben den Morgen erlebt, wo es ihnen tagte, dass ihre junge Gattin langweilig ist und das Gegentheil glaubt! Gar nicht zu reden von jenen Weibern, deren Fleisch willig und deren Geist schwach ist!

[«]

277.

Warme und kalte Tugenden. — Den Muth als kalte Herzhaftigkeit und Unerschütterlichkeit und den Muth als hitzige, halbblinde Bravour, — beides nennt man mit Einem Namen! Wie verschieden sind doch die kalten Tugenden von den warmen! Und Narr wäre Der, welcher meinte, das „Gutsein“ werde nur durch die Wärme hinzugethan: und kein geringerer Narr Der, welcher es nur der Kälte zuschreiben wollte! Die Wahrheit ist, dass die Menschheit den warmen und den kalten Muth sehr nützlich gefunden hat, und überdiess nicht häufig genug, um ihn nicht in beiden Farben unter die Edelsteine zu rechnen.

[«]

278.

Das verbindliche Gedächtniss. — Wer einen hohen Rang hat, thut gut, sich ein verbindliches Gedächtniss anzuschaffen, das heisst, sich von den Personen alles mögliche Gute zu merken und dahinter einen Strich zu machen: damit hält man sie in einer angenehmen Abhängigkeit. So kann der Mensch auch mit sich selber verfahren: ob er ein verbindliches Gedächtniss hat oder nicht, das entscheidet zuletzt über seine eigene Haltung zu sich selber, über die Vornehmheit, Güte oder das Misstrauen bei der Beobachtung seiner Neigungen und Absichten und zuletzt wieder über die Art der Neigungen und Absichten selber.

[«]

279.

Worin wir Künstler werden. — Wer Jemanden zu seinem Abgott macht, versucht, sich vor sich selber zu rechtfertigen, indem er ihn in’s Ideal erhebt; er wird zum Künstler daran, um ein gutes Gewissen zu haben. Wenn er leidet, so leidet er nicht am Nichtwissen, sondern am Sich-belügen, als ob er nicht wüsste. — Die innere Noth und Lust eines solchen Menschen — und alle leidenschaftlich Liebenden gehören dazu — ist mit gewöhnlichen Eimern nicht auszuschöpfen.

[«]

280.

Kindlich. — Wer lebt, wie die Kinder — also nicht um sein Brod kämpft und nicht glaubt, dass seinen Handlungen eine endgültige Bedeutung zukomme — bleibt kindlich.

[«]

281.

Das Ich will Alles haben. — Es scheint, dass der Mensch überhaupt nur handelt, um zu besitzen: wenigstens legen die Sprachen diesen Gedanken nahe, welche alles vergangene Handeln so betrachten, als ob wir damit Etwas besässen („ich habe gesprochen, gekämpft, gesiegt“: das ist, ich bin nun im Besitze meines Spruches, Kampfes, Sieges). Wie habsüchtig nimmt sich hierbei der Mensch aus! Selbst die Vergangenheit sich nicht entwinden lassen, gerade auch sie noch haben wollen!

[«]

282.

Gefahr in der Schönheit. — Diese Frau ist schön und klug: ach, wie viel klüger aber würde sie geworden sein, wenn sie nicht schön wäre!

[«]

283.

Hausfrieden und Seelenfrieden. — Unsere gewöhnliche Stimmung hängt von der Stimmung ab, in der wir unsere Umgebung zu erhalten wissen.

[«]

284.

Das Neue als alt vorbringen. — Viele erscheinen gereizt, wenn man ihnen eine Neuigkeit erzählt, sie empfinden das Übergewicht, welches die Neuigkeit Dem giebt, der sie früher weiss.

[«]

285.

Wo hört das Ich auf? — Die Meisten nehmen eine Sache, die sie wissen, unter ihre Protection, wie als ob das Wissen sie schon zu ihrem Eigenthum mache. Die Aneignungslust des Ichgefühls hat keine Gränzen: die grossen Männer reden so, als ob die ganze Zeit hinter ihnen stünde und sie der Kopf dieses langen Leibes seien, und die guten Frauen rechnen sich die Schönheit ihrer Kinder, ihrer Kleider, ihres Hundes, ihres Arztes, ihrer Stadt zum Verdienste und wagen es nur nicht, zu sagen „das Alles bin ich“. Chi non ha, non è — sagt man in Italien.

[«]

286.

Haus- und Schoossthiere und Verwandtes. — Giebt es etwas Ekelhafteres, als die Sentimentalität gegen Pflanzen und Thiere, von Seiten eines Geschöpfes, das wie der wüthendste Feind von Anbeginn unter ihnen gehaust hat und zuletzt bei seinen geschwächten und verstümmelten Opfern gar noch auf zärtliche Gefühle Anspruch erhebt! Vor dieser Art „Natur“ geziemt dem Menschen vor Allem Ernst, wenn anders er ein denkender Mensch ist.

[«]

287.

Zwei Freunde. — Es waren Freunde, aber sie haben aufgehört, es zu sein, und sie knüpften von beiden Seiten zugleich ihre Freundschaft los, der Eine, weil er sich zu sehr verkannt glaubte, der Andere, weil er sich zu sehr erkannt glaubte — und Beide haben sich dabei getäuscht! — denn Jeder von ihnen kannte sich selber nicht genug.

[«]

288.

Komödie der Edlen. — Die, welchen die edle herzliche Vertraulichkeit nicht gelingt, versuchen es, ihre edle Natur durch Zurückhaltung und Strenge und eine gewisse Geringschätzung der Vertraulichkeit errathen zu lassen: wie als ob das starke Gefühl ihres Vertrauens Scham hätte, sich zu zeigen.

[«]

289.

Wo man Nichts gegen eine Tugend sagen darf. — Unter den Feiglingen ist es von schlechtem Tone, Etwas gegen die Tapferkeit zu sagen, und erregt Verachtung; und rücksichtslose Menschen zeigen sich erbittert, wenn Etwas gegen das Mitleiden gesagt wird.

[«]

290.

Eine Vergeudung. — Bei erregbaren und plötzlichen Naturen sind die ersten Worte und Handlungen meisthin unbezeichnend für ihren eigentlichen Charakter (sie werden durch die Umstände eingegeben und sind gleichsam Nachahmungen vom Geiste der Umstände), aber weil sie einmal gesprochen und gethan sind, so müssen die später nachkommenden eigentlichen Charakterworte und Charakterhandlungen häufig im Ausgleichen oder im Wieder-gut- oder -vergessen-Machen daraufgehen.

[«]

291.

Anmaassung. — Anmaassung ist ein gespielter und erheuchelter Stolz; dem Stolze aber ist gerade eigenthümlich, dass er kein Spiel, keine Verstellung und Heuchelei kann und mag, — insofern ist die Anmaassung die Heuchelei der Unfähigkeit zur Heuchelei, etwas sehr Schweres und meist Misslingendes. Gesetzt aber, dass er sich, wie gewöhnlich geschieht, dabei verräth, so erwartet den Anmaassenden eine dreifache Unannehmlichkeit: man zürnt ihm, weil er uns betrügen will, und zürnt ihm, weil er sich über uns hat erhaben zeigen wollen, — und zuletzt lacht man noch über ihn, weil ihm Beides missrathen ist. Wie sehr ist also von der Anmaassung abzurathen!

[«]

292.

Eine Art Verkennung. — Wenn wir Jemanden sprechen hören, so genügt oft der Klang eines einzigen Consonanten (zum Beispiel eines r), um uns einen Zweifel über die Ehrlichkeit seiner Empfindung einzuflössen: wir sind diesen Klang nicht gewöhnt und würden ihn machen müssen, mit Willkür, — er klingt uns „gemacht“. Hier ist ein Gebiet der gröbsten Verkennung: und das Selbe gilt vom Stile eines Schriftstellers, der Gewohnheiten hat, welche nicht aller Welt Gewohnheiten sind. Seine „Natürlichkeit“ wird nur von ihm als solche empfunden, und gerade mit dem, was er selber als „gemacht“ fühlt, weil er damit einmal der

Mode und dem sogenannten „guten Geschmacke“ nachgegeben hat, gefällt er vielleicht und erregt Zutrauen.

[«]

293.

Dankbar. — Ein Gran dankbaren Sinnes und Pietät zu viel: — und man leidet daran wie an einem Laster und geräth mit seiner ganzen Selbständigkeit und Redlichkeit unter das böse Gewissen.

[«]

294.

Heilige. — Die sinnlichsten Männer sind es, welche vor den Frauen fliehn und den Leib martern müssen.

[«]

295.

Feinheit des Dienens. — Innerhalb der grossen Kunst des Dienens gehört es zu den feinsten Aufgaben, einem unbändig Ehrgeizigen zu dienen, der zwar der stärkste Egoist in Allem ist, aber durchaus nicht dafür gelten will (es ist diess gerade ein Stück seines Ehrgeizes), dem Alles nach Willen und Laune geschehen muss und doch immer so, dass es den Anschein hat, als ob er sich aufopferte und selten für sich selber Etwas wollte.

[«]

296.

Das Duell. — Ich erachte es als einen Vortheil, sagte Jemand, ein Duell haben zu können, wenn ich durchaus eines nöthig habe; denn es giebt allezeit brave

Kameraden um mich. Das Duell ist der letzte übrig gebliebene, völlig ehrenvolle Weg zum Selbstmord, leider ein Umschweif, und nicht einmal ein ganz sicherer.

[«]

297.

Verderblich. — Man verdirbt einen Jüngling am sichersten, wenn man ihn anleitet, den Gleichdenkenden höher zu achten, als den Andersdenkenden.

[«]

298.

Der Heroen-Cultus und seine Fanatiker. — Der Fanatiker eines Ideals, welches Fleisch und Blut hat, ist gewöhnlich so lange im Rechte, als er verneint, und er ist furchtbar darin: er kennt das Verneinte so gut wie sich selber, aus dem einfachsten Grunde, dass er von dorther kommt, dort zu Hause ist und sich im Geheimen immer fürchtet, dorthin noch zurückzumüssen, — er will sich die Rückkehr unmöglich machen, durch die Art, wie er verneint. Sobald er aber bejaht, macht er die Augen halb zu und fängt an zu idealisiren (häufig auch nur, um den zu Hause Gebliebenen damit wehe zu thun —); man nennt diess wohl etwas Künstlerisches, — gut, aber es ist auch etwas Unredliches daran. Der Idealist einer Person stellt sich diese Person so in die Ferne, dass er sie nicht mehr scharf sehen kann — und nun deutet er, was er noch sieht, in's „Schöne“ um, das will sagen: in's Symmetrische, Weichlinienhafte, Unbestimmte. Da er sein in der Ferne und Höhe schwebendes Ideal nunmehr auch anbeten will, so hat er, zum Schutze vor dem profanum vulgus, nöthig, einen Tempel für seine Anbetung zu bauen. Hierhin bringt er alle ehrwürdigen und geweihten Gegenstände, die er sonst noch besitzt, damit deren Zauber auch noch dem Ideal zu Gute komme und es in dieser Nahrung wachse und immer göttlicher werde. Zuletzt hat er wirklich seinen Gott fertig gemacht, — aber wehe! es giebt Einen, der darum weiss, wie das zugegangen ist, sein intellectuelles Gewissen, — und es giebt auch Einen, der dagegen, ganz unbewusst, protestirt, nämlich der Vergöttlichte selber, der nunmehr, in Folge von Cultus, Lobgesang und Weihrauch, unausstehlich wird und augenscheinlich in abscheulicher Weise sich als Nicht-Gott und All-zu-sehr-Mensch verräth. Hier bleibt nun einem solchen Fanatiker nur noch Ein Ausweg: er lässt sich und seines Gleichen geduldig misshandeln und interpretirt das ganze Elend auch noch in majorem dei gloriam, durch eine neue Gattung von Selbstbetrug und edler Lüge: er nimmt gegen sich Partei und empfindet, als Gemisshandelter und als Interpret, dabei Etwas wie ein Martyrium, — so steigt er auf den Gipfel seines Dünkels. — Menschen dieser Art lebten zum Beispiel um Napoleon: ja vielleicht ist gerade er es, der die romantische dem Geiste der Aufklärung fremde Prostration vor dem „Genie“ und dem „Heros“ unserem Jahrhundert in die Seele gegeben hat, er, vor dem ein Byron sich nicht zu sagen schämte, er sei ein „Wurm gegen solch ein Wesen“. (Die Formeln einer solchen Prostration sind von jenem alten anmaasslichen Wirr- und Murrkopfe, Thomas Carlyle, gefunden worden, der ein langes Leben darauf verwendet hat, die Vernunft seiner Engländer romantisch zu machen: umsonst!)

[«]

299.

Anschein des Heroismus. — Sich mitten unter die Feinde werfen, kann das Merkmal der Feigheit sein.

[«]

300.

Gnädig gegen den Schmeichler. — Die letzte Klugheit der unersättlich Ehrgeizigen ist, ihre Menschenverachtung nicht merken zu lassen, welche der Anblick der Schmeichler ihnen einflösst: sondern gnädig auch gegen sie zu erscheinen, wie ein Gott, der nicht anders als gnädig sein kann.

[«]

301.

„Charaktervoll“. — „Was ich einmal gesagt habe, das thue ich“ — diese Denkweise gilt als charaktervoll. Wie viele Handlungen werden gethan, nicht weil sie als die vernünftigsten ausgewählt worden sind, sondern weil sie, als sie uns einfielen, auf irgend welche Art unsere Ehrsucht und Eitelkeit gereizt haben, sodass wir dabei verbleiben und sie blindlings durchsetzen! So mehren sie bei uns selber den Glauben an unseren Charakter und unser gutes Gewissen, also, im Ganzen, unsere Kraft: während das Auswählen des möglichst Vernünftigen die Skepsis gegen uns und dermaassen ein Gefühl der Schwäche in uns unterhält.

[«]

302.

Einmal, zweimal und dreimal wahr! — Die Menschen lügen unsäglich oft, aber sie denken hinterher nicht daran und glauben im Ganzen nicht daran.

[«]

303.

Kurzweil des Menschenkenners. — Er glaubt mich zu kennen und fühlt sich fein und wichtig, wenn er so und so mit mir verkehrt: ich hüte mich, ihn zu enttäuschen. Denn ich würde es zu entgelten haben, während er mir jetzt wohlwill, da ich ihm ein Gefühl der wissenden Überlegenheit verschaffe. — Da ist ein Anderer: der fürchtet sich, dass ich mir einbilde, ihn zu kennen, und sieht sich dabei erniedrigt. So beträgt er sich schauerlich und unbestimmt und sucht mich über sich in die Irre zu führen, — um sich über mich wieder zu erheben.

[«]

304.

Die Welt-Vernichter. — Diesem gelingt Etwas nicht; schliesslich ruft er empört aus: „so möge doch die ganze Welt zu Grunde gehen!“ Dieses abscheuliche Gefühl ist der Gipfel des Neides, welcher folgert: weil ich Etwas nicht haben kann, soll alle Welt Nichts haben! soll alle Welt Nichts sein!

[«]

305.

Geiz. — Unser Geiz beim Kaufen nimmt mit der Wohlfeilheit der Gegenstände zu, — warum? Ist es, dass die kleinen Preis-Unterschiede eben erst das kleine Auge des Geizes machen?

[«]

306.

Griechisches Ideal. — Was bewunderten die Griechen an Odysseus? Vor Allem die Fähigkeit zur Lüge und zur listigen und furchtbaren Wiedervergeltung; den Umständen gewachsen sein; wenn es gilt, edler erscheinen als der Edelste; sein können, was man will; heldenhafte Beharrlichkeit; sich alle Mittel zu Gebote stellen; Geist haben — sein Geist ist die Bewunderung der Götter, sie lächeln, wenn sie daran denken —: diess Alles ist griechisches Ideal! Das Merkwürdigste daran ist, dass hier der Gegensatz von Scheinen und Sein gar nicht gefühlt und also auch nicht sittlich angerechnet wird. Gab es je so gründliche Schauspieler!

[«]

307.

Facta! Ja Facta ficta! — Ein Geschichtsschreiber hat es nicht mit dem, was wirklich geschehen ist, sondern nur mit den vermeintlichen Ereignissen zu thun: denn nur diese haben gewirkt. Ebenso nur mit den vermeintlichen Helden. Sein Thema, die sogenannte Weltgeschichte, sind Meinungen über vermeintliche Handlungen und deren vermeintliche Motive, welche wieder Anlass zu Meinungen und Handlungen geben, deren Realität aber sofort wieder verdampft und nur als Dampf wirkt, — ein fortwährendes Zeugen und Schwangerwerden von Phantomen über den tiefen Nebeln der unergründlichen Wirklichkeit. Alle Historiker erzählen von Dingen, die nie existirt haben, ausser in der Vorstellung.

[«]

308.

Sich nicht auf den Handel verstehen ist vornehm. — Seine Tugend nur zum höchsten Preise verkaufen oder gar mit ihr Wucher treiben, als Lehrer, Beamter, Künstler, — macht aus Genie und Begabung eine Krämer-Angelegenheit. Mit seiner Weisheit soll man nun einmal nicht klug sein wollen!

[«]

309.

Furcht und Liebe. — Die Furcht hat die allgemeine Einsicht über den Menschen mehr gefördert, als die Liebe, denn die Furcht will errathen, wer der Andere ist, was er kann, was er will: sich hierin zu täuschen, wäre Gefahr und Nachtheil. Umgekehrt hat die Liebe einen geheimen Impuls, in dem Andern so viel Schönes als möglich zu sehen oder ihn sich so hoch als möglich zu heben: sich dabei zu täuschen, wäre für sie eine Lust und ein Vortheil — und so thut sie es.

[«]

310.

Die Gutmüthigen. — Die Gutmüthigen haben ihr Wesen durch die beständige Furcht erlangt, welche ihre Voreltern vor fremden Übergriffen gehabt haben, — sie milderten, beschwichtigten, baten ab, beugten vor, zerstreuten, schmeichelten, duckten sich, verbargen den Schmerz, den Verdruss, glätteten sofort wieder ihre Züge — und zuletzt vererbten sie diesen ganzen zarten und wohlgespielten Mechanismus auf ihre Kinder und Enkel. Diesen gab ein günstigeres Geschick keinen Anlass zu jener beständigen Furcht: nichtsdestoweniger spielen sie beständig auf ihrem Instrumente.

[«]

311.

Die sogenannte Seele. — Die Summe innerer Bewegungen, welche dem Menschen leicht fallen und die er in Folge dessen gerne und mit Anmuth thut, nennt man seine Seele; — er gilt als seelenlos, wenn er Mühe und Härte bei inneren Bewegungen merken lässt.

[«]

312.

Die Vergesslichen. — In den Ausbrüchen der Leidenschaft und im Phantasiren des Traumes und des Irrsinns entdeckt der Mensch seine und der Menschheit Vorgeschichte wieder: die Thierheit mit ihren wilden Grimassen; sein Gedächtniss greift einmal weit genug rückwärts, während sein civilisirter Zustand sich aus dem Vergessen dieser Urerfahrungen, also aus dem Nachlassen jenes Gedächtnisses entwickelt. Wer als ein Vergesslicher höchster Gattung allem Diesen immerdar sehr fern geblieben ist, versteht die Menschen nicht, — aber es ist ein Vortheil für Alle, wenn es hier und da solche Einzelne giebt, welche „sie nicht verstehen“ und die gleichsam aus göttlichem Samen gezeugt und von der Vernunft geboren sind.

[«]

313.

Der nicht mehr erwünschte Freund. — Den Freund, dessen Hoffnungen man nicht befriedigen kann, wünscht man sich lieber zum Feinde.

[«]

314.

Aus der Gesellschaft der Denker. — Inmitten des Ozeans des Werdens wachen wir auf einem Inselchen, das nicht grösser als ein Nachen ist, auf, wir Abenteuerer und Wandervögel, und sehen uns hier eine kleine Weile um: so eilig und so neugierig wie möglich, denn wie schnell kann uns ein Wind verwehen oder eine Welle über das Inselchen hinwegspülen, sodass Nichts mehr von uns da ist! Aber hier, auf diesem kleinen Raume, finden wir andere Wandervögel und hören von früheren, — und so leben wir eine köstliche Minute der Erkenntniss und des Errathens, unter fröhlichem Flügelschlagen und Gezwitscher mit einander und abenteuern im Geiste hinaus auf den Ozean, nicht weniger stolz als er selber!

[«]

315.

Sich entäussern. — Etwas von seinem Eigenthume fahren lassen, sein Recht aufgeben — macht Freude, wenn es grossen Reichthum anzeigt. Dahin gehört die Grossmuth.

[«]

316.

Schwache Secten. — Die Secten, welche fühlen, dass sie schwach bleiben werden, machen Jagd auf einzelne intelligente Anhänger und wollen durch Qualität ersetzen, was ihnen an Quantität abgeht. Hierin liegt keine geringe Gefahr für die Intelligenten.

[«]

317.

Das Urtheil des Abends. — Wer über sein Tages- und Lebenswerk nachdenkt, wenn er am Ende und müde ist, kommt gewöhnlich zu einer melancholischen Betrachtung: das liegt aber nicht am Tage und am Leben, sondern an der Müdigkeit. — Mitten im Schaffen nehmen wir uns gewöhnlich keine Zeit zu Urtheilen über das Leben und das Dasein, und mitten im Geniessen auch nicht: kommt es aber einmal doch dazu, so geben wir Dem nicht mehr Recht, welcher auf den siebenten Tag und die Ruhe wartete, um Alles, was da ist, sehr schön zu finden, — er hatte den besseren Augenblick verpasst.

[«]

318.

Vorsicht vor den Systematikern! — Es giebt eine Schauspielerei der Systematiker: indem sie ein System ausfüllen wollen und den Horizont darum rund machen, müssen sie versuchen, ihre schwächeren Eigenschaften im Stile ihrer stärkeren auftreten zu lassen, — sie wollen vollständige und einartig starke Naturen darstellen.

[«]

319.

Gastfreundschaft. — Der Sinn in den Gebräuchen der Gastfreundschaft ist: das Feindliche im Fremden zu lähmen. Wo man im Fremden nicht mehr zunächst den Feind empfindet, nimmt die Gastfreundschaft ab; sie blüht, so lange ihre böse Voraussetzung blüht.

[«]

320.

Vom Wetter. — Ein sehr ungewöhnliches und unberechenbares Wetter macht die Menschen auch gegen einander misstrauisch; sie werden dabei neuerungssüchtig, denn sie müssen von ihren Gewohnheiten abgehen. Desshalb lieben die Despoten alle Länderstriche, wo das Wetter moralisch ist.

[«]

321.

Gefahr in der Unschuld. — Die unschuldigen Menschen werden in allen Stücken die Opfer, weil ihre Unwissenheit sie hindert, zwischen Maass und Übermaass zu unterscheiden und bei Zeiten vorsichtig gegen sich selber zu sein. So gewöhnen sich unschuldige, das heisst unwissende junge Frauen an den häufigen

Genuss der Aphrodisien und entbehren ihn später sehr, wenn ihre Männer krank oder frühzeitig welk werden; gerade die harmlose und gläubige Auffassung, als ob diese häufige Art, mit ihnen zu verkehren, das Recht und die Regel sei, bringt sie zu einem Bedürfniss, welches sie später den heftigsten Anfechtungen und Schlimmerem aussetzt. Aber ganz allgemein und hoch genommen: wer einen Menschen und ein Ding liebt, ohne ihn und es zu kennen, wird die Beute von Etwas, das er nicht lieben würde, wenn er es sehen könnte. Überall, wo Erfahrenheit, Vorsicht und abgewogene Schritte noth thun, wird gerade der Unschuldige am gründlichsten verdorben werden, denn er muss mit blinden Augen die Hefe und das unterste Gift jeder Sache austrinken. Man erwäge die Praxis aller Fürsten, Kirchen, Secten, Parteien, Körperschaften: wird nicht immer der Unschuldige als der süsseste Köder zu den ganz gefährlichen und verruchten Fällen verwendet? — so wie Odysseus den unschuldigen Neoptolemos verwendet, um dem alten kranken Einsiedler und Unhold von Lemnos den Bogen und die Pfeile abzulisten. — Das Christenthum, mit seiner Verachtung der Welt, hat aus der Unwissenheit eine Tugend gemacht, die christliche Unschuld, vielleicht weil das häufigste Resultat dieser Unschuld eben, wie angedeutet, die Schuld, das Schuldgefühl und die Verzweiflung ist, somit eine Tugend, welche auf dem Umweg der Hölle zum Himmel führt: denn nun erst können sich die düsteren Propyläen des christlichen Heils aufthun, nun erst wirkt die Verheissung einer nachgeborenen zweiten Unschuld: — sie ist eine der schönsten Erfindungen des Christenthums!

[«]

322.

Womöglich ohne Arzt leben. — Es will mir scheinen, als ob ein Kranker leichtsinniger sei, wenn er einen Arzt hat, als wenn er selber seine Gesundheit besorgt. Im ersten Falle genügt es ihm, streng in Bezug auf alles Vorgeschriebene zu sein; im andern Falle fassen wir Das, worauf jene Vorschriften abzielen, unsere Gesundheit, mit mehr Gewissen in's Auge und bemerken viel mehr, gebieten und verbieten uns viel mehr, als auf Veranlassung des Arztes geschehen würde. — Alle Regeln haben diese Wirkung: vom Zwecke hinter der Regel abzuziehen und leichtsinniger zu machen. — Und wie würde der Leichtsinn der Menschheit in's Unbändige und Zerstörerische gestiegen sein, wenn sie jemals vollkommen ehrlich der Gottheit als ihrem Arzte Alles überlassen hätte, nach dem Worte „wie Gott will“! —

[«]

323.

Verdunkelung des Himmels. — Kennt ihr die Rache der schüchternen Menschen, welche sich in der Gesellschaft benehmen, als hätten sie ihre Gliedmaassen gestohlen? Die Rache der demüthigen christenmässigen Seelen, welche sich auf Erden überall nur durchschleichen? Die Rache Derer, die immer sogleich urtheilen und immer sogleich Unrecht bekommen? Die Rache der Trunkenbolde aller Gattungen, denen der Morgen das Unheimlichste am Tage ist? Desgleichen der Krankenbolde aller Gattungen, der Kränkelnden und Gedrückten, welche nicht mehr den Muth haben, gesund zu werden? Die Zahl dieser kleinen Rachsüchtigen und gar die ihrer kleinen Rache-Acte ist ungeheuer; die ganze Luft schwirrt fortwährend von den abgeschossenen Pfeilen und Pfeilchen ihrer Bosheit, sodass die Sonne und der Himmel des Lebens dadurch verdunkelt werden — nicht nur ihnen, sondern noch mehr uns, den Anderen, Übrigen: was schlimmer ist, als dass sie uns allzu oft Haut und Herz ritzen. Leugnen wir nicht mitunter Sonne und Himmel, blos weil wir sie so lange nicht gesehen haben? — Also: Einsamkeit! Auch darum Einsamkeit!

[«]

324.

Philosophie der Schauspieler. — Es ist der beglückende Wahn der grossen Schauspieler, dass es den historischen Personen, welche sie darstellen, wirklich so zu Muthe gewesen sei, wie ihnen bei ihrer Darstellung, — aber sie irren sich stark darin: ihre nachahmende und errathende Kraft, die sie gerne für ein hellseherisches Vermögen ausgeben möchten, dringt nur gerade tief genug ein, um Gebärden, Töne und Blicke und überhaupt das Äusserliche zu erklären; das heisst, der Schatten von der Seele eines grossen Helden, Staatsmannes, Kriegers, Ehrgeizigen, Eifersüchtigen, Verzweifelnden wird von ihnen erhascht, sie dringen bis nahe an die Seele, aber nicht bis in den Geist ihrer Objecte. Das wäre freilich eine schöne Entdeckung, dass es nur des hellseherischen Schauspielers bedürfe, statt aller Denker, Kenner, Fachmänner, um in's Wesen irgend eines Zustandes hinabzuleuchten! Vergessen wir doch nie, sobald derartige Anmaassungen laut werden, dass der Schauspieler eben ein idealer Affe ist und so sehr Affe, dass er an das „Wesen“ und das „Wesentliche“ gar nicht zu glauben vermag: Alles wird ihm Spiel, Ton, Gebärde, Bühne, Coulisse und Publicum.

[«]

325.

Abseits leben und glauben. — Das Mittel, um der Prophet und Wundermann seiner Zeit zu werden, gilt heute noch wie vor Alters: man lebe abseits, mit wenig Kenntnissen, einigen Gedanken und sehr viel Dünkel, — endlich stellt sich der Glaube bei uns ein, dass die Menschheit ohne uns nicht fortkommen könne, weil wir nämlich ganz ersichtlich ohne sie fortkommen. Sobald dieser Glaube da ist, findet man auch Glauben. Zuletzt ein Rath für Den, der ihn brauchen mag (er wurde Wesley von seinem geistlichen Lehrer Böhler gegeben): „Predige den Glauben, bis du ihn hast, und dann wirst du ihn predigen, weil du ihn hast!“ —

[«]

326.

Seine Umstände kennen. — Unsere Kräfte können wir abschätzen, aber nicht unsere Kraft. Die Umstände verbergen und zeigen uns dieselbe nicht nur, — nein! sie vergrössern und verkleinern sie. Man soll sich für eine variable Grösse halten, deren Leistungsfähigkeit unter Umständen der Begünstigung vielleicht der allerhöchsten gleichkommen kann: man soll also über die Umstände nachdenken und keinen Fleiss in deren Beobachtung scheuen.

[«]

327.

Eine Fabel. — Der Don Juan der Erkenntniss: er ist noch von keinem Philosophen und Dichter entdeckt worden. Ihm fehlt die Liebe zu den Dingen, welche er erkennt, aber er hat Geist, Kitzel und Genuss an Jagd und Intriguen der Erkenntniss — bis an die höchsten und fernsten Sterne der Erkenntniss hinauf! — bis ihm zuletzt Nichts mehr zu erjagen übrig bleibt, als das absolut Wehethuende der Erkenntniss, gleich dem Trinker, der am Ende Absinth und Scheidewasser trinkt. So gelüstet es ihn am Ende nach der Hölle, — es ist die letzte Erkenntniss, die ihn verführt. Vielleicht, dass auch sie ihn enttäuscht, wie alles Erkannte! Und dann müsste er in alle Ewigkeit stehen bleiben, an die Enttäuschung festgenagelt und selber zum steinernen Gast geworden, mit einem Verlangen nach einer Abendmahlzeit der Erkenntniss, die ihm nie mehr zu Theil wird! — denn die ganze Welt der Dinge hat diesem Hungrigen keinen Bissen mehr zu reichen.

[«]

328.

Worauf idealistische Theorien rathen lassen. — Man trifft die idealistischen Theorien am sichersten bei den unbedenklichen Praktikern; denn sie brauchen deren Lichtglanz für ihren Ruf. Sie greifen darnach mit ihren Instincten und haben gar kein Gefühl von Heuchelei dabei: so wenig ein Engländer mit seiner Christlichkeit und Sonntagsheiligung sich als Heuchler fühlt. Umgekehrt: den beschaulichen Naturen, welche sich gegen alles Phantasiren in Zucht zu halten haben und auch den Ruf der Schwärmerei scheuen, genügen allein die harten realistischen Theorien: nach ihnen greifen sie mit der gleichen instinctiven Nöthigung, und ohne ihre Ehrlichkeit dabei zu verlieren.

[«]

329.

Die Verleumder der Heiterkeit. — Tief vom Leben verwundete Menschen haben alle Heiterkeit verdächtigt, als ob sie immer kindlich und kindisch sei und eine Unvernunft verrathe, bei deren Anblick man nur Erbarmen und Rührung empfinden könne, wie wenn ein dem Tode nahes Kind auf seinem Bette noch seine Spielsachen liebkost. Solche Menschen sehen unter allen Rosen verborgene und verhehlte Gräber; Lustbarkeiten, Getümmel, fröhliche Musik erscheint ihnen wie die entschlossene Selbsttäuschung des Schwerkranken, der noch einmal eine Minute den Rausch des Lebens schlürfen will. Aber dieses Urtheil über die Heiterkeit ist nichts Anderes, als deren Strahlenbrechung auf dem düsteren Grunde der Ermüdung und Krankheit: es ist selber etwas Rührendes, Unvernünftiges, zum Mitleiden Drängendes, ja sogar etwas Kindliches und Kindisches, aber aus jener zweiten Kindheit her, welche dem Alter folgt und dem Tode voranläuft.

[«]

330.

Noch nicht genug! — Es ist noch nicht genug, eine Sache zu beweisen, man muss die Menschen zu ihr auch noch verführen oder zu ihr erheben. Desshalb soll der Wissende lernen, seine Weisheit zu sagen: und oft so, dass sie wie Thorheit klingt!

[«]

331.

Recht und Gränze. — Der Asketismus ist für Solche die rechte Denkweise, welche ihre sinnlichen Triebe ausrotten müssen, weil dieselben wüthende Raubthiere sind. Aber auch nur für Solche!

[«]

332.

Der aufgeblasene Stil. — Ein Künstler, der sein hochgeschwollenes Gefühl nicht im Werke entladen und sich so erleichtern, sondern vielmehr gerade das Gefühl der Schwellung mittheilen will, ist schwülstig und sein Stil ist der aufgeblasene Stil.

[«]

333.

„Menschlichkeit“. — Wir halten die Thiere nicht für moralische Wesen. Aber meint ihr denn, dass die Thiere uns für moralische Wesen halten? — Ein Thier, welches reden konnte, sagte: „Menschlichkeit ist ein Vorurtheil, an dem wenigstens wir Thiere nicht leiden.“

[«]

334.

Der Wohlthätige. — Der Wohlthätige befriedigt ein Bedürfniss seines Gemüths, wenn er wohlthut. Je stärker dieses Bedürfniss ist, um so weniger denkt er sich in den Anderen hinein, der ihm dient, sein Bedürfniss zu stillen, er wird unzart und beleidigt unter Umständen. (Diess sagt man der jüdischen Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit nach: welche bekanntlich etwas hitziger ist, als die anderer Völker.)

[«]

335.

Damit Liebe als Liebe gespürt werde. — Wir haben nöthig, gegen uns redlich zu sein und uns sehr gut zu kennen, um gegen Andere jene menschenfreundliche Verstellung üben zu können, welche Liebe und Güte genannt wird.

[«]

336.

Wessen sind wir fähig? — Einer war durch seinen ungerathenen und boshaften Sohn den ganzen Tag so gequält worden, dass er ihn Abends erschlug und aufathmend zur übrigen Familie sagte: „So! nun können wir ruhig schlafen!“ — Was wissen wir, wozu uns Umstände treiben könnten!

[«]

337.

„Natürlich“. — In seinen Fehlern wenigstens natürlich zu sein, — ist vielleicht das letzte Lob eines künstlichen und überall sonst schauspielerischen und halbächten Künstlers. Ein solches Wesen wird desshalb gerade seine Fehler keck herauslassen.

[«]

338.

Ersatz-Gewissen. — Der eine Mensch ist für den anderen sein Gewissen: und diess ist namentlich wichtig, wenn der andere sonst keines hat.

[«]

339.

Verwandlung der Pflichten. — Wenn die Pflicht aufhört, schwer zu fallen, wenn sie sich nach langer Übung zur lustvollen Neigung und zum Bedürfniss umwandelt, dann werden die Rechte Anderer, auf welche sich unsere Pflichten, jetzt unsere Neigungen beziehen, etwas Anderes: nämlich Anlässe zu angenehmen Empfindungen für uns. Der Andere wird vermöge seiner Rechte von da an liebenswürdig (anstatt ehrwürdig und furchtbar, wie vordem). Wir suchen unsere Lust, wenn wir jetzt den Bereich seiner Macht anerkennen und unterhalten. Als die Quietisten keine Last mehr an ihrem Christenthume hatten und in Gott nur ihre Lust fanden, nahmen sie ihren Wahlspruch „Alles zur Ehre Gottes!“ an: was sie auch immer in diesem Sinne thaten, es war kein Opfer mehr; es hiess so viel als „Alles zu unserm Vergnügen!“ Zu verlangen, dass die Pflicht immer etwas lästig falle — wie es Kant thut — heisst verlangen, dass sie niemals Gewohnheit und Sitte werde: in diesem Verlangen steckt ein kleiner Rest von asketischer Grausamkeit.

[«]

340.

Der Augenschein ist gegen den Historiker. — Es ist eine gut bewiesene Sache, dass die Menschen aus dem Mutterleibe hervorgehen: trotzdem lassen erwachsene Kinder, die neben ihrer Mutter stehen, die Hypothese als sehr ungereimt erscheinen; sie hat den Augenschein gegen sich.

[«]

341.

Vortheil im Verkennen. — Jemand sagte, er habe in der Kindheit eine solche Verachtung gegen die gefallsüchtigen Grillen des melancholischen Temperaments gehabt, dass es ihm bis zur Mitte seines Lebens verborgen geblieben sei, welches Temperament er habe: nämlich eben das melancholische. Er erklärte diess für die beste aller möglichen Unwissenheiten.

[«]

342.

Nicht zu verwechseln! — Ja! Er betrachtet die Sache von allen Seiten, und ihr meint, das sei ein rechter Mann der Erkenntniss. Aber er will nur den Preis herabsetzen, — er will sie kaufen!

[«]

343.

Angeblich moralisch. — Ihr wollt nie mit euch unzufrieden werden, nie an euch leiden, — und nennt diess euren moralischen Hang! Nun gut, ein Andrer mag es eure Feigheit nennen. Aber Eins ist gewiss: ihr werdet niemals die Reise um die Welt (die ihr selber seid!) machen und in euch selber ein Zufall und eine Scholle auf der Scholle bleiben! Glaubt ihr denn, dass wir Andersgesinnten der reinen Narrheit halber uns der Reise durch die eigenen Öden, Sümpfe und

Eisgebirge aussetzen und Schmerzen und Überdruss an uns freiwillig erwählen, wie die Säulenheiligen?

[«]

344.

Feinheit im Fehlgreifen. — Wenn Homer, wie man sagt, bisweilen geschlafen hat, so war er klüger als alle die Künstler des schlaflosen Ehrgeizes. Man muss die Bewunderer zu Athem kommen lassen, dadurch dass man sie von Zeit zu Zeit in Tadler verwandelt; denn Niemand hält eine ununterbrochen glänzende und wache Güte aus; und statt wohlzuthun, wird ein Meister der Art zum Zuchtmeister, den man hasst, während er vor uns hergeht.

[«]

345.

Unser Glück ist kein Argument für und wider. — Viele Menschen sind nur eines geringen Glückes fähig: es ist ebenso wenig ein Einwand gegen ihre Weisheit, dass diese ihnen nicht mehr Glück geben könne, als es ein Einwand gegen die Heilkunst ist, dass manche Menschen nicht zu curiren und andere immer kränklich sind. Möge Jeder mit gutem Glück gerade die Lebensauffassung finden, bei der er sein höchstes Maass von Glück verwirklichen kann: dabei kann sein Leben immer noch erbärmlich und wenig neidenswerth sein.

[«]

346.

Weiberfeinde. — „Das Weib ist unser Feind“ — wer so als Mann zu Männern spricht, aus dem redet der ungebändigte Trieb, der nicht nur sich selber, sondern auch seine Mittel hasst.

[«]

347.

Eine Schule des Redners. — Wenn man ein Jahr lang schweigt, so verlernt man das Schwätzen und lernt das Reden. Die Pythagoreer waren die besten Staatsmänner ihrer Zeit.

[«]

348.

Gefühl der Macht. — Man unterscheide wohl: wer das Gefühl der Macht erst gewinnen will, greift nach allen Mitteln und verschmäht keine Nahrung desselben. Wer es aber hat, der ist sehr wählerisch und vornehm in seinem Geschmack geworden; selten, dass ihm Etwas noch genugthut.

[«]

349.

Nicht gar so wichtig. — Bei einem Sterbefalle, dem man zusieht, steigt ein Gedanke regelmässig auf, den man sofort, aus einem falschen Gefühl der Anständigkeit, in sich unterdrückt: dass der Act des Sterbens nicht so bedeutend sei, wie die allgemeine Ehrfurcht behauptet, und dass der Sterbende im Leben wahrscheinlich wichtigere Dinge verloren habe, als er hier zu verlieren im Begriffe steht. Das Ende ist hier gewiss nicht das Ziel. —

[«]

350.

Wie man am besten verspricht. — Wenn ein Versprechen gemacht wird, so ist es nicht das Wort, welches verspricht, sondern das Unausgesprochene hinter dem Worte. Ja, die Worte machen ein Versprechen unkräftiger, indem sie eine Kraft entladen und verbrauchen, welche ein Theil jener Kraft ist, die verspricht. Lasst euch also die Hand reichen und legt dabei den Finger auf den Mund, — so macht ihr die sichersten Gelöbnisse.

[«]

351.

Gewöhnlich missverstanden. — Im Gespräche bemerkt man den Einen bemüht, eine Falle zu legen, in welche der Andere fällt, nicht aus Bosheit, wie man denken sollte, sondern aus Vergnügen an der eignen Pfiffigkeit: dann wieder Andre, welche den Witz vorbereiten, damit der Andre ihn mache, und welche die Schleife knüpfen, damit Jener den Knoten daraus ziehe: nicht aus Wohlwollen, wie man denken sollte, sondern aus Bosheit und Verachtung der groben Intellecte.

[«]

352.

Centrum. — Jenes Gefühl: „ich bin der Mittelpunct der Welt!“ tritt sehr stark auf, wenn man plötzlich von der Schande überfallen wird; man steht dann da wie betäubt inmitten einer Brandung und fühlt sich geblendet wie von Einem grossen Auge, das von allen Seiten auf uns und durch uns blickt.

[«]

353.

Redefreiheit. — „Die Wahrheit muss gesagt werden, und wenn die Welt in Stücke gehen sollte!“ — so ruft, mit grossem Munde, der grosse Fichte! — Ja! Ja! Aber man müsste sie auch haben! — Aber er meint, Jeder solle seine Meinung sagen, und wenn Alles drunter und drüber gienge. Darüber liesse sich mit ihm noch rechten.

[«]

354.

Muth zum Leiden. — So wie wir jetzt sind, können wir eine ziemliche Menge von Unlust ertragen, und unser Magen ist auf diese schwere Kost eingerichtet. Vielleicht fänden wir ohne sie die Mahlzeit des Lebens fade: und ohne den guten Willen zum Schmerze würden wir allzu viele Freuden fahren lassen müssen!

[«]

355.

Verehrer. — Wer so verehrt, dass er den Nichtverehrenden kreuzigt, gehört zu den Henkern seiner Partei, — man hütet sich, ihm die Hand zu geben, selbst wenn man auch von der Partei ist.

[«]

356.

Wirkung des Glückes. — Die erste Wirkung des Glückes ist das Gefühl der Macht: diese will sich äussern, sei es gegen uns selber oder gegen andere Menschen oder gegen Vorstellungen oder gegen eingebildete Wesen. Die gewöhnlichsten Arten, sich zu äussern, sind: Beschenken, Verspotten, Vernichten, — alle drei mit einem gemeinsamen Grundtriebe.

[«]

357.

Moralische Stechfliegen. — Jene Moralisten, denen die Liebe zur Erkenntniss abgeht und welche nur den Genuss des Wehethuns kennen — haben den Geist und die Langeweile von Kleinstädtern; ihr ebenso grausames, als jämmerliches Vergnügen ist, dem Nachbar auf die Finger zu sehen und unvermerkt eine Nadel so zu stecken, dass er sich daran sticht. In ihnen ist die Unart kleiner Knaben rückständig, welche nicht munter sein können ohne etwas Jagd und Misshandlung von Lebendigem und Todtem.

[«]

358.

Gründe und ihre Grundlosigkeit. — Du hast eine Abneigung gegen ihn und bringst auch reichliche Gründe für diese Abneigung vor, — ich glaube aber nur deiner Abneigung, und nicht deinen Gründen! Es ist eine Schönthuerei vor dir selber, Das, was instinctiv geschieht, dir und mir wie einen Vernunftschluss vorzuführen.

[«]

359.

Etwas gut heissen. — Man heisst die Ehe gut, erstens weil man sie noch nicht kennt, zweitens weil man sich an sie gewöhnt hat, drittens weil man sie geschlossen hat, — das heisst fast in allen Fällen. Und doch ist damit Nichts für die Güte der Ehe überhaupt bewiesen.

[«]

360.

Keine Utilitarier. — „Die Macht, der viel Böses angethan und angedacht wird, ist mehr werth, als die Ohnmacht, der nur Gutes widerfährt“, — so empfanden die Griechen. Das heisst: das Gefühl der Macht wurde von ihnen höher geschätzt, als irgend ein Nutzen oder guter Ruf.

[«]

361.

Hässlich scheinen. — Die Mässigkeit sieht sich selber als schön; sie ist unschuldig daran, dass sie im Auge des Unmässigen rauh und nüchtern, folglich als hässlich erscheint.

[«]

362.

Verschieden im Hasse. — Manche hassen erst, wenn sie sich schwach und müde fühlen: sonst sind sie billig und übersehend. Andre hassen erst, wenn sie die Möglichkeit der Rache sehen: sonst hüten sie sich vor allem heimlichen und lauten Zorn, und denken, wenn es Anlässe dazu giebt, daran vorbei.

[«]

363.

Menschen des Zufalls. — Das Wesentliche an jeder Erfindung thut der Zufall, aber den meisten Menschen begegnet dieser Zufall nicht.

[«]

364.

Wahl der Umgebung. — Man hüte sich, in einer Umgebung zu leben, vor der man weder würdig schweigen, noch sein Höheres mitzutheilen vermag, sodass unsere Klagen und Bedürfnisse und die ganze Geschichte unserer Nothstände zur Mittheilung übrig bleiben. Dabei wird man mit sich unzufrieden, und unzufrieden mit dieser Umgebung, ja, nimmt den Verdruss, sich immer als Klagenden zu empfinden, noch zu dem Nothstande hinzu, der uns klagen macht. Sondern dort soll man leben, wo man sich schämt, von sich zu reden, und es nicht nöthig hat. — Aber wer denkt an solche Dinge, an eine Wahl in solchen Dingen! Man redet von seinem „Verhängniss“, stellt sich mit breitem Rücken hin und seufzt „ich unglückseliger Atlas!“

[«]

365.

Eitelkeit. — Die Eitelkeit ist die Furcht, original zu erscheinen, also ein Mangel an Stolz, aber nicht nothwendig ein Mangel an Originalität.

[«]

366.

Verbrecher-Kummer. — Man leidet als entdeckter Verbrecher nicht am Verbrechen, sondern an der Schande oder am Verdruss über eine gemachte Dummheit oder an der Entbehrung des gewohnten Elementes, und es bedarf einer Feinheit, die selten ist, hierin zu unterscheiden. Jeder, der viel in Gefängnissen und Zuchthäusern verkehrt hat, ist erstaunt, wie selten daselbst ein unzweideutiger „Gewissensbiss“ anzutreffen ist: um so mehr aber das Heimweh nach dem alten bösen geliebten Verbrechen.

[«]

367.

Immer glücklich scheinen. — Als die Philosophie Sache des öffentlichen Wetteifers war, im Griechenland des dritten Jahrhunderts, gab es nicht wenige Philosophen, welche glücklich durch den Hintergedanken wurden, dass Andere, die nach anderen Principien lebten und sich dabei quälten, an ihrem Glücke Ärger haben müssten: sie glaubten, mit ihrem Glücke jene am besten zu widerlegen, und dazu genügte es ihnen, immer glücklich zu scheinen: aber dabei mussten sie auf die Dauer glücklich werden! Diess war zum Beispiel das Loos der Cyniker.

[«]

368.

Grund vieler Verkennung. — Die Moralität der zunehmenden Nervenkraft ist freudig und unruhig; die Moralität der abnehmenden Nervenkraft, am Abende oder bei Kranken und alten Leuten, ist leidend, beruhigend, abwartend, wehmüthig, ja nicht selten düster. Je nachdem man von dieser oder jener hat, versteht man die uns fehlende nicht, und dem Andern legt man sie oft als Unsittlichkeit und Schwäche aus.

[«]

369.

Sich über seine Erbärmlichkeit zu heben. — Das sind mir stolze Gesellen, die, um das Gefühl ihrer Würde und Wichtigkeit herzustellen, immer erst Andere brauchen, die sie anherrschen und vergewaltigen können: Solche nämlich, deren Ohnmacht und Feigheit es erlaubt, dass Einer vor ihnen ungestraft erhabene und zornige Gebärden machen kann! — sodass sie die Erbärmlichkeit ihrer Umgebung nöthig haben, um sich auf einen Augenblick über die eigene Erbärmlichkeit zu heben! — Dazu hat Mancher einen Hund, ein Andrer einen Freund, ein Dritter eine Frau, ein Vierter eine Partei und ein sehr Seltener ein ganzes Zeitalter nöthig.

[«]

370.

Inwiefern der Denker seinen Feind liebt. — Nie Etwas zurückhalten oder dir verschweigen, was gegen deinen Gedanken gedacht werden kann! Gelobe es dir! Es gehört zur ersten Redlichkeit des Denkens. Du musst jeden Tag auch deinen Feldzug gegen dich selber führen. Ein Sieg und eine eroberte Schanze sind nicht mehr deine Angelegenheit, sondern die der Wahrheit, — aber auch deine Niederlage ist nicht mehr deine Angelegenheit!

[«]

371.

Das Böse der Stärke. — Die Gewaltthätigkeit als Folge der Leidenschaft, zum Beispiel des Zornes, ist physiologisch als ein Versuch zu verstehen, einem drohenden Erstickungsanfall vorzubeugen. Zahllose Handlungen des Übermuths, der sich an anderen Personen auslässt, sind Ableitungen eines plötzlichen Blutandranges durch eine starke Muskel-Action gewesen: und vielleicht gehört das ganze „Böse der Stärke“ unter diesen Gesichtspunct. (Das Böse der

Stärke thut dem Andern wehe, ohne daran zu denken, — es muss sich auslassen; das Böse der Schwäche will wehe thun und die Zeichen des Leidens sehen.)

[«]

372.

Zur Ehre der Kenner. — Sobald Einer, ohne Kenner zu sein, doch den Urtheiler spielt, soll man sofort protestiren: ob es nun Männlein oder Weiblein sei. Schwärmerei und Entzücken für ein Ding oder einen Menschen sind keine Argumente: Widerwillen und Hass gegen sie auch nicht.

[«]

373.

Verrätherischer Tadel. — „Er kennt die Menschen nicht" — das heisst im Munde des Einen: „er kennt die Gemeinheit nicht", im Munde des Andern: „er kennt die Ungewöhnlichkeit nicht und die Gemeinheit zu gut".

[«]

374.

Werth des Opfers. — Je mehr man den Staaten und Fürsten das Recht aberkennt, die Einzelnen zu opfern (wie bei der Rechtspflege, der Heeresfolge u.s.w.), um so höher wird der Werth der Selbst-Opferung steigen.

[«]

375.

Zu deutlich reden. — Man kann aus verschiedenen Gründen zu deutlich articulirt sprechen: einmal, aus Misstrauen gegen sich, in einer neuen ungeübten Sprache, sodann aber auch aus Misstrauen gegen die Anderen, wegen ihrer Dummheit oder Langsamkeit des Verständnisses. Und so auch im Geistigsten:

unsere Mittheilung ist mitunter zu deutlich, zu peinlich, weil Die, welchen wir uns mittheilen, uns sonst nicht verstehen. Folglich ist der vollkommene und leichte Stil nur vor einer vollkommenen Zuhörerschaft erlaubt.

[«]

376.

Viel schlafen. — Was thun, um sich anzuregen, wenn man müde und seiner selbst satt ist? Der Eine empfiehlt die Spielbank, der Andere das Christenthum, der Dritte die Electricität. Das Beste aber, mein lieber Melancholiker, ist und bleibt: viel schlafen, eigentlich und uneigentlich! So wird man auch seinen Morgen wieder haben! Das Kunststück der Lebensweisheit ist, den Schlaf jeder Art zur rechten Zeit einzuschieben wissen.

[«]

377.

Worauf phantastische Ideale rathen lassen. — Dort, wo unsere Mängel liegen, ergeht sich unsere Schwärmerei. Den schwärmerischen Satz „liebet eure Feinde!“ haben Juden erfinden müssen, die besten Hasser, die es gegeben hat, und die schönste Verherrlichung der Keuschheit ist von Solchen gedichtet worden, die in ihrer Jugend wüst und abscheulich gelebt haben.

[«]

378.

Reine Hand und reine Wand. — Man soll weder Gott noch den Teufel an die Wand malen. Man verdirbt damit seine Wand und seine Nachbarschaft.

[«]

379.

Wahrscheinlich und unwahrscheinlich. — Eine Frau liebte heimlich einen Mann, hob ihn hoch über sich und sagte sich im Geheimsten hundert Male: „wenn mich ein solcher Mann liebte, so wäre diess wie eine Gnade, vor der ich im Staube liegen müsste!“ — Und dem Manne gieng es ganz ebenso, und gerade in Bezug auf diese Frau, und er sagte sich im Geheimsten auch gerade diesen Gedanken. Als endlich einmal Beiden die Zunge sich gelöst hatte und sie alles das Verschwiegene und Verschwiegenste des Herzens einander sagten, entstand schliesslich ein Stillschweigen und einige Besinnung. Darauf hob die Frau an, mit erkälteter Stimme: „aber es ist ja ganz klar! wir sind Beide nicht Das, was wir geliebt haben! Wenn du Das bist, was du sagst und nicht mehr, so habe ich mich umsonst erniedrigt und dich geliebt; der Dämon verführte mich so wie dich.“ — Diese sehr wahrscheinliche Geschichte kommt nie vor, — wesshalb?

[«]

380.

Erprobter Rath. — Von allen Trostmitteln thut Trostbedürftigen Nichts so wohl, als die Behauptung, für ihren Fall gebe es keinen Trost. Darin liegt eine solche Auszeichnung, dass sie wieder den Kopf erheben.

[«]

381.

Seine „Einzelheit“ kennen. — Wir vergessen zu leicht, dass wir im Auge fremder Menschen, die uns zum ersten Male sehen, etwas ganz Anderes sind, als Das, wofür wir uns selber halten: meistens Nichts mehr, als eine in die Augen springende Einzelheit, welche den Eindruck bestimmt. So kann der sanftmüthigste und billigste Mensch, wenn er nur einen grossen Schnurrbart hat, gleichsam im Schatten desselben sitzen, und ruhig sitzen, — die gewöhnlichen Augen sehen in ihm den Zubehör zu einem grossen Schnurrbart, will sagen: einen militärischen, leicht aufbrausenden, unter Umständen gewaltsamen Charakter — und benehmen sich darnach vor ihm.

[«]

382.

Gärtner und Garten. — Aus feuchten trüben Tagen, Einsamkeit, lieblosen Worten an uns, wachsen Schlüsse auf wie Pilze: sie sind eines Morgens da, wir wissen nicht woher, und sehen sich grau und griesgrämig nach uns um. Wehe dem Denker, der nicht der Gärtner, sondern nur der Boden seiner Gewächse ist!

[«]

383.

Die Komödie des Mitleidens. — Wir mögen noch so sehr an einem Unglücklichen Antheil nehmen: in seiner Gegenwart spielen wir immer etwas Komödie, wir sagen Vieles nicht, was wir denken und wie wir es denken, mit jener Behutsamkeit des Arztes am Bette von Schwerkranken.

[«]

384.

Wunderliche Heilige. — Es giebt Kleinmüthige, welche von ihrem besten Werke und Wirken Nichts halten und es schlecht zur Mittheilung oder zum Vortrage bringen: aber aus einer Art Rache halten sie auch Nichts von der Sympathie Anderer oder glauben gar nicht an Sympathie; sie schämen sich, von sich selber hingerissen zu erscheinen und fühlen ein trotziges Wohlbehagen darin, lächerlich zu werden. — Diess sind Zustände aus der Seele melancholischer Künstler.

[«]

385.

Die Eiteln. — Wir sind wie Schauläden, in denen wir selber unsere angeblichen Eigenschaften, welche Andere uns zusprechen, fortwährend anordnen, verdecken oder in’s Licht stellen, — um uns zu betrügen.

[«]

386.

Die Pathetischen und die Naiven. — Es kann eine sehr unedle Gewohnheit sein, keine Gelegenheit vorbei zu lassen, wo man sich pathetisch zeigen kann: um jenes Genusses willen, sich den Zuschauer dabei zu denken, der sich an die Brust schlägt und sich selber jämmerlich und klein fühlt. Es kann folglich auch ein Zeichen des Edelsinns sein, mit pathetischen Lagen Spott zu treiben und in ihnen sich unwürdig zu benehmen. Der alte kriegerische Adel Frankreich's hatte diese Art Vornehmheit und Feinheit.

[«]

387.

Probe einer Überlegung vor der Ehe. — Gesetzt, sie liebte mich, wie lästig würde sie mir auf die Dauer werden! Und gesetzt, sie liebte mich nicht, wie lästig würde sie erst da mir auf die Dauer werden! — Es handelt sich nur um zwei verschiedene Arten des Lästigen: — heirathen wir also!

[«]

388.

Die Schurkerei mit gutem Gewissen. — Im kleinen Handel übervortheilt zu werden, — das ist in manchen Gegenden, zum Beispiel in Tyrol, so unangenehm, weil man das böse Gesicht und die grobe Begierde darin, nebst dem schlechten Gewissen und der plumpen Feindseligkeit, welche im betrügerischen Verkäufer gegen uns entsteht, noch obendrein in den schlechten Kauf bekommt. In Venedig dagegen ist der Prellende von Herzen über das gelungene Schelmenstück vergnügt und gar nicht feindselig gegen den Geprellten gestimmt, ja geneigt, ihm eine Artigkeit zu erweisen und namentlich mit ihm zu lachen, falls er dazu Lust haben sollte. — Kurz, man muss zur Schurkerei auch den Geist und das gute Gewissen haben: das versöhnt den Betrogenen beinahe mit dem Betruge.

[«]

389.

Etwas zu schwer. — Sehr brave Leute, die aber etwas zu schwer sind, um höflich und liebenswürdig zu sein, suchen eine Artigkeit sofort mit einer ernsthaften Dienstleistung oder mit einem Beitrag aus ihrer Kraft zu beantworten. Es ist rührend anzusehen, wie sie ihre Goldstücke schüchtern heranbringen, wenn ein Anderer ihnen seine vergoldeten Pfennige geboten hat.

[«]

390.

Geist verbergen. — Wenn wir Jemanden dabei ertappen, dass er seinen Geist vor uns verbirgt, so nennen wir ihn böse: und zwar um so mehr, wenn wir argwöhnen, dass Artigkeit und Menschenfreundlichkeit ihn dazu getrieben haben.

[«]

391.

Der böse Augenblick. — Lebhafte Naturen lügen nur einen Augenblick: nachher haben sie sich selber belogen und sind überzeugt und rechtschaffen.

[«]

392.

Bedingung der Höflichkeit. — Die Höflichkeit ist eine sehr gute Sache und wirklich eine der vier Haupttugenden (wenn auch die letzte): aber damit wir uns einander nicht mit ihr lästig werden, muss Der, mit dem ich gerade zu thun habe, um einen Grad weniger oder mehr höflich sein, als ich es bin, — sonst kommen wir nicht von der Stelle, und die Salbe salbt nicht nur, sondern klebt uns fest.

[«]

393.

Gefährliche Tugenden. — „Er vergisst Nichts, aber er vergiebt Alles.“ — Dann wird er doppelt gehasst, denn er beschämt doppelt, mit seinem Gedächtniss und mit seiner Grossmuth.

[«]

394.

Ohne Eitelkeit. — Leidenschaftliche Menschen denken wenig an Das, was die Anderen denken, ihr Zustand erhebt sie über die Eitelkeit.

[«]

395.

Die Contemplation. — Bei dem einen Denker folgt der dem Denker eigene beschauliche Zustand immer auf den Zustand der Furcht, bei einem andern immer auf den Zustand der Begierde. Dem ersten scheint demnach die Beschaulichkeit mit dem Gefühl der Sicherheit verbunden, dem andern mit dem Gefühl der Sättigung — das heisst: jener ist dabei muthig, dieser überdrüssig und neutral gestimmt.

[«]

396.

Auf der Jagd. — Jener ist auf der Jagd, angenehme Wahrheiten zu haschen, dieser — unangenehme. Aber auch der Erstere hat mehr Vergnügen an der Jagd, als an der Beute.

[«]

397.

Erziehung. — Die Erziehung ist eine Fortsetzung der Zeugung und oft eine Art nachträglicher Beschönigung derselben.

[«]

398.

Woran der Hitzigere zu erkennen ist. — Von zwei Personen, die mit einander kämpfen oder sich lieben oder sich bewundern, übernimmt die, welche die hitzigere ist, immer die unbequemere Stellung. Das Selbe gilt auch von zwei Völkern.

[«]

399.

Sich vertheidigen. — Manche Menschen haben das beste Recht, so und so zu handeln; aber wenn sie sich darob vertheidigen, glaubt man’s nicht mehr — und irrt sich.

[«]

400.

Moralische Verzärtelung. — Es giebt zart moralische Naturen, welche bei jedem Erfolge Beschämung und bei jedem Misserfolge Gewissensbisse haben.

[«]

401.

Gefährlichstes Verlernen. — Man fängt damit an, zu verlernen, Andere zu lieben und hört damit auf, an sich nichts Liebenswerthes mehr zu finden.

[«]

402.

Auch eine Toleranz. — „Eine Minute zu lange auf glühenden Kohlen gelegen haben und ein Wenig dabei anzubrennen, — das schadet noch Nichts, bei Menschen und Kastanien! Diese kleine Bitterkeit und Härte lässt erst recht schmecken, wie süss und milde der Kern ist.“ — Ja! So urtheilt ihr Geniessenden! Ihr sublimen Menschenfresser!

[«]

403.

Verschiedener Stolz. — Die Frauen sind es, welche bei der Vorstellung erbleichen, ihr Geliebter möchte ihrer nicht werth sein; die Männer sind es, welche bei der Vorstellung erbleichen, sie möchten ihrer Geliebten nicht werth sein. Es ist hier von ganzen Frauen, ganzen Männern die Rede. Solche Männer, als die Menschen der Zuversichtlichkeit und des Machtgefühls für gewöhnlich, haben im Zustande der Passion ihre Verschämtheit, ihren Zweifel an sich; solche Frauen aber fühlen sich sonst immer als die Schwachen, zur Hingebung Bereiten, aber in der hohen Ausnahme der Passion haben sie ihren Stolz und ihr Machtgefühl, — als welches frägt: wer ist meiner würdig?

[«]

404.

Wem man selten gerecht wird. — Mancher kann sich nicht für etwas Gutes und Grosses erwärmen, ohne schweres Unrecht nach irgend einer Seite hin zu thun: diess ist seine Art Moralität.

[«]

405.

Luxus. — Der Hang zum Luxus geht in die Tiefe eines Menschen: er verräth, dass das Überflüssige und Unmässige das Wasser ist, in dem seine Seele am liebsten schwimmt.

[«]

406.

Unsterblich machen. — Wer seinen Gegner tödten will, mag erwägen, ob er ihn nicht gerade dadurch bei sich verewigt.

[«]

407.

Wider unsern Charakter. — Geht die Wahrheit, die wir zu sagen haben, wider unsern Charakter — wie es oft vorkommt —, so benehmen wir uns dabei, als ob wir schlecht lögen und erregen Misstrauen.

[«]

408.

Wo viel Milde noth thut. — Manche Naturen haben nur die Wahl, entweder öffentliche Übelthäter oder geheime Leidträger zu sein.

[«]

409.

Krankheit. — Unter Krankheit ist zu verstehen: eine unzeitige Annäherung des Alters, der Hässlichkeit und der pessimistischen Urtheile: welche Dinge zu einander gehören.

[«]

410.

Die Ängstlichen. — Gerade die ungeschickten ängstlichen Wesen werden leicht zu Todtschlägern: sie verstehen die kleine zweckentsprechende Vertheidigung oder Rache nicht, ihr Hass weiss aus Mangel an Geist und Geistesgegenwart keinen andern Ausweg, als die Vernichtung.

[«]

411.

Ohne Hass. — Du willst von deiner Leidenschaft Abschied nehmen? Thue es, aber ohne Hass gegen sie! Sonst hast du eine zweite Leidenschaft. — Die Seele der Christen, die sich von der Sünde freigemacht hat, wird gewöhnlich hinterher durch den Hass gegen die Sünde ruinirt. Sieh die Gesichter der grossen Christen an! Es sind die Gesichter von grossen Hassern.

[«]

412.

Geistreich und beschränkt. — Er versteht Nichts zu schätzen, ausser sich; und wenn er Andere schätzen will, so muss er sie immer erst in sich verwandeln. Darin aber ist er geistreich.

[«]

413.

Die privaten und öffentlichen Ankläger. — Sieh dir Jeden genau an, der anklagt und inquirirt, — er enthüllt dabei seinen Charakter: und zwar nicht selten einen schlechteren Charakter, als das Opfer hat, hinter dessen Verbrechen er her ist. Der Anklagende meint in aller Unschuld, der Gegner eines Frevels und eines Frevlers müsse schon an sich von gutem Charakter sein oder als gut gelten, — und so lässt er sich gehen, das heisst: er lässt sich heraus.

[«]

414.

Die freiwillig Blinden. — Es giebt eine Art schwärmerischer, bis zum Äussersten gehender Hingebung an eine Person oder Partei, die verräth, dass wir im Geheimen uns ihr überlegen fühlen und darüber mit uns grollen. Wir blenden uns gleichsam freiwillig zur Strafe dafür, dass unser Auge zu viel gesehen hat.

[«]

415.

Remedium amoris. — Immer noch hilft gegen die Liebe in den meisten Fällen jenes alte Radicalmittel: die Gegenliebe.

[«]

416.

Wo ist der schlimmste Feind? — Wer seine Sache gut führen kann und sich dessen bewusst ist, ist gegen seinen Widersacher meist versöhnlich gestimmt. Aber zu glauben, dass man die gute Sache für sich habe, und zu wissen, dass man nicht geschickt ist, sie zu vertheidigen, — das macht einen ingrimmigen und unversöhnlichen Hass auf den Gegner der eignen Sache. — Möge Jeder darnach berechnen, wo seine schlimmsten Feinde zu suchen sind!

[«]

417.

Gränze aller Demuth. — Zu der Demuth, welche spricht: credo quia absurdum est, und ihre Vernunft zum Opfer anbietet, brachte es wohl schon Mancher: aber Keiner, so viel ich weiss, bis zu jener Demuth, die doch nur einen Schritt davon entfernt ist und welche spricht: credo quia absurdus sum.

[«]

418.

Wahrspielerei. — Mancher ist wahrhaftig, — nicht weil er es verabscheut, Empfindungen zu heucheln, sondern weil es ihm schlecht gelingen würde, seiner Heuchelei Glauben zu verschaffen. Kurz, er traut seinem Talent als Schauspieler nicht und zieht die Redlichkeit vor, die „Wahrspielerei“.

[«]

419.

Muth in der Partei. — Die armen Schafe sagen zu ihrem Zugführer: „gehe nur immer voran, so wird es uns nie an Muth fehlen, dir zu folgen.“ Der arme Zugführer aber denkt bei sich: „folgt mir nur immer nach, so wird es mir nie an Muth fehlen, euch zu führen.“

[«]

420.

Verschlagenheit des Opferthiers. — Es ist eine traurige Verschlagenheit, wenn man sich über Jemanden täuschen will, dem man sich geopfert hat, und ihm Gelegenheit bietet, wo er uns so erscheinen muss, wie wir wünschen, dass er wäre.

[«]

421.

Durch Andre hindurch. — Es giebt Menschen, die gar nicht anders gesehen werden wollen, als durch Andre hindurchschimmernd. Und daran ist viel Klugheit.

[«]

422.

Andern Freude machen. — Warum geht Freudemachen über alle Freuden? — Weil man damit seinen fünfzig eignen Trieben auf Einmal eine Freude macht. Es mögen das einzeln sehr kleine Freuden sein: aber thut man sie alle in Eine Hand, so hat man die Hand voller, als jemals sonst, — und das Herz auch! —

[«]

Fünftes Buch.

423.

Im grossen Schweigen. — Hier ist das Meer, hier können wir der Stadt vergessen. Zwar lärmen eben jetzt noch ihre Glocken das Ave Maria — es ist jener düstere und thörichte, aber süsse Lärm am Kreuzwege von Tag und Nacht —, aber nur noch einen Augenblick! Jetzt schweigt Alles! Das Meer liegt bleich und glänzend da, es kann nicht reden. Der Himmel spielt sein ewiges stummes Abendspiel mit rothen, gelben, grünen Farben, er kann nicht reden. Die kleinen Klippen und Felsenbänder, welche in’s Meer hineinlaufen, wie um den Ort zu finden, wo es am einsamsten ist, sie können alle nicht reden. Diese ungeheure Stummheit, die uns plötzlich überfällt, ist schön und grausenhaft, das Herz schwillt dabei. — Oh der Gleissnerei dieser stummen Schönheit! Wie gut könnte sie reden, und wie böse auch, wenn sie wollte! Ihre gebundene Zunge und ihr leidendes Glück im Antlitz ist eine Tücke, um über dein Mitgefühl zu spotten! — Sei es drum! Ich schäme mich dessen nicht, der Spott solcher Mächte zu sein. Aber ich bemitleide dich, Natur, weil du schweigen musst, auch wenn es nur deine Bosheit ist, die dir die Zunge bindet: ja, ich bemitleide dich um deiner Bosheit willen! — Ach, es wird noch stiller, und noch einmal schwillt mir das Herz: es erschrickt vor einer neuen Wahrheit, es kann auch nicht reden, es spottet selber mit, wenn der Mund Etwas in diese Schönheit hinausruft, es geniesst selber seine süsse Bosheit des Schweigens. Das Sprechen, ja das Denken wird mir verhasst: höre ich denn nicht hinter jedem Worte den Irrthum, die Einbildung, den Wahngeist lachen? Muss ich nicht meines Mitleidens spotten? Meines Spottes spotten? — Oh Meer! Oh Abend! Ihr seid schlimme Lehrmeister! Ihr lehrt den Menschen aufhören, Mensch zu sein! Soll er sich euch hingeben? Soll er werden, wie ihr es jetzt seid, bleich, glänzend, stumm, ungeheuer, über sich selber ruhend? Über sich selber erhaben?

[«]

424.

Für wen die Wahrheit da ist. — Bis jetzt sind die Irrthümer die trostreichen Mächte gewesen: nun erwartet man von den erkannten Wahrheiten die selbe Wirkung und wartet ein Wenig lange schon. Wie, wenn die Wahrheiten gerade diess — zu trösten — nicht zu leisten vermöchten? — Wäre diess denn ein Einwand gegen die Wahrheiten? Was haben diese mit den Zuständen leidender, verkümmerter, kranker Menschen gemeinsam, dass sie gerade ihnen nützlich sein müssten? Es ist doch kein Beweis gegen die Wahrheit einer Pflanze, wenn festgestellt wird, dass sie zur Genesung kranker Menschen Nichts beiträgt. Aber ehemals war man bis zu dem Grade vom Menschen als dem Zwecke der Natur überzeugt, dass man ohne Weiteres annahm, es könne auch durch die Erkenntniss Nichts aufgedeckt werden, was nicht dem Menschen heilsam und nützlich sei, ja, es könne, es dürfe gar keine anderen Dinge geben. — Vielleicht folgt aus alledem der Satz, dass die Wahrheit als Ganzes und Zusammenhängendes nur für die zugleich mächtigen und harmlosen, freud- und friedenvollen Seelen (wie es die des Aristoteles war) da ist, ebenso wie diese wohl auch nur im Stande sein werden, sie zu suchen: denn die anderen suchen Heilmittel für sich, mögen sie noch so stolz über ihren Intellect und dessen Freiheit denken, — sie suchen nicht die Wahrheit. Daher kommt es, dass diese Anderen so wenig ächte Freude an der Wissenschaft haben und ihr Kälte, Trockenheit und Unmenschlichkeit zum Vorwurf machen: es ist diess das Urtheil der Kranken über die Spiele der Gesunden. — Auch die griechischen Götter verstanden nicht zu trösten; als endlich auch die griechischen Menschen allesammt krank wurden, war diess ein Grund zum Untergang solcher Götter.

[«]

425.

Wir Götter in der Verbannung! — Durch Irrthümer über ihre Herkunft, ihre Einzigkeit, ihre Bestimmung, und durch Anforderungen, die auf Grund dieser Irrthümer gestellt wurden, hat sich die Menschheit hoch gehoben und sich immer wieder „selber übertroffen“: aber durch die selben Irrthümer ist unsäglich viel Leiden, gegenseitige Verfolgung, Verdächtigung, Verkennung, und noch mehr Elend des Einzelnen in sich und an sich in die Welt gekommen. Die Menschen sind leidende Geschöpfe geworden, in Folge ihrer Moralen: was sie damit eingekauft haben, das ist, Alles in Allem, ein Gefühl, als ob sie im Grunde zu gut und zu bedeutend für die Erde wären und nur vorübergehend sich auf ihr aufhielten. „Der leidende Hochmüthige“ ist einstweilen immer noch der höchste Typus des Menschen.

[«]

426.

Farbenblindheit der Denker. — Wie anders sahen die Griechen in ihre Natur, wenn ihnen, wie man sich eingestehen muss, das Auge für Blau und Grün blind war, und sie statt des ersteren ein tieferes Braun, statt des zweiten ein Gelb sahen (wenn sie also mit gleichem Worte zum Beispiel die Farbe des dunkelen Haares, die der Kornblume und die des südländischen Meeres bezeichneten, und wiederum mit gleichem Worte die Farbe der grünsten Gewächse und der menschlichen Haut, des Honigs und der gelben Harze: sodass ihre grössten Maler bezeugtermaassen ihre Welt nur mit Schwarz, Weiss, Roth und Gelb wiedergegeben haben), — wie anders und wie viel näher an den Menschen gerückt musste ihnen die Natur erscheinen, weil in ihrem Auge die Farben des Menschen auch in der Natur überwogen und diese gleichsam in dem Farbenäther der Menschheit schwamm! (Blau und Grün entmenschlichen die Natur mehr, als alles Andere.) Auf diesem Mangel ist die spielende Leichtigkeit, welche die Griechen auszeichnet, Naturvorgänge als Götter und Halbgötter, das heisst als menschartige Gestalten zu sehen, grossgewachsen. — Diess sei aber nur das Gleichniss für eine weitere Vermuthung. Jeder Denker malt seine Welt und jedes Ding mit weniger Farben, als es giebt, und ist gegen einzelne Farben blind. Diess ist nicht nur ein Mangel. Er sieht vermöge dieser Annäherung und Vereinfachung Harmonien der Farben in die Dinge hinein, welche einen grossen Reiz haben und eine Bereicherung der Natur ausmachen können. Vielleicht ist diess sogar der Weg gewesen, auf dem die Menschheit den Genuss im Anblick des Daseins erst gelernt hat: dadurch, dass ihr dieses Dasein zunächst in einem oder zwei Farbentönen und dadurch harmonisirt vorgeführt wurde: sie übte sich gleichsam auf diese wenigen Töne ein, bevor sie zu mehreren übergehen konnte. Und noch jetzt arbeitet sich mancher Einzelne aus einer theilweisen Farbenblindheit in ein reicheres Sehen und

Unterscheiden hinaus: wobei er aber nicht nur neue Genüsse findet, sondern immer auch einige der früheren aufgeben und verlieren muss.

[«]

427.

Die Verschönerung der Wissenschaft. — Wie die Rococo-Gartenkunst entstand, aus dem Gefühl „die Natur ist hässlich, wild, langweilig, — auf! wir wollen sie verschönern (embellir la nature)!“ — so entsteht aus dem Gefühl „die Wissenschaft ist hässlich, trocken, trostlos, schwierig, langwierig, — auf! lasst uns sie verschönern!“ immer wieder Etwas, das sich die Philosophie nennt. Sie will, was alle Künste und Dichtungen wollen, — vor Allem unterhalten: sie will diess aber, gemäss ihrem ererbten Stolze, in einer erhabeneren und höheren Art, vor einer Auswahl von Geistern. Für diese eine Gartenkunst zu schaffen, deren Hauptreiz wie bei jener „gemeineren“ die Täuschung der Augen ist (durch Tempel, Fernblicke, Grotten, Irrpfade, Wasserfälle, um im Gleichnisse zu reden), die Wissenschaft in einem Auszuge und mit allerlei wunderbaren und plötzlichen Beleuchtungen vorzuführen und so viel Unbestimmtheit, Unvernunft und Träumerei in sie einzumischen, dass man in ihr „wie in der wilden Natur“ und doch ohne Mühsal und Langeweile wandeln könne, — das ist kein geringer Ehrgeiz: wer ihn hat, träumt sogar davon, auf diese Art die Religion entbehrlich zu machen, welche bei den früheren Menschen die höchste Gattung von Unterhaltungskunst abgegeben hat. — Diess geht nun seinen Gang und erreicht eines Tages seine hohe Fluth: jetzt schon beginnen die Gegenstimmen gegen die Philosophie laut zu werden, welche rufen „Rückkehr zur Wissenschaft! Zur Natur und Natürlichkeit der Wissenschaft!“ — womit vielleicht ein Zeitalter anhebt, das die mächtigste Schönheit gerade in den „wilden, hässlichen“ Theilen der Wissenschaft entdeckt, wie man seit Rousseau erst den Sinn für die Schönheit des Hochgebirges und der Wüste entdeckt hat.

[«]

428.

Zwei Arten Moralisten. — Ein Gesetz der Natur zum ersten Male sehen und ganz sehen, also es nachweisen (zum Beispiel das der Fallkraft, der

Licht- und Schallreflexion) ist etwas Anderes und die Sache anderer Geister, als ein solches Gesetz erklären. So unterscheiden sich auch jene Moralisten, welche die menschlichen Gesetze und Gewohnheiten sehen und aufzeigen — die feinohrigen, feinnasigen, feinäugigen Moralisten — durchaus von denen, welche das Beobachtete erklären. Die letzteren müssen vor Allem erfinderisch sein und eine durch Scharfsinn und Wissen entzügelte Phantasie haben.

[«]

429.

Die neue Leidenschaft. — Warum fürchten und hassen wir eine mögliche Rückkehr zur Barbarei? Weil sie die Menschen unglücklicher machen würde, als sie es sind? Ach nein! Die Barbaren aller Zeiten hatten mehr Glück: täuschen wir uns nicht! — Sondern unser Trieb zur Erkenntniss ist zu stark, als dass wir noch das Glück ohne Erkenntniss oder das Glück eines starken festen Wahnes zu schätzen vermöchten; es macht Pein, uns solche Zustände auch nur vorzustellen! Die Unruhe des Entdeckens und Errathens ist uns so reizvoll und unentbehrlich geworden, wie die unglückliche Liebe dem Liebenden wird: welche er um keinen Preis gegen den Zustand der Gleichgültigkeit hergeben würde; — ja, vielleicht sind wir auch unglücklich Liebende! Die Erkenntniss hat sich in uns zur Leidenschaft verwandelt, die vor keinem Opfer erschrickt und im Grunde Nichts fürchtet, als ihr eigenes Erlöschen; wir glauben aufrichtig, dass die gesammte Menschheit unter dem Drange und Leiden dieser Leidenschaft sich erhabener und getrösteter glauben müsste als bisher, wo sie den Neid auf das gröbere Behagen, das im Gefolge der Barbarei kommt, noch nicht überwunden hat. Vielleicht selbst, dass die Menschheit an dieser Leidenschaft der Erkenntniss zu Grunde geht! — auch dieser Gedanke vermag Nichts über uns! Hat sich denn das Christenthum je vor einem ähnlichen Gedanken gescheut? Sind die Liebe und der Tod nicht Geschwister? Ja, wir hassen die Barbarei, — wir wollen Alle lieber den Untergang der Menschheit, als den Rückgang der Erkenntniss! Und zuletzt: wenn die Menschheit nicht an einer Leidenschaft zu Grunde geht, so wird sie an einer Schwäche zu Grunde gehen: was will man lieber? Diess ist die Hauptfrage. Wollen wir für sie ein Ende im Feuer und Licht oder im Sande? —

[«]

430.

Auch heldenhaft. — Dinge vom übelsten Geruche thun, von denen man kaum zu reden wagt, die aber nützlich und nöthig sind, — ist auch heldenhaft. Die Griechen haben sich nicht geschämt, unter die grossen Arbeiten des Herakles auch die Ausmistung eines Stalles zu setzen.

[«]

431.

Die Meinungen der Gegner. — Um zu messen, wie fein oder wie schwachsinnig von Natur auch die gescheutesten Köpfe sind, gebe man darauf Acht, wie sie die Meinungen ihrer Gegner auffassen und wiedergeben: dabei verräth sie das natürliche Maass jedes Intellectes. — Der vollkommene Weise erhebt, ohne es zu wollen, seinen Gegner in's Ideal und macht dessen Widerspruch frei von allen Flecken und Zufälligkeiten: erst wenn dadurch aus seinem Gegner ein Gott mit leuchtenden Waffen geworden ist, kämpft er gegen ihn.

[«]

432.

Forscher und Versucher. — Es giebt keine alleinwissendmachende Methode der Wissenschaft! Wir müssen versuchsweise mit den Dingen verfahren, bald böse, bald gut gegen sie sein und Gerechtigkeit, Leidenschaft und Kälte nach einander für sie haben. Dieser redet mit den Dingen als Polizist, Jener als Beichtvater, ein Dritter als Wanderer und Neugieriger. Bald mit Sympathie, bald mit Vergewaltigung wird man ihnen Etwas abdringen; Einen führt Ehrfurcht vor ihren Geheimnissen vorwärts und zur Einsicht, Einen wiederum Indiscretion und Schelmerei in der Erklärung von Geheimnissen. Wir Forscher sind wie alle Eroberer, Entdecker, Schifffahrer, Abenteuerer von einer verwegenen Moralität und müssen es uns gefallen lassen, im Ganzen für böse zu gelten.

[«]

433

Mit neuen Augen sehen. — Gesetzt, dass unter Schönheit in der Kunst immer die Nachbildung des Glücklichen zu verstehen ist — und so halte ich es für die Wahrheit —, je nachdem eine Zeit, ein Volk, ein grosses in sich selber gesetzgeberisches Individuum sich den Glücklichen vorstellt: was giebt dann der sogenannte Realismus der jetzigen Künstler über das Glück unserer Zeit zu verstehen? Es ist unzweifelhaft seine Art von Schönheit, welche wir jetzt am leichtesten zu erfassen und zu geniessen wissen. Folglich muss man wohl glauben, das jetzige uns eigene Glück liege im Realistischen, in möglichst scharfen Sinnen und treuer Auffassung des Wirklichen, nicht also in der Realität, sondern im Wissen um die Realität? So sehr hat die Wirkung der Wissenschaft schon Tiefe und Breite gewonnen, dass die Künstler des Jahrhunderts, ohne es zu wollen, bereits zu Verherrlichern der wissenschaftlichen „Seligkeiten“ an sich geworden sind!

[«]

434.

Fürsprache einlegen. — Für die grossen Landschaftsmaler sind die anspruchslosen Gegenden da, die merkwürdigen und seltenen Gegenden aber für die kleinen. Nämlich: die grossen Dinge der Natur und Menschheit müssen für alle die Kleinen, Mittelmässigen und Ehrgeizigen unter ihren Verehrern Fürsprache einlegen, — aber der Grosse legt Fürsprache für die schlichten Dinge ein.

[«]

435.

Nicht unvermerkt zu Grunde gehen. — Nicht Einmal, sondern fortwährend bröckelt es an unserer Tüchtigkeit und Grösse; die kleine Vegetation, welche zwischen Allem hineinwächst und sich überall anzuklammern versteht, diese ruinirt Das, was gross an uns ist, — die alltägliche, stündliche übersehene Erbärmlichkeit unserer Umgebung, die tausend Würzelchen dieser oder jener kleinen und kleinmüthigen Empfindung, welche aus unserer Nachbarschaft, aus unserem Amte, unserer Geselligkeit, unserer Tageseintheilung herauswächst. Lassen wir diess kleine Unkraut unbemerkt, so gehen wir an ihm unbemerkt zu Grunde! — Und wollt ihr durchaus zu Grunde gehen, so thut es lieber auf einmal und plötzlich: dann bleiben vielleicht von euch erhabene Trümmer übrig! Und nicht, wie jetzt zu befürchten steht, Maulwurfshügel! Und Gras und Unkraut auf ihnen, die kleinen Siegreichen, bescheiden wie vordem, und zu erbärmlich selbst zum Triumphiren!

[«]

436.

Casuistisch. — Es giebt eine bitterböse Alternative, der nicht Jedermanns Tapferkeit und Charakter gewachsen ist: als Passagier eines Schiffes zu entdecken, dass Capitän und Steuermann gefährliche Fehler machen und dass man ihnen in nautischem Wissen überlegen sei, — und nun sich zu fragen: Wie! wenn du gegen sie eine Meuterei erregtest und sie Beide gefangen nehmen liessest? Verpflichtet dich deine Überlegenheit nicht dazu? Und sind sie nicht wiederum im Rechte, dich einzusperren, weil du den Gehorsam untergräbst? — Diess ist ein Gleichniss für höhere und bösere Lagen: wobei zuletzt immer noch die Frage bleibt, was uns unsere Überlegenheit, unseren Glauben an uns selber in solchen Fällen gewährleistet. Der Erfolg? Aber da muss man eben schon das Ding thun, welches alle Gefahren in sich trägt, — und nicht nur Gefahren für uns, sondern für das Schiff.

[«]

437.

Vorrechte. — Wer sich selber wirklich besitzt, das heisst wer sich endgültig erobert hat, betrachtet es fürderhin als sein eigenes Vorrecht, sich zu strafen, sich zu begnadigen, sich zu bemitleiden: er braucht diess Niemandem zuzugestehen, er kann es aber auch einem Andern mit Freiheit in die Hand geben, einem Freunde zum Beispiel, — aber er weiss, dass er damit ein Recht verleiht und dass man nur aus dem Besitze der Macht heraus Rechte verleihen kann.

[«]

438.

Mensch und Dinge. — Warum sieht der Mensch die Dinge nicht? Er steht selber im Wege: er verdeckt die Dinge.

[«]

439.

Merkmale des Glücks. — Das Gemeinsame aller Glücksempfindungen ist zweierlei: Fülle des Gefühls und Übermuth darin, sodass man wie ein Fisch sein Element um sich fühlt und in ihm springt. Gute Christen werden verstehen, was christliche Ausgelassenheit ist.

[«]

440.

Nicht entsagen! — Auf die Welt verzichten, ohne sie zu kennen, gleich einer Nonne, — das giebt eine unfruchtbare, vielleicht schwermüthige Einsamkeit. Diess hat Nichts gemein mit der Einsamkeit der vita contemplativa des Denkers: wenn er sie wählt, will er keineswegs entsagen; vielmehr wäre es ihm Entsagung, Schwermuth, Untergang seiner selbst, in der vita practica ausharren zu müssen: auf diese verzichtet er, weil er sie kennt, weil er sich kennt. So springt er in sein Wasser, so gewinnt er seine Heiterkeit.

[«]

441.

Warum das Nächste uns immer ferner wird. — Je mehr wir an Alles, was war und sein wird, denken, um so bleicher wird uns Das, was gerade jetzt ist. Wenn wir mit Gestorbenen leben und in ihrem Sterben mitsterben, was sind uns dann noch die „Nächsten“? Wir werden einsamer, — und zwar weil die ganze Fluth der Menschheit um uns rauscht. Die Gluth in uns, die allem Menschlichen gilt, nimmt immer zu — und darum blicken wir auf Das, was uns umgiebt, wie als ob es gleichgültiger und schattenhafter geworden wäre. — Aber unser kalter Blick beleidigt!

[«]

442.

Die Regel. — „Die Regel ist mir immer interessanter, als die Ausnahme“ — wer so empfindet, der ist in der Erkenntniss weit voraus und gehört zu den Eingeweihten.

[«]

443.

Zur Erziehung. — Allmählich ist mir das Licht über den allgemeinsten Mangel unserer Art Bildung und Erziehung aufgegangen: Niemand lernt, Niemand strebt darnach, Niemand lehrt — die Einsamkeit ertragen.

[«]

444.

Verwunderung über Widerstand. — Weil Etwas für uns durchsichtig geworden ist, meinen wir, es könne uns nunmehr keinen Widerstand leisten — und sind dann erstaunt, dass wir hindurchsehen und doch nicht hindurch können! Es ist diess die selbe Thorheit und das selbe Erstaunen, in welches die Fliege vor jedem Glasfenster geräth.

[«]

445.

Worin sich die Edelsten verrechnen. — Man giebt Jemandem endlich sein Bestes, sein Kleinod, — nun hat die Liebe Nichts mehr zu geben: aber Der, welcher es annimmt, hat daran gewiss nicht sein Bestes, und folglich fehlt ihm jene volle und letzte Erkenntlichkeit, auf welche der Gebende rechnet.

[«]

446.

Rangordnung. — Es giebt erstens oberflächliche Denker, zweitens tiefe Denker — solche, welche in die Tiefe einer Sache gehen —, drittens gründliche Denker, die einer Sache auf den Grund gehen, — was sehr viel mehr werth ist, als nur in ihre Tiefe hinabsteigen! — endlich solche, welche den Kopf in den Morast stecken: was doch weder ein Zeichen von Tiefe noch von Gründlichkeit sein sollte! Es sind die lieben Untergründlichen.

[«]

447.

Meister und Schüler. — Zur Humanität eines Meisters gehört, seine Schüler vor sich zu warnen.

[«]

448.

Die Wirklichkeit ehren. — Wie kann man dieser jubelnden Volksmenge ohne Thränen und ohne Zustimmung zusehen! Wir dachten vorher gering von dem Gegenstand ihres Jubels und würden noch immer so denken, wenn wir ihn nicht erlebt hätten! Wozu können uns also die Erlebnisse fortreissen! Was sind unsere Meinungen! Man muss, um sich nicht zu verlieren, um seine Vernunft nicht zu verlieren, vor den Erlebnissen flüchten! So floh Plato vor der Wirklichkeit und wollte die Dinge nur in den blassen Gedankenbildern anschauen,; er war voller Empfindung und wusste, wie leicht die Wellen der Empfindung über seiner Vernunft zusammenschlugen. — So hätte sich demnach der Weise zu sagen: „ich will die Wirklichkeit ehren, aber ihr den Rücken dabei zuwenden, weil ich sie kenne und fürchte“? — er müsste es machen wie africanische Völkerschaften vor ihrem Fürsten: welche ihm nur rückwärts nahen und ihre Verehrung zugleich mit ihrer Angst zu zeigen wissen?

[«]

449.

Wo sind die Bedürftigen des Geistes? — Ah! Wie es mich anwidert, einem Anderen die eigenen Gedanken aufzudrängen! Wie ich mich jeder Stimmung und heimlichen Umkehr in mir freue, bei der die Gedanken Anderer gegen die eigenen zu Rechte kommen! Ab und zu giebt es aber ein noch höheres Fest, dann, wenn es einmal erlaubt ist, sein geistiges Haus und Habe wegzuschenken, dem Beichtvater gleich, der im Winkel sitzt, begierig, dass ein Bedürftiger komme und von der Noth seiner Gedanken erzähle, damit er ihm wieder einmal Hand und Herz voll und die beunruhigte Seele leicht mache! Nicht nur, dass er keinen Ruhm davon haben will: er möchte auch der Dankbarkeit aus dem Wege laufen, denn sie ist zudringlich und ohne Scheu vor Einsamkeit und Stillschweigen. Aber namenlos oder leicht verspottet leben, zu niedrig, um Neid oder Feindschaft zu erwecken, mit einem Kopf ohne Fieber, einer Handvoll Wissen und einem Beutel voll Erfahrungen ausgerüstet, gleichsam ein Armenarzt des Geistes sein und Dem und Jenem, dessen Kopf durch Meinungen verstört ist, helfen, ohne dass er recht merkt, wer ihm geholfen hat! Nicht vor ihm Recht haben und einen Sieg feiern wollen, sondern so zu ihm sprechen, dass er das Rechte nach einem kleinen unvermerkten Fingerzeig oder Widerspruch sich selber sagt und stolz darüber fortgeht! Wie eine geringe Herberge sein, die Niemanden zurückstösst, der bedürftig ist, die aber hinterher vergessen oder verlacht wird! Nichts voraus haben, weder die bessere Nahrung, noch die reinere Luft, noch den freudigeren Geist, — sondern abgeben, zurückgeben, mittheilen, ärmer werden! Niedrig sein können, um Vielen zugänglich und für Niemanden demüthigend zu sein! Viel Unrecht auf sich liegen haben und durch die Wurmgänge aller Art Irrthümer gekrochen sein, um zu vielen verborgenen Seelen auf ihren geheimen Wegen gelangen zu können! Immer in einer Art Liebe und immer in einer Art Selbstsucht und Selbstgeniessens! Im Besitz einer Herrschaft und zugleich verborgen und entsagend sein! Beständig in der Sonne und

Milde der Anmuth liegen und doch die Aufstiege zum Erhabenen in der Nähe wissen! — Das wäre ein Leben! Das wäre ein Grund, lange zu leben!

[«]

450.

Die Lockung der Erkenntniss. — Auf leidenschaftliche Geister wirkt der Blick durch das Thor der Wissenschaft wie der Zauber aller Zauber; und vermuthlich werden sie dabei zu Phantasten und im günstigen Falle zu Dichtern: so heftig ist ihre Begierde nach dem Glück der Erkennenden. Geht es euch nicht durch alle Sinne, — dieser Ton der süssen Lockung, mit dem die Wissenschaft ihre frohe Botschaft verkündet hat, in hundert Worten und im hundert-ersten und schönsten: „Lass den Wahn schwinden! Dann ist auch das ‚Wehe mir!‘ verschwunden; und mit dem ‚Wehe mir!‘ ist auch das Wehe dahin.“ (Marc Aurel.)

[«]

451.

Wem ein Hofnarr nöthig ist. — Die sehr Schönen, die sehr Guten, die sehr Mächtigen erfahren fast nie über irgend Etwas die volle und gemeine Wahrheit, — denn in ihrer Gegenwart lügt man unwillkürlich ein Wenig, weil man ihre Wirkungen empfindet und diesen Wirkungen gemäss Das, was man an Wahrheit mittheilen könnte, in der Form einer Anpassung vorbringt (also Farben und Grade des Thatsächlichen fälscht, Einzelheiten weglässt oder hinzuthut und Das, was sich gar nicht anpassen lassen will, hinter seinen Lippen zurückbehält). Wollen Menschen der Art trotz Alledem und durchaus die Wahrheit hören, so müssen sie sich ihren Hofnarren halten, — ein Wesen mit dem Vorrechte des Verrückten, sich nicht anpassen zu können.

[«]

452.

Ungeduld. — Es giebt einen Grad von Ungeduld bei Menschen der That und des Gedankens, welcher sie, bei einem Misserfolge, sofort in das entgegengesetzte Reich übertreten, sich dort passioniren und in Unternehmungen einlassen heisst, — bis auch von hier wieder ein Zögern des Erfolges sie vertreibt: so irren sie, abenteuernd und heftig, durch die Praxis vieler Reiche und Naturen und können zuletzt, durch die Allkenntniss von Menschen und Dingen, welche ihre ungeheuere Wanderung und Übung in ihnen zurücklässt, und bei einiger Milderung ihres Triebes, — zu mächtigen Praktikern werden. So wird ein Fehler des Charakters zur Schule des Genie's.

[«]

453.

Moralisches Interregnum. — Wer wäre jetzt schon im Stande, Das zu beschreiben, was einmal die moralischen Gefühle und Urtheile *ablösen* wird! — so sicher man auch einzusehen vermag, dass diese in allen Fundamenten irrthümlich angelegt sind und ihr Gebäude der Reparatur unfähig ist: ihre Verbindlichkeit muss von Tag zu Tage immer abnehmen, sofern nur die Verbindlichkeit der Vernunft nicht abnimmt! Die Gesetze des Lebens und Handelns neu aufbauen, — zu dieser Aufgabe sind unsere Wissenschaften der Physiologie, Medicin, Gesellschafts- und Einsamkeitslehre ihrer selbst noch nicht sicher genug: und nur aus ihnen kann man die Grundsteine für neue Ideale (wenn auch nicht die neuen Ideale selber) entnehmen. So leben wir denn ein *vorläufiges* Dasein oder ein *nachläufiges* Dasein, je nach Geschmack und Begabung, und thun am besten, in diesem Interregnum, so sehr, als nur möglich, unsere eigenen reges zu sein und kleine *Versuchsstaaten* zu gründen. Wir sind Experimente: wollen wir es auch sein!

[«]

454.

Zwischenrede. — Ein Buch, wie dieses, ist nicht zum Durchlesen und Vorlesen, sondern zum Aufschlagen, namentlich im Spazierengehen und auf

Reisen, man muss den Kopf hinein- und immer wieder hinausstecken können und nichts Gewohntes um sich finden.

[«]

455.

Die erste Natur. — So wie man uns jetzt erzieht, bekommen wir zuerst eine zweite Natur: und wir haben sie, wenn die Welt uns reif, mündig, brauchbar nennt. Einige Wenige sind Schlangen genug, um diese Haut eines Tages abzustossen: dann, wenn unter ihrer Hülle ihre erste Natur reif geworden ist. Bei den Meisten vertrocknet der Keim davon.

[«]

456.

Eine werdende Tugend. — Solche Behauptungen und Verheissungen, wie die der antiken Philosophen von der Einheit der Tugend und der Glückseligkeit, oder wie die des Christenthums „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches Alles zufallen!“ — sind nie mit voller Redlichkeit, und doch immer ohne schlechtes Gewissen, gemacht worden: man stellte solche Sätze, deren Wahrheit man sehr wünschte, keck als die Wahrheit gegen den Augenschein auf, und empfand dabei nicht einen religiösen oder moralischen Gewissensbiss — denn man war in honorem majorem der Tugend oder Gottes über die Wirklichkeit hinausgegangen und ohne alle eigennützigen Absichten! Auf dieser Stufe der Wahrhaftigkeit stehen noch viele brave Menschen: wenn sie sich selbstlos fühlen, scheint es ihnen erlaubt, es mit der Wahrheit leichter zu nehmen. Man beachte doch, dass weder unter den sokratischen, noch unter den christlichen Tugenden die Redlichkeit vorkommt: diese ist eine der jüngsten Tugenden, noch wenig gereift, noch oft verwechselt und verkannt, ihrer selber noch kaum bewusst, — etwas Werdendes, das wir fördern oder hemmen können, je nachdem unser Sinn steht.

[«]

457.

Letzte Schweigsamkeit. — Einzelnen geht es so wie Schatzgräbern: sie entdecken zufällig die verborgen gehaltenen Dinge einer fremden Seele und haben daran ein Wissen, welches oft schwer zu tragen ist! Man kann unter Umständen Lebende und Todte bis zu einem Grade gut kennen und innerlich ausfindig machen, dass es Einem peinlich wird, von ihnen gegen Andere zu reden: man fürchtet mit jedem Worte indiscret zu sein. — Ich könnte mir ein plötzliches Stummwerden des weisesten Historikers denken.

[«]

458.

Das grosse Loos. — Das ist etwas sehr Seltenes, aber ein Ding zum Entzücken: der Mensch nämlich mit schön gestaltetem Intellecte, welcher den Charakter, die Neigungen und auch die Erlebnisse hat, die zu einem solchen Intellecte gehören.

[«]

459.

Die Grossmüthigkeit des Denkers. — Rousseau und Schopenhauer — Beide waren stolz genug, ihrem Dasein den Wahlspruch aufzuschreiben: vitam impendere vero. Und Beide wiederum — was mögen sie in ihrem Stolze gelitten haben, dass es ihnen nicht gelingen wollte, verum impendere vitae! — verum, wie es jeder von ihnen verstand —, dass ihr Leben neben ihrer Erkenntniss nebenherlief wie ein launischer Bass, der zur Melodie nicht stimmen will! — Aber es stünde schlimm um die Erkenntniss, wenn sie jedem Denker nur in dem Maasse zugemessen würde, als sie ihm gerade auf den Leib passt! Und es stünde schlimm um die Denker, wenn ihre Eitelkeit so gross wäre, dass sie diess allein ertrügen! Gerade darin glänzt die schönste Tugend des grossen Denkers: die Grossmüthigkeit, dass er als Erkennender sich selber und sein Leben unverzagt, oftmals beschämt, oftmals mit erhabenem Spotte und lächelnd — zum Opfer bringt.

[«]

460.

Seine gefährlichen Stunden ausnützen. — Man lernt einen Menschen und einen Zustand ganz anders kennen, wenn Gefahr um Hab und Gut, Ehre, Leben und Tod, für uns und unsere Liebsten, in jeder ihrer Bewegungen liegt: wie zum Beispiel Tiberius tiefer über das Innere des Kaisers Augustus und seines Regimentes nachgedacht und mehr davon gewusst haben muss, als dem weisesten Historiker es auch nur möglich wäre. Nun leben wir Alle vergleichungsweise in einer viel zu grossen Sicherheit, als dass wir gute Menschenkenner werden könnten: der Eine erkennt aus Liebhaberei, der Andere aus Langerweile, der Dritte aus Gewohnheit; niemals heisst es: „erkenne, oder geh' zu Grunde!“ Solange sich uns die Wahrheiten nicht mit Messern in's Fleisch schneiden, haben wir in uns einen geheimen Vorbehalt der Geringschätzung gegen sie: sie scheinen uns immer noch den „gefiederten Träumen“ zu ähnlich, wie als ob wir sie haben und auch nicht haben könnten, — als ob Etwas an ihnen in unserem Belieben stünde, als ob wir auch von diesen unseren Wahrheiten *erwachen* könnten!

[«]

461.

Hic Rhodus, hic salta. — Unsere Musik, die sich in Alles verwandeln kann und verwandeln muss, weil sie, wie der Dämon des Meeres, an sich keinen Charakter hat: diese Musik ist ehemals dem *christlichen Gelehrten* nachgegangen und hat dessen Ideal in Klänge zu übersetzen vermocht: warum sollte sie nicht endlich auch jenen helleren, freudigeren und allgemeinen Klang finden, der *dem idealen Denker* entspricht? — eine Musik, die erst in den weiten schwebenden Wölbungen *seiner* Seele sich *heimisch* auf und nieder zu wiegen vermöchte? — Unsere Musik war bisher so gross, so gut: bei ihr war kein Ding unmöglich! So zeige sie denn, dass es möglich ist, diese Drei: Erhabenheit, tiefes und warmes Licht und die Wonne der höchsten Folgerichtigkeit auf Einmal zu empfinden!

[«]

462.

Langsame Curen. — Die chronischen Krankheiten der Seele entstehen wie die des Leibes, sehr selten nur durch einmalige grobe Vergehungen gegen die Vernunft von Leib und Seele, sondern gewöhnlich durch zahllose unbemerkte kleine Nachlässigkeiten. — Wer zum Beispiel Tag für Tag um einen noch so unbedeutenden Grad zu schwach athmet und zu wenig Luft in die Lunge nimmt, sodass sie als Ganzes nicht hinreichend angestrengt und geübt wird, trägt endlich ein chronisches Lungenleiden davon: in einem solchen Falle kann die Heilung auf keinem anderen Wege erfolgen, als dass wiederum zahllose kleine Übungen des Gegentheils vorgenommen und unvermerkt andere Gewohnheiten gepflegt werden, zum Beispiel, wenn man sich zur Regel macht, alle Viertelstunden des Tages Einmal stark und tief aufzuathmen (womöglich platt am Boden liegend; eine Uhr, welche die Viertelstunden schlägt, muss dabei zur Lebensgefährtin gewählt werden). Langsam und kleinlich sind alle diese Curen; auch wer seine Seele heilen will, soll über die Veränderung der kleinsten Gewohnheiten nachdenken. Mancher sagt zehnmal des Tages ein böses kaltes Wort an seine Umgebung und denkt sich Wenig dabei, namentlich nicht, dass nach einigen Jahren er ein Gesetz der Gewohnheit über sich geschaffen hat, welches ihn nunmehr nöthigt, zehnmal jedes Tages seine Umgebung zu verstimmen. Aber er kann sich auch daran gewöhnen, ihr zehnmal wohlzuthun! —

[«]

463.

Am siebenten Tage. — „Ihr preist Jenes als mein Schaffen? Ich habe nur von mir hinweggethan, was mir lästig war! Meine Seele ist über der Eitelkeit der Schaffenden erhaben. — Ihr preist Diess als meine Resignation? Ich habe nur von mir hinweggethan, was mir lästig war! Meine Seele ist über der Eitelkeit der Resignirten erhaben.“

[«]

464.

Scham des Schenkenden. — Es ist so ungrossmüthig, immer den Gebenden und Schenkenden zu machen und dabei sein Gesicht zu zeigen! Aber geben und schenken und seinen Namen und seine Gunst verhehlen! Oder keinen Namen haben, wie die Natur, in der uns eben Diess mehr als Alles erquickt, hier endlich einmal nicht mehr einem Schenkenden und Gebenden, nicht mehr einem „gnädigen Gesichte“ zu begegnen! — Freilich, ihr verscherzt euch auch diese Erquickung, denn ihr habt einen Gott in diese Natur gesteckt — und nun ist wieder Alles unfrei und beklommen! Wie? Niemals mit sich allein sein dürfen? Nie mehr unbewacht, unbehütet, ungegängelt, unbeschenkt? Wenn immer ein Anderer um uns ist, so ist das Beste von Muth und Güte in der Welt unmöglich gemacht. Möchte man nicht gegen diese Zudringlichkeit des Himmels, gegen diesen unvermeidlichen übernatürlichen Nachbar ganz des Teufels werden! — Aber es ist nicht nöthig, es war ja nur ein Traum! Wachen wir auf!

[«]

465.

Bei einer Begegnung. — A: Wohin blickst du? Du stehst so lange schon still hier. — B: Immer das Alte und das Neue! Die Hülfsbedürftigkeit einer Sache reisst mich so weit und so tief in sie hinein, dass ich endlich ihr dabei auf den Grund komme und einsehe, dass sie nicht gar so viel werth ist. Am Ende aller solcher Erfahrungen steht eine Art Trauer und Starrheit. Diess erlebe ich alle Tage im Kleinen zu dreien Malen.

[«]

466.

Verlust im Ruhme. — Welcher Vorzug, als ein Unbekannter zu den Menschen reden zu dürfen! „Die Hälfte unserer Tugend“ nehmen uns die Götter, wenn sie uns das Incognito nehmen und uns berühmt machen.

[«]

467.

Zweimal Geduld! — „Damit machst du vielen Menschen Schmerz.“ — Ich weiss es; und weiss auch diess, dass ich doppelt dafür leiden muss, einmal durch Mitleid an ihrem Leide und dann durch die Rache, die sie an mir nehmen werden. Aber trotzdem ist es nicht weniger nöthig, so zu thun, wie ich thue.

[«]

468.

Das Reich der Schönheit ist grösser. — Wie wir in der Natur herumgehen, listig und froh, um die Allem eigene Schönheit zu entdecken und gleichsam auf der That zu ertappen, wie wir bald bei Sonnenschein, bald bei gewitterhaftem Himmel, bald in der bleichsten Dämmerung einen Versuch machen, jenes Stück Küste mit Felsen, Meerbuchten, Ölbäumen und Pinien so zu sehen, wie es zu seiner Vollkommenheit und Meisterschaft kommt: so sollten wir auch unter den Menschen umhergehen, als ihre Entdecker und Ausspäher, Gutes und Böses ihnen erweisend, damit die ihnen eigene Schönheit sich offenbare, welche bei Diesem sonnenhaft, bei Jenem gewitterhaft und bei einem Dritten erst in der halben Nacht und bei Regenhimmel sich entfaltet. Ist es denn verboten, den bösen Menschen als eine wilde Landschaft zu geniessen, die ihre eigenen kühnen Linien und Lichtwirkungen hat, wenn der selbe Mensch, solange er sich gut und gesetzlich stellt, unserm Auge wie eine Verzeichnung und Carricatur erscheint und als ein Flecken in der Natur uns Pein macht? — Ja, es ist verboten: bisher war es nur erlaubt, im Moralisch-Guten nach Schönheit zu suchen, — Grund genug, dass man so Wenig gefunden und sich so viel nach imaginären Schönheiten ohne Knochen hat umthun müssen! — So gewiss es hundert Arten von Glück bei den Bösen giebt, von denen die Tugendhaften Nichts ahnen, so giebt es an ihnen auch hundert Arten von Schönheit: und viele sind noch nicht entdeckt.

[«]

469.

Die Unmenschlichkeit des Weisen. — Bei dem schweren, Alles zermalmenden Gange des Weisen, welcher, nach dem buddhistischen Liede, „einsam wandelt wie das Rhinozeros“, — bedarf es von Zeit zu Zeit der Zeichen einer versöhnlichen und gemilderten Menschlichkeit: und zwar nicht nur jener schnelleren Schritte, jener artigen und geselligen Wendungen des Geistes, nicht nur des Witzes und einer gewissen Selbstverspottung, sondern selbst der Widersprüche, der gelegentlichen Rückfälle in die herrschende Ungereimtheit. Damit er nicht der Walze gleiche, welche wie das Verhängniss daherrollt, muss der Weise, der lehren will, seine Fehler zu seiner Beschönigung gebrauchen, und indem er sagt „verachtet mich!“, bittet er um die Gunst, der Fürsprecher einer anmaasslichen Wahrheit zu sein. Er will euch in’s Gebirge führen, er wird euer Leben vielleicht in Gefahr bringen: dafür überlässt er es euch willig, vorher und nachher, an einem solchen Führer Rache zu nehmen, — es ist der Preis, um den er sich selber den Genuss macht, voranzugehen. — Gedenkt ihr dessen, was euch durch den Sinn gieng, als er euch einmal durch eine finstere Höhle auf schlüpfrigen Wegen geleitete? Wie euer Herz, klopfend und missmuthig, sich sagte: „dieser Führer da könnte Besseres thun, als hier herumzukriechen! Er gehört zu einer neugierigen Art von Müssiggängern: — ist es nicht schon zu viel Ehre für ihn, dass wir ihm überhaupt einen Werth zuzuerkennen scheinen, indem wir ihm folgen?“

[«]

470.

Am Gastmahle Vieler. — Wie glücklich ist man, wenn man so genährt wird, wie die Vögel, aus der Hand Eines, der den Vögeln ausstreut, ohne sie genauer anzusehen und auf ihre Würdigkeit zu prüfen! Zu leben als ein Vogel, der kommt und fortfliegt und keinen Namen im Schnabel trägt! So am Gastmahle Vieler mich zu sättigen, ist meine Freude.

[«]

471.

Eine andere Nächstenliebe. — Das aufgeregte, lärmende, ungleiche, nervöse Wesen macht den Gegensatz zur grossen Leidenschaft: diese, wie eine stille düstere Gluth im Innern wohnend und dort alles Heisse und Hitzige sammelnd, lässt den Menschen nach Aussen hin kalt und gleichgültig blicken und drückt den Zügen eine gewisse Impassibilität auf. Solche Menschen sind gelegentlich wohl der Nächstenliebe fähig, — aber sie ist anderer Art, als die der Geselligen und Gefallsüchtigen: es ist eine milde, betrachtsame, gelassene Freundlichkeit; sie blicken gleichsam aus den Fenstern ihrer Burg hinaus, die ihre Festung und eben dadurch ihr Gefängniss ist: — der Blick in’s Fremde, Freie, in das Andere thut ihnen so wohl!

[«]

472.

Sich nicht rechtfertigen. — A: Aber warum willst du dich nicht rechtfertigen? — B: Ich könnte es, hierin und in hundert Dingen, aber ich verachte das Vergnügen, das in der Rechtfertigung liegt: denn diese Dinge sind für mich nicht gross genug, und lieber will ich Flecken an mir tragen, als jenen Kleinlichen zu ihrer hämischen Freude verhelfen, dass sie sagen könnten: „er nimmt diese Dinge doch sehr wichtig!“ Diess ist eben nicht wahr! Vielleicht müsste mir noch mehr an mir selber gelegen sein, um eine Pflicht zu haben, fehlerhafte Vorstellungen über mich zu berichtigen; — ich bin zu gleichgültig und träge gegen mich und so auch gegen Das, was durch mich gewirkt wird.

[«]

473.

Wo man sein Haus bauen soll. — Wenn du in der Einsamkeit dich gross und fruchtbar fühlst, so wird dich die Geselligkeit verkleinern und veröden: und umgekehrt. Machtvolle Milde, wie die eines Vaters: — wo diese Stimmung dich ergreift, da gründe dein Haus, sei es nun im Gewühl oder in der Stille. Ubi pater sum, ibi patria.

[«]

474.

Die einzigen Wege. — „Dialektik ist der einzige Weg, um zu den göttlichen Wesen und hinter den Schleier der Erscheinung zu gelangen“ — diess behauptet Plato ebenso feierlich und leidenschaftlich, als es Schopenhauer von dem Gegensatze der Dialektik behauptet, — und Beide haben Unrecht. Denn es giebt Das gar nicht, zu dem hin sie einen Weg uns zeigen wollen. — Und waren nicht alle grossen Leidenschaften der Menschheit bisher solche Leidenschaften für ein Nichts? Und alle ihre Feierlichkeiten — Feierlichkeiten um ein Nichts?

[«]

475.

Schwer werden. — Ihr kennt ihn nicht: er kann viel Gewichte an sich hängen, er nimmt sie doch alle mit in die Höhe. Und ihr schliesst, nach eurem kleinen Flügelschlage, er wolle unten bleiben, weil er diese Gewichte an sich hänge!

[«]

476.

Am Erntefeste des Geistes. — Das häuft sich von Tag zu Tage und quillt auf, Erfahrungen, Erlebnisse, Gedanken über sie und Träume über diese Gedanken, — ein unermesslicher, entzückender Reichthum! Sein Anblick macht Schwindeln; ich begreife nicht mehr, wie man die Geistig-Armen selig preisen kann! — Aber ich beneide sie mitunter, dann, wenn ich müde bin: denn die Verwaltung eines solchen Reichthumes ist eine schwere Sache, und ihre Schwere erdrückt nicht selten alles Glück. — Ja, wenn es genügte, ihn nur anzublicken! Wenn man nur der Geizhals seiner Erkenntnisse wäre!

[«]

477.

Von der Skepsis erlöst. — A: „Andre kommen misslaunig und schwach, zernagt, wurmstichig, ja halb zerfressen aus einer allgemeinen moralischen Skepsis heraus, — ich aber muthiger und gesünder als je, mit wiedererworbenen Instincten. Wo scharfer Wind weht, die See hoch geht und keine kleine Gefahr zu bestehen ist, da wird mir wohl. Zum Wurm bin ich nicht geworden, ob ich gleich oftmals wie ein Wurm habe arbeiten und graben müssen.“ — B: Du hast eben aufgehört, Skeptiker zu sein! Denn du verneinst! — A: „Und damit habe ich wieder Ja-sagen gelernt.“

[«]

478.

Gehen wir vorüber! — Schont ihn! Lasst ihn in seiner Einsamkeit! Wollt ihr ihn ganz zerbrechen? Er hat einen Sprung bekommen, wie ein Glas, in das sich plötzlich etwas zu Heisses ergoss, — und er war ein so kostbares Glas!

[«]

479.

Liebe und Wahrhaftigkeit. — Wir sind aus Liebe arge Verbrecher an der Wahrheit und gewohnte Hehler und Stehler, welche mehr wahr sein lassen, als uns wahr scheint, — desshalb muss der Denker immer wieder von Zeit zu Zeit die Personen, welche er liebt (es werden nicht gerade die sein, welche ihn lieben), in die Flucht jagen, damit sie ihren Stachel und ihre Bosheit zeigen und aufhören, ihn zu verführen. Demnach wird die Güte des Denkers ihren ab- und zunehmenden Mond haben.

[«]

480.

Unvermeidlich. — Erlebt, was ihr wollt: wer euch nicht wohl will, sieht in eurem Erlebniss einen Anlass, euch zu verkleinern! Erfahrt die tiefsten Umwälzungen des Gemüths und der Erkenntniss und gelangt endlich wie ein Genesender mit schmerzlichem Lächeln hinaus in Freiheit und lichte Stille: — es wird doch Einer sagen „Der da hält seine Krankheit für ein Argument, seine Ohnmacht für den Beweis der Ohnmacht Aller; er ist eitel genug, um krank zu werden, damit er das Übergewicht des Leidenden fühle.“ — Und gesetzt, dass

Jemand seine eignen Fesseln sprengt und sich dabei tief verwundet: so wird ein Andrer mit Spott darauf hinzeigen. „Wie gross ist doch seine Ungeschicklichkeit!“ wird er sagen; „So muss es einem Menschen ergehen, der an seine Fesseln gewöhnt ist und Narr genug ist, sie zu zerreissen!“

[«]

481.

Zwei Deutsche. — Vergleicht man Kant und Schopenhauer mit Plato, Spinoza, Pascal, Rousseau, Goethe in Absehung auf ihre Seele und nicht auf ihren Geist: so sind die erstgenannten Denker im Nachtheil: ihre Gedanken machen nicht eine leidenschaftliche Seelen-Geschichte aus, es giebt da keinen Roman, keine Krisen, Katastrophen und Todesstunden zu errathen, ihr Denken ist nicht zugleich eine unwillkürliche Biographie einer Seele, sondern, im Falle Kant’s, eines Kopfes, im Falle Schopenhauer’s, die Beschreibung und Spiegelung eines Charakters („des unveränderlichen“) und die Freude am „Spiegel“ selber, das heisst an einem vorzüglichen Intellecte. Kant erscheint, wenn er durch seine Gedanken hindurchschimmert, als wacker und ehrenwerth im besten Sinne, aber als unbedeutend: es fehlt ihm an Breite und Macht; er hat nicht zu viel erlebt, und seine Art, zu arbeiten, nimmt ihm die Zeit, Etwas zu erleben, — ich denke, wie billig, nicht an grobe „Ereignisse“ von Aussen, sondern an die Schicksale und Zuckungen, denen das einsamste und stillste Leben verfällt, welches Musse hat und in der Leidenschaft des Denkens verbrennt. Schopenhauer hat einen Vorsprung vor ihm: er besitzt wenigstens eine gewisse heftige Hässlichkeit der Natur, in Hass, Begierde, Eitelkeit, Misstrauen, er ist etwas wilder angelegt und hatte Zeit und Musse für diese Wildheit. Aber ihm fehlte die „Entwickelung“: wie sie in seinem Gedankenumkreise fehlte; er hatte keine „Geschichte“.

[«]

482.

Seinen Umgang suchen. — Suchen wir denn zu viel, wenn wir den Umgang von Männern suchen, welche mild, wohlschmeckend und nahrhaft geworden sind wie Kastanien, die man zur rechten Zeit in’s Feuer gelegt und aus dem Feuer genommen hat? Welche Weniges vom Leben erwarten, und dieses lieber als geschenkt, und nicht als verdient, annehmen, wie als ob die Vögel und die Bienen es ihnen gebracht hätten? Welche zu stolz sind, um sich je belohnt fühlen zu können? Und zu ernst in ihrer Leidenschaft der Erkenntniss und der Redlichkeit, als dass sie noch Zeit und Gefälligkeit für den Ruhm hätten? — Solche Männer würden wir Philosophen nennen; und sie selber werden immer noch einen bescheideneren Namen finden.

[«]

483.

Überdruss am Menschen. — A: Erkenne! Ja! Aber immer als Mensch! Wie? Immer vor der gleichen Komödie sitzen, in der gleichen Komödie spielen? Niemals aus anderen, als aus diesen Augen in die Dinge sehen können? Und welche unzählbaren Arten von Wesen mag es geben, deren Organe besser zur Erkenntniss taugen! Was wird am Ende aller ihrer Erkenntniss die Menschheit erkannt haben? — ihre Organe! Und das heisst vielleicht: die Unmöglichkeit der Erkenntniss! Jammer und Ekel! — B: Das ist ein böser Anfall, — die Vernunft fällt dich an! Aber morgen wirst du wieder mitten im Erkennen sein und damit auch mitten in der Unvernunft, will sagen: in der Lust am Menschlichen. Gehen wir an's Meer! —

[«]

484.

Der eigene Weg. — Wenn wir den entscheidenden Schritt thun und den Weg antreten, welchen man den „eigenen Weg“ nennt: so enthüllt sich uns plötzlich ein Geheimniss: wer auch alles mit uns freund und vertraut war, — Alle haben sich bisher eine Überlegenheit über uns eingebildet und sind beleidigt. Die Besten von ihnen sind nachsichtig und warten geduldig, dass wir den „rechten Weg“ — sie wissen ihn ja! — schon wieder finden werden. Die Anderen spotten und thun, als sei man vorübergehend närrisch geworden oder bezeichnen hämisch einen Verführer. Die Böseren erklären uns für eitle Narren und suchen unsere Motive zu schwärzen, und der Schlimmste sieht in uns seinen schlimmsten Feind, einen, den nach Rache für eine lange Abhängigkeit dürstet, — und fürchtet sich vor uns. — Was also thun? Ich rathe: seine Souveränität damit anfangen, dass man für ein Jahr voraus allen uns Bekannten für Sünden jeder Art Amnestie zusichert.

[«]

485.

Ferne Perspectiven. — A: Aber warum diese Einsamkeit? — B: Ich zürne Niemandem. Aber allein scheine ich meine Freunde deutlicher und schöner zu sehen, als zusammen mit ihnen; und als ich die Musik am meisten liebte und empfand, lebte ich ferne von ihr. Es scheint, ich brauche die fernen Perspectiven, um gut von den Dingen zu denken.

[«]

486.

Gold und Hunger. — Hier und da giebt es einen Menschen, der Alles, was er berührt, in Gold verwandelt. Eines guten bösen Tages wird er entdecken, dass er selber dabei verhungern muss. Er hat Alles glänzend, herrlich, idealisch-unnahbar um sich, und nun sehnt er sich nach Dingen, welche in Gold zu verwandeln ihm durchaus unmöglich ist — und wie sehnt er sich! Wie ein Verhungernder nach Speise! — Wonach wird er greifen?

[«]

487.

Scham. — Da steht das schöne Ross und scharrt den Boden, es schnaubt, es verlangt nach einem Ritte und liebt Den, der es sonst reitet, — aber oh Scham! dieser kann sich heute nicht hinaufschwingen, er ist müde. — Diess ist die Scham des ermüdeten Denkers vor seiner eigenen Philosophie.

[«]

488.

Gegen die Verschwendung der Liebe. — Erröthen wir nicht, wenn wir uns auf einer heftigen Abneigung ertappen? Aber wir sollten es auch bei heftigen Zuneigungen thun, der Ungerechtigkeit wegen, die auch in ihnen liegt! Ja, noch mehr: es giebt Menschen, die sich wie eingeengt und geschnürten Herzens fühlen, wenn Jemand ihnen seine Zuneigung nur so zu Gute kommen lässt, dass er damit Anderen Etwas von Zuneigung entzieht. Wenn wir es der Stimme anhören, dass wir ausgewählt, vorgezogen werden! Ach, ich bin nicht dankbar für dieses Auswählen, ich merke, dass ich es Dem nachtrage, der mich so auszeichnen will: er soll mich nicht auf Unkosten der Anderen lieben! Will ich doch schon zusehen, mit mir mich selber zu ertragen! Und oft habe ich noch das Herz voll und Grund zu Übermuth, — einem Solchen, der Solches hat, soll man Nichts bringen, was Andere nöthig, bitter nöthig haben!

[«]

489.

Freunde in der Noth. — Mitunter merken wir, dass einer unserer Freunde mehr zu einem Andern, als zu uns gehört, dass sein Zartsinn sich bei dieser Entscheidung quält und seine Selbstsucht dieser Entscheidung nicht gewachsen ist: da müssen wir es ihm erleichtern und ihn von uns fortbeleidigen. — Diess ist ebenfalls da nöthig, wo wir in eine Art zu denken übergehen, welche ihm verderblich sein würde: unsere Liebe zu ihm muss uns treiben, durch ein Unrecht, das wir auf uns nehmen, ihm ein gutes Gewissen zu seiner Lossagung von uns zu schaffen.

[«]

490.

Diese kleinen Wahrheiten! — „Ihr kennt diess Alles, aber ihr habt es nie erlebt, — ich nehme euer Zeugniss nicht an. Diese ‚kleinen Wahrheiten‘! — sie dünken euch klein, weil ihr sie nicht mit eurem Blute bezahlt habt!“ — Aber sind sie denn gross, desshalb, weil man Zuviel dafür bezahlt hat? Und Blut ist immer ein Zuviel! — „Glaubt ihr? Was ihr geizig mit Blute seid!“

[«]

491.

Auch desshalb Einsamkeit! — A: So willst du wieder in deine Wüste zurück?. — B: Ich bin nicht schnell, ich muss auf mich warten, — es wird spät, bis jedesmal das Wasser aus dem Brunnen meines Selbst an’s Licht kommt, und oft muss ich länger Durst leiden, als ich Geduld habe. Desshalb gehe ich in die Einsamkeit, — um nicht aus den Cisternen für Jedermann zu trinken. Unter Vielen lebe ich wie Viele und denke nicht wie ich; nach einiger Zeit ist es mir dann immer, als wolle man mich aus mir verbannen und mir die Seele rauben — und ich werde böse auf Jedermann und fürchte Jedermann. Die Wüste thut mir dann noth, um wieder gut zu werden.

[«]

492.

Unter den Südwinden. — A: Ich verstehe mich nicht mehr! Gestern noch war es in mir so stürmisch und dabei so warm, so sonnig — und hell bis zum Äussersten. Und heute! Alles ist nun ruhig, weit, schwermüthig, dunkel, wie die Lagune von Venedig: — ich will Nichts und athme tief auf dabei und doch bin ich bei mir insgeheim unwillig über diess Nichts-Wollen: — so plätschern die Wellen hin und her, im See meiner Melancholie. — B: Du beschreibst da eine kleine angenehme Krankheit. Der nächste Nordostwind wird sie von dir nehmen! — A: Warum doch!

[«]

493.

Auf dem eigenen Baume. — A: „Ich habe bei den Gedanken keines Denkers so viel Vergnügen, wie bei den eigenen: das sagt freilich Nichts über ihren

Werth, aber ich müsste ein Narr sein, um die für mich schmackhaftesten Früchte zurückzusetzen, weil sie zufällig auf *meinem* Baume wachsen! — Und ich war einmal dieser Narr.“ — B: „Andern geht es umgekehrt: und auch diess sagt Nichts über den Werth ihrer Gedanken, namentlich noch Nichts gegen ihren Werth.“

[«]

494.

Letztes Argument des Tapferen. — „In diesem Gebüsche sind Schlangen.“ — Gut, ich werde in das Gebüsch gehen und sie tödten. — „Aber vielleicht wirst du dabei das Opfer, und sie werden nicht einmal das deine!“ — Was liegt an mir!

[«]

495.

Unsere Lehrer. — In der Jugend nimmt man seine Lehrer und Wegweiser aus der Gegenwart und aus den Kreisen, auf welche wir gerade stossen: wir haben die gedankenlose Zuversicht, dass die Gegenwart Lehrer haben müsse, die für uns mehr, als für jeden Anderen taugen und dass wir sie finden müssen, ohne viel zu suchen. Für diese Kinderei muss man später hartes Lösegeld zahlen: *man muss seine Lehrer an sich abbüssen.* Dann geht man wohl nach den rechten Wegweisern suchen in der ganzen Welt herum, die Vorwelt eingerechnet, — aber es ist vielleicht zu spät. Und schlimmsten Falles entdecken wir, dass sie lebten, als wir jung waren — und dass wir uns damals vergriffen haben.

[«]

496.

Das böse Princip. — Plato hat es prachtvoll beschrieben, wie der philosophische Denker inmitten jeder bestehenden Gesellschaft als der Ausbund aller Ruchlosigkeit gelten muss: denn als Kritiker aller Sitten ist er der Gegensatz des sittlichen Menschen, und wenn er es nicht so weit bringt, der Gesetzgeber neuer

Sitten zu werden, so bleibt er in der Erinnerung der Menschen zurück als „das böse Princip“. Wir dürfen hieraus errathen, wie die ziemlich freisinnige und neuerungssüchtige Stadt Athen dem Rufe Plato’s bei seinen Lebzeiten mitgespielt hat: was Wunders, dass er — der, wie er selber sagt, den „politischen Trieb“ im Leibe hatte, — dreimal einen Versuch in Sicilien gemacht hat, wo sich damals gerade ein gesammtgriechischer Mittelmeer-Staat vorzubereiten schien? In ihm und mit seiner Hülfe gedachte Plato für alle Griechen Das zu thun, was Muhammed später für seine Araber that: die grossen und kleinen Bräuche und namentlich die tägliche Lebensweise von Jedermann festzusetzen. Möglich waren seine Gedanken, so gewiss die des Muhammed möglich waren: sind doch viel unglaublichere, die des Christenthums, als möglich bewiesen worden! Ein paar Zufälle weniger und ein paar andere Zufälle mehr — und die Welt hätte die Platonisirung des europäischen Südens erlebt; und gesetzt, dieser Zustand dauerte jetzt noch fort, so würde muthmaasslich in Plato das „gute Princip“ von uns verehrt werden. Aber der Erfolg fehlte ihm: und so blieb ihm der Ruf eines Phantasten und Utopisten, — die härteren Namen sind mit dem alten Athen zu Grunde gegangen.

[«]

497.

Das reinmachende Auge. — Von „Genius“ wäre am ehesten bei solchen Menschen zu reden, wo der Geist, wie bei Plato, Spinoza und Goethe, an den Charakter und das Temperament nur lose angeknüpft erscheint, als ein beflügeltes Wesen, das sich von jenen leicht trennen und sich dann weit über sie erheben kann. Dagegen haben gerade Solche am lebhaftesten von ihrem „Genius“ gesprochen, welche von ihrem Temperamente nie loskamen und ihm den geistigsten, grössten, allgemeinsten, ja unter Umständen kosmischen Ausdruck zu geben wussten (wie zum Beispiel Schopenhauer). Diese Genie’s konnten nicht über sich hinausfliegen, aber sie glaubten sich vorzufinden, wiederzufinden, wohin sie auch nur flogen, — das ist ihre „Grösse“, und kann Grösse sein! — Die Anderen, welchen der Name eigentlicher zukommt, haben das reine, reinmachende Auge, das nicht aus ihrem Temperament und Charakter gewachsen scheint, sondern frei von ihnen und meist in einem milden Widerspruch gegen sie auf die Welt wie auf einen Gott blickt und diesen Gott liebt. Auch ihnen ist aber dieses Auge nicht mit Einem Male geschenkt: es giebt eine Übung und

Vorschule des Sehens, und wer rechtes Glück hat, findet zur rechten Zeit auch einen Lehrer des reinen Sehens.

[«]

498.

Nicht fordern! — Ihr kennt ihn nicht! Ja, er unterwirft sich leicht und frei den Menschen und den Dingen, und ist gütig gegen Beide; seine einzige Bitte ist, in Ruhe gelassen zu werden, — aber nur solange Menschen und Dinge nicht Unterwerfung fordern. Alles Fordern macht ihn stolz, scheu und kriegerisch.

[«]

499.

Der Böse. — „Nur der Einsame ist böse,“ rief Diderot: und sogleich fühlte sich Rousseau tödtlich verletzt. Folglich gestand er sich zu, dass Diderot Recht habe. In der That hat jeder böse Hang inmitten der Gesellschaft und Geselligkeit so viel Zwang sich anzuthun, so viel Larven vorzunehmen, so oft sich selbst in das Prokrustes-Bett der Tugend zu legen, dass man recht wohl von einem Märtyrerthum des Bösen reden könnte. In der Einsamkeit fällt diess Alles dahin. Wer böse ist, ist es am meisten in der Einsamkeit: auch am besten — und folglich für das Auge Dessen, der überall nur ein Schauspiel sieht, auch am schönsten.

[«]

500.

Wider den Strich. — Ein Denker kann sich Jahre lang zwingen, wider den Strich zu denken: ich meine, nicht den Gedanken zu folgen, die sich ihm von Innen her anbieten, sondern denen, zu welchen ein Amt, eine vorgeschriebene Zeiteintheilung, eine willkürliche Art von Fleiss ihn zu verpflichten scheinen. Endlich aber wird er krank: denn diese anscheinend moralische Überwindung verdirbt seine Nervenkraft ebenso gründlich, wie es nur eine zur Regel gemachte Ausschweifung thun könnte.

[«]

501.

Sterbliche Seelen! — In Betreff der Erkenntniss ist vielleicht die nützlichste Errungenschaft: dass der Glaube an die unsterbliche Seele aufgegeben ist. Jetzt darf die Menschheit warten, jetzt hat sie nicht mehr nöthig, sich zu überstürzen und halbgeprüfte Gedanken hinunterzuwürgen, wie sie ehedem musste. Denn damals hieng das Heil der armen „ewigen Seele“ von ihren Erkenntnissen während des kurzen Lebens ab, sie musste sich von heut zu morgen entscheiden, — die „Erkenntniss“ hatte eine entsetzliche Wichtigkeit! Wir haben den guten Muth zum Irren, Versuchen, Vorläufig-nehmen wieder erobert — es ist Alles nicht so wichtig! — und gerade desshalb können Individuen und Geschlechter jetzt Aufgaben von einer Grossartigkeit in’s Auge fassen, welche früheren Zeiten als Wahnsinn und Spiel mit Himmel und Hölle erschienen sein würden. Wir dürfen mit uns selber experimentiren! Ja die Menschheit darf es mit sich! Die grössten Opfer sind der Erkenntniss noch nicht gebracht worden, — ja, es wäre früher Gotteslästerung und Preisgeben des ewigen Heils gewesen, solche Gedanken auch nur zu ahnen, wie sie unserem Thun jetzt voranlaufen.

[«]

502.

Ein Wort für drei verschiedene Zustände. — In der Leidenschaft bricht bei Diesem das wilde, scheussliche, unausstehliche Thier hervor; Jener erhebt sich durch sie in eine Höhe und Grösse und Pracht der Gebärde, gegen die sein sonstiges Sein dürftig erscheint. Ein Dritter, durch und durch veredelt, hat auch den edelsten Sturm und Drang, er ist in diesem Zustande die wildschöne Natur und nur um einen Grad tiefer, als die grosse ruhig-schöne Natur, welche er für gewöhnlich darstellt: aber von den Menschen wird er in der Leidenschaft mehr begriffen und gerade dieser Momente wegen mehr verehrt,

— er ist ihnen da einen Schritt näher und verwandter. Sie empfinden Entzücken und Entsetzen bei einem solchen Anblick und nennen ihn gerade da: göttlich.

[«]

503.

Freundschaft. — Jener Einwand gegen das philosophische Leben, dass man mit ihm seinen Freunden unnützlich werde, wäre nie einem Modernen gekommen: er ist antik. Das Alterthum hat die Freundschaft tief und stark ausgelebt, ausgedacht und fast mit sich in's Grab gelegt. Diess ist sein Vorsprung vor uns: dagegen haben wir die idealisirte Geschlechtsliebe aufzuweisen. Alle grossen Tüchtigkeiten der antiken Menschen hatten darin ihren Halt, dass Mann neben Mann stand, und dass nicht ein Weib den Anspruch erheben durfte, das Nächste, Höchste, ja Einzige seiner Liebe zu sein, — wie die Passion zu empfinden lehrt. Vielleicht wachsen unsere Bäume nicht so hoch, wegen des Epheu's und der Weinreben daran.

[«]

504.

Versöhnen! — Sollte es denn die Aufgabe der Philosophie sein, zwischen dem, was das Kind gelernt und der Mann erkannt hat, zu versöhnen? Sollte die Philosophie gerade die Aufgabe der Jünglinge sein, weil diese in der Mitte zwischen Kind und Mann stehen und das mittlere Bedürfniss haben? Fast will es so scheinen, wenn man erwägt, in welchen Lebensaltern die Philosophen jetzt ihre Conception zu machen pflegen: dann, wenn es zum Glauben zu spät und zum Wissen noch zu früh ist.

[«]

505.

Die Praktischen. — Wir Denker haben den Wohlgeschmack aller Dinge erst festzustellen und nöthigenfalls ihn zu decretiren. Die praktischen Leute nehmen ihn endlich von uns an, ihre Abhängigkeit von uns ist unglaublich gross und das lächerlichste Schauspiel der Welt, so wenig sie um dieselbe wissen und so stolz sie über uns Unpraktische hinwegzureden lieben: ja sie würden ihr praktisches Leben geringschätzen, wenn wir es geringschätzen wollten: — wozu uns hier und da ein kleines Rachegelüst reizen könnte.

[«]

506.

Die nöthige Austrocknung alles Guten. — Wie! Man müsse ein Werk gerade so auffassen, wie die Zeit, die es hervorbrachte? Aber man hat mehr Freude, mehr Erstaunen und auch mehr zu lernen daran, wenn man es gerade nicht so auffasst! Habt ihr nicht gemerkt, dass jedes neue gute Werk, so lange es in der feuchten Luft seiner Zeit liegt, seinen mindesten Werth besitzt, — gerade weil es so sehr noch den Geruch des Marktes und der Gegnerschaft und der neuesten Meinungen und alles Vergänglichen zwischen heut und morgen an sich trägt? Später trocknet es aus, seine „Zeitlichkeit“ stirbt ab — und dann erst bekommt es seinen tiefen Glanz und Wohlgeruch, ja, wenn es darnach ist, sein stilles Auge der Ewigkeit.

[«]

507.

Gegen die Tyrannei des Wahren. — Selbst wenn wir so toll wären, alle unsere Meinungen für wahr zu halten, so würden wir doch nicht wollen, dass sie allein existirten —: ich wüsste nicht, warum die Alleinherrschaft und Allmacht der Wahrheit zu wünschen wäre; mir genügte schon, dass sie eine grosse Macht habe. Aber sie muss kämpfen können und eine Gegnerschaft haben, und man muss sich von ihr im Unwahren ab und zu erholen können, — sonst wird sie uns langweilig, kraft- und geschmacklos werden und uns eben dazu auch machen.

[«]

508.

Nicht pathetisch nehmen. — Das, was wir thun, um uns zu nützen, soll uns keinen moralischen Lobspruch eintragen, weder von Anderen, noch von uns selber; ebenso wenig Das, was wir thun, um uns an uns zu freuen. In solchen Fällen das Pathetisch-nehmen abweisen und sich selber alles Pathetischen enthalten, ist der gute Ton bei allen höheren Menschen: und wer sich an ihn gewöhnt hat, dem ist die Naivität wiedergeschenkt.

[«]

509.

Das dritte Auge. — Wie! du bedarfst noch des Theaters! Bist du noch so jung? Werde klug und suche die Tragödie und Komödie dort, wo sie besser gespielt wird! Wo es interessanter und interessirter zugeht! Ja, es ist nicht ganz leicht, dabei eben nur Zuschauer zu bleiben, — aber lerne es! Und fast in allen Lagen, die dir schwer und peinlich fallen, hast du dann ein Pförtchen zur Freude und eine Zuflucht, selbst noch, wenn deine eigenen Leidenschaften über dich herfallen. Mache dein Theater-Auge auf, das grosse dritte Auge, welches durch die zwei anderen in die Welt schaut!

[«]

510.

Seinen Tugenden entlaufen. — Was liegt an einem Denker, wenn er nicht gelegentlich seinen eigenen Tugenden zu entlaufen weiss! Er soll ja „nicht nur ein moralisches Wesen“ sein!

[«]

511.

Die Versucherin. — Die Ehrlichkeit ist die grosse Versucherin aller Fanatiker. Was sich Luthern in Gestalt des Teufels oder eines schönen Weibes zu nahen schien und was er auf jene ungeschlachte Manier von sich abwehrte, war wohl die Ehrlichkeit und vielleicht, in seltneren Fällen, sogar die Wahrheit.

[«]

512.

Gegen die Sachen muthig. — Wer seiner Natur nach gegen Personen rücksichtsvoll oder ängstlich ist, aber seinen Muth gegen die Sachen hat, scheut sich vor neuen und näheren Bekanntschaften und beschränkt seine alten: damit sein Incognito und seine Rücksichtslosigkeit in der Wahrheit zusammenwachsen.

[«]

513.

Schranke und Schönheit. — Suchst du Menschen mit schöner Cultur? Aber dann musst du dir, wie wenn du schöne Gegenden suchst, auch beschränkte Aussichten und Ansichten gefallen lassen. — Gewiss giebt es auch panoramatische Menschen, gewiss sind sie, wie die panoramatischen Gegenden, lehrreich und erstaunlich: aber nicht schön.

[«]

514.

An die Stärkeren. — Ihr stärkeren und hochmüthigen Geister, nur um Eins seid gebeten: legt uns Anderen keine neue Last auf, sondern nehmt Etwas von unserer Last auf euch, da ihr ja die Stärkeren seid! Aber ihr macht es so gerne umgekehrt: denn ihr wollt fliegen, und desshalb sollen wir auch noch eure Last zu unserer tragen: das heisst, wir sollen kriechen!

[«]

515.

Zunahme der Schönheit. — Warum nimmt die Schönheit mit der Civilisation zu? Weil bei dem civilisirten Menschen die drei Gelegenheiten zur Hässlichkeit selten und immer seltener kommen: erstens die Affecte in ihren wildesten Ausbrüchen, zweitens die leiblichen Anstrengungen des äussersten Grades, drittens die Nöthigung, durch den Anblick Furcht einzuflössen, welche auf niederen und gefährdeten Culturstufen so gross und häufig ist, dass sie selbst Gebärden und Ceremoniell festsetzt und die Hässlichkeit zur Pflicht macht.

[«]

516.

Seinen Dämon nicht in die Nächsten fahren lassen! — Bleiben wir immerhin für unsere Zeit dabei, dass Wohlwollen und Wohlthun den guten Menschen ausmache; nur lasst uns hinzufügen: „vorausgesetzt, dass er zuerst gegen sich selber wohlwollend und wohlthuend gesinnt sei!“ Denn ohne Dieses — wenn er vor sich flieht, sich hasst, sich Schaden zufügt — ist er gewiss kein guter Mensch. Dann rettet er sich nur in die Anderen, vor sich selber: mögen diese Anderen zusehen, dass sie nicht schlimm dabei fahren, so wohl er ihnen anscheinend auch will! — Aber gerade Diess: das ego fliehen und hassen und im Anderen, für den Anderen leben — hat man bisher, ebenso gedankenlos als zuversichtlich, „unegoistisch“ und folglich „gut“ geheissen!

[«]

517.

Zur Liebe verführen. — Wer sich selber hasst, den haben wir zu fürchten, denn wir werden die Opfer seines Grolls und seiner Rache sein. Sehen wir also zu, wie wir ihn zur Liebe zu sich selber verführen!

[«]

518.

Resignation. — Was ist Ergebung? Es ist die bequemste Lage eines Kranken, der sich lange unter Martern herumgeworfen hat, um sie zu finden, der dadurch müde ward — und sie nun auch fand!

[«]

519.

Betrogen werden. — Sobald ihr handeln wollt, müsst ihr die Thür zum Zweifel verschliessen, — sagte ein Handelnder. — Und du fürchtest dich nicht, auf diese Weise der Betrogene zu werden? — antwortete ein Beschaulicher.

[«]

520.

Die ewige Todtenfeier. — Es könnte Jemand über die Geschichte weg eine fortgesetzte Grabrede zu hören glauben: man begrub und begräbt immer sein Liebstes, Gedanken und Hoffnungen, und erhielt und erhält Stolz dafür, gloria mundi, das heisst, den Pomp der Leichenrede. Damit soll Alles gut gemacht werden! Und der Leichenredner ist immer noch der grösste öffentliche Wohlthäter!

[«]

521.

Ausnahme-Eitelkeit. — Jener hat Eine hohe Eigenschaft, zu seinem Troste: über den Rest seines Wesens — es ist fast Alles Rest! — gleitet sein Blick verächtlich hin. Aber er erholt sich von sich selber, wenn er wie zu seinem Heiligthume geht; schon der Weg dahin dünkt ihm wie ein Aufsteigen auf breiten sanften Stufen: — und ihr Grausamen nennt ihn desshalb eitel!

[«]

522.

Die Weisheit ohne Ohren. — Täglich zu hören, was über uns gesprochen wird, oder gar zu ergrübeln, was über uns gedacht wird, — das vernichtet den stärksten Mann. Darum lassen uns ja die Anderen leben, um täglich über uns Recht zu behalten! Sie würden uns ja nicht aushalten, wenn wir gegen sie Recht hätten oder gar haben wollten! Kurz, bringen wir der allgemeinen Verträglichkeit das Opfer, horchen wir nicht hin, wenn über uns geredet, gelobt, getadelt, gewünscht, gehofft wird, denken wir auch nicht einmal daran!

[«]

523.

Hinterfragen. — Bei Allem, was ein Mensch sichtbar werden lässt, kann man fragen: was soll es verbergen? Wovon soll es den Blick ablenken? Welches Vorurtheil soll es erregen? Und dann noch: bis wie weit geht die Feinheit dieser Verstellung? Und worin vergreift er sich dabei?

[«]

524.

Eifersucht der Einsamen. — Zwischen geselligen und einsamen Naturen ist dieser Unterschied (vorausgesetzt, dass beide Geist haben!): die ersteren werden zufrieden oder beinahe zufrieden mit einer Sache, welche sie auch sei, von dem Augenblicke an, da sie eine mittheilbare glückliche Wendung über dieselbe in ihrem Geiste gefunden haben, — das versöhnt sie mit dem Teufel selber! Die Einsamen aber haben ihr stilles Entzücken, ihre stille Qual an einer Sache, sie hassen die geistreiche glänzende Ausstellung ihrer innersten Probleme, wie sie die allzugewählte Tracht an ihrer Geliebten hassen: sie sehen dann melancholisch auf sie hin, wie als ob der Verdacht ihnen aufstiege, dass sie Anderen gefallen wolle! Diess ist die Eifersucht aller einsamen Denker und leidenschaftlichen Träumer auf den esprit.

[«]

525.

Wirkung des Lobes. — Die Einen werden durch grosses Lob schamhaft, die Anderen frech.

[«]

526.

Nicht Symbol sein wollen. — Ich beklage die Fürsten: es ist ihnen nicht erlaubt, sich zeitweilig im Verkehre zu annulliren und so lernen sie die Menschen nur aus einer unbequemen Lage und Verstellung kennen; der fortwährende Zwang, Etwas zu bedeuten, macht sie zuletzt thatsächlich zu feierlichen Nullen. — Und so geht es Allen, welche ihre Pflicht darin sehen, Symbole zu sein.

[«]

527.

Die Versteckten. — Habt ihr jene Menschen noch nicht gefunden, welche auch ihr entzücktes Herz festhalten und pressen und welche lieber stumm werden, als dass sie die Scham des Maasses verlören? — Und jene Unbequemen und oft so Gutartigen fandet ihr auch noch nicht, welche nicht erkannt werden wollen, und die ihre Fusstapfen im Sande immer wieder verwischen, ja die Betrüger sind, vor Anderen und vor sich, um verborgen zu bleiben?

[«]

528.

Seltnere Enthaltsamkeit. — Es ist oft kein geringes Zeichen von Humanität, einen Andern nicht beurtheilen zu wollen und sich zu weigern, über ihn zu denken.

[«]

529.

Wodurch Menschen und Völker Glanz bekommen. — Wie viele ächte individuelle Handlungen werden desshalb unterlassen, weil man, bevor man sie thut, einsieht oder argwöhnt, dass sie missverstanden werden! — also gerade jene Handlungen, welche überhaupt Werth haben, im Guten und Schlimmen. Je höher also eine Zeit, ein Volk die Individuen achtet und je mehr man ihnen das Recht und Übergewicht zugesteht, um so mehr Handlungen jener Art werden sich an's Licht wagen — und so breitet sich zuletzt ein Schimmer von Ehrlichkeit, von Ächtheit im Guten und Schlimmen über ganzen Zeiten und Völkern aus, dass sie, wie zum Beispiel die Griechen, nach ihrem Untergange noch Jahrtausende lang gleich manchen Sternen fortleuchten.

[«]

530.

Umschweife des Denkers. — Bei Manchen ist der Gang ihres gesammten Denkens streng und unerbittlich kühn, ja, mitunter grausam gegen sich, aber im Einzelnen sind sie milde und beugsam; sie drehen sich zehnmal um eine Sache, mit wohlwollendem Zögern, aber endlich gehen sie ihren strengen Weg weiter. Es sind Ströme mit vielen Krümmungen und abgeschiedenen Einsiedeleien; es giebt Stellen in ihrem Laufe, wo der Strom mit sich selber Versteckens spielt und sich eine kurze Idylle macht, mit Inseln, Bäumen, Grotten und Wasserfällen: und dann zieht er wieder weiter, an Felsen vorüber und sich durch das härteste Gestein zwingend.

[«]

531.

Die Kunst anders empfinden. — Von der Zeit an, wo man einsiedlerisch-gesellig, verzehrend und verzehrt, mit tiefen fruchtbaren Gedanken, und nur noch mit ihnen, lebt, will man von der Kunst entweder überhaupt Nichts mehr oder man will etwas ganz Anderes, als früher, — das heisst, man ändert seinen Geschmack. Denn früher wollte man durch die Thür der Kunst gerade in das

Element auf einen Augenblick hineintauchen, in welchem man nun dauernd lebt; damals träumte man sich damit in das Entzücken eines Besitzes, und nun besitzt man. Ja, vorübergehend wegwerfen, was man jetzt hat, und sich arm, als Kind, Bettler und Narr träumen — kann uns nunmehr gelegentlich entzücken.

[«]

532.

„Die Liebe macht gleich.“ — Die Liebe will dem Andern, dem sie sich weiht, jedes Gefühl von Fremdsein ersparen, sie ist folglich voller Verstellung und Anähnlichung, sie betrügt fortwährend und schauspielert eine Gleichheit, die es in Wahrheit nicht giebt. Und diess geschieht so instinctiv, dass liebende Frauen diese Verstellung und beständige zarteste Betrügerei ableugnen und kühn behaupten, die Liebe mache gleich (das heisst sie thue ein Wunder!). — Dieser Vorgang ist einfach, wenn die eine Person sich lieben lässt und es nicht nöthig findet, sich zu verstellen, vielmehr diess der anderen, liebenden überlässt: aber nichts Verwickelteres und Undurchdringbareres von Schauspielerei giebt es, als wenn beide in der vollen Leidenschaft für einander sind und folglich Jeder sich aufgiebt und sich dem Anderen gleichstellen und ihm allein gleichmachen will: und keiner zuletzt mehr weiss, was er nachahmen, wozu er sich verstellen, als was er sich geben soll. Die schöne Tollheit dieses Schauspiels ist zu gut für diese Welt und zu fein für menschliche Augen.

[«]

533.

Wir Anfänger! — Was erräth und sieht ein Schauspieler Alles, wenn er einen anderen spielen sieht! Er weiss es, wenn ein Muskel an einer Gebärde den Dienst versagt, er sondert jene kleinen, gemachten Dinge ab, welche einzeln und kaltblütig vor dem Spiegel eingeübt sind und nicht in’s Ganze hineinwachsen wollen, er fühlt es, wenn der Spieler von seiner eigenen Erfindung auf der Scene überrascht wird und wenn er sie in der Überraschung verdirbt. — Wie anders wieder sieht ein Maler auf einen vor ihm sich bewegenden Menschen! Er sieht namentlich sofort Vieles hinzu, um das Gegenwärtige zu vervollständigen und zur ganzen Wirkung zu bringen; er probirt im Geiste mehrere Beleuchtungen des selben Gegenstandes, er dividirt das Ganze der Wirkung durch einen Gegensatz, den er hinzustellt. — Hätten wir doch erst das Auge dieses Schauspielers und dieses Malers für das Reich der menschlichen Seelen!

[«]

534.

Die kleinen Dosen. — Soll eine Veränderung möglichst in die Tiefe gehen, so gebe man das Mittel in den kleinsten Dosen, aber unablässig auf weite Zeitstrecken hin! Was ist Grosses auf Einmal zu schaffen! So wollen wir uns hüten, den Zustand der Moral, an den wir gewöhnt sind, mit einer neuen Werthschätzung der Dinge Hals über Kopf und unter Gewaltsamkeiten zu vertauschen, — nein, wir wollen in ihm noch lange, lange fortleben — bis wir, sehr spät vermuthlich, inne werden, dass die neue Werthschätzung in uns zur überwiegenden Gewalt geworden ist und dass die kleinen Dosen derselben, an die wir uns von jetzt ab gewöhnen müssen, eine neue Natur in uns gelegt haben. — Man fängt ja an, auch diess einzusehen, dass der letzte Versuch einer grossen Veränderung der Werthschätzungen, und zwar in Bezug auf die politischen Dinge, — die „grosse Revolution“ — nicht mehr war, als eine pathetische und blutige Quacksalberei, welche durch plötzliche Krisen dem gläubigen Europa die Hoffnung auf plötzliche Genesung beizubringen wusste — und damit alle politischen Kranken bis auf diesen Augenblick ungeduldig und gefährlich gemacht hat. —

[«]

535.

Die Wahrheit hat die Macht nöthig. — An sich ist die Wahrheit durchaus keine Macht, — was auch immer des Gegentheils der schönthuerische Aufklärer zu sagen gewohnt sein mag! — Sie muss vielmehr die Macht auf ihre Seite ziehen oder sich auf die Seite der Macht schlagen, sonst wird sie immer wieder zu Grunde gehen! Diess ist nun genug und übergenug bewiesen!

[«]

536.

Die Daumenschraube. — Es empört endlich, immer und immer wieder zu sehen, wie grausam Jeder seine paar Privat-Tugenden den Anderen, die sie zufällig nicht haben, aufrechnet, wie er sie damit zwickt und plagt. Und so wollen wir es auch mit dem „Sinn für Redlichkeit“ menschlich treiben, so gewiss man an ihm eine Daumenschraube besitzt, um allen diesen grossartigen Selbstlingen, die auch jetzt noch ihren Glauben der ganzen Welt aufdringen wollen, bis auf’s Blut wehe zu thun: — wir haben sie an uns selber erprobt!

[«]

537.

Meisterschaft. — Die Meisterschaft ist dann erreicht, wenn man sich in der Ausführung weder vergreift, noch zögert.

[«]

538.

Moralischer Irrsinn des Genie’s. — Bei einer gewissen Gattung grosser Geister giebt es ein peinliches, zum Theil fürchterliches Schauspiel zu beobachten: ihre fruchtbarsten Augenblicke, ihre Flüge aufwärts und in die Ferne scheinen ihrer gesammten Constitution nicht gemäss zu sein und irgendwie über deren Kraft hinauszugehen, sodass jedes Mal ein Fehler und auf die Dauer die Fehlerhaftigkeit der Maschine zurückbleibt, als welche sich aber wiederum, bei so hochgeistigen Naturen wie den hier gemeinten, in allerlei moralischen und intellectuellen Symptomen viel regelmässiger als in körperlichen Nothzuständen zu erkennen giebt. So könnte das unbegreiflich Ängstliche, Eitle, Gehässige, Neidische, Eingeschnürte und Einschnürende, welches plötzlich aus ihnen hervorspringt, jenes ganze Allzupersönliche und Unfreie in Naturen, wie denen Rousseau’s und Schopenhauer’s, recht wohl die Folge eines periodischen Herzleidens sein: diess aber die Folge eines Nervenleidens und dieses endlich die

Folge — —. So lange der Genius in uns wohnt, sind wir beherzt, ja wie toll, und achten nicht des Lebens, der Gesundheit und der Ehre; wir durchfliegen den Tag freier, als ein Adler, und sind sicherer im Dunkel, als die Eule. Aber auf einmal verlässt er uns, und ebenso plötzlich fällt tiefe Furchtsamkeit auf uns: wir verstehen uns selber nicht mehr, wir leiden an allem Erlebten, an allem Nichterlebten, wir sind wie unter nackten Felsen, vor einem Sturme, und zugleich wie erbärmliche Kindsseelen, die sich vor einem Geraschel und einem Schatten fürchten. — Drei Viertel alles Bösen, das in der Welt gethan wird, geschieht aus Furchtsamkeit: und diese ist vor Allem ein physiologischer Vorgang! —

[«]

539.

Wisst ihr auch, was ihr wollt? — Hat euch nie die Angst geplagt, ihr möchtet gar nicht dazu taugen, Das, was wahr ist, zu erkennen? Die Angst, dass euer Sinn zu stumpf, und selbst euer Feingefühl des Sehens noch viel zu grob sei? Wenn ihr einmal merktet, was für ein Wille hinter eurem Sehen waltete? Zum Beispiel, wie ihr gestern mehr sehen wolltet, als ein Anderer, heute es anders sehen wollt, als der Andere, oder wie ihr von vornherein euch sehnt, eine Übereinstimmung, oder das Gegentheil von dem zu finden, was man bisher zu finden vermeinte! Oh der schämenswerthen Gelüste! Wie ihr oft nach dem Starkwirkenden, oft nach dem Beruhigenden ausspäht, — weil ihr gerade müde seid! Immer voller geheimer Vorherbestimmungen, wie die Wahrheit beschaffen sein müsse, dass ihr, gerade ihr sie annehmen könntet! Oder meint ihr, heute, da ihr gefroren und trocken wie ein heller Morgen im Winter seid und euch Nichts am Herzen liegt, ihr hättet bessere Augen? Gehört nicht Wärme und Schwärmerei dazu, einem Gedankendinge Gerechtigkeit zu schaffen? — und das eben heisst Sehen! Als ob ihr überhaupt mit Gedankendingen anders verkehren könntet, als mit Menschen! Es ist in diesem Verkehre die gleiche Moralität, die gleiche Ehrenhaftigkeit, der gleiche Hintergedanke, die gleiche Schlaffheit, die gleiche Furchtsamkeit, — euer ganzes liebens- und hassenswürdiges Ich! Eure körperlichen Ermattungen werden den Dingen matte Farben geben, eure Fieber werden Ungeheuer aus ihnen machen! Leuchtet euer Morgen nicht anders auf die Dinge, als euer Abend? Fürchtet ihr nicht in der Höhle jeder Erkenntniss euer eigenes Gespenst wieder zu finden, als das Gespinnst, in welches die Wahrheit sich vor euch verkleidet hat? Ist es nicht eine schauerliche Komödie, in welcher ihr so unbedachtsam mitspielen wollt? —

[«]

540.

Lernen. — Michelangelo sah in Raffael das Studium, in sich die Natur: dort das Lernen, hier die Begabung. Indessen ist diess eine Pedanterie, mit aller Ehrfurcht vor dem grossen Pedanten gesagt. Was ist denn Begabung Anderes, als ein Name für ein älteres Stück Lernens, Erfahrens, Einübens, Aneignens, Einverleibens, sei es auf der Stufe unserer Väter oder noch früher! Und wiederum: Der, welcher lernt, begabt sich selber, — nur ist es nicht so leicht, zu lernen, und nicht nur die Sache des guten Willens; man muss lernen können. Bei einem Künstler stellt sich dem oft der Neid entgegen, oder jener Stolz, welcher beim Gefühl des Fremdartigen sofort seine Stacheln hervorkehrt und sich unwillkürlich in einen Vertheidigungszustand, statt in den des Lernenden, versetzt. An beidem fehlte es Raffael, gleich Goethe, und desshalb waren sie grosse Lerner und nicht nur die Ausbeuter jener Erzgänge, welche sich aus dem Geschiebe und der Geschichte ihrer Vorfahren ausgelaugt hatten. Raffael verschwindet vor uns als Lernender, mitten in der Aneignung dessen, was sein grosser Nebenbuhler als seine „Natur“ bezeichnete: er trug täglich ein Stück davon hinweg, dieser edelste Dieb; aber ehe er den ganzen Michelangelo in sich hinübergetragen hatte, starb er — und die letzte Reihe seiner Werke, als der Anfang eines neuen Studienplanes, ist weniger vollkommen und schlechthin gut, eben weil der grosser Lerner vom Tode in seinem schwierigsten Pensum gestört worden ist und das rechtfertigende letzte Ziel, nach welchem er ausschaute, mit sich genommen hat.

[«]

541.

Wie man versteinern soll. — Langsam, langsam hart werden wie ein Edelstein — und zuletzt still und zur Freude der Ewigkeit liegen bleiben.

[«]

542.

Der Philosoph und das Alter. — Man thut nicht klug, den Abend über den Tag urtheilen zu lassen: denn allzu oft wird da die Ermüdung zur Richterin über Kraft, Erfolg und guten Willen. Und ebenso sollte die höchste Vorsicht in Absehung auf das Alter und seine Beurtheilung des Lebens geboten sein, zumal das Alter, wie der Abend, sich in eine neue und reizende Moralität zu verkleiden liebt und durch Abendröthe, Dämmerung, friedliche oder sehnsüchtige Stille den Tag zu beschämen weiss. Die Pietät, welche wir dem alten Manne entgegenbringen, zumal wenn es ein alter Denker und Weiser ist, macht uns leicht blind gegen die Alterung seines Geistes, und es thut immer noth, die Merkmale solcher Alterung und Ermüdung aus ihrem Versteck, das heisst: das physiologische Phänomen hinter dem moralischen Für- und Vorurtheile hervorzuziehen, um nicht die Narren der Pietät und die Schädiger der Erkenntniss zu werden. Nicht selten nämlich tritt der alte Mann in den Wahn einer grossen moralischen Erneuerung und Wiedergeburt und giebt von dieser Empfindung aus Urtheile über das Werk und den Gang seines Lebens ab, wie als ob er jetzt erst hellsichtig geworden sei: und doch steht hinter diesem Wohlgefühle und diesem zuversichtlichen Urtheilen als Einbläserin nicht die Weisheit, sondern die Müdigkeit. Als deren gefährlichstes Kennzeichen mag wohl der Genieglaube bezeichnet werden, welcher erst um diese Lebensgränze grosse und halbgrosse Männer des Geistes zu überfallen pflegt: der Glaube an eine Ausnahmestellung und an Ausnahmerechte. Der von ihm heimgesuchte Denker hält es nunmehr für erlaubt, sich es leichter zu machen und als Genie mehr zu decretiren, als zu beweisen: wahrscheinlich ist aber eben der Trieb, welchen die Müdigkeit des Geistes nach Erleichterung empfindet, die stärkste Quelle jenes Glaubens, er geht ihm der Zeit nach zuvor, wie es auch anders erscheinen möge. Sodann: um diese Zeit will man gemäss der Genusssucht aller Müden und Alten die Resultate seines Denkens geniessen, anstatt sie wieder zu prüfen und auszusäen, und hat dazu nöthig, sie sich mundgerecht und geniessbar zu machen und ihre Trockenheit, Kälte und Würzlosigkeit zu beseitigen; und so geschieht es, dass der alte Denker sich scheinbar über das Werk seines Lebens erhebt, in Wahrheit aber dasselbe durch eingemischte Schwärmereien, Süssigkeiten, Würzen, dichterische Nebel und mystische Lichter verdirbt. So ergieng es zuletzt Plato, so ergieng es zuletzt jenem grossen rechtschaffenen Franzosen, dem die Deutschen und die Engländer dieses Jahrhunderts, als einem Umschlinger und Bändiger der strengen Wissenschaften, Keinen an die Seite zu stellen vermögen, Auguste Comte. Ein drittes Merkmal der Ermüdung: jener Ehrgeiz, welcher in der Brust des grossen Denkers stürmte, als er jung war, und der damals in Nichts sein Genügen fand, ist nun auch alt geworden, er greift, wie Einer, der keine Zeit mehr zu verlieren hat, nach den gröberen und bereiteren Mitteln der Befriedigung, das heisst, nach denen der thätigen, herrschenden, gewaltsamen, erobernden Naturen: von jetzt ab will er Institutionen gründen, die seinen Namen tragen, und nicht mehr Gedanken-Bauten; was sind ihm jetzt noch die ätherhaften Siege und Ehren im Reiche der Beweise und Widerlegungen! was ist ihm eine Verewigung in Büchern, ein zitterndes Frohlocken in der Seele eines Lesers! Die Institution dagegen ist ein Tempel, — das weiss er wohl, und ein Tempel von Stein und Dauer erhält seinen Gott sicherer am Leben, als die Opfergaben zarter und seltener Seelen. Vielleicht findet er um diese Zeit auch zum ersten Mal jene Liebe, welche mehr einem Gotte gilt, als einem Menschen, und sein ganzes Wesen mildert und versüsst sich unter den Strahlen einer solchen Sonne gleich einer Frucht im Herbste. Ja, er wird göttlicher und schöner, der grosse Alte — und trotzdem ist es das Alter und die Müdigkeit, welche ihm erlauben, derartig auszureifen, stille zu werden und in der leuchtenden Abgötterei einer Frau auszuruhen. Nun ist es vorbei mit seinem früheren trotzigen, dem eignen Selbst überlegenen Verlangen nach ächten Schülern, nämlich ächten Fortdenkern, das heisst, ächten Gegnern: jenes Verlangen kam aus der ungeschwächten Kraft, aus dem bewussten Stolze, jederzeit noch selber der Gegner und Todfeind seiner eigenen Lehre werden zu können, — jetzt will er entschlossene Parteigänger, unbedenkliche Kameraden, Hülfstruppen, Herolde, ein pomphaftes Gefolge. Jetzt hält er überhaupt die furchtbare Isolation nicht mehr aus, in der jeder vorwärts- und vorausfliegende Geist lebt, er umstellt sich nunmehr mit Gegenständen der Verehrung, der Gemeinschaft, der Rührung und Liebe, er will es endlich auch einmal so gut haben, wie alle Religiösen, und in der Gemeinde feiern, was er hochschätzt, ja, er wird dazu eine Religion erfinden, um nur die Gemeinde zu haben. So lebt der weise Alte und geräth dabei unvermerkt in eine solche klägliche Nähe zu priesterhaften, dichterischen Ausschweifungen, dass man sich kaum dabei seiner weisen und strengen Jugend, seiner damaligen straffen Moralität des Kopfes, seiner wahrhaft männlichen Scheu vor Einfällen und Schwärmereien erinnern darf. Wenn er sich früher mit anderen, älteren Denkern verglich, so geschah es, um seine Schwäche ernst mit ihrer Kraft zu messen und gegen sich selber kälter und freier zu werden: jetzt thut er es nur, um sich bei der

Vergleichung am eigenen Wahne zu berauschen. Früher dachte er mit Zuversicht an die kommenden Denker, ja, mit Wonne sah er sich einstmals in ihrem volleren Lichte untergehen: jetzt quält es ihn, nicht der Letzte sein zu können, er sinnt über Mittel nach, mit seiner Erbschaft, die er den Menschen schenkt, auch eine Beschränkung des souveränen Denkens ihnen aufzuerlegen, er fürchtet und verunglimpft den Stolz und den Freiheitsdurst der individuellen Geister —: nach ihm soll keiner mehr seinen Intellect völlig frei walten lassen, er selber will als das Bollwerk für immer stehen bleiben, an welches die Brandung des Denkens überhaupt schlagen dürfe, — das sind seine geheimen, vielleicht nicht einmal immer geheimen Wünsche! Die harte Thatsache hinter solchen Wünschen ist aber, dass er selber vor seiner Lehre Halt gemacht hat und in ihr seinen Gränzstein, sein „Bis hierher und nicht weiter“ aufgerichtet hat. Indem er sich selber kanonisirt, hat er auch das Zeugniss des Todes über sich ausgestellt: von jetzt ab darf sein Geist sich nicht weiter entwickeln, die Zeit für ihn ist um, der Zeiger fällt. Wenn ein grosser Denker aus sich eine bindende Institution für die zukünftige Menschheit machen will, darf man sicherlich annehmen, dass er über den Gipfel seiner Kraft gegangen und sehr müde, sehr nahe seinem Sonnenuntergange ist.

[«]

543.

Nicht die Leidenschaft zum Argument der Wahrheit machen! — Oh, ihr gutartigen und sogar edlen Schwärmer, ich kenne euch! Ihr wollt Recht behalten, vor uns, aber auch vor euch, und vor Allem vor euch! — und ein reizbares und feines böses Gewissen stachelt und treibt euch so oft gerade gegen euere Schwärmerei! Wie geistreich werdet ihr dann, in der Überlistung und Betäubung dieses Gewissens! Wie hasst ihr die Ehrlichen, Einfachen, Reinlichen, wie meidet ihr ihre unschuldigen Augen! Jenes bessere Wissen, dessen Vertreter sie sind und dessen Stimme ihr in euch selber zu laut hört, wie es an eurem Glauben zweifelt, — wie sucht ihr es zu verdächtigen, als schlechte Gewohnheit, als Krankheit der Zeit, als Vernachlässigung und Ansteckung eurer eigenen geistigen Gesundheit! Bis zum Hass gegen die Kritik, die Wissenschaft, die Vernunft treibt ihr es! Ihr müsst die Geschichte fälschen, damit sie für euch zeuge, ihr müsst Tugenden leugnen, damit sie die eurer Abgötter und Ideale nicht in Schatten stellen! Farbige Bilder, wo Vernunftgründe noth thäten! Gluth und Macht der Ausdrücke! Silberne Nebel! Ambrosische Nächte! Ihr versteht euch darauf, zu beleuchten und zu verdunkeln, und mit Licht zu verdunkeln! Und wirklich, wenn eure Leidenschaft in's Toben geräth, so kommt ein Augenblick, da ihr euch sagt: jetzt habe ich mir das gute Gewissen erobert, jetzt bin ich hochherzig, muthig, selbstverleugnend, grossartig, jetzt bin ich ehrlich! Wie dürstet ihr nach diesen Augenblicken, wo eure Leidenschaft euch vor euch selber volles, unbedingtes Recht und gleichsam die Unschuld giebt, wo ihr in Kampf, Rausch, Wuth, Hoffnung ausser euch und über alle Zweifel hinweg seid, wo ihr decretirt „wer nicht ausser sich ist, wie wir, der kann gar nicht wissen, was und wo die Wahrheit ist!" Wie dürstet ihr darnach, Menschen eures Glaubens in diesem Zustande — es ist der der Lasterhaftigkeit des Intellectes — zu finden und an ihrem Brande eure Flammen zu entzünden! Oh über euer Martyrium! Über euren Sieg der heilig gesprochenen Lüge! Müsst ihr euch so viel Leides selber anthun? — Müsst ihr? —

[«]

544.

Wie man jetzt Philosophie treibt. — Ich merke wohl: unsere philosophirenden Jünglinge, Frauen und Künstler verlangen jetzt gerade das Gegentheil dessen von der Philosophie, was die Griechen von ihr empfiengen! Wer das fortwährende Jauchzen nicht hört, welches durch jede Rede und Gegenrede eines platonischen Dialogs geht, das Jauchzen über die neue Erfindung des vernünftigen Denkens, was versteht der von Plato, was von der alten Philosophie? Damals füllten sich die Seelen mit Trunkenheit, wenn das strenge und nüchterne Spiel der Begriffe, der Verallgemeinerung, Widerlegung, Engführung getrieben wurde, — mit jener Trunkenheit, welche vielleicht auch die alten grossen strengen und nüchternen Contrapunctiker der Musik gekannt haben. Damals hatte man in Griechenland den anderen älteren und ehedem allmächtigeren Geschmack noch auf der Zunge: und gegen ihn hob sich das Neue so zauberhaft ab, dass man von der Dialektik, der „göttlichen Kunst", wie im Liebeswahnsinn sang und stammelte. Jenes Alte aber war das Denken im Banne der Sittlichkeit, für das es lauter festgestellte Urtheile, festgestellte Ursachen, keine anderen Gründe als die der Autorität gab: sodass Denken ein Nachreden war und aller Genuss der Rede und des Gesprächs in der Form liegen musste. (Überall, wo der Gehalt als ewig und allgültig gedacht wird, giebt es nur Einen grossen Zauber: den der wechselnden Form, das heisst der Mode. Der Grieche genoss auch an den Dichtern, von den Zeiten Homer's her, und später an den Plastikern, nicht die Originalität, sondern deren Widerspiel.) Sokrates war es, der den entgegengesetzten Zauber, den der Ursache und Wirkung, des Grundes und der Folge entdeckte: und wir modernen Menschen sind so sehr an die Nothdurft der Logik gewöhnt und zu ihr erzogen, dass sie uns als der normale Geschmack auf der Zunge liegt und als solche den Lüsternen und Dünkelhaften zuwider sein muss. Was sich gegen ihn abhebt, entzückt diese: ihr feinerer Ehrgeiz möchte gar zu gerne sich glauben machen, dass ihre Seelen Ausnahmen seien, nicht dialektische und vernünftige Wesen, sondern — nun zum Beispiel „intuitive Wesen“, begabt mit dem „inneren Sinn“ oder mit der „intellectualen Anschauung“. Vor Allem aber wollen sie „künstlerische Naturen“ sein, mit einem Genius im Kopfe und einem Dämon im Leibe und folglich auch mit Sonderrechten für diese und jene Welt, namentlich mit dem Götter-Vorrecht, unbegreiflich zu sein. — Das treibt nun auch Philosophie! Ich fürchte, sie merken eines Tages, dass sie sich vergriffen haben, — das, was sie wollen, ist Religion!

[«]

545.

Aber wir glauben euch nicht! — Ihr möchtet euch gerne als Menschenkenner geben, aber wir werden euch nicht durchschlüpfen lassen! Sollen wir es nicht merken, dass ihr euch erfahrener, tiefer, erregter, vollständiger darstellt, als ihr seid? So gut wir an jenem Maler es fühlen, wie schon in der Führung seines Pinsels eine Anmaassung liegt: so gut wir es jenem Musiker anhören, dass er durch die Art, wie er sein Thema einführt, es als höher ausgeben möchte, als es ist. Habt ihr Geschichte in euch erlebt, Erschütterungen, Erdbeben, weite lange Traurigkeiten, blitzartige Beglückungen? Seid ihr närrisch gewesen mit grossen und kleinen Narren? Habt ihr den Wahn und das Wehe der guten Menschen wirklich getragen? Und das Wehe und die Art Glück der schlechtesten hinzu? Dann redet mir von Moral, sonst nicht!

[«]

546.

Sclave und Idealist. — Der Epiktetische Mensch wäre wahrlich nicht nach dem Geschmacke Derer, welche jetzt nach dem Ideale streben. Die stete Spannung seines Wesens, der nach Innen gewendete unermüdliche Blick, das Verschlossene, Vorsichtige, Unmittheilsame seines Auges, falls es sich einmal der Aussenwelt zukehrt; und gar das Schweigen oder Kurzreden: Alles Merkmale der strengsten Tapferkeit, — was wäre das für unsere Idealisten, die vor Allem nach der Expansion lüstern sind! Zu alledem ist er nicht fanatisch, er hasst die Schaustellung und die Ruhmredigkeit unserer Idealisten: sein Hochmuth, so gross er ist, will doch nicht die Anderen stören, er gesteht eine gewisse milde Annäherung zu und möchte Niemandem die gute Laune verderben, — ja er kann lächeln! Es ist sehr viel antike Humanität in diesem Ideale! Das Schönste aber ist, dass ihm die Angst vor Gott völlig abgeht, dass er streng an die Vernunft glaubt, dass er kein Bussredner ist. Epiktet war ein Sclave: sein idealer Mensch ist ohne Stand und in allen Ständen möglich, vor Allem aber wird er in der tiefen, niedrigen Masse zu suchen sein, als der Stille, Sich-Selbst-Genügende innerhalb einer allgemeinen Verknechtung, der sich nach Aussen hin für sich selber wehrt und fortwährend im Zustande der höchsten Tapferkeit lebt. Von dem Christen unterscheidet er sich vor Allem hierin, dass der Christ in Hoffnung lebt, in der Vertröstung auf „unaussprechbare Herrlichkeiten“, dass er sich beschenken lässt und das Beste von der göttlichen Liebe und Gnade, und nicht von sich, erwartet und annimmt: während Epiktet nicht hofft und sein Bestes sich nicht schenken lässt, — er besitzt es, er hält es tapfer in seiner Hand, er macht es der ganzen Welt streitig, wenn diese es ihm rauben will. Das Christenthum war für eine andere Gattung antiker Sclaven gemacht, für die willens- und vernunftschwachen, also für die grosse Masse der Sclaven.

[«]

547.

Die Tyrannen des Geistes. — Der Gang der Wissenschaft wird jetzt nicht mehr durch die zufällige Thatsache, dass der Mensch ungefähr siebenzig Jahre alt wird, gekreuzt, wie es allzulange der Fall war. Ehemals wollte Einer während dieses Zeitraumes an’s Ende der Erkenntniss kommen und nach diesem allgemeinen Gelüste schätzte man die Methoden der Erkenntniss ab. Die kleinen einzelnen Fragen und Versuche galten als verächtlich, man wollte den kürzesten

Weg, man glaubte, weil Alles in der Welt auf den Menschen hin eingerichtet schien, dass auch die Erkennbarkeit der Dinge auf ein menschliches Zeitmaass eingerichtet sei. Alles mit Einem Schlage, mit Einem Worte zu lösen, — das war der geheime Wunsch: unter dem Bilde des gordischen Knotens oder unter dem des Eies des Columbus dachte man sich die Aufgabe; man zweifelte nicht, dass es möglich sei, auch in der Erkenntniss nach Art des Alexander oder des Columbus zum Ziele zu kommen und alle Fragen mit Einer Antwort zu erledigen. „Ein Räthsel ist zu lösen“: so trat das Lebensziel vor das Auge des Philosophen; zunächst war das Räthsel zu finden und das Problem der Welt in die einfachste Räthselform zusammenzudrängen. Der gränzenlose Ehrgeiz und Jubel, der „Enträthsler der Welt“ zu sein, machte die Träume des Denkers aus: Nichts schien ihm der Mühe werth, wenn es nicht das Mittel war, Alles für ihn zu Ende zu bringen! So war Philosophie eine Art höchsten Ringens um die Tyrannenherrschaft des Geistes, — dass eine solche irgend einem Sehr-Glücklichen, Feinen, Erfindsamen, Kühnen, Gewaltigen vorbehalten und aufgespart sei, — einem Einzigen! — daran zweifelte Keiner, und Mehrere haben gewähnt, zuletzt noch Schopenhauer, dieser Einzige zu sein. — Daraus ergiebt sich, dass im Grossen und Ganzen die Wissenschaft bisher durch die moralische Beschränktheit ihrer Jünger zurückgeblieben ist und dass sie mit einer höheren und grossmüthigeren Grundempfindung fürderhin getrieben werden muss. „Was liegt an mir!“ — steht über der Thür des künftigen Denkers.

[«]

548.

Der Sieg über die Kraft. — Erwägt man, was bisher Alles als „übermenschlicher Geist“, als „Genie“ verehrt worden ist, so kommt man zu dem traurigen Schlusse, dass im Ganzen die Intellectualität der Menschheit doch etwas sehr Niedriges und Armseliges gewesen sein muss: so wenig Geist gehörte bisher dazu, um sich gleich erheblich über sie hinaus zu fühlen! Ach, um den wohlfeilen Ruhm des „Genie’s“! Wie schnell ist sein Thron errichtet, seine Anbetung zum Brauch geworden! Immer noch liegt man vor der Kraft auf den Knieen — nach alter Sclaven-Gewohnheit — und doch ist, wenn der Grad von Verehrungswürdigkeit festgestellt werden soll, nur der Grad der Vernunft in der Kraft entscheidend: man muss messen, inwieweit gerade die

Kraft durch etwas Höheres überwunden worden ist und als ihr Werkzeug und Mittel nunmehr in Diensten steht! Aber für ein solches Messen giebt es noch gar zu wenig Augen, ja zumeist wird noch das Messen des Genie's für einen Frevel gehalten. Und so geht vielleicht das Schönste immer noch im Dunkel vor sich und versinkt, kaum geboren, in ewige Nacht, — nämlich das Schauspiel jener Kraft, welche ein Genie nicht auf Werke, sondern auf sich als Werk, verwendet, das heisst auf seine eigene Bändigung, auf Reinigung seiner Phantasie, auf Ordnung und Auswahl im Zuströmen von Aufgaben und Einfällen. Noch immer ist der grosse Mensch gerade in dem Grössten, was Verehrung erheischt, unsichtbar wie ein zu fernes Gestirn: sein Sieg über die Kraft bleibt ohne Augen und folglich auch ohne Lied und Sänger. Noch immer ist die Rangordnung der Grösse für alle vergangene Menschheit noch nicht festgesetzt.

[«]

549.

„Selbstflucht“. — Jene Menschen der intellectuellen Krämpfe, welche gegen sich selber ungeduldig und verfinstert sind, wie Byron oder Alfred de Musset, und in Allem, was sie thun, durchgehenden Pferden gleichen, ja, die aus ihrem eigenen Schaffen nur eine kurze, die Adern fast sprengende Lust und Gluth und dann eine um so winterlichere Öde und Vergrämtheit davontragen, wie sollen sie es in sich aushalten! Sie dürsten nach einem Aufgehen in einem „Ausser-sich“; ist man mit einem solchen Durste ein Christ, so zielt man nach dem Aufgehen in Gott, nach dem „Ganz-eins-mit-ihm-werden“; ist man Shakespeare, so genügt einem erst das Aufgehen in Bildern des leidenschaftlichsten Lebens; ist man Byron, so dürstet man nach Thaten, weil diese noch mehr uns von uns abziehen, als Gedanken, Gefühle und Werke. Und so wäre vielleicht doch der Thatendrang im Grunde Selbstflucht? — würde Pascal uns fragen. Und in der That! Bei den höchsten Exemplaren des Thatendranges möchte der Satz sich beweisen lassen: man erwäge doch, mit dem Wissen und den Erfahrungen eines Irrenarztes, wie billig, — dass Vier von den Thatendurstigsten aller Zeiten Epileptiker gewesen sind (nämlich Alexander, Cäsar, Muhammed und Napoleon): so wie auch Byron diesem Leiden unterworfen war.

[«]

550.

Erkenntniss und Schönheit. — Wenn die Menschen, so wie sie immer noch thun, ihre Verehrung und ihr Glücksgefühl für die Werke der Einbildung und der Verstellung gleichsam aufsparen, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn sie sich beim Gegensatz der Einbildung und Verstellung kalt und unlustig finden. Das Entzücken, welches schon beim kleinsten sicheren endgültigen Schritt und Fortschritt der Einsicht entsteht und welches aus der jetzigen Art der Wissenschaft so reichlich und schon für so Viele herausströmt, — dieses Entzücken wird einstweilen von allen Denen nicht geglaubt, welche sich daran gewöhnt haben, immer nur beim Verlassen der Wirklichkeit, beim Sprung in die Tiefen des Scheins entzückt zu werden. Diese meinen, die Wirklichkeit sei hässlich: aber daran denken sie nicht, dass die Erkenntniss auch der hässlichsten Wirklichkeit schön ist, ebenso dass wer oft und viel erkennt, zuletzt sehr ferne davon ist, das grosse Ganze der Wirklichkeit, deren Entdeckung ihm immer Glück gab, hässlich zu finden. Giebt es denn etwas „an sich Schönes“? Das Glück der Erkennenden mehrt die Schönheit der Welt und macht Alles, was da ist, sonniger; die Erkenntniss legt ihre Schönheit nicht nur um die Dinge, sondern, auf die Dauer, in die Dinge; — möge die zukünftige Menschheit für diesen Satz ihr Zeugniss abgeben! Inzwischen gedenken wir einer alten Erfahrung: zwei so grundverschiedene Menschen, wie Plato und Aristoteles, kamen in dem überein, was das höchste Glück ausmache, nicht nur für sie oder für Menschen, sondern an sich, selbst für Götter der letzten Seligkeiten: sie fanden es im Erkennen, in der Thätigkeit eines wohlgeübten findenden und erfindenden Verstandes (nicht etwa in der „Intuition“, wie die deutschen Halb- und Ganztheologen, nicht in der Vision, wie die Mystiker, und ebenfalls nicht im Schaffen, wie alle Praktiker). Ähnlich urtheilten Descartes und Spinoza: wie müssen sie Alle die Erkenntniss genossen haben! Und welche Gefahr für ihre Redlichkeit, dadurch zu Lobrednern der Dinge zu werden! —

[«]

551.

Von zukünftigen Tugenden. — Wie kommt es, dass, je begreiflicher die Welt geworden ist, um so mehr die Feierlichkeit jeder Art abgenommen hat? Ist es, dass die Furcht so sehr das Grundelement jener Ehrfurcht war, welche uns bei allem Unbekannten, Geheimnissvollen überfiel und uns vor dem Unbegreiflichen niedersinken und um Gnade bitten lehrte? Und sollte die Welt dadurch, dass wir weniger furchtsam geworden sind, nicht auch an Reiz für uns verloren haben? Sollte mit unserer Furchtsamkeit nicht auch unsre eigene Würde und Feierlichkeit, unsre eigene Furchtbarkeit, geringer geworden sein? Vielleicht, dass wir die Welt und uns selber geringer achten, seit wir muthiger über sie und uns denken? Vielleicht, dass es eine Zukunft giebt, wo dieser Muth des Denkens so angewachsen sein wird, dass er als der äusserste Hochmuth sich über den Menschen und Dingen fühlt, — wo der Weise als der am meisten Muthige sich selber und das Dasein am meisten unter sich sieht? — Diese Gattung des Muthes, welche nicht ferne einer ausschweifenden Grossmuth ist, fehlte bisher der Menschheit. — Oh, wollten doch die Dichter wieder werden, was sie einstmals gewesen sein sollen: — Seher, die uns Etwas von dem Möglichen erzählen! Jetzt, da ihnen das Wirkliche und das Vergangene immer mehr aus den Händen genommen wird und werden muss, — denn die Zeit der harmlosen Falschmünzerei ist zu Ende! Wollten sie uns von den zukünftigen Tugenden Etwas vorausempfinden lassen! Oder von Tugenden, die nie auf Erden sein werden, obschon sie irgendwo in der Welt sein könnten, — von purpurnglühenden Sternbildern und ganzen Milchstrassen des Schönen! Wo seid ihr, ihr Astronomen des Ideals?

[«]

552.

Die idealische Selbstsucht. — Giebt es einen weihevolleren Zustand, als den der Schwangerschaft? Alles, was man thut, in dem stillen Glauben thun, es müsse irgendwie dem Werdenden in uns zu Gute kommen! Es müsse seinen geheimnissvollen Werth, an den wir mit Entzücken denken, erhöhen! Da geht man Vielem aus dem Wege, ohne hart sich zwingen zu müssen! Da unterdrückt man ein heftiges Wort, man giebt versöhnlich die Hand: aus dem Mildesten und Besten soll das Kind hervorwachsen. Es schaudert uns vor unsrer Schärfe und Plötzlichkeit: wie wenn sie dem geliebtesten Unbekannten einen Tropfen Unheil in den Becher seines Lebens gösse! Alles ist verschleiert, ahnungsvoll, man weiss von Nichts, wie es zugeht, man wartet ab und sucht bereit zu sein. Dabei waltet ein reines und reinigendes Gefühl tiefer

Unverantwortlichkeit in uns, fast wie es ein Zuschauer vor dem geschlossenen Vorhang hat, — es wächst, es tritt an den Tag: wir haben Nichts in der Hand, zu bestimmen, weder seinen Werth, noch seine Stunde. Einzig auf jeden mittelbaren segnenden und wehrenden Einfluss sind wir angewiesen. „Es ist etwas Grösseres, das hier wächst, als wir sind“ ist unsere geheimste Hoffnung: ihm legen wir Alles zurecht, dass es gedeihlich zur Welt komme: nicht nur alles Nützliche, sondern auch die Herzlichkeiten und Kränze unserer Seele. — In dieser Weihe soll man leben! Kann man leben! Und sei das Erwartete ein Gedanke, eine That, — wir haben zu allem wesentlichen Vollbringen kein anderes Verhältniss, als das der Schwangerschaft und sollten das anmaassliche Reden von „Wollen“ und „Schaffen“ in den Wind blasen! Diess ist die rechte idealische Selbstsucht: immer zu sorgen und zu wachen und die Seele still zu halten, dass unsere Fruchtbarkeit schön zu Ende gehe! So, in dieser mittelbaren Art sorgen und wachen wir für den Nutzen Aller; und die Stimmung, in der wir leben, diese stolze und milde Stimmung, ist ein Öl, welches sich weit um uns her auch auf die unruhigen Seelen ausbreitet. — Aber wunderlich sind die Schwangeren! Seien wir also auch wunderlich und verargen wir es den Anderen nicht, wenn sie es sein müssen! Und selbst, wo diess in’s Schlimme und Gefährliche sich verläuft: bleiben wir in der Ehrfurcht vor dem Werdenden nicht hinter der weltlichen Gerechtigkeit zurück, welche dem Richter und dem Henker nicht erlaubt, eine Schwangere zu berühren!

[«]

553.

Auf Umwegen. — Wohin will diese ganze Philosophie mit allen ihren Umwegen? Thut sie mehr, als einen stäten und starken Trieb gleichsam in Vernunft zu übersetzen, einen Trieb nach milder Sonne, heller und bewegter Luft, südlichen Pflanzen, Meeres-Athem, flüchtiger Fleisch-, Eier- und Früchtenahrung, heissem Wasser zum Getränke, tagelangen stillen Wanderungen, wenigem Sprechen, seltenem und vorsichtigem Lesen, einsamem Wohnen, reinlichen, schlichten und fast soldatischen Gewohnheiten, kurz nach allen Dingen, die gerade mir am besten schmecken, gerade mir am zuträglichsten sind? Eine Philosophie, welche im Grunde der Instinct für eine persönliche Diät ist? Ein Instinct, welcher nach meiner Luft, meiner Höhe, meiner Witterung, meiner Art Gesundheit durch den Umweg meines Kopfes sucht? Es giebt viele andere und gewiss auch viele höhere

Erhabenheiten der Philosophie, und nicht nur solche, welche düsterer und anspruchsvoller sind, als die meinen, — vielleicht sind auch sie insgesammt nichts Anderes, als intellectuelle Umwege derartig persönlicher Triebe? — Inzwischen sehe ich mit einem neuen Auge auf das heimliche und einsame Schwärmen eines Schmetterlings, hoch an den Felsenufern des See's, wo viele gute Pflanzen wachsen: er fliegt umher, unbekümmert darum, dass er nur das Leben Eines Tages noch lebt, und dass die Nacht zu kalt für seine geflügelte Gebrechlichkeit sein wird. Es würde sich wohl auch für ihn eine Philosophie finden lassen: ob es schon nicht die meine sein mag. —

[«]

554.

Vorschritt. — Wenn man den Fortschritt rühmt, so rühmt man damit nur die Bewegung und Die, welche uns nicht auf der Stelle stehen bleiben lassen, — und damit ist gewiss unter Umständen viel gethan, insonderheit, wenn man unter Ägyptern lebt. Im beweglichen Europa aber, wo sich die Bewegung, wie man sagt, „von selber versteht“ — ach, wenn wir nur auch Etwas davon verstünden! — lobe ich mir den Vorschritt und die Vorschreitenden, das heisst Die, welche sich selber immer wieder zurücklassen und die gar nicht daran denken, ob ihnen Jemand sonst nachkommt. „Wo ich Halt mache, da finde ich mich allein: wozu sollte ich Halt machen! Die Wüste ist noch gross!“ — so empfindet ein solcher Vorschreitender.

[«]

555.

Die geringsten genügen schon. — Man soll den Ereignissen aus dem Wege gehen, wenn man weiss, dass die geringsten sich schon stark genug auf uns einzeichnen, — und diesen entgeht man doch nicht. — Der Denker muss einen ungefähren Kanon aller der Dinge in sich haben, welche er überhaupt noch erleben will.

[«]

556.

Die guten Vier. — Redlich gegen uns und was sonst uns Freund ist; tapfer gegen den Feind; grossmüthig gegen den Besiegten; höflich — immer: so wollen uns die vier Cardinaltugenden.

[«]

557.

Auf einen Feind los. — Wie gut klingen schlechte Musik und schlechte Gründe, wenn man auf einen Feind los marschirt!

[«]

558.

Aber auch nicht seine Tugenden verbergen! — Ich liebe die Menschen, welche durchsichtiges Wasser sind und die, mit Pope zu reden, auch „die Unreinlichkeiten auf dem Grunde ihres Stromes sehen lassen.“ Selbst für sie giebt es aber noch eine Eitelkeit, freilich von seltener und sublimirter Art: Einige von ihnen wollen, dass man eben nur die Unreinlichkeiten sehe und die Durchsichtigkeit des Wassers, die diess möglich macht, für Nichts achte. Kein Geringerer, als Gotama Buddha, hat die Eitelkeit dieser Wenigen erdacht, in der Formel: „lasset eure Sünden sehen vor den Leuten und verberget eure Tugenden!“ Diess heisst aber der Welt kein gutes Schauspiel geben, — es ist eine Sünde wider den Geschmack.

[«]

559.

„Nichts zu sehr!“ — Wie oft wird dem Einzelnen angerathen, sich ein Ziel zu setzen, das er nicht erreichen kann und das über seine Kräfte geht, um so wenigstens Das zu erreichen, was seine Kräfte bei der allerhöchsten Anspannung leisten können! Ist diess aber wirklich so wünschenswerth? Bekommen nicht nothwendig die besten Menschen, die nach dieser Lehre leben, und ihre besten Handlungen etwas Übertriebenes und Verzerrtes, eben weil zu viel Spannung in ihnen ist? Und verbreitet sich nicht ein grauer Schimmer von Erfolglosigkeit dadurch über die Welt, dass man immer kämpfende Athleten, ungeheure Gebärden und nirgends einen bekränzten und siegesgemuthen Sieger sieht?

[«]

560.

Was uns frei steht. — Man kann wie ein Gärtner mit seinen Trieben schalten und, was Wenige wissen, die Keime des Zornes, des Mitleidens, des Nachgrübelns, der Eitelkeit so fruchtbar und nutzbringend ziehen wie ein schönes Obst an Spalieren; man kann es thun mit dem guten und dem schlechten Geschmack eines Gärtners und gleichsam in französischer oder englischer oder holländischer oder chinesischer Manier, man kann auch die Natur walten lassen und nur hier und da für ein Wenig Schmuck und Reinigung sorgen, man kann endlich auch ohne alles Wissen und Nachdenken die Pflanzen in ihren natürlichen Begünstigungen und Hindernissen aufwachsen und unter sich ihren Kampf auskämpfen lassen, — ja, man kann an einer solchen Wildniss seine Freude haben und gerade diese Freude haben wollen, wenn man auch seine Noth damit hat. Diess Alles steht uns frei: aber wie Viele wissen denn davon, dass uns diess frei steht? Glauben nicht die Meisten an sich wie an vollendete ausgewachsene Thatsachen? Haben nicht grosse Philosophen noch ihr Siegel auf diess Vorurtheil gedrückt, mit der Lehre von der Unveränderlichkeit des Charakters?

[«]

561.

Sein Glück auch leuchten lassen. — Wie die Maler, welche den tiefen, leuchtenden Ton des wirklichen Himmels auf keine Weise erreichen können, genöthigt sind, alle Farben, die sie zu ihrer Landschaft brauchen, um ein paar Töne niedriger zu nehmen, als die Natur sie zeigt: wie sie durch diesen Kunstgriff wieder eine Ähnlichkeit im Glanze und eine Harmonie der Töne erreichen, welche der in der Natur entspricht: so müssen sich auch Dichter und Philosophen zu helfen wissen, denen der leuchtende Glanz des Glückes unerreichbar ist; indem sie alle Dinge um einige Grade dunkler färben, als sie sind, wirkt ihr Licht, auf welches sie sich verstehen, beinahe sonnenhaft und dem Lichte des vollen Glücks ähnlich. — Der Pessimist, der die schwärzesten und düstersten Farben allen Dingen giebt, verbraucht nur Flammen und Blitze, himmlische Glorien und Alles, was grelle Leuchtkraft hat und die Augen unsicher macht; bei ihm ist die Helle nur dazu da, das Entsetzen zu vermehren und mehr Schreckliches in den Dingen ahnen zu lassen, als sie haben.

[«]

562.

Die Sesshaften und die Freien. — Erst in der Unterwelt zeigt man uns Etwas von dem düsteren Hintergrunde aller jener Abenteurer-Seligkeit, welche um Odysseus und Seinesgleichen wie ein ewiges Meeresleuchten liegt, — von jenem Hintergrunde, den man dann nicht mehr vergisst: die Mutter des Odysseus starb aus Gram und Verlangen nach ihrem Kinde! Den Einen treibt es von Ort zu Ort, und dem Andern, dem Sesshaften und Zärtlichen, bricht das Herz darüber: so ist es immer! Der Kummer bricht Denen das Herz, welche es erleben, dass gerade ihr Geliebtester ihre Meinung, ihren Glauben verlässt, — es gehört diess in die Tragödie, welche die freien Geister machen, — um die sie mitunter auch wissen! Dann müssen sie auch wohl einmal, wie Odysseus, zu den Todten steigen, um ihren Gram zu heben und ihre Zärtlichkeit zu beschwichtigen.

[«]

563.

Der Wahn der sittlichen Weltordnung. — Es giebt gar keine ewige Nothwendigkeit, welche forderte, dass jede Schuld gebüsst und bezahlt werde, — es war ein schrecklicher, zum kleinsten Theile nützlicher Wahn, dass es eine solche gebe —: ebenso wie es ein Wahn ist, dass Alles eine Schuld ist, was als solche gefühlt wird. Nicht die Dinge, sondern die Meinungen über Dinge, die es gar nicht giebt, haben die Menschen so verstört!

[«]

564.

Gleich neben der Erfahrung! — Auch grosse Geister haben nur ihre fünf Finger breite Erfahrung, — gleich daneben hört ihr Nachdenken auf: und es beginnt ihr unendlicher leerer Raum und ihre Dummheit.

[«]

565.

Würde und Unwissenheit im Bunde. — Wo wir verstehen, da werden wir artig, glücklich, erfinderisch, und überall, wo wir nur genug gelernt und uns Augen und Ohren gemacht haben, zeigt unsere Seele mehr Geschmeidigkeit und Anmuth. Aber wir begreifen so Wenig und sind armselig unterrichtet, und so kommt es selten dazu, dass wir eine Sache umarmen und uns dabei selber liebenswerth machen: vielmehr gehen wir steif und unempfindlich durch die Stadt, die Natur, die Geschichte und bilden uns Etwas auf diese Haltung und Kälte ein, als ob sie eine Wirkung der Überlegenheit sei. Ja, unsere Unwissenheit und unser geringer Durst nach Wissen verstehen sich trefflich darauf, als Würde, als Charakter einherzustolzieren.

[«]

566.

Wohlfeil leben. — Die wohlfeilste und harmloseste Art zu leben ist die des Denkers: denn, um gleich das Wichtigste zu sagen, er bedarf gerade der Dinge am meisten, welche die Anderen geringschätzen und übriglassen —. Sodann: er freut sich leicht und kennt keine kostspieligen Zugänge zum Vergnügen; seine Arbeit ist nicht hart, sondern gleichsam südländisch; sein Tag und seine Nacht werden nicht durch Gewissensbisse verdorben; er bewegt sich, isst, trinkt und schläft nach dem Maasse, dass sein Geist immer ruhiger, kräftiger und heller werde; er freut sich seines Leibes und hat keinen Grund, ihn zu fürchten; er bedarf der Geselligkeit nicht, es sei denn von Zeit zu Zeit, um hinterher seine Einsamkeit um so zärtlicher zu umarmen; er hat an den Todten Ersatz für Lebende, und selbst für Freunde einen Ersatz: nämlich an den Besten, die je gelebt haben. — Man erwäge, ob nicht die umgekehrten Gelüste und Gewohnheiten es sind, welche das Leben der Menschen kostspielig, und folglich mühsam, und oft unausstehlich machen. — In einem anderen Sinne freilich ist das Leben des Denkers das kostspieligste, — es ist Nichts zu gut für ihn; und gerade des Besten zu entbehren wäre hier eine unerträgliche Entbehrung.

[«]

567.

Im Felde. — „Wir müssen die Dinge lustiger nehmen, als sie es verdienen; zumal wir sie lange Zeit ernster genommen haben, als sie es verdienen.“ — So sprechen brave Soldaten der Erkenntniss.

[«]

568.

Dichter und Vogel. — Der Vogel Phönix zeigte dem Dichter eine glühende und verkohlende Rolle. „Erschrick nicht! sagte er, es ist dein Werk! Es hat nicht den Geist der Zeit und noch weniger den Geist Derer, die gegen die Zeit sind: folglich muss es verbrannt werden. Aber diess ist ein gutes Zeichen. Es giebt manche Arten von Morgenröthen.“

[«]

569.

An die Einsamen. — Wenn wir die Ehre anderer Personen nicht in unseren Selbstgesprächen ebenso schonen, wie in der Öffentlichkeit, so sind wir unanständige Menschen.

[«]

570.

Verluste. — Es giebt Verluste, welche der Seele eine Erhabenheit mittheilen, bei der sie sich des Jammerns enthält und sich wie unter hohen schwarzen Cypressen schweigend ergeht.

[«]

571.

Feld-Apotheke der Seele. — Welches ist das stärkste Heilmittel? — Der Sieg.

[«]

572.

Das Leben soll uns beruhigen. — Wenn man, wie der Denker, für gewöhnlich in dem grossen Strome des Gedankens und Gefühls lebt, und selbst unsere Träume in der Nacht diesem Strome folgen: so begehrt man vom Leben Beruhigung und Stille, — während Andere gerade vom Leben ausruhen wollen, wenn sie sich der Meditation übergeben.

[«]

573.

Sich häuten. — Die Schlange, welche sich nicht häuten kann, geht zu Grunde. Ebenso die Geister, welche man verhindert, ihre Meinungen zu wechseln; sie hören auf, Geist zu sein.

[«]

574.

Nicht zu vergessen! — Je höher wir uns erheben, um so kleiner erscheinen wir Denen, welche nicht fliegen können.

[«]

575.

Wir Luft-Schifffahrer des Geistes! — Alle diese kühnen Vögel, die in's Weite, Weiteste hinausfliegen, — gewiss! irgendwo werden sie nicht mehr weiter können und sich auf einen Mast oder eine kärgliche Klippe niederhocken — und noch dazu so dankbar für diese erbärmliche Unterkunft! Aber wer dürfte daraus schliessen, dass es vor ihnen keine ungeheuere freie Bahn mehr gebe, dass sie so weit geflogen sind, als man fliegen könne! Alle unsere grossen Lehrmeister und Vorläufer sind endlich stehen geblieben, und es ist nicht die edelste und anmuthigste Gebärde, mit der die Müdigkeit stehen bleibt: auch mir und dir wird es so ergehen! Was geht das aber mich und dich an! Andere Vögel werden weiter fliegen! Diese unsere Einsicht und Gläubigkeit fliegt mit ihnen um die Wette hinaus und hinauf, sie steigt geradewegs über unserm Haupte und über seiner Ohnmacht in die Höhe und sieht von dort aus in die Ferne, sieht die Schaaren viel mächtigerer Vögel, als wir sind, voraus, die dahin streben werden, wohin wir strebten, und wo Alles noch Meer, Meer, Meer ist! — Und wohin wollen wir denn? Wollen wir denn über das Meer? Wohin reisst uns dieses mächtige Gelüste, das uns mehr gilt als irgend eine Lust? Warum doch gerade in dieser Richtung, dorthin, wo bisher alle Sonnen der Menschheit untergegangen sind? Wird man vielleicht uns einstmals nachsägen, dass auch wir, nach Westen steuernd, ein Indien zu erreichen hofften, — dass aber unser Loos war, an der Unendlichkeit zu scheitern? Oder, meine Brüder? Oder? —

[«]

Idyllen aus Messina.

IDYLLEN AUS MESSINA

[«]

Prinz Vogelfrei.
Die kleine Brigg, genannt „das Engelchen“.
Lied des Ziegenhirten.
Die kleine Hexe.
Das nächtliche Geheimniss.
„Pia, caritatevole, amorosissima“.
Vogel Albatross.
Vogel-Urtheil.

Prinz Vogelfrei.

So hang ich denn auf krummem Aste
Hoch über Meer und Hügelchen:
Ein Vogel lud mich her zu Gaste —
Ich flog ihm nach und rast’ und raste
Und schlage mit den Flügelchen.

Das weisse Meer ist eingeschlafen,
Es schläft mir jedes Weh und Ach.
Vergessen hab’ ich Ziel und Hafen,
Vergessen Furcht und Lob und Strafen:
Jetzt flieg ich jedem Vogel nach.

Nur Schritt für Schritt — das ist kein Leben!
Stäts Bein vor Bein macht müd und schwer!
Ich lass mich von den Winden heben,
Ich liebe es, mit Flügeln schweben
Und hinter jedem Vogel her.

Vernunft? — das ist ein bös Geschäfte:
Vernunft und Zunge stolpern viel!
Das Fliegen gab mir neue Kräfte
Und lehrt’ mich schönere Geschäfte,
Gesang und Scherz und Liederspiel.

Einsam zu denken — das ist weise.
Einsam zu singen — das ist dumm!
So horcht mir denn auf meine Weise
Und setzt euch still um mich im Kreise,
Ihr schönen Vögelchen, herum!

[«]

Die kleine Brigg, genannt „das Engelchen“.

Engelchen: so nennt man mich —
Jetzt ein Schiff, dereinst ein Mädchen,
Ach, noch immer sehr ein Mädchen!
Denn es dreht um Liebe sich
Stäts mein feines Steuerrädchen.

Engelchen: so nennt man mich —
Bin geschmückt mit hundert Fähnchen,
Und das schönste Kapitänchen
Bläht an meinem Steuer sich,
Als das hundert erste Fähnchen.

Engelchen: so nennt man mich —
Ueberall hin, wo ein Flämmchen
Für mich glüht, lauf ich ein Lämmchen
Meinen Weg sehnsüchtiglich:
Immer war ich solch ein Lämmchen.

Engelchen: so nennt man mich —
Glaubt ihr wohl, dass wie ein Hündchen
Bell’n ich kann und dass mein Mündchen
Dampf und Feuer wirft um sich?
Ach, des Teufels ist mein Mündchen!

Engelchen: so nennt man mich —
Sprach ein bitterböses Wörtchen
Einst, dass schnell zum letzten Oertchen
Mein Geliebtester entwich:
Ja, er starb an diesem Wörtchen!

Engelchen: so nennt man mich —
  Kaum gehört, sprang ich vom Klippchen
  In den Grund und brach ein Rippchen,
  Dass die liebe Seele wich:
  Ja, sie wich durch dieses Rippchen!

Engelchen: so nennt man mich —
  Meine Seele, wie ein Kätzchen,
  That eins, zwei, drei, vier, fünf Sätzchen,
  Schwang dann in dies Schiffchen sich —
  Ja, sie hat geschwinde Tätzchen.

Engelchen: so nennt man mich —
  Jetzt ein Schiff, dereinst ein Mädchen,
  Ach, noch immer sehr ein Mädchen!
  Denn es dreht um Liebe sich
  Stäts mein feines Steuerrädchen.

[«]

Lied des Ziegenhirten.

(An meinen Nachbar Theokrit von Syrakusă.)

Da lieg ich, krank im Gedärm —
Mich fressen die Wanzen.
Und drüben noch Licht und Lärm:
Ich hör’s, sie tanzen.

Sie wollte um diese Stund’
Zu mir sich schleichen:
Ich warte wie ein Hund —
Es kommt kein Zeichen!

Das Kreuz, als sie’s versprach!
Wie konnte sie lügen?
Oder läuft sie Jedem nach,
Wie meine Ziegen?

Woher ihr seidner Rock? —
Ah, meine Stolze?
Es wohnt noch mancher Bock
An diesem Holze?

Wie kraus und giftig macht
Verliebtes Warten!
So wächst bei schwüler Nacht
Giftpilz im Garten.

Die Liebe zehrt an mir
Gleich sieben Uebeln —
Nichts mag ich essen schier,
Lebt wohl, ihr Zwiebeln!

Der Mond ging schon in’s Meer,
Müd sind alle Sterne,
Grau kommt der Tag daher —
Ich stürbe gerne.

[«]

Die kleine Hexe.

So lang noch hübsch mein Leibchen,
Lohnt sichs schon, fromm zu sein.
Man weiss, Gott liebt die Weibchen,
Die hübschen obendrein.
Er wird's dem art'gen Mönchlein
Gewisslich gern verzeihn,
Dass er, gleich manchem Mönchlein,
So gern will bei mir sein.

Kein grauer Kirchenvater!
Nein, jung noch und oft roth,
Oft gleich dem grausten Kater
Voll Eifersucht und Noth!
Ich liebe nicht die Greise,
Er liebt die Alten nicht:
Wie wunderlich und weise
Hat Gott dies eingericht!

Die Kirche weiss zu leben,
Sie prüft Herz und Gesicht.
Stäts will sie mir vergeben: —
Ja wer vergiebt mir nicht!
Man lispelt mit dem Mündchen,
Man knixt und geht hinaus
Und mit dem neuen Sündchen
Löscht man das alte aus.

Gelobt sei Gott auf Erden,
Der hübsche Mädchen liebt
Und derlei Herzbeschwerden
Sich selber gern vergiebt!

So lang noch hübsch mein Leibchen,
Lohnt sich’s schon, fromm zu sein:
Als altes Wackelweibchen
Mag mich der Teufel frein!

[«]

Das nächtliche Geheimniss.

Gestern Nachts, als Alles schlief,
Kaum der Wind mit ungewissen
Seufzern durch die Gassen lief,
Gab mir Ruhe nicht das Kissen,
Noch der Mohn, noch, was sonst tief
Schlafen macht — ein gut Gewissen.

Endlich schlug ich mir den Schlaf
Aus dem Sinn und lief zum Strande.
Mondhell war’s und mild — ich traf
Mann und Kahn auf warmem Sande,
Schläfrig beide, Hirt und Schaf: —
Schläfrig stiess der Kahn vom Lande.

Eine Stunde, leicht auch zwei,
Oder war’s ein Jahr? — da sanken
Plötzlich mir Sinn und Gedanken
In ein ew’ges Einerlei,
Und ein Abgrund ohne Schranken
That sich auf: — da war’s vorbei! —

Morgen kam: auf schwarzen Tiefen
Steht ein Kahn und ruht und ruht — —
Was geschah? so riefs, so riefen
Hundert bald — was gab es? Blut? —
Nichts geschah! Wir schliefen, schliefen
Alle — ach, so gut! so gut!

[«]

„Pia, caritatevole, amorosissima“.

(Auf dem campo santo.)

O Mädchen, das dem Lamme
Das zarte Fellchen kraut,
Dem Beides, Licht und Flamme,
Aus beiden Augen schaut,
Du lieblich Ding zum Scherzen,
Du Liebling weit und nah,
So fromm, so mild von Herzen,
Amorosissima!

Was riss so früh die Kette?
Wer hat dein Herz betrübt?
Und liebtest du, wer hätte
Dich nicht genug geliebt? —
Du schweigst — doch sind die Thränen
Den milden Augen nah:
Du schwiegst — und starbst vor Sehnen,
Amorosissima?

[«]

Vogel Albatross.

O Wunder! Fliegt er noch?
Er steigt empor und seine Flügel ruhn!
Was hebt und trägt ihn doch?
Was ist ihm Ziel und Zug und Zügel nun?

Er flog zu höchst — nun hebt
Der Himmel selbst den siegreich Fliegenden:
Nun ruht er still und schwebt,
Den Sieg vergessend und den Siegenden.

Gleich Stern und Ewigkeit
Lebt er in Höhn jetzt, die das Leben flieht,
Mitleidig selbst dem Neid —:
Und hoch flog, wer ihn auch nur schweben sieht!

O Vogel Albatross!
Zur Höhe treibt’s mit ew’gem Triebe mich!
Ich dachte dein: da floss
Mir Thrän’ um Thräne — ja, ich liebe dich!

[«]

Vogel-Urtheil.

Als ich jüngst, mich zu erquicken,
Unter dunklen Bäumen sass,
Hört’ ich ticken, leise ticken,
Zierlich, wie nach Takt und Maass.
Böse wurd’ ich, zog Gesichter,
Endlich aber gab ich nach,
Bis ich gar, gleich einem Dichter,
Selber mit im Tiktak sprach.

Wie mir so im Versemachen
Silb’ um Silb’ ihr Hopsa sprang,
Musst ich plötzlich lachen, lachen
Eine Viertelstunde lang,
Du ein Dichter? Du ein Dichter?
Stehts mit deinem Kopf so schlecht? —
„Ja, mein Herr! Sie sind ein Dichter!“
— Also sprach der Vogel Specht.

[«]

Die fröhliche Wissenschaft.

(„la gaya scienza“)

Von
Friedrich Nietzsche.

Ich wohne in meinem eignen Haus,
Hab Niemandem nie nichts nachgemacht
Und — lachte noch jeden Meister aus,
Der nicht sich selber ausgelacht.

Ueber meiner Hausthür.

Neue Ausgabe
mit einem Anhange:
Lieder des Prinzen Vogelfrei.

Leipzig.
Verlag von E. W. Fritzsch.
1887.

„Dem Dichter und Weisen sind alle Dinge
befreundet und geweiht, alle Erlebnisse nützlich.
alle Tage heilig, alle Menschen göttlich.“
Emerson.
[Motto der Ausgabe 1882]

Ich wohne in meinem eignen Haus,
Hab Niemandem nie nichts nachgemacht
Und — lachte noch jeden Meister aus,

Der nicht sich selber ausgelacht.
Ueber meiner Hausthür.
[Motto der Ausgabe 1887]

DIE FRÖHLICHE WISSENSCHAFT

[«]

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

“Scherz, List und Rache.” Vorspiel in deutschen Reimen.
1. Einladung.
2. Mein Glück.
3. Unverzagt.
4. Zwiegespräch.
5. An die Tugendsamen.
6. Welt-Klugheit.
7. Vademecum — Vadetecum.
8. Bei der dritten Häutung.
9. Meine Rosen.
10. Der Verächter.
11. Das Sprüchwort spricht.
12. An einen Lichtfreund.
13. Für Tänzer.
14. Der Brave.
15. Rost.
16. Aufwärts.
17. Spruch des Gewaltmenschen.
18. Schmale Seelen.
19. Der unfreiwillige Verführer.
20. Zur Erwägung.
21. Gegen die Hoffahrt.
22. Mann und Weib.

23. Interpretation.
24. Pessimisten-Arznei.
25. Bitte.
26. Meine Härte.
27. Der Wandrer.
28. Trost für Anfänger.
29. Sternen-Egoismus.
30. Der Nächste.
31. Der verkappte Heilige.
32. Der Unfreie.
33. Der Einsame.
34. Seneca et hoc genus omne.
35. Eis.
36. Jugendschriften.
37. Vorsicht.
38. Der Fromme spricht.
39. Im Sommer.
40. Ohne Neid.
41. Heraklitismus.
42. Grundsatz der Allzufeinen.
43. Zuspruch.
44. Der Gründliche.
45. Für immer.
46. Urtheile der Müden.
47. Niedergang.
48. Gegen die Gesetze.
49. Der Weise spricht.
50. Den Kopf verloren.
51. Fromme Wünsche.

52. Mit dem Fusse schreiben.
53. „Menschliches, Allzumenschliches.“ Ein Buch.
54. Meinem Leser.
55. Der realistische Maler.
56. Dichter-Eitelkeit.
57. Wählerischer Geschmack.
58. Die krumme Nase.
59. Die Feder kritzelt.
60. Höhere Menschen.
61. Der Skeptiker spricht.
62. Ecce homo.
63. Sternen-Moral.

Erstes Buch.

1. 10. 20. 30. 40. 50.

Zweites Buch.

57. 60. 70. 80. 90. 100.

Drittes Buch.

108. 120. 130. 140. 150. 160.
170. 180. 190. 200. 210. 220.
230. 240. 250. 260. 270.

Viertes Buch. Sanctus Januarius.

276. 280. 290. 300.
310. 320. 330. 340.

Fünftes Buch. Wir Furchtlosen.

343. 350. 360. 370. 380.

Anhang: Lieder des Prinzen Vogelfrei.

An Goethe.
Dichters Berufung.
Im Süden.
Die fromme Beppa.
Der geheimnissvolle Nachen.
Liebeserklärung
Lied eines theokritischen Ziegenhirten.
„Diesen ungewissen Seelen“.
Narr in Verzweiflung.
Rimus remedium.
„Mein Glück!“
Nach neuen Meeren.
Sils-Maria.
An den Mistral.

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

1.

Diesem Buche thut vielleicht nicht nur Eine Vorrede noth; und zuletzt bliebe immer noch der Zweifel bestehn, ob Jemand, ohne etwas Aehnliches erlebt zu haben, dem Erlebnisse dieses Buchs durch Vorreden näher gebracht werden kann. Es scheint in der Sprache des Thauwinds geschrieben: es ist Uebermuth, Unruhe, Widerspruch, Aprilwetter darin, so dass man beständig ebenso an die Nähe des Winters als an den Sieg über den Winter gemahnt wird, der kommt, kommen muss, vielleicht schon gekommen ist… Die Dankbarkeit strömt fortwährend aus, als ob eben das Unerwartetste geschehn sei, die Dankbarkeit eines Genesenden, — denn die Genesung war dieses Unerwartetste. „Fröhliche Wissenschaft“: das bedeutet die Saturnalien eines Geistes, der einem furchtbaren langen Drucke geduldig widerstanden hat — geduldig, streng, kalt, ohne sich zu unterwerfen, aber ohne Hoffnung —, und der jetzt mit Einem Male von der Hoffnung angefallen wird, von der Hoffnung auf Gesundheit, von der Trunkenheit der Genesung. Was Wunders, dass dabei viel Unvernünftiges und Närrisches an’s Licht kommt, viel muthwillige Zärtlichkeit, selbst auf Probleme verschwendet, die ein stachlichtes Fell haben und nicht darnach angethan sind, geliebkost und gelockt zu werden. Dies ganze Buch ist eben Nichts als eine Lustbarkeit nach langer Entbehrung und Ohnmacht, das Frohlocken der wiederkehrenden Kraft, des neu erwachten Glaubens an ein Morgen und Uebermorgen, des plötzlichen Gefühls und Vorgefühls von Zukunft, von nahen Abenteuern, von wieder offenen Meeren, von wieder erlaubten, wieder geglaubten Zielen. Und was lag nunmehr Alles hinter mir! Dieses Stück Wüste, Erschöpfung, Unglaube, Vereisung mitten in der Jugend, dieses eingeschaltete Greisenthum an unrechter Stelle, diese Tyrannei des Schmerzes überboten noch durch die Tyrannei des Stolzes, der die Folgerungen des Schmerzes ablehnte — und Folgerungen sind Tröstungen —, diese radikale Vereinsamung als Nothwehr gegen eine krankhaft hellseherisch gewordene

Menschenverachtung, diese grundsätzliche Einschränkung auf das Bittere, Herbe, Wehethuende der Erkenntniss, wie sie der Ekel verordnete, der aus einer unvorsichtigen geistigen Diät und Verwöhnung — man heisst sie Romantik — allmählich gewachsen war —, oh wer mir das Alles nachfühlen könnte! Wer es aber könnte, würde mir sicher noch mehr zu Gute halten als etwas Thorheit, Ausgelassenheit, „fröhliche Wissenschaft“, — zum Beispiel die Handvoll Lieder, welche dem Buche dies Mal beigegeben sind — Lieder, in denen sich ein Dichter auf eine schwer verzeihliche Weise über alle Dichter lustig macht. — Ach, es sind nicht nur die Dichter und ihre schönen „lyrischen Gefühle“, an denen dieser Wieder-Erstandene seine Bosheit auslassen muss: wer weiss, was für ein Opfer er sich sucht, was für ein Unthier von parodischem Stoff ihn in Kürze reizen wird? „Incipit tragoedia“ — heisst es am Schlusse dieses bedenklich-unbedenklichen Buchs: man sei auf seiner Hut! Irgend etwas ausbündig Schlimmes und Boshaftes kündigt sich an: incipit parodia, es ist kein Zweifel…

[«]

2.

— Aber lassen wir Herrn Nietzsche: was geht es uns an, dass Herr Nietzsche wieder gesund wurde?… Ein Psychologe kennt wenig so anziehende Fragen, wie die nach dem Verhältniss von Gesundheit und Philosophie, und für den Fall, dass er selber krank wird, bringt er seine ganze wissenschaftliche Neugierde mit in seine Krankheit. Man hat nämlich, vorausgesetzt, dass man eine Person ist, nothwendig auch die Philosophie seiner Person: doch giebt es da einen erheblichen Unterschied. Bei dem Einen sind es seine Mängel, welche philosophiren, bei dem Andern seine Reichthümer und Kräfte. Ersterer hat seine Philosophie nöthig, sei es als Halt, Beruhigung, Arznei, Erlösung, Erhebung, Selbstentfremdung; bei Letzterem ist sie nur ein schöner Luxus, im besten Falle die Wollust einer triumphirenden Dankbarkeit, welche sich zuletzt noch in kosmischen Majuskeln an den Himmel der Begriffe schreiben muss. Im andren, gewöhnlicheren Falle aber, wenn die Nothstände Philosophie treiben, wie bei allen kranken Denkern — und vielleicht überwiegen die kranken Denker in der Geschichte der Philosophie —: was wird aus dem Gedanken selbst werden, der unter den Druck der Krankheit gebracht wird? Dies ist die Frage, die den Psychologen angeht: und hier ist das Experiment möglich. Nicht anders als es ein Reisender macht, der sich vorsetzt, zu einer bestimmten Stunde aufzuwachen und sich dann ruhig dem Schlafe überlässt: so ergeben wir Philosophen, gesetzt, dass wir krank werden, uns zeitweilig mit Leib und Seele der Krankheit — wir machen gleichsam vor uns die Augen zu. Und wie Jener weiss, dass irgend Etwas nicht schläft, irgend Etwas die Stunden abzählt und ihn aufwecken wird, so wissen auch wir, dass der entscheidende Augenblick uns wach finden wird, — dass dann Etwas hervorspringt und den Geist auf der That ertappt, ich meine auf der Schwäche oder Umkehr oder Ergebung oder Verhärtung oder Verdüsterung und wie alle die krankhaften Zustände des Geistes heissen, welche in gesunden Tagen den Stolz des Geistes wider sich haben (denn es bleibt bei dem alten Reime „der stolze Geist, der Pfau, das Pferd sind die drei stölzesten Thier' auf der Erd" —). Man lernt nach einer derartigen Selbst-Befragung, Selbst-Versuchung, mit einem feineren Auge nach Allem, was überhaupt bisher philosophirt worden ist, hinsehn; man erräth besser als vorher die unwillkürlichen Abwege, Seitengassen, Ruhestellen, Sonnenstellen des Gedankens, auf die leidende Denker gerade als Leidende geführt und verführt werden, man weiss nunmehr, wohin unbewusst der kranke Leib und sein Bedürfniss den Geist drängt, stösst, lockt — nach Sonne, Stille, Milde, Geduld, Arznei, Labsal in irgend einem Sinne. Jede Philosophie, welche den Frieden höher stellt als den Krieg, jede Ethik mit einer negativen Fassung des Begriffs Glück, jede Metaphysik und Physik, welche ein Finale kennt, einen Endzustand irgend welcher Art, jedes vorwiegend aesthetische oder religiöse Verlangen nach einem Abseits, Jenseits, Ausserhalb, Oberhalb erlaubt zu fragen, ob nicht die Krankheit das gewesen ist, was den Philosophen inspirirt hat. Die unbewusste Verkleidung physiologischer Bedürfnisse unter die Mäntel des Objektiven, Ideellen, Rein-Geistigen geht bis zum Erschrecken weit, — und oft genug habe ich mich gefragt, ob nicht, im Grossen gerechnet, Philosophie bisher überhaupt nur eine Auslegung des Leibes und ein Missverständniss des Leibes gewesen ist. Hinter den höchsten Werthurtheilen, von denen bisher die Geschichte des Gedankens geleitet wurde, liegen Missverständnisse der leiblichen Beschaffenheit verborgen, sei es von Einzelnen, sei es von Ständen oder ganzen Rassen. Man darf alle jene kühnen Tollheiten der Metaphysik, sonderlich deren Antworten auf die Frage nach dem Werth des Daseins, zunächst immer als Symptome bestimmter Leiber ansehn; und wenn derartigen Welt-Bejahungen oder Welt-Verneinungen in Bausch und Bogen, wissenschaftlich gemessen, nicht ein Korn von Bedeutung innewohnt, so geben sie doch dem Historiker und Psychologen um so werthvollere Winke, als Symptome, wie gesagt, des Leibes, seines Gerathens und Missrathens, seiner Fülle, Mächtigkeit, Selbstherrlichkeit in der Geschichte, oder aber seiner Hemmungen, Ermüdungen, Verarmungen, seines Vorgefühls vom Ende, seines Willens zum Ende. Ich erwarte immer noch, dass ein philosophischer Arzt im ausnahmsweisen Sinne des Wortes — ein Solcher, der dem Problem der Gesammt-Gesundheit von Volk, Zeit, Rasse, Menschheit nachzugehn hat — einmal den Muth haben wird, meinen Verdacht auf die Spitze zu bringen und den Satz zu wagen: bei allem Philosophiren handelte es sich bisher gar nicht um „Wahrheit“, sondern um etwas Anderes, sagen wir um Gesundheit, Zukunft, Wachsthum, Macht, Leben…

[«]

3.

— Man erräth, dass ich nicht mit Undankbarkeit von jener Zeit schweren Siechthums Abschied nehmen möchte, deren Gewinn auch heute noch nicht für mich ausgeschöpft ist: so wie ich mir gut genug bewusst bin, was ich überhaupt in meiner wechselreichen Gesundheit vor allen Vierschrötigen des Geistes voraus habe. Ein Philosoph, der den Gang durch viele Gesundheiten gemacht hat und immer wieder macht, ist auch durch ebensoviele Philosophien hindurchgegangen: er kann eben nicht anders als seinen Zustand jedes Mal in die geistigste Form und Ferne umzusetzen, — diese Kunst der Transfiguration ist eben Philosophie. Es steht uns Philosophen nicht frei, zwischen Seele und Leib zu trennen, wie das Volk trennt, es steht uns noch weniger frei, zwischen Seele und Geist zu trennen. Wir sind keine denkenden Frösche, keine Objektivir- und Registrir-Apparate mit kalt gestellten Eingeweiden, — wir müssen beständig unsre Gedanken aus unsrem Schmerz gebären und mütterlich ihnen Alles mitgeben, was wir von Blut, Herz, Feuer, Lust, Leidenschaft, Qual, Gewissen, Schicksal, Verhängniss in uns haben. Leben — das heisst für uns Alles, was wir sind, beständig in Licht und Flamme verwandeln, auch Alles, was uns trifft, wir können gar nicht anders. Und was die Krankheit angeht: würden wir nicht fast zu fragen versucht sein, ob sie uns überhaupt entbehrlich ist? Erst der grosse Schmerz ist der letzte Befreier des Geistes, als der Lehrmeister des grossen Verdachtes, der aus jedem U ein X macht, ein ächtes rechtes X, das heisst den vorletzten Buchstaben vor dem letzten… Erst der grosse Schmerz, jener lange langsame Schmerz, der sich Zeit nimmt, in dem wir gleichsam wie mit grünem Holze verbrannt werden, zwingt uns Philosophen, in unsre letzte Tiefe zu steigen und alles Vertrauen, alles Gutmüthige, Verschleiernde, Milde, Mittlere, wohinein wir vielleicht vordem unsre Menschlichkeit gesetzt haben, von uns zu thun. Ich zweifle, ob ein solcher Schmerz „verbessert“ —; aber ich weiss, dass er uns vertieft. Sei es nun, dass wir ihm unsern Stolz, unsern Hohn, unsre Willenskraft entgegenstellen lernen und es dem Indianer gleichthun, der, wie schlimm auch gepeinigt, sich an seinem Peiniger durch die Bosheit seiner Zunge schadlos hält; sei es, dass wir uns vor dem Schmerz in jenes orientalische Nichts zurückziehn — man heisst es Nirvana —, in das stumme, starre, taube Sich-Ergeben, Sich-Vergessen, Sich-Auslöschen: man kommt aus solchen langen gefährlichen Uebungen der Herrschaft über sich als ein andrer Mensch heraus, mit einigen Fragezeichen mehr, vor Allem mit dem Willen, fürderhin mehr, tiefer, strenger, härter, böser, stiller zu fragen als man bis dahin gefragt hatte. Das Vertrauen zum Leben ist dahin: das Leben selbst wurde zum Problem. — Möge man ja nicht glauben, dass Einer damit nothwendig zum Düsterling geworden sei! Selbst die Liebe zum Leben ist noch möglich, — nur liebt man anders. Es ist die Liebe zu einem Weibe, das uns Zweifel macht… Der Reiz alles Problematischen, die Freude am X ist aber bei solchen geistigeren, vergeistigteren Menschen zu gross, als dass diese Freude nicht immer wieder wie eine helle Gluth über alle Noth des Problematischen, über alle Gefahr der Unsicherheit, selbst über die Eifersucht des Liebenden zusammenschlüge. Wir kennen ein neues Glück…

[«]

4.

Zuletzt, dass das Wesentlichste nicht ungesagt bleibe: man kommt aus solchen Abgründen, aus solchem schweren Siechthum, auch aus dem Siechthum des schweren Verdachts, neugeboren zurück, gehäutet, kitzlicher, boshafter, mit einem feineren Geschmacke für die Freude, mit einer zarteren Zunge für alle guten Dinge, mit lustigeren Sinnen, mit einer zweiten gefährlicheren Unschuld in der Freude, kindlicher zugleich und hundert Mal raffinirter als man jemals vorher gewesen war. Oh wie Einem nunmehr der Genuss zuwider ist, der grobe dumpfe braune Genuss, wie ihn sonst die Geniessenden, unsre „Gebildeten“, unsre Reichen und Regierenden verstehn! Wie boshaft wir nunmehr dem grossen Jahrmarkts-Bumbum zuhören, mit dem sich der „gebildete Mensch“ und Grossstädter heute durch Kunst, Buch und Musik zu „geistigen Genüssen“, unter Mithülfe geistiger Getränke, nothzüchtigen lässt! Wie uns jetzt der Theater-Schrei der Leidenschaft in den Ohren weh thut, wie unsrem Geschmacke der ganze romantische Aufruhr und Sinnen-Wirrwarr, den der gebildete Pöbel liebt, sammt seinen Aspirationen nach dem Erhabenen, Gehobenen, Verschrobenen fremd geworden ist! Nein, wenn wir Genesenden überhaupt eine Kunst noch brauchen, so ist es eine andre Kunst — eine spöttische, leichte, flüchtige, göttlich unbehelligte, göttlich künstliche Kunst, welche wie eine helle Flamme in einen unbewölkten Himmel hineinlodert! Vor Allem: eine Kunst für Künstler, nur für Künstler! Wir verstehn uns hinterdrein besser auf Das, was dazu zuerst noth thut, die Heiterkeit, jede Heiterkeit, meine Freunde! auch als Künstler —: ich möchte es beweisen. Wir wissen Einiges jetzt zu gut, wir Wissenden: oh wie wir nunmehr lernen, gut zu vergessen, gut nicht-zu-wissen, als Künstler! Und was unsere Zukunft betrifft: man wird uns schwerlich wieder auf den Pfaden jener ägyptischen Jünglinge finden, welche Nachts Tempel unsicher machen, Bildsäulen umarmen und durchaus Alles, was mit guten Gründen verdeckt gehalten wird, entschleiern, aufdecken, in helles Licht stellen wollen. Nein, dieser schlechte Geschmack, dieser Wille zur Wahrheit, zur „Wahrheit um jeden Preis“, dieser Jünglings-Wahnsinn in der Liebe zur Wahrheit — ist uns verleidet: dazu sind wir zu erfahren, zu ernst, zu lustig, zu gebrannt, zu tief… Wir glauben nicht mehr daran, dass Wahrheit noch Wahrheit bleibt, wenn man ihr die Schleier abzieht; wir haben genug gelebt, um dies zu glauben. Heute gilt es uns als eine Sache der Schicklichkeit, dass man nicht Alles nackt sehn, nicht bei Allem dabei sein, nicht Alles verstehn und „wissen“ wolle. „Ist es wahr, dass der liebe Gott überall zugegen ist?“ fragte ein kleines Mädchen seine Mutter: „aber ich finde das unanständig“ — ein Wink für Philosophen! Man sollte die Scham besser in Ehren halten, mit der sich die Natur hinter Räthsel und bunte Ungewissheiten versteckt hat. Vielleicht ist die Wahrheit ein Weib, das Gründe hat, ihre Gründe nicht sehn zu lassen? Vielleicht ist ihr Name, griechisch zu reden, Baubo?… Oh diese Griechen! Sie verstanden sich darauf, zu leben: dazu thut Noth, tapfer bei der Oberfläche, der Falte, der Haut stehen zu bleiben, den Schein anzubeten, an Formen, an Töne, an Worte, an den ganzen Olymp des Scheins zu glauben! Diese Griechen waren oberflächlich — aus Tiefe! Und kommen wir nicht eben darauf zurück, wir Wagehalse des Geistes, die wir die höchste und gefährlichste Spitze des gegenwärtigen Gedankens erklettert und uns von da aus umgesehn haben, die wir von da aus hinabgesehn haben? Sind wir nicht eben darin — Griechen? Anbeter der Formen, der Töne, der Worte? Eben darum — Künstler?

Ruta bei Genua,
im Herbst 1886.

[«]

“Scherz, List und Rache.” Vorspiel in deutschen Reimen.

1.

Einladung.

Wagt’s mit meiner Kost, ihr Esser!
Morgen schmeckt sie euch schon besser
Und schon übermorgen gut!
Wollt ihr dann noch mehr, — so machen
Meine alten sieben Sachen
Mir zu sieben neuen Muth.

[«]

2.

Mein Glück.

Seit ich des Suchens müde ward,
Erlernte ich das Finden.
Seit mir ein Wind hielt Widerpart,
Segl’ ich mit allen Winden.

[«]

3.

Unverzagt.

Wo du stehst, grab tief hinein!
Drunten ist die Quelle!
Lass die dunklen Männer schrein:
„Stets ist drunten — Hölle!“

[«]

4.

Zwiegespräch.

A. War ich krank? Bin ich genesen?
        Und wer ist mein Arzt gewesen?
        Wie vergass ich alles Das!
B. Jetzt erst glaub ich dich genesen:
        Denn gesund ist, wer vergass.

[«]

5.

An die Tugendsamen.

Unseren Tugenden auch soll’n leicht die Füsse sich heben:
Gleich den Versen Homer’s müssen sie kommen und gehn!

[«]

6.

Welt-Klugheit.

Bleib nicht auf ebnem Feld!
Steig nicht zu hoch hinaus!
Am schönsten sieht die Welt
Von halber Höhe aus.

[«]

7.

Vademecum — Vadetecum.

Es lockt dich meine Art und Sprach,
Du folgest mir, du gehst mir nach?
Geh nur dir selber treulich nach: —
So folgst du mir — gemach! gemach!

[«]

8.

Bei der dritten Häutung.

Schon krümmt und bricht sich mir die Haut,
Schon giert mit neuem Drange,
So viel sie Erde schon verdaut,
Nach Erd’ in mir die Schlange.
Schon kriech’ ich zwischen Stein und Gras
Hungrig auf krummer Fährte,
Zu essen Das, was stets ich ass,
Dich, Schlangenkost, dich, Erde!

[«]

9.

Meine Rosen.

Ja! Mein Glück — es will beglücken —,
Alles Glück will ja beglücken!
Wollt ihr meine Rosen pflücken?

Müsst euch bücken und verstecken
Zwischen Fels und Dornenhecken,
Oft die Fingerchen euch lecken!

Denn mein Glück — es liebt das Necken!
Denn mein Glück — es liebt die Tücken! —
Wollt ihr meine Rosen pflücken?

[«]

10.

Der Verächter.

Vieles lass ich fall’n und rollen,
Und ihr nennt mich drum Verächter.
Wer da trinkt aus allzuvollen
Bechern, lässt viel fall’n und rollen —,
Denkt vom Weine drum nicht schlechter.

[«]

11.

Das Sprüchwort spricht.

Scharf und milde, grob und fein,
Vertraut und seltsam, schmutzig und rein,
Der Narren und Weisen Stelldichein:

Diess Alles bin ich, will ich sein,
Taube zugleich, Schlange und Schwein!

[«]

12.

An einen Lichtfreund.

Willst du nicht Aug’ und Sinn ermatten,
Lauf’ auch der Sonne nach im Schatten!

[«]

13.

Für Tänzer.

Glattes Eis
Ein Paradeis
Für Den, der gut zu tanzen weiss.

[«]

14.

Der Brave.

Lieber aus ganzem Holz eine Feindschaft,
Als eine geleimte Freundschaft!

[«]

15.

Rost.

Auch Rost thut Noth: Scharfsein ist nicht genung!
Sonst sagt man stets von dir: „er ist zu jung!“

[«]

16.

Aufwärts.

„Wie komm ich am besten den Berg hinan?“
Steig nur hinauf und denk nicht dran!

[«]

17.

Spruch des Gewaltmenschen.

Bitte nie! Lass diess Gewimmer!
Nimm, ich bitte dich, nimm immer!

[«]

18.

Schmale Seelen.

Schmale Seelen sind mir verhasst;
Da steht nichts Gutes, nichts Böses fast.

[«]

19.

Der unfreiwillige Verführer.

Er schoss ein leeres Wort zum Zeitvertreib
In’s Blaue — und doch fiel darob ein Weib.

[«]

20.

Zur Erwägung.

Zwiefacher Schmerz ist leichter zu tragen,
Als Ein Schmerz: willst du darauf es wagen?

[«]

21.

Gegen die Hoffahrt.

Blas dich nicht auf: sonst bringet dich
Zum Platzen schon ein kleiner Stich.

[«]

22.

Mann und Weib.

„Raub dir das Weib, für das dein Herze fühlt!“ —
So denkt der Mann; das Weib raubt nicht, es stiehlt.

[«]

23.

Interpretation.

Leg ich mich aus, so leg ich mich hinein:
Ich kann nicht selbst mein Interprete sein.
Doch wer nur steigt auf seiner eignen Bahn,
Trägt auch mein Bild zu hellerm Licht hinan.

[«]

24.

Pessimisten-Arznei.

Du klagst, dass Nichts dir schmackhaft sei?
Noch immer, Freund, die alten Mucken?
Ich hör dich lästern, lärmen, spucken —
Geduld und Herz bricht mir dabei.
Folg mir, mein Freund! Entschliess dich frei,
Ein fettes Krötchen zu verschlucken,
Geschwind und ohne hinzugucken! —
Das hilft dir von der Dyspepsei!

[«]

25.

Bitte.

Ich kenne mancher Menschen Sinn
Und weiss nicht, wer ich selber bin!
Mein Auge ist mir viel zu nah —
Ich bin nicht, was ich seh und sah.
Ich wollte mir schon besser nützen,
Könnt’ ich mir selber ferner sitzen.
Zwar nicht so ferne wie mein Feind!
Zu fern sitzt schon der nächste Freund —
Doch zwischen dem und mir die Mitte!
Errathet ihr, um was ich bitte?

[«]

26.

Meine Härte.

Ich muss weg über hundert Stufen,
Ich muss empor und hör euch rufen:
„Hart bist du; Sind wir denn von Stein?“ —
Ich muss weg über hundert Stufen,
Und Niemand möchte Stufe sein.

[«]

27.

Der Wandrer.

„Kein Pfad mehr! Abgrund rings und Todtenstille!“ —
So wolltest du’s! Vom Pfade wich dein Wille!
Nun, Wandrer, gilt’s! Nun blicke kalt und klar!
Verloren bist du, glaubst du — an Gefahr.

[«]

28.

Trost für Anfänger.

Seht das Kind umgrunzt von Schweinen,
Hülflos, mit verkrümmten Zeh’n!
Weinen kann es, Nichts als weinen —
Lernt es jemals stehn und gehn?
Unverzagt! Bald, sollt’ ich meinen,
Könnt das Kind ihr tanzen sehn!
Steht es erst auf beiden Beinen,
Wird’s auch auf dem Kopfe stehn.

[«]

29.

Sternen-Egoismus.

Rollt’ ich mich rundes Rollefass
Nicht um mich selbst ohn’ Unterlass,
Wie hielt’ ich’s aus, ohne anzubrennen,
Der heissen Sonne nachzurennen?

[«]

30.

Der Nächste.

Nah hab den Nächsten ich nicht gerne:
Fort mit ihm in die Höh und Ferne!
Wie würd’ er sonst zu meinem Sterne? —

[«]

31.

Der verkappte Heilige.

Dass dein Glück uns nicht bedrücke,
Legst du um dich Teufelstücke,
Teufelswitz und Teufelskleid.
Doch umsonst! Aus deinem Blicke
Blickt hervor die Heiligkeit!

[«]

32.

Der Unfreie.

A. Er steht und horcht: was konnt ihn irren?
Was hört er vor den Ohren schwirren?
Was war’s, das ihn darniederschlug?
B. Wie Jeder, der einst Ketten trug,
Hört überall er — Kettenklirren.

[«]

33.

Der Einsame.

Verhasst ist mir das Folgen und das Führen.
Gehorchen? Nein! Und aber nein — Regieren!
Wer sich nicht schrecklich ist, macht Niemand Schrecken:
Und nur wer Schrecken macht, kann Andre führen.

Verhasst ist mir’s schon, selber mich zu führen!
Ich liebe es, gleich Wald- und Meeresthieren,
Mich für ein gutes Weilchen zu verlieren,
In holder Irrniss grüblerisch zu hocken,
Von ferne her mich endlich heimzulocken,
Mich selber zu mir selber — zu verführen.

[«]

34.

Seneca et hoc genus omne.

Das schreibt und schreibt sein unaussteh-
lich weises Larifari,
Als gält es primum scribere,
Deinde philosophari.

[«]

35.

Eis.

Ja! Mitunter mach’ ich Eis:
Nützlich ist Eis zum Verdauen!
Hättet ihr viel zu verdauen,
Oh wie liebtet ihr mein Eis!

[«]

36.

Jugendschriften.

Meiner Weisheit A und O
Klang mir hier: was hört’ ich doch!
Jetzo klingt mir’s nicht mehr so,
Nur das ew’ge Ah! und Oh!
Meiner Jugend hör ich noch.

[«]

37.

Vorsicht.

In jener Gegend reist man jetzt nicht gut;
Und hast du Geist, sei doppelt auf der Hut!
Man lockt und liebt dich, bis man dich zerreisst:
Schwarmgeister sind’s —: da fehlt es stets an Geist!

[«]

38.

Der Fromme spricht.

Gott liebt uns, weil er uns erschuf! —
„Der Mensch schuf Gott!“ — sagt drauf ihr Feinen.
Und soll nicht lieben, was er schuf?
Soll’s gar, weil er es schuf, verneinen?
Das hinkt, das trägt des Teufels Huf.

[«]

39.

Im Sommer.

Im Schweisse unsres Angesichts
Soll’n unser Brod wir essen?
Im Schweisse isst man lieber Nichts,
Nach weiser Aerzte Ermessen.
Der Hundsstern winkt: woran gebricht’s?
Was will sein feurig Winken?
Im Schweisse unsres Angesichts
Soll’n unsren Wein wir trinken!

[«]

40.

Ohne Neid.

Ja, neidlos blickt er: und ihr ehrt ihn drum?
Er blickt sich nicht nach euren Ehren um;
Er hat des Adlers Auge für die Ferne,
Er sieht euch nicht! — er sieht nur Sterne, Sterne.

[«]

41.

Heraklitismus.

Alles Glück auf Erden,
Freunde, giebt der Kampf!
Ja, um Freund zu werden,
Braucht es Pulverdampf!
Eins in Drei’n sind Freunde:
Brüder vor der Noth,
Gleiche vor dem Feinde,
Freie — vor dem Tod!

[«]

42.

Grundsatz der Allzufeinen.

Lieber auf den Zehen noch,
Als auf allen Vieren!
Lieber durch ein Schlüsselloch,
Als durch offne Thüren!

[«]

43.

Zuspruch.

Auf Ruhm hast du den Sinn gericht?
Dann acht’ der Lehre:
Bei Zeiten leiste frei Verzicht
Auf Ehre!

[«]

44.

Der Gründliche.

Ein Forscher ich? Oh spart diess Wort! —
Ich bin nur schwer — so manche Pfund’!
Ich falle, falle immerfort
Und endlich auf den Grund!

[«]

45.

Für immer.

„Heut komm’ ich, weil mir’s heute frommt“ —
Denkt Jeder, der für immer kommt.
Was ficht ihn an der Welt Gered’:
„Du kommst zu früh! Du kommst zu spät!“

[«]

46.

Urtheile der Müden.

Der Sonne fluchen alle Matten;
Der Bäume Werth ist ihnen — Schatten!

[«]

47.

Niedergang.

„Er sinkt, er fällt jetzt“ — höhnt ihr hin und wieder;
Die Wahrheit ist: er steigt zu euch hernieder!

Sein Ueberglück ward ihm zum Ungemach,
Sein Ueberlicht geht eurem Dunkel nach.

[«]

48.

Gegen die Gesetze.

Von heut an hängt an härner Schnur
Um meinen Hals die Stunden-Uhr:
Von heut an hört der Sterne Lauf,
Sonn’, Hahnenschrei und Schatten auf,
Und was mir je die Zeit verkünd’t,
Das ist jetzt stumm und taub und blind: —
Es schweigt mir jegliche Natur
Beim Tiktak von Gesetz und Uhr.

[«]

49.

Der Weise spricht.

Dem Volke fremd und nützlich doch dem Volke,
Zieh ich des Weges, Sonne bald, bald Wolke —
Und immer über diesem Volke!

[«]

50.

Den Kopf verloren.

Sie hat jetzt Geist — wie kam’s, dass sie ihn fand?
Ein Mann verlor durch sie jüngst den Verstand,
Sein Kopf war reich vor diesem Zeitvertreibe:
Zum Teufel gieng sein Kopf — nein! nein! zum Weibe!

[«]

51.

Fromme Wünsche.

„Mögen alle Schlüssel doch
Flugs verloren gehen,
Und in jedem Schlüsselloch
Sich der Dietrich drehen!“
Also denkt zu jeder Frist
Jeder, der — ein Dietrich ist.

[«]

52.

Mit dem Fusse schreiben.

Ich schreib nicht mit der Hand allein:
Der Fuss will stets mit Schreiber sein.
Fest, frei und tapfer läuft er mir
Bald durch das Feld, bald durchs Papier.

[«]

53.

„Menschliches, Allzumenschliches.“
Ein Buch.

Schwermüthig scheu, solang du rückwärts schaust,
Der Zukunft trauend, wo du selbst dir traust:
Oh Vogel, rechn’ ich dich den Adlern zu?
Bist du Minerva’s Liebling U-hu-hu?

[«]

54.

Meinem Leser.

Ein gut Gebiss und einen guten Magen —
Diess wünsch’ ich dir!
Und hast du erst mein Buch vertragen,
Verträgst du dich gewiss mit mir!

[«]

55.

Der realistische Maler.

„Treu die Natur und ganz!“ — Wie fängt er’s an:
Wann wäre je Natur im Bilde abgethan?
Unendlich ist das kleinste Stück der Welt! —
Er malt zuletzt davon, was ihm gefällt.
Und was gefällt ihm? Was er malen kann!

[«]

56.

Dichter-Eitelkeit.

Gebt mir Leim nur: denn zum Leime
Find’ ich selber mir schon Holz!
Sinn in vier unsinn’ge Reime
Legen — ist kein kleiner Stolz!

[«]

57.

Wählerischer Geschmack.

Wenn man frei mich wählen liesse,
Wählt’ ich gern ein Plätzchen mir
Mitten drin im Paradiese:
Gerner noch — vor seiner Thür!

[«]

58.

Die krumme Nase.

Die Nase schauet trutziglich
In’s Land, der Nüster blähet sich —
Drum fällst du, Nashorn ohne Horn,
Mein stolzes Menschlein, stets nach vorn!
Und stets beisammen find’t sich das:
Gerader Stolz, gekrümmte Nas.

[«]

59.

Die Feder kritzelt.

Die Feder kritzelt: Hölle das!
Bin ich verdammt zum Kritzeln-Müssen? —
So greif’ ich kühn zum Tintenfass
Und schreib’ mit dicken Tintenflüssen.

Wie läuft das hin, so voll, so breit!
Wie glückt mir Alles, wie ich’s treibe!
Zwar fehlt der Schrift die Deutlichkeit —
Was thut’s? Wer liest denn, was ich schreibe?

[«]

60.

Höhere Menschen.

Der steigt empor — ihn soll man loben!
Doch Jener kommt allzeit von Oben!
Der lebt dem Lobe selbst enthoben,
Der ist von Droben!

[«]

61.

Der Skeptiker spricht.

Halb ist dein Leben um,
Der Zeiger rückt, die Seele schaudert dir!
Lang schweift sie schon herum
Und sucht und fand nicht — und sie zaudert hier?
Halb ist dein Leben um:
Schmerz war’s und Irrthum, Stund’ um Stund’ dahier!
Was suchst du noch? Warum? — —
Diess eben such’ ich — Grund um Grund dafür!

[«]

62.

Ecce homo.

Ja! Ich weiss, woher ich stamme!
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr’ ich mich.
Licht wird Alles, was ich fasse,
Kohle Alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich.

[«]

63.

Sternen-Moral.

Vorausbestimmt zur Sternenbahn,
Was geht dich, Stern, das Dunkel an?

Roll’ selig hin durch diese Zeit!
Ihr Elend sei dir fremd und weit!

Der fernsten Welt gehört dein Schein:
Mitleid soll Sünde für dich sein!

Nur Ein Gebot gilt dir: sei rein!

[«]

Erstes Buch.

1.

Die Lehrer vom Zwecke des Daseins — Ich mag nun mit gutem oder bösem Blicke auf die Menschen sehen, ich finde sie immer bei Einer Aufgabe, Alle und jeden Einzelnen in Sonderheit: Das zu thun, was der Erhaltung der menschlichen Gattung frommt. Und zwar wahrlich nicht aus einem Gefühl der Liebe für diese Gattung, sondern einfach, weil Nichts in ihnen älter, stärker, unerbittlicher, unüberwindlicher ist, als jener Instinct, — weil dieser Instinct eben das Wesen unserer Art und Heerde ist. Ob man schon schnell genug mit der üblichen Kurzsichtigkeit auf fünf Schritt hin seine Nächsten säuberlich in nützliche und schädliche, gute und böse Menschen auseinander zu thun pflegt, bei einer Abrechnung im Grossen, bei einem längeren Nachdenken über das Ganze wird man gegen dieses Säubern und Auseinanderthun misstrauisch und lässt es endlich sein. Auch der schädlichste Mensch ist vielleicht immer noch der allernützlichste, in Hinsicht auf die Erhaltung der Art; denn er unterhält bei sich oder, durch seine Wirkung, bei Anderen Triebe, ohne welche die Menschheit längst erschlafft oder verfault wäre. Der Hass, die Schadenfreude, die Raub- und Herrschsucht und was Alles sonst böse genannt wird: es gehört zu der erstaunlichen Oekonomie der Arterhaltung, freilich zu einer kostspieligen, verschwenderischen und im Ganzen höchst thörichten Oekonomie: — welche aber bewiesener Maassen unser Geschlecht bisher erhalten hat. Ich weiss nicht mehr, ob du, mein lieber Mitmensch und Nächster, überhaupt zu Ungunsten der Art, also „unvernünftig“ und „schlecht“ leben kannst; Das, was der Art hätte schaden können, ist vielleicht seit vielen Jahrtausenden schon ausgestorben und gehört jetzt zu den Dingen, die selbst bei Gott nicht mehr möglich sind. Hänge deinen besten oder deinen schlechtesten Begierden nach und vor Allem: geh’ zu Grunde! — in Beidem bist du wahrscheinlich immer noch irgendwie der Förderer und Wohlthäter der Menschheit und darfst dir daraufhin deine Lobredner halten — und ebenso deine Spötter! Aber du wirst nie den finden, der dich, den Einzelnen, auch in deinem Besten ganz zu verspotten verstünde, der deine grenzenlose Fliegen- und Frosch-Armseligkeit dir so genügend, wie es sich mit der Wahrheit vertrüge, zu Gemüthe führen könnte! Ueber sich selber lachen, wie man lachen müsste, um aus der ganzen Wahrheit heraus zu lachen, — dazu hatten bisher die Besten nicht genug Wahrheitssinn und die Begabtesten viel zu wenig Genie! Es giebt vielleicht auch für das Lachen noch eine Zukunft! Dann, wenn der Satz „die Art ist Alles, Einer ist immer Keiner“ — sich der Menschheit einverleibt hat und Jedem jederzeit der Zugang zu dieser letzten Befreiung und Unverantwortlichkeit offen steht. Vielleicht wird sich dann das Lachen mit der Weisheit verbündet haben, vielleicht giebt es dann nur noch „fröhliche Wissenschaft“. Einstweilen ist es noch ganz anders, einstweilen ist die Komödie des Daseins sich selber noch nicht „bewusst geworden“, einstweilen ist es immer noch die Zeit der Tragödie, die Zeit der Moralen und Religionen. Was bedeutet das immer neue Erscheinen jener Stifter der Moralen und Religionen, jener Urheber des Kampfes um sittliche Schätzungen, jener Lehrer der Gewissensbisse und der Religionskriege? Was bedeuten diese Helden auf dieser Bühne? Denn es waren bisher die Helden derselben, und alles Uebrige, zeitweilig allein Sichtbare und Allzunahe, hat immer nur zur Vorbereitung dieser Helden gedient, sei es als Maschinerie und Coulisse oder in der Rolle von Vertrauten und Kammerdienern. (Die Poeten zum Beispiel waren immer die Kammerdiener irgend einer Moral.) — Es versteht sich von selber, dass auch diese Tragöden im Interesse der Art arbeiten, wenn sie auch glauben mögen, im Interesse Gottes und als Sendlinge Gottes zu arbeiten. Auch sie fördern das Leben der Gattung, indem sie den Glauben an das Leben fördern. „Es ist werth zu leben — so ruft ein Jeder von ihnen — es hat Etwas auf sich mit diesem Leben, das Leben hat Etwas hinter sich, unter sich, nehmt euch in Acht!“ Jener Trieb, welcher in den höchsten und gemeinsten Menschen gleichmässig waltet, der Trieb der Arterhaltung, bricht von Zeit zu Zeit als Vernunft und Leidenschaft des Geistes hervor; er hat dann ein glänzendes Gefolge von Gründen um sich und will mit aller Gewalt vergessen machen, dass er im Grunde Trieb, Instinct, Thorheit, Grundlosigkeit ist. Das Leben soll geliebt werden, denn! Der Mensch soll sich und seinen Nächsten fördern, denn! Und wie alle diese Soll’s und Denn’s heissen und in Zukunft noch heissen mögen! Damit Das, was nothwendig und immer, von sich aus und ohne allen Zweck geschieht, von jetzt an auf einen Zweck hin gethan erscheine und dem Menschen als Vernunft und letztes Gebot einleuchte, — dazu tritt der ethische Lehrer auf, als der Lehrer vom Zweck des Daseins; dazu erfindet er ein zweites und anderes Dasein und hebt mittelst seiner neuen Mechanik dieses alte gemeine Dasein aus seinen alten gemeinen Angeln. Ja! er will durchaus nicht, dass wir über das Dasein lachen, noch auch über uns, — noch auch über ihn; für ihn ist Einer immer Einer, etwas Erstes und Letztes und Ungeheures, für ihn giebt es keine Art, keine Summen, keine Nullen. Wie thöricht und schwärmerisch auch seine Erfindungen und Schätzungen sein mögen, wie sehr er den Gang der Natur verkennt und ihre Bedingungen verleugnet: — und alle Ethiken waren zeither bis zu dem Grade thöricht und widernatürlich, dass an jeder von ihnen die Menschheit zu Grunde gegangen sein würde, falls sie sich der Menschheit bemächtigt hätte — immerhin! jedesmal wenn „der Held“ auf die Bühne trat, wurde etwas Neues erreicht, das schauerliche Gegenstück des Lachens, jene tiefe Erschütterung vieler Einzelner bei dem Gedanken: „ja, es ist werth zu leben! ja, ich bin werth zu leben!“ — das Leben und ich und du und wir Alle einander wurden uns wieder einmal für einige Zeit interessant. — Es ist nicht zu leugnen, dass auf die Dauer über jeden Einzelnen dieser grossen Zwecklehrer bisher das Lachen und die Vernunft und die Natur Herr geworden ist: die kurze Tragödie gieng schliesslich immer in die ewige Komödie des Daseins über und zurück, und die „Wellen unzähligen Gelächters“ — mit Aeschylus zu reden — müssen zuletzt auch über den grössten dieser Tragöden noch hinwegschlagen. Aber bei alle diesem corrigirenden Lachen ist im Ganzen doch durch diess immer neue Erscheinen jener Lehrer vom Zweck des Daseins die menschliche Natur verändert worden, — sie hat jetzt ein Bedürfniss mehr, eben das Bedürfniss nach dem immer neuen Erscheinen solcher Lehrer und Lehren vom „Zweck“. Der Mensch ist allmählich zu einem phantastischen Thiere geworden, welches eine Existenz-Bedingung mehr, als jedes andere Thier, zu erfüllen hat: der Mensch muss von Zeit zu Zeit glauben, zu wissen, warum er existirt, seine Gattung kann nicht gedeihen ohne ein periodisches Zutrauen zu dem Leben! Ohne Glauben an die Vernunft im Leben! Und immer wieder wird von Zeit zu Zeit das menschliche Geschlecht decretiren: „es giebt Etwas, über das absolut nicht mehr gelacht werden darf!“ Und der vorsichtigste Menschenfreund wird hinzufügen: „nicht nur das Lachen und die fröhliche Weisheit, sondern auch das Tragische mit all seiner erhabenen Unvernunft gehört unter die Mittel und Nothwendigkeiten der Arterhaltung!“ — Und folglich! Folglich! Folglich! Oh versteht ihr mich, meine Brüder? Versteht ihr dieses neue Gesetz der Ebbe und Fluth? Auch wir haben unsere Zeit!

[«]

2.

Das intellectuale Gewissen. — Ich mache immer wieder die gleiche Erfahrung und sträube mich ebenso immer von Neuem gegen sie, ich will es nicht glauben, ob ich es gleich mit Händen greife: den Allermeisten fehlt das intellectuale Gewissen; ja es wollte mir oft scheinen, als ob man mit der Forderung eines solchen in den volkreichsten Städten einsam wie in der Wüste sei. Es sieht dich Jeder mit fremden Augen an und handhabt seine Wage weiter, diess gut, jenes böse nennend; es macht Niemandem eine Schamröthe, wenn du merken lässest, dass diese Gewichte nicht vollwichtig sind, — es macht auch keine Empörung gegen dich: vielleicht lacht man über deinen Zweifel. Ich will sagen: die Allermeisten finden es nicht verächtlich, diess oder jenes zu glauben und darnach zu leben, ohne sich vorher der letzten und sichersten Gründe für und wider bewusst worden zu sein und ohne sich auch nur die Mühe um solche Gründe hinterdrein zu geben, — die begabtesten Männer und die edelsten Frauen gehören noch zu diesen „Allermeisten“. Was ist mir aber Gutherzigkeit, Feinheit und Genie, wenn der Mensch dieser Tugenden schlaffe Gefühle im Glauben und Urtheilen bei sich duldet, wenn das Verlangen nach Gewissheit ihm nicht als die innerste Begierde und tiefste Noth gilt, — als Das, was die höheren Menschen von den niederen scheidet! Ich fand bei gewissen Frommen einen Hass gegen die Vernunft vor und war ihnen gut dafür: so verrieth sich doch wenigstens noch das böse intellectuale Gewissen! Aber inmitten dieser rerum concordia discors und der ganzen wundervollen Ungewissheit und Vieldeutigkeit des Daseins stehen und nicht fragen, nicht zittern vor Begierde und Lust des Fragens, nicht einmal den Fragenden hassen, vielleicht gar noch an ihm sich matt ergötzen — das ist es, was ich als verächtlich empfinde, und diese Empfindung ist es, nach der ich zuerst bei Jedermann suche: — irgend eine Narrheit überredet mich immer wieder, jeder Mensch habe diese Empfindung, als Mensch. Es ist meine Art von Ungerechtigkeit.

[«]

3.

Edel und Gemein. — Den gemeinen Naturen erscheinen alle edlen, grossmüthigen Gefühle als unzweckmässig und desshalb zu allererst als unglaubwürdig: sie zwinkern mit den Augen, wenn sie von dergleichen hören, und scheinen sagen zu wollen „es wird wohl irgend ein guter Vortheil dabei sein, man kann nicht durch alle Wände sehen“: — sie sind argwöhnisch gegen den Edlen, als ob er den Vortheil auf Schleichwegen suche. Werden sie von der Abwesenheit selbstischer Absichten und Gewinnste allzu deutlich überzeugt, so gilt ihnen der Edle als eine Art von Narren: sie verachten ihn in seiner Freude und lachen über den Glanz seiner Augen. „Wie kann man sich darüber freuen im Nachtheil zu sein, wie kann man mit offnen Augen in Nachtheil gerathen wollen! Es muss eine Krankheit der Vernunft mit der edlen Affection verbunden sein“ — so denken sie und blicken geringschätzig dabei: wie sie die Freude geringschätzen, welche der Irrsinnige von seiner fixen Idee her hat. Die gemeine Natur ist dadurch ausgezeichnet, dass sie ihren Vortheil unverrückt im Auge behält und dass diess Denken an Zweck und Vortheil selbst stärker, als die stärksten Triebe in ihr ist: sich durch jene Triebe nicht zu unzweckmässigen Handlungen verleiten lassen — das ist ihre Weisheit und ihr Selbstgefühl. Im Vergleich mit ihr ist die höhere Natur die unvernünftigere: — denn der Edle, Grossmüthige, Aufopfernde unterliegt in der That seinen Trieben, und in seinen besten Augenblicken pausirt seine Vernunft. Ein Thier, das mit Lebensgefahr seine Jungen beschützt oder in der Zeit der Brunst dem Weibchen auch in den Tod folgt, denkt nicht an die Gefahr und den Tod, seine Vernunft pausirt ebenfalls, weil die Lust an seiner Brut oder an dem Weibchen und die Furcht, dieser Lust beraubt zu werden es ganz beherrschen; es wird dümmer, als es sonst ist, gleich dem Edlen und Grossmüthigen. Dieser besitzt einige Lust- und Unlust-Gefühle in solcher Stärke, dass der Intellect dagegen schweigen oder sich zu ihrem Dienste hergeben muss: es tritt dann bei ihnen das Herz in den Kopf und man spricht nunmehr von „Leidenschaft“. (Hier und da kommt auch wohl der Gegensatz dazu und gleichsam die „Umkehrung der Leidenschaft“ vor, zum Beispiel bei Fontenelle, dem Jemand einmal die Hand auf das Herz legte, mit den Worten: „Was Sie da haben, mein Theuerster, ist auch Gehirn“.) Die Unvernunft oder Quervernunft der Leidenschaft ist es, die der Gemeine am Edlen verachtet, zumal wenn diese sich auf Objecte richtet, deren Werth ihm ganz phantastisch und willkürlich zu sein scheint. Er ärgert sich über Den, welcher der Leidenschaft des Bauches unterliegt, aber er begreift doch den Reiz, welcher hier den Tyrannen macht; aber er begreift es nicht, wie man zum Beispiel einer Leidenschaft der Erkenntniss zu Liebe seine Gesundheit und Ehre auf’s Spiel setzen könne. Der Geschmack der höheren Natur richtet sich auf

Ausnahmen, auf Dinge, die gewöhnlich kalt lassen und keine Süssigkeit zu haben scheinen; die höhere Natur hat ein singuläres Werthmaass. Dazu ist sie meistens des Glaubens, nicht ein singuläres Werthmaass in ihrer Idiosynkrasie des Geschmacks zu haben, sie setzt vielmehr ihre Werthe und Unwerthe als die überhaupt gültigen Werthe und Unwerthe an, und geräth damit in's Unverständliche und Unpraktische. Es ist sehr selten, dass eine höhere Natur soviel Vernunft übrig behält, um Alltags-Menschen als solche zu verstehen und zu behandeln: zu allermeist glaubt sie an ihre Leidenschaft als an die verborgen gehaltene Leidenschaft Aller und ist gerade in diesem Glauben voller Gluth und Beredtsamkeit. Wenn nun solche Ausnahme-Menschen sich selber nicht als Ausnahmen fühlen, wie sollten sie jemals die gemeinen Naturen verstehen und die Regel billig abschätzen können! — und so reden auch sie von der Thorheit, Zweckwidrigkeit und Phantasterei der Menschheit, voller Verwunderung, wie toll die Welt laufe und warum sie sich nicht zu dem bekennen wolle, was „ihr Noth thue“. — Diess ist die ewige Ungerechtigkeit der Edlen.

[«]

4.

Das Arterhaltende. — Die stärksten und bösesten Geister haben bis jetzt die Menschheit am meisten vorwärts gebracht: sie entzündeten immer wieder die einschlafenden Leidenschaften — alle geordnete Gesellschaft schläfert die Leidenschaften ein —, sie weckten immer wieder den Sinn der Vergleichung, des Widerspruchs, der Lust am Neuen, Gewagten, Unerprobten, sie zwangen die Menschen, Meinungen gegen Meinungen, Musterbilder gegen Musterbilder zu stellen. Mit den Waffen, mit Umsturz der Grenzsteine, durch Verletzung der Pietäten zumeist: aber auch durch neue Religionen und Moralen! Die selbe „Bosheit“ ist in jedem Lehrer und Prediger des Neuen, — welche einen Eroberer verrufen macht, wenn sie auch sich feiner äussert, nicht sogleich die Muskeln in Bewegung setzt und eben desshalb auch nicht so verrufen macht! Das Neue ist aber unter allen Umständen das Böse, als Das, was erobern, die alten Grenzsteine und die alten Pietäten umwerfen will; und nur das Alte ist das Gute! Die guten Menschen jeder Zeit sind die, welche die alten Gedanken in die Tiefe graben und mit ihnen Frucht tragen, die Ackerbauer des Geistes. Aber jedes Land wird endlich ausgenützt, und immer wieder muss die Pflugschar des Bösen kommen. — Es giebt jetzt eine gründliche Irrlehre der Moral, welche namentlich in England sehr gefeiert wird: nach ihr sind die Urtheile „gut“ und „böse“ die Aufsammlung der Erfahrungen über „zweckmässig“ und „unzweckmässig“; nach ihr ist das Gut-Genannte das Arterhaltende, das Bös-Genannte aber das der Art Schädliche. In Wahrheit sind aber die bösen Triebe in eben so hohem Grade zweckmässig, arterhaltend und unentbehrlich wie die guten: — nur ist ihre Function eine verschiedene.

[«]

5.

Unbedingte Pflichten. — Alle Menschen, welche fühlen, dass sie die stärksten Worte und Klänge, die beredtesten Gebärden und Stellungen nöthig haben, um überhaupt zu wirken, Revolutions-Politiker, Socialisten, Bussprediger mit und ohne Christenthum, bei denen allen es keine halben Erfolge geben darf: alle diese reden von „Pflichten“, und zwar immer von Pflichten mit dem Charakter des Unbedingten — ohne solche hätten sie kein Recht zu ihrem grossen Pathos: das wissen sie recht wohl! So greifen sie nach Philosophieen der Moral, welche irgend einen kategorischen Imperativ predigen, oder sie nehmen ein gutes Stück Religion in sich hinein, wie diess zum Beispiel Mazzini gethan hat. Weil sie wollen, dass ihnen unbedingt vertraut werde, haben sie zuerst nöthig, dass sie sich selber unbedingt vertrauen, auf Grund irgend eines letzten indiscutabeln und an sich erhabenen Gebotes, als dessen Diener und Werkzeuge sie sich fühlen und ausgeben möchten. Hier haben wir die natürlichsten und meistens sehr einflussreichen Gegner der moralischen Aufklärung und Skepsis: aber sie sind selten. Dagegen giebt es eine sehr umfängliche Classe dieser Gegner überall dort, wo das Interesse die Unterwerfung lehrt, während Ruf und Ehre die Unterwerfung zu verbieten scheinen. Wer sich entwürdigt fühlt bei dem Gedanken, das Werkzeug eines Fürsten oder einer Partei und Secte oder gar einer Geldmacht zu sein, zum Beispiel als Abkömmling einer alten, stolzen Familie, aber eben diess Werkzeug sein will oder sein muss, vor sich und vor der Oeffentlichkeit, der hat pathetische Principien nöthig, die man jederzeit in den Mund nehmen kann: — Principien eines unbedingten Sollens, welchen man sich ohne Beschämung unterwerfen und unterworfen zeigen darf. Alle feinere Servilität hält am kategorischen Imperativ fest und ist der Todfeind Derer, welche der Pflicht den unbedingten Charakter nehmen wollen: so fordert es von ihnen der Anstand, und nicht nur der Anstand.

[«]

6.

Verlust an Würde. — Das Nachdenken ist um all seine Würde der Form gekommen, man hat das Ceremoniell und die feierliche Gebärde des Nachdenkens zum Gespött gemacht und würde einen weisen Mann alten Stils nicht mehr aushalten. Wir denken zu rasch, und unterwegs, und mitten im Gehen, mitten in Geschäften aller Art, selbst wenn wir an das Ernsthafteste denken; wir brauchen wenig Vorbereitung, selbst wenig Stille: — es ist, als ob wir eine unaufhaltsam rollende Maschine im Kopfe herumtrügen, welche selbst unter den ungünstigsten Umständen noch arbeitet. Ehemals sah man es Jedem an, dass er einmal denken wollte — es war wohl die Ausnahme! —, dass er jetzt weiser werden wollte und sich auf einen Gedanken gefasst machte: man zog ein Gesicht dazu, wie zu einem Gebet, und hielt den Schritt an; ja man stand stundenlang auf der Strasse still, wenn der Gedanke „kam“ — auf einem oder auf zwei Beinen. So war es „der Sache würdig“!

[«]

7.

Etwas für Arbeitsame. — Wer jetzt aus den moralischen Dingen ein Studium machen will, eröffnet sich ein ungeheures Feld der Arbeit. Alle Arten Passionen müssen einzeln durchdacht, einzeln durch Zeiten, Völker, grosse und kleine Einzelne verfolgt werden; ihre ganze Vernunft und alle ihre Werthschätzungen und Beleuchtungen der Dinge sollen an’s Licht hinaus! Bisher hat alles Das, was dem Dasein Farbe gegeben hat, noch keine Geschichte: oder wo gäbe es eine Geschichte der Liebe, der Habsucht, des Neides, des Gewissens, der Pietät, der Grausamkeit? Selbst eine vergleichende Geschichte des Rechtes, oder auch nur der Strafe, fehlt bisher vollständig. Hat man schon die verschiedene Eintheilung des Tages, die Folgen einer regelmässigen Festsetzung von Arbeit, Fest und Ruhe zum Gegenstand der Forschung gemacht? Kennt man die moralischen Wirkungen der Nahrungsmittel? Giebt es eine Philosophie der Ernährung? (Der immer wieder losbrechende Lärm für und wider den Vegetarianismus beweist schon, dass es noch keine solche Philosophie giebt!) Sind die Erfahrungen über das

Zusammenleben, zum Beispiel die Erfahrungen der Klöster, schon gesammelt? Ist die Dialektik der Ehe und Freundschaft schon dargestellt? Die Sitten der Gelehrten, der Kaufleute, Künstler, Handwerker, — haben sie schon ihre Denker gefunden? Es ist so viel daran zu denken! Alles, was bis jetzt die Menschen als ihre „Existenz-Bedingungen“ betrachtet haben, und alle Vernunft, Leidenschaft und Aberglauben an dieser Betrachtung, — ist diess schon zu Ende erforscht? Allein die Beobachtung des verschiedenen Wachsthums, welches die menschlichen Triebe je nach dem verschiedenen moralischen Klima gehabt haben und noch haben könnten, giebt schon zu viel der Arbeit für den Arbeitsamsten; es bedarf ganzer Geschlechter und planmässig zusammen arbeitender Geschlechter von Gelehrten, um hier die Gesichtspuncte und das Material zu erschöpfen. Das Selbe gilt von der Nachweisung der Gründe für die Verschiedenheit des moralischen Klimas („wesshalb leuchtet hier diese Sonne eines moralischen Grundurtheils und Hauptwerthmessers — und dort jene?“). Und wieder eine neue Arbeit ist es, welche die Irrthümlichkeit aller dieser Gründe und das ganze Wesen des bisherigen moralischen Urtheils feststellt. Gesetzt, alle diese Arbeiten seien gethan, so träte die heikeligste aller Fragen in den Vordergrund, ob die Wissenschaft im Stande sei, Ziele des Handelns zu geben, nachdem sie bewiesen hat, dass sie solche nehmen und vernichten kann — und dann würde ein Experimentiren am Platze sein, an dem jede Art von Heroismus sich befriedigen könnte, ein Jahrhunderte langes Experimentiren, welches alle grossen Arbeiten und Aufopferungen der bisherigen Geschichte in Schatten stellen könnte. Bisher hat die Wissenschaft ihre Cyklopen-Bauten noch nicht gebaut; auch dafür wird die Zeit kommen.

[«]

8.

Unbewusste Tugenden. — Alle Eigenschaften eines Menschen, deren er sich bewusst ist — und namentlich, wenn er deren Sichtbarkeit und Evidenz auch für seine Umgebung voraussetzt — stehen unter ganz anderen Gesetzen der Entwickelung, als jene Eigenschaften, welche ihm unbekannt oder schlecht bekannt sind und die sich auch vor dem Auge des feineren Beobachters durch ihre Feinheit verbergen und wie hinter das Nichts zu verstecken wissen. So steht es mit den feinen Sculpturen auf den Schuppen der Reptilien: es würde ein Irrthum sein, in ihnen einen Schmuck oder eine Waffe zu vermuthen — denn man sieht sie erst mit dem Mikroskop, also mit einem so künstlich verschärften Auge, wie es ähnliche

Thiere, für welche es etwa Schmuck oder Waffe zu bedeuten hätte, nicht besitzen! Unsere sichtbaren moralischen Qualitäten, und namentlich unsere sichtbar geglaubten gehen ihren Gang, — und die unsichtbaren ganz gleichnamigen, welche uns in Hinsicht auf Andere weder Schmuck noch Waffe sind, gehen auch ihren Gang: einen ganz anderen wahrscheinlich, und mit Linien und Feinheiten und Sculpturen, welche vielleicht einem Gotte mit einem göttlichen Mikroskope Vergnügen machen könnten. Wir haben zum Beispiel unsern Fleiss, unsern Ehrgeiz, unsern Scharfsinn: alle Welt weiss darum —, und ausserdem haben wir wahrscheinlich noch einmal unseren Fleiss, unseren Ehrgeiz, unseren Scharfsinn; aber für diese unsere Reptilien-Schuppen ist das Mikroskop noch nicht erfunden! — Und hier werden die Freunde der instinctiven Moralität sagen: „Bravo! Er hält wenigstens unbewusste Tugenden für möglich, — das genügt uns!“ — Oh ihr Genügsamen!

[«]

9.

Unsere Eruptionen. — Unzähliges, was sich die Menschheit auf früheren Stufen aneignete, aber so schwach und embryonisch, dass es Niemand als angeeignet wahrzunehmen wusste, stösst plötzlich, lange darauf, vielleicht nach Jahrhunderten, an’s Licht: es ist inzwischen stark und reif geworden. Manchen Zeitaltern scheint diess oder jenes Talent, diese oder jene Tugend ganz zu fehlen, wie manchen Menschen: aber man warte nur bis auf die Enkel und Enkelskinder, wenn man Zeit hat, zu warten, — sie bringen das Innere ihrer Grossväter an die Sonne, jenes Innere, von dem die Grossväter selbst noch Nichts wussten. Oft ist schon der Sohn der Verräther seines Vaters: dieser versteht sich selber besser, seit er seinen Sohn hat. Wir haben Alle verborgene Gärten und Pflanzungen in uns; und, mit einem andern Gleichnisse, wir sind Alle wachsende Vulcane, die ihre Stunde der Eruption haben werden: — wie nahe aber oder wie ferne diese ist, das freilich weiss Niemand, selbst der liebe Gott nicht.

[«]

10.

Eine Art von Atavismus. — Die seltenen Menschen einer Zeit verstehe ich am liebsten als plötzlich auftauchende Nachschösslinge vergangener Culturen und deren Kräften: gleichsam als den Atavismus eines Volkes und seiner Gesittung: — so ist wirklich Etwas noch an ihnen zu verstehen! Jetzt erscheinen sie fremd, selten, ausserordentlich: und wer diese Kräfte in sich fühlt, hat sie gegen eine widerstrebende andere Welt zu pflegen, zu vertheidigen, zu ehren, gross zu ziehen: und so wird er damit entweder ein grosser Mensch oder ein verrückter und absonderlicher, sofern er überhaupt nicht bei Zeiten zu Grunde geht. Ehedem waren diese selben Eigenschaften gewöhnlich und galten folglich als gemein: sie zeichneten nicht aus. Vielleicht wurden sie gefordert, vorausgesetzt; es war unmöglich, mit ihnen gross zu werden, und schon desshalb, weil die Gefahr fehlte, mit ihnen auch toll und einsam zu werden. — Die erhaltenden Geschlechter und Kasten eines Volkes sind es vornehmlich, in denen solche Nachschläge alter Triebe vorkommen, während keine Wahrscheinlichkeit für solchen Atavismus ist, wo Rassen, Gewohnheiten, Werthschätzungen zu rasch wechseln. Das Tempo bedeutet nämlich unter den Kräften der Entwickelung bei Völkern ebensoviel wie bei der Musik; für unseren Fall ist durchaus ein Andante der Entwickelung nothwendig, als das Tempo eines leidenschaftlichen und langsamen Geistes: — und der Art ist ja der Geist conservativer Geschlechter.

[«]

11.

Das Bewusstsein. — Die Bewusstheit ist die letzte und späteste Entwickelung des Organischen und folglich auch das Unfertigste und Unkräftigste daran. Aus der Bewusstheit stammen unzählige Fehlgriffe, welche machen, dass ein Thier, ein Mensch zu Grunde geht, früher als es nöthig wäre, „über das Geschick“, wie Homer sagt. Wäre nicht der erhaltende Verband der Instincte so überaus viel mächtiger, diente er nicht im Ganzen als Regulator: an ihrem verkehrten Urtheilen und Phantasiren mit offenen Augen, an ihrer Ungründlichkeit und Leichtgläubigkeit, kurz eben an ihrer Bewusstheit müsste die Menschheit zu Grunde gehen: oder vielmehr, ohne jenes gäbe es diese längst nicht mehr! Bevor eine Function ausgebildet und reif ist, ist sie eine Gefahr des Organismus: gut, wenn sie so lange tüchtig tyrannisirt wird! So wird die Bewusstheit tüchtig tyrannisirt — und nicht am wenigsten von dem Stolze darauf! Man denkt, hier sei der Kern des Menschen;

sein Bleibendes, Ewiges, Letztes, Ursprünglichstes! Man hält die Bewusstheit für eine feste gegebene Grösse! Leugnet ihr Wachsthum, ihre Intermittenzen! Nimmt sie als „Einheit des Organismus“! — Diese lächerliche Ueberschätzung und Verkennung des Bewusstseins hat die grosse Nützlichkeit zur Folge, dass damit eine allzuschnelle Ausbildung desselben verhindert worden ist. Weil die Menschen die Bewusstheit schon zu haben glaubten, haben sie sich wenig Mühe darum gegeben, sie zu erwerben — und auch jetzt noch steht es nicht anders! Es ist immer noch eine ganz neue und eben erst dem menschlichen Auge aufdämmernde, kaum noch deutlich erkennbare Aufgabe, das Wissen sich einzuverleiben und instinctiv zu machen, — eine Aufgabe, welche nur von Denen gesehen wird, die begriffen haben, dass bisher nur unsere Irrthümer uns einverleibt waren und dass alle unsere Bewusstheit sich auf Irrthümer bezieht!

[«]

12.

Vom Ziele der Wissenschaft. — Wie? Das letzte Ziel der Wissenschaft sei, dem Menschen möglichst viel Lust und möglichst wenig Unlust zu schaffen? Wie, wenn nun Lust und Unlust so mit einem Stricke zusammengeknüpft wären, dass, wer möglichst viel von der einen haben will, auch möglichst viel von der andern haben muss, — dass, wer das „Himmelhoch-Jauchzen“ lernen will, sich auch für das „zum-Tode-betrübt“ bereit halten muss? Und so steht es vielleicht! Die Stoiker glaubten wenigstens, dass es so stehe, und waren consequent, als sie nach möglichst wenig Lust begehrten, um möglichst wenig Unlust vom Leben zu haben (wenn man den Spruch im Munde führte „Der Tugendhafte ist der Glücklichste“, so hatte man in ihm sowohl ein Aushängeschild der Schule für die grosse Masse, als auch eine casuistische Feinheit für die Feinen). Auch heute noch habt ihr die Wahl: entweder möglichst wenig Unlust, kurz Schmerzlosigkeit — und im Grunde dürften Socialisten und Politiker aller Parteien ihren Leuten ehrlicher Weise nicht mehr verheissen — oder möglichst viel Unlust als Preis für das Wachsthum einer Fülle von feinen und bisher selten gekosteten Lüsten und Freuden! Entschliesst ihr euch für das Erstere, wollt ihr also die Schmerzhaftigkeit der Menschen herabdrücken und vermindern, nun, so müsst ihr auch ihre Fähigkeit zur Freude herabdrücken und vermindern. In der That kann man mit der Wissenschaft das eine wie das andere Ziel fördern!

Vielleicht ist sie jetzt noch bekannter wegen ihrer Kraft, den Menschen um seine Freuden zu bringen, und ihn kälter, statuenhafter, stoischer zu machen. Aber sie könnte auch noch als die grosse Schmerzbringerin entdeckt werden! — Und dann würde vielleicht zugleich ihre Gegenkraft entdeckt sein, ihr ungeheures Vermögen, neue Sternenwelten der Freude aufleuchten zu lassen!

[«]

13.

Zur Lehre vom Machtgefühl. — Mit Wohlthun und Wehethun übt man seine Macht an Andern aus — mehr will man dabei nicht! Mit Wehethun an Solchen, denen wir unsere Macht erst fühlbar machen müssen; denn der Schmerz ist ein viel empfindlicheres Mittel dazu als die Lust: — der Schmerz fragt immer nach der Ursache, während die Lust geneigt ist, bei sich selber stehen zu bleiben und nicht rückwärts zu schauen. Mit Wohlthun und Wohlwollen an Solchen, die irgendwie schon von uns abhängen (das heisst gewohnt sind, an uns als ihre Ursache zu denken); wir wollen ihre Macht mehren, weil wir so die unsere mehren, oder wir wollen ihnen den Vortheil zeigen, den es hat, in unserer Macht zu stehen, — so werden sie mit ihrer Lage zufriedener und gegen die Feinde unserer Macht feindseliger und kampfbereiter sein. Ob wir beim Wohl- oder Wehethun Opfer bringen, verändert den letzten Werth unserer Handlungen nicht; selbst wenn wir unser Leben daran setzen, wie der Märtyrer zu Gunsten seiner Kirche, es ist ein Opfer, gebracht unserem Verlangen nach Macht, oder zum Zweck der Erhaltung unseres Machtgefühls. Wer da empfindet „ich bin im Besitz der Wahrheit“, wie viel Besitzthümer lässt der nicht fahren, um diese Empfindung zu retten! Was wirft er nicht Alles über Bord, um sich „oben“ zu erhalten, — das heisst über den Andern, welche der „Wahrheit“ ermangeln! Gewiss ist der Zustand, wo wir wehe thun, selten so angenehm, so ungemischt-angenehm, wie der, in welchem wir wohl thun, — es ist ein Zeichen, dass uns noch Macht fehlt, oder verräth den Verdruss über diese Armuth, es bringt neue Gefahren und Unsicherheiten für unseren vorhandenen Besitz von Macht mit sich und umwölkt unsern Horizont durch die Aussicht auf Rache, Hohn, Strafe, Misserfolg. Nur für die reizbarsten und begehrlichsten Menschen des Machtgefühles mag es lustvoller sein, dem Widerstrebenden das Siegel der Macht aufzudrücken; für solche, denen der Anblick des bereits Unterworfenen (als welcher der Gegenstand des

Wohlwollens ist) Last und Langeweile macht. Es kommt darauf an, wie man gewöhnt ist, sein Leben zu würzen; es ist eine Sache des Geschmackes, ob man lieber den langsamen oder den plötzlichen, den sicheren oder den gefährlichen und verwegenen Machtzuwachs haben will, — man sucht diese oder jene Würze immer nach seinem Temperamente. Eine leichte Beute ist stolzen Naturen etwas Verächtliches, sie empfinden ein Wohlgefühl erst beim Anblick ungebrochener Menschen, welche ihnen Feind werden könnten, und ebenso beim Anblick aller schwer zugänglichen Besitzthümer; gegen den Leidenden sind sie oft hart, denn er ist ihres Strebens und Stolzes nicht werth, — aber um so verbindlicher zeigen sie sich gegen die Gleichen, mit denen ein Kampf und Ringen jedenfalls ehrenvoll wäre, wenn sich einmal eine Gelegenheit dazu finden sollte. Unter dem Wohlgefühle dieser Perspective haben sich die Menschen der ritterlichen Kaste gegen einander an eine ausgesuchte Höflichkeit gewöhnt. — Mitleid ist das angenehmste Gefühl bei Solchen, welche wenig stolz sind und keine Aussicht auf grosse Eroberungen haben: für sie ist die leichte Beute — und das ist jeder Leidende — etwas Entzückendes. Man rühmt das Mitleid als die Tugend der Freudenmädchen.

[«]

14.

Was Alles Liebe genannt wird. — Habsucht und Liebe: wie verschieden empfinden wir bei jedem dieser Worte! — und doch könnte es der selbe Trieb sein, zweimal benannt, das eine Mal verunglimpft vom Standpuncte der bereits Habenden aus, in denen der Trieb etwas zur Ruhe gekommen ist und die nun für ihre „Habe“ fürchten; das andere Mal vom Standpuncte der Unbefriedigten, Durstigen aus, und daher verherrlicht als „gut“. Unsere Nächstenliebe — ist sie nicht ein Drang nach neuem Eigenthum? Und ebenso unsere Liebe zum Wissen, zur Wahrheit und überhaupt all jener Drang nach Neuigkeiten? Wir werden des Alten, sicher Besessenen allmählich überdrüssig und strecken die Hände wieder aus; selbst die schönste Landschaft, in der wir drei Monate leben, ist unserer Liebe nicht mehr gewiss, und irgend eine fernere Küste reizt unsere Habsucht an: der Besitz wird durch das Besitzen zumeist geringer. Unsere Lust an uns selber will sich so aufrecht erhalten, dass sie immer wieder etwas Neues in uns selber verwandelt, — das eben heisst Besitzen. Eines Besitzes überdrüssig werden, das ist:

unserer selber überdrüssig werden. (Man kann auch am Zuviel leiden, — auch die Begierde, wegzuwerfen, auszutheilen, kann sich den Ehrennamen „Liebe“ zulegen.) Wenn wir Jemanden leiden sehen, so benutzen wir gerne die jetzt gebotene Gelegenheit, Besitz von ihm zu ergreifen; diess thut zum Beispiel der Wohlthätige und Mitleidige, auch er nennt die in ihm erweckte Begierde nach neuem Besitz „Liebe“, und hat seine Lust dabei wie bei einer neuen ihm winkenden Eroberung. Am deutlichsten aber verräth sich die Liebe der Geschlechter als Drang nach Eigenthum: der Liebende will den unbedingten Alleinbesitz der von ihm ersehnten Person, er will eine ebenso unbedingte Macht über ihre Seele wie ihren Leib, er will allein geliebt sein und als das Höchste und Begehrenswertheste in der andern Seele wohnen und herrschen. Erwägt man, dass diess nichts Anderes heisst, als alle Welt von einem kostbaren Gute, Glücke und Genusse ausschliessen: erwägt man, dass der Liebende auf die Verarmung und Entbehrung aller anderen Mitbewerber ausgeht und zum Drachen seines goldenen Hortes werden möchte, als der rücksichtsloseste und selbstsüchtigste aller „Eroberer“ und Ausbeuter: erwägt man endlich, dass dem Liebenden selber die ganze andere Welt gleichgültig, blass, werthlos erscheint und er jedes Opfer zu bringen, jede Ordnung zu stören, jedes Interesse hintennach zu setzen bereit ist: so wundert man sich in der That, dass diese wilde Habsucht und Ungerechtigkeit der Geschlechtsliebe dermaassen verherrlicht und vergöttlicht worden ist, wie zu allen Zeiten geschehen, ja, dass man aus dieser Liebe den Begriff Liebe als den Gegensatz des Egoismus hergenommen hat, während sie vielleicht gerade der unbefangenste Ausdruck des Egoismus ist. Hier haben offenbar die Nichtbesitzenden und Begehrenden den Sprachgebrauch gemacht, — es gab wohl ihrer immer zu viele. Solche, welchen auf diesem Bereiche viel Besitz und Sättigung gegönnt war, haben wohl hier und da ein Wort vom „wüthenden Dämon“ fallen lassen, wie jener liebenswürdigste und geliebteste aller Athener, Sophokles: aber Eros lachte jederzeit über solche Lästerer, — es waren immer gerade seine grössten Lieblinge. — Es giebt wohl hier und da auf Erden eine Art Fortsetzung der Liebe, bei der jenes habsüchtige Verlangen zweier Personen nach einander einer neuen Begierde und Habsucht, einem gemeinsamen höheren Durste nach einem über ihnen stehenden Ideale gewichen ist: aber wer kennt diese Liebe? Wer hat sie erlebt? Ihr rechter Name ist Freundschaft.

[«]

15.

Aus der Ferne. — Dieser Berg macht die ganze Gegend, die er beherrscht, auf alle Weise reizend und bedeutungsvoll: nachdem wir diess uns zum hundertsten Male gesagt haben, sind wir so unvernünftig und so dankbar gegen ihn gestimmt, dass wir glauben, er, der Geber dieses Reizes, müsse selber das Reizvollste der Gegend sein — und so steigen wir auf ihn hinauf und sind enttäuscht. Plötzlich ist er selber, und die ganze Landschaft um uns, unter uns wie entzaubert; wir hatten vergessen, dass manche Grösse, wie manche Güte, nur auf eine gewisse Distanz hin gesehen werden will, und durchaus von unten, nicht von oben, — so allein wirkt sie. Vielleicht kennst du Menschen in deiner Nähe, die sich selber nur aus einer gewissen Ferne ansehen dürfen, um sich überhaupt erträglich oder anziehend und kraftgebend zu finden; die Selbsterkenntnis ist ihnen zu widerrathen.

[«]

16.

Ueber den Steg. — Im Verkehre mit Personen, welche gegen ihre Gefühle schamhaft sind, muss man sich verstellen können; sie empfinden einen plötzlichen Hass gegen Den, welcher sie auf einem zärtlichen oder schwärmerischen und hochgehenden Gefühle ertappt, wie als ob er ihre Heimlichkeiten gesehen habe. Will man ihnen in solchen Augenblicken wohl thun, so mache man sie lachen oder sage irgend eine kalte scherzhafte Bosheit: — ihr Gefühl erfriert dabei, und sie sind ihrer wieder mächtig. Doch ich gebe die Moral vor der Geschichte. — Wir sind uns Einmal im Leben so nahe gewesen, dass Nichts unsere Freund- und Bruderschaft mehr zu hemmen schien und nur noch ein kleiner Steg zwischen uns war. Indem du ihn eben betreten wolltest, fragte ich dich: „willst du zu mir über den Steg?“ — Aber da wolltest du nicht mehr; und als ich nochmals bat, schwiegst du. Seitdem sind Berge und reissende Ströme, und was nur trennt und fremd macht, zwischen uns geworfen, und wenn wir auch zu einander wollten, wir könnten es nicht mehr! Gedenkst du aber jetzt jenes kleinen Steges, so hast du nicht Worte mehr, — nur noch Schluchzen und Verwunderung.

[«]

17.

Seine Armuth motiviren. — Wir können freilich durch kein Kunststück aus einer armen Tugend eine reiche, reichfliessende machen, aber wohl können wir ihre Armuth schön in die Nothwendigkeit umdeuten, sodass ihr Anblick uns nicht mehr wehe thut, und wir ihrethalben dem Fatum keine vorwurfsvollen Gesichter machen. So thut der weise Gärtner, der das arme Wässerchen seines Gartens einer Quellnymphe in den Arm legt und also die Armuth motivirt: — und wer hätte nicht gleich ihm die Nymphen nöthig!

[«]

18.

Antiker Stolz. — Die antike Färbung der Vornehmheit fehlt uns, weil unserem Gefühle der antike Sclave fehlt. Ein Grieche edler Abkunft fand zwischen seiner Höhe und jener letzten Niedrigkeit solche ungeheure Zwischen-Stufen und eine solche Ferne, dass er den Sclaven kaum noch deutlich sehen konnte: selbst Plato hat ihn nicht ganz mehr gesehen. Anders wir, gewöhnt wie wir sind an die Lehre von der Gleichheit der Menschen, wenn auch nicht an die Gleichheit selber. Ein Wesen, das nicht über sich selber verfügen kann und dem die Musse fehlt, — das gilt unserem Auge noch keineswegs als etwas Verächtliches; es ist von derlei Sclavenhaftem vielleicht zu viel an Jedem von uns, nach den Bedingungen unserer gesellschaftlichen Ordnung und Thätigkeit, welche grundverschieden von denen der Alten sind. — Der griechische Philosoph gieng durch das Leben mit dem geheimen Gefühle, dass es viel mehr Sclaven gebe, als man vermeine — nämlich, dass Jedermann Sclave sei, der nicht Philosoph sei; sein Stolz schwoll über, wenn er erwog, dass auch die Mächtigsten der Erde unter diesen seinen Sclaven seien. Auch dieser Stolz ist uns fremd und unmöglich; nicht einmal im Gleichniss hat das Wort „Sclave“ für uns seine volle Kraft.

[«]

19.

Das Böse. — Prüfet das Leben der besten und fruchtbarsten Menschen und Völker und fragt euch, ob ein Baum, der stolz in die Höhe wachsen soll, des schlechten Wetters und der Stürme entbehren könne: ob Ungunst und Widerstand von aussen, ob irgend welche Arten von Hass, Eifersucht, Eigensinn, Misstrauen, Härte, Habgier und Gewaltsamkeit nicht zu den begünstigenden Umständen gehören, ohne welche ein grosses Wachsthum selbst in der Tugend kaum möglich ist? Das Gift, an dem die schwächere Natur zu Grunde geht, ist für den Starken Stärkung — und er nennt es auch nicht Gift.

[«]

20.

Würde der Thorheit. — Einige Jahrtausende weiter auf der Bahn des letzten Jahrhunderts! — und in Allem, was der Mensch thut, wird die höchste Klugheit sichtbar sein: aber eben damit wird die Klugheit alle ihre Würde verloren haben. Es ist dann zwar nothwendig, klug zu sein, aber auch so gewöhnlich und so gemein, dass ein eklerer Geschmack diese Nothwendigkeit als eine Gemeinheit empfinden wird. Und ebenso wie eine Tyrannei der Wahrheit und Wissenschaft im Stande wäre, die Lüge hoch im Preise steigen zu machen, so könnte eine Tyrannei der Klugheit eine neue Gattung von Edelsinn hervortreiben. Edel sein — dass hiesse dann vielleicht: Thorheiten im Kopfe haben.

[«]

21.

An die Lehrer der Selbstlosigkeit. — Man nennt die Tugenden eines Menschen gut, nicht in Hinsicht auf die Wirkungen, welche sie für ihn selber haben, sondern in Hinsicht auf die Wirkungen, welche wir von ihnen für uns und die Gesellschaft voraussetzen: — man ist von jeher im Lobe der Tugenden sehr wenig „selbstlos“, sehr wenig „unegoistisch“ gewesen! Sonst nämlich hätte man sehen müssen, dass die Tugenden (wie Fleiss, Gehorsam, Keuschheit, Pietät, Gerechtigkeit) ihren Inhabern meistens schädlich sind, als Triebe, welche allzu heftig und begehrlich in ihnen walten und von der Vernunft sich durchaus nicht im Gleichgewicht zu den andern Trieben halten lassen wollen. Wenn du eine Tugend hast, eine wirkliche, ganze Tugend (und nicht nur ein Triebchen nach einer Tugend!) — so bist du ihr Opfer! Aber der Nachbar lobt eben desshalb deine Tugend! Man lobt den Fleissigen, ob er gleich die Sehkraft seiner Augen oder die

Ursprünglichkeit und Frische seines Geistes mit diesem Fleisse schädigt; man ehrt und bedauert den Jüngling, welcher sich „zu Schanden gearbeitet hat“, weil man urtheilt: „Für das ganze Grosse der Gesellschaft ist auch der Verlust des besten Einzelnen nur ein kleines Opfer! Schlimm, dass das Opfer Noth thut! Viel schlimmer freilich, wenn der Einzelne anders denken und seine Erhaltung und Entwickelung wichtiger nehmen sollte, als seine Arbeit im Dienste der Gesellschaft!“ Und so bedauert man diesen Jüngling, nicht um seiner selber willen, sondern weil ein ergebenes und gegen sich rücksichtsloses Werkzeug — ein sogenannter „braver Mensch“ — durch diesen Tod der Gesellschaft verloren gegangen ist. Vielleicht erwägt man noch, ob es im Interesse der Gesellschaft nützlicher gewesen sein würde, wenn er minder rücksichtslos gegen sich gearbeitet und sich länger erhalten hätte, — ja man gesteht sich wohl einen Vortheil davon zu, schlägt aber jenen anderen Vortheil, dass ein Opfer gebracht und die Gesinnung des Opferthiers sich wieder einmal augenscheinlich bestätigt hat, für höher und nachhaltiger an. Es ist also einmal die Werkzeug-Natur in den Tugenden, die eigentlich gelobt wird, wenn die Tugenden gelobt werden, und sodann der blinde in jeder Tugend waltende Trieb, welcher durch den Gesammt-Vortheil des Individuums sich nicht in Schranken halten lässt, kurz: die Unvernunft in der Tugend, vermöge deren das Einzelwesen sich zur Function des Ganzen umwandeln lässt. Das Lob der Tugenden ist das Lob von etwas Privat-Schädlichem, — das Lob von Trieben, welche dem Menschen seine edelste Selbstsucht und die Kraft zur höchsten Obhut über sich selber nehmen. — Freilich: zur Erziehung und zur Einverleibung tugendhafter Gewohnheiten kehrt man eine Reihe von Wirkungen der Tugend heraus, welche Tugend und Privat-Vortheil als verschwistert erscheinen lassen, — und es giebt in der That eine solche Geschwisterschaft! Der blindwüthende Fleiss zum Beispiel, diese typische Tugend eines Werkzeuges, wird dargestellt als der Weg zu Reichthum und Ehre und als das heilsamste Gift gegen die Langeweile und die Leidenschaften: aber man verschweigt seine Gefahr, seine höchste Gefährlichkeit. Die Erziehung verfährt durchweg so: sie sucht den Einzelnen durch eine Reihe von Reizen und Vortheilen zu einer Denk- und Handlungsweise zu bestimmen, welche, wenn sie Gewohnheit, Trieb und Leidenschaft geworden ist, wider seinen letzten Vortheil, aber „zum allgemeinen Besten“ in ihm und über ihn herrscht. Wie oft sehe ich es, dass der blindwüthende Fleiss zwar Reichthümer und Ehre schafft, aber zugleich den Organen die Feinheit nimmt, vermöge deren es einen Genuss an Reichthum und Ehren geben könnte, ebenso, dass jenes Hauptmittel gegen die Langeweile und die Leidenschaften zugleich die Sinne stumpf und den Geist widerspänstig gegen neue

Reize macht. (Das fleissigste aller Zeitalter — unser Zeitalter — weiss aus seinem vielen Fleisse und Gelde Nichts zu machen, als immer wieder mehr Geld und immer wieder mehr Fleiss: es gehört eben mehr Genie dazu, auszugeben, als zu erwerben! — Nun, wir werden unsere „Enkel“ haben!) Gelingt die Erziehung, so ist jede Tugend des Einzelnen eine öffentliche Nützlichkeit und ein privater Nachtheil im Sinne des höchsten privaten Zieles, — wahrscheinlich irgend eine geistig-sinnliche Verkümmerung oder gar der frühzeitige Untergang: man erwäge der Reihe nach von diesem Gesichtspuncte aus die Tugend des Gehorsams, der Keuschheit, der Pietät, der Gerechtigkeit. Das Lob des Selbstlosen, Aufopfernden, Tugendhaften — also Desjenigen, der nicht seine ganze Kraft und Vernunft auf seine Erhaltung, Entwickelung, Erhebung, Förderung, Macht-Erweiterung verwendet, sondern in Bezug auf sich bescheiden und gedankenlos, vielleicht sogar gleichgültig oder ironisch lebt, — dieses Lob ist jedenfalls nicht aus dem Geiste der Selbstlosigkeit entsprungen! Der „Nächste“ lobt die Selbstlosigkeit, weil er durch sie Vortheile hat! Dächte der Nächste selber „selbstlos“, so würde er jenen Abbruch an Kraft, jene Schädigung zu seinen Gunsten abweisen, der Entstehung solcher Neigungen entgegenarbeiten und vor Allem seine Selbstlosigkeit eben dadurch bekunden, dass er dieselbe nicht gut nennte! — Hiermit ist der Grundwiderspruch jener Moral angedeutet, welche gerade jetzt sehr in Ehren steht: die Motive zu dieser Moral stehen im Gegensatz zu ihrem Principe! Das, womit sich diese Moral beweisen will, widerlegt sie aus ihrem Kriterium des Moralischen! Der Satz „du sollst dir selber entsagen und dich zum Opfer bringen“ dürfte, um seiner eigenen Moral nicht zuwiderzugehen, nur von einem Wesen decretirt werden, welches damit selber seinem Vortheil entsagte und vielleicht in der verlangten Aufopferung der Einzelnen seinen eigenen Untergang herbeiführte. Sobald aber der Nächste (oder die Gesellschaft) den Altruismus um des Nutzens willen anempfiehlt, wird der gerade entgegengesetzte Satz „du sollst den Vortheil auch auf Unkosten alles Anderen suchen“ zur Anwendung gebracht, also in Einem Athem ein „Du sollst“ und „Du sollst nicht“ gepredigt!

[«]

22.

L’ordre du jour pour le roi. — Der Tag beginnt: beginnen wir für diesen Tag die Geschäfte und Feste unseres allergnädigsten Herrn zu ordnen, der jetzt noch zu ruhen geruht. Seine Majestät hat heute schlechtes Wetter: wir werden uns hüten, es schlecht zu nennen; man wird nicht vom Wetter reden, — aber wir werden die Geschäfte heute etwas feierlicher und die Feste etwas festlicher nehmen, als sonst nöthig wäre. Seine Majestät wird vielleicht sogar krank sein: wir werden zum Frühstück die letzte gute Neuigkeit vom Abend präsentiren, die Ankunft des Herrn von Montaigne, der so angenehm über seine Krankheit zu scherzen weiss, — er leidet am Stein. Wir werden einige Personen empfangen (Personen! — was würde jener alte aufgeblasene Frosch, der unter ihnen sein wird, sagen, wenn er diess Wort hörte! „Ich bin keine Person, würde er sagen, sondern immer die Sache selber“.) — und der Empfang wird länger dauern, als irgend Jemandem angenehm ist: Grund genug, von jenem Dichter zu erzählen, der auf seine Thüre schrieb: „wer hier eintritt, wird mir eine Ehre erweisen; wer es nicht thut — ein Vergnügen.“ — Diess heisst fürwahr eine Unhöflichkeit auf höfliche Manier sagen! Und vielleicht hat dieser Dichter für seinen Theil ganz Recht, unhöflich zu sein: man sagt, dass seine Verse besser seien, als der Verse-Schmied. Nun, so mag er noch viele machen und sich selber möglichst der Welt entziehen: und das ist ja der Sinn seiner artigen Unart! Umgekehrt ist ein Fürst immer mehr werth, als sein „Vers“, selbst wenn — doch was machen wir? Wir plaudern, und der ganze Hof meint, wir arbeiteten schon und zerbrächen uns die Köpfe: man sieht kein Licht früher, als das in unserem Fenster brennen. — Horch! War das nicht die Glocke? Zum Teufel! Der Tag und der Tanz beginnt, und wir wissen seine Touren nicht! So müssen wir improvisiren, — alle Welt improvisirt ihren Tag. Machen wir es heute einmal wie alle Welt! — Und damit verschwand mein wunderlicher Morgentraum, wahrscheinlich vor den harten Schlägen der Thurmuhr, die eben mit all der Wichtigkeit, die ihr eigen ist, die fünfte Stunde verkündete. Es scheint mir, dass diessmal der Gott der Träume sich über meine Gewohnheiten lustig machen wollte, — es ist meine Gewohnheit, den Tag so zu beginnen, dass ich ihn für mich zurecht lege und erträglich mache, und es mag sein, dass ich diess öfters zu förmlich und zu prinzenhaft gethan habe.

[«]

23.

Die Anzeichen der Corruption. — Man beachte an jenen von Zeit zu Zeit nothwendigen Zuständen der Gesellschaft, welche mit dem Wort „Corruption“ bezeichnet werden, folgende Anzeichen. Sobald irgend wo die

Corruption eintritt, nimmt ein bunter Aberglaube überhand und der bisherige Gesammtglaube eines Volkes wird blass und ohnmächtig dagegen: der Aberglaube ist nämlich die Freigeisterei zweiten Ranges, — wer sich ihm ergiebt, wählt gewisse ihm zusagende Formen und Formeln aus und erlaubt sich ein Recht der Wahl. Der Abergläubische ist, im Vergleich mit dem Religiösen, immer viel mehr „Person“, als dieser, und eine abergläubische Gesellschaft wird eine solche sein, in der es schon viele Individuen und Lust am Individuellen giebt. Von diesem Standpuncte aus gesehen, erscheint der Aberglaube immer als ein Fortschritt gegen den Glauben und als Zeichen dafür, dass der Intellect unabhängiger wird und sein Recht haben will. Ueber Corruption klagen dann die Verehrer der alten Religion und Religiosität, — sie haben bisher auch den Sprachgebrauch bestimmt und dem Aberglauben eine üble Nachrede selbst bei den freiesten Geistern gemacht. Lernen wir, dass er ein Symptom der Aufklärung ist. — Zweitens beschuldigt man eine Gesellschaft, in der die Corruption Platz greift, der Erschlaffung: und ersichtlich nimmt in ihr die Schätzung des Krieges und die Lust am Kriege ab, und die Bequemlichkeiten des Lebens werden jetzt eben so heiss erstrebt, wie ehedem die kriegerischen und gymnastischen Ehren. Aber man pflegt zu übersehen, dass jene alte Volks-Energie und Volks-Leidenschaft, welche durch den Krieg und die Kampfspiele eine prachtvolle Sichtbarkeit bekam, jetzt sich in unzählige Privat-Leidenschaften umgesetzt hat und nur weniger sichtbar geworden ist; ja, wahrscheinlich ist in Zuständen der „Corruption“ die Macht und Gewalt der jetzt verbrauchten Energie eines Volkes grösser, als je, und das Individuum giebt so verschwenderisch davon aus, wie es ehedem nicht konnte, — es war damals noch nicht reich genug dazu! Und so sind es gerade die Zeiten der „Erschlaffung“, wo die Tragödie durch die Häuser und Gassen läuft, wo die grosse Liebe und der grosse Hass geboren werden, und die Flamme der Erkenntniss lichterloh zum Himmel aufschlägt. — Drittens pflegt man, gleichsam zur Entschädigung für den Tadel des Aberglaubens und der Erschlaffung, solchen Zeiten der Corruption nachzusagen, dass sie milder seien und dass jetzt die Grausamkeit, gegen die ältere gläubigere und stärkere Zeit gerechnet, sehr in Abnahme komme. Aber auch dem Lobe kann ich nicht beipflichten, ebensowenig als jenem Tadel: nur so viel gebe ich zu, dass jetzt die Grausamkeit sich verfeinert, und dass ihre älteren Formen von nun an wider den Geschmack gehen; aber die Verwundung und Folterung durch Wort und Blick erreicht in Zeiten der Corruption ihre höchste Ausbildung, — jetzt erst wird die Bosheit geschaffen und die Lust an der Bosheit. Die Menschen der Corruption sind witzig und verläumderisch; sie wissen, dass es noch andere Arten des Mordes giebt, als durch Dolch und Ueberfall, — sie wissen auch, dass alles

Gutgesagte geglaubt wird. — Viertens: wenn „die Sitten verfallen“, so tauchen zuerst jene Wesen auf, welche man Tyrannen nennt: es sind die Vorläufer und gleichsam die frühreifen Erstlinge der Individuen. Noch eine kleine Weile: und diese Frucht der Früchte hängt reif und gelb am Baume eines Volkes, — und nur um dieser Früchte willen gab es diesen Baum! Ist der Verfall auf seine Höhe gekommen und der Kampf aller Art Tyrannen ebenfalls, so kommt dann immer der Cäsar, der Schluss-Tyrann, der dem ermüdeten Ringen um Alleinherrschaft ein Ende macht, indem er die Müdigkeit für sich arbeiten lässt. Zu seiner Zeit ist gewöhnlich das Individuum am reifsten und folglich die „Cultur“ am höchsten und fruchtbarsten, aber nicht um seinetwillen und nicht durch ihn: obwohl die höchsten Cultur-Menschen ihrem Cäsar damit zu schmeicheln lieben, dass sie sich als sein Werk ausgeben. Die Wahrheit aber ist, dass sie Ruhe von Aussen nöthig haben, weil sie ihre Unruhe und Arbeit in sich haben. In diesen Zeiten ist die Bestechlichkeit und der Verrath am grössten: denn die Liebe zu dem eben erst entdeckten ego ist jetzt viel mächtiger, als die Liebe zum alten, verbrauchten, todtgeredeten „Vaterlande“; und das Bedürfniss, sich irgendwie gegen die furchtbaren Schwankungen des Glückes sicherzustellen, öffnet auch edlere Hände, sobald ein Mächtiger und Reicher sich bereit zeigt, Gold in sie zu schütten. Es giebt jetzt so wenig sichere Zukunft: da lebt man für heute: ein Zustand der Seele, bei dem alle Verführer ein leichtes Spiel spielen, — man lässt sich nämlich auch nur „für heute“ verführen und bestechen und behält sich die Zukunft und die Tugend vor! Die Individuen, diese wahren An- und Für-sich’s, sorgen, wie bekannt, mehr für den Augenblick, als ihre Gegensätze, die Heerden-Menschen, weil sie sich selber für ebenso unberechenbar halten wie die Zukunft; ebenso knüpfen sie sich gerne an Gewaltmenschen an, weil sie sich Handlungen und Auskünfte zutrauen, die bei der Menge weder auf Verständniss noch auf Gnade rechnen können, — aber der Tyrann oder Cäsar versteht das Recht des Individuums auch in seiner Ausschreitung und hat ein Interesse daran, einer kühneren Privatmoral das Wort zu reden und selbst die Hand zu bieten. Denn er denkt von sich und will über sich gedacht haben, was Napoleon einmal in seiner classischen Art und Weise ausgesprochen hat: „ich habe das Recht, auf Alles, worüber man gegen mich Klage führt, durch ein ewiges „Das-bin-ich“ zu antworten. Ich bin abseits von aller Welt, ich nehme von Niemandem Bedingungen an. Ich will, dass man sich auch meinen Phantasieen unterwerfe und es ganz einfach finde, wenn ich mich diesen oder jenen Zerstreuungen hingebe.“ So sprach Napoleon einmal zu seiner Gemahlin, als diese Gründe hatte, die eheliche Treue ihres Gatten in Frage zu ziehen. — Die Zeiten der Corruption sind die, in welchen die Aepfel vom Baume fallen: ich meine die

Individuen, die Samenträger der Zukunft, die Urheber der geistigen Colonisation und Neubildung von Staats- und Gesellschaftsverbänden. Corruption ist nur ein Schimpfwort für die Herbstzeiten eines Volkes.

[«]

24.

Verschiedene Unzufriedenheit. — Die schwachen und gleichsam weiblichen Unzufriedenen sind die Erfindsamen für die Verschönerung und Vertiefung des Lebens; die starken Unzufriedenen — die Mannspersonen unter ihnen, im Bilde zu bleiben — für Verbesserung und Sicherung des Lebens. Die Ersteren zeigen darin ihre Schwäche und Weiberart, dass sie sich gerne zeitweilig täuschen lassen und wohl schon mit ein Wenig Rausch und Schwärmerei einmal fürlieb nehmen, aber im Ganzen nie zu befriedigen sind und an der Unheilbarkeit ihrer Unzufriedenheit leiden; überdiess sind sie die Förderer aller Derer, welche opiatische und narkotische Tröstungen zu schaffen wissen, und eben darum Jenen gram, die den Arzt höher als den Priester schätzen, — dadurch unterhalten sie die Fortdauer der wirklichen Nothstände! Hätte es nicht seit den Zeiten des Mittelalters eine Ueberzahl von Unzufriedenen dieser Art in Europa gegeben, so würde vielleicht die berühmte europäische Fähigkeit zur beständigen Verwandelung gar nicht entstanden sein: denn die Ansprüche der starken Unzufriedenen sind zu grob und im Grunde zu anspruchslos, um nicht endlich einmal zur Ruhe gebracht werden zu können. China ist das Beispiel eines Landes, wo die Unzufriedenheit im Grossen und die Fähigkeit der Verwandelung seit vielen Jahrhunderten ausgestorben ist; und die Socialisten und Staats-Götzendiener Europa’s könnten es mit ihren Maassregeln zur Verbesserung und Sicherung des Lebens auch in Europa leicht zu chinesischen Zuständen und einem chinesischen „Glücke“ bringen, vorausgesetzt, dass sie hier zuerst jene kränklichere, zartere, weiblichere, einstweilen noch überreichlich vorhandene Unzufriedenheit und Romantik ausrotten könnten. Europa ist ein Kranker, der seiner Unheilbarkeit und ewigen Verwandelung seines Leidens den höchsten Dank schuldig ist; diese beständigen neuen Lagen, diese ebenso beständigen neuen Gefahren, Schmerzen und Auskunftsmittel haben zuletzt eine intellectuale Reizbarkeit erzeugt, welche beinahe so viel, als Genie, und jedenfalls die Mutter alles Genie’s ist.

[«]

25.

Nicht zur Erkenntniss vorausbestimmt. — Es giebt eine gar nicht seltene blöde Demüthigkeit, mit der behaftet man ein für alle Mal nicht zum Jünger der Erkenntniss taugt. Nämlich: in dem Augenblick, wo ein Mensch dieser Art etwas Auffälliges wahrnimmt, dreht er sich gleichsam auf dem Fusse um und sagt sich: „Du hast dich getäuscht! Wo hast du deine Sinne gehabt! Diess darf nicht die Wahrheit sein!“ — und nun, statt noch einmal schärfer hinzusehen und hinzuhören, läuft er wie eingeschüchtert dem auffälligen Dinge aus dem Wege und sucht es sich so schnell wie möglich aus dem Kopfe zu schlagen. Sein innerlicher Kanon nämlich lautet: „Ich will Nichts sehen, was der üblichen Meinung über die Dinge widerspricht! Bin ich dazu gemacht, neue Wahrheiten zu entdecken? Es giebt schon der alten zu viele.“

[«]

26.

Was heisst Leben? — Leben — das heisst: fortwährend Etwas von sich abstossen, das sterben will; Leben — das heisst: grausam und unerbittlich gegen Alles sein, was schwach und alt an uns, und nicht nur an uns, wird. Leben — das heisst also: ohne Pietät gegen Sterbende, Elende und Greise sein? Immerfort Mörder sein? — Und doch hat der alte Moses gesagt: „Du sollst nicht tödten!“

[«]

27.

Der Entsagende. — Was thut der Entsagende? Er strebt nach einer höheren Welt, er will weiter und ferner und höher fliegen, als alle Menschen der Bejahung, — er wirft Vieles weg, was seinen Flug beschweren würde, und Manches darunter, was ihm nicht unwerth, nicht unliebsam ist: er opfert es seiner Begierde zur Höhe. Dieses Opfern, dieses Wegwerfen ist nun gerade Das, was allein sichtbar an ihm wird: darnach giebt man ihm den Namen des Entsagenden, und als dieser steht er vor uns, eingehüllt in seine Kapuze und wie die Seele eines härenen Hemdes. Mit diesem Effecte, den er auf uns macht, ist er aber wohl zufrieden: er will vor uns seine Begierde, seinen Stolz, seine Absicht, über uns hinauszufliegen, verborgen halten. — Ja! Er ist klüger, als wir dachten, und so höflich gegen uns — dieser Bejahende! Denn das ist er gleich uns, auch indem er entsagt.

[«]

28.

Mit seinem Besten schaden. — Unsere Stärken treiben uns mitunter so weit vor, dass wir unsere Schwächen nicht mehr aushalten können und an ihnen zu Grunde gehen: wir sehen auch wohl diesen Ausgang voraus und wollen es trotzdem nicht anders. Da werden wir hart gegen Das an uns, was geschont sein will, und unsere Grösse ist auch unsere Unbarmherzigkeit. — Ein solches Erlebniss, das wir zuletzt mit dem Leben bezahlen müssen, ist ein Gleichniss für das gesammte Wirken grosser Menschen auf Andere und auf ihre Zeit: — gerade mit ihrem Besten, mit dem, was nur sie können, richten sie viele Schwache, Unsichere, Werdende, Wollende zu Grunde, und sind hierdurch schädlich. Ja es kann der Fall vorkommen, dass sie, im Ganzen gerechnet, nur schaden, weil ihr Bestes allein von Solchen angenommen und gleichsam aufgetrunken wird, welche an ihm, wie an einem zu starken Getränke, ihren Verstand und ihre Selbstsucht verlieren: sie werden so berauscht, dass sie ihre Glieder auf allen den Irrwegen brechen müssen, wohin sie der Rausch treibt.

[«]

29.

Die Hinzu-Lügner. — Als man in Frankreich die Einheiten des Aristoteles zu bekämpfen und folglich auch zu vertheidigen anfieng, da war es wieder einmal zu sehen, was so oft zu sehen ist, aber so ungern gesehen wird: — man log sich Gründe vor, um derenthalben jene Gesetze bestehen sollten, blos um sich nicht einzugestehen, dass man sich an die Herrschaft dieser Gesetze gewöhnt habe und es nicht mehr anders haben wolle. Und so macht man es innerhalb jeder herrschenden Moral und Religion und hat es von jeher gemacht: die Gründe und die Absichten hinter der Gewohnheit werden immer zu ihr erst hinzugelogen, wenn Einige anfangen, die Gewohnheit zu bestreiten und nach

Gründen und Absichten zu fragen. Hier steckt die grosse Unehrlichkeit der Conservativen aller Zeiten: — es sind die Hinzu-Lügner.

[«]

30.

Komödienspiel der Berühmten. — Berühmte Männer, welche ihren Ruhm nöthig haben, wie zum Beispiel alle Politiker, wählen ihre Verbündeten und Freunde nie mehr ohne Hintergedanken: von diesem wollen sie ein Stück Glanz und Abglanz seiner Tugend, von jenem das Furchteinflössende gewisser bedenklicher Eigenschaften, die Jedermann an ihm kennt, einem andern stehlen sie den Ruf seines Müssigganges, seines In-der-Sonne-liegens, weil es ihren eigenen Zwecken frommt, zeitweilig für unachtsam und träge zu gelten: — es verdeckt, dass sie auf der Lauer liegen; bald brauchen sie den Phantasten, bald den Kenner, bald den Grübler, bald den Pedanten in ihrer Nähe und gleichsam als ihr gegenwärtiges Selbst, aber eben so bald brauchen sie dieselben nicht mehr! Und so sterben fortwährend ihre Umgebungen und Aussenseiten ab, während Alles sich in diese Umgebung zu drängen scheint und zu ihrem „Charakter“ werden will: darin gleichen sie den grossen Städten. Ihr Ruf ist fortwährend im Wandel wie ihr Charakter, denn ihre wechselnden Mittel verlangen diesen Wechsel, und schieben bald diese, bald jene wirkliche oder erdichtete Eigenschaft hervor und auf die Bühne hinaus: ihre Freunde und Verbündeten gehören, wie gesagt, zu diesen Bühnen-Eigenschaften. Dagegen muss Das, was sie wollen, um so mehr fest und ehern und weithin glänzend stehen bleiben, — und auch diess hat bisweilen seine Komödie und sein Bühnenspiel nöthig.

[«]

31.

Handel und Adel. — Kaufen und verkaufen gilt jetzt als gemein, wie die Kunst des Lesens und Schreibens; Jeder ist jetzt darin eingeübt, selbst wenn er kein Handelsmann ist, und übt sich noch an jedem Tage in dieser Technik: ganz wie ehemals, im Zeitalter der wilderen Menschheit, Jedermann Jäger war und sich Tag für Tag in der Technik der Jagd übte. Damals war die Jagd gemein: aber wie diese endlich ein Privilegium der Mächtigen und Vornehmen wurde und damit den Charakter der Alltäglichkeit und Gemeinheit verlor — dadurch, dass sie aufhörte nothwendig zu sein und eine Sache der Laune und des Luxus wurde: — so könnte es irgendwann einmal mit dem Kaufen und Verkaufen werden. Es sind Zustände der Gesellschaft denkbar, wo nicht verkauft und gekauft wird und wo die Nothwendigkeit dieser Technik allmählich ganz verloren geht: vielleicht, dass dann Einzelne, welche dem Gesetze des allgemeinen Zustandes weniger unterworfen sind, sich dann das Kaufen und Verkaufen wie einen Luxus der Empfindung erlauben. Dann erst bekäme der Handel Vornehmheit, und die Adeligen würden sich dann vielleicht ebenso gern mit dem Handel abgeben, wie bisher mit dem Kriege und der Politik: während umgekehrt die Schätzung der Politik sich dann völlig geändert haben könnte. Schon jetzt hört sie auf, das Handwerk des Edelmannes zu sein: und es wäre möglich, dass man sie eines Tages so gemein fände, um sie, gleich aller Partei- und Tageslitteratur, unter die Rubrik „Prostitution des Geistes“ zu bringen.

[«]

32.

Unerwünschte Jünger. — Was soll ich mit diesen beiden Jünglingen machen! rief mit Unmuth ein Philosoph, welcher die Jugend „verdarb“, wie Sokrates sie einst verdorben hat, — es sind mir unwillkommene Schüler. Der da kann nicht Nein sagen und Jener sagt zu Allem: „Halb und halb.“ Gesetzt, sie ergriffen meine Lehre, so würde der Erstere zu viel leiden, denn meine Denkweise erfordert eine kriegerische Seele, ein Wehethun-Wollen, eine Lust am Neinsagen, eine harte Haut, — er würde an offenen und inneren Wunden dahin siechen. Und der Andere wird sich aus jeder Sache, die er vertritt, eine Mittelmässigkeit zurecht machen und sie dergestalt zur Mittelmässigkeit machen, — einen solchen Jünger wünsche ich meinem Feinde.

[«]

33.

Ausserhalb des Hörsaales. — „Um Ihnen zu beweisen, dass der Mensch im Grunde zu den gutartigen Thieren gehört, würde ich Sie daran erinnern, wie leichtgläubig er so lange gewesen ist. Jetzt erst ist er, ganz spät und nach ungeheurer Selbstüberwindung, ein misstrauisches Thier geworden, — ja! der Mensch ist jetzt böser als je.“ — Ich verstehe diess nicht: warum sollte der Mensch jetzt misstrauischer und böser sein? — „Weil er jetzt eine Wissenschaft hat, — nöthig hat!“ —

[«]

34.

Historia abscondita. — Jeder grosse Mensch hat eine rückwirkende Kraft: alle Geschichte wird um seinetwillen wieder auf die Wage gestellt, und tausend Geheimnisse der Vergangenheit kriechen aus ihren Schlupfwinkeln — hinein in seine Sonne. Es ist gar nicht abzusehen, was Alles einmal noch Geschichte sein wird. Die Vergangenheit ist vielleicht immer noch wesentlich unentdeckt! Es bedarf noch so vieler rückwirkender Kräfte!

[«]

35.

Ketzerei und Hexerei. — Anders denken, als Sitte ist — das ist lange nicht so sehr die Wirkung eines besseren Intellectes, als die Wirkung starker, böser Neigungen, loslösender, isolirender, trotziger, schadenfroher, hämischer Neigungen. Die Ketzerei ist das Seitenstück zur Hexerei und gewiss ebensowenig, als diese, etwas Harmloses oder gar an sich selber Verehrungswürdiges. Die Ketzer und die Hexen sind zwei Gattungen böser Menschen: gemeinsam ist ihnen, dass sie sich auch als böse fühlen, dass aber ihre unbezwingliche Lust ist, an dem, was herrscht (Menschen oder Meinungen), sich schädigend auszulassen. Die Reformation, eine Art Verdoppelung des mittelalterlichen Geistes, zu einer Zeit, als er bereits das gute Gewissen nicht mehr bei sich hatte, brachte sie beide in grösster Fülle hervor.

[«]

36.

Letzte Worte. — Man wird sich erinnern, dass der Kaiser Augustus, jener fürchterliche Mensch, der sich ebenso in der Gewalt hatte und der ebenso schweigen konnte wie irgend ein weiser Sokrates, mit seinem letzten Worte indiscret gegen sich selber wurde: er liess zum ersten Male seine Maske fallen, als er zu verstehen gab, dass er eine Maske getragen und eine Komödie gespielt habe, — er hatte den Vater des Vaterlandes und die Weisheit auf dem Throne gespielt, gut bis zur Illusion! Plaudite amici, comoedia finita est! — Der Gedanke des sterbenden Nero: qualis artifex pereo! war auch der Gedanke des sterbenden Augustus: Histrionen-Eitelkeit! Histrionen-Schwatzhaftigkeit! Und recht das Gegenstück zum sterbenden Sokrates! — Aber Tiberius starb schweigsam, dieser gequälteste aller Selbstquäler, — der war ächt und kein Schauspieler! Was mag dem wohl zuletzt durch den Kopf gegangen sein! Vielleicht diess: „Das Leben — das ist ein langer Tod. Ich Narr, der ich so Vielen das Leben verkürzte! War ich dazu gemacht, ein Wohltäter zu sein? Ich hätte ihnen das ewige Leben geben sollen: so hätte ich sie ewig sterben sehen können. Dafür hatte ich ja so gute Augen: qualis spectator pereo!“ Als er nach einem langen Todeskampfe doch wieder zu Kräften zu kommen schien, hielt man es für rathsam, ihn mit Bettkissen zu ersticken, — er starb eines doppelten Todes.

[«]

37.

Aus drei Irrthümern. — Man hat in den letzten Jahrhunderten die Wissenschaft gefördert, theils weil man mit ihr und durch sie Gottes Güte und Weisheit am besten zu verstehen hoffte — das Hauptmotiv in der Seele der grossen Engländer (wie Newton) —, theils weil man an die absolute Nützlichkeit der Erkenntniss glaubte, namentlich an den innersten Verband von Moral, Wissen und Glück — das Hauptmotiv in der Seele der grossen Franzosen (wie Voltaire) —, theils weil man in der Wissenschaft etwas Selbstloses, Harmloses, Sich-selber-Genügendes, wahrhaft Unschuldiges zu haben und zu lieben meinte, an dem die bösen Triebe des Menschen überhaupt nicht betheiligt seien — das Hauptmotiv in der Seele Spinoza’s, der sich als Erkennender göttlich fühlte: also aus drei Irrthümern.

[«]

38.

Die Explosiven. — Erwägt man, wie explosionsbedürftig die Kraft junger Männer daliegt, so wundert man sich nicht, sie so unfein und so wenig wählerisch sich für diese oder jene Sache entscheiden zu sehen: Das, was sie reizt, ist der Anblick des Eifers, der um eine Sache ist, und gleichsam der Anblick der brennenden Lunte, — nicht die Sache selber. Die feineren Verführer verstehen sich desshalb darauf, ihnen die Explosion in Aussicht zu stellen und von der Begründung ihrer Sache abzusehen: mit Gründen gewinnt man diese Pulverfässer nicht!

[«]

39.

Veränderter Geschmack. — Die Veränderung des allgemeinen Geschmackes ist wichtiger, als die der Meinungen; Meinungen mit allen Beweisen, Widerlegungen und der ganzen intellectuellen Maskerade sind nur Symptome des veränderten Geschmacks und ganz gewiss gerade Das nicht, wofür man sie noch so häufig anspricht, dessen Ursachen. Wie verändert sich der allgemeine Geschmack? Dadurch, dass Einzelne, Mächtige, Einflussreiche ohne Schamgefühl ihr hoc est ridiculum, hoc est absurdum, also das Urtheil ihres Geschmacks und Ekels, aussprechen und tyrannisch durchsetzen: — sie legen damit Vielen einen Zwang auf, aus dem allmählich eine Gewöhnung noch Mehrerer und zuletzt ein Bedürfniss Aller wird. Dass diese Einzelnen aber anders empfinden und „schmecken“, das hat gewöhnlich seinen Grund in einer Absonderlichkeit ihrer Lebensweise, Ernährung, Verdauung, vielleicht in einem Mehr oder Weniger der anorganischen Salze in ihrem Blute und Gehirn, kurz in der Physis: sie haben aber den Muth, sich zu ihrer Physis zu bekennen und deren Forderungen noch in ihren feinsten Tönen Gehör zu schenken: ihre ästhetischen und moralischen Urtheile sind solche „feinste Töne“ der Physis.

[«]

40.

Vom Mangel der vornehmen Form. — Soldaten und Führer haben immer noch ein viel höheres Verhalten zu einander, als Arbeiter und Arbeitgeber. Einstweilen wenigstens steht alle militärisch begründete Cultur noch hoch über aller sogenannten industriellen Cultur: letztere in ihrer jetzigen Gestalt ist überhaupt die gemeinste Daseinsform, die es bisher gegeben hat. Hier wirkt einfach das Gesetz der Noth: man will leben und muss sich verkaufen, aber man verachtet Den, der diese Noth ausnützt und sich den Arbeiter *kauft*. Es ist seltsam, dass die Unterwerfung unter mächtige, furchterregende, ja schreckliche Personen, unter Tyrannen und Heerführer, bei Weitem nicht so peinlich empfunden wird, als diese Unterwerfung unter unbekannte und uninteressante Personen, wie es alle Grössen der Industrie sind: in dem Arbeitgeber sieht der Arbeiter gewöhnlich nur einen listigen, aussaugenden, auf alle Noth speculirenden Hund von Menschen, dessen Name, Gestalt, Sitte und Ruf ihm ganz gleichgültig sind. Den Fabricanten und Gross-Unternehmern des Handels fehlten bisher wahrscheinlich allzusehr alle jene Formen und Abzeichen der *höheren Rasse*, welche erst die *Personen* interessant werden lassen; hätten sie die Vornehmheit des Geburts-Adels im Blick und in der Gebärde, so gäbe es vielleicht keinen Socialismus der Massen. Denn diese sind im Grunde bereit zur *Sclaverei* jeder Art, vorausgesetzt, dass der Höhere über ihnen sich beständig als höher, als zum Befehlen *geboren* legitimirt — durch die vornehme Form! Der gemeinste Mann fühlt, dass die Vornehmheit nicht zu improvisiren ist und dass er in ihr die Frucht langer Zeiten zu ehren hat, — aber die Abwesenheit der höheren Form und die berüchtigte Fabricanten-Vulgarität mit rothen, feisten Händen, bringen ihn auf den Gedanken, dass nur Zufall und Glück hier den Einen über den Andern erhoben habe: wohlan, so schliesst er bei sich, versuchen *wir* einmal den Zufall und das Glück! Werfen wir einmal die Würfel! — und der Socialismus beginnt.

[«]

41.

Gegen die Reue. — Der Denker sieht in seinen eigenen Handlungen Versuche und Fragen, irgend worüber Aufschluss zu erhalten: Erfolg und Misserfolg sind ihm zu allererst *Antworten*. Sich aber darüber, dass Etwas missräth, ärgern oder gar Reue empfinden — das überlässt er Denen, welche handeln, weil es ihnen befohlen wird, und welche Prügel zu erwarten haben, wenn der gnädige Herr mit dem Erfolg nicht zufrieden ist.

[«]

42.

Arbeit und Langeweile. — Sich Arbeit suchen um des Lohnes willen — darin sind sich in den Ländern der Civilisation jetzt fast alle Menschen gleich; ihnen allen ist Arbeit ein Mittel, und nicht selber das Ziel; wesshalb sie in der Wahl der Arbeit wenig fein sind, vorausgesetzt, dass sie einen reichlichen Gewinn abwirft. Nun giebt es seltenere Menschen, welche lieber zu Grunde gehen wollen, als ohne Lust an der Arbeit arbeiten: jene Wählerischen, schwer zu Befriedigenden, denen mit einem reichlichen Gewinn nicht gedient wird, wenn die Arbeit nicht selber der Gewinn aller Gewinne ist. Zu dieser seltenen Gattung von Menschen gehören die Künstler und Contemplativen aller Art, aber auch schon jene Müssiggänger, die ihr Leben auf der Jagd, auf Reisen oder in Liebeshändeln und Abenteuern zubringen. Alle diese wollen Arbeit und Noth, sofern sie mit Lust verbunden ist, und die schwerste, härteste Arbeit, wenn es sein muss. Sonst aber sind sie von einer entschlossenen Trägheit, sei es selbst, dass Verarmung, Unehre, Gefahr der Gesundheit und des Lebens an diese Trägheit geknüpft sein sollte. Sie fürchten die Langeweile nicht so sehr, als die Arbeit ohne Lust: ja, sie haben viel Langeweile nöthig, wenn ihnen ihre Arbeit gelingen soll. Für den Denker und für alle erfindsamen Geister ist Langeweile jene unangenehme „Windstille“ der Seele, welche der glücklichen Fahrt und den lustigen Winden vorangeht; er muss sie ertragen, muss ihre Wirkung bei sich abwarten: — das gerade ist es, was die geringeren Naturen durchaus nicht von sich erlangen können! Langeweile auf jede Weise von sich scheuchen ist gemein: wie arbeiten ohne Lust gemein ist. Es zeichnet vielleicht die Asiaten vor den Europäern aus, dass sie einer längeren, tieferen Ruhe fähig sind, als diese; selbst ihre Narcotica wirken langsam und verlangen Geduld, im Gegensatz zu der widrigen Plötzlichkeit des europäischen Giftes, des Alkohols.

[«]

43.

Was die Gesetze verrathen. — Man vergreift sich sehr, wenn man die Strafgesetze eines Volkes studirt, als ob sie ein Ausdruck seines Charakters wären; die Gesetze verrathen nicht Das, was ein Volk ist, sondern Das, was ihm fremd, seltsam, ungeheuerlich, ausländisch erscheint. Die Gesetze beziehen sich auf die Ausnahmen der Sittlichkeit der Sitte; und die härtesten Strafen treffen Das, was der Sitte des Nachbarvolkes gemäss ist. So giebt es bei den Wahabiten nur zwei Todsünden: einen anderen Gott haben als den Wahabiten-Gott und — rauchen (es wird bei ihnen bezeichnet als „die schmachvolle Art des Trinkens"). „Und wie steht es mit Mord und Ehebruch?" — fragte erstaunt der Engländer, der diese Dinge erfuhr. „Nun, Gott ist gnädig und barmherzig!" — sagte der alte Häuptling. — So gab es bei den alten Römern die Vorstellung, dass ein Weib sich nur auf zweierlei Art tödtlich versündigen könne: einmal durch Ehebruch, sodann — durch Weintrinken. Der alte Cato meinte, man habe das Küssen unter Verwandten nur desshalb zur Sitte gemacht, um die Weiber in diesem Puncte unter Controle zu halten; ein Kuss bedeute: riecht sie nach Wein? Man hat wirklich Frauen, die beim Weine ertappt wurden, mit dem Tode gestraft: und gewiss nicht nur, weil die Weiber mitunter unter der Einwirkung des Weines alles Nein-Sagen verlernen; die Römer fürchteten vor Allem das orgiastische und dionysische Wesen, von dem die Weiber des europäischen Südens damals, als der Wein noch neu in Europa war, von Zeit zu Zeit heimgesucht wurden, als eine ungeheuerliche Ausländerei, welche den Grund der römischen Empfindung umwarf; es war ihnen wie ein Verrath an Rom, wie die Einverleibung des Auslandes.

[«]

44.

Die geglaubten Motive. — So wichtig es sein mag, die Motive zu wissen, nach denen wirklich die Menschheit bisher gehandelt hat: vielleicht ist der Glaube an diese oder jene Motive, also Das, was die Menschheit sich selber als die eigentlichen Hebel ihres Thuns bisher untergeschoben und eingebildet hat, etwas noch Wesentlicheres für den Erkennenden. Das innere Glück und Elend der Menschen ist ihnen nämlich je nach ihrem Glauben an diese oder jene Motive zu Theil geworden, — nicht aber durch Das, was wirklich Motiv war! Alles diess Letztere hat ein Interesse zweiten Ranges.

[«]

45.

Epikur. — Ja, ich bin stolz darauf, den Charakter Epikur's anders zu empfinden, als irgend Jemand vielleicht, und bei Allem, was ich von ihm höre und lese, das Glück des Nachmittags des Alterthums zu geniessen: — ich sehe sein Auge auf ein weites weissliches Meer blicken, über Uferfelsen hin, auf denen die Sonne liegt, während grosses und kleines Gethier in ihrem Lichte spielt, sicher und ruhig wie diess Licht und jenes Auge selber. Solch ein Glück hat nur ein fortwährend Leidender erfinden können, das Glück eines Auges, vor dem das Meer des Daseins stille geworden ist, und das nun an seiner Oberfläche und an dieser bunten, zarten, schaudernden Meeres-Haut sich nicht mehr satt sehen kann: es gab nie zuvor eine solche Bescheidenheit der Wollust.

[«]

46.

Unser Erstaunen. — Es liegt ein tiefes und gründliches Glück darin, dass die Wissenschaft Dinge ermittelt, die Stand halten und die immer wieder den Grund zu neuen Ermittelungen abgeben: — es könnte ja anders sein! Ja, wir sind so sehr von all der Unsicherheit und Phantasterei unserer Urtheile und von dem ewigen Wandel aller menschlichen Gesetze und Begriffe überzeugt, dass es uns eigentlich ein Erstaunen macht, wie sehr die Ergebnisse der Wissenschaft Stand halten! Früher wusste man Nichts von dieser Wandelbarkeit alles Menschlichen, die Sitte der Sittlichkeit hielt den Glauben aufrecht, dass das ganze innere Leben des Menschen mit ewigen Klammern an die eherne Nothwendigkeit geheftet sei: vielleicht empfand man damals eine ähnliche Wollust des Erstaunens, wenn man sich Märchen und Feengeschichten erzählen liess. Das Wunderbare that jenen Menschen so wohl, die der Regel und der Ewigkeit mitunter wohl müde werden mochten. Einmal den Boden verlieren! Schweben! Irren! Toll sein! — das gehörte zum Paradies und zur Schwelgerei früherer Zeiten: während unsere Glückseligkeit der des Schiffbrüchigen gleicht, der an's Land gestiegen ist und mit beiden Füssen sich auf die alte feste Erde stellt — staunend, dass sie nicht schwankt.

[«]

47.

Von der Unterdrückung der Leidenschaften. — Wenn man sich anhaltend den Ausdruck der Leidenschaften verbietet, wie als etwas den „Gemeinen“, den gröberen, bürgerlichen, bäuerlichen Naturen zu Ueberlassendes, — also nicht die Leidenschaften selber unterdrücken will, sondern nur ihre Sprache und Gebärde: so erreicht man nichtsdestoweniger eben Das mit, was man nicht will: die Unterdrückung der Leidenschaften selber, mindestens ihre Schwächung und Veränderung: — wie diess zum belehrendsten Beispiele der Hof Ludwig’s des Vierzehnten und Alles, was von ihm abhängig war, erlebt hat. Das Zeitalter darauf, erzogen in der Unterdrückung des Ausdrucks, hatte die Leidenschaften selber nicht mehr und ein anmuthiges, flaches, spielendes Wesen an ihrer Stelle, — ein Zeitalter, das mit der Unfähigkeit behaftet war, unartig zu sein: sodass selbst eine Beleidigung nicht anders als mit verbindlichen Worten angenommen und zurückgegeben wurde. Vielleicht giebt unsere Gegenwart das merkwürdigste Gegenstück dazu ab: ich sehe überall, im Leben und auf dem Theater, und nicht am wenigsten in Allem, was geschrieben wird, das Wohlbehagen an allen gröberen Ausbrüchen und Gebärden der Leidenschaft: es wird jetzt eine gewisse Convention der Leidenschaftlichkeit verlangt, — nur nicht die Leidenschaft selber! Trotzdem wird man sie damit zuletzt erreichen, und unsere Nachkommen werden eine ächte Wildheit haben und nicht nur eine Wildheit und Ungebärdigkeit der Formen.

[«]

48.

Kenntniss der Noth. — Vielleicht werden die Menschen und Zeiten durch Nichts so sehr von einander geschieden, als durch den verschiedenen Grad von Kenntniss der Noth, den sie haben: Noth der Seele wie des Leibes. In Bezug auf letztere sind wir Jetzigen vielleicht allesammt, trotz unserer Gebrechen und Gebrechlichkeiten, aus Mangel an reicher Selbst-Erfahrung Stümper und Phantasten zugleich: im Vergleich zu einem Zeitalter der Furcht — dem längsten aller Zeitalter —, wo der Einzelne sich selber gegen Gewalt zu schützen hatte und um dieses Zieles willen selber Gewaltmensch sein musste. Damals machte ein Mann seine reiche Schule körperlicher Qualen und Entbehrungen durch und begriff selbst in einer gewissen Grausamkeit gegen sich, in einer freiwilligen Uebung des Schmerzes, ein ihm nothwendiges Mittel seiner Erhaltung; damals erzog man seine Umgebung zum Ertragen des Schmerzes, damals fügte man gern Schmerz zu und sah das Furchtbarste dieser Art über Andere ergehen, ohne ein anderes Gefühl, als das der eigenen Sicherheit. Was die Noth der Seele aber betrifft, so sehe ich mir jetzt jeden Menschen darauf an, ob er sie aus Erfahrung oder Beschreibung kennt; ob er diese Kenntniss zu heucheln doch noch für nöthig hält, etwa als ein Zeichen der feineren Bildung, oder ob er überhaupt an grosse Seelenschmerzen im Grunde seiner Seele nicht glaubt und es ihm bei Nennung derselben ähnlich ergeht, wie bei Nennung grosser körperlicher Erduldungen: wobei ihm seine Zahn- und Magenschmerzen einfallen. So aber scheint es mir bei den Meisten jetzt zu stehen. Aus der allgemeinen Ungeübtheit im Schmerz beiderlei Gestalt und einer gewissen Seltenheit des Anblicks eines Leidenden ergiebt sich nun eine wichtige Folge: man hasst jetzt den Schmerz viel mehr, als frühere Menschen, und redet ihm viel übler nach als je, ja, man findet schon das Vorhandensein des Schmerzes als eines Gedankens kaum erträglich und macht dem gesammten Dasein eine Gewissenssache und einen Vorwurf daraus. Das Auftauchen pessimistischer Philosophien ist durchaus nicht das Merkmal grosser, furchtbarer Nothstände; sondern diese Fragezeichen am Werthe alles Lebens werden in Zeiten gemacht, wo die Verfeinerung und Erleichterung des Daseins bereits die unvermeidlichen Mückenstiche der Seele und des Leibes als gar zu blutig und bösartig befindet und in der Armuth an wirklichen Schmerz-Erfahrungen am liebsten schon quälende allgemeine Vorstellungen als das Leid höchster Gattung erscheinen lassen möchte. — Es gäbe schon ein Recept gegen pessimistische Philosophien und die übergrosse Empfindlichkeit, welche mir die eigentliche „Noth der Gegenwart“ zu sein scheint: — aber vielleicht klingt diess Recept schon zu grausam und würde selber unter die Anzeichen gerechnet werden, auf Grund deren hin man jetzt urtheilt: „Das Dasein ist etwas Böses“. Nun! Das Recept gegen „die Noth“ lautet: Noth.

[«]

49.

Grossmuth und Verwandtes. — Jene paradoxen Erscheinungen, wie die plötzliche Kälte im Benehmen des Gemüthsmenschen, wie der Humor des

Melancholikers, wie vor Allem die Grossmuth, als eine plötzliche Verzichtleistung auf Rache oder Befriedigung des Neides — treten an Menschen auf, in denen eine mächtige innere Schleuderkraft ist, an Menschen der plötzlichen Sättigung und des plötzlichen Ekels. Ihre Befriedigungen sind so schnell und so stark, dass diesen sofort Ueberdruss und Widerwille und eine Flucht in den entgegengesetzten Geschmack auf dem Fusse folgt: in diesem Gegensatze löst sich der Krampf der Empfindung aus, bei Diesem durch plötzliche Kälte, bei Jenem durch Gelächter, bei einem Dritten durch Thränen und Selbstaufopferung. Mir erscheint der Grossmüthige — wenigstens jene Art des Grossmüthigen, die immer am meisten Eindruck gemacht hat — als ein Mensch des äussersten Rachedurstes, dem eine Befriedigung sich in der Nähe zeigt und der sie so reichlich, gründlich und bis zum letzten Tropfen schon in der Vorstellung austrinkt, dass ein ungeheurer schneller Ekel dieser schnellen Ausschweifung folgt, — er erhebt sich nunmehr „über sich“, wie man sagt, und verzeiht seinem Feinde, ja segnet und ehrt ihn. Mit dieser Vergewaltigung seiner selber, mit dieser Verhöhnung seines eben noch so mächtigen Rachetriebes giebt er aber nur dem neuen Triebe nach, der eben jetzt in ihm mächtig geworden ist (dem Ekel), und thut diess ebenso ungeduldig und ausschweifend wie er kurz vorher die Freude an der Rache mit der Phantasie vorwegnahm und gleichsam ausschöpfte. Es ist in der Grossmuth der selbe Grad von Egoismus wie in der Rache, aber eine andere Qualität des Egoismus.

[«]

50.

Das Argument der Vereinsamung. — Der Vorwurf des Gewissens ist auch beim Gewissenhaftesten schwach gegen das Gefühl: „Diess und Jenes ist wider die gute Sitte deiner Gesellschaft.“ Ein kalter Blick, ein verzogener Mund von Seiten Derer, unter denen und für die man erzogen ist, wird auch vom Stärksten noch gefürchtet. Was wird da eigentlich gefürchtet? Die Vereinsamung! als das Argument, welches auch die besten Argumente für eine Person oder Sache niederschlägt! — So redet der Heerden-Instinct aus uns.

[«]

51.

Wahrheitssinn. — Ich lobe mir eine jede Skepsis, auf welche mir erlaubt ist zu antworten: „Versuchen wir's!“ Aber ich mag von allen Dingen und allen Fragen, welche das Experiment nicht zulassen, Nichts mehr hören. Diess ist die Grenze meines „Wahrheitssinnes“: denn dort hat die Tapferkeit ihr Recht verloren.

[«]

52.

Was Andere von uns wissen. — Das, was wir von uns selber wissen und im Gedächtniss haben, ist für das Glück unseres Lebens nicht so entscheidend, wie man glaubt. Eines Tages stürzt Das, was Andere von uns wissen (oder zu wissen meinen) über uns her — und jetzt erkennen wir, dass es das Mächtigere ist. Man wird mit seinem schlechten Gewissen leichter fertig, als mit seinem schlechten Rufe.

[«]

53.

Wo das Gute beginnt. — Wo die geringe Sehkraft des Auges den bösen Trieb wegen seiner Verfeinerung nicht mehr als solchen zu sehen vermag, da setzt der Mensch das Reich des Guten an, und die Empfindung, nunmehr in's Reich des Guten übergetreten zu sein, bringt alle die Triebe in Miterregung, welche durch die bösen Triebe bedroht und eingeschränkt waren, wie das Gefühl der Sicherheit, des Behagens, des Wohlwollens. Also: je stumpfer das Auge, desto weiter reicht das Gute! Daher die ewige Heiterkeit des Volkes und der Kinder! Daher die Düsterkeit und der dem schlechten Gewissen verwandte Gram der grossen Denker!

[«]

54.

Das Bewusstsein vom Scheine. — Wie wundervoll und neu und zugleich wie schauerlich und ironisch fühle ich mich mit meiner Erkenntniss zum gesammten Dasein gestellt! Ich habe für mich entdeckt, dass die alte Mensch-

und Thierheit, ja die gesammte Urzeit und Vergangenheit alles empfindenden Seins in mir fortdichtet, fortliebt, forthasst, fortschliesst, — ich bin plötzlich mitten in diesem Traume erwacht, aber nur zum Bewusstsein, dass ich eben träume und dass ich weiterträumen muss, um nicht zu Grunde zu gehen: wie der Nachtwandler weiterträumen muss, um nicht hinabzustürzen. Was ist mir jetzt „Schein“! Wahrlich nicht der Gegensatz irgend eines Wesens, — was weiss ich von irgend welchem Wesen auszusagen, als eben nur die Prädicate seines Scheines! Wahrlich nicht eine todte Maske, die man einem unbekannten X aufsetzen und auch wohl abnehmen könnte! Schein ist für mich das Wirkende und Lebende selber, das soweit in seiner Selbstverspottung geht, mich fühlen zu lassen, dass hier Schein und Irrlicht und Geistertanz und nichts Mehr ist, — dass unter allen diesen Träumenden auch ich, der „Erkennende“, meinen Tanz tanze, dass der Erkennende ein Mittel ist, den irdischen Tanz in die Länge zu ziehen und insofern zu den Festordnern des Daseins gehört, und dass die erhabene Consequenz und Verbundenheit aller Erkenntnisse vielleicht das höchste Mittel ist und sein wird, die Allgemeinheit der Träumerei und die Allverständlichkeit aller dieser Träumenden unter einander und eben damit die Dauer des Traumes aufrecht zu erhalten.

[«]

55.

Der letzte Edelsinn. — Was macht denn „edel“? Gewiss nicht, dass man Opfer bringt; auch der rasend Wolllüstige bringt Opfer. Gewiss nicht, dass man überhaupt einer Leidenschaft folgt; es giebt verächtliche Leidenschaften. Gewiss nicht, dass man für Andere Etwas thut und ohne Selbstsucht: vielleicht ist die Consequenz der Selbstsucht gerade bei dem Edelsten am grössten. — Sondern dass die Leidenschaft, die den Edeln befällt, eine Sonderheit ist, ohne dass er um diese Sonderheit weiss: der Gebrauch eines seltenen und singulären Maassstabes und beinahe eine Verrücktheit: das Gefühl der Hitze in Dingen, welche sich für alle Anderen kalt anfühlen: ein Errathen von Werthen, für die die Wage noch nicht erfunden ist: ein Opferbringen auf Altären, die einem unbekannten Gotte geweiht sind: eine Tapferkeit ohne den Willen zur Ehre: eine Selbstgenügsamkeit, welche Ueberfluss hat und an Menschen und Dinge mittheilt. Bisher war es also das Seltene und die Unwissenheit um diess Seltensein, was edel machte. Dabei erwäge man aber, dass durch diese Richtschnur alles Gewöhnte, Nächste und Unentbehrliche, kurz, das am meisten Arterhaltende, und überhaupt die Regel in der bisherigen Menschheit, unbillig beurtheilt und im Ganzen verleumdet worden ist, zu Gunsten der Ausnahmen. Der Anwalt der Regel werden — das könnte vielleicht die letzte Form und Feinheit sein, in welcher der Edelsinn auf Erden sich offenbart.

[«]

56.

Die Begierde nach Leiden. — Denke ich an die Begierde, Etwas zu thun, wie sie die Millionen junger Europäer fortwährend kitzelt und stachelt, welche alle die Langeweile und sich selber nicht ertragen können, — so begreife ich, dass in ihnen eine Begierde, Etwas zu leiden, sein muss, um aus ihrem Leiden einen probablen Grund zum Thun, zur That herzunehmen. Noth ist nöthig! Daher das Geschrei der Politiker, daher die vielen falschen, erdichteten, übertriebenen „Nothstände“ aller möglichen Classen und die blinde Bereitwilligkeit, an sie zu glauben. Diese junge Welt verlangt, von Aussen her solle — nicht etwa das Glück — sondern das Unglück kommen oder sichtbar werden; und ihre Phantasie ist schon voraus geschäftig, ein Ungeheuer daraus zu formen, damit sie nachher mit einem Ungeheuer kämpfen könne. Fühlten diese Nothsüchtigen in sich die Kraft, von Innen her sich selber wohlzuthun, sich selber Etwas anzuthun, so würden sie auch verstehen, von Innen her sich eine eigene, selbsteigene Noth zu schaffen. Ihre Erfindungen könnten dann feiner sein und ihre Befriedigungen könnten wie gute Musik klingen: während sie jetzt die Welt mit ihrem Nothgeschrei und folglich gar zu oft erst mit dem Nothgefühle anfüllen! Sie verstehen mit sich Nichts anzufangen — und so malen sie das Unglück Anderer an die Wand: sie haben immer Andere nöthig! Und immer wieder andere Andere! — Verzeihung, meine Freunde, ich habe gewagt, mein Glück an die Wand zu malen.

[«]

Zweites Buch.

57.

An die Realisten. — Ihr nüchternen Menschen, die ihr euch gegen Leidenschaft und Phantasterei gewappnet fühlt und gerne einen Stolz und einen Zierath aus eurer Leere machen möchtet, ihr nennt euch Realisten und deutet an, so wie euch die Welt erscheine, so sei sie wirklich beschaffen: vor euch allein stehe die Wirklichkeit entschleiert, und ihr selber wäret vielleicht der beste Theil davon, — oh ihr geliebten Bilder von Sais! Aber seid nicht auch ihr in eurem entschleiertsten Zustande noch höchst leidenschaftliche und dunkle Wesen, verglichen mit den Fischen, und immer noch einem verliebten Künstler allzu ähnlich? — und was ist für einen verliebten Künstler „Wirklichkeit“! Immer noch tragt ihr die Schätzungen der Dinge mit euch herum, welche in den Leidenschaften und Verliebtheiten früherer Jahrhunderte ihren Ursprung haben! Immer noch ist eurer Nüchternheit eine geheime und unvertilgbare Trunkenheit einverleibt! Eure Liebe zur „Wirklichkeit“ zum Beispiel — oh das ist eine alte uralte „Liebe“! In jeder Empfindung, in jedem Sinneseindruck ist ein Stück dieser alten Liebe: und ebenso hat irgend eine Phantasterei, ein Vorurtheil, eine Unvernunft, eine Unwissenheit, eine Furcht und was sonst noch Alles! daran gearbeitet und gewebt. Da jener Berg! Da jene Wolke! Was ist denn daran „wirklich“? Zieht einmal das Phantasma und die ganze menschliche Zuthat davon ab, ihr Nüchternen! Ja, wenn ihr das könntet! Wenn ihr eure Herkunft, Vergangenheit, Vorschule vergessen könntet, — eure gesammte Menschheit und Thierheit! Es giebt für uns keine „Wirklichkeit“ — und auch für euch nicht, ihr Nüchternen —, wir sind einander lange nicht so fremd, als ihr meint, und vielleicht ist unser guter Wille, über die Trunkenheit hinauszukommen, ebenso achtbar als euer Glaube, der Trunkenheit überhaupt unfähig zu sein.

[«]

58.

Nur als Schaffende! — Diess hat mir die grösste Mühe gemacht und macht mir noch immerfort die grösste Mühe: einzusehen, dass unsäglich mehr daran liegt, wie die Dinge heissen, als was sie sind. Der Ruf, Name und Anschein, die Geltung, das übliche Maass und Gewicht eines Dinges — im Ursprunge zuallermeist ein Irrthum und eine Willkürlichkeit, den Dingen übergeworfen wie ein Kleid und seinem Wesen und selbst seiner Haut ganz fremd — ist durch den Glauben daran und sein Fortwachsen von Geschlecht zu Geschlecht dem Dinge allmählich gleichsam an- und eingewachsen und zu seinem Leibe selber geworden: der Schein von Anbeginn wird zuletzt fast immer zum Wesen und wirkt als Wesen! Was wäre das für ein Narr, der da meinte, es genüge, auf diesen Ursprung und diese Nebelhülle des Wahnes hinzuweisen, um die als wesenhaft geltende Welt, die sogenannte „Wirklichkeit“, zu vernichten! Nur als Schaffende können wir vernichten! — Aber vergessen wir auch diess nicht: es genügt, neue Namen und Schätzungen und Wahrscheinlichkeiten zu schaffen, um auf die Länge hin neue „Dinge“ zu schaffen.

[«]

59.

Wir Künstler! — Wenn wir ein Weib lieben, so haben wir leicht einen Hass auf die Natur, aller der widerlichen Natürlichkeiten gedenkend, denen jedes Weib ausgesetzt ist; gerne denken wir überhaupt daran vorbei, aber wenn einmal unsere Seele diese Dinge streift, so zuckt sie ungeduldig und blickt, wie gesagt, verächtlich nach der Natur hin: — wir sind beleidigt, die Natur scheint in unsern Besitz einzugreifen und mit den ungeweihtesten Händen. Da macht man die Ohren zu gegen alle Physiologie und decretirt für sich insgeheim „ich will davon, dass der Mensch noch etwas Anderes ist, ausser Seele und Form, Nichts hören!“ „Der Mensch unter der Haut“ ist allen Liebenden ein Greuel und Ungedanke, eine Gottes- und Liebeslästerung. — Nun, so wie jetzt noch der Liebende empfindet, in Hinsicht der Natur und Natürlichkeit, so empfand ehedem jeder Verehrer Gottes und seiner „heiligen Allmacht“: bei Allem, was von der Natur gesagt wurde, durch Astronomen, Geologen, Physiologen, Aerzte, sah er einen Eingriff in seinen köstlichsten Besitz und folglich einen Angriff, — und noch dazu eine

Schamlosigkeit des Angreifenden! Das „Naturgesetz“ klang ihm schon wie eine Verleumdung Gottes; im Grunde hätte er gar zu gerne alle Mechanik auf moralische Willens- und Willküracte zurückgeführt gesehn: — aber weil ihm Niemand diesen Dienst erweisen konnte, so verhehlte er sich die Natur und Mechanik, so gut er konnte und lebte im Traum. Oh diese Menschen von ehedem haben verstanden zu träumen und hatten nicht erst nöthig, einzuschlafen! — und auch wir Menschen von heute verstehen es noch viel zu gut, mit allem unseren guten Willen zum Wachsein und zum Tage! Es genügt, zu lieben, zu hassen, zu begehren, überhaupt zu empfinden, — sofort kommt der Geist und die Kraft des Traumes über uns, und wir steigen offenen Auges und kalt gegen alle Gefahr auf den gefährlichsten Wegen empor, hinauf auf die Dächer und Thürme der Phantasterei, und ohne allen Schwindel, wie geboren zum Klettern — wir Nachtwandler des Tages! Wir Künstler! Wir Verhehler der Natürlichkeit! Wir Mond- und Gottsüchtigen! Wir todtenstillen unermüdlichen Wanderer, auf Höhen, die wir nicht als Höhen sehen, sondern als unsere Ebenen, als unsere Sicherheiten!

[«]

60.

Die Frauen und ihre Wirkung in die Ferne. — Habe ich noch Ohren? Bin ich nur noch Ohr und Nichts weiter mehr? Hier stehe ich inmitten des Brandes der Brandung, deren weisse Flammen bis zu meinem Fusse heraufzüngeln: — von allen Seiten heult, droht, schreit, schrillt es auf mich zu, während in der tiefsten Tiefe der alte Erderschütterer seine Arie singt, dumpf wie ein brüllender Stier: er stampft sich dazu einen solchen Erderschütterer-Tact, dass selbst diesen verwetterten Felsunholden hier das Herz darüber im Leibe zittert. Da, plötzlich, wie aus dem Nichts geboren, erscheint vor dem Thore dieses höllischen Labyrinthes, nur wenige Klafter weit entfernt, — ein grosses Segelschiff, schweigsam wie ein Gespenst dahergleitend. Oh diese gespenstische Schönheit! Mit welchem Zauber fasst sie mich an! Wie? Hat alle Ruhe und Schweigsamkeit der Welt sich hier eingeschifft? Sitzt mein Glück selber an diesem stillen Platze, mein glücklicheres Ich, mein zweites verewigtes Selbst? Nicht todt sein und doch auch nicht mehr lebend? Als ein geisterhaftes, stilles, schauendes, gleitendes, schwebendes Mittelwesen? Dem Schiffe gleichend, welches mit seinen weissen Segeln wie ein ungeheurer Schmetterling über das dunkle Meer hinläuft! Ja! Ueber das Dasein hinlaufen! Das ist es! Das wäre es! — — Es scheint, der Lärm hier hat mich zum Phantasten gemacht? Aller grosse Lärm macht, dass wir das Glück in die Stille und Ferne setzen. Wenn ein Mann inmitten seines Lärmes steht, inmitten seiner Brandung von Würfen und Entwürfen: da sieht er auch wohl stille zauberhafte Wesen an sich vorübergleiten, nach deren Glück und Zurückgezogenheit er sich sehnt, — es sind die Frauen. Fast meint er, dort bei den Frauen wohne sein besseres Selbst: an diesen stillen Plätzen werde auch die lauteste Brandung zur Todtenstille und das Leben selber zum Traume über das Leben. Jedoch! Jedoch! Mein edler Schwärmer, es giebt auch auf dem schönsten Segelschiffe so viel Geräusch und Lärm und leider so viel kleinen erbärmlichen Lärm! Der Zauber und die mächtigste Wirkung der Frauen ist, um die Sprache der Philosophen zu reden, eine Wirkung in die Ferne, eine actio in distans: dazu gehört aber, zuerst und vor Allem — Distanz!

[«]

61.

Zu Ehren der Freundschaft. — Dass das Gefühl der Freundschaft dem Alterthum als das höchste Gefühl galt, höher selbst als der gerühmteste Stolz des Selbstgenügsamen und Weisen, ja gleichsam als dessen einzige und noch heiligere Geschwisterschaft: diess drückt sehr gut die Geschichte von jenem macedonischen Könige aus, der einem weltverachtenden Philosophen Athen's ein Talent zum Geschenk machte und es von ihm zurückerhielt. „Wie? sagte der König, hat er denn keinen Freund?“ Damit wollte er sagen: „ich ehre diesen Stolz des Weisen und Unabhängigen, aber ich würde seine Menschlichkeit noch höher ehren, wenn der Freund in ihm den Sieg über seinen Stolz davongetragen hätte. Vor mir hat sich der Philosoph herabgesetzt, indem er zeigte, dass er eines der beiden höchsten Gefühle nicht kennt, — und zwar das höhere nicht!“

[«]

62.

Liebe. — Die Liebe vergiebt dem Geliebten sogar die Begierde.

[«]

63.

Das Weib in der Musik. — Wie kommt es, dass warme und regnerische Winde auch die musikalische Stimmung und die erfinderische Lust der Melodie mit sich führen? Sind es nicht die selben Winde, welche die Kirchen füllen und den Frauen verliebte Gedanken geben?

[«]

64.

Skeptiker. — Ich fürchte, dass altgewordene Frauen im geheimsten Verstecke ihres Herzens skeptischer sind, als alle Männer: sie glauben an die Oberflächlichkeit des Daseins als an sein Wesen, und alle Tugend und Tiefe ist ihnen nur Verhüllung dieser „Wahrheit“, die sehr wünschenswerthe Verhüllung eines pudendum —, also eine Sache des Anstandes und der Scham, und nicht mehr!

[«]

65.

Hingebung. — Es giebt edle Frauen mit einer gewissen Armuth des Geistes, welche, um ihre tiefste Hingebung auszudrücken, sich nicht anders zu helfen wissen, als so, dass sie ihre Tugend und Scham anbieten: es ist ihnen ihr Höchstes. Und oft wird diess Geschenk angenommen, ohne so tief zu verpflichten, als die Geberinnen voraussetzen, — eine sehr schwermüthige Geschichte!

[«]

66.

Die Stärke der Schwachen. — Alle Frauen sind fein darin, ihre Schwäche zu übertreiben, ja sie sind erfinderisch in Schwächen, um ganz und gar als zerbrechliche Zierathen zu erscheinen, denen selbst ein Stäubchen wehe thut: ihr

Dasein soll dem Manne seine Plumpheit zu Gemüthe führen und in’s Gewissen schieben. So wehren sie sich gegen die Starken und alles „Faustrecht“.

[«]

67.

Sich selber heucheln. — Sie liebt ihn nun und blickt seitdem mit so ruhigem Vertrauen vor sich hin wie eine Kuh: aber wehe! Gerade diess war seine Bezauberung, dass sie durchaus veränderlich und unfassbar schien! Er hatte eben schon zu viel beständiges Wetter an sich selber! Sollte sie nicht gut thun, ihren alten Charakter zu heucheln? Lieblosigkeit zu heucheln? Räth ihr also nicht — die Liebe? Vivat comoedia!

[«]

68.

Wille und Willigkeit. — Man brachte einen Jüngling zu einem weisen Manne und sagte: „Siehe, das ist Einer, der durch die Weiber verdorben wird!“ Der weise Mann schüttelte den Kopf und lächelte. „Die Männer sind es, rief er, welche die Weiber verderben: und Alles, was die Weiber fehlen, soll an den Männern gebüsst und gebessert werden, — denn der Mann macht sich das Bild des Weibes, und das Weib bildet sich nach diesem Bilde.“ — „Du bist zu mildherzig gegen die Weiber, sagte einer der Umstehenden, du kennst sie nicht!“ Der weise Mann antwortete: „Des Mannes Art ist Wille, des Weibes Art Willigkeit, — so ist es das Gesetz der Geschlechter, wahrlich! ein hartes Gesetz für das Weib! Alle Menschen sind unschuldig für ihr Dasein, die Weiber aber sind unschuldig im zweiten Grade: wer könnte für sie des Oels und der Milde genug haben.“ — Was Oel! Was Milde! rief ein Anderer aus der Menge; man muss die Weiber besser erziehen! — „Man muss die Männer besser erziehen,“ sagte der weise Mann und winkte dem Jünglinge, dass er ihm folge. — Der Jüngling aber folgte ihm nicht.

[«]

69.

Fähigkeit zur Rache. — Dass Einer sich nicht vertheidigen kann und folglich auch nicht will, gereicht ihm in unsern Augen noch nicht zur Schande: aber wir schätzen Den gering, der zur Rache weder das Vermögen noch den guten Willen hat, — gleichgültig ob Mann oder Weib. Würde uns ein Weib festhalten (oder wie man sagt „fesseln“) können, dem wir nicht zutrauten, dass es unter Umständen den Dolch (irgend eine Art von Dolch) gegen uns gut zu handhaben wüsste? Oder gegen sich: was in einem bestimmten Falle die empfindlichere Rache wäre (die chinesische Rache).

[«]

70.

Die Herrinnen der Herren. — Eine tiefe mächtige Altstimme, wie man sie bisweilen im Theater hört, zieht uns plötzlich den Vorhang vor Möglichkeiten auf, an die wir für gewöhnlich nicht glauben: wir glauben mit Einem Male daran, dass es irgendwo in der Welt Frauen mit hohen, heldenhaften, königlichen Seelen geben könne, fähig und bereit zu grandiosen Entgegnungen, Entschliessungen und Aufopferungen, fähig und bereit zur Herrschaft über Männer, weil in ihnen das Beste vom Manne, über das Geschlecht hinaus, zum leibhaften Ideale geworden ist. Zwar sollen solche Stimmen nach der Absicht des Theaters gerade nicht diesen Begriff vom Weibe geben: gewöhnlich sollen sie den idealen männlichen Liebhaber, zum Beispiel einen Romeo, darstellen; aber nach meiner Erfahrung zu urtheilen, verrechnet sich dabei das Theater und der Musiker, der von einer solchen Stimme solche Wirkungen erwartet, ganz regelmässig. Man glaubt nicht an diese Liebhaber: diese Stimmen enthalten immer noch eine Farbe des Mütterlichen und Hausfrauenhaften, und gerade dann am meisten, wenn Liebe in ihrem Klange ist.

[«]

71.

Von der weiblichen Keuschheit. — Es ist etwas ganz Erstaunliches und Ungeheures in der Erziehung der vornehmen Frauen, ja vielleicht giebt es nichts Paradoxeres. Alle Welt ist darüber einverstanden, sie in eroticis so unwissend wie möglich zu erziehen und ihnen eine tiefe Scham vor dergleichen und die äusserste Ungeduld und Flucht beim Andeuten dieser Dinge in die Seele zu geben. Alle „Ehre“ des Weibes steht im Grunde nur hier auf dem Spiele: was verziehe man ihnen sonst nicht! Aber hierin sollen sie unwissend bis in’s Herz hinein bleiben: — sie sollen weder Augen, noch Ohren, noch Worte, noch Gedanken für diess ihr „Böses“ haben: ja das Wissen ist hier schon das Böse. Und nun! Wie mit einem grausigen Blitzschlage in die Wirklichkeit und das Wissen geschleudert werden, mit der Ehe — und zwar durch Den, welchen sie am meisten lieben und hochhalten: Liebe und Scham im Widerspruch ertappen, ja Entzücken, Preisgebung, Pflicht, Mitleid und Schrecken über die unerwartete Nachbarschaft von Gott und Thier und was Alles sonst noch! in Einem empfinden müssen! — Da hat man in der That sich einen Seelen-Knoten geknüpft, der seines Gleichen sucht! Selbst die mitleidige Neugier des weisesten Menschenkenners reicht nicht aus, zu errathen, wie sich dieses und jenes Weib in diese Lösung des Räthsels und in diess Räthsel von Lösung zu finden weiss, und was für schauerliche, weithin greifende Verdachte sich dabei in der armen aus den Fugen gerathenen Seele regen müssen, ja wie die letzte Philosophie und Skepsis des Weibes an diesem Puncte ihre Anker wirft! — Hinterher das selbe tiefe Schweigen wie vorher: und oft ein Schweigen vor sich selber, ein Augen-Zuschliessen vor sich selber. — Die jungen Frauen bemühen sich sehr darum, oberflächlich und gedankenlos zu erscheinen; die feinsten unter ihnen erheucheln eine Art Frechheit. — Die Frauen empfinden leicht ihre Männer als ein Fragezeichen ihrer Ehre und ihre Kinder als eine Apologie oder Busse, — sie bedürfen der Kinder und wünschen sie sich, in einem ganz anderen Sinne als ein Mann sich Kinder wünscht. — Kurz, man kann nicht mild genug gegen die Frauen sein!

[«]

72.

Die Mütter. — Die Thiere denken anders über die Weiber, als die Menschen; ihnen gilt das Weibchen als das productive Wesen. Vaterliebe giebt es bei ihnen nicht, aber so Etwas wie Liebe zu den Kindern einer Geliebten und Gewöhnung an sie. Die Weibchen haben an den Kindern Befriedigung ihrer Herrschsucht, ein Eigenthum, eine Beschäftigung, etwas ihnen ganz Verständliches, mit dem man schwätzen kann: diess Alles zusammen ist Mutterliebe, — sie ist mit der Liebe des Künstlers zu seinem Werke zu vergleichen. Die Schwangerschaft hat die Weiber milder, abwartender, furchtsamer, unterwerfungslustiger gemacht; und ebenso erzeugt die geistige Schwangerschaft den Charakter der Contemplativen, welcher dem weiblichen Charakter verwandt ist: — es sind die männlichen Mütter. — Bei den Thieren gilt das männliche Geschlecht als das schöne.

[«]

73.

Heilige Grausamkeit. — Zu einem Heiligen trat ein Mann, der ein eben geborenes Kind in den Händen hielt. „Was soll ich mit dem Kinde machen? fragte er, es ist elend, missgestaltet und hat nicht genug Leben, um zu sterben." „Tödte es, rief der Heilige mit schrecklicher Stimme, tödte es und halte es dann drei Tage und drei Nächte lang in deinen Armen, auf dass du dir ein Gedächtniss machest: — so wirst du nie wieder ein Kind zeugen, wenn es nicht an der Zeit für dich ist, zu zeugen." — Als der Mann diess gehört hatte, gieng er enttäuscht davon; und Viele tadelten den Heiligen, weil er zu einer Grausamkeit gerathen hatte, denn er hatte gerathen, das Kind zu tödten. „Aber ist es nicht grausamer, es leben zu lassen?" sagte der Heilige.

[«]

74.

Die Erfolglosen. — Jenen armen Frauen fehlt es immer an Erfolg, welche in Gegenwart Dessen, den sie lieben, unruhig und unsicher werden und zu viel reden: denn die Männer werden am sichersten durch eine gewisse heimliche und phlegmatische Zärtlichkeit verführt.

[«]

75.

Das dritte Geschlecht. — „Ein kleiner Mann ist eine Paradoxie, aber doch ein Mann, — aber die kleinen Weibchen scheinen mir, im Vergleich mit hochwüchsigen Frauen, von einem anderen Geschlechte zu sein“ — sagte ein alter Tanzmeister. Ein kleines Weib ist niemals schön — sagte der alte Aristoteles.

[«]

76.

Die grösste Gefahr. — Hätte es nicht allezeit eine Ueberzahl von Menschen gegeben, welche die Zucht ihres Kopfes — ihre „Vernünftigkeit“ — als ihren Stolz, ihre Verpflichtung, ihre Tugend fühlten, welche durch alles Phantasiren und Ausschweifen des Denkens beleidigt oder beschämt wurden, als die Freunde „des gesunden Menschenverstandes“: so wäre die Menschheit längst zu Grunde gegangen! Ueber ihr schwebte und schwebt fortwährend als ihre grösste Gefahr der ausbrechende Irrsinn — das heisst eben das Ausbrechen des Beliebens im Empfinden, Sehen und Hören, der Genuss in der Zuchtlosigkeit des Kopfes, die Freude am Menschen-Unverstande. Nicht die Wahrheit und Gewissheit ist der Gegensatz der Welt des Irrsinnigen, sondern die Allgemeinheit und Allverbindlichkeit eines Glaubens, kurz das Nicht-Beliebige im Urtheilen. Und die grösste Arbeit der Menschen bisher war die, über sehr viele Dinge mit einander übereinzustimmen und sich ein Gesetz der Uebereinstimmung aufzulegen — gleichgültig, ob diese Dinge wahr oder falsch sind. Diess ist die Zucht des Kopfes, welche die Menschheit erhalten hat; — aber die Gegentriebe sind immer noch so mächtig, dass man im Grunde von der Zukunft der Menschheit mit wenig Vertrauen reden darf. Fortwährend schiebt und verschiebt sich noch das Bild der Dinge, und vielleicht von jetzt ab mehr und schneller als je; fortwährend sträuben sich gerade die ausgesuchtesten Geister gegen jene Allverbindlichkeit — die Erforscher der Wahrheit voran! Fortwährend erzeugt jener Glaube als Allerweltsglaube einen Ekel und eine neue Lüsternheit bei feineren Köpfen: und schon das langsame Tempo, welches er für alle geistigen Processe verlangt, jene Nachahmung der Schildkröte, welche hier als die Norm anerkannt wird, macht Künstler und Dichter zu Ueberläufern: — diese ungeduldigen Geister sind es, in denen eine förmliche Lust am Irrsinn ausbricht, weil der Irrsinn ein so fröhliches Tempo hat! Es bedarf also der tugendhaften Intellecte, — ach! ich will das unzweideutigste Wort gebrauchen — es bedarf der tugendhaften Dummheit, es bedarf unerschütterlicher Tactschläger des langsamen Geistes, damit die Gläubigen des grossen Gesammtglaubens bei einander bleiben und ihren Tanz weitertanzen: es ist eine Nothdurft ersten Ranges, welche hier gebietet und fordert. Wir Andern sind die Ausnahme und die Gefahr, — wir bedürfen ewig der Vertheidigung! — Nun, es lässt sich wirklich etwas zu Gunsten der Ausnahme sagen, vorausgesetzt, dass sie nie Regel werden will.

[«]

77.

Das Thier mit gutem Gewissen. — Das Gemeine in Alledem, was im Süden Europa's gefällt — sei diess nun die italiänische Oper (zum Beispiel Rossini's und Bellini's) oder der spanische Abenteuer-Roman (uns in der französischen Verkleidung des Gil Blas am besten zugänglich) — bleibt mir nicht verborgen, aber es beleidigt mich nicht, ebensowenig als die Gemeinheit, der man bei einer Wanderung durch Pompeji und im Grunde selbst beim Lesen jedes antiken Buches begegnet: woher kommt diess? Ist es, dass hier die Scham fehlt und dass alles Gemeine so sicher und seiner gewiss auftritt, wie irgend etwas Edles, Liebliches und Leidenschaftliches in der selben Art Musik oder Roman? „Das Thier hat sein Recht wie der Mensch: so mag es frei herumlaufen, und du, mein lieber Mitmensch, bist auch diess Thier noch, trotz Alledem!" — das scheint mir die Moral der Sache und die Eigenheit der südländischen Humanität zu sein. Der schlechte Geschmack hat sein Recht wie der gute, und sogar ein Vorrecht vor ihm, falls er das grosse Bedürfniss, die sichere Befriedigung und gleichsam eine allgemeine Sprache, eine unbedingt verständliche Larve und Gebärde ist: der gute, gewählte Geschmack hat dagegen immer etwas Suchendes, Versuchtes, seines Verständnisses nicht völlig Gewisses, — er ist und war niemals volksthümlich! Volksthümlich ist und bleibt die Maske! So mag denn alles diess Maskenhafte in den Melodien und Cadenzen, in den Sprüngen und Lustigkeiten des Rhythmus dieser Opern dahinlaufen! Gar das antike Leben! Was versteht man von dem, wenn man die Lust an der Maske, das gute Gewissen alles Maskenhaften nicht versteht! Hier ist das Bad und die Erholung des antiken Geistes: — und vielleicht war diess Bad den seltenen und erhabenen Naturen der alten Welt noch nöthiger, als den gemeinen. — Dagegen beleidigt mich eine gemeine Wendung in nordischen Werken, zum Beispiel in deutscher Musik, unsäglich. Hier ist Scham dabei, der Künstler ist vor sich selber hinabgestiegen und konnte es nicht einmal verhüten, dabei zu erröthen: wir schämen uns mit ihm und sind so beleidigt, weil wir ahnen, dass er unseretwegen glaubte hinabsteigen zu müssen.

[«]

78.

Wofür wir dankbar sein sollen. — Erst die Künstler, und namentlich die des Theaters, haben den Menschen Augen und Ohren eingesetzt, um Das mit einigem Vergnügen zu hören und zu sehen, was Jeder selber ist, selber erlebt, selber will; erst sie haben uns die Schätzung des Helden, der in jedem von allen diesen Alltagsmenschen verborgen ist, und die Kunst gelehrt, wie man sich selber als Held, aus der Ferne und gleichsam vereinfacht und verklärt ansehen könne, — die Kunst, sich vor sich selber „in Scene zu setzen“. So allein kommen wir über einige niedrige Details an uns hinweg! Ohne jene Kunst würden wir Nichts als Vordergrund sein und ganz und gar im Banne jener Optik leben, welche das Nächste und Gemeinste als ungeheuer gross und als die Wirklichkeit an sich erscheinen lässt. — Vielleicht giebt es ein Verdienst ähnlicher Art an jener Religion, welche die Sündhaftigkeit jedes einzelnen Menschen mit dem Vergrösserungsglase ansehen hiess und aus dem Sünder einen grossen, unsterblichen Verbrecher machte: indem sie ewige Perspectiven um ihn beschrieb, lehrte sie den Menschen, sich aus der Ferne und als etwas Vergangenes, Ganzes sehen.

[«]

79.

Reiz der Unvollkommenheit. — Ich sehe hier einen Dichter, der, wie so mancher Mensch, durch seine Unvollkommenheiten einen höheren Reiz ausübt, als durch alles Das, was sich unter seiner Hand rundet und vollkommen gestaltet, — ja er hat den Vortheil und den Ruhm vielmehr von seinem letzten Unvermögen, als von seiner reichen Kraft. Sein Werk spricht es niemals ganz aus, was er eigentlich aussprechen möchte, was er gesehen haben möchte: es scheint, dass er den Vorgeschmack einer Vision gehabt hat, und niemals sie selber: — aber eine ungeheure Lüsternheit nach dieser Vision ist in seiner Seele zurückgeblieben, und aus ihr nimmt er seine ebenso ungeheure Beredtsamkeit des

Verlangens und Heisshungers. Mit ihr hebt er Den, welcher ihm zuhört, über sein Werk und alle „Werke“ hinaus und giebt ihm Flügel, um so hoch zu steigen, wie Zuhörer nie sonst steigen: und so, selber zu Dichtern und Sehern geworden, zollen sie dem Urheber ihres Glückes eine Bewunderung, wie als ob er sie unmittelbar zum Schauen seines Heiligsten und Letzten geführt hätte, wie als ob er sein Ziel erreicht und seine Vision wirklich gesehen und mitgetheilt hätte. Es kommt seinem Ruhme zu Gute, nicht eigentlich an’s Ziel gekommen zu sein.

[«]

80.

Kunst und Natur. — Die Griechen (oder wenigstens die Athener) hörten gerne gut reden: ja sie hatten einen gierigen Hang darnach, der sie mehr als alles Andere von den Nicht-Griechen unterscheidet. Und so verlangten sie selbst von der Leidenschaft auf der Bühne, dass sie gut rede, und liessen die Unnatürlichkeit des dramatischen Verses mit Wonne über sich ergehen: — in der Natur ist ja die Leidenschaft so wortkarg! so stumm und verlegen! Oder wenn sie Worte findet, so verwirrt und unvernünftig und sich selber zur Scham! Nun haben wir uns Alle, Dank den Griechen, an diese Unnatur auf der Bühne gewöhnt, wie wir jene andere Unnatur, die singende Leidenschaft ertragen und gerne ertragen, Dank den Italiänern. — Es ist uns ein Bedürfniss geworden, welches wir aus der Wirklichkeit nicht befriedigen können: Menschen in den schwersten Lagen gut und ausführlich reden zu hören: es entzückt uns jetzt, wenn der tragische Held da noch Worte, Gründe, beredte Gebärden und im Ganzen eine helle Geistigkeit findet, wo das Leben sich den Abgründen nähert, und der wirkliche Mensch meistens den Kopf und gewiss die schöne Sprache verliert. Diese Art Abweichung von der Natur ist vielleicht die angenehmste Mahlzeit für den Stolz des Menschen; ihretwegen überhaupt liebt er die Kunst, als den Ausdruck einer hohen, heldenhaften Unnatürlichkeit und Convention. Man macht mit Recht dem dramatischen Dichter einen Vorwurf daraus, wenn er nicht Alles in Vernunft und Wort verwandelt, sondern immer einen Rest Schweigen in der Hand zurückbehält: — so wie man mit dem Musiker der Oper unzufrieden ist, der für den höchsten Affect nicht eine Melodie, sondern nur ein affectvolles „natürliches“ Stammeln und Schreien zu finden weiss. Hier soll eben der Natur widersprochen werden! Hier soll eben der gemeine Reiz der Illusion einem höheren Reize weichen! Die Griechen gehen auf diesem Wege weit, weit — zum Erschrecken weit! Wie sie die Bühne so schmal wie möglich bilden und alle Wirkung durch tiefe Hintergründe sich verbieten, wie sie dem Schauspieler das Mienenspiel und die leichte Bewegung unmöglich machen und ihn in einen feierlichen, steifen, maskenhaften Popanz verwandeln, so haben sie auch der Leidenschaft selber den tiefen Hintergrund genommen und ihr ein Gesetz der schönen Rede dictirt, ja sie haben überhaupt Alles gethan, um der elementaren Wirkung furcht- und mitleiderweckender Bilder entgegenzuwirken: sie wollten eben nicht Furcht und Mitleid, — Aristoteles in Ehren und höchsten Ehren! aber er traf sicherlich nicht den Nagel, geschweige den Kopf des Nagels, als er vom letzten Zweck der griechischen Tragödie sprach! Man sehe sich doch die griechischen Dichter der Tragödie darauf hin an, was am Meisten ihren Fleiss, ihre Erfindsamkeit, ihren Wetteifer erregt hat, — gewiss nicht die Absicht auf Ueberwältigung der Zuschauer durch Affecte! Der Athener gieng in's Theater, um schöne Reden zu hören! Und um schöne Reden war es dem Sophokles zu thun! — man vergebe mir diese Ketzerei! — Sehr verschieden steht es mit der ernsten Oper: alle ihre Meister lassen es sich angelegen sein, zu verhüten, dass man ihre Personen verstehe. Ein gelegentlich aufgerafftes Wort mag dem unaufmerksamen Zuhörer zu Hülfe kommen: im Ganzen muss die Situation sich selber erklären, — es liegt Nichts an den Reden! — so denken sie Alle und so haben sie Alle mit den Worten ihre Possen getrieben. Vielleicht hat es ihnen nur an Muth gefehlt, um ihre letzte Geringschätzung des Wortes ganz auszudrücken: ein wenig Frechheit mehr bei Rossini und er hätte durchweg la-la-la-la singen lassen — und es wäre Vernunft dabei gewesen! Es soll den Personen der Oper eben nicht „auf's Wort“ geglaubt werden, sondern auf den Ton! Das ist der Unterschied, das ist die schöne Unnatürlichkeit, derentwegen man in die Oper geht! Selbst das recitativo secco will nicht eigentlich als Wort und Text angehört sein: diese Art von Halbmusik soll vielmehr dem musicalischen Ohre zunächst eine kleine Ruhe geben (die Ruhe von der Melodie, als dem sublimsten und desshalb auch anstrengendsten Genusse dieser Kunst) —, aber sehr bald etwas Anderes: nämlich eine wachsende Ungeduld, ein wachsendes Widerstreben, eine neue Begierde nach ganzer Musik, nach Melodie. — Wie verhält es sich, von diesem Gesichtspuncte aus gesehen, mit der Kunst Richard Wagner's? Vielleicht anders? Oft wollte es mir scheinen, als ob man Wort und Musik seiner Schöpfungen vor der Aufführung auswendig gelernt haben müßte: denn ohne diess — so schien es mir — höre man weder die Worte noch selber die Musik.

[«]

81.

Griechischer Geschmack. — „Was ist Schönes daran? — sagte jener Feldmesser nach einer Aufführung der Iphigenie — es wird Nichts darin bewiesen!“ Sollten die Griechen so fern von diesem Geschmacke gewesen sein? Bei Sophokles wenigstens wird „Alles bewiesen“.

[«]

82.

Der esprit ungriechisch. — Die Griechen sind in allem ihrem Denken unbeschreiblich logisch und schlicht; sie sind dessen, wenigstens für ihre lange gute Zeit, nicht überdrüssig geworden, wie die Franzosen es so häufig werden: welche gar zu gerne einen kleinen Sprung in’s Gegentheil machen und den Geist der Logik eigentlich nur vertragen, wenn er durch eine Menge solcher kleiner Sprünge in’s Gegentheil seine *gesellige* Artigkeit, seine gesellige Selbstverleugnung verräth. Logik erscheint ihnen als nothwendig, wie Brod und Wasser, aber auch gleich diesen als eine Art Gefangenenkost, sobald sie rein und allein genossen werden sollen. In der guten Gesellschaft muss man niemals vollständig und allein Recht haben wollen, wie es alle reine Logik will: daher die kleine Dosis Unvernunft in allem französischen esprit. — Der gesellige Sinn der Griechen war bei Weitem weniger entwickelt, als der der Franzosen es ist und war: daher so wenig esprit bei ihren geistreichsten Männern, daher so wenig Witz selbst bei ihren Witzbolden, daher — ach! Man wird mir schon diese meine Sätze nicht glauben, und wie viele der Art habe ich noch auf der Seele! — Est res magna tacere — sagt Martial mit allen Geschwätzigen.

[«]

83.

Uebersetzungen. — Man kann den Grad des historischen Sinnes, welchen eine Zeit besitzt, daran abschätzen, wie diese Zeit *Uebersetzungen* macht und vergangene Zeiten und Bücher sich einzuverleiben sucht. Die Franzosen Corneille's, und auch noch die der Revolution, bemächtigten sich des römischen Alterthums in einer Weise, zu der wir nicht den Muth mehr hätten — Dank unserem höheren historischen Sinne. Und das römische Alterthum selbst: wie gewaltsam und naiv zugleich legte es seine Hand auf alles Gute und Hohe des griechischen älteren Alterthums! Wie übersetzten sie in die römische Gegenwart hinein! Wie verwischten sie absichtlich und unbekümmert den Flügelstaub des Schmetterlings Augenblick! So übersetzte Horaz hier und da den Alcäus oder den Archilochus, so Properz den Callimachus und Philetas (Dichter gleichen Ranges mit Theokrit, wenn wir urtheilen dürfen): was lag ihnen daran, dass der eigentliche Schöpfer Diess und Jenes erlebt und die Zeichen davon in sein Gedicht hineingeschrieben hatte! — als Dichter waren sie dem antiquarischen Spürgeiste, der dem historischen Sinne voranläuft, abhold, als Dichter liessen sie diese ganz persönlichen Dinge und Namen und Alles, was einer Stadt, einer Küste, einem Jahrhundert als seine Tracht und Maske zu eigen war, nicht gelten, sondern stellten flugs das Gegenwärtige und das Römische an seine Stelle. Sie scheinen uns zu fragen: „Sollen wir das Alte nicht für uns neu machen und uns in ihm zurechtlegen? Sollen wir nicht unsere Seele diesem todten Leibe einblasen dürfen? denn todt ist er nun einmal: wie hässlich ist alles Todte!“ — Sie kannten den Genuss des historischen Sinnes nicht; das Vergangene und Fremde war ihnen peinlich, und als Römern ein Anreiz zu einer römischen Eroberung. In der That, man eroberte damals, wenn man übersetzte, — nicht nur so, dass man das Historische wegliess: nein, man fügte die Anspielung auf das Gegenwärtige hinzu, man strich vor Allem den Namen des Dichters hinweg und setzte den eigenen an seine Stelle — nicht im Gefühl des Diebstahls, sondern mit dem allerbesten Gewissen des imperium Romanum.

[«]

84.

Vom Ursprunge der Poesie. — Die Liebhaber des Phantastischen am Menschen, welche zugleich die Lehre von der instinctiven Moralität vertreten, schliessen so: „gesetzt, man habe zu allen Zeiten den Nutzen als die höchste Gottheit verehrt, woher dann in aller Welt ist die Poesie gekommen? — diese Rhythmisirung der Rede, welche der Deutlichkeit der Mittheilung eher entgegenwirkt, als förderlich ist, und die trotzdem wie ein Hohn auf alle nützliche

Zweckmässigkeit überall auf Erden aufgeschossen ist und noch aufschiesst! Die wildschöne Unvernünftigkeit der Poesie widerlegt euch, ihr Utilitarier! Gerade vom Nutzen einmal loskommen wollen — das hat den Menschen erhoben, das hat ihn zur Moralität und Kunst inspirirt!“ Nun ich muss hierin einmal den Utilitariern zu Gefallen reden, — sie haben ja so selten Recht, dass es zum Erbarmen ist! Man hatte in jenen alten Zeiten, welche die Poesie in’s Dasein riefen, doch die Nützlichkeit dabei im Auge und eine sehr grosse Nützlichkeit — damals als man den Rhythmus in die Rede dringen liess, jene Gewalt die alle Atome des Satzes neu ordnet, die Worte wählen heisst und den Gedanken neu färbt und dunkler, fremder, ferner macht: freilich eine abergläubische Nützlichkeit! Es sollte vermöge des Rhythmus den Göttern ein menschliches Anliegen tiefer eingeprägt werden, nachdem man bemerkt hatte, dass der Mensch einen Vers besser im Gedächtniss behält, als eine ungebundene Rede; ebenfalls meinte man durch das rhythmische Tiktak über grössere Fernen hin sich hörbar zu machen; das rhythmisirte Gebet schien den Göttern näher an’s Ohr zu kommen. Vor Allem aber wollte man den Nutzen von jener elementaren Ueberwältigung haben, welche der Mensch an sich beim Hören der Musik erfährt: der Rhythmus ist ein Zwang; er erzeugt eine unüberwindliche Lust, nachzugeben, mit einzustimmen; nicht nur der Schritt der Füsse, auch die Seele selber geht dem Tacte nach, — wahrscheinlich, so schloss man, auch die Seele der Götter! Man versuchte sie also durch den Rhythmus zu zwingen und eine Gewalt über sie auszuüben: man warf ihnen die Poesie wie eine magische Schlinge um. Es gab noch eine wunderlichere Vorstellung: und diese gerade hat vielleicht am mächtigsten zur Entstehung der Poesie gewirkt. Bei den Phythagoreern erscheint sie als philosophische Lehre und als Kunstgriff der Erziehung: aber längst bevor es Philosophen gab, gestand man der Musik die Kraft zu, die Affecte zu entladen, die Seele zu reinigen, die ferocia animi zu mildern — und zwar gerade durch das Rhythmische in der Musik. Wenn die richtige Spannung und Harmonie der Seele verloren gegangen war, musste man tanzen, in dem Tacte des Sängers, — das war das Recept dieser Heilkunst. Mit ihr stillte Terpander einen Aufruhr, besänftigte Empedokles einen Rasenden, reinigte Damon einen liebessiechen Jüngling; mit ihr nahm man auch die wildgewordenen rachsüchtigen Götter in Cur. Zuerst dadurch, dass man den Taumel und die Ausgelassenheit ihrer Affecte auf’s Höchste trieb, also den Rasenden toll, den Rachsüchtigen rachetrunken machte: — alle orgiastischen Culte wollen die ferocia einer Gottheit auf Ein Mal entladen und zur Orgie machen, damit sie hinterher sich freier und ruhiger fühle und den Menschen in Ruhe lasse. Melos bedeutet seiner Wurzel nach ein Besänftigungsmittel, nicht weil es selber sanft ist, sondern weil seine Nachwirkung sanft macht. — Und nicht nur im Cultusliede, auch bei dem weltlichen Liede der ältesten Zeiten ist die Voraussetzung, dass das Rhythmische eine magische Kraft übe, zum Beispiel beim Wasserschöpfen oder Rudern, das Lied ist eine Bezauberung der hierbei thätig gedachten Dämonen, es macht sie willfährig, unfrei und zum Werkzeug des Menschen. Und so oft man handelt, hat man einen Anlass zu singen, — jede Handlung ist an die Beihülfe von Geistern geknüpft: Zauberlied und Besprechung scheinen die Urgestalt der Poesie zu sein. Wenn der Vers auch beim Orakel verwendet wurde — die Griechen sagten, der Hexameter sei in Delphi erfunden —, so sollte der Rhythmus auch hier einen Zwang ausüben. Sich prophezeien lassen — das bedeutet ursprünglich (nach der mir wahrscheinlichen Ableitung des griechischen Wortes): sich Etwas bestimmen lassen; man glaubt die Zukunft erzwingen zu können dadurch, dass man Apollo für sich gewinnt: er, der nach der ältesten Vorstellung viel mehr, als ein vorhersehender Gott ist. So wie die Formel ausgesprochen wird, buchstäblich und rhythmisch genau, so bindet sie die Zukunft: die Formel aber ist die Erfindung Apollo's, welcher als Gott der Rhythmen auch die Göttinnen des Schicksals binden kann. — Im Ganzen gesehen und gefragt: gab es für die alte abergläubische Art des Menschen überhaupt etwas Nützlicheres, als den Rhythmus? Mit ihm konnte man Alles: eine Arbeit magisch fördern; einen Gott nöthigen, zu erscheinen, nahe zu sein, zuzuhören; die Zukunft sich nach seinem Willen zurecht machen; die eigene Seele von irgend einem Uebermaasse (der Angst, der Manie, des Mitleids, der Rachsucht) entladen, und nicht nur die eigene Seele, sondern die des bösesten Dämons, — ohne den Vers war man Nichts, durch den Vers wurde man beinahe ein Gott. Ein solches Grundgefühl lässt sich nicht mehr völlig ausrotten, — und noch jetzt, nach Jahrtausende langer Arbeit in der Bekämpfung solchen Aberglaubens, wird auch der Weiseste von uns gelegentlich zum Narren des Rhythmus, sei es auch nur darin, dass er einen Gedanken als wahrer empfindet, wenn er eine metrische Form hat und mit einem göttlichen Hopsasa daher kommt. Ist es nicht eine sehr lustige Sache, dass immer noch die ernstesten Philosophen, so streng sie es sonst mit aller Gewissheit nehmen, sich auf Dichtersprüche berufen, um ihren Gedanken Kraft und Glaubwürdigkeit zu geben? — und doch ist es für eine Wahrheit gefährlicher, wenn der Dichter ihr zustimmt, als wenn er ihr widerspricht! Denn wie Homer sagt: „Viel ja lügen die Sänger!“ —

[«]

85.

Das Gute und das Schöne. — Die Künstler verherrlichen fortwährend — sie thun nichts Anderes —: und zwar alle jene Zustände und Dinge, welche in dem Rufe stehen, dass bei ihnen und in ihnen der Mensch sich einmal gut oder gross, oder trunken, oder lustig, oder wohl und weise fühlen kann. Diese ausgelesenen Dinge und Zustände, deren Werth für das menschliche Glück als sicher und abgeschätzt gilt, sind die Objecte der Künstler: sie liegen immer auf der Lauer, dergleichen zu entdecken und in’s Gebiet der Kunst hinüberzuziehen. Ich will sagen: sie sind nicht selber die Taxatoren des Glückes und des Glücklichen, aber sie drängen sich immer in die Nähe dieser Taxatoren, mit der grössten Neugierde und Lust, sich ihre Schätzungen sofort zu Nutze zu machen. So werden sie, weil sie ausser ihrer Ungeduld auch die grossen Lungen der Herolde und die Füsse der Läufer haben, immer auch unter den Ersten sein, die das neue Gute verherrlichen, und oft als Die erscheinen, welche es zuerst gut nennen und als gut taxiren. Diess aber ist, wie gesagt, ein Irrthum: sie sind nur geschwinder und lauter, als die wirklichen Taxatoren. — Und wer sind denn diese? — Es sind die Reichen und die Müssigen.

[«]

86.

Vom Theater. — Dieser Tag gab mir wieder starke und hohe Gefühle, und wenn ich an seinem Abende Musik und Kunst haben könnte, so weiss ich wohl, welche Musik und Kunst ich nicht haben möchte, nämlich alle jene nicht, welche ihre Zuhörer berauschen und zu einem Augenblicke starken und hohen Gefühls emportreiben möchte, — jene Menschen des Alltags der Seele, die am Abende nicht Siegern auf Triumphwägen gleichen, sondern müden Maulthieren, an denen das Leben die Peitsche etwas zu oft geübt hat. Was würden jene Menschen überhaupt von „höheren Stimmungen“ wissen, wenn es nicht rauscherzeugende Mittel und idealische Peitschenschläge gäbe! — und so haben sie ihre Begeisterer, wie sie ihre Weine haben. Aber was ist mir ihr Getränk und ihre Trunkenheit! Was braucht der Begeisterte den Wein! Vielmehr blickt er mit einer Art von Ekel auf die Mittel und Mittler hin, welche hier eine Wirkung ohne zureichenden Grund erzeugen sollen, — eine Nachäffung der hohen Seelenfluth! — Wie? Man schenkt dem Maulwurf Flügel und stolze Einbildungen, — vor Schlafengehen, bevor er in seine Höhle kriecht? Man schickt ihn in's Theater und setzt ihm grosse Gläser vor seine blinden und müden Augen? Menschen, deren Leben keine „Handlung", sondern ein Geschäft ist, sitzen vor der Bühne und schauen fremdartigen Wesen zu, denen das Leben mehr ist, als ein Geschäft? „So ist es anständig", sagt ihr, „so ist es unterhaltend, so will es die Bildung!" — Nun denn! So fehlt mir allzuoft die Bildung: denn dieser Anblick ist mir allzuoft ekelhaft. Wer an sich der Tragödie und Komödie genug hat, bleibt wohl am Liebsten fern vom Theater; oder, zur Ausnahme, der ganze Vorgang — Theater und Publicum und Dichter eingerechnet — wird ihm zum eigentlichen tragischen und komischen Schauspiel, sodass das aufgeführte Stück dagegen ihm nur wenig bedeutet. Wer Etwas wie Faust und Manfred ist, was liegt dem an den Fausten und Manfreden des Theaters! — während es ihm gewiss noch zu denken giebt, dass man überhaupt dergleichen Figuren auf's Theater bringt. Die stärksten Gedanken und Leidenschaften vor Denen, welche des Denkens und der Leidenschaft nicht fähig sind — aber des Rausches! Und jene als ein Mittel zu diesem! Und Theater und Musik das Haschisch-Rauchen und Betel-Kauen der Europäer! Oh wer erzählt uns die ganze Geschichte der Narcotica! — Es ist beinahe die Geschichte der „Bildung", der sogenannten höheren Bildung!

[«]

87.

Von der Eitelkeit der Künstler. — Ich glaube, dass die Künstler oft nicht wissen, was sie am besten können, weil sie zu eitel sind und ihren Sinn auf etwas Stolzeres gerichtet haben, als diese kleinen Pflanzen zu sein scheinen, welche neu, seltsam und schön, in wirklicher Vollkommenheit auf ihrem Boden zu wachsen vermögen. Das letzthin Gute ihres eigenen Gartens und Weinbergs wird von ihnen obenhin abgeschätzt, und ihre Liebe und ihre Einsicht sind nicht gleichen Ranges. Da ist ein Musiker, der mehr als irgend ein Musiker darin seine Meisterschaft hat, die Töne aus dem Reiche leidender, gedrückter, gemarterter Seelen zu finden und auch noch den stummen Thieren Sprache zu geben. Niemand kommt ihm gleich in den Farben des späten Herbstes, dem unbeschreiblich rührenden Glücke eines letzten, allerletzten, allerkürzesten Geniessens, er kennt einen Klang für jene heimlich-unheimlichen Mitternächte der Seele, wo Ursache und Wirkung aus den Fugen gekommen zu sein scheinen und jeden Augenblick Etwas „aus dem Nichts" entstehen kann; er schöpft am glücklichsten von Allen aus dem unteren Grunde des menschlichen Glückes und gleichsam aus dessen ausgetrunkenem Becher, wo die herbsten und widrigsten Tropfen zu guter- und böserletzt mit den süssesten zusammengelaufen sind; er kennt jenes müde Sich-schieben der Seele, die nicht mehr springen und fliegen, ja nicht mehr gehen kann; er hat den scheuen Blick des verhehlten Schmerzes, des Verstehens ohne Trost, des Abschiednehmens ohne Geständniss; ja, als der Orpheus alles heimlichen Elendes ist er grösser, als irgend Einer, und Manches ist durch ihn überhaupt der Kunst hinzugefügt worden, was bisher unausdrückbar und selbst der Kunst unwürdig erschien, und mit Worten namentlich nur zu verscheuchen, nicht zu fassen war, — manches ganz Kleine und Mikroskopische der Seele: ja, es ist der Meister des ganz Kleinen. Aber er will es nicht sein! Sein Charakter liebt vielmehr die grossen Wände und die verwegene Wandmalerei! Es entgeht ihm, dass sein Geist einen anderen Geschmack und Hang hat und am liebsten still in den Winkeln zusammengestürzter Häuser sitzt: — da, verborgen, sich selber verborgen, malt er seine eigentlichen Meisterstücke, welche alle sehr kurz sind, oft nur Einen Tact lang, — da erst wird er ganz gut, gross und vollkommen, da vielleicht allein. — Aber er weiss es nicht! Er ist zu eitel dazu, es zu wissen.

[«]

88.

Der Ernst um die Wahrheit. — Ernst um die Wahrheit! Wie Verschiedenes verstehen die Menschen bei diesen Worten! Eben die selben Ansichten und Arten von Beweis und Prüfung, welche ein Denker an sich wie eine Leichtfertigkeit empfindet, der er zu seiner Scham in dieser oder jener Stunde unterlegen ist, — eben die selben Ansichten können einem Künstler, der auf sie stösst und mit ihnen zeitweilig lebt, das Bewusstsein geben, jetzt habe ihn der tiefste Ernst um die Wahrheit erfasst, und es sei bewunderungswürdig, dass er, obschon Künstler, doch zugleich die ernsthafteste Begierde nach dem Gegensatze des Scheinenden zeige. So ist es möglich, dass Einer gerade mit seinem Pathos von Ernsthaftigkeit verräth, wie oberflächlich und genügsam sein Geist bisher im Reiche der Erkenntniss gespielt hat. — Und ist nicht Alles, was wir wichtig nehmen, unser Verräther? Es zeigt, wo unsere Gewichte liegen und wofür wir keine Gewichte besitzen.

[«]

89.

Jetzt und ehedem. — Was liegt an aller unsrer Kunst der Kunstwerke, wenn jene höhere Kunst, die Kunst der Feste, uns abhanden kommt! Ehemals waren alle Kunstwerke an der grossen Feststrasse der Menschheit aufgestellt, als Erinnerungszeichen und Denkmäler hoher und seliger Momente. Jetzt will man mit den Kunstwerken die armen Erschöpften und Kranken von der grossen Leidensstrasse der Menschheit bei Seite locken, für ein lüsternes Augenblickchen; man bietet ihnen einen kleinen Rausch und Wahnsinn an.

[«]

90.

Lichter und Schatten. — Die Bücher und Niederschriften sind bei verschiedenen Denkern Verschiedenes: der Eine hat im Buche die Lichter zusammengebracht, die er geschwind aus den Strahlen einer ihm aufleuchtenden Erkenntniss wegzustehlen und heimzutragen wusste; ein Anderer giebt nur die Schatten, die Nachbilder in Grau und Schwarz von dem wieder, was Tags zuvor in seiner Seele sich aufbaute.

[«]

91.

Vorsicht. — Alfieri hat, wie bekannt, sehr viel gelogen, als er den erstaunten Zeitgenossen seine Lebensgeschichte erzählte. Er log aus jenem Despotismus gegen sich selber, den er zum Beispiel in der Art bewies, wie er sich seine eigene Sprache schuf und sich zum Dichter tyrannisirte: — er hatte endlich eine strenge Form von Erhabenheit gefunden, in welche er sein Leben und sein Gedächtniss hineinpresste: es wird viel Qual dabei gewesen sein. — Ich würde auch einer Lebensgeschichte Platon's, von ihm selber geschrieben, keinen Glauben schenken: so wenig, als der Rousseau's, oder der vita nuova Dante's.

[«]

92.

Prosa und Poesie. — Man beachte doch, dass die grossen Meister der Prosa fast immer auch Dichter gewesen sind, sei es öffentlich, oder auch nur im Geheimen und für das „Kämmerlein“; und fürwahr, man schreibt nur im Angesichte der Poesie gute Prosa! Denn diese ist ein ununterbrochener artiger Krieg mit der Poesie: alle ihre Reize bestehen darin, dass beständig der Poesie ausgewichen und widersprochen wird; jedes Abstractum will als Schalkheit gegen diese und wie mit spöttischer Stimme vorgetragen sein; jede Trockenheit und Kühle soll die liebliche Göttin in eine liebliche Verzweifelung bringen; oft giebt es Annäherungen, Versöhnungen des Augenblickes und dann ein plötzliches Zurückspringen und Auslachen; oft wird der Vorhang aufgezogen und grelles Licht hereingelassen, während gerade die Göttin ihre Dämmerungen und dumpfen Farben geniesst; oft wird ihr das Wort aus dem Munde genommen und nach einer Melodie abgesungen, bei der sie die feinen Hände vor die feinen Oehrchen hält — und so giebt es tausend Vergnügungen des Krieges, die Niederlagen mitgezählt, von denen die Unpoetischen, die sogenannten Prosa-Menschen, gar Nichts wissen: — diese schreiben und sprechen denn auch nur schlechte Prosa! Der Krieg ist der Vater aller guten Dinge, der Krieg ist auch der Vater der guten Prosa! — Vier sehr seltsame und wahrhaft dichterische Menschen waren es in diesem Jahrhundert, welche an die Meisterschaft der Prosa gereicht haben, für die sonst diess Jahrhundert nicht gemacht ist — aus Mangel an Poesie, wie angedeutet. Um von Goethe abzusehen, welchen billigerweise das Jahrhundert in Anspruch nimmt, das ihn hervorbrachte: so sehe ich nur Giacomo Leopardi, Prosper Mérimée, Ralph Waldo Emerson und Walter Savage Landor, den Verfasser der Imaginary Conversations, als würdig an, Meister der Prosa zu heissen.

[«]

93.

Aber warum schreibst denn du? — A.: Ich gehöre nicht zu Denen, welche mit der nassen Feder in der Hand denken; und noch weniger zu Jenen, die sich gar vor dem offenen Tintenfasse ihren Leidenschaften überlassen, auf ihrem Stuhle sitzend und auf’s Papier starrend. Ich ärgere oder schäme mich alles Schreibens; Schreiben ist für mich eine Nothdurft, — selbst im Gleichniss davon zu reden, ist mir widerlich. B.: Aber warum schreibst du dann? A.: Ja, mein Lieber, im Vertrauen gesagt: ich habe bisher noch kein anderes Mittel gefunden, meine Gedanken los zu werden. B.: Und warum willst du sie los werden? A.: Warum ich will? Will ich denn? Ich muss. — B.: Genug! Genug!

[«]

94.

Wachsthum nach dem Tode. — Jene kleinen verwegenen Worte über moralische Dinge, welche Fontenelle in seinen unsterblichen Todtengesprächen hinwarf, galten seiner Zeit als Paradoxien und Spiele eines nicht unbedenklichen Witzes; selbst die höchsten Richter des Geschmackes und des Geistes sahen nicht mehr darin, — ja, vielleicht Fontenelle selber nicht. Nun ereignet sich etwas Unglaubliches: diese Gedanken werden Wahrheiten! Die Wissenschaft beweist sie! Das Spiel wird zum Ernst! Und wir lesen jene Dialoge mit einer anderen Empfindung, als Voltaire und Helvetius sie lasen, und heben unwillkürlich ihren Urheber in eine andere und viel höhere Rangclasse der Geister, als Jene thaten, — mit Recht? Mit Unrecht?

[«]

95.

Chamfort. — Dass ein solcher Kenner der Menschen und der Menge, wie Chamfort, eben der Menge beisprang und nicht in philosophischer Entsagung und Abwehr seitwärts stehen blieb, das weiss ich mir nicht anders zu erklären, als so: Ein Instinct war in ihm stärker, als seine Weisheit, und war nie befriedigt worden, der Hass gegen alle Noblesse des Geblüts: vielleicht der alte nur zu erklärliche Hass seiner Mutter, welcher durch die Liebe zur Mutter in ihm heilig gesprochen war, — ein Instinct der Rache von seinen Knabenjahren her, der die Stunde erwartete, die Mutter zu rächen. Und nun hatte ihn das Leben und sein Genie, und ach! am meisten wohl das väterliche Blut in seinen Adern dazu verführt, eben dieser Noblesse sich einzureihen und gleichzustellen — viele viele Jahre lang! Endlich ertrug er aber seinen eigenen Anblick, den Anblick des „alten Menschen“ unter dem alten Regime nicht mehr; er gerieth in eine heftige Leidenschaft der Busse, und in dieser zog er das Gewand des Pöbels an, als seine Art von härener Kutte! Sein böses Gewissen war die Versäumniss der Rache. — Gesetzt, Chamfort wäre damals um einen Grad mehr Philosoph geblieben, so hätte die Revolution ihren tragischen Witz und ihren schärfsten Stachel nicht bekommen: sie würde als ein viel dümmeres Ereigniss gelten und keine solche Verführung der Geister sein. Aber der Hass und die Rache Chamfort’s erzogen ein ganzes Geschlecht: und die erlauchtesten Menschen machten diese Schule durch. Man erwäge doch, dass Mirabeau zu Chamfort wie zu seinem höheren und älteren Selbst aufsah, von dem er Antriebe, Warnungen und Richtersprüche erwartete und ertrug, — Mirabeau, der als Mensch zu einem ganz anderen Range der Grösse gehört, als selbst die Ersten unter den staatsmännischen Grössen von gestern und heute. — Seltsam, dass trotz einem solchen Freunde und Fürsprecher — man hat ja die Briefe Mirabeau’s an Chamfort — dieser witzigste aller Moralisten den Franzosen fremd geblieben ist, nicht anders, als Stendhal, der vielleicht unter allen Franzosen dieses Jahrhunderts die gedankenreichsten Augen und Ohren gehabt hat. Ist es, dass Letzterer im Grunde zu viel von einem Deutschen und Engländer an sich hatte, um den Parisern noch erträglich zu sein? — während Chamfort, ein Mensch, reich an Tiefen und Hintergründen der Seele, düster, leidend, glühend, — ein Denker, der das Lachen als das Heilmittel gegen das Leben nöthig fand, und der sich beinahe verloren gab, an jedem Tage, wo er nicht gelacht hatte, — vielmehr wie ein Italiäner und Blutsverwandter Dante’s und Leopardi’s erscheint, als wie ein Franzose! Man kennt die letzten Worte Chamfort’s: „Ah! mon ami, sagte er zu Sieyès, je m’en vais enfin de ce monde, où il faut que le coeur se brise ou se bronze —“. Das sind sicherlich nicht Worte eines sterbenden Franzosen.

[«]

96.

Zwei Redner. — Von diesen beiden Rednern erreicht der eine die ganze Vernunft seiner Sache nur dann, wenn er sich der Leidenschaft überlässt: erst diese pumpt genug Blut und Hitze ihm in’s Gehirn, um seine hohe Geistigkeit zur Offenbarung zu zwingen. Der Andere versucht wohl hier und da das Selbe: mit Hülfe der Leidenschaft seine Sache volltönend, heftig und hinreissend vorzubringen, — aber gewöhnlich mit einem schlechten Erfolge. Er redet dann sehr bald dunkel und verwirrt, er übertreibt, macht Auslassungen und erregt gegen die Vernunft seiner Sache Misstrauen: ja, er selber empfindet dabei diess Misstrauen, und daraus erklären sich plötzliche Sprünge in die kältesten und abstossendsten Töne, welche in dem Zuhörer einen Zweifel erregen, ob seine ganze Leidenschaftlichkeit ächt gewesen sei. Bei ihm überfluthet jedes Mal die Leidenschaft den Geist; vielleicht, weil sie stärker ist, als bei dem Ersten. Aber er ist auf der Höhe seiner Kraft, wenn er dem andringenden Sturme seiner Empfindung widersteht und ihn gleichsam verhöhnt: da erst tritt sein Geist ganz aus seinem Versteck heraus, ein logischer, spöttischer, spielender, und doch furchtbarer Geist.

[«]

97.

Von der Geschwätzigkeit der Schriftsteller. — Es giebt eine Geschwätzigkeit des Zornes, — häufig bei Luther, auch bei Schopenhauer. Eine Geschwätzigkeit aus einem zu grossen Vorrathe von Begriffsformeln wie bei Kant. Eine Geschwätzigkeit aus Lust an immer neuen Wendungen der selben Sache: man findet sie bei Montaigne. Eine Geschwätzigkeit hämischer Naturen: wer Schriften dieser Zeit liest, wird sich hierbei zweier Schriftsteller erinnern. Eine Geschwätzigkeit aus Lust an guten Worten und Sprachformen: nicht selten in der Prosa Goethe's. Eine Geschwätzigkeit aus innerem Wohlgefallen an Lärm und Wirrwarr der Empfindungen: zum Beispiel bei Carlyle.

[«]

98.

Zum Ruhme Shakespeare's. — Das Schönste, was ich zum Ruhme Shakespeare's, des Menschen, zu sagen wüsste, ist diess: er hat an Brutus geglaubt und kein Stäubchen Misstrauens auf diese Art Tugend geworfen! Ihm hat er seine beste Tragödie geweiht — sie wird jetzt immer noch mit einem falschen Namen genannt —, ihm und dem furchtbarsten Inbegriff hoher Moral. Unabhängigkeit der Seele! — das gilt es hier! Kein Opfer kann da zu gross sein: seinen liebsten Freund selbst muss man ihr opfern können, und sei er noch dazu der herrlichste Mensch, die Zierde der Welt, das Genie ohne Gleichen, — wenn man nämlich die Freiheit als die Freiheit grosser Seelen liebt, und durch ihn dieser Freiheit Gefahr droht: — derart muss Shakespeare gefühlt haben! Die Höhe, in welche er Cäsar stellt, ist die feinste Ehre, die er Brutus erweisen konnte: so erst erhebt er dessen inneres Problem in's Ungeheure und ebenso die seelische Kraft, welche diesen Knoten zu zerhauen vermochte! — Und war es wirklich die politische Freiheit, welche diesen Dichter zum Mitgefühl mit Brutus trieb, — zum Mitschuldigen des Brutus machte? Oder war die politische Freiheit nur eine Symbolik für irgend etwas Unaussprechbares? Stehen wir vielleicht vor irgend einem unbekannt gebliebenen dunklen Ereignisse und Abenteuer aus des Dichters eigener Seele, von dem er nur durch Zeichen reden mochte? Was ist alle Hamlet-Melancholie gegen die Melancholie des Brutus! — und vielleicht kennt Shakespeare auch diese, wie er jene kannte, aus Erfahrung! Vielleicht hatte auch er seine finstere Stunde und seinen bösen Engel, gleich Brutus! — Was es aber auch derart von Aehnlichkeiten und geheimen Bezügen gegeben haben mag: vor der ganzen Gestalt und Tugend des Brutus warf Shakespeare sich auf den Boden und fühlte sich unwürdig und ferne: — das Zeugniss dafür hat er in seine Tragödie hineingeschrieben. Zweimal hat er in ihr einen Poeten vorgeführt und zweimal eine solche ungeduldige und allerletzte Verachtung über ihn geschüttet, dass es wie ein Schrei klingt, — wie der Schrei der Selbstverachtung. Brutus, selbst Brutus verliert die Geduld, als der Poet auftritt, eingebildet, pathetisch, zudringlich, wie Poeten zu sein pflegen, als ein Wesen, welches von Möglichkeiten der Grösse, auch der sittlichen Grösse, zu strotzen scheint und es doch in der Philosophie der That und des Lebens selten selbst bis zur gemeinen Rechtschaffenheit bringt. „Kennt er die Zeit, so kenn' ich seine Launen, — fort mit dem Schellen-Hanswurst!“ — ruft Brutus. Man übersetze sich diess zurück in die Seele des Poeten, der es dichtete.

[«]

99.

Die Anhänger Schopenhauer's. — Was man bei der Berührung von Cultur-Völkern und Barbaren zu sehen bekommt: dass regelmässig die niedrigere Cultur von der höheren zuerst deren Laster, Schwächen und Ausschweifungen annimmt, von da aus einen Reiz auf sich ausgeübt fühlt und endlich vermittelst der angeeigneten Laster und Schwächen Etwas von der werthhaltigen Kraft der höheren Cultur mit auf sich überströmen lässt: — das kann man auch in der Nähe und ohne

Reisen zu Barbaren-Völkern mit ansehen, freilich etwas verfeinert und vergeistigt und nicht so leicht mit Händen zu greifen. Was pflegen doch die Anhänger Schopenhauer's in Deutschland von ihrem Meister zuerst anzunehmen? — als welche, im Vergleich zu dessen überlegener Cultur, sich barbarenhaft genug vorkommen müssen, um auch durch ihn zuerst barbarenhaft fascinirt und verführt zu werden. Ist es sein harter Thatsachen-Sinn, sein guter Wille zu Helligkeit und Vernunft, der ihn oft so englisch und so wenig deutsch erscheinen lässt? Oder die Stärke seines intellectuellen Gewissens, das einen lebenslangen Widerspruch zwischen Sein und Wollen aushielt und ihn dazu zwang, sich auch in seinen Schriften beständig und fast in jedem Puncte zu widersprechen? Oder seine Reinlichkeit in Dingen der Kirche und des christlichen Gottes? — denn hierin war er reinlich wie kein deutscher Philosoph bisher, so dass er „als Voltairianer“ lebte und starb. Oder seine unsterblichen Lehren von der Intellectualität der Anschauung, von der Apriorität des Causalitätsgesetzes, von der Werkzeug-Natur des Intellects und der Unfreiheit des Willens? Nein, diess Alles bezaubert nicht und wird nicht als bezaubernd gefühlt: aber die mystischen Verlegenheiten und Ausflüchte Schopenhauer's, an jenen Stellen, wo der Thatsachen-Denker sich vom eitlen Triebe, der Enträthseler der Welt zu sein, verführen und verderben liess, die unbeweisbare Lehre von Einem Willen („alle Ursachen sind nur Gelegenheitsursachen der Erscheinung des Willens zu dieser Zeit, an diesem Orte“, „der Wille zum Leben ist in jedem Wesen, auch dem geringsten, ganz und ungetheilt vorhanden, so vollständig, wie in Allen, die je waren, sind und sein werden, zusammengenommen“), die Leugnung des Individuums („alle Löwen sind im Grunde nur Ein Löwe“, „die Vielheit der Individuen ist ein Schein“; sowie auch die Entwicklung nur ein Schein ist: — er nennt den Gedanken de Lamarck's „einen genialen, absurden Irrthum“), die Schwärmerei vom Genie („in der ästhetischen Anschauung ist das Individuum nicht mehr Individuum, sondern reines, willenloses, schmerzloses, zeitloses Subject der Erkenntniss“; „das Subject, indem es in dem angeschauten Gegenstande ganz aufgeht, ist dieser Gegenstand selbst geworden“), der Unsinn vom Mitleide und der in ihm ermöglichten Durchbrechung des principii individuationis als der Quelle aller Moralität, hinzugerechnet solche Behauptungen „das Sterben ist eigentlich der Zweck des Daseins“, „es lässt sich a priori nicht geradezu die Möglichkeit ableugnen, dass eine magische Wirkung nicht auch sollte von einem bereits Gestorbenen ausgehen können“: diese und ähnliche Ausschweifungen und Laster des Philosophen werden immer am ersten angenommen und zur Sache des Glaubens gemacht: —

Laster und Ausschweifungen sind nämlich immer am leichtesten nachzuahmen und wollen keine lange Vorübung. Doch reden wir von dem berühmtesten der lebenden Schopenhauerianer, von Richard Wagner. — Ihm ist es ergangen, wie es schon manchem Künstler ergangen ist: er vergriff sich in der Deutung der Gestalten, die er schuf, und verkannte die unausgesprochene Philosophie seiner eigensten Kunst. Richard Wagner hat sich bis in die Mitte seines Lebens durch Hegel irreführen lassen; er that das Selbe noch einmal, als er später Schopenhauer's Lehre aus seinen Gestalten herauslas und mit „Wille“, „Genie“ und „Mitleid“ sich selber zu formuliren begann. Trotzdem wird es wahr bleiben: Nichts geht gerade so sehr wider den Geist Schopenhauer's, als das eigentlich Wagnerische an den Helden Wagner's: ich meine die Unschuld der höchsten Selbstsucht, der Glaube an die grosse Leidenschaft als an das Gute an sich, mit Einem Worte, das Siegfriedhafte im Antlitze seiner Helden. „Das Alles riecht eher noch nach Spinoza als nach mir“ — würde vielleicht Schopenhauer sagen. So gute Gründe also Wagner hätte, sich gerade nach anderen Philosophen umzusehen als nach Schopenhauer: die Bezauberung, der er in Betreff dieses Denkers unterlegen ist, hat ihn nicht nur gegen alle anderen Philosophen, sondern sogar gegen die Wissenschaft selber blind gemacht; immer mehr will seine ganze Kunst sich als Seitenstück und Ergänzung der Schopenhauerschen Philosophie geben und immer ausdrücklicher verzichtet sie auf den höheren Ehrgeiz, Seitenstück und Ergänzung der menschlichen Erkenntniss und Wissenschaft zu werden. Und nicht nur reizt ihn dazu der ganze geheimnissvolle Prunk dieser Philosophie, welche auch einen Cagliostro gereizt haben würde: auch die einzelnen Gebärden und die Affecte der Philosophen waren stets Verführer! Schopenhauerisch ist zum Beispiel Wagner's Ereiferung über die Verderbniss der deutschen Sprache; und wenn man hierin die Nachahmung gut heissen sollte, so darf doch auch nicht verschwiegen werden, dass Wagner's Stil selber nicht wenig an all den Geschwüren und Geschwülsten krankt, deren Anblick Schopenhauern so wüthend machte, und dass, in Hinsicht auf die deutsch schreibenden Wagnerianer, die Wagnerei sich so gefährlich zu erweisen beginnt, als nur irgend eine Hegelei sich erwiesen hat. Schopenhauerisch ist Wagner's Hass gegen die Juden, denen er selbst in ihrer grössten That nicht gerecht zu werden vermag: die Juden sind ja die Erfinder des Christenthums. Schopenhauerisch ist der Versuch Wagner's, das Christenthum als ein verwehtes Korn des Buddhismus aufzufassen und für Europa, unter zeitweiliger Annäherung an katholisch-christliche Formeln und Empfindungen, ein buddhistisches Zeitalter vorzubereiten. Schopenhauerisch ist Wagner's Predigt zu Gunsten der Barmherzigkeit im Verkehre mit Thieren; Schopenhauer's Vorgänger hierin war bekanntlich Voltaire, der vielleicht auch schon, gleich seinen Nachfolgern, seinen Hass gegen gewisse Dinge und Menschen als Barmherzigkeit gegen Thiere zu verkleiden wusste. Wenigstens ist Wagner's Hass gegen die Wissenschaft, der aus seiner Predigt spricht, gewiss nicht vom Geiste der Mildherzigkeit und Güte eingegeben — noch auch, wie es sich von selber versteht, vom Geiste überhaupt. — Zuletzt ist wenig an der Philosophie eines Künstlers gelegen, falls sie eben nur eine nachträgliche Philosophie ist und seiner Kunst selber keinen Schaden thut. Man kann sich nicht genug davor hüten, einem Künstler um einer gelegentlichen, vielleicht sehr unglücklichen und anmaasslichen Maskerade willen gram zu werden; vergessen wir doch nicht, dass die lieben Künstler sammt und sonders ein wenig Schauspieler sind und sein müssen und ohne Schauspielerei es schwerlich auf die Länge aushielten. Bleiben wir Wagnern in dem treu, was an ihm wahr und ursprünglich ist, — und namentlich dadurch, dass wir, seine Jünger, uns selber in dem treu bleiben, was an uns wahr und ursprünglich ist. Lassen wir ihm seine intellectuellen Launen und Krämpfe, erwägen wir vielmehr in Billigkeit, welche seltsamen Nahrungen und Nothdürfte eine Kunst, wie die seine, haben darf, um leben und wachsen zu können! Es liegt Nichts daran, dass er als Denker so oft Unrecht hat; Gerechtigkeit und Geduld sind nicht seine Sache. Genug, dass sein Leben vor sich selber Recht hat und Recht behält: — dieses Leben, welches Jedem von uns zuruft: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach, — sondern dir! Sondern dir!“ Auch unser Leben soll vor uns selber Recht behalten! Auch wir sollen frei und furchtlos, in unschuldiger Selbstigkeit aus uns selber wachsen und blühen! Und so klingen mir, bei der Betrachtung eines solchen Menschen, auch heute noch, wie ehedem, diese Sätze an's Ohr: „dass Leidenschaft besser ist, als Stoicismus und Heuchelei, dass Ehrlich-sein, selbst im Bösen, besser ist, als sich selber an die Sittlichkeit des Herkommens verlieren, dass der freie Mensch sowohl gut als böse sein kann, dass aber der unfreie Mensch eine Schande der Natur ist, und an keinem himmlischen noch irdischen Troste Antheil hat; endlich dass Jeder, der frei werden will, es durch sich selber werden muss, und dass Niemandem die Freiheit als ein Wundergeschenk in den Schooss fällt“. (Richard Wagner in Bayreuth S. 94.)

[«]

100.

Huldigen lernen. — Auch das Huldigen müssen die Menschen lernen wie das Verachten. Jeder, der auf neuen Bahnen geht und Viele auf neue Bahnen geführt hat, entdeckt mit Staunen, wie ungeschickt und arm diese Vielen im Ausdruck ihrer Dankbarkeit sind, ja wie selten sich überhaupt auch nur die Dankbarkeit äussern kann. Es ist als ob ihr immer, wenn sie einmal reden will, Etwas in die Kehle komme, sodass sie sich nur räuspert und im Räuspern wieder verstummt. Die Art, wie ein Denker die Wirkung seiner Gedanken und ihre umbildende und erschütternde Gewalt zu spüren bekommt, ist beinahe eine Komödie; mitunter hat es das Ansehen, als ob Die, auf welche gewirkt worden ist, sich im Grunde dadurch beleidigt fühlten und ihre, wie sie fürchten, bedrohte Selbständigkeit nur in allerlei Unarten zu äussern wüssten. Es bedarf ganzer Geschlechter, um auch nur eine höfliche Convention des Dankes zu erfinden: und erst sehr spät kommt jener Zeitpunct, wo selbst in die Dankbarkeit eine Art Geist und Genialität gefahren ist: dann ist gewöhnlich auch Einer da, welcher der grosse Dank-Empfänger ist, nicht nur für Das, was er selber Gutes gethan hat, sondern zumeist für Das, was von seinen Vorgängern als ein Schatz des Höchsten und Besten allmählich aufgehäuft worden ist.

[«]

101.

Voltaire. — Ueberall, wo es einen Hof gab, hat er das Gesetz des Gut-Sprechens und damit auch das Gesetz des Stils für alle Schreibenden gegeben. Die höfische Sprache ist aber die Sprache des Höflings, der kein Fach hat und der sich selbst in Gesprächen über wissenschaftliche Dinge alle bequemen technischen Ausdrücke verbietet, weil sie nach dem Fache schmecken, desshalb ist der technische Ausdruck und Alles, was den Specialisten verräth, in den Ländern einer höfischen Cultur ein Flecken des Stils. Man ist jetzt, wo alle Höfe Caricaturen von sonst und jetzt geworden sind, erstaunt, selbst Voltaire in diesem Puncte unsäglich spröde und peinlich zu finden (zum Beispiel in seinem Urtheil über solche Stilisten, wie Fontenelle und Montesquieu), — wir sind eben alle vom höfischen Geschmack emancipirt, während Voltaire dessen Vollender war!

[«]

102.

Ein Wort für die Philologen. — Dass es Bücher giebt, so werthvolle und königliche, dass ganze Gelehrten-Geschlechter gut verwendet sind, wenn durch ihre Mühe diese Bücher rein erhalten und verständlich erhalten werden, — diesen Glauben immer wieder zu befestigen ist die Philologie da. Sie setzt voraus, dass es an jenen seltenen Menschen nicht fehlt (wenn man sie gleich nicht sieht), die so werthvolle Bücher wirklich zu benutzen wissen: — es werden wohl die sein, welche selber solche Bücher machen oder machen könnten. Ich wollte sagen, die Philologie setzt einen vornehmen Glauben voraus, — dass zu Gunsten einiger Weniger, die immer „kommen werden“ und nicht da sind, eine sehr grosse Menge von peinlicher, selbst unsauberer Arbeit voraus abzuthun sei: es ist Alles Arbeit in usum Delphinorum.

[«]

103.

Von der deutschen Musik. — Die deutsche Musik ist jetzt schon desshalb, mehr als jede andere, die europäische Musik, weil in ihr allein die Veränderung, welche Europa durch die Revolution erfuhr, einen Ausdruck bekommen hat: nur die deutschen Musiker verstehen sich auf den Ausdruck bewegter Volksmassen, auf jenen ungeheuren künstlichen Lärm, der nicht einmal sehr laut zu sein braucht, — während zum Beispiel die italiänische Oper nur Chöre von Bedienten oder Soldaten kennt, aber kein „Volk“. Es kommt hinzu, dass aus aller deutschen Musik eine tiefe bürgerliche Eifersucht auf die noblesse herauszuhören ist, namentlich auf esprit und élégance, als den Ausdruck einer höfischen, ritterlichen, alten, ihrer selber sicheren Gesellschaft. Das ist keine Musik, wie die des Goethischen Sängers vor dem Thore, die auch „im Saale“, und zwar dem Könige wohlgefällt; da heisst es nicht: „die Ritter schauten muthig drein und in den Schooss die Schönen“. Schon die Grazie tritt nicht ohne Anwandelung von Gewissensbissen in der deutschen Musik auf; erst bei der Anmuth, der ländlichen Schwester der Grazie, fängt der Deutsche an, sich ganz moralisch zu fühlen — und von da an immer mehr bis hinauf zu seiner schwärmerischen, gelehrten, oft bärbeissigen „Erhabenheit“, der Beethoven’schen Erhabenheit. Will man sich den Menschen zu dieser Musik denken, nun, so denke man sich eben Beethoven, wie er neben Goethe, etwa bei jener Begegnung in Teplitz, erscheint: als die Halbbarbarei neben der Cultur, als Volk neben Adel, als der gutartige Mensch neben dem guten und mehr noch als „guten“ Menschen, als der Phantast neben dem Künstler, als der Trostbedürftige neben dem Getrösteten, als der Uebertreiber und Verdächtiger neben dem Billigen, als der Grillenfänger und Selbstquäler, als der Närrisch-Verzückte, der Selig-Unglückliche, der Treuherzig-Maasslose, als der Anmaassliche und Plumpe — und Alles in Allem als der „ungebändigte Mensch“: so empfand und bezeichnete ihn Goethe selber, Goethe der Ausnahme-Deutsche, zu dem eine ebenbürtige Musik noch nicht gefunden ist! — Zuletzt erwäge man noch, ob nicht jene jetzt immer mehr um sich greifende Verachtung der Melodie und Verkümmerung des melodischen Sinnes bei Deutschen als eine demokratische Unart und Nachwirkung der Revolution zu verstehen ist. Die Melodie hat nämlich eine solche offene Lust an der Gesetzlichkeit und einen solchen Widerwillen bei allem Werdenden, Ungeformten, Willkürlichen, dass sie wie ein Klang aus der alten Ordnung der europäischen Dinge und wie eine Verführung und Rückführung zu dieser klingt.

[«]

104.

Vom Klange der deutschen Sprache. — Man weiss, woher das Deutsch stammt, welches seit ein paar Jahrhunderten das allgemeine Schriftdeutsch ist. Die Deutschen, mit ihrer Ehrfurcht vor Allem, was vom Hofe kam, haben sich geflissentlich die Kanzleien zum Muster genommen, in Allem, was sie zu schreiben hatten, also namentlich in ihren Briefen, Urkunden, Testamenten und so weiter. Kanzleimässig schreiben, das war hof- und regierungsmässig schreiben, — das war etwas Vornehmes, gegen das Deutsch der Stadt gehalten, in der man gerade lebte. Allmählich zog man den Schluss und sprach auch so, wie man schrieb, — so wurde man noch vornehmer, in den Wortformen, in der Wahl der Worte und Wendungen und zuletzt auch im Klange: man affectirte einen höfischen Klang, wenn man sprach, und die Affectation wurde zuletzt Natur. Vielleicht hat sich etwas ganz Gleiches nirgendswo ereignet: die Uebergewalt des Schreibestils über die Rede und die Ziererei und Vornehmthuerei eines ganzen Volkes als Grundlage einer gemeinsamen nicht mehr dialektischen Sprache. Ich glaube, der Klang der deutschen Sprache war im Mittelalter, und namentlich nach dem Mittelalter, tief bäuerisch und gemein: er hat sich in den letzten Jahrhunderten etwas veredelt, hauptsächlich dadurch, dass man sich genöthigt fand, so viel französische, italiänische und spanische Klänge nachzuahmen und zwar gerade von Seiten des deutschen (und österreichischen) Adels, der mit der Muttersprache sich durchaus nicht begnügen konnte. Aber für Montaigne oder gar Racine muss trotz dieser Uebung Deutsch unerträglich gemein geklungen haben: und selbst jetzt klingt es, im Munde der Reisenden, mitten unter italiänischem Pöbel, noch immer sehr roh, wälderhaft, heiser, wie aus räucherigen Stuben und unhöflichen Gegenden stammend. — Nun bemerke ich, dass jetzt wieder unter den ehemaligen Bewunderern der Kanzleien ein ähnlicher Drang nach Vornehmheit des Klanges um sich greift, und dass die Deutschen einem ganz absonderlichen „Klangzauber“ sich zu fügen anfangen, der auf die Dauer eine wirkliche Gefahr für die deutsche Sprache werden könnte, — denn abscheulichere Klänge sucht man in Europa vergebens. Etwas Höhnisches, Kaltes, Gleichgültiges, Nachlässiges in der Stimme: das klingt jetzt den Deutschen „vornehm“ — und ich höre den guten Willen zu dieser Vornehmheit in den Stimmen der jungen Beamten, Lehrer, Frauen, Kaufleute; ja die kleinen Mädchen machen schon dieses Offizierdeutsch nach. Denn der Offizier, und zwar der preussische, ist der Erfinder dieser Klänge: dieser selbe Offizier, der als Militär und Mann des Fachs jenen bewunderungswürdigen Tact der Bescheidenheit besitzt, an dem die Deutschen allesammt zu lernen hätten (die deutschen Professoren und Musicanten eingerechnet!). Aber sobald er spricht und sich bewegt, ist er die unbescheidenste und geschmackwidrigste Figur im alten Europa — sich selber unbewusst, ohne allen Zweifel! Und auch den guten Deutschen unbewusst, die in ihm den Mann der ersten und vornehmsten Gesellschaft anstaunen und sich gerne „den Ton von ihm angeben“ lassen. Das thut er denn auch! — und zunächst sind es die Feldwebel und Unteroffiziere, welche seinen Ton nachahmen und vergröbern. Man gebe Acht auf die Commandorufe, von denen die deutschen Städte förmlich umbrüllt werden, jetzt wo man vor allen Thoren exerciert: welche Anmaassung, welches wüthende Autoritätsgefühl, welche höhnische Kälte klingt aus diesem Gebrüll heraus! Sollten die Deutschen wirklich ein musicalisches Volk sein? — Sicher ist, dass die Deutschen sich jetzt im Klange ihrer Sprache militarisiren: wahrscheinlich ist, dass sie, eingeübt militärisch zu sprechen, endlich auch militärisch schreiben werden. Denn die Gewohnheit an bestimmte Klänge greift tief in den Charakter: — man hat bald die Worte und Wendungen und schliesslich auch die Gedanken, welche eben zu diesem Klange passen! Vielleicht schreibt man jetzt schon offiziermäßig; vielleicht lese ich nur zu wenig von dem, was man jetzt in Deutschland schreibt. Aber Eines weiss ich um so sicherer: die öffentlichen deutschen Kundgebungen, die auch in’s Ausland dringen, sind nicht von der deutschen Musik inspirirt, sondern von eben jenem neuen Klange einer geschmackwidrigen Anmaassung. Fast in jeder Rede des ersten deutschen Staatsmannes und selbst dann, wenn er sich durch sein kaiserliches Sprachrohr vernehmen lässt, ist ein Accent, den das Ohr eines Ausländers mit Widerwillen zurückweist: aber die Deutschen ertragen ihn, — sie ertragen sich selber.

[«]

105.

Die Deutschen als Künstler. — Wenn der Deutsche einmal wirklich in Leidenschaft geräth (und nicht nur, wie gewöhnlich, in den guten Willen zur Leidenschaft!), so benimmt er sich dann in derselben, wie er eben muss, und denkt nicht weiter an sein Benehmen. Die Wahrheit aber ist, dass er sich dann sehr ungeschickt und hässlich und wie ohne Tact und Melodie benimmt, sodass die Zuschauer ihre Pein oder ihre Rührung dabei haben und nicht mehr: — es sei denn, dass er sich in das Erhabene und Entzückte hinaufhebt, dessen manche Passionen fähig sind. Dann wird sogar der Deutsche schön! Die Ahnung davon, auf welcher Höhe erst die Schönheit ihren Zauber selbst über Deutsche ausgiesst, treibt die deutschen Künstler in die Höhe und Ueberhöhe und in die Ausschweifungen der Leidenschaft: ein wirkliches tiefes Verlangen also, über die Hässlichkeit und Ungeschicktheit hinauszukommen, mindestens hinauszublicken — hin nach einer besseren, leichteren, südlicheren, sonnenhafteren Welt. Und so sind ihre Krämpfe oftmals nur Anzeichen dafür, dass sie tanzen möchten: diese armen Bären, in denen versteckte Nymphen und Waldgötter ihr Wesen treiben — und mitunter noch höhere Gottheiten!

[«]

106.

Musik als Fürsprecherin. — „Ich habe Durst nach einem Meister der Tonkunst, sagte ein Neuerer zu seinem Jünger, dass er mir meine Gedanken ablerne und sie fürderhin in seiner Sprache rede: so werde ich den Menschen besser zu Ohr und Herzen dringen. Mit Tönen kann man die Menschen zu jedem Irrthume und jeder Wahrheit verführen: wer vermöchte einen Ton zu widerlegen?“ — „Also möchtest du für unwiderlegbar gelten?“ sagte sein Jünger. Der Neuerer erwiderte: „Ich möchte, dass der Keim zum Baume werde. Damit eine Lehre zum Baume werde, muss sie eine gute Zeit geglaubt werden: damit sie geglaubt werde, muss sie für unwiderlegbar gelten. Dem Baume thun Stürme, Zweifel, Gewürm, Bosheit noth, damit er die Art und Kraft seines Keimes offenbar mache; mag er brechen, wenn er nicht stark genug ist! Aber ein Keim wird immer nur vernichtet, — nicht widerlegt!“ — Als er das gesagt hatte, rief sein Jünger mit Ungestüm: „Aber ich glaube an deine Sache und halte sie für so stark, dass ich Alles, Alles sagen werde, was ich noch gegen sie auf dem Herzen habe“. — Der Neuerer lachte bei sich und drohte ihm mit dem Finger. „Diese Art Jüngerschaft, sagte er dann, ist die beste, aber sie ist gefährlich und nicht jede Art Lehre verträgt sie“.

[«]

107.

Unsere letzte Dankbarkeit gegen die Kunst. — Hätten wir nicht die Künste gut geheissen und diese Art von Cultus des Unwahren erfunden: so wäre die Einsicht in die allgemeine Unwahrheit und Verlogenheit, die uns jetzt durch die Wissenschaft gegeben wird — die Einsicht in den Wahn und Irrthum als in eine Bedingung des erkennenden und empfindenden Daseins —, gar nicht auszuhalten. Die Redlichkeit würde den Ekel und den Selbstmord im Gefolge haben. Nun aber hat unsere Redlichkeit eine Gegenmacht, die uns solchen Consequenzen ausweichen hilft: die Kunst, als den guten Willen zum Scheine. Wir verwehren es unserm Auge nicht immer, auszurunden, zu Ende zu dichten: und dann ist es nicht mehr die ewige Unvollkommenheit, die wir über den Fluss des Werdens tragen — dann meinen wir, eine Göttin zu tragen und sind stolz und kindlich in dieser Dienstleistung. Als ästhetisches Phänomen ist uns das Dasein immer noch erträglich, und durch die Kunst ist uns Auge und Hand und vor Allem das gute Gewissen dazu gegeben, aus uns selber ein solches Phänomen machen zu können. Wir müssen zeitweilig von uns ausruhen, dadurch, dass wir auf uns hin und hinab sehen und, aus einer künstlerischen Ferne her, über uns lachen oder über uns weinen; wir müssen den Helden und ebenso den Narren entdecken, der in unsrer Leidenschaft der Erkenntniss steckt, wir müssen unsrer Thorheit ab und zu froh werden, um unsrer Weisheit froh bleiben zu können! Und gerade weil wir im letzten Grunde schwere und ernsthafte Menschen und mehr

Gewichte als Menschen sind, so thut uns Nichts so gut als die Schelmenkappe: wir brauchen sie vor uns selber — wir brauchen alle übermüthige, schwebende, tanzende, spottende, kindische und selige Kunst, um jener Freiheit über den Dingen nicht verlustig zu gehen, welche unser Ideal von uns fordert. Es wäre ein Rückfall für uns, gerade mit unsrer reizbaren Redlichkeit ganz in die Moral zu gerathen und um der überstrengen Anforderungen willen, die wir hierin an uns stellen, gar noch selber zu tugendhaften Ungeheuern und Vogelscheuchen zu werden. Wir sollen auch über der Moral stehen können: und nicht nur stehen, mit der ängstlichen Steifigkeit eines Solchen, der jeden Augenblick auszugleiten und zu fallen fürchtet, sondern auch über ihr schweben und spielen! Wie könnten wir dazu der Kunst, wie des Narren entbehren? — Und so lange ihr euch noch irgendwie vor euch selber schämt, gehört ihr noch nicht zu uns!

[«]

Drittes Buch.

108.

Neue Kämpfe. — Nachdem Buddha todt war, zeigte man noch Jahrhunderte lang seinen Schatten in einer Höhle, — einen ungeheuren schauerlichen Schatten. Gott ist todt: aber so wie die Art der Menschen ist, wird es vielleicht noch Jahrtausende lang Höhlen geben, in denen man seinen Schatten zeigt. — Und wir — wir müssen auch noch seinen Schatten besiegen!

[«]

109.

Hüten wir uns! — Hüten wir uns, zu denken, dass die Welt ein lebendiges Wesen sei. Wohin sollte sie sich ausdehnen? Wovon sollte sie sich nähren? Wie könnte sie wachsen und sich vermehren? Wir wissen ja ungefähr, was das Organische ist: und wir sollten das unsäglich Abgeleitete, Späte, Seltene, Zufällige, das wir nur auf der Kruste der Erde wahrnehmen, zum Wesentlichen, Allgemeinen, Ewigen umdeuten, wie es Jene thun, die das All einen Organismus nennen? Davor ekelt mir. Hüten wir uns schon davor, zu glauben, dass das All eine Maschine sei; es ist gewiss nicht auf Ein Ziel construirt, wir thun ihm mit dem Wort „Maschine“ eine viel zu hohe Ehre an. Hüten wir uns, etwas so Formvolles, wie die kyklischen Bewegungen unserer Nachbar-Sterne überhaupt und überall vorauszusetzen; schon ein Blick in die Milchstrasse lässt Zweifel auftauchen, ob es dort nicht viel rohere und widersprechendere Bewegungen giebt, ebenfalls Sterne mit ewigen geradlinigen Fallbahnen und dergleichen. Die astrale Ordnung, in der wir leben, ist eine Ausnahme; diese Ordnung und die ziemliche Dauer, welche durch sie bedingt ist, hat wieder die Ausnahme der Ausnahmen ermöglicht: die Bildung des Organischen. Der Gesammt-Charakter der Welt ist dagegen in alle Ewigkeit Chaos, nicht im Sinne der fehlenden Nothwendigkeit, sondern der fehlenden Ordnung, Gliederung, Form, Schönheit, Weisheit, und wie alle unsere ästhetischen Menschlichkeiten heissen. Von unserer Vernunft aus geurtheilt, sind die verunglückten Würfe weitaus die Regel, die Ausnahmen sind nicht das geheime Ziel, und das ganze Spielwerk wiederholt ewig seine Weise, die nie eine Melodie heissen darf, — und zuletzt ist selbst das Wort „verunglückter Wurf“ schon eine Vermenschlichung, die einen Tadel in sich schliesst. Aber wie dürften wir das All tadeln oder loben! Hüten wir uns, ihm Herzlosigkeit und Unvernunft oder deren Gegensätze nachzusagen: es ist weder vollkommen, noch schön, noch edel, und will Nichts von alledem werden, es strebt durchaus nicht darnach, den Menschen nachzuahmen! Es wird durchaus durch keines unserer ästhetischen und moralischen Urtheile getroffen! Es hat auch keinen Selbsterhaltungstrieb und überhaupt keine Triebe; es kennt auch keine Gesetze. Hüten wir uns, zu sagen, dass es Gesetze in der Natur gebe. Es giebt nur Nothwendigkeiten: da ist Keiner, der befiehlt, Keiner, der gehorcht, Keiner, der übertritt. Wenn ihr wisst, dass es keine Zwecke giebt, so wisst ihr auch, dass es keinen Zufall giebt: denn nur neben einer Welt von Zwecken hat das Wort „Zufall“ einen Sinn. Hüten wir uns, zu sagen, dass Tod dem Leben entgegengesetzt sei. Das Lebende ist nur eine Art des Todten, und eine sehr seltene Art. — Hüten wir uns, zu denken, die Welt schaffe ewig Neues. Es giebt keine ewig dauerhaften Substanzen; die Materie ist ein eben solcher Irrthum, wie der Gott der Eleaten. Aber wann werden wir am Ende mit unserer Vorsicht und Obhut sein! Wann werden uns alle diese Schatten Gottes nicht mehr verdunkeln? Wann werden wir die Natur ganz entgöttlicht haben! Wann werden wir anfangen dürfen, uns Menschen mit der reinen, neu gefundenen, neu erlösten Natur zu vernatürlichen!

[«]

110.

Ursprung der Erkenntniss. — Der Intellect hat ungeheure Zeitstrecken hindurch Nichts als Irrthümer erzeugt; einige davon ergaben sich als nützlich und arterhaltend: wer auf sie stiess, oder sie vererbt bekam, kämpfte seinen Kampf für sich und seinen Nachwuchs mit grösserem Glücke. Solche irrthümliche Glaubenssätze, die immer weiter vererbt und endlich fast zum menschlichen Art- und Grundbestand wurden, sind zum Beispiel diese: dass es dauernde Dinge gebe, dass es gleiche Dinge gebe, dass es Dinge, Stoffe, Körper gebe, dass ein Ding Das sei, als was es erscheine, dass unser Wollen frei sei, dass was für mich gut ist, auch an und für sich gut sei. Sehr spät erst traten die Leugner und Anzweifler solcher

Sätze auf, — sehr spät erst trat die Wahrheit auf, als die unkräftigste Form der Erkenntniss. Es schien, dass man mit ihr nicht zu leben vermöge, unser Organismus war auf ihren Gegensatz eingerichtet; alle seine höheren Functionen, die Wahrnehmungen der Sinne und jede Art von Empfindung überhaupt, arbeiteten mit jenen uralt einverleibten Grundirrthümern. Mehr noch: jene Sätze wurden selbst innerhalb der Erkenntniss zu den Normen, nach denen man „wahr“ und „unwahr“ bemass — bis hinein in die entlegensten Gegenden der reinen Logik. Also: die Kraft der Erkenntnisse liegt nicht in ihrem Grade von Wahrheit, sondern in ihrem Alter, ihrer Einverleibtheit, ihrem Charakter als Lebensbedingung. Wo Leben und Erkennen in Widerspruch zu kommen schienen, ist nie ernstlich gekämpft worden; da galt Leugnung und Zweifel als Tollheit. Jene Ausnahme-Denker, wie die Eleaten, welche trotzdem die Gegensätze der natürlichen Irrthümer aufstellten und festhielten, glaubten daran, dass es möglich sei, dieses Gegentheil auch zu leben: sie erfanden den Weisen als den Menschen der Unveränderlichkeit, Unpersönlichkeit, Universalität der Anschauung, als Eins und Alles zugleich, mit einem eigenen Vermögen für jene umgekehrte Erkenntniss; sie waren des Glaubens, dass ihre Erkenntniss zugleich das Princip des Lebens sei. Um diess Alles aber behaupten zu können, mussten sie sich über ihren eigenen Zustand täuschen: sie mussten sich Unpersönlichkeit und Dauer ohne Wechsel andichten, das Wesen des Erkennenden verkennen, die Gewalt der Triebe im Erkennen leugnen und überhaupt die Vernunft als völlig freie, sich selbst entsprungene Activität fassen; sie hielten sich die Augen dafür zu, dass auch sie im Widersprechen gegen das Gültige, oder im Verlangen nach Ruhe oder Alleinbesitz oder Herrschaft zu ihren Sätzen gekommen waren. Die feinere Entwickelung der Redlichkeit und der Skepsis machte endlich auch diese Menschen unmöglich; auch ihr Leben und Urtheilen ergab sich als abhängig von den uralten Trieben und Grundirrthümern alles empfindenden Daseins. — Jene feinere Redlichkeit und Skepsis hatte überall dort ihre Entstehung, wo zwei entgegengesetzte Sätze auf das Leben anwendbar erschienen, weil sich beide mit den Grundirrthümern vertrugen, wo also über den höheren oder geringeren Grad des Nutzens für das Leben gestritten werden konnte; ebenfalls dort, wo neue Sätze sich dem Leben zwar nicht nützlich, aber wenigstens auch nicht schädlich zeigten, als Aeusserungen eines intellectuellen Spieltriebes, und unschuldig und glücklich gleich allem Spiele. Allmählich füllte sich das menschliche Gehirn mit solchen Urtheilen und Ueberzeugungen, so entstand in diesem Knäuel Gährung, Kampf und Machtgelüst. Nützlichkeit und Lust nicht nur, sondern jede Art von Trieben nahm Partei in dem Kampfe um die

„Wahrheiten“; der intellectuelle Kampf wurde Beschäftigung, Reiz, Beruf, Pflicht, Würde —: das Erkennen und das Streben nach dem Wahren ordnete sich endlich als Bedürfniss in die anderen Bedürfnisse ein. Von da an war nicht nur der Glaube und die Ueberzeugung, sondern auch die Prüfung, die Leugnung, das Misstrauen, der Widerspruch eine Macht, alle „bösen“ Instincte waren der Erkenntniss untergeordnet und in ihren Dienst gestellt und bekamen den Glanz des Erlaubten, Geehrten, Nützlichen und zuletzt das Auge und die Unschuld des Guten. Die Erkenntniss wurde also zu einem Stück Leben selber und als Leben zu einer immerfort wachsenden Macht: bis endlich die Erkenntnisse und jene uralten Grundirrthümer auf einander stiessen, beide als Leben, beide als Macht, beide in dem selben Menschen. Der Denker: das ist jetzt das Wesen, in dem der Trieb zur Wahrheit und jene lebenerhaltenden Irrthümer ihren ersten Kampf kämpfen, nachdem auch der Trieb zur Wahrheit sich als eine lebenerhaltende Macht bewiesen hat. Im Verhältniss zu der Wichtigkeit dieses Kampfes ist alles Andere gleichgültig: die letzte Frage um die Bedingung des Lebens ist hier gestellt, und der erste Versuch wird hier gemacht, mit dem Experiment auf diese Frage zu antworten. Inwieweit verträgt die Wahrheit die Einverleibung? — das ist die Frage, das ist das Experiment.

[«]

111.

Herkunft des Logischen. — Woher ist die Logik im menschlichen Kopfe entstanden? Gewiss aus der Unlogik, deren Reich ursprünglich ungeheuer gewesen sein muss. Aber unzählig viele Wesen, welche anders schlossen, als wir jetzt schliessen, giengen zu Grunde: es könnte immer noch wahrer gewesen sein! Wer zum Beispiel das „Gleiche“ nicht oft genug aufzufinden wusste, in Betreff der Nahrung oder in Betreff der ihm feindlichen Thiere, wer also zu langsam subsumirte, zu vorsichtig in der Subsumption war, hatte nur geringere Wahrscheinlichkeit des Fortlebens als Der, welcher bei allem Aehnlichen sofort auf Gleichheit rieth. Der überwiegende Hang aber, das Aehnliche als gleich zu behandeln, ein unlogischer Hang — denn es giebt an sich nichts Gleiches —, hat erst alle Grundlage der Logik geschaffen. Ebenso musste, damit der Begriff der Substanz entstehe, der unentbehrlich für die Logik ist, ob ihm gleich im strengsten Sinne nichts Wirkliches entspricht, — lange Zeit das Wechselnde an den Dingen nicht gesehen, nicht empfunden worden sein; die nicht genau sehenden Wesen hatten einen Vorsprung vor denen, welche Alles „im Flusse“ sahen. An und für sich ist schon jeder hohe Grad von Vorsicht im Schliessen, jeder skeptische Hang eine grosse Gefahr für das Leben. Es würden keine lebenden Wesen erhalten sein, wenn nicht der entgegengesetzte Hang, lieber zu bejahen als das Urtheil auszusetzen, lieber zu irren und zu dichten als abzuwarten, lieber zuzustimmen als zu verneinen, lieber zu urtheilen als gerecht zu sein — ausserordentlich stark angezüchtet worden wäre. — Der Verlauf logischer Gedanken und Schlüsse in unserem jetzigen Gehirne entspricht einem Processe und Kampfe von Trieben, die an sich einzeln alle sehr unlogisch und ungerecht sind; wir erfahren gewöhnlich nur das Resultat des Kampfes: so schnell und so versteckt spielt sich jetzt dieser uralte Mechanismus in uns ab.

[«]

112.

Ursache und Wirkung. — „Erklärung“ nennen wir’s: aber „Beschreibung“ ist es, was uns vor älteren Stufen der Erkenntniss und Wissenschaft auszeichnet. Wir beschreiben besser, — wir erklären ebenso wenig wie alle Früheren. Wir haben da ein vielfaches Nacheinander aufgedeckt, wo der naive Mensch und Forscher älterer Culturen nur Zweierlei sah, „Ursache“ und „Wirkung“, wie die Rede lautete; wir haben das Bild des Werdens vervollkommnet, aber sind über das Bild, hinter das Bild nicht hinaus gekommen. Die Reihe der „Ursachen“ steht viel vollständiger in jedem Falle vor uns, wir schliessen: diess und das muss erst vorangehen, damit jenes folge, — aber begriffen haben wir damit Nichts. Die Qualität, zum Beispiel bei jedem chemischen Werden, erscheint nach wie vor als ein „Wunder“, ebenso jede Fortbewegung; Niemand hat den Stoss „erklärt“. Wie könnten wir auch erklären! Wir operiren mit lauter Dingen, die es nicht giebt, mit Linien, Flächen, Körpern, Atomen, theilbaren Zeiten, theilbaren Räumen —, wie soll Erklärung auch nur möglich sein, wenn wir Alles erst zum Bilde machen, zu unserem Bilde! Es ist genug, die Wissenschaft als möglichst getreue Anmenschlichung der Dinge zu betrachten, wir lernen immer genauer uns selber beschreiben, indem wir die Dinge und ihr Nacheinander beschreiben. Ursache und Wirkung: eine solche Zweiheit giebt es wahrscheinlich nie, — in Wahrheit steht ein continuum vor uns, von dem wir ein paar Stücke isoliren; so wie wir eine Bewegung immer nur als isolirte Puncte wahrnehmen, also eigentlich nicht sehen, sondern erschliessen. Die Plötzlichkeit, mit der sich viele Wirkungen abheben, führt uns irre; es ist aber nur eine Plötzlichkeit für uns. Es giebt eine unendliche Menge von Vorgängen in dieser Secunde der Plötzlichkeit, die uns entgehen. Ein Intellect, der Ursache und Wirkung als continuum, nicht nach unserer Art als willkürliches Zertheilt- und Zerstücktsein, sähe, der den Fluss des Geschehens sähe, — würde den Begriff Ursache und Wirkung verwerfen und alle Bedingtheit leugnen.

[«]

113.

Zur Lehre von den Giften. — Es gehört so viel zusammen, damit ein wissenschaftliches Denken entstehe: und alle diese nöthigen Kräfte haben einzeln erfunden, geübt, gepflegt werden müssen! In ihrer Vereinzelung haben sie aber sehr häufig eine ganz andere Wirkung gehabt als jetzt, wo sie innerhalb des wissenschaftlichen Denkens sich gegenseitig beschränken und in Zucht halten: — sie haben als Gifte gewirkt, zum Beispiel der anzweifelnde Trieb, der verneinende Trieb, der abwartende Trieb, der sammelnde Trieb, der auflösende Trieb. Viele Hekatomben von Menschen sind zum Opfer gebracht worden, ehe diese Triebe lernten, ihr Nebeneinander zu begreifen und sich mit einander als Functionen Einer organisirenden Gewalt in Einem Menschen zu fühlen! Und wie ferne sind wir noch davon, dass zum wissenschaftlichen Denken sich auch noch die künstlerischen Kräfte und die practische Weisheit des Lebens hinzufinden, dass ein höheres organisches System sich bildet, in Bezug auf welches der Gelehrte, der Arzt, der Künstler und der Gesetzgeber, so wie wir jetzt diese kennen, als dürftige Alterthümer erscheinen müssten!

[«]

114.

Umfang des Moralischen. — Wir construiren ein neues Bild, das wir sehen, sofort mit Hülfe aller alten Erfahrungen, die wir gemacht haben, je nach dem Grade unserer Redlichkeit und Gerechtigkeit. Es giebt gar keine anderen als moralische Erlebnisse, selbst nicht im Bereiche der Sinneswahrnehmung.

[«]

115.

Die vier Irrthümer. — Der Mensch ist durch seine Irrthümer erzogen worden: er sah sich erstens immer nur unvollständig, zweitens legte er sich erdichtete Eigenschaften bei, drittens fühlte er sich in einer falschen Rangordnung zu Thier und Natur, viertens erfand er immer neue Gütertafeln und nahm sie eine Zeit lang als ewig und unbedingt, sodass bald dieser, bald jener menschliche Trieb und Zustand an der ersten Stelle stand und in Folge dieser Schätzung veredelt wurde. Rechnet man die Wirkung dieser vier Irrthümer weg, so hat man auch Humanität, Menschlichkeit und „Menschenwürde“ hinweggerechnet.

[«]

116.

Heerden-Instinct. — Wo wir eine Moral antreffen, da finden wir eine Abschätzung und Rangordnung der menschlichen Triebe und Handlungen. Diese Schätzungen und Rangordnungen sind immer der Ausdruck der Bedürfnisse einer Gemeinde und Heerde: Das, was ihr am ersten frommt — und am zweiten und dritten —, das ist auch der oberste Maassstab für den Werth aller Einzelnen. Mit der Moral wird der Einzelne angeleitet, Function der Heerde zu sein und nur als Function sich Werth zuzuschreiben. Da die Bedingungen der Erhaltung einer Gemeinde sehr verschieden von denen einer anderen Gemeinde gewesen sind, so gab es sehr verschiedene Moralen; und in Hinsicht auf noch bevorstehende wesentliche Umgestaltungen der Heerden und Gemeinden, Staaten und Gesellschaften kann man prophezeien, dass es noch sehr abweichende Moralen geben wird. Moralität ist Heerden-Instinct im Einzelnen.

[«]

117.

Heerden-Gewissensbiss. — In den längsten und fernsten Zeiten der Menschheit gab es einen ganz anderen Gewissensbiss als heut zu Tage. Heute fühlt man sich nur verantwortlich für Das, was man will und thut, und hat in sich selber seinen Stolz: alle unsere Rechtslehrer gehen von diesem Selbst- und Lustgefühle des

Einzelnen aus, wie als ob hier von jeher die Quelle des Rechts entsprungen sei. Aber die längste Zeit der Menschheit hindurch gab es nichts Fürchterlicheres, als sich einzeln zu fühlen. Allein sein, einzeln empfinden, weder gehorchen noch herrschen, ein Individuum bedeuten — das war damals keine Lust, sondern eine Strafe; man wurde verurtheilt „zum Individuum“. Gedankenfreiheit galt als das Unbehagen selber. Während wir Gesetz und Einordnung als Zwang und Einbusse empfinden, empfand man ehedem den Egoismus als eine peinliche Sache, als eine eigentliche Noth. Selbst sein, sich selber nach eigenem Maass und Gewicht schätzen — das gieng damals wider den Geschmack. Die Neigung dazu würde als Wahnsinn empfunden worden sein: denn mit dem Alleinsein war jedes Elend und jede Furcht verknüpft. Damals hatte der „freie Wille“ das böse Gewissen in seiner nächsten Nachbarschaft: und je unfreier man handelte, je mehr der Heerden-Instinct und nicht der persönliche Sinn aus der Handlung sprach, um so moralischer schätzte man sich. Alles, was der Heerde Schaden that, sei es, dass der Einzelne es gewollt oder nicht gewollt hatte, machte damals dem Einzelnen Gewissensbisse — und seinem Nachbar noch dazu, ja der ganzen Heerde! — Darin haben wir am allermeisten umgelernt.

[«]

118.

Wohlwollen. — Ist es tugendhaft, wenn eine Zelle sich in die Function einer stärkeren Zelle verwandelt? Sie muss es. Und ist es böse, wenn die stärkere jene sich assimilirt? Sie muss es ebenfalls; so ist es für sie nothwendig, denn sie strebt nach überreichlichem Ersatz und will sich regeneriren. Demnach hat man im Wohlwollen zu unterscheiden: den Aneignungstrieb und den Unterwerfungstrieb, je nachdem der Stärkere oder der Schwächere Wohlwollen empfindet. Freude und Begehren sind bei dem Stärkeren, der Etwas zu seiner Function umbilden will, beisammen: Freude und Begehrtwerdenwollen bei dem Schwächeren, der Function werden möchte. — Mitleid ist wesentlich das Erstere, eine angenehme Regung des Aneignungstriebes, beim Anblick des Schwächeren: wobei noch zu bedenken ist, dass „stark“ und „schwach“ relative Begriffe sind.

[«]

119.

Kein Altruismus! — Ich sehe an vielen Menschen eine überschüssige Kraft und Lust, Function sein zu wollen; sie drängen sich dorthin und haben die feinste Witterung für alle jene Stellen, wo gerade sie Function sein können. Dahin gehören jene Frauen, die sich in die Function eines Mannes verwandeln, welche an ihm gerade schwach entwickelt ist, und dergestalt zu seinem Geldbeutel oder zu seiner Politik oder zu seiner Geselligkeit werden. Solche Wesen erhalten sich selber am besten, wenn sie sich in einen fremden Organismus einfügen; gelingt es ihnen nicht, so werden sie ärgerlich, gereizt und fressen sich selber auf.

[«]

120.

Gesundheit der Seele. — Die beliebte medicinische Moralformel (deren Urheber Ariston von Chios ist): „Tugend ist die Gesundheit der Seele“ — müsste wenigstens, um brauchbar zu sein, dahin abgeändert werden: „deine Tugend ist die Gesundheit deiner Seele“. Denn eine Gesundheit an sich giebt es nicht, und alle Versuche, ein Ding derart zu definiren, sind kläglich missrathen. Es kommt auf dein Ziel, deinen Horizont, deine Kräfte, deine Antriebe, deine Irrthümer und namentlich auf die Ideale und Phantasmen deiner Seele an, um zu bestimmen, was selbst für deinen Leib Gesundheit zu bedeuten habe. Somit giebt es unzählige Gesundheiten des Leibes; und je mehr man dem Einzelnen und Unvergleichlichen wieder erlaubt, sein Haupt zu erheben, je mehr man das Dogma von der „Gleichheit der Menschen“ verlernt, um so mehr muss auch der Begriff einer Normal-Gesundheit, nebst Normal-Diät, Normal-Verlauf der Erkrankung unsern Medicinern abhanden kommen. Und dann erst dürfte es an der Zeit sein, über Gesundheit und Krankheit der Seele nachzudenken und die eigenthümliche Tugend eines Jeden in deren Gesundheit zu setzen: welche freilich bei dem Einen so aussehen könnte wie der Gegensatz der Gesundheit bei einem Anderen. Zuletzt bliebe noch die grosse Frage offen, ob wir der Erkrankung entbehren könnten, selbst zur Entwickelung unserer Tugend, und ob nicht namentlich unser Durst nach Erkenntniss und Selbsterkenntniss der kranken Seele so gut bedürfe als der gesunden: kurz, ob nicht der alleinige Wille zur Gesundheit ein Vorurtheil, eine Feigheit und vielleicht ein Stück feinster Barbarei und Rückständigkeit sei.

[«]

121.

Das Leben kein Argument. — Wir haben uns eine Welt zurecht gemacht, in der wir leben können — mit der Annahme von Körpern, Linien, Flächen, Ursachen und Wirkungen, Bewegung und Ruhe, Gestalt und Inhalt: ohne diese Glaubensartikel hielte es jetzt Keiner aus zu leben! Aber damit sind sie noch nichts Bewiesenes. Das Leben ist kein Argument; unter den Bedingungen des Lebens könnte der Irrthum sein.

[«]

122.

Die moralische Skepsis im Christenthum. — Auch das Christenthum hat einen grossen Beitrag zur Aufklärung gegeben: es lehrte die moralische Skepsis auf eine sehr eindringliche und wirksame Weise: anklagend, verbitternd, aber mit unermüdlicher Geduld und Feinheit: es vernichtete in jedem einzelnen Menschen den Glauben an seine „Tugenden“: es liess für immer jene grossen Tugendhaften von der Erde verschwinden, an denen das Alterthum nicht arm war, jene populären Menschen, die im Glauben an ihre Vollendung mit der Würde eines Stiergefechtshelden umherzogen. Wenn wir jetzt, erzogen in dieser christlichen Schule der Skepsis, die moralischen Bücher der Alten, zum Beispiel Seneca’s und Epiktet’s, lesen, so fühlen wir eine kurzweilige Ueberlegenheit und sind voller geheimer Einblicke und Ueberblicke, es ist uns dabei zu Muthe, als ob ein Kind vor einem alten Manne oder eine junge schöne Begeisterte vor La Rochefoucauld redete: wir kennen Das, was Tugend ist, besser! Zuletzt haben wir aber diese selbe Skepsis auch auf alle religiösen Zustände und Vorgänge, wie Sünde, Reue, Gnade, Heiligung, angewendet und den Wurm so gut graben lassen, dass wir nun auch beim Lesen aller christlichen Bücher das selbe Gefühl der feinen Ueberlegenheit und Einsicht haben: — wir kennen auch die religiösen Gefühle besser! Und es ist Zeit, sie gut zu kennen und gut zu beschreiben, denn auch die Frommen des alten Glaubens sterben aus: — retten wir ihr Abbild und ihren Typus wenigstens für die Erkenntniss!

[«]

123.

Die Erkenntniss mehr, als ein Mittel. — Auch ohne diese neue Leidenschaft — ich meine die Leidenschaft der Erkenntniss — würde die Wissenschaft gefördert werden: die Wissenschaft ist ohne sie bisher gewachsen und gross geworden. Der gute Glaube an die Wissenschaft, das ihr günstige Vorurtheil, von dem unsere Staaten jetzt beherrscht sind (ehedem war es sogar die Kirche), ruht im Grunde darauf, dass jener unbedingte Hang und Drang sich so selten in ihr offenbart hat, und dass Wissenschaft eben nicht als Leidenschaft, sondern als Zustand und „Ethos“ gilt. Ja, es genügt oft schon amour-plaisir der Erkenntniss (Neugierde), es genügt amour-vanité, Gewöhnung an sie, mit der Hinterabsicht auf Ehre und Brod, es genügt selbst für Viele, dass sie mit einem Ueberschuss von Musse Nichts anzufangen wissen als lesen, sammeln, ordnen, beobachten, weiter erzählen: ihr „wissenschaftlicher Trieb“ ist ihre Langeweile. Der Papst Leo der Zehnte hat einmal (im Breve an Beroaldus) das Lob der Wissenschaft gesungen: er bezeichnet sie als den schönsten Schmuck und den grössten Stolz unseres Lebens, als eine edle Beschäftigung in Glück und Unglück; „ohne sie, sagt er endlich, wäre alles menschliche Unternehmen ohne festen Halt, — auch mit ihr ist es ja noch veränderlich und unsicher genug!“ Aber dieser leidlich skeptische Papst verschweigt, wie alle anderen kirchlichen Lobredner der Wissenschaft, sein letztes Urtheil über sie. Mag man nun aus seinen Worten heraushören, was für einen solchen Freund der Kunst merkwürdig genug ist, dass er die Wissenschaft über die Kunst stellt; zuletzt ist es doch nur eine Artigkeit, wenn er hier nicht von dem redet, was auch er hoch über alle Wissenschaft stellt: von der „geoffenbarten Wahrheit“ und von dem „ewigen Heil der Seele“, — was sind ihm dagegen Schmuck, Stolz, Unterhaltung, Sicherung des Lebens! „Die Wissenschaft ist Etwas von zweitem Range, nichts Letztes, Unbedingtes, kein Gegenstand der Passion“, — diess Urtheil blieb in der Seele Leo’s zurück: das eigentlich christliche Urtheil über die Wissenschaft! Im Alterthum war ihre Würde und Anerkennung dadurch verringert, dass selbst unter ihren eifrigsten Jüngern das Streben nach der Tugend voranstand, und dass man der Erkenntniss schon ihr höchstes Lob gegeben zu haben glaubte, wenn man sie als das beste Mittel der Tugend feierte. Es ist etwas Neues in der Geschichte, dass die Erkenntniss mehr sein will, als ein Mittel.

[«]

124.

Im Horizont des Unendlichen. — Wir haben das Land verlassen und sind zu Schiff gegangen! Wir haben die Brücke hinter uns, — mehr noch, wir haben das Land hinter uns abgebrochen! Nun, Schifflein! sieh’ dich vor! Neben dir liegt der Ocean, es ist wahr, er brüllt nicht immer, und mitunter liegt er da, wie Seide und Gold und Träumerei der Güte. Aber es kommen Stunden, wo du erkennen wirst, dass er unendlich ist und dass es nichts Furchtbareres giebt, als Unendlichkeit. Oh des armen Vogels, der sich frei gefühlt hat und nun an die Wände dieses Käfigs stösst! Wehe, wenn das Land-Heimweh dich befällt, als ob dort mehr Freiheit gewesen wäre, — und es giebt kein „Land“ mehr!

[«]

125.

Der tolle Mensch. — Habt ihr nicht von jenem tollen Menschen gehört, der am hellen Vormittage eine Laterne anzündete, auf den Markt lief und unaufhörlich schrie: „Ich suche Gott! Ich suche Gott!“ — Da dort gerade Viele von Denen zusammen standen, welche nicht an Gott glaubten, so erregte er ein grosses Gelächter. Ist er denn verloren gegangen? sagte der Eine. Hat er sich verlaufen wie ein Kind? sagte der Andere. Oder hält er sich versteckt? Fürchtet er sich vor uns? Ist er zu Schiff gegangen? ausgewandert? — so schrieen und lachten sie durcheinander. Der tolle Mensch sprang mitten unter sie und durchbohrte sie mit seinen Blicken. „Wohin ist Gott? rief er, ich will es euch sagen! Wir haben ihn getödtet, — ihr und ich! Wir Alle sind seine Mörder! Aber wie haben wir diess gemacht? Wie vermochten wir das Meer auszutrinken? Wer gab uns den Schwamm, um den ganzen Horizont wegzuwischen? Was thaten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Giebt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht? Müssen nicht Laternen am Vormittage angezündet werden? Hören wir noch Nichts von dem Lärm der Todtengräber, welche Gott begraben? Riechen wir noch Nichts von der göttlichen Verwesung? — auch Götter verwesen! Gott ist todt! Gott bleibt todt! Und wir haben ihn getödtet! Wie trösten wir uns, die Mörder aller Mörder? Das Heiligste und Mächtigste, was die Welt bisher besass, es ist unter unseren Messern verblutet, — wer wischt diess Blut von uns ab? Mit welchem Wasser könnten wir uns reinigen? Welche Sühnfeiern, welche heiligen Spiele werden wir erfinden müssen? Ist nicht die Grösse dieser That zu gross für uns? Müssen wir nicht selber zu Göttern werden, um nur ihrer würdig zu erscheinen? Es gab nie eine grössere That, — und wer nur immer nach uns geboren wird, gehört um dieser That willen in eine höhere Geschichte, als alle Geschichte bisher war!“ — Hier schwieg der tolle Mensch und sah wieder seine Zuhörer an: auch sie schwiegen und blickten befremdet auf ihn. Endlich warf er seine Laterne auf den Boden, dass sie in Stücke sprang und erlosch. „Ich komme zu früh, sagte er dann, ich bin noch nicht an der Zeit. Diess ungeheure Ereigniss ist noch unterwegs und wandert, — es ist noch nicht bis zu den Ohren der Menschen gedrungen. Blitz und Donner brauchen Zeit, das Licht der Gestirne braucht Zeit, Thaten brauchen Zeit, auch nachdem sie gethan sind, um gesehen und gehört zu werden. Diese That ist ihnen immer noch ferner, als die fernsten Gestirne, — und doch haben sie dieselbe gethan!“ — Man erzählt noch, dass der tolle Mensch des selbigen Tages in verschiedene Kirchen eingedrungen sei und darin sein Requiem aeternam deo angestimmt habe. Hinausgeführt und zur Rede gesetzt, habe er immer nur diess entgegnet: „Was sind denn diese Kirchen noch, wenn sie nicht die Grüfte und Grabmäler Gottes sind?“ —

[«]

126.

Mystische Erklärungen. — Die mystischen Erklärungen gelten für tief; die Wahrheit ist, dass sie noch nicht einmal oberflächlich sind.

[«]

127.

Nachwirkung der ältesten Religiosität. — Jeder Gedankenlose meint, der Wille sei das allein Wirkende; Wollen sei etwas Einfaches, schlechthin Gegebenes, Unableitbares, An-sich-Verständliches. Er ist überzeugt, wenn er Etwas thut, zum Beispiel einen Schlag ausführt, er sei es, der da schlage, und er habe geschlagen, weil er schlagen wollte. Er merkt gar Nichts von einem Problem daran, sondern das Gefühl des Willens genügt ihm, nicht nur zur Annahme von Ursache und Wirkung, sondern auch zum Glauben, ihr Verhältniss zu verstehen. Von dem Mechanismus des Geschehens und der hundertfältigen feinen Arbeit, die abgethan werden muss, damit es zu dem Schlage komme, ebenso von der Unfähigkeit des Willens an sich, auch nur den geringsten Theil dieser Arbeit zu thun, weiss er Nichts. Der Wille ist ihm eine magisch wirkende Kraft: der Glaube an den Willen, als an die Ursache von Wirkungen, ist der Glaube an magisch wirkende Kräfte. Nun hat urspünglich der Mensch überall, wo er ein Geschehen sah, einen Willen als Ursache und persönlich wollende Wesen im Hintergrunde wirkend geglaubt, — der Begriff der Mechanik lag ihm ganz ferne. Weil aber der Mensch ungeheure Zeiten lang nur an Personen geglaubt hat (und nicht an Stoffe, Kräfte, Sachen und so weiter), ist ihm der Glaube an Ursache und Wirkung zum Grundglauben geworden, den er überall, wo Etwas geschieht, verwendet, — auch jetzt noch instinctiv und als ein Stück Atavismus ältester Abkunft. Die Sätze „keine Wirkung ohne Ursache“, „jede Wirkung wieder Ursache“ erscheinen als Verallgemeinerungen viel engerer Sätze: „wo gewirkt wird, da ist gewollt worden“, „es kann nur auf wollende Wesen gewirkt werden“, „es giebt nie ein reines, folgenloses Erleiden einer Wirkung, sondern alles Erleiden ist eine Erregung des Willens“ (zur That, Abwehr, Rache, Vergeltung), — aber in den Urzeiten der Menschheit waren diese und jene Sätze identisch, die ersten nicht Verallgemeinerungen der zweiten, sondern die zweiten Erläuterungen der ersten. — Schopenhauer, mit seiner Annahme, dass Alles, was da sei, nur etwas Wollendes sei, hat eine uralte Mythologie auf den Thron gehoben; er scheint nie eine Analyse des Willens versucht zu haben, weil er an die Einfachheit und Unmittelbarkeit alles Wollens glaubte, gleich Jedermann: — während Wollen nur ein so gut eingespielter Mechanismus ist, dass er dem beobachtenden Auge fast entläuft. Ihm gegenüber stelle ich diese Sätze auf: erstens, damit Wille entstehe, ist eine Vorstellung von Lust und Unlust nöthig. Zweitens: dass ein heftiger Reiz als Lust oder Unlust empfunden werde, das ist die Sache des interpretirenden Intellects, der freilich zumeist dabei uns unbewusst arbeitet; und ein und derselbe Reiz kann als Lust oder Unlust interpretirt werden. Drittens: nur bei den intellectuellen Wesen giebt es Lust, Unlust und Wille; die ungeheure Mehrzahl der Organismen hat Nichts davon.

[«]

128.

Der Werth des Gebetes. — Das Gebet ist für solche Menschen erfunden, welche eigentlich nie von sich aus Gedanken haben und denen eine Erhebung der Seele unbekannt ist oder unbemerkt verläuft: was sollen Diese an heiligen Stätten und in allen wichtigen Lagen des Lebens, welche Ruhe und eine Art Würde erfordern? Damit sie wenigstens nicht stören, hat die Weisheit aller Religionsstifter, der kleinen wie der grossen, ihnen die Formel des Gebetes anbefohlen, als eine lange mechanische Arbeit der Lippen, verbunden mit Anstrengung des Gedächtnisses und mit einer gleichen festgesetzten Haltung von Händen und Füssen und Augen! Da mögen sie nun gleich den Tibetanern ihr „om mane padme hum“ unzählige Male wiederkäuen, oder, wie in Benares, den Namen des Gottes Ram-Ram-Ram (und so weiter mit oder ohne Grazie) an den Fingern abzählen: oder den Wischnu mit seinen tausend, den Allah mit seinen neunundneunzig Anrufnamen ehren: oder sie mögen sich der Gebetmühlen und der Rosenkränze bedienen, — die Hauptsache ist, dass sie mit dieser Arbeit für eine Zeit festgemacht sind und einen erträglichen Anblick gewähren: ihre Art Gebet ist zum Vortheil der Frommen erfunden, welche Gedanken und Erhebungen von sich aus kennen. Und selbst Diese haben ihre müden Stunden, wo ihnen eine Reihe ehrwürdiger Worte und Klänge und eine fromme Mechanik wohlthut. Aber angenommen, dass diese seltenen Menschen — in jeder Religion ist der religiöse Mensch eine Ausnahme — sich zu helfen wissen: jene Armen im Geiste wissen sich nicht zu helfen, und ihnen das Gebets-Geklapper verbieten heisst ihnen ihre Religion nehmen: wie es der Protestantismus mehr und mehr an den Tag bringt. Die Religion will von Solchen eben nicht mehr, als dass sie Ruhe halten, mit Augen, Händen, Beinen und Organen aller Art: dadurch werden sie zeitweilig verschönert und — menschenähnlicher!

[«]

129.

Die Bedingungen Gottes. — „Gott selber kann nicht ohne weise Menschen bestehen“ — hat Luther gesagt und mit gutem Rechte; aber „Gott kann noch weniger ohne unweise Menschen bestehen“ — das hat der gute Luther nicht gesagt!

[«]

130.

Ein gefährlicher Entschluss. — Der christliche Entschluss, die Welt hässlich und schlecht zu finden, hat die Welt hässlich und schlecht gemacht.

[«]

131.

Christenthum und Selbstmord. — Das Christenthum hat das zur Zeit seiner Entstehung ungeheure Verlangen nach dem Selbstmorde zu einem Hebel seiner Macht gemacht: es liess nur zwei Formen des Selbstmordes übrig, umkleidete sie mit der höchsten Würde und den höchsten Hoffnungen und verbot alle anderen auf eine furchtbare Weise. Aber das Martyrium und die langsame Selbstentleibung des Asketen waren erlaubt.

[«]

132.

Gegen das Christenthum. — Jetzt entscheidet unser Geschmack gegen das Christenthum, nicht mehr unsere Gründe.

[«]

133.

Grundsatz. — Eine unvermeidliche Hypothese, auf welche die Menschheit immer wieder verfallen muss, ist auf die Dauer doch mächtiger, als der bestgeglaubte Glaube an etwas Unwahres (gleich dem christlichen Glauben). Auf die Dauer: das heisst hier auf hunderttausend Jahre hin.

[«]

134.

Die Pessimisten als Opfer. — Wo eine tiefe Unlust am Dasein überhand nimmt, kommen die Nachwirkungen eines grossen Diätfehlers, dessen sich ein Volk lange schuldig gemacht hat, an’s Licht. So ist die Verbreitung des Buddhismus (nicht seine Entstehung) zu einem guten Theile abhängig von der übermässigen und fast ausschliesslichen Reiskost der Inder und der dadurch bedingten allgemeinen Erschlaffung. Vielleicht ist die europäische Unzufriedenheit der neuen Zeit daraufhin anzusehen, dass unsere Vorwelt, das ganze Mittelalter, Dank den Einwirkungen der germanischen Neigungen auf Europa, dem Trunk ergeben war: Mittelalter, das heisst die Alkoholvergiftung Europa’s. — Die deutsche Unlust am Leben ist wesentlich Wintersiechthum, eingerechnet die Wirkungen der Kellerluft und des Ofengiftes in deutschen Wohnräumen.

[«]

135.

Herkunft der Sünde. — Sünde, so wie sie jetzt überall empfunden wird, wo das Christenthum herrscht oder einmal geherrscht hat: Sünde ist ein jüdisches Gefühl und eine jüdische Erfindung, und in Hinsicht auf diesen Hintergrund aller christlichen Moralität war in der That das Christenthum darauf aus, die ganze Welt zu „verjüdeln“. Bis zu welchem Grade ihm diess in Europa gelungen ist, das spürt man am feinsten an dem Grade von Fremdheit, den das griechische Alterthum — eine Welt ohne Sündengefühle — immer noch für unsere Empfindung hat, trotz allem guten Willen zur Annäherung und Einverleibung, an dem es ganze Geschlechter und viele ausgezeichnete Einzelne nicht haben fehlen lassen. „Nur wenn du bereuest, ist Gott dir gnädig“ — das ist einem Griechen ein Gelächter und ein Aergerniss: er würde sagen „so mögen Sclaven empfinden“. Hier ist ein Mächtiger, Uebermächtiger und doch Rachelustiger vorausgesetzt: seine Macht ist so gross, dass ihm ein Schaden überhaupt nicht zugefügt werden kann, ausser in dem Puncte der Ehre. Jede Sünde ist eine Respects-Verletzung, ein crimen laesae majestatis divinae — und Nichts weiter! Zerknirschung, Entwürdigung, Sich-im-Staube-wälzen — das ist die erste und letzte Bedingung, an die seine Gnade sich knüpft: Wiederherstellung also seiner göttlichen Ehre! Ob mit der Sünde sonst Schaden gestiftet wird, ob ein tiefes wachsendes Unheil mit ihr gepflanzt ist, das einen Menschen nach dem andern wie eine Krankheit fasst und würgt — das lässt diesen ehrsüchtigen Orientalen im Himmel unbekümmert: Sünde ist ein Vergehen an ihm, nicht an der Menschheit! — wem er seine Gnade geschenkt hat, dem schenkt er auch diese Unbekümmertheit um die natürlichen Folgen der Sünde. Gott und Menschheit sind hier so getrennt, so entgegengesetzt gedacht, dass im Grunde an letzterer überhaupt nicht gesündigt werden kann, — jede That soll nur auf ihre übernatürlichen Folgen hin angesehen werden: nicht auf ihre natürlichen: so will es das jüdische Gefühl, dem alles Natürliche das Unwürdige an sich ist. Den Griechen dagegen lag der Gedanke näher, dass auch der Frevel Würde haben könne — selbst der Diebstahl, wie bei Prometheus, selbst die Abschlachtung von Vieh als Aeusserung eines wahnsinnigen Neides, wie bei Ajax: sie haben in ihrem Bedürfniss, dem Frevel Würde anzudichten und einzuverleiben, die Tragödie erfunden, — eine Kunst und eine Lust, die dem Juden, trotz aller seiner dichterischen Begabung und Neigung zum Erhabenen, im tiefsten Wesen fremd geblieben ist.

[«]

136.

Das auserwählte Volk. — Die Juden, die sich als das auserwählte Volk unter den Völkern fühlen, und zwar weil sie das moralische Genie unter den Völkern sind (vermöge der Fähigkeit, dass sie den Menschen in sich tiefer verachtet haben, als irgend ein Volk) — die Juden haben an ihrem göttlichen Monarchen und Heiligen einen ähnlichen Genuss wie der war, welchen der französische Adel an Ludwig dem Vierzehnten hatte. Dieser Adel hatte sich alle seine Macht und Selbstherrlichkeit nehmen lassen und war verächtlich geworden: um diess nicht zu fühlen, um diess vergessen zu können, bedurfte es eines königlichen Glanzes, einer königlichen Autorität und Machtfülle ohne Gleichen, zu der nur dem Adel der Zugang offen stand. Indem man gemäss diesem Vorrecht sich zur Höhe des Hofes erhob und von da aus blickend Alles unter sich, Alles verächtlich sah, kam man über alle Reizbarkeit des Gewissens hinaus. So thürmte man absichtlich den Thurm der königlichen Macht immer mehr in die Wolken hinein und setzte die letzten Bausteine der eigenen Macht daran.

[«]

137.

Im Gleichniss gesprochen. — Ein Jesus Christus war nur in einer jüdischen Landschaft möglich — ich meine in einer solchen, über der fortwährend die düstere und erhabene Gewitterwolke des zürnenden Jehovah hieng. Hier allein wurde das seltene plötzliche Hindurchleuchten eines einzelnen Sonnenstrahls durch die grauenhafte allgemeine und andauernde Tag-Nacht wie ein Wunder der „Liebe“ empfunden, als der Strahl der unverdientesten „Gnade“. Hier allein konnte Christus seinen Regenbogen und seine Himmelsleiter träumen, auf der Gott zu den Menschen hinabstieg; überall sonst galt das helle Wetter und die Sonne zu sehr als Regel und Alltäglichkeit.

[«]

138.

Der Irrthum Christi. — Der Stifter des Christenthums meinte, an Nichts litten die Menschen so sehr, als an ihren Sünden: — es war sein Irrthum, der Irrthum Dessen, der sich ohne Sünde fühlte, dem es hierin an Erfahrung gebrach! So füllte sich seine Seele mit jenem wundervollen phantastischen Erbarmen, das einer Noth galt, welche selbst bei seinem Volke, dem Erfinder der Sünde, selten eine grosse Noth war! — Aber die Christen haben es verstanden, ihrem Meister nachträglich Recht zu schaffen und seinen Irrthum zur „Wahrheit“ zu heiligen.

[«]

139.

Farbe der Leidenschaften. — Solche Naturen, wie die des Apostel Paulus, haben für die Leidenschaften einen bösen Blick; sie lernen von ihnen nur das Schmutzige, Entstellende und Herzbrechende kennen, — ihr idealer Drang geht daher auf Vernichtung der Leidenschaften aus: im Göttlichen sehen sie die völlige Reinheit davon. Ganz anders, als Paulus und die Juden, haben die Griechen ihren idealen Drang gerade auf die Leidenschaften gewendet und diese geliebt, gehoben, vergoldet und vergöttlicht; offenbar fühlten sie sich in der Leidenschaft nicht nur glücklicher, sondern auch reiner und göttlicher, als sonst. — Und nun die Christen? Wollten sie hierin zu Juden werden? Sind sie es vielleicht geworden?

[«]

140.

Zu jüdisch. — Wenn Gott ein Gegenstand der Liebe werden wollte, so hätte er sich zuerst des Richtens und der Gerechtigkeit begeben müssen: — ein Richter, und selbst ein gnädiger Richter, ist kein Gegenstand der Liebe. Der Stifter des Christenthums empfand hierin nicht fein genug, — als Jude.

[«]

141.

Zu orientalisch. — Wie? Ein Gott, der die Menschen liebt, vorausgesetzt, dass sie an ihn glauben, und der fürchterliche Blicke und Drohungen gegen Den schleudert, der nicht an diese Liebe glaubt! Wie? eine verclausulirte Liebe als die Empfindung eines allmächtigen Gottes! Eine Liebe, die nicht einmal über das Gefühl der Ehre und der gereizten Rachsucht Herr geworden ist! Wie orientalisch ist das Alles! „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ ist schon eine ausreichende Kritik des ganzen Christenthums.

[«]

142.

Räucherwerk. — Buddha sagt: „schmeichle deinem Wohlthäter nicht!“ Man spreche diesen Spruch nach in einer christlichen Kirche: — er reinigt sofort die Luft von allem Christlichen.

[«]

143.

Grösster Nutzen des Polytheismus. — Dass der Einzelne sich sein eigenes Ideal aufstelle und aus ihm sein Gesetz, seine Freuden und seine Rechte ableite — das galt wohl bisher als die ungeheuerlichste aller menschlichen Verirrungen und als die Abgötterei an sich; in der That haben die Wenigen, die diess wagten, immer vor sich selber eine Apologie nöthig gehabt, und diese lautete gewöhnlich: „nicht ich! nicht ich! sondern ein Gott durch mich!“ Die wundervolle Kunst und Kraft, Götter zu schaffen — der Polytheismus — war es, in der dieser Trieb sich entladen durfte, in der er sich reinigte, vervollkommnete, veredelte: denn ursprünglich war es ein gemeiner und unansehnlicher Trieb, verwandt dem Eigensinn, dem Ungehorsame und dem Neide. Diesem Triebe zum eigenen Ideale feind sein: das war ehemals das Gesetz jeder Sittlichkeit. Da gab es nur Eine Norm: „der Mensch“ — und jedes Volk glaubte diese Eine und letzte Norm zu haben. Aber über sich und ausser sich, in einer fernen Ueberwelt, durfte man eine Mehrzahl von Normen sehen: der eine Gott war nicht die Leugnung oder Lästerung des anderen Gottes! Hier erlaubte man sich zuerst Individuen, hier ehrte man zuerst das Recht von Individuen. Die Erfindung von Göttern, Heroen und Uebermenschen aller Art, sowie von Neben- und Untermenschen, von Zwergen, Feen, Centauren, Satyrn, Dämonen und Teufeln, war die unschätzbare Vorübung zur Rechtfertigung der Selbstsucht und Selbstherrlichkeit des Einzelnen: die Freiheit, welche man dem Gotte gegen die anderen Götter gewährte, gab man zuletzt sich selber gegen Gesetze und Sitten und Nachbarn. Der Monotheismus dagegen, diese starre Consequenz der Lehre von Einem Normalmenschen — also der Glaube an einen Normalgott, neben dem es nur noch falsche Lügengötter giebt — war vielleicht die grösste Gefahr der bisherigen Menschheit: da drohte ihr jener vorzeitige Stillstand, welchen, soweit wir sehen können, die meisten anderen Thiergattungen schon längst erreicht haben; als welche alle an Ein Normalthier und Ideal in ihrer Gattung glauben und die Sittlichkeit der Sitte sich endgültig in Fleisch und Blut übersetzt haben. Im Polytheismus lag die Freigeisterei und Vielgeisterei des Menschen vorgebildet: die Kraft, sich neue und eigene Augen zu schaffen und immer wieder neue und noch eigenere: sodass es für den Menschen allein unter allen Thieren keine ewigen Horizonte und Perspectiven giebt.

[«]

144.

Religionskriege. — Der grösste Fortschritt der Massen war bis jetzt der Religionskrieg: denn er beweist, dass die Masse angefangen hat, Begriffe mit Ehrfurcht zu behandeln. Religionskriege entstehen erst, wenn durch die feineren Streitigkeiten der Secten die allgemeine Vernunft verfeinert ist: sodass selbst der Pöbel spitzfindig wird und Kleinigkeiten wichtig nimmt, ja es für möglich hält, dass das „ewige Heil der Seele“ an den kleinen Unterschieden der Begriffe hängt.

[«]

145.

Gefahr der Vegetarianer. — Der vorwiegende ungeheure Reisgenuss treibt zur Anwendung von Opium und narkotischen Dingen, in gleicher Weise wie der vorwiegende ungeheure Kartoffelgenuss zu Branntwein treibt —: er treibt aber, in feinerer Nachwirkung, auch zu Denk- und Gefühlsweisen, die narkotisch wirken. Damit stimmt zusammen, dass die Förderer narkotischer Denk- und Gefühlsweisen, wie jene indischen Lehrer, gerade eine Diät preisen und zum Gesetz der Masse machen möchten, welche rein vegetabilisch ist: sie wollen so das Bedürfniss hervorrufen und mehren, welches sie zu befriedigen im Stande sind.

[«]

146.

Deutsche Hoffnungen. — Vergessen wir doch nicht, dass die Völkernamen gewöhnlich Schimpfnamen sind. Die Tartaren sind zum Beispiel ihrem Namen nach „die Hunde“: so wurden sie von den Chinesen getauft. Die „Deutschen“: das bedeutet urspünglich „die Heiden“: so nannten die Gothen nach ihrer Bekehrung die grosse Masse ihrer ungetauften Stammverwandten, nach Anleitung ihrer Uebersetzung der Septuaginta, in der die Heiden mit dem Worte bezeichnet werden, welches im Griechischen „die Völker“ bedeutet: man sehe Ulfilas. — Es wäre immer noch möglich, dass die Deutschen aus ihrem alten Schimpfnamen sich nachträglich einen Ehrennamen machten, indem sie das erste unchristliche Volk Europa’s würden: wozu in hohem Maasse angelegt zu sein Schopenhauer ihnen zur Ehre anrechnete. So käme das Werk Luther’s zur

Vollendung, der sie gelehrt hat, unrömisch zu sein und zu sprechen: „hier stehe ich! Ich kann nicht anders!“ —

[«]

147.

Frage und Antwort. — Was nehmen jetzt wilde Völkerschaften zuerst von den Europäern an? Branntwein und Christenthum, die europäischen Narcotica. — Und woran gehen sie am schnellsten zu Grunde? — An den europäischen Narcoticis.

[«]

148.

Wo die Reformationen entstehen. — Zur Zeit der grossen Kirchen-Verderbniss war in Deutschland die Kirche am wenigsten verdorben: desshalb entstand hier die Reformation, als das Zeichen, dass schon die Anfänge der Verderbniss unerträglich empfunden wurden. Verhältnissmässig war nämlich kein Volk jemals christlicher, als die Deutschen zur Zeit Luther's: ihre christliche Cultur war eben bereit, zu einer hundertfältigen Pracht der Blüthe auszuschlagen, — es fehlte nur noch Eine Nacht; aber diese brachte den Sturm, der Allem ein Ende machte.

[«]

149.

Misslingen der Reformationen. — Es spricht für die höhere Cultur der Griechen selbst in ziemlich frühen Zeiten, dass mehrere Male die Versuche, neue griechische Religionen zu gründen, gescheitert sind; es spricht dafür, dass es schon früh eine Menge verschiedenartiger Individuen in Griechenland gegeben haben muss, deren verschiedenartige Noth nicht mit einem einzigen Recepte des Glaubens und Hoffens abzuthun war. Pythagoras und Plato, vielleicht auch Empedokles, und bereits viel früher die orphischen Schwarmgeister, waren darauf aus, neue Religionen zu gründen; und die beiden Erstgenannten hatten so ächte Religionsstifter-Seelen und -Talente, dass man sich über ihr Misslingen nicht genug verwundern kann: sie brachten es aber nur zu Secten. Jedes Mal, wo die Reformation eines ganzen Volkes misslingt und nur Secten ihr Haupt emporheben, darf man schliessen, dass das Volk schon sehr vielartig in sich ist und sich von den groben Heerdeninstincten und der Sittlichkeit der Sitte loszulösen beginnt: ein bedeutungsvoller Schwebezustand, den man als Sittenverfall und Corruption zu verunglimpfen gewohnt ist: während er das Reifwerden des Eies und das nahe Zerbrechen der Eierschaale ankündigt. Dass Luther's Reformation im Norden gelang, ist ein Zeichen dafür, dass der Norden gegen den Süden Europa's zurückgeblieben war und noch ziemlich einartige und einfarbige Bedürfnisse kannte; und es hätte überhaupt keine Verchristlichung Europa's gegeben, wenn nicht die Cultur der alten Welt des Südens allmählich durch eine übermässige Hinzumischung von germanischem Barbarenblut barbarisirt und ihres Cultur-Uebergewichtes verlustig gegangen wäre. Je allgemeiner und unbedingter ein Einzelner oder der Gedanke eines Einzelnen wirken kann, um so gleichartiger und um so niedriger muss die Masse sein, auf die da gewirkt wird; während Gegenbestrebungen innere Gegenbedürfnisse verrathen, welche auch sich befriedigen und durchsetzen wollen. Umgekehrt darf man immer auf eine wirkliche Höhe der Cultur schliessen, wenn mächtige und herrschsüchtige Naturen es nur zu einer geringen und sectirerischen Wirkung bringen: diess gilt auch für die einzelnen Künste und die Gebiete der Erkenntniss. Wo geherrscht wird, da giebt es Massen: wo Massen sind, da giebt es ein Bedürfniss nach Sclaverei. Wo es Sclaverei giebt, da sind der Individuen nur wenige, und diese haben die Heerdeninstincte und das Gewissen gegen sich.

[«]

150.

Zur Kritik der Heiligen. — Muss man denn, um eine Tugend zu haben, sie gerade in ihrer brutalsten Gestalt haben wollen? — wie es die christlichen Heiligen wollten und nöthig hatten; als welche das Leben nur mit dem Gedanken ertrugen, dass beim Anblick ihrer Tugend einen Jeden die Verachtung seiner selber anwandelte. Eine Tugend aber mit solcher Wirkung nenne ich brutal.

[«]

151.

Vom Ursprunge der Religion. — Das metaphysische Bedürfniss ist nicht der Ursprung der Religionen, wie Schopenhauer will, sondern nur ein Nachschössling derselben. Man hat sich unter der Herrschaft religiöser Gedanken an die Vorstellung einer „anderen (hinteren, unteren, oberen) Welt“ gewöhnt und fühlt bei der Vernichtung des religiösen Wahns eine unbehagliche Leere und Entbehrung, — und nun wächst aus diesem Gefühle wieder eine „andere Welt“ heraus, aber jetzt nur eine metaphysische und nicht mehr religiöse. Das aber, was in Urzeiten zur Annahme einer „anderen Welt“ überhaupt führte, war nicht ein Trieb und Bedürfniss, sondern ein Irrthum in der Auslegung bestimmter Naturvorgänge, eine Verlegenheit des Intellects.

[«]

152.

Die grösste Veränderung. — Die Beleuchtung und die Farben aller Dinge haben sich verändert! Wir verstehen nicht mehr ganz, wie die alten Menschen das Nächste und Häufigste empfanden, — zum Beispiel den Tag und das Wachen: dadurch, dass die Alten an Träume glaubten, hatte das wache Leben andere Lichter. Und ebenso das ganze Leben, mit der Zurückstrahlung des Todes und seiner Bedeutung: unser „Tod“ ist ein ganz anderer Tod. Alle Erlebnisse leuchteten anders, denn ein Gott glänzte aus ihnen; alle Entschlüsse und Aussichten auf die ferne Zukunft ebenfalls: denn man hatte Orakel und geheime Winke und glaubte an die Vorhersagung. „Wahrheit“ wurde anders empfunden, denn der Wahnsinnige konnte ehemals als ihr Mundstück gelten, — was uns schaudern oder lachen macht. Jedes Unrecht wirkte anders auf das Gefühl: denn man fürchtete eine göttliche Vergeltung und nicht nur eine bürgerliche Strafe und Entehrung. Was war die Freude in der Zeit, als man an die Teufel und die Versucher glaubte! Was die Leidenschaft, wenn man die Dämonen in der Nähe lauern sah! Was die Philosophie, wenn der Zweifel als Versündigung der gefährlichsten Art gefühlt wurde, und zwar als ein Frevel an der ewigen Liebe, als Misstrauen gegen Alles, was gut, hoch, rein und erbarmend war! — Wir haben die Dinge neu gefärbt, wir malen immerfort an ihnen, — aber was vermögen wir einstweilen gegen die Farbenpracht jener alten Meisterin! — ich meine die alte Menschheit.

[«]

153.

Homo poeta. — „Ich selber, der ich höchst eigenhändig diese Tragödie der Tragödien gemacht habe, soweit sie fertig ist; ich, der ich den Knoten der Moral erst in's Dasein hineinknüpfte und so fest zog, dass nur ein Gott ihn lösen kann, — so verlangt es ja Horaz! — ich selber habe jetzt im vierten Act alle Götter umgebracht, — aus Moralität! Was soll nun aus dem fünften werden! Woher noch die tragische Lösung nehmen! — Muss ich anfangen, über eine komische Lösung nachzudenken?“

[«]

154.

Verschiedene Gefährlichkeit des Lebens. — Ihr wisst gar nicht, was ihr erlebt, ihr lauft wie betrunken durch's Leben und fallt ab und zu eine Treppe hinab. Aber, Dank eurer Trunkenheit, brecht ihr doch nicht dabei die Glieder: eure Muskeln sind zu matt und euer Kopf zu dunkel, als dass ihr die Steine dieser Treppe so hart fändet, wie wir Anderen! Für uns ist das Leben eine grössere Gefahr: wir sind von Glas — wehe, wenn wir uns stossen! Und Alles ist verloren, wenn wir fallen!

[«]

155.

Was uns fehlt. — Wir lieben die grosse Natur und haben sie entdeckt: das kommt daher, dass in unserem Kopfe die grossen Menschen fehlen. Umgekehrt die Griechen: ihr Naturgefühl ist ein anderes, als das unsrige.

[«]

156.

Der Einflussreichste. — Dass ein Mensch seiner ganzen Zeit Widerstand leistet, sie am Thore aufhält und zur Rechenschaft zieht, das muss Einfluss üben! Ob er es will, ist gleichgültig; dass er es kann, ist die Sache.

[«]

157.

Mentiri. — Gieb Acht! — er sinnt nach: sofort wird er eine Lüge bereit haben. Diess ist eine Stufe der Cultur, auf der ganze Völker gestanden haben. Man erwäge doch, was die Römer mit mentiri ausdrückten!

[«]

158.

Unbequeme Eigenschaft. — Alle Dinge tief finden — das ist eine unbequeme Eigenschaft: sie macht, dass man beständig seine Augen anstrengt und am Ende immer mehr findet, als man gewünscht hat.

[«]

159.

Jede Tugend hat ihre Zeit. — Wer jetzt unbeugsam ist, dem macht seine Redlichkeit oft Gewissensbisse: denn die Unbeugsamkeit ist die Tugend eines anderen Zeitalters, als die Redlichkeit.

[«]

160.

Im Verkehre mit Tugenden. — Man kann auch gegen eine Tugend würdelos und schmeichlerisch sein.

[«]

161.

An die Liebhaber der Zeit. — Der entlaufene Priester und der entlassene Sträfling machen fortwährend Gesichter: was sie wollen, ist ein Gesicht ohne Vergangenheit. — Habt ihr aber schon Menschen gesehen, welche wissen, dass die Zukunft in ihrem Gesichte sich spiegelt, und welche so höflich gegen euch, ihr Liebhaber der „Zeit“, sind, dass sie ein Gesicht ohne Zukunft machen? —

[«]

162.

Egoismus. — Egoismus ist das perspectivische Gesetz der Empfindung, nach dem das Nächste gross und schwer erscheint: während nach der Ferne zu alle Dinge an Grösse und Gewicht abnehmen.

[«]

163.

Nach einem grossen Siege. — Das Beste an einem grossen Siege ist, dass er dem Sieger die Furcht vor einer Niederlage nimmt. „Warum nicht auch einmal unterliegen? — sagt er sich: ich bin jetzt reich genug dazu“.

[«]

164.

Die Ruhesuchenden. — Ich erkenne die Geister, welche Ruhe suchen, an den vielen dunklen Gegenständen, welche sie um sich aufstellen: wer schlafen will, macht sein Zimmer dunkel oder kriecht in eine Höhle. — Ein Wink für Die, welche nicht wissen, was sie eigentlich am meisten suchen, und es wissen möchten!

[«]

165.

Vom Glücke der Entsagenden. — Wer sich Etwas gründlich und auf lange Zeit hin versagt, wird, bei einem zufälligen Wiederantreffen desselben, fast vermeinen, es entdeckt zu haben, — und welches Glück hat jeder Entdecker! Seien wir klüger, als die Schlangen, welche zu lange in der selben Sonne liegen.

[«]

166.

Immer in unserer Gesellschaft. — Alles, was meiner Art ist, in Natur und Geschichte, redet zu mir, lobt mich, treibt mich vorwärts, tröstet mich —: das Andere höre ich nicht oder vergesse es gleich. Wir sind stets nur in unserer Gesellschaft.

[«]

167.

Misanthropie und Liebe. — Man spricht nur dann davon, dass man der Menschen satt sei, wenn man sie nicht mehr verdauen kann und doch noch den Magen voll davon hat. Misanthropie ist die Folge einer allzubegehrlichen Menschenliebe und „Menschenfresserei“, — aber, wer hiess dich auch Menschen zu verschlucken wie Austern, mein Prinz Hamlet?

[«]

168.

Von einem Kranken. — „Es steht schlecht um ihn!“ — Woran fehlt es? — „Er leidet an der Begierde, gelobt zu werden, und findet keine Nahrung für sie.“ — Unbegreiflich! Alle Welt feiert ihn, und man trägt ihn nicht nur auf den Händen, sondern auch auf den Lippen! — „Ja, aber er hat ein schlechtes Gehör für das Lob. Lobt ihn ein Freund, so klingt es ihm, als ob dieser sich selber lobe; lobt ihn ein Feind, so klingt es ihm, als ob dieser dafür gelobt werden wolle; lobt ihn endlich einer der Uebrigen — es sind gar nicht so Viele übrig, so berühmt ist er! — so beleidigt es ihn, dass man ihn nicht zum Freund oder Feind haben wolle; er pflegt zu sagen: Was liegt mir an Einem, der gar noch gegen mich den Gerechten zu spielen vermag!“

[«]

169.

Offene Feinde. — Die Tapferkeit vor dem Feinde ist ein Ding für sich: damit kann man immer noch ein Feigling und ein unentschlossener Wirrkopf sein. So urtheilte Napoleon in Hinsicht auf den „tapfersten Menschen“, der ihm bekannt sei, Murat: — woraus sich ergiebt, dass offene Feinde für manche Menschen unentbehrlich sind, falls sie sich zu ihrer Tugend, ihrer Männlichkeit und Heiterkeit erheben sollen.

[«]

170.

Mit der Menge. — Er läuft bisher mit der Menge und ist ihr Lobredner: aber eines Tages wird er ihr Gegner sein! Denn er folgt ihr im Glauben, dass seine Faulheit dabei ihre Rechnung fände: er hat noch nicht erfahren, dass die Menge nicht faul genug für ihn ist! dass sie immer vorwärts drängt! dass sie Niemandem erlaubt, stehen zu bleiben! — Und er bleibt so gern stehen!

[«]

171.

Ruhm. — Wenn die Dankbarkeit Vieler gegen Einen alle Scham wegwirft, so entsteht der Ruhm.

[«]

172.

Der Geschmacks-Verderber. — A.: „Du bist ein Geschmacks-Verderber, — so sagt man überall!“

B.: „Sicherlich! Ich verderbe Jedermann den Geschmack an seiner Partei: — das verzeiht mir keine Partei.“

[«]

173.

Tief sein und tief scheinen. — Wer sich tief weiss, bemüht sich um Klarheit; wer der Menge tief scheinen möchte, bemüht sich um Dunkelheit. Denn die Menge hält Alles für tief, dessen Grund sie nicht sehen kann: sie ist so furchtsam und geht so ungern in’s Wasser.

[«]

174.

Abseits. — Der Parlamentarismus, das heisst die öffentliche Erlaubniss, zwischen fünf politischen Grundmeinungen wählen zu dürfen, schmeichelt sich bei jenen Vielen ein, welche gerne selbständig und individuell scheinen und für ihre Meinungen kämpfen möchten. Zuletzt aber ist es gleichgültig, ob der Heerde Eine Meinung befohlen oder fünf Meinungen gestattet sind. — Wer von den fünf öffentlichen Meinungen abweicht und bei Seite tritt, hat immer die ganze Heerde gegen sich.

[«]

175.

Von der Beredtsamkeit. — Wer besass bis jetzt die überzeugendste Beredtsamkeit? Der Trommelwirbel: und so lange die Könige diesen in der Gewalt haben, sind sie immer noch die besten Redner und Volksaufwiegler.

[«]

176.

Mitleiden. — Die armen regierenden Fürsten! Alle ihre Rechte verwandeln sich jetzt unversehens in Ansprüche, und all diese Ansprüche klingen bald wie Anmaassungen! Und wenn sie nur „Wir“ sagen oder „mein Volk“, so lächelt schon das alte boshafte Europa. Wahrhaftig, ein Oberceremonienmeister der modernen Welt würde wenig Ceremonien mit ihnen machen; vielleicht würde er decretiren: „les souverains rangent aux parvenus“.

[«]

177.

Zum „Erziehungswesen“. — In Deutschland fehlt dem höheren Menschen ein grosses Erziehungsmittel: das Gelächter höherer Menschen; diese lachen nicht in Deutschland.

[«]

178.

Zur moralischen Aufklärung. — Man muss den Deutschen ihren Mephistopheles ausreden: und ihren Faust dazu. Es sind zwei moralische Vorurtheile gegen den Werth der Erkenntniss.

[«]

179.

Gedanken. — Gedanken sind die Schatten unserer Empfindungen, — immer dunkler, leerer, einfacher, als diese.

[«]

180.

Die gute Zeit der freien Geister. — Die freien Geister nehmen sich auch vor der Wissenschaft noch ihre Freiheiten — und einstweilen giebt man sie ihnen auch, — so lange die Kirche noch steht! — In so fern haben sie jetzt ihre gute Zeit.

[«]

181.

Folgen und Vorangehen. — A.: „Von den Beiden wird der Eine immer folgen, der Andere immer vorangehen, wohin sie auch das Schicksal führt. Und doch steht der Erstere über dem Anderen, nach seiner Tugend und seinem Geiste!“ B.: „Und doch? Und doch? Das ist für die Anderen geredet; nicht für mich, nicht für uns! — Fit secundum regulam.“

[«]

182.

In der Einsamkeit. — Wenn man allein lebt, so spricht man nicht zu laut, man schreibt auch nicht zu laut: denn man fürchtet den hohlen Widerhall — die Kritik der Nymphe Echo. — Und alle Stimmen klingen anders in der Einsamkeit!

[«]

183.

Die Musik der besten Zukunft. — Der erste Musiker würde mir der sein, welcher nur die Traurigkeit des tiefsten Glückes kennte, und sonst keine Traurigkeit: einen solchen gab es bisher nicht.

[«]

184.

Justiz. — Lieber sich bestehlen lassen, als Vogelscheuchen um sich haben — das ist mein Geschmack. Und es ist unter allen Umständen eine Sache des Geschmackes — und nicht mehr!

[«]

185.

Arm. — Er ist heute arm: aber nicht weil man ihm Alles genommen, sondern weil er Alles weggeworfen hat: — was macht es ihm? Er ist daran gewöhnt, zu finden. — Die Armen sind es, welche seine freiwillige Armuth missverstehen.

[«]

186.

Schlechtes Gewissen. — Alles, was er jetzt thut, ist brav und ordentlich — und doch hat er ein schlechtes Gewissen dabei. Denn das Ausserordentliche ist seine Aufgabe.

[«]

187.

Das Beleidigende im Vortrage. — Dieser Künstler beleidigt mich durch die Art, wie er seine Einfälle, seine sehr guten Einfälle vorträgt: so breit und nachdrücklich, und mit so groben Kunstgriffen der Ueberredung, als ob er zum Pöbel spräche. Wir sind immer nach einiger Zeit, die wir seiner Kunst schenkten, wie „in schlechter Gesellschaft“.

[«]

188.

Arbeit. — Wie nah steht jetzt auch dem Müssigsten von uns die Arbeit und der Arbeiter! Die königliche Höflichkeit in dem Worte „wir Alle sind Arbeiter!“

wäre noch unter Ludwig dem Vierzehnten ein Cynismus und eine Indecenz gewesen.

[«]

189.

Der Denker. — Er ist ein Denker: das heisst, er versteht sich darauf, die Dinge einfacher zu nehmen, als sie sind.

[«]

190.

Gegen die Lobenden. — A.: „Man wird nur von Seinesgleichen gelobt!“ B.: „Ja! Und wer dich lobt, sagt zu dir: du bist Meinesgleichen!“

[«]

191.

Gegen manche Vertheidigung. — Die perfideste Art, einer Sache zu schaden, ist, sie absichtlich mit fehlerhaften Gründen vertheidigen.

[«]

192.

Die Gutmüthigen. — Was unterscheidet jene Gutmüthigen, denen Wohlwollen aus dem Gesichte strahlt, von den anderen Menschen? Sie fühlen sich in Gegenwart einer neuen Person wohl und sind schnell in sie verliebt; sie wollen ihr dafür wohl, ihr erstes Urtheil ist „sie gefällt mir“. Bei ihnen folgt auf einander: Wunsch der Aneignung (sie machen sich wenig Scrupel über den Werth des Anderen), rasche Aneignung, Freude am Besitz und Handeln zu Gunsten des Besessenen.

[«]

193.

Kant's Witz. — Kant wollte auf eine „alle Welt“ vor den Kopf stossende Art beweisen, dass „alle Welt“ Recht habe: — das war der heimliche Witz dieser Seele. Er schrieb gegen die Gelehrten zu Gunsten des Volks-Vorurtheils, aber für Gelehrte und nicht für das Volk.

[«]

194.

Der „Offenherzige“. — Jener Mensch handelt wahrscheinlich immer nach verschwiegenen Gründen: denn er trägt immer mittheilbare Gründe auf der Zunge und beinahe in der offnen Hand.

[«]

195.

Zum Lachen! — Seht hin! Seht hin! Er läuft von den Menschen weg —: diese aber folgen ihm nach, weil er vor ihnen herläuft, — so sehr sind sie Heerde!

[«]

196.

Grenze unseres Hörsinns. — Man hört nur die Fragen, auf welche man im Stande ist, eine Antwort zu finden.

[«]

197.

Darum Vorsicht! — Nichts theilen wir so gern an Andere mit, als das Siegel der Verschwiegenheit — sammt dem, was darunter ist.

[«]

198.

Verdruss des Stolzen. — Der Stolze hat selbst an Denen, welche ihn vorwärts bringen, seinen Verdruss: er blickt böse auf die Pferde seines Wagens.

[«]

199.

Freigebigkeit. — Freigebigkeit ist bei Reichen oft nur eine Art Schüchternheit.

[«]

200.

Lachen. — Lachen heisst: schadenfroh sein, aber mit gutem Gewissen.

[«]

201.

Im Beifall. — Im Beifall ist immer eine Art Lärm: selbst in dem Beifall, den wir uns selber zollen.

[«]

202.

Ein Verschwender. — Er hat noch nicht jene Armuth des Reichen, der seinen ganzen Schatz schon einmal überzählt hat, — er verschwendet seinen Geist mit der Unvernunft der Verschwenderin Natur.

[«]

203.

Hic niger est. — Er hat für gewöhnlich keinen Gedanken, — aber für die Ausnahme kommen ihm schlechte Gedanken.

[«]

204.

Die Bettler und die Höflichkeit. — „Man ist nicht unhöflich, wenn man mit einem Steine an die Thüre klopft, welcher der Klingelzug fehlt“ — so denken Bettler und Nothleidende aller Art; aber Niemand giebt ihnen Recht.

[«]

205.

Bedürfniss. — Das Bedürfniss gilt als die Ursache der Entstehung: in Wahrheit ist es oft nur eine Wirkung des Entstandenen.

[«]

206.

Beim Regen. — Es regnet, und ich gedenke der armen Leute, die sich jetzt zusammen drängen, mit ihrer vielen Sorge und ohne Uebung, diese zu verbergen, also Jeder bereit und guten Willens, dem Andern wehe zu thun und sich auch bei schlechtem Wetter eine erbärmliche Art von Wohlgefühl zu machen. — Das, nur das ist die Armuth der Armen!

[«]

207.

Der Neibold. — Das ist ein Neidbold, — dem muss man keine Kinder wünschen; er würde auf sie neidisch sein, weil er nicht mehr Kind sein kann.

[«]

208.

Grosser Mann! — Daraus, dass einer „ein grosser Mann“ ist, darf man noch nicht schliessen, dass er ein Mann ist; vielleicht ist es nur ein Knabe, oder ein Chamäleon aller Lebensalter, oder ein verhextes Weiblein.

[«]

209.

Eine Art, nach Gründen zu fragen. — Es giebt eine Art, uns nach unseren Gründen zu fragen, bei der wir nicht nur unsre besten Gründe vergessen, sondern auch einen Trotz und Widerwillen gegen Gründe überhaupt in uns erwachen fühlen: — eine sehr verdummende Art zu fragen und recht ein Kunstgriff tyrannischer Menschen!

[«]

210.

Maass im Fleisse. — Man muss den Fleiss seines Vaters nicht überbieten wollen — das macht krank.

[«]

211.

Geheime Feinde. — Einen geheimen Feind sich halten können — das ist ein Luxus, für den die Moralität selbst hochgesinnter Geister nicht reich genug zu sein pflegt.

[«]

212.

Sich nicht täuschen lassen. — Sein Geist hat schlechte Manieren, er ist hastig und stottert immer vor Ungeduld: so ahnt man kaum, in welcher langathmigen und breitbrüstigen Seele er zu Hause ist.

[«]

213.

Der Weg zum Glücke. — Ein Weiser fragte einen Narren, welches der Weg zum Glücke sei. Dieser antwortete ohne Verzug, wie Einer, der nach dem Wege zur nächsten Stadt gefragt wird: „Bewundere dich selbst und lebe auf der Gasse!“ „Halt, rief der Weise, du verlangst zu viel, es genügt schon sich selber zu bewundern!“ Der Narr entgegnete: „Aber wie kann man beständig bewundern, ohne beständig zu verachten?“

[«]

214.

Der Glaube macht selig. — Die Tugend giebt nur Denen Glück und eine Art Seligkeit, welche den guten Glauben an ihre Tugend haben: — nicht aber jenen feineren Seelen, deren Tugend im tiefen Misstrauen gegen sich und alle Tugend besteht. Zuletzt macht also auch hier „der Glaube selig!“ — und wohlgemerkt, nicht die Tugend!

[«]

215.

Ideal und Stoff. — Du hast da ein vornehmes Ideal vor Augen: aber bist du auch ein so vornehmer Stein, dass aus dir solch ein Götterbild gebildet werden dürfte? Und ohne diess — ist all deine Arbeit nicht eine barbarische Bildhauerei? Eine Lästerung deines Ideals?

[«]

216.

Gefahr in der Stimme. — Mit einer sehr lauten Stimme im Halse, ist man fast ausser Stande, feine Sachen zu denken.

[«]

217.

Ursache und Wirkung. — Vor der Wirkung glaubt man an andere Ursachen, als nach der Wirkung.

[«]

218.

Meine Antipathie. — Ich liebe die Menschen nicht, welche, um überhaupt Wirkung zu thun, zerplatzen müssen, gleich Bomben, und in deren Nähe man immer in Gefahr ist, plötzlich das Gehör — oder noch mehr zu verlieren.

[«]

219.

Zweck der Strafe. — Die Strafe hat den Zweck, Den zu bessern, welcher straft, — das ist die letzte Zuflucht für die Vertheidiger der Strafe.

[«]

220.

Opfer. — Ueber Opfer und Aufopferung denken die Opferthiere anders, als die Zuschauer: aber man hat sie von jeher nicht zu Worte kommen lassen.

[«]

221.

Schonung. — Väter und Söhne schonen sich viel mehr unter einander, als Mütter und Töchter.

[«]

222.

Dichter und Lügner. — Der Dichter sieht in dem Lügner seinen Milchbruder, dem er die Milch weggetrunken hat; so ist Jener elend geblieben und hat es nicht einmal bis zum guten Gewissen gebracht.

[«]

223.

Vicariat der Sinne. — „Man hat auch die Augen um zu hören — sagte ein alter Beichtvater, der taub wurde; und unter den Blinden ist Der König, wer die längsten Ohren hat.“

[«]

224.

Kritik der Thiere. — Ich fürchte, die Thiere betrachten den Menschen als ein Wesen Ihresgleichen, das in höchst gefährlicher Weise den gesunden Thierverstand verloren hat, — als das wahnwitzige Thier, als das lachende Thier, als das weinende Thier, als das unglückselige Thier.

[«]

225.

Die Natürlichen. — „Das Böse hat immer den grossen Effect für sich gehabt! Und die Natur ist böse! Seien wir also natürlich!“ — so schliessen im Geheimen die grossen Effecthascher der Menschheit, welche man gar zu oft unter die grossen Menschen gerechnet hat.

[«]

226.

Die Misstrauischen und der Stil. — Wir sagen die stärksten Dinge schlicht, vorausgesetzt, dass Menschen um uns sind, die an unsere Stärke glauben: — eine solche Umgebung erzieht zur „Einfachheit des Stils“. Die Misstrauischen reden emphatisch; die Misstrauischen machen emphatisch.

[«]

227.

Fehlschluss, Fehlschuss. — Er kann sich nicht beherrschen: und daraus schliesst jene Frau, es werde leicht sein, ihn zu beherrschen und wirft ihre Fangseile nach ihm aus; — die Arme, die in Kürze seine Sclavin sein wird.

[«]

228.

Gegen die Vermittelnden. — Wer zwischen zwei entschlossenen Denkern vermitteln will, ist gezeichnet als mittelmässig: er hat das Auge nicht dafür, das Einmalige zu sehen; die Aehnlichseherei und Gleichmacherei ist das Merkmal schwacher Augen.

[«]

229.

Trotz und Treue. — Er hält aus Trotz an einer Sache fest, die ihm durchsichtig geworden ist, — er nennt es aber „Treue“.

[«]

230.

Mangel an Schweigsamkeit. — Sein ganzes Wesen überredet nicht — das kommt daher, dass er nie eine gute Handlung, die er that, verschwiegen hat.

[«]

231.

Die „Gründlichen“. — Die Langsamen der Erkenntniss meinen, die Langsamkeit gehöre zur Erkenntniss.

[«]

232.

Träumen. — Man träumt gar nicht, oder interessant. — Man muss lernen, ebenso zu wachen: — gar nicht, oder interessant.

[«]

233.

Gefährlichster Gesichtspunct. — Was ich jetzt thue oder lasse, ist für alles Kommende so wichtig, als das grösste Ereigniss der Vergangenheit: in dieser ungeheuren Perspective der Wirkung sind alle Handlungen gleich gross und klein.

[«]

234.

Trostrede eines Musicanten. — „Dein Leben klingt den Menschen nicht in die Ohren: für sie lebst du ein stummes Leben, und alle Feinheit der Melodie, alle zarte Entschliessung im Folgen oder Vorangehen, bleibt ihnen verborgen. Es ist wahr: du kommst nicht auf breiter Strasse mit Regimentsmusik daher, — aber desshalb haben diese Guten doch kein Recht, zu sagen, es fehle deinem Lebenswandel an Musik. Wer Ohren hat, der höre.“

[«]

235.

Geist und Charakter. — Mancher erreicht seinen Gipfel als Charakter, aber sein Geist ist gerade dieser Höhe nicht angemessen — und Mancher umgekehrt.

[«]

236.

Um die Menge zu bewegen. — Muss nicht Der, welcher die Menge bewegen will, der Schauspieler seiner selber sein? Muss er nicht sich selber erst in’s Grotesk-Deutliche übersetzen und seine ganze Person und Sache in dieser Vergröberung und Vereinfachung vortragen?

[«]

237.

Der Höfliche. — „Er ist so höflich!“ — Ja, er hat immer einen Kuchen für den Cerberus bei sich und ist so furchtsam, dass er Jedermann für den Cerberus hält, auch dich und mich, — das ist seine „Höflichkeit“.

[«]

238.

Neidlos. — Er ist ganz ohne Neid, aber es ist kein Verdienst dabei: denn er will ein Land erobern, das Niemand noch besessen und kaum Einer auch nur gesehen hat.

[«]

239.

Der Freudlose. — Ein einziger freudloser Mensch genügt schon, um einem ganzen Hausstande dauernden Missmuth und trüben Himmel zu machen; und nur durch ein Wunder geschieht es, dass dieser Eine fehlt! — Das Glück ist lange nicht eine so ansteckende Krankheit, — woher kommt das?

[«]

240.

Am Meere. — Ich würde mir kein Haus bauen (und es gehört selbst zu meinem Glücke, kein Hausbesitzer zu sein!). Müsste ich aber, so würde ich, gleich manchem Römer, es bis in's Meer hineinbauen, — ich möchte schon mit diesem schönen Ungeheuer einige Heimlichkeiten gemeinsam haben.

[«]

241.

Werk und Künstler. — Dieser Künstler ist ehrgeizig und Nichts weiter: zuletzt ist sein Werk nur ein Vergrösserungsglas, welches er Jedermann anbietet, der nach ihm hinblickt.

[«]

242.

Suum cuique. — Wie gross auch die Habsucht meiner Erkenntniss ist: ich kann aus den Dingen nichts Anderes herausnehmen, als was mir schon gehört, — das Besitzthum Anderer bleibt in den Dingen zurück. Wie ist es möglich, dass ein Mensch Dieb oder Räuber sei!

[«]

243.

Ursprung von „Gut“ und „Schlecht“. — Eine Verbesserung erfindet nur Der, welcher zu fühlen weiss: „Diess ist nicht gut“.

[«]

244.

Gedanken und Worte. — Man kann auch seine Gedanken nicht ganz in Worten wiedergeben.

[«]

245.

Lob in der Wahl. — Der Künstler wählt seine Stoffe aus: das ist seine Art zu loben.

[«]

246.

Mathematik. — Wir wollen die Feinheit und Strenge der Mathematik in alle Wissenschaften hineintreiben, so weit diess nur irgend möglich ist, nicht im Glauben, dass wir auf diesem Wege die Dinge erkennen werden, sondern um damit unsere menschliche Relation zu den Dingen festzustellen. Die Mathematik ist nur das Mittel der allgemeinen und letzten Menschenkenntniss.

[«]

247.

Gewohnheit. — Alle Gewohnheit macht unsere Hand witziger und unseren Witz unbehender.

[«]

248.

Bücher. — Was ist an einem Buche gelegen, das uns nicht einmal über alle Bücher hinweg trägt?

[«]

249.

Der Seufzer des Erkennenden. — „Oh über meine Habsucht! In dieser Seele wohnt keine Selbstlosigkeit, — vielmehr ein Alles begehrendes Selbst, welches durch viele Individuen wie durch seine Augen sehen und wie mit seinen Händen greifen möchte, — ein auch die ganze Vergangenheit noch zurückholendes Selbst, welches Nichts verlieren will, was ihm überhaupt gehören könnte! Oh über diese Flamme meiner Habsucht! Oh, dass ich in hundert Wesen wiedergeboren würde!“ — Wer diesen Seufzer nicht aus Erfahrung kennt, kennt auch die Leidenschaft des Erkennenden nicht.

[«]

250.

Schuld. — Obschon die scharfsinnigsten Richter der Hexen und sogar die Hexen selber von der Schuld der Hexerei überzeugt waren, war die Schuld trotzdem nicht vorhanden. So steht es mit aller Schuld.

[«]

251.

Verkannte Leidende. — Die grossartigen Naturen leiden anders, als ihre Verehrer sich einbilden: sie leiden am härtesten durch die unedlen, kleinlichen Wallungen mancher bösen Augenblicke, kurz, durch ihren Zweifel an der eigenen Grossartigkeit, — nicht aber durch die Opfer und Martyrien, welche ihre Aufgabe von ihnen verlangt. So lange Prometheus Mitleid mit den Menschen hat und sich ihnen opfert, ist er glücklich und gross in sich; aber wenn er neidisch auf Zeus und die Huldigungen wird, welche Jenem die Sterblichen bringen, — da leidet er!

[«]

252.

Lieber schuldig. — „Lieber schuldig bleiben, als mit einer Münze zahlen, die nicht unser Bild trägt!" — so will es unsere Souveränität.

[«]

253.

Immer zu Hause. — Eines Tages erreichen wir unser Ziel — und weisen nunmehr mit Stolz darauf hin, was für lange Reisen wir dazu gemacht haben. In Wahrheit merkten wir nicht, dass wir reisten. Wir kamen aber dadurch so weit, dass wir an jeder Stelle wähnten, zu Hause zu sein.

[«]

254.

Gegen die Verlegenheit. — Wer immer tief beschäftigt ist, ist über alle Verlegenheit hinaus.

[«]

255.

Nachahmer. — A.: „Wie? Du willst keine Nachahmer?“ B.: „Ich will nicht, dass man mir Etwas nachmache, ich will, dass Jeder sich Etwas vormache: das Selbe, was ich thue.“ A.: „Also —?“

[«]

256.

Hautlichkeit. — Alle Menschen der Tiefe haben ihre Glückseligkeit darin, einmal den fliegenden Fischen zu gleichen und auf den äussersten Spitzen der Wellen zu spielen; sie schätzen als das Beste an den Dingen, — dass sie eine Oberfläche haben: ihre Hautlichkeit — sit venia verbo.

[«]

257.

Aus der Erfahrung. — Mancher weiss nicht, wie reich er ist, bis er erfährt, was für reiche Menschen an ihm noch zu Dieben werden.

[«]

258.

Die Leugner des Zufalls. — Kein Sieger glaubt an den Zufall.

[«]

259.

Aus dem Paradiese. — „Gut und böse sind die Vorurtheile Gottes“ — sagte die Schlange.

[«]

260.

Ein Mal eins. — Einer hat immer Unrecht: aber mit Zweien beginnt die Wahrheit. — Einer kann sich nicht beweisen: aber Zweie kann man bereits nicht widerlegen.

[«]

261.

Originalität. — Was ist Originalität? Etwas sehen, das noch keinen Namen trägt, noch nicht genannt werden kann, ob es gleich vor Aller Augen liegt. Wie die Menschen gewöhnlich sind, macht ihnen erst der Name ein Ding überhaupt sichtbar. — Die Originalen sind zumeist auch die Namengeber gewesen.

[«]

262.

Sub specie aeterni. — A.: „Du entfernst dich immer schneller von den Lebenden: bald werden sie dich aus ihren Listen streichen!“ — B.: „Es ist das einzige Mittel, um an dem Vorrecht der Todten theilzuhaben.“ — A.: „An welchem Vorrecht?“ — B.: „Nicht mehr zu sterben.“

[«]

263.

Ohne Eitelkeit. — Wenn wir lieben, so wollen wir, dass unsere Mängel verborgen bleiben, — nicht aus Eitelkeit, sondern, weil das geliebte Wesen nicht leiden soll. Ja, der Liebende möchte ein Gott scheinen, — und auch diess nicht aus Eitelkeit.

[«]

264.

Was wir thun. — Was wir thun, wird nie verstanden, sondern immer nur gelobt und getadelt.

[«]

265.

Letzte Skepsis. — Was sind denn zuletzt die Wahrheiten des Menschen? — Es sind die *unwiderlegbaren* Irrthümer des Menschen.

[«]

266.

Wo Grausamkeit noth thut. — Wer Grösse hat, ist grausam gegen seine Tugenden und Erwägungen zweiten Ranges.

[«]

267.

Mit einem grossen Ziele. — Mit einem grossen Ziele ist man sogar der Gerechtigkeit überlegen, nicht nur seinen Thaten und seinen Richtern.

[«]

268.

Was macht heroisch? — Zugleich seinem höchsten Leide und seiner höchsten Hoffnung entgegengehn.

[«]

269.

Woran glaubst du? — Daran: dass die Gewichte aller Dinge neu bestimmt werden müssen.

[«]

270.

Was sagt dein Gewissen? — „Du sollst der werden, der du bist.“

[«]

271.

Wo liegen deine grössten Gefahren? — Im Mitleiden.

[«]

272.

Was liebst du an Anderen? — Meine Hoffnungen.

[«]

273.

Wen nennst du schlecht? — Den, der immer beschämen will.

[«]

274.

Was ist dir das Menschlichste? — Jemandem Scham ersparen.

[«]

275.

Was ist das Siegel der erreichten Freiheit? — Sich nicht mehr vor sich selber schämen.

[«]

Viertes Buch.

Sanctus Januarius.

Der du mit dem Flammenspeere
Meiner Seele Eis zertheilt,
Dass sie brausend nun zum Meere
Ihrer höchsten Hoffnung eilt:
Heller stets und stets gesunder,
Frei im liebevollsten Muss: —
Also preist sie deine Wunder,
Schönster Januarius!

Genua im Januar 1882.

[«]

276.

Zum neuen Jahre. — Noch lebe ich, noch denke ich: ich muss noch leben, denn ich muss noch denken. Sum, ergo cogito: cogito, ergo sum. Heute erlaubt sich Jedermann seinen Wunsch und liebsten Gedanken auszusprechen: nun, so will auch ich sagen, was ich mir heute von mir selber wünschte und welcher Gedanke mir dieses Jahr zuerst über das Herz lief, — welcher Gedanke mir Grund, Bürgschaft und Süssigkeit alles weiteren Lebens sein soll! Ich will immer mehr lernen, das Nothwendige an den Dingen als das Schöne sehen: — so werde ich Einer von Denen sein, welche die Dinge schön machen. Amor fati: das sei von nun an meine Liebe! Ich will keinen Krieg gegen das Hässliche führen. Ich will nicht anklagen, ich will nicht einmal die Ankläger anklagen. Wegsehen sei meine einzige Verneinung! Und, Alles in Allem und Grossen: ich will irgendwann einmal nur noch ein Ja-sagender sein!

[«]

277.

Persönliche Providenz. — Es giebt einen gewissen hohen Punct des Lebens: haben wir den erreicht, so sind wir mit all unserer Freiheit, und so sehr wir dem schönen Chaos des Daseins alle fürsorgende Vernunft und Güte abgestritten haben, noch einmal in der grössten Gefahr der geistigen Unfreiheit und haben unsere schwerste Probe abzulegen. Jetzt nämlich stellt sich erst der Gedanke an eine persönliche Providenz mit der eindringlichsten Gewalt vor uns hin und hat den besten Fürsprecher, den Augenschein, für sich, jetzt wo wir mit Händen greifen, dass uns alle, alle Dinge, die uns treffen, fortwährend zum Besten gereichen. Das Leben jedes Tages und jeder Stunde scheint Nichts mehr zu wollen, als immer nur diesen Satz neu beweisen; sei es was es sei, böses wie gutes Wetter, der Verlust eines Freundes, eine Krankheit, eine Verleumdung, das Ausbleiben eines Briefes, die Verstauchung eines Fusses, ein Blick in einen Verkaufsladen, ein Gegenargument, das Aufschlagen eines Buches, ein Traum, ein Betrug: es erweist sich sofort oder sehr bald nachher als ein Ding, das „nicht fehlen durfte“, — es ist voll tiefen Sinnes und Nutzens gerade für uns! Giebt es eine gefährlichere Verführung, den Göttern Epikur’s, jenen sorglosen Unbekannten, den Glauben zu kündigen und an irgend eine sorgenvolle und kleinliche Gottheit zu glauben, welche selbst jedes Härchen auf unserem Kopfe persönlich kennt und keinen Ekel in der erbärmlichsten Dienstleistung findet? Nun — ich meine trotzalledem! wir wollen die Götter in Ruhe lassen und die dienstfertigen Genien ebenfalls und uns mit der Annahme begnügen, dass unsere eigene practische und theoretische Geschicklichkeit im Auslegen und Zurechtlegen der Ereignisse jetzt auf ihren Höhepunct gelangt sei. Wir wollen auch nicht zu hoch von dieser Fingerfertigkeit unserer Weisheit denken, wenn uns mitunter die wunderbare Harmonie allzusehr überrascht, welche beim Spiel auf unserem Instrumente entsteht: eine Harmonie, welche zu gut klingt, als dass wir es wagten, sie uns selber zuzurechnen. In der That, hier und da spielt Einer mit uns — der liebe Zufall: er führt uns gelegentlich die Hand, und die allerweiseste Providenz könnte keine schönere Musik erdenken, als dann dieser unserer thörichten Hand gelingt.

[«]

278.

Der Gedanke an den Tod. — Es macht mir ein melancholisches Glück, mitten in diesem Gewirr der Gässchen, der Bedürfnisse, der Stimmen zu leben: wieviel Geniessen, Ungeduld, Begehren, wieviel durstiges Leben und Trunkenheit des Lebens kommt da jeden Augenblick an den Tag! Und doch wird es für alle diese Lärmenden, Lebenden, Lebensdurstigen bald so stille sein! Wie steht hinter Jedem sein Schatten, sein dunkler Weggefährte! Es ist immer wie im letzten Augenblicke vor der Abfahrt eines Auswandererschiffes: man hat einander mehr zu sagen als je, die Stunde drängt, der Ozean und sein ödes Schweigen wartet ungeduldig hinter alle dem Lärme — so begierig, so sicher seiner Beute. Und Alle, Alle meinen, das Bisher sei Nichts oder Wenig, die nahe Zukunft sei Alles: und daher diese Hast, diess Geschrei, dieses Sich-Uebertäuben und Sich-Uebervortheilen! Jeder will der Erste in dieser Zukunft sein, — und doch ist Tod und Todtenstille das einzig Sichere und das Allen Gemeinsame dieser Zukunft! Wie seltsam, dass diese einzige Sicherheit und Gemeinsamkeit fast gar Nichts über die Menschen vermag und dass sie am Weitesten davon entfernt sind, sich als die Brüderschaft des Todes zu fühlen! Es macht mich glücklich, zu sehen, dass die Menschen den Gedanken an den Tod durchaus nicht denken wollen! Ich möchte gern Etwas dazu thun, ihnen den Gedanken an das Leben noch hundertmal denkenswerther zu machen.

[«]

279.

Sternen-Freundschaft. — Wir waren Freunde und sind uns fremd geworden. Aber das ist recht so und wir wollen's uns nicht verhehlen und verdunkeln, als ob wir uns dessen zu schämen hätten. Wir sind zwei Schiffe, deren jedes sein Ziel und seine Bahn hat; wir können uns wohl kreuzen und ein Fest miteinander feiern, wie wir es gethan haben, — und dann lagen die braven Schiffe so ruhig in Einem Hafen und in Einer Sonne, dass es scheinen mochte, sie seien schon am Ziele und hätten Ein Ziel gehabt. Aber dann trieb uns die allmächtige Gewalt unserer Aufgabe wieder auseinander, in verschiedene Meere und Sonnenstriche und vielleicht sehen wir uns nie wieder, — vielleicht auch sehen wir uns wohl, aber erkennen uns nicht wieder: die verschiedenen Meere und Sonnen haben uns verändert! Dass wir uns fremd werden müssen, ist das Gesetz über uns: ebendadurch sollen wir uns auch ehrwürdiger werden! Ebendadurch soll der Gedanke an unsere ehemalige Freundschaft heiliger werden! Es giebt wahrscheinlich eine ungeheure unsichtbare Curve und Sternenbahn, in der unsere so verschiedenen Strassen und Ziele als kleine Wegstrecken einbegriffen sein mögen, — erheben wir uns zu diesem Gedanken! Aber unser Leben ist zu kurz und unsere Sehkraft zu gering, als dass wir mehr als Freunde im Sinne jener erhabenen Möglichkeit sein könnten. — Und so wollen wir an unsere Sternen-Freundschaft glauben, selbst wenn wir einander Erden-Feinde sein müssten.

[«]

280.

Architektur der Erkennenden. — Es bedarf einmal und wahrscheinlich bald einmal der Einsicht, was vor Allem unseren grossen Städten fehlt: stille und weite, weitgedehnte Orte zum Nachdenken, Orte mit hochräumigen langen Hallengängen für schlechtes oder allzu sonniges Wetter, wohin kein Geräusch der Wagen und der Ausrufer dringt und wo ein feinerer Anstand selbst dem Priester das laute Beten untersagen würde: Bauwerke und Anlagen, welche als Ganzes die Erhabenheit des Sich-Besinnens und Bei-Seitegehens ausdrücken. Die Zeit ist vorbei, wo die Kirche das Monopol des Nachdenkens besass, wo die vita contemplativa immer zuerst vita religiosa sein musste: und Alles, was die Kirche gebaut hat, drückt diesen Gedanken aus. Ich wüsste nicht, wie wir uns mit ihren Bauwerken, selbst wenn sie ihrer kirchlichen Bestimmung entkleidet würden, genügen lassen könnten; diese Bauwerke reden eine viel zu pathetische und befangene Sprache, als Häuser Gottes und Prunkstätten eines überweltlichen Verkehrs, als dass wir Gottlosen hier unsere Gedanken denken könnten. Wir wollen uns in Stein und Pflanze übersetzt haben, wir wollen in uns spazieren gehen, wenn wir in diesen Hallen und Gärten wandeln.

[«]

281.

Das Ende zu finden wissen. — Die Meister des ersten Ranges geben sich dadurch zu erkennen, dass sie im Grossen wie im Kleinen auf eine vollkommene Weise das Ende zu finden wissen, sei es das Ende einer Melodie oder eines Gedankens, sei es der fünfte Act einer Tragödie oder Staats-Action. Die ersten der zweiten Stufe werden immer gegen das Ende hin unruhig, und fallen nicht in so stolzem ruhigem Gleichmaasse in's Meer ab, wie zum Beispiel das Gebirge bei Porto fino — dort, wo die Bucht von Genua ihre Melodie zu Ende singt.

[«]

282.

Der Gang. — Es giebt Manieren des Geistes, an denen auch grosse Geister verrathen, dass sie vom Pöbel oder Halbpöbel herkommen: — der Gang und Schritt ihrer Gedanken ist es namentlich, der den Verräther macht; sie können nicht gehen. So konnte auch Napoleon zu seinem tiefen Verdrusse nicht fürstenmässig und „legitim“ gehen, bei Gelegenheiten, wo man es eigentlich verstehen muss, wie bei grossen Krönungs-Processionen und Aehnlichem: auch da war er immer nur der Anführer einer Colonne — stolz und hastig zugleich und sich dessen sehr bewusst. — Man hat Etwas zum Lachen, diese Schriftsteller zu sehen, welche die faltigen Gewänder der Periode um sich rauschen machen: sie wollen so ihre Füsse verdecken.

[«]

283.

Vorbereitende Menschen. — Ich begrüsse alle Anzeichen dafür, dass ein männlicheres, ein kriegerisches Zeitalter anhebt, das vor allem die Tapferkeit wieder zu Ehren bringen wird! Denn es soll einem noch höheren Zeitalter den Weg bahnen und die Kraft einsammeln, welche jenes einmal nöthig haben wird, — jenes Zeitalter, das den Heroismus in die Erkenntniss trägt und Kriege führt um der Gedanken und ihrer Folgen willen. Dazu bedarf es für jetzt vieler vorbereitender tapferer Menschen, welche doch nicht aus dem Nichts entspringen können — und ebensowenig aus dem Sand und Schleim der jetzigen Civilisation und Grossstadt-

Bildung: Menschen, welche es verstehen, schweigend, einsam, entschlossen, in unsichtbarer Thätigkeit zufrieden und beständig zu sein: Menschen, die mit innerlichem Hange an allen Dingen nach dem suchen, was an ihnen zu überwinden ist: Menschen, denen Heiterkeit, Geduld, Schlichtheit und Verachtung der grossen Eitelkeiten ebenso zu eigen ist, als Grossmuth im Siege und Nachsicht gegen die kleinen Eitelkeiten aller Besiegten: Menschen mit einem scharfen und freien Urtheile über alle Sieger und über den Antheil des Zufalls an jedem Siege und Ruhme: Menschen mit eigenen Festen, eigenen Werktagen, eigenen Trauerzeiten, gewohnt und sicher im Befehlen und gleich bereit, wo es gilt, zu gehorchen, im Einen wie im Anderen gleich stolz, gleich ihrer eigenen Sache dienend: gefährdetere Menschen, fruchtbarere Menschen, glücklichere Menschen! Denn, glaubt es mir! — das Geheimniss, um die grösste Fruchtbarkeit und den grössten Genuss vom Dasein einzuernten, heisst: gefährlich leben! Baut eure Städte an den Vesuv! Schickt eure Schiffe in unerforschte Meere! Lebt im Kriege mit Euresgleichen und mit euch selber! Seid Räuber und Eroberer, so lange ihr nicht Herrscher und Besitzer sein könnt, ihr Erkennenden! Die Zeit geht bald vorbei, wo es euch genug sein durfte, gleich scheuen Hirschen in Wäldern versteckt zu leben! Endlich wird die Erkenntniss die Hand nach dem ausstrecken, was ihr gebührt: — sie wird herrschen und besitzen wollen, und ihr mit ihr!

[«]

284.

Der Glaube an sich. — Wenige Menschen überhaupt haben den Glauben an sich: — und von diesen Wenigen bekommen ihn die Einen mit, als eine nützliche Blindheit oder theilweise Verfinsterung ihres Geistes — (was würden sie erblicken, wenn sie sich selber auf den Grund sehen könnten!), die Anderen müssen ihn sich erst erwerben: Alles, was sie Gutes, Tüchtiges, Grosses thun, ist zunächst ein Argument gegen den Skeptiker, der in ihnen haust: es gilt, diesen zu überzeugen oder zu überreden, und dazu bedarf es beinahe des Genie's. Es sind die grossen Selbst-Ungenügsamen.

[«]

285.

Excelsior! — „Du wirst niemals mehr beten, niemals mehr anbeten, niemals mehr im endlosen Vertrauen ausruhen — du versagst es dir, vor einer letzten Weisheit, letzten Güte, letzten Macht stehen zu bleiben und deine Gedanken abzuschirren — du hast keinen fortwährenden Wächter und Freund für deine sieben Einsamkeiten — du lebst ohne den Ausblick auf ein Gebirge, das Schnee auf dem Haupte und Gluthen in seinem Herzen trägt — es giebt für dich keinen Vergelter, keinen Verbesserer letzter Hand mehr — es giebt keine Vernunft in dem mehr, was geschieht, keine Liebe in dem, was dir geschehen wird — deinem Herzen steht keine Ruhestatt mehr offen, wo es nur zu finden und nicht mehr zu suchen hat, du wehrst dich gegen irgend einen letzten Frieden, du willst die ewige Wiederkunft von Krieg und Frieden: — Mensch der Entsagung, in Alledem willst du entsagen? Wer wird dir die Kraft dazu geben? Noch hatte Niemand diese Kraft!“ — Es giebt einen See, der es sich eines Tages versagte, abzufliessen, und einen Damm dort aufwarf, wo er bisher abfloss: seitdem steigt dieser See immer höher. Vielleicht wird gerade jene Entsagung uns auch die Kraft verleihen, mit der die Entsagung selber ertragen werden kann; vielleicht wird der Mensch von da an immer höher steigen, wo er nicht mehr in einen Gott ausfliesst.

[«]

286.

Zwischenrede. — Hier sind Hoffnungen; was werdet ihr aber von ihnen sehen und hören, wenn ihr nicht in euren eigenen Seelen Glanz und Gluth und Morgenröthen erlebt habt? Ich kann nur erinnern — mehr kann ich nicht! Steine bewegen, Thiere zu Menschen machen — wollt ihr das von mir? Ach, wenn ihr noch Steine und Thiere seid, so sucht euch erst euren Orpheus!

[«]

287.

Lust an der Blindheit. — „Meine Gedanken, sagte der Wanderer zu seinem Schatten, sollen mir anzeigen, wo ich stehe: aber sie sollen mir nicht verrathen, wohin ich gehe. Ich liebe die Unwissenheit um die Zukunft und will nicht an der Ungeduld und dem Vorwegkosten verheissener Dinge zu Grunde gehen.“

[«]

288.

Hohe Stimmungen. — Mir scheint es, dass die meisten Menschen an hohe Stimmungen überhaupt nicht glauben, es sei denn für Augenblicke, höchstens Viertelstunden, — jene Wenigen ausgenommen, welche eine längere Dauer des hohen Gefühls aus Erfahrung kennen. Aber gar der Mensch Eines hohen Gefühls, die Verkörperung einer einzigen grossen Stimmung sein — das ist bisher nur ein Traum und eine entzückende Möglichkeit gewesen: die Geschichte giebt uns noch kein sicheres Beispiel davon. Trotzdem könnte sie einmal auch solche Menschen gebären — dann, wenn eine Menge günstige Vorbedingungen geschaffen und festgestellt worden sind, die jetzt auch der glücklichste Zufall nicht zusammenzuwürfeln vermag. Vielleicht wäre diesen zukünftigen Seelen eben Das der gewöhnliche Zustand, was bisher als die mit Schauder empfundene Ausnahme hier und da einmal in unseren Seelen eintrat: eine fortwährende Bewegung zwischen hoch und tief und das Gefühl von hoch und tief, ein beständiges Wie-auf-Treppen-steigen und zugleich Wie-auf-Wolken-ruhen.

[«]

289.

Auf die Schiffe! — Erwägt man, wie auf jeden Einzelnen eine philosophische Gesammt-Rechtfertigung seiner Art, zu leben und zu denken, wirkt — nämlich gleich einer wärmenden, segnenden, befruchtenden, eigens ihm leuchtenden Sonne, wie sie unabhängig von Lob und Tadel, selbstgenugsam, reich, freigebig an Glück und Wohlwollen macht, wie sie unaufhörlich das Böse zum Guten umschafft, alle Kräfte zum Blühen und Reifwerden bringt und das kleine und grosse Unkraut des Grams und der Verdriesslichkeit gar nicht aufkommen lässt: — so ruft man zuletzt verlangend aus: oh dass doch viele solche neue Sonnen noch geschaffen würden! Auch der Böse, auch der Unglückliche, auch der Ausnahme-Mensch soll seine Philosophie, sein gutes Recht, seinen Sonnenschein haben! Nicht Mitleiden mit ihnen thut noth! — diesen Einfall des Hochmuths müssen wir verlernen, so lange auch bisher die Menschheit gerade an ihm gelernt und geübt hat — keine Beichtiger, Seelenbeschwörer und Sündenvergeber haben wir für sie aufzustellen! Sondern eine neue Gerechtigkeit thut noth! Und eine neue Losung! Und neue Philosophen! Auch die moralische Erde ist rund! Auch die moralische Erde hat ihre Antipoden! Auch die Antipoden haben ihr Recht des Daseins! Es giebt noch eine andere Welt zu entdecken — und mehr als eine! Auf die Schiffe, ihr Philosophen!

[«]

290.

Eins ist Noth. — Seinem Charakter „Stil geben" — eine grosse und seltene Kunst! Sie übt Der, welcher Alles übersieht, was seine Natur an Kräften und Schwächen bietet, und es dann einem künstlerischen Plane einfügt, bis ein Jedes als Kunst und Vernunft erscheint und auch die Schwäche noch das Auge entzückt. Hier ist eine grosse Masse zweiter Natur hinzugetragen worden, dort ein Stück erster Natur abgetragen: — beidemal mit langer Uebung und täglicher Arbeit daran. Hier ist das Hässliche, welches sich nicht abtragen liess, versteckt, dort ist es in's Erhabene umgedeutet. Vieles Vage, der Formung Widerstrebende ist für Fernsichten aufgespart und ausgenutzt worden: — es soll in das Weite und Unermessliche hinaus winken. Zuletzt, wenn das Werk vollendet ist, offenbart sich, wie es der Zwang des selben Geschmacks war, der im Grossen und Kleinen herrschte und bildete: ob der Geschmack ein guter oder ein schlechter war, bedeutet weniger, als man denkt, — genug, dass es Ein Geschmack ist! — Es werden die starken, herrschsüchtigen Naturen sein, welche in einem solchen Zwange, in einer solchen Gebundenheit und Vollendung unter dem eigenen Gesetz ihre feinste Freude geniessen; die Leidenschaft ihres gewaltigen Wollens erleichtert sich beim Anblick aller stilisirten Natur, aller besiegten und dienenden Natur; auch wenn sie Paläste zu bauen und Gärten anzulegen haben, widerstrebt es ihnen, die Natur frei zu geben. — Umgekehrt sind es die schwachen, ihrer selber nicht mächtigen Charaktere, welche die Gebundenheit des Stils hassen: sie fühlen, dass, wenn ihnen dieser bitterböse Zwang auferlegt würde, sie unter ihm gemein werden müssten: — sie werden Sclaven, sobald sie dienen, sie hassen das Dienen. Solche Geister — es können Geister ersten Ranges sein — sind immer darauf aus, sich selber und ihre Umgebungen als freie Natur — wild, willkürlich, phantastisch, unordentlich, überraschend — zu gestalten oder auszudeuten: und sie thun wohl daran, weil sie nur so sich selber wohlthun! Denn Eins ist Noth: dass der Mensch seine Zufriedenheit mit sich erreiche — sei es nun durch diese oder jene Dichtung und Kunst: nur dann erst ist der Mensch überhaupt erträglich anzusehen! Wer mit sich unzufrieden ist, ist fortwährend bereit, sich dafür zu rächen: wir Anderen werden seine Opfer sein, und sei es auch nur darin, dass wir immer seinen hässlichen Anblick zu ertragen haben. Denn der Anblick des Hässlichen macht schlecht und düster.

[«]

291.

Genua. — Ich habe mir diese Stadt, ihre Landhäuser und Lustgärten und den weiten Umkreis ihrer bewohnten Höhen und Hänge eine gute Weile angesehen; endlich muss ich sagen: ich sehe Gesichter aus vergangenen Geschlechtern, — diese Gegend ist mit den Abbildern kühner und selbstherrlicher Menschen übersäet. Sie haben gelebt und haben fortleben wollen — das sagen sie mir mit ihren Häusern, gebaut und geschmückt für Jahrhunderte und nicht für die flüchtige Stunde: sie waren dem Leben gut, so böse sie oft gegen sich gewesen sein mögen. Ich sehe immer den Bauenden, wie er mit seinen Blicken auf allem fern und nah um ihn her Gebauten ruht und ebenso auf Stadt, Meer und Gebirgslinien, wie er mit diesem Blick Gewalt und Eroberung ausübt: Alles diess will er seinem Plane einfügen und zuletzt zu seinem Eigenthum machen, dadurch dass es ein Stück desselben wird. Diese ganze Gegend ist mit dieser prachtvollen unersättlichen Selbstsucht der Besitz- und Beutelust überwachsen; und wie diese Menschen in der Ferne keine Grenze anerkannten und in ihrem Durste nach Neuem eine neue Welt neben die alte hinstellten, so empörte sich auch in der Heimat immer noch Jeder gegen Jeden und erfand eine Weise, seine Ueberlegenheit auszudrücken und zwischen sich und seinen Nachbar seine persönliche Unendlichkeit dazwischen zu legen. Jeder eroberte sich seine Heimat noch einmal für sich, indem er sie mit seinen architektonischen Gedanken überwältigte und gleichsam zur Augenweide seines Hauses umschuf. Im Norden imponirt das Gesetz und die allgemeine Lust an Gesetzlichkeit und Gehorsam, wenn man die Bauweise der Städte ansieht: man erräth dabei jenes innerliche Sich-Gleichsetzen, Sich-Einordnen, welches die Seele aller Bauenden beherrscht haben muss. Hier aber findest du, um jede Ecke biegend, einen Menschen für sich, der das Meer, das Abenteuer und den Orient kennt, einen Menschen, welcher dem Gesetze und dem Nachbar wie einer Art von Langerweile abhold ist und der alles schon Begründete, Alte mit neidischen Blicken misst: er möchte, mit einer wundervollen Verschmitztheit der Phantasie, diess Alles mindestens im Gedanken noch einmal neu gründen, seine Hand darauf-, seinen Sinn hineinlegen — sei es auch nur für den Augenblick eines sonnigen Nachmittags, wo seine unersättliche und melancholische Seele einmal Sattheit fühlt, und seinem Auge nur Eigenes und nichts Fremdes mehr sich zeigen darf.

[«]

292.

An die Moral-Prediger. — Ich will keine Moral machen, aber Denen, welche es thun, gebe ich diesen Rath: wollt ihr die besten Dinge und Zustände zuletzt um alle Ehre und Werth bringen, so fahrt fort, sie in den Mund zu nehmen, wie bisher! Stellt sie an die Spitze eurer Moral und redet von früh bis Abend von dem Glück der Tugend, von der Ruhe der Seele, von der Gerechtigkeit und der immanenten Vergeltung: so wie ihr es treibt, bekommen alle diese guten Dinge dadurch endlich eine Popularität und ein Geschrei der Gasse für sich: aber dann wird auch alles Gold daran abgegriffen sein und mehr noch: alles Gold darin wird sich in Blei verwandelt haben. Wahrlich, ihr versteht euch auf die umgekehrte Kunst der Alchymie, auf die Entwerthung des Werthvollsten! Greift einmal zum Versuche nach einem andern Recepte, um nicht wie bisher das Gegentheil von dem, was ihr sucht, zu erreichen: leugnet jene guten Dinge, entzieht ihnen den Pöbel-Beifall und den leichten Umlauf, macht sie wieder zu verborgenen Schamhaftigkeiten einsamer Seelen, sagt, Moral sei etwas Verbotenes! Vielleicht gewinnt ihr so die Art von Menschen für diese Dinge, auf welche einzig Etwas ankommt, ich meine die Heroischen. Aber dann muss Etwas zum Fürchten daran sein und nicht, wie bisher, zum Ekeln! Möchte man nicht heute in Hinsicht der Moral sagen, wie Meister Eckardt: „ich bitte Gott, dass er mich quitt mache Gottes!“

[«]

293.

Unsere Luft. — Wir wissen es wohl: wer nur wie im Spazierengehen einmal einen Blick nach der Wissenschaft hin thut, nach Art der Frauen und leider auch vieler Künstler: für den hat die Strenge ihres Dienstes, diese Unerbittlichkeit im Kleinen wie im Grossen, diese Schnelligkeit im Wägen, Urtheilen, Verurtheilen etwas Schwindel- und Furchteinflössendes. Namentlich erschreckt ihn, wie hier das Schwerste gefordert, das Beste gethan wird, ohne dass dafür Lob und Auszeichnungen da sind, vielmehr, wie unter Soldaten, fast nur Tadel und scharfe Verweise laut werden, — denn das Gutmachen gilt als die Regel, das Verfehlte als die Ausnahme; die Regel aber hat hier wie überall einen schweigsamen Mund. Mit dieser „Strenge der Wissenschaft“ steht es nun wie mit der Form und Höflichkeit der allerbesten Gesellschaft: — sie erschreckt den Uneingeweihten. Wer aber an sie gewöhnt ist, mag gar nicht anderswo leben, als in dieser hellen, durchsichtigen, kräftigen, stark elektrischen Luft, in dieser männlichen Luft. Ueberall sonst ist es ihm nicht reinlich und luftig genug: er argwöhnt, dass dort seine beste Kunst Niemandem recht von Nutzen und ihm selber nicht zur Freude sein werde, dass unter Missverständnissen ihm sein halbes Leben durch die Finger schlüpfe, dass fortwährend viel Vorsicht, viel Verbergen und Ansichhalten noth thue, — lauter grosse und unnütze Einbussen an Kraft! In diesem strengen und klaren Elemente aber hat er seine Kraft ganz: hier kann er fliegen! Wozu sollte er wieder hinab in jene trüben Gewässer, wo man schwimmen und waten muss und seine Flügel missfarbig macht! — Nein! Da ist es zu schwer für uns, zu leben: was können wir dafür, dass wir für die Luft, die reine Luft geboren sind, wir Nebenbuhler des Lichtstrahls, und dass wir am liebsten auf Aetherstäubchen, gleich ihm, reiten würden und nicht von der Sonne weg, sondern zu der Sonne hin! Das aber können wir nicht: — so wollen wir denn thun, was wir einzig können: der Erde Licht bringen, „das Licht der Erde“ sein! Und dazu haben wir unsere Flügel und unsere Schnelligkeit und Strenge, um dessenthalben sind wir männlich und selbst schrecklich, gleich dem Feuer. Mögen Die uns fürchten, welche sich nicht an uns zu wärmen und zu erhellen verstehen!

[«]

294.

Gegen die Verleumder der Natur. — Das sind mir unangenehme Menschen, bei denen jeder natürliche Hang sofort zur Krankheit wird, zu etwas

Entstellendem oder gar Schmählichem, — diese haben uns zu der Meinung verführt, die Hänge und Triebe des Menschen seien böse; sie sind die Ursache unserer grossen Ungerechtigkeit gegen unsere Natur, gegen alle Natur! Es giebt genug Menschen, die sich ihren Trieben mit Anmuth und Sorglosigkeit überlassen dürfen: aber sie thun es nicht, aus Angst vor jenem eingebildeten „bösen Wesen“ der Natur! Daher ist es gekommen, dass so wenig Vornehmheit unter den Menschen zu finden ist: deren Kennzeichen es immer sein wird, vor sich keine Furcht zu haben, von sich nichts Schmähliches zu erwarten, ohne Bedenken zu fliegen, wohin es uns treibt — uns freigeborene Vögel! Wohin wir auch nur kommen, immer wird es frei und sonnenlicht um uns sein.

[«]

295.

Kurze Gewohnheiten. — Ich liebe die kurzen Gewohnheiten und halte sie für das unschätzbare Mittel, viele Sachen und Zustände kennen zu lernen und hinab bis auf den Grund ihrer Süssen und Bitterkeiten; meine Natur ist ganz für kurze Gewohnheiten eingerichtet, selbst in den Bedürfnissen ihrer leiblichen Gesundheit und überhaupt soweit ich nur sehen kann: vom Niedrigen bis zum Höchsten. Immer glaube ich, diess werde mich nun dauernd befriedigen — auch die kurze Gewohnheit hat jenen Glauben der Leidenschaft, den Glauben an die Ewigkeit — und ich sei zu beneiden, es gefunden und erkannt zu haben: — und nun nährt es mich am Mittage und am Abende und verbreitet eine tiefe Genügsamkeit um sich und in mich hinein, sodass mich nach Anderem nicht verlangt, ohne dass ich zu vergleichen oder zu verachten oder zu hassen hätte. Und eines Tages hat es seine Zeit gehabt: die gute Sache scheidet von mir, nicht als Etwas, das mir nun Ekel einflösst — sondern friedlich und an mir gesättigt, wie ich an ihm, und wie als ob wir einander dankbar sein müssten und uns so die Hände zum Abschied reichten. Und schon wartet das Neue an der Thüre und ebenso mein Glaube — der unverwüstliche Thor und Weise! — diess Neue werde das Rechte, das letzte Rechte sein. So geht es mir mit Speisen, Gedanken, Menschen, Städten, Gedichten, Musiken, Lehren, Tagesordnungen, Lebensweisen. — Dagegen hasse ich die dauernden Gewohnheiten und meine, dass ein Tyrann in meine Nähe kommt und dass meine Lebensluft sich verdickt, wo die Ereignisse sich so gestalten, dass dauernde Gewohnheiten daraus mit Nothwendigkeit zu wachsen scheinen: zum

Beispiel durch ein Amt, durch ein beständiges Zusammensein mit den selben Menschen, durch einen festen Wohnsitz, durch eine einmalige Art Gesundheit. Ja, ich bin allem meinem Elend und Kranksein, und was nur immer unvollkommen an mir ist, — im untersten Grunde meiner Seele erkenntlich gesinnt, weil dergleichen mir hundert Hinterthüren lässt, durch die ich den dauernden Gewohnheiten entrinnen kann. — Das Unerträglichste freilich, das eigentlich Fürchterliche, wäre mir ein Leben ganz ohne Gewohnheiten, ein Leben, das fortwährend die Improvisation verlangt: — diess wäre meine Verbannung und mein Sibirien.

[«]

296.

Der feste Ruf. — Der feste Ruf war ehedem eine Sache der äussersten Nützlichkeit; und wo nur immer die Gesellschaft noch vom Heerden-Instinct beherrscht wird, ist es auch jetzt noch für jeden Einzelnen am zweckmässigsten, seinen Charakter und seine Beschäftigung als unveränderlich zu geben, — selbst wenn sie es im Grunde nicht sind. „Man kann sich auf ihn verlassen, er bleibt sich gleich“: — das ist in allen gefährlichen Lagen der Gesellschaft das Lob, welches am meisten zu bedeuten hat. Die Gesellschaft fühlt mit Genugthuung, ein zuverlässiges, jederzeit bereites Werkzeug in der Tugend Dieses, in dem Ehrgeize Jenes, in dem Nachdenken und der Leidenschaft des Dritten zu haben, — sie ehrt diese Werkzeug-Natur, diess Sich-Treubleiben, diese Unwandelbarkeit in Ansichten, Bestrebungen, und selbst in Untugenden, mit ihren höchsten Ehren. Eine solche Schätzung, welche überall zugleich mit der Sittlichkeit der Sitte blüht und geblüht hat, erzieht „Charaktere“ und bringt alles Wechseln, Umlernen, Sich-Verwandeln in Verruf. Diess ist nun jedenfalls, mag sonst der Vortheil dieser Denkweise noch so gross sein, für die Erkenntniss die allerschädlichste Art des allgemeinen Urtheils: denn gerade der gute Wille des Erkennenden, unverzagt sich jederzeit gegen seine bisherige Meinung zu erklären und überhaupt in Bezug auf Alles, was in uns fest werden will, misstrauisch zu sein, — ist hier verurtheilt und in Verruf gebracht. Die Gesinnung des Erkennenden als im Widerspruch mit dem „festen Rufe“ gilt als unehrenhaft, während die Versteinerung der Ansichten alle Ehre für sich hat: — unter dem Banne solcher Geltung müssen wir heute noch leben! Wie schwer lebt es sich, wenn man das Urtheil vieler Jahrtausende gegen sich und um sich fühlt! Es ist wahrscheinlich, dass viele

Jahrtausende die Erkenntniss mit dem schlechten Gewissen behaftet war, und dass viel Selbstverachtung und geheimes Elend in der Geschichte der grössten Geister gewesen sein muss.

[«]

297.

Widersprechen können. — Jeder weiss jetzt, dass Widerspruch-Vertragen-können ein hohes Zeichen von Cultur ist. Einige wissen sogar, dass der höhere Mensch den Widerspruch gegen sich wünscht und hervorruft, um einen Fingerzeig über seine ihm bisher unbekannte Ungerechtigkeit zu bekommen. Aber das Widersprechen-Können, das erlangte gute Gewissen bei der Feindseligkeit gegen das Gewohnte, Ueberlieferte, Geheiligte, — das ist mehr als jenes Beides und das eigentlich Grosse, Neue, Erstaunliche unserer Cultur, der Schritt aller Schritte des befreiten Geistes: wer weiss das? —

[«]

298.

Seufzer. — Ich erhaschte diese Einsicht unterwegs und nahm rasch die nächsten schlechten Worte, sie festzumachen, damit sie mir nicht wieder davonfliege. Und nun ist sie mir an diesen dürren Worten gestorben und hängt und schlottert in ihnen — und ich weiss kaum mehr, wenn ich sie ansehe, wie ich ein solches Glück haben konnte, als ich diesen Vogel fieng.

[«]

299.

Was man den Künstlern ablernen soll. — Welche Mittel haben wir, uns die Dinge schön, anziehend, begehrenswerth zu machen, wenn sie es nicht sind? — und ich meine, sie sind es an sich niemals! Hier haben wir von den Aerzten Etwas zu lernen, wenn sie zum Beispiel das Bittere verdünnen oder Wein und Zucker in den Mischkrug thun; aber noch mehr von den Künstlern, welche eigentlich fortwährend darauf aus sind, solche Erfindungen und Kunststücke zu machen. Sich von den Dingen entfernen, bis man Vieles von ihnen nicht mehr sieht und Vieles hinzusehen muss, um sie noch zu sehen — oder die Dinge um die Ecke und wie in einem Ausschnitte sehen — oder sie so stellen, dass sie sich theilweise verstellen und nur perspectivische Durchblicke gestatten — oder sie durch gefärbtes Glas oder im Lichte der Abendröthe anschauen — oder ihnen eine Oberfläche und Haut geben, welche keine volle Transparenz hat: das Alles sollen wir den Künstlern ablernen und im Uebrigen weiser sein, als sie. Denn bei ihnen hört gewöhnlich diese ihre feine Kraft auf, wo die Kunst aufhört und das Leben beginnt; wir aber wollen die Dichter unseres Lebens sein, und im Kleinsten und Alltäglichsten zuerst.

[«]

300.

Vorspiele der Wissenschaft. — Glaubt ihr denn, dass die Wissenschaften entstanden und gross geworden wären, wenn ihnen nicht die Zauberer, Alchymisten, Astrologen und Hexen vorangelaufen wären als Die, welche mit ihren Verheissungen und Vorspiegelungen erst Durst, Hunger und Wohlgeschmack an verborgenen und verbotenen Mächten schaffen mussten? Ja, dass unendlich mehr hat verheissen werden müssen, als je erfüllt werden kann, damit überhaupt Etwas im Reiche der Erkenntniss sich erfülle? — Vielleicht erscheint in gleicher Weise, wie uns sich hier Vorspiele und Vorübungen der Wissenschaft darstellen, die durchaus nicht als solche geübt und empfunden wurden, auch irgend einem fernen Zeitalter die gesammte Religion als Uebung und Vorspiel: vielleicht könnte sie das seltsame Mittel dazu gewesen sein, dass einmal einzelne Menschen die ganze Selbstgenügsamkeit eines Gottes und alle seine Kraft der Selbsterlösung geniessen können: Ja! — darf man fragen — würde denn der Mensch überhaupt ohne jene religiöse Schule und Vorgeschichte es gelernt haben, nach sich Hunger und Durst zu spüren und aus sich Sattheit und Fülle zu nehmen? Musste Prometheus erst wähnen, das Licht gestohlen zu haben und dafür büssen, — um endlich zu entdecken, dass er das Licht geschaffen habe, indem er nach dem Lichte begehrte, und dass nicht nur der Mensch, sondern auch der Gott das Werk seiner Hände und Thon in seinen Händen gewesen sei? Alles nur Bilder des Bildners? — ebenso wie der Wahn, der

Diebstahl, der Kaukasus, der Geier und die ganze tragische Prometheia aller Erkennenden?

[«]

301.

Wahn der Contemplativen. — Die hohen Menschen unterscheiden sich von den niederen dadurch, dass sie unsäglich mehr sehen und hören und denkend sehen und hören — und eben diess unterscheidet den Menschen vom Thiere und die oberen Thiere von den unteren. Die Welt wird für Den immer voller, welcher in die Höhe der Menschlichkeit hinauf wächst; es werden immer mehr Angelhaken des Interesses nach ihm ausgeworfen; die Menge seiner Reize ist beständig im Wachsen und ebenso die Menge seiner Arten von Lust und Unlust, — der höhere Mensch wird immer zugleich glücklicher und unglücklicher. Dabei aber bleibt ein Wahn sein beständiger Begleiter: er meint, als Zuschauer und Zuhörer vor das grosse Schau- und Tonspiel gestellt zu sein, welches das Leben ist: er nennt seine Natur eine contemplative und übersieht dabei, dass er selber auch der eigentliche Dichter und Fortdichter des Lebens ist, — dass er sich freilich vom Schauspieler dieses Drama's, dem sogenannten handelnden Menschen, sehr unterscheidet, aber noch mehr von einem blossen Betrachter und Festgaste vor der Bühne. Ihm, als dem Dichter, ist gewiss vis contemplativa und der Rückblick auf sein Werk zu eigen, aber zugleich und vorerst die vis creativa, welche dem handelnden Menschen fehlt, was auch der Augenschein und der Allerweltsglaube sagen mag. Wir, die Denkend-Empfindenden, sind es, die wirklich und immerfort Etwas machen, das noch nicht da ist: die ganze ewig wachsende Welt von Schätzungen, Farben, Gewichten, Perspectiven, Stufenleitern, Bejahungen und Verneinungen. Diese von uns erfundene Dichtung wird fortwährend von den sogenannten practischen Menschen (unsern Schauspielern wie gesagt) eingelernt, eingeübt, in Fleisch und Wirklichkeit, ja Alltäglichkeit übersetzt. Was nur Werth hat in der jetzigen Welt, das hat ihn nicht an sich, seiner Natur nach, — die Natur ist immer werthlos: — sondern dem hat man einen Werth einmal gegeben, geschenkt, und wir waren diese Gebenden und Schenkenden! Wir erst haben die Welt, die den Menschen Etwas angeht, geschaffen! — Gerade dieses Wissen aber fehlt uns, und wenn wir es einen Augenblick einmal erhaschen, so haben wir es im nächsten wieder vergessen: wir verkennen unsere beste Kraft und schätzen uns, die Contemplativen, um einen Grad zu gering, — wir sind weder so stolz, noch so glücklich, als wir sein könnten.

[«]

302.

Gefahr des Glücklichsten. — Feine Sinne und einen feinen Geschmack haben; an das Ausgesuchte und Allerbeste des Geistes wie an die rechte und nächste Kost gewöhnt sein; einer starken, kühnen, verwegenen Seele geniessen; mit ruhigem Auge und festem Schritt durch das Leben gehen, immer zum Aeussersten bereit, wie zu einem Feste und voll des Verlangens nach unentdeckten Welten und Meeren, Menschen und Göttern; auf jede heitere Musik hinhorchen, als ob dort wohl tapfere Männer, Soldaten, Seefahrer sich eine kurze Rast und Lust machen, und im tiefsten Genusse des Augenblicks überwältigt werden von Thränen und von der ganzen purpurnen Schwermuth des Glücklichen: wer möchte nicht, dass das Alles gerade sein Besitz, sein Zustand wäre! Es war das Glück Homer's! Der Zustand Dessen, der den Griechen ihre Götter, — nein, sich selber seine Götter erfunden hat! Aber man verberge es sich nicht: mit diesem Glücke Homer's in der Seele ist man auch das leidensfähigste Geschöpf unter der Sonne! Und nur um diesen Preis kauft man die kostbarste Muschel, welche die Wellen des Daseins bisher an's Ufer gespült haben! Man wird als ihr Besitzer immer feiner im Schmerz und zuletzt zu fein: ein kleiner Missmuth und Ekel genügte am Ende, um Homer das Leben zu verleiden. Er hatte ein thörichtes Räthselchen, das ihm junge Fischer aufgaben, nicht zu rathen vermocht! Ja, die kleinen Räthsel sind die Gefahr der Glücklichsten! —

[«]

303.

Zwei Glückliche. — Wahrlich, dieser Mensch, trotz seiner Jugend, versteht sich auf die Improvisation des Lebens und setzt auch den feinsten Beobachter in Erstaunen: — es scheint nämlich, dass er keinen Fehlgriff thut, ob er schon fortwährend das gewagteste Spiel spielt. Man wird an jene improvisirenden Meister der Tonkunst erinnert, denen auch der Zuhörer eine göttliche Unfehlbarkeit der Hand zuschreiben möchte, trotzdem, dass sie sich hier und da vergreifen, wie jeder Sterbliche sich vergreift. Aber sie sind geübt und erfinderisch, und im Augenblicke immer bereit, den zufälligsten Ton, wohin ein Wurf des Fingers, eine Laune sie treibt, sofort in das thematische Gefüge einzuordnen und dem Zufalle einen schönen Sinn und eine Seele einzuhauchen. — Hier ist ein ganz anderer Mensch: dem missräth im Grunde Alles, was er will und plant. Das, woran er gelegentlich sein Herz gehängt hat, brachte ihn schon einige Male an den Abgrund und in die nächste Nähe des Unterganges; und wenn er dem noch entwischte, so doch gewiss nicht nur „mit einem blauen Auge“. Glaubt ihr, dass er darüber unglücklich ist? Er hat längst bei sich beschlossen, eigene Wünsche und Pläne nicht so wichtig zu nehmen. „Gelingt mir Diess nicht, so redet er sich zu, dann gelingt mir vielleicht Jenes; und im Ganzen weiss ich nicht, ob ich nicht meinem Misslingen mehr zu Danke verpflichtet bin, als irgend welchem Gelingen. Bin ich dazu gemacht, eigensinnig zu sein und die Hörner des Stieres zu tragen? Das, was mir Werth und Ergebniss des Lebens ausmacht, liegt wo anders; mein Stolz und ebenso mein Elend liegt wo anders. Ich weiss mehr vom Leben, weil ich so oft daran war, es zu verlieren: und eben darum habe ich mehr vom Leben, als ihr Alle!“

[«]

304.

Indem wir thun, lassen wir. — Im Grunde sind mir alle jene Moralen zuwider, welche sagen: „Thue diess nicht! Entsage! Ueberwinde dich!“ — ich bin dagegen jenen Moralen gut, welche mich antreiben, Etwas zu thun und wieder zu thun und von früh bis Abend, und Nachts davon zu träumen, und an gar Nichts zu denken als: diess gut zu thun, so gut als es eben mir allein möglich ist! Wer so lebt, von dem fällt fortwährend Eins um das Andere ab, was nicht zu einem solchen Leben gehört: ohne Hass und Widerwillen sieht er heute Diess und morgen Jenes von sich Abschied nehmen, den vergilbten Blättern gleich, welche jedes bewegtere Lüftchen dem Baume entführt: oder er sieht gar nicht, dass es Abschied nimmt, so streng blickt sein Auge nach seinem Ziele und überhaupt vorwärts, nicht seitwärts, rückwärts, abwärts. „Unser Thun soll bestimmen, was wir lassen: indem wir thun, lassen wir“ — so gefällt es mir, so lautet mein placitum. Aber ich will nicht mit offenen Augen meine Verarmung anstreben, ich mag alle negativen

Tugenden nicht, — Tugenden, deren Wesen das Verneinen und Sichversagen selber ist.

[«]

305.

Selbstbeherrschung. — Jene Morallehrer, welche zuerst und zuoberst dem Menschen anbefehlen, sich in seine Gewalt zu bekommen, bringen damit eine eigenthümliche Krankheit über ihn: nämlich eine beständige Reizbarkeit bei allen natürlichen Regungen und Neigungen und gleichsam eine Art Juckens. Was auch fürderhin ihn stossen, ziehen, anlocken, antreiben mag, von innen oder von aussen her — immer scheint es diesem Reizbaren, als ob jetzt seine Selbstbeherrschung in Gefahr gerathe: er darf sich keinem Instincte, keinem freien Flügelschlage mehr anvertrauen, sondern steht beständig mit abwehrender Gebärde da, bewaffnet gegen sich selber, scharfen und misstrauischen Auges, der ewige Wächter seiner Burg, zu der er sich gemacht hat. Ja, er kann gross damit sein! Aber wie unausstehlich ist er nun für Andere geworden, wie schwer für sich selber, wie verarmt und abgeschnitten von den schönsten Zufälligkeiten der Seele! Ja auch von aller weiteren Belehrung! Denn man muss sich auf Zeiten verlieren können, wenn man den Dingen, die wir nicht selber sind, Etwas ablernen will.

[«]

306.

Stoiker und Epikureer. — Der Epikureer sucht sich die Lage, die Personen und selbst die Ereignisse aus, welche zu seiner äusserst reizbaren intellectuellen Beschaffenheit passen, er verzichtet auf das Uebrige — das heisst das Allermeiste —, weil es eine zu starke und schwere Kost für ihn sein würde. Der Stoiker dagegen übt sich, Steine und Gewürm, Glassplitter und Skorpionen zu verschlucken und ohne Ekel zu sein; sein Magen soll endlich gleichgültig gegen Alles werden, was der Zufall des Daseins in ihn schüttet: — er erinnert an jene arabische Secte der Assaua, die man in Algier kennen lernt; und gleich diesen Unempfindlichen hat auch er gerne ein eingeladenes Publicum bei der Schaustellung seiner Unempfindlichkeit, dessen gerade der Epikureer gerne enträth: — der hat ja seinen „Garten!“ Für Menschen, mit denen das Schicksal improvisirt, für solche, die in gewaltsamen Zeiten und abhängig von plötzlichen und veränderlichen Menschen leben, mag der Stoicismus sehr rathsam sein. Wer aber einigermaassen absieht, dass das Schicksal ihm einen langen Faden zu spinnen erlaubt, thut wohl, sich epikureisch einzurichten; alle Menschen der geistigen Arbeit haben es bisher gethan! Ihnen wäre es nämlich der Verlust der Verluste, die feine Reizbarkeit einzubüssen und die stoische harte Haut mit Igelstacheln dagegen geschenkt zu bekommen.

[«]

307.

Zu Gunsten der Kritik. — Jetzt erscheint dir Etwas als Irrthum, das du ehedem als eine Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit geliebt hast: du stösst es von dir ab und wähnst, dass deine Vernunft darin einen Sieg erfochten habe. Aber vielleicht war jener Irrthum damals, als du noch ein Anderer warst — du bist immer ein Anderer —, dir ebenso nothwendig wie alle deine jetzigen „Wahrheiten“, gleichsam als eine Haut, die dir Vieles verhehlte und verhüllte, was du noch nicht sehen durftest. Dein neues Leben hat jene Meinung für dich getödtet, nicht deine Vernunft: du brauchst sie nicht mehr, und nun bricht sie in sich selbst zusammen, und die Unvernunft kriecht wie ein Gewürm aus ihr an’s Licht. Wenn wir Kritik üben, so ist es nichts Willkürliches und Unpersönliches, — es ist, wenigstens sehr oft, ein Beweis davon, dass lebendige treibende Kräfte in uns da sind, welche eine Rinde abstossen. Wir verneinen und müssen verneinen, weil Etwas in uns leben und sich bejahen will, Etwas, das wir vielleicht noch nicht kennen, noch nicht sehen! — Diess zu Gunsten der Kritik.

[«]

308.

Die Geschichte jedes Tages. — Was macht bei dir die Geschichte jedes Tages? Siehe deine Gewohnheiten an, aus denen sie besteht: sind sie das Erzeugniss zahlloser kleiner Feigheiten und Faulheiten oder das deiner Tapferkeit und erfinderischen Vernunft? So verschieden beide Fälle sind, es wäre möglich, dass die Menschen dir das gleiche Lob spendeten und dass du ihnen auch wirklich so wie so den gleichen Nutzen brächtest. Aber Lob und Nutzen und Respectabilität mögen genug für Den sein, der nur ein gutes Gewissen haben will, — nicht aber für dich Nierenprüfer, der du ein Wissen um das Gewissen hast!

[«]

309.

Aus der siebenten Einsamkeit. — Eines Tages warf der Wanderer eine Thür hinter sich zu, blieb stehen und weinte. Dann sagte er: „Dieser Hang und Drang zum Wahren, Wirklichen, Un-Scheinbaren, Gewissen! Wie bin ich ihm böse! Warum folgt mir gerade dieser düstere und leidenschaftliche Treiber! Ich möchte ausruhen, aber er lässt es nicht zu. Wie Vieles verführt mich nicht, zu verweilen! Es giebt überall Gärten Armidens für mich: und daher immer neue Losreissungen und neue Bitternisse des Herzens! Ich muss den Fuss weiter heben, diesen müden, verwundeten Fuss: und weil ich muss, so habe ich oft für das Schönste, das mich nicht halten konnte, einen grimmigen Rückblick, — weil es mich nicht halten konnte!“

[«]

310.

Wille und Welle. — Wie gierig kommt diese Welle heran, als ob es Etwas zu erreichen gälte! Wie kriecht sie mit furchterregender Hast in die innersten Winkel des felsigen Geklüftes hinein! Es scheint, sie will Jemandem zuvorkommen; es scheint, dass dort Etwas versteckt ist, das Werth, hohen Werth hat. — Und nun kommt sie zurück, etwas langsamer, immer noch ganz weiss vor Erregung, — ist sie enttäuscht? Hat sie gefunden, was sie suchte? Stellt sie sich enttäuscht? — Aber schon naht eine andere Welle, gieriger und wilder noch als die erste, und auch ihre Seele scheint voll von Geheimnissen und dem Gelüste der Schatzgräberei zu sein. So leben die Wellen, — so leben wir, die Wollenden! — mehr sage ich nicht. — So? Ihr misstraut mir? Ihr zürnt auf mich, ihr schönen Unthiere? Fürchtet ihr, dass ich euer Geheimniss ganz verrathe? Nun! Zürnt mir nur, hebt eure grünen gefährlichen Leiber so hoch ihr könnt, macht eine Mauer zwischen mir und der

Sonne — so wie jetzt! Wahrlich, schon ist Nichts mehr von der Welt übrig, als grüne Dämmerung und grüne Blitze. Treibt es wie ihr wollt, ihr Uebermüthigen, brüllt vor Lust und Bosheit — oder taucht wieder hinunter, schüttet eure Smaragden hinab in die tiefste Tiefe, werft euer unendliches weisses Gezottel von Schaum und Gischt darüber weg — es ist mir Alles recht, denn Alles steht euch so gut, und ich bin euch für Alles so gut: wie werde ich *euch* verrathen! Denn — hört es wohl! — ich kenne euch und euer Geheimniss, ich kenne euer Geschlecht! Ihr und ich, wir sind ja aus Einem Geschlecht! — Ihr und ich, wir haben ja Ein Geheimniss!

[«]

311.

Gebrochenes Licht. — Man ist nicht immer tapfer, und wenn man müde wird, dann jammert unser Einer auch wohl einmal in dieser Weise. „Es ist so schwer, den Menschen wehe zu thun — oh, dass es nöthig ist! Was nützt es uns, verborgen zu leben, wenn wir nicht Das für uns behalten wollen, was Aergerniss giebt? Wäre es nicht räthlicher, im Gewühle zu leben und an den Einzelnen gutzumachen, was an Allen gesündigt werden soll und muss? Thöricht mit dem Thoren, eitel mit dem Eitelen, schwärmerisch mit dem Schwärmer zu sein? Wäre es nicht billig, bei einem solchen übermüthigen Grade der Abweichung im Ganzen? Wenn ich von den Bosheiten Anderer gegen mich höre, — ist nicht mein erstes Gefühl das einer Genugthuung? So ist es recht! — scheine ich mir zu ihnen zu sagen — ich stimme so wenig zu euch und habe so viel Wahrheit auf meiner Seite: macht euch immerhin einen guten Tag auf meine Kosten, so oft ihr könnt! Hier sind meine Mängel und Fehlgriffe, hier ist mein Wahn, mein Ungeschmack, meine Verwirrung, meine Thränen, meine Eitelkeit, meine Eulen-Verborgenheit, meine Widersprüche! Hier habt ihr zu lachen! So lacht denn auch und freut euch! Ich bin nicht böse auf Gesetz und Natur der Dinge, welche wollen, dass Mängel und Fehlgriffe Freude machen! — Freilich, es gab einmal „schönere“ Zeiten, wo man sich noch mit jedem einigermaassen neuen Gedanken so *unentbehrlich* fühlen konnte, um mit ihm auf die Strasse zu treten und Jedermann zuzurufen: „Siehe! Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!“ — Ich würde mich nicht vermissen, wenn ich fehlte. Entbehrlich sind wir Alle!“ — Aber, wie gesagt, so denken wir nicht, wenn wir tapfer sind; wir denken nicht *daran*.

[«]

312.

Mein Hund. — Ich habe meinem Schmerze einen Namen gegeben und rufe ihn „Hund“, — er ist ebenso treu, ebenso zudringlich und schamlos, ebenso unterhaltend, ebenso klug, wie jeder andere Hund — und ich kann ihn anherrschen und meine bösen Launen an ihm auslassen: wie es Andere mit ihren Hunden, Dienern und Frauen machen.

[«]

313.

Kein Marterbild. — Ich will es machen wie Raffael und kein Marterbild mehr malen. Es giebt der erhabenen Dinge genug, als dass man die Erhabenheit dort aufzusuchen hätte, wo sie mit der Grausamkeit in Schwesterschaft lebt; und mein Ehrgeiz würde zudem kein Genügen daran finden, wenn ich mich zum sublimen Folterknecht machen wollte.

[«]

314.

Neue Hausthiere. — Ich will meinen Löwen und meinen Adler um mich haben, damit ich allezeit Winke und Vorbedeutungen habe, zu wissen, wie gross oder wie gering meine Stärke ist. Muss ich heute zu ihnen hinabblicken und mich vor ihnen fürchten? Und wird die Stunde wiederkommen, wo sie zu mir hinaufblicken und in Furcht? —

[«]

315.

Vom letzten Stündlein. — Stürme sind meine Gefahr: werde ich meinen Sturm haben, an dem ich zu Grunde gehe, wie Oliver Cromwell an seinem

Sturme zu Grunde gieng? Oder werde ich verlöschen wie ein Licht, das nicht erst der Wind ausbläst, sondern das seiner selber müde und satt wurde, — ein ausgebranntes Licht? Oder endlich: werde ich mich ausblasen, um nicht auszubrennen? —

[«]

316.

Prophetische Menschen. — Ihr habt kein Gefühl dafür, dass prophetische Menschen sehr leidende Menschen sind: ihr meint nur, es sei ihnen eine schöne „Gabe“ gegeben, und möchtet diese wohl gern selber haben, — doch ich will mich durch ein Gleichniss ausdrücken. Wie viel mögen die Thiere durch die Luft- und Wolken-Electricität leiden! Wir sehen, dass einige Arten von ihnen ein prophetisches Vermögen hinsichtlich des Wetters haben, zum Beispiel die Affen (wie man selbst noch in Europa gut beobachten kann, und nicht nur in Menagerien, nämlich auf Gibraltar). Aber wir denken nicht daran, dass ihre Schmerzen — für sie die Propheten sind! Wenn eine starke positive Electricität plötzlich unter dem Einflusse einer heranziehenden, noch lange nicht sichtbaren Wolke in negative Electricität umschlägt und eine Veränderung des Wetters sich vorbereitet, da benehmen sich diese Thiere so, als ob ein Feind herannahe, und richten sich zur Abwehr oder zur Flucht ein; meistens verkriechen sie sich, — sie verstehen das schlechte Wetter nicht als Wetter, sondern als Feind, dessen Hand sie schon fühlen!

[«]

317.

Rückblick. — Wir werden uns des eigentlichen Pathos jeder Lebensperiode selten als eines solchen bewusst, so lange wir in ihr stehen, sondern meinen immer, es sei der einzig uns nunmehr mögliche und vernünftige Zustand und durchaus Ethos, nicht Pathos — mit den Griechen zu reden und zu trennen. Ein paar Töne von Musik riefen mir heute einen Winter und ein Haus und ein höchst einsiedlerisches Leben in’s Gedächtniss zurück und zugleich das Gefühl, in dem ich damals lebte: — ich meinte ewig so fortleben zu können. Aber jetzt begreife ich, dass es ganz und gar Pathos und Leidenschaft war, ein Ding, vergleichbar dieser schmerzhaft-muthigen und trostsichern Musik, — dergleichen darf man nicht auf Jahre oder gar auf Ewigkeiten haben: man würde für diesen Planeten damit zu „überirdisch“.

[«]

318.

Weisheit im Schmerz. — Im Schmerz ist soviel Weisheit wie in der Lust: er gehört gleich dieser zu den arterhaltenden Kräften ersten Ranges. Wäre er diess nicht, so würde er längst zu Grunde gegangen sein; dass er weh thut, ist kein Argument gegen ihn, es ist sein Wesen. Ich höre im Schmerze den Commandoruf des Schiffscapitains: „zieht die Segel ein!“ Auf tausend Arten die Segel zu stellen, muss der kühne Schifffahrer „Mensch“ sich eingeübt haben, sonst wäre es gar zu schnell mit ihm vorbei, und der Ozean schlürfte ihn zu bald hinunter. Wir müssen auch mit verminderter Energie zu leben wissen: sobald der Schmerz sein Sicherheitssignal giebt, ist es an der Zeit, sie zu vermindern, — irgend eine grosse Gefahr, ein Sturm ist im Anzuge, und wir thun gut, uns so wenig als möglich „aufzubauschen“. — Es ist wahr, dass es Menschen giebt, welche beim Herannahen des grossen Schmerzes gerade den entgegengesetzten Commandoruf hören, und welche nie stolzer, kriegerischer und glücklicher dreinschauen, als wenn der Sturm heraufzieht; ja, der Schmerz selber giebt ihnen ihre grössten Augenblicke! Das sind die heroischen Menschen, die grossen Schmerzbringer der Menschheit: jene Wenigen oder Seltenen, die eben die selbe Apologie nöthig haben, wie der Schmerz überhaupt, — und wahrlich! man soll sie ihnen nicht versagen! Es sind arterhaltende, artfördernde Kräfte ersten Ranges: und wäre es auch nur dadurch, dass sie der Behaglichkeit widerstreben und vor dieser Art Glück ihren Ekel nicht verbergen.

[«]

319.

Als Interpreten unserer Erlebnisse. — Eine Art von Redlichkeit ist allen Religionsstiftern und Ihresgleichen fremd gewesen: — sie haben nie sich aus ihren Erlebnissen eine Gewissenssache der Erkenntniss gemacht. „Was habe ich eigentlich erlebt? Was gieng damals in mir und um mich vor? War meine Vernunft hell genug? War mein Wille gegen alle Betrügereien der Sinne gewendet und tapfer in seiner Abwehr des Phantastischen?“ — so hat Keiner von ihnen gefragt, so fragen alle die lieben Religiösen auch jetzt noch nicht: sie haben vielmehr einen Durst nach Dingen, welche wider die Vernunft sind, und wollen es sich nicht zu schwer machen, ihn zu befriedigen, — so erleben sie denn „Wunder“ und „Wiedergeburten“ und hören die Stimmen der Englein! Aber wir, wir Anderen, Vernunft-Durstigen, wollen unseren Erlebnissen so streng in’s Auge sehen, wie einem wissenschaftlichen Versuche, Stunde für Stunde, Tag um Tag! Wir selber wollen unsere Experimente und Versuchs-Thiere sein.

[«]

320.

Beim Wiedersehen. — A.: Verstehe ich dich noch ganz? Du suchst? Wo ist inmitten der jetzt wirklichen Welt dein Winkel und Stern? Wo kannst du dich in die Sonne legen, sodass auch dir ein Ueberschuss von Wohl kommt und dein Dasein sich rechtfertigt? Möge das Jeder für sich selber thun — scheinst du mir zu sagen — und das Reden in’s Allgemeine, das Sorgen für den Anderen und die Gesellschaft sich aus dem Sinne schlagen! — B.: Ich will mehr, ich bin kein Suchender. Ich will für mich eine eigene Sonne schaffen.

[«]

321.

Neue Vorsicht. — Lasst uns nicht mehr so viel an Strafen, Tadeln und Bessern denken! Einen Einzelnen werden wir selten verändern; und wenn es uns gelingen sollte, so ist vielleicht unbesehens auch Etwas mitgelungen: wir sind durch ihn verändert worden! Sehen wir vielmehr zu, dass unser eigener Einfluss auf alles Kommende seinen Einfluss aufwiegt und überwiegt! Ringen wir nicht im directen Kampfe! — und das ist auch alles Tadeln, Strafen und Bessernwollen. Sondern erheben wir uns selber um so höher! Geben wir unserm Vorbilde immer leuchtendere Farben! Verdunkeln wir den Andern durch unser

Licht! Nein! Wir wollen nicht um seinetwillen selber dunkler werden, gleich allen Strafenden und Unzufriedenen! Gehen wir lieber bei Seite! Sehen wir weg!

[«]

322.

Gleichniss. — Jene Denker, in denen alle Sterne sich in kyklischen Bahnen bewegen, sind nicht die tiefsten; wer in sich wie in einen ungeheuren Weltraum hineinsieht und Milchstrassen in sich trägt, der weiss auch, wie unregelmässig alle Milchstrassen sind; sie führen bis in's Chaos und Labyrinth des Daseins hinein.

[«]

323.

Glück im Schicksal. — Die grösste Auszeichnung erweist uns das Schicksal, wenn es uns eine Zeit lang auf der Seite unserer Gegner hat kämpfen lassen. Damit sind wir vorherbestimmt zu einem grossen Siege.

[«]

324.

In media vita. — Nein! Das Leben hat mich nicht enttäuscht! Von Jahr zu Jahr finde ich es vielmehr wahrer, begehrenswerther und geheimnissvoller, — von jenem Tage an, wo der grosse Befreier über mich kam, jener Gedanke, dass das Leben ein Experiment des Erkennenden sein dürfe — und nicht eine Pflicht, nicht ein Verhängniss, nicht eine Betrügerei! — Und die Erkenntniss selber: mag sie für Andere etwas Anderes sein, zum Beispiel ein Ruhebett oder der Weg zu einem Ruhebett, oder eine Unterhaltung, oder ein Müssiggang, — für mich ist sie eine Welt der Gefahren und Siege, in der auch die heroischen Gefühle ihre Tanz- und Tummelplätze haben. „Das Leben ein Mittel der Erkenntniss" — mit diesem Grundsatze im Herzen kann man nicht nur tapfer, sondern sogar fröhlich leben und fröhlich lachen! Und wer verstünde überhaupt gut zu lachen und zu leben, der sich nicht vorerst auf Krieg und Sieg gut verstünde?

[«]

325.

Was zur Grösse gehört. — Wer wird etwas Grosses erreichen, wenn er nicht die Kraft und den Willen in sich fühlt, grosse Schmerzen zuzufügen? Das Leidenkönnen ist das Wenigste: darin bringen es schwache Frauen und selbst Sclaven oft zur Meisterschaft. Aber nicht an innerer Noth und Unsicherheit zu Grunde gehn, wenn man grosses Leid zufügt und den Schrei dieses Leides hört — das ist gross, das gehört zur Grösse.

[«]

326.

Die Seelen-Aerzte und der Schmerz. — Alle Moralprediger, wie auch alle Theologen, haben eine gemeinsame Unart: alle suchen den Menschen aufzureden, sie befänden sich sehr schlecht und es thue eine harte letzte radicale Cur noth. Und weil die Menschen insgesammt jenen Lehren ihr Ohr zu eifrig und ganze Jahrhunderte lang hingehalten haben, ist zuletzt wirklich Etwas von jenem Aberglauben, dass es ihnen sehr schlecht gehe, auf sie übergegangen: sodass sie jetzt gar zu gerne einmal bereit sind, zu seufzen und Nichts mehr am Leben zu finden und miteinander betrübte Mienen zu machen, wie als ob es doch gar schwer auszuhalten sei. In Wahrheit sind sie unbändig ihres Lebens sicher und in dasselbe verliebt und voller unsäglicher Listen und Feinheiten, um das Unangenehme zu brechen und dem Schmerze und Unglücke seinen Dorn auszuziehen. Es will mir scheinen, dass vom Schmerze und Unglücke immer übertrieben geredet werde, wie als ob es eine Sache der guten Lebensart sei, hier zu übertreiben: man schweigt dagegen geflissentlich davon, dass es gegen den Schmerz eine Unzahl Linderungsmittel giebt, wie Betäubungen, oder die fieberhafte Hast der Gedanken, oder eine ruhige Lage, oder gute und schlimme Erinnerungen, Absichten, Hoffnungen, und viele Arten von Stolz und Mitgefühl, die beinahe die Wirkung von Anästheticis haben: während bei den höchsten Graden des Schmerzes schon von selber Ohnmachten eintreten. Wir verstehen uns ganz gut darauf, Süssigkeiten auf unsere Bitternisse zu träufeln, namentlich auf die Bitternisse der Seele; wir haben Hülfsmittel in unserer Tapferkeit und Erhabenheit, sowie in den edleren Delirien der Unterwerfung und der Resignation. Ein Verlust ist kaum eine Stunde ein Verlust: irgendwie ist uns damit auch ein Geschenk vom Himmel gefallen — eine neue Kraft zum Beispiel: und sei es auch nur eine neue Gelegenheit zur Kraft! Was haben die Moralprediger vom inneren „Elend“ der bösen Menschen phantasirt! Was haben sie gar vom Unglücke der leidenschaftlichen Menschen uns vorgelogen! — ja, lügen ist hier das rechte Wort: sie haben um das überreiche Glück dieser Art von Menschen recht wohl gewusst, aber es todtgeschwiegen, weil es eine Widerlegung ihrer Theorie war, nach der alles Glück erst mit der Vernichtung der Leidenschaft und dem Schweigen des Willens entsteht! Und was zuletzt das Recept aller dieser Seelen-Aerzte betrifft und ihre Anpreisung einer harten radicalen Cur: so ist es erlaubt, zu fragen: ist dieses unser Leben wirklich schmerzhaft und lästig genug, um mit Vortheil eine stoische Lebensweise und Versteinerung dagegen einzutauschen? Wir befinden uns nicht schlecht genug, um uns auf stoische Art schlecht befinden zu müssen!

[«]

327.

Ernst nehmen. — Der Intellect ist bei den Allermeisten eine schwerfällige, finstere und knarrende Maschine, welche übel in Gang zu bringen ist: sie nennen es „die Sache ernst nehmen“, wenn sie mit dieser Maschine arbeiten und gut denken wollen — oh wie lästig muss ihnen das Gut-Denken sein! Die liebliche Bestie Mensch verliert jedesmal, wie es scheint, die gute Laune, wenn sie gut denkt; sie wird „ernst“! Und „wo Lachen und Fröhlichkeit ist, da taugt das Denken Nichts“: — so lautet das Vorurtheil dieser ernsten Bestie gegen alle „fröhliche Wissenschaft“. — Wohlan! Zeigen wir, dass es ein Vorurtheil ist!

[«]

328.

Der Dummheit Schaden thun. — Gewiss hat der so hartnäckig und überzeugt gepredigte Glaube von der Verwerflichkeit des Egoismus im Ganzen dem Egoismus Schaden gethan (zu Gunsten, wie ich hundertmal wiederholen werde, der Heerden-Instincte!), namentlich dadurch, dass er ihm das gute Gewissen nahm und in ihm die eigentliche Quelle alles Unglücks suchen hiess. „Deine Selbstsucht ist das Unheil deines Lebens“ — so klang die Predigt Jahrtausende lang: es that, wie gesagt, der Selbstsucht Schaden und nahm ihr viel Geist, viel Heiterkeit, viel Erfindsamkeit, viel Schönheit, es verdummte und verhässlichte und vergiftete die Selbstsucht! — Das philosophische Alterthum lehrte dagegen eine andere Hauptquelle des Unheils: von Sokrates an wurden die Denker nicht müde, zu predigen: „eure Gedankenlosigkeit und Dummheit, euer Dahinleben nach der Regel, eure Unterordnung unter die Meinung des Nachbars ist der Grund, wesshalb ihr es so selten zum Glück bringt, — wir Denker sind als Denker die Glücklichsten.“ Entscheiden wir hier nicht, ob diese Predigt gegen die Dummheit bessere Gründe für sich hatte, als jene Predigt gegen die Selbstsucht; gewiss aber ist das, dass sie der Dummheit das gute Gewissen nahm: — diese Philosophen haben der Dummheit Schaden gethan.

[«]

329.

Musse und Müssiggang. — Es ist eine indianerhafte, dem Indianer-Bluthe eigenthümliche Wildheit in der Art, wie die Amerikaner nach Gold trachten: und ihre athemlose Hast der Arbeit — das eigentliche Laster der neuen Welt — beginnt bereits durch Ansteckung das alte Europa wild zu machen und eine ganz wunderliche Geistlosigkeit darüber zu breiten. Man schämt sich jetzt schon der Ruhe; das lange Nachsinnen macht beinahe Gewissensbisse. Man denkt mit der Uhr in der Hand, wie man zu Mittag isst, das Auge auf das Börsenblatt gerichtet, — man lebt, wie Einer, der fortwährend Etwas „versäumen könnte“. „Lieber irgend Etwas thun, als Nichts“ — auch dieser Grundsatz ist eine Schnur, um aller Bildung und allem höheren Geschmack den Garaus zu machen. Und so wie sichtlich alle Formen an dieser Hast der Arbeitenden zu Grunde gehen: so geht auch das Gefühl für die Form selber, das Ohr und Auge für die Melodie der Bewegungen zu Grunde. Der Beweis dafür liegt in der jetzt überall geforderten plumpen Deutlichkeit, in allen den Lagen, wo der Mensch einmal redlich mit

Menschen sein will, im Verkehre mit Freunden, Frauen, Verwandten, Kindern, Lehrern, Schülern, Führern und Fürsten, — man hat keine Zeit und keine Kraft mehr für die Ceremonien, für die Verbindlichkeit mit Umwegen, für allen Esprit der Unterhaltung und überhaupt für alles Otium. Denn das Leben auf der Jagd nach Gewinn zwingt fortwährend dazu, seinen Geist bis zur Erschöpfung auszugeben, im beständigen Sich-Verstellen oder Ueberlisten oder Zuvorkommen: die eigentliche Tugend ist jetzt, Etwas in weniger Zeit zu thun, als ein Anderer. Und so giebt es nur selten Stunden der erlaubten Redlichkeit: in diesen aber ist man müde und möchte sich nicht nur „gehen lassen“, sondern lang und breit und plump sich hinstrecken. Gemäss diesem Hange schreibt man jetzt seine Briefe; deren Stil und Geist immer das eigentliche „Zeichen der Zeit“ sein werden. Giebt es noch ein Vergnügen an Gesellschaft und an Künsten, so ist es ein Vergnügen, wie es müde-gearbeitete Sclaven sich zurecht machen. Oh über diese Genügsamkeit der „Freude“ bei unsern Gebildeten und Ungebildeten! Oh über diese zunehmende Verdächtigung aller Freude! Die Arbeit bekommt immer mehr alles gute Gewissen auf ihre Seite: der Hang zur Freude nennt sich bereits „Bedürfniss der Erholung“ und fängt an, sich vor sich selber zu schämen. „Man ist es seiner Gesundheit schuldig“ — so redet man, wenn man auf einer Landpartie ertappt wird. Ja, es könnte bald so weit kommen, dass man einem Hange zur vita contemplativa (das heisst zum Spazierengehen mit Gedanken und Freunden) nicht ohne Selbstverachtung und schlechtes Gewissen nachgäbe. — Nun! Ehedem war es umgekehrt: die Arbeit hatte das schlechte Gewissen auf sich. Ein Mensch von guter Abkunft verbarg seine Arbeit, wenn die Noth ihn zum Arbeiten zwang. Der Sclave arbeitete unter dem Druck des Gefühls, dass er etwas Verächtliches thue: — das „Thun“ selber war etwas Verächtliches. „Die Vornehmheit und die Ehre sind allein bei otium und bellum“: so klang die Stimme des antiken Vorurtheils!

[«]

330.

Beifall. — Der Denker bedarf des Beifalls und des Händeklatschens nicht, vorausgesetzt, dass er seines eigenen Händeklatschens sicher ist: diess aber kann er nicht entbehren. Giebt es Menschen, welche auch dessen und überhaupt jeder Gattung von Beifall entrathen könnten? Ich zweifle: und selbst in Betreff der

Weisesten sagt Tacitus, der kein Verleumder der Weisen ist, quando etiam sapientibus gloriae cupido novissima exuitur — das heisst bei ihm: niemals.

[«]

331.

Lieber taub, als betäubt. — Ehemals wollte man sich einen Ruf machen: das genügt jetzt nicht mehr, da der Markt zu gross geworden ist, — es muss ein Geschrei sein. Die Folge ist, dass auch gute Kehlen sich überschreien, und die besten Waaren von heiseren Stimmen ausgeboten werden; ohne Marktschreierei und Heiserkeit giebt es jetzt kein Genie mehr. — Das ist nun freilich ein böses Zeitalter für den Denker: er muss lernen, zwischen zwei Lärmen noch seine Stille zu finden, und sich so lange taub stellen, bis er es ist. So lange er diess noch nicht gelernt hat, ist er freilich in Gefahr, vor Ungeduld und Kopfschmerzen zu Grunde zu gehen.

[«]

332.

Die böse Stunde. — Es hat wohl für jeden Philosophen eine böse Stunde gegeben, wo er dachte: was liegt an mir, wenn man mir nicht auch meine schlechten Argumente glaubt! — Und dann flog irgend ein schadenfrohes Vögelchen an ihm vorüber und zwitscherte: „Was liegt an dir? Was liegt an dir?“

[«]

333.

Was heisst erkennen. — Non ridere, non lugere, neque detestari, sed intelligere! sagt Spinoza, so schlicht und erhaben, wie es seine Art ist. Indessen: was ist diess intelligere im letzten Grunde Anderes, als die Form, in der uns eben jene Drei auf Einmal fühlbar werden? Ein Resultat aus den verschiedenen und sich widerstrebenden Trieben des Verlachen-, Beklagen-, Verwünschen-wollens? Bevor ein Erkennen möglich ist, muss jeder dieser Triebe erst seine einseitige Ansicht über das Ding oder Vorkommniss vorgebracht haben; hinterher entstand der Kampf dieser Einseitigkeiten und aus ihm bisweilen eine Mitte, eine Beruhigung, ein Rechtgeben nach allen drei Seiten, eine Art Gerechtigkeit und Vertrag: denn, vermöge der Gerechtigkeit und des Vertrags können alle diese Triebe sich im Dasein behaupten und mit einander Recht behalten. Wir, denen nur die letzten Versöhnungsscenen und Schluss-Abrechnungen dieses langen Processes zum Bewusstsein kommen, meinen demnach, intelligere sei etwas Versöhnliches, Gerechtes, Gutes, etwas wesentlich den Trieben Entgegengesetztes; während es nur ein gewisses Verhalten der Triebe zu einander ist. Die längsten Zeiten hindurch hat man bewusstes Denken als das Denken überhaupt betrachtet: jetzt erst dämmert uns die Wahrheit auf, dass der allergrösste Theil unseres geistigen Wirkens uns unbewusst, ungefühlt verläuft; ich meine aber, diese Triebe, die hier mit einander kämpfen, werden recht wohl verstehen, sich einander dabei fühlbar zu machen und wehe zu thun —: jene gewaltige plötzliche Erschöpfung, von der alle Denker heimgesucht werden, mag da ihren Ursprung haben (es ist die Erschöpfung auf dem Schlachtfelde). Ja, vielleicht giebt es in unserm kämpfenden Innern manches verborgene Heroenthum, aber gewiss nichts Göttliches, Ewig-in-sich-Ruhendes, wie Spinoza meinte. Das bewusste Denken, und namentlich das des Philosophen, ist die unkräftigste und desshalb auch die verhältnissmässig mildeste und ruhigste Art des Denkens: und so kann gerade der Philosoph am leichtesten über die Natur des Erkennens irre geführt werden.

[«]

334.

Man muss lieben lernen. — So geht es uns in der Musik: erst muss man eine Figur und Weise überhaupt hören lernen, heraushören, unterscheiden, als ein Leben für sich isoliren und abgrenzen; dann braucht es Mühe und guten Willen, sie zu ertragen, trotz ihrer Fremdheit, Geduld gegen ihren Blick und Ausdruck, Mildherzigkeit gegen das Wunderliche an ihr zu üben: — endlich kommt ein Augenblick, wo wir ihrer gewohnt sind, wo wir sie erwarten, wo wir ahnen, dass sie uns fehlen würde, wenn sie fehlte; und nun wirkt sie ihren Zwang und Zauber fort und fort und endet nicht eher, als bis wir ihre demüthigen und entzückten Liebhaber geworden sind, die nichts Besseres von der Welt mehr wollen, als sie und wieder sie. — So geht es uns aber nicht nur mit der Musik:

gerade so haben wir alle Dinge, die wir jetzt lieben, lieben gelernt. Wir werden schließlich immer für unseren guten Willen, unsere Geduld, Billigkeit, Sanftmüthigkeit gegen das Fremde belohnt, indem das Fremde langsam seinen Schleier abwirft und sich als neue unsägliche Schönheit darstellt: — es ist sein Dank für unsere Gastfreundschaft. Auch wer sich selber liebt, wird es auf diesem Wege gelernt haben: es giebt keinen anderen Weg. Auch die Liebe muss man lernen.

[«]

335.

Hoch die Physik! — Wie viel Menschen verstehen denn zu beobachten! Und unter den wenigen, die es verstehen, — wie viele beobachten sich selber! „Jeder ist sich selber der Fernste“ — das wissen alle Nierenprüfer, zu ihrem Unbehagen; und der Spruch „erkenne dich selbst!“ ist, im Munde eines Gottes und zu Menschen geredet, beinahe eine Bosheit. Dass es aber so verzweifelt mit der Selbstbeobachtung steht, dafür zeugt Nichts mehr, als die Art, wie über das Wesen einer moralischen Handlung fast von Jedermann gesprochen wird, diese schnelle, bereitwillige, überzeugte, redselige Art, mit ihrem Blick, ihrem Lächeln, ihrem gefälligen Eifer! Man scheint dir sagen zu wollen: „Aber, mein Lieber, das gerade ist meine Sache! Du wendest dich mit deiner Frage an Den, der antworten darf: ich bin zufällig in Nichts so weise, wie hierin. Also: wenn der Mensch urtheilt „so ist es recht“, wenn er darauf schliesst „darum muss es geschehen!“ und nun thut, was er dergestalt als recht erkannt und als nothwendig bezeichnet hat, — so ist das Wesen seiner Handlung moralisch!“ Aber, mein Freund, du sprichst mir da von drei Handlungen statt von einer: auch dein Urtheilen zum Beispiel „so ist es recht“ ist eine Handlung, — könnte nicht schon auf eine moralische und auf eine unmoralische Weise geurtheilt werden? Warum hältst du diess und gerade diess für recht? — „Weil mein Gewissen es mir sagt; das Gewissen redet nie unmoralisch, es bestimmt ja erst, was moralisch sein soll!“ — Aber warum hörst du auf die Sprache deines Gewissens? Und inwiefern hast du ein Recht, ein solches Urtheil als wahr und untrüglich anzusehen? Für diesen Glauben — giebt es da kein Gewissen mehr? Weisst du Nichts von einem intellectuellen Gewissen? Einem Gewissen hinter deinem „Gewissen“? Dein

Urtheil „so ist es recht“ hat eine Vorgeschichte in deinen Trieben, Neigungen, Abneigungen, Erfahrungen und Nicht-Erfahrungen; „wie ist es da entstanden?“ musst du fragen, und hinterher noch: „was treibt mich eigentlich, ihm Gehör zu schenken?“ Du kannst seinem Befehle Gehör schenken, wie ein braver Soldat, der den Befehl seines Offiziers vernimmt. Oder wie ein Weib, das Den liebt, der befiehlt. Oder wie ein Schmeichler und Feigling, der sich vor dem Befehlenden fürchtet. Oder wie ein Dummkopf, welcher folgt, weil er Nichts dagegen zu sagen hat. Kurz, auf hundert Arten kannst du deinem Gewissen Gehör geben. Dass du aber diess und jenes Urtheil als Sprache des Gewissens hörst, also, dass du Etwas als recht empfindest, kann seine Ursache darin haben, dass du nie über dich nachgedacht hast und blindlings annahmst, was dir als recht von Kindheit an bezeichnet worden ist: oder darin, dass dir Brod und Ehren bisher mit dem zu Theil wurde, was du deine Pflicht nennst, — es gilt dir als „recht“, weil es dir deine „Existenz-Bedingung“ scheint (dass du aber ein Recht auf Existenz habest, dünkt dich unwiderleglich!). Die Festigkeit deines moralischen Urtheils könnte immer noch ein Beweis gerade von persönlicher Erbärmlichkeit, von Unpersönlichkeit sein, deine „moralische Kraft“ könnte ihre Quelle in deinem Eigensinn haben — oder in deiner Unfähigkeit, neue Ideale zu schauen! Und, kurz gesagt: wenn du feiner gedacht, besser beobachtet und mehr gelernt hättest, würdest du diese deine „Pflicht“ und diess dein „Gewissen“ unter allen Umständen nicht mehr Pflicht und Gewissen benennen: die Einsicht darüber, wie überhaupt jemals moralische Urtheile entstanden sind, würde dir diese pathetischen Worte verleiden, — so wie dir schon andere pathetische Worte, zum Beispiel „Sünde“, „Seelenheil“, „Erlösung“ verleidet sind. — Und nun rede mir nicht vom kategorischen Imperativ, mein Freund! — diess Wort kitzelt mein Ohr, und ich muss lachen, trotz deiner so ernsthaften Gegenwart: ich gedenke dabei des alten Kant, der, zur Strafe dafür, dass er „das Ding an sich“ — auch eine sehr lächerliche Sache! — sich erschlichen hatte, vom „kategorischen Imperativ“ beschlichen wurde und mit ihm im Herzen sich wieder zu „Gott“, „Seele“, „Freiheit“ und „Unsterblichkeit“ zurückverirrte, einem Fuchse gleich, der sich in seinen Käfig zurückverirrt: — und seine Kraft und Klugheit war es gewesen, welche diesen Käfig erbrochen hatte! — Wie? Du bewunderst den kategorischen Imperativ in dir? Diese „Festigkeit“ deines sogenannten moralischen Urtheils? Diese „Unbedingtheit“ des Gefühls „so wie ich, müssen hierin Alle urtheilen“? Bewundere vielmehr deine Selbstsucht darin! Und die Blindheit, Kleinlichkeit und Anspruchslosigkeit deiner Selbstsucht! Selbstsucht nämlich ist es, sein Urtheil als Allgemeingesetz zu empfinden; und eine blinde, kleinliche und anspruchslose Selbstsucht hinwiederum, weil sie verräth, dass du dich selber noch nicht entdeckt, dir selber noch kein eigenes, eigenstes Ideal geschaffen hast: — diess nämlich könnte niemals das eines Anderen sein, geschweige denn Aller, Aller! — — Wer noch urtheilt „so müsste in diesem Falle Jeder handeln“, ist noch nicht fünf Schritt weit in der Selbsterkenntniss gegangen: sonst würde er wissen, dass es weder gleiche Handlungen giebt, noch geben kann, — dass jede Handlung, die gethan worden ist, auf eine ganz einzige und unwiederbringliche Art gethan wurde, und dass es ebenso mit jeder zukünftigen Handlung stehen wird, — dass alle Vorschriften des Handelns sich nur auf die gröbliche Aussenseite beziehen (und selbst die innerlichsten und feinsten Vorschriften aller bisherigen Moralen), — dass mit ihnen wohl ein Schein der Gleichheit, aber eben nur ein Schein erreicht werden kann, — dass jede Handlung, beim Hinblick oder Rückblick auf sie, eine undurchdringliche Sache ist und bleibt, — dass unsere Meinungen von „gut“, „edel“, „gross“ durch unsere Handlungen nie bewiesen werden können, weil jede Handlung unerkennbar ist, — dass sicherlich unsere Meinungen, Werthschätzungen und Gütertafeln zu den mächtigsten Hebeln im Räderwerk unserer Handlungen gehören, dass aber für jeden einzelnen Fall das Gesetz ihrer Mechanik unnachweisbar ist. Beschränken wir uns also auf die Reinigung unserer Meinungen und Werthschätzungen und auf die Schöpfung neuer eigener Gütertafeln: — über den „moralischen Werth unserer Handlungen“ aber wollen wir nicht mehr grübeln! Ja, meine Freunde! In Hinsicht auf das ganze moralische Geschwätz der Einen über die Andern ist der Ekel an der Zeit! Moralisch zu Gericht sitzen soll uns wider den Geschmack gehen! Ueberlassen wir diess Geschwätz und diesen üblen Geschmack Denen, welche nicht mehr zu thun haben, als die Vergangenheit um ein kleines Stück weiter durch die Zeit zu schleppen und welche selber niemals Gegenwart sind, — den Vielen also, den Allermeisten! Wir aber wollen Die werden, die wir sind, — die Neuen, die Einmaligen, die Unvergleichbaren, die Sich-selber-Gesetzgebenden, die Sich-selber-Schaffenden! Und dazu müssen wir die besten Lerner und Entdecker alles Gesetzlichen und Nothwendigen in der Welt werden: wir müssen Physiker sein, um, in jenem Sinne, Schöpfer sein zu können, — während bisher alle Werthschätzungen und Ideale auf Unkenntniss der Physik oder im Widerspruch mit ihr aufgebaut waren. Und darum: Hoch die Physik! Und höher noch das, was uns zu ihr zwingt, — unsre Redlichkeit!

[«]

336.

Geiz der Natur. — Warum ist die Natur so kärglich gegen den Menschen gewesen, dass sie ihn nicht leuchten liess, Diesen mehr, Jenen weniger, je nach seiner innern Lichtfülle? Warum haben grosse Menschen nicht eine so schöne Sichtbarkeit in ihrem Aufgange und Niedergange, wie die Sonne? Wie viel unzweideutiger wäre alles Leben unter Menschen!

[«]

337.

Die zukünftige „Menschlichkeit“. — Wenn ich mit den Augen eines fernen Zeitalters nach diesem hinsehe, so weiss ich an dem gegenwärtigen Menschen nichts Merkwürdigeres zu finden, als seine eigenthümliche Tugend und Krankheit, genannt „der historische Sinn“. Es ist ein Ansatz zu etwas ganz Neuem und Fremdem in der Geschichte: gebe man diesem Keime einige Jahrhunderte und mehr, so könnte daraus am Ende ein wundervolles Gewächs mit einem eben so wundervollen Geruche werden, um dessentwillen unsere alte Erde angenehmer zu bewohnen wäre, als bisher. Wir Gegenwärtigen fangen eben an, die Kette eines zukünftigen sehr mächtigen Gefühls zu bilden, Glied um Glied, — wir wissen kaum, was wir thun. Fast scheint es uns, als ob es sich nicht um ein neues Gefühl, sondern um die Abnahme aller alten Gefühle handele: — der historische Sinn ist noch etwas so Armes und Kaltes, und Viele werden von ihm wie von einem Froste befallen und durch ihn noch ärmer und kälter gemacht. Anderen erscheint er als das Anzeichen des heranschleichenden Alters, und unser Planet gilt ihnen als ein schwermüthiger Kranker, der, um seine Gegenwart zu vergessen, sich seine Jugendgeschichte aufschreibt. In der That: diess ist Eine Farbe dieses neuen Gefühls: wer die Geschichte der Menschen insgesammt als eigene Geschichte zu fühlen weiss, der empfindet in einer ungeheuren Verallgemeinerung allen jenen Gram des Kranken, der an die Gesundheit, des Greises, der an den Jugendtraum denkt, des Liebenden, der der Geliebten beraubt wird, des Märtyrers, dem sein Ideal zu Grunde geht, des Helden am Abend der Schlacht, welche Nichts entschieden hat und doch ihm Wunden und den Verlust des

Freundes brachte —; aber diese ungeheure Summe von Gram aller Art tragen, tragen können und nun doch noch der Held sein, der beim Anbruch eines zweiten Schlachttages die Morgenröthe und sein Glück begrüsst, als der Mensch eines Horizontes von Jahrtausenden vor sich und hinter sich, als der Erbe aller Vornehmheit alles vergangenen Geistes und der verpflichtete Erbe, als der Adeligste aller alten Edlen und zugleich der Erstling eines neuen Adels, dessen Gleichen noch keine Zeit sah und träumte: diess Alles auf seine Seele nehmen, Aeltestes, Neuestes, Verluste, Hoffnungen, Eroberungen, Siege der Menschheit: diess Alles endlich in Einer Seele haben und in Ein Gefühl zusammendrängen: — diess müsste doch ein Glück ergeben, das bisher der Mensch noch nicht kannte, — eines Gottes Glück voller Macht und Liebe, voller Thränen und voll Lachens, ein Glück, welches, wie die Sonne am Abend, fortwährend aus seinem unerschöpflichen Reichthume wegschenkt und in's Meer schüttet und, wie sie, sich erst dann am reichsten fühlt, wenn auch der ärmste Fischer noch mit goldenem Ruder rudert! Dieses göttliche Gefühl hiesse dann — Menschlichkeit!

[«]

338.

Der Wille zum Leiden und die Mitleidigen. — Ist es euch selber zuträglich, vor Allem mitleidige Menschen zu sein? Und ist es den Leidenden zuträglich, wenn ihr es seid? Doch lassen wir die erste Frage für einen Augenblick ohne Antwort. — Das, woran wir am tiefsten und persönlichsten leiden, ist fast allen Anderen unverständlich und unzugänglich: darin sind wir dem Nächsten verborgen, und wenn er mit uns aus Einem Topfe isst. Ueberall aber, wo wir als Leidende bemerkt werden, wird unser Leiden flach ausgelegt; es gehört zum Wesen der mitleidigen Affection, dass sie das fremde Leid des eigentlich Persönlichen entkleidet: — unsre „Wohlthäter“ sind mehr als unsre Feinde die Verkleinerer unsres Werthes und Willens. Bei den meisten Wohlthaten, die Unglücklichen erwiesen werden, liegt etwas Empörendes in der intellectuellen Leichtfertigkeit, mit der da der Mitleidige das Schicksal spielt: er weiss Nichts von der ganzen inneren Folge und Verflechtung, welche Unglück für mich oder für dich heisst! Die gesammte Oekonomie meiner Seele und deren Ausgleichung durch das „Unglück“, das Aufbrechen neuer Quellen und Bedürfnisse, das Zuwachsen alter Wunden, das Abstossen ganzer Vergangenheiten — das Alles, was mit dem Unglück verbunden sein kann, kümmert den lieben Mitleidigen nicht: er will helfen und denkt nicht daran, dass es eine persönliche Nothwendigkeit des Unglücks giebt, dass mir und dir Schrecken, Entbehrungen, Verarmungen, Mitternächte, Abenteuer, Wagnisse, Fehlgriffe so nöthig sind, wie ihr Gegentheil, ja dass, um mich mystisch auszudrücken, der Pfad zum eigenen Himmel immer durch die Wollust der eigenen Hölle geht. Nein, davon weiss er Nichts: die „Religion des Mitleidens“ (oder „das Herz“) gebietet, zu helfen, und man glaubt am besten geholfen zu haben, wenn man am schnellsten geholfen hat! Wenn ihr Anhänger dieser Religion die selbe Gesinnung, die ihr gegen die Mitmenschen habt, auch wirklich gegen euch selber habt, wenn ihr euer eigenes Leiden nicht eine Stunde auf euch liegen lassen wollt und immerfort allem möglichen Unglücke von ferne her schon vorbeugt, wenn ihr Leid und Unlust überhaupt als böse, hassenswerth, vernichtungswürdig, als Makel am Dasein empfindet: nun, dann habt ihr, ausser eurer Religion des Mitleidens, auch noch eine andere Religion im Herzen, und diese ist vielleicht die Mutter von jener: — die Religion der Behaglichkeit. Ach, wie wenig wisst ihr vom Glücke des Menschen, ihr Behaglichen und Gutmüthigen! — denn das Glück und das Unglück sind zwei Geschwister und Zwillinge, die mit einander gross wachsen oder, wie bei euch, mit einander — klein bleiben! Aber nun zur ersten Frage zurück. — Wie ist es nur möglich, auf seinem Wege zu bleiben! Fortwährend ruft uns irgend ein Geschrei seitwärts; unser Auge sieht da selten Etwas, wobei es nicht nöthig wird, augenblicklich unsre eigne Sache zu lassen und zuzuspringen. Ich weiss es: es giebt hundert anständige und rühmliche Arten, um mich von meinem Wege zu verlieren, und wahrlich höchst „moralische“ Arten! Ja, die Ansicht der jetzigen Mitleid-Moralprediger geht sogar dahin, dass eben Diess und nur Diess allein moralisch sei: — sich dergestalt von seinem Wege zu verlieren und dem Nächsten beizuspringen. Ich weiss es ebenso gewiss: ich brauche mich nur dem Anblicke einer wirklichen Noth auszuliefern, so bin ich auch verloren! Und wenn ein leidender Freund zu mir sagte: „Siehe, ich werde bald sterben; versprich mir doch, mit mir zu sterben“ — ich verspräche es, ebenso wie mich der Anblick jenes für seine Freiheit kämpfenden Bergvölkchens dazu bringen würde, ihm meine Hand und mein Leben anzubieten: — um einmal aus guten Gründen schlechte Beispiele zu wählen. Ja, es giebt eine heimliche Verführung sogar in alle diesem Mitleid-Erweckenden und Hülfe-Rufenden: eben unser „eigener Weg“ ist eine zu harte und anspruchsvolle Sache und zu ferne von der Liebe und Dankbarkeit der Anderen, — wir entlaufen ihm gar nicht ungerne, ihm und unserm eigensten Gewissen, und flüchten uns unter das Gewissen der Anderen und hinein in den lieblichen Tempel der „Religion des Mitleidens“. Sobald jetzt irgend ein Krieg ausbricht, so bricht damit immer auch gerade in den Edelsten eines Volkes eine freilich geheim gehaltene Lust aus: sie werfen sich mit Entzücken der neuen Gefahr des Todes entgegen, weil sie in der Aufopferung für das Vaterland endlich jene lange gesuchte Erlaubniss zu haben glauben — die Erlaubniss, ihrem Ziele auszuweichen: — der Krieg ist für sie ein Umweg zum Selbstmord, aber ein Umweg mit gutem Gewissen. Und, um hier Einiges zu verschweigen: so will ich doch meine Moral nicht verschweigen, welche zu mir sagt: Lebe im Verborgenen, damit du dir leben kannst! Lebe unwissend über Das, was deinem Zeitalter das Wichtigste dünkt! Lege zwischen dich und heute wenigstens die Haut von drei Jahrhunderten! Und das Geschrei von heute, der Lärm der Kriege und Revolutionen, soll dir ein Gemurmel sein! Du wirst auch helfen wollen: aber nur Denen, deren Noth du ganz verstehst, weil sie mit dir Ein Leid und Eine Hoffnung haben — deinen Freunden: und nur auf die Weise, wie du dir selber hilfst: — ich will sie muthiger, aushaltender, einfacher, fröhlicher machen! Ich will sie Das lehren, was jetzt so Wenige verstehen und jene Prediger des Mitleidens am wenigsten: — die Mitfreude!

[«]

339.

Vita femina. — Die letzten Schönheiten eines Werkes zu sehen — dazu reicht alles Wissen und aller guter Wille nicht aus; es bedarf der seltensten glücklichen Zufälle, damit einmal der Wolkenschleier von diesen Gipfeln für uns weiche und die Sonne auf ihnen glühe. Nicht nur müssen wir gerade an der rechten Stelle stehen, diess zu sehen: es muss gerade unsere Seele selber den Schleier von ihren Höhen weggezogen haben und eines äusseren Ausdruckes und Gleichnisses bedürftig sein, wie um einen Halt zu haben und ihrer selber mächtig zu bleiben. Diess Alles aber kommt so selten gleichzeitig zusammen, dass ich glauben möchte, die höchsten Höhen alles Guten, sei es Werk, That, Mensch, Natur, seien bisher für die Meisten und selbst für die Besten etwas Verborgenes und Verhülltes gewesen: — was sich aber uns enthüllt, das enthüllt sich uns Ein Mal! — Die Griechen beteten wohl: „Zwei und drei Mal alles Schöne!“ Ach, sie hatten da einen guten Grund, Götter anzurufen, denn die ungöttliche Wirklichkeit giebt uns das

Schöne gar nicht oder Ein Mal! Ich will sagen, dass die Welt übervoll von schönen Dingen ist, aber trotzdem arm, sehr arm an schönen Augenblicken und Enthüllungen dieser Dinge. Aber vielleicht ist diess der stärkste Zauber des Lebens: es liegt ein golddurchwirkter Schleier von schönen Möglichkeiten über ihm, verheissend, widerstrebend, schamhaft, spöttisch, mitleidig, verführerisch. Ja, das Leben ist ein Weib!

[«]

340.

Der sterbende Sokrates. — Ich bewundere die Tapferkeit und Weisheit des Sokrates in Allem, was er that, sagte — und nicht sagte. Dieser spöttische und verliebte Unhold und Rattenfänger Athens, der die übermüthigsten Jünglinge zittern und schluchzen machte, war nicht nur der weiseste Schwätzer, den es gegeben hat: er war ebenso gross im Schweigen. Ich wollte, er wäre auch im letzten Augenblicke des Lebens schweigsam gewesen, — vielleicht gehörte er dann in eine noch höhere Ordnung der Geister. War es nun der Tod oder das Gift oder die Frömmigkeit oder die Bosheit — irgend Etwas löste ihm in jenem Augenblick die Zunge und er sagte: „Oh Kriton, ich bin dem Asklepios einen Hahn schuldig“. Dieses lächerliche und furchtbare „letzte Wort“ heisst für Den, der Ohren hat: „Oh Kriton, das Leben ist eine Krankheit!“ Ist es möglich! Ein Mann, wie er, der heiter und vor Aller Augen wie ein Soldat gelebt hat, — war Pessimist! Er hatte eben nur eine gute Miene zum Leben gemacht und zeitlebens sein letztes Urtheil, sein innerstes Gefühl versteckt! Sokrates, Sokrates hat am Leben gelitten! Und er hat noch seine Rache dafür genommen — mit jenem verhüllten, schauerlichen, frommen und blasphemischen Worte! Musste ein Sokrates sich auch noch rächen? War ein Gran Grossmuth zu wenig in seiner überreichen Tugend? — Ach Freunde! Wir müssen auch die Griechen überwinden!

[«]

341.

Das grösste Schwergewicht. — Wie, wenn dir eines Tages oder Nachts, ein Dämon in deine einsamste Einsamkeit nachschliche und dir sagte:

„Dieses Leben, wie du es jetzt lebst und gelebt hast, wirst du noch einmal und noch unzählige Male leben müssen; und es wird nichts Neues daran sein, sondern jeder Schmerz und jede Lust und jeder Gedanke und Seufzer und alles unsäglich Kleine und Grosse deines Lebens muss dir wiederkommen, und Alles in der selben Reihe und Folge — und ebenso diese Spinne und dieses Mondlicht zwischen den Bäumen, und ebenso dieser Augenblick und ich selber. Die ewige Sanduhr des Daseins wird immer wieder umgedreht — und du mit ihr, Stäubchen vom Staube!“ — Würdest du dich nicht niederwerfen und mit den Zähnen knirschen und den Dämon verfluchen, der so redete? Oder hast du einmal einen ungeheuren Augenblick erlebt, wo du ihm antworten würdest: „du bist ein Gott und nie hörte ich Göttlicheres!“ Wenn jener Gedanke über dich Gewalt bekäme, er würde dich, wie du bist, verwandeln und vielleicht zermalmen; die Frage bei Allem und Jedem „willst du diess noch einmal und noch unzählige Male?“ würde als das grösste Schwergewicht auf deinem Handeln liegen! Oder wie müsstest du dir selber und dem Leben gut werden, um nach Nichts mehr zu verlangen, als nach dieser letzten ewigen Bestätigung und Besiegelung?

[«]

342.

Incipit tragoedia. — Als Zarathustra dreissig Jahr alt war, verliess er seine Heimath und den See Urmi und gieng in das Gebirge. Hier genoss er seines Geistes und seiner Einsamkeit und wurde dessen zehn Jahre nicht müde. Endlich aber verwandelte sich sein Herz, — und eines Morgens stand er mit der Morgenröthe auf, trat vor die Sonne hin und sprach zu ihr also: „Du grosses Gestirn! Was wäre dein Glück, wenn du nicht Die hättest, welchen du leuchtest! Zehn Jahre kamst du hier herauf zu meiner Höhle: du würdest deines Lichtes und dieses Weges satt geworden sein, ohne mich, meinen Adler und meine Schlange; aber wir warteten deiner an jedem Morgen, nahmen dir deinen Ueberfluss ab und segneten dich dafür. Siehe! Ich bin meiner Weisheit überdrüssig, wie die Biene, die des Honigs zu viel gesammelt hat, ich bedarf der Hände, die sich ausstrecken, ich möchte verschenken und austheilen, bis die Weisen unter den Menschen wieder einmal ihrer Thorheit und die Armen wieder einmal ihres Reichthums froh geworden sind. Dazu muss ich in die Tiefe steigen: wie du des Abends thust, wenn du hinter das Meer gehst und noch der Unterwelt Licht bringst, du überreiches Gestirn! — ich muss, gleich dir, untergehen, wie die Menschen es nennen, zu denen ich hinab will. So segne mich denn, du ruhiges Auge, das ohne Neid auch ein allzugrosses Glück sehen kann! Segne den Becher, welcher überfliessen will, dass das Wasser golden aus ihm fliesse und überallhin den Abglanz deiner Wonne trage! Siehe! Dieser Becher will wieder leer werden, und Zarathustra will wieder Mensch werden.“ — Also begann Zarathustra’s Untergang.

[«]

Fünftes Buch.

Wir Furchtlosen.

Carcasse, tu trembles? Tu
tremblerais bien davantage, si
tu savais, où je te mène.

Turenne.

[«]

343.

Was es mit unserer Heiterkeit auf sich hat. — Das grösste neuere Ereigniss, — dass „Gott todt ist“, dass der Glaube an den christlichen Gott unglaubwürdig geworden ist — beginnt bereits seine ersten Schatten über Europa zu werfen. Für die Wenigen wenigstens, deren Augen, deren Argwohn in den Augen stark und fein genug für dies Schauspiel ist, scheint eben irgend eine Sonne untergegangen, irgend ein altes tiefes Vertrauen in Zweifel umgedreht: ihnen muss unsre alte Welt täglich abendlicher, misstrauischer, fremder, „älter“ scheinen. In der Hauptsache aber darf man sagen: das Ereigniss selbst ist viel zu gross, zu fern, zu abseits vom Fassungsvermögen Vieler, als dass auch nur seine Kunde schon angelangt heissen dürfte; geschweige denn, dass Viele bereits wüssten, was eigentlich sich damit begeben hat — und was Alles, nachdem dieser Glaube untergraben ist, nunmehr einfallen muss, weil es auf ihm gebaut, an ihn gelehnt, in ihn hineingewachsen war: zum Beispiel unsre ganze europäische Moral. Diese lange Fülle und Folge von Abbruch, Zerstörung, Untergang, Umsturz, die nun bevorsteht: wer erriethe heute schon genug davon, um den Lehrer und Vorausverkünder dieser ungeheuren Logik von Schrecken abgeben zu müssen, den Propheten einer Verdüsterung und Sonnenfinsterniss, deren Gleichen es wahrscheinlich noch nicht auf Erden gegeben hat? …Selbst wir geborenen Räthselrather, die wir gleichsam auf den Bergen warten, zwischen Heute und Morgen hingestellt und in den Widerspruch zwischen Heute und Morgen hineingespannt, wir Erstlinge und Frühgeburten des kommenden Jahrhunderts, denen eigentlich die Schatten, welche Europa alsbald einwickeln müssen, jetzt schon zu Gesicht gekommen sein sollten: woran liegt es doch, dass selbst wir ohne rechte Theilnahme für diese Verdüsterung, vor Allem ohne Sorge und Furcht für uns ihrem Heraufkommen entgegensehn? Stehen wir vielleicht zu sehr noch unter den nächsten Folgen dieses Ereignisses — und diese nächsten Folgen, seine Folgen für uns sind, umgekehrt als man vielleicht erwarten könnte, durchaus nicht traurig und verdüsternd, vielmehr wie eine neue schwer zu beschreibende Art von Licht, Glück, Erleichterung, Erheiterung, Ermuthigung, Morgenröthe… In der That, wir Philosophen und „freien Geister“ fühlen uns bei der Nachricht, dass der „alte Gott todt“ ist, wie von einer neuen Morgenröthe angestrahlt; unser Herz strömt dabei über von Dankbarkeit, Erstaunen, Ahnung, Erwartung, — endlich erscheint uns der Horizont wieder frei, gesetzt selbst, dass er nicht hell ist, endlich dürfen unsre Schiffe wieder auslaufen, auf jede Gefahr hin auslaufen, jedes Wagniss des Erkennenden ist wieder erlaubt, das Meer, unser Meer liegt wieder offen da, vielleicht gab es noch niemals ein so „offnes Meer“. —

[«]

344.

Inwiefern auch wir noch fromm sind. — In der Wissenschaft haben die Ueberzeugungen kein Bürgerrecht, so sagt man mit gutem Grunde: erst wenn sie sich entschliessen, zur Bescheidenheit einer Hypothese, eines vorläufigen Versuchs-Standpunktes, einer regulativen Fiktion herabzusteigen, darf ihnen der Zutritt und sogar ein gewisser Werth innerhalb des Reichs der Erkenntniss zugestanden werden, — immerhin mit der Beschränkung, unter polizeiliche Aufsicht gestellt zu bleiben, unter die Polizei des Misstrauens. — Heisst das aber nicht, genauer besehen: erst, wenn die Ueberzeugung aufhört, Ueberzeugung zu sein, darf sie Eintritt in die Wissenschaft erlangen? Fienge nicht die Zucht des wissenschaftlichen Geistes damit an, sich keine Ueberzeugungen mehr zu gestatten?… So steht es wahrscheinlich: nur bleibt übrig zu fragen, ob nicht, damit diese Zucht anfangen könne, schon eine Ueberzeugung da sein müsse, und zwar eine so gebieterische und bedingungslose, dass sie alle andren Ueberzeugungen sich zum Opfer bringt. Man sieht, auch die Wissenschaft ruht auf einem Glauben, es giebt gar keine „voraussetzungslose“ Wissenschaft. Die Frage, ob Wahrheit noth thue, muss nicht nur schon vorher bejaht, sondern in dem Grade bejaht sein, dass der Satz, der Glaube, die Ueberzeugung darin zum Ausdruck kommt „es thut nichts mehr noth als Wahrheit, und im Verhältniss zu ihr hat alles Uebrige nur einen Werth zweiten Rangs“. — Dieser unbedingte Wille zur Wahrheit: was ist er? Ist es der Wille, sich nicht täuschen zu lassen? Ist es der Wille, nicht zu täuschen? Nämlich auch auf diese letzte Weise könnte der Wille zur Wahrheit interpretirt werden: vorausgesetzt, dass man unter der Verallgemeinerung „ich will nicht täuschen“ auch den einzelnen Fall „ich will mich nicht täuschen“ einbegreift. Aber warum nicht täuschen? Aber warum nicht sich täuschen lassen? — Man bemerke, dass die Gründe für das Erstere auf einem ganz andern Bereiche liegen als die für das Zweite: man will sich nicht täuschen lassen, unter der Annahme, dass es schädlich, gefährlich, verhängnissvoll ist, getäuscht zu werden, — in diesem Sinne wäre Wissenschaft eine lange Klugheit, eine Vorsicht, eine Nützlichkeit, gegen die man aber billigerweise einwenden dürfte: wie? ist wirklich das Sich-nicht-täuschen-lassen-wollen weniger schädlich, weniger gefährlich, weniger verhängnissvoll: Was wisst ihr von vornherein vom Charakter des Daseins, um entscheiden zu können, ob der grössere Vortheil auf Seiten des Unbedingt-Misstrauischen oder des Unbedingt-Zutraulichen ist? Falls aber Beides nöthig sein sollte, viel Zutrauen und viel Misstrauen: woher dürfte dann die Wissenschaft ihren unbedingten Glauben, ihre Ueberzeugung nehmen, auf dem sie ruht, dass Wahrheit wichtiger sei als irgend ein andres Ding, auch als jede andre Ueberzeugung? Eben diese Ueberzeugung könnte nicht entstanden sein, wenn Wahrheit und Unwahrheit sich beide fortwährend als nützlich bezeigten: wie es der Fall ist. Also — kann der Glaube an die Wissenschaft, der nun einmal unbestreitbar da ist, nicht aus einem solchen Nützlichkeits-Calcul seinen Ursprung genommen haben, sondern vielmehr trotzdem, dass ihm die Unnützlichkeit und Gefährlichkeit des „Willens zur Wahrheit“, der „Wahrheit um jeden Preis“ fortwährend bewiesen wird. „Um jeden Preis“: oh wir verstehen das gut genug, wenn wir erst einen Glauben nach dem andern auf diesem Altare dargebracht und abgeschlachtet haben! — Folglich bedeutet „Wille zur Wahrheit“ nicht „ich will mich nicht täuschen lassen“, sondern — es bleibt keine Wahl — „ich will nicht täuschen, auch mich selbst nicht“: — und hiermit sind wir auf dem Boden der Moral. Denn man frage sich nur gründlich: „warum willst du nicht täuschen?“ namentlich wenn es den Anschein haben sollte, — und es hat den Anschein! — als wenn das Leben auf Anschein, ich meine auf Irrthum, Betrug, Verstellung, Blendung, Selbstverblendung angelegt wäre, und wenn andrerseits thatsächlich die grosse Form des Lebens sich immer auf der Seite der unbedenklichsten πολύτροποι gezeigt hat. Es könnte ein solcher Vorsatz vielleicht, mild ausgelegt, eine Don-Quixoterie, ein kleiner schwärmerischer Aberwitz sein; er könnte aber auch noch etwas Schlimmeres sein, nämlich ein lebensfeindliches zerstörerisches Princip… „Wille zur Wahrheit“ — das könnte ein versteckter Wille zum Tode sein. — Dergestalt führt die Frage: warum Wissenschaft? zurück auf das moralische Problem: wozu überhaupt Moral, wenn Leben, Natur, Geschichte „unmoralisch“ sind? Es ist kein Zweifel, der Wahrhaftige, in jenem verwegenen und letzten Sinne, wie ihn der Glaube an die Wissenschaft voraussetzt, bejaht damit eine andre Welt als die des Lebens, der Natur und der Geschichte; und insofern er diese „andre Welt“ bejaht, wie? muss er nicht ebendamit ihr Gegenstück, diese Welt, unsre Welt — verneinen?… Doch man wird es begriffen haben, worauf ich hinaus will, nämlich dass es immer noch ein metaphysischer Glaube ist, auf dem unser Glaube an die Wissenschaft ruht, — dass auch wir Erkennenden von heute, wir Gottlosen und Antimetaphysiker, auch unser Feuer noch von dem Brande nehmen, den ein Jahrtausende alter Glaube entzündet hat, jener Christen-Glaube, der auch der Glaube Plato’s war, dass Gott die Wahrheit ist, dass die Wahrheit göttlich ist… Aber wie, wenn dies gerade immer mehr unglaubwürdig wird, wenn Nichts sich mehr als göttlich erweist, es sei denn der Irrthum, die Blindheit, die Lüge, — wenn Gott selbst sich als unsre längste Lüge erweist? —

[«]

345.

Moral als Problem. — Der Mangel an Person rächt sich überall; eine geschwächte, dünne, ausgelöschte, sich selbst leugnende und verleugnende Persönlichkeit taugt zu keinem guten Dinge mehr, — sie taugt am wenigsten zur Philosophie. Die „Selbstlosigkeit“ hat keinen Werth im Himmel und auf Erden; die grossen Probleme verlangen alle die grosse Liebe, und dieser sind nur die starken, runden, sicheren Geister fähig, die fest auf sich selber sitzen. Es macht den erheblichsten Unterschied, ob ein Denker zu seinen Problemen persönlich steht, so dass er in ihnen sein Schicksal, seine Noth und auch sein bestes Glück hat, oder aber „unpersönlich“: nämlich sie nur mit den Fühlhörnern des kalten neugierigen Gedankens anzutasten und zu fassen versteht. Im letzteren Falle kommt Nichts dabei heraus, so viel lässt sich versprechen: denn die grossen Probleme, gesetzt selbst, dass sie sich fassen lassen, lassen sich von Fröschen und Schwächlingen nicht halten, das ist ihr Geschmack seit Ewigkeit, — ein Geschmack übrigens, den sie mit allen wackern Weiblein theilen. — Wie kommt es nun, dass ich noch Niemandem begegnet bin, auch in Büchern nicht, der zur Moral in dieser Stellung als Person stünde, der die Moral als Problem und dies Problem als seine persönliche Noth, Qual, Wollust, Leidenschaft kennte? Ersichtlich war bisher die Moral gar kein Problem; vielmehr Das gerade, worin man, nach allem Misstrauen, Zwiespalt, Widerspruch, mit einander überein kam, der geheiligte Ort des Friedens, wo die Denker auch von sich selbst ausruhten, aufathmeten, auflebten. Ich sehe Niemanden, der eine Kritik der moralischen Werthurtheile gewagt hätte; ich vermisse hierfür selbst die Versuche der wissenschaftlichen Neugierde, der verwöhnten versucherischen Psychologen- und Historiker-Einbildungskraft, welche leicht ein Problem vorwegnimmt und im Fluge erhascht, ohne recht zu wissen, was da erhascht ist. Kaum dass ich einige spärliche Ansätze ausfindig gemacht habe, es zu einer Entstehungsgeschichte dieser Gefühle und Werthschätzungen zu bringen (was etwas Anderes ist als eine Kritik derselben und noch einmal etwas Anderes als die Geschichte der ethischen Systeme): in einem einzelnen Falle habe ich Alles gethan, um eine Neigung und Begabung für diese Art Historie zu ermuthigen — umsonst, wie mir heute scheinen will. Mit diesen Moral-Historikern (namentlich Engländern) hat es wenig auf sich: sie stehen gewöhnlich selbst noch arglos unter dem Kommando einer bestimmten Moral und geben, ohne es zu wissen, deren Schildträger und Gefolge ab; etwa mit jenem noch immer so treuherzig nachgeredeten Volks-Aberglauben des christlichen Europa, dass das Charakteristicum der moralischen Handlung im Selbstlosen, Selbstverleugnenden, Sich-Selbst-Opfernden, oder im Mitgefühle, im Mitleiden belegen sei. Ihr gewöhnlicher Fehler in der Voraussetzung ist, dass sie irgend einen consensus der Völker, mindestens der zahmen Völker über gewisse Sätze der Moral behaupten und daraus deren unbedingte Verbindlichkeit, auch für dich und mich, schliessen; oder dass sie umgekehrt, nachdem ihnen die Wahrheit aufgegangen ist, dass bei verschiedenen Völkern die moralischen Schätzungen nothwendig verschieden sind, einen Schluss auf Unverbindlichkeit aller Moral machen: was Beides gleich grosse Kindereien sind. Der Fehler der Feineren unter ihnen ist, dass sie die vielleicht thörichten Meinungen eines Volkes über seine Moral oder der Menschen über alle menschliche Moral aufdecken und kritisiren, also über deren Herkunft, religiöse Sanktion, den Aberglauben des freien Willens und dergleichen, und ebendamit vermeinen, diese Moral selbst kritisirt zu haben. Aber der Werth einer Vorschrift „du sollst“ ist noch gründlich verschieden und unabhängig von solcherlei Meinungen über dieselbe und von dem Unkraut des Irrthums, mit dem sie vielleicht überwachsen ist: so gewiss der Werth eines Medikaments für den Kranken noch vollkommen unabhängig davon ist, ob der Kranke wissenschaftlich oder wie ein altes Weib über Medizin denkt. Eine Moral könnte selbst aus einem Irrthum gewachsen sein: auch mit dieser Einsicht wäre das Problem ihres Werthes noch nicht einmal berührt. — Niemand also hat bisher den Werth jener berühmtesten aller Medizinen, genannt Moral, geprüft: wozu zuallererst gehört, dass man ihn einmal — in Frage stellt. Wohlan! Dies eben ist unser Werk. —

[«]

346.

Unser Fragezeichen. — Aber ihr versteht das nicht? In der That, man wird Mühe haben, uns zu verstehn. Wir suchen nach Worten, wir suchen vielleicht auch nach Ohren. Wer sind wir doch? Wollten wir uns einfach mit einem älteren Ausdruck Gottlose oder Ungläubige oder auch Immoralisten nennen, wir würden uns damit noch lange nicht bezeichnet glauben: wir sind alles Dreies in einem zu späten Stadium, als dass man begriffe, als dass ihr begreifen könntet, meine Herren Neugierigen, wie es Einem dabei zu Muthe ist. Nein! nicht mehr mit der Bitterkeit und Leidenschaft des Losgerissenen, der sich aus seinem Unglauben noch einen Glauben, einen Zweck, ein Martyrium selbst zurecht machen muss! Wir sind abgesotten in der Einsicht und in ihr kalt und hart geworden, dass es in der Welt durchaus nicht göttlich zugeht, ja noch nicht einmal nach menschlichem Maasse vernünftig, barmherzig oder gerecht: wir wissen es, die Welt, in der wir leben, ist ungöttlich, unmoralisch, „unmenschlich“, — wir haben sie uns allzulange falsch und lügnerisch, aber nach Wunsch und Willen unsrer Verehrung, das heisst nach einem Bedürfnisse ausgelegt. Denn der Mensch ist ein verehrendes Thier! Aber er ist auch ein misstrauisches: und dass die Welt nicht das werth ist, was wir geglaubt haben, das ist ungefähr das Sicherste, dessen unser Misstrauen endlich habhaft geworden ist. So viel Misstrauen, so viel Philosophie. Wir hüten uns wohl zu sagen, dass sie weniger werth ist: es erscheint uns heute selbst zum Lachen, wenn der Mensch in Anspruch nehmen wollte, Werthe zu erfinden, welche den Werth der wirklichen Welt überragen sollten, — gerade davon sind wir zurückgekommen als von einer ausschweifenden Verirrung der menschlichen Eitelkeit und Unvernunft, die lange nicht als solche erkannt worden ist. Sie hat ihren letzten Ausdruck im modernen Pessimismus gehabt, einen älteren, stärkeren in der Lehre des Buddha; aber auch das Christenthum enthält sie, zweifelhafter freilich und zweideutiger, aber darum nicht weniger verführerisch. Die ganze Attitüde „Mensch gegen Welt“, der Mensch als „Welt-verneinendes“ Princip, der Mensch als Werthmaass der Dinge, als Welten-Richter, der zuletzt das Dasein selbst auf seine Wagschalen legt und zu leicht befindet — die ungeheuerliche Abgeschmacktheit dieser Attitüde ist uns als solche zum Bewusstsein gekommen und verleidet, — wir lachen schon, wenn wir „Mensch und Welt“ nebeneinander gestellt finden, getrennt durch die sublime Anmaassung des Wörtchens „und“! Wie aber? Haben wir nicht eben damit, als Lachende, nur einen Schritt weiter in der Verachtung des Menschen gemacht? Und also auch im Pessimismus, in der Verachtung des uns erkennbaren Daseins? Sind wir nicht eben damit dem Argwohne eines Gegensatzes verfallen, eines Gegensatzes der Welt, in der wir bisher mit unsren Verehrungen zu Hause waren — um deren willen wir vielleicht zu leben aushielten —, und einer andren Welt, die wir selber sind: einem unerbittlichen, gründlichen, untersten Argwohn über uns selbst, der uns Europäer immer mehr, immer schlimmer in Gewalt bekommt und leicht die kommenden Geschlechter vor das furchtbare Entweder-Oder stellen könnte: „entweder schafft eure Verehrungen ab oder — euch selbst!“ Das Letztere wäre der Nihilismus; aber wäre nicht auch das Erstere — der Nihilismus? — Dies ist unser Fragezeichen.

[«]

347.

Die Gläubigen und ihr Bedürfniss nach Glauben. — Wie viel einer Glauben nöthig hat, um zu gedeihen, wie viel „Festes“, an dem er nicht gerüttelt haben will, weil er sich daran hält, — ist ein Gradmesser seiner Kraft (oder, deutlicher geredet, seiner Schwäche). Christenthum haben, wie mir scheint, im alten Europa auch heute noch die Meisten nöthig: desshalb findet es auch immer noch Glauben. Denn so ist der Mensch: ein Glaubenssatz könnte ihm tausendfach widerlegt sein, — gesetzt, er hätte ihn nöthig, so würde er ihn auch immer wieder für „wahr“ halten, — gemäss jenem berühmten „Beweise der Kraft“, von dem die Bibel redet. Metaphysik haben Einige noch nöthig; aber auch jenes ungestüme Verlangen nach Gewissheit, welches sich heute in breiten Massen wissenschaftlich-positivistisch entladet, das Verlangen, durchaus etwas fest haben zu wollen (während man es wegen der Hitze dieses Verlangens mit der Begründung der Sicherheit leichter und lässlicher nimmt): auch das ist noch das Verlangen nach Halt, Stütze, kurz, jener Instinkt der Schwäche, welcher Religionen, Metaphysiken, Ueberzeugungen aller Art zwar nicht schafft, aber — conservirt. In der That dampft um alle diese positivistischen Systeme der Qualm einer gewissen pessimistischen Verdüsterung, Etwas von Müdigkeit, Fatalismus, Enttäuschung, Furcht vor neuer Enttäuschung — oder aber zur Schau getragener Ingrimm, schlechte Laune, Entrüstungs-Anarchismus und was es alles für Symptome oder Maskeraden des Schwächegefühls giebt. Selbst die Heftigkeit, mit der sich unsre gescheidtesten Zeitgenossen in ärmliche Ecken und Engen verlieren, zum Beispiel in die Vaterländerei (so heisse ich das, was man in Frankreich chauvinisme, in Deutschland „deutsch“ nennt) oder in ästhetische Winkel-Bekenntnisse nach Art des Pariser naturalisme (der von der Natur nur den Theil hervorzieht und entblösst, welcher Ekel zugleich und Erstaunen macht — man heisst diesen Theil heute gern la verité vraie —) oder in Nihilismus nach Petersburger Muster (das heisst in den Glauben an den Unglauben, bis zum Martyrium dafür) zeigt immer vorerst das Bedürfniss nach Glauben, Halt, Rückgrat, Rückhalt… Der Glaube ist immer dort am meisten begehrt, am dringlichsten nöthig, wo es an Willen fehlt: denn der Wille ist, als Affekt des Befehls, das entscheidende Abzeichen der Selbstherrlichkeit und Kraft. Das heisst, je weniger Einer zu befehlen weiss, um so dringlicher begehrt er nach Einem, der befiehlt, streng befiehlt, nach einem Gott, Fürsten, Stand, Arzt, Beichtvater, Dogma, Partei-Gewissen. Woraus vielleicht abzunehmen wäre, dass die beiden Weltreligionen, der Buddhismus und das Christenthum ihren Entstehungsgrund, ihr plötzliches Um-sich-greifen zumal, in einer ungeheuren Erkrankung des Willens gehabt haben möchten. Und so ist es in Wahrheit gewesen: beide Religionen fanden ein durch Willens-Erkrankung in’s Unsinnige aufgethürmtes, bis zur Verzweiflung gehendes Verlangen nach einem „du sollst“ vor, beide Religionen waren Lehrerinnen des Fanatismus in Zeiten der Willens-Erschlaffung und boten damit Unzähligen einen Halt, eine neue Möglichkeit zu wollen, einen Genuss am Wollen. Der Fanatismus ist nämlich die einzige „Willensstärke“, zu der auch die

Schwachen und Unsicheren gebracht werden können, als eine Art Hypnotisirung des ganzen sinnlich-intellektuellen Systems zu Gunsten der überreichlichen Ernährung (Hypertrophie) eines einzelnen Gesichts- und Gefühlspunktes, der nunmehr dominirt — der Christ heisst ihn seinen Glauben. Wo ein Mensch zu der Grundüberzeugung kommt, dass ihm befohlen werden muss, wird er „gläubig“; umgekehrt wäre eine Lust und Kraft der Selbstbestimmung, eine Freiheit des Willens denkbar, bei der ein Geist jedem Glauben, jedem Wunsch nach Gewissheit den Abschied giebt, geübt, wie er ist, auf leichten Seilen und Möglichkeiten sich halten zu können und selbst an Abgründen noch zu tanzen. Ein solcher Geist wäre der freie Geist par excellence.

[«]

348.

Von der Herkunft der Gelehrten. — Der Gelehrte wächst in Europa aus aller Art Stand und gesellschaftlicher Bedingung heraus, als eine Pflanze, die keines spezifischen Erdreichs bedarf: darum gehört er, wesentlich und unfreiwillig, zu den Trägern des demokratischen Gedankens. Aber diese Herkunft verräth sich. Hat man seinen Blick etwas dafür eingeschult, an einem gelehrten Buche, einer wissenschaftlichen Abhandlung die intellektuelle Idiosynkrasie des Gelehrten — jeder Gelehrte hat eine solche — herauszuerkennen und auf der That zu ertappen, so wird man fast immer hinter ihr die „Vorgeschichte“ des Gelehrten, seine Familie, in Sonderheit deren Berufsarten und Handwerke zu Gesicht bekommen. Wo das Gefühl zum Ausdruck kommt „das ist nunmehr bewiesen, hiermit bin ich fertig“, da ist es gemeinhin der Vorfahr im Blute und Instinkte des Gelehrten, welcher von seinem Gesichtswinkel aus die „gemachte Arbeit“ gutheisst, — der Glaube an den Beweis ist nur ein Symptom davon, was in einem arbeitsamen Geschlechte von Alters her als „gute Arbeit“ angesehn worden ist. Ein Beispiel: die Söhne von Registratoren und Büreauschreibern jeder Art, deren Hauptaufgabe immer war, ein vielfältiges Material zu ordnen, in Schubfächer zu vertheilen, überhaupt zu schematisiren, zeigen, falls sie Gelehrte werden, eine Vorneigung dafür, ein Problem beinahe damit für gelöst zu halten, dass sie es schematisirt haben. Es giebt Philosophen, welche im Grunde nur schematische Köpfe sind — ihnen ist das Formale des väterlichen Handwerks zum Inhalte geworden. Das Talent zu Classificationen, zu Kategorientafeln verräth Etwas; man ist nicht ungestraft das

Kind seiner Eltern. Der Sohn eines Advokaten wird auch als Forscher ein Advokat sein müssen: er will mit seiner Sache in erster Rücksicht Recht behalten, in zweiter, vielleicht, Recht haben. Die Söhne von protestantischen Geistlichen und Schullehrern erkennt man an der naiven Sicherheit, mit der sie als Gelehrte ihre Sache schon als bewiesen nehmen, wenn sie von ihnen eben erst nur herzhaft und mit Wärme vorgebracht worden ist: sie sind eben gründlich daran gewöhnt, dass man ihnen glaubt, — das gehörte bei ihren Vätern zum „Handwerk“! Ein Jude umgekehrt ist, gemäss dem Geschäftskreis und der Vergangenheit seines Volks, gerade daran — dass man ihm glaubt — am wenigsten gewöhnt: man sehe sich darauf die jüdischen Gelehrten an, — sie Alle halten grosse Stücke auf die Logik, das heisst auf das Erzwingen der Zustimmung durch Gründe; sie wissen, dass sie mit ihr siegen müssen, selbst wo Rassen- und Classen-Widerwille gegen sie vorhanden ist, wo man ihnen ungern glaubt. Nichts nämlich ist demokratischer als die Logik: sie kennt kein Ansehn der Person und nimmt auch die krummen Nasen für gerade. (Nebenbei bemerkt: Europa ist gerade in Hinsicht auf Logisirung, auf reinlichere Kopf-Gewohnheiten den Juden nicht wenig Dank schuldig; voran die Deutschen, als eine beklagenswerth deraisonnable Rasse, der man auch heute immer noch zuerst „den Kopf zu waschen“ hat. Ueberall, wo Juden zu Einfluss gekommen sind, haben sie ferner zu scheiden, schärfer zu folgern, heller und sauberer zu schreiben gelehrt: ihre Aufgabe war es immer, ein Volk „zur Raison“ zu bringen.)

[«]

349.

Noch einmal die Herkunft der Gelehrten. — Sich selbst erhalten wollen ist der Ausdruck einer Nothlage, einer Einschränkung des eigentlichen Lebens-Grundtriebes, der auf Machterweiterung hinausgeht und in diesem Willen oft genug die Selbsterhaltung in Frage stellt und opfert. Man nehme es als symptomatisch, wenn einzelne Philosophen, wie zum Beispiel der schwindsüchtige Spinoza, gerade im sogenannten Selbsterhaltungs-Trieb das Entscheidende sahen, sehen mussten: — es waren eben Menschen in Nothlagen. Dass unsre modernen Naturwissenschaften sich dermaassen mit dem Spinozistischen Dogma verwickelt haben (zuletzt noch und am gröbsten im Darwinismus mit seiner unbegreiflich einseitigen Lehre vom „Kampf um’s Dasein“

—), das liegt wahrscheinlich an der Herkunft der meisten Naturforscher: sie gehören in dieser Hinsicht zum „Volk“, ihre Vorfahren waren arme und geringe Leute, welche die Schwierigkeit, sich durchzubringen, allzusehr aus der Nähe kannten. Um den ganzen englischen Darwinismus herum haucht Etwas wie englische Uebervölkerungs-Stickluft, wie Kleiner-Leute-Geruch von Noth und Enge. Aber man sollte, als Naturforscher, aus seinem menschlichen Winkel herauskommen: und in der Natur herrscht nicht die Nothlage, sondern der Ueberfluss, die Verschwendung, sogar bis in’s Unsinnige. Der Kampf um’s Dasein ist nur eine Ausnahme, eine zeitweilige Restriktion des Lebenswillens; der grosse und kleine Kampf dreht sich allenthalben um’s Uebergewicht, um Wachsthum und Ausbreitung, um Macht, gemäss dem Willen zur Macht, der eben der Wille des Lebens ist.

[«]

350.

Zu Ehren der homines religiosi. — Der Kampf gegen die Kirche ist ganz gewiss unter Anderem — denn er bedeutet Vielerlei — auch der Kampf der gemeineren vergnügteren vertraulicheren oberflächlicheren Naturen gegen die Herrschaft der schwereren tieferen beschaulicheren, das heisst böseren und argwöhnischeren Menschen, welche mit einem langen Verdachte über den Werth des Daseins, auch über den eignen Werth brüteten: — der gemeine Instinkt des Volkes, seine Sinnen-Lustigkeit, sein „gutes Herz“ empörte sich gegen sie. Die ganze römische Kirche ruht auf einem südländischen Argwohne über die Natur des Menschen, der vom Norden aus immer falsch verstanden wird: in welchem Argwohne der europäische Süden die Erbschaft des tiefen Orients, des uralten geheimnissreichen Asien und seiner Contemplation gemacht hat. Schon der Protestantismus ist ein Volksaufstand zu Gunsten der Biederen, Treuherzigen, Oberflächlichen (der Norden war immer gutmüthiger und flacher als der Süden); aber erst die französische Revolution hat dem „guten Menschen“ das Scepter vollends und feierlich in die Hand gegeben (dem Schaf, dem Esel, der Gans und Allem, was unheilbar flach und Schreihals und reif für das Narrenhaus der „modernen Ideen“ ist).

[«]

351.

Zu Ehren der priesterlichen Naturen. — Ich denke, von dem, was das Volk unter Weisheit versteht (und wer ist heute nicht „Volk“? —), von jener klugen kuhmässigen Gemüthsstille, Frömmigkeit und Landpfarrer-Sanftmuth, welche auf der Wiese liegt und dem Leben ernst und wiederkäuend zuschaut, — davon haben gerade die Philosophen sich immer am fernsten gefühlt, wahrscheinlich weil sie dazu nicht „Volk“ genug, nicht Landpfarrer genug waren. Auch werden wohl sie gerade am spätesten daran glauben lernen, dass das Volk Etwas von dem verstehn dürfte, was ihm am fernsten liegt, von der grossen Leidenschaft des Erkennenden, der beständig in der Gewitterwolke der höchsten Probleme und der schwersten Verantwortlichkeiten lebt, leben muss (also ganz und gar nicht zuschauend, ausserhalb, gleichgültig, sicher, objektiv…). Das Volk verehrt eine ganz andere Art Mensch, wenn es seinerseits sich ein Ideal des „Weisen“ macht, und hat tausendfach Recht dazu, gerade dieser Art Mensch mit den besten Worten und Ehren zu huldigen: das sind die milden, ernst-einfältigen und keuschen Priester-Naturen und was ihnen verwandt ist, — denen gilt das Lob in jener Volks-Ehrfurcht vor der Weisheit. Und wem hätte das Volk auch Grund, dankbarer sich zu erweisen als diesen Männern, die zu ihm gehören und aus ihm kommen, aber wie Geweihte, Ausgelesene, seinem Wohl Geopferte — sie selber glauben sich Gott geopfert —, vor denen es ungestraft sein Herz ausschütten, an die es seine Heimlichkeiten, seine Sorgen und Schlimmeres loswerden kann (— denn der Mensch, der „sich mittheilt“, wird sich selber los; und wer „bekannt“ hat, vergisst). Hier gebietet eine grosse Nothdurft: es bedarf nämlich auch für den seelischen Unrath der Abzugsgräben und der reinlichen reinigenden Gewässer drin, es bedarf rascher Ströme der Liebe und starker demüthiger reiner Herzen, die zu einem solchen Dienste der nicht-öffentlichen Gesundheitspflege sich bereit machen und opfern — denn es ist eine Opferung, ein Priester ist und bleibt ein Menschenopfer… Das Volk empfindet solche geopferte stillgewordne ernste Menschen des „Glaubens“ als weise, das heisst als Wissend-Gewordene, als „Sichere“ im Verhältniss zur eigenen Unsicherheit: wer würde ihm das Wort und diese Ehrfurcht nehmen mögen? — Aber, wie es umgekehrt billig ist, unter Philosophen gilt auch ein Priester immer noch als „Volk“ und nicht als Wissender, vor Allem, weil sie selbst nicht an „Wissende“ glauben und eben in diesem Glauben und Aberglauben schon „Volk“ riechen. Die Bescheidenheit war es, welche in Griechenland das Wort „Philosoph“ erfunden hat und den prachtvollen Uebermuth, sich weise zu nennen, den Schauspielern des Geistes überliess, — die Bescheidenheit solcher Ungethüme von Stolz und Selbstherrlichkeit, wie Pythagoras, wie Plato —.

[«]

352.

Inwiefern Moral kaum entbehrlich ist. — Der nackte Mensch ist im Allgemeinen ein schändlicher Anblick — ich rede von uns Europäern (und nicht einmal von den Europäerinnen!) Angenommen, die froheste Tischgesellschaft sähe sich plötzlich durch die Tücke eines Zauberers enthüllt und ausgekleidet, ich glaube, dass nicht nur der Frohsinn dahin und der stärkste Appetit entmuthigt wäre, — es scheint, wir Europäer können jener Maskerade durchaus nicht entbehren, die Kleidung heisst. Sollte aber die Verkleidung der „moralischen Menschen“, ihre Verhüllung unter moralische Formeln und Anstandsbegriffe, das ganze wohlwollende Verstecken unserer Handlungen unter die Begriffe Pflicht, Tugend, Gemeinsinn, Ehrenhaftigkeit, Selbstverleugnung nicht seine ebenso guten Gründe haben? Nicht dass ich vermeinte, hierbei sollte etwa die menschliche Bosheit und Niederträchtigkeit, kurz das schlimme wilde Thier in uns vermummt werden; mein Gedanke ist umgekehrt, dass wir gerade als zahme Thiere ein schändlicher Anblick sind und die Moral-Verkleidung brauchen, — dass der „inwendige Mensch“ in Europa eben lange nicht schlimm genug ist, um sich damit „sehen lassen“ zu können (um damit schön zu sein —). Der Europäer verkleidet sich in die Moral, weil er ein krankes, kränkliches, krüppelhaftes Thier geworden ist, das gute Gründe hat, „zahm“ zu sein, weil er beinahe eine Missgeburt, etwas Halbes, Schwaches, Linkisches ist… Nicht die Furchtbarkeit des Raubthiers findet eine moralische Verkleidung nöthig, sondern das Heerdenthier mit seiner tiefen Mittelmässigkeit, Angst und Langenweile an sich selbst. Moral putzt den Europäer auf — gestehen wir es ein! — in's Vornehmere, Bedeutendere, Ansehnlichere, in's „Göttliche“ —

[«]

353.

Vom Ursprung der Religionen. — Die eigentliche Erfindung der Religionsstifter ist einmal: eine bestimmte Art Leben und Alltag der Sitte anzusetzen, welche als disciplina voluntatis wirkt und zugleich die Langeweile wegschafft; sodann: gerade diesem Leben eine Interpretation zu geben, vermöge deren es vom höchsten Werthe umleuchtet scheint, so dass es nunmehr zu einem Gute wird, für das man kämpft und, unter Umständen, sein Leben lässt. In Wahrheit ist von diesen zwei Erfindungen die zweite die wesentlichere: die erste, die Lebensart, war gewöhnlich schon da, aber neben andren Lebensarten und ohne Bewusstsein davon, was für ein Werth ihr innewohne. Die Bedeutung, die Originalität des Religionsstifters kommt gewöhnlich darin zu Tage, dass er sie sieht, dass er sie auswählt, dass er zum ersten Male erräth, wozu sie gebraucht, wie sie interpretirt werden kann. Jesus (oder Paulus) zum Beispiel fand das Leben der kleinen Leute in der römischen Provinz vor, ein bescheidenes tugendhaftes gedrücktes Leben: er legte es aus, er legte den höchsten Sinn und Werth hinein — und damit den Muth, jede andre Art Leben zu verachten, den stillen Herrenhuter-Fanatismus, das heimliche unterirdische Selbstvertrauen, welches wächst und wächst und endlich bereit ist, „die Welt zu überwinden“ (das heisst Rom und die höheren Stände im ganzen Reiche). Buddha insgleichen fand jene Art Menschen vor, und zwar zerstreut unter alle Stände und gesellschaftliche Stufen seines Volks, welche aus Trägheit gut und gütig (vor Allem inoffensiv) sind, die, ebenfalls aus Trägheit, abstinent, beinahe bedürfnisslos leben: er verstand, wie eine solche Art Menschen mit Unvermeidlichkeit, mit der ganzen vis inertiae, in einen Glauben hineinrollen müsse, der die Wiederkehr der irdischen Mühsal (das heisst der Arbeit, des Handelns überhaupt) zu verhüten verspricht, — dies „Verstehen“ war sein Genie. Zum Religionsstifter gehört psychologische Unfehlbarkeit im Wissen um eine bestimmte Durchschnitts-Art von Seelen, die sich noch nicht als zusammengehörig erkannt haben. Er ist es, der sie zusammenbringt; die Gründung einer Religion wird insofern immer zu einem langen Erkennungs-Feste. —

[«]

354.

Vom „Genius der Gattung“. — Das Problem des Bewusstseins (richtiger: des Sich-Bewusst-Werdens) tritt erst dann vor uns hin, wenn wir zu begreifen anfangen, inwiefern wir seiner entrathen könnten: und an diesen Anfang des Begreifens stellt uns jetzt Physiologie und Thiergeschichte (welche also zwei Jahrhunderte nöthig gehabt haben, um den vorausfliegenden Argwohn Leibnitzens einzuholen). Wir könnten nämlich denken, fühlen, wollen, uns erinnern, wir könnten ebenfalls „handeln" in jedem Sinne des Wortes: und trotzdem brauchte das Alles nicht uns „in's Bewusstsein zu treten" (wie man im Bilde sagt). Das ganze Leben wäre möglich, ohne dass es sich gleichsam im Spiegel sähe: wie ja thatsächlich auch jetzt noch bei uns der bei weitem überwiegende Theil dieses Lebens sich ohne diese Spiegelung abspielt —, und zwar auch unsres denkenden, fühlenden, wollenden Lebens, so beleidigend dies einem älteren Philosophen klingen mag. Wozu überhaupt Bewusstsein, wenn es in der Hauptsache überflüssig ist? — Nun scheint mir, wenn man meiner Antwort auf diese Frage und ihrer vielleicht ausschweifenden Vermuthung Gehör geben will, die Feinheit und Stärke des Bewusstseins immer im Verhältniss zur Mittheilungs-Fähigkeit eines Menschen (oder Thiers) zu stehn, die Mittheilungs-Fähigkeit wiederum im Verhältniss zur Mittheilungs-Bedürftigkeit: letzteres nicht so verstanden, als ob gerade der einzelne Mensch selbst, welcher gerade Meister in der Mittheilung und Verständlichmachung seiner Bedürfnisse ist, zugleich auch mit seinen Bedürfnissen am meisten auf die Andern angewiesen sein müsste. Wohl aber scheint es mir so in Bezug auf ganze Rassen und Geschlechter-Ketten zu stehn: wo das Bedürfniss, die Noth die Menschen lange gezwungen hat, sich mitzutheilen, sich gegenseitig rasch und fein zu verstehen, da ist endlich ein Ueberschuss dieser Kraft und Kunst der Mittheilung da, gleichsam ein Vermögen, das sich allmählich aufgehäuft hat und nun eines Erben wartet, der es verschwenderisch ausgiebt (— die sogenannten Künstler sind diese Erben, insgleichen die Redner, Prediger, Schriftsteller, Alles Menschen, welche immer am Ende einer langen Kette kommen, „Spätgeborne" jedes Mal, im besten Verstande des Wortes, und, wie gesagt, ihrem Wesen nach Verschwender). Gesetzt, diese Beobachtung ist richtig, so darf ich zu der Vermuthung weitergehn, dass Bewusstsein überhaupt sich nur unter dem Druck des Mittheilungs-Bedürfnisses entwickelt hat, — dass es von vornherein nur zwischen Mensch und Mensch (zwischen Befehlenden und Gehorchenden in Sonderheit) nöthig war, nützlich war, und auch nur im Verhältniss zum Grade dieser Nützlichkeit sich entwickelt hat. Bewusstsein ist eigentlich nur ein Verbindungsnetz zwischen Mensch und Mensch, — nur als solches hat es sich entwickeln müssen: der einsiedlerische und raubthierhafte Mensch hätte seiner nicht bedurft. Dass uns unsre Handlungen, Gedanken, Gefühle, Bewegungen selbst in's Bewusstsein kommen — wenigstens ein Theil derselben —, das ist die Folge eines furchtbaren langen über dem Menschen waltenden „Muss“: er brauchte, als das gefährdetste Thier, Hülfe, Schutz, er brauchte Seines-Gleichen, er musste seine Noth auszudrücken, sich verständlich zu machen wissen — und zu dem Allen hatte er zuerst „Bewusstsein“ nöthig, also selbst zu „wissen“ was ihm fehlt, zu „wissen“, wie es ihm zu Muthe ist, zu „wissen“, was er denkt. Denn nochmals gesagt: der Mensch, wie jedes lebende Geschöpf, denkt immerfort, aber weiss es nicht; das bewusst werdende Denken ist nur der kleinste Theil davon, sagen wir: der oberflächlichste, der schlechteste Theil: — denn allein dieses bewusste Denken geschieht in Worten, das heisst in Mittheilungszeichen, womit sich die Herkunft des Bewusstseins selber aufdeckt. Kurz gesagt, die Entwicklung der Sprache und die Entwicklung des Bewusstseins (nicht der Vernunft, sondern allein des Sich-bewusst-werdens der Vernunft) gehen Hand in Hand. Man nehme hinzu, dass nicht nur die Sprache zur Brücke zwischen Mensch und Mensch dient, sondern auch der Blick, der Druck, die Gebärde; das Bewusstwerden unserer Sinneseindrücke bei uns selbst, die Kraft, sie fixiren zu können und gleichsam ausser uns zu stellen, hat in dem Maasse zugenommen, als die Nöthigung wuchs, sie Andern durch Zeichen zu übermitteln. Der Zeichen-erfindende Mensch ist zugleich der immer schärfer seiner selbst bewusste Mensch; erst als sociales Thier lernte der Mensch seiner selbst bewusst werden, — er thut es noch, er thut es immer mehr. — Mein Gedanke ist, wie man sieht: dass das Bewusstsein nicht eigentlich zur Individual-Existenz des Menschen gehört, vielmehr zu dem, was an ihm Gemeinschafts- und Heerden-Natur ist; dass es, wie daraus folgt, auch nur in Bezug auf Gemeinschafts- und Heerden-Nützlichkeit fein entwickelt ist, und dass folglich Jeder von uns, beim besten Willen, sich selbst so individuell wie möglich zu verstehen, „sich selbst zu kennen“, doch immer nur gerade das Nicht-Individuelle an sich zum Bewusstsein bringen wird, sein „Durchschnittliches“, — dass unser Gedanke selbst fortwährend durch den Charakter des Bewusstseins — durch den in ihm gebietenden „Genius der Gattung“ — gleichsam majorisirt und in die Heerden-Perspektive zurück-übersetzt wird. Unsre Handlungen sind im Grunde allesammt auf eine unvergleichliche Weise persönlich, einzig, unbegrenzt-individuell, es ist kein Zweifel; aber sobald wir sie in's Bewusstsein übersetzen, scheinen sie es nicht mehr... Diess ist der eigentliche Phänomenalismus und Perspektivismus, wie ich ihn verstehe: die Natur des thierischen Bewusstseins bringt es mit sich, das die Welt, deren wir bewusst werden können, nur eine Oberflächen-

und Zeichenwelt ist, eine verallgemeinerte, eine vergemeinerte Welt, — dass Alles, was bewusst wird, ebendamit flach, dünn, relativ-dumm, generell, Zeichen, Heerden-Merkzeichen wird, dass mit allem Bewusstwerden eine grosse gründliche Verderbniss, Fälschung, Veroberflächlichung und Generalisation verbunden ist. Zuletzt ist das wachsende Bewusstsein eine Gefahr; und wer unter den bewusstesten Europäern lebt, weiss sogar, dass es eine Krankheit ist. Es ist, wie man erräth, nicht der Gegensatz von Subjekt und Objekt, der mich hier angeht: diese Unterscheidung überlasse ich den Erkenntnisstheoretikern, welche in den Schlingen der Grammatik (der Volks-Metaphysik) hängen geblieben sind. Es ist erst recht nicht der Gegensatz von „Ding an sich“ und Erscheinung: denn wir „erkennen“ bei weitem nicht genug, um auch nur so scheiden zu dürfen. Wir haben eben gar kein Organ für das Erkennen, für die „Wahrheit“: wir „wissen“ (oder glauben oder bilden uns ein) gerade so viel als es im Interesse der Menschen-Heerde, der Gattung, nützlich sein mag: und selbst, was hier „Nützlichkeit“ genannt wird, ist zuletzt auch nur ein Glaube, eine Einbildung und vielleicht gerade jene verhängnissvollste Dummheit, an der wir einst zu Grunde gehn.

[«]

355.

Der Ursprung unsres Begriffs „Erkenntniss“. — Ich nehme diese Erklärung von der Gasse; ich hörte Jemanden aus dem Volke sagen „er hat mich erkannt“ —: dabei fragte ich mich: was versteht eigentlich das Volk unter Erkenntniss? was will es, wenn es „Erkenntniss“ will? Nichts weiter als dies: etwas Fremdes soll auf etwas Bekanntes zurückgeführt werden. Und wir Philosophen — haben wir unter Erkenntniss eigentlich mehr verstanden? Das Bekannte, das heisst: das woran wir gewöhnt sind, so dass wir uns nicht mehr darüber wundern, unser Alltag, irgend eine Regel, in der wir stecken, Alles und Jedes, in dem wir uns zu Hause wissen: — wie? ist unser Bedürfniss nach Erkennen nicht eben dies Bedürfniss nach Bekanntem, der Wille, unter allem Fremden, Ungewöhnlichen, Fragwürdigen Etwas aufzudecken, das uns nicht mehr beunruhigt? Sollte es nicht der Instinkt der Furcht sein, der uns erkennen heisst? Sollte das Frohlocken des Erkennenden nicht eben das Frohlocken des wieder erlangten Sicherheitsgefühls sein?… Dieser Philosoph wähnte die Welt „erkannt“, als er sie auf die „Idee“ zurückgeführt hatte: ach, war es nicht deshalb, weil ihm die „Idee“ so bekannt, so gewohnt war? weil er sich so wenig mehr vor der „Idee“ fürchtete? — Oh über diese Genügsamkeit der Erkennenden! man sehe sich doch ihre Principien und Welträthsel-Lösungen darauf an! Wenn sie Etwas an den Dingen, unter den Dingen, hinter den Dingen wiederfinden, das uns leider sehr bekannt ist, zum Beispiel unser Einmaleins oder unsre Logik oder unser Wollen und Begehren, wie glücklich sind sie sofort! Denn „was bekannt ist, ist erkannt“: darin stimmen sie überein. Auch die Vorsichtigsten unter ihnen meinen, zum Mindesten sei das Bekannte leichter erkennbar als das Fremde; es sei zum Beispiel methodisch geboten, von der „inneren Welt“, von den „Thatsachen des Bewusstseins“ auszugehen, weil sie die uns bekanntere Welt sei! Irrthum der Irrthümer! Das Bekannte ist das Gewohnte; und das Gewohnte ist am schwersten zu „erkennen“, das heisst als Problem zu sehen, das heisst als fremd, als fern, als „ausser uns“ zu sehn… Die grosse Sicherheit der natürlichen Wissenschaften im Verhältniss zur Psychologie und Kritik der Bewusstseins-Elemente — unnatürlichen Wissenschaften, wie man beinahe sagen dürfte — ruht gerade darauf, dass sie das Fremde als Objekt nehmen: während es fast etwas Widerspruchsvolles und Widersinniges ist, das Nicht-Fremde überhaupt als Objekt nehmen zu wollen…

[«]

356.

Inwiefern es in Europa immer „künstlerischer“ zugehn wird. — Die Lebens-Fürsorge zwingt auch heute noch — in unsrer Uebergangszeit, wo so Vieles aufhört zu zwingen — fast allen männlichen Europäern eine bestimmte Rolle auf, ihren sogenannten Beruf; Einigen bleibt dabei die Freiheit, eine anscheinende Freiheit, diese Rolle selbst zu wählen, den Meisten wird sie gewählt. Das Ergebniss ist seltsam genug: fast alle Europäer verwechseln sich in einem vorgerückteren Alter mit ihrer Rolle, sie selbst sind die Opfer ihres „guten Spiels“, sie selbst haben vergessen, wie sehr Zufall, Laune, Willkür damals über sie verfügt haben, als sich ihr „Beruf“ entschied — und wie viele andre Rollen sie vielleicht hätten spielen können: denn es ist nunmehr zu spät! Tiefer angesehn, ist aus der Rolle wirklich Charakter geworden, aus der Kunst Natur. Es gab Zeitalter, in denen man mit steifer Zuversichtlichkeit, ja mit Frömmigkeit an seine Vorherbestimmung für gerade dies Geschäft, gerade diesen Broderwerb glaubte und den Zufall darin, die Rolle, das Willkürliche schlechterdings nicht anerkennen wollte: Stände, Zünfte, erbliche Gewerbs-Vorrechte haben mit Hülfe dieses Glaubens es zu Stande gebracht, jene Ungeheuer von breiten Gesellschafts-Thürmen aufzurichten, welche das Mittelalter auszeichnen und denen jedenfalls Eins nachzurühmen bleibt: Dauerfähigkeit (— und Dauer ist auf Erden ein Werth ersten Ranges!). Aber es giebt umgekehrte Zeitalter, die eigentlich demokratischen, wo man diesen Glauben mehr und mehr verlernt und ein gewisser kecker Glaube und Gesichtspunkt des Gegentheils in den Vordergrund tritt, jener Athener-Glaube, der in der Epoche des Perikles zuerst bemerkt wird, jener Amerikaner-Glaube von heute, der immer mehr auch Europäer-Glaube werden will: wo der Einzelne überzeugt ist, ungefähr Alles zu können, ungefähr jeder Rolle gewachsen zu sein, wo Jeder mit sich versucht, improvisirt, neu versucht, mit Lust versucht, wo alle Natur aufhört und Kunst wird… Die Griechen, erst in diesen Rollen-Glauben — einen Artisten-Glauben, wenn man will — eingetreten, machten, wie bekannt, Schritt für Schritt eine wunderliche und nicht in jedem Betracht nachahmenswerthe Verwandlung durch: sie wurden wirklich Schauspieler; als solche bezauberten sie, überwanden sie alle Welt und zuletzt selbst die „Weltüberwinderin“ (denn der Graeculus histrio hat Rom besiegt, und nicht, wie die Unschuldigen zu sagen pflegen, die griechische Cultur…). Aber was ich fürchte, was man heute schon mit Händen greift, falls man Lust hätte, darnach zu greifen, wir modernen Menschen sind ganz schon auf dem gleichen Wege; und jedes Mal, wenn der Mensch anfängt zu entdecken, inwiefern er eine Rolle spielt und inwieweit er Schauspieler sein kann, wird er Schauspieler… Damit kommt dann eine neue Flora und Fauna von Menschen herauf, die in festeren, beschränkteren Zeitaltern nicht wachsen können — oder „unten“ gelassen werden, unter dem Banne und Verdachte der Ehrlosigkeit —, es kommen damit jedes Mal die interessantesten und tollsten Zeitalter der Geschichte herauf, in denen die „Schauspieler“, alle Arten Schauspieler, die eigentlichen Herren sind. Eben dadurch wird eine andre Gattung Mensch immer tiefer benachtheiligt, endlich unmöglich gemacht, vor Allem die grossen „Baumeister“; jetzt erlahmt die bauende Kraft; der Muth, auf lange Fernen hin Pläne zu machen, wird entmuthigt; die organisatorischen Genies fangen an zu fehlen: — wer wagt es nunmehr noch, Werke zu unternehmen, zu deren Vollendung man auf Jahrtausende rechnen müsste? Es stirbt eben jener Grundglaube aus, auf welchen hin Einer dergestalt rechnen, versprechen, die Zukunft im Plane vorwegnehmen, seinem Plane zum Opfer bringen kann, dass nämlich der Mensch nur insofern Werth hat, Sinn hat, als er ein Stein in einem grossen Baue ist: wozu er zuallererst fest sein muss, „Stein“ sein muss… Vor Allem nicht — Schauspieler! Kurz gesagt — ach, es wird lang genug noch verschwiegen werden! — was von nun an nicht mehr gebaut wird, nicht mehr gebaut werden kann, das ist — eine Gesellschaft im alten Verstande des Wortes; um diesen Bau zu bauen, fehlt Alles, voran das Material. Wir Alle sind kein Material mehr für eine Gesellschaft: das ist eine Wahrheit, die an der Zeit ist! Es dünkt mich gleichgültig, dass einstweilen noch die kurzsichtigste, vielleicht ehrlichste, jedenfalls lärmendste Art Mensch, die es heute giebt, unsre Herrn Socialisten, ungefähr das Gegentheil glaubt, hofft, träumt, vor Allem schreit und schreibt; man liest ja ihr Zukunftswort „freie Gesellschaft“ bereits auf allen Tischen und Wänden. Freie Gesellschaft? Ja! Ja! Aber ihr wisst doch, ihr Herren, woraus man die baut? Aus hölzernem Eisen! Aus dem berühmten hölzernen Eisen! Und noch nicht einmal aus hölzernem…

[«]

357.

Zum alten Probleme: „was ist deutsch?“ — Man rechne bei sich die eigentlichen Errungenschaften des philosophischen Gedankens nach, welche deutschen Köpfen verdankt werden: sind sie in irgend einem erlaubten Sinne auch noch der ganzen Rasse zu Gute zu rechnen? Dürfen wir sagen: sie sind zugleich das Werk der „deutschen Seele“, mindestens deren Symptom, in dem Sinne, in welchem wir etwa Plato’s Ideomanie, seinen fast religiösen Formen-Wahnsinn zugleich als ein Ereigniss und Zeugniss der „griechischen Seele“ zu nehmen gewohnt sind? Oder wäre das Umgekehrte wahr? wären sie gerade so individuell, so sehr Ausnahme vom Geiste der Rasse, wie es zum Beispiel Goethe’s Heidenthum mit gutem Gewissen war? Oder wie es Bismarck’s Macchiavellismus mit gutem Gewissen, seine sogenannte „Realpolitik“, unter Deutschen ist? Widersprächen unsre Philosophen vielleicht sogar dem Bedürfnisse der „deutschen Seele“? Kurz, waren die deutschen Philosophen wirklich — philosophische Deutsche? — Ich erinnere an drei Fälle. Zuerst an Leibnitzens unvergleichliche Einsicht, mit der er nicht nur gegen Descartes, sondern gegen Alles, was bis zu ihm philosophirt hatte, Recht bekam, — dass die Bewusstheit nur ein Accidens der Vorstellung ist, nicht deren nothwendiges und wesentliches Attribut, dass also das, was wir Bewusstsein nennen, nur einen Zustand unsrer geistigen und seelischen Welt ausmacht (vielleicht einen krankhaften Zustand) und bei weitem nicht sie selbst: — ist an diesem Gedanken, dessen Tiefe auch heute noch nicht ausgeschöpft ist, etwas Deutsches? Giebt es einen Grund zu muthmaassen, dass nicht leicht ein Lateiner auf diese Umdrehung des Augenscheins verfallen sein würde? — denn es ist eine Umdrehung. Erinnern wir uns zweitens an Kant's ungeheures Fragezeichen, welches er an den Begriff „Causalität“ schrieb, — nicht dass er wie Hume dessen Recht überhaupt bezweifelt hätte: er begann vielmehr vorsichtig das Reich abzugrenzen, innerhalb dessen dieser Begriff überhaupt Sinn hat (man ist auch jetzt noch nicht mit dieser Grenzabsteckung fertig geworden). Nehmen wir drittens den erstaunlichen Griff Hegel's, der damit durch alle logischen Gewohnheiten und Verwöhnungen durchgriff, als er zu lehren wagte, dass die Artbegriffe sich aus einander entwickeln: mit welchem Satze die Geister in Europa zur letzten grossen wissenschaftlichen Bewegung präformirt wurden, zum Darwinismus — denn ohne Hegel kein Darwin. Ist an dieser Hegelschen Neuerung, die erst den entscheidenden Begriff „Entwicklung“ in die Wissenschaft gebracht hat, etwas Deutsches? — Ja, ohne allen Zweifel: in allen drei Fällen fühlen wir Etwas von uns selbst „aufgedeckt“ und errathen und sind dankbar dafür und überrascht zugleich, jeder dieser drei Sätze ist ein nachdenkliches Stück deutscher Selbsterkenntniss, Selbsterfahrung, Selbsterfassung. „Unsre innre Welt ist viel reicher, umfänglicher, verborgener“, so empfinden wir mit Leibnitz; als Deutsche zweifeln wir mit Kant an der Letztgültigkeit naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und überhaupt an Allem, was sich causaliter erkennen lässt: das Erkennbare scheint uns als solches schon geringeren Werthes. Wir Deutsche sind Hegelianer, auch wenn es nie einen Hegel gegeben hätte, insofern wir (im Gegensatz zu allen Lateinern) dem Werden, der Entwicklung instinktiv einen tieferen Sinn und reicheren Werth zumessen als dem, was „ist“ — wir glauben kaum an die Berechtigung des Begriffs „Sein“ —; ebenfalls insofern wir unsrer menschlichen Logik nicht geneigt sind einzuräumen, dass sie die Logik an sich, die einzige Art Logik sei (wir möchten vielmehr uns überreden, dass sie nur ein Spezialfall sei, und vielleicht einer der wunderlichsten und dümmsten —). Eine vierte Frage wäre, ob auch Schopenhauer mit seinem Pessimismus, das heisst dem Problem vom Werth des Daseins, gerade ein Deutscher gewesen sein müsste. Ich glaube nicht. Das Ereigniss, nach welchem dies Problem mit Sicherheit zu erwarten stand, so dass ein Astronom der Seele Tag und Stunde dafür hätte ausrechnen können, der Niedergang des Glaubens an den christlichen Gott, der Sieg des wissenschaftlichen Atheismus, ist ein gesammt-europäisches Ereigniss, an dem alle Rassen ihren Antheil von Verdienst und Ehre haben sollen. Umgekehrt wäre gerade den Deutschen zuzurechnen — jenen Deutschen, mit welchen Schopenhauer gleichzeitig lebte —, diesen Sieg des Atheismus am längsten und gefährlichsten verzögert zu haben; Hegel namentlich war sein Verzögerer par excellence, gemäss dem grandiosen Versuche, den er machte, uns zur Göttlichkeit des Daseins zu allerletzt noch mit Hülfe unsres sechsten Sinnes, des „historischen Sinnes“ zu überreden. Schopenhauer war als Philosoph der erste eingeständliche und unbeugsame Atheist, den wir Deutschen gehabt haben: seine Feindschaft gegen Hegel hatte hier ihren Hintergrund. Die Ungöttlichkeit des Daseins galt ihm als etwas Gegebenes, Greifliches, Undiskutirbares; er verlor jedes Mal seine Philosophen-Besonnenheit und gerieth in Entrüstung, wenn er Jemanden hier zögern und Umschweife machen sah. An dieser Stelle liegt seine ganze Rechtschaffenheit: der unbedingte redliche Atheismus ist eben die Voraussetzung seiner Problemstellung, als ein endlich und schwer errungener Sieg des europäischen Gewissens, als der folgenreichste Akt einer zweitausendjährigen Zucht zur Wahrheit, welche am Schlusse sich die Lüge im Glauben an Gott verbietet… Man sieht, was eigentlich über den christlichen Gott gesiegt hat: die christliche Moralität selbst, der immer strenger genommene Begriff der Wahrhaftigkeit, die Beichtväter-Feinheit des christlichen Gewissens, übersetzt und sublimirt zum wissenschaftlichen Gewissen, zur intellektuellen Sauberkeit um jeden Preis. Die Natur ansehn, als ob sie ein Beweis für die Güte und Obhut eines Gottes sei; die Geschichte interpretiren zu Ehren einer göttlichen Vernunft, als beständiges Zeugniss einer sittlichen Weltordnung und sittlicher Schlussabsichten; die eigenen Erlebnisse auslegen, wie sie fromme Menschen lange genug ausgelegt haben, wie als ob Alles Fügung, Alles Wink, Alles dem Heil der Seele zu Liebe ausgedacht und geschickt sei: das ist nunmehr vorbei, das hat das Gewissen gegen sich, das gilt allen feineren Gewissen als unanständig, unehrlich, als Lügnerei, Femininismus, Schwachheit, Feigheit, — mit dieser Strenge, wenn irgend womit, sind wir eben gute Europäer und Erben von Europa’s längster und tapferster Selbstüberwindung. Indem wir die christliche Interpretation dergestalt von uns stossen und ihren „Sinn“ wie eine Falschmünzerei verurtheilen, kommt nun sofort auf eine furchtbare Weise die Schopenhauerische Frage zu uns: hat denn das Dasein überhaupt einen Sinn? — jene Frage, die ein paar Jahrhunderte brauchen wird, um auch nur vollständig und in alle ihre Tiefe hinein gehört zu werden. Was Schopenhauer selbst auf diese Frage geantwortet hat, war — man vergebe es mir — etwas Voreiliges, Jugendliches, nur eine Abfindung, ein

Stehen- und Steckenbleiben in eben den christlich-asketischen Moral-Perspektiven, welchen, mit dem Glauben an Gott, der Glaube gekündigt war… Aber er hat die Frage gestellt — als ein guter Europäer, wie gesagt, und nicht als Deutscher. — Oder hätten etwa die Deutschen, wenigstens mit der Art, in welcher sie sich der Schopenhauerischen Frage bemächtigten, ihre innere Zugehörigkeit und Verwandtschaft, ihre Vorbereitung, ihr Bedürfniss nach seinem Problem bewiesen? Dass nach Schopenhauer auch in Deutschland — übrigens spät genug! — über das von ihm aufgestellte Problem gedacht und gedruckt worden ist, reicht gewiss nicht aus, zu Gunsten dieser engeren Zugehörigkeit zu entscheiden; man könnte selbst die eigenthümliche Ungeschicktheit dieses Nach-Schopenhauerischen Pessimismus dagegen geltend machen, — die Deutschen benahmen sich ersichtlich nicht dabei wie in ihrem Elemente. Hiermit spiele ich ganz und gar nicht auf Eduard von Hartmann an; im Gegentheil, mein alter Verdacht ist auch heute noch nicht gehoben, dass er für uns zu geschickt ist, ich will sagen, dass er als arger Schalk von Anbeginn sich vielleicht nicht nur über den deutschen Pessimismus lustig gemacht hat, — dass er am Ende etwa gar es den Deutschen testamentarisch „vermachen“ könnte, wie weit man sie selbst, im Zeitalter der Gründungen, hat zum Narren haben können. Aber ich frage: soll man vielleicht den alten Brummkreisel Bahnsen den Deutschen zu Ehren rechnen, der sich mit Wollust sein Leben lang um sein realdialektisches Elend und „persönliches Pech“ gedreht hat, — wäre etwa das gerade deutsch? (ich empfehle anbei seine Schriften, wozu ich sie selbst gebraucht habe, als antipessimistische Kost, namentlich um seiner elegantiae psychologicae willen, mit denen, wie mich dünkt, auch dem verstopftesten Leibe und Gemüthe beizukommen ist). Oder dürfte man solche Dilettanten und alte Jungfern, wie den süsslichen Virginitäts-Apostel Mainländer unter die rechten Deutschen zählen? Zuletzt wird es ein Jude gewesen sein (— alle Juden werden süsslich, wenn sie moralisiren). Weder Bahnsen, noch Mainländer, noch gar Eduard von Hartmann geben eine sichere Handhabe für die Frage ab, ob der Pessimismus Schopenhauer’s, sein entsetzter Blick in eine entgöttlichte, dumm, blind, verrückt und fragwürdig gewordene Welt, sein ehrliches Entsetzen… nicht nur ein Ausnahme-Fall unter Deutschen, sondern ein deutsches Ereigniss gewesen ist: während Alles, was sonst im Vordergrunde steht, unsre tapfre Politik, unsre fröhliche Vaterländerei, welche entschlossen genug alle Dinge auf ein wenig philosophisches Princip hin („Deutschland, Deutschland über Alles“) betrachtet, also sub specie speciei, nämlich der deutschen species, mit grosser Deutlichkeit das Gegentheil bezeugt. Nein! die Deutschen von heute sind keine Pessimisten! Und Schopenhauer war Pessimist, nochmals gesagt, als guter Europäer und nicht als Deutscher. —

[«]

358.

Der Bauernaufstand des Geistes. — Wir Europäer befinden uns im Anblick einer ungeheuren Trümmerwelt, wo Einiges noch hoch ragt, wo Vieles morsch und unheimlich dasteht, das Meiste aber schon am Boden liegt, malerisch genug — wo gab es je schönere Ruinen? — und überwachsen mit grossem und kleinem Unkraute. Die Kirche ist diese Stadt des Untergangs: wir sehen die religiöse Gesellschaft des Christenthums bis in die untersten Fundamente erschüttert, — der Glaube an Gott ist umgestürzt, der Glaube an das christlich-aketische Ideal kämpft eben noch seinen letzten Kampf. Ein solches lang und gründlich gebautes Werk wie das Christenthum — es war der letzte Römerbau! — konnte freilich nicht mit Einem Male zerstört werden; alle Art Erdbeben hat da rütteln, alle Art Geist, die anbohrt, gräbt, nagt, feuchtet, hat da helfen müssen. Aber was das Wunderlichste ist: Die, welche sich am meisten darum bemüht haben, das Christenthum zu halten, zu erhalten, sind gerade seine besten Zerstörer geworden, — die Deutschen. Es scheint, die Deutschen verstehen das Wesen einer Kirche nicht. Sind sie dazu nicht geistig genug? nicht misstrauisch genug? Der Bau der Kirche ruht jedenfalls auf einer südländischen Freiheit und Freisinnigkeit des Geistes und ebenso auf einem südländischen Verdachte gegen Natur, Mensch und Geist, — er ruht auf einer ganz andren Kenntniss des Menschen, Erfahrung vom Menschen, als der Norden gehabt hat. Die Lutherische Reformation war in ihrer ganzen Breite die Entrüstung der Einfalt gegen etwas „Vielfältiges“, um vorsichtig zu reden, ein grobes biederes Missverständniss, an dem Viel zu verzeihen ist, — man begriff den Ausdruck einer siegreichen Kirche nicht und sah nur Corruption, man missverstand die vornehme Skepsis, jenen Luxus von Skepsis und Toleranz, welchen sich jede siegreiche selbstgewisse Macht gestattet… Man übersieht heute gut genug, wie Luther in allen kardinalen Fragen der Macht verhängnissvoll kurz, oberflächlich, unvorsichtig angelegt war, vor Allem als Mann aus dem Volke, dem alle Erbschaft einer herrschenden Kaste, aller Instinkt für Macht abgieng: so dass sein Werk, sein Wille zur Wiederherstellung jenes Römer-Werks, ohne dass er es wollte und wusste, nur der Anfang eines Zerstörungswerks wurde. Er dröselte auf, er riss zusammen, mit ehrlichem Ingrimme, wo die alte Spinne am sorgsamsten und längsten gewoben hatte. Er lieferte die heiligen Bücher an Jedermann aus, — damit geriethen sie endlich in die Hände der Philologen, das heisst der Vernichter jeden Glaubens, der auf Büchern ruht. Er zerstörte den Begriff „Kirche“, indem er den Glauben an die Inspiration der Concilien wegwarf: denn nur unter der Voraussetzung, dass der inspirirende Geist, der die Kirche gegründet hat, in ihr noch lebe, noch baue, noch fortfahre, sein Haus zu bauen, behält der Begriff „Kirche“ Kraft. Er gab dem Priester den Geschlechtsverkehr mit dem Weibe zurück: aber drei Viertel der Ehrfurcht, deren das Volk, vor Allem das Weib aus dem Volke fähig ist, ruht auf dem Glauben, dass ein Ausnahme-Mensch in diesem Punkte auch in andren Punkten eine Ausnahme sein wird, — hier gerade hat der Volksglaube an etwas Uebermenschliches im Menschen, an das Wunder, an den erlösenden Gott im Menschen, seinen feinsten und verfänglichsten Anwalt. Luther musste dem Priester, nachdem er ihm das Weib gegeben hatte, die Ohrenbeichte nehmen, das war psychologisch richtig: aber damit war im Grunde der christliche Priester selbst abgeschafft, dessen tiefste Nützlichkeit immer die gewesen ist, ein heiliges Ohr, ein verschwiegener Brunnen, ein Grab für Geheimnisse zu sein. „Jedermann sein eigner Priester“ — hinter solchen Formeln und ihrer bäurischen Verschlagenheit versteckte sich bei Luther der abgründliche Hass auf den „höheren Menschen“ und die Herrschaft des „höheren Menschen“, wie ihn die Kirche concipirt hatte: — er zerschlug ein Ideal, das er nicht zu erreichen wusste, während er die Entartung dieses Ideals zu bekämpfen und zu verabscheuen schien. Thatsächlich stiess er, der unmögliche Mönch, die Herrschaft der homines religiosi von sich; er machte also gerade Das selber innerhalb der kirchlichen Gesellschafts-Ordnung, was er in Hinsicht auf die bürgerliche Ordnung so unduldsam bekämpfte, — einen „Bauernaufstand“. — Was hinterdrein Alles aus seiner Reformation gewachsen ist, Gutes und Schlimmes, und heute ungefähr überrechnet werden kann, — wer wäre wohl naiv genug, Luthern um dieser Folgen willen einfach zu loben oder zu tadeln? Er ist an Allem unschuldig, er wusste nicht was er that. Die Verflachung des europäischen Geistes, namentlich im Norden, seine Vergutmüthigung, wenn man’s lieber mit einem moralischen Worte bezeichnet hört, that mit der Lutherischen Reformation einen tüchtigen Schritt vorwärts, es ist kein Zweifel; und ebenso wuchs durch sie die Beweglichkeit und Unruhe des Geistes, sein Durst nach Unabhängigkeit, sein Glaube an ein Recht auf Freiheit, seine „Natürlichkeit“. Will man ihr in letzterer Hinsicht den Werth zugestehn, Das vorbereitet und begünstigt zu haben, was wir heute als „moderne Wissenschaft“ verehren, so muss man freilich hinzufügen, dass sie auch an der Entartung des modernen Gelehrten mitschuldig ist, an seinem Mangel an Ehrfurcht, Scham und Tiefe, an der ganzen naiven Treuherzigkeit und Biedermännerei in Dingen der Erkenntniss, kurz an jenem Plebejismus des Geistes, der den letzten beiden Jahrhunderten eigenthümlich ist und von dem uns auch der bisherige Pessimismus noch keineswegs erlöst hat, — auch die „modernen Ideen“ gehören noch zu diesem Bauernaufstand des Nordens gegen den kälteren, zweideutigeren, misstrauischeren Geist des Südens, der sich in der christlichen Kirche sein grösstes Denkmal gebaut hat. Vergessen wir es zuletzt nicht, was eine Kirche ist, und zwar im Gegensatz zu jedem „Staate“: eine Kirche ist vor Allem ein Herrschafts-Gebilde, das den geistigeren Menschen den obersten Rang sichert und an die Macht der Geistigkeit soweit glaubt, um sich alle gröberen Gewaltmittel zu verbieten, — damit allein ist die Kirche unter allen Umständen eine vornehmere Institution als der Staat. —

[«]

359.

Die Rache am Geist und andere Hintergründe der Moral. — Die Moral — wo glaubt ihr wohl, dass sie ihre gefährlichsten und tückischsten Anwälte hat?… Da ist ein missrathener Mensch, der nicht genug Geist besitzt, um sich dessen freuen zu können, und gerade Bildung genug, um das zu wissen; gelangweilt, überdrüssig, ein Selbstverächter; durch etwas ererbtes Vermögen leider noch um den letzten Trost betrogen, den „Segen der Arbeit“, die Selbstvergessenheit im „Tagewerk“; ein Solcher, der sich seines Daseins im Grunde schämt — vielleicht herbergt er dazu ein paar kleine Laster — und andrerseits nicht umhin kann, durch Bücher, auf die er kein Recht hat, oder geistigere Gesellschaft als er verdauen kann, sich immer schlimmer zu verwöhnen und eitel-reizbar zu machen: ein solcher durch und durch vergifteter Mensch — denn Geist wird Gift, Bildung wird Gift, Besitz wird Gift, Einsamkeit wird Gift bei dergestalt Missrathenen — geräth schliesslich in einen habituellen Zustand der Rache, des Willens zur Rache… was glaubt ihr wohl, dass er nöthig, unbedingt nöthig hat, um sich bei sich selbst den Anschein von Ueberlegenheit über geistigere Menschen, um sich die Lust der vollzogenen Rache, wenigstens für seine Einbildung, zu schaffen? Immer die Moralität, darauf darf man wetten, immer die grossen Moral-Worte, immer das Bumbum von Gerechtigkeit, Weisheit, Heiligkeit, Tugend, immer den Stoicismus der Gebärde (— wie gut versteckt der Stoicismus was Einer nicht hat!…), immer den Mantel des klugen Schweigens, der Leutseligkeit, der Milde, und wie alle die Idealisten-Mäntel heissen, unter denen die unheilbaren Selbstverächter, auch die unheilbar Eiteln, herum gehn. Man verstehe mich nicht falsch: aus solchen geborenen Feinden des Geistes entsteht mitunter jenes seltene Stück Menschthum, das vom Volke unter dem Namen des Heiligen, des Weisen verehrt wird; aus solchen Menschen kommen jene Unthiere der Moral her, welche Lärm machen, Geschichte machen, — der heilige Augustin gehört zu ihnen. Die Furcht vor dem Geist, die Rache am Geist — oh wie oft wurden diese triebkräftigen Laster schon zur Wurzel von Tugenden! Ja zur Tugend! — Und, unter uns gefragt, selbst jener Philosophen-Anspruch auf Weisheit, der hier und da einmal auf Erden gemacht worden ist, der tollste und unbescheidenste aller Ansprüche, — war er nicht immer bisher, in Indien, wie in Griechenland, vor Allem ein Versteck? Mitunter vielleicht im Gesichtspunkte der Erziehung, der so viele Lügen heiligt, als zarte Rücksicht auf Werdende, Wachsende, auf Jünger, welche oft durch den Glauben an die Person (durch einen Irrthum) gegen sich selbst vertheidigt werden müssen… In den häufigeren Fällen aber ein Versteck des Philosophen, hinter welches er sich aus Ermüdung, Alter, Erkaltung, Verhärtung rettet, als Gefühl vom nahen Ende, als Klugheit jenes Instinkts, den die Thiere vor dem Tode haben, — sie gehen bei Seite, werden still, wählen die Einsamkeit, verkriechen sich in Höhlen, werden weise… Wie? Weisheit ein Versteck des Philosophen vor — dem Geiste? —

[«]

360.

Zwei Arten Ursache, die man verwechselt. — Das erscheint mir als einer meiner wesentlichsten Schritte und Fortschritte: ich lernte die Ursache des Handelns unterscheiden von der Ursache des So- und So-Handelns, des In-dieser Richtung-, Auf-dieses Ziel hin-Handelns. Die erste Art Ursache ist ein Quantum von aufgestauter Kraft, welches darauf wartet, irgend wie, irgend wozu verbraucht zu werden; die zweite Art ist dagegen etwas an dieser Kraft gemessen ganz Unbedeutendes, ein kleiner Zufall zumeist, gemäss dem jenes Quantum sich nunmehr auf Eine und bestimmte Weise „auslöst“: das Streichholz im Verhältniss zur Pulvertonne. Unter diese kleinen Zufälle und Streichhölzer rechne ich alle sogenannten „Zwecke“, ebenso die noch viel sogenannteren „Lebensberufe“: sie sind relativ beliebig, willkürlich, fast gleichgültig im Verhältniss zu dem ungeheuren Quantum Kraft, welches darnach drängt, wie gesagt, irgendwie aufgebraucht zu werden. Man sieht es gemeinhin anders an: man ist gewohnt, gerade in dem Ziele (Zwecke, Berufe u.s.w.) die treibende Kraft zu sehn, gemäss einem uralten Irrthume, — aber er ist nur die dirigirende Kraft, man hat dabei den Steuermann und den Dampf verwechselt. Und noch nicht einmal immer den Steuermann, die dirigirende Kraft… Ist das „Ziel“, der „Zweck“ nicht oft genug nur ein beschönigender Vorwand, eine nachträgliche Selbstverblendung der Eitelkeit, die es nicht Wort haben will, dass das Schiff der Strömung folgt, in die es zufällig gerathen ist? Dass es dorthin „will“, weil es dorthin — muss? Dass es wohl eine Richtung hat, aber ganz und gar — keinen Steuermann? — Man bedarf noch einer Kritik des Begriffs „Zweck“.

[«]

361.

Vom Probleme des Schauspielers. — Das Problem des Schauspielers hat mich am längsten beunruhigt; ich war im Ungewissen darüber (und bin es mitunter jetzt noch), ob man nicht erst von da aus dem gefährlichen Begriff „Künstler“ — einem mit unverzeihlicher Gutmüthigkeit bisher behandelten Begriff — beikommen wird. Die Falschheit mit gutem Gewissen; die Lust an der Verstellung als Macht herausbrechend, den sogenannten „Charakter“ bei Seite schiebend, überfluthend, mitunter auslöschend; das innere Verlangen in eine Rolle und Maske, in einen Schein hinein; ein Ueberschuss von Anpassungs-Fähigkeiten aller Art, welche sich nicht mehr im Dienste des nächsten engsten Nutzens zu befriedigen wissen: Alles das ist vielleicht nicht nur der Schauspieler an sich?… Ein solcher Instinkt wird sich am leichtesten bei Familien des niederen Volkes ausgebildet haben, die unter wechselndem Druck und Zwang, in tiefer Abhängigkeit ihr Leben durchsetzen mussten, welche sich geschmeidig nach ihrer Decke zu strecken, auf neue Umstände immer neu einzurichten, immer wieder anders zu geben und zu stellen hatten, befähigt allmählich, den Mantel nach jedem Winde zu hängen und dadurch fast zum Mantel werdend, als Meister jener einverleibten und eingefleischten Kunst des ewigen Verstecken-Spielens, das man bei Thieren mimicry nennt: bis zum Schluss dieses ganze von Geschlecht zu Geschlecht aufgespeicherte Vermögen herrisch, unvernünftig, unbändig wird, als Instinkt andre Instinkte kommandiren lernt und den Schauspieler, den „Künstler“ erzeugt (den Possenreisser, Lügenerzähler, Hanswurst, Narren, Clown zunächst, auch den classischen Bedienten, den Gil Blas: denn in solchen Typen hat man die Vorgeschichte des Künstlers und oft genug sogar des „Genies“). Auch in höheren gesellschaftlichen Bedingungen erwächst unter ähnlichem Drucke eine ähnliche Art Mensch: nur wird dann meistens der schauspielerische Instinkt durch einen andren Instinkt gerade noch im Zaume gehalten, zum Beispiel bei dem „Diplomaten“, — ich würde übrigens glauben, dass es einem guten Diplomaten jeder Zeit noch freistünde, auch einen guten Bühnen-Schauspieler abzugeben, gesetzt, dass es ihm eben „freistünde“. Was aber die Juden betrifft, jenes Volk der Anpassungskunst par excellence, so möchte man in ihnen, diesem Gedankengange nach, von vornherein gleichsam eine welthistorische Veranstaltung zur Züchtung von Schauspielern sehn, eine eigentliche Schauspieler-Brutstätte; und in der That ist die Frage reichlich an der Zeit: welcher gute Schauspieler ist heute nicht — Jude? Auch der Jude als geborener Litterat, als der thatsächliche Beherrscher der europäischen Presse übt diese seine Macht auf Grund seiner schauspielerischen Fähigkeit aus: denn der Litterat ist wesentlich Schauspieler, — er spielt nämlich den „Sachkundigen“, den „Fachmann“. — Endlich die Frauen: man denke über die ganze Geschichte der Frauen nach, — müssen sie nicht zu allererst und -oberst Schauspielerinnen sein? Man höre die Aerzte, welche Frauenzimmer hypnotisirt haben; zuletzt, man liebe sie, — man lasse sich von ihnen „hypnotisiren“! Was kommt immer dabei heraus? Dass sie „sich geben“, selbst noch, wenn sie — sich geben. … Das Weib ist so artistisch…

[«]

362.

Unser Glaube an eine Vermännlichung Europa’s. — Napoleon verdankt man’s (und ganz und gar nicht der französischen Revolution, welche auf „Brüderlichkeit“ von Volk zu Volk und allgemeinen blumichten Herzens-Austausch ausgewesen ist), dass sich jetzt ein paar kriegerische Jahrhunderte auf einander folgen dürfen, die in der Geschichte nicht ihres Gleichen haben, kurz dass wir in’s klassische Zeitalter des Kriegs getreten sind, des gelehrten und zugleich volksthümlichen Kriegs im grössten Maassstabe (der

Mittel, der Begabungen, der Disciplin), auf den alle kommenden Jahrtausende als auf ein Stück Vollkommenheit mit Neid und Ehrfurcht zurückblicken werden: — denn die nationale Bewegung, aus der diese Kriegs-Glorie herauswächst, ist nur der Gegen-choc gegen Napoleon und wäre ohne Napoleon nicht vorhanden. Ihm also wird man einmal es zurechnen dürfen, dass der Mann in Europa wieder Herr über den Kaufmann und Philister geworden ist; vielleicht sogar über „das Weib“, das durch das Christenthum und den schwärmerischen Geist des achtzehnten Jahrhunderts, noch mehr durch die „modernen Ideen“, verhätschelt worden ist. Napoleon, der in den modernen Ideen und geradewegs in der Civilisation Etwas wie eine persönliche Feindin sah, hat mit dieser Feindschaft sich als einer der grössten Fortsetzer der Renaissance bewährt: er hat ein ganzes Stück antiken Wesens, das entscheidende vielleicht, das Stück Granit, wieder heraufgebracht. Und wer weiss, ob nicht dies Stück antiken Wesens auch endlich wieder über die nationale Bewegung Herr werden wird und sich im bejahenden Sinne zum Erben und Fortsetzer Napoleon’s machen muss: — der das Eine Europa wollte, wie man weiss, und dies als Herrin der Erde. —

[«]

363.

Wie jedes Geschlecht über die Liebe sein Vorurtheil hat. — Bei allem Zugeständnisse, welches ich dem monogamischen Vorurtheile zu machen Willens bin, werde ich doch niemals zulassen, dass man bei Mann und Weib von gleichen Rechten in der Liebe rede: diese giebt es nicht. Das macht, Mann und Weib verstehen unter Liebe Jeder etwas Anderes, — und es gehört mit unter die Bedingungen der Liebe bei beiden Geschlechtern, dass das eine Geschlecht beim andren Geschlechte nicht das gleiche Gefühl, den gleichen Begriff „Liebe“ voraussetzt. Was das Weib unter Liebe versteht, ist klar genug: vollkommene Hingabe (nicht nur Hingebung) mit Seele und Leib, ohne jede Rücksicht, jeden Vorbehalt, mit Scham und Schrecken vielmehr vor dem Gedanken einer verklausulirten, an Bedingungen geknüpften Hingabe. In dieser Abwesenheit von Bedingungen ist eben seine Liebe ein Glaube: das Weib hat keinen anderen. — Der Mann, wenn er ein Weib liebt, will von ihm eben diese Liebe, ist folglich für seine Person selbst am entferntesten von der Voraussetzung der weiblichen Liebe; gesetzt aber, dass es auch Männer geben sollte, denen ihrerseits das

Verlangen nach vollkommener Hingebung nicht fremd ist, nun, so sind das eben — keine Männer. Ein Mann, der liebt wie ein Weib, wird damit Sklave; ein Weib aber, das liebt wie ein Weib, wird damit ein vollkommeneres Weib… Die Leidenschaft des Weibes, in ihrem unbedingten Verzichtleisten auf eigne Rechte, hat gerade zur Voraussetzung, dass auf der andren Seite nicht ein gleiches Pathos, ein gleiches Verzichtleisten-Wollen besteht: denn wenn Beide aus Liebe auf sich selbst verzichteten, so entstünde daraus — nun, ich weiss nicht was, vielleicht ein leerer Raum? — Das Weib will genommen, angenommen werden als Besitz, will aufgehn in den Begriff „Besitz“, „besessen“; folglich will es Einen, der nimmt, der sich nicht selbst giebt und weggiebt, der umgekehrt vielmehr gerade reicher an „sich“ gemacht werden soll — durch den Zuwachs an Kraft, Glück, Glaube, als welchen ihm das Weib sich selbst giebt. Das Weib giebt sich weg, der Mann nimmt hinzu — ich denke, über diesen Natur-Gegensatz wird man durch keine socialen Verträge, auch nicht durch den allerbesten Willen zur Gerechtigkeit hinwegkommen: so wünschenswerth es sein mag, dass man das Harte, Schreckliche, Räthselhafte, Unmoralische dieses Antagonismus sich nicht beständig vor Augen stellt. Denn die Liebe, ganz, gross, voll gedacht, ist Natur und als Natur in alle Ewigkeit etwas „Unmoralisches“. — Die Treue ist demgemäss in die Liebe des Weibes eingeschlossen, sie folgt aus deren Definition; bei dem Manne kann sie leicht im Gefolge seiner Liebe entstehn, etwa als Dankbarkeit oder als Idiosynkrasie des Geschmacks und sogenannte Wahlverwandtschaft, aber sie gehört nicht in’s Wesen seiner Liebe, — und zwar so wenig, dass man beinahe mit einigem Recht von einem natürlichen Widerspiel zwischen Liebe und Treue beim Mann reden dürfte: welche Liebe eben ein Haben-Wollen ist und nicht ein Verzichtleisten und Weggeben; das Haben-Wollen geht aber jedes Mal mit dem Haben zu Ende… Thatsächlich ist es der feinere und argwöhnerischere Besitzdurst des Mannes, der dies „Haben“ sich selten und spät eingesteht, was seine Liebe fortbestehn macht; insofern ist es selbst möglich, dass sie noch nach der Hingebung wächst, — er giebt nicht leicht zu, dass ein Weib für ihn Nichts mehr „hinzugeben“ hätte. —

[«]

364.

Der Einsiedler redet. — Die Kunst, mit Menschen umzugehn, beruht wesentlich auf der Geschicklichkeit (die eine lange Uebung voraussetzt), eine

Mahlzeit anzunehmen, einzunehmen, zu deren Küche man kein Vertrauen hat. Gesetzt, dass man mit einem Wolfshunger zu Tisch kommt, geht Alles leicht („die schlechteste Gesellschaft lässt dich fühlen —“, wie Mephistopheles sagt); aber man hat ihn nicht, diesen Wolfshunger, wenn man ihn braucht! Ah, wie schwer sind die Mitmenschen zu verdauen! Erstes Princip: wie bei einem Unglücke seinen Muth einsetzen, tapfer zugreifen, sich selbst dabei bewundern, seinen Widerwillen zwischen die Zähne nehmen, seinen Ekel hinunter stopfen. Zweites Princip: seinen Mitmenschen „verbessern“, zum Beispiel durch ein Lob, so dass er sein Glück über sich selbst auszuschwitzen beginnt; oder einen Zipfel von seinen guten oder „interessanten“ Eigenschaften fassen und daran ziehn, bis man die ganze Tugend heraus hat und den Mitmenschen in deren Falten unterstecken kann. Drittes Princip: Selbsthypnotisirung. Sein Verkehrs-Objekt wie einen gläsernen Knopf fixiren, bis man aufhört, Lust und Unlust dabei zu empfinden, und unbemerkt einschläft, starr wird, Haltung bekommt: ein Hausmittel aus der Ehe und Freundschaft, reichlich erprobt, als unentbehrlich gepriesen, aber wissenschaftlich noch nicht formulirt. Sein populärer Name ist — Geduld. —

[«]

365.

Der Einsiedler spricht noch einmal. — Auch wir gehn mit „Menschen“ um, auch wir ziehn bescheiden das Kleid an, in dem (als das) man uns kennt, achtet, sucht, und begeben uns damit in Gesellschaft, das heisst unter Verkleidete, die es nicht heissen wollen; auch wir machen es wie alle klugen Masken und setzen jeder Neugierde, die nicht unser „Kleid“ betrifft, auf eine höfliche Weise den Stuhl vor die Thüre. Es giebt aber auch andre Arten und Kunststücke, um unter Menschen, mit Menschen „umzugehn“: zum Beispiel als Gespenst, — was sehr rathsam ist, wenn man sie bald los sein und fürchten machen will. Probe: man greift nach uns und bekommt uns nicht zu fassen. Das erschreckt. Oder: wir kommen durch eine geschlossne Thür. Oder: wenn alle Lichter ausgelöscht sind. Oder: nachdem wir bereits gestorben sind. Letzteres ist das Kunststück der posthumen Menschen par excellence. („Was denkt ihr auch?“ sagte ein Solcher einmal ungeduldig, „würden wir diese Fremde, Kälte, Grabesstille um uns auszuhalten Lust haben, diese ganze unterirdische verborgne stumme unentdeckte Einsamkeit, die bei uns Leben heisst und ebensogut Tod heissen könnte, wenn wir nicht wüssten, was aus uns wird, — und dass wir nach dem Tode erst zu unserm Leben kommen und lebendig werden, ah! sehr lebendig! wir posthumen Menschen!“ —)

[«]

366.

Angesichts eines gelehrten Buches. — Wir gehören nicht zu Denen, die erst zwischen Büchern, auf den Anstoss von Büchern zu Gedanken kommen — unsre Gewohnheit ist, im Freien zu denken, gehend, springend, steigend, tanzend, am liebsten auf einsamen Bergen oder dicht am Meere, da wo selbst die Wege nachdenklich werden. Unsre ersten Werthfragen, in Bezug auf Buch, Mensch und Musik, lauten: „kann er gehen? mehr noch, kann er tanzen?“… Wir lesen selten, wir lesen darum nicht schlechter — oh wie rasch errathen wir’s, wie Einer auf seine Gedanken gekommen ist, ob sitzend, vor dem Tintenfass, mit zusammengedrücktem Bauche, den Kopf über das Papier gebeugt: oh wie rasch sind wir auch mit seinem Buche fertig! Das geklemmte Eingeweide verräth sich, darauf darf man wetten, ebenso wie sich Stubenluft, Stubendecke, Stubenenge verräth. — Das waren meine Gefühle, als ich eben ein rechtschaffnes gelehrtes Buch zuschlug, dankbar, sehr dankbar, aber auch erleichtert… An dem Buche eines Gelehrten ist fast immer auch etwas Drückendes, Gedrücktes: der „Specialist“ kommt irgendwo zum Vorschein, sein Eifer, sein Ernst, sein Ingrimm, seine Ueberschätzung des Winkels, in dem er sitzt und spinnt, sein Buckel, — jeder Specialist hat seinen Buckel. Ein Gelehrten-Buch spiegelt immer auch eine krummgezogene Seele: jedes Handwerk zieht krumm. Man sehe seine Freunde wieder, mit denen man jung war, nachdem sie Besitz von ihrer Wissenschaft ergriffen haben: ach, wie auch immer das Umgekehrte geschehn ist! Ach, wie sie selbst auf immer nunmehr von ihr besetzt und besessen sind! In ihre Ecke eingewachsen, verdrückt bis zur Unkenntlichkeit, unfrei, um ihr Gleichgewicht gebracht, abgemagert und eckig überall, nur an Einer Stelle ausbündig rund, — man ist bewegt und schweigt, wenn man sie so wiederfindet. Jedes Handwerk, gesetzt selbst, dass es einen goldenen Boden hat, hat über sich auch eine bleierne Decke, die auf die Seele drückt und drückt, bis sie wunderlich und krumm gedrückt ist. Daran ist Nichts zu ändern. Man glaube ja nicht, dass es möglich sei, um diese Verunstaltung durch irgend welche Künste der Erziehung herumzukommen. Jede Art Meisterschaft zahlt sich theuer auf Erden, wo vielleicht Alles sich zu theuer zahlt, man ist Mann seines Fachs um den Preis, auch das Opfer seines Fachs zu sein. Aber ihr wollt es anders haben — „billiger“, vor Allem bequemer — nicht wahr, meine Herren Zeitgenossen? Nun wohlan! Aber da bekommt ihr sofort auch etwas Anderes, nämlich statt des Handwerkers und Meisters den Litteraten, den gewandten „vielgewendeten“ Litteraten, dem freilich der Buckel fehlt — jenen abgerechnet, den er vor euch macht, als der Ladendiener des Geistes und „Träger“ der Bildung —, den Litteraten, der eigentlich Nichts ist, aber fast Alles „repräsentirt“, der den Sachkenner spielt und „vertritt“, der es auch in aller Bescheidenheit auf sich nimmt, sich an dessen Stelle bezahlt, geehrt, gefeiert zu machen. — Nein, meine gelehrten Freunde! Ich segne euch auch noch um eures Buckels willen! Und dafür, dass ihr gleich mir die Litteraten und Bildungs-Schmarotzer verachtet! Und dass ihr nicht mit dem Geiste Handel zu treiben wisst! Und lauter Meinungen habt, die nicht in Geldeswerth auszudrücken sind! Und dass ihr Nichts vertretet, was ihr nicht seid! Dass euer einziger Wille ist, Meister eures Handwerks zu werden, in Ehrfurcht vor jeder Art Meisterschaft und Tüchtigkeit und mit rücksichtslosester Ablehnung alles Scheinbaren, Halbächten, Aufgeputzten, Virtuosenhaften, Demagogischen, Schauspielerischen in litteris et artibus — alles Dessen, was in Hinsicht auf unbedingte Probität von Zucht und Vorschulung sich nicht vor euch ausweisen kann! (Selbst Genie hilft über einen solchen Mangel nicht hinweg, so sehr es auch über ihn hinwegzutäuschen versteht: das begreift man, wenn man einmal unsern begabtesten Malern und Musikern aus der Nähe zugesehn hat, — als welche Alle, fast ausnahmslos, sich durch eine listige Erfindsamkeit von Manieren, von Nothbehelfen, selbst von Principien künstlich und nachträglich den Anschein jener Probität, jener Solidität von Schulung und Cultur anzueignen wissen, freilich ohne damit sich selbst zu betrügen, ohne damit ihr eignes schlechtes Gewissen dauernd mundtodt zu machen. Denn, ihr wisst es doch? alle grossen modernen Künstler leiden am schlechten Gewissen…)

[«]

367.

Wie man zuerst bei Kunstwerken zu unterscheiden hat. — Alles, was gedacht, gedichtet, gemalt, componirt, selbst gebaut und gebildet wird, gehört entweder zur monologischen Kunst oder zur Kunst vor Zeugen. Unter letztere ist auch noch jene scheinbare Monolog-Kunst einzurechnen, welche den

Glauben an Gott in sich schliesst, die ganze Lyrik des Gebets: denn für einen Frommen giebt es noch keine Einsamkeit, — diese Erfindung haben erst wir gemacht, wir Gottlosen. Ich kenne keinen tieferen Unterschied der gesammten Optik eines Künstlers als diesen: ob er vom Auge des Zeugen aus nach seinem werdenden Kunstwerke (nach „sich“ —) hinblickt oder aber „die Welt vergessen hat“: wie es das Wesentliche jeder monologischen Kunst ist, — sie ruht auf dem Vergessen, sie ist die Musik des Vergessens.

[«]

368.

Der Cyniker redet. — Meine Einwände gegen die Musik Wagner’s sind physiologische Einwände: wozu dieselben erst noch unter ästhetische Formeln verkleiden? Meine „Thatsache“ ist, dass ich nicht mehr leicht athme, wenn diese Musik erst auf mich wirkt; dass alsbald mein Fuss gegen sie böse wird und revoltirt — er hat das Bedürfniss nach Takt, Tanz, Marsch, er verlangt von der Musik vorerst die Entzückungen, welche in gutem Gehen, Schreiten, Springen, Tanzen liegen. — Protestirt aber nicht auch mein Magen? mein Herz? mein Blutlauf? mein Eingeweide? Werde ich nicht unvermerkt heiser dabei? — Und so frage ich mich: was will eigentlich mein ganzer Leib von der Musik überhaupt? Ich glaube, seine Erleichterung: wie als ob alle animalischen Funktionen durch leichte kühne ausgelassne selbstgewisse Rhythmen beschleunigt werden sollten; wie als ob das eherne, das bleierne Leben durch goldene gute zärtliche Harmonien vergoldet werden sollte. Meine Schwermuth will in den Verstecken und Abgründen der Vollkommenheit ausruhn: dazu brauche ich Musik. Was geht mich das Drama an! Was die Krämpfe seiner sittlichen Ekstasen, an denen das „Volk“ seine Genugthuung hat! Was der ganze Gebärden-Hokuspokus des Schauspielers!… Man erräth, ich bin wesentlich antitheatralisch geartet, — aber Wagner war umgekehrt wesentlich Theatermensch und Schauspieler, der begeistertste Mimomane, den es gegeben hat, auch noch als Musiker!… Und, beiläufig gesagt: wenn es Wagner’s Theorie gewesen ist „das Drama ist der Zweck, die Musik ist immer nur dessen Mittel“, — seine Praxis dagegen war, von Anfang bis zu Ende, „die Attitüde ist der Zweck, das Drama, auch die Musik ist immer nur ihr Mittel“. Die Musik als Mittel zur Verdeutlichung, Verstärkung, Verinnerlichung der dramatischen Gebärde und Schauspieler-Sinnenfälligkeit; und das Wagnerische Drama nur eine Gelegenheit zu vielen dramatischen Attitüden! Er hatte, neben allen anderen Instinkten, die commandirenden Instinkte eines grossen Schauspielers, in Allem und Jedem: und, wie gesagt, auch als Musiker. — Dies machte ich einstmals einem rechtschaffenen Wagnerianer klar, mit einiger Mühe; und ich hatte Gründe, noch hinzuzufügen „seien Sie doch ein wenig ehrlicher gegen sich selbst: wir sind ja nicht im Theater! Im Theater ist man nur als Masse ehrlich; als Einzelner lügt man, belügt man sich. Man lässt sich selbst zu Hause, wenn man in's Theater geht, man verzichtet auf das Recht der eignen Zunge und Wahl, auf seinen Geschmack, selbst auf seine Tapferkeit, wie man sie zwischen den eignen vier Wänden gegen Gott und Mensch hat und übt. In das Theater bringt Niemand die feinsten Sinne seiner Kunst mit, auch der Künstler nicht, der für das Theater arbeitet: da ist man Volk, Publikum, Heerde, Weib, Pharisäer, Stimmvieh, Demokrat, Nächster, Mitmensch, da unterliegt noch das persönlichste Gewissen dem nivellirenden Zauber der „grössten Zahl“, da wirkt die Dummheit als Lüsternheit und Contagion, da regiert der „Nachbar“, da wird man Nachbar…“ (Ich vergass zu erzählen, was mir mein aufgeklärter Wagnerianer auf die physiologischen Einwände entgegnete: „Sie sind also eigentlich nur nicht gesund genug für unsere Musik?“ —)

[«]

369.

Unser Nebeneinander. — Müssen wir es uns nicht eingestehn, wir Künstler, dass es eine unheimliche Verschiedenheit in uns giebt, dass unser Geschmack und andrerseits unsre schöpferische Kraft auf eine wunderliche Weise für sich stehn, für sich stehn bleiben und ein Wachsthum für sich haben, — ich will sagen ganz verschiedne Grade und tempi von Alt, Jung, Reif, Mürbe, Faul? So dass zum Beispiel ein Musiker zeitlebens Dinge schaffen könnte, die dem, was sein verwöhntes Zuhörer-Ohr, Zuhörer-Herz schätzt, schmeckt, vorzieht, widersprechen: — er brauchte noch nicht einmal um diesen Widerspruch zu wissen! Man kann, wie eine fast peinlich-regelmässige Erfahrung zeigt, leicht mit seinem Geschmack über den Geschmack seiner Kraft hinauswachsen, selbst ohne dass letztere dadurch gelähmt und am Hervorbringen gehindert würde; es kann aber auch etwas Umgekehrtes geschehn, — und dies gerade ist es, worauf ich die Aufmerksamkeit der Künstler lenken möchte. Ein Beständig-Schaffender, eine „Mutter“ von Mensch, im grossen Sinne des Wortes, ein Solcher, der von Nichts als von Schwangerschaften und Kindsbetten seines Geistes mehr weiss und hört, der gar keine Zeit hat, sich und sein Werk zu bedenken, zu vergleichen, der auch nicht mehr Willens ist, seinen Geschmack noch zu üben, und ihn einfach vergisst, nämlich stehn, liegen oder fallen lässt, — vielleicht bringt ein Solcher endlich Werke hervor, denen er mit seinem Urtheile längst nicht mehr gewachsen ist: so dass er über sie und sich Dummheiten sagt, — sagt und denkt. Dies scheint mir bei fruchtbaren Künstlern beinahe das normale Verhältniss, — Niemand kennt ein Kind schlechter als seine Eltern — und es gilt sogar, um ein ungeheueres Beispiel zu nehmen, in Bezug auf die ganze griechische Dichter- und Künstler-Welt: sie hat niemals „gewusst“, was sie gethan hat…

[«]

370.

Was ist Romantik? — Man erinnert sich vielleicht, zum Mindesten unter meinen Freunden, dass ich Anfangs mit einigen dicken Irrthümern und Ueberschätzungen und jedenfalls als Hoffender auf diese moderne Welt losgegangen bin. Ich verstand — wer weiss, auf welche persönlichen Erfahrungen hin? — den philosophischen Pessimismus des neunzehnten Jahrhunderts, wie als ob er das Symptom von höherer Kraft des Gedankens, von verwegenerer Tapferkeit, von siegreicherer Fülle des Lebens sei, als diese dem achtzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter Hume’s, Kant’s, Condillac’s und der Sensualisten, zu eigen gewesen sind: so dass mir die tragische Erkenntniss wie der eigentliche Luxus unsrer Cultur erschien, als deren kostbarste, vornehmste, gefährlichste Art Verschwendung, aber immerhin, auf Grund ihres Ueberreichthums, als ihr erlaubter Luxus. Insgleichen deutete ich mir die deutsche Musik zurecht zum Ausdruck einer dionysischen Mächtigkeit der deutschen Seele: in ihr glaubte ich das Erdbeben zu hören, mit dem eine von Alters her aufgestaute Urkraft sich endlich Luft macht — gleichgültig dagegen, ob Alles, was sonst Cultur heisst, dabei in’s Zittern geräth. Man sieht, ich verkannte damals, sowohl am philosophischen Pessimismus, wie an der deutschen Musik, das was ihren eigentlichen Charakter ausmacht — ihre Romantik. Was ist Romantik? Jede Kunst, jede Philosophie darf als Heil- und Hülfsmittel im Dienste des wachsenden, kämpfenden Lebens angesehn werden: sie setzen immer Leiden und Leidende voraus. Aber es giebt zweierlei Leidende, einmal die an der Ueberfülle des Lebens Leidenden, welche eine dionysische Kunst wollen und ebenso eine tragische Ansicht und Einsicht in das Leben, — und sodann die an der Verarmung des Lebens Leidenden, die Ruhe, Stille, glattes Meer, Erlösung von sich durch die Kunst und Erkenntniss suchen, oder aber den Rausch, den Krampf, die Betäubung, den Wahnsinn. Dem Doppel-Bedürfnisse der Letzteren entspricht alle Romantik in Künsten und Erkenntnissen, ihnen entsprach (und entspricht) ebenso Schopenhauer als Richard Wagner, um jene berühmtesten und ausdrücklichsten Romantiker zu nennen, welche damals von mir missverstanden wurden — übrigens nicht zu ihrem Nachtheile, wie man mir in aller Billigkeit zugestehn darf. Der Reichste an Lebensfülle, der dionysische Gott und Mensch, kann sich nicht nur den Anblick des Fürchterlichen und Fragwürdigen gönnen, sondern selbst die fürchterliche That und jeden Luxus von Zerstörung, Zersetzung, Verneinung; bei ihm erscheint das Böse, Unsinnige und Hässliche gleichsam erlaubt, in Folge eines Ueberschusses von zeugenden, befruchtenden Kräften, welcher aus jeder Wüste noch ein üppiges Fruchtland zu schaffen im Stande ist. Umgekehrt würde der Leidendste, Lebensärmste am meisten die Milde, Friedlichkeit, Güte nöthig haben, im Denken und im Handeln, womöglich einen Gott, der ganz eigentlich ein Gott für Kranke, ein „Heiland“ wäre; ebenso auch die Logik, die begriffliche Verständlichkeit des Daseins — denn die Logik beruhigt, giebt Vertrauen —, kurz eine gewisse warme furchtabwehrende Enge und Einschliessung in optimistische Horizonte. Dergestalt lernte ich allmählich Epikur begreifen, den Gegensatz eines dionysischen Pessimisten, ebenfalls den „Christen“, der in der That nur eine Art Epikureer und, gleich jenem, wesentlich Romantiker ist, — und mein Blick schärfte sich immer mehr für jene schwierigste und verfänglichste Form des Rückschlusses, in der die meisten Fehler gemacht werden — des Rückschlusses vom Werk auf den Urheber, von der That auf den Thäter, vom Ideal auf Den, der es nöthig hat, von jeder Denk- und Werthungsweise auf das dahinter kommandirende Bedürfniss. — In Hinsicht auf alle ästhetischen Werthe bediene ich mich jetzt dieser Hauptunterscheidung: ich frage, in jedem einzelnen Falle, „ist hier der Hunger oder der Ueberfluss schöpferisch geworden?“ Von vornherein möchte sich eine andre Unterscheidung mehr zu empfehlen scheinen — sie ist bei weitem augenscheinlicher — nämlich das Augenmerk darauf, ob das Verlangen nach Starrmachen, Verewigen, nach Sein die Ursache des Schaffens ist, oder aber das Verlangen nach Zerstörung, nach Wechsel, nach Neuem, nach Zukunft, nach Werden. Aber beide Arten des Verlangens erweisen sich, tiefer angesehn, noch als zweideutig, und zwar deutbar eben nach jenem vorangestellten und mit Recht, wie mich dünkt, vorgezogenen Schema. Das Verlangen nach Zerstörung, Wechsel, Werden kann der Ausdruck der übervollen, zukunftsschwangeren Kraft sein (mein terminus ist dafür, wie man weiss, das Wort „dionysisch“), aber es kann auch der Hass des Missrathenen, Entbehrenden, Schlechtweggekommenen sein, der zerstört, zerstören muss, weil ihn das Bestehende, ja alles Bestehn, alles Sein selbst empört und aufreizt — man sehe sich, um diesen Affekt zu verstehn, unsre Anarchisten aus der Nähe an. Der Wille zum Verewigen bedarf gleichfalls einer zwiefachen Interpretation. Er kann einmal aus Dankbarkeit und Liebe kommen: — eine Kunst dieses Ursprungs wird immer eine Apotheosenkunst sein, dithyrambisch vielleicht mit Rubens, selig-spöttisch mit Hafis, hell und gütig mit Goethe, und einen homerischen Licht- und Glorienschein über alle Dinge breitend. Er kann aber auch jener tyrannische Wille eines Schwerleidenden, Kämpfenden, Torturirten sein, welcher das Persönlichste, Einzelnste, Engste, die eigentliche Idiosynkrasie seines Leidens noch zum verbindlichen Gesetz und Zwang stempeln möchte und der an allen Dingen gleichsam Rache nimmt, dadurch, dass er ihnen sein Bild, das Bild seiner Tortur, aufdrückt, einzwängt, einbrennt. Letzteres ist der romantische Pessimismus in seiner ausdrucksvollsten Form, sei es als Schopenhauer’sche Willens-Philosophie, sei es als Wagner’sche Musik: — der romantische Pessimismus, das letzte grosse Ereigniss im Schicksal unsrer Cultur. (Dass es noch einen ganz anderen Pessimismus geben könne, einen klassischen — diese Ahnung und Vision gehört zu mir, als unablöslich von mir, als mein proprium und ipsissimum: nur dass meinen Ohren das Wort „klassisch“ widersteht, es ist bei weitem zu abgebraucht, zu rund und unkenntlich geworden. Ich nenne jenen Pessimismus der Zukunft — denn er kommt! ich sehe ihn kommen! — den dionysischen Pessimismus.)

[«]

371.

Wir Unverständlichen. — Haben wir uns je darüber beklagt, missverstanden, verkannt, verwechselt, verleumdet, verhört und überhört zu werden? Eben das ist unser Loos — oh für lange noch! sagen wir, um bescheiden zu sein, bis 1901 —, es ist auch unsre Auszeichnung; wir würden uns selbst nicht genug in Ehren halten, wenn wir’s anders wünschten. Man verwechselt uns — das macht, wir selbst wachsen, wir wechseln fortwährend, wir stossen alte Rinden ab, wir häuten uns mit jedem Frühjahre noch, wir werden immer jünger, zukünftiger, höher, stärker, wir treiben unsre Wurzeln immer mächtiger in die Tiefe — in's Böse —, während wir zugleich den Himmel immer liebevoller, immer breiter umarmen und sein Licht immer durstiger mit allen unsren Zweigen und Blättern in uns hineinsaugen. Wir wachsen wie Bäume — das ist schwer zu verstehn, wie alles Leben! — nicht an Einer Stelle, sondern überall, nicht in Einer Richtung, sondern ebenso hinauf, hinaus wie hinein und hinunter, — unsre Kraft treibt zugleich in Stamm, Aesten und Wurzeln, es steht uns gar nicht mehr frei, irgend Etwas einzeln zu thun, irgend etwas Einzelnes noch zu sein… So ist es unser Loos, wie gesagt: wir wachsen in die Höhe; und gesetzt, es wäre selbst unser Verhängniss — denn wir wohnen den Blitzen immer näher! — wohlan, wir halten es darum nicht weniger in Ehren, es bleibt Das, was wir nicht theilen, nicht mittheilen wollen, das Verhängniss der Höhe, unser Verhängniss…

[«]

372.

Warum wir keine Idealisten sind. — Ehemals hatten die Philosophen Furcht vor den Sinnen: haben wir — diese Furcht vielleicht allzusehr verlernt? Wir sind heute allesammt Sensualisten, wir Gegenwärtigen und Zukünftigen in der Philosophie, nicht der Theorie nach, aber der Praxis, der Praktik… Jene hingegen meinten, durch die Sinne aus ihrer Welt, dem kalten Reiche der „Ideen“, auf ein gefährliches südlicheres Eiland weggelockt zu werden: woselbst, wie sie fürchteten, ihre Philosophen-Tugenden wie Schnee in der Sonne wegschmelzen würden. „Wachs in den Ohren“ war damals beinahe Bedingung des Philosophirens; ein ächter Philosoph hörte das Leben nicht mehr, insofern Leben Musik ist, er leugnete die Musik des Lebens, — es ist ein alter Philosophen-Aberglaube, dass alle Musik Sirenen-Musik ist. — Nun möchten wir heute geneigt sein, gerade umgekehrt zu urtheilen (was an sich noch eben so falsch sein könnte): nämlich dass die Ideen schlimmere Verführerinnen seien als die Sinne, mit allem ihrem kalten anämischen Anscheine und nicht einmal trotz diesem Anscheine, — sie lebten immer vom „Blute“ des Philosophen, sie zehrten immer seine Sinne aus, ja, wenn man uns glauben will, auch sein „Herz“. Diese alten Philosophen waren herzlos: Philosophiren war immer eine Art Vampyrismus. Fühlt ihr nicht an solchen Gestalten, wie noch der Spinoza's, etwas tief Änigmatisches und Unheimliches?

Seht ihr das Schauspiel nicht, das sich hier abspielt, das beständige Blässerwerden —, die immer idealischer ausgelegte Entsinnlichung? Ahnt ihr nicht im Hintergrunde irgend eine lange verborgene Blutaussaugerin, welche mit den Sinnen ihren Anfang macht und zuletzt Knochen und Geklapper übrig behält, übrig lässt? — ich meine Kategorien, Formeln, Worte (denn, man vergebe mir, das was von Spinoza übrig blieb, amor intellectualis dei, ist ein Geklapper, nichts mehr! was ist amor, was deus, wenn ihnen jeder Tropfen Blut fehlt?…) In summa: aller philosophische Idealismus war bisher Etwas wie Krankheit, wo er nicht, wie im Falle Plato's, die Vorsicht einer überreichen und gefährlichen Gesundheit, die Furcht vor übermächtigen Sinnen, die Klugheit eines klugen Sokratikers war. — Vielleicht sind wir Modernen nur nicht gesund genug, um Plato's Idealismus nöthig zu haben? Und wir fürchten die Sinne nicht, weil — —

[«]

373.

„Wissenschaft" als Vorurtheil. — Es folgt aus den Gesetzen der Rangordnung, dass Gelehrte, insofern sie dem geistigen Mittelstande zugehören, die eigentlichen grossen Probleme und Fragezeichen gar nicht in Sicht bekommen dürfen: zudem reicht ihr Muth und ebenso ihr Blick nicht bis dahin, — vor Allem, ihr Bedürfniss, das sie zu Forschern macht, ihr inneres Vorausnehmen und Wünschen, es möchte so und so beschaffen sein, ihr Fürchten und Hoffen kommt zu bald schon zur Ruhe, zur Befriedigung. Was zum Beispiel den pedantischen Engländer Herbert Spencer auf seine Weise schwärmen macht und einen Hoffnungs-Strich, eine Horizont-Linie der Wünschbarkeit ziehen heisst, jene endliche Versöhnung von „Egoismus und Altruismus", von der er fabelt, das macht Unsereinem beinahe Ekel: — eine Menschheit mit solchen Spencer'schen Perspektiven als letzten Perspektiven schiene uns der Verachtung, der Vernichtung werth! Aber schon dass Etwas als höchste Hoffnung von ihm empfunden werden muss, was Anderen bloss als widerliche Möglichkeit gilt und gelten darf, ist ein Fragezeichen, welches Spencer nicht vorauszusehn vermocht hätte… Ebenso steht es mit jenem Glauben, mit dem sich jetzt so viele materialistische Naturforscher zufrieden geben, dem Glauben an eine Welt, welche im menschlichen Denken, in menschlichen Werthbegriffen ihr Äquivalent und Maass haben soll, an eine „Welt der Wahrheit", der man mit Hülfe unsrer viereckigen kleinen Menschenvernunft letztgültig beizukommen vermöchte — wie? wollen wir uns wirklich dergestalt das Dasein zu einer Rechenknechts-Uebung und Stubenhockerei für Mathematiker herabwürdigen lassen? Man soll es vor Allem nicht seines vieldeutigen Charakters entkleiden wollen: das fordert der gute Geschmack, meine Herren, der Geschmack der Ehrfurcht vor Allem, was über euren Horizont geht! Dass allein eine Welt-Interpretation im Rechte sei, bei der ihr zu Rechte besteht, bei der wissenschaftlich in eurem Sinne (— ihr meint eigentlich mechanistisch?) geforscht und fortgearbeitet werden kann, eine solche, die Zählen, Rechnen, Wägen, Sehn und Greifen und nichts weiter zulässt, das ist eine Plumpheit und Naivetät, gesetzt, dass es keine Geisteskrankheit, kein Idiotismus ist. Wäre es umgekehrt nicht recht wahrscheinlich, dass sich gerade das Oberflächlichste und Aeusserlichste vom Dasein — sein Scheinbarstes, seine Haut und Versinnlichung — am Ersten fassen liesse? vielleicht sogar allein fassen liesse? Eine „wissenschaftliche“ Welt-Interpretation, wie ihr sie versteht, könnte folglich immer noch eine der dümmsten, das heisst sinnärmsten aller möglichen Welt-Interpretationen sein: dies den Herrn Mechanikern in's Ohr und Gewissen gesagt, die heute gern unter die Philosophen laufen und durchaus vermeinen, Mechanik sei die Lehre von den ersten und letzten Gesetzen, auf denen wie auf einem Grundstocke alles Dasein aufgebaut sein müsse. Aber eine essentiell mechanische Welt wäre eine essentiell sinnlose Welt! Gesetzt, man schätzte den Werth einer Musik darnach ab, wie viel von ihr gezählt, berechnet, in Formeln gebracht werden könne — wie absurd wäre eine solche „wissenschaftliche“ Abschätzung der Musik! Was hätte man von ihr begriffen, verstanden, erkannt! Nichts, geradezu Nichts von dem, was eigentlich an ihr „Musik“ ist!…

[«]

374.

Unser neues „Unendliches“. — Wie weit der perspektivische Charakter des Daseins reicht oder gar ob es irgend einen andren Charakter noch hat, ob nicht ein Dasein ohne Auslegung, ohne „Sinn“ eben zum „Unsinn“ wird, ob, andrerseits, nicht alles Dasein essentiell ein auslegendes Dasein ist — das kann, wie billig, auch durch die fleissigste und peinlich-gewissenhafteste Analysis und Selbstprüfung des Intellekts nicht ausgemacht werden: da der menschliche Intellekt bei dieser Analysis nicht umhin kann, sich selbst unter seinen perspektivischen Formen zu sehn und nur in ihnen zu sehn. Wir können nicht um unsre Ecke sehn: es ist eine hoffnungslose Neugierde, wissen zu wollen, was es noch für andre Arten Intellekt und Perspektive geben könnte: zum Beispiel, ob irgend welche Wesen die Zeit zurück oder abwechselnd vorwärts und rückwärts empfinden können (womit eine andre Richtung des Lebens und ein andrer Begriff von Ursache und Wirkung gegeben wäre). Aber ich denke, wir sind heute zum Mindesten ferne von der lächerlichen Unbescheidenheit, von unsrer Ecke aus zu dekretiren, dass man nur von dieser Ecke aus Perspektiven haben dürfe. Die Welt ist uns vielmehr noch einmal „unendlich“ geworden: insofern wir die Möglichkeit nicht abweisen können, dass sie unendliche Interpretationen in sich schliesst. Noch einmal fasst uns der grosse Schauder — aber wer hätte wohl Lust, dieses Ungeheure von unbekannter Welt nach alter Weise sofort wieder zu vergöttlichen? Und etwa das Unbekannte fürderhin als „den Unbekannten“ anzubeten? Ach, es sind zu viele ungöttliche Möglichkeiten der Interpretation mit in dieses Unbekannte eingerechnet, zu viel Teufelei, Dummheit, Narrheit der Interpretation, — unsre eigne menschliche, allzumenschliche selbst, die wir kennen…

[«]

375.

Warum wir Epikureer scheinen. — Wir sind vorsichtig, wir modernen Menschen, gegen letzte Ueberzeugungen; unser Misstrauen liegt auf der Lauer gegen die Bezauberungen und Gewissens-Ueberlistungen, welche in jedem starken Glauben, jedem unbedingten Ja und Nein liegen: wie erklärt sich das? Vielleicht, dass man darin zu einem guten Theil die Behutsamkeit des „gebrannten Kindes“, des enttäuschten Idealisten sehn darf, zu einem andern und bessern Theile aber auch die frohlockende Neugierde eines ehemaligen Eckenstehers, der durch seine Ecke in Verzweiflung gebracht worden ist und nunmehr im Gegensatz der Ecke schwelgt und schwärmt, im Unbegrenzten, im „Freien an sich“. Damit bildet sich ein nahezu epikurischer Erkenntniss-Hang aus, welcher den Fragezeichen-Charakter der Dinge nicht leichten Kaufs fahren lassen will; insgleichen ein Widerwille gegen die grossen Moral-Worte und -Gebärden, ein Geschmack, der alle plumpen vierschrötigen Gegensätze ablehnt und sich seiner Uebung in Vorbehalten mit Stolz bewusst ist. Denn Das macht unsern Stolz aus, dieses leichte Zügel-Straffziehn bei unsrem vorwärts stürmenden Drange nach Gewissheit, diese

Selbstbeherrschung des Reiters auf seinen wildesten Ritten: nach wie vor nämlich haben wir tolle feurige Thiere unter uns, und wenn wir zögern, so ist es am wenigsten wohl die Gefahr, die uns zögern macht…

[«]

376.

Unsre langsamen Zeiten. — So empfinden alle Künstler und Menschen der „Werke“, die mütterliche Art Mensch: immer glauben sie, bei jedem Abschnitte ihres Lebens — den ein Werk jedes Mal abschneidet —, schon am Ziele selbst zu sein, immer würden sie den Tod geduldig entgegen nehmen, mit dem Gefühl: „dazu sind wir reif“. Dies ist nicht der Ausdruck der Ermüdung, — vielmehr der einer gewissen herbstlichen Sonnigkeit und Milde, welche jedes Mal das Werk selbst, das Reifgewordensein eines Werks, bei seinem Urheber hinterlässt. Da verlangsamt sich das tempo des Lebens und wird dick und honigflüssig — bis zu langen Fermaten, bis zum Glauben an die lange Fermate…

[«]

377.

Wir Heimatlosen. — Es fehlt unter den Europäern von Heute nicht an solchen, die ein Recht haben, sich in einem abhebenden und ehrenden Sinne Heimatlose zu nennen, ihnen gerade sei meine geheime Weisheit und gaya scienza ausdrücklich an’s Herz gelegt! Denn ihr Loos ist hart, ihre Hoffnung ungewiss, es ist ein Kunststück, ihnen einen Trost zu erfinden — aber was hilft es! Wir Kinder der Zukunft, wie vermöchten wir in diesem Heute zu Hause zu sein! Wir sind allen Idealen abgünstig, auf welche hin Einer sich sogar in dieser zerbrechlichen zerbrochnen Uebergangszeit noch heimisch fühlen könnte; was aber deren „Realitäten“ betrifft, so glauben wir nicht daran, dass sie Dauer haben. Das Eis, das heute noch trägt, ist schon sehr dünn geworden: der Thauwind weht, wir selbst, wir Heimatlosen, sind Etwas, das Eis und andre allzudünne „Realitäten“ aufbricht… Wir „conserviren“ Nichts, wir wollen auch in keine Vergangenheit zurück, wir sind durchaus nicht „liberal“, wir arbeiten nicht für den „Fortschritt“, wir brauchen unser Ohr nicht erst gegen die Zukunfts-Sirenen des Marktes zu verstopfen — das, was sie singen, „gleiche Rechte“, „freie Gesellschaft“, „keine Herrn mehr und keine Knechte“, das lockt uns nicht! — wir halten es schlechterdings nicht für wünschenswerth, dass das Reich der Gerechtigkeit und Eintracht auf Erden gegründet werde (weil es unter allen Umständen das Reich der tiefsten Vermittelmässigung und Chineserei sein würde), wir freuen uns an Allen, die gleich uns die Gefahr, den Krieg, das Abenteuer lieben, die sich nicht abfinden, einfangen, versöhnen und verschneiden lassen, wir rechnen uns selbst unter die Eroberer, wir denken über die Nothwendigkeit neuer Ordnungen nach, auch einer neuen Sklaverei — denn zu jeder Verstärkung und Erhöhung des Typus „Mensch“ gehört auch eine neue Art Versklavung hinzu — nicht wahr? mit Alle dem müssen wir schlecht in einem Zeitalter zu Hause sein, welches die Ehre in Anspruch zu nehmen liebt, das menschlichste, mildeste, rechtlichste Zeitalter zu heissen, das die Sonne bisher gesehen hat? Schlimm genug, dass wir gerade bei diesen schönen Worten um so hässlichere Hintergedanken haben! Dass wir darin nur den Ausdruck — auch die Maskerade — der tiefen Schwächung, der Ermüdung, des Alters, der absinkenden Kraft sehen! Was kann uns daran gelegen sein, mit was für Flittern ein Kranker seine Schwäche aufputzt! Mag er sie als seine Tugend zur Schau tragen — es unterliegt ja keinem Zweifel, dass die Schwäche mild, ach so mild, so rechtlich, so unoffensiv, so „menschlich“ macht! — Die „Religion des Mitleidens“, zu der man uns überreden möchte — oh wir kennen die hysterischen Männlein und Weiblein genug, welche heute gerade diese Religion zum Schleier und Aufputz nöthig haben! Wir sind keine Humanitarier; wir würden uns nie zu erlauben wagen, von unsrer „Liebe zur Menschheit“ zu reden — dazu ist Unsereins nicht Schauspieler genug! Oder nicht Saint-Simonist genug, nicht Franzose genug. Man muss schon mit einem gallischen Uebermaass erotischer Reizbarkeit und verliebter Ungeduld behaftet sein, um sich in ehrlicher Weise sogar noch der Menschheit mit seiner Brunst zu nähern… Der Menschheit! Gab es je noch ein scheusslicheres altes Weib unter allen alten Weibern? (— es müsste denn etwa „die Wahrheit“ sein: eine Frage für Philosophen). Nein, wir lieben die Menschheit nicht; andererseits sind wir aber auch lange nicht „deutsch“ genug, wie heute das Wort „deutsch“ gang und gäbe ist, um dem Nationalismus und dem Rassenhass das Wort zu reden, um an der nationalen Herzenskrätze und Blutvergiftung Freude haben zu können, derenthalben sich jetzt in Europa Volk gegen Volk wie mit Quarantänen abgrenzt, absperrt. Dazu sind wir zu unbefangen, zu boshaft, zu verwöhnt, auch zu gut unterrichtet, zu „gereist“: wir ziehen es bei Weitem vor, auf Bergen zu leben, abseits, „unzeitgemäss“, in vergangnen oder kommenden Jahrhunderten, nur damit wir uns die stille Wuth ersparen, zu der wir uns verurtheilt wüssten als

Augenzeugen einer Politik, die den deutschen Geist öde macht, indem sie ihn eitel macht, und kleine Politik ausserdem ist: — hat sie nicht nöthig, damit ihre eigne Schöpfung nicht sofort wieder auseinanderfällt, sie zwischen zwei Todhasse zu pflanzen? muss sie nicht die Verewigung der Kleinstaaterei Europa's wollen?… Wir Heimatlosen, wir sind der Rasse und Abkunft nach zu vielfach und gemischt, als „moderne Menschen", und folglich wenig versucht, an jener verlognen Rassen-Selbstbewunderung und Unzucht theilzunehmen, welche sich heute in Deutschland als Zeichen deutscher Gesinnung zur Schau trägt und die bei dem Volke des „historischen Sinns" zwiefach falsch und unanständig anmuthet. Wir sind, mit Einem Worte — und es soll unser Ehrenwort sein! — gute Europäer, die Erben Europa's, die reichen, überhäuften, aber auch überreich verpflichteten Erben von Jahrtausenden des europäischen Geistes: als solche auch dem Christenthum entwachsen und abhold, und gerade, weil wir aus ihm gewachsen sind, weil unsre Vorfahren Christen von rücksichtsloser Rechtschaffenheit des Christenthums waren, die ihrem Glauben willig Gut und Blut, Stand und Vaterland zum Opfer gebracht haben. Wir — thun desgleichen. Wofür doch? Für unsern Unglauben? Für jede Art Unglauben? Nein, das wisst ihr besser, meine Freunde! Das verborgne Ja in euch ist stärker als alle Neins und Vielleichts, an denen ihr mit eurer Zeit krank seid; und wenn ihr auf's Meer müsst, ihr Auswanderer, so zwingt dazu auch euch — ein Glaube!…

[«]

378.

„Und werden wieder hell". — Wir Freigebigen und Reichen des Geistes, die wir gleich offnen Brunnen an der Strasse stehn und es Niemandem wehren mögen, dass er aus uns schöpft: wir wissen uns leider nicht zu wehren, wo wir es möchten, wir können durch Nichts verhindern, dass man uns trübt, finster macht, — dass die Zeit, in der wir leben, ihr „Zeitlichstes", dass deren schmutzige Vögel ihren Unrath, die Knaben ihren Krimskrams und erschöpfte, an uns ausruhende Wandrer ihr kleines und grosses Elend in uns werfen. Aber wir werden es machen, wie wir es immer gemacht haben: wir nehmen, was man auch in uns wirft, hinab in unsre Tiefe — denn wir sind tief, wir vergessen nicht — und werden wieder hell…

[«]

379.

Zwischenrede des Narren. — Das ist kein Misanthrop, der dies Buch geschrieben hat: der Menschenhass bezahlt sich heute zu theuer. Um zu hassen, wie man ehemals den Menschen gehasst hat, timonisch, im Ganzen, ohne Abzug, aus vollem Herzen, aus der ganzen Liebe des Hasses — dazu müsste man auf's Verachten Verzicht leisten: — und wie viel feine Freude, wie viel Geduld, wie viel Gütigkeit selbst verdanken wir gerade unsrem Verachten! Zudem sind wir damit die „Auserwählten Gottes“: das feine Verachten ist unser Geschmack und Vorrecht, unsre Kunst, unsre Tugend vielleicht, wir Modernsten unter den Modernen!… Der Hass dagegen stellt gleich, stellt gegenüber, im Hass ist Ehre, endlich: im Hass ist Furcht, ein grosser guter Theil Furcht. Wir Furchtlosen aber, wir geistigeren Menschen dieses Zeitalters, wir kennen unsern Vortheil gut genug, um gerade als die Geistigeren in Hinsicht auf diese Zeit ohne Furcht zu leben. Man wird uns schwerlich köpfen, einsperren, verbannen; man wird nicht einmal unsre Bücher verbieten und verbrennen. Das Zeitalter liebt den Geist, es liebt uns und hat uns nöthig, selbst wenn wir es ihm zu verstehn geben müssten, dass wir in der Verachtung Künstler sind; dass uns jeder Umgang mit Menschen einen leichten Schauder macht; dass wir mit aller unsrer Milde, Geduld, Menschenfreundlichkeit, Höflichkeit unsre Nase nicht überreden können, von ihrem Vorurtheile abzustehn, welches sie gegen die Nähe eines Menschen hat; dass wir die Natur lieben, je weniger menschlich es in ihr zugeht, und die Kunst, wenn sie die Flucht des Künstlers vor dem Menschen oder der Spott des Künstlers über den Menschen oder der Spott des Künstlers über sich selber ist…

[«]

380.

„Der Wanderer“ redet. — Um unsrer europäischen Moralität einmal aus der Ferne ansichtig zu werden, um sie an anderen, früheren oder kommenden, Moralitäten zu messen, dazu muss man es machen, wie es ein Wanderer macht, der wissen will, wie hoch die Thürme einer Stadt sind: dazu verlässt er die Stadt. „Gedanken über moralische Vorurtheile“, falls sie nicht Vorurtheile über

Vorurtheile sein sollen, setzen eine Stellung ausserhalb der Moral voraus, irgend ein Jenseits von Gut und Böse zu dem man steigen, klettern, fliegen muss, — und, im gegebenen Falle, jedenfalls ein Jenseits von unsrem Gut und Böse, eine Freiheit von allem „Europa“, letzteres als eine Summe von kommandirenden Werthurtheilen verstanden, welche uns in Fleisch und Blut übergegangen sind. Dass man gerade dorthinaus, dorthinauf will, ist vielleicht eine kleine Tollheit, ein absonderliches unvernünftiges „du musst“ — denn auch wir Erkennenden haben unsre Idiosynkrasien des „unfreien Willens“ —: die Frage ist, ob man wirklich dorthinauf kann. Dies mag an vielfachen Bedingungen hängen, in der Hauptsache ist es die Frage darnach, wie leicht oder wie schwer wir sind, das Problem unsrer „spezifischen Schwere“. Man muss sehr leicht sein, um seinen Willen zur Erkenntniss bis in eine solche Ferne und gleichsam über seine Zeit hinaus zu treiben, um sich zum Ueberblick über Jahrtausende Augen zu schaffen und noch dazu reinen Himmel in diesen Augen! Man muss sich von Vielem losgebunden haben, was gerade uns Europäer von Heute drückt, hemmt, niederhält, schwer macht. Der Mensch eines solchen Jenseits, der die obersten Werthmaasse seiner Zeit selbst in Sicht bekommen will, hat dazu vorerst nöthig, diese Zeit in sich selbst zu „überwinden“ — es ist die Probe seiner Kraft — und folglich nicht nur seine Zeit, sondern auch seinen bisherigen Widerwillen und Widerspruch gegen diese Zeit, sein Leiden an dieser Zeit, seine Zeit-Ungemässheit, seine Romantik…

[«]

381.

Zur Frage der Verständlichkeit. — Man will nicht nur verstanden werden, wenn man schreibt, sondern ebenso gewiss auch nicht verstanden werden. Es ist noch ganz und gar kein Einwand gegen ein Buch, wenn irgend Jemand es unverständlich findet: vielleicht gehörte eben dies zur Absicht seines Schreibers, — er wollte nicht von „irgend Jemand“ verstanden werden. Jeder vornehmere Geist und Geschmack wählt sich, wenn er sich mittheilen will, auch seine Zuhörer; indem er sie wählt, zieht er zugleich gegen „die Anderen“ seine Schranken. Alle feineren Gesetze eines Stils haben da ihren Ursprung: sie halten zugleich ferne, sie schaffen Distanz, sie verbieten „den Eingang“, das Verständniss, wie gesagt, — während sie Denen die Ohren aufmachen, die uns mit den Ohren verwandt sind. Und dass ich es unter uns sage und in meinem Falle, — ich will mich weder durch meine Unwissenheit, noch durch die Munterkeit meines Temperaments verhindern lassen, euch verständlich zu sein, meine Freunde: durch die Munterkeit nicht, wie sehr sie auch mich zwingt, einer Sache geschwind beizukommen, um ihr überhaupt beizukommen. Denn ich halte es mit tiefen Problemen, wie mit einem kalten Bade — schnell hinein, schnell hinaus. Dass man damit nicht in die Tiefe, nicht tief genug hinunter komme, ist der Aberglaube der Wasserscheuen, der Feinde des kalten Wassers; sie reden ohne Erfahrung. Oh! die grosse Kälte macht geschwind! — Und nebenbei gefragt: bleibt wirklich eine Sache dadurch allein schon unverstanden und unerkannt, dass sie nur im Fluge berührt, angeblickt, angeblitzt wird? Muss man durchaus erst auf ihr fest sitzen? auf ihr wie auf einem Ei gebrütet haben? Diu noctuque incubando, wie Newton von sich selbst sagte? Zum Mindesten giebt es Wahrheiten von einer besonderen Scheu und Kitzlichkeit, deren man nicht anders habhaft wird, als plötzlich, — die man überraschen oder lassen muss… Endlich hat meine Kürze noch einen andern Werth: innerhalb solcher Fragen, wie sie mich beschäftigen, muss ich Vieles kurz sagen, damit es noch kürzer gehört wird. Man hat nämlich als Immoralist zu verhüten, dass man die Unschuld verdirbt, ich meine die Esel und die alten Jungfern beiderlei Geschlechts, die Nichts vom Leben haben als ihre Unschuld; mehr noch, meine Schriften sollen sie begeistern, erheben, zur Tugend ermuthigen. Ich wüsste Nichts auf Erden, was lustiger wäre als begeisterte alte Esel zu sehn und Jungfern, welche durch die süssen Gefühle der Tugend erregt werden: und „das habe ich gesehn“ — also sprach Zarathustra. So viel in Absicht der Kürze; schlimmer steht es mit meiner Unwissenheit, deren ich selbst vor mir selber kein Hehl habe. Es giebt Stunden, wo ich mich ihrer schäme; freilich ebenfalls Stunden, wo ich mich dieser Scham schäme. Vielleicht sind wir Philosophen allesammt heute zum Wissen schlimm gestellt: die Wissenschaft wächst, die Gelehrtesten von uns sind nahe daran zu entdecken, dass sie zu wenig wissen. Aber schlimmer wäre es immer noch, wenn es anders stünde, — wenn wir zu viel wüssten; unsre Aufgabe ist und bleibt zuerst, uns nicht selber zu verwechseln. Wir sind etwas Anderes als Gelehrte: obwohl es nicht zu umgehn ist, dass wir auch, unter Anderem, gelehrt sind. Wir haben andre Bedürfnisse, ein andres Wachsthum, eine andre Verdauung: wir brauchen mehr, wir brauchen auch weniger. Wie viel ein Geist zu seiner Ernährung nöthig hat, dafür giebt es keine Formel; ist aber sein Geschmack auf Unabhängigkeit gerichtet, auf schnelles Kommen und Gehn, auf Wanderung, auf Abenteuer vielleicht, denen nur die Geschwindesten gewachsen sind, so lebt er lieber frei mit schmaler Kost, als unfrei und gestopft. Nicht Fett, sondern die grösste Geschmeidigkeit und Kraft ist das, was ein guter Tänzer von seiner Nahrung will, — und ich wüsste nicht, was der Geist eines Philosophen mehr zu sein wünschte, als ein guter Tänzer. Der Tanz nämlich ist sein Ideal, auch seine Kunst, zuletzt auch seine einzige Frömmigkeit, sein „Gottesdienst“…

[«]

382.

Die grosse Gesundheit. — Wir Neuen, Namenlosen, Schlechtverständlichen, wir Frühgeburten einer noch unbewiesenen Zukunft — wir bedürfen zu einem neuen Zwecke auch eines neuen Mittels, nämlich einer neuen Gesundheit, einer stärkeren gewitzteren zäheren verwegneren lustigeren, als alle Gesundheiten bisher waren. Wessen Seele darnach dürstet, den ganzen Umfang der bisherigen Werthe und Wünschbarkeiten erlebt und alle Küsten dieses idealischen „Mittelmeers“ umschifft zu haben, wer aus den Abenteuern der eigensten Erfahrung wissen will, wie es einem Eroberer und Entdecker des Ideals zu Muthe ist, insgleichen einem Künstler, einem Heiligen, einem Gesetzgeber, einem Weisen, einem Gelehrten, einem Frommen, einem Wahrsager, einem Göttlich-Abseitigen alten Stils: der hat dazu zuallererst Eins nöthig, die grosse Gesundheit — eine solche, welche man nicht nur hat, sondern auch beständig noch erwirbt und erwerben muss, weil man sie immer wieder preisgiebt, preisgeben muss!… Und nun, nachdem wir lange dergestalt unterwegs waren, wir Argonauten des Ideals, muthiger vielleicht, als klug ist, und oft genug schiffbrüchig und zu Schaden gekommen, aber, wie gesagt, gesünder als man es uns erlauben möchte, gefährlich-gesund, immer wieder gesund, — will es uns scheinen, als ob wir, zum Lohn dafür, ein noch unentdecktes Land vor uns haben, dessen Grenzen noch Niemand abgesehn hat, ein Jenseits aller bisherigen Länder und Winkel des Ideals, eine Welt so überreich an Schönem, Fremdem, Fragwürdigem, Furchtbarem und Göttlichem, dass unsre Neugierde ebensowohl wie unser Besitzdurst ausser sich gerathen sind — ach, dass wir nunmehr durch Nichts mehr zu ersättigen sind! Wie könnten wir uns, nach solchen Ausblicken und mit einem solchen Heisshunger in Gewissen und Wissen, noch am gegenwärtigen Menschen genügen lassen? Schlimm genug: aber es ist unvermeidlich, dass wir seinen würdigsten Zielen und Hoffnungen nur mit einem übel aufrecht erhaltenen Ernste zusehn und vielleicht nicht einmal mehr zusehn. Ein andres Ideal läuft vor uns her, ein wunderliches, versucherisches, gefahrenreiches Ideal, zu dem wir Niemanden überreden möchten, weil wir Niemandem so leicht das Recht darauf zugestehn: das Ideal eines Geistes, der naiv, das heisst ungewollt und aus überströmender Fülle und Mächtigkeit mit Allem spielt, was bisher heilig, gut, unberührbar, göttlich hiess; für den das Höchste, woran das Volk billigerweise sein Werthmaass hat, bereits so viel wie Gefahr, Verfall, Erniedrigung oder, mindestens, wie Erholung, Blindheit, zeitweiliges Selbstvergessen bedeuten würde; das Ideal eines menschlich-übermenschlichen Wohlseins und Wohlwollens, das oft genug unmenschlich erscheinen wird, zum Beispiel, wenn es sich neben den ganzen bisherigen Erden-Ernst, neben alle Art Feierlichkeit in Gebärde, Wort, Klang, Blick, Moral und Aufgabe wie deren leibhafteste unfreiwillige Parodie hinstellt — und mit dem, trotzalledem, vielleicht der grosse Ernst erst anhebt, das eigentliche Fragezeichen erst gesetzt wird, das Schicksal der Seele sich wendet, der Zeiger rückt, die Tragödie beginnt…

[«]

383.

Epilog. — Aber indem ich zum Schluss dieses düstere Fragezeichen langsam, langsam hinmale und eben noch Willens bin, meinen Lesern die Tugenden des rechten Lesens — oh was für vergessene und unbekannte Tugenden! — in’s Gedächtniss zu rufen, begegnet mir’s, dass um mich das boshafteste, munterste, koboldigste Lachen laut wird: die Geister meines Buches selber fallen über mich her, ziehn mich an den Ohren und rufen mich zur Ordnung. „Wir halten es nicht mehr aus — rufen sie mir zu —; fort, fort mit dieser rabenschwarzen Musik. Ist es nicht rings heller Vormittag um uns? Und grüner weicher Grund und Rasen, das Königreich des Tanzes? Gab es je eine bessere Stunde, um fröhlich zu sein? Wer singt uns ein Lied, ein Vormittagslied, so sonnig, so leicht, so flügge, dass es die Grillen nicht verscheucht, — dass es die Grillen vielmehr einlädt, mit zu singen, mit zu tanzen? Und lieber noch einen einfältigen bäurischen Dudelsack als solche geheimnissvolle Laute, solche Unkenrufe, Grabesstimmen und Murmelthierpfiffe, mit denen Sie uns in Ihrer Wildniss bisher regalirt haben, mein Herr Einsiedler und Zukunftsmusikant! Nein! Nicht solche Töne! Sondern lasst uns angenehmere anstimmen und freudenvollere!“ — Gefällt es euch so, meine ungeduldigen Freunde? Wohlan! Wer wäre euch nicht gern zu Willen? Mein Dudelsack wartet schon, meine Kehle auch — sie mag ein wenig rauh klingen, nehmt fürlieb! dafür sind wir im Gebirge. Aber was ihr zu hören bekommt, ist wenigstens neu; und wenn ihr’s nicht versteht, wenn ihr den Sänger missversteht, was liegt daran! Das ist nun einmal „des Sängers Fluch“. Um so deutlicher könnt ihr seine Musik und Weise hören, um so besser auch nach seiner Pfeife — tanzen. Wollt ihr das?…

[«]

Anhang: Lieder des Prinzen Vogelfrei.

An Goethe.

Das Unvergängliche
Ist nur dein Gleichniss!
Gott der Verfängliche
Ist Dichter-Erschleichniss…

Welt-Rad, das rollende,
Streift Ziel auf Ziel:
Noth — nennt's der Grollende,
Der Narr nennt's — Spiel…

Welt-Spiel, das herrische,
Mischt Sein und Schein: —
Das Ewig-Närrische
Mischt uns — hinein!…

[«]

Dichters Berufung.

Als ich jüngst, mich zu erquicken,
Unter dunklen Bäumen sass,
Hört' ich ticken, leise ticken,
Zierlich, wie nach Takt und Maass.
Böse wurd, ich, zog Gesichter, —
Endlich aber gab ich nach,
Bis ich gar, gleich einem Dichter,

Selber mit im Tiktak sprach.

Wie mir so im Verse-Machen
Silb' um Silb' ihr Hopsa sprang,
Musst' ich plötzlich lachen, lachen
Eine Viertelstunde lang.
Du ein Dichter? Du ein Dichter?
Steht's mit deinem Kopf so schlecht?
— „Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter"
Achselzuckt der Vogel Specht.

Wessen harr' ich hier im Busche?
Wem doch laur' ich Räuber auf?
Ist's ein Spruch? Ein Bild? Im Husche
Sitzt mein Reim ihm hintendrauf.
Was nur schlüpft und hüpft, gleich sticht der
Dichter sich's zum Vers zurecht.
— „Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter"
Achselzuckt der Vogel Specht.

Reime, mein' ich, sind wie Pfeile?
Wie das zappelt, zittert, springt,
Wenn der Pfeil in edle Theile
Des Lacerten-Leibchens dringt!
Ach, ihr sterbt dran, arme Wichter,
Oder taumelt wie bezecht!
— „Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter"
Achselzuckt der Vogel Specht.

Schiefe Sprüchlein voller Eile,
Trunkne Wörtlein, wie sich's drängt!
Bis ihr Alle, Zeil' an Zeile,
An der Tiktak-Kette hängt.
Und es giebt grausam Gelichter,
Das dies — freut? Sind Dichter — schlecht?
— „Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter"
Achselzuckt der Vogel Specht.

Höhnst du, Vogel? Willst du scherzen?
Steht's mit meinem Kopf schon schlimm,
Schlimmer stünd's mit meinem Herzen?
Fürchte, fürchte meinen Grimm! —
Doch der Dichter — Reime flicht er
Selbst im Grimm noch schlecht und recht.
— „Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter“
Achselzuckt der Vogel Specht.

[«]

Im Süden.

So häng' ich denn auf krummem Aste
Und schaukle meine Müdigkeit.
Ein Vogel lud mich her zu Gaste,
Ein Vogelnest ist's, drin ich raste.
Wo bin ich doch? Ach, weit! Ach, weit!

Das weisse Meer liegt eingeschlafen,
Und purpurn steht ein Segel drauf.
Fels, Feigenbäume, Thurm und Hafen,
Idylle rings, Geblök von Schafen, —
Unschuld des Südens, nimm mich auf!

Nur Schritt für Schritt — das ist kein Leben,
Stets Bein vor Bein macht deutsch und schwer.
Ich hiess den Wind mich aufwärts heben,
Ich lernte mit den Vögeln schweben, —
Nach Süden flog ich über's Meer.

Vernunft! Verdriessliches Geschäfte!
Das bringt uns allzubald an's Ziel!
Im Fliegen lernt', ich, was mich äffte, —
Schon fühl' ich Muth und Blut und Säfte
Zu neuem Leben, neuem Spiel…

Einsam zu denken nenn' ich weise,

Doch einsam singen — wäre dumm!
So hört ein Lied zu eurem Preise
Und setzt euch still um mich im Kreise,
Ihr schlimmen Vögelchen, herum!

So jung, so falsch, so umgetrieben
Scheint ganz ihr mir gemacht zum Lieben
Und jedem schönen Zeitvertreib?
Im Norden — ich gesteh's mit Zaudern —
Liebt' ich ein Weibchen, alt zum Schaudern:
„Die Wahrheit“ hiess dies alte Weib…

[«]

Die fromme Beppa.

So lang noch hübsch mein Leibchen,
Lohnt's sich schon, fromm zu sein.
Man weiss, Gott liebt die Weibchen,
Die hübschen obendrein.
Er wird's dem armen Mönchlein
Gewisslich gern verzeih'n,
Dass er, gleich manchem Mönchlein,
So gern will bei mir sein.

Kein grauer Kirchenvater!
Nein, jung noch und oft roth,
Oft trotz dem grausten Kater
Voll Eifersucht und Noth.
Ich liebe nicht die Greise,
Er liebt die Alten nicht:
Wie wunderlich und weise
Hat Gott dies eingericht!

Die Kirche weiss zu leben,
Sie prüft Herz und Gesicht.
Stets will sie mir vergeben, —
Ja, wer vergiebt mir nicht!

Man lispelt mit dem Mündchen,
Man knixt und geht hinaus,
Und mit dem neuen Sündchen
Löscht man das alte aus.

Gelobt sei Gott auf Erden,
Der hübsche Mädchen liebt
Und derlei Herzbeschwerden
Sich selber gern vergiebt.
So lang noch hübsch mein Leibchen,
Lohnt sich's schon, fromm zu sein:
Als altes Wackelweibchen
Mag mich der Teufel frein!

[«]

Der geheimnissvolle Nachen.

Gestern Nachts, als Alles schlief,
Kaum der Wind mit ungewissen
Seufzern durch die Gassen lief,
Gab mir Ruhe nicht das Kissen,
Noch der Mohn, noch, was sonst tief
Schlafen macht, — ein gut Gewissen.

Endlich schlug ich mir den Schlaf
Aus dem Sinn und lief zum Strande.
Mondhell war's und mild, — ich traf
Mann und Kahn auf warmem Sande,
Schläfrig beide, Hirt und Schaf: —
Schläfrig stiess der Kahn vom Lande.

Eine Stunde, leicht auch zwei,
Oder war's ein Jahr? — da sanken
Plötzlich mir Sinn und Gedanken
In ein ew'ges Einerlei,
Und ein Abgrund ohne Schranken
That sich auf: — da war's vorbei! —

— Morgen kam: auf schwarzen Tiefen
Steht ein Kahn und ruht und ruht…
Was geschah? so rief’s, so riefen
Hundert bald: was gab es? Blut? — —
Nichts geschah! Wir schliefen, schliefen
Alle — ach, so gut! so gut!

[«]

Liebeserklärung

(bei der aber der Dichter in eine Grube fiel —).

Oh Wunder! Fliegt er noch?
Er steigt empor, und seine Flügel ruhn?
Was hebt und trägt ihn doch?
Was ist ihm Ziel und Zug und Zügel nun?

Gleich Stern und Ewigkeit
Lebt er in Höhn jetzt, die das Leben flieht,
Mitleidig selbst dem Neid —:
Und hoch flog, wer ihn auch nur schweben sieht!

Oh Vogel Albatross!
Zur Höhe treibt’s mit ew’gem Triebe mich.
Ich dachte dein: da floss
Mir Thrän’ um Thräne, — ja, ich liebe dich!

[«]

Lied eines theokritischen Ziegenhirten.

Da lieg’ ich, krank im Gedärm, —
Mich fressen die Wanzen.
Und drüben noch Licht und Lärm!
Ich hör’s, sie tanzen…

Sie wollte um diese Stund’
Zu mir sich schleichen.
Ich warte wie ein Hund, —
Es kommt kein Zeichen.

Das Kreuz, als sie’s versprach?
Wie konnte sie lügen?
— Oder läuft sie Jedem nach,
Wie meine Ziegen?

Woher ihr seid’ner Rock? —
Ah, meine Stolze?
Es wohnt noch mancher Bock
An diesem Holze?

— Wie kraus und giftig macht
Verliebtes Warten!
So wächst bei schwüler Nacht
Giftpilz im Garten.

Die Liebe zehrt an mir
Gleich sieben Uebeln, —
Nichts mag ich essen schier.
Lebt wohl, ihr Zwiebeln!

Der Mond gieng schon in’s Meer,
Müd sind alle Sterne,
Grau kommt der Tag daher, —
Ich stürbe gerne.

[«]

„Diesen ungewissen Seelen“.

Diesen ungewissen Seelen
Bin ich grimmig gram.
All ihr Ehren ist ein Quälen,
All ihr Lob ist Selbstverdruss und Scham.

Dass ich nicht an ihrem Stricke
Ziehe durch die Zeit,
Dafür grüsst mich ihrer Blicke
Giftig-süsser hoffnungsloser Neid.

Möchten sie mir herzhaft fluchen
Und die Nase drehn!
Dieser Augen hülflos Suchen
Soll bei mir auf ewig irre gehn.

[«]

Narr in Verzweiflung.

Ach! Was ich schrieb auf Tisch und Wand
Mit Narrenherz und Narrenhand,
Das sollte Tisch und Wand mir zieren?…

Doch ihr sagt: „Narrenhände schmieren, —
Und Tisch und Wand soll man purgieren,
Bis auch die letzte Spur verschwand!“

Erlaubt! Ich lege Hand mit an —,
Ich lernte Schwamm und Besen führen,
Als Kritiker, als Wassermann.

Doch, wenn die Arbeit abgethan,
Säh’ gern ich euch, ihr Ueberweisen,
Mit Weisheit Tisch und Wand besch…

[«]

Rimus remedium.

Oder: Wie kranke Dichter sich trösten.

Aus deinem Munde,
Du speichelflüssige Hexe Zeit,

Tropft langsam Stund’ auf Stunde.
Umsonst, dass all mein Ekel schreit:
„Fluch, Fluch dem Schlunde
Der Ewigkeit!“

Welt — ist von Erz:
Ein glühender Stier, — der hört kein Schrein.
Mit fliegenden Dolchen schreibt der Schmerz
Mir in’s Gebein:
„Welt hat kein Herz,
Und Dummheit wär’s, ihr gram drum sein!“

Giess alle Mohne,
Giess, Fieber! Gift mir in’s Gehirn!
Zu lang schon prüfst du mir Hand und Stirn.
Was frägst du? Was? „Zu welchem — Lohne?“
— — Ha! Fluch der Dirn’
Und ihrem Hohne!

Nein! Komm zurück!
Draussen ist’s kalt, ich höre regnen —
Ich sollte dir zärtlicher begegnen?
— Nimm! Hier ist Gold: wie glänzt das Stück! —
Dich heissen „Glück“?
Dich, Fieber, segnen? —

Die Thür springt auf!
Der Regen sprüht nach meinem Bette!
Wind löscht das Licht, — Unheil in Hauf’!
— Wer jetzt nicht hundert Reime hätte,
Ich wette, wette,
Der gienge drauf!

[«]

„Mein Glück!“

Die Tauben von San Marco seh ich wieder:

Still ist der Platz, Vormittag ruht darauf.
In sanfter Kühle schick’ ich müssig Lieder
Gleich Taubenschwärmen in das Blau hinauf —
Und locke sie zurück,
Noch einen Reim zu hängen in’s Gefieder
— mein Glück! Mein Glück!

Du stilles Himmels-Dach, blau-licht, von Seide,
Wie schwebst du schirmend ob des bunten Bau’s,
Den ich — was sag ich? — liebe, fürchte, neide…
Die Seele wahrlich tränk’ ich gern ihm aus!
Gäb’ ich sie je zurück? —
Nein, still davon, du Augen-Wunderweide!
— mein Glück! Mein Glück!

Du strenger Thurm, mit welchem Löwendrange
Stiegst du empor hier, siegreich, sonder Müh!
Du überklingst den Platz mit tiefem Klange —:
Französisch, wärst du sein accent aigu?
Blieb ich gleich dir zurück,
Ich wüsste, aus welch seidenweichem Zwange…
— mein Glück! Mein Glück!

Fort, fort, Musik! Lass erst die Schatten dunkeln
Und wachsen bis zur braunen lauen Nacht!
Zum Tone ist’s zu früh am Tag, noch funkeln
Die Gold-Zieraten nicht in Rosen-Pracht,
Noch blieb viel Tag zurück,
Viel Tag für Dichten, Schleichen, Einsam-Munkeln
— mein Glück! Mein Glück!

[«]

Nach neuen Meeren.

Dorthin — will ich; und ich traue
Mir fortan und meinem Griff.

Offen liegt das Meer, in’s Blaue
Treibt mein Genueser Schiff.

Alles glänzt mir neu und neuer,
Mittag schläft auf Raum und Zeit —:
Nur dein Auge — ungeheuer
Blickt mich’s an, Unendlichkeit!

[«]

Sils-Maria.

Hier sass ich, wartend, wartend, — doch auf Nichts,
Jenseits von Gut und Böse, bald des Lichts
Geniessend, bald des Schattens, ganz nur Spiel,
Ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel.

Da, plötzlich, Freundin! wurde Eins zu Zwei —
— Und Zarathustra gieng an mir vorbei…

[«]

An den Mistral.

Ein Tanzlied.

Mistral-Wind, du Wolken-Jäger,
Trübsal-Mörder, Himmels-Feger,
Brausender, wie lieb’ ich dich!
Sind wir Zwei nicht Eines Schoosses
Erstlingsgabe, Eines Looses
Vorbestimmte ewiglich?

Hier auf glatten Felsenwegen
Lauf’ ich tanzend dir entgegen,
Tanzend, wie du pfeifst und singst:
Der du ohne Schiff und Ruder
Als der Freiheit freister Bruder

Ueber wilde Meere springst.

Kaum erwacht, hört’ ich dein Rufen,
Stürmte zu den Felsenstufen,
Hin zur gelben Wand am Meer.
Heil! da kamst du schon gleich hellen
Diamantnen Stromesschnellen
Sieghaft von den Bergen her.

Auf den ebnen Himmels-Tennen
Sah ich deine Rosse rennen,
Sah den Wagen, der dich tragt,
Sah die Hand dir selber zücken,
Wenn sie auf der Rosse Rücken
Blitzesgleich die Geissel schlägt, —

Sah dich aus dem Wagen springen,
Schneller dich hinabzuschwingen,
Sah dich wie zum Pfeil verkürzt
Senkrecht in die Tiefe stossen, —
Wie ein Goldstrahl durch die Rosen
Erster Morgenröthen stürzt.

Tanze nun auf tausend Rücken,
Wellen-Rücken, Wellen-Tücken —
Heil, wer neue Tänze schafft!
Tanzen wir in tausend Weisen,
Frei — sei unsre Kunst geheissen,
Fröhlich — unsre Wissenschaft!

Raffen wir von jeder Blume
Eine Blüthe uns zum Ruhme
Und zwei Blätter noch zum Kranz!
Tanzen wir gleich Troubadouren
Zwischen Heiligen und Huren,
Zwischen Gott und Welt den Tanz!

Wer nicht tanzen kann mit Winden,

Wer sich wickeln muss mit Binden,
Angebunden, Krüppel-Greis,
Wer da gleicht den Heuchel-Hänsen,
Ehren-Tölpeln, Tugend-Gänsen,
Fort aus unsrem Paradeis!

Wirbeln wir den Staub der Strassen
Allen Kranken in die Nasen,
Scheuchen wir die Kranken-Brut!
Lösen wir die ganze Küste
Von dem Odem dürrer Brüste,
Von den Augen ohne Muth!

Jagen wir die Himmels-Trüber,
Welten-Schwärzer, Wolken-Schieber,
Hellen wir das Himmelreich!
Brausen wir… oh aller freien
Geister Geist, mit dir zu Zweien
Braust mein Glück dem Sturme gleich. —

— Und dass ewig das Gedächtniss
Solchen Glücks, nimm sein Vermächtniss,
Nimm den Kranz hier mit hinauf!
Wirf ihn höher, ferner, weiter,
Stürm' empor die Himmelsleiter,
Häng ihn — an den Sternen auf!

[«]

Also sprach Zarathustra.

Ein Buch für Alle und Keinen.

[Erster Teil]

Von
Friedrich Nietzsche.

Chemnitz.
Verlag von Ernst Schmeitzner.
1883.

ALSO SPRACH ZARATHUSTRA I

[«]

Zarathustra’s Vorrede.

1. 2. 3. 4. 5.
6. 7. 8. 9. 10.

Die Reden Zarathustra’s.

Von den drei Verwandlungen.
Von den Lehrstühlen der Tugend.
Von den Hinterweltlern.
Von den Verächtern des Leibes.
Von den Freuden- und Leidenschaften.
Vom bleichen Verbrecher.
Vom Lesen und Schreiben.
Vom Baum am Berge.
Von den Predigern des Todes.
Vom Krieg und Kriegsvolke.
Vom neuen Götzen.
Von den Fliegen des Marktes.
Von der Keuschheit.
Vom Freunde.
Von tausend und Einem Ziele.
Von der Nächstenliebe.
Vom Wege des Schaffenden.
Von alten und jungen Weiblein.
Vom Biss der Natter.
Von Kind und Ehe.

Vom freien Tode.

Von der schenkenden Tugend.

Zarathustra's Vorrede.

1.

Als Zarathustra dreissig Jahr alt war, verliess er seine Heimat und den See seiner Heimat und gieng in das Gebirge. Hier genoss er seines Geistes und seiner Einsamkeit und wurde dessen zehn Jahre nicht müde. Endlich aber verwandelte sich sein Herz, — und eines Morgens stand er mit der Morgenröthe auf, trat vor die Sonne hin und sprach zu ihr also:

„Du grosses Gestirn! Was wäre dein Glück, wenn du nicht Die hättest, welchen du leuchtest!

Zehn Jahre kamst du hier herauf zu meiner Höhle: du würdest deines Lichtes und dieses Weges satt geworden sein, ohne mich, meinen Adler und meine Schlange.

Aber wir warteten deiner an jedem Morgen, nahmen dir deinen Überfluss ab und segneten dich dafür.

Siehe! Ich bin meiner Weisheit überdrüssig, wie die Biene, die des Honigs zu viel gesammelt hat, ich bedarf der Hände, die sich ausstrecken.

Ich möchte verschenken und austheilen, bis die Weisen unter den Menschen wieder einmal ihrer Thorheit und die Armen wieder einmal ihres Reichthums froh geworden sind.

Dazu muss ich in die Tiefe steigen: wie du des Abends thust, wenn du hinter das Meer gehst und noch der Unterwelt Licht bringst, du überreiches Gestirn!

Ich muss, gleich dir, untergehen, wie die Menschen es nennen, zu denen ich hinab will.

So segne mich denn, du ruhiges Auge, das ohne Neid auch ein allzugrosses Glück sehen kann!

Segne den Becher, welcher überfliessen will, dass das Wasser golden aus ihm fliesse und überallhin den Abglanz deiner Wonne trage!

Siehe! Dieser Becher will wieder leer werden, und Zarathustra will wieder Mensch werden.“

— Also begann Zarathustra's Untergang.

*

*　*

[«]

2.

Zarathustra stieg allein das Gebirge abwärts und Niemand begegnete ihm. Als er aber in die Wälder kam, stand auf einmal ein Greis vor ihm, der seine heilige Hütte verlassen hatte, um Wurzeln im Walde zu suchen. Und also sprach der Greis zu Zarathustra:

Nicht fremd ist mir dieser Wanderer: vor manchem Jahre gieng er hier vorbei. Zarathustra hiess er; aber er hat sich verwandelt.

Damals trugst du deine Asche zu Berge: willst du heute dein Feuer in die Thäler tragen? Fürchtest du nicht des Brandstifters Strafen?

Ja, ich erkenne Zarathustra. Rein ist sein Auge, und an seinem Munde birgt sich kein Ekel. Geht er nicht daher wie ein Tänzer?

Verwandelt ist Zarathustra, zum Kind ward Zarathustra, ein Erwachter ist Zarathustra: was willst du nun bei den Schlafenden?

Wie im Meere lebtest du in der Einsamkeit, und das Meer trug dich. Wehe, du willst an’s Land steigen? Wehe, du willst deinen Leib wieder selber schleppen?

Zarathustra antwortete: „Ich liebe die Menschen.“

Warum, sagte der Heilige, gieng ich doch in den Wald und die Einöde? War es nicht, weil ich die Menschen allzu sehr liebte?

Jetzt liebe ich Gott: die Menschen liebe ich nicht. Der Mensch ist mir eine zu unvollkommene Sache. Liebe zum Menschen würde mich umbringen.

Zarathustra antwortete: „Was sprach ich von Liebe! Ich bringe den Menschen ein Geschenk.“

Gieb ihnen Nichts, sagte der Heilige. Nimm ihnen lieber Etwas ab und trage es mit ihnen — das wird ihnen am wohlsten thun: wenn es dir nur wohlthut!

Und willst du ihnen geben, so gieb nicht mehr, als ein Almosen, und lass sie noch darum betteln!

„Nein, antwortete Zarathustra, ich gebe kein Almosen. Dazu bin ich nicht arm genug.“

Der Heilige lachte über Zarathustra und sprach also: So sieh zu, dass sie deine Schätze annehmen! Sie sind misstrauisch gegen die Einsiedler und glauben nicht, dass wir kommen, um zu schenken.

Unsre Schritte klingen ihnen zu einsam durch die Gassen. Und wie wenn sie Nachts in ihren Betten einen Mann gehen hören, lange bevor die Sonne aufsteht, so fragen sie sich wohl: wohin will der Dieb?

Gehe nicht zu den Menschen und bleibe im Walde! Gehe lieber noch zu den Thieren! Warum willst du nicht sein, wie ich, — ein Bär unter Bären, ein Vogel unter Vögeln?

„Und was macht der Heilige im Walde?“ fragte Zarathustra.

Der Heilige antwortete: Ich mache Lieder und singe sie, und wenn ich Lieder mache, lache, weine und brumme ich: also lobe ich Gott.

Mit Singen, Weinen, Lachen und Brummen lobe ich den Gott, der mein Gott ist. Doch was bringst du uns zum Geschenke?

Als Zarathustra diese Worte gehört hatte, grüsste er den Heiligen und sprach: „Was hätte ich euch zu geben! Aber lasst mich schnell davon, dass ich euch Nichts nehme!“ — Und so trennten sie sich von einander, der Greis und der Mann, lachend, gleichwie zwei Knaben lachen.

Als Zarathustra aber allein war, sprach er also zu seinem Herzen: „Sollte es denn möglich sein! Dieser alte Heilige hat in seinem Walde noch Nichts davon gehört, dass Gott todt ist!“ —

*

* *

[«]

3.

Als Zarathustra in die nächste Stadt kam, die an den Wäldern liegt, fand er daselbst viel Volk versammelt auf dem Markte: denn es war verheissen worden, dass man einen Seiltänzer sehen solle. Und Zarathustra sprach also zum Volke:

Ich lehre euch den Übermenschen. Der Mensch ist Etwas, das überwunden werden soll. Was habt ihr gethan, ihn zu überwinden?

Alle Wesen bisher schufen Etwas über sich hinaus: und ihr wollt die Ebbe dieser grossen Fluth sein und lieber noch zum Thiere zurückgehn, als den Menschen überwinden?

Was ist der Affe für den Menschen? Ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham. Und ebendas soll der Mensch für den Übermenschen sein: ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham.

Ihr habt den Weg vom Wurme zum Menschen gemacht, und Vieles ist in euch noch Wurm. Einst wart ihr Affen, und auch jetzt noch ist der Mensch mehr Affe, als irgend ein Affe.

Wer aber der Weiseste von euch ist, der ist auch nur ein Zwiespalt und Zwitter von Pflanze und von Gespenst. Aber heisse ich euch zu Gespenstern oder Pflanzen werden?

Seht, ich lehre euch den Übermenschen!

Der Übermensch ist der Sinn der Erde. Euer Wille sage: der Übermensch sei der Sinn der Erde!

Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu und glaubt Denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden! Giftmischer sind es, ob sie es wissen oder nicht.

Verächter des Lebens sind es, Absterbende und selber Vergiftete, deren die Erde müde ist: so mögen sie dahinfahren!

Einst war der Frevel an Gott der grösste Frevel, aber Gott starb, und damit starben auch diese Frevelhaften. An der Erde zu freveln ist jetzt das Furchtbarste und die Eingeweide des Unerforschlichen höher zu achten, als den Sinn der Erde!

Einst blickte die Seele verächtlich auf den Leib: und damals war diese Verachtung das Höchste: — sie wollte ihn mager, grässlich, verhungert. So dachte sie ihm und der Erde zu entschlüpfen.

Oh diese Seele war selber noch mager, grässlich und verhungert: und Grausamkeit war die Wollust dieser Seele!

Aber auch ihr noch, meine Brüder, sprecht mir: was kündet euer Leib von eurer Seele? Ist eure Seele nicht Armuth und Schmutz und ein erbärmliches Behagen?

Wahrlich, ein schmutziger Strom ist der Mensch. Man muss schon ein Meer sein, um einen schmutzigen Strom aufnehmen zu können, ohne unrein zu werden.

Seht, ich lehre euch den Übermenschen: der ist diess Meer, in ihm kann eure grosse Verachtung untergehn.

Was ist das Grösste, das ihr erleben könnt? Das ist die Stunde der grossen Verachtung. Die Stunde, in der euch auch euer Glück zum Ekel wird und ebenso eure Vernunft und eure Tugend.

Die Stunde, wo ihr sagt: „Was liegt an meinem Glücke! Es ist Armuth und Schmutz, und ein erbärmliches Behagen. Aber mein Glück sollte das Dasein selber rechtfertigen!“

Die Stunde, wo ihr sagt: „Was liegt an meiner Vernunft! Begehrt sie nach Wissen wie der Löwe nach seiner Nahrung? Sie ist Armuth und Schmutz und ein erbärmliches Behagen!“

Die Stunde, wo ihr sagt: „Was liegt an meiner Tugend! Noch hat sie mich nicht rasen gemacht. Wie müde bin ich meines Guten und meines Bösen! Alles das ist Armuth und Schmutz und ein erbärmliches Behagen!“

Die Stunde, wo ihr sagt: „Was liegt an meiner Gerechtigkeit! Ich sehe nicht, dass ich Gluth und Kohle wäre. Aber der Gerechte ist Gluth und Kohle!“

Die Stunde, wo ihr sagt: „Was liegt an meinem Mitleiden! Ist nicht Mitleid das Kreuz, an das Der genagelt wird, der die Menschen liebt? Aber mein Mitleiden ist keine Kreuzigung.“

Spracht ihr schon so? Schriet ihr schon so? Ach, dass ich euch schon so schreien gehört hätte!

Nicht eure Sünde — eure Genügsamkeit schreit gen Himmel, euer Geiz selbst in eurer Sünde schreit gen Himmel!

Wo ist doch der Blitz, der euch mit seiner Zunge lecke? Wo ist der Wahnsinn, mit dem ihr geimpft werden müsstet?

Seht, ich lehre euch den Übermenschen: der ist dieser Blitz, der ist dieser Wahnsinn! —

Als Zarathustra so gesprochen hatte, schrie Einer aus dem Volke: „Wir hörten nun genug von dem Seiltänzer; nun lasst uns ihn auch sehen!“ Und alles Volk lachte über Zarathustra. Der Seiltänzer aber, welcher glaubte, dass das Wort ihm gälte, machte sich an sein Werk.

*

* *

[«]

4.

Zarathustra aber sahe das Volk an und wunderte sich. Dann sprach er also:

Der Mensch ist ein Seil, geknüpft zwischen Thier und Übermensch, — ein Seil über einem Abgrunde.

Ein gefährliches Hinüber, ein gefährliches Auf-dem-Wege, ein gefährliches Zurückblicken, ein gefährliches Schaudern und Stehenbleiben.

Was gross ist am Menschen, das ist, dass er eine Brücke und kein Zweck ist: was geliebt werden kann am Menschen, das ist, dass er ein Übergang und ein Untergang ist.

Ich liebe Die, welche nicht zu leben wissen, es sei denn als Untergehende, denn es sind die Hinübergehenden.

Ich liebe die grossen Verachtenden, weil sie die grossen Verehrenden sind und Pfeile der Sehnsucht nach dem andern Ufer.

Ich liebe Die, welche nicht erst hinter den Sternen einen Grund suchen, unterzugehen und Opfer zu sein: sondern die sich der Erde opfern, dass die Erde einst des Übermenschen werde.

Ich liebe Den, welcher lebt, damit er erkenne, und welcher erkennen will, damit einst der Übermensch lebe. Und so will er seinen Untergang.

Ich liebe Den, welcher arbeitet und erfindet, dass er dem Übermenschen das Haus baue und zu ihm Erde, Thier und Pflanze vorbereite: denn so will er seinen Untergang.

Ich liebe Den, welcher seine Tugend liebt: denn Tugend ist Wille zum Untergang und ein Pfeil der Sehnsucht.

Ich liebe Den, welcher nicht einen Tropfen Geist für sich zurückbehält, sondern ganz der Geist seiner Tugend sein will: so schreitet er als Geist über die Brücke.

Ich liebe Den, welcher aus seiner Tugend seinen Hang und sein Verhängniss macht: so will er um seiner Tugend willen noch leben und nicht mehr leben.

Ich liebe Den, welcher nicht zu viele Tugenden haben will. Eine Tugend ist mehr Tugend, als zwei, weil sie mehr Knoten ist, an den sich das Verhängniss hängt.

Ich liebe Den, dessen Seele sich verschwendet, der nicht Dank haben will und nicht zurückgiebt: denn er schenkt immer und will sich nicht bewahren.

Ich liebe Den, welcher sich schämt, wenn der Würfel zu seinem Glücke fällt und der dann fragt: bin ich denn ein falscher Spieler? — denn er will zu Grunde gehen.

Ich liebe Den, welcher goldne Worte seinen Thaten voraus wirft und immer noch mehr hält, als er verspricht: denn er will seinen Untergang.

Ich liebe Den, welcher die Zukünftigen rechtfertigt und die Vergangenen erlöst: denn er will an den Gegenwärtigen zu Grunde gehen.

Ich liebe Den, welcher seinen Gott züchtigt, weil er seinen Gott liebt: denn er muss am Zorne seines Gottes zu Grunde gehen.

Ich liebe Den, dessen Seele tief ist auch in der Verwundung, und der an einem kleinen Erlebnisse zu Grunde gehen kann: so geht er gerne über die Brücke.

Ich liebe Den, dessen Seele übervoll ist, so dass er sich selber vergisst, und alle Dinge in ihm sind: so werden alle Dinge sein Untergang.

Ich liebe Den, der freien Geistes und freien Herzens ist: so ist sein Kopf nur das Eingeweide seines Herzens, sein Herz aber treibt ihn zum Untergang.

Ich liebe alle Die, welche wie schwere Tropfen sind, einzeln fallend aus der dunklen Wolke, die über den Menschen hängt: sie verkündigen, dass der Blitz kommt, und gehn als Verkündiger zu Grunde.

Seht, ich bin ein Verkündiger des Blitzes und ein schwerer Tropfen aus der Wolke: dieser Blitz aber heisst Übermensch. —

*

*　　*

[«]

5.

Als Zarathustra diese Worte gesprochen hatte, sahe er wieder das Volk an und schwieg. „Da stehen sie“, sprach er zu seinem Herzen, „da lachen sie: sie verstehen mich nicht, ich bin nicht der Mund für diese Ohren.

Muss man ihnen erst die Ohren zerschlagen, dass sie lernen, mit den Augen hören? Muss man rasseln gleich Pauken und Busspredigern? Oder glauben sie nur dem Stammelnden?

Sie haben Etwas, worauf sie stolz sind. Wie nennen sie es doch, was sie stolz macht? Bildung nennen sie’s, es zeichnet sie aus vor den Ziegenhirten.

Drum hören sie ungern von sich das Wort „Verachtung“. So will ich denn zu ihrem Stolze reden.

So will ich ihnen vom Verächtlichsten sprechen: das aber ist der letzte Mensch.“

Und also sprach Zarathustra zum Volke:

Es ist an der Zeit, dass der Mensch sich sein Ziel stecke. Es ist an der Zeit, dass der Mensch den Keim seiner höchsten Hoffnung pflanze.

Noch ist sein Boden dazu reich genug. Aber dieser Boden wird einst arm und zahm sein, und kein hoher Baum wird mehr aus ihm wachsen können.

Wehe! Es kommt die Zeit, wo der Mensch nicht mehr den Pfeil seiner Sehnsucht über den Menschen hinaus wirft, und die Sehne seines Bogens verlernt hat, zu schwirren!

Ich sage euch: man muss noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können. Ich sage euch: ihr habt noch Chaos in euch.

Wehe! Es kommt die Zeit, wo der Mensch keinen Stern mehr gebären wird. Wehe! Es kommt die Zeit des verächtlichsten Menschen, der sich selber nicht mehr verachten kann.

Seht! Ich zeige euch den letzten Menschen.

„Was ist Liebe? Was ist Schöpfung? Was ist Sehnsucht? Was ist Stern?“ — so fragt der letzte Mensch und blinzelt.

Die Erde ist dann klein geworden, und auf ihr hüpft der letzte Mensch, der Alles klein macht. Sein Geschlecht ist unaustilgbar, wie der Erdfloh; der letzte Mensch lebt am längsten.

„Wir haben das Glück erfunden“ — sagen die letzten Menschen und blinzeln.

Sie haben die Gegenden verlassen, wo es hart war zu leben: denn man braucht Wärme. Man liebt noch den Nachbar und reibt sich an ihm: denn man braucht Wärme.

Krankwerden und Misstrauen-haben gilt ihnen sündhaft: man geht achtsam einher. Ein Thor, der noch über Steine oder Menschen stolpert!

Ein wenig Gift ab und zu: das macht angenehme Träume. Und viel Gift zuletzt, zu einem angenehmen Sterben.

Man arbeitet noch, denn Arbeit ist eine Unterhaltung. Aber man sorgt, dass die Unterhaltung nicht angreife.

Man wird nicht mehr arm und reich: Beides ist zu beschwerlich. Wer will noch regieren? Wer noch gehorchen? Beides ist zu beschwerlich.

Kein Hirt und Eine Heerde! Jeder will das Gleiche, Jeder ist gleich: wer anders fühlt, geht freiwillig in’s Irrenhaus.

„Ehemals war alle Welt irre“ — sagen die Feinsten und blinzeln.

Man ist klug und weiss Alles, was geschehn ist: so hat man kein Ende zu spotten. Man zankt sich noch, aber man versöhnt sich bald — sonst verdirbt es den Magen.

Man hat sein Lüstchen für den Tag und sein Lüstchen für die Nacht: aber man ehrt die Gesundheit.

„Wir haben das Glück erfunden“ — sagen die letzten Menschen und blinzeln. —

Und hier endete die erste Rede Zarathustra’s, welche man auch „die Vorrede“ heisst: denn an dieser Stelle unterbrach ihn das Geschrei und die Lust der Menge. „Gieb uns diesen letzten Menschen, oh Zarathustra, — so riefen sie — mache uns zu diesen letzten Menschen! So schenken wir dir den Übermenschen!“ Und alles Volk jubelte und schnalzte mit der Zunge. Zarathustra aber wurde traurig und sagte zu seinem Herzen:

Sie verstehen mich nicht: ich bin nicht der Mund für diese Ohren.

Zu lange wohl lebte ich im Gebirge, zu viel horchte ich auf Bäche und Bäume: nun rede ich ihnen gleich den Ziegenhirten.

Unbewegt ist meine Seele und hell wie das Gebirge am Vormittag. Aber sie meinen, ich sei kalt und ein Spötter in furchtbaren Spässen.

Und nun blicken sie mich an und lachen: und indem sie lachen, hassen sie mich noch. Es ist Eis in ihrem Lachen.

*

* *

[«]

6.

Da aber geschah Etwas, das jeden Mund stumm und jedes Auge starr machte. Inzwischen nämlich hatte der Seiltänzer sein Werk begonnen: er war aus einer kleinen Thür hinausgetreten und gieng über das Seil, welches zwischen zwei Thürmen gespannt war, also, dass es über dem Markte und dem Volke hieng. Als er eben in der Mitte seines Weges war, öffnete sich die kleine Thür noch einmal, und ein bunter Gesell, einem Possenreisser gleich, sprang heraus und gieng mit schnellen Schritten dem Ersten nach. „Vorwärts, Lahmfuss, rief seine fürchterliche Stimme, vorwärts Faulthier, Schleichhändler, Bleichgesicht! Dass ich dich nicht mit meiner Ferse kitzle! Was treibst du hier zwischen Thürmen? In den Thurm gehörst du, einsperren sollte man dich, einem Bessern, als du bist, sperrst du die freie Bahn!“ — Und mit jedem Worte kam er ihm näher und näher: als er aber nur noch einen Schritt hinter ihm war, da geschah das Erschreckliche, das jeden Mund stumm und jedes Auge starr machte: — er stiess ein Geschrei aus wie ein Teufel und sprang über Den hinweg, der ihm im Wege war. Dieser aber, als er so seinen Nebenbuhler siegen sah, verlor dabei den Kopf und das Seil; er warf seine Stange weg und schoss schneller als diese, wie ein Wirbel von Armen und Beinen, in die Tiefe. Der Markt und das Volk glich dem Meere, wenn der Sturm hineinfährt: Alles floh aus einander und übereinander, und am meisten dort, wo der Körper niederschlagen musste.

Zarathustra aber blieb stehen, und gerade neben ihn fiel der Körper hin, übel zugerichtet und zerbrochen, aber noch nicht todt. Nach einer Weile kam dem Zerschmetterten das Bewusstsein zurück, und er sah Zarathustra neben sich knieen. „Was machst du da? sagte er endlich, ich wusste es lange, dass mir der Teufel ein Bein stellen werde. Nun schleppt er mich zur Hölle: willst du's ihm wehren?“

„Bei meiner Ehre, Freund, antwortete Zarathustra, das giebt es Alles nicht, wovon du sprichst: es giebt keinen Teufel und keine Hölle. Deine Seele wird noch schneller todt sein als dein Leib: fürchte nun Nichts mehr!“

Der Mann blickte misstrauisch auf. „Wenn du die Wahrheit sprichst, sagte er dann, so verliere ich Nichts, wenn ich das Leben verliere. Ich bin nicht viel mehr als ein Thier, das man tanzen gelehrt hat, durch Schläge und schmale Bissen.“

„Nicht doch, sprach Zarathustra; du hast aus der Gefahr deinen Beruf gemacht, daran ist Nichts zu verachten. Nun gehst du an deinem Beruf zu Grunde: dafür will ich dich mit meinen Händen begraben.“

Als Zarathustra diess gesagt hatte, antwortete der Sterbende nicht mehr; aber er bewegte die Hand, wie als ob er die Hand Zarathustra's zum Danke suche. —

*

* *

[«]

7.

Inzwischen kam der Abend, und der Markt barg sich in Dunkelheit: da verlief sich das Volk, denn selbst Neugierde und Schrecken werden müde. Zarathustra aber sass neben dem Todten auf der Erde und war in Gedanken versunken: so vergass er die Zeit. Endlich aber wurde es Nacht, und ein kalter Wind blies über den Einsamen. Da erhob sich Zarathustra und sagte zu seinem Herzen:

Wahrlich, einen schönen Fischfang that heute Zarathustra! Keinen Menschen fieng er, wohl aber einen Leichnam.

Unheimlich ist das menschliche Dasein und immer noch ohne Sinn: ein Possenreisser kann ihm zum Verhängniss werden.

Ich will die Menschen den Sinn ihres Seins lehren: welcher ist der Übermensch, der Blitz aus der dunklen Wolke Mensch.

Aber noch bin ich ihnen ferne, und mein Sinn redet nicht zu ihren Sinnen. Eine Mitte bin ich noch den Menschen zwischen einem Narren und einem Leichnam.

Dunkel ist die Nacht, dunkel sind die Wege Zarathustra's. Komm, du kalter und steifer Gefährte! Ich trage dich dorthin, wo ich dich mit meinen Händen begrabe.

*

*   *

[«]

8.

Als Zarathustra diess zu seinem Herzen gesagt hatte, lud er den Leichnam auf seinen Rücken und machte sich auf den Weg. Und noch nicht war er hundert Schritte gegangen, da schlich ein Mensch an ihn heran und flüsterte ihm in's Ohr — und siehe! Der, welcher redete, war der Possenreisser vom Thurme. „Geh weg von dieser Stadt, oh Zarathustra, sprach er; es hassen dich hier zu Viele. Es hassen dich die Guten und Gerechten und sie nennen dich ihren Feind und Verächter; es hassen dich die Gläubigen des rechten Glaubens, und sie nennen dich die Gefahr der Menge. Dein Glück war es, dass man über dich lachte: und wahrlich, du redetest gleich einem Possenreisser. Dein Glück war es, dass du dich dem todten Hunde geselltest; als du dich so erniedrigtest, hast du dich selber für heute errettet. Geh aber fort aus dieser Stadt — oder morgen springe ich über dich hinweg, ein Lebendiger über einen Todten." Und als er diess gesagt hatte, verschwand der Mensch; Zarathustra aber gieng weiter durch die dunklen Gassen.

Am Thore der Stadt begegneten ihm die Todtengräber: sie leuchteten ihm mit der Fackel in's Gesicht, erkannten Zarathustra und spotteten sehr über ihn. „Zarathustra trägt den todten Hund davon: brav, dass Zarathustra zum Todtengräber wurde! Denn unsere Hände sind zu reinlich für diesen Braten. Will Zarathustra wohl dem Teufel seinen Bissen stehlen? Nun wohlan! Und gut Glück zur Mahlzeit! Wenn nur nicht der Teufel ein besserer Dieb ist, als Zarathustra! — er stiehlt sie Beide, er frisst sie Beide!" Und sie lachten mit einander und steckten die Köpfe zusammen.

Zarathustra sagte dazu kein Wort und gieng seines Weges. Als er zwei Stunden gegangen war, an Wäldern und Sümpfen vorbei, da hatte er zu viel das hungrige Geheul der Wölfe gehört, und ihm selber kam der Hunger. So blieb er an einem einsamen Hause stehn, in dem ein Licht brannte.

Der Hunger überfällt mich, sagte Zarathustra, wie ein Räuber. In Wäldern und Sümpfen überfällt mich mein Hunger und in tiefer Nacht.

Wunderliche Launen hat mein Hunger. Oft kommt er mir erst nach der Mahlzeit, und heute kam er den ganzen Tag nicht: wo weilte er doch?

Und damit schlug Zarathustra an das Thor des Hauses. Ein alter Mann erschien; er trug das Licht und fragte: „Wer kommt zu mir und zu meinem schlimmen Schlafe?“

„Ein Lebendiger und ein Todter, sagte Zarathustra. Gebt mir zu essen und zu trinken, ich vergass es am Tage. Der, welcher den Hungrigen speiset, erquickt seine eigene Seele: so spricht die Weisheit.“

Der Alte gieng fort, kam aber gleich zurück und bot Zarathustra Brod und Wein. „Eine böse Gegend ist’s für Hungernde, sagte er; darum wohne ich hier. Thier und Mensch kommen zu mir, dem Einsiedler. Aber heisse auch deinen Gefährten essen und trinken, er ist müder als du.“ Zarathustra antwortete: „Todt ist mein Gefährte, ich werde ihn schwerlich dazu überreden.“ „Das geht mich Nichts an, sagte der Alte mürrisch; wer an meinem Hause anklopft, muss auch nehmen, was ich ihm biete. Esst und gehabt euch wohl!“ —

Darauf gieng Zarathustra wieder zwei Stunden und vertraute dem Wege und dem Lichte der Sterne: denn er war ein gewohnter Nachtgänger und liebte es, allem Schlafenden in’s Gesicht zu sehn. Als aber der Morgen graute, fand sich Zarathustra in einem tiefen Walde, und kein Weg zeigte sich ihm mehr. Da legte er den Todten in einen hohlen Baum sich zu Häupten — denn er wollte ihn vor den Wölfen schützen — und sich selber auf den Boden und das Moos. Und alsbald schlief er ein, müden Leibes, aber mit einer unbewegten Seele.

*

* *

[«]

9.

Lange schlief Zarathustra, und nicht nur die Morgenröthe gieng über sein Anlitz, sondern auch der Vormittag. Endlich aber that sein Auge sich auf: verwundert sah Zarathustra in den Wald und die Stille, verwundert sah er in sich hinein. Dann erhob er sich schnell, wie ein Seefahrer, der mit Einem Male Land sieht, und jauchzte: denn er sah eine neue Wahrheit. Und also redete er dann zu seinem Herzen:

Ein Licht gieng mir auf: Gefährten brauche ich und lebendige, — nicht todte Gefährten und Leichname, die ich mit mir trage, wohin ich will.

Sondern lebendige Gefährten brauche ich, die mir folgen, weil sie sich selber folgen wollen — und dorthin, wo ich will.

Ein Licht gieng mir auf: nicht zum Volke rede Zarathustra, sondern zu Gefährten! Nicht soll Zarathustra einer Heerde Hirt und Hund werden!

Viele wegzulocken von der Heerde — dazu kam ich. Zürnen soll mir Volk und Heerde: Räuber will Zarathustra den Hirten heissen.

Hirten sage ich, aber sie nennen sich die Guten und Gerechten. Hirten sage ich: aber sie nennen sich die Gläubigen des rechten Glaubens.

Siehe die Guten und Gerechten! Wen hassen sie am meisten? Den, der zerbricht ihre Tafeln der Werthe, den Brecher, den Verbrecher: — das aber ist der Schaffende.

Siehe die Gläubigen aller Glauben! Wen hassen sie am meisten? Den, der zerbricht ihre Tafeln der Werthe, den Brecher, den Verbrecher: — das aber ist der Schaffende.

Gefährten sucht der Schaffende und nicht Leichname, und auch nicht Heerden und Gläubige. Die Mitschaffenden sucht der Schaffende, Die, welche neue Werthe auf neue Tafeln schreiben.

Gefährten sucht der Schaffende, und Miterntende: denn Alles steht bei ihm reif zur Ernte. Aber ihm fehlen die hundert Sicheln: so rauft er Ähren aus und ist ärgerlich.

Gefährten sucht der Schaffende, und solche, die ihre Sicheln zu wetzen wissen. Vernichter wird man sie heissen und Verächter des Guten und Bösen. Aber die Erntenden sind es und die Feiernden.

Mitschaffende sucht Zarathustra, Miterntende und Mitfeiernde sucht Zarathustra: was hat er mit Heerden und Hirten und Leichnamen zu schaffen!

Und du, mein erster Gefährte, gehab dich wohl! Gut begrub ich dich in deinem hohlen Baume, gut barg ich dich vor den Wölfen.

Aber ich scheide von dir, die Zeit ist um. Zwischen Morgenröthe und Morgenröthe kam mir eine neue Wahrheit.

Nicht Hirt soll ich sein, nicht Todtengräber. Nicht reden einmal will ich wieder mit dem Volke; zum letzten Male sprach ich zu einem Todten.

Den Schaffenden, den Erntenden, den Feiernden will ich mich zugesellen: den Regenbogen will ich ihnen zeigen und alle die Treppen des Übermenschen.

Den Einsiedlern werde ich mein Lied singen und den Zweisiedlern; und wer noch Ohren hat für Unerhörtes, dem will ich sein Herz schwer machen mit meinem Glücke.

Zu meinem Ziele will ich, ich gehe meinen Gang; über die Zögernden und Saumseligen werde ich hinwegspringen. Also sei mein Gang ihr Untergang!

*

* *

[«]

10.

Diess hatte Zarathustra zu seinem Herzen gesprochen, als die Sonne im Mittag stand: da blickte er fragend in die Höhe — denn er hörte über sich den scharfen Ruf eines Vogels. Und siehe! Ein Adler zog in weiten Kreisen durch die Luft, und an ihm hieng eine Schlange, nicht einer Beute gleich, sondern einer Freundin: denn sie hielt sich um seinen Hals geringelt.

„Es sind meine Thiere!“ sagte Zarathustra und freute sich von Herzen.

Das stolzeste Thier unter der Sonne und das klügste Thier unter der Sonne — sie sind ausgezogen auf Kundschaft.

Erkunden wollen sie, ob Zarathustra noch lebe. Wahrlich, lebe ich noch?

Gefährlicher fand ich’s unter Menschen als unter Thieren, gefährliche Wege geht Zarathustra. Mögen mich meine Thiere führen!“

Als Zarathustra diess gesagt hatte, gedachte er der Worte des Heiligen im Walde, seufzte und sprach also zu seinem Herzen:

Möchte ich klüger sein! Möchte ich klug von Grund aus sein, gleich meiner Schlange!

Aber Unmögliches bitte ich da: so bitte ich denn meinen Stolz, dass er immer mit meiner Klugheit gehe!

Und wenn mich einst meine Klugheit verlässt: — ach, sie liebt es, davonzufliegen! — möge mein Stolz dann noch mit meiner Thorheit fliegen!

— Also begann Zarathustra’s Untergang.

* * *

[«]

Die Reden Zarathustra's.

Von den drei Verwandlungen.

Drei Verwandlungen nenne ich euch des Geistes: wie der Geist zum Kameele wird, und zum Löwen das Kameel, und zum Kinde zuletzt der Löwe.

Vieles Schwere giebt es dem Geiste, dem starken, tragsamen Geiste, dem Ehrfurcht innewohnt: nach dem Schweren und Schwersten verlangt seine Stärke.

Was ist schwer? so fragt der tragsame Geist, so kniet er nieder, dem Kameele gleich, und will gut beladen sein.

Was ist das Schwerste, ihr Helden? so fragt der tragsame Geist, dass ich es auf mich nehme und meiner Stärke froh werde.

Ist es nicht das: sich erniedrigen, um seinem Hochmuth wehe zu thun? Seine Thorheit leuchten lassen, um seiner Weisheit zu spotten?

Oder ist es das: von unserer Sache scheiden, wenn sie ihren Sieg feiert? Auf hohe Berge steigen, um den Versucher zu versuchen?

Oder ist es das: sich von Eicheln und Gras der Erkenntniss nähren und um der Wahrheit willen an der Seele Hunger leiden?

Oder ist es das: krank sein und die Tröster heimschicken und mit Tauben Freundschaft schliessen, die niemals hören, was du willst?

Oder ist es das: in schmutziges Wasser steigen, wenn es das Wasser der Wahrheit ist, und kalte Frösche und heisse Kröten nicht von sich weisen?

Oder ist es das: Die lieben, die uns verachten, und dem Gespenste die Hand reichen, wenn es uns fürchten machen will?

Alles diess Schwerste nimmt der tragsame Geist auf sich: dem Kameele gleich, das beladen in die Wüste eilt, also eilt er in seine Wüste.

Aber in der einsamsten Wüste geschieht die zweite Verwandlung: zum Löwen wird hier der Geist, Freiheit will er sich erbeuten und Herr sein in seiner eignen Wüste.

Seinen letzten Herrn sucht er sich hier: feind will er ihm werden und seinem letzten Gotte, um Sieg will er mit dem grossen Drachen ringen.

Welches ist der grosse Drache, den der Geist nicht mehr Herr und Gott heissen mag? „Du-sollst“ heisst der grosse Drache. Aber der Geist des Löwen sagt „ich will“.

„Du-sollst“ liegt ihm am Wege, goldfunkelnd, ein Schuppenthier, und auf jeder Schuppe glänzt golden „Du sollst!“

Tausendjährige Werthe glänzen an diesen Schuppen, und also spricht der mächtigste aller Drachen: „aller Werth der Dinge — der glänzt an mir.“

„Aller Werth ward schon geschaffen, und aller geschaffene Werth — das bin ich. Wahrlich, es soll kein „Ich will“ mehr geben!“ Also spricht der Drache.

Meine Brüder, wozu bedarf es des Löwen im Geiste? Was genügt nicht das lastbare Thier, das entsagt und ehrfürchtig ist?

Neue Werthe schaffen — das vermag auch der Löwe noch nicht: aber Freiheit sich schaffen zu neuem Schaffen — das vermag die Macht des Löwen.

Freiheit sich schaffen und ein heiliges Nein auch vor der Pflicht: dazu, meine Brüder, bedarf es des Löwen.

Recht sich nehmen zu neuen Werthen — das ist das furchtbarste Nehmen für einen tragsamen und ehrfürchtigen Geist. Wahrlich, ein Rauben ist es ihm und eines raubenden Thieres Sache.

Als sein Heiligstes liebte er einst das „Du-sollst“: nun muss er Wahn und Willkür auch noch im Heiligsten finden, dass er sich Freiheit raube von seiner Liebe: des Löwen bedarf es zu diesem Raube.

Aber sagt, meine Brüder, was vermag noch das Kind, das auch der Löwe nicht vermochte? Was muss der raubende Löwe auch noch zum Kinde werden?

Unschuld ist das Kind und Vergessen, ein Neubeginnen, ein Spiel, ein aus sich rollendes Rad, eine erste Bewegung, ein heiliges Ja-sagen.

Ja, zum Spiele des Schaffens, meine Brüder, bedarf es eines heiligen Ja-sagens: seinen Willen will nun der Geist, seine Welt gewinnt sich der Weltverlorene.

Drei Verwandlungen nannte ich euch des Geistes: wie der Geist zum Kameele ward, und zum Löwen das Kameel, und der Löwe zuletzt zum Kinde. — —

Also sprach Zarathustra. Und damals weilte er in der Stadt, welche genannt wird: die bunte Kuh.

*

*   *

[«]

Von den Lehrstühlen der Tugend.

Man rühmte Zarathustra einen Weisen, der gut vom Schlafe und von der Tugend zu reden wisse: sehr werde er geehrt und gelohnt dafür, und alle Jünglinge sässen vor seinem Lehrstuhle. Zu ihm gieng Zarathustra, und mit allen Jünglingen sass er vor seinem Lehrstuhle. Und also sprach der Weise:

Ehre und Scham vor dem Schlafe! Das ist das Erste! Und Allen aus dem Wege gehn, die schlecht schlafen und Nachts wachen!

Schamhaft ist noch der Dieb vor dem Schlafe: stets stiehlt er sich leise durch die Nacht. Schamlos aber ist der Wächter der Nacht, schamlos trägt er sein Horn.

Keine geringe Kunst ist schlafen: es thut schon Noth, den ganzen Tag darauf hin zu wachen.

Zehn Mal musst du des Tages dich selber überwinden: das macht eine gute Müdigkeit und ist Mohn der Seele.

Zehn Mal musst du dich wieder mit dir selber versöhnen; denn Überwindung ist Bitterniss, und schlecht schläft der Unversöhnte.

Zehn Wahrheiten musst du des Tages finden: sonst suchst du noch des Nachts nach Wahrheit, und deine Seele blieb hungrig.

Zehn Mal musst du lachen am Tage und heiter sein: sonst stört dich der Magen in der Nacht, dieser Vater der Trübsal.

Wenige wissen das: aber man muss alle Tugenden haben, um gut zu schlafen. Werde ich falsch Zeugniss reden? Werde ich ehebrechen?

Werde ich mich gelüsten lassen meines Nächsten Magd? Das Alles vertrüge sich schlecht mit gutem Schlafe.

Und selbst wenn man alle Tugenden hat, muss man sich noch auf Eins verstehn: selber die Tugenden zur rechten Zeit schlafen schicken.

Dass sie sich nicht mit einander zanken, die artigen Weiblein! Und über dich, du Unglückseliger!

Friede mit Gott und dem Nachbar: so will es der gute Schlaf. Und Friede auch noch mit des Nachbars Teufel! Sonst geht er bei dir des Nachts um.

Ehre der Obrigkeit und Gehorsam, und auch der krummen Obrigkeit! So will es der gute Schlaf. Was kann ich dafür, dass die Macht gerne auf krummen Beinen wandelt?

Der soll mir immer der beste Hirt heissen, der sein Schaf auf die grünste Aue führt: so verträgt es sich mit gutem Schlafe.

Viel Ehren will ich nicht, noch grosse Schätze: das entzündet die Milz. Aber schlecht schläft es sich ohne einen guten Namen und einen kleinen Schatz.

Eine kleine Gesellschaft ist mir willkommener als eine böse: doch muss sie gehn und kommen zur rechten Zeit. So verträgt es sich mit gutem Schlafe.

Sehr gefallen mir auch die Geistig-Armen: sie fördern den Schlaf. Selig sind die, sonderlich, wenn man ihnen immer Recht giebt.

Also läuft der Tag dem Tugendsamen. Kommt nun die Nacht, so hüte ich mich wohl, den Schlaf zu rufen! Nicht will er gerufen sein, der Schlaf, der der Herr der Tugenden ist!

Sondern ich denke, was ich des Tages gethan und gedacht. Wiederkäuend frage ich mich, geduldsam gleich einer Kuh: welches waren doch deine zehn Überwindungen?

Und welches waren die zehn Versöhnungen und die zehn Wahrheiten und die zehn Gelächter, mit denen sich mein Herz gütlich that?

Solcherlei erwägend und gewiegt von vierzig Gedanken, überfällt mich auf einmal der Schlaf, der Ungerufne, der Herr der Tugenden.

Der Schlaf klopft mir auf mein Auge: da wird es schwer. Der Schlaf berührt mir den Mund: da bleibt er offen.

Wahrlich, auf weichen Sohlen kommt er mir, der liebste der Diebe, und stiehlt mir meine Gedanken: dumm stehe ich da wie dieser Lehrstuhl.

Aber nicht lange mehr stehe ich dann: da liege ich schon. —

Als Zarathustra den Weisen also sprechen hörte, lachte er bei sich im Herzen: denn ihm war dabei ein Licht aufgegangen. Und also sprach er zu seinem Herzen:

Ein Narr ist mir dieser Weise da mit seinen vierzig Gedanken: aber ich glaube, dass er sich wohl auf das Schlafen versteht.

Glücklich schon, wer in der Nähe dieses Weisen wohnt! Solch ein Schlaf steckt an, noch durch eine dicke Wand hindurch steckt er an.

Ein Zauber wohnt selbst in seinem Lehrstuhle. Und nicht vergebens sassen die Jünglinge vor dem Prediger der Tugend.

Seine Weisheit heisst: wachen, um gut zu schlafen. Und wahrlich, hätte das Leben keinen Sinn und müsste ich Unsinn wählen, so wäre auch mir diess der wählenswürdigste Unsinn.

Jetzo verstehe ich klar, was einst man vor Allem suchte, wenn man Lehrer der Tugend suchte. Guten Schlaf suchte man sich und mohnblumige Tugenden dazu!

Allen diesen gelobten Weisen der Lehrstühle war Weisheit der Schlaf ohne Träume: sie kannten keinen bessern Sinn des Lebens.

Auch noch heute wohl giebt es Einige, wie diesen Prediger der Tugend, und nicht immer so Ehrliche: aber ihre Zeit ist um. Und nicht mehr lange stehen sie noch: da liegen sie schon.

Selig sind diese Schläfrigen: denn sie sollen bald einnicken. —

Also sprach Zarathustra.

*

*　　*

[«]

Von den Hinterweltlern.

Einst warf auch Zarathustra seinen Wahn jenseits des Menschen, gleich allen Hinterweltlern. Eines leidenden und zerquälten Gottes Werk schien mir da die Welt.

Traum schien mir da die Welt und Dichtung eines Gottes; farbiger Rauch vor den Augen eines göttlich Unzufriednen.

Gut und böse und Lust und Leid und Ich und Du — farbiger Rauch dünkte mich's vor schöpferischen Augen. Wegsehn wollte der Schöpfer von sich, — da schuf er die Welt.

Trunkne Lust ist's dem Leidenden, wegzusehn von seinem Leiden und sich zu verlieren. Trunkne Lust und Selbst-sich-Verlieren dünkte mich einst die Welt.

Diese Welt, die ewig unvollkommene, eines ewigen Widerspruches Abbild und unvollkommnes Abbild — eine trunkne Lust ihrem unvollkommnen Schöpfer: — also dünkte mich einst die Welt.

Also warf auch ich einst meinen Wahn jenseits des Menschen, gleich allen Hinterweltlern. Jenseits des Menschen in Wahrheit?

Ach, ihr Brüder, dieser Gott, den ich schuf, war Menschen-Werk und -Wahnsinn, gleich allen Göttern!

Mensch war er, und nur ein armes Stück Mensch und Ich: aus der eigenen Asche und Gluth kam es mir, dieses Gespenst, und wahrlich! Nicht kam es mir von Jenseits!

Was geschah, meine Brüder? Ich überwand mich, den Leidenden, ich trug meine eigne Asche zu Berge, eine hellere Flamme erfand ich mir. Und siehe! Da wich das Gespenst von mir!

Leiden wäre es mir jetzt und Qual dem Genesenen, solche Gespenster zu glauben: Leiden wäre es mir jetzt und Erniedrigung. Also rede ich zu den

Hinterweltlern.

Leiden war's und Unvermögen — das schuf alle Hinterwelten; und jener kurze Wahnsinn des Glücks, den nur der Leidendste erfährt.

Müdigkeit, die mit Einem Sprunge zum Letzten will, mit einem Todessprunge, eine arme unwissende Müdigkeit, die nicht einmal mehr wollen will: die schuf alle Götter und Hinterwelten.

Glaubt es mir, meine Brüder! Der Leib war's, der am Leibe verzweifelte, — der tastete mit den Fingern des bethörten Geistes an die letzten Wände.

Glaubt es mir, meine Brüder! Der Leib war's, der an der Erde verzweifelte, — der hörte den Bauch des Seins zu sich reden.

Und da wollte er mit dem Kopfe durch die letzten Wände, und nicht nur mit dem Kopfe, — hinüber zu „jener Welt".

Aber „jene Welt" ist gut verborgen vor dem Menschen, jene entmenschte unmenschliche Welt, die ein himmlisches Nichts ist; und der Bauch des Seins redet gar nicht zum Menschen, es sei denn als Mensch.

Wahrlich, schwer zu beweisen ist alles Sein und schwer zum Reden zu bringen. Sagt mir, ihr Brüder, ist nicht das Wunderlichste aller Dinge noch am besten bewiesen?

Ja, diess Ich und des Ich's Widerspruch und Wirrsal redet noch am redlichsten von seinem Sein, dieses schaffende, wollende, werthende Ich, welches das Maass und der Werth der Dinge ist.

Und diess redlichste Sein, das Ich — das redet vom Leibe, und es will noch den Leib, selbst wenn es dichtet und schwärmt und mit zerbrochnen Flügeln flattert.

Immer redlicher lernt es reden, das Ich: und je mehr es lernt, um so mehr findet es Worte und Ehren für Leib und Erde.

Einen neuen Stolz lehrte mich mein Ich, den lehre ich die Menschen: nicht mehr den Kopf in den Sand der himmlischen Dinge zu stecken, sondern frei ihn zu tragen, einen Erden-Kopf, der der Erde Sinn schafft!

Einen neuen Willen lehre ich die Menschen: diesen Weg wollen, den blindlings der Mensch gegangen, und gut ihn heissen und nicht mehr von ihm bei Seite schleichen, gleich den Kranken und Absterbenden!

Kranke und Absterbende waren es, die verachteten Leib und Erde und erfanden das Himmlische und die erlösenden Blutstropfen: aber auch noch diese süssen und düstern Gifte nahmen sie von Leib und Erde!

Ihrem Elende wollten sie entlaufen, und die Sterne waren ihnen zu weit. Da seufzten sie: „Oh dass es doch himmlische Wege gäbe, sich in ein andres Sein und Glück zu schleichen!" — da erfanden sie sich ihre Schliche und blutigen Tränklein!

Ihrem Leibe und dieser Erde nun entrückt wähnten sie sich, diese Undankbaren. Doch wem dankten sie ihrer Entrückung Krampf und Wonne? Ihrem Leibe und dieser Erde.

Milde ist Zarathustra den Kranken. Wahrlich, er zürnt nicht ihren Arten des Trostes und Undanks. Mögen sie Genesende werden und Überwindende und einen höheren Leib sich schaffen!

Nicht auch zürnt Zarathustra dem Genesenden, wenn er zärtlich nach seinem Wahne blickt und Mitternachts um das Grab seines Gottes schleicht: aber Krankheit und kranker Leib bleiben mir auch seine Thränen noch.

Vieles krankhafte Volk gab es immer unter Denen, welche dichten und gottsüchtig sind; wüthend hassen sie den Erkennenden und jene jüngste der Tugenden, welche heisst: Redlichkeit.

Rückwärts blicken sie immer nach dunklen Zeiten: da freilich war Wahn und Glaube ein ander Ding; Raserei der Vernunft war Gottähnlichkeit, und Zweifel Sünde.

Allzugut kenne ich diese Gottähnlichen: sie wollen, dass an sie geglaubt werde, und Zweifel Sünde sei. Allzugut weiss ich auch, woran sie selber am besten glauben.

Wahrlich nicht an Hinterwelten und erlösende Blutstropfen: sondern an den Leib glauben auch sie am besten, und ihr eigener Leib ist ihnen ihr Ding an sich.

Aber ein krankhaftes Ding ist er ihnen: und gerne möchten sie aus der Haut fahren. Darum horchen sie nach den Predigern des Todes und predigen selber Hinterwelten.

Hört mir lieber, meine Brüder, auf die Stimme des gesunden Leibes: eine redlichere und reinere Stimme ist diess.

Redlicher redet und reiner der gesunde Leib, der vollkommne und rechtwinklige: und er redet vom Sinn der Erde.

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Von den Verächtern des Leibes.

Den Verächtern des Leibes will ich mein Wort sagen. Nicht umlernen und umlehren sollen sie mir, sondern nur ihrem eignen Leibe Lebewohl sagen — und also stumm werden.

„Leib bin ich und Seele“ — so redet das Kind. Und warum sollte man nicht wie die Kinder reden?

Aber der Erwachte, der Wissende sagt: Leib bin ich ganz und gar, und Nichts ausserdem; und Seele ist nur ein Wort für ein Etwas am Leibe.

Der Leib ist eine grosse Vernunft, eine Vielheit mit Einem Sinne, ein Krieg und ein Frieden, eine Heerde und ein Hirt.

Werkzeug deines Leibes ist auch deine kleine Vernunft, mein Bruder, die du „Geist“ nennst, ein kleines Werk- und Spielzeug deiner grossen Vernunft.

„Ich“ sagst du und bist stolz auf diess Wort. Aber das Grössere ist, woran du nicht glauben willst, — dein Leib und seine grosse Vernunft: die sagt nicht Ich, aber thut Ich.

Was der Sinn fühlt, was der Geist erkennt, das hat niemals in sich sein Ende. Aber Sinn und Geist möchten dich überreden, sie seien aller Dinge Ende: so eitel sind sie.

Werk- und Spielzeuge sind Sinn und Geist: hinter ihnen liegt noch das Selbst. Das Selbst sucht auch mit den Augen der Sinne, es horcht auch mit den Ohren des Geistes.

Immer horcht das Selbst und sucht: es vergleicht, bezwingt, erobert, zerstört. Es herrscht und ist auch des Ich’s Beherrscher.

Hinter deinen Gedanken und Gefühlen, mein Bruder, steht ein mächtiger Gebieter, ein unbekannter Weiser — der heisst Selbst. In deinem Leibe wohnt er, dein Leib ist er.

Es ist mehr Vernunft in deinem Leibe, als in deiner besten Weisheit. Und wer weiss denn, wozu dein Leib gerade deine beste Weisheit nöthig hat?

Dein Selbst lacht über dein Ich und seine stolzen Sprünge. „Was sind mir diese Sprünge und Flüge des Gedankens? sagt es sich. Ein Umweg zu meinem Zwecke. Ich bin das Gängelband des Ich’s und der Einbläser seiner Begriffe.“

Das Selbst sagt zum Ich: „hier fühle Schmerz!“ Und da leidet es und denkt nach, wie es nicht mehr leide — und dazu eben soll es denken.

Das Selbst sagt zum Ich: „hier fühle Lust!“ Da freut es sich und denkt nach, wie es noch oft sich freue — und dazu eben soll es denken.

Den Verächtern des Leibes will ich ein Wort sagen. Dass sie verachten, das macht ihr Achten. Was ist es, das Achten und Verachten und Werth und Willen schuf?

Das schaffende Selbst schuf sich Achten und Verachten, es schuf sich Lust und Weh. Der schaffende Leib schuf sich den Geist als eine Hand seines Willens.

Noch in eurer Thorheit und Verachtung, ihr Verächter des Leibes, dient ihr eurem Selbst. Ich sage euch: euer Selbst selber will sterben und kehrt sich vom Leben ab.

Nicht mehr vermag es das, was es am liebsten will: — über sich hinaus zu schaffen. Das will es am liebsten, das ist seine ganze Inbrunst.

Aber zu spät ward es ihm jetzt dafür: — so will euer Selbst untergehn, ihr Verächter des Leibes.

Untergehn will euer Selbst, und darum wurdet ihr zu Verächtern des Leibes! Denn nicht mehr vermögt ihr über euch hinaus zu schaffen.

Und darum zürnt ihr nun dem Leben und der Erde. Ein ungewusster Neid ist im scheelen Blick eurer Verachtung.

Ich gehe nicht euren Weg, ihr Verächter des Leibes! Ihr seid mir keine Brücken zum Übermenschen! —

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Von den Freuden- und Leidenschaften.

Mein Bruder, wenn du eine Tugend hast, und es deine Tugend ist, so hast du sie mit Niemandem gemeinsam.

Freilich, du willst sie bei Namen nennen und liebkosen; du willst sie am Ohre zupfen und Kurzweil mit ihr treiben.

Und siehe! Nun hast du ihren Namen mit dem Volke gemeinsam und bist Volk und Heerde geworden mit deiner Tugend!

Besser thätest du, zu sagen: „unaussprechbar ist und namenlos, was meiner Seele Qual und Süsse macht und auch noch der Hunger meiner Eingeweide ist.“

Deine Tugend sei zu hoch für die Vertraulichkeit der Namen: und musst du von ihr reden, so schäme dich nicht, von ihr zu stammeln.

So sprich und stammle: „Das ist mein Gutes, das liebe ich, so gefällt es mir ganz, so allein will ich das Gute.

Nicht will ich es als eines Gottes Gesetz, nicht will ich es als eine Menschen-Satzung und -Nothdurft: kein Wegweiser sei es mir für Über-Erden und Paradiese.

Eine irdische Tugend ist es, die ich liebe: wenig Klugheit ist darin und am wenigsten die Vernunft Aller.

Aber dieser Vogel baute bei mir sich das Nest: darum liebe und herze ich ihn, — nun sitzt er bei mir auf seinen goldnen Eiern.“

So sollst du stammeln und deine Tugend loben.

Einst hattest du Leidenschaften und nanntest sie böse. Aber jetzt hast du nur noch deine Tugenden: die wuchsen aus deinen Leidenschaften.

Du legtest dein höchstes Ziel diesen Leidenschaften an’s Herz: da wurden sie deine Tugenden und Freudenschaften.

Und ob du aus dem Geschlechte der Jähzornigen wärest oder aus dem der Wollüstigen oder der Glaubens-Wüthigen oder der Rachsüchtigen:

Am Ende wurden alle deine Leidenschaften zu Tugenden und alle deine Teufel zu Engeln.

Einst hattest du wilde Hunde in deinem Keller: aber am Ende verwandelten sie sich zu Vögeln und lieblichen Sängerinnen.

Aus deinen Giften brautest du dir deinen Balsam; deine Kuh Trübsal melktest du, — nun trinkst du die süsse Milch ihres Euters.

Und nichts Böses wächst mehr fürderhin aus dir, es sei denn das Böse, das aus dem Kampfe deiner Tugenden wächst.

Mein Bruder, wenn du Glück hast, so hast du Eine Tugend und nicht mehr: so gehst du leichter über die Brücke.

Auszeichnend ist es, viele Tugenden zu haben, aber ein schweres Loos; und Mancher gieng in die Wüste und tödtete sich, weil er müde war, Schlacht und Schlachtfeld von Tugenden zu sein.

Mein Bruder, ist Krieg und Schlacht böse? Aber nothwendig ist diess Böse, nothwendig ist der Neid und das Misstrauen und die Verleumdung unter deinen Tugenden.

Siehe, wie jede deiner Tugenden begehrlich ist nach dem Höchsten: sie will deinen ganzen Geist, dass er ihr Herold sei, sie will deine ganze Kraft in Zorn, Hass und Liebe.

Eifersüchtig ist jede Tugend auf die andre, und ein furchtbares Ding ist Eifersucht. Auch Tugenden können an der Eifersucht zu Grunde gehn.

Wen die Flamme der Eifersucht umringt, der wendet zuletzt, gleich dem Scorpione, gegen sich selber den vergifteten Stachel.

Ach, mein Bruder, sahst du noch nie eine Tugend sich selber verleumden und erstechen?

Der Mensch ist Etwas, das überwunden werden muss: und darum sollst du deine Tugenden lieben, — denn du wirst an ihnen zu Grunde gehn. —

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Vom bleichen Verbrecher.

Ihr wollt nicht tödten, ihr Richter und Opferer, bevor das Thier nicht genickt hat? Seht, der bleiche Verbrecher hat genickt: aus seinem Auge redet die grosse Verachtung.

„Mein Ich ist Etwas, das überwunden werden soll: mein Ich ist mir die grosse Verachtung des Menschen“: so redet es aus diesem Auge.

Dass er sich selber richtete, war sein höchster Augenblick: lasst den Erhabenen nicht wieder zurück in sein Niederes!

Es giebt keine Erlösung für Den, der so an sich selber leidet, es sei denn der schnelle Tod.

Euer Tödten, ihr Richter, soll ein Mitleid sein und keine Rache. Und indem ihr tödtet, seht zu, dass ihr selber das Leben rechtfertiget!

Es ist nicht genug, dass ihr euch mit Dem versöhnt, den ihr tödtet. Eure Traurigkeit sei Liebe zum Übermenschen: so rechtfertigt ihr euer Noch-Leben!

„Feind“ sollt ihr sagen, aber nicht „Bösewicht“; „Kranker“ sollt ihr sagen, aber nicht „Schuft“; „Thor“ sollt ihr sagen, aber nicht „Sünder“.

Und du, rother Richter, wenn du laut sagen wolltest, was du alles schon in Gedanken gethan hast: so würde Jedermann schreien: „Weg mit diesem Unflath und Giftwurm!“

Aber ein Anderes ist der Gedanke, ein Anderes die That, ein Anderes das Bild der That. Das Rad des Grundes rollt nicht zwischen ihnen.

Ein Bild machte diesen bleichen Menschen bleich. Gleichwüchsig war er seiner That, als er sie that: aber ihr Bild ertrug er nicht, als sie gethan war.

Immer sah er sich nun als Einer That Thäter. Wahnsinn heisse ich diess: die Ausnahme verkehrte sich ihm zum Wesen.

Der Strich bannt die Henne; der Streich, den er führte, bannte seine arme Vernunft — den Wahnsinn nach der That heisse ich diess.

Hört, ihr Richter! Einen anderen Wahnsinn giebt es noch: und der ist vor der That. Ach, ihr krocht mir nicht tief genug in diese Seele!

So spricht der rothe Richter: „was mordete doch dieser Verbrecher? Er wollte rauben.“ Aber ich sage euch: seine Seele wollte Blut, nicht Raub: er dürstete nach dem Glück des Messers!

Seine arme Vernunft aber begriff diesen Wahnsinn nicht und überredete ihn. „Was liegt an Blut! sprach sie; willst du nicht zum mindesten einen Raub dabei machen? Eine Rache nehmen?“

Und er horchte auf seine arme Vernunft: wie Blei lag ihre Rede auf ihm, — da raubte er, als er mordete. Er wollte sich nicht seines Wahnsinns schämen.

Und nun wieder liegt das Blei seiner Schuld auf ihm, und wieder ist seine arme Vernunft so steif, so gelähmt, so schwer.

Wenn er nur den Kopf schütteln könnte, so würde seine Last herabrollen: aber wer schüttelt diesen Kopf?

Was ist dieser Mensch? Ein Haufen von Krankheiten, welche durch den Geist in die Welt hinausgreifen: da wollen sie ihre Beute machen.

Was ist dieser Mensch? Ein Knäuel wilder Schlangen, welche selten bei einander Ruhe haben, — da gehn sie für sich fort und suchen Beute in der Welt.

Seht diesen armen Leib! Was er litt und begehrte, das deutete sich diese arme Seele, — sie deutete es als mörderische Lust und Gier nach dem Glück des Messers.

Wer jetzt krank wird, den überfällt das Böse, das jetzt böse ist: wehe will er thun, mit dem, was ihm wehe thut. Aber es gab andre Zeiten und ein andres Böses und Gutes.

Einst war der Zweifel böse und der Wille zum Selbst. Damals wurde der Kranke zum Ketzer und zur Hexe: als Ketzer und Hexe litt er und wollte leiden machen.

Aber diess will nicht in eure Ohren: euren Guten schade es, sagt ihr mir. Aber was liegt mir an euren Guten!

Vieles an euren Guten macht mir Ekel, und wahrlich nicht ihr Böses. Wollte ich doch, sie hätten einen Wahnsinn, an dem sie zu Grunde giengen, gleich diesem bleichen Verbrecher!

Wahrlich, ich wollte, ihr Wahnsinn hiesse Wahrheit oder Treue oder Gerechtigkeit: aber sie haben ihre Tugend, um lange zu leben und in einem erbärmlichen Behagen.

Ich bin ein Geländer am Strome: fasse mich, wer mich fassen kann! Eure Krücke aber bin ich nicht. —

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Vom Lesen und Schreiben.

Von allem Geschriebenen liebe ich nur Das, was Einer mit seinem Blute schreibt. Schreibe mit Blut: und du wirst erfahren, dass Blut Geist ist.

Es ist nicht leicht möglich, fremdes Blut zu verstehen: ich hasse die lesenden Müssiggänger.

Wer den Leser kennt, der thut Nichts mehr für den Leser. Noch ein Jahrhundert Leser — und der Geist selber wird stinken.

Dass Jedermann lesen lernen darf, verdirbt auf die Dauer nicht allein das Schreiben, sondern auch das Denken.

Einst war der Geist Gott, dann wurde er zum Menschen und jetzt wird er gar noch Pöbel.

Wer in Blut und Sprüchen schreibt, der will nicht gelesen, sondern auswendig gelernt werden.

Im Gebirge ist der nächste Weg von Gipfel zu Gipfel: aber dazu musst du lange Beine haben. Sprüche sollen Gipfel sein: und Die, zu denen gesprochen wird, Grosse und Hochwüchsige.

Die Luft dünn und rein, die Gefahr nahe und der Geist voll einer fröhlichen Bosheit: so passt es gut zu einander.

Ich will Kobolde um mich haben, denn ich bin muthig. Muth, der die Gespenster verscheucht, schafft sich selber Kobolde, — der Muth will lachen.

Ich empfinde nicht mehr mit euch: diese Wolke, die ich unter mir sehe, diese Schwärze und Schwere, über die ich lache, — gerade das ist eure Gewitterwolke.

Ihr seht nach Oben, wenn ihr nach Erhebung verlangt. Und ich sehe hinab, weil ich erhoben bin.

Wer von euch kann zugleich lachen und erhoben sein?

Wer auf den höchsten Bergen steigt, der lacht über alle Trauer-Spiele und Trauer-Ernste.

Muthig, unbekümmert, spöttisch, gewaltthätig — so will uns die Weisheit: sie ist ein Weib und liebt immer nur einen Kriegsmann.

Ihr sagt mir: „das Leben ist schwer zu tragen.“ Aber wozu hättet ihr Vormittags euren Stolz und Abends eure Ergebung?

Das Leben ist schwer zu tragen: aber so thut mir doch nicht so zärtlich! Wir sind allesammt hübsche lastbare Esel und Eselinnen.

Was haben wir gemein mit der Rosenknospe, welche zittert, weil ihr ein Tropfen Thau auf dem Leibe liegt?

Es ist wahr: wir lieben das Leben, nicht, weil wir an’s Leben, sondern weil wir an’s Lieben gewöhnt sind.

Es ist immer etwas Wahnsinn in der Liebe. Es ist aber immer auch etwas Vernunft im Wahnsinn.

Und auch mir, der ich dem Leben gut bin, scheinen Schmetterlinge und Seifenblasen und was ihrer Art unter Menschen ist, am meisten vom Glücke zu wissen.

Diese leichten thörichten zierlichen beweglichen Seelchen flattern zu sehen — das verführt Zarathustra zu Thränen und Liedern.

Ich würde nur an einen Gott glauben, der zu tanzen verstünde.

Und als ich meinen Teufel sah, da fand ich ihn ernst, gründlich, tief, feierlich: es war der Geist der Schwere, — durch ihn fallen alle Dinge.

Nicht durch Zorn, sondern durch Lachen tödtet man. Auf, lasst uns den Geist der Schwere tödten!

Ich habe gehen gelernt: seitdem lasse ich mich laufen. Ich habe fliegen gelernt: seitdem will ich nicht erst gestossen sein, um von der Stelle zu kommen.

Jetzt bin ich leicht, jetzt fliege ich, jetzt sehe ich mich unter mir, jetzt tanzt ein Gott durch mich.

Also sprach Zarathustra.

⁂

[«]

Vom Baum am Berge.

Zarathustra’s Auge hatte gesehn, dass ein Jüngling ihm auswich. Und als er eines Abends allein durch die Berge gieng, welche die Stadt umschliessen, die genannt wird „die bunte Kuh“: siehe, da fand er im Gehen diesen Jüngling, wie er an einen Baum gelehnt sass und müden Blickes in das Thal schaute. Zarathustra fasste den Baum an, bei welchem der Jüngling sass, und sprach also:

Wenn ich diesen Baum da mit meinen Händen schütteln wollte, ich würde es nicht vermögen.

Aber der Wind, den wir nicht sehen, der quält und biegt ihn, wohin er will. Wir werden am schlimmsten von unsichtbaren Händen gebogen und gequält.

Da erhob sich der Jüngling bestürzt und sagte: „ich höre Zarathustra und eben dachte ich an ihn.“ Zarathustra entgegnete:

„Was erschrickst du desshalb? — Aber es ist mit dem Menschen wie mit dem Baume.

Je mehr er hinauf in die Höhe und Helle will, um so stärker streben seine Wurzeln erdwärts, abwärts, in’s Dunkle, Tiefe, — in’s Böse.“

„Ja in’s Böse! rief der Jüngling. Wie ist es möglich, dass du meine Seele entdecktest?“

Zarathustra lächelte und sprach: „Manche Seele wird man nie entdecken, es sei denn, dass man sie zuerst erfindet.“

„Ja in’s Böse! rief der Jüngling nochmals.

Du sagtest die Wahrheit, Zarathustra. Ich traue mir selber nicht mehr, seitdem ich in die Höhe will, und Niemand traut mir mehr, — wie geschieht diess doch?

Ich verwandele mich zu schnell: mein Heute widerlegt mein Gestern. Ich überspringe oft die Stufen, wenn ich steige, — das verzeiht mir keine Stufe.

Bin ich oben, so finde ich mich immer allein. Niemand redet mit mir, der Frost der Einsamkeit macht mich zittern. Was will ich doch in der Höhe?

Meine Verachtung und meine Sehnsucht wachsen mit einander; je höher ich steige, um so mehr verachte ich Den, der steigt. Was will er doch in der Höhe?

Wie schäme ich mich meines Steigens und Stolperns! Wie spotte ich meines heftigen Schnaubens! Wie hasse ich den Fliegenden! Wie müde bin ich in der Höhe!“

Hier schwieg der Jüngling. Und Zarathustra betrachtete den Baum, an dem sie standen, und sprach also:

Dieser Baum steht einsam hier am Gebirge; er wuchs hoch hinweg über Mensch und Thier.

Und wenn er reden wollte, er würde Niemanden haben, der ihn verstünde: so hoch wuchs er.

Nun wartet er und wartet, — worauf wartet er doch? Er wohnt dem Sitze der Wolken zu nahe: er wartet wohl auf den ersten Blitz?

Als Zarathustra diess gesagt hatte, rief der Jüngling mit heftigen Gebärden: „Ja, Zarathustra, du sprichst die Wahrheit. Nach meinem Untergange verlangte ich, als ich in die Höhe wollte, und du bist der Blitz, auf den ich wartete! Siehe, was bin ich noch, seitdem du uns erschienen bist? Der Neid auf dich ist's, der mich zerstört hat!" — So sprach der Jüngling und weinte bitterlich. Zarathustra aber legte seinen Arm um ihn und führte ihn mit sich fort.

Und als sie eine Weile mit einander gegangen waren, hob Zarathustra also an zu sprechen:

Es zerreisst mir das Herz. Besser als deine Worte es sagen, sagt mir dein Auge alle deine Gefahr.

Noch bist du nicht frei, du suchst noch nach Freiheit. Übernächtig machte dich dein Suchen und überwach.

In die freie Höhe willst du, nach Sternen dürstet deine Seele. Aber auch deine schlimmen Triebe dürsten nach Freiheit.

Deine wilden Hunde wollen in die Freiheit; sie bellen vor Lust in ihrem Keller, wenn dein Geist alle Gefängnisse zu lösen trachtet.

Noch bist du mir ein Gefangner, der sich Freiheit ersinnt: ach, klug wird solchen Gefangnen die Seele, aber auch arglistig und schlecht.

Reinigen muss sich noch der Befreite des Geistes. Viel Gefängniss und Moder ist noch in ihm zurück: rein muss noch sein Auge werden.

Ja, ich kenne deine Gefahr. Aber bei meiner Liebe und Hoffnung beschwöre ich dich: wirf deine Liebe und Hoffnung nicht weg!

Edel fühlst du dich noch, und edel fühlen dich auch die Andern noch, die dir gram sind und böse Blicke senden. Wisse, dass Allen ein Edler im Wege steht.

Auch den Guten steht ein Edler im Wege: und selbst wenn sie ihn einen Guten nennen, so wollen sie ihn damit bei Seite bringen.

Neues will der Edle schaffen und eine neue Tugend. Altes will der Gute, und dass Altes erhalten bleibe.

Aber nicht das ist die Gefahr des Edlen, dass er ein Guter werde, sondern ein Frecher, ein Höhnender, ein Vernichter.

Ach, ich kannte Edle, die verloren ihre höchste Hoffnung. Und nun verleumdeten sie alle hohen Hoffnungen.

Nun lebten sie frech in kurzen Lüsten, und über den Tag hin warfen sie kaum noch Ziele.

„Geist ist auch Wollust“ — so sagten sie. Da zerbrachen ihrem Geiste die Flügel: nun kriecht er herum und beschmutzt im Nagen.

Einst dachten sie Helden zu werden: Lüstlinge sind es jetzt. Ein Gram und ein Grauen ist ihnen der Held.

Aber bei meiner Liebe und Hoffnung beschwöre ich dich: wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! Halte heilig deine höchste Hoffnung! —

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Von den Predigern des Todes.

Es giebt Prediger des Todes: und die Erde ist voll von Solchen, denen Abkehr gepredigt werden muss vom Leben.

Voll ist die Erde von Überflüssigen, verdorben ist das Leben durch die Viel-zu-Vielen. Möge man sie mit dem „ewigen Leben“ aus diesem Leben weglocken!

„Gelbe“: so nennt man die Prediger des Todes, oder „Schwarze“. Aber ich will sie euch noch in andern Farben zeigen.

Da sind die Fürchterlichen, welche in sich das Raubthier herumtragen und keine Wahl haben, es sei denn Lüste oder Selbstzerfleischung. Und auch ihre Lüste sind noch Selbstzerfleischung.

Sie sind noch nicht einmal Menschen geworden, diese Fürchterlichen: mögen sie Abkehr predigen vom Leben und selber dahinfahren!

Da sind die Schwindsüchtigen der Seele: kaum sind sie geboren, so fangen sie schon an zu sterben und sehnen sich nach Lehren der Müdigkeit und Entsagung.

Sie wollen gerne todt sein, und wir sollten ihren Willen gut heissen! Hüten wir uns, diese Todten zu erwecken und diese lebendigen Särge zu versehren!

Ihnen begegnet ein Kranker oder ein Greis oder ein Leichnam; und gleich sagen sie „das Leben ist widerlegt!“

Aber nur sie sind widerlegt und ihr Auge, welches nur das Eine Gesicht sieht am Dasein.

Eingehüllt in dicke Schwermuth und begierig auf die kleinen Zufälle, welche den Tod bringen: so warten sie und beissen die Zähne auf einander.

Oder aber: sie greifen nach Zuckerwerk und spotten ihrer Kinderei dabei: sie hängen an ihrem Strohhalm Leben und spotten, dass sie noch an einem Strohhalm hängen.

Ihre Weisheit lautet: „ein Thor, der leben bleibt, aber so sehr sind wir Thoren! Und das eben ist das Thörichtste am Leben!“ —

„Das Leben ist nur Leiden“ — so sagen Andre und lügen nicht: so sorgt doch, dass ihr aufhört! So sorgt doch, dass das Leben aufhört, welches nur Leiden ist!

Und also laute die Lehre eurer Tugend „du sollst dich selber tödten! Du sollst dich selber davonstehlen!“ —

„Wollust ist Sünde, — so sagen die Einen, welche den Tod predigen — lasst uns bei Seite gehn und keine Kinder zeugen!“

„Gebären ist mühsam, — sagen die Andern — wozu noch gebären? Man gebiert nur Unglückliche!“ Und auch sie sind Prediger des Todes.

„Mitleid thut noth — so sagen die Dritten. Nehmt hin, was ich habe! Nehmt hin, was ich bin! Um so weniger bindet mich das Leben!“

Wären sie Mitleidige von Grund aus, so würden sie ihren Nächsten das Leben verleiden. Böse sein — das wäre ihre rechte Güte.

Aber sie wollen loskommen vom Leben: was schiert es sie, dass sie Andre mit ihren Ketten und Geschenken noch fester binden! —

Und auch ihr, denen das Leben wilde Arbeit und Unruhe ist: seid ihr nicht sehr müde des Lebens? Seid ihr nicht sehr reif für die Predigt des Todes?

Ihr Alle, denen die wilde Arbeit lieb ist und das Schnelle, Neue, Fremde, — ihr ertragt euch schlecht, euer Fleiss ist Flucht und Wille, sich selber zu vergessen.

Wenn ihr mehr an das Leben glaubtet, würdet ihr weniger euch dem Augenblicke hinwerfen. Aber ihr habt zum Warten nicht Inhalt genug in euch — und selbst zur Faulheit nicht!

Überall ertönt die Stimme Derer, welche den Tod predigen: und die Erde ist voll von Solchen, welchen der Tod gepredigt werden muss.

Oder „das ewige Leben“: das gilt mir gleich, — wofern sie nur schnell dahinfahren!

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Vom Krieg und Kriegsvolke.

Von unsern besten Feinden wollen wir nicht geschont sein, und auch von Denen nicht, welche wir von Grund aus lieben. So lasst mich denn euch die Wahrheit sagen!

Meine Brüder im Kriege! Ich liebe euch von Grund aus, ich bin und war Euresgleichen. Und ich bin auch euer bester Feind. So lasst mich denn euch die Wahrheit sagen!

Ich weiss um den Hass und Neid eures Herzens. Ihr seid nicht gross genug, um Hass und Neid nicht zu kennen. So seid denn gross genug, euch ihrer nicht zu schämen!

Und wenn ihr nicht Heilige der Erkenntniss sein könnt, so seid mir wenigstens deren Kriegsmänner. Das sind die Gefährten und Vorläufer solcher Heiligkeit.

Ich sehe viel Soldaten: möchte ich viel Kriegsmänner sehn! „Ein-form“ nennt man’s, was sie tragen: möge es nicht Ein-form sein, was sie damit verstecken!

Ihr sollt mir Solche sein, deren Auge immer nach einem Feinde sucht — nach eurem Feinde. Und bei Einigen von euch giebt es einen Hass auf den ersten Blick.

Euren Feind sollt ihr suchen, euren Krieg sollt ihr führen und für eure Gedanken! Und wenn euer Gedanke unterliegt, so soll eure Redlichkeit darüber noch Triumph rufen!

Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen. Und den kurzen Frieden mehr, als den langen.

Euch rathe ich nicht zur Arbeit, sondern zum Kampfe. Euch rathe ich nicht zum Frieden, sondern zum Siege. Eure Arbeit sei ein Kampf, euer Friede sei ein Sieg!

Man kann nur schweigen und stillsitzen, wenn man Pfeil und Bogen hat: sonst schwätzt und zankt man. Euer Friede sei ein Sieg!

Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt.

Der Krieg und der Muth haben mehr grosse Dinge gethan, als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleiden, sondern eure Tapferkeit rettete bisher die

Verunglückten.

Was ist gut? fragt ihr. Tapfer sein ist gut. Lasst die kleinen Mädchen reden: „gut sein ist, was hübsch zugleich und rührend ist.“

Man nennt euch herzlos: aber euer Herz ist ächt, und ich liebe die Scham eurer Herzlichkeit. Ihr schämt euch eurer Fluth, und Andre schämen sich ihrer Ebbe.

Ihr seid hässlich? Nun wohlan, meine Brüder! So nehmt das Erhabne um euch, den Mantel des Hässlichen!

Und wenn eure Seele gross wird, so wird sie übermüthig, und in eurer Erhabenheit ist Bosheit. Ich kenne euch.

In der Bosheit begegnet sich der Übermüthige mit dem Schwächlinge. Aber sie missverstehen einander. Ich kenne euch.

Ihr dürft nur Feinde haben, die zu hassen sind, aber nicht Feinde zum Verachten. Ihr müsst stolz auf euern Feind sein: dann sind die Erfolge eures Feindes auch eure Erfolge.

Auflehnung — das ist die Vornehmheit am Sclaven. Eure Vornehmheit sei Gehorsam! Euer Befehlen selber sei ein Gehorchen!

Einem guten Kriegsmanne klingt „du sollst“ angenehmer, als „ich will“. Und Alles, was euch lieb ist, sollt ihr euch erst noch befehlen lassen.

Eure Liebe zum Leben sei Liebe zu eurer höchsten Hoffnung: und eure höchste Hoffnung sei der höchste Gedanke des Lebens!

Euren höchsten Gedanken aber sollt ihr euch von mir befehlen lassen — und er lautet: der Mensch ist Etwas, das überwunden werden soll.

So lebt euer Leben des Gehorsams und des Krieges! Was liegt am Lang-Leben! Welcher Krieger will geschont sein!

Ich schone euch nicht, ich liebe euch von Grund aus, meine Brüder im Kriege! —

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Vom neuen Götzen.

Irgendwo giebt es noch Völker und Heerden, doch nicht bei uns, meine Brüder: da giebt es Staaten.

Staat? Was ist das? Wohlan! Jetzt thut mir die Ohren auf, denn jetzt sage ich euch mein Wort vom Tode der Völker.

Staat heisst das kälteste aller kalten Ungeheuer. Kalt lügt es auch; und diese Lüge kriecht aus seinem Munde: „Ich, der Staat, bin das Volk.“

Lüge ist’s! Schaffende waren es, die schufen die Völker und hängten einen Glauben und eine Liebe über sie hin: also dienten sie dem Leben.

Vernichter sind es, die stellen Fallen auf für Viele und heissen sie Staat: sie hängen ein Schwert und hundert Begierden über sie hin.

Wo es noch Volk giebt, da versteht es den Staat nicht und hasst ihn als bösen Blick und Sünde an Sitten und Rechten.

Dieses Zeichen gebe ich euch: jedes Volk spricht seine Zunge des Guten und Bösen: die versteht der Nachbar nicht. Seine Sprache erfand es sich in Sitten und Rechten.

Aber der Staat lügt in allen Zungen des Guten und Bösen; und was er auch redet, er lügt — und was er auch hat, gestohlen hat er’s.

Falsch ist alles an ihm; mit gestohlenen Zähnen beisst er, der Bissige. Falsch sind selbst seine Eingeweide.

Sprachverwirrung des Guten und Bösen: dieses Zeichen gebe ich euch als Zeichen des Staates. Wahrlich, den Willen zum Tode deutet dieses Zeichen! Wahrlich, es winkt den Predigern des Todes!

Viel zu Viele werden geboren: für die Überflüssigen ward der Staat erfunden!

Seht mir doch, wie er sie an sich lockt, die Viel-zu-Vielen! Wie er sie schlingt und kaut und wiederkäut!

„Auf der Erde ist nichts Grösseres als ich: der ordnende Finger bin ich Gottes“ — also brüllt das Unthier. Und nicht nur Langgeohrte und Kurzgeäugte sinken auf die Kniee!

Ach, auch in euch, ihr grossen Seelen, raunt er seine düsteren Lügen! Ach, er erräth die reichen Herzen, die gerne sich verschwenden!

Ja, auch euch erräth er, ihr Besieger des alten Gottes! Müde wurdet ihr im Kampfe, und nun dient eure Müdigkeit noch dem neuen Götzen!

Helden und Ehrenhafte möchte er um sich aufstellen, der neue Götze! Gerne sonnt er sich im Sonnenschein guter Gewissen, — das kalte Unthier!

Alles will er euch geben, wenn ihr ihn anbetet, der neue Götze: also kauft er sich den Glanz eurer Tugend und den Blick eurer stolzen Augen.

Ködern will er mit euch die Viel-zu-Vielen! Ja, ein Höllenkunststück ward da erfunden, ein Pferd des Todes, klirrend im Putz göttlicher Ehren!

Ja, ein Sterben für Viele ward da erfunden, das sich selber als Leben preist: wahrlich, ein Herzensdienst allen Predigern des Todes!

Staat nenne ich's, wo Alle Gifttrinker sind, Gute und Schlimme: Staat, wo Alle sich selber verlieren, Gute und Schlimme: Staat, wo der langsame Selbstmord Aller — „das Leben" heisst.

Seht mir doch diese Überflüssigen! Sie stehlen sich die Werke der Erfinder und die Schätze der Weisen: Bildung nennen sie ihren Diebstahl — und Alles wird ihnen zu Krankheit und Ungemach!

Seht mir doch diese Überflüssigen! Krank sind sie immer, sie erbrechen ihre Galle und nennen es Zeitung. Sie verschlingen einander und können sich nicht einmal verdauen.

Seht mir doch diese Überflüssigen! Reichthümer erwerben sie und werden ärmer damit. Macht wollen sie und zuerst das Brecheisen der Macht, viel Geld, — diese Unvermögenden!

Seht sie klettern, diese geschwinden Affen! Sie klettern über einander hinweg und zerren sich also in den Schlamm und die Tiefe.

Hin zum Throne wollen sie Alle: ihr Wahnsinn ist es, — als ob das Glück auf dem Throne sässe! Oft sitzt der Schlamm auf dem Thron — und oft auch der Thron auf dem Schlamme.

Wahnsinnige sind sie mir Alle und kletternde Affen und Überheisse. Übel riecht mir ihr Götze, das kalte Unthier: übel riechen sie mir alle zusammen, diese Götzendiener.

Meine Brüder, wollt ihr denn ersticken im Dunste ihrer Mäuler und Begierden! Lieber zerbrecht doch die Fenster und springt in's Freie!

Geht doch dem schlechten Geruche aus dem Wege! Geht fort von der Götzendienerei der Überflüssigen!

Geht doch dem schlechten Geruche aus dem Wege! Geht fort von dem Dampfe dieser Menschenopfer!

Frei steht grossen Seelen auch jetzt noch die Erde. Leer sind noch viele Sitze für Einsame und Zweisame, um die der Geruch stiller Meere weht.

Frei steht noch grossen Seelen ein freies Leben. Wahrlich, wer wenig besitzt, wird um so weniger besessen: gelobt sei die kleine Armuth!

Dort, wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist: da beginnt das Lied des Nothwendigen, die einmalige und unersetzliche Weise.

Dort, wo der Staat aufhört, — so seht mir doch hin, meine Brüder! Seht ihr ihn nicht, den Regenbogen und die Brücken des Übermenschen? —

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Von den Fliegen des Marktes.

Fliehe, mein Freund, in deine Einsamkeit! Ich sehe dich betäubt vom Lärme der grossen Männer und zerstochen von den Stacheln der kleinen.

Würdig wissen Wald und Fels mit dir zu schweigen. Gleiche wieder dem Baume, den du liebst, dem breitästigen: still und aufhorchend hängt er über dem Meere.

Wo die Einsamkeit aufhört, da beginnt der Markt; und wo der Markt beginnt, da beginnt auch der Lärm der grossen Schauspieler und das Geschwirr der giftigen Fliegen.

In der Welt taugen die besten Dinge noch Nichts, ohne Einen, der sie erst aufführt: grosse Männer heisst das Volk diese Aufführer.

Wenig begreift das Volk das Grosse, das ist: das Schaffende. Aber Sinne hat es für alle Aufführer und Schauspieler grosser Sachen.

Um die Erfinder von neuen Werthen dreht sich die Welt: — unsichtbar dreht sie sich. Doch um die Schauspieler dreht sich das Volk und der Ruhm: so ist es der Welt Lauf.

Geist hat der Schauspieler, doch wenig Gewissen des Geistes. Er glaubt immer an Das, womit er am stärksten glauben macht, — glauben an sich macht!

Morgen hat er einen neuen Glauben und übermorgen einen neueren. Rasche Sinne hat er, gleich dem Volke, und veränderliche Witterungen.

Umwerfen — das heisst ihm: beweisen. Toll machen — das heisst ihm: überzeugen. Und Blut gilt ihm als aller Gründe bester.

Eine Wahrheit, die nur in feine Ohren schlüpft, nennt er Lüge und Nichts. Wahrlich, er glaubt nur an Götter, die grossen Lärm in der Welt machen!

Voll von feierlichen Possenreissern ist der Markt — und das Volk rühmt sich seiner grossen Männer! das sind ihm die Herrn der Stunde.

Aber die Stunde drängt sie: so drängen sie dich. Und auch von dir wollen sie Ja oder Nein. Wehe, du willst zwischen Für und Wider deinen Stuhl setzen?

Dieser Unbedingten und Drängenden halber sei ohne Eifersucht, du Liebhaber der Wahrheit! Niemals noch hängte sich die Wahrheit an den Arm eines Unbedingten.

Dieser Plötzlichen halber gehe zurück in deine Sicherheit: nur auf dem Markt wird man mit Ja? oder Nein? überfallen.

Langsam ist das Erleben allen tiefen Brunnen: lange müssen sie warten, bis sie wissen, was in ihre Tiefe fiel.

Abseits vom Markte und Ruhme begiebt sich alles Grosse: abseits vom Markte und Ruhme wohnten von je die Erfinder neuer Werthe.

Fliehe, mein Freund, in deine Einsamkeit: ich sehe dich von giftigen Fliegen zerstochen. Fliehe dorthin, wo rauhe, starke Luft weht!

Fliehe in deine Einsamkeit! Du lebtest den Kleinen und Erbärmlichen zu nahe. Fliehe vor ihrer unsichtbaren Rache! Gegen dich sind sie Nichts als Rache.

Hebe nicht mehr den Arm gegen sie! Unzählbar sind sie, und es ist nicht dein Loos, Fliegenwedel zu sein.

Unzählbar sind diese Kleinen und Erbärmlichen; und manchem stolzen Baue gereichten schon Regentropfen und Unkraut zum Untergange.

Du bist kein Stein, aber schon wurdest du hohl von vielen Tropfen. Zerbrechen und zerbersten wirst du mir noch von vielen Tropfen.

Ermüdet sehe ich dich durch giftige Fliegen, blutig geritzt sehe ich dich an hundert Stellen; und dein Stolz will nicht einmal zürnen.

Blut möchten sie von dir in aller Unschuld, Blut begehren ihre blutlosen Seelen — und sie stechen daher in aller Unschuld.

Aber, du Tiefer, du leidest zu tief auch an kleinen Wunden; und ehe du dich noch geheilt hast, kroch dir der gleiche Giftwurm über die Hand.

Zu stolz bist du mir dafür, diese Naschhaften zu tödten. Hüte dich aber, dass es nicht dein Verhängniss werde, all ihr giftiges Unrecht zu tragen!

Sie summen um dich auch mit ihrem Lobe: Zudringlichkeit ist ihr Loben. Sie wollen die Nähe deiner Haut und deines Blutes.

Sie schmeicheln dir wie einem Gotte oder Teufel; sie winseln vor dir wie vor einem Gotte oder Teufel. Was macht es! Schmeichler sind es und Winsler und nicht mehr.

Auch geben sie sich dir oft als Liebenswürdige. Aber das war immer die Klugheit der Feigen. Ja, die Feigen sind klug!

Sie denken viel über dich mit ihrer engen Seele, — bedenklich bist du ihnen stets! Alles, was viel bedacht wird, wird bedenklich.

Sie bestrafen dich für alle deine Tugenden. Sie verzeihen dir von Grund aus nur — deine Fehlgriffe.

Weil du milde bist und gerechten Sinnes, sagst du: „unschuldig sind sie an ihrem kleinen Dasein.“ Aber ihre enge Seele denkt: „Schuld ist alles grosse Dasein.“

Auch wenn du ihnen milde bist, fühlen sie sich noch von dir verachtet; und sie geben dir deine Wohlthat zurück mit versteckten Wehthaten.

Dein wortloser Stolz geht immer wider ihren Geschmack; sie frohlocken, wenn du einmal bescheiden genug bist, eitel zu sein.

Das, was wir an einem Menschen erkennen, das entzünden wir an ihm auch. Also hüte dich vor den Kleinen!

Vor dir fühlen sie sich klein, und ihre Niedrigkeit glimmt und glüht gegen dich in unsichtbarer Rache.

Merktest du nicht, wie oft sie stumm wurden, wenn du zu ihnen tratest, und wie ihre Kraft von ihnen gieng wie der Rauch von einem erlöschenden Feuer?

Ja, mein Freund, das böse Gewissen bist du deinen Nächsten: denn sie sind deiner unwerth. Also hassen sie dich und möchten gerne an deinem Blute saugen.

Deine Nächsten werden immer giftige Fliegen sein; Das, was gross an dir ist, — das selber muss sie giftiger machen und immer fliegenhafter.

Fliehe, mein Freund, in deine Einsamkeit und dorthin, wo eine rauhe, starke Luft weht. Nicht ist es dein Loos, Fliegenwedel zu sein. —

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Von der Keuschheit.

Ich liebe den Wald. In den Städten ist schlecht zu leben: da giebt es zu Viele der Brünstigen.

Ist es nicht besser, in die Hände eines Mörders zu gerathen, als in die Träume eines brünstigen Weibes?

Und seht mir doch diese Männer an: ihr Auge sagt es — sie wissen nichts Besseres auf Erden, als bei einem Weibe zu liegen.

Schlamm ist auf dem Grunde ihrer Seele; und wehe, wenn ihr Schlamm gar noch Geist hat!

Dass ihr doch wenigstens als Thiere vollkommen wäret! Aber zum Thiere gehört die Unschuld.

Rathe ich euch, eure Sinne zu tödten? Ich rathe euch zur Unschuld der Sinne.

Rathe ich euch zur Keuschheit? Die Keuschheit ist bei Einigen eine Tugend, aber bei Vielen beinahe ein Laster.

Diese enthalten sich wohl: aber die Hündin Sinnlichkeit blickt mit Neid aus Allem, was sie thun.

Noch in die Höhen ihrer Tugend und bis in den kalten Geist hinein folgt ihnen diess Gethier und sein Unfrieden.

Und wie artig weiss die Hündin Sinnlichkeit um ein Stück Geist zu betteln, wenn ihr ein Stück Fleisch versagt wird!

Ihr liebt Trauerspiele und Alles, was das Herz zerbricht? Aber ich bin misstrauisch gegen eure Hündin.

Ihr habt mir zu grausame Augen und blickt lüstern nach Leidenden. Hat sich nicht nur eure Wollust verkleidet und heisst sich Mitleiden?

Und auch diess Gleichniss gebe ich euch: nicht Wenige, die ihren Teufel austreiben wollten, fuhren dabei selber in die Säue.

Wem die Keuschheit schwer fällt, dem ist sie zu widerrathen: dass sie nicht der Weg zur Hölle werde — das ist zu Schlamm und Brunst der Seele.

Rede ich von schmutzigen Dingen? Das ist mir nicht das Schlimmste.

Nicht, wenn die Wahrheit schmutzig ist, sondern wenn sie seicht ist, steigt der Erkennende ungern in ihr Wasser.

Wahrlich, es giebt Keusche von Grund aus: sie sind milder von Herzen, sie lachen lieber und reichlicher als ihr.

Sie lachen auch über die Keuschheit und fragen: „was ist Keuschheit!

„Ist Keuschheit nicht Thorheit? Aber diese Thorheit kam zu uns und nicht wir zur ihr.

„Wir boten diesem Gaste Herberge und Herz: nun wohnt er bei uns, — mag er bleiben, wie lange er will!“

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Vom Freunde.

„Einer ist immer zu viel um mich“ — also denkt der Einsiedler. „Immer Einmal Eins — das giebt auf die Dauer Zwei!“

Ich und Mich sind immer zu eifrig im Gespräche: wie wäre es auszuhalten, wenn es nicht einen Freund gäbe?

Immer ist für den Einsiedler der Freund der Dritte: der Dritte ist der Kork, der verhindert, dass das Gespräch der Zweie in die Tiefe sinkt.

Ach, es giebt zu viele Tiefen für alle Einsiedler. Darum sehnen sie sich so nach einem Freunde und nach seiner Höhe.

Unser Glaube an Andre verräth, worin wir gerne an uns selber glauben möchten. Unsre Sehnsucht nach einem Freunde ist unser Verräther.

Und oft will man mit der Liebe nur den Neid überspringen. Und oft greift man an und macht sich einen Feind, um zu verbergen, dass man angreifbar ist.

„Sei wenigstens mein Feind!“ — so spricht die wahre Ehrfurcht, die nicht um Freundschaft zu bitten wagt.

Will man einen Freund haben, so muss man auch für ihn Krieg führen wollen: und um Krieg zu führen, muss man Feind sein können.

Man soll in seinem Freunde noch den Feind ehren. Kannst du an deinen Freund dicht herantreten, ohne zu ihm überzutreten?

In seinem Freunde soll man seinen besten Feind haben. Du sollst ihm am nächsten mit dem Herzen sein, wenn du ihm widerstrebst.

Du willst vor deinem Freunde kein Kleid tragen? Es soll deines Freundes Ehre sein, dass du dich ihm giebst, wie du bist? Aber er wünscht dich darum zum Teufel!

Wer aus sich kein Hehl macht, empört: so sehr habt ihr Grund, die Nacktheit zu fürchten! Ja, wenn ihr Götter wäret, da dürftet ihr euch eurer Kleider schämen!

Du kannst dich für deinen Freund nicht schön genug putzen: denn du sollst ihm ein Pfeil und eine Sehnsucht nach dem Übermenschen sein.

Sahst du deinen Freund schon schlafen, — damit du erfahrest, wie er aussieht? Was ist doch sonst das Gesicht deines Freundes? Es ist dein eignes Gesicht, auf einem rauhen und unvollkommnen Spiegel.

Sahst du deinen Freund schon schlafen? Erschrakst du nicht, dass dein Freund so aussieht? Oh, mein Freund, der Mensch ist Etwas, das überwunden werden muss.

Im Errathen und Stillschweigen soll der Freund Meister sein: nicht Alles musst du sehn wollen. Dein Traum soll dir verrathen, was dein Freund im Wachen thut.

Ein Errathen sei dein Mitleiden: dass du erst wissest, ob dein Freund Mitleiden wolle. Vielleicht liebt er an dir das ungebrochne Auge und den Blick der Ewigkeit.

Das Mitleiden mit dem Freunde berge sich unter einer harten Schale, an ihm sollst du dir einen Zahn ausbeissen. So wird es seine Feinheit und Süsse haben.

Bist du reine Luft und Einsamkeit und Brod und Arznei deinem Freunde? Mancher kann seine eignen Ketten nicht lösen und doch ist er dem Freunde ein Erlöser.

Bist du ein Sclave? So kannst du nicht Freund sein. Bist du ein Tyrann? So kannst du nicht Freunde haben.

Allzulange war im Weibe ein Sclave und ein Tyrann versteckt. Desshalb ist das Weib noch nicht der Freundschaft fähig: es kennt nur die Liebe.

In der Liebe des Weibes ist Ungerechtigkeit und Blindheit gegen Alles, was es nicht liebt. Und auch in der wissenden Liebe des Weibes ist immer noch Überfall und Blitz und Nacht neben dem Lichte.

Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig: Katzen sind immer noch die Weiber, und Vögel. Oder, besten Falles, Kühe.

Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig. Aber sagt mir, ihr Männer, wer von euch ist denn fähig der Freundschaft?

Oh über eure Armuth, ihr Männer, und euren Geiz der Seele! Wie viel ihr dem Freunde gebt, das will ich noch meinem Feinde geben, und will auch nicht ärmer damit geworden sein.

Es giebt Kameradschaft: möge es Freundschaft geben!

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Von tausend und Einem Ziele.

Viele Länder sah Zarathustra und viele Völker: so entdeckte er vieler Völker Gutes und Böses. Keine grössere Macht fand Zarathustra auf Erden, als gut und böse.

Leben könnte kein Volk, das nicht erst schätzte; will es sich aber erhalten, so darf es nicht schätzen, wie der Nachbar schätzt.

Vieles, das diesem Volke gut hiess, hiess einem andern Hohn und Schmach: also fand ich's. Vieles fand ich hier böse genannt und dort mit purpurnen Ehren geputzt.

Nie verstand ein Nachbar den andern: stets verwunderte sich seine Seele ob des Nachbarn Wahn und Bosheit.

Eine Tafel der Güter hängt über jedem Volke. Siehe, es ist seiner Überwindungen Tafel; siehe, es ist die Stimme seines Willens zur Macht.

Löblich ist, was ihm schwer gilt; was unerlässlich und schwer, heisst gut, und was aus der höchsten Noth noch befreit, das Seltene, Schwerste, — das preist es heilig.

Was da macht, dass es herrscht und siegt und glänzt, seinem Nachbarn zu Grauen und Neide: das gilt ihm das Hohe, das Erste, das Messende, der Sinn aller Dinge.

Wahrlich, mein Bruder, erkanntest du erst eines Volkes Noth und Land und Himmel und Nachbar: so erräthst du wohl das Gesetz seiner Überwindungen und warum es auf dieser Leiter zu seiner Hoffnung steigt.

„Immer sollst du der Erste sein und den Andern vorragen: Niemanden soll deine eifersüchtige Seele lieben, es sei denn den Freund“ — diess machte einem Griechen die Seele zittern: dabei gieng er seinen Pfad der Grösse.

„Wahrheit reden und gut mit Bogen und Pfeil verkehren“ — so dünkte es jenem Volke zugleich lieb und schwer, aus dem mein Name kommt — der Name, welcher mir zugleich lieb und schwer ist.

„Vater und Mutter ehren und bis in die Wurzel der Seele hinein ihnen zu Willen sein“: diese Tafel der Überwindung hängte ein andres Volk über sich auf und wurde mächtig und ewig damit.

„Treue üben und um der Treue Willen Ehre und Blut auch an böse und fährliche Sachen setzen“: also sich lehrend bezwang sich ein anderes Volk, und also sich bezwingend wurde es schwanger und schwer von grossen Hoffnungen.

Wahrlich, die Menschen gaben sich alles ihr Gutes und Böses. Wahrlich, sie nahmen es nicht, sie fanden es nicht, nicht fiel es ihnen als Stimme vom Himmel.

Werthe legte erst der Mensch in die Dinge, sich zu erhalten, — er schuf erst den Dingen Sinn, einen Menschen-Sinn! Darum nennt er sich „Mensch“, das ist: der

Schätzende.

Schätzen ist Schaffen: hört es, ihr Schaffenden! Schätzen selber ist aller geschätzten Dinge Schatz und Kleinod.

Durch das Schätzen erst giebt es Werth: und ohne das Schätzen wäre die Nuss des Daseins hohl. Hört es, ihr Schaffenden!

Wandel der Werthe, — das ist Wandel der Schaffenden. Immer vernichtet, wer ein Schöpfer sein muss.

Schaffende waren erst Völker und spät erst Einzelne; wahrlich, der Einzelne selber ist noch die jüngste Schöpfung.

Völker hängten sich einst eine Tafel des Guten über sich. Liebe, die herrschen will, und Liebe, die gehorchen will, erschufen sich zusammen solche Tafeln.

Älter ist an der Heerde die Lust, als die Lust am Ich: und so lange das gute Gewissen Heerde heisst, sagt nur das schlechte Gewissen: Ich.

Wahrlich, das schlaue Ich, das lieblose, das seinen Nutzen im Nutzen Vieler will: das ist nicht der Heerde Ursprung, sondern ihr Untergang.

Liebende waren es stets und Schaffende, die schufen Gut und Böse. Feuer der Liebe glüht in aller Tugenden Namen und Feuer des Zorns.

Viele Länder sah Zarathustra und viele Völker: keine grössere Macht fand Zarathustra auf Erden, als die Werke der Liebenden: „gut“ und „böse“ ist ihr Name.

Wahrlich, ein Ungethüm ist die Macht dieses Lobens und Tadelns. Sagt, wer bezwingt es mir, ihr Brüder? Sagt, wer wirft diesem Thier die Fessel über die tausend Nacken?

Tausend Ziele gab es bisher, denn tausend Völker gab es. Nur die Fessel der tausend Nacken fehlt noch, es fehlt das Eine Ziel. Noch hat die Menschheit kein Ziel.

Aber sagt mir doch, meine Brüder: wenn der Menschheit das Ziel noch fehlt, fehlt da nicht auch — sie selber noch? —

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Von der Nächstenliebe.

Ihr drängt euch um den Nächsten und habt schöne Worte dafür. Aber ich sage euch: eure Nächstenliebe ist eure schlechte Liebe zu euch selber.

Ihr flüchtet zum Nächsten vor euch selber und möchtet euch daraus eine Tugend machen: aber ich durchschaue euer „Selbstloses“.

Das Du ist älter als das Ich; das Du ist heilig gesprochen, aber noch nicht das Ich: so drängt sich der Mensch hin zum Nächsten.

Rathe ich euch zur Nächstenliebe? Lieber noch rathe ich euch zur Nächsten-Flucht und zur Fernsten-Liebe!

Höher als die Liebe zum Nächsten ist die Liebe zum Fernsten und Künftigen; höher noch als die Liebe zu Menschen ist die Liebe zu Sachen und Gespenstern.

Diess Gespenst, das vor dir herläuft, mein Bruder, ist schöner als du; warum giebst du ihm nicht dein Fleisch und deine Knochen? Aber du fürchtest dich und läufst zu deinem Nächsten.

Ihr haltet es mit euch selber nicht aus und liebt euch nicht genug: nun wollt ihr den Nächsten zur Liebe verführen und euch mit seinem Irrthum vergolden.

Ich wollte, ihr hieltet es nicht aus mit allerlei Nächsten und deren Nachbarn; so müsstet ihr aus euch selber euren Freund und sein überwallendes Herz schaffen.

Ihr ladet euch einen Zeugen ein, wenn ihr von euch gut reden wollt; und wenn ihr ihn verführt habt, gut von euch zu denken, denkt ihr selber gut von euch.

Nicht nur Der lügt, welcher wider sein Wissen redet, sondern erst recht Der, welcher wider sein Nichtwissen redet. Und so redet ihr von euch im Verkehre und belügt mit euch den Nachbar.

Also spricht der Narr: „der Umgang mit Menschen verdirbt den Charakter, sonderlich wenn man keinen hat.“

Der Eine geht zum Nächsten, weil er sich sucht, und der Andre, weil er sich verlieren möchte. Eure schlechte Liebe zu euch selber macht euch aus der Einsamkeit ein Gefängniss.

Die Ferneren sind es, welche eure Liebe zum Nächsten bezahlen; und schon wenn ihr zu fünfen mit einander seid, muss immer ein sechster sterben.

Ich liebe auch eure Feste nicht: zu viel Schauspieler fand ich dabei, und auch die Zuschauer gebärdeten sich oft gleich Schauspielern.

Nicht den Nächsten lehre ich euch, sondern den Freund. Der Freund sei euch das Fest der Erde und ein Vorgefühl des Übermenschen.

Ich lehre euch den Freund und sein übervolles Herz. Aber man muss verstehn, ein Schwamm zu sein, wenn man von übervollen Herzen geliebt sein will.

Ich lehre euch den Freund, in dem die Welt fertig dasteht, eine Schale des Guten, — den schaffenden Freund, der immer eine fertige Welt zu verschenken hat.

Und wie ihm die Welt auseinander rollte, so rollt sie ihm wieder in Ringen zusammen, als das Werden des Guten durch das Böse, als das Werden der Zwecke aus dem Zufalle.

Die Zukunft und das Fernste sei dir die Ursache deines Heute: in deinem Freunde sollst du den Übermenschen als deine Ursache lieben.

Meine Brüder, zur Nächstenliebe rathe ich euch nicht: ich rathe euch zur Fernsten-Liebe.

Also sprach Zarathustra.

*

*　　*

[«]

Vom Wege des Schaffenden.

Willst du, mein Bruder, in die Vereinsamung gehen? Willst du den Weg zu dir selber suchen? Zaudere noch ein Wenig und höre mich.

„Wer sucht, der geht leicht selber verloren. Alle Vereinsamung ist Schuld“: also spricht die Heerde. Und du gehörtest lange zur Heerde.

Die Stimme der Heerde wird auch in dir noch tönen. Und wenn du sagen wirst „ich habe nicht mehr Ein Gewissen mit euch“, so wird es eine Klage und ein Schmerz sein.

Siehe, diesen Schmerz selber gebar noch das Eine Gewissen: und dieses Gewissens letzter Schimmer glüht noch auf deiner Trübsal.

Aber du willst den Weg deiner Trübsal gehen, welches ist der Weg zu dir selber? So zeige mir dein Recht und deine Kraft dazu!

Bist du eine neue Kraft und ein neues Recht? Eine erste Bewegung? Ein aus sich rollendes Rad? Kannst du auch Sterne zwingen, dass sie um dich sich drehen?

Ach, es giebt so viel Lüsternheit nach Höhe! Es giebt so viel Krämpfe der Ehrgeizigen! Zeige mir, dass du keiner der Lüsternen und Ehrgeizigen bist!

Ach, es giebt so viel grosse Gedanken, die thun nicht mehr als ein Blasebalg: sie blasen auf und machen leerer.

Frei nennst du dich? Deinen herrschenden Gedanken will ich hören und nicht, dass du einem Joche entronnen bist.

Bist du ein Solcher, der einem Joche entrinnen durfte? Es giebt Manchen, der seinen letzten Werth wegwarf, als er seine Dienstbarkeit wegwarf.

Frei wovon? Was schiert das Zarathustra! Hell aber soll mir dein Auge künden: frei wozu?

Kannst du dir selber dein Böses und dein Gutes geben und deinen Willen über dich aufhängen wie ein Gesetz? Kannst du dir selber Richter sein und Rächer deines Gesetzes?

Furchtbar ist das Alleinsein mit dem Richter und Rächer des eignen Gesetzes. Also wird ein Stern hinausgeworfen in den öden Raum und in den eisigen Athem des Alleinseins.

Heute noch leidest du an den Vielen, du Einer: heute noch hast du deinen Muth ganz und deine Hoffnungen.

Aber einst wird dich die Einsamkeit müde machen, einst wird dein Stolz sich krümmen und dein Muth knirschen. Schreien wirst du einst „ich bin allein!“

Einst wirst du dein Hohes nicht mehr sehn und dein Niedriges allzunahe; dein Erhabnes selbst wird dich fürchten machen wie ein Gespenst. Schreien wirst du einst: „Alles ist falsch!“

Es giebt Gefühle, die den Einsamen tödten wollen; gelingt es ihnen nicht, nun, so müssen sie selber sterben! Aber vermagst du das, Mörder zu sein?

Kennst du, mein Bruder, schon das Wort „Verachtung“? Und die Qual deiner Gerechtigkeit, Solchen gerecht zu sein, die dich verachten?

Du zwingst Viele, über dich umzulernen; das rechnen sie dir hart an. Du kamst ihnen nahe und giengst doch vorüber: das verzeihen sie dir niemals.

Du gehst über sie hinaus: aber je höher du steigst, um so kleiner sieht dich das Auge des Neides. Am meisten aber wird der Fliegende gehasst.

„Wie wolltet ihr gegen mich gerecht sein! — musst du sprechen — ich erwähle mir eure Ungerechtigkeit als den mir zugemessnen Theil.“

Ungerechtigkeit und Schmutz werfen sie nach dem Einsamen: aber, mein Bruder, wenn du ein Stern sein willst, so musst du ihnen desshalb nicht weniger leuchten!

Und hüte dich vor den Guten und Gerechten! Sie kreuzigen gerne Die, welche sich ihre eigne Tugend erfinden, — sie hassen den Einsamen.

Hüte dich auch vor der heiligen Einfalt! Alles ist ihr unheilig, was nicht einfältig ist; sie spielt auch gerne mit dem Feuer — der Scheiterhaufen.

Und hüte dich auch vor den Anfällen deiner Liebe! Zu schnell streckt der Einsame Dem die Hand entgegen, der ihm begegnet.

Manchem Menschen darfst du nicht die Hand geben, sondern nur die Tatze: und ich will, dass deine Tatze auch Krallen habe.

Aber der schlimmste Feind, dem du begegnen kannst, wirst du immer dir selber sein; du selber lauerst dir auf in Höhlen und Wäldern.

Einsamer, du gehst den Weg zu dir selber! Und an dir selber führt dein Weg vorbei und an deinen sieben Teufeln!

Ketzer wirst du dir selber sein und Hexe und Wahrsager und Narr und Zweifler und Unheiliger und Bösewicht.

Verbrennen musst du dich wollen in deiner eignen Flamme: wie wolltest du neu werden, wenn du nicht erst Asche geworden bist!

Einsamer, du gehst den Weg des Schaffenden: einen Gott willst du dir schaffen aus deinen sieben Teufeln!

Einsamer, du gehst den Weg des Liebenden: dich selber liebst du und desshalb verachtest du dich, wie nur Liebende verachten.

Schaffen will der Liebende, weil er verachtet! Was weiss Der von Liebe, der nicht gerade verachten musste, was er liebte!

Mit deiner Liebe gehe in deine Vereinsamung und mit deinem Schaffen, mein Bruder; und spät erst wird die Gerechtigkeit dir nachhinken.

Mit meinen Thränen gehe in deine Vereinsamung, mein Bruder. Ich liebe Den, der über sich selber hinaus schaffen will und so zu Grunde geht. —

Also sprach Zarathustra.

* * *

[«]

Von alten und jungen Weiblein.

„Was schleichst du so scheu durch die Dämmerung, Zarathustra? Und was birgst du behutsam unter deinem Mantel?

„Ist es ein Schatz, der dir geschenkt? Oder ein Kind, das dir geboren wurde? Oder gehst du jetzt selber auf den Wegen der Diebe, du Freund der Bösen?“—

Wahrlich, mein Bruder! sprach Zarathustra, es ist ein Schatz, der mir geschenkt wurde: eine kleine Wahrheit ist’s, die ich trage.

Aber sie ist ungebärdig wie ein junges Kind; und wenn ich ihr nicht den Mund halte, so schreit sie überlaut.

Als ich heute allein meines Weges gieng, zur Stunde, wo die Sonne sinkt, begegnete mir ein altes Weiblein und redete also zu meiner Seele:

„Vieles sprach Zarathustra auch zu uns Weibern, doch nie sprach er uns über das Weib.“

Und ich entgegnete ihr: „über das Weib soll man nur zu Männern reden.“

„Rede auch zu mir vom Weibe, sprach sie; ich bin alt genug, um es gleich wieder zu vergessen.“

Und ich willfahrte dem alten Weiblein und sprach also zu ihm:

Alles am Weibe ist ein Räthsel, und Alles am Weibe hat Eine Lösung: sie heisst Schwangerschaft.

Der Mann ist für das Weib ein Mittel: der Zweck ist immer das Kind. Aber was ist das Weib für den Mann?

Zweierlei will der ächte Mann: Gefahr und Spiel. Desshalb will er das Weib, als das gefährlichste Spielzeug.

Der Mann soll zum Kriege erzogen werden und das Weib zur Erholung des Kriegers: alles Andre ist Thorheit.

Allzusüsse Früchte — die mag der Krieger nicht. Darum mag er das Weib; bitter ist auch noch das süsseste Weib.

Besser als ein Mann versteht das Weib die Kinder, aber der Mann ist kindlicher als das Weib.

Im ächten Manne ist ein Kind versteckt: das will spielen. Auf, ihr Frauen, so entdeckt mir doch das Kind im Manne!

Ein Spielzeug sei das Weib, rein und fein, dem Edelsteine gleich, bestrahlt von den Tugenden einer Welt, welche noch nicht da ist.

Der Strahl eines Sternes glänze in eurer Liebe! Eure Hoffnung heisse: „möge ich den Übermenschen gebären!“

In eurer Liebe sei Tapferkeit! Mit eurer Liebe sollt ihr auf Den losgehn, der euch Furcht einflösst!

In eurer Liebe sei eure Ehre! Wenig versteht sich sonst das Weib auf Ehre. Aber diess sei eure Ehre, immer mehr zu lieben, als ihr geliebt werdet, und nie die Zweiten zu sein.

Der Mann fürchte sich vor dem Weibe, wenn es liebt: da bringt es jedes Opfer. und jedes andre Ding gilt ihm ohne Werth.

Der Mann fürchte sich vor dem Weibe, wenn es hasst: denn der Mann ist im Grunde der Seele nur böse, das Weib aber ist dort schlecht.

Wen hasst das Weib am meisten? — Also sprach das Eisen zum Magneten: „ich hasse dich am meisten, weil du anziehst, aber nicht stark genug bist, an dich zu ziehen.“

Das Glück des Mannes heisst: ich will. Das Glück des Weibes heisst: er will.

„Siehe, jetzt eben ward die Welt vollkommen! “ — also denkt ein jedes Weib, wenn es aus ganzer Liebe gehorcht.

Und gehorchen muss das Weib und eine Tiefe finden zu seiner Oberfläche. Oberfläche ist des Weibes Gemüth, eine bewegliche stürmische Haut auf einem seichten Gewässer.

Des Mannes Gemüth aber ist tief, sein Strom rauscht in unterirdischen Höhlen: das Weib ahnt seine Kraft, aber begreift sie nicht. —

Da entgegnete mir das alte Weiblein: „Vieles Artige sagte Zarathustra und sonderlich für Die, welche jung genug dazu sind.

„Seltsam ist’s, Zarathustra kennt wenig die Weiber, und doch hat er über sie Recht! Geschieht diess desshalb, weil beim Weibe kein Ding unmöglich ist?

„Und nun nimm zum Danke eine kleine Wahrheit! Bin ich doch alt genug für sie!

„Wickle sie ein und halte ihr den Mund: sonst schreit sie überlaut, diese kleine Wahrheit.“

„Gieb mir, Weib, deine kleine Wahrheit!“ sagte ich. Und also sprach das alte Weiblein:

„Du gehst zu Frauen? Vergiss die Peitsche nicht!“ —

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Vom Biss der Natter.

Eines Tages war Zarathustra unter einem Feigenbaume eingeschlafen, da es heiss war, und hatte seine Arme über das Gesicht gelegt. Da kam eine Natter und biss ihn in den Hals, so dass Zarathustra vor Schmerz aufschrie. Als er den Arm vom Gesicht genommen hatte, sah er die Schlange an: da erkannte sie die Augen Zarathustra’s, wand sich ungeschickt und wollte davon. „Nicht doch, sprach

Zarathustra; noch nahmst du meinen Dank nicht an! Du wecktest mich zur Zeit, mein Weg ist noch lang.“ „Dein Weg ist noch kurz, sagte die Natter traurig; mein Gift tödtet.“ Zarathustra lächelte. „Wann starb wohl je ein Drache am Gift einer Schlange? — sagte er. Aber nimm dein Gift zurück! Du bist nicht reich genug, es mir zu schenken.“ Da fiel ihm die Natter von Neuem um den Hals und leckte ihm seine Wunde.

Als Zarathustra diess einmal seinen Jüngern erzählte, fragten sie: „Und was, oh Zarathustra, ist die Moral deiner Geschichte?“ Zarathustra antwortete darauf also:

Den Vernichter der Moral heissen mich die Guten und Gerechten: meine Geschichte ist unmoralisch.

So ihr aber einen Feind habt, so vergeltet ihm nicht Böses mit Gutem: denn das würde beschämen. Sondern beweist, dass er euch etwas Gutes angethan hat.

Und lieber zürnt noch, als dass ihr beschämt! Und wenn euch geflucht wird, so gefällt es mir nicht, dass ihr dann segnen wollt. Lieber ein Wenig mitfluchen!

Und geschah euch ein grosses Unrecht, so thut mir geschwind fünf kleine dazu! Grässlich ist Der anzusehn, den allein das Unrecht drückt.

Wusstet ihr diess schon? Getheiltes Unrecht ist halbes Recht. Und Der soll das Unrecht auf sich nehmen, der es tragen kann!

Eine kleine Rache ist menschlicher, als gar keine Rache. Und wenn die Strafe nicht auch ein Recht und eine Ehre ist für den Übertretenden, so mag ich auch euer Strafen nicht.

Vornehmer ist’s, sich Unrecht zu geben als Recht zu behalten, sonderlich wenn man Recht hat. Nur muss man reich genug dazu sein.

Ich mag eure kalte Gerechtigkeit nicht; und aus dem Auge eurer Richter blickt mir immer der Henker und sein kaltes Eisen.

Sagt, wo findet sich die Gerechtigkeit, welche Liebe mit sehenden Augen ist?

So erfindet mir doch die Liebe, welche nicht nur alle Strafe, sondern auch alle Schuld trägt!

So erfindet mir doch die Gerechtigkeit, die Jeden freispricht, ausgenommen den Richtenden!

Wollt ihr auch diess noch hören? An Dem, der von Grund aus gerecht sein will, wird auch noch die Lüge zur Menschen-Freundlichkeit.

Aber wie wollte ich gerecht sein von Grund aus! Wie kann ich Jedem das Seine geben! Diess sei mir genug: ich gebe Jedem das Meine.

Endlich, meine Brüder, hütet euch Unrecht zu thun allen Einsiedlern! Wie könnte ein Einsiedler vergessen! Wie könnte er vergelten!

Wie ein tiefer Brunnen ist ein Einsiedler. Leicht ist es, einen Stein hineinzuwerfen; sank er aber bis zum Grunde, sagt, wer will ihn wieder hinausbringen?

Hütet euch, den Einsiedler zu beleidigen! Thatet ihr's aber, nun, so tödtet ihn auch noch!

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Von Kind und Ehe.

Ich habe eine Frage für dich allein, mein Bruder: wie ein Senkblei werfe ich diese Frage in deine Seele, dass ich wisse, wie tief sie sei.

Du bist jung und wünschest dir Kind und Ehe. Aber ich frage dich: bist du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf?

Bist du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr deiner Tugenden? Also frage ich dich.

Oder redet aus deinem Wunsche das Thier und die Nothdurft? Oder Vereinsamung? Oder Unfriede mit dir?

Ich will, dass dein Sieg und deine Freiheit sich nach einem Kinde sehne. Lebendige Denkmale sollst du bauen deinem Siege und deiner Befreiung.

Über dich sollst du hinausbauen. Aber erst musst du mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele.

Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!

Einen höheren Leib sollst du schaffen, eine erste Bewegung, ein aus sich rollendes Rad, — einen Schaffenden sollst du schaffen.

Ehe: so heisse ich den Willen zu Zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht vor einander nenne ich Ehe als vor den Wollenden eines solchen Willens.

Diess sei der Sinn und die Wahrheit deiner Ehe. Aber Das, was die Viel-zu-Vielen Ehe nennen, diese Überflüssigen, — ach, wie nenne ich das?

Ach, diese Armuth der Seele zu Zweien! Ach, dieser Schmutz der Seele zu Zweien! Ach, diess erbärmliche Behagen zu Zweien!

Ehe nennen sie diess Alles; und sie sagen, ihre Ehen seien im Himmel geschlossen.

Nun, ich mag ihn nicht, diesen Himmel der Überflüssigen! Nein, ich mag sie nicht, diese im himmlischen Netz verschlungenen Thiere!

Ferne bleibe mir auch der Gott, der heranhinkt, zu segnen, was er nicht zusammenfügte!

Lacht mir nicht über solche Ehen! Welches Kind hätte nicht Grund, über seine Eltern zu weinen?

Würdig schien mir dieser Mann und reif für den Sinn der Erde: aber als ich sein Weib sah, schien mir die Erde ein Haus für Unsinnige.

Ja, ich wollte, dass die Erde in Krämpfen bebte, wenn sich ein Heiliger und eine Gans mit einander paaren.

Dieser gieng wie ein Held auf Wahrheiten aus und endlich erbeutete er sich eine kleine geputzte Lüge. Seine Ehe nennt er’s.

Jener war spröde im Verkehre und wählte wählerisch. Aber mit Einem Male verdarb er für alle Male seine Gesellschaft: seine Ehe nennt er’s.

Jener suchte eine Magd mit den Tugenden eines Engels. Aber mit Einem Male wurde er die Magd eines Weibes, und nun thäte es Noth, dass er darüber noch zum Engel werde.

Sorgsam fand ich jetzt alle Käufer, und Alle haben listige Augen. Aber seine Frau kauft auch der Listigste noch im Sack.

Viele kurze Thorheiten — das heisst bei euch Liebe. Und eure Ehe macht vielen kurzen Thorheiten ein Ende, als Eine lange Dummheit.

Eure Liebe zum Weibe und des Weibes Liebe zum Manne: ach, möchte sie doch Mitleiden sein mit leidenden und verhüllten Göttern! Aber zumeist errathen zwei Thiere einander.

Aber auch noch eure beste Liebe ist nur ein verzücktes Gleichniss und eine schmerzhafte Gluth. Eine Fackel ist sie, die euch zu höheren Wegen leuchten soll.

Über euch hinaus sollt ihr einst lieben! So lernt erst lieben! Und darum musstet ihr den bittern Kelch eurer Liebe trinken.

Bitterniss ist im Kelch auch der besten Liebe: so macht sie Sehnsucht zum Übermenschen, so macht sie Durst dir, dem Schaffenden!

Durst dem Schaffenden, Pfeil und Sehnsucht zum Übermenschen: sprich, mein Bruder, ist diess dein Wille zur Ehe?

Heilig heisst mir solch ein Wille und solche Ehe. —

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Vom freien Tode.

Viele sterben zu spät, und Einige sterben zu früh. Noch klingt fremd die Lehre: „stirb zur rechten Zeit!“

Stirb zur rechten Zeit: also lehrt es Zarathustra.

Freilich, wer nie zur rechten Zeit lebt, wie sollte der je zur rechten Zeit sterben? Möchte er doch nie geboren sein! — Also rathe ich den Überflüssigen.

Aber auch die Überflüssigen thun noch wichtig mit ihrem Sterben, und auch die hohlste Nuss will noch geknackt sein.

Wichtig nehmen Alle das Sterben: aber noch ist der Tod kein Fest. Noch erlernten die Menschen nicht, wie man die schönsten Feste weiht.

Den vollbringenden Tod zeige ich euch, der den Lebenden ein Stachel und ein Gelöbniss wird.

Seinen Tod stirbt der Vollbringende, siegreich, umringt von Hoffenden und Gelobenden.

Also sollte man sterben lernen; und es sollte kein Fest geben, wo ein solcher Sterbender nicht der Lebenden Schwüre weihte!

Also zu sterben ist das Beste; das Zweite aber ist: im Kampfe zu sterben und eine grosse Seele zu verschwenden.

Aber dem Kämpfenden gleich verhasst wie dem Sieger ist euer grinsender Tod, der heranschleicht wie ein Dieb — und doch als Herr kommt.

Meinen Tod lobe ich euch, den freien Tod, der mir kommt, weil ich will.

Und wann werde ich wollen? — Wer ein Ziel hat und einen Erben, der will den Tod zur rechten Zeit für Ziel und Erben.

Und aus Ehrfurcht vor Ziel und Erben wird er keine dürren Kränze mehr im Heiligthum des Lebens aufhängen.

Wahrlich, nicht will ich den Seildrehern gleichen: sie ziehen ihren Faden in die Länge und gehen dabei selber immer rückwärts.

Mancher wird auch für seine Wahrheiten und Siege zu alt; ein zahnloser Mund hat nicht mehr das Recht zu jeder Wahrheit.

Und Jeder, der Ruhm haben will, muss sich bei Zeiten von der Ehre verabschieden und die schwere Kunst üben, zur rechten Zeit zu — gehn.

Man muss aufhören, sich essen zu lassen, wenn man am besten schmeckt: das wissen Die, welche lange geliebt werden wollen.

Saure Äpfel giebt es freilich, deren Loos will, dass sie bis auf den letzten Tag des Herbstes warten: und zugleich werden sie reif, gelb und runzelig.

Andern altert das Herz zuerst und Andern der Geist. Und Einige sind greis in der Jugend: aber spät jung erhält lang jung.

Manchem missräth das Leben: ein Giftwurm frisst sich ihm an’s Herz. So möge er zusehn, dass ihm das Sterben um so mehr gerathe.

Mancher wird nie süss, er fault im Sommer schon. Feigheit ist es, die ihn an seinem Aste festhält.

Viel zu Viele leben und viel zu lange hängen sie an ihren Ästen. Möchte ein Sturm kommen, der all diess Faule und Wurmfressne vom Baume schüttelt!

Möchten Prediger kommen des schnellen Todes! Das wären mir die rechten Stürme und Schüttler an Lebensbäumen! Aber ich höre nur den langsamen Tod predigen und Geduld mit allem „Irdischen“.

Ach, ihr predigt Geduld mit dem Irdischen? Dieses Irdische ist es, das zu viel Geduld mit euch hat, ihr Lästermäuler!

Wahrlich, zu früh starb jener Hebräer, den die Prediger des langsamen Todes ehren: und Vielen ward es seitdem zum Verhängniss, dass er zu früh starb.

Noch kannte er nur Thränen und die Schwermuth des Hebräers, sammt dem Hasse der Guten und Gerechten, — der Hebräer Jesus: da überfiel ihn die Sehnsucht zum Tode.

Wäre er doch in der Wüste geblieben und ferne von den Guten und Gerechten! Vielleicht hätte er leben gelernt und die Erde lieben gelernt — und das Lachen dazu!

Glaubt es mir, meine Brüder! Er starb zu früh; er selber hätte seine Lehre widerrufen, wäre er bis zu meinem Alter gekommen! Edel genug war er zum Widerrufen!

Aber ungereift war er noch. Unreif liebt der Jüngling und unreif hasst er auch Mensch und Erde. Angebunden und schwer ist ihm noch Gemüth und Geistesflügel.

Aber im Manne ist mehr Kind als im Jünglinge, und weniger Schwermuth: besser versteht er sich auf Tod und Leben.

Frei zum Tode und frei im Tode, ein heiliger Nein-sager, wenn es nicht Zeit mehr ist zum Ja: also versteht er sich auf Tod und Leben.

Dass euer Sterben keine Lästerung sei auf Mensch und Erde, meine Freunde: das erbitte ich mir von dem Honig eurer Seele.

In eurem Sterben soll noch euer Geist und eure Tugend glühn, gleich einem Abendroth um die Erde: oder aber das Sterben ist euch schlecht gerathen.

Also will ich selber sterben, dass ihr Freunde um meinetwillen die Erde mehr liebt; und zur Erde will ich wieder werden, dass ich in Der Ruhe habe, die mich gebar.

Wahrlich, ein Ziel hatte Zarathustra, er warf seinen Ball: nun seid ihr Freunde meines Zieles Erbe, euch werfe ich den goldenen Ball zu.

Lieber als Alles sehe ich euch, meine Freunde, den goldenen Ball werfen! Und so verziehe ich noch ein Wenig auf Erden: verzeiht es mir!

Also sprach Zarathustra.

*

*　　　*

[«]

Von der schenkenden Tugend.

1.

Als Zarathustra von der Stadt Abschied genommen hatte, welcher sein Herz zugethan war und deren Name lautet: „die bunte Kuh“ — folgten ihm Viele, die sich seine Jünger nannten und gaben ihm das Geleit. Also kamen sie an einen Kreuzweg: da sagte ihnen Zarathustra, dass er nunmehr allein gehen wolle; denn er war ein Freund des Alleingehens. Seine Jünger aber reichten ihm zum Abschiede einen Stab, an dessen goldnem Griffe sich eine Schlange um die Sonne ringelte. Zarathustra freute sich des Stabes und stützte sich darauf; dann sprach er also zu seinen Jüngern.

Sagt mir doch: wie kam Gold zum höchsten Werthe? Darum, dass es ungemein ist und unnützlich und leuchtend und mild im Glanze; es schenkt sich immer.

Nur als Abbild der höchsten Tugend kam Gold zum höchsten Werthe. Goldgleich leuchtet der Blick dem Schenkenden. Goldes-Glanz schliesst Friede zwischen Mond und Sonne.

Ungemein ist die höchste Tugend und unnützlich, leuchtend ist sie und mild im Glanze: eine schenkende Tugend ist die höchste Tugend.

Wahrlich, ich errathe euch wohl, meine Jünger: ihr trachtet, gleich mir, nach der schenkenden Tugend. Was hättet ihr mit Katzen und Wölfen gemeinsam?

Das ist euer Durst, selber zu Opfern und Geschenken zu werden: und darum habt ihr den Durst, alle Reichthümer in eure Seele zu häufen.

Unersättlich trachtet eure Seele nach Schätzen und Kleinodien, weil eure Tugend unersättlich ist im Verschenken-Wollen.

Ihr zwingt alle Dinge zu euch und in euch, dass sie aus eurem Borne zurückströmen sollen als die Gaben eurer Liebe.

Wahrlich, zum Räuber an allen Werthen muss solche schenkende Liebe werden; aber heil und heilig heisse ich diese Selbstsucht.

Eine andre Selbstsucht giebt es, eine allzuarme, eine hungernde, die immer stehlen will, jene Selbstsucht der Kranken, die kranke Selbstsucht.

Mit dem Auge des Diebes blickt sie auf alles Glänzende; mit der Gier des Hungers misst sie Den, der reich zu essen hat; und immer schleicht sie um den Tisch der Schenkenden.

Krankheit redet aus solcher Begierde und unsichtbare Entartung; von siechem Leibe redet die diebische Gier dieser Selbstsucht.

Sagt mir, meine Brüder: was gilt uns als Schlechtes und Schlechtestes? Ist es nicht Entartung? — Und auf Entartung rathen wir immer, wo die schenkende Seele fehlt.

Aufwärts geht unser Weg, von der Art hinüber zur Über-Art. Aber ein Grauen ist uns der entartende Sinn, welcher spricht: „Alles für mich.“

Aufwärts fliegt unser Sinn: so ist er ein Gleichniss unsres Leibes, einer Erhöhung Gleichniss. Solcher Erhöhungen Gleichnisse sind die Namen der Tugenden.

Also geht der Leib durch die Geschichte, ein Werdender und ein Kämpfender. Und der Geist — was ist er ihm? Seiner Kämpfe und Siege Herold, Genoss und Wiederhall.

Gleichnisse sind alle Namen von Gut und Böse: sie sprechen nicht aus, sie winken nur. Ein Thor, welcher von ihnen Wissen will!

Achtet mir, meine Brüder, auf jede Stunde, wo euer Geist in Gleichnissen reden will: da ist der Ursprung eurer Tugend.

Erhöht ist da euer Leib und auferstanden; mit seiner Wonne entzückt er den Geist, dass er Schöpfer wird und Schätzer und Liebender und aller Dinge

Wohlthäter.

Wenn euer Herz breit und voll wallt, dem Strome gleich, ein Segen und eine Gefahr den Anwohnenden: da ist der Ursprung eurer Tugend.

Wenn ihr erhaben seid über Lob und Tadel, und euer Wille allen Dingen befehlen will, als eines Liebenden Wille: da ist der Ursprung eurer Tugend.

Wenn ihr das Angenehme verachtet und das weiche Bett, und von den Weichlichen euch nicht weit genug betten könnt: da ist der Ursprung eurer Tugend.

Wenn ihr Eines Willens Wollende seid, und diese Wende aller Noth euch Nothwendigkeit heisst: da ist der Ursprung eurer Tugend.

Wahrlich, ein neues Gutes und Böses ist sie! Wahrlich, ein neues tiefes Rauschen und eines neuen Quelles Stimme!

Macht ist sie, diese neue Tugend; ein herrschender Gedanke ist sie und um ihn eine kluge Seele: eine goldene Sonne und um sie die Schlange der Erkenntniss.

*

* *

2.

Hier schwieg Zarathustra eine Weile und sah mit Liebe auf seine Jünger. Dann fuhr er also fort zu reden: — und seine Stimme hatte sich verwandelt.

Bleibt mir der Erde treu, meine Brüder, mit der Macht eurer Tugend! Eure schenkende Liebe und eure Erkenntniss diene dem Sinn der Erde! Also bitte und beschwöre ich euch.

Lasst sie nicht davon fliegen vom Irdischen und mit den Flügeln gegen ewige Wände schlagen! Ach, es gab immer so viel verflogene Tugend!

Führt, gleich mir, die verflogene Tugend zur Erde zurück — ja, zurück zu Leib und Leben: dass sie der Erde ihren Sinn gebe, einen Menschen-Sinn!

Hundertfältig verflog und vergriff sich bisher so Geist wie Tugend. Ach, in unserm Leibe wohnt jetzt noch all dieser Wahn und Fehlgriff: Leib und Wille ist er da geworden.

Hundertfältig versuchte und verirrte sich bisher so Geist wie Tugend. Ja, ein Versuch war der Mensch. Ach, viel Unwissen und Irrthum ist an uns Leib geworden!

Nicht nur die Vernunft von Jahrtausenden — auch ihr Wahnsinn bricht an uns aus. Gefährlich ist es, Erbe zu sein.

Noch kämpfen wir Schritt um Schritt mit dem Riesen Zufall, und über der ganzen Menschheit waltete bisher noch der Unsinn, der Ohne-Sinn.

Euer Geist und eure Tugend diene dem Sinn der Erde, meine Brüder: und aller Dinge Werth werde neu von euch gesetzt! Darum sollt ihr Kämpfende sein! Darum sollt ihr Schaffende sein!

Wissend reinigt sich der Leib; mit Wissen versuchend erhöht er sich; dem Erkennenden heiligen sich alle Triebe; dem Erhöhten wird die Seele fröhlich.

Arzt, hilf dir selber: so hilfst du auch deinem Kranken noch. Das sei seine beste Hülfe, dass er Den mit Augen sehe, der sich selber heil macht.

Tausend Pfade giebt es, die nie noch gegangen sind; tausend Gesundheiten und verborgene Eilande des Lebens. Unerschöpft und unentdeckt ist immer noch Mensch und Menschen-Erde.

Wachet und horcht, ihr Einsamen! Von der Zukunft her kommen Winde mit heimlichem Flügelschlagen; und an feine Ohren ergeht gute Botschaft.

Ihr Einsamen von heute, ihr Ausscheidenden, ihr sollt einst ein Volk sein: aus euch, die ihr euch selber auswähltet, soll ein auserwähltes Volk erwachsen: — und aus ihm der Übermensch.

Wahrlich, eine Stätte der Genesung soll noch die Erde werden! Und schon liegt ein neuer Geruch um sie, ein Heil bringender, — und eine neue Hoffnung!

*

* *

3.

Als Zarathustra diese Worte gesagt hatte, schwieg er, wie Einer, der nicht sein letztes Wort gesagt hat; lange wog er den Stab zweifelnd in seiner Hand. Endlich sprach er also: — und seine Stimme hatte sich verwandelt.

Allein gehe ich nun, meine Jünger! Auch ihr geht nun davon und allein! So will ich es.

Wahrlich, ich rathe euch: geht fort von mir und wehrt euch gegen Zarathustra! Und besser noch: schämt euch seiner! Vielleicht betrog er euch.

Der Mensch der Erkenntniss muss nicht nur seine Feinde lieben, sondern auch seine Freunde hassen können.

Man vergilt einem Lehrer schlecht, wenn man immer nur der Schüler bleibt. Und warum wollt ihr nicht an meinem Kranze rupfen?

Ihr verehrt mich; aber wie, wenn eure Verehrung eines Tages umfällt? Hütet euch, dass euch nicht eine Bildsäule erschlage!

Ihr sagt, ihr glaubt an Zarathustra? Aber was liegt an Zarathustra! Ihr seid meine Gläubigen: aber was liegt an allen Gläubigen!

Ihr hattet euch noch nicht gesucht: da fandet ihr mich. So thun alle Gläubigen; darum ist es so wenig mit allem Glauben.

Nun heisse ich euch, mich verlieren und euch finden; und erst, wenn ihr mich Alle verleugnet habt, will ich euch wiederkehren.

Wahrlich, mit andern Augen, meine Brüder, werde ich mir dann meine Verlorenen suchen; mit einer anderen Liebe werde ich euch dann lieben.

Und einst noch sollt ihr mir Freunde geworden sein und Kinder Einer Hoffnung: dann will ich zum dritten Male bei euch sein, dass ich den grossen Mittag mit euch feiere.

Und das ist der grosse Mittag, da der Mensch auf der Mitte seiner Bahn steht zwischen Thier und Übermensch und seinen Weg zum Abende als seine höchste Hoffnung feiert: denn es ist der Weg zu einem neuen Morgen.

Alsda wird sich der Untergehende selber segnen, dass er ein Hinübergehender sei; und die Sonne seiner Erkenntniss wird ihm im Mittage stehn.

„Todt sind alle Götter: nun wollen wir, dass der Übermensch lebe.“ — diess sei einst am grossen Mittage unser letzter Wille! —

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Also sprach Zarathustra.

Ein Buch für Alle und Keinen.

Zweiter Theil.

Von
Friedrich Nietzsche.

Chemnitz.
Verlag von Ernst Schmeitzner.
1883.

„— und erst, wenn ihr mich Alle verleugnet habt, will ich euch wiederkehren.
Wahrlich, mit andern Augen, meine Brüder, werde ich mir dann meine Verlorenen suchen; mit einer andern Liebe werde ich euch dann lieben“.

Zarathustra, von der schenkenden Tugend (I. p. 97—98)

ALSO SPRACH ZARATHUSTRA II

[«]

Das Kind mit dem Spiegel.
Auf den glückseligen Inseln.
Von den Mitleidigen.
Von den Priestern.
Von den Tugendhaften.
Vom Gesindel.
Von den Taranteln.
Von den berühmten Weisen.
Das Nachtlied.
Das Tanzlied.
Das Grablied.
Von der Selbst-Ueberwindung.
Von den Erhabenen.
Vom Lande der Bildung.
Von der unbefleckten Erkenntniss.
Von den Gelehrten.
Von den Dichtern.
Von grossen Ereignissen.
Der Wahrsager.
Von der Erlösung.
Von der Menschen-Klugheit.
Die stillste Stunde.

Das Kind mit dem Spiegel.

Hierauf gieng Zarathustra wieder zurück in das Gebirge und in die Einsamkeit seiner Höhle und entzog sich den Menschen: wartend gleich einem Säemann, der seinen Samen ausgeworfen hat. Seine Seele aber wurde voll von Ungeduld und Begierde nach Denen, welche er liebte: denn er hatte ihnen noch Viel zu geben. Diess nämlich ist das Schwerste, aus Liebe die offne Hand schliessen und als Schenkender die Scham bewahren.

Also vergiengen dem Einsamen Monde und Jahre; seine Weisheit aber wuchs und machte ihm Schmerzen durch ihre Fülle.

Eines Morgens aber wachte er schon vor der Morgenröthe auf, besann sich lange auf seinem Lager und sprach endlich zu seinem Herzen:

„Was erschrak ich doch so in meinem Traume, dass ich aufwachte? Trat nicht ein Kind zu mir, das einen Spiegel trug?

„Oh Zarathustra — sprach das Kind zu mir — schaue Dich an im Spiegel!“

Aber als ich in den Spiegel schaute, da schrie ich auf, und mein Herz war erschüttert: denn nicht mich sahe ich darin, sondern eines Teufels Fratze und Hohnlachen.

Wahrlich, allzugut verstehe ich des Traumes Zeichen und Mahnung: meine Lehre ist in Gefahr, Unkraut will Weizen heissen!

Meine Feinde sind mächtig worden und haben meiner Lehre Bildniss entstellt, also, dass meine Liebsten sich der Gaben schämen müssen, die ich ihnen gab.

Verloren giengen mir meine Freunde; die Stunde kam mir, meine Verlornen zu suchen!“ —

Mit diesen Worten sprang Zarathustra auf, aber nicht wie ein Geängstigter, der nach Luft sucht, sondern eher wie ein Seher und Sänger, welchen der Geist anfällt. Verwundert sahen sein Adler und seine Schlange auf ihn hin: denn gleich dem Morgenrothe lag ein kommendes Glück auf seinem Antlitze.

Was geschah mir doch, meine Thiere? — sagte Zarathustra. Bin ich nicht verwandelt! Kam mir nicht die Seligkeit wie ein Sturmwind?

Thöricht ist mein Glück und Thörichtes wird es reden: zu jung noch ist es — so habt Geduld mit ihm!

Verwundet bin ich von meinem Glücke: alle Leidenden sollen mir Ärzte sein!

Zu meinen Freunden darf ich wieder hinab und auch zu meinen Feinden! Zarathustra darf wieder reden und schenken und Lieben das Liebste thun!

Meine ungeduldige Liebe fliesst über in Strömen, abwärts, nach Aufgang und Niedergang. Aus schweigsamem Gebirge und Gewittern des Schmerzes rauscht meine Seele in die Thäler.

Zu lange sehnte ich mich und schaute in die Ferne. Zu lange gehörte ich der Einsamkeit: so verlernte ich das Schweigen.

Mund bin ich worden ganz und gar, und Brausen eines Bachs aus hohen Felsen: hinab will ich meine Rede stürzen in die Thäler.

Und mag mein Strom der Liebe in Unwegsames stürzen! Wie sollte ein Strom nicht endlich den Weg zum Meere finden!

Wohl ist ein See in mir, ein einsiedlerischer, selbstgenugsamer; aber mein Strom der Liebe reisst ihn mit sich hinab — zum Meere!

Neue Wege gehe ich, eine neue Rede kommt mir; müde wurde ich, gleich allen Schaffenden, der alten Zungen. Nicht will mein Geist mehr auf abgelaufnen Sohlen wandeln.

Zu langsam läuft mir alles Reden: — in deinen Wagen springe ich, Sturm! Und auch dich will ich noch peitschen mit meiner Bosheit!

Wie ein Schrei und ein Jauchzen will ich über weite Meere hinfahren, bis ich die glückseligen Inseln finde, wo meine Freunde weilen: —

Und meine Feinde unter ihnen! Wie liebe ich nun Jeden, zu dem ich nur reden darf! Auch meine Feinde gehören zu meiner Seligkeit.

Und wenn ich auf mein wildestes Pferd steigen will, so hilft mir mein Speer immer am besten hinauf: der ist meines Fusses allzeit bereiter Diener: —

Der Speer, den ich gegen meine Feinde schleudere! Wie danke ich es meinen Feinden, dass ich endlich ihn schleudern darf!

Zu gross war die Spannung meiner Wolke: zwischen Gelächtern der Blitze will ich Hagelschauer in die Tiefe werfen.

Gewaltig wird sich da meine Brust heben, gewaltig wird sie ihren Sturm über die Berge hinblasen: so kommt ihr Erleichterung.

Wahrlich, einem Sturme gleich kommt mein Glück und meine Freiheit! Aber meine Feinde sollen glauben, der Böse rase über ihren Häuptern.

Ja, auch ihr werdet erschreckt sein, meine Freunde, ob meiner wilden Weisheit; und vielleicht flieht ihr davon sammt meinen Feinden.

Ach, dass ich's verstünde, euch mit Hirtenflöten zurück zu locken! Ach, dass meine Löwin Weisheit zärtlich brüllen lernte! Und Vieles lernten wir schon mit einander!

Meine wilde Weisheit wurde trächtig auf einsamen Bergen; auf rauhen Steinen gebar sie ihr Junges, Jüngstes.

Nun läuft sie närrisch durch die harte Wüste und sucht und sucht nach sanftem Rasen — meine alte wilde Weisheit!

Auf eurer Herzen sanften Rasen, meine Freunde! — auf eure Liebe möchte sie ihr Liebstes betten!

Also sprach Zarathustra.

* * *

[«]

Auf den glückseligen Inseln.

Die Feigen fallen von den Bäumen, sie sind gut und süss; und indem sie fallen, reisst ihnen die rothe Haut. Ein Nordwind bin ich reifen Feigen.

Also, gleich Feigen, fallen euch diese Lehren zu, meine Freunde: nun trinkt ihren Saft und ihr süsses Fleisch! Herbst ist es umher und reiner Himmel und Nachmittag.

Seht, welche Fülle ist um uns! Und aus dem Überflusse heraus ist es schön hinaus zu blicken auf ferne Meere.

Einst sagte man Gott, wenn man auf ferne Meere blickte; nun aber lehrte ich euch sagen: Übermensch.

Gott ist eine Muthmaassung; aber ich will, dass euer Muthmaassen nicht weiter reiche, als euer schaffender Wille.

Könntet ihr einen Gott schaffen? — So schweigt mir doch von allen Göttern! Wohl aber könntet ihr den Übermenschen schaffen.

Nicht ihr vielleicht selber, meine Brüder! Aber zu Vätern und Vorfahren könntet ihr euch umschaffen des Übermenschen: und Diess sei euer bestes Schaffen! —

Gott ist eine Muthmaassung: aber ich will, dass euer Muthmaassen begrenzt sei in der Denkbarkeit.

Könntet ihr einen Gott denken? — Aber diess bedeute euch Wille zur Wahrheit, dass Alles verwandelt werde in Menschen - Denkbares, Menschen - Sichtbares, Menschen - Fühlbares! Eure eignen Sinne sollt ihr zu Ende denken!

Und was ihr Welt nanntet, das soll erst von euch geschaffen werden: eure Vernunft, euer Bild, euer Wille, eure Liebe soll es selber werden! Und wahrlich, zu eurer Seligkeit, ihr Erkennenden!

Und wie wolltet ihr das Leben ertragen ohne diese Hoffnung, ihr Erkennenden? Weder in's Unbegreifliche dürftet ihr eingeboren sein, noch in's Unvernünftige.

Aber dass ich euch ganz mein Herz offenbare, ihr Freunde: wenn es Götter gäbe, wie hielte ich's aus, kein Gott zu sein! Also giebt es keine Götter.

Wohl zog ich den Schluss; nun aber zieht er mich. —

Gott ist eine Muthmaassung: aber wer tränke alle Qual dieser Muthmaassung, ohne zu sterben? Soll dem Schaffenden sein Glaube genommen sein und dem Adler sein Schweben in Adler-Fernen?

Gott ist ein Gedanke, der macht alles Gerade krumm und Alles, was steht, drehend. Wie? Die Zeit wäre hinweg, und alles Vergängliche nur Lüge?

Diess zu denken ist Wirbel und Schwindel menschlichen Gebeinen und noch dem Magen ein Erbrechen: wahrlich, die drehende Krankheit heisse ich's, Solches zu muthmaassen.

Böse heisse ich's und menschenfeindlich: all diess Lehren vom Einen und Vollen und Unbewegten und Satten und Unvergänglichen!

Alles Unvergängliche — das ist nur ein Gleichniss! Und die Dichter lügen zuviel. —

Aber von Zeit und Werden sollen die besten Gleichnisse reden: ein Lob sollen sie sein und eine Rechtfertigung aller Vergänglichkeit!

Schaffen — das ist die grosse Erlösung vom Leiden, und des Lebens Leichtwerden. Aber dass der Schaffende sei, dazu selber thut Leid noth und viel Verwandelung.

Ja, viel bitteres Sterben muss in eurem Leben sein, ihr Schaffenden! Also seid ihr Fürsprecher und Rechtfertiger aller Vergänglichkeit.

Dass der Schaffende selber das Kind sei, das neu geboren werde, dazu muss er auch die Gebärerin sein wollen und der Schmerz der Gebärerin.

Wahrlich, durch hundert Seelen gieng ich meinen Weg und durch hundert Wiegen und Geburtswehen. Manchen Abschied nahm ich schon, ich kenne die herzbrechenden letzten Stunden.

Aber so will's mein schaffender Wille, mein Schicksal. Oder, dass ich's euch redlicher sage: solches Schicksal gerade — will mein Wille.

Alles Fühlende leidet an mir und ist in Gefängnissen: aber mein Wollen kommt mir stets als mein Befreier und Freudebringer.

Wollen befreit: das ist die wahre Lehre von Wille und Freiheit — so lehrt sie euch Zarathustra.

Nicht-mehr-wollen und Nicht-mehr-schätzen und Nicht-mehr-schaffen! ach, dass diese grosse Müdigkeit mir stets ferne bleibe!

Auch im Erkennen fühle ich nur meines Willens Zeuge- und Werde-Lust; und wenn Unschuld in meiner Erkenntniss ist, so geschieht diess, weil Wille zur Zeugung in ihr ist.

Hinweg von Gott und Göttern lockte mich dieser Wille; was wäre denn zu schaffen, wenn Götter — da wären!

Aber zum Menschen treibt er mich stets von Neuem, mein inbrünstiger Schaffens-Wille; so treibt's den Hammer hin zum Steine.

Ach, ihr Menschen, im Steine schläft mir ein Bild, das Bild meiner Bilder! Ach, dass es im härtesten, hässlichsten Steine schlafen muss!

Nun wüthet mein Hammer grausam gegen sein Gefängniss. Vom Steine stäuben Stücke: was schiert mich das?

Vollenden will ich's: denn ein Schatten kam zu mir — aller Dinge Stillstes und Leichtestes kam einst zu mir!

Des Übermenschen Schönheit kam zu mir als Schatten. Ach, meine Brüder! Was gehen mich noch — die Götter an! —

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Von den Mitleidigen.

Meine Freunde, es kam eine Spottrede zu eurem Freunde: „seht nur Zarathustra! Wandelt er nicht unter uns wie unter Thieren?“

Aber so ist es besser geredet: „der Erkennende wandelt unter Menschen als unter Thieren.“

Der Mensch selber aber heisst dem Erkennenden: das Thier, das rothe Backen hat.

Wie geschah ihm das? Ist es nicht, weil er sich zu oft hat schämen müssen?

Oh meine Freunde! So spricht der Erkennende: Scham, Scham, Scham — das ist die Geschichte des Menschen!

Und darum gebeut sich der Edle, nicht zu beschämen: Scham gebeut er sich vor allem Leidenden.

Wahrlich, ich mag sie nicht, die Barmherzigen, die selig sind in ihrem Mitleiden: zu sehr gebricht es ihnen an Scham.

Muss ich mitleidig sein, so will ich’s doch nicht heissen; und wenn ich’s bin, dann gern aus der Ferne.

Gerne verhülle ich auch das Haupt und fliehe davon, bevor ich noch erkannt bin: und also heisse ich euch thun, meine Freunde!

Möge mein Schicksal mir immer Leidlose, gleich euch, über den Weg führen, und Solche, mit denen mir Hoffnung und Mahl und Honig gemein sein darf!

Wahrlich, ich that wohl Das und Jenes an Leidenden: aber Besseres schien ich mir stets zu thun, wenn ich lernte, mich besser freuen.

Seit es Menschen giebt, hat der Mensch sich zu wenig gefreut: Das allein, meine Brüder, ist unsre Erbsünde!

Und lernen wir besser uns freuen, so verlernen wir am besten, Andern wehe zu thun und Wehes auszudenken.

Darum wasche ich mir die Hand, die dem Leidenden half, darum wische ich mir auch noch die Seele ab.

Denn dass ich den Leidenden leidend sah, dessen schämte ich mich um seiner Scham willen; und als ich ihm half, da vergieng ich mich hart an seinem Stolze.

Grosse Verbindlichkeiten machen nicht dankbar, sondern rachsüchtig; und wenn die kleine Wohlthat nicht vergessen wird, so wird noch ein Nage-Wurm daraus.

„Seid spröde im Annehmen! Zeichnet aus damit, dass ihr annehmt!“ — also rathe ich Denen, die Nichts zu verschenken haben.

Ich aber bin ein Schenkender: gerne schenke ich, als Freund den Freunden. Fremde aber und Arme mögen sich die Frucht selber von meinem Baume pflücken: so beschämt es weniger.

Bettler aber sollte man ganz abschaffen! Wahrlich, man ärgert sich ihnen zu geben und ärgert sich ihnen nicht zu geben.

Und insgleichen die Sünder und bösen Gewissen! Glaubt mir, meine Freunde: Gewissensbisse erziehn zum Beissen.

Das Schlimmste aber sind die kleinen Gedanken. Wahrlich, besser noch bös gethan, als klein gedacht!

Zwar ihr sagt: „die Lust an kleinen Bosheiten erspart uns manche grosse böse That.“ Aber hier sollte man nicht sparen wollen.

Wie ein Geschwür ist die böse That: sie juckt und kratzt und bricht heraus, — sie redet ehrlich.

„Siehe, ich bin Krankheit“ — so redet die böse That; das ist ihre Ehrlichkeit.

Aber dem Pilze gleich ist der kleine Gedanke: er kriecht und duckt sich und will nirgendswo sein — bis der ganze Leib morsch und welk ist vor kleinen Pilzen.

Dem aber, der vom Teufel besessen ist, sage ich diess Wort in’s Ohr: „besser noch, du ziehest deinen Teufel gross! Auch für dich giebt es noch einen Weg der Grösse!“ —

Ach, meine Brüder! Man weiss von Jedermann Etwas zu viel! Und Mancher wird uns durchsichtig, aber desshalb können wir noch lange nicht durch ihn hindurch.

Es ist schwer, mit Menschen zu leben, weil Schweigen so schwer ist.

Und nicht gegen Den, der uns zuwider ist, sind wir am unbilligsten, sondern gegen Den, welcher uns gar Nichts angeht.

Hast du aber einen leidenden Freund, so sei seinem Leiden eine Ruhestätte, doch gleichsam ein hartes Bett, ein Feldbett: so wirst du ihm am besten nützen.

Und thut dir ein Freund Übles, so sprich: „ich vergebe dir, was du mir thatest; dass du es aber dir thatest, — wie könnte ich das vergeben!“

Also redet alle grosse Liebe: die überwindet auch noch Vergebung und Mitleiden.

Man soll sein Herz festhalten; denn lässt man es gehn, wie bald geht Einem da der Kopf durch!

Ach, wo in der Welt geschahen grössere Thorheiten, als bei den Mitleidigen? Und was in der Welt stiftete mehr Leid, als die Thorheiten der Mitleidigen?

Wehe allen Liebenden, die nicht noch eine Höhe haben, welche über ihrem Mitleiden ist!

Also sprach der Teufel einst zu mir: „auch Gott hat seine Hölle: das ist seine Liebe zu den Menschen.“

Und jüngst hörte ich ihn diess Wort sagen: „Gott ist todt; an seinem Mitleiden mit den Menschen ist Gott gestorben.“ —

So seid mir gewarnt vor dem Mitleiden: daher kommt noch den Menschen eine schwere Wolke! Wahrlich, ich verstehe mich auf Wetterzeichen!

Merket aber auch diess Wort: alle grosse Liebe ist noch über all ihrem Mitleiden: denn sie will das Geliebte noch — schaffen!

„Mich selber bringe ich meiner Liebe dar, und meinen Nächsten gleich mir“ — so geht die Rede allen Schaffenden.

Alle Schaffenden aber sind hart. —

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Von den Priestern.

Und einstmals gab Zarathustra seinen Jüngern ein Zeichen und sprach diese Worte zu ihnen:

„Hier sind Priester: und wenn es auch meine Feinde sind, geht mir still an ihnen vorüber und mit schlafendem Schwerte!

Auch unter ihnen sind Helden; Viele von ihnen litten zuviel —: so wollen sie Andre leiden machen.

Böse Feinde sind sie: Nichts ist rachsüchtiger als ihre Demuth. Und leicht besudelt sich Der, welcher sie angreift.

Aber mein Blut ist mit dem ihren verwandt; und ich will mein Blut auch noch in dem ihren geehrt wissen.“ —

Und als sie vorüber gegangen waren, fiel Zarathustra der Schmerz an; und nicht lange hatte er mit seinem Schmerze gerungen, da hub er also an zu reden:

Es jammert mich dieser Priester. Sie gehen mir auch wider den Geschmack; aber das ist mir das Geringste, seit ich unter Menschen bin.

Aber ich leide und litt mit ihnen: Gefangene sind es mir und Abgezeichnete. Der, welchen sie Erlöser nennen, schlug sie in Banden: —

In Banden falscher Werthe und Wahn-Worte! Ach dass Einer sie noch von ihrem Erlöser erlöste!

Auf einem Eilande glaubten sie einst zu landen, als das Meer sie herumriss; aber siehe, es war ein schlafendes Ungeheuer!

Falsche Werthe und Wahn-Worte: das sind die schlimmsten Ungeheuer für Sterbliche, — lange schläft und wartet in ihnen das Verhängniss.

Aber endlich kommt es und wacht und frisst und schlingt, was auf ihm sich Hütten baute.

Oh seht mir doch diese Hütten an, die sich diese Priester bauten! Kirchen heissen sie ihre süssduftenden Höhlen.

Oh über diess verfälschte Licht, diese verdumpfte Luft! Hier, wo die Seele zu ihrer Höhe hinauf — nicht fliegen darf!

Sondern also gebietet ihr Glaube: „auf den Knien die Treppe hinan, ihr Sünder!“

Wahrlich, lieber sehe ich noch den Schamlosen, als die verrenkten Augen ihrer Scham und Andacht!

Wer schuf sich solche Höhlen und Buss-Treppen? Waren es nicht Solche, die sich verbergen wollten und sich vor dem reinen Himmel schämten?

Und erst wenn der reine Himmel wieder durch zerbrochne Decken blickt, und hinab auf Gras und rothen Mohn an zerbrochnen Mauern, — will ich den Stätten dieses Gottes wieder mein Herz zuwenden.

Sie nannten Gott, was ihnen widersprach und wehe that: und wahrlich, es war viel Helden-Art in ihrer Anbetung!

Und nicht anders wussten sie ihren Gott zu lieben, als indem sie den Menschen an's Kreuz schlugen!

Als Leichname gedachten sie zu leben, schwarz schlugen sie ihren Leichnam aus; auch aus ihren Reden rieche ich noch die üble Würze von Todtenkammern.

Und wer ihnen nahe lebt, der lebt schwarzen Teichen nahe, aus denen heraus die Unke ihr Lied mit süssem Tiefsinne singt.

Bessere Lieder müssten sie mir singen, dass ich an ihren Erlöser glauben lerne: erlöster müssten mir seine Jünger aussehen!

Nackt möchte ich sie sehn: denn allein die Schönheit sollte Busse predigen. Aber wen überredet wohl diese vermummte Trübsal!

Wahrlich, ihre Erlöser selber kamen nicht aus der Freiheit und der Freiheit siebentem Himmel! Wahrlich, sie selber wandelten niemals auf den Teppichen der Erkenntniss!

Aus Lücken bestand der Geist dieser Erlöser; aber in jede Lücke hatten sie ihren Wahn gestellt, ihren Lückenbüsser, den sie Gott nannten.

In ihrem Mitleiden war ihr Geist ertrunken, und wenn sie schwollen und überschwollen von Mitleiden, schwamm immer obenauf eine grosse Thorheit.

Eifrig trieben sie und mit Geschrei ihre Heerde über ihren Steg: wie als ob es zur Zukunft nur Einen Steg gäbe! Wahrlich, auch diese Hirten gehörten noch zu den Schafen!

Kleine Geister und umfängliche Seelen hatten diese Hirten: aber, meine Brüder, was für kleine Länder waren bisher auch die umfänglichsten Seelen!

Blutzeichen schrieben sie auf den Weg, den sie giengen, und ihre Thorheit lehrte, dass man mit Blut die Wahrheit beweise.

Aber Blut ist der schlechteste Zeuge der Wahrheit; Blut vergiftet die reinste Lehre noch zu Wahn und Hass der Herzen.

Und wenn Einer durch's Feuer geht für seine Lehre, — was beweist diess! Mehr ist's wahrlich, dass aus eignem Brande die eigne Lehre kommt!

Schwüles Herz und kalter Kopf: wo diess zusammentrifft, da entsteht der Brausewind, der „Erlöser“.

Grössere gab es wahrlich und Höher-Geborene, als Die, welche das Volk Erlöser nennt, diese hinreissenden Brausewinde!

Und noch von Grösseren, als alle Erlöser waren, müsst ihr, meine Brüder, erlöst werden, wollt ihr zur Freiheit den Weg finden!

Niemals noch gab es einen Übermenschen. Nackt sah ich Beide, den grössten und den kleinsten Menschen: —

Allzuähnlich sind sie noch einander. Wahrlich, auch den Grössten fand ich — allzumenschlich!

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Von den Tugendhaften.

Mit Donnern und himmlischen Feuerwerken muss man zu schlaffen und schlafenden Sinnen reden.

Aber der Schönheit Stimme redet leise: sie schleicht sich nur in die aufgewecktesten Seelen.

Leise erbebte und lachte mir heut mein Schild; das ist der Schönheit heiliges Lachen und Beben.

Über euch, ihr Tugendhaften, lachte heut meine Schönheit. Und also kam ihre Stimme zu mir: „sie wollen noch — bezahlt sein!“

Ihr wollt noch bezahlt sein, ihr Tugendhaften! Wollt Lohn für Tugend und Himmel für Erden und Ewiges für euer Heute haben?

Und nun zürnt ihr mir, dass ich lehre, es giebt keinen Lohn- und Zahlmeister? Und wahrlich, ich lehre nicht einmal, dass Tugend ihr eigener Lohn ist.

Ach, das ist meine Trauer: in den Grund der Dinge hat man Lohn und Strafe hineingelogen — und nun auch noch in den Grund eurer Seelen, ihr Tugendhaften!

Aber dem Rüssel des Ebers gleich soll mein Wort den Grund eurer Seelen aufreissen; Pflugschar will ich euch heissen.

Alle Heimlichkeiten eures Grundes sollen an’s Licht; und wenn ihr aufgewühlt und zerbrochen in der Sonne liegt, wird auch eure Lüge von eurer Wahrheit ausgeschieden sein.

Denn diess ist eure Wahrheit: ihr seid zu reinlich für den Schmutz der Worte: Rache, Strafe, Lohn, Vergeltung.

Ihr liebt eure Tugend, wie die Mutter ihr Kind; aber wann hörte man, dass eine Mutter bezahlt sein wollte für ihre Liebe?

Es ist euer liebstes Selbst, eure Tugend. Des Ringes Durst ist in euch: sich selber wieder zu erreichen, dazu ringt und dreht sich jeder Ring.

Und dem Sterne gleich, der erlischt, ist jedes Werk eurer Tugend: immer ist sein Licht noch unterwegs und wandert — und wann wird es nicht mehr unterwegs sein?

Also ist das Licht eurer Tugend noch unterwegs, auch wenn das Werk gethan ist. Mag es nun vergessen und todt sein: sein Strahl von Licht lebt noch und wandert.

Dass eure Tugend euer Selbst sei und nicht ein Fremdes, eine Haut, eine Bemäntelung: das ist die Wahrheit aus dem Grunde eurer Seele, ihr Tugendhaften! —

Aber wohl giebt es Solche, denen Tugend der Krampf unter einer Peitsche heisst: und ihr habt mir zuviel auf deren Geschrei gehört!

Und Andre giebt es, die heissen Tugend das Faulwerden ihrer Laster; und wenn ihr Hass und ihre Eifersucht einmal die Glieder strecken, wird ihre „Gerechtigkeit“ munter und reibt sich die verschlafenen Augen.

Und Andre giebt es, die werden abwärts gezogen: ihre Teufel ziehn sie. Aber je mehr sie sinken, um so glühender leuchtet ihr Auge und die Begierde nach ihrem Gotte.

Ach, auch deren Geschrei drang zu euren Ohren, ihr Tugendhaften: „was ich nicht bin, das, das ist mir Gott und Tugend!“

Und Andre giebt es, die kommen schwer und knarrend daher, gleich Wägen, die Steine abwärts fahren: die reden viel von Würde und Tugend, — ihren Hemmschuh heissen sie Tugend!

Und Andre giebt es, die sind gleich Alltags-Uhren, die aufgezogen wurden; sie machen ihr Tiktak und wollen, dass man Tiktak — Tugend heisse.

Wahrlich, an Diesen habe ich meine Lust: wo ich solche Uhren finde, werde ich sie mit meinem Spotte aufziehn; und sie sollen mir dabei noch schnurren!

Und Andre sind stolz über ihre Handvoll Gerechtigkeit und begehen um ihrerwillen Frevel an allen Dingen: also dass die Welt in ihrer Ungerechtigkeit ertränkt wird.

Ach, wie übel ihnen das Wort „Tugend“ aus dem Munde läuft! Und wenn sie sagen „ich bin gerecht,“ so klingt es immer gleich wie: „ich bin gerächt!“

Mit ihrer Tugend wollen sie ihren Feinden die Augen auskratzen; und sie erheben sich nur, um Andre zu erniedrigen.

Und wiederum giebt es Solche, die sitzen in ihrem Sumpfe und reden also heraus aus dem Schilfrohr: „Tugend — das ist still im Sumpfe sitzen.

Wir beissen Niemanden und gehen Dem aus dem Wege, der beissen will; und in Allem haben wir die Meinung, die man uns giebt.“

Und wiederum giebt es Solche, die lieben Gebärden und denken: Tugend ist eine Art Gebärde.

Ihre Kniee beten immer an, und ihre Hände sind Lobpreisungen der Tugend, aber ihr Herz weiss Nichts davon.

Und wiederum giebt es Solche, die halten es für Tugend, zu sagen: „Tugend ist nothwendig“; aber sie glauben im Grunde nur daran, dass Polizei nothwendig ist.

Und Mancher, der das Hohe an den Menschen nicht sehen kann, nennt es Tugend, dass er ihr Niedriges allzunahe sieht: also heisst er seinen bösen Blick Tugend.

Und Einige wollen erbaut und aufgerichtet sein und heissen es Tugend; und Andre wollen umgeworfen sein — und heissen es auch Tugend.

Und derart glauben fast Alle daran, Antheil zu haben an der Tugend; und zum Mindesten will ein Jeder Kenner sein über „gut“ und „böse“.

Aber nicht dazu kam Zarathustra, allen diesen Lügnern und Narren zu sagen: „was wisst ihr von Tugend! Was könntet ihr von Tugend wissen!“ —

Sondern, dass ihr, meine Freunde, der alten Worte müde würdet, welche ihr von den Narren und Lügnern gelernt habt:

Müde würdet der Wort „Lohn,“ „Vergeltung,“ „Strafe,“ „Rache in der Gerechtigkeit“ —

Müde würdet zu sagen „dass eine Handlung gut ist, das macht, sie ist selbstlos.“

Ach, meine Freunde! Dass euer Selbst in der Handlung sei, wie die Mutter im Kinde ist: das sei mir euer Wort von Tugend!

Wahrlich, ich nahm euch wohl hundert Worte und eurer Tugend liebste Spielwerke; und nun zürnt ihr mir, wie Kinder zürnen.

Sie spielten am Meere, — da kam die Welle und riss ihnen ihr Spielwerk in die Tiefe: nun weinen sie.

Aber die selbe Welle soll ihnen neue Spielwerke bringen und neue bunte Muscheln vor sie hin ausschütten!

So werden sie getröstet sein; und gleich ihnen sollt auch ihr, meine Freunde, eure Tröstungen haben — und neue bunte Muscheln! —

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Vom Gesindel.

Das Leben ist ein Born der Lust; aber wo das Gesindel mit trinkt, da sind alle Brunnen vergiftet.

Allem Reinlichen bin ich hold; aber ich mag die grinsenden Mäuler nicht sehn und den Durst der Unreinen.

Sie warfen ihr Auge hinab in den Brunnen: nun glänzt mir ihr widriges Lächeln herauf aus dem Brunnen.

Das heilige Wasser haben sie vergiftet mit ihrer Lüsternheit; und als sie ihre schmutzigen Träume Lust nannten, vergifteten sie auch noch die Worte.

Unwillig wird die Flamme, wenn sie ihre feuchten Herzen an’s Feuer legen; der Geist selber brodelt und raucht, wo das Gesindel an’s Feuer tritt.

Süsslich und übermürbe wird in ihrer Hand die Frucht: windfällig und wipfeldürr macht ihr Blick den Fruchtbaum.

Und Mancher, der sich vom Leben abkehrte, kehrte sich nur vom Gesindel ab: er wollte nicht Brunnen und Flamme und Frucht mit dem Gesindel theilen.

Und Mancher, der in die Wüste gieng und mit Raubthieren Durst litt, wollte nur nicht mit schmutzigen Kameeltreibern um die Cisterne sitzen.

Und Mancher, der wie ein Vernichter daher kam und wie ein Hagelschlag allen Fruchtfeldern, wollte nur seinen Fuss dem Gesindel in den Rachen setzen und also seinen Schlund stopfen.

Und nicht das ist der Bissen, an dem ich am meisten würgte, zu wissen, dass das Leben selber Feindschaft nöthig hat und Sterben und Marterkreuze: —

Sondern ich fragte einst und erstickte fast an meiner Frage: wie? hat das Leben auch das Gesindel nöthig?

Sind vergiftete Brunnen nöthig und stinkende Feuer und beschmutzte Träume und Maden im Lebensbrode?

Nicht mein Hass, sondern mein Ekel frass mir hungrig am Leben! Ach, des Geistes wurde ich oft müde, als ich auch das Gesindel geistreich fand!

Und den Herrschenden wandt’ ich den Rücken, als ich sah, was sie jetzt Herrschen nennen: schachern und markten um Macht — mit dem Gesindel!

Unter Völkern wohnte ich fremder Zunge, mit verschlossenen Ohren: dass mir ihres Schacherns Zunge fremd bliebe und ihr Markten um Macht.

Und die Nase mir haltend, gieng ich unmuthig durch alles Gestern und Heute: wahrlich, übel riecht alles Gestern und Heute nach dem schreibenden Gesindel!

Einem Krüppel gleich, der taub und blind und stumm wurde: also lebte ich lange, dass ich nicht mit Macht- und Schreib- und Lust-Gesindel lebte.

Mühsam stieg mein Geist Treppen, und vorsichtig; Almosen der Lust waren sein Labsal; am Stabe schlich dem Blinden das Leben.

Was geschah mir doch? Wie erlöste ich mich vom Ekel? Wer verjüngte mein Auge? Wie erflog ich die Höhe, wo kein Gesindel mehr am Brunnen sitzt?

Schuf mein Ekel selber mir Flügel und quellenahnende Kräfte? Wahrlich, in's Höchste musste ich fliegen, dass ich den Born der Lust wiederfände!

Oh, ich fand ihn, meine Brüder! Hier im Höchsten quillt mir der Born der Lust! Und es giebt ein Leben, an dem kein Gesindel mit trinkt!

Fast zu heftig strömst du mir, Quell der Lust! Und oft leerst du den Becher wieder, dadurch dass du ihn füllen willst!

Und noch muss ich lernen, bescheidener dir zu nahen: allzuheftig strömt dir noch mein Herz entgegen: —

Mein Herz, auf dem mein Sommer brennt, der kurze, heisse, schwermüthige, überselige: wie verlangt mein Sommer-Herz nach deiner Kühle!

Vorbei die zögernde Trübsal meines Frühlings! Vorüber die Bosheit meiner Schneeflocken im Juni! Sommer wurde ich ganz und Sommer-Mittag!

Ein Sommer im Höchsten mit kalten Quellen und seliger Stille: oh kommt, meine Freunde, dass die Stille noch seliger werde!

Denn diess ist unsre Höhe und unsre Heimat: zu hoch und steil wohnen wir hier allen Unreinen und ihrem Durste.

Werft nur eure reinen Augen in den Born meiner Lust, ihr Freunde! Wie sollte er darob trübe werden! Entgegenlachen soll er euch mit seiner Reinheit.

Auf dem Baume Zukunft bauen wir unser Nest; Adler sollen uns Einsamen Speise bringen in ihren Schnäbeln!

Wahrlich, keine Speise, an der Unsaubere mitessen dürften! Feuer würden sie zu fressen wähnen und sich die Mäuler verbrennen!

Wahrlich, keine Heimstätten halten wir hier bereit für Unsaubere! Eishöhle würde ihren Leibern unser Glück heissen und ihren Geistern!

Und wie starke Winde wollen wir über ihnen leben, Nachbarn den Adlern, Nachbarn dem Schnee, Nachbarn der Sonne: also leben starke Winde.

Und einem Winde gleich will ich einst noch zwischen sie blasen und mit meinem Geiste ihrem Geiste den Athem nehmen: so will es meine Zukunft.

Wahrlich, ein starker Wind ist Zarathustra allen Niederungen; und solchen Rath räth er seinen Feinden und Allem, was spuckt und speit: „hütet euch gegen den Wind zu speien!“

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Von den Taranteln.

Siehe, das ist der Tarantel Höhle! Willst du sie selber sehn? Hier hängt ihr Netz: rühre daran, dass es erzittert.

Da kommt sie willig: willkommen, Tarantel! Schwarz sitzt auf deinem Rücken dein Dreieck und Wahrzeichen; und ich weiss auch, was in deiner Seele sitzt.

Rache sitzt in deiner Seele: wohin du beissest, da wächst schwarzer Schorf; mit Rache macht dein Gift die Seele drehend!

Also rede ich zu euch im Gleichniss, die ihr die Seelen drehend macht, ihr Prediger der Gleichheit! Taranteln seid ihr mir und versteckte Rachsüchtige!

Aber ich will eure Verstecke schon an's Licht bringen: darum lache ich euch in's Antlitz mein Gelächter der Höhe.

Darum reisse ich an eurem Netze, dass eure Wuth euch aus eurer Lügen-Höhle locke, und eure Rache hervorspringe hinter eurem Wort „Gerechtigkeit."

Denn dass der Mensch erlöst werde von der Rache: das ist mir die Brücke zur höchsten Hoffnung und ein Regenbogen nach langen Unwettern.

Aber anders wollen es freilich die Taranteln. „Das gerade heisse uns Gerechtigkeit, dass die Welt voll werde von den Unwettern unsrer Rache" — also reden sie mit einander.

„Rache wollen wir üben und Beschimpfung an Allen, die uns nicht gleich sind" — so geloben sich die Tarantel-Herzen.

Und „Wille zur Gleichheit" — das selber soll fürderhin der Name für Tugend werden; und gegen Alles, was Macht hat, wollen wir unser Geschrei erheben!"

Ihr Prediger der Gleichheit, der Tyrannen-Wahnsinn der Ohnmacht schreit also aus euch nach „Gleichheit": eure heimlichsten Tyrannen-Gelüste vermummen sich also in Tugend-Worte!

Vergrämter Dünkel, verhaltener Neid, vielleicht eurer Väter Dünkel und Neid: aus euch bricht's als Flamme heraus und Wahnsinn der Rache.

Was der Vater schwieg, das kommt im Sohne zum Reden; und oft fand ich den Sohn als des Vaters entblösstes Geheimniss.

Den Begeisterten gleichen sie: aber nicht das Herz ist es, was sie begeistert, — sondern die Rache. Und wenn sie fein und kalt werden, ist's nicht der Geist, sondern der Neid, der sie fein und kalt macht.

Ihre Eifersucht führt sie auch auf der Denker Pfade; und diess ist das Merkmal ihrer Eifersucht — immer gehn sie zu weit: dass ihre Müdigkeit sich zuletzt noch auf Schnee schlafen legen muss.

Aus jeder ihrer Klagen tönt Rache, in jedem ihrer Lobsprüche ist ein Wehethun; und Richter-sein scheint ihnen Seligkeit.

Also aber rathe ich euch, meine Freunde: misstraut Allen, in welchen der Trieb, zu strafen, mächtig ist!

Das ist Volk schlechter Art und Abkunft; aus ihren Gesichtern blickt der Henker und der Spürhund.

Misstraut allen Denen, die viel von ihrer Gerechtigkeit reden! Wahrlich, ihren Seelen fehlt es nicht nur an Honig.

Und wenn sie sich selber „die Guten und Gerechten“ nennen, so vergesst nicht, dass ihnen zum Pharisäer Nichts fehlt als — Macht!

Meine Freunde, ich will nicht vermischt und verwechselt werden.

Es giebt Solche, die predigen meine Lehre vom Leben: und zugleich sind sie Prediger der Gleichheit und Taranteln.

Dass sie dem Leben zu Willen reden, ob sie gleich in ihrer Höhle sitzen, diese Gift-Spinnen, und abgekehrt vom Leben: das macht, sie wollen damit wehethun.

Solchen wollen sie damit wehethun, die jetzt die Macht haben: denn bei diesen ist noch die Predigt vom Tode am besten zu Hause.

Wäre es anders, so würden die Taranteln anders lehren: und gerade sie waren ehemals die besten Welt-Verleumder und Ketzer-Brenner.

Mit diesen Predigern der Gleichheit will ich nicht vermischt und verwechselt sein. Denn so redet mir die Gerechtigkeit: „die Menschen sind nicht gleich.“

Und sie sollen es auch nicht werden! Was wäre denn meine Liebe zum Übermenschen, wenn ich anders spräche?

Auf tausend Brücken und Stegen sollen sie sich drängen zur Zukunft, und immer mehr Krieg und Ungleichheit soll zwischen sie gesetzt sein: so lässt mich meine grosse Liebe reden!

Erfinder von Bildern und Gespenstern sollen sie werden in ihren Feindschaften, und mit ihren Bildern und Gespenstern sollen sie noch gegeneinander den höchsten Kampf kämpfen!

Gut und Böse, und Reich und Arm, und Hoch und Gering, und alle Namen der Werthe: Waffen sollen es sein und klirrende Merkmale davon, dass das Leben sich immer wieder selber überwinden muss!

In die Höhe will es sich bauen mit Pfeilern und Stufen, das Leben selber: in weite Fernen will es blicken und hinaus nach seligen Schönheiten, — darum braucht es Höhe!

Und weil es Höhe braucht, braucht es Stufen und Widerspruch der Stufen und Steigenden! Steigen will das Leben und steigend sich überwinden.

Und seht mir doch, meine Freunde! Hier, wo der Tarantel Höhle ist, heben sich eines alten Tempels Trümmer aufwärts, — seht mir doch mit erleuchteten Augen hin!

Wahrlich, wer hier einst seine Gedanken in Stein nach Oben thürmte, um das Geheimniss alles Lebens wusste er gleich dem Weisesten!

Dass Kampf und Ungleiches auch noch in der Schönheit sei und Krieg um Macht und Übermacht: das lehrt er uns hier im deutlichsten Gleichniss.

Wie sich göttlich hier Gewölbe und Bogen brechen, im Ringkampfe: wie mit Licht und Schatten sie wider einander streben, die göttlich-Strebenden —

Also sicher und schön lasst uns auch Feinde sein, meine Freunde! Göttlich wollen wir wider einander streben! —

Wehe! Da biss mich selber die Tarantel, meine alte Feindin! Göttlich sicher und schön biss sie mich in den Finger!

„Strafe muss sein und Gerechtigkeit — so denkt sie: nicht umsonst soll er hier der Feindschaft zu Ehren Lieder singen!“

Ja, sie hat sich gerächt! Und wehe! nun wird sie mit Rache auch noch meine Seele drehend machen!

Dass ich mich aber nicht drehe, meine Freunde, bindet mich fest hier an diese Säule! Lieber noch Säulen-Heiliger will ich sein, als Wirbel der Rachsucht!

Wahrlich, kein Dreh- und Wirbelwind ist Zarathustra; und wenn er ein Tänzer ist, nimmermehr doch ein Tarantel-Tänzer! —

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Von den berühmten Weisen.

Dem Volke habt ihr gedient und des Volkes Aberglauben, ihr berühmten Weisen alle! — und nicht der Wahrheit! Und gerade darum zollte man euch Ehrfurcht.

Und darum auch ertrug man euren Unglauben, weil er ein Witz und Umweg war zum Volke. So lässt der Herr seine Sclaven gewähren und ergötzt sich noch an ihrem Übermuthe.

Aber wer dem Volke verhasst ist wie ein Wolf den Hunden: das ist der freie Geist, der Fessel-Feind, der Nicht-Anbeter, der in Wäldern Hausende.

Ihn zu jagen aus seinem Schlupfe — das hiess immer dem Volke „Sinn für das Rechte“: gegen ihn hetzt es noch immer seine scharfzahnigsten Hunde.

„Denn die Wahrheit ist da: ist das Volk doch da! Wehe, wehe den Suchenden!“ — also scholl es von jeher.

Eurem Volke wolltet ihr Recht schaffen in seiner Verehrung: das hiesset ihr „Wille zur Wahrheit,“ ihr berühmten Weisen!

Und euer Herz sprach immer zu sich: „vom Volke kam ich: von dort her kam mir auch Gottes Stimme.“

Hart-nackig und klug, dem Esel gleich, wart ihr immer als des Volkes Fürsprecher.

Und mancher Mächtige, der gut fahren wollte mit dem Volke, spannte vor seine Rosse noch — ein Eselein, einen berühmten Weisen.

Und nun wollte ich, ihr berühmten Weisen, ihr würfet endlich das Fell des Löwen ganz von euch!

Das Fell des Raubthiers, das buntgefleckte, und die Zotten des Forschenden, Suchenden, Erobernden!

Ach, dass ich an eure „Wahrhaftigkeit“ glauben lerne, dazu müsstet ihr mir erst euren verehrenden Willen zerbrechen.

Wahrhaftig — so heisse ich Den, der in götterlose Wüsten geht und sein verehrendes Herz zerbrochen hat.

Im gelben Sande und verbrannt von der Sonne schielt er wohl durstig nach den quellenreichen Eilanden, wo Lebendiges unter dunkeln Bäumen ruht.

Aber sein Durst überredet ihn nicht, diesen Behaglichen gleich zu werden: denn wo Oasen sind, da sind auch Götzenbilder.

Hungernd, gewaltthätig, einsam, gottlos: so will sich selber der Löwen-Wille.

Frei von dem Glück der Knechte, erlöst von Göttern und Anbetungen, furchtlos und fürchterlich, gross und einsam: so ist der Wille des Wahrhaftigen.

In der Wüste wohnten von je die Wahrhaftigen, die freien Geister, als der Wüste Herren; aber in den Städten wohnen die gutgefütterten, berühmten Weisen, — die Zugthiere.

Immer nämlich ziehen sie, als Esel — des Volkes Karren!

Nicht dass ich ihnen darob zürne: aber Dienende bleiben sie mir und Angeschirrte, auch wenn sie von goldnem Geschirre glänzen.

Und oft waren sie gute Diener und preiswürdige. Denn so spricht die Tugend: „musst du Diener sein, so suche Den, welchem dein Dienst am besten nützt!

„Der Geist und die Tugend deines Herrn sollen wachsen, dadurch dass du sein Diener bist: so wächsest du selber mit seinem Geiste und seiner Tugend!“

Und wahrlich, ihr berühmten Weisen, ihr Diener des Volkes! Ihr selber wuchset mit des Volkes Geist und Tugend — und das Volk durch euch! Zu euren Ehren sage ich das!

Aber Volk bleibt ihr mir auch noch in euren Tugenden, Volk mit blöden Augen, — Volk, das nicht weiss, was Geist ist!

Geist ist das Leben, das selber in’s Leben schneidet: an der eignen Qual mehrt es sich das eigne Wissen, — wusstet ihr das schon?

Und des Geistes Glück ist diess: gesalbt zu sein und durch Thränen geweiht zum Opferthier, — wusstet ihr das schon?

Und die Blindheit des Blinden und sein Suchen und Tappen soll noch von der Macht der Sonne zeugen, in die er schaute, — wusstet ihr das schon?

Und mit Bergen soll der Erkennende bauen lernen! Wenig ist es, dass der Geist Berge versetzt, — wusstet ihr das schon?

Ihr kennt nur des Geistes Funken: aber ihr seht den Ambos nicht, der er ist, und nicht die Grausamkeit seines Hammers!

Wahrlich, ihr kennt des Geistes Stolz nicht! Aber noch weniger würdet ihr des Geistes Bescheidenheit ertragen, wenn sie einmal reden wollte!

Und niemals noch durftet ihr euren Geist in eine Grube von Schnee werfen: ihr seid nicht heiss genug dazu! So kennt ihr auch die Entzückungen seiner Kälte nicht.

In Allem aber thut ihr mir zu vertraulich mit dem Geiste; und aus der Weisheit machtet ihr oft ein Armen- und Krankenhaus für schlechte Dichter.

Ihr seid keine Adler: so erfuhrt ihr auch das Glück im Schrecken des Geistes nicht. Und wer kein Vogel ist, soll sich nicht über Abgründen lagern.

Ihr seid mir Laue: aber kalt strömt jede tiefe Erkenntniss. Eiskalt sind die innersten Brunnen des Geistes: ein Labsal heissen Händen und Handelnden.

Ehrbar steht ihr mir da und steif und mit geradem Rücken, ihr berühmten Weisen! — euch treibt kein starker Wind und Wille.

Saht ihr nie ein Segel über das Meer gehn, geründet und gebläht und zitternd vor dem Ungestüm des Windes?

Dem Segel gleich, zitternd vor dem Ungestüm des Geistes, geht meine Weisheit über das Meer — meine wilde Weisheit!

Aber ihr Diener des Volkes, ihr berühmten Weisen, — wie könntet ihr mit mir gehn! —

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Das Nachtlied.

Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden.

Ein Ungestilltes, Unstillbares ist in mir; das will laut werden. Eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe.

Licht bin ich: ach, dass ich Nacht wäre! Aber diess ist meine Einsamkeit, dass ich von Licht umgürtet bin.

Ach, dass ich dunkel wäre und nächtig! Wie wollte ich an den Brüsten des Lichts saugen!

Und euch selber wollte ich noch segnen, ihr kleinen Funkelsterne und Leuchtwürmer droben! — und selig sein ob eurer Licht-Geschenke.

Aber ich lebe in meinem eignen Lichte, ich trinke die Flammen in mich zurück, die aus mir brechen.

Ich kenne das Glück des Nehmenden nicht; und oft träumte mir davon, dass Stehlen noch seliger sein müsse, als Nehmen.

Das ist meine Armuth, dass meine Hand niemals ausruht vom Schenken; das ist mein Neid, dass ich wartende Augen sehe und die erhellten Nächte der Sehnsucht.

Oh Unseligkeit aller Schenkenden! Oh Verfinsterung meiner Sonne! Oh Begierde nach Begehren! Oh Heisshunger in der Sättigung!

Sie nehmen von mir: aber rühre ich noch an ihre Seele? Eine Kluft ist zwischen Geben und Nehmen; und die kleinste Kluft ist am letzten zu überbrücken.

Ein Hunger wächst aus meiner Schönheit: wehethun möchte ich Denen, welchen ich leuchte, berauben möchte ich meine Beschenkten: — also hungere ich nach Bosheit.

Die Hand zurückziehend, wenn sich schon ihr die Hand entgegenstreckt; dem Wasserfalle gleich zögernd, der noch im Sturze zögert: — also hungere ich nach Bosheit.

Solche Rache sinnt meine Fülle aus; solche Tücke quillt aus meiner Einsamkeit.

Mein Glück im Schenken erstarb im Schenken, meine Tugend wurde ihrer selber müde an ihrem Überflusse!

Wer immer schenkt, dessen Gefahr ist, dass er die Scham verliere; wer immer austheilt, dessen Hand und Herz hat Schwielen vor lauter Austheilen.

Mein Auge quillt nicht mehr über vor der Scham der Bittenden; meine Hand wurde zu hart für das Zittern gefüllter Hände.

Wohin kam die Thräne meinem Auge und der Flaum meinem Herzen? Oh Einsamkeit aller Schenkenden! Oh Schweigsamkeit aller Leuchtenden!

Viel Sonnen kreisen im öden Raume: zu Allem, was dunkel ist, reden sie mit ihrem Lichte, — mir schweigen sie.

Oh diess ist die Feindschaft des Lichts gegen Leuchtendes, erbarmungslos wandelt es seine Bahnen.

Unbillig gegen Leuchtendes im tiefsten Herzen: kalt gegen Sonnen, — also wandelt jede Sonne.

Einem Sturme gleich fliegen die Sonnen ihre Bahnen, das ist ihr Wandeln. Ihrem unerbittlichen Willen folgen sie, das ist ihre Kälte.

Oh, ihr erst seid es, ihr Dunklen, ihr Nächtigen, die ihr Wärme schafft aus Leuchtendem! Oh, ihr erst trinkt euch Milch und Labsal aus des Lichtes Eutern!

Ach, Eis ist um mich, meine Hand verbrennt sich an Eisigem! Ach, Durst ist in mir, der schmachtet nach eurem Durste!

Nacht ist es: ach dass ich Licht sein muss! Und Durst nach Nächtigem! Und Einsamkeit!

Nacht ist es: nun bricht wie ein Born aus mir mein Verlangen, — nach Rede verlangt mich.

Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden. —

Also sang Zarathustra.

* * *

[«]

Das Tanzlied.

Eines Abends gieng Zarathustra mit seinen Jüngern durch den Wald; und als er nach einem Brunnen suchte, siehe, da kam er auf eine grüne Wiese, die von Bäumen und Gebüsch still umstanden war: auf der tanzten Mädchen mit einander. Sobald die Mädchen Zarathustra erkannten, liessen sie vom Tanze ab; Zarathustra aber trat mit freundlicher Gebärde zu ihnen und sprach diese Worte:

„Lasst vom Tanze nicht ab, ihr lieblichen Mädchen! Kein Spielverderber kam zu euch mit bösem Blick, kein Mädchen-Feind.

Gottes Fürsprecher bin ich vor dem Teufel: der aber ist der Geist der Schwere. Wie sollte ich, ihr Leichten, göttlichen Tänzen feind sein? Oder Mädchen-Füssen mit schönen Knöcheln?

Wohl bin ich ein Wald und eine Nacht dunkler Bäume: doch wer sich vor meinem Dunkel nicht scheut, der findet auch Rosenhänge unter meinen Cypressen.

Und auch den kleinen Gott findet er wohl, der den Mädchen der liebste ist: neben dem Brunnen liegt er, still, mit geschlossenen Augen.

Wahrlich, am hellen Tage schlief er mir ein, der Tagedieb! Haschte er wohl zu viel nach Schmetterlingen?

Zürnt mir nicht, ihr schönen Tanzenden, wenn ich den kleinen Gott ein Wenig züchtige! Schreien wird er wohl und weinen, — aber zum Lachen ist er noch im Weinen!

Und mit Thränen im Auge soll er euch um einen Tanz bitten; und ich selber will ein Lied zu seinem Tanze singen:

Ein Tanz- und Spottlied auf den Geist der Schwere, meinen allerhöchsten grossmächtigsten Teufel, von dem sie sagen, dass er „der Herr der Welt“ sei.“ —

Und diess ist das Lied, welches Zarathustra sang, als Cupido und die Mädchen zusammen tanzten.

In dein Auge schaute ich jüngst, oh Leben! Und in’s Unergründliche schien ich mir da zu sinken.

Aber du zogst mich mit goldner Angel heraus; spöttisch lachtest du, als ich dich unergründlich nannte.

„So geht die Rede aller Fische, sprachst du; was sie nicht ergründen, ist unergründlich.

„Aber veränderlich bin ich nur und wild und in Allem ein Weib, und kein tugendhaftes:

„Ob ich schon euch Männern „die Tiefe“ heisse oder „die Treue“, „die Ewige“, die „Geheimnissvolle.“

„Doch ihr Männer beschenkt uns stets mit den eignen Tugenden — ach, ihr Tugendhaften!“

Also lachte sie, die Unglaubliche; aber ich glaube ihr niemals und ihrem Lachen, wenn sie bös von sich selber spricht.

Und als ich unter vier Augen mit meiner wilden Weisheit redete, sagte sie mir zornig: „Du willst, du begehrst, du liebst, darum allein lobst du das Leben!“

Fast hätte ich da bös geantwortet und der Zornigen die Wahrheit gesagt; und man kann nicht böser antworten, als wenn man seiner Weisheit „die Wahrheit sagt.“

So nämlich steht es zwischen uns Dreien. Von Grund aus liebe ich nur das Leben — und, wahrlich, am meisten dann, wenn ich es hasse!

Dass ich aber der Weisheit gut bin und oft zu gut: das macht, sie erinnert mich gar sehr an das Leben!

Sie hat ihr Auge, ihr Lachen und sogar ihr goldnes Angelrüthchen: was kann ich dafür, dass die Beiden sich so ähnlich sehen?

Und als mich einmal das Leben fragte: Wer ist denn das, die Weisheit? — da sagte ich eifrig: „Ach ja! die Weisheit!

Man dürstet um sie und wird nicht satt, man blickt durch Schleier, man hascht durch Netze.

Ist sie schön? Was weiss ich! Aber die ältesten Karpfen werden noch mit ihr geködert.

Veränderlich ist sie und trotzig; oft sah ich sie sich die Lippe beissen und den Kamm wider ihres Haares Strich führen.

Vielleicht ist sie böse und falsch, und in Allem ein Frauenzimmer; aber wenn sie von sich selber schlecht spricht, da gerade verführt sie am meisten.“

Als ich diess zu dem Leben sagte, da lachte es boshaft und machte die Augen zu. „Von wem redest du doch? sagte sie, wohl von mir?

Und wenn du Recht hättest, — sagt man das mir so in’s Gesicht! Aber nun sprich doch auch von deiner Weisheit!“

Ach, und nun machtest du wieder dein Auge auf, oh geliebtes Leben! Und in’s Unergründliche schien ich mir wieder zu sinken. —

Also sang Zarathustra. Als aber der Tanz zu Ende und die Mädchen fortgegangen waren, wurde er traurig.

„Die Sonne ist lange schon hinunter, sagte er endlich; die Wiese ist feucht, von den Wäldern her kommt Kühle.

Ein Unbekanntes ist um mich und blickt nachdenklich. Was! Du lebst noch, Zarathustra?

Warum? Wofür? Wodurch? Wohin? Wo? Wie? Ist es nicht Thorheit, noch zu leben? —

Ach, meine Freunde, der Abend ist es, der so aus mir fragt. Vergebt mir meine Traurigkeit!

Abend ward es: vergebt mir, dass es Abend ward!“

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Das Grablied.

„Dort ist die Gräberinsel, die schweigsame; dort sind auch die Gräber meiner Jugend. Dahin will ich einen immergrünen Kranz des Lebens tragen.“

Also im Herzen beschliessend fuhr ich über das Meer. —

Oh ihr, meiner Jugend Gesichte und Erscheinungen! Oh, ihr Blicke der Liebe alle, ihr göttlichen Augenblicke! Wie starbt ihr mir so schnell! Ich gedenke eurer heute wie meiner Todten.

Von euch her, meinen liebsten Todten, kommt mir ein süsser Geruch, ein herz- und thränenlösender. Wahrlich, er erschüttert und löst das Herz dem einsam Schiffenden.

Immer noch bin ich der Reichste und Bestzubeneidende — ich der Einsamste! Denn ich hatte euch doch, und ihr habt mich noch: sagt, wem fielen, wie mir, solche Rosenäpfel vom Baume?

Immer noch bin ich eurer Liebe Erbe und Erdreich, blühend zu eurem Gedächtnisse von bunten wildwachsenen Tugenden, oh ihr Geliebtesten!

Ach, wir waren gemacht, einander nahe zu bleiben, ihr holden fremden Wunder; und nicht schüchternen Vögeln gleich kamt ihr zu mir und meiner Begierde — nein, als Trauende zu dem Trauenden!

Ja, zur Treue gemacht, gleich mir, und zu zärtlichen Ewigkeiten: muss ich nun euch nach eurer Untreue heissen, ihr göttlichen Blicke und Augenblicke: keinen andern Namen lernte ich noch.

Wahrlich, zu schnell starbt ihr mir, ihr Flüchtlinge. Doch floht ihr mich nicht, noch floh ich euch: unschuldig sind wir einander in unsrer Untreue.

Mich zu tödten, erwürgte man euch, ihr Singvögel meiner Hoffnungen! Ja, nach euch, ihr Liebsten, schoss immer die Bosheit Pfeile — mein Herz zu treffen!

Und sie traf! Wart ihr doch stets mein Herzlichstes, mein Besitz und mein Besessen-sein: darum musstet ihr jung sterben und allzu frühe!

Nach dem Verwundbarsten, das ich besass, schoss man den Pfeil: das waret ihr, denen die Haut einem Flaume gleich ist und mehr noch dem Lächeln, das an einem Blick erstirbt!

Aber diess Wort will ich zu meinen Feinden reden: was ist alles Menschen-Morden gegen Das, was ihr mir thatet!

Böseres thatet ihr mir, als aller Menschen-Mord ist; Unwiederbringliches nahmt ihr mir: — also rede ich zu euch, meine Feinde!

Mordetet ihr doch meiner Jugend Gesichte und liebste Wunder! Meine Gespielen nahmt ihr mir, die seligen Geister! Ihrem Gedächtnisse lege ich diesen Kranz und diesen Fluch nieder.

Diesen Fluch gegen euch, meine Feinde! Machtet ihr doch mein Ewiges kurz, wie ein Ton zerbricht in kalter Nacht! Kaum als Aufblinken göttlicher Augen kam es mir nur, — als Augenblick!

Also sprach zur guten Stunde einst meine Reinheit: „göttlich sollen mir alle Wesen sein."

Da überfielt ihr mich mit schmutzigen Gespenstern; ach, wohin floh nun jene gute Stunde!

„Alle Tage sollen mir heilig sein" — so redete einst die Weisheit meiner Jugend: wahrlich, einer fröhlichen Weisheit Rede!

Aber da stahlt ihr Feinde mir meine Nächte und verkauftet sie zu schlafloser Qual: ach, wohin floh nun jene fröhliche Weisheit?

Einst begehrte ich nach glücklichen Vogelzeichen: da führtet ihr mir ein Eulen-Unthier über den Weg, ein widriges. Ach, wohin floh da meine zärtliche Begierde?

Allem Ekel gelobte ich einst zu entsagen: da verwandeltet ihr meine Nahen und Nächsten in Eiterbeulen. Ach, wohin floh da mein edelstes Gelöbniss?

Als Blinder gieng ich einst selige Wege: da warft ihr Unflath auf den Weg des Blinden: und nun ekelte ihn des alten Blinden-Fusssteigs.

Und als ich mein Schwerstes that und meiner Überwindungen Sieg feierte: da machtet ihr Die, welche mich liebten, schrein, ich thue ihnen am wehesten.

Wahrlich, das war immer euer Thun: ihr vergälltet mir meinen besten Honig und den Fleiss meiner besten Bienen.

Meiner Mildthätigkeit sandtet ihr immer die frechsten Bettler zu; um mein Mitleiden drängtet ihr immer die unheilbar Schamlosen. So verwundetet ihr meine Tugend in ihrem Glauben.

Und legte ich noch mein Heiligstes zum Opfer hin: flugs stellte eure „Frömmigkeit" ihre fetteren Gaben dazu: also dass im Dampfe eures Fettes noch mein Heiligstes erstickte.

Und einst wollte ich tanzen, wie nie ich noch tanzte: über alle Himmel weg wollte ich tanzen. Da überredetet ihr meinen liebsten Sänger.

Und nun stimmte er eine schaurige dumpfe Weise an; ach, er tutete mir, wie ein düsteres Horn, zu Ohren!

Mörderischer Sänger, Werkzeug der Bosheit, Unschuldigster! Schon stand ich bereit zum besten Tanze: da mordetest du mit deinen Tönen meine Verzückung!

Nur im Tanze weiss ich der höchsten Dinge Gleichniss zu reden: — und nun blieb mir mein höchstes Gleichniss ungeredet in meinen Gliedern!

Ungeredet und unerlöst blieb mir die höchste Hoffnung! Und es starben mir alle Gesichte und Tröstungen meiner Jugend!

Wie ertrug ich's nur? Wie verwand und überwand ich solche Wunden? Wie erstand meine Seele wieder aus diesen Gräbern?

Ja, ein Unverwundbares, Unbegrabbares ist an mir, ein Felsensprengendes: das heisst mein Wille. Schweigsam schreitet es und unverändert durch die Jahre.

Seinen Gang will er gehn auf meinen Füssen, mein alter Wille; herzenshart ist ihm der Sinn und unverwundbar.

Unverwundbar bin ich allein an meiner Ferse. Immer noch lebst du da und bist dir gleich, Geduldigster! Immer noch brachst du dich durch alle Gräber!

In dir lebt auch noch das Unerlöste meiner Jugend; und als Leben und Jugend sitzest du hoffend hier auf gelben Grab-Trümmern.

Ja, noch bist du mir aller Gräber Zertrümmerer: Heil dir, mein Wille! Und nur wo Gräber sind, giebt es Auferstehungen. —

Also sang Zarathustra. —

*

* *

[«]

Von der Selbst-Ueberwindung.

„Wille zur Wahrheit“ heisst ihr’s, ihr Weisesten, was euch treibt und brünstig macht?

Wille zur Denkbarkeit alles Seienden: also heisse ich euren Willen!

Alles Seiende wollt ihr erst denkbar machen: denn ihr zweifelt mit gutem Misstrauen, ob es schon denkbar ist.

Aber es soll sich euch fügen und biegen! So will’s euer Wille. Glatt soll es werden und dem Geiste unterthan, als sein Spiegel und Widerbild.

Das ist euer ganzer Wille, ihr Weisesten, als ein Wille zur Macht; und auch wenn ihr vom Guten und Bösen redet und von den Werthschätzungen.

Schaffen wollt ihr noch die Welt, vor der ihr knien könnt: so ist es eure letzte Hoffnung und Trunkenheit.

Die Unweisen freilich, das Volk, — die sind gleich dem Flusse, auf dem ein Nachen weiter schwimmt: und im Nachen sitzen feierlich und vermummt die Werthschätzungen.

Euren Willen und eure Werthe setztet ihr auf den Fluss des Werdens; einen alten Willen zur Macht verräth mir, was vom Volke als gut und böse geglaubt wird.

Ihr wart es, ihr Weisesten, die solche Gäste in diesen Nachen setzten und ihnen Prunk und stolze Namen gaben, — ihr und euer herrschender Wille!

Weiter trägt nun der Fluss euren Nachen: er muss ihn tragen. Wenig thut’s, ob die gebrochene Welle schäumt und zornig dem Kiele widerspricht!

Nicht der Fluss ist eure Gefahr und das Ende eures Guten und Bösen, ihr Weisesten: sondern jener Wille selber, der Wille zur Macht, — der unerschöpfte zeugende Lebens-Wille.

Aber damit ihr mein Wort versteht vom Guten und Bösen: dazu will ich euch noch mein Wort vom Leben sagen und von der Art alles Lebendigen.

Dem Lebendigen gieng ich nach, ich gieng die grössten und die kleinsten Wege, dass ich seine Art erkenne.

Mit hundertfachem Spiegel fieng ich noch seinen Blick auf, wenn ihm der Mund geschlossen war: dass sein Auge mir rede. Und sein Auge redete mir.

Aber, wo ich nur Lebendiges fand, da hörte ich auch die Rede vom Gehorsame. Alles Lebendige ist ein Gehorchendes.

Und diess ist das Zweite: Dem wird befohlen, der sich nicht selber gehorchen kann. So ist es des Lebendigen Art.

Diess aber ist das Dritte, was ich hörte: dass Befehlen schwerer ist, als Gehorchen. Und nicht nur, dass der Befehlende die Last aller Gehorchenden trägt, und dass leicht ihn diese Last zerdrückt: —

Ein Versuch und Wagniss erschien mir in allem Befehlen; und stets, wenn es befiehlt, wagt das Lebendige sich selber dran.

Ja noch, wenn es sich selber befiehlt: auch da noch muss es sein Befehlen büssen. Seinem eignen Gesetze muss es Richter und Rächer und Opfer werden.

Wie geschieht diess doch! so fragte ich mich. Was überredet das Lebendige, dass es gehorcht und befiehlt und befehlend noch Gehorsam übt?

Hört mir nun mein Wort, ihr Weisesten! Prüft es ernstlich, ob ich dem Leben selber in’s Herz kroch und bis in die Wurzeln seines Herzens!

Wo ich Lebendiges fand, da fand ich Willen zur Macht; und noch im Willen des Dienenden fand ich den Willen, Herr zu sein.

Dass dem Stärkeren diene das Schwächere, dazu überredet es sein Wille, der über noch Schwächeres Herr sein will: dieser Lust allein mag es nicht entrathen.

Und wie das Kleinere sich dem Grösseren hingiebt, dass es Lust und Macht am Kleinsten habe: also giebt sich auch das Grösste noch hin und setzt um der Macht willen — das Leben dran.

Das ist die Hingebung des Grössten, dass es Wagniss ist und Gefahr und um den Tod ein Würfelspielen.

Und wo Opferung und Dienste und Liebesblicke sind: auch da ist Wille, Herr zu sein. Auf Schleichwegen schleicht sich da der Schwächere in die Burg und bis in’s Herz dem Mächtigeren — und stiehlt da Macht.

Und diess Geheimniss redete das Leben selber zu mir. „Siehe, sprach es, ich bin das, was sich immer selber überwinden muss.

„Freilich, ihr heisst es Wille zur Zeugung oder Trieb zum Zwecke, zum Höheren, Ferneren, Vielfacheren: aber all diess ist Eins und Ein Geheimniss.

„Lieber noch gehe ich unter, als dass ich diesem Einen absagte; und wahrlich, wo es Untergang giebt und Blätterfallen, siehe, da opfert sich Leben — um Macht!

„Dass ich Kampf sein muss und Werden und Zweck und der Zwecke Widerspruch: ach, wer meinen Willen erräth, erräth wohl auch, auf welchen krummen Wegen er gehen muss!

„Was ich auch schaffe und wie ich's auch liebe, — bald muss ich Gegner ihm sein und meiner Liebe: so will es mein Wille.

„Und auch du, Erkennender, bist nur ein Pfad und Fusstapfen meines Willens: wahrlich, mein Wille zur Macht wandelt auch auf den Füssen deines Willens zur Wahrheit!

„Der traf freilich die Wahrheit nicht, der das Wort nach ihr schoss vom „Willen zum Dasein": diesen Willen — giebt es nicht!

„Denn: was nicht ist, das kann nicht wollen; was aber im Dasein ist, wie könnte das noch zum Dasein wollen!

„Nur, wo Leben ist, da ist auch Wille: aber nicht Wille zum Leben, sondern — so lehre ich's dich — Wille zur Macht!

„Vieles ist dem Lebenden höher geschätzt, als Leben selber; doch aus dem Schätzen selber heraus redet — der Wille zur Macht!" —

Also lehrte mich einst das Leben: und daraus löse ich euch, ihr Weisesten, noch das Räthsel eures Herzens.

Wahrlich, ich sage euch: Gutes und Böses, das unvergänglich wäre — das giebt es nicht! Aus sich selber muss es sich immer wieder überwinden.

Mit euren Werthen und Worten von Gut und Böse übt ihr Gewalt, ihr Werthschätzenden: und diess ist eure verborgene Liebe und eurer Seele Glänzen, Zittern und Überwallen.

Aber eine stärkere Gewalt wächst aus euren Werthen und eine neue Überwindung: an der zerbricht Ei und Eierschale.

Und wer ein Schöpfer sein muss im Guten und Bösen: wahrlich, der muss ein Vernichter erst sein und Werthe zerbrechen.

Also gehört das höchste Böse zur höchsten Güte: diese aber ist die schöpferische. —

Reden wir nur davon, ihr Weisesten, ob es gleich schlimm ist. Schweigen ist schlimmer; alle verschwiegenen Wahrheiten werden giftig.

Und mag doch Alles zerbrechen, was an unseren Wahrheiten zerbrechen — kann! Manches Haus giebt es noch zu bauen!

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Von den Erhabenen.

Still ist der Grund meines Meeres: wer erriethe wohl, dass er scherzhafte Ungeheuer birgt!

Unerschütterlich ist meine Tiefe: aber sie glänzt von schwimmenden Räthseln und Gelächtern.

Einen Erhabenen sah ich heute, einen Feierlichen, einen Büsser des Geistes: oh wie lachte meine Seele ob seiner Hässlichkeit!

Mit erhobener Brust und Denen gleich, welche den Athem an sich ziehn: also stand er da, der Erhabene, und schweigsam:

Behängt mit hässlichen Wahrheiten, seiner Jagdbeute, und reich an zerrissenen Kleidern; auch viele Dornen hiengen an ihm — aber noch sah ich keine Rose.

Noch lernte er das Lachen nicht und die Schönheit. Finster kam dieser Jäger zurück aus dem Walde der Erkenntniss.

Vom Kampfe kehrte er heim mit wilden Thieren: aber aus seinem Ernste blickt auch noch ein wildes Thier — ein unüberwundenes!

Wie ein Tiger steht er immer noch da, der springen will; aber ich mag diese gespannten Seelen nicht, unhold ist mein Geschmack allen diesen Zurückgezognen.

Und ihr sagt mir, Freunde, dass nicht zu streiten sei über Geschmack und Schmecken? Aber alles Leben ist Streit um Geschmack und Schmecken!

Geschmack: das ist Gewicht zugleich und Wagschale und Wägender; und wehe allem Lebendigen, das ohne Streit um Gewicht und Wagschale und Wägende leben wollte!

Wenn er seiner Erhabenheit müde würde, dieser Erhabene: dann erst würde seine Schönheit anheben, — und dann erst will ich ihn schmecken und schmackhaft finden.

Und erst, wenn er sich von sich selber abwendet, wird er über seinen eignen Schatten springen — und, wahrlich! hinein in seine Sonne.

Allzulange sass er im Schatten, die Wangen bleichten dem Büsser des Geistes; fast verhungerte er an seinen Erwartungen.

Verachtung ist noch in seinem Auge; und Ekel birgt sich an seinem Munde. Zwar ruht er jetzt, aber seine Ruhe hat sich noch nicht in die Sonne gelegt.

Dem Stiere gleich sollte er thun; und sein Glück sollte nach Erde riechen und nicht nach Verachtung der Erde.

Als weissen Stier möchte ich ihn sehn, wie er schnaubend und brüllend der Pflugschar vorangeht: und sein Gebrüll sollte noch alles Irdische preisen!

Dunkel noch ist sein Antlitz; der Hand Schatten spielt auf ihm. Verschattet ist noch der Sinn seines Auges.

Seine That selber ist noch der Schatten auf ihm: die Hand verdunkelt den Handelnden. Noch hat er seine That nicht überwunden.

Wohl liebe ich an ihm den Nacken des Stiers: aber nun will ich auch noch das Auge des Engels sehn.

Auch seinen Helden-Willen muss er noch verlernen: ein Gehobener soll er mir sein und nicht nur ein Erhabener: — der Aether selber sollte ihn heben, den Willenlosen!

Er bezwang Unthiere, er löste Räthsel: aber erlösen sollte er auch noch seine Unthiere und Räthsel, zu himmlischen Kindern sollte er sie noch verwandeln.

Noch hat seine Erkenntniss nicht lächeln gelernt und ohne Eifersucht sein; noch ist seine strömende Leidenschaft nicht stille geworden in der Schönheit.

Wahrlich, nicht in der Sattheit soll sein Verlangen schweigen und untertauchen, sondern in der Schönheit! Die Anmuth gehört zur Grossmuth des Grossgesinnten.

Den Arm über das Haupt gelegt: so sollte der Held ausruhn, so sollte er auch noch sein Ausruhen überwinden.

Aber gerade dem Helden ist das Schöne aller Dinge Schwerstes. Unerringbar ist das Schöne allem heftigen Willen.

Ein Wenig mehr, ein Wenig weniger: das gerade ist hier Viel, das ist hier das Meiste.

Mit lässigen Muskeln stehn und mit abgeschirrtem Willen: das ist das Schwerste euch Allen, ihr Erhabenen!

Wenn die Macht gnädig wird und herabkommt in’s Sichtbare: Schönheit heisse ich solches Herabkommen.

Und von Niemandem will ich so als von dir gerade Schönheit, du Gewaltiger: deine Güte sei deine letzte Selbst-Überwältigung.

Alles Böse traue ich dir zu: darum will ich von dir das Gute.

Wahrlich, ich lachte oft der Schwächlinge, welche sich gut glauben, weil sie lahme Tatzen haben!

Der Säule Tugend sollst du nachstreben: schöner wird sie immer und zarter, aber inwendig härter und tragsamer, je mehr sie aufsteigt.

Ja, du Erhabener, einst sollst du noch schön sein und deiner eignen Schönheit den Spiegel vorhalten.

Dann wird deine Seele vor göttlichen Begierden schaudern; und Anbetung wird noch in deiner Eitelkeit sein!

Diess nämlich ist das Geheimniss der Seele: erst, wenn sie der Held verlassen hat, naht ihr, im Traume, — der Über-Held.

Also sprach Zarathutra.

*

*   *

[«]

Vom Lande der Bildung.

Zu weit hinein flog ich in die Zukunft: ein Grauen überfiel mich.

Und als ich um mich sah, siehe! da war die Zeit mein einziger Zeitgenosse.

Da floh ich rückwärts, heimwärts — und immer eilender: so kam ich zu euch, ihr Gegenwärtigen, und in's Land der Bildung.

Zum ersten Male brachte ich ein Auge mit für euch, und gute Begierde: wahrlich, mit Sehnsucht im Herzen kam ich.

Aber wie geschah mir? So angst mir auch war, — ich musste lachen! Nie sah mein Auge etwas so Buntgesprenkeltes!

Ich lachte und lachte, während der Fuss mir noch zitterte und das Herz dazu: „hier ist ja die Heimat aller Farbentöpfe!“ — sagte ich.

Mit fünfzig Klexen bemalt an Gesicht und Gliedern: so sasset ihr da zu meinem Staunen, ihr Gegenwärtigen!

Und mit fünfzig Spiegeln um euch, die eurem Farbenspiele schmeichelten und nachredeten!

Wahrlich, ihr könntet gar keine bessere Maske tragen, ihr Gegenwärtigen, als euer eignes Gesicht ist! Wer könnte euch — erkennen!

Vollgeschrieben mit den Zeichen der Vergangenheit, und auch diese Zeichen überpinselt mit neuen Zeichen: also habt ihr euch gut versteckt vor allen Zeichendeutern!

Und wenn man auch Nierenprüfer ist: wer glaubt wohl noch, dass ihr Nieren habt! Aus Farben scheint ihr gebacken und aus geleimten Zetteln.

Alle Zeiten und Völker blicken bunt aus euren Schleiern; alle Sitten und Glauben reden bunt aus euren Gebärden.

Wer von euch Schleier und Überwürfe und Farben und Gebärden abzöge: gerade genug würde er übrig behalten, um die Vögel damit zu erschrecken.

Wahrlich, ich selber bin der erschreckte Vogel, der euch einmal nackt sah und ohne Farbe; und ich flog davon, als das Gerippe mir Liebe zuwinkte.

Lieber wollte ich doch noch Tagelöhner sein in der Unterwelt und bei den Schatten des Ehemals! — feister und voller als ihr sind ja noch die Unterweltlichen!

Diess, ja diess ist Bitterniss meinen Gedärmen, dass ich euch weder nackt, noch bekleidet aushalte, ihr Gegenwärtigen!

Alles Unheimliche der Zukunft, und was je verflogenen Vögeln Schauder machte, ist wahrlich heimlicher noch und traulicher als eure „Wirklichkeit“.

Denn so sprecht ihr: „Wirkliche sind wir ganz, und ohne Glauben und Aberglauben“: also brüstet ihr euch — ach, auch noch ohne Brüste!

Ja, wie solltet ihr glauben können, ihr Buntgesprenkelten! — die ihr Gemälde seid von Allem, was je geglaubt wurde!

Wandelnde Widerlegungen seid ihr des Glaubens selber, und aller Gedanken Gliederbrechen. Unglaubwürdige: also heisse ich euch, ihr Wirklichen!

Alle Zeiten schwätzen wider einander in euren Geistern; und aller Zeiten Träume und Geschwätz waren wirklicher noch als euer Wachsein ist!

Unfruchtbare seid ihr: darum fehlt es euch an Glauben. Aber wer schaffen musste, der hatte auch immer seine Wahr-Träume und Stern-Zeichen — und glaubte an Glauben! —

Halboffne Thore seid ihr, an denen Todtengräber warten. Und das ist eure Wirklichkeit: „Alles ist werth, dass es zu Grunde geht.“

Ach, wie ihr mir dasteht, ihr Unfruchtbaren, wie mager in den Rippen! Und Mancher von euch hatte wohl dessen selber ein Einsehen.

Und er sprach: „es hat wohl da ein Gott, als ich schlief, mir heimlich Etwas entwendet? Wahrlich, genug, sich ein Weibchen daraus zu bilden!

Wundersam ist die Armuth meiner Rippen!“ also sprach schon mancher Gegenwärtige.

Ja, zum Lachen seid ihr mir, ihr Gegenwärtigen! Und sonderlich, wenn ihr euch über euch selber wundert!

Und wehe mir, wenn ich nicht lachen könnte über eure Verwunderung, und alles Widrige aus euren Näpfen hinunter trinken müsste!

So aber will ich’s mit euch leichter nehmen, da ich Schweres zu tragen habe; und was thut’s mir, wenn sich Käfer und Flügelwürmer noch auf mein Bündel setzen!

Wahrlich, es soll mir darob nicht schwerer werden! Und nicht aus euch, ihr Gegenwärtigen, soll mir die grosse Müdigkeit kommen. —

Ach, wohin soll ich nun noch steigen mit meiner Sehnsucht! Von allen Bergen schaue ich aus nach Vater- und Mutterländern.

Aber Heimat fand ich nirgends: unstät bin ich in allen Städten und ein Aufbruch an allen Thoren.

Fremd sind mir und ein Spott die Gegenwärtigen, zu denen mich jüngst das Herz trieb; und vertrieben bin ich aus Vater- und Mutterländern.

So liebe ich allein noch meiner Kinder Land, das unentdeckte, im fernsten Meere: nach ihm heisse ich meine Segel suchen und suchen.

An meinen Kindern will ich es gut machen, dass ich meiner Väter Kind bin: und an aller Zukunft — diese Gegenwart!

Also sprach Zarathustra.

* * *

[«]

Von der unbefleckten Erkenntniss.

Als gestern der Mond aufgieng, wähnte ich, dass er eine Sonne gebären wolle: so breit und trächtig lag er am Horizonte.

Aber ein Lügner war er mir mit seiner Schwangerschaft; und eher noch will ich an den Mann im Monde glauben als an das Weib.

Freilich, wenig Mann ist er auch, dieser schüchterne Nachtschwärmer. Wahrlich, mit schlechtem Gewissen wandelt er über die Dächer.

Denn er ist lüstern und eifersüchtig, der Mönch im Monde, lüstern nach der Erde und nach allen Freuden der Liebenden.

Nein, ich mag ihn nicht, diesen Kater auf den Dächern! Widerlich sind mir Alle, die um halbverschlossne Fenster schleichen!

Fromm und schweigsam wandelt er hin auf Sternen-Teppichen: — aber ich mag alle leisetretenden Mannsfüsse nicht, an denen auch nicht ein Sporen klirrt.

Jedes Redlichen Schritt redet; die Katze aber stiehlt sich über den Boden weg. Siehe, katzenhaft kommt der Mond daher und unredlich.—

Dieses Gleichniss gebe ich euch empfindsamen Heuchlern, euch, den „Rein-Erkennenden!“ Euch heisse ich — Lüsterne!

Auch ihr liebt die Erde und das Irdische: ich errieth euch wohl! — aber Scham ist in eurer Liebe und schlechtes Gewissen, — dem Monde gleicht ihr!

Zur Verachtung des Irdischen hat man euren Geist überredet, aber nicht eure Eingeweide: die aber sind das Stärkste an euch!

Und nun schämt sich euer Geist, dass er euren Eingeweiden zu Willen ist und geht vor seiner eignen Scham Schleich- und Lügenwege.

„Das wäre mir das Höchste — also redet euer verlogner Geist zu sich — auf das Leben ohne Begierde zu schaun und nicht gleich dem Hunde mit hängender Zunge:

„Glücklich zu sein im Schauen, mit erstorbenem Willen, ohne Griff und Gier der Selbstsucht — kalt und aschgrau am ganzen Leibe, aber mit trunkenen Mondesaugen!“

„Das wäre mir das Liebste, — also verführt sich selber der Verführte — die Erde zu lieben, wie der Mond sie liebt, und nur mit dem Auge allein ihre Schönheit zu betasten.

„Und das heisse mir aller Dinge unbefleckte Erkenntniss, dass ich von den Dingen Nichts will: ausser dass ich vor ihnen da liegen darf wie ein Spiegel mit hundert Augen.“ —

Oh, ihr empfindsamen Heuchler, ihr Lüsternen! Euch fehlt die Unschuld in der Begierde: und nun verleumdet ihr drum das Begehren!

Wahrlich, nicht als Schaffende, Zeugende, Werdelustige liebt ihr die Erde!

Wo ist Unschuld? Wo der Wille zur Zeugung ist. Und wer über sich hinaus schaffen will, der hat mir den reinsten Willen.

Wo ist Schönheit? Wo ich mit allem Willen wollen muss; wo ich lieben und untergehn will, dass ein Bild nicht nur Bild bleibe.

Lieben und Untergehn: das reimt sich seit Ewigkeiten. Wille zur Liebe: das ist, willig auch sein zum Tode. Also rede ich zu euch Feiglingen!

Aber nun will euer entmanntes Schielen „Beschaulichkeit“ heissen! Und was mit feigen Augen sich tasten lässt, soll „schön“ getauft werden! Oh, ihr Beschmutzer edler Namen!

Aber das soll euer Fluch sein, ihr Unbefleckten, ihr Rein-Erkennenden, dass ihr nie gebären werdet: und wenn ihr auch breit und trächtig am Horizonte liegt!

Wahrlich, ihr nehmt den Mund voll mit edlen Worten: und wir sollen glauben, dass euch das Herz übergehe, ihr Lügenbolde?

Aber meine Worte sind geringe, verachtete, krumme Worte: gerne nehme ich auf, was bei eurer Mahlzeit unter den Tisch fällt.

Immer noch kann ich mit ihnen — Heuchlern die Wahrheit sagen! Ja, meine Gräten, Muscheln und Stachelblätter sollen — Heuchlern die Nasen kitzeln!

Schlechte Luft ist immer um euch und eure Mahlzeiten: eure lüsternen Gedanken, eure Lügen und Heimlichkeiten sind ja in der Luft!

Wagt es doch erst, euch selber zu glauben — euch und euren Eingeweiden! Wer sich selber nicht glaubt, lügt immer.

Eines Gottes Larve hängtet ihr um vor euch selber, ihr „Reinen“: in eines Gottes Larve verkroch sich euer greulicher Ringelwurm.

Wahrlich, ihr täuscht, ihr „Beschaulichen“! Auch Zarathustra war einst der Narr eurer göttlichen Häute; nicht errieth er das Schlangengeringel, mit denen sie gestopft waren.

Eines Gottes Seele wähnte ich einst spielen zu sehn in euren Spielen, ihr Rein-Erkennenden! Keine bessere Kunst wähnte ich einst als eure Künste!

Schlangen-Unflath und schlimmen Geruch verhehlte mir die Ferne: und dass einer Eidechse List lüstern hier herumschlich.

Aber ich kam euch nah: da kam mir der Tag — und nun kommt er euch, — zu Ende gieng des Mondes Liebschaft!

Seht doch hin! Ertappt und bleich steht er da — vor der Morgenröthe!

Denn schon kommt sie, die Glühende, — ihre Liebe zur Erde kommt! Unschuld und Schöpfer-Begier ist alle Sonnen-Liebe!

Seht doch hin, wie sie ungeduldig über das Meer kommt! Fühlt ihr den Durst und den heissen Athem ihrer Liebe nicht?

Am Meere will sie saugen und seine Tiefe zu sich in die Höhe trinken: da hebt sich die Begierde des Meeres mit tausend Brüsten.

Geküsst und gesaugt will es sein vom Durste der Sonne; Luft will es werden und Höhe und Fusspfad des Lichts und selber Licht!

Wahrlich, der Sonne gleich liebe ich das Leben und alle tiefen Meere.

Und diess heisst mir Erkenntniss: alles Tiefe soll hinauf — zu meiner Höhe!

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Von den Gelehrten.

Als ich im Schlafe lag, da frass ein Schaf am Epheukranze meines Hauptes, — frass und sprach dazu: „Zarathustra ist kein Gelehrter mehr.“

Sprach’s und gieng stotzig davon und stolz. Ein Kind erzählte mir’s.

Gerne liege ich hier, wo die Kinder spielen, an der zerbrochnen Mauer, unter Disteln und rothen Mohnblumen.

Ein Gelehrter bin ich den Kindern noch und auch den Disteln und rothen Mohnblumen. Unschuldig sind sie, selbst noch in ihrer Bosheit.

Aber den Schafen bin ich’s nicht mehr: so will es mein Loos — gesegnet sei es!

Denn diess ist die Wahrheit: ausgezogen bin ich aus dem Hause der Gelehrten: und die Thür habe ich noch hinter mir zugeworfen.

Zu lange sass meine Seele hungrig an ihrem Tische; nicht, gleich ihnen, bin ich auf das Erkennen abgerichtet wie auf das Nüsseknacken.

Freiheit liebe ich und die Luft über frischer Erde; lieber noch will ich auf Ochsenhäuten schlafen, als auf ihren Würden und Achtbarkeiten.

Ich bin zu heiss und verbrannt von eigenen Gedanken: oft will es mir den Athem nehmen. Da muss ich in’s Freie und weg aus allen verstaubten Stuben.

Aber sie sitzen kühl in kühlem Schatten: sie wollen in Allem nur Zuschauer sein und hüten sich dort zu sitzen, wo die Sonne auf die Stufen brennt.

Gleich Solchen, die auf der Strasse stehn und die Leute angaffen, welche vorübergehn: also warten sie auch und gaffen Gedanken an, die Andre gedacht haben.

Greift man sie mit Händen, so stäuben sie um sich gleich Mehlsäcken, und unfreiwillig: aber wer erriethe wohl, dass ihr Staub vom Korne stammt und von der gelben Wonne der Sommerfelder?

Geben sie sich weise, so fröstelt mich ihrer kleinen Sprüche und Wahrheiten: ein Geruch ist oft an ihrer Weisheit, als ob sie aus dem Sumpfe stamme: und wahrlich, ich hörte auch schon den Frosch aus ihr quaken!

Geschickt sind sie, sie haben kluge Finger: was will meine Einfalt bei ihrer Vielfalt! Alles Fädeln und Knüpfen und Weben verstehn ihre Finger: also wirken sie die Strümpfe des Geistes!

Gute Uhrwerke sind sie: nur sorge man, sie richtig aufzuziehn! Dann zeigen sie ohne Falsch die Stunde an und machen einen bescheidnen Lärm dabei.

Gleich Mühlwerken arbeiten sie und Stampfen: man werfe ihnen nur seine Fruchtkörner zu! — sie wissen schon, Korn klein zu mahlen und weissen Staub daraus zu machen.

Sie sehen einander gut auf die Finger und trauen sich nicht zum Besten. Erfinderisch in kleinen Schlauheiten warten sie auf Solche, deren Wissen auf lahmen Füssen geht, — gleich Spinnen warten sie.

Ich sah sie immer mit Vorsicht Gift bereiten; und immer zogen sie gläserne Handschuhe dabei an ihre Finger.

Auch mit falschen Würfeln wissen sie zu spielen; und so eifrig fand ich sie spielen, dass sie dabei schwitzten.

Wir sind einander fremd, und ihre Tugenden gehn mir noch mehr wider den Geschmack, als ihre Falschheiten und falschen Würfel.

Und als ich bei ihnen wohnte, da wohnte ich über ihnen. Darüber wurden sie mir gram.

Sie wollen Nichts davon hören, dass Einer über ihren Köpfen wandelt; und so legten sie Holz und Erde und Unrath zwischen mich und ihre Köpfe.

Also dämpften sie den Schall meiner Schritte: und am schlechtesten wurde ich bisher von den Gelehrtesten gehört.

Aller Menschen Fehl und Schwäche legten sie zwischen sich und mich: — „Fehlboden“ heissen sie das in ihren Häusern.

Aber trotzdem wandele ich mit meinen Gedanken über ihren Köpfen; und selbst, wenn ich auf meinen eignen Fehlern wandeln wollte, würde ich noch über ihnen sein und ihren Köpfen.

Denn die Menschen sind nicht gleich: so spricht die Gerechtigkeit. Und was ich will, dürften sie nicht wollen!

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Von den Dichtern.

„Seit ich den Leib besser kenne, — sagte Zarathustra zu einem seiner Jünger — ist mir der Geist nur noch gleichsam Geist; und alles das „Unvergängliche“ — das ist auch nur ein Gleichniss.“

„So hörte ich dich schon einmal sagen, antwortete der Jünger; und damals fügtest du hinzu: „aber die Dichter lügen zuviel.“ Warum sagtest du doch, dass die Dichter zuviel lügen?“

„Warum? sagte Zarathustra. Du fragst warum? Ich gehöre nicht zu Denen, welche man nach ihrem Warum fragen darf.

Ist denn mein Erleben von Gestern? Das ist lange her, dass ich die Gründe meiner Meinungen erlebte.

Müsste ich nicht ein Fass sein von Gedächtniss, wenn ich auch meine Gründe bei mir haben wollte?

Schon zuviel ist mir’s, meine Meinungen selber zu behalten; und mancher Vogel fliegt davon.

Und mitunter finde ich auch ein zugeflogenes Thier in meinem Taubenschlage, das mir fremd ist, und das zittert, wenn ich meine Hand darauf lege.

Doch was sagte dir einst Zarathustra? Dass die Dichter zuviel lügen? — Aber auch Zarathustra ist ein Dichter.

Glaubst du nun, dass er hier die Wahrheit redete? Warum glaubst du das?“

Der Jünger antwortete: „ich glaube an Zarathustra.“ Aber Zarathustra schüttelte den Kopf und lächelte.

Der Glaube macht mich nicht selig, sagte er, zumal nicht der Glaube an mich.

Aber gesetzt, dass Jemand allen Ernstes sagte, die Dichter lügen zuviel: so hat er Recht, — wir lügen zuviel.

Wir wissen auch zu wenig und sind schlechte Lerner: so müssen wir schon lügen.

Und wer von uns Dichtern hätte nicht seinen Wein verfälscht? Manch giftiger Mischmasch geschah in unsern Kellern, manches Unbeschreibliche ward da gethan.

Und weil wir wenig wissen, so gefallen uns von Herzen die geistig Armen, sonderlich wenn es junge Weibchen sind!

Und selbst nach den Dingen sind wir noch begehrlich, die sich die alten Weibchen Abends erzählen. Das heissen wir selber an uns das Ewig-Weibliche.

Und als ob es einen besondren geheimen Zugang zum Wissen gäbe, der sich Denen verschütte, welche Etwas lernen: so glauben wir an das Volk und seine „Weisheit.“

Das aber glauben alle Dichter: dass wer im Grase oder an einsamen Gehängen liegend die Ohren spitze, Etwas von den Dingen erfahre, die zwischen Himmel und Erde sind.

Und kommen ihnen zärtliche Regungen, so meinen die Dichter immer, die Natur selber sei in sie verliebt:

Und sie schleiche zu ihrem Ohre, Heimliches hinein zu sagen und verliebte Schmeichelreden: dessen brüsten und blähen sie sich vor allen Sterblichen!

Ach, es giebt so viel Dinge zwischen Himmel und Erden, von denen sich nur die Dichter Etwas haben träumen lassen!

Und zumal über dem Himmel: denn alle Götter sind Dichter-Gleichniss, Dichter-Erschleichniss!

Wahrlich, immer zieht es uns hinan — nämlich zum Reich der Wolken: auf diese setzen wir unsre bunten Bälge und heissen sie dann Götter und Übermenschen: —

Sind sie doch gerade leicht genug für diese Stühle! — alle diese Götter und Übermenschen.

Ach, wie bin ich all des Unzulänglichen müde, das durchaus Ereigniss sein soll! Ach, wie bin ich der Dichter müde!

Als Zarathustra so sprach, zürnte ihm sein Jünger, aber er schwieg. Und auch Zarathustra schwieg; und sein Auge hatte sich nach innen gekehrt, gleich als ob es in weite Fernen sähe. Endlich seufzte er und holte Athem.

Ich bin von Heute und Ehedem, sagte er dann; aber Etwas ist in mir, das ist von Morgen und Übermorgen und Einstmals.

Ich wurde der Dichter müde, der alten und der neuen: Oberflächliche sind sie mir Alle und seichte Meere.

Sie dachten nicht genug in die Tiefe: darum sank ihr Gefühl nicht bis zu den Gründen.

Etwas Wollust und etwas Langeweile: das ist noch ihr bestes Nachdenken gewesen.

Gespenster-Hauch und -Huschen gilt mir all ihr Harfen-Klingklang; was wussten sie bisher von der Inbrunst der Töne! —

Sie sind mir auch nicht reinlich genug: sie trüben Alle ihr Gewässer, dass es tief scheine.

Und gerne geben sie sich damit als Versöhner: aber Mittler und Mischer bleiben sie mir und Halb-und-Halbe und Unreinliche! —

Ach, ich warf wohl mein Netz in ihre Meere und wollte gute Fische fangen; aber immer zog ich eines alten Gottes Kopf herauf.

So gab dem Hungrigen das Meer einen Stein. Und sie selber mögen wohl aus dem Meere stammen.

Gewiss, man findet Perlen in ihnen: um so ähnlicher sind sie selber harten Schalthieren. Und statt der Seele fand ich oft bei ihnen gesalzenen Schleim.

Sie lernten vom Meere auch noch seine Eitelkeit: ist nicht das Meer der Pfau der Pfauen?

Noch vor dem hässlichsten aller Büffel rollt es seinen Schweif hin, nimmer wird es seines Spitzenfächers von Silber und Seide müde.

Trutzig blickt der Büffel dazu, dem Sande nahe in seiner Seele, näher noch dem Dickicht, am nächsten aber dem Sumpfe.

Was ist ihm Schönheit und Meer und Pfauen-Zierath! Dieses Gleichniss sage ich den Dichtern.

Wahrlich, ihr Geist selber ist der Pfau der Pfauen und ein Meer von Eitelkeit!

Zuschauer will der Geist des Dichters: sollten's auch Büffel sein! —

Aber dieses Geistes wurde ich müde: und ich sehe kommen, dass er seiner selber müde wird.

Verwandelt sah ich schon die Dichter und gegen sich selber den Blick gerichtet.

Büsser des Geistes sah ich kommen: die wuchsen aus ihnen.

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Von grossen Ereignissen.

Es giebt eine Insel im Meere — unweit den glückseligen Inseln Zarathustra's — auf welcher beständig ein Feuerberg raucht; von der sagt das Volk, und sonderlich sagen es die alten Weibchen aus dem Volke, dass sie wie ein Felsblock vor das Thor der Unterwelt gestellt sei: durch den Feuerberg selber aber führe der schmale Weg abwärts, der zu diesem Thore der Unterwelt geleite.

Um jene Zeit nun, als Zarathustra auf den glückseligen Inseln weilte, geschah es, dass ein Schiff an der Insel Anker warf, auf welcher der rauchende Berg steht; und seine Mannschaft gieng an's Land, um Kaninchen zu schiessen. Gegen die Stunde des Mittags aber, da der Capitän und seine Leute wieder beisammen waren, sahen sie plötzlich durch die Luft einen Mann auf sich zukommen, und eine Stimme sagte deutlich: „es ist Zeit! Es ist die höchste Zeit!“ Wie die Gestalt ihnen aber am nächsten war — sie flog aber schnell gleich einem Schatten vorbei, in der Richtung, wo der Feuerberg lag — da erkannten sie mit grösster Bestürzung, dass es Zarathustra sei; denn sie hatten ihn Alle schon gesehn, ausgenommen der Capitän selber, und sie liebten ihn, wie das Volk liebt: also dass zu gleichen Theilen Liebe und Scheu beisammen sind.

„Seht mir an! sagte der alte Steuermann, da fährt Zarathustra zur Hölle!“—

Um die gleiche Zeit, als diese Schiffer an der Feuerinsel landeten, lief das Gerücht umher, dass Zarathustra verschwunden sei; und als man seine Freunde fragte, erzählten sie, er sei bei Nacht zu Schiff gegangen, ohne zu sagen, wohin er reisen wolle.

Also entstand eine Unruhe; nach drei Tagen aber kam zu dieser Unruhe die Geschichte der Schiffsleute hinzu — und nun sagte alles Volk, dass der Teufel Zarathustra geholt habe. Seine Jünger lachten zwar ob dieses Geredes; und einer von ihnen sagte sogar: „eher glaube ich noch, dass Zarathustra sich den Teufel geholt hat.“ Aber im Grunde der Seele waren sie Alle voll Besorgniss und Sehnsucht: so war ihre Freude gross, als am fünften Tage Zarathustra unter ihnen erschien.

Und diess ist die Erzählung von Zarathustra's Gespräch mit dem Feuerhunde.

Die Erde, sagte er, hat eine Haut; und diese Haut hat Krankheiten. Eine dieser Krankheiten heisst zum Beispiel „Mensch.“

Und eine andere dieser Krankheiten heisst „Feuerhund“: über den haben sich die Menschen Viel vorgelogen und vorlügen lassen.

Diess Geheimniss zu ergründen gieng ich über das Meer: und ich habe die Wahrheit nackt gesehn, wahrlich! barfuss bis zum Halse.

Was es mit dem Feuerhund auf sich hat, weiss ich nun; und insgleichen mit all den Auswurf- und Umsturz-Teufeln, vor denen sich nicht nur alte Weibchen fürchten.

Heraus mit dir, Feuerhund, aus deiner Tiefe! rief ich, und bekenne, wie tief diese Tiefe ist! Woher ist das, was du da heraufschnaubst?

Du trinkst reichlich am Meere: das verräth deine versalzte Beredsamkeit! Fürwahr, für einen Hund der Tiefe nimmst du deine Nahrung zu sehr von der Oberfläche!

Höchstens für den Bauchredner der Erde halt’ ich dich: und immer, wenn ich Umsturz- und Auswurf-Teufel reden hörte, fand ich sie gleich dir: gesalzen, lügnerisch und flach.

Ihr versteht zu brüllen und mit Asche zu verdunkeln! Ihr seid die besten Grossmäuler und lerntet sattsam die Kunst, Schlamm heiss zu sieden.

Wo ihr seid, da muss stets Schlamm in der Nähe sein, und viel Schwammichtes, Höhlichtes, Eingezwängtes: das will in die Freiheit.

„Freiheit“ brüllt ihr Alle am liebsten: aber ich verlernte den Glauben an „grosse Ereignisse,“ sobald viel Gebrüll und Rauch um sie herum ist.

Und glaube mir nur, Freund Höllenlärm! Die grössten Ereignisse — das sind nicht unsre lautesten, sondern unsre stillsten Stunden.

Nicht um die Erfinder von neuem Lärme: um die Erfinder von neuen Werthen dreht sich die Welt; unhörbar dreht sie sich.

Und gesteh es nur! Wenig war immer nur geschehn, wenn dein Lärm und Rauch sich verzog. Was liegt daran, dass eine Stadt zur Mumie wurde, und eine Bildsäule im Schlamme liegt!

Und diess Wort sage ich noch den Umstürzern von Bildsäulen. Das ist wohl die grösste Thorheit, Salz in’s Meer und Bildsäulen in den Schlamm zu werfen.

Im Schlamme eurer Verachtung lag die Bildsäule: aber das ist gerade ihr Gesetz, dass ihr aus der Verachtung wieder Leben und lebende Schönheit wächst!

Mit göttlicheren Zügen steht sie nun auf und leidend-verführerisch; und wahrlich! sie wird euch noch Dank sagen, dass ihr sie umstürztet, ihr Umstürzer!

Diesen Rath aber rathe ich Königen und Kirchen und Allem, was alters- und tugendschwach ist — lasst euch nur umstürzen! Dass ihr wieder zum Leben kommt, und zu euch — die Tugend! —

Also redete ich vor dem Feuerhunde: da unterbrach er mich mürrisch und fragte: „Kirche? Was ist denn das?“

Kirche? antwortete ich, das ist eine Art von Staat, und zwar die verlogenste. Doch schweig still, du Heuchelhund! Du kennst deine Art wohl am besten schon!

Gleich dir selber ist der Staat ein Heuchelhund; gleich dir redet er gern mit Rauch und Gebrülle, — dass er glauben mache, gleich dir, er rede aus dem Bauch der Dinge.

Denn er will durchaus das wichtigste Thier auf Erden sein, der Staat; und man glaubt’s ihm auch. —

Als ich das gesagt hatte, gebärdete sich der Feuerhund wie unsinnig vor Neid. „Wie? schrie er, das wichtigste Thier auf Erden? Und man glaubt’s ihm auch?“ Und so viel Dampf und grässliche Stimmen kamen ihm aus dem Schlunde, dass ich meinte, er werde vor Ärger und Neid ersticken.

Endlich wurde er stiller, und sein Keuchen liess nach; sobald er aber stille war, sagte ich lachend:

„Du ärgerst dich, Feuerhund: also habe ich über dich Recht!

Und dass ich auch noch Recht behalte, so höre von einem andern Feuerhunde: der spricht wirklich aus dem Herzen der Erde.

Gold haucht sein Athem und goldigen Regen: so will’s das Herz ihm. Was ist ihm Asche und Rauch und heisser Schleim noch!

Lachen flattert aus ihm wie ein buntes Gewölke; abgünstig ist er deinem Gurgeln und Speien und Grimmen der Eingeweide!

Das Gold aber und das Lachen — das nimmt er aus dem Herzen der Erde: denn dass du’s nur weisst, — das Herz der Erde ist von Gold.“

Als diess der Feuerhund vernahm, hielt er’s nicht mehr aus, mir zuzuhören. Beschämt zog er seinen Schwanz ein, sagte auf eine kleinlaute Weise Wau! Wau! und kroch hinab in seine Höhle. —

Also erzählte Zarathustra. Seine Jünger aber hörten ihm kaum zu: so gross war ihre Begierde, ihm von den Schiffsleuten, den Kaninchen und dem fliegenden Manne zu erzählen.

„Was soll ich davon denken! sagte Zarathustra. Bin ich denn ein Gespenst?

Aber es wird mein Schatten gewesen sein. Ihr hörtet wohl schon Einiges vom Wanderer und seinem Schatten?

Sicher aber ist das: ich muss ihn kürzer halten, — er verdirbt mir sonst noch den Ruf.“

Und nochmals schüttelte Zarathustra den Kopf und wunderte sich. „Was soll ich davon denken!“ sagte er nochmals.

„Warum schrie denn das Gespenst: es ist Zeit! Es ist die höchste Zeit!

Wozu ist es denn — höchste Zeit?“ —

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Der Wahrsager.

„— und ich sahe eine grosse Traurigkeit über die Menschen kommen. Die Besten wurden ihrer Werke müde.

Eine Lehre ergieng, ein Glauben lief neben ihr: „Alles ist leer, Alles ist gleich, Alles war!“

Und von allen Hügeln klang es wieder: „Alles ist leer, Alles ist gleich, Alles war!“

Wohl haben wir geerntet: aber warum wurden alle Früchte uns faul und braun? Was fiel vom bösen Monde bei der letzten Nacht hernieder?

Umsonst war alle Arbeit, Gift ist unser Wein geworden, böser Blick sengte unsre Felder und Herzen gelb.

Trocken wurden wir Alle; und fällt Feuer auf uns, so stäuben wir der Asche gleich: — ja das Feuer selber machten wir müde.

Alle Brunnen versiegten uns, auch das Meer wich zurück. Aller Grund will reissen, aber die Tiefe will nicht schlingen!

„Ach, wo ist noch ein Meer, in dem man ertrinken könnte“: so klingt unsre Klage — hinweg über flache Sümpfe.

Wahrlich, zum Sterben wurden wir schon zu müde; nun wachen wir noch und leben fort — in Grabkammern!“ —

Also hörte Zarathustra einen Wahrsager reden; und seine Weissagung gieng ihm zu Herzen und verwandelte ihn. Traurig gieng er umher und müde; und er wurde Denen gleich, von welchen der Wahrsager geredet hatte.

Wahrlich, so sagte er zu seinen Jüngern, es ist um ein Kleines, so kommt diese lange Dämmerung. Ach, wie soll ich mein Licht hinüber retten!

Dass es mir nicht ersticke in dieser Traurigkeit! Ferneren Welten soll es ja Licht sein und noch fernsten Nächten!

Dergestalt im Herzen bekümmert gieng Zarathustra umher; und drei Tage lang nahm er nicht Trank und Speise zu sich, hatte keine Ruhe und verlor die Rede. Endlich geschah es, dass er in einen tiefen Schlaf verfiel. Seine Jünger aber sassen um ihn in langen Nachtwachen und warteten mit Sorge, ob er wach werde und wieder rede und genesen sei von seiner Trübsal.

Diess aber ist die Rede, welche Zarathustra sprach, als er aufwachte; seine Stimme aber kam zu seinen Jüngern wie aus weiter Ferne.

Hört mir doch den Traum, den ich träumte, ihr Freunde, und helft mir seinen Sinn rathen!

Ein Räthsel ist er mir noch, dieser Traum; sein Sinn ist verborgen in ihm und eingefangen und fliegt noch nicht über ihn hin mit freien Flügeln.

Allem Leben hatte ich abgesagt, so träumte mir. Zum Nacht- und Grabwächter war ich worden, dort auf der einsamen Berg-Burg des Todes.

Droben hütete ich seine Särge: voll standen die dumpfen Gewölbe von solchen Siegeszeichen. Aus gläsernen Särgen blickte mich überwundenes Leben an.

Den Geruch verstaubter Ewigkeiten athmete ich: schwül und verstaubt lag meine Seele. Und wer hätte dort auch seine Seele lüften können!

Helle der Mitternacht war immer um mich, Einsamkeit kauerte neben ihr; und, zudritt, röchelnde Todesstille, die schlimmste meiner Freundinnen.

Schlüssel führte ich, die rostigsten aller Schlüssel; und ich verstand es, damit das knarrendste aller Thore zu öffnen.

Einem bitterbösen Gekrächze gleich lief der Ton durch die langen Gänge, wenn sich des Thores Flügel hoben: unhold schrie dieser Vogel, ungern wollte er geweckt sein.

Aber furchtbarer noch und herzzuschnürender war es, wenn es wieder schwieg und rings stille ward, und ich allein sass in diesem tückischen Schweigen.

So gieng mir und schlich die Zeit, wenn Zeit es noch gab: was weiss ich davon! Aber endlich geschah das, was mich weckte.

Dreimal schlugen Schläge an’s Thor, gleich Donnern, es hallten und heulten die Gewölbe dreimal wieder: da gieng ich zum Thore.

Alpa! rief ich, wer trägt seine Asche zu Berge? Alpa! Alpa! Wer trägt seine Asche zu Berge?

Und ich drückte den Schlüssel und hob am Thore und mühte mich. Aber noch keinen Fingerbreit stand es offen:

Da riss ein brausender Wind seine Flügel auseinander: pfeifend, schrillend und schneidend warf er mir einen schwarzen Sarg zu:

Und im Brausen und Pfeifen und Schrillen zerbarst der Sarg und spie tausendfältiges Gelächter aus.

Und aus tausend Fratzen von Kindern, Engeln, Eulen, Narren und kindergrossen Schmetterlingen lachte und höhnte und brauste es wider mich.

Grässlich erschrak ich darob: es warf mich nieder. Und ich schrie vor Grausen, wie nie ich schrie.

Aber der eigne Schrei weckte mich auf: — und ich kam zu mir.—

Also erzählte Zarathustra seinen Traum und schwieg dann: denn er wusste noch nicht die Deutung seines Traumes. Aber der Jünger, den er am meisten lieb hatte, erhob sich schnell, fasste die Hand Zarathustra's und sprach:

„Dein Leben selber deutet uns diesen Traum, oh Zarathustra!

Bist du nicht selber der Wind mit schrillem Pfeifen, der den Burgen des Todes die Thore aufreisst?

Bist du nicht selber der Sarg voll bunter Bosheiten und Engelsfratzen des Lebens?

Wahrlich, gleich tausendfältigem Kindsgelächter kommt Zarathustra in alle Todtenkammern, lachend über diese Nacht- und Grabwächter, und wer sonst mit düstern Schlüsseln rasselt.

Schrecken und umwerfen wirst du sie mit deinem Gelächter; Ohnmacht und Wachwerden wird deine Macht über sie beweisen.

Und auch, wenn die lange Dämmerung kommt und die Todesmüdigkeit, wirst du an unserm Himmel nicht untergehn, du Fürsprecher des Lebens!

Neue Sterne liessest du uns sehen und neue Nachtherrlichkeiten; wahrlich, das Lachen selber spanntest du wie ein buntes Gezelt über uns.

Nun wird immer Kindes-Lachen aus Särgen quellen; nun wird immer siegreich ein starker Wind kommen aller Todesmüdigkeit: dessen bist du uns selber Bürge und Wahrsager!

Wahrlich, sie selber träumtest du, deine Feinde: das war dein schwerster Traum!

Aber wie du von ihnen aufwachtest und zu dir kamst, also sollen sie selber von sich aufwachen — und zu dir kommen!“ —

So sprach der Jünger; und alle Anderen drängten sich nun um Zarathustra und ergriffen ihn bei den Händen und wollten ihn bereden, dass er vom Bette und von der Traurigkeit lasse und zu ihnen zurückkehre. Zarathustra aber sass aufgerichtet auf seinem Lager, und mit fremdem Blicke. Gleichwie Einer, der aus langer Fremde heimkehrt, sah er auf seine Jünger und prüfte ihre Gesichter; und noch erkannte er sie nicht. Als sie aber ihn hoben und auf die Füsse stellten, siehe, da verwandelte sich mit Einem Male sein Auge; er begriff Alles, was geschehen war, strich sich den Bart und sagte mit starker Stimme:

„Wohlan! Diess nun hat seine Zeit; sorgt mir aber dafür, meine Jünger, dass wir eine gute Mahlzeit machen, und in Kürze! Also gedenke ich Busse zu thun für schlimme Träume!

Der Wahrsager aber soll an meiner Seite essen und trinken: und wahrlich, ich will ihm noch ein Meer zeigen, in dem er ertrinken kann!“

Also sprach Zarathustra. Darauf aber blickte er dem Jünger, welcher den Traumdeuter abgegeben hatte, lange in’s Gesicht und schüttelte dabei den Kopf. —

*

* *

[«]

Von der Erlösung.

Als Zarathustra eines Tags über die grosse Brücke gieng, umringten ihn die Krüppel und Bettler, und ein Bucklichter redete also zu ihm:

„Siehe, Zarathustra! Auch das Volk lernt von dir und gewinnt Glauben an deine Lehre: aber dass es ganz dir glauben soll, dazu bedarf es noch Eines — du musst erst noch uns Krüppel überreden! Hier hast du nun eine schöne Auswahl und wahrlich, eine Gelegenheit mit mehr als Einem Schopfe! Blinde kannst du heilen und Lahme laufen machen; und Dem, der zuviel hinter sich hat, könntest du wohl auch ein Wenig abnehmen: — das, meine ich, wäre die rechte Art, die Krüppel an Zarathustra glauben zu machen!“

Zarathustra aber erwiderte Dem, der da redete, also: „Wenn man dem Bucklichten seinen Buckel nimmt, so nimmt man ihm seinen Geist — also lehrt das Volk. Und wenn man dem Blinden seine Augen giebt, so sieht er zuviel schlimme Dinge auf Erden: also dass er Den verflucht, der ihn heilte. Der aber, welcher den Lahmen laufen macht, der thut ihm den grössten Schaden an: denn kaum kann er laufen, so gehn seine Laster mit ihm durch — also lehrt das Volk über Krüppel. Und warum sollte Zarathustra nicht auch vom Volke lernen, wenn das Volk von Zarathustra lernt?

Das ist mir aber das Geringste, seit ich unter Menschen bin, dass ich sehe: „Diesem fehlt ein Auge und Jenem ein Ohr und einem Dritten das Bein, und Andre giebt es, die verloren die Zunge oder die Nase oder den Kopf.“

Ich sehe und sah Schlimmeres und mancherlei so Abscheuliches, dass ich nicht von Jeglichem reden und von Einigem nicht einmal schweigen möchte: nämlich Menschen, denen es an Allem fehlt, ausser dass sie Eins zuviel haben — Menschen, welche Nichts weiter sind als ein grosses Auge, oder ein grosses Maul oder ein grosser Bauch oder irgend etwas Grosses, — umgekehrte Krüppel heisse ich Solche.

Und als ich aus meiner Einsamkeit kam und zum ersten Male über diese Brücke gieng: da traute ich meinen Augen nicht und sah hin, und wieder hin, und sagte endlich: „das ist ein Ohr! Ein Ohr, so gross wie ein Mensch!“ Ich sah noch besser hin: und wirklich, unter dem Ohre bewegte sich noch Etwas, das zum Erbarmen klein und ärmlich und schmächtig war. Und wahrhaftig, das ungeheure Ohr sass auf einem kleinen dünnen Stiele, — der Stiel aber war ein Mensch! Wer ein Glas vor das Auge nahm, konnte sogar noch ein kleines neidisches Gesichtchen erkennen; auch, dass ein gedunsenes Seelchen am Stiele baumelte. Das Volk sagte mir aber, das grosse Ohr sei nicht nur ein Mensch, sondern ein grosser Mensch, ein Genie. Aber ich glaubte dem Volke niemals, wenn es von grossen Menschen redete — und behielt meinen Glauben bei, dass es ein umgekehrter Krüppel sei, der an Allem zu wenig und an Einem zu viel habe.“

Als Zarathustra so zu dem Bucklichten geredet hatte und zu Denen, welchen er Mundstück und Fürsprecher war, wandte er sich mit tiefem Unmuthe zu seinen Jüngern und sagte:

„Wahrlich, meine Freunde, ich wandle unter den Menschen wie unter den Bruchstücken und Gliedmaassen von Menschen!

Diess ist meinem Auge das Fürchterliche, dass ich den Menschen zertrümmert finde und zerstreuet wie über ein Schlacht- und Schlächterfeld hin.

Und flüchtet mein Auge vom Jetzt zum Ehemals: es findet immer das Gleiche: Bruchstücke und Gliedmaassen und grause Zufälle — aber keine Menschen!

Das Jetzt und das Ehemals auf Erden — ach! meine Freunde — das ist mein Unerträglichstes; und ich wüsste nicht zu leben, wenn ich nicht noch ein Seher wäre, dessen, was kommen muss.

Ein Seher, ein Wollender, ein Schaffender, eine Zukunft selber und eine Brücke zur Zukunft — und ach, auch noch gleichsam ein Krüppel an dieser Brücke: das Alles ist Zarathustra.

Und auch ihr fragtet euch oft: „wer ist uns Zarathustra? Wie soll er uns heissen?“ Und gleich mir selber gabt ihr euch Fragen zur Antwort.

Ist er ein Versprechender? Oder ein Erfüller? Ein Erobernder? Oder ein Erbender? Ein Herbst? Oder eine Pflugschar? Ein Arzt? Oder ein Genesener?

Ist er ein Dichter? Oder ein Wahrhaftiger? Ein Befreier? Oder ein Bändiger? Ein Guter? Oder ein Böser?

Ich wandle unter Menschen als den Bruchstücken der Zukunft: jener Zukunft, die ich schaue.

Und das ist all mein Dichten und Trachten, dass ich in Eins dichte und zusammentrage, was Bruchstück ist und Räthsel und grauser Zufall.

Und wie ertrüge ich es, Mensch zu sein, wenn der Mensch nicht auch Dichter und Räthselrather und der Erlöser des Zufalls wäre!

Die Vergangnen zu erlösen und alles „Es war“ umzuschaffen in ein „So wollte ich es!“ — das hiesse mir erst Erlösung!

Wille — so heisst der Befreier und Freudebringer: also lehrte ich euch, meine Freunde! Und nun lernt diess hinzu: der Wille selber ist noch ein Gefangener.

Wollen befreit: aber wie heisst Das, was auch den Befreier noch in Ketten schlägt?

„Es war“: also heisst des Willens Zähneknirschen und einsamste Trübsal. Ohnmächtig gegen Das, was gethan ist — ist er allem Vergangenen ein böser Zuschauer.

Nicht zurück kann der Wille wollen; dass er die Zeit nicht brechen kann und der Zeit Begierde, — das ist des Willens einsamste Trübsal.

Wollen befreit: was ersinnt sich das Wollen selber, dass es los seiner Trübsal werde und seines Kerkers spotte?

Ach, ein Narr wird jeder Gefangene! Närrisch erlöst sich auch der gefangene Wille.

Dass die Zeit nicht zurückläuft, das ist sein Ingrimm; „Das, was war“ — so heisst der Stein, den er nicht wälzen kann.

Und so wälzt er Steine aus Ingrimm und Unmuth und übt Rache an dem, was nicht gleich ihm Grimm und Unmuth fühlt.

Also wurde der Wille, der Befreier, ein Wehethäter: und an Allem, was leiden kann, nimmt er Rache dafür, dass er nicht zurück kann.

„Diess, ja diess allein ist Rache selber: des Willens Widerwille gegen die Zeit und ihr „Es war.“

Wahrlich, eine grosse Narrheit wohnt in unserm Willen; und zum Fluche wurde es allem Menschlichen, dass diese Narrheit Geist lernte!

Der Geist der Rache: meine Freunde, das war bisher der Menschen bestes Nachdenken; und wo Leid war, da sollte immer Strafe sein.

„Strafe“ nämlich, so heisst sich die Rache selber: mit einem Lügenwort heuchelt sie sich ein gutes Gewissen.

Und weil im Wollenden selber Leid ist, darob dass es nicht zurück wollen kann, — also sollte Wollen selber und alles Leben — Strafe sein!

Und nun wälzte sich Wolke auf Wolke über den Geist: bis endlich der Wahnsinn predigte: „Alles vergeht, darum ist Alles Werth zu vergehn!“

„Und diess ist selber Gerechtigkeit, jenes Gesetz der Zeit, dass sie ihre Kinder fressen muss“: also predigte der Wahnsinn.

„Sittlich sind die Dinge geordnet nach Recht und Strafe. Oh wo ist die Erlösung vom Fluss der Dinge und der Strafe „Dasein“?“ Also predigte der Wahnsinn.

„Kann es Erlösung geben, wenn es ein ewiges Recht giebt? Ach, unwälzbar ist der Stein „Es war“: ewig müssen auch alle Strafen sein!“ Also predigte der

Wahnsinn.

„Keine That kann vernichtet werden: wie könnte sie durch die Strafe ungethan werden! Diess, diess ist das Ewige an der Strafe „Dasein“, dass das Dasein auch ewig wieder That und Schuld sein muss!

„Es sei denn, dass der Wille endlich sich selber erlöste und Wollen zu Nicht-Wollen würde —“: doch ihr kennt, meine Brüder, diess Fabellied des Wahnsinns!

Weg führte ich euch von diesen Fabelliedern, als ich euch lehrte: „der Wille ist ein Schaffender.“

Alles „Es war“ ist ein Bruchstück, ein Räthsel, ein grauser Zufall — bis der schaffende Wille dazu sagt: „aber so wollte ich es!“

— Bis der schaffende Wille dazu sagt: „Aber so will ich es! So werde ich’s wollen!“

Aber sprach er schon so? Und wann geschieht diess? Ist der Wille schon abgeschirrt von seiner eignen Thorheit?

Wurde der Wille sich selber schon Erlöser und Freudebringer? Verlernte er den Geist der Rache und alles Zähneknirschen?

Und wer lehrte ihn Versöhnung mit der Zeit, und Höheres als alle Versöhnung ist?

Höheres als alle Versöhnung muss der Wille wollen, welcher der Wille zur Macht ist —: doch wie geschieht ihm das? Wer lehrte ihn auch noch das Zurückwollen?“

— Aber an dieser Stelle seiner Rede geschah es, dass Zarathustra plötzlich innehielt und ganz einem Solchen gleich sah, der auf das Äusserste erschrickt. Mit erschrecktem Auge blickte er auf seine Jünger; sein Auge durchbohrte wie mit Pfeilen ihre Gedanken und Hintergedanken. Aber nach einer kleinen Weile lachte er schon wieder und sagte begütigt:

„Es ist schwer, mit Menschen zu leben, weil Schweigen so schwer ist. Sonderlich für einen Geschwätzigen.“ —

Also sprach Zarathustra. Der Bucklichte aber hatte dem Gespräche zugehört und sein Gesicht dabei bedeckt; als er aber Zarathustra lachen hörte, blickte er neugierig auf und sagte langsam:

„Aber warum redet Zarathustra anders zu uns als zu seinen Jüngern?“

Zarathustra antwortete: „Was ist da zum Verwundern! Mit Bucklichten darf man schon bucklicht reden!“

„Gut, sagte der Bucklichte; und mit Schülern darf man schon aus der Schule schwätzen.

Aber warum redet Zarathustra anders zu seinen Schülern — als zu sich selber?“ —

*

*   *

[«]

Von der Menschen-Klugheit.

Nicht die Höhe: der Abhang ist das Furchtbare!

Der Abhang, wo der Blick hinunter stürzt und die Hand hinauf greift. Da schwindelt dem Herzen vor seinem doppelten Willen.

Ach, Freunde, errathet ihr wohl auch meines Herzens doppelten Willen?

Das, Das ist mein Abhang und meine Gefahr, dass mein Blick in die Höhe stürzt, und dass meine Hand sich halten und stützen möchte — an der Tiefe!

An den Menschen klammert sich mein Wille, mit Ketten binde ich mich an den Menschen, weil es mich hinauf reisst zum Übermenschen: denn dahin will mein andrer Wille.

Und dazu lebe ich blind unter den Menschen; gleich als ob ich sie nicht kennte: dass meine Hand ihren Glauben an Festes nicht ganz verliere.

Ich kenne euch Menschen nicht: diese Finsterniss und Tröstung ist oft um mich gebreitet.

Ich sitze am Thorwege für jeden Schelm und frage: wer will mich betrügen?

Das ist meine erste Menschen-Klugheit, dass ich mich betrügen lasse, um nicht auf der Hut zu sein vor Betrügern.

Ach, wenn ich auf der Hut wäre vor dem Menschen: wie könnte meinem Balle der Mensch ein Anker sein! Zu leicht risse es mich hinauf und hinweg!

Diese Vorsehung ist über meinem Schicksal, dass ich ohne Vorsicht sein muss.

Und wer unter Menschen nicht verschmachten will, muss lernen, aus allen Gläsern zu trinken; und wer unter Menschen rein bleiben will, muss verstehn, sich auch mit schmutzigem Wasser zu waschen.

Und also sprach ich oft mir zum Troste: „Wohlan! Wohlauf! Altes Herz! Ein Unglück missrieth dir: geniesse diess als dein — Glück!“

Diess aber ist meine andre Menschen-Klugheit: ich schone die Eitlen mehr als die Stolzen.

Ist nicht verletzte Eitelkeit die Mutter aller Trauerspiele? Wo aber Stolz verletzt wird, da wächst wohl etwas Besseres noch, als Stolz ist.

Damit das Leben gut anzuschaun sei, muss sein Spiel gut gespielt werden: dazu aber bedarf es guter Schauspieler.

Gute Schauspieler fand ich alle Eitlen: sie spielen und wollen, dass ihnen gern zugeschaut werde, — all ihr Geist ist bei diesem Willen.

Sie führen sich auf, sie erfinden sich; in ihrer Nähe liebe ich's, dem Leben zuzuschaun, — es heilt von der Schwermuth.

Darum schone ich die Eitlen, weil sie mir Ärzte sind meiner Schwermuth und mich am Menschen fest halten als an einem Schauspiele.

Und dann: wer ermisst am Eitlen die ganze Tiefe seiner Bescheidenheit! Ich bin ihm gut und mitleidig ob seiner Bescheidenheit.

Von euch will er seinen Glauben an sich lernen; er nährt sich an euren Blicken, er frisst das Lob aus euren Händen.

Euren Lügen glaubt er noch, wenn ihr gut über ihn lügt: denn im Tiefsten seufzt sein Herz: „was bin ich!“

Und wenn das die rechte Tugend ist, die nicht um sich selber weiss: nun, der Eitle weiss nicht um seine Bescheidenheit! —

Das ist aber meine dritte Menschen-Klugheit, dass ich mir den Anblick der Bösen nicht verleiden lasse durch eure Furchtsamkeit.

Ich bin selig, die Wunder zu sehn, welche heisse Sonne ausbrütet: Tiger und Palmen und Klapperschlangen.

Auch unter Menschen giebt es schöne Brut heisser Sonne und viel Wunderwürdiges an den Bösen.

Zwar, wie eure Weisesten mir nicht gar so weise erschienen: so fand ich auch der Menschen Bosheit unter ihrem Rufe.

Und oft fragte ich mit Kopfschütteln: Warum noch klappern, ihr Klapperschlangen?

Wahrlich, es giebt auch für das Böse noch eine Zukunft! Und der heisseste Süden ist noch nicht entdeckt für den Menschen.

Wie Manches heisst jetzt schon ärgste Bosheit, was doch nur zwölf Schuhe breit und drei Monate lang ist! Einst aber werden grössere Drachen zur Welt kommen.

Denn dass dem Übermenschen sein Drache nicht fehle, der Über-Drache, der seiner würdig ist: dazu muss viel heisse Sonne noch auf feuchten Urwald glühen!

Aus euren Wildkatzen müssen erst Tiger geworden sein und aus euren Giftkröten Krokodile: denn der gute Jäger soll eine gute Jagd haben!

Und wahrlich, ihr Guten und Gerechten! An euch ist Viel zum Lachen und zumal eure Furcht vor dem, was bisher „Teufel“ hiess!

So fremd seid ihr dem Grossen mit eurer Seele, dass euch der Übermensch furchtbar sein würde in seiner Güte!

Und ihr Weisen und Wissenden, ihr würdet vor dem Sonnenbrande der Weisheit flüchten, in dem der Übermensch mit Lust seine Nacktheit badet!

Ihr höchsten Menschen, denen mein Auge begegnete! das ist mein Zweifel an euch und mein heimliches Lachen: ich rathe, ihr würdet meinen Übermenschen — Teufel heissen!

Ach, ich ward dieser Höchsten und Besten müde: aus ihrer „Höhe“ verlangte mich hinauf, hinaus, hinweg zu dem Übermenschen!

Ein Grausen überfiel mich, als ich diese Besten nackend sah: da wuchsen mir die Flügel, fortzuschweben in ferne Zukünfte.

In fernere Zukünfte, in südlichere Süden, als je ein Bildner träumte: dorthin, wo Götter sich aller Kleider schämen!

Aber verkleidet will ich euch sehn, ihr Nächsten und Mitmenschen, und gut geputzt, und eitel, und würdig, als „die Guten und Gerechten,“ —

Und verkleidet will ich selber unter euch sitzen, — dass ich euch und mich verkenne: das ist nämlich meine letzte Menschen-Klugheit.

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Die stillste Stunde.

Was geschah mir, meine Freunde? Ihr seht mich verstört, fortgetrieben, unwillig-folgsam, bereit zu gehen — ach, von euch fortzugehen!

Ja, noch Ein Mal muss Zarathustra in seine Einsamkeit: aber unlustig geht diessmal der Bär zurück in seine Höhle!

Was geschah mir? Wer gebeut diess? — Ach, meine zornige Herrin will es so, sie sprach zu mir: nannte ich je euch schon ihren Namen?

Gestern gen Abend sprach zu mir meine stillste Stunde: das ist der Name meiner furchtbaren Herrin.

Und so geschah's, — denn Alles muss ich euch sagen, dass euer Herz sich nicht verhärte gegen den plötzlich Scheidenden!

Kennt ihr den Schrecken des Einschlafenden? —

Bis in die Zehen hinein erschrickt er, darob, dass ihm der Boden weicht und der Traum beginnt.

Dieses sage ich euch zum Gleichniss. Gestern, zur stillsten Stunde, wich mir der Boden: der Traum begann.

Der Zeiger rückte, die Uhr meines Lebens holte Athem —, nie hörte ich solche Stille um mich: also dass mein Herz erschrak.

Dann sprach es ohne Stimme zu mir: „Du weisst es, Zarathustra?“ —

Und ich schrie vor Schrecken bei diesem Flüstern, und das Blut wich aus meinem Gesichte: aber ich schwieg.

Da sprach es abermals ohne Stimme zu mir: „Du weisst es, Zarathustra, aber du redest es nicht!“ —

Und ich antwortete endlich gleich einem Trotzigen: „Ja, ich weiss es, aber ich will es nicht reden!“

Da sprach es wieder ohne Stimme zu mir: „Du willst nicht, Zarathustra? Ist diess auch wahr? Verstecke dich nicht in deinen Trotz!“ —

Und ich weinte und zitterte wie ein Kind und sprach: „Ach, ich wollte schon, aber wie kann ich es! Erlass mir diess nur! Es ist über meine Kraft!“

Da sprach es wieder ohne Stimme zu mir: „Was liegt an dir, Zarathustra! Sprich dein Wort und zerbrich!“ —

Und ich antwortete: „Ach, ist es mein Wort? Wer bin ich? Ich warte des Würdigeren; ich bin nicht werth, an ihm auch nur zu zerbrechen.“

Da sprach es wieder ohne Stimme zu mir: „Was liegt an dir? Du bist mir noch nicht demüthig genug. Die Demuth hat das härteste Fell.“ —

Und ich antwortete: „Was trug nicht schon das Fell meiner Demuth! Am Fusse wohne ich meiner Höhe: wie hoch meine Gipfel sind? Niemand sagte es mir noch. Aber gut kenne ich meine Thäler.“

Da sprach es wieder ohne Stimme zu mir: „Oh Zarathustra, wer Berge zu versetzen hat, der versetzt auch Thäler und Niederungen.“ —

Und ich antwortete: „Noch versetzte mein Wort keine Berge, und was ich redete, erreichte die Menschen nicht. Ich gieng wohl zu den Menschen, aber noch langte ich nicht bei ihnen an.“

Da sprach es wieder ohne Stimme zu mir: „Was weisst du davon! Der Thau fällt auf das Gras, wenn die Nacht am verschwiegensten ist.“ —

Und ich antwortete: „sie verspotteten mich, als ich meinen eigenen Weg fand und gieng; und in Wahrheit zitterten damals meine Füsse.

Und so sprachen sie zu mir: du verlerntest den Weg, nun verlernst du auch das Gehen!“

Da sprach es wieder ohne Stimme zu mir: „Was liegt an ihrem Spotte! Du bist Einer, der das Gehorchen verlernt hat: nun sollst du befehlen!

Weisst du nicht, wer Allen am nöthigsten thut? Der Grosses befiehlt.

Grosses vollführen ist schwer: aber das Schwerere ist, Grosses befehlen.

Das ist dein Unverzeihlichstes: du hast die Macht, und du willst nicht herrschen.“ —

Und ich antwortete: „Mir fehlt des Löwen Stimme zu allem Befehlen.“

Da sprach es wieder wie ein Flüstern zu mir: „Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen. Gedanken, die mit Taubenfüssen kommen, lenken die Welt.

Oh Zarathustra, du sollst gehen als ein Schatten dessen, was kommen muss: so wirst du befehlen und befehlend vorangehen.“ —

Und ich antwortete: „Ich schäme mich.“

Da sprach es wieder ohne Stimme zu mir: „Du musst noch Kind werden und ohne Scham.

Der Stolz der Jugend ist noch auf dir, spät bist du jung geworden: aber wer zum Kinde werden will, muss auch noch seine Jugend überwinden.“ —

Und ich besann mich lange und zitterte. Endlich aber sagte ich, was ich zuerst sagte: „Ich will nicht.“

Da geschah ein Lachen um mich. Wehe, wie diess Lachen mir die Eingeweide zerriss und das Herz aufschlitzte!

Und es sprach zum letzten Male zu mir: „Oh Zarathustra, deine Früchte sind reif, aber du bist nicht reif für deine Früchte!

So musst du wieder in die Einsamkeit: denn du sollst noch mürbe werden.“ —

Und wieder lachte es und floh: dann wurde es stille um mich wie mit einer zwiefachen Stille. Ich aber lag am Boden, und der Schweiss floss mir von den Gliedern.

— Nun hörtet ihr Alles, und warum ich in meine Einsamkeit zurück muss. Nichts verschwieg ich euch, meine Freunde.

Aber auch diess hörtet ihr von mir, wer immer noch aller Menschen Verschwiegenster ist — und es sein will!

Ach meine Freunde! Ich hätte euch noch Etwas zu sagen, ich hätte euch noch Etwas zu geben! Warum gebe ich es nicht? Bin ich denn geizig?“ —

Als Zarathustra aber diese Worte gesprochen hatte, überfiel ihn die Gewalt des Schmerzes und die Nähe des Abschieds von seinen Freunden, also dass er laut weinte; und Niemand wusste ihn zu trösten. Des Nachts aber gieng er allein fort und verliess seine Freunde.

*

* *

[«]

Also sprach Zarathustra.

Ein Buch für Alle und Keinen.

Dritter Theil.

Von
Friedrich Nietzsche.

Chemnitz.
Verlag von Ernst Schmeitzner.
1884.

„Ihr seht nach Oben, wenn ihr nach Erhebung verlangt. Und ich sehe hinab, weil ich erhoben bin.
Wer von euch kann zugleich lachen und erhoben sein?
Wer auf den höchsten Bergen steigt, der lacht über alle Trauer-Spiele und Trauer-Ernste.“
Zarathustra, vom Lesen und Schreiben. (I. p. 45.)

ALSO SPRACH ZARATHUSTRA III

[«]

Der Wanderer.
Von Gesicht und Räthsel.
Von der Seligkeit wider Willen.
Vor Sonnen-Aufgang.
Von der verkleinernden Tugend.
Auf dem Oelberge.
Vom Vorübergehen.
Von den Abtrünnigen.
Die Heimkehr.
Von den drei Bösen.
Vom Geist der Schwere.
Von alten und neuen Tafeln.
Der Genesende.
Von der grossen Sehnsucht.
Das andere Tanzlied.
Die sieben Siegel. (Oder: das Ja- und Amen-Lied.)

Der Wanderer.

Um Mitternacht war es, da nahm Zarathustra seinen Weg über den Rücken der Insel, dass er mit dem frühen Morgen an das andre Gestade käme: denn dort wollte er zu Schiff steigen. Es gab nämlich allda eine gute Rhede, an der auch fremde Schiffe gern vor Anker giengen; die nahmen Manchen mit sich, der von den glückseligen Inseln über das Meer wollte. Als nun Zarathustra so den Berg hinanstieg, gedachte er unterwegs des vielen einsamen Wanderns von Jugend an, und wie viele Berge und Rücken und Gipfel er schon gestiegen sei.

Ich bin ein Wanderer und ein Bergsteiger, sagte er zu seinem Herzen, ich liebe die Ebenen nicht und es scheint, ich kann nicht lange still sitzen.

Und was mir nun auch noch als Schicksal und Erlebniss komme, — ein Wandern wird darin sein und ein Bergsteigen: man erlebt endlich nur noch sich selber.

Die Zeit ist abgeflossen, wo mir noch Zufälle begegnen durften; und was könnte jetzt noch zu mir fallen, was nicht schon mein Eigen wäre!

Es kehrt nur zurück, es kommt mir endlich heim — mein eigen Selbst, und was von ihm lange in der Fremde war und zerstreut unter alle Dinge und Zufälle.

Und noch Eins weiss ich: ich stehe jetzt vor meinem letzten Gipfel und vor dem, was mir am längsten aufgespart war. Ach, meinen härtesten Weg muss ich hinan! Ach, ich begann meine einsamste Wanderung!

Wer aber meiner Art ist, der entgeht einer solchen Stunde nicht: der Stunde, die zu ihm redet „Jetzo erst gehst du deinen Weg der Grösse! Gipfel und Abgrund — das ist jetzt in Eins beschlossen!

Du gehst deinen Weg der Grösse: nun ist deine letzte Zuflucht worden, was bisher deine letzte Gefahr hiess!

Du gehst deinen Weg der Grösse: das muss nun dein bester Muth sein, dass es hinter dir keinen Weg mehr giebt!

Du gehst deinen Weg der Grösse; hier soll dir Keiner nachschleichen! Dein Fuss selber löschte hinter dir den Weg aus, und über ihm steht geschrieben: Unmöglichkeit.

Und wenn dir nunmehr alle Leitern fehlen, so musst du verstehen, noch auf deinen eigenen Kopf zu steigen: wie wolltest du anders aufwärts steigen?

Auf deinen eigenen Kopf und hinweg über dein eigenes Herz! Jetzt muss das Mildeste an dir noch zum Härtesten werden.

Wer sich stets viel geschont hat, der kränkelt zuletzt an seiner vielen Schonung. Gelobt sei, was hart macht! Ich lobe das Land nicht, wo Butter und Honig — fliesst!

Von sich absehn lernen ist nöthig, um Viel zu sehn: — diese Härte thut jedem Berge-Steigenden Noth.

Wer aber mit den Augen zudringlich ist als Erkennender, wie sollte der von allen Dingen mehr als ihre vorderen Gründe sehn!

Du aber, oh Zarathustra, wolltest aller Dinge Grund schaun und Hintergrund: so musst du schon über dich selber steigen, — hinan, hinauf, bis du auch deine Sterne noch unter dir hast!

Ja! Hinab auf mich selber sehn und noch auf meine Sterne: das erst hiesse mir mein Gipfel, das blieb mir noch zurück als mein letzter Gipfel! —“

Also sprach Zarathustra im Steigen zu sich, mit harten Sprüchlein sein Herz tröstend: denn er war wund am Herzen wie noch niemals zuvor. Und als er auf die Höhe des Bergrückens kam, siehe, da lag das andere Meer vor ihm ausgebreitet: und er stand still und schwieg lange. Die Nacht aber war kalt in dieser Höhe und klar und hellgestirnt.

Ich erkenne mein Loos, sagte er endlich mit Trauer. Wohlan! Ich bin bereit. Eben begann meine letzte Einsamkeit.

Ach, diese schwarze traurige See unter mir! Ach, diese schwangere nächtliche Verdrossenheit! Ach, Schicksal und See! Zu euch muss ich nun hinab steigen!

Vor meinem höchsten Berge stehe ich und vor meiner längsten Wanderung: darum muss ich erst tiefer hinab als ich jemals stieg:

— tiefer hinab in den Schmerz als ich jemals stieg, bis hinein in seine schwärzeste Fluth! So will es mein Schicksal: Wohlan! Ich bin bereit.

Woher kommen die höchsten Berge? so fragte ich einst. Da lernte ich, dass sie aus dem Meere kommen.

Diess Zeugniss ist in ihr Gestein geschrieben und in die Wände ihrer Gipfel. Aus dem Tiefsten muss das Höchste zu seiner Höhe kommen. —

Also sprach Zarathustra auf der Spitze des Berges, wo es kalt war; als er aber in die Nähe des Meeres kam und zuletzt allein unter den Klippen stand, da war er unterwegs müde geworden und sehnsüchtiger als noch zuvor.

Es schläft jetzt Alles noch, sprach er; auch das Meer schläft. Schlaftrunken und fremd blickt sein Auge nach mir.

Aber es athmet warm, das fühle ich. Und ich fühle auch, dass es träumt. Es windet sich träumend auf harten Kissen.

Horch! Horch! Wie es stöhnt von bösen Erinnerungen! Oder bösen Erwartungen?

Ach, ich bin traurig mit dir, du dunkles Ungeheuer, und mir selber noch gram um deinetwillen.

Ach, dass meine Hand nicht Stärke genug hat! Gerne, wahrlich, möchte ich dich von bösen Träumen erlösen! —

Und indem Zarathustra so sprach, lachte er mit Schwermuth und Bitterkeit über sich selber „Wie! Zarathustra! sagte er, willst du noch dem Meere Trost singen?

Ach, du liebreicher Narr Zarathustra, du Vertrauens-Überseliger! Aber so warst du immer: immer kamst du vertraulich zu allem Furchtbaren.

Jedes Ungethüm wolltest du noch streicheln. Ein Hauch warmen Athems, ein Wenig weiches Gezottel an der Tatze —: und gleich warst du bereit, es zu lieben und zu locken.

Die Liebe ist die Gefahr des Einsamsten, die Liebe zu Allem, wenn es nur lebt! Zum Lachen ist wahrlich meine Narrheit und meine Bescheidenheit in der Liebe!“ —

Also sprach Zarathustra und lachte dabei zum andern Male: da aber gedachte er seiner verlassenen Freunde —, und wie als ob er sich mit seinen Gedanken an ihnen vergangen habe, zürnte er sich ob seiner Gedanken. Und alsbald geschah es, dass der Lachende weinte: — vor Zorn und Sehnsucht weinte Zarathustra bitterlich.

*

*   *

[«]

Von Gesicht und Räthsel.

1.

Als es unter den Schiffsleuten ruchbar wurde, dass Zarathustra auf dem Schiffe sei, — denn es war ein Mann zugleich mit ihm an Bord gegangen, der von den glückseligen Inseln kam — da entstand eine grosse Neugierde und Erwartung. Aber Zarathustra schwieg zwei Tage und war kalt und taub vor Traurigkeit, also, dass er weder auf Blicke noch auf Fragen antwortete. Am Abende aber des zweiten Tages that er seine Ohren wieder auf, ob er gleich noch schwieg: denn es gab viel Seltsames und Gefährliches auf diesem Schiffe anzuhören, welches weither kam und noch weiterhin wollte. Zarathustra aber war ein Freund aller Solchen, die weite Reisen thun und nicht ohne Gefahr leben mögen. Und siehe! zuletzt wurde ihm im Zuhören die eigne Zunge gelöst, und das Eis seines Herzens brach: — da begann er also zu reden:

Euch, den kühnen Suchern, Versuchern, und wer je sich mit listigen Segeln auf furchtbare Meere einschiffte, —

euch, den Räthsel-Trunkenen, den Zwielicht-Frohen, deren Seele mit Flöten zu jedem Irr-Schlunde gelockt wird:

— denn nicht wollt ihr mit feiger Hand einem Faden nachtasten; und, wo ihr errathen könnt, da hasst ihr es, zu erschliessen —

euch allein erzähle ich das Räthsel, das ich sah, — das Gesicht des Einsamsten. —

Düster gieng ich jüngst durch leichenfarbne Dämmerung, — düster und hart, mit gepressten Lippen. Nicht nur Eine Sonne war mir untergegangen.

Ein Pfad, der trotzig durch Geröll stieg, ein boshafter, einsamer, dem nicht Kraut, nicht Strauch mehr zusprach: ein Berg-Pfad knirschte unter dem Trotz meines Fusses.

Stumm über höhnischem Geklirr von Kieseln schreitend, den Stein zertretend, der ihn gleiten liess: also zwang mein Fuss sich aufwärts.

Aufwärts: — dem Geiste zum Trotz, der ihn abwärts zog, abgrundwärts zog, dem Geiste der Schwere, meinem Teufel und Erzfeinde.

Aufwärts: — obwohl er auf mir sass, halb Zwerg, halb Maulwurf; lahm; lähmend; Blei durch mein Ohr, Bleitropfen-Gedanken in mein Hirn träufelnd.

„Oh Zarathustra, raunte er höhnisch Silb' um Silbe, du Stein der Weisheit! Du warfst dich hoch, aber jeder geworfene Stein muss — fallen!

Oh Zarathustra, du Stein der Weisheit, du Schleuderstein, du Stern-Zertrümmerer! Dich selber warfst du so hoch, — aber jeder geworfene Stein — muss fallen!

Verurtheilt zu dir selber und zur eignen Steinigung: oh Zarathustra, weit warfst du ja den Stein, — aber auf dich wird er zurückfallen!"

Drauf schwieg der Zwerg; und das währte lange. Sein Schweigen aber drückte mich; und solchermaassen zu Zwein ist man wahrlich einsamer als zu Einem!

Ich stieg, ich stieg, ich träumte, ich dachte, — aber Alles drückte mich. Einem Kranken glich ich, den seine schlimme Marter müde macht, und den wieder ein schlimmerer Traum aus dem Einschlafen weckt. —

Aber es giebt Etwas in mir, das ich Muth heisse: das schlug bisher mir jeden Unmuth todt. Dieser Muth hiess mich endlich stille stehn und sprechen: „Zwerg! Du! Oder ich!" —

Muth nämlich ist der beste Todtschläger, — Muth, welcher angreift: denn in jedem Angriffe ist klingendes Spiel.

Der Mensch aber ist das muthigste Thier: damit überwand er jedes Thier. Mit klingendem Spiele überwand er noch jeden Schmerz; Menschen-Schmerz aber ist der tiefste Schmerz.

Der Muth schlägt auch den Schwindel todt an Abgründen: und wo stünde der Mensch nicht an Abgründen! Ist Sehen nicht selber — Abgründe sehen?

Muth ist der beste Todtschläger: der Muth schlägt auch das Mitleiden todt. Mitleiden aber ist der tiefste Abgrund: so tief der Mensch in das Leben sieht, so tief sieht er auch in das Leiden.

Muth aber ist der beste Todtschläger, Muth, der angreift: der schlägt noch den Tod todt, denn er spricht: „War das das Leben? Wohlan! Noch Ein Mal!"

In solchem Spruche aber ist viel klingendes Spiel. Wer Ohren hat, der höre. —

*

* *

2.

„Halt! Zwerg! sprach ich. Ich! Oder du! Ich aber bin der Stärkere von uns Beiden —: du kennst meinen abgründlichen Gedanken nicht! Den — könntest du nicht tragen!“ —

Da geschah, was mich leichter machte: denn der Zwerg sprang mir von der Schulter, der Neugierige! Und er hockte sich auf einen Stein vor mich hin. Es war aber gerade da ein Thorweg, wo wir hielten.

„Siehe diesen Thorweg! Zwerg! sprach ich weiter: der hat zwei Gesichter. Zwei Wege kommen hier zusammen: die gieng noch Niemand zu Ende.

Diese lange Gasse zurück: die währt eine Ewigkeit. Und jene lange Gasse hinaus — das ist eine andre Ewigkeit.

Sie widersprechen sich, diese Wege; sie stossen sich gerade vor den Kopf: — und hier, an diesem Thorwege, ist es, wo sie zusammen kommen. Der Name des Thorwegs steht oben geschrieben: „Augenblick“.

Aber wer Einen von ihnen weiter gienge — und immer weiter und immer ferner: glaubst du, Zwerg, dass diese Wege sich ewig widersprechen?“ —

„Alles Gerade lügt, murmelte verächtlich der Zwerg. Alle Wahrheit ist krumm, die Zeit selber ist ein Kreis.“

„Du Geist der Schwere! sprach ich zürnend, mache dir es nicht zu leicht! Oder ich lasse dich hocken, wo du hockst, Lahmfuss, —und ich trug dich hoch!

Siehe, sprach ich weiter, diesen Augenblick! Von diesem Thorwege Augenblick läuft eine lange ewige Gasse rückwärts: hinter uns liegt eine Ewigkeit.

Muss nicht, was laufen kann von allen Dingen, schon einmal diese Gasse gelaufen sein? Muss nicht, was geschehn kann von allen Dingen, schon einmal geschehn, gethan, vorübergelaufen sein?

Und wenn Alles schon dagewesen ist: was hältst du Zwerg von diesem Augenblick? Muss auch dieser Thorweg nicht schon — dagewesen sein?

Und sind nicht solchermaassen fest alle Dinge verknotet, dass dieser Augenblick alle kommenden Dinge nach sich zieht? Also — — sich selber noch?

Denn, was laufen kann von allen Dingen: auch in dieser langen Gasse hinaus — muss es einmal noch laufen! —

Und diese langsame Spinne, die im Mondscheine kriecht, und dieser Mondschein selber, und ich und du im Thorwege, zusammen flüsternd, von ewigen

Dingen flüsternd — müssen wir nicht Alle schon dagewesen sein?

— und wiederkommen und in jener anderen Gasse laufen, hinaus, vor uns, in dieser langen schaurigen Gasse — müssen wir nicht ewig wiederkommen? —“

Also redete ich, und immer leiser: denn ich fürchtete mich vor meinen eignen Gedanken und Hintergedanken. Da, plötzlich, hörte ich einen Hund nahe heulen.

Hörte ich jemals einen Hund so heulen? Mein Gedanke lief zurück. Ja! Als ich Kind war, in fernster Kindheit:

— da hörte ich einen Hund so heulen. Und sah ihn auch, gesträubt, den Kopf nach Oben, zitternd, in stillster Mitternacht, wo auch Hunde an Gespenster glauben:

— also dass es mich erbarmte. Eben nämlich gieng der volle Mond, todtschweigsam, über das Haus, eben stand er still, eine runde Gluth, — still auf flachem Dache, gleich als auf fremdem Eigenthume: —

darob entsetzte sich damals der Hund: denn Hunde glauben an Diebe und Gespenster. Und als ich wieder so heulen hörte, da erbarmte es mich abermals.

Wohin war jetzt Zwerg? Und Thorweg? Und Spinne? Und alles Flüstern? Träumte ich denn? Wachte ich auf? Zwischen wilden Klippen stand ich mit Einem Male, allein, öde, im ödesten Mondscheine.

Aber da lag ein Mensch! Und da! Der Hund, springend, gesträubt, winselnd, — jetzt sah er mich kommen — da heulte er wieder, da schrie er: — hörte ich je einen Hund so Hülfe schrein?

Und, wahrlich, was ich sah, desgleichen sah ich nie. Einen jungen Hirten sah ich, sich windend, würgend, zuckend, verzerrten Antlitzes, dem eine schwarze schwere Schlange aus dem Munde hieng.

Sah ich je so viel Ekel und bleiches Grauen auf Einem Antlitze? Er hatte wohl geschlafen? Da kroch ihm die Schlange in den Schlund — da biss sie sich fest.

Meine Hand riss die Schlange und riss: — umsonst! sie riss die Schlange nicht aus dem Schlunde. Da schrie es aus mir: „Beiss zu! Beiss zu!

Den Kopf ab! Beiss zu!“ — so schrie es aus mir, mein Grauen, mein Hass, mein Ekel, mein Erbarmen, all mein Gutes und Schlimmes schrie mit Einem Schrei aus mir. —

Ihr Kühnen um mich! Ihr Sucher, Versucher, und wer von euch mit listigen Segeln sich in unerforschte Meere einschiffte! Ihr Räthsel-Frohen!

So rathet mir doch das Räthsel, das ich damals schaute, so deutet mir doch das Gesicht des Einsamsten!

Denn ein Gesicht war’s und ein Vorhersehn: — was sah ich damals im Gleichnisse? Und wer ist, der einst noch kommen muss?

Wer ist der Hirt, dem also die Schlange in den Schlund kroch? Wer ist der Mensch, dem also alles Schwerste, Schwärzeste in den Schlund kriechen wird?

— Der Hirt aber biss, wie mein Schrei ihm rieth; er biss mit gutem Bisse! Weit weg spie er den Kopf der Schlange—: und sprang empor. —

Nicht mehr Hirt, nicht mehr Mensch, — ein Verwandelter, ein Umleuchteter, welcher lachte! Niemals noch auf Erden lachte je ein Mensch, wie er lachte!

Oh meine Brüder, ich hörte ein Lachen, das keines Menschen Lachen war, — — und nun frisst ein Durst an mir, eine Sehnsucht, die nimmer stille wird.

Meine Sehnsucht nach diesem Lachen frisst an mir: oh wie ertrage ich noch zu leben! Und wie ertrüge ich's, jetzt zu sterben! —

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Von der Seligkeit wider Willen.

Mit solchen Räthseln und Bitternissen im Herzen fuhr Zarathustra über das Meer. Als er aber vier Tagereisen fern war von den glückseligen Inseln und von seinen Freunden, da hatte er allen seinen Schmerz überwunden —: siegreich und mit festen Füssen stand er wieder auf seinem Schicksal. Und damals redete Zarathustra also zu seinem frohlockenden Gewissen:

Allein bin ich wieder und will es sein, allein mit reinem Himmel und freiem Meere; und wieder ist Nachmittag um mich.

Des Nachmittags fand ich zum ersten Male einst meine Freunde, des Nachmittags auch zum anderen Male: — zur Stunde, da alles Licht stiller wird.

Denn was von Glück noch unterwegs ist zwischen Himmel und Erde, das sucht sich nun zur Herberge noch eine lichte Seele: vor Glück ist alles Licht jetzt stiller worden.

Oh Nachmittag meines Lebens! Einst stieg auch mein Glück zu Thale, dass es sich eine Herberge suche: da fand es diese offnen gastfreundlichen Seelen.

Oh Nachmittag meines Lebens! Was gab ich nicht hin, dass ich Eins hätte: diese lebendige Pflanzung meiner Gedanken und diess Morgenlicht meiner höchsten Hoffnung!

Gefährten suchte einst der Schaffende und Kinder seiner Hoffnung: und siehe, es fand sich, dass er sie nicht finden könne, es sei denn, er schaffe sie selber erst.

Also bin ich mitten in meinem Werke, zu meinen Kindern gehend und von ihnen kehrend: um seiner Kinder willen muss Zarathustra sich selbst vollenden.

Denn von Grund aus liebt man nur sein Kind und Werk; und wo grosse Liebe zu sich selber ist, da ist sie der Schwangerschaft Wahrzeichen: so fand ich's.

Noch grünen mir meine Kinder in ihrem ersten Frühlinge, nahe bei einander stehend und gemeinsam von Winden geschüttelt, die Bäume meines Gartens und besten Erdreichs.

Und wahrlich! Wo solche Bäume bei einander stehn, da sind glückselige Inseln!

Aber einstmals will ich sie ausheben und einen Jeden für sich allein stellen: dass er Einsamkeit lerne und Trotz und Vorsicht.

Knorrig und gekrümmt und mit biegsamer Härte soll er mir dann am Meere dastehn, ein lebendiger Leuchtthurm unbesiegbaren Lebens.

Dort, wo die Stürme hinab in's Meer stürzen, und des Gebirgs Rüssel Wasser trinkt, da soll ein Jeder einmal seine Tag- und Nachtwachen haben, zu *seiner* Prüfung und Erkenntniss.

Erkannt und geprüft soll er werden, darauf, ob er meiner Art und Abkunft ist, — ob er eines langen Willens Herr sei, schweigsam, auch wenn er redet, und nachgebend also, dass er im Geben *nimmt*: —

— dass er einst mein Gefährte werde und ein Mitschaffender und Mitfeiernder Zarathustra's —: ein Solcher, der mir meinen Willen auf meine Tafeln schreibt: zu aller Dinge vollerer Vollendung.

Und um seinetwillen und seines Gleichen muss ich selber *mich* vollenden: darum weiche ich jetzt meinem Glücke aus und biete mich allem Unglücke an — zu *meiner* letzten Prüfung und Erkenntniss.

Und wahrlich, Zeit war's, dass ich gieng; und des Wanderers Schatten und die längste Weile und die stillste Stunde — alle redeten mir zu: „es ist höchste Zeit!"

Der Wind blies mir durch's Schlüsselloch und sagte „Komm!" Die Thür sprang mir listig auf und sagte „Geh!"

Aber ich lag angekettet an die Liebe zu meinen Kindern: das Begehren legte mir diese Schlinge, das Begehren nach Liebe, dass ich meiner Kinder Beute würde und mich an sie verlöre.

Begehren — das heisst mir schon: mich verloren haben. *Ich habe euch, meine Kinder!* In diesem Haben soll Alles Sicherheit und Nichts Begehren sein.

Aber brütend lag die Sonne meiner Liebe auf mir, im eignen Safte kochte Zarathustra, — da flogen Schatten und Zweifel über mich weg.

Nach Frost und Winter gelüstete mich schon: „oh dass Frost und Winter mich wieder knacken und knirschen machten!" seufzte ich: — da stiegen eisige Nebel aus mir auf.

Meine Vergangenheit brach *ihre* Gräber, manch lebendig begrabner Schmerz wachte auf —: ausgeschlafen hatte er sich nur, versteckt in Leichen-Gewänder.

Also rief mir Alles in Zeichen zu: „es ist Zeit!" *Aber* ich — hörte nicht: bis endlich mein Abgrund sich rührte und mein Gedanke mich biss.

Ach, abgründlicher Gedanke, der du mein Gedanke bist! Wann finde ich die Stärke, dich graben zu hören und nicht mehr zu zittern?

Bis zur Kehle hinauf klopft mir das Herz, wenn ich dich graben höre! Dein Schweigen noch will mich würgen, du abgründlich Schweigender!

Noch wagte ich niemals, dich herauf zu rufen: genug schon, dass ich dich mit mir — trug! Noch war ich nicht stark genug zum letzten Löwen-Übermuthe und -Muthwillen.

Genug des Furchtbaren war mir immer schon deine Schwere: aber einst soll ich noch die Stärke finden und die Löwen-Stimme, die dich herauf ruft!

Wenn ich mich dessen erst überwunden habe, dann will ich mich auch des Grösseren noch überwinden; und ein Sieg soll meiner Vollendung Siegel sein! —

Inzwischen treibe ich noch auf ungewissen Meeren; der Zufall schmeichelt mir, der glattzüngige; vorwärts und rückwärts schaue ich —, noch schaue ich kein Ende.

Noch kam mir die Stunde meines letzten Kampfes nicht, — oder kommt sie wohl mir eben? Wahrlich, mit tückischer Schönheit schaut mich rings Meer und Leben an!

Oh Nachmittag meines Lebens! Oh Glück vor Abend! Oh Hafen auf hoher See! Oh Friede im Ungewissen! Wie misstraue ich euch Allen!

Wahrlich, misstrauisch bin ich gegen eure tückische Schönheit! Dem Liebenden gleiche ich, der allzusammtenem Lächeln misstraut.

Wie er die Geliebteste vor sich her stösst, zärtlich noch in seiner Härte, der Eifersüchtige —, also stosse ich diese selige Stunde vor mir her.

Hinweg mit dir, du selige Stunde! Mit dir kam mir eine Seligkeit wider Willen! Willig zu meinem tiefsten Schmerze stehe ich hier: — zur Unzeit kamst du!

Hinweg mit dir, du selige Stunde! Lieber nimm Herberge dort — bei meinen Kindern! Eile! und segne sie vor Abend noch mit meinem Glücke!

Da naht schon der Abend: die Sonne sinkt. Dahin — mein Glück! —

Also sprach Zarathustra. Und er wartete auf sein Unglück die ganze Nacht: aber er wartete umsonst. Die Nacht blieb hell und still, und das Glück selber kam ihm immer näher und näher. Gegen Morgen aber lachte Zarathustra zu seinem Herzen und sagte spöttisch: „das Glück läuft mir nach. Das kommt davon, dass ich nicht den Weibern nachlaufe. Das Glück aber ist ein Weib.“

*

* *

Vor Sonnen-Aufgang.

Oh Himmel über mir, du Reiner! Tiefer! Du Licht-Abgrund! Dich schauend schaudere ich vor göttlichen Begierden.

In deine Höhe mich zu werfen — das ist meine Tiefe! In deine Reinheit mich zu bergen — das ist meine Unschuld!

Den Gott verhüllt seine Schönheit: so verbirgst du deine Sterne. Du redest nicht: so kündest du mir deine Weisheit.

Stumm über brausendem Meere bist du heut mir aufgegangen, deine Liebe und deine Scham redet Offenbarung zu meiner brausenden Seele.

Dass du schön zu mir kamst, verhüllt in deine Schönheit, dass du stumm zu mir sprichst, offenbar in deiner Weisheit:

Oh wie erriethe ich nicht alles Schamhafte deiner Seele! Vor der Sonne kamst du zu mir, dem Einsamsten.

Wir sind Freunde von Anbeginn: uns ist Gram und Grauen und Grund gemeinsam; noch die Sonne ist uns gemeinsam.

Wir reden nicht zu einander, weil wir zu Vieles wissen —: wir schweigen uns an, wir lächeln uns unser Wissen zu.

Bist du nicht das Licht zu meinem Feuer? Hast du nicht die Schwester-Seele zu meiner Einsicht?

Zusammen lernten wir Alles; zusammen lernten wir über uns zu uns selber aufsteigen und wolkenlos lächeln: —

— wolkenlos hinab lächeln aus lichten Augen und aus meilenweiter Ferne, wenn unter uns Zwang und Zweck und Schuld wie Regen dampfen.

Und wanderte ich allein: wes hungerte meine Seele in Nächten und Irr-Pfaden? Und stieg ich Berge, wen suchte ich je, wenn nicht dich, auf Bergen?

Und all mein Wandern und Bergsteigen: eine Noth war's nur und ein Behelf des Unbeholfenen: — fliegen allein will mein ganzer Wille, in dich hinein fliegen!

Und wen hasste ich mehr, als ziehende Wolken und Alles, was dich befleckt? Und meinen eignen Hass hasste ich noch, weil er dich befleckte!

Den ziehenden Wolken bin ich gram, diesen schleichenden Raub-Katzen: sie nehmen dir und mir, was uns gemein ist, — das ungeheure unbegrenzte Ja- und Amen-sagen.

Diesen Mittlern und Mischern sind wir gram, den ziehenden Wolken: diesen Halb- und Halben, welche weder segnen lernten, noch von Grund aus fluchen.

Lieber will ich noch unter verschlossnem Himmel in der Tonne sitzen, lieber ohne Himmel im Abgrund sitzen, als dich, Licht-Himmel, mit Zieh-Wolken befleckt sehn!

Und oft gelüstete mich, sie mit zackichten Blitz-Golddrähten festzuheften, dass ich, gleich dem Donner, auf ihrem Kessel-Bauche die Pauke schlüge: —

— ein zorniger Paukenschläger, weil sie mir dein Ja! und Amen! rauben, du Himmel über mir, du Reiner! Lichter! Du Licht-Abgrund! — weil sie dir mein Ja! und Amen! rauben.

Denn lieber noch will ich Lärm und Donner und Wetter-Flüche, als diese bedächtige zweifelnde Katzen-Ruhe; und auch unter Menschen hasse ich am besten alle Leisetreter und Halb- und Halben und zweifelnde, zögernde Zieh-Wolken.

Und „wer nicht segnen kann, der soll fluchen lernen!“ — diese helle Lehre fiel mir aus hellem Himmel, dieser Stern steht auch noch in schwarzen Nächten an meinem Himmel.

Ich aber bin ein Segnender und ein Ja-sager, wenn du nur um mich bist, du Reiner! Lichter! Du Licht-Abgrund! — in alle Abgründe trage ich da noch mein segnendes Ja-sagen.

Zum Segnenden bin ich worden und zum Ja-sagenden: und dazu rang ich lange und war ein Ringer, dass ich einst die Hände frei bekäme zum Segnen.

Das aber ist mein Segnen: über jedwedem Ding als sein eigener Himmel stehn, als sein rundes Dach, seine azurne Glocke und ewige Sicherheit: und selig ist, wer also segnet!

Denn alle Dinge sind getauft am Borne der Ewigkeit und jenseits von Gut und Böse; Gut und Böse selber aber sind nur Zwischenschatten und feuchte Trübsale und Zieh-Wolken.

Wahrlich, ein Segnen ist es und kein Lästern, wenn ich lehre: „über allen Dingen steht der Himmel Zufall, der Himmel Unschuld, der Himmel Ohngefähr, der Himmel Übermuth.“

„Von Ohngefähr“ — das ist der älteste Adel der Welt, den gab ich allen Dingen zurück, ich erlöste sie von der Knechtschaft unter dem Zwecke.

Diese Freiheit und Himmels-Heiterkeit stellte ich gleich azurner Glocke über alle Dinge, als ich lehrte, dass über ihnen und durch sie kein „ewiger Wille“ — will.

Diesen Übermuth und diese Narrheit stellte ich an die Stelle jenes Willens, als ich lehrte: „bei Allem ist Eins unmöglich — Vernünftigkeit!“

Ein Wenig Vernunft zwar, ein Same der Weisheit zerstreut von Stern zu Stern, — dieser Sauerteig ist allen Dingen eingemischt: um der Narrheit willen ist Weisheit allen Dingen eingemischt!

Ein Wenig Weisheit ist schon möglich; aber diese selige Sicherheit fand ich an allen Dingen: dass sie lieber noch auf den Füssen des Zufalls— tanzen.

Oh Himmel über mir, du Reiner! Hoher! Das ist mir nun deine Reinheit, dass es keine ewige Vernunft-Spinne und -Spinnennetze giebt: —

— dass du mir ein Tanzboden bist für göttliche Zufälle, dass du mir ein Göttertisch bist für göttliche Würfel und Würfelspieler! —

Doch du erröthest? Sprach ich Unaussprechbares? Lästerte ich, indem ich dich segnen wollte?

Oder ist es die Scham zu Zweien, welche dich erröthen machte? — Heissest du mich gehn und schweigen, weil nun — der Tag kommt?

Die Welt ist tief —: und tiefer als je der Tag gedacht hat. Nicht Alles darf vor dem Tage Worte haben. Aber der Tag kommt: so scheiden wir nun!

Oh Himmel über mir, du Schamhafter! Glühender! Oh du mein Glück vor Sonnen-Aufgang! Der Tag kommt: so scheiden wir nun! —

Also sprach Zarathustra.

*

*　　*

[«]

Von der verkleinernden Tugend.

1.

Als Zarathustra wieder auf dem festen Lande war, gieng er nicht stracks auf sein Gebirge und seine Höhle los, sondern that viele Wege und Fragen und erkundete diess und das, also, dass er von sich selber im Scherze sagte: „siehe einen Fluss, der in vielen Windungen zurück zur Quelle fliesst!“ Denn er wollte in Erfahrung bringen, was sich inzwischen mit dem Menschen zugetragen habe: ob er grösser oder kleiner geworden sei. Und ein Mal sah er eine Reihe neuer Häuser; da wunderte er sich und sagte:

Was bedeuten diese Häuser? Wahrlich, keine grosse Seele stellte sie hin, sich zum Gleichnisse!

Nahm wohl ein blödes Kind sie aus seiner Spielschachtel? Dass doch ein anderes Kind sie wieder in seine Schachtel thäte!

Und diese Stuben und Kammern: können Männer da aus- und eingehen? Gemacht dünken sie mich für Seiden-Puppen; oder für Naschkatzen, die auch wohl an sich naschen lassen.

Und Zarathustra blieb stehn und dachte nach. Endlich sagte er betrübt: „Es ist Alles kleiner geworden!“

Überall sehe ich niedrigere Thore: wer meiner Art ist, geht da wohl noch hindurch, aber — er muss sich bücken!

Oh wann komme ich wieder in meine Heimat, wo ich mich nicht mehr bücken muss — nicht mehr bücken muss vor den Kleinen!“ — Und Zarathustra seufzte und blickte in die Ferne.—

Desselbigen Tages aber redete er seine Rede über die verkleinernde Tugend.

[«]

2.

Ich gehe durch diess Volk und halte meine Augen offen: sie vergeben mir es nicht, dass ich auf ihre Tugenden nicht neidisch bin.

Sie beissen nach mir, weil ich zu ihnen sage: für kleine Leute sind kleine Tugenden nöthig — und weil es mir hart eingeht, dass kleine Leute nöthig sind!

Noch gleiche ich dem Hahn hier auf fremdem Gehöfte, nach dem auch die Hennen beissen; doch darob bin ich diesen Hennen nicht ungut.

Ich bin höflich gegen sie wie gegen alles kleine Aergerniss; gegen das Kleine stachlicht zu sein dünkt mich eine Weisheit für Igel.

Sie reden Alle von mir, wenn sie Abends um's Feuer sitzen, — sie reden von mir, aber Niemand denkt — an mich!

Diess ist die neue Stille, die ich lernte: ihr Lärm um mich breitet einen Mantel über meine Gedanken.

Sie lärmen unter einander: „was will uns diese düstere Wolke? sehen wir zu, dass sie uns nicht eine Seuche bringe!“

Und jüngst riss ein Weib sein Kind an sich, das zu mir wollte: „nehmt die Kinder weg! schrie es; solche Augen versengen Kinder-Seelen.“

Sie husten, wenn ich rede: sie meinen, Husten sei ein Einwand gegen starke Winde, — sie errathen Nichts vom Brausen meines Glückes!

„Wir haben noch keine Zeit für Zarathustra“ — so wenden sie ein; aber was liegt an einer Zeit, die für Zarathustra „keine Zeit hat“?

Und wenn sie gar mich rühmen: wie könnte ich wohl auf ihrem Ruhme einschlafen? Ein Stachel-Gürtel ist mir ihr Lob: es kratzt mich noch, wenn ich es von mir thue.

Und auch das lernte ich unter ihnen: der Lobende stellt sich, als gäbe er zurück, in Wahrheit aber will er mehr beschenkt sein!

Fragt meinen Fuss, ob ihm ihre Lob- und Lock-Weise gefällt! Wahrlich, nach solchem Takt und Tiktak mag er weder tanzen, noch stille stehn.

Zur kleinen Tugend möchten sie mich locken und loben; zum Tiktak des kleinen Glücks möchten sie meinen Fuss überreden.

Ich gehe durch diess Volk und halte die Augen offen: sie sind kleiner geworden und werden immer kleiner: — das aber macht ihre Lehre von Glück und Tugend.

Sie sind nämlich auch in der Tugend bescheiden — denn sie wollen Behagen. Mit Behagen aber verträgt sich nur die bescheidene Tugend.

Wohl lernen auch sie auf ihre Art Schreiten und Vorwärts-Schreiten: das heisse ich ihr Humpeln —. Damit werden sie Jedem zum Anstosse, der Eile hat.

Und Mancher von ihnen geht vorwärts und blickt dabei zurück, mit versteiftem Nacken: dem renne ich gern wider den Leib.

Fuss und Augen sollen nicht lügen, noch sich einander Lügen strafen. Aber es ist viel Lügnerei bei den kleinen Leuten.

Einige von ihnen wollen, aber die Meisten werden nur gewollt. Einige von ihnen sind ächt, aber die Meisten sind schlechte Schauspieler.

Es giebt Schauspieler wider Wissen unter ihnen und Schauspieler wider Willen —, die Ächten sind immer selten, sonderlich die ächten Schauspieler.

Des Mannes ist hier wenig: darum vermännlichen sich ihre Weiber. Denn nur wer Mannes genug ist, wird im Weibe das Weib — erlösen.

Und diese Heuchelei fand ich unter ihnen am schlimmsten: dass auch Die, welche befehlen, die Tugenden Derer heucheln, welche dienen.

„Ich diene, du dienst, wir dienen“ — so betet hier auch die Heuchelei der Herrschenden, — und wehe, wenn der erste Herr nur der erste Diener ist!

Ach, auch in ihre Heucheleien verflog sich wohl meines Auges Neugier; und gut errieth ich all ihr Fliegen-Glück und ihr Summen um besonnte Fensterscheiben.

Soviel Güte, soviel Schwäche sehe ich. Soviel Gerechtigkeit und Mitleiden, soviel Schwäche.

Rund, rechtlich und gütig sind sie mit einander, wie Sandkörnchen rund, rechtlich und gütig mit Sandkörnchen sind.

Bescheiden ein kleines Glück umarmen — das heissen sie „Ergebung“! und dabei schielen sie bescheiden schon nach einem neuen kleinen Glücke aus.

Sie wollen im Grunde einfältiglich Eins am meisten: dass ihnen Niemand wehe thue. So kommen sie Jedermann zuvor und thun ihm wohl.

Diess aber ist Feigheit: ob es schon „Tugend“ heisst. —

Und wenn sie einmal rauh reden, diese kleinen Leute: ich höre darin nur ihre Heiserkeit, — jeder Windzug nämlich macht sie heiser.

Klug sind sie, ihre Tugenden haben kluge Finger. Aber ihnen fehlen die Fäuste, ihre Finger wissen nicht, sich hinter Fäuste zu verkriechen.

Tugend ist ihnen das, was bescheiden und zahm macht: damit machten sie den Wolf zum Hunde und den Menschen selber zu des Menschen bestem Hausthiere.

„Wir setzten unsern Stuhl in die Mitte — das sagt mir ihr Schmunzeln — und ebenso weit weg von sterbenden Fechtern wie von vergnügten Säuen.“

Diess aber ist — Mittelmässigkeit: ob es schon Mässigkeit heisst. —

3.

Ich gehe durch diess Volk und lasse manches Wort fallen: aber sie wissen weder zu nehmen noch zu behalten.

Sie wundern sich, dass ich nicht kam, auf Lüste und Laster zu lästern; und wahrlich, ich kam auch nicht, dass ich vor Taschendieben warnte!

Sie wundern sich, dass ich nicht bereit bin, ihre Klugheit noch zu witzigen und zu spitzigen: als ob sie noch nicht genug der Klüglinge hätten, deren Stimme mir gleich Schieferstiften kritzelt!

Und wenn ich rufe: „Flucht allen feigen Teufeln in euch, die gerne winseln und Hände falten und anbeten möchten“: so rufen sie: „Zarathustra ist gottlos“.

Und sonderlich rufen es ihre Lehrer der Ergebung —; aber gerade ihnen liebe ich’s, in das Ohr zu schrein: Ja! Ich bin Zarathustra, der Gottlose!

Diese Lehrer der Ergebung! Überall hin, wo es klein und krank und grindig ist, kriechen sie, gleich Läusen; und nur mein Ekel hindert mich, sie zu knacken.

Wohlan! Diess ist meine Predigt für ihre Ohren: ich bin Zarathustra, der Gottlose, der da spricht „wer ist gottloser denn ich, dass ich mich seiner Unterweisung freue?“

Ich bin Zarathustra, der Gottlose: wo finde ich Meines-Gleichen? Und alle Die sind Meines-Gleichen, die sich selber ihren Willen geben und alle Ergebung von sich abthun.

Ich bin Zarathustra, der Gottlose: ich koche mir noch jeden Zufall in meinem Topfe. Und erst, wenn er da gar gekocht ist, heisse ich ihn willkommen, als meine Speise.

Und wahrlich, mancher Zufall kam herrisch zu mir: aber herrischer noch sprach zu ihm mein Wille, — da lag er schon bittend auf den Knieen —

— bittend, dass er Herberge finde und Herz bei mir, und schmeichlerisch zuredend: „sieh doch, oh Zarathustra, wie nur Freund zu Freunde kommt!“ —

Doch was rede ich, wo Niemand meine Ohren hat! Und so will ich es hinaus in alle Winde rufen:

Ihr werdet immer kleiner, ihr kleinen Leute! Ihr bröckelt ab, ihr Behaglichen! Ihr geht mir noch zu Grunde —

— an euren vielen kleinen Tugenden, an eurem vielen kleinen Unterlassen, an eurer vielen kleinen Ergebung!

Zu viel schonend, zu viel nachgebend: so ist euer Erdreich! Aber dass ein Baum gross werde, dazu will er um harte Felsen harte Wurzeln schlagen!

Auch was ihr unterlasst, webt am Gewebe aller Menschen-Zukunft; auch euer Nichts ist ein Spinnennetz und eine Spinne, die von der Zukunft Blute lebt.

Und wenn ihr nehmt, so ist es wie stehlen, ihr kleinen Tugendhaften; aber noch unter Schelmen spricht die Ehre: „man soll nur stehlen, wo man nicht rauben kann.“

„Es giebt sich“ — das ist auch eine Lehre der Ergebung. Aber ich sage euch, ihr Behaglichen: es nimmt sich und wird immer mehr noch von euch nehmen!

Ach, dass ihr alles halbe Wollen von euch abthätet und entschlossen würdet zur Trägheit wie zur That!

Ach, dass ihr mein Wort verstündet: „thut immerhin, was ihr wollt,— aber seid erst Solche, die wollen können!“

„Liebt immerhin euren Nächsten gleich euch, — aber seid mir erst Solche, die sich selber lieben —

— mit der grossen Liebe lieben, mit der grossen Verachtung lieben!“ Also spricht Zarathustra, der Gottlose. —

Doch was rede ich, wo Niemand meine Ohren hat! Es ist hier noch eine Stunde zu früh für mich.

Mein eigner Vorläufer bin ich unter diesem Volke, mein eigner Hahnen-Ruf durch dunkle Gassen.

Aber ihre Stunde kommt! Und es kommt auch die meine! Stündlich werden sie kleiner, ärmer, unfruchtbarer, — armes Kraut! armes Erdreich!

Und bald sollen sie mir dastehn wie dürres Gras und Steppe, und wahrlich! ihrer selber müde — und mehr, als nach Wasser, nach Feuer lechzend!

Oh gesegnete Stunde des Blitzes! Oh Geheimniss vor Mittag! — Laufende Feuer will ich einst noch aus ihnen machen und Verkünder mit Flammen-Zungen: —

— verkünden sollen sie einst noch mit Flammen-Zungen: Er kommt, er ist nahe, der grosse Mittag!

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Auf dem Oelberge.

Der Winter, ein schlimmer Gast, sitzt bei mir zu Hause; blau sind meine Hände von seiner Freundschaft Händedruck.

Ich ehre ihn, diesen schlimmen Gast, aber lasse gerne ihn allein sitzen. Gerne laufe ich ihm davon; und, läuft man gut, so entläuft man ihm!

Mit warmen Füssen und warmen Gedanken laufe ich dorthin, wo der Wind stille steht, — zum Sonnen-Winkel meines Oelbergs.

Da lache ich meines gestrengen Gastes und bin ihm noch gut, dass er zu Hause mir die Fliegen wegfängt und vielen kleinen Lärm stille macht.

Er leidet es nämlich nicht, wenn eine Mücke singen will, oder gar zwei; noch die Gasse macht er einsam, dass der Mondschein drin Nachts sich fürchtet.

Ein harter Gast ist er, — aber ich ehre ihn, und nicht bete ich, gleich den Zärtlingen, zum dickbäuchichten Feuer-Götzen.

Lieber noch ein Wenig zähneklappern als Götzen anbeten! — so will's meine Art. Und sonderlich bin ich allen brünstigen dampfenden dumpfigen Feuer-Götzen gram.

Wen ich liebe, den liebe ich Winters besser als Sommers; besser spotte ich jetzt meiner Feinde und herzhafter, seit der Winter mir im Hause sitzt.

Herzhaft wahrlich, selbst dann noch, wenn ich zu Bett krieche —: da lacht und muthwillt noch mein verkrochenes Glück; es lacht noch mein Lügen-Traum.

Ich ein — Kriecher? Niemals kroch ich im Leben vor Mächtigen; und log ich je, so log ich aus Liebe. Desshalb bin ich froh auch im Winter-Bette.

Ein geringes Bett wärmt mich mehr als ein reiches, denn ich bin eifersüchtig auf meine Armuth. Und im Winter ist sie mir am treuesten.

Mit einer Bosheit beginne ich jeden Tag, ich spotte des Winters mit einem kalten Bade: darob brummt mein gestrenger Hausfreund.

Auch kitzle ich ihn gerne mit einem Wachskerzlein: dass er mir endlich den Himmel herauslasse aus aschgrauer Dämmerung.

Sonderlich boshaft bin ich nämlich des Morgens: zur frühen Stunde, da der Eimer am Brunnen klirrt und die Rosse warm durch graue Gassen wiehern: —

Ungeduldig warte ich da, dass mir endlich der lichte Himmel aufgehe, der schneebärtige Winter-Himmel, der Greis und Weisskopf,—

— der Winter-Himmel, der schweigsame, der oft noch seine Sonne verschweigt!

Lernte ich wohl von ihm das lange lichte Schweigen? Oder lernte er's von mir? Oder hat ein Jeder von uns es selbst erfunden?

Aller guten Dinge Ursprung ist tausendfältig, — alle guten muthwilligen Dinge springen vor Lust in's Dasein: wie sollten sie das immer nur — Ein Mal thun!

Ein gutes muthwilliges Ding ist auch das lange Schweigen und gleich dem Winter-Himmel blicken aus lichtem rundäugichten Antlitze: —

— gleich ihm seine Sonne verschweigen und seinen unbeugsamen Sonnen-Willen: wahrlich, diese Kunst und diesen Winter-Muthwillen lernte ich gut!

Meine liebste Bosheit und Kunst ist es, dass mein Schweigen lernte, sich nicht durch Schweigen zu verrathen.

Mit Worten und Würfeln klappernd überliste ich mir die feierlichen Warter: allen diesen gestrengen Aufpassern soll mein Wille und Zweck entschlüpfen.

Dass mir Niemand in meinen Grund und letzten Willen hinab sehe, — dazu erfand ich mir das lange lichte Schweigen.

So manchen Klugen fand ich: der verschleierte sein Antlitz und trübte sein Wasser, dass Niemand ihm hindurch und hinuntersehe.

Aber zu ihm gerade kamen die klügeren Misstrauer und Nussknacker: ihm gerade fischte man seinen verborgensten Fisch heraus!

Sondern die Hellen, die Wackern, die Durchsichtigen — das sind mir die klügsten Schweiger: denen so tief ihr Grund ist, dass auch das hellste Wasser ihn nicht — verräth. —

Du schneebärtiger schweigender Winter-Himmel, du rundäugichter Weisskopf über mir! Oh du himmlisches Gleichniss meiner Seele und ihres Muthwillens!

Und muss ich mich nicht verbergen, gleich Einem, der Gold verschluckt hat, — dass man mir nicht die Seele aufschlitze?

Muss ich nicht Stelzen tragen, dass sie meine langen Beine übersehen, — alle diese Neidbolde und Leidholde, die um mich sind?

Diese räucherigen, stubenwarmen, verbrauchten, vergrünten, vergrämelten Seelen — wie könnte ihr Neid mein Glück ertragen!

So zeige ich ihnen nur das Eis und den Winter auf meinen Gipfeln — und nicht, dass mein Berg noch alle Sonnengürtel um sich schlingt!

Sie hören nur meine Winter-Stürme pfeifen: und nicht, dass ich auch über warme Meere fahre, gleich sehnsüchtigen, schweren, heissen Südwinden.

Sie erbarmen sich noch meiner Unfälle und Zufälle: — aber mein Wort heisst: „lasst den Zufall zu mir kommen: unschuldig ist er, wie ein Kindlein!“

Wie könnten sie mein Glück ertragen, wenn ich nicht Unfälle und Winter-Nöthe und Eisbären-Mützen und Schneehimmel-Hüllen um mein Glück legte!

— wenn ich mich nicht selbst ihres Mitleids erbarmte: des Mitleids dieser Neidbolde und Leidholde!

— wenn ich nicht selber vor ihnen seufzte und frostklapperte und mich geduldsam in ihr Mitleid wickeln liesse!

Diess ist der weise Muthwille und Wohlwille meiner Seele, dass sie ihren Winter und ihre Froststürme nicht verbirgt; sie verbirgt auch ihre Frostbeulen nicht.

Des Einen Einsamkeit ist die Flucht des Kranken; des Andern Einsamkeit die Flucht vor den Kranken.

Mögen sie mich klappern und seufzen hören vor Winterkälte, alle diese armen scheelen Schelme um mich! Mit solchem Geseufz und Geklapper flüchte ich noch vor ihren geheizten Stuben.

Mögen sie mich bemitleiden und bemitseufzen ob meiner Frostbeulen: „am Eis der Erkenntniss erfriert er uns noch!“ — so klagen sie.

Inzwischen laufe ich mit warmen Füssen kreuz und quer auf meinem Oelberge: im Sonnen-Winkel meines Oelberges singe und spotte ich alles Mitleids. —

Also sang Zarathustra.

*

*   *

[«]

Vom Vorübergehen.

Also, durch viel Volk und vielerlei Städte langsam hindurchschreitend, gieng Zarathustra auf Umwegen zurück zu seinem Gebirge und seiner Höhle. Und siehe, dabei kam er unversehens auch an das Stadtthor der grossen Stadt: hier aber sprang ein schäumender Narr mit ausgebreiteten Händen auf ihn zu und trat ihm in den Weg. Diess aber war der selbige Narr, welchen das Volk „den Affen Zarathustra's“ hiess: denn er hatte ihm Etwas vom Satz und Fall der Rede abgemerkt und borgte wohl auch gerne vom Schatze seiner Weisheit. Der Narr aber redete also zu Zarathustra:

„Oh Zarathustra, hier ist die grosse Stadt: hier hast du Nichts zu suchen und Alles zu verlieren.

Warum wolltest du durch diesen Schlamm waten? Habe doch Mitleiden mit deinem Fusse! Speie lieber auf das Stadtthor und — kehre um!

Hier ist die Hölle für Einsiedler-Gedanken: hier werden grosse Gedanken lebendig gesotten und klein gekocht.

Hier verwesen alle grossen Gefühle: hier dürfen nur klapperdürre Gefühlchen klappern!

Riechst du nicht schon die Schlachthäuser und Garküchen des Geistes? Dampft nicht diese Stadt vom Dunst geschlachteten Geistes?

Siehst du nicht die Seelen hängen wie schlaffe schmutzige Lumpen? — Und sie machen noch Zeitungen aus diesen Lumpen!

Hörst du nicht, wie der Geist hier zum Wortspiel wurde? Widriges Wort-Spülicht bricht er heraus! — Und sie machen noch Zeitungen aus diesem Wort-Spülicht.

Sie hetzen einander und wissen nicht, wohin? Sie erhitzen einander und wissen nicht, warum? Sie klimpern mit ihrem Bleche, sie klingeln mit ihrem Golde.

Sie sind kalt und suchen sich Wärme bei gebrannten Wassern; sie sind erhitzt und suchen Kühle bei gefrorenen Geistern; sie sind Alle siech und süchtig an öffentlichen Meinungen.

Alle Lüste und Laster sind hier zu Hause; aber es giebt hier auch Tugendhafte, es giebt viel anstellige angestellte Tugend: —

Viel anstellige Tugend mit Schreibfingern und hartem Sitz- und Warte-Fleische, gesegnet mit kleinen Bruststernen und ausgestopften steisslosen Töchtern.

Es giebt hier auch viel Frömmigkeit und viel gläubige Speichel-Leckerei, Schmeichel-Bäckerei vor dem Gott der Heerschaaren.

„Von Oben“ her träufelt ja der Stern und der gnädige Speichel; nach Oben hin sehnt sich jeder sternenlose Busen.

Der Mond hat seinen Hof, und der Hof hat seine Mondkälber: zu Allem aber, was vom Hofe kommt, betet das Bettel-Volk und alle anstellige Bettel-Tugend.

„Ich diene, du dienst, wir dienen“ — so betet alle anstellige Tugend hinauf zum Fürsten: dass der verdiente Stern sich endlich an den schmalen Busen hefte!

Aber der Mond dreht sich noch um alles Irdische: so dreht sich auch der Fürst noch um das Aller-Irdischste —: das aber ist das Gold der Krämer.

Der Gott der Heerschaaren ist kein Gott der Goldbarren; der Fürst denkt, aber der Krämer — lenkt!

Bei Allem, was licht und stark und gut in dir ist, oh Zarathustra! Speie auf diese Stadt der Krämer und kehre um!

Hier fliesst alles Blut faulicht und lauicht und schaumicht durch alle Adern: speie auf die grosse Stadt, welche der grosse Abraum ist, wo aller Abschaum zusammenschäumt!

Speie auf die Stadt der eingedrückten Seelen und schmalen Brüste, der spitzen Augen, der klebrigen Finger —

— auf die Stadt der Aufdringlinge, der Unverschämten, der Schreib- und Schreihälse, der überheizten Ehrgeizigen: —

— wo alles Anbrüchige, Anrüchige, Lüsterne, Düstere, Übermürbe, Geschwürige, Verschwörerische zusammenschwärt: —

— speie auf die grosse Stadt und kehre um!“ — —

Hier aber unterbrach Zarathustra den schäumenden Narren und hielt ihm den Mund zu.

„Höre endlich auf! rief Zarathustra, mich ekelt lange schon deiner Rede und deiner Art!

Warum wohntest du so lange am Sumpfe, dass du selber zum Frosch und zur Kröte werden musstest?

Fliesst dir nicht selber nun ein faulichtes schaumichtes Sumpf-Blut durch die Adern, dass du also quaken und lästern lerntest?

Warum giengst du nicht in den Wald? Oder pflügtest die Erde? Ist das Meer nicht voll von grünen Eilanden?

Ich verachte dein Verachten; und wenn du mich warntest, — warum warntest du dich nicht selber?

Aus der Liebe allein soll mir mein Verachten und mein warnender Vogel auffliegen: aber nicht aus dem Sumpfe! —

Man heisst dich meinen Affen, du schäumender Narr: aber ich heisse dich mein Grunze-Schwein, — durch Grunzen verdirbst du mir noch mein Lob der Narrheit.

Was war es denn, was dich zuerst grunzen machte? Dass Niemand dir genug geschmeichelt hat: — darum setztest du dich hin zu diesem Unrathe, dass du Grund hättest viel zu grunzen,—

— dass du Grund hättest zu vieler Rache! Rache nämlich, du eitler Narr, ist all dein Schäumen, ich errieth dich wohl!

Aber dein Narren-Wort thut mir Schaden, selbst, wo du Recht hast! Und wenn Zarathustra's Wort sogar hundert Mal Recht hätte: du würdest mit meinem Wort immer — Unrecht thun!“

Also sprach Zarathustra; und er blickte die grosse Stadt an, seufzte und schwieg lange. Endlich redete er also:

Mich ekelt auch dieser grossen Stadt und nicht nur dieses Narren. Hier und dort ist Nichts zu bessern, Nichts zu bösern.

Wehe dieser grossen Stadt! — Und ich wollte, ich sähe schon die Feuersäule, in der sie verbrannt wird!

Denn solche Feuersäulen müssen dem grossen Mittage vorangehn. Doch diess hat seine Zeit und sein eigenes Schicksal. —

Diese Lehre aber gebe ich dir, du Narr, zum Abschiede: wo man nicht mehr lieben kann, da soll man — vorübergehn! —

Also sprach Zarathustra und gieng an dem Narren und der grossen Stadt vorüber.

*

*   *

[«]

Von den Abtrünnigen.

1.

Ach, liegt Alles schon welk und grau, was noch jüngst auf dieser Wiese grün und bunt stand? Und wie vielen Honig der Hoffnung trug ich von hier in meine Bienenkörbe!

Diese jungen Herzen sind alle schon alt geworden, — und nicht alt einmal! nur müde, gemein, bequem: — sie heissen es „wir sind wieder fromm geworden.“

Noch jüngst sah ich sie in der Frühe auf tapferen Füssen hinauslaufen: aber ihre Füsse der Erkenntniss wurden müde, und nun verleumden sie auch noch ihre Morgen-Tapferkeit!

Wahrlich, Mancher von ihnen hob einst die Beine wie ein Tänzer, ihm winkte das Lachen in meiner Weisheit: — da besann er sich. Eben sah ich ihn krumm — zum Kreuze kriechen.

Um Licht und Freiheit flatterten sie einst gleich Mücken und jungen Dichtern. Ein Wenig älter, ein Wenig kälter: und schon sind sie Dunkler und Munkler und Ofenhocker.

Verzagte ihnen wohl das Herz darob, dass mich die Einsamkeit verschlang gleich einem Wallfische? Lauschte ihr Ohr wohl sehnsüchtig-lange umsonst nach mir und meinen Trompeten- und Herolds-Rufen?

— Ach! Immer sind ihrer nur Wenige, deren Herz einen langen Muth und Übermuth hat; und solchen bleibt auch der Geist geduldsam. Der Rest aber ist feige.

Der Rest: das sind immer die Allermeisten, der Alltag, der Überfluss, die Viel-zu-Vielen — diese alle sind feige! —

Wer meiner Art ist, dem werden auch die Erlebnisse meiner Art über den Weg laufen: also, dass seine ersten Gesellen Leichname und Possenreisser sein müssen.

Seine zweiten Gesellen aber — die werden sich seine Gläubigen heissen: ein lebendiger Schwarm, viel Liebe, viel Thorheit, viel unbärtige Verehrung.

An diese Gläubigen soll Der nicht sein Herz binden, wer meiner Art unter Menschen ist; an diese Lenze und bunte Wiesen soll Der nicht glauben, wer die flüchtig-feige Menschenart kennt!

Könnten sie anders, so würden sie auch anders wollen. Halb- und Halbe verderben alles Ganze. Dass Blätter welk werden, — was ist da zu klagen!

Lass sie fahren und fallen, oh Zarathustra, und klage nicht! Lieber noch blase mit raschelnden Winden unter sie, —

— blase unter diese Blätter, oh Zarathustra: dass alles Welke schneller noch von dir davonlaufe! —

*

* *

[«]

2.

„Wir sind wieder fromm geworden“ — so bekennen diese Abtrünnigen; und Manche von ihnen sind noch zu feige, also zu bekennen.

Denen sehe ich in’s Auge, — denen sage ich es in’s Gesicht und in die Röthe ihrer Wangen: ihr seid Solche, welche wieder beten!

Es ist aber eine Schmach, zu beten! Nicht für Alle, aber für dich und mich und wer auch im Kopfe sein Gewissen hat. Für dich ist es eine Schmach, zu beten!

Du weisst es wohl: dein feiger Teufel in dir, der gerne Hände-falten und Hände-in-den-Schooss-legen und es bequemer haben möchte: — dieser feige Teufel redet dir zu „es giebt einen Gott!“

Damit aber gehörst du zur lichtscheuen Art, denen Licht nimmer Ruhe lässt; nun musst du täglich deinen Kopf tiefer in Nacht und Dunst stecken!

Und wahrlich, du wähltest die Stunde gut: denn eben wieder fliegen die Nachtvögel aus. Die Stunde kam allem lichtscheuen Volke, die Abend- und Feierstunde, wo es nicht — „feiert.“

Ich höre und rieche es: es kam ihre Stunde für Jagd und Umzug, nicht zwar für eine wilde Jagd, sondern für eine zahme lahme schnüffelnde Leisetreter- und Leisebeter-Jagd, —

— für eine Jagd auf seelenvolle Duckmäuser: alle Herzens-Mausefallen sind jetzt wieder aufgestellt! Und wo ich einen Vorhang aufhebe, da kommt ein

Nachtfalterchen herausgestürzt.

Hockte es da wohl zusammen mit einem andern Nachtfalterchen? Denn überall rieche ich kleine verkrochne Gemeinden; und wo es Kämmerlein giebt, da giebt es neue Bet-Brüder drin und den Dunst von Bet-Brüdern.

Sie sitzen lange Abende bei einander und sprechen: „lasset uns wieder werden wie die Kindlein und „lieber Gott“ sagen!“ — an Mund und Magen verdorben durch die frommen Zuckerbäcker.

Oder sie sehen lange Abende einer listigen lauernden Kreuzspinne zu, welche den Spinnen selber Klugheit predigt und also lehrt: „unter Kreuzen ist gut spinnen!“

Oder sie sitzen Tags über mit Angelruthen an Sümpfen und glauben sich tief damit; aber wer dort fischt, wo es keine Fische giebt, den heisse ich noch nicht einmal oberflächlich!

Oder sie lernen fromm-froh die Harfe schlagen bei einem Lieder-Dichter, der sich gern jungen Weibchen in’s Herz harfnen möchte: — denn er wurde der alten Weibchen müde und ihres Lobpreisens.

Oder sie lernen gruseln bei einem gelahrten Halb-Tollen, der in dunklen Zimmern wartet, dass ihm die Geister kommen — und der Geist ganz davonläuft!

Oder sie horchen einem alten umgetriebnen Schnurr- und Knurrpfeifer zu, der trüben Winden die Trübsal der Töne ablernte; nun pfeift er nach dem Winde und predigt in trüben Tönen Trübsal.

Und Einige von ihnen sind sogar Nachtwächter geworden: die verstehen jetzt in Hörner zu blasen und Nachts umherzugehn und alte Sachen aufzuwecken, die lange schon eingeschlafen sind.

Fünf Worte von alten Sachen hörte ich gestern Nachts an der Garten-Mauer: die kamen von solchen alten betrübten trocknen Nachtwächtern.

„Für einen Vater sorgt er nicht genug um seine Kinder: Menschen-Väter thun diess besser!“ —

„Er ist zu alt! Er sorgt schon gar nicht mehr um seine Kinder“ — also antwortete der andre Nachtwächter.

„Hat er denn Kinder? Niemand kann’s beweisen, wenn er’s selber nicht beweist! Ich wollte längst, er bewiese es einmal gründlich.“

„Beweisen? Als ob Der je Etwas bewiesen hätte! Beweisen fällt ihm schwer; er hält grosse Stücke darauf, dass man ihm glaubt.“

„Ja! Ja! Der Glaube macht ihn selig, der Glaube an ihn. Das ist so die Art alter Leute! So geht’s uns auch!“ —

— Also sprachen zu einander die zwei alten Nachtwächter und Lichtscheuchen, und tuteten darauf betrübt in ihre Hörner: so geschah’s gestern Nachts an der

Garten-Mauer.

Mir aber wand sich das Herz vor Lachen und wollte brechen und wusste nicht, wohin? und sank in's Zwerchfell.

Wahrlich, das wird noch mein Tod sein, dass ich vor Lachen ersticke, wenn ich Esel betrunken sehe und Nachtwächter also an Gott zweifeln höre.

Ist es denn nicht lange vorbei auch für alle solche Zweifel? Wer darf noch solche alte eingeschlafne lichtscheue Sachen aufwecken!

Mit den alten Göttern gieng es ja lange schon zu Ende: — und wahrlich, ein gutes fröhliches Götter-Ende hatten sie!

Sie „dämmerten“ sich nicht zu Tode, — das lügt man wohl! Vielmehr: sie haben sich selber einmal zu Tode — gelacht!

Das geschah, als das gottloseste Wort von einem Gotte selber ausgieng, — das Wort „Es ist Ein Gott! Du sollst keinen andern Gott haben neben mir!“ —

— ein alter Grimm-Bart von Gott, ein eifersüchtiger vergass sich also: —

Und alle Götter lachten damals und wackelten auf ihren Stühlen und riefen: „Ist das nicht eben Göttlichkeit, dass es Götter, aber keinen Gott giebt?“

Wer Ohren hat, der höre. —

Also redete Zarathustra in der Stadt, die er liebte und welche zubenannt ist „die bunte Kuh.“ Von hier nämlich hatte er nur noch zwei Tage zu gehen, dass er wieder in seine Höhle käme und zu seinen Thieren; seine Seele aber frohlockte beständig ob der Nähe seiner Heimkehr. —

*

*   *

[«]

Die Heimkehr.

Oh Einsamkeit! Du meine Heimat Einsamkeit! Zu lange lebte ich wild in wilder Fremde, als dass ich nicht mit Thränen zu dir heimkehrte!

Nun drohe mir nur mit dem Finger, wie Mütter drohn, nun lächle mir zu, wie Mütter lächeln, nun sprich nur: „Und wer war das, der wie ein Sturmwind einst von mir davonstürmte? —

„— der scheidend rief: zu lange sass ich bei der Einsamkeit, da verlernte ich das Schweigen! Das — lerntest du nun wohl?

„Oh Zarathustra, Alles weiss ich: und dass du unter den Vielen verlassener warst, du Einer, als je bei mir!

„Ein Anderes ist Verlassenheit, ein Anderes Einsamkeit: Das — lerntest du nun! Und dass du unter Menschen immer wild und fremd sein wirst:

„—wild und fremd auch noch, wenn sie dich lieben: denn zuerst von Allem wollen sie geschont sein!

„Hier aber bist du bei dir zu Heim und Hause; hier kannst du Alles hinausreden und alle Gründe ausschütten, Nichts schämt sich hier versteckter, verstockter Gefühle.

„Hier kommen alle Dinge liebkosend zu deiner Rede und schmeicheln dir: denn sie wollen auf deinem Rücken reiten. Auf jedem Gleichniss reitest du hier zu jeder Wahrheit.

„Aufrecht und aufrichtig darfst du hier zu allen Dingen reden: und wahrlich, wie Lob klingt es ihren Ohren, dass Einer mit allen Dingen — gerade redet!

„Ein Anderes aber ist Verlassensein. Denn, weisst du noch, oh Zarathustra? Als damals dein Vogel über dir schrie, als du im Walde standest, unschlüssig, wohin? unkundig, einem Leichnam nahe: —

„— als du sprachst: mögen mich meine Thiere führen! Gefährlicher fand ich's unter Menschen, als unter Thieren: — Das war Verlassenheit!

„Und weisst du noch, oh Zarathustra? Als du auf deiner Insel sassest, unter leeren Eimern ein Brunnen Weins, gebend und ausgebend, unter Durstigen schenkend und ausschenkend:

„— bis du endlich durstig allein unter Trunkenen sassest und nächtlich klagtest „ist Nehmen nicht seliger als Geben? Und Stehlen noch seliger als Nehmen?“ — Das war Verlassenheit!

„Und weisst du noch, oh Zarathustra? Als deine stillste Stunde kam und dich von dir selber forttrieb, als sie mit bösem Flüstern sprach: „Sprich und zerbrich!“ —

„— als sie dir all dein Warten und Schweigen leid machte und deinen demüthigen Muth entmuthigte: Das war Verlassenheit!“ —

Oh Einsamkeit! Du meine Heimat Einsamkeit! Wie selig und zärtlich redet deine Stimme zu mir!

Wir fragen einander nicht, wir klagen einander nicht, wir gehen offen mit einander durch offne Thüren.

Denn offen ist es bei dir und hell; und auch die Stunden laufen hier auf leichteren Füssen. Im Dunklen nämlich trägt man schwerer an der Zeit, als im Lichte.

Hier springen mir alles Seins Worte und Wort-Schreine auf: alles Sein will hier Wort werden, alles Werden will hier von mir reden lernen.

Da unten aber — da ist alles Reden umsonst! Da ist Vergessen und Vorübergehn die beste Weisheit: Das — lernte ich nun!

Wer Alles bei den Menschen begreifen wollte, der müsste Alles angreifen. Aber dazu habe ich zu reinliche Hände.

Ich mag schon ihren Athem nicht einathmen; ach, dass ich so lange unter ihrem Lärm und üblem Athem lebte!

Oh selige Stille um mich! Oh reine Gerüche um mich! Oh wie aus tiefer Brust diese Stille reinen Athem holt! Oh wie sie horcht, diese selige Stille!

Aber da unten — da redet Alles, da wird Alles überhört. Man mag seine Weisheit mit Glocken einläuten: die Krämer auf dem Markte werden sie mit Pfennigen überklingeln!

Alles bei ihnen redet, Niemand weiss mehr zu verstehn. Alles fällt in’s Wasser, Nichts fällt mehr in tiefe Brunnen.

Alles bei ihnen redet, Nichts geräth mehr und kommt zu Ende. Alles gackert, aber wer will noch still auf dem Neste sitzen und Eier brüten?

Alles bei ihnen redet, Alles wird zerredet. Und was gestern noch zu hart war für die Zeit selber und ihren Zahn: heute hängt es zerschabt und zernagt aus den Mäulern der Heutigen.

Alles bei ihnen redet, Alles wird verrathen. Und was einst Geheimniss hiess und Heimlichkeit tiefer Seelen, heute gehört es den Gassen-Trompetern und andern Schmetterlingen.

Oh Menschenwesen, du wunderliches! Du Lärm auf dunklen Gassen! Nun liegst du wieder hinter mir: — meine grösste Gefahr liegt hinter mir!

Im Schonen und Mitleiden lag immer meine grösste Gefahr; und alles Menschenwesen will geschont und gelitten sein.

Mit verhaltenen Wahrheiten, mit Narrenhand und vernarrtem Herzen und reich an kleinen Lügen des Mitleidens: — also lebte ich immer unter Menschen.

Verkleidet sass ich unter ihnen, bereit, mich zu verkennen, dass ich sie ertrüge, und gern mir zuredend „du Narr, du kennst die Menschen nicht!“

Man verlernt die Menschen, wenn man unter Menschen lebt: zu viel Vordergrund ist an allen Menschen, — was sollen da weitsichtige, weit-süchtige Augen!

Und wenn sie mich verkannten: ich Narr schonte sie darob mehr, als mich: gewohnt zur Härte gegen mich und oft noch an mir selber mich rächend für diese Schonung.

Zerstochen von giftigen Fliegen und ausgehöhlt, dem Steine gleich, von vielen Tropfen Bosheit, so sass ich unter ihnen und redete mir noch zu: „unschuldig ist alles Kleine an seiner Kleinheit!“

Sonderlich Die, welche sie „die Guten“ heissen, fand ich als die giftigsten Fliegen: sie stechen in aller Unschuld, sie lügen in aller Unschuld; wie vermöchten sie, gegen mich — gerecht zu sein!

Wer unter den Guten lebt, den lehrt Mitleid lügen. Mitleid macht dumpfe Luft allen freien Seelen. Die Dummheit der Guten nämlich ist unergründlich.

Mich selber verbergen und meinen Reichthum — das lernte ich da unten: denn Jeden fand ich noch arm am Geiste. Das war der Lug meines Mitleidens, dass ich bei Jedem wusste,

— dass ich Jedem es ansah und anroch, was ihm Geistes genug und was ihm schon Geistes zuviel war!

Ihre steifen Weisen: ich hiess sie weise, nicht steif, — so lernte ich Worte verschlucken. Ihre Todtengräber: ich hiess sie Forscher und Prüfer, — so lernte ich Worte vertauschen.

Die Todtengräber graben sich Krankheiten an. Unter altem Schutte ruhn schlimme Dünste. Man soll den Morast nicht aufrühren. Man soll auf Bergen leben.

Mit seligen Nüstern athme ich wieder Berges-Freiheit! Erlöst ist endlich meine Nase vom Geruch alles Menschenwesens!

Von scharfen Lüften gekitzelt, wie von schäumenden Weinen, niest meine Seele, — niest und jubelt sich zu: Gesundheit!

Also sprach Zarathustra.

* * *

[«]

Von den drei Bösen.

1.

Im Traum, im letzten Morgentraume stand ich heut auf einem Vorgebirge, — jenseits der Welt, hielt eine Wage und wog die Welt.

Oh dass zu früh mir die Morgenröthe kam: die glühte mich wach, die Eifersüchtige! Eifersüchtig ist sie immer auf meine Morgentraum-Gluthen.

Messbar für Den, der Zeit hat, wägbar für einen guten Wäger, erfliegbar für starke Fittige, errathbar für göttliche Nüsseknacker: also fand mein Traum die Welt: —

Mein Traum, ein kühner Segler, halb Schiff, halb Windsbraut, gleich Schmetterlingen schweigsam, ungeduldig gleich Edelfalken: wie hatte er doch zum Welt-Wägen heute Geduld und Weile!

Sprach ihm heimlich wohl meine Weisheit zu, meine lachende wache Tags-Weisheit, welche über alle „unendliche Welten“ spottet? Denn sie spricht: „wo Kraft ist, wird auch die Zahl Meisterin: die hat mehr Kraft.“

Wie sicher schaute mein Traum auf diese endliche Welt, nicht neugierig, nicht altgierig, nicht fürchtend, nicht bittend: —

— als ob ein voller Apfel sich meiner Hand böte, ein reifer Goldapfel, mit kühl-sanfter sammtener Haut: — so bot sich mir die Welt: —

— als ob ein Baum mir winke, ein breitästiger, starkwilliger, gekrümmt zur Lehne und noch zum Fussbrett für den Wegmüden: so stand die Welt auf meinem Vorgebirge: —

— als ob zierliche Hände mir einen Schrein entgegentrügen, — einen Schrein offen für das Entzücken schamhafter verehrender Augen: also bot sich mir heute die Welt entgegen: —

— nicht Räthsel genug, um Menschen-Liebe davon zu scheuchen, nicht Lösung genug, um Menschen-Weisheit einzuschläfern: — ein menschlich gutes Ding war mir heut die Welt, der man so Böses nachredet!

Wie danke ich es meinem Morgentraum, dass ich also in der Frühe heut die Welt wog! Als ein menschlich gutes Ding kam er zu mir, dieser Traum und Herzenströster!

Und dass ich's ihm gleich thue am Tage und sein Bestes ihm nach- und ablerne: will ich jetzt die drei bösesten Dinge auf die Wage thun und menschlich gut abwägen. —

Wer da segnen lehrte, der lehrte auch fluchen: welches sind in der Welt die drei bestverfluchten Dinge? Diese will ich auf die Wage thun.

Wollust, Herrschsucht, Selbstsucht: diese Drei wurden bisher am besten verflucht und am schlimmsten beleu- und belügenmundet, — diese Drei will ich menschlich gut abwägen.

Wohlauf! Hier ist mein Vorgebirg und da das Meer: das wälzt sich zu mir heran, zottelig, schmeichlerisch, das getreue alte hundertköpfige Hunds-Ungethüm, das ich liebe.

Wohlauf! Hier will ich die Wage halten über gewälztem Meere: und auch einen Zeugen wähle ich, dass er zusehe, — dich, du Einsiedler-Baum, dich starkduftigen, breitgewölbten, den ich liebe! —

Auf welcher Brücke geht zum Dereinst das Jetzt? Nach welchem Zwange zwingt das Hohe sich zum Niederen? Und was heisst auch das Höchste noch — hinaufwachsen? —

Nun steht die Wage gleich und still: drei schwere Fragen warf ich hinein, drei schwere Antworten trägt die andre Wagschale.

*

* *

[«]

2.

Wollust: allen busshemdigen Leib-Verächtern ihr Stachel und Pfahl, und als „Welt" verflucht bei allen Hinterweltlern: denn sie höhnt und narrt alle Wirr- und Irr-Lehrer.

Wollust: dem Gesindel das langsame Feuer, auf dem es verbrannt wird; allem wurmichten Holze, allen stinkenden Lumpen der bereite Brunst- und Brodel-Ofen.

Wollust: für die freien Herzen unschuldig und frei, das Garten-Glück der Erde, aller Zukunft Dankes-Überschwang an das Jetzt.

Wollust: nur dem Welken ein süsslich Gift, für die Löwen-Willigen aber die grosse Herzstärkung, und der ehrfürchtig geschonte Wein der Weine.

Wollust: das grosse Gleichniss-Glück für höheres Glück und höchste Hoffnung. Vielem nämlich ist Ehe verheissen und mehr als Ehe, —

— Vielem, das fremder sich ist, als Mann und Weib: — und wer begriff es ganz, wie fremd sich Mann und Weib sind!

Wollust: — doch ich will Zäune um meine Gedanken haben und auch noch um meine Worte: dass mir nicht in meine Gärten die Schweine und Schwärmer brechen! —

Herrschsucht: die Glüh-Geissel der härtesten Herzensharten; die grause Marter, die sich dem Grausamsten selber aufspart; die düstre Flamme lebendiger Scheiterhaufen.

Herrschsucht: die boshafte Bremse, die den eitelsten Völkern aufgesetzt wird; die Verhöhnerin aller ungewissen Tugend; die auf jedem Rosse und jedem Stolze reitet.

Herrschsucht: das Erdbeben, das alles Morsche und Höhlichte bricht und aufbricht; die rollende grollende strafende Zerbrecherin übertünchter Gräber; das blitzende Fragezeichen neben vorzeitigen Antworten.

Herrschsucht: vor deren Blick der Mensch kriecht und duckt und fröhnt und niedriger wird als Schlange und Schwein: — bis endlich die grosse Verachtung aus ihm aufschreit —,

Herrschsucht: die furchtbare Lehrerin der grossen Verachtung, welche Städten und Reichen in’s Antlitz predigt „hinweg mit dir!“ — bis es aus ihnen selber aufschreit „hinweg mit mir!“

Herrschsucht: die aber lockend auch zu Reinen und Einsamen und hinauf zu selbstgenugsamen Höhen steigt, glühend gleich einer Liebe, welche purpurne Seligkeiten lockend an Erdenhimmel malt.

Herrschsucht: doch wer hiesse es Sucht, wenn das Hohe hinab nach Macht gelüstet! Wahrlich, nichts Sieches und Süchtiges ist an solchem Gelüsten und Niedersteigen!

Dass die einsame Höhe sich nicht ewig vereinsame und selbst begnüge; dass der Berg zu Thale komme und die Winde der Höhe zu den Niederungen: —

Oh wer fände den rechten Tauf- und Tugendnamen für solche Sehnsucht! „Schenkende Tugend“ — so nannte das Unnennbare einst Zarathustra.

Und damals geschah es auch, — und wahrlich, es geschah zum ersten Male! — dass sein Wort die Selbstsucht selig pries, die heile, gesunde Selbstsucht, die aus mächtiger Seele quillt: —

— aus mächtiger Seele, zu welcher der hohe Leib gehört, der schöne, sieghafte, erquickliche, um den herum jedwedes Ding Spiegel wird:

— der geschmeidige überredende Leib, der Tänzer, dessen Gleichniss und Auszug die selbst-lustige Seele ist. Solcher Leiber und Seelen Selbst-Lust heisst sich selber „Tugend.“

Mit ihren Worten von Gut und Schlecht schirmt sich solche Selbst-Lust wie mit heiligen Hainen; mit den Namen ihres Glücks bannt sie von sich alles Verächtliche.

Von sich weg bannt sie alles Feige; sie spricht: Schlecht — das ist feige! Verächtlich dünkt ihr der immer Sorgende, Seufzende, Klägliche und wer auch die kleinsten Vortheile aufliest.

Sie verachtet auch alle wehselige Weisheit: denn, wahrlich, es giebt auch Weisheit, die im Dunklen blüht, eine Nachtschatten-Weisheit: als welche immer seufzt: „Alles ist eitel!“

Das scheue Misstrauen gilt ihr gering, und Jeder, wer Schwüre statt Blicke und Hände will: auch alle allzu misstrauische Weisheit, — denn solche ist feiger Seelen Art.

Geringer noch gilt ihr der Schnell-Gefällige, der Hündische, der gleich auf dem Rücken liegt, der Demüthige; und auch Weisheit giebt es, die demüthig und hündisch und fromm und schnellgefällig ist.

Verhasst ist ihr gar und ein Ekel, wer nie sich wehren will, wer giftigen Speichel und böse Blicke hinunterschluckt, der All-zu-Geduldige, Alles-Dulder, Allgenügsame: das nämlich ist die knechtische Art.

Ob Einer vor Göttern und göttlichen Fusstritten knechtisch ist, ob vor Menschen und blöden Menschen-Meinungen: alle Knechts-Art speit sie an, diese selige Selbstsucht!

Schlecht: so heisst sie Alles, was geknickt und knickerisch-knechtisch ist, unfreie Zwinker-Augen, gedrückte Herzen, und jene falsche nachgebende Art, welche mit breiten feigen Lippen küsst.

Und After-Weisheit: so heisst sie Alles, was Knechte und Greise und Müde witzeln; und sonderlich die ganze schlimme aberwitzige, überwitzige Priester-Narrheit!

Die After-Weisen aber, alle die Priester, Weltmüden und wessen Seele von Weibs- und Knechtsart ist, — oh wie hat ihr Spiel von jeher der Selbstsucht übel mitgespielt!

Und Das gerade sollte Tugend sein und Tugend heissen, *dass* man der Selbstsucht übel mitspiele! Und „selbstlos“ — so wünschten sich selber mit gutem Grunde alle diese weltmüden Feiglinge und Kreuzspinnen!

Aber denen Allen kommt nun der Tag, die Wandlung, das Richtschwert, *der grosse Mittag*: da soll Vieles offenbar werden!

Und wer das Ich heil und heilig spricht und die Selbstsucht selig, wahrlich, der spricht auch, was er weiss, ein Weissager: „*Siehe, er kommt, er ist nahe, der grosse Mittag!*“

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Vom Geist der Schwere.

1.

Mein Mundwerk — ist des Volks: zu grob und herzlich rede ich für die Seidenhasen. Und noch fremder klingt mein Wort allen Tinten-Fischen und Feder-Füchsen.

Meine Hand — ist eine Narrenhand: wehe allen Tischen und Wänden, und was noch Platz hat für Narren-Zierath, Narren-Schmierath!

Mein Fuss — ist ein Pferdefuss; damit trapple und trabe ich über Stock und Stein, kreuz- und querfeld-ein und bin des Teufels vor Lust bei allem schnellen Laufen.

Mein Magen — ist wohl eines Adlers Magen? Denn er liebt am liebsten Lammfleisch. Gewisslich aber ist er eines Vogels Magen.

Von unschuldigen Dingen genährt und von Wenigem, bereit und ungeduldig zu fliegen, davonzufliegen — das ist nun meine Art: wie sollte nicht Etwas daran von Vogel-Art sein!

Und zumal, dass ich dem Geist der Schwere feind bin, das ist Vogel-Art: und wahrlich, todfeind, erzfeind, urfeind! Oh wohin flog und verflog sich nicht schon meine Feindschaft!

Davon könnte ich schon ein Lied singen — — und will es singen: ob ich gleich allein in leerem Hause bin und es meinen eignen Ohren singen muss.

Andre Sänger giebt es freilich, denen macht das volle Haus erst ihre Kehle weich, ihre Hand gesprächig, ihr Auge ausdrücklich, ihr Herz wach: — Denen gleiche ich nicht. —

[«]

2.

Wer die Menschen einst fliegen lehrt, der hat alle Grenzsteine verrückt; alle Grenzsteine selber werden ihm in die Luft fliegen, die Erde wird er neu taufen — als „die Leichte.“

Der Vogel Strauss läuft schneller als das schnellste Pferd, aber auch er steckt noch den Kopf schwer in schwere Erde: also der Mensch, der noch nicht fliegen kann.

Schwer heisst ihm Erde und Leben; und so will es der Geist der Schwere! Wer aber leicht werden will und ein Vogel, der muss sich selber lieben: — also lehre ich.

Nicht freilich mit der Liebe der Siechen und Süchtigen: denn bei denen stinkt auch die Eigenliebe!

Man muss sich selber lieben lernen — also lehre ich — mit einer heilen und gesunden Liebe: dass man es bei sich selber aushalte und nicht umherschweife.

Solches Umherschweifen tauft sich „Nächstenliebe“: mit diesem Worte ist bisher am besten gelogen und geheuchelt worden, und sonderlich von Solchen, die aller Welt schwer fielen.

Und wahrlich, das ist kein Gebot für Heute und Morgen, sich lieben lernen. Vielmehr ist von allen Künsten diese die feinste, listigste, letzte und geduldsamste.

Für seinen Eigener ist nämlich alles Eigene gut versteckt; und von allen Schatzgruben wird die eigne am spätesten ausgegraben, — also schafft es der Geist der Schwere.

Fast in der Wiege giebt man uns schon schwere Worte und Werthe mit: „gut“ und „böse“ — so heisst sich diese Mitgift. Um derentwillen vergiebt man uns, dass wir leben.

Und dazu lässt man die Kindlein zu sich kommen, dass man ihnen bei Zeiten wehre, sich selber zu lieben: also schafft es der Geist der Schwere.

Und wir — wir schleppen treulich, was man uns mitgiebt, auf harten Schultern und über rauhe Berge! Und schwitzen wir, so sagt man uns: „Ja, das Leben ist schwer zu tragen!“

Aber der Mensch nur ist sich schwer zu tragen! Das macht, er schleppt zu vieles Fremde auf seinen Schultern. Dem Kameele gleich kniet er nieder und lässt sich gut aufladen.

Sonderlich der starke, tragsame Mensch, dem Ehrfurcht innewohnt: zu viele fremde schwere Worte und Werthe lädt er auf sich, — nun dünkt das Leben ihm eine Wüste!

Und wahrlich! Auch manches Eigene ist schwer zu tragen! Und viel Inwendiges am Menschen ist der Auster gleich, nämlich ekel und schlüpfrig und schwer erfasslich —,

— also dass eine edle Schale mit edler Zierath fürbitten muss. Aber auch diese Kunst muss man lernen: Schale haben und schönen Schein und kluge Blindheit!

Abermals trügt über Manches am Menschen, dass manche Schale gering und traurig und zu sehr Schale ist. Viel verborgene Güte und Kraft wird nie errathen; die köstlichsten Leckerbissen finden keine Schmecker!

Die Frauen wissen das, die köstlichsten: ein Wenig fetter, ein Wenig magerer — oh wie viel Schicksal liegt in so Wenigem!

Der Mensch ist schwer zu entdecken und sich selber noch am schwersten; oft lügt der Geist über die Seele. Also schafft es der Geist der Schwere.

Der aber hat sich selber entdeckt, welcher spricht: Das ist mein Gutes und Böses: damit hat er den Maulwurf und Zwerg stumm gemacht, welcher spricht „Allen gut, Allen bös."

Wahrlich, ich mag auch Solche nicht, denen jegliches Ding gut und diese Welt gar die beste heisst. Solche nenne ich die Allgenügsamen.

Allgenügsamkeit, die Alles zu schmecken weiss: das ist nicht der beste Geschmack! Ich ehre die widerspänstigen wählerischen Zungen und Mägen, welche „Ich" und „Ja" und „Nein" sagen lernten.

Alles aber kauen und verdauen — das ist eine rechte Schweine-Art! Immer I-a sagen — das lernte allein der Esel, und wer seines Geistes ist! —

Das tiefe Gelb und das heisse Roth: so will es mein Geschmack, — der mischt Blut zu allen Farben. Wer aber sein Haus weiss tüncht, der verräth mir eine weissgetünchte Seele.

In Mumien verliebt die Einen, die Andern in Gespenster; und Beide gleich feind allem Fleisch und Blute — oh wie gehen Beide mir wider den Geschmack! Denn ich liebe Blut.

Und dort will ich nicht wohnen und weilen, wo Jedermann spuckt und speit: das ist nun mein Geschmack, — lieber noch lebte ich unter Dieben und Meineidigen. Niemand trägt Gold im Munde.

Widriger aber sind mir noch alle Speichellecker; und das widrigste Thier von Mensch, das ich fand, das taufte ich Schmarotzer: das wollte nicht lieben und doch von Liebe leben.

Unselig heisse ich Alle, die nur Eine Wahl haben: böse Thiere zu werden oder böse Thierbändiger: bei Solchen würde ich mir keine Hütten bauen.

Unselig heisse ich auch Die, welche immer warten müssen, — die gehen mir wider den Geschmack: alle die Zöllner und Krämer und Könige und andren Länder- und Ladenhüter.

Wahrlich, ich lernte das Warten auch und von Grund aus, — aber nur das Warten auf mich. Und über Allem lernte ich stehn und gehn und laufen und springen und klettern und tanzen.

Das ist aber meine Lehre: wer einst fliegen lernen will, der muss erst stehn und gehn und laufen und klettern und tanzen lernen: — man erfliegt das Fliegen nicht!

Mit Strickleitern lernte ich manches Fenster erklettern, mit hurtigen Beinen klomm ich auf hohe Masten: auf hohen Masten der Erkenntniss sitzen dünkte mich keine geringe Seligkeit, —

— gleich kleinen Flammen flackern auf hohen Masten: ein kleines Licht zwar, aber doch ein grosser Trost für verschlagene Schiffer und Schiffbrüchige! —

Auf vielerlei Weg und Weise kam ich zu meiner Wahrheit; nicht auf Einer Leiter stieg ich zur Höhe, wo mein Auge in meine Ferne schweift.

Und ungern nur fragte ich stets nach Wegen, — das gieng mir immer wider den Geschmack! Lieber fragte und versuchte ich die Wege selber.

Ein Versuchen und Fragen war all mein Gehen: — und wahrlich, auch antworten muss man lernen auf solches Fragen! Das aber — ist mein Geschmack:

— kein guter, kein schlechter, aber mein Geschmack, dessen ich weder Scham noch Hehl mehr habe.

„Das — ist nun mein Weg, — wo ist der eure?“ so antwortete ich Denen, welche mich „nach dem Wege“ fragten. Den Weg nämlich — den giebt es nicht!

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Von alten und neuen Tafeln.

1.

Hier sitze ich und warte, alte zerbrochene Tafeln um mich und auch neue halb beschriebene Tafeln. Wann kommt meine Stunde?

— die Stunde meines Niederganges, Unterganges: denn noch Ein Mal will ich zu den Menschen gehn.

Dess warte ich nun: denn erst müssen mir die Zeichen kommen, dass es meine Stunde sei, — nämlich der lachende Löwe mit dem Taubenschwarme.

Inzwischen rede ich als Einer, der Zeit hat, zu mir selber. Niemand erzählt mir Neues: so erzähle ich mir mich selber. —

*

* *

[«]

2.

Als ich zu den Menschen kam, da fand ich sie sitzen auf einem alten Dünkel: Alle dünkten sich lange schon zu wissen, was dem Menschen gut und böse sei.

Eine alte müde Sache dünkte ihnen alles Reden von Tugend; und wer gut schlafen wollte, der sprach vor Schlafengehen noch von „Gut“ und „Böse“.

Diese Schläferei störte ich auf, als ich lehrte: was gut und böse ist, das weiss noch Niemand: — es sei denn der Schaffende!

— Das aber ist Der, welcher des Menschen Ziel schafft und der Erde ihren Sinn giebt und ihre Zukunft: Dieser erst schafft es, dass Etwas gut und böse ist.

Und ich hiess sie ihre alten Lehr-Stühle umwerfen, und wo nur jener alte Dünkel gesessen hatte; ich hiess sie lachen über ihre grossen Tugend-Meister und

Heiligen und Dichter und Welt-Erlöser.

Über ihre düsteren Weisen hiess ich sie lachen, und wer je als schwarze Vogelscheuche warnend auf dem Baume des Lebens gesessen hatte.

An ihre grosse Gräberstrasse setzte ich mich und selber zu Aas und Geiern — und ich lachte über all ihr Einst und seine mürbe verfallende Herrlichkeit.

Wahrlich, gleich Busspredigern und Narrn schrie ich Zorn und Zeter über all ihr Grosses und Kleines, — dass ihr Bestes so gar klein ist! Dass ihr Bösestes so gar klein ist! — also lachte ich.

Meine weise Sehnsucht schrie und lachte also aus mir, die auf Bergen geboren ist, eine wilde Weisheit wahrlich! — meine grosse flügelbrausende Sehnsucht.

Und oft riss sie mich fort und hinauf und hinweg und mitten im Lachen: da flog ich wohl schaudernd, ein Pfeil, durch sonnentrunkenes Entzücken:

— hinaus in ferne Zukünfte, die kein Traum noch sah, in heissere Süden, als je sich Bildner träumten: dorthin, wo Götter tanzend sich aller Kleider schämen: —

— dass ich nämlich in Gleichnissen rede und gleich Dichtern hinke und stammle: und wahrlich, ich schäme mich, dass ich noch Dichter sein muss! —

Wo alles Werden mich Götter-Tanz und Götter-Muthwillen dünkte, und die Welt los- und ausgelassen und zu sich selber zurückfliehend: —

— als ein ewiges Sich-fliehn und -Wiedersuchen vieler Götter, als das selige Sich-Widersprechen, Sich-Wieder-hören, Sich-Wieder-Zugehören vieler Götter: —

Wo alle Zeit mich ein seliger Hohn auf Augenblicke dünkte, wo die Nothwendigkeit die Freiheit selber war, die selig mit dem Stachel der Freiheit spielte: —

Wo ich auch meinen alten Teufel und Erzfeind wiederfand, den Geist der Schwere und Alles, was er schuf: Zwang, Satzung, Noth und Folge und Zweck und Wille und Gut und Böse: —

Denn muss nicht dasein, über das getanzt, hinweggetanzt werde? Müssen nicht um der Leichten, Leichtesten willen — Maulwürfe und schwere Zwerge dasein? — —

*

*   *

[«]

3.

Dort war's auch, wo ich das Wort „Übermensch“ vom Wege auflas, und dass der Mensch Etwas sei, das überwunden werden müsse,

— dass der Mensch eine Brücke sei und kein Zweck: sich selig preisend ob seines Mittags und Abends, als Weg zu neuen Morgenröthen:

— das Zarathustra-Wort vom grossen Mittage, und was sonst ich über den Menschen aufhängte, gleich purpurnen zweiten Abendröthen.

Wahrlich, auch neue Sterne liess ich sie sehn sammt neuen Nächten; und über Wolken und Tag und Nacht spannte ich noch das Lachen aus wie ein buntes Gezelt.

Ich lehrte sie all mein Dichten und Trachten: in Eins zu dichten und zusammen zu tragen, was Bruchstück ist am Menschen und Räthsel und grauser Zufall, —

— als Dichter, Räthselrather und Erlöser des Zufalls lehrte ich sie an der Zukunft schaffen, und Alles, das war —, schaffend zu erlösen.

Das Vergangne am Menschen zu erlösen und alles „Es war“ umzuschaffen, bis der Wille spricht: „Aber so wollte ich es! So werde ich's wollen —“

— Diess hiess ich ihnen Erlösung, Diess allein lehrte ich sie Erlösung heissen. — —

Nun warte ich meiner Erlösung —, dass ich zum letzten Male zu ihnen gehe.

Denn noch Ein Mal will ich zu den Menschen: unter ihnen will ich untergehen, sterbend will ich ihnen meine reichste Gabe geben!

Der Sonne lernte ich Das ab, wenn sie hinabgeht, die Überreiche: Gold schüttet sie da in's Meer aus unerschöpflichem Reichthume, —

— also, dass der ärmste Fischer noch mit goldenem Ruder rudert! Diess nämlich sah ich einst und wurde der Thränen nicht satt im Zuschauen. — —

Der Sonne gleich will auch Zarathustra untergehn: nun sitzt er hier und wartet, alte zerbrochne Tafeln um sich und auch neue Tafeln, — halbbeschriebene.

*

* *

[«]

4.

Siehe, hier ist eine neue Tafel: aber wo sind meine Brüder, die sie mit mir zu Thale und in fleischerne Herzen tragen? —

Also heischt es meine grosse Liebe zu den Fernsten: schone deinen Nächsten nicht! Der Mensch ist Etwas, das überwunden werden muss.

Es giebt vielerlei Weg und Weise der Überwindung: da siehe du zu! Aber nur ein Possenreisser denkt: „der Mensch kann auch übersprungen werden.“

Überwinde dich selber noch in deinem Nächsten: und ein Recht, das du dir rauben kannst, sollst du dir nicht geben lassen!

Was du thust, das kann dir Keiner wieder thun. Siehe, es giebt keine Vergeltung.

Wer sich nicht befehlen kann, der soll gehorchen. Und Mancher kann sich befehlen, aber da fehlt noch Viel, dass er sich auch gehorche!

*

* *

[«]

5.

Also will es die Art edler Seelen: sie wollen Nichts umsonst haben, am wenigsten das Leben.

Wer vom Pöbel ist, der will umsonst leben; wir Anderen aber, denen das Leben sich gab, — wir sinnen immer darüber, was wir am besten dagegen geben!

Und wahrlich, diess ist eine vornehme Rede, welche spricht: „was uns das Leben verspricht, das wollen wir — dem Leben halten!“

Man soll nicht geniessen wollen, wo man nicht zu geniessen giebt. Und — man soll nicht geniessen wollen!

Genuss und Unschuld nämlich sind die schamhaftesten Dinge: Beide wollen nicht gesucht sein. Man soll sie haben —, aber man soll eher noch nach Schuld und Schmerzen suchen! —

*

* *

[«]

6.

Oh meine Brüder, wer ein Erstling ist, der wird immer geopfert. Nun aber sind wir Erstlinge.

Wir bluten Alle an geheimen Opfertischen, wir brennen und braten Alle zu Ehren alter Götzenbilder.

Unser Bestes ist noch jung: das reizt alte Gaumen. Unser Fleisch ist zart, unser Fell ist nur ein Lamm-Fell: — wie sollten wir nicht alte Götzenpriester reizen!

In uns selber wohnt er noch, der alte Götzenpriester, der unser Bestes sich zum Schmause brät. Ach, meine Brüder, wie sollten Erstlinge nicht Opfer sein!

Aber so will es unsre Art; und ich liebe Die, welche sich nicht bewahren wollen. Die Untergehenden liebe ich mit meiner ganzen Liebe: denn sie gehn hinüber. —

*

*   *

[«]

7.

Wahr sein — das können Wenige! Und wer es kann, der will es noch nicht! Am wenigsten aber können es die Guten.

Oh diese Guten! — Gute Menschen reden nie die Wahrheit; für den Geist ist solchermaassen gut sein eine Krankheit.

Sie geben nach, diese Guten, sie ergeben sich, ihr Herz spricht nach, ihr Grund gehorcht: wer aber gehorcht, der hört sich selber nicht!

Alles, was den Guten böse heisst, muss zusammen kommen, dass Eine Wahrheit geboren werde: oh meine Brüder, seid ihr auch böse genug zu dieser Wahrheit?

Das verwegene Wagen, das lange Misstrauen, das grausame Nein, der Überdruss, das Schneiden in's Lebendige — wie selten kommt das zusammen! Aus solchem Samen aber wird — Wahrheit gezeugt!

Neben dem bösen Gewissen wuchs bisher alles Wissen! Zerbrecht, zerbrecht mir, ihr Erkennenden, die alten Tafeln!

*

*		*

[«]

8.

Wenn das Wasser Balken hat, wenn Stege und Geländer über den Fluss springen: wahrlich, da findet Keiner Glauben, der da spricht: „Alles ist im Fluss.“

Sondern selber die Tölpel widersprechen ihm. „Wie? sagen die Tölpel, Alles wäre im Flusse? Balken und Geländer sind doch über dem Flusse!“

„Über dem Flusse ist Alles fest, alle die Werthe der Dinge, die Brücken, Begriffe, alles „Gut“ und „Böse“: das ist Alles fest!“—

Kommt gar der harte Winter, der Fluss-Thierbändiger: dann lernen auch die Witzigsten Misstrauen; und, wahrlich, nicht nur die Tölpel sprechen dann: „Sollte nicht Alles — stille stehn?“

„Im Grunde steht Alles stille“ —, das ist eine rechte Winter-Lehre, ein gut Ding für unfruchtbare Zeit, ein guter Trost für Winterschläfer und Ofenhocker.

„Im Grund steht Alles still“ —: dagegen aber predigt der Thauwind!

Der Thauwind, ein Stier, der kein pflügender Stier ist, — ein wüthender Stier, ein Zerstörer, der mit zornigen Hörnern Eis bricht! Eis aber — — bricht Stege!

Oh meine Brüder, ist jetzt nicht Alles im Flusse? Sind nicht alle Geländer und Stege in’s Wasser gefallen? Wer hielte sich noch an „Gut“ und „Böse“?

„Wehe uns! Heil uns! Der Thauwind weht!“ — Also predigt mir, oh meine Brüder, durch alle Gassen!

*

*		*

[«]

9.

Es giebt einen alten Wahn, der heisst Gut und Böse. Um Wahrsager und Sterndeuter drehte sich bisher das Rad dieses Wahns.

Einst glaubte man an Wahrsager und Sterndeuter: und darum glaubte man „Alles ist Schicksal: du sollst, denn du musst!“

Dann wieder misstraute man allen Wahrsagern und Sterndeutern: und darum glaubte man „Alles ist Freiheit: du kannst, denn du willst!“

Oh meine Brüder, über Sterne und Zukunft ist bisher nur gewähnt, nicht gewusst worden: und darum ist über Gut und Böse bisher nur gewähnt, nicht gewusst worden!

*

* *

[«]

10.

„Du sollst nicht rauben! Du sollst nicht todtschlagen!“ — solche Worte hiess man einst heilig; vor ihnen beugte man Knie und Köpfe und zog die Schuhe aus.

Aber ich frage euch: wo gab es je bessere Räuber und Todtschläger in der Welt, als es solche heilige Worte waren?

Ist in allem Leben selber nicht — Rauben und Todtschlagen? Und dass solche Worte heilig hiessen, wurde damit die Wahrheit selber nicht — todtgeschlagen?

Oder war es eine Predigt des Todes, dass heilig hiess, was allem Leben widersprach und widerrieth? — Oh meine Brüder, zerbrecht, zerbrecht mir die alten Tafeln!

*

* *

[«]

11.

Diess ist mein Mitleid mit allem Vergangenen, dass ich sehe: es ist preisgegeben, —

— der Gnade, dem Geiste, dem Wahnsinne jedes Geschlechtes preisgegeben, das kommt und Alles, was war, zu seiner Brücke umdeutet!

Ein grosser Gewalt-Herr könnte kommen, ein gewitzter Unhold, der mit seiner Gnade und Ungnade alles Vergangene zwänge und zwängte: bis es ihm Brücke würde und Vorzeichen und Herold und Hahnenschrei.

Diess aber ist die andre Gefahr und mein andres Mitleiden: — wer vom Pöbel ist, dessen Gedenken geht zurück bis zum Grossvater, — mit dem Grossvater aber hört die Zeit auf.

Also ist alles Vergangene preisgegeben: denn es könnte einmal kommen, dass der Pöbel Herr würde und in seichten Gewässern alle Zeit ertränke.

Darum, oh meine Brüder, bedarf es eines neuen Adels, der allem Pöbel und allem Gewalt-Herrischen Widersacher ist und auf neue Tafeln neu das Wort schreibt „edel“.

Vieler Edlen nämlich bedarf es und vielerlei Edlen, dass es Adel gebe! Oder, wie ich einst im Gleichniss sprach: „Das eben ist Göttlichkeit, dass es Götter, aber keinen Gott giebt!“

*

*   *

[«]

12.

Oh meine Brüder, ich weihe und weise euch zu einem neuen Adel: ihr sollt mir Zeuger und Züchter werden und Säemänner der Zukunft, —

— wahrlich, nicht zu einem Adel, den ihr kaufen könntet gleich den Krämern und mit Krämer-Golde: denn wenig Werth hat Alles, was seinen Preis hat.

Nicht, woher ihr kommt, mache euch fürderhin eure Ehre, sondern wohin ihr geht! Euer Wille und euer Fuss, der über euch selber hinaus will, — das mache eure neue Ehre!

Wahrlich nicht, dass ihr einem Fürsten gedient habt — was liegt noch an Fürsten! — oder dem, was steht, zum Bollwerk wurdet, dass es fester stünde!

Nicht, dass euer Geschlecht an Höfen höfisch wurde, und ihr lerntet, bunt, einem Flamingo ähnlich, lange Stunden in flachen Teichen stehn.

— Denn Stehen-können ist ein Verdienst bei Höflingen; und alle Höflinge glauben, zur Seligkeit nach dem Tode gehöre —Sitzen-dürfen! —

Nicht auch, dass ein Geist, den sie heilig nennen, eure Vorfahren in gelobte Länder führte, die ich nicht lobe: denn wo der schlimmste aller Bäume wuchs, das Kreuz, — an dem Lande ist Nichts zu loben! —

— und wahrlich, wohin dieser „heilige Geist“ auch seine Ritter führte, immer liefen bei solchen Zügen — Ziegen und Gänse und Kreuz- und Querköpfe voran! —

Oh meine Brüder, nicht zurück soll euer Adel schauen, sondern hinaus! Vertriebene sollt ihr sein aus allen Vater- und Urväterländern!

Eurer Kinder Land sollt ihr lieben: diese Liebe sei euer neuer Adel, — das unentdeckte, im fernsten Meere! Nach ihm heisse ich eure Segel suchen und suchen!

An euren Kindern sollt ihr gut machen, dass ihr eurer Väter Kinder seid: alles Vergangene sollt ihr so erlösen! Diese neue Tafel stelle ich über euch!

*

*　　*

[«]

13.

„Wozu leben? Alles ist eitel! Leben — das ist Stroh dreschen; Leben — das ist sich verbrennen und doch nicht warm werden.“ —

Solch alterthümliches Geschwätz gilt immer noch als „Weisheit“; dass es aber alt ist und dumpfig riecht, darum wird es besser geehrt. Auch der Moder adelt. —

Kinder durften so reden: die scheuen das Feuer, weil es sie brannte! Es ist viel Kinderei in den alten Büchern der Weisheit.

Und wer immer „Stroh drischt“, wie sollte der auf das Dreschen lästern dürfen! Solchem Narren müsste man doch das Maul verbinden!

Solche setzen sich zu Tisch und bringen Nichts mit, selbst den guten Hunger nicht: — und nun lästern sie „Alles ist eitel!“

Aber gut essen und trinken, oh meine Brüder, ist wahrlich keine eitle Kunst! Zerbrecht, zerbrecht mir die Tafeln der Nimmer-Frohen!

*

*   *

[«]

14.

„Dem Reinen ist Alles rein“ — so spricht das Volk. Ich aber sage euch: den Schweinen wird Alles Schwein!

Darum predigen die Schwärmer und Kopfhänger, denen auch das Herz niederhängt: „die Welt selber ist ein kothiges Ungeheuer.“

Denn diese Alle sind unsäuberlichen Geistes; sonderlich aber jene, welche nicht Ruhe, noch Rast haben, es sei denn, sie sehen die Welt von hinten, — die Hinterweltler!

Denen sage ich in’s Gesicht, ob es gleich nicht lieblich klingt: die Welt gleicht darin dem Menschen, dass sie einen Hintern hat, — so Viel ist wahr!

Es giebt in der Welt viel Koth: so Viel ist wahr! Aber darum ist die Welt selber noch kein kothiges Ungeheuer!

Es ist Weisheit darin, dass Vieles in der Welt übel riecht: der Ekel selber schafft Flügel und quellenahnende Kräfte!

An dem Besten ist noch Etwas zum Ekeln; und der Beste ist noch Etwas, das überwunden werden muss! —

Oh meine Brüder, es ist viel Weisheit darin, dass viel Koth in der Welt ist! —

*

*   *

[«]

15.

Solche Sprüche hörte ich fromme Hinterweltler zu ihrem Gewissen reden; und wahrlich, ohne Arg und Falsch, — ob es schon nichts Falscheres in der Welt giebt, noch Ärgeres.

„Lass doch die Welt die Welt sein! Hebe dawider auch nicht Einen Finger auf!“

„Lass, wer da wolle, die Leute würgen und stechen und schneiden und schaben: hebe dawider auch nicht Einen Finger auf! Darob lernen sie noch der Welt absagen.“

„Und deine eigne Vernunft — die sollst du selber görgeln und würgen; denn es ist eine Vernunft von dieser Welt, — darob lernst du selber der Welt absagen.“ —

— Zerbrecht, zerbrecht mir, oh meine Brüder, diese alten Tafeln der Frommen! Zersprecht mir die Sprüche der Welt-Verleumder!

*

* *

[«]

16.

„Wer viel lernt, der verlernt alles heftige Begehren“ — das flüstert man heute sich zu auf allen dunklen Gassen.

„Weisheit macht müde, es lohnt sich — Nichts; du sollst nicht begehren!“ — diese neue Tafel fand ich hängen selbst auf offnen Märkten.

Zerbrecht mir, oh meine Brüder, zerbrecht mir auch diese neue Tafel! Die Welt-Müden hängten sie hin und die Prediger des Todes, und auch die Stockmeister: denn seht, es ist auch eine Predigt zur Knechtschaft! —

Dass sie schlecht lernten und das Beste nicht, und Alles zu früh und Alles zu geschwind: dass sie schlecht assen, daher kam ihnen jener verdorbene Magen, —

— ein verdorbener Magen ist nämlich ihr Geist: der räth zum Tode! Denn wahrlich, meine Brüder, der Geist ist ein Magen!

Das Leben ist ein Born der Lust: aber aus wem der verdorbene Magen redet, der Vater der Trübsal, dem sind alle Quellen vergiftet.

Erkennen: das ist Lust dem Löwen-willigen! Aber wer müde wurde, der wird selber nur „gewollt“, mit dem spielen alle Wellen.

Und so ist es immer schwacher Menschen Art: sie verlieren sich auf ihren Wegen. Und zuletzt fragt noch ihre Müdigkeit: „wozu giengen wir jemals Wege! Es ist Alles gleich!“

Denen klingt es lieblich zu Ohren, dass gepredigt wird: „Es verlohnt sich Nichts! Ihr sollt nicht wollen!“ Diess aber ist eine Predigt zur Knechtschaft.

Oh meine Brüder, ein frischer Brause-Wind kommt Zarathustra allen Weg-Müden; viele Nasen wird er noch niesen machen!

Auch durch Mauern bläst mein freier Athem, und hinein in Gefängnisse und eingefangne Geister!

Wollen befreit: denn Wollen ist Schaffen: so lehre ich. Und nur zum Schaffen sollt ihr lernen!

Und auch das Lernen sollt ihr erst von mir lernen, das Gut-Lernen! — Wer Ohren hat, der höre!

*

* *

[«]

17.

Da steht der Nachen, — dort hinüber geht es vielleicht in’s grosse Nichts. — Aber wer will in diess „Vielleicht“ einsteigen?

Niemand von euch will in den Todes-Nachen einsteigen! Wieso wollt ihr dann Welt-Müde sein!

Weltmüde! Und noch nicht einmal Erd-Entrückte wurdet ihr! Lüstern fand ich euch immer noch nach Erde, verliebt noch in die eigne Erd-Müdigkeit!

Nicht umsonst hängt euch die Lippe herab: — ein kleiner Erden-Wunsch sitzt noch darauf! Und im Auge — schwimmt da nicht ein Wölkchen unvergessner Erden-Lust?

Es giebt auf Erden viel gute Erfindungen, die einen nützlich, die andern angenehm: derentwegen ist die Erde zu lieben.

Und mancherlei so gut Erfundenes giebt es da, dass es ist wie des Weibes Busen: nützlich zugleich und angenehm.

Ihr Welt-Müden aber! Ihr Erden-Faulen! Euch soll man mit Ruthen streichen! Mit Ruthenstreichen soll man euch wieder muntre Beine machen.

Denn: seid ihr nicht Kranke und verlebte Wichte, deren die Erde müde ist, so seid ihr schlaue Faulthiere oder naschhafte verkrochene Lust-Katzen. Und wollt ihr nicht wieder lustig laufen, so sollt ihr— dahinfahren!

An Unheilbaren soll man nicht Arzt sein wollen: also lehrt es Zarathustra: — so sollt ihr dahinfahren!

Aber es gehört mehr Muth dazu, ein Ende zu machen, als einen neuen Vers: das wissen alle Ärzte und Dichter. —

*

* *

[«]

18.

Oh meine Brüder, es giebt Tafeln, welche die Ermüdung, und Tafeln, welche die Faulheit schuf, die faulige: ob sie schon gleich reden, so wollen sie doch ungleich gehört sein. —

Seht hier diesen Verschmachtenden! Nur eine Spanne weit ist er noch von seinem Ziele, aber vor Müdigkeit hat er sich trotzig hier in den Staub gelegt: dieser Tapfere!

Vor Müdigkeit gähnt er Weg und Erde und Ziel und sich selber an: keinen Schritt will er noch weiter thun, — dieser Tapfere!

Nun glüht die Sonne auf ihn, und die Hunde lecken nach seinem Schweisse: aber er liegt da in seinem Trotze und will lieber verschmachten: —

— eine Spanne weit von seinem Ziele verschmachten! Wahrlich, ihr werdet ihn noch an den Haaren in seinen Himmel ziehen müssen, — diesen Helden!

Besser noch, ihr lasst ihn liegen, wohin er sich gelegt hat, dass der Schlaf ihm komme, der Tröster, mit kühlendem Rausche-Regen:

Lasst ihn liegen, bis er von selber wach wird, — bis er von selber alle Müdigkeit widerruft und was Müdigkeit aus ihm lehrte!

Nur, meine Brüder, dass ihr die Hunde von ihm scheucht, die faulen Schleicher, und all das schwärmende Geschmeiss: —

— all das schwärmende Geschmeiss der „Gebildeten“, das sich am Schweisse jedes Helden — gütlich thut! —

*

*   *

[«]

19.

Ich schliesse Kreise um mich und heilige Grenzen; immer Wenigere steigen mit mir auf immer höhere Berge, — ich baue ein Gebirge aus immer heiligeren Bergen. —

Wohin ihr aber auch mit mir steigen mögt, oh meine Brüder: seht zu, dass nicht ein Schmarotzer mit euch steige!

Schmarotzer: das ist ein Gewürm, ein kriechendes, geschmiegtes, das fett werden will an euren kranken wunden Winkeln.

Und das ist seine Kunst, dass er steigende Seelen erräth, wo sie müde sind: in euren Gram und Unmuth, in eure zarte Scham baut er sein ekles Nest.

Wo der Starke schwach, der Edle allzumild ist, — dahinein baut er sein ekles Nest: der Schmarotzer wohnt, wo der Grosse kleine wunde Winkel hat.

Was ist die höchste Art alles Seienden und was die geringste? Der Schmarotzer ist die geringste Art; wer aber höchster Art ist, der ernährt die meisten Schmarotzer.

Die Seele nämlich, welche die längste Leiter hat und am tiefsten hinunter kann: wie sollten nicht an der die meisten Schmarotzer sitzen? —

— die umfänglichste Seele, welche am weitesten in sich laufen und irren und schweifen kann; die nothwendigste, welche sich aus Lust in den Zufall stürzt: —

— die seiende Seele, welche in's Werden taucht; die habende, welche in's Wollen und Verlangen will: —

— die sich selber fliehende, die sich selber im weitesten Kreise einholt; die weiseste Seele, welcher die Narrheit am süssesten zuredet: —

— die sich selber liebendste, in der alle Dinge ihr Strömen und Wiederströmen und Ebbe und Fluth haben: — oh wie sollte die höchste Seele nicht die schlimmsten Schmarotzer haben?

*

*   *

[«]

20.

Oh meine Brüder, bin ich denn grausam? Aber ich sage: was fällt, das soll man auch noch stossen!

Das Alles von Heute — das fällt, das verfällt: wer wollte es halten! Aber ich — ich *will* es noch stossen!

Kennt ihr die Wollust, die Steine in steile Tiefen rollt? — Diese Menschen von heute: seht sie doch, wie sie in meine Tiefen rollen!

Ein Vorspiel bin ich besserer Spieler, oh meine Brüder! Ein Beispiel! *Thut* nach meinem Beispiele!

Und wen ihr nicht fliegen lehrt, den lehrt mir — *schneller fallen!* —

*

* *

[«]

21.

Ich liebe die Tapferen: aber es ist nicht genug, Hau-Degen sein, — man muss auch wissen Hau-schau-*Wen*!

Und oft ist mehr Tapferkeit darin, dass Einer an sich hält und vorübergeht: *damit* er sich dem würdigeren Feinde aufspare!

Ich sollt nur Feinde haben, die zu hassen sind, aber nicht Feinde zum Verachten: ihr müsst stolz auf euren Feind sein: also lehrte ich schon Ein Mal.

Dem würdigeren Feinde, oh meine Freunde, sollt ihr euch aufsparen: darum müsst ihr an Vielem vorübergehn, —

— sonderlich an vielem Gesindel, das euch in die Ohren lärmt von Volk und Völkern.

Haltet euer Auge rein von ihrem Für und Wider! Da giebt es viel Recht, viel Unrecht: wer da zusieht, wird zornig.

Dreinschaun, dreinhaun — das ist da Eins: darum geht weg in die Wälder und legt euer Schwert schlafen!

Geht eure Wege! Und lasst Volk und Völker die ihren gehn! — dunkle Wege wahrlich, auf denen auch nicht Eine Hoffnung mehr wetterleuchtet!

Mag da der Krämer herrschen, wo Alles, was noch glänzt— Krämer-Gold ist! Es ist die Zeit der Könige nicht mehr: was sich heute Volk heisst, verdient keine Könige.

Seht doch, wie diese Völker jetzt selber den Krämern gleich thun: sie lesen sich die kleinsten Vortheile noch aus jedem Kehricht!

Sie lauern einander auf, sie lauern einander Etwas ab, — das heissen sie „gute Nachbarschaft." Oh selige ferne Zeit, wo ein Volk sich sagte: „ich will über Völker — Herr sein!"

Denn, meine Brüder: das Beste soll herrschen, das Beste will auch herrschen! Und wo die Lehre anders lautet, da — fehlt es am Besten.

*

* *

[«]

22.

Wenn Die — Brod umsonst hätten, wehe! Wonach würden Die schrein! Ihr Unterhalt — das ist ihre rechte Unterhaltung; und sie sollen es schwer haben!

Raubthiere sind es: in ihrem „Arbeiten" — da ist auch noch Rauben, in ihrem „Verdienen" — da ist auch noch Überlisten! Darum sollen sie es schwer haben!

Bessere Raubthiere sollen sie also werden, feinere, klügere, menschenähnlichere: der Mensch nämlich ist das beste Raubthier.

Allen Thieren hat der Mensch schon ihre Tugenden abgeraubt: das macht, von allen Thieren hat es der Mensch am schwersten gehabt.

Nur noch die Vögel sind über ihm. Und wenn der Mensch noch fliegen lernte, wehe! wohinauf — würde seine Raublust fliegen!

*

* *

[«]

23.

So will ich Mann und Weib: kriegstüchtig den Einen, gebärtüchtig das Andre, beide aber tanztüchtig mit Kopf und Beinen.

Und verloren sei uns der Tag, wo nicht Ein Mal getanzt wurde! Und falsch heisse uns jede Wahrheit, bei der es nicht Ein Gelächter gab!

*

* *

[«]

24.

Euer Eheschliessen: seht zu, dass es nicht ein schlechtes Schliessen sei! Ihr schlosset zu schnell: so folgt daraus — Ehebrechen!

Und besser noch Ehebrechen als Ehe-biegen, Ehelügen! — So sprach mir ein Weib: „wohl brach ich die Ehe, aber zuerst brach die Ehe — mich!“

Schlimm-Gepaarte fand ich immer als die schlimmsten Rachsüchtigen: sie lassen es aller Welt entgelten, dass sie nicht mehr einzeln laufen.

Desswillen will ich, dass Redliche zu einander reden: „wir lieben uns: lasst uns zusehn, dass wir uns lieb behalten! Oder soll unser Versprechen ein Versehen sein?“

— „Gebt uns eine Frist und kleine Ehe, dass wir zusehn, ob wir zur grossen Ehe taugen! Es ist ein grosses Ding, immer zu Zwein sein!“

Also rathe ich allen Redlichen; und was wäre denn meine Liebe zum Übermenschen und zu Allem, was kommen soll, wenn ich anders riethe und redete!

Nicht nur fort euch zu pflanzen, sondern hinauf — dazu, oh meine Brüder, helfe euch der Garten der Ehe!

*

* *

[«]

25.

Wer über alte Ursprünge weise wurde, siehe, der wird zuletzt nach Quellen der Zukunft suchen und nach neuen Ursprüngen. —

Oh meine Brüder, es ist nicht über lange, da werden neue Völker entspringen und neue Quellen hinab in neue Tiefen rauschen.

Das Erdbeben nämlich — das verschüttet viel Brunnen, das schafft viel Verschmachten: das hebt auch innre Kräfte und Heimlichkeiten an’s Licht.

Das Erdbeben macht neue Quellen offenbar. Im Erdbeben alter Völker brechen neue Quellen aus.

Und wer da ruft: „Siehe hier ein Brunnen für viele Durstige, Ein Herz für viele Sehnsüchtige, Ein Wille für viele Werkzeuge“: — um den sammelt sich ein Volk, das ist: viel Versuchende.

Wer befehlen kann, wer gehorchen muss — Das wird da versucht! Ach, mit welch langem Suchen und Rathen und Missrathen und Lernen und Neu-Versuchen!

Die Menschen-Gesellschaft: die ist ein Versuch, so lehre ich’s, — ein langes Suchen: sie sucht aber den Befehlenden! —

— ein Versuch, oh meine Brüder! Und kein „Vertrag“! Zerbrecht, zerbrecht mir solch Wort der Weich-Herzen und Halb-und Halben!

*

*　　*

[«]

26.

Oh meine Brüder! Bei Welchen liegt doch die grösste Gefahr aller Menschen-Zukunft? Ist es nicht bei den Guten und Gerechten? —

— als bei Denen, die sprechen und im Herzen fühlen: „wir wissen schon, was gut ist und gerecht, wir haben es auch; wehe Denen, die hier noch suchen!“

Und was für Schaden auch die Bösen thun mögen: der Schaden der Guten ist der schädlichste Schaden!

Und was für Schaden auch die Welt-Verleumder thun mögen: der Schaden der Guten ist der schädlichste Schaden.

Oh meine Brüder, den Guten und Gerechten sah Einer einmal in’s Herz, der da sprach: „es sind die Pharisäer.“ Aber man verstand ihn nicht.

Die Guten und Gerechten selber durften ihn nicht verstehen: ihr Geist ist eingefangen in ihr gutes Gewissen. Die Dummheit der Guten ist unergründlich klug.

Das aber ist die Wahrheit: die Guten müssen Pharisäer sein, — sie haben keine Wahl!

Die Guten müssen Den kreuzigen, der sich seine eigne Tugend erfindet! Das ist die Wahrheit!

Der Zweite aber, der ihr Land entdeckte, Land, Herz und Erdreich der Guten und Gerechten: das war, der da fragte: „wen hassen sie am meisten?“

Den Schaffenden hassen sie am meisten: den, der Tafeln bricht und alte Werthe, den Brecher — den heissen sie Verbrecher.

Die Guten nämlich — die können nicht schaffen: die sind immer der Anfang vom Ende: —

— sie kreuzigen Den, der neue Werthe auf neue Tafeln schreibt, sie opfern sich die Zukunft, — sie kreuzigen alle Menschen-Zukunft!

Die Guten — die waren immer der Anfang vom Ende. —

*

* *

[«]

27.

Oh meine Brüder, verstandet ihr auch diess Wort? Und was ich einst sagte vom „letzten Menschen“? — —

Bei Welchen liegt die grösste Gefahr aller Menschen-Zukunft? Ist es nicht bei den Guten und Gerechten?

Zerbrecht, zerbrecht mir die Guten und Gerechten! — Oh meine Brüder, verstandet ihr auch diess Wort?

*

* *

[«]

28.

Ihr flieht von mir? Ihr seid erschreckt? Ihr zittert vor diesem Worte?

Oh meine Brüder, als ich euch die Guten zerbrechen hiess und die Tafeln der Guten: da erst schiffte ich den Menschen ein auf seine hohe See.

Und nun erst kommt ihm der grosse Schrecken, das grosse Um-sich-sehn, die grosse Krankheit, der grosse Ekel, die grosse See-Krankheit.

Falsche Küsten und falsche Sicherheiten lehrten euch die Guten; in Lügen der Guten wart ihr geboren und geborgen. Alles ist in den Grund hinein verlogen und verbogen durch die Guten.

Aber wer das Land „Mensch“ entdeckte, entdeckte auch das Land „Menschen-Zukunft“. Nun sollt ihr mir Seefahrer sein, wackere, geduldsame!

Aufrecht geht mir bei Zeiten, oh meine Brüder, lernt aufrecht gehn! Das Meer stürmt: Viele wollen an euch sich wieder aufrichten.

Das Meer stürmt: Alles ist im Meere. Wohlan! Wohlauf! Ihr alten Seemanns-Herzen!

Was Vaterland! Dorthin will unser Steuer, wo unser Kinder-Land ist! Dorthinaus, stürmischer als das Meer, stürmt unsre grosse Sehnsucht! —

*

* *

[«]

29.

„Warum so hart! — sprach zum Diamanten einst die Küchen-Kohle; sind wir denn nicht Nah-Verwandte?“ —

Warum so weich? Oh meine Brüder, also frage ich euch: seid ihr denn nicht — meine Brüder?

Warum so weich, so weichend und nachgebend? Warum ist so viel Leugnung, Verleugnung in eurem Herzen? So wenig Schicksal in eurem Blicke?

Und wollt ihr nicht Schicksale sein und Unerbittliche: wie könntet ihr mit mir — siegen?

Und wenn eure Härte nicht blitzen und scheiden und zerschneiden will: wie könntet ihr einst mit mir — schaffen?

Die Schaffenden nämlich sind hart. Und Seligkeit muss es euch dünken, eure Hand auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs, —

— Seligkeit, auf dem Willen von Jahrtausenden zu schreiben wie auf Erz, — härter als Erz, edler als Erz. Ganz hart ist allein das Edelste.

Diese neue Tafel, oh meine Brüder, stelle ich über euch: werdet hart! —

* * *

[«]

30.

Oh du mein Wille! Du Wende aller Noth, du meine Nothwendigkeit! Bewahre mich vor allen kleinen Siegen!

Du Schickung meiner Seele, die ich Schicksal heisse! Du In-mir! Über-mir! Bewahre und spare mich auf zu Einem grossen Schicksale!

Und deine letzte Grösse, mein Wille, spare dir für dein Letztes auf, — dass du unerbittlich bist in deinem Siege! Ach, wer unterlag nicht seinem Siege!

Ach, wessen Auge dunkelte nicht in dieser trunkenen Dämmerung! Ach, wessen Fuss taumelte nicht und verlernte im Siege — stehen! —

— Dass ich einst bereit und reif sei im grossen Mittage: bereit und reif gleich glühendem Erze, blitzschwangrer Wolke und schwellendem Milch-Euter: —

— bereit zu mir selber und zu meinem verborgensten Willen: ein Bogen brünstig nach seinem Pfeile, ein Pfeil brünstig nach seinem Sterne: —

— ein Stern bereit und reif in seinem Mittage, glühend, durchbohrt, selig vor vernichtenden Sonnen-Pfeilen: —

— eine Sonne selber und ein unerbittlicher Sonnen-Wille, zum Vernichten bereit im Siegen!

Oh Wille, Wende aller Noth, du meine Nothwendigkeit! Spare mich auf zu Einem grossen Siege! — —

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Der Genesende.

1.

Eines Morgens, nicht lange nach seiner Rückkehr zur Höhle, sprang Zarathustra von seinem Lager auf wie ein Toller, schrie mit furchtbarer Stimme und gebärdete sich, als ob noch Einer auf dem Lager läge, der nicht davon aufstehn wolle; und also tönte Zarathustra's Stimme, dass seine Thiere erschreckt hinzukamen, und dass aus allen Höhlen und Schlupfwinkeln, die Zarathustra's Höhle benachbart waren, alles Gethier davon huschte, — fliegend, flatternd, kriechend, springend, wie ihm nur die Art von Fuss und Flügel gegeben war. Zarathustra aber redete diese Worte:

Herauf, abgründlicher Gedanke, aus meiner Tiefe! Ich bin dein Hahn und Morgen-Grauen, verschlafener Wurm: auf! auf! Meine Stimme soll dich schon wach krähen!

Knüpfe die Fessel deiner Ohren los: horche! Denn ich will dich hören! Auf! Auf! Hier ist Donners genug, dass auch Gräber horchen lernen!

Und wische den Schlaf und alles Blöde, Blinde aus deinen Augen! Höre mich auch mit deinen Augen: meine Stimme ist ein Heilmittel noch für Blindgeborne.

Und bist du erst wach, sollst du mir ewig wach bleiben. Nicht ist das meine Art, Urgrossmütter aus dem Schlafe wecken, dass ich sie heisse — weiterschlafen!

Du regst dich, dehnst dich, röchelst? Auf! Auf! Nicht röcheln — reden sollst du mir! Zarathustra ruft dich, der Gottlose!

Ich, Zarathustra, der Fürsprecher des Lebens, der Fürsprecher des Leidens, der Fürsprecher des Kreises — dich rufe ich, meinen abgründlichsten Gedanken!

Heil mir! Du kommst — ich höre dich! Mein Abgrund redet, meine letzte Tiefe habe ich an's Licht gestülpt!

Heil mir! Heran! Gieb die Hand — — ha! lass! Haha! — — Ekel, Ekel, Ekel — — — wehe mir!

*

* *

[«]

2.

Kaum aber hatte Zarathustra diese Worte gesprochen, da stürzte er nieder gleich einem Todten und blieb lange wie ein Todter. Als er aber wieder zu sich kam, da war er bleich und zitterte und blieb liegen und wollte lange nicht essen noch trinken. Solches Wesen dauerte an ihm sieben Tage; seine Thiere verliessen ihn aber nicht bei Tag und Nacht, es sei denn, dass der Adler ausflog, Speise zu holen. Und was er holte und zusammenraubte, das legte er auf Zarathustra's Lager: also dass Zarathustra endlich unter gelben und rothen Beeren, Trauben, Rosenäpfeln, wohlriechendem Krautwerke und Pinien-Zapfen lag. Zu seinen Füssen aber waren zwei Lämmer gebreitet, welche der Adler mit Mühe ihren Hirten abgeraubt hatte.

Endlich, nach sieben Tagen, richtete sich Zarathustra auf seinem Lager auf, nahm einen Rosenapfel in die Hand, roch daran und fand seinen Geruch lieblich. Da glaubten seine Thiere, die Zeit sei gekommen, mit ihm zu reden.

„Oh Zarathustra, sagten sie, nun liegst du schon sieben Tage so, mit schweren Augen: willst du dich nicht endlich wieder auf deine Füsse stellen?

Tritt hinaus aus deiner Höhle: die Welt wartet dein wie ein Garten. Der Wind spielt mit schweren Wohlgerüchen, die zu dir wollen; und alle Bäche möchten dir nachlaufen.

Alle Dinge sehnen sich nach dir, dieweil du sieben Tage allein bliebst, — tritt hinaus aus deiner Höhle! Alle Dinge wollen deine Ärzte sein!

Kam wohl eine neue Erkenntniss zu dir, eine saure, schwere? Gleich angesäuertem Teige lagst du, deine Seele gieng auf und schwoll über alle ihre Ränder. —“

— Oh meine Thiere, antwortete Zarathustra, schwätzt also weiter und lasst mich zuhören! Es erquickt mich so, dass ihr schwätzt: wo geschwätzt wird, da liegt mir schon die Welt wie ein Garten.

Wie lieblich ist es, dass Worte und Töne da sind: sind nicht Worte und Töne Regenbogen und Schein-Brücken zwischen Ewig-Geschiedenem?

Zu jeder Seele gehört eine andre Welt; für jede Seele ist jede andre Seele eine Hinterwelt.

Zwischen dem Ähnlichsten gerade lügt der Schein am schönsten; denn die kleinste Kluft ist am schwersten zu überbrücken.

Für mich — wie gäbe es ein Ausser-mir? Es giebt kein Aussen! Aber das vergessen wir bei allen Tönen; wie lieblich ist es, dass wir vergessen!

Sind nicht den Dingen Namen und Töne geschenkt, dass der Mensch sich an den Dingen erquicke? Es ist eine schöne Narrethei, das Sprechen: damit tanzt der Mensch über alle Dinge.

Wie lieblich ist alles Reden und alle Lüge der Töne! Mit Tönen tanzt unsre Liebe auf bunten Regenbögen. —

— „Oh Zarathustra, sagten darauf die Thiere, Solchen, die denken wie wir, tanzen alle Dinge selber: das kommt und reicht sich die Hand und lacht und flieht — und kommt zurück.

Alles geht, Alles kommt zurück; ewig rollt das Rad des Seins. Alles stirbt, Alles blüht wieder auf, ewig läuft das Jahr des Seins.

Alles bricht, Alles wird neu gefügt; ewig baut sich das gleiche Haus des Seins. Alles scheidet, Alles grüsst sich wieder; ewig bleibt sich treu der Ring des Seins.

In jedem Nu beginnt das Sein; um jedes Hier rollt sich die Kugel Dort. Die Mitte ist überall. Krumm ist der Pfad der Ewigkeit.“ —

— Oh ihr Schalks-Narren und Drehorgeln! antwortete Zarathustra und lächelte wieder, wie gut wisst ihr, was sich in sieben Tagen erfüllen musste: —

— und wie jenes Unthier mir in den Schlund kroch und mich würgte! Aber ich biss ihm den Kopf ab und spie ihn weg von mir.

Und ihr, — ihr machtet schon ein Leier-Lied daraus? Nun aber liege ich da, müde noch von diesem Beissen und Wegspein, krank noch von der eigenen Erlösung.

Und ihr schautet dem Allen zu? Oh meine Thiere, seid auch ihr grausam? Habt ihr meinem grossen Schmerze zuschaun wollen, wie Menschen thun? Der Mensch nämlich ist das grausamste Thier.

Bei Trauerspielen, Stierkämpfen und Kreuzigungen ist es ihm bisher am wohlsten geworden auf Erden; und als er sich die Hölle erfand, siehe, da war das sein Himmel auf Erden.

Wenn der grosse Mensch schreit —: flugs läuft der kleine hinzu; und die Zunge hängt ihm aus dem Halse vor Lüsternheit. Er aber heisst es sein „Mitleiden.“

Der kleine Mensch, sonderlich der Dichter — wie eifrig klagt er das Leben in Worten an! Hört hin, aber überhört mir die Lust nicht, die in allem Anklagen ist!

Solche Ankläger des Lebens: die überwindet das Leben mit einem Augenblinzeln. „Du liebst mich? sagt die Freche; warte noch ein Wenig, noch habe ich für dich nicht Zeit.“

Der Mensch ist gegen sich selber das grausamste Thier; und bei Allem, was sich „Sünder“ und „Kreuzträger“ und „Büsser“ heisst, überhört mir die Wollust nicht, die in diesem Klagen und Anklagen ist!

Und ich selber — will ich damit des Menschen Ankläger sein? Ach, meine Thiere, Das allein lernte ich bisher, dass dem Menschen sein Bösestes nöthig ist zu seinem Besten, —

— dass alles Böseste seine beste Kraft ist und der härteste Stein dem höchsten Schaffenden; und dass der Mensch besser und böser werden muss: —

Nicht an diess Marterholz war ich geheftet, dass ich weiss: der Mensch ist böse, — sondern ich schrie, wie noch Niemand geschrien hat:

„Ach dass sein Bösestes so gar klein ist! Ach dass sein Bestes so gar klein ist!“

Der grosse Überdruss am Menschen — der würgte mich und war mir in den Schlund gekrochen: und was der Wahrsager wahrsagte: „Alles ist gleich, es lohnt sich Nichts, Wissen würgt.“

Eine lange Dämmerung hinkte vor mir her, eine todesmüde, todestrunkene Traurigkeit, welche mit gähnendem Munde redete.

„Ewig kehrt er wieder, der Mensch, dess du müde bist, der kleine Mensch“ — so gähnte meine Traurigkeit und schleppte den Fuss und konnte nicht einschlafen.

Zur Höhle wandelte sich mir die Menschen-Erde, ihre Brust sank hinein, alles Lebendige ward mir Menschen-Moder und Knochen und morsche Vergangenheit.

Mein Seufzen sass auf allen Menschen-Gräbern und konnte nicht mehr aufstehn; mein Seufzen und Fragen unkte und würgte und nagte und klagte bei Tag und Nacht:

— „ach, der Mensch kehrt ewig wieder! Der kleine Mensch kehrt ewig wieder!“ —

Nackt hatte ich einst Beide gesehn, den grössten Menschen und den kleinsten Menschen: allzuähnlich einander, — allzumenschlich auch den Grössten noch!

Allzuklein der Grösste! — Das war mein Überdruss am Menschen! Und ewige Wiederkunft auch des Kleinsten! — Das war mein Überdruss an allem Dasein!

Ach, Ekel! Ekel! Ekel! — — Also sprach Zarathustra und seufzte und schauderte; denn er erinnerte sich seiner Krankheit. Da liessen ihn aber seine Thiere nicht weiter reden.

„Sprich nicht weiter, du Genesender! — so antworteten ihm seine Thiere, sondern geh hinaus, wo die Welt auf dich wartet, gleich einem Garten.

Geh hinaus zu den Rosen und Bienen und Taubenschwärmen! Sonderlich aber zu den Singe-Vögeln: dass du ihnen das Singen ablernst!

Singen nämlich ist für Genesende; der Gesunde mag reden. Und wenn auch der Gesunde Lieder will, will er andre Lieder doch als der Genesende.“

— „Oh ihr Schalks-Narren und Drehorgeln, so schweigt doch! — antwortete Zarathustra und lächelte über seine Thiere. Wie gut ihr wisst, welchen Trost ich mir selber in sieben Tagen erfand!

Dass ich wieder singen müsse, — den Trost erfand ich mir und diese Genesung: wollt ihr auch daraus gleich wieder ein Leier-Lied machen?“

— „Sprich nicht weiter, antworteten ihm abermals seine Thiere; lieber noch, du Genesender, mache dir erst eine Leier zurecht, eine neue Leier!

Denn siehe doch, oh Zarathustra! Zu deinen neuen Liedern bedarf es neuer Leiern.

Singe und brause über, oh Zarathustra, heile mit neuen Liedern deine Seele: dass du dein grosses Schicksal tragest, das noch keines Menschen Schicksal war!

Denn deine Thiere wissen es wohl, oh Zarathustra, wer du bist und werden musst: siehe, du bist der Lehrer der ewigen Wiederkunft —, das ist nun dein Schicksal!

Dass du als der Erste diese Lehre lehren musst, — wie sollte diess grosse Schicksal nicht auch deine grösste Gefahr und Krankheit sein!

Siehe, wir wissen, was du lehrst: dass alle Dinge ewig wiederkehren und wir selber mit, und dass wir schon ewige Male dagewesen sind, und alle Dinge mit uns.

Du lehrst, dass es ein grosses Jahr des Werdens giebt, ein Ungeheuer von grossem Jahre: das muss sich, einer Sanduhr gleich, immer wieder von Neuem umdrehn, damit es von Neuem ablaufe und auslaufe: —

— so dass alle diese Jahre sich selber gleich sind, im Grössten und auch im Kleinsten, — so dass wir selber in jedem grossen Jahre uns selber gleich sind, im Grössten und auch im Kleinsten.

Und wenn du jetzt sterben wolltest, oh Zarathustra: siehe, wir wissen auch, wie du da zu dir sprechen würdest: — aber deine Thiere bitten dich, dass du noch nicht sterbest!

Du würdest sprechen und ohne Zittern, vielmehr aufathmend vor Seligkeit: denn eine grosse Schwere und Schwüle wäre von dir genommen, du Geduldigster! —

„Nun sterbe und schwinde ich, würdest du sprechen, und im Nu bin ich ein Nichts. Die Seelen sind so sterblich wie die Leiber.

Aber der Knoten von Ursachen kehrt wieder, in den ich verschlungen bin, — der wird mich wieder schaffen! Ich selber gehöre zu den Ursachen der ewigen Wiederkunft.

Ich komme wieder, mit dieser Sonne, mit dieser Erde, mit diesem Adler, mit dieser Schlange — nicht zu einem neuen Leben oder besseren Leben oder ähnlichen Leben:

— ich komme ewig wieder zu diesem gleichen und selbigen Leben, im Grössten und auch im Kleinsten, dass ich wieder aller Dinge ewige Wiederkunft lehre, —

— dass ich wieder das Wort spreche vom grossen Erden- und Menschen-Mittage, dass ich wieder den Menschen den Übermenschen künde.

Ich sprach mein Wort, ich zerbreche an meinem Wort: so will es mein ewiges Loos —, als Verkündiger gehe ich zu Grunde!

Die Stunde kam nun, dass der Untergehende sich selber segnet. Also — endet Zarathustras Untergang.“— —

Als die Thiere diese Worte gesprochen hatten, schwiegen sie und warteten, dass Zarathustra Etwas zu ihnen sagen werde: aber Zarathustra hörte nicht, dass sie schwiegen. Vielmehr lag er still, mit geschlossenen Augen, einem Schlafenden ähnlich, ob er schon nicht schlief: denn er unterredete sich eben mit seiner Seele. Die Schlange aber und der Adler, als sie ihn solchermaassen schweigsam fanden, ehrten die grosse Stille um ihn und machten sich behutsam davon.

*

* *

[«]

Von der grossen Sehnsucht.

Oh meine Seele, ich lehrte dich „Heute“ sagen wie „Einst“ und „Ehemals“ und über alles Hier und Da und Dort deinen Reigen hinweg tanzen.

Oh meine Seele, ich erlöste dich von allen Winkeln, ich kehrte Staub, Spinnen und Zwielicht von dir ab.

Oh meine Seele, ich wusch die kleine Scham und die Winkel-Tugend von dir ab und überredete dich, nackt vor den Augen der Sonne zu stehn.

Mit dem Sturme, welcher „Geist“ heisst, blies ich über deine wogende See; alle Wolken blies ich davon, ich erwürgte selbst die Würgerin, die „Sünde“ heisst.

Oh meine Seele, ich gab dir das Recht, Nein zu sagen wie der Sturm und Ja zu sagen wie offner Himmel Ja sagt: still wie Licht stehst du und gehst du nun durch verneinende Stürme.

Oh meine Seele, ich gab dir die Freiheit zurück über Erschaffnes und Unerschaffnes: und wer kennt, wie du sie kennst, die Wollust des Zukünftigen?

Oh meine Seele, ich lehrte dich das Verachten, das nicht wie ein Wurmfrass kommt, das grosse, das liebende Verachten, welches am meisten liebt, wo es am meisten verachtet.

Oh meine Seele, ich lehrte dich so überreden, dass du zu dir die Gründe selber überredest: der Sonne gleich, die das Meer noch zu seiner Höhe überredet.

Oh meine Seele, ich nahm von dir alles Gehorchen Kniebeugen und Herr-Sagen; ich gab dir selber den Namen „Wende der Noth“ und „Schicksal“.

Oh meine Seele, ich gab dir neue Namen und bunte Spielwerke, ich hiess dich „Schicksal“ und „Umfang der Umfänge“ und „Nabelschnur der Zeit“ und „azurne Glocke“.

Oh meine Seele, deinem Erdreich gab ich alle Weisheit zu trinken, alle neuen Weine und auch alle unvordenklich alten starken Weine der Weisheit.

Oh meine Seele, jede Sonne goss ich auf dich und jede Nacht und jedes Schweigen und jede Sehnsucht: — da wuchsest du mir auf wie ein Weinstock.

Oh meine Seele, überreich und schwer stehst du nun da, ein Weinstock mit schwellenden Eutern und gedrängten braunen Gold-Weintrauben: —

— gedrängt und gedrückt von deinem Glücke, wartend vor Überflusse und schamhaft noch ob deines Wartens.

Oh meine Seele, es giebt nun nirgends eine Seele, die liebender wäre und umfangender und umfänglicher! Wo wäre Zukunft und Vergangnes näher beisammen als bei dir?

Oh meine Seele, ich gab dir Alles, und alle meine Hände sind an dich leer geworden: — und nun! Nun sagst du mir lächelnd und voll Schwermuth: „Wer von uns hat zu danken? —

— hat der Geber nicht zu danken, dass der Nehmende nahm? Ist Schenken nicht eine Nothdurft? Ist Nehmen nicht — Erbarmen?“ —

Oh meine Seele, ich verstehe das Lächeln deiner Schwermuth: dein Über-Reichthum selber streckt nun sehnende Hände aus!

Deine Fülle blickt über brausende Meere hin und sucht und wartet; die Sehnsucht der Über-Fülle blickt aus deinem lächelnden Augen-Himmel!

Und wahrlich, oh meine Seele! Wer sähe dein Lächeln und schmölze nicht vor Thränen? Die Engel selber schmelzen vor Thränen ob der Über-Güte deines Lächelns.

Deine Güte und Über-Güte ist es, die nicht klagen und weinen will: und doch sehnt sich, oh meine Seele, dein Lächeln nach Thränen und dein zitternder Mund nach Schluchzen.

„Ist alles Weinen nicht ein Klagen? Und alles Klagen nicht ein Anklagen?“ Also redest du zu dir selber, und darum willst du, oh meine Seele, lieber lächeln, als dein Leid ausschütten

— in stürzende Thränen ausschütten all dein Leid über deine Fülle und über all die Drängniss des Weinstocks nach Winzer und Winzermesser!

Aber willst du nicht weinen, nicht ausweinen deine purpurne Schwermuth, so wirst du singen müssen, oh meine Seele! — Siehe, ich lächle selber, der ich dir solches vorhersage:

— singen, mit brausendem Gesange, bis alle Meere still werden, dass sie deiner Sehnsucht zuhorchen, —

— bis über stille sehnsüchtige Meere der Nachen schwebt, das güldene Wunder, um dessen Gold alle guten schlimmen wunderlichen Dinge hüpfen: —

— auch vieles grosse und kleine Gethier und Alles, was leichte wunderliche Füsse hat, dass es auf veilchenblauen Pfaden laufen kann, —

— hin zu dem güldenen Wunder, dem freiwilligen Nachen und zu seinem Herrn: das aber ist der Winzer, der mit diamantenem Winzermesser wartet, —

— dein grosser Löser, oh meine Seele, der Namenlose — — dem zukünftige Gesänge erst Namen finden! Und wahrlich, schon duftet dein Athem nach zukünftigen Gesängen, —

— schon glühst du und träumst, schon trinkst du durstig an allen tiefen klingenden Trost-Brunnen, schon ruht deine Schwermuth in der Seligkeit zukünftiger Gesänge! — —

Oh meine Seele, nun gab ich dir Alles und auch mein Letztes, und alle meine Hände sind an dich leer geworden: — dass ich dich singen hiess, siehe, das war mein Letztes!

Dass ich dich singen hiess, sprich nun, sprich: wer von uns hat jetzt — zu danken? — Besser aber noch: singe mir, singe, oh meine Seele! Und mich lass danken! —

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Das andere Tanzlied.

1.

„In dein Auge schaute ich jüngst, oh Leben: Gold sah ich in deinem Nacht-Auge blinken, — mein Herz stand still vor dieser Wollust:

— einen goldenen Kahn sah ich blinken auf nächtigen Gewässern, einen sinkenden, trinkenden, wieder winkenden goldenen Schaukel-Kahn!

Nach meinem Fusse, dem tanzwüthigen, warfst du einen Blick, einen lachenden fragenden schmelzenden Schaukel-Blick:

Zwei Mal nur regtest du deine Klapper mit kleinen Händen — da schaukelte schon mein Fuss vor Tanz-Wuth. —

Meine Fersen bäumten sich, meine Zehen horchten, dich zu verstehen: trägt doch der Tänzer sein Ohr — in seinen Zehen!

Zu dir hin sprang ich: da flohst du zurück vor meinem Sprunge; und gegen mich züngelte deines fliehenden fliegenden Haars Zunge!

Von dir weg sprang ich und von deinen Schlangen: da standst du schon, halbgewandt, das Auge voll Verlangen.

Mit krummen Blicken — lehrst du mich krumme Bahnen; auf krummen Bahnen lernt mein Fuss — Tücken!

Ich fürchte dich Nahe, ich liebe dich Ferne; deine Flucht lockt mich, dein Suchen stockt mich: — ich leide, aber was litt ich um dich nicht gerne!

Deren Kälte zündet, deren Hass verführt, deren Flucht bindet, deren Spott — rührt:

— wer hasste dich nicht, dich grosse Binderin, Umwinderin, Versucherin, Sucherin, Finderin! Wer liebte dich nicht, dich unschuldige, ungeduldige, windseilige, kindsäugige Sünderin!

Wohin ziehst du mich jetzt, du Ausbund und Unband? Und jetzt fliehst du mich wieder, du süsser Wildfang und Undank!

Ich tanze dir nach, ich folge dir auch auf geringer Spur. Wo bist du? Gieb mir die Hand! Oder einen Finger nur!

Hier sind Höhlen und Dickichte: wir werden uns verirren! — Halt! Steh still! Siehst du nicht Eulen und Fledermäuse schwirren?

Du Eule! Du Fledermaus! Du willst mich äffen? Wo sind wir? Von den Hunden lerntest du diess Heulen und Kläffen.

Du fletschest mich lieblich an mit weissen Zähnlein, deine bösen Augen springen gegen mich aus lockichtem Mähnlein!

Das ist ein Tanz über Stock und Stein: ich bin der Jäger, — willst du mein Hund oder meine Gemse sein?

Jetzt neben mir! Und geschwind, du boshafte Springerin! Jetzt hinauf! Und hinüber! — Wehe! Da fiel ich selber im Springen hin!

Oh sieh mich liegen, du Übermuth, und um Gnade flehn! Gerne möchte ich mit dir — lieblichere Pfade gehn!

— der Liebe Pfade durch stille bunte Büsche! Oder dort den See entlang: da schwimmen und tanzen Goldfische!

Du bist jetzt müde? Da drüben sind Schafe und Abendröthen: ist es nicht schön, zu schlafen, wenn Schäfer flöten?

Du bist so arg müde? Ich trage dich hin, lass nur die Arme sinken! Und hast du Durst, — ich hätte wohl Etwas, aber dein Mund will es nicht trinken! —

— Oh diese verfluchte flinke gelenke Schlange und Schlupf-Hexe! Wo bist du hin? Aber im Gesicht fühle ich von deiner Hand zwei Tupfen und rothe Klexe!

Ich bin es wahrlich müde, immer dein schafichter Schäfer zu sein! Du Hexe, habe ich dir bisher gesungen, nun sollst du mir — schrein!

Nach dem Takt meiner Peitsche sollst du mir tanzen und schrein! Ich vergass doch die Peitsche nicht? — Nein!“ —

*

*　　*

[«]

2.

Da antwortete mir das Leben also und hielt sich dabei die zierlichen Ohren zu:

„Oh Zarathustra! Klatsche doch nicht so fürchterlich mit deiner Peitsche! Du weisst es ja: Lärm mordet Gedanken, — und eben kommen mir so zärtliche

Gedanken.

Wir sind Beide zwei rechte Thunichtgute und Thunichtböse. Jenseits von Gut und Böse fanden wir unser Eiland und unsre grüne Wiese — wir Zwei allein! Darum müssen wir schon einander gut sein!

Und lieben wir uns auch nicht von Grund aus —, muss man sich denn gram sein, wenn man sich nicht von Grund aus liebt?

Und dass ich dir gut bin und oft zu gut, Das weisst du: und der Grund ist, dass ich auf deine Weisheit eifersüchtig bin. Ah, diese tolle alte Närrin von Weisheit!

Wenn dir deine Weisheit einmal davonliefe, ach! da liefe dir schnell auch meine Liebe noch davon.“ —

Darauf blickte das Leben nachdenklich hinter sich und um sich und sagte leise: „Oh Zarathustra, du bist mir nicht treu genug!

Du liebst mich lange nicht so sehr wie du redest; ich weiss, du denkst daran, dass du mich bald verlassen willst.

Es giebt eine alte schwere schwere Brumm-Glocke: die brummt Nachts bis zu deiner Höhle hinauf: —

— hörst du diese Glocke Mitternachts die Stunde schlagen, so denkst du zwischen Eins und Zwölf daran —

— du denkst daran, oh Zarathustra, ich weiss es, dass du mich bald verlassen willst!“ —

„Ja, antwortete ich zögernd, aber du weisst es auch —“ Und ich sagte ihr Etwas in’s Ohr, mitten hinein zwischen ihre verwirrten gelben thörichten Haar-Zotteln.

Du weisst Das, oh Zarathustra? Das weiss Niemand. — —

Und wir sahen uns an und blickten auf die grüne Wiese, über welche eben der kühle Abend lief, und weinten mit einander. — Damals aber war mir das Leben lieber, als je alle meine Weisheit. —

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

3.

Eins!

Oh Mensch! Gieb Acht!

Zwei!

Was spricht die tiefe Mitternacht?

Drei!

„Ich schlief, ich schlief —,

Vier!

„Aus tiefem Traum bin ich erwacht: —

Fünf!

„Die Welt ist tief,

Sechs!

„Und tiefer als der Tag gedacht.

Sieben!

„Tief ist ihr Weh —,

Acht!

„Lust — tiefer noch als Herzeleid:

Neun!

„Weh spricht: Vergeh!

Zehn!

„Doch alle Lust will Ewigkeit —,

Elf!

„— will tiefe, tiefe Ewigkeit!

Zwölf!

*

* *

[«]

Die sieben Siegel.
(Oder: das Ja- und Amen-Lied.)

1.

Wenn ich ein Wahrsager bin und voll jenes wahrsagerischen Geistes, der auf hohem Joche zwischen zwei Meeren wandelt, —

zwischen Vergangenem und Zukünftigem als schwere Wolke wandelt, — schwülen Niederungen feind und Allem, was müde ist und nicht sterben, noch leben kann:

zum Blitze bereit im dunklen Busen und zum erlösenden Lichtstrahle, schwanger von Blitzen, die Ja! sagen, Ja! lachen, zu wahrsagerischen Blitzstrahlen: —

— selig aber ist der also Schwangere! Und wahrlich, lange muss als schweres Wetter am Berge hängen, wer einst das Licht der Zukunft zünden soll! —

oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft!

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

*

* *

[«]

2.

Wenn mein Zorn je Gräber brach, Grenzsteine rückte und alte Tafeln zerbrochen in steile Tiefen rollte:

Wenn mein Hohn je vermoderte Worte zerblies, und ich wie ein Besen kam den Kreuzspinnen und als Fegewind alten verdumpften Grabkammern:

Wenn ich je frohlockend sass, wo alte Götter begraben liegen, weltsegnend, weltliebend neben den Denkmalen alter Welt-Verleumder: —

— denn selbst Kirchen und Gottes-Gräber liebe ich, wenn der Himmel erst reinen Auges durch ihre zerbrochenen Decken blickt; gern sitze ich gleich Gras und rothem Mohne auf zerbrochnen Kirchen —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

*

* *

[«]

3.

Wenn je ein Hauch zu mir kam vom schöpferischen Hauche und von jener himmlischen Noth, die noch Zufälle zwingt, Sternen-Reigen zu tanzen:

Wenn ich je mit dem Lachen des schöpferischen Blitzes lachte, dem der lange Donner der That grollend, aber gehorsam nachfolgt:

Wenn ich je am Göttertisch der Erde mit Göttern Würfel spielte, dass die Erde bebte und brach und Feuerflüsse heraufschnob: —

— denn ein Göttertisch ist die Erde, und zitternd von schöpferischen neuen Worten und Götter-Würfen: —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

*

* *

[«]

4.

Wenn ich je vollen Zuges trank aus jenem schäumenden Würz- und Mischkruge, in dem alle Dinge gut gemischt sind:

Wenn meine Hand je Fernstes zum Nächsten goss und Feuer zu Geist und Lust zu Leid und Schlimmstes zum Gütigsten:

Wenn ich selber ein Korn bin von jenem erlösenden Salze, welches macht, dass alle Dinge im Mischkruge gut sich mischen: —

— denn es giebt ein Salz, das Gutes mit Bösem bindet; und auch das Böseste ist zum Würzen würdig und zum letzten Überschäumen: —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

*

* *

[«]

5.

Wenn ich dem Meere hold bin und Allem, was Meeres-Art ist, und am holdesten noch, wenn es mir zornig widerspricht:

Wenn jene suchende Lust in mir ist, die nach Unentdecktem die Segel treibt, wenn eine Seefahrer-Lust in meiner Lust ist:

Wenn je mein Frohlocken rief: „die Küste schwand, — nun fiel mir die letzte Kette ab —

— das Grenzenlose braust um mich, weit hinaus glänzt mir Raum und Zeit, wohlan! wohlauf! altes Herz!“ —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

*

*   *

[«]

6.

Wenn meine Tugend eines Tänzers Tugend ist, und ich oft mit beiden Füssen in gold-smaragdenes Entzücken sprang:

Wenn meine Bosheit eine lachende Bosheit ist, heimisch unter Rosenhängen und Lilien-Hecken:

— im Lachen nämlich ist alles Böse bei einander, aber heilig- und losgesprochen durch seine eigne Seligkeit: —

Und wenn Das mein A und O ist, dass alles Schwere leicht, aller Leib Tänzer, aller Geist Vogel werde: und wahrlich, Das ist mein A und O! —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft!

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

*

*   *

[«]

7.

Wenn ich je stille Himmel über mir ausspannte und mit eignen Flügeln in eigne Himmel flog:

Wenn ich spielend in tiefen Licht-Fernen schwamm, und meiner Freiheit Vogel-Weisheit kam: —

— so aber spricht Vogel-Weisheit: „Siehe, es giebt kein Oben, kein Unten! Wirf dich umher, hinaus, zurück, du Leichter! Singe! sprich nicht mehr!

— „sind alle Worte nicht für die Schweren gemacht? Lügen dem Leichten nicht alle Worte! Singe! sprich nicht mehr!“ —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

*

*   *

[«]

Also sprach Zarathustra.

Ein Buch für Alle und Keinen.

Vierter und letzter Theil.

Von
Friedrich Nietzsche.

Leipzig.
Verlag von E. W. Fritzsch.
1885.

Ach, wo in der Welt geschahen grössere Thorheiten, als bei den Mitleidigen? Und was in der Welt stiftete mehr Leid, als die Thorheiten der Mitleidigen?
Wehe allen Liebenden, die nicht noch eine Höhe haben, welche über ihrem Mitleiden ist!
Also sprach der Teufel einst zu mir: „auch Gott hat seine Hölle: das ist seine Liebe zu den Menschen.“
Und jüngst hörte ich ihn diess Wort sagen: „Gott ist todt; an seinem Mitleiden mit den Menschen ist Gott gestorben.“
Also sprach Zarathustra 2 p. 111

ALSO SPRACH ZARATHUSTRA IV

[«]

Das Honig-Opfer.
Der Nothschrei.
Gespräch mit den Königen.
Der Blutegel.
Der Zauberer.
Ausser Dienst.
Der hässlichste Mensch.
Der freiwillige Bettler.
Der Schatten.
Mittags.
Die Begrüssung.
Das Abendmahl.
Vom höheren Menschen.
Das Lied der Schwermuth.
Von der Wissenschaft.
Unter Töchtern der Wüste.
Die Erweckung.
Das Eselsfest.
Das Nachtwandler-Lied.
Das Zeichen.

Das Honig-Opfer.

— Und wieder liefen Monde und Jahre über Zarathustra’s Seele, und er achtete dessen nicht; sein Haar aber wurde weiss. Eines Tages, als er auf einem Steine vor seiner Höhle sass und still hinausschaute, — man schaut aber dort auf das Meer hinaus, und hinweg über gewundene Abgründe — da giengen seine Thiere nachdenklich um ihn herum und stellten sich endlich vor ihn hin.

„Oh Zarathustra, sagten sie, schaust du wohl aus nach deinem Glücke?“ — „Was liegt am Glücke! antwortete er, ich trachte lange nicht mehr nach Glücke, ich trachte nach meinem Werke.“ — „Oh Zarathustra, redeten die Thiere abermals, Das sagst du als Einer, der des Guten übergenug hat. Liegst du nicht in einem himmelblauen See von Glück?“ — „Ihr Schalks-Narren, antwortete Zarathustra und lächelte, wie gut wähltet ihr das Gleichniss! Aber ihr wisst auch, dass mein Glück schwer ist und nicht wie eine flüssige Wasserwelle: es drängt mich und will nicht von mir und thut gleich geschmolzenem Peche.“ —

Da giengen die Thiere wieder nachdenklich um ihn herum und stellten sich dann abermals vor ihn hin. „Oh Zarathustra, sagten sie, daher also kommt es, dass du selber immer gelber und dunkler wirst, obschon dein Haar weiss und flächsern aussehen will? Siehe doch, du sitzest in deinem Peche!“ — „Was sagt ihr da, meine Thiere, sagte Zarathustra und lachte dazu, wahrlich, ich lästerte als ich von Peche sprach. Wie mir geschieht, so geht es allen Früchten, die reif werden. Es ist der Honig in meinen Adern, der mein Blut dicker und auch meine Seele stiller macht.“ — „So wird es sein, oh Zarathustra, antworteten die Thiere und drängten sich an ihn; willst du aber nicht heute auf einen hohen Berg steigen? Die Luft ist rein, und man sieht heute mehr von der Welt als jemals.“ — „Ja, meine Thiere, antwortete er, ihr rathet trefflich und mir nach dem Herzen: ich will heute auf einen hohen Berg steigen! Aber sorgt, dass dort Honig mir zur Hand sei, gelber, weisser, guter, eisfrischer Waben-Goldhonig. Denn wisset, ich will droben das Honig-Opfer bringen.“ —

Als Zarathustra aber oben auf der Höhe war, sandte er die Thiere heim, die ihn geleitet hatten, und fand, dass er nunmehr allein sei: — da lachte er aus ganzem Herzen, sah sich um und sprach also:

Dass ich von Opfern sprach und Honig-Opfern, eine List war's nur meiner Rede und, wahrlich, eine nützliche Thorheit! Hier oben darf ich schon freier reden, als vor Einsiedler-Höhlen und Einsiedler-Hausthieren.

Was opfern! Ich verschwende, was mir geschenkt wird, ich Verschwender mit tausend Händen: wie dürfte ich Das noch — Opfern heissen!

Und als ich nach Honig begehrte, begehrte ich nur nach Köder und süssem Seime und Schleime, nach dem auch Brummbären und wunderliche mürrische böse Vögel die Zunge lecken:

— nach dem besten Köder, wie er Jägern und Fischfängern noththut. Denn wenn die Welt wie ein dunkler Thierwald ist und aller wilden Jäger Lustgarten, so dünkt sie mich noch mehr und lieber ein abgründliches reiches Meer,

— ein Meer voll bunter Fische und Krebse, nach dem es auch Götter gelüsten möchte, dass sie an ihm zu Fischern würden und zu Netz-Auswerfern: so reich ist die Welt an Wunderlichem, grossem und kleinem!

Sonderlich die Menschen-Welt, das Menschen-Meer: — nach dem werfe ich nun meine goldene Angelruthe aus und spreche: thue dich auf, du Menschen-Abgrund!

Thue dich auf und wirf mir deine Fische und Glitzer-Krebse zu! Mit meinem besten Köder ködere ich mir heute die wunderlichsten Menschen-Fische!

— mein Glück selber werfe ich hinaus in alle Weiten und Fernen, zwischen Aufgang, Mittag und Niedergang, ob nicht an meinem Glücke viele Menschen-Fische zerrn und zappeln lernen.

Bis sie, anbeissend an meine spitzen verborgenen Haken, hinauf müssen in meine Höhe, die buntesten Abgrund-Gründlinge zu dem boshaftigsten aller Menschen-Fischfänger.

Der nämlich bin ich von Grund und Anbeginn, ziehend, heranziehend, hinaufziehend, aufziehend, ein Zieher, Züchter und Zuchtmeister, der sich nicht umsonst einstmals zusprach: „Werde, der du bist!“

Also mögen nunmehr die Menschen zu mir hinauf kommen: denn noch warte ich der Zeichen, dass es Zeit sei zu meinem Niedergange, noch gehe ich selber nicht unter, wie ich muss, unter Menschen.

Dazu warte ich hier, listig und spöttisch auf hohen Bergen, kein Ungeduldiger, kein Geduldiger, vielmehr Einer, der auch die Geduld verlernt hat, — weil er nicht mehr „duldet.“

Mein Schicksal nämlich lässt mir Zeit: es vergass mich wohl? Oder sitzt es hinter einem grossen Steine im Schatten und fängt Fliegen?

Und wahrlich, ich bin ihm gut darob, meinem ewigen Schicksale, dass es mich nicht hetzt und drängt und mir Zeit zu Possen lässt und Bosheiten: also dass ich heute zu einem Fischfange auf diesen hohen Berg stieg.

Fieng wohl je ein Mensch auf hohen Bergen Fische? Und wenn es auch eine Thorheit ist, was ich hier oben will und treibe: besser noch Diess, als dass ich da unten feierlich würde vor Warten und grün und gelb —

— ein gespreitzter Zornschnauber vor Warten, ein heiliger Heule-Sturm aus Bergen, ein Ungeduldiger, der in die Thäler hinabruft: „Hört, oder ich peitsche euch mit der Geissel Gottes!“

Nicht dass ich solchen Zürnern darob gram würde: zum Lachen sind sie mir gut genung! Ungeduldig müssen sie schon sein, diese grossen Lärmtrommeln, welche heute oder niemals zu Worte kommen!

Ich aber und mein Schicksal — wir reden nicht zum Heute, wir reden auch nicht zum Niemals: wir haben zum Reden schon Geduld und Zeit und Überzeit. Denn einst muss er doch kommen und darf nicht vorübergehn.

Wer muss einst kommen und darf nicht vorübergehn? Unser grosser Hazar, das ist unser grosses fernes Menschen-Reich, das Zarathustra-Reich von tausend Jahren — —

Wie ferne mag solches „Ferne“ sein? was geht’s mich an! Aber darum steht es mir doch nicht minder fest —, mit beiden Füssen stehe ich sicher auf diesem Grunde,

— auf einem ewigen Grunde, auf hartem Urgesteine, auf diesem höchsten härtesten Urgebirge, zu dem alle Winde kommen als zur Wetterscheide, fragend nach Wo? und Woher? und Wohinaus?

Hier lache, lache, meine helle heile Bosheit! Von hohen Bergen wirf hinab dein glitzerndes Spott-Gelächter! Ködere mit deinem Glitzern mir die schönsten Menschen-Fische!

Und was in allen Meeren mir zugehört, mein An-und-für-mich in allen Dingen — Das fische mir heraus, Das führe zu mir herauf: dess warte ich, der boshaftigste aller Fischfänger.

Hinaus, hinaus, meine Angel! Hinein, hinab, Köder meines Glücks! Träufle deinen süssesten Thau, mein Herzens-Honig! Beisse, meine Angel, in den Bauch aller schwarzen Trübsal!

Hinaus, hinaus, mein Auge! Oh welche vielen Meere rings um mich, welch dämmernde Menschen-Zukünfte! Und über mir — welch rosenrothe Stille! Welch entwölktes Schweigen!

*

*   *

[«]

Der Nothschrei.

Des nächsten Tages sass Zarathustra wieder auf seinem Steine vor der Höhle, während die Thiere draussen in der Welt herumschweiften, dass sie neue Nahrung heimbrächten, — auch neuen Honig: denn Zarathustra hatte den alten Honig bis auf das letzte Korn verthan und verschwendet. Als er aber dermaassen dasass, mit einem Stecken in der Hand, und den Schatten seiner Gestalt auf der Erde abzeichnete, nachdenkend und, wahrlich! nicht über sich und seinen Schatten — da erschrak er mit Einem Male und fuhr zusammen: denn er sahe neben seinem Schatten noch einen andern Schatten. Und wie er schnell um sich blickte und aufstand, siehe, da stand der Wahrsager neben ihm, der selbe, den er einstmals an seinem Tische gespeist und getränkt hatte, der Verkündiger der grossen Müdigkeit, welcher lehrte: „Alles ist gleich, es lohnt sich Nichts, Welt ist ohne Sinn, Wissen würgt.“ Aber sein Antlitz hatte sich inzwischen verwandelt; und als ihm Zarathustra in die Augen blickte, wurde sein Herz abermals erschreckt: so viel schlimme Verkündigungen und aschgraue Blitze liefen über diess Gesicht.

Der Wahrsager, der es wahrgenommen, was sich in Zarathustra’s Seele zutrug, wischte mit der Hand über sein Antlitz hin, wie als ob er dasselbe wegwischen wollte; desgleichen that auch Zarathustra. Und als Beide dergestalt sich schweigend gefasst und gekräftigt hatten, gaben sie sich die Hände, zum Zeichen, dass sie sich wiedererkennen wollten.

„Sei mir willkommen, sagte Zarathustra, du Wahrsager der grossen Müdigkeit, du sollst nicht umsonst einstmals mein Tisch- und Gastfreund gewesen sein. Iss und trink auch heute bei mir und vergieb es, dass ein vergnügter alter Mann mit dir zu Tische sitzt!“ — „Ein vergnügter alter Mann? antwortete der Wahrsager, den Kopf schüttelnd: wer du aber auch bist oder sein willst, oh Zarathustra, du bist es zum Längsten hier Oben gewesen, — dein Nachen soll über Kurzem nicht mehr im Trocknen sitzen!“ — „Sitze ich denn im Trocknen?“ fragte Zarathustra lachend. „Die Wellen um deinen Berg, antwortete der Wahrsager, steigen und steigen, die Wellen grosser Noth und Trübsal: die werden bald auch deinen Nachen heben und dich davontragen.“ — Zarathustra schwieg hierauf und wunderte sich. — „Hörst du noch Nichts? fuhr der Wahrsager fort: rauscht und braust es nicht herauf aus der

Tiefe?“ — Zarathustra schwieg abermals und horchte: da hörte er einen langen, langen Schrei, welchen die Abgründe sich zuwarfen und weitergaben, denn keiner wollte ihn behalten: so böse klang er.

„Du schlimmer Verkündiger, sprach endlich Zarathustra, das ist ein Nothschrei und der Schrei eines Menschen, der mag wohl aus einem schwarzen Meere kommen. Aber was geht mich Menschen-Noth an! Meine letzte Sünde, die mir aufgespart blieb, — weisst du wohl, wie sie heisst?“

— „Mitleiden! antwortete der Wahrsager aus einem überströmenden Herzen und hob beide Hände empor — oh Zarathustra, ich komme, dass ich dich zu deiner letzten Sünde verführe!“ —

Und kaum waren diese Worte gesprochen, da erscholl der Schrei abermals, und länger und ängstlicher als vorher, auch schon viel näher. „Hörst du? Hörst du, oh Zarathustra? rief der Wahrsager, dir gilt der Schrei, dich ruft er: komm, komm, komm, es ist Zeit, es ist höchste Zeit!“ —

Zarathustra schwieg hierauf, verwirrt und erschüttert; endlich fragte er, wie Einer, der bei sich selber zögert: „Und wer ist das, der dort mich ruft?“

„Aber du weisst es ja, antwortete der Wahrsager heftig, was verbirgst du dich? Der höhere Mensch ist es, der nach dir schreit!“

„Der höhere Mensch? schrie Zarathustra von Grausen erfasst: was will der? Was will der? Der höhere Mensch! Was will der hier?“ — und seine Haut bedeckte sich mit Schweiss.

Der Wahrsager aber antwortete nicht auf die Angst Zarathustra’s, sondern horchte und horchte nach der Tiefe zu. Als es jedoch lange Zeit dort stille blieb, wandte er seinen Blick zurück und sahe Zarathustra stehn und zittern.

„Oh Zarathustra, hob er mit trauriger Stimme an, du stehst nicht da wie Einer, den sein Glück drehend macht: du wirst tanzen müssen, dass du mir nicht umfällst!

Aber wenn du auch vor mir tanzen wolltest und alle deine Seitensprünge springen: Niemand soll mir doch sagen dürfen: „Siehe, hier tanzt der letzte frohe Mensch!“

Umsonst käme Einer auf diese Höhe, der den hier suchte: Höhlen fände er wohl und Hinter-Höhlen, Verstecke für Versteckte, aber nicht Glücks-Schachte und Schatzkammern und neue Glücks-Goldadern.

Glück — wie fände man wohl das Glück bei solchen Vergrabenen und Einsiedlern! Muss ich das letzte Glück noch auf glückseligen Inseln suchen und ferne zwischen vergessenen Meeren?

Aber Alles ist gleich, es lohnt sich Nichts, es hilft kein Suchen, es giebt auch keine glückseligen Inseln mehr!“ — —

Also seufzte der Wahrsager; bei seinem letzten Seufzer aber wurde Zarathustra wieder hell und sicher, gleich Einem, der aus einem tiefen Schlunde an’s Licht kommt. „Nein! Nein! Drei Mal Nein! rief er mit starker Stimme und strich sich den Bart — Das weiss ich besser! Es giebt noch glückselige Inseln! Stille davon, du seufzender Trauersack!

Höre davon auf zu plätschern, du Regenwolke am Vormittag! Stehe ich denn nicht schon da, nass von deiner Trübsal und begossen wie ein Hund?

Nun schüttle ich mich und laufe dir davon, dass ich wieder trocken werde: dess darfst du nicht Wunder haben! Dünke ich dir unhöflich? Aber hier ist mein Hof.

Was aber deinen höheren Menschen angeht: wohlan! ich suche ihn flugs in jenen Wäldern: daher kam sein Schrei. Vielleicht bedrängt ihn da ein böses Thier.

Er ist in meinem Bereiche: darin soll er mir nicht zu Schaden kommen! Und wahrlich, es giebt viele böse Thiere bei mir.“ —

Mit diesen Worten wandte sich Zarathustra zum Gehen. Da sprach der Wahrsager: „Oh Zarathustra, du bist ein Schelm!

Ich weiss es schon: du willst mich los sein! Lieber noch läufst du in die Wälder und stellst bösen Thieren nach!

Aber was hilft es dir? Des Abends wirst du doch mich wiederhaben, in deiner eignen Höhle werde ich dasitzen, geduldig und schwer wie ein Klotz — und auf dich warten!“

„So sei’s! rief Zarathustra zurück im Fortgehn: und was mein ist in meiner Höhle, gehört auch dir, meinem Gastfreunde!

Solltest du aber drin noch Honig finden, wohlan! so lecke ihn nur auf, du Brummbär, und versüsse deine Seele! Am Abende nämlich wollen wir Beide guter Dinge sein,

— guter Dinge und froh darob, dass dieser Tag zu Ende gieng! Und du selber sollst zu meinen Liedern als mein Tanzbär tanzen.

Du glaubst nicht daran? Du schüttelst den Kopf? Wohlan! Wohlauf! Alter Bär! Aber auch ich — bin ein Wahrsager.“

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Gespräch mit den Königen.

1.

Zarathustra war noch keine Stunde in seinen Bergen und Wäldern unterwegs, da sahe er mit Einem Male einen seltsamen Aufzug. Gerade auf dem Wege, den er hinabwollte, kamen zwei Könige gegangen, mit Kronen und Purpurgürteln geschmückt und bunt wie Flamingo-Vögel: die trieben einen beladenen Esel vor sich her. „Was wollen diese Könige in meinem Reiche?“ sprach Zarathustra erstaunt zu seinem Herzen und versteckte sich geschwind hinter einem Busche. Als aber die Könige bis zu ihm herankamen, sagte er, halblaut, wie Einer, der zu sich allein redet: „Seltsam! Seltsam! Wie reimt sich Das zusammen? Zwei Könige sehe ich — und nur Einen Esel!“

Da machten die beiden Könige Halt, lächelten, sahen nach der Stelle hin, woher die Stimme kam, und sahen sich nachher selber in’s Gesicht: „Solcherlei denkt man wohl auch unter uns, sagte der König zur Rechten, aber man spricht es nicht aus.“

Der König zur Linken aber zuckte mit den Achseln und antwortete: „Das mag wohl ein Ziegenhirt sein. Oder ein Einsiedler, der zu lange unter Felsen und Bäumen lebte. Gar keine Gesellschaft nämlich verdirbt auch die guten Sitten.“

„Die guten Sitten? entgegnete unwillig und bitter der andre König: wem laufen wir denn aus dem Wege? Ist es nicht den „guten Sitten“? Unsrer „guten Gesellschaft“?

Lieber, wahrlich, unter Einsiedlern und Ziegenhirten als mit unserm vergoldeten falschen überschminkten Pöbel leben, — ob er sich schon „gute Gesellschaft“ heisst,

— ob er sich schon „Adel“ heisst. Aber da ist Alles falsch und faul, voran das Blut, Dank alten schlechten Krankheiten und schlechteren Heil-Künstlern.

Der Beste und Liebste ist mir heute noch ein gesunder Bauer, grob, listig, hartnäckig, langhaltig: das ist heute die vornehmste Art.

Der Bauer ist heute der Beste; und Bauern-Art sollte Herr sein! Aber es ist das Reich des Pöbels, — ich lasse mir Nichts mehr vormachen. Pöbel aber, das heisst: Mischmasch.

Pöbel-Mischmasch: darin ist Alles in Allem durcheinander, Heiliger und Hallunke und Junker und Jude und jeglich Vieh aus der Arche Noäh.

Gute Sitten! Alles ist bei uns falsch und faul. Niemand weiss mehr zu verehren: dem gerade laufen wir davon. Es sind süssliche zudringliche Hunde, sie vergolden Palmenblätter.

Dieser Ekel würgt mich, dass wir Könige selber falsch wurden, überhängt und verkleidet durch alten vergilbten Grossväter-Prunk, Schaumünzen für die Dümmsten und die Schlauesten, und wer heute Alles mit der Macht Schacher treibt!

Wir sind nicht die Ersten — und müssen es doch bedeuten: dieser Betrügerei sind wir endlich satt und ekel geworden.

Dem Gesindel giengen wir aus dem Wege, allen diesen Schreihälsen und Schreib-Schmeissfliegen, dem Krämer-Gestank, dem Ehrgeiz-Gezappel, dem üblen Athem —: pfui, unter dem Gesindel leben,

— pfui, unter dem Gesindel die Ersten zu bedeuten! Ach, Ekel! Ekel! Ekel! Was liegt noch an uns Königen!“ —

„Deine alte Krankheit fällt dich an, sagte hier der König zur Linken, der Ekel fällt dich an, mein armer Bruder. Aber du weisst es doch, es hört uns Einer zu.“

Sofort erhob sich Zarathustra, der zu diesen Reden Ohren und Augen aufgesperrt hatte, aus seinem Schlupfwinkel, trat auf die Könige zu und begann:

„Der Euch zuhört, der Euch gerne zuhört, ihr Könige, der heisst Zarathustra.

Ich bin Zarathustra, der einst sprach: „Was liegt noch an Königen!“ Vergebt mir, ich freute mich, als Ihr zu einander sagtet: „Was liegt an uns Königen!“

Hier aber ist mein Reich und meine Herrschaft: was mögt Ihr wohl in meinem Reiche suchen? Vielleicht aber fandet Ihr unterwegs, was ich suche: nämlich den höheren Menschen.“

Als Diess die Könige hörten, schlugen sie sich an die Brust und sprachen mit Einem Munde: „Wir sind erkannt!

Mit dem Schwerte dieses Wortes zerhaust du unsres Herzens dickste Finsterniss. Du entdecktest unsre Noth, denn siehe! Wir sind unterwegs, dass wir den höheren Menschen fänden —

— den Menschen, der höher ist als wir: ob wir gleich Könige sind. Ihm führen wir diesen Esel zu. Der höchste Mensch nämlich soll auf Erden auch der höchste Herr sein.

Es giebt kein härteres Unglück in allem Menschen-Schicksale, als wenn die Mächtigen der Erde nicht auch die ersten Menschen sind. Da wird Alles falsch und schief und ungeheuer.

Und wenn sie gar die letzten sind und mehr Vieh als Mensch: da steigt und steigt der Pöbel im Preise, und endlich spricht gar die Pöbel-Tugend „siehe, ich allein bin Tugend!“ —

Was hörte ich eben? antwortete Zarathustra; welche Weisheit bei Königen! Ich bin entzückt, und, wahrlich, schon gelüstet’s mich, einen Reim darauf zu machen: —

— mag es auch ein Reim werden, der nicht für Jedermanns Ohren taugt. Ich verlernte seit langem schon die Rücksicht auf lange Ohren. Wohlan! Wohlauf!

(Hier aber geschah es, dass auch der Esel zu Worte kam: er sagte aber deutlich und mit bösem Willen I-A.)

Einstmals — ich glaub’, im Jahr des Heiles Eins —
Sprach die Sibylle, trunken sonder Weins:
„Weh, nun geht’s schief!
„Verfall! Verfall! Nie sank die Welt so tief!
„Rom sank zur Hure und zur Huren-Bude,
„Rom’s Caesar sank zum Vieh, Gott selbst — ward Jude!“

*

* *

[«]

2.

An diesen Reimen Zarathustra’s weideten sich die Könige; der König zur Rechten aber sprach: „oh Zarathustra, wie gut thaten wir, dass wir auszogen, dich zu sehn!

Deine Feinde nämlich zeigten uns dein Bild in ihrem Spiegel: da blicktest du mit der Fratze eines Teufels und hohnlachend: also dass wir uns vor dir fürchteten.

Aber was half’s! Immer wieder stachst du uns in Ohr und Herz mit deinen Sprüchen. Da sprachen wir endlich: was liegt daran, wie er aussieht!

Wir müssen ihn hören, ihn, der lehrt „ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen, und den kurzen Frieden mehr als den langen!“

Niemand sprach je so kriegerische Worte: „Was ist gut? Tapfer sein ist gut. Der gute Krieg ist’s, der jede Sache heiligt.“

Oh Zarathustra, unsrer Väter Blut rührte sich bei solchen Worten in unserm Leibe: das war wie die Rede des Frühlings zu alten Weinfässern.

Wenn die Schwerter durcheinander liefen gleich rothgefleckten Schlangen, da wurden unsre Väter dem Leben gut; alles Friedens Sonne dünkte sie flau und lau, der lange Frieden aber machte Scham.

Wie sie seufzten, unsre Väter, wenn sie an der Wand blitzblanke ausgedorrte Schwerter sahen! Denen gleich dürsteten sie nach Krieg. Ein Schwert nämlich will Blut trinken und funkelt vor Begierde.“ — —

— Als die Könige dergestalt mit Eifer von dem Glück ihrer Väter redeten und schwätzten, überkam Zarathustra keine kleine Lust, ihres Eifers zu spotten: denn ersichtlich waren es sehr friedfertige Könige, welche er vor sich sah, solche mit alten und feinen Gesichtern. Aber er bezwang sich. „Wohlan! sprach er, dorthin führt der Weg, da liegt die Höhle Zarathustra’s; und dieser Tag soll einen langen Abend haben! Jetzt aber ruft mich eilig ein Nothschrei fort von Euch.

Es ehrt meine Höhle, wenn Könige in ihr sitzen und warten wollen: aber, freilich, Ihr werdet lange warten müssen!

Je nun! Was thut’s! Wo lernt man heute besser warten als an Höfen? Und der Könige ganze Tugend, die ihnen übrig blieb, — heisst sie heute nicht: Warten-können?“

Also sprach Zarathustra.

*

* *

[«]

Der Blutegel.

Und Zarathustra gieng nachdenklich weiter und tiefer, durch Wälder und vorbei an moorigen Gründen; wie es aber Jedem ergeht, der über schwere Dinge nachdenkt, so trat er unversehens dabei auf einen Menschen. Und siehe, da sprützten ihm mit Einem Male ein Weheschrei und zwei Flüche und zwanzig schlimme Schimpfworte in's Gesicht: also dass er in seinem Schrecken den Stock erhob und auch auf den Getretenen noch zuschlug. Gleich darauf aber kam ihm die Besinnung; und sein Herz lachte über die Thorheit, die er eben gethan hatte.

„Vergieb, sagte er zu dem Getretenen, der sich grimmig erhoben und gesetzt hatte, vergieb und vernimm vor Allem erst ein Gleichniss.

Wie ein Wanderer, der von fernen Dingen träumt, unversehens auf einsamer Strasse einen schlafenden Hund anstösst, einen Hund, der in der Sonne liegt:

— wie da Beide auffahren, sich anfahren, Todfeinden gleich, diese zwei zu Tod Erschrockenen: also ergieng es uns.

Und doch! Und doch — wie wenig hat gefehlt, dass sie einander liebkosten, dieser Hund und dieser Einsame! Sind sie doch Beide — Einsame!"

— „Wer du auch sein magst, sagte immer noch grimmig der Getretene, du trittst mir auch mit deinem Gleichniss zu nahe, und nicht nur mit deinem Fusse!

Siehe doch, bin ich denn ein Hund?" — und dabei erhob sich der Sitzende und zog seinen nackten Arm aus dem Sumpfe. Zuerst nämlich hatte er ausgestreckt am Boden gelegen, verborgen und unkenntlich gleich Solchen, die einem Sumpf-Wilde auflauern.

„Aber was treibst du doch!" rief Zarathustra erschreckt, denn er sahe, dass über den nackten Arm weg viel Blut floss, — was ist dir zugestossen? Biss dich, du Unseliger, ein schlimmes Thier?

Der Blutende lachte, immer noch erzürnt. „Was geht's dich an! sagte er und wollte weitergehn. Hier bin ich heim und in meinem Bereiche. Mag mich fragen, wer da will: einem Tölpel aber werde ich schwerlich antworten."

„Du irrst, sagte Zarathustra mitleidig und hielt ihn fest, du irrst: hier bist du nicht bei dir, sondern in meinem Reiche, und darin soll mir Keiner zu Schaden kommen.

Nenne mich aber immerhin, wie du willst, — ich bin, der ich sein muss. Ich selber heisse mich Zarathustra.

Wohlan! Dort hinauf geht der Weg zu Zarathustra’s Höhle: die ist nicht fern, — willst du nicht bei mir deiner Wunden warten?

Es gieng dir schlimm, du Unseliger, in diesem Leben: erst biss dich das Thier, und dann — trat dich der Mensch!“ — —

Als aber der Getretene den Namen Zarathustra’s hörte, verwandelte er sich. „Was geschieht mir doch! rief er aus, wer kümmert mich denn noch in diesem Leben, als dieser Eine Mensch, nämlich Zarathustra, und jenes Eine Thier, das vom Blute lebt, der Blutegel?

Des Blutegels halber lag ich hier an diesem Sumpfe wie ein Fischer, und schon war mein ausgehängter Arm zehn Mal angebissen, da beisst noch ein schönerer Igel nach meinem Blute, Zarathustra selber!

Oh Glück! Oh Wunder! Gelobt sei dieser Tag, der mich in diesen Sumpf lockte! Gelobt sei der beste lebendigste Schröpfkopf, der heut lebt, gelobt sei der grosse Gewissens-Blutegel Zarathustra!“ —

Also sprach der Getretene; und Zarathustra freute sich über seine Worte und ihre feine ehrfürchtige Art. „Wer bist du? fragte er und reichte ihm die Hand, zwischen uns bleibt Viel aufzuklären und aufzuheitern: aber schon, dünkt mich, wird es reiner heller Tag.“

„Ich bin der Gewissenhafte des Geistes, antwortete der Gefragte, und in Dingen des Geistes nimmt es nicht leicht Einer strenger, enger und härter als ich, ausgenommen der, von dem ich’s lernte, Zarathustra selber.

Lieber Nichts wissen, als Vieles halb wissen! Lieber ein Narr sein auf eigne Faust, als ein Weiser nach fremdem Gutdünken! Ich — gehe auf den Grund:

— was liegt daran, ob er gross oder klein ist? Ob er Sumpf oder Himmel heisst? Eine Hand breit Grund ist mir genung: wenn er nur wirklich Grund und Boden ist!

— eine Hand breit Grund: darauf kann man stehn. In der rechten Wissen-Gewissenschaft giebt es nichts Grosses und nichts Kleines.“

„So bist du vielleicht der Erkenner des Blutegels? fragte Zarathustra; und du gehst dem Blutegel nach bis auf die letzten Gründe, du Gewissenhafter?“

„Oh Zarathustra, antwortete der Getretene, das wäre ein Ungeheures, wie dürfte ich mich dessen unterfangen!

Wess ich aber Meister und Kenner bin, das ist des Blutegels Hirn: — das ist meine Welt!

Und es ist auch eine Welt! Vergieb aber, dass hier mein Stolz zu Worte kommt, denn ich habe hier nicht meines Gleichen. Darum sprach ich „hier bin ich heim.“

Wie lange gehe ich schon diesem Einen nach, dem Hirn des Blutegels, dass die schlüpfrige Wahrheit mir hier nicht mehr entschlüpfe! Hier ist mein Reich!

— darob warf ich alles Andere fort, darob wurde mir alles, Andre gleich; und dicht neben meinem Wissen lagert mein schwarzes Unwissen.

Mein Gewissen des Geistes will es so von mir, dass ich Eins weiss und sonst Alles nicht weiss: es ekelt mich aller Halben des Geistes, aller Dunstigen, Schwebenden, Schwärmerischen.

Wo meine Redlichkeit aufhört, bin ich blind und will auch blind sein. Wo ich aber wissen will, will ich auch redlich sein, nämlich hart, streng, eng, grausam, unerbittlich.

Dass du einst sprachst, oh Zarathustra: „Geist ist das Leben, das selber in’s Leben schneidet,“ das führte und verführte mich zu deiner Lehre. Und, wahrlich, mit eignem Blute mehrte ich mir das eigne Wissen!“

— „Wie der Augenschein lehrt,“ fiel Zarathustra ein; denn immer noch floss das Blut an dem nackten Arme des Gewissenhaften herab. Es hatten nämlich zehn Blutegel sich in denselben eingebissen.

„Oh du wunderlicher Gesell, wie Viel lehrt mich dieser Augenschein da, nämlich du selber! Und nicht Alles dürfte ich vielleicht in deine strengen Ohren giessen!

Wohlan! So scheiden wir hier! Doch möchte ich gerne dich wiederfinden. Dort hinauf führt der Weg zu meiner Höhle: heute Nacht sollst du dort mein lieber Gast sein!

Gerne möchte ich’s auch an deinem Leibe wieder gut machen, dass Zarathustra dich mit Füssen trat: darüber denke ich nach. Jetzt aber ruft mich ein Nothschrei eilig fort von dir.“

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Der Zauberer.

1.

Als aber Zarathustra um einen Felsen herumbog, da sahe er, nicht weit unter sich, auf dem gleichen Wege, einen Menschen, der die Glieder warf wie ein Tobsüchtiger und endlich bäuchlings zur Erde niederstürzte „Halt! sprach da Zarathustra zu seinem Herzen, Der dort muss wohl der höhere Mensch sein, von ihm kam jener schlimme Nothschrei, — ich will sehn, ob da zu helfen ist.“ Als er aber hinzulief, an die Stelle, wo der Mensch auf dem Boden lag, fand er einen zitternden alten Mann mit stieren Augen; und wie sehr sich Zarathustra mühte, dass er ihn aufrichte und wieder auf seine Beine stelle, es war umsonst. Auch schien der Unglückliche nicht zu merken, dass Jemand um ihn sei; vielmehr sah er sich immer mit rührenden Gebärden um, wie ein von aller Welt Verlassener und Vereinsamter. Zuletzt aber, nach vielem Zittern, Zucken und Sich-zusammen-Krümmen, begann er also zu jammern:

Wer wärmt mich, wer liebt mich noch?
Gebt heisse Hände!
Gebt Herzens-Kohlenbecken!
Hingestreckt, schaudernd,
Halbtodtem gleich, dem man die Füsse wärmt —
Geschüttelt, ach! von unbekannten Fiebern,
Zitternd vor spitzen eisigen Frost-Pfeilen,
Von dir gejagt, Gedanke!
Unnennbarer! Verhüllter! Entsetzlicher!
Du Jäger hinter Wolken!
Darniedergeblitzt von dir,
Du höhnisch Auge, das mich aus Dunklem anblickt:
— so liege ich,
Biege mich, winde mich, gequält
Von allen ewigen Martern,

Getroffen
Von Dir, grausamster Jäger,
Du unbekannter — Gott!

Triff tiefer,
Triff Ein Mal noch!
Zerstich, zerbrich diess Herz!
Was soll diess Martern
Mit zähnestumpfen Pfeilen?
Was blickst du wieder,
Der Menschen-Qual nicht müde,
Mit schadenfrohen Götter-Blitz-Augen?
Nicht tödten willst du,
Nur martern, martern?
Wozu — mich martern,
Du schadenfroher unbekannter Gott? —

Haha! Du schleichst heran?
Bei solcher Mitternacht
Was willst du? Sprich!
Du drängst mich, drückst mich —
Ha! schon viel zu nahe!
Weg! Weg!
Du hörst mich athmen,
Du behorchst mein Herz,
Du Eifersüchtiger —
Worauf doch eifersüchtig?
Weg! Weg! Wozu die Leiter?
Willst du hinein,
In's Herz,
Einsteigen, in meine heimlichsten
Gedanken einsteigen?
Schamloser! Unbekannter — Dieb!
Was willst du dir erstehlen,
Was willst du dir erhorchen,
Was willst du dir erfoltern,
Du Folterer!

Du — Henker-Gott!
Oder soll ich, dem Hunde gleich,
Vor dir mich wälzen?
Hingebend, begeistert-ausser-mir,
Dir — Liebe zuwedeln?

Umsonst! Stich weiter,
Grausamster Stachel! Nein,
Kein Hund — dein Wild nur bin ich,
Grausamster Jäger!
Dein stolzester Gefangner,
Du Räuber hinter Wolken!
Sprich endlich,
Was willst du, Wegelagerer, von mir?
Du Blitz-Verhüllter! Unbekannter! Sprich,
Was willst du, unbekannter Gott? — —

Wie? Lösegeld?
Was willst du Lösegelds?
Verlange Viel — das räth mein Stolz!
Und rede kurz — das räth mein andrer Stolz!

Haha!
Mich — willst du? Mich?
Mich — ganz?

Haha!
Und marterst mich, Narr, der du bist,
Zermarterst meinen Stolz?
Gieb Liebe mir — wer wärmt mich noch?
Wer liebt mich noch? — gieb heisse Hände,
Gieb Herzens-Kohlenbecken,
Gieb mir, dem Einsamsten,
Den Eis, ach! siebenfaches Eis
Nach Feinden selber,
Nach Feinden schmachten lehrt,
Gieb, ja ergieb,

Grausamster Feind,
Mir — dich! — —

Davon!
Da floh er selber,
Mein letzter einziger Genoss,
Mein grosser Feind,
Mein Unbekannter,
Mein Henker-Gott! —

— Nein! Komm zurück,
Mit allen deinen Martern!
Zum Letzten aller Einsamen
Oh komm zurück!
All meine Thränen-Bäche laufen
Zu dir den Lauf!

Und meine letzte Herzens-Flamme —
Dir glüht sie auf!
Oh komm zurück,
Mein unbekannter Gott! Mein Schmerz! Mein letztes — Glück!

* * *

[«]

2.

— Hier aber konnte sich Zarathustra nicht länger halten, nahm seinen Stock und schlug mit allen Kräften auf den Jammernden los. „Halt ein! schrie er ihm zu, mit ingrimmigem Lachen, halt ein, du Schauspieler! Du Falschmünzer! Du Lügner aus dem Grunde! Ich erkenne dich wohl!

Ich will dir schon warme Beine machen, du schlimmer Zauberer, ich verstehe mich gut darauf, Solchen wie du bist — einzuheizen!“

— „Lass ab, sagte der alte Mann und sprang vom Boden auf, schlage nicht mehr, oh Zarathustra! Ich trieb’s also nur zum Spiele!

Solcherlei gehört zu meiner Kunst; dich selber wollte ich auf die Probe stellen, als ich dir diese Probe gab! Und, wahrlich, du hast mich gut durchschaut!

Aber auch du — gabst mir von dir keine kleine Probe, du bist hart, du weiser Zarathustra! Hart schlägst du zu mit deinen „Wahrheiten,“ dein Knüttel erzwingt von mir — diese Wahrheit!“

— „Schmeichle nicht, antwortete Zarathustra, immer noch erregt und finsterblickend, du Schauspieler aus dem Grunde! Du bist falsch: was redest du — von Wahrheit!

Du Pfau der Pfauen, du Meer der Eitelkeit, was spieltest du vor mir, du schlimmer Zauberer, an wen sollte ich glauben, als du in solcher Gestalt jammertest?“

„Den Büsser des Geistes, sagte der alte Mann, den — spielte ich: du selber erfandest einst diess Wort —

— den Dichter und Zauberer, der gegen sich selber endlich seinen Geist wendet, den Verwandelten, der an seinem bösen Wissen und Gewissen erfriert.

Und gesteh es nur ein: es währte lange, oh Zarathustra, bis du hinter meine Kunst und Lüge kamst! Du glaubtest an meine Noth, als du mir den Kopf mit beiden Händen hieltest, —

— ich hörte dich jammern „man hat ihn zu wenig geliebt, zu wenig geliebt!“ Dass ich dich soweit betrog, darüber frohlockte inwendig meine Bosheit.“

„Du magst Feinere betrogen haben als mich, sagte Zarathustra hart. Ich bin nicht auf der Hut vor Betrügern, ich muss ohne Vorsicht sein: so will es mein Loos.

Du aber — musst betrügen: so weit kenne ich dich! Du musst immer zwei- drei- vier- und fünfdeutig sein! Auch was du jetzt bekanntest, war mir lange nicht wahr und nicht falsch genung!

Du schlimmer Falschmünzer, wie könntest du anders! Deine Krankheit würdest du noch schminken, wenn du dich deinem Arzte nackt zeigtest.

So schminktest du eben vor mir deine Lüge, als du sprachst: „ich trieb’s also nur zum Spiele!“ Es war auch Ernst darin, du bist Etwas von einem Büsser des Geistes!

Ich errathe dich wohl: du wurdest der Bezauberer Aller, aber gegen dich hast du keine Lüge und List mehr übrig, — du selber bist dir entzaubert!

Du erntetest den Ekel ein, als deine Eine Wahrheit. Kein Wort ist mehr an dir ächt, aber dein Mund: nämlich der Ekel, der an deinem Munde klebt.“ — —

— „Wer bist du doch! schrie hier der alte Zauberer mit einer trotzigen Stimme, wer darf also zu mir reden, dem Grössten, der heute lebt?“ — und ein grüner Blitz schoss aus seinem Auge nach Zarathustra. Aber gleich darauf verwandelte er sich und sagte traurig:

„Oh Zarathustra, ich bin’s müde, es ekelt mich meiner Künste, ich bin nicht gross, was verstelle ich mich! Aber, du weisst es wohl — ich suchte nach Grösse!

Einen grossen Menschen wollte ich vorstellen und überredete Viele: aber diese Lüge gieng über meine Kraft. An ihr zerbreche ich.

Oh Zarathustra, Alles ist Lüge an mir; aber dass ich zerbreche — diess mein Zerbrechen ist ächt!“ —

„Es ehrt dich, sprach Zarathustra düster und zur Seite niederblickend, es ehrt dich, dass du nach Grösse suchtest, aber es verräth dich auch. Du bist nicht gross.

Du schlimmer alter Zauberer, das ist dein Bestes und Redlichstes, was ich an dir ehre, dass du deiner müde wurdest und es aussprachst: „ich bin nicht gross.“

Darin ehre ich dich als einen Büsser des Geistes: und wenn auch nur für einen Hauch und Husch, diesen Einen Augenblick warst du — ächt.

Aber sprich, was suchst du hier in meinen Wäldern und Felsen? Und wenn du mir dich in den Weg legtest, welche Probe wolltest du von mir? —

— wess versuchtest du mich?“ —

Also sprach Zarathustra, und seine Augen funkelten. Der alte Zauberer schwieg eine Weile, dann sagte er: „Versuchte ich dich? Ich — suche nur.

Oh Zarathustra, ich suche einen Ächten, Rechten, Einfachen, Eindeutigen, einen Menschen aller Redlichkeit, ein Gefäss der Weisheit, einen Heiligen der Erkenntniss, einen grossen Menschen!

Weisst du es denn nicht, oh Zarathustra? Ich suche Zarathustra.“

— Und hier entstand ein langes Stillschweigen zwischen Beiden; Zarathustra aber versank tief hinein in sich selber, also dass er die Augen schloss. Dann aber, zu seinem Unterredner zurückkehrend, ergriff er die Hand des Zauberers und sprach, voller Artigkeit und Arglist:

„Wohlan! Dort hinauf führt der Weg, da liegt die Höhle Zarathustra’s. In ihr darfst du suchen, wen du finden möchtest.

Und frage meine Thiere um Rath, meinen Adler und meine Schlange: die sollen dir suchen helfen. Meine Höhle aber ist gross.

Ich selber freilich — ich sah noch keinen grossen Menschen. Was gross ist, dafür ist das Auge der Feinsten heute grob. Es ist das Reich des Pöbels.

So Manchen fand ich schon, der streckte und blähte sich, und das Volk schrie: „Seht da, einen grossen Menschen!“ Aber was helfen alle Blasebälge! Zuletzt fährt der Wind heraus.

Zuletzt platzt ein Frosch, der sich zu lange aufblies: da fährt der Wind heraus. Einem Geschwollnen in den Bauch stechen, das heisse ich eine brave Kurzweil. Hört das, ihr Knaben!

Diess Heute ist des Pöbels: wer weiss da noch, was gross, was klein ist! Wer suchte da mit Glück nach Grösse! Ein Narr allein: den Narren glückt’s.

Du suchst nach grossen Menschen, du wunderlicher Narr? Wer lehrte’s dich? Ist heute dazu die Zeit? Oh du schlimmer Sucher, was — versuchst du mich?“ — —

Also sprach Zarathustra, getrösteten Herzens, und gieng lachend seines Wegs fürbass.

*

*   *

[«]

Ausser Dienst.

Nicht lange aber, nachdem Zarathustra sich von dem Zauberer losgemacht hatte, sahe er wiederum Jemanden am Wege sitzen, den er gieng, nämlich einen schwarzen langen Mann mit einem hageren Bleichgesicht: der verdross ihn gewaltig. „Wehe, sprach er zu seinem Herzen, da sitzt vermummte Trübsal, das dünkt mich von der Art der Priester: was wollen die in meinem Reiche?

Wie! Kaum bin ich jenem Zauberer entronnen: muss mir da wieder ein anderer Schwarzkünstler über den Weg laufen, —

— irgend ein Hexenmeister mit Handauflegen, ein dunkler Wunderthäter von Gottes Gnaden, ein gesalbter Welt-Verleumder, den der Teufel holen möge!

Aber der Teufel ist nie am Platze, wo er am Platze wäre: immer kommt er zu spät, dieser vermaledeite Zwerg und Klumpfuss!“ —

Also fluchte Zarathustra ungeduldig in seinem Herzen und gedachte, wie er abgewandten Blicks an dem schwarzen Manne vorüberschlüpfe: aber siehe, es kam anders. Im gleichen Augenblicke nämlich hatte ihn schon der Sitzende erblickt; und nicht unähnlich einem Solchen, dem ein unvermuthetes Glück zustösst, sprang er auf und gieng auf Zarathustra los.

„Wer du auch bist, du Wandersmann, sprach er, hilf einem Verirrten, einem Suchenden, einem alten Manne, der hier leicht zu Schaden kommt!

Diese Welt hier ist mir fremd und fern, auch hörte ich wilde Thiere heulen; und Der, welcher mir hätte Schutz bieten können, der ist selber nicht mehr.

Ich suchte den letzten frommen Menschen, einen Heiligen und Einsiedler, der allein in seinem Walde noch Nichts davon gehört hatte, was alle Welt heute weiss.“

„Was weiss heute alle Welt? fragte Zarathustra. Etwa diess, dass der alte Gott nicht mehr lebt, an den alle Welt einst geglaubt hat?“

„Du sagst es, antwortete der alte Mann betrübt. Und ich diente diesem alten Gotte bis zu seiner letzten Stunde.

Nun aber bin ich ausser Dienst, ohne Herrn, und doch nicht frei, auch keine Stunde mehr lustig, es sei denn in Erinnerungen.

Dazu stieg ich in diese Berge, dass ich endlich wieder ein Fest mir machte, wie es einem alten Papste und Kirchen-Vater zukommt: denn wisse, ich bin der letzte

Papst! — ein Fest frommer Erinnerungen und Gottesdienste.

Nun aber ist er selber todt, der frömmste Mensch, jener Heilige im Walde, der seinen Gott beständig mit Singen und Brummen lobte.

Ihn selber fand ich nicht mehr, als ich seine Hütte fand, — wohl aber zwei Wölfe darin, welche um seinen Tod heulten — denn alle Thiere liebten ihn. Da lief ich davon.

Kam ich also umsonst in diese Wälder und Berge? Da entschloss sich mein Herz, dass ich einen Anderen suchte, den Frömmsten aller Derer, die nicht an Gott glauben —, dass ich Zarathustra suchte!“

Also sprach der Greis und blickte scharfen Auges Den an, welcher vor ihm stand; Zarathustra aber ergriff die Hand des alten Papstes und betrachtete sie lange mit Bewunderung.

„Siehe da, du Ehrwürdiger, sagte er dann, welche schöne und lange Hand! Das ist die Hand eines Solchen, der immer Segen ausgetheilt hat. Nun aber hält sie Den fest, welchen du suchst, mich, Zarathustra.

Ich bin’s, der gottlose Zarathustra, der da spricht: wer ist gottloser als ich, dass ich mich seiner Unterweisung freue?“ —

Also sprach Zarathustra und durchbohrte mit seinen Blicken die Gedanken und Hintergedanken des alten Papstes. Endlich begann dieser:

„Wer ihn am meisten liebte und besass, der hat ihn nun am meisten auch verloren —:

— siehe, ich selber bin wohl von uns Beiden jetzt der Gottlosere? Aber wer könnte daran sich freuen!“ —

— „Du dientest ihm bis zuletzt, fragte Zarathustra nachdenklich, nach einem tiefen Schweigen, du weisst, wie er starb? Ist es wahr, was man spricht, dass ihn das Mitleiden erwürgte,

— dass er es sah, wie der Mensch am Kreuze hieng, und es nicht ertrug, dass die Liebe zum Menschen seine Hölle und zuletzt sein Tod wurde?“ — —

Der alte Papst aber antwortete nicht, sondern blickte scheu und mit einem schmerzlichen und düsteren Ausdrucke zur Seite.

„Lass ihn fahren, sagte Zarathustra nach einem langen Nachdenken, indem er immer noch dem alten Manne gerade in’s Auge blickte.

Lass ihn fahren, er ist dahin. Und ob es dich auch ehrt, dass du diesem Todten nur Gutes nachredest, so weisst du so gut als ich, wer er war; und dass er wunderliche Wege gieng.“

„Unter drei Augen gesprochen, sagte erheitert der alte Papst (denn er war auf Einem Auge blind), in Dingen Gottes bin ich aufgeklärter als Zarathustra selber —

und darf es sein.

Meine Liebe diente ihm lange Jahre, mein Wille gieng allem seinen Willen nach. Ein guter Diener aber weiss Alles, und Mancherlei auch, was sein Herr sich selbst verbirgt.

Es war ein verborgener Gott, voller Heimlichkeit. Wahrlich zu einem Sohne sogar kam er nicht anders als auf Schleichwegen. An der Thür seines Glaubens steht der Ehebruch.

Wer ihn als einen Gott der Liebe preist, denkt nicht hoch genug von der Liebe selber. Wollte dieser Gott nicht auch Richter sein? Aber der Liebende liebt jenseits von Lohn und Vergeltung.

Als er jung war, dieser Gott aus dem Morgenlande, da war er hart und rachsüchtig und erbaute sich eine Hölle zum Ergötzen seiner Lieblinge.

Endlich aber wurde er alt und weich und mürbe und mitleidig, einem Grossvater ähnlicher als einem Vater, am ähnlichsten aber einer wackeligen alten Grossmutter.

Da sass er, welk, in seinem Ofenwinkel, härmte sich ob seiner schwachen Beine, weltmüde, willensmüde, und erstickte eines Tags an seinem allzugrossen Mitleiden.“ — —

„Du alter Papst, sagte hier Zarathustra dazwischen, hast du Das mit Augen angesehn? Es könnte wohl so abgegangen sein: so, und auch anders. Wenn Götter sterben, sterben sie immer viele Arten Todes.

Aber wohlan! So oder so, so und so — er ist dahin! Er gieng meinen Ohren und Augen wider den Geschmack, Schlimmeres möchte ich ihm nicht nachsagen.

Ich liebe Alles, was hell blickt und redlich redet. Aber er — du weisst es ja, du alter Priester, es war Etwas von deiner Art an ihm, von Priester-Art — er war vieldeutig.

Er war auch undeutlich. Was hat er uns darob gezürnt, dieser Zornschnauber, dass wir ihn schlecht verstünden! Aber warum sprach er nicht reinlicher?

Und lag es an unsern Ohren, warum gab er uns Ohren, die ihn schlecht hörten? War Schlamm in unsern Ohren, wohlan! wer legte ihn hinein?

Zu Vieles missrieth ihm, diesem Töpfer, der nicht ausgelernt hatte! Dass er aber Rache an seinen Töpfen und Geschöpfen nahm, dafür dass sie ihm schlecht geriethen, — das war eine Sünde wider den guten Geschmack.

Es giebt auch in der Frömmigkeit guten Geschmack: der sprach endlich „Fort mit einem solchen Gotte! Lieber keinen Gott, lieber auf eigne Faust Schicksal machen, lieber Narr sein, lieber selber Gott sein!“

— „Was höre ich! sprach hier der alte Papst mit gespitzten Ohren; oh Zarathustra, du bist frömmer als du glaubst, mit einem solchen Unglauben! Irgend ein Gott in dir bekehrte dich zu deiner Gottlosigkeit.

Ist es nicht deine Frömmigkeit selber, die dich nicht mehr an einen Gott glauben lässt? Und deine übergrosse Redlichkeit wird dich auch noch jenseits von Gut und Böse wegführen!

Siehe doch, was blieb dir aufgespart? Du hast Augen und Hand und Mund, die sind zum Segnen vorher bestimmt seit Ewigkeit. Man segnet nicht mit der Hand allein.

In deiner Nähe, ob du schon der Gottloseste sein willst, wittere ich einen heimlichen Weih- und Wohlgeruch von langen Segnungen: mir wird wohl und wehe dabei.

Lass mich deinen Gast sein, oh Zarathustra, für eine einzige Nacht! Nirgends auf Erden wird es mir jetzt wohler als bei dir!“—

„Amen! So soll es sein! sprach Zarathustra mit grosser Verwunderung, dort hinauf führt der Weg, da liegt die Höhle Zarathustra’s.

Gerne, fürwahr, würde ich dich selber dahin geleiten, du Ehrwürdiger, denn ich liebe alle frommen Menschen. Aber jetzt ruft mich eilig ein Nothschrei weg von dir.

In meinem Bereiche soll mir Niemand zu Schaden kommen; meine Höhle ist ein guter Hafen. Und am liebsten möchte ich jedweden Traurigen wieder auf festes Land und feste Beine stellen.

Wer aber nähme dir deine Schwermuth von der Schulter? Dazu bin ich zu schwach. Lange, wahrlich, möchten wir warten, bis dir Einer deinen Gott wieder aufweckt.

Dieser alte Gott nämlich lebt nicht mehr: der ist gründlich todt.“ —

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Der hässlichste Mensch.

— Und wieder liefen Zarathustra's Füsse durch Berge und Wälder, und seine Augen suchten und suchten, aber nirgends war Der zu sehen, welchen sie sehn wollten, der grosse Nothleidende und Nothschreiende. Auf dem ganzen Wege aber frohlockte er in seinem Herzen und war dankbar. „Welche guten Dinge, sprach er, schenkte mir doch dieser Tag, zum Entgelt, dass er schlimm begann! Welche seltsamen Unterredner fand ich!

An deren Worten will ich lange nun kauen gleich als an guten Körnern; klein soll mein Zahn sie mahlen und malmen, bis sie mir wie Milch in die Seele fliessen!“ —

Als aber der Weg wieder um einen Felsen bog, veränderte sich mit Einem Male die Landschaft, und Zarathustra trat in ein Reich des Todes. Hier starrten schwarze und rothe Klippen empor: kein Gras, kein Baum, keine Vogelstimme. Es war nämlich ein Thal, welches alle Thiere mieden, auch die Raubthiere; nur dass eine Art hässlicher, dicker, grüner Schlangen, wenn sie alt wurden, hierher kamen, um zu sterben. Darum nannten diess Thal die Hirten: Schlangen-Tod.

Zarathustra aber versank in eine schwarze Erinnerung, denn ihm war, als habe er schon ein Mal in diesem Thal gestanden. Und vieles Schwere legte sich ihm über den Sinn: also, dass er langsam gieng und immer langsamer und endlich still stand. Da aber sahe er, als er die Augen aufthat, Etwas, das am Wege sass, gestaltet wie ein Mensch und kaum wie ein Mensch, etwas Unaussprechliches. Und mit Einem Schlage überfiel Zarathustra die grosse Scham darob, dass er so Etwas mit den Augen angesehn habe: erröthend bis hinauf an sein weisses Haar, wandte er den Blick ab und hob den Fuss, dass er diese schlimme Stelle verlasse. Da aber wurde die todte Öde laut: vom Boden auf nämlich quoll es gurgelnd und röchelnd, wie Wasser Nachts durch verstopfte Wasser-Röhren gurgelt und röchelt; und zuletzt wurde daraus eine Menschen-Stimme und Menschen-Rede: — die lautete also.

„Zarathustra! Zarathustra! Rathe mein Räthsel! Sprich, sprich! Was ist die Rache am Zeugen?

Ich locke dich zurück, hier ist glattes Eis! Sieh zu, sieh zu, ob dein Stolz sich hier nicht die Beine bricht!

Du dünkst dich weise, du stolzer Zarathustra! So rathe doch das Räthsel, du harter Nüsseknacker, — das Räthsel, das ich bin! So sprich doch: wer bin ich!“

— Als aber Zarathustra diese Worte gehört hatte, — was glaubt ihr wohl, dass sich da mit seiner Seele zutrug? Das Mitleiden fiel ihn an; und er sank mit Einem Male nieder, wie ein Eichbaum, der lange vielen Holzschlägern widerstanden hat, — schwer, plötzlich, zum Schrecken selber für Die, welche ihn fällen wollten. Aber schon stand er wieder vom Boden auf, und sein Antlitz wurde hart.

„Ich erkenne dich wohl, sprach er mit einer erzenen Stimme: du bist der Mörder Gottes! Lass mich gehn.

Du ertrugst Den nicht, der dich sah, — der dich immer und durch und durch sah, du hässlichster Mensch! Du nahmst Rache an diesem Zeugen!“

Also sprach Zarathustra und wollte davon; aber der Unaussprechliche fasste nach einem Zipfel seines Gewandes und begann von Neuem zu gurgeln und nach Worten zu suchen. „Bleib!“ sagte er endlich —

— bleib! Geh nicht vorüber! Ich errieth, welche Axt dich zu Boden schlug: Heil dir, oh Zarathustra, dass du wieder stehst!

Du erriethest, ich weiss es gut, wie Dem zu Muthe ist, der ihn tödtete, — dem Mörder Gottes. Bleib! Setze dich her zu mir, es ist nicht umsonst.

Zu wem wollte ich, wenn nicht zu dir? Bleib, setze dich! Blicke mich aber nicht an! Ehre also — meine Hässlichkeit!

Sie verfolgen mich: nun bist du meine letzte Zuflucht. Nicht mit ihrem Hasse, nicht mit ihren Häschern: — oh solcher Verfolgung würde ich spotten und stolz und froh sein!

War nicht aller Erfolg bisher bei den Gut-Verfolgten? Und wer gut verfolgt, lernt leicht folgen: — ist er doch einmal — hinterher! Aber ihr Mitleid ist’s —

— ihr Mitleid ist’s, vor dem ich flüchte und dir zuflüchte. Oh Zarathustra, schütze mich, du meine letzte Zuflucht, du Einziger, der mich errieth:

— du erriethest, wie Dem zu Muthe ist, welcher ihn tödtete. Bleib! Und willst du gehn, du Ungeduldiger: geh nicht den Weg, den ich kam. Der Weg ist schlecht.

Zürnst du mir, dass ich zu lange schon rede-radebreche? Dass ich schon dir rathe? Aber wisse, ich bin’s, der hässlichste Mensch,

— der auch die grössten schwersten Füsse hat. Wo ich gieng, ist der Weg schlecht. Ich trete alle Wege todt und zu Schanden.

Dass du aber an mir vorübergiengst, schweigend; dass du erröthetest, ich sah es wohl: daran erkannte ich dich als Zarathustra.

Jedweder Andere hätte mir sein Almosen zugeworfen, sein Mitleiden, mit Blick und Rede. Aber dazu — bin ich nicht Bettler genug, das erriethest du —

— dazu bin ich zu reich, reich an Grossem, an Furchtbarem, am Hässlichsten, am Unaussprechlichsten! Deine Scham, oh Zarathustra, ehrte mich!

Mit Noth kam ich heraus aus dem Gedräng der Mitleidigen, — dass ich den Einzigen fände, der heute lehrt „Mitleiden ist zudringlich“ — dich, oh Zarathustra!

— sei es eines Gottes, sei es der Menschen Mitleiden: Mitleiden geht gegen die Scham. Und nicht-helfen-wollen kann vornehmer sein als jene Tugend, die zuspringt.

Das aber heisst heute Tugend selber bei allen kleinen Leuten, das Mitleiden: — die haben keine Ehrfurcht vor grossem Unglück, vor grosser Hässlichkeit, vor grossem Missrathen.

Über diese Alle blicke ich hinweg, wie ein Hund über die Rücken wimmelnder Schafheerden wegblickt. Es sind kleine wohlwollige wohlwillige graue Leute.

Wie ein Reiher verachtend über flache Teiche wegblickt, mit zurückgelegtem Kopfe: so blicke ich über das Gewimmel grauer kleiner Wellen und Willen und Seelen weg.

Zu lange hat man ihnen Recht gegeben, diesen kleinen Leuten: so gab man ihnen endlich auch die Macht — nun lehren sie: „gut ist nur, was kleine Leute gut heissen.“

Und „Wahrheit“ heisst heute, was der Prediger sprach, der selber aus ihnen herkam, jener wunderliche Heilige und Fürsprecher der kleinen Leute, welcher von sich zeugte „ich — bin die Wahrheit.“

Dieser Unbescheidne macht nun lange schon den kleinen Leuten den Kamm hoch schwellen — er, der keinen kleinen Irrthum lehrte, als er lehrte „ich — bin die Wahrheit.“

Ward einem Unbescheidnen jemals höflicher geantwortet? — Du aber, oh Zarathustra, giengst an ihm vorüber und sprachst: „Nein! Nein! Drei Mal Nein!“

Du warntest vor seinem Irrthum, du warntest als der Erste vor dem Mitleiden — nicht Alle, nicht Keinen, sondern dich und deine Art.

Du schämst dich an der Scham des grossen Leidenden; und wahrlich, wenn du sprichst „von dem Mitleiden her kommt eine grosse Wolke, habt Acht, ihr Menschen!“

— wenn du lehrst „alle Schaffenden sind hart, alle grosse Liebe ist über ihrem Mitleiden“: oh Zarathustra, wie gut dünkst du mich eingelernt auf Wetter-Zeichen!

Du selber aber — warne dich selber auch vor deinem Mitleiden! Denn Viele sind zu dir unterwegs, viele Leidende, Zweifelnde, Verzweifelnde, Ertrinkende, Frierende —

Ich warne dich auch vor mir. Du erriethest mein bestes, schlimmstes Räthsel, mich selber und was ich that. Ich kenne die Axt, die dich fällt.

Aber er — musste sterben: er sah mit Augen, welche Alles sahn, — er sah des Menschen Tiefen und Gründe, alle seine verhehlte Schmach und Hässlichkeit.

Sein Mitleiden kannte keine Scham: er kroch in meine schmutzigsten Winkel. Dieser Neugierigste, Über-Zudringliche, Über-Mitleidige musste sterben.

Er sah immer mich: an einem solchen Zeugen wollte ich Rache haben — oder selber nicht leben.

Der Gott, der Alles sah, auch den Menschen: dieser Gott musste sterben! Der Mensch erträgt es nicht, dass solch ein Zeuge lebt.“

Also sprach der hässlichste Mensch. Zarathustra aber erhob sich und schickte sich an fortzugehn: denn ihn fröstelte bis in seine Eingeweide.

„Du Unaussprechlicher, sagte er, du warntest mich vor deinem Wege. Zum Danke dafür lobe ich dir den meinen. Siehe, dort hinauf liegt die Höhle Zarathustra’s.

Meine Höhle ist gross und tief und hat viele Winkel; da findet der Versteckteste sein Versteck. Und dicht bei ihr sind hundert Schlüpfe und Schliche für kriechendes, flatterndes und springendes Gethier.

Du Ausgestossener, der du dich selber ausstiessest, du willst nicht unter Menschen und Menschen-Mitleid wohnen? Wohlan, so thu’s mir gleich! So lernst du auch von mir; nur der Thäter lernt.

Und rede zuerst und -nächst mit meinen Thieren! Das stolzeste Thier und das klügste Thier — die möchten uns Beiden wohl die rechten Rathgeber sein!“ — —

Also sprach Zarathustra und gieng seiner Wege, nachdenklicher und langsamer noch als zuvor: denn er fragte sich Vieles und wusste sich nicht leicht zu antworten.

„Wie arm ist doch der Mensch! dachte er in seinem Herzen, wie hässlich, wie röchelnd, wie voll verborgener Scham!

Man sagt mir, dass der Mensch sich selber liebe: ach, wie gross muss diese Selber-Liebe sein! Wie viel Verachtung hat sie wider sich!

Auch dieser da liebte sich, wie er sich verachtete, — ein grosser Liebender ist er mir und ein grosser Verächter.

Keinen fand ich noch, der sich tiefer verachtet hätte: auch Das ist Höhe. Wehe, war Der vielleicht der höhere Mensch, dessen Schrei ich hörte?

Ich liebe die grossen Verachtenden. Der Mensch aber ist Etwas, das überwunden werden muss.“ — —

*

* *

[«]

Der freiwillige Bettler.

Als Zarathustra den hässlichsten Menschen verlassen hatte, fror ihn, und er fühlte sich einsam: es gieng ihm nämlich vieles Kalte und Einsame durch die Sinne, also, dass darob auch seine Glieder kälter wurden. Indem er aber weiter und weiter stieg, hinauf, hinab, bald an grünen Weiden vorbei, aber auch über wilde steinichte Lager, wo ehedem wohl ein ungeduldiger Bach sich zu Bett gelegt hatte: da wurde ihm mit Einem Male wieder wärmer und herzlicher zu Sinne.

„Was geschah mir doch? fragte er sich, etwas Warmes und Lebendiges erquickt mich, das muss in meiner Nähe sein.

Schon bin ich weniger allein; unbewusste Gefährten und Brüder schweifen um mich, ihr warmer Athem rührt an meine Seele.“

Als er aber um sich spähete und nach den Tröstern seiner Einsamkeit suchte: siehe, da waren es Kühe, welche auf einer Anhöhe bei einander standen; deren Nähe und Geruch hatten sein Herz erwärmt. Diese Kühe aber schienen mit Eifer einem Redenden zuzuhören und gaben nicht auf Den Acht, der herankam. Wie aber Zarathustra ganz in ihrer Nähe war, hörte er deutlich, dass eine Menschen-Stimme aus der Mitte der Kühe heraus redete; und ersichtlich hatten sie allesammt ihre Köpfe dem Redenden zugedreht.

Da sprang Zarathustra mit Eifer hinauf und drängte die Thiere auseinander, denn er fürchtete, dass hier Jemandem ein Leids geschehn sei, welchem schwerlich das Mitleid von Kühen abhelfen mochte. Aber darin hatte er sich getäuscht; denn siehe, da sass ein Mensch auf der Erde und schien den Thieren zuzureden, dass sie keine Scheu vor ihm haben sollten, ein friedfertiger Mensch und Berg-Prediger, aus dessen Augen die Güte selber predigte. „Was suchst du hier?“ rief Zarathustra mit Befremden.

„Was ich hier suche? antwortete er: das Selbe, was du suchst, du Störenfried! nämlich das Glück auf Erden.

Dazu aber möchte ich von diesen Kühen lernen. Denn, weisst du wohl, einen halben Morgen schon rede ich ihnen zu, und eben wollten sie mir Bescheid geben. Warum doch störst du sie?

So wir nicht umkehren und werden wie die Kühe, so kommen wir nicht in das Himmelreich. Wir sollten ihnen nämlich Eins ablernen: das Wiederkäuen.

Und wahrlich, wenn der Mensch auch die ganze Welt gewönne und lernte das Eine nicht, das Wiederkäuen: was hülfe es! Er würde nicht seine Trübsal los

— seine grosse Trübsal: die aber heisst heute Ekel. Wer hat heute von Ekel nicht Herz, Mund und Augen voll? Auch du! Auch du! Aber siehe doch diese Kühe an!“ —

Also sprach der Berg-Prediger und wandte dann seinen eignen Blick Zarathustra zu, — denn bisher hieng er mit Liebe an den Kühen —: da aber verwandelte er sich. „Wer ist das, mit dem ich rede? rief er erschreckt und sprang vom Boden empor.

Diess ist der Mensch ohne Ekel, diess ist Zarathustra selber, der Überwinder des grossen Ekels, diess ist das Auge, diess ist der Mund, diess ist das Herz Zarathustra’s selber.“

Und indem er also sprach, küsste er Dem, zu welchem er redete, die Hände, mit überströmenden Augen, und gebärdete sich ganz als Einer, dem ein kostbares Geschenk und Kleinod unversehens vom Himmel fällt. Die Kühe aber schauten dem Allen zu und wunderten sich.

„Sprich nicht von mir, du Wunderlicher! Lieblicher! sagte Zarathustra und wehrte seiner Zärtlichkeit, sprich mir erst von dir! Bist du nicht der freiwillige Bettler, der einst einen grossen Reichthum von sich warf, —

— der sich seines Reichthums schämte und der Reichen, und zu den Ärmsten floh, dass er ihnen seine Fülle und sein Herz schenke?

Aber sie nahmen ihn nicht an.“ „Aber sie nahmen mich nicht an, sagte der freiwillige Bettler, du weisst es ja. So gieng ich endlich zu den Thieren und zu diesen Kühen.“

„Da lerntest du, unterbrach Zarathustra den Redenden, wie es schwerer ist, recht geben als recht nehmen, und dass gut schenken eine Kunst ist und die letzte listigste Meister-Kunst der Güte.“

„Sonderlich heutzutage, antwortete der freiwillige Bettler: heute nämlich, wo alles Niedrige aufständisch ward und scheu und auf seine Art hoffährtig: nämlich auf Pöbel-Art.

Denn es kam die Stunde, du weisst es ja, für den grossen schlimmen langen langsamen Pöbel- und Sklaven-Aufstand: der wächst und wächst!

Nun empört die Niedrigen alles Wohlthun und kleine Weggeben; und die Überreichen mögen auf der Hut sein!

Wer heute gleich bauchichten Flaschen tröpfelt aus allzuschmalen Hälsen: — solchen Flaschen bricht man heute gern den Hals.

Lüsterne Gier, gallichter Neid, vergrämte Rachsucht, Pöbel-Stolz: das sprang mir Alles in's Gesicht. Es ist nicht mehr wahr, dass die Armen selig sind. Das Himmelreich aber ist bei den Kühen."

Und warum ist es nicht bei den Reichen? fragte Zarathustra versuchend, während er den Kühen wehrte, die den Friedfertigen zutraulich anschnauften.

„Was versuchst du mich? antwortete dieser. Du weisst es selber besser noch als ich. Was trieb mich doch zu den Ärmsten, oh Zarathustra? War es nicht der Ekel vor unsern Reichsten?

— vor den Sträflingen des Reichthums, welche sich ihren Vortheil aus jedem Kehricht auflesen, mit kalten Augen, geilen Gedanken, vor diesem Gesindel, das gen Himmel stinkt,

— vor diesem vergüldeten verfälschten Pöbel, dessen Väter Langfinger oder Aasvögel oder Lumpensammler waren, mit Weibern willfährig, lüstern, vergesslich: — sie haben's nämlich alle nicht weit zur Hure —

Pöbel oben, Pöbel unten! Was ist heute noch „Arm" und „Reich"! Diesen Unterschied verlernte ich, — da floh ich davon, weiter, immer weiter, bis ich zu diesen Kühen kam."

Also sprach der Friedfertige und schnaufte selber und schwitzte bei seinen Worten: also dass die Kühe sich von Neuem wunderten. Zarathustra aber sah ihm immer mit Lächeln in's Gesicht, als er so hart redete, und schüttelte dazu schweigend den Kopf.

„Du thust dir Gewalt an, du Berg-Prediger, wenn du solche harte Worte brauchst. Für solche Härte wuchs dir nicht der Mund, nicht das Auge.

Auch, wie mich dünkt, dein Magen selber nicht: dem widersteht all solches Zürnen und Hassen und Überschäumen. Dein Magen will sanftere Dinge: du bist kein Fleischer.

Vielmehr dünkst du mich ein Pflanzler und Wurzelmann. Vielleicht malmst du Körner. Sicherlich aber bist du fleischlichen Freuden abhold und liebst den Honig."

„Du erriethst mich gut, antwortete der freiwillige Bettler, mit erleichtertem Herzen. Ich liebe den Honig, ich malme auch Körner, denn ich suchte, was lieblich mundet und reinen Athem macht:

— auch was lange Zeit braucht, ein Tag- und Maul-Werk für sanfte Müssiggänger und Tagediebe.

Am weitesten freilich brachten es diese Kühe: die erfanden sich das Wiederkäuen und In-der-Sonne-Liegen. Auch enthalten sie sich aller schweren

Gedanken, welche das Herz blähn.“

— „Wohlan! sagte Zarathustra: du solltest auch meine Thiere sehn, meinen Adler und meine Schlange, — ihres Gleichen giebt es heute nicht auf Erden.

Siehe, dorthin führt der Weg zu meiner Höhle: sei diese Nacht ihr Gast. Und rede mit meinen Thieren vom Glück der Thiere, —

— bis ich selber heimkomme. Denn jetzt ruft ein Nothschrei mich eilig weg von dir. Auch findest du neuen Honig bei mir, eisfrischen Waben-Goldhonig: den iss!

Jetzt aber nimm flugs Abschied von deinen Kühen, du Wunderlicher! Lieblicher! ob es dir schon schwer werden mag. Denn es sind deine wärmsten Freunde und Lehrmeister!“ —

„— Einen ausgenommen, den ich noch lieber habe, antwortete der freiwillige Bettler. Du selber bist gut und besser noch als eine Kuh, oh Zarathustra!“

„Fort, fort mit dir! du arger Schmeichler! schrie Zarathustra mit Bosheit, was verdirbst du mich mit solchem Lob und Schmeichel-Honig?“

„Fort, fort von mir!“ schrie er noch Ein Mal und schwang seinen Stock nach dem zärtlichen Bettler: der aber lief hurtig davon.

*

* *

[«]

Der Schatten.

Kaum aber war der freiwillige Bettler davongelaufen und Zarathustra wieder mit sich allein, da hörte er hinter sich eine neue Stimme: die rief „Halt! Zarathustra! So warte doch! Ich bin's ja, oh Zarathustra, ich, dein Schatten!“ Aber Zarathustra wartete nicht, denn ein plötzlicher Verdruss überkam ihn ob des vielen Zudrangs und Gedrängs in seinen Bergen. „Wo ist meine Einsamkeit hin? sprach er.

Es wird mir wahrlich zu viel; diess Gebirge wimmelt, mein Reich ist nicht mehr von dieser Welt, ich brauche neue Berge.

Mein Schatten ruft mich? Was liegt an meinem Schatten! Mag er mir nachlaufen! ich — laufe ihm davon.“

Also sprach Zarathustra zu seinem Herzen und lief davon. Aber Der, welcher hinter ihm war, folgte ihm nach: so dass alsbald drei Laufende hinter einander her waren, nämlich voran der freiwillige Bettler, dann Zarathustra und zudritt und -hinterst sein Schatten. Nicht lange liefen sie so, da kam Zarathustra zur Besinnung über seine Thorheit und schüttelte mit Einem Rucke allen Verdruss und Überdruss von sich.

„Wie! sprach er, geschahen nicht von je die lächerlichsten Dinge bei uns alten Einsiedlern und Heiligen?

Wahrlich, meine Thorheit wuchs hoch in den Bergen! Nun höre ich sechs alte Narren-Beine hinter einander her klappern!

Darf aber Zarathustra sich wohl vor einem Schatten fürchten? Auch dünkt mich zu guterletzt, dass er längere Beine hat als ich.“

Also sprach Zarathustra, lachend mit Augen und Eingeweiden, blieb stehen und drehte sich schnell herum — und siehe, fast warf er dabei seinen Nachfolger und Schatten zu Boden: so dicht schon folgte ihm derselbe auf den Fersen, und so schwach war er auch. Als er ihn nämlich mit Augen prüfte, erschrak er wie vor einem plötzlichen Gespenste: so dünn, schwärzlich, hohl und überlebt sah dieser Nachfolger aus.

„Wer bist du? fragte Zarathustra heftig, was treibst du hier? Und wesshalb heissest du dich meinen Schatten? Du gefällst mir nicht.“

„Vergieb mir, antwortete der Schatten, dass ich's bin; und wenn ich dir nicht gefalle, wohlan, oh Zarathustra! darin lobe ich dich und deinen guten Geschmack.

Ein Wanderer bin ich, der viel schon hinter deinen Fersen her gieng: immer unterwegs, aber ohne Ziel, auch ohne Heim: also dass mir wahrlich wenig zum ewigen Juden fehlt, es sei denn, dass ich nicht ewig, und auch nicht Jude bin.

Wie? Muss ich immerdar unterwegs sein? Von jedem Winde gewirbelt, unstät, fortgetrieben? Oh Erde, du wardst mir zu rund!

Auf jeder Oberfläche sass ich schon, gleich müdem Staube schlief ich ein auf Spiegeln und Fensterscheiben: Alles nimmt von mir, Nichts giebt, ich werde dünn, — fast gleiche ich einem Schatten.

Dir aber, oh Zarathustra, flog und zog ich am längsten nach, und, verbarg ich mich schon vor dir, so war ich doch dein bester Schatten: wo du nur gesessen hast, sass ich auch.

Mit dir bin ich in fernsten, kältesten Welten umgegangen, einem Gespenste gleich, das freiwillig über Winterdächer und Schnee läuft.

Mit dir strebte ich in jedes Verbotene, Schlimmste, Fernste: und wenn irgend Etwas an mir Tugend ist, so ist es, dass ich vor keinem Verbote Furcht hatte.

Mit dir zerbrach ich, was je mein Herz verehrte, alle Grenzsteine und Bilder warf ich um, den gefährlichsten Wünschen lief ich nach, — wahrlich, über jedwedes Verbrechen lief ich einmal hinweg.

Mit dir verlernte ich den Glauben an Worte und Werthe und grosse Namen. Wenn der Teufel sich häutet, fällt da nicht auch sein Name ab? Der ist nämlich auch Haut. Der Teufel selber ist vielleicht — Haut.

„Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt": so sprach ich mir zu. In die kältesten Wasser stürzte ich mich, mit Kopf und Herzen. Ach, wie oft stand ich darob nackt als rother Krebs da!

Ach, wohin kam mir alles Gute und alle Scham und aller Glaube an die Guten! Ach, wohin ist jene verlogne Unschuld, die ich einst besass, die Unschuld der Guten und ihrer edlen Lügen!

Zu oft, wahrlich, folgte ich der Wahrheit dicht auf dem Fusse: da trat sie mir vor den Kopf. Manchmal meinte ich zu lügen, und siehe! da erst traf ich — die Wahrheit.

Zu Viel klärte sich mir auf: nun geht es mich Nichts mehr an. Nichts lebt mehr, das ich liebe, — wie sollte ich noch mich selber lieben?

„Leben, wie ich Lust habe, oder gar nicht leben": so will ich's, so will's auch der Heiligste. Aber, wehe! wie habe ich noch — Lust?

Habe ich — noch ein Ziel? Einen Hafen, nach dem mein Segel läuft?

Einen guten Wind? Ach, nur wer weiss, wohin er fährt, weiss auch, welcher Wind gut und sein Fahrwind ist.

Was blieb mir noch zurück? Ein Herz müde und frech; ein unstäter Wille; Flatter-Flügel; ein zerbrochnes Rückgrat.

Diess Suchen nach meinem Heim: oh Zarathustra, weisst du wohl, diess Suchen war meine Heimsuchung, es frisst mich auf.

„Wo ist — mein Heim?“ Darnach frage und suche und suchte ich, das fand ich nicht. Oh ewiges Überall, oh ewiges Nirgendswo, oh ewiges — Umsonst!“

Also sprach der Schatten, und Zarathustra’s Gesicht verlängerte sich bei seinen Worten. „Du bist mein Schatten! sagte er endlich, mit Traurigkeit.

Deine Gefahr ist keine kleine, du freier Geist und Wanderer! Du hast einen schlimmen Tag gehabt: sieh zu, dass dir nicht noch ein schlimmerer Abend kommt!

Solchen Unstäten, wie du, dünkt zuletzt auch ein Gefängniss selig. Sahst du je, wie eingefangne Verbrecher schlafen? Sie schlafen ruhig, sie geniessen ihre neue Sicherheit.

Hüte dich, dass dich nicht am Ende noch ein enger Glaube einfängt, ein harter, strenger Wahn! Dich nämlich verführt und versucht nunmehr Jegliches, das eng und fest ist.

Du hast das Ziel verloren: wehe, wie wirst du diesen Verlust verscherzen und verschmerzen? Damit — hast du auch den Weg verloren!

Du armer Schweifender, Schwärmender, du müder Schmetterling! willst du diesen Abend eine Rast und Heimstätte haben? So gehe hinauf zu meiner Höhle!

Dorthin führt der Weg zu meiner Höhle. Und jetzo will ich schnell wieder von dir davonlaufen. Schon liegt es wie ein Schatten auf mir.

Ich will allein laufen, dass es wieder hell um mich werde. Dazu muss ich noch lange lustig auf den Beinen sein. Des Abends aber wird bei mir — getanzt!“ — —

Also sprach Zarathustra.

*

*　　*

[«]

Mittags.

— Und Zarathustra lief und lief und fand Niemanden mehr und war allein und fand immer wieder sich und genoss und schlürfte seine Einsamkeit und dachte an gute Dinge, — stundenlang. Um die Stunde des Mittags aber, als die Sonne gerade über Zarathustra’s Haupte stand, kam er an einem alten krummen und knorrichten Baume vorbei, der von der reichen Liebe eines Weinstocks rings umarmt und vor sich selber verborgen war: von dem hiengen gelbe Trauben in Fülle dem Wandernden entgegen. Da gelüstete ihn, einen kleinen Durst zu löschen und sich eine Traube abzubrechen; als er aber schon den Arm dazu ausstreckte, da gelüstete ihn etwas Anderes noch mehr: nämlich sich neben den Baum niederzulegen, um die Stunde des vollkommnen Mittags, und zu schlafen.

Diess that Zarathustra; und sobald er auf dem Boden lag, in der Stille und Heimlichkeit des bunten Grases, hatte er auch schon seinen kleinen Durst vergessen und schlief ein. Denn, wie das Sprichwort Zarathustra’s sagt: Eins ist nothwendiger als das Andre. Nur dass seine Augen offen blieben: — sie wurden nämlich nicht satt, den Baum und die Liebe des Weinstocks zu sehn und zu preisen. Im Einschlafen aber sprach Zarathustra also zu seinem Herzen:

Still! Still! Ward die Welt nicht eben vollkommen? Was geschieht mir doch?

Wie ein zierlicher Wind, ungesehn, auf getäfeltem Meere tanzt, leicht, federleicht: so — tanzt der Schlaf auf mir.

Kein Auge drückt er mir zu, die Seele lässt er mir wach. Leicht ist er, wahrlich! federleicht.

Er überredet mich, ich weiss nicht wie?, er betupft mich innewendig mit schmeichelnder Hand, er zwingt mich. Ja, er zwingt mich, dass meine Seele sich ausstreckt: —

— wie sie mir lang und müde wird, meine wunderliche Seele! Kam ihr eines siebenten Tages Abend gerade am Mittage? Wandelte sie zu lange schon selig zwischen guten und reifen Dingen?

Sie streckt sich lang aus, lang, — länger! sie liegt stille, meine wunderliche Seele. Zu viel Gutes hat sie schon geschmeckt, diese goldene Traurigkeit drückt sie,

sie verzieht den Mund.

— Wie ein Schiff, das in seine stillste Bucht einlief: — nun lehnt es sich an die Erde, der langen Reisen müde und der ungewissen Meere. Ist die Erde nicht treuer?

Wie solch ein Schiff sich dem Lande anlegt, anschmiegt: — da genügt’s, dass eine Spinne vom Lande her zu ihm ihren Faden spinnt. Keiner stärkeren Taue bedarf es da.

Wie solch ein müdes Schiff in der stillsten Bucht: so ruhe auch ich nun der Erde nahe, treu, zutrauend, wartend, mit den leisesten Fäden ihr angebunden.

Oh Glück! Oh Glück! Willst du wohl singen, oh meine Seele? Du liegst im Grase. Aber das ist die heimliche feierliche Stunde, wo kein Hirt seine Flöte bläst.

Scheue dich! Heisser Mittag schläft auf den Fluren. Singe nicht! Still! Die Welt ist vollkommen.

Singe nicht, du Gras-Geflügel, oh meine Seele! Flüstere nicht einmal! Sieh doch — still! der alte Mittag schläft, er bewegt den Mund: trinkt er nicht eben einen Tropfen Glücks —

— einen alten braunen Tropfen goldenen Glücks, goldenen Weins? Es huscht über ihn hin, sein Glück lacht. So — lacht ein Gott. Still! —

„Zum Glück, wie wenig genügt schon zum Glücke!“ So sprach ich einst, und dünkte mich klug. Aber es war eine Lästerung: das lernte ich nun. Kluge Narrn reden besser.

Das Wenigste gerade, das Leiseste, Leichteste, einer Eidechse Rascheln, ein Hauch, ein Husch, ein Augen-Blick — Wenig macht die Art des besten Glücks. Still!

— Was geschah mir: Horch! Flog die Zeit wohl davon? Falle ich nicht? Fiel ich nicht — horch! in den Brunnen der Ewigkeit?

— Was geschieht mir? Still! Es sticht mich — wehe — in’s Herz? In’s Herz! Oh zerbrich, zerbrich, Herz, nach solchem Glücke, nach solchem Stiche!

— Wie? Ward die Welt nicht eben vollkommen? Rund und reif? Oh des goldenen runden Reifs — wohin fliegt er wohl? Laufe ich ihm nach! Husch!

Still — — (und hier dehnte sich Zarathustra und fühlte, dass er schlafe.)

Auf! sprach er zu sich selber, du Schläfer! Du Mittagsschläfer! Wohlan, wohlauf, ihr alten Beine! Zeit ist’s und Überzeit, manch gut Stück Wegs blieb euch noch zurück —

Nun schlieft ihr euch aus, wie lange doch? Eine halbe Ewigkeit! Wohlan, wohlauf nun, mein altes Herz! Wie lange erst darfst du nach solchem Schlaf — dich auswachen?

(Aber da schlief er schon von Neuem ein, und seine Seele sprach gegen ihn und wehrte sich und legte sich wieder hin) — „Lass mich doch! Still! Ward nicht die Welt eben vollkommen? Oh des goldnen runden Balls!“ —

„Steh auf, sprach Zarathustra, du kleine Diebin, du Tagediebin! Wie? Immer noch sich strecken, gähnen, seufzen, hinunterfallen in tiefe Brunnen?

Wer bist du doch! Oh meine Seele!“ (und hier erschrak er, denn ein Sonnenstrahl fiel vom Himmel herunter auf sein Gesicht)

„Oh Himmel über mir, sprach er seufzend und setzte sich aufrecht, du schaust mir zu? Du horchst meiner wunderlichen Seele zu?

Wann trinkst du diesen Tropfen Thau’s, der auf alle Erden-Dinge niederfiel, — wann trinkst du diese wunderliche Seele —

— wann, Brunnen der Ewigkeit! du heiterer schauerlicher Mittags-Abgrund! wann trinkst du meine Seele in dich zurück?“

Also sprach Zarathustra und erhob sich von seinem Lager am Baume wie aus einer fremden Trunkenheit: und siehe, da stand die Sonne immer noch gerade über seinem Haupte. Es möchte aber Einer daraus mit Recht abnehmen, dass Zarathustra damals nicht lange geschlafen habe.

*

* *

[«]

Die Begrüssung.

Am späten Nachmittage war es erst, dass Zarathustra, nach langem umsonstigen Suchen und Umherstreifen, wieder zu seiner Höhle heimkam. Als er aber derselben gegenüberstand, nicht zwanzig Schritt mehr von ihr ferne, da geschah das, was er jetzt am wenigsten erwartete: von Neuem hörte er den grossen Nothschrei. Und, erstaunlich! diess Mal kam derselbige aus seiner eignen Höhle. Es war aber ein langer vielfältiger seltsamer Schrei, und Zarathustra unterschied deutlich, dass er sich aus vielen Stimmen zusammensetze: mochte er schon, aus der Ferne gehört, gleich dem Schrei aus einem einzigen Munde klingen.

Da sprang Zarathustra auf seine Höhle zu, und siehe! welches Schauspiel erwartete ihn erst nach diesem Hörspiele! Denn da sassen sie allesammt bei einander, an denen er des Tags vorübergegangen war: der König zur Rechten und der König zur Linken, der alte Zauberer, der Papst, der freiwillige Bettler, der Schatten, der Gewissenhafte des Geistes, der traurige Wahrsager und der Esel; der hässlichste Mensch aber hatte sich eine Krone aufgesetzt und zwei Purpurgürtel umgeschlungen, — denn er liebte es, gleich allen Hässlichen, sich zu verkleiden und schön zu thun. Inmitten aber dieser betrübten Gesellschaft stand der Adler Zarathustra's, gesträubt und unruhig, denn er sollte auf zu Vieles antworten, wofür sein Stolz keine Antwort hatte; die kluge Schlange aber hieng um seinen Hals.

Diess Alles schaute Zarathustra mit grosser Verwunderung; dann aber prüfte er jeden Einzelnen seiner Gäste mit leutseliger Neugierde, las ihre Seelen ab und wunderte sich von Neuem. Inzwischen hatten sich die Versammelten von ihren Sitzen erhoben und warteten mit Ehrfurcht, dass Zarathustra reden werde. Zarathustra aber sprach also:

„Ihr Verzweifelnden! Ihr Wunderlichen! Ich hörte also euren Nothschrei? Und nun weiss ich auch, wo Der zu suchen ist, den ich umsonst heute suchte: der höhere Mensch —:

— in meiner eignen Höhle sitzt er, der höhere Mensch! Aber was wundere ich mich! Habe ich ihn nicht selber zu mir gelockt durch Honig-Opfer und listige Lockrufe meines Glücks?

Doch dünkt mir, ihr taugt euch schlecht zur Gesellschaft, ihr macht einander das Herz unwirsch, ihr Nothschreienden, wenn ihr hier beisammen sitzt? Es muss erst Einer kommen,

— Einer, der euch wieder lachen macht, ein guter fröhlicher Hanswurst, ein Tänzer und Wind und Wildfang, irgend ein alter Narr: — was dünket euch?

Vergebt mir doch, ihr Verzweifelnden, dass ich vor euch mit solch kleinen Worten rede, unwürdig, wahrlich!, solcher Gäste! Aber ihr errathet nicht, was mein Herz muthwillig macht: —

— ihr selber thut es und euer Anblick, vergebt es mir! Jeder nämlich wird muthig, der einem Verzweifelnden zuschaut. Einem Verzweifelnden zuzusprechen — dazu dünkt sich Jeder stark genug.

Mir selber gabt ihr diese Kraft, — eine gute Gabe, meine hohen Gäste! Ein rechtschaffnes Gastgeschenk! Wohlan, so zürnt nun nicht, dass ich euch auch vom Meinigen anbiete.

Diess hier ist mein Reich und meine Herrschaft: was aber mein ist, für diesen Abend und diese Nacht soll es euer sein. Meine Thiere sollen euch dienen: meine Höhle sei eure Ruhestatt!

Bei mir zu Heim-und-Hause soll Keiner verzweifeln, in meinem Reviere schütze ich Jeden vor seinen wilden Thieren. Und das ist das Erste, was ich euch anbiete: Sicherheit!

Das Zweite aber ist: mein kleiner Finger. Und habt ihr den erst, so nehmt nur noch die ganze Hand, wohlan! und das Herz dazu! Willkommen hier, willkommen, meine Gastfreunde!“

Also sprach Zarathustra und lachte vor Liebe und Bosheit. Nach dieser Begrüssung verneigten sich seine Gäste abermals und schwiegen ehrfürchtig; der König zur Rechten aber antwortete ihm in ihrem Namen.

„Daran, oh Zarathustra, wie du uns Hand und Gruss botest, erkennen wir dich als Zarathustra. Du erniedrigtest dich vor uns; fast thatest du unserer Ehrfurcht wehe —:

— wer aber vermöchte gleich dir sich mit solchem Stolze zu erniedrigen? Das richtet uns selber auf, ein Labsal ist es unsern Augen und Herzen.

Diess allein nur zu schaun, stiegen gern wir auf höhere Berge, als dieser Berg ist. Als Schaulustige nämlich kamen wir, wir wollten sehn, was trübe Augen hell macht.

Und siehe, schon ist es vorbei mit allem unsern Nothschrein. Schon steht Sinn und Herz uns offen und ist entzückt. Wenig fehlt: und unser Muth wird muthwillig.

Nichts, oh Zarathustra, wächst Erfreulicheres auf Erden, als ein hoher starker Wille: der ist ihr schönstes Gewächs. Eine ganze Landschaft erquickt sich an Einem solchen Baume.

Der Pinie vergleiche ich, wer gleich dir, oh Zarathustra, aufwächst: lang, schweigend, hart, allein, besten biegsamsten Holzes, herrlich, —

— zuletzt aber hinausgreifend mit starken grünen Ästen nach seiner Herrschaft, starke Fragen fragend vor Winden und Wettern und was immer auf Höhen heimisch ist,

— stärker antwortend, ein Befehlender, ein Siegreicher: oh wer sollte nicht, solche Gewächse zu schaun, auf hohe Berge steigen?

Deines Baumes hier, oh Zarathustra, erlabt sich auch der Düstere, der Missrathene, an deinem Anblicke wird auch der Unstäte sicher und heilt sein Herz.

Und wahrlich, zu deinem Berge und Baume richten sich heute viele Augen; eine grosse Sehnsucht hat sich aufgemacht, und Manche lernten fragen: wer ist Zarathustra?

Und wem du jemals dein Lied und deinen Honig in's Ohr geträufelt: alle die Versteckten, die Einsiedler, die Zweisiedler sprachen mit Einem Male zu ihrem Herzen:

„Lebt Zarathustra noch? Es lohnt sich nicht mehr zu leben, Alles ist gleich, Alles ist umsonst: oder — wir müssen mit Zarathustra leben!“

„Warum kommt er nicht, der sich so lange ankündigte? also fragen Viele; verschlang ihn die Einsamkeit? Oder sollen wir wohl zu ihm kommen?“

Nun geschieht's, dass die Einsamkeit selber mürbe wird und zerbricht, einem Grabe gleich, das zerbricht und seine Todten nicht mehr halten kann. Überall sieht man Auferstandene.

Nun steigen und steigen die Wellen um deinen Berg, oh Zarathustra. Und wie hoch auch deine Höhe ist, Viele müssen zu dir hinauf; dein Nachen soll nicht lange mehr im Trocknen sitzen.

Und dass wir Verzweifelnde jetzt in deine Höhle kamen und schon nicht mehr verzweifeln: ein Wahr- und Vorzeichen ist es nur, davon, dass Bessere zu dir unterwegs sind, —

— denn er selber ist zu dir unterwegs, der letzte Rest Gottes unter Menschen, das ist: alle die Menschen der grossen Sehnsucht, des grossen Ekels, des grossen Überdrusses,

— Alle, die nicht leben wollen, oder sie lernen wieder hoffen — oder sie lernen von dir, oh Zarathustra, die grosse Hoffnung!“

Also sprach der König zur Rechten und ergriff die Hand Zarathustra's, um sie zu küssen; aber Zarathustra wehrte seiner Verehrung und trat erschreckt zurück, schweigend und plötzlich wie in weite Fernen entfliehend. Nach einer kleinen Weile aber war er schon wieder bei seinen Gästen, blickte sie mit hellen, prüfenden Augen an und sprach:

Meine Gäste, ihr höheren Menschen, ich will deutsch und deutlich mit euch reden. Nicht auf euch wartete ich hier in diesen Bergen.

(„Deutsch und deutlich? Dass Gott erbarm! sagte hier der König zur Linken, bei Seite; man merkt, er kennt die lieben Deutschen nicht, dieser Weise aus dem Morgenlande!

Aber er meint „deutsch und derb" — wohlan! Das ist heutzutage noch nicht der schlimmste Geschmack!")

„Ihr mögt wahrlich insgesammt höhere Menschen sein, fuhr Zarathustra fort: aber für mich — seid ihr nicht hoch und stark genug.

Für mich, das heisst: für das Unerbittliche, das in mir schweigt, aber nicht immer schweigen wird. Und gehört ihr zu mir, so doch nicht als mein rechter Arm.

Wer nämlich selber auf kranken und zarten Beinen steht, gleich euch, der will vor Allem, ob er's weiss oder sich verbirgt: dass er geschont werde.

Meine Arme und meine Beine aber schone ich nicht, ich schone meine Krieger nicht: wieso könntet ihr zu meinem Kriege taugen?

Mit euch verdürbe ich mir jeden Sieg noch. Und Mancher von euch fiele schon um, wenn er nur den lauten Schall meiner Trommeln hörte.

Auch seid ihr mir nicht schön genug und wohlgeboren. Ich brauche reine glatte Spiegel für meine Lehren; auf eurer Oberfläche verzerrt sich noch mein eignes Bildniss.

Eure Schultern drückt manche Last, manche Erinnerung; manch schlimmer Zwerg hockt in euren Winkeln. Es giebt verborgenen Pöbel auch in euch.

Und seid ihr auch hoch und höherer Art: Vieles an euch ist krumm und missgestalt. Da ist kein Schmied in der Welt, der euch mir zurecht und gerade schlüge.

Ihr seid nur Brücken: mögen Höhere auf euch hinüber schreiten! Ihr bedeutet Stufen: so zürnt Dem nicht, der über euch hinweg in seine Höhe steigt!

Aus eurem Samen mag auch mir einst ein ächter Sohn und vollkommener Erbe wachsen: aber das ist ferne. Ihr selber seid Die nicht, welchen mein Erbgut und Name zugehört.

Nicht auf euch warte ich hier in diesen Bergen, nicht mit euch darf ich zum letzten Male niedersteigen. Als Vorzeichen kamt ihr mir nur, dass schon Höhere zu mir unterwegs sind, —

— nicht die Menschen der grossen Sehnsucht, des grossen Ekels, des grossen Überdrusses und Das, was ihr den Überrest Gottes nanntet.

— Nein! Nein! Drei Mal Nein! Auf Andere warte ich hier in diesen Bergen und will meinen Fuss nicht ohne sie von dannen heben,

— auf Höhere, Stärkere, Sieghaftere, Wohlgemuthere, Solche, die rechtwinklig gebaut sind an Leib und Seele: lachende Löwen müssen kommen!

Oh, meine Gastfreunde, ihr Wunderlichen, — hörtet ihr noch Nichts von meinen Kindern? Und dass sie zu mir unterwegs sind?

Sprecht mir doch von meinen Gärten, von meinen glückseligen Inseln, von meiner neuen schönen Art, — warum sprecht ihr mir nicht davon?

Diess Gastgeschenk erbitte ich mir von eurer Liebe, dass ihr mir von meinen Kindern sprecht. Hierzu bin ich reich, hierzu ward ich arm: was gab ich nicht hin,

— was gäbe ich nicht hin, dass ich Eins hätte: diese Kinder, diese lebendige Pflanzung, diese Lebensbäume meines Willens und meiner höchsten Hoffnung!“

Also sprach Zarathustra und hielt plötzlich inne in seiner Rede: denn ihn überfiel seine Sehnsucht, und er schloss Augen und Mund vor der Bewegung seines Herzens. Und auch alle seine Gäste schwiegen und standen still und bestürzt: nur dass der alte Wahrsager mit Händen und Gebärden Zeichen gab.

*

*　　*

[«]

Das Abendmahl.

An dieser Stelle nämlich unterbrach der Wahrsager die Begrüssung Zarathustra's und seiner Gäste: er drängte sich vor, wie Einer, der keine Zeit zu verlieren hat, fasste die Hand Zarathustra's und rief: „Aber Zarathustra!

Eins ist nothwendiger als das Andre, so redest du selber: wohlan, Eins ist mir jetzt nothwendiger als alles Andere.

Ein Wort zur rechten Zeit: hast du mich nicht zum Mahle eingeladen? Und hier sind Viele, die lange Wege machten. Du willst uns doch nicht mit Reden abspeisen?

Auch gedachtet ihr Alle mir schon zu viel des Erfrierens, Ertrinkens, Erstickens und andrer Leibes-Nothstände: Keiner aber gedachte meines Nothstandes, nämlich des Verhungerns —“

(Also sprach der Wahrsager; wie die Thiere Zarathustra's aber diese Worte hörten, liefen sie vor Schrecken davon. Denn sie sahen, dass was sie auch am Tage heimgebracht hatten, nicht genug sein werde, den Einen Wahrsager zu stopfen.)

„Eingerechnet das Verdursten, fuhr der Wahrsager fort. Und ob ich schon Wasser hier plätschern höre, gleich Reden der Weisheit, nämlich reichlich und unermüdlich: ich — will Wein!

Nicht Jeder ist gleich Zarathustra ein geborner Wassertrinker. Wasser taugt auch nicht für Müde und Verwelkte: uns gebührt Wein, — der erst giebt plötzliches Genesen und stegreife Gesundheit!“

Bei dieser Gelegenheit, da der Wahrsager nach Wein begehrte, geschah es, dass auch der König zur Linken, der Schweigsame, einmal zu Worte kam. „Für Wein, sprach er, trugen wir Sorge, ich sammt meinem Bruder, dem Könige zur Rechten: wir haben Wein's genug, — einen ganzen Esel voll. So fehlt Nichts als Brod.“

„Brod? entgegnete Zarathustra und lachte dazu. Nur gerade Brod haben Einsiedler nicht. Aber der Mensch lebt nicht vom Brod allein, sondern auch vom Fleische guter Lämmer, deren ich zwei habe:

— Die soll man geschwinde schlachten und würzig, mit Salbei, zubereiten: so liebe ich's. Und auch an Wurzeln und Früchten fehlt es nicht, gut genug selbst für

Lecker- und Schmeckerlinge; noch an Nüssen und andern Räthseln zum Knacken.

Also wollen wir in Kürze eine gute Mahlzeit machen. Wer aber mit essen will, muss auch mit Hand anlegen, auch die Könige. Bei Zarathustra nämlich darf auch ein König Koch sein.“

Mit diesem Vorschlage war Allen nach dem Herzen geredet: nur dass der freiwillige Bettler sich gegen Fleisch und Wein und Würzen sträubte.

„Nun hört mir doch diesen Schlemmer Zarathustra! sagte er scherzhaft: geht man dazu in Höhlen und Hoch-Gebirge, dass man solche Mahlzeiten macht?

Nun freilich verstehe ich, was er einst uns lehrte: „Gelobt sei die kleine Armuth!“ Und warum er die Bettler abschaffen will.“

„Sei guter Dinge, antwortete ihm Zarathustra, wie ich es bin. Bleibe bei deiner Sitte, du Trefflicher, malme deine Körner, trink dein Wasser, lobe deine Küche: wenn sie dich nur fröhlich macht!

Ich bin ein Gesetz nur für die Meinen, ich bin kein Gesetz für Alle. Wer aber zu mir gehört, der muss von starken Knochen sein, auch von leichten Füssen, —

— lustig zu Kriegen und Festen, kein Düsterling, kein Traum-Hans, bereit zum Schwersten wie zu seinem Feste, gesund und heil.

Das Beste gehört den Meinen und mir; und giebt man’s uns nicht, so nehmen wir’s: — die beste Nahrung, den reinsten Himmel, die stärksten Gedanken, die schönsten Fraun!“ —

Also sprach Zarathustra; der König zur Rechten aber entgegnete: „Seltsam! Vernahm man je solche kluge Dinge aus dem Munde eines Weisen?

Und wahrlich, das ist das Seltsamste an einem Weisen, wenn er zu alledem auch noch klug und kein Esel ist.“

Also sprach der König zur Rechten und wunderte sich; der Esel aber sagte zu seiner Rede mit bösem Willen I-A. Diess aber war der Anfang von jener langen Mahlzeit, welche „das Abendmahl“ in den Historien-Büchern genannt wird. Bei derselben aber wurde von nichts Anderem geredet als vom höheren Menschen.

*

*   *

[«]

Vom höheren Menschen.

1.

Als ich zum ersten Male zu den Menschen kam, da that ich die Einsiedler-Thorheit, die grosse Thorheit: ich stellte mich auf den Markt.

Und als ich zu Allen redete, redete ich zu Keinem. Des Abends aber waren Seiltänzer meine Genossen, und Leichname; und ich selber fast ein Leichnam.

Mit dem neuen Morgen aber kam mir eine neue Wahrheit: da lernte ich sprechen „Was geht mich Markt und Pöbel und Pöbel-Lärm und lange Pöbel-Ohren an!“

Ihr höheren Menschen, Diess lernt von mir: auf dem Markt glaubt Niemand an höhere Menschen. Und wollt ihr dort reden, wohlan! Der Pöbel aber blinzelt „wir sind Alle gleich.“

„Ihr höheren Menschen, — so blinzelt der Pöbel — es giebt keine höheren Menschen, wir sind Alle gleich, Mensch ist Mensch, vor Gott — sind wir Alle gleich!“

Vor Gott! — Nun aber starb dieser Gott. Vor dem Pöbel aber wollen wir nicht gleich sein. Ihr höheren Menschen, geht weg vom Markt!

*

* *

[«]

2.

Vor Gott! — Nun aber starb dieser Gott! Ihr höheren Menschen, dieser Gott war eure grösste Gefahr.

Seit er im Grabe liegt, seid ihr erst wieder auferstanden. Nun erst kommt der grosse Mittag, nun erst wird der höhere Mensch — Herr!

Verstandet ihr diess Wort, oh meine Brüder? Ihr seid erschreckt: wird euren Herzen schwindlig? Klafft euch hier der Abgrund? Kläfft euch hier der Höllenhund?

Wohlan! Wohlauf! Ihr höheren Menschen! Nun erst kreist der Berg der Menschen-Zukunft. Gott starb: nun wollen wir, — dass der Übermensch lebe.

*

* *

[«]

3.

Die Sorglichsten fragen heute: „wie bleibt der Mensch erhalten?“ Zarathustra aber fragt als der Einzige und Erste: „wie wird der Mensch überwunden?“

Der Übermensch liegt mir am Herzen, der ist mein Erstes und Einziges, — und nicht der Mensch: nicht der Nächste, nicht der Ärmste, nicht der Leidendste, nicht der Beste —

Oh meine Brüder, was ich lieben kann am Menschen, das ist, dass er ein Übergang ist und ein Untergang. Und auch an euch ist Vieles, das mich lieben und hoffen macht.

Dass ihr verachtetet, ihr höheren Menschen, das macht mich hoffen. Die grossen Verachtenden nämlich sind die grossen Verehrenden.

Dass ihr verzweifeltet, daran ist Viel zu ehren. Denn ihr lerntet nicht, wie ihr euch ergäbet, ihr lerntet die kleinen Klugheiten nicht.

Heute nämlich wurden die kleinen Leute Herr: die predigen Alle Ergebung und Bescheidung und Klugheit und Fleiss und Rücksicht und das lange Und-so-weiter der kleinen Tugenden.

Was von Weibsart ist, was von Knechtsart stammt und sonderlich der Pöbel-Mischmasch: Das will nun Herr werden alles Menschen-Schicksals — oh Ekel! Ekel! Ekel!

Das frägt und frägt und wird nicht müde: „wie erhält sich der Mensch, am besten, am längsten, am angenehmsten?“ Damit — sind sie die Herrn von Heute.

Diese Herrn von Heute überwindet mir, oh meine Brüder, — diese kleinen Leute: die sind des Übermenschen grösste Gefahr!

Überwindet mir, ihr höheren Menschen, die kleinen Tugenden, die kleinen Klugheiten, die Sandkorn-Rücksichten, den Ameisen-Kribbelkram, das erbärmliche Behagen, das „Glück der Meisten“ —!

Und lieber verzweifelt, als dass ihr euch ergebt. Und, wahrlich, ich liebe euch dafür, dass ihr heute nicht zu leben wisst, ihr höheren Menschen! So nämlich lebt ihr — am Besten!

*

* *

[«]

4.

Habt ihr Muth, oh meine Brüder? Seid ihr herzhaft? Nicht Muth vor Zeugen, sondern Einsiedler- und Adler-Muth, dem auch kein Gott mehr zusieht?

Kalte Seelen, Maulthiere, Blinde, Trunkene heissen mir nicht herzhaft. Herz hat, wer Furcht kennt, aber Furcht zwingt, wer den Abgrund sieht, aber mit Stolz.

Wer den Abgrund sieht, aber mit Adlers-Augen, wer mit Adlers-Krallen den Abgrund fasst: Der hat Muth. — —

*

* *

[«]

5.

„Der Mensch ist böse“ — so sprachen mir zum Troste alle Weisesten. Ach, wenn es heute nur noch wahr ist! Denn das Böse ist des Menschen beste Kraft.

„Der Mensch muss besser und böser werden“ — so lehre ich. Das Böseste ist nöthig zu des Übermenschen Bestem.

Das mochte gut sein für jenen Prediger der kleinen Leute, dass er litt und trug an des Menschen Sünde. Ich aber erfreue mich der grossen Sünde als meines grossen Trostes. —

Solches ist aber nicht für lange Ohren gesagt. Jedwedes Wort gehört auch nicht in jedes Maul. Das sind feine ferne Dinge: nach denen sollen nicht Schafs-Klauen greifen!

*

* *

[«]

6.

Ihr höheren Menschen, meint ihr, ich sei da, gut zu machen, was ihr schlecht machtet?

Oder ich wollte fürderhin euch Leidende bequemer betten? Oder euch Unstäten, Verirrten, Verkletterten neue leichtere Fusssteige zeigen?

Nein! Nein! Drei Mal Nein! Immer Mehr, immer Bessere eurer Art sollen zu Grunde gehn, — denn ihr sollt es immer schlimmer und härter haben. So allein —

— so allein wächst der Mensch in die Höhe, wo der Blitz ihn trifft und zerbricht: hoch genug für den Blitz!

Auf Weniges, auf Langes, auf Fernes geht mein Sinn und meine Sehnsucht: was gienge mich euer kleines, vieles, kurzes Elend an!

Ihr leidet mir noch nicht genug! Denn ihr leidet an euch, ihr littet noch nicht am Menschen. Ihr würdet lügen, wenn ihr’s anders sagtet! Ihr leidet Alle nicht, woran ich litt. — —

*

* *

[«]

7.

Es ist mir nicht genug, dass der Blitz nicht mehr schadet. Nicht ableiten will ich ihn: er soll lernen für mich — arbeiten. —

Meine Weisheit sammlet sich lange schon gleich einer Wolke, sie wird stiller und dunkler. So thut jede Weisheit, welche einst Blitze gebären soll. —

Diesen Menschen von Heute will ich nicht Licht sein, nicht Licht heissen. Die — will ich blenden: Blitz meiner Weisheit! Stich ihnen die Augen aus!

*

*   *

[«]

8.

Wollt Nichts über euer Vermögen: es giebt eine schlimme Falschheit bei Solchen, die über ihr Vermögen wollen.

Sonderlich, wenn sie grosse Dinge wollen! Denn sie wecken Misstrauen gegen grosse Dinge, diese feinen Falschmünzer und Schauspieler: —

— bis sie endlich falsch vor sich selber sind, schieläugig, übertünchter Wurmfrass, bemäntelt durch starke Worte, durch Aushänge-Tugenden, durch glänzende falsche Werke.

Habt da eine gute Vorsicht, ihr höheren Menschen! Nichts nämlich gilt mir heute kostbarer und seltner als Redlichkeit.

Ist diess Heute nicht des Pöbels? Pöbel aber weiss nicht, was gross, was klein, was gerade und redlich ist: der ist unschuldig krumm, der lügt immer.

*

*   *

[«]

9.

Habt heute ein gutes Misstrauen, ihr höheren Menschen, ihr Beherzten! Ihr Offenherzigen! Und haltet eure Gründe geheim! Diess Heute nämlich ist des Pöbels.

Was der Pöbel ohne Gründe einst glauben lernte, wer könnte ihm durch Gründe Das — umwerfen?

Und auf dem Markte überzeugt man mit Gebärden. Aber Gründe machen den Pöbel misstrauisch.

Und wenn da einmal die Wahrheit zum Siege kam, so fragt euch mit gutem Misstrauen: „welch starker Irrthum hat für sie gekämpft?“

Hütet euch auch vor den Gelehrten! Die hassen euch: denn sie sind unfruchtbar! Sie haben kalte vertrocknete Augen, vor ihnen liegt jeder Vogel entfedert.

Solche brüsten sich damit, dass sie nicht lügen: aber Ohnmacht zur Lüge ist lange noch nicht Liebe zur Wahrheit. Hütet euch!

Freiheit von Fieber ist lange noch nicht Erkenntniss! Ausgekälteten Geistern glaube ich nicht. Wer nicht lügen kann, weiss nicht, was Wahrheit ist.

*

* *

[«]

10.

Wollt ihr hoch hinaus, so braucht die eignen Beine! Lasst euch nicht empor tragen, setzt euch nicht auf fremde Rücken und Köpfe!

Du aber stiegst zu Pferde? Du reitest nun hurtig hinauf zu deinem Ziele? Wohlan, mein Freund! Aber dein lahmer Fuss sitzt auch mit zu Pferde!

Wenn du an deinem Ziele bist, wenn du von deinem Pferde springst: auf deiner Höhe gerade, du höherer Mensch — wirst du stolpern!

*

* *

[«]

11.

Ihr Schaffenden, ihr höheren Menschen! Man ist nur für das eigne Kind schwanger.

Lasst euch Nichts vorreden, einreden! Wer ist denn euer Nächster? Und handelt ihr auch „für den Nächsten“, — ihr schafft doch nicht für ihn!

Verlernt mir doch diess „Für“, ihr Schaffenden: eure Tugend gerade will es, dass ihr kein Ding mit „für“ und „um“ und „weil“ thut. Gegen diese falschen kleinen Worte sollt ihr euer Ohr zukleben.

Das „für den Nächsten“ ist die Tugend nur der kleinen Leute: da heisst es „gleich und gleich“ und „Hand wäscht Hand“: — sie haben nicht Recht noch Kraft zu eurem Eigennutz!

In eurem Eigennutz, ihr Schaffenden, ist der Schwangeren Vorsicht und Vorsehung! Was Niemand noch mit Augen sah, die Frucht: die schirmt und schont und nährt eure ganze Liebe.

Wo eure ganze Liebe ist, bei eurem Kinde, da ist auch eure ganze Tugend! Euer Werk, euer Wille ist euer „Nächster“: lasst euch keine falschen Werthe einreden!

*

*　　*

[«]

12.

Ihr Schaffenden, ihr höheren Menschen! Wer gebären muss, der ist krank; wer aber geboren hat, ist unrein.

Fragt die Weiber: man gebiert nicht, weil es Vergnügen macht. Der Schmerz macht Hühner und Dichter gackern.

Ihr Schaffenden, an euch ist viel Unreines. Das macht, ihr musstet Mütter sein.

Ein neues Kind: oh wie viel neuer Schmutz kam auch zur Welt! Geht bei Seite! Und wer geboren hat, soll seine Seele rein waschen!

*

*　　*

[«]

13.

Seid nicht tugendhaft über eure Kräfte! Und wollt Nichts von euch wider die Wahrscheinlichkeit!

Geht in den Fusstapfen, wo schon eurer Väter Tugend gieng! Wie wolltet ihr hoch steigen, wenn nicht eurer Väter Wille mit euch steigt?

Wer aber Erstling sein will, sehe zu, dass er nicht auch Letztling werde! Und wo die Laster eurer Väter sind, darin sollt ihr nicht Heilige bedeuten wollen!

Wessen Väter es mit Weibern hielten und mit starken Weinen und Wildschweinen: was wäre es, wenn Der von sich Keuschheit wollte?

Eine Narrheit wäre es! Viel, wahrlich, dünkt es mich für einen Solchen, wenn er Eines oder zweier oder dreier Weiber Mann ist.

Und stiftete er Klöster und schriebe über die Thür: „der Weg zum Heiligen,“ — ich spräche doch: wozu! es ist eine neue Narrheit!

Er stiftete sich selber ein Zucht- und Fluchthaus: wohl bekomm’s! Aber ich glaube nicht daran.

In der Einsamkeit wächst, was Einer in sie bringt, auch das innere Vieh. Solchergestalt widerräth sich Vielen die Einsamkeit.

Gab es Schmutzigeres bisher auf Erden als Wüsten-Heilige? Um die herum war nicht nur der Teufel los, — sondern auch das Schwein.

*

*   *

[«]

14.

Scheu, beschämt, ungeschickt, einem Tiger gleich, dem der Sprung missrieth: also, ihr höheren Menschen, sah ich oft euch bei Seite schleichen. Ein Wurf missrieth euch.

Aber, ihr Würfelspieler, was liegt daran! Ihr lerntet nicht spielen und spotten, wie man spielen und spotten muss! Sitzen wir nicht immer an einem grossen Spott- und Spieltische?

Und wenn euch Grosses missrieth, seid ihr selber darum — missrathen? Und missriethet ihr selber, missrieth darum — der Mensch? Missrieth aber der Mensch:

wohlan! wohlauf!

*

* *

[«]

15.

Je höher von Art, je seltener geräth ein Ding. Ihr höheren Menschen hier, seid ihr nicht alle — missgerathen?

Seid guten Muths, was liegt daran! Wie Vieles ist noch möglich! Lernt über euch selber lachen, wie man lachen muss!

Was Wunders auch, dass ihr missriethet und halb geriethet, ihr Halb-Zerbrochenen! Drängt und stösst sich nicht in euch — des Menschen Zukunft?

Des Menschen Fernstes, Tiefstes, Sternen-Höchstes, seine ungeheure Kraft: schäumt Das nicht alles gegen einander in eurem Topfe?

Was Wunders, dass mancher Topf zerbricht! Lernt über euch lachen, wie man lachen muss! Ihr höheren Menschen, oh wie Vieles ist noch möglich!

Und wahrlich, wie Viel gerieth schon! Wie reich ist diese Erde an kleinen guten vollkommenen Dingen, an Wohlgerathenem!

Stellt kleine gute vollkommne Dinge um euch, ihr höheren Menschen! Deren goldene Reife heilt das Herz. Vollkommnes lehrt hoffen.

*

* *

[«]

16.

Welches war hier auf Erden bisher die grösste Sünde? War es nicht das Wort Dessen, der sprach: „Wehe Denen, die hier lachen!“

Fand er zum Lachen auf der Erde selber keine Gründe? So suchte er nur schlecht. Ein Kind findet hier noch Gründe.

Der — liebte nicht genug: sonst hätte er auch uns geliebt, die Lachenden! Aber er hasste und höhnte uns, Heulen und Zähneklappern verhiess er uns.

Muss man denn gleich fluchen, wo man nicht liebt? Das — dünkt mich ein schlechter Geschmack. Aber so that er, dieser Unbedingte. Er kam vom Pöbel.

Und er selber liebte nur nicht genug: sonst hätte er weniger gezürnt, dass man ihn nicht liebe. Alle grosse Liebe will nicht Liebe: — die will mehr.

Geht aus dem Wege allen solchen Unbedingten! Das ist eine arme kranke Art, eine Pöbel-Art: sie sehn schlimm diesem Leben zu, sie haben den bösen Blick für diese Erde.

Geht aus dem Wege allen solchen Unbedingten! Sie haben schwere Füsse und schwüle Herzen: — sie wissen nicht zu tanzen. Wie möchte Solchen wohl die Erde leicht sein!

*

* *

[«]

17.

Krumm kommen alle guten Dinge ihrem Ziele nahe. Gleich Katzen machen sie Buckel, sie schnurren innewendig vor ihrem nahen Glücke, — alle guten Dinge lachen.

Der Schritt verräth, ob Einer schon auf seiner Bahn schreitet: so seht mich gehn! Wer aber seinem Ziel nahe kommt, der tanzt.

Und, wahrlich, zum Standbild ward ich nicht, noch stehe ich nicht da, starr, stumpf, steinern, eine Säule; ich liebe geschwindes Laufen.

Und wenn es auf Erden auch Moor und dicke Trübsal giebt: wer leichte Füsse hat, läuft über Schlamm noch hinweg und tanzt wie auf gefegtem Eise.

Erhebt eure Herzen, meine Brüder, hoch! höher! Und vergesst mir auch die Beine nicht! Erhebt auch eure Beine, ihr guten Tänzer, und besser noch: ihr steht auch auf dem Kopf!

*

* *

[«]

18.

Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: ich selber setzte mir diese Krone auf, ich selber sprach heilig mein Gelächter. Keinen Anderen fand ich heute stark genug dazu.

Zarathustra der Tänzer, Zarathustra der Leichte, der mit den Flügeln winkt, ein Flugbereiter, allen Vögeln zuwinkend, bereit und fertig, ein Selig-Leichtfertiger: —

Zarathustra der Wahrsager, Zarathustra der Wahrlacher, kein Ungeduldiger, kein Unbedingter, Einer, der Sprünge und Seitensprünge liebt; ich selber setzte mir diese Krone auf!

*

* *

[«]

19.

Erhebt eure Herzen, meine Brüder, hoch! höher! Und vergesst mir auch die Beine nicht! Erhebt auch eure Beine, ihr guten Tänzer, und besser noch: ihr steht auch auf dem Kopf!

Es giebt auch im Glück schweres Gethier, es giebt Plumpfüssler von Anbeginn. Wunderlich mühn sie sich ab, einem Elephanten gleich, der sich müht auf dem Kopf zu stehn.

Besser aber noch närrisch sein vor Glücke als närrisch vor Unglücke, besser plump tanzen als lahm gehn. So lernt mir doch meine Weisheit ab: auch das schlimmste Ding hat zwei gute Kehrseiten, —

— auch das schlimmste Ding hat gute Tanzbeine: so lernt mir doch euch selbst, ihr höheren Menschen, auf eure rechten Beine stellen!

So verlernt mir doch Trübsal-Blasen und alle Pöbel-Traurigkeit! Oh wie traurig dünken mich heute des Pöbels Hanswürste noch! Diess Heute aber ist des Pöbels.

*

*   *

[«]

20.

Dem Winde thut mir gleich, wenn er aus seinen Berghöhlen stürzt: nach seiner eignen Pfeife will er tanzen, die Meere zittern und hüpfen unter seinen Fusstapfen.

Der den Eseln Flügel giebt, der Löwinnen melkt, gelobt sei dieser gute unbändige Geist, der allem Heute und allem Pöbel wie ein Sturmwind kommt, —

— der Distel- und Tiftelköpfen feind ist und allen welken Blättern und Unkräutern: gelobt sei dieser wilde gute freie Sturmgeist, welcher auf Mooren und Trübsalen wie auf Wiesen tanzt!

Der die Pöbel-Schwindhunde hasst und alles missrathene düstere Gezücht: gelobt sei dieser Geist aller freien Geister, der lachende Sturm, welcher allen Schwarzsichtigen, Schwärsüchtigen Staub in die Augen bläst!

Ihr höheren Menschen, euer Schlimmstes ist: ihr lerntet alle nicht tanzen, wie man tanzen muss — über euch hinweg tanzen! Was liegt daran, dass ihr missriethet!

Wie Vieles ist noch möglich! So lernt doch über euch hinweg lachen! Erhebt eure Herzen, ihr guten Tänzer, hoch! höher! Und vergesst mir auch das gute Lachen nicht!

Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: euch, meinen Brüdern, werfe ich diese Krone zu! Das Lachen sprach ich heilig; ihr höheren Menschen, lernt mir — lachen!

*

*   *

[«]

Das Lied der Schwermuth.

1.

Als Zarathustra diese Reden sprach, stand er nahe dem Eingange seiner Höhle; mit den letzten Worten aber entschlüpfte er seinen Gästen und floh für eine kurze Weile in’s Freie.

„Oh reine Gerüche um mich, rief er aus, oh selige Stille um mich! Aber wo sind meine Thiere? Heran, heran, mein Adler und meine Schlange!

Sagt mir doch, meine Thiere: diese höheren Menschen insgesammt — riechen sie vielleicht nicht gut? Oh reine Gerüche um mich! Jetzo weiss und fühle ich erst, wie ich euch, meine Thiere, liebe.“

— Und Zarathustra sprach nochmals: „ich liebe euch, meine Thiere!“ Der Adler aber und die Schlange drängten sich an ihn, als er diese Worte sprach, und sahen zu ihm hinauf. Solchergestalt waren sie zu drei still beisammen und schnüffelten und schlürften mit einander die gute Luft. Denn die Luft war hier draussen besser als bei den höheren Menschen.

*

*   *

[«]

2.

Kaum aber hatte Zarathustra seine Höhle verlassen, da erhob sich der alte Zauberer, sah listig umher und sprach: „Er ist hinaus!

Und schon, ihr höheren Menschen — dass ich euch mit diesem Lob- und Schmeichel-Namen kitzle, gleich ihm selber — schon fällt mich mein schlimmer Trug- und Zaubergeist an, mein schwermüthiger Teufel,

— welcher diesem Zarathustra ein Widersacher ist aus dem Grunde: vergebt es ihm! Nun will er vor euch zaubern, er hat gerade seine Stunde; umsonst ringe ich mit diesem bösen Geiste.

Euch Allen, welche Ehren ihr euch mit Worten geben mögt, ob ihr euch „die freien Geister“ nennt oder „die Wahrhaftigen“ oder „die Büsser des Geistes“ oder „die Entfesselten“ oder „die grossen Sehnsüchtigen“ —

— euch Allen, die ihr am grossen Ekel leidet gleich mir, denen der alte Gott starb und noch kein neuer Gott in Wiegen und Windeln liegt, — euch Allen ist mein böser Geist und Zauber-Teufel hold.

Ich kenne euch, ihr höheren Menschen, ich kenne ihn, — ich kenne auch diesen Unhold, den ich wider Willen liebe, diesen Zarathustra: er selber dünkt mich öfter gleich einer schönen Heiligen-Larve,

— gleich einem neuen wunderlichen Mummenschanze, in dem sich mein böser Geist, der schwermüthige Teufel, gefällt: — ich liebe Zarathustra, so dünkt mich oft, um meines bösen Geistes Willen. —

Aber schon fällt der mich an und zwingt mich, dieser Geist der Schwermuth, dieser Abend-Dämmerungs-Teufel: und, wahrlich, ihr höheren Menschen, es gelüstet ihn —

— macht nur die Augen auf! — es gelüstet ihn, nackt zu kommen, ob männlich, ob weiblich, noch weiss ich’s nicht: aber er kommt, er zwingt mich, wehe! macht eure Sinne auf!

Der Tag klingt ab, allen Dingen kommt nun der Abend, auch den besten Dingen; hört nun und seht, ihr höheren Menschen, welcher Teufel, ob Mann, ob Weib, dieser Geist der Abend-Schwermuth ist!“

Also sprach der alte Zauberer, sah listig umher und griff dann zu seiner Harfe.

*

* *

[«]

3.

Bei abgehellter Luft,
Wenn schon des Thau’s Tröstung

Zur Erde niederquillt,
Unsichtbar, auch ungehört: —
Denn zartes Schuhwerk trägt
Der Tröster Thau gleich allen Trost-Milden —:
Gedenkst du da, gedenkst du, heisses Herz,
Wie einst du durstetest,
Nach himmlischen Thränen und Thau-Geträufel
Versengt und müde durstetest,
Dieweil auf gelben Gras-Pfaden
Boshaft abendliche Sonnenblicke
Durch schwarze Bäume um dich liefen,
Blendende Sonnen-Gluthblicke, schadenfrohe.

„Der Wahrheit Freier? Du? — so höhnten sie —
Nein! Nur ein Dichter!
Ein Thier, ein listiges, raubendes, schleichendes,
Das lügen muss,
Das wissentlich, willentlich lügen muss:
Nach Beute lüstern,
Bunt verlarvt,
Sich selber Larve,
Sich selbst zur Beute —
Das — der Wahrheit Freier?
Nein! Nur Narr! Nur Dichter!
Nur Buntes redend,
Aus Narren-Larven bunt herausschreiend,
Herumsteigend auf lügnerischen Wort-Brücken,
Auf bunten Regenbogen,
Zwischen falschen Himmeln
Und falschen Erden,
Herumschweifend, herumschwebend, —
Nur Narr! Nur Dichter!

Das — der Wahrheit Freier?
Nicht still, starr, glatt, kalt,
Zum Bilde worden,
Zur Gottes-Säule,

Nicht aufgestellt vor Tempeln,
Eines Gottes Thürwart:
Nein! Feindselig solchen Wahrheits-Standbildern,
In jeder Wildniss heimischer als vor Tempeln,
Voll Katzen-Muthwillens,
Durch jedes Fenster springend
Husch! in jeden Zufall,
Jedem Urwalde zuschnüffelnd,
Süchtig-sehnsüchtig zuschnüffelnd,
Dass du in Urwäldern
Unter buntgefleckten Raubthieren
Sündlich-gesund und bunt und schön liefest,
Mit lüsternen Lefzen,
Selig-höhnisch, selig-höllisch, selig-blutgierig,
Raubend, schleichend, lügend liefest: —

Oder, dem Adler gleich, der lange,
Lange starr in Abgründe blickt,
In seine Abgründe: — —
Oh wie sie sich hier hinab,
Hinunter, hinein,
In immer tiefere Tiefen ringeln! —
Dann,
Plötzlich, geraden Zugs,
Gezückten Flugs,
Auf Lämmer stossen,
Jach hinab, heisshungrig,
Nach Lämmern lüstern,
Gram allen Lamms-Seelen,
Grimmig-gram Allem, was blickt
Schafmässig, lammäugig, krauswollig,
Grau, mit Lamms-Schafs-Wohlwollen!

Also
Adlerhaft, pantherhaft
Sind des Dichters Sehnsüchte,
Sind deine Sehnsüchte unter tausend Larven,

Du Narr! Du Dichter!

Der du den Menschen schautest
So Gott als Schaf —:
Den Gott zerreissen im Menschen
Wie das Schaf im Menschen,
Und zerreissend lachen —

Das, Das ist deine Seligkeit!
Eines Panthers und Adlers Seligkeit!
Eines Dichters und Narren Seligkeit!“ — —

Bei abgehellter Luft,
Wenn schon des Monds Sichel
Grün zwischen Purpurröthen
Und neidisch hinschleicht:
— dem Tage feind,
Mit jedem Schritte heimlich
An Rosen-Hängematten
Hinsichelnd, bis sie sinken,
Nacht-abwärts blass hinabsinken: —

So sank ich selber einstmals
Aus meinem Wahrheits-Wahnsinne,
Aus meinen Tages-Sehnsüchten,
Des Tages müde, krank vom Lichte,
— sank abwärts, abendwärts, schattenwärts:
Von Einer Wahrheit
Verbrannt und durstig:
— gedenkst du noch, gedenkst du, heisses Herz,
Wie da du durstetest? —
Dass ich verbannt sei
Von aller Wahrheit,
Nur Narr!
Nur Dichter!

*

*   *

[«]

Von der Wissenschaft.

Also sang der Zauberer; und Alle, die beisammen waren, giengen gleich Vögeln unvermerkt in das Netz seiner listigen und schwermüthigen Wollust. Nur der Gewissenhafte des Geistes war nicht eingefangen: er nahm flugs dem Zauberer die Harfe weg und rief: „Luft! Lasst gute Luft herein! Lasst Zarathustra herein! Du machst diese Höhle schwül und giftig, du schlimmer alter Zauberer!

Du verführst, du Falscher, Feiner, zu unbekannten Begierden und Wildnissen. Und wehe, wenn Solche, wie du, von der Wahrheit Redens und Wesens machen!

Wehe allen freien Geistern, welche nicht vor solchen Zauberern auf der Hut sind! Dahin ist es mit ihrer Freiheit: du lehrst und lockst zurück in Gefängnisse, —

— du alter schwermüthiger Teufel, aus deiner Klage klingt eine Lockpfeife, du gleichst Solchen, welche mit ihrem Lobe der Keuschheit heimlich zu Wollüsten laden!“

Also sprach der Gewissenhafte; der alte Zauberer aber blickte um sich, genoss seines Sieges und verschluckte darüber den Verdruss, welchen ihm der Gewissenhafte machte. „Sei still! sagte er mit bescheidener Stimme, gute Lieder wollen gut wiederhallen; nach guten Liedern soll man lange schweigen.

So thun es diese Alle, die höheren Menschen. Du aber hast wohl Wenig von meinem Lied verstanden? In dir ist Wenig von einem Zaubergeiste.“

„Du lobst mich, entgegnete der Gewissenhafte, indem du mich von dir abtrennst, wohlan! Aber ihr Anderen, was sehe ich? Ihr sitzt alle noch mit lüsternen Augen da —:

Ihr freien Seelen, wohin ist eure Freiheit! Fast, dünkt mich’s, gleicht ihr Solchen, die lange schlimmen tanzenden nackten Mädchen zusahn: eure Seelen tanzen selber!

In euch, ihr höheren Menschen, muss Mehr von Dem sein, was der Zauberer seinen bösen Zauber- und Truggeist nennt: — wir müssen wohl verschieden sein.

Und wahrlich, wir sprachen und dachten genug mitsammen, ehe Zarathustra heimkam zu seiner Höhle, als dass ich nicht wüsste: wir sind verschieden.

Wir suchen Verschiednes auch hier oben, ihr und ich. Ich nämlich suche mehr Sicherheit, desshalb kam ich zu Zarathustra. Der nämlich ist noch der festeste Thurm und Wille —

— heute, wo Alles wackelt, wo alle Erde bebt. Ihr aber, wenn ich eure Augen sehe, die ihr macht, fast dünkt mich's, ihr sucht mehr Unsicherheit,

— mehr Schauder, mehr Gefahr, mehr Erdbeben. Euch gelüstet, fast dünkt mich's so, vergebt meinem Dünkel, ihr höheren Menschen —

— euch gelüstet nach dem schlimmsten gefährlichsten Leben, das mir am meisten Furcht macht, nach dem Leben wilder Thiere, nach Wäldern, Höhlen, steilen Bergen und Irr-Schlünden.

Und nicht die Führer aus der Gefahr gefallen euch am besten, sondern die euch von allen Wegen abführen, die Verführer. Aber, wenn solch Gelüsten an euch wirklich ist, so dünkt es mich trotzdem unmöglich.

Furcht nämlich — das ist des Menschen Erb- und Grundgefühl; aus der Furcht erklärt sich Jegliches, Erbsünde und Erbtugend. Aus der Furcht wuchs auch meine Tugend, die heisst: Wissenschaft.

Die Furcht nämlich vor wildem Gethier — die wurde dem Menschen am längsten angezüchtet, einschliesslich das Thier, das er in sich selber birgt und fürchtet: — Zarathustra heisst es „das innere Vieh."

Solche lange alte Furcht, endlich fein geworden, geistlich, geistig— heute, dünkt mich, heisst sie: Wissenschaft." —

Also sprach der Gewissenhafte; aber Zarathustra, der eben in seine Höhle zurückkam und die letzte Rede gehört und errathen hatte, warf dem Gewissenhaften eine Hand voll Rosen zu und lachte ob seiner „Wahrheiten". „Wie! rief er, was hörte ich da eben? Wahrlich, mich dünkt, du bist ein Narr oder ich selber bin's: und deine „Wahrheit" stelle ich rucks und flugs auf den Kopf.

Furcht nämlich — ist unsre Ausnahme. Muth aber und Abenteuer und Lust am Ungewissen, am Ungewagten, — Muth dünkt mich des Menschen ganze Vorgeschichte.

Den wildesten muthigsten Thieren hat er alle ihre Tugenden abgeneidet und abgeraubt: so erst wurde er — zum Menschen.

Dieser Muth, endlich fein geworden, geistlich, geistig, dieser Menschen-Muth mit Adler-Flügeln und Schlangen-Klugheit: der, dünkt mich, heisst heute —"

„Zarathustra"! schrien Alle, die beisammen sassen, wie aus Einem Munde und machten dazu ein grosses Gelächter; es hob sich aber von ihnen wie eine schwere Wolke. Auch der Zauberer lachte und sprach mit Klugheit: „Wohlan! Er ist davon, mein böser Geist!

Und habe ich euch nicht selber vor ihm gewarnt, als ich sagte, dass er ein Betrüger sei, ein Lug- und Truggeist?

Sonderlich nämlich, wenn er sich nackend zeigt. Aber was kann ich für seine Tücken! Habe ich ihn und die Welt geschaffen?

Wohlan! Seien wir wieder gut und guter Dinge! Und ob schon Zarathustra böse blickt — seht ihn doch! er ist mir gram —:

— bevor die Nacht kommt, lernt er wieder, mich lieben und loben, er kann nicht lange leben, ohne solche Thorheiten zu thun.

Der — liebt seine Feinde: diese Kunst versteht er am besten von Allen, die ich sah. Aber er nimmt Rache dafür — an seinen Freunden!“

Also sprach der alte Zauberer, und die höheren Menschen zollten ihm Beifall: so dass Zarathustra herumgieng und mit Bosheit und Liebe seinen Freunden die Hände schüttelte, — gleichsam als Einer, der an Allen Etwas gutzumachen und abzubitten hat. Als er aber dabei an die Thür seiner Höhle kam, siehe, da gelüstete ihn schon wieder nach der guten Luft da draussen und nach seinen Thieren, — und er wollte hinaus schlüpfen.

*

*   *

[«]

Unter Töchtern der Wüste.

1.

„Gehe nicht davon! sagte da der Wanderer, welcher sich den Schatten Zarathustra's nannte, bleibe bei uns, es möchte uns sonst die alte dumpfe Trübsal wieder anfallen.

Schon gab uns jener alte Zauberer von seinem Schlimmsten zum Besten, und siehe doch, der gute fromme Papst da hat Thränen in den Augen und hat sich ganz wieder auf's Meer der Schwermuth eingeschifft.

Diese Könige mögen wohl vor uns noch gute Miene machen: das lernten Die nämlich von uns Allen heute am Besten! Hätten sie aber keine Zeugen, ich wette, auch bei ihnen fienge das böse Spiel wieder an —

— das böse Spiel der ziehenden Wolken, der feuchten Schwermuth, der verhängten Himmel, der gestohlenen Sonnen, der heulenden Herbst-Winde!

— das böse Spiel unsres Heulens und Nothschreiens: bleibe bei uns, oh Zarathustra! Hier ist viel verborgenes Elend, das reden will, viel Abend, viel Wolke, viel dumpfe Luft!

Du nährtest uns mit starker Manns-Kost und kräftigen Sprüchen: lass es nicht zu, dass uns zum Nachtisch die weichlichen weiblichen Geister wieder anfallen!

Du allein machst die Luft um dich herum stark und klar! Fand ich je auf Erden so gute Luft als bei dir in deiner Höhle?

Viele Länder sah ich doch, meine Nase lernte vielerlei Luft prüfen und abschätzen: aber bei dir schmecken meine Nüstern ihre grösste Lust!

Es sei denn, — es sei denn —, oh vergieb eine alte Erinnerung! Vergieb mir ein altes Nachtisch-Lied, das ich einst unter Töchtern der Wüste dichtete: —

— bei denen nämlich gab es gleich gute helle morgenländische Luft; dort war ich am fernsten vom wolkigen feuchten schwermüthigen Alt-Europa!

Damals liebte ich solcherlei Morgenland-Mädchen und andres blaues Himmelreich, über dem keine Wolken und keine Gedanken hängen.

Ihr glaubt es nicht, wie artig sie dasassen, wenn sie nicht tanzten, tief, aber ohne Gedanken, wie kleine Geheimnisse, wie bebänderte Räthsel, wie Nachtisch-Nüsse —

bunt und fremd fürwahr! aber ohne Wolken: Räthsel, die sich rathen lassen: solchen Mädchen zu Liebe erdachte ich damals einen Nachtisch-Psalm.“

Also sprach der Wanderer und Schatten; und ehe Jemand ihm antwortete, hatte er schon die Harfe des alten Zauberers ergriffen, die Beine gekreuzt und blickte gelassen und weise um sich: — mit den Nüstern aber zog er langsam und fragend die Luft ein, wie Einer, der in neuen Ländern neue fremde Luft kostet. Darauf hob er mit einer Art Gebrüll zu singen an.

*

* *

[«]

2.

Die Wüste wächst: weh Dem, der Wüsten birgt!

— Ha! Feierlich!
In der That feierlich!
Ein würdiger Anfang!
Afrikanisch feierlich!
Eines Löwen würdig,
Oder eines moralischen Brüllaffen —
— aber Nichts für euch,
Ihr allerliebsten Freundinnen,
Zu deren Füssen mir
Zum ersten Male,
Einem Europäer, unter Palmen
Zu sitzen vergönnt ist. Sela.

Wunderbar wahrlich!
Da sitze ich nun,
Der Wüste nahe und bereits
So fern wieder der Wüste,

Auch in Nichts noch verwüstet:
Nämlich hinabgeschluckt
Von dieser kleinsten Oasis —:
— sie sperrte gerade gähnend
Ihr liebliches Maul auf,
Das wohlriechendste aller Mäulchen:
Da fiel ich hinein,
Hinab, hindurch — unter euch,
Ihr allerliebsten Freundinnen! Sela.

Heil, Heil jenem Wallfische,
Wenn er also es seinem Gaste
Wohl sein liess! — ihr versteht
Meine gelehrte Anspielung?
Heil seinem Bauche,
Wenn er also
Ein so lieblicher Oasis-Bauch war
Gleich diesem: was ich aber in Zweifel ziehe,
— dafür komme ich aus Europa,
Das zweifelsüchtiger ist als alle
Ältlichen Eheweibchen.
Möge Gott es bessern!
Amen!

Da sitze ich nun,
In dieser kleinsten Oasis,
Einer Dattel gleich,
Braun, durchsüsst, goldschwürig, lüstern
Nach einem runden Mädchenmunde,
Mehr noch aber nach mädchenhaften
Eiskalten schneeweissen schneidigen
Beisszähnen: nach denen nämlich
Lechzt das Herz allen heissen Datteln. Sela.

Den genannten Südfrüchten
Ähnlich, allzuähnlich
Liege ich hier, von kleinen
Flügelkäfern

Umtänzelt und umspielt,
Insgleichen von noch kleineren
Thörichteren boshafteren
Wünschen und Einfällen, —
Umlagert von euch,
Ihr stummen, ihr ahnungsvollen
Mädchen-Katzen,
Dudu und Suleika,
— umsphinxt, dass ich in Ein Wort
Viel Gefühle stopfe:
(Vergebe mir Gott
Diese Sprach-Sünde!)
— sitze hier, die beste Luft schnüffelnd,
Paradieses-Luft wahrlich,
Lichte leichte Luft, goldgestreifte,
So gute Luft nur je
Vom Monde herabfiel —
Sei es aus Zufall,
Oder geschah es aus Übermuthe?
Wie die alten Dichter erzählen.
Ich Zweifler aber ziehe es
In Zweifel, dafür aber komme ich
Aus Europa,
Das zweifelsüchtiger ist als alle
Ältlichen Eheweibchen.
Möge Gott es bessern!
Amen!

Diese schönste Luft trinkend,
Mit Nüstern geschwellt gleich Bechern,
Ohne Zukunft, ohne Erinnerungen,
So sitze ich hier, ihr
Allerliebsten Freundinnen,
Und sehe der Palme zu,
Wie sie, einer Tänzerin gleich,
Sich biegt und schmiegt und in der Hüfte wiegt,
— man thut es mit, sieht man lange zu!

Einer Tänzerin gleich, die, wie mir scheinen will,
Zu lange schon, gefährlich lange
Immer, immer nur auf Einem Beine stand?
— da vergass sie darob, wie mir scheinen will,
Das andre Bein?
Vergebens wenigstens
Suchte ich das vermisste
Zwillings-Kleinod
— nämlich das andre Bein —
In der heiligen Nähe
Ihres allerliebsten, allerzierlichsten
Fächer- und Flatter- und Flitterröckchens.
Ja, wenn ihr mir, ihr schönen Freundinnen,
Ganz glauben wollt:
Sie hat es verloren!
Es ist dahin!
Auf ewig dahin!
Das andre Bein!
Oh schade um dieses liebliche andre Bein!
Wo — mag es wohl weilen und verlassen trauern?
Das einsame Bein?
In Furcht vielleicht vor einem
Grimmen gelben blondgelockten
Löwen-Unthiere? Oder gar schon
Abgenagt, abgeknabbert —
Erbärmlich, wehe! wehe! abgeknabbert! Sela.

Oh weint mir nicht,
Weiche Herzen!
Weint mir nicht, ihr
Dattel-Herzen! Milch-Busen!
Ihr Süssholz-Herz-
Beutelchen!
Weine nicht mehr,
Bleiche Dudu!
Sei ein Mann, Suleika! Muth! Muth!
— Oder sollte vielleicht

Etwas Stärkendes, Herz-Stärkendes,
Hier am Platze sein?
Ein gesalbter Spruch?
Ein feierlicher Zuspruch? —

Ha! Herauf, Würde!
Tugend-Würde! Europäer-Würde!
Blase, blase wieder,
Blasebalg der Tugend!
Ha!
Noch Ein Mal brüllen,
Moralisch brüllen!
Als moralischer Löwe
Vor den Töchtern der Wüste brüllen!
— Denn Tugend-Geheul,
Ihr allerliebsten Mädchen,
Ist mehr als Alles
Europäer-Inbrunst, Europäer-Heisshunger!
Und da stehe ich schon,
Als Europäer,
Ich kann nicht anders, Gott helfe mir!
Amen!

Die Wüste wächst: weh Dem, der Wüsten birgt!

*

*   *

[«]

Die Erweckung.

1.

Nach dem Liede des Wanderers und Schattens wurde die Höhle mit Einem Male voll Lärmens und Lachens; und da die versammelten Gäste alle zugleich redeten, und auch der Esel, bei einer solchen Ermuthigung, nicht mehr still blieb, überkam Zarathustra ein kleiner Widerwille und Spott gegen seinen Besuch: ob er sich gleich ihrer Fröhlichkeit erfreute. Denn sie dünkte ihm ein Zeichen der Genesung. So schlüpfte er hinaus in's Freie und sprach zu seinen Thieren.

„Wo ist nun ihre Noth hin? sprach er, und schon athmete er selber von seinem kleinen Überdrusse auf, — bei mir verlernten sie, wie mich dünkt, das Nothschrein!

— wenn auch, leider, noch nicht das Schrein.“ Und Zarathustra hielt sich die Ohren zu, denn eben mischte sich das I-A des Esels wunderlich mit dem Jubel-Lärm dieser höheren Menschen.

„Sie sind lustig, begann er wieder, und wer weiss? vielleicht auf ihres Wirthes Unkosten; und lernten sie von mir lachen, so ist es doch nicht mein Lachen, das sie lernten.

Aber was liegt daran! Es sind alte Leute: sie genesen auf ihre Art, sie lachen auf ihre Art; meine Ohren haben schon Schlimmeres erduldet und wurden nicht unwirsch.

Dieser Tag ist ein Sieg: er weicht schon, er flieht, der Geist der Schwere, mein alter Erzfeind! Wie gut will dieser Tag enden, der so schlimm und schwer begann!

Und enden will er. Schon kommt der Abend: über das Meer her reitet er, der gute Reiter! Wie er sich wiegt, der Selige, Heimkehrende, in seinen purpurnen Sätteln!

Der Himmel blickt klar dazu, die Welt liegt tief: oh all ihr Wunderlichen, die ihr zu mir kamt, es lohnt sich schon, bei mir zu leben!“

Also sprach Zarathustra. Und wieder kam da das Geschrei und Gelächter der höheren Menschen aus der Höhle: da begann er von Neuem.

„Sie beissen an, mein Köder wirkt, es weicht auch ihnen ihr Feind, der Geist der Schwere. Schon lernen sie über sich selber lachen: höre ich recht?

Meine Manns-Kost wirkt, mein Saft- und Kraft-Spruch: und wahrlich, ich nährte sie nicht mit Bläh-Gemüsen! Sondern mit Krieger-Kost, mit Eroberer-Kost: neue Begierden weckte ich.

Neue Hoffnungen sind in ihren Armen und Beinen, ihr Herz streckt sich aus. Sie finden neue Worte, bald wird ihr Geist Muthwillen athmen.

Solche Kost mag freilich nicht für Kinder sein, noch auch für sehnsüchtige alte und junge Weibchen. Denen überredet man anders die Eingeweide; deren Arzt und Lehrer bin ich nicht.

Der Ekel weicht diesen höheren Menschen: wohlan! das ist mein Sieg. In meinem Reiche werden sie sicher, alle dumme Scham läuft davon, sie schütten sich aus.

Sie schütten ihr Herz aus, gute Stunden kehren ihnen zurück, sie feiern und käuen wieder, — sie werden dankbar.

Das nehme ich als das beste Zeichen: sie werden dankbar. Nicht lange noch, und sie denken sich Feste aus und stellen Denksteine ihren alten Freuden auf.

Es sind Genesende!“ Also sprach Zarathustra fröhlich zu seinem Herzen und schaute hinaus; seine Thiere aber drängten sich an ihn und ehrten sein Glück und sein Stillschweigen.

* * *

[«]

2.

Plötzlich aber erschrak das Ohr Zarathustra’s: die Höhle nämlich, welche bisher voller Lärmens und Gelächters war, wurde mit Einem Male todtenstill; — seine Nase aber roch einen wohlriechenden Qualm und Weihrauch, wie von brennenden Pinien-Zapfen.

„Was geschieht? Was treiben sie?“ fragte er sich und schlich zum Eingange heran, dass er seinen Gästen, unvermerkt, zusehn könne. Aber, Wunder über

Wunder! was musste er da mit seinen eignen Augen sehn!

„Sie sind Alle wieder fromm geworden, sie beten, sie sind toll!“ — sprach er und verwunderte sich über die Maassen. Und, fürwahr!, alle diese höheren Menschen, die zwei Könige, der Papst ausser Dienst, der schlimme Zauberer, der freiwillige Bettler, der Wanderer und Schatten, der alte Wahrsager, der Gewissenhafte des Geistes und der hässlichste Mensch: sie lagen Alle gleich Kindern und gläubigen alten Weibchen auf den Knien und beteten den Esel an. Und eben begann der hässlichste Mensch zu gurgeln und zu schnauben, wie als ob etwas Unaussprechliches aus ihm heraus wolle; als er es aber wirklich bis zu Worten gebracht hatte, siehe, da war es eine fromme seltsame Litanei zur Lobpreisung des angebeteten und angeräucherten Esels. Diese Litanei aber klang also:

Amen! Und Lob und Ehre und Weisheit und Dank und Preis und Stärke sei unserm Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit!

— Der Esel aber schrie dazu I-A.

Er trägt unsre Last, er nahm Knechtsgestalt an, er ist geduldsam von Herzen und redet niemals Nein; und wer seinen Gott liebt, der züchtigt ihn.

— Der Esel aber schrie dazu I-A.

Er redet nicht: es sei denn, dass er zur Welt, die er schuf, immer Ja sagt: also preist er seine Welt. Seine Schlauheit ist es, die nicht redet: so bekömmt er selten Unrecht.

— Der Esel aber schrie dazu I-A.

Unscheinbar geht er durch die Welt. Grau ist die Leib-Farbe, in welche er seine Tugend hüllt. Hat er Geist, so verbirgt er ihn; Jedermann aber glaubt an seine langen Ohren.

— Der Esel aber schrie dazu I-A.

Welche verborgene Weisheit ist das, dass er lange Ohren trägt und allein Ja und nimmer Nein sagt! Hat er nicht die Welt erschaffen nach seinem Bilde, nämlich so dumm als möglich?

— Der Esel aber schrie dazu I-A.

Du gehst gerade und krumme Wege; es kümmert dich wenig, was uns Menschen gerade oder krumm dünkt. Jenseits von Gut und Böse ist dein Reich. Es ist deine Unschuld, nicht zu wissen, was Unschuld ist.

— Der Esel aber schrie dazu I-A.

Siehe doch, wie du Niemanden von dir stössest, die Bettler nicht, noch die Könige. Die Kindlein lässest du zu dir kommen, und wenn dich die bösen Buben locken, so sprichst du einfältiglich I-A.

— Der Esel aber schrie dazu I-A.

Du liebst Eselinnen und frische Feigen, du bist kein Kostverächter. Eine Distel kitzelt dir das Herz, wenn du gerade Hunger hast. Darin liegt eines Gottes Weisheit.

— Der Esel aber schrie dazu I-A.

⁂

[«]

Das Eselsfest.

1.

An dieser Stelle der Litanei aber konnte Zarathustra sich nicht länger bemeistern, schrie selber I-A, lauter noch als der Esel, und sprang mitten unter seine tollgewordenen Gäste. „Aber was treibt ihr da, ihr Menschenkinder? rief er, indem er die Betenden vom Boden empor riss. Wehe, wenn euch Jemand Anderes zusähe als Zarathustra:

Jeder würde urtheilen, ihr wäret mit eurem neuen Glauben die ärgsten Gotteslästerer oder die thörichtsten aller alten Weiblein!

Und du selber, du alter Papst, wie stimmt Das mit dir selber zusammen, dass du solchergestalt einen Esel hier als Gott anbetest?“ —

„Oh Zarathustra, antwortete der Papst, vergieb mir, aber in Dingen Gottes bin ich aufgeklärter noch als du. Und so ist’s billig.

Lieber Gott also anbeten, in dieser Gestalt, als in gar keiner Gestalt! Denke über diesen Spruch nach, mein hoher Freund: du erräthst geschwind, in solchem Spruch steckt Weisheit.

Der, welcher sprach „Gott ist ein Geist“ — der machte bisher auf Erden den grössten Schritt und Sprung zum Unglauben: solch Wort ist auf Erden nicht leicht wieder gut zu machen!

Mein altes Herz springt und hüpft darob, dass es auf Erden noch Etwas anzubeten giebt. Vergieb das, oh Zarathustra, einem alten frommen Papst-Herzen! —“

— „Und du, sagte Zarathustra zu dem Wanderer und Schatten, du nennst und wähnst dich einen freien Geist? Und treibst hier solchen Götzen- und Pfaffendienst?

Schlimmer, wahrlich, treibst du’s hier noch als bei deinen schlimmen braunen Mädchen, du schlimmer neuer Gläubiger!“

„Schlimm genug, antwortete der Wanderer und Schatten, du hast Recht: aber was kann ich dafür! Der alte Gott lebt wieder, oh Zarathustra, du magst reden, was du willst.

Der hässlichste Mensch ist an Allem schuld: der hat ihn wieder auferweckt. Und wenn er sagt, dass er ihn einst getödtet habe: Tod ist bei Göttern immer nur ein Vorurtheil.“

— Und du, sprach Zarathustra, du schlimmer alter Zauberer, was thatest du! Wer soll, in dieser freien Zeit, fürderhin an dich glauben, wenn du an solche Götter-Eseleien glaubst?

Es war eine Dummheit, was du thatest; wie konntest du, du Kluger, eine solche Dummheit thun!

„Oh Zarathustra, antwortete der kluge Zauberer, du hast Recht, es war eine Dummheit, — es ist mir auch schwer genug geworden.“

— „Und du gar, sagte Zarathustra zu dem Gewissenhaften des Geistes, erwäge doch und lege den Finger an deine Nase! Geht hier denn Nichts wider dein Gewissen? Ist dein Geist nicht zu reinlich für diess Beten und den Dunst dieser Betbrüder?“

„Es ist Etwas daran, antwortete der Gewissenhafte und legte den Finger an die Nase, es ist Etwas an diesem Schauspiele, das meinem Gewissen sogar wohlthut.

Vielleicht, dass ich an Gott nicht glauben darf: gewiss aber ist, dass Gott mir in dieser Gestalt noch am glaubwürdigsten dünkt.

Gott soll ewig sein, nach dem Zeugnisse der Frömmsten: wer so viel Zeit hat, lässt sich Zeit. So langsam und so dumm als möglich: damit kann ein Solcher es doch sehr weit bringen.

Und wer des Geistes zu viel hat, der möchte sich wohl in die Dumm- und Narrheit selber vernarren. Denke über dich selber nach, oh Zarathustra!

Du selber — wahrlich! auch du könntest wohl aus Überfluss und Weisheit zu einem Esel werden.

Geht nicht ein vollkommner Weiser gern auf den krümmsten Wegen? Der Augenschein lehrt es, oh Zarathustra, — dein Augenschein!“

— „Und du selber zuletzt, sprach Zarathustra und wandte sich gegen den hässlichsten Menschen, der immer noch auf dem Boden lag, den Arm zu dem Esel emporhebend (er gab ihm nämlich Wein zu trinken). Sprich, du Unaussprechlicher, was hast du da gemacht!

Du dünkst mich verwandelt, dein Auge glüht, der Mantel des Erhabenen liegt um deine Hässlichkeit: was thatest du?

Ist es denn wahr, was Jene sagen, dass du ihn wieder auferwecktest? Und wozu? War er nicht mit Grund abgetödtet und abgethan?

Du selber dünkst mich aufgeweckt: was thatest du? was kehrtest du um? Was bekehrtest du dich? Sprich, du Unaussprechlicher!“

„Oh Zarathustra, antwortete der hässlichste Mensch, du bist ein Schelm!

Ob Der noch lebt oder wieder lebt oder gründlich todt ist, — wer von uns Beiden weiss Das am Besten? Ich frage dich.

Eins aber weiss ich, — von dir selber lernte ich’s einst, oh Zarathustra: wer am gründlichsten tödten will, der lacht.

„Nicht durch Zorn, sondern durch Lachen tödtet man“ — so sprachst du einst. Oh Zarathustra, du Verborgener, du Vernichter ohne Zorn, du gefährlicher Heiliger, — du bist ein Schelm!“

*

*   *

[«]

2.

Da aber geschah es, dass Zarathustra, verwundert über lauter solche Schelmen-Antworten, zur Thür seiner Höhle zurück sprang und, gegen alle seine Gäste gewendet, mit starker Stimme schrie:

„Oh ihr Schalks-Narren allesammt, ihr Possenreisser! Was verstellt und versteckt ihr euch vor mir!

Wie doch einem Jeden von euch das Herz zappelte vor Lust und Bosheit, darob, dass ihr endlich einmal wieder wurdet wie die Kindlein, nämlich fromm, —

— dass ihr endlich wieder thatet wie Kinder thun, nämlich betetet, händefaltetet und „lieber Gott“ sagtet!

Aber nun lasst mir diese Kinderstube, meine eigne Höhle, wo heute alle Kinderei zu Hause ist. Kühlt hier draussen euren heissen Kinder-Übermuth und Herzenslärm ab!

Freilich: so ihr nicht werdet wie die Kindlein, so kommt ihr nicht in das Himmelreich. (Und Zarathustra zeigte mit den Händen nach Oben.)

Aber wir wollen auch gar nicht in’s Himmelreich: Männer sind wir worden, — so wollen wir das Erdenreich.“

*

*   *

[«]

3.

Und noch einmal hob Zarathustra an zu reden. „Oh meine neuen Freunde, sprach er, — ihr Wunderlichen, ihr höheren Menschen, wie gut gefallt ihr mir nun, —

— seit ihr wieder fröhlich wurdet! Ihr seid wahrlich alle aufgeblüht: mich dünkt, solchen Blumen, wie ihr seid, thun neue Feste noth,

— ein kleiner tapferer Unsinn, irgend ein Gottesdienst und Eselsfest, irgend ein alter fröhlicher Zarathustra-Narr, ein Brausewind, der euch die Seelen hell bläst.

Vergesst diese Nacht und diess Eselsfest nicht, ihr höheren Menschen! Das erfandet ihr bei mir, Das nehme ich als gutes Wahrzeichen, — Solcherlei erfinden nur Genesende!

Und feiert ihr es abermals, dieses Eselsfest, thut's euch zu Liebe, thut's auch mir zu Liebe! Und zu meinem Gedächtniss!“

Also sprach Zarathustra.

*

*   *

[«]

Das Nachtwandler-Lied.

1.

Inzwischen aber war Einer nach dem Andern hinaus getreten, in’s Freie und in die kühle nachdenkliche Nacht; Zarathustra selber aber führte den hässlichsten Menschen an der Hand, dass er ihm seine Nacht-Welt und den grossen runden Mond und die silbernen Wasserstürze bei seiner Höhle zeige. Da standen sie endlich still bei einander, lauter alte Leute, aber mit einem getrösteten tapferen Herzen und verwundert bei sich, dass es ihnen auf Erden so wohl war; die Heimlichkeit der Nacht aber kam ihnen näher und näher an’s Herz. Und von Neuem dachte Zarathustra bei sich: „oh wie gut sie mir nun gefallen, diese höheren Menschen!“ — aber er sprach es nicht aus, denn er ehrte ihr Glück und ihr Stillschweigen. —

Da aber geschah Das, was an jenem erstaunlichen langen Tage das Erstaunlichste war: der hässlichste Mensch begann noch ein Mal und zum letzten Mal zu gurgeln und zu schnauben, und als er es bis zu Worten gebracht hatte, siehe, da sprang eine Frage rund und reinlich aus seinem Munde, eine gute tiefe klare Frage, welche Allen, die ihm zuhörten, das Herz im Leibe bewegte.

„Meine Freunde insgesammt, sprach der hässlichste Mensch, was dünket euch? Um dieses Tags Willen — ich bin’s zum ersten Male zufrieden, dass ich das ganze Leben lebte.

Und dass ich so viel bezeuge, ist mir noch nicht genug. Es lohnt sich auf der Erde zu leben: Ein Tag, Ein Fest mit Zarathustra lehrte mich die Erde lieben.

„War Das — das Leben?“ will ich zum Tode sprechen. „Wohlan! Noch Ein Mal!“

Meine Freunde, was dünket euch? Wollt ihr nicht gleich mir zum Tode sprechen: War Das — das Leben? Um Zarathustra’s Willen, wohlan! Noch Ein Mal!“ — —

Also sprach der hässlichste Mensch; es war aber nicht lange vor Mitternacht. Und was glaubt ihr wohl, dass damals sich zutrug? Sobald die höheren Menschen seine Frage hörten, wurden sie sich mit Einem Male ihrer Verwandlung und

Genesung bewusst, und wer ihnen dieselbe gegeben habe: da sprangen sie auf Zarathustra zu, dankend, verehrend, liebkosend, ihm die Hände küssend, so wie es der Art eines Jeden eigen war: also dass Einige lachten, Einige weinten. Der alte Wahrsager aber tanzte vor Vergnügen; und wenn er auch, wie manche Erzähler meinen, damals voll süssen Weines war, so war er gewisslich noch voller des süssen Lebens und hatte aller Müdigkeit abgesagt. Es giebt sogar Solche, die erzählen, dass damals der Esel getanzt habe: nicht umsonst nämlich habe ihm der hässlichste Mensch vorher Wein zu trinken gegeben. Diess mag sich nun so verhalten oder auch anders; und wenn in Wahrheit an jenem Abende der Esel nicht getanzt hat, so geschahen doch damals grössere und seltsamere Wunderdinge als es das Tanzen eines Esels wäre. Kurz, wie das Sprichwort Zarathustra's lautet: „was liegt daran!“

*

* *

[«]

2.

Zarathustra aber, als sich diess mit dem hässlichsten Menschen zutrug, stand da, wie ein Trunkener: sein Blick erlosch, seine Zunge lallte, seine Füsse schwankten. Und wer möchte auch errathen, welche Gedanken dabei über Zarathustra's Seele liefen? Ersichtlich aber wich sein Geist zurück und floh voraus und war in weiten Fernen und gleichsam „auf hohem Joche, wie geschrieben steht, zwischen zwei Meeren,

— zwischen Vergangenem und Zukünftigem als schwere Wolke wandelnd.“ Allgemach aber, während ihn die höheren Menschen in den Armen hielten, kam er ein Wenig zu sich selber zurück und wehrte mit den Händen dem Gedränge der Verehrenden und Besorgten; doch sprach er nicht. Mit Einem Male aber wandte er schnell den Kopf, denn er schien Etwas zu hören: da legte er den Finger an den Mund und sprach: „Kommt!“

Und alsbald wurde es rings still und heimlich; aus der Tiefe aber kam langsam der Klang einer Glocke herauf. Zarathustra horchte darnach, gleich den höheren Menschen; dann aber legte er zum andern Male den Finger an den Mund und sprach wiederum: „Kommt! Kommt! Es geht gen Mitternacht!“ — und seine Stimme hatte sich verwandelt. Aber immer noch rührte er sich nicht von der Stelle: da wurde es noch stiller und heimlicher, und Alles horchte, auch der Esel, und Zarathustra’s Ehrenthiere, der Adler und die Schlange, insgleichen die Höhle Zarathustra’s und der grosse kühle Mond und die Nacht selber. Zarathustra aber legte zum dritten Male die Hand an den Mund und sprach:

Kommt! Kommt! Kommt! Lasst uns jetzo wandeln! Es ist die Stunde: lasst uns in die Nacht wandeln!

* * *

[«]

3.

Ihr höheren Menschen, es geht gen Mitternacht: da will ich euch Etwas in die Ohren sagen, wie jene alte Glocke es mir in’s Ohr sagt, —

— so heimlich, so schrecklich, so herzlich, wie jene Mitternachts-Glocke zu mir es redet, die mehr erlebt hat als Ein Mensch:

— welche schon eurer Väter Herzens-Schmerzens-Schläge abzählte — ach! ach! wie sie seufzt! wie sie im Traume lacht! die alte tiefe tiefe Mitternacht!

Still! Still! Da hört sich Manches, das am Tage nicht laut werden darf; nun aber, bei kühler Luft, da auch aller Lärm eurer Herzen stille ward, —

— nun redet es, nun hört es sich, nun schleicht es sich in nächtliche überwache Seelen: ach! ach! wie sie seufzt! wie sie im Traume lacht!

— hörst du’s nicht, wie sie heimlich, schrecklich, herzlich zu dir redet, die alte tiefe tiefe Mitternacht?

Oh Mensch, gieb Acht!

* * *

[«]

4.

Wehe mir! Wo ist die Zeit hin? Sank ich nicht in tiefe Brunnen? Die Welt schläft —

Ach! Ach! Der Hund heult, der Mond scheint. Lieber will ich sterben, sterben, als euch sagen, was mein Mitternachts-Herz eben denkt.

Nun starb ich schon. Es ist dahin. Spinne, was spinnst du um mich? Willst du Blut? Ach! Ach! der Thau fällt, die Stunde kommt —

— die Stunde, wo mich fröstelt und friert, die fragt und fragt und fragt: „wer hat Herz genug dazu?

— wer soll der Erde Herr sein? Wer will sagen: so sollt ihr laufen, ihr grossen und kleinen Ströme!“

— die Stunde naht: oh Mensch, du höherer Mensch, gieb Acht! diese Rede ist für feine Ohren, für deine Ohren — was spricht die tiefe Mitternacht?

*

*   *

[«]

5.

Es trägt mich dahin, meine Seele tanzt. Tagewerk! Tagewerk! Wer soll der Erde Herr sein?

Der Mond ist kühl, der Wind schweigt. Ach! Ach! Flogt ihr schon hoch genug? Ihr tanztet: aber ein Bein ist doch kein Flügel.

Ihr guten Tänzer, nun ist alle Lust vorbei, Wein ward Hefe, jeder Becher ward mürbe, die Gräber stammeln.

Ihr flogt nicht hoch genug: nun stammeln die Gräber „erlöst doch die Todten! Warum ist so lange Nacht? Macht uns nicht der Mond trunken?“

Ihr höheren Menschen, erlöst doch die Gräber, weckt die Leichname auf! Ach, was gräbt noch der Wurm? Es naht, es naht die Stunde, —

— es brummt die Glocke, es schnarrt noch das Herz, es gräbt noch der Holzwurm, der Herzenswurm. Ach! Ach! Die Welt ist tief!

*

* *

[«]

6.

Süsse Leier! Süsse Leier! Ich liebe deinen Ton, deinen trunkenen Unken-Ton! — wie lang her, wie fern her kommt mir dein Ton, weit her, von den Teichen der Liebe!

Du alte Glocke, du süsse Leier! Jeder Schmerz riss dir in’s Herz, Vaterschmerz, Väterschmerz, Urväterschmerz, deine Rede wurde reif, —

— reif gleich goldenem Herbste und Nachmittage, gleich meinem Einsiedlerherzen — nun redest du: die Welt selber ward reif, die Traube bräunt,

— nun will sie sterben, vor Glück sterben. Ihr höheren Menschen, riecht ihr’s nicht? Es quillt heimlich ein Geruch herauf,

— ein Duft und Geruch der Ewigkeit, ein rosenseliger brauner Gold-Wein-Geruch von altem Glücke,

— von trunkenem Mitternachts-Sterbeglücke, welches singt: die Welt ist tief und tiefer als der Tag gedacht!

*

* *

[«]

7.

Lass mich! Lass mich! Ich bin zu rein für dich. Rühre mich nicht an! Ward meine Welt nicht eben vollkommen?

Meine Haut ist zu rein für deine Hände. Lass mich, du dummer tölpischer dumpfer Tag! Ist die Mitternacht nicht heller?

Die Reinsten sollen der Erde Herrn sein, die Unerkanntesten, Stärksten, die Mitternachts-Seelen, die heller und tiefer sind als jeder Tag.

Oh Tag, du tappst nach mir? Du tastest nach meinem Glücke? Ich bin dir reich, einsam, eine Schatzgrube, eine Goldkammer?

Oh Welt, du willst mich? Bin ich dir weltlich? Bin ich dir geistlich? Bin ich dir göttlich? Aber Tag und Welt, ihr seid zu plump, —

— habt klügere Hände, greift nach tieferem Glücke, nach tieferem Unglücke, greift nach irgend einem Gotte, greift nicht nach mir:

— mein Unglück, mein Glück ist tief, du wunderlicher Tag, aber doch bin ich kein Gott, keine Gottes-Hölle: tief ist ihr Weh.

*

*   *

[«]

8.

Gottes Weh ist tiefer, du wunderliche Welt! Greife nach Gottes Weh, nicht nach mir! Was bin ich! Eine trunkene süsse Leier, —

— eine Mitternachts-Leier, eine Glocken-Unke, die Niemand versteht, aber welche reden muss, vor Tauben, ihr höheren Menschen! Denn ihr versteht mich nicht!

Dahin! Dahin! Oh Jugend! Oh Mittag! Oh Nachmittag! Nun kam Abend und Nacht und Mitternacht, — der Hund heult, der Wind:

— ist der Wind nicht ein Hund? Er winselt, er kläfft, er heult. Ach! Ach! wie sie seufzt! wie sie lacht, wie sie röchelt und keucht, die Mitternacht!

Wie sie eben nüchtern spricht, diese trunkene Dichterin! sie übertrank wohl ihre Trunkenheit? sie wurde überwach? sie käut zurück?

— ihr Weh käut sie zurück, im Traume, die alte tiefe Mitternacht, und mehr noch ihre Lust. Lust nämlich, wenn schon Weh tief ist: Lust ist tiefer noch als Herzeleid.

*

*   *

[«]

9.

Du Weinstock! Was preisest du mich? Ich schnitt dich doch! Ich bin grausam, du blutest —: was will dein Lob meiner trunkenen Grausamkeit?

„Was vollkommen ward, alles Reife — will sterben!“ so redest du. Gesegnet, gesegnet sei das Winzermesser! Aber alles Unreife will leben: wehe!

Weh spricht: „Vergeh! Weg, du Wehe!“ Aber Alles, was leidet, will leben, dass es reif werde und lustig und sehnsüchtig,

— sehnsüchtig nach Fernerem, Höherem, Hellerem. „Ich will Erben, so spricht Alles, was leidet, ich will Kinder, ich will nicht mich,“ —

Lust aber will nicht Erben, nicht Kinder, — Lust will sich selber, will Ewigkeit, will Wiederkunft, will Alles-sich-ewig-gleich.

Weh spricht: „Brich, blute, Herz! Wandle, Bein! Flügel, flieg! Hinan! Hinauf! Schmerz!“ Wohlan! Wohlauf! Oh mein altes Herz: Weh spricht: „vergeh!“

*

* *

[«]

10.

Ihr höheren Menschen, was dünket euch? Bin ich ein Wahrsager? Ein Träumender? Trunkener? Ein Traumdeuter? Eine Mitternachts-Glocke?

Ein Tropfen Thau’s? Ein Dunst und Duft der Ewigkeit? Hört ihr’s nicht? Riecht ihr’s nicht? Eben ward meine Welt vollkommen, Mitternacht ist auch Mittag, —

Schmerz ist auch eine Lust, Fluch ist auch ein Segen, Nacht ist auch eine Sonne, — geht davon oder ihr lernt: ein Weiser ist auch ein Narr.

Sagtet ihr jemals Ja zu Einer Lust? Oh, meine Freunde, so sagtet ihr Ja auch zu allem Wehe. Alle Dinge sind verkettet, verfädelt, verliebt, —

— wolltet ihr jemals Ein Mal Zwei Mal, spracht ihr jemals „du gefällst mir, Glück! Husch! Augenblick!“ so wolltet ihr Alles zurück!

— Alles von neuem, Alles ewig, Alles verkettet, verfädelt, verliebt, oh so liebtet ihr die Welt, —

— ihr Ewigen, liebt sie ewig und allezeit: und auch zum Weh sprecht ihr: vergeh, aber komm zurück! Denn alle Lust will — Ewigkeit!

*

*   *

[«]

11.

Alle Lust will aller Dinge Ewigkeit, will Honig, will Hefe, will trunkene Mitternacht, will Gräber, will Gräber-Thränen-Trost, will vergüldetes Abendroth —

— was will nicht Lust! sie ist durstiger, herzlicher, hungriger, schrecklicher, heimlicher als alles Weh, sie will sich, sie beisst in sich, des Ringes Wille ringt in ihr, —

— sie will Liebe, sie will Hass, sie ist überreich, schenkt, wirft weg, bettelt, dass Einer sie nimmt, dankt dem Nehmenden, sie möchte gern gehasst sein, —

— so reich ist Lust, dass sie nach Wehe durstet, nach Hölle, nach Hass, nach Schmach, nach dem Krüppel, nach Welt, — denn diese Welt, oh ihr kennt sie ja!

Ihr höheren Menschen, nach euch sehnt sie sich, die Lust, die unbändige, selige, — nach eurem Weh, ihr Missrathenen! Nach Missrathenem sehnt sich alle ewige Lust.

Denn alle Lust will sich selber, drum will sie auch Herzeleid! Oh Glück, oh Schmerz! Oh brich, Herz! Ihr höheren Menschen, lernt es doch, Lust will Ewigkeit,

— Lust will aller Dinge Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit!

*

*   *

[«]

12.

Lerntet ihr nun mein Lied? Erriethet ihr, was es will? Wohlan! Wohlauf! Ihr höheren Menschen, so singt mir nun meinen Rundgesang!

Singt mir nun selber das Lied, dess Name ist „Noch ein Mal“, dess Sinn ist „in alle Ewigkeit!“, singt, ihr höheren Menschen, Zarathustra’s Rundgesang!

Oh Mensch! Gieb Acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?

„Ich schlief, ich schlief —,
„Aus tiefem Traum bin ich erwacht: —
„Die Welt ist tief,
„Und tiefer als der Tag gedacht.
„Tief ist ihr Weh —,
„Lust — tiefer noch als Herzeleid:
„Weh spricht: Vergeh!
„Doch alle Lust will Ewigkeit —,
„— will tiefe, tiefe Ewigkeit!“

*

*　*

[«]

Das Zeichen.

Des Morgens aber nach dieser Nacht sprang Zarathustra von seinem Lager auf, gürtete sich die Lenden und kam heraus aus seiner Höhle, glühend und stark, wie eine Morgensonne, die aus dunklen Bergen kommt.

„Du grosses Gestirn, sprach er, wie er einstmals gesprochen hatte, du tiefes Glücks-Auge, was wäre all dein Glück, wenn du nicht Die hättest, welchen du leuchtest!

Und wenn sie in ihren Kammern blieben, während du schon wach bist und kommst und schenkst und austheilst: wie würde darob deine stolze Scham zürnen!

Wohlan! sie schlafen noch, diese höheren Menschen, während ich wach bin: das sind nicht meine rechten Gefährten! Nicht auf sie warte ich hier in meinen Bergen.

Zu meinem Werke will ich, zu meinem Tage: aber sie verstehen nicht, was die Zeichen meines Morgens sind, mein Schritt — ist für sie kein Weckruf.

Sie schlafen noch in meiner Höhle, ihr Traum käut noch an meinen Mitternächten. Das Ohr, das nach mir horcht, — das gehorchende Ohr fehlt in ihren Gliedern.“

— Diess hatte Zarathustra zu seinem Herzen gesprochen, als die Sonne aufgieng: da blickte er fragend in die Höhe, denn er hörte über sich den scharfen Ruf seines Adlers. „Wohlan! rief er hinauf, so gefällt und gebührt es mir. Meine Thiere sind wach, denn ich bin wach.

Mein Adler ist wach und ehrt gleich mir die Sonne. Mit Adlers-Klauen greift er nach dem neuen Lichte. Ihr seid meine rechten Thiere; ich liebe euch.

Aber noch fehlen mir meine rechten Menschen!“ —

Also sprach Zarathustra; da aber geschah es, dass er sich plötzlich wie von unzähligen Vögeln umschwärmt und umflattert hörte, — das Geschwirr so vieler Flügel aber und das Gedräng um sein Haupt war so gross, dass er die Augen schloss. Und wahrlich, einer Wolke gleich fiel es über ihn her, einer Wolke von Pfeilen gleich, welche sich über einen neuen Feind ausschüttet. Aber siehe, hier war es eine Wolke der Liebe, und über einen neuen Freund.

„Was geschieht mir?“ dachte Zarathustra in seinem erstaunten Herzen und liess sich langsam auf dem grossen Steine nieder, der neben dem Ausgange seiner Höhle lag. Aber, indem er mit den Händen um sich und über sich und unter sich griff, und den zärtlichen Vögeln wehrte, siehe, da geschah ihm etwas noch Seltsameres: er griff nämlich dabei unvermerkt in ein dichtes warmes Haar-Gezottel hinein; zugleich aber erscholl vor ihm ein Gebrüll, — ein sanftes langes Löwen-Brüllen.

„Das Zeichen kommt,“ sprach Zarathustra und sein Herz verwandelte sich. Und in Wahrheit, als es helle vor ihm wurde, da lag ihm ein gelbes mächtiges Gethier zu Füssen und schmiegte das Haupt an seine Knie und wollte nicht von ihm lassen vor Liebe und that einem Hunde gleich, welcher seinen alten Herrn wiederfindet. Die Tauben aber waren mit ihrer Liebe nicht minder eifrig als der Löwe; und jedes Mal, wenn eine Taube über die Nase des Löwen huschte, schüttelte der Löwe das Haupt und wunderte sich und lachte dazu.

Zu dem Allen sprach Zarathustra nur Ein Wort: „meine Kinder sind nahe, meine Kinder“ —, dann wurde er ganz stumm. Sein Herz aber war gelöst, und aus seinen Augen tropften Thränen herab und fielen auf seine Hände. Und er achtete keines Dings mehr und sass da, unbeweglich und ohne dass er sich noch gegen die Thiere wehrte. Da flogen die Tauben ab und zu und setzten sich ihm auf die Schulter und liebkosten sein weisses Haar und wurden nicht müde mit Zärtlichkeit und Frohlocken. Der starke Löwe aber leckte immer die Thränen, welche auf die Hände Zarathustra’s herabfielen und brüllte und brummte schüchtern dazu. Also trieben es diese Thiere. —

Diess Alles dauerte eine lange Zeit, oder eine kurze Zeit: denn, recht gesprochen, giebt es für dergleichen Dinge auf Erden keine Zeit —. Inzwischen aber waren die höheren Menschen in der Höhle Zarathustra’s wach geworden und ordneten sich mit einander zu einem Zuge an, dass sie Zarathustra entgegen giengen und ihm den Morgengruss böten: denn sie hatten gefunden, als sie erwachten, dass er schon nicht mehr unter ihnen weilte. Als sie aber zur Thür der Höhle gelangten, und das Geräusch ihrer Schritte ihnen voranlief, da stutzte der Löwe gewaltig, kehrte sich mit Einem Male von Zarathustra ab und sprang, wild brüllend, auf die Höhle los; die höheren Menschen aber, als sie ihn brüllen hörten, schrien alle auf, wie mit Einem Munde, und flohen zurück und waren im Nu verschwunden.

Zarathustra selber aber, betäubt und fremd, erhob sich von seinem Sitze, sah um sich, stand staunend da, fragte sein Herz, besann sich und war allein. „Was hörte ich doch? sprach er endlich langsam, was geschah mir eben?“

Und schon kam ihm die Erinnerung, und er begriff mit Einem Blicke Alles, was zwischen Gestern und Heute sich begeben hatte. „Hier ist ja der Stein, sprach er und strich sich den Bart, auf dem sass ich gestern am Morgen; und hier trat der Wahrsager zu mir, und hier hörte ich zuerst den Schrei, den ich eben hörte, den grossen Nothschrei.

Oh ihr höheren Menschen, von eurer Noth war’s ja, dass gestern am Morgen jener alte Wahrsager mir wahrsagte, —

— zu eurer Noth wollte er mich verführen und versuchen: oh Zarathustra, sprach er zu mir, ich komme, dass ich dich zu deiner letzten Sünde verführe.

Zu meiner letzten Sünde? rief Zarathustra und lachte zornig über sein eigenes Wort: was blieb mir doch aufgespart als meine letzte Sünde?“

— Und noch ein Mal versank Zarathustra in sich und setzte sich wieder auf den grossen Stein nieder und sann nach. Plötzlich sprang er empor, —

„Mitleiden! Das Mitleiden mit dem höheren Menschen! schrie er auf, und sein Antlitz verwandelte sich in Erz. Wohlan! Das — hatte seine Zeit!

Mein Leid und mein Mitleiden — was liegt daran! Trachte ich denn nach Glücke? Ich trachte nach meinem Werke!

Wohlan! Der Löwe kam, meine Kinder sind nahe, Zarathustra ward reif, meine Stunde kam: —

Diess ist mein Morgen, mein Tag hebt an: herauf nun, herauf, du grosser Mittag!“ — —

Also sprach Zarathustra und verliess seine Höhle, glühend und stark, wie eine Morgensonne, die aus dunklen Bergen kommt.

*

* *

Ende von Also sprach Zarathustra

[«]

Jenseits von Gut und Böse.

Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.

Von
Friedrich Nietzsche.

Leipzig.
Druck und Verlag von C. G. Naumann.
1886.

JENSEITS VOM GUT UND BÖSE

[«]

Vorrede.

Erstes Hauptstück: von den Vorurtheilen der Philosophen.
1. 10. 20.

Zweites Hauptstück: der freie Geist.
24. 30. 40.

Drittes Hauptstück: das religiöse Wesen.
45. 50. 60.

Viertes Hauptstück: Sprüche und Zwischenspiele.
63. 70. 80. 90. 100. 110. 120.
130. 140. 150. 160. 170. 180.

Fünftes Hauptstück: zur Naturgeschichte der Moral.
186. 190. 200.

Sechstes Hauptstück: wir Gelehrten.
204. 210.

Siebentes Hauptstück: unsere Tugenden.
214. 220. 230.

Achtes Hauptstück: Völker und Vaterländer.
240. 250.

Neuntes Hauptstück: was ist vornehm?.
257. 270. 280. 290.

Aus hohen Bergen. Nachgesang

Vorrede.

Vorausgesetzt, dass die Wahrheit ein Weib ist —, wie? ist der Verdacht nicht gegründet, dass alle Philosophen, sofern sie Dogmatiker waren, sich schlecht auf Weiber verstanden? dass der schauerliche Ernst, die linkische Zudringlichkeit, mit der sie bisher auf die Wahrheit zuzugehen pflegten, ungeschickte und unschickliche Mittel waren, um gerade ein Frauenzimmer für sich einzunehmen? Gewiss ist, dass sie sich nicht hat einnehmen lassen: — und jede Art Dogmatik steht heute mit betrübter und muthloser Haltung da. Wenn sie überhaupt noch steht! Denn es giebt Spötter, welche behaupten, sie sei gefallen, alle Dogmatik liege zu Boden, mehr noch, alle Dogmatik liege in den letzten Zügen. Ernstlich geredet, es giebt gute Gründe zu der Hoffnung, dass alles Dogmatisiren in der Philosophie, so feierlich, so end- und letztgültig es sich auch gebärdet hat, doch nur eine edle Kinderei und Anfängerei gewesen sein möge; und die Zeit ist vielleicht sehr nahe, wo man wieder und wieder begreifen wird, was eigentlich schon ausgereicht hat, um den Grundstein zu solchen erhabenen und unbedingten Philosophen-Bauwerken abzugeben, welche die Dogmatiker bisher aufbauten, — irgend ein Volks-Aberglaube aus unvordenklicher Zeit (wie der Seelen-Aberglaube, der als Subjekt- und Ich-Aberglaube auch heute noch nicht aufgehört hat, Unfug zu stiften), irgend ein Wortspiel vielleicht, eine Verführung von Seiten der Grammatik her oder eine verwegene Verallgemeinerung von sehr engen, sehr persönlichen, sehr menschlich-allzumenschlichen Thatsachen. Die Philosophie der Dogmatiker war hoffentlich nur ein Versprechen über Jahrtausende hinweg: wie es in noch früherer Zeit die Astrologie war, für deren Dienst vielleicht mehr Arbeit, Geld, Scharfsinn, Geduld aufgewendet worden ist, als bisher für irgend eine wirkliche Wissenschaft: — man verdankt ihr und ihren „überirdischen“ Ansprüchen in Asien und Ägypten den grossen Stil der Baukunst. Es scheint, dass alle grossen Dinge, um der Menschheit sich mit ewigen Forderungen in das Herz einzuschreiben, erst als ungeheure und furchteinflössende Fratzen über die Erde hinwandeln müssen: eine solche Fratze war die dogmatische Philosophie, zum Beispiel die Vedanta-Lehre in Asien, der Platonismus in Europa. Seien wir nicht undankbar gegen sie, so gewiss es auch zugestanden werden muss, dass der schlimmste, langwierigste und gefährlichste aller Irrthümer bisher ein Dogmatiker-Irrthum gewesen ist, nämlich Plato's Erfindung vom reinen Geiste und vom Guten an sich. Aber nunmehr, wo er überwunden ist, wo Europa von diesem Alpdrucke aufathmet und zum Mindesten eines gesunderen — Schlafs geniessen darf, sind wir, deren Aufgabe das Wachsein selbst ist, die Erben von all der Kraft, welche der Kampf gegen diesen Irrthum grossgezüchtet hat. Es hiess allerdings die Wahrheit auf den Kopf stellen und das Perspektivische, die Grundbedingung alles Lebens, selber verleugnen, so vom Geiste und vom Guten zu reden, wie Plato gethan hat; ja man darf, als Arzt, fragen: „woher eine solche Krankheit am schönsten Gewächse des Alterthums, an Plato? hat ihn doch der böse Sokrates verdorben? wäre Sokrates doch der Verderber der Jugend gewesen? und hätte seinen Schierling verdient?" — Aber der Kampf gegen Plato, oder, um es verständlicher und für's „Volk" zu sagen, der Kampf gegen den christlich-kirchlichen Druck von Jahrtausenden — denn Christenthum ist Platonismus für's „Volk" — hat in Europa eine prachtvolle Spannung des Geistes geschaffen, wie sie auf Erden noch nicht da war: mit einem so gespannten Bogen kann man nunmehr nach den fernsten Zielen schiessen. Freilich, der europäische Mensch empfindet diese Spannung als Nothstand; und es ist schon zwei Mal im grossen Stile versucht worden, den Bogen abzuspannen, einmal durch den Jesuitismus, zum zweiten Mal durch die demokratische Aufklärung: — als welche mit Hülfe der Pressfreiheit und des Zeitunglesens es in der That erreichen dürfte, dass der Geist sich selbst nicht mehr so leicht als „Noth" empfindet! (Die Deutschen haben das Pulver erfunden — alle Achtung! aber sie haben es wieder quitt gemacht — sie erfanden die Presse.) Aber wir, die wir weder Jesuiten, noch Demokraten, noch selbst Deutsche genug sind, wir guten Europäer und freien, sehr freien Geister — wir haben sie noch, die ganze Noth des Geistes und die ganze Spannung seines Bogens! Und vielleicht auch den Pfeil, die Aufgabe, wer weiss? das Ziel.....

Sils-Maria, Oberengadin
im Juni 1885.

[«]

Erstes Hauptstück:
von den Vorurtheilen der Philosophen.

1.

Der Wille zur Wahrheit, der uns noch zu manchem Wagnisse verführen wird, jene berühmte Wahrhaftigkeit, von der alle Philosophen bisher mit Ehrerbietung geredet haben: was für Fragen hat dieser Wille zur Wahrheit uns schon vorgelegt! Welche wunderlichen schlimmen fragwürdigen Fragen! Das ist bereits eine lange Geschichte, — und doch scheint es, dass sie kaum eben angefangen hat? Was Wunder, wenn wir endlich einmal misstrauisch werden, die Geduld verlieren, uns ungeduldig umdrehn? Dass wir von dieser Sphinx auch unserseits das Fragen lernen? Wer ist das eigentlich, der uns hier Fragen stellt? Was in uns will eigentlich „zur Wahrheit“? — In der That, wir machten lange Halt vor der Frage nach der Ursache dieses Willens, — bis wir, zuletzt, vor einer noch gründlicheren Frage ganz und gar stehen blieben. Wir fragten nach dem Werthe dieses Willens. Gesetzt, wir wollen Wahrheit: warum nicht lieber Unwahrheit? Und Ungewissheit? Selbst Unwissenheit? — Das Problem vom Werthe der Wahrheit trat vor uns hin, — oder waren wir’s, die vor das Problem hin traten? Wer von uns ist hier Oedipus? Wer Sphinx? Es ist ein Stelldichein, wie es scheint, von Fragen und Fragezeichen. — Und sollte man’s glauben, dass es uns schliesslich bedünken will, als sei das Problem noch nie bisher gestellt, — als sei es von uns zum ersten Male gesehn, in’s Auge gefasst, gewagt? Denn es ist ein Wagnis dabei, und vielleicht giebt es kein grösseres.

[«]

2.

„Wie könnte Etwas aus seinem Gegensatz entstehn? Zum Beispiel die Wahrheit aus dem Irrthume? Oder der Wille zur Wahrheit aus dem Willen zur Täuschung? Oder die selbstlose Handlung aus dem Eigennutze? Oder das reine sonnenhafte Schauen des Weisen aus der Begehrlichkeit? Solcherlei Entstehung ist unmöglich; wer davon träumt, ein Narr, ja Schlimmeres; die Dinge höchsten Werthes müssen einen anderen, eigenen Ursprung haben, — aus dieser vergänglichen verführerischen täuschenden geringen Welt, aus diesem Wirrsal von Wahn und Begierde sind sie unableitbar! Vielmehr im Schoosse des Sein's, im Unvergänglichen, im verborgenen Gotte, im „Ding an sich" — da muss ihr Grund liegen, und sonst nirgendswo!" — Diese Art zu urtheilen macht das typische Vorurtheil aus, an dem sich die Metaphysiker aller Zeiten wieder erkennen lassen; diese Art von Werthschätzungen steht im Hintergrunde aller ihrer logischen Prozeduren; aus diesem ihrem „Glauben" heraus bemühn sie sich um ihr „Wissen", um Etwas, das feierlich am Ende als „die Wahrheit" getauft wird. Der Grundglaube der Metaphysiker ist der Glaube an die Gegensätze der Werthe. Es ist auch den Vorsichtigsten unter ihnen nicht eingefallen, hier an der Schwelle bereits zu zweifeln, wo es doch am nöthigsten war: selbst wenn sie sich gelobt hatten „de omnibus dubitandum". Man darf nämlich zweifeln, erstens, ob es Gegensätze überhaupt giebt, und zweitens, ob jene volksthümlichen Werthschätzungen und Werth-Gegensätze, auf welche die Metaphysiker ihr Siegel gedrückt haben, nicht vielleicht nur Vordergrunds-Schätzungen sind, nur vorlaufige Perspektiven, vielleicht noch dazu aus einem Winkel heraus, vielleicht von Unten hinauf, Frosch-Perspektiven gleichsam, um einen Ausdruck zu borgen, der den Malern geläufig ist? Bei allem Werthe, der dem Wahren, dem Wahrhaftigen, dem Selbstlosen zukommen mag: es wäre möglich, dass dem Scheine, dem Willen zur Täuschung, dem Eigennutz und der Begierde ein für alles Leben höherer und grundsätzlicherer Werth zugeschrieben werden müsste. Es wäre sogar noch möglich, dass was den Werth jener guten und verehrten Dinge ausmacht, gerade darin bestünde, mit jenen schlimmen, scheinbar entgegengesetzten Dingen auf verfängliche Weise verwandt, verknüpft, verhäkelt, vielleicht gar wesensgleich zu sein. Vielleicht! — Aber wer ist Willens, sich um solche gefährliche Vielleichts zu kümmern! Man muss dazu schon die Ankunft einer neuen Gattung von Philosophen abwarten, solcher, die irgend welchen anderen umgekehrten Geschmack und Hang haben als die bisherigen, — Philosophen des gefährlichen Vielleicht in jedem Verstande. — Und allen Ernstes gesprochen: ich sehe solche neue Philosophen heraufkommen.

[«]

3.

Nachdem ich lange genug den Philosophen zwischen die Zeilen und auf die Finger gesehn habe, sage ich mir: man muss noch den grössten Theil des bewussten Denkens unter die Instinkt-Thätigkeiten rechnen, und sogar im Falle des philosophischen Denkens; man muss hier umlernen, wie man in Betreff der Vererbung und des „Angeborenen“ umgelernt hat. So wenig der Akt der Geburt in dem ganzen Vor- und Fortgange der Vererbung in Betracht kommt: ebenso wenig ist „Bewusstsein“ in irgend einem entscheidenden Sinne dem Instinktiven entgegengesetzt, — das meiste bewusste Denken eines Philosophen ist durch seine Instinkte heimlich geführt und in bestimmte Bahnen gezwungen. Auch hinter aller Logik und ihrer anscheinenden Selbstherrlichkeit der Bewegung stehen Werthschätzungen, deutlicher gesprochen, physiologische Forderungen zur Erhaltung einer bestimmten Art von Leben. Zum Beispiel, dass das Bestimmte mehr werth sei als das Unbestimmte, der Schein weniger werth als die „Wahrheit“: dergleichen Schätzungen könnten, bei aller ihrer regulativen Wichtigkeit für uns, doch nur Vordergrunds-Schätzungen sein, eine bestimmte Art von niaiserie, wie sie gerade zur Erhaltung von Wesen, wie wir sind, noth thun mag. Gesetzt nämlich, dass nicht gerade der Mensch das „Maass der Dinge“ ist.....

[«]

4.

Die Falschheit eines Urtheils ist uns noch kein Einwand gegen ein Urtheil; darin klingt unsre neue Sprache vielleicht am fremdesten. Die Frage ist, wie weit es lebenfördernd, lebenerhaltend, Art-erhaltend, vielleicht gar Art-züchtend ist; und wir sind grundsätzlich geneigt zu behaupten, dass die falschesten Urtheile (zu denen die synthetischen Urtheile a priori gehören) uns die unentbehrlichsten sind, dass ohne ein Geltenlassen der logischen Fiktionen, ohne ein Messen der Wirklichkeit an der rein erfundenen Welt des Unbedingten, Sich-selbst-Gleichen, ohne eine beständige Fälschung der Welt durch die Zahl der Mensch nicht leben könnte, — dass Verzichtleisten auf falsche Urtheile ein Verzichtleisten auf Leben, eine Verneinung des Lebens wäre. Die Unwahrheit als Lebensbedingung zugestehn: das heisst freilich auf eine gefährliche Weise den gewohnten Werthgefühlen Widerstand leisten; und eine Philosophie, die das wagt, stellt sich damit allein schon jenseits von Gut und Böse.

[«]

5.

Was dazu reizt, auf alle Philosophen halb misstrauisch, halb spöttisch zu blicken, ist nicht, dass man wieder und wieder dahinter kommt, wie unschuldig sie sind — wie oft und wie leicht sie sich vergreifen und verirren, kurz ihre Kinderei und Kindlichkeit — sondern dass es bei ihnen nicht redlich genug zugeht: während sie allesammt einen grossen und tugendhaften Lärm machen, sobald das Problem der Wahrhaftigkeit auch nur von ferne angerührt wird. Sie stellen sich sämmtlich, als ob sie ihre eigentlichen Meinungen durch die Selbstentwicklung einer kalten, reinen, göttlich unbekümmerten Dialektik entdeckt und erreicht hätten (zum Unterschiede von den Mystikern jeden Rangs, die ehrlicher als sie und tölpelhafter sind — diese reden von „Inspiration“ —): während im Grunde ein vorweggenommener Satz, ein Einfall, eine „Eingebung“, zumeist ein abstrakt gemachter und durchgesiebter Herzenswunsch von ihnen mit hinterher gesuchten Gründen vertheidigt wird: — sie sind allesammt Advokaten, welche es nicht heissen wollen, und zwar zumeist sogar verschmitzte Fürsprecher ihrer Vorurtheile, die sie „Wahrheiten“ taufen — und sehr ferne von der Tapferkeit des Gewissens, das sich dies, eben dies eingesteht, sehr ferne von dem guten Geschmack der Tapferkeit, welche dies auch zu verstehen giebt, sei es um einen Feind oder Freund zu warnen, sei es aus Uebermuth und um ihrer selbst zu spotten. Die ebenso steife als sittsame Tartüfferie des alten Kant, mit der er uns auf die dialektischen Schleichwege lockt, welche zu seinem „kategorischen Imperativ“ führen, richtiger verführen — dies Schauspiel macht uns Verwöhnte lächeln, die wir keine kleine Belustigung darin finden, den feinen Tücken alter Moralisten und Moralprediger auf die Finger zu sehn. Oder gar jener Hocuspocus von mathematischer Form, mit der Spinoza seine Philosophie — „die Liebe zu seiner Weisheit“ zuletzt, das Wort richtig und billig ausgelegt — wie in Erz panzerte und maskirte, um damit von vornherein den Muth des Angreifenden einzuschüchtern, der auf diese unüberwindliche Jungfrau und Pallas Athene den Blick zu werfen wagen würde: — wie viel eigne Schüchternheit und Angreifbarkeit verräth diese Maskerade eines einsiedlerischen Kranken!

[«]

6.

Allmählich hat sich mir herausgestellt, was jede grosse Philosophie bisher war: nämlich das Selbstbekenntnis ihres Urhebers und eine Art ungewollter und unvermerkter mémoires; insgleichen, dass die moralischen (oder unmoralischen) Absichten in jeder Philosophie den eigentlichen Lebenskeim ausmachten, aus dem jedesmal die ganze Pflanze gewachsen ist. In der That, man thut gut (und klug), zur Erklärung davon, wie eigentlich die entlegensten metaphysischen Behauptungen eines Philosophen zu Stande gekommen sind, sich immer erst zu fragen: auf welche Moral will es (will er —) hinaus? Ich glaube demgemäss nicht, dass ein „Trieb zur Erkenntniss“ der Vater der Philosophie ist, sondern dass sich ein andrer Trieb, hier wie sonst, der Erkenntniss (und der Verkenntniss!) nur wie eines Werkzeugs bedient hat. Wer aber die Grundtriebe des Menschen darauf hin ansieht, wie weit sie gerade hier als inspirirende Genien (oder Dämonen und Kobolde —) ihr Spiel getrieben haben mögen, wird finden, dass sie Alle schon einmal Philosophie getrieben haben, — und dass jeder Einzelne von ihnen gerade sich gar zu gerne als letzten Zweck des Daseins und als berechtigten Herrn aller übrigen Triebe darstellen möchte. Denn jeder Trieb ist herrschsüchtig: und als solcher versucht er zu philosophiren. — Freilich: bei den Gelehrten, den eigentlich wissenschaftlichen Menschen, mag es anders stehn — „besser“, wenn man will —, da mag es wirklich so Etwas wie einen Erkenntnisstrieb geben, irgend ein kleines unabhängiges Uhrwerk, welches, gut aufgezogen, tapfer darauf los arbeitet, ohne dass die gesammten übrigen Triebe des Gelehrten wesentlich dabei betheiligt sind. Die eigentlichen „Interessen“ des Gelehrten liegen deshalb gewöhnlich ganz wo anders, etwa in der Familie oder im Gelderwerb oder in der Politik; ja es ist beinahe gleichgültig, ob seine kleine Maschine an diese oder jene Stelle der Wissenschaft gestellt wird, und ob der „hoffnungsvolle“ junge Arbeiter aus sich einen guten Philologen oder Pilzekenner oder Chemiker macht: — es bezeichnet ihn nicht, dass er dies oder jenes wird. Umgekehrt ist an dem Philosophen ganz und gar nichts Unpersönliches; und insbesondere giebt seine Moral ein entschiedenes und entscheidendes Zeugniss dafür ab, wer er ist — das heisst, in welcher Rangordnung die innersten Triebe seiner Natur zu einander gestellt sind.

[«]

7.

Wie boshaft Philosophen sein können! Ich kenne nichts Giftigeres als den Scherz, den sich Epicur gegen Plato und die Platoniker erlaubte: er nannte sie Dionysiokolakes. Das bedeutet dem Wortlaute nach und im Vordergrunde „Schmeichler des Dionysios“, also Tyrannen-Zubehör und Speichellecker; zu alledem will es aber noch sagen „das sind Alles Schauspieler, daran ist nichts Ächtes“ (denn Dionysokolax war eine populäre Bezeichnung des Schauspielers). Und das Letztere ist eigentlich die Bosheit, welche Epicur gegen Plato abschoss: ihn verdross die grossartige Manier, das Sich-in-Scene-Setzen, worauf sich Plato sammt seinen Schülern verstand, — worauf sich Epicur nicht verstand! er, der alte Schulmeister von Samos, der in seinem Gärtchen zu Athen versteckt sass und dreihundert Bücher schrieb, wer weiss? vielleicht aus Wuth und Ehrgeiz gegen Plato? — Es brauchte hundert Jahre, bis Griechenland dahinter kam, wer dieser Gartengott Epicur gewesen war. — Kam es dahinter? —

[«]

8.

In jeder Philosophie giebt es einen Punkt, wo die „Überzeugung“ des Philosophen auf die Bühne tritt: oder, um es in der Sprache eines alten Mysteriums zu sagen:

adventavit asinus
pulcher et fortissimus.

[«]

9.

„Gemäss der Natur“ wollt ihr leben? Oh ihr edlen Stoiker, welche Betrügerei der Worte! Denkt euch ein Wesen, wie es die Natur ist, verschwenderisch ohne Maass, gleichgültig ohne Maass, ohne Absichten und Rücksichten, ohne Erbarmen und Gerechtigkeit, fruchtbar und öde und ungewiss zugleich, denkt euch die Indifferenz selbst als Macht — wie könntet ihr gemäss dieser Indifferenz leben?

Leben — ist das nicht gerade ein Anders-sein-wollen, als diese Natur ist? Ist Leben nicht Abschätzen, Vorziehn, Ungerechtsein, Begrenzt-sein, Different-sein-wollen? Und gesetzt, euer Imperativ „gemäss der Natur leben“ bedeute im Grunde soviel als „gemäss dem Leben leben“ — wie könntet ihr’s denn nicht? Wozu ein Princip aus dem machen, was ihr selbst seid und sein müsst? — In Wahrheit steht es ganz anders: indem ihr entzückt den Kanon eures Gesetzes aus der Natur zu lesen vorgebt, wollt ihr etwas Umgekehrtes, ihr wunderlichen Schauspieler und Selbst-Betrüger! Euer Stolz will der Natur, sogar der Natur, eure Moral, euer Ideal vorschreiben und einverleiben, ihr verlangt, dass sie „der Stoa gemäss“ Natur sei und möchtet alles Dasein nur nach eurem eignen Bilde dasein machen — als eine ungeheure ewige Verherrlichung und Verallgemeinerung des Stoicismus! Mit aller eurer Liebe zur Wahrheit zwingt ihr euch so lange, so beharrlich, so hypnotisch-starr, die Natur falsch, nämlich stoisch zu sehn, bis ihr sie nicht mehr anders zu sehen vermögt, — und irgend ein abgründlicher Hochmuth giebt euch zuletzt noch die Tollhäusler-Hoffnung ein, dass, weil ihr euch selbst zu tyrannisiren versteht — Stoicismus ist Selbst-Tyrannei —, auch die Natur sich tyrannisiren lässt: ist denn der Stoiker nicht ein Stück Natur?..... Aber dies ist eine alte ewige Geschichte: was sich damals mit den Stoikern begab, begiebt sich heute noch, sobald nur eine Philosophie anfängt, an sich selbst zu glauben. Sie schafft immer die Welt nach ihrem Bilde, sie kann nicht anders; Philosophie ist dieser tyrannische Trieb selbst, der geistigste Wille zur Macht, zur „Schaffung der Welt“, zur causa prima.

[«]

10.

Der Eifer und die Feinheit, ich möchte sogar sagen: Schlauheit, mit denen man heute überall in Europa dem Probleme „von der wirklichen und der scheinbaren Welt“ auf den Leib rückt, giebt zu denken und zu horchen; und wer hier im Hintergrunde nur einen „Willen zur Wahrheit“ und nichts weiter hört, erfreut sich gewiss nicht der schärfsten Ohren. In einzelnen und seltenen Fällen mag wirklich ein solcher Wille zur Wahrheit, irgend ein ausschweifender und abenteuernder Muth, ein Metaphysiker-Ehrgeiz des verlornen Postens dabei betheiligt sein, der zuletzt eine Handvoll „Gewissheit“ immer noch einem ganzen Wagen voll schöner Möglichkeiten vorzieht; es mag sogar puritanische Fanatiker des Gewissens geben, welche lieber noch sich auf ein sicheres Nichts als auf ein ungewisses Etwas sterben legen. Aber dies ist Nihilismus und Anzeichen einer verzweifelnden sterbensmüden

Seele: wie tapfer auch die Gebärden einer solchen Tugend sich ausnehmen mögen. Bei den stärkeren, lebensvolleren, nach Leben noch durstigen Denkern scheint es aber anders zu stehen: indem sie Partei gegen den Schein nehmen und das Wort „perspektivisch“ bereits mit Hochmuth aussprechen, indem sie die Glaubwürdigkeit ihres eigenen Leibes ungefähr so gering anschlagen wie die Glaubwürdigkeit des Augenscheins, welcher sagt „die Erde steht still“, und dermaassen anscheinend gut gelaunt den sichersten Besitz aus den Händen lassen (denn was glaubt man jetzt sicherer als seinen Leib?) wer weiss, ob sie nicht im Grunde Etwas zurückerobern wollen, das man ehemals noch sicherer besessen hat, irgend Etwas vom alten Grundbesitz des Glaubens von Ehedem, vielleicht „die unsterbliche Seele“, vielleicht „den alten Gott“, kurz, Ideen, auf welchen sich besser, nämlich kräftiger und heiterer leben liess als auf den „modernen Ideen“? Es ist Misstrauen gegen diese modernen Ideen darin, es ist Unglauben an alles Das, was gestern und heute gebaut worden ist; es ist vielleicht ein leichter Überdruss und Hohn eingemischt, der das bric-à-brac von Begriffen verschiedenster Abkunft nicht mehr aushält, als welches sich heute der sogenannte Positivismus auf den Markt bringt, ein Ekel des verwöhnteren Geschmacks vor der Jahrmarkts-Buntheit und Lappenhaftigkeit aller dieser Wirklichkeits-Philosophaster, an denen nichts neu und ächt ist als diese Buntheit. Man soll darin, wie mich dünkt, diesen skeptischen Anti-Wirklichen und Erkenntniss-Mikroskopikern von heute Recht geben: ihr Instinkt, welcher sie aus der modernen Wirklichkeit hinwegtreibt, ist unwiderlegt, — was gehen uns ihre rückläufigen Schleichwege an! Das Wesentliche an ihnen ist nicht, dass sie „zurück“ wollen: sondern, dass sie — weg wollen. Etwas Kraft, Flug, Muth, Künstlerschaft mehr: und sie würden hinaus wollen, — und nicht zurück! —

[«]

11.

Es scheint mir, dass man jetzt überall bemüht ist, von dem eigentlichen Einflusse, den Kant auf die deutsche Philosophie ausgeübt hat, den Blick abzulenken und namentlich über den Werth, den er sich selbst zugestand, klüglich hinwegzuschlüpfen. Kant war vor Allem und zuerst stolz auf seine Kategorientafel, er sagte mit dieser Tafel in den Händen: „das ist das Schwerste, was jemals zum Behufe der Metaphysik unternommen werden konnte“. — Man verstehe doch dies „werden konnte“! er war stolz darauf, im Menschen ein neues Vermögen, das

Vermögen zu synthetischen Urteilen a priori, entdeckt zu haben. Gesetzt, dass er sich hierin selbst betrog: aber die Entwicklung und rasche Blüthe der deutschen Philosophie hängt an diesem Stolze und an dem Wetteifer aller Jüngeren, womöglich noch Stolzeres zu entdecken — und jedenfalls „neue Vermögen“! — Aber besinnen wir uns: es ist an der Zeit. Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? fragte sich Kant, — und was antwortete er eigentlich? Vermöge eines Vermögens: leider aber nicht mit drei Worten, sondern so umständlich, ehrwürdig und mit einem solchen Aufwande von deutschem Tief- und Schnörkelsinne, dass man die lustige niaiserie allemande überhörte, welche in einer solchen Antwort steckt. Man war sogar ausser sich über dieses neue Vermögen, und der Jubel kam auf seine Höhe, als Kant auch noch ein moralisches Vermögen im Menschen hinzu entdeckte: — denn damals waren die Deutschen noch moralisch, und ganz und gar noch nicht „real-politisch“. — Es kam der Honigmond der deutschen Philosophie; alle jungen Theologen des Tübinger Stifts giengen alsbald in die Büsche, — alle suchten nach „Vermögen“. Und was fand man nicht Alles — in jener unschuldigen, reichen, noch jugendlichen Zeit des deutschen Geistes, in welche die Romantik, die boshafte Fee, hineinblies, hineinsang, damals, als man „finden“ und „erfinden“ noch nicht auseinander zu halten wusste! Vor Allem ein Vermögen für’s „Übersinnliche“: Schelling taufte es die intellektuale Anschauung und kam damit den herzlichsten Gelüsten seiner im Grunde frommgelüsteten Deutschen entgegen. Man kann dieser ganzen übermüthigen und schwärmerischen Bewegung, welche Jugend war, so kühn sie sich auch in graue und greisenhafte Begriffe verkleidete, gar nicht mehr Unrecht thun, als wenn man sie ernst nimmt und gar etwa mit moralischer Entrüstung behandelt; genug, man wurde älter, — der Traum verflog. Es kam eine Zeit, wo man sich die Stirne rieb: man reibt sie sich heute noch. Man hatte geträumt: voran und zuerst — der alte Kant. „Vermöge eines Vermögens“ — hatte er gesagt, mindestens gemeint. Aber ist denn das — eine Antwort? Eine Erklärung? Oder nicht vielmehr nur eine Wiederholung der Frage? Wie macht doch das Opium schlafen? „Vermöge eines Vermögens“, nämlich der virtus dormitiva — antwortet jener Arzt bei Molière,

quia est in eo virtus dormitiva,
cujus est natura sensus assoupire.

Aber dergleichen Antworten gehören in die Komödie, und es ist endlich an der Zeit, die Kantische Frage „wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?“ durch eine andre Frage zu ersetzen „warum ist der Glaube an solche Urtheile nöthig?“

— nämlich zu begreifen, dass zum Zweck der Erhaltung von Wesen unsrer Art solche Urtheile als wahr geglaubt werden müssen; weshalb sie natürlich noch falsche Urtheile sein könnten! Oder, deutlicher geredet und grob und gründlich: synthetische Urtheile a priori sollten gar nicht „möglich sein“: wir haben kein Recht auf sie, in unserm Munde sind es lauter falsche Urtheile. Nur ist allerdings der Glaube an ihre Wahrheit nöthig als ein Vordergrunds-Glaube und Augenschein, der in die Perspektiven-Optik des Lebens gehört. — Um zuletzt noch der ungeheuren Wirkung zu gedenken, welche „die deutsche Philosophie“ — man versteht, wie ich hoffe, ihr Anrecht auf Gänsefüsschen? — in ganz Europa ausgeübt hat, so zweifle man nicht, dass eine gewisse virtus dormitiva dabei betheiligt war: man war entzückt, unter edlen Müssiggängern, Tugendhaften, Mystikern, Künstlern, Dreiviertels-Christen und politischen Dunkelmännern aller Nationen, Dank der deutschen Philosophie, ein Gegengift gegen den noch übermächtigen Sensualismus zu haben, der vom vorigen Jahrhundert in dieses hinüberströmte, kurz — „sensus assoupire“.....

[«]

12.

Was die materialistische Atomistik betrifft: so gehört dieselbe zu den bestwiderlegten Dingen, die es giebt; und vielleicht ist heute in Europa Niemand unter den Gelehrten mehr so ungelehrt, ihr ausser zum bequemen Hand- und Hausgebrauch (nämlich als einer Abkürzung der Ausdrucksmittel) noch eine ernstliche Bedeutung zuzumessen — Dank vorerst jenem Polen Boscovich, der, mitsammt dem Polen Kopernicus, bisher der grösste und siegreichste Gegner des Augenscheins war. Während nämlich Kopernicus uns überredet hat zu glauben, wider alle Sinne, dass die Erde nicht fest steht, lehrte Boscovich dem Glauben an das Letzte, was von der Erde „feststand“, abschwören, dem Glauben an den „Stoff“, an die „Materie“, an das Erdenrest- und Klümpchen-Atom: es war der grösste Triumph über die Sinne, der bisher auf Erden errungen worden ist. — Man muss aber noch weiter gehn und auch dem „atomistischen Bedürfnisse“, das immer noch ein gefährliches Nachleben führt, auf Gebieten, wo es Niemand ahnt, gleich jenem berühmteren „metaphysischen Bedürfnisse“ — den Krieg erklären, einen schonungslosen Krieg auf’s Messer: — man muss zunächst auch jener anderen und verhängnissvolleren Atomistik den Garaus machen, welche das Christenthum am besten und längsten gelehrt hat, der Seelen-Atomistik. Mit diesem Wort sei es erlaubt, jenen Glauben zu bezeichnen, der die Seele als etwas Unvertilgbares, Ewiges, Untheilbares, als eine Monade, als ein Atomon nimmt: diesen Glauben soll man aus der Wissenschaft hinausschaffen! Es ist, unter uns gesagt, ganz und gar nicht nöthig, „die Seele“ selbst dabei los zu werden und auf eine der ältesten und ehrwürdigsten Hypothesen Verzicht zu leisten: wie es dem Ungeschick der Naturalisten zu begegnen pflegt, welche, kaum dass sie an „die Seele“ rühren, sie auch verlieren. Aber der Weg zu neuen Fassungen und Verfeinerungen der Seelen-Hypothese steht offen: und Begriffe wie „sterbliche Seele“ und „Seele als Subjekts-Vielheit“ und „Seele als Gesellschaftsbau der Triebe und Affekte“ wollen fürderhin in der Wissenschaft Bürgerrecht haben. Indem der neue Psycholog dem Aberglauben ein Ende bereitet, der bisher um die Seelen-Vorstellung mit einer fast tropischen Üppigkeit wucherte, hat er sich freilich selbst gleichsam in eine neue Oede und ein neues Misstrauen hinaus gestossen — es mag sein, dass die älteren Psychologen es bequemer und lustiger hatten —: zuletzt aber weiss er sich eben damit auch zum Erfinden verurtheilt — und, wer weiss? vielleicht zum Finden. —

[«]

13.

Die Physiologen sollten sich besinnen, den Selbsterhaltungstrieb als kardinalen Trieb eines organischen Wesens anzusetzen. Vor Allem will etwas Lebendiges seine Kraft auslassen — Leben selbst ist Wille zur Macht —: die Selbsterhaltung ist nur eine der indirekten und häufigsten Folgen davon. — Kurz, hier wie überall, Vorsicht vor überflüssigen teleologischen Principien! — wie ein solches der Selbsterhaltungstrieb ist (man dankt ihn der Inconsequenz Spinoza's —). So nämlich gebietet es die Methode, die wesentlich Principien-Sparsamkeit sein muss.

[«]

14.

Es dämmert jetzt vielleicht in fünf, sechs Köpfen, dass Physik auch nur eine Welt-Auslegung und -Zurechtlegung (nach uns! mit Verlaub gesagt) und nicht eine Welt-Erklärung ist: aber, insofern sie sich auf den Glauben an die Sinne stellt, gilt sie als mehr und muss auf lange hinaus noch als mehr, nämlich als Erklärung gelten. Sie hat Augen und Finger für sich, sie hat den Augenschein und die Handgreiflichkeit für sich: das wirkt auf ein Zeitalter mit plebejischem Grundgeschmack bezaubernd, überredend, überzeugend, — es folgt ja instinktiv dem Wahrheits-Kanon des ewig volksthümlichen Sensualismus. Was ist klar, was „erklärt“? Erst Das, was sich sehen und tasten lässt, — bis so weit muss man jedes Problem treiben. Umgekehrt: genau im Widerstreben gegen die Sinnenfälligkeit bestand der Zauber der platonischen Denkweise, welche eine vornehme Denkweise war, — vielleicht unter Menschen, die sich sogar stärkerer und anspruchsvollerer Sinne erfreuten, als unsre Zeitgenossen sie haben, aber welche einen höheren Triumph darin zu finden wussten, über diese Sinne Herr zu bleiben: und dies mittels blasser kalter grauer Begriffs-Netze, die sie über den bunten Sinnen-Wirbel — den Sinnen-Pöbel, wie Plato sagte — warfen. Es war eine andre Art Genuss in dieser Welt-Überwältigung und Welt-Auslegung nach der Manier des Plato, als der es ist, welchen uns die Physiker von Heute anbieten, insgleichen die Darwinisten und Antiteleologen unter den physiologischen Arbeitern, mit ihrem Princip der „kleinstmöglichen Kraft“ und der grösstmöglichen Dummheit. „Wo der Mensch nichts mehr zu sehen und zu greifen hat, da hat er auch nichts mehr zu suchen“ — das ist freilich ein anderer Imperativ als der Platonische, welcher aber doch für ein derbes arbeitsames Geschlecht von Maschinisten und Brückenbauern der Zukunft, die lauter grobe Arbeit abzuthun haben, gerade der rechte Imperativ sein mag.

[«]

15.

Um Physiologie mit gutem Gewissen zu treiben, muss man darauf halten, dass die Sinnesorgane nicht Erscheinungen sind im Sinne der idealistischen Philosophie: als solche könnten sie ja keine Ursachen sein! Sensualismus mindestens somit als regulative Hypothese, um nicht zu sagen als heuristisches Princip. — Wie? und Andere sagen gar, die Aussenwelt wäre das Werk unsrer Organe? Aber dann wäre ja unser Leib, als ein Stück dieser Aussenwelt, das Werk unsrer Organe! Aber dann wären ja unsre Organe selbst — das Werk unsrer Organe! Dies ist, wie mir scheint, eine gründliche reductio ad absurdum: gesetzt, dass der Begriff causa sui etwas gründlich Absurdes ist. Folglich ist die Aussenwelt nicht das Werk unsrer Organe —?

[«]

16.

Es giebt immer noch harmlose Selbst-Beobachter, welche glauben, dass es „unmittelbare Gewissheiten“ gebe, zum Beispiel „ich denke“, oder, wie es der Aberglaube Schopenhauer’s war, „ich will“: gleichsam als ob hier das Erkennen rein und nackt seinen Gegenstand zu fassen bekäme, als „Ding an sich“, und weder von Seiten des Subjekts, noch von Seiten des Objekts eine Fälschung stattfände. Dass aber „unmittelbare Gewissheit“, ebenso wie „absolute Erkenntniss“ und „Ding an sich“, eine contradictio in adjecto in sich schliesst, werde ich hundertmal wiederholen: man sollte sich doch endlich von der Verführung der Worte losmachen! Mag das Volk glauben, dass Erkennen ein zu Ende-Kennen sei, der Philosoph muss sich sagen: „wenn ich den Vorgang zerlege, der in dem Satz „ich denke“ ausgedrückt ist, so bekomme ich eine Reihe von verwegenen Behauptungen, deren Begründung schwer, vielleicht unmöglich ist, — zum Beispiel, dass ich es bin, der denkt, dass überhaupt ein Etwas es sein muss, das denkt, dass Denken eine Thätigkeit und Wirkung seitens eines Wesens ist, welches als Ursache gedacht wird, dass es ein „Ich“ giebt, endlich, dass es bereits fest steht, was mit Denken zu bezeichnen ist, — dass ich weiss, was Denken ist. Denn wenn ich nicht darüber mich schon bei mir entschieden hätte, wonach sollte ich abmessen, dass, was eben geschieht, nicht vielleicht „Wollen“ oder „Fühlen“ sei? Genug, jenes „ich denke“ setzt voraus, dass ich meinen augenblicklichen Zustand mit anderen Zuständen, die ich an mir kenne, vergleiche, um so festzusetzen, was er ist: wegen dieser Rückbeziehung auf anderweitiges „Wissen“ hat er für mich jedenfalls keine unmittelbare „Gewissheit“. — An Stelle jener „unmittelbaren Gewissheit“, an welche das Volk im gegebenen Falle glauben mag, bekommt dergestalt der Philosoph eine Reihe von Fragen der Metaphysik in die Hand, recht eigentliche Gewissensfragen des Intellekts, welche heissen: „Woher nehme ich den Begriff Denken? Warum glaube ich an Ursache und Wirkung? Was giebt mir das Recht, von einem Ich, und gar von einem Ich als Ursache, und endlich noch von einem Ich als Gedanken-Ursache zu reden?“ Wer sich mit der Berufung auf eine Art Intuition der Erkenntniss getraut, jene metaphysischen Fragen sofort zu beantworten, wie es Der thut, welcher sagt: „ich denke, und weiss, dass dies wenigstens wahr, wirklich, gewiss ist“ — der wird bei einem Philosophen heute ein Lächeln und zwei Fragezeichen bereit finden. „Mein Herr, wird der Philosoph vielleicht ihm zu verstehen geben, es ist unwahrscheinlich, dass Sie sich nicht irren: aber warum auch durchaus Wahrheit?“ —

[«]

17.

Was den Aberglauben der Logiker betrifft: so will ich nicht müde werden, eine kleine kurze Thatsache immer wieder zu unterstreichen, welche von diesen Abergläubischen ungern zugestanden wird, — nämlich, dass ein Gedanke kommt, wenn „er“ will, und nicht wenn „ich“ will; so dass es eine Fälschung des Thatbestandes ist, zu sagen: das Subjekt „ich“ ist die Bedingung des Prädikats „denke“. Es denkt: aber dass dies „es“ gerade jenes alte berühmte „Ich“ sei, ist, milde geredet, nur eine Annahme, eine Behauptung, vor Allem keine „unmittelbare Gewissheit“. Zuletzt ist schon mit diesem „es denkt“ zu viel gethan: schon dies „es“ enthält eine Auslegung des Vorgangs und gehört nicht zum Vorgange selbst. Man schliesst hier nach der grammatischen Gewohnheit „Denken ist eine Thätigkeit, zu jeder Thätigkeit gehört Einer, der thätig ist, folglich —“. Ungefähr nach dem gleichen Schema suchte die ältere Atomistik zu der „Kraft“, die wirkt, noch jenes Klümpchen Materie, worin sie sitzt, aus der heraus sie wirkt, das Atom; strengere Köpfe lernten endlich ohne diesen „Erdenrest“ auskommen, und vielleicht gewöhnt man sich eines Tages noch daran, auch seitens der Logiker ohne jenes kleine „es“ (zu dem sich das ehrliche alte Ich verflüchtigt hat) auszukommen.

[«]

18.

An einer Theorie ist wahrhaftig nicht ihr geringster Reiz, dass sie widerlegbar ist: gerade damit zieht sie feinere Köpfe an. Es scheint, dass die hundertfach widerlegte Theorie vom „freien Willen“ ihre Fortdauer nur noch diesem Reize verdankt —: immer wieder kommt Jemand und fühlt sich stark genug, sie zu widerlegen.

[«]

19.

Die Philosophen pflegen vom Willen zu reden, wie als ob er die bekannteste Sache von der Welt sei; ja Schopenhauer gab zu verstehen, der Wille allein sei uns eigentlich bekannt, ganz und gar bekannt, ohne Abzug und Zuthat bekannt. Aber es dünkt mich immer wieder, dass Schopenhauer auch in diesem Falle nur gethan hat, was Philosophen eben zu thun pflegen: dass er ein Volks-Vorurtheil übernommen und übertrieben hat. Wollen scheint mir vor Allem etwas Complicirtes, Etwas, das nur als Wort eine Einheit ist, — und eben im Einen Worte steckt das Volks-Vorurtheil, das über die allzeit nur geringe Vorsicht der Philosophen Herr geworden ist. Seien wir also einmal vorsichtiger, seien wir „unphilosophisch“ —, sagen wir: in jedem Wollen ist erstens eine Mehrheit von Gefühlen, nämlich das Gefühl des Zustandes, von dem weg, das Gefühl des Zustandes, zu dem hin, das Gefühl von diesem „weg“ und „hin“ selbst, dann noch ein begleitendes Muskelgefühl, welches, auch ohne dass wir „Arme und Beine“ in Bewegung setzen, durch eine Art Gewohnheit, sobald wir „wollen“, sein Spiel beginnt. Wie also Fühlen und zwar vielerlei Fühlen als Ingredienz des Willens anzuerkennen ist, so zweitens auch noch Denken: in jedem Willensakte giebt es einen commandirenden Gedanken; — und man soll ja nicht glauben, diesen Gedanken von dem „Wollen“ abscheiden zu können, wie als ob dann noch Wille übrig bliebe! Drittens ist der Wille nicht nur ein Complex von Fühlen und Denken, sondern vor Allem noch ein Affekt: und zwar jener Affekt des Commando’s. Das, was „Freiheit des Willens“ genannt wird, ist wesentlich der Überlegenheits-Affekt in Hinsicht auf Den, der gehorchen muss: „ich bin frei, „er“ muss gehorchen“ — dies Bewusstsein steckt in jedem Willen, und ebenso jene Spannung der Aufmerksamkeit, jener gerade Blick, der ausschliesslich Eins fixirt, jene unbedingte Werthschätzung „jetzt thut dies und nichts Anderes Noth“, jene innere Gewissheit darüber, dass gehorcht werden wird, und was Alles noch zum Zustande des Befehlenden gehört. Ein Mensch, der will —, befiehlt einem Etwas in sich, das gehorcht oder von dem er glaubt, dass es gehorcht. Nun aber beachte man, was das Wunderlichste am Willen ist, — an diesem so vielfachen Dinge, für welches das Volk nur Ein Wort hat: insofern wir im gegebenen Falle zugleich die Befehlenden und Gehorchenden sind, und als Gehorchende die Gefühle des Zwingens, Drängens, Drückens, Widerstehens, Bewegens kennen, welche sofort nach dem

Akte des Willens zu beginnen pflegen; insofern wir andererseits die Gewohnheit haben, uns über diese Zweiheit vermöge des synthetischen Begriffs „ich“ hinwegzusetzen, hinwegzutäuschen, hat sich an das Wollen noch eine ganze Kette von irrthümlichen Schlüssen und folglich von falschen Werthschätzungen des Willens selbst angehängt, — dergestalt, dass der Wollende mit gutem Glauben glaubt, Wollen genüge zur Aktion. Weil in den allermeisten Fällen nur gewollt worden ist, wo auch die Wirkung des Befehls, also der Gehorsam, also die Aktion erwartet werden durfte, so hat sich der Anschein in das Gefühl übersetzt, als ob es da eine Nothwendigkeit von Wirkung gäbe; genug, der Wollende glaubt, mit einem ziemlichen Grad von Sicherheit, dass Wille und Aktion irgendwie Eins seien —, er rechnet das Gelingen, die Ausführung des Wollens noch dem Willen selbst zu und geniesst dabei einen Zuwachs jenes Machtgefühls, welches alles Gelingen mit sich bringt. „Freiheit des Willens“ — das ist das Wort für jenen vielfachen Lust-Zustand des Wollenden, der befiehlt und sich zugleich mit dem Ausführenden als Eins setzt, — der als solcher den Triumph über Widerstände mit geniesst, aber bei sich urtheilt, sein Wille selbst sei es, der eigentlich die Widerstände überwinde. Der Wollende nimmt dergestalt die Lustgefühle der ausführenden, erfolgreichen Werkzeuge, der dienstbaren „Unterwillen“ oder Unter-Seelen — unser Leib ist ja nur ein Gesellschaftsbau vieler Seelen — zu seinem Lustgefühle als Befehlender hinzu. L’effet c’est moi: es begiebt sich hier, was sich in jedem gut gebauten und glücklichen Gemeinwesen begiebt, dass die regierende Klasse sich mit den Erfolgen des Gemeinwesens identificirt. Bei allem Wollen handelt es sich schlechterdings um Befehlen und Gehorchen, auf der Grundlage, wie gesagt, eines Gesellschaftsbaus vieler „Seelen“: weshalb ein Philosoph sich das Recht nehmen sollte, Wollen an sich schon unter den Gesichtskreis der Moral zu fassen: Moral nämlich als Lehre von den Herrschafts-Verhältnissen verstanden, unter denen das Phänomen „Leben“ entsteht. —

[«]

20.

Dass die einzelnen philosophischen Begriffe nichts Beliebiges, nichts Für-sich-Wachsendes sind, sondern in Beziehung und Verwandtschaft zu einander emporwachsen, dass sie, so plötzlich und willkürlich sie auch in der Geschichte des Denkens anscheinend heraustreten, doch eben so gut einem Systeme angehören als die sämmtlichen Glieder der Fauna eines Erdtheils: das verräth sich zuletzt noch darin, wie sicher die verschiedensten Philosophen ein gewisses Grundschema von möglichen Philosophien immer wieder ausfüllen. Unter einem unsichtbaren Banne laufen sie immer von Neuem noch einmal die selbe Kreisbahn: sie mögen sich noch so unabhängig von einander mit ihrem kritischen oder systematischen Willen fühlen: irgend Etwas in ihnen führt sie, irgend Etwas treibt sie in bestimmter Ordnung hinter einander her, eben jene eingeborne Systematik und Verwandtschaft der Begriffe. Ihr Denken ist in der That viel weniger ein Entdecken, als ein Wiedererkennen, Wiedererinnern, eine Rück- und Heimkehr in einen fernen uralten Gesammt-Haushalt der Seele, aus dem jene Begriffe einstmals herausgewachsen sind: — Philosophiren ist insofern eine Art von Atavismus höchsten Ranges. Die wunderliche Familien-Ähnlichkeit alles indischen, griechischen, deutschen Philosophirens erklärt sich einfach genug. Gerade, wo Sprach-Verwandtschaft vorliegt, ist es gar nicht zu vermeiden, dass, Dank der gemeinsamen Philosophie der Grammatik — ich meine Dank der unbewussten Herrschaft und Führung durch gleiche grammatische Funktionen — von vornherein Alles für eine gleichartige Entwicklung und Reihenfolge der philosophischen Systeme vorbereitet liegt: ebenso wie zu gewissen andern Möglichkeiten der Welt-Ausdeutung der Weg wie abgesperrt erscheint. Philosophen des ural-altaischen Sprachbereichs (in dem der Subjekt-Begriff am schlechtesten entwickelt ist) werden mit grosser Wahrscheinlichkeit anders „in die Welt“ blicken und auf andern Pfaden zu finden sein, als Indogermanen oder Muselmänner: der Bann bestimmter grammatischer Funktionen ist im letzten Grunde der Bann physiologischer Werthurtheile und Rasse-Bedingungen. — So viel zur Zurückweisung von Locke’s Oberflächlichkeit in Bezug auf die Herkunft der Ideen.

[«]

21.

Die causa sui ist der beste Selbst-Widerspruch, der bisher ausgedacht worden ist, eine Art logischer Nothzucht und Unnatur: aber der ausschweifende Stolz des Menschen hat es dahin gebracht, sich tief und schrecklich gerade mit diesem Unsinn zu verstricken. Das Verlangen nach „Freiheit des Willens“, in jenem metaphysischen Superlativ-Verstande, wie er leider noch immer in den Köpfen der Halb-Unterrichteten herrscht, das Verlangen, die ganze und letzte Verantwortlichkeit für seine Handlungen selbst zu tragen und Gott, Welt, Vorfahren, Zufall, Gesellschaft davon zu entlasten, ist nämlich nichts Geringeres, als eben jene causa sui zu sein und, mit einer mehr als Münchhausen'schen Verwegenheit, sich selbst aus dem Sumpf des Nichts an den Haaren in's Dasein zu ziehn. Gesetzt, Jemand kommt dergestalt hinter die bäurische Einfalt dieses berühmten Begriffs „freier Wille“ und streicht ihn aus seinem Kopfe, so bitte ich ihn nunmehr, seine „Aufklärung“ noch um einen Schritt weiter zu treiben und auch die Umkehrung jenes Unbegriffs „freier Wille“ aus seinem Kopfe zu streichen: ich meine den „unfreien Willen“, der auf einen Missbrauch von Ursache und Wirkung hinausläuft. Man soll nicht, „Ursache“ und „Wirkung“ fehlerhaft verdinglichen, wie es die Naturforscher thun (und wer gleich ihnen heute im Denken naturalisirt —) gemäss der herrschenden mechanistischen Tölpelei, welche die Ursache drücken und stossen lässt, bis sie „wirkt“; man soll sich der „Ursache“, der „Wirkung“ eben nur als reiner Begriffe bedienen, das heisst als conventioneller Fiktionen zum Zweck der Bezeichnung, der Verständigung, nicht der Erklärung. Im „An-sich“ giebt es nichts von „Causal-Verbänden“, von „Nothwendigkeit“, von „psychologischer Unfreiheit“, da folgt nicht „die Wirkung auf die Ursache“, das regiert kein „Gesetz“. Wir sind es, die allein die Ursachen, das Nacheinander, das Für-einander, die Relativität, den Zwang, die Zahl, das Gesetz, die Freiheit, den Grund, den Zweck erdichtet haben; und wenn wir diese Zeichen-Welt als „an sich“ in die Dinge hineindichten, hineinmischen, so treiben wir es noch einmal, wie wir es immer getrieben haben, nämlich mythologisch. Der „unfreie Wille“ ist Mythologie: im wirklichen Leben handelt es sich nur um starken und schwachen Willen. — Es ist fast immer schon ein Symptom davon, wo es bei ihm selber mangelt, wenn ein Denker bereits in aller „Causal-Verknüpfung“ und „psychologischer Nothwendigkeit“ etwas von Zwang, Noth, Folgen-Müssen, Druck, Unfreiheit herausfühlt: es ist verrätherisch, gerade so zu fühlen, — die Person verräth sich. Und überhaupt wird, wenn ich recht beobachtet habe, von zwei ganz entgegengesetzten Seiten aus, aber immer auf eine tief persönliche Weise die „Unfreiheit des Willens“ als Problem gefasst: die Einen wollen um keinen Preis ihre „Verantwortlichkeit“, den Glauben an sich, das persönliche Anrecht auf ihr Verdienst fahren lassen (die eitlen Rassen gehören dahin —); die Anderen wollen umgekehrt nichts verantworten, an nichts schuld sein und verlangen, aus einer innerlichen Selbst-Verachtung heraus, sich selbst irgend wohin abwälzen zu können. Diese Letzteren pflegen sich, wenn sie Bücher schreiben, heute der Verbrecher anzunehmen; eine Art von socialistischem Mitleiden ist ihre gefälligste Verkleidung. Und in der That, der Fatalismus der

Willensschwachen verschönert sich erstaunlich, wenn er sich als „la religion de la souffrance humaine“ einzuführen versteht: es ist sein „guter Geschmack“.

[«]

22.

Man vergebe es mir als einem alten Philologen, der von der Bosheit nicht lassen kann, auf schlechte Interpretations-Künste den Finger zu legen: aber jene „Gesetzmässigkeit der Natur“, von der ihr Physiker so stolz redet, wie als ob — — besteht nur Dank eurer Ausdeutung und schlechten „Philologie“, — sie ist kein Thatbestand, kein „Text“, vielmehr nur eine naiv-humanitäre Zurechtmachung und Sinnverdrehung, mit der ihr den demokratischen Instinkten der modernen Seele sattsam entgegenkommt! „Überall Gleichheit vor dem Gesetz, — die Natur hat es darin nicht anders und nicht besser als wir“: ein artiger Hintergedanke, in dem noch einmal die pöbelmännische Feindschaft gegen alles Bevorrechtete und Selbstherrliche, insgleichen ein zweiter und feinerer Atheismus verkleidet liegt. „Ni dieu, ni maître“ — so wollt auch ihr’s: und darum „hoch das Naturgesetz“! — nicht wahr? Aber, wie gesagt, das ist Interpretation, nicht Text; und es könnte Jemand kommen, der, mit der entgegengesetzten Absicht und Interpretationskunst, aus der gleichen Natur und im Hinblick auf die gleichen Erscheinungen, gerade die tyrannisch-rücksichtenlose und unerbittliche Durchsetzung von Machtansprüchen herauszulesen verstünde, — ein Interpret, der die Ausnahmslosigkeit und Unbedingtheit in allem „Willen zur Macht“ dermaassen euch vor Augen stellte, dass fast jedes Wort und selbst das Wort „Tyrannei“ schliesslich unbrauchbar oder schon als schwächende und mildernde Metapher — als zu menschlich — erschiene; und der dennoch damit endete, das Gleiche von dieser Welt zu behaupten, was ihr behauptet, nämlich dass sie einen „nothwendigen“ und „berechenbaren“ Verlauf habe, aber nicht, weil Gesetze in ihr herrschen, sondern weil absolut die Gesetze fehlen, und jede Macht in jedem Augenblicke ihre letzte Consequenz zieht. Gesetzt, dass auch dies nur Interpretation ist — und ihr werdet eifrig genug sein, dies einzuwenden? — nun, um so besser. —

[«]

23.

Die gesammte Psychologie ist bisher an moralischen Vorurtheilen und Befürchtungen hängen geblieben: sie hat sich nicht in die Tiefe gewagt. Dieselbe als Morphologie und Entwicklungslehre des Willens zur Macht zu fassen, wie ich sie fasse — daran hat noch Niemand in seinen Gedanken selbst gestreift: sofern es nämlich erlaubt ist, in dem, was bisher geschrieben wurde, ein Symptom von dem, was bisher verschwiegen wurde, zu erkennen. Die Gewalt der moralischen Vorurtheile ist tief in die geistigste, in die anscheinend kälteste und voraussetzungsloseste Welt gedrungen — und, wie es sich von selbst versteht, schädigend, hemmend, blendend, verdrehend. Eine eigentliche Physio-Psychologie hat mit unbewussten Widerständen im Herzen des Forschers zu kämpfen, sie hat „das Herz“ gegen sich: schon eine Lehre von der gegenseitigen Bedingtheit der „guten“ und der „schlimmen“ Triebe, macht, als feinere Immoralität, einem noch kräftigen und herzhaften Gewissen Noth und Überdruss, — noch mehr eine Lehre von der Ableitbarkeit aller guten Triebe aus den schlimmen. Gesetzt aber, Jemand nimmt gar die Affekte Hass, Neid, Habsucht, Herrschsucht als lebenbedingende Affekte, als Etwas, das im Gesammt-Haushalte des Lebens grundsätzlich und grundwesentlich vorhanden sein muss, folglich noch gesteigert werden muss, falls das Leben noch gesteigert werden soll, — der leidet an einer solchen Richtung seines Urtheils wie an einer Seekrankheit. Und doch ist auch diese Hypothese bei weitem nicht die peinlichste und fremdeste in diesem ungeheuren fast noch neuen Reiche gefährlicher Erkenntnisse: — und es giebt in der That hundert gute Gründe dafür, dass Jeder von ihm fernbleibt, der es — kann! Andrerseits: ist man einmal mit seinem Schiffe hierhin verschlagen, nun! wohlan! jetzt tüchtig die Zähne zusammengebissen! die Augen aufgemacht! die Hand fest am Steuer! — wir fahren geradewegs über die Moral weg, wir erdrücken, wir zermalmen vielleicht dabei unsren eignen Rest Moralität, indem wir dorthin unsre Fahrt machen und wagen, — aber was liegt an uns! Niemals noch hat sich verwegenen Reisenden und Abenteurern eine tiefere Welt der Einsicht eröffnet: und der Psychologe, welcher dergestalt „Opfer bringt“ — es ist nicht das sacrifizio dell’intelletto, im Gegentheil! — wird zum Mindesten dafür verlangen dürfen, dass die Psychologie wieder als Herrin der Wissenschaften anerkannt werde, zu deren Dienste und Vorbereitung die übrigen Wissenschaften da sind. Denn Psychologie ist nunmehr wieder der Weg zu den Grundproblemen.

[«]

Zweites Hauptstück: der freie Geist.

24.

O sancta simplicitas! In welcher seltsamen Vereinfachung und Fälschung lebt der Mensch! Man kann sich nicht zu Ende wundern, wenn man sich erst einmal die Augen für dies Wunder eingesetzt hat! Wie haben wir Alles um uns hell und frei und leicht und einfach gemacht! wie wussten wir unsern Sinnen einen Freipass für alles Oberflächliche, unserm Denken eine göttliche Begierde nach muthwilligen Sprüngen und Fehlschlüssen zu geben! — wie haben wir es von Anfang an verstanden, uns unsre Unwissenheit zu erhalten, um eine kaum begreifliche Freiheit, Unbedenklichkeit, Unvorsichtigkeit, Herzhaftigkeit, Heiterkeit des Lebens, um das Leben zu geniessen! Und erst auf diesem nunmehr festen und granitnen Grunde von Unwissenheit durfte sich bisher die Wissenschaft erheben, der Wille zum Wissen auf dem Grunde eines viel gewaltigeren Willens, des Willens zum Nicht-wissen, zum Ungewissen, zum Unwahren! Nicht als sein Gegensatz, sondern — als seine Verfeinerung! Mag nämlich auch die Sprache, hier wie anderwärts, nicht über ihre Plumpheit hinauskönnen und fortfahren, von Gegensätzen zu reden, wo es nur Grade und mancherlei Feinheit der Stufen giebt; mag ebenfalls die eingefleischte Tartüfferie der Moral, welche jetzt zu unserm unüberwindlichen „Fleisch und Blut“ gehört, uns Wissenden selbst die Worte im Munde umdrehen: hier und da begreifen wir es und lachen darüber, wie gerade noch die beste Wissenschaft uns am besten in dieser vereinfachten, durch und durch künstlichen, zurecht gedichteten, zurecht gefälschten Welt festhalten will, wie sie unfreiwillig-willig den Irrthum liebt, weil sie, die Lebendige, — das Leben liebt!

[«]

25.

Nach einem so fröhlichen Eingang möchte ein ernstes Wort nicht überhört werden: es wendet sich an die Ernstesten. Seht euch vor, ihr Philosophen und Freunde der Erkenntniss, und hütet euch vor dem Martyrium! Vor dem Leiden „um der Wahrheit willen“! Selbst vor der eigenen Vertheidigung! Es verdirbt eurem Gewissen alle Unschuld und feine Neutralität, es macht euch halsstarrig gegen Einwände und rothe Tücher, es verdummt, verthiert und verstiert, wenn ihr im Kampfe mit Gefahr, Verlästerung, Verdächtigung, Ausstossung und noch gröberen Folgen der Feindschaft, zuletzt euch gar als Vertheidiger der Wahrheit auf Erden ausspielen müsst: — als ob „die Wahrheit“ eine so harmlose und täppische Person wäre, dass sie Vertheidiger nöthig hätte! und gerade euch, ihr Ritter von der traurigsten Gestalt, meine Herren Eckensteher und Spinneweber des Geistes! Zuletzt wisst ihr gut genug, dass nichts daran liegen darf, ob gerade ihr Recht behaltet, ebenfalls dass bisher noch kein Philosoph Recht behalten hat, und dass eine preiswürdigere Wahrhaftigkeit in jedem kleinen Fragezeichen liegen dürfte, welches ihr hinter eure Leibworte und Lieblingslehren (und gelegentlich hinter euch selbst) setzt, als in allen feierlichen Gebärden und Trümpfen vor Anklägern und Gerichtshöfen! Geht lieber bei Seite! Flieht in’s Verborgene! Und habt eure Maske und Feinheit, dass man euch verwechsele! Oder ein Wenig fürchte! Und vergesst mir den Garten nicht, den Garten mit goldenem Gitterwerk! Und habt Menschen um euch, die wie ein Garten sind, — oder wie Musik über Wassern, zur Zeit des Abends, wo der Tag schon zur Erinnerung wird: — wählt die gute Einsamkeit, die freie muthwillige leichte Einsamkeit, welche euch auch ein Recht giebt, selbst in irgend einem Sinne noch gut zu bleiben! Wie giftig, wie listig, wie schlecht macht jeder lange Krieg, der sich nicht mit offener Gewalt führen lässt! Wie persönlich macht eine lange Furcht, ein langes Augenmerk auf Feinde, auf mögliche Feinde! Diese Ausgestossenen der Gesellschaft, diese Lang-Verfolgten, Schlimm-Gehetzten, — auch die Zwangs-Einsiedler, die Spinoza’s oder Giordano Bruno’s — werden zuletzt immer, und sei es unter der geistigsten Maskerade, und vielleicht ohne dass sie selbst es wissen, zu raffinirten Rachsüchtigen und Giftmischern (man grabe doch einmal den Grund der Ethik und Theologie Spinoza’s auf!) — gar nicht zu reden von der Tölpelei der moralischen Entrüstung, welche an einem Philosophen das unfehlbare Zeichen dafür ist, dass ihm der philosophische Humor davon lief. Das Martyrium des Philosophen, seine „Aufopferung für die Wahrheit“ zwingt an’s Licht heraus, was vom Agitator und vom Schauspieler in ihm steckte; und gesetzt, dass man ihm nur mit einer artistischen Neugierde bisher zugeschaut hat, so kann in Bezug auf manchen Philosophen der gefährliche Wunsch freilich begreiflich sein, ihn auch einmal in seiner Entartung zu sehn (entartet zum „Märtyrer“, zum Bühnen- und Tribünen-Schreihals). Nur dass man sich, mit einem solchen Wunsche, darüber klar sein muss, was man jedenfalls dabei zu sehen bekommen wird: — nur ein Satyrspiel, nur eine Nachspiel-Farce, nur den fortwährenden Beweis dafür, dass die lange eigentliche Tragödie zu Ende ist: vorausgesetzt, dass jede Philosophie im Entstehen eine lange Tragödie war. —

[«]

26.

Jeder auserlesene Mensch trachtet instiktiv nach seiner Burg und Heimlichkeit, wo er von der Menge, den Vielen, den Allermeisten erlöst ist, wo er die Regel „Mensch“ vergessen darf, als deren Ausnahme: — den Einen Fall ausgenommen, dass er von einem noch stärkeren Instinkte geradewegs auf diese Regel gestossen wird, als Erkennender im grossen und ausnahmsweisen Sinne. Wer nicht im Verkehr mit Menschen gelegentlich in allen Farben der Noth, grün und grau vor Ekel, Überdruss, Mitgefühl, Verdüsterung, Vereinsamung schillert, der ist gewiss kein Mensch höheren Geschmacks; gesetzt aber, er nimmt alle diese Last und Unlust nicht freiwillig auf sich, er weicht ihr immerdar aus und bleibt, wie gesagt, still und stolz auf seiner Burg versteckt, nun, so ist Eins gewiss: er ist zur Erkenntniss nicht gemacht, nicht vorherbestimmt. Denn als solcher würde er eines Tages sich sagen müssen „hole der Teufel meinen guten Geschmack! aber die Regel ist interessanter als die Ausnahme, — als ich, die Ausnahme!“ — und würde sich hinab begeben, vor Allem „hinein“. Das Studium des durchschnittlichen Menschen, lang, ernsthaft, und zu diesem Zwecke viel Verkleidung, Selbstüberwindung, Vertraulichkeit, schlechter Umgang — jeder Umgang ist schlechter Umgang ausser dem mit Seines-Gleichen —: das macht ein nothwendiges Stück der Lebensgeschichte jedes Philosophen aus, vielleicht das unangenehmste, übelriechendste, an Enttäuschungen reichste Stück. Hat er aber Glück, wie es einem Glückskinde der Erkenntniss geziemt, so begegnet er eigentlichen Abkürzern und Erleichterern seiner Aufgabe, — ich meine sogenannten Cynikern, also Solchen, welche das Thier, die Gemeinheit, die „Regel“ an sich einfach anerkennen und dabei noch jenen Grad von Geistigkeit und Kitzel haben, um über sich und ihres Gleichen vor Zeugen reden zu müssen: — mitunter wälzen sie sich sogar in Büchern wie auf ihrem eignen Miste. Cynismus ist die einzige Form, in welcher gemeine Seelen an Das streifen, was Redlichkeit ist; und der höhere Mensch hat bei jedem gröberen und feineren Cynismus die Ohren aufzumachen und sich jedes Mal Glück zu wünschen, wenn gerade vor ihm der Possenreisser ohne Scham oder der wissenschaftliche Satyr laut werden. Es giebt sogar Fälle, wo zum Ekel sich die Bezauberung mischt: da nämlich, wo an einen solchen indiskreten Bock und Affen, durch eine Laune der Natur, das Genie gebunden ist, wie bei dem Abbé Galiani, dem tiefsten, scharfsichtigsten und vielleicht auch schmutzigsten Menschen seines Jahrhunderts — er war viel tiefer als Voltaire und folglich auch ein gut Theil schweigsamer. Häufiger schon geschieht es, dass, wie angedeutet, der wissenschaftliche Kopf auf einen Affenleib, ein feiner Ausnahme-Verstand auf eine gemeine Seele gesetzt ist, — unter Ärzten und Moral-Physiologen namentlich kein seltenes Vorkommniss. Und wo nur Einer ohne Erbitterung, vielmehr harmlos vom Menschen redet als von einem Bauche mit zweierlei Bedürfnissen und einem Kopfe mit Einem; überall wo Jemand immer nur Hunger, Geschlechts-Begierde und Eitelkeit sieht, sucht und sehn will, als seien es die eigentlichen und einzigen Triebfedern der menschlichen Handlungen; kurz, wo man „schlecht“ vom Menschen redet — und nicht einmal schlimm —, da soll der Liebhaber der Erkenntniss fein und fleissig hinhorchen, er soll seine Ohren überhaupt dort haben, wo ohne Entrüstung geredet wird. Denn der entrüstete Mensch, und wer immer mit seinen eignen Zähnen sich selbst (oder, zum Ersatz dafür, die Welt, oder Gott, oder die Gesellschaft) zerreisst und zerfleischt, mag zwar moralisch gerechnet, höher stehn als der lachende und selbstzufriedene Satyr, in jedem anderen Sinne aber ist er der gewöhnlichere, gleichgültigere, unbelehrendere Fall. Und Niemand lügt soviel als der Entrüstete. —

[«]

27.

Es ist schwer, verstanden zu werden: besonders wenn man gangasrotogati denkt und lebt, unter lauter Menschen, welche anders denken und leben, nämlich kurmagati oder besten Falles „nach der Gangart des Frosches“ mandeikagati — ich thue eben Alles, um selbst schwer verstanden zu werden? — und man soll schon für den guten Willen zu einiger Feinheit der Interpretation von Herzen erkenntlich sein. Was aber „die guten Freunde“ anbetrifft, welche immer zu bequem sind und gerade als Freunde ein Recht auf Bequemlichkeit zu haben glauben: so thut man gut, ihnen von vornherein einen Spielraum und Tummelplatz des Missverständnisses zuzugestehn: — so hat man noch zu lachen; — oder sie ganz abzuschaffen, diese guten Freunde, — und auch zu lachen!

[«]

28.

Was sich am schlechtesten aus einer Sprache in die andere übersetzen lässt, ist das tempo ihres Stils: als welcher im Charakter der Rasse seinen Grund hat, physiologischer gesprochen, im Durchschnitts-tempo ihres „Stoffwechsels“. Es giebt ehrlich gemeinte Übersetzungen, die beinahe Fälschungen sind, als unfreiwillige Vergemeinerungen des Originals, bloss weil sein tapferes und lustiges tempo nicht mit übersetzt werden konnte, welches über alles Gefährliche in Dingen und Worten wegspringt, weghilft. Der Deutsche ist beinahe des Presto in seiner Sprache unfähig: also, wie man billig schliessen darf, auch vieler der ergötzlichsten und verwegensten Nuances des freien, freigeisterischen Gedankens. So gut ihm der Buffo und der Satyr fremd ist, in Leib und Gewissen, so gut ist ihm Aristophanes und Petronius unübersetzbar. Alles Gravitätische, Schwerflüssige, Feierlich-Plumpe, alle langwierigen und langweiligen Gattungen des Stils sind bei den Deutschen in überreicher Mannichfaltigkeit entwickelt, — man vergebe mir die Thatsache, dass selbst Goethe’s Prosa, in ihrer Mischung von Steifheit und Zierlichkeit, keine Ausnahme macht, als ein Spiegelbild der „alten guten Zeit“, zu der sie gehört, und als Ausdruck des deutschen Geschmacks, zur Zeit, wo es noch einen „deutschen Geschmack“ gab: der ein Rokoko-Geschmack war, in moribus et artibus. Lessing macht eine Ausnahme, Dank seiner Schauspieler-Natur, die Vieles verstand und sich auf Vieles verstand: er, der nicht umsonst der Übersetzer Bayle’s war und sich gerne in die Nähe Diderot’s und Voltaire’s, noch lieber unter die römischen Lustspieldichter flüchtete: — Lessing liebte auch im tempo die Freigeisterei, die Flucht aus Deutschland. Aber wie vermöchte die deutsche Sprache, und sei es selbst in der Prosa eines Lessing, das tempo Macchiavell’s nachzuahmen, der, in seinem principe, die trockne feine Luft von Florenz athmen lässt und nicht umhin kann, die ernsteste Angelegenheit in einem unbändigen Allegrissimo vorzutragen: vielleicht nicht ohne ein boshaftes Artisten-Gefühl davon, welchen Gegensatz er wagt, — Gedanken, lang, schwer, hart, gefährlich, und ein tempo des Galopps und der allerbesten muthwilligsten Laune. Wer endlich dürfte gar eine deutsche Übersetzung des Petronius wagen, der, mehr als irgend ein grosser Musiker bisher, der Meister des presto gewesen ist, in Erfindungen, Einfällen, Worten: — was liegt zuletzt an allen Sümpfen der kranken, schlimmen Welt, auch der „alten Welt“, wenn man, wie er, die Füsse eines Windes hat, den Zug und Athem, den befreienden Hohn eines Windes, der Alles gesund macht, indem er Alles laufen macht! Und was Aristophanes angeht, jenen verklärenden, complementären Geist, um dessentwillen man dem ganzen Griechenthum verzeiht, dass es da war, gesetzt, dass man in aller Tiefe begriffen hat, was da Alles der Verzeihung, der Verklärung bedarf: — so wüsste ich nichts, was mich über Plato’s Verborgenheit und Sphinx-Natur mehr hat träumen lassen als jenes glücklich erhaltene petit fait: dass man unter dem Kopfkissen seines Sterbelagers keine „Bibel“ vorfand, nichts Ägyptisches, Pythagoreisches, Platonisches, — sondern den Aristophanes. Wie hätte auch ein Plato das Leben ausgehalten — ein griechisches Leben, zu dem er Nein sagte, — ohne einen Aristophanes! —

[«]

29.

Es ist die Sache der Wenigsten, unabhängig zu sein: — es ist ein Vorrecht der Starken. Und wer es versucht, auch mit dem besten Rechte dazu, aber ohne es zu müssen, beweist damit, dass er wahrscheinlich nicht nur stark, sondern bis zur Ausgelassenheit verwegen ist. Er begiebt sich in ein Labyrinth, er vertausendfältigt die Gefahren, welche das Leben an sich schon mit sich bringt; von denen es nicht die kleinste ist, dass Keiner mit Augen sieht, wie und wo er sich verirrt, vereinsamt und stückweise von irgend einem Höhlen-Minotaurus des Gewissens zerrissen wird. Gesetzt, ein Solcher geht zu Grunde, so geschieht es so ferne vom Verständniss der Menschen, dass sie es nicht fühlen und mitfühlen: — und er kann nicht mehr zurück! er kann auch zum Mitleiden der Menschen nicht mehr zurück! — —

[«]

30.

Unsre höchsten Einsichten müssen — und sollen! — wie Thorheiten, unter Umständen wie Verbrechen klingen, wenn sie unerlaubter Weise Denen zu Ohren kommen, welche nicht dafür geartet und vorbestimmt sind. Das Exoterische und das Esoterische, wie man ehedem unter Philosophen unterschied, bei Indern, wie bei Griechen, Persern und Muselmännern, kurz überall, wo man eine Rangordnung und nicht an Gleichheit und gleiche Rechte glaubte, — das hebt sich nicht sowohl dadurch von einander ab, dass der Exoteriker draussen steht und von aussen her, nicht von innen her, sieht, schätzt, misst, urtheilt: das Wesentlichere ist, dass er von Unten hinauf die Dinge sieht, — der Esoteriker aber von Oben herab! Es giebt Höhen der Seele, von wo aus gesehen selbst die Tragödie aufhört, tragisch zu wirken; und, alles Weh der Welt in Eins genommen, wer dürfte zu entscheiden wagen, ob sein Anblick nothwendig gerade zum Mitleiden und dergestalt zur Verdoppelung des Wehs verführen und zwingen werde?... Was der höheren Art von Menschen zur Nahrung oder zur Labsal dient, muss einer sehr unterschiedlichen und geringeren Art beinahe Gift sein. Die Tugenden des gemeinen Manns würden vielleicht an einem Philosophen Laster und Schwächen bedeuten; es wäre möglich, dass ein hochgearteter Mensch, gesetzt, dass er entartete und zu Grunde gienge, erst dadurch in den Besitz von Eigenschaften käme, derentwegen man nöthig hätte, ihn in der niederen Welt, in welche er hinab sank, nunmehr wie einen Heiligen zu verehren. Es giebt Bücher, welche für Seele und Gesundheit einen umgekehrten Werth haben, je nachdem die niedere Seele, die niedrigere Lebenskraft oder aber die höhere und gewaltigere sich ihrer bedienen: im ersten Falle sind es gefährliche, anbröckelnde, auflösende Bücher, im anderen Heroldsrufe, welche die Tapfersten zu ihrer Tapferkeit herausfordern. Allerwelts-Bücher sind immer übelriechende Bücher: der Kleine-Leute-Geruch klebt daran. Wo das Volk isst und trinkt, selbst wo es verehrt, da pflegt es zu stinken. Man soll nicht in Kirchen gehn, wenn man reine Luft athmen will. — —

[«]

31.

Man verehrt und verachtet in jungen Jahren noch ohne jene Kunst der Nuance, welche den besten Gewinn des Lebens ausmacht, und muss es billigerweise hart büssen, solchergestalt Menschen und Dinge mit Ja und Nein überfallen zu haben. Es ist Alles darauf eingerichtet, dass der schlechteste aller Geschmäcker, der Geschmack für das Unbedingte grausam genarrt und gemissbraucht werde, bis der Mensch lernt, etwas Kunst in seine Gefühle zu legen und lieber noch mit dem Künstlichen den Versuch zu wagen: wie es die rechten Artisten des Lebens thun. Das Zornige und Ehrfürchtige, das der Jugend eignet, scheint sich keine Ruhe zu geben, bevor es nicht Menschen und Dinge so zurecht gefälscht hat, dass es sich an ihnen auslassen kann: — Jugend ist an sich schon etwas Fälschendes und Betrügerisches. Später, wenn die junge Seele, durch lauter Enttäuschungen gemartert, sich endlich argwöhnisch gegen sich selbst zurück wendet, immer noch heiss und wild, auch in ihrem Argwohne und Gewissensbisse: wie zürnt sie sich nunmehr, wie zerreisst sie sich ungeduldig, wie nimmt sie Rache für ihre lange Selbst-Verblendung, wie als ob sie eine willkürliche Blindheit gewesen sei! In diesem Übergange bestraft man sich selber, durch Misstrauen gegen sein Gefühl; man foltert seine Begeisterung durch den Zweifel, ja man fühlt schon das gute Gewissen als eine Gefahr, gleichsam als Selbst-Verschleierung und Ermüdung der feineren Redlichkeit; und vor Allem, man nimmt Partei, grundsätzlich Partei gegen „die Jugend“. — Ein Jahrzehend später: und man begreift, dass auch dies Alles noch — Jugend war!

[«]

32.

Die längste Zeit der menschlichen Geschichte hindurch — man nennt sie die prähistorische Zeit — wurde der Werth oder der Unwerth einer Handlung aus ihren Folgen abgeleitet: die Handlung an sich kam dabei ebensowenig als ihre Herkunft in Betracht, sondern ungefähr so, wie heute noch in China eine Auszeichnung oder Schande vom Kinde auf die Eltern zurückgreift, so war es die rückwirkende Kraft des Erfolgs oder Misserfolgs, welche den Menschen anleitete, gut oder schlecht von einer Handlung zu denken. Nennen wir diese Periode die vormoralische Periode der Menschheit: der Imperativ „erkenne dich selbst!“ war damals noch unbekannt. In den letzten zehn Jahrtausenden ist man hingegen auf einigen grossen Flächen der Erde Schritt für Schritt so weit gekommen, nicht mehr die Folgen, sondern die Herkunft der Handlung über ihren Werth entscheiden zu lassen: ein grosses Ereigniss als Ganzes, eine erhebliche Verfeinerung des Blicks und Maassstabs, die unbewusste Nachwirkung von der Herrschaft aristokratischer Werthe und des Glaubens an „Herkunft“, das Abzeichen einer Periode, welche man im engeren Sinne als die moralische bezeichnen darf: der erste Versuch zur Selbst-Erkenntniss ist damit gemacht. Statt der Folgen die Herkunft: welche Umkehrung der Perspektive! Und sicherlich eine erst nach langen Kämpfen und Schwankungen erreichte Umkehrung! Freilich: ein verhängnissvoller neuer Aberglaube, eine eigenthümliche Engigkeit der Interpretation kam eben damit zur

Herrschaft: man interpretirte die Herkunft einer Handlung im allerbestimmtesten Sinne als Herkunft aus einer Absicht; man wurde Eins im Glauben daran, dass der Werth einer Handlung im Werthe ihrer Absicht belegen sei. Die Absicht als die ganze Herkunft und Vorgeschichte einer Handlung: unter diesem Vorurtheile ist fast bis auf die neueste Zeit auf Erden moralisch gelobt, getadelt, gerichtet, auch philosophirt worden. — Sollten wir aber heute nicht bei der Nothwendigkeit angelangt sein, uns nochmals über eine Umkehrung und Grundverschiebung der Werthe schlüssig zu machen, Dank einer nochmaligen Selbstbesinnung und Vertiefung des Menschen, — sollten wir nicht an der Schwelle einer Periode stehen, welche, negativ, zunächst als die aussermoralische zu bezeichnen wäre: heute, wo wenigstens unter uns Immoralisten der Verdacht sich regt, dass gerade in dem, was nicht-absichtlich an einer Handlung ist, ihr entscheidender Werth belegen sei, und dass alle ihre Absichtlichkeit, Alles, was von ihr gesehn, gewusst, „bewusst" werden kann, noch zu ihrer Oberfläche und Haut gehöre, — welche, wie jede Haut, Etwas verräth, aber noch mehr verbirgt? Kurz, wir glauben, dass die Absicht nur ein Zeichen und Symptom ist, das erst der Auslegung bedarf, dazu ein Zeichen, das zu Vielerlei und folglich für sich allein fast nichts bedeutet, — dass Moral, im bisherigen Sinne, also Absichten-Moral ein Vorurtheil gewesen ist, eine Voreiligkeit, eine Vorläufigkeit vielleicht, ein Ding etwa vom Range der Astrologie und Alchymie, aber jedenfalls Etwas, das überwunden werden muss. Die Überwindung der Moral, in einem gewissen Verstande sogar die Selbstüberwindung der Moral: mag das der Name für jene lange geheime Arbeit sein, welche den feinsten und redlichsten, auch den boshaftesten Gewissen von heute, als lebendigen Probirsteinen der Seele, vorbehalten blieb. —

[«]

33.

Es hilft nichts: man muss die Gefühle der Hingebung, der Aufopferung für den Nächsten, die ganze Selbstentäusserungs-Moral erbarmungslos zur Rede stellen und vor Gericht führen: ebenso wie die Aesthetik der „interesselosen Anschauung", unter welcher sich die Entmännlichung der Kunst verführerisch genug heute ein gutes Gewissen zu schaffen sucht. Es ist viel zu viel Zauber und Zucker in jenen Gefühlen des „für Andere", des „nicht für mich", als dass man nicht nöthig hätte, hier doppelt misstrauisch zu werden und zu fragen: „sind es nicht vielleicht —

Verführungen?“ — Dass sie gefallen — Dem, der sie hat, und Dem, der ihre Früchte geniesst, auch dem blossen Zuschauer, — dies giebt noch kein Argument für sie ab, sondern fordert gerade zur Vorsicht auf. Seien wir also vorsichtig!

[«]

34.

Auf welchen Standpunkt der Philosophie man sich heute auch stellen mag: von jeder Stelle aus gesehn ist die Irrthümlichkeit der Welt, in der wir zu leben glauben, das Sicherste und Festeste, dessen unser Auge noch habhaft werden kann: — wir finden Gründe über Gründe dafür, die uns zu Muthmaassungen über ein betrügerisches Princip im „Wesen der Dinge“ verlocken möchten. Wer aber unser Denken selbst, also „den Geist“ für die Falschheit der Welt verantwortlich macht — ein ehrenhafter Ausweg, den jeder bewusste oder unbewusste advocatus dei geht —: wer diese Welt, sammt Raum, Zeit, Gestalt, Bewegung, als falsch erschlossen nimmt: ein Solcher hätte mindestens guten Anlass, gegen alles Denken selbst endlich Misstrauen zu lernen: hätte es uns nicht bisher den allergrössten Schabernack gespielt? und welche Bürgschaft dafür gäbe es, dass es nicht fortführe, zu thun, was es immer gethan hat? In allem Ernste: die Unschuld der Denker hat etwas Rührendes und Ehrfurcht Einflössendes, welche ihnen erlaubt, sich auch heute noch vor das Bewusstsein hinzustellen, mit der Bitte, dass es ihnen ehrliche Antworten gebe: zum Beispiel ob es „real“ sei, und warum es eigentlich die äussere Welt sich so entschlossen vom Halse halte, und was dergleichen Fragen mehr sind. Der Glaube an „unmittelbare Gewissheiten“ ist eine moralische Naivetät, welche uns Philosophen Ehre macht: aber — wir sollen nun einmal nicht „nur moralische“ Menschen sein! Von der Moral abgesehn, ist jener Glaube eine Dummheit, die uns wenig Ehre macht! Mag im bürgerlichen Leben das allzeit bereite Misstrauen als Zeichen des „schlechten Charakters“ gelten und folglich unter die Unklugheiten gehören: hier unter uns, jenseits der bürgerlichen Welt und ihres Ja’s und Nein’s, — was sollte uns hindern, unklug zu sein und zu sagen: der Philosoph hat nachgerade ein Recht auf „schlechten Charakter“, als das Wesen, welches bisher auf Erden immer am besten genarrt worden ist, — er hat heute die Pflicht zum Misstrauen, zum boshaftesten Schielen aus jedem Abgrunde des Verdachts heraus. — Man vergebe mir den Scherz dieser düsteren Fratze und

Wendung: denn ich selbst gerade habe längst über Betrügen und Betrogenwerden anders denken, anders schätzen gelernt und halte mindestens ein paar Rippenstösse für die blinde Wuth bereit, mit der die Philosophen sich dagegen sträuben, betrogen zu werden. Warum nicht? Es ist nicht mehr als ein moralisches Vorurtheil, dass Wahrheit mehr werth ist als Schein; es ist sogar die schlechtest bewiesene Annahme, die es in der Welt giebt. Man gestehe sich doch so viel ein: es bestünde gar kein Leben, wenn nicht auf dem Grunde perspektivischer Schätzungen und Scheinbarkeiten; und wollte man, mit der tugendhaften Begeisterung und Tölpelei mancher Philosophen, die „scheinbare Welt“ ganz abschaffen, nun, gesetzt, ihr könntet das, — so bliebe mindestens dabei auch von eurer „Wahrheit“ nichts mehr übrig! Ja, was zwingt uns überhaupt zur Annahme, dass es einen wesenhaften Gegensatz von „wahr“ und „falsch“ giebt? Genügt es nicht, Stufen der Scheinbarkeit anzunehmen und gleichsam hellere und dunklere Schatten und Gesammttöne des Scheins, — verschiedene valeurs, um die Sprache der Maler zu reden? Warum dürfte die Welt, die uns etwas angeht —, nicht eine Fiktion sein? Und wer da fragt: „aber zur Fiktion gehört ein Urheber?“ — dürfte dem nicht rund geantwortet werden: Warum? Gehört dieses „Gehört“ nicht vielleicht mit zur Fiktion? Ist es denn nicht erlaubt, gegen Subjekt, wie gegen Prädikat und Objekt, nachgerade ein Wenig ironisch zu sein? Dürfte sich der Philosoph nicht über die Gläubigkeit an die Grammatik erheben? Alle Achtung vor den Gouvernanten: aber wäre es nicht an der Zeit, dass die Philosophie dem Gouvernanten-Glauben absagte? —

[«]

35.

Oh Voltaire! Oh Humanität! Oh Blödsinn! Mit der „Wahrheit“, mit dem Suchen der Wahrheit hat es etwas auf sich; und wenn der Mensch es dabei gar zu menschlich treibt — „il ne cherche le vrai que pour faire le bien“ — ich wette, er findet nichts!

[«]

36.

Gesetzt, dass nichts Anderes als real „gegeben“ ist als unsre Welt der Begierden und Leidenschaften, dass wir zu keiner anderen „Realität“ hinab oder hinauf können als gerade zur Realität unsrer Triebe — denn Denken ist nur ein Verhalten dieser Triebe zu einander —: ist es nicht erlaubt, den Versuch zu machen und die Frage zu fragen, ob dies Gegeben nicht ausreicht, um aus Seines-Gleichen auch die sogenannte mechanistische (oder „materielle“) Welt zu verstehen? Ich meine nicht als eine Täuschung, einen „Schein“, eine „Vorstellung“ (im Berkeley’schen und Schopenhauerischen Sinne), sondern als vom gleichen Realitäts-Range, welchen unser Affekt selbst hat, — als eine primitivere Form der Welt der Affekte, in der noch Alles in mächtiger Einheit beschlossen liegt, was sich dann im organischen Prozesse abzweigt und ausgestaltet (auch, wie billig, verzärtelt und abschwächt —), als eine Art von Triebleben, in dem noch sämmtliche organische Funktionen, mit Selbst-Regulirung, Assimilation, Ernährung, Ausscheidung, Stoffwechsel, synthetisch gebunden in einander sind, — als eine Vorform des Lebens? — Zuletzt ist es nicht nur erlaubt, diesen Versuch zu machen: es ist, vom Gewissen der Methode aus, geboten. Nicht mehrere Arten von Causalität annehmen, so lange nicht der Versuch, mit einer einzigen auszureichen, bis an seine äusserste Grenze getrieben ist (— bis zum Unsinn, mit Verlaub zu sagen): das ist eine Moral der Methode, der man sich heute nicht entziehen darf; — es folgt „aus ihrer Definition“, wie ein Mathematiker sagen würde. Die Frage ist zuletzt, ob wir den Willen wirklich als wirkend anerkennen, ob wir an die Causalität des Willens glauben: thun wir das — und im Grunde ist der Glaube daran eben unser Glaube an Causalität selbst —, so müssen wir den Versuch machen, die Willens-Causalität hypothetisch als die einzige zu setzen. „Wille“ kann natürlich nur auf „Wille“ wirken — und nicht auf „Stoffe“ (nicht auf „Nerven“ zum Beispiel —): genug, man muss die Hypothese wagen, ob nicht überall, wo „Wirkungen“ anerkannt werden, Wille auf Wille wirkt — und ob nicht alles mechanische Geschehen, insofern eine Kraft darin thätig wird, eben Willenskraft, Willens-Wirkung ist. — Gesetzt endlich, dass es gelänge, unser gesammtes Triebleben als die Ausgestaltung und Verzweigung Einer Grundform des Willens zu erklären — nämlich des Willens zur Macht, wie es mein Satz ist —; gesetzt, dass man alle organischen Funktionen auf diesen Willen zur Macht zurückführen könnte und in ihm auch die Lösung des Problems der Zeugung und Ernährung — es ist Ein Problem — fände, so hätte man damit sich das Recht verschafft, alle wirkende Kraft eindeutig zu bestimmen als: Wille zur Macht. Die Welt von innen gesehen, die Welt auf ihren

„intelligiblen Charakter“ hin bestimmt und bezeichnet — sie wäre eben „Wille zur Macht“ und nichts ausserdem. —

[«]

37.

„Wie? Heisst das nicht, populär geredet: Gott ist widerlegt, der Teufel aber nicht —?“ Im Gegentheil! Im Gegentheil, meine Freunde! Und, zum Teufel auch, wer zwingt euch, populär zu reden! —

[«]

38.

Wie es zuletzt noch, in aller Helligkeit der neueren Zeiten, mit der französischen Revolution gegangen ist, jener schauerlichen und, aus der Nähe beurtheilt, überflüssigen Posse, in welche aber die edlen und schwärmerischen Zuschauer von ganz Europa aus der Ferne her so lange und so leidenschaftlich ihre eignen Empörungen und Begeisterungen hinein interpretirt haben, bis der Text unter der Interpretation verschwand: so könnte eine edle Nachwelt noch einmal die ganze Vergangenheit missverstehen und dadurch vielleicht erst ihren Anblick erträglich machen. — Oder vielmehr: ist dies nicht bereits geschehen? waren wir nicht selbst — diese „edle Nachwelt“? Und ist es nicht gerade jetzt, insofern wir dies begreifen, — damit vorbei?

[«]

39.

Niemand wird so leicht eine Lehre, bloss weil sie glücklich macht, oder tugendhaft macht, deshalb für wahr halten: die lieblichen „Idealisten“ etwa ausgenommen, welche für das Gute, Wahre, Schöne schwärmen und in ihrem Teiche alle Arten von bunten plumpen und gutmüthigen Wünschbarkeiten durcheinander schwimmen lassen. Glück und Tugend sind keine Argumente. Man vergisst aber gerne, auch auf Seiten besonnener Geister, dass Unglücklich-machen und Böse-machen ebensowenig Gegenargumente sind. Etwas dürfte wahr sein: ob es gleich im höchsten Grade schädlich und gefährlich wäre; ja es könnte selbst zur Grundbeschaffenheit des Daseins gehören, dass man an seiner völligen Erkenntniss zu Grunde gienge, — so dass sich die Stärke eines Geistes darnach bemässe, wie viel er von der „Wahrheit“ gerade noch aushielte, deutlicher, bis zu welchem Grade er sie verdünnt, verhüllt, versüsst, verdumpft, verfälscht nöthig hätte. Aber keinem Zweifel unterliegt es, dass für die Entdeckung gewisser Theile der Wahrheit die Bösen und Unglücklichen begünstigter sind und eine grössere Wahrscheinlichkeit des Gelingens haben; nicht zu reden von den Bösen, die glücklich sind, — eine Species, welche von den Moralisten verschwiegen wird. Vielleicht, dass Härte und List günstigere Bedingungen zur Entstehung des starken, unabhängigen Geistes und Philosophen abgeben, als jene sanfte feine nachgebende Gutartigkeit und Kunst des Leicht-nehmens, welche man an einem Gelehrten schätzt und mit Recht schätzt. Vorausgesetzt, was voran steht, dass man den Begriff „Philosoph“ nicht auf den Philosophen einengt, der Bücher schreibt — oder gar seine Philosophie in Bücher bringt! — Einen letzten Zug zum Bilde des freigeisterischen Philosophen bringt Stendhal bei, den ich um des deutschen Geschmacks willen nicht unterlassen will zu unterstreichen: — denn er geht wider den deutschen Geschmack. „Pour être bon philosophe“, sagt dieser letzte grosse Psycholog, „il faut être sec, clair, sans illusion. Un banquier, qui a fait fortune, a une partie du caractère requis pour faire des découvertes en philosophie, c’est-à-dire pour voir clair dans ce qui est.“

[«]

40.

Alles, was tief ist, liebt die Maske; die allertiefsten Dinge haben sogar einen Hass auf Bild und Gleichniss. Sollte nicht erst der Gegensatz die rechte Verkleidung sein, in der die Scham eines Gottes einhergienge? Eine fragwürdige Frage: es wäre wunderlich, wenn nicht irgend ein Mystiker schon dergleichen bei sich gewagt hätte. Es giebt Vorgänge so zarter Art, dass man gut thut, sie durch eine Grobheit zu verschütten und unkenntlich zu machen; es giebt Handlungen der Liebe und einer ausschweifenden Grossmuth, hinter denen nichts räthlicher ist, als einen Stock zu nehmen und den Augenzeugen durchzuprügeln: damit trübt man dessen Gedächtniss. Mancher versteht sich darauf, das eigne Gedächtniss zu trüben und zu misshandeln, um wenigstens an diesem einzigen Mitwisser seine Rache zu haben:

— die Scham ist erfinderisch. Es sind nicht die schlimmsten Dinge, deren man sich am schlimmsten schämt: es ist nicht nur Arglist hinter einer Maske, — es giebt so viel Güte in der List. Ich könnte mir denken, dass ein Mensch, der etwas Kostbares und Verletzliches zu bergen hätte, grob und rund wie ein grünes altes schwerbeschlagenes Weinfass durch's Leben rollte: die Feinheit seiner Scham will es so. Einem Menschen, der Tiefe in der Scham hat, begegnen auch seine Schicksale und zarten Entscheidungen auf Wegen, zu denen Wenige je gelangen, und um deren Vorhandensein seine Nächsten und Vertrautesten nicht wissen dürfen: seine Lebensgefahr verbirgt sich ihren Augen und ebenso seine wieder eroberte Lebens-Sicherheit. Ein solcher Verborgener, der aus Instinkt das Reden zum Schweigen und Verschweigen braucht und unerschöpflich ist in der Ausflucht vor Mittheilung, will es und fördert es, dass eine Maske von ihm an seiner Statt in den Herzen und Köpfen seiner Freunde herum wandelt; und gesetzt, er will es nicht, so werden ihm eines Tages die Augen darüber aufgehn, dass es trotzdem dort eine Maske von ihm giebt, — und dass es gut so ist. Jeder tiefe Geist braucht eine Maske: mehr noch, um jeden tiefen Geist wächst fortwährend eine Maske, Dank der beständig falschen, nämlich flachen Auslegung jedes Wortes, jedes Schrittes, jedes Lebens-Zeichens, das er giebt. —

[«]

41.

Man muss sich selbst seine Proben geben, dafür dass man zur Unabhängigkeit und zum Befehlen bestimmt ist; und dies zur rechten Zeit. Man soll seinen Proben nicht aus dem Wege gehn, obgleich sie vielleicht das gefährlichste Spiel sind, das man spielen kann, und zuletzt nur Proben, die vor uns selber als Zeugen und vor keinem anderen Richter abgelegt werden. Nicht an einer Person hängen bleiben: und sei sie die geliebteste, — jede Person ist ein Gefängniss, auch ein Winkel. Nicht an einem Vaterlande hängen bleiben: und sei es das leidendste und hülfbedürftigste, — es ist schon weniger schwer, sein Herz von einem siegreichen Vaterlande los zu binden. Nicht an einem Mitleiden hängen bleiben: und gälte es höheren Menschen, in deren seltne Marter und Hülflosigkeit uns ein Zufall hat blicken lassen. Nicht an einer Wissenschaft hängen bleiben: und locke sie Einen mit den kostbarsten, anscheinend gerade uns aufgesparten Funden. Nicht an seiner eignen Loslösung hängen bleiben, an jener wollüstigen Ferne und Fremde des Vogels, der immer weiter in die Höhe flieht, um immer mehr unter sich zu sehn: —

die Gefahr des Fliegenden. Nicht an unsern eignen Tugenden hängen bleiben und als Ganzes das Opfer irgend einer Einzelheit an uns werden, zum Beispiel unsrer „Gastfreundschaft“: wie es die Gefahr der Gefahren bei hochgearteten und reichen Seelen ist, welche verschwenderisch, fast gleichgültig mit sich selbst umgehn und die Tugend der Liberalität bis zum Laster treiben. Man muss wissen, sich zu bewahren: stärkste Probe der Unabhängigkeit.

[«]

42.

Eine neue Gattung von Philosophen kommt herauf: ich wage es, sie auf einen nicht ungefährlichen Namen zu taufen. So wie ich sie errathe, so wie sie sich errathen lassen — denn es gehört zu ihrer Art, irgend worin Räthsel bleiben zu wollen —, möchten diese Philosophen der Zukunft ein Recht, vielleicht auch ein Unrecht darauf haben, als Versucher bezeichnet zu werden. Dieser Name selbst ist zuletzt nur ein Versuch, und, wenn man will, eine Versuchung.

[«]

43.

Sind es neue Freunde der „Wahrheit“, diese kommenden Philosophen? Wahrscheinlich genug: denn alle Philosophen liebten bisher ihre Wahrheiten. Sicherlich aber werden es keine Dogmatiker sein. Es muss ihnen wider den Stolz gehn, auch wider den Geschmack, wenn ihre Wahrheit gar noch eine Wahrheit für Jedermann sein soll: was bisher der geheime Wunsch und Hintersinn aller dogmatischen Bestrebungen war. „Mein Urtheil ist mein Urtheil: dazu hat nicht leicht auch ein Anderer das Recht“ — sagt vielleicht solch ein Philosoph der Zukunft. Man muss den schlechten Geschmack von sich abthun, mit Vielen übereinstimmen zu wollen. „Gut“ ist nicht mehr gut, wenn der Nachbar es in den Mund nimmt. Und wie könnte es gar ein „Gemeingut“ geben! Das Wort widerspricht sich selbst: was gemein sein kann, hat immer nur wenig Werth. Zuletzt muss es so stehn, wie es steht und immer stand: die grossen Dinge bleiben für die Grossen übrig, die Abgründe für die Tiefen, die Zartheiten und Schauder für die Feinen, und, im Ganzen und Kurzen, alles Seltene für die Seltenen. —

[«]

44.

Brauche ich nach alledem noch eigens zu sagen, dass auch sie freie, *sehr* freie Geister sein werden, diese Philosophen der Zukunft, — so gewiss sie auch nicht bloss freie Geister sein werden, sondern etwas Mehreres, Höheres, Grösseres und Gründlich-Anderes, das nicht verkannt und verwechselt werden will? Aber, indem ich dies sage, fühle ich fast ebenso sehr gegen sie selbst, als gegen uns, die wir ihre Herolde und Vorläufer sind, wir freien Geister! — die *Schuldigkeit*, ein altes dummes Vorurtheil und Missverständniss von uns gemeinsam fortzublasen, welches allzulange wie ein Nebel den Begriff „freier Geist“ undurchsichtig gemacht hat. In allen Ländern Europa’s und ebenso in Amerika giebt es jetzt Etwas, das Missbrauch mit diesem Namen treibt, eine sehr enge, eingefangne, an Ketten gelegte Art von Geistern, welche ungefähr das Gegentheil von dem wollen, was in unsern Absichten und Instinkten liegt, — nicht zu reden davon, dass sie in Hinsicht auf jene heraufkommenden *neuen* Philosophen erst recht zugemachte Fenster und verriegelte Thüren sein müssen. Sie gehören, kurz und schlimm, unter die *Nivellirer*, diese fälschlich genannten „freien Geister“ — als beredte und schreibfingrige Sklaven des demokratischen Geschmacks und seine „modernen Ideen“: allesammt Menschen ohne Einsamkeit, ohne eigne Einsamkeit, plumpe brave Burschen, welchen weder Muth noch achtbare Sitte abgesprochen werden soll, nur dass sie eben unfrei und zum Lachen oberflächlich sind, vor Allem mit ihrem Grundhange, in den Formen der bisherigen alten Gesellschaft ungefähr die Ursache für *alles* menschliche Elend und Missrathen zu sehn: wobei die Wahrheit glücklich auf den Kopf zu stehn kommt! Was sie mit allen Kräften erstreben möchten, ist das allgemeine grüne Weide-Glück der Heerde, mit Sicherheit, Ungefährlichkeit, Behagen, Erleichterung des Lebens für Jedermann; ihre beiden am reichlichsten abgesungnen Lieder und Lehren heissen „Gleichheit der Rechte“ und „Mitgefühl für alles Leidende“, — und das Leiden selbst wird von ihnen als Etwas genommen, das man *abschaffen* muss. Wir Umgekehrten, die wir uns ein Auge und ein Gewissen für die Frage aufgemacht haben, wo und wie bisher die Pflanze „Mensch“ am kräftigsten in die Höhe gewachsen ist, vermeinen, dass dies jedes Mal unter den umgekehrten Bedingungen geschehn ist, dass dazu die Gefährlichkeit seiner Lage erst in’s Ungeheure wachsen, seine Erfindungs- und Verstellungskraft (sein „Geist“ —) unter langem Druck und Zwang sich in’s Feine und Verwegene entwickeln, sein Lebens-Wille bis zum unbedingten Macht-Willen gesteigert werden musste: — wir vermeinen, dass Härte, Gewaltsamkeit, Sklaverei, Gefahr auf der Gasse und im Herzen, Verborgenheit, Stoicismus, Versucherkunst und Teufelei jeder Art, dass alles Böse, Furchtbare, Tyrannische, Raubthier- und Schlangenhafte am Menschen so gut zur Erhöhung der Species „Mensch“ dient, als sein Gegensatz: — wir sagen sogar nicht einmal genug, wenn wir nur so viel sagen, und befinden uns jedenfalls, mit unserm Reden und Schweigen an dieser Stelle, am andern Ende aller modernen Ideologie und Heerden-Wünschbarkeit: als deren Antipoden vielleicht? Was Wunder, dass wir „freien Geister“ nicht gerade die mittheilsamsten Geister sind? dass wir nicht in jedem Betrachte zu verrathen wünschen, wovon ein Geist sich frei machen kann und wohin er dann vielleicht getrieben wird? Und was es mit der gefährlichen Formel „jenseits von Gut und Böse“ auf sich hat, mit der wir uns zum Mindesten vor Verwechslung behüten: wir sind etwas Anderes als „libres-penseurs“, „liberi pensatori“, „Freidenker“ und wie alle diese braven Fürsprecher der „modernen Ideen“ sich zu benennen lieben. In vielen Ländern des Geistes zu Hause, mindestens zu Gaste gewesen; den dumpfen angenehmen Winkeln immer wieder entschlüpft, in die uns Vorliebe und Vorhass, Jugend, Abkunft, der Zufall von Menschen und Büchern, oder selbst die Ermüdungen der Wanderschaft zu bannen schienen; voller Bosheit gegen die Lockmittel der Abhängigkeit, welche in Ehren, oder Geld, oder Ämtern, oder Begeisterungen der Sinne versteckt liegen; dankbar sogar gegen Noth und wechselreiche Krankheit, weil sie uns immer von irgend einer Regel und ihrem „Vorurtheil“ losmachte, dankbar gegen Gott, Teufel, Schaf und Wurm in uns, neugierig bis zum Laster, Forscher bis zur Grausamkeit, mit unbedenklichen Fingern für Unfassbares, mit Zähnen und Mägen für das Unverdaulichste, bereit zu jedem Handwerk, das Scharfsinn und scharfe Sinne verlangt, bereit zu jedem Wagniss, Dank einem Überschusse von „freiem Willen“, mit Vorder- und Hinterseelen, denen Keiner leicht in die letzten Absichten sieht, mit Vorder- und Hintergründen, welche kein Fuss zu Ende laufen dürfte, Verborgene unter den Mänteln des Lichts, Erobernde, ob wir gleich Erben und Verschwendern gleich sehn, Ordner und Sammler von früh bis Abend, Geizhälse unsres Reichthums und unsrer vollgestopften Schubfächer, haushälterisch im Lernen und Vergessen, erfinderisch in Schematen, mitunter stolz auf Kategorien-Tafeln, mitunter Pedanten, mitunter Nachteulen der Arbeit auch am hellen Tage; ja, wenn es noth thut, selbst Vogelscheuchen — und heute thut es noth: nämlich insofern wir die geborenen geschworenen eifersüchtigen Freunde der Einsamkeit sind, unsrer eignen tiefsten mitternächtlichsten mittäglichsten Einsamkeit: — eine solche Art

Menschen sind wir, wir freien Geister! und vielleicht seid auch ihr etwas davon, ihr Kommenden? ihr neuen Philosophen? —

[«]

Drittes Hauptstück: das religiöse Wesen.

45.

Die menschliche Seele und ihre Grenzen, der bisher überhaupt erreichte Umfang menschlicher innerer Erfahrungen, die Höhen, Tiefen und Fernen dieser Erfahrungen, die ganze bisherige Geschichte der Seele und ihre noch unausgetrunkenen Möglichkeiten: das ist für einen geborenen Psychologen und Freund der „grossen Jagd“ das vorbestimmte Jagdbereich. Aber wie oft muss er sich verzweifelt sagen: „ein Einzelner! ach, nur ein Einzelner! und dieser grosse Wald und Urwald!“ Und so wünscht er sich einige hundert Jagdgehülfen und feine gelehrte Spürhunde, welche er in die Geschichte der menschlichen Seele treiben könnte, um dort sein Wild zusammenzutreiben. Umsonst: er erprobt es immer wieder, gründlich und bitterlich, wie schlecht zu allen Dingen, die gerade seine Neugierde reizen, Gehülfen und Hunde zu finden sind. Der Übelstand, den es hat, Gelehrte auf neue und gefährliche Jagdbereiche auszuschicken, wo Muth, Klugheit, Feinheit in jedem Sinne noth thun, liegt darin, dass sie gerade dort nicht mehr brauchbar sind, wo die „grosse Jagd“, aber auch die grosse Gefahr beginnt: — gerade dort verlieren sie ihr Spürauge und ihre Spürnase. Um zum Beispiel zu errathen und festzustellen, was für eine Geschichte bisher das Problem von Wissen und Gewissen in der Seele der homines religiosi gehabt hat, dazu müsste Einer vielleicht selbst so tief, so verwundet, so ungeheuer sein, wie es das intellektuelle Gewissen Pascal’s war: — und dann bedürfte es immer noch jenes ausgespannten Himmels von heller, boshafter Geistigkeit, welcher von Oben herab dies Gewimmel von gefährlichen und schmerzlichen Erlebnissen zu übersehn, zu ordnen, in Formeln zu zwingen vermöchte. — Aber wer thäte mir diesen Dienst! Aber wer hätte Zeit, auf solche Diener zu warten! — sie wachsen ersichtlich zu selten, sie sind zu allen Zeiten so unwahrscheinlich! Zuletzt muss man Alles selber thun, um selber Einiges zu wissen: das heisst, man hat viel zu thun! — Aber eine Neugierde meiner Art bleibt nun einmal das angenehmste aller Laster, —

Verzeihung! ich wollte sagen: die Liebe zur Wahrheit hat ihren Lohn im Himmel und schon auf Erden. —

[«]

46.

Der Glaube, wie ihn das erste Christenthum verlangt und nicht selten erreicht hat, inmitten einer skeptischen und südlich-freigeisterischen Welt, die einen Jahrhunderte langen Kampf von Philosophenschulen hinter sich und in sich hatte, hinzugerechnet die Erziehung zur Toleranz, welche das imperium Romanum gab, — dieser Glaube ist nicht jener treuherzige und bärbeissige Unterthanen-Glaube, mit dem etwa ein Luther oder ein Cromwell oder sonst ein nordischer Barbar des Geistes an ihrem Gotte und Christenthum gehangen haben; viel eher schon jener Glaube Pascal's, der auf schreckliche Weise einem dauernden Selbstmorde der Vernunft ähnlich sieht, — einer zähen langlebigen wurmhaften Vernunft, die nicht mit Einem Male und Einem Streiche todtzumachen ist. Der christliche Glaube ist von Anbeginn Opferung: Opferung aller Freiheit, alles Stolzes, aller Selbstgewissheit des Geistes; zugleich Verknechtung und Selbst-Verhöhnung, Selbst-Verstümmelung. Es ist Grausamkeit und religiöser Phönicismus in diesem Glauben, der einem mürben, vielfachen und viel verwöhnten Gewissen zugemuthet wird: seine Voraussetzung ist, dass die Unterwerfung des Geistes unbeschreiblich wehe thut, dass die ganze Vergangenheit und Gewohnheit eines solchen Geistes sich gegen das Absurdissimum wehrt, als welches ihm der „Glaube" entgegentritt. Die modernen Menschen, mit ihrer Abstumpfung gegen alle christliche Nomenklatur, fühlen das Schauerlich-Superlativische nicht mehr nach, das für einen antiken Geschmack in der Paradoxie der Formel „Gott am Kreuze" lag. Es hat bisher noch niemals und nirgendswo eine gleiche Kühnheit im Umkehren, etwas gleich Furchtbares, Fragendes und Fragwürdiges gegeben wie diese Formel: sie verhiess eine Umwerthung aller antiken Werthe. — Es ist der Orient, der tiefe Orient, es ist der orientalische Sklave, der auf diese Weise an Rom und seiner vornehmen und frivolen Toleranz, am römischen „Katholicismus" des Glaubens Rache nahm: — und immer war es nicht der Glaube, sondern die Freiheit vom Glauben, jene halb stoische und lächelnde Unbekümmertheit um den Ernst des Glaubens, was die Sklaven an ihren Herrn, gegen ihre Herrn empört hat. Die „Aufklärung" empört: der Sklave nämlich will Unbedingtes, er versteht nur das Tyrannische, auch in der Moral, er liebt wie er hasst, ohne Nuance, bis in die Tiefe, bis zum Schmerz, bis zur Krankheit, — sein vieles verborgenes Leiden empört sich gegen den vornehmen Geschmack, der das Leiden zu leugnen scheint. Die Skepsis gegen das Leiden, im Grunde nur eine Attitude der aristokratischen Moral, ist nicht am wenigsten auch an der Entstehung des letzten grossen Sklaven-Aufstandes betheiligt, welcher mit der französischen Revolution begonnen hat.

[«]

47.

Wo nur auf Erden bisher die religiöse Neurose aufgetreten ist, finden wir sie verknüpft mit drei gefährlichen Diät-Verordnungen: Einsamkeit, Fasten und geschlechtlicher Enthaltsamkeit, — doch ohne dass hier mit Sicherheit zu entscheiden wäre, was da Ursache, was Wirkung sei, und ob hier überhaupt ein Verhältniss von Ursache und Wirkung vorliege. Zum letzten Zweifel berechtigt, dass gerade zu ihren regelmässigsten Symptomen, bei wilden wie bei zahmen Völkern, auch die plötzlichste ausschweifendste Wollüstigkeit gehört, welche dann, ebenso plötzlich, in Busskrampf und Welt- und Willens-Verneinung umschlägt: beides vielleicht als maskirte Epilepsie deutbar? Aber nirgendswo sollte man sich der Deutungen mehr entschlagen: um keinen Typus herum ist bisher eine solche Fülle von Unsinn und Aberglauben aufgewachsen, keiner scheint bisher die Menschen, selbst die Philosophen, mehr interessirt zu haben, — es wäre an der Zeit, hier gerade ein Wenig kalt zu werden, Vorsicht zu lernen, besser noch: wegzusehn, wegzugehn. — Noch im Hintergrunde der letztgekommenen Philosophie, der Schopenhauerischen, steht, beinahe als das Problem an sich, dieses schauerliche Fragezeichen der religiösen Krisis und Erweckung. Wie ist Willensverneinung möglich? wie ist der Heilige möglich? — das scheint wirklich die Frage gewesen zu sein, bei der Schopenhauer zum Philosophen wurde und anfieng. Und so war es eine ächt Schopenhauerische Consequenz, dass sein überzeugtester Anhänger (vielleicht auch sein letzter, was Deutschland betrifft —), nämlich Richard Wagner, das eigne Lebenswerk gerade hier zu Ende brachte und zuletzt noch jenen furchtbaren und ewigen Typus als Kundry auf der Bühne vorführte, type vécu, und wie er leibt und lebt; zu gleicher Zeit, wo die Irrenärzte fast aller Länder Europa's einen Anlass hatten, ihn aus der Nähe zu studiren, überall, wo die religiöse Neurose — oder, wie ich es nenne, „das religiöse Wesen" — als „Heilsarmee" ihren letzten epidemischen Ausbruch und Aufzug gemacht hat.

— Fragt man sich aber, was eigentlich am ganzen Phänomen des Heiligen den Menschen aller Art und Zeit, auch den Philosophen, so unbändig interessant gewesen ist: so ist es ohne allen Zweifel der ihm anhaftende Anschein des Wunders, nämlich der unmittelbaren Aufeinanderfolge von Gegensätzen, von moralisch entgegengesetzt gewertheten Zuständen der Seele: man glaubte hier mit Händen zu greifen, dass aus einem „schlechten Menschen“ mit Einem Male ein „Heiliger“, ein guter Mensch werde. Die bisherige Psychologie litt an dieser Stelle Schiffbruch: sollte es nicht vornehmlich darum geschehen sein, weil sie sich unter die Herrschaft der Moral gestellt hatte, weil sie an die moralischen Werth-Gegensätze selbst glaubte, und diese Gegensätze in den Text und Thatbestand hineinsah, hineinlas, hineindeutete? — Wie? Das „Wunder“ nur ein Fehler der Interpretation? Ein Mangel an Philologie? —

[«]

48.

Es scheint, dass den lateinischen Rassen ihr Katholicismus viel innerlicher zugehört, als uns Nordländern das ganze Christentum überhaupt: und dass folglich der Unglaube in katholischen Ländern etwas ganz Anderes zu bedeuten hat, als in protestantischen — nämlich eine Art Empörung gegen den Geist der Rasse, während er bei uns eher eine Rückkehr zum Geist (oder Ungeist —) der Rasse ist. Wir Nordländer stammen unzweifelhaft aus Barbaren-Rassen, auch in Hinsicht auf unsere Begabung zur Religion: wir sind schlecht für sie begabt. Man darf die Kelten ausnehmen, welche deshalb auch den besten Boden für die Aufnahme der christlichen Infektion im Norden abgegeben haben: — in Frankreich kam das christliche Ideal, soweit es nur die blasse Sonne des Nordens erlaubt hat, zum Ausblühen. Wie fremdartig fromm sind unserm Geschmack selbst diese letzten französischen Skeptiker noch, sofern etwas keltisches Blut in ihrer Abkunft ist! Wie katholisch, wie undeutsch riecht uns Auguste Comte’s Sociologie mit ihrer römischen Logik der Instinkte! Wie jesuitisch jener liebenswürdige und kluge Cicerone von Port-Royal, Sainte-Beuve, trotz all seiner Jesuiten-Feindschaft! Und gar Ernest Renan: wie unzugänglich klingt uns Nordländern die Sprache solch eines Renan, in dem alle Augenblicke irgend ein Nichts von religiöser Spannung seine in feinerem Sinne wollüstige und bequem sich bettende Seele um ihr Gleichgewicht bringt! Man spreche ihm einmal diese schönen Sätze nach, — und was für Bosheit und Übermuth regt sich sofort in unserer wahrscheinlich weniger schönen und härteren, nämlich deutscheren Seele als Antwort! — „disons donc hardiment que la religion est un produit de l’homme normal, que l’homme est le plus dans le vrai quand il est le plus religieux et le plus assuré d’une destinée infinie.... C’est quand il est bon qu’il veut que la vertu corresponde à un ordre éternel, c’est quand il contemple les choses d’une manière désintéressée qu’il trouve la mort révoltante et absurde. Comment ne pas supposer que c’est dans ces moments-là, que l’homme voit le mieux?....“ Diese Sätze sind meinen Ohren und Gewohnheiten so sehr antipodisch, dass, als ich sie fand, mein erster Ingrimm daneben schrieb „la niaiserie religieuse par excellence!“ — bis mein letzter Ingrimm sie gar noch lieb gewann, diese Sätze mit ihrer auf den Kopf gestellten Wahrheit! Es ist so artig, so auszeichnend, seine eignen Antipoden zu haben!

[«]

49.

Das, was an der Religiosität der alten Griechen staunen macht, ist die unbändige Fülle von Dankbarkeit, welche sie ausströmt: — es ist eine sehr vornehme Art Mensch, welche so vor der Natur und vor dem Leben steht! — Später, als der Pöbel in Griechenland zum Übergewicht kommt, überwuchert die Furcht auch in der Religion; und das Christenthum bereitete sich vor. —

[«]

50.

Die Leidenschaft für Gott: es giebt bäurische, treuherzige und zudringliche Arten, wie die Luther’s, — der ganze Protestantismus entbehrt der südlichen delicatezza. Es giebt ein orientalisches Aussersichsein darin, wie bei einem unverdient begnadeten oder erhobenen Sklaven, zum Beispiel bei Augustin, der auf eine beleidigende Weise aller Vornehmheit der Gebärden und Begierden ermangelt. Es giebt frauenhafte Zärtlichkeit und Begehrlichkeit darin, welche schamhaft und unwissend nach einer unio mystica et physica drängt: wie bei Madame de Guyon. In vielen Fällen erscheint sie wunderlich genug als Verkleidung der Pubertät eines Mädchens oder Jünglings; hier und da selbst als Hysterie einer alten Jungfer, auch als deren letzter Ehrgeiz: — die Kirche hat das Weib schon mehrfach in einem solchen Falle heilig gesprochen.

[«]

51.

Bisher haben sich die mächtigsten Menschen immer noch verehrend vor dem Heiligen gebeugt, als dem Räthsel der Selbstbezwingung und absichtlichen letzten Entbehrung: warum beugten sie sich? Sie ahnten in ihm — und gleichsam hinter dem Fragezeichen seines gebrechlichen und kläglichen Anscheins — die überlegene Kraft, welche sich an einer solchen Bezwingung erproben wollte, die Stärke des Willens, in der sie die eigne Stärke und herrschaftliche Lust wieder erkannten und zu ehren wussten: sie ehrten Etwas an sich, wenn sie den Heiligen ehrten. Es kam hinzu, dass der Anblick des Heiligen ihnen einen Argwohn eingab: ein solches Ungeheures von Verneinung, von Wider-Natur wird nicht umsonst begehrt worden sein, so sagten und fragten sie sich. Es giebt vielleicht einen Grund dazu, eine ganz grosse Gefahr, über welche der Asket, Dank seinen geheimen Zusprechern und Besuchern, näher unterrichtet sein möchte? Genug, die Mächtigen der Welt lernten vor ihm eine neue Furcht, sie ahnten eine neue Macht, einen fremden, noch unbezwungenen Feind: — der „Wille zur Macht“ war es, der sie nöthigte, vor dem Heiligen stehen zu bleiben. Sie mussten ihn fragen — —

[«]

52.

Im jüdischen „alten Testament“, dem Buche von der göttlichen Gerechtigkeit, giebt es Menschen, Dinge und Reden in einem so grossen Stile, dass das griechische und indische Schriftenthum ihm nichts zur Seite zu stellen hat. Man steht mit Schrecken und Ehrfurcht vor diesen ungeheuren Überbleibseln dessen, was der Mensch einstmals war, und wird dabei über das alte Asien und sein vorgeschobenes Halbinselchen Europa, das durchaus gegen Asien den „Fortschritt des Menschen“ bedeuten möchte, seine traurigen Gedanken haben. Freilich: wer selbst nur ein dünnes zahmes Hausthier ist und nur Hausthier-Bedürfnisse kennt (gleich unsren Gebildeten von heute, die Christen des „gebildeten“ Christenthums hinzugenommen —), der hat unter jenen Ruinen weder sich zu verwundern, noch gar sich zu betrüben — der Geschmack am alten Testament ist ein Prüfstein in Hinsicht auf „Gross“ und „Klein“ —: vielleicht, dass er das neue Testament, das Buch von der Gnade, immer noch eher nach seinem Herzen findet (in ihm ist viel von dem rechten zärtlichen dumpfen Betbrüder- und Kleinen-Seelen-Geruch). Dieses neue Testament, eine Art Rokoko des Geschmacks in jedem Betrachte, mit dem alten Testament zu Einem Buche zusammengeleimt zu haben, als „Bibel“, als „das Buch an sich“: das ist vielleicht die grösste Verwegenheit und „Sünde wider den Geist“, welche das litterarische Europa auf dem Gewissen hat.

[«]

53.

Warum heute Atheismus? — „Der Vater“ in Gott ist gründlich widerlegt; ebenso „der Richter“, „der Belohner“. Insgleichen sein „freier Wille“: er hört nicht, — und wenn er hörte, wüsste er trotzdem nicht zu helfen. Das Schlimmste ist: er scheint unfähig, sich deutlich mitzutheilen: ist er unklar? — Dies ist es, was ich, als Ursachen für den Niedergang des europäischen Theismus, aus vielerlei Gesprächen, fragend, hinhorchend, ausfindig gemacht habe; es scheint mir, dass zwar der religiöse Instinkt mächtig im Wachsen ist, — dass er aber gerade die theistische Befriedigung mit tiefem Misstrauen ablehnt.

[«]

54.

Was thut denn im Grunde die ganze neuere Philosophie? Seit Descartes — und zwar mehr aus Trotz gegen ihn, als auf Grund seines Vorgangs — macht man seitens aller Philosophen ein Attentat auf den alten Seelen-Begriff, unter dem Anschein einer Kritik des Subjekt- und Prädikat-Begriffs — das heisst: ein Attentat auf die Grundvoraussetzung der christlichen Lehre. Die neuere Philosophie, als eine erkenntnisstheoretische Skepsis, ist, versteckt oder offen, antichristlich: obschon, für feinere Ohren gesagt, keineswegs antireligiös. Ehemals nämlich glaubte man an „die Seele“, wie man an die Grammatik und das grammatische Subjekt glaubte: man sagte, „Ich“ ist Bedingung, „denke“ ist Prädikat und bedingt — Denken ist eine Thätigkeit, zu der ein Subjekt als Ursache gedacht werden muss. Nun versuchte man, mit einer bewunderungswürdigen Zähigkeit und List, ob man nicht aus diesem Netze heraus könne, — ob nicht vielleicht das Umgekehrte wahr sei: „denke“ Bedingung, „Ich“ bedingt; „Ich“ also erst eine Synthese, welche durch das Denken selbst gemacht wird. Kant wollte im

Grunde beweisen, dass vom Subjekt aus das Subjekt nicht bewiesen werden könne, — das Objekt auch nicht: die Möglichkeit einer Scheinexistenz des Subjekts, also „der Seele“, mag ihm nicht immer fremd gewesen sein, jener Gedanke, welcher als Vedanta-Philosophie schon einmal und in ungeheurer Macht auf Erden dagewesen ist.

[«]

55.

Es giebt eine grosse Leiter der religiösen Grausamkeit, mit vielen Sprossen; aber drei davon sind die wichtigsten. Einst opferte man seinem Gotte Menschen, vielleicht gerade solche, welche man am besten liebte, — dahin gehören die Erstlings-Opfer aller Vorzeit-Religionen, dahin auch das Opfer des Kaisers Tiberius in der Mithrasgrotte der Insel Capri, jener schauerlichste aller römischen Anachronismen. Dann, in der moralischen Epoche der Menschheit, opferte man seinem Gotte die stärksten Instinkte, die man besass, seine „Natur“; diese Festfreude glänzt im grausamen Blicke des Asketen, des begeisterten „Wider-Natürlichen“. Endlich: was blieb noch übrig zu opfern? Musste man nicht endlich einmal alles Tröstliche, Heilige, Heilende, alle Hoffnung, allen Glauben an verborgene Harmonie, an zukünftige Seligkeiten und Gerechtigkeiten opfern? musste man nicht Gott selber opfern und, aus Grausamkeit gegen sich, den Stein, die Dummheit, die Schwere, das Schicksal, das Nichts anbeten? Für das Nichts Gott opfern — dieses paradoxe Mysterium der letzten Grausamkeit blieb dem Geschlechte, welches jetzt eben herauf kommt, aufgespart: wir Alle kennen schon etwas davon. —

[«]

56.

Wer, gleich mir, mit irgend einer räthselhaften Begierde sich lange darum bemüht hat, den Pessimismus in die Tiefe zu denken und aus der halb christlichen, halb deutschen Enge und Einfalt zu erlösen, mit der er sich diesem Jahrhundert zuletzt dargestellt hat, nämlich in Gestalt der Schopenhauerischen Philosophie; wer wirklich einmal mit einem asiatischen und überasiatischen Auge in die weltverneinendste aller möglichen Denkweisen hinein und hinunter geblickt hat —

jenseits von Gut und Böse, und nicht mehr, wie Buddha und Schopenhauer, im Bann und Wahne der Moral —, der hat vielleicht ebendamit, ohne dass er es eigentlich wollte, sich die Augen für das umgekehrte Ideal aufgemacht: für das Ideal des übermüthigsten lebendigsten und weltbejahendsten Menschen, der sich nicht nur mit dem, was war und ist, abgefunden und vertragen gelernt hat, sondern es, so wie es war und ist, wieder haben will, in alle Ewigkeit hinaus, unersättlich da capo rufend, nicht nur zu sich, sondern zum ganzen Stücke und Schauspiele, und nicht nur zu einem Schauspiele, sondern im Grunde zu Dem, der gerade dies Schauspiel nöthig hat — und nöthig macht: weil er immer wieder sich nöthig hat — und nöthig macht — — Wie? Und dies wäre nicht — circulus vitiosus deus?

[«]

57.

Mit der Kraft seines geistigen Blicks und Einblicks wächst die Ferne und gleichsam der Raum um den Menschen: seine Welt wird tiefer, immer neue Sterne, immer neue Räthsel und Bilder kommen ihm in Sicht. Vielleicht war Alles, woran das Auge des Geistes seinen Scharfsinn und Tiefsinn geübt hat, eben nur ein Anlass zu seiner Übung, eine Sache des Spiels, Etwas für Kinder und Kindsköpfe. Vielleicht erscheinen uns einst die feierlichsten Begriffe, um die am meisten gekämpft und gelitten worden ist, die Begriffe „Gott“ und „Sünde“, nicht wichtiger, als dem alten Manne ein Kinder-Spielzeug und Kinder-Schmerz erscheint, — und vielleicht hat dann „der alte Mensch“ wieder ein andres Spielzeug und einen andren Schmerz nöthig, — immer noch Kinds genug, ein ewiges Kind!

[«]

58.

Hat man wohl beachtet, in wiefern zu einem eigentlich religiösen Leben (und sowohl zu seiner mikroskopischen Lieblings-Arbeit der Selbstprüfung, als zu jener zarten Gelassenheit, welche sich „Gebet“ nennt und eine beständige Bereitschaft für das „Kommen Gottes“ ist) der äussere Müssiggang oder Halb-Müssiggang noth thut, ich meine der Müssiggang mit gutem Gewissen, von Alters her, von Geblüt, dem das Aristokraten-Gefühl nicht ganz fremd ist, dass Arbeit schändet, — nämlich Seele und Leib gemein macht? Und dass folglich die moderne, lärmende, Zeit-auskaufende, auf sich stolze, dumm-stolze Arbeitsamkeit, mehr als alles Übrige, gerade zum „Unglauben“ erzieht und vorbereitet? Unter Denen, welche zum Beispiel jetzt in Deutschland abseits von der Religion leben, finde ich Menschen von vielerlei Art und Abkunft der „Freidenkerei“, vor Allem aber eine Mehrzahl solcher, denen Arbeitsamkeit, von Geschlecht zu Geschlecht, die religiösen Instinkte aufgelöst hat: so dass sie gar nicht mehr wissen, wozu Religionen nütze sind, und nur mit einer Art stumpfen Erstaunens ihr Vorhandensein in der Welt gleichsam registriren. Sie fühlen sich schon reichlich in Anspruch genommen, diese braven Leute, sei es von ihren Geschäften, sei es von ihren Vergnügungen, gar nicht zu reden vom „Vaterlande“ und den Zeitungen und den „Pflichten der Familie“: es scheint, dass sie gar keine Zeit für die Religion übrig haben, zumal es ihnen unklar bleibt, ob es sich dabei um ein neues Geschäft oder ein neues Vergnügen handelt, — denn unmöglich, sagen sie sich, geht man in die Kirche, rein um sich die gute Laune zu verderben. Sie sind keine Feinde der religiösen Gebräuche; verlangt man in gewissen Fällen, etwa von Seiten des Staates, die Betheiligung an solchen Gebräuchen, so thun sie, was man verlangt, wie man so Vieles thut —, mit einem geduldigen und bescheidenen Ernste und ohne viel Neugierde und Unbehagen: — sie leben eben zu sehr abseits und ausserhalb, um selbst nur ein Für und Wider in solchen Dingen bei sich nöthig zu finden. Zu diesen Gleichgültigen gehört heute die Überzahl der deutschen Protestanten in den mittleren Ständen, sonderlich in den arbeitsamen grossen Handels- und Verkehrscentren; ebenfalls die Überzahl der arbeitsamen Gelehrten und der ganze Universitäts-Zubehör (die Theologen ausgenommen, deren Dasein und Möglichkeit daselbst dem Psychologen immer mehr und immer feinere Räthsel zu rathen giebt). Man macht sich selten von Seiten frommer oder auch nur kirchlicher Menschen eine Vorstellung davon, wie viel guter Wille, man könnte sagen, willkürlicher Wille jetzt dazu gehört, dass ein deutscher Gelehrter das Problem der Religion ernst nimmt; von seinem ganzen Handwerk her (und, wie gesagt, von der handwerkerhaften Arbeitsamkeit her, zu welcher ihn sein modernes Gewissen verpflichtet) neigt er zu einer überlegenen, beinahe gütigen Heiterkeit gegen die Religion, zu der sich bisweilen eine leichte Geringschätzung mischt, gerichtet gegen die „Unsauberkeit“ des Geistes, welche er überall dort voraussetzt, wo man sich noch zur Kirche bekennt. Es gelingt dem Gelehrten erst mit Hülfe der Geschichte (also nicht von seiner persönlichen Erfahrung aus), es gegenüber den Religionen zu einem ehrfurchtsvollen Ernste und zu einer gewissen scheuen Rücksicht zu bringen; aber wenn er sein Gefühl sogar bis zur Dankbarkeit gegen sie gehoben hat, so ist er mit seiner Person auch noch keinen Schritt weit dem, was noch als Kirche oder Frömmigkeit besteht, näher gekommen: vielleicht umgekehrt. Die praktische Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge, in welche hinein er geboren und erzogen ist, pflegt sich bei ihm zur Behutsamkeit und Reinlichkeit zu sublimiren, welche die Berührung mit religiösen Menschen und Dingen scheut; und es kann gerade die Tiefe seiner Toleranz und Menschlichkeit sein, die ihn vor dem feinen Nothstande ausweichen heisst, welchen das Toleriren selbst mit sich bringt. — Jede Zeit hat ihre eigene göttliche Art von Naivetät, um deren Erfindung sie andre Zeitalter beneiden dürfen: — und wie viel Naivetät, verehrungswürdige, kindliche und unbegrenzt tölpelhafte Naivetät liegt in diesem Überlegenheits-Glauben des Gelehrten, im guten Gewissen seiner Toleranz, in der ahnungslosen schlichten Sicherheit, mit der sein Instinkt den religiösen Menschen als einen minderwerthigen und niedrigeren Typus behandelt, über den er selbst hinaus, hinweg, hinauf gewachsen ist, — er, der kleine anmaassliche Zwerg und Pöbelmann, der fleissig-flinke Kopf- und Handarbeiter der „Ideen“, der „modernen Ideen“!

[«]

59.

Wer tief in die Welt gesehen hat, erräth wohl, welche Weisheit darin liegt, dass die Menschen oberflächlich sind. Es ist ihr erhaltender Instinkt, der sie lehrt, flüchtig, leicht und falsch zu sein. Man findet hier und da eine leidenschaftliche und übertreibende Anbetung der „reinen Formen“, bei Philosophen wie bei Künstlern: möge Niemand zweifeln, dass wer dergestalt den Cultus der Oberfläche nöthig hat, irgend wann einmal einen unglückseligen Griff unter sie gethan hat. Vielleicht giebt es sogar hinsichtlich dieser verbrannten Kinder, der geborenen Künstler, welche den Genuss des Lebens nur noch in der Absicht finden, sein Bild zu fälschen (gleichsam in einer langwierigen Rache am Leben —), auch noch eine Ordnung des Ranges: man könnte den Grad, in dem ihnen das Leben verleidet ist, daraus abnehmen, bis wie weit sie sein Bild verfälscht, verdünnt, verjenseitigt, vergöttlicht zu sehn wünschen, — man könnte die homines religiosi mit unter die Künstler rechnen, als ihren höchsten Rang. Es ist die tiefe argwöhnische Furcht vor einem unheilbaren Pessimismus, der ganze Jahrtausende zwingt, sich mit den Zähnen in eine religiöse Interpretation des Daseins zu verbeissen: die Furcht jenes Instinktes, welcher ahnt, dass man der Wahrheit zu früh habhaft werden könnte, ehe der Mensch stark genug, hart genug, Künstler genug geworden ist.... Die

Frömmigkeit, das „Leben in Gott“, mit diesem Blicke betrachtet, erschiene dabei als die feinste und letzte Ausgeburt der Furcht vor der Wahrheit, als Künstler-Anbetung und -Trunkenheit vor der consequentesten aller Fälschungen, als der Wille zur Umkehrung der Wahrheit, zur Unwahrheit um jeden Preis. Vielleicht, dass es bis jetzt kein stärkeres Mittel gab, den Menschen selbst zu verschönern, als eben Frömmigkeit: durch sie kann der Mensch so sehr Kunst, Oberfläche, Farbenspiel, Güte werden, dass man an seinem Anblicke nicht mehr leidet. —

[«]

60.

Den Menschen zu lieben um Gottes Willen — das war bis jetzt das vornehmste und entlegenste Gefühl, das unter Menschen erreicht worden ist. Dass die Liebe zum Menschen ohne irgendeine heiligende Hinterabsicht eine Dummheit und Thierheit mehr ist, dass der Hang zu dieser Menschenliebe erst von einem höheren Hange sein Maass, seine Feinheit, sein Körnchen Salz und Stäubchen Ambra zu bekommen hat: — welcher Mensch es auch war, der dies zuerst empfunden und „erlebt“ hat, wie sehr auch seine Zunge gestolpert haben mag, als sie versuchte, solch eine Zartheit auszudrücken, er bleibe uns in alle Zeiten heilig und verehrenswerth, als der Mensch, der am höchsten bisher geflogen und am schönsten sich verirrt hat!

[«]

61.

Der Philosoph, wie wir ihn verstehen, wir freien Geister —, als der Mensch der umfänglichsten Verantwortlichkeit, der das Gewissen für die Gesammt-Entwicklung des Menschen hat: dieser Philosoph wird sich der Religionen zu seinem Züchtungs- und Erziehungswerke bedienen, wie er sich der jeweiligen politischen und wirthschaftlichen Zustände bedienen wird. Der auslesende, züchtende, das heisst immer ebensowohl der zerstörende als der schöpferische und gestaltende Einfluss, welcher mit Hülfe der Religionen ausgeübt werden kann, ist je nach der Art Menschen, die unter ihren Bann und Schutz gestellt werden, ein vielfacher und verschiedener. Für die Starken, Unabhängigen, zum Befehlen

Vorbereiteten und Vorbestimmten, in denen die Vernunft und Kunst einer regierenden Rasse leibhaft wird, ist Religion ein Mittel mehr, um Widerstände zu überwinden, um herrschen zu können: als ein Band, das Herrscher und Unterthanen gemeinsam bindet und die Gewissen der Letzteren, ihr Verborgenes und Innerlichstes, das sich gerne dem Gehorsam entziehen möchte, den Ersteren verräth und überantwortet; und falls einzelne Naturen einer solchen vornehmen Herkunft, durch hohe Geistigkeit, einem abgezogeneren und beschaulicheren Leben sich zuneigen und nur die feinste Artung des Herrschens (über ausgesuchte Jünger oder Ordensbrüder) sich vorbehalten, so kann Religion selbst als Mittel benutzt werden, sich Ruhe vor dem Lärm und der Mühsal des gröberen Regierens und Reinheit vor dem nothwendigen Schmutz alles Politik-Machens zu schaffen. So verstanden es zum Beispiel die Brahmanen: mit Hülfe einer religiösen Organisation gaben sie sich die Macht, dem Volke seine Könige zu ernennen, während sie sich selber abseits und ausserhalb hielten und fühlten, als die Menschen höherer und überköniglicher Aufgaben. Inzwischen giebt die Religion auch einem Theile der Beherrschten Anleitung und Gelegenheit, sich auf einstmaliges Herrschen und Befehlen vorzubereiten, jenen langsam heraufkommenden Klassen und Ständen nämlich, in denen, durch glückliche Ehesitten, die Kraft und Lust des Willens, der Wille zur Selbstbeherrschung, immer im Steigen ist: — ihnen bietet die Religion Anstösse und Versuchungen genug, die Wege zur höheren Geistigkeit zu gehen, die Gefühle der grossen Selbstüberwindung, des Schweigens und der Einsamkeit zu erproben: — Asketismus und Puritanismus sind fast unentbehrliche Erziehungs- und Veredelungsmittel, wenn eine Rasse über ihre Herkunft aus dem Pöbel Herr werden will und sich zur einstmaligen Herrschaft emporarbeitet. Den gewöhnlichen Menschen endlich, den Allermeisten, welche zum Dienen und zum allgemeinen Nutzen dasind und nur insofern dasein dürfen, giebt die Religion eine unschätzbare Genügsamkeit mit ihrer Lage und Art, vielfachen Frieden des Herzens, eine Veredelung des Gehorsams, ein Glück und Leid mehr mit Ihres-Gleichen und Etwas von Verklärung und Verschönerung, Etwas von Rechtfertigung des ganzen Alltags, der ganzen Niedrigkeit, der ganzen Halbthier-Armuth ihrer Seele. Religion und religiöse Bedeutsamkeit des Lebens legt Sonnenglanz auf solche immer geplagte Menschen und macht ihnen selbst den eigenen Anblick erträglich, sie wirkt, wie eine epikurische Philosophie auf Leidende höheren Ranges zu wirken pflegt, erquickend, verfeinernd, das Leiden gleichsam ausnützend, zuletzt gar heiligend und rechtfertigend. Vielleicht ist am Christenthum und Buddhismus nichts so ehrwürdig als ihre Kunst, noch den Niedrigsten anzulehren, sich durch Frömmigkeit in eine höhere Schein-Ordnung der Dinge zu stellen und damit das

Genügen an der wirklichen Ordnung, innerhalb deren sie hart genug leben, — und gerade diese Härte thut Noth! — bei sich festzuhalten.

[«]

62.

Zuletzt freilich, um solchen Religionen auch die schlimme Gegenrechnung zu machen und ihre unheimliche Gefährlichkeit an’s Licht zu stellen: — es bezahlt sich immer theuer und fürchterlich, wenn Religionen *nicht* als Züchtungs- und Erziehungsmittel in der Hand des Philosophen, sondern von sich aus und *souverän* walten, wenn sie selber letzte Zwecke und nicht Mittel neben anderen Mitteln sein wollen. Es giebt bei dem Menschen wie bei jeder anderen Thierart einen Überschuss von Missrathenen, Kranken, Entartenden, Gebrechlichen, nothwendig Leidenden; die gelungenen Fälle sind auch beim Menschen immer die Ausnahme und sogar in Hinsicht darauf, dass der Mensch das *noch nicht festgestellte Thier* ist, die spärliche Ausnahme. Aber noch schlimmer: je höher geartet der Typus eines Menschen ist, der durch ihn dargestellt wird, um so mehr steigt noch die Unwahrscheinlichkeit, dass er *geräth*: das Zufällige, das Gesetz des Unsinns im gesammten Haushalte der Menschheit zeigt sich am erschrecklichsten in seiner zerstörerischen Wirkung auf die höheren Menschen, deren Lebensbedingungen fein, vielfach und schwer auszurechnen sind. Wie verhalten sich nun die genannten beiden grössten Religionen zu diesem *Überschuss* der misslungenen Fälle? Sie suchen zu erhalten, im Leben festzuhalten, was sich nur irgend halten lässt, ja sie nehmen grundsätzlich für sie Partei, als Religionen *für Leidende*, sie geben allen Denen Recht, welche am Leben wie an einer Krankheit leiden, und möchten es durchsetzen, dass jede andre Empfindung des Lebens als falsch gelte und unmöglich werde. Möchte man diese schonende und erhaltende Fürsorge, insofern sie neben allen anderen auch dem höchsten, bisher fast immer auch leidendsten Typus des Menschen gilt und galt, noch so hoch anschlagen: in der Gesammt-Abrechnung gehören die bisherigen, nämlich *souveränen* Religionen zu den Hauptursachen, welche den Typus „Mensch“ auf einer niedrigeren Stufe festhielten, — sie erhielten zu viel von dem, *was zu Grunde gehn sollte*. Man hat ihnen Unschätzbares zu danken; und wer ist reich genug an Dankbarkeit, um nicht vor alle dem arm zu werden, was zum Beispiel die „geistlichen Menschen“ des Christenthums bisher für Europa gethan haben! Und doch, wenn sie den Leidenden Trost, den Unterdrückten und Verzweifelnden Muth, den Unselbständigen einen Stab und Halt gaben und die Innerlich-Zerstörten und Wild-Gewordenen von der Gesellschaft weg in Klöster und seelische Zuchthäuser lockten: was mussten sie ausserdem thun, um mit gutem Gewissen dergestalt grundsätzlich an der Erhaltung alles Kranken und Leidenden, das heisst in That und Wahrheit an der Verschlechterung der europäischen Rasse zu arbeiten? Alle Werthschätzungen auf den Kopf stellen — das mussten sie! Und die Starken zerbrechen, die grossen Hoffnungen ankränkeln, das Glück in der Schönheit verdächtigen, alles Selbstherrliche, Männliche, Erobernde, Herrschsüchtige, alle Instinkte, welche dem höchsten und wohlgerathensten Typus „Mensch“ zu eigen sind, in Unsicherheit, Gewissens-Noth, Selbstzerstörung umknicken, ja die ganze Liebe zum Irdischen und zur Herrschaft über die Erde in Hass gegen die Erde und das Irdische verkehren — das stellte sich die Kirche zur Aufgabe und musste es sich stellen, bis für ihre Schätzung endlich „Entweltlichung“, „Entsinnlichung“ und „höherer Mensch“ in Ein Gefühl zusammenschmolzen. Gesetzt, dass man mit dem spöttischen und unbetheiligten Auge eines epikurischen Gottes die wunderlich schmerzliche und ebenso grobe wie feine Komödie des europäischen Christenthums zu überschauen vermöchte, ich glaube, man fände kein Ende mehr zu staunen und zu lachen: scheint es denn nicht, dass Ein Wille über Europa durch achtzehn Jahrhunderte geherrscht hat, aus dem Menschen eine sublime Missgeburt zu machen? Wer aber mit umgekehrten Bedürfnissen, nicht epikurisch mehr, sondern mit irgend einem göttlichen Hammer in der Hand auf diese fast willkürliche Entartung und Verkümmerung des Menschen zuträte, wie sie der christliche Europäer ist (Pascal zum Beispiel), müsste er da nicht mit Grimm, mit Mitleid, mit Entsetzen schreien: „Oh ihr Tölpel, ihr anmaassenden mitleidigen Tölpel, was habt ihr da gemacht! War das eine Arbeit für eure Hände! Wie habt ihr mir meinen schönsten Stein verhauen und verhunzt! Was nahmt ihr euch heraus!“ — Ich wollte sagen: das Christenthum war bisher die verhängnissvollste Art von Selbst-Überhebung. Menschen, nicht hoch und hart genug, um am Menschen als Künstler gestalten zu dürfen; Menschen, nicht stark und fernsichtig genug, um, mit einer erhabenen Selbst-Bezwingung, das Vordergrund-Gesetz des tausendfältigen Missrathens und Zugrundegehns walten zu lassen; Menschen, nicht vornehm genug, um die abgründlich verschiedene Rangordnung und Rangkluft zwischen Mensch und Mensch zu sehen: — solche Menschen haben, mit ihrem „Gleich vor Gott“, bisher über dem Schicksale Europa’s gewaltet, bis endlich eine verkleinerte, fast lächerliche Art, ein

Heerdenthier, etwas Gutwilliges, Kränkliches und Mittelmässiges, herangezüchtet ist, der heutige Europäer....

[«]

Viertes Hauptstück: Sprüche und Zwischenspiele.

63.

Wer von Grund aus Lehrer ist, nimmt alle Dinge nur in Bezug auf seine Schüler ernst, — sogar sich selbst.

[«]

64.

„Die Erkenntniss um ihrer selbst willen“ — das ist der letzte Fallstrick, den die Moral legt: damit verwickelt man sich noch einmal völlig in sie.

[«]

65.

Der Reiz der Erkenntniss wäre gering, wenn nicht auf dem Wege zu ihr so viel Scham zu überwinden wäre.

[«]

65a.

Man ist am unehrlichsten gegen seinen Gott: er darf nicht sündigen!

[«]

66.

Die Neigung, sich herabzusetzen, sich bestehlen, belügen und ausbeuten zu lassen, könnte die Scham eines Gottes unter Menschen sein.

[«]

67.

Die Liebe zu Einem ist eine Barbarei: denn sie wird auf Unkosten aller Übrigen ausgeübt. Auch die Liebe zu Gott.

[«]

68.

„Das habe ich gethan“ sagt mein Gedächtniss. Das kann ich nicht gethan haben — sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich — giebt das Gedächtniss nach.

[«]

69.

Man hat schlecht dem Leben zugeschaut, wenn man nicht auch die Hand gesehn hat, die auf eine schonende Weise — tödtet.

[«]

70.

Hat man Charakter, so hat man auch sein typisches Erlebniss, das immer wiederkommt.

[«]

71.

Der Weise als Astronom. — So lange du noch die Sterne fühlst als ein „Über-dir“, fehlt dir noch der Blick des Erkennenden.

[«]

72.

Nicht die Stärke, sondern die Dauer der hohen Empfindung macht die hohen Menschen.

[«]

73.

Wer sein Ideal erreicht, kommt eben damit über dasselbe hinaus.

[«]

73a.

Mancher Pfau verdeckt vor Aller Augen seinen Pfauenschweif — und heisst es seinen Stolz.

[«]

74.

Ein Mensch mit Genie ist unausstehlich, wenn er nicht mindestens noch zweierlei dazu besitzt: Dankbarkeit und Reinlichkeit.

[«]

75.

Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reicht bis in den letzten Gipfel seines Geistes hinauf.

[«]

76.

Unter friedlichen Umständen fällt der kriegerische Mensch über sich selber her.

[«]

77.

Mit seinen Grundsätzen will man seine Gewohnheiten tyrannisiren oder rechtfertigen oder ehren oder beschimpfen oder verbergen: — zwei Menschen mit gleichen Grundsätzen wollen damit wahrscheinlich noch etwas Grund-Verschiedenes.

[«]

78.

Wer sich selbst verachtet, achtet sich doch immer noch dabei als Verächter.

[«]

79.

Eine Seele, die sich geliebt weiss, aber selbst nicht liebt, verräth ihren Bodensatz: — ihr Unterstes kommt herauf.

[«]

80.

Eine Sache, die sich aufklärt, hört auf, uns etwas anzugehn. — Was meinte jener Gott, welcher anrieth: „erkenne dich selbst“! Hiess es vielleicht: „höre auf, dich etwas anzugehn! werde objektiv!“ — und Sokrates? — und der „wissenschaftliche Mensch“? —

[«]

81.

Es ist furchtbar, im Meere vor Durst zu sterben. Müsst ihr denn gleich eure Wahrheit so salzen, dass sie nicht einmal mehr — den Durst löscht?

[«]

82.

„Mitleiden mit Allen“ — wäre Härte und Tyrannei mit dir, mein Herr Nachbar! —

[«]

83.

Der Instinkt. — Wenn das Haus brennt, vergisst man sogar das Mittagsessen. — Ja: aber man holt es auf der Asche nach.

[«]

84.

Das Weib lernt hassen, in dem Maasse, in dem es zu bezaubern — verlernt.

[«]

85.

Die gleichen Affekte sind bei Mann und Weib doch im Tempo verschieden: deshalb hören Mann und Weib nicht auf, sich misszuverstehn.

[«]

86.

Die Weiber selber haben im Hintergrunde aller persönlichen Eitelkeit immer noch ihre unpersönliche Verachtung — für „das Weib“.

[«]

87.

Gebunden Herz, freier Geist. — Wenn man sein Herz hart bindet und gefangen legt, kann man seinem Geist viele Freiheiten geben: ich sagte das schon Ein Mal. Aber man glaubt mir’s nicht, gesetzt, dass man’s nicht schon weiss.....

[«]

88.

Sehr klugen Personen fängt man an zu misstrauen, wenn sie verlegen werden.

[«]

89.

Fürchterliche Erlebnisse geben zu rathen, ob Der, welcher sie erlebt, nicht etwas Fürchterliches ist.

[«]

90.

Schwere, schwermüthige Menschen werden gerade durch das, was Andre schwer macht, durch Hass und Liebe, leichter und kommen zeitweilig an ihre Oberfläche.

[«]

91.

So kalt, so eisig, dass man sich an ihm die Finger verbrennt! Jede Hand erschrickt, die ihn anfasst! — Und gerade darum halten Manche ihn für glühend.

[«]

92.

Wer hat nicht für seinen guten Ruf schon einmal — sich selbst geopfert? —

[«]

93.

In der Leutseligkeit ist Nichts von Menschenhass, aber eben darum allzuviel von Menschenverachtung.

[«]

94.

Reife des Mannes: das heisst den Ernst wiedergefunden haben, den man als Kind hatte, beim Spiel.

[«]

95.

Sich seiner Unmoralität schämen: das ist eine Stufe auf der Treppe, an deren Ende man sich auch seiner Moralität schämt.

[«]

96.

Man soll vom Leben scheiden wie Odysseus von Nausikaa schied, — mehr segnend als verliebt.

[«]

97.

Wie? Ein grosser Mann? Ich sehe immer nur den Schauspieler seines eignen Ideals.

[«]

98.

Wenn man sein Gewissen dressirt, so küsst es uns zugleich, indem es beisst.

[«]

99.

Der Enttäuschte spricht. — „Ich horchte auf Widerhall, und ich hörte nur Lob —“

[«]

100.

Vor uns selbst stellen wir uns Alle einfältiger als wir sind: wir ruhen uns so von unsern Mitmenschen aus.

[«]

101.

Heute möchte sich ein Erkennender leicht als Thierwerdung Gottes fühlen.

[«]

102.

Gegenliebe entdecken sollte eigentlich den Liebenden über das geliebte Wesen ernüchtern. „Wie? es ist bescheiden genug, sogar dich zu lieben? Oder dumm genug? Oder — oder —“

[«]

103.

Die Gefahr im Glücke. — „Nun gereicht mir Alles zum Besten, nunmehr liebe ich jedes Schicksal: — wer hat Lust, mein Schicksal zu sein?“

[«]

104.

Nicht ihre Menschenliebe, sondern die Ohnmacht ihrer Menschenliebe hindert die Christen von heute, uns — zu verbrennen.

[«]

105.

Dem freien Geiste, dem „Frommen der Erkenntniss“ — geht die pia fraus noch mehr wider den Geschmack (wider seine „Frömmigkeit“) als die impia fraus. Daher sein tiefer Unverstand gegen die Kirche, wie er zum Typus „freier Geist“ gehört, — als seine Unfreiheit.

[«]

106.

Vermöge der Musik geniessen sich die Leidenschaften selbst.

[«]

107.

Wenn der Entschluss einmal gefasst ist, das Ohr auch für den besten Gegengrund zu schliessen: Zeichen des starken Charakters. Also ein gelegentlicher Wille zur Dummheit.

[«]

108.

Es giebt gar keine moralischen Phänomene, sondern nur eine moralische Ausdeutung von Phänomenen.....

[«]

109.

Der Verbrecher ist häufig genug seiner That nicht gewachsen: er verkleinert und verleumdet sie.

[«]

110.

Die Advokaten eines Verbrechers sind selten Artisten genug, um das schöne Schreckliche der That zu Gunsten ihres Thäters zu wenden.

[«]

111.

Unsre Eitelkeit ist gerade dann am schwersten zu verletzen, wenn eben unser Stolz verletzt wurde.

[«]

112.

Wer sich zum Schauen und nicht zum Glauben vorherbestimmt fühlt, dem sind alle Gläubigen zu lärmend und zudringlich: er erwehrt sich ihrer.

[«]

113.

„Du willst ihn für dich einnehmen? So stelle dich vor ihm verlegen —“

[«]

114.

Die ungeheure Erwartung in Betreff der Geschlechtsliebe, und die Scham in dieser Erwartung, verdirbt den Frauen von vornherein alle Perspektiven.

[«]

115.

Wo nicht Liebe oder Hass mitspielt, spielt das Weib mittelmässig.

[«]

116.

Die grossen Epochen unsres Lebens liegen dort, wo wir den Muth gewinnen, unser Böses als unser Bestes umzutaufen.

[«]

117.

Der Wille, einen Affekt zu überwinden, ist zuletzt doch nur der Wille eines anderen oder mehrer anderer Affekte.

[«]

118.

Es giebt eine Unschuld der Bewunderung: Der hat sie, dem es noch nicht in den Sinn gekommen ist, auch er könne einmal bewundert werden.

[«]

119.

Der Ekel vor dem Schmutze kann so gross sein, dass er uns hindert, uns zu reinigen, — uns zu „rechtfertigen“.

[«]

120.

Die Sinnlichkeit übereilt oft das Wachsthum der Liebe, so dass die Wurzel schwach bleibt und leicht auszureissen ist.

[«]

121.

Es ist eine Feinheit, dass Gott griechisch lernte, als er Schriftsteller werden wollte — und dass er es nicht besser lernte.

[«]

122.

Sich über ein Lob freuen ist bei Manchem nur eine Höflichkeit des Herzens — und gerade das Gegenstück einer Eitelkeit des Geistes.

[«]

123.

Auch das Concubinat ist corrumpirt worden: — durch die Ehe.

[«]

124.

Wer auf dem Scheiterhaufen noch frohlockt, triumphirt nicht über den Schmerz, sondern darüber, keinen Schmerz zu fühlen, wo er ihn erwartete. Ein Gleichniss.

[«]

125.

Wenn wir über Jemanden umlernen müssen, so rechnen wir ihm die Unbequemlichkeit hart an, die er uns damit macht.

[«]

126.

Ein Volk ist der Umschweif der Natur, um zu sechs, sieben grossen Männern zu kommen. — Ja: und um dann um sie herum zu kommen.

[«]

127.

Allen rechten Frauen geht Wissenschaft wider die Scham. Es ist ihnen dabei zu Muthe, als ob man damit ihnen unter die Haut, — schlimmer noch! unter Kleid und Putz gucken wolle.

[«]

128.

Je abstrakter die Wahrheit ist, die du lehren willst, um so mehr musst du noch die Sinne zu ihr verführen.

[«]

129.

Der Teufel hat die weitesten Perspektiven für Gott, deshalb hält er sich von ihm so fern: — der Teufel nämlich als der älteste Freund der Erkenntniss.

[«]

130.

Was Jemand *ist*, fängt an, sich zu verrathen, wenn sein Talent nachlässt, — wenn er aufhört, zu zeigen, was er *kann*. Das Talent ist auch ein Putz; ein Putz ist auch ein Versteck.

[«]

131.

Die Geschlechter täuschen sich über einander: das macht, sie ehren und lieben im Grunde nur sich selbst (oder ihr eigenes Ideal, um es gefälliger auszudrücken —). So will der Mann das Weib friedlich, — aber gerade das Weib ist *wesentlich* unfriedlich, gleich der Katze, so gut es sich auch auf den Anschein des Friedens eingeübt hat.

[«]

132.

Man wird am besten für seine Tugenden bestraft.

[«]

133.

Wer den Weg zu seinem Ideale nicht zu finden weiss, lebt leichtsinniger und frecher, als der Mensch ohne Ideal.

[«]

134.

Von den Sinnen her kommt erst alle Glaubwürdigkeit, alles gute Gewissen, aller Augenschein der Wahrheit.

[«]

135.

Der Pharisäismus ist nicht eine Entartung am guten Menschen: ein gutes Stück davon ist vielmehr die Bedingung von allem Gut-sein.

[«]

136.

Der Eine sucht einen Geburtshelfer für seine Gedanken, der Andre Einen, dem er helfen kann: so entsteht ein gutes Gespräch.

[«]

137.

Im Verkehre mit Gelehrten und Künstlern verrechnet man sich leicht in umgekehrter Richtung: man findet hinter einem merkwürdigen Gelehrten nicht selten einen mittelmässigen Menschen, und hinter einem mittelmässigen Künstler sogar oft — einen sehr merkwürdigen Menschen.

[«]

138.

Wir machen es auch im Wachen wie im Traume: wir erfinden und erdichten erst den Menschen, mit dem wir verkehren — und vergessen es sofort.

[«]

139.

In der Rache und in der Liebe ist das Weib barbarischer, als der Mann.

[«]

140.

Rath als Räthsel. — „Soll das Band nicht reissen, — musst du erst drauf beissen.“

[«]

141.

Der Unterleib ist der Grund dafür, dass der Mensch sich nicht so leicht für einen Gott hält.

[«]

142.

Das züchtigste Wort, das ich gehört habe: „Dans le véritable amour c’est l’âme, qui enveloppe le corps.“

[«]

143.

Was wir am besten thun, von dem möchte unsre Eitelkeit, dass es grade als Das gelte, was uns am schwersten werde. Zum Ursprung mancher Moral.

[«]

144.

Wenn ein Weib gelehrte Neigungen hat, so ist gewöhnlich Etwas an ihrer Geschlechtlichkeit nicht in Ordnung. Schon Unfruchtbarkeit disponirt zu einer gewissen Männlichkeit des Geschmacks; der Mann ist nämlich, mit Verlaub, „das unfruchtbare Thier“.

[«]

145.

Mann und Weib im Ganzen verglichen, darf man sagen: das Weib hätte nicht das Genie des Putzes, wenn es nicht den Instinkt der zweiten Rolle hätte.

[«]

146.

Wer mit Ungeheuern kämpft, mag zusehn, dass er nicht dabei zum Ungeheuer wird. Und wenn du lange in einen Abgrund blickst, blickt der Abgrund auch in dich hinein.

[«]

147.

Aus alten florentinischen Novellen, überdies — aus dem Leben: buona femmina e mala femmina vuol bastone. Sacchetti Nov. 86.

[«]

148.

Den Nächsten zu einer guten Meinung verführen und hinterdrein an diese Meinung des Nächsten gläubig glauben: wer thut es in diesem Kunststück den Weibern gleich? —

[«]

149.

Was eine Zeit als böse empfindet, ist gewöhnlich ein unzeitgemässer Nachschlag dessen, was ehemals als gut empfunden wurde, — der Atavismus eines älteren Ideals.

[«]

150.

Um den Helden herum wird Alles zur Tragödie, um den Halbgott herum Alles zum Satyrspiel; und um Gott herum wird Alles — wie? vielleicht zur „Welt“? —

[«]

151.

Ein Talent haben ist nicht genug: man muss auch eure Erlaubniss dazu haben, — wie? meine Freunde?

[«]

152.

„Wo der Baum der Erkenntniss steht, ist immer das Paradies“: so reden die ältesten und die jüngsten Schlangen.

[«]

153.

Was aus Liebe gethan wird, geschieht immer jenseits von Gut und Böse.

[«]

154.

Der Einwand, der Seitensprung, das fröhliche Misstrauen, die Spottlust sind Anzeichen der Gesundheit: alles Unbedingte gehört in die Pathologie.

[«]

155.

Der Sinn für das Tragische nimmt mit der Sinnlichkeit ab und zu.

[«]

156.

Der Irrsinn ist bei Einzelnen etwas Seltenes, — aber bei Gruppen, Parteien, Völkern, Zeiten die Regel.

[«]

157.

Der Gedanke an den Selbstmord ist ein starkes Trostmittel: mit ihm kommt man gut über manche böse Nacht hinweg.

[«]

158.

Unserm stärksten Triebe, dem Tyrannen in uns, unterwirft sich nicht nur unsre Vernunft, sondern auch unser Gewissen.

[«]

159.

Man muss vergelten, Gutes und Schlimmes: aber warum gerade an der Person, die uns Gutes oder Schlimmes that?

[«]

160.

Man liebt seine Erkenntniss nicht genug mehr, sobald man sie mittheilt.

[«]

161.

Die Dichter sind gegen ihre Erlebnisse schamlos: sie beuten sie aus.

[«]

162.

„Unser Nächster ist nicht unser Nachbar, sondern dessen Nachbar“ — so denkt jedes Volk.

[«]

163.

Die Liebe bringt die hohen und verborgenen Eigenschaften eines Liebenden an’s Licht, — sein Seltenes, Ausnahmsweises: insofern täuscht sie leicht über Das, was Regel an ihm ist.

[«]

164.

Jesus sagte zu seinen Juden: „das Gesetz war für Knechte, — liebt Gott, wie ich ihn liebe, als sein Sohn! Was geht uns Söhne Gottes die Moral an!“ —

[«]

165.

Angesichts jeder Partei. — Ein Hirt hat immer auch noch einen Leithammel nöthig, — oder er muss selbst gelegentlich Hammel sein.

[«]

166.

Man lügt wohl mit dem Munde; aber mit dem Maule, das man dabei macht, sagt man doch noch die Wahrheit.

[«]

167.

Bei harten Menschen ist die Innigkeit eine Sache der Scham — und etwas Kostbares.

[«]

168.

Das Christenthum gab dem Eros Gift zu trinken: — er starb zwar nicht daran, aber entartete, zum Laster.

[«]

169.

Viel von sich reden kann auch ein Mittel sein, sich zu verbergen.

[«]

170.

Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit, als im Tadel.

[«]

171.

Mitleiden wirkt an einem Menschen der Erkenntniss beinahe zum Lachen, wie zarte Hände an einem Cyklopen.

[«]

172.

Man umarmt aus Menschenliebe bisweilen einen Beliebigen (weil man nicht Alle umarmen kann): aber gerade Das darf man dem Beliebigen nicht verrathen.....

[«]

173.

Man hasst nicht, so lange man noch gering schätzt, sondern erst, wenn man gleich oder höher schätzt.

[«]

174.

Ihr Utilitarier, auch ihr liebt alles utile nur als ein Fuhrwerk eurer Neigungen, — auch ihr findet eigentlich den Lärm seiner Räder unausstehlich?

[«]

175.

Man liebt zuletzt seine Begierde, und nicht das Begehrte.

[«]

176.

Die Eitelkeit Andrer geht uns nur dann wider den Geschmack, wenn sie wider unsre Eitelkeit geht.

[«]

177.

Über Das, was „Wahrhaftigkeit“ ist, war vielleicht noch Niemand wahrhaftig genug.

[«]

178.

Klugen Menschen glaubt man ihre Thorheiten nicht: welche Einbusse an Menschenrechten!

[«]

179.

Die Folgen unsrer Handlungen fassen uns am Schopfe, sehr gleichgültig dagegen, dass wir uns inzwischen „gebessert“ haben.

[«]

180.

Es giebt eine Unschuld in der Lüge, welche das Zeichen des guten Glaubens an eine Sache ist.

[«]

181.

Es ist unmenschlich, da zu segnen, wo Einem geflucht wird.

[«]

182.

Die Vertraulichkeit des Überlegenen erbittert, weil sie nicht zurückgegeben werden darf. —

[«]

183.

„Nicht dass du mich belogst, sondern dass ich dir nicht mehr glaube, hat mich erschüttert.“ —

[«]

184.

Es giebt einen Übermuth der Güte, welcher sich wie Bosheit ausnimmt.

[«]

185.

„Er missfällt mir.“ — Warum? — „Ich bin ihm nicht gewachsen.“ — Hat je ein Mensch so geantwortet?

[«]

Fünftes Hauptstück:
zur Naturgeschichte der Moral.

186.

Die moralische Empfindung ist jetzt in Europa ebenso fein, spät, vielfach, reizbar, raffinirt, als die dazu gehörige „Wissenschaft der Moral“ noch jung, anfängerhaft, plump und grobfingrig ist: — ein anziehender Gegensatz, der bisweilen in der Person eines Moralisten selbst sichtbar und leibhaft wird. Schon das Wort „Wissenschaft der Moral“ ist in Hinsicht auf Das, was damit bezeichnet wird, viel zu hochmüthig und wider den guten Geschmack: welcher immer ein Vorgeschmack für die bescheideneren Worte zu sein pflegt. Man sollte, in aller Strenge, sich eingestehn, was hier auf lange hinaus noch noth thut, was vorläufig allein Recht hat: nämlich Sammlung des Materials, begriffliche Fassung und Zusammenordnung eines ungeheuren Reichs zarter Werthgefühle und Werthunterschiede, welche leben, wachsen, zeugen und zu Grunde gehn, — und, vielleicht, Versuche, die wiederkehrenden und häufigeren Gestaltungen dieser lebenden Krystallisation anschaulich zu machen, — als Vorbereitung zu einer Typenlehre der Moral. Freilich: man war bisher nicht so bescheiden. Die Philosophen allesammt forderten, mit einem steifen Ernste, der lachen macht, von sich etwas sehr viel Höheres, Anspruchsvolleres, Feierlicheres, sobald sie sich mit der Moral als Wissenschaft befassten: sie wollten die Begründung der Moral, — und jeder Philosoph hat bisher geglaubt, die Moral begründet zu haben; die Moral selbst aber galt als „gegeben“. Wie ferne lag ihrem plumpen Stolze jene unscheinbar dünkende und in Staub und Moder belassene Aufgabe einer Beschreibung, obwohl für sie kaum die feinsten Hände und Sinne fein genug sein könnten! Gerade dadurch, dass die Moral-Philosophen die moralischen facta nur gröblich, in einem willkürlichen Auszuge oder als zufällige Abkürzung kannten, etwa als Moralität ihrer Umgebung, ihres Standes, ihrer Kirche, ihres Zeitgeistes, ihres Klima’s und Erdstriches, — gerade dadurch, dass sie in Hinsicht auf Völker, Zeiten, Vergangenheiten schlecht unterrichtet und selbst wenig wissbegierig waren, bekamen sie die eigentlichen Probleme der Moral gar nicht zu Gesichte: — als welche alle erst bei einer Vergleichung vieler Moralen auftauchen. In aller bisherigen „Wissenschaft der Moral“ fehlte, so wunderlich es klingen mag, noch das Problem der Moral selbst: es fehlte der Argwohn dafür, dass es hier etwas Problematisches gebe. Was die Philosophen „Begründung der Moral“ nannten und von sich forderten, war, im rechten Lichte gesehn, nur eine gelehrte Form des guten Glaubens an die herrschende Moral, ein neues Mittel ihres Ausdrucks, also ein Thatbestand selbst innerhalb einer bestimmten Moralität, ja sogar, im letzten Grunde, eine Art Leugnung, dass diese Moral als Problem gefasst werden dürfe: — und jedenfalls das Gegenstück einer Prüfung, Zerlegung, Anzweiflung, Vivisektion eben dieses Glaubens. Man höre zum Beispiel, mit welcher beinahe verehrenswürdigen Unschuld noch Schopenhauer seine eigene Aufgabe hinstellt, und man mache seine Schlüsse über die Wissenschaftlichkeit einer „Wissenschaft“, deren letzte Meister noch wie die Kinder und die alten Weibchen reden: — „das Princip, sagt er (p. 136 der Grundprobleme der Moral), der Grundsatz, über dessen Inhalt alle Ethiker eigentlich einig sind; neminem laede, immo omnes, quantum potes, juva — das ist eigentlich der Satz, welchen zu begründen alle Sittenlehrer sich abmühen.... das eigentliche Fundament der Ethik, welches man wie den Stein der Weisen seit Jahrtausenden sucht.“ — Die Schwierigkeit, den angeführten Satz zu begründen, mag freilich gross sein — bekanntlich ist es auch Schopenhauern damit nicht geglückt —; und wer einmal gründlich nachgefühlt hat, wie abgeschmackt-falsch und sentimental dieser Satz ist, in einer Welt, deren Essenz Wille zur Macht ist —, der mag sich daran erinnern lassen, dass Schopenhauer, obschon Pessimist, eigentlich — die Flöte blies.... Täglich, nach Tisch: man lese hierüber seinen Biographen. Und beiläufig gefragt: ein Pessimist, ein Gott- und Welt-Verneiner, der vor der Moral Halt macht, — der zur Moral Ja sagt und Flöte bläst, zur laede-neminem-Moral: wie? ist das eigentlich — ein Pessimist?

[«]

187.

Abgesehn noch vom Werthe solcher Behauptungen wie „es giebt in uns einen kategorischen Imperativ“, kann man immer noch fragen: was sagt eine solche Behauptung von dem sie Behauptenden aus? Es giebt Moralen, welche ihren

Urheber vor Anderen rechtfertigen sollen; andre Moralen sollen ihn beruhigen und mit sich zufrieden stimmen; mit anderen will er sich selbst an's Kreuz schlagen und demüthigen; mit andern will er Rache üben, mit andern sich verstecken, mit andern sich verklären und hinaus, in die Höhe und Ferne setzen; diese Moral dient ihrem Urheber, um zu vergessen, jene, um sich oder Etwas von sich vergessen zu machen; mancher Moralist möchte an der Menschheit Macht und schöpferische Laune ausüben; manch Anderer, vielleicht gerade auch Kant, giebt mit seiner Moral zu verstehn: „was an mir achtbar ist, das ist, dass ich gehorchen kann, — und bei euch soll es nicht anders stehn, als bei mir!“ — kurz, die Moralen sind auch nur eine Zeichensprache der Affekte.

[«]

188.

Jede Moral ist, im Gegensatz zum laisser aller, ein Stück Tyrannei gegen die „Natur“, auch gegen die „Vernunft“: das ist aber noch kein Einwand gegen sie, man müsste denn selbst schon wieder von irgend einer Moral aus dekretiren, dass alle Art Tyrannei und Unvernunft unerlaubt sei. Das Wesentliche und Unschätzbare an jeder Moral ist, dass sie ein langer Zwang ist: um den Stoicismus oder Port-Royal oder das Puritanerthum zu verstehen, mag man sich des Zwangs erinnern, unter dem bisher jede Sprache es zur Stärke und Freiheit gebracht, — des metrischen Zwangs, der Tyrannei von Reim und Rhythmus. Wie viel Noth haben sich in jedem Volke die Dichter und die Redner gemacht! — einige Prosaschreiber von heute nicht ausgenommen, in deren Ohr ein unerbittliches Gewissen wohnt — „um einer Thorheit willen“, wie utilitarische Tölpel sagen, welche sich damit klug dünken, — „aus Unterwürfigkeit gegen Willkür-Gesetze“, wie die Anarchisten sagen, die sich damit „frei“, selbst freigeistisch wähnen. Der wunderliche Thatbestand ist aber, dass Alles, was es von Freiheit, Feinheit, Kühnheit, Tanz und meisterlicher Sicherheit auf Erden giebt oder gegeben hat, sei es nun in dem Denken selbst, oder im Regieren, oder im Reden und Überreden, in den Künsten ebenso wie in den Sittlichkeiten, sich erst vermöge der „Tyrannei solcher Willkür-Gesetze“ entwickelt hat; und allen Ernstes, die Wahrscheinlichkeit dafür ist nicht gering, dass gerade dies „Natur“ und „natürlich“ sei — und nicht jenes laisser aller! Jeder Künstler weiss, wie fern vom Gefühl des Sich-gehen-lassens sein „natürlichster“ Zustand ist, das freie Ordnen, Setzen, Verfügen, Gestalten in den Augenblicken der „Inspiration“, — und wie streng und fein er gerade da tausendfältigen Gesetzen gehorcht, die aller Formulirung durch Begriffe gerade auf Grund ihrer Härte und Bestimmtheit spotten (auch der festeste Begriff hat, dagegen gehalten, etwas Schwimmendes, Vielfaches, Vieldeutiges —). Das Wesentliche, „im Himmel und auf Erden“, wie es scheint, ist, nochmals gesagt, dass lange und in Einer Richtung gehorcht werde: dabei kommt und kam auf die Dauer immer Etwas heraus, dessentwillen es sich lohnt, auf Erden zu leben, zum Beispiel Tugend, Kunst, Musik, Tanz, Vernunft, Geistigkeit, — irgend etwas Verklärendes, Raffinirtes, Tolles und Göttliches. Die lange Unfreiheit des Geistes, der misstrauische Zwang in der Mittheilbarkeit der Gedanken, die Zucht, welche sich der Denker auferlegte, innerhalb einer kirchlichen und höfischen Richtschnur oder unter aristotelischen Voraussetzungen zu denken, der lange geistige Wille, Alles, was geschieht, nach einem christlichen Schema auszulegen und den christlichen Gott noch in jedem Zufalle wieder zu entdecken und zu rechtfertigen, — all dies Gewaltsame, Willkürliche, Harte, Schauerliche, Widervernünftige hat sich als das Mittel herausgestellt, durch welches dem europäischen Geiste seine Stärke, seine rücksichtslose Neugierde und feine Beweglichkeit angezüchtet wurde: zugegeben, dass dabei ebenfalls unersetzbar viel an Kraft und Geist erdrückt, erstickt und verdorben werden musste (denn hier wie überall zeigt sich „die Natur“, wie sie ist, in ihrer ganzen verschwenderischen und gleichgültigen Grossartigkeit, welche empört, aber vornehm ist). Dass Jahrtausende lang die europäischen Denker nur dachten, um Etwas zu beweisen — heute ist uns umgekehrt jeder Denker verdächtig, der „Etwas beweisen will“ —, dass ihnen bereits immer feststand, was als Resultat ihres strengsten Nachdenkens herauskommen sollte, etwa wie ehemals bei der asiatischen Astrologie oder wie heute noch bei der harmlosen christlich-moralischen Auslegung der nächsten persönlichen Ereignisse „zu Ehren Gottes“ und „zum Heil der Seele“: — diese Tyrannei, diese Willkür, diese strenge und grandiose Dummheit hat den Geist erzogen; die Sklaverei ist, wie es scheint, im gröberen und feineren Verstande das unentbehrliche Mittel auch der geistigen Zucht und Züchtung. Man mag jede Moral darauf hin ansehn: die „Natur“ in ihr ist es, welche das laisser aller, die allzugrosse Freiheit hassen lehrt und das Bedürfniss nach beschränkten Horizonten, nach nächsten Aufgaben pflanzt, — welche die Verengerung der Perspektive, und also in gewissem Sinne die Dummheit, als eine Lebens- und Wachsthums-Bedingung lehrt. „Du sollst gehorchen, irgend wem, und auf lange: sonst gehst du zu Grunde und verlierst die letzte Achtung vor dir selbst“ — dies scheint mir der moralische Imperativ der Natur zu sein, welcher freilich weder „kategorisch“ ist, wie es der alte Kant von ihm verlangte (daher das „sonst“ —), noch an den Einzelnen sich wendet (was liegt ihr am Einzelnen!), wohl aber an Völker, Rassen, Zeitalter, Stände, vor Allem aber an das ganze Thier „Mensch“, an den Menschen.

[«]

189.

Die arbeitsamen Rassen finden eine grosse Beschwerde darin, den Müssiggang zu ertragen: es war ein Meisterstück des englischen Instinktes, den Sonntag in dem Maasse zu heiligen und zu langweiligen, dass der Engländer dabei wieder unvermerkt nach seinem Wochen- und Werktage lüstern wird: — als eine Art klug erfundenen, klug eingeschalteten Fastens, wie dergleichen auch in der antiken Welt reichlich wahrzunehmen ist (wenn auch, wie billig bei südländischen Völkern, nicht gerade in Hinsicht auf Arbeit —). Es muss Fasten von vielerlei Art geben; und überall, wo mächtige Triebe und Gewohnheiten herrschen, haben die Gesetzgeber dafür zu sorgen, Schalttage einzuschieben, an denen solch ein Trieb in Ketten gelegt wird und wieder einmal hungern lernt. Von einem höheren Orte aus gesehn, erscheinen ganze Geschlechter und Zeitalter, wenn sie mit irgend einem moralischen Fanatismus behaftet auftreten, als solche eingelegte Zwangs- und Fastenzeiten, während welchen ein Trieb sich ducken und niederwerfen, aber auch sich reinigen und schärfen lernt; auch einzelne philosophische Sekten (zum Beispiel die Stoa inmitten der hellenistischen Cultur und ihrer mit aphrodisischen Düften überladenen und geil gewordenen Luft) erlauben eine derartige Auslegung. — Hiermit ist auch ein Wink zur Erklärung jenes Paradoxons gegeben, warum gerade in der christlichsten Periode Europa’s und überhaupt erst unter dem Druck christlicher Werthurtheile der Geschlechtstrieb sich bis zur Liebe (amour-passion) sublimirt hat.

[«]

190.

Es giebt Etwas in der Moral Plato’s, das nicht eigentlich zu Plato gehört, sondern sich nur an seiner Philosophie vorfindet, man könnte sagen, trotz Plato: nämlich der Sokratismus, für den er eigentlich zu vornehm war. „Keiner will sich selbst Schaden thun, daher geschieht alles Schlechte unfreiwillig. Denn der Schlechte fügt sich selbst Schaden zu: das würde er nicht thun, falls er wüsste, dass das Schlechte schlecht ist. Demgemäss ist der Schlechte nur aus einem Irrthum schlecht; nimmt man ihm seinen Irrthum, so macht man ihn notwendig — gut.“ — Diese Art zu schliessen riecht nach dem Pöbel, der am Schlechthandeln nur die leidigen Folgen in’s Auge fasst und eigentlich urtheilt „es ist dumm, schlecht zu handeln“; während er „gut“ mit „nützlich und angenehm“ ohne Weiteres als identisch nimmt. Man darf bei jedem Utilitarismus der Moral von vornherein auf diesen gleichen Ursprung rathen und seiner Nase folgen: man wird selten irre gehn. — Plato hat Alles gethan, um etwas Feines und Vornehmes in den Satz seines Lehrers hinein zu interpretiren, vor Allem sich selbst —, er, der verwegenste aller Interpreten, der den ganzen Sokrates nur wie ein populäres Thema und Volkslied von der Gasse nahm, um es in’s Unendliche und Unmögliche zu variiren: nämlich in alle seine eignen Masken und Vielfältigkeiten. Im Scherz gesprochen, und noch dazu homerisch: was ist denn der platonische Sokrates, wenn nicht

πρόσϑε Πλάτων ὄπιϑέν τε Πλάτων μέσση τε Χίμαιρα.

[«]

191.

Das alte theologische Problem von „Glauben“ und „Wissen“ — oder, deutlicher, von Instinkt und Vernunft — also die Frage, ob in Hinsicht auf Werthschätzung der Dinge der Instinkt mehr Autorität verdiene, als die Vernünftigkeit, welche nach Gründen, nach einem „Warum?“, als nach Zweckmässigkeit und Nützlichkeit geschätzt und gehandelt wissen will, — es ist immer noch jenes alte moralische Problem, wie es zuerst in der Person des Sokrates auftrat und lange vor dem Christenthum schon die Geister gespaltet hat. Sokrates selbst hatte sich zwar mit dem Geschmack seines Talentes — dem eines überlegenen Dialektikers — zunächst auf Seiten der Vernunft gestellt; und in Wahrheit, was hat er sein Leben lang gethan, als über die linkische Unfähigkeit seiner vornehmen Athener zu lachen, welche Menschen des Instinktes waren gleich allen vornehmen Menschen und niemals genügend über die Gründe ihres Handelns Auskunft geben konnten? Zuletzt aber, im Stillen und Geheimen, lachte er auch über sich selbst: er fand bei sich, vor seinem feineren Gewissen und Selbstverhör, die gleiche Schwierigkeit und Unfähigkeit. Wozu aber, redete er sich zu, sich deshalb von den Instinkten lösen! Man muss ihnen und auch der Vernunft zum

Recht verhelfen, — man muss den Instinkten folgen, aber die Vernunft überreden, ihnen dabei mit guten Gründen nachzuhelfen. Dies war die eigentliche Falschheit jenes grossen geheimnissreichen Ironikers; er brachte sein Gewissen dahin, sich mit einer Art Selbstüberlistung zufrieden zu geben: im Grunde hatte er das Irrationale im moralischen Urtheile durchschaut. — Plato, in solchen Dingen unschuldiger und ohne die Verschmitztheit des Plebejers, wollte mit Aufwand aller Kraft — der grössten Kraft, die bisher ein Philosoph aufzuwenden hatte! — sich beweisen, dass Vernunft und Instinkt von selbst auf Ein Ziel zugehen, auf das Gute, auf „Gott“; und seit Plato sind alle Theologen und Philosophen auf der gleichen Bahn, — das heisst, in Dingen der Moral hat bisher der Instinkt, oder wie die Christen es nennen, „der Glaube“, oder wie ich es nenne, „die Heerde“ gesiegt. Man müsste denn Descartes ausnehmen, den Vater des Rationalismus (und folglich Grossvater der Revolution), welcher der Vernunft allein Autorität zuerkannte: aber die Vernunft ist nur ein Werkzeug, und Descartes war oberflächlich.

[«]

192.

Wer der Geschichte einer einzelnen Wissenschaft nachgegangen ist, der findet in ihrer Entwicklung einen Leitfaden zum Verständniss der ältesten und gemeinsten Vorgänge alles „Wissens und Erkennens“: dort wie hier sind die voreiligen Hypothesen, die Erdichtungen, der gute dumme Wille zum „Glauben“, der Mangel an Misstrauen und Geduld zuerst entwickelt, — unsre Sinne lernen es spät, und lernen es nie ganz, feine treue vorsichtige Organe der Erkenntniss zu sein. Unserm Auge fällt es bequemer, auf einen gegebenen Anlass hin ein schon öfter erzeugtes Bild wieder zu erzeugen, als das Abweichende und Neue eines Eindrucks bei sich festzuhalten: letzteres braucht mehr Kraft, mehr „Moralität“. Etwas Neues hören ist dem Ohre peinlich und schwierig; fremde Musik hören wir schlecht. Unwillkürlich versuchen wir, beim Hören einer andren Sprache, die gehörten Laute in Worte einzuformen, welche uns vertrauter und heimischer klingen: so machte sich zum Beispiel der Deutsche ehemals aus dem gehörten arcubalista das Wort Armbrust zurecht. Das Neue findet auch unsre Sinne feindlich und widerwillig; und überhaupt herrschen schon bei den „einfachsten“ Vorgängen der Sinnlichkeit die Affekte, wie Furcht, Liebe, Hass, eingeschlossen die passiven Affekte der Faulheit. — So wenig ein Leser heute die einzelnen Worte (oder gar Silben) einer Seite sämmtlich abliest — er nimmt vielmehr aus zwanzig Worten ungefähr fünf nach Zufall heraus und „erräth“ den zu diesen fünf Worten muthmaasslich zugehörigen Sinn —, eben so wenig sehen wir einen Baum genau und vollständig, in Hinsicht auf Blätter, Zweige, Farbe, Gestalt; es fällt uns so sehr viel leichter, ein Ungefähr von Baum hin zu phantasiren. Selbst inmitten der seltsamsten Erlebnisse machen wir es noch ebenso: wir erdichten uns den grössten Theil des Erlebnisses und sind kaum dazu zu zwingen, nicht als „Erfinder“ irgend einem Vorgange zuzuschauen. Dies Alles will sagen: wir sind von Grund aus, von Alters her — an’s Lügen gewöhnt. Oder, um es tugendhafter und heuchlerischer, kurz angenehmer auszudrücken: man ist viel mehr Künstler als man weiss. — In einem lebhaften Gespräch sehe ich oftmals das Gesicht der Person, mit der ich rede, je nach dem Gedanken, den sie äussert, oder den ich bei ihr hervorgerufen glaube, so deutlich und feinbestimmt vor mir, dass dieser Grad von Deutlichkeit weit über die Kraft meines Sehvermögens hinausgeht: — die Feinheit des Muskelspiels und des Augen-Ausdrucks muss also von mir hinzugedichtet sein. Wahrscheinlich machte die Person ein ganz anderes Gesicht oder gar keins.

[«]

193.

Quidquid luce fuit, tenebris agit: aber auch umgekehrt. Was wir im Traume erleben, vorausgesetzt, dass wir es oftmals erleben, gehört zuletzt so gut zum Gesammt-Haushalt unsrer Seele, wie irgend etwas „wirklich“ Erlebtes: wir sind vermöge desselben reicher oder ärmer, haben ein Bedürfniss mehr oder weniger und werden schliesslich am hellen lichten Tage, und selbst in den heitersten Augenblicken unsres wachen Geistes, ein Wenig von den Gewöhnungen unsrer Träume gegängelt. Gesetzt, dass Einer in seinen Träumen oftmals geflogen ist und endlich, sobald er träumt, sich einer Kraft und Kunst des Fliegens wie seines Vorrechtes bewusst wird, auch wie seines eigensten beneidenswerthen Glücks: ein Solcher, der jede Art von Bogen und Winkeln mit dem leisesten Impulse verwirklichen zu können glaubt, der das Gefühl einer gewissen göttlichen Leichtfertigkeit kennt, ein „nach Oben“ ohne Spannung und Zwang, ein „nach Unten“ ohne Herablassung und Erniedrigung — ohne Schwere! — wie sollte der Mensch solcher Traum-Erfahrungen und Traum-Gewohnheiten nicht endlich auch für seinen wachen Tag das Wort „Glück“ anders gefärbt und bestimmt finden! wie sollte er nicht anders nach Glück — verlangen? „Aufschwung“, so wie dies von

Dichtern beschrieben wird, muss ihm, gegen jenes „Fliegen“ gehalten, schon zu erdenhaft, muskelhaft, gewaltsam, schon zu „schwer“ sein.

[«]

194.

Die Verschiedenheit der Menschen zeigt sich nicht nur in der Verschiedenheit ihrer Gütertafeln, also darin, dass sie verschiedene Güter für erstrebenswerth halten und auch über das Mehr und Weniger des Werthes, über die Rangordnung der gemeinsam anerkannten Güter mit einander uneins sind: — sie zeigt sich noch mehr in dem, was ihnen als wirkliches Haben und Besitzen eines Gutes gilt. In Betreff eines Weibes zum Beispiel gilt dem Bescheideneren schon die Verfügung über den Leib und der Geschlechtsgenuss als ausreichendes und genugthuendes Anzeichen des Habens, des Besitzens; ein Anderer, mit seinem argwöhnischeren und anspruchsvolleren Durste nach Besitz, sieht das „Fragezeichen“, das nur Scheinbare eines solchen Habens, und will feinere Proben, vor Allem, um zu wissen, ob das Weib nicht nur ihm sich giebt, sondern auch für ihn lässt, was sie hat oder gerne hätte —: so erst gilt es ihm als „besessen“. Ein Dritter aber ist auch hier noch nicht am Ende seines Misstrauens und Habenwollens, er fragt sich, ob das Weib, wenn es Alles für ihn lässt, dies nicht etwa für ein Phantom von ihm thut: er will erst gründlich, ja abgründlich gut gekannt sein, um überhaupt geliebt werden zu können, er wagt es, sich errathen zu lassen —. Erst dann fühlt er die Geliebte völlig in seinem Besitze, wenn sie sich nicht mehr über ihn betrügt, wenn sie ihn um seiner Teufelei und versteckten Unersättlichkeit willen eben so sehr liebt, als um seiner Güte, Geduld und Geistigkeit willen. Jener möchte ein Volk besitzen: und alle höheren Cagliostro- und Catilina-Künste sind ihm zu diesem Zwecke recht. Ein Anderer, mit einem feineren Besitzdurste, sagt sich „man darf nicht betrügen, wo man besitzen will“ —, er ist gereizt und ungeduldig bei der Vorstellung, dass eine Maske von ihm über das Herz des Volks gebietet: „also muss ich mich kennen lassen und, vorerst, mich selbst kennen!“ Unter hülfreichen und wohlthätigen Menschen findet man jene plumpe Arglist fast regelmässig vor, welche sich Den, dem geholfen werden soll, erst zurecht macht: als ob er zum Beispiel Hülfe „verdiene“, gerade nach ihrer Hülfe verlange, und für alle Hülfe sich ihnen tief dankbar, anhänglich, unterwürfig beweisen werde, — mit diesen Einbildungen verfügen sie über den Bedürftigen wie über ein Eigenthum, wie sie aus einem Verlangen nach Eigenthum überhaupt wohlthätige und hülfreiche Menschen sind.

Man findet sie eifersüchtig, wenn man sie beim Helfen kreuzt oder ihnen zuvorkommt. Die Eltern machen unwillkürlich aus dem Kinde etwas ihnen Ähnliches — sie nennen das „Erziehung“ —, keine Mutter zweifelt im Grunde ihres Herzens daran, am Kinde sich ein Eigenthum geboren zu haben, kein Vater bestreitet sich das Recht, es seinen Begriffen und Werthschätzungen unterwerfen zu dürfen. Ja, ehemals schien es den Vätern billig, über Leben und Tod des Neugebornen (wie unter den alten Deutschen) nach Gutdünken zu verfügen. Und wie der Vater, so sehen auch jetzt noch der Lehrer, der Stand, der Priester, der Fürst in jedem neuen Menschen eine unbedenkliche Gelegenheit zu neuem Besitze. Woraus folgt.....

[«]

195.

Die Juden — ein Volk „geboren zur Sklaverei“, wie Tacitus und die ganze antike Welt sagt, „das auserwählte Volk unter den Völkern“, wie sie selbst sagen und glauben — die Juden haben jenes Wunderstück von Umkehrung der Werthe zu Stande gebracht, Dank welchem das Leben auf der Erde für ein Paar Jahrtausende einen neuen und gefährlichen Reiz erhalten hat: — ihre Propheten haben „reich“ „gottlos“ „böse“ „gewaltthätig“ „sinnlich“ in Eins geschmolzen und zum ersten Male das Wort „Welt“ zum Schandwort gemünzt. In dieser Umkehrung der Werthe (zu der es gehört, das Wort für „Arm“ als synonym mit „Heilig“ und „Freund“ zu brauchen) liegt die Bedeutung des jüdischen Volks: mit ihm beginnt der Sklaven-Aufstand in der Moral.

[«]

196.

Es giebt unzählige dunkle Körper neben der Sonne zu erschliessen, — solche die wir nie sehen werden. Das ist, unter uns gesagt, ein Gleichniss; und ein Moral-Psycholog liest die gesammte Sternenschrift nur als eine Gleichniss- und Zeichensprache, mit der sich Vieles verschweigen lässt.

[«]

197.

Man missversteht das Raubthier und den Raubmenschen (zum Beispiele Cesare Borgia) gründlich, man missversteht die „Natur“, so lange man noch nach einer „Krankhaftigkeit“ im Grunde dieser gesündesten aller tropischen Unthiere und Gewächse sucht, oder gar nach einer ihnen eingeborenen „Hölle“ —: wie es bisher fast alle Moralisten gethan haben. Es scheint, dass es bei den Moralisten einen Hass gegen den Urwald und gegen die Tropen giebt? Und dass der „tropische Mensch“ um jeden Preis diskreditirt werden muss, sei es als Krankheit und Entartung des Menschen, sei es als eigne Hölle und Selbst-Marterung? Warum doch? Zu Gunsten der „gemässigten Zonen“? Zu Gunsten der gemässigten Menschen? Der „Moralischen“? Der Mittelmässigen? — Dies zum Kapitel „Moral als Furchtsamkeit“. —

[«]

198.

Alle diese Moralen, die sich an die einzelne Person wenden, zum Zwecke ihres „Glückes“, wie es heisst, — was sind sie Anderes, als Verhaltungs-Vorschläge im Verhältniss zum Grade der Gefährlichkeit, in welcher die einzelne Person mit sich selbst lebt; Recepte gegen ihre Leidenschaften, ihre guten und schlimmen Hänge, so fern sie den Willen zur Macht haben und den Herrn spielen möchten; kleine und grosse Klugheiten und Künsteleien, behaftet mit dem Winkelgeruch alter Hausmittel und Altweiber-Weisheit; allesammt in der Form barock und unvernünftig — weil sie sich an „Alle“ wenden, weil sie generalisiren, wo nicht generalisirt werden darf —, allesammt unbedingt redend, sich unbedingt nehmend, allesammt nicht nur mit Einem Korne Salz gewürzt, vielmehr erst erträglich, und bisweilen sogar verführerisch, wenn sie überwürzt und gefährlich zu riechen lernen, vor Allem „nach der anderen Welt“: Das ist Alles, intellektuell gemessen, wenig werth und noch lange nicht „Wissenschaft“, geschweige denn „Weisheit“, sondern, nochmals gesagt und dreimal gesagt, Klugheit, Klugheit, Klugheit, gemischt mit Dummheit, Dummheit, Dummheit, — sei es nun jene Gleichgültigkeit und Bildsäulenkälte gegen die hitzige Narrheit der Affekte, welche die Stoiker anriethen und ankurirten; oder auch jenes Nicht-mehr-Lachen und Nicht-mehr-Weinen des Spinoza, seine so naiv befürwortete Zerstörung der Affekte durch Analysis und Vivisektion derselben; oder jene Herabstimmung der Affekte auf ein unschädliches

Mittelmaass, bei welchem sie befriedigt werden dürfen, der Aristotelismus der Moral; selbst Moral als Genuss der Affekte in einer absichtlichen Verdünnung und Vergeistigung durch die Symbolik der Kunst, etwa als Musik, oder als Liebe zu Gott und zum Menschen um Gotteswillen — denn in der Religion haben die Leidenschaften wieder Bürgerrecht, vorausgesetzt dass.....; zuletzt selbst jene entgegenkommende und muthwillige Hingebung an die Affekte, wie sie Hafis und Goethe gelehrt haben, jenes kühne Fallen-lassen der Zügel, jene geistig-leibliche licentia morum in dem Ausnahmefalle alter weiser Käuze und Trunkenbolde, bei denen es „wenig Gefahr mehr hat“. Auch Dies zum Kapitel „Moral als Furchtsamkeit“.

[«]

199.

Insofern es zu allen Zeiten, so lange es Menschen giebt, auch Menschenheerden gegeben hat (Geschlechts-Verbände, Gemeinden, Stämme, Völker, Staaten, Kirchen) und immer sehr viel Gehorchende im Verhältniss zu der kleinen Zahl Befehlender, — in Anbetracht also, dass Gehorsam bisher am besten und längsten unter Menschen geübt und gezüchtet worden ist, darf man billig voraussetzen, dass durchschnittlich jetzt einem Jeden das Bedürfniss darnach angeboren ist, als eine Art formalen Gewissens, welches gebietet: „du sollst irgend Etwas unbedingt thun, irgend Etwas unbedingt lassen“, kurz „du sollst“. Dies Bedürfniss sucht sich zu sättigen und seine Form mit einem Inhalte zu füllen; es greift dabei, gemäss seiner Stärke, Ungeduld und Spannung, wenig wählerisch, als ein grober Appetit, zu und nimmt an, was ihm nur von irgend welchen Befehlenden — Eltern, Lehrern, Gesetzen, Standesvorurtheilen, öffentlichen Meinungen — in’s Ohr gerufen wird. Die seltsame Beschränktheit der menschlichen Entwicklung, das Zögernde, Langwierige, oft Zurücklaufende und Sich-Drehende derselben beruht darauf, dass der Heerden-Instinkt des Gehorsams am besten und auf Kosten der Kunst des Befehlens vererbt wird. Denkt man sich diesen Instinkt einmal bis zu seinen letzten Ausschweifungen schreitend, so fehlen endlich geradezu die Befehlshaber und Unabhängigen; oder sie leiden innerlich am schlechten Gewissen und haben nöthig, sich selbst erst eine Täuschung vorzumachen, um befehlen zu können: nämlich als ob auch sie nur gehorchten. Dieser Zustand besteht heute thatsächlich in Europa: ich nenne ihn die moralische Heuchelei der Befehlenden. Sie wissen sich nicht anders vor ihrem schlechten Gewissen zu schützen als dadurch, dass sie sich als Ausführer älterer oder höherer Befehle gebärden (der Vorfahren, der Verfassung, des Rechts, der Gesetze oder gar Gottes) oder selbst von der Heerden-Denkweise her sich Heerden-Maximen borgen, zum Beispiel als „erste Diener ihres Volks“ oder als „Werkzeuge des gemeinen Wohls“. Auf der anderen Seite giebt sich heute der Heerdenmensch in Europa das Ansehn, als sei er die einzig erlaubte Art Mensch, und verherrlicht seine Eigenschaften, vermöge deren er zahm, verträglich und der Heerde nützlich ist, als die eigentlich menschlichen Tugenden: also Gemeinsinn, Wohlwollen, Rücksicht, Fleiss, Mässigkeit, Bescheidenheit, Nachsicht, Mitleiden. Für die Fälle aber, wo man der Führer und Leithammel nicht entrathen zu können glaubt, macht man heute Versuche über Versuche, durch Zusammen-Addiren kluger Heerdenmenschen die Befehlshaber zu ersetzen: dieses Ursprungs sind zum Beispiel alle repräsentativen Verfassungen. Welche Wohlthat, welche Erlösung von einem unerträglich werdenden Druck trotz Alledem das Erscheinen eines unbedingt Befehlenden für diese Heerdenthier-Europäer ist, dafür gab die Wirkung, welche das Erscheinen Napoleon’s machte, das letzte grosse Zeugniss: — die Geschichte der Wirkung Napoleon’s ist beinahe die Geschichte des höheren Glücks, zu dem es dieses ganze Jahrhundert in seinen werthvollsten Menschen und Augenblicken gebracht hat.

[«]

200.

Der Mensch aus einem Auflösungs-Zeitalter, welches die Rassen durch einander wirft, der als Solcher die Erbschaft einer vielfältigen Herkunft im Leibe hat, das heisst gegensätzliche und oft nicht einmal nur gegensätzliche Triebe und Werthmaasse, welche mit einander kämpfen und sich selten Ruhe geben, — ein solcher Mensch der späten Culturen und der gebrochenen Lichter wird durchschnittlich ein schwächerer Mensch sein: sein gründlichstes Verlangen geht darnach, dass der Krieg, der er ist, einmal ein Ende habe; das Glück erscheint ihm, in Übereinstimmung mit einer beruhigenden (zum Beispiel epikurischen oder christlichen) Medizin und Denkweise, vornehmlich als das Glück des Ausruhens, der Ungestörtheit, der Sattheit, der endlichen Einheit, als „Sabbat der Sabbate“, um mit dem heiligen Rhetor Augustin zu reden, der selbst ein solcher Mensch war. — Wirkt aber der Gegensatz und Krieg in einer solchen Natur wie ein Lebensreiz und -Kitzel mehr —, und ist andererseits zu ihren mächtigen und unversöhnlichen Trieben auch die eigentliche Meisterschaft und Feinheit im Kriegführen mit sich, also Selbst-Beherrschung, Selbst-Überlistung hinzuvererbt und angezüchtet: so entstehen jene zauberhaften Unfassbaren und Unausdenklichen, jene zum Siege und zur Verführung vorherbestimmten Räthselmenschen, deren schönster Ausdruck Alcibiades und Caesar (— denen ich gerne jenen ersten Europäer nach meinem Geschmack, den Hohenstaufen Friedrich den Zweiten zugesellen möchte), unter Künstlern vielleicht Lionardo da Vinci ist. Sie erscheinen genau in den selben Zeiten, wo jener schwächere Typus, mit seinem Verlangen nach Ruhe, in den Vordergrund tritt: beide Typen gehören zu einander und entspringen den gleichen Ursachen.

[«]

201.

So lange die Nützlichkeit, die in den moralischen Werthurtheilen herrscht, allein die Heerden-Nützlichkeit ist, so lange der Blick einzig der Erhaltung der Gemeinde zugewendet ist, und das Unmoralische genau und ausschliesslich in dem gesucht wird, was dem Gemeinde-Bestand gefährlich scheint: so lange kann es noch keine „Moral der Nächstenliebe“ geben. Gesetzt, es findet sich auch da bereits eine beständige kleine Übung von Rücksicht, Mitleiden, Billigkeit, Milde, Gegenseitigkeit der Hülfeleistung, gesetzt, es sind auch auf diesem Zustande der Gesellschaft schon alle jene Triebe thätig, welche später mit Ehrennamen, als „Tugenden“ bezeichnet werden und schliesslich fast mit dem Begriff „Moralität“ in Eins zusammenfallen: in jener Zeit gehören sie noch gar nicht in das Reich der moralischen Werthschätzungen — sie sind noch aussermoralisch. Eine mitleidige Handlung zum Beispiel heisst in der besten Römerzeit weder gut noch böse, weder moralisch noch unmoralisch; und wird sie selbst gelobt, so verträgt sich mit diesem Lobe noch auf das Beste eine Art unwilliger Geringschätzung, sobald sie nämlich mit irgend einer Handlung zusammengehalten wird, welche der Förderung des Ganzen, der res publica, dient. Zuletzt ist die „Liebe zum Nächsten“ immer etwas Nebensächliches, zum Theil Conventionelles und Willkürlich-Scheinbares im Verhältniss zur Furcht vor dem Nächsten. Nachdem das Gefüge der Gesellschaft im Ganzen festgestellt und gegen äussere Gefahren gesichert erscheint, ist es diese Furcht vor dem Nächsten, welche wieder neue Perspektiven der moralischen Werthschätzung schafft. Gewisse starke und gefährliche Triebe, wie Unternehmungslust, Tollkühnheit, Rachsucht, Verschlagenheit, Raubgier, Herrschsucht, die bisher in einem gemeinnützigen Sinne nicht nur geehrt — unter anderen Namen, wie billig, als den eben gewählten —, sondern gross-gezogen und -gezüchtet werden mussten (weil man ihrer in der Gefahr des Ganzen gegen die Feinde des Ganzen beständig bedurfte), werden nunmehr in ihrer Gefährlichkeit doppelt stark empfunden — jetzt, wo die Abzugskanäle für sie fehlen — und schrittweise, als unmoralisch, gebrandmarkt und der Verleumdung preisgegeben. Jetzt kommen die gegensätzlichen Triebe und Neigungen zu moralischen Ehren; der Heerden-Instinkt zieht, Schritt für Schritt, seine Folgerung. Wie viel oder wie wenig Gemein-Gefährliches, der Gleichheit Gefährliches in einer Meinung, in einem Zustand und Affekte, in einem Willen, in einer Begabung liegt, das ist jetzt die moralische Perspektive: die Furcht ist auch hier wieder die Mutter der Moral. An den höchsten und stärksten Trieben, wenn sie, leidenschaftlich ausbrechend, den Einzelnen weit über den Durchschnitt und die Niederung des Heerdengewissens hinaus und hinauf treiben, geht das Selbstgefühl der Gemeinde zu Grunde, ihr Glaube an sich, ihr Rückgrat gleichsam, zerbricht: folglich wird man gerade diese Triebe am besten brandmarken und verleumden. Die hohe unabhängige Geistigkeit, der Wille zum Alleinstehn, die grosse Vernunft schon werden als Gefahr empfunden; Alles, was den Einzelnen über die Heerde hinaushebt und dem Nächsten Furcht Macht, heisst von nun an böse; die billige, bescheidene, sich einordnende, gleichsetzende Gesinnung, das Mittelmaass der Begierden kommt zu moralischen Namen und Ehren. Endlich, unter sehr friedfertigen Zuständen, fehlt die Gelegenheit und Nöthigung immer mehr, sein Gefühl zur Strenge und Härte zu erziehn; und jetzt beginnt jede Strenge, selbst in der Gerechtigkeit, die Gewissen zu stören; eine hohe und harte Vornehmheit und Selbst-Verantwortlichkeit beleidigt beinahe und erweckt Misstrauen, „das Lamm“, noch mehr „das Schaf“ gewinnt an Achtung. Es giebt einen Punkt von krankhafter Vermürbung und Verzärtlichung in der Geschichte der Gesellschaft, wo sie selbst für ihren Schädiger, den Verbrecher Partei nimmt, und zwar ernsthaft und ehrlich. Strafen: das scheint ihr irgendworin unbillig, — gewiss ist, dass die Vorstellung „Strafe“ und „Strafen-Sollen“ ihr wehe thut, ihr Furcht macht. „Genügt es nicht, ihn ungefährlich machen? Wozu noch strafen? Strafen selbst ist fürchterlich!“ — mit dieser Frage zieht die Heerden-Moral, die Moral der Furchtsamkeit ihre letzte Consequenz. Gesetzt, man könnte überhaupt die Gefahr, den Grund zum Fürchten abschaffen, so hätte man diese Moral mit abgeschafft: sie wäre nicht mehr nöthig, sie hielte sich selbst nicht mehr für nöthig! — Wer das Gewissen des heutigen Europäers prüft, wird aus tausend moralischen Falten und Verstecken immer den gleichen Imperativ herauszuziehen haben, den Imperativ der Heerden-Furchtsamkeit: „wir wollen, dass es irgendwann einmal Nichts mehr zu fürchten giebt!“ Irgendwann einmal — der Wille und Weg dorthin heisst heute in Europa überall der „Fortschritt“.

[«]

202.

Sagen wir es sofort noch einmal, was wir schon hundert Mal gesagt haben: denn die Ohren sind für solche Wahrheiten — für unsere Wahrheiten — heute nicht gutwillig. Wir wissen es schon genug, wie beleidigend es klingt, wenn Einer überhaupt den Menschen ungeschminkt und ohne Gleichniss zu den Thieren rechnet; aber es wird beinahe als Schuld uns angerechnet werden, dass wir gerade in Bezug auf die Menschen der „modernen Ideen“ beständig die Ausdrücke „Heerde“, „Heerden-Instinkte“ und dergleichen gebrauchen. Was hilft es! Wir können nicht anders: denn gerade hier liegt unsre neue Einsicht. Wir fanden, dass in allen moralischen Hauptturtheilen Europa einmüthig geworden ist, die Länder noch hinzugerechnet, wo Europa’s Einfluss herrscht: man weiss ersichtlich in Europa, was Sokrates nicht zu wissen meinte, und was jene alte berühmte Schlange einst zu lehren verhiess, — man „weiss“ heute, was Gut und Böse ist. Nun muss es hart klingen und schlecht zu Ohren gehn, wenn wir immer von Neuem darauf bestehn: was hier zu wissen glaubt, was hier mit seinem Loben und Tadeln sich selbst verherrlicht, sich selbst gut heisst, ist der Instinkt des Heerdenthiers Mensch: als welcher zum Durchbruch, zum Übergewicht, zur Vorherrschaft über andere Instinkte gekommen ist und immer mehr kommt, gemäss der wachsenden physiologischen Annäherung und Anähnlichung, deren Symptom er ist. Moral ist heute in Europa Heerdenthier-Moral: — also nur, wie wir die Dinge verstehn, Eine Art von menschlicher Moral, neben der, vor der, nach der viele andere, vor Allem höhere Moralen möglich sind oder sein sollten. Gegen eine solche „Möglichkeit“, gegen ein solches „Sollte“ wehrt sich aber diese Moral mit allen Kräften: sie sagt hartnäckig und unerbittlich „ich bin die Moral selbst, und Nichts ausserdem ist Moral!“ — ja mit Hülfe einer Religion, welche den sublimsten Heerdenthier-Begierden zu Willen war und schmeichelte, ist es dahin gekommen, dass wir selbst in den politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen einen immer sichtbareren Ausdruck dieser Moral finden: die demokratische Bewegung macht die Erbschaft der christlichen. Dass aber deren Tempo für die

Ungeduldigeren, für die Kranken und Süchtigen des genannten Instinktes noch viel zu langsam und schläfrig ist, dafür spricht das immer rasender werdende Geheul, das immer unverhülltere Zähnefletschen der Anarchisten-Hunde, welche jetzt durch die Gassen der europäischen Cultur schweifen: anscheinend im Gegensatz zu den friedlich-arbeitsamen Demokraten und Revolutions-Ideologen, noch mehr zu den tölpelhaften Philosophastern und Bruderschafts-Schwärmern, welche sich Socialisten nennen und die „freie Gesellschaft“ wollen, in Wahrheit aber Eins mit ihnen Allen in der gründlichen und instinktiven Feindseligkeit gegen jede andre Gesellschafts-Form als die der autonomen Heerde (bis hinaus zur Ablehnung selbst der Begriffe „Herr“ und „Knecht“ — ni dieu ni maître heisst eine socialistische Formel —); Eins im zähen Widerstande gegen jeden Sonder-Anspruch, jedes Sonder-Recht und Vorrecht (das heisst im letzten Grunde gegen jedes Recht: denn dann, wenn Alle gleich sind, braucht Niemand mehr „Rechte“ —); Eins im Misstrauen gegen die strafende Gerechtigkeit (wie als ob sie eine Vergewaltigung am Schwächeren, ein Unrecht an der nothwendigen Folge aller früheren Gesellschaft wäre —); aber ebenso Eins in der Religion des Mitleidens, im Mitgefühl, soweit nur gefühlt, gelebt, gelitten wird (bis hinab zum Thier, bis hinauf zu „Gott“: — die Ausschweifung eines „Mitleidens mit Gott“ gehört in ein demokratisches Zeitalter —); Eins allesammt im Schrei und der Ungeduld des Mitleidens, im Todhass gegen das Leiden überhaupt, in der fast weiblichen Unfähigkeit, Zuschauer dabei bleiben zu können, leiden lassen zu können; Eins in der unfreiwilligen Verdüsterung und Verzärtlichung, unter deren Bann Europa von einem neuen Buddhismus bedroht scheint; Eins im Glauben an die Moral des gemeinsamen Mitleidens, wie als ob sie die Moral an sich sei, als die Höhe, die erreichte Höhe des Menschen, die alleinige Hoffnung der Zukunft, das Trostmittel der Gegenwärtigen, die grosse Ablösung aller Schuld von Ehedem: — Eins allesammt im Glauben an die Gemeinschaft als die Erlöserin, an die Heerde also, an „sich“.....

[«]

203.

Wir, die wir eines andren Glaubens sind —, wir, denen die demokratische Bewegung nicht bloss als eine Verfalls-Form der politischen Organisation, sondern als Verfalls-, nämlich Verkleinerungs-Form des Menschen gilt, als seine

Vermittelmässigung und Werth-Erniedrigung: wohin müssen wir mit unsren Hoffnungen greifen? — Nach neuen Philosophen, es bleibt keine Wahl; nach Geistern, stark und ursprünglich genug, um die Anstösse zu entgegengesetzten Werthschätzungen zu geben und „ewige Werthe“ umzuwerthen, umzukehren; nach Vorausgesandten, nach Menschen der Zukunft, welche in der Gegenwart den Zwang und Knoten anknüpfen, der den Willen von Jahrtausenden auf neue Bahnen zwingt. Dem Menschen die Zukunft des Menschen als seinen Willen, als abhängig von einem Menschen-Willen zu lehren und grosse Wagnisse und Gesammt-Versuche von Zucht und Züchtung vorzubereiten, um damit jener schauerlichen Herrschaft des Unsinns und Zufalls, die bisher „Geschichte“ hiess, ein Ende zu machen — der Unsinn der „grössten Zahl“ ist nur seine letzte Form —: dazu wird irgendwann einmal eine neue Art von Philosophen und Befehlshabern nöthig sein, an deren Bilde sich Alles, was auf Erden an verborgenen, furchtbaren und wohlwollenden Geistern dagewesen ist, blass und verzwergt ausnehmen möchte. Das Bild solcher Führer ist es, das vor unsern Augen schwebt: — darf ich es laut sagen, ihr freien Geister? Die Umstände, welche man zu ihrer Entstehung theils schaffen, theils ausnützen müsste; die muthmaasslichen Wege und Proben, vermöge deren eine Seele zu einer solchen Höhe und Gewalt aufwüchse, um den Zwang zu diesen Aufgaben zu empfinden; eine Umwerthung der Werthe, unter deren neuem Druck und Hammer ein Gewissen gestählt, ein Herz in Erz verwandelt würde, dass es das Gewicht einer solchen Verantwortlichkeit ertrüge; andererseits die Nothwendigkeit solcher Führer, die erschreckliche Gefahr, dass sie ausbleiben oder missrathen und entarten könnten — das sind unsre eigentlichen Sorgen und Verdüsterungen, ihr wisst es, ihr freien Geister? das sind die schweren fernen Gedanken und Gewitter, welche über den Himmel unseres Lebens hingehn. Es giebt wenig so empfindliche Schmerzen, als einmal gesehn, errathen, mitgefühlt zu haben, wie ein ausserordentlicher Mensch aus seiner Bahn gerieth und entartete: wer aber das seltene Auge für die Gesammt-Gefahr hat, dass „der Mensch“ selbst entartet, wer, gleich uns, die ungeheuerliche Zufälligkeit erkannt hat, welche bisher in Hinsicht auf die Zukunft des Menschen ihr Spiel spielte — ein Spiel, an dem keine Hand und nicht einmal ein „Finger Gottes“ mitspielte! — wer das Verhängniss erräth, das in der blödsinnigen Arglosigkeit und Vertrauensseligkeit der „modernen Ideen“, noch mehr in der ganzen christlich-europäischen Moral verborgen liegt: der leidet an einer Beängstigung, mit der sich keine andere vergleichen lässt, — er fasst es ja mit Einem Blicke, was Alles noch, bei einer günstigen Ansammlung und Steigerung von Kräften und Aufgaben, aus dem

Menschen zu züchten wäre, er weiss es mit allem Wissen seines Gewissens, wie der Mensch noch unausgeschöpft für die grössten Möglichkeiten ist, und wie oft schon der Typus Mensch an geheimnissvollen Entscheidungen und neuen Wegen gestanden hat: — er weiss es noch besser, aus seiner schmerzlichsten Erinnerung, an was für erbärmlichen Dingen ein Werdendes höchsten Ranges bisher gewöhnlich zerbrach, abbrach, absank, erbärmlich ward. Die Gesammt-Entartung des Menschen, hinab bis zu dem, was heute den socialistischen Tölpeln und Flachköpfen als ihr „Mensch der Zukunft“ erscheint, — als ihr Ideal! — diese Entartung und Verkleinerung des Menschen zum vollkommenen Heerdenthiere (oder, wie sie sagen, zum Menschen der „freien Gesellschaft“), diese Verthierung des Menschen zum Zwergthiere der gleichen Rechte und Ansprüche ist möglich, es ist kein Zweifel! Wer diese Moglichkeit einmal bis zu Ende gedacht hat, kennt einen Ekel mehr, als die übrigen Menschen, — und vielleicht auch eine neue Aufgabe!....

[«]

Sechstes Hauptstück:
wir Gelehrten.

204.

Auf die Gefahr hin, dass Moralisiren sich auch hier als Das herausstellt, was es immer war — nämlich als ein unverzagtes montrer ses plaies, nach Balzac —, möchte ich wagen, einer ungebührlichen und schädlichen Rangverschiebung entgegenzutreten, welche sich heute, ganz unvermerkt und wie mit dem besten Gewissen, zwischen Wissenschaft und Philosophie herzustellen droht. Ich meine, man muss von seiner Erfahrung aus — Erfahrung bedeutet, wie mich dünkt, immer schlimme Erfahrung? — ein Recht haben, über eine solche höhere Frage des Rangs mitzureden: um nicht wie die Blinden von der Farbe oder wie Frauen und Künstler gegen die Wissenschaft zu reden („ach, diese schlimme Wissenschaft! seufzt deren Instinkt und Scham, sie kommt immer dahinter!“ —). Die Unabhängigkeits-Erklärung des wissenschaftlichen Menschen, seine Emancipation von der Philosophie, ist eine der feineren Nachwirkungen des demokratischen Wesens und Unwesens: die Selbstverherrlichung und Selbstüberhebung des Gelehrten steht heute überall in voller Blüthe und in ihrem besten Frühlinge, — womit noch nicht gesagt sein soll, dass in diesem Falle Eigenlob lieblich röche. „Los von allen Herren!“ — so will es auch hier der pöbelmännische Instinkt; und nachdem sich die Wissenschaft mit glücklichstem Erfolge der Theologie erwehrt hat, deren „Magd“ sie zu lange war, ist sie nun in vollem Übermuthe und Unverstande darauf hin aus, der Philosophie Gesetze zu machen und ihrerseits einmal den „Herrn“ — was sage ich! den Philosophen zu spielen. Mein Gedächtniss — das Gedächtniss eines wissenschaftlichen Menschen, mit Verlaub! — strotzt von Naivetäten des Hochmuths, die ich seitens junger Naturforscher und alter Ärzte über Philosophie und Philosophen gehört habe (nicht zu reden von den gebildetsten und eingebildetsten aller Gelehrten, den Philologen und Schulmännern, welche Beides von Berufs wegen sind —). Bald war es der Spezialist und Eckensteher, der sich instinktiv überhaupt gegen alle synthetischen Aufgaben und

Fähigkeiten zur Wehre setzte; bald der fleissige Arbeiter, der einen Geruch von otium und der vornehmen Üppigkeit im Seelen-Haushalte des Philosophen bekommen hatte und sich dabei beeinträchtigt und verkleinert fühlte. Bald war es jene Farben-Blindheit des Nützlichkeits-Menschen, der in der Philosophie Nichts sieht, als eine Reihe widerlegter Systeme und einen verschwenderischen Aufwand, der Niemandem „zu Gute kommt“. Bald sprang die Furcht vor verkappter Mystik und Grenzberichtigung des Erkennens hervor; bald die Missachtung einzelner Philosophen, welche sich unwillkürlich zur Missachtung der Philosophie verallgemeinert hatte. Am häufigsten endlich fand ich bei jungen Gelehrten hinter der hochmüthigen Geringschätzung der Philosophie die schlimme Nachwirkung eines Philosophen selbst, dem man zwar im Ganzen den Gehorsam gekündigt hatte, ohne doch aus dem Banne seiner wegwerfenden Werthschätzungen anderer Philosophen herausgetreten zu sein: — mit dem Ergebniss einer Gesammt-Verstimmung gegen alle Philosophie. (Dergestalt scheint mir zum Beispiel die Nachwirkung Schopenhauer’s auf das neueste Deutschland zu sein: — er hat es mit seiner unintelligenten Wuth auf Hegel dahin gebracht, die ganze letzte Generation von Deutschen aus dem Zusammenhang mit der deutschen Cultur herauszubrechen, welche Cultur, Alles wohl erwogen, eine Höhe und divinatorische Feinheit des historischen Sinns gewesen ist: aber Schopenhauer selbst war gerade an dieser Stelle bis zur Genialität arm, unempfänglich, undeutsch.) Überhaupt in’s Grosse gerechnet, mag es vor Allem das Menschliche, Allzumenschliche, kurz die Armseligkeit der neueren Philosophen selbst gewesen sein, was am gründlichsten der Ehrfurcht vor der Philosophie Abbruch gethan und dem pöbelmännischen Instinkte die Thore aufgemacht hat. Man gestehe es sich doch ein, bis zu welchem Grade unsrer modernen Welt die ganze Art der Heraklite, Plato’s, Empedokles’, und wie alle diese königlichen und prachtvollen Einsiedler des Geistes geheissen haben, abgeht; und mit wie gutem Rechte Angesichts solcher Vertreter der Philosophie, die heute Dank der Mode ebenso oben-auf als unten-durch sind — in Deutschland zum Beispiel die beiden Löwen von Berlin, der Anarchist Eugen Dühring und der Amalgamist Eduard von Hartmann — ein braver Mensch der Wissenschaft sich besserer Art und Abkunft fühlen darf. Es ist in Sonderheit der Anblick jener Mischmasch-Philosophen, die sich „Wirklichkeits-Philosophen“ oder „Positivisten“ nennen, welcher ein gefährliches Misstrauen in die Seele eines jungen, ehrgeizigen Gelehrten zu werfen im Stande ist: das sind ja besten Falls selbst Gelehrte und Spezialisten, man greift es mit Händen! — das sind ja allesammt Überwundene und unter die Botmässigkeit der Wissenschaft Zurückgebrachte, welche irgendwann einmal mehr von sich gewollt haben, ohne ein Recht zu diesem „mehr“ und seiner Verantwortlichkeit zu haben — und die jetzt, ehrsam, ingrimmig, rachsüchtig, den Unglauben an die Herren-Aufgabe und Herrschaftlichkeit der Philosophie mit Wort und That repräsentiren. Zuletzt: wie könnte es auch anders sein! Die Wissenschaft blüht heute und hat das gute Gewissen reichlich im Gesichte, während Das, wozu die ganze neuere Philosophie allmählich gesunken ist, dieser Rest Philosophie von heute, Misstrauen und Missmuth, wenn nicht Spott und Mitleiden gegen sich rege macht. Philosophie auf „Erkenntnisstheorie“ reduzirt, thatsächlich nicht mehr als eine schüchterne Epochistik und Enthaltsamkeitslehre: eine Philosophie, die gar nicht über die Schwelle hinweg kommt und sich peinlich das Recht zum Eintritt verweigert — das ist Philosophie in den letzten Zügen, ein Ende, eine Agonie, Etwas das Mitleiden macht. Wie könnte eine solche Philosophie — herrschen!

[«]

205.

Die Gefahren für die Entwicklung des Philosophen sind heute in Wahrheit so vielfach, dass man zweifeln möchte, ob diese Frucht überhaupt noch reif werden kann. Der Umfang und der Thurmbau der Wissenschaften ist in’s Ungeheure gewachsen, und damit auch die Wahrscheinlichkeit, dass der Philosoph schon als Lernender müde wird oder sich irgendwo festhalten und „spezialisiren“ lässt: so dass er gar nicht mehr auf seine Höhe, nämlich zum Überblick, Umblick, Niederblick kommt. Oder er gelangt zu spät hinauf, dann, wenn seine beste Zeit und Kraft schon vorüber ist; oder beschädigt, vergröbert, entartet, so dass sein Blick, sein Gesammt-Werthurtheil wenig mehr bedeutet. Gerade die Feinheit seines intellektuellen Gewissens lässt ihn vielleicht unterwegs zögern und sich verzögern; er fürchtet die Verführung zum Dilettanten, zum Tausendfuss und Tausend-Fühlhorn, er weiss es zu gut, dass Einer, der vor sich selbst die Ehrfurcht verloren hat, auch als Erkennender nicht mehr befiehlt, nicht mehr führt: er müsste denn schon zum grossen Schauspieler werden wollen, zum philosophischen Cagliostro und Rattenfänger der Geister, kurz zum Verführer. Dies ist zuletzt eine Frage des Geschmacks: wenn es selbst nicht eine Frage des Gewissens wäre. Es kommt hinzu, um die Schwierigkeit des Philosophen noch einmal zu verdoppeln, dass er von sich ein Urtheil, ein Ja oder Nein, nicht über die Wissenschaften, sondern über das Leben und den Werth des Lebens verlangt, — dass er ungern daran glauben lernt, ein Recht oder gar eine Pflicht zu diesem Urtheile zu haben, und sich nur aus den umfänglichsten — vielleicht störendsten, zerstörendsten — Erlebnissen heraus und oft zögernd, zweifelnd, verstummend seinen Weg zu jenem Rechte und jenem Glauben suchen muss. In der That, die Menge hat den Philosophen lange Zeit verwechselt und verkannt, sei es mit dem wissenschaftlichen Menschen und idealen Gelehrten, sei es mit dem religiös-gehobenen entsinnlichten „entweltlichten“ Schwärmer und Trunkenbold Gottes; und hört man gar heute Jemanden loben, dafür, dass er „weise“ lebe oder „als ein Philosoph“, so bedeutet es beinahe nicht mehr, als „klug und abseits“. Weisheit: das scheint dem Pöbel eine Art Flucht zu sein, ein Mittel und Kunststück, sich gut aus einem schlimmen Spiele herauszuziehn; aber der rechte Philosoph — so scheint es uns, meine Freunde? — lebt „unphilosophisch“ und „unweise“, vor Allem unklug, und fühlt die Last und Pflicht zu hundert Versuchen und Versuchungen des Lebens: — er risquirt sich beständig, er spielt das schlimme Spiel.....

[«]

206.

Im Verhältnisse zu einem Genie, das heisst zu einem Wesen, welches entweder zeugt oder gebiert, beide Worte in ihrem höchsten Umfange genommen —, hat der Gelehrte, der wissenschaftliche Durchschnittsmensch immer etwas von der alten Jungfer: denn er versteht sich gleich dieser nicht auf die zwei werthvollsten Verrichtungen des Menschen. In der That, man gesteht ihnen Beiden, den Gelehrten und den alten Jungfern, gleichsam zur Entschädigung die Achtbarkeit zu — man unterstreicht in diesen Fällen die Achtbarkeit — und hat noch an dem Zwange dieses Zugeständnisses den gleichen Beisatz von Verdruss. Sehen wir genauer zu: was ist der wissenschaftliche Mensch? Zunächst eine unvornehme Art Mensch, mit den Tugenden einer unvornehmen, das heisst nicht herrschenden, nicht autoritativen und auch nicht selbstgenugsamen Art Mensch: er hat Arbeitsamkeit, geduldige Einordnung in Reih und Glied, Gleichmässigkeit und Maass im Können und Bedürfen, er hat den Instinkt für Seinesgleichen und für Das, was Seinesgleichen nöthig hat, zum Beispiel jenes Stück Unabhängigkeit und grüner Weide, ohne welches es keine Ruhe der Arbeit giebt, jenen Anspruch auf Ehre und Anerkennung (die zuerst und zuoberst Erkennung, Erkennbarkeit voraussetzt —), jenen Sonnenschein des guten Namens, jene beständige Besiegelung seines Werthes und seiner Nützlichkeit, mit der das innerliche Misstrauen, der Grund im Herzen aller abhängigen Menschen und Heerdenthiere, immer wieder überwunden werden muss. Der Gelehrte hat, wie billig, auch die Krankheiten und Unarten einer unvornehmen Art: er ist reich am kleinen Neide und hat ein Luchsauge für das Niedrige solcher Naturen, zu deren Höhen er nicht hinauf kann. Er ist zutraulich, doch nur wie Einer, der sich gehen, aber nicht strömen lässt; und gerade vor dem Menschen des grossen Stroms steht er um so kälter und verschlossener da, — sein Auge ist dann wie ein glatter widerwilliger See, in dem sich kein Entzücken, kein Mitgefühl mehr kräuselt. Das Schlimmste und Gefährlichste, dessen ein Gelehrter fähig ist, kommt ihm vom Instinkte der Mittelmässigkeit seiner Art: von jenem Jesuitismus der Mittelmässigkeit, welcher an der Vernichtung des ungewöhnlichen Menschen instinktiv arbeitet und jeden gespannten Bogen zu brechen oder — noch lieber! — abzuspannen sucht. Abspannen nämlich, mit Rücksicht, mit schonender Hand natürlich —, mit zutraulichem Mitleiden abspannen: das ist die eigentliche Kunst des Jesuitismus, der es immer verstanden hat, sich als Religion des Mitleidens einzuführen. —

[«]

207.

Wie dankbar man auch immer dem objektiven Geiste entgegenkommen mag — und wer wäre nicht schon einmal alles Subjektiven und seiner verfluchten Ipsissimosität bis zum Sterben satt gewesen! — zuletzt muss man aber auch gegen seine Dankbarkeit Vorsicht lernen und der Übertreibung Einhalt thun, mit der die Entselbstung und Entpersönlichung des Geistes gleichsam als Ziel an sich, als Erlösung und Verklärung neuerdings gefeiert wird: wie es namentlich innerhalb der Pessimisten-Schule zu geschehn pflegt, die auch gute Gründe hat, dem „interesselosen Erkennen“ ihrerseits die höchsten Ehren zu geben. Der objektive Mensch, der nicht mehr flucht und schimpft, gleich dem Pessimisten, der ideale Gelehrte, in dem der wissenschaftliche Instinkt nach tausendfachem Ganz- und Halb-Missrathen einmal zum Auf- und Ausblühen kommt, ist sicherlich eins der kostbarsten Werkzeuge, die es giebt: aber er gehört in die Hand eines Mächtigeren. Er ist nur ein Werkzeug sagen wir: er ist ein Spiegel, — er ist kein „Selbstzweck“. Der objektive Mensch ist in der That ein Spiegel: vor Allem, was erkannt werden will, zur Unterwerfung gewohnt, ohne eine andre Lust, als wie sie das Erkennen, das „Abspiegeln“ giebt, — er wartet, bis Etwas kommt, und breitet sich dann zart hin, dass auch leichte Fusstapfen und das Vorüberschlüpfen geisterhafter Wesen nicht auf seiner Fläche und Haut verloren gehen. Was von „Person“ an ihm noch übrig ist, dünkt ihm zufällig, oft willkürlich, noch öfter störend: so sehr ist er sich selbst zum Durchgang und Wiederschein fremder Gestalten und Ereignisse geworden. Er besinnt sich auf „sich“ zurück, mit Anstrengung, nicht selten falsch; er verwechselt sich leicht, er vergreift sich in Bezug auf die eignen Nothdürfte und ist hier allein unfein und nachlässig. Vielleicht quält ihn die Gesundheit oder die Kleinlichkeit und Stubenluft von Weib und Freund, oder der Mangel an Gesellen und Gesellschaft, — ja, er zwingt sich, über seine Qual nachzudenken: umsonst! Schon schweift sein Gedanke weg, zum allgemeineren Falle, und morgen weiss er so wenig als er es gestern wusste, wie ihm zu helfen ist. Er hat den Ernst für sich verloren, auch die Zeit: er ist heiter, nicht aus Mangel an Noth, sondern aus Mangel an Fingern und Handhaben für seine Noth. Das gewohnte Entgegenkommen gegen jedes Ding und Erlebniss, die sonnige und unbefangene Gastfreundschaft, mit der er Alles annimmt, was auf ihn stösst, seine Art von rücksichtslosem Wohlwollen, von gefährlicher Unbekümmertheit um Ja und Nein: ach, es giebt genug Fälle, wo er diese seine Tugenden büssen muss! — und als Mensch überhaupt wird er gar zu leicht das caput mortuum dieser Tugenden. Will man Liebe und Hass von ihm, ich meine Liebe und Hass, wie Gott, Weib und Thier sie verstehn —: er wird thun,was er kann, und geben, was er kann. Aber man soll sich nicht wundern, wenn es nicht viel ist, — wenn er da gerade sich unächt, zerbrechlich, fragwürdig und morsch zeigt. Seine Liebe ist gewollt, sein Hass künstlich und mehr un tour de force, eine kleine Eitelkeit und Übertreibung. Er ist eben nur ächt, so weit er objektiv sein darf: allein in seinem heitern Totalismus ist er noch „Natur“ und „natürlich“. Seine spiegelnde und ewig sich glättende Seele weiss nicht mehr zu bejahen, nicht mehr zu verneinen; er befiehlt nicht; er zerstört auch nicht. „Je ne méprise presque rien“ — sagt er mit Leibnitz: man überhöre und unterschätze das presque nicht! Er ist auch kein Mustermensch; er geht Niemandem voran, noch nach; er stellt sich überhaupt zu ferne, als dass er Grund hätte, zwischen Gut und Böse Partei zu ergreifen. Wenn man ihn so lange mit dem Philosophen verwechselt hat, mit dem cäsarischen Züchter und Gewaltmenschen der Cultur: so hat man ihm viel zu hohe Ehren gegeben und das Wesentlichste an ihm übersehen, — er ist ein Werkzeug, ein Stück Sklave, wenn gewiss auch die sublimste Art des Sklaven, an sich aber Nichts, — presque rien! Der objektive Mensch ist ein Werkzeug, ein kostbares, leicht verletzliches und getrübtes Mess-Werkzeug und Spiegel-Kunstwerk, das man schonen und ehren soll; aber er ist kein Ziel, kein Ausgang und Aufgang, kein complementärer Mensch, in dem das übrige Dasein sich rechtfertigt, kein Schluss — und noch weniger ein Anfang, eine Zeugung und erste Ursache, nichts Derbes, Mächtiges, Auf-sich-Gestelltes, das Herr sein will: vielmehr nur ein zarter ausgeblasener feiner beweglicher Formen-Topf, der auf irgend einen Inhalt und Gehalt erst warten muss, um sich nach ihm „zu gestalten“, — für gewöhnlich ein Mensch ohne Gehalt und Inhalt, ein „selbstloser“ Mensch. Folglich auch Nichts für Weiber, in parenthesi. —

[«]

208.

Wenn heute ein Philosoph zu verstehen giebt, er sei kein Skeptiker, — ich hoffe, man hat Das aus der eben gegebenen Abschilderung des objektiven Geistes herausgehört? — so hört alle Welt das ungern; man sieht ihn darauf an, mit einiger Scheu, man möchte so Vieles fragen, fragen... ja, unter furchtsamen Horchern, wie es deren jetzt in Menge giebt, heisst er von da an gefährlich. Es ist ihnen, als ob sie, bei seiner Ablehnung der Skepsis, von Ferne her irgend ein böses bedrohliches Geräusch hörten, als ob irgendwo ein neuer Sprengstoff versucht werde, ein Dynamit des Geistes, vielleicht ein neuentdecktes Russisches Nihilin, ein Pessimismus bonae voluntatis, der nicht bloss Nein sagt, Nein will, sondern — schrecklich zu denken! Nein thut. Gegen diese Art von „gutem Willen“ — einem Willen zur wirklichen thätlichen Verneinung des Lebens — giebt es anerkanntermaassen heute kein besseres Schlaf- und Beruhigungsmittel, als Skepsis, den sanften holden einlullenden Mohn Skepsis; und Hamlet selbst wird heute von den Ärzten der Zeit gegen den „Geist“ und sein Rumoren unter dem Boden verordnet. „Hat man denn nicht alle Ohren schon voll von schlimmen Geräuschen? sagt der Skeptiker, als ein Freund der Ruhe und beinahe als eine Art von Sicherheits-Polizei: dies unterirdische Nein ist fürchterlich! Stille endlich, ihr pessimistischen Maulwürfe!“ Der Skeptiker nämlich, dieses zärtliche Geschöpf, erschrickt allzuleicht; sein Gewissen ist darauf eingeschult, bei jedem Nein, ja schon bei einem entschlossenen harten Ja zu zucken und etwas wie einen Biss zu spüren. Ja! und Nein! — das geht ihm wider die Moral; umgekehrt liebt er es, seiner Tugend mit der edlen Enthaltung ein Fest zu machen, etwa indem er mit Montaigne spricht: „was weiss ich?“ Oder mit Sokrates: „ich weiss, dass ich Nichts weiss“. Oder: hier traue ich mir nicht, hier steht mir keine Thür offen.“ Oder:

„gesetzt, sie stünde offen, wozu gleich eintreten!“ Oder: „wozu nützen alle vorschnellen Hypothesen? Gar keine Hypothesen machen könnte leicht zum guten Geschmack gehören. Müsst ihr denn durchaus etwas Krummes gleich gerade biegen? Durchaus jedes Loch mit irgend welchem Werge ausstopfen? Hat das nicht Zeit? Hat die Zeit nicht Zeit? Oh ihr Teufelskerle, könnt ihr denn gar nicht warten? Auch das Ungewisse hat seine Reize, auch die Sphinx ist eine Circe, auch die Circe war eine Philosophin.“ — Also tröstet sich ein Skeptiker; und es ist wahr, dass er einigen Trost nöthig hat. Skepsis nämlich ist der geistigste Ausdruck einer gewissen vielfachen physiologischen Beschaffenheit, welche man in gemeiner Sprache Nervenschwäche und Kränklichkeit nennt; sie entsteht jedes Mal, wenn sich in entscheidender und plötzlicher Weise lang von einander abgetrennte Rassen oder Stände kreuzen. In dem neuen Geschlechte, das gleichsam verschiedene Maasse und Werthe in’s Blut vererbt bekommt, ist Alles Unruhe, Störung, Zweifel, Versuch; die besten Kräfte wirken hemmend, die Tugenden selbst lassen einander nicht wachsen und stark werden, in Leib und Seele fehlt Gleichgewicht, Schwergewicht, perpendikuläre Sicherheit. Was aber in solchen Mischlingen am tiefsten krank wird und entartet, das ist der Wille: sie kennen das Unabhängige im Entschlusse, das tapfere Lustgefühl im Wollen gar nicht mehr, — sie zweifeln an der „Freiheit des Willens“ auch noch in ihren Träumen. Unser Europa von heute, der Schauplatz eines unsinnig plötzlichen Versuchs von radikaler Stände- und folglich Rassenmischung, ist deshalb skeptisch in allen Höhen und Tiefen, bald mit jener beweglichen Skepsis, welche ungeduldig und lüstern von einem Ast zum andern springt, bald trübe wie eine mit Fragezeichen überladene Wolke, — und seines Willens oft bis zum Sterben satt! Willenslähmung: wo findet man nicht heute diesen Krüppel sitzen! Und oft noch wie geputzt! Wie verführerisch herausgeputzt! Es giebt die schönsten Prunk- und Lügenkleider für diese Krankheit; und dass zum Beispiel das Meiste von dem, was sich heute als „Objektivität“, „Wissenschaftlichkeit“, „l’art pour l’art“, „reines willensfreies Erkennen“ in die Schauläden stellt, nur aufgeputzte Skepsis und Willenslähmung ist, — für diese Diagnose der europäischen Krankheit will ich einstehn. — Die Krankheit des Willens ist ungleichmässig über Europa verbreitet: sie zeigt sich dort am grössten und vielfältigsten, wo die Cultur schon am längsten heimisch ist, sie verschwindet im dem Maasse, als „der Barbar“ noch — oder wieder — unter dem schlotterichten Gewande von westländischer Bildung sein Recht geltend macht. Im jetzigen Frankreich ist demnach, wie man es ebenso leicht erschliessen als mit Händen greifen kann, der Wille am schlimmsten erkrankt; und Frankreich, welches immer eine meisterhafte Geschicklichkeit gehabt hat, auch die verhängnisvollen

Wendungen seines Geistes in’s Reizende und Verführerische umzukehren, zeigt heute recht eigentlich als Schule und Schaustellung aller Zauber der Skepsis sein Cultur-Übergewicht über Europa. Die Kraft zu wollen, und zwar einen Willen lang zu wollen, ist etwas stärker schon in Deutschland, und im deutschen Norden wiederum stärker als in der deutschen Mitte; erheblich stärker in England, Spanien und Corsika, dort an das Phlegma, hier an harte Schädel gebunden, — um nicht von Italien zu reden, welches zu jung ist, als dass es schon wüsste, was es wollte, und das erst beweisen muss, ob es wollen kann —, aber am allerstärksten und erstaunlichsten in jenem ungeheuren Zwischenreiche, wo Europa gleichsam nach Asien zurückfliesst, in Russland. Da ist die Kraft zu wollen seit langem zurückgelegt und aufgespeichert, da wartet der Wille — ungewiss, ob als Wille der Verneinung oder der Bejahung — in bedrohlicher Weise darauf, ausgelöst zu werden, um den Physikern von heute ihr Leibwort abzuborgen. Es dürften nicht nur indische Kriege und Verwicklungen in Asien dazu nöthig sein, damit Europa von seiner grössten Gefahr entlastet werde, sondern innere Umstürze, die Zersprengung des Reichs in kleine Körper und vor Allem die Einführung des parlamentarischen Blödsinns, hinzugerechnet die Verpflichtung für Jedermann, zum Frühstück seine Zeitung zu lesen. Ich sage dies nicht als Wünschender: mir würde das Entgegengesetzte eher nach dem Herzen sein, — ich meine eine solche Zunahme der Bedrohlichkeit Russlands, dass Europa sich entschliessen müsste, gleichermaassen bedrohlich zu werden, nämlich Einen Willen zu bekommen, durch das Mittel einer neuen über Europa herrschenden Kaste, einen langen furchtbaren eigenen Willen, der sich über Jahrtausende hin Ziele setzen könnte: — damit endlich die langgesponnene Komödie seiner Kleinstaaterei und ebenso seine dynastische wie demokratische Vielwollerei zu einem Abschluss käme. Die Zeit für kleine Politik ist vorbei: schon das nächste Jahrhundert bringt den Kampf um die Erd-Herrschaft, — den Zwang zur grossen Politik.

[«]

209.

Inwiefern das neue kriegerische Zeitalter, in welches wir Europäer ersichtlich eingetreten sind, vielleicht auch der Entwicklung einer anderen und stärkeren Art von Skepsis günstig sein mag, darüber möchte ich mich vorläufig nur durch ein Gleichniss ausdrücken, welches die Freunde der deutschen Geschichte schon verstehen werden. Jener unbedenkliche Enthusiast für schöne grossgewachsene

Grenadiere, welcher, als König von Preussen, einem militärischen und skeptischen Genie — und damit im Grunde jenem neuen, jetzt eben siegreich heraufgekommenen Typus des Deutschen — das Dasein gab, der fragwürdige tolle Vater Friedrichs des Grossen, hatte in Einem Punkte selbst den Griff und die Glücks-Kralle des Genies: er wusste, woran es damals in Deutschland fehlte, und welcher Mangel hundert Mal ängstlicher und dringender war, als etwa der Mangel an Bildung und gesellschaftlicher Form, — sein Widerwille gegen den jungen Friedrich kam aus der Angst eines tiefen Instinktes. Männer fehlten; und er argwöhnte zu seinem bittersten Verdrusse, dass sein eigner Sohn nicht Manns genug sei. Darin betrog er sich: aber wer hätte an seiner Stelle sich nicht betrogen? Er sah seinen Sohn dem Atheismus, dem esprit, der genüsslichen Leichtlebigkeit geistreicher Franzosen verfallen: — er sah im Hintergrunde die grosse Blutaussaugerin, die Spinne Skepsis, er argwöhnte das unheilbare Elend eines Herzens, das zum Bösen wie zum Guten nicht mehr hart genug ist, eines zerbrochnen Willens, der nicht mehr befiehlt, nicht mehr befehlen kann. Aber inzwischen wuchs in seinem Sohne jene gefährlichere und härtere neue Art der Skepsis empor — wer weiss, wie sehr gerade durch den Hass des Vaters und durch die eisige Melancholie eines einsam gemachten Willens begünstigt? — die Skepsis der verwegenen Männlichkeit, welche dem Genie zum Kriege und zur Eroberung nächst verwandt ist und in der Gestalt des grossen Friedrich ihren ersten Einzug in Deutschland hielt. Diese Skepsis verachtet und reisst trotzdem an sich; sie untergräbt und nimmt in Besitz; sie glaubt nicht, aber sie verliert sich nicht dabei; sie giebt dem Geiste gefährliche Freiheit, aber sie hält das Herz streng; es ist die deutsche Form der Skepsis, welche, als ein fortgesetzter und in's Geistigste gesteigerter Fridericianismus, Europa eine gute Zeit unter die Botmässigkeit des deutschen Geistes und seines kritischen und historischen Misstrauens gebracht hat. Dank dem unbezwinglich starken und zähen Manns-Charakter der grossen deutschen Philologen und Geschichts-Kritiker (welche, richtig angesehn, allesammt auch Artisten der Zerstörung und Zersetzung waren) stellte sich allmählich und trotz aller Romantik in Musik und Philosophie ein neuer Begriff vom deutschen Geiste fest, in dem der Zug zur männlichen Skepsis entscheidend hervortrat: sei es zum Beispiel als Unerschrockenheit des Blicks, als Tapferkeit und Härte der zerlegenden Hand, als zäher Wille zu gefährlichen Entdeckungsreisen, zu vergeistigten Nordpol-Expeditionen unter öden und gefährlichen Himmeln. Es mag seine guten Gründe haben, wenn sich warmblütige und oberflächliche Menschlichkeits-Menschen gerade vor diesem Geiste bekreuzigen: cet esprit fataliste, ironique, méphistophélique nennt ihn, nicht ohne Schauder, Michelet.

Aber will man nachfühlen, wie auszeichnend diese Furcht vor dem „Mann“ im deutschen Geiste ist, durch den Europa aus seinem „dogmatischen Schlummer“ geweckt wurde, so möge man sich des ehemaligen Begriffs erinnern, der mit ihm überwunden werden musste, — und wie es noch nicht zu lange her ist, dass ein vermännlichtes Weib es in zügelloser Anmaassung wagen durfte, die Deutschen als sanfte herzensgute willensschwache und dichterische Tölpel der Theilnahme Europa’s zu empfehlen. Man verstehe doch endlich das Erstaunen Napoleon’s tief genug, als er Goethen zu sehen bekam: es verräth, was man sich Jahrhunderte lang unter dem „deutschen Geiste“ gedacht hatte. „Voilà un homme!“ — das wollte sagen: „Das ist ja ein Mann! Und ich hatte nur einen Deutschen erwartet!“ —

[«]

210.

Gesetzt also, dass im Bilde der Philosophen der Zukunft irgend ein Zug zu rathen giebt, ob sie nicht vielleicht, in dem zuletzt angedeuteten Sinne, Skeptiker sein müssen, so wäre damit doch nur ein Etwas an ihnen bezeichnet — und nicht sie selbst. Mit dem gleichen Rechte dürften sie sich Kritiker nennen lassen; und sicherlich werden es Menschen der Experimente sein. Durch den Namen, auf welchen ich sie zu taufen wagte, habe ich das Versuchen und die Lust am Versuchen schon ausdrücklich unterstrichen: geschah dies deshalb, weil sie, als Kritiker an Leib und Seele, sich des Experiments in einem neuen, vielleicht weiteren, vielleicht gefährlicheren Sinne zu bedienen lieben? Müssen sie, in ihrer Leidenschaft der Erkenntniss, mit verwegenen und schmerzhaften Versuchen weiter gehn, als es der weichmüthige und verzärtelte Geschmack eines demokratischen Jahrhunderts gut heissen kann? — Es ist kein Zweifel: diese Kommenden werden am wenigsten jener ernsten und nicht unbedenklichen Eigenschaften entrathen dürfen, welche den Kritiker vom Skeptiker abheben, ich meine die Sicherheit der Werthmaasse, die bewusste Handhabung einer Einheit von Methode, den gewitzten Muth, das Alleinstehn und Sich-verantworten-können; ja, sie gestehen bei sich eine Lust am Neinsagen und Zergliedern und eine gewisse besonnene Grausamkeit zu, welche das Messer sicher und fein zu führen weiss, auch noch, wenn das Herz blutet. Sie werden härter sein (und vielleicht nicht immer nur gegen sich), als humane Menschen wünschen mögen, sie werden sich nicht mit der „Wahrheit“ einlassen, damit sie ihnen „gefalle“ oder sie „erhebe“ und „begeistere“: — ihr Glaube wird vielmehr gering sein, dass gerade die Wahrheit solche Lustbarkeiten für das Gefühl mit sich bringe. Sie werden lächeln, diese strengen Geister, wenn Einer vor ihnen sagte „jener Gedanke erhebt mich: wie sollte er nicht wahr sein?“ Oder: „jenes Werk entzückt mich: wie sollte es nicht schön sein?“ Oder: „jener Künstler vergrössert mich: wie sollte er nicht gross sein?“ — sie haben vielleicht nicht nur ein Lächeln, sondern einen ächten Ekel vor allem derartig Schwärmerischen, Idealistischen, Femininischen, Hermaphroditischen bereit, und wer ihnen bis in ihre geheimen Herzenskammern zu folgen wüsste, würde schwerlich dort die Absicht vorfinden, „christliche Gefühle“ mit dem „antiken Geschmacke“ und etwa gar noch mit dem „modernen Parlamentarismus“ zu versöhnen (wie dergleichen Versöhnlichkeit in unserm sehr unsicheren, folglich sehr versöhnlichen Jahrhundert sogar bei Philosophen vorkommen soll). Kritische Zucht und jede Gewöhnung, welche zur Reinlichkeit und Strenge in Dingen des Geistes führt, werden diese Philosophen der Zukunft nicht nur von sich verlangen: sie dürften sie wie ihre Art Schmuck selbst zur Schau tragen, — trotzdem wollen sie deshalb noch nicht Kritiker heissen. Es scheint ihnen keine kleine Schmach, die der Philosophie angethan wird, wenn man dekretirt, wie es heute so gern geschieht: „Philosophie selbst ist Kritik und kritische Wissenschaft — und gar nichts ausserdem!“ Mag diese Werthschätzung der Philosophie sich des Beifalls aller Positivisten Frankreichs und Deutschlands erfreuen (— und es wäre möglich, dass sie sogar dem Herzen und Geschmacke Kant’s geschmeichelt hätte: man erinnere sich der Titel seiner Hauptwerke —): unsre neuen Philosophen werden trotzdem sagen: Kritiker sind Werkzeuge des Philosophen und eben darum, als Werkzeuge, noch lange nicht selbst Philosophen! Auch der grosse Chinese von Königsberg war nur ein grosser Kritiker. —

[«]

211.

Ich bestehe darauf, dass man endlich aufhöre, die philosophischen Arbeiter und überhaupt die wissenschaftlichen Menschen mit den Philosophen zu verwechseln, — dass man gerade hier mit Strenge „Jedem das Seine“ und Jenen nicht zu Viel, Diesen nicht viel zu Wenig gebe. Es mag zur Erziehung des wirklichen Philosophen nöthig sein, dass er selbst auch auf allen diesen Stufen einmal gestanden hat, auf welchen seine Diener, die wissenschaftlichen Arbeiter der Philosophie, stehen bleiben, — stehen bleiben müssen; er muss selbst vielleicht Kritiker und

Skeptiker und Dogmatiker und Historiker und überdies Dichter und Sammler und Reisender und Räthselrather und Moralist und Seher und „freier Geist“ und beinahe Alles gewesen sein, um den Umkreis menschlicher Werthe und Werth-Gefühle zu durchlaufen und mit vielerlei Augen und Gewissen, von der Höhe in jede Ferne, von der Tiefe in jede Höhe, von der Ecke in jede Weite, blicken zu *können*. Aber dies Alles sind nur Vorbedingungen seiner Aufgabe: diese Aufgabe selbst will etwas Anderes, — sie verlangt, dass er *Werthe schaffe*. Jene philosophischen Arbeiter nach dem edlen Muster Kant’s und Hegel’s haben irgend einen grossen Thatbestand von Werthschätzungen — das heisst ehemaliger Werth*setzungen*, Werthschöpfungen, welche herrschend geworden sind und eine Zeit lang „Wahrheiten“ genannt werden — festzustellen und in Formeln zu drängen, sei es im Reiche des *Logischen* oder des *Politischen* (Moralischen) oder des *Künstlerischen*. Diesen Forschern liegt es ob, alles bisher Geschehene und Geschätzte übersichtlich, überdenkbar, fasslich, handlich zu machen, alles Lange, ja „die Zeit“ selbst, abzukürzen und die ganze Vergangenheit zu *überwältigen*: eine ungeheure und wundervolle Aufgabe, in deren Dienst sich sicherlich jeder feine Stolz, jeder zähe Wille befriedigen kann. *Die eigentlichen Philosophen aber sind Befehlende und Gesetzgeber*: sie sagen „so *soll* es sein!“, sie bestimmen erst das Wohin? und Wozu? des Menschen und verfügen dabei über die Vorarbeit aller philosophischen Arbeiter, aller Überwältiger der Vergangenheit, — sie greifen mit schöpferischer Hand nach der Zukunft, und Alles, was ist und war, wird ihnen dabei zum Mittel, zum Werkzeug, zum Hammer. Ihr „Erkennen“ ist *Schaffen*, ihr Schaffen ist eine Gesetzgebung, ihr Wille zur Wahrheit ist — *Wille zur Macht*. — Giebt es heute solche Philosophen? Gab es schon solche Philosophen? *Muss* es nicht solche Philosophen geben?....

[«]

212.

Es will mir immer mehr so scheinen, dass der Philosoph als ein *nothwendiger* Mensch des Morgens und Übermorgens sich jederzeit mit seinem Heute in Widerspruch befunden hat und befinden *musste*: sein Feind war jedes Mal das Ideal von Heute. Bisher haben alle diese ausserordentlichen Förderer des Menschen, welche man Philosophen nennt, und die sich selbst selten als

Freunde der Weisheit, sondern eher als unangenehme Narren und gefährliche Fragezeichen fühlten —, ihre Aufgabe, ihre harte, ungewollte, unabweisliche Aufgabe, endlich aber die Grösse ihrer Aufgabe darin gefunden, das böse Gewissen ihrer Zeit zu sein. Indem sie gerade den Tugenden der Zeit das Messer vivisektorisch auf die Brust setzten, verriethen sie, was ihr eignes Geheimniss war: um eine neue Grösse des Menschen zu wissen, um einen neuen ungegangenen Weg zu seiner Vergrösserung. Jedes Mal deckten sie auf, wie viel Heuchelei, Bequemlichkeit, Sich-gehen-lassen und Sich-fallen lassen, wie viel Lüge unter dem bestgeehrten Typus ihrer zeitgenössischen Moralität versteckt, wie viel Tugend überlebt sei; jedes Mal sagten sie: „wir müssen dorthin, dorthinaus, wo ihr heute am wenigsten zu Hause seid.“ Angesichts einer Welt der „modernen Ideen“, welche Jedermann in eine Ecke und „Spezialität“ bannen möchte, würde ein Philosoph, falls es heute Philosophen geben könnte, gezwungen sein, die Grösse des Menschen, den Begriff „Grösse“ gerade in seine Umfänglichkeit und Vielfältigkeit, in seine Ganzheit im Vielen zu setzen: er würde sogar den Werth und Rang darnach bestimmen, wie viel und vielerlei Einer tragen und auf sich nehmen, wie weit Einer seine Verantwortlichkeit spannen könnte. Heute schwächt und verdünnt der Zeitgeschmack und die Zeittugend den Willen, Nichts ist so sehr zeitgemäss als Willensschwäche: also muss, im Ideale des Philosophen, gerade Stärke des Willens, Härte und Fähigkeit zu langen Entschliessungen in den Begriff „Grösse“ hineingehören; mit so gutem Rechte als die umgekehrte Lehre und das Ideal einer blöden entsagenden demüthigen selbstlosen Menschlichkeit einem umgekehrten Zeitalter angemessen war, einem solchen, das gleich dem sechszehnten Jahrhundert an seiner aufgestauten Energie des Willens und den wildesten Wässern und Sturmfluthen der Selbstsucht litt. Zur Zeit des Sokrates, unter lauter Menschen des ermüdeten Instinktes, unter conservativen Altathenern, welche sich gehen liessen — „zum Glück“, wie sie sagten, zum Vergnügen, wie sie thaten — und die dabei immer noch die alten prunkvollen Worte in den Mund nahmen, auf die ihnen ihr Leben längst kein Recht mehr gab, war vielleicht Ironie zur Grösse der Seele nöthig, jene sokratische boshafte Sicherheit des alten Arztes und Pöbelmanns, welcher schonungslos in’s eigne Fleisch schnitt, wie in’s Fleisch und Herz des „Vornehmen“, mit einem Blick, welcher verständlich genug sprach: „verstellt euch vor mir nicht! Hier — sind wir gleich!“ Heute umgekehrt, wo in Europa das Heerdenthier allein zu Ehren kommt und Ehren vertheilt, wo die „Gleichheit der Rechte“ allzuleicht sich in die Gleichheit im Unrechte umwandeln könnte: ich will sagen in gemeinsame Bekriegung alles Seltenen, Fremden, Bevorrechtigten, des höheren Menschen, der höheren Seele, der höheren Pflicht, der höheren

Verantwortlichkeit, der schöpferischen Machtfülle und Herrschaftlichkeit — heute gehört das Vornehm-sein, das Für-sich-sein-wollen, das Anders-sein-können, das Allein-stehn und auf-eigne-Faust-leben-müssen zum Begriff „Grösse“; und der Philosoph wird Etwas von seinem eignen Ideal verrathen, wenn er aufstellt: „der soll der Grösste sein, der der Einsamste sein kann, der Verborgenste, der Abweichendste, der Mensch jenseits von Gut und Böse, der Herr seiner Tugenden, der Überreiche des Willens; dies eben soll Grösse heissen: ebenso vielfach als ganz, ebenso weit als voll sein können.“ Und nochmals gefragt: ist heute — Grösse möglich?

[«]

213.

Was ein Philosoph ist, das ist deshalb schlecht zu lernen, weil es nicht zu lehren ist: man muss es „wissen“, aus Erfahrung, — oder man soll den Stolz haben, es nicht zu wissen. Dass aber heutzutage alle Welt von Dingen redet, in Bezug auf welche sie keine Erfahrung haben kann, gilt am meisten und schlimmsten vom Philosophen und den philosophischen Zuständen: — die Wenigsten kennen sie, dürfen sie kennen, und alle populären Meinungen über sie sind falsch. So ist zum Beispiel jenes ächt philosophische Beieinander einer kühnen ausgelassenen Geistigkeit, welche presto läuft, und einer dialektischen Strenge und Nothwendigkeit, die keinen Fehltritt thut, den meisten Denkern und Gelehrten von ihrer Erfahrung her unbekannt und darum, falls Jemand davon vor ihnen reden wollte, unglaubwürdig. Sie stellen sich jede Nothwendigkeit als Noth, als peinliches Folgen-müssen und Gezwungen-werden vor; und das Denken selbst gilt ihnen als etwas Langsames, Zögerndes, beinahe als eine Mühsal und oft genug als „des Schweisses der Edlen werth“ — aber ganz und gar nicht als etwas Leichtes, Göttliches und dem Tanze, dem Übermuthe, Nächst-Verwandtes! „Denken“ und eine Sache „ernst nehmen“, „schwer nehmen“ — das gehört bei ihnen zu einander: so allein haben sie es „erlebt“ —. Die Künstler mögen hier schon eine feinere Witterung haben: sie, die nur zu gut wissen, dass gerade dann, wo sie Nichts mehr „willkürlich“ und Alles nothwendig machen, ihr Gefühl von Freiheit, Feinheit, Vollmacht, von schöpferischem Setzen, Verfügen, Gestalten auf seine Höhe kommt, — kurz, dass Nothwendigkeit und „Freiheit des Willens“ dann bei ihnen Eins sind. Es giebt zuletzt eine Rangordnung seelischer Zustände, welcher die Rangordnung der Probleme gemäss ist; und die höchsten Probleme stossen ohne Gnade Jeden zurück, der ihnen zu nahen wagt, ohne durch Höhe und Macht seiner Geistigkeit zu ihrer Lösung vorherbestimmt zu sein. Was hilft es, wenn gelenkige Allerwelts-Köpfe oder ungelenke brave Mechaniker und Empiriker sich, wie es heute so vielfach geschieht, mit ihrem Plebejer-Ehrgeize in ihre Nähe und gleichsam an diesen „Hof der Höfe“ drängen! Aber auf solche Teppiche dürfen grobe Füsse nimmermehr treten: dafür ist im Urgesetz der Dinge schon gesorgt; die Thüren bleiben diesen Zudringlichen geschlossen, mögen sie sich auch die Köpfe daran stossen und zerstossen! Für jede hohe Welt muss man geboren sein; deutlicher gesagt, man muss für sie gezüchtet sein: ein Recht auf Philosophie — das Wort im grossen Sinne genommen — hat man nur Dank seiner Abkunft, die Vorfahren, das „Geblüt“ entscheidet auch hier. Viele Geschlechter müssen der Entstehung des Philosophen vorgearbeitet haben; jede seiner Tugenden muss einzeln erworben, gepflegt, fortgeerbt, einverleibt worden sein, und nicht nur der kühne leichte zarte Gang und Lauf seiner Gedanken, sondern vor Allem die Bereitwilligkeit zu grossen Verantwortungen, die Hoheit herrschender Blicke und Niederblicke, das Sich-Abgetrennt-Fühlen von der Menge und ihren Pflichten und Tugenden, das leutselige Beschützen und Vertheidigen dessen, was missverstanden und verleumdet wird, sei es Gott, sei es Teufel, die Lust und Übung in der grossen Gerechtigkeit, die Kunst des Befehlens, die Weite des Willens, das langsame Auge, welches selten bewundert, selten hinauf blickt, selten liebt....

[«]

Siebentes Hauptstück: unsere Tugenden.

214.

Unsere Tugenden? — Es ist wahrscheinlich, dass auch wir noch unsere Tugenden haben, ob es schon billigerweise nicht jene treuherzigen und vierschrötigen Tugenden sein werden, um derentwillen wir unsere Grossväter in Ehren, aber auch ein wenig uns vom Leibe halten. Wir Europäer von Übermorgen, wir Erstlinge des zwanzigsten Jahrhunderts, — mit aller unsrer gefährlichen Neugierde, unsrer Vielfältigkeit und Kunst der Verkleidung, unsrer mürben und gleichsam versüssten Grausamkeit in Geist und Sinnen, — wir werden vermuthlich, wenn wir Tugenden haben sollten, nur solche haben, die sich mit unsren heimlichsten und herzlichsten Hängen, mit unsern heissesten Bedürfnissen am besten vertragen lernten: wohlan, suchen wir einmal nach ihnen in unsren Labyrinthen! — woselbst sich, wie man weiss, so mancherlei verliert, so mancherlei ganz verloren geht. Und giebt es etwas Schöneres, als nach seinen eigenen Tugenden suchen? Heisst dies nicht beinahe schon: an seine eigne Tugend glauben? Dies aber „an seine Tugend glauben“ — ist dies nicht im Grunde dasselbe, was man ehedem sein „gutes Gewissen“ nannte, jener ehrwürdige langschwänzige Begriffs-Zopf, den sich unsre Grossväter hinter ihren Kopf, oft genug auch hinter ihren Verstand hängten? Es scheint demnach, wie wenig wir uns auch sonst altmodisch und grossväterhaft-ehrbar dünken mögen, in Einem sind wir dennoch die würdigen Enkel dieser Grossväter, wir letzten Europäer mit gutem Gewissen: auch wir noch tragen ihren Zopf. — Ach! Wenn ihr wüsstet, wie es bald, so bald schon — anders kommt!.....

[«]

215.

Wie es im Reich der Sterne mitunter zwei Sonnen sind, welche die Bahn Eines Planeten bestimmen, wie in gewissen Fällen Sonnen verschiedener Farbe um einen einzigen Planeten leuchten, bald mit rothem Lichte, bald mit grünen Lichte, und dann wieder gleichzeitig ihn treffend und bunt überfluthend: so sind wir modernen Menschen, Dank der complicirten Mechanik unsres „Sternenhimmels“ — durch verschiedene Moralen bestimmt; unsre Handlungen leuchten abwechselnd in verschiedenen Farben, sie sind selten eindeutig, — und es giebt genug Fälle, wo wir bunte Handlungen thun.

[«]

216.

Seine Feinde lieben? Ich glaube, das ist gut gelernt worden: es geschieht heute tausendfältig, im Kleinen und im Grossen; ja es geschieht bisweilen schon das Höhere und Sublimere — wir lernen verachten, wenn wir lieben, und gerade wenn wir am besten lieben: — aber alles dies unbewusst, ohne Lärm, ohne Prunk, mit jener Scham und Verborgenheit der Güte, welche dem Munde das feierliche Wort und die Tugend-Formel verbietet. Moral als Attitüde — geht uns heute wider den Geschmack. Dies ist auch ein Fortschritt: wie es der Fortschritt unsrer Väter war, dass ihnen endlich Religion als Attitüde wider den Geschmack gieng, eingerechnet die Feindschaft und Voltairische Bitterkeit gegen die Religion (und was Alles ehemals zur Freigeist-Gebärdensprache gehörte). Es ist die Musik in unserm Gewissen, der Tanz in unserm Geiste, zu dem alle Puritaner-Litanei, alle Moral-Predigt und Biedermännerei nicht klingen will.

[«]

217.

Sich vor Denen in Acht nehmen, welche einen hohen Werth darauf legen, dass man ihnen moralischen Takt und Feinheit in der moralischen Unterscheidung zutraue! Sie vergeben es uns nie, wenn sie sich einmal vor uns (oder gar an uns) vergriffen haben, — sie werden unvermeidlich zu unsern instinktiven Verleumdern und Beeinträchtigern, selbst wenn sie noch unsre „Freunde“ bleiben. — Selig sind die Vergesslichen: denn sie werden auch mit ihren Dummheiten „fertig“.

[«]

218.

Die Psychologen Frankreichs — und wo giebt es heute sonst noch Psychologen? — haben immer noch ihr bitteres und vielfältiges Vergnügen an der bêtise bourgeoise nicht ausgekostet, gleichsam als wenn..... genug, sie verrathen etwas damit. Flaubert zum Beispiel, der brave Bürger von Rouen, sah, hörte und schmeckte zuletzt nichts Anderes mehr: es war seine Art von Selbstquälerei und feinerer Grausamkeit. Nun empfehle ich, zur Abwechslung — denn es wird langweilig —, ein anderes Ding zum Entzücken: das ist die unbewusste Verschlagenheit, mit der sich alle guten dicken braven Geister des Mittelmaasses zu höheren Geistern und deren Aufgaben verhalten, jene feine verhäkelte jesuitische Verschlagenheit, welche tausend Mal feiner ist, als der Verstand und Geschmack dieses Mittelstandes in seinen besten Augenblicken — sogar auch als der Verstand seiner Opfer —: zum abermaligen Beweise dafür, dass der „Instinkt“ unter allen Arten von Intelligenz, welche bisher entdeckt wurden, die intelligenteste ist. Kurz, studirt, ihr Psychologen, die Philosophie der „Regel“ im Kampfe mit der „Ausnahme“: da habt ihr ein Schauspiel, gut genug für Götter und göttliche Boshaftigkeit! Oder, noch heutlicher: treibt Vivisektion am „guten Menschen“, am „homo bonae voluntatis“..... an euch!

[«]

219.

Das moralische Urtheilen und Verurtheilen ist die Lieblings-Rache der Geistig-Beschränkten an Denen, die es weniger sind, auch eine Art Schadenersatz dafür, dass sie von der Natur schlecht bedacht wurden, endlich eine Gelegenheit, Geist zu bekommen und fein zu werden: — Bosheit vergeistigt. Es thut ihnen im Grunde ihres Herzens wohl, dass es einen Maassstab giebt, vor dem auch die mit Gütern und Vorrechten des Geistes Überhäuften ihnen gleich stehn: — sie kämpfen für die „Gleichheit Aller vor Gott“ und brauchen beinahe dazu schon den Glauben an Gott. Unter ihnen sind die kräftigsten Gegner des Atheismus. Wer ihnen sagte „eine hohe Geistigkeit ist ausser Vergleich mit irgend welcher Bravheit und Achtbarkeit eines eben nur moralischen Menschen“, würde sie rasend machen: — ich werde mich hüten, es zu thun. Vielmehr möchte ich ihnen mit meinem Satze schmeicheln, dass eine hohe Geistigkeit selber nur als letzte Ausgeburt moralischer Qualitäten besteht; dass sie eine Synthesis aller jener Zustände ist, welche den „nur moralischen“ Menschen nachgesagt werden, nachdem sie, einzeln, durch lange Zucht und Übung, vielleicht in ganzen Ketten von Geschlechtern erworben sind; dass die hohe Geistigkeit eben die Vergeistigung der Gerechtigkeit und jener gütigen Strenge ist, welche sich beauftragt weiss, die Ordnung des Ranges in der Welt aufrecht zu erhalten, unter den Dingen selbst — und nicht nur unter Menschen.

[«]

220.

Bei dem jetzt so volksthümlichen Lobe des „Uninteressirten“ muss man sich, vielleicht nicht ohne einige Gefahr, zum Bewusstsein bringen, woran eigentlich das Volk Interesse nimmt, und was überhaupt die Dinge sind, um die sich der gemeine Mann gründlich und tief kümmert: die Gebildeten eingerechnet, sogar die Gelehrten, und wenn nicht Alles trügt, beinahe auch die Philosophen. Die Thatsache kommt dabei heraus, dass das Allermeiste von dem, was feinere und verwöhntere Geschmäcker, was jede höhere Natur interessirt und reizt, dem durchschnittlichen Menschen gänzlich „uninteressant“ scheint: — bemerkt er trotzdem eine Hingebung daran, so nennt er sie „désintéressé“ und wundert sich, wie es möglich ist, „uninteressirt“ zu handeln. Es hat Philosophen gegeben, welche dieser Volks-Verwunderung noch einen verführerischen und mystisch-jenseitigen Ausdruck zu verleihen wussten (— vielleicht weil sie die höhere Natur nicht aus Erfahrung kannten?) — statt die nackte und herzlich billige Wahrheit hinzustellen, dass die „uninteressirte“ Handlung eine sehr interessante und interessirte Handlung ist, vorausgesetzt..... „Und die Liebe?“ — Wie! Sogar eine Handlung aus Liebe soll „unegoistisch“ sein? Aber ihr Tölpel —! „Und das Lob des Aufopfernden?“ — Aber wer wirklich Opfer gebracht hat, weiss, dass er etwas dafür wollte und bekam, — vielleicht etwas von sich für etwas von sich — dass er hier hingab, um dort mehr zu haben, vielleicht um überhaupt mehr zu sein oder sich doch als „mehr“ zu fühlen. Aber dies ist ein Reich von Fragen und Antworten, in dem ein verwöhnterer Geist sich ungern aufhält: so sehr hat hier bereits die Wahrheit nöthig, das Gähnen zu unterdrücken, wenn sie antworten muss. Zuletzt ist sie ein Weib: man soll ihr nicht Gewalt anthun.

[«]

221.

Es kommt vor, sagte ein moralistischer Pedant und Kleinigkeitskrämer, dass ich einen uneigennützigen Menschen ehre und auszeichne: nicht aber, weil er uneigennützig ist, sondern weil er mir ein Recht darauf zu haben scheint, einem anderen Menschen auf seine eignen Unkosten zu nützen. Genug, es fragt sich immer, wer er ist und wer Jener ist. An Einem zum Beispiele, der zum Befehlen bestimmt und gemacht wäre, würde Selbst-Verleugnung und bescheidenes Zurücktreten nicht eine Tugend, sondern die Vergeudung einer Tugend sein: so scheint es mir. Jede unegoistische Moral, welche sich unbedingt nimmt und an Jedermann wendet, sündigt nicht nur gegen den Geschmack: sie ist eine Aufreizung zu Unterlassungs-Sünden, eine Verführung mehr unter der Maske der Menschenfreundlichkeit — und gerade eine Verführung und Schädigung der Höheren, Seltneren, Bevorrechteten. Man muss die Moralen zwingen, sich zu allererst vor der Rangordnung zu beugen, man muss ihnen ihre Anmaassung in's Gewissen schieben, — bis sie endlich mit einander darüber in's Klare kommen, das es unmoralisch ist zu sagen: „was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig“. — Also mein moralistischer Pedant und bonhomme: verdiente er es wohl, dass man ihn auslachte, als er die Moralen dergestalt zur Moralität ermahnte? Aber man soll nicht zu viel Recht haben, wenn man die Lacher auf seiner Seite haben will; ein Körnchen Unrecht gehört sogar zum guten Geschmack.

[«]

222.

Wo heute Mitleiden gepredigt wird — und, recht gehört, wird jetzt keine andre Religion mehr gepredigt — möge der Psycholog seine Ohren aufmachen: durch alle Eitelkeit, durch allen Lärm hindurch, der diesen Predigern (wie allen Predigern) zu eigen ist, wird er einen heiseren, stöhnenden, ächten Laut von Selbst-Verachtung hören. Sie gehört zu jener Verdüsterung und Verhässlichung Europa's, welche jetzt ein Jahrhundert lang im Wachsen ist (und deren erste Symptome schon in einem nachdenklichen Briefe Galiani's an Madame d'Epinay urkundlich verzeichnet sind): wenn sie nicht deren Ursache ist! Der

Mensch der „modernen Ideen“, dieser stolze Affe, ist unbändig mit sich selbst unzufrieden: dies steht fest. Er leidet: und seine Eitelkeit will, dass er nur „mit leidet“.....

[«]

223.

Der europäische Mischmensch — ein leidlich hässlicher Plebejer, Alles in Allem — braucht schlechterdings ein Kostüm: er hat die Historie nöthig als die Vorrathskammer der Kostüme. Freilich bemerkt er dabei, dass ihm keines recht auf den Leib passt, — er wechselt und wechselt. Man sehe sich das neunzehnte Jahrhundert auf diese schnellen Vorlieben und Wechsel der Stil-Maskeraden an; auch auf die Augenblicke der Verzweiflung darüber, dass uns „nichts steht“ —. Unnütz, sich romantisch oder klassisch oder christlich oder florentinisch oder barokko oder „national“ vorzuführen, in moribus et artibus: es „kleidet nicht“! Aber der „Geist“, insbesondere der „historische Geist“, ersieht sich auch noch an dieser Verzweiflung seinen Vortheil: immer wieder wird ein neues Stück Vorzeit und Ausland versucht, umgelegt, abgelegt, eingepackt, vor allem studirt: — wir sind das erste studirte Zeitalter in puncto der „Kostüme“, ich meine der Moralen, Glaubensartikel, Kunstgeschmäcker und Religionen, vorbereitet wie noch keine Zeit es war, zum Karneval grossen Stils, zum geistigsten Fasching-Gelächter und Übermuth, zur transscendentalen Höhe des höchsten Blödsinns und der aristophanischen Welt-Verspottung. Vielleicht, dass wir hier gerade das Reich unsrer Erfindung noch entdecken, jenes Reich, wo auch wir noch original sein können, etwa als Parodisten der Weltgeschichte und Hanswürste Gottes, — vielleicht dass, wenn auch Nichts von heute sonst Zukunft hat, doch gerade unser Lachen noch Zukunft hat!

[«]

224.

Der historische Sinn (oder die Fähigkeit, die Rangordnung von Werthschätzungen schnell zu errathen, nach welchen ein Volk, eine Gesellschaft, ein Mensch gelebt hat, der „divinatorische Instinkt“ für die Beziehungen dieser

Werthschätzungen, für das Verhältniss der Autorität der Werthe zur Autorität der wirkenden Kräfte): dieser historische Sinn, auf welchen wir Europäer als auf unsre Besonderheit Anspruch machen, ist uns im Gefolge der bezaubernden und tollen Halbbarbarei gekommen, in welche Europa durch die demokratische Vermengung der Stände und Rassen gestürzt worden ist, — erst das neunzehnte Jahrhundert kennt diesen Sinn, als seinen sechsten Sinn. Die Vergangenheit von jeder Form und Lebensweise, von Culturen, die früher hart neben einander, über einander lagen, strömt Dank jener Mischung in uns „moderne Seelen“ aus, unsre Instinkte laufen nunmehr überallhin zurück, wir selbst sind eine Art Chaos —: schliesslich ersieht sich „der Geist“, wie gesagt, seinen Vortheil dabei. Durch unsre Halbbarbarei in Leib und Begierde haben wir geheime Zugänge überallhin, wie sie ein vornehmes Zeitalter nie besessen hat, vor Allem die Zugänge zum Labyrinthe der unvollendeten Culturen und zu jeder Halbbarbarei, die nur jemals auf Erden dagewesen ist; und insofern der beträchtlichste Theil der menschlichen Cultur bisher eben Halbbarbarei war, bedeutet „historischer Sinn“ beinahe den Sinn und Instinkt für Alles, den Geschmack und die Zunge für Alles: womit er sich sofort als ein unvornehmer Sinn ausweist. Wir geniessen zum Beispiel Homer wieder: vielleicht ist es unser glücklichster Vorsprung, dass wir Homer zu schmecken verstehen, welchen die Menschen einer vornehmen Cultur (etwa die Franzosen des siebzehnten Jahrhunderts, wie Saint-Evremond, der ihm den esprit vaste vorwirft, selbst noch ihr Ausklang Voltaire) nicht so leicht sich anzueignen wissen und wussten, — welchen zu geniessen sie sich kaum erlaubten. Das sehr bestimmte Ja und Nein ihres Gaumens, ihr leicht bereiter Ekel, ihre zögernde Zurückhaltung in Bezug auf alles Fremdartige, ihre Scheu vor dem Ungeschmack selbst der lebhaften Neugierde, und überhaupt jener schlechte Wille jeder vornehmen und selbstgenügsamen Cultur, sich eine neue Begehrlichkeit, eine Unbefriedigung am Eignen, eine Bewunderung des Fremden einzugestehen: alles dies stellt und stimmt sie ungünstig selbst gegen die besten Dinge der Welt, welche nicht ihr Eigenthum sind oder ihre Beute werden könnten, — und kein Sinn ist solchen Menschen unverständlicher, als gerade der historische Sinn und seine unterwürfige Plebejer-Neugierde. Nicht anders steht es mit Shakespeare, dieser erstaunlichen spanisch-maurisch-sächsischen Geschmacks-Synthesis, über welchen sich ein Altathener aus der Freundschaft des Aeschylus halbtodt gelacht oder geärgert haben würde: aber wir — nehmen gerade diese wilde Buntheit, dies Durcheinander des Zartesten, Gröbsten und Künstlichsten, mit einer geheimen Vertraulichkeit und Herzlichkeit an, wir geniessen ihn als das gerade uns aufgesparte Raffinement der Kunst und lassen uns dabei von den widrigen Dämpfen und der Nähe des englischen Pöbels, in welcher Shakespeare’s Kunst und Geschmack lebt, so wenig stören, als etwa auf der Chiaja Neapels: wo wir mit allen unsren Sinnen, bezaubert und willig, unsres Wegs gehn, wie sehr auch die Cloaken der Pöbel-Quartiere in der Luft sind. Wir Menschen des „historischen Sinns“: wir haben als solche unsre Tugenden, es ist nicht zu bestreiten, — wir sind anspruchslos, selbstlos, bescheiden, tapfer, voller Selbstüberwindung, voller Hingebung, sehr dankbar, sehr geduldig, sehr entgegenkommend: — wir sind mit Alledem vielleicht nicht sehr „geschmackvoll“. Gestehen wir es uns schliesslich zu: was uns Menschen des „historischen Sinns“ am schwersten zu fassen, zu fühlen, nachzuschmecken, nachzulieben ist, was uns im Grunde voreingenommen und fast feindlich findet, das ist gerade das Vollkommene und Letzthin-Reife in jeder Cultur und Kunst, das eigentlich Vornehme an Werken und Menschen, ihr Augenblick glatten Meers und halkyonischer Selbstgenugsamkeit, das Goldene und Kalte, welches alle Dinge zeigen, die sich vollendet haben. Vielleicht steht unsre grosse Tugend des historischen Sinns in einem nothwendigen Gegensatz zum guten Geschmacke, mindestens zum allerbesten Geschmacke, und wir vermögen gerade die kleinen kurzen und höchsten Glücksfälle und Verklärungen des menschlichen Lebens, wie sie hier und da einmal aufglänzen, nur schlecht, nur zögernd, nur mit Zwang in uns nachzubilden: jene Augenblicke und Wunder, wo eine grosse Kraft freiwillig vor dem Maasslosen und Unbegrenzten stehen blieb —, wo ein Überfluss von feiner Lust in der plötzlichen Bändigung und Versteinerung, im Feststehen und Sich-Fest-Stellen auf einem noch zitternden Boden genossen wurde. Das Maass ist uns fremd, gestehen wir es uns; unser Kitzel ist gerade der Kitzel des Unendlichen, Ungemessenen. Gleich dem Reiter auf vorwärts schnaubendem Rosse lassen wir vor dem Unendlichen die Zügel fallen, wir modernen Menschen, wir Halbbarbaren — und sind erst dort in unsrer Seligkeit, wo wir auch am meisten — in Gefahr sind.

[«]

225.

Ob Hedonismus, ob Pessimismus, ob Utilitarismus, ob Eudämonismus: alle diese Denkweisen, welche nach Lust und Leid, das heisst nach Begleitzuständen und Nebensachen den Werth der Dinge messen, sind Vordergrunds-Denkweisen und Naivetäten, auf welche ein Jeder, der sich gestaltender Kräfte und eines Künstler-Gewissens bewusst ist, nicht ohne Spott, auch nicht ohne Mitleid herabblicken wird. Mitleiden mit euch! das ist freilich nicht das Mitleiden, wie ihr es meint: das ist nicht Mitleiden mit der socialen „Noth“, mit der „Gesellschaft“ und ihren Kranken und Verunglückten, mit Lasterhaften und Zerbrochnen von Anbeginn, wie sie rings um uns zu Boden liegen; das ist noch weniger Mitleiden mit murrenden gedrückten aufrührerischen Sklaven-Schichten, welche nach Herrschaft — sie nennen’s „Freiheit“ — trachten. Unser Mitleiden ist ein höheres fernsichtigeres Mitleiden: — wir sehen, wie der Mensch sich verkleinert, wie ihr ihn verkleinert! — und es giebt Augenblicke, wo wir gerade eurem Mitleiden mit einer unbeschreiblichen Beängstigung zusehn, wo wir uns gegen dies Mitleiden wehren —, wo wir euren Ernst gefährlicher als irgend welche Leichtfertigkeit finden. Ihr wollt womöglich — und es giebt kein tolleres „womöglich“ — das Leiden abschaffen; und wir? — es scheint gerade, wir wollen es lieber noch höher und schlimmer haben, als je es war! Wohlbefinden, wie ihr es versteht — das ist ja kein Ziel, das scheint uns ein Ende! Ein Zustand, welcher den Menschen alsbald lächerlich und verächtlich macht, — der seinen Untergang wünschen macht! Die Zucht des Leidens, des grossen Leidens — wisst ihr nicht, dass nur diese Zucht alle Erhöhungen des Menschen bisher geschaffen hat? Jene Spannung der Seele im Unglück, welche ihr die Stärke anzüchtet, ihre Schauer im Anblick des grossen Zugrundegehens, ihre Erfindsamkeit und Tapferkeit im Tragen, Ausharren, Ausdeuten, Ausnützen des Unglücks, und was ihr nur je von Tiefe, Geheimniss, Maske, Geist, List, Grösse geschenkt worden ist: — ist es nicht ihr unter Leiden, unter der Zucht des grossen Leidens geschenkt worden? Im Menschen ist Geschöpf und Schöpfer vereint: im Menschen ist Stoff, Bruchstück, Überfluss, Lehm, Koth, Unsinn, Chaos; aber im Menschen ist auch Schöpfer, Bildner, Hammer-Härte, Zuschauer-Göttlichkeit und siebenter Tag: — versteht ihr diesen Gegensatz? Und dass euer Mitleid dem „Geschöpf im Menschen“ gilt, dem, was geformt, gebrochen, geschmiedet, gerissen, gebrannt, geglüht, geläutert werden muss, — dem, was nothwendig leiden muss und leiden soll? Und unser Mitleid — begreift ihr’s nicht, wem unser umgekehrtes Mitleid gilt, wenn es sich gegen euer Mitleid wehrt, als gegen die schlimmste aller Verzärtelungen und Schwächen? — Mitleid also gegen Mitleid! — Aber, nochmals gesagt, es giebt höhere Probleme als alle Lust- und Leid- und Mitleid-Probleme; und jede Philosophie, die nur auf diese hinausläuft, ist eine Naivetät. —

[«]

226.

Wir Immoralisten! — Diese Welt, die uns angeht, in der wir zu fürchten und zu lieben haben, diese beinahe unsichtbare unhörbare Welt feinen Befehlens, feinen Gehorchens, eine Welt des „Beinahe“ in jedem Betrachte, häklich, verfänglich, spitzig, zärtlich: ja, sie ist gut vertheidigt gegen plumpe Zuschauer und vertrauliche Neugierde! Wir sind in ein strenges Garn und Hemd von Pflichten eingesponnen und können da nicht heraus —, darin eben sind wir „Menschen der Pflicht“, auch wir! Bisweilen, es ist wahr, tanzen wir wohl in unsern „Ketten“ und zwischen unsern „Schwertern“; öfter, es ist nicht minder wahr, knirschen wir darunter und sind ungeduldig über all die heimliche Härte unsres Geschicks. Aber wir mögen thun, was wir wollen: die Tölpel und der Augenschein sagen gegen uns „das sind Menschen ohne Pflicht“ — wir haben immer die Tölpel und den Augenschein gegen uns!

[«]

227.

Redlichkeit, gesetzt, dass dies unsre Tugend ist, von der wir nicht loskönnen, wir freien Geister — nun, wir wollen mit aller Bosheit und Liebe an ihr arbeiten und nicht müde werden, uns in unsrer Tugend, die allein uns übrig blieb, zu „vervollkommnen“: mag ihr Glanz einmal wie ein vergoldetes blaues spöttisches Abendlicht über dieser alternden Cultur und ihrem dumpfen düsteren Ernste liegen bleiben! Und wenn dennoch unsre Redlichkeit eines Tages müde wird und seufzt und die Glieder streckt und uns zu hart findet und es besser, leichter, zärtlicher haben möchte, gleich einem angenehmen Laster: bleiben wir hart, wir letzten Stoiker! und schicken wir ihr zu Hülfe, was wir nur an Teufelei in uns haben — unsern Ekel am Plumpen und Ungefähren, unser „nitimur in vetitum“, unsern Abenteuerer-Muth, unsre gewitzte und verwöhnte Neugierde, unsern feinsten verkapptesten geistigsten Willen zur Macht und Welt-Überwindung, der begehrlich um alle Reiche der Zukunft schweift und schwärmt, — kommen wir unserm „Gotte“ mit allen unsern „Teufeln“ zu Hülfe! Es ist wahrscheinlich, dass man uns darob verkennt und verwechselt: was liegt daran! Man wird sagen: „ihre „Redlichkeit“ — das ist ihre Teufelei, und gar nichts mehr!“ was liegt daran! Und selbst wenn man Recht hätte! Waren nicht alle Götter bisher dergleichen heilig gewordne umgetaufte Teufel? Und was wissen wir zuletzt von uns? Und wie der Geist heissen will, der uns führt? (es ist eine Sache der Namen.) Und wie viele Geister wir bergen? Unsre Redlichkeit, wir freien Geister, — sorgen wir dafür, dass sie nicht unsre Eitelkeit, unser Putz und Prunk, unsre Grenze, unsre Dummheit werde! Jede Tugend neigt zur Dummheit, jede Dummheit zur Tugend; „dumm bis zur Heiligkeit“ sagt man in Russland, — sorgen wir dafür, dass wir nicht aus Redlichkeit zuletzt noch zu Heiligen und Langweiligen werden! Ist das Leben nicht hundert Mal zu kurz, sich in ihm — zu langweilen? Man müsste schon an’s ewige Leben glauben, um....

[«]

228.

Man vergebe mir die Entdeckung, dass alle Moral-Philosophie bisher langweilig war und zu den Schlafmitteln gehörte — und dass „die Tugend“ durch nichts mehr in meinen Augen beeinträchtigt worden ist, als durch diese Langweiligkeit ihrer Fürsprecher; womit ich noch nicht deren allgemeine Nützlichkeit verkannt haben möchte. Es liegt viel daran, dass so wenig Menschen als möglich über Moral nachdenken, — es liegt folglich sehr viel daran, dass die Moral nicht etwa eines Tages interessant werde! Aber man sei unbesorgt! Es steht auch heute noch so, wie es immer stand: ich sehe Niemanden in Europa, der einen Begriff davon hätte (oder gäbe), dass das Nachdenken über Moral gefährlich, verfänglich, verführerisch getrieben werden könnte, — dass Verhängniss darin liegen könnte! Man sehe sich zum Beispiel die unermüdlichen unvermeidlichen englischen Utilitarier an, wie sie plump und ehrenwerth in den Fusstapfen Bentham’s, daher wandeln, dahin wandeln (ein homerisches Gleichniss sagt es deutlicher), so wie er selbst schon in den Fusstapfen des ehrenwerthen Helvétius wandelte (nein, das war kein gefährlicher Mensch, dieser Helvétius!). Kein neuer Gedanke, Nichts von feinerer Wendung und Faltung eines alten Gedankens, nicht einmal eine wirkliche Historie des früher Gedachten: eine unmögliche Litteratur im Ganzen, gesetzt, dass man sie nicht mit einiger Bosheit sich einzusäuern versteht. Es hat sich nämlich auch in diese Moralisten (welche man durchaus mit Nebengedanken lesen muss, falls man sie lesen muss —), jenes alte englische Laster eingeschlichen, das cant heisst und moralische Tartüfferie ist, dies Mal unter die neue Form der Wissenschaftlichkeit versteckt; es fehlt auch nicht an geheimer Abwehr von

Gewissensbissen, an denen billigerweise eine Rasse von ehemaligen Puritanern bei aller wissenschaftlichen Befassung mit Moral leiden wird. (Ist ein Moralist nicht das Gegenstück eines Puritaners? Nämlich als ein Denker, der die Moral als fragwürdig, fragezeichenwürdig, kurz als Problem nimmt? Sollte Moralisiren nicht — unmoralisch sein?) Zuletzt wollen sie Alle, dass die englische Moralität Recht bekomme: insofern gerade damit der Menschheit, oder dem „allgemeinen Nutzen“ oder „dem Glück der Meisten“, nein! dem Glücke Englands am besten gedient wird; sie möchten mit allen Kräften sich beweisen, dass das Streben nach englischem Glück, ich meine nach comfort und fashion (und, an höchster Stelle, einem Sitz im Parlament) zugleich auch der rechte Pfad der Tugend sei, ja dass, so viel Tugend es bisher in der Welt gegeben hat, es eben in einem solchen Streben bestanden habe. Keins von allen diesen schwerfälligen, im Gewissen beunruhigten Heerdenthieren (die die Sache des Egoismus als Sache der allgemeinen Wohlfahrt zu führen unternehmen —) will etwas davon wissen und riechen, dass die „allgemeine Wohlfahrt“ kein Ideal, kein Ziel, kein irgendwie fassbarer Begriff, sondern nur ein Brechmittel ist, — dass, was dem Einen billig ist, durchaus noch nicht dem Andern billig sein kann, dass die Forderung Einer Moral für Alle die Beeinträchtigung gerade der höheren Menschen ist, kurz, dass es eine Rangordnung zwischen Mensch und Mensch, folglich auch zwischen Moral und Moral giebt. Es ist eine bescheidene und gründlich mittelmässige Art Mensch, diese utilitarischen Engländer, und, wie gesagt: insofern sie langweilig sind, kann man nicht hoch genug von ihrer Utilität denken. Man sollte sie noch ermuthigen: wie es, zum Theil, mit nachfolgenden Reimen versucht worden ist.

Heil euch, brave Karrenschieber,
Stets „je länger, desto lieber“,
Steifer stets an Kopf und Knie,
Unbegeistert, ungespässig,
Unverwüstlich-mittelmässig,
Sans genie et sans esprit!

[«]

229.

Es bleibt in jenen späten Zeitaltern, die auf Menschlichkeit stolz sein dürfen, so viel Furcht, so viel Aberglaube der Furcht vor dem „wilden grausamen Thiere“ zurück, über welches Herr geworden zu sein eben den Stolz jener menschlicheren Zeitalter ausmacht, dass selbst handgreifliche Wahrheiten wie auf Verabredung Jahrhunderte lang unausgesprochen bleiben, weil sie den Anschein haben, jenem wilden, endlich abgetödteten Thiere wieder zum Leben zu verhelfen. Ich wage vielleicht etwas, wenn ich eine solche Wahrheit mir entschlüpfen lasse: mögen Andre sie wieder einfangen und ihr so viel „Milch der frommen Denkungsart“ zu trinken geben, bis sie still und vergessen in ihrer alten Ecke liegt. — Man soll über die Grausamkeit umlernen und die Augen aufmachen; man soll endlich Ungeduld lernen, damit nicht länger solche unbescheidne dicke Irrthümer tugendhaft und dreist herumwandeln, wie sie zum Beispiel in Betreff der Tragödie von alten und neuen Philosophen aufgefüttert worden sind. Fast Alles, was wir „höhere Cultur“ nennen, beruht auf der Vergeistigung und Vertiefung der Grausamkeit — dies ist mein Satz; jenes „wilde Thier“ ist gar nicht abgetödtet worden, es lebt, es blüht, es hat sich nur — vergöttlicht. Was die schmerzliche Wollust der Tragödie ausmacht, ist Grausamkeit; was im sogenannten tragischen Mitleiden, im Grunde sogar in allem Erhabenen bis hinauf zu den höchsten und zartesten Schaudern der Metaphysik, angenehm wirkt, bekommt seine Süssigkeit allein von der eingemischten Ingredienz der Grausamkeit. Was der Römer in der Arena, der Christ in den Entzückungen des Kreuzes, der Spanier Angesichts von Scheiterhaufen oder Stierkämpfen, der Japanese von heute, der sich zur Tragödie drängt, der Pariser Vorstadt-Arbeiter, der ein Heimweh nach blutigen Revolutionen hat, die Wagnerianerin, welche mit ausgehängtem Willen Tristan und Isolde über sich „ergehen lässt“, — was diese Alle geniessen und mit geheimnissvoller Brunst in sich hineinzutrinken trachten, das sind die Würztränke der grossen Circe „Grausamkeit“. Dabei muss man freilich die tölpelhafte Psychologie von Ehedem davon jagen, welche von der Grausamkeit nur zu lehren wusste, dass sie beim Anblicke fremden Leides entstünde: es giebt einen reichlichen, überreichlichen Genuss auch am eignen Leiden, am eignen Sich-leiden-machen, — und wo nur der Mensch zur Selbst-Verleugnung im religiösen Sinne oder zur Selbstverstümmelung, wie bei Phöniziern und Asketen, oder überhaupt zur Entsinnlichung, Entfleischung, Zerknirschung, zum puritanischen Busskrampfe, zur Gewissens-Vivisektion und zum Pascalischen sacrifizio dell’intelletto sich überreden lässt, da wird er heimlich durch seine Grausamkeit gelockt und vorwärts gedrängt, durch jene gefährlichen Schauder der gegen sich selbst gewendeten Grausamkeit. Zuletzt erwäge man, dass selbst der Erkennende, indem er seinen

Geist zwingt, wider den Hang des Geistes und oft genug auch wider die Wünsche seines Herzens zu erkennen — nämlich Nein zu sagen, wo er bejahen, lieben, anbeten möchte —, als Künstler und Verklärer der Grausamkeit waltet; schon jedes Tief- und Gründlich-Nehmen ist eine Vergewaltigung, ein Wehe-thun-wollen am Grundwillen des Geistes, welcher unablässig zum Scheine und zu den Oberflächen hin will, — schon in jedem Erkennen-Wollen ist ein Tropfen Grausamkeit.

[«]

230.

Vielleicht versteht man nicht ohne Weiteres, was ich hier von einem „Grundwillen des Geistes“ gesagt habe: man gestatte mir eine Erläuterung. — Das befehlerische Etwas, das vom Volke „der Geist“ genannt wird, will in sich und um sich herum Herr sein und sich als Herrn fühlen: es hat den Willen aus der Vielheit zur Einfachheit, einen zusammenschnürenden, bändigenden, herrschsüchtigen und wirklich herrschaftlichen Willen. Seine Bedürfnisse und Vermögen sind hierin die selben, wie sie die Physiologen für Alles, was lebt, wächst und sich vermehrt, aufstellen. Die Kraft des Geistes, Fremdes sich anzueignen, offenbart sich in einem starken Hange, das Neue dem Alten anzuähnlichen, das Mannichfaltige zu vereinfachen, das gänzlich Widersprechende zu übersehen oder wegzustossen: ebenso wie er bestimmte Züge und Linien am Fremden, an jedem Stück „Aussenwelt“ willkürlich stärker unterstreicht, heraushebt, sich zurecht fälscht. Seine Absicht geht dabei auf Einverleibung neuer „Erfahrungen“, auf Einreihung neuer Dinge unter alte Reihen, — auf Wachsthum also; bestimmter noch, auf das Gefühl des Wachsthums, auf das Gefühl der vermehrten Kraft. Diesem selben Willen dient ein scheinbar entgegengesetzter Trieb des Geistes, ein plötzlich herausbrechender Entschluss zur Unwissenheit, zur willkürlichen Abschliessung, ein Zumachen seiner Fenster, ein inneres Neinsagen zu diesem oder jenem Dinge, ein Nicht-heran-kommen-lassen, eine Art Vertheidigungs-Zustand gegen vieles Wissbare, eine Zufriedenheit mit dem Dunkel, mit dem abschliessenden Horizonte, ein Ja-sagen und Gutheissen der Unwissenheit: wie dies Alles nöthig ist je nach dem Grade seiner aneignenden Kraft, seiner „Verdauungskraft“, im Bilde geredet — und wirklich gleicht „der Geist“ am meisten noch einem Magen. Insgleichen gehört hierher der gelegentliche Wille des Geistes, sich täuschen zu lassen, vielleicht mit einer muthwilligen Ahnung davon, dass es so und so nicht steht, dass man es so und so eben nur gelten lässt, eine Lust an aller Unsicherheit und Mehrdeutigkeit, ein frohlockender Selbstgenuss an der willkürlichen Enge und Heimlichkeit eines Winkels, am Allzunahen, am Vordergrunde, am Vergrösserten, Verkleinerten, Verschobenen, Verschönerten, ein Selbstgenuss an der Willkürlichkeit aller dieser Machtäusserungen. Endlich gehört hierher jene nicht unbedenkliche Bereitwilligkeit des Geistes, andere Geister zu täuschen und sich vor ihnen zu verstellen, jener beständige Druck und Drang einer schaffenden, bildenden, wandelfähigen Kraft: der Geist geniesst darin seine Masken-Vielfältigkeit und Verschlagenheit, er geniesst auch das Gefühl seiner Sicherheit darin, — gerade durch seine Proteuskünste ist er ja am besten vertheidigt und versteckt! — Diesem Willen zum Schein, zur Vereinfachung, zur Maske, zum Mantel, kurz zur Oberfläche — denn jede Oberfläche ist ein Mantel — wirkt jener sublime Hang des Erkennenden entgegen, der die Dinge tief, vielfach, gründlich nimmt und nehmen will: als eine Art Grausamkeit des intellektuellen Gewissens und Geschmacks, welche jeder tapfere Denker bei sich anerkennen wird, gesetzt dass er, wie sich gebührt, sein Auge für sich selbst lange genug gehärtet und gespitzt hat und an strenge Zucht, auch an strenge Worte gewöhnt ist. Er wird sagen „es ist etwas Grausames im Hange meines Geistes“: — mögen die Tugendhaften und Liebenswürdigen es ihm auszureden suchen! In der That, es klänge artiger, wenn man uns, statt der Grausamkeit, etwa eine „ausschweifende Redlichkeit“ nachsagte, nachraunte, nachrühmte, — uns freien, sehr freien Geistern: — und so klingt vielleicht wirklich einmal unser — Nachruhm? Einstweilen — denn es hat Zeit bis dahin — möchten wir selbst wohl am wenigsten geneigt sein, uns mit dergleichen moralischen Wort-Flittern und -Franzen aufzuputzen: unsre ganze bisherige Arbeit verleidet uns gerade diesen Geschmack und seine muntere Üppigkeit. Es sind schöne glitzernde klirrende festliche Worte: Redlichkeit, Liebe zur Wahrheit, Liebe zur Weisheit, Aufopferung für die Erkenntniss, Heroismus des Wahrhaftigen, — es ist Etwas daran, das Einem den Stolz schwellen macht. Aber wir Einsiedler und Murmelthiere, wir haben uns längst in aller Heimlichkeit eines Einsiedler-Gewissens überredet, dass auch dieser würdige Wort-Prunk zu dem alten Lügen-Putz, -Plunder und -Goldstaub der unbewussten menschlichen Eitelkeit gehört, und dass auch unter solcher schmeichlerischen Farbe und Übermalung der schreckliche Grundtext homo natura wieder heraus erkannt werden muss. Den Menschen nämlich zurückübersetzen in die Natur; über die vielen eitlen und schwärmerischen Deutungen und Nebensinne Herr werden, welche bisher über jenen ewigen Grundtext homo natura gekritzelt und gemalt wurden; machen, dass der Mensch fürderhin vor dem Menschen steht, wie er heute schon, hart geworden in der Zucht der Wissenschaft, vor der anderen Natur steht, mit unerschrocknen Oedipus-

Augen und verklebten Odysseus-Ohren, taub gegen die Lockweisen alter metaphysischer Vogelfänger, welche ihm allzulange zugeflötet haben: „du bist mehr! du bist höher! du bist anderer Herkunft!“ — das mag eine seltsame und tolle Aufgabe sein, aber es ist eine Aufgabe — wer wollte das leugnen! Warum wir sie wählten, diese tolle Aufgabe? Oder anders gefragt: „warum überhaupt Erkenntniss?“ — Jedermann wird uns darnach fragen. Und wir, solchermaassen gedrängt, wir, die wir uns hunderte Male selbst schon ebenso gefragt haben, wir fanden und finden keine bessere Antwort....

[«]

231.

Das Lernen verwandelt uns, es thut Das, was alle Ernährung thut, die auch nicht bloss „erhält“ —: wie der Physiologe weiss. Aber im Grunde von uns, ganz „da unten“, giebt es freilich etwas Unbelehrbares, einen Granit von geistigem Fatum, von vorherbestimmter Entscheidung und Antwort auf vorherbestimmte ausgelesene Fragen. Bei jedem kardinalen Probleme redet ein unwandelbares „das bin ich“; über Mann und Weib zum Beispiel kann ein Denker nicht umlernen, sondern nur auslernen, — nur zu Ende entdecken, was darüber bei ihm „feststeht“. Man findet bei Zeiten gewisse Lösungen von Problemen, die gerade uns starken Glauben machen; vielleicht nennt man sie fürderhin seine „Überzeugungen“. Später — sieht man in ihnen nur Fusstapfen zur Selbsterkenntniss, Wegweiser zum Probleme, das wir sind, — richtiger, zur grossen Dummheit, die wir sind, zu unserem geistigen Fatum, zum Unbelehrbaren ganz „da unten“. — Auf diese reichliche Artigkeit hin, wie ich sie eben gegen mich selbst begangen habe, wird es mir vielleicht eher schon gestattet sein, über das „Weib an sich“ einige Wahrheiten herauszusagen: gesetzt, dass man es von vornherein nunmehr weiss, wie sehr es eben nur — meine Wahrheiten sind.

[«]

232.

— Das Weib will selbständig werden: und dazu fängt es an, die Männer über das „Weib an sich“ aufzuklären — das gehört zu den schlimmsten Fortschritten der allgemeinen Verhässlichung Europa's. Denn was müssen diese plumpen Versuche der weiblichen Wissenschaftlichkeit und Selbst-Entblössung Alles an's Licht bringen! Das Weib hat so viel Grund zur Scham; im Weibe ist so viel Pedantisches, Oberflächliches, Schulmeisterliches, Kleinlich-Anmaassliches, Kleinlich-Zügelloses und -Unbescheidenes versteckt — man studire nur seinen Verkehr mit Kindern! —, das im Grunde bisher durch die Furcht vor dem Manne am besten zurückgedrängt und gebändigt wurde. Wehe, wenn erst das „Ewig-Langweilige am Weibe“ — es ist reich daran! — sich hervorwagen darf! wenn es seine Klugheit und Kunst, die der Anmuth, des Spielens, Sorgen-Wegscheuchens, Erleichterns und Leicht-Nehmens, wenn es seine feine Anstelligkeit zu angenehmen Begierden gründlich und grundsätzlich zu verlernen beginnt! Es werden schon jetzt weibliche Stimmen laut, welche, beim heiligen Aristophanes! Schrecken machen, es wird mit medizinischer Deutlichkeit gedroht, was zuerst und zuletzt das Weib vom Manne will. Ist es nicht vom schlechtesten Geschmacke, wenn das Weib sich dergestalt anschickt, wissenschaftlich zu werden? Bisher war glücklicher Weise das Aufklären Männer-Sache, Männer-Gabe — man blieb damit „unter sich“; und man darf sich zuletzt, bei Allem, was Weiber über „das Weib“ schreiben, ein gutes Misstrauen vorbehalten, ob das Weib über sich selbst eigentlich Aufklärung will — und wollen kann..... Wenn ein Weib damit nicht einen neuen Putz für sich sucht — ich denke doch, das Sich-Putzen gehört zum Ewig-Weiblichen? — nun, so will es vor sich Furcht erregen: — es will damit vielleicht Herrschaft. Aber es will nicht Wahrheit: was liegt dem Weibe an Wahrheit! Nichts ist von Anbeginn an dem Weibe fremder, widriger, feindlicher als Wahrheit, — seine grosse Kunst ist die Lüge, seine höchste Angelegenheit ist der Schein und die Schönheit. Gestehen wir es, wir Männer: wir ehren und lieben gerade diese Kunst und diesen Instinkt am Weibe: wir, die wir es schwer haben und uns gerne zu unsrer Erleichterung zu Wesen gesellen, unter deren Händen, Blicken und zarten Thorheiten uns unser Ernst, unsre Schwere und Tiefe beinahe wie eine Thorheit erscheint. Zuletzt stelle ich die Frage: hat jemals ein Weib selber schon einem Weibskopfe Tiefe, einem Weibsherzen Gerechtigkeit zugestanden? Und ist es nicht wahr, dass, im Grossen gerechnet, „das Weib“ bisher vom Weibe selbst am meisten missachtet wurde — und ganz und gar nicht von uns? — Wir Männer wünschen, dass das Weib nicht fortfahre, sich durch Aufklärung zu compromittiren: wie es Manns-Fürsorge und Schonung des Weibes war, als die Kirche dekretirte: mulier taceat in ecclesia! Es geschah zum Nutzen des Weibes, als Napoleon der allzuberedten Madame de Staël zu verstehen gab: mulier taceat in politicis! — und ich denke, dass es ein rechter Weiberfreund ist, der den Frauen heute zuruft: mulier taceat de muliere!

[«]

233.

Es verräth Corruption der Instinkte — noch abgesehn davon, dass es schlechten Geschmack verräth —, wenn ein Weib sich gerade auf Madame Roland oder Madame de Staël oder Monsieur George Sand beruft, wie als ob damit etwas zu Gunsten des „Weibes an sich“ bewiesen wäre. Unter Männern sind die Genannten die drei komischen Weiber an sich — nichts mehr! — und gerade die besten unfreiwilligen Gegen-Argumente gegen Emancipation und weibliche Selbstherrlichkeit.

[«]

234.

Die Dummheit in der Küche; das Weib als Köchin; die schauerliche Gedankenlosigkeit, mit der die Ernährung der Familie und des Hausherrn besorgt wird! Das Weib versteht nicht, was die Speise bedeutet: und will Köchin sein! Wenn das Weib ein denkendes Geschöpf wäre, so hätte es ja, als Köchin seit Jahrtausenden, die grössten physiologischen Thatsachen finden, insgleichen die Heilkunst in seinen Besitz bringen müssen! Durch schlechte Köchinnen — durch den vollkommenen Mangel an Vernunft in der Küche ist die Entwicklung des Menschen am längsten aufgehalten, am schlimmsten beeinträchtigt worden: es steht heute selbst noch wenig besser. Eine Rede an höhere Töchter.

[«]

235.

Es giebt Wendungen und Würfe des Geistes, es giebt Sentenzen, eine kleine Handvoll Worte, in denen eine ganze Cultur, eine ganze Gesellschaft sich plötzlich krystallisirt. Dahin gehört jenes gelegentliche Wort der Madame de Lambert an ihren Sohn: „mon ami, ne vous permettez jamais que de folies, qui vous feront grand plaisir“: — beiläufig das mütterlichste und klügste Wort, das je an einen Sohn gerichtet worden ist.

[«]

236.

Das, was Dante und Goethe vom Weibe geglaubt haben — jener, indem er sang „ella guardava suso, ed io in lei“, dieser, indem er es übersetzte „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“ —: ich zweifle nicht, dass jedes edlere Weib sich gegen diesen Glauben wehren wird, denn es glaubt eben das vom Ewig-Männlichen...

[«]

237.

Sieben Weibs-Sprüchlein.

Wie die längste Weile fleucht, kommt ein Mann zu uns gekreucht!

* *

Alter, ach! und Wissenschaft giebt auch schwacher Tugend Kraft.

* *

Schwarz Gewand und Schweigsamkeit kleidet jeglich Weib — gescheidt.

* *

Wem im Glück ich dankbar bin? Gott! — und meiner Schneiderin.

* *

Jung: beblümtes Höhlenhaus. Alt: ein Drache fährt heraus.

*   *

Edler Name, hübsches Bein, Mann dazu: oh wär’ er mein!

*   *

Kurze Rede, langer Sinn — Glatteis für die Eselin!

[«]

237.

Die Frauen sind von den Männern bisher wie Vögel behandelt worden, die von irgend welcher Höhe sich hinab zu ihnen verirrt haben: als etwas Feineres, Verletzlicheres, Wilderes, Wunderlicheres, Süsseres, Seelenvolleres, — aber als Etwas, das man einsperren muss, damit es nicht davonfliegt.

[«]

238.

Sich im Grundprobleme „Mann und Weib“ zu vergreifen, hier den abgründlichsten Antagonismus und die Nothwendigkeit einer ewig-feindseligen Spannung zu leugnen, hier vielleicht von gleichen Rechten, gleicher Erziehung, gleichen Ansprüchen und Verpflichtungen zu träumen: das ist ein typisches Zeichen von Flachköpfigkeit, und ein Denker, der an dieser gefährlichen Stelle sich flach erwiesen hat — flach im Instinkte! —, darf überhaupt als verdächtig, mehr noch, als verrathen, als aufgedeckt gelten: wahrscheinlich wird er für alle Grundfragen des Lebens, auch des zukünftigen Lebens, zu „kurz“ sein und in keine Tiefe hinunter können. Ein Mann hingegen, der Tiefe hat, in seinem Geiste, wie in seinen Begierden, auch jene Tiefe des Wohlwollens, welche der Strenge und Härte fähig ist, und leicht mit ihnen verwechselt wird, kann über das Weib immer nur orientalisch denken: er muss das Weib als Besitz, als verschliessbares Eigenthum, als etwas zur Dienstbarkeit Vorbestimmtes und in ihr sich Vollendendes fassen, — er muss sich hierin auf die ungeheure Vernunft Asiens, auf Asiens Instinkt-Überlegenheit stellen: wie dies ehemals die Griechen gethan haben, diese besten Erben und Schüler Asiens, welche, wie bekannt, von Homer bis zu den

Zeiten des Perikles, mit zunehmender Cultur und Umfänglichkeit an Kraft, Schritt für Schritt auch strenger gegen das Weib, kurz orientalischer geworden sind. Wie nothwendig, wie logisch, wie selbst menschlich-wünschbar dies war: möge man darüber bei sich nachdenken!

[«]

239.

Das schwache Geschlecht ist in keinem Zeitalter mit solcher Achtung von Seiten der Männer behandelt worden als in unserm Zeitalter — das gehört zum demokratischen Hang und Grundgeschmack, ebenso wie die Unehrerbietigkeit vor dem Alter —: was Wunder, dass sofort wieder mit dieser Achtung Missbrauch getrieben wird? Man will mehr, man lernt fordern, man findet zuletzt jenen Achtungszoll beinahe schon kränkend, man würde den Wettbewerb um Rechte, ja ganz eigentlich den Kampf vorziehn: genug, das Weib verliert an Scham. Setzen wir sofort hinzu, dass es auch an Geschmack verliert. Es verlernt den Mann zu fürchten: aber das Weib, das „das Fürchten verlernt“, giebt seine weiblichsten Instinkte preis. Dass das Weib sich hervor wagt, wenn das Furcht-Einflössende am Manne, sagen wir bestimmter, wenn der Mann im Manne nicht mehr gewollt und grossgezüchtet wird, ist billig genug, auch begreiflich genug; was sich schwerer begreift, ist, dass ebendamit — das Weib entartet. Dies geschieht heute: täuschen wir uns nicht darüber! Wo nur der industrielle Geist über den militärischen und aristokratischen Geist gesiegt hat, strebt jetzt das Weib nach der wirthschaftlichen und rechtlichen Selbständigkeit eines Commis: „das Weib als Commis“ steht an der Pforte der sich bildenden modernen Gesellschaft. Indem es sich dergestalt neuer Rechte bemächtigt, „Herr“ zu werden trachtet und den „Fortschritt“ des Weibes auf seine Fahnen und Fähnchen schreibt, vollzieht sich mit schrecklicher Deutlichkeit das Umgekehrte: das Weib geht zurück. Seit der französischen Revolution ist in Europa der Einfluss des Weibes in dem Maasse geringer geworden, als es an Rechten und Ansprüchen zugenommen hat; und die „Emancipation des Weibes“, insofern sie von den Frauen selbst (und nicht nur von männlichen Flachköpfen) verlangt und gefördert wird, ergiebt sich dergestalt als ein merkwürdiges Symptom von der zunehmenden Schwächung und Abstumpfung der allerweiblichsten Instinkte. Es ist Dummheit in dieser Bewegung, eine beinahe maskulinische Dummheit, deren sich ein wohlgerathenes Weib — das immer ein kluges Weib ist

— von Grund aus zu schämen hätte. Die Witterung dafür verlieren, auf welchem Boden man am sichersten zum Siege kommt; die Übung in seiner eigentlichen Waffenkunst vernachlässigen; sich vor dem Manne gehen lassen, vielleicht sogar „bis zum Buche“, wo man sich früher in Zucht und feine listige Demuth nahm; dem Glauben des Mannes an ein im Weibe verhülltes grundverschiedenes Ideal, an irgend ein Ewig- und Nothwendig-Weibliches mit tugendhafter Dreistigkeit entgegenarbeiten; dem Manne es nachdrücklich und geschwätzig ausreden, dass das Weib gleich einem zarteren, wunderlich wilden und oft angenehmen Hausthiere erhalten, versorgt, geschützt, geschont werden müsse; das täppische und entrüstete Zusammensuchen all des Sklavenhaften und Leibeigenen, das die Stellung des Weibes in der bisherigen Ordnung der Gesellschaft an sich gehabt hat und noch hat (als ob Sklaverei ein Gegenargument und nicht vielmehr eine Bedingung jeder höheren Cultur, jeder Erhöhung der Cultur sei): — was bedeutet dies Alles, wenn nicht eine Anbröckelung der weiblichen Instinkte, eine Entweiblichung? Freilich, es giebt genug blödsinnige Frauen-Freunde und Weibs-Verderber unter den gelehrten Eseln männlichen Geschlechts, die dem Weibe anrathen, sich dergestalt zu entweiblichen und alle die Dummheiten nachzumachen, an denen der „Mann“ in Europa, die europäische „Mannhaftigkeit“ krankt, — welche das Weib bis zur „allgemeinen Bildung“, wohl gar zum Zeitungslesen und Politisiren herunterbringen möchten. Man will hier und da selbst Freigeister und Litteraten aus den Frauen machen: als ob ein Weib ohne Frömmigkeit für einen tiefen und gottlosen Mann nicht etwas vollkommen Widriges oder Lächerliches wäre —; man verdirbt fast überall ihre Nerven mit der krankhaftesten und gefährlichsten aller Arten Musik (unsrer deutschen neuesten Musik) und macht sie täglich hysterischer und zu ihrem ersten und letzten Berufe, kräftige Kinder zu gebären, unbefähigter. Man will sie überhaupt noch mehr „cultiviren“ und, wie man sagt, das „schwache Geschlecht“ durch Cultur stark machen: als ob nicht die Geschichte so eindringlich wie möglich lehrte, dass „Cultivirung“ des Menschen und Schwächung — nämlich Schwächung, Zersplitterung, Ankränkelung der Willenskraft, immer mit einander Schritt gegangen sind, und dass die mächtigsten und einflussreichsten Frauen der Welt (zuletzt noch die Mutter Napoleon’s) gerade ihrer Willenskraft — und nicht den Schulmeistern! — ihre Macht und ihr Übergewicht über die Männer verdankten. Das, was am Weibe Respekt und oft genug Furcht einflösst, ist seine Natur, die „natürlicher“ ist als die des Mannes, seine ächte raubthierhafte listige Geschmeidigkeit, seine Tigerkralle unter dem Handschuh, seine Naivetät im Egoismus, seine Unerziehbarkeit und innerliche Wildheit, das Unfassliche, Weite, Schweifende seiner Begierden und Tugenden...... Was, bei aller Furcht, für diese gefährliche und schöne Katze „Weib“ Mitleiden macht, ist, dass es leidender, verletzbarer, liebebedürftiger und zur Enttäuschung verurtheilter erscheint als irgend ein Thier. Furcht und Mitleiden: mit diesen Gefühlen stand bisher der Mann vor dem Weibe, immer mit einem Fusse schon in der Tragödie, welche zerreisst, indem sie entzückt —. Wie? Und damit soll es nun zu Ende sein? Und die Entzauberung des Weibes ist im Werke? Die Verlangweiligung des Weibes kommt langsam herauf? Oh Europa! Europa! Man kennt das Thier mit Hörnern, welches für dich immer am anziehendsten war, von dem dir immer wieder Gefahr droht! Deine alte Fabel könnte noch einmal zur „Geschichte“ werden, — noch einmal könnte eine ungeheure Dummheit über dich Herr werden und dich davon tragen! Und unter ihr kein Gott versteckt, nein! nur eine „Idee“, eine „moderne Idee“!.....

[«]

Achtes Hauptstück: Völker und Vaterländer.

240.

Ich hörte, wieder einmal zum ersten Male — Richard Wagner’s Ouverture zu den Meistersingern: das ist eine prachtvolle, überladene, schwere und späte Kunst, welche den Stolz hat, zu ihrem Verständniss zwei Jahrhunderte Musik als noch lebendig vorauszusetzen: — es ehrt die Deutschen, dass sich ein solcher Stolz nicht verrechnete! Was für Säfte und Kräfte, was für Jahreszeiten und Himmelsstriche sind hier nicht gemischt! Das muthet uns bald alterthümlich, bald fremd, herb und überjung an, das ist ebenso willkürlich als pomphaft-herkömmlich, das ist nicht selten schelmisch, noch öfter derb und grob, — das hat Feuer und Muth und zugleich die schlaffe falbe Haut von Früchten, welche zu spät reif werden. Das strömt breit und voll: und plötzlich ein Augenblick unerklärlichen Zögerns, gleichsam eine Lücke, die zwischen Ursache und Wirkung aufspringt, ein Druck, der uns träumen macht, beinahe ein Alpdruck —, aber schon breitet und weitet sich wieder der alte Strom von Behagen aus, von vielfältigstem Behagen, von altem und neuem Glück, sehr eingerechnet das Glück des Künstlers an sich selber, dessen er nicht Hehl haben will, sein erstauntes glückliches Mitwissen um die Meisterschaft seiner hier verwendeten Mittel, neuer neuerworbener unausgeprobter Kunstmittel, wie er uns zu verrathen scheint. Alles in Allem keine Schönheit, kein Süden, Nichts von südlicher feiner Helligkeit des Himmels, Nichts von Grazie, kein Tanz, kaum ein Wille zur Logik; eine gewisse Plumpheit sogar, die noch unterstrichen wird, wie als ob der Künstler uns sagen wollte: „sie gehört zu meiner Absicht“; eine schwerfällige Gewandung, etwas Willkürlich-Barbarisches und Feierliches, ein Geflirr von gelehrten und ehrwürdigen Kostbarkeiten und Spitzen; etwas Deutsches, im besten und schlimmsten Sinn des Wortes, etwas auf deutsche Art Vielfaches, Unförmliches und Unausschöpfliches; eine gewisse deutsche Mächtigkeit und Überfülle der Seele, welche keine Furcht hat, sich unter die Raffinements des Verfalls zu verstecken, — die sich dort vielleicht erst am wohlsten fühlt; ein rechtes ächtes Wahrzeichen der deutschen Seele, die zugleich jung und veraltet, übermürbe und überreich noch an Zukunft ist. Diese Art Musik drückt am besten aus, was ich von den Deutschen halte: sie sind von Vorgestern und von Übermorgen, — sie haben noch kein Heute.

[«]

241.

Wir „guten Europäer“: auch wir haben Stunden, wo wir uns eine herzhafte Vaterländerei, einen Plumps und Rückfall in alte Lieben und Engen gestatten — ich gab eben eine Probe davon —, Stunden nationaler Wallungen, patriotischer Beklemmungen und allerhand anderer alterthümlicher Gefühls-Überschwemmungen. Schwerfälligere Geister, als wir sind, mögen mit dem, was sich bei uns auf Stunden beschränkt und in Stunden zu Ende spielt, erst in längeren Zeiträumen fertig werden, in halben Jahren die Einen, in halben Menschenleben die Anderen, je nach der Schnelligkeit und Kraft, mit der sie verdauen und ihre „Stoffe wechseln“. Ja, ich könnte mir dumpfe zögernde Rassen denken, welche auch in unserm geschwinden Europa halbe Jahrhunderte nöthig hätten, um solche atavistische Anfälle von Vaterländerei und Schollenkleberei zu überwinden und wieder zur Vernunft, will sagen zum „guten Europäerthum“ zurückzukehren. Und indem ich über diese Möglichkeit ausschweife, begegnet mir’s, dass ich Ohrenzeuge eines Gesprächs von zwei alten „Patrioten“ werde, — sie hörten beide offenbar schlecht und sprachen darum um so lauter. „Der hält und weiss von Philosophie so viel als ein Bauer oder Corpsstudent — sagte der Eine —: der ist noch unschuldig. Aber was liegt heute daran! Es ist das Zeitalter der Massen: die liegen vor allem Massenhaften auf dem Bauche. Und so auch in politicis. Ein Staatsmann, der ihnen einen neuen Thurm von Babel, irgend ein Ungeheuer von Reich und Macht aufthürmt, heisst ihnen „gross“: — was liegt daran, dass wir Vorsichtigeren und Zurückhaltenderen einstweilen noch nicht vom alten Glauben lassen, es sei allein der grosse Gedanke, der einer That und Sache Grösse giebt. Gesetzt, ein Staatsmann brächte sein Volk in die Lage, fürderhin „grosse Politik“ treiben zu müssen, für welche es von Natur schlecht angelegt und vorbereitet ist: so dass es nöthig hätte, einer neuen zweifelhaften Mittelmässigkeit zu Liebe seine alten und sicheren Tugenden zu opfern, — gesetzt, ein Staatsmann verurtheilte sein Volk zum „Politisiren“ überhaupt, während dasselbe bisher Besseres zu thun und zu denken hatte und im Grunde seiner Seele einen vorsichtigen Ekel vor der Unruhe, Leere und lärmenden Zankteufelei der eigentlich politisirenden Völker nicht los wurde: — gesetzt, ein solcher Staatsmann stachle die eingeschlafnen Leidenschaften und Begehrlichkeiten seines Volkes auf, mache ihm aus seiner bisherigen Schüchternheit und Lust am Danebenstehn einen Flecken, aus seiner Ausländerei und heimlichen Unendlichkeit eine Verschuldung, entwerthe ihm seine herzlichsten Hänge, drehe sein Gewissen um, mache seinen Geist eng, seinen Geschmack „national“, — wie! ein Staatsmann, der dies Alles thäte, den sein Volk in alle Zukunft hinein, falls es Zukunft hat, abbüssen müsste, ein solcher Staatsmann wäre gross?“ „Unzweifelhaft! antwortete ihm der andere alte Patriot heftig: sonst hätte er es nicht gekonnt! Es war toll vielleicht, so etwas zu wollen? Aber vielleicht war alles Grosse im Anfang nur toll!“ — „Missbrauch der Worte! schrie sein Unterredner dagegen: — stark! stark! stark und toll! Nicht gross!“ — Die alten Männer hatten sich ersichtlich erhitzt, als sie sich dergestalt ihre „Wahrheiten“ in’s Gesicht schrieen; ich aber, in meinem Glück und Jenseits, erwog, wie bald über den Starken ein Stärkerer Herr werden wird; auch dass es für die geistige Verflachung eines Volkes eine Ausgleichung giebt, nämlich durch die Vertiefung eines anderen. —

[«]

242.

Nenne man es nun „Civilisation“ oder „Vermenschlichung“ oder „Fortschritt“, worin jetzt die Auszeichnung der Europäer gesucht wird; nenne man es einfach, ohne zu loben und zu tadeln, mit einer politischen Formel die demokratische Bewegung Europa’s: hinter all den moralischen und politischen Vordergründen, auf welche mit solchen Formeln hingewiesen wird, vollzieht sich ein ungeheurer physiologischer Prozess, der immer mehr in Fluss geräth, — der Prozess einer Anähnlichung der Europäer, ihre wachsende Loslösung von den Bedingungen, unter denen klimatisch und ständisch gebundene Rassen entstehen, ihre zunehmende Unabhängigkeit von jedem bestimmten milieu, das Jahrhunderte lang sich mit gleichen Forderungen in Seele und Leib einschreiben möchte, — also die langsame Heraufkunft einer wesentlich übernationalen und nomadischen Art Mensch, welche, physiologisch geredet, ein Maximum von Anpassungskunst und -kraft als ihre typische Auszeichnung besitzt. Dieser Prozess des werdenden Europäers, welcher durch grosse Rückfälle im Tempo verzögert werden kann, aber vielleicht gerade damit an Vehemenz und Tiefe gewinnt und wächst — der jetzt noch wüthende Sturm und Drang des „National-Gefühls“ gehört hierher, insgleichen der eben heraufkommende Anarchismus —: dieser Prozess läuft wahrscheinlich auf Resultate hinaus, auf welche seine naiven Beförderer und Lobredner, die Apostel der „modernen Ideen“, am wenigsten rechnen möchten. Die selben neuen Bedingungen, unter denen im Durchschnitt eine Ausgleichung und Vermittelmässigung des Menschen sich herausbilden wird — ein nützliches arbeitsames, vielfach brauchbares und anstelliges Heerdenthier Mensch —, sind im höchsten Grade dazu angethan, Ausnahme-Menschen der gefährlichsten und anziehendsten Qualität den Ursprung zu geben. Während nämlich jene Anpassungskraft, welche immer wechselnde Bedingungen durchprobirt und mit jedem Geschlecht, fast mit jedem Jahrzehend, eine neue Arbeit beginnt, die Mächtigkeit des Typus gar nicht möglich macht; während der Gesammt-Eindruck solcher zukünftiger Europäer wahrscheinlich der von vielfachen geschwätzigen willensarmen und äusserst anstellbaren Arbeitern sein wird, die des Herrn, des Befehlenden bedürfen wie des täglichen Brodes; während also die Demokratisirung Europa’s auf die Erzeugung eines zur Sklaverei im feinsten Sinne vorbereiteten Typus hinausläuft: wird, im Einzel- und Ausnahmefall, der starke Mensch stärker und reicher gerathen müssen, als er vielleicht jemals bisher gerathen ist, — Dank der Vorurtheilslosigkeit seiner Schulung, Dank der ungeheuren Vielfältigkeit von Übung, Kunst und Maske. Ich wollte sagen: die Demokratisirung Europa’s ist zugleich eine unfreiwillige Veranstaltung zur Züchtung von Tyrannen, — das Wort in jedem Sinne verstanden, auch im geistigsten.

[«]

243.

Ich höre mit Vergnügen, dass unsre Sonne in rascher Bewegung gegen das Sternbild des Herkules hin begriffen ist: und ich hoffe, dass der Mensch auf dieser Erde es darin der Sonne gleich thut. Und wir voran, wir guten Europäer! —

[«]

244.

Es gab eine Zeit, wo man gewohnt war, die Deutschen mit Auszeichnung „tief“ zu nennen: jetzt, wo der erfolgreichste Typus des neuen Deutschthums nach ganz andern Ehren geizt und an Allem, was Tiefe hat, vielleicht die „Schneidigkeit“ vermisst, ist der Zweifel beinahe zeitgemäss und patriotisch, ob man sich ehemals mit jenem Lobe nicht betrogen hat: genug, ob die deutsche Tiefe nicht im Grunde etwas Anderes und Schlimmeres ist — und Etwas, das man, Gott sei Dank, mit Erfolg loszuwerden im Begriff steht. Machen wir also den Versuch, über die deutsche Tiefe umzulernen: man hat Nichts dazu nöthig, als ein wenig Vivisektion der deutschen Seele. — Die deutsche Seele ist vor Allem vielfach, verschiedenen Ursprungs, mehr zusammen- und übereinandergesetzt, als wirklich gebaut: das liegt an ihrer Herkunft. Ein Deutscher, der sich erdreisten wollte, zu behaupten „zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust“ würde sich in der Wahrheit arg vergreifen, richtiger, hinter der Wahrheit um viele Seelen zurückbleiben. Als ein Volk der ungeheuerlichsten Mischung und Zusammenrührung von Rassen, vielleicht sogar mit einem Übergewicht des vor-arischen Elementes, als „Volk der Mitte“ in jedem Verstande, sind die Deutschen unfassbarer, umfänglicher, widerspruchsvoller, unbekannter, unberechenbarer, überraschender, selbst erschrecklicher, als es andere Völker sich selber sind: — sie entschlüpfen der Definition und sind damit schon die Verzweiflung der Franzosen. Es kennzeichnet die Deutschen, dass bei ihnen die Frage „was ist deutsch?“ niemals ausstirbt. Kotzebue kannte seine Deutschen gewiss gut genug: „wir sind erkannt“ jubelten sie ihm zu, — aber auch Sand glaubte sie zu kennen. Jean Paul wusste, was er that, als er sich ergrimmt gegen Fichte’s verlogne, aber patriotische Schmeicheleien und Übertreibungen erklärte, — aber es ist wahrscheinlich, dass Goethe anders über die Deutschen dachte, als Jean Paul, wenn er ihm auch in Betreff Fichtens Recht gab. Was Goethe eigentlich über die Deutschen gedacht hat? — er hat über viele Dinge um sich herum nie deutlich geredet und verstand sich zeitlebens auf das feine Schweigen: — wahrscheinlich hatte er gute Gründe dazu. Gewiss ist, dass es nicht „die Freiheitskriege“ waren, die ihn freudiger aufblicken liessen, so wenig als die französische Revolution, — das Ereigniss, um dessentwillen er seinen Faust, ja das ganze Problem „Mensch“ umgedacht hat, war das Erscheinen Napoleon’s. Es giebt Worte Goethe’s, in denen er, wie vom Auslande her, mit einer ungeduldigen Härte über Das abspricht, was die Deutschen sich zu ihrem Stolze rechnen: das berühmte deutsche Gemüth definirt er einmal als „Nachsicht mit fremden und eignen Schwächen“. Hat er damit Unrecht? — es kennzeichnet die Deutschen, dass man über sie selten völlig Unrecht hat. Die deutsche Seele hat Gänge und Zwischengänge in sich, es giebt in ihr Höhlen, Verstecke, Burgverliesse; ihre

Unordnung hat viel vom Reize des Geheimnissvollen; der Deutsche versteht sich auf die Schleichwege zum Chaos. Und wie jeglich Ding sein Gleichniss liebt, so liebt der Deutsche die Wolken und Alles, was unklar, werdend, dämmernd, feucht und verhängt ist: das Ungewisse, Unausgestaltete, Sich-Verschiebende, Wachsende jeder Art fühlt er als „tief“. Der Deutsche selbst ist nicht, er wird, er „entwickelt sich“. „Entwicklung“ ist deshalb der eigentlich deutsche Fund und Wurf im grossen Reich philosophischer Formeln: — ein regierender Begriff, der, im Bunde mit deutschem Bier und deutscher Musik, daran arbeitet, ganz Europa zu verdeutschen. Die Ausländer stehen erstaunt und angezogen vor den Räthseln, die ihnen die Widerspruchs-Natur im Grunde der deutschen Seele aufgiebt (welche Hegel in System gebracht, Richard Wagner zuletzt noch in Musik gesetzt hat). „Gutmüthig und tückisch“ — ein solches Nebeneinander, widersinnig in Bezug auf jedes andre Volk, rechtfertigt sich leider zu oft in Deutschland: man lebe nur eine Zeit lang unter Schwaben! Die Schwerfälligkeit des deutschen Gelehrten, seine gesellschaftliche Abgeschmacktheit verträgt sich zum Erschrecken gut mit einer innewendigen Seiltänzerei und leichten Kühnheit, vor der bereits alle Götter das Fürchten gelernt haben. Will man die „deutsche Seele“ ad oculos demonstrirt, so sehe man nur in den deutschen Geschmack, in deutsche Künste und Sitten hinein: welche bäurische Gleichgültigkeit gegen „Geschmack“! Wie steht da das Edelste und Gemeinste neben einander! Wie unordentlich und reich ist dieser ganze Seelen-Haushalt! Der Deutsche schleppt an seiner Seele; er schleppt an Allem, was er erlebt. Er verdaut seine Ereignisse schlecht, er wird nie damit „fertig“; die deutsche Tiefe ist oft nur eine schwere zögernde „Verdauung“. Und wie alle Gewohnheits-Kranken, alle Dyspeptiker den Hang zum Bequemen haben, so liebt der Deutsche die „Offenheit“ und „Biederkeit“: wie bequem ist es, offen und bieder zu sein! — Es ist heute vielleicht die gefährlichste und glücklichste Verkleidung, auf die sich der Deutsche versteht, dies Zutrauliche, Entgegenkommende, die-Karten-Aufdeckende der deutschen Redlichkeit: sie ist seine eigentliche Mephistopheles-Kunst, mit ihr kann er es „noch weit bringen“! Der Deutsche lässt sich gehen, blickt dazu mit treuen blauen leeren deutschen Augen — und sofort verwechselt das Ausland ihn mit seinem Schlafrocke! — Ich wollte sagen: mag die „deutsche Tiefe“ sein, was sie will, — ganz unter uns erlauben wir uns vielleicht über sie zu lachen? — wir thun gut, ihren Anschein und guten Namen auch fürderhin in Ehren zu halten und unsern alten Ruf, als Volk der Tiefe, nicht zu billig gegen preussische „Schneidigkeit“ und Berliner Witz und Sand zu veräussern. Es ist für ein Volk klug, sich für tief, für ungeschickt, für gutmüthig, für redlich, für unklug gelten zu machen, gelten zu lassen: es könnte sogar — tief sein! Zuletzt:

man soll seinem Namen Ehre machen, — man heisst nicht umsonst das „tiusche“ Volk, das Täusche-Volk...

[«]

245.

Die „gute alte“ Zeit ist dahin, in Mozart hat sie sich ausgesungen: — wie glücklich wir, dass zu uns sein Rokoko noch redet, dass seine „gute Gesellschaft“, sein zärtliches Schwärmen, seine Kinderlust am Chinesischen und Geschnörkelten, seine Höflichkeit des Herzens, sein Verlangen nach Zierlichem, Verliebtem, Tanzendem, Thränenseligem, sein Glaube an den Süden noch an irgend einen Rest in uns appelliren darf! Ach, irgend wann wird es einmal damit vorbei sein! — aber wer darf zweifeln, dass es noch früher mit dem Verstehen und Schmecken Beethoven's vorbei sein wird! — der ja nur der Ausklang eines Stil-Übergangs und Stil-Bruchs war und nicht, wie Mozart, der Ausklang eines grossen Jahrhunderte langen europäischen Geschmacks. Beethoven ist das Zwischen-Begebniss einer alten mürben Seele, die beständig zerbricht, und einer zukünftigen überjungen Seele, welche beständig kommt; auf seiner Musik liegt jenes Zwielicht von ewigem Verlieren und ewigem ausschweifendem Hoffen, — das selbe Licht, in welchem Europa gebadet lag, als es mit Rousseau geträumt, als es um den Freiheitsbaum der Revolution getanzt und endlich vor Napoleon beinahe angebetet hatte. Aber wie schnell verbleicht jetzt gerade dies Gefühl, wie schwer ist heute schon das Wissen um dies Gefühl, — wie fremd klingt die Sprache jener Rousseau, Schiller, Shelley, Byron an unser Ohr, in denen zusammen das selbe Schicksal Europa's den Weg zum Wort gefunden hat, das in Beethoven zu singen wusste! — Was von deutscher Musik nachher gekommen ist, gehört in die Romantik, das heisst in eine, historisch gerechnet, noch kürzere, noch flüchtigere, noch oberflächlichere Bewegung, als es jener grosse Zwischenakt, jener Übergang Europa's von Rousseau zu Napoleon und zur Heraufkunft der Demokratie war. Weber: aber was ist uns heute Freischütz und Oberon! Oder Marschner's Hans Heiling und Vampyr! Oder selbst noch Wagner's Tannhäuser! Das ist verklungene, wenn auch noch nicht vergessene Musik. Diese ganze Musik der Romantik war überdies nicht vornehm genug, nicht Musik genug, um auch anderswo Recht zu behalten, als im Theater und vor der Menge; sie war von vornherein Musik zweiten Ranges, die unter wirklichen Musikern wenig in Betracht kam. Anders stand es mit

Felix Mendelssohn, jenem halkyonischen Meister, der um seiner leichteren reineren beglückteren Seele willen schnell verehrt und ebenso schnell vergessen wurde: als der schöne Zwischenfall der deutschen Musik. Was aber Robert Schumann angeht, der es schwer nahm und von Anfang an auch schwer genommen worden ist — es ist der Letzte, der eine Schule gegründet hat —: gilt es heute unter uns nicht als ein Glück, als ein Aufathmen, als eine Befreiung, dass gerade diese Schumann'sche Romantik überwunden ist? Schumann, in die „sächsische Schweiz“ seiner Seele flüchtend, halb Wertherisch, halb Jean-Paulisch geartet, gewiss nicht Beethovenisch! gewiss nicht Byronisch! — seine Manfred-Musik ist ein Missgriff und Missverständniss bis zum Unrechte —, Schumann mit seinem Geschmack, der im Grunde ein kleiner Geschmack war, (nämlich ein gefährlicher, unter Deutschen doppelt gefährlicher Hang zur stillen Lyrik und Trunkenboldigkeit des Gefühls), beständig bei Seite gehend, sich scheu verziehend und zurückziehend, ein edler Zärtling, der in lauter anonymem Glück und Weh schwelgte, eine Art Mädchen und noli me tangere von Anbeginn: dieser Schumann war bereits nur noch ein deutsches Ereigniss in der Musik, kein europäisches mehr, wie Beethoven es war, wie, in noch umfänglicherem Maasse, Mozart es gewesen ist, — mit ihm drohte der deutschen Musik ihre grösste Gefahr, die Stimme für die Seele Europa's zu verlieren und zu einer blossen Vaterländerei herabzusinken. —

[«]

246.

— Welche Marter sind deutsch geschriebene Bücher für Den, der das dritte Ohr hat! Wie unwillig steht er neben dem langsam sich drehenden Sumpfe von Klängen ohne Klang, von Rhythmen ohne Tanz, welcher bei Deutschen ein „Buch“ genannt wird! Und gar der Deutsche, der Bücher liest! Wie faul, wie widerwillig, wie schlecht liest er! Wie viele Deutsche wissen es und fordern es von sich zu wissen, dass Kunst in jedem guten Satze steckt, — Kunst, die errathen sein will, sofern der Satz verstanden sein will! Ein Missverständniss über sein Tempo zum Beispiel: und der Satz selbst ist missverstanden! Dass man über die rhythmisch entscheidenden Silben nicht im Zweifel sein darf, dass man die Brechung der allzustrengen Symmetrie als gewollt und als Reiz fühlt, dass man jedem staccato, jedem rubato ein feines geduldiges Ohr hinhält, dass man den Sinn in der Folge der Vocale und Diphthongen räth, und wie zart und reich sie in ihrem Hintereinander sich färben und umfärben können: wer unter bücherlesenden Deutschen ist gutwillig genug, solchergestalt Pflichten und Forderungen anzuerkennen und auf so viel Kunst und Absicht in der Sprache hinzuhorchen? Man hat zuletzt eben „das Ohr nicht dafür“: und so werden die stärksten Gegensätze des Stils nicht gehört, und die feinste Künstlerschaft ist wie vor Tauben verschwendet. — Dies waren meine Gedanken, als ich merkte, wie man plump und ahnungslos zwei Meister in der Kunst der Prosa mit einander verwechselte, Einen, dem die Worte zögernd und kalt herabtropfen, wie von der Decke einer feuchten Höhle — er rechnet auf ihren dumpfen Klang und Wiederklang — und einen Anderen, der seine Sprache wie einen biegsamen Degen handhabt und vom Arme bis zur Zehe hinab das gefährliche Glück der zitternden überscharfen Klinge fühlt, welche beissen, zischen, schneiden will. —

[«]

247.

Wie wenig der deutsche Stil mit dem Klange und mit den Ohren zu thun hat, zeigt die Thatsache, dass gerade unsre guten Musiker schlecht schreiben. Der Deutsche liest nicht laut, nicht für’s Ohr, sondern bloss mit den Augen: er hat seine Ohren dabei in’s Schubfach gelegt. Der antike Mensch las, wenn er las — es geschah selten genug — sich selbst etwas vor, und zwar mit lauter Stimme; man wunderte sich, wenn Jemand leise las und fragte sich insgeheim nach Gründen. Mit lauter Stimme: das will sagen, mit all den Schwellungen, Biegungen, Umschlägen des Tons und Wechseln des Tempo’s, an denen die antike öffentliche Welt ihre Freude hatte. Damals waren die Gesetze des Schrift-Stils die selben, wie die des Rede-Stils; und dessen Gesetze hiengen zum Theil von der erstaunlichen Ausbildung, den raffinirten Bedürfnissen des Ohrs und Kehlkopfs ab, zum andern Theil von der Stärke, Dauer und Macht der antiken Lunge. Eine Periode ist, im Sinne der Alten, vor Allem ein physiologisches Ganzes, insofern sie von Einem Athem zusammengefasst wird. Solche Perioden, wie sie bei Demosthenes, bei Cicero vorkommen, zwei Mal schwellend und zwei Mal absinkend und Alles innerhalb Eines Athemzugs: das sind Genüsse für antike Menschen, welche die Tugend daran, das Seltene und Schwierige im Vortrag einer solchen Periode, aus ihrer eignen Schulung zu schätzen wussten: — wir haben eigentlich kein Recht auf die grosse Periode, wir Modernen, wir Kurzathmigen in jedem Sinne! Diese

Alten waren ja insgesammt in der Rede selbst Dilettanten, folglich Kenner, folglich Kritiker, — damit trieben sie ihre Redner zum Äussersten; in gleicher Weise, wie im vorigen Jahrhundert, als alle Italiäner und Italiänerinnen zu singen verstanden, bei ihnen das Gesangs-Virtuosenthum (und damit auch die Kunst der Melodik —) auf die Höhe kam. In Deutschland aber gab es (bis auf die jüngste Zeit, wo eine Art Tribünen-Beredtsamkeit schüchtern und plump genug ihre jungen Schwingen regt) eigentlich nur Eine Gattung öffentlicher und ungefähr kunstmässiger Rede: das ist die von der Kanzel herab. Der Prediger allein wusste in Deutschland, was eine Silbe, was ein Wort wiegt, inwiefern ein Satz schlägt, springt, stürzt, läuft, ausläuft, er allein hatte Gewissen in seinen Ohren, oft genug ein böses Gewissen: denn es fehlt nicht an Gründen dafür, dass gerade von einem Deutschen Tüchtigkeit in der Rede selten, fast immer zu spät erreicht wird. Das Meisterstück der deutschen Prosa ist deshalb billigerweise das Meisterstück ihres grössten Predigers: die Bibel war bisher das beste deutsche Buch. Gegen Luther's Bibel gehalten ist fast alles Übrige nur „Litteratur“ — ein Ding, das nicht in Deutschland gewachsen ist und darum auch nicht in deutsche Herzen hinein wuchs und wächst: wie es die Bibel gethan hat.

[«]

248.

Es giebt zwei Arten des Genie's: eins, welches vor allem zeugt und zeugen will, und ein andres, welches sich gern befruchten lässt und gebiert. Und ebenso giebt es unter den genialen Völkern solche, denen das Weibsproblem der Schwangerschaft und die geheime Aufgabe des Gestaltens, Ausreifens, Vollendens zugefallen ist — die Griechen zum Beispiel waren ein Volk dieser Art, insgleichen die Franzosen —; und andre, welche befruchten müssen und die Ursache neuer Ordnungen des Lebens werden, — gleich den Juden, den Römern und, in aller Bescheidenheit gefragt, den Deutschen? — Völker gequält und entzückt von unbekannten Fiebern und unwiderstehlich aus sich herausgedrängt, verliebt und lüstern nach fremden Rassen (nach solchen, welche sich „befruchten lassen“ —) und dabei herrschsüchtig wie Alles, was sich voller Zeugekräfte und folglich „von Gottes Gnaden“ weiss. Diese zwei Arten des Genie's suchen sich, wie Mann und Weib; aber sie missverstehen auch einander, — wie Mann und Weib.

[«]

249.

Jedes Volk hat seine eigne Tartüfferie, und heisst sie seine Tugenden. — Das Beste, was man ist, kennt man nicht, — kann man nicht kennen.

[«]

250.

Was Europa den Juden verdankt? — Vielerlei, Gutes und Schlimmes, und vor allem Eins, das vom Besten und Schlimmsten zugleich ist: den grossen Stil in der Moral, die Furchtbarkeit und Majestät unendlicher Forderungen, unendlicher Bedeutungen, die ganze Romantik und Erhabenheit der moralischen Fragwürdigkeiten — und folglich gerade den anziehendsten, verfänglichsten und ausgesuchtesten Theil jener Farbenspiele und Verführungen zum Leben, in deren Nachschimmer heute der Himmel unsrer europäischen Cultur, ihr Abend-Himmel, glüht, — vielleicht verglüht. Wir Artisten unter den Zuschauern und Philosophen sind dafür den Juden — dankbar.

[«]

251.

Man muss es in den Kauf nehmen, wenn einem Volke, das am nationalen Nervenfieber und politischen Ehrgeize leidet, leiden will —, mancherlei Wolken und Störungen über den Geist ziehn, kurz, kleine Anfälle von Verdummung: zum Beispiel bei den Deutschen von Heute bald die antifranzösische Dummheit, bald die antijüdische, bald die antipolnische, bald die christlich-romantische, bald die Wagnerianische, bald die teutonische, bald die preussische (man sehe sich doch diese armen Historiker, diese Sybel und Treitzschke und ihre dick verbundenen Köpfe an —), und wie sie Alle heissen mögen, diese kleinen Benebelungen des deutschen Geistes und Gewissens. Möge man mir verzeihn, dass auch ich, bei einem kurzen gewagten Aufenthalt auf sehr inficirtem Gebiete, nicht völlig von der Krankheit verschont blieb und mir, wie alle Welt, bereits Gedanken über Dinge zu machen anfieng, die mich nichts angehn: erstes Zeichen der politischen Infektion. Zum Beispiel über die Juden: man höre. — Ich bin noch keinem Deutschen begegnet, der den Juden gewogen gewesen wäre; und so unbedingt auch die Ablehnung der eigentlichen Antisemiterei von Seiten aller Vorsichtigen und Politischen sein mag, so richtet sich doch auch diese Vorsicht und Politik nicht etwa gegen die Gattung des Gefühls selber, sondern nur gegen seine gefährliche Unmässigkeit, insbesondere gegen den abgeschmackten und schandbaren Ausdruck dieses unmässigen Gefühls, — darüber darf man sich nicht täuschen. Dass Deutschland reichlich genug Juden hat, dass der deutsche Magen, das deutsche Blut Noth hat (und noch auf lange Noth haben wird), um auch nur mit diesem Quantum „Jude“ fertig zu werden — so wie der Italiäner, der Franzose, der Engländer fertig geworden sind, in Folge einer kräftigeren Verdauung —: das ist die deutliche Aussage und Sprache eines allgemeinen Instinktes, auf welchen man hören, nach welchem man handeln muss. „Keine neuen Juden mehr hinein lassen! Und namentlich nach dem Osten (auch nach Östreich) zu die Thore zusperren!“ also gebietet der Instinkt eines Volkes, dessen Art noch schwach und unbestimmt ist, so dass sie leicht verwischt, leicht durch eine stärkere Rasse ausgelöscht werden könnte. Die Juden sind aber ohne allen Zweifel die stärkste, zäheste und reinste Rasse, die jetzt in Europa lebt; sie verstehen es, selbst noch unter den schlimmsten Bedingungen sich durchzusetzen (besser sogar, als unter günstigen), vermöge irgend welcher Tugenden, die man heute gern zu Lastern stempeln möchte, — Dank, vor Allem, einem resoluten Glauben, der sich vor den „modernen Ideen“ nicht zu schämen braucht; sie verändern sich, wenn sie sich verändern, immer nur so, wie das russische Reich seine Eroberungen macht, — als ein Reich, das Zeit hat und nicht von Gestern ist —: nämlich nach dem Grundsatze „so langsam als möglich!“ Ein Denker, der die Zukunft Europa’s auf seinem Gewissen hat, wird, bei allen Entwürfen, welche er bei sich über diese Zukunft macht, mit den Juden rechnen wie mit den Russen, als den zunächst sichersten und wahrscheinlichsten Faktoren im grossen Spiel und Kampf der Kräfte. Das, was heute in Europa „Nation“ genannt wird und eigentlich mehr eine res facta als nata ist (ja mitunter einer res ficta et picta zum Verwechseln ähnlich sieht —), ist in jedem Falle etwas Werdendes, Junges, Leicht-Verschiebbares, noch keine Rasse, geschweige denn ein solches aere perennius, wie es die Juden-Art ist: diese „Nationen“ sollten sich doch vor jeder hitzköpfigen Concurrenz und Feindseligkeit sorgfältig in Acht nehmen! Dass die Juden, wenn sie wollten — oder, wenn man sie dazu zwänge, wie es die Antisemiten zu wollen scheinen —, jetzt schon das Übergewicht, ja ganz wörtlich die Herrschaft über Europa haben könnten, steht fest; dass sie nicht darauf hin arbeiten und Pläne machen, ebenfalls. Einstweilen wollen und wünschen sie vielmehr, sogar mit einiger Zudringlichkeit, in Europa, von Europa ein- und aufgesaugt zu werden, sie dürsten darnach, endlich irgendwo fest, erlaubt, geachtet zu sein und dem Nomadenleben, dem „ewigen Juden“ ein Ziel zu setzen — ; und man sollte diesen Zug und Drang (der vielleicht selbst schon eine Milderung der jüdischen Instinkte ausdrückt) wohl beachten und ihm entgegenkommen: wozu es vielleicht nützlich und billig wäre, die antisemitischen Schreihälse des Landes zu verweisen. Mit aller Vorsicht entgegenkommen, mit Auswahl; ungefähr so wie der englische Adel es thut. Es liegt auf der Hand, dass am unbedenklichsten noch sich die stärkeren und bereits fester geprägten Typen des neuen Deutschthums mit ihnen einlassen könnten, zum Beispiel der adelige Offizier aus der Mark: es wäre von vielfachem Interesse, zu sehen, ob sich nicht zu der erblichen Kunst des Befehlens und Gehorchens — in Beidem ist das bezeichnete Land heute klassisch — das Genie des Geldes und der Geduld (und vor allem etwas Geist und Geistigkeit, woran es reichlich an der bezeichneten Stelle fehlt —) hinzuthun, hinzuzüchten liesse. Doch hier ziemt es sich, meine heitere Deutschthümelei und Festrede abzubrechen: denn ich rühre bereits an meinen Ernst, an das „europäische Problem“, wie ich es verstehe, an die Züchtung einer neuen über Europa regierenden Kaste. —

[«]

252.

Das ist keine philosophische Rasse — diese Engländer: Bacon bedeutet einen Angriff auf den philosophischen Geist überhaupt, Hobbes, Hume und Locke eine Erniedrigung und Werth-Minderung des Begriffs „Philosoph“ für mehr als ein Jahrhundert. Gegen Hume erhob und hob sich Kant; Locke war es, von dem Schelling sagen durfte: „je méprise Locke“; im Kampfe mit der englisch-mechanistischen Welt-Vertölpelung waren Hegel und Schopenhauer (mit Goethe) einmüthig, jene beiden feindlichen Brüder-Genies in der Philosophie, welche nach den entgegengesetzten Polen des deutschen Geistes auseinander strebten und sich dabei Unrecht thaten, wie sich eben nur Brüder Unrecht thun. — Woran es in England fehlt und immer gefehlt hat, das wusste jener Halb-Schauspieler und Rhetor gut genug, der abgeschmackte Wirrkopf Carlyle, welcher es unter leidenschaftlichen Fratzen zu verbergen suchte, was er von sich selbst wusste: nämlich woran es in Carlyle fehlte — an eigentlicher Macht der Geistigkeit, an eigentlicher Tiefe des geistigen Blicks, kurz, an Philosophie. — Es kennzeichnet eine solche unphilosophische Rasse, dass sie streng zum Christenthume hält: sie braucht seine Zucht zur „Moralisirung“ und Veranmenschlichung. Der Engländer, düsterer, sinnlicher, willensstärker und brutaler als der Deutsche — ist eben deshalb, als der Gemeinere von Beiden, auch frömmer als der Deutsche: er hat das Christenthum eben noch nöthiger. Für feinere Nüstern hat selbst dieses englische Christenthum noch einen ächt englischen Nebengeruch von Spleen und alkoholischer Ausschweifung, gegen welche es aus guten Gründen als Heilmittel gebraucht wird, — das feinere Gift nämlich gegen das gröbere: eine feinere Vergiftung ist in der That bei plumpen Völkern schon ein Fortschritt, eine Stufe zur Vergeistigung. Die englische Plumpheit und Bauern-Ernsthaftigkeit wird durch die christliche Gebärdensprache und durch Beten und Psalmensingen noch am erträglichsten verkleidet, richtiger: ausgelegt und umgedeutet; und für jenes Vieh von Trunkenbolden und Ausschweifenden, welches ehemals unter der Gewalt des Methodismus und neuerdings wieder als „Heilsarmee“ moralisch grunzen lernt, mag wirklich ein Busskrampf die verhältnissmässig höchste Leistung von „Humanität“ sein, zu der es gesteigert werden kann: so viel darf man billig zugestehn. Was aber auch noch am humansten Engländer beleidigt, das ist sein Mangel an Musik, im Gleichniss (und ohne Gleichniss —) zu reden: er hat in den Bewegungen seiner Seele und seines Leibes keinen Takt und Tanz, ja noch nicht einmal die Begierde nach Takt und Tanz, nach „Musik“. Man höre ihn sprechen; man sehe die schönsten Engländerinnen gehn — es giebt in keinem Lande der Erde schönere Tauben und Schwäne, — endlich: man höre sie singen! Aber ich verlange zu viel.....

[«]

253.

Es giebt Wahrheiten, die am besten von mittelmässigen Köpfen erkannt werden, weil sie ihnen am gemässesten sind, es giebt Wahrheiten, die nur für mittelmässige Geister Reize und Verführungskräfte besitzen: — auf diesen vielleicht unangenehmen Satz wird man gerade jetzt hingestossen, seitdem der Geist achtbarer, aber mittelmässiger Engländer — ich nenne Darwin, John Stuart Mill und Herbert Spencer — in der mittleren Region des europäischen Geschmacks zum Übergewicht zu gelangen anhebt. In der That, wer möchte die Nützlichkeit davon anzweifeln, dass zeitweilig solche Geister herrschen? Es wäre ein Irrthum, gerade die hochgearteten und abseits fliegenden Geister für besonders geschickt zu halten, viele kleine gemeine Thatsachen festzustellen, zu sammeln und in Schlüsse zu drängen: — sie sind vielmehr, als Ausnahmen, von vornherein in keiner günstigen Stellung zu den „Regeln“. Zuletzt haben sie mehr zu thun, als nur zu erkennen — nämlich etwas Neues zu sein, etwas Neues zu bedeuten, neue Werthe darzustellen! Die Kluft zwischen Wissen und Können ist vielleicht grösser, auch unheimlicher als man denkt: der Könnende im grossen Stil, der Schaffende wird möglicherweise ein Unwissender sein müssen, — während andererseits zu wissenschaftlichen Entdeckungen nach der Art Darwin’s eine gewisse Enge, Dürre und fleissige Sorglichkeit, kurz, etwas Englisches nicht übel disponiren mag. — Vergesse man es zuletzt den Engländern nicht, dass sie schon Ein Mal mit ihrer tiefen Durchschnittlichkeit eine Gesammt-Depression des europäischen Geistes verursacht haben: Das, was man „die modernen Ideen“ oder „die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts“ oder auch „die französischen Ideen“ nennt — Das also, wogegen sich der deutsche Geist mit tiefem Ekel erhoben hat —, war englischen Ursprungs, daran ist nicht zu zweifeln. Die Franzosen sind nur die Affen und Schauspieler dieser Ideen gewesen, auch ihre besten Soldaten, insgleichen leider ihre ersten und gründlichsten Opfer: denn an der verdammlichen Anglomanie der „modernen Ideen“ ist zuletzt die âme française so dünn geworden und abgemagert, dass man sich ihres sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, ihrer tiefen leidenschaftlichen Kraft, ihrer erfinderischen Vornehmheit heute fast mit Unglauben erinnert. Man muss aber diesen Satz historischer Billigkeit mit den Zähnen festhalten und gegen den Augenblick und Augenschein vertheidigen: die europäische noblesse — des Gefühls, des Geschmacks, der Sitte, kurz, das Wort in jedem hohen Sinne genommen — ist Frankreich’s Werk und Erfindung, die europäische Gemeinheit, der Plebejismus der modernen Ideen — Englands. —

[«]

254.

Auch jetzt noch ist Frankreich der Sitz der geistigsten und raffinirtesten Cultur Europa’s und die hohe Schule des Geschmacks: aber man muss dies „Frankreich des Geschmacks“ zu finden wissen. Wer zu ihm gehört, hält sich gut verborgen: — es mag eine kleine Zahl sein, in denen es leibt und lebt, dazu vielleicht Menschen, welche nicht auf den kräftigsten Beinen stehn, zum Theil Fatalisten, Verdüsterte, Kranke, zum Theil Verzärtelte und Verkünstelte, solche, welche den Ehrgeiz haben, sich zu verbergen. Etwas ist Allen gemein: sie halten sich die Ohren zu vor der rasenden Dummheit und dem lärmenden Maulwerk des demokratischen bourgeois. In der That wälzt sich heut im Vordergrunde ein verdummtes und vergröbertes Frankreich, — es hat neuerdings, bei dem Leichenbegängniss Victor Hugo's, eine wahre Orgie des Ungeschmacks und zugleich der Selbstbewunderung gefeiert. Auch etwas Anderes ist ihnen gemeinsam: ein guter Wille, sich der geistigen Germanisirung zu erwehren — und ein noch besseres Unvermögen dazu! Vielleicht ist jetzt schon Schopenhauer in diesem Frankreich des Geistes, welches auch ein Frankreich des Pessimismus ist, mehr zu Hause und heimischer geworden, als er es je in Deutschland war; nicht zu reden von Heinrich Heine, der den feineren und anspruchsvolleren Lyrikern von Paris lange schon in Fleisch und Blut übergegangen ist, oder von Hegel, der heute in Gestalt Taine's — das heisst des ersten lebenden Historikers — einen beinahe tyrannischen Einfluss ausübt. Was aber Richard Wagner betrifft: je mehr sich die französische Musik nach den wirklichen Bedürfnissen der âme moderne gestalten lernt, um so mehr wird sie „wagnerisiren“, das darf man vorhersagen, — sie thut es jetzt schon genug! Es ist dennoch dreierlei, was auch heute noch die Franzosen mit Stolz als ihr Erb und Eigen und als unverlornes Merkmal einer alten Cultur-Überlegenheit über Europa aufweisen können, trotz aller freiwilligen oder unfreiwilligen Germanisirung und Verpöbelung des Geschmacks: einmal die Fähigkeit zu artistischen Leidenschaften, zu Hingebungen an die „Form“, für welche das Wort l'art pour l'art, neben tausend anderen, erfunden ist: — dergleichen hat in Frankreich seit drei Jahrhunderten nicht gefehlt und immer wieder, Dank der Ehrfurcht vor der „kleinen Zahl“, eine Art Kammermusik der Litteratur ermöglicht, welche im übrigen Europa sich suchen lässt —. Das Zweite, worauf die Franzosen eine Überlegenheit über Europa begründen können, ist ihre alte vielfache moralistische Cultur, welche macht, dass man im Durchschnitt selbst bei kleinen romanciers der Zeitungen und zufälligen boulevardiers de Paris eine psychologische Reizbarkeit und Neugierde findet, von der man zum Beispiel in Deutschland keinen Begriff (geschweige denn die Sache!) hat. Den Deutschen fehlen dazu ein paar Jahrhunderte moralistischer Art, welche, wie gesagt, Frankreich sich nicht erspart hat; wer die Deutschen darum „naiv“ nennt, macht ihnen aus einem Mangel ein Lob zurecht. (Als Gegensatz zu der deutschen Unerfahrenheit und Unschuld in voluptate psychologica, die mit der Langweiligkeit des deutschen Verkehrs nicht gar zu fern verwandt ist, — und als gelungenster Ausdruck einer ächt französischen Neugierde und Erfindungsgabe für dieses Reich zarter Schauder mag Henri Beyle gelten, jener merkwürdige vorwegnehmende und vorauslaufende Mensch, der mit einem Napoleonischen

Tempo durch sein Europa, durch mehrere Jahrhunderte der europäischen Seele lief, als ein Ausspürer und Entdecker dieser Seele: — es hat zweier Geschlechter bedurft, um ihn irgendwie einzuholen, um einige der Räthsel nachzurathen, die ihn quälten und entzückten, diesen wunderlichen Epicureer und Fragezeichen-Menschen, der Frankreichs letzter grosser Psycholog war —). Es giebt noch einen dritten Anspruch auf Überlegenheit: im Wesen der Franzosen ist eine halbwegs gelungene Synthesis des Nordens und Südens gegeben, welche sie viele Dinge begreifen macht und andre Dinge thun heisst, die ein Engländer nie begreifen wird; ihr dem Süden periodisch zugewandtes und abgewandtes Temperament, in dem von Zeit zu Zeit das provençalische und ligurische Blut überschäumt, bewahrt sie vor dem schauerlichen nordischen Grau in Grau und der sonnenlosen Begriffs-Gespensterei und Blutarmuth, — unsrer deutschen Krankheit des Geschmacks, gegen deren Übermaass man sich augenblicklich mit grosser Entschlossenheit Blut und Eisen, will sagen: die „grosse Politik“ verordnet hat (gemäss einer gefährlichen Heilkunst, welche mich warten und warten, aber bis jetzt noch nicht hoffen lehrt —). Auch jetzt noch giebt es in Frankreich ein Vorverständniss und ein Entgegenkommen für jene seltneren und selten befriedigten Menschen, welche zu umfänglich sind, um in irgend einer Vaterländerei ihr Genüge zu finden und im Norden den Süden, im Süden den Norden zu lieben wissen, — für die geborenen Mittelländler, die „guten Europäer“. — Für sie hat Bizet Musik gemacht, dieses letzte Genie, welches eine neue Schönheit und Verführung gesehn, — der ein Stück Süden der Musik entdeckt hat.

[«]

255.

Gegen die deutsche Musik halte ich mancherlei Vorsicht für geboten. Gesetzt, dass Einer den Süden liebt, wie ich ihn liebe, als eine grosse Schule der Genesung, im Geistigsten und Sinnlichsten, als eine unbändige Sonnenfülle und Sonnen-Verklärung, welche sich über ein selbstherrliches, an sich glaubendes Dasein breitet: nun, ein Solcher wird sich etwas vor der deutschen Musik in Acht nehmen lernen, weil sie, indem sie seinen Geschmack zurück verdirbt, ihm die Gesundheit mit zurück verdirbt. Ein solcher Südländer, nicht der Abkunft, sondern dem Glauben nach, muss, falls er von der Zukunft der Musik träumt, auch von einer Erlösung der Musik vom Norden träumen und das Vorspiel einer tieferen, mächtigeren, vielleicht böseren und geheimnissvolleren Musik in seinen Ohren haben, einer überdeutschen Musik, welche vor dem Anblick des blauen wollüstigen Meers und der mittelländischen Himmels-Helle nicht verklingt, vergilbt, verblasst, wie es alle deutsche Musik thut, einer übereuropäischen Musik, die noch vor den braunen Sonnen-Untergängen der Wüste Recht behält, deren Seele mit der Palme verwandt ist und unter grossen schönen einsamen Raubthieren heimisch zu sein und zu schweifen versteht..... Ich könnte mir eine Musik denken, deren seltenster Zauber darin bestünde, dass sie von Gut und Böse nichts mehr wüsste, nur dass vielleicht irgend ein Schiffer-Heimweh, irgend welche goldne Schatten und zärtliche Schwächen hier und da über sie hinwegliefen: eine Kunst, welche von grosser Ferne her die Farben einer untergehenden, fast unverständlich gewordenen moralischen Welt zu sich flüchten sähe, und die gastfreundlich und tief genug zum Empfang solcher späten Flüchtlinge wäre. —

[«]

256.

Dank der krankhaften Entfremdung, welche der Nationalitäts-Wahnsinn zwischen die Völker Europa’s gelegt hat und noch legt, Dank ebenfalls den Politikern des kurzen Blicks und der raschen Hand, die heute mit seiner Hülfe obenauf sind und gar nicht ahnen, wie sehr die auseinanderlösende Politik, welche sie treiben, nothwendig nur Zwischenakts-Politik sein kann, — Dank Alledem und manchem heute ganz Unaussprechbaren werden jetzt die unzweideutigsten Anzeichen übersehn oder willkürlich und lügenhaft umgedeutet, in denen sich ausspricht, dass Europa Eins werden will. Bei allen tieferen und umfänglicheren Menschen dieses Jahrhunderts war es die eigentliche Gesammt-Richtung in der geheimnissvollen Arbeit ihrer Seele, den Weg zu jener neuen Synthesis vorzubereiten und versuchsweise den Europäer der Zukunft vorwegzunehmen: nur mit ihren Vordergründen, oder in schwächeren Stunden, etwa im Alter, gehörten sie zu den „Vaterländern“, — sie ruhten sich nur von sich selber aus, wenn sie „Patrioten“ wurden. Ich denke an Menschen wie Napoleon, Goethe, Beethoven, Stendhal, Heinrich Heine, Schopenhauer: man verarge mir es nicht, wenn ich auch Richard Wagner zu ihnen rechne, über den man sich nicht durch seine eignen Missverständnisse verführen lassen darf, — Genies seiner Art haben selten das Recht, sich selbst zu verstehen. Noch weniger freilich durch den ungesitteten Lärm, mit dem man sich jetzt in Frankreich gegen Richard Wagner sperrt und wehrt: — die Thatsache bleibt nichtsdestoweniger bestehen, dass die französische Spät-Romantik der Vierziger Jahre und Richard Wagner auf das Engste und Innigste zu einander gehören. Sie sind sich in allen Höhen und Tiefen ihrer Bedürfnisse verwandt, grundverwandt: Europa ist es, das Eine Europa, dessen Seele sich durch ihre vielfältige und ungestüme Kunst hinaus, hinauf drängt und sehnt — wohin? in ein neues Licht? nach einer neuen Sonne? Aber wer möchte genau aussprechen, was alle diese Meister neuer Sprachmittel nicht deutlich auszusprechen wussten? Gewiss ist, dass der gleiche Sturm und Drang sie quälte, dass sie auf gleiche Weise suchten, diese letzten grossen Suchenden! Allesammt beherrscht von der Litteratur bis in ihre Augen und Ohren — die ersten Künstler von weltlitterarischer Bildung — meistens sogar selber Schreibende, Dichtende, Vermittler und Vermischer der Künste und der Sinne (Wagner gehört als Musiker unter die Maler, als Dichter unter die Musiker, als Künstler überhaupt unter die Schauspieler); allesammt Fanatiker des Ausdrucks „um jeden Preis“ — ich hebe Delacroix hervor, den Nächstverwandten Wagner’s —, allesammt grosse Entdecker im Reiche des Erhabenen, auch des Hässlichen und Grässlichen, noch grössere Entdecker im Effekte, in der Schaustellung, in der Kunst der Schauläden, allesammt Talente weit über ihr Genie hinaus —, Virtuosen durch und durch, mit unheimlichen Zugängen zu Allem, was verführt, lockt, zwingt, umwirft, geborene Feinde der Logik und der geraden Linien, begehrlich nach dem Fremden, dem Exotischen, dem Ungeheuren, dem Krummen, dem Sich-Widersprechenden; als Menschen Tantalusse des Willens, heraufgekommene Plebejer, welche sich im Leben und Schaffen eines vornehmen tempo, eines lento unfähig wussten, — man denke zum Beispiel an Balzac — zügellose Arbeiter, beinahe Selbst-Zerstörer durch Arbeit; Antinomisten und Aufrührer in den Sitten, Ehrgeizige und Unersättliche ohne Gleichgewicht und Genuss; allesammt zuletzt an dem christlichen Kreuze zerbrechend und niedersinkend (und das mit Fug und Recht: denn wer von ihnen wäre tief und ursprünglich genug zu einer Philosophie des Antichrist gewesen? —) im Ganzen eine verwegen-wagende, prachtvoll-gewaltsame, hochfliegende und hoch emporreissende Art höherer Menschen, welche ihrem Jahrhundert — und es ist das Jahrhundert der Menge! — den Begriff „höherer Mensch“ erst zu lehren hatte..... Mögen die deutschen Freunde Richard Wagner’s darüber mit sich zu Rathe gehn, ob es in der Wagnerischen Kunst etwas schlechthin Deutsches giebt, oder ob nicht gerade deren Auszeichnung ist, aus überdeutschen Quellen und Antrieben zu kommen: wobei nicht unterschätzt werden mag, wie zur Ausbildung seines Typus gerade Paris unentbehrlich war, nach dem ihn in der entscheidendsten

Zeit die Tiefe seiner Instinkte verlangen hiess, und wie die ganze Art seines Auftretens, seines Selbst-Apostolats erst Angesichts des französischen Socialisten-Vorbilds sich vollenden konnte. Vielleicht wird man, bei einer feineren Vergleichung, zu Ehren der deutschen Natur Richard Wagner's finden, dass er es in Allem stärker, verwegener, härter, höher getrieben hat, als es ein Franzose des neunzehnten Jahrhunderts treiben könnte, — Dank dem Umstande, dass wir Deutschen der Barbarei noch näher stehen als die Franzosen —; vielleicht ist sogar das Merkwürdigste, was Richard Wagner geschaffen hat, der ganzen so späten lateinischen Rasse für immer und nicht nur für heute unzugänglich, unnachfühlbar, unnachahmbar: die Gestalt des Siegfried, jenes sehr freien Menschen, der in der That bei weitem zu frei, zu hart, zu wohlgemuth, zu gesund, zu antikatholisch für den Geschmack alter und mürber Culturvölker sein mag. Er mag sogar eine Sünde wider die Romantik gewesen sein, dieser antiromanische Siegfried: nun, Wagner hat diese Sünde reichlich quitt gemacht, in seinen alten trüben Tagen, als er — einen Geschmack vorwegnehmend, der inzwischen Politik geworden ist — mit der ihm eignen religiösen Vehemenz den Weg nach Rom, wenn nicht zu gehn, so doch zu predigen anfieng. — Damit man mich, mit diesen letzten Worten, nicht missverstehe, will ich einige kräftige Reime zu Hülfe nehmen, welche auch weniger feinen Ohren es verrathen werden, was ich will, — was ich gegen den „letzten Wagner" und seine Parsifal-Musik will.

— Ist das noch deutsch? —
Aus deutschem Herzen kam dies schwüle Kreischen?
Und deutschen Leibs ist dies Sich-selbst-Entfleischen?
Deutsch ist dies Priester-Händespreitzen,
Dies weihrauch-düftelnde Sinne-Reizen?
Und deutsch dies Stocken, Stürzen, Taumeln,
Dies ungewisse Bimbambaumeln?
Dies Nonnen-Äugeln, Ave-Glocken-Bimmeln,
Dies ganze falsch verzückte Himmel-Überhimmeln?
— Ist Das noch deutsch?
— Erwägt! Noch steht ihr an der Pforte: —
Denn, was ihr hört, ist Rom, — Rom's Glaube ohne Worte!

Neuntes Hauptstück: was ist vornehm?.

257.

Jede Erhöhung des Typus „Mensch“ war bisher das Werk einer aristokratischen Gesellschaft — und so wird es immer wieder sein: als einer Gesellschaft, welche an eine lange Leiter der Rangordnung und Werthverschiedenheit von Mensch und Mensch glaubt und Sklaverei in irgend einem Sinne nöthig hat. Ohne das Pathos der Distanz, wie es aus dem eingefleischten Unterschied der Stände, aus dem beständigen Ausblick und Herabblick der herrschenden Kaste auf Unterthänige und Werkzeuge und aus ihrer ebenso beständigen Übung im Gehorchen und Befehlen, Nieder- und Fernhalten erwächst, könnte auch jenes andre geheimnissvollere Pathos gar nicht erwachsen, jenes Verlangen nach immer neuer Distanz-Erweiterung innerhalb der Seele selbst, die Herausbildung immer höherer, seltnerer, fernerer, weitgespannterer, umfänglicherer Zustände, kurz eben die Erhöhung des Typus „Mensch“, die fortgesetzte „Selbst-Überwindung des Menschen“, um eine moralische Formel in einem übermoralischen Sinne zu nehmen. Freilich: man darf sich über die Entstehungsgeschichte einer aristokratischen Gesellschaft (also der Voraussetzung jener Erhöhung des Typus „Mensch“ —) keinen humanitären Täuschungen hingeben: die Wahrheit ist hart. Sagen wir es uns ohne Schonung, wie bisher jede höhere Cultur auf Erden angefangen hat! Menschen mit einer noch natürlichen Natur, Barbaren in jedem furchtbaren Verstande des Wortes, Raubmenschen, noch im Besitz ungebrochner Willenskräfte und Macht-Begierden, warfen sich auf schwächere, gesittetere, friedlichere, vielleicht handeltreibende oder viehzüchtende Rassen, oder auf alte mürbe Culturen, in denen eben die letzte Lebenskraft in glänzenden Feuerwerken von Geist und Verderbniss verflackerte. Die vornehme Kaste war im Anfang immer die Barbaren-Kaste: ihr Übergewicht lag nicht vorerst in der physischen Kraft, sondern in der seelischen, — es waren die ganzeren Menschen (was auf jeder Stufe auch so viel mit bedeutet als „die ganzeren Bestien“ —).

[«]

258.

Corruption, als der Ausdruck davon, dass innerhalb der Instinkte Anarchie droht, und dass der Grundbau der Affekte, der „Leben“ heisst, erschüttert ist: Corruption ist, je nach dem Lebensgebilde, an dem sie sich zeigt, etwas Grundverschiedenes. Wenn zum Beispiel eine Aristokratie, wie die Frankreichs am Anfange der Revolution, mit einem sublimen Ekel ihre Privilegien wegwirft und sich selbst einer Ausschweifung ihres moralischen Gefühls zum Opfer bringt, so ist dies Corruption: — es war eigentlich nur der Abschlussakt jener Jahrhunderte dauernden Corruption, vermöge deren sie Schritt für Schritt ihre herrschaftlichen Befugnisse abgegeben und sich zur Funktion des Königthums (zuletzt gar zu dessen Putz und Prunkstück) herabgesetzt hatte. Das Wesentliche an einer guten und gesunden Aristokratie ist aber, dass sie sich nicht als Funktion (sei es des Königthums, sei es des Gemeinwesens), sondern als dessen Sinn und höchste Rechtfertigung fühlt, — dass sie deshalb mit gutem Gewissen das Opfer einer Unzahl Menschen hinnimmt, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, zu Sklaven, zu Werkzeugen herabgedrückt und vermindert werden müssen. Ihr Grundglaube muss eben sein, dass die Gesellschaft nicht um der Gesellschaft willen dasein dürfe, sondern nur als Unterbau und Gerüst, an dem sich eine ausgesuchte Art Wesen zu ihrer höheren Aufgabe und überhaupt zu einem höheren Sein emporzuheben vermag: vergleichbar jenen sonnensüchtigen Kletterpflanzen auf Java — man nennt sie Sipo Matador —, welche mit ihren Armen einen Eichbaum so lange und oft umklammern, bis sie endlich, hoch über ihm, aber auf ihn gestützt, in freiem Lichte ihre Krone entfalten und ihr Glück zur Schau tragen können. —

[«]

259.

Sich gegenseitig der Verletzung, der Gewalt, der Ausbeutung enthalten, seinen Willen dem des Andern gleich setzen: dies kann in einem gewissen groben Sinne zwischen Individuen zur guten Sitte werden, wenn die Bedingungen dazu gegeben sind (nämlich deren thatsächliche Ähnlichkeit in Kraftmengen und Werthmaassen und ihre Zusammengehörigkeit innerhalb Eines Körpers). Sobald man aber dies Princip weiter nehmen wollte und womöglich gar als Grundprincip der Gesellschaft, so würde es sich sofort erweisen als Das, was es ist: als Wille zur Verneinung des Lebens, als Auflösungs- und Verfalls-Princip. Hier muss man gründlich auf den Grund denken und sich aller empfindsamen Schwächlichkeit erwehren: Leben selbst ist wesentlich Aneignung, Verletzung, Überwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwängung eigner Formen, Einverleibung und mindestens, mildestens, Ausbeutung, — aber wozu sollte man immer gerade solche Worte gebrauchen, denen von Alters her eine verleumderische Absicht eingeprägt ist? Auch jener Körper, innerhalb dessen, wie vorher angenommen wurde, die Einzelnen sich als gleich behandeln — es geschieht in jeder gesunden Aristokratie —, muss selber, falls er ein lebendiger und nicht ein absterbender Körper ist, alles Das gegen andre Körper thun, wessen sich die Einzelnen in ihm gegen einander enthalten: er wird der leibhafte Wille zur Macht sein müssen, er wird wachsen, um sich greifen, an sich ziehn, Übergewicht gewinnen wollen, — nicht aus irgend einer Moralität oder Immoralität heraus, sondern weil er lebt, und weil Leben eben Wille zur Macht ist. In keinem Punkte ist aber das gemeine Bewusstsein der Europäer widerwilliger gegen Belehrung, als hier; man schwärmt jetzt überall, unter wissenschaftlichen Verkleidungen sogar, von kommenden Zuständen der Gesellschaft, denen „der ausbeuterische Charakter“ abgehn soll: — das klingt in meinen Ohren, als ob man ein Leben zu erfinden verspräche, welches sich aller organischen Funktionen enthielte. Die „Ausbeutung“ gehört nicht einer verderbten oder unvollkommnen und primitiven Gesellschaft an: sie gehört in’s Wesen des Lebendigen, als organische Grundfunktion, sie ist eine Folge des eigentlichen Willens zur Macht, der eben der Wille des Lebens ist. — Gesetzt, dies ist als Theorie eine Neuerung, — als Realität ist es das Ur-Faktum aller Geschichte: man sei doch so weit gegen sich ehrlich! —

[«]

260.

Bei einer Wanderung durch die vielen feineren und gröberen Moralen, welche bisher auf Erden geherrscht haben oder noch herrschen, fand ich gewisse Züge regelmässig mit einander wiederkehrend und aneinander geknüpft: bis sich mir endlich zwei Grundtypen verriethen, und ein Grundunterschied heraussprang. Es giebt Herren-Moral und Sklaven-Moral; — ich füge sofort hinzu, dass in allen höheren und gemischteren Culturen auch Versuche der Vermittlung beider Moralen zum Vorschein kommen, noch öfter das Durcheinander derselben und gegenseitige Missverstehen, ja bisweilen ihr hartes Nebeneinander — sogar im selben Menschen, innerhalb Einer Seele. Die moralischen Werthunterscheidungen sind entweder unter einer herrschenden Art entstanden, welche sich ihres Unterschieds gegen die beherrschte mit Wohlgefühl bewusst wurde, — oder unter den Beherrschten, den Sklaven und Abhängigen jeden Grades. Im ersten Falle, wenn die Herrschenden es sind, die den Begriff „gut“ bestimmen, sind es die erhobenen stolzen Zustände der Seele, welche als das Auszeichnende und die Rangordnung Bestimmende empfunden werden. Der vornehme Mensch trennt die Wesen von sich ab, an denen das Gegentheil solcher gehobener stolzer Zustände zum Ausdruck kommt: er verachtet sie. Man bemerke sofort, dass in dieser ersten Art Moral der Gegensatz „gut“ und „schlecht“ so viel bedeutet wie „vornehm“ und „verächtlich“: — der Gegensatz „gut“ und „böse“ ist anderer Herkunft. Verachtet wird der Feige, der Ängstliche, der Kleinliche, der an die enge Nützlichkeit Denkende; ebenso der Misstrauische mit seinem unfreien Blicke, der Sich-Erniedrigende, die Hunde-Art von Mensch, welche sich misshandeln lässt, der bettelnde Schmeichler, vor Allem der Lügner: — es ist ein Grundglaube aller Aristokraten, dass das gemeine Volk lügnerisch ist. „Wir Wahrhaftigen“ — so nannten sich im alten Griechenland die Adeligen. Es liegt auf der Hand, dass die moralischen Werthbezeichnungen überall zuerst auf Menschen und erst abgeleitet und spät auf Handlungen gelegt worden sind: weshalb es ein arger Fehlgriff ist, wenn Moral-Historiker von Fragen den Ausgang nehmen wie „warum ist die mitleidige Handlung gelobt worden?“ Die vornehme Art Mensch fühlt sich als werthbestimmend, sie hat nicht nöthig, sich gutheissen zu lassen, sie urtheilt „was mir schädlich ist, das ist an sich schädlich“, sie weiss sich als Das, was überhaupt erst Ehre den Dingen verleiht, sie ist wertheschaffend. Alles, was sie an sich kennt, ehrt sie: eine solche Moral ist Selbstverherrlichung. Im Vordergrunde steht das Gefühl der Fülle, der Macht, die überströmen will, das Glück der hohen Spannung, das Bewusstsein eines Reichthums, der schenken und abgeben möchte: — auch der vornehme Mensch hilft dem Unglücklichen, aber nicht oder fast nicht aus Mitleid, sondern mehr aus einem Drang, den der Überfluss von Macht erzeugt. Der vornehme Mensch ehrt in sich den Mächtigen, auch Den, welcher Macht über sich selbst hat, der zu reden und zu schweigen versteht, der mit

Lust Strenge und Härte gegen sich übt und Ehrerbietung vor allem Strengen und Harten hat. „Ein hartes Herz legte Wotan mir in die Brust“ heisst es in einer alten skandinavischen Saga: so ist es aus der Seele eines stolzen Wikingers heraus mit Recht gedichtet. Eine solche Art Mensch ist eben stolz darauf, nicht zum Mitleiden gemacht zu sein: weshalb der Held der Saga warnend hinzufügt „wer jung schon kein hartes Herz hat, dem wird es niemals hart“. Vornehme und Tapfere, welche so denken, sind am entferntesten von jener Moral, welche gerade im Mitleiden oder im Handeln für Andere oder im désintéressement das Abzeichen des Moralischen sieht; der Glaube an sich selbst, der Stolz auf sich selbst, eine Grundfeindschaft und Ironie gegen „Selbstlosigkeit“ gehört eben so bestimmt zur vornehmen Moral wie eine leichte Geringschätzung und Vorsicht vor den Mitgefühlen und dem „warmen Herzen“. — Die Mächtigen sind es, welche zu ehren verstehen, es ist ihre Kunst, ihr Reich der Erfindung. Die tiefe Ehrfurcht vor dem Alter und vor dem Herkommen — das ganze Recht steht auf dieser doppelten Ehrfurcht —, der Glaube und das Vorurtheil zu Gunsten der Vorfahren und zu Ungunsten der Kommenden ist typisch in der Moral der Mächtigen; und wenn umgekehrt die Menschen der „modernen Ideen“ beinahe instinktiv an den „Fortschritt“ und „die Zukunft“ glauben und der Achtung vor dem Alter immer mehr ermangeln, so verräth sich damit genugsam schon die unvornehme Herkunft dieser „Ideen“. Am meisten ist aber eine Moral der Herrschenden dem gegenwärtigen Geschmacke fremd und peinlich in der Strenge ihres Grundsatzes, dass man nur gegen Seinesgleichen Pflichten habe; dass man gegen die Wesen niedrigeren Ranges, gegen alles Fremde nach Gutdünken oder „wie es das Herz will“ handeln dürfe und jedenfalls „jenseits von Gut und Böse“ —: hierhin mag Mitleiden und dergleichen gehören. Die Fähigkeit und Pflicht zu langer Dankbarkeit und langer Rache — beides nur innerhalb seines Gleichen —, die Feinheit in der Wiedervergeltung, das Begriffs-Raffinement in der Freundschaft, eine gewisse Nothwendigkeit, Feinde zu haben (gleichsam als Abzugsgräben für die Affekte Neid Streitsucht Übermuth, — im Grunde, um gut freund sein zu können): Alles das sind typische Merkmale der vornehmen Moral, welche, wie angedeutet, nicht die Moral der „modernen Ideen“ ist und deshalb heute schwer nachzufühlen, auch schwer auszugraben und aufzudecken ist. — Es steht anders mit dem zweiten Typus der Moral, der Sklaven-Moral. Gesetzt, dass die Vergewaltigten, Gedrückten, Leidenden, Unfreien, Ihrer-selbst-Ungewissen und Müden moralisiren: was wird das Gleichartige ihrer moralischen Werthschätzungen sein? Wahrscheinlich wird ein pessimistischer Argwohn gegen die ganze Lage des Menschen zum Ausdruck kommen, vielleicht eine Verurtheilung des Menschen mitsammt seiner Lage. Der

Blick des Sklaven ist abgünstig für die Tugenden des Mächtigen: er hat Skepsis und Misstrauen, er hat Feinheit des Misstrauens gegen alles „Gute“, was dort geehrt wird —, er möchte sich überreden, dass das Glück selbst dort nicht ächt sei. Umgekehrt werden die Eigenschaften hervorgezogen und mit Licht übergossen, welche dazu dienen, Leidenden das Dasein zu erleichtern: hier kommt das Mitleiden, die gefällige hülfbereite Hand, das warme Herz, die Geduld, der Fleiss, die Demuth, die Freundlichkeit zu Ehren —, denn das sind hier die nützlichsten Eigenschaften und beinahe die einzigen Mittel, den Druck des Daseins auszuhalten. Die Sklaven-Moral ist wesentlich Nützlichkeits-Moral. Hier ist der Herd für die Entstehung jenes berühmten Gegensatzes „gut“ und „böse“: — in’s Böse wird die Macht und Gefährlichkeit hinein empfunden, eine gewisse Furchtbarkeit, Feinheit und Stärke, welche die Verachtung nicht aufkommen lässt. Nach der Sklaven-Moral erregt also der „Böse“ Furcht; nach der Herren-Moral ist es gerade der „Gute“, der Furcht erregt und erregen will, während der „schlechte“ Mensch als der verächtliche empfunden wird. Der Gegensatz kommt auf seine Spitze, wenn sich, gemäss der Sklavenmoral-Consequenz, zuletzt nun auch an den „Guten“ dieser Moral ein Hauch von Geringschätzung hängt — sie mag leicht und wohlwollend sein —, weil der Gute innerhalb der Sklaven-Denkweise jedenfalls der ungefährliche Mensch sein muss: er ist gutmüthig, leicht zu betrügen, ein bischen dumm vielleicht, un bonhomme. Überall, wo die Sklaven-Moral zum Übergewicht kommt, zeigt die Sprache eine Neigung, die Worte „gut“ und „dumm“ einander anzunähern. — Ein letzter Grundunterschied: das Verlangen nach Freiheit, der Instinkt für das Glück und die Feinheiten des Freiheits-Gefühls gehört ebenso nothwendig zur Sklaven-Moral und -Moralität, als die Kunst und Schwärmerei in der Ehrfurcht, in der Hingebung das regelmässige Symptom einer aristokratischen Denk- und Werthungsweise ist. — Hieraus lässt sich ohne Weiteres verstehn, warum die Liebe als Passion — es ist unsre europäische Spezialität — schlechterdings vornehmer Abkunft sein muss: bekanntlich gehört ihre Erfindung den provençalischen Ritter-Dichtern zu, jenen prachtvollen erfinderischen Menschen des „gai saber“, denen Europa so Vieles und beinahe sich selbst verdankt. —

[«]

261.

Zu den Dingen, welche einem vornehmen Menschen vielleicht am schwersten zu begreifen sind, gehört die Eitelkeit: er wird versucht sein, sie noch dort zu leugnen, wo eine andre Art Mensch sie mit beiden Händen zu fassen meint. Das Problem ist für ihn, sich Wesen vorzustellen, die eine gute Meinung über sich zu erwecken suchen, welche sie selbst von sich nicht haben — und also auch nicht „verdienen“ —, und die doch hinterdrein an diese gute Meinung selber glauben. Das erscheint ihm zur Hälfte so geschmacklos und unehrerbietig vor sich selbst, zur andren Hälfte so barock-unvernünftig, dass er die Eitelkeit gern als Ausnahme fassen möchte und sie in den meisten Fällen, wo man von ihr redet, anzweifelt. Er wird zum Beispiel sagen: „ich kann mich über meinen Werth irren und andererseits doch verlangen, dass mein Werth gerade so, wie ich ihn ansetze, auch von Andern anerkannt werde, — aber das ist keine Eitelkeit (sondern Dünkel oder, in den häufigeren Fällen, Das, was „Demuth“, auch „Bescheidenheit“ genannt wird).“ Oder auch: „ich kann mich aus vielen Gründen über die gute Meinung Anderer freuen, vielleicht weil ich sie ehre und liebe und mich an jeder ihrer Freuden erfreue, vielleicht auch weil ihre gute Meinung den Glauben an meine eigne gute Meinung bei mir unterschreibt und kräftigt, vielleicht weil die gute Meinung Anderer, selbst in Fällen, wo ich sie nicht theile, mir doch nützt oder Nutzen verspricht, — aber das ist Alles nicht Eitelkeit.“ Der vornehme Mensch muss es sich erst mit Zwang, namentlich mit Hülfe der Historie, vorstellig machen, dass, seit unvordenklichen Zeiten, in allen irgendwie abhängigen Volksschichten der gemeine Mensch nur Das war, was er galt: — gar nicht daran gewöhnt, Werthe selbst anzusetzen, mass er auch sich keinen andern Werth bei, als seine Herren ihm beimassen (es ist das eigentliche Herrenrecht, Werthe zu schaffen). Mag man es als die Folge eines ungeheuren Atavismus begreifen, dass der gewöhnliche Mensch auch jetzt noch immer erst auf eine Meinung über sich wartet und sich dann derselben instinktiv unterwirft: aber durchaus nicht bloss einer „guten“ Meinung, sondern auch einer schlechten und unbilligen (man denke zum Beispiel an den grössten Theil der Selbstschätzungen und Selbstunterschätzungen, welche gläubige Frauen ihren Beichtvätern ablernen, und überhaupt der gläubige Christ seiner Kirche ablernt). Thatsächlich wird nun, gemäss dem langsamen Heraufkommen der demokratischen Ordnung der Dinge (und seiner Ursache, der Blutvermischung von Herren und Sklaven), der ursprünglich vornehme und seltne Drang, sich selbst von sich aus einen Werth zuzuschreiben und von sich „gut zu denken“, mehr und mehr ermuthigt und ausgebreitet werden: aber er hat jeder Zeit einen älteren, breiteren und gründlicher einverleibten Hang gegen sich, — und im Phänomene der „Eitelkeit“ wird dieser ältere Hang Herr über den jüngeren. Der Eitle freut sich über jede gute Meinung, die er über sich hört (ganz abseits von allen Gesichtspunkten ihrer Nützlichkeit, und ebenso abgesehn von wahr und falsch), ebenso wie er an jeder schlechten Meinung leidet: denn er unterwirft sich beiden, er fühlt sich ihnen unterworfen, aus jenem ältesten Instinkte der Unterwerfung, der an ihm ausbricht. — Es ist „der Sklave“ im Blute des Eitlen, ein Rest von der Verschmitztheit des Sklaven — und wie viel „Sklave“ ist zum Beispiel jetzt noch im Weibe rückständig! —, welcher zu guten Meinungen über sich zu verführen sucht; es ist ebenfalls der Sklave, der vor diesen Meinungen nachher sofort selbst niederfällt, wie als ob er sie nicht hervorgerufen hätte. — Und nochmals gesagt: Eitelkeit ist ein Atavismus.

[«]

262.

Eine Art entsteht, ein Typus wird fest und stark unter dem langen Kampfe mit wesentlich gleichen ungünstigen Bedingungen. Umgekehrt weiss man aus den Erfahrungen der Züchter, dass Arten, denen eine überreichliche Ernährung und überhaupt ein Mehr von Schutz und Sorgfalt zu Theil wird, alsbald in der stärksten Weise zur Variation des Typus neigen und reich an Wundern und Monstrositäten (auch an monströsen Lastern) sind. Nun sehe man einmal ein aristokratisches Gemeinwesen, etwa eine alte griechische Polis oder Venedig, als eine, sei es freiwillige, sei es unfreiwillige Veranstaltung zum Zweck der Züchtung an: es sind da Menschen bei einander und auf sich angewiesen, welche ihre Art durchsetzen wollen, meistens, weil sie sich durchsetzen müssen oder in furchtbarer Weise Gefahr laufen, ausgerottet zu werden. Hier fehlt jene Gunst, jenes Übermaass, jener Schutz, unter denen die Variation begünstigt ist; die Art hat sich als Art nöthig, als Etwas, das sich gerade vermöge seiner Härte, Gleichförmigkeit, Einfachheit der Form überhaupt durchsetzen und dauerhaft machen kann, im beständigen Kampfe mit den Nachbarn oder mit den aufständischen oder Aufstand drohenden Unterdrückten. Die mannichfaltigste Erfahrung lehrt sie, welchen Eigenschaften vornehmlich sie es verdankt, dass sie, allen Göttern und Menschen zum Trotz, noch da ist, dass sie noch immer obgesiegt hat: diese Eigenschaften nennt sie Tugenden, diese Tugenden allein züchtet sie gross. Sie thut es mit Härte, ja sie will die Härte; jede aristokratische Moral ist unduldsam, in der Erziehung der Jugend, in der Verfügung über die Weiber, in den Ehesitten, im Verhältnisse von Alt und Jung, in den Strafgesetzen (welche allein die

Abartenden in's Auge fassen): — sie rechnet die Unduldsamkeit selbst unter die Tugenden, unter dem Namen „Gerechtigkeit“. Ein Typus mit wenigen, aber sehr starken Zügen, eine Art strenger kriegerischer klug-schweigsamer, geschlossener und verschlossener Menschen (und als solche vom feinsten Gefühle für die Zauber und nuances der Societät) wird auf diese Weise über den Wechsel der Geschlechter hinaus festgestellt; der beständige Kampf mit immer gleichen ungünstigen Bedingungen ist, wie gesagt, die Ursache davon, dass ein Typus fest und hart wird. Endlich aber entsteht einmal eine Glückslage, die ungeheure Spannung lässt nach; es giebt vielleicht keine Feinde mehr unter den Nachbarn, und die Mittel zum Leben, selbst zum Genusse des Lebens sind überreichlich da. Mit Einem Schlage reisst das Band und der Zwang der alten Zucht: sie fühlt sich nicht mehr als nothwendig, als Dasein-bedingend, — wollte sie fortbestehn, so könnte sie es nur als eine Form des Luxus, als archaisirender Geschmack. Die Variation, sei es als Abartung (in's Höhere, Feinere, Seltnere), sei es als Entartung und Monstrosität, ist plötzlich in der grössten Fülle und Pracht auf dem Schauplatz, der Einzelne wagt einzeln zu sein und sich abzuheben. An diesen Wendepunkten der Geschichte zeigt sich neben einander und oft in einander verwickelt und verstrickt ein herrliches vielfaches urwaldhaftes Heraufwachsen und Emporstreben, eine Art tropisches Tempo im Wetteifer des Wachsthums und ein ungeheures Zugrundegehen und Sich-zu-Grunde-Richten, Dank den wild gegeneinander gewendeten, gleichsam explodirenden Egoismen, welche „um Sonne und Licht“ mit einander ringen und keine Grenze, keine Zügelung, keine Schonung mehr aus der bisherigen Moral zu entnehmen wissen. Diese Moral selbst war es, welche die Kraft in's Ungeheure aufgehäuft, die den Bogen auf so bedrohliche Weise gespannt hat: — jetzt ist, jetzt wird sie „überlebt“. Der gefährliche und unheimliche Punkt ist erreicht, wo das grössere, vielfachere, umfänglichere Leben über die alte Moral hinweg lebt; das „Individuum“ steht da, genöthigt zu einer eigenen Gesetzgebung, zu eigenen Künsten und Listen der Selbst-Erhaltung, Selbst-Erhöhung, Selbst-Erlösung. Lauter neue Wozu's, lauter neue Womit's, keine gemeinsamen Formeln mehr, Missverständniss und Missachtung mit einander im Bunde, der Verfall, Verderb und die höchsten Begierden schauerlich verknotet, das Genie der Rasse aus allen Füllhörnern des Guten und Schlimmen überquellend, ein verhängnissvolles Zugleich von Frühling und Herbst, voll neuer Reize und Schleier, die der jungen, noch unausgeschöpften, noch unermüdeten Verderbniss zu eigen sind. Wieder ist die Gefahr da, die Mutter der Moral, die grosse Gefahr, dies Mal in's Individuum verlegt, in den Nächsten und Freund, auf die Gasse, in's eigne Kind, in's eigne Herz, in alles Eigenste und Geheimste von Wunsch und Wille: was werden jetzt die

Moral-Philosophen zu predigen haben, die um diese Zeit heraufkommen? Sie entdecken, diese scharfen Beobachter und Eckensteher, dass es schnell zum Ende geht, dass Alles um sie verdirbt und verderben macht, dass Nichts bis übermorgen steht, Eine Art Mensch ausgenommen, die unheilbar Mittelmässigen. Die Mittelmässigen allein haben Aussicht, sich fortzusetzen, sich fortzupflanzen, — sie sind die Menschen der Zukunft, die einzig Überlebenden; „seid wie sie! werdet mittelmässig!“ heisst nunmehr die alleinige Moral, die noch Sinn hat, die noch Ohren findet. — Aber sie ist schwer zu predigen, diese Moral der Mittelmässigkeit! — sie darf es ja niemals eingestehn, was sie ist und was sie will! sie muss von Maass und Würde und Pflicht und Nächstenliebe reden, — sie wird Noth haben, die Ironie zu verbergen! —

[«]

263.

Es giebt einen Instinkt für den Rang, welcher, mehr als Alles, schon das Anzeichen eines hohen Ranges ist; es giebt eine Lust an den Nuancen der Ehrfurcht, die auf vornehme Abkunft und Gewohnheiten rathen lässt. Die Feinheit, Güte und Höhe einer Seele wird gefährlich auf die Probe gestellt, wenn Etwas an ihr vorüber geht, das ersten Ranges ist, aber noch nicht von den Schaudern der Autorität vor zudringlichen Griffen und Plumpheiten gehütet wird: Etwas, das, unabgezeichnet, unentdeckt, versuchend, vielleicht willkürlich verhüllt und verkleidet, wie ein lebendiger Prüfstein seines Weges geht. Zu wessen Aufgabe und Übung es gehört, Seelen auszuforschen, der wird sich in mancherlei Formen gerade dieser Kunst bedienen, um den letzten Werth einer Seele, die unverrückbare eingeborne Rangordnung, zu der sie gehört, festzustellen: er wird sie auf ihren Instinkt der Ehrfurcht hin auf die Probe stellen. Différence engendre haine: die Gemeinheit mancher Natur sprützt plötzlich wie schmutziges Wasser hervor, wenn irgend ein heiliges Gefäss, irgend eine Kostbarkeit aus verschlossenen Schreinen, irgend ein Buch mit den Zeichen des grossen Schicksals vorübergetragen wird; und andrerseits giebt es ein unwillkürliches Verstummen, ein Zögern des Auges, ein Stillewerden aller Gebärden, woran sich ausspricht, dass eine Seele die Nähe des Verehrungswürdigsten fühlt. Die Art, mit der im Ganzen bisher die Ehrfurcht vor der Bibel in Europa aufrecht erhalten wird, ist vielleicht das beste Stück Zucht und Verfeinerung der Sitte, das Europa dem Christenthume verdankt:

solche Bücher der Tiefe und der letzten Bedeutsamkeit brauchen zu ihrem Schutz eine von Aussen kommende Tyrannei von Autorität, um jene Jahrtausende von Dauer zu gewinnen, welche nöthig sind, sie auszuschöpfen und auszurathen. Es ist Viel erreicht, wenn der grossen Menge (den Flachen und Geschwind-Därmen aller Art) jenes Gefühl endlich angezüchtet ist, dass sie nicht an Alles rühren dürfe; dass es heilige Erlebnisse giebt, vor denen sie die Schuhe auszuziehn und die unsaubere Hand fern zu halten hat, — es ist beinahe ihre höchste Steigerung zur Menschlichkeit. Umgekehrt wirkt an den sogenannten Gebildeten, den Gläubigen der „modernen Ideen“, vielleicht Nichts so ekelerregend, als ihr Mangel an Scham, ihre bequeme Frechheit des Auges und der Hand, mit der von ihnen an Alles gerührt, geleckt, getastet wird; und es ist möglich, dass sich heut im Volke, im niedern Volke, namentlich unter Bauern, immer noch mehr relative Vornehmheit des Geschmacks und Takt der Ehrfurcht vorfindet, als bei der zeitunglesenden Halbwelt des Geistes, den Gebildeten.

[«]

264.

Es ist aus der Seele eines Menschen nicht wegzuwischen, was seine Vorfahren am liebsten und beständigsten gethan haben: ob sie etwa emsige Sparer waren und Zubehör eines Schreibtisches und Geldkastens, bescheiden und bürgerlich in ihren Begierden, bescheiden auch in ihren Tugenden; oder ob sie an’s Befehlen von früh bis spät gewöhnt lebten, rauhen Vergnügungen hold und daneben vielleicht noch rauheren Pflichten und Verantwortungen; oder ob sie endlich alte Vorrechte der Geburt und des Besitzes irgendwann einmal geopfert haben, um ganz ihrem Glauben — ihrem „Gotte“ — zu leben, als die Menschen eines unerbittlichen und zarten Gewissens, welches vor jeder Vermittlung erröthet. Es ist gar nicht möglich, dass ein Mensch nicht die Eigenschaften und Vorlieben seiner Eltern und Altvordern im Leibe habe: was auch der Augenschein dagegen sagen mag. Dies ist das Problem der Rasse. Gesetzt, man kennt Einiges von den Eltern, so ist ein Schluss auf das Kind erlaubt: irgend eine widrige Unenthaltsamkeit, irgend ein Winkel-Neid, eine plumpe Sich-Rechtgeberei — wie diese Drei zusammen zu allen Zeiten den eigentlichen Pöbel-Typus ausgemacht haben — dergleichen muss auf das Kind so sicher übergehn, wie verderbtes Blut; und mit Hülfe der besten Erziehung und Bildung wird man eben nur erreichen, über eine solche Vererbung zu täuschen. — Und was will heute Erziehung und Bildung Anderes! In unsrem sehr volksthümlichen, will sagen pöbelhaften Zeitalter muss „Erziehung“ und „Bildung“ wesentlich die Kunst, zu täuschen, sein, — über die Herkunft, den vererbten Pöbel in Leib und Seele hinweg zu täuschen. Ein Erzieher, der heute vor Allem Wahrhaftigkeit predigte und seinen Züchtlingen beständig zuriefe „seid wahr! seid natürlich! gebt euch, wie ihr seid!“ — selbst ein solcher tugendhafter und treuherziger Esel würde nach einiger Zeit zu jener furca des Horaz greifen lernen, um naturam expellere: mit welchem Erfolge? „Pöbel“ usque recurret. —

[«]

265.

Auf die Gefahr hin, unschuldige Ohren missvergnügt zu machen, stelle ich hin: der Egoismus gehört zum Wesen der vornehmen Seele, ich meine jenen unverrückbaren Glauben, dass einem Wesen, wie „wir sind“, andre Wesen von Natur unterthan sein müssen und sich ihm zu opfern haben. Die vornehme Seele nimmt diesen Thatbestand ihres Egoismus ohne jedes Fragezeichen hin, auch ohne ein Gefühl von Härte Zwang, Willkür darin, vielmehr wie Etwas, das im Urgesetz der Dinge begründet sein mag: — suchte sie nach einem Namen dafür, so würde sie sagen „es ist die Gerechtigkeit selbst“. Sie gesteht sich, unter Umständen, die sie anfangs zögern lassen, zu, dass es mit ihr Gleichberechtigte giebt; sobald sie über diese Frage des Rangs im Reinen ist, bewegt sie sich unter diesen Gleichen und Gleichberechtigten mit der gleichen Sicherheit in Scham und zarter Ehrfurcht, welche sie im Verkehre mit sich selbst hat, — gemäss einer eingebornen himmlischen Mechanik, auf welche sich alle Sterne verstehn. Es ist ein Stück ihres Egoismus mehr, diese Feinheit und Selbstbeschränkung im Verkehre mit ihres Gleichen — jeder Stern ist ein solcher Egoist —: sie ehrt sich in ihnen und in den Rechten, welche sie an dieselben abgiebt, sie zweifelt nicht, dass der Austausch von Ehren und Rechten als Wesen alles Verkehrs ebenfalls zum naturgemässen Zustand der Dinge gehört. Die vornehme Seele giebt, wie sie nimmt, aus dem leidenschaftlichen und reizbaren Instinkte der Vergeltung heraus, welcher auf ihrem Grunde liegt. Der Begriff „Gnade“ hat inter pares keinen Sinn und Wohlgeruch; es mag eine sublime Art geben, Geschenke von Oben her gleichsam über sich ergehen zu lassen und wie Tropfen durstig aufzutrinken: aber für diese Kunst und Gebärde hat die vornehme Seele kein Geschick. Ihr Egoismus hindert sie hier: sie blickt ungern überhaupt nach „Oben“, — sondern entweder vor sich, horizontal und langsam, oder hinab: — sie weiss sich in der Höhe. —

[«]

266.

„Wahrhaft hochachten kann man nur, wer sich nicht selbst sucht“. — Goethe an Rath Schlosser.

[«]

267.

Es giebt ein Sprüchwort bei den Chinesen, das die Mütter schon ihre Kinder lehren: siao-sin „mache dein Herz klein!“ Dies ist der eigentliche Grundhang in späten Civilisationen: ich zweifle nicht, dass ein antiker Grieche auch an uns Europäern von Heute zuerst die Selbstverkleinerung herauserkennen würde, — damit allein schon giengen wir ihm „wider den Geschmack“. —

[«]

268.

Was ist zuletzt die Gemeinheit? — Worte sind Tonzeichen für Begriffe; Begriffe aber sind mehr oder weniger bestimmte Bildzeichen für oft wiederkehrende und zusammen kommende Empfindungen, für Empfindungs-Gruppen. Es genügt noch nicht, um sich einander zu verstehen, dass man die selben Worte gebraucht: man muss die selben Worte auch für die selbe Gattung innerer Erlebnisse gebrauchen, man muss zuletzt seine Erfahrung mit einander gemein haben. Deshalb verstehen sich die Menschen Eines Volkes besser unter einander, als Zugehörige verschiedener Völker, selbst wenn sie sich der gleichen Sprache bedienen; oder vielmehr, wenn Menschen lange unter ähnlichen Bedingungen (des Klima’s, des Bodens, der Gefahr, der Bedürfnisse, der Arbeit) zusammen gelebt haben, so entsteht daraus Etwas, das „sich versteht“, ein Volk. In allen Seelen hat eine gleiche Anzahl oft wiederkehrender Erlebnisse die Oberhand gewonnen über seltner kommende: auf sie hin versteht man sich, schnell und immer schneller — die Geschichte der Sprache ist die Geschichte eines Abkürzungs-Prozesses —; auf dies schnelle Verstehen hin verbindet man sich, enger und immer enger. Je grösser die Gefährlichkeit, um so grösser ist das Bedürfniss, schnell und leicht über Das, was noth thut, übereinzukommen; sich in der Gefahr nicht misszuverstehn, das ist es, was die Menschen zum Verkehre schlechterdings nicht entbehren können. Noch bei jeder Freundschaft oder Liebschaft macht man diese Probe: Nichts derart hat Dauer, sobald man dahinter kommt, dass Einer von Beiden bei gleichen Worten anders fühlt, meint, wittert, wünscht, fürchtet, als der Andere. (Die Furcht vor dem „ewigen Missverständniss“: das ist jener wohlwollende Genius, der Personen verschiedenen Geschlechts so oft von übereilten Verbindungen abhält, zu denen Sinne und Herz rathen — und nicht irgend ein Schopenhauerischer „Genius der Gattung“ —!) Welche Gruppen von Empfindungen innerhalb einer Seele am schnellsten wach werden, das Wort ergreifen, den Befehl geben, das entscheidet über die gesammte Rangordnung ihrer Werthe, das bestimmt zuletzt ihre Gütertafel. Die Werthschätzungen eines Menschen verrathen etwas vom Aufbau seiner Seele, und worin sie ihre Lebensbedingungen, ihre eigentliche Noth sieht. Gesetzt nun, dass die Noth von jeher nur solche Menschen einander angenähert hat, welche mit ähnlichen Zeichen ähnliche Bedürfnisse, ähnliche Erlebnisse andeuten konnten, so ergiebt sich im Ganzen, dass die leichte Mittheilbarkeit der Noth, dass heisst im letzten Grunde das Erleben von nur durchschnittlichen und gemeinen Erlebnissen, unter allen Gewalten, welche über den Menschen bisher verfügt haben, die gewaltigste gewesen sein muss. Die ähnlicheren, die gewöhnlicheren Menschen waren und sind immer im Vortheile, die Ausgesuchteren, Feineren, Seltsameren, schwerer Verständlichen bleiben leicht allein, unterliegen, bei ihrer Vereinzelung, den Unfällen und pflanzen sich selten fort. Man muss ungeheure Gegenkräfte anrufen, um diesen natürlichen, allzunatürlichen progressus in simile, die Fortbildung des Menschen in’s Ähnliche, Gewöhnliche, Durchschnittliche, Heerdenhafte — in’s Gemeine! — zu kreuzen.

[«]

269.

Je mehr ein Psycholog — ein geborner, ein unvermeidlicher Psycholog und Seelen-Errather — sich den ausgesuchteren Fällen und Menschen zukehrt, um so grösser wird seine Gefahr, am Mitleiden zu ersticken: er hat Härte und Heiterkeit nöthig, mehr als ein andrer Mensch. Die Verderbniss, das Zugrundegehen der höheren Menschen, der fremder gearteten Seelen ist nämlich die Regel: es ist schrecklich, eine solche Regel immer vor Augen zu haben. Die vielfache Marter des Psychologen, der dieses Zugrundegehen entdeckt hat, der diese gesammte innere „Heillosigkeit“ des höheren Menschen, dieses ewige „Zu spät!“ in jedem Sinne, erst einmal und dann fast immer wieder entdeckt, durch die ganze Geschichte hindurch, — kann vielleicht eines Tages zur Ursache davon werden, dass er mit Erbitterung sich gegen sein eignes Loos wendet und einen Versuch der Selbst-Zerstörung macht, — dass er selbst „verdirbt“. Man wird fast bei jedem Psychologen eine verrätherische Vorneigung und Lust am Umgange mit alltäglichen und wohlgeordneten Menschen wahrnehmen: daran verräth sich, dass er immer einer Heilung bedarf, dass er eine Art Flucht und Vergessen braucht, weg von dem, was ihm seine Einblicke und Einschnitte, was ihm sein „Handwerk“ auf’s Gewissen gelegt hat. Die Furcht vor seinem Gedächtniss ist ihm eigen. Er kommt vor dem Urtheile Anderer leicht zum Verstummen: er hört mit einem unbewegten Gesichte zu, wie dort verehrt, bewundert, geliebt, verklärt wird, wo er gesehen hat, — oder er verbirgt noch sein Verstummen, indem er irgend einer Vordergrunds-Meinung ausdrücklich zustimmt. Vielleicht geht die Paradoxie seiner Lage so weit in’s Schauerliche, dass die Menge, die Gebildeten, die Schwärmer gerade dort, wo er das grosse Mitleiden neben der grossen Verachtung gelernt hat, ihrerseits die grosse Verehrung lernen, — die Verehrung für „grosse Männer“ und Wunderthiere, um derentwillen man das Vaterland, die Erde, die Würde der Menschheit, sich selber segnet und in Ehren hält, auf welche man die Jugend hinweist, hinerzieht.... Und wer weiss, ob sich nicht bisher in allen grossen Fällen eben das Gleiche begab: dass die Menge einen Gott anbetete, — und dass der „Gott“ nur ein armes Opferthier war! Der Erfolg war immer der grösste Lügner, — und das „Werk“ selbst ist ein Erfolg; der grosse Staatsmann, der Eroberer, der Entdecker ist in seine Schöpfungen verkleidet, bis in’s Unerkennbare; das „Werk“, das des Künstlers, des Philosophen, erfindet erst Den, welcher es geschaffen hat, geschaffen haben soll; die „grossen Männer“, wie sie verehrt werden, sind kleine schlechte Dichtungen hinterdrein; in der Welt der geschichtlichen Werthe herrscht die Falschmünzerei. Diese grossen Dichter zum Beispiel, diese Byron, Musset, Poe, Leopardi, Kleist, Gogol, — so wie sie nun einmal sind, vielleicht sein müssen: Menschen der Augenblicke, begeistert, sinnlich, kindsköpfisch, im Misstrauen und Vertrauen leichtfertig und plötzlich; mit Seelen, an denen gewöhnlich irgend ein Bruch verhehlt werden soll; oft mit ihren Werken Rache nehmend für eine innere

Besudelung, oft mit ihren Aufflügen Vergessenheit suchend vor einem allzutreuen Gedächtniss, oft in den Schlamm verirrt und beinahe verliebt, bis sie den Irrlichtern um die Sümpfe herum gleich werden und sich zu Sternen verstellen — das Volk nennt sie dann wohl Idealisten —, oft mit einem langen Ekel kämpfend, mit einem wiederkehrenden Gespenst von Unglauben, der kalt macht und sie zwingt, nach gloria zu schmachten und den „Glauben an sich" aus den Händen berauschter Schmeichler zu fressen: — welche Marter sind diese grossen Künstler und überhaupt die höheren Menschen für Den, der sie einmal errathen hat! Es ist so begreiflich, dass sie gerade vom Weibe — welches hellseherisch ist in der Welt des Leidens und leider auch weit über seine Kräfte hinaus hülf- und rettungssüchtig — so leicht jene Ausbrüche unbegrenzten hingebendsten Mitleids erfahren, welche die Menge, vor Allem die verehrende Menge, nicht versteht und mit neugierigen und selbstgefälligen Deutungen überhäuft. Dieses Mitleiden täuscht sich regelmässig über seine Kraft; das Weib möchte glauben, dass Liebe Alles vermag, — es ist sein eigentlicher Glaube. Ach, der Wissende des Herzens erräth, wie arm, dumm, hülflos, anmaaslich, fehlgreifend, leichter zerstörend als rettend auch die beste tiefste Liebe ist! — Es ist möglich, dass unter der heiligen Fabel und Verkleidung von Jesu Leben einer der schmerzlichsten Fälle vom Martyrium des Wissens um die Liebe verborgen liegt: das Martyrium des unschuldigsten und begehrendsten Herzens, das an keiner Menschen-Liebe je genug hatte, das Liebe, Geliebt-werden und Nichts ausserdem verlangte, mit Härte, mit Wahnsinn, mit furchtbaren Ausbrüchen gegen Die, welche ihm Liebe verweigerten; die Geschichte eines armen Ungesättigten und Unersättlichen in der Liebe, der die Hölle erfinden musste, um Die dorthin zu schicken, welche ihn nicht lieben wollten, — und der endlich, wissend geworden über menschliche Liebe, einen Gott erfinden musste, der ganz Liebe, ganz Lieben-können ist, — der sich der Menschen-Liebe erbarmt, weil sie gar so armselig, so unwissend ist! Wer so fühlt, wer dergestalt um die Liebe weiss —, sucht den Tod. — Aber warum solchen schmerzlichen Dingen nachhängen? Gesetzt, dass man es nicht muss. —

[«]

270.

Der geistige Hochmuth und Ekel jedes Menschen, der tief gelitten hat — es bestimmt beinahe die Rangordnung, wie tief Menschen leiden können —, seine schaudernde Gewissheit, von der er ganz durchtränkt und gefärbt ist, vermöge seines Leidens mehr zu wissen, als die Klügsten und Weisesten wissen können, in vielen fernen entsetzlichen Welten bekannt und einmal „zu Hause“ gewesen zu sein, von denen „ihr nichts wisst!“..... dieser geistige schweigende Hochmuth des Leidenden, dieser Stolz des Auserwählten der Erkenntniss, des „Eingeweihten“, des beinahe Geopferten findet alle Formen von Verkleidung nöthig, um sich vor der Berührung mit zudringlichen und mitleidigen Händen und überhaupt vor Allem, was nicht Seinesgleichen im Schmerz ist, zu schützen. Das tiefe Leiden macht vornehm; es trennt. Eine der feinsten Verkleidungs-Formen ist der Epicureismus und eine gewisse fürderhin zur Schau getragene Tapferkeit des Geschmacks, welche das Leiden leichtfertig nimmt und sich gegen alles Traurige und Tiefe zur Wehre setzt. Es giebt „heitere Menschen“, welche sich der Heiterkeit bedienen, weil sie um ihretwillen missverstanden werden: — sie wollen missverstanden sein. Es giebt „wissenschaftliche Menschen“, welche sich der Wissenschaft bedienen, weil dieselbe einen heiteren Anschein giebt, und weil Wissenschaftlichkeit darauf schliessen lässt, dass der Mensch oberflächlich ist: — sie wollen zu einem falschen Schlusse verführen. Es giebt freie freche Geister, welche verbergen und verleugnen möchten, dass sie zerbrochene stolze unheilbare Herzen sind; und bisweilen ist die Narrheit selbst die Maske für ein unseliges allzugewisses Wissen. — Woraus sich ergiebt, dass es zur feineren Menschlichkeit gehört, Ehrfurcht „vor der Maske“ zu haben und nicht an falscher Stelle Psychologie und Neugierde zu treiben.

[«]

271.

Was am tiefsten zwei Menschen trennt, das ist ein verschiedener Sinn und Grad der Reinlichkeit. Was hilft alle Bravheit und gegenseitige Nützlichkeit, was hilft aller guter Wille für einander: zuletzt bleibt es dabei — sie „können sich nicht riechen!“ Der höchste Instinkt der Reinlichkeit stellt den mit ihm Behafteten in die wunderlichste und gefährlichste Vereinsamung, als einen Heiligen: denn eben das ist Heiligkeit — die höchste Vergeistigung des genannten Instinktes. Irgend ein Mitwissen um eine unbeschreibliche Fülle im Glück des Bades, irgend eine Brunst und Durstigkeit, welche die Seele beständig aus der Nacht in den Morgen und aus dem Trüben, der „Trübsal“, in’s Helle, Glänzende, Tiefe, Feine treibt —: eben so sehr als ein solcher Hang auszeichnet — es ist ein vornehmer Hang —, trennt er auch. — Das Mitleiden des Heiligen ist das Mitleiden mit dem Schmutz des Menschlichen, Allzumenschlichen. Und es giebt Grade und Höhen, wo das Mitleiden selbst von ihm als Verunreinigung, als Schmutz gefühlt wird.....

[«]

272.

Zeichen der Vornehmheit: nie daran denken, unsre Pflichten zu Pflichten für Jedermann herabzusetzen; die eigne Verantwortlichkeit nicht abgeben wollen, nicht theilen wollen; seine Vorrechte und deren Ausübung unter seine Pflichten rechnen.

[«]

273.

Ein Mensch, der nach Grossem strebt, betrachtet Jedermann, dem er auf seiner Bahn begegnet, entweder als Mittel oder als Verzögerung und Hemmniss — oder als zeitweiliges Ruhebett. Seine ihm eigenthümliche hochgeartete Güte gegen Mitmenschen ist erst möglich, wenn er auf seiner Höhe ist und herrscht. Die Ungeduld und sein Bewusstsein, bis dahin immer zur Komödie verurtheilt zu sein — denn selbst der Krieg ist eine Komödie und verbirgt, wie jedes Mittel den Zweck verbirgt —, verdirbt ihm jeden Umgang: diese Art Mensch kennt die Einsamkeit und was sie vom Giftigsten an sich hat.

[«]

274.

Das Problem der Wartenden. — Es sind Glücksfälle dazu nöthig und vielerlei Unberechenbares, dass ein höherer Mensch, in dem die Lösung eines Problems schläft, noch zur rechten Zeit zum Handeln kommt — „zum Ausbruch“, wie man sagen könnte. Es geschieht durchschnittlich nicht, und in allen Winkeln der Erde sitzen Wartende, die es kaum wissen, in wiefern sie warten, noch weniger aber, dass sie umsonst warten. Mitunter auch kommt der Weckruf zu spät, jener Zufall, der die „Erlaubniss“ zum Handeln giebt, — dann, wenn bereits die beste Jugend und Kraft zum Handeln durch Stillsitzen verbraucht ist; und wie Mancher fand, eben als er „aufsprang“, mit Schrecken seine Glieder eingeschlafen und seinen Geist schon zu schwer! „Es ist zu spät“ — sagte er sich, ungläubig über sich geworden und nunmehr für immer unnütz. — Sollte, im Reiche des Genie’s, der „Raffael ohne Hände“, das Wort im weitesten Sinn verstanden, vielleicht nicht die Ausnahme, sondern die Regel sein? — Das Genie ist vielleicht gar nicht so selten: aber die fünfhundert Hände, die es nöthig hat, um den καιρός, „die rechte Zeit“ — zu tyrannisiren, um den Zufall am Schopf zu fassen!

[«]

275.

Wer das Hohe eines Menschen nicht sehen will, blickt um so schärfer nach dem, was niedrig und Vordergrund an ihm ist — und verräth sich selbst damit.

[«]

276.

Bei aller Art von Verletzung und Verlust ist die niedere und gröbere Seele besser daran, als die vornehmere: die Gefahren der letzteren müssen grösser sein, ihre Wahrscheinlichkeit, dass sie verunglückt und zu Grunde geht, ist sogar, bei der Vielfachheit ihrer Lebensbedingungen, ungeheuer. — Bei einer Eidechse wächst ein Finger nach, der ihr verloren gieng: nicht so beim Menschen. —

[«]

277.

— Schlimm genug! Wieder die alte Geschichte! Wenn man sich sein Haus fertig gebaut hat, merkt man, unversehens Etwas dabei gelernt zu haben, das man schlechterdings hätte wissen müssen, bevor man zu bauen — anfieng. Das ewige leidige „Zu spät!“ — Die Melancholie alles Fertigen!....

[«]

278.

— Wanderer, wer bist du? Ich sehe dich deines Weges gehn, ohne Hohn, ohne Liebe, mit unerrathbaren Augen; feucht und traurig wie ein Senkblei, das ungesättigt aus jeder Tiefe wieder an's Licht gekommen — was suchte es da unten? —, mit einer Brust, die nicht seufzt, mit einer Lippe, die ihren Ekel verbirgt, mit einer Hand, die nur noch langsam greift: wer bist du? was thatest du? Ruhe dich hier aus: diese Stelle ist gastfreundlich für Jedermann, — erhole dich! Und wer du auch sein magst: was gefällt dir jetzt? Was dient dir zur Erholung? Nenne es nur: was ich habe, biete ich dir an! — „Zur Erholung? Zur Erholung? Oh du Neugieriger, was sprichst du da! Aber gieb mir, ich bitte — —" Was? Was? sprich es aus! — „Eine Maske mehr! Eine zweite Maske!"....

[«]

279.

Die Menschen der tiefen Traurigkeit verrathen sich, wenn sie glücklich sind: sie haben eine Art, das Glück zu fassen, wie als ob sie es erdrücken und ersticken möchten, aus Eifersucht, — ach, sie wissen zu gut, dass es ihnen davonläuft!

[«]

280.

„Schlimm! Schlimm! Wie? geht er nicht — zurück?" — Ja! Aber ihr versteht ihn schlecht, wenn ihr darüber klagt. Er geht zurück, wie Jeder, der einen grossen Sprung thun will. — —

[«]

281.

— „Wird man es mir glauben? aber ich verlange, dass man mir es glaubt: ich habe immer nur schlecht an mich, über mich gedacht, nur in ganz seltnen Fällen, nur gezwungen, immer ohne Lust „zur Sache“, bereit, von „mir“ abzuschweifen, immer ohne Glauben an das Ergebniss, Dank einem unbezwinglichen Misstrauen gegen die Möglichkeit der Selbst-Erkenntniss, das mich so weit geführt hat, selbst am Begriff „unmittelbare Erkenntniss“, welchen sich die Theoretiker erlauben, eine contradictio in adjecto zu empfinden: — diese ganze Thatsache ist beinahe das Sicherste, was ich über mich weiss. Es muss eine Art Widerwillen in mir geben, etwas Bestimmtes über mich zu glauben. — Steckt darin vielleicht ein Räthsel? Wahrscheinlich; aber glücklicherweise keins für meine eigenen Zähne. — Vielleicht verräth es die species, zu der ich gehöre? — Aber nicht mir: wie es mir selbst erwünscht genug ist. —“

[«]

282.

„Aber was ist dir begegnet?“ — „Ich weiss es nicht, sagte er zögernd; vielleicht sind mir die Harpyien über den Tisch geflogen.“ — Es kommt heute bisweilen vor, dass ein milder mässiger zurückhaltender Mensch plötzlich rasend wird, die Teller zerschlägt, den Tisch umwirft, schreit, tobt, alle Welt beleidigt — und endlich bei Seite geht, beschämt, wüthend über sich, — wohin? wozu? Um abseits zu verhungern? Um an seiner Erinnerung zu ersticken? — Wer die Begierden einer hohen wählerischen Seele hat und nur selten seinen Tisch gedeckt, seine Nahrung bereit findet, dessen Gefahr wird zu allen Zeiten gross sein: heute aber ist sie ausserordentlich. In ein lärmendes und pöbelhaftes Zeitalter hineingeworfen, mit dem er nicht aus Einer Schüssel essen mag, kann er leicht vor Hunger und Durst, oder, falls er endlich dennoch „zugreift“ — vor plötzlichem Ekel zu Grunde gehn. — Wir haben wahrscheinlich Alle schon an Tischen gesessen, wo wir nicht hingehörten; und gerade die Geistigsten von uns, die am schwersten zu ernähren sind, kennen jene gefährliche dyspepsia, welche aus einer plötzlichen Einsicht und Enttäuschung über unsre Kost und Tischnachbarschaft entsteht, — den Nachtisch-Ekel.

[«]

283.

Es ist eine feine und zugleich vornehme Selbstbeherrschung, gesetzt, dass man überhaupt loben will, immer nur da zu loben, wo man nicht übereinstimmt: — im andern Falle würde man ja sich selbst loben, was wider den guten Geschmack geht — freilich eine Selbstbeherrschung, die einen artigen Anlass und Anstoss bietet, um beständig missverstanden zu werden. Man muss, um sich diesen wirklichen Luxus von Geschmack und Moralität gestatten zu dürfen, nicht unter Tölpeln des Geistes leben, vielmehr unter Menschen, bei denen Missverständnisse und Fehlgriffe noch durch ihre Feinheit belustigen, — oder man wird es theuer büssen müssen! — „Er lobt mich: also giebt er mir Recht“ — diese Eselei von Schlussfolgerung verdirbt uns Einsiedlern das halbe Leben, denn es bringt die Esel in unsre Nachbarschaft und Freundschaft.

[«]

284.

Mit einer ungeheuren und stolzen Gelassenheit leben; immer jenseits —. Seine Affekte, sein Für und Wider willkürlich haben und nicht haben, sich auf sie herablassen, für Stunden; sich auf sie setzen, wie auf Pferde, oft wie auf Esel: — man muss nämlich ihre Dummheit so gut wie ihr Feuer zu nützen wissen. Seine dreihundert Vordergründe sich bewahren; auch die schwarze Brille: denn es giebt Fälle, wo uns Niemand in die Augen, noch weniger in unsre „Gründe“ sehn darf. Und jenes spitzbübische und heitre Laster sich zur Gesellschaft wählen, die Höflichkeit. Und Herr seiner vier Tugenden bleiben, des Muthes, der Einsicht, des Mitgefühls, der Einsamkeit. Denn die Einsamkeit ist bei uns eine Tugend, als ein sublimer Hang und Drang der Reinlichkeit, welcher erräth, wie es bei Berührung von Mensch und Mensch — „in Gesellschaft“ — unvermeidlich-unreinlich zugehn muss. Jede Gemeinschaft macht, irgendwie, irgendwo, irgendwann — „gemein“.

[«]

285.

Die grössten Ereignisse und Gedanken — aber die grössten Gedanken sind die grössten Ereignisse — werden am spätesten begriffen: die Geschlechter, welche mit ihnen gleichzeitig sind, erleben solche Ereignisse nicht, — sie leben daran vorbei. Es geschieht da Etwas, wie im Reich der Sterne. Das Licht der fernsten Sterne kommt am spätesten zu den Menschen; und bevor es nicht angekommen ist, leugnet der Mensch, dass es dort — Sterne giebt. „Wie viel Jahrhunderte braucht ein Geist, um begriffen zu werden?“ — das ist auch ein Maassstab, damit schafft man auch eine Rangordnung und Etiquette, wie sie noth thut: für Geist und Stern. —

[«]

286.

„Hier ist die Aussicht frei, der Geist erhoben“. — Es giebt aber eine umgekehrte Art von Menschen, welche auch auf der Höhe ist und auch die Aussicht frei hat — aber hinab blickt.

[«]

287.

— Was ist vornehm? Was bedeutet uns heute noch das Wort „vornehm“? Woran verräth sich, woran erkennt man, unter diesem schweren verhängten Himmel der beginnenden Pöbelherrschaft, durch den Alles undurchsichtig und bleiern wird, den vornehmen Menschen? — Es sind nicht die Handlungen, die ihn beweisen, — Handlungen sind immer vieldeutig, immer unergründlich —; es sind auch die „Werke“ nicht. Man findet heute unter Künstlern und Gelehrten genug von Solchen, welche durch ihre Werke verrathen, wie eine tiefe Begierde nach dem Vornehmen hin sie treibt: aber gerade dies Bedürfniss nach dem Vornehmen ist von Grund aus verschieden von den Bedürfnissen der vornehmen Seele selbst, und geradezu das beredte und gefährliche Merkmal ihres Mangels. Es sind nicht die Werke, es ist der Glaube, der hier entscheidet, der hier die Rangordnung feststellt, um eine alte religiöse Formel in einem neuen und tieferen Verstande wieder aufzunehmen: irgend eine Grundgewissheit, welche eine vornehme Seele über sich selbst hat, Etwas, das sich nicht suchen, nicht finden und vielleicht auch nicht verlieren lässt. — Die vornehme Seele hat Ehrfurcht vor sich. —

[«]

288.

Es giebt Menschen, welche auf eine unvermeidliche Weise Geist haben, sie mögen sich drehen und wenden, wie sie wollen, und die Hände vor die verrätherischen Augen halten (— als ob die Hand kein Verräther wäre! —): schliesslich kommt es immer heraus, dass sie Etwas haben, das sie verbergen, nämlich Geist. Eins der feinsten Mittel, um wenigstens so lange als möglich zu täuschen und sich mit Erfolg dümmer zu stellen als man ist — was im gemeinen Leben oft so wünschenswerth ist wie ein Regenschirm —, heisst Begeisterung: hinzugerechnet, was hinzu gehört, zum Beispiel Tugend. Denn, wie Galiani sagt, der es wissen musste —: vertu est enthousiasme.

[«]

289.

Man hört den Schriften eines Einsiedlers immer auch Etwas von dem Wiederhall der Oede, Etwas von dem Flüstertone und dem scheuen Umsichblicken der Einsamkeit an; aus seinen stärksten Worten, aus seinem Schrei selbst klingt noch eine neue und gefährlichere Art des Schweigens, Verschweigens heraus. Wer Jahraus, Jahrein und Tags und Nachts allein mit seiner Seele im vertraulichen Zwiste und Zwiegespräche zusammengesessen hat, wer in seiner Höhle — sie kann ein Labyrinth, aber auch ein Goldschacht sein — zum Höhlenbär oder Schatzgräber oder Schatzwächter und Drachen wurde: dessen Begriffe selber erhalten zuletzt eine eigne Zwielicht-Farbe, einen Geruch ebenso sehr der Tiefe als des Moders, etwas Unmittheilsames und Widerwilliges, das jeden Vorübergehenden kalt anbläst. Der Einsiedler glaubt nicht daran, dass jemals ein Philosoph — gesetzt, dass ein Philosoph immer vorerst ein Einsiedler war — seine eigentlichen und letzten Meinungen in Büchern ausgedrückt habe: schreibt man nicht gerade Bücher, um zu verbergen, was man bei sich birgt? — ja er wird zweifeln, ob ein Philosoph „letzte und eigentliche“ Meinungen überhaupt haben könne, ob bei ihm nicht hinter jeder Höhle noch eine tiefere Höhle liege, liegen müsse — eine umfänglichere fremdere reichere Welt über einer Oberfläche, ein Abgrund hinter jedem Grunde, unter jeder „Begründung“. Jede Philosophie ist eine Vordergrunds-Philosophie — das ist ein Einsiedler-Urtheil: „es ist etwas Willkürliches daran, dass er hier stehen blieb, zurückblickte, sich umblickte, dass er hier nicht mehr tiefer grub und den Spaten weglegte, — es ist auch etwas Misstrauisches daran.“ Jede Philosophie verbirgt auch eine Philosophie; jede Meinung ist auch ein Versteck, jedes Wort auch eine Maske.

[«]

290.

Jeder tiefe Denker fürchtet mehr das Verstanden-werden, als das Missverstanden-werden. Am Letzteren leidet vielleicht seine Eitelkeit; am Ersteren aber sein Herz, sein Mitgefühl, welches immer spricht: „ach, warum wollt ihr es auch so schwer haben, wie ich?“

[«]

291.

Der Mensch, ein vielfaches, verlogenes, künstliches und undurchsichtiges Thier, den andern Thieren weniger durch Kraft als durch List und Klugheit unheimlich, hat das gute Gewissen erfunden, um seine Seele einmal als einfach zu geniessen; und die ganze Moral ist eine beherzte lange Fälschung, vermöge deren überhaupt ein Genuss im Anblick der Seele möglich wird. Unter diesem Gesichtspunkte gehört vielleicht viel Mehr in den Begriff „Kunst“ hinein, als man gemeinhin glaubt.

[«]

292.

Ein Philosoph: das ist ein Mensch, der beständig ausserordentliche Dinge erlebt, sieht, hört, argwöhnt, hofft, träumt; der von seinen eignen Gedanken wie von Aussen her, wie von Oben und Unten her, als von seiner Art Ereignissen und

Blitzschlägen getroffen wird; der selbst vielleicht ein Gewitter ist, welches mit neuen Blitzen schwanger geht; ein verhängnissvoller Mensch, um den herum es immer grollt und brummt und klafft und unheimlich zugeht. Ein Philosoph: ach, ein Wesen, das oft von sich davon läuft, oft vor sich Furcht hat, — aber zu neugierig ist, um nicht immer wieder „zu sich zu kommen“.....

[«]

293.

Ein Mann, der sagt: „das gefällt mir, das nehme ich zu eigen und will es schützen und gegen Jedermann vertheidigen“; ein Mann, der eine Sache führen, einen Entschluss durchführen, einem Gedanken Treue wahren, ein Weib festhalten, einen Verwegenen strafen und niederwerfen kann; ein Mann, der seinen Zorn und sein Schwert hat, und dem die Schwachen, Leidenden, Bedrängten, auch die Thiere gern zufallen und von Natur zugehören, kurz ein Mann, der von Natur Herr ist, — wenn ein solcher Mann Mitleiden hat, nun! dies Mitleiden hat Werth! Aber was liegt am Mitleiden Derer, welche leiden! Oder Derer, welche gar Mitleiden predigen! Es giebt heute fast überall in Europa eine krankhafte Empfindlichkeit und Reizbarkeit für Schmerz, insgleichen eine widrige Unenthaltsamkeit in der Klage, eine Verzärtlichung, welche sich mit Religion und philosophischem Krimskrams zu etwas Höherem aufputzen möchte, — es giebt einen förmlichen Cultus des Leidens. Die Unmännlichkeit dessen, was in solchen Schwärmerkreisen „Mitleid“ getauft wird, springt, wie ich meine, immer zuerst in die Augen. — Man muss diese neueste Art des schlechten Geschmacks kräftig und gründlich in den Bann thun; und ich wünsche endlich, dass man das gute Amulet „gai saber“ sich dagegen um Herz und Hals lege, — „fröhliche Wissenschaft“, um es den Deutschen zu verdeutlichen.

[«]

294.

Das olympische Laster. — Jenem Philosophen zum Trotz, der als ächter Engländer dem Lachen bei allen denkenden Köpfen eine üble Nachrede zu schaffen suchte — „das Lachen ist ein arges Gebreste der menschlichen Natur, welches jeder denkende Kopf zu überwinden bestrebt sein wird“ (Hobbes) —, würde ich mir sogar eine Rangordnung der Philosophen erlauben, je nach dem Range ihres Lachens — bis hinauf zu denen, die des goldnen Gelächters fähig sind. Und gesetzt, dass auch Götter philosophiren, wozu mich mancher Schluss schon gedrängt hat —, so zweifle ich nicht, dass sie dabei auch auf eine übermenschliche und neue Weise zu lachen wissen — und auf Unkosten aller ernsten Dinge! Götter sind spottlustig: es scheint, sie können selbst bei heiligen Handlungen das Lachen nicht lassen.

[«]

295.

Das Genie des Herzens, wie es jener grosse Verborgene hat, der Versucher-Gott und geborene Rattenfänger der Gewissen, dessen Stimme bis in die Unterwelt jeder Seele hinabzusteigen weiss, welcher nicht ein Wort sagt, nicht einen Blick blickt, in dem nicht eine Rücksicht und Falte der Lockung läge, zu dessen Meisterschaft es gehört, dass er zu scheinen versteht — und nicht Das, was er ist, sondern was Denen, die ihm folgen, ein Zwang mehr ist, um sich immer näher an ihn zu drängen, um ihm immer innerlicher und gründlicher zu folgen: — das Genie des Herzens, das alles Laute und Selbstgefällige verstummen macht und horchen lehrt, das die rauhen Seelen glättet und ihnen ein neues Verlangen zu kosten giebt, — still zu liegen wie ein Spiegel, dass sich der tiefe Himmel auf ihnen spiegele —; das Genie des Herzens, das die tölpische und überrasche Hand zögern und zierlicher greifen lehrt; das den verborgenen und vergessenen Schatz, den Tropfen Güte und süsser Geistigkeit unter trübem dickem Eise erräth und eine Wünschelruthe für jedes Korn Goldes ist, welches lange im Kerker vielen Schlamms und Sandes begraben lag; das Genie des Herzens, von dessen Berührung Jeder reicher fortgeht, nicht begnadet und überrascht, nicht wie von fremdem Gute beglückt und bedrückt, sondern reicher an sich selber, sich neuer als zuvor, aufgebrochen, von einem Thauwinde angeweht und ausgehorcht, unsicherer vielleicht, zärtlicher zerbrechlicher zerbrochener, aber voll Hoffnungen, die noch keinen Namen haben, voll neuen Willens und Strömens, voll neuen Unwillens und Zurückströmens..... aber was thue ich, meine Freunde? Von wem rede ich zu euch? Vergass ich mich soweit, dass ich euch nicht einmal seinen Namen nannte? es sei denn, dass ihr nicht schon von selbst erriethet, wer dieser fragwürdige Geist und Gott ist, der in solcher Weise gelobt sein will. Wie es nämlich einem Jeden ergeht, der von

Kindesbeinen an immer unterwegs und in der Fremde war, so sind auch mir manche seltsame und nicht ungefährliche Geister über den Weg gelaufen, vor Allem aber der, von dem ich eben sprach, und dieser immer wieder, kein Geringerer nämlich, als der Gott Dionysos, jener grosse Zweideutige und Versucher Gott, dem ich einstmals, wie ihr wisst, in aller Heimlichkeit und Ehrfurcht meine Erstlinge dargebracht habe — als der Letzte, wie mir scheint, der ihm ein Opfer dargebracht hat: denn ich fand Keinen, der es verstanden hätte, was ich damals that. Inzwischen lernte ich Vieles, Allzuvieles über die Philosophie dieses Gottes hinzu, und, wie gesagt, von Mund zu Mund, — ich, der letzte Jünger und Eingeweihte des Gottes Dionysos: und ich dürfte wohl endlich einmal damit anfangen, euch, meinen Freunden, ein Wenig, so weit es mir erlaubt ist, von dieser Philosophie zu kosten zu geben? Mit halber Stimme, wie billig: denn es handelt sich dabei um mancherlei Heimliches, Neues, Fremdes, Wunderliches, Unheimliches. Schon dass Dionysos ein Philosoph ist, und dass also auch Götter philosophiren, scheint mir eine Neuigkeit, welche nicht unverfänglich ist und die vielleicht gerade unter Philosophen Misstrauen erregen möchte, — unter euch, meine Freunde, hat sie schon weniger gegen sich, es sei denn, dass sie zu spät und nicht zur rechten Stunde kommt: denn ihr glaubt heute ungern, wie man mir verrathen hat, an Gott und Götter. Vielleicht auch, dass ich in der Freimüthigkeit meiner Erzählung weiter gehn muss, als den strengen Gewohnheiten eurer Ohren immer liebsam ist? Gewisslich gieng der genannte Gott bei dergleichen Zwiegesprächen weiter, sehr viel weiter, und war immer um viele Schritt mir voraus.... Ja ich würde, falls es erlaubt wäre, ihm nach Menschenbrauch schöne feierliche Prunk- und Tugendnamen beizulegen, viel Rühmens von seinem Forscher- und Entdecker-Muthe, von seiner gewagten Redlichkeit, Wahrhaftigkeit und Liebe zur Weisheit zu machen haben. Aber mit all diesem ehrwürdigen Plunder und Prunk weiss ein solcher Gott nichts anzufangen. „Behalte dies, würde er sagen, für dich und deines Gleichen und wer sonst es nöthig hat! Ich — habe keinen Grund, meine Blösse zu decken!“ — Man erräth: es fehlt dieser Art von Gottheit und Philosophen vielleicht an Scham? — So sagte er einmal: „unter Umständen liebe ich den Menschen — und dabei spielte er auf Ariadne an, die zugegen war —: der Mensch ist mir ein angenehmes tapferes erfinderisches Thier, das auf Erden nicht seines Gleichen hat, es findet sich in allen Labyrinthen noch zurecht. Ich bin ihm gut: ich denke oft darüber nach, wie ich ihn noch vorwärts bringe und ihn stärker, böser und tiefer mache, als er ist.“ — „Stärker, böser und tiefer?“ fragte ich erschreckt. „Ja, sagte er noch Ein Mal, stärker, böser und tiefer; auch schöner“ — und dazu lächelte der Versucher-Gott mit seinem halkyonischen Lächeln, wie als ob er eben eine bezaubernde Artigkeit gesagt habe. Man sieht hier zugleich: es fehlt dieser Gottheit nicht nur an Scham —; und es giebt überhaupt gute Gründe dafür, zu muthmaassen, dass in einigen Stücken die Götter insgesammt bei uns Menschen in die Schule gehn könnten. Wir Menschen sind — menschlicher...

[«]

296.

Ach, was seid ihr doch, ihr meine geschriebenen und gemalten Gedanken! Es ist nicht lange her, da wart ihr noch so bunt, jung und boshaft, voller Stacheln und geheimer Würzen, dass ihr mich niesen und lachen machtet — und jetzt? Schon habt ihr eure Neuheit ausgezogen, und einige von euch sind, ich fürchte es, bereit, zu Wahrheiten zu werden: so unsterblich sehn sie bereits aus, so herzbrechend rechtschaffen, so langweilig! Und war es jemals anders? Welche Sachen schreiben und malen wir denn ab, wir Mandarinen mit chinesischem Pinsel, wir Verewiger der Dinge, welche sich schreiben lassen, was vermögen wir denn allein abzumalen? Ach, immer nur Das, was eben welk werden will und anfängt, sich zu verriechen! Ach, immer nur abziehende und erschöpfte Gewitter und gelbe späte Gefühle! Ach, immer nur Vögel, die sich müde flogen und verflogen und sich nun mit der Hand haschen lassen, — mit unserer Hand! Wir verewigen, was nicht mehr lange leben und fliegen kann, müde und mürbe Dinge allein! Und nur euer Nachmittag ist es, ihr meine geschriebenen und gemalten Gedanken, für den allein ich Farben habe, viel Farben vielleicht, viel bunte Zärtlichkeiten und fünfzig Gelbs und Brauns und Grüns und Roths: — aber Niemand erräth mir daraus, wie ihr in eurem Morgen aussahet, ihr plötzlichen Funken und Wunder meiner Einsamkeit, ihr meine alten geliebten — — schlimmen Gedanken!

[«]

Aus hohen Bergen.

Nachgesang

Oh Lebens Mittag! Feierliche Zeit!
Oh Sommergarten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten: —
Der Freunde harr’ ich, Tag und Nacht bereit,
Wo bleibt ihr Freunde? Kommt! ‘s ist Zeit! ‘s ist Zeit!

War’s nicht für euch, dass sich des Gletschers Grau
Heut schmückt mit Rosen?
Euch sucht der Bach, sehnsüchtig drängen, stossen
Sich Wind und Wolke höher heut in’s Blau,
Nach euch zu spähn aus fernster Vogel-Schau.

Im Höchsten ward für euch mein Tisch gedeckt: —
Wer wohnt den Sternen
So nahe, wer des Abgrunds grausten Fernen?
Mein Reich — welch Reich hat weiter sich gereckt?
Und meinen Honig — wer hat ihn geschmeckt?.....

— Da seid ihr, Freunde! — Weh, doch ich bin’s nicht,
Zu dem ihr wolltet?
Ihr zögert, staunt — ach, dass ihr lieber grolltet!
Ich — bin’s nicht mehr? Vertauscht Hand, Schritt, Gesicht?
Und was ich bin, euch Freunden — bin ich’s nicht?

Ein Andrer ward ich? Und mir selber fremd?
Mir selbst entsprungen?
Ein Ringer, der zu oft sich selbst bezwungen?
Zu oft sich gegen eigne Kraft gestemmt,

Durch eignen Sieg verwundet und gehemmt?

Ich suchte, wo der Wind am schärfsten weht?
Ich lernte wohnen,
Wo Niemand wohnt, in öden Eisbär-Zonen,
Verlernte Mensch und Gott, Fluch und Gebet?
Ward zum Gespenst, das über Gletscher geht?

— Ihr alten Freunde! Seht! Nun blickt ihr bleich,
Voll Lieb' und Grausen!
Nein, geht! Zürnt nicht! Hier — könntet ihr nicht hausen:
Hier zwischen fernstem Eis- und Felsenreich —
Hier muss man Jäger sein und gemsengleich.

Ein schlimmer Jäger ward ich! — Seht, wie steil
Gespannt mein Bogen!
Der Stärkste war's, der solchen Zug gezogen — —:
Doch wehe nun! Gefährlich ist der Pfeil,
Wie kein Pfeil, — fort von hier! Zu eurem Heil!.....

Ihr wendet euch? — Oh Herz, du trugst genung,
Stark blieb dein Hoffen:
Halt neuen Freunden deine Thüren offen!
Die alten lass! Lass die Erinnerung!
Warst einst du jung, jetzt — bist du besser jung!

Was je uns knüpfte, Einer Hoffnung Band, —
Wer liest die Zeichen,
Die Liebe einst hineinschrieb, noch, die bleichen?
Dem Pergament vergleich ich's, das die Hand
zu fassen scheut, — ihm gleich verbräunt, verbrannt.

Nicht Freunde mehr, das sind — wie nenn' ich's doch? —
Nur Freunds-Gespenster!
Das klopft mir wohl noch Nachts an Herz und Fenster,
Das sieht mich an und spricht: „wir waren's doch?“ —
— Oh welkes Wort, das einst wie Rosen roch!

Oh Jugend-Sehnen, das sich missverstand!
Die ich ersehnte,
Die ich mir selbst verwandt-verwandelt wähnte,
Dass alt sie wurden, hat sie weggebannt:
Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt.

Oh Lebens Mittag! Zweite Jugendzeit!
Oh Sommergarten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten!
Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit,
Der neuen Freunde! Kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit!

* *
*

Dies Lied ist aus, — der Sehnsucht süsser Schrei
Erstarb im Munde:
Ein Zaubrer that's, der Freund zur rechten Stunde,
Der Mittags-Freund — nein! fragt nicht, wer es sei —
Um Mittag war's, da wurde Eins zu Zwei.....

Nun feiern wir, vereinten Siegs gewiss,
Das Fest der Feste:
Freund Zarathustra kam, der Gast der Gäste!
Nun lacht die Welt, der grause Vorhang riss,
Die Hochzeit kam für Licht und Finsterniss.....

[«]

Zur Genealogie der Moral.

Eine Streitschrift.

Von
Friedrich Nietzsche.

Leipzig.
Verlag von C. G. Neumann.
1887.

[«]

Vorrede.

1. 5.

Erste Abhandlung: „Gut und Böse“, „Gut und Schlecht“.

1. 5. 10. 15.

Zweite Abhandlung: „Schuld“, „schlechtes Gewissen“ und Verwandtes.

1. 5. 10. 15. 20. 25.

Dritte Abhandlung: was bedeuten asketische Ideale?

1. 5. 10. 15. 20. 25.

Vorrede.

1.

Wir sind uns unbekannt, wir Erkennenden, wir selbst uns selbst: das hat seinen guten Grund. Wir haben nie nach uns gesucht, — wie sollte es geschehn, dass wir eines Tags uns fänden? Mit Recht hat man gesagt: „wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz“; unser Schatz ist, wo die Bienenkörbe unsrer Erkenntniss stehn. Wir sind immer dazu unterwegs, als geborne Flügelthiere und Honigsammler des Geistes, wir kümmern uns von Herzen eigentlich nur um Eins — Etwas „heimzubringen“. Was das Leben sonst, die sogenannten „Erlebnisse“ angeht, — wer von uns hat dafür auch nur Ernst genug? Oder Zeit genug? Bei solchen Sachen waren wir, fürchte ich, nie recht „bei der Sache“: wir haben eben unser Herz nicht dort — und nicht einmal unser Ohr! Vielmehr wie ein Göttlich-Zerstreuter und In-sich-Versenkter, dem die Glocke eben mit aller Macht ihre zwölf Schläge des Mittags in’s Ohr gedröhnt hat, mit einem Male aufwacht und sich fragt „was hat es da eigentlich geschlagen?“ so reiben auch wir uns mitunter hinterdrein die Ohren und fragen, ganz erstaunt, ganz betreten „was haben wir da eigentlich erlebt? mehr noch: wer sind wir eigentlich?“ und zählen nach, hinterdrein, wie gesagt, alle die zitternden zwölf Glockenschläge unsres Erlebnisses, unsres Lebens, unsres Seins — ach! und verzählen uns dabei… Wir bleiben uns eben nothwendig fremd, wir verstehn uns nicht, wir müssen uns verwechseln, für uns heisst der Satz in alle Ewigkeit „Jeder ist sich selbst der Fernste“, — für uns sind wir keine „Erkennenden“…

[«]

2.

— Meine Gedanken über die Herkunft unserer moralischen Vorurtheile — denn um sie handelt es sich in dieser Streitschrift — haben ihren ersten, sparsamen und vorläufigen Ausdruck in jener Aphorismen-Sammlung erhalten, die den Titel trägt „Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister“, und deren Niederschrift in Sorrent begonnen wurde, während eines Winters, welcher es mir erlaubte, Halt zu machen wie ein Wandrer Halt macht und das weite und gefährliche Land zu überschauen, durch das mein Geist bis dahin gewandert war. Dies geschah im Winter 1876-77; die Gedanken selbst sind älter. Es waren in der Hauptsache schon die gleichen Gedanken, die ich in den vorliegenden Abhandlungen wieder aufnehme: — hoffen wir, dass die lange Zwischenzeit ihnen gut gethan hat, dass sie reifer, heller, stärker, vollkommner geworden sind! Dass ich aber heute noch an ihnen festhalte, dass sie sich selber inzwischen immer fester an einander gehalten haben, ja in einander gewachsen und verwachsen sind, das stärkt in mir die frohe Zuversichtlichkeit, sie möchten von Anfang an in mir nicht einzeln, nicht beliebig, nicht sporadisch entstanden sein, sondern aus einer gemeinsamen Wurzel heraus, aus einem in der Tiefe gebietenden, immer bestimmter redenden, immer Bestimmteres verlangenden Grundwillen der Erkenntniss. So allein nämlich geziemt es sich bei einem Philosophen. Wir haben kein Recht darauf, irgend worin einzeln zu sein: wir dürfen weder einzeln irren, noch einzeln die Wahrheit treffen. Vielmehr mit der Nothwendigkeit, mit der ein Baum seine Früchte trägt, wachsen aus uns unsre Gedanken, unsre Werthe, unsre Ja’s und Nein’s und Wenn’s und Ob’s — verwandt und bezüglich allesamt unter einander und Zeugnisse Eines Willens, Einer Gesundheit, Eines Erdreichs, Einer Sonne. — Ob sie euch schmecken, diese unsre Früchte? — Aber was geht das die Bäume an! Was geht das uns an, uns Philosophen!…

[«]

3.

Bei einer mir eignen Bedenklichkeit, die ich ungern eingestehe — sie bezieht sich nämlich auf die Moral, auf Alles, was bisher auf Erden als Moral gefeiert worden ist —, einer Bedenklichkeit, welche in meinem Leben so früh, so unaufgefordert, so unaufhaltsam, so in Widerspruch gegen Umgebung, Alter, Beispiel, Herkunft auftrat, dass ich beinahe das Recht hätte, sie mein „A priori“ zu nennen, — musste meine Neugierde ebenso wie mein Verdacht bei Zeiten an der Frage Halt machen, welchen Ursprung eigentlich unser Gut und Böse habe. In der That gieng mir bereits als dreizehnjährigem Knaben das Problem vom

Ursprung des Bösen nach: ihm widmete ich, in einem Alter, wo man „halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen“ hat, mein erstes litterarisches Kinderspiel, meine erste philosophische Schreibübung — und was meine damalige „Lösung“ des Problems anbetrifft, nun, so gab ich, wie es billig ist, Gott die Ehre und machte ihn zum Vater des Bösen. Wollte es gerade so mein „A priori“ von mir? jenes neue, unmoralische, mindestens immoralistische „A priori“ und der aus ihm redende ach! so anti-Kantische, so räthselhafte „kategorische Imperativ“, dem ich inzwischen immer mehr Gehör und nicht nur Gehör geschenkt habe?… Glücklicher Weise lernte ich bei Zeiten das theologische Vorurtheil von dem moralischen abscheiden und suchte nicht mehr den Ursprung des Bösen hinter der Welt. Etwas historische und philologische Schulung, eingerechnet ein angeborner wählerischer Sinn in Hinsicht auf psychologische Fragen überhaupt, verwandelte in Kürze mein Problem in das andre: unter welchen Bedingungen erfand sich der Mensch jene Werthurtheile gut und böse? und welchen Werth haben sie selbst? Hemmten oder förderten sie bisher das menschliche Gedeihen? Sind sie ein Zeichen von Nothstand, von Verarmung, von Entartung des Lebens? Oder umgekehrt, verräth sich in ihnen die Fülle, die Kraft, der Wille des Lebens, sein Muth, seine Zuversicht, seine Zukunft? — Darauf fand und wagte ich bei mir mancherlei Antworten, ich unterschied Zeiten, Völker, Ranggrade der Individuen, ich spezialisirte mein Problem, aus den Antworten wurden neue Fragen, Forschungen, Vermuthungen, Wahrscheinlichkeiten: bis ich endlich ein eignes Land, einen eignen Boden hatte, eine ganze verschwiegene wachsende blühende Welt, heimliche Gärten gleichsam, von denen Niemand Etwas ahnen durfte… Oh wie wir glücklich sind, wir Erkennenden, vorausgesetzt, dass wir nur lange genug zu schweigen wissen!…

[«]

4.

Den ersten Anstoss, von meinen Hypothesen über den Ursprung der Moral Etwas zu verlautbaren, gab mir ein klares, sauberes und kluges, auch altkluges Büchlein, in welchem mir eine umgekehrte und perverse Art von genealogischen Hypothesen, ihre eigentlich englische Art, zum ersten Male deutlich entgegentrat, und das mich anzog — mit jener Anziehungskraft, die alles Entgegengesetzte, alles Antipodische hat. Der Titel des Büchleins war „der

Ursprung der moralischen Empfindungen“; sein Verfasser Dr. Paul Rée; das Jahr seines Erscheinens 1877. Vielleicht habe ich niemals Etwas gelesen, zu dem ich dermaassen, Satz für Satz, Schluss für Schluss, bei mir Nein gesagt hätte wie zu diesem Buche: doch ganz ohne Verdruss und Ungeduld. In dem vorher bezeichneten Werke, an dem ich damals arbeitete, nahm ich gelegentlich und ungelegentlich auf die Sätze jenes Buchs Bezug, nicht indem ich sie widerlegte — was habe ich mit Widerlegungen zu schaffen! — sondern, wie es einem positiven Geiste zukommt, an Stelle des Unwahrscheinlichen das Wahrscheinlichere setzend, unter Umständen an Stelle eines Irrthums einen andern. Damals brachte ich, wie gesagt, zum ersten Male jene Herkunfts-Hypothesen an’s Tageslicht, denen diese Abhandlungen gewidmet sind, mit Ungeschick, wie ich mir selbst am letzten verbergen möchte, noch unfrei, noch ohne eine eigne Sprache für diese eignen Dinge und mit mancherlei Rückfälligkeit und Schwankung. Im Einzelnen vergleiche man, was ich Menschl. Allzumenschl. S. 51 über die doppelte Vorgeschichte von Gut und Böse sage (nämlich aus der Sphäre der Vornehmen und der der Sklaven); insgleichen S. 119 ff. über Werth und Herkunft der asketischen Moral; insgleichen S. 78. 82. II, 35 über die „Sittlichkeit der Sitte“, jene viel ältere und ursprünglichere Art Moral, welche toto coelo von der altruistischen Werthungsweise abliegt (in der Dr. Rée, gleich allen englischen Moralgenealogen, die moralische Werthungsweise *an sich* sieht); insgleichen S. 74. Wanderer S. 29. Morgenr. S. 99 über die Herkunft der Gerechtigkeit als eines Ausgleichs zwischen ungefähr Gleich-Mächtigen (Gleichgewicht als Voraussetzung aller Verträge, folglich alles Rechts); insgleichen über die Herkunft der Strafe Wand. S. 25. 34., für die der terroristische Zweck weder essentiell, noch ursprünglich ist (wie Dr. Rée meint: — er ist ihr vielmehr erst eingelegt, unter bestimmten Umständen, und immer als ein Nebenbei, als etwas Hinzukommendes).

[«]

5.

Im Grunde lag mir gerade damals etwas viel Wichtigeres am Herzen als eignes oder fremdes Hypothesenwesen über den Ursprung der Moral (oder, genauer: letzteres allein um eines Zweckes willen, zu dem es eins unter vielen Mitteln ist). Es handelte sich für mich um den *Werth* der Moral, — und darüber hatte ich mich fast allein mit meinem grossen Lehrer Schopenhauer auseinanderzusetzen, an den wie an einen Gegenwärtigen jenes Buch, die Leidenschaft und der geheime

Widerspruch jenes Buchs sich wendet (— denn auch jenes Buch war eine „Streitschrift“). Es handelte sich in Sonderheit um den Werth des „Unegoistischen“, der Mitleids-, Selbstverleugnungs-, Selbstopferungs-Instinkte, welche gerade Schopenhauer so lange vergoldet, vergöttlicht und verjenseitigt hatte, bis sie ihm schliesslich als die „Werthe an sich“ übrig blieben, auf Grund deren er zum Leben, auch zu sich selbst, Nein sagte. Aber gerade gegen diese Instinkte redete aus mir ein immer grundsätzlicherer Argwohn, eine immer tiefer grabende Skepsis! Gerade hier sah ich die grosse Gefahr der Menschheit, ihre sublimste Lockung und Verführung — wohin doch? in’s Nichts? — gerade hier sah ich den Anfang vom Ende, das Stehenbleiben, die zurückblickende Müdigkeit, den Willen gegen das Leben sich wendend, die letzte Krankheit sich zärtlich und schwermüthig ankündigend: ich verstand die immer mehr um sich greifende Mitleids-Moral, welche selbst die Philosophen ergriff und krank machte, als das unheimlichste Symptom unsrer unheimlich gewordnen europäischen Cultur, als ihren Umweg zu einem neuen Buddhismus? zu einem Europäer-Buddhismus? zum — Nihilismus?… Diese moderne Philosophen-Bevorzugung und Überschätzung des Mitleidens ist nämlich etwas Neues: gerade über den Unwerth des Mitleidens waren bisher die Philosophen übereingekommen. Ich nenne nur Plato, Spinoza, La Rochefoucauld und Kant, vier Geister so verschieden von einander als möglich, aber in Einem Eins: in der Geringschätzung des Mitleidens. —

[«]

6.

Dies Problem vom Werthe des Mitleids und der Mitleids-Moral (— ich bin ein Gegner der schändlichen modernen Gefühlsverweichlichung —) scheint zunächst nur etwas Vereinzeltes, ein Fragezeichen für sich; wer aber einmal hier hängen bleibt, hier fragen lernt, dem wird es gehn, wie es mir ergangen ist: — eine ungeheure neue Aussicht thut sich ihm auf, eine Möglichkeit fasst ihn wie ein Schwindel, jede Art Misstrauen, Argwohn, Furcht springt hervor, der Glaube an die Moral, an alle Moral wankt, — endlich wird eine neue Forderung laut. Sprechen wir sie aus, diese neue Forderung: wir haben eine Kritik der moralischen Werthe nöthig, der Werth dieser Werthe ist selbst erst einmal in Frage zu stellen — und dazu thut eine Kenntniss der Bedingungen und Umstände noth, aus denen sie gewachsen, unter denen sie sich entwickelt und verschoben haben (Moral als Folge, als Symptom, als Maske, als Tartüfferie, als Krankheit, als Missverständniss; aber auch Moral als Ursache, als Heilmittel, als Stimulans, als Hemmung, als Gift), wie eine solche Kenntniss weder bis jetzt da war, noch auch nur begehrt worden ist. Man nahm den Werth dieser „Werthe“ als gegeben, als thatsächlich, als jenseits aller In-Frage-Stellung; man hat bisher auch nicht im Entferntesten daran gezweifelt und geschwankt, „den Guten“ für höherwerthig als „den Bösen“ anzusetzen, höherwerthig im Sinne der Förderung, Nützlichkeit, Gedeihlichkeit in Hinsicht auf den Menschen überhaupt (die Zukunft des Menschen eingerechnet). Wie? wenn das Umgekehrte die Wahrheit wäre? Wie? wenn im „Guten“ auch ein Rückgangssymptom läge, insgleichen eine Gefahr, eine Verführung, ein Gift, ein Narcoticum, durch das etwa die Gegenwart auf Kosten der Zukunft lebte? Vielleicht behaglicher, ungefährlicher, aber auch in kleinerem Stile, niedriger?… So dass gerade die Moral daran Schuld wäre, wenn eine an sich mögliche höchste Mächtigkeit und Pracht des Typus Mensch niemals erreicht würde? So dass gerade die Moral die Gefahr der Gefahren wäre?…

[«]

7.

Genug, dass ich selbst, seitdem mir dieser Ausblick sich öffnete, Gründe hatte, mich nach gelehrten, kühnen und arbeitsamen Genossen umzusehn (ich thue es heute noch). Es gilt, das ungeheure, ferne und so versteckte Land der Moral — der wirklich dagewesenen, wirklich gelebten Moral — mit lauter neuen Fragen und gleichsam mit neuen Augen zu bereisen: und heisst dies nicht beinahe so viel als dieses Land erst entdecken?… Wenn ich dabei, unter Anderen, auch an den genannten Dr. Rée dachte, so geschah es, weil ich gar nicht zweifelte, dass er von der Natur seiner Fragen selbst auf eine richtigere Methodik, um zu Antworten zu gelangen, gedrängt werden würde. Habe ich mich darin betrogen? Mein Wunsch war es jedenfalls, einem so scharfen und unbetheiligten Auge eine bessere Richtung, die Richtung zur wirklichen Historie der Moral zu geben und ihn vor solchem englischen Hypothesenwesen in’s Blaue noch zur rechten Zeit zu warnen. Es liegt ja auf der Hand, welche Farbe für einen Moral-Genealogen hundert Mal wichtiger sein muss als gerade das Blaue: nämlich das Graue, will sagen, das Urkundliche, das Wirklich-Feststellbare, das Wirklich-Dagewesene, kurz die ganze lange, schwer zu entziffernde Hieroglyphenschrift der menschlichen Moral-Vergangenheit! — Diese war dem Dr. Rée unbekannt; aber er hatte Darwin gelesen: — und so reichen sich in seinen Hypothesen auf eine Weise, die zum Mindesten unterhaltend ist, die Darwin'sche Bestie und der allermodernste bescheidene Moral-Zärtling, der „nicht mehr beisst", artig die Hand, letzterer mit dem Ausdruck einer gewissen gutmüthigen und feinen Indolenz im Gesicht, in die selbst ein Gran von Pessimismus, von Ermüdung eingemischt ist: als ob es sich eigentlich gar nicht lohne, alle diese Dinge — die Probleme der Moral — so ernst zu nehmen. Mir nun scheint es umgekehrt gar keine Dinge zu geben, die es mehr lohnten, dass man sie ernst nimmt; zu welchem Lohne es zum Beispiel gehört, dass man eines Tags vielleicht die Erlaubniss erhält, sie heiter zu nehmen. Die Heiterkeit nämlich oder, um es in meiner Sprache zu sagen, die fröhliche Wissenschaft — ist ein Lohn: ein Lohn für einen langen, tapferen, arbeitsamen und unterirdischen Ernst, der freilich nicht Jedermanns Sache ist. An dem Tage aber, wo wir aus vollem Herzen sagen: „vorwärts! auch unsre alte Moral gehört in die Komödie!" haben wir für das dionysische Drama vom „Schicksal der Seele" eine neue Verwicklung und Möglichkeit entdeckt —: und er wird sie sich schon zu Nutze machen, darauf darf man wetten, er, der grosse alte ewige Komödiendichter unsres Daseins!…

[«]

8.

— Wenn diese Schrift irgend Jemandem unverständlich ist und schlecht zu Ohren geht, so liegt die Schuld, wie mich dünkt, nicht nothwendig an mir. Sie ist deutlich genug, vorausgesetzt, was ich voraussetze, dass man zuerst meine früheren Schriften gelesen und einige Mühe dabei nicht gespart hat: diese sind in der That nicht leicht zugänglich. Was zum Beispiel meinen „Zarathustra" anbetrifft, so lasse ich Niemanden als dessen Kenner gelten, den nicht jedes seiner Worte irgendwann einmal tief verwundet und irgendwann einmal tief entzückt hat: erst dann nämlich darf er des Vorrechts geniessen, an dem halkyonischen Element, aus dem jenes Werk geboren ist, an seiner sonnigen Helle, Ferne, Weite und Gewissheit ehrfürchtig Antheil zu haben. In andern Fällen macht die aphoristische Form Schwierigkeit: sie liegt darin, dass man diese Form heute nicht schwer genug nimmt. Ein Aphorismus, rechtschaffen geprägt und ausgegossen, ist damit, dass er abgelesen ist, noch nicht „entziffert“; vielmehr hat nun erst dessen Auslegung zu beginnen, zu der es einer Kunst der Auslegung bedarf. Ich habe in der dritten Abhandlung dieses Buchs ein Muster von dem dargeboten, was ich in einem solchen Falle „Auslegung“ nenne: — dieser Abhandlung ist ein Aphorismus vorangestellt, sie selbst ist dessen Commentar. Freilich thut, um dergestalt das Lesen als Kunst zu üben, Eins vor Allem noth, was heutzutage gerade am Besten verlernt worden ist — und darum hat es noch Zeit bis zur „Lesbarkeit“ meiner Schriften —, zu dem man beinahe Kuh und jedenfalls nicht „moderner Mensch“ sein muss: das Wiederkäuen...

Sils-Maria, Oberengadin,
im Juli 1887.

[«]

Erste Abhandlung:

„Gut und Böse", „Gut und Schlecht".

1.

— Diese englischen Psychologen, denen man bisher auch die einzigen Versuche zu danken hat, es zu einer Entstehungsgeschichte der Moral zu bringen, — sie geben uns mit sich selbst kein kleines Räthsel auf; sie haben sogar, dass ich es gestehe, eben damit, als leibhaftige Räthsel, etwas Wesentliches vor ihren Büchern voraus — sie selbst sind interessant! Diese englischen Psychologen — was wollen sie eigentlich? Man findet sie, sei es nun freiwillig oder unfreiwillig, immer am gleichen Werke, nämlich die partie honteuse unsrer inneren Welt in den Vordergrund zu drängen und gerade dort das eigentlich Wirksame, Leitende, für die Entwicklung Entscheidende zu suchen, wo der intellektuelle Stolz des Menschen es am letzten zu finden wünschte (zum Beispiel in der vis inertiae der Gewohnheit oder in der Vergesslichkeit oder in einer blinden und zufälligen Ideen-Verhäkelung und -Mechanik oder in irgend etwas Rein-Passivem, Automatischem, Reflexmässigem, Molekularem und Gründlich-Stupidem) — was treibt diese Psychologen eigentlich immer gerade in diese Richtung? Ist es ein heimlicher, hämischer, gemeiner, seiner selbst vielleicht uneingeständlicher Instinkt der Verkleinerung des Menschen? Oder etwa ein pessimistischer Argwohn, das Misstrauen von enttäuschten, verdüsterten, giftig und grün gewordenen Idealisten? Oder eine kleine unterirdische Feindschaft und Rancune gegen das Christenthum (und Plato), die vielleicht nicht einmal über die Schwelle des Bewusstseins gelangt ist? Oder gar ein lüsterner Geschmack am Befremdlichen, am Schmerzhaft-Paradoxen, am Fragwürdigen und Unsinnigen des Daseins? Oder endlich — von Allem Etwas, ein wenig Gemeinheit, ein wenig Verdüsterung, ein wenig Antichristlichkeit, ein wenig Kitzel und Bedürfniss nach Pfeffer?… Aber man sagt mir, dass es einfach alte, kalte, langweilige Frösche seien, die am Menschen herum, in den Menschen hinein kriechen und hüpfen, wie als ob sie da so recht in ihrem Elemente wären, nämlich in einem Sumpfe. Ich höre das mit Widerstand, mehr noch, ich glaube nicht daran; und wenn man wünschen darf, wo man nicht wissen kann, so wünsche ich von Herzen, dass es umgekehrt mit ihnen stehen möge, — dass diese Forscher und Mikroskopiker der Seele im Grunde tapfere, grossmüthige und stolze Thiere seien, welche ihr Herz wie ihren Schmerz im Zaum zu halten wissen und sich dazu erzogen haben, der Wahrheit alle Wünschbarkeit zu opfern, jeder Wahrheit, sogar der schlichten, herben, hässlichen, widrigen, unchristlichen, unmoralischen Wahrheit… Denn es giebt solche Wahrheiten. —

[«]

2.

Alle Achtung also vor den guten Geistern, die in diesen Historikern der Moral walten mögen! Aber gewiss ist leider, dass ihnen der historische Geist selber abgeht, dass sie gerade von allen guten Geistern der Historie selbst in Stich gelassen worden sind! Sie denken allesammt, wie es nun einmal alter Philosophen-Brauch ist, wesentlich unhistorisch; daran ist kein Zweifel. Die Stümperei ihrer Moral-Genealogie kommt gleich am Anfang zu Tage, da, wo es sich darum handelt, die Herkunft des Begriffs und Urtheils „gut“ zu ermitteln. „Man hat ursprünglich — so dekretieren sie — unegoistische Handlungen von Seiten Derer gelobt und gut genannt, denen sie erwiesen wurden, also denen sie nützlich waren; später hat man diesen Ursprung des Lobes vergessen und die unegoistischen Handlungen einfach, weil sie gewohnheitsmässig immer als gut gelobt wurden, auch als gut empfunden — wie als ob sie an sich etwas Gutes wären.“ Man sieht sofort: diese erste Ableitung enthält bereits alle typischen Züge der englischen Psychologen-Idiosynkrasie, — wir haben „die Nützlichkeit“, „das Vergessen“, „die Gewohnheit“ und am Schluss „den Irrthum“, Alles als Unterlage einer Werthschätzung, auf welche der höhere Mensch bisher wie auf eine Art Vorrecht des Menschen überhaupt stolz gewesen ist. Dieser Stolz soll gedemüthigt, diese Werthschätzung entwerthet werden: ist das erreicht?… Nun liegt für mich erstens auf der Hand, dass von dieser Theorie der eigentliche Entstehungsheerd des Begriffs „gut“ an falscher Stelle gesucht und angesetzt wird: das Urtheil „gut“ rührt nicht von Denen her, welchen „Güte“ erwiesen wird! Vielmehr sind es „die Guten“ selber gewesen, das heisst die Vornehmen, Mächtigen, Höhergestellten und

Hochgesinnten, welche sich selbst und ihr Thun als gut, nämlich als ersten Ranges empfanden und ansetzten, im Gegensatz zu allem Niedrigen, Niedrig-Gesinnten, Gemeinen und Pöbelhaften. Aus diesem Pathos der Distanz heraus haben sie sich das Recht, Werthe zu schaffen, Namen der Werthe auszuprägen, erst genommen: was gieng sie die Nützlichkeit an! Der Gesichtspunkt der Nützlichkeit ist gerade in Bezug auf ein solches heisses Herausquellen oberster rang-ordnender, rang-abhebender Werthurtheile so fremd und unangemessen wie möglich: hier ist eben das Gefühl bei einem Gegensatze jenes niedrigen Wärmegrades angelangt, den jede berechnende Klugheit, jeder Nützlichkeits-Calcul voraussetzt, — und nicht für einmal, nicht für eine Stunde der Ausnahme, sondern für die Dauer. Das Pathos der Vornehmheit und Distanz, wie gesagt, das dauernde und dominirende Gesammt- und Grundgefühl einer höheren herrschenden Art im Verhältniss zu einer niederen Art, zu einem „Unten“ — das ist der Ursprung des Gegensatzes „gut“ und „schlecht“. (Das Herrenrecht, Namen zu geben, geht so weit, dass man sich erlauben sollte, den Ursprung der Sprache selbst als Machtäusserung der Herrschenden zu fassen: sie sagen „das ist das und das“, sie siegeln jegliches Ding und Geschehen mit einem Laute ab und nehmen es dadurch gleichsam in Besitz.) Es liegt an diesem Ursprunge, dass das Wort „gut“ sich von vornherein durchaus nicht nothwendig an „unegoistische“ Handlungen anknüpft: wie es der Aberglaube jener Moralgenealogen ist. Vielmehr geschieht es erst bei einem Niedergange aristokratischer Werthurtheile, dass sich dieser ganze Gegensatz „egoistisch“ „unegoistisch“ dem menschlichen Gewissen mehr und mehr aufdrängt, — es ist, um mich meiner Sprache zu bedienen, der Heerdeninstinkt, der mit ihm endlich zu Worte (auch zu Worten) kommt. Und auch dann dauert es noch lange, bis dieser Instinkt in dem Maasse Herr wird, dass die moralische Werthschätzung bei jenem Gegensatze geradezu hängen und stecken bleibt (wie dies zum Beispiel im gegenwärtigen Europa der Fall ist: heute herrscht das Vorurtheil, welches „moralisch“, „unegoistisch“, „désintéressé“ als gleichwerthige Begriffe nimmt, bereits mit der Gewalt einer „fixen Idee“ und Kopfkrankheit).

[«]

3.

Zweitens aber: ganz abgesehen von der historischen Unhaltbarkeit jener Hypothese über die Herkunft des Werthurtheils „gut“, krankt sie an einem psychologischen Widersinn in sich selbst. Die Nützlichkeit der unegoistischen Handlung soll der Ursprung ihres Lobes sein, und dieser Ursprung soll vergessen worden sein: — wie ist dies Vergessen auch nur möglich? Hat vielleicht die Nützlichkeit solcher Handlungen irgend wann einmal aufgehört? Das Gegentheil ist der Fall: diese Nützlichkeit ist vielmehr die Alltagserfahrung zu allen Zeiten gewesen, Etwas also, das fortwährend immer neu unterstrichen wurde; folglich, statt aus dem Bewusstsein zu verschwinden, statt vergessbar zu werden, sich dem Bewusstsein mit immer grösserer Deutlichkeit eindrücken musste. Um wie viel vernünftiger ist jene entgegengesetzte Theorie (sie ist deshalb nicht wahrer —), welche zum Beispiel von Herbert Spencer vertreten wird: der den Begriff „gut“ als wesensgleich mit dem Begriff „nützlich“, „zweckmässig“ ansetzt, so dass in den Urtheilen „gut“ und „schlecht“ die Menschheit gerade ihre unvergessnen und unvergessbaren Erfahrungen über nützlich-zweckmässig, über schädlich-unzweckmässig aufsummirt und sanktionirt habe. Gut ist, nach dieser Theorie, was sich von jeher als nützlich bewiesen hat: damit darf es als „werthvoll im höchsten Grade“, als „werthvoll an sich“ Geltung behaupten. Auch dieser Weg der Erklärung ist, wie gesagt, falsch, aber wenigstens ist die Erklärung selbst in sich vernünftig und psychologisch haltbar.

[«]

4.

— Den Fingerzeig zum rechten Wege gab mir die Frage, was eigentlich die von den verschiedenen Sprachen ausgeprägten Bezeichnungen des „Guten“ in etymologischer Hinsicht zu bedeuten haben: da fand ich, dass sie allesammt auf die gleiche Begriffs-Verwandlung zurückleiten, — dass überall „vornehm“, „edel“ im ständischen Sinne der Grundbegriff ist, aus dem sich „gut“ im Sinne von „seelisch-vornehm“, „edel“, von „seelisch-hochgeartet“, „seelisch-privilegirt“ mit Nothwendigkeit heraus entwickelt: eine Entwicklung, die immer parallel mit jener anderen läuft, welche „gemein“, „pöbelhaft“, „niedrig“ schliesslich in den Begriff „schlecht“ übergehen macht. Das beredteste Beispiel für das Letztere ist das deutsche Wort „schlecht“ selber: als welches mit „schlicht“ identisch ist — vergleiche „schlechtweg“, „schlechterdings“ — und ursprünglich den schlichten, den gemeinen Mann noch ohne einen verdächtigenden Seitenblick, einfach im Gegensatz zum Vornehmen bezeichnete. Um die Zeit des dreissigjährigen Kriegs ungefähr, also spät genug, verschiebt sich dieser Sinn in den jetzt gebräuchlichen. — Dies scheint mir in Betreff der Moral-Genealogie eine wesentliche Einsicht; dass sie so spät erst gefunden wird, liegt an dem hemmenden Einfluss, den das demokratische Vorurtheil innerhalb der modernen Welt in Hinsicht auf alle Fragen der Herkunft ausübt. Und dies bis in das anscheinend objektivste Gebiet der Naturwissenschaft und Physiologie hinein, wie hier nur angedeutet werden soll. Welchen Unfug aber dieses Vorurtheil, einmal bis zum Hass entzügelt, in Sonderheit für Moral und Historie anrichten kann, zeigt der berüchtigte Fall Buckle's; der Plebejismus des modernen Geistes, der englischer Abkunft ist, brach da einmal wieder auf seinem heimischen Boden heraus, heftig wie ein schlammichter Vulkan und mit jener versalzten, überlauten, gemeinen Beredtsamkeit, mit der bisher alle Vulkane geredet haben. —

[«]

5.

In Hinsicht auf unser Problem, das aus guten Gründen ein stilles Problem genannt werden kann und sich wählerisch nur an wenige Ohren wendet, ist es von keinem kleinen Interesse, festzustellen, dass vielfach noch in jenen Worten und Wurzeln, die „gut“ bezeichnen, die Hauptnuance durchschimmert, auf welche hin die Vornehmen sich eben als Menschen höheren Ranges fühlten. Zwar benennen sie sich vielleicht in den häufigsten Fällen einfach nach ihrer Überlegenheit an Macht (als „die Mächtigen“, „die Herren“, „die Gebietenden“) oder nach dem sichtbarsten Abzeichen dieser Überlegenheit, zum Beispiel als „die Reichen“, „die Besitzenden“ (das ist der Sinn von arya; und entsprechend im Eranischen und Slavischen). Aber auch nach einem typischen Charakterzuge: und dies ist der Fall, der uns hier angeht. Sie heissen sich zum Beispiel „die Wahrhaftigen“: voran der griechische Adel, dessen Mundstück der Megarische Dichter Theognis ist. Das dafür ausgeprägte Wort ἐσϑλος bedeutet der Wurzel nach Einen, der ist, der Realität hat, der wirklich ist, der wahr ist; dann, mit einer subjektiven Wendung, den Wahren als den Wahrhaftigen: in dieser Phase der Begriffs-Verwandlung wird es zum Schlag- und Stichwort des Adels und geht ganz und gar in den Sinn „adelig“ über, zur Abgrenzung vom lügenhaften gemeinen Mann, so wie Theognis ihn nimmt und schildert, — bis endlich das Wort, nach dem Niedergange des Adels, zur Bezeichnung der seelischen noblesse übrig bleibt und gleichsam reif und süss wird. Im Worte κακός wie in δειλός (der Plebejer im Gegensatz zum ἀγαθός) ist die Feigheit unterstrichen: dies giebt vielleicht einen Wink, in welcher Richtung man die etymologische Herkunft des mehrfach deutbaren ἀγαθός zu suchen hat. Im lateinischen malus (dem ich μέλας zur Seite stelle) könnte der gemeine Mann als der Dunkelfarbige, vor allem als der Schwarzhaarige („hic niger est —“) gekennzeichnet sein, als der vorarische Insasse des italischen Bodens, der sich von der herrschend gewordenen blonden, nämlich arischen Eroberer-Rasse durch die Farbe am deutlichsten abhob; wenigstens bot mir das Gälische den genau entsprechenden Fall, — fin (zum Beispiel im Namen Fin-Gal), das abzeichnende Wort des Adels, zuletzt der Gute, Edle, Reine, ursprünglich der Blondkopf, im Gegensatz zu den dunklen, schwarzhaarigen Ureinwohnern. Die Kelten, beiläufig gesagt, waren durchaus eine blonde Rasse; man thut Unrecht, wenn man jene Streifen einer wesentlich dunkelhaarigen Bevölkerung, die sich auf sorgfältigeren ethnographischen Karten Deutschlands bemerkbar machen, mit irgend welcher keltischen Herkunft und Blutmischung in Zusammenhang bringt, wie dies noch Virchow thut: vielmehr schlägt an diesen Stellen die vorarische Bevölkerung Deutschlands vor. (Das Gleiche gilt beinahe für ganz Europa: im Wesentlichen hat die unterworfene Rasse schliesslich daselbst wieder die Oberhand bekommen, in Farbe, Kürze des Schädels, vielleicht sogar in den intellektuellen und socialen Instinkten: wer steht uns dafür, ob nicht die moderne Demokratie, der noch modernere Anarchismus und namentlich jener Hang zur „Commune“, zur primitivsten Gesellschafts-Form, der allen Socialisten Europa’s jetzt gemeinsam ist, in der Hauptsache einen ungeheuren Nachschlag zu bedeuten hat — und dass die Eroberer- und Herren-Rasse, die der Arier, auch physiologisch im Unterliegen ist?…) Das lateinische bonus glaube ich als „den Krieger“ auslegen zu dürfen: vorausgesetzt, dass ich mit Recht bonus auf ein älteres duonus zurückführe (vergleiche bellum = duellum = duen-lum, worin mir jenes duonus erhalten scheint). Bonus somit als Mann des Zwistes, der Entzweiung (duo), als Kriegsmann: man sieht, was im alten Rom an einem Manne seine „Güte“ ausmachte. Unser deutsches „Gut“ selbst: sollte es nicht „den Göttlichen“, den Mann „göttlichen Geschlechts“ bedeuten? Und mit dem Volks- (ursprünglich Adels-)Namen der Gothen identisch sein? Die Gründe zu dieser Vermuthung gehören nicht hierher. —

[«]

6.

Von dieser Regel, dass der politische Vorrangs-Begriff sich immer in einen seelischen Vorrangs-Begriff auslöst, macht es zunächst noch keine Ausnahme (obgleich es Anlass zu Ausnahmen giebt), wenn die höchste Kaste zugleich die priesterliche Kaste ist und folglich zu ihrer Gesammt-Bezeichnung ein Prädikat bevorzugt, das an ihre priesterliche Funktion erinnert. Da tritt zum Beispiel „rein“ und „unrein“ sich zum ersten Male als Ständeabzeichen gegenüber; und auch hier kommt später ein „gut“ und ein „schlecht“ in einem nicht mehr ständischen Sinne zur Entwicklung. Im Übrigen sei man davor gewarnt, diese Begriffe „rein“ und „unrein“ nicht von vornherein zu schwer, zu weit oder gar symbolisch zu nehmen: alle Begriffe der älteren Menschheit sind vielmehr anfänglich in einem uns kaum ausdenkbaren Maasse grob, plump, äusserlich, eng, geradezu und insbesondere unsymbolisch verstanden worden. Der „Reine“ ist von Anfang an bloss ein Mensch, der sich wäscht, der sich gewisse Speisen verbietet, die Hautkrankheiten nach sich ziehen, der nicht mit den schmutzigen Weibern des niederen Volkes schläft, der einen Abscheu vor Blut hat, — nicht mehr, nicht viel mehr! Andrerseits erhellt es freilich aus der ganzen Art einer wesentlich priesterlichen Aristokratie, warum hier gerade frühzeitig sich die Werthungs-Gegensätze auf eine gefährliche Weise verinnerlichen und verschärfen konnten; und in der That sind durch sie schliesslich Klüfte zwischen Mensch und Mensch aufgerissen worden, über die selbst ein Achill der Freigeisterei nicht ohne Schauder hinwegsetzen wird. Es ist von Anfang an etwas Ungesundes in solchen priesterlichen Aristokratien und in den daselbst herrschenden, dem Handeln abgewendeten, theils brütenden, theils gefühls-explosiven Gewohnheiten, als deren Folge jene den Priestern aller Zeiten fast unvermeidlich anhaftende intestinale Krankhaftigkeit und Neurasthenie erscheint; was aber von ihnen selbst gegen diese ihre Krankhaftigkeit als Heilmittel erfunden worden ist, — muss man nicht sagen, dass es sich zuletzt in seinen Nachwirkungen noch hundert Mal gefährlicher erwiesen hat, als die Krankheit, von der es erlösen sollte? Die Menschheit selbst krankt noch an den Nachwirkungen dieser priesterlichen Kur-Naivetäten! Denken wir zum Beispiel an gewisse Diätformen (Vermeidung des Fleisches), an das Fasten, an die geschlechtliche Enthaltsamkeit, an die Flucht „in die Wüste“ (Weir Mitchell’sche Isolirung, freilich ohne die darauf folgende Mastkur und Überernährung, in der das wirksamste Gegenmittel gegen alle Hysterie des asketischen Ideals besteht): hinzugerechnet die ganze sinnenfeindliche, faul- und raffinirtmachende Metaphysik der Priester, ihre Selbst-Hypnotisirung nach Art des Fakirs und Brahmanen — Brahman als gläserner Knopf und fixe Idee benutzt — und das schliessliche, nur zu begreifliche allgemeine Satthaben mit seiner

Radikalkur, dem Nichts (oder Gott: — das Verlangen nach einer unio mystica mit Gott ist das Verlangen des Buddhisten in's Nichts, Nirvâna — und nicht mehr!) Bei den Priestern wird eben Alles gefährlicher, nicht nur Kurmittel und Heilkünste, sondern auch Hochmuth, Rache, Scharfsinn, Ausschweifung, Liebe, Herrschsucht, Tugend, Krankheit; — mit einiger Billigkeit liesse sich allerdings auch hinzufügen, dass erst auf dem Boden dieser wesentlich gefährlichen Daseinsform des Menschen, der priesterlichen, der Mensch überhaupt ein interessantes Thier geworden ist, dass erst hier die menschliche Seele in einem höheren Sinne Tiefe bekommen hat und böse geworden ist — und das sind ja die beiden Grundformen der bisherigen Überlegenheit des Menschen über sonstiges Gethier!…

[«]

7.

— Man wird bereits errathen haben, wie leicht sich die priesterliche Werthungs-Weise von der ritterlich-aristokratischen abzweigen und dann zu deren Gegensatze fortentwickeln kann; wozu es in Sonderheit jedes Mal einen Anstoss giebt, wenn die Priesterkaste und die Kriegerkaste einander eifersüchtig entgegentreten und über den Preis mit einander nicht einig werden wollen. Die ritterlich-aristokratischen Werthurtheile haben zu ihrer Voraussetzung eine mächtige Leiblichkeit, eine blühende, reiche, selbst überschäumende Gesundheit, sammt dem, was deren Erhaltung bedingt, Krieg, Abenteuer, Jagd, Tanz, Kampfspiele und Alles überhaupt, was starkes, freies, frohgemuthes Handeln in sich schliesst. Die priesterlich-vornehme Werthungs-Weise hat — wir sahen es — andere Voraussetzungen: schlimm genug für sie, wenn es sich um Krieg handelt! Die Priester sind, wie bekannt, die bösesten Feinde — weshalb doch? Weil sie die ohnmächtigsten sind. Aus der Ohnmacht wächst bei ihnen der Hass in's Ungeheure und Unheimliche, in's Geistigste und Giftigste. Die ganz grossen Hasser in der Weltgeschichte sind immer Priester gewesen, auch die geistreichsten Hasser: — gegen den Geist der priesterlichen Rache kommt überhaupt aller übrige Geist kaum in Betracht. Die menschliche Geschichte wäre eine gar zu dumme Sache ohne den Geist, der von den Ohnmächtigen her in sie gekommen ist: — nehmen wir sofort das grösste Beispiel. Alles, was auf Erden gegen „die Vornehmen", „die Gewaltigen", „die Herren", „die Machthaber" gethan worden ist, ist nicht der Rede werth im Vergleich mit dem, was die Juden gegen sie gethan haben: die Juden, jenes priesterliche Volk, das sich an seinen Feinden und Überwältigern zuletzt nur durch eine radikale Umwerthung von deren Werthen, also durch einen Akt der geistigsten Rache Genugthuung zu schaffen wusste. So allein war es eben einem priesterlichen Volke gemäss, dem Volke der zurückgetretensten priesterlichen Rachsucht. Die Juden sind es gewesen, die gegen die aristokratische Werthgleichung (gut = vornehm = mächtig = schön = glücklich = gottgeliebt) mit einer furchteinflössenden Folgerichtigkeit die Umkehrung gewagt und mit den Zähnen des abgründlichsten Hasses (des Hasses der Ohnmacht) festgehalten haben, nämlich „die Elenden sind allein die Guten, die Armen, Ohnmächtigen, Niedrigen sind allein die Guten, die Leidenden, Entbehrenden, Kranken, Hässlichen sind auch die einzig Frommen, die einzig Gottseligen, für sie allein giebt es Seligkeit, — dagegen ihr, ihr Vornehmen und Gewaltigen, ihr seid in alle Ewigkeit die Bösen, die Grausamen, die Lüsternen, die Unersättlichen, die Gottlosen, ihr werdet auch ewig die Unseligen, Verfluchten und Verdammten sein!“… Man weiss, wer die Erbschaft dieser jüdischen Umwerthung gemacht hat… Ich erinnere in Betreff der ungeheuren und über alle Maassen verhängnissvollen Initiative, welche die Juden mit dieser grundsätzlichsten aller Kriegserklärungen gegeben haben, an den Satz, auf den ich bei einer anderen Gelegenheit gekommen bin („Jenseits von Gut und Böse“ p. 118) — dass nämlich mit den Juden der Sklavenaufstand in der Moral beginnt: jener Aufstand, welcher eine zweitausendjährige Geschichte hinter sich hat und der uns heute nur deshalb aus den Augen gerückt ist, weil er — siegreich gewesen ist…

[«]

8.

— Aber ihr versteht das nicht? Ihr habt keine Augen für Etwas, das zwei Jahrtausende gebraucht hat, um zum Siege zu kommen?… Daran ist Nichts zum Verwundern: alle langen Dinge sind schwer zu sehn, zu übersehn. Das aber ist das Ereigniss: aus dem Stamme jenes Baums der Rache und des Hasses, des jüdischen Hasses — des tiefsten und sublimsten, nämlich Ideale schaffenden, Werthe umschaffenden Hasses, dessen Gleichen nie auf Erden dagewesen ist — wuchs etwas ebenso Unvergleichliches heraus, eine neue Liebe, die tiefste und sublimste aller Arten Liebe: — und aus welchem andern Stamme hätte sie auch wachsen können?… Dass man aber ja nicht vermeine, sie sei etwa als die eigentliche Verneinung jenes Durstes nach Rache, als der Gegensatz des jüdischen Hasses emporgewachsen! Nein, das Umgekehrte ist die Wahrheit! Diese Liebe wuchs aus ihm heraus, als seine Krone, als die triumphirende, in der reinsten Helle und Sonnenfülle sich breit und breiter entfaltende Krone, welche mit demselben Drange gleichsam im Reiche des Lichts und der Höhe auf die Ziele jenes Hasses, auf Sieg, auf Beute, auf Verführung aus war, mit dem die Wurzeln jenes Hasses sich immer gründlicher und begehrlicher in Alles, was Tiefe hatte und böse war, hinunter senkten. Dieser Jesus von Nazareth, als das leibhafte Evangelium der Liebe, dieser den Armen, den Kranken, den Sündern die Seligkeit und den Sieg bringende „Erlöser“ — war er nicht gerade die Verführung in ihrer unheimlichsten und unwiderstehlichsten Form, die Verführung und der Umweg zu eben jenen jüdischen Werthen und Neuerungen des Ideals? Hat Israel nicht gerade auf dem Umwege dieses „Erlösers“, dieses scheinbaren Widersachers und Auflösers Israel’s, das letzte Ziel seiner sublimen Rachsucht erreicht? Gehört es nicht in die geheime schwarze Kunst einer wahrhaft grossen Politik der Rache, einer weitsichtigen, unterirdischen, langsam-greifenden und vorausrechnenden Rache, dass Israel selber das eigentliche Werkzeug seiner Rache vor aller Welt wie etwas Todfeindliches verleugnen und an’s Kreuz schlagen musste, damit „alle Welt“, nämlich alle Gegner Israel’s unbedenklich gerade an diesem Köder anbeissen konnten? Und wüsste man sich andrerseits, aus allem Raffinement des Geistes heraus, überhaupt noch einen gefährlicheren Köder auszudenken? Etwas, das an verlockender, berauschender, betäubender, verderbender Kraft jenem Symbol des „heiligen Kreuzes“ gleichkäme, jener schauerlichen Paradoxie eines „Gottes am Kreuze“, jenem Mysterium einer unausdenkbaren letzten äussersten Grausamkeit und Selbstkreuzigung Gottes zum Heile des Menschen?… Gewiss ist wenigstens, dass sub hoc signo Israel mit seiner Rache und Umwerthung aller Werthe bisher über alle anderen Ideale, über alle vornehmeren Ideale immer wieder triumphirt hat. — —

[«]

9.

— „Aber was reden Sie noch von vornehmeren Idealen! Fügen wir uns in die Thatsachen: das Volk hat gesiegt — oder „die Sklaven“, oder „der Pöbel“, oder

„die Heerde“, oder wie Sie es zu nennen belieben — wenn dies durch die Juden geschehen ist, wohlan! so hatte nie ein Volk eine welthistorischere Mission. „Die Herren“ sind abgethan; die Moral des gemeinen Mannes hat gesiegt. Man mag diesen Sieg zugleich als eine Blutvergiftung nehmen (er hat die Rassen durch einander gemengt) — ich widerspreche nicht; unzweifelhaft ist aber diese Intoxikation gelungen. Die „Erlösung“ des Menschengeschlechtes (nämlich von „den Herren“) ist auf dem besten Wege; Alles verjüdelt oder verchristlicht oder verpöbelt sich zusehends (was liegt an Worten!). Der Gang dieser Vergiftung, durch den ganzen Leib der Menschheit hindurch, scheint unaufhaltsam, ihr tempo und Schritt darf sogar von nun an immer langsamer, feiner, unhörbarer, besonnener sein — man hat ja Zeit… Kommt der Kirche in dieser Absicht heute noch eine nothwendige Aufgabe, überhaupt noch ein Recht auf Dasein zu? Oder könnte man ihrer entrathen? Quaeritur. Es scheint, dass sie jenen Gang eher hemmt und zurückhält, statt ihn zu beschleunigen? Nun, eben das könnte ihre Nützlichkeit sein… Sicherlich ist sie nachgerade etwas Gröbliches und Bäurisches, das einer zarteren Intelligenz, einem eigentlich modernen Geschmacke widersteht. Sollte sie sich zum Mindesten nicht etwas raffinieren?… Sie entfremdet heute mehr, als dass sie verführte… Wer von uns würde wohl Freigeist sein, wenn es nicht die Kirche gäbe? Die Kirche widersteht uns, nicht ihr Gift… Von der Kirche abgesehn lieben auch wir das Gift…“ — Dies der Epilog eines „Freigeistes“ zu meiner Rede, eines ehrlichen Thiers, wie er reichlich verrathen hat, überdies eines Demokraten; er hatte mir bis dahin zugehört und hielt es nicht aus, mich schweigen zu hören. Für mich nämlich giebt es an dieser Stelle viel zu schweigen. —

[«]

10.

Der Sklavenaufstand in der Moral beginnt damit, dass das Ressentiment selbst schöpferisch wird und Werthe gebiert: das Ressentiment solcher Wesen, denen die eigentliche Reaktion, die der That versagt ist, die sich nur durch eine imaginäre Rache schadlos halten. Während alle vornehme Moral aus einem triumphirenden Ja-sagen zu sich selber herauswächst, sagt die Sklaven-Moral von vornherein Nein zu einem „Ausserhalb“, zu einem „Anders“, zu einem „Nicht-selbst“: und dies Nein ist ihre schöpferische That. Diese Umkehrung des werthesetzenden Blicks — diese nothwendige Richtung nach Aussen statt zurück auf sich selber — gehört eben zum Ressentiment: die Sklaven-Moral bedarf, um zu entstehn, immer zuerst einer Gegen- und Aussenwelt, sie bedarf, physiologisch gesprochen, äusserer Reize, um überhaupt zu agiren, — ihre Aktion ist von Grund aus Reaktion. Das Umgekehrte ist bei der vornehmen Werthungsweise der Fall: sie agirt und wächst spontan, sie sucht ihren Gegensatz nur auf, um zu sich selber noch dankbarer, noch frohlockender Ja zu sagen, — ihr negativer Begriff „niedrig“ „gemein“ „schlecht“ ist nur ein nachgebornes blasses Contrastbild im Verhältniss zu ihrem positiven, durch und durch mit Leben und Leidenschaft durchtränkten Grundbegriff „wir Vornehmen, wir Guten, wir Schönen, wir Glücklichen!“ Wenn die vornehme Werthungsweise sich vergreift und an der Realität versündigt, so geschieht dies in Bezug auf die Sphäre, welche ihr nicht genügend bekannt ist, ja gegen deren wirkliches Kennen sie sich spröde zur Wehre setzt: sie verkennt unter Umständen die von ihr verachtete Sphäre, die des gemeinen Mannes, des niedren Volks; andrerseits erwäge man, dass jedenfalls der Affekt der Verachtung, des Herabblickens, des Überlegen-Blickens, gesetzt, dass er das Bild des Verachteten fälscht, bei weitem hinter der Fälschung zurückbleiben wird, mit der der zurückgetretene Hass, die Rache des Ohnmächtigen sich an seinem Gegner — in effigie natürlich — vergreifen wird. In der That ist in der Verachtung zu viel Nachlässigkeit, zu viel Leicht-Nehmen, zu viel Wegblicken und Ungeduld mit eingemischt, selbst zu viel eignes Frohgefühl, als dass sie im Stande wäre, ihr Objekt zum eigentlichen Zerrbild und Scheusal umzuwandeln. Man überhöre doch die beinahe wohlwollenden nuances nicht, welche zum Beispiel der griechische Adel in alle Worte legt, mit denen er das niedere Volk von sich abhebt; wie sich fortwährend eine Art Bedauern, Rücksicht, Nachsicht einmischt und anzuckert, bis zu dem Ende, dass fast alle Worte, die dem gemeinen Manne zukommen, schliesslich als Ausdrücke für „unglücklich“ „bedauernswürdig“ übrig geblieben sind (vergleiche δειλός, δείλαιος, πονηρός, μοχθηρός, letztere zwei eigentlich den gemeinen Mann als Arbeitssklaven und Lastthier kennzeichnend) — und wie andrerseits „schlecht“ „niedrig“ „unglücklich“ nie wieder aufgehört haben, für das griechische Ohr in Einen Ton auszuklingen, mit einer Klangfarbe, in der „unglücklich“ überwiegt: dies als Erbstück der alten edleren aristokratischen Werthungsweise, die sich auch im Verachten nicht verleugnet (— Philologen seien daran erinnert, in welchem Sinne οἴζυρός, ἄνολβος, τλήμων, δυστυχεῖν, ξυμφορά gebraucht werden). Die „Wohlgeborenen“ fühlten sich eben als die „Glücklichen“; sie hatten ihr Glück nicht erst durch einen Blick auf ihre Feinde künstlich zu construiren, unter Umständen einzureden, einzulügen (wie es alle Menschen des Ressentiment zu thun pflegen); und ebenfalls wussten sie, als volle, mit Kraft überladene, folglich *nothwendig* aktive Menschen, von dem Glück das Handeln nicht abzutrennen, — das Thätigsein wird bei ihnen mit Nothwendigkeit in’s Glück hineingerechnet (woher εὖ πράττειν seine Herkunft nimmt) — Alles sehr im Gegensatz zu dem „Glück“ auf der Stufe der Ohnmächtigen, Gedrückten, an giftigen und feindseligen Gefühlen Schwärenden, bei denen es wesentlich als Narcose, Betäubung, Ruhe, Frieden, „Sabbat“, Gemüths-Ausspannung und Gliederstrecken, kurz *passivisch* auftritt. Während der vornehme Mensch vor sich selbst mit Vertrauen und Offenheit lebt (γενναῖος „edelbürtig“ unterstreicht die nuance „aufrichtig“ und auch wohl „naiv“), so ist der Mensch des Ressentiment weder aufrichtig, noch naiv, noch mit sich selber ehrlich und geradezu. Seine Seele *schielt*; sein Geist liebt Schlupfwinkel, Schleichwege und Hinterthüren, alles Versteckte muthet ihn an als *seine* Welt, *seine* Sicherheit, *sein* Labsal; er versteht sich auf das Schweigen, das Nicht-Vergessen, das Warten, das vorläufige Sich-verkleinern, Sich-demüthigen. Eine Rasse solcher Menschen des Ressentiment wird nothwendig endlich *klüger* sein als irgend eine vornehme Rasse, sie wird die Klugheit auch in ganz andrem Maasse ehren: nämlich als eine Existenzbedingung ersten Ranges, während die Klugheit bei vornehmen Menschen leicht einen feinen Beigeschmack von Luxus und Raffinement an sich hat: — sie ist eben hier lange nicht so wesentlich, als die vollkommne Funktions-Sicherheit der regulirenden *unbewussten* Instinkte oder selbst eine gewisse Unklugheit, etwa das tapfre Drauflosgehn, sei es auf die Gefahr, sei es auf den Feind, oder jene schwärmerische Plötzlichkeit von Zorn, Liebe, Ehrfurcht, Dankbarkeit und Rache, an der sich zu allen Zeiten die vornehmen Seelen wiedererkannt haben. Das Ressentiment des vornehmen Menschen selbst, wenn es an ihm auftritt, vollzieht und erschöpft sich nämlich in einer sofortigen Reaktion, es *vergiftet* darum nicht: andrerseits tritt es in unzähligen Fällen gar nicht auf, wo es bei allen Schwachen und Ohnmächtigen unvermeidlich ist. Seine Feinde, seine Unfälle, seine *Unthaten* selbst nicht lange ernst nehmen können — das ist das Zeichen starker voller Naturen, in denen ein Überschuss plastischer, nachbildender, ausheilender, auch vergessen machender Kraft ist (ein gutes Beispiel dafür aus der modernen Welt ist Mirabeau, welcher kein Gedächtniss für Insulte und Niederträchtigkeiten hatte, die man an ihm begieng, und der nur deshalb nicht vergeben konnte, weil er — vergass). Ein solcher Mensch schüttelt eben viel Gewürm mit Einem Ruck von sich, das sich bei Anderen eingräbt; hier allein ist auch das möglich, gesetzt, dass es überhaupt auf Erden möglich ist — die eigentliche „*Liebe* zu seinen Feinden“. Wie viel Ehrfurcht vor seinen Feinden hat schon ein vornehmer Mensch! — und eine solche Ehrfurcht ist schon eine Brücke zur Liebe… Er verlangt ja seinen Feind für sich, als seine Auszeichnung, er hält ja keinen andren Feind aus, als einen solchen, an dem Nichts zu verachten und sehr Viel zu ehren ist! Dagegen stelle man sich „den Feind“ vor, wie ihn der Mensch des Ressentiment concipirt — und hier gerade ist seine That, seine Schöpfung: er hat „den bösen Feind“ concipirt, „den Bösen“, und zwar als Grundbegriff, von dem aus er sich als Nachbild und Gegenstück nun auch noch einen „Guten“ ausdenkt — sich selbst!…

[«]

11.

Gerade umgekehrt also wie bei dem Vornehmen, der den Grundbegriff „gut“ voraus und spontan, nämlich von sich aus concipirt und von da aus erst eine Vorstellung von „schlecht“ sich schafft! Dies „schlecht“ vornehmen Ursprungs und jenes „böse“ aus dem Braukessel des ungesättigten Hasses — das erste eine Nachschöpfung, ein Nebenher, eine Complementärfarbe, das zweite dagegen das Original, der Anfang, die eigentliche That in der Conception einer Sklaven-Moral — wie verschieden stehen die beiden scheinbar demselben Begriff „gut“ entgegengestellten Worte „schlecht“ und „böse“ da! Aber es ist nicht derselbe Begriff „gut“: vielmehr frage man sich doch, wer eigentlich „böse“ ist, im Sinne der Moral des Ressentiment. In aller Strenge geantwortet: eben der „Gute“ der andren Moral, eben der Vornehme, der Mächtige, der Herrschende, nur umgefärbt, nur umgedeutet, nur umgesehn durch das Giftauge des Ressentiment. Hier wollen wir Eins am wenigsten leugnen: wer jene „Guten“ nur als Feinde kennen lernte, lernte auch nichts als böse Feinde kennen, und dieselben Menschen, welche so streng durch Sitte, Verehrung, Brauch, Dankbarkeit, noch mehr durch gegenseitige Bewachung, durch Eifersucht inter pares in Schranken gehalten sind, die andrerseits im Verhalten zu einander so erfinderisch in Rücksicht, Selbstbeherrschung, Zartsinn, Treue, Stolz und Freundschaft sich beweisen, — sie sind nach Aussen hin, dort wo das Fremde, die Fremde beginnt, nicht viel besser als losgelassne Raubthiere. Sie geniessen da die Freiheit von allem socialen Zwang, sie halten sich in der Wildniss schadlos für die Spannung, welche eine lange Einschliessung und Einfriedigung in den Frieden der Gemeinschaft giebt, sie treten in die Unschuld des Raubthier-Gewissens zurück, als frohlockende Ungeheuer, welche vielleicht von einer scheusslichen Abfolge von Mord, Niederbrennung, Schändung, Folterung mit einem Übermuthe und seelischen Gleichgewichte davongehen, wie als ob nur ein Studentenstreich vollbracht sei, überzeugt davon, dass die Dichter für lange nun wieder Etwas zu singen und zu rühmen haben. Auf dem Grunde aller dieser vornehmen Rassen ist das Raubthier, die prachtvolle nach Beute und Sieg lüstern schweifende *blonde Bestie* nicht zu verkennen; es bedarf für diesen verborgenen Grund von Zeit zu Zeit der Entladung, das Thier muss wieder heraus, muss wieder in die Wildniss zurück: — römischer, arabischer, germanischer, japanesischer Adel, homerische Helden, skandinavische Wikinger — in diesem Bedürfniss sind sie sich alle gleich. Die vornehmen Rassen sind es, welche den Begriff „Barbar“ auf all den Spuren hinterlassen haben, wo sie gegangen sind; noch aus ihrer höchsten Cultur heraus verräth sich ein Bewusstsein davon und ein Stolz selbst darauf (zum Beispiel wenn Perikles seinen Athenern sagt, in jener berühmten Leichenrede, „zu allem Land und Meer hat unsre Kühnheit sich den Weg gebrochen, unvergängliche Denkmale sich überall im Guten *und Schlimmen* aufrichtend“). Diese „Kühnheit“ vornehmer Rassen, toll, absurd, plötzlich, wie sie sich äussert, das Unberechenbare, das Unwahrscheinliche selbst ihrer Unternehmungen — Perikles hebt die ῥαϑυμία der Athener mit Auszeichnung hervor — ihre Gleichgültigkeit und Verachtung gegen Sicherheit, Leib, Leben, Behagen, ihre entsetzliche Heiterkeit und Tiefe der Lust in allem Zerstören, in allen Wollüsten des Siegs und der Grausamkeit — Alles fasste sich für Die, welche daran litten, in das Bild des „Barbaren“, des „bösen Feindes“, etwa des „Gothen“, des „Vandalen“ zusammen. Das tiefe, eisige Misstrauen, das der Deutsche erregt, sobald er zur Macht kommt, auch jetzt wieder — ist immer noch ein Nachschlag jenes unauslöschlichen Entsetzens, mit dem Jahrhunderte lang Europa dem Wüthen der blonden germanischen Bestie zugesehn hat (obwohl zwischen alten Germanen und uns Deutschen kaum eine Begriffs-, geschweige eine Blutverwandtschaft besteht). Ich habe einmal auf die Verlegenheit Hesiod’s aufmerksam gemacht, als er die Abfolge der Cultur-Zeitalter aussann und sie in Gold, Silber, Erz auszudrücken suchte: er wusste mit dem Widerspruch, den ihm die herrliche, aber ebenfalls so schauerliche, so gewaltthätige Welt Homer’s bot, nicht anders fertig zu werden, als indem er aus Einem Zeitalter zwei machte, die er nunmehr hinter einander stellte — einmal das Zeitalter der Helden und Halbgötter von Troja und Theben, so wie jene Welt im Gedächtniss der vornehmen Geschlechter zurückgeblieben war, die in ihr die eignen Ahnherrn hatten; sodann das eherne Zeitalter, so wie jene gleiche Welt den Nachkommen der Niedergetretenen, Beraubten, Misshandelten, Weggeschleppten, Verkauften erschien: als ein Zeitalter von Erz, wie gesagt, hart, kalt, grausam, gefühl- und gewissenlos, Alles zermalmend und mit Blut übertünchend. Gesetzt, dass es wahr wäre, was jetzt jedenfalls als „Wahrheit“ geglaubt wird, dass es eben der Sinn aller Cultur sei, aus dem Raubthiere „Mensch“ ein zahmes und civilisirtes Thier, ein Hausthier herauszuzüchten, so müsste man unzweifelhaft alle jene Reaktions- und Ressentiments-Instinkte, mit deren Hülfe die vornehmen Geschlechter sammt ihren Idealen schliesslich zu Schanden gemacht und überwältigt worden sind, als die eigentlichen Werkzeuge der Cultur betrachten; womit allerdings noch nicht gesagt wäre, dass deren Träger zugleich auch selber die Cultur darstellten. Vielmehr wäre das Gegentheil nicht nur wahrscheinlich — nein! es ist heute augenscheinlich! Diese Träger der niederdrückenden und vergeltungslüsternen Instinkte, die Nachkommen alles europäischen und nicht europäischen Sklaventhums, aller vorarischen Bevölkerung in Sonderheit — sie stellen den Rückgang der Menschheit dar! Diese „Werkzeuge der Cultur“ sind eine Schande des Menschen, und eher ein Verdacht, ein Gegenargument gegen „Cultur“ überhaupt! Man mag im besten Rechte sein, wenn man vor der blonden Bestie auf dem Grunde aller vornehmen Rassen die Furcht nicht los wird und auf der Hut ist: aber wer möchte nicht hundertmal lieber sich fürchten, wenn er zugleich bewundern darf, als sich nicht fürchten, aber dabei den ekelhaften Anblick des Missrathenen, Verkleinerten, Verkümmerten, Vergifteten nicht mehr los werden können? Und ist dass nicht unser Verhängniss? Was macht heute unsern Widerwillen gegen „den Menschen“ — denn wir leiden am Menschen, es ist kein Zweifel. — Nicht die Furcht; eher, dass wir Nichts mehr am Menschen zu fürchten haben; dass das Gewürm „Mensch“ im Vordergrunde ist und wimmelt; dass der „zahme Mensch“, der Heillos-Mittelmässige und Unerquickliche bereits sich als Ziel und Spitze, als Sinn der Geschichte, als „höheren Menschen“ zu fühlen gelernt hat; — ja dass er ein gewisses Recht darauf hat, sich so zu fühlen, insofern er sich im Abstande von der Überfülle des Missrathenen, Kränklichen, Müden, Verlebten fühlt, nach dem heute Europa zu stinken beginnt, somit als etwas wenigstens relativ Gerathenes, wenigstens noch Lebensfähiges, wenigstens zum Leben Ja-sagendes…

[«]

12.

— Ich unterdrücke an dieser Stelle einen Seufzer und eine letzte Zuversicht nicht. Was ist das gerade mir ganz Unerträgliche? Das, womit ich allein nicht fertig werde, was mich ersticken und verschmachten macht? Schlechte Luft! Schlechte Luft! Dass etwas Missrathenes in meine Nähe kommt; dass ich die Eingeweide einer missrathenen Seele riechen muss!… Was hält man sonst nicht aus von Noth, Entbehrung, bösem Wetter, Siechthum, Mühsal, Vereinsamung? Im Grunde wird man mit allem Übrigen fertig, geboren wie man ist zu einem unterirdischen und kämpfenden Dasein; man kommt immer wieder einmal an's Licht, man erlebt immer wieder seine goldene Stunde des Siegs, — und dann steht man da, wie man geboren ist, unzerbrechbar, gespannt, zu Neuem, zu noch Schwererem, Fernerem bereit, wie ein Bogen, den alle Noth immer nur noch straffer anzieht. — Aber von Zeit zu Zeit gönnt mir — gesetzt, dass es himmlische Gönnerinnen giebt, jenseits von Gut und Böse — einen Blick, gönnt mir Einen Blick nur auf etwas Vollkommenes, zu-Ende-Gerathenes, Glückliches, Mächtiges, Triumphirendes, an dem es noch Etwas zu fürchten giebt! Auf einen Menschen, der den Menschen rechtfertigt, auf einen complementären und erlösenden Glücksfall des Menschen, um desswillen man den Glauben an den Menschen festhalten darf!… Denn so steht es: die Verkleinerung und Ausgleichung des europäischen Menschen birgt unsre grösste Gefahr, denn dieser Anblick macht müde… Wir sehen heute Nichts, das grösser werden will, wir ahnen, dass es immer noch abwärts, abwärts geht, in's Dünnere, Gutmüthigere, Klügere, Behaglichere, Mittelmässigere, Gleichgültigere, Chinesischere, Christlichere — der Mensch, es ist kein Zweifel, wird immer „besser"… Hier eben liegt das Verhängniss Europa's — mit der Furcht vor dem Menschen haben wir auch die Liebe zu ihm, die Ehrfurcht vor ihm, die Hoffnung auf ihn, ja den Willen zu ihm eingebüsst. Der Anblick des Menschen macht nunmehr müde — was ist heute Nihilismus, wenn er nicht das ist?… Wir sind des Menschen müde…

[«]

13.

— Doch kommen wir zurück: das Problem vom andren Ursprung des „Guten", vom Guten, wie ihn der Mensch des Ressentiment sich ausgedacht hat, verlangt nach seinem Abschluss. — Dass die Lämmer den grossen Raubvögeln gram sind, das befremdet nicht: nur liegt darin kein Grund, es den grossen

Raubvögeln zu verargen, dass sie sich kleine Lämmer holen. Und wenn die Lämmer unter sich sagen „diese Raubvögel sind böse; und wer so wenig als möglich ein Raubvogel ist, vielmehr deren Gegenstück, ein Lamm, — sollte der nicht gut sein?“ so ist an dieser Aufrichtung eines Ideals Nichts auszusetzen, sei es auch, dass die Raubvögel dazu ein wenig spöttisch blicken werden und vielleicht sich sagen: „*wir* sind ihnen gar nicht gram, diesen guten Lämmern, wir lieben sie sogar: nichts ist schmackhafter als ein zartes Lamm.“ — Von der Stärke verlangen, dass sie sich *nicht* als Stärke äussere, dass sie *nicht* ein Überwältigen-Wollen, ein Niederwerfen-Wollen, ein Herrwerden-Wollen, ein Durst nach Feinden und Widerständen und Triumphen sei, ist gerade so widersinnig als von der Schwäche verlangen, dass sie sich als Stärke äussere. Ein Quantum Kraft ist ein eben solches Quantum Trieb, Wille, Wirken — vielmehr, es ist gar nichts anderes als eben dieses Treiben, Wollen, Wirken selbst, und nur unter der Verführung der Sprache (und der in ihr versteinerten Grundirrthümer der Vernunft), welche alles Wirken als bedingt durch ein Wirkendes, durch ein „Subjekt“ versteht und missversteht, kann es anders erscheinen. Ebenso nämlich, wie das Volk den Blitz von seinem Leuchten trennt und letzteres als *Thun*, als Wirkung eines Subjekts nimmt, das Blitz heisst, so trennt die Volks-Moral auch die Stärke von den Äusserungen der Stärke ab, wie als ob es hinter dem Starken ein indifferentes Substrat gäbe, dem es *freistünde*, Stärke zu äussern oder auch nicht. Aber es giebt kein solches Substrat; es giebt kein „Sein“ hinter dem Thun, Wirken, Werden; „der Thäter“ ist zum Thun bloss hinzugedichtet, — das Thun ist Alles. Das Volk verdoppelt im Grunde das Thun, wenn es den Blitz leuchten lässt, das ist ein Thun-Thun: es setzt dasselbe Geschehen einmal als Ursache und dann noch einmal als deren Wirkung. Die Naturforscher machen es nicht besser, wenn sie sagen „die Kraft bewegt, die Kraft verursacht“ und dergleichen, — unsre ganze Wissenschaft steht noch, trotz aller ihrer Kühle, ihrer Freiheit vom Affekt, unter der Verführung der Sprache und ist die untergeschobenen Wechselbälge, die „Subjekte“ nicht losgeworden (das Atom ist zum Beispiel ein solcher Wechselbalg, insgleichen das Kantische „Ding an sich“): was Wunder, wenn die zurückgetretenen, versteckt glimmenden Affekte Rache und Hass diesen Glauben für sich ausnützen und im Grunde sogar keinen Glauben inbrünstiger aufrecht erhalten als den, *es stehe dem Starken frei*, schwach, und dem Raubvogel, Lamm zu sein: — damit gewinnen sie ja bei sich das Recht, dem Raubvogel es *zuzurechnen*, Raubvogel zu sein… Wenn die Unterdrückten, Niedergetretenen, Vergewaltigten aus der rachsüchtigen List der Ohnmacht heraus sich zureden: „lasst uns anders sein als die Bösen, nämlich gut!

Und gut ist Jeder, der nicht vergewaltigt, der Niemanden verletzt, der nicht angreift, der nicht vergilt, der die Rache Gott übergiebt, der sich wie wir im Verborgenen hält, der allem Bösen aus dem Wege geht und wenig überhaupt vom Leben verlangt, gleich uns den Geduldigen, Demüthigen, Gerechten" — so heisst das, kalt und ohne Voreingenommenheit angehört, eigentlich nichts weiter als: „wir Schwachen sind nun einmal schwach; es ist gut, wenn wir nichts thun, wozu wir nicht stark genug sind" — aber dieser herbe Thatbestand, diese Klugheit niedrigsten Ranges, welche selbst Insekten haben (die sich wohl todt stellen, um nicht „zu viel" zu thun, bei grosser Gefahr), hat sich Dank jener Falschmünzerei und Selbstverlogenheit der Ohnmacht in den Prunk der entsagenden stillen abwartenden Tugend gekleidet, gleich als ob die Schwäche des Schwachen selbst — das heisst doch sein Wesen, sein Wirken, seine ganze einzige unvermeidliche, unablösbare Wirklichkeit — eine freiwillige Leistung, etwas Gewolltes, Gewähltes, eine That, ein Verdienst sei. Diese Art Mensch hat den Glauben an das indifferente wahlfreie „Subjekt" nöthig aus einem Instinkte der Selbsterhaltung, Selbstbejahung heraus, in dem jede Lüge sich zu heiligen pflegt. Das Subjekt (oder, dass wir populärer reden, die Seele) ist vielleicht deshalb bis jetzt auf Erden der beste Glaubenssatz gewesen, weil er der Überzahl der Sterblichen, den Schwachen und Niedergedrückten jeder Art, jene sublime Selbstbetrügerei ermöglichte, die Schwäche selbst als Freiheit, ihr So- und So-sein als Verdienst auszulegen.

[«]

14.

— Will Jemand ein wenig in das Geheimniss hinab und hinunter sehn, wie man auf Erden Ideale fabrizirt? Wer hat den Muth dazu?… Wohlan! Hier ist der Blick offen in diese dunkle Werkstätte. Warten Sie noch einen Augenblick, mein Herr Vorwitz und Wagehals: Ihr Auge muss sich erst an dieses falsche schillernde Licht gewöhnen… So! Genug! Reden Sie jetzt! Was geht da unten vor? Sprechen Sie aus, was Sie sehen, Mann der gefährlichsten Neugierde — jetzt bin ich der, welcher zuhört. —

— „Ich sehe Nichts, ich höre um so mehr. Es ist ein vorsichtiges tückisches leises Munkeln und Zusammenflüstern aus allen Ecken und Winkeln. Es scheint mir, dass man lügt; eine zuckrige Milde klebt an jedem Klange. Die Schwäche soll zum Verdienste umgelogen werden, es ist kein Zweifel — es steht damit so, wie Sie es sagten.“ —

— Weiter!

— „und die Ohnmacht, die nicht vergilt, zur „Güte“; die ängstliche Niedrigkeit zur „Demuth“; die Unterwerfung vor Denen, die man hasst, zum „Gehorsam“ (nämlich gegen Einen, von dem sie sagen, er befehle diese Unterwerfung, — sie heissen ihn Gott). Das Unoffensive des Schwachen, die Feigheit selbst, an der er reich ist, sein An-der-Thür-stehn, sein unvermeidliches Warten-müssen kommt hier zu guten Namen, als „Geduld“, es heisst auch wohl die Tugend; das Sich-nicht-rächen-Können heisst Sich-nicht-rächen-Wollen, vielleicht selbst Verzeihung („denn sie wissen nicht, was sie thun — wir allein wissen es, was sie thun!“). Auch redet man von der „Liebe zu seinen Feinden“ — und schwitzt dabei.“

— Weiter!

— „Sie sind elend, es ist kein Zweifel, alle diese Munkler und Winkel-Falschmünzer, ob sie schon warm bei einander hocken — aber sie sagen mir, ihr Elend sei eine Auswahl und Auszeichnung Gottes, man prügele die Hunde, die man am liebsten habe; vielleicht sei dies Elend auch eine Vorbereitung, eine Prüfung, eine Schulung, vielleicht sei es noch mehr — Etwas, das einst ausgeglichen und mit ungeheuren Zinsen in Gold, nein! In Glück ausgezahlt werde. Das heissen sie „die Seligkeit.“

— Weiter!

— „Jetzt geben sie mir zu verstehen, dass sie nicht nur besser seien als die Mächtigen, die Herrn der Erde, deren Speichel sie lecken müssen (nicht aus Furcht, ganz und gar nicht aus Furcht! sondern weil es Gott gebietet, alle Obrigkeit zu ehren) — dass sie nicht nur besser seien, sondern es auch „besser hätten“, jedenfalls einmal besser haben würden. Aber genug! genug! Ich halte es nicht mehr aus. Schlechte Luft! Schlechte Luft! Diese Werkstätte, wo man Ideale fabrizirt — mich dünkt, sie stinkt vor lauter Lügen.“

— Nein! Noch einen Augenblick! Sie sagten noch nichts von dem Meisterstücke dieser Schwarzkünstler, welche Weiss, Milch und Unschuld aus jedem Schwarz herstellen: — haben Sie nicht bemerkt, was ihre Vollendung im Raffinement ist, ihr kühnster, feinster, geistreichster, lügenreichster Artisten-Griff? Geben Sie Acht! Diese Kellerthiere voll Rache und Hass — was machen sie doch gerade aus Rache und Hass? Hörten Sie je diese Worte? Würden Sie ahnen, wenn Sie nur ihren Worten trauten, dass Sie unter lauter Menschen des Ressentiment sind?…

— „Ich verstehe, ich mache nochmals die Ohren auf (ach! ach! ach! und die Nase zu). Jetzt höre ich erst, was sie so oft schon sagten: „Wir Guten — wir sind die Gerechten“ — was sie verlangen, das heissen sie nicht Vergeltung, sondern „den Triumph der Gerechtigkeit“; was sie hassen, das ist nicht ihr Feind, nein! sie hassen das „Unrecht“, die „Gottlosigkeit“; was sie glauben und hoffen, ist nicht die Hoffnung auf Rache, die Trunkenheit der süssen Rache (— „süsser als Honig“ nannte sie schon Homer), sondern der Sieg Gottes, des gerechten Gottes über die Gottlosen; was ihnen zu lieben auf Erden übrig bleibt, sind nicht ihre Brüder im Hasse, sondern ihre „Brüder in der Liebe“, wie sie sagen, alle Guten und Gerechten auf der Erde.“

— Und wie nennen sie das, was ihnen als Trost wider alle Leiden des Lebens dient — ihre Phantasmagorie der vorweggenommenen zukünftigen Seligkeit?

— „Wie? Höre ich recht? Sie heissen das „das jüngste Gericht“, das Kommen ihres Reichs, des „Reichs Gottes“ — einstweilen aber leben sie „im Glauben“, „in der Liebe“, „in der Hoffnung.“

— Genug! Genug!

[«]

15.

Im Glauben woran? In der Liebe wozu? In der Hoffnung worauf? — Diese Schwachen — irgendwann einmal nämlich wollen auch sie die Starken sein, es ist kein Zweifel, irgendwann soll auch ihr „Reich“ kommen — „das Reich Gottes“ heisst es schlechtweg bei ihnen, wie gesagt: man ist ja in Allem so demüthig! Schon um das zu erleben, hat man nöthig, lange zu leben, über den Tod hinaus, — ja man hat das ewige Leben nöthig, damit man sich auch ewig im „Reiche Gottes“ schadlos halten kann für jenes Erden-Leben „im Glauben, in der Liebe, in der Hoffnung.“ Schadlos wofür? Schadlos wodurch?… Dante hat sich, wie mich dünkt, gröblich vergriffen, als er, mit einer schreckeneinflössenden Ingenuität, jene Inschrift über das Thor zu seiner Hölle setzte „auch mich schuf die ewige Liebe“: — über dem Thore des christlichen Paradieses und seiner „ewigen Seligkeit“ würde jedenfalls mit besserem Rechte die Inschrift stehen dürfen „auch mich schuf der ewige Hass“ — gesetzt, dass eine Wahrheit über dem Thor zu einer Lüge stehen dürfte! Denn was ist die Seligkeit jenes Paradieses?… Wir würden es vielleicht schon errathen; aber besser ist es, dass es uns eine in solchen Dingen nicht zu unterschätzende Autorität ausdrücklich bezeugt, Thomas von Aquino, der grosse Lehrer und Heilige. „Beati in regno coelesti“, sagt er sanft wie ein Lamm, „videbunt poenas damnatorum, ut beatitudo illis magis complaceat.“ Oder will man es in einer stärkeren Tonart hören, etwa aus dem Munde eines triumphirenden Kirchenvaters, der seinen Christen die grausamen Wollüste der öffentlichen Schauspiele widerrieth — warum doch? „Der Glaube bietet uns ja viel mehr, — sagt er, de spectac. c. 29 ss. — viel Stärkeres; Dank der Erlösung stehen uns ja ganz andre Freuden zu Gebote; an Stelle der Athleten haben wir unsre Märtyrer; wollen wir Blut, nun, so haben wir das Blut Christi… Aber was erwartet uns erst am Tage seiner Wiederkunft, seines Triumphes!“ — und nun fährt er fort, der entzückte Visionär: „At enim supersunt alia spectacula, ille ultimus et perpetuus judicii dies, ille nationibus insperatus, ille derisus, cum tanta saeculi vetustas et tot ejus nativitates uno igne haurientur. Quae tunc spectaculi latitudo! Quid admirer! Quid rideam! Ubi gaudeam! Ubi exultem, spectans tot et tantos reges, qui in coelum recepti nuntiabantur, cum ipso Jove et ipsis suis testibus in imis tenebris congemescentes! Item praesides (die Provinzialstatthalter) persecutores dominici nominis saevioribus quam ipsi flammis saevierunt insultantibus contra Christianos liquescentes! Quos praeterea sapientes illos philosophos coram discipulis suis una conflagrantibus erubescentes, quibus nihil ad deum pertinere suadebant, quibus animas aut nullas aut non in pristina corpora redituras affirmabant! Etiam poëtàs non ad Rhadamanti nec ad Minois, sed ad inopinati Christi tribunal palpitantes! Tunc magis tragoedi audiendi, magis scilicet vocales (besser bei Stimme, noch ärgere Schreier) in sua propria calamitate; tunc histriones cognoscendi, solutiores multo per ignem; tunc spectandus auriga in flammea rota totus rubens, tunc xystici contemplandi non in gymnasiis, sed in igne jaculati, nisi quod ne tunc quidem illos velim vivos, ut qui malim ad eos potius conspectum insatiabilem conferre, qui in dominum desaevierunt. „Hic est ille, dicam, fabri aut quaestuariae filius (wie alles Folgende und insbesondere auch diese aus dem Talmud bekannte Bezeichnung der Mutter Jesu zeigt, meint Tertullian von hier ab die Juden), sabbati destructor, Samarites et daemonium habens. Hic est, quem a Juda redemistis, hic est ille arundine et colaphis diverberatus, sputamentis dedecoratus, felle et aceto potatus. Hic est, quem clam discentes subripuerunt, ut resurrexisse dicatur vel hortulanus detraxit, ne lactucae suae frequentia commeantium laederentur.“ Ut talia spectes, ut talibus exultes, quis tibi praetor aut consul aut quaestor aut sacerdos de sua liberalitate praestabit? Et tamen haec jam habemus quodammodo per fidem spiritu imaginante repraesentata.

Ceterum qualia illa sunt, quae nec oculus vidit nec auris audivit nec in cor hominis ascenderunt? (I. Cor. 2, 9.) Credo circo et utraque cavea (erster und vierter Rang oder, nach Anderen, komische und tragische Bühne) et omni stadio gratiora.“ — Per fidem: so steht’s geschrieben.

[«]

16.

Kommen wir zum Schluss. Die beiden entgegengesetzten Werthe „gut und schlecht“, „gut und böse“ haben einen furchtbaren, Jahrtausende langen Kampf auf Erden gekämpft; und so gewiss auch der zweite Werth seit langem im Übergewichte ist, so fehlt es doch auch jetzt noch nicht an Stellen, wo der Kampf unentschieden fortgekämpft wird. Man könnte selbst sagen, dass er inzwischen immer höher hinauf getragen und eben damit immer tiefer, immer geistiger geworden sei: so dass es heute vielleicht kein entscheidenderes Abzeichen der „höheren Natur“, der geistigeren Natur giebt, als zwiespältig in jenem Sinne und wirklich noch ein Kampfplatz für jene Gegensätze zu sein. Das Symbol dieses Kampfes, in einer Schrift geschrieben, die über alle Menschengeschichte hinweg bisher lesbar blieb, heisst „Rom gegen Judäa, Judäa gegen Rom“: — es gab bisher kein grösseres Ereigniss als diesen Kampf, diese Fragestellung, diesen todfeindlichen Widerspruch. Rom empfand im Juden Etwas wie die Widernatur selbst, gleichsam sein antipodisches Monstrum; in Rom galt der Jude „des Hasses gegen das ganze Menschengeschlecht überführt“: mit Recht, sofern man ein Recht hat, das Heil und die Zukunft des Menschengeschlechts an die unbedingte Herrschaft der aristokratischen Werthe, der römischen Werthe anzuknüpfen. Was dagegen die Juden gegen Rom empfunden haben? Man erräth es aus tausend Anzeichen; aber es genügt, sich einmal wieder die Johanneische Apokalypse zu Gemüthe zu führen, jenen wüstesten aller geschriebenen Ausbrüche, welche die Rache auf dem Gewissen hat. (Unterschätze man übrigens die tiefe Folgerichtigkeit des christlichen Instinktes nicht, als er gerade dieses Buch des Hasses mit dem Namen des Jüngers der Liebe überschrieb, desselben, dem er jenes verliebt-schwärmerische Evangelium zu eigen gab —: darin steckt ein Stück Wahrheit, wie viel litterarische Falschmünzerei auch zu diesem Zwecke nöthig gewesen sein mag.) Die Römer waren ja die Starken und Vornehmen, wie sie stärker und vornehmer bisher auf Erden nie dagewesen, selbst niemals geträumt worden sind; jeder

Überrest von ihnen, jede Inschrift entzückt, gesetzt, dass man erräth, was da schreibt. Die Juden umgekehrt waren jenes priesterliche Volk des Ressentiment par excellence, dem eine volksthümlich-moralische Genialität sonder Gleichen innewohnte: man vergleiche nur die verwandt-begabten Völker, etwa die Chinesen oder die Deutschen, mit den Juden, um nachzufühlen, was ersten und was fünften Ranges ist. Wer von ihnen einstweilen gesiegt hat, Rom oder Judäa? Aber es ist ja gar kein Zweifel: man erwäge doch, vor wem man sich heute in Rom selber als vor dem Inbegriff aller höchsten Werthe beugt — und nicht nur in Rom, sondern fast auf der halben Erde, überall wo nur der Mensch zahm geworden ist oder zahm werden will, — vor drei Juden, wie man weiss, und Einer Jüdin (vor Jesus von Nazareth, dem Fischer Petrus, dem Teppichwirker Paulus und der Mutter des anfangs genannten Jesus, genannt Maria). Dies ist sehr merkwürdig: Rom ist ohne allen Zweifel unterlegen. Allerdings gab es in der Renaissance ein glanzvoll-unheimliches Wiederaufwachen des klassischen Ideals, der vornehmen Werthungsweise aller Dinge: Rom selber bewegte sich wie ein aufgeweckter Scheintodter unter dem Druck des neuen, darüber gebauten judaisirten Rom, das den Aspekt einer ökumenischen Synagoge darbot und „Kirche“ hiess: aber sofort triumphirte wieder Judäa, Dank jener gründlich pöbelhaften (deutschen und englischen) Ressentiments-Bewegung, welche man die Reformation nennt, hinzugerechnet, was aus ihr folgen musste, die Wiederherstellung der Kirche, — die Wiederherstellung auch der alten Grabesruhe des klassischen Rom. In einem sogar entscheidenderen und tieferen Sinne als damals kam Judäa noch einmal mit der französischen Revolution zum Siege über das klassische Ideal: die letzte politische Vornehmheit, die es in Europa gab, die des siebzehnten und achtzehnten französischen Jahrhunderts brach unter den volksthümlichen Ressentiments-Instinkten zusammen, — es wurde niemals auf Erden ein grösserer Jubel, eine lärmendere Begeisterung gehört! Zwar geschah mitten darin das Ungeheuerste, das Unerwartetste: das antike Ideal selbst trat leibhaft und mit unerhörter Pracht vor Auge und Gewissen der Menschheit, — und noch einmal, stärker, einfacher, eindringlicher als je, erscholl, gegenüber der alten Lügen-Losung des Ressentiment vom Vorrecht der Meisten, gegenüber dem Willen zur Niederung, zur Erniedrigung, zur Ausgleichung, zum Abwärts und Abendwärts des Menschen die furchtbare und entzückende Gegenlosung vom Vorrecht der Wenigsten! Wie ein letzter Fingerzeig zum andren Wege erschien Napoleon, jener einzelnste und spätestgeborne Mensch, den es jemals gab, und in ihm das fleischgewordne Problem des vornehmen Ideals an sich — man überlege wohl, was es für ein Problem ist: Napoleon, diese Synthesis von Unmensch und Übermensch…

[«]

17.

— War es damit vorbei? Wurde jener grösste aller Ideal-Gegensätze damit für alle Zeiten ad acta gelegt? Oder nur vertagt, auf lange vertagt?… Sollte es nicht irgendwann einmal ein noch viel furchtbareres, viel länger vorbereitetes Auflodern des alten Brandes geben müssen? Mehr noch: wäre nicht gerade das aus allen Kräften zu wünschen? selbst zu wollen? selbst zu fördern?… Wer an dieser Stelle anfängt, gleich meinen Lesern, nachzudenken, weiter zu denken, der wird schwerlich bald damit zu Ende kommen, — Grund genug für mich, selbst zu Ende zu kommen, vorausgesetzt, dass es längst zur Genüge klar geworden ist, was ich will, was ich gerade mit jener gefährlichen Losung will, welche meinem letzten Buche auf den Leib geschrieben ist: „Jenseits von Gut und Böse“… Dies heisst zum Mindesten nicht „Jenseits von Gut und Schlecht.“ — —

Anmerkung. Ich nehme die Gelegenheit wahr, welche diese Abhandlung mir giebt, um einen Wunsch öffentlich und förmlich auszudrücken, der von mir bisher nur in gelegentlichem Gespräche mit Gelehrten geäussert worden ist: dass nämlich irgend eine philosophische Fakultät sich durch eine Reihe akademischer Preisausschreiben um die Förderung moralhistorischer Studien verdient machen möge: — vielleicht dient dies Buch dazu, einen kräftigen Anstoss gerade in solcher Richtung zu geben. In Hinsicht auf eine Möglichkeit dieser Art sei die nachstehende Frage in Vorschlag gebracht: sie verdient ebenso sehr die Aufmerksamkeit der Philologen und Historiker als die der eigentlichen Philosophie-Gelehrten von Beruf.

> „Welche Fingerzeige giebt die Sprachwissenschaft, insbesondere die etymologische Forschung, für die Entwicklungsgeschichte der moralischen Begriffe ab?“

— Andrerseits ist es freilich ebenso nöthig, die Theilnahme der Physiologen und Mediciner für diese Probleme (vom Werthe der bisherigen Werthschätzungen) zu gewinnen: wobei es den Fach-Philosophen überlassen sein mag, auch in diesem einzelnen Falle die Fürsprecher und Vermittler zu machen, nachdem es ihnen im Ganzen gelungen ist, das ursprünglich so spröde, so misstrauische Verhältniss zwischen Philosophie, Physiologie und Medicin in den freundschaftlichsten und fruchtbringendsten Austausch umzugestalten. In der That bedürfen alle Gütertafeln, alle „du sollst“, von denen die Geschichte oder die ethnologische Forschung weiss, zunächst der physiologischen Beleuchtung und Ausdeutung, eher jedenfalls noch als der psychologischen; alle insgleichen warten auf eine Kritik von seiten der medicinischen Wissenschaft. Die Frage: was ist diese oder jene Gütertafel und „Moral“ werth? will unter die verschiedensten Perspektiven gestellt sein; man kann namentlich das „werth wozu?“ nicht fein genug aus einander legen. Etwas zum Beispiel, das ersichtlich Werth hätte in Hinsicht auf möglichste Dauerfähigkeit einer Rasse (oder auf Steigerung ihrer

Anpassungskräfte an ein bestimmtes Klima oder auf Erhaltung der grössten Zahl), hätte durchaus nicht den gleichen Werth, wenn es sich etwa darum handelte, einen stärkeren Typus herauszubilden. Das Wohl der Meisten und das Wohl der Wenigsten sind entgegengesetzte Werth-Gesichtspunkte: an sich schon den ersteren für den höherwerthigen zu halten, wollen wir der Naivetät englischer Biologen überlassen… Alle Wissenschaften haben nunmehr der Zukunfts-Aufgabe des Philosophen vorzuarbeiten: diese Aufgabe dahin verstanden, dass der Philosoph das Problem vom Werthe zu lösen hat, dass er die Rangordnung der Werthe zu bestimmen hat. —

[«]

Zweite Abhandlung:

„Schuld", „schlechtes Gewissen" und Verwandtes.

1.

Ein Thier heranzüchten, das versprechen darf — ist das nicht gerade jene paradoxe Aufgabe selbst, welche sich die Natur in Hinsicht auf den Menschen gestellt hat? ist es nicht das eigentliche Problem vom Menschen?… Dass dies Problem bis zu einem hohen Grad gelöst ist, muss Dem um so erstaunlicher erscheinen, der die entgegen wirkende Kraft, die der Vergesslichkeit, vollauf zu würdigen weiss. Vergesslichkeit ist keine blosse vis inertiae, wie die Oberflächlichen glauben, sie ist vielmehr ein aktives, im strengsten Sinne positives Hemmungsvermögen, dem es zuzuschreiben ist, dass was nur von uns erlebt, erfahren, in uns hineingenommen wird, uns im Zustande der Verdauung (man dürfte ihn „Einverseelung" nennen) ebenso wenig in's Bewusstsein tritt, als der ganze tausendfältige Prozess, mit dem sich unsre leibliche Ernährung, die sogenannte „Einverleibung" abspielt. Die Thüren und Fenster des Bewusstseins zeitweilig schliessen; von dem Lärm und Kampf, mit dem unsre Unterwelt von dienstbaren Organen für und gegen einander arbeitet, unbehelligt bleiben; ein wenig Stille, ein wenig tabula rasa des Bewusstseins, damit wieder Platz wird für Neues, vor Allem für die vornehmeren Funktionen und Funktionäre, für Regieren, Voraussehn, Vorausbestimmen (denn unser Organismus ist oligarchisch eingerichtet) — das ist der Nutzen der, wie gesagt, aktiven Vergesslichkeit, einer Thürwärterin gleichsam, einer Aufrechterhalterin der seelischen Ordnung, der Ruhe, der Etiquette: womit sofort abzusehn ist, inwiefern es kein Glück, keine Heiterkeit, keine Hoffnung, keinen Stolz, keine Gegenwart geben könnte ohne Vergesslichkeit. Der Mensch, in dem dieser Hemmungsapparat beschädigt wird und aussetzt, ist einem Dyspeptiker zu vergleichen (und nicht nur zu vergleichen —) er wird mit Nichts „fertig“… Eben dieses nothwendig vergessliche Thier, an dem das Vergessen eine Kraft, eine Form der starken Gesundheit darstellt, hat sich nun ein Gegenvermögen angezüchtet, ein Gedächtniss, mit Hülfe dessen für gewisse Fälle die Vergesslichkeit ausgehängt wird, — für die Fälle nämlich, dass versprochen werden soll: somit keineswegs bloss ein passivisches Nicht-wieder-los-werden-können des einmal eingeritzten Eindrucks, nicht bloss die Indigestion an einem ein Mal verpfändeten Wort, mit dem man nicht wieder fertig wird, sondern ein aktives Nicht-wieder-los-werden-wollen, ein Fort- und Fortwollen des ein Mal Gewollten, ein eigentliches Gedächtniss des Willens: so dass zwischen das ursprüngliche „ich will“ „ich werde thun“ und die eigentliche Entladung des Willens, seinen Akt, unbedenklich eine Welt von neuen fremden Dingen, Umständen, selbst Willensakten dazwischengelegt werden darf, ohne dass diese lange Kette des Willens springt. Was setzt das aber Alles voraus! Wie muss der Mensch, um dermaassen über die Zukunft voraus zu verfügen, erst gelernt haben, das nothwendige vom zufälligen Geschehen scheiden, causal denken, das Ferne wie gegenwärtig sehn und vorwegnehmen, was Zweck ist, was Mittel dazu ist, mit Sicherheit ansetzen, überhaupt rechnen, berechnen können, — wie muss dazu der Mensch selbst vorerst berechenbar, regelmässig, nothwendig geworden sein, auch sich selbst für seine eigne Vorstellung, um endlich dergestalt, wie es ein Versprechender thut, für sich als Zukunft gut sagen zu können!

[«]

2.

Eben das ist die lange Geschichte von der Herkunft der Verantwortlichkeit. Jene Aufgabe, ein Thier heranzuzüchten, das versprechen darf, schliesst, wie wir bereits begriffen haben, als Bedingung und Vorbereitung die nähere Aufgabe in sich, den Menschen zuerst bis zu einem gewissen Grade nothwendig, einförmig, gleich unter Gleichen, regelmässig und folglich berechenbar zu machen. Die ungeheure Arbeit dessen, was von mir „Sittlichkeit der Sitte“ genannt worden ist (vergl. Morgenröthe S. 7. 13. 16) — die eigentliche Arbeit des Menschen an sich selber in der längsten Zeitdauer des Menschengeschlechts, seine ganze vorhistorische Arbeit hat hierin ihren Sinn, ihre grosse Rechtfertigung, wie viel ihr auch von Härte, Tyrannei, Stumpfsinn und Idiotismus innewohnt: der Mensch wurde mit Hülfe der Sittlichkeit der Sitte und der socialen Zwangsjacke wirklich berechenbar gemacht. Stellen wir uns dagegen an's Ende des ungeheuren Prozesses, dorthin, wo der Baum endlich seine Früchte zeitigt, wo die Societät und ihre Sittlichkeit der Sitte endlich zu Tage bringt, wozu sie nur das Mittel war: so finden wir als reifste Frucht an ihrem Baum das souveraine Individuum, das nur sich selbst gleiche, das von der Sittlichkeit der Sitte wieder losgekommene, das autonome übersittliche Individuum (denn „autonom" und „sittlich" schliesst sich aus), kurz den Menschen des eignen unabhängigen langen Willens, der versprechen darf — und in ihm ein stolzes, in allen Muskeln zuckendes Bewusstsein davon, was da endlich errungen und in ihm leibhaft geworden ist, ein eigentliches Macht- und Freiheits-Bewusstsein, ein Vollendungs-Gefühl des Menschen überhaupt. Dieser Freigewordne, der wirklich versprechen darf, dieser Herr des freien Willens, dieser Souverain — wie sollte er es nicht wissen, welche Überlegenheit er damit vor Allem voraus hat, was nicht versprechen und für sich selbst gut sagen darf, wie viel Vertrauen, wie viel Furcht, wie viel Ehrfurcht er erweckt — er „verdient" alles Dreies — und wie ihm, mit dieser Herrschaft über sich, auch die Herrschaft über die Umstände, über die Natur und alle willenskürzeren und unzuverlässigeren Creaturen nothwendig in die Hand gegeben ist? Der „freie" Mensch, der Inhaber eines langen unzerbrechlichen Willens, hat in diesem Besitz auch sein Werthmaass: von sich aus nach den Andern hinblickend, ehrt er oder verachtet er; und eben so nothwendig als er die ihm Gleichen, die Starken und Zuverlässigen (die welche versprechen dürfen) ehrt, — also Jedermann, der wie ein Souverain verspricht, schwer, selten, langsam, der mit seinem Vertrauen geizt, der auszeichnet, wenn er vertraut, der sein Wort giebt als Etwas, auf das Verlass ist, weil er sich stark genug weiss, es selbst gegen Unfälle, selbst „gegen das Schicksal" aufrecht zu halten —: eben so nothwendig wird er seinen Fusstritt für die schmächtigen Windhunde bereit halten, welche versprechen, ohne es zu dürfen, und seine Zuchtruthe für den Lügner, der sein Wort bricht, im Augenblick schon, wo er es im Munde hat. Das stolze Wissen um das ausserordentliche Privilegium der Verantwortlichkeit, das Bewusstsein dieser seltenen Freiheit, dieser Macht über sich und das Geschick hat sich bei ihm bis in seine unterste Tiefe hinabgesenkt und ist zum Instinkt geworden, zum dominirenden Instinkt: — wie wird er ihn heissen, diesen dominirenden Instinkt, gesetzt, dass er ein Wort dafür bei sich nöthig hat? Aber es ist kein Zweifel: dieser souveraine Mensch heisst ihn sein Gewissen...

[«]

3.

Sein Gewissen?… Es lässt sich voraus errathen, dass der Begriff „Gewissen“, dem wir hier in seiner höchsten, fast befremdlichen Ausgestaltung begegnen, bereits eine lange Geschichte und Form-Verwandlung hinter sich hat. Für sich gut sagen dürfen und mit Stolz, also auch zu sich Ja sagen dürfen — das ist, wie gesagt, eine reife Frucht, aber auch eine späte Frucht: — wie lange musste diese Frucht herb und sauer am Baume hängen! Und eine noch viel längere Zeit war von einer solchen Frucht gar nichts zu sehn, — Niemand hätte sie versprechen dürfen, so gewiss auch Alles am Baume vorbereitet und gerade auf sie hin im Wachsen war! — „Wie macht man dem Menschen-Thiere ein Gedächtniss? Wie prägt man diesem theils stumpfen, theils faseligen Augenblicks-Verstande, dieser leibhaften Vergesslichkeit Etwas so ein, dass es gegenwärtig bleibt?“… Dies uralte Problem ist, wie man denken kann, nicht gerade mit zarten Antworten und Mitteln gelöst worden; vielleicht ist sogar nichts furchtbarer und unheimlicher an der ganzen Vorgeschichte des Menschen, als seine Mnemotechnik. „Man brennt Etwas ein, damit es im Gedächtniss bleibt: nur was nicht aufhört, weh zu thun, bleibt im Gedächtniss“ — das ist ein Hauptsatz aus der allerältesten (leider auch allerlängsten) Psychologie auf Erden. Man möchte selbst sagen, dass es überall, wo es jetzt noch auf Erden Feierlichkeit, Ernst, Geheimniss, düstere Farben im Leben von Mensch und Volk giebt, Etwas von der Schrecklichkeit nachwirkt, mit der ehemals überall auf Erden versprochen, verpfändet, gelobt worden ist: die Vergangenheit, die längste tiefste härteste Vergangenheit, haucht uns an und quillt in uns herauf, wenn wir „ernst“ werden. Es gieng niemals ohne Blut, Martern, Opfer ab, wenn der Mensch es nöthig hielt, sich ein Gedächtniss zu machen; die schauerlichsten Opfer und Pfänder (wohin die Erstlingsopfer gehören), die widerlichsten Verstümmelungen (zum Beispiel die Castrationen), die grausamsten Ritualformen aller religiösen Culte (und alle Religionen sind auf dem untersten Grunde Systeme von Grausamkeiten) — alles Das hat in jenem Instinkte seinen Ursprung, welcher im Schmerz das mächtigste Hülfsmittel der Mnemonik errieth. In einem gewissen Sinne gehört die ganze Asketik hierher: ein paar Ideen sollen unauslöschlich, allgegenwärtig, unvergessbar, „fix“ gemacht werden, zum Zweck der Hypnotisirung des ganzen nervösen und intellektuellen Systems durch diese „fixen Ideen“ — und die asketischen Prozeduren und Lebensformen sind Mittel dazu, um jene Ideen aus der Concurrenz mit allen übrigen Ideen zu lösen, um sie „unvergesslich“ zu machen. Je schlechter die Menschheit „bei Gedächtniss“ war, um so furchtbarer ist immer der Aspekt ihrer Bräuche; die Härte der Strafgesetze giebt in Sonderheit einen Maassstab dafür ab, wie viel Mühe sie hatte, gegen die Vergesslichkeit zum Sieg zu kommen und ein paar primitive Erfordernisse des socialen Zusammenlebens diesen Augenblicks-Sklaven des Affekts und der Begierde gegenwärtig zu erhalten. Wir Deutschen betrachten uns gewiss nicht als ein besonders grausames und hartherziges Volk, noch weniger als besonders leichtfertig und in-den-Tag-hineinleberisch; aber man sehe nur unsre alten Strafordnungen an, um dahinter zu kommen, was es auf Erden für Mühe hat, ein „Volk von Denkern“ heranzuzüchten (will sagen: das Volk Europa’s, unter dem auch heute noch das Maximum von Zutrauen, Ernst, Geschmacklosigkeit und Sachlichkeit zu finden ist und das mit diesen Eigenschaften ein Anrecht darauf hat, alle Art von Mandarinen Europa’s heran zu züchten). Diese Deutschen haben sich mit furchtbaren Mitteln ein Gedächtniss gemacht, um über ihre pöbelhaften Grund-Instinkte und deren brutale Plumpheit Herr zu werden: man denke an die alten deutschen Strafen, zum Beispiel an das Steinigen (— schon die Sage lässt den Mühlstein auf das Haupt des Schuldigen fallen), das Rädern (die eigenste Erfindung und Spezialität des deutschen Genius im Reich der Strafe!), das Werfen mit dem Pfahle, das Zerreissen- oder Zertretenlassen durch Pferde (das „Viertheilen“), das Sieden des Verbrechers in Öl oder Wein (noch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert), das beliebte Schinden („Riemenschneiden“), das Herausschneiden des Fleisches aus der Brust; auch wohl dass man den Übelthäter mit Honig bestrich und bei brennender Sonne den Fliegen überliess. Mit Hülfe solcher Bilder und Vorgänge behält man endlich fünf, sechs „ich will nicht“ im Gedächtnisse, in Bezug auf welche man sein Versprechen gegeben hat, um unter den Vortheilen der Societät zu leben, — und wirklich! mit Hülfe dieser Art von Gedächtniss kam man endlich „zur Vernunft“! — Ah, die Vernunft, der Ernst, die Herrschaft über die Affekte, diese ganze düstere Sache, welche Nachdenken heisst, alle diese Vorrechte und Prunkstücke des Menschen: wie theuer haben sie sich bezahlt gemacht! wie viel Blut und Grausen ist auf dem Grunde aller „guten Dinge“!…

[«]

4.

Aber wie ist denn jene andre „düstre Sache“, das Bewusstsein der Schuld, das ganze „schlechte Gewissen“ auf die Welt gekommen? — Und hiermit kehren wir zu unsern Genealogen der Moral zurück. Nochmals gesagt — oder habe ich’s noch gar nicht gesagt? — sie taugen nichts. Eine fünf Spannen lange eigne, bloss „moderne“ Erfahrung; kein Wissen, kein Wille zum Wissen des Vergangnen; noch weniger ein historischer Instinkt, ein hier gerade nöthiges „zweites Gesicht“ — und dennoch Geschichte der Moral treiben: das muss billigerweise mit Ergebnissen enden, die zur Wahrheit in einem nicht bloss spröden Verhältnisse stehn. Haben sich diese bisherigen Genealogen der Moral auch nur von Ferne Etwas davon träumen lassen, dass zum Beispiel jener moralische Hauptbegriff „Schuld“ seine Herkunft aus dem sehr materiellen Begriff „Schulden“ genommen hat? Oder dass die Strafe als eine Vergeltung sich vollkommen abseits von jeder Voraussetzung über Freiheit oder Unfreiheit des Willens entwickelt hat? — und dies bis zu dem Grade, dass es vielmehr immer erst einer hohen Stufe der Vermenschlichung bedarf, damit das Thier „Mensch“ anfängt, jene viel primitiveren Unterscheidungen „absichtlich“ „fahrlässig“ „zufällig“ „zurechnungsfähig“ und deren Gegensätze zu machen und bei der Zumessung der Strafe in Anschlag zu bringen. Jener jetzt so wohlfeile und scheinbar so natürliche, so unvermeidliche Gedanke, der wohl gar zur Erklärung, wie überhaupt das Gerechtigkeitsgefühl auf Erden zu Stande gekommen ist, hat herhalten müssen, „der Verbrecher verdient Strafe, weil er hätte anders handeln können“ ist thatsächlich eine überaus spät erreichte, ja raffinirte Form des menschlichen Urtheilens und Schliessens; wer sie in die Anfänge verlegt, vergreift sich mit groben Fingern an der Psychologie der älteren Menschheit. Es ist die längste Zeit der menschlichen Geschichte hindurch durchaus nicht gestraft worden, weil man den Übelanstifter für seine That verantwortlich machte, also nicht unter der Voraussetzung, dass nur der Schuldige zu strafen sei: — vielmehr, so wie jetzt noch Eltern ihre Kinder strafen, aus Zorn über einen erlittenen Schaden, der sich am Schädiger auslässt, — dieser Zorn aber in Schranken gehalten und modifizirt durch die Idee, dass jeder Schaden irgend worin sein Äquivalent habe und wirklich abgezahlt werden könne, sei es selbst durch einen Schmerz des Schädigers. Woher diese uralte, tiefgewurzelte, vielleicht jetzt nicht mehr ausrottbare Idee ihre Macht genommen hat, die Idee einer Äquivalenz von Schaden und Schmerz? Ich habe es bereits verrathen: in dem Vertragsverhältniss zwischen Gläubiger und Schuldner, das so alt ist als es überhaupt „Rechtssubjekte“ giebt und seinerseits wieder auf die Grundformen von Kauf, Verkauf, Tausch, Handel und Wandel zurückweist.

[«]

5.

Die Vergegenwärtigung dieser Vertragsverhältnisse weckt allerdings, wie es nach dem Voraus-Bemerkten von vornherein zu erwarten steht, gegen die ältere Menschheit, die sie schuf oder gestattete, mancherlei Verdacht und Widerstand. Hier gerade wird *versprochen*; hier gerade handelt es sich darum, Dem, der verspricht, ein Gedächtniss zu *machen*; hier gerade, so darf man argwöhnen, wird eine Fundstätte für Hartes, Grausames, Peinliches sein. Der Schuldner, um Vertrauen für sein Versprechen der Zurückbezahlung einzuflössen, um eine Bürgschaft für den Ernst und die Heiligkeit seines Versprechens zu geben, um bei sich selbst die Zurückbezahlung als Pflicht, Verpflichtung seinem Gewissen einzuschärfen, verpfändet Kraft eines Vertrags dem Gläubiger für den Fall, dass er nicht zahlt, Etwas, das er sonst noch „besitzt“, über das er sonst noch Gewalt hat, zum Beispiel seinen Leib oder sein Weib oder seine Freiheit oder auch sein Leben (oder, unter bestimmten religiösen Voraussetzungen, selbst seine Seligkeit, sein Seelen-Heil, zuletzt gar den Frieden im Grabe: so in Ägypten, wo der Leichnam des Schuldners auch im Grabe vor dem Gläubiger keine Ruhe fand, — es hatte allerdings gerade bei den Ägyptern auch etwas auf sich mit dieser Ruhe). Namentlich aber konnte der Gläubiger dem Leibe des Schuldners alle Arten Schmach und Folter anthun, zum Beispiel so viel davon herunterschneiden als der Grösse der Schuld angemessen schien: — und es gab frühzeitig und überall von diesem Gesichtspunkte aus genaue, zum Theil entsetzlich in’s Kleine und Kleinste gehende Abschätzungen, *zu Recht* bestehende Abschätzungen der einzelnen Glieder und Körperstellen. Ich nehme es bereits als Fortschritt, als Beweis freierer, grösser rechnender, *römischerer* Rechtsauffassung, wenn die Zwölftafel-Gesetzgebung Rom’s dekretierte, es sei gleichgültig, wie viel oder wie wenig die Gläubiger in einem solchen Falle herunterschnitten „si plus minusve secuerunt, ne fraude esto“. Machen wir uns die Logik dieser ganzen Ausgleichungsform klar: sie ist fremdartig genug. Die Äquivalenz ist damit gegeben, dass an Stelle eines gegen den Schaden direkt aufkommenden Vortheils (also an Stelle eines Ausgleichs in Geld, Land, Besitz irgend welcher Art) dem Gläubiger eine Art *Wohlgefühl* als Rückzahlung und Ausgleich zugestanden wird, — das Wohlgefühl, seine Macht an einem Machtlosen unbedenklich auslassen zu dürfen, die Wollust „de faire le mal pour le plaisir de le faire“, der Genuss in der Vergewaltigung: als welcher Genuss um so höher geschätzt wird, je tiefer und niedriger der Gläubiger in der Ordnung der Gesellschaft steht, und leicht ihm als köstlichster Bissen, ja als Vorgeschmack eines höheren Rangs erscheinen kann. Vermittelst der „Strafe“ am Schuldner nimmt der Gläubiger an einem Herren-Rechte theil: endlich kommt auch er ein Mal zu dem erhebenden Gefühle, ein Wesen als ein „Unter-sich“ verachten und misshandeln zu dürfen — oder wenigstens, im Falle die eigentliche Strafgewalt, der Strafvollzug schon an die „Obrigkeit“ übergegangen ist, es verachtet und misshandelt zu sehen. Der Ausgleich besteht also in einem Anweis und Anrecht auf Grausamkeit. —

[«]

6.

In dieser Sphäre, im Obligationen-Rechte also, hat die moralische Begriffswelt „Schuld“, „Gewissen“, „Pflicht“, „Heiligkeit der Pflicht“ ihren Entstehungsheerd, — ihr Anfang ist, wie der Anfang alles Grossen auf Erden, gründlich und lange mit Blut begossen worden. Und dürfte man nicht hinzufügen, dass jene Welt im Grunde einen gewissen Geruch von Blut und Folter niemals wieder ganz eingebüsst habe? (selbst beim alten Kant nicht: der kategorische Imperativ riecht nach Grausamkeit…) Hier ebenfalls ist jene unheimliche und vielleicht unlösbar gewordne Ideen-Verhäkelung „Schuld und Leid“ zuerst eingehäkelt worden. Nochmals gefragt: in wiefern kann Leiden eine Ausgleichung von „Schulden“ sein? Insofern Leidenmachen im höchsten Grade wohl that, insofern der Geschädigte für den Nachtheil, hinzugerechnet die Unlust über den Nachtheil, einen ausserordentlichen Gegen-Genuss eintauschte: das Leidenmachen, — ein eigentliches Fest, Etwas, das, wie gesagt, um so höher im Preise stand, je mehr es dem Range und der gesellschaftlichen Stellung des Gläubigers widersprach. Dies vermuthungsweise gesprochen: denn solchen unterirdischen Dingen ist schwer auf den Grund zu sehn, abgesehn davon, dass es peinlich ist; und wer hier den Begriff der „Rache“ plump dazwischen wirft, hat sich den Einblick eher noch verdeckt und verdunkelt, als leichter gemacht (— Rache selbst führt ja eben auf das gleiche Problem zurück: „wie kann Leidenmachen eine Genugthuung sein?“). Es widersteht, wie mir scheint, der Delikatesse, noch mehr der Tartüfferie zahmer Hausthiere (will sagen moderner Menschen, will sagen uns), es sich in aller Kraft vorstellig zu machen, bis zu welchem Grade die

Grausamkeit die grosse Festfreude der älteren Menschheit ausmacht, ja als Ingredienz fast jeder ihrer Freuden zugemischt ist; wie naiv andrerseits, wie unschuldig ihr Bedürfniss nach Grausamkeit auftritt, wie grundsätzlich gerade die „uninteressirte Bosheit“ (oder, mit Spinoza zu reden, die sympathia malevolens) von ihr als normale Eigenschaft des Menschen angesetzt wird —: somit als Etwas, zu dem das Gewissen herzhaft Ja sagt! Für ein tieferes Auge wäre vielleicht auch jetzt noch genug von dieser ältesten und gründlichsten Festfreude des Menschen wahrzunehmen; in „Jenseits von Gut und Böse“ S. 117 ff. (früher schon in der „Morgenröthe“ S. 17. 68. 102) habe ich mit vorsichtigem Finger auf die immer wachsende Vergeistigung und „Vergöttlichung“ der Grausamkeit hingezeigt, welche sich durch die ganze Geschichte der höheren Cultur hindurchzieht (und, in einem bedeutenden Sinne genommen, sie sogar ausmacht). Jedenfalls ist es noch nicht zu lange her, dass man sich fürstliche Hochzeiten und Volksfeste grössten Stils ohne Hinrichtungen, Folterungen oder etwa ein Autodafé nicht zu denken wusste, insgleichen keinen vornehmen Haushalt ohne Wesen, an denen man unbedenklich seine Bosheit und grausame Neckerei auslassen konnte (— man erinnere sich etwa Don Quixote’s am Hofe der Herzogin: wir lesen heute den ganzen Don Quixote mit einem bittren Geschmack auf der Zunge, fast mit einer Tortur und würden damit seinem Urheber und dessen Zeitgenossen sehr fremd, sehr dunkel sein, — sie lasen ihn mit allerbestem Gewissen als das heiterste der Bücher, sie lachten sich an ihm fast zu Tod). Leiden-sehn thut wohl, Leiden-machen noch wohler — das ist ein harter Satz, aber ein alter mächtiger menschlich-allzumenschlicher Hauptsatz, den übrigens vielleicht auch schon die Affen unterschreiben würden: denn man erzählt, dass sie im Ausdenken von bizarren Grausamkeiten den Menschen bereits reichlich ankündigen und gleichsam „vorspielen“. Ohne Grausamkeit kein Fest: so lehrt es die älteste, längste Geschichte des Menschen — und auch an der Strafe ist so viel Festliches! —

[«]

7.

— Mit diesen Gedanken, nebenbei gesagt, bin ich durchaus nicht Willens, unsren Pessimisten zu neuem Wasser auf ihre misstönigen und knarrenden Mühlen des Lebensüberdrusses zu verhelfen; im Gegentheil soll ausdrücklich bezeugt sein, dass damals, als die Menschheit sich ihrer Grausamkeit noch nicht schämte, das Leben heiterer auf Erden war als jetzt, wo es Pessimisten giebt. Die Verdüsterung des Himmels über dem Menschen hat immer im Verhältniss dazu überhand genommen, als die Scham des Menschen vor dem Menschen gewachsen ist. Der müde pessimistische Blick, das Misstrauen zum Räthsel des Lebens, das eisige Nein des Ekels am Leben — das sind nicht die Abzeichen der bösesten Zeitalter des Menschengeschlechts: sie treten vielmehr erst an das Tageslicht, als die Sumpfpflanzen, die sie sind, wenn der Sumpf da ist, zu dem sie gehören, — ich meine die krankhafte Verzärtlichung und Vermoralisirung, vermöge deren das Gethier „Mensch“ sich schliesslich aller seiner Instinkte schämen lernt. Auf dem Wege zum „Engel“ (um hier nicht ein härteres Wort zu gebrauchen) hat sich der Mensch jenen verdorbenen Magen und jene belegte Zunge angezüchtet, durch die ihm nicht nur die Freude und Unschuld des Thiers widerlich, sondern das Leben selbst unschmackhaft geworden ist: — so dass er mitunter vor sich selbst mit zugehaltener Nase dasteht und mit Papst Innocenz dem Dritten missbilligend den Katalog seiner Widerwärtigkeiten macht („unreine Erzeugung, ekelhafte Ernährung im Mutterleibe, Schlechtigkeit des Stoffs, aus dem der Mensch sich entwickelt, scheusslicher Gestank, Absonderung von Speichel, Urin und Koth“). Jetzt, wo das Leiden immer als erstes unter den Argumenten gegen das Dasein aufmarschieren muss, als dessen schlimmstes Fragezeichen, thut man gut, sich der Zeiten zu erinnern, wo man umgekehrt urtheilte, weil man das Leiden-machen nicht entbehren mochte und in ihm einen Zauber ersten Rangs, einen eigentlichen Verführungs-Köder zum Leben sah. Vielleicht that damals — den Zärtlingen zum Trost gesagt — der Schmerz noch nicht so weh wie heute; wenigstens wird ein Arzt so schliessen dürfen, der Neger (diese als Repräsentanten des vorgeschichtlichen Menschen genommen —) bei schweren inneren Entzündungsfällen behandelt hat, welche auch den bestorganisirten Europäer fast zur Verzweiflung bringen; — bei Negern thun sie dies nicht. (Die Curve der menschlichen Schmerzfähigkeit scheint in der That ausserordentlich und fast plötzlich zu sinken, sobald man erst die oberen Zehn-Tausend oder Zehn-Millionen der Übercultur hinter sich hat; und ich für meine Person zweifle nicht, dass, gegen Eine schmerzhafte Nacht eines einzigen hysterischen Bildungs-Weibchens gehalten, die Leiden aller Thiere insgesammt, welche bis jetzt zum Zweck wissenschaftlicher Antworten mit dem Messer befragt worden sind, einfach nicht in Betracht kommen.) Vielleicht ist es sogar erlaubt, die Möglichkeit zuzulassen, dass auch jene Lust an der Grausamkeit eigentlich nicht ausgestorben zu sein brauchte: nur bedürfte sie, im Verhältniss dazu, wie heute der Schmerz mehr weh thut, einer gewissen Sublimirung und Subtilisirung, sie müsste namentlich in’s Imaginative und Seelische übersetzt auftreten und geschmückt mit lauter so unbedenklichen Namen, dass von ihnen her auch dem zartesten hypokritischen Gewissen kein Verdacht kommt (das „tragische Mitleiden“ ist ein solcher Name; ein andrer ist „les nostalgies de la croix“). Was eigentlich gegen das Leiden empört, ist nicht das Leiden an sich, sondern das Sinnlose des Leidens: aber weder für den Christen, der in das Leiden eine ganze geheime Heils-Maschinerie hineininterpretirt hat, noch für den naiven Menschen älterer Zeiten, der alles Leiden sich in Hinsicht auf Zuschauer oder auf Leiden-Macher auszulegen verstand, gab es überhaupt ein solches sinnloses Leiden. Damit das verborgne, unentdeckte, zeugenlose Leiden aus der Welt geschafft und ehrlich negirt werden konnte, war man damals beinahe dazu genöthigt, Götter zu erfinden und Zwischenwesen aller Höhe und Tiefe, kurz Etwas, das auch im Verborgnen schweift, das auch im Dunklen sieht und das sich nicht leicht ein interessantes schmerzhaftes Schauspiel entgehen lässt. Mit Hülfe solcher Erfindungen nämlich verstand sich damals das Leben auf das Kunststück, auf das es sich immer verstanden hat, sich selbst zu rechtfertigen, sein „Übel“ zu rechtfertigen; jetzt bedürfte es vielleicht dazu andrer Hülfs-Erfindungen (zum Beispiel Leben als Räthsel, Leben als Erkenntnissproblem). „Jedes Übel ist gerechtfertigt, an dessen Anblick ein Gott sich erbaut“: so klang die vorzeitliche Logik des Gefühls — und wirklich, war es nur die vorzeitliche? Die Götter als Freunde grausamer Schauspiele gedacht — oh wie weit ragt diese uralte Vorstellung selbst noch in unsre europäische Vermenschlichung hinein! man mag hierüber etwa mit Calvin und Luther zu Rathe gehn. Gewiss ist jedenfalls, dass noch die Griechen ihren Göttern keine angenehmere Zukost zu ihrem Glücke zu bieten wussten, als die Freuden der Grausamkeit. Mit welchen Augen glaubt ihr denn, dass Homer seine Götter auf die Schicksale der Menschen niederblicken liess? Welchen letzten Sinn hatten im Grunde trojanische Kriege und ähnliche tragische Furchtbarkeiten? Man kann gar nicht daran zweifeln: sie waren als Festspiele für die Götter gemeint: und, insofern der Dichter darin mehr als die übrigen Menschen „göttlich“ geartet ist, wohl auch als Festspiele für die Dichter… Nicht anders dachten sich später die Moral-Philosophen Griechenlands die Augen Gottes noch auf das moralische Ringen, auf den Heroismus und die Selbstquälerei des Tugendhaften herabblicken: der „Herakles der Pflicht“ war auf einer Bühne, er wusste sich auch darauf; die Tugend ohne Zeugen war für dies Schauspieler-Volk etwas ganz Undenkbares. Sollte nicht jene so verwegene, so verhängnissvolle Philosophen-Erfindung, welche damals zuerst für Europa gemacht wurde, die vom „freien Willen“, von der absoluten Spontaneität des Menschen im Guten und im Bösen, nicht vor Allem gemacht sein, um sich ein Recht zu der Vorstellung zu schaffen, dass das Interesse der Götter am Menschen, an der menschlichen Tugend sich nie erschöpfen könne? Auf dieser Erden-Bühne sollte es niemals an wirklich Neuem, an wirklich unerhörten Spannungen, Verwicklungen, Katastrophen gebrechen: eine vollkommen deterministisch gedachte Welt würde für Götter errathbar und folglich in Kürze auch ermüdend gewesen sein, — Grund genug für diese Freunde der Götter, die Philosophen, ihren Göttern eine solche deterministische Welt nicht zuzumuthen! Die ganze antike Menschheit ist voll von zarten Rücksichten auf „den Zuschauer“, als eine wesentlich öffentliche, wesentlich augenfällige Welt, die sich das Glück nicht ohne Schauspiele und Feste zu denken wusste. — Und, wie schon gesagt, auch an der grossen Strafe ist so viel Festliches!…

[«]

8.

Das Gefühl der Schuld, der persönlichen Verpflichtung, um den Gang unsrer Untersuchung wieder aufzunehmen, hat, wie wir sahen, seinen Ursprung in dem ältesten und ursprünglichsten Personen-Verhältniss, das es giebt, gehabt, in dem Verhältniss zwischen Käufer und Verkäufer, Gläubiger und Schuldner: hier trat zuerst Person gegen Person, hier mass sich zuerst Person an Person. Man hat keinen noch so niedren Grad von Civilisation aufgefunden, in dem nicht schon Etwas von diesem Verhältnisse bemerkbar würde. Preise machen, Werthe abmessen, Äquivalente ausdenken, tauschen — das hat in einem solchen Maasse das allererste Denken des Menschen präoccupirt, dass es in einem gewissen Sinne das Denken ist: hier ist die älteste Art Scharfsinn herangezüchtet worden, hier möchte ebenfalls der erste Ansatz des menschlichen Stolzes, seines Vorrangs-Gefühls in Hinsicht auf anderes Gethier zu vermuthen sein. Vielleicht drückt noch unser Wort „Mensch“ (manas) gerade etwas von diesem Selbstgefühl aus: der Mensch bezeichnete sich als das Wesen, welches Werthe misst, werthet und misst, als das „abschätzende Thier an sich“. Kauf und Verkauf, sammt ihrem psychologischen Zubehör, sind älter als selbst die Anfänge irgend welcher gesellschaftlichen Organisationsformen und Verbände: aus der rudimentärsten Form des Personen-Rechts hat sich vielmehr das keimende Gefühl von Tausch, Vertrag, Schuld, Recht, Verpflichtung, Ausgleich erst auf die gröbsten und anfänglichsten Gemeinschafts-Complexe (in deren Verhältniss zu ähnlichen Complexen) übertragen, zugleich mit der Gewohnheit, Macht an Macht zu vergleichen, zu messen, zu berechnen. Das Auge war nun einmal für diese Perspektive eingestellt: und mit jener plumpen Consequenz, die dem schwerbeweglichen, aber dann unerbittlich in gleicher Richtung weitergehenden Denken der älteren Menschheit eigenthümlich ist, langte man alsbald bei der grossen Verallgemeinerung an „jedes Ding hat ein Preis; Alles kann abgezahlt werden“ — dem ältesten und naivsten Moral-Kanon der Gerechtigkeit, dem Anfange aller „Gutmüthigkeit“, aller „Billigkeit“, alles „guten Willens“, aller „Objektivität“ auf Erden. Gerechtigkeit auf dieser ersten Stufe ist der gute Wille unter ungefähr Gleichmächtigen, sich mit einander abzufinden, sich durch einen Ausgleich wieder zu „verständigen“ — und, in Bezug auf weniger Mächtige, diese unter sich zu einem Ausgleich zu zwingen. —

[«]

9.

Immer mit dem Maasse der Vorzeit gemessen (welche Vorzeit übrigens zu allen Zeiten da ist oder wieder möglich ist): so steht auch das Gemeinwesen zu seinen Gliedern in jenem wichtigen Grundverhältnisse, dem des Gläubigers zu seinen Schuldnern. Man lebt in einem Gemeinwesen, man geniesst die Vortheile eines Gemeinwesens (oh was für Vortheile! wir unterschätzen es heute mitunter), man wohnt geschützt, geschont, im Frieden und Vertrauen, sorglos in Hinsicht auf gewisse Schädigungen und Feindseligkeiten, denen der Mensch ausserhalb, der „Friedlose“, ausgesetzt ist — ein Deutscher versteht, was „Elend“, êlend ursprünglich besagen will —, wie man sich gerade in Hinsicht auf diese Schädigungen und Feindseligkeiten der Gemeinde verpfändet und verpflichtet hat. Was wird im andren Fall geschehn? Die Gemeinschaft, der getäuschte Gläubiger, wird sich bezahlt machen, so gut er kann, darauf darf man rechnen. Es handelt sich hier am wenigsten um den unmittelbaren Schaden, den der Schädiger angestiftet hat: von ihm noch abgesehn, ist der Verbrecher vor allem ein „Brecher“, ein Vertrags- und Wortbrüchiger gegen das Ganze, in Bezug auf alle Güter und Annehmlichkeiten des Gemeinlebens, an denen er bis dahin Antheil gehabt hat. Der Verbrecher ist ein Schuldner, der die ihm erwiesenen Vortheile und Vorschüsse nicht nur nicht zurückzahlt, sondern sich sogar an seinem Gläubiger vergreift: daher geht er von nun an, wie billig, nicht nur aller dieser Güter und Vortheile verlustig, — er wird vielmehr jetzt daran erinnert, was es mit diesen Gütern auf sich hat. Der Zorn des geschädigten Gläubigers, des Gemeinwesens giebt ihn dem wilden und vogelfreien Zustande wieder zurück, vor dem er bisher behütet war: es stösst ihn von sich, — und nun darf sich jede Art Feindseligkeit an ihm auslassen. Die „Strafe“ ist auf dieser Stufe der Gesittung einfach das Abbild, der Mimus des normalen Verhaltens gegen den gehassten, wehrlos gemachten, niedergeworfnen Feind, der nicht nur jedes Rechtes und Schutzes, sondern auch jeder Gnade verlustig gegangen ist; also das Kriegsrecht und Siegesfest des vae victis! in aller Schonungslosigkeit und Grausamkeit: — woraus es sich erklärt, dass der Krieg selbst (eingerechnet der kriegerische Opferkult) alle die Formen hergegeben hat, unter denen die Strafe in der Geschichte auftritt.

[«]

10.

Mit erstarkender Macht nimmt ein Gemeinwesen die Vergehungen des Einzelnen nicht mehr so wichtig, weil sie ihm nicht mehr in gleichem Maasse wie früher für das Bestehn des Ganzen als gefährlich und umstürzend gelten dürfen: der Übelthäter wird nicht mehr „friedlos gelegt“ und ausgestossen, der allgemeine Zorn darf sich nicht mehr wie früher dermaassen zügellos an ihm auslassen, — vielmehr wird von nun an der Übelthäter gegen diesen Zorn, sonderlich den der unmittelbar Geschädigten, vorsichtig von Seiten des Ganzen vertheidigt und in Schutz genommen. Der Compromiss mit dem Zorn der zunächst durch die Übelthat Betroffenen; ein Bemühen darum, den Fall zu lokalisiren und einer weiteren oder gar allgemeinen Betheiligung und Beunruhigung vorzubeugen; Versuche, Äquivalente zu finden und den ganzen Handel beizulegen (die compositio); vor allem der immer bestimmter auftretende Wille, jedes Vergehn als in irgend einem Sinne abzahlbar zu nehmen, also, wenigstens bis zu einem gewissen Maasse, den Verbrecher und seine That von einander zu isoliren — das sind die Züge, die der ferneren Entwicklung des Strafrechts immer deutlicher aufgeprägt sind. Wächst die Macht und das Selbstbewusstsein eines Gemeinwesens, so mildert sich immer auch das Strafrecht; jede Schwächung und tiefere Gefährdung von jenem bringt dessen härtere Formen wieder an’s Licht. Der „Gläubiger“ ist immer in dem Grade menschlicher geworden, als er reicher geworden ist; zuletzt ist es selbst das Maass seines Reichthums, wie viel Beeinträchtigung er aushalten kann, ohne daran zu leiden. Es wäre ein Machtbewusstsein der Gesellschaft nicht undenkbar, bei dem sie sich den vornehmsten Luxus gönnen dürfte, den es für sie giebt, — ihren Schädiger straflos zu lassen. „Was gehen mich eigentlich meine Schmarotzer an? dürfte sie dann sprechen. Mögen sie leben und gedeihen: dazu bin ich noch stark genug!“… Die Gerechtigkeit, welche damit anhob „Alles ist abzahlbar, Alles muss abgezahlt werden“, endet damit, durch die Finger zu sehn und den Zahlungsunfähigen laufen zu lassen, — sie endet wie jedes gute Ding auf Erden, sich selbst aufhebend. Diese Selbstaufhebung der Gerechtigkeit: man weiss, mit welch schönem Namen sie sich nennt — Gnade; sie bleibt, wie sich von selbst versteht, das Vorrecht des Mächtigsten, besser noch, sein Jenseits des Rechts.

[«]

11.

— Hier ein ablehnendes Wort gegen neuerdings hervorgetretene Versuche, den Ursprung der Gerechtigkeit auf einem ganz andren Boden zu suchen, — nämlich auf dem des Ressentiment. Den Psychologen voran in’s Ohr gesagt, gesetzt dass sie Lust haben sollten, das Ressentiment selbst einmal aus der Nähe zu studieren: diese Pflanze blüht jetzt am schönsten unter Anarchisten und Antisemiten, übrigens so wie sie immer geblüht hat, im Verborgnen, dem Veilchen gleich, wenn schon mit andrem Duft. Und wie aus Gleichem nothwendig immer Gleiches hervorgehn muss, so wird es nicht überraschen, gerade wieder aus solchen Kreisen Versuche hervorgehen zu sehn, wie sie schon öfter dagewesen sind — vergleiche oben Seite 30 —, die Rache unter dem Namen der Gerechtigkeit zu heiligen — wie als ob Gerechtigkeit im Grunde nur eine Fortentwicklung vom Gefühle des Verletzt-seins wäre — und mit der Rache die reaktiven Affekte überhaupt und allesammt nachträglich zu Ehren zu bringen. An Letzterem selbst würde ich am wenigsten Anstoss nehmen: es schiene mir sogar in Hinsicht auf das ganze biologische Problem (in Bezug auf welches der Werth jener Affekte bisher unterschätzt worden ist) ein Verdienst. Worauf ich allein aufmerksam mache, ist der Umstand, dass es der Geist des Ressentiment selbst ist, aus dem diese neue Nuance von wissenschaftlicher Billigkeit (zu Gunsten von Hass, Neid, Missgunst, Argwohn, Rancune, Rache) herauswächst. Diese „wissenschaftliche Billigkeit“ nämlich pausirt sofort und macht Accenten tödtlicher Feindschaft und Voreingenommenheit Platz, sobald es sich um eine andre Gruppe von Affekten handelt, die, wie mich dünkt, von einem noch viel höheren biologischen Werthe sind, als jene reaktiven, und folglich erst recht verdienten, wissenschaftlich abgeschätzt und hochgeschätzt zu werden: nämlich die eigentlich aktiven Affekte, wie Herrschsucht, Habsucht und dergleichen. (E. Dühring, Werth des Lebens; Cursus der Philosophie; im Grunde überall.) So viel gegen diese Tendenz im Allgemeinen: was aber gar den einzelnen Satz Dühring's angeht, dass die Heimat der Gerechtigkeit auf dem Boden des reaktiven Gefühls zu suchen sei, so muss man ihm, der Wahrheit zu Liebe, mit schroffer Umkehrung diesen andren Satz entgegenstellen: der letzte Boden, der vom Geiste der Gerechtigkeit erobert wird, ist der Boden des reaktiven Gefühls! Wenn es wirklich vorkommt, dass der gerechte Mensch gerecht sogar gegen seine Schädiger bleibt (und nicht nur kalt, massvoll, fremd, gleichgültig: Gerecht-sein ist immer ein positives Verhalten), wenn sich selbst unter dem Ansturz persönlicher Verletzung, Verhöhnung, Verdächtigung die hohe, klare, ebenso tief als mildblickende Objektivität des gerechten, des richtenden Auges nicht trübt, nun, so ist das ein Stück Vollendung und höchster Meisterschaft auf Erden, — sogar Etwas, das man hier kluger Weise nicht erwarten, woran man jedenfalls nicht gar zu leicht glauben soll. Gewiss ist durchschnittlich, dass selbst bei den rechtschaffensten Personen schon eine kleine Dosis von Angriff, Bosheit, Insinuation genügt, um ihnen das Blut in die Augen und die Billigkeit aus den Augen zu jagen. Der aktive, der angreifende, übergreifende Mensch ist immer noch der Gerechtigkeit hundert Schritte näher gestellt als der reaktive; es ist eben für ihn durchaus nicht nöthig, in der Art, wie es der reaktive Mensch thut, thun muss, sein Objekt falsch und voreingenommen abzuschätzen. Thatsächlich hat deshalb zu allen Zeiten der aggressive Mensch, als der Stärkere, Muthigere, Vornehmere, auch das freiere Auge, das bessere Gewissen auf seiner Seite gehabt: umgekehrt erräth man schon, wer überhaupt die Erfindung des „schlechten Gewissens" auf dem Gewissen hat, — der Mensch des Ressentiment! Zuletzt sehe man sich doch in der Geschichte um: in welcher Sphäre ist denn bisher überhaupt die ganze Handhabung des Rechts, auch das eigentliche Bedürfniss nach Recht auf Erden heimisch gewesen? Etwa in der Sphäre der reaktiven Menschen? Ganz und gar nicht: vielmehr in der der Aktiven, Starken, Spontanen, Aggressiven. Historisch betrachtet, stellt das Recht auf Erden — zum Verdruss des genannten Agitator's sei es gesagt (der selber einmal über sich das Bekenntniss ablegt: „die Rachelehre hat sich als der rothe Gerechtigkeitsfaden durch alle meine Arbeiten und Anstrengungen hindurchgezogen") — den Kampf gerade wider die reaktiven Gefühle vor, den Krieg mit denselben seitens aktiver und aggressiver Mächte, welche ihre Stärke zum Theil dazu verwendeten, der Ausschweifung des reaktiven Pathos Halt und Maass zu gebieten und einen Vergleich zu erzwingen. Überall, wo Gerechtigkeit geübt, Gerechtigkeit aufrecht erhalten wird, sieht man eine stärkere Macht in Bezug auf ihr unterstehende Schwächere (seien es Gruppen, seien es Einzelne) nach Mitteln suchen, unter diesen dem unsinnigen Wüthen des Ressentiment ein Ende zu machen, indem sie theils das Objekt des Ressentiment aus den Händen der Rache herauszieht, theils an Stelle der Rache ihrerseits den Kampf gegen die Feinde des Friedens und der Ordnung setzt, theils Ausgleiche erfindet, vorschlägt, unter Umständen aufnöthigt, theils gewisse Äquivalente von Schädigungen zur Norm erhebt, an welche von nun an das Ressentiment ein für alle Mal gewiesen ist. Das Entscheidenste aber, was die oberste Gewalt gegen die Übermacht der Gegen- und Nachgefühle thut und durchsetzt — sie thut es immer, sobald sie irgendwie stark genug dazu ist — ist die Aufrichtung des *Gesetzes*, die imperativische Erklärung darüber, was überhaupt unter ihren Augen als erlaubt, als recht, was als verboten, als unrecht zu gelten habe: indem sie nach Aufrichtung des Gesetzes Übergriffe und Willkür-Akte Einzelner oder ganzer Gruppen als Frevel am Gesetz, als Auflehnung gegen die oberste Gewalt selbst behandelt, lenkt sie das Gefühl ihrer Untergebenen von dem nächsten durch solche Frevel angerichteten Schaden ab und erreicht damit auf die Dauer das Umgekehrte von dem, was alle Rache will, welche den Gesichtspunkt des Geschädigten allein sieht, allein gelten lässt —: von nun an wird das Auge für eine immer *unpersönlichere* Abschätzung der That eingeübt, sogar das Auge des Geschädigten selbst (obschon dies am allerletzten, wie voran bemerkt wurde). — Demgemäss giebt es erst von der Aufrichtung des Gesetzes an „Recht“ und „Unrecht“ (und *nicht*, wie Dühring will, von dem Akte der Verletzung an). *An sich* von Recht und Unrecht reden entbehrt alles Sinns, *an sich* kann natürlich ein Verletzen, Vergewaltigen, Ausbeuten, Vernichten nichts „Unrechtes“ sein, insofern das Leben *essentiell*, nämlich in seinen Grundfunktionen verletzend, vergewaltigend, ausbeutend, vernichtend fungirt und gar nicht gedacht werden kann ohne diesen Charakter. Man muss sich sogar noch etwas Bedenklicheres eingestehn: dass, vom höchsten biologischen Standpunkte aus, Rechtszustände immer nur *Ausnahme-Zustände* sein dürfen, als theilweise Restriktionen des eigentlichen Lebenswillens, der auf Macht aus ist, und sich dessen Gesammtzwecke als Einzelmittel unterordnend: nämlich als Mittel, *grössere* Macht-Einheiten zu schaffen. Eine Rechtsordnung souverain und allgemein gedacht, nicht als Mittel im Kampf von Macht-Complexen, sondern als Mittel *gegen* allen Kampf überhaupt, etwa gemäss der Communisten-Schablone Dühring's, dass jeder Wille jeden Willen als gleich zu nehmen habe, wäre ein lebensfeindliches Princip, eine Zerstörerin und Auflöserin des Menschen, ein Attentat auf die Zukunft des Menschen, ein Zeichen von Ermüdung, ein Schleichweg zum Nichts. —

[«]

12.

Hier noch ein Wort über Ursprung und Zweck der Strafe — zwei Probleme, die auseinander fallen oder fallen sollten: leider wirft man sie gewöhnlich in Eins. Wie treiben es doch die bisherigen Moral-Genealogen in diesem Falle? Naiv, wie sie es immer getrieben haben —: sie machen irgend einen „Zweck" in der Strafe ausfindig, zum Beispiel Rache oder Abschreckung, setzen dann arglos diesen Zweck an den Anfang, als causa fiendi der Strafe, und — sind fertig. Der „Zweck im Rechte" ist aber zu allerletzt für die Entstehungsgeschichte des Rechts zu verwenden: vielmehr giebt es für alle Art Historie gar keinen wichtigeren Satz als jenen, der mit solcher Mühe errungen ist, aber auch wirklich errungen sein sollte, — dass nämlich die Ursache der Entstehung eines Dings und dessen schliessliche Nützlichkeit, dessen thatsächliche Verwendung und Einordnung in ein System von Zwecken toto coelo auseinander liegen; dass etwas Vorhandenes, irgendwie Zu-Stande-Gekommenes immer wieder von einer ihm überlegenen Macht auf neue Ansichten ausgelegt, neu in Beschlag genommen, zu einem neuen Nutzen umgebildet und umgerichtet wird; dass alles Geschehen in der organischen Welt ein Überwältigen, Herrwerden und dass wiederum alles Überwältigen und Herrwerden ein Neu-Interpretieren, ein Zurechtmachen ist, bei dem der bisherige „Sinn" und „Zweck" nothwendig verdunkelt oder ganz ausgelöscht werden muss. Wenn man die Nützlichkeit von irgend welchem physiologischen Organ (oder auch einer Rechts-Institution, einer gesellschaftlichen Sitte, eines politischen Brauchs, einer Form in den Künsten oder im religiösen Cultus) noch so gut begriffen hat, so hat man damit noch nichts in Betreff seiner Entstehung begriffen: so unbequem und unangenehm dies älteren Ohren klingen mag, — denn von Alters her hatte man in dem nachweisbaren Zwecke, in der Nützlichkeit eines Dings, einer Form, einer Einrichtung auch deren Entstehungsgrund zu begreifen geglaubt, das Auge als gemacht zum Sehen, die Hand als gemacht zum Greifen. So hat man sich auch die Strafe vorgestellt als erfunden zum Strafen. Aber alle Zwecke, alle Nützlichkeiten sind nur Anzeichen davon, dass ein Wille zur Macht über etwas weniger Mächtiges Herr geworden ist und ihm von sich aus den Sinn einer Funktion aufgeprägt hat; und die ganze Geschichte eines „Dings“, eines Organs, eines Brauchs kann dergestalt eine fortgesetzte Zeichen-Kette von immer neuen Interpretationen und Zurechtmachungen sein, deren Ursachen selbst unter sich nicht im Zusammenhange zu sein brauchen, vielmehr unter Umständen sich bloss zufällig hinter einander folgen und ablösen. „Entwicklung“ eines Dings, eines Brauchs, eines Organs ist demgemäss nichts weniger als sein progressus auf ein Ziel hin, noch weniger ein logischer und kürzester, mit dem kleinsten Aufwand von Kraft und Kosten erreichter progressus, — sondern die Aufeinanderfolge von mehr oder minder tiefgehenden, mehr oder minder von einander unabhängigen, an ihm sich abspielenden Überwältigungsprozessen, hinzugerechnet die dagegen jedes Mal aufgewendeten Widerstände, die versuchten Form-Verwandlungen zum Zweck der Vertheidigung und Reaktion, auch die Resultate gelungener Gegenaktionen. Die Form ist flüssig, der „Sinn“ ist es aber noch mehr… Selbst innerhalb jedes einzelnen Organismus steht es nicht anders: mit jedem wesentlichen Wachsthum des Ganzen verschiebt sich auch der „Sinn“ der einzelnen Organe, — unter Umständen kann deren theilweises Zu-Grunde-Gehn, deren Zahl-Verminderung (zum Beispiel durch Vernichtung der Mittelglieder) ein Zeichen wachsender Kraft und Vollkommenheit sein. Ich wollte sagen: auch das theilweise Unnützlichwerden, das Verkümmern und Entarten, das Verlustiggehn von Sinn und Zweckmässigkeit, kurz der Tod gehört zu den Bedingungen des wirklichen progressus: als welcher immer in Gestalt eines Willens und Wegs zu grösserer Macht erscheint und immer auf Unkosten zahlreicher kleinerer Mächte durchgesetzt wird. Die Grösse eines „Fortschritts“ bemisst sich sogar nach der Masse dessen, was ihm Alles geopfert werden musste; die Menschheit als Masse dem Gedeihen einer einzelnen stärkeren Species Mensch geopfert — das wäre ein Fortschritt… — Ich hebe diesen Haupt-Gesichtspunkt der historischen Methodik hervor, um so mehr als er im Grunde dem gerade herrschenden Instinkte und Zeitgeschmack entgegen geht, welcher lieber sich noch mit der absoluten Zufälligkeit, ja mechanistischen Unsinnigkeit alles Geschehens vertragen würde, als mit der Theorie eines in allem Geschehn sich abspielenden Macht-Willens. Die demokratische Idiosynkrasie gegen Alles, was herrscht und herrschen will, der moderne Misarchismus (um ein schlechtes Wort für eine schlechte Sache zu bilden) hat sich allmählich dermaassen in’s Geistige, Geistigste umgesetzt und verkleidet, dass er heute Schritt für Schritt bereits in die strengsten, anscheinend objektivsten Wissenschaften eindringt, eindringen darf; ja er scheint mir schon über die ganze Physiologie und Lehre vom Leben Herr geworden zu sein, zu ihrem Schaden, wie sich von selbst versteht, indem er ihr einen Grundbegriff, den der eigentlichen Aktivität, eskamotirt hat. Man stellt dagegen unter dem Druck jener Idiosynkrasie die „Anpassung“ in den Vordergrund, das heisst eine Aktivität zweiten Ranges, eine blosse Reaktivität, ja man hat das Leben selbst als eine immer zweckmässigere innere Anpassung an äussere Umstände definirt (Herbert Spencer). Damit ist aber das Wesen des Lebens verkannt, sein Wille zur Macht; damit ist der principielle Vorrang übersehn, den die spontanen, angreifenden, übergreifenden, neu-auslegenden, neu-richtenden und gestaltenden Kräfte haben, auf deren Wirkung erst die „Anpassung“ folgt; damit ist im Organismus selbst die herrschaftliche Rolle der höchsten Funktionäre abgeleugnet, in denen der Lebenswille aktiv und formgebend erscheint. Man erinnert sich, was Huxley Spencern zum Vorwurf gemacht hat, — seinen „administrativen Nihilismus“: aber es handelt sich noch um mehr als um’s „Administriren“…

[«]

13.

— Man hat also, um zur Sache, nämlich zur Strafe zurückzukehren, zweierlei an ihr zu unterscheiden: einmal das relativ Dauerhafte an ihr, den Brauch, den Akt, das „Drama“, eine gewisse strenge Abfolge von Prozeduren, andrerseits das Flüssige an ihr, den Sinn, den Zweck, die Erwartung, welche sich an die Ausführung solcher Prozeduren knüpft. Hierbei wird ohne Weiteres vorausgesetzt, per analogiam, gemäss dem eben entwickelten Hauptgesichtspunkte der historischen Methodik, dass die Prozedur selbst etwas Älteres, Früheres als ihre Benützung zur Strafe sein wird, dass letztere erst in die (längst vorhandene, aber in einem anderen Sinne übliche) Prozedur hineingelegt, hineingedeutet worden ist, kurz, dass es nicht so steht, wie unsre naiven Moral- und Rechtsgenealogen bisher annahmen, welche sich allesammt die Prozedur erfunden dachten zum Zweck der Strafe, so wie man sich ehemals die Hand erfunden dachte zum Zweck des Greifens. Was nun jenes andre Element an der Strafe betrifft, das flüssige, ihren „Sinn“, so stellt in einem sehr späten Zustande der Cultur (zum Beispiel im heutigen

Europa) der Begriff „Strafe“ in der That gar nicht mehr Einen Sinn vor, sondern eine ganze Synthesis von „Sinnen“: die bisherige Geschichte der Strafe überhaupt, die Geschichte ihrer Ausnützung zu den verschiedensten Zwecken, krystallisirt sich zuletzt in eine Art von Einheit, welche schwer löslich, schwer zu analysiren und, was man hervorheben muss, ganz und gar undefinirbar ist. (Es ist heute unmöglich, bestimmt zu sagen, warum eigentlich gestraft wird: alle Begriffe, in denen sich ein ganzer Prozess semiotisch zusammenfasst, entziehen sich der Definition; definirbar ist nur Das, was keine Geschichte hat.) In einem früheren Stadium erscheint dagegen jene Synthesis von „Sinnen“ noch löslicher, auch noch verschiebbarer; man kann noch wahrnehmen, wie für jeden einzelnen Fall die Elemente der Synthesis ihre Werthigkeit verändern und sich demgemäss umordnen, so dass bald dies, bald jenes Element auf Kosten der übrigen hervortritt und dominirt, ja unter Umständen Ein Element (etwa der Zweck der Abschreckung) den ganzen Rest von Elementen aufzuheben scheint. Um wenigstens eine Vorstellung davon zu geben, wie unsicher, wie nachträglich, wie accidentiell „der Sinn“ der Strafe ist und wie ein und dieselbe Prozedur auf grundverschiedne Absichten hin benützt, gedeutet, zurechtgemacht werden kann: so stehe hier das Schema, das sich mir selbst auf Grund eines verhältnissmässig kleinen und zufälligen Materials ergeben hat. Strafe als Unschädlichmachen, als Verhinderung weiteren Schädigens. Strafe als Abzahlung des Schadens an den Geschädigten, in irgend einer Form (auch in der einer Affekt-Compensation). Strafe als Isolirung einer Gleichgewichts-Störung, um ein Weitergreifen der Störung zu verhüten. Strafe als Furchteinflössen vor Denen, welche die Strafe bestimmen und exekutiren. Strafe als eine Art Ausgleich für die Vortheile, welche der Verbrecher bis dahin genossen hat (zum Beispiel wenn er als Bergwerkssklave nutzbar gemacht wird). Strafe als Ausscheidung eines entartenden Elementes (unter Umständen eines ganzen Zweigs, wie nach chinesischem Rechte: somit als Mittel zur Reinerhaltung der Rasse oder zur Festhaltung eines socialen Typus). Strafe als Fest, nämlich als Vergewaltigung und Verhöhnung eines endlich niedergeworfnen Feindes. Strafe als ein Gedächtnissmachen, sei es für Den, der die Strafe erleidet — die sogenannte „Besserung“, sei es für die Zeugen der Exekution. Strafe als Zahlung eines Honorars, ausbedungen Seitens der Macht, welche den Übelthäter vor den Ausschweifungen der Rache schützt. Strafe als Compromiss mit dem Naturzustand der Rache, sofern letzterer durch mächtige Geschlechter noch aufrecht erhalten und als Privilegium in Anspruch genommen wird. Strafe als Kriegserklärung und Kriegsmaassregel gegen einen Feind des Friedens, des Gesetzes, der Ordnung, der Obrigkeit, den man als gefährlich für das Gemeinwesen, als vertragsbrüchig in

Hinsicht auf dessen Voraussetzungen, als einen Empörer, Verräther und Friedensbrecher bekämpft, mit Mitteln, wie sie eben der Krieg an die Hand giebt. —

[«]

14.

Diese Liste ist gewiss nicht vollständig; ersichtlich ist die Strafe mit Nützlichkeiten aller Art überladen. Um so eher darf man von ihr eine vermeintliche Nützlichkeit in Abzug bringen, die allerdings im populären Bewusstsein als ihre wesentlichste gilt, — der Glaube an die Strafe, der heute aus mehreren Gründen wackelt, findet gerade an ihr immer noch seine kräftigste Stütze. Die Strafe soll den Werth haben, das Gefühl der Schuld im Schuldigen aufzuwecken, man sucht in ihr das eigentliche instrumentum jener seelischen Reaktion, welche „schlechtes Gewissen“, „Gewissensbiss“ genannt wird. Aber damit vergreift man sich selbst für heute noch an der Wirklichkeit und der Psychologie: und wie viel mehr für die längste Geschichte des Menschen, seine Vorgeschichte! Der ächte Gewissensbiss ist gerade unter Verbrechern und Sträflingen etwas äusserst Seltenes, die Gefängnisse, die Zuchthäuser sind nicht die Brutstätten, an denen diese Species von Nagewurm mit Vorliebe gedeiht: — darin kommen alle gewissenhaften Beobachter überein, die in vielen Fällen ein derartiges Urtheil ungern genug und wider die eigensten Wünsche abgeben. In’s Grosse gerechnet, härtet und kältet die Strafe ab; sie concentrirt; sie verschärft das Gefühl der Entfremdung; sie stärkt die Widerstandskraft. Wenn es vorkommt, dass sie die Energie zerbricht und eine erbärmliche Prostration und Selbsterniedrigung zu Wege bringt, so ist ein solches Ergebniss sicherlich noch weniger erquicklich als die durchschnittliche Wirkung der Strafe: als welche sich durch einen trocknen düsteren Ernst charakterisirt. Denken wir aber gar an jene Jahrtausende vor der Geschichte des Menschen, so darf man unbedenklich urtheilen, dass gerade durch die Strafe die Entwicklung des Schuldgefühls am kräftigsten aufgehalten worden ist, — wenigstens in Hinsicht auf die Opfer, an denen sich die strafende Gewalt ausliess. Unterschätzen wir nämlich nicht, inwiefern der Verbrecher gerade durch den Anblick der gerichtlichen und vollziehenden Prozeduren selbst verhindert wird, seine That, die Art seiner Handlung, an sich als verwerflich zu empfinden: denn er sieht genau die gleiche Art von Handlungen im Dienst der Gerechtigkeit verübt und dann gut geheissen, mit gutem Gewissen verübt: also Spionage, Überlistung, Bestechung, Fallenstellen, die ganze kniffliche und durchtriebne Polizisten- und Anklägerkunst, sodann das grundsätzliche, selbst nicht durch den Affekt entschuldigte Berauben, Überwältigen, Beschimpfen, Gefangennehmen, Foltern, Morden, wie es in den verschiednen Arten der Strafe sich ausprägt, — Alles somit von seinen Richtern keineswegs an sich verworfene und verurtheilte Handlungen, sondern nur in einer gewissen Hinsicht und Nutzanwendung. Das „schlechte Gewissen“, diese unheimlichste und interessanteste Pflanze unsrer irdischen Vegetation, ist nicht auf diesem Boden gewachsen, — in der That drückte sich im Bewusstsein der Richtenden, der Strafenden selbst die längste Zeit hindurch Nichts davon aus, dass man mit einem „Schuldigen“ zu thun habe. Sondern mit einem Schaden-Anstifter, mit einem unverantwortlichen Stück Verhängniss. Und Der selber, über den nachher die Strafe, wiederum wie ein Stück Verhängniss, herfiel, hatte dabei keine andre „innere Pein“, als wie beim plötzlichen Eintreten von etwas Unberechnetem, eines schrecklichen Naturereignisses, eines herabstürzenden, zermalmenden Felsblockes, gegen den es keinen Kampf mehr giebt.

[«]

15.

Dies kam einmal auf eine verfängliche Weise Spinoza zum Bewusstsein (zum Verdruss seiner Ausleger, welche sich ordentlich darum bemühen, ihn an dieser Stelle misszuverstehn, zum Beispiel Kuno Fischer), als er eines Nachmittags, wer weiss, an was für einer Erinnerung sich reibend, der Frage nachhieng, was eigentlich für ihn selbst von dem berühmten morsus conscientiae übrig geblieben sei — er, der Gut und Böse unter die menschlichen Einbildungen verwiesen und mit Ingrimm die Ehre seines „freien“ Gottes gegen jene Lästerer vertheidigt hatte, deren Behauptung dahin gieng, Gott wirke Alles sub ratione boni („das aber hiesse Gott dem Schicksale unterwerfen und wäre fürwahr die grösste aller Ungereimtheiten“ —). Die Welt war für Spinoza wieder in jene Unschuld zurückgetreten, in der sie vor der Erfindung des schlechten Gewissens dalag: was war damit aus dem morsus conscientiae geworden? „Der Gegensatz des gaudium, sagte er sich endlich, — eine Traurigkeit, begleitet von der Vorstellung einer vergangnen Sache, die gegen alles Erwarten ausgefallen ist.“ Eth. III propos. XVIII schol. I. II. Nicht anders als Spinoza haben die von der Strafe ereilten Übel-Anstifter Jahrtausende lang in Betreff ihres „Vergehens“ empfunden: „hier ist Etwas unvermuthet schief gegangen“, nicht: „das hätte ich nicht thun sollen“ —, sie unterwarfen sich der Strafe, wie man sich einer Krankheit oder einem Unglücke oder dem Tode unterwirft, mit jenem beherzten Fatalismus ohne Revolte, durch den zum Beispiel heute noch die Russen in der Handhabung des Lebens gegen uns Westländer im Vortheil sind. Wenn es damals eine Kritik der That gab, so war es die Klugheit, die an der That Kritik übte: ohne Frage müssen wir die eigentliche Wirkung der Strafe vor Allem in einer Verschärfung der Klugheit suchen, in einer Verlängerung des Gedächtnisses, in einem Willen, fürderhin vorsichtiger, misstrauischer, heimlicher zu Werke zu gehn, in der Einsicht, dass man für Vieles ein-für-alle-Mal zu schwach sei, in einer Art Verbesserung der Selbstbeurtheilung. Das, was durch die Strafe im Grossen erreicht werden kann, bei Mensch und Thier, ist die Vermehrung der Furcht, die Verschärfung der Klugheit, die Bemeisterung der Begierden: damit zähmt die Strafe den Menschen, aber sie macht ihn nicht „besser“, — man dürfte mit mehr Recht noch das Gegentheil behaupten. („Schaden macht klug“, sagt das Volk: soweit er klug macht, macht er auch schlecht. Glücklicher Weise macht er oft genug dumm.)

[«]

16.

An dieser Stelle ist es nun nicht mehr zu umgehn, meiner eignen Hypothese über den Ursprung des „schlechten Gewissens“ zu einem ersten vorläufigen Ausdrucke zu verhelfen: sie ist nicht leicht zu Gehör zu bringen und will lange bedacht, bewacht und beschlafen sein. Ich nehme das schlechte Gewissen als die tiefe Erkrankung, welcher der Mensch unter dem Druck jener gründlichsten aller Veränderungen verfallen musste, die er überhaupt erlebt hat, — jener Veränderung, als er sich endgültig in den Bann der Gesellschaft und des Friedens eingeschlossen fand. Nicht anders als es den Wasserthieren ergangen sein muss, als sie gezwungen wurden, entweder Landthiere zu werden oder zu Grunde zu gehn, so gieng es diesen der Wildniss, dem Kriege, dem Herumschweifen, dem Abenteuer glücklich angepassten Halbthieren, — mit Einem Male waren alle ihre Instinkte entwerthet und „ausgehängt“. Sie sollten nunmehr auf den Füssen gehn und „sich selber tragen“, wo sie bisher vom Wasser getragen wurden: eine entsetzliche Schwere lag auf ihnen. Zu den einfachsten Verrichtungen fühlten sie sich ungelenk, sie hatten für diese neue unbekannte Welt ihre alten Führer nicht mehr, die regulirenden unbewusst-sicherführenden Triebe, — sie waren auf Denken, Schliessen, Berechnen, Combiniren von Ursachen und Wirkungen reduzirt, diese Unglücklichen, auf ihr „Bewusstsein“, auf ihr ärmlichstes und fehlgreifendstes Organ! Ich glaube, dass niemals auf Erden ein solches Elends-Gefühl, ein solches bleiernes Missbehagen dagewesen ist, — und dabei hatten jene alten Instinkte nicht mit Einem Male aufgehört, ihre Forderungen zu stellen! Nur war es schwer und selten möglich, ihnen zu Willen zu sein: in der Hauptsache mussten sie sich neue und gleichsam unterirdische Befriedigungen suchen. Alle Instinkte, welche sich nicht nach Aussen entladen, wenden sich nach Innen — dies ist das, was ich die Verinnerlichung des Menschen nenne: damit wächst erst das an den Menschen heran, was man später seine „Seele“ nennt. Die ganze innere Welt, ursprünglich dünn wie zwischen zwei Häute eingespannt, ist in dem Maasse aus einander- und aufgegangen, hat Tiefe, Breite, Höhe bekommen, als die Entladung des Menschen nach Aussen gehemmt worden ist. Jene furchtbaren Bollwerke, mit denen sich die staatliche Organisation gegen die alten Instinkte der Freiheit schützte — die Strafen gehören vor Allem zu diesen Bollwerken — brachten zu Wege, dass alle jene Instinkte des wilden freien schweifenden Menschen sich rückwärts, sich gegen den Menschen selbst wandten. Die Feindschaft, die Grausamkeit, die Lust an der Verfolgung, am Überfall, am Wechsel, an der Zerstörung — Alles das gegen die Inhaber solcher Instinkte sich wendend: das ist der Ursprung des „schlechten Gewissens“. Der Mensch, der sich, aus Mangel an äusseren Feinden und Widerständen, eingezwängt in eine drückende Enge und Regelmässigkeit der Sitte, ungeduldig selbst zerriss, verfolgte, annagte, aufstörte, misshandelte, dies an den Gitterstangen seines Käfigs sich wund stossende Thier, das man „zähmen“ will, dieser Entbehrende und vom Heimweh der Wüste Verzehrte, der aus sich selbst ein Abenteuer, eine Folterstätte, eine unsichere und gefährliche Wildniss schaffen musste — dieser Narr, dieser sehnsüchtige und verzweifelte Gefangne wurde der Erfinder des „schlechten Gewissens“. Mit ihm aber war die grösste und unheimlichste Erkrankung eingeleitet, von welcher die Menschheit bis heute nicht genesen ist, das Leiden des Menschen am Menschen, an sich: als die Folge einer gewaltsamen Abtrennung von der thierischen Vergangenheit, eines Sprunges und Sturzes gleichsam in neue Lagen und Daseins-Bedingungen, einer Kriegserklärung gegen die alten Instinkte, auf denen bis dahin seine Kraft, Lust und Furchtbarkeit beruhte. Fügen wir sofort hinzu, dass andrerseits mit der Thatsache einer gegen sich selbst gekehrten, gegen sich selbst

Partei nehmenden Thierseele auf Erden etwas so Neues, Tiefes, Unerhörtes, Räthselhaftes, Widerspruchsvolles und Zukunftsvolles gegeben war, dass der Aspekt der Erde sich damit wesentlich veränderte. In der That, es brauchte göttlicher Zuschauer, um das Schauspiel zu würdigen, das damit anfieng und dessen Ende durchaus noch nicht abzusehen ist, — ein Schauspiel zu fein, zu wundervoll, zu paradox, als dass es sich sinnlos-unvermerkt auf irgend einem lächerlichen Gestirn abspielen dürfte! Der Mensch zählt seitdem mit unter den unerwartetsten und aufregendsten Glückswürfen, die das „grosse Kind“ des Heraklit, heisse es Zeus oder Zufall, spielt, — er erweckt für sich ein Interesse, eine Spannung, eine Hoffnung, beinahe eine Gewissheit, als ob mit ihm sich Etwas ankündige, Etwas vorbereite, als ob der Mensch kein Ziel, sondern nur ein Weg, ein Zwischenfall, eine Brücke, ein grosses Versprechen sei…

[«]

17.

Zur Voraussetzung dieser Hypothese über den Ursprung des schlechten Gewissens gehört erstens, dass jene Veränderung keine allmähliche, keine freiwillige war und sich nicht als ein organisches Hineinwachsen in neue Bedingungen darstellte, sondern als ein Bruch, ein Sprung, ein Zwang, ein unabweisbares Verhängniss, gegen das es keinen Kampf und nicht einmal ein Ressentiment gab. Zweitens aber, dass die Einfügung einer bisher ungehemmten und ungestalteten Bevölkerung in eine feste Form, wie sie mit einem Gewaltakt ihren Anfang nahm, nur mit lauter Gewaltakten zu Ende geführt wurde, — dass der älteste „Staat“ demgemäss als eine furchtbare Tyrannei, als eine zerdrückende und rücksichtslose Maschinerie auftrat und fortarbeitete, bis ein solcher Rohstoff von Volk und Halbthier endlich nicht nur durchgeknetet und gefügig, sondern auch geformt war. Ich gebrauchte das Wort „Staat“: es versteht sich von selbst, wer damit gemeint ist — irgend ein Rudel blonder Raubthiere, eine Eroberer- und Herren-Rasse, welche, kriegerisch organisirt und mit der Kraft, zu organisiren, unbedenklich ihre furchtbaren Tatzen auf eine der Zahl nach vielleicht ungeheuer überlegene, aber noch gestaltlose, noch schweifende Bevölkerung legt. Dergestalt beginnt ja der „Staat“ auf Erden: ich denke, jene Schwärmerei ist abgethan, welche ihn mit einem „Vertrage“ beginnen liess. Wer befehlen kann, wer von Natur „Herr“ ist, wer gewaltthätig in Werk und Gebärde auftritt — was hat der mit Verträgen zu schaffen! Mit solchen Wesen rechnet man nicht, sie kommen wie das Schicksal, ohne Grund, Vernunft, Rücksicht, Vorwand, sie sind da wie der Blitz da ist, zu furchtbar, zu plötzlich, zu überzeugend, zu „anders“, um selbst auch nur gehasst zu werden. Ihr Werk ist ein instinktives Formen-schaffen, Formen-aufdrücken, es sind die unfreiwilligsten, unbewusstesten Künstler, die es giebt: — in Kürze steht etwas Neues da, wo sie erscheinen, ein Herrschafts-Gebilde, das lebt, in dem Theile und Funktionen abgegrenzt und bezüglich gemacht sind, in dem Nichts überhaupt Platz findet, dem nicht erst ein „Sinn“ in Hinsicht auf das Ganze eingelegt ist. Sie wissen nicht, was Schuld, was Verantwortlichkeit, was Rücksicht ist, diese geborenen Organisatoren; in ihnen waltet jener furchtbare Künstler-Egoismus, der wie Erz blickt und sich im „Werke“, wie die Mutter in ihrem Kinde, in alle Ewigkeit voraus gerechtfertigt weiss. Sie sind es nicht, bei denen das „schlechte Gewissen“ gewachsen ist, das versteht sich von vornherein, — aber es würde nicht ohne sie gewachsen sein, dieses hässliche Gewächs, es würde fehlen, wenn nicht unter dem Druck ihrer Hammerschläge, ihrer Künstler-Gewaltsamkeit ein ungeheures Quantum Freiheit aus der Welt, mindestens aus der Sichtbarkeit geschafft und gleichsam latent gemacht worden wäre. Dieser gewaltsam latent gemachte Instinkt der Freiheit — wir begriffen es schon — dieser zurückgedrängte, zurückgetretene, in’s Innere eingekerkerte und zuletzt nur an sich selbst noch sich entladende und auslassende Instinkt der Freiheit: das, nur das ist in seinem Anbeginn das schlechte Gewissen.

[«]

18.

Man hüte sich, von diesem ganzen Phänomen deshalb schon gering zu denken, weil es von vornherein hässlich und schmerzhaft ist. Im Grunde ist es ja dieselbe aktive Kraft, die in jenen Gewalt-Künstlern und Organisatoren grossartiger am Werke ist und Staaten baut, welche hier, innerlich, kleiner, kleinlicher, in der Richtung nach rückwärts, im „Labyrinth der Brust“, um mit Goethe zu reden, sich das schlechte Gewissen schafft und negative Ideale baut, eben jener Instinkt der Freiheit (in meiner Sprache geredet: der Wille zur Macht): nur dass der Stoff, an dem sich die formbildende und vergewaltigende Natur dieser Kraft auslässt, hier eben der Mensch selbst, sein ganzes thierisches altes Selbst ist — und nicht, wie in jenem grösseren und augenfälligeren Phänomen, der andre Mensch, die andren Menschen. Diese heimliche Selbst-Vergewaltigung, diese

Künstler-Grausamkeit, diese Lust, sich selbst als einem schweren widerstrebenden leidenden Stoffe eine Form zu geben, einen Willen, eine Kritik, einen Widerspruch, eine Verachtung, ein Nein einzubrennen, diese unheimliche und entsetzlich-lustvolle Arbeit einer mit sich selbst willig-zwiespältigen Seele, welche sich leiden macht, aus Lust am Leidenmachen, dieses ganze aktivische „schlechte Gewissen“ hat zuletzt — man erräth es schon — als der eigentliche Mutterschooss idealer und imaginativer Ereignisse auch eine Fülle von neuer befremdlicher Schönheit und Bejahung an’s Licht gebracht und vielleicht überhaupt erst die Schönheit… Was wäre denn „schön“, wenn nicht erst der Widerspruch sich selbst zum Bewusstsein gekommen wäre, wenn nicht erst das Hässliche zu sich selbst gesagt hätte: „ich bin hässlich“?… Zum Mindesten wird nach diesem Winke das Räthsel weniger räthselhaft sein, in wiefern in widersprüchlichen Begriffen, wie Selbstlosigkeit, Selbstverleugnung, Selbstopferung ein Ideal, eine Schönheit angedeutet sein kann; und Eins weiss man hinfort, ich zweifle nicht daran —, welcher Art nämlich von Anfang an die Lust ist, die der Selbstlose, der Sich-selbst-Verleugnende, Sich-selber-Opfernde empfindet: diese Lust gehört zur Grausamkeit. — Soviel vorläufig zur Herkunft des „Unegoistischen“ als eines moralischen Werthes und zur Absteckung des Bodens, aus dem dieser Werth gewachsen ist: erst das schlechte Gewissen, erst der Wille zur Selbstmisshandlung giebt die Voraussetzung ab für den Werth des Unegoistischen. —

[«]

19.

Es ist eine Krankheit, das schlechte Gewissen, das unterliegt keinem Zweifel, aber eine Krankheit, wie die Schwangerschaft eine Krankheit ist. Suchen wir die Bedingungen auf, unter denen diese Krankheit auf ihren furchtbarsten und sublimsten Gipfel gekommen ist: — wir werden sehn, was damit eigentlich erst seinen Eintritt in die Welt gemacht hat. Dazu aber bedarf es eines langen Athems, — und zunächst müssen wir noch einmal zu einem früheren Gesichtspunkte zurück. Das privatrechtliche Verhältniss des Schuldners zu seinem Gläubiger, von dem des längeren schon die Rede war, ist noch einmal, und zwar in einer historisch überaus merkwürdigen und bedenklichen Weise in ein Verhältniss hineininterpretirt worden, worin es uns modernen Menschen vielleicht am unverständlichsten ist: nämlich in das Verhältniss der Gegenwärtigen zu ihren Vorfahren. Innerhalb der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft — wir reden von Urzeiten — erkennt jedes Mal die lebende Generation gegen die frühere und in Sonderheit gegen die früheste, geschlecht-begründende eine juristische Verpflichtung an (und keineswegs eine blosse Gefühls-Verbindlichkeit: man dürfte diese letztere sogar nicht ohne Grund für die längste Dauer des menschlichen Geschlechts überhaupt in Abrede stellen). Hier herrscht die Überzeugung, dass das Geschlecht durchaus nur durch die Opfer und Leistungen der Vorfahren besteht, — und dass man ihnen diese durch Opfer und Leistungen zurückzuzahlen hat: man erkennt somit eine Schuld an, die dadurch noch beständig anwächst, dass diese Ahnen in ihrer Fortexistenz als mächtige Geister nicht aufhören, dem Geschlechte neue Vortheile und Vorschüsse seitens ihrer Kraft zu gewähren. Umsonst etwa? Aber es giebt kein „Umsonst“ für jene rohen und „seelenarmen“ Zeitalter. Was kann man ihnen zurückgeben? Opfer (anfänglich zur Nahrung, im gröblichsten Verstande), Feste, Kapellen, Ehrenbezeigungen, vor Allem Gehorsam — denn alle Bräuche sind, als Werke der Vorfahren, auch deren Satzungen und Befehle —: giebt man ihnen je genug? Dieser Verdacht bleibt übrig und wächst: von Zeit zu Zeit erzwingt er eine grosse Ablösung in Bausch und Bogen, irgend etwas Ungeheures von Gegenzahlung an den „Gläubiger“ (das berüchtigte Erstlingsopfer zum Beispiel, Blut, Menschenblut in jedem Falle). Die Furcht vor dem Ahnherrn und seiner Macht, das Bewusstsein von Schulden gegen ihn nimmt nach dieser Art von Logik nothwendig genau in dem Maasse zu, in dem die Macht des Geschlechts selbst zunimmt, in dem das Geschlecht selbst immer siegreicher, unabhängiger, geehrter, gefürchteter dasteht. Nicht etwa umgekehrt! Jeder Schritt zur Verkümmerung des Geschlechts, alle elenden Zufälle, alle Anzeichen von Entartung, von heraufkommender Auflösung vermindern vielmehr immer auch die Furcht vor dem Geiste seines Begründers und geben eine immer geringere Vorstellung von seiner Klugheit, Vorsorglichkeit und Macht-Gegenwart. Denkt man sich diese rohe Art Logik bis an ihr Ende gelangt: so müssen schliesslich die Ahnherrn der mächtigsten Geschlechter durch die Phantasie der wachsenden Furcht selbst in’s Ungeheure gewachsen und in das Dunkel einer göttlichen Unheimlichkeit und Unvorstellbarkeit zurückgeschoben worden sein: — der Ahnherr wird zuletzt nothwendig in einen Gott transfigurirt. Vielleicht ist hier selbst der Ursprung der Götter, ein Ursprung also aus der Furcht!... Und wem es nöthig scheinen sollte hinzuzufügen: „aber auch aus der Pietät!“ dürfte schwerlich damit für jene längste Zeit des Menschengeschlechts Recht behalten, für seine Urzeit. Um so mehr freilich für die mittlere Zeit, in der die vornehmen Geschlechter sich herausbilden: —

als welche in der That ihren Urhebern, den Ahnherren (Heroen, Göttern) alle die Eigenschaften mit Zins zurückgegeben haben, die inzwischen in ihnen selbst offenbar geworden sind, die vornehmen Eigenschaften. Wir werden auf die Veradligung und Veredelung der Götter (die freilich durchaus nicht deren „Heiligung“ ist) später noch einen Blick werfen: führen wir jetzt nur den Gang dieser ganzen Schuldbewusstseins-Entwicklung vorläufig zu Ende.

[«]

20.

Das Bewusstsein, Schulden gegen die Gottheit zu haben, ist, wie die Geschichte lehrt, auch nach dem Niedergang der blutverwandtschaftlichen Organisationsform der „Gemeinschaft“ keineswegs zum Abschluss gekommen; die Menschheit hat, in gleicher Weise, wie sie die Begriffe „gut und schlecht“ von dem Geschlechts-Adel (sammt dessen psychologischem Grundhange, Rangordnungen anzusetzen) geerbt hat, mit der Erbschaft der Geschlechts- und Stammgottheiten auch die des Drucks von noch unbezahlten Schulden und des Verlangens nach Ablösung derselben hinzubekommen. (Den Übergang machen jene breiten Sklaven- und Hörigen-Bevölkerungen, welche sich an den Götter-Cultus ihrer Herren, sei es durch Zwang, sei es durch Unterwürfigkeit und mimicry, angepasst haben: von ihnen aus fliesst dann diese Erbschaft nach allen Seiten über.) Das Schuldgefühl gegen die Gottheit hat mehrere Jahrtausende nicht aufgehört zu wachsen, und zwar immer fort im gleichen Verhältnisse, wie der Gottesbegriff und das Gottesgefühl auf Erden gewachsen und in die Höhe getragen worden ist. (Die ganze Geschichte des ethnischen Kämpfens, Siegens, Sich-versöhnens, Sich-verschmelzens, Alles was der endgültigen Rangordnung aller Volks-Elemente in jeder grossen Rassen-Synthesis vorangeht, spiegelt sich in dem Genealogien-Wirrwarr ihrer Götter, in den Sagen von deren Kämpfen, Siegen und Versöhnungen ab; der Fortgang zu Universal-Reichen ist immer auch der Fortgang zu Universal-Gottheiten, der Despotismus mit seiner Überwältigung des unabhängigen Adels bahnt immer auch irgend welchem Monotheismus den Weg.) Die Heraufkunft des christlichen Gottes, als des Maximal-Gottes, der bisher erreicht worden ist, hat deshalb auch das Maximum des Schuldgefühls auf Erden zur Erscheinung gebracht. Angenommen, dass wir nachgerade in die umgekehrte Bewegung eingetreten sind, so dürfte man mit keiner kleinen Wahrscheinlichkeit aus dem unaufhaltsamen Niedergang des Glaubens an den christlichen Gott ableiten, dass es jetzt bereits auch schon einen erheblichen Niedergang des menschlichen Schuldbewusstseins gäbe; ja die Aussicht ist nicht abzuweisen, dass der vollkommne und endgültige Sieg des Atheismus die Menschheit von diesem ganzen Gefühl, Schulden gegen ihren Anfang, ihre causa prima zu haben, lösen dürfte. Atheismus und eine Art zweiter Unschuld gehören zu einander. —

[«]

21.

Dies vorläufig im Kurzen und Groben über den Zusammenhang der Begriffe „Schuld“, „Pflicht“ mit religiösen Voraussetzungen: ich habe absichtlich die eigentliche Moralisirung dieser Begriffe (die Zurückschiebung derselben in’s Gewissen, noch bestimmter, die Verwicklung des schlechten Gewissens mit dem Gottesbegriffe) bisher bei Seite gelassen und am Schluss des vorigen Abschnittes sogar geredet, wie als ob es diese Moralisirung gar nicht gäbe, folglich, wie als ob es mit jenen Begriffen nunmehr nothwendig zu Ende gienge, nachdem deren Voraussetzung gefallen ist, der Glaube an unsern „Gläubiger“, an Gott. Der Thatbestand weicht davon in einer furchtbaren Weise ab. Mit der Moralisirung der Begriffe Schuld und Pflicht, mit ihrer Zurückschiebung in’s schlechte Gewissen ist ganz eigentlich der Versuch gegeben, die Richtung der eben beschriebenen Entwicklung umzukehren, mindestens ihre Bewegung stillzustellen: jetzt soll gerade die Aussicht auf eine endgültige Ablösung ein-für-alle-Mal sich pessimistisch zuschliessen, jetzt soll der Blick trostlos vor einer ehernen Unmöglichkeit abprallen, zurückprallen, jetzt sollen jene Begriffe „Schuld“ und „Pflicht“ sich rückwärts wenden — gegen wen denn? Man kann nicht zweifeln: zunächst gegen den „Schuldner“, in dem nunmehr das schlechte Gewissen sich dermaassen festsetzt, einfrisst, ausbreitet und polypenhaft in jede Breite und Tiefe wächst, bis endlich mit der Unlösbarkeit der Schuld auch die Unlösbarkeit der Busse, der Gedanke ihrer Unabzahlbarkeit (der „ewigen Strafe“) concipirt ist —; endlich aber sogar gegen den „Gläubiger“, denke man dabei nun an die causa prima des Menschen, an den Anfang des menschlichen Geschlechts, an seinen Ahnherrn, der nunmehr mit einem Fluche behaftet wird („Adam“, „Erbsünde“, „Unfreiheit des Willens“) oder an die Natur, aus deren Schooss der Mensch entsteht und in die nunmehr das böse Princip hineingelegt wird („Verteufelung der Natur“) oder an das Dasein überhaupt, das als unwerth an sich übrig bleibt (nihilistische Abkehr von ihm, Verlangen in’s Nichts oder Verlangen in seinen „Gegensatz“, in ein Anderssein, Buddhismus und Verwandtes) — bis wir mit Einem Male vor dem paradoxen und entsetzlichen Auskunftsmittel stehn, an dem die gemarterte Menschheit eine zeitweilige Erleichterung gefunden hat, jenem Geniestreich des Christenthums: Gott selbst sich für die Schuld des Menschen opfernd, Gott selbst sich an sich selbst bezahlt machend, Gott als der Einzige, der vom Menschen ablösen kann, was für den Menschen selbst unablösbar geworden ist — der Gläubiger sich für seinen Schuldner opfernd, aus Liebe (sollte man’s glauben? —), aus Liebe zu seinem Schuldner!…

[«]

22.

Man wird bereits errathen haben, was eigentlich mit dem Allen und unter dem Allen geschehen ist: jener Wille zur Selbstpeinigung, jene zurückgetretene Grausamkeit des innerlich gemachten, in sich selbst zurückgescheuchten Thiermenschen, des zum Zweck der Zähmung in den „Staat“ Eingesperrten, der das schlechte Gewissen erfunden hat, um sich wehe zu thun, nachdem der natürlichere Ausweg dieses Wehe-thun-wollens verstopft war, — dieser Mensch des schlechten Gewissens hat sich der religiösen Voraussetzung bemächtigt, um seine Selbstmarterung bis zu ihrer schauerlichsten Härte und Schärfe zu treiben. Eine Schuld gegen Gott: dieser Gedanke wird ihm zum Folterwerkzeug. Er ergreift in „Gott“ die letzten Gegensätze, die er zu seinen eigentlichen und unablöslichen Thier-Instinkten zu finden vermag, er deutet diese Thier-Instinkte selbst um als Schuld gegen Gott (als Feindschaft, Auflehnung, Aufruhr gegen den „Herrn“, den „Vater“, den Urahn und Anfang der Welt), er spannt sich in den Widerspruch „Gott“ und „Teufel“, er wirft alles Nein, das er zu sich selbst, zur Natur, Natürlichkeit, Thatsächlichkeit seines Wesens sagt, aus sich heraus als ein Ja, als seiend, leibhaft, wirklich, als Gott, als Heiligkeit Gottes, als Richterthum Gottes, als Henkerthum Gottes, als Jenseits, als Ewigkeit, als Marter ohne Ende, als Hölle, als Unausmessbarkeit von Strafe und von Schuld. Dies ist eine Art Willens-Wahnsinn in der seelischen Grausamkeit, der schlechterdings nicht seines Gleichen hat: der Wille des Menschen, sich schuldig und verwerflich zu finden bis zur Unsühnbarkeit, sein Wille, sich bestraft zu denken, ohne dass die Strafe je der Schuld äquivalent werden könne, sein Wille, den untersten Grund der Dinge mit dem Problem von Strafe und Schuld zu inficiren und giftig zu machen, um sich aus diesem Labyrinth von „fixen Ideen“ ein für alle Mal den Ausweg abzuschneiden, sein Wille, ein Ideal aufzurichten — das des „heiligen Gottes“ —, um Angesichts desselben seiner absoluten Unwürdigkeit handgreiflich gewiss zu sein. Oh über diese wahnsinnige traurige Bestie Mensch! Welche Einfälle kommen ihr, welche Widernatur, welche Paroxysmen des Unsinns, welche Bestialität der Idee bricht sofort heraus, wenn sie nur ein wenig verhindert wird, Bestie der That zu sein!… Dies Alles ist interessant bis zum Übermaass, aber auch von einer schwarzen düsteren entnervenden Traurigkeit, dass man es sich gewaltsam verbieten muss, zu lange in diese Abgründe zu blicken. Hier ist Krankheit, es ist kein Zweifel, die furchtbarste Krankheit, die bis jetzt im Menschen gewüthet hat: — und wer es noch zu hören vermag (aber man hat heute nicht mehr die Ohren dafür! —) wie in dieser Nacht von Marter und Widersinn der Schrei Liebe, der Schrei des sehnsüchtigsten Entzückens, der Erlösung in der Liebe geklungen hat, der wendet sich ab, von einem unbesieglichen Grausen erfasst… Im Menschen ist so viel Entsetzliches!… Die Erde war zu lange schon ein Irrenhaus!…

[«]

23.

Dies genüge ein für alle Mal über die Herkunft des „heiligen Gottes“. — Dass an sich die Conception von Göttern nicht nothwendig zu dieser Verschlechterung der Phantasie führen muss, deren Vergegenwärtigung wir uns für einen Augenblick nicht erlassen durften, dass es vornehmere Arten giebt, sich der Erdichtung von Göttern zu bedienen, als zu dieser Selbstkreuzigung und Selbstschändung des Menschen, in der die letzten Jahrtausende Europa’s ihre Meisterschaft gehabt haben, — das lässt sich zum Glück aus jedem Blick noch abnehmen, den man auf die griechischen Götter wirft, diese Wiederspiegelungen vornehmer und selbstherrlicher Menschen, in denen das Thier im Menschen sich vergöttlicht fühlte und nicht sich selbst zerriss, nicht gegen sich selber wüthete! Diese Griechen haben sich die längste Zeit ihrer Götter bedient, gerade um sich das „schlechte Gewissen“ vom Leibe zu halten, um ihrer Freiheit der Seele froh bleiben zu dürfen: also in einem umgekehrten Verstande als das Christenthum Gebrauch von seinem Gotte gemacht hat. Sie giengen darin sehr weit, diese prachtvollen und löwenmüthigen Kindsköpfe; und keine geringere Autorität als die des homerischen Zeus selbst giebt es ihnen hier und da zu verstehn, dass sie es sich zu leicht machen. „Wunder! sagt er einmal — es handelt sich um den Fall des Ägisthos, um einen sehr schlimmen Fall —

„Wunder, wie sehr doch klagen die Sterblichen
wider die Götter!

„Nur von uns sei Böses, vermeinen sie; aber
sie selber

„Schaffen durch Unverstand, auch gegen Geschick,
sich das Elend.“

Doch hört und sieht man hier zugleich, auch dieser olympische Zuschauer und Richter ist ferne davon, ihnen deshalb gram zu sein und böse von ihnen zu denken: „was sie thöricht sind!“ so denkt er bei den Unthaten der Sterblichen, — und „Thorheit“, „Unverstand“, ein wenig „Störung im Kopfe“, so viel haben auch die Griechen der stärksten, tapfersten Zeit selbst bei sich zugelassen als Grund von vielem Schlimmen und Verhängnissvollen: — Thorheit, nicht Sünde! versteht ihr das?… Selbst aber diese Störung im Kopfe war ein Problem — „ja, wie ist sie auch nur möglich? woher mag sie eigentlich gekommen sein, bei Köpfen, wie wir sie haben, wir Menschen der edlen Abkunft, des Glücks, der Wohlgerathenheit, der besten Gesellschaft, der Vornehmheit, der Tugend?“ — so fragte sich Jahrhunderte lang der vornehme Grieche Angesichts jedes ihm unverständlichen Greuels und Frevels, mit dem sich Einer von seines Gleichen befleckt hatte. „Es muss ihn wohl ein Gott bethört haben“, sagte er sich endlich, den Kopf schüttelnd… Dieser Ausweg ist typisch für Griechen… Dergestalt dienten damals die Götter dazu, den Menschen bis zu einem gewissen Grade auch im Schlimmen zu rechtfertigen, sie dienten als Ursachen des Bösen — damals nahmen sie nicht die Strafe auf sich, sondern, wie es vornehmer ist, die Schuld…

[«]

24.

— Ich schliesse mit drei Fragezeichen, man sieht es wohl. „Wird hier eigentlich ein Ideal aufgerichtet oder eines abgebrochen?“ so fragt man mich vielleicht… Aber habt ihr euch selber je genug gefragt, wie theuer sich auf Erden die Aufrichtung jedes Ideals bezahlt gemacht hat? Wie viel Wirklichkeit immer dazu verleumdet und verkannt, wie viel Lüge geheiligt, wie viel Gewissen verstört, wie viel „Gott“ jedes Mal geopfert werden musste? Damit ein Heiligthum aufgerichtet werden kann, muss ein Heiligthum zerbrochen werden: das ist das Gesetz — man zeige mir den Fall, wo es nicht erfüllt ist!… Wir modernen Menschen, wir sind die Erben der Gewissens-Vivisektion und Selbst-Thierquälerei von Jahrtausenden: darin haben wir unsre längste Übung, unsre Künstlerschaft vielleicht, in jedem Fall unser Raffinement, unsre Geschmacks-Verwöhnung. Der Mensch hat allzulange seine natürlichen Hänge mit „bösem Blick“ betrachtet, so dass sie sich in ihm schliesslich mit dem „schlechten Gewissen“ verschwistert haben. Ein umgekehrter Versuch wäre an sich möglich — aber wer ist stark genug dazu? — nämlich die unnatürlichen Hänge, alle jene Aspirationen zum Jenseitigen, Sinnenwidrigen, Instinktwidrigen, Naturwidrigen, Thierwidrigen, kurz die bisherigen Ideale, die allesammt lebensfeindliche Ideale, Weltverleumder-Ideale sind, mit dem schlechten Gewissen zu verschwistern. An wen sich heute mit solchen Hoffnungen und Ansprüchen wenden?… Gerade die guten Menschen hätte man damit gegen sich; dazu, wie billig, die bequemen, die versöhnten, die eitlen, die schwärmerischen, die müden… Was beleidigt tiefer, was trennt so gründlich ab, als etwas von der Strenge und Höhe merken zu lassen, mit der man sich selbst behandelt? Und wiederum — wie entgegenkommend, wie liebreich zeigt sich alle Welt gegen uns, so bald wir es machen wie alle Welt und uns „gehen lassen“ wie alle Welt!… Es bedürfte zu jenem Ziele einer andren Art Geister, als gerade in diesem Zeitalter wahrscheinlich sind: Geister, durch Kriege und Siege gekräftigt, denen die Eroberung, das Abenteuer, die Gefahr, der Schmerz sogar zum Bedürfniss geworden ist; es bedürfte dazu der Gewöhnung an scharfe hohe Luft, an winterliche Wanderungen, an Eis und Gebirge in jedem Sinne, es bedürfte dazu einer Art sublimer Bosheit selbst, eines letzten selbstgewissesten Muthwillens der Erkenntniss, welcher zur grossen Gesundheit gehört, es bedürfte, kurz und schlimm genug, eben dieser grossen Gesundheit!… Ist diese gerade heute auch nur möglich?… Aber irgendwann, in einer stärkeren Zeit, als diese morsche, selbstzweiflerische Gegenwart ist, muss er uns doch kommen, der erlösende Mensch der grossen Liebe und Verachtung, der schöpferische Geist, den seine drängende Kraft aus allem Abseits und Jenseits immer wieder wegtreibt, dessen Einsamkeit vom Volke missverstanden wird, wie als ob sie eine Flucht vor der Wirklichkeit sei —: während sie nur seine Versenkung, Vergrabung, Vertiefung in die Wirklichkeit ist, damit er einst aus ihr, wenn er wieder an's Licht kommt, die Erlösung dieser Wirklichkeit heimbringe: ihre Erlösung von dem Fluche, den das bisherige Ideal auf sie gelegt hat. Dieser Mensch der Zukunft, der uns ebenso vom bisherigen Ideal erlösen wird, als von dem, was aus ihm wachsen musste, vom grossen Ekel, vom Willen zum Nichts, vom Nihilismus, dieser Glockenschlag des Mittags und der grossen Entscheidung, der den Willen wieder frei macht, der der Erde ihr Ziel und dem Menschen seine Hoffnung zurückgiebt, dieser Antichrist und Antinihilist, dieser Besieger Gottes und des Nichts — er muss einst kommen…

[«]

25.

— Aber was rede ich da? Genug! Genug! An dieser Stelle geziemt mir nur Eins, zu schweigen: ich vergriffe mich sonst an dem, was einem Jüngeren allein freisteht, einem „Zukünftigeren“, einem Stärkeren, als ich bin, — was allein Zarathustra freisteht, Zarathustra dem Gottlosen…

[«]

Dritte Abhandlung:

was bedeuten asketische Ideale?

> Unbekümmert, spöttisch, gewaltthätig
> — so will uns die Weisheit: sie ist
> ein Weib, sie liebt immer nur einen
> Kriegsmann.
>
> Also sprach Zarathustra.

[«]

1.

Was bedeuten asketische Ideale? — Bei Künstlern Nichts oder zu Vielerlei; bei Philosophen und Gelehrten Etwas wie Witterung und Instinkt für die günstigsten Vorbedingungen hoher Geistigkeit; bei Frauen, besten Falls, eine Liebenswürdigkeit der Verführung mehr, ein wenig morbidezza auf schönem Fleische, die Engelhaftigkeit eines hübschen fetten Thiers; bei physiologisch Verunglückten und Verstimmten (bei der Mehrzahl der Sterblichen) einen Versuch, sich „zu gut“ für diese Welt vorzukommen, eine heilige Form der Ausschweifung, ihr Hauptmittel im Kampf mit dem langsamen Schmerz und der Langenweile; bei Priestern den eigentlichen Priesterglauben, ihr bestes Werkzeug der Macht, auch die „allerhöchste“ Erlaubniss zur Macht; bei Heiligen endlich einen Vorwand zum Winterschlaf, ihre novissima gloriae cupido, ihre Ruhe im Nichts („Gott“), ihre Form des Irrsinns. Dass aber überhaupt das asketische Ideal dem Menschen so viel bedeutet hat, darin drückt sich die Grundthatsache des menschlichen Willens aus, sein horror vacui: er braucht ein Ziel, — und eher will er noch das Nichts wollen, als nicht wollen. — Versteht man mich?… Hat man mich verstanden?… „Schlechterdings nicht! mein Herr!“ — Fangen wir also von vorne an.

[«]

2.

Was bedeuten asketische Ideale? — Oder, dass ich einen einzelnen Fall nehme, in Betreff dessen ich oft genug um Rath gefragt worden bin, was bedeutet es zum Beispiel, wenn ein Künstler wie Richard Wagner in seinen alten Tagen der Keuschheit eine Huldigung darbringt? In einem gewissen Sinne freilich hat er dies immer gethan; aber erst zu allerletzt in einem asketischen Sinne. Was bedeutet diese „Sinnes“-Änderung, dieser radikale Sinnes-Umschlag? — denn ein solcher war es, Wagner sprang damit geradewegs in seinen Gegensatz um. Was bedeutet es, wenn ein Künstler in seinen Gegensatz umspringt?… Hier kommt uns, gesetzt, dass wir bei dieser Frage ein wenig Halt machen wollen, alsbald die Erinnerung an die beste, stärkste, frohmüthigste, muthigste Zeit, welche es vielleicht im Leben Wagner’s gegeben hat: das war damals, als ihn innerlich und tief der Gedanke der Hochzeit Luther’s beschäftigte. Wer weiss, an welchen Zufällen es eigentlich gehangen hat, dass wir heute an Stelle dieser Hochzeits-Musik die Meistersinger besitzen? Und wie viel in diesen vielleicht noch von jener fortklingt? Aber keinem Zweifel unterliegt es, dass es sich auch bei dieser „Hochzeit Luther’s“ um ein Lob der Keuschheit gehandelt haben würde. Allerdings auch um ein Lob der Sinnlichkeit: — und gerade so schiene es mir in Ordnung, gerade so wäre es auch „Wagnerisch“ gewesen. Denn zwischen Keuschheit und Sinnlichkeit giebt es keinen nothwendigen Gegensatz; jede gute Ehe, jede eigentliche Herzensliebschaft ist über diesen Gegensatz hinaus. Wagner hätte, wie mir scheint, wohlgethan, diese angenehme Thatsächlichkeit seinen Deutschen mit Hülfe einer holden und tapferen Luther-Komödie wieder einmal zu Gemüthe zu führen, denn es giebt und gab unter den Deutschen immer viele Verleumder der Sinnlichkeit; und Luther’s Verdienst ist vielleicht in Nichts grösser als gerade darin, den Muth zu seiner Sinnlichkeit gehabt zu haben (— man hiess sie damals, zart genug, die „evangelische Freiheit“…) Selbst aber in jenem Falle, wo es wirklich jenen Gegensatz zwischen Keuschheit und Sinnlichkeit giebt, braucht es glücklicher Weise noch lange kein tragischer Gegensatz zu sein. Dies dürfte wenigstens für alle wohlgeratheneren, wohlgemutheren Sterblichen gelten, welche ferne davon sind, ihr labiles Gleichgewicht zwischen „Thier und Engel“ ohne Weiteres zu den Gegengründen des Daseins zu rechnen, — die Feinsten und Hellsten, gleich Goethen, gleich Hafis, haben darin sogar einen Lebensreiz mehr gesehn. Solche „Widersprüche“ gerade verführen zum Dasein… Andrerseits versteht es sich nur zu gut, dass wenn einmal die verunglückten Schweine dazu gebracht werden, die Keuschheit anzubeten — und es giebt solche Schweine! — sie in ihr nur ihren Gegensatz, den Gegensatz zum verunglückten Schweine sehn und anbeten werden — oh mit was für einem tragischen Gegrunz und Eifer! man kann es sich denken — jenen peinlichen und überflüssigen Gegensatz, den Richard Wagner unbestreitbar am Ende seines Lebens noch hat in Musik setzen und auf die Bühne stellen wollen. Wozu doch? wie man billig fragen darf. Denn was giengen ihn, was gehen uns die Schweine an? —

[«]

3.

Dabei ist freilich jene andre Frage nicht zu umgehn, was ihn eigentlich jene männliche (ach, so unmännliche) „Einfalt vom Lande“ angieng, jener arme Teufel und Naturbursch Parsifal, der von ihm mit so verfänglichen Mitteln schliesslich katholisch gemacht wird — wie? war dieser Parsifal überhaupt ernst gemeint? Man könnte nämlich versucht sein, das Umgekehrte zu muthmaassen, selbst zu wünschen, — dass der Wagner’sche Parsifal heiter gemeint sei, gleichsam als Schlussstück und Satyrdrama, mit dem der Tragiker Wagner auf eine gerade ihm gebührende und würdige Weise von uns, auch von sich, vor Allem von der Tragödie habe Abschied nehmen wollen, nämlich mit einem Excess höchster und muthwilligster Parodie auf das Tragische selbst, auf den ganzen schauerlichen Erden-Ernst und Erden-Jammer von Ehedem, auf die endlich überwundene gröbste Form in der Widernatur des asketischen Ideals. So wäre es, wie gesagt, eines grossen Tragikers gerade würdig gewesen: als welcher, wie jeder Künstler, erst dann auf den letzten Gipfel seiner Grösse kommt, wenn er sich und seine Kunst unter sich zu sehen weiss, — wenn er über sich zu lachen weiss. Ist der „Parsifal“ Wagner’s sein heimliches Überlegenheits-Lachen über sich selbst, der Triumph seiner errungenen letzten höchsten Künstler-Freiheit, Künstler-Jenseitigkeit? Man möchte es, wie gesagt, wünschen: denn was würde der ernstgemeinte Parsifal sein? Hat man wirklich nöthig, in ihm (wie man sich gegen mich ausgedrückt hat) „die Ausgeburt eines tollgewordenen Hasses auf Erkenntniss, Geist und Sinnlichkeit“ zu sehn? Einen Fluch auf Sinne und Geist in

Einem Hass und Athem? Eine Apostasie und Umkehr zu christlich-krankhaften und obskurantistischen Idealen? Und zuletzt gar ein Sich-selbst-Verneinen, Sich-selbst-Durchstreichen von Seiten eines Künstlers, der bis dahin mit aller Macht seines Willens auf das Umgekehrte, nämlich auf höchste Vergeistigung und Versinnlichung seiner Kunst aus gewesen war? Und nicht nur seiner Kunst: auch seines Lebens. Man erinnere sich, wie begeistert seiner Zeit Wagner in den Fusstapfen des Philosophen Feuerbach gegangen ist: Feuerbach's Wort von der „gesunden Sinnlichkeit" — das klang in den dreissiger und vierziger Jahren Wagner'n gleich vielen Deutschen (— sie nannten sich die „jungen Deutschen") wie das Wort der Erlösung. Hat er schliesslich darüber umgelernt? Da es zum Mindesten scheint, dass er zuletzt den Willen hatte, darüber umzulehren… Und nicht nur mit den Parsifal-Posaunen von der Bühne herab: — in der trüben, ebenso unfreien als rathlosen Schriftstellerei seiner letzten Jahre giebt es hundert Stellen, in denen sich ein heimlicher Wunsch und Wille, ein verzagter, unsicherer, uneingeständlicher Wille verräth, ganz eigentlich Umkehr, Bekehrung, Verneinung, Christenthum, Mittelalter zu predigen und seinen Jüngern zu sagen „es ist Nichts! Sucht das Heil wo anders!" Sogar das „Blut des Erlösers" wird einmal angerufen…

[«]

4.

Dass ich in einem solchen Falle, der vieles Peinliche hat, meine Meinung sage — und es ist ein typischer Fall —: man thut gewiss am besten, einen Künstler in so weit von seinem Werke zu trennen, dass man ihn selbst nicht gleich ernst nimmt wie sein Werk. Er ist zuletzt nur die Vorausbedingung seines Werks, der Mutterschoos, der Boden, unter Umständen der Dünger und Mist, auf dem, aus dem es wächst, — und somit, in den meisten Fällen, Etwas, das man vergessen muss, wenn man sich des Werks selbst erfreuen will. Die Einsicht in die Herkunft eines Werks geht die Physiologen und Vivisektoren des Geistes an: nie und nimmermehr die ästhetischen Menschen, die Artisten! Dem Dichter und Ausgestalter des Parsifal blieb ein tiefes, gründliches, selbst schreckliches Hineinleben und Hinabsteigen in mittelalterliche Seelen-Contraste, ein feindseliges Abseits von aller Höhe, Strenge und Zucht des Geistes, eine Art intellektueller Perversität (wenn man mir das Wort nachsehen will) ebensowenig erspart als einem schwangeren Weibe die Widerlichkeiten und Wunderlichkeiten der

Schwangerschaft: als welche man, wie gesagt, vergessen muss, um sich des Kindes zu erfreuen. Man soll sich vor der Verwechselung hüten, in welche ein Künstler nur zu leicht selbst geräth, aus psychologischer contiguity, mit den Engländern zu reden: wie als ob er selber das wäre, was er darstellen, ausdenken, ausdrücken kann. Thatsächlich steht es so, dass, wenn er eben das wäre, er es schlechterdings nicht darstellen, ausdenken, ausdrücken würde; ein Homer hätte keinen Achill, ein Goethe keinen Faust gedichtet, wenn Homer ein Achill und wenn Goethe ein Faust gewesen wäre. Ein vollkommner und ganzer Künstler ist in alle Ewigkeit von dem „Realen“, dem Wirklichen abgetrennt; andrerseits versteht man es, wie er an dieser ewigen „Unrealität“ und Falschheit seines innersten Daseins mitunter bis zur Verzweiflung müde werden kann, — und dass er dann wohl den Versuch macht, einmal in das gerade ihm Verbotenste, in’s Wirkliche überzugreifen, wirklich zu sein. Mit welchem Erfolge? Man wird es errathen… Es ist das die typische Velleität des Künstlers: dieselbe Velleität, welcher auch der altgewordne Wagner verfiel und die er so theuer, so verhängnissvoll hat büssen müssen (— er verlor durch sie den werthvollen Theil seiner Freunde). Zuletzt aber, noch ganz abgesehn von dieser Velleität, wer möchte nicht überhaupt wünschen, um Wagner’s selber willen, dass er anders von uns und seiner Kunst Abschied genommen hätte, nicht mit einem Parsifal, sondern siegreicher, selbstgewisser, Wagnerischer, — weniger irreführend, weniger zweideutig in Bezug auf sein ganzes Wollen, weniger Schopenhauerisch, weniger nihilistisch?…

[«]

5.

— Was bedeuten also asketische Ideale? Im Falle eines Künstlers, wir begreifen es nachgerade: gar Nichts!… Oder so Vielerlei, dass es so gut ist wie gar Nichts!… Eliminiren wir zunächst die Künstler: dieselben stehen lange nicht unabhängig genug in der Welt und gegen die Welt, als dass ihre Werthschätzungen und deren Wandel an sich Theilnahme verdiente! Sie waren zu allen Zeiten Kammerdiener einer Moral oder Philosophie oder Religion; ganz abgesehn noch davon, dass sie leider oft genug die allzugeschmeidigen Höflinge ihrer Anhänger- und Gönnerschaft und spürnasige Schmeichler vor alten oder eben neu heraufkommenden Gewalten gewesen sind. Zum Mindesten brauchen sie immer eine Schutzwehr, einen Rückhalt, eine bereits begründete Autorität: die

Künstler stehen nie für sich, das Alleinstehn geht wider ihre tiefsten Instinkte. So nahm zum Beispiel Richard Wagner den Philosophen Schopenhauer, als „die Zeit gekommen war“, zu seinem Vordermann, zu seiner Schutzwehr: — wer möchte es auch nur für denkbar halten, dass er den Muth zu einem asketischen Ideal gehabt hätte, ohne den Rückhalt, den ihm die Philosophie Schopenhauer’s bot, ohne die in den siebziger Jahren in Europa zum Übergewicht gelangende Autorität Schopenhauer’s? (dabei noch nicht in Anschlag gebracht, ob im neuen Deutschland ein Künstler ohne die Milch frommer, reichsfrommer Denkungsart überhaupt möglich gewesen wäre). — Und damit sind wir bei der ernsthafteren Frage angelangt: was bedeutet es, wenn ein wirklicher Philosoph dem asketischen Ideale huldigt, ein wirklich auf sich gestellter Geist wie Schopenhauer, ein Mann und Ritter mit erzenem Blick, der den Muth zu sich selber hat, der allein zu stehn weiss und nicht erst auf Vordermänner und höhere Winke wartet? — Erwägen wir hier sofort die merkwürdige und für manche Art Mensch selbst fascinirende Stellung Schopenhauer’s zur Kunst: denn sie ist es ersichtlich gewesen, um derentwillen zunächst Richard Wagner zu Schopenhauer übertrat (überredet dazu durch einen Dichter, wie man weiss, durch Herwegh), und dies bis zu dem Maasse, dass sich damit ein vollkommner theoretischer Widerspruch zwischen seinem früheren und seinem späteren ästhetischen Glauben aufriss, — ersterer zum Beispiel in „Oper und Drama“ ausgedrückt, letzterer in den Schriften, die er von 1870 an herausgab. In Sonderheit änderte Wagner, was vielleicht am meisten befremdet, von da an rücksichtslos sein Urtheil über Werth und Stellung der Musik selbst: was lag ihm daran, dass er bisher aus ihr ein Mittel, ein Medium, ein „Weib“ gemacht hatte, das schlechterdings eines Zweckes, eines Manns bedürfe um zu gedeihn — nämlich des Drama’s! Er begriff mit Einem Male, dass mit der Schopenhauer’schen Theorie und Neuerung mehr zu machen sei in majorem musicae gloriam, — nämlich mit der Souverainetät der Musik, so wie sie Schopenhauer begriff: die Musik abseits gestellt gegen alle übrigen Künste, die unabhängige Kunst an sich, nicht, wie diese, Abbilder der Phänomenalität bietend, vielmehr die Sprache des Willens selbst redend, unmittelbar aus dem „Abgrunde“ heraus, als dessen eigenste, ursprünglichste, unabgeleitetste Offenbarung. Mit dieser ausserordentlichen Werthsteigerung der Musik, wie sie aus der Schopenhauer’schen Philosophie zu erwachsen schien, stieg mit Einem Male auch der Musiker selbst unerhört im Preise: er wurde nunmehr ein Orakel, ein Priester, ja mehr als ein Priester, eine Art Mundstück des „An-sich“ der Dinge, ein Telephon des Jenseits, — er redete fürderhin nicht nur

Musik, dieser Bauchredner Gottes, — er redete Metaphysik: was Wunder, dass er endlich eines Tags asketische Ideale redete?…

[«]

6.

Schopenhauer hat sich die Kantische Fassung des ästhetischen Problems zu Nutze gemacht, — obwohl er es ganz gewiss nicht mit Kantischen Augen angeschaut hat. Kant gedachte der Kunst eine Ehre zu erweisen, als er unter den Prädikaten des Schönen diejenigen bevorzugte und in den Vordergrund stellte, welche die Ehre der Erkenntniss ausmachen: Unpersönlichkeit und Allgemeingültigkeit. Ob dies nicht in der Hauptsache ein Fehlgriff war, ist hier nicht am Orte zu verhandeln; was ich allein unterstreichen will, ist, dass Kant, gleich allen Philosophen, statt von den Erfahrungen des Künstlers (des Schaffenden) aus das ästhetische Problem zu visiren, allein vom „Zuschauer“ aus über die Kunst und das Schöne nachgedacht und dabei unvermerkt den „Zuschauer“ selber in den Begriff „schön“ hinein bekommen hat. Wäre aber wenigstens nur dieser „Zuschauer“ den Philosophen des Schönen ausreichend bekannt gewesen! — nämlich als eine grosse persönliche Thatsache und Erfahrung, als eine Fülle eigenster starker Erlebnisse, Begierden, Überraschungen, Entzückungen auf dem Gebiete des Schönen! Aber das Gegentheil war, wie ich fürchte, immer der Fall: und so bekommen wir denn von ihnen gleich von Anfang an Definitionen, in denen, wie in jener berühmten Definition, die Kant vom Schönen giebt, der Mangel an feinerer Selbst-Erfahrung in Gestalt eines dicken Wurms von Grundirrthum sitzt. „Schön ist, hat Kant gesagt, was ohne Interesse gefällt.“ Ohne Interesse! Man vergleiche mit dieser Definition jene andre, die ein wirklicher „Zuschauer“ und Artist gemacht hat — Stendhal, der das Schöne einmal une promesse de bonheur nennt. Hier ist jedenfalls gerade Das abgelehnt und ausgestrichen, was Kant allein am ästhetischen Zustande hervorhebt: le désintéressement. Wer hat Recht, Kant oder Stendhal? — Wenn freilich unsre Aesthetiker nicht müde werden, zu Gunsten Kant’s in die Wagschale zu werfen, dass man unter dem Zauber der Schönheit sogar gewandlose weibliche Statuen „ohne Interesse“ anschauen könne, so darf man wohl ein wenig auf ihre Unkosten lachen: — die Erfahrungen der Künstler sind in Bezug auf diesen heiklen Punkt „interessanter“, und Pygmalion war jedenfalls nicht nothwendig ein „unästhetischer Mensch“. Denken wir um so besser von der Unschuld unsrer Aesthetiker, welche sich in solchen Argumenten spiegelt, rechnen wir es zum Beispiel Kanten zu Ehren an, was er über das Eigenthümliche des Tastsinns mit landpfarrermässiger Naivetät zu lehren weiss! — Und hier kommen wir auf Schopenhauer zurück, der in ganz andrem Maasse als Kant den Künsten nahestand und doch nicht aus dem Bann der Kantischen Definition herausgekommen ist: wie kam das? Der Umstand ist wunderlich genug: das Wort „ohne Interesse" interpretirte er sich in der allerpersönlichsten Weise, aus einer Erfahrung heraus, die bei ihm zu den regelmässigsten gehört haben muss. Über wenig Dinge redet Schopenhauer so sicher wie über die Wirkung der ästhetischen Contemplation: er sagt ihr nach, dass sie gerade der geschlechtlichen „Interessirtheit" entgegenwirke, ähnlich also wie Lupulin und Kampher, er ist nie müde geworden, dieses Loskommen vom „Willen" als den grossen Vorzug und Nutzen des ästhetischen Zustandes zu verherrlichen. Ja man möchte versucht sein zu fragen, ob nicht seine Grundconception von „Willen und Vorstellung", der Gedanke, dass es eine Erlösung vom „Willen" einzig durch die „Vorstellung" geben könne, aus einer Verallgemeinerung jener Sexual-Erfahrung ihren Ursprung genommen habe. (Bei allen Fragen in Betreff der Schopenhauer'schen Philosophie ist, anbei bemerkt, niemals ausser Acht zu lassen, dass sie die Conception eines sechsundzwanzigjährigen Jünglings ist; so dass sie nicht nur an dem Spezifischen Schopenhauer's, sondern auch an dem Spezifischen jener Jahreszeit des Lebens Antheil hat.) Hören wir zum Beispiel eine der ausdrücklichsten Stellen unter den zahllosen, die er zu Ehren des ästhetischen Zustandes geschrieben hat (Welt als Wille und Vorstellung I 231), hören wir den Ton heraus, das Leiden, das Glück, die Dankbarkeit, mit der solche Worte gesprochen worden sind. „Das ist der schmerzlose Zustand, den Epikuros als das höchste Gut und als den Zustand der Götter pries; wir sind, für jenen Augenblick, des schnöden Willensdranges entledigt, wir feiern den Sabbat der Zuchthausarbeit des Wollens, das Rad des Ixion steht still"… Welche Vehemenz der Worte! Welche Bilder der Qual und des langen Überdrusses! Welche fast pathologische Zeit-Gegenüberstellung „jenes Augenblicks" und des sonstigen „Rads des Ixions", der „Zuchthausarbeit des Wollens", des „schnöden Willensdrangs"! — Aber gesetzt, dass Schopenhauer hundert Mal für seine Person Recht hätte, was wäre damit für die Einsicht in's Wesen des Schönen gethan? Schopenhauer hat Eine Wirkung des Schönen beschrieben, die willen-calmirende, — ist sie auch nur eine regelmässige? Stendhal, wie gesagt, eine nicht weniger sinnliche, aber glücklicher gerathene Natur als Schopenhauer, hebt eine andre Wirkung des Schönen hervor: „das Schöne verspricht Glück", ihm scheint gerade die Erregung des Willens (des

„Interesses“) durch das Schöne der Thatbestand. Und könnte man nicht zuletzt Schopenhauern selber einwenden, dass er sehr mit Unrecht sich hierin Kantianer dünke, dass er ganz und gar nicht die Kantische Definition des Schönen Kantisch verstanden habe, — dass auch ihm das Schöne aus einem „Interesse“ gefalle, sogar aus dem allerstärksten, allerpersönlichsten Interesse: dem des Torturirten, der von seiner Tortur loskommt?… Und, um auf unsre erste Frage zurückzukommen „was bedeutet es, wenn ein Philosoph dem asketischen Ideale huldigt?“, so bekommen wir hier wenigstens einen ersten Wink: er will von einer Tortur loskommen. —

[«]

7.

Hüten wir uns, bei dem Wort „Tortur“ gleich düstere Gesichter zu machen: es bleibt gerade in diesem Falle genug dagegen zu rechnen, genug abzuziehn, — es bleibt selbst etwas zu lachen. Unterschätzen wir es namentlich nicht, dass Schopenhauer, der die Geschlechtlichkeit in der That als persönlichen Feind behandelt hat (einbegriffen deren Werkzeug, das Weib, dieses „instrumentum diaboli“), Feinde nöthig hatte, um guter Dinge zu bleiben; dass er die grimmigen galligen schwarzgrünen Worte liebte; dass er zürnte, um zu zürnen, aus Passion; dass er krank geworden wäre, Pessimist geworden wäre (— denn er war es nicht, so sehr er es auch wünschte) ohne seine Feinde, ohne Hegel, das Weib, die Sinnlichkeit und den ganzen Willen zum Dasein, Dableiben. Schopenhauer wäre sonst nicht dageblieben, darauf darf man wetten, er wäre davongelaufen: seine Feinde aber hielten ihn fest, seine Feinde verführten ihn immer wieder zum Dasein, sein Zorn war, ganz wie bei den antiken Cynikern, sein Labsal, seine Erholung, sein Entgelt, sein remedium gegen den Ekel, sein Glück. So viel in Hinsicht auf das Persönlichste am Fall Schopenhauer’s; andrerseits ist an ihm noch etwas Typisches, — und hier erst kommen wir wieder auf unser Problem. Es besteht unbestreitbar, so lange es Philosophen auf Erden giebt und überall, wo es Philosophen gegeben hat (von Indien bis England, um die entgegengesetzten Pole der Begabung für Philosophie zu nehmen) eine eigentliche Philosophen-Gereiztheit und -Rancune gegen die Sinnlichkeit — Schopenhauer ist nur deren beredtester und, wenn man das Ohr dafür hat, auch hinreissendster und entzückendster Ausbruch —; es besteht insgleichen eine eigentliche Philosophen-Voreingenommenheit und -Herzlichkeit in

Bezug auf das ganze asketische Ideal, darüber und dagegen soll man sich nichts vormachen. Beides gehört, wie gesagt, zum Typus; fehlt Beides an einem Philosophen, so ist er — dessen sei man sicher — immer nur ein „sogenannter“. Was bedeutet das? Denn man muss diesen Thatbestand erst interpretiren: an sich steht er da dumm in alle Ewigkeit, wie jedes „Ding an sich“. Jedes Thier, somit auch la bête philosophe, strebt instinktiv nach einem Optimum von günstigen Bedingungen, unter denen es seine Kraft ganz herauslassen kann und sein Maximum im Machtgefühl erreicht; jedes Thier perhorreszirt ebenso instinktiv und mit einer Feinheit der Witterung, die „höher ist als alle Vernunft“, alle Art Störenfriede und Hindernisse, die sich ihm über diesen Weg zum Optimum legen oder legen könnten (— es ist nicht sein Weg zum „Glück“, von dem ich rede, sondern sein Weg zur Macht, zur That, zum mächtigsten Thun, und in den meisten Fällen thatsächlich sein Weg zum Unglück). Dergestalt perhorreszirt der Philosoph die Ehe sammt dem, was zu ihr überreden möchte, — die Ehe als Hinderniss und Verhängniss auf seinem Wege zum Optimum. Welcher grosse Philosoph war bisher verheirathet? Heraklit, Plato, Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Schopenhauer — sie waren es nicht; mehr noch, man kann sie sich nicht einmal denken als verheirathet. Ein verheiratheter Philosoph gehört in die Komödie, das ist mein Satz: und jene Ausnahme Sokrates, der boshafte Sokrates hat sich, scheint es, ironice verheirathet, eigens um gerade diesen Satz zu demonstriren. Jeder Philosoph würde sprechen, wie einst Buddha sprach, als ihm die Geburt eines Sohnes gemeldet wurde: „Râhula ist mir geboren, eine Fessel ist mir geschmiedet“ (Râhula bedeutet hier „ein kleiner Dämon“); jedem „freien Geiste“ müsste eine nachdenkliche Stunde kommen, gesetzt, dass er vorher eine gedankenlose gehabt hat, wie sie einst demselben Buddha kam — „eng bedrängt, dachte er bei sich, ist das Leben im Hause, eine Stätte der Unreinheit; Freiheit ist im Verlassen des Hauses“: „dieweil er also dachte, verliess er das Haus“. Es sind im asketischen Ideale so viele Brücken zur Unabhängigkeit angezeigt, dass ein Philosoph nicht ohne ein innerliches Frohlocken und Händeklatschen die Geschichte aller jener Entschlossnen zu hören vermag, welche eines Tages Nein sagten zu aller Unfreiheit und in irgend eine Wüste giengen: gesetzt selbst, dass es bloss starke Esel waren und ganz und gar das Gegenstück eines starken Geistes. Was bedeutet demnach das asketische Ideal bei einem Philosophen? Meine Antwort ist — man wird es längst errathen haben: der Philosoph lächelt bei seinem Anblick einem Optimum der Bedingungen höchster und kühnster Geistigkeit zu, — er verneint nicht damit „das Dasein“, er bejaht darin vielmehr sein Dasein und nur sein

Dasein, und dies vielleicht bis zu dem Grade, dass ihm der frevelhafte Wunsch nicht fern bleibt: pereat mundus, fiat philosophia, fiat philosophus, fiam!…

[«]

8.

Man sieht, das sind keine unbestochnen Zeugen und Richter über den Werth des asketischen Ideals, diese Philosophen! Sie denken an sich, — was geht sie „der Heilige“ an! Sie denken an Das dabei, was ihnen gerade das Unentbehrlichste ist: Freiheit von Zwang, Störung, Lärm, von Geschäften, Pflichten, Sorgen; Helligkeit im Kopf; Tanz, Sprung und Flug der Gedanken; eine gute Luft, dünn, klar, frei, trocken, wie die Luft auf Höhen ist, bei der alles animalische Sein geistiger wird und Flügel bekommt; Ruhe in allen Souterrains; alle Hunde hübsch an die Kette gelegt; kein Gebell von Feindschaft und zotteliger Rancune; keine Nagewürmer verletzten Ehrgeizes; bescheidene und unterthänige Eingeweide, fleissig wie Mühlwerke, aber fern; das Herz fremd, jenseits, zukünftig, posthum, — sie denken, Alles in Allem, bei dem asketischen Ideal an den heiteren Ascetismus eines vergöttlichten und flügge gewordnen Thiers, das über dem Leben mehr schweift als ruht. Man weiss, was die drei grossen Prunkworte des asketischen Ideals sind: Armuth, Demuth, Keuschheit: und nun sehe man sich einmal das Leben aller grossen fruchtbaren erfinderischen Geister aus der Nähe an, — man wird darin alle drei bis zu einem gewissen Grade immer wiederfinden. Durchaus nicht, wie sich von selbst versteht, als ob es etwa deren „Tugenden“ wären — was hat diese Art Mensch mit Tugenden zu schaffen! — sondern als die eigentlichsten und natürlichsten Bedingungen ihres besten Daseins, ihrer schönsten Fruchtbarkeit. Dabei ist es ganz wohl möglich, dass ihre dominirende Geistigkeit vorerst einem unbändigen und reizbaren Stolze oder einer muthwilligen Sinnlichkeit Zügel anzulegen hatte oder dass sie ihren Willen zur „Wüste“ vielleicht gegen einen Hang zum Luxus und zum Ausgesuchtesten, insgleichen gegen eine verschwenderische Liberalität mit Herz und Hand schwer genug aufrecht erhielt. Aber sie that es, eben als der dominirende Instinkt, der seine Forderungen bei allen andren Instinkten durchsetzte — sie thut es noch; thäte sie’s nicht, so dominirte sie eben nicht. Daran ist also nichts von „Tugend“. Die Wüste übrigens, von welcher ich eben sprach, in die sich die starken, unabhängig gearteten Geister zurückziehn und vereinsamen — oh wie anders sieht sie aus, als die Gebildeten sich eine Wüste träumen! — unter Umständen sind sie es nämlich selbst, diese Gebildeten. Und gewiss ist es, dass alle Schauspieler des Geistes es schlechterdings nicht in ihr aushielten, — für sie ist sie lange nicht romantisch und syrisch genug, lange nicht Theater-Wüste genug! Es fehlt allerdings auch in ihr nicht an Kameelen: darauf aber beschränkt sich die ganze Ähnlichkeit. Eine willkürliche Obskurität vielleicht; ein Aus-dem-Wege-Gehn vor sich selber; eine Scheu vor Lärm, Verehrung, Zeitung, Einfluss; ein kleines Amt, ein Alltag, Etwas, das mehr verbirgt als an's Licht stellt; ein Umgang gelegentlich mit harmlosem heitren Gethier und Geflügel, dessen Anblick erholt; ein Gebirge zur Gesellschaft, aber kein todtes, eins mit Augen (das heisst mit Seen); unter Umständen selbst ein Zimmer in einem vollen Allerwelts-Gasthof, wo man sicher ist, verwechselt zu werden, und ungestraft mit Jedermann reden kann, — das ist hier „Wüste“: oh sie ist einsam genug, glaubt es mir! Wenn Heraklit sich in die Freihöfe und Säulengänge des ungeheuren Artemis-Tempels zurückzog, so war diese „Wüste“ würdiger, ich gebe es zu: weshalb fehlen uns solche Tempel? (— sie fehlen uns vielleicht nicht: eben gedenke ich meines schönsten Studirzimmers, der Piazza di San Marco, Frühling vorausgesetzt, insgleichen Vormittag, die Zeit zwischen 10 und 12.) Das aber, dem Heraklit auswich, ist das Gleiche noch, dem wir jetzt aus dem Wege gehn: der Lärm und das Demokraten-Geschwätz der Ephesier, ihre Politik, ihre Neuigkeiten vom „Reich“ (Persien, man versteht mich), ihr Markt-Kram von „Heute“, — denn wir Philosophen brauchen zu allererst vor Einem Ruhe: vor allem „Heute“. Wir verehren das Stille, das Kalte, das Vornehme, das Ferne, das Vergangne, Jegliches überhaupt, bei dessen Aspekt die Seele sich nicht zu vertheidigen und zuzuschnüren hat, — Etwas, mit dem man reden kann, ohne laut zu reden. Man höre doch nur auf den Klang, den ein Geist hat, wenn er redet: jeder Geist hat seinen Klang, liebt seinen Klang. Das dort zum Beispiel muss wohl ein Agitator sein, will sagen ein Hohlkopf, Hohltopf: was auch nur in ihn hineingeht, jeglich Ding kommt dumpf und dick aus ihm zurück, beschwert mit dem Echo der grossen Leere. Jener dort spricht selten anders als heiser: hat er sich vielleicht heiser gedacht? Das wäre möglich — man frage die Physiologen —, aber wer in Worten denkt, denkt als Redner und nicht als Denker (es verräth, dass er im Grunde nicht Sachen, nicht sachlich denkt, sondern nur in Hinsicht auf Sachen, dass er eigentlich sich und seine Zuhörer denkt). Dieser Dritte da redet aufdringlich, er tritt zu nahe uns an den Leib, sein Athem haucht uns an, — unwillkürlich schliessen wir den Mund, obwohl es ein Buch ist, durch das er zu uns spricht: der Klang seines Stils sagt den Grund davon, — dass er keine Zeit hat, dass er schlecht an sich selber glaubt, dass er heute oder niemals mehr zu Worte kommt. Ein Geist aber, der seiner selbst gewiss ist, redet leise; er sucht die Verborgenheit, er lässt auf sich warten. Man erkennt einen Philosophen daran, dass er drei glänzenden und lauten Dingen aus dem Wege geht, dem Ruhme, den Fürsten und den Frauen: womit nicht gesagt ist, dass sie nicht zu ihm kämen. Er scheut allzuhelles Licht: deshalb scheut er seine Zeit und deren „Tag“. Darin ist er wie ein Schatten: je mehr ihm die Sonne sinkt, um so grösser wird er. Was seine „Demuth“ angeht, so verträgt er, wie er das Dunkel verträgt, auch eine gewisse Abhängigkeit und Verdunkelung: mehr noch, er fürchtet sich vor der Störung durch Blitze, er schreckt vor der Ungeschütztheit eines allzu isolirten und preisgegebenen Baums zurück, an dem jedes schlechte Wetter seine Laune, jede Laune ihr schlechtes Wetter auslässt. Sein „mütterlicher“ Instinkt, die geheime Liebe zu dem, was in ihm wächst, weist ihn auf Lagen hin, wo man es ihm abnimmt, an sich zu denken; in gleichem Sinne, wie der Instinkt der Mutter im Weibe die abhängige Lage des Weibes überhaupt bisher festgehalten hat. Sie verlangen zuletzt wenig genug, diese Philosophen, ihr Wahlspruch ist „wer besitzt, wird besessen“ —: nicht, wie ich wieder und wieder sagen muss, aus einer Tugend, aus einem verdienstlichen Willen zur Genügsamkeit und Einfalt, sondern weil es ihr oberster Herr so von ihnen verlangt, klug und unerbittlich verlangt: als welcher nur für Eins Sinn hat und Alles, Zeit, Kraft, Liebe, Interesse nur dafür sammelt, nur dafür aufspart. Diese Art Mensch liebt es nicht, durch Feindschaften gestört zu werden, auch durch Freundschaften nicht: sie vergisst oder verachtet leicht. Es dünkt ihr ein schlechter Geschmack, den Märtyrer zu machen; „für die Wahrheit zu leiden“ — das überlässt sie den Ehrgeizigen und Bühnenhelden des Geistes und wer sonst Zeit genug dazu hat (— sie selbst, die Philosophen, haben Etwas für die Wahrheit zu thun). Sie machen einen sparsamen Verbrauch von grossen Worten; man sagt, dass ihnen selbst das Wort „Wahrheit“ widerstehe: es klinge grossthuerisch… Was endlich die „Keuschheit“ der Philosophen anbelangt, so hat diese Art Geist ihre Fruchtbarkeit ersichtlich wo anders als in Kindern; vielleicht wo anders auch das Fortleben ihres Namens, ihre kleine Unsterblichkeit (noch unbescheidener drückte man sich im alten Indien unter Philosophen aus „wozu Nachkommenschaft Dem, dessen Seele die Welt ist?“). Darin ist Nichts von Keuschheit aus irgend einem asketischen Skrupel und Sinnenhass, so wenig es Keuschheit ist, wenn ein Athlet oder Jockey sich der Weiber enthält: so will es vielmehr, zum Mindesten für die Zeiten der grossen Schwangerschaft, ihr dominirender Instinkt. Jeder Artist weiss, wie schädlich in Zuständen grosser geistiger Spannung und Vorbereitung der Beischlaf wirkt; für die mächtigsten und instinktsichersten unter ihnen gehört dazu nicht erst die Erfahrung, die schlimme

Erfahrung, — sondern eben ihr „mütterlicher“ Instinkt ist es, der hier zum Vortheil des werdenden Werkes rücksichtslos über alle sonstigen Vorräthe und Zuschüsse von Kraft, von vigor des animalen Lebens verfügt: die grössere Kraft verbraucht dann die kleinere. — Man lege sich übrigens den oben besprochenen Fall Schopenhauer’s nach dieser Interpretation zurecht: der Anblick des Schönen wirkte offenbar bei ihm als auslösender Reiz auf die Hauptkraft seiner Natur (die Kraft der Besinnung und des vertieften Blicks); so dass diese dann explodirte und mit einem Male Herr des Bewusstseins wurde. Damit soll durchaus die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sein, dass jene eigenthümliche Süssigkeit und Fülle, die dem ästhetischen Zustande eigen ist, gerade von der Ingredienz „Sinnlichkeit“ ihre Herkunft nehmen könnte, (wie aus derselben Quelle jener „Idealismus“ stammt, der mannbaren Mädchen eignet) — dass somit die Sinnlichkeit beim Eintritt des ästhetischen Zustandes nicht aufgehoben ist, wie Schopenhauer glaubte, sondern sich nur transfigurirt und nicht als Geschlechtsreiz mehr in’s Bewusstsein tritt. (Auf diesen Gesichtspunkt werde ich ein andres Mal zurückkommen, im Zusammenhang mit noch delikateren Problemen der bisher so unberührten, so unaufgeschlossenen Physiologie der Ästhetik.)

[«]

9.

Ein gewisser Ascetismus, wir sahen es, eine harte und heitere Entsagsamkeit besten Willens gehört zu den günstigen Bedingungen höchster Geistigkeit, insgleichen auch zu deren natürlichsten Folgen: so wird es von vornherein nicht Wunder nehmen, wenn das asketische Ideal gerade von den Philosophen nie ohne einige Voreingenommenheit behandelt worden ist. Bei einer ernsthaften historischen Nachrechnung erweist sich sogar das Band zwischen asketischem Ideal und Philosophie als noch viel enger und strenger. Man könnte sagen, dass erst am Gängelbande dieses Ideals die Philosophie überhaupt gelernt habe, ihre ersten Schritte und Schrittchen auf Erden zu machen — ach, noch so ungeschickt, ach, mit noch so verdrossnen Mienen, ach, so bereit, umzufallen und auf dem Bauch zu liegen, dieser kleine schüchterne Tapps und Zärtling mit krummen Beinen! Es ist der Philosophie anfangs ergangen wie allen guten Dingen, — sie hatten lange keinen Muth zu sich selber, sie sahen sich immer um, ob ihnen Niemand zu Hülfe kommen wolle, mehr noch, sie fürchteten sich vor Allen, die ihnen zusahn. Man rechne sich die einzelnen Triebe und Tugenden des Philosophen der Reihe nach vor

— seinen anzweifelnden Trieb, seinen verneinenden Trieb, seinen abwartenden („ephektischen“) Trieb, seinen analytischen Trieb, seinen forschenden, suchenden, wagenden Trieb, seinen vergleichenden, ausgleichenden Trieb, seinen Willen zu Neutralität und Objektivität, seinen Willen zu jedem „sine ira et studio“ —: hat man wohl schon begriffen, dass sie allesammt die längste Zeit den ersten Forderungen der Moral und des Gewissens entgegen giengen? (gar nicht zu reden von der Vernunft überhaupt, welche noch Luther Fraw Klüglin die kluge Hur zu nennen liebte). Dass ein Philosoph, falls er sich zum Bewusstsein gekommen wäre, sich geradezu als das leibhafte „nitimur in vetitum“ hätte fühlen müssen — und sich folglich hütete, „sich zu fühlen“, sich zum Bewusstsein zu kommen?… Es steht, wie gesagt, nicht anders mit allen guten Dingen, auf die wir heute stolz sind; selbst noch mit dem Maasse der alten Griechen gemessen, nimmt sich unser ganzes modernes Sein, soweit es nicht Schwäche, sondern Macht und Machtbewusstsein ist, wie lauter Hybris und Gottlosigkeit aus: denn gerade die umgekehrten Dinge, als die sind, welche wir heute verehren, haben die längste Zeit das Gewissen auf ihrer Seite und Gott zu ihrem Wächter gehabt. Hybris ist heute unsre ganze Stellung zur Natur, unsre Natur-Vergewaltigung mit Hülfe der Maschinen und der so unbedenklichen Techniker- und Ingenieur-Erfindsamkeit; Hybris ist unsre Stellung zu Gott, will sagen zu irgend einer angeblichen Zweck- und Sittlichkeits-Spinne hinter dem grossen Fangnetz-Gewebe der Ursächlichkeit — wir dürften wie Karl der Kühne im Kampfe mit Ludwig dem Elften sagen „je combats l’universelle araignée“ —; Hybris ist unsre Stellung zu uns, — denn wir experimentiren mit uns, wie wir es uns mit keinem Thiere erlauben würden, und schlitzen uns vergnügt und neugierig die Seele bei lebendigem Leibe auf: was liegt uns noch am „Heil“ der Seele! Hinterdrein heilen wir uns selber: Kranksein ist lehrreich, wir zweifeln nicht daran, lehrreicher noch als Gesundsein, — die Krankmacher scheinen uns heute nöthiger selbst als irgend welche Medizinmänner und „Heilande“. Wir vergewaltigen uns jetzt selbst, es ist kein Zweifel, wir Nussknacker der Seele, wir Fragenden und Fragwürdigen, wie als ob Leben nichts Anderes sei, als Nüsseknacken; ebendamit müssen wir nothwendig täglich immer noch fragwürdiger, würdiger zu fragen werden, ebendamit vielleicht auch würdiger — zu leben?… Alle guten Dinge waren ehemals schlimme Dinge; aus jeder Erbsünde ist eine Erbtugend geworden. Die Ehe zum Beispiel schien lange eine Versündigung am Rechte der Gemeinde; man hat einst Busse dafür gezahlt, so unbescheiden zu sein und sich ein Weib für sich anzumaassen (dahin gehört zum Beispiel das jus primae noctis, heute noch in Cambodja das

Vorrecht der Priester, dieser Bewahrer „alter guter Sitten“). Die sanften, wohlwollenden, nachgiebigen, mitleidigen Gefühle — nachgerade so hoch im Werthe, dass sie fast „die Werthe an sich“ sind — hatten die längste Zeit gerade die Selbstverachtung gegen sich: man schämte sich der Milde, wie man sich heute der Härte schämt (vergl. „Jenseits von Gut und Böse“ S. 232). Die Unterwerfung unter das Recht: — oh mit was für Gewissens-Widerstande haben die vornehmen Geschlechter überall auf Erden ihrerseits Verzicht auf Vendetta geleistet und dem Recht über sich Gewalt eingeräumt! Das „Recht“ war lange ein vetitum, ein Frevel, eine Neuerung, es trat mit Gewalt auf, als Gewalt, der man sich nur mit Scham vor sich selber fügte. Jeder kleinste Schritt auf der Erde ist ehedem mit geistigen und körperlichen Martern erstritten worden: dieser ganze Gesichtspunkt, „dass nicht nur das Vorwärtsschreiten, nein! das Schreiten, die Bewegung, die Veränderung ihre unzähligen Märtyrer nöthig gehabt hat“, klingt gerade heute uns so fremd, — ich habe ihn in der „Morgenröthe“ S. 17 ff. an’s Licht gestellt. „Nichts ist theurer erkauft, heisst es daselbst S. 19, als das Wenige von menschlicher Vernunft und vom Gefühle der Freiheit, was jetzt unsern Stolz ausmacht. Dieser Stolz aber ist es, dessentwegen es uns jetzt fast unmöglich wird, mit jenen ungeheuren Zeitstrecken der „Sittlichkeit der Sitte“ zu empfinden, welche der „Weltgeschichte“ vorausliegen, als die wirkliche und entscheidende Hauptgeschichte, welche den Charakter der Menschheit festgestellt hat: wo das Leiden als Tugend, die Grausamkeit als Tugend, die Verstellung als Tugend, die Rache als Tugend, die Verleugnung der Vernunft als Tugend, dagegen das Wohlbefinden als Gefahr, die Wissbegierde als Gefahr, der Friede als Gefahr, das Mitleiden als Gefahr, das Bemitleidetwerden als Schimpf, die Arbeit als Schimpf, der Wahnsinn als Göttlichkeit, die Veränderung als das Unsittliche und Verderbenschwangere an sich überall in Geltung war!“ —

[«]

10.

In demselben Buche S. 39 ist auseinandergesetzt, in welcher Schätzung, unter welchem Druck von Schätzung das älteste Geschlecht contemplativer Menschen zu leben hatte, — genau so weit verachtet als es nicht gefürchtet wurde! Die Contemplation ist in vermummter Gestalt, in einem zweideutigen Ansehn, mit einem bösen Herzen und oft mit einem geängstigten Kopfe zuerst auf der Erde erschienen: daran ist kein Zweifel. Das Inaktive, Brütende, Unkriegerische in den Instinkten contemplativer Menschen legte lange ein tiefes Misstrauen um sie herum:

dagegen gab es kein anderes Mittel als entschieden Furcht vor sich erwecken. Und darauf haben sich zum Beispiel die alten Brahmanen verstanden! Die ältesten Philosophen wussten ihrem Dasein und Erscheinen einen Sinn, einen Halt und Hintergrund zu geben, auf den hin man sie fürchten lernte: genauer erwogen, aus einem noch fundamentaleren Bedürfnisse heraus, nämlich um vor sich selbst Furcht und Ehrfurcht zu gewinnen. Denn sie fanden in sich alle Werthurtheile gegen sich gekehrt, sie hatten gegen „den Philosophen in sich“ jede Art Verdacht und Widerstand niederzukämpfen. Dies thaten sie, als Menschen furchtbarer Zeitalter, mit furchtbaren Mitteln: die Grausamkeit gegen sich, die erfinderische Selbstkasteiung — das war das Hauptmittel dieser machtdurstigen Einsiedler und Gedanken-Neuerer, welche es nöthig hatten, in sich selbst erst die Götter und das Herkömmliche zu vergewaltigen, um selbst an ihre Neuerung glauben zu können. Ich erinnere an die berühmte Geschichte des Königs Viçvamitra, der aus tausendjährigen Selbstmarterungen ein solches Machtgefühl und Zutrauen zu sich gewann, dass er es unternahm, einen neuen Himmel zu bauen: das unheimliche Symbol der ältesten und jüngsten Philosophen-Geschichte auf Erden, — Jeder, der irgendwann einmal einen „neuen Himmel“ gebaut hat, fand die Macht dazu erst in der eignen Hölle… Drücken wir den ganzen Thatbestand in kurze Formeln zusammen: der philosophische Geist hat sich zunächst immer in die früher festgestellten Typen des contemplativen Menschen verkleiden und verpuppen müssen, als Priester, Zauberer, Wahrsager, überhaupt als religiöser Mensch, um in irgend einem Maasse auch nur möglich zu sein: das asketische Ideal hat lange Zeit dem Philosophen als Erscheinungsform, als Existenz-Voraussetzung gedient, — er musste es darstellen, um Philosoph sein zu können, er musste an dasselbe glauben, um es darstellen zu können. Die eigenthümlich weltverneinende, lebensfeindliche, sinnenungläubige, entsinnlichte Abseits-Haltung der Philosophen, welche bis auf die neueste Zeit festgehalten worden ist und damit beinahe als Philosophen-Attitüde an sich Geltung gewonnen hat, — sie ist vor Allem eine Folge des Nothstandes von Bedingungen, unter denen Philosophie überhaupt entstand und bestand: insofern nämlich die längste Zeit Philosophie auf Erden gar nicht möglich gewesen wäre ohne eine asketische Hülle und Einkleidung, ohne ein asketisches Selbst-Missverständniss. Anschaulich und augenscheinlich ausgedrückt: der asketische Priester hat bis auf die neueste Zeit die widrige und düstere Raupenform abgegeben, unter der allein die Philosophie leben durfte und herumschlich… Hat sich das wirklich verändert? Ist das bunte und gefährliche Flügelthier, jener „Geist“, den diese Raupe in sich barg, wirklich, Dank einer sonnigeren, wärmeren, aufgehellteren Welt, zuletzt doch noch entkuttet und in’s Licht hinausgelassen worden? Ist heute schon genug Stolz, Wagniss, Tapferkeit, Selbstgewissheit, Wille des Geistes, Wille zur Verantwortlichkeit, Freiheit des Willens vorhanden, dass wirklich nunmehr auf Erden „der Philosoph“ — möglich ist?…

[«]

11.

Jetzt erst, nachdem wir den asketischen Priester in Sicht bekommen haben, rücken wir unsrem Probleme: was bedeutet das asketische Ideal? ernsthaft auf den Leib, — jetzt erst wird es „Ernst“: wir haben nunmehr den eigentlichen Repräsentanten des Ernstes überhaupt uns gegenüber. „Was bedeutet aller Ernst?“ — diese noch grundsätzlichere Frage legt sich vielleicht hier schon auf unsre Lippen: eine Frage für Physiologen, wie billig, an der wir aber einstweilen noch vorüberschlüpfen. Der asketische Priester hat in jenem Ideale nicht nur seinen Glauben, sondern auch seinen Willen, seine Macht, sein Interesse. Sein Recht zum Dasein steht und fällt mit jenem Ideale: was Wunder, dass wir hier auf einen furchtbaren Gegner stossen, gesetzt nämlich, dass wir die Gegner jenes Ideales wären? einen solchen, der um seine Existenz gegen die Leugner jenes Ideales kämpft?… Andrerseits ist es von vornherein nicht wahrscheinlich, dass eine dergestalt interessirte Stellung zu unsrem Probleme diesem sonderlich zu Nutze kommen wird; der asketische Priester wird schwerlich selbst nur den glücklichsten Vertheidiger seines Ideals abgeben, aus dem gleichen Grunde, aus dem es einem Weibe zu misslingen pflegt, wenn es „das Weib an sich“ vertheidigen will, — geschweige denn den objektivsten Beurtheiler und Richter der hier aufgeregten Controverse. Eher also werden wir ihm noch zu helfen haben — so viel liegt jetzt schon auf der Hand — sich gut gegen uns zu vertheidigen als dass wir zu fürchten hätten, zu gut von ihm widerlegt zu werden… Der Gedanke, um den hier gekämpft wird, ist die Werthung unsres Lebens seitens der asketischen Priester: dasselbe wird (sammt dem, wozu es gehört, „Natur“, „Welt“, die gesammte Sphäre des Werdens und der Vergänglichkeit) von ihnen in Beziehung gesetzt zu einem ganz andersartigen Dasein, zu dem es sich gegensätzlich und ausschliessend verhält, es sei denn, dass es sich etwa gegen sich selber wende, sich selbst verneine:

in diesem Falle, dem Falle eines asketischen Lebens, gilt das Leben als eine Brücke für jenes andre Dasein. Der Asket behandelt das Leben wie einen Irrweg, den man endlich rückwärts gehn müsse, bis dorthin, wo er anfängt; oder wie einen Irrthum, den man durch die That widerlege — widerlegen solle: denn er fordert, dass man mit ihm gehe, er erzwingt, wo er kann, seine Werthung des Daseins. Was bedeutet das? Eine solche ungeheuerliche Werthungsweise steht nicht als Ausnahmefall und Curiosum in die Geschichte des Menschen eingeschrieben: sie ist eine der breitesten und längsten Thatsachen, die es giebt. Von einem fernen Gestirn aus gelesen, würde vielleicht die Majuskel-Schrift unsres Erden-Daseins zu dem Schluss verführen, die Erde sei der eigentlich asketische Stern, ein Winkel missvergnügter, hochmüthiger und widriger Geschöpfe, die einen tiefen Verdruss an sich, an der Erde, an allem Leben gar nicht loswürden und sich selber so viel Wehe thäten als möglich, aus Vergnügen am Wehethun: — wahrscheinlich ihrem einzigen Vergnügen. Erwägen wir doch, wie regelmässig, wie allgemein, wie fast zu allen Seiten der asketische Priester in die Erscheinung tritt; er gehört keiner einzelnen Rasse an; er gedeiht überall; er wächst aus allen Ständen heraus. Nicht dass er etwa seine Werthungsweise durch Vererbung züchtete und weiterpflanzte: das Gegentheil ist der Fall, — ein tiefer Instinkt verbietet ihm vielmehr, in's Grosse gerechnet, die Fortpflanzung. Es muss eine Necessität ersten Rangs sein, welche diese lebensfeindliche Species immer wieder wachsen und gedeihen macht, — es muss wohl ein Interesse des Lebens selbst sein, dass ein solcher Typus des Selbstwiderspruchs nicht ausstirbt. Denn ein asketisches Leben ist ein Selbstwiderspruch: hier herrscht ein Ressentiment sonder Gleichen, das eines ungesättigten Instinktes und Machtwillens, der Herr werden möchte, nicht über Etwas am Leben, sondern über das Leben selbst, über dessen tiefste, stärkste, unterste Bedingungen; hier wird ein Versuch gemacht, die Kraft zu gebrauchen, um die Quellen der Kraft zu verstopfen; hier richtet sich der Blick grün und hämisch gegen das physiologische Gedeihen selbst, in Sonderheit gegen dessen Ausdruck, die Schönheit, die Freude; während am Missrathen, Verkümmern, am Schmerz, am Unfall, am Hässlichen, an der willkürlichen Einbusse, an der Entselbstung, Selbstgeisselung, Selbstopferung ein Wohlgefallen empfunden und gesucht wird. Dies ist Alles im höchsten Grade paradox: wir stehen hier vor einer Zwiespältigkeit, die sich selbst zwiespältig will, welche sich selbst in diesem Leiden geniesst und in dem Maasse sogar immer selbstgewisser und triumphirender wird, als ihre eigne Voraussetzung, die physiologische Lebensfähigkeit, abnimmt. „Der Triumph gerade in der letzten Agonie“: unter diesem superlativischen Zeichen kämpfte von jeher das asketische Ideal; in diesem Räthsel von Verführung, in diesem Bilde von Entzücken und Qual erkannte es sein hellstes Licht, sein Heil, seinen endlichen Sieg. Crux, nux, lux — das gehört bei ihm in Eins. —

[«]

12.

Gesetzt, dass ein solcher leibhafter Wille zur Contradiction und Widernatur dazu gebracht wird, zu philosophiren: woran wird er seine innerlichste Willkür auslassen? An dem, was am allersichersten als wahr, als real empfunden wird: er wird den Irrthum gerade dort suchen, wo der eigentliche Lebens-Instinkt die Wahrheit am unbedingtesten ansetzt. Er wird zum Beispiel, wie es die Asketen der Vedânta-Philosophie thaten, die Leiblichkeit zur Illusion herabsetzen, den Schmerz insgleichen, die Vielheit, den ganzen Begriffs-Gegensatz „Subjekt“ und „Objekt“ — Irrthümer, Nichts als Irrthümer! Seinem Ich den Glauben versagen, sich selber seine „Realität“ verneinen — welcher Triumph! — schon nicht mehr bloss über die Sinne, über den Augenschein, eine viel höhere Art Triumph, eine Vergewaltigung und Grausamkeit an der Vernunft: als welche Wollust damit auf den Gipfel kommt, dass die asketische Selbstverachtung, Selbstverhöhnung der Vernunft dekretirt: „es giebt ein Reich der Wahrheit und des Seins, aber gerade die Vernunft ist davon ausgeschlossen!“… (Anbei gesagt: selbst noch in dem Kantischen Begriff „intelligibler Charakter der Dinge“ ist Etwas von dieser lüsternen Asketen-Zwiespältigkeit rückständig, welche Vernunft gegen Vernunft zu kehren liebt: „intelligibler Charakter“ bedeutet nämlich bei Kant eine Art Beschaffenheit der Dinge, von der der Intellekt gerade soviel begreift, dass sie für den Intellekt — ganz und gar unbegreiflich ist.) — Seien wir zuletzt, gerade als Erkennende, nicht undankbar gegen solche resolute Umkehrungen der gewohnten Perspektiven und Werthungen, mit denen der Geist allzulange scheinbar freventlich und nutzlos gegen sich selbst gewüthet hat: dergestalt einmal anders sehn, anders-sehn-wollen ist keine kleine Zucht und Vorbereitung des Intellekts zu seiner einstmaligen „Objektivität“, — letztere nicht als „interesselose Anschauung“ verstanden (als welche ein Unbegriff und Widersinn ist), sondern als das Vermögen, sein Für und Wider in der Gewalt zu haben und aus- und einzuhängen: so dass man sich gerade die Verschiedenheit der Perspektiven und der Affekt-Interpretationen für die Erkenntniss nutzbar zu machen weiss. Hüten wir uns nämlich, meine Herrn Philosophen, von nun an besser vor der gefährlichen alten Begriffs-Fabelei, welche ein „reines, willenloses, schmerzloses, zeitloses Subjekt der Erkenntniss“ angesetzt hat, hüten wir uns vor den Fangarmen solcher contradiktorischen Begriffe wie „reine Vernunft“, „absolute Geistigkeit“, „Erkenntniss an sich“: — hier wird immer ein Auge zu denken verlangt, das gar nicht gedacht werden kann, ein Auge, das durchaus keine Richtung haben soll, bei dem die aktiven und interpretirenden Kräfte unterbunden sein sollen, fehlen sollen, durch die doch Sehen erst ein Etwas-Sehen wird, hier wird also immer ein Widersinn und Unbegriff von Auge verlangt. Es giebt nur ein perspektivisches Sehen, nur ein perspektivisches „Erkennen“; und je mehr Affekte wir über eine Sache zu Worte kommen lassen, je mehr Augen, verschiedne Augen wir uns für dieselbe Sache einzusetzen wissen, um so vollständiger wird unser „Begriff“ dieser Sache, unsre „Objektivität“ sein. Den Willen aber überhaupt eliminiren, die Affekte sammt und sonders aushängen, gesetzt, dass wir dies vermöchten: wie? hiesse das nicht den Intellekt castriren?…

[«]

13.

Aber kehren wir zurück. Ein solcher Selbstwiderspruch, wie er sich im Asketen darzustellen scheint, „Leben gegen Leben“ ist — so viel liegt zunächst auf der Hand — physiologisch und nicht mehr psychologisch nachgerechnet, einfach Unsinn. Er kann nur scheinbar sein; er muss eine Art vorläufigen Ausdrucks, eine Auslegung, Formel, Zurechtmachung, ein psychologisches Missverständniss von Etwas sein, dessen eigentliche Natur lange nicht verstanden, lange nicht an sich bezeichnet werden konnte, — ein blosses Wort, eingeklemmt in eine alte Lücke der menschlichen Erkenntniss. Und dass ich kurz den Thatbestand dagegen stelle: das asketische Ideal entspringt dem Schutz- und Heil-Instinkte eines degenerirenden Lebens, welches sich mit allen Mitteln zu halten sucht und um sein Dasein kämpft; es deutet auf eine partielle physiologische Hemmung und Ermüdung hin, gegen welche die tiefsten, intakt gebliebenen Instinkte des Lebens unausgesetzt mit neuen Mitteln und Erfindungen ankämpfen. Das asketische Ideal ist ein solches Mittel: es steht also gerade umgekehrt als es die Verehrer dieses Ideals meinen, — das Leben ringt in ihm und durch dasselbe mit dem Tode und gegen den Tod, das asketische Ideal ist ein

Kunstgriff in der Erhaltung des Lebens. Dass dasselbe in dem Maasse, wie die Geschichte es lehrt, über den Menschen walten und mächtig werden konnte, in Sonderheit überall dort, wo die Civilisation und Zähmung des Menschen durchgesetzt wurde, darin drückt sich eine grosse Thatsache aus, die Krankhaftigkeit im bisherigen Typus des Menschen, zum Mindesten des zahm gemachten Menschen, das physiologische Ringen des Menschen mit dem Tode (genauer: mit dem Überdrusse am Leben, mit der Ermüdung, mit dem Wunsche nach dem „Ende“). Der asketische Priester ist der fleischgewordne Wunsch nach einem Anders-sein, Anderswo-sein, und zwar der höchste Grad dieses Wunsches, dessen eigentliche Inbrunst und Leidenschaft: aber eben die Macht seines Wünschens ist die Fessel, die ihn hier anbindet, eben damit wird er zum Werkzeug, das daran arbeiten muss, günstigere Bedingungen für das Hiersein und Mensch-sein zu schaffen, — eben mit dieser Macht hält er die ganze Heerde der Missrathnen, Verstimmten, Schlechtweggekommnen, Verunglückten, An-sich-Leidenden jeder Art am Dasein fest, indem er ihnen instinktiv als Hirt vorangeht. Man versteht mich bereits: dieser asketische Priester, dieser anscheinende Feind des Lebens, dieser Verneinende, — er gerade gehört zu den ganz grossen conservirenden und Ja-schaffenden Gewalten des Lebens… Woran sie hängt, jene Krankhaftigkeit? Denn der Mensch ist kränker, unsicherer, wechselnder, unfestgestellter als irgend ein Thier sonst, daran ist kein Zweifel, — er ist das kranke Thier: woher kommt das? Sicherlich hat er auch mehr gewagt, geneuert, getrotzt, das Schicksal herausgefordert als alle übrigen Thiere zusammen genommen: er, der grosse Experimentator mit sich, der Unbefriedigte, Ungesättigte, der um die letzte Herrschaft mit Thier, Natur und Göttern ringt, — er, der immer noch Unbezwungne, der ewig-Zukünftige, der vor seiner eignen drängenden Kraft keine Ruhe mehr findet, so dass ihm seine Zukunft unerbittlich wie ein Sporn im Fleische jeder Gegenwart wühlt: — wie sollte ein solches muthiges und reiches Thier nicht auch das am meisten gefährdete, das am Längsten und Tiefsten kranke unter allen kranken Thieren sein?… Der Mensch hat es satt, oft genug, es giebt ganze Epidemien dieses Satthabens (— so um 1348 herum, zur Zeit des Todtentanzes): aber selbst noch dieser Ekel, diese Müdigkeit, dieser Verdruss an sich selbst — Alles tritt an ihm so mächtig heraus, dass es sofort wieder zu einer neuen Fessel wird. Sein Nein, das er zum Leben spricht, bringt wie durch einen Zauber eine Fülle zarterer Ja’s an’s Licht; ja wenn er sich verwundet, dieser Meister der Zerstörung, Selbstzerstörung, — hinterdrein ist es die Wunde selbst, die ihn zwingt, zu leben…

14.

Je normaler die Krankhaftigkeit am Menschen ist — und wir können diese Normalität nicht in Abrede stellen —, um so höher sollte man die seltnen Fälle der seelisch-leiblichen Mächtigkeit, die Glücksfälle des Menschen in Ehren halten, um so strenger die Wohlgerathenen vor der schlechtesten Luft, der Kranken-Luft behüten. Thut man das?… Die Kranken sind die grösste Gefahr für die Gesunden; nicht von den Stärksten kommt das Unheil für die Starken, sondern von den Schwächsten. Weiss man das?… In's Grosse gerechnet, ist es durchaus nicht die Furcht vor dem Menschen, deren Verminderung man wünschen dürfte: denn diese Furcht zwingt die Starken dazu, stark, unter Umständen furchtbar zu sein, — sie hält den wohlgerathenen Typus Mensch aufrecht. Was zu fürchten ist, was verhängnissvoll wirkt wie kein andres Verhängniss, das wäre nicht die grosse Furcht, sondern der grosse Ekel vor dem Menschen; insgleichen das grosse Mitleid mit dem Menschen. Gesetzt, dass diese beiden eines Tages sich begatteten, so würde unvermeidlich sofort etwas vom Unheimlichsten zur Welt kommen, der „letzte Wille“ des Menschen, sein Wille zum Nichts, der Nihilismus. Und in der That: hierzu ist Viel vorbereitet. Wer nicht nur seine Nase zum Riechen hat, sondern auch seine Augen und Ohren, der spürt fast überall, wohin er heute auch nur tritt, etwas wie Irrenhaus-, wie Krankenhaus-Luft, — ich rede, wie billig, von den Culturgebieten des Menschen, von jeder Art „Europa“, das es nachgerade auf Erden giebt. Die Krankhaften sind des Menschen grosse Gefahr: nicht die Bösen, nicht die „Raubthiere“. Die von vornherein Verunglückten, Niedergeworfnen, Zerbrochnen — sie sind es, die Schwächsten sind es, welche am Meisten das Leben unter Menschen unterminiren, welche unser Vertrauen zum Leben, zum Menschen, zu uns am gefährlichsten vergiften und in Frage stellen. Wo entgienge man ihm, jenem verhängten Blick, von dem man eine tiefe Traurigkeit mit fortträgt, jenem zurückgewendeten Blick des Missgebornen von Anbeginn, der es verräth, wie ein solcher Mensch zu sich selber spricht, — jenem Blick, der ein Seufzer ist. „Möchte ich irgend Jemand Anderes sein! so seufzt dieser Blick: aber da ist keine Hoffnung. Ich bin, der ich bin: wie käme ich von mir selber los? Und doch — habe ich mich satt!“… Auf solchem Boden der Selbstverachtung, einem eigentlichen Sumpfboden, wächst jedes Unkraut, jedes Giftgewächs, und alles so klein, so versteckt, so unehrlich, so süsslich. Hier wimmeln die Würmer der

Rach- und Nachgefühle; hier stinkt die Luft nach Heimlichkeiten und Uneingeständlichkeiten; hier spinnt sich beständig das Netz der bösartigsten Verschwörung, — der Verschwörung der Leidenden gegen die Wohlgerathenen und Siegreichen, hier wird der Aspekt des Siegreichen gehasst. Und welche Verlogenheit, um diesen Hass nicht als Hass einzugestehn! Welcher Aufwand an grossen Worten und Attitüden, welche Kunst der „rechtschaffnen“ Verleumdung! Diese Missrathenen: welche edle Beredsamkeit entströmt ihren Lippen! Wie viel zuckrige, schleimige, demüthige Ergebung schwimmt in ihren Augen! Was wollen sie eigentlich? Die Gerechtigkeit, die Liebe, die Weisheit, die Überlegenheit wenigstens darstellen — das ist der Ehrgeiz dieser „Untersten“, dieser Kranken! Und wie geschickt macht ein solcher Ehrgeiz! Man bewundere namentlich die Falschmünzer-Geschicklichkeit, mit der hier das Gepräge der Tugend, selbst der Klingklang, der Goldklang der Tugend nachgemacht wird. Sie haben die Tugend jetzt ganz und gar für sich in Pacht genommen, diese Schwachen und Heillos-Krankhaften, daran ist kein Zweifel: „wir allein sind die Guten, die Gerechten, so sprechen sie, wir allein sind die homines bonae voluntatis.“ Sie wandeln unter uns herum als leibhafte Vorwürfe, als Warnungen an uns, — wie als ob Gesundheit, Wohlgerathenheit, Stärke, Stolz, Machtgefühl an sich schon lasterhafte Dinge seien, für die man einst büssen, bitter büssen müsse: oh wie sie im Grunde dazu selbst bereit sind, büssen zu machen, wie sie darnach dürsten, Henker zu sein! Unter ihnen giebt es in Fülle die zu Richtern verkleideten Rachsüchtigen, welche beständig das Wort „Gerechtigkeit“ wie einen giftigen Speichel im Munde tragen, immer gespitzten Mundes, immer bereit, Alles anzuspeien, was nicht unzufrieden blickt und guten Muths seine Strasse zieht. Unter ihnen fehlt auch jene ekelhafteste Species der Eitlen nicht, die verlognen Missgeburten, die darauf aus sind, „schöne Seelen“ darzustellen und etwa ihre verhunzte Sinnlichkeit, in Verse und andere Windeln gewickelt, als „Reinheit des Herzens“ auf den Markt bringen: die Species der moralischen Onanisten und „Selbstbefriediger“. Der Wille der Kranken, irgend eine Form der Überlegenheit darzustellen, ihr Instinkt für Schleichwege, die zu einer Tyrannei über die Gesunden führen, — wo fände er sich nicht, dieser Wille gerade der Schwächsten zur Macht! Das kranke Weib in Sonderheit: Niemand übertrifft es in Raffinements, zu herrschen, zu drücken, zu tyrannisiren. Das kranke Weib schont dazu nichts Lebendiges, nichts Todtes, es gräbt die begrabensten Dinge wieder auf (die Bogos sagen: „das Weib ist eine Hyäne“). Man blicke in die Hintergründe jeder Familie, jeder Körperschaft, jedes Gemeinwesens: überall der Kampf der Kranken gegen die Gesunden, — ein stiller Kampf zumeist mit kleinen Giftpulvern, mit

Nadelstichen, mit tückischem Dulder-Mienenspiele, mitunter aber auch mit jenem Kranken-Pharisäismus der lauten Gebärde, der am liebsten „die edle Entrüstung“ spielt. Bis in die geweihten Räume der Wissenschaft hinein möchte es sich hörbar machen, das heisere Entrüstungsgebell der krankhaften Hunde, die bissige Verlogenheit und Wuth solcher „edlen“ Pharisäer (— ich erinnere Leser, die Ohren haben, nochmals an jenen Berliner Rache-Apostel Eugen Dühring, der im heutigen Deutschland den unanständigsten und widerlichsten Gebrauch vom moralischen Bumbum macht: Dühring, das erste Moral-Grossmaul, das es jetzt giebt, selbst noch unter seines Gleichen, den Antisemiten). Das sind alles Menschen des Ressentiment, diese physiologisch Verunglückten und Wurmstichigen, ein ganzes zitterndes Erdreich unterirdischer Rache, unerschöpflich, unersättlich in Ausbrüchen gegen die Glücklichen und ebenso in Maskeraden der Rache, in Vorwänden zur Rache: wann würden sie eigentlich zu ihrem letzten, feinsten, sublimsten Triumph der Rache kommen? Dann unzweifelhaft, wenn es ihnen gelänge, ihr eignes Elend, alles Elend überhaupt den Glücklichen in’s Gewissen zu schieben: so dass diese sich eines Tags ihres Glücks zu schämen begönnen und vielleicht unter einander sich sagten: „es ist eine Schande, glücklich zu sein! es giebt zu viel Elend!“... Aber es könnte gar kein grösseres und verhängnissvolleres Missverständniss geben, als wenn dergestalt die Glücklichen, die Wohlgerathenen, die Mächtigen an Leib und Seele anfiengen, an ihrem Recht auf Glück zu zweifeln. Fort mit dieser „verkehrten Welt“! Fort mit dieser schändlichen Verweichlichung des Gefühls! Dass die Kranken nicht die Gesunden krank machen — und dies wäre eine solche Verweichlichung — das sollte doch der oberste Gesichtspunkt auf Erden sein: — dazu aber gehört vor allen Dingen, dass die Gesunden von den Kranken abgetrennt bleiben, behütet selbst vor dem Anblick der Kranken, dass sie sich nicht mit den Kranken verwechseln. Oder wäre es etwa ihre Aufgabe, Krankenwärter oder Ärzte zu sein?... Aber sie könnten ihre Aufgabe gar nicht schlimmer verkennen und verleugnen, — das Höhere soll sich nicht zum Werkzeug des Niedrigeren herabwürdigen, das Pathos der Distanz soll in alle Ewigkeit auch die Aufgaben aus einander halten! Ihr Recht, dazusein, das Vorrecht der Glocke mit vollem Klange vor der misstönigen, zersprungenen, ist ja ein tausendfach grösseres: sie allein sind die Bürgen der Zukunft, sie allein sind verpflichtet für die Menschen-Zukunft. Was sie können, was sie sollen, das dürften niemals Kranke können und sollen: aber damit sie können, was nur sie sollen, wie stünde es ihnen noch frei, den Arzt, den Trostbringer, den „Heiland“ der Kranken zu machen?… Und darum gute Luft! gute Luft! Und weg jedenfalls aus der Nähe von allen Irren- und Krankenhäusern der Cultur! Und darum gute Gesellschaft, unsre Gesellschaft! Oder Einsamkeit, wenn es sein muss! Aber weg jedenfalls von den üblen Dünsten der innewendigen Verderbniss und des heimlichen Kranken-Wurmfrasses!… Damit wir uns selbst nämlich, meine Freunde, wenigstens eine Weile noch gegen die zwei schlimmsten Seuchen vertheidigen, die gerade für uns aufgespart sein mögen, — gegen den grossen Ekel am Menschen! gegen das grosse Mitleid mit dem Menschen!…

[«]

15.

Hat man in aller Tiefe begriffen — und ich verlange, dass man hier gerade tief greift, tief begreift — inwiefern es schlechterdings nicht die Aufgabe der Gesunden sein kann, Kranke zu warten, Kranke gesund zu machen, so ist damit auch eine Nothwendigkeit mehr begriffen, — die Nothwendigkeit von Ärzten und Krankenwärtern, die selber krank sind: und nunmehr haben und halten wir den Sinn des asketischen Priesters mit beiden Händen. Der asketische Priester muss uns als der vorherbestimmte Heiland, Hirt und Anwalt der kranken Heerde gelten: damit erst verstehen wir seine ungeheure historische Mission. Die Herrschaft über Leidende ist sein Reich, auf sie weist ihn sein Instinkt an, in ihr hat er seine eigenste Kunst, seine Meisterschaft, seine Art von Glück. Er muss selber krank sein, er muss den Kranken und Schlechtweggekommenen von Grund aus verwandt sein, um sie zu verstehen, — um sich mit ihnen zu verstehen; aber er muss auch stark sein, mehr Herr noch über sich als über Andere, unversehrt namentlich in seinem Willen zur Macht, damit er das Vertrauen und die Furcht der Kranken hat, damit er ihnen Halt, Widerstand, Stütze, Zwang, Zuchtmeister, Tyrann, Gott sein kann. Er hat sie zu vertheidigen, seine Heerde — gegen wen? Gegen die Gesunden, es ist kein Zweifel, auch gegen den Neid auf die Gesunden; er muss der natürliche Widersacher und Verächter aller rohen, stürmischen, zügellosen, harten, gewaltthätig-raubthierhaften Gesundheit und Mächtigkeit sein. Der Priester ist die erste Form des delikateren Thiers, das leichter noch verachtet als hasst. Es wird ihm nicht erspart bleiben, Krieg zu führen mit den Raubthieren, einen Krieg der List (des „Geistes“) mehr als der Gewalt, wie sich von selbst versteht, —

er wird es dazu unter Umständen nöthig haben, beinahe einen neuen Raubthier-Typus an sich herauszubilden, mindestens zu bedeuten, — eine neue Thier-Furchtbarkeit, in welcher der Eisbär, die geschmeidige kalte abwartende Tigerkatze und nicht am wenigsten der Fuchs zu einer ebenso anziehenden als furchteinflössenden Einheit gebunden scheinen. Gesetzt, dass die Noth ihn zwingt, so tritt er dann wohl bärenhafternst, ehrwürdig, klug, kalt, trügerisch-überlegen, als Herold und Mundstück geheimnissvollerer Gewalten, mitten unter die andere Art Raubthiere selbst, entschlossen, auf diesem Boden Leid, Zwiespalt, Selbstwiderspruch, wo er kann, auszusäen und, seiner Kunst nur zu gewiss, über Leidende jederzeit Herr zu werden. Er bringt Salben und Balsam mit, es ist kein Zweifel; aber erst hat er nöthig, zu verwunden, um Arzt zu sein; indem er dann den Schmerz stillt, den die Wunde macht, vergiftet er zugleich die Wunde — darauf vor Allem nämlich versteht er sich, dieser Zauberer und Raubthier-Bändiger, in dessen Umkreis alles Gesunde nothwendig krank und alles Kranke nothwendig zahm wird. Er vertheidigt in der That gut genug seine kranke Heerde, dieser seltsame Hirt, — er vertheidigt sie auch gegen sich, gegen die in der Heerde selbst glimmende Schlechtigkeit, Tücke, Böswilligkeit und was sonst allen Süchtigen und Kranken unter einander zu eigen ist, er kämpft klug, hart und heimlich mit der Anarchie und der jederzeit beginnenden Selbstauflösung innerhalb der Heerde, in welcher jener gefährlichste Spreng- und Explosivstoff, das Ressentiment, sich beständig häuft und häuft. Diesen Sprengstoff so zu entladen, dass er nicht die Heerde und nicht den Hirten zersprengt, das ist sein eigentliches Kunststück, auch seine oberste Nützlichkeit; wollte man den Werth der priesterlichen Existenz in die kürzeste Formel fassen, so wäre geradewegs zu sagen: der Priester ist der Richtungs-Veränderer des Ressentiment. Jeder Leidende nämlich sucht instinktiv zu seinem Leid eine Ursache; genauer noch, einen Thäter, noch bestimmter, einen für Leid empfänglichen schuldigen Thäter, — kurz, irgend etwas Lebendiges, an dem er seine Affekte thätlich oder in effigie auf irgend einen Vorwand hin entladen kann: denn die Affekt-Entladung ist der grösste Erleichterungs- nämlich Betäubungs-Versuch des Leidenden, sein unwillkürlich begehrtes Narcoticum gegen Qual irgend welcher Art. Hierin allein ist, meiner Vermuthung nach, die wirkliche physiologische Ursächlichkeit des Ressentiment, der Rache und ihrer Verwandten, zu finden, in einem Verlangen also nach Betäubung von Schmerz durch Affekt: — man sucht dieselbe gemeinhin, sehr irrthümlich, wie mich dünkt, in dem Defensiv-Gegenschlag, einer blossen Schutzmaassregel der Reaktion, einer „Reflexbewegung“ im Falle irgend einer plötzlichen Schädigung und Gefährdung, von der Art, wie sie ein Frosch ohne Kopf noch vollzieht, um eine ätzende Säure loszuwerden. Aber die Verschiedenheit ist fundamental: im Einen Falle will man weiteres Beschädigtwerden hindern, im anderen Falle will man einen quälenden, heimlichen, unerträglich-werdenden Schmerz durch eine heftigere Emotion irgend welcher Art betäuben und für den Augenblick wenigstens aus dem Bewusstsein schaffen, — dazu braucht man einen Affekt, einen möglichst wilden Affekt und, zu dessen Erregung, den ersten besten Vorwand. „Irgend Jemand muss schuld daran sein, dass ich mich schlecht befinde“ — diese Art zu schliessen ist allen Krankhaften eigen, und zwar je mehr ihnen die wahre Ursache ihres Sich-Schlecht-Befindens, die physiologische, verborgen bleibt (— sie kann etwa in einer Erkrankung des nervus sympathicus liegen oder in einer übermässigen Gallen-Absonderung, oder an einer Armuth des Blutes an schwefel- und phosphorsaurem Kali oder in Druckzuständen des Unterleibes, welche den Blutumlauf stauen, oder in Entartung der Eierstöcke und dergleichen). Die Leidenden sind allesammt von einer entsetzlichen Bereitwilligkeit und Erfindsamkeit in Vorwänden zu schmerzhaften Affekten; sie geniessen ihren Argwohn schon, das Grübeln über Schlechtigkeiten und scheinbare Beeinträchtigungen, sie durchwühlen die Eingeweide ihrer Vergangenheit und Gegenwart nach dunklen fragwürdigen Geschichten, wo es ihnen freisteht, in einem quälerischen Verdachte zu schwelgen und am eignen Gifte der Bosheit sich zu berauschen — sie reissen die ältesten Wunden auf, sie verbluten sich an längst ausgeheilten Narben, sie machen Übelthäter aus Freund, Weib, Kind und was sonst ihnen am nächsten steht. „Ich leide: daran muss irgend Jemand schuld sein“ — also denkt jedes krankhafte Schaf. Aber sein Hirt, der asketische Priester, sagt zu ihm: „Recht so, mein Schaf! irgend wer muss daran schuld sein: aber du selbst bist dieser Irgend-Wer, du selbst bist daran allein schuld, — du selbst bist an dir allein schuld!“... Das ist kühn genug, falsch genug: aber Eins ist damit wenigstens erreicht, damit ist, wie gesagt, die Richtung des Ressentiment — verändert.

[«]

16.

Man eräth nunmehr, was nach meiner Vorstellung der Heilkünstler-Instinkt des Lebens durch den asketischen Priester zum Mindesten versucht hat und wozu ihm eine zeitweilige Tyrannei solcher paradoxer und paralogischer Begriffe wie „Schuld“, „Sünde“, „Sündhaftigkeit“, „Verderbniss“, „Verdammniss“ hat dienen müssen: die Kranken bis zu einem gewissen Grade unschädlich zu machen, die Unheilbaren durch sich selbst zu zerstören, den Milder-Erkrankten streng die Richtung auf sich selbst, eine Rückwärtsrichtung ihres Ressentiments zu geben („Eins ist noth“ —) und die schlechten Instinkte aller Leidenden dergestalt zum Zweck der Selbstdisciplinirung, Selbstüberwachung, Selbstüberwindung auszunützen. Es kann sich, wie sich von selbst versteht, mit einer „Medikation“ dieser Art, einer blossen Affekt-Medikation, schlechterdings nicht um eine wirkliche Kranken-Heilung im physiologischen Verstande handeln; man dürfte selbst nicht einmal behaupten, dass der Instinkt des Lebens hierbei irgendwie die Heilung in Aussicht und Absicht genommen habe. Eine Art Zusammendrängung und Organisation der Kranken auf der einen Seite (— das Wort „Kirche“ ist dafür der populärste Name), eine Art vorläufiger Sicherstellung der Gesünder-Gerathenen, der Voller-Ausgegossenen auf der andern, die Aufreissung einer Kluft somit zwischen Gesund und Krank — das war für lange Alles! Und es gar Viel! es war sehr Viel!... [Ich gehe in dieser Abhandlung, wie man sieht, von einer Voraussetzung aus, die ich in Hinsicht auf Leser, wie ich sie brauche, nicht erst zu begründen habe: dass „Sündhaftigkeit“ am Menschen kein Thatbestand ist, vielmehr nur die Interpretation eines Thatbestandes, nämlich einer physiologischen Verstimmung, — letztere unter einer moralisch-religiösen Perspektive gesehn, welche für uns nichts Verbindliches mehr hat. — Damit, dass Jemand sich „schuldig“, „sündig“ fühlt, ist schlechterdings noch nicht bewiesen, dass er sich mit Recht so fühlt; so wenig Jemand gesund ist, bloss deshalb, weil er sich gesund fühlt. Man erinnere sich doch der berühmten Hexen-Prozesse: damals zweifelten die scharfsichtigsten und menschenfreundlichsten Richter nicht daran, dass hier eine Schuld vorliege; die „Hexen“ selbst zweifelten nicht daran, — und dennoch fehlte die Schuld. — Um jene Voraussetzung in erweiterter Form auszudrücken: der „seelische Schmerz“ selbst gilt mir überhaupt nicht als Thatbestand, sondern nur als eine Auslegung (Causal-Auslegung) von bisher nicht exakt zu formulirenden Thatbeständen: somit als Etwas, das vollkommen noch in der Luft schwebt und wissenschaftlich unverbindlich ist, — ein fettes Wort eigentlich nur an Stelle eines sogar spindeldürren Fragezeichens. Wenn Jemand mit einem „seelischen Schmerz“ nicht fertig wird, so liegt das, grob geredet, nicht an seiner „Seele“; wahrscheinlicher noch an seinem Bauche (grob geredet, wie gesagt: womit noch keineswegs der Wunsch ausgedrückt ist, auch grob gehört, grob verstanden zu werden…) Ein starker und wohlgerathener Mensch verdaut seine Erlebnisse (Thaten, Unthaten eingerechnet) wie er seine Mahlzeiten verdaut, selbst wenn er harte Bissen zu verschlucken hat. Wird er mit einem Erlebnisse „nicht fertig“, so ist diese Art Indigestion so gut physiologisch wie jene andere — und vielfach in der That nur eine der Folgen jener anderen. — Mit einer solchen Auffassung kann man, unter uns gesagt, immer noch der strengste Gegner alles Materialismus sein…]

[«]

17.

Ist er aber eigentlich ein Arzt, dieser asketische Priester? — Wir begriffen schon, inwiefern es kaum erlaubt ist, ihn einen Arzt zu nennen, so gern er auch selbst sich als „Heiland“ fühlt, als „Heiland“ verehren lässt. Nur das Leiden selbst, die Unlust des Leidenden wird von ihm bekämpft, nicht deren Ursache, nicht das eigentliche Kranksein, — das muss unsren grundsätzlichsten Einwand gegen die priesterliche Medikation abgeben. Stellt man sich aber erst einmal in die Perspektive, wie der Priester sie allein kennt und hat, so kommt man nicht leicht zu Ende in der Bewunderung, was unter ihr Alles gesehn, gesucht und gefunden hat. Die Milderung des Leidens, das „Trösten“ jeder Art, — das erweist sich als sein Genie selbst: wie erfinderisch hat er seine Tröster-Aufgabe verstanden, wie unbedenklich und kühn hat er zu ihr die Mittel gewählt! Das Christenthum in Sonderheit dürfte man eine grosse Schatzkammer geistreichster Trostmittel nennen, so viel Erquickliches, Milderndes, Narkotisirendes ist in ihm gehäuft, so viel Gefährlichstes und Verwegenstes zu diesem Zweck gewagt, so fein, so raffinirt, so südländisch-raffinirt ist von ihm insbesondere errathen worden, mit was für Stimulanz-Affekten die tiefe Depression, die bleierne Ermüdung, die schwarze Traurigkeit der Physiologisch-Gehemmten wenigstens für Zeiten besiegt werden kann. Denn allgemein gesprochen: bei allen grossen Religionen handelte es sich in der Hauptsache um die Bekämpfung einer gewissen, zur Epidemie gewordnen Müdigkeit und Schwere. Man kann es von vornherein als wahrscheinlich ansetzen, dass von Zeit zu Zeit an bestimmten Stellen der Erde fast nothwendig ein physiologisches Hemmungsgefühl über breite Massen Herr werden muss, welches aber, aus Mangel an physiologischem Wissen, nicht als solches in’s Bewusstsein tritt, so dass dessen „Ursache“, dessen Remedur auch nur psychologisch-moralisch gesucht und versucht werden kann (— dies nämlich ist meine allgemeinste Formel für Das, was gemeinhin eine „Religion“ genannt wird). Ein solches Hemmungsgefühl kann verschiedenster Abkunft sein: etwa als Folge der Kreuzung von zu fremdartigen Rassen (oder von Ständen — Stände drücken immer auch Abkunfts- und Rassen-Differenzen aus: der europäische „Weltschmerz“, der „Pessimismus“ des neunzehnten Jahrhunderts ist wesentlich die Folge einer unsinnig plötzlichen Stände-Mischung); oder bedingt durch eine fehlerhafte Emigration — eine Rasse in ein Klima gerathen, für das ihre Anpassungskraft nicht ausreicht (der Fall der Inder in Indien); oder die Nachwirkung von Alter und Ermüdung der Rasse (Pariser Pessimismus von 1850 an); oder einer falschen Diät (Alkoholismus des Mittelalters; der Unsinn der Vegetarians, welche freilich die Autorität des Junker Christoph bei Shakespeare für sich haben); oder von Blutverderbniss, Malaria, Syphilis und dergleichen (deutsche Depression nach dem dreissigjährigen Kriege, welcher halb Deutschland mit schlechten Krankheiten durchseuchte und damit den Boden für deutsche Servilität, deutschen Kleinmuth vorbereitete). In einem solchen Falle wird jedes Mal im grössten Stil ein Kampf mit dem Unlustgefühl versucht; unterrichten wir uns kurz über dessen wichtigste Praktiken und Formen. (Ich lasse hier, wie billig, den eigentlichen Philosophen-Kampf gegen das Unlustgefühl, der immer gleichzeitig zu sein pflegt, ganz bei Seite — er ist interessant genug, aber zu absurd, zu praktisch-gleichgültig, zu spinneweberisch und eckensteherhaft, etwa wenn der Schmerz als ein Irrthum bewiesen werden soll, unter der naiven Voraussetzung, dass der Schmerz schwinden müsse, wenn erst der Irrthum in ihm erkannt ist — aber siehe da! er hütete sich, zu schwinden…) Man bekämpft erstens jene dominirende Unlust durch Mittel, welche das Lebensgefühl überhaupt auf den niedrigsten Punkt herabsetzen. Womöglich überhaupt kein Wollen, kein Wunsch mehr; Allem, was Affekt macht, was „Blut“ macht, ausweichen (kein Salz essen: Hygiene des Fakirs); nicht lieben; nicht hassen; Gleichmuth; nicht sich rächen; nicht sich bereichern; nicht arbeiten; betteln; womöglich kein Weib, oder so wenig Weib als möglich: in geistiger Hinsicht das Princip Pascal’s „il faut s’abêtir“. Resultat, psychologisch-moralisch ausgedrückt: „Entselbstung“, „Heiligung“; physiologisch ausgedrückt: Hypnotisirung, — der Versuch Etwas für den Menschen annähernd zu erreichen, was der Winterschlaf für einige Thierarten, der Sommerschlaf für viele Pflanzen der heissen Klimaten ist, ein Minimum von Stoffverbrauch und Stoffwechsel, bei dem das Leben gerade noch besteht, ohne eigentlich noch in’s Bewusstsein zu treten. Auf dieses Ziel ist eine erstaunliche Menge menschlicher

Energie verwandt worden — umsonst etwa?… Dass solche sportsmen der „Heiligkeit“, an denen alle Zeiten, fast alle Völker reich sind, in der That eine wirkliche Erlösung von dem gefunden haben, was sie mit einem so rigorösen training bekämpften, daran darf man durchaus nicht zweifeln, — sie kamen von jener tiefen physiologischen Depression mit Hülfe ihres Systems von Hypnotisirungs-Mitteln in unzähligen Fällen wirklich los: weshalb ihre Methodik zu den allgemeinsten ethnologischen Thatsachen zählt. Insgleichen fehlt jede Erlaubniss dazu, um schon an sich eine solche Absicht auf Aushungerung der Leiblichkeit und der Begierde unter die Irrsinns-Symptome zu rechnen (wie es eine täppische Art von Roastbeef-fressenden „Freigeistern“ und Junker Christophen zu thun beliebt). Um so sicherer ist es, dass sie den Weg zu allerhand geistigen Störungen abgiebt, abgeben kann, zu „inneren Lichtern“ zum Beispiel, wie bei den Hesychasten vom Berge Athos, zu Klang- und Gestalt-Hallucinationen, zu wollüstigen Überströmungen und Ekstasen der Sinnlichkeit (Geschichte der heiligen Therese). Die Auslegung, welche derartigen Zuständen von den mit ihnen Behafteten gegeben wird, ist immer so schwärmerisch-falsch wie möglich gewesen, dies versteht sich von selbst: nur überhöre man den Ton überzeugtester Dankbarkeit nicht, der eben schon im Willen zu einer solchen Interpretations-Art zum Erklingen kommt. Der höchste Zustand, die Erlösung selbst, jene endlich erreichte Gesammt-Hypnotisirung und Stille, gilt ihnen immer als das Geheimniss an sich, zu dessen Ausdruck auch die höchsten Symbole nicht ausreichen, als Ein- und Heimkehr in den Grund der Dinge, als Freiwerden von allem Wahne, als „Wissen“, als „Wahrheit“, als „Sein“, als Loskommen von jedem Ziele, jedem Wunsche, jedem Thun, als ein Jenseits auch von Gut und Böse. „Gutes und Böses, sagt der Buddhist, — Beides sind Fesseln: über Beides wurde der Vollendete Herr“; „Gethanes und Ungethanes, sagt der Gläubige des Vedânta, schafft ihm keinen Schmerz; das Gute und das Böse schüttelt er als ein Weiser von sich; sein Reich leidet durch keine That mehr; über Gutes und Böses, über Beides gieng er hinaus“: — eine gesammt-indische Auffassung also, ebenso brahmanistisch als buddhistisch. (Weder in der indischen, noch in der christlichen Denkweise gilt jene „Erlösung“ als erreichbar durch Tugend, durch moralische Besserung, so hoch der Hypnotisirungs-Werth der Tugend auch von ihnen angesetzt wird: dies halte man fest, — es entspricht dies übrigens einfach dem Thatbestande. Hierin wahr geblieben zu sein, darf vielleicht als das beste Stück Realismus in den drei grössten, sonst so gründlich vermoralisirten Religionen betrachtet werden. „Für den Wissenden giebt es keine Pflicht“… „Durch Zulegung von Tugenden kommt

Erlösung nicht zu Stande: denn sie besteht im Einssein mit dem keiner Zulegung von Vollkommenheit fähigen Brahman; und ebenso wenig in der Ablegung von Fehlern: denn das Brahman, mit dem Eins zu sein Das ist, was Erlösung ausmacht, ist ewig rein" — diese Stellen aus dem Commentare des Çankara, citirt von dem ersten wirklichen Kenner der indischen Philosophie in Europa, meinem Freunde Paul Deussen.) Die „Erlösung" in den grossen Religionen wollen wir also in Ehren halten; dagegen wird es uns ein wenig schwer, bei der Schätzung, welche schon der tiefe Schlaf durch diese selbst für das Träumen zu müd gewordnen Lebensmüden erfährt, ernsthaft zu bleiben, — der tiefe Schlaf nämlich bereits als Eingehen in das Brahman, als erreichte unio mystica mit Gott. „Wenn er dann eingeschlafen ist ganz und gar — heisst es darüber in der ältesten ehrwürdigsten „Schrift" — und völlig zur Ruhe gekommen, dass er kein Traumbild mehr schaut, alsdann ist er, oh Theurer, vereinigt mit dem Seienden, in sich selbst ist er eingegangen, — von dem erkenntnissartigen Selbste umschlungen hat er kein Bewusstsein mehr von dem, was aussen oder innen ist. Diese Brücke überschreiten nicht Tag und Nacht, nicht das Alter, nicht der Tod, nicht das Leiden, nicht gutes Werk, noch böses Werk." „Im tiefen Schlafe, sagen insgleichen die Gläubigen dieser tiefsten der drei grossen Religionen, hebt sich die Seele heraus aus diesem Leibe, geht ein in das höchste Licht und tritt dadurch hervor in eigener Gestalt: da ist sie der höchste Geist selbst, der herumwandelt, indem er scherzt und spielt und sich ergötzt, sei es mit Weibern oder mit Wagen oder mit Freunden, da denkt sie nicht mehr zurück an dieses Anhängsel von Leib, an welches der prâna (der Lebensodem) angespannt ist wie ein Zugthier an den Karren." Trotzdem wollen wir auch hier, wie im Falle der „Erlösung", uns gegenwärtig halten, dass damit im Grunde, wie sehr auch immer in der Pracht orientalischer Übertreibung, nur die gleiche Schätzung ausgedrückt ist, welche die des klaren, kühlen, griechisch-kühlen, aber leidenden Epikur war: das hypnotische Nichts-Gefühl, die Ruhe des tiefsten Schlafes, Leidlosigkeit kurzum — das darf Leidenden und Gründlich-Verstimmten schon als höchstes Gut, als Werth der Werthe gelten, das muss von ihnen als positiv abgeschätzt, als das Positive selbst empfunden werden. (Nach derselben Logik des Gefühls heisst in allen pessimistischen Religionen das Nichts Gott.)

[«]

18.

Viel häufiger als eine solche hypnotistische Gesammtdämpfung der Sensibilität, der Schmerzfähigkeit, welche schon seltnere Kräfte, vor Allem Muth, Verachtung der Meinung, „intellektuellen Stoicismus“ voraussetzt, wird gegen Depressions-Zustände ein anderes training versucht, welches jedenfalls leichter ist: die machinale Thätigkeit. Dass mit ihr ein leidendes Dasein in einem nicht unbeträchtlichen Grade erleichtert wird, steht ausser allem Zweifel: man nennt heute diese Thatsache, etwas unehrlich, „den Segen der Arbeit“. Die Erleichterung besteht darin, dass das Interesse des Leidenden grundsätzlich vom Leiden abgelenkt wird, — dass beständig ein Thun und wieder nur ein Thun in’s Bewusstsein tritt und folglich wenig Platz darin für Leiden bleibt: denn sie ist eng, diese Kammer des menschlichen Bewusstseins! Die machinale Thätigkeit und was zu ihr gehört — wie die absolute Regularität, der pünktliche besinnungslose Gehorsam, das Ein-für-alle-Mal der Lebensweise, die Ausfüllung der Zeit, eine gewisse Erlaubniss, ja eine Zucht zur „Unpersönlichkeit“, zum Sich-selbst-Vergessen, zur „incuria sui“ —: wie gründlich, wie fein hat der asketische Priester sie im Kampf mit dem Schmerz zu benutzen gewusst! Gerade wenn er mit Leidenden der niederen Stände, mit Arbeitssklaven oder Gefangenen zu thun hatte (oder mit Frauen: die ja meistens Beides zugleich sind, Arbeitssklaven und Gefangene), so bedurfte es wenig mehr als einer kleinen Kunst des Namenwechselns und der Umtaufung, um sie in verhassten Dingen fürderhin eine Wohlthat, ein relatives Glück sehn zu machen: — die Unzufriedenheit des Sklaven mit seinem Loos ist jedenfalls nicht von den Priestern erfunden worden. — Ein noch geschätzteres Mittel im Kampf mit der Depression ist die Ordinirung einer kleinen Freude, die leicht zugänglich ist und zur Regel gemacht werden kann; man bedient sich dieser Medikation häufig in Verbindung mit der eben besprochnen. Die häufigste Form, in der die Freude dergestalt als Kurmittel ordinirt wird, ist die Freude des Freude-Machens (als Wohlthun, Beschenken, Erleichtern, Helfen, Zureden, Trösten, Loben, Auszeichnen); der asketische Priester verordnet damit, dass er „Nächstenliebe“ verordnet, im Grunde eine Erregung des stärksten, lebenbejahendsten Triebes, wenn auch in der vorsichtigsten Dosirung, — des Willens zur Macht. Das Glück der „kleinsten Überlegenheit“, wie es alles Wohlthun, Nützen, Helfen, Auszeichnen mit sich bringt, ist das reichlichste Trostmittel, dessen sich die Physiologisch-Gehemmten zu bedienen pflegen, gesetzt dass sie gut berathen sind: im andern Falle thun sie einander weh, natürlich im Gehorsam gegen den gleichen Grundinstinkt. Wenn man nach den Anfängen des Christenthums in der römischen Welt sucht, so findet man Vereine zu gegenseitiger Unterstützung, Armen-, Kranken-, Begräbniss-

Vereine, aufgewachsen auf dem untersten Boden der damaligen Gesellschaft, in denen mit Bewusstsein jenes Hauptmittel gegen die Depression, die kleine Freude, die des gegenseitigen Wohlthuns gepflegt wurde, — vielleicht war dies damals etwas Neues, eine eigentliche Entdeckung? In einem dergestalt hervorgerufnen „Willen zur Gegenseitigkeit“, zur Heerdenbildung, zur „Gemeinde“, zum „Cönakel“ muss nun wiederum jener damit, wenn auch im Kleinsten, erregte Wille zur Macht, zu einem neuen und viel volleren Ausbruch kommen: die Heerdenbildung ist im Kampf mit der Depression ein wesentlicher Schritt und Sieg. Im Wachsen der Gemeinde erstarkt auch für den Einzelnen ein neues Interesse, das ihn oft genug über das Persönlichste seines Missmuths, seine Abneigung gegen sich (die „despectio sui“ des Geulinx) hinweghebt. Alle Kranken, Krankhaften streben instinktiv, aus einem Verlangen nach Abschüttelung der dumpfen Unlust und des Schwächegefühls, nach einer Heerden-Organisation: der asketische Priester erräth diesen Instinkt und fördert ihn; wo es Heerden giebt, ist es der Schwäche-Instinkt, der die Heerde gewollt hat, und die Priester-Klugheit, die sie organisirt hat. Denn man übersehe dies nicht: die Starken streben ebenso naturnothwendig auseinander, als die Schwachen zueinander; wenn erstere sich verbinden, so geschieht es nur in der Aussicht auf eine aggressive Gesammt-Aktion und Gesammt-Befriedigung ihres Willens zur Macht, mit vielem Widerstande des Einzel-Gewissens; letztere dagegen ordnen sich zusammen, mit Lust gerade an dieser Zusammenordnung, — ihr Instinkt ist dabei ebenso befriedigt, wie der Instinkt der geborenen „Herren“ (das heisst der solitären Raubthier-Species Mensch) im Grunde durch Organisation gereizt und beunruhigt wird. Unter jeder Oligarchie liegt — die ganze Geschichte lehrt es — immer das tyrannische Gelüst versteckt; jede Oligarchie zittert beständig von der Spannung her, welche jeder Einzelne in ihr nöthig hat, Herr über dies Gelüst zu bleiben. (So war es zum Beispiel griechisch: Plato bezeugt es an hundert Stellen, Plato, der seines Gleichen kannte — und sich selbst…)

[«]

19.

Die Mittel des asketischen Priesters, welche wir bisher kennen lernten — die Gesammt-Dämpfung des Lebensgefühls, die machinale Thätigkeit, die kleine Freude, vor Allem die der „Nächstenliebe“, die Heerden-Organisation, die Erweckung des Gemeinde-Machtgefühls, demzufolge der Verdruss des Einzelnen an sich durch seine Lust am Gedeihen der Gemeinde übertäubt wird — das sind, nach modernem Maasse gemessen, seine unschuldigen Mittel im Kampfe mit der Unlust: wenden wir uns jetzt zu den interessanteren, den „schuldigen“. Bei ihnen allen handelt es sich um Eins: um irgend eine Ausschweifung des Gefühls, — diese gegen die dumpfe lähmende lange Schmerzhaftigkeit als wirksamstes Mittel der Betäubung benutzt; weshalb die priesterliche Erfindsamkeit im Ausdenken dieser Einen Frage geradezu unerschöpflich gewesen ist: „wodurch erzielt man eine Ausschweifung des Gefühls?“… Das klingt hart: es liegt auf der Hand, dass es lieblicher klänge und besser vielleicht zu Ohren gienge, wenn ich etwa sagte „der asketische Priester hat sich jederzeit die Begeisterung zu Nutze gemacht, die in allen starken Affekten liegt“. Aber wozu die verweichlichten Ohren unsrer modernen Zärtlinge noch streicheln? Wozu unsrerseits ihrer Tartüfferie der Worte auch nur einen Schritt breit nachgeben? Für uns Psychologen läge darin bereits eine Tartüfferie der That; abgesehen davon, dass es uns Ekel machen würde. Ein Psychologe nämlich hat heute darin, wenn irgend worin, seinen guten Geschmack (— Andre mögen sagen: seine Rechtschaffenheit), dass er der schändlich vermoralisirten Sprechweise widerstrebt, mit der nachgerade alles moderne Urtheilen über Mensch und Ding angeschleimt ist. Denn man täusche sich hierüber nicht: was das eigentlichste Merkmal moderner Seelen, moderner Bücher ausmacht, das ist nicht die Lüge, sondern die eingefleischte Unschuld in der moralistischen Verlogenheit. Diese „Unschuld“ überall wieder entdecken müssen — das macht vielleicht unser widerlichstes Stück Arbeit aus, an all der an sich nicht unbedenklichen Arbeit, deren sich heute ein Psychologe zu unterziehn hat; es ist ein Stück unsrer grossen Gefahr, — es ist ein Weg, der vielleicht gerade uns zum grossen Ekel führt… Ich zweifle nicht daran, wozu allein moderne Bücher (gesetzt, dass sie Dauer haben, was freilich nicht zu fürchten ist, und ebenfalls gesetzt, dass es einmal eine Nachwelt mit strengerem härteren gesünderen Geschmack giebt) — wozu alles Moderne überhaupt dieser Nachwelt dienen würde, dienen könnte: zu Brechmitteln, — und das vermöge seiner moralischen Versüsslichung und Falschheit, seines innerlichsten Femininismus, der sich gern „Idealismus“ nennt und jedenfalls Idealismus glaubt. Unsre Gebildeten von Heute, unsre „Guten“ lügen nicht — das ist wahr; aber es gereicht ihnen nicht zur Ehre! Die eigentliche Lüge, die ächte resolute „ehrliche“ Lüge (über deren Werth man Plato hören möge) wäre für sie etwas bei weitem zu Strenges, zu Starkes; es würde verlangen, was man von ihnen nicht verlangen darf, dass sie die Augen gegen sich selbst aufmachten, dass sie zwischen „wahr“ und „falsch“ bei sich selber zu unterscheiden wüssten. Ihnen geziemt allein die unehrliche Lüge; Alles, was sich heute als „guter Mensch“ fühlt, ist vollkommen unfähig, zu irgend einer Sache anders zu stehn als unehrlich-verlogen, abgründlich-verlogen, aber unschuldig-verlogen, treuherzig-verlogen, blauäugig-verlogen, tugendhaft-verlogen. Diese „guten Menschen“, — sie sind allesammt jetzt in Grund und Boden vermoralisirt und in Hinsicht auf Ehrlichkeit zu Schanden gemacht und verhunzt für alle Ewigkeit: wer von ihnen hielte noch eine Wahrheit „über den Menschen“ aus!… Oder, greiflicher gefragt: wer von ihnen ertrüge eine wahre Biographie!… Ein paar Anzeichen: Lord Byron hat einiges Persönlichste über sich aufgezeichnet, aber Thomas Moore war „zu gut“ dafür: er verbrannte die Papiere seines Freundes. Dasselbe soll Dr. Gwinner gethan haben, der Testaments-Vollstrecker Schopenhauer's: denn auch Schopenhauer hatte Einiges über sich und vielleicht auch gegen sich („εἰς ἑαυτόν“) aufgezeichnet. Der tüchtige Amerikaner Thayer, der Biograph Beethoven's, hat mit Einem Male in seiner Arbeit Halt gemacht: an irgend einem Punkte dieses ehrwürdigen und naiven Lebens angelangt, hielt er dasselbe nicht mehr aus… Moral: welcher kluge Mann schriebe heute noch ein ehrliches Wort über sich? — er müsste denn schon zum Orden der heiligen Tollkühnheit gehören. Man verspricht uns eine Selbstbiographie Richard Wagner's: wer zweifelt daran, dass es eine kluge Selbstbiographie sein wird?… Gedenken wir noch des komischen Entsetzens, welches der katholische Priester Janssen mit seinem über alle Begriffe viereckig und harmlos gerathenen Bilde der deutschen Reformations-Bewegung in Deutschland erregt hat; was würde man erst beginnen, wenn uns Jemand diese Bewegung einmal anders erzählte, wenn uns einmal ein wirklicher Psycholog einen wirklichen Luther erzählte, nicht mehr mit der moralistischen Einfalt eines Landgeistlichen, nicht mehr mit der süsslichen und rücksichtsvollen Schamhaftigkeit protestantischer Historiker, sondern etwa mit einer Taine'schen Unerschrockenheit, aus einer Stärke der Seele heraus und nicht aus einer klugen Indulgenz gegen die Stärke?… (Die Deutschen, anbei gesagt, haben den klassischen Typus der letzteren zuletzt noch schön genug herausgebracht, — sie dürfen ihn sich schon zurechnen, zu Gute rechnen: nämlich in ihrem Leopold Ranke, diesem gebornen klassischen advocatus jeder causa fortior, diesem klügsten aller klugen „Thatsächlichen“.)

[«]

20.

Aber man wird mich schon verstanden haben: — Grund genug, nicht wahr, Alles in Allem, dass wir Psychologen heutzutage einiges Misstrauen *gegen uns selbst* nicht los werden?… Wahrscheinlich sind auch wir noch „zu gut“ für unser Handwerk, wahrscheinlich sind auch wir noch die Opfer, die Beute, die Kranken dieses vermoralisirten Zeitgeschmacks, so sehr wir uns auch als dessen Verächter fühlen, — wahrscheinlich inficirt er auch noch *uns*. Wovor warnte doch jener Diplomat, als er zu seines Gleichen redete? „Misstrauen wir vor Allem, meine Herrn, unsren ersten Regungen! sagte er, *sie sind fast immer gut*“… So sollte auch jeder Psycholog heute zu seines Gleichen reden… Und damit kommen wir zu unserm Problem zurück, das in der That von uns einige Strenge verlangt, einiges Misstrauen in Sonderheit gegen die „ersten Regungen“. *Das asketische Ideal im Dienste einer Absicht auf Gefühls-Ausschweifung*: — wer sich der vorigen Abhandlung erinnert, wird den in diese neun Worte gedrängten Inhalt des nunmehr Darzustellenden im Wesentlichen schon vorwegnehmen. Die menschliche Seele einmal aus allen ihren Fugen zu lösen, sie in Schrecken, Fröste, Gluthen und Entzückungen derartig unterzutauchen, dass sie von allem Kleinen und Kleinlichen der Unlust, der Dumpfheit, der Verstimmung wie durch einen Blitzschlag loskommt: welche Wege führen zu *diesem* Ziele? Und welche von ihnen am sichersten?… Im Grunde haben alle grossen Affekte ein Vermögen dazu, vorausgesetzt, dass sie sich plötzlich entladen, Zorn, Furcht, Wollust, Rache, Hoffnung, Triumph, Verzweiflung, Grausamkeit; und wirklich hat der asketische Priester unbedenklich die *ganze* Meute wilder Hunde im Menschen in seinen Dienst genommen und bald diesen, bald jenen losgelassen, immer zu dem gleichen Zwecke, den Menschen aus der langsamen Traurigkeit aufzuwecken, seinen dumpfen Schmerz, sein zögerndes Elend für Zeiten wenigstens in die Flucht zu jagen, immer auch unter einer religiösen Interpretation und „Rechtfertigung“. Jede derartige Ausschweifung des Gefühls macht sich hinterdrein *bezahlt*, das versteht sich von selbst — sie macht den Kranken kränker —: und deshalb ist diese Art von Remeduren des Schmerzes, nach modernem Maasse gemessen, eine „schuldige“ Art. Man muss jedoch, weil es die Billigkeit verlangt, um so mehr darauf bestehen, dass sie *mit gutem Gewissen* angewendet worden ist, dass der asketische Priester sie im tiefsten Glauben an ihre Nützlichkeit, ja Unentbehrlichkeit verordnet hat, — und oft genug selbst vor dem Jammer, den er schuf, fast zerbrechend; insgleichen, dass die vehementen physiologischen Revanchen solcher Excesse, vielleicht sogar geistige Störungen, im Grunde dem ganzen Sinne dieser Art Medikation nicht eigentlich widersprechen: als welche, wie vorher gezeigt worden ist, nicht auf Heilung von Krankheiten, sondern auf Bekämpfung der Depressions-Unlust, auf deren Linderung, deren Betäubung aus war. Dies Ziel wurde auch so erreicht. Der Hauptgriff, den sich der asketische Priester erlaubte, um auf der menschlichen Seele jede Art von zerreissender und verzückter Musik zum Erklingen zu bringen, war damit gethan — Jedermann weiss das —, dass er sich das Schuldgefühl zu Nutze machte. Dessen Herkunft hat die vorige Abhandlung kurz angedeutet — als ein Stück Thierpsychologie, als nicht mehr: das Schuldgefühl trat uns dort gleichsam in seinem Rohzustande entgegen. Erst unter den Händen des Priesters, dieses eigentlichen Künstlers in Schuldgefühlen, hat es Gestalt gewonnen — oh was für eine Gestalt! Die „Sünde“ — denn so lautet die priesterliche Umdeutung des thierischen „schlechten Gewissens“ (der rückwärts gewendeten Grausamkeit) — ist bisher das grösste Ereigniss in der Geschichte der kranken Seele gewesen: in ihr haben wir das gefährlichste und verhängnissvollste Kunststück der religiösen Interpretation. Der Mensch, an sich selbst leidend, irgendwie, jedenfalls physiologisch, etwa wie ein Thier, das in den Käfig gesperrt ist, unklar, warum, wozu? begehrlich nach Gründen — Gründe erleichtern —, begehrlich auch nach Mitteln und Narkosen, beräth sich endlich mit Einem, der auch das Verborgene weiss — und siehe da! er bekommt einen Wink, er bekommt von seinem Zauberer, dem asketischen Priester, den ersten Wink über die „Ursache“ seines Leidens: er soll sie in sich suchen, in einer Schuld, in einem Stück Vergangenheit, er soll sein Leiden selbst als einen Strafzustand verstehn… Er hat gehört, er hat verstanden, der Unglückliche: jetzt geht es ihm wie der Henne, um die ein Strich gezogen ist. Er kommt aus diesem Kreis von Strichen nicht wieder heraus: aus dem Kranken ist „der Sünder“ gemacht… Und nun wird man den Aspekt dieses neuen Kranken, „des Sünders“, für ein paar Jahrtausende nicht los, — wird man ihn je wieder los? — wohin man nur sieht, überall der hypnotische Blick des Sünders, der sich immer in der Einen Richtung bewegt (in der Richtung auf „Schuld“, als der einzigen Leidens-Causalität); überall das böse Gewissen, dies „grewliche thier“, mit Luther zu reden; überall die Vergangenheit zurückgekäut, die That verdreht, das „grüne Auge“ für alles Thun; überall das zum Lebensinhalt gemachte Missverstehen-Wollen des Leidens, dessen Umdeutung in Schuld-, Furcht- und Strafgefühle; überall die Geissel, das härene Hemd, der verhungernde Leib, die Zerknirschung; überall das

Sich-selbst-Rädern des Sünders in dem grausamen Räderwerk eines unruhigen, krankhaft-lüsternen Gewissens; überall die stumme Qual, die äusserste Furcht, die Agonie des gemarterten Herzens, die Krämpfe eines unbekannten Glücks, der Schrei nach „Erlösung“. In der That, mit diesem System von Prozeduren war die alte Depression, Schwere und Müdigkeit gründlich überwunden, das Leben wurde wieder sehr interessant: wach, ewig wach, übernächtig, glühend, verkohlt, erschöpft und doch nicht müde — so nahm sich der Mensch aus, „der Sünder“, der in diese Mysterien eingeweiht war. Dieser alte grosse Zauberer im Kampf mit der Unlust, der asketische Priester — er hatte ersichtlich gesiegt, sein Reich war gekommen: schon klagte man nicht mehr gegen den Schmerz, man lechzte nach dem Schmerz; „mehr Schmerz! mehr Schmerz!“ so schrie das Verlangen seiner Jünger und Eingeweihten Jahrhunderte lang. Jede Ausschweifung des Gefühls, die wehe that, Alles was zerbrach, umwarf, zermalmte, entrückte, verzückte, das Geheimniss der Folterstätten, die Erfindsamkeit der Hölle selbst — Alles war nunmehr entdeckt, errathen, ausgenützt, Alles stand dem Zauberer zu Diensten, Alles diente fürderhin dem Siege seines Ideals, des asketischen Ideals… „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ — redete er nach wie vor: hatte er wirklich das Recht noch, so zu reden?… Goethe hat behauptet, es gäbe nur sechs und dreissig tragische Situationen: man erräth daraus, wenn man’s sonst nicht wüsste, dass Goethe kein asketischer Priester war. Der — kennt mehr…

[«]

21.

In Hinsicht auf diese ganze Art der priesterlichen Medikation, die „schuldige“ Art, ist jedes Wort Kritik zu viel. Dass eine solche Ausschweifung des Gefühls, wie sie in diesem Falle der asketische Priester seinen Kranken zu verordnen pflegt (unter den heiligsten Namen, wie sich von selbst versteht, insgleichen durchdrungen von der Heiligkeit seines Zwecks), irgend einem Kranken wirklich genützt habe, wer hätte wohl Lust, eine Behauptung der Art aufrecht zu halten? Zum Mindesten sollte man sich über das Wort „nützen“ verstehn. Will man damit ausdrücken, ein solches System von Behandlung habe den Menschen verbessert, so widerspreche ich nicht: nur dass ich hinzufüge, was bei mir „verbessert“ heisst — ebenso viel wie „gezähmt“, „geschwächt“, „entmuthigt“, „raffinirt“, „verzärtlicht“, „entmannt“ (also beinahe so viel als geschädigt…) Wenn es sich aber in der

Hauptsache um Kranke, Verstimmte, Deprimirte handelt, so macht ein solches System den Kranken, gesetzt selbst, dass es ihn „besser“ machte, unter allen Umständen kränker; man frage nur die Irrenärzte, was eine methodische Anwendung von Buss-Quälereien, Zerknirschungen und Erlösungskrämpfen immer mit sich führt. Insgleichen befrage man die Geschichte: überall, wo der asketische Priester diese Krankenbehandlung durchgesetzt hat, ist jedes Mal die Krankhaftigkeit unheimlich schnell in die Tiefe und Breite gewachsen. Was war immer der „Erfolg“? Ein zerrüttetes Nervensystem, hinzu zu dem, was sonst schon krank war; und das im Grössten wie im Kleinsten, bei Einzelnen wie bei Massen. Wir finden im Gefolge des Buss- und Erlösungs-training ungeheure epileptische Epidemien, die grössten, von denen die Geschichte weiss, wie die der St. Veit- und St. Johann-Tänzer des Mittelalters; wir finden als andre Form seines Nachspiels furchtbare Lähmungen und Dauer-Depressionen, mit denen unter Umständen das Temperament eines Volkes oder einer Stadt (Genf, Basel) ein für alle Mal in sein Gegentheil umschlägt; — hierher gehört auch die Hexen-Hysterie, etwas dem Somnambulismus Verwandtes (acht grosse epidemische Ausbrüche derselben allein zwischen 1564 und 1605) —; wir finden in seinem Gefolge insgleichen jene todsüchtigen Massen-Delirien, deren entsetzlicher Schrei „evviva la morte“ über ganz Europa weg gehört wurde, unterbrochen bald von wollüstigen, bald von zerstörungswüthigen Idiosynkrasien: wie der gleiche Affektwechsel, mit den gleichen Intermittenzen und Umsprüngen auch heute noch überall beobachtet wird, in jedem Falle, wo die asketische Sündenlehre es wieder einmal zu einem grossen Erfolge bringt (die religiöse Neurose erscheint als eine Form des „bösen Wesens“: daran ist kein Zweifel. Was sie ist? Quaeritur.) In’s Grosse gerechnet, so hat sich das asketische Ideal und sein sublim-moralischer Cultus, diese geistreichste, unbedenklichste und gefährlichste Systematisirung aller Mittel der Gefühls-Ausschweifung unter dem Schutz heiliger Absichten auf eine furchtbare und unvergessliche Weise in die ganze Geschichte des Menschen eingeschrieben; und leider nicht nur in seine Geschichte… Ich wüsste kaum noch etwas Anderes geltend zu machen, was dermaassen zerstörerisch der Gesundheit und Rassen-Kräftigkeit, namentlich der Europäer, zugesetzt hat als dies Ideal; man darf es ohne alle Übertreibung das eigentliche Verhängniss in der Gesundheitsgeschichte des europäischen Menschen nennen. Höchstens, dass seinem Einflusse noch der spezifisch-germanische Einfluss gleichzusetzen wäre: ich meine die Alkohol-Vergiftung Europa’s, welche streng mit dem politischen und Rassen-Übergewicht der Germanen bisher Schritt gehalten hat (— wo sie ihr Blut einimpften, impften sie auch ihr Laster ein). — Zudritt in der Reihe wäre die Syphilis zu nennen, — magno sed proxima intervallo.

[«]

22.

Der asketische Priester hat die seelische Gesundheit verdorben, wo er auch nur zur Herrschaft gekommen ist, er hat folglich auch den Geschmack verdorben in artibus et litteris, — er verdirbt ihn immer noch. „Folglich“? — Ich hoffe, man giebt mir dies Folglich einfach zu; zum Mindesten will ich es nicht erst beweisen. Ein einziger Fingerzeig: er gilt dem Grundbuche der christlichen Litteratur, ihrem eigentlichen Modell, ihrem „Buche an sich“. Noch inmitten der griechisch-römischen Herrlichkeit, welche auch eine Bücher-Herrlichkeit war, Angesichts einer noch nicht verkümmerten und zertrümmerten antiken Schriften-Welt, zu einer Zeit, da man noch einige Bücher lesen konnte, um deren Besitz man jetzt halbe Litteraturen eintauschen würde, wagte es bereits die Einfalt und Eitelkeit christlicher Agitatoren — man heisst sie Kirchenväter — zu dekretiren: „auch wir haben unsre klassische Litteratur, wir brauchen die der Griechen nicht“, — und dabei wies man stolz auf Legendenbücher, Apostelbriefe und apologetische Traktätlein hin, ungefähr so, wie heute die englische „Heilsarmee“ mit einer verwandten Litteratur ihren Kampf gegen Shakespeare und andre „Heiden“ kämpft. Ich liebe das „neue Testament“ nicht, man erräth es bereits; es beunruhigt mich beinahe, mit meinem Geschmack in Betreff dieses geschätztesten, überschätztesten Schriftwerks dermaassen allein zu stehn (der Geschmack zweier Jahrtausende ist gegen mich): aber was hilft es! „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“, — ich habe den Muth zu meinem schlechten Geschmack. Das alte Testament — ja das ist ganz etwas Anderes: alle Achtung vor dem alten Testament! In ihm finde ich grosse Menschen, eine heroische Landschaft und Etwas vom Allerseltensten auf Erden, die unvergleichliche Naivetät des starken Herzens; mehr noch, ich finde ein Volk. Im neuen dagegen lauter kleine Sekten-Wirthschaft, lauter Rokoko der Seele, lauter Verschnörkeltes, Winkliges, Wunderliches, lauter Conventikel-Luft, nicht zu vergessen einen gelegentlichen Hauch bukolischer Süsslichkeit, welcher der Epoche (und der römischen Provinz) angehört und nicht sowohl jüdisch als hellenistisch ist. Demuth und Wichtigthuerei dicht nebeneinander; eine Geschwätzigkeit des Gefühls, die fast betäubt;

Leidenschaftlichkeit, keine Leidenschaft; peinliches Gebärdenspiel; hier hat ersichtlich jede gute Erziehung gefehlt. Wie darf man von seinen kleinen Untugenden so viel Wesens machen, wie es diese frommen Männlein thun! Kein Hahn kräht darnach; geschweige denn Gott. Zuletzt wollen sie gar noch „die Krone des ewigen Lebens“ haben, alle diese kleinen Leute der Provinz: wozu doch? wofür doch? man kann die Unbescheidenheit nicht weiter treiben. Ein „unsterblicher“ Petrus: wer hielte den aus! Sie haben einen Ehrgeiz, der lachen macht: das käut sein Persönlichstes, seine Dummheiten, Traurigkeiten und Eckensteher-Sorgen vor, als ob das An-sich-der-Dinge verpflichtet sei, sich darum zu kümmern, das wird nicht müde, Gott selber in den kleinsten Jammer hinein zu wickeln, in dem sie drin stecken. Und dieses beständige Auf-du-und-du mit Gott des schlechtesten Geschmacks! Diese jüdische, nicht bloss jüdische Zudringlichkeit gegen Gott mit Maul und Tatze!… Es giebt kleine verachtete „Heidenvölker“ im Osten Asien’s, von denen diese ersten Christen etwas Wesentliches hätten lernen können, etwas Takt der Ehrfurcht; jene erlauben sich nicht, wie christliche Missionare bezeugen, den Namen ihres Gottes überhaupt in den Mund zu nehmen. Dies dünkt mich delikat genug; gewiss ist, dass es nicht nur für „erste“ Christen zu delikat ist: man erinnere sich doch etwa, um den Gegensatz zu spüren, an Luther, diesen „beredtesten“ und unbescheidensten Bauer, den Deutschland gehabt hat, und an die Lutherische Tonart, die gerade ihm in seinen Zwiegesprächen mit Gott am besten gefiel. Luther’s Widerstand gegen die Mittler-Heiligen der Kirche (insbesondere gegen „des Teuffels Saw den Bapst“) war, daran ist kein Zweifel, im letzten Grunde der Widerstand eines Rüpels, den die gute Etiquette der Kirche verdross, jene Ehrfurchts-Etiquette des hieratischen Geschmacks, welche nur die Geweihteren und Schweigsameren in das Allerheiligste einlässt und es gegen die Rüpel zuschliesst. Diese sollen ein für alle Mal gerade hier nicht das Wort haben, — aber Luther, der Bauer, wollte es schlechterdings anders, so war es ihm nicht deutsch genug: er wollte vor Allem direkt reden, selber reden, „ungenirt“ mit seinem Gotte reden… Nun, er hat’s gethan. — Das asketische Ideal, man erräth es wohl, war niemals und nirgendswo eine Schule des guten Geschmacks, noch weniger der guten Manieren, — es war im besten Fall eine Schule der hieratischen Manieren —: das macht, es hat selber Etwas im Leibe, das allen guten Manieren todfeind ist, — Mangel an Maass, Widerwillen gegen Maass, es ist selbst ein „non plus ultra“.

[«]

23.

Das asketische Ideal hat nicht nur die Gesundheit und den Geschmack verdorben, es hat noch etwas Drittes, Viertes, Fünftes, Sechstes verdorben — ich werde mich hüten zu sagen was Alles (wann käme ich zu Ende!). Nicht was dies Ideal gewirkt hat, soll hier von mir an's Licht gestellt werden; vielmehr ganz allein nur, was es bedeutet, worauf es rathen lässt, was hinter ihm, unter ihm, in ihm versteckt liegt, wofür es der vorläufige, undeutliche, mit Fragezeichen und Missverständnissen überladne Ausdruck ist. Und nur in Hinsicht auf diesen Zweck durfte ich meinen Lesern einen Blick auf das Ungeheure seiner Wirkungen, auch seiner verhängnissvollen Wirkungen nicht ersparen: um sie nämlich zum letzten und furchtbarsten Aspekt vorzubereiten, den die Frage nach der Bedeutung jenes Ideals für mich hat. Was bedeutet eben die Macht jenes Ideals, das Ungeheure seiner Macht? Weshalb ist ihm in diesem Maasse Raum gegeben worden? weshalb nicht besser Widerstand geleistet worden? Das asketische Ideal drückt einen Willen aus: wo ist der gegnerische Wille, in dem sich ein gegnerisches Ideal ausdrückte? Das asketische Ideal hat ein Ziel, — dasselbe ist allgemein genug, dass alle Interessen des menschlichen Daseins sonst, an ihm gemessen, kleinlich und eng erscheinen; es legt sich Zeiten, Völker, Menschen unerbittlich auf dieses Eine Ziel hin aus, es lässt keine andere Auslegung, kein andres Ziel gelten, es verwirft, verneint, bejaht, bestätigt allein im Sinne seiner Interpretation (— und gab es je ein zu Ende gedachteres System von Interpretation?); es unterwirft sich keiner Macht, es glaubt vielmehr an sein Vorrecht vor jeder Macht, an seine unbedingte Rang-Distanz in Hinsicht auf jede Macht, — es glaubt daran, dass Nichts auf Erden von Macht da ist, das nicht von ihm aus erst einen Sinn, ein Daseins-Recht, einen Werth zu empfangen habe, als Werkzeug zu seinem Werke, als Weg und Mittel zu seinem Ziele, zu Einem Ziele… Wo ist das Gegenstück zu diesem geschlossenen System von Wille, Ziel und Interpretation? Warum fehlt das Gegenstück?… Wo ist das andre „Eine Ziel“?… Aber man sagt mir, es fehle nicht, es habe nicht nur einen langen glücklichen Kampf mit jenem Ideale gekämpft, es sei vielmehr in allen Hauptsachen bereits über jenes Ideal Herr geworden: unsre ganze moderne Wissenschaft sei das Zeugniss dafür, — diese moderne Wissenschaft, welche, als eine eigentliche Wirklichkeits-Philosophie, ersichtlich allein an sich selber glaube, ersichtlich den Muth zu sich, den Willen zu sich besitze und gut genug bisher ohne Gott, Jenseits und verneinende Tugenden ausgekommen sei. Indessen mit solchem Lärm und Agitatoren-Geschwätz richtet man Nichts bei mir aus: diese Wirklichkeits-Trompeter sind schlechte Musikanten, ihre Stimmen kommen hörbar genug nicht aus der Tiefe, aus ihnen redet nicht der Abgrund des wissenschaftlichen Gewissens — denn heute ist das wissenschaftliche Gewissen ein Abgrund —, das Wort „Wissenschaft" ist in solchen Trompeter-Mäulern einfach eine Unzucht, ein Missbrauch, eine Schamlosigkeit. Gerade das Gegentheil von dem, was hier behauptet wird, ist die Wahrheit: die Wissenschaft hat heute schlechterdings keinen Glauben an sich, geschweige ein Ideal über sich, — und wo sie überhaupt noch Leidenschaft, Liebe, Gluth, Leiden ist, da ist sie nicht der Gegensatz jenes asketischen Ideals, vielmehr dessen jüngste und vornehmste Form selber. Klingt euch das fremd?... Es giebt ja genug braves und bescheidenes Arbeiter-Volk auch unter den Gelehrten von Heute, dem sein kleiner Winkel gefällt, und das darum, weil es ihm darin gefällt, bisweilen ein wenig unbescheiden mit der Forderung laut wird, man solle überhaupt heute zufrieden sein, zumal in der Wissenschaft, — es gäbe da gerade so viel Nützliches zu thun. Ich widerspreche nicht; am wenigsten möchte ich diesen ehrlichen Arbeitern ihre Lust am Handwerk verderben: denn ich freue mich ihrer Arbeit. Aber damit, dass jetzt in der Wissenschaft streng gearbeitet wird und dass es zufriedne Arbeiter giebt, ist schlechterdings nicht bewiesen, dass die Wissenschaft als Ganzes heute ein Ziel, einen Willen, ein Ideal, eine Leidenschaft des grossen Glaubens habe. Das Gegentheil, wie gesagt, ist der Fall: wo sie nicht die jüngste Erscheinungsform des asketischen Ideals ist, — es handelt sich da um zu seltne, vornehme, ausgesuchte Fälle, als dass damit das Gesammturtheil umgebogen werden könnte — ist die Wissenschaft heute ein Versteck für alle Art Missmuth, Unglauben, Nagewurm, despectio sui, schlechtes Gewissen, — sie ist die Unruhe der Ideallosigkeit selbst, das Leiden am Mangel der grossen Liebe, das Ungenügen an einer unfreiwilligen Genügsamkeit. Oh was verbirgt heute nicht Alles Wissenschaft! wie viel soll sie mindestens verbergen! Die Tüchtigkeit unsrer besten Gelehrten, ihr besinnungsloser Fleiss, ihr Tag und Nacht rauchender Kopf, ihre Handwerks-Meisterschaft selbst — wie oft hat das Alles seinen eigentlichen Sinn darin, sich selbst irgend Etwas nicht mehr sichtbar werden zu lassen! Die Wissenschaft als Mittel der Selbst-Betäubung: kennt ihr das?... Man verwundet sie — Jeder erfährt es, der mit Gelehrten umgeht — mitunter durch ein harmloses Wort bis auf den Knochen, man erbittert seine gelehrten Freunde gegen sich, im Augenblick, wo man sie zu ehren meint, man bringt sie ausser Rand und

Band, bloss weil man zu grob war, um zu errathen, mit wem man es eigentlich zu thun hat, mit Leidenden, die es sich selbst nicht eingestehn wollen, was sie sind, mit Betäubten und Besinnungslosen, die nur Eins fürchten: zum Bewusstsein zu kommen…

[«]

24.

— Und nun sehe man sich dagegen jene seltneren Fälle an, von denen ich sprach, die letzten Idealisten, die es heute unter Philosophen und Gelehrten giebt: hat man in ihnen vielleicht die gesuchten Gegner des asketischen Ideals, dessen Gegen-Idealisten? In der That, sie glauben sich als solche, diese „Ungläubigen“ (denn das sind sie allesammt); es scheint gerade Das ihr letztes Stück Glaube, Gegner dieses Ideals zu sein, so ernsthaft sind sie an dieser Stelle, so leidenschaftlich wird da gerade ihr Wort, ihre Gebärde: — brauchte es deshalb schon wahr zu sein, was sie glauben?… Wir „Erkennenden“ sind nachgerade misstrauisch gegen alle Art Gläubige; unser Misstrauen hat uns allmählich darauf eingeübt, umgekehrt zu schliessen, als man ehedem schloss: nämlich überall, wo die Stärke eines Glaubens sehr in den Vordergrund tritt, auf eine gewisse Schwäche der Beweisbarkeit, auf Unwahrscheinlichkeit selbst des Geglaubten zu schliessen. Auch wir leugnen nicht, dass der Glaube „selig macht“: eben deshalb leugnen wir, dass der Glaube Etwas beweist, — ein starker Glaube, der selig macht, ist ein Verdacht gegen Das, woran er glaubt, er begründet nicht „Wahrheit“, er begründet eine gewisse Wahrscheinlichkeit — der Täuschung. Wie steht es nun in diesem Falle? — Diese Verneinenden und Abseitigen von Heute, diese Unbedingten in Einem, im Anspruch auf intellektuelle Sauberkeit, diese harten, strengen, enthaltsamen, heroischen Geister, welche die Ehre unsrer Zeit ausmachen, alle diese blassen Atheisten, Antichristen, Immoralisten, Nihilisten, diese Skeptiker, Ephektiker, Hektiker des Geistes (letzteres sind sie sammt und sonders, in irgend einem Sinne), diese letzten Idealisten der Erkenntniss, in denen allein heute das intellektuelle Gewissen wohnt und leibhaft ward, — sie glauben sich in der That so losgelöst als möglich vom asketischen Ideale, diese „freien, sehr freien Geister“: und doch, dass ich ihnen verrathe, was sie selbst nicht sehen können — denn sie stehen sich zu nahe — dies Ideal ist gerade auch ihr Ideal, sie selbst stellen es heute dar, und Niemand sonst vielleicht, sie selbst sind seine vergeistigtste Ausgeburt, seine vorgeschobenste Krieger- und Kundschafter-Schaar, seine verfänglichste, zarteste, unfasslichste Verführungsform: — wenn ich irgend worin Räthselrather bin, so will ich es mit diesem Satze sein!... Das sind noch lange keine freien Geister: denn sie glauben noch an die Wahrheit... Als die christlichen Kreuzfahrer im Orient auf jenen unbesiegbaren Assassinen-Orden stiessen, jenen Freigeister-Orden par excellence, dessen unterste Grade in einem Gehorsame lebten, wie einen gleichen kein Mönchsorden erreicht hat, da bekamen sie auf irgend welchem Wege auch einen Wink über jenes Symbol und Kerbholz-Wort, das nur den obersten Graden, als deren Secretum, vorbehalten war: „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt“... Wohlan, das war Freiheit des Geistes, damit war der Wahrheit selbst der Glaube gekündigt... Hat wohl je schon ein europäischer, ein christlicher Freigeist sich in diesen Satz und seine labyrinthischen Folgerungen verirrt? kennt er den Minotauros dieser Höhle aus Erfahrung?... Ich zweifle daran, mehr noch, ich weiss es anders: — Nichts ist diesen Unbedingten in Einem, diesen sogenannten „freien Geistern“ gerade fremder als Freiheit und Entfesselung in jenem Sinne, in keiner Hinsicht sind sie gerade fester gebunden, im Glauben gerade an die Wahrheit sind sie, wie Niemand anders sonst, fest und unbedingt. Ich kenne dies Alles vielleicht zu sehr aus der Nähe: jene verehrenswürdige Philosophen-Enthaltsamkeit, zu der ein solcher Glaube verpflichtet, jener Stoicismus des Intellekts, der sich das Nein zuletzt eben so streng verbietet wie das Ja, jenes Stehenbleiben-Wollen vor dem Thatsächlichen, dem factum brutum, jener Fatalismus der „petits faits“ (ce petit faitalisme, wie ich ihn nenne), worin die französische Wissenschaft jetzt eine Art moralischen Vorrangs vor der deutschen sucht, jenes Verzichtleisten auf Interpretation überhaupt (auf das Vergewaltigen, Zurechtschieben, Abkürzen, Weglassen, Ausstopfen, Ausdichten, Umfälschen und was sonst zum Wesen alles Interpretirens gehört) — das drückt, in's Grosse gerechnet, ebensogut Ascetismus der Tugend aus, wie irgend eine Verneinung der Sinnlichkeit (es ist im Grunde nur ein modus dieser Verneinung). Was aber zu ihm zwingt, jener unbedingte Wille zur Wahrheit, das ist der Glaube an das asketische Ideal selbst, wenn auch als sein unbewusster Imperativ, man täusche sich hierüber nicht, — das ist der Glaube an einen metaphysischen Werth, einen Werth an sich der Wahrheit, wie er allein in jenem Ideal verbürgt und verbrieft ist (er steht und fällt mit jenem Ideal). Es giebt, streng geurtheilt, gar keine „voraussetzungslose“ Wissenschaft, der Gedanke einer solchen ist unausdenkbar, paralogisch: eine Philosophie, ein „Glaube“ muss immer erst da sein, damit aus ihm die Wissenschaft eine Richtung, einen Sinn, eine Grenze, eine Methode, ein Recht auf Dasein gewinnt. (Wer es umgekehrt versteht, wer zum Beispiel sich anschickt, die Philosophie „auf streng wissenschaftliche Grundlage“ zu stellen, der hat dazu erst nöthig, nicht nur die Philosophie, sondern auch die Wahrheit selber auf den Kopf zu stellen: die ärgste Anstands-Verletzung, die es in Hinsicht auf zwei so ehrwürdige Frauenzimmer geben kann!) Ja, es ist kein Zweifel — und hiermit lasse ich meine „fröhliche Wissenschaft“ zu Worte kommen, vergl. deren fünftes Buch S. 263 — „der Wahrhaftige, in jenem verwegenen und letzten Sinne, wie ihn der Glaube an die Wissenschaft voraussetzt, bejaht damit eine andre Welt als die des Lebens, der Natur und der Geschichte; und insofern er diese „andre Welt“ bejaht, wie? muss er nicht eben damit ihr Gegenstück, diese Welt, unsre Welt — verneinen?… Es ist immer noch ein metaphysischer Glaube, auf dem unser Glaube an die Wissenschaft ruht, — auch wir Erkennenden von Heute, wir Gottlosen und Antimetaphysiker, auch wir nehmen unser Feuer noch von jenem Brande, den ein Jahrtausende alter Glaube entzündet hat, jener Christen-Glaube, der auch der Glaube Plato’s war, dass Gott die Wahrheit ist, dass die Wahrheit göttlich ist… Aber wie, wenn gerade dies immer mehr unglaubwürdig wird, wenn Nichts sich mehr als göttlich erweist, es sei denn der Irrthum, die Blindheit, die Lüge, — wenn Gott selbst sich als unsre längste Lüge erweist?“ — — An dieser Stelle thut es Noth, Halt zu machen und sich lange zu besinnen. Die Wissenschaft selber bedarf nunmehr einer Rechtfertigung (womit noch nicht einmal gesagt sein soll, dass es eine solche für sie giebt). Man sehe sich auf diese Frage die ältesten und die jüngsten Philosophien an: in ihnen allen fehlt ein Bewusstsein darüber, inwiefern der Wille zur Wahrheit selbst erst einer Rechtfertigung bedarf, hier ist eine Lücke in jeder Philosophie — woher kommt das? Weil das asketische Ideal über alle Philosophie bisher Herr war, weil Wahrheit als Sein, als Gott, als oberste Instanz selbst gesetzt wurde, weil Wahrheit gar nicht Problem sein durfte. Versteht man dies „durfte“? — Von dem Augenblick an, wo der Glaube an den Gott des asketischen Ideals verneint ist, giebt es auch ein neues Problem: das vom Werthe der Wahrheit. — Der Wille zur Wahrheit bedarf einer Kritik — bestimmen wir hiermit unsre eigene Aufgabe —, der Werth der Wahrheit ist versuchsweise einmal in Frage zu stellen… (Wem dies zu kurz gesagt scheint, dem sei empfohlen, jenen Abschnitt der „fröhlichen Wissenschaft“ nachzulesen, welcher den Titel trägt: „Inwiefern auch wir noch fromm sind“ S. 260 ff, am besten das ganze fünfte Buch des genannten Werks, insgleichen die Vorrede zur „Morgenröthe“.)

[«]

25.

Nein! Man komme mir nicht mit der Wissenschaft, wenn ich nach dem natürlichen Antagonisten des asketischen Ideals suche, wenn ich frage: „wo ist der gegnerische Wille, in dem sich sein gegnerisches Ideal ausdrückt?“ Dazu steht die Wissenschaft lange nicht genug auf sich selber, sie bedarf in jedem Betrachte erst eines Werth-Ideals, einer wertheschaffenden Macht, in deren Dienste sie an sich selber glauben darf, — sie selbst ist niemals wertheschaffend. Ihr Verhältniss zum asketischen Ideal ist an sich durchaus noch nicht antagonistisch; sie stellt in der Hauptsache sogar eher noch die vorwärtstreibende Kraft in dessen innerer Ausgestaltung dar. Ihr Widerspruch und Kampf bezieht sich, feiner geprüft, gar nicht auf das Ideal selbst, sondern nur auf dessen Aussenwerke, Einkleidung, Maskenspiel, auf dessen zeitweilige Verhärtung, Verholzung, Verdogmatisirung — sie macht das Leben in ihm wieder frei, indem sie das Exoterische an ihm verneint. Diese Beiden, Wissenschaft und asketisches Ideal, sie stehen ja auf Einem Boden — ich gab dies schon zu verstehn —: nämlich auf der gleichen Überschätzung der Wahrheit (richtiger: auf dem gleichen Glauben an die Unabschätzbarkeit, Unkritisirbarkeit der Wahrheit), eben damit sind sie sich nothwendig Bundesgenossen, — so dass sie, gesetzt, dass sie bekämpft werden, auch immer nur gemeinsam bekämpft und in Frage gestellt werden können. Eine Werthabschätzung des asketischen Ideals zieht unvermeidlich auch eine Werthabschätzung der Wissenschaft nach sich: dafür mache man sich bei Zeiten die Augen hell, die Ohren spitz! (Die Kunst, vorweg gesagt, denn ich komme irgendwann des Längeren darauf zurück, — die Kunst, in der gerade die Lüge sich heiligt, der Wille zur Täuschung das gute Gewissen zur Seite hat, ist dem asketischen Ideale viel grundsätzlicher entgegengestellt als die Wissenschaft: so empfand es der Instinkt Plato’s, dieses grössten Kunstfeindes, den Europa bisher hervorgebracht hat. Plato gegen Homer: das ist der ganze, der ächte Antagonismus — dort der „Jenseitige“ besten Willens, der grosse Verleumder des Lebens, hier dessen unfreiwilliger Vergöttlicher, die goldene Natur. Eine

Künstler-Dienstbarkeit im Dienste des asketischen Ideals ist deshalb die eigentlichste Künstler-Corruption, die es geben kann, leider eine der allergewöhnlichsten: denn Nichts ist corruptibler, als ein Künstler.) Auch physiologisch nachgerechnet, ruht die Wissenschaft auf dem gleichen Boden wie das asketische Ideal: eine gewisse Verarmung des Lebens ist hier wie dort die Voraussetzung, — die Affekte kühl geworden, das tempo verlangsamt, die Dialektik an Stelle des Instinktes, der Ernst den Gesichtern und Gebärden aufgedrückt (der Ernst, dieses unmissverständlichste Abzeichen des mühsameren Stoffwechsels, des ringenden, schwerer arbeitenden Lebens). Man sehe sich die Zeiten eines Volkes an, in denen der Gelehrte in den Vordergrund tritt: es sind Zeiten der Ermüdung, oft des Abends, des Niederganges, — die überströmende Kraft, die Lebens-Gewissheit, die Zukunfts-Gewissheit sind dahin. Das Übergewicht des Mandarinen bedeutet niemals etwas Gutes: so wenig als die Heraufkunft der Demokratie, der Friedens-Schiedsgerichte an Stelle der Kriege, der Frauen-Gleichberechtigung, der Religion des Mitleids und was es sonst Alles für Symptome des absinkenden Lebens giebt. (Wissenschaft als Problem gefasst; was bedeutet Wissenschaft? — vergl. darüber die Vorrede zur „Geburt der Tragödie".) — Nein! diese „moderne Wissenschaft" — macht euch nur dafür die Augen auf! — ist einstweilen die beste Bundesgenossin des asketischen Ideals, und gerade deshalb, weil sie die unbewussteste, die unfreiwilligste, die heimlichste und unterirdischste ist! Sie haben bis jetzt Ein Spiel gespielt, die „Armen des Geistes" und die wissenschaftlichen Widersacher jenes Ideals (man hüte sich, anbei gesagt, zu denken, dass sie deren Gegensatz seien, etwa als die Reichen des Geistes: — das sind sie nicht, ich nannte sie Hektiker des Geistes). Diese berühmten Siege der letzteren: unzweifelhaft, es sind Siege — aber worüber? Das asketische Ideal wurde ganz und gar nicht in ihnen besiegt, es wurde eher damit stärker, nämlich unfasslicher, geistiger, verfänglicher gemacht, dass immer wieder eine Mauer, ein Aussenwerk, das sich an dasselbe angebaut hatte und seinen Aspekt vergröberte, seitens der Wissenschaft schonungslos abgelöst, abgebrochen worden ist. Meint man in der That, dass etwa die Niederlage der theologischen Astronomie eine Niederlage jenes Ideals bedeute?… Ist damit vielleicht der Mensch weniger bedürftig nach einer Jenseitigkeits-Lösung seines Räthsels von Dasein geworden, dass dieses Dasein sich seitdem noch beliebiger, eckensteherischer, entbehrlicher in der sichtbaren Ordnung der Dinge ausnimmt? Ist nicht gerade die Selbstverkleinerung des Menschen, sein Wille zur Selbstverkleinerung seit Kopernikus in einem unaufhaltsamen Fortschritte? Ach, der Glaube an seine Würde, Einzigkeit, Unersetzlichkeit in der Rangabfolge der Wesen ist dahin, — er ist Thier geworden, Thier, ohne Gleichniss, Abzug und Vorbehalt, er, der in seinem früheren Glauben beinahe Gott („Kind Gottes“, „Gottmensch“) war… Seit Kopernikus scheint der Mensch auf eine schiefe Ebene gerathen, — er rollt immer schneller nunmehr aus dem Mittelpunkte weg — wohin? in's Nichts? in's „durchbohrende Gefühl seines Nichts“?… Wohlan! dies eben wäre der gerade Weg — in's alte Ideal?… Alle Wissenschaft (und keineswegs nur die Astronomie, über deren demüthigende und herunterbringende Wirkung Kant ein bemerkenswerthes Geständniss gemacht hat, „sie vernichtet meine Wichtigkeit“…), alle Wissenschaft, die natürliche sowohl, wie die unnatürliche — so heisse ich die Erkenntniss-Selbstkritik — ist heute darauf aus, dem Menschen seine bisherige Achtung vor sich auszureden, wie als ob dieselbe Nichts als ein bizarrer Eigendünkel gewesen sei; man könnte sogar sagen, sie habe ihren eigenen Stolz, ihre eigene herbe Form von stoischer Ataraxie darin, diese mühsam errungene Selbstverachtung des Menschen als dessen letzten, ernstesten Anspruch auf Achtung bei sich selbst aufrecht zu erhalten (mit Recht, in der That: denn der Verachtende ist immer noch Einer, der „das Achten nicht verlernt hat“…) Wird damit dem asketischen Ideale eigentlich entgegengearbeitet? Meint man wirklich alles Ernstes noch (wie es die Theologen eine Zeit lang sich einbildeten), dass etwa Kant's Sieg über die theologische Begriffs-Dogmatik („Gott“, „Seele“, „Freiheit“, „Unsterblichkeit“) jenem Ideale Abbruch gethan habe? — wobei es uns einstweilen Nichts angehen soll, ob Kant selber etwas Derartiges überhaupt auch nur in Absicht gehabt hat. Gewiss ist, dass alle Art Transcendentalisten seit Kant wieder gewonnenes Spiel haben, — sie sind von den Theologen emancipirt: welches Glück! — er hat ihnen jenen Schleichweg verrathen, auf dem sie nunmehr auf eigne Faust und mit dem besten wissenschaftlichen Anstande den „Wünschen ihres Herzens“ nachgehen dürfen. Insgleichen: wer dürfte es nunmehr den Agnostikern verargen, wenn sie, als die Verehrer des Unbekannten und Geheimnissvollen an sich, das Fragezeichen selbst jetzt als Gott anbeten? (Xaver Doudan spricht einmal von den ravages, welche „l'habitude d'admirer l'inintelligible au lieu de rester tout simplement dans l'inconnu“ angerichtet habe; er meint, die Alten hätten dessen entrathen.) Gesetzt, dass Alles, was der Mensch „erkennt“, seinen Wünschen nicht genug thut, ihnen vielmehr widerspricht und Schauder macht, welche göttliche Ausflucht, die Schuld davon nicht im „Wünschen“, sondern im „Erkennen“ suchen zu dürfen!… „Es giebt kein Erkennen: folglich — giebt es einen Gott“: welche neue elegantia syllogismi! welcher Triumph des asketischen Ideals! —

[«]

26.

— Oder zeigte vielleicht die gesammte moderne Geschichtsschreibung eine lebensgewissere, idealgewissere Haltung? Ihr vornehmster Anspruch geht jetzt dahin, Spiegel zu sein; sie lehnt alle Teleologie ab; sie will Nichts mehr „beweisen“; sie verschmäht es, den Richter zu spielen, und hat darin ihren guten Geschmack, — sie bejaht so wenig als sie verneint, sie stellt fest, sie „beschreibt“… Dies Alles ist in einem hohen Grade asketisch; es ist aber zugleich in einem noch höheren Grade nihilistisch, darüber täusche man sich nicht! Man sieht einen traurigen, harten, aber entschlossenen Blick, — ein Auge, das hinausschaut, wie ein vereinsamter Nordpolfahrer hinausschaut (vielleicht um nicht hineinzuschauen? um nicht zurückzuschauen?…) Hier ist Schnee, hier ist das Leben verstummt; die letzten Krähen, die hier laut werden, heissen „Wozu?“, „Umsonst!“, „Nada!“ — hier gedeiht und wächst Nichts mehr, höchstens Petersburger Metapolitik und Tolstoi’sches „Mitleid“. Was aber jene andre Art von Historikern betrifft, eine vielleicht noch „modernere“ Art, eine genüssliche, wollüstige, mit dem Leben ebenso sehr als mit dem asketischen Ideal liebäugelnde Art, welche das Wort „Artist“ als Handschuh gebraucht und heute das Lob der Contemplation ganz und gar für sich in Pacht genommen hat: oh welchen Durst erregen diese süssen Geistreichen selbst noch nach Asketen und Winterlandschaften! Nein! dies „beschauliche“ Volk mag sich der Teufel holen! Um wie viel lieber will ich noch mit jenen historischen Nihilisten durch die düstersten grauen kalten Nebel wandern! — ja, es soll mir nicht darauf ankommen, gesetzt, dass ich wählen muss, selbst einem ganz eigentlich Unhistorischen, Widerhistorischen Gehör zu schenken (wie jenem Dühring, an dessen Tönen sich im heutigen Deutschland eine bisher noch schüchterne, noch uneingeständliche Species „schöner Seelen“ berauscht, die Species anarchistica innerhalb des gebildeten Proletariats). Hundert Mal schlimmer sind die „Beschaulichen“ —: ich wüsste Nichts, was so sehr Ekel machte, als solch ein „objektiver“ Lehnstuhl, solch ein duftender Genüssling vor der Historie, halb Pfaff, halb Satyr, Parfum Renan, der schon mit dem hohen Falsett seines Beifalls verräth, was ihm abgeht, wo es ihm abgeht, *wo* in diesem Falle die Parze ihre grausame Scheere ach! allzu chirurgisch gehandhabt hat! Das geht mir wider den Geschmack, auch wider die Geduld: behalte bei solchen Aspekten seine Geduld, wer Nichts an ihr zu verlieren hat, — mich ergrimmt solch ein Aspekt, solche „Zuschauer“ erbittern mich gegen das „Schauspiel“, mehr noch als das Schauspiel (die Historie selbst, man versteht mich), unversehens kommen mir dabei anakreontische Launen. Diese Natur, die dem Stier das Horn, dem Löwen das χάσμ’ ὀδόντων gab, wozu gab mir die Natur den Fuss?… Zum Treten, beim heiligen Anakreon! und nicht nur zum Davonlaufen: zum Zusammentreten der morschen Lehnstühle, der feigen Beschaulichkeit, des lüsternen Eunuchenthums vor der Historie, der Liebäugelei mit asketischen Idealen, der Gerechtigkeits-Tartüfferie der Impotenz! Alle meine Ehrfurcht dem asketischen Ideale, *sofern es ehrlich ist!* so lange es an sich selber glaubt und uns keine Possen vormacht! Aber ich mag alle diese koketten Wanzen nicht, deren Ehrgeiz unersättlich darin ist, nach dem Unendlichen zu riechen, bis zuletzt das Unendliche nach Wanzen riecht; ich mag die übertünchten Gräber nicht, die das Leben schauspielern; ich mag die Müden und Vernutzten nicht, welche sich in Weisheit einwickeln und „objektiv“ blicken; ich mag die zu Helden aufgeputzten Agitatoren nicht, die eine Tarnkappe von Ideal um ihren Strohwisch von Kopf tragen; ich mag die ehrgeizigen Künstler nicht, die den Asketen und Priester bedeuten möchten und im Grunde nur tragische Hanswürste sind; ich mag auch sie nicht, diese neuesten Spekulanten in Idealismus, die Antisemiten, welche heute ihre Augen christlich-arisch-biedermännisch verdrehn und durch einen jede Geduld erschöpfenden Missbrauch des wohlfeilsten Agitationsmittels, der moralischen Attitüde, alle Hornvieh-Elemente des Volkes aufzuregen suchen (— dass *jede* Art Schwindel-Geisterei im heutigen Deutschland nicht ohne Erfolg bleibt, hängt mit der nachgerade unableugbaren und bereits handgreiflichen *Verödung* des deutschen Geistes zusammen, deren Ursache ich in einer allzuausschliesslichen Ernährung mit Zeitungen, Politik, Bier und Wagnerischer Musik suche, hinzugerechnet, was die Voraussetzung für diese Diät abgiebt: einmal die nationale Einklemmung und Eitelkeit, das starke, aber enge Princip „Deutschland, Deutschland über Alles“, sodann aber die Paralysis agitans der „modernen Ideen“). Europa ist heute reich und erfinderisch vor Allem in Erregungsmitteln, es scheint Nichts nöthiger zu haben als Stimulantia und gebrannte Wasser: daher auch die ungeheure Fälscherei in Idealen, diesen gebranntesten Wassern des Geistes, daher auch die widrige, übelriechende, verlogne, pseudoalkoholische Luft überall. Ich möchte wissen, wie viel Schiffsladungen von nachgemachtem Idealismus, von Helden-Kostümen und Klapperblech grosser

Worte, wie viel Tonnen verzuckerten spirituosen Mitgefühls (Firma: la religion de la souffrance), wie viel Stelzbeine „edler Entrüstung“ zur Nachhülfe geistig Plattfüssiger, wie viel Komödianten des christlich-moralischen Ideals heute aus Europa exportirt werden müssten, damit seine Luft wieder reinlicher röche… Ersichtlich steht in Hinsicht auf diese Überproduktion eine neue Handels-Möglichkeit offen, ersichtlich ist mit kleinen Ideal-Götzen und zugehörigen „Idealisten“ ein neues „Geschäft“ zu machen — man überhöre diesen Zaunspfahl nicht! Wer hat Muth genug dazu? — wir haben es in der Hand, die ganze Erde zu „idealisiren“!… Aber was rede ich von Muth: hier thut Eins nur Noth, eben die Hand, eine unbefangne, eine sehr unbefangne Hand…

[«]

27.

— Genug! Genug! Lassen wir diese Curiositäten und Complexitäten des modernsten Geistes, an denen ebensoviel zum Lachen als zum Verdriessen ist: gerade unser Problem kann deren entrathen, das Problem von der Bedeutung des asketischen Ideals, — was hat dasselbe mit Gestern und Heute zu thun! Jene Dinge sollen von mir in einem andren Zusammenhange gründlicher und härter angefasst werden (unter dem Titel „Zur Geschichte des europäischen Nihilismus“; ich verweise dafür auf ein Werk, das ich vorbereite: **Der Wille zur Macht**, Versuch einer Umwerthung aller Werthe). Worauf es mir allein ankommt hier hingewiesen zu haben, ist dies: das asketische Ideal hat auch in der geistigsten Sphäre einstweilen immer nur noch Eine Art von wirklichen Feinden und Schädigern: das sind die Komödianten dieses Ideals, — denn sie wecken Misstrauen. Überall sonst, wo der Geist heute streng, mächtig und ohne Falschmünzerei am Werke ist, entbehrt er jetzt überhaupt des Ideals — der populäre Ausdruck für diese Abstinenz ist „Atheismus“ —: abgerechnet seines Willens zur Wahrheit. Dieser Wille aber, dieser Rest von Ideal, ist, wenn man mir glauben will, jenes Ideal selbst in seiner strengsten, geistigsten Formulirung, esoterisch ganz und gar, alles Aussenwerks entkleidet, somit nicht sowohl sein Rest, als sein Kern. Der unbedingte redliche Atheismus (— und seine Luft allein athmen wir, wir geistigeren Menschen dieses Zeitalters!) steht demgemäss nicht im Gegensatz zu jenem Ideale, wie es den Anschein hat; er ist vielmehr nur eine seiner letzten Entwicklungsphasen, eine seiner Schlussformen und inneren Folgerichtigkeiten, — er ist die Ehrfurcht gebietende Katastrophe einer zweitausendjährigen Zucht zur Wahrheit, welche am Schlusse sich die Lüge im Glauben an Gott verbietet. (Derselbe Entwicklungsgang in Indien, in vollkommner Unabhängigkeit, und deshalb Etwas beweisend; dasselbe Ideal zum gleichen Schlusse zwingend; der entscheidende Punkt fünf Jahrhunderte vor der europäischen Zeitrechnung erreicht, mit Buddha, genauer: schon mit der Sankhyam-Philosophie, diese dann durch Buddha popularisirt und zur Religion gemacht.) Was, in aller Strenge gefragt, hat eigentlich über den christlichen Gott gesiegt? Die Antwort steht in meiner „fröhlichen Wissenschaft“ S. 290: „die christliche Moralität selbst, der immer strenger genommene Begriff der Wahrhaftigkeit, die Beichtväter-Feinheit des christlichen Gewissens, übersetzt und sublimirt zum wissenschaftlichen Gewissen, zur intellektuellen Sauberkeit um jeden Preis. Die Natur ansehn, als ob sie ein Beweis für die Güte und Obhut eines Gottes sei; die Geschichte interpretiren zu Ehren einer göttlichen Vernunft, als beständiges Zeugniss einer sittlichen Weltordnung und sittlicher Schlussabsichten; die eigenen Erlebnisse auslegen, wie sie fromme Menschen lange genug ausgelegt haben, wie als ob Alles Fügung, Alles Wink, Alles dem Heil der Seele zu Liebe ausgedacht und geschickt sei: das ist nunmehr vorbei, das hat das Gewissen gegen sich, das gilt allen feineren Gewissen als unanständig, unehrlich, als Lügnerei, Femininismus, Schwachheit, Feigheit, — mit dieser Strenge, wenn irgend womit, sind wir eben gute Europäer und Erben von Europa’s längster und tapferster Selbstüberwindung“… Alle grossen Dinge gehen durch sich selbst zu Grunde, durch einen Akt der Selbstaufhebung: so will es das Gesetz des Lebens, das Gesetz der nothwendigen „Selbstüberwindung“ im Wesen des Lebens, — immer ergeht zuletzt an den Gesetzgeber selbst der Ruf: „patere legem, quam ipse tulisti.“ Dergestalt gieng das Christenthum als Dogma zu Grunde, an seiner eignen Moral; dergestalt muss nun auch das Christenthum als Moral noch zu Grunde gehn, — wir stehen an der Schwelle dieses Ereignisses. Nachdem die christliche Wahrhaftigkeit einen Schluss nach dem andern gezogen hat, zieht sie am Ende ihren stärksten Schluss, ihren Schluss gegen sich selbst; dies aber geschieht, wenn sie die Frage stellt „was bedeutet aller Wille zur Wahrheit?“… Und hier rühre ich wieder an mein Problem, an unser Problem, meine unbekannten Freunde (— denn noch weiss ich von keinem Freunde): welchen Sinn hätte unser ganzes Sein, wenn nicht den, dass in uns jener Wille zur Wahrheit sich selbst als Problem zum Bewusstsein gekommen wäre?… An diesem Sich-bewusst-werden des Willens zur Wahrheit geht von nun an — daran ist kein Zweifel — die Moral zu Grunde: jenes grosse Schauspiel in hundert Akten, das den nächsten zwei Jahrhunderten Europa's aufgespart bleibt, das furchtbarste, fragwürdigste und vielleicht auch hoffnungsreichste aller Schauspiele…

[«]

28.

Sieht man vom asketischen Ideale ab: so hatte der Mensch, das Thier Mensch bisher keinen Sinn. Sein Dasein auf Erden enthielt kein Ziel; „wozu Mensch überhaupt?" — war eine Frage ohne Antwort; der Wille für Mensch und Erde fehlte; hinter jedem grossen Menschen-Schicksale klang als Refrain ein noch grösseres „Umsonst!" Das eben bedeutet das asketische Ideal: dass Etwas fehlte, dass eine ungeheure Lücke den Menschen umstand, — er wusste sich selbst nicht zu rechtfertigen, zu erklären, zu bejahen, er litt am Probleme seines Sinns. Er litt auch sonst, er war in der Hauptsache ein krankhaftes Thier: aber nicht das Leiden selbst war sein Problem, sondern dass die Antwort fehlte für den Schrei der Frage „wozu leiden?" Der Mensch, das tapferste und leidgewohnteste Thier, verneint an sich nicht das Leiden: er will es, er sucht es selbst auf, vorausgesetzt, dass man ihm einen Sinn dafür aufzeigt, ein Dazu des Leidens. Die Sinnlosigkeit des Leidens, nicht das Leiden, war der Fluch, der bisher über der Menschheit ausgebreitet lag, — und das asketische Ideal bot ihr einen Sinn! Es war bisher der einzige Sinn; irgend ein Sinn ist besser als gar kein Sinn; das asketische Ideal war in jedem Betracht das „faute de mieux" par excellence, das es bisher gab. In ihm war das Leiden ausgelegt; die ungeheure Leere schien ausgefüllt; die Thür schloss sich vor allem selbstmörderischen Nihilismus zu. Die Auslegung — es ist kein Zweifel — brachte neues Leiden mit sich, tieferes, innerlicheres, giftigeres, am Leben nagenderes: sie brachte alles Leiden unter die Perspektive der Schuld… Aber trotzalledem — der Mensch war damit gerettet, er hatte einen Sinn, er war fürderhin nicht mehr wie ein Blatt im Winde, ein Spielball des Unsinns, des „Ohne-Sinns", er konnte nunmehr Etwas wollen, — gleichgültig zunächst, wohin, wozu, womit er wollte: der Wille selbst war gerettet. Man kann sich schlechterdings nicht verbergen, was eigentlich jenes ganze Wollen ausdrückt, das vom asketischen Ideale her seine Richtung bekommen hat: dieser Hass gegen das Menschliche, mehr noch gegen das Thierische, mehr noch gegen das Stoffliche, dieser Abscheu vor den Sinnen, vor der Vernunft selbst, diese Furcht vor dem Glück und der Schönheit, dieses Verlangen hinweg aus allem Schein, Wechsel, Werden, Tod, Wunsch, Verlangen selbst — das Alles bedeutet, wagen wir es, dies zu begreifen, einen Willen zum Nichts, einen Widerwillen gegen das Leben, eine Auflehnung gegen die grundsätzlichsten Voraussetzungen des Lebens, aber es ist und bleibt ein Wille!… Und, um es noch zum Schluss zu sagen, was ich Anfangs sagte: lieber will noch der Mensch das Nichts wollen, als nicht wollen…

[«]

Der Fall Wagner.

Ein Musikanten-Problem.

Von
Friedrich Nietzsche.

Leipzig.
Verlag von C. G. Neumann.
1888.

DER FALL WAGNER

[«]

Vorwort.
Der Fall Wagner. Turiner Brief vom Mai 1888.

1. 2. 3. 4. 5. 6.
7. 8. 9. 10. 11. 12.

Nachschrift.
Zweite Nachschrift.
Epilog.

Vorwort.

Ich mache mir eine kleine Erleichterung. Es ist nicht nur die reine Bosheit, wenn ich in dieser Schrift Bizet auf Kosten Wagner's lobe. Ich bringe unter vielen Spässen eine Sache vor, mit der nicht zu spassen ist. Wagnern den Rücken zu kehren war für mich ein Schicksal; irgend Etwas nachher wieder gern zu haben ein Sieg. Niemand war vielleicht gefährlicher mit der Wagnerei verwachsen, Niemand hat sich härter gegen sie gewehrt, Niemand sich mehr gefreut, von ihr los zu sein. Eine lange Geschichte! — Will man ein Wort dafür? — Wenn ich Moralist wäre, wer weiss, wie ich's nennen würde! Vielleicht Selbstüberwindung. — Aber der Philosoph liebt die Moralisten nicht… er liebt auch die schönen Worte nicht…

Was verlangt ein Philosoph am ersten und letzten von sich? Seine Zeit in sich zu überwinden, „zeitlos“ zu werden. Womit also hat er seinen härtesten Strauss zu bestehn? Mit dem, worin gerade er das Kind seiner Zeit ist. Wohlan! Ich bin so gut wie Wagner das Kind dieser Zeit, will sagen ein décadent: nur dass ich das begriff, nur dass ich mich dagegen wehrte. Der Philosoph in mir wehrte sich dagegen.

Was mich am tiefsten beschäftigt hat, das ist in der That das Problem der décadence, — ich habe Gründe dazu gehabt. „Gut und Böse“ ist nur eine Spielart jenes Problems. Hat man sich für die Abzeichen des Niedergangs ein Auge gemacht, so versteht man auch die Moral, — man versteht, was sich unter ihren heiligsten Namen und Werthformeln versteckt: das verarmte Leben, der Wille zum Ende, die grosse Müdigkeit. Moral verneint das Leben… Zu einer solchen Aufgabe war mir eine Selbstdisciplin von Nöthen: — Partei zu nehmen gegen alles Kranke an mir, eingerechnet Wagner, eingerechnet Schopenhauer, eingerechnet die ganze moderne „Menschlichkeit“. — Eine tiefe Entfremdung, Erkältung, Ernüchterung gegen alles Zeitliche, Zeitgemässe: und als höchsten Wunsch das Auge Zarathustra's, ein Auge, das die ganze Thatsache Mensch aus ungeheurer Ferne übersieht, — unter sich sieht… Einem solchen Ziele — welches Opfer wäre ihm nicht gemäss? welche „Selbst-Überwindung“! welche „Selbst-Verleugnung“!

Mein grösstes Erlebniss war eine Genesung. Wagner gehört bloss zu meinen Krankheiten.

Nicht dass ich gegen diese Krankheit undankbar sein möchte. Wenn ich mit dieser Schrift den Satz aufrecht halte, dass Wagner schädlich ist, so will ich nicht weniger aufrecht halten, wem er trotzdem unentbehrlich ist — dem Philosophen. Sonst kann man vielleicht ohne Wagner auskommen: dem Philosophen aber steht es nicht frei, Wagner's zu entrathen. Er hat das schlechte Gewissen seiner Zeit zu sein, — dazu muss er deren bestes Wissen haben. Aber wo fände er für das Labyrinth der modernen Seele einen eingeweihteren Führer, einen beredteren Seelenkündiger als Wagner? Durch Wagner redet die Modernität ihre intimste Sprache: sie verbirgt weder ihr Gutes, noch ihr Böses, sie hat alle Scham vor sich verlernt. Und umgekehrt: man hat beinahe eine Abrechnung über den Werth des Modernen gemacht, wenn man über Gut und Böse bei Wagner mit sich im Klaren ist. — Ich verstehe es vollkommen, wenn heut ein Musiker sagt „ich hasse Wagner, aber ich halte keine andre Musik mehr aus“. Ich würde aber auch einen Philosophen verstehn, der erklärte: „Wagner resümirt die Modernität. Es hilft nichts, man muss erst Wagnerianer sein…“

[«]

Der Fall Wagner.
Turiner Brief vom Mai 1888.

ridendo dicere severum . . .

1.

Ich hörte gestern — werden Sie es glauben? — zum zwanzigsten Male Bizet's Meisterstück. Ich harrte wieder mit einer sanften Andacht aus, ich lief wieder nicht davon. Dieser Sieg über meine Ungeduld überrascht mich. Wie ein solches Werk vervollkommnet! Man wird selbst dabei zum „Meisterstück". — Und wirklich schien ich mir jedes Mal, dass ich Carmen hörte, mehr Philosoph, ein besserer Philosoph, als ich sonst mir scheine: so langmüthig geworden, so glücklich, so indisch, so sesshaft... Fünf Stunden Sitzen: erste Etappe der Heiligkeit! — Darf ich sagen, dass Bizet's Orchesterklang fast der einzige ist, den ich noch aushalte? Jener andere Orchesterklang, der jetzt obenauf ist, der Wagnerische, brutal, künstlich und „unschuldig" zugleich und damit zu den drei Sinnen der modernen Seele auf Einmal redend, — wie nachtheilig ist mir dieser Wagnerische Orchesterklang! Ich heisse ihn Scirocco. Ein verdriesslicher Schweiss bricht an mir aus. Mit meinem guten Wetter ist es vorbei.

Diese Musik scheint mir vollkommen. Sie kommt leicht, biegsam, mit Höflichkeit daher. Sie ist liebenswürdig, sie schwitzt nicht. „Das Gute ist leicht, alles Göttliche läuft auf zarten Füssen": erster Satz meiner Aesthetik. Diese Musik ist böse, raffinirt, fatalistisch: sie bleibt dabei populär — sie hat das Raffinement einer Rasse, nicht eines Einzelnen. Sie ist reich. Sie ist präcis. Sie baut, organisirt, wird fertig: damit macht sie den Gegensatz zum Polypen in der Musik, zur „unendlichen Melodie". Hat man je schmerzhaftere tragische Accente auf der Bühne gehört? Und wie werden dieselben erreicht! Ohne Grimasse! Ohne Falschmünzerei! Ohne die Lüge des grossen Stils! — Endlich: diese Musik nimmt den Zuhörer als intelligent, selbst als Musiker, — sie ist auch damit das

Gegenstück zu Wagner, der, was immer sonst, jedenfalls das unhöflichste Genie der Welt war (Wagner nimmt uns gleichsam als ob — —, er sagt Ein Ding so oft, bis man verzweifelt, — bis man's glaubt).

Und nochmals: ich werde ein besserer Mensch, wenn mir dieser Bizet zuredet. Auch ein besserer Musikant, ein besserer Zuhörer. Kann man überhaupt noch besser zuhören? — Ich vergrabe meine Ohren noch unter diese Musik, ich höre deren Ursache. Es scheint mir, dass ich ihre Entstehung erlebe — ich zittere vor Gefahren, die irgend ein Wagniss begleiten, ich bin entzückt über Glücksfälle, an denen Bizet unschuldig ist. — Und seltsam! im Grunde denke ich nicht daran, oder weiss es nicht, wie sehr ich daran denke. Denn ganz andere Gedanken laufen mir während dem durch den Kopf… Hat man bemerkt, dass die Musik den Geist frei macht? dem Gedanken Flügel giebt? dass man um so mehr Philosoph wird, je mehr man Musiker wird? — Der graue Himmel der Abstraktion wie von Blitzen durchzuckt; das Licht stark genug für alles Filigran der Dinge; die grossen Probleme nahe zum Greifen; die Welt wie von einem Berge aus überblickt. — Ich definirte eben das philosophische Pathos. — Und unversehens fallen mir Antworten in den Schooss, ein kleiner Hagel von Eis und Weisheit, von gelösten Problemen… Wo bin ich? — Bizet macht mich fruchtbar. Alles Gute macht mich fruchtbar. Ich habe keine andre Dankbarkeit, ich habe auch keinen andern Beweis dafür, was gut ist. —

[«]

2.

Auch dies Werk erlöst; nicht Wagner allein ist ein „Erlöser“. Mit ihm nimmt man Abschied vom feuchten Norden, von allem Wasserdampf des Wagnerischen Ideals. Schon die Handlung erlöst davon. Sie hat von Mérimée noch die Logik in der Passion, die kürzeste Linie, die harte Nothwendigkeit; sie hat vor Allem, was zur heissen Zone gehört, die Trockenheit der Luft, die limpidezza in der Luft, Hier ist in jedem Betracht das Klima verändert. Hier redet eine andre Sinnlichkeit, eine andre Sensibilität, eine andre Heiterkeit. Diese Musik ist heiter; aber nicht von einer französischen oder deutschen Heiterkeit. Ihre Heiterkeit ist afrikanisch; sie hat das Verhängniss über sich, ihr Glück ist kurz, plötzlich, ohne Pardon. Ich beneide Bizet darum, dass er den Muth zu dieser Sensibilität gehabt hat, die in der gebildeten Musik Europa's bisher noch keine

Sprache hatte, — zu dieser südlicheren, bräuneren, verbrannteren Sensibilität… Wie die gelben Nachmittage ihres Glücks uns wohlthun! Wir blicken dabei hinaus: sahen wir je das Meer glätter? — Und wie uns der maurische Tanz beruhigend zuredet! Wie in seiner lasciven Schwermuth selbst unsre Unersättlichkeit einmal Sattheit lernt! — Endlich die Liebe, die in die Natur zurückübersetzte Liebe! Nicht die Liebe einer „höheren Jungfrau“! Keine Senta-Sentimentalität! Sondern die Liebe als Fatum, als Fatalität, cynisch, unschuldig, grausam — und eben darin Natur! Die Liebe, die in ihren Mitteln der Krieg, in ihrem Grunde der Todhass der Geschlechter ist! — Ich weiss keinen Fall, wo der tragische Witz, der das Wesen der Liebe macht, so streng sich ausdrückte, so schrecklich zur Formel würde, wie im letzten Schrei Don José’s, mit dem das Werk schliesst:

„Ja! Ich habe sie getödtet,
ich — meine angebetete Carmen!“

— Eine solche Auffassung der Liebe (die einzige, die des Philosophen würdig ist —) ist selten: sie hebt ein Kunstwerk unter Tausenden heraus. Denn im Durchschnitt machen es die Künstler wie alle Welt, sogar schlimmer — sie missverstehen die Liebe. Auch Wagner hat sie missverstanden. Sie glauben in ihr selbstlos zu sein, weil sie den Vortheil eines andren Wesens wollen, oft wider ihren eigenen Vortheil. Aber dafür wollen sie jenes andre Wesen besitzen… Sogar Gott macht hier keine Ausnahme. Er ist ferne davon zu denken „was geht dich’s an, wenn ich dich liebe?“ — er wird schrecklich, wenn man ihn nicht wieder liebt. L’amour — mit diesem Spruch behält man unter Göttern und Menschen Recht — est de tous les sentiments le plus égoïste, et, par conséquent, lorsqu’il est blessé, le moins généreux. (B. Constant.)

[«]

3.

Sie sehen bereits, wie sehr mich diese Musik verbessert? — Il faut méditerraniser la musique: ich habe Gründe zu dieser Formel (Jenseits von Gut und Böse, S. 220). Die Rückkehr zur Natur, Gesundheit, Heiterkeit, Jugend, Tugend! — Und doch war ich Einer der corruptesten Wagnerianer… Ich war im Stande, Wagnern ernst zu nehmen… Ah dieser alte Zauberer! was hat er uns Alles vorgemacht! Das Erste, was seine Kunst uns anbietet, ist ein Vergrösserungsglas: man sieht hinein, man traut seinen Augen nicht — Alles wird gross, selbst Wagner wird gross… Was für eine kluge Klapperschlange! Das ganze Leben hat sie uns von „Hingebung“, von „Treue“, von „Reinheit“ vorgeklappert, mit einem Lobe auf die Keuschheit zog sie sich aus der verderbten Welt zurück! — Und wir haben’s ihr geglaubt…

— Aber Sie hören mich nicht? Sie ziehen selbst das Problem Wagner’s dem Bizet’s vor? Auch ich unterschätze es nicht, es hat seinen Zauber. Das Problem der Erlösung ist selbst ein ehrwürdiges Problem. Wagner hat über Nichts so tief wie über die Erlösung nachgedacht: seine Oper ist die Oper der Erlösung. Irgend wer will bei ihm immer erlöst sein: bald ein Männlein, bald ein Fräulein — dies ist sein Problem. — Und wie reich er sein Leitmotiv variirt! Welche seltenen, welche tiefsinnigen Ausweichungen! Wer lehrte es uns, wenn nicht Wagner, dass die Unschuld mit Vorliebe interessante Sünder erlöst? (der Fall im Tannhäuser) Oder dass selbst der ewige Jude erlöst wird, sesshaft wird, wenn er sich verheirathet? (der Fall im Fliegenden Holländer) Oder dass alte verdorbene Frauenzimmer es vorziehn, von keuschen Jünglingen erlöst zu werden? (der Fall Kundry) Oder dass schöne Mädchen am liebsten durch einen Ritter erlöst werden, der Wagnerianer ist? (der Fall in den Meistersingern) Oder dass auch verheirathete Frauen gerne durch einen Ritter erlöst werden? (der Fall Isoldens) Oder dass „der alte Gott“, nachdem er sich moralisch in jedem Betracht compromittirt hat, endlich durch einen Freigeist und Immoralisten erlöst wird? (der Fall im „Ring“) Bewundern Sie in Sonderheit diesen letzten Tiefsinn! Verstehn Sie ihn? Ich — hüte mich, ihn zu verstehn… Dass man noch andre Lehren aus den genannten Werken ziehn kann, möchte ich eher beweisen als bestreiten. Dass man durch ein Wagnerisches Ballet zur Verzweiflung gebracht werden kann — und zur Tugend! (nochmals der Fall Tannhäusers) Dass es von den schlimmsten Folgen sein kann, wenn man nicht zur rechten Zeit zu Bett geht (nochmals der Fall Lohengrins). Dass man nie zu genau wissen soll, mit wem man sich eigentlich verheirathet (zum dritten Mal der Fall Lohengrins) — Tristan und Isolde verherrlichen den vollkommnen Ehegatten, der, in einem gewissen Falle, nur Eine Frage hat: „aber warum habt ihr mir das nicht eher gesagt? Nichts einfacher als das!“ Antwort:

„Das kann ich dir nicht sagen;
　　und was du frägst,
das kannst du nie erfahren.“

Der Lohengrin enthält eine feierliche In-Acht-Erklärung des Forschens und Fragens. Wagner vertritt damit den christlichen Begriff „du sollst und musst glauben“. Es ist ein Verbrechen am Höchsten, am Heiligsten, wissenschaftlich zu sein… Der fliegende Holländer predigt die erhabne Lehre, dass das Weib auch den Unstätesten festmacht, Wagnerisch geredet, „erlöst“. Hier gestatten wir uns eine Frage. Gesetzt nämlich, dies wäre wahr, wäre es damit auch schon wünschenswerth? — Was wird aus dem „ewigen Juden“, den ein Weib anbetet und festmacht? Er hört bloss auf, ewig zu sein; er verheirathet sich, er geht uns Nichts mehr an. — In’s Wirkliche übersetzt: die Gefahr der Künstler, der Genie’s — und das sind ja die „ewigen Juden“ — liegt im Weibe: die anbetenden Weiber sind ihr Verderb. Fast Keiner hat Charakter genug, um nicht verdorben — „erlöst“ zu werden, wenn er sich als Gott behandelt fühlt: — er condescendirt alsbald zum Weibe. — Der Mann ist feige vor allem Ewig-Weiblichen: das wissen die Weiblein. — In vielen Fällen der weiblichen Liebe, und vielleicht gerade in den berühmtesten, ist Liebe nur ein feinerer Parasitismus, ein Sich-Einnisten in eine fremde Seele, mitunter selbst in ein fremdes Fleisch — ach! wie sehr immer auf „des Wirthes“ Unkosten! — —

Man kennt das Schicksal Goethe’s im moralinsauren altjungfernhaften Deutschland. Er war den Deutschen immer anstössig, er hat ehrliche Bewunderer nur unter Jüdinnen gehabt. Schiller, der „edle“ Schiller, der ihnen mit grossen Worten um die Ohren schlug, — der war nach ihrem Herzen. Was warfen sie Goethen vor? Den „Berg der Venus“; und dass er venetianische Epigramme gedichtet habe. Schon Klopstock hielt ihm eine Sittenpredigt; es gab eine Zeit, wo Herder, wenn er von Goethe sprach, mit Vorliebe das Wort „Priap“ gebrauchte. Selbst der Wilhelm Meister galt nur als Symptom des Niedergangs, als moralisches „Auf-den-Hund-Kommen“. Die „Menagerie von zahmem Vieh“, die „Nichtswürdigkeit“ des Helden darin erzürnte zum Beispiel Niebuhrn: der endlich in eine Klage ausbricht, welche Biterolf hätte absingen können: „Nichts macht leicht einen schmerzlicheren Eindruck, als wenn ein grosser Geist sich seiner Flügel beraubt und seine Virtuosität in etwas weit Geringerem sucht, indem er dem Höheren entsagt“… Vor Allem aber war die höhere Jungfrau empört: alle kleinen Höfe, alle Art „Wartburg“ in Deutschland bekreuzte sich vor Goethe, vor dem „unsauberen Geist“ in Goethe. — Diese Geschichte hat Wagner in Musik gesetzt. Er erlöst Goethe, das versteht sich von selbst; aber so, dass er, mit Klugheit, zugleich die Partei der höheren Jungfrau nimmt. Goethe wird gerettet: — ein Gebet rettet ihn, eine höhere Jungfrau zieht ihn hinan…

— Was Goethe über Wagner gedacht haben würde? — Goethe hat sich einmal die Frage vorgelegt, was die Gefahr sei, die über allen Romantikern schwebe: das Romantiker-Verhängniss. Seine Antwort ist: „am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten zu ersticken.“ Kürzer: Parsifal — — Der Philosoph macht dazu noch einen Epilog. Heiligkeit — das Letzte vielleicht, was Volk und Weib von höheren Werthen noch zu Gesicht bekommt, der Horizont des Ideals für Alles, was von Natur myops ist. Unter Philosophen aber, wie jeder Horizont, ein blosses Nichtverständniss, eine Art Thorschluss vor dem, wo ihre Welt erst beginnt — ihre Gefahr, ihr Ideal, ihre Wünschbarkeit… Höflicher gesagt: la philosophie ne suffit pas au grand nombre. Il lui faut la sainteté. —

[«]

4.

— Ich erzähle noch die Geschichte des „Rings“. Sie gehört hierher. Auch sie ist eine Erlösungsgeschichte: nur dass dies Mal Wagner es ist, der erlöst wird. — Wagner hat, sein halbes Leben lang, an die Revolution geglaubt, wie nur irgend ein Franzose an sie geglaubt hat. Er suchte nach ihr in der Runenschrift des Mythus, er glaubte in Siegfried den typischen Revolutionär zu finden. — „Woher stammt alles Unheil in der Welt?“ fragte sich Wagner. Von „alten Verträgen“: antwortete er, gleich allen Revolutions-Ideologen. Auf deutsch: von Sitten, Gesetzen, Moralen, Institutionen, von Alledem, worauf die alte Welt, die alte Gesellschaft ruht. „Wie schafft man das Unheil aus der Welt? Wie schafft man die alte Gesellschaft ab?“ Nur dadurch, dass man den „Verträgen“ (dem Herkommen, der Moral) den Krieg erklärt. Das thut Siegfried. Er beginnt früh damit, sehr früh: seine Entstehung ist bereits eine Kriegserklärung an die Moral — er kommt aus Ehebruch, aus Blutschande zur Welt… Nicht die Sage, sondern Wagner ist der Erfinder dieses radikalen Zugs; an diesem Punkte hat er die Sage corrigirt… Siegfried fährt fort, wie er begonnen hat: er folgt nur dem ersten Impulse, er wirft alles Ueberlieferte, alle Ehrfurcht, alle Furcht über den Haufen. Was ihm missfällt, sticht er nieder. Er rennt alten Gottheiten unehrerbietig wider den Leib. Seine Hauptunternehmung aber geht dahin, das Weib zu emancipiren — „Brünnhilde zu erlösen“… Siegfried und Brünnhilde; das Sakrament der freien Liebe; der Aufgang des goldnen Zeitalters; die

Götterdämmerung der alten Moral — das Uebel ist abgeschafft… Wagner's Schiff lief lange Zeit lustig auf dieser Bahn. Kein Zweifel, Wagner suchte auf ihr sein höchstes Ziel. — Was geschah? Ein Unglück. Das Schiff fuhr auf ein Riff; Wagner sass fest. Das Riff war die Schopenhauerische Philosophie; Wagner sass auf einer conträren Weltansicht fest. Was hatte er in Musik gesetzt? Den Optimismus. Wagner schämte sich. Noch dazu einen Optimismus, für den Schopenhauer ein böses Beiwort geschaffen hatte — den ruchlosen Optimismus. Er schämte sich noch einmal. Er besann sich lange, seine Lage schien verzweifelt… Endlich dämmerte ihm ein Ausweg: das Riff, an dem er scheiterte, wie? wenn er es als Ziel, als Hinterabsicht, als eigentlichen Sinn seiner Reise interpretirte? Hier zu scheitern — das war auch ein Ziel. Bene navigavi, cum naufragium feci… Und er übersetzte den „Ring“ in's Schopenhauerische. Alles läuft schief, Alles geht zu Grunde, die neue Welt ist so schlimm, wie die alte: — das Nichts, die indische Circe winkt… Brünnhilde, die nach der ältern Absicht sich mit einem Liede zu Ehren der freien Liebe zu verabschieden hatte, die Welt auf eine socialistische Utopie vertröstend, mit der „Alles gut wird“, bekommt jetzt etwas Anderes zu thun. Sie muss erst Schopenhauer studiren; sie muss das vierte Buch der „Welt als Wille und Vorstellung“ in Verse bringen. Wagner war erlöst... Allen Ernstes, dies war eine Erlösung. Die Wohlthat, die Wagner Schopenhauern verdankt, ist unermesslich. Erst der Philosoph der décadence gab dem Künstler der décadence sich selbst — —

[«]

5.

Dem Künstler der décadence — da steht das Wort. Und damit beginnt mein Ernst. Ich bin ferne davon, harmlos zuzuschauen, wenn dieser décadent uns die Gesundheit verdirbt — und die Musik dazu! Ist Wagner überhaupt ein Mensch? Ist er nicht eher eine Krankheit? Er macht Alles krank, woran er rührt, — er hat die Musik krank gemacht —

Ein typischer décadent, der sich nothwendig in seinem verderbten Geschmack fühlt, der mit ihm einen höheren Geschmack in Anspruch nimmt, der seine Verderbniss als Gesetz, als Fortschritt, als Erfüllung in Geltung zu bringen weiss.

Und man wehrt sich nicht. Seine Verführungskraft steigt in's Ungeheure, es qualmt um ihn von Weihrauch, das Missverständniss über ihn heisst sich „Evangelium“ — er hat durchaus nicht bloss die Armen des Geistes zu sich überredet!

Ich habe Lust, ein wenig die Fenster aufzumachen. Luft! Mehr Luft! — —

Dass man sich in Deutschland über Wagner betrügt, befremdet mich nicht. Das Gegentheil würde mich befremden. Die Deutschen haben sich einen Wagner zurecht gemacht, den sie verehren können: sie waren noch nie Psychologen, sie sind damit dankbar, dass sie missverstehn. Aber dass man sich auch in Paris über Wagner betrügt! wo man beinahe nichts Andres mehr ist als Psycholog. Und in Sankt-Petersburg! wo man Dinge noch erräth, die selbst in Paris nicht errathen werden. Wie verwandt muss Wagner der gesammten europäischen décadence sein, dass er von ihr nicht als décadent empfunden wird! Er gehört zu ihr: er ist ihr Protagonist, ihr grösster Name… Man ehrt sich, wenn man ihn in die Wolken hebt. — Denn dass man nicht gegen ihn sich wehrt, das ist selbst schon ein Zeichen von décadence. Der Instinkt ist geschwächt. Was man zu scheuen hätte, das zieht an. Man setzt an die Lippen, was noch schneller in den Abgrund treibt. — Will man ein Beispiel? Aber man hat nur das régime zu beobachten, das sich Anämische oder Gichtische oder Diabetiker selbst verordnen. Definition des Vegetariers: ein Wesen, das eine corroborirende Diät nöthig hat. Das Schädliche als schädlich empfinden, sich etwas Schädliches verbieten können ist ein Zeichen noch von Jugend, von Lebenskraft. Den Erschöpften lockt das Schädliche: den Vegetarier das Gemüse. Die Krankheit selbst kann ein Stimulans des Lebens sein: nur muss man gesund genug für dies Stimulans sein! — Wagner vermehrt die Erschöpfung: deshalb zieht er die Schwachen und Erschöpften an. Oh über das Klapperschlangen-Glück des alten Meisters, da er gerade immer „die Kindlein“ zu sich kommen sah! —

Ich stelle diesen Gesichtspunkt voran: Wagner's Kunst ist krank. Die Probleme, die er auf die Bühne bringt — lauter Hysteriker-Probleme —, das Convulsivische seines Affekts, seine überreizte Sensibilität, sein Geschmack, der nach immer schärfern Würzen verlangte, seine Instabilität, die er zu Principien verkleidete, nicht am wenigsten die Wahl seiner Helden und Heldinnen, diese als physiologische Typen betrachtet (— eine Kranken-Galerie! —): Alles zusammen stellt ein Krankheitsbild dar, das keinen Zweifel lässt. Wagner est une névrose. Nichts ist vielleicht heute besser bekannt, Nichts jedenfalls besser studirt als der Proteus-Charakter der Degenerescenz, der hier sich als Kunst und Künstler verpuppt. Unsre Aerzte und Physiologen haben in Wagner ihren interessantesten

Fall, zum Mindesten einen sehr vollständigen. Gerade, weil Nichts moderner ist als diese Gesammterkrankung, diese Spätheit und Überreiztheit der nervösen Maschinerie, ist Wagner der moderne Künstler par excellence, der Cagliostro der Modernität. In seiner Kunst ist auf die verführerischeste Art gemischt, was heute alle Welt am nöthigsten hat, — die drei grossen Stimulantia der Erschöpften, das Brutale, das Künstliche und das Unschuldige (Idiotische).

Wagner ist ein grosser Verderb für die Musik. Er hat in ihr das Mittel errathen, müde Nerven zu reizen, — er hat die Musik damit krank gemacht. Seine Erfindungsgabe ist keine kleine in der Kunst, die Erschöpftesten wieder aufzustacheln, die Halbtodten in's Leben zu rufen. Er ist der Meister hypnotischer Griffe, er wirft die Stärksten noch wie Stiere um. Der Erfolg Wagner's — sein Erfolg bei den Nerven und folglich bei den Frauen — hat die ganze ehrgeizige Musiker-Welt zu Jüngern seiner Geheimkunst gemacht. Und nicht nur die ehrgeizige, auch die kluge… Man macht heute nur Geld mit kranker Musik; unsre grossen Theater leben von Wagner.

[«]

6.

— Ich gestatte mir wieder eine Erheiterung. Ich setze den Fall, dass der Erfolg Wagner's leibhaft würde, Gestalt annähme, dass er, verkleidet zum menschenfreundlichen Musikgelehrten, sich unter junge Künstler mischte. Wie meinen Sie wohl, dass er sich da verlautbarte? —

Meine Freunde, würde er sagen, reden wir fünf Worte unter uns. Es ist leichter, schlechte Musik zu machen als gute. Wie? wenn es ausserdem auch noch vortheilhafter wäre? wirkungsvoller, überredender, begeisternder, zuverlässiger? wagnerischer?… Pulchrum est paucorum hominum. Schlimm genug! Wir verstehn Latein, wir verstehn vielleicht auch unsern Vortheil. Das Schöne hat seinen Haken: wir wissen das. Wozu also Schönheit? Warum nicht lieber das Grosse, das Erhabne, das Gigantische, Das, was die Massen bewegt? — Und nochmals: es ist leichter, gigantisch zu sein als schön; wir wissen das…

Wir kennen die Massen, wir kennen das Theater. Das Beste, was darin sitzt, deutsche Jünglinge, gehörnte Siegfriede und andre Wagnerianer, bedarf des Erhabenen, des Tiefen, des Überwältigenden. So viel vermögen wir noch. Und das

Andre, das auch noch darin sitzt, die Bildungs-Cretins, die kleinen Blasirten, die Ewig-Weiblichen, die Glücklich-Verdauenden, kurz das Volk — bedarf ebenfalls des Erhabenen, des Tiefen, des Überwältigenden. Das hat Alles einerlei Logik. „Wer uns umwirft, der ist stark; wer uns erhebt, der ist göttlich; wer uns ahnen macht, der ist tief.“ — Entschliessen wir uns, meine Herrn Musiker: wir wollen sie umwerfen, wir wollen sie erheben, wir wollen sie ahnen machen. So viel vermögen wir noch.

Was das Ahnen-machen betrifft: so nimmt hier unser Begriff „Stil“ seinen Ausgangspunkt. Vor Allem kein Gedanke! Nichts ist compromittirender als ein Gedanke! Sondern der Zustand vor dem Gedanken, das Gedräng der noch nicht geborenen Gedanken, das Versprechen zukünftiger Gedanken, die Welt, wie sie war, bevor Gott sie schuf, — eine Recrudescenz des Chaos… Das Chaos macht ahnen…

In der Sprache des Meisters geredet: Unendlichkeit, aber ohne Melodie.

Was, zuzweit, das Umwerfen angeht, so gehört dies zum Theil schon in die Physiologie. Studiren wir vor Allem die Instrumente. Einige von ihnen überreden selbst noch die Eingeweide (— sie öffnen die Thore, mit Händel zu reden), andre bezaubern das Rückenmark. Die Farbe des Klangs entscheidet hier; was erklingt, ist beinahe gleichgültig. Raffiniren wir in diesem Punkte! Wozu uns sonst verschwenden? Seien wir im Klang charakteristisch bis zur Narrheit! Man rechnet es unserm Geiste zu, wenn wir mit Klängen viel zu rathen geben! Agaçiren wir die Nerven, schlagen wir sie todt, handhaben wir Blitz und Donner, — das wirft um…

Vor Allem aber wirft die Leidenschaft um. — Verstehen wir uns über die Leidenschaft. Nichts ist wohlfeiler als die Leidenschaft! Man kann aller Tugenden des Contrapunktes entrathen, man braucht Nichts gelernt zu haben, — die Leidenschaft kann man immer! Die Schönheit ist schwierig: hüten wir uns vor der Schönheit!… Und gar die Melodie! Verleumden wir, meine Freunde, verleumden wir, wenn anders es uns ernst ist mit dem Ideale, verleumden wir die Melodie! Nichts ist gefährlicher als eine schöne Melodie! Nichts verdirbt sicherer den Geschmack! Wir sind verloren, meine Freunde, wenn man wieder schöne Melodien liebt!…

Grundsatz: die Melodie ist unmoralisch. Beweis: Palestrina. Nutzanwendung: Parsifal. Der Mangel an Melodie heiligt selbst…

Und dies ist die Definition der Leidenschaft. Leidenschaft — oder die Gymnastik des Hässlichen auf dem Seile der Enharmonik. — Wagen wir es, meine Freunde, hässlich zu sein! Wagner hat es gewagt! Wälzen wir unverzagt den

Schlamm der widrigsten Harmonien vor uns her! Schonen wir unsre Hände nicht! Erst damit werden wir natürlich…

Einen letzten Rath! Vielleicht fasst er Alles in Eins. — Seien wir Idealisten! — Dies ist, wenn nicht das Klügste, so doch das Weiseste, was wir thun können. Um die Menschen zu erheben, muss man selbst erhaben sein. Wandeln wir über Wolken, haranguiren wir das Unendliche, stellen wir die grossen Symbole um uns herum! Sursum! Bumbum! — es giebt keinen besseren Rath. Der „gehobene Busen“ sei unser Argument, das „schöne Gefühl“ unser Fürsprecher. Die Tugend behält Recht noch gegen den Contrapunkt. „Wer uns verbessert, wie sollte der nicht selbst gut sein?“ so hat die Menschheit immer geschlossen. Verbessern wir also die Menschheit! — damit wird man gut (damit wird man selbst „Klassiker“: — Schiller wurde „Klassiker“). Das Haschen nach niederem Sinnesreiz, nach der sogenannten Schönheit hat den Italiäner entnervt: bleiben wir deutsch! Selbst Mozart’s Verhältniss zur Musik — Wagner hat es uns zum Trost gesagt! — war im Grunde frivol… Lassen wir niemals zu, dass die Musik „zur Erholung diene“; dass sie „erheitere“; dass sie „Vergnügen mache“. Machen wir nie Vergnügen! — wir sind verloren, wenn man von der Kunst wieder hedonistisch denkt… Das ist schlechtes achtzehntes Jahrhundert… Nichts dagegen dürfte räthlicher sein, bei Seite gesagt, als eine Dosis — Muckerthum, sit venia verbo. Das giebt Würde. — Und wählen wir die Stunde, wo es sich schickt, schwarz zu blicken, öffentlich zu seufzen, christlich zu seufzen, das grosse christliche Mitleiden zur Schau zu stellen. „Der Mensch ist verderbt: wer erlöst ihn? was erlöst ihn?“ — Antworten wir nicht. Seien wir vorsichtig. Bekämpfen wir unsern Ehrgeiz, welcher Religionen stiften möchte. Aber Niemand darf zweifeln, dass wir ihn erlösen, dass unsre Musik allein erlöst… (Wagner’s Aufsatz „Religion und Kunst“.)

[«]

7.

Genug! Genug! Man wird, fürchte ich, zu deutlich nur unter meinen heitern Strichen die sinistre Wirklichkeit wiedererkannt haben — das Bild eines Verfalls der Kunst, eines Verfalls auch der Künstler. Der letztere, ein Charakter-Verfall, käme vielleicht mit dieser Formel zu einem vorläufigen Ausdruck: der Musiker wird jetzt zum Schauspieler, seine Kunst entwickelt sich immer mehr als ein Talent zu lügen. Ich werde eine Gelegenheit haben (in einem Capitel meines Hauptwerks, das den Titel führt „Zur Physiologie der Kunst“), des Näheren zu zeigen, wie diese Gesammtverwandlung der Kunst in’s Schauspielerische eben so bestimmt ein Ausdruck physiologischer Degenerescenz (genauer, eine Form des Hysterismus) ist, wie jede einzelne Verderbniss und Gebrechlichkeit der durch Wagner inaugurirten Kunst: zum Beispiel die Unruhe ihrer Optik, die dazu nöthigt, in jedem Augenblick die Stellung vor ihr zu wechseln. Man versteht Nichts von Wagner, so lange man in ihm nur ein Naturspiel, eine Willkür und Laune, eine Zufälligkeit sieht. Er war kein „lückenhaftes“, kein „verunglücktes“, kein „contradiktorisches“ Genie, wie man wohl gesagt hat. Wagner war etwas Vollkommnes, ein typischer décadent, bei dem jeder „freie Wille“ fehlt, jeder Zug Nothwendigkeit hat. Wenn irgend Etwas interessant ist an Wagner, so ist es die Logik, mit der ein physiologischer Missstand als Praktik und Prozedur, als Neuerung in den Principien, als Krisis des Geschmacks Schluss für Schluss, Schritt für Schritt macht.

Ich halte mich dies Mal nur bei der Frage des Stils auf. — Womit kennzeichnet sich jede litterarische décadence? Damit, dass das Leben nicht mehr im Ganzen wohnt. Das Wort wird souverain und springt aus dem Satz hinaus, der Satz greift über und verdunkelt den Sinn der Seite, die Seite gewinnt Leben auf Unkosten des Ganzen — das Ganze ist kein Ganzes mehr. Aber das ist das Gleichniss für jeden Stil der décadence: jedes Mal Anarchie der Atome, Disgregation des Willens, „Freiheit des Individuums“, moralisch geredet, — zu einer politischen Theorie erweitert „gleiche Rechte für Alle“. Das Leben, die gleiche Lebendigkeit, die Vibration und Exuberanz des Lebens in die kleinsten Gebilde zurückgedrängt, der Rest arm an Leben. Überall Lähmung, Mühsal, Erstarrung oder Feindschaft und Chaos: beides immer mehr in die Augen springend, in je höhere Formen der Organisation man aufsteigt. Das Ganze lebt überhaupt nicht mehr: es ist zusammengesetzt, gerechnet, künstlich, ein Artefakt. —

Bei Wagner steht im Anfang die Hallucination: nicht von Tönen, sondern von Gebärden. Zu ihnen sucht er erst die Ton-Semiotik. Will man ihn bewundern, so sehe man ihn hier an der Arbeit: wie er hier trennt, wie er kleine Einheiten gewinnt, wie er diese belebt, heraustreibt, sichtbar macht. Aber daran erschöpft sich seine Kraft: der Rest taugt Nichts. Wie armselig, wie verlegen, wie laienhaft ist seine Art zu „entwickeln“, sein Versuch, Das, was nicht auseinander gewachsen ist, wenigstens durcheinander zu stecken! Seine Manieren dabei erinnern an die auch sonst für Wagner’s Stil heranziehbaren frères de Goncourt: man hat eine Art

Erbarmen mit soviel Nothstand. Dass Wagner seine Unfähigkeit zum organischen Gestalten in ein Princip verkleidet hat, dass er einen „dramatischen Stil“ statuirt, wo wir bloss sein Unvermögen zum Stil überhaupt statuiren, entspricht einer kühnen Gewohnheit, die Wagnern durch’s ganze Leben begleitet hat: er setzt ein Princip an, wo ihm ein Vermögen fehlt (— sehr verschieden hierin, anbei gesagt, vom alten Kant, der eine andre Kühnheit liebte: nämlich überall, wo ihm ein Princip fehlte, ein „Vermögen“ dafür im Menschen anzusetzen…). Nochmals gesagt: bewunderungswürdig, liebenswürdig ist Wagner nur in der Erfindung des Kleinsten, in der Ausdichtung des Détails, — man hat alles Recht auf seiner Seite, ihn hier als einen Meister ersten Ranges zu proklamiren, als unsern grössten Miniaturisten der Musik, der in den kleinsten Raum eine Unendlichkeit von Sinn und Süsse drängt. Sein Reichthum an Farben, an Halbschatten, an Heimlichkeiten absterbenden Lichts verwöhnt dergestalt, dass Einem hinterdrein fast alle andern Musiker zu robust vorkommen. — Will man mir glauben, so hat man den höchsten Begriff Wagner nicht aus dem zu entnehmen, was heute von ihm gefällt. Das ist zur Überredung von Massen erfunden, davor springt Unsereins wie vor einem allzufrechen Affresco zurück. Was geht uns die agaçante Brutalität der Tannhäuser-Ouvertüre an? Oder der Circus Walküre? Alles, was von Wagner’s Musik auch abseits vom Theater populär geworden ist, ist zweifelhaften Geschmacks und verdirbt den Geschmack. Der Tannhäuser-Marsch scheint mir der Biedermännerei verdächtig; die Ouvertüre zum fliegenden Holländer ist ein Lärm um Nichts; das Lohengrin-Vorspiel gab das erste, nur zu verfängliche, nur zu gut gerathene Beispiel dafür, wie man auch mit Musik hypnotisirt (— ich mag alle Musik nicht, deren Ehrgeiz nicht weiter geht als die Nerven zu überreden). Aber vom Magnétiseur und Affresco-Maler Wagner abgesehn giebt es noch einen Wagner, der kleine Kostbarkeiten bei Seite legt: unsern grössten Melancholiker der Musik, voll von Blicken, Zärtlichkeiten und Trostworten, die ihm Keiner vorweggenommen hat, den Meister in Tönen eines schwermüthigen und schläfrigen Glücks… Ein Lexikon der intimsten Worte Wagner’s, lauter kurze Sachen von fünf bis fünfzehn Takten, lauter Musik, die Niemand kennt… Wagner hatte die Tugend der décadents, das Mitleiden — — —

[«]

8.

— „Sehr gut! Aber wie kann man seinen Geschmack an diesen décadent verlieren, wenn man nicht zufällig ein Musiker, wenn man nicht zufällig selbst ein décadent ist?“ — Umgekehrt! Wie kann man’s nicht! Versuchen Sie’s doch! — Sie wissen nicht, wer Wagner ist: ein ganz grosser Schauspieler! Giebt es überhaupt eine tiefere, eine schwerere Wirkung im Theater? Sehen Sie doch diese Jünglinge — erstarrt, blass, athemlos! Das sind Wagnerianer: das versteht Nichts von Musik, — und trotzdem wird Wagner über sie Herr… Wagner’s Kunst drückt mit hundert Atmosphären: bücken Sie sich nur, man kann nicht anders… Der Schauspieler Wagner ist ein Tyrann, sein Pathos wirft jeden Geschmack, jeden Widerstand über den Haufen. — Wer hat diese Überzeugungskraft der Gebärde, wer sieht so bestimmt, so zu allererst die Gebärde! Dies Athem-Anhalten des Wagnerischen Pathos, dies Nicht-mehr-loslassen-Wollen eines extremen Gefühls, diese Schrecken einflössende Länge in Zuständen, wo der Augenblick schon erwürgen will! — —

War Wagner überhaupt ein Musiker? Jedenfalls war er etwas Anderes mehr: nämlich ein unvergleichlicher Histrio, der grösste Mime, das erstaunlichste Theater-Genie, das die Deutschen gehabt haben, unser Sceniker par excellence. Er gehört wo andershin als in die Geschichte der Musik: mit deren grossen Echten soll man ihn nicht verwechseln. Wagner und Beethoven — das ist eine Blasphemie — und zuletzt ein Unrecht selbst gegen Wagner… Er war auch als Musiker nur Das, was er überhaupt war: er wurde Musiker, er wurde Dichter, weil der Tyrann in ihm, sein Schauspieler-Genie ihn dazu zwang. Man erräth Nichts von Wagner, so lange man nicht seinen dominirenden Instinkt errieth.

Wagner war nicht Musiker von Instinkt. Dies bewies er damit, dass er alle Gesetzlichkeit und, bestimmter geredet, allen Stil in der Musik preisgab, um aus ihr zu machen, was er nöthig hatte, eine Theater-Rhetorik, ein Mittel des Ausdrucks, der Gebärden-Verstärkung, der Suggestion, des Psychologisch-Pittoresken. Wagner dürfte uns hier als Erfinder und Neuerer ersten Ranges gelten — er hat das Sprachvermögen der Musik in’s Unermessliche vermehrt —: er ist der Victor Hugo der Musik als Sprache. Immer vorausgesetzt, dass man zuerst gelten lässt, Musik dürfe unter Umständen nicht Musik, sondern Sprache, sondern Werkzeug, sondern ancilla dramaturgica sein. Wagner’s Musik, nicht vom Theater-Geschmacke, einem sehr toleranten Geschmacke, in Schutz genommen, ist einfach schlechte Musik, die schlechteste überhaupt, die vielleicht gemacht worden ist. Wenn ein Musiker nicht mehr bis drei zählen kann, wird er „dramatisch“, wird er „Wagnerisch“…

Wagner hat beinahe entdeckt, welche Magie selbst noch mit einer aufgelösten und gleichsam elementarisch gemachten Musik ausgeübt werden kann. Sein Bewusstsein davon geht bis in's Unheimliche, wie sein Instinkt, die höhere Gesetzlichkeit, den Stil gar nicht nöthig zu haben. Das Elementarische genügt — Klang, Bewegung, Farbe, kurz die Sinnlichkeit der Musik. Wagner rechnet nie als Musiker, von irgend einem Musiker-Gewissen aus: er will die Wirkung, er will Nichts als die Wirkung. Und er kennt das, worauf er zu wirken hat! — Er hat darin die Unbedenklichkeit, die Schiller hatte, die jeder Theatermensch hat, er hat auch dessen Verachtung der Welt, die er sich zu Füssen legt!… Man ist Schauspieler damit, dass man Eine Einsicht vor dem Rest der Menschen voraus hat: was als wahr wirken soll, darf nicht wahr sein. Der Satz ist von Talma formulirt: er enthält die ganze Psychologie des Schauspielers, er enthält — zweifeln wir nicht daran! — auch dessen Moral. Wagner's Musik ist niemals wahr.

— Aber man hält sie dafür: und so ist es in Ordnung. —

So lang man noch kindlich ist und Wagnerianer dazu, hält man Wagner selbst für reich, selbst für einen Ausbund von Verschwender, selbst für einen Grossgrundbesitzer im Reich des Klangs. Man bewundert an ihm, was junge Franzosen an Victor Hugo bewundern, die „königliche Freigebigkeit". Später bewundert man den Einen wie den Andern aus umgekehrten Gründen: als Meister und Muster der Oekonomie, als kluge Gastgeber. Niemand kommt ihnen darin gleich, mit bescheidenem Aufwand eine fürstliche Tafel zu repräsentiren. — Der Wagnerianer, mit seinem gläubigen Magen, wird sogar satt bei der Kost, die ihm sein Meister vorzaubert. Wir Anderen, die wir in Büchern wie in Musik vor Allem Substanz verlangen und denen mit bloss „repräsentirten" Tafeln kaum gedient ist, sind viel schlimmer dran. Auf deutsch: Wagner giebt uns nicht genug zu beissen. Sein recitativo — wenig Fleisch, schon mehr Knochen und sehr viel Brühe — ist von mir „alla genovese" getauft: womit ich durchaus den Genuesen nicht geschmeichelt haben will, wohl aber dem älteren recitativo, dem recitativo secco. Was gar das Wagnerische „Leitmotiv" betrifft, so fehlt mir dafür alles kulinarische Verständniss. Ich würde es, wenn man mich drängt, vielleicht als idealen Zahnstocher gelten lassen, als Gelegenheit, Reste von Speisen los zu werden. Bleiben die „Arien" Wagner's — Und nun sage ich kein Wort mehr.

[«]

9.

Auch im Entwerfen der Handlung ist Wagner vor Allem Schauspieler. Was zuerst ihm aufgeht, ist eine Scene von unbedingt sichrer Wirkung, eine wirkliche Actio*) mit einem hautrelief der Gebärde, eine Scene, die umwirft — diese denkt er in die Tiefe, aus ihr zieht er erst die Charaktere. Der ganze Rest folgt daraus, einer technischen Ökonomik gemäss, die keine Gründe hat, subtil zu sein. Es ist nicht das Publikum Corneille's, das Wagner zu schonen hat: blosses neunzehntes Jahrhundert. Wagner würde über „das Eine, was noth thut" ungefähr urtheilen, wie jeder andre Schauspieler heute urtheilt: eine Reihe starker Scenen, eine stärker als die andre — und, dazwischen, viel kluge Stupidität. Er sucht sich selbst zuerst die Wirkung seines Werkes zu garantiren, er beginnt mit dem dritten Akte, er beweist sich sein Werk mit dessen letzter Wirkung. Mit einem solchen Theaterverstande als Führer ist man nicht in Gefahr, unversehens ein Drama zu schaffen. Das Drama verlangt die harte Logik: aber was lag Wagnern überhaupt an der Logik! Nochmals gesagt: es ist nicht das Publikum Corneille's, das er zu schonen hatte: blosse Deutsche! Man weiss, bei welchem technischen Problem der Dramatiker alle seine Kraft ansetzt und oft Blut schwitzt: dem Knoten Nothwendigkeit zu geben und ebenso der Lösung, so dass beide nur auf eine einzige Art möglich sind, beide den Eindruck der Freiheit machen (Princip des kleinsten Aufwandes von Kraft). Nun, dabei schwitzt Wagner am wenigsten Blut; gewiss ist, dass er für Knoten und Lösung den kleinsten Aufwand von Kraft macht. Man nehme irgend einen „Knoten" Wagner's unter das Mikroskop — man wird dabei zu lachen haben, das verspreche ich. Nichts erheiternder als der Knoten des Tristan, es müsste denn der Knoten der Meistersinger sein. Wagner ist kein Dramatiker, man lasse sich Nichts vormachen. Er liebte das Wort „Drama": das ist Alles — er hat immer die schönen Worte geliebt. Das Wort „Drama" in seinen Schriften ist trotzdem bloss ein Missverständniss (— und eine Klugheit: Wagner that immer vornehm gegen das Wort „Oper" —); ungefähr wie das Wort „Geist" im neuen Testament bloss ein Missverständniss ist. — Er war schon nicht Psychologe genug zum Drama; er wich instinktiv der psychologischen Motivirung aus — womit? damit, dass er immer die Idiosynkrasie an deren Stelle rückte… Sehr modern, nicht wahr? sehr Pariserisch! sehr décadent!… Die Knoten, anbei gesagt, die thatsächlich Wagner mit Hülfe dramatischer Erfindungen zu lösen weiss, sind ganz andrer Art. Ich gebe ein Beispiel. Nehmen wir den Fall, dass Wagner eine Weiberstimme nöthig hat. Ein ganzer Akt ohne Weiberstimme — das geht nicht! Aber die „Heldinnen" sind im Augenblick alle nicht frei. Was thut Wagner? Er emancipirt das älteste Weib der Welt, die Erda: „herauf, alte Grossmutter! Sie müssen singen!“ Erda singt. Wagner’s Absicht ist erreicht. Sofort schafft er die alte Dame wieder ab. „Wozu kamen Sie eigentlich? Ziehn Sie ab! Schlafen Sie gefälligst weiter!“ — In summa: eine Scene voller mythologischer Schauder, bei der der Wagnerianer ahnt…

— „Aber der Gehalt der Wagnerischen Texte! ihr mythischer Gehalt, ihr ewiger Gehalt!“ — Frage: wie prüft man diesen Gehalt, diesen ewigen Gehalt? — Der Chemiker antwortet: man übersetzt Wagnern in’s Reale, in’s Moderne, — seien wir noch grausamer! in’s Bürgerliche! Was wird dabei aus Wagner? — Unter uns, ich habe es versucht. Nichts unterhaltender, Nichts für Spaziergänge mehr zu empfehlen als sich Wagnern in verjüngten Proportionen zu erzählen: zum Beispiel Parsifal als Candidaten der Theologie, mit Gymnasialbildung (— letztere als unentbehrlich zur reinen Thorheit). Welche Überraschungen man dabei erlebt! Würden Sie es glauben, dass die Wagnerischen Heroïnen sammt und sonders, sobald man nur erst den heroischen Balg abgestreift hat, zum Verwechseln Madame Bovary ähnlich sehn! — wie man umgekehrt auch begreift, dass es Flaubert freistand, seine Heldin in’s Skandinavische oder Karthagische zu übersetzen und sie dann, mythologisirt, Wagnern als Textbuch anzubieten. Ja, in’s Grosse gerechnet, scheint Wagner sich für keine andern Probleme interessirt zu haben, als die, welche heute die kleinen Pariser décadents interessiren. Immer fünf Schritte weit vom Hospital! Lauter ganz moderne, lauter ganz grossstädtische Probleme! zweifeln Sie nicht daran!… Haben Sie bemerkt (es gehört in diese Ideen-Association), dass die Wagnerischen Heldinnen keine Kinder bekommen? — Sie können’s nicht… Die Verzweiflung, mit der Wagner das Problem angegriffen hat, Siegfried überhaupt geboren werden zu lassen, verräth, wie modern er in diesem Punkte fühlte. — Siegfried „emancipirt das Weib“ — doch ohne Hoffnung auf Nachkommenschaft. — Eine Thatsache endlich, die uns fassungslos lässt: Parsifal ist der Vater Lohengrin’s! Wie hat er das gemacht? — Muss man sich hier daran erinnern, dass „die Keuschheit Wunder thut“?…

Wagnerus dixit princeps in castitate auctoritas.

[«]

10.

Anbei noch ein Wort über die Schriften Wagner's: sie sind, unter Anderem, eine Schule der Klugheit. Das System von Prozeduren, das Wagner handhabt, ist auf hundert andre Fälle anzuwenden, — wer Ohren hat, der höre. Vielleicht habe ich einen Anspruch auf öffentliche Erkenntlichkeit, wenn ich den drei werthvollsten Prozeduren einen präcisen Ausdruck gebe.

Alles, was Wagner nicht kann, ist verwerflich.

Wagner könnte noch Vieles: aber er will es nicht, — aus Rigorosität im Princip.

Alles, was Wagner kann, wird ihm Niemand nachmachen, hat ihm Keiner vorgemacht, soll ihm Keiner nachmachen… Wagner ist göttlich…

Diese drei Sätze sind die Quintessenz von Wagner's Litteratur; der Rest ist — „Litteratur."

— Nicht jede Musik hat bisher Litteratur nöthig gehabt: man thut gut, hier nach dem zureichenden Grund zu suchen. Ist es, dass Wagner's Musik zu schwer verständlich ist? Oder fürchtete er das Umgekehrte, dass man sie zu leicht versteht, — dass man sie nicht schwer genug versteht? — Thatsächlich hat er sein ganzes Leben Einen Satz wiederholt: dass seine Musik nicht nur Musik bedeute! Sondern mehr! Sondern unendlich viel mehr!… „Nicht nur Musik" — so redet kein Musiker. Nochmals gesagt, Wagner konnte nicht aus dem Ganzen schaffen, er hatte gar keine Wahl, er musste Stückwerk machen, „Motive", Gebärden, Formeln, Verdopplungen und Verhundertfachungen, er blieb Rhetor als Musiker — er musste grundsätzlich deshalb das „es bedeutet" in den Vordergrund bringen. „Die Musik ist immer nur ein Mittel": das war seine Theorie, das war vor Allem die einzige ihm überhaupt mögliche Praxis. Aber so denkt kein Musiker. — Wagner hatte Litteratur nöthig, um alle Welt zu überreden, seine Musik ernst zu nehmen, tief zu nehmen, „weil sie Unendliches bedeute"; er war zeitlebens der Commentator der „Idee". — Was bedeutet Elsa? Aber kein Zweifel: Elsa ist „der unbewusste Geist des Volks" (— „mit dieser Erkenntniss wurde ich nothwendig zum vollkommnen Revolutionär" —).

Erinnern wir uns, dass Wagner in der Zeit, wo Hegel und Schelling die Geister verführten, jung war; dass er errieth, dass er mit Händen griff, was allein der Deutsche ernst nimmt — „die Idee", will sagen Etwas, das dunkel, ungewiss, ahnungsvoll ist; dass Klarheit unter Deutschen ein Einwand, Logik eine Widerlegung ist. Schopenhauer hat, mit Härte, die Epoche Hegel's und Schelling's der Unredlichkeit geziehn — mit Härte, auch mit Unrecht: er selbst, der alte pessimistische Falschmünzer, hat es in Nichts „redlicher“ getrieben als seine berühmteren Zeitgenossen. Lassen wir die Moral aus dem Spiele: Hegel ist ein Geschmack… Und nicht nur ein deutscher, sondern ein europäischer Geschmack! — Ein Geschmack, den Wagner begriff! — dem er sich gewachsen fühlte! den er verewigt hat! — Er machte bloss die Nutzanwendung auf die Musik — er erfand sich einen Stil, der „Unendliches bedeutet,“ — er wurde der Erbe Hegel's… Die Musik als „Idee“ — —

Und wie man Wagnern verstand! — Dieselbe Art Mensch, die für Hegel geschwärmt, schwärmt heute für Wagner; in seiner Schule schreibt man sogar Hegelisch! — Vor Allen verstand ihn der deutsche Jüngling. Die zwei Worte „unendlich“ und „Bedeutung“ genügten bereits: ihm wurde dabei auf eine unvergleichliche Weise wohl. Es ist nicht die Musik, mit der Wagner sich die Jünglinge erobert hat, es ist die „Idee“: — es ist das Räthselreiche seiner Kunst, ihr Versteckspielen unter hundert Symbolen, ihre Polychromie des Ideals, was diese Jünglinge zu Wagner führt und lockt; es ist Wagner's Genie der Wolkenbildung, sein Greifen, Schweifen und Streifen durch die Lüfte, sein Überall und Nirgendswo, genau Dasselbe, womit sie seiner Zeit Hegel verführt und verlockt hat! — Inmitten von Wagner's Vielheit, Fülle und Willkür sind sie wie bei sich selbst gerechtfertigt — „erlöst“ —. Sie hören mit Zittern, wie in seiner Kunst die grossen Symbole aus vernebelter Ferne mit sanftem Donner laut werden; sie sind nicht ungehalten, wenn es zeitweilig grau, grässlich und kalt in ihr zugeht. Sind sie doch sammt und sonders, gleich Wagnern selbst, verwandt mit dem schlechten Wetter, dem deutschen Wetter! Wotan ist ihr Gott: aber Wotan ist der Gott des schlechten Wetters… Sie haben Recht, diese deutschen Jünglinge, so wie sie nun einmal sind: wie könnten sie vermissen, was wir Anderen, was wir Halkyonier bei Wagnern vermissen — la gaya scienza; die leichten Füsse; Witz, Feuer, Anmuth; die grosse Logik; den Tanz der Sterne; die übermüthige Geistigkeit; die Lichtschauder des Südens; das glatte Meer — Vollkommenheit…

[«]

11.

— Ich habe erklärt, wohin Wagner gehört — nicht in die Geschichte der Musik. Was bedeutet er trotzdem in deren Geschichte? Die Heraufkunft des Schauspielers in der Musik: ein capitales Ereigniss, das zu denken, das vielleicht auch zu fürchten giebt. In Formel: „Wagner und Liszt.“ — Noch nie wurde die Rechtschaffenheit der Musiker, ihre „Echtheit“ gleich gefährlich auf die Probe gestellt. Man greift es mit Händen: Der grosse Erfolg, der Massen-Erfolg ist nicht mehr auf Seite der Echten, — man muss Schauspieler sein, ihn zu haben! — Victor Hugo und Richard Wagner — sie bedeuten Ein und Dasselbe: dass in Niedergangs-Culturen, dass überall, wo den Massen die Entscheidung in die Hände fällt, die Echtheit überflüssig, nachtheilig, zurücksetzend wird. Nur der Schauspieler weckt noch die grosse Begeisterung. — Damit kommt für den Schauspieler das goldene Zeitalter herauf — für ihn und für Alles, was seiner Art verwandt ist. Wagner marschirt mit Trommeln und Pfeifen an der Spitze aller Künstler des Vortrags, der Darstellung, des Virtuosenthums; er hat zuerst die Kapellmeister, die Maschinisten und Theatersänger überzeugt. Nicht zu vergessen die Orchestermusiker: — er „erlöste“ diese von der Langenweile… Die Bewegung, die Wagner schuf, greift selbst in das Gebiet der Erkenntniss über: ganze zugehörige Wissenschaften tauchen langsam aus jahrhundertealter Scholastik empor. Ich hebe, um ein Beispiel zu geben, mit Auszeichnung die Verdienste Riemann's um die Rhythmik hervor, des Ersten, der den Hauptbegriff der Interpunktion auch für die Musik geltend gemacht hat (leider vermittelst eines hässlichen Wortes: er nennt's „Phrasirung“). — Dies Alles sind, ich sage es mit Dankbarkeit, die Besten unter den Verehrern Wagner's, die Achtungswürdigsten — sie haben einfach Recht, Wagnern zu verehren. Der gleiche Instinkt verbindet sie mit einander, sie sehen in ihm ihren höchsten Typus, sie fühlen sich zur Macht, zur Grossmacht selbst umgewandelt, seit er sie mit seiner eignen Gluth entzündet hat. Hier nämlich, wenn irgendwo, ist der Einfluss Wagner's wirklich wohlthätig gewesen. Noch nie ist in dieser Sphäre so viel gedacht, gewollt, gearbeitet worden. Wagner hat allen diesen Künstlern ein neues Gewissen eingegeben: was sie jetzt von sich fordern, von sich erlangen, das haben sie nie vor Wagner von sich gefordert — sie waren früher zu bescheiden dazu. Es herrscht ein andrer Geist am Theater, seit Wagner's Geist daselbst herrscht: man verlangt das Schwerste, man tadelt hart, man lobt selten, — das Gute, das Ausgezeichnete gilt als Regel. Geschmack thut nicht mehr Noth; nicht einmal Stimme. Man singt Wagner nur mit ruinirter Stimme: das wirkt „dramatisch“. Selbst Begabung ist ausgeschlossen. Das espressivo um jeden Preis, wie es das Wagnerische Ideal, das décadence-Ideal verlangt, verträgt sich schlecht mit

Begabung. Dazu gehört bloss Tugend — will sagen Dressur, Automatismus, „Selbstverleugnung.“ Weder Geschmack, noch Stimme, noch Begabung: die Bühne Wagner’s hat nur Eins nöthig — Germanen!... Definition des Germanen: Gehorsam und lange Beine… Es ist voll tiefer Bedeutung, dass die Heraufkunft Wagner’s zeitlich mit der Heraufkunft des „Reichs“ zusammenfällt: beide Thatsachen beweisen Ein und Dasselbe — Gehorsam und lange Beine. — Nie ist besser gehorcht, nie besser befohlen worden. Die Wagnerischen Kapellmeister in Sonderheit sind eines Zeitalters würdig, das die Nachwelt einmal mit scheuer Ehrfurcht das klassische Zeitalter des Kriegs nennen wird. Wagner verstand zu commandiren; er war auch damit der grosse Lehrer. Er commandirte als der unerbittliche Wille zu sich, als die lebenslängliche Zucht an sich: Wagner, der vielleicht das grösste Beispiel der Selbstvergewaltigung abgiebt, das die Geschichte der Künste hat (— selbst Alfieri, sonst sein Nächstverwandter, ist noch überboten. Anmerkung eines Turiners).

[«]

12.

Mit dieser Einsicht, dass unsre Schauspieler verehrungswürdiger als je sind, ist ihre Gefährlichkeit nicht als geringer begriffen… Aber wer zweifelt noch daran, was ich will, — was die drei Forderungen sind, zu denen mir diesmal mein Ingrimm, meine Sorge, meine Liebe zur Kunst den Mund geöffnet hat?

Dass das Theater nicht Herr über die Künste wird.

Dass der Schauspieler nicht zum Verführer der Echten wird.

Dass die Musik nicht zu einer Kunst zu lügen wird.

FRIEDRICH NIETZSCHE.

[«]

Nachschrift.

— Der Ernst der letzten Worte erlaubt mir, an dieser Stelle noch einige Sätze aus einer ungedruckten Abhandlung mitzutheilen, welche zum Mindesten über meinen Ernst in dieser Sache keinen Zweifel lassen. Jene Abhandlung ist betitelt: Was Wagner uns kostet.

Die Anhängerschaft an Wagner zahlt sich theuer. Ein dunkles Gefühl hierüber ist auch heute noch vorhanden. Auch der Erfolg Wagner's, sein Sieg, riss dies Gefühl nicht in der Wurzel aus. Aber ehemals war es stark, war es furchtbar, war es wie ein düsterer Hass — fast drei Viertheile von Wagner's Leben hindurch. Jener Widerstand, den er bei uns Deutschen fand, kann nicht hoch genug geschätzt und zu Ehren gebracht werden. Man wehrte sich gegen ihn wie gegen eine Krankheit, — nicht mit Gründen — man widerlegt keine Krankheit —, sondern mit Hemmung, Misstrauen, Verdrossenheit, Ekel, mit einem finsteren Ernste, als ob in ihm eine grosse Gefahr herumschliche. Die Herren Aesthetiker haben sich blossgestellt, als sie, aus drei Schulen der deutschen Philosophie heraus, Wagner's Principien mit „wenn" und „denn" einen absurden Krieg machten — was lag ihm an Principien, selbst den eigenen! — Die Deutschen selbst haben genug Vernunft im Instinkt gehabt, um hier sich jedes „wenn" und „denn" zu verbieten. Ein Instinkt ist geschwächt, wenn er sich rationalisirt: denn damit, dass er sich rationalisirt, schwächt er sich. Wenn es Anzeichen dafür giebt, dass, trotz dem Gesammt-Charakter der europäischen décadence, noch ein Grad Gesundheit, noch eine Instinkt-Witterung für Schädliches und Gefahrdrohendes im deutschen Wesen wohnt, so möchte ich unter ihnen am wenigsten diesen dumpfen Widerstand gegen Wagner unterschätzt wissen. Er macht uns Ehre, er erlaubt selbst zu hoffen: so viel Gesundheit hätte Frankreich nicht mehr aufzuwenden. Die Deutschen, die Verzögerer par excellence in der Geschichte, sind heute das zurückgebliebenste Culturvolk Europa's: dies hat seinen Vortheil, — eben damit sind sie relativ das jüngste.

Die Anhängerschaft an Wagner zahlt sich theuer. Die Deutschen haben eine Art Furcht vor ihm vor ganz Kurzem erst verlernt, — die Lust, ihn loszusein, kam ihnen bei jeder Gelegenheit.*) — Erinnert man sich eines curiosen Umstandes noch, bei dem, ganz zuletzt, ganz unerwartet, jenes alte Gefühl wieder zum Vorschein kam? Es geschah beim Begräbnisse Wagner's, dass der erste deutsche Wagner-Verein, der Münchener, an seinem Grabe einen Kranz niederlegte, dessen Inschrift sofort berühmt wurde. „Erlösung dem Erlöser!“ — lautete sie. Jedermann bewunderte die hohe Inspiration, die diese Inschrift diktirt hatte, Jedermann einen Geschmack, auf den die Anhänger Wagner's ein Vorrecht haben; Viele aber auch (es war seltsam genug!) machten an ihr dieselbe kleine Correctur: „Erlösung vom Erlöser!“ — Man athmete auf. —

Die Anhängerschaft an Wagner zahlt sich theuer. Messen wir sie an ihrer Wirkung auf die Cultur. Wen hat eigentlich seine Bewegung in den Vordergrund gebracht? Was hat sie immer mehr in's Grosse gezüchtet? — Vor Allem die Anmaassung des Laien, des Kunst-Idioten. Das organisirt jetzt Vereine, das will seinen „Geschmack“ durchsetzen, das möchte selbst in rebus musicis et musicantibus den Richter machen. Zuzweit: eine immer grössere Gleichgültigkeit gegen jede strenge, vornehme, gewissenhafte Schulung im Dienste der Kunst; an ihre Stelle gerückt den Glauben an das Genie, auf deutsch: den frechen Dilettantismus (— die Formel dafür steht in den Meistersingern). Zudritt und zuschlimmst: die Theatrokratie —, den Aberwitz eines Glaubens an den Vorrang des Theaters, an ein Recht auf Herrschaft des Theaters über die Künste, über die Kunst… Aber man soll es den Wagnerianern hundert Mal in's Gesicht sagen, was das Theater ist: immer nur ein Unterhalb der Kunst, immer nur etwas Zweites, etwas Vergröbertes, etwas für die Massen Zurechtgebogenes, Zurechtgelogenes! Daran hat auch Wagner Nichts verändert: Bayreuth ist grosse Oper — und nicht einmal gute Oper… Das Theater ist eine Form der Demolatrie in Sachen des Geschmacks, das Theater ist ein Massen-Aufstand, ein Plebiscit gegen den guten Geschmack… Dies eben beweist der Fall Wagner: er gewann die Menge, — er verdarb den Geschmack, er verdarb selbst für die Oper unsren Geschmack! —

Die Anhängerschaft an Wagner zahlt sich theuer. Was macht sie aus dem Geist? befreit Wagner den Geist? — Ihm eignet jede Zweideutigkeit, jeder Doppelsinn, Alles überhaupt, was die Ungewissen überredet, ohne ihnen zum Bewusstsein zu bringen, wofür sie überredet sind. Damit ist Wagner ein Verführer grossen Stils. Es giebt nichts Müdes, nichts Abgelebtes, nichts Lebensgefährliches und Weltverleumderisches in Dingen des Geistes, das von seiner Kunst nicht heimlich in Schutz genommen würde — es ist der schwärzeste

Obskurantismus, den er in die Lichthüllen des Ideals verbirgt. Er schmeichelt jedem nihilistischen (— buddhistischen) Instinkte und verkleidet ihn in Musik, er schmeichelt jeder Christlichkeit, jeder religiösen Ausdrucksform der décadence. Man mache seine Ohren auf: Alles, was je auf dem Boden des verarmten Lebens aufgewachsen ist, die ganze Falschmünzerei der Transscendenz und des Jenseits, hat in Wagner's Kunst ihren sublimsten Fürsprecher — nicht in Formeln: Wagner ist zu klug für Formeln — sondern in einer Überredung der Sinnlichkeit, die ihrerseits wieder den Geist mürbe und müde macht. Die Musik als Circe… Sein letztes Werk ist hierin sein grösstes Meisterstück. Der Parsifal wird in der Kunst der Verführung ewig seinen Rang behalten, als der Geniestreich der Verführung… Ich bewundere dies Werk, ich möchte es selbst gemacht haben; in Ermangelung davon verstehe ich es… Wagner war nie besser inspirirt als am Ende. Das Raffinement im Bündniss von Schönheit und Krankheit geht hier so weit, dass es über Wagner's frühere Kunst gleichsam Schatten legt: — sie erscheint zu hell, zu gesund. Versteht ihr das? Die Gesundheit, die Helligkeit als Schatten wirkend? als Einwand beinahe?… So weit sind wir schon reine Thoren… Niemals gab es einen grösseren Meister in dumpfen hieratischen Wohlgerüchen, — nie lebte ein gleicher Kenner alles kleinen Unendlichen, alles Zitternden und Überschwänglichen, aller Femininismen aus dem Idiotikon des Glücks! — Trinkt nur, meine Freunde, die Philtren dieser Kunst! Ihr findet nirgends eine angenehmere Art, euren Geist zu entnerven, eure Männlichkeit unter einem Rosengebüsche zu vergessen… Ah dieser alte Zauberer! Dieser Klingsor aller Klingsore! Wie er uns damit den Krieg macht! uns, den freien Geistern! Wie er jeder Feigheit der modernen Seele mit Zaubermädchen-Tönen zu Willen redet! — Es gab nie einen solchen Todhass auf die Erkenntniss! — Man muss Cyniker sein, um hier nicht verführt zu werden, man muss beissen können, um hier nicht anzubeten. Wohlan, alter Verführer! Der Cyniker warnt dich — cave canem…

Die Anhängerschaft an Wagner zahlt sich theuer. Ich beobachte die Jünglinge, die lange seiner Infektion ausgesetzt waren. Die nächste, relativ unschuldige Wirkung ist die <Verderbniss> des Geschmacks. Wagner wirkt wie ein fortgesetzter Gebrauch von Alkohol. Er stumpft ab, er verschleimt den Magen. Spezifische Wirkung: Entartung des rhythmischen Gefühls. Der Wagnerianer nennt zuletzt rhythmisch, was ich selbst, mit einem griechischen Sprüchwort, „den Sumpf bewegen“ nenne. Schon viel gefährlicher ist die Verderbniss der Begriffe. Der Jüngling wird zum Mondkalb, — zum „Idealisten“. Er ist über die Wissenschaft hinaus; darin steht er auf der Höhe des Meisters. Dagegen macht er den

Philosophen; er schreibt Bayreuther Blätter; er löst alle Probleme im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Meisters. Am unheimlichsten freilich bleibt die Verderbniss der Nerven. Man gehe Nachts durch eine grössere Stadt: überall hört man, dass mit feierlicher Wuth Instrumente genothzüchtigt werden — ein wildes Geheul mischt sich dazwischen. Was geht da vor? — Die Jünglinge beten Wagner an… Bayreuth reimt sich auf Kaltwasserheilanstalt. — Typisches Telegramm aus Bayreuth: bereits bereut. — Wagner ist schlimm für die Jünglinge; er ist verhängnissvoll für das Weib. Was ist, ärztlich gefragt, eine Wagnerianerin? — Es scheint mir, dass ein Arzt jungen Frauen nicht ernst genug diese Gewissens-Alternative stellen könnte: Eins oder das Andere. — Aber sie haben bereits gewählt. Man kann nicht zween Herren dienen, wenn der Eine Wagner heisst. Wagner hat das Weib erlöst; das Weib hat ihm dafür Bayreuth gebaut. Ganz Opfer, ganz Hingebung: man hat Nichts, was man ihm nicht geben würde. Das Weib verarmt sich zu Gunsten des Meisters, es wird rührend, es steht nackt vor ihm. — Die Wagnerianerin — die anmuthigste Zweideutigkeit, die es heute giebt: sie verkörpert die Sache Wagner's, — in ihrem Zeichen siegt seine Sache… Ah, dieser alte Räuber! Er raubt uns die Jünglinge, er raubt selbst noch unsre Frauen und schleppt sie in seine Höhle… Ah, dieser alte Minotaurus! Was er uns schon gekostet hat! Alljährlich führt man ihm Züge der schönsten Mädchen und Jünglinge in sein Labyrinth, damit er sie verschlinge, — alljährlich intonirt ganz Europa „auf nach Kreta! auf nach Kreta!“…

[«]

Zweite Nachschrift.

— Mein Brief, scheint es, ist einem Missverständnisse ausgesetzt. Auf gewissen Gesichtern zeigen sich die Falten der Dankbarkeit; ich höre selbst ein bescheidenes Frohlocken. Ich zöge vor, hier wie in vielen Dingen, verstanden zu werden. — Seitdem aber in den Weinbergen des deutschen Geistes ein neues Thier haust, der Reichswurm, die berühmte Rhinoxera, wird kein Wort von mir mehr verstanden. Die Kreuzzeitung selbst bezeugt es mir, nicht zu reden vom litterarischen Centralblatt. — Ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen — Grund genug, dass die Deutschen kein Wort davon verstehn… Wenn ich in dieser Schrift Wagnern den Krieg mache — und, nebenbei, einem deutschen „Geschmack“ —, wenn ich für den Bayreuther Cretinismus harte Worte habe, so möchte ich am allerwenigsten irgend welchen andren Musikern damit ein Fest machen. Andre Musiker kommen gegen Wagner nicht in Betracht. Es steht schlimm überhaupt. Der Verfall ist allgemein. Die Krankheit liegt in der Tiefe. Wenn Wagner der Name bleibt für den Ruin der Musik, wie Bernini für den Ruin der Skulptur, so ist er doch nicht dessen Ursache. Er hat nur dessen tempo beschleunigt, — freilich in einer Weise, dass man mit Entsetzen vor diesem fast plötzlichen Abwärts, Abgrundwärts steht. Er hatte die Naivetät der décadence: dies war seine Überlegenheit. Er glaubte an sie, er blieb vor keiner Logik der décadence stehn. Die Andern zögern — das unterscheidet sie. Sonst Nichts!… Das Gemeinsame zwischen Wagner und „den Andern“ — ich zähle es auf: der Niedergang der organisirenden Kraft; der Missbrauch überlieferter Mittel, ohne das rechtfertigende Vermögen, das zum-Zweck; die Falschmünzerei in der Nachbildung grosser Formen, für die heute Niemand stark, stolz, selbstgewiss, gesund genug ist; die Überlebendigkeit im Kleinsten; der Affekt um jeden Preis; das Raffinement als Ausdruck des verarmten Lebens; immer mehr Nerven an Stelle des Fleisches. — Ich kenne nur Einen Musiker, der heute noch im Stande ist, eine Ouvertüre aus ganzem Holze zu schnitzen: und Niemand kennt ihn… Was heute berühmt ist, macht, im Vergleich mit Wagner, nicht „bessere“ Musik, sondern nur unentschiedenere, sondern nur gleichgültigere:

— gleichgültigere, weil das Halbe damit abgethan ist, dass das Ganze da ist. Aber Wagner war ganz; aber Wagner war die ganze Verderbniss; aber Wagner war der Muth, der Wille, die Überzeugung in der Verderbniss — was liegt noch an Johannes Brahms!… Sein Glück war ein deutsches Missverständniss: man nahm ihn als Antagonisten Wagner's, — man brauchte einen Antagonisten! — Das macht keine nothwendige Musik, das macht vor Allem zu viel Musik! — Wenn man nicht reich ist, soll man stolz genug sein zur Armuth!… Die Sympathie, die Brahms unleugbar hier und da einflösst, ganz abgesehen von jenem Partei-Interesse, Partei-Missverständnisse, war mir lange ein Räthsel: bis ich endlich, durch einen Zufall beinahe, dahinter kam, dass er auf einen bestimmten Typus von Menschen wirkt. Er hat die Melancholie des Unvermögens; er schafft nicht aus der Fülle, er durstet nach der Fülle. Rechnet man ab, was er nachmacht, was er grossen alten oder exotisch-modernen Stilformen entlehnt — er ist Meister in der Copie —, so bleibt als sein Eigenstes die Sehnsucht… Das errathen die Sehnsüchtigen, die Unbefriedigten aller Art. Er ist zu wenig Person, zu wenig Mittelpunkt… Das verstehen die „Unpersönlichen“, die Peripherischen, — sie lieben ihn dafür. In Sonderheit ist er der Musiker einer Art unbefriedigter Frauen. Fünfzig Schritt weiter: und man hat die Wagnerianerin — ganz wie man fünfzig Schritt über Brahms hinaus Wagner findet —, die Wagnerianerin, einen ausgeprägteren, interessanteren, vor Allem anmuthigeren Typus. Brahms ist rührend, so lange er heimlich schwärmt oder über sich trauert — darin ist er „modern“ —; er wird kalt, er geht uns Nichts mehr an, sobald er die Klassiker beerbt… Man nennt Brahms gern den Erben Beethoven's: ich kenne keinen vorsichtigeren Euphemismus. — Alles, was heute in der Musik auf „grossen Stil“ Anspruch macht, ist damit entweder falsch gegen uns oder falsch gegen sich. Diese Alternative ist nachdenklich genug: sie schliesst nämlich eine Casuistik über den Werth der zwei Fälle in sich ein. „Falsch gegen uns“: dagegen protestirt der Instinkt der Meisten — sie wollen nicht betrogen werden —; ich selbst freilich würde diesen Typus immer noch dem anderen („falsch gegen sich“) vorziehn. Dies ist mein Geschmack. — Fasslicher, für die „Armen im Geiste“ ausgedrückt: Brahms — oder Wagner… Brahms ist kein Schauspieler. — Man kann einen guten Theil der andren Musiker in den Begriff Brahms subsumiren. — Ich sage kein Wort von den klugen Affen Wagner's, zum Beispiel von Goldmark: mit der „Königin von Saba“ gehört man in die Menagerie, — man kann sich sehen lassen. — Was heute gut gemacht, meisterhaft gemacht werden kann, ist nur das Kleine.

Hier allein ist noch Rechtschaffenheit möglich. — Nichts kann aber die Musik *in* der Hauptsache *von* der Hauptsache kuriren, von der Fatalität, Ausdruck des physiologischen Widerspruchs zu sein, — *modern* zu sein. Der beste Unterricht, die gewissenhafteste Schulung, die grundsätzliche Intimität, ja selbst Isolation in der Gesellschaft der alten Meister — das bleibt Alles nur palliativisch, strenger geredet, *illusorisch*, weil man die Voraussetzung dazu nicht mehr im Leibe hat: sei dies nun die starke Rasse eines Händel, sei es die überströmende Animalität eines Rossini. — Nicht Jeder hat das *Recht* zu jedem Lehrer: das gilt von ganzen Zeitaltern. — An sich ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass es noch *Reste* stärkerer Geschlechter, typisch unzeitgemässer Menschen irgendwo in Europa giebt: von da aus wäre eine *verspätete* Schönheit und Vollkommenheit auch für die Musik noch zu erhoffen. Was wir, besten Falls, noch erleben können, sind Ausnahmen. Von der *Regel*, dass die Verderbniss obenauf, dass die Verderbniss fatalistisch ist, rettet die Musik kein Gott. —

[«]

Epilog.

— Entziehen wir uns zuletzt, um aufzuathmen, für einen Augenblick der engen Welt, zu der jede Frage nach dem Werth von Personen den Geist verurtheilt. Ein Philosoph hat das Bedürfniss, sich die Hände zu waschen, nachdem er sich so lange mit dem „Fall Wagner“ befasst hat. — Ich gebe meinen Begriff des Modernen. — Jede Zeit hat in ihrem Maass von Kraft ein Maass auch dafür, welche Tugenden ihr erlaubt, welche ihr verboten sind. Entweder hat sie die Tugenden des aufsteigenden Lebens: dann widerstrebt sie aus unterstem Grunde den Tugenden des niedergehenden Lebens. Oder sie ist selbst ein niedergehendes Leben, — dann bedarf sie auch der Niedergangs-Tugenden, dann hasst sie Alles, was aus der Fülle, was aus dem Überreichthum an Kräften allein sich rechtfertigt. Die Aesthetik ist unablöslich an diese biologischen Voraussetzungen gebunden: es giebt eine décadence-Aesthetik, es giebt eine klassische Aesthetik, — ein „Schönes an sich“ ist ein Hirngespinst, wie der ganze Idealismus. — In der engeren Sphäre der sogenannten moralischen Werthe ist kein grösserer Gegensatz aufzufinden, als der einer Herren-Moral und der Moral der christlichen Werthbegriffe: letztere, auf einem durch und durch morbiden Boden gewachsen (— die Evangelien führen uns genau dieselben physiologischen Typen vor, welche die Romane Dostoiewsky’s schildern), die Herren-Moral („römisch“, „heidnisch“, „klassisch“, „Renaissance“) umgekehrt als die Zeichensprache der Wohlgerathenheit, des aufsteigenden Lebens, des Willens zur Macht als Princips des Lebens. Die Herren-Moral bejaht ebenso instinktiv, wie die christliche verneint („Gott“, „Jenseits“, „Entselbstung“ lauter Negationen). Die erstere giebt aus ihrer Fülle an die Dinge ab — sie verklärt, sie verschönt, sie vernünftigt die Welt —, die letztere verarmt, verblasst, verhässlicht den Werth der Dinge, sie verneint die Welt. „Welt“ ein christliches Schimpfwort. — Diese Gegensatzformen in der Optik der Werthe sind beide nothwendig: es sind Arten zu sehen, denen man mit Gründen und Widerlegungen nicht beikommt. Man widerlegt das Christenthum nicht, man widerlegt eine Krankheit des Auges nicht. Dass man den Pessimismus wie eine Philosophie bekämpft hat, war der Gipfelpunkt des gelehrten Idiotenthums. Die Begriffe „wahr“ und „unwahr“ haben, wie mir scheint, in der Optik keinen Sinn. — Wogegen man sich allein zu wehren hat, das ist die Falschheit, die Instinkt-Doppelzüngigkeit, welche diese Gegensätze nicht als Gegensätze empfinden will: wie es zum Beispiel Wagner’s Wille war, der in solchen Falschheiten keine kleine Meisterschaft hatte. Nach der Herren-Moral, der vornehmen Moral hinschielen (— die isländische Sage ist beinahe deren wichtigste Urkunde —) und dabei die Gegenlehre, die vom „Evangelium der Niedrigen“, vom Bedürfniss der Erlösung, im Munde führen!… Ich bewundere, anbei gesagt, die Bescheidenheit der Christen, die nach Bayreuth gehn. Ich selbst würde gewisse Worte nicht aus dem Munde eines Wagner aushalten. Es giebt Begriffe, die nicht nach Bayreuth gehören… Wie? ein Christenthum, zurechtgemacht für Wagnerianerinnen, vielleicht von Wagnerianerinnen — denn Wagner war in alten Tagen durchaus feminini generis —? Nochmals gesagt, die Christen von heute sind mir zu bescheiden… Wenn Wagner ein Christ war, nun dann war vielleicht Liszt ein Kirchenvater! — Das Bedürfniss nach Erlösung, der Inbegriff aller christlichen Bedürfnisse hat mit solchen Hanswursten Nichts zu thun: es ist die ehrlichste Ausdrucksform der décadence, es ist das überzeugteste, schmerzhafteste Ja-sagen zu ihr in sublimen Symbolen und Praktiken. Der Christ will von sich loskommen. Le moi est toujours haïssable. — Die vornehme Moral, die Herren-Moral, hat umgekehrt ihre Wurzel in einem triumphirenden Ja-sagen zu sich, — sie ist Selbstbejahung, Selbstverherrlichung des Lebens, sie braucht gleichfalls sublime Symbole und Praktiken, aber nur „weil ihr das Herz zu voll“ ist. Die ganze schöne, die ganze grosse Kunst gehört hierher: beider Wesen ist Dankbarkeit. Andrerseits kann man von ihr nicht einen Instinkt-Widerwillen gegen die décadents, einen Hohn, ein Grauen selbst vor deren Symbolik abrechnen: dergleichen ist beinahe ihr Beweis. Der vornehme Römer empfand das Christenthum als foeda superstitio: ich erinnere daran, wie der letzte Deutsche vornehmen Geschmacks, wie Goethe das Kreuz empfand. Man sucht umsonst nach werthvolleren, nach nothwendigeren Gegensätzen…*)

— Aber eine solche Falschheit, wie die der Bayreuther, ist heute keine Ausnahme. Wir kennen alle den unästhetischen Begriff des christlichen Junkers. Diese Unschuld zwischen Gegensätzen, dies „gute Gewissen“ in der Lüge ist vielmehr modern par excellence, man definirt beinahe damit die Modernität. Der moderne Mensch stellt, biologisch, einen Widerspruch der Werthe dar, er sitzt zwischen zwei Stühlen, er sagt in Einem Athem Ja und Nein. Was Wunder, dass gerade in unsern Zeiten die Falschheit selber Fleisch und sogar Genie wurde? dass Wagner „unter uns wohnte“? Nicht ohne Grund nannte ich Wagner den Cagliostro der Modernität… Aber wir Alle haben, wider Wissen, wider Willen, Werthe, Worte, Formeln, Moralen entgegengesetzter Abkunft im Leibe, — wir sind, physiologisch betrachtet, falsch… Eine Diagnostik der modernen Seele — womit begönne sie? Mit einem resoluten Einschnitt in diese Instinkt-Widersprüchlichkeit, mit der Herauslösung ihrer Gegensatz-Werthe, mit der Vivisektion vollzogen an ihrem lehrreichsten Fall. — Der Fall Wagner ist für den Philosophen ein Glücksfall, — diese Schrift ist, man hört es, von der Dankbarkeit inspirirt…

[«]

Götzen-Dämmerung

oder

Wie man mit dem Hammer philosophirt.

Von
Friedrich Nietzsche.

Leipzig.
Verlag von C. G. Neumann.
1889.

GÖTZEN-DÄMMERUNG

[«]

Vorwort.
Sprüche und Pfeile.
1. 5. 10. 15. 20.
25. 30. 35. 40.
Das Problem des Sokrates.
Die „Vernunft“ in der Philosophie.
Wie die „wahre Welt“ endlich zur Fabel wurde.
Geschichte eines Irrthums.
Moral als Widernatur.
Die vier grossen Irrthümer.
Die „Verbesserer“ der Menschheit.
Was den Deutschen abgeht.
Streifzüge eines Unzeitgemässen.
1. 5. 10. 15. 20. 25.
30. 35. 40. 45. 50.
Was ich den Alten verdanke.
Der Hammer redet.

Vorwort.

Inmitten einer düstern und über die Maassen verantwortlichen Sache seine Heiterkeit aufrecht erhalten ist nichts Kleines von Kunststück: und doch, was wäre nöthiger als Heiterkeit? Kein Ding geräth, an dem nicht der Übermuth seinen Theil hat. Das Zuviel von Kraft erst ist der Beweis der Kraft. — Eine Umwerthung aller Werthe, dies Fragezeichen so schwarz, so ungeheuer, dass es Schatten auf Den wirft, der es setzt — ein solches Schicksal von Aufgabe zwingt jeden Augenblick, in die Sonne zu laufen, einen schweren, allzuschwer gewordnen Ernst von sich zu schütteln. Jedes Mittel ist dazu recht, jeder „Fall“ ein Glücksfall. Vor Allem der Krieg. Der Krieg war immer die grosse Klugheit aller zu innerlich, zu tief gewordnen Geister; selbst in der Verwundung liegt noch Heilkraft. Ein Spruch, dessen Herkunft ich der gelehrten Neugierde vorenthalte, war seit langem mein Wahlspruch:

increscunt animi, virescit volnere virtus.

Eine andere Genesung, unter Umständen mir noch erwünschter, ist Götzen aushorchen... Es giebt mehr Götzen als Realitäten in der Welt: das ist mein „böser Blick“ für diese Welt, das ist auch mein „böses Ohr“... Hier einmal mit dem Hammer Fragen stellen und, vielleicht, als Antwort jenen berühmten hohlen Ton hören, der von geblähten Eingeweiden redet — welches Entzücken für Einen, der Ohren noch hinter den Ohren hat, — für mich alten Psychologen und Rattenfänger, vor dem gerade Das, was still bleiben möchte, laut werden muss...

Auch diese Schrift — der Titel verräth es — ist vor Allem eine Erholung, ein Sonnenfleck, ein Seitensprung in den Müssiggang eines Psychologen. Vielleicht auch ein neuer Krieg? Und werden neue Götzen ausgehorcht?... Diese kleine Schrift ist eine grosse Kriegserklärung; und was das Aushorchen von Götzen anbetrifft, so sind es dies Mal keine Zeitgötzen, sondern ewige Götzen, an die hier mit dem Hammer wie mit einer Stimmgabel gerührt wird, — es giebt überhaupt keine älteren, keine überzeugteren, keine aufgeblaseneren Götzen… Auch keine hohleren… Das hindert nicht, dass sie die geglaubtesten sind; auch sagt man, zumal im vornehmsten Falle, durchaus nicht Götze…

Turin, am 30. September 1888,
am Tage, da das erste Buch der Umwerthung aller Werthe zu Ende kam.

FRIEDRICH NIETZSCHE.

[«]

Sprüche und Pfeile.

1.

Müssiggang ist aller Psychologie Anfang. Wie? wäre Psychologie ein— Laster?

[«]

2.

Auch der Muthigste von uns hat nur selten den Muth zu dem, was er eigentlich weiss…

[«]

3.

Um allein zu leben, muss man ein Thier oder ein Gott sein — sagt Aristoteles. Fehlt der dritte Fall: man muss Beides sein — Philosoph…

[«]

4.

„Alle Wahrheit ist einfach.“ — Ist das nicht zwiefach eine Lüge? —

[«]

5.

Ich will, ein für alle Mal, Vieles nicht wissen. — Die Weisheit zieht auch der Erkenntniss Grenzen.

[«]

6.

Man erholt sich in seiner wilden Natur am besten von seiner Unnatur, von seiner Geistigkeit…

[«]

7.

Wie? ist der Mensch nur ein Fehlgriff Gottes? Oder Gott nur ein Fehlgriff des Menschen? —

[«]

8.

Aus der Kriegsschule des Lebens. — Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.

[«]

9.

Hilf dir selber: dann hilft dir noch Jedermann. Princip der Nächstenliebe.

[«]

10.

Dass man gegen seine Handlungen keine Feigheit begeht! dass man sie nicht hinterdrein im Stiche lässt! — Der Gewissensbiss ist unanständig.

[«]

11.

Kann ein Esel tragisch sein? — Dass man unter einer Last zu Grunde geht, die man weder tragen, noch abwerfen kann?… Der Fall des Philosophen.

[«]

12.

Hat man sein warum? des Lebens, so verträgt man sich fast mit jedem wie? — Der Mensch strebt nicht nach Glück; nur der Engländer thut das.

[«]

13.

Der Mann hat das Weib geschaffen — woraus doch? Aus einer Rippe seines Gottes, — seines „Ideals“…

[«]

14.

Was? du suchst? du möchtest dich verzehnfachen, verhundertfachen? du suchst Anhänger? — Suche Nullen! —

[«]

15.

Posthume Menschen — ich zum Beispiel — werden schlechter verstanden als zeitgemässe, aber besser gehört. Strenger: wir werden nie verstanden — und daher unsre Autorität…

[«]

16.

Unter Frauen. — „Die Wahrheit? Oh Sie kennen die Wahrheit nicht! Ist sie nicht ein Attentat auf alle unsre pudeurs?“ —

[«]

17.

Das ist ein Künstler, wie ich Künstler liebe, bescheiden in seinen Bedürfnissen: er will eigentlich nur Zweierlei, sein Brod und seine Kunst, — panem et Circen…

[«]

18.

Wer seinen Willen nicht in die Dinge zu legen weiss, der legt wenigstens einen Sinn noch hinein: das heisst, er glaubt, dass ein Wille bereits darin sei (Princip des „Glaubens“).

[«]

19.

Wie? ihr wähltet die Tugend und den gehobenen Busen und seht zugleich scheel nach den Vortheilen der Unbedenklichen? — Aber mit der Tugend verzichtet man auf „Vortheile“… (einem Antisemiten an die Hausthür.)

[«]

20.

Das vollkommene Weib begeht Litteratur, wie es eine kleine Sünde begeht: zum Versuch, im Vorübergehn, sich umblickend, ob es Jemand bemerkt und dass es Jemand bemerkt…

[«]

21.

Sich in lauter Lagen begeben, wo man keine Scheintugenden haben darf, wo man vielmehr, wie der Seiltänzer auf seinem Seile, entweder stürzt oder steht — oder davon kommt…

[«]

22.

„Böse Menschen haben keine Lieder.“ — Wie kommt es, dass die Russen Lieder haben?

[«]

23.

„Deutscher Geist“: seit achtzehn Jahren eine contradictio in adjecto.

[«]

24.

Damit, dass man nach den Anfängen sucht, wird man Krebs. Der Historiker sieht rückwärts; endlich glaubt er auch rückwärts.

[«]

25.

Zufriedenheit schützt selbst vor Erkältung. Hat je sich ein Weib, das sich gut bekleidet wusste, erkältet? — Ich setze den Fall, das es kaum bekleidet war.

[«]

26.

Ich misstraue allen Systematikern und gehe ihnen aus dem Weg. Der Wille zum System ist ein Mangel an Rechtschaffenheit.

[«]

27.

Man hält das Weib für tief — warum? weil man nie bei ihm auf den Grund kommt. Das Weib ist noch nicht einmal flach.

[«]

28.

Wenn das Weib männliche Tugenden hat, so ist es zum Davonlaufen; und wenn es keine männlichen Tugenden hat, so läuft es selbst davon.

[«]

29.

„Wie viel hatte ehemals das Gewissen zu beissen? welche guten Zähne hatte es? — Und heute? woran fehlt es?“ — Frage eines Zahnarztes.

[«]

30.

Man begeht selten eine Übereilung allein. In der ersten Übereilung thut man immer zu viel. Eben darum begeht man gewöhnlich noch eine zweite — und nunmehr thut man zu wenig…

[«]

31.

Der getretene Wurm krümmt sich. So ist es klug. Er verringert damit die Wahrscheinlichkeit, von Neuem getreten zu werden. In der Sprache der Moral: Demuth. —

[«]

32.

Es giebt einen Hass auf Lüge und Verstellung aus einem reizbaren Ehrbegriff; es giebt einen ebensolchen Hass aus Feigheit, insofern die Lüge, durch ein göttliches Gebot, verboten ist. Zu feige, um zu lügen…

[«]

33.

Wie wenig gehört zum Glücke! Der Ton eines Dudelsacks. — Ohne Musik wäre das Leben ein Irrthum. Der Deutsche denkt sich selbst Gott liedersingend.

[«]

34.

On ne peut penser et écrire qu’assis (G. Flaubert). — Damit habe ich dich, Nihilist! Das Sitzfleisch ist gerade die Sünde wider den heiligen Geist. Nur die ergangenen Gedanken haben Werth.

[«]

35.

Es giebt Fälle, wo wir wie Pferde sind, wir Psychologen, und in Unruhe gerathen: wir sehen unsren eignen Schatten vor uns auf und niederschwanken. Der Psychologe muss von sich absehn, um überhaupt zu sehn.

[«]

36.

Ob wir Immoralisten der Tugend Schaden thun? — Eben so wenig, als die Anarchisten den Fürsten. Erst seitdem diese angeschossen werden, sitzen sie wieder fest auf ihrem Thron. Moral: man muss die Moral anschiessen.

[«]

37.

Du läufst voran? — Thust du das als Hirt? oder als Ausnahme? Ein dritter Fall wäre der Entlaufene… Erste Gewissensfrage.

[«]

38.

Bist du echt? oder nur ein Schauspieler? Ein Vertreter? oder das Vertretene selbst? — Zuletzt bist du gar bloss ein nachgemachter Schauspieler… Zweite Gewissensfrage.

[«]

39.

Der Enttäuschte spricht. — Ich suchte nach grossen Menschen, ich fand immer nur die Affen ihres Ideals.

[«]

40.

Bist du Einer, der zusieht? oder der Hand anlegt? — oder der wegsieht, bei Seite geht?… Dritte Gewissensfrage.

[«]

41.

Willst du mitgehn? oder vorangehn? oder für dich gehn?… Man muss wissen, was man will und dass man will. Vierte Gewissensfrage.

[«]

42.

Das waren Stufen für mich, ich bin über sie hinaufgestiegen, — dazu musste ich über sie hinweg. Aber sie meinten, ich wollte mich auf ihnen zur Ruhe setzen…

[«]

43.

Was liegt daran, dass ich Recht behalte! Ich habe zu viel Recht. — Und wer heute am besten lacht, lacht auch zuletzt.

[«]

44.

Formel meines Glücks: ein Ja, ein Nein, eine gerade Linie, ein Ziel…

[«]

Das Problem des Sokrates.

1.

Über das Leben haben zu allen Zeiten die Weisesten gleich geurtheilt: es taugt nichts... Immer und überall hat man aus ihrem Munde denselben Klang gehört, — einen Klang voll Zweifel, voll Schwermuth, voll Müdigkeit am Leben, voll Widerstand gegen das Leben. Selbst Sokrates sagte, als er starb: „leben — das heisst lange krank sein: ich bin dem Heilande Asklepios einen Hahn schuldig.“ Selbst Sokrates hatte es satt. — Was beweist das? Worauf weist das? — Ehemals hätte man gesagt (— oh man hat es gesagt und laut genug und unsre Pessimisten voran!): „Hier muss jedenfalls Etwas wahr sein! Der consensus sapientium beweist die Wahrheit.“ — Werden wir heute noch so reden? dürfen wir das? „Hier muss jedenfalls Etwas krank sein“ — geben wir zur Antwort: diese Weisesten aller Zeiten, man sollte sie sich erst aus der Nähe ansehn! Waren sie vielleicht allesammt auf den Beinen nicht mehr fest? spät? wackelig? décadents? Erschiene die Weisheit vielleicht auf Erden als Rabe, den ein kleiner Geruch von Aas begeistert?...

[«]

2.

Mir selbst ist diese Unehrerbietigkeit, dass die grossen Weisen Niedergangs-Typen sind, zuerst gerade in einem Falle aufgegangen, wo ihr am stärksten das gelehrte und ungelehrte Vorurtheil entgegensteht: ich erkannte Sokrates und Plato als Verfalls-Symptome, als Werkzeuge der griechischen Auflösung, als pseudogriechisch, als antigriechisch („Geburt der Tragödie“ 1872). Jener consensus sapientium — das begriff ich immer besser — beweist am wenigsten, dass sie Recht mit dem hatten, worüber sie übereinstimmten: er beweist vielmehr, dass sie selbst, diese Weisesten, irgend worin physiologisch übereinstimmten, um auf gleiche Weise negativ zum Leben zu stehn, — stehn zu müssen. Urtheile, Werthurtheile über das Leben, für oder wider, können zuletzt niemals wahr sein: sie haben nur Werth als Symptome, sie kommen nur als Symptome in Betracht, — an sich sind solche Urtheile Dummheiten. Man muss durchaus seine Finger darnach ausstrecken und den Versuch machen, diese erstaunliche finesse zu fassen, dass der Werth des Lebens nicht abgeschätzt werden kann. Von einem Lebenden nicht, weil ein solcher Partei, ja sogar Streitobjekt ist und nicht Richter; von einem Todten nicht, aus einem andren Grunde. — Von Seiten eines Philosophen im Werth des Lebens ein Problem sehn bleibt dergestalt sogar ein Einwurf gegen ihn, ein Fragezeichen an seiner Weisheit, eine Unweisheit. — Wie? und alle diese grossen Weisen — sie wären nicht nur décadents, sie wären nicht einmal weise gewesen? — Aber ich komme auf das Problem des Sokrates zurück.

[«]

3.

Sokrates gehörte, seiner Herkunft nach, zum niedersten Volk: Sokrates war Pöbel. Man weiss, man sieht es selbst noch, wie hässlich er war. Aber Hässlichkeit, an sich ein Einwand, ist unter Griechen beinahe eine Widerlegung. War Sokrates überhaupt ein Grieche? Die Hässlichkeit ist häufig genug der Ausdruck einer gekreuzten, durch Kreuzung gehemmten Entwicklung. Im andren Falle erscheint sie als niedergehende Entwicklung. Die Anthropologen unter den Criminalisten sagen uns, dass der typische Verbrecher hässlich ist: monstrum in fronte, monstrum in animo. Aber der Verbrecher ist ein décadent. War Sokrates ein typischer Verbrecher? — Zum Mindesten widerspräche dem jenes berühmte Physiognomen-Urtheil nicht, das den Freunden des Sokrates so anstössig klang. Ein Ausländer, der sich auf Gesichter verstand, sagte, als er durch Athen kam, dem Sokrates in's Gesicht, er sei ein monstrum, — er berge alle schlimmen Laster und Begierden in sich. Und Sokrates antwortete bloss: „Sie kennen mich, mein Herr!" —

[«]

4.

Auf décadence bei Sokrates deutet nicht nur die zugestandne Wüstheit und Anarchie in den Instinkten: eben dahin deutet auch die Superfötation des Logischen und jene Rhachitiker-Bosheit, die ihn auszeichnet. Vergessen wir auch jene Gehörs-Hallucinationen nicht, die, als „Dämonion des Sokrates“, in’s Religiöse interpretirt worden sind. Alles ist übertrieben, buffo, Karikatur an ihm, Alles ist zugleich versteckt, hintergedanklich, unterirdisch. — Ich suche zu begreifen, aus welcher Idiosynkrasie jene sokratische Gleichsetzung von Vernunft = Tugend = Glück stammt: jene bizarrste Gleichsetzung, die es giebt und die in Sonderheit alle Instinkte des älteren Hellenen gegen sich hat.

[«]

5.

Mit Sokrates schlägt der griechische Geschmack zu Gunsten der Dialektik um: was geschieht da eigentlich? Vor Allem wird damit ein vornehmer Geschmack besiegt; der Pöbel kommt mit der Dialektik obenauf. Vor Sokrates lehnte man in der guten Gesellschaft die dialektischen Manieren ab: sie galten als schlechte Manieren, sie stellten bloss. Man warnte die Jugend vor ihnen. Auch misstraute man allem solchen Präsentiren seiner Gründe. Honnette Dinge tragen, wie honnette Menschen, ihre Gründe nicht so in der Hand. Es ist unanständig, alle fünf Finger zeigen. Was sich erst beweisen lassen muss, ist wenig werth. Überall, wo noch die Autorität zur guten Sitte gehört, wo man nicht „begründet“, sondern befiehlt, ist der Dialektiker eine Art Hanswurst: man lacht über ihn, man nimmt ihn nicht ernst. — Sokrates war der Hanswurst, der sich ernst nehmen machte: was geschah da eigentlich? —

[«]

6.

Man wählt die Dialektik nur, wenn man kein andres Mittel hat. Man weiss, dass man Misstrauen mit ihr erregt, dass sie wenig überredet. Nichts ist leichter wegzuwischen als ein Dialektiker-Effekt: die Erfahrung jeder Versammlung, wo geredet wird, beweist das. Sie kann nur Nothwehr sein, in den Händen Solcher, die keine andren Waffen mehr haben. Man muss sein Recht zu erzwingen haben: eher macht man keinen Gebrauch von ihr. Die Juden waren deshalb Dialektiker; Reinecke Fuchs war es: wie? und Sokrates war es auch? —

[«]

7.

— Ist die Ironie des Sokrates ein Ausdruck von Revolte? von Pöbel-Ressentiment? geniesst er als Unterdrückter seine eigne Ferocität in den Messerstichen des Syllogismus? rächt er sich an den Vornehmen, die er fascinirt? — Man hat, als Dialektiker, ein schonungsloses Werkzeug in der Hand; man kann mit ihm den Tyrannen machen; man stellt bloss, indem man siegt. Der Dialektiker überlässt seinem Gegner den Nachweis, kein Idiot zu sein: er macht wüthend, er macht zugleich hülflos. Der Dialektiker depotenzirt den Intellekt seines Gegners. — Wie? ist Dialektik nur eine Form der Rache bei Sokrates?

[«]

8.

Ich habe zu verstehn gegeben, womit Sokrates abstossen konnte: es bleibt um so mehr zu erklären, dass er fascinirte. — Dass er eine neue Art Agon entdeckte, dass er der erste Fechtmeister davon für die vornehmen Kreise Athen’s war, ist das Eine. Er fascinirte, indem er an den agonalen Trieb der Hellenen rührte, — er brachte eine Variante in den Ringkampf zwischen jungen Männern und Jünglingen. Sokrates war auch ein grosser Erotiker.

[«]

9.

Aber Sokrates errieth noch mehr. Er sah hinter seine vornehmen Athener; er begriff, dass sein Fall, seine Idiosynkrasie von Fall bereits kein Ausnahmefall war. Die gleiche Art von Degenerescenz bereitete sich überall im Stillen vor: das alte Athen gieng zu Ende. — Und Sokrates verstand, dass alle Welt ihn nöthig hatte, — sein Mittel, seine Kur, seinen Personal-Kunstgriff der Selbst-Erhaltung…

Überall waren die Instinkte in Anarchie; überall war man fünf Schritt weit vom Excess: das monstrum in animo war die allgemeine Gefahr. „Die Triebe wollen den Tyrannen machen; man muss einen Gegentyrannen erfinden, der stärker ist“… Als jener Physiognomiker dem Sokrates enthüllt hatte, wer er war, eine Höhle aller schlimmen Begierden, liess der grosse Ironiker noch ein Wort verlauten, das den Schlüssel zu ihm giebt. „Dies ist wahr, sagte er, aber ich wurde über alle Herr.“ Wie wurde Sokrates über sich Herr? — Sein Fall war im Grunde nur der extreme Fall, nur der in die Augen springendste von dem, was damals die allgemeine Noth zu werden anfieng: dass Niemand mehr über sich Herr war, dass die Instinkte sich gegen einander wendeten. Er fascinirte als dieser extreme Fall — seine furchteinflössende Hässlichkeit sprach ihn für jedes Auge aus: er fascinirte, wie sich von selbst versteht, noch stärker als Antwort, als Lösung, als Anschein der Kur dieses Falls. —

[«]

10.

Wenn man nöthig hat, aus der Vernunft einen Tyrannen zu machen, wie Sokrates es that, so muss die Gefahr nicht klein sein, dass etwas Andres den Tyrannen macht. Die Vernünftigkeit wurde damals errathen als Retterin, es stand weder Sokrates, noch seinen „Kranken“ frei, vernünftig zu sein, — es war de rigueur, es war ihr letztes Mittel. Der Fanatismus, mit dem sich das ganze griechische Nachdenken auf die Vernünftigkeit wirft, verräth eine Nothlage: man war in Gefahr, man hatte nur Eine Wahl: entweder zu Grunde zu gehn oder — absurd-vernünftig zu sein… Der Moralismus der griechischen Philosophen von Plato ab ist pathologisch bedingt; ebenso ihre Schätzung der Dialektik. Vernunft = Tugend = Glück heisst bloss: man muss es dem Sokrates nachmachen und gegen die dunklen Begehrungen ein Tageslicht in Permanenz herstellen — das Tageslicht der Vernunft. Man muss klug, klar, hell um jeden Preis sein: jedes Nachgeben an die Instinkte, an’s Unbewusste führt hinab…

[«]

11.

Ich habe zu verstehn gegeben, womit Sokrates fascinirte: er schien ein Arzt, ein Heiland zu sein. Ist es nöthig, noch den Irrthum aufzuzeigen, der in seinem Glauben an die „Vernünftigkeit um jeden Preis“ lag? — Es ist ein Selbstbetrug seitens der Philosophen und Moralisten, damit schon aus der décadence herauszutreten, dass sie gegen dieselbe Krieg machen. Das Heraustreten steht ausserhalb ihrer Kraft: was sie als Mittel, als Rettung wählen, ist selbst nur wieder ein Ausdruck der décadence — sie *verändern* deren Ausdruck, sie schaffen sie selbst nicht weg. Sokrates war ein Missverständniss; *die ganze Besserungs-Moral, auch die christliche, war ein Missverständniss*… Das grellste Tageslicht, die Vernünftigkeit um jeden Preis, das Leben hell, kalt, vorsichtig, bewusst, ohne Instinkt, im Widerstand gegen Instinkte war selbst nur eine Krankheit, eine andre Krankheit — und durchaus kein Rückweg zur „Tugend“, zur „Gesundheit“, zum Glück… Die Instinkte bekämpfen *müssen* — das ist die Formel für décadence: so lange das Leben *aufsteigt*, ist Glück gleich Instinkt. —

[«]

12.

— Hat er das selbst noch begriffen, dieser Klügste aller Selbst-Überlister? Sagte er sich das zuletzt, in der *Weisheit* seines Muthes zum Tode?… Sokrates *wollte* sterben: — nicht Athen, *er* gab sich den Giftbecher, er zwang Athen zum Giftbecher… „Sokrates ist kein Arzt, sprach er leise zu sich: der Tod allein ist hier Arzt… Sokrates selbst war nur lange krank…“

[«]

Die „Vernunft“ in der Philosophie.

1.

Sie fragen mich, was Alles Idiosynkrasie bei den Philosophen ist?… Zum Beispiel ihr Mangel an historischem Sinn, ihr Hass gegen die Vorstellung selbst des Werdens, ihr Ägypticismus. Sie glauben einer Sache eine Ehre anzuthun, wenn sie dieselbe enthistorisiren, sub specie aeterni, — wenn sie aus ihr eine Mumie machen. Alles, was Philosophen seit Jahrtausenden gehandhabt haben, waren Begriffs-Mumien; es kam nichts Wirkliches lebendig aus ihren Händen. Sie tödten, sie stopfen aus, diese Herren Begriffs-Götzendiener, wenn sie anbeten, — sie werden Allem lebensgefährlich, wenn sie anbeten. Der Tod, der Wandel, das Alter ebensogut als Zeugung und Wachsthum sind für sie Einwände, — Widerlegungen sogar. Was ist, wird nicht; was wird, ist nicht… Nun glauben sie Alle, mit Verzweiflung sogar, an’s Seiende. Da sie aber dessen nicht habhaft werden, suchen sie nach Gründen, weshalb man’s ihnen vorenthält. „Es muss ein Schein, eine Betrügerei dabei sein, dass wir das Seiende nicht wahrnehmen: wo steckt der Betrüger?“ — „Wir haben ihn, schreien sie glückselig, die Sinnlichkeit ist’s! Diese Sinne, die auch sonst so unmoralisch sind, sie betrügen uns über die wahre Welt. Moral: loskommen von dem Sinnentrug, vom Werden, von der Historie, von der Lüge, — Historie ist nichts als Glaube an die Sinne, Glaube an die Lüge. Moral: Neinsagen zu Allem, was den Sinnen Glauben schenkt, zum ganzen Rest der Menschheit: das ist Alles „Volk“. Philosoph sein, Mumie sein, den Monotono-Theismus durch eine Todtengräber-Mimik darstellen! — Und weg vor Allem mit dem Leibe, dieser erbarmungswürdigen idée fixe der Sinne! behaftet mit allen Fehlern der Logik, die es giebt, widerlegt, unmöglich sogar, ob er schon frech genug ist, sich als wirklich zu gebärden!“…

[«]

2.

Ich nehme, mit hoher Ehrerbietung, den Namen Heraklit's bei Seite. Wenn das andre Philosophen-Volk das Zeugniss der Sinne verwarf, weil dieselben Vielheit und Veränderung zeigten, verwarf er deren Zeugniss, weil sie die Dinge zeigten, als ob sie Dauer und Einheit hätten. Auch Heraklit that den Sinnen Unrecht. Dieselben lügen weder in der Art, wie die Eleaten es glauben, noch wie er es glaubte, — sie lügen überhaupt nicht. Was wir aus ihrem Zeugniss machen, das legt erst die Lüge hinein, zum Beispiel die Lüge der Einheit, die Lüge der Dinglichkeit, der Substanz, der Dauer… Die „Vernunft“ ist die Ursache, dass wir das Zeugniss der Sinne fälschen. Sofern die Sinne das Werden, das Vergehn, den Wechsel zeigen, lügen sie nicht… Aber damit wird Heraklit ewig Recht behalten, dass das Sein eine leere Fiktion ist. Die „scheinbare“ Welt ist die einzige: die „wahre Welt“ ist nur hinzugelogen…

[«]

3.

— Und was für feine Werkzeuge der Beobachtung haben wir an unsren Sinnen! Diese Nase zum Beispiel, von der noch kein Philosoph mit Verehrung und Dankbarkeit gesprochen hat, ist sogar einstweilen das delikateste Instrument, das uns zu Gebote steht: es vermag noch Minimaldifferenzen der Bewegung zu constatiren, die selbst das Spektroskop nicht constatirt. Wir besitzen heute genau so weit Wissenschaft, als wir uns entschlossen haben, das Zeugniss der Sinne anzunehmen, — als wir sie noch schärfen, bewaffnen, zu Ende denken lernten. Der Rest ist Missgeburt und Noch-nicht-Wissenschaft: will sagen Metaphysik, Theologie, Psychologie, Erkenntnisstheorie. Oder Formal-Wissenschaft, Zeichenlehre: wie die Logik und jene angewandte Logik, die Mathematik. In ihnen kommt die Wirklichkeit gar nicht vor, nicht einmal als Problem; ebensowenig als die Frage, welchen Werth überhaupt eine solche Zeichen-Convention, wie die Logik ist, hat. —

[«]

4.

Die andre Idiosynkrasie der Philosophen ist nicht weniger gefährlich: sie besteht darin, das Letzte und das Erste zu verwechseln. Sie setzen Das, was am Ende kommt — leider! denn es sollte gar nicht kommen! — die „höchsten Begriffe“, das heisst die allgemeinsten, die leersten Begriffe, den letzten Rauch der verdunstenden Realität an den Anfang als Anfang. Es ist dies wieder nur der Ausdruck ihrer Art zu verehren: das Höhere darf nicht aus dem Niederen wachsen, darf überhaupt nicht gewachsen sein… Moral: Alles, was ersten Ranges ist, muss causa sui sein. Die Herkunft aus etwas Anderem gilt als Einwand, als Werth-Anzweifelung. Alle obersten Werthe sind ersten Ranges, alle höchsten Begriffe, das Seiende, das Unbedingte, das Gute, das Wahre, das Vollkommne — das Alles kann nicht geworden sein, muss folglich causa sui sein. Das Alles aber kann auch nicht einander ungleich, kann nicht mit sich im Widerspruch sein… Damit haben sie ihren stupenden Begriff „Gott“… Das Letzte, Dünnste, Leerste wird als Erstes gesetzt, als Ursache an sich, als ens realissimum… Dass die Menschheit die Gehirnleiden kranker Spinneweber hat ernst nehmen müssen! — Und sie hat theuer dafür gezahlt!…

[«]

5.

— Stellen wir endlich dagegen, auf welche verschiedne Art wir (— ich sage höflicher Weise wir…) das Problem des Irrthums und der Scheinbarkeit in’s Auge fassen. Ehemals nahm man die Veränderung, den Wechsel, das Werden überhaupt als Beweis für Scheinbarkeit, als Zeichen dafür, dass Etwas da sein müsse, das uns irre führe. Heute umgekehrt sehen wir, genau so weit als das Vernunft-Vorurtheil uns zwingt, Einheit, Identität, Dauer, Substanz, Ursache, Dinglichkeit, Sein anzusetzen, uns gewissermaassen verstrickt in den Irrthum, necessitirt zum Irrthum; so sicher wir auf Grund einer strengen Nachrechnung bei uns darüber sind, dass hier der Irrthum ist. Es steht damit nicht anders als mit den Bewegungen des grossen Gestirns: bei ihnen hat der Irrthum unser Auge, hier hat er unsre Sprache zum beständigen Anwalt. Die Sprache gehört ihrer Entstehung nach in die Zeit der rudimentärsten Form von Psychologie: wir kommen in ein grobes Fetischwesen hinein, wenn wir uns die Grundvoraussetzungen der Sprach-Metaphysik, auf deutsch: der Vernunft, zum Bewusstsein bringen. Das sieht überall Thäter und Thun: das glaubt an Willen als Ursache überhaupt; das glaubt an's „Ich“, an's Ich als Sein, an's Ich als Substanz und projicirt den Glauben an die Ich-Substanz auf alle Dinge — es schafft erst damit den Begriff „Ding“… Das Sein wird überall als Ursache hineingedacht, untergeschoben; aus der Conception „Ich“ folgt erst, als abgeleitet, der Begriff „Sein“… Am Anfang steht das grosse Verhängniss von Irrthum, dass der Wille Etwas ist, das wirkt, — dass Wille ein Vermögen ist… Heute wissen wir, dass er bloss ein Wort ist… Sehr viel später, in einer tausendfach aufgeklärteren Welt kam die Sicherheit, die subjektive Gewissheit in der Handhabung der Vernunft-Kategorien den Philosophen mit Überraschung zum Bewusstsein: sie schlossen, dass dieselben nicht aus der Empirie stammen könnten, — die ganze Empirie stehe ja zu ihnen in Widerspruch. Woher also stammen sie? — Und in Indien wie in Griechenland hat man den gleichen Fehlgriff gemacht: „wir müssen schon einmal in einer höheren Welt heimisch gewesen sein (— statt in einer sehr viel niederen: was die Wahrheit gewesen wäre!), wir müssen göttlich gewesen sein, denn wir haben die Vernunft!“… In der That, Nichts hat bisher eine naivere Überredungskraft gehabt als der Irrthum vom Sein, wie er zum Beispiel von den Eleaten formulirt wurde: er hat ja jedes Wort für sich, jeden Satz für sich, den wir sprechen! — Auch die Gegner der Eleaten unterlagen noch der Verführung ihres Seins-Begriffs: Demokrit unter Anderen, als er sein Atom erfand… Die „Vernunft“ in der Sprache: oh was für eine alte betrügerische Weibsperson! Ich fürchte, wir werden Gott nicht los, weil wir noch an die Grammatik glauben…

[«]

6.

Man wird mir dankbar sein, wenn ich eine so wesentliche, so neue Einsicht in vier Thesen zusammendränge: ich erleichtere damit das Verstehen, ich fordere damit den Widerspruch heraus.

Erster Satz. Die Gründe, darauf hin „diese“ Welt als scheinbar bezeichnet worden ist, begründen vielmehr deren Realität, — eine andre Art Realität ist absolut unnachweisbar.

Zweiter Satz. Die Kennzeichen, welche man dem „wahren Sein“ der Dinge gegeben hat, sind die Kennzeichen des Nicht-Seins, des Nichts, — man hat die

„wahre Welt“ aus dem Widerspruch zur wirklichen Welt aufgebaut: eine scheinbare Welt in der That, insofern sie bloss eine *moralisch-optische* Täuschung ist.

Dritter Satz. Von einer „andren“ Welt als dieser zu fabeln hat gar keinen Sinn, vorausgesetzt, dass nicht ein Instinkt der Verleumdung, Verkleinerung, Verdächtigung des Lebens in uns mächtig ist: im letzteren Falle *rächen* wir uns am Leben mit der Phantasmagorie eines „anderen“, eines „besseren“ Lebens.

Vierter Satz. Die Welt scheiden in eine „wahre“ und eine „scheinbare“, sei es in der Art des Christenthums, sei es in der Art Kant's (eines *hinterlistigen* Christen zu guterletzt) ist nur eine Suggestion der décadence, — ein Symptom *niedergehenden* Lebens… Dass der Künstler den Schein höher schätzt als die Realität, ist kein Einwand gegen diesen Satz. Denn „der Schein“ bedeutet hier die Realität *noch einmal*, nur in einer Auswahl, Verstärkung, Correctur… Der tragische Künstler ist *kein* Pessimist, — er sagt gerade *Ja* zu allem Fragwürdigen und Furchtbaren selbst, er ist *dionysisch*…

[«]

Wie die „wahre Welt“ endlich zur Fabel wurde.

Geschichte eines Irrthums.

1.

Die wahre Welt erreichbar für den Weisen, den Frommen, den Tugendhaften, — er lebt in ihr, er ist sie.

(Älteste Form der Idee, relativ klug, simpel, überzeugend. Umschreibung des Satzes „ich, Plato, bin die Wahrheit“.)

2.

Die wahre Welt, unerreichbar für jetzt, aber versprochen für den Weisen, den Frommen, den Tugendhaften („für den Sünder, der Busse thut“).

(Fortschritt der Idee: sie wird feiner, verfänglicher, unfasslicher, — sie wird Weib, sie wird christlich…)

3.

Die wahre Welt, unerreichbar, unbeweisbar, unversprechbar, aber schon als gedacht ein Trost, eine Verpflichtung, ein Imperativ.

(Die alte Sonne im Grunde, aber durch Nebel und Skepsis hindurch; die Idee sublim geworden, bleich, nordisch, königsbergisch.)

4.

Die wahre Welt — unerreichbar? Jedenfalls unerreicht. Und als unerreicht auch unbekannt. Folglich auch nicht tröstend, erlösend, verpflichtend: wozu könnte uns etwas Unbekanntes verpflichten?…

(Grauer Morgen. Erstes Gähnen der Vernunft. Hahnenschrei des Positivismus.)

5.

Die „wahre Welt“ — eine Idee, die zu Nichts mehr nütz ist, nicht einmal mehr verpflichtend, — eine unnütz, eine überflüssig gewordene Idee, folglich eine widerlegte Idee: schaffen wir sie ab!

(Heller Tag; Frühstück; Rückkehr des bon sens und der Heiterkeit; Schamröthe Plato’s; Teufelslärm aller freien Geister.)

6.

Die wahre Welt haben wir abgeschafft: welche Welt blieb übrig? die scheinbare vielleicht?… Aber nein! mit der wahren Welt haben wir auch die scheinbare abgeschafft!

(Mittag; Augenblick des kürzesten Schattens; Ende des längsten Irrthums; Höhepunkt der Menschheit; INCIPIT ZARATHUSTRA.)

[«]

Moral als Widernatur.

1.

Alle Passionen haben eine Zeit, wo sie bloss verhängnissvoll sind, wo sie mit der Schwere der Dummheit ihr Opfer hinunterziehen — und eine spätere, sehr viel spätere, wo sie sich mit dem Geist verheirathen, sich „vergeistigen“. Ehemals machte man, wegen der Dummheit in der Passion, der Passion selbst den Krieg: man verschwor sich zu deren Vernichtung, — alle alten Moral-Unthiere sind einmüthig darüber „il faut tuer les passions.“ Die berühmteste Formel dafür steht im neuen Testament, in jener Bergpredigt, wo, anbei gesagt, die Dinge durchaus nicht aus der Höhe betrachtet werden. Es wird daselbst zum Beispiel mit Nutzanwendung auf die Geschlechtlichkeit gesagt „wenn dich dein Auge ärgert, so reisse es aus“: zum Glück handelt kein Christ nach dieser Vorschrift. Die Leidenschaften und Begierden vernichten, bloss um ihrer Dummheit und den unangenehmen Folgen ihrer Dummheit vorzubeugen, erscheint uns heute selbst bloss als eine akute Form der Dummheit. Wir bewundern die Zahnärzte nicht mehr, welche die Zähne ausreissen, damit sie nicht mehr weh thun… Mit einiger Billigkeit werde andrerseits zugestanden, dass auf dem Boden, aus dem das Christenthum gewachsen ist, der Begriff „Vergeistigung der Passion“ gar nicht concipirt werden konnte. Die erste Kirche kämpfte ja, wie bekannt, gegen die „Intelligenten“ zu Gunsten der „Armen des Geistes“: wie dürfte man von ihr einen intelligenten Krieg gegen die Passion erwarten? — Die Kirche bekämpft die Leidenschaft mit Ausschneidung in jedem Sinne: ihre Praktik, ihre „Kur“ ist der Castratismus. Sie fragt nie: „wie vergeistigt, verschönt, vergöttlicht man eine Begierde?“ — sie hat zu allen Zeiten den Nachdruck der Disciplin auf die Ausrottung (der Sinnlichkeit, des Stolzes, der Herrschsucht, der Habsucht, der Rachsucht) gelegt. — Aber die Leidenschaften an der Wurzel angreifen heisst das Leben an der Wurzel angreifen: die Praxis der Kirche ist lebensfeindlich…

[«]

2.

Dasselbe Mittel, Verschneidung, Ausrottung, wird instinktiv im Kampfe mit einer Begierde von Denen gewählt, welche zu willensschwach, zu degenerirt sind, um sich ein Maass in ihr auflegen zu können: von jenen Naturen, die la Trappe nöthig haben, im Gleichniss gesprochen (und ohne Gleichniss —), irgend eine endgültige Feindschafts-Erklärung, eine *Kluft* zwischen sich und einer Passion. Die radikalen Mittel sind nur den Degenerirten unentbehrlich; die Schwäche des Willens, bestimmter geredet, die Unfähigkeit, auf einen Reiz *nicht* zu reagiren, ist selbst bloss eine andre Form der Degenerescenz. Die radikale Feindschaft, die Todfeindschaft gegen die Sinnlichkeit bleibt ein nachdenkliches Symptom: man ist damit zu Vermuthungen über den Gesammt-Zustand eines dergestalt Excessiven berechtigt. — Jene Feindschaft, jener Hass kommt übrigens erst auf seine Spitze, wenn solche Naturen selbst zur Radikal-Kur, zur Absage von ihrem „Teufel“ nicht mehr Festigkeit genug haben. Man überschaue die ganze Geschichte der Priester und Philosophen, der Künstler hinzugenommen: das Giftigste gegen die Sinne ist *nicht* von den Impotenten gesagt, auch *nicht* von den Asketen, sondern von den unmöglichen Asketen, von Solchen, die es nöthig gehabt hätten, Asketen zu sein…

[«]

3.

Die Vergeistigung der Sinnlichkeit heisst *Liebe*: sie ist ein grosser Triumph über das Christenthum. Ein andrer Triumph ist unsre Vergeistigung der *Feindschaft*. Sie besteht darin, dass man tief den Werth begreift, den es hat, Feinde zu haben: kurz, dass man umgekehrt thut und schliesst als man ehedem that und schloss. Die Kirche wollte zu allen Zeiten die Vernichtung ihrer Feinde: wir, wir Immoralisten und Antichristen, sehen unsern Vortheil darin, dass die Kirche besteht… Auch im Politischen ist die Feindschaft jetzt geistiger geworden, — viel klüger, viel nachdenklicher, viel *schonender*. Fast jede Partei begreift ihr Selbsterhaltungs-Interesse darin, dass die Gegenpartei nicht von Kräften kommt; dasselbe gilt von der grossen Politik. Eine neue Schöpfung zumal, etwa das neue Reich, hat Feinde nöthiger als Freunde: im Gegensatz erst fühlt es sich nothwendig, im Gegensatz *wird* es erst nothwendig… Nicht anders verhalten wir uns gegen den „inneren Feind“: auch da haben wir die Feindschaft vergeistigt, auch da haben wir ihren Werth begriffen. Man ist nur fruchtbar um den Preis, an Gegensätzen reich zu sein; man bleibt nur jung unter der Voraussetzung, dass die Seele nicht sich streckt, nicht nach Frieden begehrt… Nichts ist uns fremder geworden als jene Wünschbarkeit von Ehedem, die vom „Frieden der Seele“, die christliche Wünschbarkeit; Nichts macht uns weniger Neid als die Moral-Kuh und das fette Glück des guten Gewissens. Man hat auf das grosse Leben verzichtet, wenn man auf den Krieg verzichtet… In vielen Fällen freilich ist der „Frieden der Seele“ bloss ein Missverständniss, — etwas Anderes, das sich nur nicht ehrlicher zu benennen weiss. Ohne Umschweif und Vorurtheil ein paar Fälle. „Frieden der Seele“ kann zum Beispiel die sanfte Ausstrahlung einer reichen Animalität in’s Moralische (oder Religiöse) sein. Oder der Anfang der Müdigkeit, der erste Schatten, den der Abend, jede Art Abend wirft. Oder ein Zeichen davon, dass die Luft feucht ist, dass Südwinde herankommen. Oder die Dankbarkeit wider Wissen für eine glückliche Verdauung („Menschenliebe“ mitunter genannt). Oder das Stille-werden des Genesenden, dem alle Dinge neu schmecken und der wartet… Oder der Zustand, der einer starken Befriedigung unsrer herrschenden Leidenschaft folgt, das Wohlgefühl einer seltnen Sattheit. Oder die Altersschwäche unsres Willens, unsrer Begehrungen, unsrer Laster. Oder die Faulheit, von der Eitelkeit überredet, sich moralisch aufzuputzen. Oder der Eintritt einer Gewissheit, selbst furchtbaren Gewissheit, nach einer langen Spannung und Marterung durch die Ungewissheit. Oder der Ausdruck der Reife und Meisterschaft mitten im Thun, Schaffen, Wirken, Wollen, das ruhige Athmen, die erreichte „Freiheit des Willens“… Götzen-Dämmerung: wer weiss? vielleicht auch nur eine Art „Frieden der Seele“…

[«]

4.

— Ich bringe ein Princip in Formel. Jeder Naturalismus in der Moral, das heisst jede gesunde Moral ist von einem Instinkte des Lebens beherrscht, — irgend ein Gebot des Lebens wird mit einem bestimmten Kanon von „Soll“ und „Soll nicht“ erfüllt, irgend eine Hemmung und Feindseligkeit auf dem Wege des Lebens wird damit bei Seite geschafft. Die widernatürliche Moral, das heisst fast jede Moral, die bisher gelehrt, verehrt und gepredigt worden ist, wendet sich umgekehrt gerade gegen die Instinkte des Lebens, — sie ist eine bald heimliche, bald laute und freche Verurtheilung dieser Instinkte. Indem sie sagt „Gott sieht das Herz an“, sagt sie Nein zu den untersten und obersten Begehrungen des Lebens und nimmt Gott als Feind des Lebens… Der Heilige, an dem Gott sein Wohlgefallen hat, ist der ideale Castrat… Das Leben ist zu Ende, wo das „Reich Gottes“ anfängt…

[«]

5.

Gesetzt, dass man das Frevelhafte einer solchen Auflehnung gegen das Leben begriffen hat, wie sie in der christlichen Moral beinahe sakrosankt geworden ist, so hat man damit, zum Glück, auch Etwas Andres begriffen: das Nutzlose, Scheinbare, Absurde, Lügnerische einer solchen Auflehnung. Eine Verurtheilung des Lebens von Seiten des Lebenden bleibt zuletzt doch nur das Symptom einer bestimmten Art von Leben: die Frage, ob mit Recht, ob mit Unrecht, ist gar nicht damit aufgeworfen. Man müsste eine Stellung ausserhalb des Lebens haben, und andrerseits es so gut kennen, wie Einer, wie Viele, wie Alle, die es gelebt haben, um das Problem vom Werth des Lebens überhaupt anrühren zu dürfen: Gründe genug, um zu begreifen, dass das Problem ein für uns unzugängliches Problem ist. Wenn wir von Werthen reden, reden wir unter der Inspiration, unter der Optik des Lebens: das Leben selbst zwingt uns Werthe anzusetzen, das Leben selbst werthet durch uns, wenn wir Werthe ansetzen… Daraus folgt, dass auch jene Widernatur von Moral, welche Gott als Gegenbegriff und Verurtheilung des Lebens fasst, nur ein Werthurtheil des Lebens ist — welches Lebens? welcher Art von Leben? — Aber ich gab schon die Antwort: des niedergehenden, des geschwächten, des müden, des verurtheilten Lebens. Moral, wie sie bisher verstanden worden ist — wie sie zuletzt noch von Schopenhauer formulirt wurde als „Verneinung des Willens zum Leben“ — ist der décadence-Instinkt selbst, der aus sich einen Imperativ macht: sie sagt: „geh zu Grunde!“ — sie ist das Urtheil Verurtheilter…

[«]

6.

Erwägen wir endlich noch, welche Naivetät es überhaupt ist, zu sagen „so und so sollte der Mensch sein!“ Die Wirklichkeit zeigt uns einen entzückenden Reichthum der Typen, die Üppigkeit eines verschwenderischen Formenspiels und -Wechsels: und irgend ein armseliger Eckensteher von Moralist sagt dazu: „nein! der Mensch sollte anders sein“?… Er weiss es sogar, wie er sein sollte, dieser Schlucker und Mucker, er malt sich an die Wand und sagt dazu „ecce homo!“… Aber selbst wenn der Moralist sich bloss an den Einzelnen wendet und zu ihm sagt: „so und so solltest du sein!“ hört er nicht auf, sich lächerlich zu machen. Der Einzelne ist ein Stück fatum, von Vorne und von Hinten, ein Gesetz mehr, eine Nothwendigkeit mehr für Alles, was kommt und sein wird. Zu ihm sagen „ändere dich“ heisst verlangen, dass Alles sich ändert, sogar rückwärts noch… Und wirklich, es gab consequente Moralisten, sie wollten den Menschen anders, nämlich tugendhaft, sie wollten ihn nach ihrem Bilde, nämlich als Mucker: dazu verneinten sie die Welt! Keine kleine Tollheit! Keine bescheidne Art der Unbescheidenheit!… Die Moral, insofern sie verurtheilt, an sich, nicht aus Hinsichten, Rücksichten, Absichten des Lebens, ist ein spezifischer Irrthum, mit dem man kein Mitleiden haben soll, eine Degenerirten-Idiosynkrasie, die unsäglich viel Schaden gestiftet hat!… Wir Anderen, wir Immoralisten, haben umgekehrt unser Herz weit gemacht für alle Art Verstehn, Begreifen, Gutheissen. Wir verneinen nicht leicht, wir suchen unsre Ehre darin, Bejahende zu sein. Immer mehr ist uns das Auge für jene Ökonomie aufgegangen, welche alles Das noch braucht und auszunützen weiss, was der heilige Aberwitz des Priesters, der kranken Vernunft im Priester verwirft, für jene Ökonomie im Gesetz des Lebens, die selbst aus der widerlichen species des Muckers, des Priesters, des Tugendhaften ihren Vortheil zieht, — welchen Vortheil? — Aber wir selbst, wir Immoralisten sind hier die Antwort…

[«]

Die vier grossen Irrthümer.

Irrthum der Verwechslung von Ursache und Folge. — Es giebt keinen gefährlicheren Irrthum als die Folge mit der Ursache zu verwechseln: ich heisse ihn die eigentliche Verderbniss der Vernunft. Trotzdem gehört dieser Irrthum zu den ältesten und jüngsten Gewohnheiten der Menschheit: er ist selbst unter uns geheiligt, er trägt den Namen „Religion“, „Moral“. Jeder Satz, den die Religion und die Moral formulirt, enthält ihn; Priester und Moral-Gesetzgeber sind die Urheber jener Verderbniss der Vernunft. — Ich nehme ein Beispiel: Jedermann kennt das Buch des berühmten Cornaro, in dem er seine schmale Diät als Recept zu einem langen und glücklichen Leben — auch tugendhaften — anräth. Wenige Bücher sind so viel gelesen worden, noch jetzt wird es in England jährlich in vielen Tausenden von Exemplaren gedruckt. Ich zweifle nicht daran, dass kaum ein Buch (die Bibel, wie billig, ausgenommen) so viel Unheil gestiftet, so viele Leben verkürzt hat wie dies so wohlgemeinte Curiosum. Grund dafür: die Verwechslung der Folge mit der Ursache. Der biedere Italiäner sah in seiner Diät die Ursache seines langen Lebens: während die Vorbedingung zum langen Leben, die ausserordentliche Langsamkeit des Stoffwechsels, der geringe Verbrauch, die Ursache seiner schmalen Diät war. Es stand ihm nicht frei, wenig oder viel zu essen, seine Frugalität war nicht ein „freier Wille“: er wurde krank, wenn er mehr ass. Wer aber kein Karpfen ist, thut nicht nur gut, sondern hat es nöthig, ordentlich zu essen. Ein Gelehrter unsrer Tage, mit seinem rapiden Verbrauch an Nervenkraft, würde sich mit dem régime Cornaro’s zu Grunde richten. Crede experto. —

[«]

2.

Die allgemeinste Formel, die jeder Religion und Moral zu Grunde liegt, heisst: „Thue das und das, lass das und das — so wirst du glücklich! Im andern Falle…“

Jede Moral, jede Religion ist dieser Imperativ, — ich nenne ihn die grosse Erbsünde der Vernunft, die unsterbliche Unvernunft. In meinem Munde verwandelt sich jene Formel in ihre Umkehrung — erstes Beispiel meiner „Umwerthung aller Werthe“: ein wohlgerathener Mensch, ein „Glücklicher“, muss gewisse Handlungen thun und scheut sich instinktiv vor anderen Handlungen, er trägt die Ordnung, die er physiologisch darstellt, in seine Beziehungen zu Menschen und Dingen hinein. In Formel: seine Tugend ist die Folge seines Glücks… Langes Leben, eine reiche Nachkommenschaft ist nicht der Lohn der Tugend, die Tugend ist vielmehr selbst jene Verlangsamung des Stoffwechsels, die, unter Anderem, auch ein langes Leben, eine reiche Nachkommenschaft, kurz den Cornarismus im Gefolge hat. — Die Kirche und die Moral sagen: „ein Geschlecht, ein Volk wird durch Laster und Luxus zu Grunde gerichtet.“ Meine wiederhergestellte Vernunft sagt: wenn ein Volk zu Grunde geht, physiologisch degenerirt, so folgen daraus Laster und Luxus (das heisst das Bedürfniss nach immer stärkeren und häufigeren Reizen, wie sie jede erschöpfte Natur kennt). Dieser junge Mann wird frühzeitig blass und welk. Seine Freunde sagen: daran ist die und die Krankheit schuld. Ich sage: dass er krank wurde, dass er der Krankheit nicht widerstand, war bereits die Folge eines verarmten Lebens, einer hereditären Erschöpfung. Der Zeitungsleser sagt: diese Partei richtet sich mit einem solchen Fehler zu Grunde. Meine höhere Politik sagt: eine Partei, die solche Fehler macht, ist am Ende — sie hat ihre Instinkt-Sicherheit nicht mehr. Jeder Fehler in jedem Sinne ist die Folge von Instinkt-Entartung, von Disgregation des Willens: man definirt beinahe damit das Schlechte. Alles Gute ist Instinkt — und, folglich, leicht, nothwendig, frei. Die Mühsal ist ein Einwand, der Gott ist typisch vom Helden unterschieden (in meiner Sprache: die leichten Füsse das erste Attribut der Göttlichkeit).

[«]

3.

Irrthum einer falschen Ursächlichkeit. — Man hat zu allen Zeiten geglaubt, zu wissen, was eine Ursache ist: aber woher nahmen wir unser Wissen, genauer, unsern Glauben, hier zu wissen? Aus dem Bereich der berühmten „inneren Thatsachen“, von denen bisher keine sich als thatsächlich erwiesen hat.

Wir glaubten uns selbst im Akt des Willens ursächlich; wir meinten da wenigstens die Ursächlichkeit auf der That zu ertappen. Man zweifelte insgleichen nicht daran, dass alle antecedentia einer Handlung, ihre Ursachen, im Bewusstsein zu suchen seien und darin sich wiederfänden, wenn man sie suche — als „Motive“: man wäre ja sonst zu ihr nicht frei, für sie nicht verantwortlich gewesen. Endlich, wer hätte bestritten, dass ein Gedanke verursacht wird? dass das Ich den Gedanken verursacht?… Von diesen drei „inneren Thatsachen“, mit denen sich die Ursächlichkeit zu verbürgen schien, ist die erste und überzeugendste die vom Willen als Ursache; die Conception eines Bewusstseins („Geistes“) als Ursache und später noch die des Ich (des „Subjekts“) als Ursache sind bloss nachgeboren, nachdem vom Willen die Ursächlichkeit als gegeben feststand, als Empirie… Inzwischen haben wir uns besser besonnen. Wir glauben heute kein Wort mehr von dem Allen. Die „innere Welt“ ist voller Trugbilder und Irrlichter: der Wille ist eins von ihnen. Der Wille bewegt nichts mehr, erklärt folglich auch nichts mehr — er begleitet bloss Vorgänge, er kann auch fehlen. Das sogenannte „Motiv“: ein andrer Irrthum. Bloss ein Oberflächenphänomen des Bewusstseins, ein Nebenher der That, das eher noch die antecedentia einer That verdeckt, als dass es sie darstellt. Und gar das Ich! Das ist zur Fabel geworden, zur Fiktion, zum Wortspiel: das hat ganz und gar aufgehört, zu denken, zu fühlen und zu wollen!… Was folgt daraus? Es giebt gar keine geistigen Ursachen! Die ganze angebliche Empirie dafür gieng zum Teufel! Das folgt daraus! — Und wir hatten einen artigen Missbrauch mit jener „Empirie“ getrieben, wir hatten die Welt daraufhin geschaffen als eine Ursachen-Welt, als eine Willens-Welt, als eine Geister-Welt. Die älteste und längste Psychologie war hier am Werk, sie hat gar nichts Anderes gethan: alles Geschehen war ihr ein Thun, alles Thun Folge eines Willens, die Welt wurde ihr eine Vielheit von Thätern, ein Thäter (ein „Subjekt“) schob sich allem Geschehen unter. Der Mensch hat seine drei „inneren Thatsachen“, Das, woran er am festesten glaubte, den Willen, den Geist, das Ich, aus sich herausprojicirt, — er nahm erst den Begriff Sein aus dem Begriff Ich heraus, er hat die „Dinge“ als seiend gesetzt nach seinem Bilde, nach seinem Begriff des Ichs als Ursache. Was Wunder, dass er später in den Dingen immer nur wiederfand, was er in sie gesteckt hatte? — Das Ding selbst, nochmals gesagt, der Begriff Ding, ein Reflex bloss vom Glauben an’s Ich als Ursache… Und selbst noch Ihr Atom, meine Herren Mechanisten und Physiker, wie viel Irrthum, wie viel rudimentäre Psychologie ist noch in Ihrem Atom rückständig! — Gar nicht zu reden vom „Ding an sich“, vom horrendum pudendum der Metaphysiker! Der

Irrthum vom Geist als Ursache mit der Realität verwechselt! Und zum Maass der Realität gemacht! Und Gott genannt! —

[«]

4.

Irrthum der imaginären Ursachen. — Vom Traume auszugehn: einer bestimmten Empfindung, zum Beispiel in Folge eines fernen Kanonenschusses, wird nachträglich eine Ursache untergeschoben (oft ein ganzer kleiner Roman, in dem gerade der Träumende die Hauptperson ist). Die Empfindung dauert inzwischen fort, in einer Art von Resonanz: sie wartet gleichsam, bis der Ursachentrieb ihr erlaubt, in den Vordergrund zu treten, — nunmehr nicht mehr als Zufall, sondern als „Sinn“. Der Kanonenschuss tritt in einer causalen Weise auf, in einer anscheinenden Umkehrung der Zeit. Das Spätere, die Motivirung, wird zuerst erlebt, oft mit hundert Einzelnheiten, die wie im Blitz vorübergehn, der Schuss folgt… Was ist geschehen? Die Vorstellungen, welche ein gewisses Befinden erzeugte, wurden als Ursache desselben missverstanden. — Thatsächlich machen wir es im Wachen ebenso. Unsre meisten Allgemeingefühle — jede Art Hemmung, Druck, Spannung, Explosion im Spiel und Gegenspiel der Organe, wie in Sonderheit der Zustand des nervus sympathicus — erregen unsern Ursachentrieb: wir wollen einen Grund haben, uns so und so zu befinden, — uns schlecht zu befinden oder gut zu befinden. Es genügt uns niemals, einfach bloss die Thatsache, dass wir uns so und so befinden, festzustellen: wir lassen diese Thatsache erst zu, — werden ihrer bewusst —, wenn wir ihr eine Art Motivirung gegeben haben. — Die Erinnerung, die in solchem Falle, ohne unser Wissen, in Thätigkeit tritt, führt frühere Zustände gleicher Art und die damit verwachsenen Causal-Interpretationen herauf, — nicht deren Ursächlichkeit. Der Glaube freilich, dass die Vorstellungen, die begleitenden Bewusstseins-Vorgänge die Ursachen gewesen seien, wird durch die Erinnerung auch mit heraufgebracht. So entsteht eine Gewöhnung an eine bestimmte Ursachen-Interpretation, die in Wahrheit eine Erforschung der Ursache hemmt und selbst ausschliesst.

[«]

5.

Psychologische Erklärung dazu. — Etwas Unbekanntes auf etwas Bekanntes zurückführen, erleichtert, beruhigt, befriedigt, giebt ausserdem ein Gefühl von Macht. Mit dem Unbekannten ist die Gefahr, die Unruhe, die Sorge gegeben, — der erste Instinkt geht dahin, diese peinlichen Zustände wegzuschaffen. Erster Grundsatz: irgend eine Erklärung ist besser als keine. Weil es sich im Grunde nur um ein Loswerdenwollen drückender Vorstellungen handelt, nimmt man es nicht gerade streng mit den Mitteln, sie loszuwerden: die erste Vorstellung, mit der sich das Unbekannte als bekannt erklärt, thut so wohl, dass man sie „für wahr hält“. Beweis der Lust („der Kraft“) als Criterium der Wahrheit. — Der Ursachen-Trieb ist also bedingt und erregt durch das Furchtgefühl. Das „Warum?“ soll, wenn irgend möglich, nicht sowohl die Ursache um ihrer selber willen geben, als vielmehr eine Art von Ursache — eine beruhigende, befreiende, erleichternde Ursache. Dass etwas schon Bekanntes, Erlebtes, in die Erinnerung Eingeschriebenes als Ursache angesetzt wird, ist die erste Folge dieses Bedürfnisses. Das Neue, das Unerlebte, das Fremde wird als Ursache ausgeschlossen. — Es wird also nicht nur eine Art von Erklärungen als Ursache gesucht, sondern eine ausgesuchte und bevorzugte Art von Erklärungen, die, bei denen am schnellsten, am häufigsten das Gefühl des Fremden, Neuen, Unerlebten weggeschafft worden ist, — die gewöhnlichsten Erklärungen. — Folge: eine Art von Ursachen-Setzung überwiegt immer mehr, concentrirt sich zum System und tritt endlich dominirend hervor, das heisst andere Ursachen und Erklärungen einfach ausschliessend. — Der Banquier denkt sofort an’s „Geschäft“, der Christ an die „Sünde“, das Mädchen an seine Liebe.

[«]

6.

Der ganze Bereich der Moral und Religion gehört unter diesen Begriff der imaginären Ursachen. — „Erklärung“ der unangenehmen Allgemeingefühle. Dieselben sind bedingt durch Wesen, die uns feind sind (böse Geister: berühmtester Fall — Missverständniss der Hysterischen als Hexen). Dieselben sind bedingt durch Handlungen, die nicht zu billigen sind (das Gefühl der „Sünde“, der „Sündhaftigkeit“ einem physiologischen Missbehagen untergeschoben — man findet immer Gründe, mit sich unzufrieden zu sein). Dieselben sind bedingt als Strafen, als eine Abzahlung für Etwas, das wir nicht hätten thun, das wir nicht hätten sein sollen (in impudenter Form von Schopenhauer zu einem Satze verallgemeinert, in dem die Moral als Das erscheint, was sie ist, als eigentliche Giftmischerin und Verleumderin des Lebens: „jeder grosse Schmerz, sei er leiblich, sei er geistig, sagt aus, was wir verdienen; denn er könnte nicht an uns kommen, wenn wir ihn nicht verdienten.“ Welt als Wille und Vorstellung, 2, 666). Dieselben sind bedingt als Folgen unbedachter, schlimm auslaufender Handlungen (— die Affekte, die Sinne als Ursache, als „schuld“ angesetzt; physiologische Nothstände mit Hülfe anderer Nothstände als „verdient“ ausgelegt). — „Erklärung“ der angenehmen Allgemeingefühle. Dieselben sind bedingt durch Gottvertrauen. Dieselben sind bedingt durch das Bewusstsein guter Handlungen (das sogenannte „gute Gewissen“, ein physiologischer Zustand, der mitunter einer glücklichen Verdauung zum Verwechseln ähnlich sieht). Dieselben sind bedingt durch den glücklichen Ausgang von Unternehmungen (— naiver Fehlschluss: der glückliche Ausgang einer Unternehmung schafft einem Hypochonder oder einem Pascal durchaus keine angenehmen Allgemeingefühle). Dieselben sind bedingt durch Glaube, Liebe, Hoffnung — die christlichen Tugenden. — In Wahrheit sind alle diese vermeintlichen Erklärungen Folgezustände und gleichsam Übersetzungen von Lust- oder Unlust-Gefühlen in einen falschen Dialekt: man ist im Zustande zu hoffen, weil das physiologische Grundgefühl wieder stark und reich ist; man vertraut Gott, weil das Gefühl der Fülle und Stärke Einem Ruhe giebt. — Die Moral und Religion gehört ganz und gar unter die Psychologie des Irrthums: in jedem einzelnen Falle wird Ursache und Wirkung verwechselt; oder die Wahrheit mit der Wirkung des als wahr Geglaubten verwechselt; oder ein Zustand des Bewusstseins mit der Ursächlichkeit dieses Zustands verwechselt.

[«]

7.

Irrthum vom freien Willen. — Wir haben heute kein Mitleid mehr mit dem Begriff „freier Wille“: wir wissen nur zu gut, was er ist — das anrüchigste Theologen-Kunststück, das es giebt, zum Zweck, die Menschheit in ihrem Sinne „verantwortlich“ zu machen, das heisst sie von sich abhängig zu machen… Ich gebe hier nur die Psychologie alles Verantwortlichmachens. —

Überall, wo Verantwortlichkeiten gesucht werden, pflegt es der Instinkt des Strafen- und Richten-Wollens zu sein, der da sucht. Man hat das Werden seiner Unschuld entkleidet, wenn irgend ein So-und-so-Sein auf Wille, auf Absichten, auf Akte der Verantwortlichkeit zurückgeführt wird: die Lehre vom Willen ist wesentlich erfunden zum Zweck der Strafe, das heisst des Schuldig-finden-wollens. Die ganze alte Psychologie, die Willens-Psychologie hat ihre Voraussetzung darin, dass deren Urheber, die Priester an der Spitze alter Gemeinwesen, sich ein Recht schaffen wollten, Strafen zu verhängen — oder Gott dazu ein Recht schaffen wollten… Die Menschen wurden „frei“ gedacht, um gerichtet, um gestraft werden zu können, — um schuldig werden zu können: folglich musste jede Handlung als gewollt, der Ursprung jeder Handlung im Bewusstsein liegend gedacht werden (— womit die grundsätzlichste Falschmünzerei in psychologicis zum Princip der Psychologie selbst gemacht war…) Heute, wo wir in die umgekehrte Bewegung eingetreten sind, wo wir Immoralisten zumal mit aller Kraft den Schuldbegriff und den Strafbegriff aus der Welt wieder herauszunehmen und Psychologie, Geschichte, Natur, die gesellschaftlichen Institutionen und Sanktionen von ihnen zu reinigen suchen, giebt es in unsern Augen keine radikalere Gegnerschaft als die der Theologen, welche fortfahren, mit dem Begriff der „sittlichen Weltordnung“ die Unschuld des Werdens durch „Strafe“ und „Schuld“ zu durchseuchen. Das Christenthum ist eine Metaphysik des Henkers…

[«]

8.

Was kann allein unsre Lehre sein? — Dass Niemand dem Menschen seine Eigenschaften giebt, weder Gott, noch die Gesellschaft, noch seine Eltern und Vorfahren, noch er selbst (— der Unsinn der hier zuletzt abgelehnten Vorstellung ist als „intelligible Freiheit“ von Kant, vielleicht auch schon von Plato gelehrt worden). Niemand ist dafür verantwortlich, dass er überhaupt da ist, dass er so und so beschaffen ist, dass er unter diesen Umständen, in dieser Umgebung ist. Die Fatalität seines Wesens ist nicht herauszulösen aus der Fatalität alles dessen, was war und was sein wird. Er ist nicht die Folge einer eignen Absicht, eines Willens, eines Zwecks, mit ihm wird nicht der Versuch gemacht, ein „Ideal von

Mensch“ oder ein „Ideal von Glück“ oder ein „Ideal von Moralität“ zu erreichen, — es ist absurd, sein Wesen in irgend einen Zweck hin abwälzen zu wollen. Wir haben den Begriff „Zweck“ erfunden: in der Realität fehlt der Zweck… Man ist nothwendig, man ist ein Stück Verhängniss, man gehört zum Ganzen, man ist im Ganzen, — es giebt Nichts, was unser Sein richten, messen, vergleichen, verurtheilen könnte, denn das hiesse das Ganze richten, messen, vergleichen, verurtheilen… Aber es giebt Nichts ausser dem Ganzen! — Dass Niemand mehr verantwortlich gemacht wird, dass die Art des Seins nicht auf eine causa prima zurückgeführt werden darf, dass die Welt weder als Sensorium, noch als „Geist“ eine Einheit ist, dies erst ist die grosse Befreiung, — damit erst ist die Unschuld des Werdens wieder hergestellt… Der Begriff „Gott“ war bisher der grösste Einwand gegen das Dasein… Wir leugnen Gott, wir leugnen die Verantwortlichkeit in Gott: damit erst erlösen wir die Welt. —

[«]

Die „Verbesserer" der Menschheit.

1.

Man kennt meine Forderung an den Philosophen, sich jenseits von Gut und Böse zu stellen, — die Illusion des moralischen Urtheils unter sich zu haben. Diese Forderung folgt aus einer Einsicht, die von mir zum ersten Male formulirt worden ist: dass es gar keine moralischen Thatsachen giebt. Das moralische Urtheil hat Das mit dem religiösen gemein, dass es an Realitäten glaubt, die keine sind. Moral ist nur eine Ausdeutung gewisser Phänomene, bestimmter geredet, eine Missdeutung. Das moralische Urtheil gehört, wie das religiöse, einer Stufe der Unwissenheit zu, auf der selbst der Begriff des Realen, die Unterscheidung des Realen und Imaginären noch fehlt: so dass „Wahrheit" auf solcher Stufe lauter Dinge bezeichnet, die wir heute „Einbildungen" nennen. Das moralische Urtheil ist insofern nie wörtlich zu nehmen: als solches enthält es immer nur Widersinn. Aber es bleibt als Semiotik unschätzbar: es offenbart, für den Wissenden wenigstens, die werthvollsten Realitäten von Culturen und Innerlichkeiten, die nicht genug wussten, um sich selbst zu „verstehn". Moral ist bloss Zeichenrede, bloss Symptomatologie: man muss bereits wissen, worum es sich handelt, um von ihr Nutzen zu ziehen.

[«]

2.

Ein erstes Beispiel und ganz vorläufig. Zu allen Zeiten hat man die Menschen „verbessern" wollen: dies vor Allem hiess Moral. Aber unter dem gleichen Wort ist das Allerverschiedenste von Tendenz versteckt. Sowohl die Zähmung der Bestie Mensch als die Züchtung einer bestimmten Gattung Mensch ist „Besserung" genannt worden: erst diese zoologischen termini drücken Realitäten aus —

Realitäten freilich, von denen der typische „Verbesserer“, der Priester, Nichts weiss — Nichts wissen will… Die Zähmung eines Thieres seine „Besserung“ nennen ist in unsren Ohren beinahe ein Scherz. Wer weiss, was in Menagerien geschieht, zweifelt daran, dass die Bestie daselbst „verbessert“ wird. Sie wird geschwächt, sie wird weniger schädlich gemacht, sie wird durch den depressiven Affekt der Furcht, durch Schmerz, durch Wunden, durch Hunger zur krankhaften Bestie. — Nicht anders steht es mit dem gezähmten Menschen, den der Priester „verbessert“ hat. Im frühen Mittelalter, wo in der That die Kirche vor Allem eine Menagerie war, machte man allerwärts auf die schönsten Exemplare der „blonden Bestie“ Jagd, — man „verbesserte“ zum Beispiel die vornehmen Germanen. Aber wie sah hinterdrein ein solcher „verbesserter“, in’s Kloster verführter Germane aus? Wie eine Caricatur des Menschen, wie eine Missgeburt: er war zum „Sünder“ geworden, er stak im Käfig, man hatte ihn zwischen lauter schreckliche Begriffe eingesperrt… Da lag er nun, krank, kümmerlich, gegen sich selbst böswillig; voller Hass gegen die Antriebe zum Leben, voller Verdacht gegen Alles, was noch stark und glücklich war. Kurz, ein „Christ“… Physiologisch geredet: im Kampf mit der Bestie kann Krankmachen das einzige Mittel sein, sie schwach zu machen. Das verstand die Kirche: sie verdarb den Menschen, sie schwächte ihn, — aber sie nahm in Anspruch, ihn „verbessert“ zu haben…

[«]

3.

Nehmen wir den andern Fall der sogenannten Moral, den Fall der Züchtung einer bestimmten Rasse und Art. Das grossartigste Beispiel dafür giebt die indische Moral, als „Gesetz des Manu“ zur Religion sanktionirt. Hier ist die Aufgabe gestellt, nicht weniger als vier Rassen auf einmal zu züchten: eine priesterliche, eine kriegerische, eine händler- und ackerbauerische, endlich eine Dienstboten-Rasse, die Sudras. Ersichtlich sind wir hier nicht mehr unter Thierbändigern: eine hundert Mal mildere und vernünftigere Art Mensch ist die Voraussetzung, um auch nur den Plan einer solchen Züchtung zu concipiren. Man athmet auf, aus der christlichen Kranken- und Kerkerluft in diese gesündere, höhere, weitere Welt einzutreten. Wie armselig ist das „neue Testament“ gegen Manu, wie schlecht riecht es! — Aber auch diese Organisation hatte nöthig, furchtbar zu sein, — nicht dies Mal im Kampf mit der Bestie, sondern mit ihrem Gegensatz-Begriff, dem Nicht-Zucht-

Menschen, dem Mischmasch-Menschen, dem Tschandala. Und wieder hatte sie kein andres Mittel, ihn ungefährlich, ihn schwach zu machen, als ihn *krank* zu machen, — es war der Kampf mit der „grossen Zahl“. Vielleicht giebt es nichts unserm Gefühle Widersprechenderes als *diese* Schutzmaassregeln der indischen Moral. Das dritte Edikt zum Beispiel (Avadana-Sastra I), das „von den unreinen Gemüsen“, ordnet an, dass die einzige Nahrung, die den Tschandala erlaubt ist, Knoblauch und Zwiebeln sein sollen, in Anbetracht, dass die heilige Schrift verbietet, ihnen Korn oder Früchte, die Körner tragen, oder *Wasser* oder Feuer zu geben. Dasselbe Edikt setzt fest, dass das Wasser, welches sie nöthig haben, weder aus den Flüssen, noch aus den Quellen, noch aus den Teichen genommen werden dürfe, sondern nur aus den Zugängen zu Sümpfen und aus Löchern, welche durch die Fusstapfen der Thiere entstanden sind. Insgleichen wird ihnen verboten, ihre Wäsche zu waschen und *sich selbst zu waschen*, da das Wasser, das ihnen aus Gnade zugestanden wird, nur benutzt werden darf, den Durst zu löschen. Endlich ein Verbot an die Sudra-Frauen, den Tschandala-Frauen bei der Geburt beizustehn, insgleichen noch eins für die letzteren, *einander dabei beizustehn*... — Der Erfolg einer solchen Sanitäts-Polizei blieb nicht aus: mörderische Seuchen, scheussliche Geschlechtskrankheiten und darauf hin wieder „das Gesetz des Messers“, die Beschneidung für die männlichen, die Abtragung der kleinen Schamlippen für die weiblichen Kinder anordnend. — Manu selbst sagt: „die Tschandala sind die Frucht von Ehebruch, Incest und Verbrechen (— dies die *nothwendige* Consequenz des Begriffs Züchtung). Sie sollen zu Kleidern nur die Lumpen von Leichnamen haben, zum Geschirr zerbrochne Töpfe, zum Schmuck altes Eisen, zum Gottesdienst nur die bösen Geister; sie sollen ohne Ruhe von einem Ort zum andern schweifen. Es ist ihnen verboten, von links nach rechts zu schreiben und sich der rechten Hand zum Schreiben zu bedienen: der Gebrauch der rechten Hand und des von Links nach Rechts ist bloss den *Tugendhaften* vorbehalten, den Leuten von *Rasse*.“ —

[«]

4.

Diese Verfügungen sind lehrreich genug: in ihnen haben wir einmal die *arische* Humanität, ganz rein, ganz ursprünglich, — wir lernen, dass der Begriff „reines Blut“ der Gegensatz eines harmlosen Begriffs ist. Andrerseits wird klar, in welchem Volk sich der Hass, der Tschandala-Hass gegen diese „Humanität“ verewigt hat, wo er Religion, wo er Genie geworden ist… Unter diesem Gesichtspunkte sind die Evangelien eine Urkunde ersten Ranges; noch mehr das Buch Henoch. — Das Christenthum, aus jüdischer Wurzel und nur verständlich als Gewächs dieses Bodens, stellt die Gegenbewegung gegen jede Moral der Züchtung, der Rasse, des Privilegiums dar: — es ist die antiarische Religion par excellence: das Christenthum die Umwerthung aller arischen Werthe, der Sieg der Tschandala-Werthe, das Evangelium den Armen, den Niedrigen gepredigt, der Gesammt-Aufstand alles Niedergetretenen, Elenden, Missrathenen, Schlechtweggekommenen gegen die „Rasse“, — die unsterbliche Tschandala-Rache als Religion der Liebe…

[«]

5.

Die Moral der Züchtung und die Moral der Zähmung sind in den Mitteln, sich durchzusetzen, vollkommen einander würdig: wir dürfen als obersten Satz hinstellen, dass, um Moral zu machen, man den unbedingten Willen zum Gegentheil haben muss. Dies ist das grosse, das unheimliche Problem, dem ich am längsten nachgegangen bin: die Psychologie der „Verbesserer“ der Menschheit. Eine kleine und im Grunde bescheidne Thatsache, die der sogenannten pia fraus, gab mir den ersten Zugang zu diesem Problem: die pia fraus, das Erbgut aller Philosophen und Priester, die die Menschheit „verbesserten“. Weder Manu, noch Plato, noch Confucius, noch die jüdischen und christlichen Lehrer haben je an ihrem Recht zur Lüge gezweifelt. Sie haben an ganz andren Rechten nicht gezweifelt… In Formel ausgedrückt dürfte man sagen: alle Mittel, wodurch bisher die Menschheit moralisch gemacht werden sollte, waren von Grund aus unmoralisch. —

[«]

Was den Deutschen abgeht.

1.

Unter Deutschen ist es heute nicht genug, Geist zu haben: man muss ihn noch sich nehmen, sich Geist herausnehmen…

Vielleicht kenne ich die Deutschen, vielleicht darf ich selbst ihnen ein paar Wahrheiten sagen. Das neue Deutschland stellt ein grosses Quantum vererbter und angeschulter Tüchtigkeit dar, so dass es den aufgehäuften Schatz von Kraft eine Zeit lang selbst verschwenderisch ausgeben darf. Es ist nicht eine hohe Cultur, die mit ihm Herr geworden, noch weniger ein delikater Geschmack, eine vornehme „Schönheit“ der Instinkte; aber männlichere Tugenden, als sonst ein Land Europa’s aufweisen kann. Viel guther Muth und Achtung vor sich selber, viel Sicherheit im Verkehr, in der Gegenseitigkeit der Pflichten, viel Arbeitsamkeit, viel Ausdauer — und eine angeerbte Mässigung, welche eher des Stachels als des Hemmschuhs bedarf. Ich füge hinzu, dass hier noch gehorcht wird, ohne dass das Gehorchen demüthigt… Und Niemand verachtet seinen Gegner…

Man sieht, es ist mein Wunsch, den Deutschen gerecht zu sein: ich möchte mir darin nicht untreu werden, — ich muss ihnen also auch meinen Einwand machen. Es zahlt sich theuer, zur Macht zu kommen: die Macht verdummt… Die Deutschen — man hiess sie einst das Volk der Denker: denken sie heute überhaupt noch? — Die Deutschen langweilen sich jetzt am Geiste, die Deutschen misstrauen jetzt dem Geiste, die Politik verschlingt allen Ernst für wirklich geistige Dinge — „Deutschland, Deutschland über Alles“, ich fürchte, das war das Ende der deutschen Philosophie… „Giebt es deutsche Philosophen? giebt es deutsche Dichter? giebt es gute deutsche Bücher?“ fragt man mich im Ausland. Ich erröthe, aber mit der Tapferkeit, die mir auch in verzweifelten Fällen zu eigen ist, antworte ich: „Ja, Bismarck!“ — Dürfte ich auch nur eingestehn, welche Bücher man heute liest?… Vermaledeiter Instinkt der Mittelmässigkeit! —

[«]

2.

— Was der deutsche Geist sein könnte, wer hätte nicht schon darüber seine schwermüthigen Gedanken gehabt! Aber dies Volk hat sich willkürlich verdummt, seit einem Jahrtausend beinahe: nirgendswo sind die zwei grossen europäischen Narcotica, Alkohol und Christenthum, lasterhafter gemissbraucht worden. Neuerdings kam sogar noch ein drittes hinzu, mit dem allein schon aller feinen und kühnen Beweglichkeit des Geistes der Garaus gemacht werden kann, die Musik, unsre verstopfte verstopfende deutsche Musik. — Wie viel verdriessliche Schwere, Lahmheit, Feuchtigkeit, Schlafrock, wie viel Bier ist in der deutschen Intelligenz! Wie ist es eigentlich möglich, dass junge Männer, die den geistigsten Zielen ihr Dasein weihn, nicht den ersten Instinkt der Geistigkeit, den Selbsterhaltungs-Instinkt des Geistes in sich fühlen — und Bier trinken?… Der Alkoholismus der gelehrten Jugend ist vielleicht noch kein Fragezeichen in Absicht ihrer Gelehrsamkeit — man kann ohne Geist sogar ein grosser Gelehrter sein —, aber in jedem andren Betracht bleibt er ein Problem. — Wo fände man sie nicht, die sanfte Entartung, die das Bier im Geiste hervorbringt! Ich habe einmal in einem beinahe berühmt gewordnen Fall den Finger auf eine solche Entartung gelegt — die Entartung unsres ersten deutschen Freigeistes, des klugen David Strauss, zum Verfasser eines Bierbank-Evangeliums und „neuen Glaubens“… Nicht umsonst hatte er der „holden Braunen“ sein Gelöbniss in Versen gemacht — Treue bis zum Tod…

[«]

3.

— Ich sprach vom deutschen Geiste: dass er gröber wird, dass er sich verflacht. Ist das genug? — Im Grunde ist es etwas ganz Anderes, das mich erschreckt: wie es immer mehr mit dem deutschen Ernste, der deutschen Tiefe, der deutschen Leidenschaft in geistigen Dingen abwärts geht. Das Pathos hat sich verändert, nicht bloss die Intellektualität. — Ich berühre hier und da deutsche Universitäten: was für eine Luft herrscht unter deren Gelehrten, welche öde, welche genügsam und lau gewordne Geistigkeit! Es wäre ein tiefes Missverständniss, wenn man mir hier die deutsche Wissenschaft einwenden wollte — und ausserdem ein Beweis dafür, dass man nicht ein Wort von mir gelesen hat. Ich bin seit siebzehn Jahren nicht müde geworden, den entgeistigenden Einfluss unsres jetzigen Wissenschafts-Betriebs an's Licht zu stellen. Das harte Helotenthum, zu dem der ungeheure Umfang der Wissenschaften heute jeden Einzelnen verurtheilt, ist ein Hauptgrund dafür, dass voller, reicher, tiefer angelegte Naturen keine ihnen gemässe Erziehung und Erzieher mehr vorfinden. Unsre Cultur leidet an Nichts mehr, als an dem Überfluss anmaasslicher Eckensteher und Bruchstück-Humanitäten; unsre Universitäten sind, wider Willen, die eigentlichen Treibhäuser für diese Art Instinkt-Verkümmerung des Geistes. Und ganz Europa hat bereits einen Begriff davon — die grosse Politik täuscht Niemanden… Deutschland gilt immer mehr als Europa's Flachland. — Ich suche noch nach einem Deutschen, mit dem ich auf meine Weise ernst sein könnte, — um wie viel mehr nach einem, mit dem ich heiter sein dürfte! Götzen-Dämmerung: ah wer begriffe es heute, von was für einem Ernste sich hier ein Einsiedler erholt! — Die Heiterkeit ist an uns das Unverständlichste...

[«]

4.

Man mache einen Überschlag: es liegt nicht nur auf der Hand, dass die deutsche Cultur niedergeht, es fehlt auch nicht am zureichenden Grund dafür. Niemand kann zuletzt mehr ausgeben als er hat — das gilt von Einzelnen, das gilt von Völkern. Giebt man sich für Macht, für grosse Politik, für Wirthschaft, Weltverkehr, Parlamentarismus, Militär-Interessen aus, — giebt man das Quantum Verstand, Ernst, Wille, Selbstüberwindung, das man ist, nach dieser Seite weg, so fehlt es auf der andern Seite. Die Cultur und der Staat — man betrüge sich hierüber nicht — sind Antagonisten: „Cultur-Staat“ ist bloss eine moderne Idee. Das Eine lebt vom Andern, das Eine gedeiht auf Unkosten des Anderen. Alle grossen Zeiten der Cultur sind politische Niedergangs-Zeiten: was gross ist im Sinn der Cultur war unpolitisch, selbst antipolitisch. — Goethen gieng das Herz auf bei dem Phänomen Napoleon, — es gieng ihm zu bei den „Freiheits-Kriegen“… In demselben Augenblick, wo Deutschland als Grossmacht heraufkommt, gewinnt Frankreich als Culturmacht eine veränderte Wichtigkeit. Schon heute ist viel neuer Ernst, viel neue Leidenschaft des Geistes nach Paris übergesiedelt; die Frage des Pessimismus zum Beispiel, die Frage Wagner, fast alle psychologischen und artistischen Fragen werden dort unvergleichlich feiner und gründlicher erwogen als in Deutschland, — die Deutschen sind selbst unfähig zu dieser Art Ernst. — In der Geschichte der europäischen Cultur bedeutet die Heraufkunft des „Reichs“ vor allem Eins: eine Verlegung des Schwergewichts. Man weiss es überall bereits: in der Hauptsache — und das bleibt die Cultur — kommen die Deutschen nicht mehr in Betracht. Man fragt: habt ihr auch nur Einen für Europa mitzählenden Geist aufzuweisen? wie euer Goethe, euer Hegel, euer Heinrich Heine, euer Schopenhauer mitzählte? — Dass es nicht einen einzigen deutschen Philosophen mehr giebt, darüber ist des Erstaunens kein Ende. —

[«]

5.

Dem ganzen höheren Erziehungswesen in Deutschland ist die Hauptsache abhanden gekommen: Zweck sowohl als Mittel zum Zweck. Dass Erziehung, Bildung selbst Zweck ist — und nicht „das Reich“ —, dass es zu diesem Zweck der Erzieher bedarf — und nicht der Gymnasiallehrer und Universitäts-Gelehrten — man vergass das… Erzieher thun noth, die selbst erzogen sind, überlegene, vornehme Geister, in jedem Augenblick bewiesen, durch Wort und Schweigen bewiesen, reife, süss gewordene Culturen, — nicht die gelehrten Rüpel, welche Gymnasium und Universität der Jugend heute als „höhere Ammen“ entgegenbringt. Die Erzieher fehlen, die Ausnahmen der Ausnahmen abgerechnet, die erste Vorbedingung der Erziehung: daher der Niedergang der deutschen Cultur. — Eine jener allerseltensten Ausnahmen ist mein verehrungswürdiger Freund Jakob Burckhardt in Basel: ihm zuerst verdankt Basel seinen Vorrang von Humanität. — Was die „höheren Schulen“ Deutschlands thatsächlich erreichen, das ist eine brutale Abrichtung, um, mit möglichst geringem Zeitverlust, eine Unzahl junger Männer für den Staatsdienst nutzbar, ausnutzbar zu machen. „Höhere Erziehung“ und Unzahl — das widerspricht sich von vornherein. Jede höhere Erziehung gehört nur der Ausnahme: man muss privilegirt sein, um ein Recht auf ein so hohes Privilegium zu haben. Alle grossen, alle schönen Dinge können nie Gemeingut sein: pulchrum est paucorum hominum. — Was bedingt den Niedergang der deutschen Cultur? Dass „höhere Erziehung“ kein Vorrecht mehr ist — der Demokratismus der „allgemeinen“, der gemein gewordnen „Bildung“… Nicht zu vergessen, dass militärische

Privilegien den Zu-Viel-Besuch der höheren Schulen, das heisst ihren Untergang, förmlich erzwingen. — Es steht Niemandem mehr frei, im jetzigen Deutschland seinen Kindern eine vornehme Erziehung zu geben: unsre „höheren“ Schulen sind allesammt auf die zweideutigste Mittelmässigkeit eingerichtet, mit Lehrern, mit Lehrplänen, mit Lehrzielen. Und überall herrscht eine unanständige Hast, wie als ob Etwas versäumt wäre, wenn der junge Mann mit 23 Jahren noch nicht „fertig“ ist, noch nicht Antwort weiss auf die „Hauptfrage“: welchen Beruf? — Eine höhere Art Mensch, mit Verlaub gesagt, liebt nicht „Berufe“, genau deshalb, weil sie sich berufen weiss… Sie hat Zeit, sie nimmt sich Zeit, sie denkt gar nicht daran, „fertig“ zu werden, — mit dreissig Jahren ist man, im Sinne hoher Cultur, ein Anfänger, ein Kind. — Unsre überfüllten Gymnasien, unsre überhäuften, stupid gemachten Gymnasiallehrer sind ein Skandal: um diese Zustände in Schutz zu nehmen, wie es jüngst die Professoren von Heidelberg gethan haben, dazu hat man vielleicht Ursachen, — Gründe dafür giebt es nicht.

[«]

6.

— Ich stelle, um nicht aus meiner Art zu fallen, die jasagend ist und mit Widerspruch und Kritik nur mittelbar, nur unfreiwillig zu thun hat, sofort die drei Aufgaben hin, derentwegen man Erzieher braucht. Man hat sehen zu lernen, man hat denken zu lernen, man hat sprechen und schreiben zu lernen: das Ziel in allen Dreien ist eine vornehme Cultur. — Sehen lernen — dem Auge die Ruhe, die Geduld, das An-sich-herankommen-lassen angewöhnen; das Urtheil hinausschieben, den Einzelfall von allen Seiten umgehn und umfassen lernen. Das ist die erste Vorschulung zur Geistigkeit: auf einen Reiz nicht sofort reagiren, sondern die hemmenden, die abschliessenden Instinkte in die Hand bekommen. Sehen lernen, so wie ich es verstehe, ist beinahe Das, was die unphilosophische Sprechweise den starken Willen nennt: das Wesentliche daran ist gerade, nicht „wollen“, die Entscheidung aussetzen können. Alle Ungeistigkeit, alle Gemeinheit beruht auf dem Unvermögen, einem Reize Widerstand zu leisten — man muss reagiren, man folgt jedem Impulse. In vielen Fällen ist ein solches Müssen bereits Krankhaftigkeit, Niedergang, Symptom der Erschöpfung, — fast Alles, was die unphilosophische Rohheit mit dem Namen „Laster“ bezeichnet, ist bloss jenes physiologische Unvermögen, nicht zu reagiren. — Eine Nutzanwendung vom Sehen-gelernt-haben: man wird als Lernender überhaupt langsam, misstrauisch, widerstrebend geworden sein. Man wird Fremdes, Neues jeder Art zunächst mit feindseliger Ruhe herankommen lassen, — man wird seine Hand davor zurückziehn. Das Offenstehn mit allen Thüren, das unterthänige Auf-dem-Bauch-Liegen vor jeder kleinen Thatsache, das allzeit sprungbereite Sich-hinein-Setzen, Sich-hinein-Stürzen in Andere und Anderes, kurz die berühmte moderne „Objektivität“ ist schlechter Geschmack, ist unvornehm par excellence. —

[«]

7.

Denken lernen: man hat auf unsren Schulen keinen Begriff mehr davon. Selbst auf den Universitäten, sogar unter den eigentlichen Gelehrten der Philosophie beginnt Logik als Theorie, als Praktik, als Handwerk, auszusterben. Man lese deutsche Bücher: nicht mehr die entfernteste Erinnerung daran, dass es zum Denken einer Technik, eines Lehrplans, eines Willens zur Meisterschaft bedarf, — dass Denken gelernt sein will, wie Tanzen gelernt sein will, als eine Art Tanzen… Wer kennt unter Deutschen jenen feinen Schauder aus Erfahrung noch, den die leichten Füsse im Geistigen in alle Muskeln überströmen! — Die steife Tölpelei der geistigen Gebärde, die plumpe Hand beim Fassen — das ist in dem Grade deutsch, dass man es im Auslande mit dem deutschen Wesen überhaupt verwechselt. Der Deutsche hat keine Finger für nuances… Dass die Deutschen ihre Philosophen auch nur ausgehalten haben, vor Allen jenen verwachsensten Begriffs-Krüppel, den es je gegeben hat, den grossen Kant, giebt keinen kleinen Begriff von der deutschen Anmuth. — Man kann nämlich das Tanzen in jeder Form nicht von der vornehmen Erziehung abrechnen, Tanzen-können mit den Füssen, mit den Begriffen, mit den Worten; habe ich noch zu sagen, dass man es auch mit der Feder können muss, — dass man schreiben lernen muss? — Aber an dieser Stelle würde ich deutschen Lesern vollkommen zum Räthsel werden…

[«]

Streifzüge eines Unzeitgemässen.

1.

Meine Unmöglichen. — Seneca: oder der Toreador der Tugend. — Rousseau: oder die Rückkehr zur Natur in impuris naturalibus. — Schiller: oder der Moral-Trompeter von Säckingen. — Dante: oder die Hyäne, die in Gräbern dichtet. — Kant: oder cant als intelligibler Charakter. — Victor Hugo: oder der Pharus am Meere des Unsinns. — Liszt: oder die Schule der Geläufigkeit — nach Weibern. — George Sand: oder lactea ubertas, auf deutsch: die Milchkuh mit „schönem Stil". — Michelet: oder die Begeisterung, die den Rock auszieht… Carlyle: oder Pessimismus als zurückgetretenes Mittagessen. — John Stuart Mill: oder die beleidigende Klarheit. — Les frères de Goncourt: oder die beiden Ajaxe im Kampf mit Homer. Musik von Offenbach. — Zola: oder „die Freude zu stinken." —

[«]

2.

Renan. — Theologie, oder die Verderbniss der Vernunft durch die „Erbsünde" (das Christenthum). Zeugniss Renan, der, sobald er einmal ein Ja oder Nein allgemeinerer Art risquirt, mit peinlicher Regelmässigkeit daneben greift. Er möchte zum Beispiel la science und la noblesse in Eins verknüpfen: aber la science gehört zur Demokratie, das greift sich doch mit Händen. Er wünscht, mit keinem kleinen Ehrgeize, einen Aristokratismus des Geistes darzustellen: aber zugleich liegt er vor dessen Gegenlehre, dem évangile des humbles auf den Knien und nicht nur auf den Knien… Was hilft alle Freigeisterei, Modernität, Spötterei und Wendehals-Geschmeidigkeit, wenn man mit seinen Eingeweiden Christ, Katholik und sogar Priester geblieben ist! Renan hat seine Erfindsamkeit, ganz wie ein Jesuit und

Beichtvater, in der Verführung; seiner Geistigkeit fehlt das breite Pfaffen-Geschmunzel nicht, — er wird, wie alle Priester, gefährlich erst, wenn er liebt. Niemand kommt ihm darin gleich, auf eine lebensgefährliche Weise anzubeten… Dieser Geist Renan's, ein Geist, der entnervt, ist ein Verhängniss mehr für das arme, kranke, willenskranke Frankreich. —

[«]

3.

Sainte-Beuve. — Nichts von Mann; voll eines kleinen Ingrimms gegen alle Mannsgeister. Schweift umher, fein, neugierig, gelangweilt, aushorcherisch, — eine Weibsperson im Grunde, mit einer Weibs-Rachsucht und Weibs-Sinnlichkeit. Als Psycholog ein Genie der médisance; unerschöpflich reich an Mitteln dazu; Niemand versteht besser, mit einem Lob Gift zu mischen. Plebejisch in den untersten Instinkten und mit dem ressentiment Rousseau's verwandt: folglich Romantiker — denn unter allem romantisme grunzt und giert der Instinkt Rousseau's nach Rache. Revolutionär, aber durch die Furcht leidlich noch im Zaum gehalten. Ohne Freiheit vor Allem, was Stärke hat (öffentliche Meinung, Akademie, Hof, selbst Port Royal). Erbittert gegen alles Grosse an Mensch und Ding, gegen Alles, was an sich glaubt. Dichter und Halbweib genug, um das Grosse noch als Macht zu fühlen; gekrümmt beständig, wie jener berühmte Wurm, weil er sich beständig getreten fühlt. Als Kritiker ohne Maassstab, Halt und Rückgrat, mit der Zunge des kosmopolitischen libertin für Vielerlei, aber ohne den Muth selbst zum Eingeständniss der libertinage. Als Historiker ohne Philosophie, ohne die Macht des philosophischen Blicks, — deshalb die Aufgabe des Richtens in allen Hauptsachen ablehnend, die „Objektivität“ als Maske vorhaltend. Anders verhält er sich zu allen Dingen, wo ein feiner, vernutzter Geschmack die höchste Instanz ist: da hat er wirklich den Muth zu sich, die Lust an sich, — da ist er Meister. — Nach einigen Seiten eine Vorform Baudelaire's. —

[«]

4.

Die imitatio Christi gehört zu den Büchern, die ich nicht ohne einen physiologischen Widerstand in den Händen halte: sie haucht einen parfum des Ewig-Weiblichen aus, zu dem man bereits Franzose sein muss — oder Wagnerianer… Dieser Heilige hat eine Art von der Liebe zu reden, dass sogar die Pariserinnen neugierig werden. — Man sagt mir, dass jener klügste Jesuit, A. Comte, der seine Franzosen auf dem Umweg der Wissenschaft nach Rom führen wollte, sich an diesem Buche inspirirt habe. Ich glaube es: „die Religion des Herzens“…

[«]

5.

G. Eliot. — Sie sind den christlichen Gott los und glauben nun um so mehr die christliche Moral festhalten zu müssen: das ist eine englische Folgerichtigkeit, wir wollen sie den Moral-Weiblein à la Eliot nicht verübeln. In England muss man sich für jede kleine Emancipation von der Theologie in furchteinflössender Weise als Moral-Fanatiker wieder zu Ehren bringen. Das ist dort die Busse, die man zahlt. — Für uns Andre steht es anders. Wenn man den christlichen Glauben aufgiebt, zieht man sich damit das Recht zur christlichen Moral unter den Füssen weg. Diese versteht sich schlechterdings nicht von selbst: man muss diesen Punkt, den englischen Flachköpfen zum Trotz, immer wieder an’s Licht stellen. Das Christenthum ist ein System, eine zusammengedachte und ganze Ansicht der Dinge. Bricht man aus ihm einen Hauptbegriff, den Glauben an Gott, heraus, so zerbricht man damit auch das Ganze: man hat nichts Nothwendiges mehr zwischen den Fingern. Das Christenthum setzt voraus, dass der Mensch nicht wisse, nicht wissen könne, was für ihn gut, was böse ist: er glaubt an Gott, der allein es weiss. Die christliche Moral ist ein Befehl; ihr Ursprung ist transscendent; sie ist jenseits aller Kritik, alles Rechts auf Kritik; sie hat nur Wahrheit, falls Gott die Wahrheit ist, — sie steht und fällt mit dem Glauben an Gott. — Wenn thatsächlich die Engländer glauben, sie wüssten von sich aus, „intuitiv“, was gut und böse ist, wenn sie folglich vermeinen, das Christenthum als Garantie der Moral nicht mehr nöthig zu haben, so ist dies selbst bloss die Folge der Herrschaft des christlichen Werthurtheils und ein Ausdruck von der Stärke und Tiefe dieser Herrschaft: so dass der Ursprung der englischen Moral vergessen worden ist, so dass das Sehr-Bedingte ihres Rechts auf Dasein nicht mehr empfunden wird. Für den Engländer ist die Moral noch kein Problem…

[«]

6.

George Sand. — Ich las die ersten lettres d'un voyageur: wie Alles, was von Rousseau stammt, falsch, gemacht, Blasebalg, übertrieben. Ich halte diesen bunten Tapeten-Stil nicht aus; ebensowenig als die Pöbel-Ambition nach generösen Gefühlen. Das Schlimmste freilich bleibt die Weibskoketterie mit Männlichkeiten, mit Manieren ungezogener Jungen. — Wie kalt muss sie bei alledem gewesen sein, diese unausstehliche Künstlerin! Sie zog sich auf wie eine Uhr — und schrieb… Kalt, wie Hugo, wie Balzac, wie alle Romantiker, sobald sie dichteten! Und wie selbstgefällig sie dabei dagelegen haben mag, diese fruchtbare Schreibe-Kuh, die etwas Deutsches im schlimmen Sinne an sich hatte, gleich Rousseau selbst, ihrem Meister, und jedenfalls erst beim Niedergang des französischen Geschmacks möglich war! — Aber Renan verehrt sie…

[«]

7.

Moral für Psychologen. — Keine Colportage-Psychologie treiben! Nie beobachten, um zu beobachten! Das giebt eine falsche Optik, ein Schielen, etwas Erzwungenes und Übertreibendes. Erleben als Erleben-Wollen — das geräth nicht. Man darf nicht im Erlebniss nach sich hinblicken, jeder Blick wird da zum „bösen Blick“. Ein geborner Psycholog hütet sich aus Instinkt, zu sehn, um zu sehn; dasselbe gilt vom gebornen Maler. Er arbeitet nie „nach der Natur“, — er überlässt seinem Instinkte, seiner camera obscura das Durchsieben und Ausdrücken des „Falls“, der „Natur“, des „Erlebten“… Das Allgemeine erst kommt ihm zum Bewusstsein, der Schluss, das Ergebniss: er kennt jenes willkürliche Abstrahiren vom einzelnen Falle nicht. — Was wird daraus, wenn man es anders macht? Zum Beispiel nach Art der Pariser romanciers gross und klein Colportage-Psychologie treibt? Das lauert gleichsam der Wirklichkeit auf, das bringt jeden Abend eine Handvoll Curiositäten mit nach Hause… Aber man sehe nur, was zuletzt herauskommt — ein Haufen von Klecksen, ein Mosaik besten Falls, in jedem Falle etwas Zusammen-Addirtes, Unruhiges, Farbenschreiendes. Das Schlimmste darin erreichen die Goncourt: sie setzen nicht drei Sätze zusammen, die nicht dem Auge, dem Psychologen-Auge einfach weh thun. — Die Natur, künstlerisch abgeschätzt, ist kein Modell. Sie übertreibt, sie verzerrt, sie lässt Lücken. Die Natur ist der Zufall. Das Studium „nach der Natur" scheint mir ein schlechtes Zeichen: es verräth Unterwerfung, Schwäche, Fatalismus, — dies Im-Staube-Liegen vor petits faits ist eines ganzen Künstlers unwürdig. Sehen, was ist — das gehört einer andern Gattung von Geistern zu, den antiartistischen, den Thatsächlichen. Man muss wissen, wer man ist…

[«]

8.

Zur Psychologie des Künstlers. — Damit es Kunst giebt, damit es irgend ein ästhetisches Thun und Schauen giebt, dazu ist eine physiologische Vorbedingung unumgänglich: der Rausch. Der Rausch muss erst die Erregbarkeit der ganzen Maschine gesteigert haben: eher kommt es zu keiner Kunst. Alle noch so verschieden bedingten Arten des Rausches haben dazu die Kraft: vor Allem der Rausch der Geschlechtserregung, diese älteste und ursprünglichste Form des Rausches. Insgleichen der Rausch, der im Gefolge aller grossen Begierden, aller starken Affekte kommt; der Rausch des Festes, des Wettkampfs, des Bravourstücks, des Siegs, aller extremen Bewegung; der Rausch der Grausamkeit; der Rausch in der Zerstörung; der Rausch unter gewissen meteorologischen Einflüssen, zum Beispiel der Frühlingsrausch; oder unter dem Einfluss der Narcotica; endlich der Rausch des Willens, der Rausch eines überhäuften und geschwellten Willens. — Das Wesentliche am Rausch ist das Gefühl der Kraftsteigerung und Fülle. Aus diesem Gefühle giebt man an die Dinge ab, man zwingt sie von uns zu nehmen, man vergewaltigt sie, — man heisst diesen Vorgang Idealisiren. Machen wir uns hier von einem Vorurtheil los: das Idealisiren besteht nicht, wie gemeinhin geglaubt wird, in einem Abziehn oder Abrechnen des Kleinen, des Nebensächlichen. Ein ungeheures Heraustreiben der Hauptzüge ist vielmehr das Entscheidende, so dass die andern darüber verschwinden.

[«]

9.

Man bereichert in diesem Zustande Alles aus seiner eignen Fülle: was man sieht, was man will, man sieht es geschwellt, gedrängt, stark, überladen mit Kraft. Der Mensch dieses Zustandes verwandelt die Dinge, bis sie seine Macht wiederspiegeln, — bis sie Reflexe seiner Vollkommenheit sind. Dies Verwandeln-müssen in's Vollkommne ist — Kunst. Alles selbst, was er nicht ist, wird trotzdem ihm zur Lust an sich; in der Kunst geniesst sich der Mensch als Vollkommenheit. — Es wäre erlaubt, sich einen gegensätzlichen Zustand auszudenken, ein spezifisches Antikünstlerthum des Instinkts, — eine Art zu sein, welche alle Dinge verarmte, verdünnte, schwindsüchtig machte. Und in der That, die Geschichte ist reich an solchen Anti-Artisten, an solchen Ausgehungerten des Lebens: welche mit Nothwendigkeit die Dinge noch an sich nehmen, sie auszehren, sie magerer machen müssen. Dies ist zum Beispiel der Fall des echten Christen, Pascal's zum Beispiel: ein Christ, der zugleich Künstler wäre, kommt nicht vor… Man sei nicht kindlich und wende mir Raffael ein oder irgend welche homöopathische Christen des neunzehnten Jahrhunderts: Raffael sagte Ja, Raffael machte Ja, folglich war Raffael kein Christ…

[«]

10.

Was bedeutet der von mir in die Aesthetik eingeführte Gegensatz-Begriff apollinisch und dionysisch, beide als Arten des Rausches begriffen? — Der apollinische Rausch hält vor Allem das Auge erregt, so dass es die Kraft der Vision bekommt. Der Maler, der Plastiker, der Epiker sind Visionäre par excellence. Im dionysischen Zustande ist dagegen das gesammte Affekt-System erregt und gesteigert: so dass es alle seine Mittel des Ausdrucks mit einem Male entladet und die Kraft des Darstellens, Nachbildens, Transfigurirens, Verwandelns, alle Art Mimik und Schauspielerei zugleich heraustreibt. Das Wesentliche bleibt die Leichtigkeit der Metamorphose, die Unfähigkeit, nicht zu reagiren (— ähnlich wie bei gewissen Hysterischen, die auch auf jeden Wink hin in jede Rolle eintreten). Es ist dem dionysischen Menschen unmöglich, irgend eine Suggestion nicht zu verstehn, er übersieht kein Zeichen des Affekts, er hat den höchsten Grad des verstehenden und errathenden Instinkts, wie er den höchsten Grad von

Mittheilungs-Kunst besitzt. Er geht in jede Haut, in jeden Affekt ein: er verwandelt sich beständig. — Musik, wie wir sie heute verstehn, ist gleichfalls eine Gesammt-Erregung und -Entladung der Affekte, aber dennoch nur das Überbleibsel von einer viel volleren Ausdrucks-Welt des Affekts, ein blosses residuum des dionysischen Histrionismus. Man hat, zur Ermöglichung der Musik als Sonderkunst, eine Anzahl Sinne, vor Allem den Muskelsinn still gestellt (relativ wenigstens: denn in einem gewissen Grade redet noch aller Rhythmus zu unsern Muskeln): so dass der Mensch nicht mehr Alles, was er fühlt, sofort leibhaft nachahmt und darstellt. Trotzdem ist Das der eigentlich dionysische Normalzustand, jedenfalls der Urzustand; die Musik ist die langsam erreichte Spezifikation desselben auf Unkosten der nächstverwandten Vermögen.

[«]

11.

Der Schauspieler, der Mime, der Tänzer, der Musiker, der Lyriker sind in ihren Instinkten grundverwandt und an sich Eins, aber allmählich spezialisirt und von einander abgetrennt — bis selbst zum Widerspruch. Der Lyriker blieb am längsten mit dem Musiker geeint; der Schauspieler mit dem Tänzer. — Der Architekt stellt weder einen dionysischen, noch einen apollinischen Zustand dar: hier ist es der grosse Willensakt, der Wille, der Berge versetzt, der Rausch des grossen Willens, der zur Kunst verlangt. Die mächtigsten Menschen haben immer die Architekten inspirirt; der Architekt war stets unter der Suggestion der Macht. Im Bauwerk soll sich der Stolz, der Sieg über die Schwere, der Wille zur Macht versichtbaren; Architektur ist eine Art Macht-Beredsamkeit in Formen, bald überredend, selbst schmeichelnd, bald bloss befehlend. Das höchste Gefühl von Macht und Sicherheit kommt in dem zum Ausdruck, was grossen Stil hat. Die Macht, die keinen Beweis mehr nöthig hat; die es verschmäht, zu gefallen; die schwer antwortet; die keinen Zeugen um sich fühlt; die ohne Bewusstsein davon lebt, dass es Widerspruch gegen sie giebt; die in sich ruht, fatalistisch, ein Gesetz unter Gesetzen: Das redet als grosser Stil von sich. —

[«]

12.

Ich las das Leben Thomas Carlyle's, diese farce wider Wissen und Willen, diese heroisch-moralische Interpretation dyspeptischer Zustände. — Carlyle, ein Mann der starken Worte und Attitüden, ein Rhetor aus Noth, den beständig das Verlangen nach einem starken Glauben agaçirt und das Gefühl der Unfähigkeit dazu (— darin ein typischer Romantiker!). Das Verlangen nach einem starken Glauben ist nicht der Beweis eines starken Glaubens, vielmehr das Gegentheil. Hat man ihn, so darf man sich den schönen Luxus der Skepsis gestatten: man ist sicher genug, fest genug, gebunden genug dazu. Carlyle betäubt Etwas in sich durch das fortissimo seiner Verehrung für Menschen starken Glaubens und durch seine Wuth gegen die weniger Einfältigen: er bedarf des Lärms. Eine beständige leidenschaftliche Unredlichkeit gegen sich — das ist sein proprium, damit ist und bleibt er interessant. — Freilich, in England wird er gerade wegen seiner Redlichkeit bewundert… Nun, das ist englisch; und in Anbetracht, dass die Engländer das Volk des vollkommnen cant sind, sogar billig, und nicht nur begreiflich. Im Grunde ist Carlyle ein englischer Atheist, der seine Ehre darin sucht, es nicht zu sein.

[«]

13.

Emerson. — Viel aufgeklärter, schweifender, vielfacher, raffinirter als Carlyle, vor Allem glücklicher… Ein Solcher, der sich instinktiv bloss von Ambrosia nährt, der das Unverdauliche in den Dingen zurücklässt. Gegen Carlyle gehalten ein Mann des Geschmacks. — Carlyle, der ihn sehr liebte, sagte trotzdem von ihm: „er giebt uns nicht genug zu beissen“: was mit Recht gesagt sein mag, aber nicht zu Ungunsten Emerson's. — Emerson hat jene gütige und geistreiche Heiterkeit, welche allen Ernst entmuthigt; er weiss es schlechterdings nicht, wie alt er schon ist und wie jung er noch sein wird, — er könnte von sich mit einem Wort Lope de Vega's sagen: „yo me sucedo a mi mismo“. Sein Geist findet immer Gründe, zufrieden und selbst dankbar zu sein; und bisweilen streift er die heitere Transscendenz jenes Biedermanns, der von einem verliebten Stelldichein tamquam re bene gesta zurückkam. „Ut desint vires, sprach er dankbar, tamen est laudanda voluptas.“ —

[«]

14.

Anti-Darwin. — Was den berühmten Kampf um's *Leben*“ betrifft, so scheint er mir einstweilen mehr behauptet als bewiesen. Er kommt vor, aber als Ausnahme; der Gesammt-Aspekt des Lebens ist *nicht* die Nothlage, die Hungerlage, vielmehr der Reichthum, die Üppigkeit, selbst die absurde Verschwendung, — wo gekämpft wird, kämpft man um *Macht*… Man soll nicht Malthus mit der Natur verwechseln. — Gesetzt aber, es giebt diesen Kampf — und in der That, er kommt vor —, so läuft er leider umgekehrt aus als die Schule Darwin's wünscht, als man vielleicht mit ihr wünschen *dürfte*: nämlich zu Ungunsten der Starken, der Bevorrechtigten, der glücklichen Ausnahmen. Die Gattungen wachsen *nicht* in der Vollkommenheit: die Schwachen werden immer wieder über die Starken Herr, — das macht, sie sind die grosse Zahl, sie sind auch *klüger*… Darwin hat den Geist vergessen (— das ist englisch!), *die Schwachen haben mehr Geist*… Man muss Geist nöthig haben, um Geist zu bekommen, — man verliert ihn, wenn man ihn nicht mehr nöthig hat. Wer die Stärke hat, entschlägt sich des Geistes (— „lass fahren dahin! denkt man heute in Deutschland — das *Reich* muss uns doch bleiben“…). Ich verstehe unter Geist, wie man sieht, die Vorsicht, die Geduld, die List, die Verstellung, die grosse Selbstbeherrschung und Alles, was mimicry ist (zu letzterem gehört ein grosser Theil der sogenannten Tugend).

[«]

15.

Psychologen-Casuistik. — Das ist ein Menschenkenner: wozu studirt er eigentlich die Menschen? Er will kleine Vortheile über sie erschnappen, oder auch grosse, — er ist ein Politikus!… Jener da ist auch ein Menschenkenner: und ihr sagt, der wolle Nichts damit für sich, das sei ein grosser „Unpersönlicher“. Seht schärfer zu! Vielleicht will er sogar noch einen *schlimmeren* Vortheil: sich den Menschen überlegen fühlen, auf sie herabsehn dürfen, sich nicht mehr mit ihnen verwechseln. Dieser „Unpersönliche“ ist ein Menschen-*Verächter*: und jener Erstere ist die humanere Species, was auch der Augenschein sagen mag. Er stellt sich wenigstens gleich, er stellt sich *hinein*…

[«]

16.

Der psychologische Takt der Deutschen scheint mir durch eine ganze Reihe von Fällen in Frage gestellt, deren Verzeichniss vorzulegen mich meine Bescheidenheit hindert. In Einem Falle wird es mir nicht an einem grossen Anlasse fehlen, meine These zu begründen: ich trage es den Deutschen nach, sich über Kant und seine „Philosophie der Hinterthüren“, wie ich sie nenne, vergriffen zu haben, — das war nicht der Typus der intellektuellen Rechtschaffenheit. — Das Andre, was ich nicht hören mag, ist ein berüchtigtes „und“: die Deutschen sagen „Goethe und Schiller“, — ich fürchte, sie sagen „Schiller und Goethe“… Kennt man noch nicht diesen Schiller? — Es giebt noch schlimmere „und“; ich habe mit meinen eigenen Ohren, allerdings nur unter Universitäts-Professoren, gehört „Schopenhauer und Hartmann“…

[«]

17.

Die geistigsten Menschen, vorausgesetzt, dass sie die muthigsten sind, erleben auch bei weitem die schmerzhaftesten Tragödien: aber eben deshalb ehren sie das Leben, weil es ihnen seine grösste Gegnerschaft entgegenstellt.

[«]

18.

Zum „intellektuellen Gewissen“. — Nichts scheint mir heute seltner als die echte Heuchelei. Mein Verdacht ist gross, dass diesem Gewächs die sanfte Luft unsrer Cultur nicht zuträglich ist. Die Heuchelei gehört in die Zeitalter des starken Glaubens: wo man selbst nicht bei der Nöthigung, einen andern Glauben zur Schau zu tragen, von dem Glauben losliess, den man hatte. Heute lässt man ihn los; oder, was noch gewöhnlicher, man legt sich noch einen zweiten Glauben zu, — ehrlich bleibt man in jedem Falle. Ohne Zweifel ist heute eine sehr viel grössere Anzahl von Überzeugungen möglich als ehemals: möglich, das heisst erlaubt, das heisst *unschädlich*. Daraus entsteht die Toleranz gegen sich selbst. — Die Toleranz gegen sich selbst gestattet mehrere Überzeugungen: diese selbst leben verträglich beisammen, — sie hüten sich, wie alle Welt heute, sich zu compromittiren. Womit compromittirt man sich heute? Wenn man Consequenz hat. Wenn man in gerader Linie geht. Wenn man weniger als fünfdeutig ist. Wenn man echt ist… Meine Furcht ist gross, dass der moderne Mensch für einige Laster einfach zu bequem ist: so dass diese geradezu aussterben. Alles Böse, das vom starken Willen bedingt ist — und vielleicht giebt es nichts Böses ohne Willensstärke — entartet, in unsrer lauen Luft, zur Tugend… Die wenigen Heuchler, die ich kennen lernte, machten die Heuchelei nach: sie waren, wie heutzutage fast jeder zehnte Mensch, Schauspieler. —

[«]

19.

Schön und hässlich. — Nichts ist bedingter, sagen wir *beschränkter*, als unser Gefühl des Schönen. Wer es losgelöst von der Lust des Menschen am Menschen denken wollte, verlöre sofort Grund und Boden unter den Füssen. Das „Schöne an sich“ ist bloss ein Wort, nicht einmal ein Begriff. Im Schönen setzt sich der Mensch als Maass der Vollkommenheit; in ausgesuchten Fällen betet er sich darin an. Eine Gattung *kann* gar nicht anders als dergestalt zu sich allein Ja sagen. Ihr *unterster* Instinkt, der der Selbsterhaltung und Selbsterweiterung, strahlt noch in solchen Sublimitäten aus. Der Mensch glaubt die Welt selbst mit Schönheit überhäuft, — er *vergisst* sich als deren Ursache. Er allein hat sie mit Schönheit beschenkt, ach! nur mit einer sehr menschlich-allzumenschlichen Schönheit… Im Grunde spiegelt sich der Mensch in den Dingen, er hält Alles für schön, was ihm sein Bild zurückwirft: das Urtheil „schön“ ist seine *Gattungs-Eitelkeit*… Dem Skeptiker nämlich darf ein kleiner Argwohn die Frage in’s Ohr flüstern: ist wirklich damit die Welt verschönt, dass gerade der Mensch sie für schön nimmt? Er hat sie *vermenschlicht*: das ist Alles. Aber Nichts, gar Nichts verbürgt uns, dass gerade der Mensch das Modell des Schönen abgäbe. Wer weiss, wie er sich in den Augen eines höheren Geschmacksrichters ausnimmt? Vielleicht gewagt? vielleicht selbst erheiternd? vielleicht ein wenig arbiträr?… „Oh Dionysos, Göttlicher, warum ziehst du mich an den Ohren?“ fragte Ariadne einmal bei einem jener berühmten Zwiegespräche auf Naxos ihren philosophischen Liebhaber. „Ich finde eine Art Humor in deinen Ohren, Ariadne: warum sind sie nicht noch länger?“

[«]

20.

Nichts ist schön, nur der Mensch ist schön: auf dieser Naivetät ruht alle Aesthetik, sie ist deren erste Wahrheit. Fügen wir sofort noch deren zweite hinzu: Nichts ist hässlich als der entartende Mensch, — damit ist das Reich des ästhetischen Urtheils umgrenzt. — Physiologisch nachgerechnet, schwächt und betrübt alles Hässliche den Menschen. Es erinnert ihn an Verfall, Gefahr, Ohnmacht; er büsst thatsächlich dabei Kraft ein. Man kann die Wirkung des Hässlichen mit dem Dynamometer messen. Wo der Mensch überhaupt niedergedrückt wird, da wittert er die Nähe von etwas „Hässlichem“. Sein Gefühl der Macht, sein Wille zur Macht, sein Muth, sein Stolz — das fällt mit dem Hässlichen, das steigt mit dem Schönen… Im einen wie im andern Falle machen wir einen Schluss: die Prämissen dazu sind in ungeheurer Fülle im Instinkte aufgehäuft. Das Hässliche wird verstanden als ein Wink und Symptom der Degenerescenz: was im Entferntesten an Degenerescenz erinnert, das wirkt in uns das Urtheil „hässlich“. Jedes Anzeichen von Erschöpfung, von Schwere, von Alter, von Müdigkeit, jede Art Unfreiheit, als Krampf, als Lähmung, vor Allem der Geruch, die Farbe, die Form der Auflösung, der Verwesung, und sei es auch in der letzten Verdünnung zum Symbol — das Alles ruft die gleiche Reaktion hervor, das Werthurtheil „hässlich“. Ein Hass springt da hervor: wen hasst da der Mensch? Aber es ist kein Zweifel: den Niedergang seines Typus. Er hasst da aus dem tiefsten Instinkte der Gattung heraus; in diesem Hass ist Schauder, Vorsicht, Tiefe, Fernblick, — es ist der tiefste Hass, den es giebt. Um seinetwillen ist die Kunst tief…

[«]

21.

Schopenhauer. — Schopenhauer, der letzte Deutsche, der in Betracht kommt (— der ein europäisches Ereigniss gleich Goethe, gleich Hegel, gleich

Heinrich Heine ist, und nichtbloss ein lokales, ein „nationales“), ist für einen Psychologen ein Fall ersten Ranges: nämlich als bösartig genialer Versuch, zu Gunsten einer nihilistischen Gesammt-Abwerthung des Lebens gerade die Gegen-Instanzen, die grossen Selbstbejahungen des „Willens zum Leben“, die Exuberanz-Formen des Lebens in’s Feld zu führen. Er hat, der Reihe nach, die Kunst, den Heroismus, das Genie, die Schönheit, das grosse Mitgefühl, die Erkenntniss, den Willen zur Wahrheit, die Tragödie als Folgeerscheinungen der „Verneinung“ oder der Verneinungs-Bedürftigkeit des „Willens“ interpretirt — die grösste psychologische Falschmünzerei, die es, das Christenthum abgerechnet, in der Geschichte giebt. Genauer zugesehn ist er darin bloss der Erbe der christlichen Interpretation: nur dass er auch das vom Christenthum Abgelehnte, die grossen Cultur-Thatsachen der Menschheit noch in einem christlichen, das heisst nihilistischen Sinne gutzuheissen wusste (— nämlich als Wege zur „Erlösung“, als Vorformen der „Erlösung“, als Stimulantia des Bedürfnisses nach „Erlösung“…)

[«]

22.

Ich nehme einen einzelnen Fall. Schopenhauer spricht von der Schönheit mit einer schwermüthigen Gluth, — warum letzten Grundes? Weil er in ihr eine Brücke sieht, auf der man weiter gelangt, oder Durst bekommt, weiter zu gelangen… Sie ist ihm die Erlösung vom „Willen“ auf Augenblicke — sie lockt zur Erlösung für immer… Insbesondere preist er sie als Erlöserin vom „Brennpunkte des Willens“, von der Geschlechtlichkeit, — in der Schönheit sieht er den Zeugetrieb verneint…Wunderlicher Heiliger! Irgend Jemand widerspricht dir, ich fürchte, es ist die Natur. Wozu giebt es überhaupt Schönheit in Ton, Farbe, Duft, rhythmischer Bewegung in der Natur? was treibt die Schönheit heraus? — Glücklicherweise widerspricht ihm auch ein Philosoph. Keine geringere Autorität als die des göttlichen Plato (— so nennt ihn Schopenhauer selbst) hält einen andern Satz aufrecht: dass alle Schönheit zur Zeugung reize, — dass dies gerade das proprium ihrer Wirkung sei, vom Sinnlichsten bis hinauf in’s Geistigste…

[«]

23.

Plato geht weiter. Er sagt mit einer Unschuld, zu der man Grieche sein muss und nicht „Christ“, dass es gar keine platonische Philosophie geben würde, wenn es nicht so schöne Jünglinge in Athen gäbe: deren Anblick sei es erst, was die Seele des Philosophen in einen erotischen Taumel versetze und ihr keine Ruhe lasse, bis sie den Samen aller hohen Dinge in ein so schönes Erdreich hinabgesenkt habe. Auch ein wunderlicher Heiliger! — man traut seinen Ohren nicht, gesetzt selbst, dass man Plato traut. Zum Mindesten erräth man, dass in Athen anders philosophirt wurde, vor Allem öffentlich. Nichts ist weniger griechisch als die Begriffs-Spinneweberei eines Einsiedlers, amor intellectualis dei nach Art des Spinoza. Philosophie nach Art des Plato wäre eher als ein erotischer Wettbewerb zu definiren, als eine Fortbildung und Verinnerlichung der alten agonalen Gymnastik und deren Voraussetzungen… Was wuchs zuletzt aus dieser philosophischen Erotik Plato’s heraus? Eine neue Kunstform des griechischen Agon, die Dialektik. — Ich erinnere noch, gegen Schopenhauer und zu Ehren Plato’s, daran, dass auch die ganze höhere Cultur und Litteratur des klassischen Frankreichs auf dem Boden des geschlechtlichen Interesses aufgewachsen ist. Man darf überall bei ihr die Galanterie, die Sinne, den Geschlechts-Wettbewerb, das „Weib“ suchen, — man wird nie umsonst suchen…

[«]

24.

L’art pour l’art. — Der Kampf gegen den Zweck in der Kunst ist immer der Kampf gegen die moralisirende Tendenz in der Kunst, gegen ihre Unterordnung unter die Moral. L’art pour l’art heisst: „der Teufel hole die Moral!“ — Aber selbst noch diese Feindschaft verräth die Übergewalt des Vorurtheils. Wenn man den Zweck des Moralpredigens und Menschen-Verbesserns von der Kunst ausgeschlossen hat, so folgt daraus noch lange nicht, dass die Kunst überhaupt zwecklos, ziellos, sinnlos, kurz l’art pour l’art — ein Wurm, der sich in den Schwanz beisst — ist. „Lieber gar keinen Zweck als einen moralischen Zweck!“ — so redet die blosse Leidenschaft. Ein Psycholog fragt dagegen: was thut alle Kunst? lobt sie nicht? verherrlicht sie nicht? wählt sie nicht aus? zieht sie nicht hervor? Mit dem Allen stärkt oder schwächt sie gewisse

Werthschätzungen… Ist dies nur ein Nebenbei? ein Zufall? Etwas, bei dem der Instinkt des Künstlers gar nicht betheiligt wäre? Oder aber: ist es nicht die Voraussetzung dazu, dass der Künstler kann…? Geht dessen unterster Instinkt auf die Kunst oder nicht vielmehr auf den Sinn der Kunst, das Leben? auf eine Wünschbarkeit von Leben? — Die Kunst ist das grosse Stimulans zum Leben: wie könnte man sie als zwecklos, als ziellos, als l’art pour l’art verstehen? — Eine Frage bleibt zurück: die Kunst bringt auch vieles Hässliche, Harte, Fragwürdige des Lebens zur Erscheinung, — scheint sie nicht damit vom Leben zu entleiden? — Und in der That, es gab Philosophen, die ihr diesen Sinn liehn: „loskommen vom Willen“ lehrte Schopenhauer als Gesammt-Absicht der Kunst, „zur Resignation stimmen“ verehrte er als die grosse Nützlichkeit der Tragödie. — Aber dies — ich gab es schon zu verstehn — ist Pessimisten-Optik und „böser Blick“ —: man muss an die Künstler selbst appelliren. Was theilt der tragische Künstler von sich mit? Ist es nicht gerade der Zustand ohne Furcht vor dem Furchtbaren und Fragwürdigen, das er zeigt? — Dieser Zustand selbst ist eine hohe Wünschbarkeit; wer ihn kennt, ehrt ihn mit den höchsten Ehren. Er theilt ihn mit, er muss ihn mittheilen, vorausgesetzt, dass er ein Künstler ist, ein Genie der Mittheilung. Die Tapferkeit und Freiheit des Gefühls vor einem mächtigen Feinde, vor einem erhabenen Ungemach, vor einem Problem, das Grauen erweckt — dieser siegreiche Zustand ist es, den der tragische Künstler auswählt, den er verherrlicht. Vor der Tragödie feiert das Kriegerische in unserer Seele seine Saturnalien; wer Leid gewohnt ist, wer Leid aufsucht, der heroische Mensch preist mit der Tragödie sein Dasein, — ihm allein kredenzt der Tragiker den Trunk dieser süssesten Grausamkeit. —

[«]

25.

Mit Menschen fürlieb nehmen, mit seinem Herzen offen Haus halten, das ist liberal, das ist aber bloss liberal. Man erkennt die Herzen, die der vornehmen Gastfreundschaft fähig sind, an den vielen verhängten Fenstern und geschlossenen Läden: ihre besten Räume halten sie leer. Warum doch? — Weil sie Gäste erwarten, mit denen man nicht „fürlieb nimmt“…

[«]

26.

Wir schätzen uns nicht genug mehr, wenn wir uns mittheilen. Unsre eigentlichen Erlebnisse sind ganz und gar nicht geschwätzig. Sie könnten sich selbst nicht mittheilen, wenn sie wollten. Das macht, es fehlt ihnen das Wort. Wofür wir Worte haben, darüber sind wir auch schon hinaus. In allem Reden liegt ein Gran Verachtung. Die Sprache, scheint es, ist nur für Durchschnittliches, Mittleres, Mittheilsames erfunden. Mit der Sprache vulgarisirt sich bereits der Sprechende. — Aus einer Moral für Taubstumme und andere Philosophen.

[«]

27.

„Dies Bildniss ist bezaubernd schön!“… Das Litteratur-Weib, unbefriedigt, aufgeregt, öde in Herz und Eingeweide, mit schmerzhafter Neugierde jederzeit auf den Imperativ hinhorchend, der aus den Tiefen seiner Organisation „aut liberi aut libri“ flüstert: das Litteratur-Weib, gebildet genug, die Stimme der Natur zu verstehn, selbst wenn sie Latein redet und andrerseits eitel und Gans genug, um im Geheimen auch noch französisch mit sich zu sprechen „je me verrai, je me lirai, je m’extasierai et je dirai: Possible, que j’aie eu tant d’esprit?“…

[«]

28.

Die „Unpersönlichen“ kommen zu Wort. — „Nichts fällt uns leichter, als weise, geduldig, überlegen zu sein. Wir triefen vom Oel der Nachsicht und des Mitgefühls, wir sind auf eine absurde Weise gerecht, wir verzeihen Alles. Eben darum sollten wir uns etwas strenger halten; eben darum sollten wir uns, von Zeit zu Zeit, einen kleinen Affekt, ein kleines Laster von Affect züchten. Es mag uns sauer angehn; und unter uns lachen wir vielleicht über den Aspekt, den wir damit geben. Aber was hilft es! Wir haben keine andre Art mehr übrig von Selbstüberwindung: dies ist unsre Asketik, unser Büsserthum“… Persönlich werden — die Tugend des „Unpersönlichen“…

[«]

29.

Aus einer Doctor-Promotion. — „Was ist die Aufgabe alles höheren Schulwesens?“ — Aus dem Menschen eine Maschine zu machen. — „Was ist das Mittel dazu?“ — Er muss lernen, sich langweilen. — „Wie erreicht man das?“ — Durch den Begriff der Pflicht. — „Wer ist sein Vorbild dafür?“ — Der Philolog: der lehrt *ochsen*. — „Wer ist der vollkommene Mensch?“ — Der Staats-Beamte. — „Welche Philosophie giebt die höchste Formel für den Staats-Beamten?“ — Die Kant’s: der Staats-Beamte als Ding an sich zum Richter gesetzt über den Staats-Beamten als Erscheinung. —

[«]

30.

Das Recht auf Dummheit. — Der ermüdete und langsam athmende Arbeiter, der gutmüthig blickt, der die Dinge gehen lässt, wie sie gehn: diese typische Figur, der man jetzt, im Zeitalter der Arbeit (*und* des „Reichs“! —) in allen Klassen der Gesellschaft begegnet, nimmt heute gerade die *Kunst* für sich in Anspruch, eingerechnet das Buch, vor Allem das Journal, — um wie viel mehr die schöne Natur, Italien… Der Mensch des Abends, mit den „entschlafenen wilden Trieben“, von denen Faust redet, bedarf der Sommerfrische, des Seebads, der Gletscher, Bayreuth’s… In solchen Zeitaltern hat die Kunst ein Recht auf *reine Thorheit*, — als eine Art Ferien für Geist, Witz und Gemüth. Das verstand Wagner. Die *reine Thorheit* stellt wieder her…

[«]

31.

Noch ein Problem der Diät. — Die Mittel, mit denen Julius Cäsar sich gegen Kränklichkeiten und Kopfschmerz vertheidigte: ungeheure Märsche, einfachste Lebensweise, ununterbrochner Aufenthalt im Freien, beständige

Strapazen — das sind, in's Grosse gerechnet, die Erhaltungs- und Schutz-Maassregeln überhaupt gegen die extreme Verletzlichkeit jener subtilen und unter höchstem Druck arbeitenden Maschine, welche Genie heisst. —

[«]

32.

Der Immoralist redet. — Einem Philosophen geht Nichts mehr wider den Geschmack als der Mensch, sofern er wünscht… Sieht er den Menschen nur in seinem Thun, sieht er dieses tapferste, listigste, ausdauerndste Thier verirrt selbst in labyrinthische Nothlagen, wie bewunderungswürdig erscheint ihm der Mensch! Er spricht ihm noch zu… Aber der Philosoph verachtet den wünschenden Menschen, auch den „wünschbaren“ Menschen — und überhaupt alle Wünschbarkeiten, alle Ideale des Menschen. Wenn ein Philosoph Nihilist sein könnte, so würde er es sein, weil er das Nichts hinter allen Idealen des Menschen findet. Oder noch nicht einmal das Nichts, — sondern nur das Nichtswürdige, das Absurde, das Kranke, das Feige, das Müde, alle Art Hefen aus dem ausgetrunkenen Becher seines Lebens… Der Mensch, der als Realität so verehrungswürdig ist, wie kommt es, dass er keine Achtung verdient, sofern er wünscht? Muss er es büssen, so tüchtig als Realität zu sein? Muss er sein Thun, die Kopf- und Willensanspannung in allem Thun, mit einem Gliederstrecken im Imaginären und Absurden ausgleichen? — Die Geschichte seiner Wünschbarkeiten war bisher die partie honteuse des Menschen: man soll sich hüten, zu lange in ihr zu lesen. Was den Menschen rechtfertigt, ist seine Realität, — sie wird ihn ewig rechtfertigen. Um wie viel mehr werth ist der wirkliche Mensch, verglichen mit irgend einem bloss gewünschten, erträumten, erstunkenen und erlogenen Menschen? mit irgend einem idealen Menschen?… Und nur der ideale Mensch geht dem Philosophen wider den Geschmack.

[«]

33.

Naturwerth des Egoismus. — Die Selbstsucht ist so viel werth, als Der physiologisch werth ist, der sie hat: sie kann sehr viel werth sein, sie kann nichtswürdig und verächtlich sein. Jeder Einzelne darf darauf hin angesehen werden, ob er die aufsteigende oder die absteigende Linie des Lebens darstellt. Mit einer Entscheidung darüber hat man auch einen Kanon dafür, was seine Selbstsucht werth ist. Stellt er das Aufsteigen der Linie dar, so ist in der That sein Werth ausserordentlich, — und um des Gesammt-Lebens willen, das mit ihm einen Schritt weiter thut, darf die Sorge um Erhaltung, um Schaffung seines optimum von Bedingungen selbst extrem sein. Der Einzelne, das „Individuum“, wie Volk und Philosoph das bisher verstand, ist ja ein Irrthum: er ist nichts für sich, kein Atom, kein „Ring der Kette“, nichts bloss Vererbtes von Ehedem, — er ist die ganze Eine Linie Mensch bis zu ihm hin selber noch… Stellt er die absteigende Entwicklung, den Verfall, die chronische Entartung, Erkrankung dar (— Krankheiten sind, in’s Grosse gerechnet, bereits Folgeerscheinungen des Verfalls, nicht dessen Ursachen), so kommt ihm wenig Werth zu, und die erste Billigkeit will, dass er den Wohlgerathenen so wenig als möglich wegnimmt. Er ist bloss noch deren Parasit…

[«]

34.

Christ und Anarchist. — Wenn der Anarchist, als Mundstück niedergehender Schichten der Gesellschaft, mit einer schönen Entrüstung „Recht“, „Gerechtigkeit“, „gleiche Rechte“ verlangt, so steht er damit nur unter dem Drucke seiner Unkultur, welche nicht zu begreifen weiss, warum er eigentlich leidet, — woran er arm ist, an Leben… Ein Ursachen-Trieb ist in ihm mächtig: Jemand muss schuld daran sein, dass er sich schlecht befindet… Auch thut ihm die „schöne Entrüstung“ selber schon wohl, es ist ein Vergnügen für alle armen Teufel, zu schimpfen, — es giebt einen kleinen Rausch von Macht. Schon die Klage, das Sich-Beklagen, kann dem Leben einen Reiz geben, um dessentwillen man es aushält: eine feinere Dosis Rache ist in jeder Klage, man wirft sein Schlechtbefinden, unter Umständen selbst seine Schlechtigkeit Denen, die anders sind, wie ein Unrecht, wie ein unerlaubtes Vorrecht vor. „Bin ich eine canaille, so solltest du es auch sein“: auf diese Logik hin macht man Revolution. — Das Sich-Beklagen taugt in keinem Falle etwas: es stammt aus der Schwäche. Ob man sein Schlecht-Befinden Andern oder sich selber zumisst — Ersteres thut der Socialist, Letzteres zum Beispiel der Christ —, macht keinen eigentlichen

Unterschied. Das Gemeinsame, sagen wir auch das Unwürdige daran ist, dass Jemand schuld daran sein soll, dass man leidet — kurz, dass der Leidende sich gegen sein Leiden den Honig der Rache verordnet. Die Objekte dieses Rach-Bedürfnisses als eines Lust-Bedürfnisses sind Gelegenheits-Ursachen: der Leidende findet überall Ursachen, seine kleine Rache zu kühlen, — ist er Christ, nochmals gesagt, so findet er sie in sich… Der Christ und der Anarchist — Beide sind décadents. — Aber auch wenn der Christ die „Welt“ verurtheilt, verleumdet, beschmutzt, so thut er es aus dem gleichen Instinkte, aus dem der socialistische Arbeiter die Gesellschaft verurtheilt, verleumdet, beschmutzt: das „jüngste Gericht“ selbst ist noch der süsse Trost der Rache — die Revolution, wie sie auch der socialistische Arbeiter erwartet, nur etwas ferner gedacht… Das „Jenseits“ selbst — wozu ein Jenseits, wenn es nicht ein Mittel wäre, das Diesseits zu beschmutzen?…

[«]

35.

Kritik der Décadence-Moral. — Eine „altruistische“ Moral, eine Moral, bei der die Selbstsucht verkümmert —, bleibt unter allen Umständen ein schlechtes Anzeichen. Dies gilt vom Einzelnen, dies gilt namentlich von Völkern. Es fehlt am Besten, wenn es an der Selbstsucht zu fehlen beginnt. Instinktiv das Sich-Schädliche wählen, Gelockt-werden durch „uninteressirte“ Motive giebt beinahe die Formel ab für décadence. „Nicht seinen Nutzen suchen“ — das ist bloss das moralische Feigenblatt für eine ganz andere, nämlich physiologische Thatsächlichkeit: „ich weiss meinen Nutzen nicht mehr zu finden“… Disgregation der Instinkte! — Es ist zu Ende mit ihm, wenn der Mensch altruistisch wird. — Statt naiv zu sagen, „ich bin nichts mehr werth“, sagt die Moral-Lüge im Munde des décadent: „Nichts ist etwas werth, — das Leben ist nichts werth“… Ein solches Urtheil bleibt zuletzt eine grosse Gefahr, es wirkt ansteckend, — auf dem ganzen morbiden Boden der Gesellschaft wuchert es bald zu tropischer Begriffs-Vegetation empor, bald als Religion (Christenthum), bald als Philosophie (Schopenhauerei). Unter Umständen vergiftet eine solche aus Fäulniss gewachsene Giftbaum-Vegetation mit ihrem Dunste weithin, auf Jahrtausende hin das Leben…

[«]

36.

Moral für Ärzte. — Der Kranke ist ein Parasit der Gesellschaft. In einem gewissen Zustande ist es unanständig, noch länger zu leben. Das Fortvegetiren in feiger Abhängigkeit von Ärzten und Praktiken, nachdem der Sinn vom Leben, das Recht zum Leben verloren gegangen ist, sollte bei der Gesellschaft eine tiefe Verachtung nach sich ziehn. Die Ärzte wiederum hätten die Vermittler dieser Verachtung zu sein, — nicht Recepte, sondern jeden Tag eine neue Dosis Ekel vor ihrem Patienten… Eine neue Verantwortlichkeit schaffen, die des Arztes, für alle Fälle, wo das höchste Interesse des Lebens, des aufsteigenden Lebens, das rücksichtsloseste Nieder- und Beiseite-Drängen des entartenden Lebens verlangt — zum Beispiel für das Recht auf Zeugung, für das Recht, geboren zu werden, für das Recht, zu leben… Auf eine stolze Art sterben, wenn es nicht mehr möglich ist, auf eine stolze Art zu leben. Der Tod, aus freien Stücken gewählt, der Tod zur rechten Zeit, mit Helle und Freudigkeit, inmitten von Kindern und Zeugen vollzogen: so dass ein wirkliches Abschiednehmen noch möglich ist, wo Der noch da ist, der sich verabschiedet, insgleichen ein wirkliches Abschätzen des Erreichten und Gewollten, eine Summirung des Lebens — Alles im Gegensatz zu der erbärmlichen und schauderhaften Komödie, die das Christenthum mit der Sterbestunde getrieben hat. Man soll es dem Christenthume nie vergessen, dass es die Schwäche des Sterbenden zu Gewissens-Nothzucht, dass es die Art des Todes selbst zu Werth-Urtheilen über Mensch und Vergangenheit gemissbraucht hat! — Hier gilt es, allen Feigheiten des Vorurtheils zum Trotz, vor Allem die richtige, das heisst physiologische Würdigung des sogenannten natürlichen Todes herzustellen: der zuletzt auch nur ein „unnatürlicher“, ein Selbstmord ist. Man geht nie durch Jemand Anderes zu Grunde, als durch sich selbst. Nur ist es der Tod unter den verächtlichsten Bedingungen, ein unfreier Tod, ein Tod zur unrechten Zeit, ein Feiglings-Tod. Man sollte, aus Liebe zum Leben —, den Tod anders wollen, frei, bewusst, ohne Zufall, ohne Überfall… Endlich ein Rath für die Herrn Pessimisten und andere décadents. Wir haben es nicht in der Hand, zu verhindern, geboren zu werden: aber wir können diesen Fehler — denn bisweilen ist es ein Fehler — wieder gut machen. Wenn man sich abschafft, thut man die achtungswürdigste Sache, die es giebt:

man verdient beinahe damit, zu leben… Die Gesellschaft, was sage ich! das Leben selber hat mehr Vortheil davon, als durch irgend welches „Leben“ in Entsagung, Bleichsucht und andrer Tugend —, man hat die Andern von seinem Anblick befreit, man hat das Leben von einem Einwand befreit… Der Pessimismus, pur, vert, beweist sich erst durch die Selbst-Widerlegung der Herrn Pessimisten: man muss einen Schritt weiter gehn in seiner Logik, nicht bloss mit „Wille und Vorstellung“, wie Schopenhauer es that, das Leben verneinen —, man muss Schopenhauern zuerst verneinen… Der Pessimismus, anbei gesagt, so ansteckend er ist, vermehrt trotzdem nicht die Krankhaftigkeit einer Zeit, eines Geschlechts im Ganzen: er ist deren Ausdruck. Man verfällt ihm, wie man der Cholera verfällt: man muss morbid genug dazu schon angelegt sein. Der Pessimismus selbst macht keinen einzigen décadent mehr; ich erinnere an das Ergebniss der Statistik, dass die Jahre, in denen die Cholera wüthet, sich in der Gesammt-Ziffer der Sterbefälle nicht von andern Jahrgängen unterscheiden.

[«]

37.

Ob wir moralischer geworden sind. — Gegen meinen Begriff „jenseits von Gut und Böse“ hat sich, wie zu erwarten stand, die ganze Ferocität der moralischen Verdummung, die bekanntlich in Deutschland als die Moral selber gilt —, in’s Zeug geworfen: ich hätte artige Geschichten davon zu erzählen. Vor Allem gab man mir die „unleugbare Überlegenheit“ unsrer Zeit im sittlichen Urtheil zu überdenken, unsern wirklich hier gemachten Fortschritt: ein Cesare Borgia sei, im Vergleich mit uns, durchaus nicht als ein „höherer Mensch“, als eine Art Übermensch, wie ich es thue, aufzustellen… Ein Schweizer Redakteur, vom „Bund“, gieng so weit, nicht ohne seine Achtung vor dem Muth zu solchem Wagniss auszudrücken, den Sinn meines Werks dahin zu „verstehn“, dass ich mit demselben die Abschaffung aller anständigen Gefühle beantragte. Sehr verbunden! — Ich erlaube mir, als Antwort, die Frage aufzuwerfen, ob wir wirklich moralischer geworden sind. Dass alle Welt das glaubt, ist bereits ein Einwand dagegen… Wir modernen Menschen, sehr zart, sehr verletzlich und hundert Rücksichten gebend und nehmend, bilden uns in der That ein, diese zärtliche Menschlichkeit, die wir darstellen, diese erreichte Einmüthigkeit in der Schonung, in der Hülfsbereitschaft, im gegenseitigen Vertrauen sei ein positiver

Fortschritt, damit seien wir weit über die Menschen der Renaissance hinaus. Aber so denkt jede Zeit, so muss sie denken. Gewiss ist, dass wir uns nicht in Renaissance-Zustände hineinstellen dürften, nicht einmal hineindenken: unsre Nerven hielten jene Wirklichkeit nicht aus, nicht zu reden von unsern Muskeln. Mit diesem Unvermögen ist aber kein Fortschritt bewiesen, sondern nur eine andre, eine spätere Beschaffenheit, eine schwächere, zärtlichere, verletzlichere, aus der sich nothwendig eine rücksichtenreiche Moral erzeugt. Denken wir unsre Zartheit und Spätheit, unsre physiologische Alterung weg, so verlöre auch unsre Moral der „Vermenschlichung“ sofort ihren Werth — an sich hat keine Moral Werth —: sie würde uns selbst Geringschätzung machen. Zweifeln wir andrerseits nicht daran, dass wir Modernen mit unsrer dick wattirten Humanität, die durchaus an keinen Stein sich stossen will, den Zeitgenossen Cesare Borgia’s eine Komödie zum Todtlachen abgeben würden. In der That, wir sind über die Maassen unfreiwillig spasshaft, mit unsren modernen „Tugenden“… Die Abnahme der feindseligen und misstrauenweckenden Instinkte — und das wäre ja unser „Fortschritt“ — stellt nur eine der Folgen in der allgemeinen Abnahme der Vitalität dar: es kostet hundert Mal mehr Mühe, mehr Vorsicht, ein so bedingtes, so spätes Dasein durchzusetzen. Da hilft man sich gegenseitig, da ist Jeder bis zu einem gewissen Grade Kranker und Jeder Krankenwärter. Das heisst dann „Tugend“ —: unter Menschen, die das Leben noch anders kannten, voller, verschwenderischer, überströmender, hätte man’s anders genannt, „Feigheit“ vielleicht, „Erbärmlichkeit“, „Altweiber-Moral“… Unsre Milderung der Sitten — das ist mein Satz, das ist, wenn man will, meine Neuerung — ist eine Folge des Niedergangs; die Härte und Schrecklichkeit der Sitte kann umgekehrt eine Folge des Überschusses von Leben sein: dann nämlich darf auch Viel gewagt, Viel herausgefordert, Viel auch vergeudet werden. Was Würze ehedem des Lebens war, für uns wäre es Gift… Indifferent zu sein — auch das ist eine Form der Stärke — dazu sind wir gleichfalls zu alt, zu spät: unsre Mitgefühls-Moral, vor der ich als der Erste gewarnt habe, Das, was man l’impressionisme morale nennen könnte, ist ein Ausdruck mehr der physiologischen Überreizbarkeit, die Allem, was décadent ist, eignet. Jene Bewegung, die mit der Mitleids-Moral Schopenhauer’s versucht hat, sich wissenschaftlich vorzuführen — ein sehr unglücklicher Versuch! — ist die eigentliche décadence-Bewegung in der Moral, sie ist als solche tief verwandt mit der christlichen Moral. Die starken Zeiten, die vornehmen Culturen sehen im Mitleiden, in der „Nächstenliebe“, im Mangel an Selbst und Selbstgefühl etwas Verächtliches. — Die Zeiten sind zu messen nach ihren *positiven Kräften* — und dabei ergiebt sich jene so verschwenderische und verhängnissreiche Zeit der Renaissance als die letzte *grosse* Zeit, und wir, wir Modernen mit unsrer ängstlichen Selbst-Fürsorge und Nächstenliebe, mit unsren Tugenden der Arbeit, der Anspruchslosigkeit, der Rechtlichkeit, der Wissenschaftlichkeit — sammelnd, ökonomisch, machinal — als eine *schwache* Zeit… Unsre Tugenden sind bedingt, sind *herausgefordert* durch unsre Schwäche… Die „Gleichheit“, eine gewisse thatsächliche Anähnlichung, die sich in der Theorie von „gleichen Rechten“ nur zum Ausdruck bringt, gehört wesentlich zum Niedergang: die Kluft zwischen Mensch und Mensch, Stand und Stand, die Vielheit der Typen, der Wille, selbst zu sein, sich abzuheben, Das, was ich *Pathos der Distanz* nenne, ist jeder *starken* Zeit zu eigen. Die Spannkraft, die Spannweite zwischen den Extremen wird heute immer kleiner, — die Extreme selbst verwischen sich endlich bis zur Ähnlichkeit… Alle unsre politischen Theorien *und* Staats-Verfassungen, das „deutsche Reich“ durchaus nicht ausgenommen, sind Folgerungen, Folge-Nothwendigkeiten des Niedergangs; die unbewusste Wirkung der décadence ist bis in die Ideale einzelner Wissenschaften hinein Herr geworden. Mein Einwand gegen die ganze Sociologie in England und Frankreich bleibt, dass sie nur die *Verfalls-Gebilde* der Societät aus Erfahrung kennt und vollkommen unschuldig die eigenen Verfalls-Instinkte als *Norm* des sociologischen Werthurteils nimmt. Das *niedergehende* Leben, die Abnahme aller organisirenden, das heisst trennenden, Klüfte aufreissenden, unter- und überordnenden Kraft formulirt sich in der Sociologie von heute zum *Ideal*… Unsre Socialisten sind décadents, aber auch Herr Herbert Spencer ist ein décadent, — er sieht im Sieg des Altruismus etwas Wünschenswerthes!…

[«]

38.

Mein Begriff von Freiheit. — Der Werth einer Sache liegt mitunter nicht in dem, was man mit ihr erreicht, sondern in dem, was man für sie bezahlt, — was sie uns *kostet*. Ich gebe ein Beispiel. Die liberalen Institutionen hören alsbald auf, liberal zu sein, sobald sie erreicht sind: es giebt später keine ärgeren und gründlicheren Schädiger der Freiheit, als liberale Institutionen. Man weiss ja, *was* sie zu Wege bringen: sie unterminiren den Willen zur Macht, sie sind die zur Moral erhobene Nivellirung von Berg und Tal, sie machen klein, feige und genüsslich, — mit ihnen triumphirt jedesmal das Heerdenthier. Liberalismus: auf deutsch Heerden-Verthierung… Dieselben Institutionen bringen, so lange sie noch erkämpft werden, ganz andere Wirkungen hervor; sie fördern dann in der That die Freiheit auf eine mächtige Weise. Genauer zugesehn, ist es der Krieg, der diese Wirkungen hervorbringt, der Krieg um liberale Institutionen, der als Krieg die illiberalen Instinkte dauern lässt. Und der Krieg erzieht zur Freiheit. Denn was ist Freiheit! Dass man den Willen zur Selbstverantwortlichkeit hat. Dass man die Distanz, die uns abtrennt, festhält. Dass man gegen Mühsal, Härte, Entbehrung, selbst gegen das Leben gleichgültiger wird. Dass man bereit ist, seiner Sache Menschen zu opfern, sich selber nicht abgerechnet. Freiheit bedeutet, dass die männlichen, die kriegs- und siegsfrohen Instinkte die Herrschaft haben über andre Instinkte, zum Beispiel über die des „Glücks“. Der freigewordne Mensch, um wie viel mehr der freigewordne Geist, tritt mit Füssen auf die verächtliche Art von Wohlbefinden, von dem Krämer, Christen, Kühe, Weiber, Engländer und andre Demokraten träumen. Der freie Mensch ist Krieger. — Wonach misst sich die Freiheit, bei Einzelnen, wie bei Völkern? Nach dem Widerstand, der überwunden werden muss, nach der Mühe, die es kostet, oben zu bleiben. Den höchsten Typus freier Menschen hätte man dort zu suchen, wo beständig der höchste Widerstand überwunden wird: fünf Schritt weit von der Tyrannei, dicht an der Schwelle der Gefahr der Knechtschaft. Dies ist psychologisch wahr, wenn man hier unter den „Tyrannen“ unerbittliche und furchtbare Instinkte begreift, die das Maximum von Autorität und Zucht gegen sich herausfordern — schönster Typus Julius Caesar —; dies ist auch politisch wahr, man mache nur seinen Gang durch die Geschichte. Die Völker, die Etwas werth waren, werth wurden, wurden dies nie unter liberalen Institutionen: die grosse Gefahr machte Etwas aus ihnen, das Ehrfurcht verdient, die Gefahr, die uns unsre Hülfsmittel, unsre Tugenden, unsre Wehr und Waffen, unsern Geist erst kennen lehrt, — die uns zwingt, stark zu sein… Erster Grundsatz: man muss es nöthig haben, stark zu sein: sonst wird man’s nie. — Jene grossen Treibhäuser für starke, für die stärkste Art Mensch, die es bisher gegeben hat, die aristokratischen Gemeinwesen in der Art von Rom und Venedig verstanden Freiheit genau in dem Sinne, wie ich das Wort Freiheit verstehe: als Etwas, das man hat und nicht hat, das man will, das man erobert…

[«]

39.

Kritik der Modernität. — Unsre Institutionen taugen nichts mehr: darüber ist man einmüthig. Aber das liegt nicht an ihnen, sondern an uns. Nachdem uns alle Instinkte abhanden gekommen sind, aus denen Institutionen wachsen, kommen uns Institutionen überhaupt abhanden, weil wir nicht mehr zu ihnen taugen. Demokratismus war jeder Zeit die Niedergangs-Form der organisirenden Kraft: ich habe schon in „Menschliches, Allzumenschliches“ I, 318 die moderne Demokratie sammt ihren Halbheiten, wie „deutsches Reich“, als Verfallsform des Staats gekennzeichnet. Damit es Institutionen giebt, muss es eine Art Wille, Instinkt, Imperativ geben, antiliberal bis zur Bosheit: den Willen zur Tradition, zur Autorität, zur Verantwortlichkeit auf Jahrhunderte hinaus, zur Solidarität von Geschlechter-Ketten vorwärts und rückwärts in infinitum. Ist dieser Wille da, so gründet sich Etwas wie das imperium Romanum: oder wie Russland, die einzige Macht, die heute Dauer im Leibe hat, die warten kann, die Etwas noch versprechen kann, — Russland der Gegensatz-Begriff zu der erbärmlichen europäischen Kleinstaaterei und Nervosität, die mit der Gründung des deutschen Reichs in einen kritischen Zustand eingetreten ist… Der ganze Westen hat jene Instinkte nicht mehr, aus denen Institutionen wachsen, aus denen Zukunft wächst: seinem „modernen Geiste“ geht vielleicht Nichts so sehr wider den Strich. Man lebt für heute, man lebt sehr geschwind, — man lebt sehr unverantwortlich: dies gerade nennt man „Freiheit“. Was aus Institutionen Institutionen macht, wird verachtet, gehasst, abgelehnt: man glaubt sich in der Gefahr einer neuen Sklaverei, wo das Wort „Autorität“ auch nur laut wird. So weit geht die décadence im Werth-Instinkte unsrer Politiker, unsrer politischen Parteien: sie ziehn instinktiv vor, was auflöst, was das Ende beschleunigt… Zeugniss die moderne Ehe. Aus der modernen Ehe ist ersichtlich alle Vernunft abhanden gekommen: das giebt aber keinen Einwand gegen die Ehe ab, sondern gegen die Modernität. Die Vernunft der Ehe — sie lag in der juristischen Alleinverantwortlichkeit des Mannes: damit hatte die Ehe Schwergewicht, während sie heute auf beiden Beinen hinkt. Die Vernunft der Ehe — sie lag in ihrer principiellen Unlösbarkeit: damit bekam sie einen Accent, der, dem Zufall von Gefühl, Leidenschaft und Augenblick gegenüber, sich Gehör zu schaffen wusste. Sie lag insgleichen in der Verantwortlichkeit der Familien für die Auswahl der Gatten. Man hat mit der wachsenden Indulgenz zu Gunsten der Liebes-

Heirath geradezu die Grundlage der Ehe, Das, was erst aus ihr eine Institution macht, eliminirt. Man gründet eine Institution nie und nimmermehr auf eine Idiosynkrasie, man gründet die Ehe nicht, wie gesagt, auf die „Liebe“, — man gründet sie auf den Geschlechtstrieb, auf den Eigenthumstrieb (Weib und Kind als Eigenthum), auf den Herrschafts-Trieb, der sich beständig das kleinste Gebilde der Herrschaft, die Familie, organisirt, der Kinder und Erben braucht, um ein erreichtes Maass von Macht, Einfluss, Reichthum auch physiologisch festzuhalten, um lange Aufgaben, um Instinkt-Solidarität zwischen Jahrhunderten vorzubereiten. Die Ehe als Institution begreift bereits die Bejahung der grössten, der dauerhaftesten Organisationsform in sich: wenn die Gesellschaft selbst nicht als Ganzes für sich gutsagen kann bis in die fernsten Geschlechter hinaus, so hat die Ehe überhaupt keinen Sinn. — Die moderne Ehe verlor ihren Sinn, — folglich schafft man sie ab. —

[«]

40.

Die Arbeiter-Frage. — Die Dummheit, im Grunde die Instinkt-Entartung, welche heute die Ursache aller Dummheiten ist, liegt darin, dass es eine Arbeiter-Frage giebt. Über gewisse Dinge fragt man nicht: erster Imperativ des Instinktes. — Ich sehe durchaus nicht ab, was man mit dem europäischen Arbeiter machen will, nachdem man erst eine Frage aus ihm gemacht hat. Er befindet sich viel zu gut, um nicht Schritt für Schritt mehr zu fragen, unbescheidner zu fragen. Er hat zuletzt die grosse Zahl für sich. Die Hoffnung ist vollkommen vorüber, dass hier sich eine bescheidene und selbstgenügsame Art Mensch, ein Typus Chinese zum Stande herausbilde: und dies hätte Vernunft gehabt, dies wäre geradezu eine Nothwendigkeit gewesen. Was hat man gethan? — Alles, um auch die Voraussetzung dazu im Keime zu vernichten, — man hat die Instinkte, vermöge deren ein Arbeiter als Stand möglich, sich selber möglich wird, durch die unverantwortlichste Gedankenlosigkeit in Grund und Boden zerstört. Man hat den Arbeiter militärtüchtig gemacht, man hat ihm das Coalitions-Recht, das politische Stimmrecht gegeben: was Wunder, wenn der Arbeiter seine Existenz heute bereits als Nothstand (moralisch ausgedrückt als Unrecht —) empfindet? Aber was will man? nochmals gefragt. Will man einen Zweck, muss man auch die Mittel wollen: will man Sklaven, so ist man ein Narr, wenn man sie zu Herrn erzieht. —

[«]

41.

„Freiheit, die ich nicht meine…“ — In solchen Zeiten, wie heute, seinen Instinkten überlassen sein, ist ein Verhängniss mehr. Diese Instinkte widersprechen, stören sich, zerstören sich unter einander; ich definirte das Moderne bereits als den physiologischen Selbst-Widerspruch. Die Vernunft der Erziehung würde wollen, dass unter einem eisernen Drucke wenigstens Eins dieser Instinkt-Systeme paralysirt würde, um einem andren zu erlauben, zu Kräften zu kommen, stark zu werden, Herr zu werden. Heute müsste man das Individuum erst möglich machen, indem man dasselbe beschneidet: möglich, das heisst ganz… Das Umgekehrte geschieht: der Anspruch auf Unabhängigkeit, auf freie Entwicklung, auf laisser aller wird gerade von Denen am hitzigsten gemacht, für die kein Zügel zu streng wäre — dies gilt in politicis, dies gilt in der Kunst. Aber das ist ein Symptom der décadence: unser moderner Begriff „Freiheit“ ist ein Beweis von Instinkt-Entartung mehr. —

[«]

42.

Wo Glaube noth thut. — Nichts ist seltner unter Moralisten und Heiligen als Rechtschaffenheit; vielleicht sagen sie das Gegentheil, vielleicht glauben sie es selbst. Wenn nämlich ein Glaube nützlicher, wirkungsvoller, überzeugender ist, als die bewusste Heuchelei, so wird, aus Instinkt, die Heuchelei alsbald zur Unschuld: erster Satz zum Verständniss grosser Heiliger. Auch bei den Philosophen, einer andren Art von Heiligen, bringt es das ganze Handwerk mit sich, dass sie nur gewisse Wahrheiten zulassen: nämlich solche, auf die hin ihr Handwerk die öffentliche Sanktion hat, — Kantisch geredet, Wahrheiten der praktischen Vernunft. Sie wissen, was sie beweisen müssen, darin sind sie praktisch, — sie erkennen sich unter einander daran, dass sie über

„die Wahrheiten“ übereinstimmen. — „Du sollst nicht lügen“ — auf deutsch: hüten Sie sich, mein Herr Philosoph, die Wahrheit zu sagen…

[«]

43.

Den Conservativen in’s Ohr gesagt. — Was man früher nicht wusste, was man heute weiss, wissen könnte —, eine Rückbildung, eine Umkehr in irgend welchem Sinn und Grade ist gar nicht möglich. Wir Physiologen wenigstens wissen das. Aber alle Priester und Moralisten haben daran geglaubt, — sie wollten die Menschheit auf ein früheres Maass von Tugend zurückbringen, zurückschrauben. Moral war immer ein Prokrustes-Bett. Selbst die Politiker haben es darin den Tugendpredigern nachgemacht: es giebt auch heute noch Parteien, die als Ziel den Krebsgang aller Dinge träumen. Aber es steht Niemandem frei, Krebs zu sein. Es hilft nichts: man muss vorwärts, will sagen Schritt für Schritt weiter in der décadence (— dies meine Definition des modernen „Fortschritts“…). Man kann diese Entwicklung hemmen und, durch Hemmung, die Entartung selber stauen, aufsammeln, vehementer und plötzlicher machen: mehr kann man nicht. —

[«]

44.

Mein Begriff vom Genie. — Grosse Männer sind wie grosse Zeiten Explosiv-Stoffe, in denen eine ungeheure Kraft aufgehäuft ist; ihre Voraussetzung ist immer, historisch und physiologisch, dass lange auf sie hin gesammelt, gehäuft, gespart und bewahrt worden ist, — dass lange keine Explosion stattfand. Ist die Spannung in der Masse zu gross geworden, so genügt der zufälligste Reiz, das „Genie“, die „That“, das grosse Schicksal in die Welt zu rufen. Was liegt dann an Umgebung, an Zeitalter, an „Zeitgeist“, an „öffentlicher Meinung“! — Man nehme den Fall Napoleon’s. Das Frankreich der Revolution, und noch mehr das der Vor-Revolution, würde aus sich den entgegengesetzten Typus, als der Napoleon’s ist, hervorgebracht haben: es hat ihn auch hervorgebracht. Und weil Napoleon anders war, Erbe einer stärkeren, längeren, älteren Civilisation als die, welche in Frankreich in Dampf und Stücke gieng, wurde er hier Herr, war er allein hier Herr. Die grossen Menschen sind nothwendig, die Zeit, in der sie erscheinen, ist zufällig; dass sie fast immer über dieselbe Herr werden, liegt nur darin, dass sie stärker, dass sie älter sind, dass länger auf sie hin gesammelt worden ist. Zwischen einem Genie und seiner Zeit besteht ein Verhältniss, wie zwischen stark und schwach, auch wie zwischen alt und jung: die Zeit ist relativ immer viel jünger, dünner, unmündiger, unsicherer, kindischer. — Dass man hierüber in Frankreich heute sehr anders denkt (in Deutschland auch: aber daran liegt nichts), dass dort die Theorie vom milieu, eine wahre Neurotiker-Theorie, sakrosankt und beinahe wissenschaftlich geworden ist und bis unter die Physiologen Glauben findet, das „riecht nicht gut“, das macht Einem traurige Gedanken. — Man versteht es auch in England nicht anders, doch darüber wird sich kein Mensch betrüben. Dem Engländer stehen nur zwei Wege offen, sich mit dem Genie und „grossen Manne“ abzufinden: entweder demokratisch in der Art Buckle’s oder religiös in der Art Carlyle’s. — Die Gefahr, die in grossen Menschen und Zeiten liegt, ist ausserordentlich; die Erschöpfung jeder Art, die Sterilität folgt ihnen auf dem Fusse. Der grosse Mensch ist ein Ende; die grosse Zeit, die Renaissance zum Beispiel, ist ein Ende. Das Genie — in Werk, in That — ist nothwendig ein Verschwender: dass es sich ausgiebt, ist seine Grösse… Der Instinkt der Selbsterhaltung ist gleichsam ausgehängt; der übergewaltige Druck der ausströmenden Kräfte verbietet ihm jede solche Obhut und Vorsicht. Man nennt das „Aufopferung“; man rühmt seinen „Heroismus“ darin, seine Gleichgültigkeit gegen das eigne Wohl, seine Hingebung für eine Idee, eine grosse Sache, ein Vaterland: Alles Missverständnisse… Er strömt aus, er strömt über, er verbraucht sich, er schont sich nicht, — mit Fatalität, verhängnissvoll, unfreiwillig, wie das Ausbrechen eines Flusses über seine Ufer unfreiwillig ist. Aber weil man solchen Explosiven viel verdankt, hat man ihnen auch viel dagegen geschenkt, zum Beispiel eine Art höherer Moral… Das ist ja die Art der menschlichen Dankbarkeit: sie missversteht ihre Wohlthäter. —

[«]

45.

Der Verbrecher und was ihm verwandt ist. — Der Verbrecher-Typus, das ist der Typus des starken Menschen unter ungünstigen Bedingungen, ein krank gemachter starker Mensch. Ihm fehlt die Wildniss, eine gewisse freiere und gefährlichere Natur und Daseinsform, in der Alles, was Waffe und Wehr im Instinkt des starken Menschen ist, *zu Recht besteht*. Seine *Tugenden* sind von der Gesellschaft in Bann gethan; seine lebhaftesten Triebe, die er mitgebracht hat, verwachsen alsbald mit den niederdrückenden Affekten, mit dem Verdacht, der Furcht, der Unehre. Aber dies ist beinahe das *Recept* zur physiologischen Entartung. Wer Das, was er am besten kann, am liebsten thäte, heimlich thun muss, mit langer Spannung, Vorsicht, Schlauheit, wird anämisch; und weil er immer nur Gefahr, Verfolgung, Verhängniss von seinen Instinkten her erntet, verkehrt sich auch sein Gefühl gegen diese Instinkte — er fühlt sie fatalistisch. Die Gesellschaft ist es, unsre zahme, mittelmässige, verschnittene Gesellschaft, in der ein naturwüchsiger Mensch, der vom Gebirge her oder aus den Abenteuern des Meeres kommt, nothwendig zum Verbrecher entartet. Oder beinahe nothwendig: denn es giebt Fälle, wo ein solcher Mensch sich stärker erweist als die Gesellschaft: der Corse Napoleon ist der berühmteste Fall. Für das Problem, das hier vorliegt, ist das Zeugniss Dostoiewsky's von Belang — Dostoiewsky's, des einzigen Psychologen, anbei gesagt, von dem ich Etwas zu lernen hatte: er gehört zu den schönsten Glücksfällen meines Lebens, mehr selbst noch als die Entdeckung Stendhal's. Dieser *tiefe* Mensch, der zehn Mal Recht hatte, die oberflächlichen Deutschen gering zu schätzen, hat die sibirischen Zuchthäusler, in deren Mitte er lange lebte, lauter schwere Verbrecher, für die es keinen Rückweg zur Gesellschaft mehr gab, sehr anders empfunden als er selbst erwartete — ungefähr als aus dem besten, härtesten und werthvollsten Holze geschnitzt, das auf russischer Erde überhaupt wächst. Verallgemeinern wir den Fall des Verbrechers: denken wir uns Naturen, denen, aus irgend einem Grunde, die öffentliche Zustimmmung fehlt, die wissen, dass sie nicht als wohlthätig, als nützlich empfunden werden, — jenes Tschandala-Gefühl, dass man nicht als gleich gilt, sondern als ausgestossen, unwürdig, verunreinigend. Alle solche Naturen haben die Farbe des Unterirdischen auf Gedanken und Handlungen; an ihnen wird Jegliches bleicher als an Solchen, auf deren Dasein das Tageslicht ruht. Aber fast alle Existenzformen, die wir heute auszeichnen, haben ehemals unter dieser halben Grabesluft gelebt: der wissenschaftliche Charakter, der Artist, das Genie, der freie Geist, der Schauspieler, der Kaufmann, der grosse Entdecker… So lange der *Priester* als oberster Typus galt, war *jede* werthvolle Art Mensch entwerthet… Die Zeit kommt — ich verspreche das — wo er als der niedrigste gelten wird, als unser Tschandala, als die verlogenste, als die unanständigste Art Mensch… Ich richte die Aufmerksamkeit darauf, wie noch jetzt, unter dem mildesten Regiment der Sitte, das je auf Erden, zum Mindesten in Europa, geherrscht hat, jede Abseitigkeit, jedes lange, allzulange Unterhalb, jede ungewöhnliche, undurchsichtige Daseinsform jenem Typus nahe bringt, den der Verbrecher vollendet. Alle Neuerer des Geistes haben eine Zeit das fahle und fatalistische Zeichen des Tschandala auf der Stirn: nicht, weil sie so empfunden würden, sondern weil sie selbst die furchtbare Kluft fühlen, die sie von allem Herkömmlichen und in Ehren Stehenden trennt. Fast jedes Genie kennt als eine seiner Entwicklungen die „catilinarische Existenz“, ein Hass-, Rache- und Aufstands-Gefühl gegen Alles, was schon ist, was nicht mehr wird… Catilina — die Präexistenz-Form jedes Caesar. —

[«]

46.

Hier ist die Aussicht frei. — Es kann Höhe der Seele sein, wenn ein Philosoph schweigt; es kann Liebe sein, wenn er sich widerspricht; es ist eine Höflichkeit des Erkennenden möglich, welche lügt. Man hat nicht ohne Feinheit gesagt: il est indigne des grands coeurs de répandre le trouble, qu’ils ressentent: nur muss man hinzufügen, dass vor dem Unwürdigsten sich nicht zu fürchten ebenfalls Grösse der Seele sein kann. Ein Weib, das liebt, opfert seine Ehre; ein Erkennender, welcher „liebt“, opfert vielleicht seine Menschlichkeit; ein Gott, welcher liebte, ward Jude…

[«]

47.

Die Schönheit kein Zufall. — Auch die Schönheit einer Rasse oder Familie, ihre Anmuth und Güte in allen Gebärden wird erarbeitet: sie ist, gleich dem Genie, das Schlussergebniss der accumulirten Arbeit von Geschlechtern. Man muss dem guten Geschmacke grosse Opfer gebracht haben, man muss um seinetwillen Vieles gethan, Vieles gelassen haben — das siebzehnte Jahrhundert Frankreichs ist bewunderungswürdig in Beidem —, man muss in ihm ein Princip der Wahl, für Gesellschaft, Ort, Kleidung, Geschlechtsbefriedigung gehabt haben, man muss Schönheit dem Vortheil, der Gewohnheit, der Meinung, der Trägheit vorgezogen haben. Oberste Richtschnur: man muss sich auch vor sich selber nicht „gehen lassen“. — Die guten Dinge sind über die Maassen kostspielig: und immer gilt das Gesetz, dass wer sie hat, ein Andrer ist, als wer sie erwirbt. Alles Gute ist Erbschaft: was nicht ererbt ist, ist unvollkommen, ist Anfang… In Athen waren zur Zeit Cicero’s, der darüber seine Überraschung ausdrückt, die Männer und Jünglinge bei weitem den Frauen an Schönheit überlegen: aber welche Arbeit und Anstrengung im Dienste der Schönheit hatte daselbst das männliche Geschlecht seit Jahrhunderten von sich verlangt! — Man soll sich nämlich über die Methodik hier nicht vergreifen: eine blosse Zucht von Gefühlen und Gedanken ist beinahe Null (— hier liegt das grosse Missverständniss der deutschen Bildung, die ganz illusorisch ist): man muss den Leib zuerst überreden. Die strenge Aufrechterhaltung bedeutender und gewählter Gebärden, eine Verbindlichkeit, nur mit Menschen zu leben, die sich nicht „gehen lassen“, genügt vollkommen, um bedeutend und gewählt zu werden: in zwei, drei Geschlechtern ist bereits Alles verinnerlicht. Es ist entscheidend über das Loos von Volk und Menschheit, dass man die Cultur an der rechten Stelle beginnt — nicht an der „Seele“ (wie es der verhängnissvolle Aberglaube der Priester und Halb-Priester war): die rechte Stelle ist der Leib, die Gebärde, die Diät, die Physiologie, der Rest folgt daraus… Die Griechen bleiben deshalb das erste Cultur-Ereigniss der Geschichte — sie wussten, sie thaten, was Noth that; das Christenthum, das den Leib verachtete, war bisher das grösste Unglück der Menschheit. —

[«]

48.

Fortschritt in meinem Sinne. — Auch ich rede von „Rückkehr zur Natur“, obwohl es eigentlich nicht ein Zurückgehn, sondern ein Hinaufkommen ist — hinauf in die hohe, freie, selbst furchtbare Natur und Natürlichkeit, eine solche, die mit grossen Aufgaben spielt, spielen darf… Um es im Gleichniss zu sagen: Napoleon war ein Stück „Rückkehr zur Natur“, so wie ich sie verstehe (zum Beispiel in rebus tacticis, noch mehr, wie die Militärs wissen, im Strategischen). — Aber Rousseau — wohin wollte der eigentlich zurück? Rousseau, dieser erste moderne Mensch, Idealist und canaille in Einer Person; der die moralische „Würde“ nöthig hatte, um seinen eignen Aspekt auszuhalten; krank vor zügelloser Eitelkeit und zügelloser Selbstverachtung. Auch diese Missgeburt, welche sich an die Schwelle der neuen Zeit gelagert hat, wollte „Rückkehr zur Natur“ — wohin, nochmals gefragt, wollte Rousseau zurück? — Ich hasse Rousseau noch in der Revolution: sie ist der welthistorische Ausdruck für diese Doppelheit von Idealist und canaille. Die blutige farce, mit der sich diese Revolution abspielte, ihre „Immoralität“, geht mich wenig an: was ich hasse, ist ihre Rousseau’sche Moralität — die sogenannten „Wahrheiten“ der Revolution, mit denen sie immer noch wirkt und alles Flache und Mittelmässige zu sich überredet. Die Lehre von der Gleichheit!… Aber es giebt gar kein giftigeres Gift: denn sie scheint von der Gerechtigkeit selbst gepredigt, während sie das Ende der Gerechtigkeit ist… „Den Gleichen Gleiches, den Ungleichen Ungleiches — das wäre die wahre Rede der Gerechtigkeit: und, was daraus folgt, Ungleiches niemals gleich machen.“ — Dass es um jene Lehre von der Gleichheit herum so schauerlich und blutig zugieng, hat dieser „modernen Idee“ par excellence eine Art Glorie und Feuerschein gegeben, so dass die Revolution als Schauspiel auch die edelsten Geister verführt hat. Das ist zuletzt kein Grund, sie mehr zu achten. — Ich sehe nur Einen, der sie empfand, wie sie empfunden werden muss, mit Ekel — Goethe…

[«]

49.

Goethe — kein deutsches Ereigniss, sondern ein europäisches: ein grossartiger Versuch, das achtzehnte Jahrhundert zu überwinden durch eine Rückkehr zur Natur, durch ein Hinaufkommen zur Natürlichkeit der Renaissance, eine Art Selbstüberwindung von Seiten dieses Jahrhunderts. — Er trug dessen stärkste Instinkte in sich: die Gefühlsamkeit, die Natur-Idolatrie, das Antihistorische, das Idealistische, das Unreale und Revolutionäre (— letzteres ist nur eine Form des Unrealen). Er nahm die Historie, die Naturwissenschaft, die Antike, insgleichen Spinoza zu Hülfe, vor Allem die praktische Thätigkeit; er umstellte sich mit lauter geschlossenen Horizonten; er löste sich nicht vom Leben ab, er stellte sich hinein; er war nicht verzagt und nahm so viel als möglich auf sich, über sich, in sich. Was er wollte, das war Totalität; er bekämpfte das Auseinander von Vernunft, Sinnlichkeit, Gefühl, Wille (— in abschreckendster Scholastik durch Kant gepredigt, den Antipoden Goethe’s), er disciplinirte sich zur Ganzheit, er schuf sich… Goethe war, inmitten eines unreal gesinnten Zeitalters, ein überzeugter Realist: er sagte Ja zu Allem, was ihm hierin verwandt war, — er hatte kein grösseres Erlebniss als jenes ens realissimum, genannt Napoleon. Goethe concipirte einen starken, hochgebildeten, in allen Leiblichkeiten geschickten, sich selbst im Zaume habenden, vor sich selber ehrfürchtigen Menschen, der sich den ganzen Umfang und Reichthum der Natürlichkeit zu gönnen wagen darf, der stark genug zu dieser Freiheit ist; den Menschen der Toleranz, nicht aus Schwäche, sondern aus Stärke, weil er Das, woran die durchschnittliche Natur zu Grunde gehn würde, noch zu seinem Vortheile zu brauchen weiss; den Menschen, für den es nichts Verbotenes mehr giebt, es sei denn die Schwäche, heisse sie nun Laster oder Tugend… Ein solcher freigewordner Geist steht mit einem freudigen und vertrauenden Fatalismus mitten im All, im Glauben, dass nur das Einzelne verwerflich ist, dass im Ganzen sich Alles erlöst und bejaht — er verneint nicht mehr… Aber ein solcher Glaube ist der höchste aller möglichen Glauben: ich habe ihn auf den Namen des Dionysos getauft. —

[«]

50.

Man könnte sagen, dass in gewissem Sinne das neunzehnte Jahrhundert Das alles auch erstrebt hat, was Goethe als Person erstrebte: eine Universalität im Verstehn, im Gutheissen, ein An-sich-heran-kommen-lassen von Jedwedem, einen verwegnen Realismus, eine Ehrfurcht vor allem Thatsächlichen. Wie kommt es, dass das Gesammt-Ergebniss kein Goethe, sondern ein Chaos ist, ein nihilistisches Seufzen, ein Nicht-wissen-wo-aus-noch-ein, ein Instinkt von Ermüdung, der in praxi fortwährend dazu treibt, zum achtzehnten Jahrhundert zurückzugreifen? (— zum Beispiel als Gefühls-Romantik, als Altruismus und Hyper-Sentimentalität, als Femininismus im Geschmack, als Socialismus in der Politik.) Ist nicht das neunzehnte Jahrhundert, zumal in seinem Ausgange, bloss ein verstärktes verrohtes achtzehntes Jahrhundert, das heisst ein décadence-Jahrhundert? So dass Goethe nicht bloss für Deutschland, sondern für ganz Europa bloss ein Zwischenfall, ein schönes Umsonst gewesen wäre? — Aber man missversteht grosse Menschen, wenn man sie aus der armseligen Perspektive eines öffentlichen Nutzens ansieht. Dass man keinen Nutzen aus ihnen zu ziehn weiss, das gehört selbst vielleicht zur Grösse…

[«]

51.

Goethe ist der letzte Deutsche, vor dem ich Ehrfurcht habe: er hätte drei Dinge empfunden, die ich empfinde, — auch verstehen wir uns über das „Kreuz“… Man fragt mich öfter, wozu ich eigentlich deutsch schriebe: nirgendswo würde ich schlechter gelesen, als im Vaterlande. Aber wer weiss zuletzt, ob ich auch nur wünsche, heute gelesen zu werden? — Dinge schaffen, an denen umsonst die Zeit ihre Zähne versucht; der Form nach, der Substanz nach um eine kleine Unsterblichkeit bemüht sein — ich war noch nie bescheiden genug, weniger von mir zu verlangen. Der Aphorismus, die Sentenz, in denen ich als der Erste unter Deutschen Meister bin, sind die Formen der „Ewigkeit“; mein Ehrgeiz ist, in zehn Sätzen zu sagen, was jeder Andre in einem Buche sagt, — was jeder Andre in einem Buche nicht sagt…

Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra: ich gebe ihr über kurzem das unabhängigste. —

[«]

Was ich den Alten verdanke.

1.

Zum Schluss ein Wort über jene Welt, zu der ich Zugänge gesucht, zu der ich vielleicht einen neuen Zugang gefunden habe — die alte Welt. Mein Geschmack, der der Gegensatz eines duldsamen Geschmacks sein mag, ist auch hier fern davon, in Bausch und Bogen Ja zu sagen: er sagt überhaupt nicht gern Ja, lieber noch Nein, am allerliebsten gar nichts… Das gilt von ganzen Culturen, das gilt von Büchern, — es gilt auch von Orten und Landschaften. Im Grunde ist es eine ganz kleine Anzahl antiker Bücher, die in meinem Leben mitzählen; die berühmtesten sind nicht darunter. Mein Sinn für Stil, für das Epigramm als Stil erwachte fast augenblicklich bei der Berührung mit Sallust. Ich habe das Erstaunen meines verehrten Lehrers Corssen nicht vergessen, als er seinem schlechtesten Lateiner die allererste Censur geben musste —, ich war mit Einem Schlage fertig. Gedrängt, streng, mit so viel Substanz als möglich auf dem Grunde, eine kalte Bosheit gegen das „schöne Wort“, auch das „schöne Gefühl“ — daran errieth ich mich. Man wird, bis in meinen Zarathustra hinein, eine sehr ernsthafte Ambition nach römischem Stil, nach dem „aere perennius“ im Stil bei mir wiedererkennen. — Nicht anders ergieng es mir bei der ersten Berührung mit Horaz. Bis heute habe ich an keinem Dichter dasselbe artistische Entzücken gehabt, das mir von Anfang an eine Horazische Ode gab. In gewissen Sprachen ist Das, was hier erreicht ist, nicht einmal zu wollen. Dies Mosaik von Worten, wo jedes Wort als Klang, als Ort, als Begriff, nach rechts und links und über das Ganze hin seine Kraft ausströmt, dies minimum in Umfang und Zahl der Zeichen, dies damit erzielte maximum in der Energie der Zeichen — das Alles ist römisch und, wenn man mir glauben will, vornehm par excellence. Der ganze Rest von Poesie wird dagegen etwas zu Populäres, — eine blosse Gefühls-Geschwätzigkeit…

[«]

2.

Den Griechen verdanke ich durchaus keine verwandt starken Eindrücke; und, um es geradezu herauszusagen, sie *können* uns nicht sein, was die Römer sind. Man *lernt* nicht von den Griechen — ihre Art ist zu fremd, sie ist auch zu flüssig, um imperativisch, um „klassisch“ zu wirken. Wer hätte je an einem Griechen schreiben gelernt! Wer hätte es je *ohne* die Römer gelernt!… Man wende mir ja nicht Plato ein. Im Verhältniss zu Plato bin ich ein gründlicher Skeptiker und war stets ausser Stande, in die Bewunderung des *Artisten* Plato, die unter Gelehrten herkömmlich ist, einzustimmen. Zuletzt habe ich hier die raffinirtesten Geschmacksrichter unter den Alten selbst auf meiner Seite. Plato wirft, wie mir scheint, alle Formen des Stils durcheinander, er ist damit ein *erster* décadent des Stils: er hat etwas Ähnliches auf dem Gewissen, wie die Cyniker, die die satura Menippea erfanden. Dass der Platonische Dialog, diese entsetzlich selbstgefällige und kindliche Art Dialektik, als Reiz wirken könne, dazu muss man nie gute Franzosen gelesen haben, — Fontenelle zum Beispiel. Plato ist langweilig. — Zuletzt geht mein Misstrauen bei Plato in die Tiefe: ich finde ihn so abgeirrt von allen Grundinstinkten der Hellenen, so vermoralisirt, so präexistent-christlich — er hat bereits den Begriff „gut“ als obersten Begriff —, dass ich von dem ganzen Phänomen Plato eher das harte Wort „höherer Schwindel“ oder, wenn man’s lieber hört, Idealismus — als irgend ein andres gebrauchen möchte. Man hat theuer dafür bezahlt, dass dieser Athener bei den Ägyptern in die Schule gieng (— oder bei den Juden in Ägypten?…) Im grossen Verhängniss des Christenthums ist Plato jene „Ideal“ genannte Zweideutigkeit und Fascination, die den edleren Naturen des Alterthums es möglich machte, sich selbst misszuverstehn und die *Brücke* zu betreten, die zum „Kreuz“ führte… Und wie viel Plato ist noch im Begriff „Kirche“, in Bau, System, Praxis der Kirche! — Meine Erholung, meine Vorliebe, meine *Kur* von allem Platonismus war zu jeder Zeit *Thukydides*. Thukydides und, vielleicht, der principe Macchiavell’s sind mir selber am meisten verwandt durch den unbedingten Willen, sich Nichts vorzumachen und die Vernunft in der *Realität* zu sehn, — *nicht* in der „Vernunft“, noch weniger in der „Moral“… Von der jämmerlichen Schönfärberei der Griechen in’s Ideal, die der „klassisch gebildete“ Jüngling als Lohn für seine Gymnasial-Dressur in’s Leben davonträgt, kurirt Nichts so gründlich als Thukydides. Man muss ihn Zeile für Zeile umwenden und seine Hintergedanken so deutlich ablesen wie seine Worte: es giebt wenige so hintergedankenreiche Denker. In ihm kommt die *Sophisten-Cultur*, will sagen die Realisten-Cultur, zu ihrem vollendeten Ausdruck: diese unschätzbare Bewegung inmitten des eben allerwärts losbrechenden Moral- und Ideal-Schwindels der sokratischen Schulen. Die griechische Philosophie als die décadence des griechischen Instinkts; Thukydides als die grosse Summe, die letzte Offenbarung jener starken, strengen, harten Thatsächlichkeit, die dem älteren Hellenen im Instinkte lag. Der Muth vor der Realität unterscheidet zuletzt solche Naturen wie Thukydides und Plato: Plato ist ein Feigling vor der Realität, — folglich flüchtet er in's Ideal; Thukydides hat sich in der Gewalt, folglich behält er auch die Dinge in der Gewalt…

[«]

3.

In den Griechen „schöne Seelen“, „goldene Mitten“ und andre Vollkommenheiten auszuwittern, etwa an ihnen die Ruhe in der Grösse, die ideale Gesinnung, die hohe Einfalt bewundern — vor dieser „hohen Einfalt“, einer niaiserie allemande zuguterletzt, war ich durch den Psychologen behütet, den ich in mir trug. Ich sah ihren stärksten Instinkt, den Willen zur Macht, ich sah sie zittern vor der unbändigen Gewalt dieses Triebs, — ich sah alle ihre Institutionen wachsen aus Schutzmaassregeln, um sich vor einander gegen ihren inwendigen Explosivstoff sicher zu stellen. Die ungeheure Spannung im Innern entlud sich dann in furchtbarer und rücksichtsloser Feindschaft nach Aussen: die Stadtgemeinden zerfleischten sich unter einander, damit die Stadtbürger jeder einzelnen vor sich selber Ruhe fänden. Man hatte es nöthig, stark zu sein: die Gefahr war in der Nähe —, sie lauerte überall. Die prachtvoll geschmeidige Leiblichkeit, der verwegene Realismus und Immoralismus, der dem Hellenen eignet, ist eine Noth, nicht eine „Natur“ gewesen. Er folgte erst, er war nicht von Anfang an da. Und mit Festen und Künsten wollte man auch nichts Andres als sich obenauf fühlen, sich obenauf zeigen: es sind Mittel, sich selber zu verherrlichen, unter Umständen vor sich Furcht zu machen… Die Griechen auf deutsche Manier nach ihren Philosophen beurtheilen, etwa die Biedermännerei der sokratischen Schulen zu Aufschlüssen darüber benutzen, was im Grunde hellenisch sei!… Die Philosophen sind ja die décadents des Griechenthums, die Gegenbewegung gegen den alten, den vornehmen Geschmack (— gegen den agonalen Instinkt, gegen die Polis, gegen den Werth der Rasse, gegen die Autorität des Herkommens). Die sokratischen Tugenden wurden gepredigt, weil sie den Griechen abhanden gekommen waren: reizbar, furchtsam, unbeständig, Komödianten allesammt, hatten sie ein paar Gründe zu viel, sich Moral predigen zu lassen. Nicht, dass es Etwas geholfen hätte: aber grosse Worte und Attitüden stehen décadents so gut…

[«]

4.

Ich war der erste, der, zum Verständniss des älteren, des noch reichen und selbst überströmenden hellenischen Instinkts, jenes wundervolle Phänomen ernst nahm, das den Namen des Dionysos trägt: es ist einzig erklärbar aus einem Zuviel von Kraft. Wer den Griechen nachgeht, wie jener tiefste Kenner ihrer Cultur, der heute lebt, wie Jakob Burckhardt in Basel, der wusste sofort, dass damit Etwas gethan sei: Burckhardt fügte seiner „Cultur der Griechen“ einen eignen Abschnitt über das genannte Phänomen ein. Will man den Gegensatz, so sehe man die beinahe erheiternde Instinkt-Armuth der deutschen Philologen, wenn sie in die Nähe des Dionysischen kommen. Der berühmte Lobeck zumal, der mit der ehrwürdigen Sicherheit eines zwischen Büchern ausgetrockneten Wurms in diese Welt geheimnissvoller Zustände hineinkroch und sich überredete, damit wissenschaftlich zu sein, dass er bis zum Ekel leichtfertig und kindisch war, — Lobeck hat mit allem Aufwande von Gelehrsamkeit zu verstehn gegeben, eigentlich habe es mit allen diesen Curiositäten Nichts auf sich. In der That möchten die Priester den Theilhabern an solchen Orgien einiges nicht Werthlose mitgetheilt haben, zum Beispiel, dass der Wein zur Lust anrege, dass der Mensch unter Umständen von Früchten lebe, dass die Pflanzen im Frühjahr aufblühn, im Herbst verwelken. Was jenen so befremdlichen Reichthum an Riten, Symbolen und Mythen orgiastischen Ursprungs angeht, von dem die antike Welt ganz wörtlich überwuchert ist, so findet Lobeck an ihm einen Anlass, noch um einen Grad geistreicher zu werden. „Die Griechen, sagt er Aglaophamus I, 672, hatten sie nichts Anderes zu thun, so lachten, sprangen, rasten sie umher, oder, da der Mensch mitunter auch dazu Lust hat, so sassen sie nieder, weinten und jammerten. Andere kamen dann später hinzu und suchten doch irgend einen Grund für das auffallende Wesen; und so entstanden zur Erklärung jener Gebräuche jene zahllosen Festsagen und Mythen. Auf der andren Seite glaubte man, jenes possirliche Treiben, welches nun einmal an den Festtagen stattfand, gehöre auch nothwendig zur Festfeier, und hielt es als einen unentbehrlichen Theil des Gottesdienstes fest.“ — Das ist verächtliches Geschwätz, man wird einen Lobeck nicht einen Augenblick ernst nehmen. Ganz anders berührt es uns, wenn wir den Begriff „griechisch“ prüfen, den Winckelmann und Goethe sich gebildet haben, und ihn unverträglich mit jenem Elemente finden, aus dem die dionysische Kunst wächst, — mit dem Orgiasmus. Ich zweifle in der That nicht daran, dass Goethe etwas Derartiges grundsätzlich aus den Möglichkeiten der griechischen Seele ausgeschlossen hätte. *Folglich verstand Goethe die Griechen nicht*. Denn erst in den dionysischen Mysterien, in der Psychologie des dionysischen Zustands spricht sich die *Grundthatsache* des hellenischen Instinkts aus — sein „Wille zum Leben“. *Was* verbürgte sich der Hellene mit diesen Mysterien? Das *ewige* Leben, die ewige Wiederkehr des Lebens; die Zukunft in der Vergangenheit verheissen und geweiht; das triumphirende Ja zum Leben über Tod und Wandel hinaus; das *wahre* Leben als das Gesammt-Fortleben durch die Zeugung, durch die Mysterien der Geschlechtlichkeit. Den Griechen war deshalb das *geschlechtliche* Symbol das ehrwürdige Symbol an sich, der eigentliche Tiefsinn innerhalb der ganzen antiken Frömmigkeit. Alles Einzelne im Akte der Zeugung, der Schwangerschaft, der Geburt erweckte die höchsten und feierlichsten Gefühle. In der Mysterienlehre ist der *Schmerz* heilig gesprochen: die „Wehen der Gebärerin“ heiligen den Schmerz überhaupt, — alles Werden und Wachsen, alles Zukunft-Verbürgende *bedingt* den Schmerz… Damit es die ewige Lust des Schaffens giebt, damit der Wille zum Leben sich ewig selbst bejaht, *muss* es auch ewig die „Qual der Gebärerin“ geben… Dies Alles bedeutet das Wort Dionysos: ich kenne keine höhere Symbolik als diese *griechische* Symbolik, die der Dionysien. In ihr ist der tiefste Instinkt des Lebens, der zur Zukunft des Lebens, zur Ewigkeit des Lebens, religiös empfunden, — der Weg selbst zum Leben, die Zeugung, als der *heilige* Weg… Erst das Christenthum, mit seinem Ressentiment *gegen* das Leben auf dem Grunde, hat aus der Geschlechtlichkeit etwas Unreines gemacht: es warf *Koth* auf den Anfang, auf die Voraussetzung unseres Lebens…

[«]

5.

Die Psychologie des Orgiasmus als eines überströmenden Lebens- und Kraftgefühls, innerhalb dessen selbst der Schmerz noch als Stimulans wirkt, gab mir den Schlüssel zum Begriff des *tragischen* Gefühls, das sowohl von Aristoteles als in Sonderheit von unsern Pessimisten missverstanden worden ist. Die Tragödie ist so fern davon, Etwas für den Pessimismus der Hellenen im Sinne Schopenhauer's zu beweisen, dass sie vielmehr als dessen entscheidende Ablehnung und *Gegen-Instanz* zu gelten hat. Das Jasagen zum Leben selbst noch in seinen fremdesten und härtesten Problemen; der Wille zum Leben, im *Opfer* seiner höchsten Typen der eignen Unerschöpflichkeit frohwerdend — *das* nannte ich dionysisch, *das* errieth ich als die Brücke zur Psychologie des *tragischen* Dichters. *Nicht* um von Schrecken und Mitleiden loszukommen, nicht um sich von einem gefährlichen Affekt durch dessen vehemente Entladung zu reinigen — so verstand es Aristoteles —: sondern um, über Schrecken und Mitleid hinaus, die ewige Lust des Werdens *selbst zu sein*, — jene Lust, die auch noch die *Lust am Vernichten* in sich schliesst… Und damit berühre ich wieder die Stelle, von der ich einstmals ausgieng — die „Geburt der Tragödie“ war meine erste Umwerthung aller Werthe: damit stelle ich mich wieder auf den Boden zurück, aus dem mein Wollen, mein *Können* wächst — ich, der letzte Jünger des Philosophen Dionysos, — ich, der Lehrer der ewigen Wiederkunft…

[«]

Der Hammer redet.

Also sprach Zarathustra. 3,90.

„Warum so hart! — sprach zum Diamanten einst die Küchen-Kohle: sind wir denn nicht Nah-Verwandte?“

Warum so weich? Oh meine Brüder, also frage ich euch: seid ihr denn nicht — meine Brüder?

Warum so weich, so weichend und nachgebend? Warum ist so viel Leugnung, Verleugnung in eurem Herzen? so wenig Schicksal in eurem Blicke?

Und wollt ihr nicht Schicksale sein und Unerbittliche: wie könntet ihr einst mit mir — siegen?

Und wenn eure Härte nicht blitzen und schneiden und zerschneiden will: wie könntet ihr einst mit mir — schaffen?

Alle Schaffenden nämlich sind hart. Und Seligkeit muss es euch dünken, eure Hand auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs, —

— Seligkeit, auf dem Willen von Jahrtausenden zu schreiben wie auf Erz, — härter als Erz, edler als Erz. Ganz hart allein ist das Edelste.

Diese neue Tafel, oh meine Brüder, stelle ich über euch: werdet hart! — —

[«]

Nietzsche contra Wagner.

Aktenstücke eines Psychologen.

Von
Friedrich Nietzsche.

Leipzig.
Verlag von C. G. Neumann.
1889.

NIETZSCHE CONTRA WAGNER

[«]

Vorwort.
Wo ich bewundere.
Wo ich Einwände mache.
Intermezzo.
Wagner als Gefahr.
Eine Musik ohne Zukunft.
Wir Antipoden.
Wohin Wagner gehört.
Wagner als Apostel der Keuschheit.
Wie ich von Wagner loskam.
Der Psycholog nimmt das Wort.
Epilog.
Von der Armuth des Reichsten.

Vorwort.

Die folgenden Capitel sind sämmtlich aus meinen älteren Schriften nicht ohne Vorsicht ausgewählt — einige gehn bis auf 1877 zurück —, verdeutlicht vielleicht hier und da, vor Allem verkürzt. Sie werden, hinter einander gelesen, weder über Richard Wagner, noch über mich einen Zweifel lassen: wir sind Antipoden. Man wird auch noch Andres dabei begreifen: zum Beispiel, dass dies ein Essai für Psychologen ist, aber nicht für Deutsche… Ich habe meine Leser überall, in Wien, in St. Petersburg, in Kopenhagen und Stockholm, in Paris, in New-York — ich habe sie nicht in Europa's Flachland Deutschland… Und ich hätte vielleicht auch den Herrn Italiänern ein Wort ins Ohr zu sagen, die ich liebe, ebensosehr als ich… Quousque tandem, Crispi… Triple alliance: mit dem „Reich“ macht ein intelligentes Volk immer nur eine mésalliance…

Friedrich Nietzsche.
Turin, Weihnachten 1888.

[«]

Wo ich bewundere.

Ich glaube, dass die Künstler oft nicht wissen, was sie am besten können: sie sind zu eitel dazu. Ihr Sinn ist auf etwas Stolzeres gerichtet, als diese kleinen Pflanzen zu sein scheinen, welche neu, seltsam und schön, in wirklicher Vollkommenheit auf ihrem Boden zu wachsen wissen. Das letzthin Gute ihres eignen Gartens und Weinbergs wird von ihnen obenhin abgeschätzt, und ihre Liebe und ihre Einsicht sind nicht gleichen Ranges. Da ist ein Musiker, der mehr als irgend ein Musiker seine Meisterschaft darin hat, die Töne aus dem Reich leidender, gedrückter, gemarterter Seelen zu finden und auch noch dem stummen Elend Sprache zu geben. Niemand kommt ihm gleich in den Farben des späten Herbstes, dem unbeschreiblich rührenden Glück eines letzten, allerletzten, allerkürzesten Geniessens, er kennt einen Klang für jene heimlich-unheimlichen Mitternächte der Seele, wo Ursache und Wirkung aus den Fugen gekommen zu sein scheinen und jeden Augenblick Etwas „aus dem Nichts“ entstehen kann. Er schöpft am glücklichsten von Allen aus dem untersten Grunde des menschlichen Glücks und gleichsam aus dessen ausgetrunkenem Becher, wo die herbsten und widrigsten Tropfen zu guter- und böserletzt mit den süssesten zusammengelaufen sind. Er kennt jenes müde Sichschieben der Seele, die nicht mehr springen und fliegen, ja nicht mehr gehen kann; er hat den scheuen Blick des verhehlten Schmerzes, des Verstehens ohne Trost, des Abschiednehmens ohne Geständniss; ja als Orpheus alles heimlichen Elends ist er grösser als irgend Einer, und Manches ist durch ihn überhaupt erst der Kunst hinzugefügt worden, was bisher unausdrücklich und selbst der Kunst unwürdig erschien — die cynischen Revolten zum Beispiel, deren nur der Leidendste fähig ist, insgleichen manches ganz Kleine und Mikroskopische der Seele, gleichsam die Schuppen ihrer amphibischen Natur —, ja er ist der Meister des ganz Kleinen. Aber er will es nicht sein! Sein Charakter liebt vielmehr die grossen Wände und die verwegene Wandmalerei!… Es entgeht ihm, dass sein Geist einen andren Geschmack und Hang — eine entgegengesetzte Optik — hat und am liebsten still in den Winkeln zusammengestürzter Häuser sitzt: da, verborgen, sich selber verborgen, malt er seine eigentlichen Meisterstücke, welche alle sehr kurz sind, oft nur Einen Takt lang, — da erst wird er ganz gut, gross und vollkommen, da vielleicht allein. — Wagner ist Einer, der tief gelitten hat — sein Vorrang vor den übrigen Musikern. — Ich bewundere Wagner in Allem, worin er sich in Musik setzt. —

[«]

Wo ich Einwände mache.

Damit ist nicht gesagt, dass ich diese Musik für gesund halte, am wenigsten gerade da, wo sie von Wagner redet. Meine Einwände gegen die Musik Wagner's sind physiologische Einwände: wozu dieselben erst noch unter ästhetische Formeln verkleiden? Ästhetik ist ja nichts als eine angewandte Physiologie. — Meine „Thatsache", mein „petit fait vrai" ist, dass ich nicht mehr leicht athme, wenn diese Musik erst auf mich wirkt; dass alsbald mein *Fuss* gegen sie böse wird und revoltirt: er hat das Bedürfniss nach Takt, Tanz, Marsch — nach Wagner's Kaisermarsch kann nicht einmal der junge deutsche Kaiser marschiren —, er verlangt von der Musik vorerst die Entzückungen, welche in *gutem* Gehn, Schreiten, Tanzen liegen. Protestirt aber nicht auch mein Magen? mein Herz? mein Blutlauf? betrübt sich nicht mein Eingeweide? Werde ich nicht unversehens heiser dabei… Um Wagner zu hören, brauche ich Pastilles Gérandel… und so frage ich mich: was *will* eigentlich mein ganzer Leib von der Musik überhaupt? *Denn* es giebt keine Seele… Ich glaube, seine *Erleichterung*: wie als ob alle animalischen Funktionen durch leichte, kühne, ausgelassne, selbstgewisse Rhythmen beschleunigt werden sollten; wie als ob das eherne, das bleierne Leben durch goldene zärtliche ölgleiche Melodien seine Schwere verlieren sollte. Meine Schwermuth will in den Verstecken und Abgründen der *Vollkommenheit* ausruhn: dazu brauche ich Musik. Aber Wagner macht krank. — Was geht *mich* das Theater an? Was die Krämpfe seiner „sittlichen" Ekstasen, an denen das Volk — und wer ist nicht „Volk"! — seine Genugthuung hat! Was der ganze Gebärden-Hokuspokus des Schauspielers! — Man sieht, ich bin wesentlich antitheatralisch geartet, ich habe gegen das Theater, diese *Massen-Kunst* par excellence, den tiefen Hohn auf dem Grunde meiner Seele, den jeder Artist heute hat. *Erfolg* auf dem Theater — damit sinkt man in meiner Achtung bis auf Nimmer-wiedersehn; *Misserfolg* — da spitze ich die Ohren und fange an zu achten… Aber Wagner war umgekehrt, *neben* dem Wagner, der die einsamste Musik gemacht hat, die es giebt, wesentlich noch Theatermensch und Schauspieler, der begeistertste Mimomane, den es vielleicht gegeben hat, *auch noch als Musiker*… Und, beiläufig gesagt, wenn es Wagner's Theorie gewesen ist „das Drama ist der Zweck, die Musik ist immer nur das Mittel“ —, seine Praxis dagegen war, von Anfang bis zu Ende, „die Attitüde ist der Zweck, das Drama, auch die Musik, ist immer nur ihr Mittel“. Die Musik als Mittel zur Verdeutlichung, Verstärkung, Verinnerlichung der dramatischen Gebärde und Schauspieler-Sinnenfälligkeit; und das Wagnerische Drama nur eine Gelegenheit zu vielen interessanten Attitüden! — Er hatte, neben allen andren Instinkten, die kommandirenden Instinkte eines grossen Schauspielers in Allem und Jedem: und, wie gesagt, auch als Musiker. — Dies machte ich einmal, nicht ohne Mühe, einem Wagnerianer pur sang klar, — Klarheit und Wagnerianer! ich sage kein Wort mehr. Es gab Gründe, noch hinzuzufügen „seien Sie doch ein wenig ehrlicher gegen sich selbst! wir sind ja nicht in Bayreuth. In Bayreuth ist man nur als Masse ehrlich, als Einzelner lügt man, belügt man sich. Man lässt sich selbst zu Hause, wenn man nach Bayreuth geht, man verzichtet auf das Recht der eignen Zunge und Wahl, auf seinen Geschmack, selbst auf seine Tapferkeit, wie man sie zwischen den eignen vier Wänden gegen Gott und Welt hat und übt. In das Theater bringt Niemand die feinsten Sinne seiner Kunst mit, am wenigsten der Künstler, der für das Theater arbeitet, — es fehlt die Einsamkeit, alles Vollkommne verträgt keine Zeugen… Im Theater wird man Volk, Heerde, Weib, Pharisäer, Stimmvieh, Patronatsherr, Idiot — Wagnerianer: da unterliegt auch noch das persönlichste Gewissen dem nivellirenden Zauber der grossen Zahl, da regiert der Nachbar, da wird man Nachbar…“

[«]

Intermezzo.

— Ich sage noch ein Wort für die ausgesuchtesten Ohren: was ich eigentlich von der Musik will. Dass sie heiter und tief ist, wie ein Nachmittag im Oktober. Dass sie eigen, ausgelassen, zärtlich, ein kleines süsses Weib von Niedertracht und Anmuth ist… Ich werde nie zulassen, dass ein Deutscher wissen könne, was Musik ist. Was man deutsche Musiker nennt, die grössten voran, sind Ausländer, Slaven, Croaten, Italiäner, Niederländer — oder Juden; im andren Falle Deutsche der starken Rasse, ausgestorbene Deutsche, wie Heinrich Schütz, Bach und Händel. Ich selbst bin immer noch Pole genug, um gegen Chopin den Rest der Musik hinzugeben: ich nehme, aus drei Gründen, Wagner's Siegfried-Idyll aus, vielleicht auch Liszt, der die vornehmen Orchester-Accente vor allen Musikern voraus hat; zuletzt noch Alles, was jenseits der Alpen gewachsen ist — diesseits… Ich würde Rossini nicht zu missen wissen, noch weniger meinen Süden in der Musik, die Musik meines Venediger maëstro Pietro Gasti. Und wenn ich jenseits der Alpen sage, sage ich eigentlich nur Venedig. Wenn ich ein andres Wort für Musik suche, so finde ich immer nur das Wort Venedig. Ich weiss keinen Unterschied zwischen Thränen und Musik zu machen, ich weiss das Glück, den Süden nicht ohne Schauder von Furchtsamkeit zu denken.

An der Brücke stand
jüngst ich in brauner Nacht.
Fernher kam Gesang:
goldener Tropfen quoll's
über die zitternde Fläche weg.
Gondeln, Lichter, Musik —
trunken schwamm's in die Dämmrung hinaus…

Meine Seele, ein Saitenspiel,
sang sich, unsichtbar berührt,
heimlich ein Gondellied dazu,
zitternd vor bunter Seligkeit.

— Hörte Jemand ihr zu?…

[«]

Wagner als Gefahr.

1.

Die Absicht, welche die neuere Musik in dem verfolgt, was jetzt, sehr stark, aber undeutlich, „unendliche Melodie“ genannt wird, kann man sich dadurch klar machen, dass man in’s Meer geht, allmählich den sicheren Schritt auf dem Grunde verliert und sich endlich dem Elemente auf Gnade und Ungnade übergiebt: man soll schwimmen. In der älteren Musik musste man, im zierlichen oder feierlichen oder feurigen Hin und Wieder, Schneller und Langsamer, etwas ganz Anderes, nämlich tanzen. Das hierzu nöthige Maass, das Einhalten bestimmter gleich wiegender Zeit- und Kraftgrade erzwang von der Seele des Hörers eine fortwährende Besonnenheit, — auf dem Widerspiele dieses kühleren Luftzuges, welcher von der Besonnenheit herkam, und des durchwärmten Athems der Begeisterung ruhte der Zauber aller guten Musik. — Richard Wagner wollte eine andre Art Bewegung, — er warf die physiologische Voraussetzung der bisherigen Musik um. Schwimmen, Schweben — nicht mehr Gehn, Tanzen… Vielleicht ist damit das Entscheidende gesagt. Die „unendliche Melodie“ will eben alle Zeit- und Kraft-Ebenmässigkeit brechen, sie verhöhnt sie selbst mitunter, — sie hat ihren Reichthum der Erfindung gerade in dem, was einem älteren Ohre als rhythmische Paradoxie und Lästerung klingt. Aus einer Nachahmung, aus einer Herrschaft eines solchen Geschmacks entstünde eine Gefahr für die Musik, wie sie grösser gar nicht gedacht werden kann — die vollkommne Entartung des rhythmischen Gefühls, das Chaos an Stelle des Rhythmus… Die Gefahr kommt auf die Spitze, wenn sich eine solche Musik immer enger an eine ganz naturalistische, durch kein Gesetz der Plastik beherrschte Schauspielerei und Gebärdenkunst anlehnt, die Wirkung will, nichts mehr… Das espressivo um jeden Preis und die Musik im Dienste, in der Sklaverei der Attitüde — das ist das Ende…

[«]

[Wagner als Gefahr.]

[«]

2.

Wie? wäre es wirklich die erste Tugend eines Vortrags, wie es die Vortragskünstler der Musik jetzt zu glauben scheinen, unter allen Umständen ein hautrelief zu erreichen, das nicht mehr zu überbieten ist? Ist dies zum Beispiel, auf Mozart angewendet, nicht die eigentliche Sünde wider den Geist Mozart's, den heiteren, schwärmerischen, zärtlichen, verliebten Geist Mozart's, der zum Glück kein Deutscher war und dessen Ernst ein gütiger, ein goldener Ernst ist und nicht der Ernst eines deutschen Biedermanns… Geschweige denn der Ernst des „steinernen Gastes“… Aber ihr meint, alle Musik sei Musik des „steinernen Gastes“, — alle Musik müsse aus der Wand hervorspringen und den Hörer bis in seine Gedärme hinein schütteln?… So erst wirke die Musik! — Auf wen wird da gewirkt? Auf Etwas, worauf ein vornehmer Künstler niemals wirken soll, — auf die Masse! auf die Unreifen! auf die Blasirten! auf die Krankhaften! auf die Idioten! auf Wagnerianer!…

[«]

Eine Musik ohne Zukunft.

Die Musik kommt von allen Künsten, die auf dem Boden einer bestimmten Cultur aufzuwachsen wissen, als die letzte aller Pflanzen zum Vorschein, vielleicht weil sie die innerlichste ist und, folglich, am spätesten anlangt, — im Herbst und Abblühen der jedes Mal zu ihr gehörenden Cultur. Erst in der Kunst der Niederländer Meister fand die Seele des christlichen Mittelalters ihren Ausklang, — ihre Ton-Baukunst ist die nachgeborne, aber echt- und ebenbürtige Schwester der Gothik. Erst in Händel's Musik erklang das Beste aus Luther's und seiner Verwandten Seele, der jüdisch-heroische Zug, welcher der Reformation einen Zug der Grösse gab — das alte Testament Musik geworden, nicht das neue. Erst Mozart gab dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten und der Kunst Racine's und Claude Lorrain's in klingendem Golde heraus; erst in Beethoven's und Rossini's Musik sang sich das achtzehnte Jahrhundert aus, das Jahrhundert der Schwärmerei, der zerbrochnen Ideale und des flüchtigen Glücks. Jede wahrhafte, jede originale Musik ist Schwanengesang. — Vielleicht, dass auch unsre letzte Musik, so sehr sie herrscht und herrschsüchtig ist, bloss noch eine kurze Spanne Zeit vor sich hat: denn sie entsprang einer Cultur, deren Boden im raschen Absinken begriffen ist, — einer alsbald versunkenen Cultur. Ein gewisser Katholicismus des Gefühls und eine Lust an irgend welchem alt-heimischen sogenannten „nationalen“ Wesen und Unwesen sind ihre Voraussetzungen. Wagner's Aneignung alter Sagen und Lieder, in denen das gelehrte Vorurtheil etwas Germanisches par excellence zu sehn gelehrt hatte — heute lachen wir darüber —, die Neubeseelung dieser skandinavischen Unthiere mit einem Durst nach verzückter Sinnlichkeit und Entsinnlichung — dieses ganze Nehmen und Geben Wagner's in Hinsicht auf Stoffe, Gestalten, Leidenschaften und Nerven spricht deutlich auch den Geist seiner Musik aus, gesetzt dass diese selbst, wie jede Musik, nicht unzweideutig von sich zu reden wüsste: denn die Musik ist ein Weib… Man darf sich über diese Sachlage nicht dadurch beirren lassen, dass wir augenblicklich gerade in der Reaktion innerhalb der Reaktion leben. Das Zeitalter der nationalen Kriege, des ultramontanen Martyriums, dieser ganze

Zwischenakts-Charakter, der den Zuständen Europa's jetzt eignet, mag in der That einer solchen Kunst, wie der Wagner's, zu einer plötzlichen Glorie verhelfen, ohne ihr damit Zukunft zu verbürgen. Die Deutschen selber haben keine Zukunft…

[«]

Wir Antipoden.

Man erinnert sich vielleicht, zum Mindesten unter meinen Freunden, dass ich Anfangs mit einigen Irrthümern und Überschätzungen und jedenfalls als Hoffender auf diese moderne Welt losgegangen bin. Ich verstand — wer weiss, auf welche persönlichen Erfahrungen hin? den philosophischen Pessimismus des neunzehnten Jahrhunderts als Symptom einer höheren Kraft des Gedankens, einer siegreicheren Fülle des Lebens, als diese in der Philosophie Hume's, Kant's und Hegel's zum Ausdruck gekommen war, — ich nahm die tragische Erkenntniss als den schönsten Luxus unsrer Cultur, als deren kostbarste, vornehmste, gefährlichste Art Verschwendung, aber immerhin, auf Grund ihres Überreichthums, als ihren erlaubten Luxus. Desgleichen deutete ich mir die Musik Wagner's zurecht zum Ausdruck einer dionysischen Mächtigkeit der Seele, in ihr glaubte ich das Erdbeben zu hören, mit dem eine von Alters her aufgestaute Urkraft von Leben sich endlich Luft macht, gleichgültig dagegen, ob Alles, was sich heute Cultur nennt, damit in's Wackeln geräth. Man sieht, was ich verkannte, man sieht insgleichen, womit ich Wagnern und Schopenhauern beschenkte — mit mir… Jede Kunst, jede Philosophie darf als Heil- und Hülfsmittel des wachsenden oder des niedergehenden Lebens angesehen werden: sie setzen immer Leiden und Leidende voraus. Aber es giebt zweierlei Leidende, einmal die an der Überfülle des Lebens Leidenden, welche eine dionysische Kunst wollen und ebenso eine tragische Einsicht und Aussicht auf das Leben — und sodann die an der Verarmung des Lebens Leidenden, die Ruhe, Stille, glattes Meer oder aber den Rausch, den Krampf, die Betäubung von Kunst und Philosophie verlangen. Die Rache am Leben selbst — die wollüstigste Art Rausch für solche Verarmte!… Dem Doppel-Bedürfniss der Letzteren entspricht ebenso Wagner wie Schopenhauer — sie verneinen das Leben, sie verleumden es, damit sind sie meine Antipoden. — Der Reichste an Lebensfülle, der dionysische Gott und Mensch, kann sich nicht nur den Anblick des Fürchterlichen und Fragwürdigen gönnen, sondern selbst die furchtbare That und jeden Luxus von Zerstörung, Zersetzung, Verneinung, — bei ihm erscheint das Böse, Sinnlose und Hässliche gleichsam erlaubt, wie es in der Natur erlaubt erscheint, in Folge eines Überschusses von zeugenden, wiederherstellenden Kräften, welche aus jeder Wüste noch ein üppiges Fruchtland zu schaffen vermag. Umgekehrt würde der Leidendste, Lebensärmste, am meisten die Milde, Friedlichkeit und Güte nöthig haben — das, was heute Humanität genannt wird — im Denken sowohl wie im Handeln, womöglich einen Gott, der ganz eigentlich ein Gott für Kranke, ein Heiland ist, ebenso auch die Logik, die begriffliche Verständlichkeit des Daseins selbst für Idioten — die typischen „Freigeister“, wie die „Idealisten“ und „schönen Seelen“, sind alle décadents — kurz, eine gewisse warme, furchtabwehrende Enge und Einschliessung in optimistische Horizonte, die Verdummung erlaubt… Dergestalt lernte ich allmählich Epikur begreifen, den Gegensatz eines dionysischen Griechen, insgleichen den Christen, der in der That nur eine Art Epikureer ist und mit seinem „der Glaube macht selig“ dem Princip des Hedonismus so weit wie möglich folgt — bis über jede intellektuelle Rechtschaffenheit hinweg… Wenn ich Etwas vor allen Psychologen voraus habe, so ist es das, dass mein Blick geschärfter ist für jene schwierigste und verfänglichste Art des Rückschlusses, in der die meisten Fehler gemacht werden — des Rückschlusses vom Werk auf den Urheber, von der That auf den Thäter, vom Ideal auf Den, der es nöthig hat, von jeder Denk- und Werthungsweise auf das dahinter kommandirende Bedürfniss. — In Hinsicht auf Artisten jeder Art bediene ich mich jetzt dieser Hauptunterscheidung: ist hier der Hass gegen das Leben oder der Überfluss an Leben schöpferisch geworden? In Goethe zum Beispiel wurde der Überfluss schöpferisch, in Flaubert der Hass: Flaubert, eine Neuausgabe Pascal's, aber als Artist, mit dem Instinkt-Urtheil aus dem Grunde: „Flaubert est toujours haïssable, l'homme n'est rien, l'oeuvre est tout“… Er torturirte sich, wenn er dichtete, ganz wie Pascal sich torturirte, wenn er dachte — sie empfanden beide unegoistisch… „Selbstlosigkeit“ — das décadence-Princip, der Wille zum Ende in der Kunst sowohl wie in der Moral. —

[«]

Wohin Wagner gehört.

Auch jetzt noch ist Frankreich der Sitz der geistigsten und raffinirtesten Cultur Europa's und die hohe Schule des Geschmacks: aber man muss dies „Frankreich des Geschmacks“ zu finden wissen. Die Norddeutsche Zeitung zum Beispiel, oder wer in ihr sein Mundstück hat, sieht in den Franzosen „Barbaren“, — ich für meine Person suche den schwarzen Erdtheil, wo man „die Sklaven“ befreien sollte, in der Nähe der Norddeutschen… Wer zu jenem Frankreich gehört, hält sich gut verborgen: es mag eine kleine Zahl sein, in denen es leibt und lebt, dazu vielleicht Menschen, welche nicht auf den kräftigsten Beinen stehn, zum Theil Fatalisten, Verdüsterte, Kranke, zum Theil Verzärtelte und Verkünstelte, Solche, welche den Ehrgeiz haben, künstlich zu sein, — aber sie haben alles Hohe und Zarte, was jetzt in der Welt noch übrig ist, in ihrem Besitz. In diesem Frankreich des Geistes, welches auch das Frankreich des Pessimismus ist, ist heute schon Schopenhauer mehr zu Hause als er es je in Deutschland war; sein Hauptwerk zwei Mal bereits übersetzt, das zweite Mal ausgezeichnet, so dass ich es jetzt vorziehe, Schopenhauer französisch zu lesen (— er war ein Zufall unter Deutschen, wie ich ein solcher Zufall bin — die Deutschen haben keine Finger für uns, sie haben überhaupt keine Finger, sie haben bloss Tatzen). Gar nicht zu reden von Heinrich Heine — l'adorable Heine sagt man in Paris —, der den tieferen und seelenvolleren Lyrikern Frankreichs längst in Fleisch und Blut übergegangen ist. Was wüsste deutsches Hornvieh mit den délicatesses einer solchen Natur anzufangen! — Was endlich Richard Wagner angeht: so greift man mit Händen, nicht vielleicht mit Fäusten, dass Paris der eigentliche Boden für Wagner ist: je mehr sich die französische Musik nach den Bedürfnissen der „âme moderne“ gestaltet, um so mehr wird sie wagnerisiren, — sie thut es schon jetzt genug. — Man darf sich hierüber nicht durch Wagner selber irre führen lassen — es war eine wirkliche Schlechtigkeit Wagners, Paris 1871 in seiner Agonie zu verhöhnen… In Deutschland ist Wagner trotzdem bloss ein Missverständniss: wer wäre unfähiger, Etwas von Wagner zu verstehn, als zum Beispiel der junge Kaiser? — Die Thatsache bleibt für jeden Kenner der europäischen Cultur-Bewegung nichtsdestoweniger gewiss, dass die französische Romantik und Richard Wagner auf's Engste zu einander gehören. Allesammt beherrscht von der Litteratur bis in ihre Augen und Ohren — die ersten Künstler Europa's von weltlitterarischer Bildung — meistens sogar selber Schreibende, Dichtende, Vermittler und Vermischer der Sinne und Künste, allesammt Fanatiker des Ausdrucks, grosse Entdecker im Reiche des Erhabenen, auch des Hässlichen und Grässlichen, noch grössere Entdecker im Effekte, in der Schaustellung, in der Kunst der Schauläden, allesammt Talente weit über ihr Genie hinaus —, Virtuosen durch und durch, mit unheimlichen Zugängen zu Allem, was verführt, lockt, zwingt, umwirft, geborne Feinde der Logik und der geraden Linie, begehrlich nach dem Fremden, dem Exotischen, dem Ungeheuren, allen Opiaten der Sinne und des Verstandes. Im Ganzen eine verwegen-wagende, prachtvoll-gewaltsame, hochfliegende und hoch emporreissende Art von Künstlern, welche ihrem Jahrhundert — es ist das Jahrhundert der Masse — den Begriff „Künstler" erst zu lehren hatte. Aber krank…

[«]

Wagner als Apostel der Keuschheit.

1.

— Ist das noch deutsch?
Aus deutschem Herzen kam dies schwüle Kreischen?
Und deutschen Leibs ist dies Sich-selbst-Zerfleischen?
Deutsch ist dies Priester-Hände-Spreizen,
Dies weihrauchdüftelnde Sinne-Reizen?
Und deutsch dies Stürzen, Stocken, Taumeln,
Dies zuckersüsse Bimbambaumeln?
Dies Nonnen-Äugeln, Ave-Glockenbimmeln,
Dies ganze falsch verzückte Himmel-Überhimmeln?…

— Ist das noch deutsch?
Erwägt! Noch steht ihr an der Pforte…
Denn was ihr hört, ist Rom, — Roms Glaube ohne Worte!

[«]

[Wagner als Apostel der Keuschheit.]

[«]

2.

Zwischen Sinnlichkeit und Keuschheit giebt es keinen nothwendigen Gegensatz; jede gute Ehe, jede eigentliche Herzensliebschaft ist über diesen Gegensatz hinaus. Aber in jenem Falle, wo es wirklich diesen Gegensatz giebt, braucht es zum Glück noch lange kein tragischer Gegensatz zu sein. Dies dürfte wenigstens für alle wohlgerathneren, wohlgemutheren Sterblichen gelten, welche ferne davon sind, ihr labiles Gleichgewicht zwischen Engel und petite bête ohne Weiteres zu den Gegengründen des Daseins zu rechnen, — die Feinsten, die Hellsten, gleich Hafis, gleich Goethe, haben darin sogar einen Reiz mehr gesehn… Solche Widersprüche gerade verführen zum Dasein… Andrerseits versteht es sich nur zu gut, dass, wenn einmal die verunglückten Thiere der Circe dazu gebracht werden, die Keuschheit anzubeten, sie in ihr nur ihren Gegensatz sehn und anbeten werden — oh mit was für einem tragischen Gegrunz und Eifer! man kann es sich denken — jenen peinlichen und vollkommen überflüssigen Gegensatz, den Richard Wagner unbestreitbar am Ende seines Lebens noch hat in Musik setzen und auf die Bühne bringen wollen. Wozu doch? wie man billig fragen darf.

[«]

[Wagner als Apostel der Keuschheit.]

[«]

3.

Dabei ist freilich jene andre Frage nicht zu umgehn, was ihn eigentlich jene männliche (ach, so unmännliche) „Einfalt vom Lande“ angieng, jener arme Teufel und Naturbursch Parsifal, der von ihm mit so verfänglichen Mitteln schliesslich katholisch gemacht wird — wie? war dieser Parsifal überhaupt ernst gemeint? Denn dass man über ihn gelacht hat, möchte ich am wenigsten bestreiten, Gottfried Keller auch nicht… Man möchte es nämlich wünschen, dass der Wagnersche Parsifal heiter gemeint sei, gleichsam als Schlussstück und Satyrdrama, mit dem der Tragiker Wagner gerade auf eine ihm gebührende und würdige Weise von uns, auch von sich, vor Allem von der Tragödie habe Abschied nehmen wollen, nämlich mit einem Excess höchster und muthwilligster Parodie auf das Tragische selbst, auf den ganzen schauerlichen Erden-Ernst und Erden-Jammer von Ehedem, auf die endlich überwundene dümmste Form in der Widernatur des asketischen Ideals. Der Parsifal ist ja ein Operetten-Stoff par excellence… Ist der Parsifal Wagner’s sein heimliches Überlegenheits-Lachen über sich selber, der Triumph seiner letzten höchsten Künstler-Freiheit, Künstler-Jenseitigkeit — Wagner, der über sich zu lachen weiss?… Man möchte es, wie gesagt, wünschen: denn was würde der ernstgemeinte Parsifal sein? Hat man wirklich nöthig, in ihm (wie man sich gegen mich ausgedrückt hat) „die Ausgeburt eines toll gewordnen Hasses auf Erkenntniss, Geist und Sinnlichkeit“ zu sehn? einen Fluch auf Sinne und Geist in Einem Hass und Athem? eine Apostasie und Umkehr zu christlich-krankhaften und obskurantistischen Idealen? Und zuletzt gar ein Sich-selbst-Verneinen, Sich-selbst-Durchstreichen von Seiten eines Künstlers, der bis dahin mit aller Macht seines Willens auf das Umgekehrte, auf höchste Vergeistigung und Versinnlichung seiner Kunst aus gewesen war? Und nicht nur seiner Kunst, auch seines Lebens? Man erinnere sich, wie begeistert seiner Zeit Wagner in den Fusstapfen des Philosophen Feuerbach gegangen ist. Feuerbach's Wort von der „gesunden Sinnlichkeit“ — das klang in den dreissiger und vierziger Jahren Wagnern gleich vielen Deutschen — sie nannten sich die jungen Deutschen — wie das Wort der Erlösung. Hat er schliesslich darüber umgelernt? Da es zum Mindesten scheint, dass er zuletzt den Willen hatte, darüber umzulehren?… Ist der Hass auf das Leben bei ihm Herr geworden, wie bei Flaubert?… Denn der Parsifal ist ein Werk der Tücke, der Rachsucht, der heimlichen Giftmischerei gegen die Voraussetzungen des Lebens, ein schlechtes Werk. — Die Predigt der Keuschheit bleibt eine Aufreizung zur Widernatur: ich verachte Jedermann, der den Parsifal nicht als Attentat auf die Sittlichkeit empfindet. —

[«]

Wie ich von Wagner loskam.

1.

Schon im Sommer 1876, mitten in der Zeit der ersten Festspiele, nahm ich bei mir von Wagnern Abschied. Ich vertrage nichts Zweideutiges; seitdem Wagner in Deutschland war, condescendirte er Schritt für Schritt zu Allem, was ich verachte — selbst zum Antisemitismus… Es war in der That damals die höchste Zeit, Abschied zu nehmen: alsbald schon bekam ich den Beweis dafür. Richard Wagner, scheinbar der Siegreichste, in Wahrheit ein morsch gewordner verzweifelnder décadent, sank plötzlich, hülflos und zerbrochen, vor dem christlichen Kreuze nieder… Hat denn kein Deutscher für dies schauerliche Schauspiel damals Augen im Kopfe, Mitgefühl in seinem Gewissen gehabt? War ich der Einzige, der an ihm — litt? — Genug, mir selbst gab das unerwartete Ereigniss wie ein Blitz Klarheit über den Ort, den ich verlassen hatte — und auch jenen nachträglichen Schauder, den Jeder empfindet, der unbewusst durch eine ungeheure Gefahr gelaufen ist. Als ich allein weiter gieng, zitterte ich; nicht lange darauf war ich krank, mehr als krank, nämlich müde, — müde aus der unaufhaltsamen Enttäuschung über Alles, was uns modernen Menschen zur Begeisterung übrig blieb, über die allerorts vergeudete Kraft, Arbeit, Hoffnung, Jugend, Liebe, müde aus Ekel vor der ganzen idealistischen Lügnerei und Gewissens-Verweichlichung, die hier wieder einmal den Sieg über Einen der Tapfersten davongetragen hatte, müde endlich, und nicht am wenigsten, aus dem Gram eines unerbittlichen Argwohns — dass ich nunmehr verurtheilt sei, tiefer zu misstrauen, tiefer zu verachten, tiefer allein zu sein als je vorher. Denn ich hatte Niemanden gehabt als Richard Wagner… Ich war immer verurtheilt zu Deutschen…

[«]

[Wie ich von Wagner loskam.]

[«]

2.

Einsam nunmehr und schlimm misstrauisch gegen mich, nahm ich, nicht ohne Ingrimm, damals Partei *gegen* mich, und *für* Alles, was gerade mir wehthat und hart fiel: so fand ich den Weg zu jenem tapferen Pessimismus wieder, der der Gegensatz aller idealistischen Verlogenheit ist, und auch, wie mir scheinen will, den Weg zu *mir*, — zu *meiner* Aufgabe… Jenes verborgene und herrische Etwas, für das wir lange keinen Namen haben, bis es sich endlich als unsre Aufgabe erweist, — dieser Tyrann in uns nimmt eine schreckliche Wiedervergeltung für jeden Versuch, den wir machen, ihm auszuweichen oder zu entschlüpfen, für jede vorzeitige Bescheidung, für jede Gleichsetzung mit Solchen, zu denen wir nicht gehören, für jede noch so achtbare Thätigkeit, falls sie uns von unsrer Hauptsache ablenkt, — ja für jede Tugend selbst, welche uns gegen die Härte der eigensten Verantwortlichkeit schützen möchte. Krankheit ist jedes Mal die Antwort, wenn wir an unsrem Recht auf *unsre* Aufgabe zweifeln wollen, wenn wir anfangen, es uns irgendworin leichter zu machen. Sonderbar und furchtbar zugleich! Unsre *Erleichterungen* sind es, die wir am härtesten büssen müssen! Und wollen wir hinterdrein zur Gesundheit zurück, so bleibt uns keine Wahl: wir müssen uns *schwerer* belasten, als wir je vorher belastet waren…

[«]

Der Psycholog nimmt das Wort.

1.

Je mehr ein Psycholog, ein geborner, ein unvermeidlicher Psycholog und Seelen-Errather, sich den ausgesuchteren Fällen und Menschen zukehrt, um so grösser wird seine Gefahr, am Mitleiden zu ersticken. Er hat Härte und Heiterkeit nöthig, mehr als ein andrer Mensch. Die Verderbniss, das Zugrundegehn der höheren Menschen ist nämlich die Regel: es ist schrecklich, eine solche Regel immer vor Augen zu haben. Die vielfache Marter des Psychologen, der dies Zugrundegehn entdeckt hat, der diese gesammte innere „Heillosigkeit" des höheren Menschen, dies ewige „Zu spät!" in jedem Sinne erst einmal und dann fast immer wieder entdeckt, durch die ganze Geschichte hindurch — kann vielleicht eines Tags die Ursache davon werden, dass er selber verdirbt… Man wird fast bei jedem Psychologen eine verrätherische Vorneigung zum Umgange mit alltäglichen und wohlgeordneten Menschen wahrnehmen: daran verräth sich, dass er immer einer Heilung bedarf, dass er eine Art Flucht und Vergessen braucht, weg von dem, was ihm seine Einblicke, Einschnitte, was ihm sein Handwerk aufs Gewissen gelegt hat. Die Furcht vor seinem Gedächtniss ist ihm zu eigen. Er kommt vor dem Urtheile Anderer leicht zum Verstummen, er hört mit einem unbewegten Gesichte zu, wie dort verehrt, bewundert, geliebt, verklärt wird, wo er gesehn hat —, oder er verbirgt noch sein Verstummen, indem er irgend einer Vordergrunds-Meinung ausdrücklich zustimmt. Vielleicht geht die Paradoxie seiner Lage so weit ins Schauerliche, dass die „Gebildeten" gerade dort, wo er das grosse Mitleiden neben der grossen Verachtung gelernt hat, ihrerseits die grosse Verehrung lernen… Und wer weiss, ob sich nicht in allen grossen Fällen eben nur Dies begab, — dass man einen Gott anbetete und dass der Gott nur ein armes Opferthier war… Der Erfolg war immer der grösste Lügner — und auch das Werk, die That ist ein Erfolg… Der grosse Staatsmann, der Eroberer, der Entdecker ist in seine Schöpfungen verkleidet, versteckt, bis ins Unerkennbare; das Werk, das des Künstlers, des Philosophen, erfindet erst den, welcher es geschaffen hat, geschaffen haben soll… Die „grossen Männer“, wie sie verehrt werden, sind kleine schlechte Dichtungen hinterdrein, — in der Welt der historischen Werthe herrscht die Falschmünzerei…

[«]

[Der Psycholog nimmt das Wort.]

[«]

2.

— Diese grossen Dichter zum Beispiel, diese Byron, Musset, Poe, Leopardi, Kleist, Gogol — ich wage es nicht, viel grössere Namen zu nennen, aber ich meine sie — so wie sie nun einmal sind, sein müssen: Menschen des Augenblicks, sinnlich, absurd, fünffach, im Misstrauen und Vertrauen leichtfertig und plötzlich; mit Seelen, an denen gewöhnlich irgend ein Bruch verhehlt werden soll; oft mit ihren Werken Rache nehmend für eine innere Besudelung, oft mit ihren Aufflügen Vergessenheit suchend vor einem allzutreuen Gedächtniss, Idealisten aus der Nähe des Sumpfes — welche Marter sind diese grossen Künstler und überhaupt die sogenannten höheren Menschen für den, der sie erst errathen hat… Wir sind Alle Fürsprecher des Mittelmässigen… Es ist begreiflich, dass sie gerade vom Weibe, das hellseherisch ist in der Welt des Leidens und leider auch weit über seine Kräfte hinaus hülf- und rettungssüchtig, so leicht jene Ausbrüche von unbegrenztem Mitleide erfahren, welche die Menge, vor Allem die verehrende Menge mit neugierigen und selbstgefälligen Deutungen überhäuft… Dies Mitleiden täuscht sich regelmässig über seine Kraft: das Weib möchte glauben, dass Liebe Alles vermöge, — es ist sein eigentlicher Aberglaube. Ach, der Wissende des Herzens erräth, wie arm, hülflos, anmaasslich, fehlgreifend auch die beste tiefste Liebe ist — wie sie eher noch zerstört als rettet…

[«]

[Der Psycholog nimmt das Wort.]

[«]

3.

— Der geistige Ekel und Hochmuth jedes Menschen, der tief gelitten hat — es bestimmt beinahe die Rangordnung, wie tief Einer leiden kann —, seine schaudernde Gewissheit, von der er ganz durchtränkt und gefärbt ist, vermöge seines Leidens mehr zu wissen, als die Klügsten und Weisesten wissen könnten, in vielen fernen entsetzlichen Welten bekannt und einmal zu Hause gewesen zu sein, von denen „ihr Nichts wisst"…, dieser geistige schweigende Hochmuth, dieser Stolz des Auserwählten der Erkenntniss, des „Eingeweihten", des beinahe Geopferten findet alle Arten von Verkleidung nöthig, um sich vor der Berührung mit zudringlichen und mitleidigen Händen und überhaupt vor Allem, was nicht seines Gleichen im Schmerz ist, zu schützen. Das tiefe Leiden macht vornehm; es trennt. — Eine der feinsten Verkleidungs-Formen ist der Epicureismus und eine gewisse fürderhin zur Schau getragne Tapferkeit des Geschmacks, welche das Leiden leichtfertig nimmt und sich gegen alles Traurige und Tiefe zur Wehre setzt. Es giebt „heitere Menschen", welche sich der Heiterkeit bedienen, weil sie um ihretwillen missverstanden werden, — sie wollen missverstanden sein. Es giebt „wissenschaftliche Geister", welche sich der Wissenschaft bedienen, weil dieselbe einen heiteren Anschein giebt und weil Wissenschaftlichkeit darauf schliessen lässt, dass der Mensch oberflächlich ist — sie wollen zu einem falschen Schlusse verführen… Es giebt freie freche Geister, welche verbergen und verleugnen möchte<n>, dass sie im Grunde zerbrochne unheilbare Herzen sind — es ist der Fall Hamlets: und dann kann die Narrheit selbst die Maske für ein unseliges allzugewisses Wissen sein.—

[«]

Epilog.

1.

Ich habe mich oft gefragt, ob ich den schwersten Jahren meines Lebens nicht tiefer verpflichtet bin als irgend welchen anderen. So wie meine innerste Natur es mich lehrt, ist alles Nothwendige, aus der Höhe gesehn und im Sinne einer *grossen* Ökonomie, auch das Nützliche an sich, — man soll es nicht nur tragen, man soll es *lieben*… *Amor fati*: das ist meine innerste Natur. — Und was mein langes Siechthum angeht, verdanke ich ihm nicht unsäglich viel mehr als meiner Gesundheit? Ich verdanke ihm eine *höhere* Gesundheit, eine solche, welche stärker wird von Allem, was sie nicht umbringt! — *Ich verdanke ihr auch meine Philosophie*… Erst der grosse Schmerz ist der letzte Befreier des Geistes, als der Lehrmeister des *grossen Verdachts*, der aus jedem U ein X macht, ein echtes rechtes X, das heisst den *vorletzten* Buchstaben vor dem letzten… Erst der grosse Schmerz, jener lange langsame Schmerz, in dem wir gleichsam wie mit grünem Holze verbrannt werden, der sich Zeit nimmt —, zwingt uns Philosophen in unsre letzte Tiefe zu steigen und alles Vertrauen, alles Gutmüthige, Verschleiernde, Milde, Mittlere, wohin wir vielleicht vordem unsre Menschlichkeit gesetzt haben, von uns zu thun. Ich zweifle, ob ein solcher Schmerz „verbessert“: aber ich weiss, dass er uns *vertieft*… Sei es nun, dass wir ihm unsern Stolz, unsern Hohn, unsre Willenskraft entgegenstellen lernen, und es dem Indianer gleichthun, der, wie schlimm auch gepeinigt, sich an seinem Peiniger durch die Bosheit seiner Zunge schadlos hält; sei es, dass wir uns vor dem Schmerz in jenes Nichts zurückziehn, in das stumme, starre, taube Sich-Ergeben, Sich-Vergessen, Sich-Auslöschen: man kommt aus solchen langen gefährlichen Übungen der Herrschaft über sich als ein andrer Mensch heraus, mit einigen Fragezeichen *mehr*, — vor Allem mit dem *Willen*, fürderhin mehr, tiefer, strenger, härter, böser, stiller zu fragen als je bisher auf Erden gefragt worden ist… Das Vertrauen zum Leben ist dahin; das Leben selber wurde ein *Problem*. — Möge man ja nicht glauben, dass Einer damit nothwendig zum Düsterling, zur Schleiereule geworden sei! Selbst die Liebe zum Leben ist noch möglich, — nur liebt man anders… Es ist die Liebe zu einem Weibe, das uns Zweifel macht…

[«]

[Epilog.]

[«]

2.

Am Seltsamsten ist Eins: man hat hinterdrein einen andren Geschmack — einen zweiten Geschmack. Aus solchen Abgründen, auch aus dem Abgrunde des grossen Verdachts kommt man neugeboren zurück, gehäutet, kitzlicher, boshafter, mit einem feineren Geschmack für die Freude, mit einer zarteren Zunge für alle guten Dinge, mit lustigeren Sinnen, mit einer zweiten gefährlicheren Unschuld in der Freude, kindlicher zugleich und hundert Mal raffinirter als man je vordem gewesen war. Moral: man ist nicht ungestraft der tiefste Geist aller Jahrtausende, — man ist es auch nicht unbelohnt… Ich gebe sofort eine Probe. Oh wie Einem nunmehr der Genuss zuwider ist, der grobe dumpfe braune Genuss, wie ihn sonst die Geniessenden, unsre „Gebildeten“, unsre Reichen und Regierenden verstehn! Wie boshaft wir nunmehr dem grossen Jahrmarkts-Bumbum zuhören, mit dem sich der „gebildete“ Mensch und Grossstädter heute durch Kunst, Buch und Musik zu „geistigen Genüssen“, unter Mithülfe geistiger Getränke, nothzüchtigen lässt! Wie uns jetzt der Theaterschrei der Leidenschaft in den Ohren wehthut, wie unserm Geschmacke der ganze romantische Aufruhr und Sinnen-Wirrwarr, den der gebildete Pöbel liebt, sammt seinen Aspirationen nach dem Erhabenen, Gehobenen, Verschrobenen fremd geworden ist! Nein, wenn wir Genesenden eine Kunst noch brauchen, so ist es eine andre Kunst — eine spöttische, leichte, flüchtige, göttlich unbehelligte, göttlich künstliche Kunst, welche wie eine reine Flamme in einen unbewölkten Himmel hineinlodert! Vor Allem: eine Kunst für Künstler, nur für Künstler! Wir verstehn uns hinterdrein besser auf das, was dazu zuerst noththut, die Heiterkeit, jede Heiterkeit, meine Freunde!… Wir wissen Einiges jetzt zu gut, wir Wissenden: oh wie wir nunmehr lernen, gut zu vergessen, gut nicht-zu wissen, als Künstler!… Und was unsre

Zukunft betrifft: man wird uns schwerlich wieder auf den Pfaden jener ägyptischen Jünglinge finden, welche Nachts Tempel unsicher machen, Bildsäulen umarmen und durchaus Alles, was mit guten Gründen versteckt gehalten wird, entschleiern, aufdecken, in helles Licht stellen wollen. Nein, dieser schlechte Geschmack, dieser Wille zur Wahrheit, zur „Wahrheit um jeden Preis“, dieser Jünglings-Wahnsinn in der Liebe zur Wahrheit — ist uns verleidet: dazu sind wir zu erfahren, zu ernst, zu lustig, zu gebrannt, zu tief… Wir glauben nicht mehr daran, dass Wahrheit noch Wahrheit bleibt, wenn man ihr die Schleier abzieht, — wir haben genug gelebt, um dies zu glauben… Heute gilt es uns als eine Sache der Schicklichkeit, dass man nicht Alles nackt sehn, nicht bei Allem dabei sein, nicht Alles verstehn und „wissen“ wolle. Tout comprendre — c’est tout mépriser… „Ist es wahr, dass der liebe Gott überall zugegen ist? fragte ein kleines Mädchen seine Mutter: aber ich finde das unanständig“ — ein Wink für Philosophen!… Man sollte die Scham besser in Ehren halten, mit der sich die Natur hinter Räthsel und bunte Ungewissheiten versteckt hat. Vielleicht ist die Wahrheit ein Weib, das Gründe hat, ihre Gründe nicht sehn zu lassen?… Vielleicht ist ihr Name, griechisch zu reden, Baubo?… Oh diese Griechen! sie verstanden sich darauf, zu leben! Dazu thut noth, tapfer bei der Oberfläche, der Falte, der Haut stehn zu bleiben, den Schein anzubeten, an Formen, an Töne, an Worte, an den ganzen Olymp des Scheins zu glauben! Diese Griechen waren oberflächlich — aus Tiefe… Und kommen wir nicht eben darauf zurück, wir Waghalse des Geistes, die wir die höchste und gefährlichste Spitze des gegenwärtigen Gedankens erklettert und von da aus uns umgesehn haben, die wir von da aus hinabgesehn haben? Sind wir nicht eben darin — Griechen? Anbeter der Formen, der Töne, der Worte? Eben darum — Künstler?…

[«]

Von der Armuth des Reichsten.

Zehn Jahre dahin —,
kein Tropfen erreichte mich,
kein feuchter Wind, kein Thau der Liebe
— ein regenloses Land…
Nun bitte ich meine Weisheit,
nicht geizig zu werden in dieser Dürre:
ströme selber über, träufle selber Thau
sei selber Regen der vergilbten Wildniss!

Einst hiess ich die Wolken
fortgehn von meinen Bergen, —
einst sprach ich „mehr Licht, ihr Dunklen!“
Heut locke ich sie, dass sie kommen:
macht dunkel um mich mit euren Eutern!
— ich will euch melken,
ihr Kühe der Höhe!
Milchwarme Weisheit, süssen Thau der Liebe,
ströme ich über das Land.

Fort, fort, ihr Wahrheiten,
die ihr düster blickt!
Nicht will ich auf meinen Bergen
herbe ungeduldige Wahrheiten sehn.
Vom Lächeln vergüldet
nahe mir heut die Wahrheit,
von der Sonne gesüsst, von der Liebe gebräunt, —
eine reife Wahrheit breche ich allein vom Baum.

Heut strecke ich die Hand aus
nach den Locken des Zufalls,

klug genug, den Zufall
einem Kinde gleich zu führen, zu überlisten.
Heut will ich gastfreundlich sein
gegen Unwillkommnes,
gegen das Schicksal selbst will ich nicht stachlicht sein
— Zarathustra ist kein Igel.

Meine Seele,
unersättlich mit ihrer Zunge,
an alle guten und schlimmen Dinge hat sie schon geleckt,
in jede Tiefe tauchte sie hinab.
Aber immer gleich dem Korke,
immer schwimmt sie wieder obenauf,
sie gaukelt wie Öl über braune Meere:
dieser Seele halber heisst man mich den Glücklichen.

Wer sind mir Vater und Mutter?
Ist nicht mir Vater Prinz Überfluss
und Mutter das stille Lachen?
Erzeugte nicht dieser Beiden Ehebund
mich Räthselthier,
mich Lichtunhold,
mich Verschwender aller Weisheit Zarathustra?

Krank heute vor Zärtlichkeit,
ein Thauwind,
sitzt Zarathustra wartend, wartend auf seinen Bergen, —
im eignen Safte
süss geworden und gekocht,
unterhalb seines Gipfels,
unterhalb seines Eises,
müde und selig,
ein Schaffender an seinem siebenten Tag.

— Still!
Eine Wahrheit wandelt über mir
einer Wolke gleich, —
mit unsichtbaren Blitzen trifft sie mich.

Auf breiten langsamen Treppen
steigt ihr Glück zu mir:
komm, komm, geliebte Wahrheit!

— Still!
Meine Wahrheit ists! —
Aus zögernden Augen,
aus sammtenen Schaudern
trifft mich ihr Blick,
lieblich, bös, ein Mädchenblick…
Sie errieth meines Glückes Grund,
sie errieth mich — ha! was sinnt sie aus? —
Purpurn lauert ein Drache
im Abgrunde ihres Mädchenblicks.

— Still! Meine Wahrheit redet! —

Wehe dir, Zarathustra!
Du siehst aus, wie Einer,
Der Gold verschluckt hat:
man wird dir noch den Bauch aufschlitzen!…

Zu reich bist du,
du Verderber Vieler!
Zu Viele machst du neidisch,
zu Viele machst du arm…
Mir selber wirft dein Licht Schatten —,
es fröstelt mich: geh weg, du Reicher,
geh, Zarathustra, weg aus deiner Sonne!…

Du möchtest schenken, wegschenken deinen Überfluss,
aber du selber bist der Überflüssigste!
Sei klug, du Reicher!
Verschenke dich selber erst, oh Zarathustra!

Zehn Jahre dahin —,
und kein Tropfen erreichte dich?
kein feuchter Wind? kein Thau der Liebe?

Aber wer *sollte* dich auch lieben,
du Überreicher?
Dein Glück macht rings trocken,
macht arm an Liebe
— ein *regenloses* Land…

Niemand dankt dir mehr.
Du aber dankst Jedem,
der von dir nimmt:
daran erkenne ich dich,
du Überreicher,
du *Ärmster* aller Reichen!

Du opferst dich, dich *quält* dein Reichthum —,
du giebst dich ab,
du schonst dich nicht, du liebst dich nicht:
die grosse Qual zwingt dich allezeit,
die Qual *übervoller* Scheuern, *übervollen* Herzens —
aber Niemand dankt dir mehr…

Du musst *ärmer* werden,
weiser Unweiser!
willst du geliebt sein.
Man liebt nur die Leidenden,
man giebt Liebe nur dem Hungernden:
verschenke dich selber erst, oh Zarathustra!

— Ich bin deine Wahrheit…

[«]

Der Antichrist.

Fluch auf das Christenthum.

DER ANTICHRIST

[«]

Vorwort.

5. 10. 15. 20. 25. 30.
35. 40. 45. 50. 55. 60.

[Gesetz]

Vorwort.

Dies Buch gehört den Wenigsten. Vielleicht lebt selbst noch Keiner von ihnen. Es mögen die sein, welche meinen Zarathustra verstehn: wie dürfte ich mich mit denen verwechseln, für welche heute schon Ohren wachsen? — Erst das Übermorgen gehört mir. Einige werden posthu<m> geboren.

Die Bedingungen, unter denen man mich versteht und dann mit Nothwendigkeit versteht <, —> ich kenne sie nur zu genau. Man muss rechtschaffen sein in geistigen Dingen bis zur Härte, um auch nur meinen Ernst, meine Leidenschaft auszuhalten. Man muss geübt sein, auf Bergen zu leben — das erbärmliche Zeitgeschwätz von Politik und Völker-Selbstsucht unter sich zu sehn. Man muss gleichgültig geworden sein, man muss nie fragen, ob die Wahrheit nützt, ob sie Einem Verhängniss wird… Eine Vorliebe der Stärke für Fragen, zu denen Niemand heute den Muth hat; der Muth zum Verbotenen; die Vorherbestimmung zum Labyrinth. Eine Erfahrung aus sieben Einsamkeiten. Neue Ohren für neue Musik. Neue Augen für das Fernste. Ein neues Gewissen für bisher stumm gebliebene Wahrheiten. Und der Wille zur Ökonomie grossen Stils: seine Kraft, seine Begeisterung beisammen behalten… Die Ehrfurcht vor sich; die Liebe zu sich; die unbedingte Freiheit gegen sich…

Wohlan! Das allein sind meine Leser, meine rechten Leser, meine vorherbestimmten Leser: was liegt am Rest? — Der Rest ist bloss die Menschheit. — Man muss der Menschheit überlegen sein durch Kraft, durch Höhe der Seele, — durch Verachtung…

Friedrich Nietzsche.

[«]

1.

— Sehen wir uns ins Gesicht. Wir sind Hyperboreer, — wir wissen gut genug, wie abseits wir leben. „Weder zu Lande, noch zu Wasser wirst du den Weg zu den Hyperboreern finden“: das hat schon Pindar von uns gewusst. Jenseits des Nordens, des Eises, des Todes — unser Leben, unser Glück… Wir haben das Glück entdeckt, wir wissen den Weg, wir fanden den Ausgang aus ganzen Jahrtausenden des Labyrinths. Wer fand ihn *sonst*? — Der moderne Mensch etwa? „Ich weiss nicht aus, noch ein; ich bin Alles, was nicht aus noch ein weiss“ — seufzt der moderne Mensch… An *dieser* Modernität waren wir krank, — am faulen Frieden, am feigen Compromiss, an der ganzen tugendhaften Unsauberkeit des modernen Ja und Nein. Diese Toleranz und largeur des Herzens, die Alles „verzeiht“, weil sie Alles „begreift“, ist Scirocco für uns. Lieber im Eise leben als unter modernen Tugenden und andren Südwinden!… Wir waren tapfer genug, wir schonten weder uns, noch Andere: aber wir wussten lange nicht, *wohin* mit unsrer Tapferkeit. Wir wurden düster, man hiess uns Fatalisten. *Unser* Fatum — das *war* die Fülle, die Spannung, die Stauung der Kräfte. Wir dürsteten nach Blitz und Thaten, wir blieben am fernsten vom Glück der Schwächlinge, von der „Ergebung“… Ein Gewitter war in unsrer Luft, die Natur, die wir sind, verfinsterte sich — *denn wir hatten keinen Weg*. Formel unsres Glücks: ein Ja, ein Nein, eine gerade Linie, ein *Ziel*…

[«]

2.

Was ist gut? — Alles, was das Gefühl der Macht, den Willen zur Macht, die Macht selbst im Menschen erhöht.

Was ist schlecht? — Alles, was aus der Schwäche stammt.

Was ist Glück? — Das Gefühl davon, dass die Macht *wächst*, dass ein Widerstand überwunden wird.

Nicht Zufriedenheit, sondern mehr Macht; *nicht* Friede überhaupt, sondern Krieg; *nicht* Tugend, sondern Tüchtigkeit (Tugend im Renaissance-Stile, virtù, moralinfreie Tugend)

Die Schwachen und Missrathnen sollen zu Grunde gehn: erster Satz *unsrer* Menschenliebe. Und man soll ihnen noch dazu helfen.

Was ist schädlicher als irgend ein Laster? — Das Mitleiden der That mit allen Missrathnen und Schwachen — das Christenthum…

[«]

3.

Nicht, was die Menschheit ablösen soll in der Reihenfolge der Wesen, ist das Problem, das ich hiermit stelle (— der Mensch ist ein Ende —): sondern welchen Typus Mensch man züchten soll, wollen soll, als den höherwerthigeren, lebenswürdigeren, zukunftsgewisseren.

Dieser höherwerthigere Typus ist oft genug schon dagewesen: aber als ein Glücksfall, als eine Ausnahme, niemals als gewollt. Vielmehr ist er gerade am besten gefürchtet worden, er war bisher beinahe das Furchtbare; — und aus der Furcht heraus wurde der umgekehrte Typus gewollt, gezüchtet, erreicht: das Hausthier, das Heerdenthier, das kranke Thier Mensch, — der Christ…

[«]

4.

Die Menschheit stellt nicht eine Entwicklung zum Besseren oder Stärkeren oder Höheren dar, in der Weise, wie dies heute geglaubt wird. Der „Fortschritt“ ist bloss eine moderne Idee, das heisst eine falsche Idee. Der Europäer von Heute bleibt, in seinem Werthe tief unter dem Europäer der Renaissance; Fortentwicklung ist schlechterdings nicht mit irgend welcher Nothwendigkeit Erhöhung, Steigerung, Verstärkung.

In einem andren Sinne giebt es ein fortwährendes Gelingen einzelner Fälle an den verschiedensten Stellen der Erde und aus den verschiedensten Culturen heraus, mit denen in der That sich ein höherer Typus darstellt: Etwas, das im Verhältniss zur Gesammt-Menschheit eine Art Übermensch ist. Solche Glücksfälle des grossen Gelingens waren immer möglich und werden vielleicht immer möglich sein. Und selbst ganze Geschlechter, Stämme, Völker können unter Umständen einen solchen Treffer darstellen.

[«]

5.

Man soll das Christenthum nicht schmücken und herausputzen: es hat einen Todkrieg gegen diesen höheren Typus Mensch gemacht, es hat alle Grundinstinkte dieses Typus in Bann gethan, es hat aus diesen Instinkten das Böse, den Bösen herausdestillirt, — der starke Mensch als der typisch Verwerfliche, der

„verworfene Mensch“. Das Christenthum hat die Partei alles Schwachen, Niedrigen, Missrathnen genommen, es hat ein Ideal aus dem Widerspruch gegen die Erhaltungs-Instinkte des starken Lebens gemacht; es hat die Vernunft selbst der geistigstärksten Naturen verdorben, indem es die obersten Werthe der Geistigkeit als sündhaft, als irreführend, als Versuchungen empfinden lehrte. Das jammervollste Beispiel — die Verderbniss Pascals, der an die Verderbniss seiner Vernunft durch die Erbsünde glaubte, während sie nur durch sein Christenthum verdorben war! —

[«]

6.

Es ist ein schmerzliches, ein schauerliches Schauspiel, das mir aufgegangen ist: ich zog den Vorhang weg von der Verdorbenheit des Menschen. Dies Wort, in meinem Munde, ist wenigstens gegen Einen Verdacht geschützt: dass es eine moralische Anklage des Menschen enthält. Es ist — ich möchte es nochmals unterstreichen — moralinfrei gemeint: und dies bis zu dem Grade, dass jene Verdorbenheit gerade dort von mir am stärksten empfunden wird, wo man bisher am bewusstesten zur „Tugend“, zur „Göttlichkeit“ aspirirte. Ich verstehe Verdorbenheit, man erräth es bereits, im Sinne von décadence: meine Behauptung ist, dass alle Werthe, in denen jetzt die Menschheit ihre oberste Wünschbarkeit zusammenfasst, décadence-Werthe sind.

Ich nenne ein Thier, eine Gattung, ein Individuum verdorben, wenn es seine Instinkte verliert, wenn es wählt, wenn es vorzieht, was ihm nachtheilig ist. Eine Geschichte der „höheren Gefühle“, der „Ideale der Menschheit“ — und es ist möglich, dass ich sie erzählen muss — wäre beinahe auch die Erklärung dafür, weshalb der Mensch so verdorben ist.

Das Leben selbst gilt mir als Instinkt für Wachsthum, für Dauer, für Häufung von Kräften, für Macht: wo der Wille zur Macht fehlt, giebt es Niedergang. Meine Behauptung ist, dass allen obersten Werthen der Menschheit dieser Wille fehlt, — dass Niedergangs-Werthe, nihilistische Werthe unter den heiligsten Namen die Herrschaft führen.

[«]

7.

Man nennt das Christenthum die Religion des Mitleidens. — Das Mitleiden steht im Gegensatz zu den tonischen Affekten, welche die Energie des Lebensgefühls erhöhn: es wirkt depressiv. Man verliert Kraft, wenn man mitleide<t>. Durch das Mitleiden vermehrt und vervielfältigt sich die Einbusse an Kraft noch, die an sich schon das Leiden dem Leben br<ingt.> Das Leiden selbst wird durch das Mitleiden ansteckend; unter Umständen kann mit ihm eine Gesammt-Einbusse an Leben und Lebens-Energie erreicht werden, die in einem absurden Verhältniss zum Quantum der Ursache steht (— der Fall vom Tode des Nazareners) Das ist der erste Gesichtspunkt; es giebt aber noch einen wichtigeren. Gesetzt, man misst das Mitleiden nach dem Werthe der Reaktionen, die es hervorzubringen pflegt, so erscheint sein lebensgefährlicher Charakter in einem noch viel helleren Lichte. Das Mitleiden kreuzt im Ganzen Grossen das Gesetz der Entwicklung, welches das Gesetz der Selection ist. Es erhält, was zum Untergange reif ist, es wehrt sich zu Gunsten der Enterbten und Verurtheilten des Lebens, es giebt durch die Fülle des Missrathnen aller Art, das es im Leben festhält, dem Leben selbst einen düsteren und fragwürdigen Aspekt. Man hat gewagt, das Mitleiden eine Tugend zu nennen (— in jeder vornehmen Moral gilt es als Schwäche —); man ist weiter gegangen, man hat aus ihm die Tugend, den Boden und Ursprung aller Tugenden gemacht, — nur freilich, was man stets im Auge behalten muss<,> vom Gesichtspunkte einer Philosophie aus, welche nihilistisch war, welche die Verneinung des Lebens auf ihr Schil<d schr>ieb. Schopenhauer war in seinem Rechte damit: durch das Mit<leid> wird das Leben verneint, verneinungswü<rdiger> gemacht, — Mitleiden ist die Praxis des Nihilismus. Nochmals gesagt: dieser depressive und contagiöse Instinkt kreuzt jene Instinkte, welche auf Erhaltung und Werth-Erhöhung des Lebens aus sind: er ist ebenso als Multiplikator des Elends wie als Conservator alles Elenden ein Hauptwerkzeug zur Steigerung der décadence — Mitleiden überredet zum Nichts!… Man sagt nicht „Nichts“: man sagt dafür „Jenseits“; oder „Gott“; oder „das wahre Leben“; oder Nirvana, Erlösung, Seligkeit… Diese unschuldige Rhetorik aus dem Reich der religiös-moralischen Idiosynkrasie erscheint sofort viel weniger unschuldig, wenn man begreift, welche Tendenz hier den Mantel sublimer Worte um sich schlägt: die lebensfeindliche Tendenz. Schopenhauer war lebensfeindlich: deshalb wurde ihm das Mitleid zur Tugend… Aristoteles sah, wie man weiss, im Mitleiden einen krankhaften und gefährlichen Zustand, dem man gut thäte, hier und da durch ein Purgativ beizukommen: er verstand die Tragödie als Purgativ. Vom Instinkte des Lebens aus müsste man in der That nach einem Mittel suchen, einer solchen krankhaften und gefährlichen Häufung des Mitleides, wie sie der Fall Schopenhauers (und leider auch unsrer gesammten litterarischen und artistischen décadence von St. Petersburg bis Paris, von Tolstoi bis Wagner) darstellt, einen Stich zu versetzen: damit sie platzt… Nichts ist ungesunder, inmitten unsrer ungesunden Modernität, als das christliche Mitleid. Hier Arzt sein, hier unerbittlich sein, hier das Messer führen — das gehört zu uns, das ist unsre Art Menschenliebe, damit sind wir Philosophen, wir Hyperboreer! — — —

[«]

8.

Es ist nothwendig zu sagen, wen wir als unsern Gegensatz fühlen — die Theologen und Alles, was Theologen-Blut im Leibe hat — unsre ganze Philosophie… Man muss das Verhängniss aus der Nähe gesehn haben, noch besser, man muss es an sich erlebt, man muss an ihm fast zu Grunde gegangen sein, um hier keinen Spaass mehr zu verstehn (— die Freigeisterei unsrer Herrn Naturforscher und Physiologen ist in meinen Augen ein Spaass, — ihnen fehlt die Leidenschaft in diesen Dingen, das Leiden an ihnen —) Jene Vergiftung reicht viel weiter als man denkt: ich fand den Theologen-Instinkt des Hochmuths überall wieder, wo man sich heute als „Idealist“ fühlt, — wo man, vermöge einer höheren Abkunft, ein Recht in Anspruch nimmt, zur Wirklichkeit überlegen und fremd zu blicken… Der Idealist hat, ganz wie der Priester, alle grossen Begriffe in der Hand (— und nicht nur in der Hand!), er spielt sie mit einer wohlwollenden Verachtung gegen den „Verstand“, die „Sinne“, die „Ehren“, das „Wohlleben“, die „Wissenschaft“ aus, er sieht dergleichen unter sich, wie schädigende und verführerische Kräfte, über den<en> „der Geist“ in reiner Für-sich-heit schwebt: — als ob nicht Demuth, Keuschheit, Armut, Heiligkeit mit Einem Wort dem Leben bisher unsäglich mehr Schaden gethan hätten als irgend welche Furchtbarkeiten und Laster… Der reine Geist ist die reine Lüge… So lange der Priester noch als eine höhere Art Mensch gilt, dieser Verneiner, Verleumder, Vergifter des Lebens von Beruf, giebt es keine Antwort auf die Frage: was ist

Wahrheit? Man hat bereits die Wahrheit auf den Kopf gestellt, wenn der bewusste Advokat des Nichts und der Verneinung als Vertreter der „Wahrheit“ gilt…

[«]

9.

Diesem Theologen-Instinkte mache ich den Krieg: ich fand seine Spur überall. Wer Theologen-Blut im Leibe hat, steht von vornherein zu allen Dingen schief und unehrlich. Das Pathos, das sich daraus entwickelt, heisst sich Glaube: das Auge Ein-für-alle Mal vor sich schliessen, um nicht am Aspekt unheilbarer Falschheit zu leiden. Man macht bei sich eine Moral, eine Tugend, eine Heiligkeit aus dieser fehlerhaften Optik zu allen Dingen, man knüpft das gute Gewissen an das Falsch-sehen, — man fordert, dass keine andre Art Optik mehr Werth haben dürfe, nachdem man die eigne mit den Namen „Gott“ „Erlösung“ „Ewigkeit“ sakrosankt gemacht hat. Ich grub den Theologen-Instinkt noch überall aus: er ist die verbreitetste, die eigentlich unterirdische Form der Falschheit, die es auf Erden giebt. Was ein Theologe als wahr empfindet, das muss falsch sein: man hat daran beinahe ein Kriterium der Wahrheit. Es ist sein unterster Selbsterhaltungs-Instinkt, der verbietet, dass die Realität in irgend einem Punkte zu Ehren oder auch nur zu Worte käme. So weit der Theologen-Einfluss reicht, ist das Werth-Urtheil auf den Kopf gestellt, sind die Begriffe „wahr“ und „falsch“ nothwendig umgekehrt: was dem Leben am schädlichsten ist, das heisst hier „wahr“, was es hebt, steigert, bejaht, rechtfertigt und triumphiren macht, das heisst „falsch“… Kommt es vor, dass Theologen durch das „Gewissen“ der Fürsten (oder der Völker —) hindurch nach der Macht die Hand ausstrecken, zweifeln wir nicht, was jedes Mal im Grunde sich begiebt: der Wille zum Ende, der nihilistische Wille will zur Macht…

[«]

10.

Unter Deutschen versteht man sofort, wenn ich sage, dass die Philosophie durch Theologen-Blut verderbt ist. Der protestantische Pfarrer ist Grossvater der deutschen Philosophie, der Protestantismus selbst ihr peccatum originale. Definition des Protestantismus: die halbseitige Lähmung des Christenthums — und der Vernunft… Man hat nur das Wort „Tübinger Stift“ auszusprechen, um zu begreifen, was die deutsche Philosophie im Grunde ist — eine hinterlistige Theologie… Die Schwaben sind die besten Lügner in Deutschland, sie lügen unschuldig… Woher das Frohlocken, das beim Auftreten Kants durch die deutsche Gelehrtenwelt gieng, die zu drei Viertel aus Pfarrer- und Lehrer-Söhnen besteht —, woher die deutsche Überzeugung, die auch heute noch ihr Echo findet, dass mit Kant eine Wendung zum Besseren beginne? Der Theologen-Instinkt im deutschen Gelehrten errieth, was nunmehr wieder möglich war… Ein Schleichweg zum alten Ideal stand offen, der Begriff „wahre Welt“, der Begriff der Moral als Essenz der Welt (— diese zwei bösartigsten Irrthümer, die es giebt!) waren jetzt wieder, Dank einer verschmitzt-klugen Skepsis, wenn nicht beweisbar, so doch nicht mehr widerlegbar… Die Vernunft, das Recht der Vernunft reicht nicht so weit… Man hatte aus der Realität eine „Scheinbarkeit“ gemacht; man hatte eine vollkommen erlogne Welt, die des Seienden, zur Realität gemacht… Der Erfolg Kant’s ist bloss ein Theologen-Erfolg: Kant war, gleich Luther, gleich Leibnitz, ein Hemmschuh mehr in der an sich nicht taktfesten deutschen Rechtschaffenheit — —

[«]

11.

Ein Wort noch gegen Kant als Moralist. Eine Tugend muss unsre Erfindung sein, unsre persönlichste Nothwehr und Nothdurft: in jedem andren Sinne ist sie bloss eine Gefahr. Was nicht unser Leben bedingt, schadet ihm: eine Tugend bloss aus einem Respekts-Gefühle vor dem Begriff „Tugend“, wie Kant es wollte, ist schädlich. Die „Tugend“, die „Pflicht“, das „Gute an sich“, das Gute mit dem Charakter der Unpersönlichkeit und Allgemeingültigkeit — Hirngespinnste, in denen sich der Niedergang, die letzte Entkräftung des Lebens, das Königsberger Chinesenthum ausdrückt. Das Umgekehrte wird von den tiefsten Erhaltungs- und Wachsthums-Gesetzen geboten: dass Jeder sich seine Tugend, seinen kategorischen Imperativ erfinde. Ein Volk geht zu Grunde, wenn es seine Pflicht mit dem Pflichtbegriff überhaupt verwechselt. Nichts ruinirt tiefer, innerlicher als jede „unpersönliche“ Pflicht, jede Opferung vor dem Moloch der Abstraktion. — Dass man den kategorischen Imperativ Kant’s nicht als lebensgefährlich empfunden hat!… Der Theologen-Instinkt allein nahm ihn in Schutz! — Eine Handlung, zu der der Instinkt des Lebens zwingt, hat in der Lust ihren Beweis, eine rechte Handlung zu sein: und jener Nihilist mit christlich-dogmatischen Eingeweiden verstand die Lust als Einwand… Was zerstört schneller als ohne innere Nothwendigkeit, ohne eine tief persönliche Wahl, ohne Lust arbeiten, denken, fühlen? als Automat der „Pflicht“? Es ist geradezu das Recept zur décadence, selbst zum Idiotismus… Kant wurde Idiot. — Und das war der Zeitgenosse Goethes! Dies Verhängniss von Spinne galt als der deutsche Philosoph, — gilt es noch!… Ich hüte mich zu sagen, was ich von den Deutschen denke… Hat Kant nicht in der französischen Revolution den Übergang aus der unorganischen Form des Staats in die organische gesehn? Hat er sich nicht gefragt, ob es eine Begebenheit giebt, die gar nicht anders erklärt werden könne als durch eine moralische Anlage der Menschheit, so dass mit ihr, Ein-für-alle Mal, die „Tendenz der Menschheit zum Guten“ bewiesen sei? Antwort Kant’s: „das ist die Revolution.“ Der fehlgreifende Instinkt in Allem und Jedem, die Widernatur als Instinkt, die deutsche décadence als Philosophie — das ist Kant! —

[«]

12.

Ich nehme ein Paar Skeptiker bei Seite, den anständigen Typus in der Geschichte der Philosophie: aber der Rest kennt die ersten Forderungen der intellektuellen Rechtschaffenheit nicht. Sie machen es allesammt wie die Weiblein, alle diese grossen Schwärmer und Wunderthiere, — sie halten die „schönen Gefühle“ bereits für Argumente, den „gehobenen Busen“ für einen Blasebalg der Gottheit, die Überzeugung für ein Kriterium der Wahrheit. Zuletzt hat noch Kant, in „deutscher“ Unschuld, diese Form der Corruption, diesen Mangel an intellektuellem Gewissen unter dem Begriff „praktische Vernunft“ zu verwissenschaftlichen versucht: er erfand eigens eine Vernunft dafür, in welchem Falle man sich nicht um die Vernunft zu kümmern habe, nämlich wenn die Moral, wenn die erhabne Forderung „du sollst“ laut wird. Erwägt man, dass fast bei allen Völkern der Philosoph nur die Weiterentwicklung des priesterlichen Typus ist, so überrascht dieses Erbstück des Priesters, die Falschmünzerei vor sich selbst, nicht mehr. Wenn man heilige Aufgaben hat, zum Beispiel die Menschen zu bessern, zu retten, zu erlösen, wenn man die Gottheit im Busen trägt, Mundstück jenseitiger Imperative ist, so steht man mit einer solchen Mission bereits ausserhalb aller bloss verstandesmässigen Werthungen, — selbst schon geheiligt durch eine solche Aufgabe, selbst schon der Typus einer höheren Ordnung!… Was geht einen Priester die Wissenschaft an! Er steht zu hoch dafür! — Und der Priester hat bisher geherrscht! Er bestimmte den Begriff „wahr“ und „unwahr“!…

[«]

13.

Unterschätzen wir dies nicht: wir selbst, wir freien Geister, sind bereits eine „Umwerthung aller Werthe“, eine leibhafte Kriegs- und Siegs-Erklärung an alle alten Begriffe von „wahr“ und „unwahr“. Die werthvollsten Einsichten werden am spätesten gefunden; aber die werthvollsten Einsichten sind die Methoden. Alle Methoden, alle Voraussetzungen unsrer jetzigen Wissenschaftlichkeit haben Jahrtausende lang die tiefste Verachtung gegen sich gehabt, auf sie hin war man aus dem Verkehre mit „honnetten“ Menschen ausgeschlossen, — man galt als „Feind Gottes“, als Verächter der Wahrheit, als „Besessener“. Als wissenschaftlicher Charakter war man Tschandala… Wir haben das ganze Pathos der Menschheit gegen uns gehabt — ihren Begriff von dem, was Wahrheit sein soll, was der Dienst der Wahrheit sein soll: jedes „du sollst“ war bisher gegen uns gerichtet… Unsre Objekte, unsre Praktiken, unsre stille vorsichtige misstrauische Art — Alles schien ihr vollkommen unwürdig und verächtlich. — Zuletzt dürfte man, mit einiger Billigkeit, sich fragen, ob es nicht eigentlich ein ästhetischer Geschmack war, was die Menschheit in so langer Blindheit gehalten hat: sie verlangte von der Wahrheit einen pittoresken Effekt, sie verlangte insgleichen vom Erkennenden, dass er stark auf die Sinne wirke. Unsre Bescheidenheit gieng ihr am längsten wider den Geschmack… Oh wie sie das erriethen, diese Truthähne Gottes — —

[«]

14.

Wir haben umgelernt. Wir sind in allen Stücken bescheidner geworden. Wir leiten den Menschen nicht mehr vom „Geist“, von der „Gottheit“ ab, wir haben ihn unter die Thiere zurückgestellt. Er gilt uns als das stärkste Thier, weil er das listigste ist: eine Folge davon ist seine Geistigkeit. Wir wehren uns anderseits gegen eine Eitelkeit, die auch hier wieder laut werden möchte: wie als ob der Mensch die grosse Hinterabsicht der thierischen Entwicklung gewesen sei. Er ist durchaus keine Krone der Schöpfung, jedes Wesen ist, neben ihm, auf einer gleichen Stufe der Vollkommenheit… Und indem wir das behaupten, behaupten wir noch zuviel: der Mensch ist, relativ genommen, das missrathenste Thier, das krankhafteste, das von seinen Instinkten am gefährlichste<n> abgeirrte — freilich, mit alle dem, auch das interessanteste! — Was die Thiere betrifft, so hat zuerst Descartes, mit verehrungswürdiger Kühnheit, den Gedanken gewagt, das Thier als machina zu verstehn: unsre ganze Physiologie bemüht sich um den Beweis dieses Satzes. Auch stellen wir logischer Weise den Menschen nicht bei Seite, wie noch Descartes that: was überhaupt heute vom Menschen begriffen ist, geht genau so weit als er machinal begriffen ist. Ehedem gab man dem Menschen als seine Mitgift aus einer höheren Ordnung den „freien Willen“: heute haben wir ihm selbst den Willen genommen, in dem Sinne, dass darunter kein Vermögen mehr verstanden werden darf. Das alte Wort „Wille“ dient nur dazu, eine Resultante zu bezeichnen, eine Art individueller Reaktion, die nothwendig auf eine Menge theils widersprechender, theils zusammenstimmender Reize folgt: — der Wille „wirkt“ nicht mehr, „bewegt“ nicht mehr… Ehemals sah man im Bewusstsein des Menschen, im „Geist“, den Beweis seiner höheren Abkunft, seiner Göttlichkeit; um den Menschen zu vollenden, rieth man ihm an, nach der Art der Schildkröte, die Sinne in sich hineinzuziehn, den Verkehr mit dem Irdischen einzustellen, die sterbliche Hülle abzuthun: dann blieb die Hauptsache von ihm zurück, der „reine Geist“. Wir haben uns auch hierüber besser besonnen: das Bewusstwerden, der „Geist“, gilt uns gerade als Symptom einer relativen Unvollkommenheit des Organismus, als ein Versuchen, Tasten, Fehlgreifen, als eine Mühsal, bei der unnöthig viel Nervenkraft verbraucht wird, — wir leugnen, dass irgend Etwas vollkommen gemacht werden kann, so lange es noch bewusst gemacht wird. Der „reine Geist“ ist eine reine Dummheit: rechnen wir das Nervensystem und die Sinne ab, die „sterbliche Hülle“, so verrechnen wir uns — weiter nichts!…

[«]

15.

Weder die Moral noch die Religion berührt sich im Christenthume mit irgend einem Punkte der Wirklichkeit. Lauter imaginäre Ursachen („Gott“, „Seele“, „Ich“ „Geist“, „der freie Wille“ — oder auch „der unfreie“); lauter imaginäre Wirkungen („Sünde“, „Erlösung“, „Gnade“, „Strafe“, „Vergebung der Sünde“). Ein Verkehr zwischen imaginären Wesen („Gott“ „Geister“ „Seelen“); eine imaginäre Naturwissenschaft (anthropocentrisch; völliger Mangel des Begriffs der natürlichen Ursachen) eine imaginäre Psychologie (lauter Selbst-Missverständnisse, Interpretationen angenehmer oder unangenehmer Allgemeingefühle, zum Beispiel der Zustände des nervus sympathicus mit Hülfe der Zeichensprache religiös-moralischer Idiosynkrasie, — „Reue“, „Gewissensbiss“, „Versuchung des Teufels“, „die Nähe Gottes“); eine imaginäre Teleologie („das Reich Gottes“, „das jüngste Gericht“, „das ewige Leben“). — Diese reine Fiktions-Welt unterscheidet sich dadurch sehr zu ihren Ungunsten von der Traumwelt, dass letztere die Wirklichkeit wiederspiegelt, während sie die Wirklichkeit fälscht, entwerthet, verneint. Nachdem erst der Begriff „Natur“ als Gegenbegriff zu „Gott“ erfunden war, musste „natürlich“ das Wort sein für „verwerflich“, — jene ganze Fiktions-Welt hat ihre Wurzel im Hass gegen das Natürliche (— die Wirklichkeit! —), sie ist der Ausdruck eines tiefen Missbehagens am Wirklichen… Aber damit ist Alles erklärt. Wer allein hat Gründe sich wegzulügen aus der Wirklichkeit? Wer an ihr leidet. Aber an der Wirklichkeit leiden heisst eine verunglückte Wirklichkeit sein… Das Übergewicht der Unlustgefühle über die Lustgefühle ist die Ursache jener fiktiven Moral und Religion: ein solches Übergewicht giebt aber die Formel ab für décadence…

[«]

16.

Zu dem gleichen Schlusse nöthigt eine Kritik des christlichen Gottesbegriffs. — Ein Volk, das noch an sich selbst glaubt, hat auch noch seinen eignen Gott. In ihm verehrt es die Bedingungen, durch die es obenauf ist, seine Tugenden, — es projicirt seine Lust an sich, sein Machtgefühl in ein Wesen, dem man dafür danken kann. Wer reich ist, will abgeben; ein stolzes Volk braucht einen Gott, um zu opfern… Religion, innerhalb solcher Voraussetzungen, ist eine Form der Dankbarkeit. Man ist für sich selber dankbar: dazu braucht man einen Gott. — Ein solcher Gott muss nützen und schaden können, muss Freund und Feind sein können, — man bewundert ihn im Guten wie im Schlimmen. Die widernatürliche Castration eines Gottes zu einem Gotte bloss des Guten läge hier ausserhalb aller Wünschbarkeit. Man hat den bösen Gott so nöthig als den guten: man verdankt ja die eigne Existenz nicht gerade der Toleranz, der Menschenfreundlichkeit… Was läge an einem Gotte, der nicht Zorn, Rache, Neid, Hohn, List, Gewaltthat kennte? dem vielleicht nicht einmal die entzückenden ardeurs des Siegs und der Vernichtung bekannt wären? Man würde einen solchen Gott nicht verstehn: wozu sollte man ihn haben? — Freilich: wenn ein Volk zu Grunde geht; wenn es den Glauben an Zukunft, seine Hoffnung auf Freiheit endgültig schwinden fühlt; wenn ihm die Unterwerfung als erste Nützlichkeit, die Tugenden der Unterworfenen als Erhaltungsbedingungen in’s Bewusstsein treten, dann muss sich auch sein Gott verändern. Er wird jetzt Duckmäuser, furchtsam, bescheiden, räth zum „Frieden der Seele“, zum Nicht-mehr-Hassen, zur Nachsicht, zur „Liebe“ selbst gegen Freund und Feind. Er moralisirt beständig, er kriecht in die Höhle jeder Privattugend, wird Gott für Jedermann, wird Privatmann, wird Kosmopolit… Ehemals stellte er ein Volk, die Stärke eines Volkes, alles Aggressive und Machtdurstige aus der Seele eines Volkes dar: jetzt ist er bloss noch der gute Gott… In der That, es giebt keine andre Alternative für Götter: entweder sind sie der Wille zur Macht — und so lange werden sie Volksgötter sein — oder aber die Ohnmacht zur Macht — und dann werden sie nothwendig gut…

[«]

17.

Wo in irgend welcher Form der Wille zur Macht niedergeht, giebt es jedes Mal auch einen physiologischen Rückgang, eine décadence. Die Gottheit der décadence, beschnitten an ihren männlichsten Tugenden und Trieben, wird nunmehr nothwendig zum Gott der physiologisch-Zurückgegangenen, der Schwachen. Sie heissen sich selbst nicht die Schwachen, sie heissen sich „die Guten“… Man versteht, ohne dass ein Wink noch Noth thäte, in welchen Augenblicken der Geschichte erst die dualistische Fiktion eines guten und eines bösen Gottes möglich wird. Mit demselben Instinkte, mit dem die Unterworfnen ihren Gott zum „Guten an sich“ herunterbringen, streichen sie aus dem Gotte ihrer Überwinder die guten Eigenschaften aus; sie nehmen Rache an ihren Herrn, dadurch dass sie deren Gott verteufeln. — Der gute Gott, ebenso wie der Teufel: Beide Ausgeburten der décadence. — Wie kann man heute noch der Einfalt christlicher Theologen so viel nachgeben, um mit ihnen zu dekretiren, die Fortentwicklung des Gottesbegriffs vom „Gotte Israels“, vom Volksgotte zum christlichen Gotte, zum Inbegriff alles Guten sei ein Fortschritt? — Aber selbst Renan thut es. Als ob Renan ein Recht auf Einfalt hätte! Das Gegentheil springt doch in die Augen. Wenn die Voraussetzungen des aufsteigenden Lebens, wenn alles Starke, Tapfere, Herrische, Stolze aus dem Gottesbegriffe eliminirt werden, wenn er Schritt für Schritt zum Symbol eines Stabs für Müde, eines Rettungsankers für alle Ertrinkenden heruntersinkt, wenn er Arme-Leute-Gott, Sünder-Gott, Kranken-Gott par excellence wird, und das Prädikat „Heiland“, „Erlöser“ gleichsam übrig bleibt als göttliches Prädikat überhaupt: wovon redet eine solche Verwandlung? eine solche Reduktion des Göttlichen? — Freilich: „das Reich Gottes“ ist damit grösser geworden. Ehemals hatte er nur sein Volk, sein „auserwähltes“ Volk. Inzwischen gieng er, ganz wie sein Volk selber, in die Fremde, auf Wanderschaft, er sass seitdem nirgendswo mehr still: bis er endlich überall heimisch wurde, der grosse Cosmopolit, — bis er „die grosse Zahl“ und die halbe Erde auf seine Seite bekam. Aber der Gott der „grossen Zahl“, der Demokrat unter den Göttern, wurde trotzdem kein stolzer Heidengott: er blieb Jude, er blieb der Gott der Winkel, der Gott aller dunklen Ecken und Stellen, aller ungesunden Quartiere der ganzen Welt!… Sein Weltreich ist nach wie vor ein Unterwelts-Reich, ein Hospital, ein Souterrain-Reich, ein Ghetto-Reich… Und er selbst, so blass, so schwach, so décadent… Selbst die Blassesten der Blassen wurden noch über ihn Herr, die Herrn Metaphysiker, die Begriffs-Albinos. Diese spannen so lange um ihn herum, bis er, hypnotisirt durch ihre Bewegungen, selbst Spinne, selbst Metaphysicus wurde. Nunmehr spann er wieder die Welt aus sich heraus — sub specie Spinozae —, nunmehr transfigurirte er sich ins immer Dünnere und Blässere, ward „Ideal“, ward „reiner Geist“, ward „absolutum“, ward „Ding an sich“… Verfall eines Gottes: Gott ward „Ding an sich“…

[«]

18.

Der christliche Gottesbegriff — Gott als Krankengott, Gott als Spinne, Gott als Geist — ist einer der corruptesten Gottesbegriffe, die auf Erden erreicht worden sind; er stellt vielleicht selbst den Pegel des Tiefstands in der absteigenden Entwicklung des Götter-Typus dar. Gott zum Widerspruch des Lebens abgeartet, statt dessen Verklärung und ewiges Ja zu sein! In Gott dem Leben, der Natur, dem Willen zum Leben die Feindschaft angesagt! Gott die Formel für jede Verleumdung des „Diesseits“, für jede Lüge vom „Jenseits“! In Gott das Nichts vergöttlicht, der Wille zum Nichts heilig gesprochen!…

[«]

19.

Dass die starken Rassen des nördlichen Europa den christlichen Gott nicht von sich gestossen haben, macht ihrer religiösen Begabung wahrlich keine Ehre, um nicht vom Geschmacke zu reden. Mit einer solchen krankhaften und altersschwachen Ausgeburt der décadence hätten sie fertig werden müssen. Aber es liegt ein Fluch dafür auf ihnen, dass sie nicht mit ihm fertig geworden sind: sie haben die Krankheit, das Alter, den Widerspruch in alle ihre Instinkte aufgenommen, — sie haben seitdem keinen Gott mehr geschaffen! Zwei Jahrtausende beinahe und nicht ein einziger neuer Gott! Sondern immer noch und wie zu Recht bestehend, wie ein ultimatum und maximum der gottbildenden Kraft, des creator spiritus im Menschen, dieser erbarmungswürdige Gott des christlichen Monotono-Theismus! dies hybride Verfalls-Gebilde aus Null, Begriff und Widerspruch, in dem alle Décadence-Instinkte, alle Feigheiten und Müdigkeiten der Seele ihre Sanktion haben! — —

[«]

20.

Mit meiner Verurtheilung des Christenthums möchte ich kein Unrecht gegen eine verwandte Religion begangen haben, die der Zahl der Bekenner nach sogar überwiegt, gegen den Buddhismus. Beide gehören als nihilistische Religionen zusammen — sie sind décadence-Religionen —, beide sind von einander in der merkwürdigsten Weise getrennt. Dass man sie jetzt vergleichen kann, dafür ist der Kritiker des Christenthums den indischen Gelehrten tief dankbar. — Der Buddhismus ist hundert Mal realistischer als das Christenthum, — er hat die Erbschaft des objektiven und kühlen Probleme-Stellens im Leibe, er kommt nach einer Hunderte von Jahren dauernden philosophischen Bewegung, der Begriff „Gott“ ist bereits abgethan, als er kommt. Der Buddhismus ist die einzige eigentlich positivistische Religion, die uns die Geschichte zeigt, auch noch in seiner Erkenntnisstheorie (einem strengen Phänomenalismus —), er sagt nicht mehr „Kampf gegen Sünde“, sondern, ganz der Wirklichkeit das Recht gebend, „Kampf gegen das Leiden“. Er hat — dies unterscheidet ihn tief vom Christenthum — die Selbst-Betrügerei der Moral-Begriffe bereits hinter sich, — er steht, in meiner Sprache geredet, jenseits von Gut und Böse. — Die zwei physiologischen Thatsachen, auf denen er ruht und die er ins Auge fasst, sind: einmal eine übergrosse Reizbarkeit der Sensibilität, welche sich als raffinirte Schmerzfähigkeit ausdrückt, sodann eine Übergeistigung, ein allzulanges Leben in Begriffen und logischen Prozeduren, unter dem der Person-Instinkt zum Vortheil des „Unpersönlichen“ Schaden genommen hat (— Beides Zustände, die wenigstens Einige meiner Leser, die „Objektiven“, gleich mir selbst, aus Erfahrung kennen werden) Auf Grund dieser physiologischen Bedingungen ist eine Depression entstanden: gegen diese geht Buddha hygienisch vor. Er wendet dagegen das Leben im Freien an, das Wanderleben, die Mässigung und die Wahl in der Kost; die Vorsicht gegen alle Spirituosa; die Vorsicht insgleichen gegen alle Affekte, die Galle machen, die das Blut erhitzen; keine Sorge, weder für sich, noch für Andre. Er fordert Vorstellungen, die entweder Ruhe geben oder erheitern — er erfindet Mittel, die andren sich abzugewöhnen. Er versteht die Güte, das Gütig-sein als gesundheitfördernd. Gebet ist ausgeschlossen, ebenso wie die Askese; kein kategorischer Imperativ, kein Zwang überhaupt, selbst nicht innerhalb der Klostergemeinschaft (— man kann wieder hinaus —) Das Alles wären Mittel, um jene übergrosse Reizbarkeit zu verstärken. Eben darum fordert er auch keinen Kampf gegen Andersdenkende; seine Lehre wehrt sich gegen nichts mehr als gegen das Gefühl der Rache, der Abneigung, des ressentiment (— „nicht durch Feindschaft kommt Feindschaft zu Ende“: der rührende Refrain des ganzen Buddhismus…) Und das mit Recht: gerade diese Affekte wären vollkommen ungesund in Hinsicht auf die diätetische Hauptabsicht. Die geistige Ermüdung, die er vorfindet, und die sich in einer allzugrossen „Objektivität“ (das heisst

Schwächung des Individual-Interesses, Verlust an Schwergewicht, an „Egoismus“) ausdrückt, bekämpft <er> mit einer strengen Zurückführung auch der geistigsten Interessen auf die Person. In der Lehre Buddha’s wird der Egoismus Pflicht: das „Eins ist Noth“, das „wie kommst du vom Leiden los“ regulirt und begrenzt die ganze geistige Diät (— man darf sich vielleicht an jenen Athener erinnern, der der reinen „Wissenschaftlichkeit“ gleichfalls den Krieg machte, an Sokrates, der den Personal-Egoismus auch im Reich der Probleme zur Moral erhob.)

[«]

21.

Die Voraussetzung für den Buddhismus ist ein sehr mildes Klima, eine grosse Sanftmuth und Liberalität in den Sitten, kein Militarismus; und dass es die höheren und selbst gelehrten Stände sind, in denen die Bewegung ihren Heerd hat. Man will die Heiterkeit, die Stille, die Wunschlosigkeit als höchstes Ziel, und man erreicht sein Ziel. Der Buddhismus ist keine Religion, in der man bloss auf Vollkommenheit aspirirt: das Vollkommne ist der normale Fall. —

Im Christenthume kommen die Instinkte Unterworfner und Unterdrückter in den Vordergrund: es sind die niedersten Stände, die in ihm ihr Heil suchen. Hier wird als Beschäftigung, als Mittel gegen die Langeweile, die Casuistik der Sünde, die Selbstkritik, die Gewissens-Inquisition geübt; hier wird der Affekt gegen einen Mächtigen, „Gott“ genannt, beständig aufrecht erhalten (durch das Gebet); hier gilt das Höchste als unerreichbar, als Geschenk, als „Gnade“. Hier fehlt auch die Öffentlichkeit; der Versteck, der dunkle Raum ist christlich. Hier wird der Leib verachtet, die Hygiene als Sinnlichkeit abgelehnt; die Kirche wehrt sich selbst gegen die Reinlichkeit (— die erste christliche Massregel nach Vertreibung der Mauren war die Schliessung der öffentlichen Bäder, von denen Cordova allein 270 besass). Christlich ist ein gewisser Sinn der Grausamkeit, gegen sich und Andre; der Hass gegen die Andersdenkenden; der Wille, zu verfolgen. Düstere und aufregende Vorstellungen sind im Vordergrunde; die höchstbegehrten, mit den höchsten Namen bezeichneten Zustände sind Epilepsoïden; die Diät wird so gewährt, dass sie morbide Erscheinungen begünstigt und die Nerven überreizt. Christlich ist die Todfeindschaft gegen die Herren der Erde, gegen die „Vornehmen“ — und zugleich ein versteckter heimlicher Wettbewerb (— man lässt ihnen den „Leib“, man will nur die „Seele“...) Christlich ist der Hass gegen den Geist, gegen Stolz, Muth, Freiheit, libertinage des Geistes; christlich ist der Hass gegen die Sinne, gegen die Freuden der Sinne, gegen die Freude überhaupt…

[«]

22.

Dies Christenthum, als es seinen ersten Boden verliess, die niedrigsten Stände, die Unterwelt der antiken Welt, als es unter Barbaren-Völkern nach Macht ausgieng, hatte hier nicht mehr müde Menschen zur Voraussetzung, sondern innerlich verwilderte und sich zerreissende, — den starken Menschen, aber den missrathenen. Die Unzufriedenheit mit sich, das Leiden an sich ist hier nicht wie bei dem Buddhisten eine übermässige Reizbarkeit und Schmerzfähigkeit, vielmehr umgekehrt ein übermächtiges Verlangen nach Wehethun, nach Auslassung der inneren Spannung in feindseligen Handlungen und Vorstellungen. Das Christenthum hatte barbarische Begriffe und Werthe nöthig, um über Barbaren Herr zu werden: solche sind das Erstlingsopfer, das Bluttrinken im Abendmahl, die Verachtung des Geistes und der Cultur; die Folterung in allen Formen, sinnlich und unsinnlich; der grosse Pomp des Cultus. Der Buddhismus ist eine Religion für späte Menschen, für gütige, sanfte, übergeistig gewordne Rassen, die zu leicht Schmerz empfinden (— Europa ist noch lange nicht reif für ihn —): er ist eine Rückführung derselben zu Frieden und Heiterkeit, zur Diät im Geistigen, zu einer gewissen Abhärtung im Leiblichen. Das Christenthum will über Raubthiere Herr werden; sein Mittel ist, sie krank zu machen, — die Schwächung ist das christliche Rezept zur Zähmung, zur „Civilisation“. Der Buddhismus ist eine Religion für den Schluss und die Müdigkeit der Civilisation, das Christenthum findet sie noch nicht einmal vor, — es begründet sie unter Umständen.

[«]

23.

Der Buddhismus, nochmals gesagt, ist hundert Mal kälter, wahrhafter, objektiver. Er hat nicht mehr nöthig, sich sein Leiden, seine Schmerzfähigkeit anständig zu machen durch die Interpretation der Sünde, — er sagt bloss, was er denkt „ich leide“. Dem Barbaren dagegen ist Leiden an sich nichts Anständiges: er braucht erst eine Auslegung, um es sich einzugestehn, dass er leidet (sein Instinkt weist ihn eher auf Verleugnung des Leidens, auf stilles Ertragen hin) Hier war das Wort „Teufel“ eine Wohlthat: man hatte einen übermächtigen und furchtbaren Feind, — man brauchte sich nicht zu schämen, an einem solchen Feind zu leiden. —

Das Christenthum hat einige Feinheiten auf dem Grunde, die zum Orient gehören. Vor allem weiss es, dass es an sich ganz gleichgültig ist, ob Etwas wahr <ist>, aber von höchster Wichtigkeit, sofern es als wahr geglaubt wird. Die Wahrheit und der Glaube, dass Etwas wahr sei: zwei ganz auseinanderliegende Interessen-Welten, fast Gegensatz-Welten — man kommt zum Einen und zum Andren auf grundverschiednen Wegen. Hierüber wissend zu sein — das macht im Orient beinahe den Weisen: so verstehn es die Brahmanen, so versteht es Plato, so jeder Schüler esoterischer Weisheit. Wenn zum Beispiel ein Glück darin liegt, sich von der Sünde erlöst zu glauben, so thut als Voraussetzung dazu nicht noth, dass der Mensch sündig sei, sondern dass er sich sündig fühlt. Wenn aber überhaupt vor allem Glaube noth thut, so muss man die Vernunft, die Erkenntniss, die Forschung in Misskredit bringen: der Weg zur Wahrheit wird zum verbotnen Weg. — Die starke Hoffnung ist ein viel grösseres Stimulans des Lebens, als irgend ein einzelnes wirklich eintretendes Glück. Man muss Leidende durch eine Hoffnung aufrecht erhalten, welcher durch keine Wirklichkeit widersprochen werden kann, — welche nicht durch eine Erfüllung abgethan wird: eine Jenseits-Hoffnung. (Gerade wegen dieser Fähigkeit, den Unglücklichen hinzuhalten, galt die Hoffnung bei den Griechen als Übel der Übel, als das eigentlich tückische Übel: es blieb im Fass des Übels zurück). — Damit Liebe möglich ist, muss Gott Person sein; damit die untersten Instinkte mitreden können, muss Gott jung sein. Man hat für die Inbrunst der Weiber einen schönen Heiligen, für die der Männer eine Maria in den Vordergrund zu rücken. Dies unter der Voraussetzung, dass das Christenthum auf einem Boden Herr werden will, wo aphrodisische oder Adonis-Culte den Begriff des Cultus bereits bestimmt haben. Die Forderung der Keuschheit verstärkt die Vehemenz und Innerlichkeit des religiösen Instinkts — sie macht den Cultus wärmer, schwärmerischer, seelenvoller. — Die Liebe ist der Zustand, wo der Mensch die Dinge am meisten so sieht, wie sie nicht sind. Die illusorische Kraft ist da auf ihrer Höhe, ebenso die versüssende, die verklärende Kraft. Man erträgt in der Liebe mehr als sonst, man duldet

Alles. Es galt eine Religion zu erfinden, in der geliebt werden kann: damit ist man über das Schlimmste am Leben hinaus — man sieht es gar nicht mehr. — So viel über die drei christlichen Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung: ich nenne sie die drei christlichen Klugheiten. — Der Buddhismus ist zu spät, zu positivistisch dazu, um noch auf diese Weise klug zu sein. —

[«]

24.

Ich berühre hier nur das Problem der Entstehung des Christenthums. Der erste Satz zu dessen Lösung heisst: das Christenthum ist einzig aus dem Boden zu verstehn, aus dem es gewachsen ist, — es ist nicht eine Gegenbewegung gegen den jüdischen Instinkt, es ist dessen Folgerichtigkeit selbst, ein Schluss weiter in dessen furchteinflössender Logik. In der Formel des Erlösers: „das Heil kommt von den Juden“. — Der zweite Satz heisst: der psychologische Typus des Galiläers ist noch erkennbar, aber erst in seiner vollständigen Entartung (die zugleich Verstümmelung und Überladung mit fremden Zügen ist —) hat er dazu dienen können, wozu er gebraucht worden ist, zum Typus eines Erlösers der Menschheit. —

Die Juden sind das merkwürdigste Volk der Weltgeschichte, weil sie, vor die Frage von Sein und Nichtsein gestellt, mit einer vollkommen unheimlichen Bewusstheit das Sein um jeden Preis vorgezogen haben: dieser Preis war die radikale Fälschung aller Natur, aller Natürlichkeit, aller Realität, der ganzen inneren Welt so gut als der äusseren. Sie grenzten sich ab gegen alle Bedingungen, unter denen bisher ein Volk leben konnte, leben durfte, sie schufen aus sich einen Gegensatz-Begriff zu natürlichen Bedingungen, — sie haben, der Reihe nach, die Religion, den Cultus, die Moral, die Geschichte, die Psychologie auf eine unheilbare Weise in den Widerspruch zu deren Natur-Werthen umgedreht. Wir begegnen demselben Phänomene noch einmal und in unsäglich vergrösserten Proportionen, trotzdem nur als Copie: — die christliche Kirche entbehrt, im Vergleich zum „Volk der Heiligen“, jedes Anspruchs auf Originalität. Die Juden sind, ebendamit, das verhängnissvollste Volk der Weltgeschichte: in ihrer Nachwirkung haben sie die Menschheit dermaassen falsch gemacht, dass heute noch der Christ antijüdisch fühlen kann, ohne sich als die letzte jüdische Consequenz zu verstehn.

Ich habe in meiner „Genealogie der Moral“ zum ersten Male den Gegensatz-Begriff einer vornehmen Moral und einer ressentiment-Moral psychologisch vorgeführt, letztere aus dem Nein gegen die erstere entsprungen: aber dies ist die jüdisch-christliche Moral ganz und gar. Um Nein sagen zu können zu Allem, was die aufsteigende Bewegung des Lebens, die Wohlgerathenheit, die Macht, die Schönheit, die Selbstbejahung auf Erden darstellt, musste hier sich der Genie gewordne Instinkt des ressentiment eine andre Welt erfinden, von wo aus jene Lebens-Bejahung als das Böse, als das Verwerfliche an sich erschien. Psychologisch nachgerechnet, ist das jüdische Volk ein Volk der zähesten Lebenskraft, welches, unter unmögliche Bedingungen versetzt, freiwillig, aus der tiefsten Klugheit der Selbst-Erhaltung, die Partei aller décadence-Instinkte nimmt, — nicht als von ihnen beherrscht, sondern weil es in ihnen eine Macht errieth, mit der man sich gegen „die Welt“ durchsetzen kann. Sie sind das Gegenstück aller décadents: sie haben sie darstellen müssen bis zur Illusion, sie haben sich, mit einem non-plus-ultra des schauspielerischen Genies, an die Spitze aller décadence-Bewegungen zu stellen gewusst (— als Christenthum des Paulus —), um aus ihnen Etwas zu schaffen, das stärker ist als jede Ja-sagende Partei des Lebens. Die décadence ist, für die im Juden- und Christenthum zur Macht verlangende Art von Mensch, eine priesterliche Art, nur Mittel: diese Art von Mensch hat ein Lebens-Interesse daran, die Menschheit krank zu machen und die Begriffe „gut“ und „böse“, „wahr“ und „falsch“ in einen lebensgefährlichen und weltverleumderischen Sinn umzudrehn. —

[«]

25.

Die Geschichte Israels ist unschätzbar als typische Geschichte aller Entnatürlichung der Natur-Werthe: ich deute fünf Thatsachen derselben an. Ursprünglich, vor allem in der Zeit des Königthums, stand auch Israel zu allen Dingen in der richtigen, das heisst der natürlichen Beziehung. Sein Javeh war der Ausdruck des Macht-Bewusstseins, der Freude an sich, der Hoffnung auf sich: in ihm erwartete man Sieg und Heil, mit ihm vertraute man der Natur, dass sie giebt, was das Volk nöthig hat — vor allem Regen. Javeh ist der Gott Israels und *folglich* Gott der Gerechtigkeit: die Logik jedes Volks, das in Macht ist und ein gutes Gewissen davon hat. Im Fest-Cultus drücken sich diese beiden Seiten der Selbstbejahung eines Volks aus: es ist dankbar für die grossen Schicksale, durch die es obenauf kam, es ist dankbar im Verhältniss zum Jahreskreislauf und allem Glück in Viehzucht und Ackerbau. — Dieser Zustand der Ding<e> blieb noch lange das Ideal, auch als er auf eine traurige Weise abgethan war: die Anarchie im Innern, der Assyrer von aussen. Aber das Volk hielt als höchste Wünschbarkeit jene Vision eines Königs fest, der ein guter Soldat und ein strenger Richter ist: vor allem jener typische Prophet (das heisst Kritiker und Satyriker des Augenblicks) Jesaia. — Aber jede Hoffnung blieb unerfüllt. Der alte Gott *konnte* nichts mehr von dem, was er ehemals konnte. Man hätte ihn fahren lassen sollen. Was geschah? Man *veränderte* seinen Begriff, — man *entnatürlichte* seinen Begriff: um diesen Preis hielt man ihn fest. — Javeh der Gott der „Gerechtigkeit“, — *nicht mehr* eine Einheit mit Israel, ein Ausdruck des Volks-Selbstgefühls: nur noch ein Gott unter Bedingungen… Sein Begriff wird ein Werkzeug in den Händen priesterlicher Agitatoren, welche alles Glück nunmehr als Lohn, alles Unglück als Strafe für Ungehorsam gegen Gott, für „Sünde“, interpretiren: jene verlogenste Interpretations-Manier einer angeblich „sittlichen Weltordnung“, mit der, ein für alle Mal, der Naturbegriff „Ursache“ und „Wirkung“ auf den Kopf gestellt ist. Wenn man erst, mit Lohn und Strafe, die natürliche Causalität aus der Welt geschafft hat, bedarf man einer *widernatürlichen* Causalität: der ganze Rest von Unnatur folgt nunmehr. Ein Gott, der *fordert* — an Stelle eines Gottes, der hilft, der Rath schafft, der im Grunde das Wort ist für jede glückliche Inspiration des Muths und des Selbstvertrauens… Die *Moral*, nicht mehr der Ausdruck der Lebens- und Wachsthums-Bedingungen eines Volk<s>, nicht mehr sein unterster Instinkt des Lebens, sondern abstrakt geworden, Gegensatz zum Leben geworden, — Moral als grundsätzliche Verschlechterung der Phantasie, als „böser Blick“ für alle Dinge. *Was* ist jüdische, *was* ist christliche Moral? Der Zufall um seine Unschuld gebracht; das Unglück mit dem Begriff „Sünde“ beschmutzt; das Wohlbefinden als Gefahr, als „Versuchung“; das physiologische Übelbefinden mit dem Gewissens-Wurm vergiftet…

[«]

26.

Der Gottesbegriff gefälscht; der Moralbegriff gefälscht: — die jüdische Priesterschaft blieb dabei nicht stehn. Man konnte die ganze Geschichte Israels nicht brauchen: fort mit ihr! — Diese Priester haben jenes Wunderwerk von Fälschung zu Stande gebracht, als deren Dokument uns ein guter Theil der Bibel vorliegt: sie haben ihre eigne Volks-Vergangenheit mit einem Hohn ohne Gleichen gegen jede Überlieferung, gegen jede historische Realität ins Religiöse übersetzt, das heisst, aus ihr einen stupiden Heils-Mechanismus von Schuld gegen Javeh und Strafe, von Frömmigkeit gegen Javeh und Lohn gemacht. Wir würden diesen schmachvollsten Akt der Geschichts-Fälschung viel schmerzhafter empfinden, wenn uns nicht die kirchliche Geschichts-Interpretation von Jahrtausenden fast stumpf für die Forderungen der Rechtschaffenheit in historicis gemacht hätte. Und der Kirche sekundirten die Philosophen: die Lüge „der sittlichen Weltordnung“ geht durch die ganze Entwicklung selbst der neueren Philosophie. Was bedeutet „sittliche Weltordnung“? Dass es, ein für alle Mal, einen Willen Gottes giebt, was der Mensch zu thun, was er zu lassen habe; dass der Werth eines Volkes, eines Einzelnen sich darnach bemesse, wie sehr oder wie wenig dem Willen Gottes gehorcht wird; dass in den Schicksalen eines Volkes, eines Einzelnen sich der Wille Gottes als herrschend, das heisst als strafend und belohnend, je nach dem Grade des Gehorsams, beweist. Die Realität an Stelle dieser erbarmungswürdigen Lüge heisst: eine parasitische Art Mensch, die nur auf Kosten aller gesunden Bildungen des Lebens gedeiht, der Priester, missbraucht den Namen Gottes: er nennt einen Zustand der Dinge, in dem der Priester den Werth der Dinge bestimmt, „das Reich Gottes“; er nennt die Mittel, vermöge deren ein solcher Zustand erreicht oder aufrecht erhalten wird, „den Willen Gottes“; er misst, mit einem kaltblütigen Cynismus, die Völker, die Zeiten, die Einzelnen darnach ab, ob sie der Priester-Übermacht nützten oder widerstrebten. Man sehe sie am Werk: unter den Händen der jüdischen Priester wurde die grosse Zeit in der Geschichte Israels eine Verfalls-Zeit; das Exil, das lange Unglück verwandelte sich in eine ewige Strafe für die grosse Zeit — eine Zeit, in der der Priester noch nichts war… Sie haben aus den mächtigen, sehr frei gerathenen Gestalten der Geschichte Israels, je nach Bedürfniss, armselige Ducker und Mucker oder „Gottlose“ gemacht, sie haben die Psychologie jedes grossen Ereignisses auf die Idioten-Formel „Gehorsam oder Ungehorsam gegen Gott“ vereinfacht. — Ein Schritt weiter: der „Wille Gottes“, das heisst die Erhaltungs-Bedingungen für die Macht des Priesters, muss bekannt sein, — zu diesem Zwecke bedarf es einer „Offenbarung“. Auf deutsch: eine grosse litterarische Fälschung wird nöthig, eine

„heilige Schrift“ wird entdeckt, — unter allem hieratischen Pomp, mit Busstagen und Jammergeschrei über die lange „Sünde“ wird sie öffentlich gemacht. Der „Wille Gottes“ stand längst fest: das ganze Unheil liegt darin, dass man sich der „heiligen Schrift“ entfremdet hat… Moses schon war der „Wille Gottes“ offenbart… Was war geschehn? Der Priester hatte, mit Strenge, mit Pedanterie, bis auf die grossen und kleinen Steuern, die man ihm zu zahlen hatte (— die schmackhaftesten Stücke vom Fleisch nicht zu vergessen: denn der Priester ist ein Beefsteak-Fresser) ein für alle Mal formulirt, was er haben will, „was der Wille Gottes ist“… Von nun an sind alle Dinge des Lebens so geordnet, dass der Priester überall unentbehrlich ist; in allen natürlichen Vorkommnissen des Lebens, bei der Geburt, der Ehe, der Krankheit, dem Tode, gar nicht vom Opfer („der Mahlzeit“) zu reden, erscheint der heilige Parasit, um sie zu entnatürlichen: in seiner Sprache zu „heiligen“… Denn dies muss man begreifen: jede natürliche Sitte, jede natürliche Institution (Staat, Gerichts-Ordnung, Ehe, Kranken- und Armenpflege), jede vom Instinkt des Lebens eingegebne Forderung, kurz Alles, was seinen Werth in sich hat, wird durch den Parasitismus des Priesters (oder der „sittlichen Weltordnung“) grundsätzlich werthlos, werth-widrig gemacht: es bedarf nachträglich einer Sanktion, — eine werthverleihende Macht thut noth, welche die Natur darin verneint, welche eben damit erst einen Werth schafft… Der Priester entwerthet, entheiligt die Natur: um diesen Preis besteht er überhaupt. — Der Ungehorsam gegen Gott, das heisst gegen den Priester, gegen „das Gesetz“ bekommt nun den Namen „Sünde“; die Mittel, sich wieder „mit Gott zu versöhnen“, sind, wie billig, Mittel, mit denen die Unterwerfung unter den Priester nur noch gründlicher gewährleistet ist: der Priester allein „erlöst“… Psychologisch nachgerechnet werden in jeder priesterlich organisirten Gesellschaft die „Sünden“ unentbehrlich: sie sind die eigentlichen Handhaben der Macht, der Priester lebt von den Sünden, er hat nöthig, dass „gesündigt“ wird… Oberster Satz: „Gott vergiebt dem, der Busse thut“ — auf deutsch: der sich dem Priester unterwirft. —

[«]

27.

Auf einem dergestalt falschen Boden, wo jede Natur, jeder Natur-Werth, jede Realität die tiefsten Instinkte der herrschenden Klasse wider sich hatte, wuchs das Christenthum auf, eine Todfeindschafts-Form gegen die Realität, die bisher nicht übertroffen worden ist. Das „heilige Volk“, das für alle Dinge nur Priester-Werthe, nur Priester-Worte übrig behalten hatte, und mit einer Schluss-Folgerichtigkeit, die Furcht einflössen kann, Alles, was sonst noch an Macht auf Erden bestand, als „unheilig“, als „Welt“, als „Sünde“ von sich abgetrennt hatte — dies Volk brachte für seinen Instinkt eine letzte Formel hervor, die logisch war bis zur Selbstverneinung: es verneinte, als Christenthum, noch die letzte Form der Realität, das „heilige Volk“, das „Volk der Ausgewählten“, die jüdische Realität selbst. Der Fall ist ersten Rangs: die kleine aufständische Bewegung, die auf den Namen des Jesus von Nazareth getauft wird, ist der jüdische Instinkt noch einmal, — anders gesagt, der Priester-Instinkt, der den Priester als Realität nicht mehr verträgt, die Erfindung einer noch abgezogneren Daseinsform, einer noch unrealeren Vision der Welt, als sie die Organisation einer Kirche bedingt. Das Christenthum verneint die Kirche…

Ich sehe nicht ab, wogegen der Aufstand gerichtet war, als dessen Urheber Jesus verstanden oder missverstanden worden ist, wenn es nicht der Aufstand gegen die jüdische Kirche war, Kirche genau in dem Sinn genommen, in dem wir heute das Wort nehmen. Es war ein Aufstand gegen „die Guten und Gerechten“, gegen „die Heiligen Israels“, gegen die Hierarchie der Gesellschaft — nicht gegen deren Verderbniss, sondern gegen die Kaste, das Privilegium, die Ordnung, die Formel; es war der Unglaube an die „höheren Menschen“, das Nein gesprochen gegen Alles, was Priester und Theologe war. Aber die Hierarchie, die damit, wenn auch nur für einen Augenblick, in Frage gestellt wurde, war der Pfahlbau, auf dem das jüdische Volk, mitten im „Wasser“, überhaupt noch fortbestand, die mühsam errungene letzte Möglichkeit, übrig zu bleiben, das residuum seiner politischen Sonder-Existenz: ein Angriff auf sie war ein Angriff auf den tiefsten Volks-Instinkt, auf den zähesten Volks-Lebens-Willen, der je auf Erden dagewesen ist. Dieser heilige Anarchist, der das niedere Volk, die Ausgestossnen und „Sünder“, die Tschandala innerhalb des Judenthums zum Widerspruch gegen die herrschende Ordnung aufrief — mit einer Sprache, falls den Evangelien zu trauen wäre, die auch heute noch nach Sibirien führen würde, war ein politischer Verbrecher, so weit eben politische Verbrecher in einer absurd-unpolitischen Gemeinschaft möglich waren. Dies brachte ihn an’s Kreuz: der Beweis dafür ist die Aufschrift des Kreuzes. Er starb für seine Schuld, — es fehlt jeder Grund dafür, so oft es auch behauptet worden ist, dass er für die Schuld Andrer starb. —

[«]

28.

Eine vollkommen andre Frage ist es, ob er einen solchen Gegensatz überhaupt im Bewusstsein hatte, — ob er nicht bloss als dieser Gegensatz empfunden wurde. Und hier erst berühre ich das Problem der Psychologie des Erlösers. — Ich bekenne, dass ich wenige Bücher mit solchen Schwierigkeiten lese wie die Evangelien. Diese Schwierigkeiten sind andre, als die, an deren Nachweis die gelehrte Neugierde des deutschen Geistes einen ihrer unvergesslichsten Triumphe gefeiert hat. Die Zeit ist fern, wo auch ich, gleich jedem jungen Gelehrten, mit der klugen Langsamkeit eines raffinirten Philologen das Werk des unvergleichlichen Strauss auskostete. Damals war ich zwanzig Jahr alt: jetzt bin ich zu ernst dafür. Was gehen mich die Widersprüche der „Überlieferung“ an? Wie kann man Heiligen-Legenden überhaupt „Überlieferung“ nennen! Die Geschichten von Heiligen sind die zweideutigste Litteratur, die es überhaupt giebt: auf sie die wissenschaftliche Methode anwenden, wenn sonst keine Urkunden vorliegen, scheint mir von vornherein verurtheilt — blosser gelehrter Müssiggang…

[«]

29.

Was mich angeht, ist der psychologische Typus des Erlösers. Derselbe könnte ja in den Evangelien enthalten sein trotz den Evangelien, wie sehr auch immer verstümmelt oder mit fremden Zügen überladen: wie der des Franciscus von Assisi in seinen Legenden erhalten ist trotz seinen Legenden. Nicht die Wahrheit darüber, was er gethan, was er gesagt, wie er eigentlich gestorben ist: sondern die Frage, ob sein Typus überhaupt noch vorstellbar, ob er „überliefert“ ist? — Die Versuche, die ich kenne, aus den Evangelien sogar die Geschichte einer „Seele“ herauszulesen, scheinen mir Beweise einer verabscheuungswürdigen psychologischen Leichtfertigkeit. Herr Renan, dieser Hanswurst in psychologicis, hat die zwei ungehörigsten Begriffe zu seiner Erklärung des Typus Jesus hinzugebracht, die es hierfür geben kann: den Begriff Genie und den Begriff Held („héros“). Aber wenn irgend Etwas unevangelisch ist, so ist es der Begriff Held. Gerade der Gegensatz zu allem Ringen, zu allem Sich-in-Kampf-fühlen ist hier Instinkt geworden: die Unfähigkeit zum Widerstand wird hier Moral („widerstehe nicht dem Bösen“ das tiefste Wort der Evangelien, ihr Schlüssel in gewissem Sinne), die Seligkeit im Frieden, in der Sanftmuth, im Nicht-feind-sein-können. Was heisst „frohe Botschaft“? Das wahre Leben, das ewige Leben ist gefunden — es wird nicht verheissen, es ist da, es ist in euch: als Leben in der Liebe, in der Liebe ohne Abzug und Ausschluss, ohne Distanz. Jeder ist das Kind Gottes — Jesus nimmt durchaus nichts für sich allein in Anspruch — als Kind Gottes ist Jeder mit Jedem gleich… Aus Jesus einen Helden machen! — Und was für ein Missverständniss ist gar das Wort „Genie“! Unser ganzer Begriff, unser Cultur-Begriff „Geist“ hat in der Welt, in der Jesus lebt, gar keinen Sinn. Mit der Strenge des Physiologen gesprochen, wäre hier ein ganz andres Wort eher noch am Platz: das Wort Idiot. Wir kennen einen Zustand krankhafter Reizbarkeit des Tastsinns, der dann vor jeder Berührung, vor jedem Anfassen eines festen Gegenstandes zurückschaudert. Man übersetze sich einen solchen physiologischen habitus in seine letzte Logik — als Instinkt-Hass gegen jede Realität, als Flucht in’s „Unfassliche“, in’s „Unbegreifliche“, als Widerwille gegen jede Formel, jeden Zeit- und Raumbegriff, gegen Alles, was fest, Sitte, Institution, Kirche ist, als Zu-Hause-sein in einer Welt, an die keine Art Realität mehr rührt, einer bloss noch „inneren“ Welt, einer „wahren“ Welt, einer „ewigen“ Welt… „Das Reich Gottes ist in euch“…

[«]

30.

Der Instinkt-Hass gegen die Realität: Folge einer extremen Leid- und Reizfähigkeit, welche überhaupt nicht mehr „berührt“ werden will, weil sie jede Berührung zu tief empfindet.

Die Instinkt-Ausschliessung aller Abneigung, aller Feindschaft, aller Grenzen und Distanzen im Gefühl: Folge einer extremen Leid- und Reizfähigkeit, welche jedes Widerstreben, Widerstreben-

Müssen bereits als unerträgliche *Unlust* (das heisst als *schädlich*, als vom Selbsterhaltungs-Instinkte *widerrathen*) empfindet und die Seligkeit (die Lust) allein darin kennt, nicht mehr, Niemandem mehr, weder dem Übel, noch dem Bösen, Widerstand zu leisten, — die Liebe als einzige, als *letzte* Lebens-Möglichkeit…

Dies sind die zwei *physiologischen Realitäten*, auf denen, aus denen die Erlösungs-Lehre gewachsen ist. Ich nenne sie eine sublime Weiter-Entwicklung des Hedonismus auf durchaus morbider Grundlage. Nächstverwandt, wenn auch mit einem grossen Zuschuss von griechischer Vitalität und Nervenkraft, bleibt ihr der Epicureismus, die Erlösungs-Lehre des Heidenthums. Epicur ein *typischer décadent*: zuerst von mir als solcher erkannt. — Die Furcht vor Schmerz, selbst vor dem Unendlich-Kleinen im Schmerz — sie *kann* gar nicht anders enden als in einer *Religion der Liebe*…

[«]

31.

Ich habe meine Antwort auf das Problem vorweg gegeben. Die Voraussetzung für sie ist, dass der Typus des Erlösers uns nur in einer starken Entstellung erhalten ist. Diese Entstellung hat an sich viel Wahrscheinlichkeit: ein solcher Typus konnte aus mehreren Gründen nicht rein, nicht ganz, nicht frei von Zuthaten bleiben. Es muss sowohl das milieu, in dem sich diese fremde Gestalt bewegte, Spuren an ihm hinterlassen haben, als noch mehr die Geschichte, das *Schicksal* der ersten christlichen Gemeinde: aus ihm wurde, rückwirkend, der Typus mit Zügen bereichert, die erst aus dem Kriege und zu Zwecken der Propaganda verständlich werden. Jene seltsame und kranke Welt, in die uns die Evangelien einführen — eine Welt, wie aus einem russischen Romane, in der sich Auswurf der Gesellschaft, Nervenleiden und „kindliches“ Idiotenthum ein Stelldichein zu geben scheinen — muss unter allen Umständen den Typus *vergröbert* haben: die ersten Jünger in Sonderheit übersetzten ein ganz in Symbolen und Unfasslichkeiten schwimmendes Sein erst in die eigne Crudität, um überhaupt Etwas davon zu verstehn, — für sie war der Typus erst nach einer Einformung in bekanntere Formen *vorhanden*… Der Prophet, der Messias, der zukünftige Richter, der Morallehrer, der Wundermann, Johannes der Täufer — ebensoviele Gelegenheiten, den Typus zu verkennen… Unterschätzen wir endlich das proprium aller grossen, namentlich sektirerischen Verehrung nicht: sie löscht die originalen, oft peinlich-fremden Züge und Idiosynkrasien an dem verehrten Wesen aus — sie sieht sie selbst nicht. Man hätte zu bedauern, dass nicht ein Dostoiewsky in der Nähe dieses interessantesten décadent gelebt hat, ich meine Jemand, der gerade den ergreifenden Reiz einer solchen Mischung von Sublimem, Krankem und Kindlichem zu empfinden wusste. Ein letzter Gesichtspunkt: der Typus könnte, als décadence-Typus, thatsächlich von einer eigenthümlichen Vielheit und Widersprüchlichkeit gewesen sein: eine solche Möglichkeit ist nicht völlig auszuschliessen. Trotzdem räth Alles ab von ihr: gerade die Überlieferung würde für diesen Fall eine merkwürdig treue und objektive sein müssen: wovon wir Gründe haben das Gegentheil anzunehmen. Einstweilen klafft ein Widerspruch zwischen dem Berg- See- und Wiesen-Prediger, dessen Erscheinung wie ein Buddha auf einem sehr wenig indischen Boden anmuthet, und jenem Fanatiker des Angriffs, dem Theologen- und Priester-Todfeind, den Renan's Bosheit als „le grand maître en ironie“ verherrlicht hat. Ich selber zweifle nicht daran, dass das reichliche Maass Galle (und selbst von esprit) erst aus dem erregten Zustand der christlichen Propaganda auf den Typus des Meisters übergeflossen ist: man kennt ja reichlich die Unbedenklichkeit aller Sektirer, aus ihrem Meister sich ihre Apologie zurechtzumachen. Als die erste Gemeinde einen richtenden, hadernden, zürnenden, bösartig spitzfindigen Theologen nöthig hatte, gegen Theologen, schuf sie sich ihren „Gott“ nach ihrem Bedürfnisse: wie sie ihm auch jene völlig unevangelischen Begriffe, die sie jetzt nicht entbehren konnte, „Wiederkunft“, „jüngstes Gericht“, jede Art zeitlicher Erwartung und Verheissung ohne Zögern in den Mund gab. —

[«]

32.

Ich wehre mich, nochmals gesagt, dagegen, dass man den Fanatiker in den Typus des Erlösers einträgt: das Wort impérieux, das Renan gebraucht, annullirt allein schon den Typus. Die „gute Botschaft“ ist eben, dass es keine Gegensätze mehr giebt; das Himmelreich gehört den Kindern; der Glaube, der hier laut wird, ist kein erkämpfter Glaube, — er ist da, er ist von Anfang, er ist gleichsam eine ins Geistige zurückgetretene Kindlichkeit. Der Fall der verzögerten und im Organismus unausgebildeten Pubertät als Folgeerscheinung der Degenerescenz ist wenigstens den Physiologen vertraut. — Ein solcher Glaube zürnt nicht, tadelt nicht, wehrt sich nicht: er bringt nicht „das Schwert“, — er ahnt gar nicht, in wiefern er einmal trennen könnte. Er beweist sich nicht, weder durch Wunder, noch durch Lohn und Verheissung, noch gar „durch die Schrift“: er selbst ist jeden Augenblick sein Wunder, sein Lohn, sein Beweis, sein „Reich Gottes“. Dieser Glaube formulirt sich auch nicht — er lebt, er wehrt sich gegen Formeln. Freilich bestimmt der Zufall der Umgebung, der Sprache, der Vorbildung einen gewissen Kreis von Begriffen: das erste Christenthum handhabt nur jüdisch-semitische Begriffe (— das Essen und Trinken beim Abendmahl gehört dahin, jener von der Kirche, wie alles Jüdische, so schlimm missbrauchte Begriff) Aber man hüte sich darin mehr als eine Zeichenrede, eine Semiotik, eine Gelegenheit zu Gleichnissen zu sehn. Gerade, dass kein Wort wörtlich genommen wird, ist diesem Anti-Realisten die Vorbedingung, um überhaupt reden zu können. Unter Indern würde er sich der Sankhyam-Begriffe, unter Chinesen der des Laotse bedient haben — und keinen Unterschied dabei fühlen. — Man könnte, mit einiger Toleranz im Ausdruck, Jesus einen „freien Geist“ nennen — er macht sich aus allem Festen nichts: das Wort tödtet, alles was fest ist, tödtet. Der Begriff, die Erfahrung „Leben“, wie er sie allein kennt, widerstrebt bei ihm jeder Art Wort, Formel, Gesetz, Glaube, Dogma. Er redet bloss vom Innersten: „Leben“ oder „Wahrheit“ oder „Licht“ ist sein Wort für das Innerste, — alles Übrige, die ganze Realität, die ganze Natur, die Sprache selbst, hat für ihn bloss den Werth eines Zeichens, eines Gleichnisses. — Man darf sich an dieser Stelle durchaus nicht vergreifen, so gross auch die Verführung ist, welche im christlichen, will sagen kirchlichen Vorurtheil liegt: Eine solche Symbolik par excellence steht ausserhalb aller Religion, aller Cult-Begriffe, aller Historie, aller Naturwissenschaft, aller Welt-Erfahrung, aller Kenntnisse, aller Politik, aller Psychologie, aller Bücher, aller Kunst — sein „Wissen“ ist eben die reine Thorheit darüber, dass es Etwas dergleichen giebt. Die Cultur ist ihm nicht einmal vom Hörensagen bekannt, er hat keinen Kampf gegen sie nöthig, — er verneint sie nicht… Dasselbe gilt vom Staat, von der ganzen bürgerlichen Ordnung und Gesellschaft, von der Arbeit, vom Kriege — er hat nie einen Grund gehabt, „die Welt“ zu verneinen, er hat den kirchlichen Begriff „Welt“ nie geahnt… Das Verneinen ist eben das ihm ganz Unmögliche. — Insgleichen fehlt die Dialektik, es fehlt die Vorstellung dafür, dass ein Glaube, eine „Wahrheit“ durch Gründe bewiesen werden könnte (— seine Beweise sind innere „Lichter“, innere Lust-Gefühle und Selbstbejahungen, lauter „Beweise der Kraft“ —) Eine solche Lehre kann auch nicht widersprechen, sie begreift gar nicht, dass es andre Lehren giebt, geben kann, sie weiss sich ein gegentheiliges Urtheilen gar nicht vorzustellen… Wo sie es antrifft, wird sie aus innerstem Mitgefühle über „Blindheit“ trauern, — denn sie sieht das „Licht“ —, aber keinen Einwand machen…

[«]

33.

In der ganzen Psychologie des „Evangeliums“ fehlt der Begriff Schuld und Strafe; insgleichen der Begriff Lohn. Die „Sünde“, jedwedes Distanz-Verhältniss zwischen Gott und Mensch ist abgeschafft, — eben das ist die „frohe Botschaft“. Die Seligkeit wird nicht verheissen, sie wird nicht an Bedingungen geknüpft: sie ist die einzige Realität — der Rest ist Zeichen, um von ihr zu reden…

Die Folge eines solchen Zustandes projicirt sich in eine neue Praktik, die eigentlich evangelische Praktik. Nicht ein „Glaube“ unterscheidet den Christen: der Christ handelt, er unterscheidet sich durch ein andres Handeln. Dass er dem, der böse gegen ihn ist, weder durch Wort, noch im Herzen Widerstand leistet. Dass er keinen Unterschied zwischen Fremden und Einheimischen, zwischen Juden und Nichtjuden macht („der Nächste“ eigentlich der Glaubensgenosse, der Jude) Dass er sich gegen Niemanden erzürnt, Niemanden geringschätzt. Dass er sich bei Gerichtshöfen weder sehn lässt, noch in Anspruch nehmen lässt („nicht schwören“) Dass er sich unter keinen Umstände<n>, auch nicht im Falle bewiesener Untreue des Weibes, von seinem Weibe scheidet. — Alles im Grunde Ein Satz, Alles Folgen Eines Instinkts —

Das Leben des Erlösers war nichts andres als diese Praktik, — sein Tod war auch nichts andres… Er hatte keine Formeln, keinen Ritus für den Verkehr mit Gott mehr nöthig — nicht einmal das Gebet. Er hat mit der ganzen jüdischen Buss- und Versöhnungs-Lehre abgerechnet; er weiss, wie es allein die Praktik des Lebens ist, mit der man sich „göttlich“, „selig“, „evangelisch“, jeder Zeit ein „Kind Gottes“ fühlt. Nicht „Busse“, nicht „Gebet um Vergebung“ sind Wege zu Gott: die evangelische Praktik allein führt zu Gott, sie eben ist „Gott“ — Was mit dem Evangelium abgethan war, das war das Judenthum der Begriffe „Sünde“, „Vergebung der Sünde“, „Glaube“, „Erlösung durch den Glauben“ — die ganze jüdische Kirchen-Lehre war in der „frohen Botschaft“ verneint.

Der tiefe Instinkt dafür, wie man leben müsse, um sich „im Himmel“ zu fühlen, um sich „ewig“ zu fühlen, während man sich bei jedem andren Verhalten durchaus nicht „im Himmel fühlt“: dies allein ist die psychologische Realität der „Erlösung“. — Ein neuer Wandel, nicht ein neuer Glaube…

[«]

34.

Wenn ich irgend Etwas von diesem grossen Symbolisten verstehe, so ist es das, dass er nur innere Realitäten als Realitäten, als „Wahrheiten“ nahm, — dass er den Rest, alles Natürliche, Zeitliche, Räumliche, Historische nur als Zeichen, als Gelegenheit zu Gleichnissen verstand. Der Begriff „des Menschen Sohn“ ist nicht eine concrete Person, die in die Geschichte gehört, irgend etwas Einzelnes, Einmaliges, sondern eine „ewige“ Thatsächlichkeit, ein von dem Zeitbegriff erlöstes psychologisches Symbol. Dasselbe gilt noch einmal, und im höchsten Sinne, von dem Gott dieses typischen Symbolikers, vom „Reich Gottes“, vom „Himmelreich“, von der „Kindschaft Gottes“. Nichts ist unchristlicher als die kirchlichen Cruditäten von einem Gott als Person, von einem „Reich Gottes“, welches kommt, von einem „Himmelreich“ jenseits, von einem „Sohne Gottes“, der zweiten Person der Trinität. Dies Alles ist — man vergebe mir den Ausdruck — die Faust auf dem Auge — oh auf was für einem Auge! des Evangeliums; ein welthistorischer Cynismus in der Verhöhnung des Symbols… Aber es liegt ja auf der Hand, was mit den Zeichen „Vater“ und „Sohn“ angerührt wird — nicht auf jeder Hand, ich gebe es zu: mit dem Wort „Sohn“ ist der Eintritt in das Gesammt-Verklärungs-Gefühl aller Dinge (die Seligkeit) ausgedrückt, mit dem Wort „Vater“ dieses Gefühl selbst, das Ewigkeits-, das Vollendungs-Gefühl. — Ich schäme mich daran zu erinnern, was die Kirche aus diesem Symbolismus gemacht hat: hat sie nicht eine Amphitryon-Geschichte an die Schwelle des christlichen „Glaubens“ gesetzt? Und ein Dogma von der „unbefleckten Empfängniss“ noch obendrein?… Aber damit hat sie die Empfängniss befleckt — —

Das „Himmelreich“ ist ein Zustand des Herzens — nicht Etwas, das „über der Erde“ oder „nach dem Tode“ kommt. Der ganze Begriff des natürlichen Todes fehlt im Evangelium: der Tod ist keine Brücke, kein Übergang, er fehlt, weil einer ganz andern bloss scheinbaren, bloss zu Zeichen nützlichen Welt zugehörig. Die „Todesstunde“ ist kein christlicher Begriff — die „Stunde“, die Zeit, das physische Leben und seine Krisen sind gar nicht vorhanden für den Lehrer der „frohen Botschaft“… Das „Reich Gottes“ ist nichts, das man erwartet; es hat kein Gestern und kein Übermorgen, es kommt nicht in „tausend Jahren“ — es ist eine Erfahrung an einem Herzen; es ist überall da, es ist nirgends da…

[«]

35.

Dieser „frohe Botschafter“ starb wie er lebte, wie er lehrte — nicht um „die Menschen zu erlösen“, sondern um zu zeigen, wie man zu leben hat. Die Praktik ist es, welche er der Menschheit hinterliess: sein Verhalten vor den Richtern, vor den Häschern, vor den Anklägern und aller Art Verleumdung und Hohn, — sein Verhalten am Kreuz. Er widersteht nicht, er vertheidigt nicht sein Recht, er thut keinen Schritt, der das Äusserste von ihm abwehrt, mehr noch, er fordert es heraus… Und er bittet, er leidet, er liebt mit denen, in denen, die ihm Böses thun… Die Worte zum Schächer am Kreuz enthalten das ganze Evangelium. „Das ist wahrlich ein göttlicher Mensch gewesen, ein „Kind Gottes“ sagt der Schächer. „Wenn du dies fühlst — antwortet der Erlöser — so bist du im Paradiese, so bist auch du ein Kind Gottes…“ Nicht sich wehren, nicht zürnen, nicht verantwortlich-machen… Sondern auch nicht dem Bösen widerstehen, — ihn lieben…

[«]

36.

— Erst wir, wir freigewordenen Geister, haben die Voraussetzung dafür, Etwas zu verstehn, das neunzehn Jahrhunderte missverstanden haben, — jene Instinkt und Leidenschaft gewordene Rechtschaffenheit, welche der „heiligen Lüge“ noch mehr als jeder andren Lüge den Krieg macht… Man war unsäglich entfernt von unsrer liebevollen und vorsichtigen Neutralität, von jener Zucht des Geistes, mit der allein das Errathen so fremder, so zarter Dinge ermöglicht wird: man wollte jeder Zeit, mit einer unverschämten Selbstsucht, nur seinen Vortheil darin, man hat aus dem Gegensatz zum Evangelium die Kirche aufgebaut…

Wer nach Zeichen dafür suchte, dass hinter dem grossen Welten-Spiel eine ironische Göttlichkeit die Finger handhabte, er fände keinen kleinen Anhalt in dem ungeheuren Fragezeichen, das Christenthum heisst. Dass die Menschheit vor dem Gegensatz dessen auf den Knien liegt, was der Ursprung, der Sinn, das Recht des Evangeliums war, dass sie in dem Begriff „Kirche" gerade das heilig gesprochen hat, was der „frohe Botschafter" als unter sich, als hinter sich empfand — man sucht vergebens nach einer grösseren Form welthistorischer Ironie — —

[«]

37.

— Unser Zeitalter ist stolz auf seinen historischen Sinn: wie hat es sich den Unsinn glaublich machen können, dass an dem Anfange des Christenthums die grobe Wunderthäter- und Erlöser-Fabel steht, — und dass alles Spirituale und Symbolische erst eine spätere Entwicklung ist? Umgekehrt: die Geschichte des Christenthums — und zwar vom Tode am Kreuze an — ist die Geschichte des schrittweise immer gröberen Missverstehns eines ursprünglichen Symbolismus. Mit jeder Ausbreitung des Christenthums über noch breitere, noch rohere Massen, denen die Voraussetzungen immer mehr abgiengen, aus denen es geboren ist, wurde es nöthiger, das Christenthum zu vulgarisiren, zu barbarisiren, — es hat Lehren und Riten aller unterirdischen Culte des imperium Romanum, es hat den Unsinn aller Arten kranker Vernunft in sich eingeschluckt. Das Schicksal des Christenthums liegt in der Nothwendigkeit, dass sein Glaube selbst so krank, so niedrig und vulgär werden musste, als die Bedürfnisse krank, niedrig und vulgär waren, die mit ihm befriedigt werden sollten. Als Kirche summirt sich endlich die kranke Barbarei selbst zur Macht, — die Kirche diese Todfeindschaftsform zu jeder Rechtschaffenheit, zu jeder Höhe der Seele, zu jeder Zucht des Geistes, zu jeder freimüthigen und gütigen Menschlichkeit. — Die christlichen — die vornehmen Werthe: erst wir, wir freigewordnen Geister, haben diesen grössten Werth-Gegensatz, den es giebt, wiederhergestellt! — —

38.

— Ich unterdrücke an dieser Stelle einen Seufzer nicht. Es giebt Tage, wo mich ein Gefühl heimsucht, schwärzer als die schwärzeste Melancholie — die Menschen-Verachtung. Und damit ich keinen Zweifel darüber lasse, was ich verachte, wen ich verachte: der Mensch von heute ist es, der Mensch, mit dem ich verhängnissvoll gleichzeitig bin. Der Mensch von heute — ich ersticke an seinem unreinen Athem… Gegen das Vergangne bin ich, gleich allen Erkennenden, von einer grossen Toleranz, das heisst grossmüthigen Selbstbezwingung: ich gehe durch die Irrenhaus-Welt ganzer Jahrtausende, heisse sie nun „Christenthum“, „christlicher Glaube“, „christliche Kirche“ mit einer düsteren Vorsicht hindurch, — ich hüte mich, die Menschheit für ihre Geisteskrankheiten verantwortlich zu machen. Aber mein Gefühl schlägt um, bricht heraus, sobald ich in die neuere Zeit, in unsre Zeit eintrete. Unsre Zeit ist wissend… Was ehemals bloss krank war, heute ward es unanständig, — es ist unanständig, heute Christ zu sein. Und hier beginnt mein Ekel. — Ich sehe mich um: es ist kein Wort von dem mehr übrig geblieben, was ehemals „Wahrheit“ hiess, wir halten es nicht einmal mehr aus, wenn ein Priester das Wort „Wahrheit“ auch nur in den Mund nimmt. Selbst bei dem bescheidensten Anspruch auf Rechtschaffenheit muss man heute wissen, dass ein Theologe, ein Priester, ein Papst mit jedem Satz, den er spricht, nicht nur irrt, sondern lügt, — dass es ihm nicht mehr freisteht, aus „Unschuld“, aus „Unwissenheit“ zu lügen. Auch der Priester weiss, so gut es Jedermann weiss, dass es keinen „Gott“ mehr giebt, keinen „Sünder“, keinen „Erlöser“, — dass „freier Wille“, „sittliche Weltordnung“ Lügen sind: — der Ernst, die tiefe Selbstüberwindung des Geistes erlaubt Niemandem mehr, hierüber nicht zu wissen… Alle Begriffe der Kirche sind erkannt als das was sie sind, als die bösartigste Falschmünzerei, die es giebt, zum Zweck, die Natur, die Natur-Werthe zu entwerthen; der Priester selbst ist erkannt als das, was er ist, als die gefährlichste Art Parasit, als die eigentliche Giftspinne des Lebens… Wir wissen, unser Gewissen weiss es heute —, was überhaupt jene unheimlichen Erfindungen der Priester und der Kirche werth sind, wozu sie dienten, mit denen jener Zustand von Selbstschändung der Menschheit erreicht worden ist, der Ekel vor ihrem Anblick machen kann — die Begriffe „Jenseits“, „jüngstes Gericht“,

„Unsterblichkeit der Seele“, die „Seele“ selbst; es sind Folter-Instrumente, es sind Systeme von Grausamkeiten, vermöge deren der Priester Herr wurde, Herr blieb… Jedermann weiss das: und trotzdem bleibt Alles beim Alten. Wohin kam das letzte Gefühl von Anstand, von Achtung vor sich selbst, wenn unsere Staatsmänner sogar, eine sonst sehr unbefangne Art Menschen und Antichristen der That durch und durch, sich heute noch Christen nennen und zum Abendmahl gehn?… Ein junger Fürst, an der Spitze seiner Regimente<r>, prachtvoll als Ausdruck der Selbstsucht und Selbstüberhebung seines Volks, — aber, ohne jede Scham, sich als Christen bekennend!… Wen verneint denn das Christenthum? was heisst es „Welt“? Dass man Soldat, dass man Richter, dass man Patriot ist; dass man sich wehrt; dass man auf seine Ehre hält; dass man seinen Vortheil will; dass man stolz ist… Jede Praktik jedes Augenblicks, jeder Instinkt, jede zur That werdende Werthschätzung ist heute antichristlich: was für eine Missgeburt von Falschheit muss der moderne Mensch sein, dass er sich trotzdem nicht schämt, Christ noch zu heissen! — — —

[«]

39.

— Ich kehre zurück, ich erzähle die echte Geschichte des Christenthums. — Das Wort schon „Christenthum“ ist ein Missverständniss —, im Grunde gab es nur Einen Christen, und der starb am Kreuz. Das „Evangelium“ starb am Kreuz. Was von diesem Augenblick an „Evangelium“ heisst, war bereits der Gegensatz dessen, was er gelebt: eine „schlimme Botschaft“, ein Dysangelium. Es ist falsch bis zum Unsinn, wenn man in einem „Glauben“, etwa im Glauben an die Erlösung durch Christus das Abzeichen des Christen sieht: bloss die christliche Praktik, ein Leben so wie der, der am Kreuze starb, es lebte, ist christlich… Heute noch ist ein solches Leben möglich, für gewisse Menschen sogar nothwendig: das echte, das ursprüngliche Christenthum wird zu allen Zeiten möglich sein… Nicht ein Glauben, sondern ein Thun, ein Vieles-nicht-thun vor Allem, ein andres Sein… Bewusstseins-Zustände, irgend ein Glauben, ein Für-wahr-halten zum Beispiel — jeder Psycholog weiss das — sind ja vollkommen gleichgültig und fünften Ranges gegen den Werth der Instinkte: strenger geredet, der ganze Begriff geistiger Ursächlichkeit ist falsch. Das Christ-sein, die Christlichkeit auf ein Fürwahr-halten, auf eine blosse Bewusstseins-Phänomenalität reduziren heisst die Christlichkeit negiren. In der That gab es gar keine Christen. Der „Christ“, das, was seit zwei Jahrtausenden Christ heisst, ist bloss ein psychologisches Selbst-Missverständniss. Genauer zugesehn, herrschten in ihm, trotz allem „Glauben“, bloss die Instinkte — und was für Instinkte! — Der „Glaube“ war zu allen Zeiten, beispielsweise bei Luther, nur ein Mantel, ein Vorwand, ein Vorhang, hinter dem die Instinkte ihr Spiel spielten —, eine kluge Blindheit über die Herrschaft gewisser Instinkte… Der „Glaube“ — ich nannte ihn schon die eigentliche christliche Klugheit, — man sprach immer vom „Glauben“, man that immer nur vom Instinkte… In der Vorstellungs-Welt des Christen kommt Nichts vor, was die Wirklichkeit auch nur anrührte: dagegen erkannten wir im Instinkt-Hass gegen jede Wirklichkeit das treibende, das einzig treibende Element in der Wurzel des Christenthums. Was folgt daraus? Dass auch in psychologicis hier der Irrthum radikal, das heisst wesen-bestimmend, das heisst Substanz ist. Ein Begriff hier weg, eine einzige Realität an dessen Stelle — und das ganze Christenthum rollt in’s Nichts! — Aus der Höhe gesehn, bleibt diese fremdartigste aller Thatsachen, eine durch Irrthümer nicht nur bedingte, sondern nur in schädlichen, nur in leben- und herzvergiftenden Irrthümern erfinderische und selbst geniale Religion ein Schauspiel für Götter, — für jene Gottheiten, welche zugleich Philosophen sind, und denen ich zum Beispiel bei jenen berühmten Zwiegesprächen auf Naxos begegnet bin. Im Augenblick, wo der Ekel von ihnen weicht (— und von uns!), werden sie dankbar für das Schauspiel des Christen: das erbärmliche kleine Gestirn, das Erde heisst, verdient vielleicht allein um dieses curiosen Falls willen einen göttlichen Blick, eine göttliche Antheilnahme… Unterschätzen wir nämlich den Christen nicht: der Christ, falsch bis zur Unschuld, ist weit über dem Affen, — in Hinsicht auf Christen wird eine bekannte Herkunfts-Theorie zur blossen Artigkeit…

[«]

40.

— Das Verhängniss des Evangeliums entschied sich mit dem Tode, — es hieng am „Kreuz“… Erst der Tod, dieser unerwartete schmähliche Tod, erst das Kreuz, das im Allgemeinen bloss für die canaille aufgespart blieb, — erst diese schauerlichste Paradoxie brachte die Jünger vor das eigentliche Räthsel: „wer war das? was war das?“ — Das erschütterte und im Tiefsten beleidigte Gefühl, der Argwohn, es möchte ein solcher Tod die Widerlegung ihrer Sache sein, das schreckliche Fragezeichen „warum gerade so?“ — dieser Zustand begreift sich nur zu gut. Hier musste Alles nothwendig sein, Sinn, Vernunft, höchste Vernunft haben; die Liebe eines Jünger<s> kennt keinen Zufall. Erst jetzt trat die Kluft auseinander: „wer hat ihn getödtet? wer war sein natürlicher Feind?“ — diese Frage sp<r>ang wie ein Blitz hervor. Antwort: das herrschende Judenthum, sein oberster Stand. Man empfand sich von diesem Augenblick im Aufruhr gegen die Ordnung, man verstand hinterdrein Jesus als im Aufruhr gegen die Ordnung. Bis dahin fehlte dieser kriegerische, dieser neinsagende, neinthuende Zug in seinem Bilde; mehr noch, er war dessen Widerspruch. Offenbar hat die kleine Gemeinde gerade die Hauptsache nicht verstanden, das Vorbildliche in dieser Art zu sterben, die Freiheit, die Überlegenheit über jedes Gefühl von ressentiment: — ein Zeichen dafür, wie wenig überhaupt sie von ihm verstand! An sich konnte Jesus mit seinem Tode nichts wollen als öffentlich die stärkste Probe, den Beweis seiner Lehre zu geben… Aber seine Jünger waren ferne davon, diesen Tod zu verzeihen, — was evangelisch im höchsten Sinne gewesen wäre; oder gar sich zu einem gleichen Tode in sanfter und lieblicher Ruhe des Herzens anzubieten… Gerade das am meisten unevangelische Gefühl, die Rache, kam wieder obenauf. Unmöglich konnte die Sache mit diesem Tode zu Ende sein: man brauchte „Vergeltung“, „Gericht“ (— und doch was kann noch unevangelischer sein als „Vergeltung“, „Strafe“, „Gericht-halten“!) Noch einmal kam die populäre Erwartung eines Messias in den Vordergrund; ein historischer Augenblick wurde in’s Auge gefasst: das „Reich Gottes“ kommt zum Gericht über seine Feinde… Aber damit ist Alles missverstanden: das „Reich Gottes“ als Schlussakt, als Verheissung! Das Evangelium war doch gerade das Dasein, das Erfülltsein, die Wirklichkeit dieses „Reichs“ gewesen. Gerade ein solcher Tod war eben dieses „Reich Gottes“… Jetzt erst trug man die ganze Verachtung und Bitterkeit gegen Pharisäer und Theologen in den Typus des Meisters ein, — man machte damit aus ihm einen Pharisäer und Theologen! Andrerseits hielt die wildgewordne Verehrung dieser ganz aus den Fugen gerathenen Seelen jene evangelische Gleichberechtigung von Jedermann zum Kind Gottes, die Jesus gelehrt hatte, nicht mehr aus: ihre Rache war, auf eine ausschweifende Weise Jesus emporzuheben, von sich abzulösen: ganz so, wie ehedem die Juden aus Rache an ihren Feinden ihren Gott von sich losgetrennt und in die Höhe gehoben haben. Der Eine Gott und der Eine Sohn Gottes: Beides Erzeugnisse des ressentiment…

[«]

41.

— Und von nun an tauchte ein absurdes Problem auf „wie konnte Gott das zulassen!“ Darauf fand die gestörte Vernunft der kleinen Gemeinschaft eine geradezu schrecklich absurde Antwort: Gott gab seinen Sohn zur Vergebung der Sünden, als Opfer. Wie war es mit Einem Male zu Ende mit dem Evangelium! Das Schuldopfer und zwar in seiner widerlichsten, barbarischsten Form, das Opfer des Unschuldigen für die Sünden der Schuldigen! Welches schauderhafte Heidenthum! — Jesus hatte ja den Begriff „Schuld“ selbst abgeschafft, — er hat jede Kluft zwischen Gott und Mensch geleugnet, er lebte diese Einheit vom Gott als Mensch als seine „frohe Botschaft“… Und nicht als Vorrecht! — Von nun an tritt schrittweise in den Typus des Erlösers hinein: die Lehre vom Gericht und von der Wiederkunft, die Lehre vom Tod als einem Opfertode, die Lehre von der Auferstehung, mit der der ganze Begriff „Seligkeit“, die ganze und einzige Realität des Evangeliums, eskamotirt ist — zu Gunsten eines Zustandes nach dem Tode!… Paulus hat diese Auffassung, diese Unzucht von Auffassung mit jener rabbinerhaften Frechheit, die ihn in allen Stücken auszeichnet, dahin logisirt: „wenn Christus nicht auferstanden ist von den Todten, so ist unser Glaube eitel“. — Und mit Einem Male wurde aus dem Evangelium die verächtlichste aller unerfüllbaren Versprechungen, die unverschämte Lehre von der Personal-Unsterblichkeit… Paulus selbst lehrte sie noch als Lohn!…

[«]

42.

Man sieht, was mit dem Tode am Kreuz zu Ende war: ein neuer, ein durchaus ursprünglicher Ansatz zu einer buddhistischen Friedensbewegung, zu einem thatsächlichen, nicht bloss verheissenen Glück auf Erden. Denn dies bleibt — ich hob es schon hervor — der Grundunterschied zwischen den beiden décadence-Religionen: der Buddhismus verspricht nicht, sondern hält, das Christenthum verspricht Alles, aber hält Nichts. — Der „frohen Botschaft“ folgte auf dem Fuss die allerschlimmste: die des Paulus. In Paulus verkörpert sich der Gegensatz-Typus zum „frohen Botschafter“, das Genie im Hass, in der Vision des Hasses, in der unerbittlichen Logik des Hasses. Was hat dieser Dysangelist Alles dem Hasse zum Opfer gebracht! Vor allem den Erlöser: er schlug ihn an sein Kreuz. Das Leben, das Beispiel, die Lehre, der Tod, der Sinn und das Recht des ganzen Evangeliums — Nichts war mehr vorhanden, als dieser Falschmünzer aus Hass begriff, was allein er brauchen konnte. Nicht die Realität, nicht die historische Wahrheit!… Und noch einmal verübte der Priester-Instinkt des Juden das gleiche grosse Verbrechen an der Historie, — er strich das Gestern, das Vorgestern des Christenthums einfach durch, er erfand sich eine Geschichte des ersten Christenthums. Mehr noch: er fälschte die Geschichte Israels nochmals um, um als Vorgeschichte für seine That zu erscheinen: alle Propheten haben von seinem „Erlöser“ geredet… Die Kirche fälschte später sogar die Geschichte der Menschheit zur Vorgeschichte des Christenthums… Der Typus des Erlösers, die Lehre, die Praktik, der Tod, der Sinn des Todes, selbst das Nachher des Todes — Nichts blieb unangetastet, Nichts blieb auch nur ähnlich der Wirklichkeit. Paulus verlegte einfach das Schwergewicht jenes ganzen Daseins hinter dies Dasein, — in die Lüge vom „wiederauferstandenen“ Jesus. Er konnte im Grunde das Leben des Erlösers überhaupt nicht brauchen, — er hatte den Tod am Kreuz nöthig und etwas mehr noch… Einen Paulus, der seine Heimath an dem Hauptsitz der stoischen Aufklärung hatte, für ehrlich halten, wenn er sich aus einer Hallucination den Beweis vom Noch-Leben des Erlösers zurecht macht, oder auch nur seiner Erzählung, dass er diese Hallucination gehabt hat, Glauben schenken, wäre eine wahre niaiserie seitens eines Psychologen: Paulus wollte den Zweck, folglich wollte er auch die Mittel… Was er selbst nicht glaubte, die Idioten, unter die er seine Lehre warf, glaubten es. — Sein Bedürfniss war die Macht; mit Paulus wollte nochmals der Priester zur Macht, — er konnte nur Begriffe, Lehren, Symbole brauchen, mit denen man Massen tyrannisirt, Heerden bildet. — Was allein entlehnte später Muhamed dem Christenthum? Die Erfindung des Paulus, sein Mittel zur Priester-Tyrannei, zur Heerden-Bildung den Unsterblichkeits-Glauben — das heisst die Lehre vom „Gericht“…

[«]

43.

Wenn man das Schwergewicht des Lebens nicht in’s Leben, sondern in’s „Jenseits“ verlegt — in’s Nichts —, so hat man dem Leben überhaupt das Schwergewicht genommen. Die grosse Lüge von der Personal-Unsterblichkeit zerstört jede Vernunft, jede Natur im Instinkte, — Alles, was wohlthätig, was lebenfördernd, was zukunftverbürgend in den Instinkten ist, erregt nunmehr Misstrauen. So zu leben, dass es keinen Sinn mehr hat, zu leben, das wird jetzt zum „Sinn“ des Lebens… Wozu Gemeinsinn, wozu Dankbarkeit noch für Herkunft und Vorfahren, wozu mitarbeiten, zutrauen, irgend ein Gesammt-Wohl fördern und im Auge haben?… Ebensoviele „Versuchungen“, ebensoviele Ablenkungen vom „rechten Weg“ — „Eins ist noth“… Dass Jeder als „unsterbliche Seele“ mit Jedem gleichen Rang hat, dass in der Gesammtheit aller Wesen das „Heil“ jedes Einzelnen eine ewige Wichtigkeit in Anspruch nehmen darf, dass kleine Mucker und Dreiviertels-Verrückte sich einbilden dürfen, dass um ihretwillen die Gesetze der Natur beständig durchbrochen werden — eine solche Steigerung jeder Art Selbstsucht ins Unendliche, ins Unverschämte kann man nicht mit genug Verachtung brandmarken. Und doch verdankt das Christenthum dieser erbarmungswürdigen Schmeichelei vor der Personal-Eitelkeit seinen Sieg, — gerade alles Missrathene, Aufständisch-Gesinnte, Schlechtweggekommene, den ganzen Auswurf und Abhub der Menschheit hat es damit zu sich überredet. Das „Heil der Seele“ — auf deutsch: „die Welt dreht sich um mich“… Das Gift der Lehre „gleiche Rechte für Alle“ — das Christenthum hat es am grundsätzlichsten ausgesät; das Christenthum hat jedem Ehrfurchts- und Distanz-Gefühl zwischen Mensch und Mensch, das heisst der Voraussetzung zu jeder Erhöhung, zu jedem Wachsthum der Cultur einen Todkrieg aus den heimlichsten Winkeln schlechter Instinkte gemacht, — es hat aus dem Ressentiment der Massen sich seine Hauptwaffe geschmiedet gegen uns, gegen alles Vornehme, Frohe, Hochherzige auf Erden, gegen unser Glück auf Erden… Die „Unsterblichkeit“ jedem Petrus und Paulus zugestanden war bisher das grösste, das bösartigste

Attentat auf die vornehme Menschlichkeit. — Und unterschätzen wir das Verhängniss nicht, das vom Christenthum aus sich bis in die Politik eingeschlichen hat! Niemand hat heute mehr den Muth zu Sonderrechten, zu Herrschafts-Rechten, zu einem Ehrfurchts-Gefühl vor sich und seines Gleichen, — zu einem Pathos der Distanz… Unsre Politik ist krank an diesem Mangel an Muth! — Der Aristokratismus der Gesinnung wurde durch die Seelen-Gleichheits-Lüge am unterirdischsten untergraben; und wenn der Glaube an das „Vorrecht der Meisten“ Revolutionen macht und machen wird, das Christenthum ist es, man zweifle nicht daran, christliche Werthurtheile sind es, welche jede Revolution bloss in Blut und Verbrechen übersetzt! Das Christenthum ist ein Aufstand alles Am-Boden-Kriechenden gegen das, was Höhe hat: das Evangelium der „Niedrigen“ macht niedrig…

[«]

44.

— Die Evangelien sind unschätzbar als Zeugniss für die bereits unaufhaltsame Corruption innerhalb der ersten Gemeinde. Was Paulus später mit dem Logiker-Cynismus eines Rabbiners zu Ende führte, war trotzdem bloss der Verfalls-Prozess, der mit dem Tode des Erlösers begann. — Diese Evangelien kann man nicht behutsam genug lesen; sie haben ihre Schwierigkeiten hinter jedem Wort. Ich bekenne, man wird es mir zu Gute halten, dass sie ebendamit für einen Psychologen ein Vergnügen ersten Ranges sind, — als Gegensatz aller naiven Verderbniss, als das Raffinement par excellence, als Künstlerschaft in der psychologischen Verderbniss. Die Evangelien stehn für sich. Die Bibel überhaupt verträgt keinen Vergleich. Man ist unter Juden: erster Gesichtspunkt, um hier nicht völlig den Faden zu verlieren. Die hier geradezu Genie werdende Selbstverstellung ins „Heilige“, unter Büchern und Menschen nie annähernd sonst erreicht, diese Wort- und Gebärden-Falschmünzerei als Kunst ist nicht der Zufall irgend welcher Einzel-Begabung, irgend welcher Ausnahme-Natur. Hierzu gehört Rasse. Im Christenthum, als der Kunst, heilig zu lügen, kommt das ganze Judenthum, eine mehrhundertjährige jüdische allerernsthafteste Vorübung und Technik zur letzten Meisterschaft. Der Christ, diese ultima ratio der Lüge, ist der Jude noch einmal — drei Mal selbst… — Der grundsätzliche Wille, nur Begriffe, Symbole, Attitüden anzuwenden, welche aus der Praxis des Priesters bewiesen sind, die Instinkt-Ablehnung jeder andren Praxis, jeder andren Art Werth- und Nützlichkeits-Perspektive — das ist nicht nur Tradition, das ist Erbschaft: nur als Erbschaft wirkt es wie Natur. Die ganze Menschheit, die besten Köpfe der besten Zeiten sogar — (Einen ausgenommen, der vielleicht bloss ein Unmensch ist —) hat sich täuschen lassen. Man hat das Evangelium als Buch der Unschuld gelesen...: kein kleiner Fingerzeig dafür, mit welcher Meisterschaft hier geschauspielert worden ist. — Freilich: würden wir sie sehen, auch nur im Vorübergehn, alle diese wunderlichen Mucker und Kunst-Heiligen, so wäre es am Ende, — und genau deshalb, weil ich keine Worte lese ohne Gebärden zu sehn, mache ich mit ihnen ein Ende... Ich halte eine gewisse Art, die Augen aufzuschlagen, an ihnen nicht aus. — Zum Glück sind Bücher für die Allermeisten bloss Litteratur — — Man muss sich nicht irreführen lassen: „richtet nicht!“ sagen sie, aber sie schicken Alles in die Hölle, was ihnen im Wege steht. Indem sie Gott richten lassen, richten sie selber; indem sie Gott verherrlichen, verherrlichen sie sich selber; indem sie die Tugenden fordern, deren sie gerade fähig sind — mehr noch, die sie nöthig haben, um überhaupt oben zu bleiben —, geben sie sich den grossen Anschein eines Ringens um die Tugend, eines Kampfes um die Herrschaft der Tugend. „Wir leben, wir sterben, wir opfern uns für das Gute“ (— die „Wahrheit“, „das Licht“, das „Reich Gottes“): in Wahrheit thun sie, was sie nicht lassen können. Indem sie nach Art von Duckmäusern sich durchdrücken, im Winkel sitzen, im Schatten schattenhaft dahinleben, machen sie sich eine Pflicht daraus: als Pflicht erscheint ihr Leben als Demuth, als Demuth ist es ein Beweis mehr für Frömmigkeit... Ah diese demüthige, keusche, barmherzige Art von Verlogenheit! „Für uns soll die Tugend selbst Zeugniss ablegen“... Man lese die Evangelien als Bücher der Verführung mit Moral: die Moral wird von diesen kleinen Leuten mit Beschlag belegt, — sie wissen, was es auf sich hat mit der Moral! Die Menschheit wird am besten genasführt mit der Moral! — Die Realität ist, dass hier der bewussteste Auserwählten-Dünkel die Bescheidenheit spielt: man hat sich, die „Gemeinde“, die „Guten und Gerechten“ ein für alle Mal auf die Eine Seite gestellt, auf die „der Wahrheit“ — und den Rest, „die Welt“, auf die andre... Das war die verhängnissvollste Art Grössenwahn, die bisher auf Erden dagewesen ist: kleine Missgeburten von Muckern und Lügnern fiengen an, die Begriffe „Gott“ „Wahrheit“ „Licht“ „Geist“ „Liebe“ „Weisheit“ „Leben“ für sich in Anspruch zu nehmen, gleichsam als Synonyma von sich, um damit die „Welt“ gegen sich abzugrenzen, kleine Superlativ-Juden, reif für jede Art Irrenhaus, drehten die Werthe überhaupt nach sich um, wie als ob erst der Christ der Sinn, das Salz, das Maass, auch das letzte Gericht vom ganzen Rest wäre… Das ganze Verhängniss wurde dadurch allein ermöglicht, dass schon eine verwandte, rassenverwandte Art von Grössenwahn in der Welt war, der jüdische: sobald einmal die Kluft zwischen Juden und Juden-Christen sich aufriss, blieb letzteren gar keine Wahl, als dieselben Prozeduren der Selbsterhaltung, die der jüdische Instinkt anrieth, gegen die Juden selber anzuwenden, während die Juden sie bisher bloss gegen alles Nicht-Jüdische angewendet hatten. Der Christ ist nur ein Jude „freieren“ Bekenntnisses. —

[«]

45.

Ich gebe ein Paar Proben von dem, was sich diese kleinen Leute in den Kopf gesetzt, was sie ihrem Meister in den Mund gelegt haben: lauter Bekenntnisse „schöner Seelen“. —

„Und welche euch nicht aufnehmen und hören, da geht von dannen hinaus und schüttelt den Staub ab von euren Füssen, zu einem Zeugniss über sie. Ich sage euch: Wahrlich, es wird Sodom und Gomorrha am jüngsten Gerichte erträglicher ergehn, denn solcher Stadt“ (Marc. 6, 11) — Wie evangelisch!…

„Und wer der Kleinen Einen ärgert, die an mich glauben, dem wäre es besser, dass ihm ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde und er in das Meer geworfen würde“ (Marc. 9, 42) — Wie evangelisch!…

„Ärgert dich dein Auge, so wirf es von dir. Es ist dir besser, dass du einäugig in das Reich Gottes gehest, denn dass du zwei Augen habest und werdest in das höllische Feuer geworfen; da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht erlischt“ (Marc. 9, 47) — Es ist nicht gerade das Auge gemeint…

„Wahrlich, ich sage euch, es stehen Etliche hier, die werden den Tod nicht schmecken, bis dass sie sehen das Reich Gottes in Kraft kommen“ (Marc. 9, 1). — Gut gelogen, Löwe…

„Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn…“ (Anmerkung eines Psychologen. Die christliche Moral wird durch ihre Denn’s widerlegt: ihre „Gründe“ widerlegen, — so ist es christlich) Marc. 8, 34. —

„Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet. Mit welcherlei Mass ihr messet, wird euch gemessen werden.“ (Matth. 7, 1) — Welcher Begriff von Gerechtigkeit, von einem „gerechten“ Richter!…

„Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und so ihr nur zu euren Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? Thun nicht die Zöllner auch also? (Matth. 5, 46) — Princip der „christlichen Liebe“: sie will zuletzt gut bezahlt sein…

„Denn so ihr den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, wird euch euer Vater im Himmel auch nicht vergeben“ (Matth. 6, 15) — Sehr compromittirend für den genannten „Vater“…

„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen“ (<Matth. 6, 33>). Solches Alles: nämlich Nahrung, Kleidung, die ganze Nothdurft des Lebens. Ein Irrthum, bescheiden ausgedrückt… Gleich darauf erscheint Gott als Schneider, wenigstens in gewissen Fällen…

„Freuet euch alsdann und hüpfet: denn siehe, euer Lohn ist gross im Himmel. Desgleichen thaten ihre Väter den Propheten auch“ (<Luc. 6, 23>) Unverschämtes Gesindel! Es vergleicht sich bereits mit den Propheten…

„Wisset ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnet? So Jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben: denn der Tempel Gottes ist heilig, der seid ihr“ (Paul. I Cor. 3, 16) — Dergleichen kann man nicht genug verachten…

„Wisset ihr nicht, dass die Heiligen die Welt richten werden? So denn nun die Welt soll von euch gerichtet <werden>: seid ihr denn nicht gut genug, geringere Sachen zu richten?“ (Paul. I Cor. 6, 2) Leider nicht bloss die Rede eines Irrenhäuslers… Dieser fürchterliche Betrüger fährt wörtlich fort: „Wisset ihr nicht, dass wir über die Engel richten werden? Wie viel mehr über die zeitlichen Güter!“. . .

„Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht? Denn dieweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch thörichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben. Nicht viel Weise nach dem Fleische, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen. Sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, dass er die Weisen zu Schanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, dass er zu Schanden mache, was stark ist. Und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da Nichts ist, dass er zu Nichte mache, was Etwas ist. Auf dass sich vor ihm kein Fleisch rühme“ (Paul. I Cor. 1, 20 ff) — Um diese Stelle, ein Zeugniss allerersten Ranges für die Psychologie jeder Tschandala-Moral, zu verstehn, lese man die erste Abhandlung meiner Genealogie der Moral: in ihr wurde zum ersten Mal der Gegensatz einer vornehmen und einer aus Ressentiment und ohnmächtiger Rache gebornen Tschandala-Moral an’s Licht gestellt. Paulus war der grösste aller Apostel der Rache…

[«]

46.

— Was folgt daraus? Dass man gut thut, Handschuhe anzuziehn, wenn man das neue Testament liest. Die Nähe von so viel Unreinlichkeit zwingt beinahe dazu. Wir würden uns „erste Christen“ so wenig wie polnische Juden zum Umgang wählen: nicht dass man gegen sie auch nur einen Einwand nöthig hätte… Sie riechen beide nicht gut. — Ich habe vergebens im neuen Testamente auch nur nach Einem sympathischen Zuge ausgespäht; Nichts ist darin, was frei, gütig, offenherzig, rechtschaffen wäre. Die Menschlichkeit hat hier noch nicht ihren ersten Anfang gemacht, — die Instinkte der Reinlichkeit fehlen… Es giebt nur schlechte Instinkte im neuen Testament, es giebt keinen Muth selbst zu diesen schlechten Instinkten. Alles ist Feigheit, Alles ist Augen-Schliessen und Selbstbetrug darin. Jedes Buch wird reinlich, wenn man eben das neue Testament gelesen hat: ich las, um ein Beispiel zu geben, mit Entzücken unmittelbar nach Paulus jenen anmuthigsten, übermüthigsten Spötter Petronius, von dem man sagen könnte, was Domenico Boccaccio über Cesare Borgia an den Herzog von Parma schrieb: „è tutto festo“ — unsterblich gesund, unsterblich heiter und wohlgerathen… Diese kleinen Mucker verrechnen sich nämlich in der Hauptsache. Sie greifen an, aber Alles, was von ihnen angegriffen wird, ist damit ausgezeichnet. Wen ein „erster Christ“ angreift, den besudelt er nicht… Umgekehrt: es ist eine Ehre, „erste Christen“ gegen sich zu haben. Man liest das neue Testament nicht ohne eine Vorliebe für das, was darin misshandelt wird, — nicht zu reden von der „Weisheit dieser Welt“, welche ein frecher Windmacher „durch thörichte Predigt“ umsonst zu Schanden zu machen sucht… Aber selbst die

Pharisäer und Schriftgelehrten haben ihren Vortheil von einer solchen Gegnerschaft: sie müssen schon etwas werth gewesen sein, um auf eine so unanständige Weise gehasst zu werden. Heuchelei — das wäre ein Vorwurf, den „erste Christen“ machen dürften! — Zuletzt waren es die Privilegirten: dies genügt, der Tschandala-Hass braucht keine Gründe mehr. Der „erste Christ“ — ich fürchte, auch der „letzte Christ“, den ich vielleicht noch erleben werde — ist Rebell gegen alles Privilegirte aus unterstem Instinkte, — er lebt, er kämpft immer für „gleiche Rechte“… Genauer zugesehn, hat er keine Wahl. Will man, für seine Person, ein „Auserwählter Gottes“ sein — oder ein „Tempel Gottes“, oder ein „Richter der Engel“ —, so ist jedes andre Princip der Auswahl, zum Beispiel nach Rechtschaffenheit, nach Geist, nach Männlichkeit und Stolz, nach Schönheit und Freiheit des Herzens, einfach „Welt“, — das Böse an sich… Moral: jedes Wort im Munde eines „ersten Christen“ ist eine Lüge, jede Handlung, die er thut, eine Instinkt-Falschheit, — alle seine Werthe, alle seine Ziele sind schädlich, aber wen er hasst, was er hasst, das hat Werth… Der Christ, der Priester-Christ in Sonderheit, ist ein Kriterium für Werthe —

— Habe ich noch zu sagen, dass im ganzen neuen Testament bloss eine einzige Figur vorkommt, die man ehren muss? Pilatus, der römische Statthalter. Einen Judenhandel ernst zu nehmen — dazu überredet er sich nicht. Ein Jude mehr oder weniger — was liegt daran?… Der vornehme Hohn eines Römers, vor dem ein unverschämter Missbrauch mit dem Wort „Wahrheit“ getrieben wird, hat das neue Testament mit dem einzigen Wort bereichert, das Werth hat, — das seine Kritik, seine Vernichtung selbst ist: „was ist Wahrheit!“…

[«]

47.

— Das ist es nicht, was uns abscheidet, dass wir keinen Gott wiederfinden, weder in der Geschichte, noch in der Natur, noch hinter der Natur, — sondern dass wir, was als Gott verehrt wurde, nicht als „göttlich“, sondern als erbarmungswürdig, als absurd, als schädlich empfinden, nicht nur als Irrthum, sondern als Verbrechen am Leben… Wir leugnen Gott als Gott… Wenn man uns diesen Gott der Christen bewiese, wir würden ihn noch weniger zu glauben wissen. — In Formel: deus, qualem Paulus creavit, dei negatio. — Eine Religion, wie das Christenthum, die sich an keinem Punkte mit der Wirklichkeit berührt, die sofort dahinfällt, sobald die Wirklichkeit auch nur an Einem Punkte zu Rechte kommt, muss billiger Weise der „Weisheit der Welt“, will sagen der Wissenschaft, todtfeind sein, — sie wird alle Mittel gut heissen, mit denen die Zucht des Geistes, die Lauterkeit und Strenge in Gewissenssachen des Geistes, die vornehme Kühle und Freiheit des Geistes vergiftet, verleumdet, verrufen gemacht werden kann. Der „Glaube“ als Imperativ ist das Veto gegen die Wissenschaft, — in praxi die Lüge um jeden Preis… Paulus begriff, dass die Lüge — dass „der Glaube“ noth that; die Kirche begriff später wieder Paulus. — Jener „Gott“, den Paulus sich erfand, ein Gott, der „die Weisheit der Welt“ (im engern Sinn die beiden grossen Gegnerinnen alles Aberglaubens, Philologie und Medizin) „zu Schanden macht“, ist in Wahrheit nur der resolute Entschluss des Paulus selbst dazu: „Gott“ seinen eignen Willen zu nennen, thora, das ist urjüdisch. Paulus will „die Weisheit der Welt“ zu Schanden machen: seine Feinde sind die guten Philologen und Ärzte alexandrinischer Schulung —, ihnen macht er den Krieg. In der That, man ist nicht Philolog und Arzt, ohne nicht zugleich auch Antichrist zu sein. Als Philolog schaut man nämlich hinter die „heiligen Bücher“, als Arzt hinter die physiologische Verkommenheit des typischen Christen. Der Arzt sagt „unheilbar“, der Philolog „Schwindel“…

[«]

48.

— Hat man eigentlich die berühmte Geschichte verstanden, die am Anfang der Bibel steht, — von der Höllenangst Gottes vor der Wissenschaft?… Man hat sie nicht verstanden. Dies Priester-Buch par excellence beginnt, wie billig, mit der grossen inneren Schwierigkeit des Priesters: er hat nur Eine grosse Gefahr, folglich hat „Gott“ nur Eine grosse Gefahr. —

Der alte Gott, ganz „Geist“, ganz Hohe<r>priester, ganz Vollkommenheit, lustwandelt in seinem Garten: nur dass er sich langweilt. Gegen die Langeweile kämpfen Götter selbst vergebens. Was thut er? Er erfindet den Menschen, — der Mensch ist unterhaltend… Aber siehe da, auch der Mensch langweilt sich. Das Erbarmen Gottes mit der einzigen Noth, die alle Paradiese an sich haben, kennt keine Grenzen: er schuf alsbald noch andre Thiere. Erster Fehlgriff Gottes: der

Mensch fand die Thiere nicht unterhaltend, — er herrschte über sie, er wollte nicht einmal „Thier“ sein. — Folglich schuf Gott das Weib. Und in der That, mit der Langeweile hatte es nun ein Ende, — aber auch mit Anderem noch! Das Weib war der zweite Fehlgriff Gottes. — „Das Weib ist seinem Wesen nach Schlange, Heva“ — das weiss jeder Priester; „vom Weib kommt jedes Unheil in der Welt“ — das weiss ebenfalls jeder Priester. „Folglich kommt von ihm auch die Wissenschaft“... Erst durch das Weib lernte der Mensch vom Baume der Erkenntniss kosten. — Was war geschehn? Den alten Gott ergriff eine Höllenangst. Der Mensch selbst war sein grösster Fehlgriff geworden, er hatte sich einen Rivalen geschaffen, die Wissenschaft macht gottgleich, — es ist mit Priestern und Göttern zu Ende, wenn der Mensch wissenschaftlich wird! — Moral: die Wissenschaft ist das Verbotene an sich, — sie allein ist verboten. Die Wissenschaft ist die erste Sünde, der Keim aller Sünde, die Erbsünde. Dies allein ist Moral. — „Du sollst nicht erkennen“: — der Rest folgt daraus. — Die Höllenangst Gottes verhinderte ihn nicht, klug zu sein. Wie wehrt man sich gegen die Wissenschaft? das wurde für lange sein Hauptproblem. Antwort: fort mit dem Menschen aus dem Paradiese! Das Glück, der Müssiggang bringt auf Gedanken, — alle Gedanken sind schlechte Gedanken... Der Mensch soll nicht denken. — Und der „Priester an sich“ erfindet die Noth, den Tod, die Lebensgefahr der Schwangerschaft, jede Art von Elend, Alter, Mühsal, die Krankheit vor Allem, — lauter Mittel im Kampfe mit der Wissenschaft! Die Noth erlaubt dem Menschen nicht, zu denken... Und trotzdem! entsetzlich! Das Werk der Erkenntniss thürmt sich auf, himmelstürmend, götter-andämmernd, — was thun! — Der alte Gott erfindet den Krieg, er trennt die Völker, er macht, dass die Menschen sich gegenseitig vernichten (— die Priester haben immer den Krieg nöthig gehabt...) Der Krieg — unter Anderem ein grosser Störenfried der Wissenschaft! — Unglaublich! Die Erkenntniss, die Emancipation vom Priester, nimmt selbst trotz Kriegen zu. — Und ein letzter Entschluss kommt dem alten Gott: „der Mensch ward wissenschaftlich, — es hilft Nichts, man muss ihn ersäufen!“...

[«]

49.

— Man hat mich verstanden. Der Anfang der Bibel enthält die *ganze* Psychologie des Priesters. — Der Priester kennt nur Eine grosse Gefahr: das ist die Wissenschaft — der gesunde Begriff von Ursache und Wirkung. Aber die Wissenschaft gedeiht im Ganzen nur unter glücklichen Verhältnissen, — man muss Zeit, man muss Geist *überflüssig* haben, um zu „erkennen“… „*Folglich* muss man den Menschen unglücklich machen“, — dies war zu jeder Zeit die Logik des Priesters. — Man erräth bereits, *was*, dieser Logik gemäss, damit erst in die Welt gekommen ist: — die „*Sünde*“… Der Schuld- und Strafbegriff, die ganze „sittliche Weltordnung“ ist erfunden *gegen* die Wissenschaft, — *gegen* die Ablösung des Menschen vom Priester… Der Mensch soll *nicht* hinaus, er soll in sich hinein sehn; er soll *nicht* klug und vorsichtig, als Lernender, *in* die Dinge sehn, er soll überhaupt gar nicht sehn: er soll *leiden*… Und er soll so leiden, dass er jeder Zeit den Priester nöthig hat. — Weg mit den Ärzten! *Man hat einen Heiland nöthig.* — Der Schuld- und Strafbegriff, eingerechnet die Lehre von der „Gnade“, von der „Erlösung“, von der „Vergebung“ — *Lügen* durch und durch und ohne jede psychologische Realität — sind erfunden, um den *Ursachen-Sinn* des Menschen zu zerstören: sie sind das Attentat gegen den Begriff Ursache und Wirkung! — Und *nicht* ein Attentat mit der Faust, mit dem Messer, mit der Ehrlichkeit in Hass und Liebe! Sondern aus den feigsten, listigsten, niedrigsten Instinkten heraus! Ein *Priester*-Attentat! Ein *Parasiten*-Attentat! Ein Vampyrismus bleicher unterirdischer Blutsauger!… Wenn die natürlichen Folgen einer That nicht mehr „natürlich“ sind, sondern durch Begriffs-Gespenster des Aberglaubens, durch „Gott“, durch „Geister“, durch „Seelen“ bewirkt gedacht werden, als bloss „moralische“ Consequenzen, als Lohn, Strafe, Wink, Erziehungsmittel, so ist die Voraussetzung zur Erkenntniss zerstört, — *so hat man das grösste Verbrechen an der Menschheit begangen.* — Die Sünde, nochmals gesagt, diese Selbstschändungs-Form des Menschen par excellence, ist erfunden, um Wissenschaft, um Cultur, um jede Erhöhung und Vornehmheit des Menschen unmöglich zu machen; der Priester *herrscht* durch die Erfindung der Sünde. —

[«]

50.

— Ich erlasse mir an dieser Stelle eine Psychologie des „Glaubens“, der „Gläubigen“ nicht, zum Nutzen, wie billig, gerade der „Gläubigen“. Wenn es heute noch an solchen nicht fehlt, die es nicht wissen, inwiefern es unanständig ist, „gläubig“ zu sein — oder ein Abzeichen von décadence, von gebrochnem Willen zum Leben —, morgen schon werden sie es wissen. Meine Stimme erreicht auch die Harthörigen. — Es scheint, wenn anders ich mich nicht verhört habe, dass es unter Christen eine Art Criterium der Wahrheit giebt, das man „den Beweis der Kraft“ nennt. „Der Glaube macht selig: also ist er wahr.“ — Man dürfte hier zunächst einwenden, dass gerade das Seligmachen nicht bewiesen, sondern nur versprochen ist: die Seligkeit an die Bedingung des „Glaubens“ geknüpft, — man soll selig werden, weil man glaubt… Aber dass thatsächlich eintritt, was der Priester dem Gläubigen für das jeder Controle unzugängliche „Jenseits“ verspricht, womit bewiese sich das? — Der angebliche „Beweis der Kraft“ ist also im Grunde wieder nur ein Glaube daran, dass die Wirkung nicht ausbleibt, welche man sich vom Glauben verspricht. In Formel: „ich glaube, dass der Glaube selig macht; — folglich ist er wahr.“ — Aber damit sind wir schon am Ende. Dies „folglich“ wäre das absurdum selbst als Criterium der Wahrheit. — Setzen wir aber, mit einiger Nachgiebigkeit, dass das Seligmachen durch den Glauben bewiesen sei — nicht nur gewünscht, nicht nur durch den etwas verdächtigen Mund eines Priesters versprochen: wäre Seligkeit, — technischer geredet, Lust jemals ein Beweis der Wahrheit? So wenig, dass es beinahe den Gegenbeweis, jedenfalls den höchsten Argwohn gegen „Wahrheit“ abgiebt, wenn Lustempfindungen über die Frage „was ist wahr“ mitreden. Der Beweis der „Lust“ ist ein Beweis für „Lust“, — nichts mehr; woher um Alles in der Welt stünde es fest, dass gerade wahre Urtheile mehr Vergnügen machten als falsche, und, gemäss einer prästabilirten Harmonie, angenehme Gefühle mit Nothwendigkeit hinter sich drein zögen? — Die Erfahrung aller strengen, aller tief gearteten Geister lehrt das Umgekehrte. Man hat jeden Schritt breit Wahrheit sich abringen müssen, man hat fast Alles dagegen preisgeben müssen, woran sonst das Herz, woran unsre Liebe, unser Vertrauen zum Leben hängt. Es bedarf Grösse der Seele dazu: der Dienst der Wahrheit ist der härteste Dienst. — Was heisst denn rechtschaffen sein in geistigen Dingen? Dass man streng gegen sein Herz ist, dass man die „schönen Gefühle“ verachtet, dass man sich aus jedem Ja und Nein ein Gewissen macht! — — — Der Glaube macht selig: folglich lügt er…

51.

Dass der Glaube unter Umständen selig macht, dass Seligkeit aus einer fixen Idee noch nicht eine wahre Idee macht, dass der Glaube keine Berge versetzt, wohl aber Berge hinsetzt, wo es keine giebt: ein flüchtiger Gang durch ein Irrenhaus klärt zur Genüge darüber auf. Nicht freilich einen Priester: denn der leugnet aus Instinkt, dass Krankheit Krankheit, dass Irrenhaus Irrenhaus ist. Das Christenthum hat die Krankheit nöthig, ungefähr wie das Griechenthum einen Überschuss von Gesundheit nöthig hat, — krank-machen ist die eigentliche Hinterabsicht des ganzen Heilsprozeduren-System's der Kirche. Und die Kirche selbst — ist sie nicht das katholische Irrenhaus als letztes Ideal? — Die Erde überhaupt als Irrenhaus? — Der religiöse Mensch, wie ihn die Kirche will, ist ein typischer décadent; der Zeitpunkt, wo eine religiöse Krisis über ein Volk Herr wird, ist jedes Mal durch Nerven-Epidemien gekennzeichnet; die „innere Welt“ des religiösen Menschen sieht der „inneren Welt“ der Überreizten und Erschöpften zum Verwechseln ähnlich; die „höchsten“ Zustände, welche das Christenthum als Werth aller Werthe über der Menschheit aufgehängt hat, sind epileptoide Formen, — die Kirche hat nur Verrückte oder grosse Betrüger in majorem dei honorem heilig gesprochen… Ich habe mir einmal erlaubt, den ganzen christlichen Buss- und Erlösungstraining (den man heute am besten in England studirt) als eine methodisch erzeugte folie circulaire zu bezeichnen, wie billig, auf einem bereits dazu vorbereiteten, das heisst gründlich morbiden Boden. Es steht Niemandem frei, Christ zu werden: man wird nicht zum Christenthum „bekehrt“, — man muss krank genug dazu sein… Wir Anderen, die wir den Muth zur Gesundheit und auch zur Verachtung haben, wie dürfen wir eine Religion verachten, die den Leib missverstehn lehrte! die den Seelen-Aberglauben nicht loswerden will! die aus der unzureichenden Ernährung ein „Verdienst“ macht! die in der Gesundheit eine Art Feind, Teufel, Versuchung bekämpft! die sich einredete, man könne eine „vollkommne Seele“ in einem Cadaver von Leib herumtragen, und dazu nöthig hatte, einen neuen Begriff der „Vollkommenheit“ sich zurecht zu machen, ein bleiches, krankhaftes, idiotisch-schwärmerisches Wesen, die sogenannte „Heiligkeit“, — Heiligkeit, selbst bloss eine Symptomen-Reihe des verarmten, entnervten, unheilbar verdorbenen Leibes!… Die christliche Bewegung, als eine europäische Bewegung, ist von vornherein eine Gesammt-Bewegung der Ausschuss- und Abfalls-Elemente aller Art: — diese will mit dem Christenthum zur

Macht. Sie drückt nicht den Niedergang einer Rasse aus, sie ist eine Aggregat-Bildung sich zusammendrängender und sich suchender Décadence-Formen von Überall. Es ist nicht, wie man glaubt, die Corruption des Alterthums selbst, des vornehmen Alterthums, was das Christenthum ermöglichte: man kann dem gelehrten Idiotismus, der auch heute noch so Etwas aufrecht erhält, nicht hart genug widersprechen. In der Zeit, wo die kranken, verdorbenen Tschandala-Schichten im ganzen imperium sich christianisirten, war gerade der Gegentypus, die Vornehmheit, in ihrer schönsten und reifsten Gestalt vorhanden. Die grosse Zahl wurde Herr; der Demokratismus der christlichen Instinkte siegte… Das Christenthum war nicht „national“, nicht rassebedingt, — es wendete sich an jede Art von Enterbten des Lebens, es hatte seine Verbündeten überall. Das Christenthum hat die rancune der Kranken auf dem Grunde, den Instinkt gegen die Gesunden, gegen die Gesundheit gerichtet. Alles Wohlgerathene, Stolze, Übermüthige, die Schönheit vor Allem thut ihm in Ohren und Augen weh. Nochmals erinnre ich an das unschätzbare Wort des Paulus. „Was schwach ist vor der Welt, was thöricht ist vor der Welt, das Unedle und Verachtete vor der Welt hat Gott erwählet“: das war die Formel, in hoc signo siegte die décadence. — Gott am Kreuze — versteht man immer noch die furchtbare Hintergedanklichkeit dieses Symbols nicht? — Alles, was leidet, Alles, was am Kreuze hängt, ist göttlich… Wir Alle hängen am Kreuze, folglich sind wir göttlich… Wir allein sind göttlich… Das Christenthum war ein Sieg, eine vornehmere Gesinnung gieng an ihm zu Grunde, — das Christenthum war bisher das grösste Unglück der Menschheit. —

[«]

52.

Das Christenthum steht auch im Gegensatz zu aller geistigen Wohlgerathenheit, — es kann nur die kranke Vernunft als christliche Vernunft brauchen, es nimmt die Partei alles Idiotischen, es spricht den Fluch aus gegen den „Geist“, gegen die superbia des gesunden Geistes. Weil die Krankheit zum Wesen des Christenthums gehört, muss auch der typisch christliche Zustand, „der Glaube“, eine Krankheitsform sein, müssen alle geraden, rechtschaffnen, wissenschaftlichen Wege zur Erkenntniss von der Kirche als verbotene Wege abgelehnt werden. Der Zweifel bereits ist eine Sünde… Der vollkommne Mangel an psychologischer Reinlichkeit beim Priester — im Blick sich verrathend — ist eine Folgeerscheinung der décadence, — man hat die hysterischen Frauenzimmer, andrerseits rhachitisch angelegte Kinder darauf hin zu beobachten, wie regelmässig Falschheit aus Instinkt, Lust zu lügen, um zu lügen, Unfähigkeit zu geraden Blicken und Schritten der Ausdruck von décadence ist. „Glaube“ heisst Nicht-wissen-wollen, was wahr ist. Der Pietist, der Priester beiderlei Geschlechts, ist falsch, weil er krank ist: sein Instinkt verlangt, dass die Wahrheit an keinem Punkt zu Rechte kommt. „Was krank macht, ist gut; was aus der Fülle, aus dem Überfluss, aus der Macht kommt, ist böse“: so empfindet der Gläubige. Die Unfreiheit zur Lüge — daran errathe ich jeden vorherbestimmten Theologen. — Ein andres Abzeichen des Theologen ist sein Unvermögen zur Philologie. Unter Philologie soll hier, in einem sehr allgemeinen Sinne, die Kunst, gut zu lesen, verstanden werden, — Thatsachen ablesen können, ohne sie durch Interpretation zu fälschen, ohne im Verlangen nach Verständniss die Vorsicht, die Geduld, die Feinheit zu verlieren. Philologie als Ephexis in der Interpretation: handle es sich nun um Bücher, um Zeitungs-Neuigkeiten, um Schicksale oder Wetter-Thatsachen, — nicht zu reden vom „Heil der Seele“… Die Art, wie ein Theolog, gleichgültig ob in Berlin oder in Rom, ein „Schriftwort“ auslegt oder ein Erlebniss, einen Sieg des vaterländischen Heers zum Beispiel unter der höheren Beleuchtung der Psalmen Davids, ist immer dergestalt kühn, dass ein Philolog dabei an allen Wänden emporläuft. Und was soll er gar anfangen, wenn Pietisten und andre Kühe aus dem Schwabenlande den armseligen Alltag und Stubenrauch ihres Daseins mit dem „Finger Gottes“ zu einem Wunder von „Gnade“, von „Vorsehung“, von „Heilserfahrungen“ zurechtmachen! Der bescheidenste Aufwand von Geist, um nicht zu sagen von Anstand, müsste diese Interpreten doch dazu bringen, sich des vollkommen Kindischen und Unwürdigen eines solchen Missbrauchs der göttlichen Fingerfertigkeit zu überführen. Mit einem noch so kleinen Maasse von Frömmigkeit im Leibe sollte uns ein Gott, der zur rechten Zeit vom Schnupfen kurirt oder der uns in einem Augenblick in die Kutsche steigen heisst, wo gerade ein grosser Regen losbricht, ein so absurder Gott sein, dass man ihn abschaffen müsste, selbst wenn er existirte. Ein Gott als Dienstbote, als Briefträger, als Kalendermann, — im Grunde ein Wort für die dümmste Art aller Zufälle… Die „göttliche Vorsehung“, wie sie heute noch ungefähr jeder dritte Mensch im „gebildeten Deutschland“ glaubt, wäre ein

Einwand gegen Gott, wie er stärker gar nicht gedacht werden könnte. Und in jedem Fall ist er ein Einwand gegen Deutsche!…

[«]

53.

— Dass Märtyrer Etwas für die Wahrheit einer Sache beweisen, ist so wenig wahr, dass ich leugnen möchte, es habe je ein Märtyrer überhaupt Etwas mit der Wahrheit zu thun gehabt. In dem Tone, mit dem ein Märtyrer sein Für-wahr-halten der Welt an den Kopf wirft, drückt sich bereits ein so niedriger Grad intellektueller Rechtschaffenheit, eine solche Stumpfheit für die Frage Wahrheit aus, dass man einen Märtyrer nie zu widerlegen braucht. Die Wahrheit ist Nichts, was Einer hätte und ein Andrer nicht hätte: so können höchstens Bauern oder Bauern-Apostel nach Art Luther's über die Wahrheit denken. Man darf sicher sein, dass je nach dem Grade der Gewissenhaftigkeit in Dingen des Geistes die Bescheidenheit, die Bescheidung in diesem Punkte immer grösser wird. In fünf Sachen wissen, und mit zarter Hand es ablehnen, sonst zu wissen… „Wahrheit“, wie das Wort jeder Prophet, jeder Sektirer, jeder Freigeist, jeder Socialist, jeder Kirchenmann versteht, ist ein vollkommner Beweis dafür, dass auch noch nicht einmal der Anfang mit jener Zucht des Geistes und Selbstüberwindung gemacht ist, die zum Finden irgend einer kleinen, noch so kleinen Wahrheit noth thut. — Die Märtyrer-Tode, anbei gesagt, sind ein grosses Unglück in der Geschichte gewesen: sie verführten… Der Schluss aller Idioten, Weib und Volk eingerechnet, dass es mit einer Sache, für die Jemand in den Tod geht (oder die gar, wie das erste Christenthum, todsüchtige Epidemien erzeugt) Etwas auf sich hat, — dieser Schluss ist der Prüfung, dem Geist der Prüfung und Vorsicht unsäglich zum Hemmschuh geworden. Die Märtyrer schadeten der Wahrheit… Auch heute noch bedarf es nur einer Crudität der Verfolgung, um einer an sich noch so gleichgültigen Sektirerei einen ehrenhaften Namen zu schaffen. — Wie? ändert es am Werthe einer Sache Etwas, dass Jemand für sie sein Leben lässt? — Ein Irrthum, der ehrenhaft wird, ist ein Irrthum, der einen Verführungsreiz mehr besitzt: glaubt ihr, dass wir euch Anlass geben würden, ihr Herrn Theologen, für eure Lüge die Märtyrer zu machen? — Man widerlegt eine Sache, indem man sie achtungsvoll auf's Eis legt, — ebenso widerlegt man auch Theologen… Gerade das war die welthistorische Dummheit aller Verfolger, dass sie der gegnerischen Sache den Anschein des Ehrenhaften gaben, — dass sie ihr die Fascination des Martyriums zum Geschenk machten… Das Weib liegt heute noch auf den Knien vor einem Irrthum, weil man ihm gesagt hat, dass Jemand dafür am Kreuze starb. Ist denn das Kreuz ein Argument? — — Aber über alle diese Dinge hat Einer allein das Wort gesagt, das man seit Jahrtausenden nöthig gehabt hätte, — Zarathustra.

> Blutzeichen schrieben sie auf den Weg, den sie giengen, und ihre Thorheit lehrte, dass man mit Blut Wahrheit beweise.
> Aber Blut ist der schlechteste Zeuge der Wahrheit; Blut vergiftet die reinste Lehre noch zu Wahn und Hass der Herzen.
> Und wenn Einer durch's Feuer gienge für seine Lehre, — was beweist dies! Mehr ist's wahrlich, dass aus eignem Brande die eigne Lehre kommt.

[«]

54.

Man lasse sich nicht irreführen: grosse Geister sind Skeptiker. Zarathustra ist ein Skeptiker. Die Stärke, die Freiheit aus der Kraft und Überkraft des Geistes beweist sich durch Skepsis. Menschen der Überzeugung kommen für alles Grundsätzliche von Werth und Unwerth gar nicht in Betracht. Überzeugungen sind Gefängnisse. Das sieht nicht weit genug, das sieht nicht unter sich: aber um über Werth und Unwerth mitreden zu dürfen, muss man fünfhundert Überzeugungen unter sich sehn, — hinter sich sehn… Ein Geist, der Grosses will, der auch die Mittel dazu will, ist mit Nothwendigkeit Skeptiker. Die Freiheit von jeder Art Überzeugungen gehört zur Stärke, das Frei-Blicken-können… Die grosse Leidenschaft, der Grund und die Macht seines Seins, noch aufgeklärter, noch despotischer als er selbst es ist, nimmt seinen ganzen Intellekt in Dienst; sie macht unbedenklich; sie giebt ihm Muth sogar zu unheiligen Mitteln; sie gönnt ihm unter Umständen Überzeugungen. Die Überzeugung als Mittel: Vieles erreicht man nur mittelst einer Überzeugung. Die grosse Leidenschaft braucht, verbraucht Überzeugungen, sie unterwirft sich ihnen nicht, — sie weiss sich souverain. — Umgekehrt: das Bedürfniss nach Glauben, nach irgend etwas Unbedingtem von Ja und Nein, der Carlylismus, wenn man mir dies Wort nachsehn will, ist ein Bedürfniss der Schwäche. Der Mensch des Glaubens, der „Gläubige" jeder Art ist nothwendig ein abhängiger Mensch, — ein Solcher, der sich nicht als Zweck, der von sich aus überhaupt nicht Zwecke ansetzen kann. Der „Gläubige“ gehört sich nicht, er kann nur Mittel sein, er muss verbraucht werden, er hat Jemand nöthig, der ihn verbraucht. Sein Instinkt giebt einer Moral der Entselbstung die höchste Ehre: zu ihr überredet ihn Alles, seine Klugheit, seine Erfahrung, seine Eitelkeit. Jede Art Glaube ist selbst ein Ausdruck von Entselbstung, von Selbst-Entfremdung… Erwägt man, wie nothwendig den Allermeisten ein Regulativ ist, das sie von aussen her bindet und festmacht, wie der Zwang, in einem höheren Sinn die Sklaverei, die einzige und letzte Bedingung ist, unter der der willensschwächere Mensch, zumal das Weib, gedeiht: so versteht man auch die Überzeugung, den „Glauben“. Der Mensch der Überzeugung hat in ihr sein Rückgrat. Viele Dinge nicht sehn, in keinem Punkte unbefangen sein, Partei sein durch und durch, eine strenge und nothwendige Optik in allen Werthen haben — das allein bedingt es, dass eine solche Art Mensch überhaupt besteht. Aber damit ist sie der Gegensatz, der Antagonist des Wahrhaftigen, — der Wahrheit… Dem Gläubigen steht es nicht frei, für die Frage „wahr“ und „unwahr“ überhaupt ein Gewissen zu haben: rechtschaffen sein an dieser Stelle wäre sofort sein Untergang. Die pathologische Bedingtheit seiner Optik macht aus dem Überzeugten den Fanatiker — Savonarola, Luther, Rousseau, Robespierre, Saint-Simon — den Gegensatz-Typus des starken, des freigewordnen Geistes. Aber die grosse Attitüde dieser kranken Geister, dieser Epileptiker des Begriffs, wirkt auf die grosse Masse, — die Fanatiker sind pittoresk, die Menschheit sieht Gebärden lieber als dass sie Gründe hört…

[«]

55.

— Einen Schritt weiter in der Psychologie der Überzeugung, des „Glaubens“. Es ist schon lange von mir zur Erwägung anheimgegeben worden, ob nicht die Überzeugungen gefährlichere Feinde der Wahrheit sind als die Lügen (Menschliches, Allzumenschliches S. <331>) Dies Mal möchte ich die entscheidende Frage thun: besteht zwischen Lüge und Überzeugung überhaupt ein Gegensatz? — Alle Welt glaubt es; aber was glaubt nicht alle Welt! — Eine jede Überzeugung hat ihre Geschichte, ihre Vorformen, ihre Tentativen und Fehlgriffe: sie wird Überzeugung, nachdem sie es lange nicht ist, nachdem sie es noch länger *kaum* ist. Wie? könnte unter diesen Embryonal-Formen der Überzeugung nicht auch die Lüge sein? — Mitunter bedarf es bloss eines Personen-Wechsels: im Sohn wird Überzeugung, was im Vater noch Lüge war. — Ich nenne Lüge Etwas *nicht* sehn wollen, das man sieht, Etwas nicht *so* sehn wollen, wie man es sieht: ob die Lüge vor Zeugen oder ohne Zeugen statt hat, kommt nicht in Betracht. Die gewöhnlichste Lüge ist die, mit der man sich selbst belügt; das Belügen Andrer ist relativ der Ausnahmefall. — Nun ist dies *Nicht*-sehn-wollen, was man sieht, dies Nicht-*so*-sehn-wollen, wie man es sieht, beinahe die erste Bedingung für Alle, die *Partei* sind in irgend welchem Sinne: der Parteimensch wird mit Nothwendigkeit Lügner. Die deutsche Geschichtsschreibung zum Beispiel ist überzeugt, dass Rom der Despotismus war, dass die Germanen den Geist der Freiheit in die Welt gebracht haben: welcher Unterschied ist zwischen dieser Überzeugung und einer Lüge? Darf man sich noch darüber wundern, wenn, aus Instinkt, alle Parteien, auch die deutschen Historiker, die grossen Worte der Moral im Munde haben, — dass die Moral beinahe dadurch *fortbesteht*, dass der Parteimensch jeder Art jeden Augenblick sie nöthig hat? — „Dies ist *unsre* Überzeugung: wir bekennen sie vor aller Welt, wir leben und sterben für sie, — Respekt vor Allem, was Überzeugungen hat!“ — dergleichen habe ich sogar aus dem Mund von Antisemiten gehört. Im Gegentheil, meine Herrn! Ein Antisemit wird dadurch durchaus nicht anständiger, dass er aus Grundsatz lügt… Die Priester, die in solchen Dingen feiner sind und den Einwand sehr gut verstehn, der im Begriff einer Überzeugung, das heisst einer grundsätzlichen, *weil* zweckdienlichen Verlogenheit liegt, haben von den Juden her die Klugheit überkommen, an dieser Stelle den Begriff „Gott“, „Wille Gottes“, „Offenbarung Gottes“ einzuschieben. Auch Kant, mit seinem kategorischen Imperativ, war auf dem gleichen Wege: seine Vernunft wurde hierin *praktisch*. — Es giebt Fragen, wo über Wahrheit und Unwahrheit dem Menschen die Entscheidung *nicht* zusteht; alle obersten Fragen, alle obersten Werth-Probleme sind jenseits der menschlichen Vernunft… Die Grenzen der Vernunft begreifen — *das* erst ist wahrhaft Philosophie… Wozu gab Gott dem Menschen die Offenbarung? Würde Gott etwas Überflüssiges gethan haben? Der Mensch *kann* von sich nicht selber wissen, was gut und böse ist, darum lehrte ihn Gott seinen Willen… Moral: der Priester lügt *nicht*, — die Frage „wahr“ oder „unwahr“ in solchen Dingen, von denen Priester reden, erlaubt gar nicht zu lügen. Denn um zu lügen, müsste man entscheiden können, *was* hier wahr ist. Aber das *kann* eben der Mensch nicht; der Priester ist damit nur das Mundstück Gottes. —

Ein solcher Priester-Syllogismus ist durchaus nicht bloss jüdisch und christlich: das Recht zur Lüge und die Klugheit der „Offenbarung“ gehört dem Typus Priester an, den décadence-Priestern so gut als den Heidenthums-Priestern (— Heiden sind Alle, die zum Leben Ja sagen, denen „Gott“ das Wort für das grosse Ja zu allen Dingen ist) — Das „Gesetz“, der „Wille Gottes“, das „heilige Buch“, die „Inspiration“ — Alles nur Worte für die Bedingungen, unter denen der Priester zur Macht kommt, mit denen er seine Macht aufrecht erhält, — diese Begriffe finden sich auf dem Grunde aller Priester-Organisationen, aller priesterlichen oder philosophisch-priesterlichen Herrschafts-Gebilde. Die „heilige Lüge“ — dem Confucius, dem Gesetzbuch des Manu, dem Muhamed, der christlichen Kirche gemeinsam: sie fehlt nicht bei Plato. „Die Wahrheit ist da“: dies bedeutet, wo nur es laut wird, der Priester lügt…

[«]

56.

— Zuletzt kommt es darauf an, zu welchem Zweck gelogen wird. Dass im Christenthum die „heiligen“ Zwecke fehlen, ist mein Einwand gegen seine Mittel. Nur schlechte Zwecke: Vergiftung, Verleumdung, Verneinung des Lebens, die Verachtung des Leibes, die Herabwürdigung und Selbstschändung des Menschen durch den Begriff Sünde, — folglich sind auch seine Mittel schlecht. — Ich lese mit einem entgegengesetzten Gefühle das Gesetzbuch des Manu, ein unvergleichlich geistiges und überlegenes Werk, das mit der Bibel auch nur in Einem Athem nennen eine Sünde wider den Geist wäre. Man erräth es sofort: es hat eine wirkliche Philosophie hinter sich, in sich, nicht bloss ein übelriechendes Judain von Rabbinismus und Aberglauben, — es giebt selbst dem verwöhntesten Psychologen Etwas zu beissen. Nicht die Hauptsache zu vergessen, der Grundunterschied von jeder Art von Bibel: die vornehmen Stände, die Philosophen und die Krieger, halten mit ihm ihre Hand über der Menge; vornehme Werthe überall, ein Vollkommenheits-Gefühl, ein Jasagen zum Leben, ein triumphirendes Wohlgefühl an sich und am Leben, — die Sonne liegt auf dem ganzen Buch. — Alle die Dinge, an denen das Christenthum seine unergründliche Gemeinheit auslässt, die Zeugung zum Beispiel, das Weib, die Ehe, werden hier ernst, mit Ehrfurcht, mit Liebe und Zutrauen behandelt. Wie kann man eigentlich ein Buch in die Hände von Kindern und Frauen legen, das jenes niederträchtige Wort enthält: „um der Hurerei willen habe ein Jeglicher sein eignes Weib und eine Jegliche ihren eignen Mann: es ist besser freien denn Brunst leiden“? Und darf man Christ sein, so lange mit dem Begriff der immaculata conceptio die Entstehung des Menschen verchristlicht, das heisst beschmutzt ist?… Ich kenne kein Buch, wo dem Weibe so viele zarte und gütige Dinge gesagt würden, wie im Gesetzbuch des Manu; diese alten Graubärte und Heiligen haben eine Art, gegen Frauen artig zu sein, die vielleicht nicht übertroffen ist. „Der Mund einer Frau — heisst es einmal — der Busen eines Mädchens, das Gebet eines Kindes, der Rauch des Opfers sind immer rein“. Eine andre Stelle: „es giebt gar nichts Reineres als das Licht der Sonne, den Schatten einer Kuh, die Luft, das Wasser, das Feuer und den Athem eines Mädchens.“ Eine letzte Stelle — vielleicht auch eine heilige Lüge —: „alle Öffnungen des Leibes oberhalb des Nabels sind rein, alle unterhalb sind unrein. Nur beim Mädchen ist der ganze Körper rein.“

[«]

57.

Man ertappt die Unheiligkeit der christlichen Mittel in flagranti, wenn man den christlichen Zweck einmal an dem Zweck des Manu-Gesetzbuchs misst, — wenn man diesen grössten Zweck-Gegensatz unter starkes Licht bringt. Es bleibt dem Kritiker des Christenthums nicht erspart, das Christenthum verächtlich zu machen. — Ein solches Gesetzbuch wie das des Manu entsteht, wie jedes gute Gesetzbuch: es resümirt die Erfahrung, Klugheit und Experimental-Moral von langen Jahrhunderten, es schliesst ab, es schafft Nichts mehr. Die Voraussetzung zu einer Codification seiner Art ist die Einsicht, dass die Mittel, einer langsam und kostspielig erworbenen Wahrheit Autorität zu schaffen, grundverschieden von denen sind, mit denen man sie beweisen würde. Ein Gesetzbuch erzählt niemals den Nutzen, die Gründe, die Casuistik in der Vorgeschichte eines Gesetzes: eben damit würde es den imperativischen Ton einbüssen, das „Du sollst“, die Voraussetzung dafür, dass gehorcht wird. Das Problem liegt genau hierin. — An einem gewissen Punkte der Entwicklung eines Volks erklärt die umsichtigste, das heisst zurück- und hinausblickendste Schicht desselben, die Erfahrung, nach der gelebt werden soll — das heisst kann —, für abgeschlossen. Ihr Ziel geht dahin, die Ernte möglichst reich und vollständig von den Zeiten des Experiments und der schlimmen Erfahrung heimzubringen. Was folglich vor allem jetzt zu verhüten ist, das ist das Noch-Fort-Experimentiren, die Fortdauer des flüssigen Zustands der Werthe, das Prüfen, Wählen, Kritik-Üben der Werthe in infinitum. Dem stellt man eine doppelte Mauer entgegen: einmal die Offenbarung, das ist die Behauptung, die Vernunft jener Gesetze sei nicht menschlicher Herkunft, nicht langsam und unter Fehlgriffen gesucht und gefunden, sondern, als göttlichen Ursprungs, ganz, vollkommen, ohne Geschichte, ein Geschenk, ein Wunder, bloss mitgetheilt… Sodann die Tradition, das ist die Behauptung, dass das Gesetz bereits seit uralten Zeiten bestanden habe, dass es pietätlos, ein Verbrechen an den Vorfahren sei, es in Zweifel zu ziehn. Die Autorität des Gesetzes begründet sich mit den Thesen: Gott gab es, die Vorfahren lebten es. — Die höhere Vernunft einer solchen Prozedur liegt in der Absicht, das Bewusstsein Schritt für Schritt von dem als richtig erkannten (das heisst durch eine ungeheure und scharf durchgesiebte Erfahrung bewiesenen) Leben zurückzudrängen: so dass der vollkommne Automatismus des Instinkts erreicht wird, — diese Voraussetzung zu jeder Art Meisterschaft, zu jeder Art Vollkommenheit in der Kunst des Lebens. Ein Gesetzbuch nach Art des Manu aufstellen heisst einem Volke fürderhin zugestehn, Meister zu werden, vollkommen zu werden, — die höchste Kunst des Lebens zu ambitioniren. Dazu muss es unbewusst gemacht werden: dies der Zweck jeder heiligen Lüge. — Die Ordnung der Kasten, das oberste, das dominirende Gesetz, ist nur die Sanktion einer Natur-Ordnung, Natur-Gesetzlichkeit ersten Ranges, über die keine Willkür, keine „moderne Idee“ Gewalt hat. Es treten in jeder gesunden Gesellschaft, sich gegenseitig bedingend, drei physiologisch verschieden-gravitirende Typen auseinander, von denen jeder seine eigne Hygiene, sein eignes Reich von Arbeit, seine eigne Art Vollkommenheits-Gefühl und Meisterschaft hat. Die Natur, nicht Manu, trennt die vorwiegend Geistigen, die vorwiegend Muskel- und Temperaments-Starken und die weder im Einen, noch im Andern ausgezeichneten Dritten, die Mittelmässigen, von einander ab, — die letzteren als die grosse Zahl, die ersteren als die Auswahl. Die oberste Kaste — ich nenne sie die Wenigsten — hat als die vollkommne auch die Vorrechte der Wenigsten: dazu gehört es, das Glück, die Schönheit, die Güte auf Erden darzustellen. Nur die geistigsten Menschen haben die Erlaubniss zur Schönheit, zum Schönen: nur bei ihnen ist Güte nicht Schwäche. Pulchrum est paucorum hominum: das Gute ist ein Vorrecht. Nichts kann ihnen dagegen weniger zugestanden werden, als hässliche

Manieren oder ein pessimistischer Blick, ein Auge, das verhässlicht —, oder gar eine Entrüstung über den Gesammt-Aspekt der Dinge. Die Entrüstung ist das Vorrecht der Tschandala; der Pessimismus desgleichen. „Die Welt ist vollkommen — so redet der Instinkt der Geistigsten, der Jasagende Instinkt: die Unvollkommenheit, das Unter-uns jeder Art, die Distanz, das Pathos der Distanz, der Tschandala selbst gehört noch zu dieser Vollkommenheit.“ Die geistigsten Menschen, als die Stärksten, finden ihr Glück, worin Andre ihren Untergang finden würden: im Labyrinth, in der Härte gegen sich und Andre, im Versuch; ihre Lust ist die Selbstbezwingung: der Asketismus wird bei ihnen Natur, Bedürfniss, Instinkt. Die schwere Aufgabe gilt ihnen als Vorrecht, mit Lasten zu spielen, die Andre erdrücken, eine Erholung... Erkenntniss — eine Form des Asketismus. — Sie sind die ehrwürdigste Art Mensch: das schliesst nicht aus, dass sie die heiterste, die liebenswürdigste sind. Sie herrschen, nicht, weil sie wollen, sondern weil sie sind, es steht ihnen nicht frei, die Zweiten zu sein. — Die Zweiten: das sind die Wächter des Rechts, die Pfleger der Ordnung und der Sicherheit, das sind die vornehmen Krieger, das ist der König vor Allem als die höchste Formel von Krieger, Richter und Aufrechterhalter des Gesetzes. Die Zweiten sind die Exekutive der Geistigsten, das Nächste, was zu ihnen gehört, das, was ihnen alles Grobe in der Arbeit des Herrschens abnimmt — ihr Gefolge, ihre rechte Hand, ihre beste Schülerschaft. — In dem Allem, nochmals gesagt, ist Nichts von Willkür, Nichts „gemacht“; was anders ist, ist gemacht, — die Natur ist dann zu Schanden gemacht... Die Ordnung der Kasten, die Rangordnung, formulirt nur das oberste Gesetz des Lebens selbst, die Abscheidung der drei Typen ist nöthig zur Erhaltung der Gesellschaft, zur Ermöglichung höherer und höchster Typen, — die Ungleichheit der Rechte ist erst die Bedingung dafür, dass es überhaupt Rechte giebt. — Ein Recht ist ein Vorrecht. In seiner Art Sein hat Jeder auch sein Vorrecht. Unterschätzen wir die Vorrechte der Mittelmässigen nicht. Das Leben nach der Höhe zu wird immer härter, — die Kälte nimmt zu, die Verantwortlichkeit nimmt zu. Eine hohe Cultur ist eine Pyramide: sie kann nur auf einem breiten Boden stehn, sie hat zuallererst eine stark und gesund consolidirte Mittelmässigkeit zur Voraussetzung. Das Handwerk, der Handel, der Ackerbau, die Wissenschaft, der grösste Theil der Kunst, der ganze Inbegriff der Berufsthätigkeit mit Einem Wort, verträgt sich durchaus nur mit einem Mittelmaass im Können und Begehren: dergleichen wäre deplacirt unter Ausnahmen, der dazu gehörige Instinkt widerspräche sowohl dem Aristokratismus als dem Anarchismus.

Dass man ein öffentlicher Nutzen ist, ein Rad, eine Funktion, dazu giebt es eine Naturbestimmung: nicht die Gesellschaft, die Art Glück, deren die Allermeisten bloss fähig sind, macht aus ihnen intelligente Maschinen. Für den Mittelmässigen ist mittelmässig sein ein Glück; die Meisterschaft in Einem, die Spezialität ein natürlicher Instinkt. Es würde eines tieferen Geistes vollkommen unwürdig sein, in der Mittelmässigkeit an sich schon einen Einwand zu sehn. Sie ist selbst die erste Nothwendigkeit dafür, dass es Ausnahmen geben darf: eine hohe Cultur ist durch sie bedingt. Wenn der Ausnahme-Mensch gerade die Mittelmässigen mit zarteren Fingern handhabt, als sich und seines Gleichen, so ist dies nicht bloss Höflichkeit des Herzens, — es ist einfach seine Pflicht… Wen hasse ich unter dem Gesindel von Heute am besten? Das Socialisten-Gesindel, die Tschandala-Apostel, die den Instinkt, die Lust, das Genügsamkeits-Gefühl des Arbeiters mit seinem kleinen Sein untergraben, — die ihn neidisch machen, die ihn Rache lehren… Das Unrecht liegt niemals in ungleichen Rechten, es liegt im Anspruch auf „gleiche“ Rechte… Was ist schlecht? Aber ich sagte es schon: Alles, was aus Schwäche, aus Neid, aus Rache stammt. — Der Anarchist und der Christ sind Einer Herkunft…

[«]

58.

In der That, es macht einen Unterschied, zu welchem Zweck man lügt: ob man damit erhält oder zerstört. Man darf zwischen Christ und Anarchist eine vollkommne Gleichung aufstellen: ihr Zweck, ihr Instinkt geht nur auf Zerstörung. Den Beweis für diesen Satz hat man aus der Geschichte nur abzulesen: sie enthält ihn in entsetzlicher Deutlichkeit. Lernten wir eben eine religiöse Gesetzgebung kennen, deren Zweck war, die oberste Bedingung dafür, dass das Leben gedeiht, eine grosse Organisation der Gesellschaft zu „verewigen“, das Christenthum hat seine Mission darin gefunden, mit eben einer solchen Organisation, weil in ihr das Leben gedieh, ein Ende zu machen. Dort sollte der Vernunft-Ertrag von langen Zeiten des Experiments und der Unsicherheit zum fernsten Nutzen angelegt und die Ernte so gross, so reichlich, so vollständig wie möglich heimgebracht werden: hier wurde, umgekehrt, über Nacht die Ernte vergiftet… Das, was aere perennius dastand, das imperium Romanum, die grossartigste Organisations-Form unter schwierigen Bedingungen, die bisher erreicht worden ist, im Vergleich zu der alles Vorher, alles Nachher Stückwerk, Stümperei, Dilettantismus ist, — jene heiligen Anarchisten haben sich eine „Frömmigkeit“ daraus gemacht, „die Welt“, das heisst das imperium Romanum zu zerstören, bis kein Stein auf dem andren blieb, — bis selbst Germanen und andre Rüpel darüber Herr werden konnten… Der Christ und der Anarchist: beide décadents, beide unfähig, anders als auflösend, vergiftend, verkümmernd, blutaussaugend zu wirken, beide der Instinkt des Todhasses gegen Alles, was steht, was gross dasteht, was Dauer hat, was dem Leben Zukunft verspricht… Das Christenthum war der Vampyr des imperium Romanum, — es hat die ungeheure That der Römer, den Boden für eine grosse Cultur zu gewinnen, die Zeit hat, über Nacht ungethan gemacht. — Versteht man es immer noch nicht? Das imperium Romanum, das wir kennen, das uns die Geschichte der römischen Provinz immer besser kennen lehrt, dies bewunderungswürdigste Kunstwerk des grossen Stils, war ein Anfang, sein Bau war berechnet, sich mit Jahrtausenden zu beweisen, — es ist bis heute nie so gebaut, nie auch nur geträumt worden, in gleichem Maasse sub specie aeterni zu bauen! — Diese Organisation war fest genug, schlechte Kaiser auszuhalten: der Zufall von Personen darf nichts in solchen Dingen zu thun haben, — erstes Princip aller grossen Architektur. Aber sie war nicht fest genug gegen die corrupteste Art Corruption, gegen den Christen… Dies heimliche Gewürm, das sich in Nacht, Nebel und Zweideutigkeit an alle Einzelnen heranschlich und jedem Einzelnen den Ernst für wahre Dinge, den Instinkt überhaupt für Realitäten aussog, diese feige, femininische und zuckersüsse Bande hat Schritt für Schritt die „Seelen“ diesem ungeheuren Bau entfremdet, — jene werthvollen, jene männlich-vornehmen Naturen, die in der Sache Rom’s ihre eigne Sache, ihren eignen Ernst, ihren eignen Stolz empfanden. Die Mucker-Schleicherei, die Conventikel-Heimlichkeit, düstere Begriffe, wie Hölle, wie Opfer des Unschuldigen, wie unio mystica im Bluttrinken, vor Allem das langsam aufgeschürte Feuer der Rache, der Tschandala-Rache — das wurde Herr über Rom, dieselbe Art von Religion, der schon in ihrer Präexistenz-Form Epicur den Krieg gemacht hatte. Man lese Lucrez, um zu begreifen, was Epicur bekämpft hat, nicht das Heidenthum, sondern „das Christenthum“, will sagen die Verderbniss der Seelen durch den Schuld-, durch den Straf- und Unsterblichkeits-Begriff. — Er bekämpfte die unterirdischen Culte, das ganze latente Christenthum, — die Unsterblichkeit zu leugnen war damals schon eine wirkliche Erlösung. — Und Epicur hätte gesiegt, jeder achtbare Geist im römischen Reich war Epicureer: da erschien Paulus… Paulus, der Fleisch-, der Genie-gewordne Tschandala-Hass gegen Rom, gegen „die Welt“, der Jude, der ewige Jude par excellence… Was er errieth, das war, wie man mit Hülfe der kleinen sektirerischen Christen-Bewegung abseits des Judenthums einen „Weltbrand“ entzünden könne, wie man mit dem Symbol „Gott am Kreuze“ alles Unten-Liegende, alles Heimlich-Aufrührerische, die ganze Erbschaft anarchistischer Umtriebe im Reich, zu einer ungeheuren Macht aufsummiren könne. „Das Heil kommt von den Juden“. — Das Christenthum als Formel, um die unterirdischen Culte aller Art, die des Osiris, der grossen Mutter, des Mithras zum Beispiel, zu überbieten — und zu summiren: in dieser Einsicht besteht das Genie des Paulus. Sein Instinkt war darin so sicher, dass er die Vorstellungen, mit denen jene Tschandala-Religionen fascinirten, mit schonungsloser Gewaltthätigkeit an der Wahrheit dem „Heilande“ seiner Erfindung in den Mund legte, und nicht nur in den Mund — dass er aus ihm Etwas machte, was auch ein Mithras-Priester verstehn konnte… Dies war sein Augenblick von Damaskus: er begriff, dass er den Unsterblichkeits-Glauben nöthig hatte, um „die Welt“ zu entwerthen, dass der Begriff „Hölle“ über Rom noch Herr wird, — dass man mit dem „Jenseits“ das Leben tödtet… Nihilist und Christ: das reimt sich, das reimt sich nicht bloss…

[«]

59.

Die ganze Arbeit der antiken Welt umsonst: ich habe kein Wort dafür, das mein Gefühl über etwas so Ungeheures ausdrückt. — Und in Anbetracht, dass ihre Arbeit eine Vorarbeit war, dass eben erst der Unterbau zu einer Arbeit von Jahrtausenden mit granitnem Selbstbewusstsein gelegt war, der ganze Sinn der antiken Welt umsonst!… Wozu Griechen? wozu Römer? — Alle Voraussetzungen zu einer gelehrten Cultur, alle wissenschaftlichen Methoden waren bereits da, man hatte die grosse, die unvergleichliche Kunst, gut zu lesen, bereits festgestellt — diese Voraussetzung zur Tradition der Cultur, zur Einheit der Wissenschaft; die Naturwissenschaft, im Bunde mit Mathematik und Mechanik, war auf dem allerbesten Wege, — der Thatsachen-Sinn, der letzte und werthvollste aller Sinne, hatte seine Schulen, seine bereits Jahrhunderte alte Tradition! Versteht man das? Alles Wesentliche war gefunden, um an die Arbeit gehn zu können: —

die Methoden, man muss es zehnmal sagen, sind das Wesentliche, auch das Schwierigste, auch das, was am längsten die Gewohnheiten und Faulheiten gegen sich hat. Was wir heute, mit unsäglicher Selbstbezwingung — denn wir haben Alle die schlechten Instinkte, die christlichen, irgendwie noch im Leibe —, uns zurückerobert haben, den freien Blick vor der Realität, die vorsichtige Hand, die Geduld und den Ernst im Kleinsten, die ganze Rechtschaffenheit der Erkenntniss — sie war bereits da! vor mehr als zwei Jahrtausenden bereits! Und, dazu gerechnet, der gute, der feine Takt und Geschmack! Nicht als Gehirn-Dressur! Nicht als „deutsche“ Bildung mit Rüpel-Manieren! Sondern als Leib, als Gebärde, als Instinkt, — als Realität mit Einem Wort… Alles umsonst! Über Nacht bloss noch eine Erinnerung! — Griechen! Römer! Die Vornehmheit des Instinkts, der Geschmack, die methodische Forschung, das Genie der Organisation und Verwaltung, der Glaube, der Wille zur Menschen-Zukunft, das grosse Ja zu allen Dingen als imperium Romanum sichtbar, für alle Sinne sichtbar, der grosse Stil nicht mehr bloss Kunst, sondern Realität, Wahrheit, Leben geworden… — Und nicht durch ein Natur-Ereigniss über Nacht verschüttet! Nicht durch Germanen und andre Schwerfüssler niedergetreten! Sondern von listigen, heimlichen, unsichtbaren, blutarmen Vampyrn zu Schanden gemacht! Nicht besiegt, — nur ausgesogen!… Die versteckte Rachsucht, der kleine Neid Herr geworden! Alles Erbärmliche, An-sich-Leidende, Von-schlechten-Gefühlen-Heimgesuchte, die ganze Ghetto-Welt der Seele mit Einem Male obenauf! — — Man lese nur irgend einen christlichen Agitator, den heiligen Augustin zum Beispiel, um zu begreifen, um zu riechen, was für unsaubere Gesellen damit obenauf gekommen sind. Man würde sich ganz und gar betrügen, wenn man irgend welchen Mangel an Verstand bei den Führern der christlichen Bewegung voraussetzte: — oh sie sind klug, klug bis zur Heiligkeit, diese Herrn Kirchenväter! Was ihnen abgeht, ist etwas ganz Anderes. Die Natur hat sie vernachlässigt, — sie vergass, ihnen eine bescheidene Mitgift von achtbaren, von anständigen, von reinlichen Instinkten mitzugeben… Unter uns, es sind nicht einmal Männer… Wenn der Islam das Christenthum verachtet, so hat er tausend Mal Recht dazu: der Islam hat Männer zur Voraussetzung…

[«]

60.

Das Christenthum hat uns um die Ernte der antiken Cultur gebracht, es hat uns später wieder um die Ernte der Islam-Cultur gebracht. Die wunderbare maurische Cultur-Welt Spaniens, uns im Grunde verwandter, zu Sinn und Geschmack redender als Rom und Griechenland, wurde niedergetreten — ich sage nicht von was für Füssen — warum? weil sie vornehmen, weil sie Männer-Instinkten ihre Entstehung verdankte, weil sie zum Leben Ja sagte auch noch mit den seltnen und raffinirten Kostbarkeiten des maurischen Lebens!… Die Kreuzritter bekämpften später Etwas, vor dem sich in den Staub zu legen ihnen besser angestanden hätte, — eine Cultur, gegen die sich selbst unser neunzehntes Jahrhundert sehr arm, sehr „spät“ vorkommen dürfte. — Freilich, sie wollten Beute machen: der Orient war reich… Man sei doch unbefangen! Kreuzzüge — die höhere Seeräuberei, weiter nichts! — Der deutsche Adel, Wikinger-Adel im Grunde, war damit in seinem Elemente: die Kirche wusste nur zu gut, womit man deutschen Adel hat… Der deutsche Adel, immer die „Schweizer“ der Kirche, immer im Dienste aller schlechten Instinkte der Kirche, — aber gut bezahlt… Dass die Kirche gerade mit Hülfe deutscher Schwerter, deutschen Blutes und Muthes ihren Todfeindschafts-Krieg gegen alles Vornehme auf Erden durchgeführt hat! Es giebt an dieser Stelle eine Menge schmerzlicher Fragen. Der deutsche Adel fehlt beinahe in der Geschichte der höheren Cultur: man erräth den Grund… Christenthum, Alkohol — die beiden grossen Mittel der Corruption… An sich sollte es ja keine Wahl geben, Angesichts von Islam und Christenthum, so wenig als Angesichts eines Arabers und eines Juden. Die Entscheidung ist gegeben, es steht Niemandem frei, hier noch zu wählen. Entweder ist man ein Tschandala oder man ist es nicht… „Krieg mit Rom auf’s Messer! Friede, Freundschaft mit dem Islam“: so empfand, so that jener grosse Freigeist, das Genie unter den deutschen Kaisern, Friedrich der Zweite. Wie? muss ein Deutscher erst Genie, erst Freigeist sein, um anständig zu empfinden? — Ich begreife nicht, wie ein Deutscher je christlich empfinden konnte…

[«]

61.

Hier thut es Noth, eine für Deutsche noch hundert Mal peinlichere Erinnerung zu berühren. Die Deutschen haben Europa um die letzte grosse Cultur-Ernte gebracht, die es für Europa heimzubringen gab, — um die der Renaissance. Versteht man endlich, will man verstehn, was die Renaissance war? Die Umwerthung der christlichen Werthe, der Versuch, mit allen Mitteln, mit allen Instinkten, mit allem Genie unternommen, die Gegen-Werthe, die vornehmen Werthe zum Sieg zu bringen… Es gab bisher nur diesen grossen Krieg, es gab bisher keine entscheidendere Fragestellung als die der Renaissance, — meine Frage ist ihre Frage —: es gab auch nie eine grundsätzlichere, eine geradere, eine strenger in ganzer Front und auf das Centrum los geführte Form des Angriffs! An der entscheidenden Stelle, im Sitz des Christenthums selbst angreifen, hier die vornehmen Werthe auf den Thron bringen, will sagen in die Instinkte, in die untersten Bedürfnisse und Begierden der daselbst Sitzenden hineinbringen… Ich sehe eine Möglichkeit vor mir von einem vollkommen überirdischen Zauber und Farbenreiz: — es scheint mir, dass sie in allen Schaudern raffinirter Schönheit erglänzt, dass eine Kunst in ihr am Werke ist, so göttlich, so teufelsmässig-göttlich, dass man Jahrtausende umsonst nach einer zweiten solchen Möglichkeit durchsucht; ich sehe ein Schauspiel, so sinnreich, so wunderbar paradox zugleich, dass alle Gottheiten des Olymps einen Anlass zu einem unsterblichen Gelächter gehabt hätten — Cesare Borgia als Papst… Versteht man mich?… Wohlan, das wäre der Sieg gewesen, nach dem ich heute allein verlange —: damit war das Christenthum abgeschafft! — Was geschah? Ein deutscher Mönch, Luther, kam nach Rom. Dieser Mönch, mit allen rachsüchtigen Instinkten eines verunglückten Priesters im Leibe, empörte sich in Rom gegen die Renaissance… Statt mit tiefster Dankbarkeit das Ungeheure zu verstehn, das geschehn war, die Überwindung des Christenthums an seinem Sitz —, verstand sein Hass aus diesem Schauspiel nur seine Nahrung zu ziehn. Ein religiöser Mensch denkt nur an sich. — Luther sah die Verderbniss des Papstthums, während gerade das Gegentheil mit Händen zu greifen war: die alte Verderbniss, das peccatum originale, das Christenthum sass nicht mehr auf dem Stuhl des Papstes! Sondern das Leben! Sondern der Triumph des Lebens! Sondern das grosse Ja zu allen hohen, schönen, verwegenen Dingen!… Und Luther stellte die Kirche wieder her: er griff sie an… Die Renaissance — ein Ereigniss ohne Sinn, ein grosses Umsonst! — Ah diese Deutschen, was sie uns schon gekostet haben! Umsonst — das war immer das Werk der Deutschen. — Die Reformation; Leibniz; Kant und die sogenannte deutsche Philosophie; die Freiheits-Kriege; das Reich — jedes Mal ein Umsonst für Etwas, das bereits da war, für etwas Unwiederbringliches… Es sind meine Feinde, ich bekenne es, diese Deutschen: ich verachte in ihnen jede Art von Begriffs- und Werth-Unsauberkeit, von Feigheit vor jedem rechtschaffnen Ja und Nein. Sie haben, seit einem Jahrtausend beinahe, Alles verfilzt und verwirrt, woran sie mit ihren Fingern rührten, sie haben alle Halbheiten — Drei-Achtelsheiten! — auf dem Gewissen, an denen Europa krank ist, — sie haben auch die unsauberste Art Christenthum, die es giebt, die unheilbarste, die unwiderlegbarste, den Protestantismus auf dem Gewissen… Wenn man nicht fertig wird mit dem Christenthum, die Deutschen werden daran schuld sein…

[«]

62.

— Hiermit bin ich am Schluss und spreche mein Urtheil. Ich verurtheile das Christenthum, ich erhebe gegen die christliche Kirche die furchtbarste aller Anklagen, die je ein Ankläger in den Mund genommen hat. Sie ist mir die höchste aller denkbaren Corruptionen, sie hat den Willen zur letzten auch nur möglichen Corruption gehabt. Die christliche Kirche liess Nichts mit ihrer Verderbniss unberührt, sie hat aus jedem Werth einen Unwerth, aus jeder Wahrheit eine Lüge, aus jeder Rechtschaffenheit eine Seelen-Niedertracht gemacht. Man wage es noch, mir von ihren „humanitären“ Segnungen zu reden! Irgend einen Nothstand abschaffen gieng wider ihre tiefste Nützlichkeit, — sie lebte von Nothständen, sie schuf Nothstände, um sich zu verewigen… Der Wurm der Sünde zum Beispiel: mit diesem Nothstande hat erst die Kirche die Menschheit bereichert! — Die „Gleichheit der Seelen vor Gott“, diese Falschheit, dieser Vorwand für die rancunes aller Niedriggesinnten, dieser Sprengstoff von Begriff, der endlich Revolution, moderne Idee und Niedergangs-Princip der ganzen Gesellschafts-Ordnung geworden ist — ist christlicher Dynamit… „Humanitäre“ Segnungen des Christenthums! Aus der humanitas einen Selbst-Widerspruch, eine Kunst der Selbstschändung, einen Willen zur Lüge um jeden Preis, einen Widerwillen, eine Verachtung aller guten und rechtschaffnen Instinkte herauszuzüchten! — Das wären mir Segnungen des Christenthums! — Der Parasitismus als einzige Praxis der Kirche; mit ihrem Bleichsuchts-, ihrem „Heiligkeits“-Ideale jedes Blut, jede Liebe, jede Hoffnung zum Leben austrinkend; das Jenseits als Wille zur Verneinung jeder Realität; das Kreuz als Erkennungszeichen für die unterirdischste Verschwörung, die es je gegeben hat, — gegen Gesundheit, Schönheit, Wohlgerathenheit, Tapferkeit, Geist, Güte der Seele, gegen das Leben selbst…

Diese ewige Anklage des Christenthums will ich an alle Wände schreiben, wo es nur Wände giebt, — ich habe Buchstaben, um auch Blinde sehend zu machen… Ich heisse das Christenthum den Einen grossen Fluch, die Eine grosse innerlichste Verdorbenheit, den Einen grossen Instinkt der Rache, dem kein Mittel giftig, heimlich, unterirdisch, klein genug ist, — ich heisse es den Einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit…

Und man rechnet die Zeit nach dem dies nefastus, mit dem dies Verhängniss anhob, — nach dem ersten Tag des Christenthums! — Warum nicht lieber nach seinem letzten? — Nach Heute? — Umwerthung aller Werthe!…

* * * *

* *

* *

*

[«]

[Gesetz]

Gesetz wider das Christenthum.

Gegeben am Tage des Heils, am ersten Tage des Jahres Eins (— am 30. September 1888 der falschen Zeitrechnung)

Todkrieg gegen das Laster: das Laster ist das Christenthum.

Erster Satz. — Lasterhaft ist jede Art Widernatur. Die lasterhafteste Art Mensch ist der Priester: er lehrt die Widernatur. Gegen den Priester hat man nicht Gründe, man hat das Zuchthaus.

Zweiter Satz. — Jede Theilnahme an einem Gottesdienste ist ein Attentat auf die öffentliche Sittlichkeit. Man soll härter gegen Protestanten als gegen Katholiken sein, härter gegen liberale Protestanten als gegen strenggläubige. Das Verbrecherische im Christ-sein nimmt in dem Maasse zu, als man sich der Wissenschaft nähert. Der Verbrecher der Verbrecher ist folglich der Philosoph.

Dritter Satz. — Die fluchwürdige Stätte, auf der das Christenthum seine Basilisken-Eier gebrütet hat, soll dem Erdboden gleich gemacht werden und als verruchte Stelle der Erde der Schrecken aller Nachwelt sein. Man soll giftige Schlangen auf ihr züchten.

Vierter Satz. — Die Predigt der Keuschheit ist eine öffentliche Aufreizung zur Widernatur. Jede Verachtung des geschlechtlichen Lebens, jede Verunreinigung desselben durch den Begriff „unrein“ ist die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist des Lebens.

Fünfter Satz. — Mit einem Priester an Einem Tisch essen stößt aus: man excommunicirt sich damit aus der rechtschaffnen Gesellschaft. Der Priester ist unser Tschandala, — man soll ihn verfehmen, aushungern, in jede Art Wüste treiben.

Sechster Satz. — Man soll die „heilige“ Geschichte mit dem Namen nennen, den sie verdient, als verfluchte Geschichte; man soll die Worte „Gott“, „Heiland“, „Erlöser“, „Heiliger“ zu Schimpfworten, zu Verbrecher-Abzeichen benutzen.

Siebenter Satz. — Der Rest folgt daraus.

Der Antichrist

[«]

Ecce homo.

Wie man wird, was man ist.

[«]

[«]

Vorwort.

Inhalt

Warum ich so weise bin.
Warum ich so klug bin.
Warum ich so gute Bücher schreibe.
Die Geburt der Tragödie.
Die Unzeitgemässen.
Menschliches, Allzumenschliches.
Morgenröthe.
Die fröhliche Wissenschaft.
Also sprach Zarathustra.
Jenseits von Gut und Böse.
Genealogie der Moral.
Götzen-Dämmerung.
Der Fall Wagner.
Warum ich ein Schicksal bin.

Vorwort.

1.

In Voraussicht, dass ich über Kurzem mit der schwersten Forderung an die Menschheit herantreten muss, die je an sie gestellt wurde, scheint es mir unerlässlich, zu sagen, wer ich bin. Im Grunde dürfte man's wissen: denn ich habe mich nicht „unbezeugt gelassen". Das Missverhältniss aber zwischen der Grösse meiner Aufgabe und der Kleinheit meiner Zeitgenossen ist darin zum Ausdruck gekommen, dass man mich weder gehört, noch auch nur gesehn hat. Ich lebe auf meinen eignen Credit hin, es ist vielleicht bloss ein Vorurtheil, daß ich lebe?… Ich brauche nur irgend einen „Gebildeten" zu sprechen, der im Sommer ins Oberengadin kommt, um mich zu überzeugen, dass ich nicht lebe… Unter diesen Umständen giebt es eine Pflicht, gegen die im Grunde meine Gewohnheit, noch mehr der Stolz meiner Instinkte revoltirt, nämlich zu sagen: Hört mich! denn ich bin der und der. Verwechselt mich vor Allem nicht!

[«]

2.

Ich bin zum Beispiel durchaus kein Popanz, kein Moral-Ungeheuer, — ich bin sogar eine Gegensatz-Natur zu der Art Mensch, die man bisher als tugendhaft verehrt hat. Unter uns, es scheint mir, dass gerade Das zu meinem Stolz gehört. Ich bin ein Jünger des Philosophen Dionysos, ich zöge vor, eher noch ein Satyr zu sein als ein Heiliger. Aber man lese nur diese Schrift. Vielleicht gelang es mir, vielleicht hatte diese Schrift gar keinen andren Sinn, als diesen Gegensatz in einer heitren und menschenfreundlichen Weise zum Ausdruck zu bringen. Das Letzte, was ich versprechen würde, wäre, die Menschheit zu „verbessern". Von mir werden keine neuen Götzen aufgerichtet; die alten mögen lernen, was es mit thönernen Beinen auf sich hat. Götzen (mein Wort für „Ideale") umwerfen — das gehört schon eher zu meinem Handwerk. Man hat die Realität in dem Grade um ihren Werth, ihren Sinn, ihre Wahrhaftigkeit gebracht, als man eine ideale Welt erlog… Die „wahre Welt“ und die „scheinbare Welt“ — auf deutsch: die erlogne Welt und die Realität… Die Lüge des Ideals war bisher der Fluch über der Realität, die Menschheit selbst ist durch sie bis in ihre untersten Instinkte hinein verlogen und falsch geworden — bis zur Anbetung der umgekehrten Werthe, als die sind, mit denen ihr erst das Gedeihen, die Zukunft, das hohe Recht auf Zukunft verbürgt wäre.

[«]

3.

— Wer die Luft meiner Schriften zu athmen weiss, weiss, dass es eine Luft der Höhe ist, eine starke Luft. Man muss für sie geschaffen sein, sonst ist die Gefahr keine kleine, sich in ihr zu erkälten. Das Eis ist nahe, die Einsamkeit ist ungeheuer — aber wie ruhig alle Dinge im Lichte liegen! wie frei man athmet! wie Viel man unter sich fühlt! — Philosophie, wie ich sie bisher verstanden und gelebt habe, ist das freiwillige Leben in Eis und Hochgebirge — das Aufsuchen alles Fremden und Fragwürdigen im Dasein, alles dessen, was durch die Moral bisher in Bann gethan war. Aus einer langen Erfahrung, welche eine solche Wanderung im Verbotenen gab, lernte ich die Ursachen, aus denen bisher moralisirt und idealisirt wurde, sehr anders ansehn als es erwünscht sein mag: die verborgene Geschichte der Philosophen, die Psychologie ihrer grossen Namen kam für mich an’s Licht. — Wie viel Wahrheit erträgt, wie viel Wahrheit wagt ein Geist? das wurde für mich immer mehr der eigentliche Werthmesser. Irrthum (— der Glaube an’s Ideal —) ist nicht Blindheit, Irrthum ist Feigheit… Jede Errungenschaft, jeder Schritt vorwärts in der Erkenntniss folgt aus dem Muth, aus der Härte gegen sich, aus der Sauberkeit gegen sich… Ich widerlege die Ideale nicht, ich ziehe bloss Handschuhe vor ihnen an… Nitimur in vetitum: in diesem Zeichen siegt einmal meine Philosophie, denn man verbot bisher grundsätzlich immer nur die Wahrheit. —

[«]

4.

— Innerhalb meiner Schriften steht für sich mein Zarathustra. Ich habe mit ihm der Menschheit das grösste Geschenk gemacht, das ihr bisher gemacht worden ist. Dies Buch, mit einer Stimme über Jahrtausende hinweg, ist nicht nur das höchste Buch, das es giebt, das eigentliche Höhenluft-Buch — die ganze Thatsache Mensch liegt in ungeheurer Ferne unter ihm —, es ist auch das tiefste, das aus dem innersten Reichthum der Wahrheit heraus geborene, ein unerschöpflicher Brunnen, in den kein Eimer hinabsteigt, ohne mit Gold und Güte gefüllt heraufzukommen. Hier redet kein „Prophet“, keiner jener schauerlichen Zwitter von Krankheit und Willen zur Macht, die man Religionsstifter nennt. Man muss vor Allem den Ton, der aus diesem Munde kommt, diesen halkyonischen Ton richtig hören, um dem Sinn seiner Weisheit nicht erbarmungswürdig Unrecht zu thun. „Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen, Gedanken, die mit Taubenfüssen kommen, lenken die Welt —“

> Die Feigen fallen von den Bäumen, sie sind gut und süss: und indem sie fallen, reisst ihnen die rothe Haut. Ein Nordwind bin ich reifen Feigen.
> Also, gleich Feigen, fallen euch diese Lehren zu, meine Freunde: nun trinkt ihren Saft und ihr süsses Fleisch! Herbst ist es umher und reiner Himmel und Nachmittag —

Hier redet kein Fanatiker, hier wird nicht „gepredigt“, hier wird nicht Glauben verlangt: aus einer unendlichen Lichtfülle und Glückstiefe fällt Tropfen für Tropfen, Wort für Wort, — eine zärtliche Langsamkeit ist das tempo dieser Reden. Dergleichen gelangt nur zu den Auserwähltesten; es ist ein Vorrecht ohne Gleichen hier Hörer zu sein; es steht Niemandem frei, für Zarathustra Ohren zu haben… Ist Zarathustra mit Alledem nicht ein Verführer?… Aber was sagt er doch selbst, als er zum ersten Male wieder in seine Einsamkeit zurückkehrt? Genau das Gegentheil von dem, was irgend ein „Weiser“, „Heiliger“, „Welt-Erlöser“ und andrer décadent in einem solchen Falle sagen würde… Er redet nicht nur anders, er ist auch anders…

> Allein gehe ich nun, meine Jünger! Auch ihr geht nun davon und allein! So will ich es.
> Geht fort von mir und wehrt euch gegen Zarathustra! Und besser noch: schämt

euch seiner! Vielleicht betrog er euch.

Der Mensch der Erkenntniss muss nicht nur seine Feinde lieben, er muss auch seine Freunde hassen können.

Man vergilt einem Lehrer schlecht, wenn man immer nur der Schüler bleibt. Und warum wollt ihr nicht an meinem Kranze rupfen?

Ihr verehrt mich: aber wie, wenn eure Verehrung eines Tages umfällt? Hütet euch, dass euch nicht eine Bildsäule erschlage!

Ihr sagt, ihr glaubt an Zarathustra? Aber was liegt an Zarathustra! Ihr seid meine Gläubigen, aber was liegt an allen Gläubigen!

Ihr hattet euch noch nicht gesucht: da fandet ihr mich. So thun alle Gläubigen; darum ist es so wenig mit allem Glauben.

Nun heisse ich euch, mich verlieren und euch finden; und erst, wenn ihr mich Alle verleugnet habt, will ich euch wiederkehren…

Friedrich Nietzsche.

[«]

Inhalt

Warum ich so weise bin. <264>
Warum ich so klug bin. <278>
Warum ich so gute Bücher schreibe. <298>
Geburt der Tragödie. <309>
Die Unzeitgemässen. <316>
Menschliches, Allzumenschliches. <322>
Morgenröthe. <329>
La gaya scienza. <333>
Also sprach Zarathustra. <335>
Jenseits von Gut und Böse. <350>
Genealogie der Moral. <352>
Götzen-Dämmerung. <354>
Der Fall Wagner. <357>
Warum ich ein Schicksal bin. <365>
Kriegserklärung. <fiel weg>
Der Hammer redet <fiel weg>

*

* *

An diesem vollkommnen Tage, wo Alles reift und nicht nur die Traube braun wird, fiel mir eben ein Sonnenblick auf mein Leben: ich sah rückwärts, ich sah hinaus, ich sah nie so viel und so gute Dinge auf einmal. Nicht umsonst begrub ich heute mein vierundvierzigstes Jahr, ich durfte es begraben, — was in ihm Leben war, ist gerettet, ist unsterblich. Die Umwerthung aller Werthe, die Dionysos-Dithyramben und, zur Erholung, die Götzen-

Dämmerung — Alles Geschenke dieses Jahrs, sogar seines letzten Vierteljahrs! Wie sollte ich nicht meinem ganzen Leben dankbar sein? Und so erzähle ich mir mein Leben.

* *

*

[«]

Warum ich so weise bin.

1.

Das Glück meines Daseins, seine Einzigkeit vielleicht, liegt in seinem Verhängniss: ich bin, um es in Räthselform auszudrücken, als mein Vater bereits gestorben, als meine Mutter lebe ich noch und werde alt. Diese doppelte Herkunft, gleichsam aus der obersten und der untersten Sprosse an der Leiter des Lebens, décadent zugleich und Anfang — dies, wenn irgend Etwas, erklärt jene Neutralität, jene Freiheit von Partei im Verhältniss zum Gesammtprobleme des Lebens, die mich vielleicht auszeichnet. Ich habe für die Zeichen von Aufgang und Niedergang eine feinere Witterung als je ein Mensch gehabt hat, ich bin der Lehrer par excellence hierfür, — ich kenne Beides, ich bin Beides. — Mein Vater starb mit sechsunddreissig Jahren: er war zart, liebenswürdig und morbid, wie ein nur zum Vorübergehn bestimmtes Wesen, — eher eine gütige Erinnerung an das Leben, als das Leben selbst. Im gleichen Jahre, wo sein Leben abwärts gieng, gieng auch das meine abwärts: im sechsunddreissigsten Lebensjahre kam ich auf den niedrigsten Punkt meiner Vitalität, — ich lebte noch, doch ohne drei Schritt weit vor mich zu sehn. Damals — es war 1879 — legte ich meine Basler Professur nieder, lebte den Sommer über wie ein Schatten in St. Moritz und den nächsten Winter, den sonnenärmsten meines Lebens, als Schatten in Naumburg. Dies war mein Minimum: „Der Wanderer und sein Schatten“ entstand währenddem. Unzweifelhaft, ich verstand mich damals auf Schatten… Im Winter darauf, meinem ersten Genueser Winter, brachte jene Versüssung und Vergeistigung, die mit einer extremen Armuth an Blut und Muskel beinahe bedingt ist, die „Morgenröthe“ hervor. Die vollkommne Helle und Heiterkeit, selbst Exuberanz des Geistes, welche das genannte Werk wiederspiegelt, verträgt sich bei mir nicht nur mit der tiefsten physiologischen Schwäche, sondern sogar mit einem Excess von Schmerzgefühl. Mitten in Martern, die ein ununterbrochner dreitägiger Gehirn-Schmerz sammt mühseligem Schleimerbrechen mit sich bringt, — besass ich eine Dialektiker-Klarheit par excellence und dachte Dinge sehr kaltblütig durch, zu denen ich in gesünderen Verhältnissen nicht Kletterer, nicht raffinirt, nicht kalt genug bin. Meine Leser wissen vielleicht, in wie fern ich Dialektik als Décadence-Symptom betrachte, zum Beispiel im allerberühmtesten Fall: im Fall des Sokrates. — Alle krankhaften Störungen des Intellekts, selbst jene Halbbetäubung, die das Fieber im Gefolge hat, sind mir bis heute gänzlich fremde Dinge geblieben, über deren Natur und Häufigkeit ich mich erst auf gelehrtem Wege zu unterrichten hatte. Mein Blut läuft langsam. Niemand hat je an mir Fieber constatiren können. Ein Arzt, der mich länger als Nervenkranken behandelte, sagte schliesslich: „nein! an Ihren Nerven liegt's nicht, ich selber bin nur nervös." Schlechterdings unnachweisbar irgend eine lokale Entartung; kein organisch bedingtes Magenleiden, wie sehr auch immer, als Folge der Gesammterschöpfung, die tiefste Schwäche des gastrischen Systems. Auch das Augenleiden, dem Blindwerden zeitweilig sich gefährlich annähernd, nur Folge, nicht ursächlich: so dass mit jeder Zunahme an Lebenskraft auch die Sehkraft wieder zugenommen hat. — Eine lange, allzulange Reihe von Jahren bedeutet bei mir Genesung, — sie bedeutet leider auch zugleich Rückfall, Verfall, Periodik einer Art décadence. Brauche ich, nach alledem, zu sagen, dass ich in Fragen der décadence erfahren bin? Ich habe sie vorwärts und rückwärts buchstabirt. Selbst jene Filigran-Kunst des Greifens und Begreifens überhaupt, jene Finger für nuances, jene Psychologie des „Um-die-Ecke-sehns" und was sonst mir eignet, ward damals erst erlernt, ist das eigentliche Geschenk jener Zeit, in der Alles sich bei mir verfeinerte, die Beobachtung selbst wie alle Organe der Beobachtung. Von der Kranken-Optik aus nach gesünderen Begriffen und Werthen, und wiederum umgekehrt aus der Fülle und Selbstgewissheit des reichen Lebens hinuntersehn in die heimliche Arbeit des Décadence-Instinkts — das war meine längste Übung, meine eigentliche Erfahrung, wenn irgend worin wurde ich darin Meister. Ich habe es jetzt in der Hand, ich habe die Hand dafür, Perspektiven umzustellen: erster Grund, weshalb für mich allein vielleicht eine „Umwerthung der Werthe" überhaupt möglich ist. —

[«]

2.

Abgerechnet nämlich, dass ich ein décadent bin, bin ich auch dessen Gegensatz. Mein Beweis dafür ist, unter Anderem, dass ich instinktiv gegen die schlimmen Zustände immer die rechten Mittel wählte: während der décadent an sich immer die ihm nachtheiligen Mittel wählt. Als summa summarum war ich gesund, als Winkel, als Specialität war ich décadent. Jene Energie zur absoluten Vereinsamung und Herauslösung aus gewohnten Verhältnissen, der Zwang gegen mich, mich nicht mehr besorgen, bedienen, beärzteln zu lassen — das verräth die unbedingte Instinkt-Gewissheit darüber, was damals vor Allem noth that. Ich nahm mich selbst in die Hand, ich machte mich selbst wieder gesund: die Bedingung dazu — jeder Physiologe wird das zugeben — ist, dass man im Grunde gesund ist. Ein typisch morbides Wesen kann nicht gesund werden, noch weniger sich selbst gesund machen; für einen typisch Gesunden kann umgekehrt Kranksein sogar ein energisches Stimulans zum Leben, zum Mehr-leben sein. So in der That erscheint mir jetzt jene lange Krankheits-Zeit: ich entdeckte das Leben gleichsam neu, mich selber eingerechnet, ich schmeckte alle guten und selbst kleinen Dinge, wie sie Andre nicht leicht schmecken könnten, — ich machte aus meinem Willen zur Gesundheit, zum Leben, meine Philosophie… Denn man gebe Acht darauf: die Jahre meiner niedrigsten Vitalität waren es, wo ich aufhörte, Pessimist zu sein: der Instinkt der Selbst-Wiederherstellung verbot mir eine Philosophie der Armuth und Entmuthigung… Und woran erkennt man im Grunde die Wohlgerathenheit! Dass ein wohlgerathner Mensch unsern Sinnen wohlthut: dass er aus einem Holze geschnitzt ist, das hart, zart und wohlriechend zugleich ist. Ihm schmeckt nur, was ihm zuträglich ist; sein Gefallen, seine Lust hört auf, wo das Maass des Zuträglichen überschritten wird. Er erräth Heilmittel gegen Schädigungen, er nützt schlimme Zufälle zu seinem Vortheil aus; was ihn nicht umbringt, macht ihn stärker. Er sammelt instinktiv aus Allem, was er sieht, hört, erlebt, seine Summe: er ist ein auswählendes Princip, er lässt Viel durchfallen. Er ist immer in seiner Gesellschaft, ob er mit Büchern, Menschen oder Landschaften verkehrt: er ehrt, indem er wählt, indem er zulässt, indem er vertraut. Er reagirt auf alle Art Reize langsam, mit jener Langsamkeit, die eine lange Vorsicht und ein gewollter Stolz ihm angezüchtet haben, — er prüft den Reiz, der herankommt, er ist fern davon, ihm entgegenzugehn. Er glaubt weder an „Unglück“, noch an „Schuld“: er wird fertig, mit sich, mit Anderen, er weiss zu vergessen, — er ist stark genug, dass ihm Alles zum Besten gereichen muss. — Wohlan, ich bin das Gegenstück eines décadent: denn ich beschrieb eben mich.

[«]

3.

Ich betrachte es als ein grosses Vorrecht, einen solchen Vater gehabt zu haben: die Bauern, vor denen er predigte — denn er war, nachdem er einige Jahre am Altenburger Hofe gelebt hatte, die letzten Jahre Prediger — sagten, so müsse wohl ein Engel aussehn. — Und hiermit berühre ich die Frage der Rasse. Ich bin ein polnischer Edelmann pur sang, dem auch nicht ein Tropfen schlechtes Blut beigemischt ist, am wenigsten deutsches. Wenn ich den tiefsten Gegensatz zu mir suche, die unausrechenbare Gemeinheit der Instinkte, so finde ich immer meine Mutter und Schwester, — mit solcher canaille mich verwandt zu glauben wäre eine Lästerung auf meine Göttlichkeit. Die Behandlung, die ich von Seiten meiner Mutter und Schwester erfahre, bis auf diesen Augenblick, flösst mir ein unsägliches Grauen ein: hier arbeitet eine vollkommene Höllenmaschine, mit unfehlbarer Sicherheit über den Augenblick, wo man mich blutig verwunden kann — in meinen höchsten Augenblicken,… denn da fehlt jede Kraft, sich gegen giftiges Gewürm zu wehren… Die physiologische Contiguität ermöglicht eine solche disharmonia praestabilita… Aber ich bekenne, dass der tiefste Einwand gegen die „ewige Wiederkunft“, mein eigentlich abgründlicher Gedanke, immer Mutter und Schwester sind. — Aber auch als Pole bin ich ein ungeheurer Atavismus. Man würde Jahrhunderte zurückzugehn haben, um diese vornehmste Rasse, die es auf Erden gab, in dem Masse instinktrein zu finden, wie ich sie darstelle. Ich habe gegen Alles, was heute noblesse heisst, ein souveraines Gefühl von Distinktion, — ich würde dem jungen deutschen Kaiser nicht die Ehre zugestehn, mein Kutscher zu sein. Es giebt einen einzigen Fall, wo ich meines Gleichen anerkenne — ich bekenne es mit tiefer Dankbarkeit. Frau Cosima Wagner ist bei Weitem die vornehmste Natur; und, damit ich kein Wort zu wenig sage, sage ich, dass Richard Wagner der mir bei Weitem verwandteste Mann war… Der Rest ist Schweigen… Alle herrschenden Begriffe über Verwandtschafts-Grade sind ein physiologischer Widersinn, der nicht überboten werden kann. Der Papst treibt heute noch Handel mit diesem Widersinn. Man ist am wenigsten mit seinen Eltern verwandt: es wäre das äusserste Zeichen von Gemeinheit, seinen Eltern verwandt zu sein. Die höheren Naturen haben ihren Ursprung unendlich weiter zurück, auf sie hin hat am längsten gesammelt, gespart, gehäuft werden müssen. Die grossen Individuen sind die ältesten: ich verstehe es nicht, aber Julius Cäsar könnte mein Vater sein — oder Alexander, dieser leibhafte Dionysos… In diesem Augenblick, wo ich dies schreibe, bringt die Post mir einen Dionysos-Kopf…

[«]

4.

Ich habe nie die Kunst verstanden, gegen mich einzunehmen — auch das verdanke ich meinem unvergleichlichen Vater — und selbst noch, wenn es mir von grossem Werthe schien. Ich bin sogar, wie sehr immer das unchristlich scheinen mag, nicht einmal gegen mich eingenommen. Man mag mein Leben hin- und herwenden, man wird darin, jenen Einen Fall abgerechnet, keine Spuren davon entdecken, dass Jemand bösen Willen gegen mich gehabt hätte, — vielleicht aber etwas zu viel Spuren von gutem Willen… Meine Erfahrungen selbst mit Solchen, an denen Jedermann schlechte Erfahrungen macht, sprechen ohne Ausnahme zu deren Gunsten; ich zähme jeden Bär, ich mache die Hanswürste noch sittsam. In den sieben Jahren, wo ich an der obersten Klasse des Basler Pädagogiums Griechisch lehrte, habe ich keinen Anlass gehabt, eine Strafe zu verhängen; die Faulsten waren bei mir fleissig. Dem Zufall bin ich immer gewachsen; ich muss unvorbereitet sein, um meiner Herr zu sein. Das Instrument, es sei, welches es wolle, es sei so verstimmt, wie nur das Instrument „Mensch“ verstimmt werden kann — ich müsste krank sein, wenn es mir nicht gelingen sollte, ihm etwas Anhörbares abzugewinnen. Und wie oft habe ich das von den „Instrumenten“ selber gehört, dass sie sich noch nie so gehört hätten… Am schönsten vielleicht von jenem unverzeihlich jung gestorbenen Heinrich von Stein, der einmal, nach sorgsam eingeholter Erlaubniss, auf drei Tage in Sils-Maria erschien, Jedermann erklärend, dass er nicht wegen des Engadins komme. Dieser ausgezeichnete Mensch, der mit der ganzen ungestümen Einfalt eines preussischen Junkers in den Wagner’schen Sumpf hineingewatet war (— und ausserdem noch in den Dühring’schen!) war diese drei Tage wie umgewandelt durch einen Sturmwind der Freiheit, gleich Einem, der plötzlich in seine Höhe gehoben wird und Flügel bekommt. Ich sagte ihm immer, das mache die gute Luft hier oben, so gehe es Jedem, man sei nicht umsonst 6000 Fuss über Bayreuth, — aber er wollte mir’s nicht glauben… Wenn trotzdem an mir manche kleine und grosse Missethat verübt worden ist, so war nicht „der Wille“, am wenigsten der böse Wille Grund davon: eher schon hätte ich mich — ich deutete es eben an — über den guten Willen zu beklagen, der keinen kleinen Unfug in meinem Leben angerichtet hat. Meine Erfahrungen geben mir ein Anrecht auf Misstrauen überhaupt hinsichtlich der sogenannten „selbstlosen“ Triebe, der gesammten zu Rath und That bereiten „Nächstenliebe“. Sie gilt mir an sich als Schwäche, als Einzelfall der Widerstands-Unfähigkeit gegen Reize, — das Mitleiden heisst nur bei décadents eine Tugend. Ich werfe den Mitleidigen vor, dass ihnen die Scham, die Ehrfurcht, das Zartgefühl vor Distanzen leicht abhanden kommt, dass Mitleiden im Handumdrehn nach Pöbel riecht und schlechten Manieren zum Verwechseln ähnlich sieht, — dass mitleidige Hände unter Umständen geradezu zerstörerisch in ein grosses Schicksal, in eine Vereinsamung unter Wunden, in ein Vorrecht auf schwere Schuld hineingreifen können. Die Überwindung des Mitleids rechne ich unter die vornehmen Tugenden: ich habe als „Versuchung Zarathustra's“ einen Fall gedichtet, wo ein grosser Nothschrei an ihn kommt, wo das Mitleiden wie eine letzte Sünde ihn überfallen, ihn von sich abspenstig machen will. Hier Herr bleiben, hier die Höhe seiner Aufgabe rein halten von den viel niedrigeren und kurzsichtigeren Antrieben, welche in den sogenannten selbstlosen Handlungen thätig sind, das ist die Probe, die letzte Probe vielleicht, die ein Zarathustra abzulegen hat — sein eigentlicher Beweis von Kraft…

[«]

5.

Auch noch in einem anderen Punkte bin ich bloss mein Vater noch einmal und gleichsam sein Fortleben nach einem allzufrühen Tode. Gleich Jedem, der nie unter seines Gleichen lebte und dem der Begriff „Vergeltung“ so unzugänglich ist wie etwa der Begriff „gleiche Rechte“, verbiete ich mir in Fällen, wo eine kleine oder sehr grosse Thorheit an mir begangen wird, jede Gegenmaassregel, jede Schutzmaassregel, — wie billig, auch jede Vertheidigung, jede „Rechtfertigung“. Meine Art Vergeltung besteht darin, der Dummheit so schnell wie möglich eine Klugheit nachzuschicken: so holt man sie vielleicht noch ein. Im Gleichniss geredet: ich schicke einen Topf mit Confitüren, um eine sauere Geschichte loszuwerden… Man hat nur Etwas an mir schlimm zu machen, ich „vergelte“ es, dessen sei man sicher: ich finde über Kurzem eine Gelegenheit, dem „Missethäter“ meinen Dank auszudrücken (mitunter sogar für die Missethat) — oder ihn um Etwas zu bitten, was verbindlicher sein kann als Etwas geben… Auch scheint es mir, dass das gröbste Wort, der gröbste Brief noch gutartiger, noch honnetter sind als Schweigen. Solchen, die schweigen, fehlt es fast immer an Feinheit und Höflichkeit des Herzens; Schweigen ist ein Einwand, Hinunterschlucken macht nothwendig einen schlechten Charakter, — es verdirbt selbst den Magen. Alle Schweiger sind dyspeptisch. — Man sieht, ich möchte die Grobheit nicht unterschätzt wissen, sie ist bei weitem die humanste Form des Widerspruchs und, inmitten der modernen Verzärtelung, eine unsrer ersten Tugenden. — Wenn man reich genug dazu ist, ist es selbst ein Glück, Unrecht zu haben. Ein Gott, der auf die Erde käme, dürfte gar nichts Andres thun als Unrecht, — nicht die Strafe, sondern die Schuld auf sich zu nehmen wäre erst göttlich.

[«]

6.

Die Freiheit vom Ressentiment, die Aufklärung über das Ressentiment — wer weiss, wie sehr ich zuletzt auch darin meiner langen Krankheit zu Dank verpflichtet bin! Das Problem ist nicht gerade einfach: man muss es aus der Kraft heraus und aus der Schwäche heraus erlebt haben. Wenn irgend Etwas überhaupt gegen Kranksein, gegen Schwachsein geltend gemacht werden muss, so ist es, dass in ihm der eigentliche Heilinstinkt, das ist der Wehr- und Waffen-Instinkt im Menschen mürbe wird. Man weiss von Nichts loszukommen, man weiss mit Nichts fertig zu werden, man weiss Nichts zurückzustossen, — Alles verletzt. Mensch und Ding kommen zudringlich nahe, die Erlebnisse treffen zu tief, die Erinnerung ist eine eiternde Wunde. Kranksein ist eine Art Ressentiment selbst. — Hiergegen hat der Kranke nur Ein grosses Heilmittel — ich nenne es den russischen Fatalismus, jenen Fatalismus ohne Revolte, mit dem sich ein russischer Soldat, dem der Feldzug zu hart wird, zuletzt in den Schnee legt. Nichts überhaupt mehr annehmen, an sich nehmen, in sich hineinnehmen, — überhaupt nicht mehr reagiren… Die grosse Vernunft dieses Fatalismus, der nicht immer nur der Muth zum Tode ist, als lebenerhaltend unter den lebensgefährlichsten Umständen, ist die Herabsetzung des Stoffwechsels, dessen Verlangsamung, eine Art Wille zum Winterschlaf. Ein paar Schritte weiter in dieser Logik, und man hat den Fakir, der wochenlang in einem Grabe schläft… Weil man zu schnell sich verbrauchen würde, wenn man überhaupt reagirte, reagirt man gar nicht mehr: dies ist die Logik. Und mit Nichts brennt man rascher ab, als mit den Ressentiments-Affekten. Der Ärger, die krankhafte Verletzlichkeit, die Ohnmacht zur Rache, die Lust, der Durst nach der Rache, das Giftmischen in jedem Sinne — das ist für Erschöpfte sicherlich die nachtheiligste Art zu reagiren: ein rapider Verbrauch von Nervenkraft, eine krankhafte Steigerung schädlicher Ausleerungen, zum Beispiel der Galle in den Magen, ist damit bedingt. Das Ressentiment ist das Verbotene an sich für den Kranken — sein Böses: leider auch sein natürlichster Hang. — Das begriff jener tiefe Physiolog Buddha. Seine „Religion“, die man besser als eine Hygiene bezeichnen dürfte, um sie nicht mit so erbarmungswürdigen Dingen wie das Christenthum ist, zu vermischen, machte ihre Wirkung abhängig von dem Sieg über das Ressentiment: die Seele davon frei machen — erster Schritt zur Genesung. „Nicht durch Feindschaft kommt Feindschaft zu Ende, durch Freundschaft kommt Feindschaft zu Ende“: das steht am Anfang der Lehre Buddha’s — so redet nicht die Moral, so redet die Physiologie. — Das Ressentiment, aus der Schwäche geboren, Niemandem schädlicher als dem Schwachen selbst, — im andern Falle, wo eine reiche Natur die Voraussetzung ist, ein überflüssiges Gefühl, ein Gefühl, über das Herr zu bleiben beinahe der Beweis des Reichthums ist. Wer den Ernst kennt, mit dem meine Philosophie den Kampf mit den Rach- und Nachgefühlen bis in die Lehre vom „freien Willen“ hinein aufgenommen hat — der Kampf mit dem Christenthum ist nur ein Einzelfall daraus — wird verstehn, weshalb ich mein persönliches Verhalten, meine Instinkt-Sicherheit in der Praxis hier gerade an’s Licht stelle. In den Zeiten der décadence verbot ich sie mir als schädlich; sobald das Leben wieder reich und stolz genug dazu war, verbot ich sie mir als unter mir. Jener „russische Fatalismus“, von dem ich sprach, trat darin bei mir hervor, dass ich beinahe unerträgliche Lagen, Orte, Wohnungen, Gesellschaften, nachdem sie einmal, durch Zufall, gegeben waren, Jahre lang zäh festhielt, — es war besser, als sie ändern, als sie veränderbar zu fühlen, — als sich gegen sie aufzulehnen… Mich in diesem Fatalismus stören, mich gewaltsam aufwecken nahm ich damals tödtlich übel: — in Wahrheit war es auch jedes Mal tödtlich gefährlich. — Sich selbst wie ein Fatum nehmen, nicht sich „anders“ wollen — das ist in solchen Zuständen die grosse Vernunft selbst.

[«]

7.

Ein ander Ding ist der Krieg. Ich bin meiner Art nach kriegerisch. Angreifen gehört zu meinen Instinkten. Feind sein können, Feind sein — das setzt vielleicht eine starke Natur voraus, jedenfalls ist es bedingt in jeder starken Natur. Sie braucht Widerstände, folglich sucht sie Widerstand: das aggressive Pathos gehört ebenso nothwendig zur Stärke als das Rach- und Nachgefühl zur Schwäche. Das Weib zum Beispiel ist rachsüchtig: das ist in seiner Schwäche bedingt, so gut wie seine Reizbarkeit für fremde Noth. — Die Stärke des Angreifenden hat in der Gegnerschaft, die er nöthig hat, eine Art Maass; jedes Wachsthum verräth sich im Aufsuchen eines gewaltigeren Gegners — oder Problems: denn ein Philosoph, der kriegerisch ist, fordert auch Probleme zum Zweikampf heraus. Die Aufgabe ist nicht, überhaupt über Widerstände Herr zu werden, sondern über solche, an denen man seine ganze Kraft, Geschmeidigkeit und Waffen-Meisterschaft einzusetzen hat, — über gleiche Gegner… Gleichheit vor dem Feinde — erste Voraussetzung zu einem rechtschaffnen Duell. Wo man verachtet, kann man nicht Krieg führen; wo man befiehlt, wo man Etwas unter sich sieht, hat man nicht Krieg zu führen. — Meine Kriegs-Praxis ist in vier Sätze zu fassen. Erstens: ich greife nur Sachen an, die siegreich sind, — ich warte unter Umständen, bis sie siegreich sind. Zweitens: ich greife nur Sachen an, wo ich keine Bundesgenossen finden würde, wo ich allein stehe, — wo ich mich allein compromittire… Ich habe nie einen Schritt öffentlich gethan, der nicht compromittirte: das ist mein Kriterium des rechten Handelns. Drittens: ich greife nie Personen an, — ich bediene mich der Person nur wie eines starken Vergrösserungsglases, mit dem man einen allgemeinen, aber schleichenden, aber wenig greifbaren Nothstand sichtbar machen kann. So griff ich David Strauss an, genauer den Erfolg eines altersschwachen Buchs bei der deutschen „Bildung“, — ich ertappte diese Bildung dabei auf der That… So griff ich Wagnern an, genauer die Falschheit, die Instinkt-Halbschlächtigkeit unsrer „Cultur“, welche die Raffinirten mit den Reichen, die Späten mit den Grossen verwechselt. Viertens: ich greife nur Dinge an, wo jedwede Personen-Differenz ausgeschlossen ist, wo jeder Hintergrund schlimmer Erfahrungen fehlt. Im Gegentheil, angreifen ist bei mir ein Beweis des Wohlwollens, unter Umständen der Dankbarkeit. Ich ehre, ich zeichne aus damit, dass ich meinen Namen mit dem einer Sache, einer Person verbinde: für oder wider — das gilt mir darin gleich. Wenn ich dem Christenthum den Krieg mache, so steht dies mir zu, weil ich von dieser Seite aus keine Fatalitäten und Hemmungen erlebt habe, — die ernstesten Christen sind mir immer gewogen gewesen. Ich selber, ein Gegner des Christenthums de rigueur, bin ferne davon, es dem Einzelnen nachzutragen, was das Verhängniss von Jahrtausenden ist. —

[«]

8.

Darf ich noch einen letzten Zug meiner Natur anzudeuten wagen, der mir im Umgang mit Menschen keine kleine Schwierigkeit macht? Mir eignet eine vollkommen unheimliche Reizbarkeit des Reinlichkeits-Instinkts, so dass ich die Nähe oder — was sage ich? — das Innerlichste, die „Eingeweide“ jeder Seele physiologisch wahrnehme — rieche… Ich habe an dieser Reizbarkeit psychologische Fühlhörner, mit denen ich jedes Geheimniss betaste und in die Hand bekomme: der viele verborgene Schmutz auf dem Grunde mancher Natur, vielleicht in schlechtem Blut bedingt, aber durch Erziehung übertüncht, wird mir fast bei der ersten Berührung schon bewusst. Wenn ich recht beobachtet habe, empfinden solche meiner Reinlichkeit unzuträgliche Naturen die Vorsicht meines Ekels auch ihrerseits: sie werden damit nicht wohlriechender… So wie ich mich immer gewöhnt habe — eine extreme Lauterkeit gegen mich ist meine Daseins-Voraussetzung, ich komme um unter unreinen Bedingungen —, schwimme und bade und plätschere ich gleichsam beständig im Wasser, in irgend einem vollkommen durchsichtigen und glänzenden Elemente. Das macht mir aus dem Verkehr mit Menschen keine kleine Gedulds-Probe; meine Humanität besteht nicht darin, mitzufühlen, wie der Mensch ist, sondern es auszuhalten, dass ich ihn mitfühle… Meine Humanität ist eine beständige Selbstüberwindung. — Aber ich habe Einsamkeit nöthig, will sagen, Genesung, Rückkehr zu mir, den Athem einer freien leichten spielenden Luft… Mein ganzer Zarathustra ist ein Dithyrambus auf die Einsamkeit, oder, wenn man mich verstanden hat, auf die Reinheit… Zum Glück nicht auf die reine Thorheit. — Wer Augen für Farben hat, wird ihn diamanten nennen. — Der Ekel am Menschen, am „Gesindel“ war immer meine grösste Gefahr… Will man die Worte hören, in denen Zarathustra von der Erlösung vom Ekel redet?

> Was geschah mir doch? Wie erlöste ich mich vom Ekel? Wer verjüngte mein Auge? Wie erflog ich die Höhe, wo kein Gesindel mehr am Brunnen sitzt?
> Schuf mein Ekel selber mir Flügel und quellenahnende Kräfte? Wahrlich, in’s Höchste musste ich fliegen, dass ich den Born der Lust wiederfände! —
> Oh ich fand ihn, meine Brüder! Hier im Höchsten quillt mir der Born der Lust! Und es giebt ein Leben, an dem kein Gesindel mittrinkt!
> Fast zu heftig strömst du mir, Quell der Lust! Und oft leerst du den Becher wieder, dadurch, dass du ihn füllen willst.

Und noch muss ich lernen, bescheidener dir zu nahen: allzuheftig strömt dir noch mein Herz entgegen:

— mein Herz, auf dem mein Sommer brennt, der kurze, heisse, schwermüthige, überselige: wie verlangt mein Sommer-Herz nach deiner Kühle!

Vorbei die zögernde Trübsal meines Frühlings! Vorüber die Schneeflocken meiner Bosheit im Juni! Sommer wurde ich ganz und Sommer-Mittag, —

— ein Sommer im Höchsten mit kalten Quellen und seliger Stille: oh kommt, meine Freunde, dass die Stille noch seliger werde!

Denn dies ist unsre Höhe und unsre Heimat: zu hoch und steil wohnen wir hier allen Unreinen und ihrem Durste.

Werft nur eure reinen Augen in den Born meiner Lust, ihr Freunde! Wie sollte er darob trübe werden? Entgegenlachen soll er euch mit seiner Reinheit.

Auf dem Baume Zukunft bauen wir unser Nest; Adler sollen uns Einsamen Speise bringen in ihren Schnäbeln!

Wahrlich, keine Speise, an der Unsaubere mitessen dürften! Feuer würden sie zu fressen wähnen und sich die Mäuler verbrennen.

Wahrlich, keine Heimstätten halten wir hier bereit für Unsaubere! Eishöhle würde ihren Leibern unser Glück heissen und ihren Geistern!

Und wie starke Winde wollen wir über ihnen leben. Nachbarn den Adlern, Nachbarn dem Schnee, Nachbarn der Sonne: also leben starke Winde.

Und einem Winde gleich will ich einst noch zwischen sie blasen und mit meinem Geiste ihrem Geiste den Athem nehmen: so will es meine Zukunft.

Wahrlich, ein starker Wind ist Zarathustra allen Niederungen: und solchen Rath räth er seinen Feinden und Allem, was spuckt und speit: hütet euch, gegen den Wind zu speien!…

[«]

Warum ich so klug bin.

1.

— Warum ich Einiges mehr weiss? Warum ich überhaupt so klug bin? Ich habe nie über Fragen nachgedacht, die keine sind, — ich habe mich nicht verschwendet. — Eigentliche religiöse Schwierigkeiten zum Beispiel kenne ich nicht aus Erfahrung. Es ist mir gänzlich entgangen, in wiefern ich „sündhaft“ sein sollte. Insgleichen fehlt mir ein zuverlässiges Kriterium dafür, was ein Gewissensbiss ist: nach dem, was man darüber hört, scheint mir ein Gewissensbiss nichts Achtbares… Ich möchte nicht eine Handlung hinterdrein in Stich lassen, ich würde vorziehn, den schlimmen Ausgang, die Folgen grundsätzlich aus der Werthfrage wegzulassen. Man verliert beim schlimmen Ausgang gar zu leicht den richtigen Blick für Das, was man that: ein Gewissensbiss scheint mir eine Art „böser Blick“. Etwas, das fehlschlägt, um so mehr bei sich in Ehren halten, weil es fehlschlug — das gehört eher schon zu meiner Moral. — „Gott“, „Unsterblichkeit der Seele“, „Erlösung“, „Jenseits“ lauter Begriffe, denen ich keine Aufmerksamkeit, auch keine Zeit geschenkt habe, selbst als Kind nicht, — ich war vielleicht nie kindlich genug dazu? — Ich kenne den Atheismus durchaus nicht als Ergebniss, noch weniger als Ereigniss: er versteht sich bei mir aus Instinkt. Ich bin zu neugierig, zu fragwürdig, zu übermüthig, um mir eine faustgrobe Antwort gefallen zu lassen. Gott ist eine faustgrobe Antwort, eine Undelicatesse gegen uns Denker —, im Grunde sogar bloss ein faustgrobes Verbot an uns: ihr sollt nicht denken!… Ganz anders interessirt mich eine Frage, an der mehr das „Heil der Menschheit“ hängt, als an irgend einer Theologen-Curiosität: die Frage der Ernährung. Man kann sie sich, zum Handgebrauch, so formuliren: „wie hast gerade du dich zu ernähren, um zu deinem Maximum von Kraft, von Virtù im Renaissance-Stile, von moralinfreier Tugend zu kommen?“ — Meine Erfahrungen sind hier so schlimm als möglich; ich bin erstaunt, diese Frage so spät gehört, aus diesen Erfahrungen so spät „Vernunft“ gelernt zu haben. Nur die vollkommne Nichtswürdigkeit unsrer deutschen Bildung — ihr „Idealismus“ — erklärt mir einigermaassen, weshalb ich gerade hier rückständig bis zur Heiligkeit war. Diese „Bildung“, welche von vornherein die Realitäten aus den Augen verlieren lehrt, um durchaus problematischen, sogenannten „idealen“ Zielen nachzujagen, zum Beispiel der „klassischen Bildung“: — als ob es nicht von vornherein verurtheilt wäre, „klassisch“ und „deutsch“ in Einen Begriff zu einigen! Mehr noch, es wirkt erheiternd, — man denke sich einmal einen „klassisch gebildeten“ Leipziger! — In der That, ich habe bis zu meinen reifsten Jahren immer nur schlecht gegessen, — moralisch ausgedrückt „unpersönlich“, „selbstlos“, „altruistisch“, zum Heil der Köche und andrer Mitchristen. Ich verneinte zum Beispiel durch Leipziger Küche, gleichzeitig mit meinem ersten Studium Schopenhauer’s (1865), sehr ernsthaft meinen „Willen zum Leben“. Sich zum Zweck unzureichender Ernährung auch noch den Magen verderben — dies Problem schien mir die genannte Küche zum Verwundern glücklich zu lösen. (Man sagt, 1866 habe darin eine Wendung hervorgebracht —.) Aber die deutsche Küche überhaupt — was hat sie nicht Alles auf dem Gewissen! Die Suppe vor der Mahlzeit (noch in Venetianischen Kochbüchern des 16. Jahrhunderts alla tedesca genannt); die ausgekochten Fleische, die fett und mehlig gemachten Gemüse; die Entartung der Mehlspeise zum Briefbeschwerer! Rechnet man gar noch die geradezu viehischen Nachguss-Bedürfnisse der alten, durchaus nicht bloss alten Deutschen dazu, so versteht man auch die Herkunft des deutschen Geistes — aus betrübten Eingeweiden... Der deutsche Geist ist eine Indigestion, er wird mit Nichts fertig. — Aber auch die englische Diät, die, im Vergleich mit der deutschen, selbst der französischen, eine Art „Rückkehr zur Natur“, nämlich zum Canibalismus ist, geht meinem eignen Instinkt tief zuwider; es scheint mir, dass sie dem Geist schwere Füsse giebt — Engländerinnen-Füsse... Die beste Küche ist die Piemont’s. — Alkoholika sind mir nachtheilig; ein Glas Wein oder Bier des Tags reicht vollkommen aus, mir aus dem Leben ein „Jammerthal“ zu machen, — in München leben meine Antipoden. Gesetzt, dass ich dies ein wenig spät begriff, erlebt habe ich’s eigentlich von Kindesbeinen an. Als Knabe glaubte ich, Weintrinken sei wie Tabakrauchen anfangs nur eine Vanitas junger Männer, später eine schlechte Gewöhnung. Vielleicht, dass an diesem herben Urtheil auch der Naumburger Wein mit schuld ist. Zu glauben, dass der Wein erheitert, dazu müsste ich Christ sein, will sagen glauben, was gerade für mich eine Absurdität ist. Seltsam genug, bei dieser extremen Verstimmbarkeit durch kleine, stark verdünnte Dosen Alkohol, werde ich beinahe zum Seemann, wenn es sich um starke Dosen handelt. Schon als Knabe hatte ich hierin meine Tapferkeit. Eine lange lateinische Abhandlung in Einer Nachtwache niederzuschreiben und auch noch abzuschreiben, mit dem Ehrgeiz in der Feder, es meinem Vorbilde Sallust in Strenge und Gedrängtheit nachzuthun und einigen Grog von schwerstem Kaliber über mein Latein zu giessen, dies stand schon, als ich Schüler der ehrwürdigen Schulpforta war, durchaus nicht im Widerspruch zu meiner Physiologie, noch vielleicht auch zu der des Sallust — wie sehr auch immer zur ehrwürdigen Schulpforta… Später, gegen die Mitte des Lebens hin, entschied ich mich freilich immer strenger gegen jedwedes „geistige“ Getränk: ich, ein Gegner des Vegetarierthums aus Erfahrung, ganz wie Richard Wagner, der mich bekehrt hat, weiss nicht ernsthaft genug die unbedingte Enthaltung von Alcoholicis allen geistigeren Naturen anzurathen. Wasser thut’s… Ich ziehe Orte vor, wo man überall Gelegenheit hat, aus fliessenden Brunnen zu schöpfen (Nizza, Turin, Sils); ein kleines Glas läuft mir nach wie ein Hund. In vino veritas: es scheint, dass ich auch hier wieder über den Begriff „Wahrheit“ mit aller Welt uneins bin: — bei mir schwebt der Geist über dem Wasser… Ein paar Fingerzeige noch aus meiner Moral. Eine starke Mahlzeit ist leichter zu verdauen als eine zu kleine. Dass der Magen als Ganzes in Thätigkeit tritt, erste Voraussetzung einer guten Verdauung. Man muss die Grösse seines Magens kennen. Aus gleichem Grunde sind jene langwierigen Mahlzeiten zu widerrathen, die ich unterbrochne Opferfeste nenne, die an der table d’hôte. — Keine Zwischenmahlzeiten, keinen Café: Café verdüstert. Thee nur morgens zuträglich. Wenig, aber energisch; Thee sehr nachtheilig und den ganzen Tag ankränkelnd, wenn er nur um einen Grad zu schwach ist. Jeder hat hier sein Maass, oft zwischen den engsten und delikatesten Grenzen. In einem sehr agaçanten Klima ist Thee als Anfang unräthlich: man soll eine Stunde vorher eine Tasse dicken entölten Cacao’s den Anfang machen lassen. — So wenig als möglich sitzen; keinem Gedanken Glauben schenken, der nicht im Freien geboren ist und bei freier Bewegung, — in dem nicht auch die Muskeln ein Fest feiern. Alle Vorurtheile kommen aus den Eingeweiden. — Das Sitzfleisch — ich sagte es schon einmal — die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist. —

[«]

2.

Mit der Frage der Ernährung ist nächstverwandt die Frage nach Ort und Klima. Es steht Niemandem frei, überall zu leben; und wer grosse Aufgaben zu lösen hat, die seine ganze Kraft herausfordern, hat hier sogar eine sehr enge Wahl. Der klimatische Einfluss auf den Stoffwechsel, seine Hemmung, seine Beschleunigung, geht so weit, dass ein Fehlgriff in Ort und Klima Jemanden nicht nur seiner Aufgabe entfremden, sondern ihm dieselbe überhaupt vorenthalten kann: er bekommt sie nie zu Gesicht. Der animalische vigor ist nie gross genug bei ihm geworden, dass jene in's Geistigste überströmende Freiheit erreicht wird, wo Jemand erkennt: das kann ich allein… Eine zur schlechten Gewohnheit gewordne noch so kleine Eingeweide-Trägheit genügt vollständig, um aus einem Genie etwas Mittelmässiges, etwas „Deutsches“ zu machen; das deutsche Klima allein ist ausreichend, um starke und selbst heroisch angelegte Eingeweide zu entmuthigen. Das tempo des Stoffwechsels steht in einem genauen Verhältniss zur Beweglichkeit oder Lahmheit der Füsse des Geistes; der „Geist“ selbst ist ja nur eine Art dieses Stoffwechsels. Man stelle sich die Orte zusammen, wo es geistreiche Menschen giebt und gab, wo Witz, Raffinement, Bosheit zum Glück gehörten, wo das Genie fast nothwendig sich heimisch machte: sie haben alle eine ausgezeichnet trockne Luft. Paris, die Provence, Florenz, Jerusalem, Athen — diese Namen beweisen Etwas: das Genie ist bedingt durch trockne Luft, durch reinen Himmel, — das heisst durch rapiden Stoffwechsel, durch die Möglichkeit, grosse, selbst ungeheure Mengen Kraft sich immer wieder zuzuführen. Ich habe einen Fall vor Augen, wo ein bedeutend und frei angelegter Geist bloss durch Mangel an Instinkt-Feinheit im Klimatischen eng, verkrochen, Specialist und Sauertopf wurde. Und ich selber hätte zuletzt dieser Fall werden können, gesetzt, dass mich nicht die Krankheit zur Vernunft, zum Nachdenken über die Vernunft in der Realität gezwungen hätte. Jetzt, wo ich die Wirkungen klimatischen und meteorologischen Ursprungs aus langer Übung an mir als an einem sehr feinen und zuverlässigen Instrumente ablese und bei einer kurzen Reise schon, etwa von Turin nach Mailand, den Wechsel in den Graden der Luftfeuchtigkeit physiologisch bei mir nachrechne, denke ich mit Schrecken an die unheimliche Thatsache, dass mein Leben bis auf die letzten 10 Jahre, die lebensgefährlichen Jahre, immer sich nur in falschen und mir geradezu verbotenen Orten abgespielt hat. Naumburg, Schulpforta, Thüringen überhaupt, Leipzig, Basel — ebenso viele Unglücks-Orte für meine Physiologie. Wenn ich überhaupt von meiner ganzen Kindheit und Jugend keine willkommne Erinnerung habe, so wäre es eine Thorheit, hier sogenannte „moralische“ Ursachen geltend zu machen, — etwa den unbestreitbaren Mangel an zureichender

Gesellschaft: denn dieser Mangel besteht heute wie er immer bestand, ohne dass er mich hinderte, heiter und tapfer zu sein. Sondern die Unwissenheit in physiologicis — der verfluchte „Idealismus“ — ist das eigentliche Verhängniss in meinem Leben, das Überflüssige und Dumme darin, Etwas, aus dem nichts Gutes gewachsen, für das es keine Ausgleichung, keine Gegenrechnung giebt. Aus den Folgen dieses „Idealismus“ erkläre ich mir alle Fehlgriffe, alle grossen Instinkt-Abirrungen und „Bescheidenheiten“ abseits der Aufgabe meines Lebens, zum Beispiel, dass ich Philologe wurde — warum zum Mindesten nicht Arzt oder sonst irgend etwas Augen-Aufschliessendes? In meiner Basler Zeit war meine ganze geistige Diät, die Tages-Eintheilung eingerechnet, ein vollkommen sinnloser Missbrauch ausserordentlicher Kräfte, ohne eine irgendwie den Verbrauch deckende Zufuhr von Kräften, ohne ein Nachdenken selbst über Verbrauch und Ersatz. Es fehlte jede feinere Selbstigkeit, jede Obhut eines gebieterischen Instinkts, es war ein Sich-gleichsetzen mit Irgendwem, eine „Selbstlosigkeit“, ein Vergessen seiner Distanz, — Etwas, das ich mir nie verzeihe. Als ich fast am Ende war, dadurch dass ich fast am Ende war, wurde ich nachdenklich über diese Grund-Unvernunft meines Lebens — den „Idealismus“. Die Krankheit brachte mich erst zur Vernunft. —

[«]

3.

Die Wahl in der Ernährung; die Wahl von Klima und Ort; — das Dritte, worin man um keinen Preis einen Fehlgriff thun darf, ist die Wahl seiner Art Erholung. Auch hier sind je nach dem Grade, in dem ein Geist sui generis ist, die Grenzen des ihm Erlaubten, das heisst Nützlichen, eng und enger. In meinem Fall gehört alles Lesen zu meinen Erholungen: folglich zu dem, was mich von mir losmacht, was mich in fremden Wissenschaften und Seelen spazieren gehn lässt, — was ich nicht mehr ernst nehme. Lesen erholt mich eben von meinem Ernste. In tief arbeitsamen Zeiten sieht man keine Bücher bei mir: ich würde mich hüten, Jemanden in meiner Nähe reden oder gar denken zu lassen. Und das hiesse ja lesen… Hat man eigentlich beobachtet, dass in jener tiefen Spannung, zu der die Schwangerschaft den Geist und im Grunde den ganzen Organismus verurtheilt, der Zufall, jede Art Reiz von aussen her zu vehement wirkt, zu tief „einschlägt“? Man muss dem Zufall, dem Reiz von aussen her so viel als möglich aus dem Wege gehn; eine Art Selbst-Vermauerung gehört zu den ersten Instinkt-Klugheiten der geistigen

Schwangerschaft. Werde ich es erlauben, dass ein fremder Gedanke heimlich über die Mauer steigt? — Und das hiesse ja lesen… Auf die Zeiten der Arbeit und Fruchtbarkeit folgt die Zeit der Erholung: heran mit euch, ihr angenehmen, ihr geistreichen, ihr gescheuten Bücher! — Werden es deutsche Bücher sein?… Ich muss ein Halbjahr zurückrechnen, dass ich mich mit einem Buch in der Hand ertappe. Was war es doch? — Eine ausgezeichnete Studie von Victor Brochard, les Sceptiques Grecs, in der auch meine Laertiana gut benutzt sind. Die Skeptiker, der einzige ehrenwerthe Typus unter dem so zwei- bis fünfdeutigen Volk der Philosophen!… Sonst nehme ich meine Zuflucht fast immer zu denselben Büchern, einer kleinen Zahl im Grunde, den gerade für mich bewiesenen Büchern. Es liegt vielleicht nicht in meiner Art, Viel und Vielerlei zu lesen: ein Lesezimmer macht mich krank. Es liegt auch nicht in meiner Art, Viel oder Vielerlei zu lieben. Vorsicht, selbst Feindseligkeit gegen neue Bücher gehört eher schon zu meinem Instinkte, als „Toleranz“, „largeur du cœur“ und andre „Nächstenliebe“… Im Grunde ist es eine kleine Anzahl älterer Franzosen zu denen ich immer wieder zurückkehre: ich glaube nur an französische Bildung und halte Alles, was sich sonst in Europa „Bildung“ nennt, für Missverständniss, nicht zu reden von der deutschen Bildung… Die wenigen Fälle hoher Bildung, die ich in Deutschland vorfand, waren alle französischer Herkunft, vor Allem Frau Cosima Wagner, bei weitem die erste Stimme in Fragen des Geschmacks, die ich gehört habe… Dass ich Pascal nicht lese, sondern liebe, als das lehrreichste Opfer des Christenthums, langsam hingemordet, erst leiblich, dann psychologisch, die ganze Logik dieser schauderhaftesten Form unmenschlicher Grausamkeit; dass ich Etwas von Montaigne’s Muthwillen im Geiste, wer weiss? vielleicht auch im Leibe habe; dass mein Artisten-Geschmack die Namen Molière, Corneille und Racine nicht ohne Ingrimm gegen ein wüstes Genie wie Shakespeare in Schutz nimmt: das schliesst zuletzt nicht aus, dass mir nicht auch die allerletzten Franzosen eine charmante Gesellschaft wären. Ich sehe durchaus nicht ab, in welchem Jahrhundert der Geschichte man so neugierige und zugleich so delikate Psychologen zusammenfischen könnte, wie im jetzigen Paris: ich nenne versuchsweise — denn ihre Zahl ist gar nicht klein — die Herrn Paul Bourget, Pierre Loti, Gyp, Meilhac, Anatole France, Jules Lemaître, oder um Einen von der starken Rasse hervorzuheben, einen echten Lateiner, dem ich besonders zugethan bin, Guy de Maupassant. Ich ziehe diese Generation, unter uns gesagt, sogar ihren grossen Lehrern vor, die allesammt durch deutsche Philosophie verdorben sind: Herr Taine zum Beispiel durch Hegel, dem er das Missverständniss grosser Menschen und

Zeiten verdankt. So weit Deutschland reicht, verdirbt es die Cultur. Der Krieg erst hat den Geist in Frankreich „erlöst“… Stendhal, einer der schönsten Zufälle meines Lebens — denn Alles, was in ihm Epoche macht, hat der Zufall, niemals eine Empfehlung mir zugetrieben — ist ganz unschätzbar mit seinem vorwegnehmenden Psychologen-Auge, mit seinem Thatsachen-Griff, der an die Nähe des grössten Thatsächlichen erinnert (ex ungue Napoleonem —); endlich nicht am Wenigsten als ehrlicher Atheist, eine in Frankreich spärliche und fast kaum auffindbare species, — Prosper Mérimée in Ehren… Vielleicht bin ich selbst auf Stendhal neidisch? Er hat mir den besten Atheisten-Witz weggenommen, den gerade ich hätte machen können: „die einzige Entschuldigung Gottes ist, dass er nicht existirt“… Ich selbst habe irgendwo gesagt: was war der grösste Einwand gegen das Dasein bisher? Gott…

[«]

4.

Den höchsten Begriff vom Lyriker hat mir Heinrich Heine gegeben. Ich suche umsonst in allen Reichen der Jahrtausende nach einer gleich süssen und leidenschaftlichen Musik. Er besass jene göttliche Bosheit, ohne die ich mir das Vollkommne nicht zu denken vermag, — ich schätze den Werth von Menschen, von Rassen darnach ab, wie nothwendig sie den Gott nicht abgetrennt vom Satyr zu verstehen wissen. — Und wie er das Deutsche handhabt! Man wird einmal sagen, dass Heine und ich bei weitem die ersten Artisten der deutschen Sprache gewesen sind — in einer unausrechenbaren Entfernung von Allem, was blosse Deutsche mit ihr gemacht haben. — Mit Byrons Manfred muss ich tief verwandt sein: ich fand alle diese Abgründe in mir, — mit dreizehn Jahren war ich für dies Werk reif. Ich habe kein Wort, bloss einen Blick für die, welche in Gegenwart des Manfred das Wort Faust auszusprechen wagen. Die Deutschen sind unfähig jedes Begriffs von Grösse: Beweis Schumann. Ich habe eigens, aus Ingrimm gegen diesen süsslichen Sachsen, eine Gegenouvertüre zum Manfred componirt, von der Hans von Bülow sagte, dergleichen habe er nie auf Notenpapier gesehn: das sei Nothzucht an der Euterpe. — Wenn ich meine höchste Formel für Shakespeare suche, so finde ich immer nur die, dass er den Typus Cäsar concipirt hat. Dergleichen erräth man nicht, — man ist es oder man ist es nicht. Der grosse Dichter schöpft nur aus seiner Realität — bis zu dem Grade, dass er hinterdrein sein Werk nicht mehr aushält… Wenn ich einen Blick in meinen Zarathustra geworfen habe, gehe ich eine halbe Stunde im Zimmer auf und ab, unfähig, über einen unerträglichen Krampf von Schluchzen Herr zu werden. — Ich kenne keine herzzerreissendere Lektüre als Shakespeare: was muss ein Mensch gelitten haben, um dergestalt es nöthig zu haben, Hanswurst zu sein! — Versteht man den Hamlet? Nicht der Zweifel, die Gewissheit ist das, was wahnsinnig macht… Aber dazu muss man tief, Abgrund, Philosoph sein, um so zu fühlen… Wir fürchten uns Alle vor der Wahrheit… Und, dass ich es bekenne: ich bin dessen instinktiv sicher und gewiss, dass Lord Bacon der Urheber, der Selbstthierquäler dieser unheimlichsten Art Litteratur ist: was geht mich das erbarmungswürdige Geschwätz amerikanischer Wirr- und Flachköpfe an? Aber die Kraft zur mächtigsten Realität der Vision ist nicht nur verträglich mit der mächtigsten Kraft zur That, zum Ungeheuren der That, zum Verbrechen — sie setzt sie selbst voraus… Wir wissen lange nicht genug von Lord Bacon, dem ersten Realisten in jedem grossen Sinn des Wortes, um zu wissen, was er Alles gethan, was er gewollt, was er mit sich erlebt hat… Und zum Teufel, mein<e> Herrn Kritiker! Gesetzt, ich hätte meinen Zarathustra auf einen fremden Namen getauft, zum Beispiel auf den von Richard Wagner, der Scharfsinn von zwei Jahrtausenden hätte nicht ausgereicht, zu errathen, dass der Verfasser von „Menschliches, Allzumenschliches“ der Visionär des Zarathustra ist…

[«]

5.

Hier, wo ich von den Erholungen meines Lebens rede, habe ich ein Wort nöthig, um meine Dankbarkeit für das auszudrücken, was mich in ihm bei weitem am Tiefsten und Herzlichsten erholt hat. Dies ist ohne allen Zweifel der intimere Verkehr mit Richard Wagner gewesen. Ich lasse den Rest meiner menschlichen Beziehungen billig; ich möchte um keinen Preis die Tage von Tribschen aus meinem Leben weggeben, Tage des Vertrauens, der Heiterkeit, der sublimen Zufälle — der tiefen Augenblicke… Ich weiss nicht, was Andre mit Wagner erlebt haben: über unsern Himmel ist nie eine Wolke hinweggegangen. — Und hiermit komme ich nochmals auf Frankreich zurück, — ich habe keine Gründe, ich habe bloss einen verachtenden Mundwinkel gegen Wagnerianer et hoc genus omne übrig, welche Wagner damit zu ehren glauben, dass sie ihn sich ähnlich finden… So wie ich bin, in meinen tiefsten Instinkten Allem, was deutsch ist, fremd, so dass schon die Nähe eines Deutschen meine Verdauung verzögert, war die erste Berührung mit Wagner auch das erste Aufathmen in meinem Leben: ich empfand, ich verehrte ihn als Ausland, als Gegensatz, als leibhaften Protest gegen alle „deutschen Tugenden“ — Wir, die wir in der Sumpfluft der Fünfziger Jahre Kinder gewesen sind, sind mit Nothwendigkeit Pessimisten für den Begriff „deutsch“; wir können gar nichts Anderes sein als Revolutionäre, — wir werden keinen Zustand der Dinge zugeben, wo der Mucker obenauf ist. Es ist mir vollkommen gleichgültig, ob er heute in andren Farben spielt, ob er sich in Scharlach kleidet und Husaren-Uniformen anzieht… Wohlan! Wagner war ein Revolutionär — er lief vor den Deutschen davon… Als Artist hat man keine Heimat in Europa ausser in Paris; die délicatesse in allen fünf Kunstsinnen, die Wagner’s Kunst voraussetzt, die Finger für nuances, die psychologische Morbidität, findet sich nur in Paris. Man hat nirgendswo sonst diese Leidenschaft in Fragen der Form, diesen Ernst in der mise en scène — es ist der Pariser Ernst par excellence. Man hat in Deutschland gar keinen Begriff von der ungeheuren Ambition, die in der Seele eines Pariser Künstlers lebt. Der Deutsche ist gutmüthig — Wagner war durchaus nicht gutmüthig… Aber ich habe schon zur Genüge ausgesprochen (in „Jenseits von Gut und Böse“ S. 256 f.), wohin Wagner gehört, in wem er seine Nächstverwandten hat: es ist die französische Spät-Romantik, jene hochfliegende und hoch emporreissende Art von Künstlern wie Delacroix, wie Berlioz, mit einem fond von Krankheit, von Unheilbarkeit im Wesen, lauter Fanatiker des Ausdrucks, Virtuosen durch und durch… Wer war der erste intelligente Anhänger Wagner’s überhaupt? Charles Baudelaire, derselbe, der zuerst Delacroix verstand, jener typische décadent, in dem sich ein ganzes Geschlecht von Artisten wiedererkannt hat — er war vielleicht auch der letzte… Was ich Wagnern nie vergeben habe? Dass er zu den Deutschen condescendirte, — dass er reichsdeutsch wurde… Soweit Deutschland reicht, verdirbt es die Cultur. —

[«]

6.

Alles erwogen, hätte ich meine Jugend nicht ausgehalten ohne Wagnerische Musik. Denn ich war verurtheilt zu Deutschen. Wenn man von einem unerträglichen Druck loskommen will, so hat man Haschisch nöthig. Wohlan, ich hatte Wagner nöthig. Wagner ist das Gegengift gegen alles Deutsche par excellence, — Gift, ich bestreite es nicht… Von dem Augenblick an, wo es einen Klavierauszug des Tristan gab — mein Compliment, Herr von Bülow! —, war ich Wagnerianer. Die älteren Werke Wagner's sah ich unter mir — noch zu gemein, zu „deutsch“… Aber ich suche heute noch nach einem Werke von gleich gefährlicher Fascination, von einer gleich schauerlichen und süssen Unendlichkeit, wie der Tristan ist, — ich suche in allen Künsten vergebens. Alle Fremdheiten Lionardo da Vinci's entzaubern sich beim ersten Tone des Tristan. Dies Werk ist durchaus das non plus ultra Wagner's; er erholte sich von ihm mit den Meistersingern und dem Ring. Gesünder werden — das ist ein Rückschritt bei einer Natur wie Wagner… Ich nehme es als Glück ersten Rangs, zur rechten Zeit gelebt und gerade unter Deutschen gelebt zu haben, um reif für dies Werk zu sein: so weit geht bei mir die Neugierde des Psychologen. Die Welt ist arm für den, der niemals krank genug für diese „Wollust der Hölle“ gewesen ist: es ist erlaubt, es ist fast geboten, hier eine Mystiker-Formel anzuwenden. — Ich denke, ich kenne besser als irgend Jemand das Ungeheure, das Wagner vermag, die fünfzig Welten fremder Entzückungen, zu denen Niemand ausser ihm Flügel hatte; und so wie ich bin, stark genug, um mir auch das Fragwürdigste und Gefährlichste noch zum Vortheil zu wenden und damit stärker zu werden, nenne ich Wagner den grossen Wohlthäter meines Lebens. Das, worin wir verwandt sind, dass wir tiefer gelitten haben, auch an einander, als Menschen dieses Jahrhunderts zu leiden vermöchten, wird unsre Namen ewig wieder zusammenbringen; und so gewiss Wagner unter Deutschen bloss ein Missverständniss ist, so gewiss bin ich's und werde es immer sein. — Zwei Jahrhunderte psychologische und artistische Diciplin zuerst, meine Herrn Germanen!… Aber das holt man nicht nach. —

[«]

7.

— Ich sage noch ein Wort für die ausgesuchtesten Ohren: was ich eigentlich von der Musik will. Dass sie heiter und tief ist, wie ein Nachmittag im Oktober. Dass sie eigen, ausgelassen, zärtlich, ein kleines süsses Weib von Niedertracht und Anmuth ist… Ich werde nie zulassen, dass ein Deutscher wissen könne, was Musik ist. Was man deutsche Musiker nennt, die grössten voran, sind Ausländer, Slaven, Croaten, Italiäner, Niederländer — oder Juden; im andren

Falle Deutsche der starken Rasse, ausgestorbene Deutsche, wie Heinrich Schütz, Bach und Händel. Ich selbst bin immer noch Pole genug, um gegen Chopin den Rest der Musik hinzugeben: ich nehme, aus drei Gründen, Wagner's Siegfried-Idyll aus, vielleicht auch Liszt, der die vornehmen Orchester-Accente vor allen Musikern voraus hat; zuletzt noch Alles, was jenseits der Alpen gewachsen ist — diesseits… Ich würde Rossini nicht zu missen wissen, noch weniger meinen Süden in der Musik, die Musik meines Venediger maëstro Pietro Gasti. Und wenn ich jenseits der Alpen sage, sage ich eigentlich nur Venedig. Wenn ich ein andres Wort für Musik suche, so finde ich immer nur das Wort Venedig. Ich weiss keinen Unterschied zwischen Thränen und Musik zu machen, ich weiss das Glück, den Süden nicht ohne Schauder von Furchtsamkeit zu denken.

An der Brücke stand
jüngst ich in brauner Nacht.
Fernher kam Gesang:
goldener Tropfen quoll's
über die zitternde Fläche weg.
Gondeln, Lichter, Musik —
trunken schwamm's in die Dämmrung hinaus…

Meine Seele, ein Saitenspiel,
sang sich, unsichtbar berührt,
heimlich ein Gondellied dazu,
zitternd vor bunter Seligkeit.
— Hörte Jemand ihr zu?…

[«]

8.

In Alledem — in der Wahl von Nahrung, von Ort und Klima, von Erholung — gebietet ein Instinkt der Selbsterhaltung, der sich als Instinkt der Selbstvertheidigung am unzweideutigsten ausspricht. Vieles nicht sehn, nicht hören, nicht an sich herankommen lassen — erste Klugheit, erster Beweis dafür, dass man kein Zufall, sondern eine Necessität ist. Das gangbare Wort für diesen Selbstvertheidigungs-Instinkt ist Geschmack. Sein Imperativ befiehlt nicht nur Nein zu sagen, wo das Ja eine „Selbstlosigkeit" sein würde, sondern auch so wenig als möglich Nein zu sagen. Sich trennen, sich abscheiden von dem, wo immer und immer wieder das Nein nöthig werden würde. Die Vernunft darin ist, dass Defensiv-Ausgaben, selbst noch so kleine, zur Regel, zur Gewohnheit werdend, eine ausserordentliche und vollkommen überflüssige Verarmung bedingen. Unsre grossen Ausgaben sind die häufigsten kleinen. Das Abwehren, das Nicht-heran-kommen-lassen ist eine Ausgabe — man täusche sich hierüber nicht —, eine zu negativen Zwecken verschwendete Kraft. Man kann, bloss in der beständigen Noth der Abwehr, schwach genug werden, um sich nicht mehr wehren zu können. — Gesetzt, ich trete aus meinem Haus heraus und fände, statt des stillen und aristokratischen Turin, die deutsche Kleinstadt: mein Instinkt würde sich zu sperren haben, um Alles das zurückzudrängen, was aus dieser plattgedrückten und feigen Welt auf ihn eindringt. Oder ich fände die deutsche Grossstadt, dies gebaute Laster, wo nichts wächst, wo jedwedes Ding, Gutes und Schlimmes, eingeschleppt ist. Müsste ich nicht darüber zum Igel werden? — Aber Stacheln zu haben ist eine Vergeudung, ein doppelter Luxus sogar, wenn es freisteht, keine Stacheln zu haben, sondern offne Hände…

Eine andre Klugheit und Selbstvertheidigung besteht darin, dass man so selten als möglich reagirt und dass man sich Lagen und Bedingungen entzieht, wo man verurtheilt wäre, seine „Freiheit“, seine Initiative gleichsam auszuhängen und ein blosses Reagens zu werden. Ich nehme als Gleichniss den Verkehr mit Büchern. Der Gelehrte, der im Grunde nur noch Bücher „wälzt“ — der Philologe mit mässigem Ansatz des Tags ungefähr 200 — verliert zuletzt ganz und gar das Vermögen, von sich aus zu denken. Wälzt er nicht, so denkt er nicht. Er antwortet auf einen Reiz (— einen gelesenen Gedanken), wenn er denkt, — er reagirt zuletzt bloss noch. Der Gelehrte giebt seine ganze Kraft im Ja und Neinsagen, in der Kritik von bereits Gedachtem ab, — er selber denkt nicht mehr… Der Instinkt der Selbstvertheidigung ist bei ihm mürbe geworden; im andren Falle würde er sich gegen Bücher wehren. Der Gelehrte — ein décadent. — Das habe ich mit Augen gesehn: begabte, reich und frei angelegte Naturen schon in den dreissiger Jahren „zu Schanden gelesen“, bloss noch Streichhölzer, die man reiben muss, damit sie Funken — „Gedanken“ geben. — Frühmorgens beim Anbruch des Tags, in aller Frische, in der Morgenröthe seiner Kraft, ein Buch lesen — das nenne ich lasterhaft! — —

[«]

9.

An dieser Stelle ist nicht mehr zu umgehn die eigentliche Antwort auf die Frage, *wie man wird, was man ist*, zu geben. Und damit berühre ich das Meisterstück in der Kunst der Selbsterhaltung — der *Selbstsucht*... Angenommen nämlich, dass die Aufgabe, die Bestimmung, das *Schicksal* der Aufgabe über ein durchschnittliches Maass bedeutend hinausliegt, so würde keine Gefahr grösser als sich selbst *mit* dieser Aufgabe zu Gesicht zu bekommen. Dass man wird, was man ist, setzt voraus, dass man nicht im Entferntesten ahnt, *was* man ist. Aus diesem Gesichtspunkte haben selbst die *Fehlgriffe* des Lebens ihren eignen Sinn und Werth, die zeitweiligen Nebenwege und Abwege, die Verzögerungen, die „Bescheidenheiten", der Ernst, auf Aufgaben verschwendet, die jenseits *der* Aufgabe liegen. Darin kann eine grosse Klugheit, sogar die oberste Klugheit zum Ausdruck <kommen>: wo nosce te ipsum das Recept zum Untergang wäre, wird Sich-Vergessen, Sich-*Missverstehn*, Sich-Verkleinern, -Verengern, -Vermittelmässigen zur Vernunft selber. Moralisch ausgedrückt: Nächstenliebe, Leben für Andere und Anderes *kann* die Schutzmassregel zur Erhaltung der härtesten Selbstigkeit sein. Dies ist der Ausnahmefall, in welchem ich, gegen meine Regel und Überzeugung, die Partei der „selbstlosen" Triebe nehme: sie arbeiten hier im Dienste der *Selbstsucht, Selbstzucht*. — Man muss die ganze Oberfläche des Bewusstseins — Bewusstsein *ist* eine Oberfläche — rein erhalten von irgend einem der grossen Imperative. Vorsicht selbst vor jedem grossen Worte, jeder grossen Attitüde! Lauter Gefahren, dass der Instinkt zu früh „sich versteht" — — Inzwischen wächst und wächst die organisirende, die zur Herrschaft berufne „Idee" in der Tiefe, — sie beginnt zu befehlen, sie leitet langsam aus Nebenwegen und Abwegen *zurück*, sie bereitet *einzelne* Qualitäten und Tüchtigkeiten vor, die einmal als Mittel zum Ganzen sich unentbehrlich erweisen werden, — sie bildet der Reihe nach alle *dienenden* Vermögen aus, bevor sie irgend Etwas von der dominirenden Aufgabe, von „Ziel", „Zweck", „Sinn" verlauten lässt. — Nach dieser Seite hin betrachtet ist mein Leben einfach wundervoll. Zur Aufgabe einer *Umwerthung der Werthe* waren vielleicht mehr Vermögen nöthig, als je in einem Einzelnen bei einander gewohnt haben, vor Allem auch Gegensätze von Vermögen, ohne dass diese sich stören, zerstören durften. Rangordnung der Vermögen; Distanz; die Kunst zu trennen, ohne zu verfeinden; Nichts vermischen, Nichts „versöhnen"; eine ungeheure Vielheit, die trotzdem das Gegenstück des

Chaos ist — dies war die Vorbedingung, die lange geheime Arbeit und Künstlerschaft meines Instinkts. Seine höhere Obhut zeigte sich in dem Maasse stark, dass ich in keinem Falle auch nur geahnt habe, was in mir wächst, — dass alle meine Fähigkeiten plötzlich, reif, in ihrer letzten Vollkommenheit eines Tags hervorsprangen. Es fehlt in meiner Erinnerung, dass ich mich je bemüht hätte, — es ist kein Zug von Ringen in meinem Leben nachweisbar, ich bin der Gegensatz einer heroischen Natur. Etwas „wollen“, nach Etwas „streben“, einen „Zweck“, einen „Wunsch“ im Auge haben — das kenne ich Alles nicht aus Erfahrung. Noch in diesem Augenblick sehe ich auf meine Zukunft — eine weite Zukunft! — wie auf ein glattes Meer hinaus: kein Verlangen kräuselt sich auf ihm. Ich will nicht im Geringsten, dass Etwas anders wird als es ist; ich selber will nicht anders werden. Aber so habe ich immer gelebt. Ich habe keinen Wunsch gehabt. Jemand, der nach seinem vierundvierzigsten Jahre sagen kann, dass er sich nie um Ehren, um Weiber, um Geld bemüht hat! — Nicht dass sie mir gefehlt hätten… So war ich zum Beispiel eines Tags Universitätsprofessor, — ich hatte nie im Entferntesten an dergleichen gedacht, denn ich war kaum 24 Jahr alt. So war ich zwei Jahr früher eines Tags Philolog: in dem Sinne, dass meine erste philologische Arbeit, mein Anfang in jedem Sinne, von meinem Lehrer Ritschl für sein „Rheinisches Museum“ zum Druck verlangt wurde (Ritschl — ich sage es mit Verehrung — der einzige geniale Gelehrte, den ich bis heute zu Gesicht bekommen habe. Er besass jene angenehme Verdorbenheit, die uns Thüringer auszeichnet und mit der sogar ein Deutscher sympathisch wird: — wir ziehn selbst, um zur Wahrheit zu gelangen, noch die Schleichwege vor. Ich möchte mit diesen Worten meinen näheren Landsmann, den klugen Leopold von Ranke, durchaus nicht unterschätzt haben…)

[«]

10.

An dieser Stelle thut eine grosse Besinnung Noth. Man wird mich fragen, warum ich eigentlich alle diese kleinen und nach herkömmlichem Urtheil gleichgültigen Dinge erzählt habe; ich schade mir selbst damit, um so mehr, wenn ich grosse Aufgaben zu vertreten bestimmt sei. Antwort: diese kleinen Dinge — Ernährung, Ort, Clima, Erholung, die ganze Casuistik der Selbstsucht — sind über alle Begriffe hinaus wichtiger als Alles, was man bisher wichtig nahm. Hier gerade muss man anfangen, umzulernen. Das, was die Menschheit bisher ernsthaft erwogen hat, sind nicht einmal Realitäten, blosse Einbildungen, strenger geredet, Lügen aus den schlechten Instinkten kranker, im tiefsten Sinne schädlicher Naturen heraus — alle die Begriffe „Gott“, „Seele“, „Tugend“, „Sünde“, „Jenseits“, „Wahrheit“, „ewiges Leben“… Aber man hat die Grösse der menschlichen Natur, ihre „Göttlichkeit“ in ihnen gesucht… Alle Fragen der Politik, der Gesellschafts-Ordnung, der Erziehung sind dadurch bis in Grund und Boden gefälscht, dass man die schädlichsten Menschen für grosse Menschen nahm, — dass man die „kleinen“ Dinge, will sagen die Grundangelegenheiten des Lebens selber verachten lehrte… Unsre jetzige Cultur ist im höchsten Grade zweideutig… Der deutsche Kaiser mit dem Papst paktirend, als ob nicht der Papst der Repräsentant der Todfeindschaft gegen das Leben wäre!… Das, was heute gebaut wird, steht in drei Jahren nicht mehr. — Wenn ich mich darnach messe, was ich kann, nicht davon zu reden, was hinter mir drein kommt, ein Umsturz, ein Aufbau ohne Gleichen, so habe ich mehr als irgend ein Sterblicher den Anspruch auf das Wort Grösse. Vergleiche ich mich nun mit den Menschen, die man bisher als erste Menschen ehrte, so ist der Unterschied handgreiflich. Ich rechne diese angeblich „Ersten“ nicht einmal zu den Menschen überhaupt, — sie sind für mich Ausschuss der Menschheit, Ausgeburten von Krankheit und rachsüchtigen Instinkten: sie sind lauter unheilvolle, im Grunde unheilbare Unmenschen, die am Leben Rache nehmen… Ich will dazu der Gegensatz sein: mein Vorrecht ist, die höchste Feinheit für alle Zeichen gesunder Instinkte zu haben. Es fehlt jeder krankhafte Zug an mir; ich bin selbst in Zeiten schwerer Krankheit nicht krankhaft geworden; umsonst, dass man in meinem Wesen einen Zug von Fanatismus sucht. Man wird mir aus keinem Augenblick meines Lebens irgend eine anmaassliche oder pathetische Haltung nachweisen können. Das Pathos der Attitüde gehört nicht zur Grösse; wer Attitüden überhaupt nöthig hat, ist falsch… Vorsicht vor allen pittoresken Menschen! — Das Leben ist mir leicht geworden, am leichtesten, wenn es das Schwerste von mir verlangte. Wer mich in den siebzig Tagen dieses Herbstes gesehn hat, wo ich, ohne Unterbrechung, lauter Sachen ersten Ranges gemacht habe die kein Mensch mir nachmacht — oder vormacht, mit einer Verantwortlichkeit für alle Jahrtausende nach mir, wird keinen Zug von Spannung an mir wahrgenommen haben, um so mehr eine überströmende Frische und Heiterkeit. Ich ass nie mit angenehmeren Gefühlen, ich schlief nie besser. — Ich kenne keine andre Art, mit grossen Aufgaben zu verkehren als das Spiel: dies ist, als Anzeichen der Grösse, eine wesentliche Voraussetzung. Der geringste Zwang, die düstre Miene, irgend ein harter Ton im Halse sind alles Einwände gegen einen Menschen, um wie viel mehr gegen sein Werk!… Man darf keine Nerven haben… Auch an der Einsamkeit leiden ist ein Einwand, — ich habe immer nur an der „Vielsamkeit“ gelitten… In einer absurd frühen Zeit, mit sieben Jahren, wusste ich bereits, dass mich nie ein menschliches Wort erreichen würde: hat man mich je darüber betrübt gesehn? — Ich habe heute noch die gleiche Leutseligkeit gegen Jedermann, ich bin selbst voller Auszeichnung für die Niedrigsten: in dem Allen ist nicht ein Gran von Hochmuth, von geheimer Verachtung. Wen ich verachte, der erräth, dass er von mir verachtet wird: ich empöre durch mein blosses Dasein Alles, was schlechtes Blut im Leibe hat… Meine Formel für die Grösse am Menschen ist amor fati: dass man Nichts anders haben will, vorwärts nicht, rückwärts nicht, in alle Ewigkeit nicht. Das Nothwendige nicht bloss ertragen, noch weniger verhehlen — aller Idealismus ist Verlogenheit vor dem Nothwendigen —, sondern es lieben…

[«]

Warum ich so gute Bücher schreibe.

1.

Das Eine bin ich, das Andre sind meine Schriften. — Hier werde, bevor ich von ihnen selber rede, die Frage nach dem Verstanden- oder Nicht-verstanden-werden dieser Schriften berührt. Ich thue es so nachlässig, als es sich irgendwie schickt: denn diese Frage ist durchaus noch nicht an der Zeit. Ich selber bin noch nicht an der Zeit, Einige werden posthum geboren. — Irgend wann wird man Institutionen nöthig haben, in denen man lebt und lehrt, wie ich leben und lehren verstehe; vielleicht selbst, dass man dann auch eigene Lehrstühle zur Interpretation des Zarathustra errichtet. Aber es wäre ein vollkommner Widerspruch zu mir, wenn ich heute bereits Ohren und Hände für meine Wahrheiten erwartete: dass man heute nicht hört, dass man heute nicht von mir zu nehmen weiss, ist nicht nur begreiflich, es scheint mir selbst das Rechte. Ich will nicht verwechselt werden, — dazu gehört, dass ich mich selber nicht verwechsele. — Nochmals gesagt, es ist wenig in meinem Leben nachweisbar von „bösem Willen“; auch von litterarischem „bösen Willen“ wüsste ich kaum einen Fall zu erzählen. Dagegen zu viel von reiner Thorheit… Es scheint mir eine der seltensten Auszeichnungen, die Jemand sich erweisen kann, wenn er ein Buch von mir in die Hand nimmt, — ich nehme selbst an, er zieht dazu die Schuhe aus, — nicht von Stiefeln zu reden… Als sich einmal der Doktor Heinrich von Stein ehrlich darüber beklagte, kein Wort aus meinem Zarathustra zu verstehn, sagte ich ihm, das sei in Ordnung: sechs Sätze daraus verstanden, das heisst: erlebt haben, hebe auf eine höhere Stufe der Sterblichen hinauf als „moderne“ Menschen erreichen könnten. Wie könnte ich, mit diesem Gefühle der Distanz, auch nur wünschen, von den „Modernen“, die ich kenne —, gelesen zu werden! — Mein Triumph ist gerade der umgekehrte, als der Schopenhauer’s war, — ich sage „non legor, non legar“. — Nicht, dass ich das Vergnügen unterschätzen möchte, das mir mehrmals die Unschuld im Neinsagen zu meinen Schriften gemacht hat. Noch in diesem Sommer, zu einer Zeit, wo ich vielleicht mit meiner schwerwiegenden, zu schwer wiegenden Litteratur den ganzen Rest von Litteratur aus dem Gleichgewicht zu bringen vermöchte, gab mir ein Professor der Berliner Universität wohlwollend zu verstehn, ich sollte mich doch einer andren Form bedienen: so Etwas lese Niemand. — Zuletzt war es nicht Deutschland, sondern die Schweiz, die die zwei extremen Fälle geliefert hat. Ein Aufsatz des Dr. V. Widmann im „Bund“, über „Jenseits von Gut und Böse“, unter dem Titel „Nietzsche’s gefährliches Buch“, und ein Gesammt-Bericht über meine Bücher überhaupt seitens des Herrn Karl Spitteler, gleichfalls im Bund, sind ein Maximum in meinem Leben — ich hüte mich zu sagen wovon… Letzterer behandelte zum Beispiel meinen Zarathustra als „höhere Stilübung“, mit dem Wunsche, ich möchte später doch auch für Inhalt sorgen; Dr. Widmann drückte mir seine Achtung vor dem Muth aus, mit dem ich mich um Abschaffung aller anständigen Gefühle bemühe. — Durch eine kleine Tücke von Zufall war hier jeder Satz, mit einer Folgerichtigkeit, die ich bewundert habe, eine auf den Kopf gestellte Wahrheit: man hatte im Grunde Nichts zu thun, als alle „Werthe umzuwerthen“, um, auf eine sogar bemerkenswerthe Weise, über mich den Nagel auf den Kopf zu treffen — statt meinen Kopf mit einem Nagel zu treffen… Um so mehr versuche ich eine Erklärung. — Zuletzt kann Niemand aus den Dingen, die Bücher eingerechnet, mehr heraushören, als er bereits weiss. Wofür man vom Erlebnisse her keinen Zugang hat, dafür hat man kein Ohr. Denken wir uns nun einen äussersten Fall, dass ein Buch von lauter Erlebnissen redet, die gänzlich ausserhalb der Möglichkeit einer häufigen oder auch nur seltneren Erfahrung liegen, — dass es die erste Sprache für eine neue Reihe von Erfahrungen ist. In diesem Falle wird einfach Nichts gehört, mit der akustischen Täuschung, dass wo Nichts gehört wird, auch Nichts da ist… Dies ist zuletzt meine durchschnittliche Erfahrung und, wenn man will, die Originalität meiner Erfahrung. Wer Etwas von mir verstanden zu haben glaubte, hat sich Etwas aus mir zurecht gemacht, nach seinem Bilde, — nicht selten einen Gegensatz von mir, zum Beispiel einen „Idealisten“; wer Nichts von mir verstanden hatte, leugnete, dass ich überhaupt in Betracht käme. — Das Wort „Übermensch“ zur Bezeichnung eines Typus höchster Wohlgerathenheit, im Gegensatz zu „modernen“ Menschen, zu „guten“ Menschen, zu Christen und andren Nihilisten — ein Wort, das im Munde eines Zarathustra, des Vernichters der Moral, ein sehr nachdenkliches Wort wird, ist fast überall mit voller Unschuld im Sinn derjenigen Werthe verstanden worden, deren Gegensatz in der Figur Zarathustra’s zur Erscheinung gebracht worden ist, will sagen als „idealistischer“ Typus einer höheren Art Mensch, halb „Heiliger“, halb „Genie“… Andres gelehrtes Hornvieh hat mich seinethalben des Darwinismus verdächtigt; selbst der von mir so boshaft abgelehnte „Heroen-Cultus“ jenes grossen

Falschmünzers wider Wissen und Willen, Carlyle's, ist darin wiedererkannt worden. Wem ich ins Ohr flüsterte, er solle sich eher noch nach einem Cesare Borgia als nach einem Parsifal umsehn, der traute seinen Ohren nicht. — Dass ich gegen Besprechungen meiner Bücher, in Sonderheit durch Zeitungen, ohne jedwede Neugierde bin, wird man mir verzeihn müssen. Meine Freunde, meine Verleger wissen das und sprechen mir nicht von dergleichen. In einem besondren Falle bekam ich einmal Alles zu Gesicht, was über ein einzelnes Buch — es war „Jenseits von Gut und Böse" — gesündigt worden ist; ich hätte einen artigen Bericht darüber abzustatten. Sollte man es glauben, dass die Nationalzeitung — eine preussische Zeitung, für meine ausländischen Leser bemerkt, ich selbst lese, mit Verlaub, nur das Journal des Débats — allen Ernstes das Buch als ein „Zeichen der Zeit" zu verstehn wusste, als die echte rechte Junker-Philosophie, zu der es der Kreuzzeitung nur an Muth gebreche?…

[«]

2.

Dies war für Deutsche gesagt: denn überall sonst habe ich Leser — lauter ausgesuchte Intelligenzen, bewährte, in hohen Stellungen und Pflichten erzogene Charaktere; ich habe sogar wirkliche Genies unter meinen Lesern. In Wien, in St. Petersburg, in Stockholm, in Kopenhagen, in Paris und New-York — überall bin ich entdeckt: ich bin es nicht in Europa's Flachland Deutschland… Und, dass ich es bekenne, ich freue mich noch mehr über meine Nicht-Leser, solche, die weder meinen Namen, noch das Wort Philosophie je gehört haben; aber wohin ich komme, hier in Turin zum Beispiel, erheitert und vergütigt sich bei meinem Anblick jedes Gesicht. Was mir bisher am meisten geschmeichelt hat, das ist, dass alte Hökerinnen nicht Ruhe haben, bevor sie mir nicht das Süsseste aus ihren Trauben zusammengesucht haben. So weit muss man Philosoph sein… Man nennt nicht umsonst die Polen die Franzosen unter den Slaven. Eine charmante Russin wird sich nicht einen Augenblick darüber vergreifen, wohin ich gehöre. Es gelingt mir nicht, feierlich zu werden, ich bringe es höchstens bis zur Verlegenheit… Deutsch denken, deutsch fühlen — ich kann Alles, aber das geht über meine Kräfte… Mein alter Lehrer Ritschl behauptete sogar, ich concipirte selbst noch meine philologischen Abhandlungen wie ein Pariser romancier — absurd spannend. In Paris selbst ist man erstaunt über „toutes mes audaces et finesses“ — der Ausdruck ist von Monsieur Taine —; ich fürchte, bis in die höchsten Formen des Dithyrambus findet man bei mir von jenem Salze beigemischt, das niemals dumm — „deutsch“ — wird, esprit… Ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen. — Wir wissen Alle, Einige wissen es sogar aus Erfahrung, was ein Langohr ist. Wohlan, ich wage zu behaupten, dass ich die kleinsten Ohren habe. Dies interessirt gar nicht wenig die Weiblein —, es scheint mir, sie fühlen sich besser von mir verstanden?… Ich bin der Antiesel par excellence und damit ein welthistorisches Unthier, — ich bin, auf griechisch, und nicht nur auf griechisch, der Antichrist…

[«]

3.

Ich kenne einigermassen meine Vorrechte als Schriftsteller; in einzelnen Fällen ist es mir auch bezeugt, wie sehr die Gewöhnung an meine Schriften den Geschmack „verdirbt“. Man hält einfach andre Bücher nicht mehr aus, am wenigsten philosophische. Es ist eine Auszeichnung ohne Gleichen, in diese vornehme und delikate Welt einzutreten, — man darf dazu durchaus kein Deutscher sein; es ist zuletzt eine Auszeichnung, die man sich verdient haben muss. Wer mir aber durch Höhe des Wollens verwandt ist, erlebt dabei wahre Ekstasen des Lernens: denn ich komme aus Höhen, die kein Vogel je erflog, ich kenne Abgründe, in die noch kein Fuss sich verirrt hat. Man hat mir gesagt, es sei nicht möglich, ein Buch von mir aus der Hand zu legen, — ich störte selbst die Nachtruhe… Es giebt durchaus keine stolzere und zugleich raffinirtere Art von Büchern: — sie erreichen hier und da das Höchste, was auf Erden erreicht werden kann, den Cynismus; man muss sie sich ebenso mit den zartesten Fingern wie mit den tapfersten Fäusten erobern. Jede Gebrechlichkeit der Seele schliesst aus davon, ein für alle Male, selbst jede Dyspepsie: man muss keine Nerven haben, man muss einen fröhlichen Unterleib haben. Nicht nur die Armut, die Winkel-Luft einer Seele schliesst davon aus, noch viel mehr das Feige, das Unsaubere, das Heimlich-Rachsüchtige in den Eingeweiden: ein Wort von mir treibt alle schlechten Instinkte ins Gesicht. Ich habe an meinen Bekannten mehrere Versuchsthiere, an denen ich mir die verschiedene, sehr lehrreich verschiedene Reaktion auf meine Schriften zu Gemüthe führe. Wer nichts mit ihrem Inhalte zu thun haben will, meine sogenannten Freunde zum Beispiel, wird dabei „unpersönlich“: man wünscht mir Glück, wieder „so weit“ zu sein, — auch ergäbe sich ein Fortschritt in einer grösseren Heiterkeit des Tons… Die vollkommen lasterhaften „Geister“, die „schönen Seelen“, die in Grund und Boden Verlognen, wissen schlechterdings nicht, was sie mit diesen Büchern anfangen sollen, — folglich sehn sie dieselben unter sich, die schöne Folgerichtigkeit aller „schönen Seelen“. Das Hornvieh unter meinen Bekannten, blosse Deutsche, mit Verlaub, giebt zu verstehn, man sei nicht immer meiner Meinung, aber doch mitunter, zum Beispiel… Ich habe dies selbst über den Zarathustra gehört… Insgleichen ist jeder „Femininismus“ im Menschen, auch im Manne, ein Thorschluss für mich: man wird niemals in dies Labyrinth verwegener Erkenntnisse eintreten. Man muss sich selbst nie geschont haben, man muss die Härte in seinen Gewohnheiten haben, um unter lauter harten Wahrheiten wohlgemuth und heiter zu sein. Wenn ich mir das Bild eines vollkommnen Lesers ausdenke, so wird immer ein Unthier von Muth und Neugierde daraus, ausserdem noch etwas Biegsames, Listiges, Vorsichtiges, ein geborner Abenteurer und Entdecker. Zuletzt: ich wüsste es nicht besser zu sagen, zu wem ich im Grunde allein rede, als es Zarathustra gesagt hat: wem allein will er sein Räthsel erzählen?

> Euch, den kühnen Suchern, Versuchern, und wer je sich mit listigen Segeln auf furchtbare Meere einschiffte, —
> euch, den Räthsel-Trunkenen, den Zwielicht-Frohen, deren Seele mit Flöten zu jedem Irrschlunde gelockt wird:
> — denn nicht wollt ihr mit feiger Hand einem Faden nachtasten; und wo ihr errathen könnt, da hasst ihr es, zu erschliessen…

[«]

4.

Ich sage zugleich noch ein allgemeines Wort über meine Kunst des Stils. Einen Zustand, eine innere Spannung von Pathos durch Zeichen, eingerechnet das tempo dieser Zeichen, mitzutheilen — das ist der Sinn jedes Stils; und in Anbetracht, dass die Vielheit innerer Zustände bei mir ausserordentlich ist, giebt es bei mir viele Möglichkeiten des Stils — die vielfachste Kunst des Stils überhaupt, über die je ein Mensch verfügt hat. Gut ist jeder Stil, der einen inneren Zustand wirklich mittheilt, der sich über die Zeichen, über das tempo der Zeichen, über die Gebärden — alle Gesetze der Periode sind Kunst der Gebärde — nicht vergreift. Mein Instinkt ist hier unfehlbar. — Guter Stil an sich — eine reine

Thorheit, blosser „Idealismus“, etwa, wie das „Schöne an sich“, wie das „Gute an sich“, wie das „Ding an sich“… Immer noch vorausgesetzt, dass es Ohren giebt — dass es Solche giebt, die eines gleichen Pathos fähig und würdig sind, dass die nicht fehlen, denen man sich mittheilen darf. — Mein Zarathustra zum Beispiel sucht einstweilen noch nach Solchen — ach! er wird noch lange zu suchen haben! — Man muss dessen werth sein, ihn zu hören… Und bis dahin wird es Niemanden geben, der die Kunst, die hier verschwendet worden ist, begreift: es hat nie Jemand mehr von neuen, von unerhörten, von wirklich erst dazu geschaffnen Kunstmitteln zu verschwenden gehabt. Dass dergleichen gerade in deutscher Sprache möglich war, blieb zu beweisen: ich selbst hätte es vorher am härtesten abgelehnt. Man weiss vor mir nicht, was man mit der deutschen Sprache kann, — was man überhaupt mit der Sprache kann. — Die Kunst des grossen Rhythmus, der grosse Stil der Periodik zum Ausdruck eines ungeheuren Auf und Nieder von sublimer, von übermenschlicher, Leidenschaft ist erst von mir entdeckt; mit einem Dithyrambus wie dem letzten des dritten Zarathustra, „die sieben Siegel“ überschrieben, flog ich tausend Meilen über das hinaus, was bisher Poesie hiess.

[«]

5.

— Dass aus meinen Schriften ein Psychologe redet, der nicht seines Gleichen hat, das ist vielleicht die erste Einsicht, zu der ein guter Leser gelangt — ein Leser, wie ich ihn verdiene, der mich liest, wie gute alte Philologen ihren Horaz lasen. Die Sätze, über die im Grunde alle Welt einig ist, gar nicht zu reden von den Allerwelts-Philosophen, den Moralisten und andren Hohltöpfen, Kohlköpfen — erscheinen bei mir als Naivetäten des Fehlgriffs: zum Beispiel jener Glaube, dass „unegoistisch“ und „egoistisch“ Gegensätze sind, während das ego selbst bloss ein „höherer Schwindel“, ein „Ideal“ ist… Es giebt weder egoistische, noch unegoistische Handlungen: beide Begriffe sind psychologischer Widersinn. Oder der Satz „der Mensch strebt nach Glück“… Oder der Satz „das Glück ist der Lohn der Tugend“… Oder der Satz „Lust und Unlust sind Gegensätze“… Die Circe der Menschheit, die Moral, hat alle psychologica in Grund und Boden gefälscht — vermoralisirt — bis zu jenem schauderhaften Unsinn, dass die Liebe etwas „Unegoistisches“ sein soll… Man muss fest auf sich sitzen, man muss tapfer auf seinen beiden Beinen stehn, sonst kann man gar nicht lieben. Das wissen zuletzt die Weiblein nur zu gut: sie machen sich den Teufel was aus selbstlosen, aus bloss objektiven Männern… Darf ich anbei die Vermuthung wagen, dass ich die Weiblein kenne? Das gehört zu meiner dionysischen Mitgift. Wer weiss? vielleicht bin ich der erste Psycholog des Ewig-Weiblichen. Sie lieben mich Alle — eine alte Geschichte: die verunglückten Weiblein abgerechnet, die „Emancipirten“, denen das Zeug zu Kindern abgeht. — Zum Glück bin ich nicht Willens mich zerreissen zu lassen: das vollkommne Weib zerreisst, wenn es liebt… Ich kenne diese liebenswürdigen Mänaden… Ah, was für ein gefährliches, schleichendes, unterirdisches kleines Raubthier! Und so angenehm dabei!… Ein kleines Weib, das seiner Rache nachrennt, würde das Schicksal selbst über den Haufen rennen. — Das Weib ist unsäglich viel böser als der Mann, auch klüger; Güte am Weibe ist schon eine Form der Entartung… Bei allen sogenannten „schönen Seelen“ giebt es einen physiologischen Übelstand auf dem Grunde, — ich sage nicht Alles, ich würde sonst medicynisch werden. Der Kampf um gleiche Rechte ist sogar ein Symptom von Krankheit: jeder Arzt weiss das. — Das Weib, je mehr Weib es ist, wehrt sich ja mit Händen und Füssen gegen Rechte überhaupt: der Naturzustand, der ewige Krieg zwischen den Geschlechtern giebt ihm ja bei weitem den ersten Rang. — Hat man Ohren für meine Definition der Liebe gehabt? es ist die einzige, die eines Philosophen würdig ist. Liebe — in ihren Mitteln der Krieg, in ihrem Grunde der Todhass der Geschlechter. — Hat man meine Antwort auf die Frage gehört, wie man ein Weib kurirt — „erlöst“? Man macht ihm ein Kind. Das Weib hat Kinder nöthig, der Mann ist immer nur Mittel: also sprach Zarathustra. — „Emancipation des Weibes“ — das ist der Instinkthass des missrathenen, das heisst gebäruntüchtigen Weibes gegen das wohlgerathene, — der Kampf gegen den „Mann“ ist immer nur Mittel, Vorwand, Taktik. Sie wollen, indem sie sich hinaufheben, als „Weib an sich“, als „höheres Weib“, als „Idealistin“ von Weib, das allgemeine Rang-Niveau des Weibes herunterbringen; kein sichereres Mittel dazu als Gymnasial-Bildung, Hosen und politische Stimmvieh-Rechte. Im Grunde sind die Emancipirten die Anarchisten in der Welt des „Ewig-Weiblichen“, die Schlechtweggekommenen, deren unterster Instinkt Rache ist… Eine ganze Gattung des bösartigsten „Idealismus“ — der übrigens auch bei Männern vorkommt, zum Beispiel bei Henrik Ibsen, dieser typischen alten Jungfrau — hat als Ziel das gute Gewissen, die Natur in der Geschlechtsliebe zu vergiften… Und damit ich über meine in diesem Betracht ebenso honnette als strenge Gesinnung keinen Zweifel lasse, will ich noch einen Satz aus meinem Moral-Codex gegen das Laster mittheilen: mit dem Wort Laster bekämpfe ich jede Art Widernatur oder wenn man schöne Worte liebt, Idealismus. Der Satz heisst: „die Predigt der Keuschheit ist eine öffentliche Aufreizung zur Widernatur. Jede Verachtung des geschlechtlichen Lebens, jede Verunreinigung desselben durch den Begriff „unrein“ ist das Verbrechen selbst am Leben, — ist die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist des Lebens.“ —

[«]

6.

Um einen Begriff von mir als Psychologen zu geben, nehme ich ein curioses Stück Psychologie, das in „Jenseits von Gut und Böse“ vorkommt, — ich verbiete übrigens jede Muthmassung darüber, wen ich an dieser Stelle beschreibe. „Das Genie des Herzens, wie es jener grosse Verborgene hat, der Versucher-Gott und geborne Rattenfänger der Gewissen, dessen Stimme bis in die Unterwelt jeder Seele hinabzusteigen weiss, welcher nicht ein Wort sagt, nicht einen Blick blickt, in dem nicht eine Rücksicht und Falte der Lockung läge, zu dessen Meisterschaft es gehört, dass er zu scheinen versteht — und nicht das, was er ist, sondern was denen, die ihm folgen, ein Zwang mehr ist, um sich immer näher an ihn zu drängen, um ihm immer innerlicher und gründlicher zu folgen… Das Genie des Herzens, das alles Laute und Selbstgefällige verstummen macht und horchen lehrt, das die rauhen Seelen glättet und ihnen ein neues Verlangen zu kosten giebt, — still zu liegen, wie ein Spiegel, dass sich der tiefe Himmel auf ihnen spiegele… Das Genie des Herzens, das die tölpische und überrasche Hand zögern und zierlicher greifen lehrt; das den verborgenen und vergessenen Schatz, den Tropfen Güte und süsser Geistigkeit unter trübem dickem Eise erräth und eine Wünschelruthe für jedes Korn Goldes ist, welches lange im Kerker vielen Schlammes und Sandes begraben lag… Das Genie des Herzens, von dessen Berührung Jeder reicher fortgeht, nicht begnadet und überrascht, nicht wie von fremdem Gute beglückt und bedrückt, sondern reicher an sich selber, sich neuer als zuvor, aufgebrochen, von einem Thauwinde angeweht und ausgehorcht, unsicherer vielleicht, zärtlicher zerbrechlicher zerbrochener, aber voll Hoffnungen, die noch keinen Namen haben, voll neuen Willens und Strömens, voll neuen Unwillens und Zurückströmens…“

[«]

Die Geburt der Tragödie.

1.

Um gegen die „Geburt der Tragödie“ (1872) gerecht zu sein, wird man Einiges vergessen müssen. Sie hat mit dem gewirkt und selbst fascinirt, was an ihr verfehlt war — mit ihrer Nutzanwendung auf die Wagnerei, als ob dieselbe ein Aufgangs-Symptom sei. Diese Schrift war eben damit im Leben Wagner’s ein Ereigniss: von da an gab es erst grosse Hoffnungen bei dem Namen Wagner. Noch heute erinnert man mich daran, unter Umständen mitten aus dem Parsifal heraus: wie ich es eigentlich auf dem Gewissen habe, dass eine so hohe Meinung über den Cultur-Werth dieser Bewegung obenauf gekommen sei. — Ich fand die Schrift mehrmals citirt als „die Wiedergeburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“: man hat nur Ohren für eine neue Formel der Kunst, der Absicht, der Aufgabe Wagner’s gehabt, — darüber wurde überhört, was die Schrift im Grunde Werthvolles barg. „Griechenthum und Pessimismus“: das wäre ein unzweideutigerer Titel gewesen: nämlich als erste Belehrung darüber, wie die Griechen fertig wurden mit dem Pessimismus, — womit sie ihn überwanden... Die Tragödie gerade ist der Beweis dafür, dass die Griechen keine Pessimisten waren: Schopenhauer vergriff sich hier, wie er sich in Allem vergriffen hat. — Mit einiger Neutralität in die Hand genommen, sieht die „Geburt der Tragödie“ sehr unzeitgemäss aus: man würde sich nicht träumen lassen, dass sie unter den Donnern der Schlacht bei Wörth begonnen wurde. Ich habe diese Probleme vor den Mauern von Metz, in kalten September-Nächten, mitten im Dienste der Krankenpflege, durchgedacht; man könnte eher schon glauben, dass die Schrift fünfzig Jahre älter sei. Sie ist politisch indifferent, — „undeutsch“, wird man heute sagen — sie riecht anstössig Hegelisch, sie ist nur in einigen Formeln mit dem Leichenbitter-parfum Schopenhauer’s behaftet. Eine „Idee“ — der Gegensatz dionysisch und apollinisch — ins Metaphysische übersetzt; die Geschichte selbst als die Entwicklung dieser „Idee“; in der Tragödie der Gegensatz zur Einheit aufgehoben; unter dieser Optik Dinge, die noch nie einander ins Gesicht gesehn hatten, plötzlich gegenüber gestellt, aus einander beleuchtet und begriffen… Die Oper zum Beispiel und die Revolution… Die zwei entscheidenden Neuerungen des Buchs sind einmal das Verständniss des dionysischen Phänomens bei den Griechen: es giebt dessen erste Psychologie, es sieht in ihm die Eine Wurzel der ganzen griechischen Kunst. Das Andre ist das Verständniss des Sokratismus: Sokrates als Werkzeug der griechischen Auflösung, als typischer décadent zum ersten Male erkannt. „Vernünftigkeit“ gegen Instinkt. Die „Vernünftigkeit“ um jeden Preis als gefährliche, als leben-untergrabende Gewalt! — Tiefes feindseliges Schweigen über das Christenthum im ganzen Buche. Es ist weder apollinisch, noch dionysisch; es negirt alle ästhetischen Werthe — die einzigen Werthe, die die „Geburt der Tragödie“ anerkennt: es ist im tiefsten Sinne nihilistisch, während im dionysischen Symbol die äusserste Grenze der Bejahung erreicht ist. Einmal wird auf die christlichen Priester wie auf eine „tückische Art von Zwergen“, von „Unterirdischen“ angespielt…

[«]

2.

Dieser Anfang ist über alle Maassen merkwürdig. Ich hatte zu meiner innersten Erfahrung das einzige Gleichniss und Seitenstück, das die Geschichte hat, entdeckt, — ich hatte ebendamit das wundervolle Phänomen des Dionysischen als der Erste begriffen. Insgleichen war damit, dass ich Sokrates als décadent erkannte, ein völlig unzweideutiger Beweis dafür gegeben, wie wenig die Sicherheit meines psychologischen Griffs von Seiten irgend einer Moral-Idiosynkrasie Gefahr laufen werde: — die Moral selbst als décadence-Symptom ist eine Neuerung, eine Einzigkeit ersten Rangs in der Geschichte der Erkenntniss. Wie hoch war ich mit Beidem über das erbärmliche Flachkopf-Geschwätz von Optimismus contra Pessimismus hinweggesprungen! — Ich sah zuerst den eigentlichen Gegensatz: — den entartenden Instinkt, der sich gegen das Leben mit unterirdischer Rachsucht wendet (— Christenthum, die Philosophie Schopenhauers, in gewissem Sinne schon die Philosophie Platos, der ganze Idealismus als typische Formen) und eine aus der Fülle, der Überfülle geborene Formel der höchsten Bejahung, ein Jasagen ohne Vorbehalt, zum Leiden selbst, zur Schuld selbst, zu allem Fragwürdigen und Fremden des Daseins selbst… Dieses letzte, freudigste, überschwänglich-übermüthigste Ja zum Leben ist nicht nur die höchste Einsicht, es ist auch die tiefste, die von Wahrheit und Wissenschaft am strengsten bestätigte und aufrecht erhaltene. Es ist Nichts, was ist, abzurechnen, es ist Nichts entbehrlich — die von den Christen und andren Nihilisten abgelehnten Seiten des Daseins sind sogar von unendlich höherer Ordnung in der Rangordnung der Werthe als das, was der Décadence-Instinkt gutheissen, gut heissen durfte. Dies zu begreifen, dazu gehört Muth und, als dessen Bedingung, ein Überschuss von Kraft: denn genau so weit als der Muth sich vorwärts wagen darf, genau nach dem Maass von Kraft nähert man sich der Wahrheit. Die Erkenntniss, das Jasagen zur Realität ist für den Starken eine ebensolche Nothwendigkeit als für den Schwachen, unter der Inspiration der Schwäche, die Feigheit und Flucht vor der Realität — das „Ideal“… Es steht ihnen nicht frei, zu erkennen: die décadents haben die Lüge nöthig, sie ist eine ihrer Erhaltungs-Bedingungen. — Wer das Wort „Dionysisch“ nicht nur begreift, sondern sich in dem Wort „dionysisch“ begreift, hat keine Widerlegung Platos oder des Christenthums oder Schopenhauers nöthig — er riecht die Verwesung…

[«]

3.

In wiefern ich ebendamit den Begriff „tragisch“, die endliche Erkenntniss darüber, was die Psychologie der Tragödie ist, gefunden hatte, habe ich zuletzt noch in der Götzen-Dämmerung Seite 139 zum Ausdruck gebracht. „Das Jasagen zum Leben selbst noch in seinen fremdesten und härtesten Problemen; der Wille zum Leben im Opfer seiner höchsten Typen der eignen Unerschöpflichkeit frohwerdend — das nannte ich dionysisch, das verstand ich als Brücke zur Psychologie des tragischen Dichters. Nicht um von Schrecken und Mitleiden loszukommen, nicht um sich von einem gefährlichen Affekt durch eine vehemente Entladung zu reinigen — so missverstand es Aristoteles: sondern um, über Schrecken und Mitleiden hinaus, die ewige Lust des Werdens selbst zu sein, jene Lust, die auch noch die Lust am Vernichten in sich schliesst…“ In diesem Sinne habe ich das Recht, mich selber als den ersten tragischen Philosophen zu verstehn — das heisst den äussersten Gegensatz und Antipoden eines pessimistischen Philosophen. Vor mir giebt es diese Umsetzung des Dionysischen in ein philosophisches Pathos nicht: es fehlt die tragische Weisheit, — ich habe vergebens nach Anzeichen davon selbst bei den grossen Griechen der Philosophie, denen der zwei Jahrhunderte vor Sokrates, gesucht. Ein Zweifel blieb mir zurück bei Heraklit, in dessen Nähe überhaupt mir wärmer, mir wohler zu Muthe wird als irgendwo sonst. Die Bejahung des Vergehens und Vernichtens, das Entscheidende in einer dionysischen Philosophie, das Jasagen zu Gegensatz und Krieg, das Werden, mit radikaler Ablehnung auch selbst des Begriffs „Sein“ — darin muss ich unter allen Umständen das mir Verwandteste anerkennen, was bisher gedacht worden ist. Die Lehre von der „ewigen Wiederkunft“, das heisst vom unbedingten und unendlich wiederholten Kreislauf aller Dinge — diese Lehre Zarathustra's könnte zuletzt auch schon von Heraklit gelehrt worden sein. Zum Mindesten hat die Stoa, die fast alle ihre grundsätzlichen Vorstellungen von Heraklit geerbt hat, Spuren davon. —

[«]

4.

Aus dieser Schrift redet eine ungeheure Hoffnung. Zuletzt fehlt mir jeder Grund, die Hoffnung auf eine dionysische Zukunft der Musik zurückzunehmen. Werfen wir einen Blick ein Jahrhundert voraus, setzen wir den Fall, dass mein Attentat auf zwei Jahrtausende Widernatur und Menschenschändung gelingt. Jene neue Partei des Lebens, welche die grösste aller Aufgaben, die Höherzüchtung der Menschheit in die Hände nimmt, eingerechnet die schonungslose Vernichtung alles Entartenden und Parasitischen, wird jenes Zuviel von Leben auf Erden wieder möglich machen, aus dem auch der dionysische Zustand wieder erwachsen muss. Ich verspreche ein tragisches Zeitalter: die höchste Kunst im Jasagen zum Leben, die Tragödie, wird wiedergeboren werden, wenn die Menschheit das Bewusstsein der härtesten, aber nothwendigsten Kriege hinter sich hat, ohne daran zu leiden... Ein Psychologe dürfte noch hinzufügen, dass was ich in jungen Jahren bei Wagnerischer Musik gehört habe, Nichts überhaupt mit Wagner zu thun hat; dass wenn ich die dionysische Musik beschrieb, ich das beschrieb, was ich gehört hatte, — dass ich instinktiv Alles in den neuen Geist übersetzen und transfiguriren musste, den ich in mir trug. Der Beweis dafür, so stark als nur ein Beweis sein kann, ist meine Schrift „Wagner in Bayreuth“: an allen psychologisch entscheidenden Stellen ist nur von mir die Rede, — man darf rücksichtslos meinen Namen oder das Wort „Zarathustra“ hinstellen, wo der Text das Wort Wagner giebt. Das ganze Bild des *dithyrambischen* Künstlers ist das Bild des *präexistenten* Dichters des Zarathustra, mit abgründlicher Tiefe hingezeichnet und ohne einen Augenblick die Wagnersche Realität auch nur zu berühren. Wagner selbst hatte einen Begriff davon; er erkannte sich in der Schrift nicht wieder. — Insgleichen hatte sich „der Gedanke von Bayreuth“ in Etwas verwandelt, das den Kennern meines Zarathustra kein Räthsel-Begriff sein wird: in jenen *grossen Mittag*, wo sich die Auserwähltesten zur grössten aller Aufgaben weihen — wer weiss? die Vision eines Festes, das ich noch erleben werde… Das Pathos der ersten Seiten ist welthistorisch; der *Blick*, von dem auf der siebenten Seite die Rede ist, ist der eigentliche Zarathustra-Blick; Wagner, Bayreuth, die ganze kleine deutsche Erbärmlichkeit ist eine Wolke, in der eine unendliche fata morgana der Zukunft sich spiegelt. Selbst psychologisch sind alle entscheidenden Züge meiner eignen Natur in die Wagners eingetragen — das Nebeneinander der lichtesten und verhängnissvollsten Kräfte, der Wille zur Macht, wie ihn nie ein Mensch besessen hat, die rücksichtslose Tapferkeit im Geistigen, die unbegrenzte Kraft zu lernen, ohne dass der Wille zur That damit erdrückt würde. Es ist Alles an dieser Schrift vorherverkündend: die Nähe der Wiederkunft des griechischen Geistes, die Nothwendigkeit von *Gegen-Alexandern*, welche den gordischen Knoten der griechischen Cultur wieder *binden*, nachdem er gelöst war… Man höre den welthistorischen Accent, mit dem auf Seite 30 der Begriff „tragische Gesinnung“ eingeführt wird: es sind lauter welthistorische Accente in dieser Schrift. Dies ist die fremdartigste „Objektivität“, die es geben kann: die absolute Gewissheit darüber, was ich *bin*, projicirte sich auf irgend eine zufällige Realität, — die Wahrheit über mich redete aus einer schauervollen Tiefe. Auf Seite 71 wird der *Stil* des Zarathustra mit einschneidender Sicherheit beschrieben und vorweggenommen; und niemals wird man einen grossartigeren Ausdruck für das *Ereigniss* Zarathustra, den Akt einer ungeheuren Reinigung und Weihung der Menschheit, finden, als er in den Seiten 43—46 gefunden ist. —

[«]

Die Unzeitgemässen.

1.

Die vier Unzeitgemässen sind durchaus kriegerisch. Sie beweisen, dass ich kein „Hans der Träumer“ war, dass es mir Vergnügen macht, den Degen zu ziehn, — vielleicht auch, dass ich das Handgelenk gefährlich frei habe. Der erste Angriff (1873) galt der deutschen Bildung, auf die ich damals schon mit schonungsloser Verachtung hinabblickte. Ohne Sinn, ohne Substanz, ohne Ziel: eine blosse „öffentliche Meinung“. Kein bösartigeres Missverständniss als zu glauben, der grosse Waffen-Erfolg der Deutschen beweise irgend Etwas zu Gunsten dieser Bildung — oder gar ihren Sieg über Frankreich… Die zweite Unzeitgemässe (1874) bringt das Gefährliche, das Leben-Annagende und -Vergiftende in unsrer Art des Wissenschafts-Betriebs an’s Licht —: das Leben krank an diesem entmenschten Räderwerk und Mechanismus, an der „Unpersönlichkeit“ des Arbeiters, an der falschen Ökonomie der „Theilung der Arbeit“. Der Zweck geht verloren, die Cultur: — das Mittel, der moderne Wissenschafts-Betrieb, barbarisirt… In dieser Abhandlung wurde der „historische Sinn“, auf den dies Jahrhundert stolz ist, zum ersten Mal als Krankheit erkannt, als typisches Zeichen des Verfalls. — In der dritten und vierten Unzeitgemässen werden, als Fingerzeige zu einem höheren Begriff der Cultur, zur Wiederherstellung des Begriffs „Cultur“, zwei Bilder der härtesten Selbstsucht, Selbstzucht dagegen aufgestellt, unzeitgemässe Typen par excellence, voll souverainer Verachtung gegen Alles, was um sie herum „Reich“, „Bildung“, „Christenthum“, „Bismarck“, „Erfolg“ hiess, — Schopenhauer und Wagner oder, mit Einem Wort, Nietzsche…

[«]

2.

Von diesen vier Attentaten hatte das erste einen ausserordentlichen Erfolg. Der Lärm, den es hervorrief, war in jedem Sinne prachtvoll. Ich hatte einer siegreichen Nation an ihre wunde Stelle gerührt, — dass ihr Sieg nicht ein Cultur-Ereigniss sei, sondern vielleicht, vielleicht etwas ganz Anderes… Die Antwort kam von allen Seiten und durchaus nicht bloss von den alten Freunden David Straussens, den ich als Typus eines deutschen Bildungsphilisters und satisfait, kurz als Verfasser seines Bierbank-Evangeliums vom „alten und neuen Glauben“ lächerlich gemacht hatte (— das Wort Bildungsphilister ist von meiner Schrift her in der Sprache übrig geblieben). Diese alten Freunde, denen ich als Würtembergern und Schwaben einen tiefen Stich versetzt hatte, als ich ihr Wunderthier, ihren Strauss komisch fand, antworteten so bieder und grob, als ich’s irgendwie wünschen konnte; die preussischen Entgegnungen waren klüger, — sie hatten mehr „Berliner Blau“ in sich. Das Unanständigste leistete ein Leipziger Blatt, die berüchtigten „Grenzboten“; ich hatte Mühe, die entrüsteten Basler von Schritten abzuhalten. Unbedingt für mich entschieden sich nur einige alte Herrn, aus gemischten und zum Theil unausfindlichen Gründen. Darunter Ewald in Göttingen, der zu verstehn gab, mein Attentat sei für Strauss tödtlich abgelaufen. Insgleichen der alte Hegelianer Bruno Bauer, an dem ich von da an einen meiner aufmerksamsten Leser gehabt habe. Er liebte es, in seinen letzten Jahren, auf mich zu verweisen, zum Beispiel Herrn von Treitschke, dem preussischen Historiographen, einen Wink zu geben, bei wem er sich Auskunft über den ihm verloren gegangnen Begriff „Cultur“ holen könne. Das Nachdenklichste, auch das Längste über die Schrift und ihren Autor wurde von einem alten Schüler des Philosophen von Baader gesagt, einem Professor Hoffmann in Würzburg. Er sah aus der Schrift eine grosse Bestimmung für mich voraus, — eine Art Krisis und höchste Entscheidung im Problem des Atheismus herbeizuführen, als dessen instinktivsten und rücksichtslosesten Typus er mich errieth. Der Atheismus war das, was mich zu Schopenhauer führte. — Bei weitem am besten gehört, am bittersten empfunden wurde eine ausserordentlich starke und tapfere Fürsprache des sonst so milden Karl Hillebrand, dieses letzten humanen Deutschen, der die Feder zu führen wusste. Man las seinen Aufsatz in der „Augsburger Zeitung“; man kann ihn heute, in einer etwas vorsichtigeren Form, in seinen gesammelten Schriften lesen. Hier war die Schrift als Ereigniss, Wendepunkt, erste Selbstbesinnung, allerbestes Zeichen dargestellt, als eine wirkliche Wiederkehr des deutschen Ernstes und der deutschen Leidenschaft in geistigen Dingen. Hillebrand war voll hoher Auszeichnung für die Form der Schrift, für ihren reifen Geschmack, für ihren vollkommnen Takt in der Unterscheidung von Person und Sache: er zeichnete sie als die beste polemische

Schrift aus, die deutsch geschrieben sei, — in der gerade für Deutsche so gefährlichen, so widerrathbaren Kunst der Polemik. Unbedingt jasagend, mich sogar in dem verschärfend, was ich über die Sprach-Verlumpung in Deutschland zu sagen gewagt hatte (— heute spielen sie die Puristen und können keinen Satz mehr bauen —), in gleicher Verachtung gegen die „ersten Schriftsteller“ dieser Nation, endete er damit, seine Bewunderung für meinen Muth auszudrücken — jenen „höchsten Muth, der gerade die Lieblinge eines Volks auf die Anklagebank bringt“… Die Nachwirkung dieser Schrift ist geradezu unschätzbar in meinem Leben. Niemand hat bisher mit mir Händel gesucht. Man schweigt, man behandelt mich in Deutschland mit einer düstern Vorsicht: ich habe seit Jahren von einer unbedingten Redefreiheit Gebrauch gemacht, zu der Niemand heute, am wenigsten im „Reich“, die Hand frei genug hat. Mein Paradies ist „unter dem Schatten meines Schwertes“… Im Grunde hatte ich eine Maxime Stendhals prakticirt: er räth an, seinen Eintritt in die Gesellschaft mit einem Duell zu machen. Und wie ich mir meinen Gegner gewählt hatte! den ersten deutschen Freigeist!… In der That, eine ganz neue Art Freigeisterei kam damit zum ersten Ausdruck: bis heute ist mir Nichts fremder und unverwandter als die ganze europäische und amerikanische Species von „libres penseurs“. Mit ihnen als mit unverbesserlichen Flachköpfen und Hanswürsten der „modernen Ideen“ befinde ich mich sogar in einem tieferen Zwiespalt als mit Irgendwem von ihren Gegnern. Sie wollen auch, auf ihre Art, die Menschheit „verbessern“, nach ihrem Bilde, sie würden gegen das, was ich bin, was ich will, einen unversöhnlichen Krieg machen, gesetzt dass sie es verstünden, — sie glauben allesammt noch ans „Ideal“… Ich bin der erste Immoralist —

[«]

3.

Dass die mit den Namen Schopenhauer und Wagner abgezeichneten Unzeitgemässen sonderlich zum Verständniss oder auch nur zur psychologischen Fragestellung beider Fälle dienen könnten, möchte ich nicht behaupten, Einzelnes, wie billig, ausgenommen. So wird zum Beispiel mit tiefer Instinkt-Sicherheit bereits hier das Elementarische in der Natur Wagners als eine Schauspieler-Begabung bezeichnet, die in seinen Mitteln und Absichten nur ihre Folgerungen zieht. Im Grunde wollte ich mit diesen Schriften Etwas ganz Andres als Psychologie treiben: — ein Problem der Erziehung ohne Gleichen, ein neuer Begriff der Selbst-

Zucht, Selbst-Vertheidigung bis zur Härte, ein Weg zur Grösse und zu welthistorischen Aufgaben verlangte nach seinem ersten Ausdruck. Ins Grosse gerechnet nahm ich zwei berühmte und ganz und <gar> noch unfestgestellte Typen beim Schopf, wie man eine Gelegenheit beim Schopf nimmt, um Etwas auszusprechen, um ein Paar Formeln, Zeichen, Sprachmittel mehr in der Hand zu haben. Dies ist zuletzt, mit vollkommen unheimlicher Sagacität, auf S. 93 der dritten Unzeitgemässen auch angedeutet. Dergestalt hat sich Plato des Sokrates bedient, als einer Semiotik für Plato. — Jetzt, wo ich aus einiger Ferne auf jene Zustände zurückblicke, deren Zeugniss diese Schriften sind, möchte ich nicht verleugnen, dass sie im Grunde bloss von mir reden. Die Schrift „Wagner in Bayreuth“ ist eine Vision meiner Zukunft; dagegen ist in „Schopenhauer als Erzieher“ meine innerste Geschichte, mein Werden eingeschrieben. Vor Allem mein Gelöbniss!... Was ich heute bin, wo ich heute bin — in einer Höhe, wo ich nicht mehr mit Worten, sondern mit Blitzen rede —, oh wie fern davon war ich damals noch! — Aber ich sah das Land, — ich betrog mich nicht einen Augenblick über Weg, Meer, Gefahr — und Erfolg! Die grosse Ruhe im Versprechen, dies glückliche Hinausschaun in eine Zukunft, welche nicht nur eine Verheissung bleiben soll! — Hier ist jedes Wort erlebt, tief, innerlich; es fehlt nicht am Schmerzlichsten, es sind Worte darin, die geradezu blutrünstig sind. Aber ein Wind der grossen Freiheit bläst über Alles weg; die Wunde selbst wirkt nicht als Einwand. — Wie ich den Philosophen verstehe, als einen furchtbaren Explosionsstoff, vor dem Alles in Gefahr ist, wie ich meinen Begriff „Philosoph“ meilenweit abtrenne von einem Begriff, der sogar noch einen Kant in sich schliesst, nicht zu reden von den akademischen „Wiederkäuern“ und andren Professoren der Philosophie: darüber giebt diese Schrift eine unschätzbare Belehrung, zugegeben selbst, dass hier im Grunde nicht „Schopenhauer als Erzieher“, sondern sein Gegensatz, „Nietzsche als Erzieher“, zu Worte kommt. — In Anbetracht, dass damals mein Handwerk das eines Gelehrten war, und, vielleicht auch, dass ich mein Handwerk verstand, ist ein herbes Stück Psychologie des Gelehrten nicht ohne Bedeutung, das in dieser Schrift plötzlich zum Vorschein kommt: es drückt das Distanz-Gefühl aus, die tiefe Sicherheit darüber, was bei mir Aufgabe, was bloss Mittel, Zwischenakt und Nebenwerk sein kann. Es ist meine Klugheit, Vieles und vielerorts gewesen zu sein, um Eins werden zu können, — um zu Einem kommen zu können. Ich musste eine Zeit lang auch Gelehrter sein. —

[«]

Menschliches, Allzumenschliches.

Mit zwei Fortsetzungen.

1.

„Menschliches, Allzumenschliches“ ist das Denkmal einer Krisis. Es heisst sich ein Buch für freie Geister: fast jeder Satz darin drückt einen Sieg aus — ich habe mich mit demselben vom Unzugehörigen in meiner Natur freigemacht. Unzugehörig ist mir der Idealismus: der Titel sagt „wo ihr ideale Dinge seht, sehe ich — Menschliches, ach nur Allzumenschliches!“… Ich kenne den Menschen besser… In keinem andren Sinne will das Wort „freier Geist“ hier verstanden werden: ein freigewordner Geist, der von sich selber wieder Besitz ergriffen hat. Der Ton, der Stimmklang hat sich völlig verändert: man wird das Buch klug, kühl, unter Umständen hart und spöttisch finden. Eine gewisse Geistigkeit vornehmen Geschmacks scheint sich beständig gegen eine leidenschaftlichere Strömung auf dem Grunde obenauf zu halten. In diesem Zusammenhang hat es Sinn, dass es eigentlich die hundertjährige Todesfeier Voltaire’s ist, womit sich die Herausgabe des Buchs schon für das Jahr 1878 gleichsam entschuldigt. Denn Voltaire ist, im Gegensatz zu allem, was nach ihm schrieb, vor allem ein grandseigneur des Geistes: genau das, was ich auch bin. — Der Name Voltaire auf einer Schrift von mir — das war wirklich ein Fortschritt — zu mir… Sieht man genauer zu, so entdeckt man einen unbarmherzigen Geist, der alle Schlupfwinkel kennt, wo das Ideal heimisch ist, — wo es seine Burgverliesse und gleichsam seine letzte Sicherheit hat. Eine Fackel in den Händen, die durchaus kein „fackelndes“ Licht giebt, mit einer schneidenden Helle wird in diese Unterwelt des Ideals hineingeleuchtet. Es ist der Krieg, aber der Krieg ohne Pulver und Dampf, ohne kriegerische Attitüden, ohne Pathos und verrenkte Gliedmaassen — dies Alles selbst wäre noch „Idealismus“. Ein Irrthum nach dem andern wird gelassen aufs Eis gelegt, das Ideal wird nicht widerlegt — es erfriert… Hier zum Beispiel erfriert „das Genie“; eine Ecke weiter erfriert „der Heilige“; unter einem dicken Eiszapfen erfriert „der Held“; am Schluss erfriert „der Glaube“, die sogenannte „Überzeugung“, auch das „Mitleiden“ kühlt sich bedeutend ab — fast überall erfriert „das Ding an sich“…

[«]

2.

Die Anfänge dieses Buchs gehören mitten in die Wochen der ersten Bayreuther Festspiele hinein; eine tiefe Fremdheit gegen Alles, was mich dort umgab, ist eine seiner Voraussetzungen. Wer einen Begriff davon hat, was für Visionen mir schon damals über den Weg gelaufen waren, kann errathen, wie mir zu Muthe war, als ich eines Tags in Bayreuth aufwachte. Ganz als ob ich träumte… Wo war ich doch? Ich erkannte Nichts wieder, ich erkannte kaum Wagner wieder. Umsonst blätterte ich in meinen Erinnerungen. Tribschen — eine ferne Insel der Glückseligen: kein Schatten von Ähnlichkeit. Die unvergleichlichen Tage der Grundsteinlegung, die kleine zugehörige Gesellschaft, die sie feierte und der man nicht erst Finger für zarte Dinge zu wünschen hatte: kein Schatten von Ähnlichkeit. Was war geschehn? — Man hatte Wagner ins Deutsche übersetzt! Der Wagnerianer war Herr über Wagner geworden! — Die deutsche Kunst! der deutsche Meister! das deutsche Bier!… Wir Andern, die wir nur zu gut wissen, zu was für raffinirten Artisten, zu welchem Cosmopolitismus des Geschmacks Wagners Kunst allein redet, waren ausser uns, Wagnern mit deutschen „Tugenden“ behängt wiederzufinden. — Ich denke, ich kenne den Wagnerianer, ich habe drei Generationen „erlebt“, vom seligen Brendel an, der Wagner mit Hegel verwechselte, bis zu den „Idealisten“ der Bayreuther Blätter, die Wagner mit sich selbst verwechseln, — ich habe alle Art Bekenntnisse „schöner Seelen“ über Wagner gehört. Ein Königreich für Ein gescheidtes Wort! — In Wahrheit, eine haarsträubende Gesellschaft! Nohl, Pohl, Kohl mit Grazie in infinitum! Keine Missgeburt fehlt darunter, nicht einmal der Antisemit. — Der arme Wagner! Wohin war er gerathen! — Wäre er doch wenigstens unter die Säue gefahren! Aber unter Deutsche!… Zuletzt sollte man, zur Belehrung der Nachwelt, einen echten Bayreuther ausstopfen, besser noch in Spiritus setzen, denn an Spiritus fehlt es —, mit der Unterschrift: so sah der „Geist“ aus, auf den hin man das „Reich“ gründete… Genug, ich reiste mitten drin für ein paar Wochen ab, sehr plötzlich, trotzdem dass eine charmante Pariserin mich zu trösten suchte; ich entschuldigte mich bei Wagner bloss mit einem fatalistischen Telegramm. In einem tief in Wäldern verborgnen Ort des Böhmerwalds, Klingenbrunn, trug ich meine Melancholie und Deutschen-Verachtung wie eine Krankheit mit mir herum — und schrieb von Zeit zu Zeit, unter dem Gesammttitel „die Pflugschar“, einen Satz in mein Taschenbuch, lauter harte Psychologica, die sich vielleicht in „Menschliches, Allzumenschliches“ noch wiederfinden lassen.

[«]

3.

Was sich damals bei mir entschied, war nicht etwa ein Bruch mit Wagner — ich empfand eine Gesammt-Abirrung meines Instinkts, von der der einzelne Fehlgriff, heisse er nun Wagner oder Basler Professur, bloss ein Zeichen war. Eine Ungeduld mit mir überfiel mich; ich sah ein, dass es die höchste Zeit war, mich auf mich zurückzubesinnen. Mit Einem Male war mir auf eine schreckliche Weise klar, wie viel Zeit bereits verschwendet sei, — wie nutzlos, wie willkürlich sich meine ganze Philologen-Existenz an meiner Aufgabe ausnehme. Ich schämte mich dieser falschen Bescheidenheit… Zehn Jahre hinter mir, wo ganz eigentlich die Ernährung des Geistes bei mir stillgestanden hatte, wo ich nichts Brauchbares hinzugelernt hatte, wo ich unsinnig Viel über einem Krimskrams verstaubter Gelehrsamkeit vergessen hatte. Antike Metriker mit Akribie und schlechten Augen durchkriechen — dahin war es mit mir gekommen! — Ich sah mit Erbarmen mich ganz mager, ganz abgehungert: die Realitäten fehlten geradezu innerhalb meines Wissens und die „Idealitäten“ taugten den Teufel was! — Ein geradezu brennender Durst ergriff mich: von da an habe ich in der That nichts mehr getrieben als Physiologie, Medizin und Naturwissenschaften, — selbst zu eigentlichen historischen Studien bin ich erst wieder zurückgekehrt, als die Aufgabe mich gebieterisch dazu zwang. Damals errieth ich auch zuerst den Zusammenhang zwischen einer instinktwidrig gewählten Thätigkeit, einem sogenannten „Beruf“, zu dem man am letzten berufen ist — und jenem Bedürfniss nach einer Betäubung des Öde- und Hungergefühls durch eine narkotische Kunst, — zum Beispiel durch die Wagnerische Kunst. Bei einem vorsichtigeren Umblick habe ich entdeckt, dass für eine grosse Anzahl junger Männer der gleiche Nothstand besteht: Eine Widernatur erzwingt förmlich eine zweite. In Deutschland, im „Reich“, um unzweideutig zu reden, sind nur zu Viele verurtheilt, sich unzeitig zu entscheiden und dann, unter einer unabwerfbar gewordnen Last, *hinzusiechen*… Diese verlangen nach Wagner als nach einem *Opiat*, — sie vergessen sich, sie werden sich einen Augenblick los… Was sage ich! *fünf bis sechs Stunden*! —

[«]

4.

Damals entschied sich mein Instinkt unerbittlich gegen ein noch längeres Nachgeben, Mitgehn, Mich-selbst-verwechseln. Jede Art Leben, die ungünstigsten Bedingungen, Krankheit, Armut — Alles schien mir jener unwürdigen „Selbstlosigkeit“ vorziehenswerth, in die ich zuerst aus Unwissenheit, aus *Jugend* gerathen war, in der ich später aus Trägheit, aus sogenanntem „Pflichtgefühl“ hängen geblieben war. — Hier kam mir, auf eine Weise, die ich nicht genug bewundern kann, und gerade zur rechten Zeit jene *schlimme* Erbschaft von Seiten meines Vaters her zu Hülfe, — im Grunde eine Vorbestimmung zu einem frühen Tode. Die Krankheit *löste mich langsam heraus*: sie ersparte mir jeden Bruch, jeden gewaltthätigen und anstössigen Schritt. Ich habe kein Wohlwollen damals eingebüsst und viel noch hinzugewonnen. Die Krankheit gab mir insgleichen ein Recht zu einer vollkommnen Umkehr aller meiner Gewohnheiten; sie erlaubte, sie *gebot* mir Vergessen; sie beschenkte mich mit der *Nöthigung* zum Stillliegen, zum Müssiggang, zum Warten und Geduldigsein… Aber das heisst ja denken!… Meine Augen allein machten ein Ende mit aller Bücherwürmerei, auf deutsch: Philologie: ich war vom „Buch“ erlöst, ich las jahrelang Nichts mehr — die *grösste* Wohlthat, die ich mir je erwiesen habe! — Jenes unterste Selbst, gleichsam verschüttet, gleichsam still geworden unter einem beständigen Hören-*Müssen* auf andre Selbste (— und das heisst ja lesen!) erwachte langsam, schüchtern, zweifelhaft, — aber endlich *redete es wieder*. Nie habe ich so viel Glück an mir gehabt, als in den kränksten und schmerzhaftesten Zeiten meines Lebens: man hat nur die „Morgenröthe“ oder etwa den „Wanderer und seinen Schatten“ sich anzusehn, um zu begreifen, was diese „Rückkehr zu *mir*“ war: eine höchste Art von *Genesung* selbst!… Die andre folgte bloss daraus. —

[«]

5.

Menschliches, Allzumenschliches, dies Denkmal einer rigorösen Selbstzucht, mit der ich bei mir allem eingeschleppten „höheren Schwindel“, „Idealismus“, „schönen Gefühl“ und andren Weiblichkeiten ein jähes Ende bereitete, wurde in allen Hauptsachen in Sorrent niedergeschrieben; es bekam seinen Schluss, seine endgültige Form in einem Basler Winter, unter ungleich ungünstigeren Verhältnissen als denen in Sorrent. Im Grunde hat Herr Peter Gast, damals an der Basler Universität studirend und mir sehr zugethan, das Buch auf dem Gewissen. Ich diktirte, den Kopf verbunden und schmerzhaft, er schrieb ab, er corrigirte auch, — er war im Grunde der eigentliche Schriftsteller, während ich bloss der Autor war. Als das Buch endlich fertig mir zu Händen kam — zur tiefen Verwunderung eines Schwerkranken —, sandte ich, unter Anderem, auch nach Bayreuth zwei Exemplare. Durch ein Wunder von Sinn im Zufall kam gleichzeitig bei mir ein schönes Exemplar des Parsifal-Textes an, mit Wagners Widmung an mich „seinem theuren Freunde Friedrich Nietzsche, Richard Wagner, Kirchenrath“. — Diese Kreuzung der zwei Bücher — mir war’s, als ob ich einen ominösen Ton dabei hörte. Klang es nicht, als ob sich Degen kreuzten?… Jedenfalls empfanden wir es beide so: denn wir schwiegen beide. — Um diese Zeit erschienen die ersten Bayreuther Blätter: ich begriff, wozu es höchste Zeit gewesen war. — Unglaublich! Wagner war fromm geworden…

[«]

6.

Wie ich damals (1876) über mich dachte, mit welcher ungeheuren Sicherheit ich meine Aufgabe und das Welthistorische an ihr in der Hand hielt, davon legt das ganze Buch, vor Allem aber eine sehr ausdrückliche Stelle Zeugniss ab: nur dass ich, mit der bei mir instinktiven Arglist, auch hier wieder das Wörtchen „ich“ umgieng und dies Mal nicht Schopenhauer oder Wagner, sondern einen meiner Freunde, den ausgezeichneten Dr. Paul Rée, mit einer welthistorischen Glorie überstrahlte — zum Glück ein viel zu feines Thier, als dass… Andre waren weniger fein: ich habe die Hoffnungslosen unter meinen Lesern, zum Beispiel den typischen deutschen Professor, immer daran erkannt, dass sie, auf diese Stelle hin, das ganze Buch als höheren Réealismus verstehn zu müssen glaubten… In Wahrheit enthielt es den Widerspruch gegen fünf, sechs Sätze meines Freundes: man möge darüber die Vorrede zur Genealogie der Moral nachlesen. — Die Stelle lautet: welches ist doch der Hauptsatz, zu dem einer der kühnsten und kältesten Denker, der Verfasser des Buchs „über den Ursprung der moralischen Empfindungen“ (lisez: Nietzsche, der erste Immoralist) vermöge seiner ein- und durchschneidenden Analysen des menschlichen Handelns gelangt ist? „Der moralische Mensch steht der intelligiblen Welt nicht näher als der physische — denn es giebt keine intelligible Welt…“ Dieser Satz, hart und schneidig geworden unter dem Hammerschlag der historischen Erkenntniss (lisez: Umwerthung aller Werthe) kann vielleicht einmal, in irgend welcher Zukunft — 1890! — als die Axt dienen, welche dem „metaphysischen Bedürfniss“ der Menschheit an die Wurzel gelegt wird, — ob mehr zum Segen oder zum Fluche der Menschheit, wer wüsste das zu sagen? Aber jedenfalls als ein Satz der erheblichsten Folgen, fruchtbar und furchtbar zugleich und mit jenem Doppelblick in die Welt sehend, welchen alle grossen Erkenntnisse haben …

[«]

Morgenröthe.

Gedanken über die Moral als Vorurtheil.

1.

Mit diesem Buche beginnt mein Feldzug gegen die Moral. Nicht dass es den geringsten Pulvergeruch an sich hätte: — man wird ganz andre und viel lieblichere Gerüche an ihm wahrnehmen, gesetzt, dass man einige Feinheit in den Nüstern hat. Weder grosses, noch auch kleines Geschütz: ist die Wirkung des Buchs negativ, so sind es seine Mittel um so weniger, diese Mittel, aus denen die Wirkung wie ein Schluss, nicht wie ein Kanonenschuss folgt. Dass man von dem Buche Abschied nimmt mit einer scheuen Vorsicht vor Allem, was bisher unter dem Namen Moral zu Ehren und selbst zur Anbetung gekommen ist, steht nicht im Widerspruch damit, dass im ganzen Buch kein negatives Wort vorkommt, kein Angriff, keine Bosheit, — dass es vielmehr in der Sonne liegt, rund, glücklich, einem Seegethier gleich, das zwischen Felsen sich sonnt. Zuletzt war ich's selbst, dieses Seegethier: fast jeder Satz des Buchs ist erdacht, erschlüpft in jenem Felsen-Wirrwarr nahe bei Genua, wo ich allein war und noch mit dem Meere Heimlichkeiten hatte. Noch jetzt wird mir, bei einer zufälligen Berührung dieses Buchs, fast jeder Satz zum Zipfel, an dem ich irgend etwas Unvergleichliches wieder aus der Tiefe ziehe: seine ganze Haut zittert von zarten Schaudern der Erinnerung. Die Kunst, die es voraus hat, ist keine kleine darin, Dinge, die leicht und ohne Geräusch vorbeihuschen, Augenblicke, die ich göttliche Eidechsen nenne, ein wenig fest zu machen — nicht etwa mit der Grausamkeit jenes jungen Griechengottes, der das arme Eidechslein einfach anspiesste, aber immerhin doch mit etwas Spitzem, mit der Feder… „Es giebt so viele Morgenröthen, die noch nicht geleuchtet haben" — diese indische Inschrift steht auf der Thür zu diesem Buche. Wo sucht sein Urheber jenen neuen Morgen, jenes bisher noch unentdeckte zarte Roth, mit dem wieder ein Tag — ah, eine ganze Reihe, eine ganze Welt neuer Tage! — anhebt? In einer Umwerthung aller Werthe, in einem Loskommen von allen

Moralwerthen, in einem Jasagen und Vertrauen-haben zu Alledem, was bisher verboten, verachtet, verflucht worden ist. Dies jasagende Buch strömt sein Licht, seine Liebe, seine Zärtlichkeit auf lauter schlimme Dinge aus, es giebt ihnen „die Seele“, das gute Gewissen, das hohe Recht und Vorrecht auf Dasein wieder zurück. Die Moral wird nicht angegriffen, sie kommt nur nicht mehr in Betracht… Dies Buch schliesst mit einem „Oder?“, — es ist das einzige Buch, das mit einem „Oder?“ schliesst…

[«]

2.

Meine Aufgabe, einen Augenblick höchster Selbstbesinnung der Menschheit vorzubereiten, einen grossen Mittag, wo sie zurückschaut und hinausschaut, wo sie aus der Herrschaft des Zufalls und der Priester heraustritt und die Frage des warum?, des wozu? zum ersten Male als Ganzes stellt —, diese Aufgabe folgt mit Nothwendigkeit aus der Einsicht, dass die Menschheit nicht von selber auf dem rechten Wege ist, dass sie durchaus nicht göttlich regiert wird, dass vielmehr gerade unter ihren heiligsten Werthbegriffen der Instinkt der Verneinung, der Verderbniss, der décadence-Instinkt verführerisch gewaltet hat. Die Frage nach der Herkunft der moralischen Werthe ist deshalb für mich eine Frage ersten Ranges, weil sie die Zukunft der Menschheit bedingt. Die Forderung, man solle glauben, dass Alles im Grunde in den besten Händen ist, dass ein Buch, die Bibel, eine endgültige Beruhigung über die göttliche Lenkung und Weisheit im Geschick der Menschheit giebt, ist, zurückübersetzt in die Realität, der Wille, die Wahrheit über das erbarmungswürdige Gegentheil davon nicht aufkommen zu lassen, nämlich, dass die Menschheit bisher in den schlechtesten Händen war, dass sie von den Schlechtweggekommenen, den Arglistig-Rachsüchtigen, den sogenannten „Heiligen“, diesen Weltverleumdern und Menschenschändern, regiert worden ist. Das entscheidende Zeichen, an dem sich ergiebt, dass der Priester (— eingerechnet die versteckten Priester, die Philosophen) nicht nur innerhalb einer bestimmten religiösen Gemeinschaft, sondern überhaupt Herr geworden ist, dass die décadence-Moral, der Wille zum Ende, als Moral an sich gilt, ist der unbedingte Werth, der dem Unegoistischen und die Feindschaft, die dem Egoistischen überall zu Theil wird. Wer über diesen Punkt mit mir uneins ist, den halte ich für inficirt… Aber alle Welt ist mit mir uneins… Für einen Physiologen lässt ein solcher Werth-Gegensatz gar keinen Zweifel. Wenn innerhalb des Organismus das geringste Organ in noch so kleinem Maasse nachlässt, seine Selbsterhaltung, seinen Kraftersatz, seinen „Egoismus“ mit vollkommner Sicherheit durchzusetzen, so entartet das Ganze. Der Physiologe verlangt Ausschneidung des entartenden Theils, er verneint jede Solidarität mit dem Entartenden, er ist am fernsten vom Mitleiden mit ihm. Aber der Priester will gerade die Entartung des Ganzen, der Menschheit: darum conservirt er das Entartende — um diesen Preis beherrscht er sie… Welchen Sinn haben jene Lügenbegriffe, die Hülfsbegriffe der Moral, „Seele“, „Geist“, „freier Wille“, „Gott“, wenn nicht den, die Menschheit physiologisch zu ruiniren?… Wenn man den Ernst von der Selbsterhaltung, Kraftsteigerung des Leibes, das heisst des Lebens ablenkt, wenn man aus der Bleichsucht ein Ideal, aus der Verachtung des Leibes „das Heil der Seele“ construirt, was ist das Anderes, als ein Recept zur décadence? — Der Verlust an Schwergewicht, der Widerstand gegen die natürlichen Instinkte, die „Selbstlosigkeit“ mit Einem Worte — das hiess bisher Moral… Mit der „Morgenröthe“ nahm ich zuerst den Kampf gegen die Entselbstungs-Moral auf. —

[«]

Die fröhliche Wissenschaft.

(„la gaya scienza“)

Die „Morgenröthe“ ist ein jasagendes Buch, tief, aber hell und gütig. Dasselbe gilt noch einmal und im höchsten Grade von der gaya scienza: fast in jedem Satz derselben halten sich Tiefsinn und Muthwillen zärtlich an der Hand. Ein Vers, welcher die Dankbarkeit für den wunderbarsten Monat Januar ausdrückt, den ich erlebt habe — das ganze Buch ist sein Geschenk — verräth zur Genüge, aus welcher Tiefe heraus hier die „Wissenschaft“ fröhlich geworden ist:

Der du mit dem Flammenspeere
Meiner Seele Eis zertheilt,
Dass sie brausend nun zum Meere
Ihrer höchsten Hoffnung eilt:
Heller stets und stets gesunder,
Frei im liebevollsten Muss —
Also preist sie deine Wunder,
Schönster Januarius!

Was hier „höchste Hoffnung“ heisst, wer kann darüber im Zweifel sein, der als Schluss des vierten Buchs die diamantene Schönheit der ersten Worte des Zarathustra aufglänzen sieht? — Oder der die granitnen Sätze am Ende des dritten Buchs liest, mit denen sich ein Schicksal für alle Zeiten zum ersten Male in Formeln fasst? — Die Lieder des Prinzen Vogelfrei, zum besten Theil in Sicilien gedichtet, erinnern ganz ausdrücklich an den provençalischen Begriff der „gaya scienza“, an jene Einheit von Sänger, Ritter und Freigeist, mit der sich jene wunderbare Frühkultur der Provençalen gegen alle zweideutigen Culturen abhebt; das allerletzte Gedicht zumal, „an den Mistral“, ein ausgelassenes Tanzlied, in dem, mit Verlaub! über die Moral hinweggetanzt wird, ist ein vollkommner Provençalismus. —

[«]

Also sprach Zarathustra.

Ein Buch für Alle und Keinen.

1.

Ich erzähle nunmehr die Geschichte des Zarathustra. Die Grundconception des Werks, der Ewige-Wiederkunfts-Gedanke, diese höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann —, gehört in den August des Jahres 1881: er ist auf ein Blatt hingeworfen, mit der Unterschrift: „6000 Fuss jenseits von Mensch und Zeit“. Ich gieng an jenem Tage am See von Silvaplana durch die Wälder; bei einem mächtigen pyramidal aufgethürmten Block unweit Surlei machte ich Halt. Da kam mir dieser Gedanke. — Rechne ich von diesem Tage ein paar Monate zurück, so finde ich, als Vorzeichen, eine plötzliche und im Tiefsten entscheidende Veränderung meines Geschmacks, vor Allem in der Musik. Man darf vielleicht den ganzen Zarathustra unter die Musik rechnen; — sicherlich war eine Wiedergeburt in der Kunst zu hören, eine Vorausbedingung dazu. In einem kleinen Gebirgsbade unweit Vicenza, Recoaro, wo ich den Frühling des Jahrs 1881 verbrachte, entdeckte ich, zusammen mit meinem maëstro und Freunde Peter Gast, einem gleichfalls „Wiedergebornen“, dass der Phönix Musik mit leichterem und leuchtenderem Gefieder, als er je gezeigt, an uns vorüberflog. Rechne ich dagegen von jenem Tage an vorwärts, bis zur plötzlichen und unter den unwahrscheinlichsten Verhältnissen eintretenden Niederkunft im Februar 1883 — die Schlusspartie, dieselbe, aus der ich im Vorwort ein paar Sätze citirt habe, wurde genau in der heiligen Stunde fertig gemacht, in der Richard Wagner in Venedig starb — so ergeben sich achtzehn Monate für die Schwangerschaft. Diese Zahl gerade von achtzehn Monaten dürfte den Gedanken nahelegen, unter Buddhisten wenigstens, dass ich im Grunde ein Elephanten-Weibchen bin. — In die Zwischenzeit gehört die „gaya scienza“, die hundert Anzeichen der Nähe von etwas Unvergleichlichem hat; zuletzt giebt sie den Anfang des Zarathustra selbst noch, sie giebt im vorletzten Stück des vierten Buchs den Grundgedanken des Zarathustra. —

Insgleichen gehört in diese Zwischenzeit jener Hymnus auf das Leben (für gemischten Chor und Orchester), dessen Partitur vor zwei Jahren bei E. W. Fritzsch in Leipzig erschienen ist: ein vielleicht nicht unbedeutendes Symptom für den Zustand dieses Jahres, wo das jasagende Pathos par excellence, von mir das tragische Pathos genannt, im höchsten Grade mir innewohnte. Man wird ihn später einmal zu meinem Gedächtniss singen. — Der Text, ausdrücklich bemerkt, weil ein Missverständniss darüber im Umlauf ist, ist nicht von mir: er ist die erstaunliche Inspiration einer jungen Russin, mit der ich damals befreundet war, des Fräulein Lou von Salomé. Wer den letzten Worten des Gedichts überhaupt einen Sinn zu entnehmen weiss, wird errathen, warum ich es vorzog und bewunderte: sie haben Grösse. Der Schmerz gilt nicht als Einwand gegen das Leben: „Hast du kein Glück mehr übrig mir zu geben, wohlan! noch hast du deine Pein…“ Vielleicht hat auch meine Musik an dieser Stelle Grösse. (Letzte Note der Oboe cis nicht c. Druckfehler.) — Den darauf folgenden Winter lebte ich in jener anmuthig stillen Bucht von Rapallo unweit Genua, die sich zwischen Chiavari und dem Vorgebirge Porto fino einschneidet. Meine Gesundheit war nicht die beste; der Winter kalt und über die Maassen regnerisch; ein kleines Albergo, unmittelbar am Meer gelegen, so dass die hohe See nachts den Schlaf unmöglich machte, bot ungefähr in Allem das Gegentheil vom Wünschenswerthen. Trotzdem und beinahe zum Beweis meines Satzes, dass alles Entscheidende „trotzdem“ entsteht, war es dieser Winter und diese Ungunst der Verhältnisse, unter denen mein Zarathustra entstand. — Den Vormittag stieg ich in südlicher Richtung auf der herrlichen Strasse nach Zoagli hin in die Höhe, an Pinien vorbei und weitaus das Meer überschauend; des Nachmittags, so oft es nur die Gesundheit erlaubte, umgieng ich die ganze Bucht von Santa Margherita bis hinter nach Porto fino. Dieser Ort und diese Landschaft ist durch die grosse Liebe, welche der unvergessliche deutsche Kaiser Friedrich der Dritte für sie fühlte, meinem Herzen noch näher gerückt; ich war zufällig im Herbst 1886 wieder an dieser Küste, als er zum letzten Mal diese kleine vergessne Welt von Glück besuchte. — Auf diesen beiden Wegen fiel mir der ganze erste Zarathustra ein, vor Allem Zarathustra selber, als Typus: richtiger, er überfiel mich…

[«]

2.

Um diesen Typus zu verstehn, muss man sich zuerst seine physiologische Voraussetzung klar machen: sie ist das, was ich die grosse Gesundheit nenne. Ich weiss diesen Begriff nicht besser, nicht persönlicher zu erläutern, als ich es schon gethan habe, in einem der Schlussabschnitte des fünften Buchs der „gaya scienza“. „Wir Neuen, Namenlosen, Schlechtverständlichen — heisst es daselbst — wir Frühgeburten einer noch unbewiesenen Zukunft, wir bedürfen zu einem neuen Zwecke auch eines neuen Mittels, nämlich einer neuen Gesundheit, einer stärkeren gewitzteren zäheren verwegneren lustigeren, als alle Gesundheiten bisher waren. Wessen Seele darnach dürstet, den ganzen Umfang der bisherigen Werthe und Wünschbarkeiten erlebt und alle Küsten dieses idealischen „Mittelmeers“ umschifft zu haben, wer aus den Abenteuern der eigensten Erfahrung wissen will, wie es einem Eroberer und Entdecker des Ideals zu Muthe ist, insgleichen einem Künstler, einem Heiligen, einem Gesetzgeber, einem Weisen, einem Gelehrten, einem Frommen, einem Göttlich-Abseitigen alten Stils: der hat dazu zu allererst Eins nöthig, die grosse Gesundheit — eine solche, welche man nicht nur hat, sondern auch beständig noch erwirbt und erwerben muss, weil man sie immer wieder preisgiebt, preisgeben muss… Und nun, nachdem wir lange dergestalt unterwegs waren, wir Argonauten des Ideals, muthiger vielleicht als klug ist und oft genug schiffbrüchig und zu Schaden gekommen, aber, wie gesagt, gesünder als man es uns erlauben möchte, gefährlich gesund, immer wieder gesund, — will es uns scheinen, als ob wir, zum Lohn dafür, ein noch unentdecktes Land vor uns haben, dessen Grenzen noch Niemand abgesehn hat, ein Jenseits aller bisherigen Länder und Winkel des Ideals, eine Welt so überreich an Schönem, Fremdem, Fragwürdigem, Furchtbarem und Göttlichem, dass unsre Neugierde sowohl als unser Besitzdurst ausser sich gerathen sind — ach, dass wir nunmehr durch Nichts mehr zu ersättigen sind!… Wie könnten wir uns, nach solchen Ausblicken und mit einem solchen Heisshunger in Wissen und Gewissen, noch am gegenwärtigen Menschen genügen lassen? Schlimm genug, aber es ist unvermeidlich, dass wir seinen würdigsten Zielen und Hoffnungen nun mit einem übel aufrecht erhaltenen Ernste zusehn und vielleicht nicht einmal mehr zusehn… Ein andres Ideal läuft vor uns her, ein wunderliches, versucherisches, gefahrenreiches Ideal, zu dem wir Niemanden überreden möchten, weil wir Niemandem so leicht das Recht darauf zugestehn: das Ideal eines Geistes, der naiv, das heisst ungewollt und aus überströmender Fülle und Mächtigkeit mit Allem spielt, was bisher heilig, gut, unberührbar, göttlich hiess; für den das Höchste, woran das Volk billigerweise sein Werthmaass hat, bereits so viel wie Gefahr, Verfall, Erniedrigung oder, mindestens, wie Erholung, Blindheit, zeitweiliges Selbstvergessen bedeuten würde; das Ideal eines menschlich-übermenschlichen Wohlseins und Wohlwollens, welches oft genug unmenschlich erscheinen wird, zum Beispiel, wenn es sich neben den ganzen bisherigen Erdenernst, neben alle bisherige Feierlichkeit in Gebärde, Wort, Klang, Blick, Moral und Aufgabe wie deren leibhafteste unfreiwillige Parodie hinstellt — und mit dem, trotzalledem, vielleicht der grosse Ernst erst anhebt, das eigentliche Fragezeichen erst gesetzt wird, das Schicksal der Seele sich wendet, der Zeiger rückt, die Tragödie beginnt…“

[«]

3.

— Hat Jemand, Ende des neunzehnten Jahrhunderts, einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter Inspiration nannten? Im andren Falle will ich’s beschreiben. — Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der That die Vorstellung, bloss Incarnation, bloss Mundstück, bloss medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung, in dem Sinn, dass plötzlich, mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit, Etwas sichtbar, hörbar wird, Etwas, das Einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Thatbestand. Man hört, man sucht nicht; man nimmt, man fragt nicht, wer da giebt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Nothwendigkeit, in der Form ohne Zögern, — ich habe nie eine Wahl gehabt. Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einen Thränenstrom auslöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürmt, bald langsam wird; ein vollkommnes Ausser-sich-sein mit dem distinktesten Bewusstsein einer Unzahl feiner Schauder und Überrieselungen bis in die Fusszehen; eine Glückstiefe, in der das Schmerzlichste und Düsterste nicht als Gegensatz wirkt, sondern als bedingt, als herausgefordert, sondern als eine nothwendige Farbe innerhalb eines solchen Lichtüberflusses; ein Instinkt rhythmischer Verhältnisse, der weite Räume von Formen überspannt — die Länge, das Bedürfniss nach einem weitgespannten Rhythmus ist beinahe das Maass für die Gewalt der Inspiration, eine Art Ausgleich gegen deren Druck und Spannung… Alles geschieht im höchsten Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturme von Freiheits-Gefühl, von Unbedingtsein, von Macht, von Göttlichkeit… Die Unfreiwilligkeit des Bildes, des Gleichnisses ist das Merkwürdigste; man hat keinen Begriff mehr, was Bild, was Gleichniss ist, Alles bietet sich als der nächste, der richtigste, der einfachste Ausdruck. Es scheint wirklich, um an ein Wort Zarathustra's zu erinnern, als ob die Dinge selber herankämen und sich zum Gleichnisse anböten (— „hier kommen alle Dinge liebkosend zu deiner Rede und schmeicheln dir: denn sie wollen auf deinem Rücken reiten. Auf jedem Gleichniss reitest du hier zu jeder Wahrheit. Hier springen dir alles Seins Worte und Wort-Schreine auf; alles Sein will hier Wort werden, alles Werden will von dir reden lernen —“). Dies ist meine Erfahrung von Inspiration; ich zweifle nicht, dass man Jahrtausende zurückgehn muss, um Jemanden zu finden, der mir sagen darf „es ist auch die meine“. —

[«]

4.

Ich lag ein Paar Wochen hinterdrein in Genua krank. Dann folgte ein schwermüthiger Frühling in Rom, wo ich das Leben hinnahm — es war nicht leicht. Im Grunde verdross mich dieser für den Dichter des Zarathustra unanständigste Ort der Erde, den ich nicht freiwillig gewählt hatte, über die Maassen; ich versuchte loszukommen, — ich wollte nach Aquila, dem Gegenbegriff von Rom, aus Feindschaft gegen Rom gegründet, wie ich einen Ort dereinst gründen werde, die Erinnerung an einen Atheisten und Kirchenfeind comme il faut, an einen meiner Nächstverwandten, den grossen Hohenstaufen-Kaiser Friedrich den Zweiten. Aber es war ein Verhängniss bei dem Allen: ich musste wieder zurück. Zuletzt gab ich mich mit der piazza Barberini zufrieden, nachdem mich meine Mühe um eine antichristliche Gegend müde gemacht hatte. Ich fürchte, ich habe einmal, um schlechten Gerüchen möglichst aus dem Wege zu gehn, im palazzo del Quirinale selbst nachgefragt, ob man nicht ein stilles Zimmer für einen Philosophen habe. — Auf einer loggia hoch über der genannten piazza, von der aus man Rom übersieht und tief unten die fontana rauschen hört, wurde jenes einsamste Lied gedichtet, das je gedichtet worden ist, das Nachtlied; um diese Zeit gieng immer eine Melodie von unsäglicher Schwermuth um mich herum, deren Refrain ich in den Worten wiederfand „todt vor Unsterblichkeit…“ Im Sommer, heimgekehrt zur heiligen Stelle, wo der erste Blitz des Zarathustra-Gedankens mir geleuchtet hatte, fand ich den zweiten Zarathustra. Zehn Tage genügten; ich habe in keinem Falle, weder beim ersten, noch beim dritten und letzten mehr gebraucht. Im Winter darauf, unter dem halkyonischen Himmel Nizza's, der damals zum ersten Male in mein Leben hineinglänzte, fand ich den dritten Zarathustra — und war fertig. Kaum ein Jahr, für's Ganze gerechnet. Viele verborgne Flecke und Höhen aus der Landschaft Nizza's sind mir durch unvergessliche Augenblicke geweiht; jene entscheidende Partie, welche den Titel „von alten und neuen Tafeln" trägt, wurde im beschwerlichsten Aufsteigen von der Station zu dem wunderbaren maurischen Felsenneste Eza gedichtet, — die Muskel-Behendheit war bei mir immer am grössten, wenn die schöpferische Kraft am reichsten floss. Der Leib ist begeistert: lassen wir die „Seele" aus dem Spiele… Man hat mich oft tanzen sehn können; ich konnte damals, ohne einen Begriff von Ermüdung, sieben, acht Stunden auf Bergen unterwegs sein. Ich schlief gut, ich lachte viel —, ich war von einer vollkomm<n>en Rüstigkeit und Geduld.

[«]

5.

Abgesehn von diesen Zehn-Tage-Werken waren die Jahre während und vor Allem nach dem Zarathustra ein Nothstand ohne Gleichen. Man büsst es theuer, unsterblich zu sein: man stirbt dafür mehrere Male bei Lebzeiten. — Es giebt Etwas, das ich die rancune des Grossen nenne: alles Grosse, ein Werk, eine That, wendet sich, einmal vollbracht, unverzüglich gegen den, der sie that. Ebendamit, dass er sie that, ist er nunmehr schwach, — er hält seine That nicht mehr aus, er sieht ihr nicht mehr in's Gesicht. Etwas hinter sich zu haben, das man nie wollen durfte, Etwas, worin der Knoten im Schicksal der Menschheit eingeknüpft ist — und es nunmehr auf sich haben!… Es zerdrückt beinahe… Die rancune des Grossen! — Ein Andres ist die schauerliche Stille, die man um sich hört. Die Einsamkeit hat sieben Häute; es geht Nichts mehr hindurch. Man kommt zu Menschen, man begrüsst Freunde: neue Öde, kein Blick grüsst mehr. Im besten Falle eine Art Revolte. Eine solche Revolte erfuhr ich, in sehr verschiednem Grade, aber fast von Jedermann, der mir nahe stand; es scheint, dass Nichts tiefer beleidigt als plötzlich eine Distanz merken zu lassen, — die vornehmen Naturen, die nicht zu leben wissen, ohne zu verehren, sind selten. — Ein Drittes ist die absurde Reizbarkeit der Haut gegen kleine Stiche, eine Art Hülflosigkeit vor allem Kleinen. Diese scheint mir in der ungeheuren Verschwendung aller Defensiv-Kräfte bedingt, die jede schöpferische That, jede That aus dem Eigensten, Innersten, Untersten heraus zur Voraussetzung hat. Die kleinen Defensiv-Vermögen sind damit gleichsam ausgehängt; es fliesst ihnen keine Kraft mehr zu. — Ich wage noch anzudeuten, dass man schlechter verdaut, ungern sich bewegt, den Frostgefühlen, auch dem Misstrauen allzu offen steht, — dem Misstrauen, das in vielen Fällen bloss ein ätiologischer Fehlgriff ist. In einem solchen Zustande empfand ich einmal die Nähe einer Kuhheerde, durch Wiederkehr milderer, menschenfreundlicherer Gedanken, noch bevor ich sie sah: das hat Wärme in sich…

[«]

6.

Dieses Werk steht durchaus für sich. Lassen wir die Dichter bei Seite: es ist vielleicht überhaupt nie Etwas aus einem gleichen Überfluss von Kraft heraus gethan worden. Mein Begriff „dionysisch" wurde hier höchste That; an ihr gemessen erscheint der ganze Rest von menschlichem Thun als arm und bedingt. Dass ein Goethe, ein Shakespeare nicht einen Augenblick in dieser ungeheuren Leidenschaft und Höhe zu athmen wissen würde, dass Dante, gegen Zarathustra gehalten, bloss ein Gläubiger ist und nicht Einer, der die Wahrheit erst schafft, ein weltregierender Geist, ein Schicksal —, dass die Dichter des Veda Priester sind und nicht einmal würdig, die Schuhsohlen eines Zarathustra zu lösen, das ist Alles das Wenigste und giebt keinen Begriff von der Distanz, von der azurnen Einsamkeit, in der dies Werk lebt. Zarathustra hat ein ewiges Recht zu sagen: „ich schliesse Kreise um mich und heilige Grenzen; immer Wenigere steigen mit mir auf immer höhere Berge, — ich baue ein Gebirge aus immer heiligeren Bergen." Man rechne den Geist und die Güte aller grossen Seelen in Eins: alle zusammen wären nicht im Stande, Eine Rede Zarathustras hervorzubringen. Die Leiter ist ungeheuer, auf der er auf und nieder steigt; er hat weiter gesehn, weiter gewollt, weiter gekonnt, als irgend ein Mensch. Er widerspricht mit jedem Wort, dieser jasagendste aller Geister; in ihm sind alle Gegensätze zu einer neuen Einheit gebunden. Die höchsten und die untersten Kräfte der menschlichen Natur, das Süsseste, Leichtfertigste und Furchtbarste strömt aus Einem Born mit unsterblicher Sicherheit hervor. Man weiss bis dahin nicht, was Höhe, was Tiefe ist; man weiss noch weniger, was Wahrheit ist. Es ist kein Augenblick in dieser Offenbarung der Wahrheit, der schon vorweggenommen, von Einem der Grössten errathen worden wäre. Es giebt keine Weisheit, keine Seelen-Erforschung, keine Kunst zu reden vor Zarathustra; das Nächste, das Alltäglichste redet hier von unerhörten Dingen. Die Sentenz von Leidenschaft zitternd; die Beredsamkeit Musik geworden; Blitze vorausgeschleudert nach bisher unerrathenen Zukünften. Die mächtigste Kraft zum Gleichniss, die bisher da war, ist arm und Spielerei gegen diese Rückkehr der Sprache zur Natur der Bildlichkeit. — Und wie Zarathustra herabsteigt und zu Jedem das Gütigste sagt! Wie er selbst seine Widersacher, die Priester, mit zarten Händen anfasst und mit ihnen an ihnen leidet! — Hier ist in jedem Augenblick der Mensch überwunden, der Begriff „Übermensch“ ward hier höchste Realität, — in einer unendlichen Ferne liegt alles das, was bisher gross am Menschen hiess, unter ihm. Das Halkyonische, die leichten Füsse, die Allgegenwart von Bosheit und Übermuth und was sonst Alles typisch ist für den Typus Zarathustra ist nie geträumt worden als wesentlich zur Grösse. Zarathustra fühlt sich gerade in diesem Umfang an Raum, in dieser Zugänglichkeit zum Entgegengesetzten als die höchste Art alles Seienden; und wenn man hört, wie er diese definirt, so wird man darauf verzichten, nach seinem Gleichniss zu suchen.

— die Seele, welche die längste Leiter hat und am tiefsten hinunter kann,
die umfänglichste Seele, welche am weitesten in sich laufen und irren und schweifen kann,
die nothwendigste, welche sich mit Lust in den Zufall stürzt,
die seiende Seele, welche ins Werden, die habende, welche ins Wollen und Verlangen will —
die sich selber fliehende, welche sich selber in weitesten Kreisen einholt,
die weiseste Seele, welcher die Narrheit am süssesten zuredet,
die sich selber liebendste, in der alle Dinge ihr Strömen und Wiederströmen und Ebbe und Fluth haben — —

Aber das ist der Begriff des Dionysos selbst. — Eben dahin führt eine andre Erwägung. Das psychologische Problem im Typus des Zarathustra ist, wie der, welcher in einem unerhörten Grade Nein sagt, Nein thut, zu Allem, wozu man bisher Ja sagte, trotzdem der Gegensatz eines neinsagenden Geistes sein kann; wie der das Schwerste von Schicksal, ein Verhängniss von Aufgabe tragende Geist trotzdem der leichteste und jenseitigste sein kann — Zarathustra ist ein Tänzer —; wie der, welcher die härteste, die furchtbarste Einsicht in die Realität hat, welcher den „abgründlichsten Gedanken“ gedacht hat, trotzdem darin keinen Einwand gegen das Dasein, selbst nicht gegen dessen ewige Wiederkunft findet, — vielmehr einen Grund noch hinzu, das ewige Ja zu allen Dingen selbst zu sein, „das ungeheure unbegrenzte Ja- und Amen-sagen“… „In alle Abgründe trage ich noch mein segnendes Jasagen“... Aber das ist der Begriff des Dionysos noch einmal.

[«]

7.

— Welche Sprache wird ein solcher Geist reden, wenn er mit sich allein redet? Die Sprache des Dithyrambus. Ich bin der Erfinder des Dithyrambus. Man höre, wie Zarathustra vor Sonnenaufgang (III, 18) mit sich redet: ein solches smaragdenes Glück, eine solche göttliche Zärtlichkeit hatte noch keine Zunge vor mir. Auch die tiefste Schwermuth eines solchen Dionysos wird noch Dithyrambus; ich nehme, zum Zeichen, das Nachtlied, die unsterbliche Klage, durch die Überfülle von Licht und Macht, durch seine Sonnen-Natur, verurtheilt zu sein, nicht zu lieben.

> Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.
> Nacht ist es: nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden.
> Ein Ungestilltes, Unstillbares ist in mir, das will laut werden. Eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe.
> Licht bin ich: ach dass ich Nacht wäre! Aber dies ist meine Einsamkeit, dass ich von Licht umgürtet bin.
> Ach, dass ich dunkel wäre und nächtig! Wie wollte ich an den Brüsten des Lichts saugen!
> Und euch selber wollte ich noch segnen, ihr kleinen Funkelsterne und Leuchtwürmer droben! — und selig sein ob eurer Licht-Geschenke.
> Aber ich lebe in meinem eignen Lichte, ich trinke die Flammen in mich zurück, die aus mir brechen.
> Ich kenne das Glück des Nehmenden nicht; und oft träumte mir davon, dass Stehlen noch seliger sein müsse als Nehmen.
> Das ist meine Armuth, dass meine Hand niemals ausruht vom Schenken; das ist mein Neid, dass ich wartende Augen sehe und die erhellten Nächte der Sehnsucht.
> Oh Unseligkeit aller Schenkenden! Oh Verfinsterung meiner Sonne! Oh

Begierde nach Begehren! Oh Heisshunger in der Sättigung!

Sie nehmen von mir: aber rühre ich noch an ihre Seele? Eine Kluft ist zwischen Nehmen und Geben; und die kleinste Kluft ist am letzten zu überbrücken.

Ein Hunger wächst aus meiner Schönheit: wehethun möchte ich denen, welchen ich leuchte, berauben möchte ich meine Beschenkten, — also hungere ich nach Bosheit.

Die Hand zurückziehend, wenn sich schon ihr die Hand entgegenstreckt; dem Wasserfall gleich, der noch im Sturze zögert: also hungere ich nach Bosheit.

Solche Rache sinnt meine Fülle aus, solche Tücke quillt aus meiner Einsamkeit.

Mein Glück im Schenken erstarb im Schenken, meine Tugend wurde ihrer selber müde an ihrem Überflusse!

Wer immer schenkt, dessen Gefahr ist, dass er die Scham verliere; wer immer austheilt, dessen Hand und Herz hat Schwielen vor lauter Austheilen.

Mein Auge quillt nicht mehr über vor der Scham der Bittenden; meine Hand wurde zu hart für das Zittern gefüllter Hände.

Wohin kam die Thräne meinem Auge und der Flaum meinem Herzen? Oh Einsamkeit aller Schenkenden! Oh Schweigsamkeit aller Leuchtenden!

Viel Sonnen kreisen im öden Raume: zu Allem, was dunkel ist, reden sie mit ihrem Lichte — mir schweigen sie.

Oh dies ist die Feindschaft des Lichts gegen Leuchtendes: erbarmungslos wandelt es seine Bahnen.

Unbillig gegen Leuchtendes im tiefsten Herzen, kalt gegen Sonnen — also wandelt jede Sonne.

Einem Sturme gleich wandeln die Sonnen ihre Bahnen, ihrem unerbittlichen Willen folgen sie, das ist ihre Kälte.

Oh ihr erst seid es, ihr Dunklen, ihr Nächtigen, die ihr Wärme schafft aus Leuchtendem! Oh ihr erst trinkt euch Milch und Labsal aus des Lichtes Eutern!

Ach, Eis ist um mich, meine Hand verbrennt sich an Eisigem! Ach, Durst ist in mir, der schmachtet nach eurem Durste.

Nacht ist es: ach dass ich Licht sein muss! Und Durst nach Nächtigem! Und Einsamkeit!

Nacht ist es: nun bricht wie ein Born aus mir mein Verlangen, — nach Rede verlangt mich.

Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden. —

8.

Dergleichen ist nie gedichtet, nie gefühlt, nie gelitten worden: so leidet ein Gott, ein Dionysos. Die Antwort auf einen solchen Dithyrambus der Sonnen-Vereinsamung im Lichte wäre Ariadne… Wer weiss ausser mir, was Ariadne ist!… Von allen solchen Räthseln hatte Niemand bisher die Lösung, ich zweifle, dass je Jemand auch hier nur Räthsel sah. — Zarathustra bestimmt einmal, mit Strenge, seine Aufgabe — es ist auch die meine —, dass man sich über den Sinn nicht vergreifen kann: er ist jasagend bis zur Rechtfertigung, bis zur Erlösung auch alles Vergangenen.

> Ich wandle unter Menschen als unter Bruchstücken der Zukunft: jener Zukunft, die ich schaue.
> Und das ist all mein Dichten und Trachten, dass ich in Eins dichte und zusammentrage, was Bruchstück ist und Räthsel und grauser Zufall.
> Und wie ertrüge ich es Mensch zu sein, wenn der Mensch nicht auch Dichter und Räthselrather und Erlöser des Zufalls wäre?
> Die Vergangnen zu erlösen und alles „Es war“ umzuschaffen in ein „So wollte ich es!“ — das hiesse mir erst Erlösung.

An einer andren Stelle bestimmt er so streng als möglich, was für ihn allein „der Mensch“ sein kann — kein Gegenstand der Liebe oder gar des Mitleidens — auch über den grossen Ekel am Menschen ist Zarathustra Herr geworden: der Mensch ist ihm eine Unform, ein Stoff, ein hässlicher Stein, der des Bildners bedarf.

> Nicht-mehr-wollen und Nicht-mehr-schätzen und Nicht-mehr-schaffen: oh dass diese grosse Müdigkeit mir stets ferne bleibe!
> Auch im Erkennen fühle ich nur meines Willens Zeuge- und Werdelust; und wenn Unschuld in meiner Erkenntniss ist, so geschieht dies, weil Wille zur Zeugung in ihr ist.
> Hinweg von Gott und Göttern lockte mich dieser Wille: was wäre denn zu schaffen, wenn Götter — da wären?
> Aber zum Menschen treibt er mich stets von Neuem, mein inbrünstiger

> Schaffens-Wille; so treibt's den Hammer hin zum Steine.
> Ach, ihr Menschen, im Steine schläft mir ein Bild, das Bild der Bilder! Ach, dass es im härtesten, hässlichsten Steine schlafen muss!
> *Nun wüthet mein Hammer grausam gegen sein Gefängniss.* Vom Steine stäuben Stücke: was schiert mich das!
> Vollenden will ich's, denn ein Schatten kam zu mir, — aller Dinge Stillstes und Leichtestes kam einst zu mir!
> Des Übermenschen Schönheit kam zu mir als Schatten: was gehen mich noch — die Götter an! …

Ich hebe einen letzten Gesichtspunkt hervor: der unterstrichne Vers giebt den Anlass hierzu. Für eine *dionysische* Aufgabe gehört die Härte des Hammers, die *Lust selbst am Vernichten* in entscheidender Weise zu den Vorbedingungen. Der Imperativ „werdet hart!“, die unterste Gewissheit darüber, *dass alle Schaffenden hart sind*, ist das eigentliche Abzeichen einer dionysischen Natur. —

[«]

Jenseits von Gut und Böse.

Vorspiel
einer Philosophie der Zukunft.

1.

Die Aufgabe für die nunmehr folgenden Jahre war so streng als möglich vorgezeichnet. Nachdem der jasagende Theil meiner Aufgabe gelöst war, kam die neinsagende, neinthuende Hälfte derselben an die Reihe: die Umwerthung der bisherigen Werthe selbst, der grosse Krieg, — die Heraufbeschwörung eines Tags der Entscheidung. Hier ist eingerechnet der langsame Umblick nach Verwandten, nach Solchen, die aus der Stärke heraus zum Vernichten mir die Hand bieten würden. — Von da an sind alle meine Schriften Angelhaken: vielleicht verstehe ich mich so gut als Jemand auf Angeln?… Wenn Nichts sich fieng, so liegt die Schuld nicht an mir. Die Fische fehlten…

[«]

2.

Dies Buch (1886) ist in allem Wesentlichen eine Kritik der Modernität, die modernen Wissenschaften, die modernen Künste, selbst die moderne Politik nicht ausgeschlossen, nebst Fingerzeigen zu einem Gegensatz-Typus, der so wenig modern als möglich ist, einem vornehmen, einem jasagenden Typus. Im letzteren Sinne ist das Buch eine Schule des gentilhomme, der Begriff geistiger und radikaler genommen als er je genommen worden ist. Man muss Muth im Leibe haben, ihn auch nur auszuhalten, man muss das Fürchten nicht gelernt haben… Alle die Dinge, worauf das Zeitalter stolz ist, werden als Widerspruch zu diesem Typus empfunden, als schlechte Manieren beinahe, die berühmte „Objektivität“ zum Beispiel, das „Mitgefühl mit allem Leidenden“, der

„historische Sinn“ mit seiner Unterwürfigkeit vor fremdem Geschmack, mit seinem Auf-dem-Bauch-liegen vor petits faits, die „Wissenschaftlichkeit“. — Erwägt man, dass das Buch nach dem Zarathustra folgt, so erräth man vielleicht auch das diätetische régime, dem es eine Entstehung verdankt. Das Auge, verwöhnt durch eine ungeheure Nöthigung fern zu sehn — Zarathustra ist weitsichtiger noch als der Czar —, wird hier gezwungen, das Nächste, die Zeit, das Um-uns scharf zu fassen. Man wird in allen Stücken, vor Allem auch in der Form, eine gleiche willkürliche Abkehr von den Instinkten finden, aus denen ein Zarathustra möglich wurde. Das Raffinement in Form, in Absicht, in der Kunst des Schweigens, ist im Vordergrunde, die Psychologie wird mit eingeständlicher Härte und Grausamkeit gehandhabt, — das Buch entbehrt jedes gutmüthigen Worts… Alles das erholt: wer erräth zuletzt, welche Art Erholung eine solche Verschwendung von Güte, wie der Zarathustra ist, nöthig macht?… Theologisch geredet — man höre zu, denn ich rede selten als Theologe — war es Gott selber, der sich als Schlange am Ende seines Tagewerks unter den Baum der Erkenntniss legte: er erholte sich so davon, Gott zu sein… Er hatte Alles zu schön gemacht… Der Teufel ist bloss der Müssiggang Gottes an jedem siebenten Tage…

[«]

Genealogie der Moral.

Eine Streitschrift.

Die drei Abhandlungen, aus denen diese Genealogie besteht, sind vielleicht in Hinsicht auf Ausdruck, Absicht und Kunst der Überraschung, das Unheimlichste, was bisher geschrieben worden ist. Dionysos ist, man weiss es, auch der Gott der Finsterniss. — Jedes Mal ein Anfang, der irre führen *soll*, kühl, wissenschaftlich, ironisch selbst, absichtlich Vordergrund, absichtlich hinhaltend. Allmählich mehr Unruhe; vereinzeltes Wetterleuchten; sehr unangenehme Wahrheiten aus der Ferne her mit dumpfem Gebrumm laut werdend, — bis endlich ein tempo feroce erreicht ist, wo Alles mit ungeheurer Spannung vorwärts treibt. Am Schluss jedes Mal, unter vollkommen schauerlichen Detonationen, eine *neue* Wahrheit zwischen dicken Wolken sichtbar. — Die Wahrheit der *ersten* Abhandlung ist die Psychologie des Christenthums: die Geburt des Christenthums aus dem Geiste des Ressentiment, *nicht*, wie wohl geglaubt wird, aus dem „Geiste“, — eine Gegenbewegung ihrem Wesen nach, der grosse Aufstand gegen die Herrschaft *vornehmer* Werthe. Die *zweite* Abhandlung giebt die Psychologie des *Gewissens*: dasselbe ist *nicht*, wie wohl geglaubt wird, „die Stimme Gottes im Menschen“, — es ist der Instinkt der Grausamkeit, der sich rückwärts wendet, nachdem er nicht mehr nach aussen hin sich entladen kann. Die Grausamkeit als einer der ältesten und unwegdenkbarsten Cultur-Untergründe hier zum ersten Male ans Licht gebracht. Die *dritte* Abhandlung giebt die Antwort auf die Frage, woher die ungeheure *Macht* des asketischen Ideals, des Priester-Ideals, stammt, obwohl dasselbe das *schädliche* Ideal par excellence, ein Wille zum Ende, ein décadence-Ideal ist. Antwort: *nicht*, weil Gott hinter den Priestern thätig ist, was wohl geglaubt wird, sondern faute de mieux, — weil es das einzige Ideal bisher war, weil es keinen Concurrenten hatte. „Denn der Mensch will lieber noch das Nichts wollen als *nicht* wollen“… Vor allem fehlte ein *Gegen-Ideal — bis auf Zarathustra*. — Man hat mich verstanden. Drei entscheidende Vorarbeiten eines Psychologen für eine Umwerthung aller Werthe. — Dies Buch enthält die erste Psychologie des Priesters.

[«]

Götzen-Dämmerung.

Wie man mit dem Hammer philosophirt.

1.

Diese Schrift von noch nicht 150 Seiten, heiter und verhängnissvoll im Ton, ein Dämon, welcher lacht —, das Werk von so wenig Tagen, dass ich Anstand nehme, ihre Zahl zu nennen, ist unter Büchern überhaupt die Ausnahme: es giebt nichts Substanzenreicheres, Unabhängigeres, Umwerfenderes, — Böseres. Will man sich kurz einen Begriff davon geben, wie vor mir Alles auf dem Kopfe stand, so mache man den Anfang mit dieser Schrift. Das, was Götze auf dem Titelblatt heisst, ist ganz einfach das, was bisher Wahrheit genannt wurde. Götzen-Dämmerung — auf deutsch: es geht zu Ende mit der alten Wahrheit…

[«]

2.

Es giebt keine Realität, keine „Idealität“, die in dieser Schrift nicht berührt würde (— berührt: was für ein vorsichtiger Euphemismus!…) Nicht bloss die ewigen Götzen, auch die allerjüngsten, folglich altersschwächsten. Die „modernen Ideen“ zum Beispiel. Ein grosser Wind bläst zwischen den Bäumen, und überall fallen Früchte nieder — Wahrheiten. Es ist die Verschwendung eines allzureichen Herbstes darin: man stolpert über Wahrheiten, man tritt selbst einige todt, — es sind ihrer zu viele… Was man aber in die Hände bekommt, das ist nichts Fragwürdiges mehr, das sind Entscheidungen. Ich erst habe den Maassstab für „Wahrheiten“ in der Hand, ich kann erst entscheiden. Wie als ob in mir ein zweites Bewusstsein gewachsen wäre, wie als ob sich in mir „der Wille“ ein Licht angezündet hätte über die schiefe Bahn, auf der er bisher abwärts lief… Die schiefe Bahn — man nannte sie den Weg zur „Wahrheit“… Es ist zu Ende mit allem „dunklen Drang“, der gute Mensch gerade war sich am wenigsten des rechten Wegs bewusst… Und allen Ernstes, Niemand wusste vor mir den rechten Weg, den Weg aufwärts: erst von mir an giebt es wieder Hoffnungen, Aufgaben, vorzuschreibende Wege der Cultur — ich bin deren froher Botschafter… Eben damit bin ich auch ein Schicksal. — —

[«]

3.

Unmittelbar nach Beendigung des eben genannten Werks und ohne auch nur einen Tag zu verlieren, griff ich die ungeheure Aufgabe der Umwerthung an, in einem souverainen Gefühl von Stolz, dem Nichts gleichkommt, jeden Augenblick meiner Unsterblichkeit gewiss und Zeichen für Zeichen mit der Sicherheit eines Schicksals in eherne Tafeln grabend. Das Vorwort entstand am 3. September 1888: als ich Morgens, nach dieser Niederschrift, ins Freie trat, fand ich den schönsten Tag vor mir, den das Oberengadin mir je gezeigt hat — durchsichtig, glühend in den Farben, alle Gegensätze, alle Mitten zwischen Eis und Süden in sich schliessend. — Erst am 20. September verliess ich Sils-Maria, durch Überschwemmungen zurückgehalten, zuletzt bei weitem der einzige Gast dieses wunderbaren Orts, dem meine Dankbarkeit das Geschenk eines unsterblichen Namens machen will. Nach einer Reise mit Zwischenfällen, sogar mit einer Lebensgefahr im überschwemmten Como, das ich erst tief in der Nacht erreichte, kam ich am Nachmittag des 21. in Turin an, meinem bewiesenen Ort, meiner Residenz von nun an. Ich nahm die gleiche Wohnung wieder, die ich im Frühjahr innegehabt hatte, via Carlo Alberto 6, III, gegenüber dem mächtigen palazzo Carignano, in dem Vittore Emanuele geboren ist, mit dem Blick auf die piazza Carlo Alberto und drüber hinaus auf’s Hügelland. Ohne Zögern und ohne mich einen Augenblick abziehn zu lassen, gieng ich wieder an die Arbeit: es war nur das letzte Viertel des Werks noch abzuthun. Am 30. September grosser Sieg; Beendigung der Umwerthung; Müssiggang eines Gottes am Po entlang. Am gleichen Tage schrieb ich noch das Vorwort zur „Götzen-Dämmerung“, deren Druckbogen zu corrigiren meine Erholung im September gewesen war. — Ich habe nie einen solchen Herbst erlebt, auch nie Etwas der Art auf Erden für möglich gehalten, — ein Claude Lorrain ins Unendliche gedacht, jeder Tag von gleicher unbändiger Vollkommenheit. —

[«]

Der Fall Wagner.

Ein Musikanten-Problem.

1.

Um dieser Schrift gerecht zu werden, muss man am Schicksal der Musik wie an einer offnen Wunde leiden. — Woran ich leide, wenn ich am Schicksal der Musik leide? Daran, dass die Musik um ihren weltverklärenden, jasagenden Charakter gebracht worden ist, — dass sie décadence-Musik und nicht mehr die Flöte des Dionysos ist… Gesetzt aber, dass man dergestalt die Sache der Musik wie seine eigene Sache, wie seine eigene Leidensgeschichte fühlt, so wird man diese Schrift voller Rücksichten und über die Maassen mild finden. In solchen Fällen heiter sein und sich gutmüthig mit verspotten — ridendo dicere severum, wo das verum dicere jede Härte rechtfertigen würde — ist die Humanität selbst. Wer zweifelt eigentlich daran, dass ich, als der alte Artillerist, der ich bin, es in der Hand habe, gegen Wagner mein schweres Geschütz aufzufahren? — Ich hielt alles Entscheidende in dieser Sache bei mir zurück, — ich habe Wagner geliebt. — Zuletzt liegt ein Angriff auf einen feineren „Unbekannten“, den nicht leicht ein Anderer erräth, im Sinn und Wege meiner Aufgabe — oh ich habe noch ganz andre „Unbekannte“ aufzudecken als einen Cagliostro der Musik — noch mehr freilich ein Angriff auf die in geistigen Dingen immer träger und instinktärmer, immer ehrlicher werdende deutsche Nation, die mit einem beneidenswerthen Appetit fortfährt, sich von Gegensätzen zu nähren und „den Glauben“ so gut wie die Wissenschaftlichkeit, die „christliche Liebe“ so gut wie den Antisemitismus, den Willen zur Macht (zum „Reich“) so gut wie das évangile des humbles ohne Verdauungsbeschwerden hinunterschluckt… Dieser Mangel an Partei zwischen Gegensätzen! diese stomachische Neutralität und „Selbstlosigkeit“! Dieser gerechte Sinn des deutschen Gaumens, der Allem gleiche Rechte giebt, — der Alles schmackhaft findet… Ohne allen Zweifel, die Deutschen sind Idealisten… Als ich das letzte Mal Deutschland besuchte, fand ich den deutschen Geschmack bemüht, Wagnern und dem Trompeter von Säckingen gleiche Rechte zuzugestehn; ich selber war eigenhändig Zeuge, wie man in Leipzig, zu Ehren eines der echtesten und deutschesten Musiker, im alten Sinne des Wortes deutsch, keines blossen Reichsdeutschen, des Meister Heinrich Schütz einen Liszt-Verein gründete, mit dem Zweck der Pflege und Verbreitung listiger Kirchenmusik… Ohne allen Zweifel, die Deutschen sind Idealisten…

[«]

2.

Aber hier soll mich Nichts hindern, grob zu werden und den Deutschen ein paar harte Wahrheiten zu sagen: wer thut es sonst? — Ich rede von ihrer Unzucht in historicis. Nicht nur, dass den deutschen Historikern der grosse Blick für den Gang, für die Werthe der Cultur gänzlich abhanden gekommen ist, dass sie allesammt Hanswürste der Politik (oder der Kirche —) sind: dieser grosse Blick ist selbst von ihnen in Acht gethan. Man muss vorerst „deutsch“ sein, „Rasse“ sein, dann kann man über alle Werthe und Unwerthe in historicis entscheiden — man setzt sie fest… „Deutsch“ ist ein Argument, „Deutschland, Deutschland über Alles“ ein Princip, die Germanen sind die „sittliche Weltordnung“ in der Geschichte; im Verhältniss zum imperium romanum die Träger der Freiheit, im Verhältniss zum achtzehnten Jahrhundert die Wiederhersteller der Moral, des „kategorischen Imperativs“… Es giebt eine reichsdeutsche Geschichtsschreibung, es giebt, fürchte ich, selbst eine antisemitische, — es giebt eine Hof-Geschichtsschreibung und Herr von Treitschke schämt sich nicht… Jüngst machte ein Idioten-Urtheil in historicis, ein Satz des zum Glück verblichenen ästhetischen Schwaben Vischer, die Runde durch die deutschen Zeitungen als eine „Wahrheit“, zu der jeder Deutsche Ja sagen müsse: „Die Renaissance und die Reformation, Beide zusammen machen erst ein Ganzes — die aesthetische Wiedergeburt und die sittliche Wiedergeburt.“ — Bei solchen Sätzen geht es mit meiner Geduld zu Ende, und ich spüre Lust, ich fühle es selbst als Pflicht, den Deutschen einmal zu sagen, was sie Alles schon auf dem Gewissen haben. Alle grossen Cultur-Verbrechen von vier Jahrhunderten haben sie auf dem Gewissen!… Und immer aus dem gleichen Grunde, aus ihrer innerlichsten Feigheit vor der Realität, die auch die Feigheit vor der Wahrheit ist, aus ihrer bei ihnen Instinkt gewordnen Unwahrhaftigkeit, aus „Idealismus“… Die Deutschen haben Europa um die Ernte, um den Sinn der letzten grossen Zeit, der Renaissance-Zeit, gebracht, in einem Augenblicke, wo eine höhere Ordnung der Werthe, wo die vornehmen, die zum Leben jasagenden, die Zukunft-verbürgenden Werthe am Sitz der entgegengesetzten, der Niedergangs-Werthe zum Sieg gelangt waren — und bis in die Instinkte der dort Sitzenden hinein! Luther, dies Verhängniss von Mönch, hat die Kirche, und, was tausend Mal schlimmer ist, das Christenthum wiederhergestellt, im Augenblick, wo es unterlag… Das Christenthum, diese Religion gewordne Verneinung des Willens zum Leben!… Luther, ein unmöglicher Mönch, der, aus Gründen seiner „Unmöglichkeit“, die Kirche angriff und sie — folglich! — wiederherstellte… Die Katholiken hätten Gründe, Lutherfeste zu feiern, Lutherspiele zu dichten… Luther — und die „sittliche Wiedergeburt“! Zum Teufel mit aller Psychologie! — Ohne Zweifel, die Deutschen sind Idealisten. — Die Deutschen haben zwei Mal, als eben mit ungeheurer Tapferkeit und Selbstüberwindung eine rechtschaffne, eine unzweideutige, eine vollkommen wissenschaftliche Denkweise erreicht war, Schleichwege zum alten „Ideal“, Versöhnungen zwischen Wahrheit und „Ideal“, im Grunde Formeln für ein Recht auf Ablehnung der Wissenschaft, für ein Recht auf Lüge zu finden gewusst. Leibniz und Kant — diese zwei grössten Hemmschuhe der intellektuellen Rechtschaffenheit Europa’s! — Die Deutschen haben endlich, als auf der Brücke zwischen zwei décadence-Jahrhunderten eine force majeure von Genie und Wille sichtbar wurde, stark genug, aus Europa eine Einheit, eine politische und wirtschaftliche Einheit, zum Zweck der Erdregierung zu schaffen, mit ihren „Freiheits-Kriegen“ Europa um den Sinn, um das Wunder von Sinn in der Existenz Napoleon’s gebracht, — sie haben damit Alles, was kam, was heute da ist, auf dem Gewissen, diese culturwidrigste Krankheit und Unvernunft, die es giebt, den Nationalismus, diese névrose nationale, an der Europa krank ist, diese Verewigung der Kleinstaaterei Europa’s, der kleinen Politik: sie haben Europa selbst um seinen Sinn, um seine Vernunft — sie haben es in eine Sackgasse gebracht. — Weiss Jemand ausser mir einen Weg aus dieser Sackgasse?… Eine Aufgabe gross genug, die Völker wieder zu binden?…

[«]

3.

— Und zuletzt, warum sollte ich meinem Verdacht nicht Worte geben? Die Deutschen werden auch in meinem Falle wieder Alles versuchen, um aus einem ungeheuren Schicksal eine Maus zu gebären. Sie haben sich bis jetzt an mir compromittirt, ich zweifle, dass sie es in Zukunft besser machen. — Ah was es mich verlangt, hier ein schlechter Prophet zu sein!… Meine natürlichen Leser und Hörer sind jetzt schon Russen, Skandinavier und Franzosen, — werden sie es immer mehr sein? — Die Deutschen sind in die Geschichte der Erkenntniss mit lauter zweideutigen Namen eingeschrieben, sie haben immer nur „unbewusste“ Falschmünzer hervorgebracht (— Fichte, Schelling, Schopenhauer, Hegel, Schleiermacher gebührt dies Wort so gut wie Kant und Leibniz, es sind Alles blosse Schleiermacher —): sie sollen nie die Ehre haben, dass der erste rechtschaffne Geist in der Geschichte des Geistes, der Geist, in dem die Wahrheit zu Gericht kommt über die Falschmünzerei von vier Jahrtausenden, mit dem deutschen Geiste in Eins gerechnet wird. Der „deutsche Geist“ ist meine schlechte Luft: ich athme schwer in der Nähe dieser Instinkt gewordnen Unsauberkeit in psychologicis, die jedes Wort, jede Miene eines Deutschen verräth. Sie haben nie ein siebzehntes Jahrhundert harter Selbstprüfung durchgemacht wie die Franzosen, ein La Rochefoucauld, ein Descartes sind hundert Mal in Rechtschaffenheit den ersten Deutschen überlegen, — sie haben bis heute keinen Psychologen gehabt. Aber Psychologie ist beinahe der Maassstab der Reinlichkeit oder Unreinlichkeit einer Rasse… Und wenn man nicht einmal reinlich ist, wie sollte man Tiefe haben? Man kommt beim Deutschen, beinahe wie beim Weibe, niemals auf den Grund, er hat keinen: das ist Alles. Aber damit ist man noch nicht einmal flach. — Das, was in Deutschland „tief“ heisst, ist genau diese Instinkt-Unsauberkeit gegen sich, von der ich eben rede: man will über sich nicht im Klaren sein. Dürfte ich das Wort „deutsch“ nicht als internationale Münze für diese psychologische Verkommenheit in Vorschlag bringen? — In diesem Augenblick zum Beispiel nennt es der deutsche Kaiser seine „christliche Pflicht“, die Sklaven in Afrika zu befreien: unter uns andren Europäern hiesse das dann einfach „deutsch“… Haben die Deutschen auch nur Ein Buch hervorgebracht, das Tiefe hätte? Selbst der Begriff dafür, was tief an einem Buch ist, geht ihnen ab. Ich habe Gelehrte kennen gelernt, die Kant für tief hielten; am preussischen Hofe, fürchte ich, hält man Herrn von Treitschke für tief. Und wenn ich Stendhal gelegentlich als tiefen Psychologen rühme, ist es mir mit deutschen Universitätsprofessoren begegnet, dass sie mich den Namen buchstabieren liessen…

[«]

4.

— Und warum sollte ich nicht bis ans Ende gehn? Ich liebe es, reinen Tisch zu machen. Es gehört selbst zu meinem Ehrgeiz, als Verächter der Deutschen par excellence zu gelten. Mein Misstrauen gegen den deutschen Charakter habe ich schon mit sechsundzwanzig Jahren ausgedrückt (dritte Unzeitgemässe S. 71) — die Deutschen sind für mich unmöglich. Wenn ich mir eine Art Mensch ausdenke, die allen meinen Instinkten zuwiderläuft, so wird immer ein Deutscher daraus. Das Erste, worauf hin ich mir einen Menschen „nierenprüfe“, ist, ob er ein Gefühl für Distanz im Leibe hat, ob er überall Rang, Grad, Ordnung zwischen Mensch und Mensch sieht, ob er distinguirt: damit ist man gentilhomme; in jedem andren Fall gehört man rettungslos unter den weitherzigen, ach! so gutmüthigen Begriff der canaille. Aber die Deutschen sind canaille — ach! sie sind so gutmüthig… Man erniedrigt sich durch den Verkehr mit Deutschen: der Deutsche stellt gleich… Rechne ich meinen Verkehr mit einigen Künstlern, vor Allem mit Richard Wagner ab, so habe ich keine gute Stunde mit Deutschen verlebt… Gesetzt, dass der tiefste Geist aller Jahrtausende unter Deutschen erschiene, irgend eine Retterin des Capitols würde wähnen, ihre sehr unschöne Seele käme zum Mindesten ebenso in Betracht… Ich halte diese Rasse nicht aus, mit der man immer in schlechter Gesellschaft ist, die keine Finger für nuances hat — wehe mir! ich bin eine nuance —, die keinen esprit in den Füssen hat und nicht einmal gehen kann… Die Deutschen haben zuletzt gar keine Füsse, sie haben bloss Beine… Den Deutschen geht jeder Begriff davon ab, wie gemein sie sind, aber das ist der Superlativ der Gemeinheit, — sie schämen sich nicht einmal, bloss Deutsche zu sein… Sie reden über Alles mit, sie halten sich selbst für entscheidend, ich fürchte, sie haben selbst über mich entschieden… — Mein ganzes Leben ist der Beweis de rigueur für diese Sätze. Umsonst, dass ich in ihm nach einem Zeichen von Takt, von délicatesse gegen mich suche. Von Juden ja, noch nie von Deutschen. Meine Art will es, dass ich gegen Jedermann mild und wohlwollend bin — ich habe ein Recht dazu, keine Unterschiede zu machen —: dies hindert nicht, dass ich die Augen offen habe. Ich nehme Niemanden aus, am wenigsten meine Freunde, — ich hoffe zuletzt, dass dies meiner Humanität gegen sie keinen Abbruch gethan hat! Es giebt fünf, sechs Dinge, aus denen ich mir immer eine Ehrensache gemacht habe. — Trotzdem bleibt wahr, dass ich fast jeden Brief, der mich seit Jahren erreicht, als einen Cynismus empfinde: es liegt mehr Cynismus im Wohlwollen gegen mich als in irgend welchem Hass… Ich sage es jedem meiner Freunde ins Gesicht, dass er es nie der Mühe für werth genug hielt, irgend eine meiner Schriften zu studieren; ich errathe aus den kleinsten Zeichen, dass sie nicht einmal wissen, was drin steht. Was gar meinen Zarathustra anbetrifft, wer von meinen Freunden hätte mehr darin gesehn als eine unerlaubte, zum Glück vollkommen gleichgültige Anmaassung?… Zehn Jahre: und Niemand in Deutschland hat sich eine Gewissensschuld daraus gemacht, meinen Namen gegen das absurde Stillschweigen zu vertheidigen, unter dem er vergraben lag: ein Ausländer, ein Däne war es, der zuerst dazu genug Feinheit des Instinkts und Muth hatte, der sich über meine angeblichen Freunde empörte… An welcher deutschen Universität wären heute Vorlesungen über meine Philosophie möglich, wie sie letztes Frühjahr der damit noch einmal mehr bewiesene Psycholog Dr. Georg Brandes in Kopenhagen gehalten hat? — Ich selber habe nie an Alledem gelitten; das Nothwendige verletzt mich nicht; amor fati ist meine innerste Natur. Dies schliesst aber nicht aus, dass ich die Ironie liebe, sogar die welthistorische Ironie. Und so habe ich, zwei Jahre ungefähr vor dem zerschmetternden Blitzschlag der Umwerthung, der die Erde in Convulsionen versetzen wird, den „Fall Wagner“ in die Welt geschickt: die Deutschen sollten sich noch einmal unsterblich an mir vergreifen und verewigen! es ist gerade noch Zeit dazu! — Ist das erreicht? — Zum Entzücken, meine Herrn Germanen! Ich mache Ihnen mein Compliment… Soeben schreibt mir noch, damit auch die Freunde nicht fehlen, eine alte Freundin, sie lache jetzt über mich… Und dies in einem Augenblicke, wo eine unsägliche Verantwortlichkeit auf mir liegt, — wo kein Wort zu zart, kein Blick ehrfurchtsvoll genug gegen mich sein kann. Denn ich trage das Schicksal der Menschheit auf der Schulter. —

[«]

Warum ich ein Schicksal bin.

1.

Ich kenne mein Loos. Es wird sich einmal an meinen Namen die Erinnerung an etwas Ungeheures anknüpfen, — an eine Krisis, wie es keine auf Erden gab, an die tiefste Gewissens-Collision, an eine Entscheidung heraufbeschworen gegen Alles, was bis dahin geglaubt, gefordert, geheiligt worden war. Ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit. — Und mit Alledem ist Nichts in mir von einem Religionsstifter — Religionen sind Pöbel-Affairen, ich habe nöthig, mir die Hände nach der Berührung mit religiösen Menschen zu waschen… Ich will keine „Gläubigen“, ich denke, ich bin zu boshaft dazu, um an mich selbst zu glauben, ich rede niemals zu Massen… Ich habe eine erschreckliche Angst davor, dass man mich eines Tags heilig spricht: man wird errathen, weshalb ich dies Buch vorher herausgebe, es soll verhüten, dass man Unfug mit mir treibt… Ich will kein Heiliger sein, lieber noch ein Hanswurst… Vielleicht bin ich ein Hanswurst… Und trotzdem oder vielmehr nicht trotzdem — denn es gab nichts Verlogneres bisher als Heilige — redet aus mir die Wahrheit. — Aber meine Wahrheit ist furchtbar: denn man hiess bisher die Lüge Wahrheit. — Umwerthung aller Werthe: das ist meine Formel für einen Akt höchster Selbstbesinnung der Menschheit, der in mir Fleisch und Genie geworden ist. Mein Loos will, dass ich der erste anständige Mensch sein muss, dass ich mich gegen die Verlogenheit von Jahrtausenden im Gegensatz weiss… Ich erst habe die Wahrheit entdeckt, dadurch dass ich zuerst die Lüge als Lüge empfand — roch… Mein Genie ist in meinen Nüstern… Ich widerspreche, wie nie widersprochen worden ist und bin trotzdem der Gegensatz eines neinsagenden Geistes. Ich bin ein froher Botschafter, wie es keinen gab ich kenne Aufgaben von einer Höhe, dass der Begriff dafür bisher gefehlt hat; erst von mir an giebt es wieder Hoffnungen. Mit Alledem bin ich nothwendig auch der Mensch des Verhängnisses. Denn wenn die Wahrheit mit der Lüge von Jahrtausenden in Kampf tritt, werden wir Erschütterungen haben, einen Krampf von Erdbeben, eine Versetzung von Berg und Thal, wie dergleichen nie geträumt worden ist. Der Begriff Politik ist dann gänzlich in einen Geisterkrieg aufgegangen, alle Machtgebilde der alten Gesellschaft sind in die Luft gesprengt — sie ruhen allesamt auf der Lüge: es wird Kriege geben, wie es noch keine auf Erden gegeben hat. Erst von mir an giebt es auf Erden grosse Politik. —

[«]

2.

Will man eine Formel für ein solches Schicksal, das Mensch wird? — Sie steht in meinem Zarathustra.

> — und wer ein Schöpfer sein will im Guten und Bösen, der muss ein Vernichter erst sein und Werthe zerbrechen.
> Also gehört das höchste Böse zur höchsten Güte: diese aber ist die schöpferische.

Ich bin bei weitem der furchtbarste Mensch, den es bisher gegeben hat; dies schliesst nicht aus, dass ich der wohlthätigste sein werde. Ich kenne die Lust am Vernichten in einem Grade, die meiner Kraft zum Vernichten gemäss ist, — in Beidem gehorche ich meiner dionysischen Natur, welche das Neinthun nicht vom Jasagen zu trennen weiss. Ich bin der erste Immoralist: damit bin ich der Vernichter par excellence. —

[«]

3.

Man hat mich nicht gefragt, man hätte mich fragen sollen, was gerade in meinem Munde, im Munde des ersten Immoralisten, der Name Zarathustra bedeutet: denn was die ungeheure Einzigkeit jenes Persers in der Geschichte ausmacht, ist gerade dazu das Gegentheil. Zarathustra hat zuerst im Kampf des Guten und des Bösen das eigentliche Rad im Getriebe der Dinge gesehn, — die Übersetzung der Moral in's Metaphysische, als Kraft, Ursache, Zweck an sich, ist sein Werk. Aber diese Frage wäre im Grunde bereits die Antwort. Zarathustra schuf diesen verhängnissvollsten Irrthum, die Moral: folglich muss er auch der Erste sein, der ihn erkennt. Nicht nur, dass er hier länger und mehr Erfahrung hat als sonst ein Denker — die ganze Geschichte ist ja die Experimental-Widerlegung vom Satz der sogenannten „sittlichen Weltordnung" —: das Wichtigere ist, Zarathustra ist wahrhaftiger als sonst ein Denker. Seine Lehre und sie allein hat die Wahrhaftigkeit als oberste Tugend — das heisst den Gegensatz zur Feigheit des „Idealisten", der vor der Realität die Flucht ergreift, Zarathustra hat mehr Tapferkeit im Leibe als alle Denker zusammengenommen. Wahrheit reden und gut mit Pfeilen schiessen, das ist die persische Tugend. — Versteht man mich?… Die Selbstüberwindung der Moral aus Wahrhaftigkeit, die Selbstüberwindung des Moralisten in seinen Gegensatz — in mich — das bedeutet in meinem Munde der Name Zarathustra.

[«]

4.

Im Grunde sind es zwei Verneinungen, die mein Wort Immoralist in sich schliesst. Ich verneine einmal einen Typus Mensch, der bisher als der höchste galt, die Guten, die Wohlwollenden, Wohltäthigen; ich verneine andrerseits eine Art Moral, welche als Moral an sich in Geltung und Herrschaft gekommen ist, — die décadence-Moral, handgreiflicher geredet, die christliche Moral. Es wäre erlaubt, den zweiten Widerspruch als den entscheidenderen anzusehn, da die Überschätzung der Güte und des Wohlwollens, ins Grosse gerechnet, mir bereits als Folge der décadence gilt, als Schwäche-Symptom, als unverträglich mit einem aufsteigenden und jasagenden Leben: im Jasagen ist Verneinen und Vernichten Bedingung. — Ich bleibe zunächst bei der Psychologie des guten Menschen stehn. Um abzuschätzen, was ein Typus Mensch werth ist, muss man den Preis nachrechnen, den seine Erhaltung kostet, — muss man seine Existenzbedingungen kennen. Die Existenz-Bedingung der Guten ist die Lüge —: anders ausgedrückt, das Nicht-sehn-wollen um jeden Preis, wie im Grunde die Realität beschaffen ist, nämlich nicht der Art, um jeder Zeit wohlwollende Instinkte herauszufordern, noch weniger der Art, um sich ein Eingreifen von kurzsichtigen gutmüthigen Händen jeder Zeit gefallen zu lassen. Die

Nothstände aller Art überhaupt als Einwand, als Etwas, das man abschaffen muss, betrachten, ist die niaiserie par excellence, ins Grosse gerechnet, ein wahres Unheil in seinen Folgen, ein Schicksal von Dummheit —, beinahe so dumm, als es der Wille wäre, das schlechte Wetter abzuschaffen — aus Mitleiden etwa mit den armen Leuten… In der grossen Ökonomie des Ganzen sind die Furchtbarkeiten der Realität (in den Affekten, in den Begierden, im Willen zur Macht) in einem unausrechenbaren Maasse nothwendiger als jene Form des kleinen Glücks, die sogenannte „Güte“; man muss sogar nachsichtig sein, um der letzteren, da sie in der Instinkt-Verlogenheit bedingt ist, überhaupt einen Platz zu gönnen. Ich werde einen grossen Anlass haben, die über die Maassen unheimlichen Folgen des Optimismus, dieser Ausgeburt der homines optimi, für die ganze Geschichte zu beweisen. Zarathustra, der Erste, der begriff, dass der Optimist ebenso décadent ist wie der Pessimist und vielleicht schädlicher, sagt: gute Menschen reden nie die Wahrheit. Falsche Küsten und Sicherheiten lehrten euch die Guten; in Lügen der Guten wart ihr geboren und geborgen. Alles ist in den Grund hinein verlogen und verbogen durch die Guten. Die Welt ist zum Glück nicht auf Instinkte hin gebaut, dass gerade bloss gutmüthiges Heerdengethier darin sein enges Glück fände; zu fordern, dass Alles „guter Mensch“, Heerdenthier, blauäugig, wohlwollend, „schöne Seele“ — oder, wie Herr Herbert Spencer es wünscht, altruistisch werden solle, hiesse dem Dasein seinen grossen Charakter nehmen, hiesse die Menschheit castriren und auf eine armselige Chineserei herunterbringen. — Und dies hat man versucht!… Dies eben hiess man Moral… In diesem Sinne nennt Zarathustra die Guten bald „die letzten Menschen“, bald den „Anfang vom Ende“; vor Allem empfindet er sie als die schädlichste Art Mensch, weil sie ebenso auf Kosten der Wahrheit als auf Kosten der Zukunft ihre Existenz durchsetzen.

> Die Guten — die können nicht schaffen, die sind immer der Anfang vom Ende —
> — sie kreuzigen den, der neue Werthe auf neue Tafeln schreibt, sie opfern sich die Zukunft, sie kreuzigen alle Menschen-Zukunft!
> Die Guten — die waren immer der Anfang vom Ende…
> Und was auch für Schaden die Welt-Verleumder thun mögen, der Schaden der Guten ist der schädlichste Schaden.

[«]

5.

Zarathustra, der erste Psycholog der Guten, ist — folglich — ein Freund der Bösen. Wenn eine décadence-Art Mensch zum Rang der höchsten Art aufgestiegen ist, so konnte dies nur auf Kosten ihrer Gegensatz-Art geschehn, der starken und lebensgewissen Art Mensch. Wenn das Heerdenthier im Glanze der reinsten Tugend strahlt, so muss der Ausnahme-Mensch zum Bösen heruntergewerthet sein. Wenn die Verlogenheit um jeden Preis das Wort „Wahrheit“ für ihre Optik in Anspruch nimmt, so muss der eigentlich Wahrhaftige unter den schlimmsten Namen wiederzufinden sein. Zarathustra lässt hier keinen Zweifel: er sagt, die Erkenntniss der Guten, der „Besten“ gerade sei es gewesen, was ihm Grausen vor dem Menschen überhaupt gemacht habe; aus diesem Widerwillen seien ihm die Flügel gewachsen, „fortzuschweben in ferne Zukünfte“, — er verbirgt es nicht, dass sein Typus Mensch, ein relativ übermenschlicher Typus, gerade im Verhältniss zu den Guten übermenschlich ist, dass die Guten und Gerechten seinen Übermenschen Teufel nennen würden…

> Ihr höchsten Menschen, denen mein Auge begegnete, das ist mein Zweifel an euch und mein heimliches Lachen: ich rathe, ihr würdet meinen Übermenschen — Teufel heissen!
> So fremd seid ihr dem Grossen mit eurer Seele, dass euch der Übermensch furchtbar sein würde in seiner Güte…

An dieser Stelle und nirgends wo anders muss man den Ansatz machen, um zu begreifen, was Zarathustra will: diese Art Mensch, die er concipirt, concipirt die Realität, wie sie ist: sie ist stark genug dazu —, sie ist ihr nicht entfremdet, entrückt, sie ist sie selbst, sie hat all deren Furchtbares und Fragwürdiges auch noch in sich, damit erst kann der Mensch Grösse haben…

[«]

6.

— Aber ich habe auch noch in einem andren Sinne das Wort Immoralist zum Abzeichen, zum Ehrenzeichen für mich gewählt; ich bin stolz darauf, dies Wort zu haben, das mich gegen die ganze Menschheit abhebt. Niemand noch hat die christliche Moral als unter sich gefühlt: dazu gehörte eine Höhe, ein Fernblick, eine bisher ganz unerhörte psychologische Tiefe und Abgründlichkeit. Die christliche Moral war bisher die Circe aller Denker, — sie standen in ihrem Dienst. — Wer ist vor mir eingestiegen in die Höhlen, aus denen der Gifthauch dieser Art von Ideal — der Weltverleumdung! — emporquillt? Wer hat auch nur zu ahnen gewagt, dass es Höhlen sind? Wer war überhaupt vor mir unter den Philosophen Psycholog und nicht vielmehr dessen Gegensatz „höherer Schwindler“, „Idealist“? Es gab vor mir noch gar keine Psychologie. — Hier der Erste zu sein kann ein Fluch sein, es ist jedenfalls ein Schicksal: denn man verachtet auch als der Erste… Der Ekel am Menschen ist meine Gefahr…

[«]

7.

Hat man mich verstanden? — Was mich abgrenzt, was mich bei Seite stellt gegen den ganzen Rest der Menschheit, das ist, die christliche Moral entdeckt zu haben. Deshalb war ich eines Worts bedürftig, das den Sinn einer Herausforderung an Jedermann enthält. Hier nicht eher die Augen aufgemacht zu haben gilt mir als die grösste Unsauberkeit, die die Menschheit auf dem Gewissen hat, als Instinkt gewordner Selbstbetrug, als grundsätzlicher Wille, jedes Geschehen, jede Ursächlichkeit, jede Wirklichkeit nicht zu sehen, als Falschmünzerei in psychologicis bis zum Verbrechen. Die Blindheit vor dem Christenthum ist das Verbrechen par excellence — das Verbrechen am Leben… Die Jahrtausende, die Völker, die Ersten und die Letzten, die Philosophen und die alten Weiber — fünf, sechs Augenblicke der Geschichte abgerechnet, mich als siebenten — in diesem Punkte sind sie alle einander würdig. Der Christ war bisher das „moralische Wesen“, ein Curiosum ohne Gleichen — und, als „moralisches Wesen“, absürder, verlogner, eitler, leichtfertiger, sich selber nachtheiliger als auch der grösste Verächter der Menschheit es sich träumen lassen könnte. Die christliche Moral — die bösartigste Form des Willens zur Lüge, die eigentliche Circe der Menschheit: Das, was sie *verdorben* hat. Es ist *nicht* der Irrthum als Irrthum, was mich bei diesem Anblick entsetzt, *nicht* der jahrtausendelange Mangel an „gutem Willen“, an Zucht, an Anstand, an Tapferkeit im Geistigen, der sich in seinem Sieg verräth: — es ist der Mangel an Natur, es ist der vollkommen schauerliche Thatbestand, dass die *Widernatur* selbst als Moral die höchsten Ehren empfieng und als Gesetz, als kategorischer Imperativ, über der Menschheit hängen blieb!… In diesem Maasse sich vergreifen, *nicht* als Einzelner, *nicht* als Volk, sondern als Menschheit!… Dass man die allerersten Instinkte des Leben<s> verachten lehrte; dass man eine „Seele“, einen „Geist“ *erlog*, um den Leib zu Schanden zu machen; dass man in der Voraussetzung des Lebens, in der Geschlechtlichkeit, etwas Unreines empfinden lehrt; dass man in der tiefsten Nothwendigkeit zum Gedeihen, in der *strengen* Selbstsucht (— das Wort schon ist verleumderisch! —) das böse Princip sucht; dass man umgekehrt in dem typischen Abzeichen des Niedergangs und der Instinkt-Widersprüchlichkeit, im „Selbstlosen“, im Verlust an Schwergewicht, in der „Entpersönlichung“ und „Nächstenliebe“ (— Nächsten*sucht*!) den *höheren* Werth, was sage ich! den *Werth an sich* sieht!… Wie! wäre die Menschheit selber in décadence? war sie es immer? — Was feststeht, ist, dass ihr nur Décadence-Werthe als oberste Werthe *gelehrt* worden sind. Die Entselbstungs-Moral ist die Niedergangs-Moral par excellence, die Thatsache „ich gehe zu Grunde“ in den Imperativ übersetzt: „ihr *sollt* alle zu Grunde gehn“ — und *nicht nur* in den Imperativ!… Diese einzige Moral, die bisher gelehrt worden ist, die Entselbstungs-Moral, verräth einen Willen zum Ende, sie *verneint* im untersten Grunde das Leben. — Hier bliebe die Möglichkeit offen, dass nicht die Menschheit in Entartung sei, sondern nur jene parasitische Art Mensch, die des *Priesters*, die mit der Moral sich zu ihren Werth-Bestimmern emporgelogen hat, — die in der christlichen Moral ihr Mittel zur *Macht* errieth… Und in der That, das ist *meine* Einsicht: die Lehrer, die Führer der Menschheit, Theologen insgesammt, waren insgesammt auch décadents: *daher* die Umwerthung aller Werthe ins Lebensfeindliche, *daher* die Moral… *Definition der Moral:* Moral — die Idiosynkrasie von décadents, mit der Hinterabsicht, *sich am Leben* zu rächen — *und* mit Erfolg. Ich lege Werth auf *diese* Definition. —

[«]

8.

— Hat man mich verstanden? — Ich habe eben kein Wort gesagt, das ich nicht schon vor fünf Jahren durch den Mund Zarathustras gesagt hätte. — Die Entdeckung der christlichen Moral ist ein Ereigniss, das nicht seines Gleichen hat, eine wirkliche Katastrophe. Wer über sie aufklärt, ist eine force majeure, ein Schicksal, — er bricht die Geschichte der Menschheit in zwei Stücke. Man lebt vor ihm, man lebt nach ihm… Der Blitz der Wahrheit traf gerade das, was bisher am Höchsten stand: wer begreift, was da vernichtet wurde, mag zusehn, ob er überhaupt noch Etwas in den Händen hat. Alles, was bisher „Wahrheit“ hiess, ist als die schädlichste, tückischste, unterirdischste Form der Lüge erkannt; der heilige Vorwand, die Menschheit zu „verbessern“ als die List, das Leben selbst auszusaugen, blutarm zu machen. Moral als Vampyrismus… Wer die Moral entdeckt, hat den Unwerth aller Werthe mit entdeckt, an die man glaubt oder geglaubt hat; er sieht in den verehrtesten, in den selbst heilig gesprochnen Typen des Menschen nichts Ehrwürdiges mehr, er sieht die verhängnissvollste Art von Missgeburten darin, verhängnissvoll, weil sie fascinirten… Der Begriff „Gott“ erfunden als Gegensatz-Begriff zum Leben, — in ihm alles Schädliche, Vergiftende, Verleumderische, die ganze Todfeindschaft gegen das Leben in eine entsetzliche Einheit gebracht! Der Begriff „Jenseits“, „wahre Welt“ erfunden, um die einzige Welt zu entwerthen, die es giebt, — um kein Ziel, keine Vernunft, keine Aufgabe für unsre Erden-Realität übrig zu behalten! Der Begriff „Seele“, „Geist“, zuletzt gar noch „unsterbliche Seele“, erfunden, um den Leib zu verachten, um ihn krank — „heilig“ — zu machen, um allen Dingen, die Ernst im Leben verdienen, den Fragen von Nahrung, Wohnung, geistiger Diät, Krankenbehandlung, Reinlichkeit, Wetter, einen schauerlichen Leichtsinn entgegenzubringen! Statt der Gesundheit das „Heil der Seele“ — will sagen eine folie circulaire zwischen Busskrampf und Erlösungs-Hysterie! Der Begriff „Sünde“ erfunden sammt dem zugehörigen Folter-Instrument, dem Begriff „freier Wille“, um die Instinkte zu verwirren, um das Misstrauen gegen die Instinkte zur zweiten Natur zu machen! Im Begriff des „Selbstlosen“, des „Sich-selbst-Verleugnenden“ das eigentliche décadence-Abzeichen, das Gelockt-werden vom Schädlichen, das Seinen-Nutzen-nicht-mehr-finden-können, die Selbst-Zerstörung zum Werthzeichen überhaupt gemacht, zur „Pflicht“, zur „Heiligkeit“, zum „Göttlichen“ im Menschen! Endlich — es ist das Furchtbarste — im Begriff des guten Menschen die Partei alles Schwachen, Kranken, Missrathnen, An-sich-selber-Leidenden genommen, alles dessen, was zu Grunde gehn soll —, das Gesetz der Selektion gekreuzt, ein Ideal aus dem Widerspruch gegen den stolzen und wohlgerathenen, gegen den jasagenden, gegen den zukunftsgewissen, zukunftverbürgenden Menschen gemacht — dieser heisst nunmehr der Böse… Und das Alles wurde geglaubt als Moral! — Ecrasez l'infâme! — —

[«]

9.

— Hat man mich verstanden? — Dionysos gegen den Gekreuzigten…

[«]

Dionysos-Dithyramben.

DIONYSOS-DITHYRAMBEN

[«]

Nur Narr! Nur Dichter!
Unter Töchtern der Wüste.
Letzter Wille.
Zwischen Raubvögeln.
Das Feuerzeichen
Die Sonne sinkt.
Klage der Ariadne.
Ruhm und Ewigkeit.
Von der Armut des Reichsten.

Nur Narr! Nur Dichter!

Bei abgehellter Luft,
wenn schon des Thau's Tröstung
zur Erde niederquillt,
unsichtbar, auch ungehört
— denn zartes Schuhwerk trägt
der Tröster Thau gleich allen Trostmilden —
gedenkst du da, gedenkst du, heisses Herz,
wie einst du durstetest,
nach himmlischen Thränen und Thaugeträufel
versengt und müde durstetest,
dieweil auf gelben Graspfaden
boshaft abendliche Sonnenblicke
durch schwarze Bäume um dich liefen
blendende Sonnen-Gluthblicke, schadenfrohe.

„Der Wahrheit Freier — du? so höhnten sie
nein! nur ein Dichter!
ein Thier, ein listiges, raubendes, schleichendes,
das lügen muss,
das wissentlich, willentlich lügen muss,
nach Beute lüstern,
bunt verlarvt,
sich selbst zur Larve,
sich selbst zur Beute
das — der Wahrheit Freier?…
Nur Narr! Nur Dichter!
Nur Buntes redend,
aus Narrenlarven bunt herausredend,
herumsteigend auf lügnerischen Wortbrücken,
auf Lügen-Regenbogen

zwischen falschen Himmeln
herumschweifend, herumschleichend —
nur Narr! nur Dichter!…

Das — der Wahrheit Freier?…

Nicht still, starr, glatt, kalt,
zum Bilde worden,
zur Gottes-Säule,
nicht aufgestellt vor Tempeln,
eines Gottes Thürwart:
nein! feindselig solchen Tugend-Standbildern,
in jeder Wildniss heimischer als in Tempeln,
voll Katzen-Muthwillens
durch jedes Fenster springend
husch! in jeden Zufall,
jedem Urwalde zuschnüffelnd,
dass du in Urwäldern
unter buntzottigen Raubthieren
sündlich gesund und schön und bunt liefest,
mit lüsternen Lefzen,
selig-höhnisch, selig-höllisch, selig-blutgierig,
raubend, schleichend, lügend liefest…

Oder dem Adler gleich, der lange,
lange starr in Abgründe blickt,
in seine Abgründe…
— oh wie sie sich hier hinab,
hinunter, hinein,
in immer tiefere Tiefen ringeln! —
Dann,
plötzlich,
geraden Flugs
gezückten Zugs
auf Lämmer stossen,
jach hinab, heisshungrig,
nach Lämmern lüstern,

gram allen Lamms-Seelen,
grimmig gram Allem, was blickt
tugendhaft, schafmässig, krauswollig,
dumm, mit Lammsmilch-Wohlwollen…

Also
adlerhaft, pantherhaft
sind des Dichters Sehnsüchte,
sind deine Sehnsüchte unter tausend Larven,
du Narr! du Dichter!…

Der du den Menschen schautest
so Gott als Schaf —,
den Gott zerreissen im Menschen
wie das Schaf im Menschen
und zerreissend lachen —

das, das ist deine Seligkeit,
eines Panthers und Adlers Seligkeit,
eines Dichters und Narren Seligkeit!…

Bei abgehellter Luft,
wenn schon des Monds Sichel
grün zwischen Pupurröthen
und neidisch hinschleicht,
— dem Tage feind,
mit jedem Schritte heimlich
an Rosen-Hängematten
hinsichelnd, bis sie sinken,
nachtabwärts blass hinabsinken:
so sank ich selber einstmals,
aus meinem Wahrheits-Wahnsinne,
aus meinen Tages-Sehnsüchten,
des Tages müde, krank vom Lichte,
— sank abwärts, abendwärts, schattenwärts,
von Einer Wahrheit
verbrannt und durstig

— gedenkst du noch, gedenkst du, heisses Herz,
wie da du durstetest? —
dass ich verbannt sei
von aller Wahrheit!
Nur Narr! Nur Dichter!…

[«]

Unter Töchtern der Wüste.

1.

„Gehe nicht davon! sagte da der Wanderer, der sich den Schatten Zarathustras nannte, bleibe bei uns, — es möchte sonst uns die alte dumpfe Trübsal wieder anfallen.

Schon gab uns jener alte Zauberer von seinem Schlimmsten zum Besten, und siehe doch, der gute fromme Papst da hat Thränen in den Augen und sich ganz wieder aufs Meer der Schwermuth eingeschifft.

Diese Könige da mögen wohl vor uns noch gute Miene machen: hätten sie aber keine Zeugen, ich wette, auch bei ihnen fienge das böse Spiel wieder an,

— das böse Spiel der ziehenden Wolken, der feuchten Schwermuth, der verhängten Himmel, der gestohlenen Sonnen, der heulenden Herbstwinde,

— das böse Spiel unsres Heulens und Nothschreiens: bleibe bei uns, Zarathustra! Hier ist viel verborgenes Elend, das reden will, viel Abend, viel Wolke, viel dumpfe Luft!

Du nährtest uns mit starker Mannskost und kräftigen Sprüchen: lass es nicht zu, dass uns zum Nachtisch die weichlichen weiblichen Geister wieder anfallen!

Du allein machst die Luft um dich herum stark und klar! Fand ich je auf Erden so gute Luft als bei dir in deiner Höhle?

Vielerlei Länder sah ich doch, meine Nase lernte vielerlei Luft prüfen und abschätzen: aber bei dir schmecken meine Nüstern ihre grösste Lust!

Es sei denn —, es sei denn —, oh vergieb eine alte Erinnerung! Vergieb mir ein altes Nachtisch-Lied, das ich einst unter Töchtern der Wüste dichtete.

Bei denen nämlich gab es gleich gute helle morgenländische Luft; dort war ich am fernsten vom wolkigen feuchten schwermüthigen Alt-Europa!

Damals liebte ich solcherlei Morgenland-Mädchen und andres blaues Himmelreich, über dem keine Wolken und keine Gedanken hängen.

Ihr glaubt es nicht, wie artig sie dasassen, wenn sie nicht tanzten, tief, aber ohne Gedanken, wie kleine Geheimnisse, wie bebänderte Räthsel, wie Nachtisch-Nüsse —

bunt und fremd fürwahr! aber ohne Wolken: Räthsel, die sich rathen lassen: solchen Mädchen zu Liebe erdachte ich damals einen Nachtisch-Psalm.“

Also sprach der Wanderer, der sich den Schatten Zarathustras nannte; und ehe Jemand ihm antwortete, hatte er schon die Harfe des alten Zauberers ergriffen, die Beine gekreuzt und blickte gelassen und weise um sich: — mit den Nüstern aber zog er langsam und fragend die Luft ein, wie Einer, der in neuen Ländern eine neue Luft kostet. Endlich hob er mit einer Art Gebrüll zu singen an.

[«]

2.

Die Wüste wächst: weh dem, der Wüsten birgt…

[«]

3.

Ha!
Feierlich!
ein würdiger Anfang!
afrikanisch feierlich!
eines Löwen würdig
oder eines moralischen Brüllaffen…
— aber Nichts für euch,
ihr allerliebsten Freundinnen,
zu deren Füssen mir,
einem Europäer unter Palmen,
zu sitzen vergönnt ist. Sela.

Wunderbar wahrlich!
Da sitze ich nun,
der Wüste nahe und bereits
so ferne wieder der Wüste,
auch in Nichts noch verwüstet:
nämlich hinabgeschluckt
von dieser kleinsten Oasis

—sie sperrte gerade gähnend
ihr liebliches Maul auf,
das wohlriechendste aller Mäulchen:
da fiel ich hinein,
hinab, hindurch — unter euch,
ihr allerliebsten Freundinnen! Sela.

Heil, Heil jenem Walfische,
wenn er also es seinem Gaste
wohlsein liess! — ihr versteht
meine gelehrte Anspielung?…
Heil seinem Bauche,
wenn es also
ein so lieblicher Oasis-Bauch war,
gleich diesem: was ich aber in Zweifel ziehe.
Dafür komme ich aus Europa,
das zweifelsüchtiger ist als alle Eheweibchen.
Möge Gott es bessern!
Amen!

Da sitze ich nun,
in dieser kleinsten Oasis,
einer Dattel gleich,
braun, durchsüsst, goldschwürig,
lüstern nach einem runden Mädchen-Maule,
mehr aber noch nach mädchenhaften
eiskalten schneeweissen schneidigen
Beisszähnen: nach denen nämlich
lechzt das Herz allen heissen Datteln. Sela.

Den genannten Südfrüchten
ähnlich, allzuähnlich
liege ich hier, von kleinen
Flügelkäfern
umtänzelt und umspielt,
insgleichen von noch kleineren
thörichteren boshafteren
Wünschen und Einfällen, —

umlagert von euch,
ihr stummen, ihr ahnungsvollen
Mädchen-Katzen
Dudu und Suleika
— umsphinxt, dass ich in Ein Wort
viel Gefühle stopfe
(— vergebe mir Gott
diese Sprachsünde!…)
— sitze hier, die beste Luft schnüffelnd,
Paradieses-Luft wahrlich,
lichte leichte Luft, goldgestreifte,
so gute Luft nur je
vom Monde herabfiel,
sei es aus Zufall
oder geschah es aus Übermuthe?
wie die alten Dichter erzählen.
Ich Zweifler aber ziehe es in Zweifel,
dafür komme ich
aus Europa,
das zweifelsüchtiger ist als alle Eheweibchen.
Möge Gott es bessern!
Amen.

Diese schönste Luft athmend,
mit Nüstern geschwellt gleich Bechern,
ohne Zukunft, ohne Erinnerungen,
so sitze ich hier, ihr
allerliebsten Freundinnen,
und sehe der Palme zu,
wie sie, einer Tänzerin gleich,
sich biegt und schmiegt und in der Hüfte wiegt
— man thut es mit, sieht man lange zu…
einer Tänzerin gleich, die, wie mir scheinen will,
zu lange schon, gefährlich lange
immer, immer nur auf Einem Beinchen stand?
— da vergass sie darob, wie mir scheinen will,
das andre Beinchen?

Vergebens wenigstens
suchte ich das vermisste
Zwillings-Kleinod
— nämlich das andre Beinchen —
in der heiligen Nähe
ihres allerliebsten, allerzierlichsten
Fächer- und Flatter- und Flitter-Röckchens.
Ja, wenn ihr mir, ihr schönen Freundinnen,
ganz glauben wollt,
sie hat es verloren…
Hu! Hu! Hu! Hu! Hu!…
Es ist dahin,
auf ewig dahin,
das andre Beinchen!
Oh schade um dies liebliche andre Beinchen!
Wo — mag es wohl weilen und verlassen trauern,
dieses einsame Beinchen?
In Furcht vielleicht vor einem
grimmen gelben blondgelockten
Löwen-Unthiere? oder gar schon
abgenagt, abgeknabbert —
erbärmlich wehe! wehe! abgeknabbert! Sela.

Oh weint mir nicht,
weiche Herzen!
Weint mir nicht, ihr
Dattel-Herzen! Milch-Busen!
Ihr Süssholz-Herz-
Beutelchen!
Sei ein Mann, Suleika! Muth! Muth!
Weine nicht mehr,
bleiche Dudu!
— Oder sollte vielleicht
etwas Stärkendes, Herz-Stärkendes
hier am Platze sein?
ein gesalbter Spruch?
ein feierlicher Zuspruch?…

Ha!
Herauf, Würde!
Blase, blase wieder,
Blasebalg der Tugend!
Ha!
Noch Ein Mal brüllen,
moralisch brüllen,
als moralischer Löwe vor den Töchtern der Wüste brüllen!
— Denn Tugend-Geheul,
ihr allerliebsten Mädchen,
ist mehr als Alles
Europäer-Inbrunst, Europäer-Heisshunger!
Und da stehe ich schon,
als Europäer,
ich kann nicht anders, Gott helfe mir!
Amen!

* *
*

Die Wüste wächst: weh dem, der Wüsten birgt!
Stein knirscht an Stein, die Wüste schlingt und würgt.
Der ungeheure Tod blickt glühend braun
und kaut, — sein Leben ist sein Kaun…
Vergiss nicht, Mensch, den Wollust ausgeloht:
du — bist der Stein, die Wüste, bist der Tod…

* *
*

[«]

Letzter Wille.

So sterben,
wie ich ihn einst sterben sah —,
den Freund, der Blitze und Blicke
göttlich in meine dunkle Jugend warf.
Muthwillig und tief,
in der Schlacht ein Tänzer —,

unter Kriegern der Heiterste,
unter Siegern der Schwerste,
auf seinem Schicksal ein Schicksal stehend,
hart, nachdenklich, vordenklich —:

erzitternd darob, dass er siegte,
jauchzend darüber, dass er sterbend siegte —:

befehlend, indem er starb
— und er befahl, dass man vernichte…

So sterben,
wie ich ihn einst sterben sah:
siegend, vernichtend…

[«]

Zwischen Raubvögeln.

Wer hier hinabwill,
wie schnell
schluckt den die Tiefe!
— Aber du, Zarathustra,
liebst den Abgrund noch,
thust der Tanne es gleich? —

Die schlägt Wurzeln, wo
der Fels selbst schaudernd
zur Tiefe blickt —,
die zögert an Abgründen,
wo Alles rings
hinunter will:
zwischen der Ungeduld
wilden Gerölls, stürzenden Bachs
geduldig duldend, hart, schweigsam,
einsam…

Einsam!
Wer wagte es auch,
hier Gast zu sein,
dir Gast zu sein?…
Ein Raubvogel vielleicht:
der hängt sich wohl
dem standhaften Dulder
schadenfroh in’s Haar,
mit irrem Gelächter,
einem Raubvogel-Gelächter…

Wozu so standhaft?

— höhnt er grausam:
man muss Flügel haben, wenn man den Abgrund liebt…
man muss nicht hängen bleiben,
wie du, Gehängter! —

Oh Zarathustra,
grausamster Nimrod!
Jüngst Jäger noch Gottes,
das Fangnetz aller Tugend,
der Pfeil des Bösen!

Jetzt —
von dir selber erjagt,
deine eigene Beute,
in dich selber eingebohrt…
Jetzt —
einsam mit dir,
zwiesam im eignen Wissen,
zwischen hundert Spiegeln
vor dir selber falsch,
zwischen hundert Erinnerungen
ungewiss,
an jeder Wunde müd,
an jedem Froste kalt,
in eignen Stricken gewürgt,
Selbstkenner!
Selbsthenker!

Was bandest du dich
mit dem Strick deiner Weisheit?
Was locktest du dich
ins Paradies der alten Schlange?
Was schlichst du dich ein
in dich — in dich?…

Ein Kranker nun,
der an Schlangengift krank ist;

ein Gefangner nun,
der das härteste Loos zog:
im eignen Schachte
gebückt arbeitend,
in dich selber eingehöhlt,
dich selber angrabend,
unbehülflich,
steif,
ein Leichnam —,
von hundert Lasten überthürmt,
von dir überlastet,
ein Wissender!
ein Selbsterkenner!
der weise Zarathustra!…

Du suchtest die schwerste Last:
da fandest du dich —,
du wirfst dich nicht ab von dir…

Lauernd,
kauernd,
Einer, der schon nicht mehr aufrecht steht!
Du verwächst mir noch mit deinem Grabe,
verwachsener Geist!…
Und jüngst noch so stolz,
auf allen Stelzen deines Stolzes!
Jüngst noch der Einsiedler ohne Gott,
der Zweisiedler mit dem Teufel,
der scharlachne Prinz jedes Übermuths!…

Jetzt —
zwischen zwei Nichtse
eingekrümmt,
ein Fragezeichen,
ein müdes Räthsel —
ein Räthsel für Raubvögel…

sie werden dich schon „lösen“,
sie hungern schon nach deiner „Lösung“,
sie flattern schon um dich, ihr Räthsel,
um dich, Gehenkter!…
Oh Zarathustra!…
Selbstkenner!...
Selbsthenker!...

[«]

Das Feuerzeichen

Hier, wo zwischen Meeren die Insel wuchs,
ein Opferstein jäh hinaufgethürmt,
hier zündet sich unter schwarzem Himmel
Zarathustra seine Höhenfeuer an,
Feuerzeichen für verschlagne Schiffer,
Fragezeichen für Solche, die Antwort haben…

Diese Flamme mit weissgrauem Bauche
— in kalte Fernen züngelt ihre Gier,
nach immer reineren Höhn biegt sie den Hals —
eine Schlange gerad aufgerichtet vor Ungeduld:
dieses Zeichen stellte ich vor mich hin.

Meine Seele selber ist diese Flamme,
unersättlich nach neuen Fernen
lodert aufwärts, aufwärts ihre stille Gluth.
Was floh Zarathustra vor Thier und Menschen?
Was entlief er jäh allem festen Lande?
Sechs Einsamkeiten kennt er schon —,
aber das Meer selbst war nicht genug ihm einsam,
die Insel liess ihn steigen, auf dem Berg wurde er zur Flamme,
nach einer siebenten Einsamkeit
wirft er suchend jetzt die Angel über sein Haupt.

Verschlagne Schiffer! Trümmer alter Sterne!
Ihr Meere der Zukunft! Unausgeforschte Himmel!
nach allem Einsamen werfe ich jetzt die Angel:
gebt Antwort auf die Ungeduld der Flamme,
fangt mir, dem Fischer auf hohen Bergen,
meine siebente letzte Einsamkeit! — —

[«]

Die Sonne sinkt.

1

Nicht lange durstest du noch,
verbranntes Herz!
Verheissung ist in der Luft,
aus unbekannten Mündern bläst mich’s an
— die grosse Kühle kommt…

Meine Sonne stand heiss über mir im Mittage:
seid mir gegrüsst, dass ihr kommt
ihr plötzlichen Winde
ihr kühlen Geister des Nachmittags!

Die Luft geht fremd und rein.
Schielt nicht mit schiefem
Verführerblick
die Nacht mich an?…
Bleib stark, mein tapfres Herz!
Frag nicht: warum? —

[«]

2

Tag meines Lebens!
die Sonne sinkt.
Schon steht die glatte
Fluth vergüldet.
Warm athmet der Fels:
schlief wohl zu Mittag

das Glück auf ihm seinen Mittagsschlaf?
In grünen Lichtern
spielt Glück noch der braune Abgrund herauf.

Tag meines Lebens!
gen Abend gehts!
Schon glüht dein Auge
halbgebrochen,
schon quillt deines Thaus
Thränengeträufel,
schon läuft still über weisse Meere
deiner Liebe Purpur,
deine letzte zögernde Seligkeit…

[«]

3

Heiterkeit, güldene, komm!
du des Todes
heimlichster süssester Vorgenuss!
— Lief ich zu rasch meines Wegs?
Jetzt erst, wo der Fuss müde ward,
holt dein Blick mich noch ein,
holt dein Glück mich noch ein.

Rings nur Welle und Spiel.
Was je schwer war,
sank in blaue Vergessenheit,
müssig steht nun mein Kahn.
Sturm und Fahrt — wie verlernt er das!
Wunsch und Hoffen ertrank,
glatt liegt Seele und Meer.

Siebente Einsamkeit!
Nie empfand ich
näher mir süsse Sicherheit,

wärmer der Sonne Blick.
— Glüht nicht das Eis meiner Gipfel noch?
  Silbern, leicht, ein Fisch
  schwimmt nun mein Nachen hinaus…

[«]

Klage der Ariadne.

Wer wärmt mich, wer liebt mich noch?
Gebt heisse Hände!
gebt Herzens-Kohlenbecken!
Hingestreckt, schaudernd,
Halbtodtem gleich, dem man die Füsse wärmt,
geschüttelt ach! von unbekannten Fiebern,
zitternd vor spitzen eisigen Frostpfeilen,
von dir gejagt, Gedanke!
Unnennbarer! Verhüllter! Entsetzlicher!
Du Jäger hinter Wolken!
Darnieder geblitzt von dir,
du höhnisch Auge, das mich aus Dunklem anblickt!
So liege ich,
biege mich, winde mich, gequält
von allen ewigen Martern,
getroffen
von dir, grausamster Jäger,
du unbekannter — Gott…

Triff tiefer!
Triff Ein Mal noch!
Zerstich, zerbrich dies Herz!
Was soll dies Martern
mit zähnestumpfen Pfeilen?
Was blickst du wieder
der Menschen-Qual nicht müde,
mit schadenfrohen Götter-Blitz-Augen?
Nicht tödten willst du,
nur martern, martern?
Wozu — mich martern,

du schadenfroher unbekannter Gott?

Haha!
Du schleichst heran
bei solcher Mitternacht?…
Was willst du?
Sprich!
Du drängst mich, drückst mich,
Ha! schon viel zu nahe!
Du hörst mich athmen,
du behorchst mein Herz,
du Eifersüchtiger!
— worauf doch eifersüchtig?
Weg! Weg!
wozu die Leiter?
willst du hinein,
ins Herz, einsteigen,
in meine heimlichsten
Gedanken einsteigen?
Schamloser! Unbekannter! Dieb!
Was willst du dir erstehlen?
Was willst du dir erhorchen?
was willst du dir erfoltern,
du Folterer!
du — Henker-Gott!
Oder soll ich, dem Hunde gleich,
vor dir mich wälzen?
Hingebend, begeistert ausser mir
dir Liebe — zuwedeln?
Umsonst!
Stich weiter!
Grausamster Stachel!
Kein Hund — dein Wild nur bin ich,
grausamster Jäger!
deine stolzeste Gefangne,
du Räuber hinter Wolken…
Sprich endlich!

Du Blitz-Verhüllter! Unbekannter! sprich!
Was willst du, Wegelagerer, von — mir?…

Wie?
Lösegeld?
Was willst du Lösegelds?
Verlange Viel — das räth mein Stolz!
und rede kurz — das räth mein andrer Stolz!

Haha!
Mich — willst du? mich?
mich — ganz?…

Haha!
Und marterst mich, Narr, der du bist,
zermarterst meinen Stolz?
Gieb Liebe mir — wer wärmt mich noch?
        wer liebt mich noch?
gieb heisse Hände,
gieb Herzens-Kohlenbecken,
gieb mir, der Einsamsten,
die Eis, ach! siebenfaches Eis
nach Feinden selber,
nach Feinden schmachten lehrt,
gieb, ja ergieb
grausamster Feind,
mir — dich!…

Davon!
Da floh er selber,
mein einziger Genoss,
mein grosser Feind,
mein Unbekannter,
mein Henker-Gott!…
Nein!
komm zurück!
Mit allen deinen Martern!

All meine Thränen laufen
zu dir den Lauf
und meine letzte Herzensflamme
dir glüht sie auf.
Oh komm zurück,
mein unbekannter Gott! mein Schmerz!
        mein letztes Glück!…

Ein Blitz. Dionysos wird in smaragdener Schönheit sichtbar.

Dionysos:

Sei klug, Ariadne!…
Du hast kleine Ohren, du hast meine Ohren:
steck ein kluges Wort hinein! —
Muss man sich nicht erst hassen, wenn man sich lieben soll?…
Ich bin dein Labyrinth…

[«]

Ruhm und Ewigkeit.

1

Wie lange sitzest du schon
auf deinem Missgeschick?
Gieb Acht! du brütest mir noch
ein Ei,
ein Basilisken-Ei
aus deinem langen Jammer aus.

Was schleicht Zarathustra entlang dem Berge? —

Misstrauisch, geschwürig, düster,
ein langer Lauerer —,
aber plötzlich, ein Blitz,
hell, furchtbar, ein Schlag
gen Himmel aus dem Abgrund:
— dem Berge selber schüttelt sich
das Eingeweide…

Wo Hass und Blitzstrahl
Eins ward, ein Fluch —,
auf den Bergen haust jetzt Zarathustra’s Zorn,
eine Wetterwolke schleicht er seines Wegs.
Verkrieche sich, wer eine letzte Decke hat!
Ins Bett mit euch, ihr Zärtlinge!
Nun rollen Donner über die Gewölbe,
nun zittert, was Gebälk und Mauer ist,
nun zucken Blitze und schwefelgelbe Wahrheiten —
Zarathustra flucht…

2

Diese Münze, mit der
alle Welt bezahlt,
Ruhm —,
mit Handschuhen fasse ich diese Münze an,
mit Ekel trete ich sie unter mich.

Wer will bezahlt sein?
Die Käuflichen…
Wer feil steht, greift
mit fetten Händen
nach diesem Allerwelts-Blechklingklang Ruhm!

— Willst du sie kaufen?
sie sind Alle käuflich.
Aber biete Viel!
klingle mit vollem Beutel!
— du stärkst sie sonst,
du stärkst sonst ihre Tugend…

Sie sind Alle tugendhaft.
Ruhm und Tugend — das reimt sich.
So lange die Welt lebt,
zahlt sie Tugend-Geplapper
mit Ruhm-Geklapper —,
die Welt lebt von diesem Lärm…

Vor allen Tugendhaften
will ich schuldig sein,
schuldig heissen mit jeder grossen Schuld!
Vor allen Ruhms-Schalltrichtern
wird mein Ehrgeiz zum Wurm —,
unter Solchen gelüstet's mich,

der Niedrigste zu sein…

Diese Münze, mit der
alle Welt bezahlt,
Ruhm —,
mit Handschuhen fasse ich diese Münze an,
mit Ekel trete ich sie unter mich.

[«]

3

Still! —
Von grossen Dingen — ich sehe Grosses! —
soll man schweigen
oder gross reden:
rede gross, meine entzückte Weisheit!

Ich sehe hinauf —
dort rollen Lichtmeere:
— oh Nacht, oh Schweigen, oh todtenstiller Lärm!…

Ich sehe ein Zeichen —,
aus fernsten Fernen
sinkt langsam funkelnd ein Sternbild gegen mich…

[«]

4

Höchstes Gestirn des Seins!
Ewiger Bildwerke Tafel!
Du kommst zu mir? —
Was Keiner erschaut hat,
deine stumme Schönheit, —
wie? sie flieht vor meinen Blicken nicht?

Schild der Nothwendigkeit!
Ewiger Bildwerke Tafel!
— aber du weisst es ja:
was Alle hassen,
was allein *ich* liebe,
dass du *ewig* bist!
dass du *nothwendig* bist!
Meine Liebe entzündet
sich ewig nur an der Nothwendigkeit.

Schild der Nothwendigkeit!
Höchstes Gestirn des Seins!
— das kein Wunsch erreicht,
das kein Nein befleckt,
ewiges Ja des Sein's,
ewig bin ich dein Ja:
denn ich liebe dich, oh Ewigkeit! — —

[«]

Von der Armut des Reichsten.

Zehn Jahre dahin —,
kein Tropfen erreichte mich,
kein feuchter Wind, kein Thau der Liebe
— ein regenloses Land…
Nun bitte ich meine Weisheit,
nicht geizig zu werden in dieser Dürre:
ströme selber über, träufle selber Thau
sei selber Regen der vergilbten Wildniss!

Einst hiess ich die Wolken
fortgehn von meinen Bergen, —
einst sprach ich „mehr Licht, ihr Dunklen!“
Heut locke ich sie, dass sie kommen:
macht dunkel um mich mit euren Eutern!
— ich will euch melken,
ihr Kühe der Höhe!
Milchwarme Weisheit, süssen Thau der Liebe
ströme ich über das Land.

Fort, fort, ihr Wahrheiten,
die ihr düster blickt!
Nicht will ich auf meinen Bergen
herbe ungeduldige Wahrheiten sehn.
Vom Lächeln vergüldet
nahe mir heut die Wahrheit,
von der Sonne gesüsst, von der Liebe gebräunt, —
eine reife Wahrheit breche ich allein vom Baum.

Heut strecke ich die Hand aus
nach den Locken des Zufalls,

klug genug, den Zufall
einem Kinde gleich zu führen, zu überlisten.
Heut will ich gastfreundlich sein
gegen Unwillkommnes,
gegen das Schicksal selbst will ich nicht stachlicht sein
— Zarathustra ist kein Igel.

Meine Seele,
unersättlich mit ihrer Zunge,
an alle guten und schlimmen Dinge hat sie schon geleckt,
in jede Tiefe tauchte sie hinab.
Aber immer gleich dem Korke,
immer schwimmt sie wieder obenauf,
sie gaukelt wie Öl über braune Meere:
dieser Seele halber heisst man mich den Glücklichen.

Wer sind mir Vater und Mutter?
Ist nicht mir Vater Prinz Überfluss
und Mutter das stille Lachen?
Erzeugte nicht dieser Beiden Ehebund
mich Räthselthier,
mich Lichtunhold,
mich Verschwender aller Weisheit Zarathustra?

Krank heute vor Zärtlichkeit,
ein Thauwind,
sitzt Zarathustra wartend, wartend auf seinen Bergen, —
im eignen Safte
süss geworden und gekocht,
unterhalb seines Gipfels,
unterhalb seines Eises,
müde und selig,
ein Schaffender an seinem siebenten Tag.

— Still!
Eine Wahrheit wandelt über mir
einer Wolke gleich, —
mit unsichtbaren Blitzen trifft sie mich.

Auf breiten langsamen Treppen
steigt ihr Glück zu mir:
komm, komm, geliebte Wahrheit!

— Still!
Meine Wahrheit ists!
Aus zögernden Augen,
aus sammtenen Schaudern
trifft mich ihr Blick,
lieblich, bös, ein Mädchenblick…
Sie errieth meines Glückes Grund,
sie errieth mich — ha! was sinnt sie aus? —
Purpurn lauert ein Drache
im Abgrunde ihres Mädchenblicks.

— Still! Meine Wahrheit redet! —

Wehe dir, Zarathustra!
Du siehst aus, wie Einer,
der Gold verschluckt hat:
man wird dir noch den Bauch aufschlitzen!…

Zu reich bist du,
du Verderber Vieler!
Zu Viele machst du neidisch,
zu Viele machst du arm…
Mir selber wirft dein Licht Schatten —,
es fröstelt mich: geh weg, du Reicher,
geh, Zarathustra, weg aus deiner Sonne!…

Du möchtest schenken, wegschenken deinen Überfluss,
aber du selber bist der Überflüssigste!
Sei klug, du Reicher!
Verschenke dich selber erst, oh Zarathustra!

Zehn Jahre dahin —,
und kein Tropfen erreichte dich?
Kein feuchter Wind? kein Thau der Liebe?

Aber wer sollte dich auch lieben,
du Überreicher?
Dein Glück macht rings trocken,
macht arm an Liebe
— ein regenloses Land…

Niemand dankt dir mehr,
du aber dankst Jedem,
der von dir nimmt:
daran erkenne ich dich,
du Überreicher,
du Ärmster aller Reichen!

Du opferst dich, dich quält dein Reichthum —,
du giebst dich ab,
du schonst dich nicht, du liebst dich nicht:
die grosse Qual zwingt dich allezeit,
die Qual übervoller Scheuern, übervollen Herzens —
aber Niemand dankt dir mehr…

Du musst ärmer werden,
weiser Unweiser!
willst du geliebt sein.
Man liebt nur die Leidenden,
man giebt Liebe nur dem Hungernden:
verschenke dich selber erst, oh Zarathustra!

— Ich bin deine Wahrheit…

[«]

Zwei öffentliche Vorträge über die griechische Tragoedie.

von

Dr. Friedrich Nietzsche

ord. Professor der Klassischen Philologie.

in

Basel. 1870.

ÜBER DIE GRIECHISCHE TRAGÖDIE

[«]

Erster Vortrag. Das griechische Musikdrama.
Zweiter Vortrag. Socrates und die Tragoedie.

Erster Vortrag.
Das griechische Musikdrama.

[1]

In unserem heutigen Theaterwesen sind nicht nur Erinnerungen und Anklänge an die dramatischen Künste Griechenlands aufzufinden: nein, seine Grundformen wurzeln auf hellenischem Boden, entweder in natürlichem Wachsthum oder in Folge einer künstlichen Entlehnung. Nur die Namen haben sich vielfach verändert und verschoben: ähnlich wie die mittelalterliche Tonkunst die griechischen Tonleitern wirklich noch besaß, auch mit den griechischen Namen, nur daß z.B. das, was die Griechen „Lokrisch“ nannten, in den Kirchentönen als „Dorisch“ bezeichnet wird. Ähnliche Verwirrungen begegnen uns auf dem Gebiet der dramatischen Terminologie: das, was der Athener als „Tragödie“ verstand, werden wir allenfalls unter den Begriff der „großen Oper“ bringen: wenigstens hat dies Voltaire in einem Brief an den Kardinal Quirini gethan. Dagegen würde ein Hellene in unserer Tragödie fast nichts wiedererkennen, was seiner Tragödie entspräche; wohl aber würde ihm beikommen, daß der ganze Aufbau und der Grundcharakter der Tragödie Shakespeare’s seiner sogenannten neueren Komödie entnommen sei. Und in der That hat sich aus ihr, in ungeheuren Zeiträumen, das römische Drama, das romanisch-germanische Mysterien- und Moralitätenspiel, zuletzt die Tragödie Shakespeare’s entfaltet: in ähnlicher Weise, wie in der äußeren Form der Bühne Shakespeare’s die genealogische Verwandtschaft mit der der neueren attischen Komödie nicht verkannt werden darf. Während wir nun hier eine natürlich vorwärtsschreitende, durch Jahrtausende fortgesetzte Entwicklung anzuerkennen haben, ist jene wirkliche Tragödie des Alterthums, das Kunstwerk des Aeschylus und Sophokles, der modernen Kunst willkürlich eingeimpft worden. Das, was wir heute die Oper nennen, das Zerrbild des antiken Musikdrama’s, ist durch direkte Nachäffung des Alterthums entstanden: ohne die unbewußte Kraft eines natürlichen Triebes, nach einer abstrakten Theorie gebildet, hat sie sich, wie ein künstlich erzeugter homunculus, als der böse Kobold unserer modernen Musikentwicklung geberdet. Jene vornehmen und gelehrt gebildeten Florentiner, die im Anfange des 17t. Jahrhunderts die Entstehung der Oper veranlaßten, hatten die deutlich ausgesprochne Absicht, die Wirkungen der Musik zu erneuern, die sie im Alterthume, nach so vielen beredten Zeugnissen, gehabt habe. Merkwürdig! Schon der erste Gedanke an die Oper war ein Haschen nach Effekt. Durch solche Experimente werden die Wurzeln einer unbewußten, aus dem Volksleben herauswachsenden Kunst abgeschnitten oder mindestens arg verstümmelt. So wurde in Frankreich das volksthümliche Drama durch die sogenannte klassische Tragödie verdrängt, also durch eine rein auf gelehrtem Wege entstandene Gattung, die die Quintessenz des Tragischen, ohne alle Beimischungen, enthalten sollte. Auch in Deutschland ist die natürliche Wurzel des Drama's, das Fastnachtspiel, seit der Reformation untergraben worden; seitdem wurde die Neuschöpfung einer nationalen Form kaum wieder versucht, dagegen nach den vorhandenen Mustern fremder Nationen gedacht und gedichtet. Für die Entwicklung der modernen Künste ist die Gelehrsamkeit, das bewußte Wissen und Vielwissen der eigentliche Hemmschuh: alles Wachsen und Werden im Reiche der Kunst muß in tiefer Nacht vor sich gehen. Die Geschichte der Musik lehrt es, daß die gesunde Weiterentwicklung der griechischen Musik im frühen Mittelalter plötzlich auf das stärkste gehemmt und beeinträchtigt wurde, als man in Theorie und Praxis mit Gelehrsamkeit auf das Alte zurückgieng. Das Resultat war eine unglaubliche Verkümmerung des Geschmacks: in den fortwährenden Widersprüchen der angeblichen Überlieferung und des natürlichen Gehör's kam man dahin, Musik gar nicht mehr für das Ohr, sondern für das Auge zu componieren. Die Augen sollten das contrapunktische Geschick des Componisten bewundern: die Augen sollten die Ausdrucksfähigkeit der Musik anerkennen. Wie war dies zu bewerkstelligen? Man färbte die Noten mit der Farbe der Dinge, von denen im Texte die Rede war, also grün, wenn Pflanzen, Felder Weinberge, purpurroth, wenn die Sonne und das Licht erwähnt wurden. Es war dies Litteraturmusik, Lesemusik. Was uns hier als helle Absurdität anmuthet, dürfte auf dem Gebiete, das ich besprechen will, wohl nur Wenigen sogleich als solche einleuchten. Ich behaupte nämlich, daß der uns bekannte Aeschylus und Sophokles uns nur als Textbuchdichter, als Librettisten bekannt sind, das heißt daß sie uns eben unbekannt sind. Während wir nämlich im Bereich der Musik über das gelehrte Schattenspiel einer Lesemusik längst hinaus sind, ist im Gebiete der Poesie die Unnatürlichkeit der Buchdichtung so allein herrschend, daß es Besinnung kostet, sich zu sagen, in wie fern wir gegen Pindar

Aeschylus und Sophokles ungerecht sein müssen, ja weshalb wir sie eigentlich nicht kennen. Wenn wir sie als Dichter bezeichnen, so meinen wir eben Buchdichter: gerade damit aber verlieren wir jeden Einblick in ihr Wesen, das uns einzig aufgeht, wenn wir die Oper uns einmal in kräftiger phantasiereicher Stunde so idealisirt vor die Seele führen, daß uns eben die Anschauung des antiken Musikdrama's sich erschließt. Denn so verzerrt auch alle Verhältnisse an der sogenannten großen Oper sind, so sehr sie selbst ein Produkt der Zerstreuung, nicht der Sammlung ist, die Sklavin schlechtester Reimerei und unwürdiger Musik: so sehr hier alles Lüge und Schamlosigkeit ist, immerhin giebt es kein anderes Mittel, über Sophokles sich klar zu werden, als indem wir aus dieser Karikatur das Urbild zu errathen suchen und alles Verbogene und Verzerrte in begeisterter Stunde uns hinwegdenken. Jenes Phantasiebild muß dann sorgfältig untersucht und, seinen einzelnen Theilen nach, mit der Tradition des Alterthums zusammengehalten werden, damit wir nicht etwa das Hellenische überhellenisiren und ein Kunstwerk uns ausdenken, das nirgends in aller Welt eine Heimat hat. Das ist keine geringe Gefahr. Galt es doch bis vor nicht lange als unbedingtes Kunstaxiom, daß alle ideale Plastik farblos sein müsse, daß die antike Skulptur die Anwendung der Farbe nicht zulasse. Ganz langsam und unter dem heftigsten Widerstreben jener Hyperhellenen, hat sich die polychrome Anschauung der antiken Plastik Bahn gebrochen, nach der sie nicht mehr nackt, sondern mit einem farbigen Überzug bekleidet gedacht werden muß. In ähnlicher Weise erfreut sich der aesthetische Satz einer allgemeinen Beliebtheit, daß eine Verbindung zweier und mehrerer Künste keine Erhöhung des aesthetischen Genusses erzeugen könne, vielmehr eine barbarische Geschmacksverirrung sei. Dieser Satz aber beweist höchstens die schlechte moderne Gewöhnung, daß wir nicht mehr als ganze Menschen genießen können: wir sind gleichsam durch die absoluten Künste in Stücke zerrissen und genießen nun auch als Stücke, bald als Ohrenmenschen, bald als Augenmenschen usw. Halten wir dagegen, wie der geistvolle Anselm Feuerbach sich jenes antike Drama als Gesammtkunst vorstellt. „Es ist nicht zu verwundern, sagt er, wenn bei einer tiefbegründeten Wahlverwandtschaft die einzelnen Künste endlich wieder zu einem unzertrennlichen Ganzen, als einer neuen Kunstform sich verschmelzen. Die olympischen Spiele führten die gesonderten Griechenstämme zur politisch religiösen Einheit zusammen: das dramatische Festspiel gleicht einem Wiedervereinigungsfeste der griechischen Künste. Das Vorbild desselben war schon in jenen Tempelfesten gegeben, wo die plastische Erscheinung des Gottes vor einer andächtigen Menge mit Tanz und Gesang gefeiert wurde. Wie dort, so bildet auch hier die Architektur den Rahmen und die Basis, durch welche sich die höhere poetische Sphäre sichtbar gegen die Wirklichkeit abschließt. An der Scenerie sehen wir den Maler beschäftigt und allen Reiz eines bunten Farbenspiels in der Pracht des Kostüms ausgebreitet. Der Seele des Ganzen hat sich die Dichtkunst bemächtigt; aber diese wieder nicht als einzelne Dichtform, wie im Tempeldienst z.B. als Hymne. Jene dem griechischen Drama so wesentlichen Berichte des Angelos und des Exangelos, oder der handelnden Personen selbst, führen uns in das Epos zurück. Die lyrische Poesie hat in den leidenschaftlichen Scenen und im Chor ihre Stelle und zwar nach allen ihren Abstufungen von dem unmittelbaren Ausbruch des Gefühls in Interjektionen, von der zartesten Blume des Liedes an bis zur Hymne und Dithyrambe hinauf. In Recitation Gesang und Flötenspiel und dem Taktschritte des Tanzes ist der Ring noch nicht völlig geschlossen. Denn wenn die Poesie das innerste Grundelement des Dramas bildet, so tritt ihr in dieser ihr neuen Form die Plastik entgegen.“ Soweit Feuerbach. Sicher ist, daß wir einem solchen Kunstwerke gegenüber erst lernen müßten, wie man als ganzer Mensch zu genießen habe: während es zu befürchten ist, daß man, auch hingestellt vor ein derartiges Werk, es sich in lauter Stücke zerlegen würde, um es sich anzueignen. Ich glaube sogar, daß wer von uns plötzlich in eine athenische Festvorstellung versetzt würde zunächst den Eindruck eines gänzlich fremdartigen und barbarischen Schauspiels haben würde. Und dies aus sehr vielen Gründen. In hellster Tagessonne, ohne alle die geheimnißvollen Wirkungen des Abends und des Lampenlichts, in grellster Wirklichkeit sähe er einen ungeheuren offnen Raum mit Menschen überfüllt: aller Blicke hingerichtet auf eine in der Tiefe wunderbar sich bewegende maskirte Männerschaar und ein paar übermenschlich große Puppen, die auf einem langen schmalen Bühnenraume im langsamsten Zeitmaße auf und niederschreiten. Denn wie anders als Puppen müssen wir jene Wesen nennen, die auf den hohen Stelzen der Kothurne stehend, mit riesenmäßigen den Kopf überragenden stark bemalten Masken vor dem Gesicht, an Brust und Leib, Armen und Beinen bis in das Unnatürliche ausgepolstert und ausgestopft, sich kaum bewegen können, niedergedrückt von der Last eines tief herabfallenden Schleppgewandes und eines mächtigen Kopfputzes. Dabei haben diese Gestalten durch die weit geöffneten Mundlöcher im stärksten Tone zu reden und zu singen, um sich einer Zuschauermasse von mehr als 20 000 Menschen verständlich zu machen: fürwahr, eine Heldenaufgabe, die eines marathonischen Kämpfers würdig ist. Noch größer aber wird unsre Bewunderung, wenn wir vernehmen, daß der Einzelne von diesen Schauspieler-Sängern in 10stündiger Anspannung gegen 1600 Verse von sich zu geben hat, darunter wenigstens sechs größere und kleinere Gesangsstücke. Und dies vor einem Publikum, das jedes Übermaß im Ton, jeden unrichtigen Accent unerbittlich ahndete, in Athen wo nach Lessings Ausdruck selbst der Pöbel ein feines und zärtliches Urtheil hatte. Welche Koncentration und Übung der Kräfte, welche langwierige Vorbereitung, welchen Ernst und Enthusiasmus im Erfassen der künstlerischen Aufgabe müssen wir hier voraussetzen, kurz, welch ein ideales Schauspielerthum! Hier waren Aufgaben für die edelsten Bürger gestellt, hier entwürdigte sich, auch im Falle des Mißlingens ein Marathonkämpfer nicht, hier empfand der Schauspieler, wie er in seinem Kostüm eine Erhebung über die alltägliche Menschenbildung darstellte, auch in sich einen Aufschwung, in dem die pathetischen schwerwuchtigen Worte des Aeschylus ihm eine natürliche Sprache sein mußten.

Weihevoll aber gleich dem Schauspieler lauschte auch der Zuhörer: auch über ihn breitete sich eine ungewöhnliche langersehnte Feststimmung aus. Nicht die ängstliche Flucht vor der Langeweile, der Wille sich und seine Erbärmlichkeit um jeden Preis für einige Stunden los zu sein, trieb jene Männer ins Theater. Der Grieche flüchtete sich aus der ihm so gewohnten zerstreuenden Öffentlichkeit, aus dem Leben in Markt Straße und Gerichtshalle, in die ruhig stimmende, zur Sammlung einladende Feierlichkeit der Theaterhandlung: nicht wie der alte Deutsche, der Zerstreuung begehrte, wenn er den Cirkel seines innerlichen Daseins einmal zerschnitt, und der die rechte lustige Zerstreuung in der gerichtlichen Wechselrede fand, die deshalb auch für sein Drama Form und Atmosphäre bestimmte. Die Seele des Atheners dagegen, der die Tragödie an den großen Dionysien anzuschauen kam, hatte in sich noch etwas von jenem Element, aus dem die Tragödie geboren ist. Es ist dies der übermächtig hervorbrechende Frühlingstrieb, ein Stürmen und Rasen in gemischter Empfindung, wie es alle naiven Völker und die gesammte Natur beim Nahen des Frühlings kennen. Bekanntlich sind auch unsre Fastnachtsspiele und Maskenscherze ursprünglich solche Frühlingsfeste, die nur aus kirchlichen Anlässen etwas zurückdatiert sind. Hier ist alles tiefster Instinkt: jene ungeheuren dionysischen Schwarmzüge im alten Griechenland haben ihre Analogie in den S. Johann- und S. Veitstänzern des Mittelalters, die in größter, immer wachsender Masse tanzend singend und springend von Stadt zu Stadt zogen. Mag auch die heutige Medicin von jener Erscheinung als von einer Volksseuche des Mittelalters sprechen: wir wollen nur festhalten, daß das antike Drama aus einer solchen Volksseuche erblüht ist, und daß es das Unglück der modernen Künste ist, nicht aus solchem geheimnißvollen Quell entflossen zu sein. Es ist nicht etwa Muthwille und willkürliche Ausgelassenheit, wenn in den ersten Anfängen des Dramas wildbewegte Schwärme, als Satyrn und Silene kostümirt, die Gesichter mit Ruß Mennig und andern

Pflanzensäften beschmiert, mit Blumenkränzen auf dem Kopf, durch Feld und Wald schweiften: die allgewaltige, so plötzlich sich kundgebende Wirkung des Frühlings steigert hier auch die Lebenskräfte zu einem solchen Übermaß, daß ekstatische Zustände, Visionen und der Glaube an die eigne Verzauberung allerwärts hervortreten, und gleichgestimmte Wesen schaarenweise durchs Land ziehen. Und hier ist die Wiege des Dramas. Denn nicht damit beginnt dasselbe, daß jemand sich vermummt und bei Anderen eine Täuschung erregen will: nein vielmehr, indem der Mensch außer sich ist und sich selbst verwandelt und verzaubert glaubt. In dem Zustande des „Außer sich seins“, der Ecstase, ist nur ein Schritt noch nöthig: wir kehren nicht wieder in uns zurück, sondern gehen in ein anderes Wesen ein, so daß wir uns als Verzauberte geberden. Daher rührt im letzten Grunde das tiefe Erstaunen beim Anblick des Drama’s: der Boden wankt, der Glaube an die Unlöslichkeit und Starrheit des Individuums. Und wie der dionysische Schwärmer an seine Verwandlung glaubt, recht im Gegensatz zu Zettel im Sommernachtstraum, so glaubt der dramatische Dichter an die Wirklichkeit seiner Gestalten. Wer diesen Glauben nicht hat, der kann zwar noch zu den Thyrsusschwingern, den Dilettanten gehören, nicht aber zu den rechten Dienern des Dionysos, den Bacchen.

Etwas von diesem dionysischen Naturleben war in der Blüthezeit des attischen Dramas auch noch in der Seele der Zuhörer. Das war kein faules fatiguirtes allabendliches Abonnementspublikum, das mit müden abgehetzten Sinnen zum Theater kommt, um sich hier in Emotion versetzen zu lassen. Im Gegensatz zu diesem Publikum, das die Zwangsjacke unseres heutigen Theaterwesens ist, hatte der athenische Zuschauer seine frischen morgendlichen, festlich angeregten Sinne noch, wenn er sich auf den Stufen des Theaters niederließ. Das Einfache war für ihn noch nicht zu einfach: seine aesthetische Gelehrsamkeit bestand in den Erinnerungen an frühere glückliche Theatertage, sein Zutrauen zu dem dramatischen Genius seines Volkes war grenzenlos. Was das Wichtigste aber ist, er schlürfte den Trank der Tragödie so selten, daß er ihn jedesmal wie zum ersten Male genoß. In diesem Sinne will ich das Wort des bedeutendsten lebenden Architekten anführen, der für die Deckengemälde und ausgemalte Kuppeln sein Votum abgiebt. „Nichts ist vortheilhafter, sagt er, für das Kunstwerk, als das Entrücktsein aus der vulgären unmittelbaren Berührung mit dem Nächsten und aus der gewohnten Sehlinie des Menschen. Durch die Gewohnheit des Bequemsehen’s wird der Sehnerv so abgestumpft, daß er den Reiz und die Verhältnisse der Farben und Formen nur noch wie hinter einem Schleier erkennt.“ Es wird sicher erlaubt sein, etwas Analoges auch für den seltnen Genuß des Dramas zu beanspruchen: es kommt den Bildern und den Dramen zu Gute, die mit etwas ungewohnter Haltung und Empfindung angeschaut werden: wenn damit auch noch nicht die altrömische Sitte, im Theater zu stehen, anempfohlen werden soll.

Wir haben bis jetzt nur den Schauspieler und den Zuschauer in's Auge gefaßt. Denken wir zu dritt auch an den Poeten: und zwar fasse ich hier das Wort in seinem weitesten Sinne, so wie es die Griechen verstanden. Es ist richtig, daß die griechischen Tragiker ihre unermeßlichen Einwirkungen auf die neuere Kunst nur als Librettisten geübt haben: wenn das aber wahr ist, so lebe ich der Überzeugung, daß eine wirkliche und ganze Vergegenwärtigung einer aeschyleischen Trilogie, mit attischen Schauspielern, Publikum und Poeten, auf uns geradezu eine zerschmetternde Wirkung thun müßte, weil sie uns den künstlerischen Menschen in einer Vollkommenheit und Harmonie offenbaren würde, gegen die unsre großen Dichter gleichsam als schön begonnene, doch nicht zu Ende gearbeitete Statuen erscheinen möchten.

Die Aufgabe war im griechischen Alterthum für den Dramatiker so schwer als möglich gestellt: eine Freiheit, wie sie unsere Bühnendichter nach Wahl des Stoffs, der Schauspielerzahl und unzähliger Dinge genießen, würde dem attischen Kunstrichter als Zuchtlosigkeit erschienen sein. Durch die gesammte griechische Kunst geht das stolze Gesetz, daß nur das Schwerste eine Aufgabe für den freien Mann ist. So hieng die Autorität und der Ruhm eines plastischen Kunstwerkes sehr von der Schwierigkeit der Bearbeitung, der Härte des verwendeten Stoffes ab. Zu den besonderen Schwierigkeiten, vermöge deren der Weg zur dramatischen Berühmtheit niemals ein sehr breiter geworden ist, gehört die beschränkte Zahl der Schauspieler, die Verwendung des Chors, der begrenzte Mythenkreis, vor allem aber jene Fünfkämpfertugend, die Nothwendigkeit, als Dichter und Musiker, in der Orchestik und der Regie, zuletzt als Schauspieler produktiv begabt zu sein. Das was für unsre dramatischen Dichter immer der Rettungsanker ist, das ist die Neuheit und damit das Interessante ihres Stoffes, den sie für ihr Drama gewählt haben. Sie denken, wie die italienischen Improvisatoren, die eine neue Geschichte bis zu ihrem Höhepunkt und zur höchsten Steigerung der Spannung erzählen und dann überzeugt sind, daß niemand mehr vor Schluß davongeht. Das Festhalten bis zum Schluß durch den Reiz des Interessanten war nun bei den griechischen Tragikern etwas Unerhörtes: die Stoffe ihrer Meisterwerke waren altbekannt und in epischer und lyrischer Form den Zuhörern von Kindheit an vertraut. Es war bereits eine Heldenthat für einen Orest und einen Ödipus wahrhafte Theilnahme zu erwecken: aber wie beschränkt, wie eigensinnig eingeengt waren die Mittel, die zur Erregung dieser Theilnahme gebraucht werden durften! Hier kommt vor allem der

Chor in Betracht, der für den antiken Dichter ebenso wichtig war wie für den französischen Tragiker die vornehmen Personen, die zu beiden Seiten der Scene ihre Sitze hatten und die Bühne gewissermaßen in ein fürstliches Vorzimmer verwandelten. Wie der französische Tragiker diesem sonderbaren nicht mitspielenden und doch mitspielenden „Chor“ zu liebe die Dekorationen nicht ändern durfte, wie sich Sprache und Geste auf der Bühne nach ihm modelte: so verlangte der antike Chor für die ganze Handlung in jedem Drama Öffentlichkeit der Handlung, den freien Platz als die Aktionsstätte der Tragödie. Dies ist eine verwegene Forderung: denn die tragische That und die Vorbereitung zu ihr pflegt sich gerade nicht auf der Straße finden zu lassen, sondern erwächst am Besten in der Verborgenheit. Alles öffentlich, alles im hellen Licht, alles in Gegenwart des Chors — das war die grausame Forderung. Nicht daß man aus irgend einer aesthetischen Spitzfindigkeit dies irgendwann einmal als Forderung ausgesprochen hätte: vielmehr war in dem langen Entwicklungsprozeß des Dramas diese Stufe erreicht worden, und man hatte sie festgehalten mit dem Instinkt, daß hier für den tüchtigen Genius eine tüchtige Aufgabe zu lösen sei. Es ist ja bekannt, daß ursprünglich die Tragödie nichts als ein großer Chorgesang war: diese historische Erkenntniß giebt aber in der That den Schlüssel zu jenem wunderlichen Problem. Die Haupt- und Gesammtwirkung der antiken Tragödie beruhte in der besten Zeit immer noch auf dem Chore: er war der Faktor, mit dem vor allem gerechnet werden mußte, den man nicht bei Seite lassen durfte. Jene Stufe, in der sich das Drama ungefähr von Aeschylus bis Euripides hielt, ist die, in der der Chor soweit zurückgedrängt war, um eben gerade noch die Gesammtfärbung anzugeben. Noch ein einziger Schritt weiter und die Scene herrschte über die Orchestra, die Kolonie über die Mutterstadt; die Dialektik der Bühnenpersonen und ihre Einzelgesänge traten vor und überwältigten den bisher gültigen chorisch-musikalischen Gesammteindruck. Dieser Schritt ist gethan worden, und der Zeitgenosse desselben, Aristoteles, fixierte ihn in seiner berühmten, viel verwirrenden, das Wesen des aeschyleischen Dramas gar nicht treffenden Definition.

Der erste Gedanke also beim Entwurfe einer dramatischen Dichtung mußte sein, eine Gruppe von Männern oder Frauen zu erdenken, die mit den handelnden Personen eng verbunden sind: sodann mußten Anlässe gesucht werden, bei denen lyrisch-musikalische Massenstimmungen zum Ausbruch kommen konnten. Der Dichter sah gewissermaßen vom Chor aus nach den Bühnenpersonen, und mit ihm das athenische Publikum: wir, die wir nur das libretto haben, sehen von der Bühne aus nach dem Chor. Die Bedeutung desselben ist nicht mit einem Gleichniß zu erschöpfen. Wenn Schlegel ihn als den „idealischen Zuschauer“ bezeichnet hat, so will das doch nur sagen, daß der Dichter in der Art, wie der Chor die Ereignisse auffaßt, zugleich andeutet, wie nach seinem Wunsche sie der Zuschauer auffassen solle. Damit ist aber doch nur eine Seite richtig hervorgehoben: vor allem ist wichtig, daß der Heldenspieler durch ihn wie durch ein Schallrohr seine Empfindungen in einer kolossalen Vergrößerung dem Zuschauer zuschreit. Obschon eine Mehrheit von Personen, stellt er doch musikalisch keine Masse vor, sondern nur ein ungeheures, mit übernatürlicher Lunge begabtes Einzelwesen. Es ist nicht am Orte darauf hinzuweisen, welcher ethische Gedanke in der unisonen Chormusik der Griechen liegt: die den stärksten Gegensatz zur christlichen Musikentwicklung bildet, in der die Harmonie, das eigentliche Symbol der Mehrheit, lange Zeit so dominirt, daß die Melodie ganz erstickt war und erst wieder entdeckt werden mußte. Der Chor ist es, der die Grenzen der in der Tragödie sich erweisenden Dichterphantasie vorgeschrieben hat: der religiöse Chortanz mit seinem feierlichen Andante umschränkte den sonst so übermüthigen Erfindungsgeist der Dichter: während die englische Tragödie, ohne eine solche Schranke, mit ihrem phantastischen Realismus sich viel ungestümer, dionysischer, aber doch im Grunde wehmüthiger geberdet, ungefähr wie ein Beethovensches Allegro. Daß der Chor mehrere große Gelegenheiten zu lyrisch-pathetischen Kundgebungen hatte, das ist eigentlich der wichtigste Satz in der Ökonomie des alten Dramas. Dies ist aber leicht auch in dem kürzesten Theilstück der Sage erreicht: und deshalb fehlt durchaus alles Verwickelte, alles Intriguenhafte, alles fein und künstlich Kombinirte, kurz alles das was gerade den Charakter des modernen Trauerspiels ausmacht. Im antiken Musikdrama gab es nichts, was man hätte ausrechnen müssen: auch die Schlauheit einzelner Helden des Mythus hat in ihm etwas Einfach-ehrliches an sich. Niemals, auch nicht bei Euripides ist das Wesen des Schauspiels in das des Schachspiels umgewandelt: während allerdings das Schachspielartige zum Grundzug der sogenannten neueren Komödie geworden ist. Deshalb gleichen die einzelnen Dramen der Alten, ihrem einfachen Aufbau nach, einem einzigen Akte unserer Tragödien und zwar am meisten dem fünften Akte, der in kurzen raschen Schritten zur Katastrophe führt. Die französische klassische Tragödie mußte, weil sie ihr Vorbild, das griechische Musikdrama, eben nur als libretto kannte, und mit der Einführung des Chors in Verlegenheiten gerieth, ein ganz neues Element in sich aufnehmen, nur um die von Horaz vorgeschriebnen 5 Akte auszufüllen: dieser Ballast, ohne den sich jene Kunstform nicht auf die See wagen mochte, war die Intrigue, d.h. eine Räthselaufgabe für den Verstand und eine Tummelstätte der kleinen, im Grunde untragischen Leidenschaften: womit sich ihr Charakter dem der neuen attischen Komödie bedeutend näherte. Die alte Tragödie war, mit ihr verglichen, arm an Handlung und Spannung: man kann sogar sagen, daß es auf ihren früheren Entwicklungsstufen gar nicht auf das Handeln das δρᾶμα abgesehn war, sondern auf das Leiden das πάϑος. Die Handlung trat erst hinzu als der Dialog entstand: und alles wahrhafte und ernste Thun wurde auch in der Blüthezeit des Dramas nicht auf offner Scene vorgeführt. Was war die Tragödie ursprünglich anders als eine objektive Lyrik, ein Lied aus dem Zustande bestimmter mythologischer Wesen heraus gesungen, und zwar im Kostüm derselben. Zuerst mußte ein dithyrambischer Chor von zu Satyrn und Silenen verkleideten Männern selbst zu verstehen geben, was ihn in solche Aufregung versetzt habe: er deutete hin auf einen den Zuhörern schnell verständlichen Zug aus der Kampf- und Leidensgeschichte des Dionysos. Später wurde die Gottheit selbst eingeführt, zu einem doppelten Zwecke: einmal um persönlich von seinen Abenteuern zu erzählen, in denen er eben darin steckt und durch die sein Gefolge zu lebhaftester Theilnahme erregt wird. Andernseits ist Dionysos während jener leidenschaftlichen Chorgesänge gewissermaßen das lebende Bild, die lebende Statue des Gottes: und in der That hat der antike Schauspieler etwas vom steinernen Gast bei Mozart. Ein neuerer Musikschriftsteller macht hierüber folgende richtige Bemerkung. „In unserem kostümirten Schauspieler, sagt er, tritt uns ein natürlicher Mensch, den Griechen trat in der tragischen Maske ein künstlicher, wenn man will, heroisch stylisirter entgegen. Unsere tiefen Bühnen, auf denen oft an hundert Personen gruppiert sind, machen die Darstellungen zu farbigen Gemälden, so lebendig sie nur sein können. Die schmale antike Bühne, mit der nahe vorgerückten Hinterwand, machte die wenigen, sich gemessen bewegenden Figuren zu lebenden Basreliefs oder belebten Marmorbildern eines Tempelgiebels. Hätte ein Wunder jenen Marmorgestalten des Streites zwischen Athene und Poseidon im Parthenongiebel Leben eingehaucht, sie würden wohl die Sprache des Sophokles gesprochen haben."

Ich kehre zu dem vorhin angedeuteten Gesichtspunkte zurück, daß im griechischen Drama der Accent auf dem Erleiden, nicht auf dem Handeln ruht; jetzt wird es leichter sein zu begreifen, weshalb ich meine, daß wir gegen Aeschylus und Sophokles ungerecht sein müssen, daß wir sie eigentlich nicht kennen. Wir haben nämlich keinen Maßstab, das Urtheil des attischen Publikums über ein Dichterwerk zu controlieren, weil wir nicht wissen oder nur zum geringsten Theile wissen, wie das Erleiden, überhaupt das Gefühlsleben in seinen Ausbrüchen, zum ergreifenden Eindrucke gebracht wurde. Wir sind einer griechischen Tragödie gegenüber incompetent, weil ihre Hauptwirkung zu einem guten Theil auf einem Element beruhte, das uns verloren gegangen ist, auf der Musik. Für die Stellung der

Musik zum alten Drama gilt vollkommen, was Gluck in der berühmten Vorrede zu seiner Alceste als Forderung ausspricht. Die Musik sollte die Dichtung unterstützen, den Ausdruck der Gefühle und das Interesse der Situationen verstärken, ohne die Handlung zu unterbrechen oder durch unnütze Verzierungen zu stören. Sie sollte für die Poesie das sein, was die Lebhaftigkeit der Farben und eine glückliche Mischung von Schatten und Licht für eine fehlerfreie und wohlgeordnete Zeichnung sind, welche nur dazu dienen, die Figuren zu beleben, ohne die Umrisse zu zerstören. Die Musik ist also durchaus nur als Mittel zum Zweck verwendet worden: ihre Aufgabe war es, das Erleiden des Gottes und des Helden in stärkstes Mitleiden bei den Zuhörern umzusetzen. Nun hat ja auch das Wort dieselbe Aufgabe, aber es wird ihm viel schwerer und nur auf Umwegen möglich, dieselbe zu lösen. Das Wort wirkt zunächst auf die Begriffswelt und von da aus erst auf die Empfindung, ja häufig genug erreicht es, bei der Länge des Wegs, sein Ziel gar nicht. Die Musik dagegen trifft das Herz unmittelbar, als die wahre allgemeine Sprache, die man überall versteht.

Freilich findet man noch jetzt über die griechische Musik Ansichten verbreitet, als ob sie am allerwenigsten eine solche allgemein verständliche Sprache gewesen sei, sondern vielmehr eine auf gelehrtem Wege erfundene, aus akustischen Lehren abstrahirte, uns gänzlich fremdartige Tonwelt bedeute. Man trägt sich hier und da z.B. noch mit dem Aberglauben, in der griechischen Musik sei die große Terz als ein Mißklang empfunden worden. Von solchen Vorstellungen muß man sich gänzlich frei machen und sich immer vorhalten, daß unserem Gefühl die Musik der Griechen viel näher steht als die des Mittelalters. Was uns von alten Kompositionen erhalten ist, erinnert in seiner scharfen rhythmischen Gliederung durchaus an unsere Volkslieder: aus dem Volkslied aber ist die gesammte antike Dichtkunst und Musik hervorgewachsen. Zwar giebt es auch reine Instrumentalmusik: doch machte sich in ihr nur das Virtuosenthum geltend. Der echte Grieche empfand bei ihr immer etwas Unheimisches, etwas aus der asiatischen Fremde Importirtes. Die eigentlich griechische Musik ist durchaus Vokalmusik: das natürliche Band der Wort- und Tonsprache ist noch nicht zerrissen: und dies bis zu dem Grade, daß der Dichter nothwendig auch der Komponist seines Liedes war. Die Griechen lernten ein Lied gar nicht anders kennen, als durch den Gesang: sie empfanden aber auch beim Anhören das innigste Eins-sein von Wort und Ton. Wir, die wir unter dem Einflusse der modernen Kunstunart, der Vereinzelung der Künste aufgewachsen sind, sind kaum mehr im Stande, Text und Musik zusammen zu genießen. Wir haben uns eben gewöhnt, getrennt zu genießen, den Text bei der Lektüre — weshalb wir unserem Urtheil nicht trauen, wenn wir ein Gedicht vorlesen, ein Drama vorspielen sehen und nach dem Buch verlangen — und die Musik beim Anhören. Auch finden wir den absurdesten Text erträglich, wenn nur die Musik schön ist: etwas was einem Griechen so recht eigentlich als Barbarei vorkommen würde.

Außer der eben betonten Schwesterschaft von Poesie und Tonkunst ist für die antike Musik noch zweierlei charakteristisch, ihre Einfachheit, ja Armuth in der Harmonie, ihr Reichthum an rhythmischen Ausdrucksmitteln. Ich habe schon angedeutet, daß der Chorgesang sich vom Sologesang nur durch die Zahl der Stimmen unterschied, und daß nur den begleitenden Instrumenten eine sehr beschränkte Vielstimmigkeit, also Harmonie in unserm Sinne gestattet war. Die aller erste Forderung war, daß man den Inhalt des vorgetragnen Liedes verstand: und wenn man ein pindarisches oder aeschyleisches Chorlied mit seinen verwegnen Metaphern und Gedankensprüngen wirklich verstand: so setzt dies eine erstaunliche Kunst des Vortrags und zugleich eine äußerst charakteristische musikalische Accentuation und Rhythmik voraus. Dem musikalisch-rhythmischen Periodenbau, der sich im strengsten Parallelismus mit dem Text bewegte, lief nun andernseits, als äußerliches Ausdrucksmittel, die Tanzbewegung zur Seite, die Orchestik. In den Evolutionen der Choreuten, die sich vor den Augen der Zuschauer wie Arabesken auf der breiten Fläche der Orchestra hinzeichneten, empfand man die gewissermaßen sichtbar gewordne Musik. Während die Musik die Wirkung der Dichtung steigerte, so erklärte die Orchestik die Musik. Es erwuchs somit für den Dichter und Tondichter zugleich noch die Aufgabe, ein produktiver Balletmeister zu sein.

Hier ist noch ein Wort über die Grenzen der Musik im Drama zu sagen. Die tiefere Bedeutung dieser Grenzen als der Achillesferse des antiken Musikdramas, insofern an ihnen sein Zersetzungsprozeß beginnt, soll heute nicht erörtert werden, da ich den Verfall der antiken Tragödie und damit auch den eben angeregten Punkt in meinem nächsten Vortrag zu besprechen gedenke. Hier genüge nur die Thatsache: nicht alles was gedichtet war, konnte gesungen werden, und mitunter wurde auch, wie in unserem Melodram, gesprochen, unter der Begleitung der Instrumentalmusik. Aber jenes Sprechen haben wir uns immer als Halbrecitativ vorzustellen, so daß der ihm eigenthümliche dröhnende Ton keinen Dualismus in das Musikdrama brachte; vielmehr war auch in der Sprache der dominierende Einfluß der Musik mächtig geworden. Man hat eine Art Nachklang dieses Recitativ-Tons in dem sogenannten Lektionston, mit welchem in der katholischen Kirche die Evangelien, die Episteln, manche Gebete vorgetragen werden. „Der lesende Priester macht bei den Interpunktionen und Schlüssen der Sätze gewisse Flexionen der

Stimme, wodurch die Deutlichkeit des Vortrags gesichert und zugleich Monotonie vermieden wird. Aber bei wichtigen Momenten der heiligen Handlung hebt sich die Stimme des Geistlichen, das pater noster, die Präfation, der Segen wird zum deklamatorischen Gesange.“ Überhaupt erinnert in dem Rituale des Hochamtes vieles an das griechische Musikdrama, nur daß in Griechenland alles viel heller sonniger überhaupt schöner war, dafür auch weniger innerlich und ohne jene räthselvolle unendliche Symbolik der christlichen Kirche.

Hiermit bin ich, geehrteste Versammlung, zum Schluß gekommen. Ich verglich vorhin den Schöpfer des antiken Musikdrama’s mit dem Pentathlos, dem Fünfkämpfer: ein anderes Bild wird uns die Bedeutung eines solchen musikdramatischen Fünfkämpfers für die gesammte alte Kunst näher bringen. Für die Geschichte der antiken Bekleidung hat Aeschylus eine außerordentliche Bedeutung, insofern er den freien Faltenwurf, die Zierlichkeit Pracht und Anmuth des Hauptgewandes einführte, während vor ihm die Griechen in ihrer Kleidung barbarisirten und den freien Faltenwurf nicht kannten. Das griechische Musikdrama ist für die gesammte alte Kunst jener freie Faltenwurf: alles Unfreie, alles Isolirte der einzelnen Künste ist mit ihm überwunden: bei ihrem gemeinsamen Opferfeste werden der Schönheit und zugleich der Kühnheit Hymnen gesungen. Gebundenheit und doch Anmuth, Mannichfaltigkeit und doch Einheit, viele Künste in höchster Thätigkeit und doch ein Kunstwerk — das ist das antike Musikdrama. Wer aber bei seinem Anblick an das Ideal des jetzigen Kunstreformators erinnert wird, der wird sich zugleich sagen müssen, daß jenes Kunstwerk der Zukunft durchaus nicht etwa eine glänzende, doch täuschende Luftspiegelung ist: was wir von der Zukunft erhoffen, das war schon einmal Wirklichkeit — in einer mehr als zweitausendjährigen Vergangenheit.

[«]

Zweiter Vortrag.
Socrates und die Tragoedie.

Basel am 1 Febr. 70.

[1]

Die griechische Tragödie ist anders zu Grunde gegangen als sämmtliche älteren schwesterlichen Kunstgattungen: sie endete tragisch, während jene alle des schönsten Todes verblichen sind. Wenn es nämlich einem idealen Naturzustande gemäß ist, mit schöner Nachkommenschaft und ohne Krampf das Leben zu verhauchen, so zeigt uns das Ende jener älteren Kunstgattungen eine solche ideale Welt; sie verscheiden und tauchen unter, während ihr schönerer Nachwuchs bereits kräftig das Haupt empor hebt. Mit dem Tode des griechischen Musikdramas dagegen entstand eine ungeheure, überall tief empfundene Leere; man sagte sich, daß die Poesie selbst verloren gegangen sei, man schickte im Spott die verkümmerten abgemagerten Epigonen in den Hades, um sich dort von den Brosamen der vormaligen Meister zu nähren. Man fühlte, wie sich Aristophanes ausdrückt, eine so innig-heiße Sehnsucht nach dem Letzten der großen Todten, wie wenn jemanden ein plötzlicher starker Appetit nach Sauerkraut anwandelt. Als aber nun wirklich eine neue Kunstgattung aufblühte, die in der Tragödie ihre Vorgängerin und Meisterin verehrte, da war mit Schrecken wahrzunehmen, daß sie allerdings die Züge ihrer Mutter trage, aber dieselben, die jene in ihrem langen Todeskampfe gezeigt hatte. Dieser Todeskampf der Tragödie heißt Euripides, die spätere Kunstgattung ist als neuere attische Komödie bekannt. In ihr lebte die entartete Gestalt der Tragödie fort, zum Denkmal ihres überaus mühseligen und schweren Hinscheidens.

Man kennt die außerordentliche Verehrung, welche Euripides bei den Dichtern der neueren attischen Komödie genoß. Einer der Namhaftesten, Philemon, erklärte, er würde sich sogleich aufhängen lassen, um den Euripides in der Unterwelt zu sehn: wenn er nur überzeugt wäre, daß der Verstorbene noch Leben und Verstand habe. Das aber, was Euripides mit Menander und Philemon gemein hat und was für diese so vorbildlich wirkte, läßt sich am kürzesten in die Formel zusammenfassen, daß sie den Zuschauer auf die Bühne gebracht haben. Vor Euripides waren es heroisch stilisirte Menschen, denen man die Abkunft von den Göttern und Halbgöttern der ältesten Tragödie sofort anmerkte. Der Zuschauer sah in ihnen eine ideale Vergangenheit des Hellenenthums und damit die Wirklichkeit alles dessen, was in hochfliegenden Augenblicken auch in seiner Seele lebte. Mit Euripides drang der Zuschauer auf der Bühne ein, der Mensch in der Wirklichkeit des alltäglichen Lebens. Der Spiegel, der früher nur die großen und kühnen Züge wiedergegeben hatte, wurde treuer und damit gemeiner. Das Prachtgewand wurde gewissermaßen durchsichtiger, die Maske zur Halbmaske: die Formen der Alltäglichkeit traten deutlich hervor. Jenes echt typische Bild des Hellenen, die Odysseusgestalt, war von Aeschylus zum großartigen, listig-edlen Prometheuscharakter gesteigert worden: unter den Händen der neueren Dichter sank sie zur Rolle des gutmüthig-verschmitzten Haussklaven herab, wie er so oft als verwegner Intriguant im Mittelpunkt des ganzen Dramas steht. Was Euripides sich in den aristophanischen „Fröschen“ zum Verdienst anrechnet, daß er die tragische Kunst durch Wasserkur abgemergelt und ihre Schwere vermindert habe, das gilt vor allem von den Heldenfiguren: im Wesentlichen sah und hörte der Zuschauer seinen eignen Doppelgänger auf der euripideischen Bühne, allerdings mit dem Prachtgewande der Rhetorik umhüllt. Die Idealität hat sich in das Wort zurückgezogen und ist aus dem Gedanken geflüchtet. Gerade hier aber berühren wir die glänzende und in die Augen fallende Seite der euripideischen Neuerung: das Volk hat bei ihm sprechen gelernt; das rühmt er selbst im Wettkampfe mit Aeschylus: durch ihn versteht es jetzt

nach Regeln der Kunst zu Werke zu gehn,
    abzirkeln Zeil’ um Zeile,
bemerken, denken, sehn, verstehn, belisten,
    lieben, schleichen
argwöhnen, läugnen, hin und her erwägen.

Durch ihn ist der neueren Komödie die Zunge gelöst worden, während man bis zu Euripides nicht wußte, wie man die Alltäglichkeit anständig auf der Bühne reden lassen sollte. Der bürgerliche Mittelstand, auf den Euripides alle seine politischen Hoffnungen baute, kam jetzt zu Wort, nachdem bisher in der Tragödie der Halbgott, in der alten Komödie der betrunkne Satyr oder der Halbgott Sprachlehrer gewesen waren.

„Darstellt' ich Haus und Hof, worin wir leben und wir weben
Und gab mich so dem Urtheil preis, da jeder, dessen Kenner,
Urtheilte über meine Kunst."

Ja, so rühmt er sich,

„ich allein hab' jenen rings
dergleichen Weisheit eingeimpft, indem Gedanken und Begriff
der Kunst ich lieh: so daß denn hier
jetzt jedermann philosophirt und Haus und Hof und Feld und Vieh
so klug bestellt wie früher nie:
stets forscht und sinnt
Warum? Wozu? Wer? Wo? Wie? Was?
Wohin kam dies, wer nahm mir das?"

Eine derartig zubereitete und aufgeklärte Masse war es, aus der die neuere Komödie geboren wurde, jenes dramatische Schachspiel mit seiner hellen Freude an verschmitzten Streichen. Für diese neuere Komödie ist Euripides gewissermaßen der Chorlehrer geworden: nur daß diesmal der Chor der Zuhörer eingeübt werden mußte. Sobald diese euripideisch singen konnten, begann das Drama der verschuldeten jungen Herren, der leichtsinnig-gutmüthigen Alten, der Kotzebueischen Hetären, der prometheischen Haussklaven. Euripides aber als Chorlehrer wurde unaufhörlich gepriesen; ja man würde sich getödtet haben, um noch mehr von ihm zu lernen, wenn man nicht gewußt hätte, daß die tragischen Dichter ebenso todt seien als die Tragödie. Mit ihr aber hatte der Hellene den Glauben an seine Unsterblichkeit aufgegeben, nicht nur den Glauben an eine ideale Vergangenheit, sondern auch den Glauben an eine ideale Zukunft. Das Wort aus der bekannten Grabschrift „als Greis leichtsinnig und grillig" gilt auch vom greisen Hellenenthum. Der Augenblick und der Witz sind seine höchsten Gottheiten; der fünfte Stand, der des Sklaven, kommt, wenigstens der Gesinnung nach, jetzt zur Herrschaft.

Bei einem derartigen Rückblick ist man leicht versucht, gegen Euripides als angeblichen Volksverführer ungerechte, aber erhitzte Beschuldigungen auszusprechen und etwa mit den äschyleischen Worten zu schließen: „Welch'

Übel schreibt nicht sich von ihm her?“ Was man aber auch für böse Einwirkungen von ihm ableitet, immer ist dies festzuhalten, daß Euripides mit bestem Wissen und Gewissen handelte und sein ganzes Leben in großartiger Weise einem Ideale geopfert hat. In der Art, wie er gegen ein ungeheures Übel, das er zu erkennen glaubte, ankämpfte, wie er als Einzelner sich mit der Wucht seines Talentes und Lebens demselben entgegenstemmt, offenbart sich noch einmal der Heldengeist der alten marathonischen Zeit. Ja man kann sagen, daß bei Euripides der Dichter zum Halbgott geworden ist, nachdem derselbe durch ihn aus der Tragödie verbannt war. Jenes ungeheure Übel aber, das er zu erkennen glaubte, gegen das er so heroisch ankämpfte, war der Verfall des Musikdramas. Wo aber entdeckte Euripides den Verfall des Musikdramas? In der Tragödie des Aeschylus und Sophokles, seiner älteren Zeitgenossen. Dies ist sehr verwunderlich. Sollte er sich nicht geirrt haben? Sollte er nicht ungerecht gegen Aeschylus und Sophokles gewesen sein? War nicht vielleicht gerade seine Reaktion gegen den angeblichen Verfall der Anfang vom Ende? Alle diese Fragen werden augenblicklich bei uns laut.

Euripides war ein einsamer Denker, gar nicht nach dem Geschmacke der damals herrschenden Masse, bei der er als mürrischer Sonderling Bedenken erregte. Das Glück war ihm ebensowenig wie die Masse hold: und da für einen Tragödiendichter jener Zeit die Masse eben das Glück machte, so begreift man, warum er bei Lebzeiten so sehr spärlich nur die Ehre eines tragischen Sieges errang. Was trieb den begabten Dichter so sehr dem allgemeinen Strome entgegen? Was führte ihn von einem Wege ab, der von Männern wie Aeschylus und Sophokles betreten war, und über dem die Sonne der Volksgunst leuchtete? Ein Einziges, eben jener Glaube an den Verfall des Musikdramas. Diesen aber hatte er auf den Zuschauerbänken des Theaters gewonnen. Er hat lange Zeit auf das schärfste beobachtet, welche Kluft sich zwischen einer Tragödie und dem athenischen Publikum aufthue. Das was für den Dichter das Höchste und Schwerste gewesen war, wurde vom Zuschauer gar nicht als solches, sondern als etwas Gleichgültiges empfunden. Manches Zufällige, vom Dichter gar nicht Betonte, traf die Masse mit plötzlicher Wirkung. Im Nachdenken über diese Incongruenz zwischen dichterischer Absicht und Wirkung kam er allmählich auf eine Kunstform, deren Hauptgesetz war „es muß alles verständig sein, damit alles verstanden werden könne.“ Jetzt wurde jedes Einzelne vor den Richterstuhl dieser rationalistischen Aesthetik gezogen, der Mythus voran, die Hauptcharaktere, der dramaturgische Aufbau, die Chormusik, zuletzt und am entschiedensten die Sprache. Was wir im Vergleich zur sophokleischen Tragödie so häufig bei Euripides als dichterischen

Mangel und Rückschritt empfinden müssen, das ist das Resultat jenes energischen kritischen Prozesses, jener verwegenen Verständigkeit. Man könnte sagen, daß hier ein Beispiel vorläge, wie der Recensent zum Dichter werden könne. Nur darf man bei dem Wort „Recensent“ sich nicht von dem Eindrucke jener schwächlichen vorlauten Wesen bestimmen lassen, die unser heutiges Publikum in Sachen der Kunst gar nicht mehr zu Worte kommen lassen. Euripides suchte es eben besser zu machen als die von ihm beurtheilten Dichter: und wer nicht, wie er, die That hinter das Wort stellen kann, der hat wenig Anrecht darauf, sich öffentlich kritisch vernehmen zu lassen. Ich will oder kann hier nur ein Beispiel jener produktiven Kritik anführen, ob es gleich eigentlich nöthig wäre, jenen Gesichtspunkt an allen Differenzen des euripideischen Dramas aufzuweisen. Nichts kann unserer Bühnentechnik widerstrebender sein als der Prolog bei Euripides. Daß eine einzeln auftretende Person, Gottheit oder Heros, am Eingange des Stücks erzählt, wer sie sei, was der Handlung vorangehe, was bis jetzt geschehen, ja was im Verlauf des Stückes geschehen werde, das würde ein moderner Theaterdichter geradezu als muthwillige Verzichtleistung auf den Effekt der Spannung bezeichnen. Man weiß ja alles, was geschehen ist, was geschehen wird? wer wird das Ende abwarten wollen? Ganz anders reflektirte Euripides. Die Wirkung der antiken Tragödie beruhte niemals auf der Spannung, auf der anreizenden Ungewißheit, was sich jetzt ereignen werde, vielmehr auf jenen großen breitgebauten Pathosscenen, in denen der musikalische Grundcharakter des dionysischen Dithyrambus wieder vorklang. Das aber, was den Genuß solcher Scenen am stärksten erschwert, ist ein fehlendes Glied, eine Lücke im Gewebe der Vorgeschichte; so lange der Zuhörer noch ausrechnen muß, was diese und jene Person, was diese und jene Handlung für einen Sinn habe, ist seine volle Versenkung in das Leiden und Thun der Haupthelden, ist das tragische Mitleiden unmöglich. In der aeschyleisch-sophokleischen Tragödie war es meistens sehr kunstvoll eingerichtet, daß in den ersten Scenen dem Zuschauer gewissermaßen zufällig alle jene zum Verständniß nothwendigen Fäden in die Hände gegeben wurden; es zeigte sich auch in diesem Zuge jene edle Künstlerschaft, die das nothwendige Formelle gleichsam maskirt. Immerhin aber glaubte Euripides zu bemerken, daß während jener ersten Scenen der Zuschauer eine eigenthümliche Unruhe habe, das Rechenexempel der Vorgeschichte auszurechnen, und daß für ihn die dichterischen Schönheiten der Exposition verloren seien. Deshalb schrieb er einen Prolog als Programm und ließ ihn durch eine zuverlässige Person, eine Gottheit, deklamieren. Jetzt konnte er auch den Mythus freier gestalten, weil er durch den Prolog jeden Zweifel über seine Gestaltung des Mythus heben konnte. Im Vollgefühl dieses seines dramaturgischen Vortheils wirft Euripides in den aristophanischen Fröschen dem Aeschylus vor:

„So werd’ ich also gleich an Deine Prologe gehn
um dergestalt den ersten Theil der Tragödie
zuerst ihm zu kritisiren, diesem großen Geist!
Verworren ist er, wenn er den Thatbestand bespricht.“

Was aber vom Prolog gilt, das gilt auch von dem viel berüchtigten deus ex machina: er entwirft das Programm der Zukunft, wie der Prolog das der Vergangenheit. Zwischen dieser epischen Vorschau und Hinausschau liegt die dramatisch-lyrische Wirklichkeit und Gegenwart.

Euripides ist der erste Dramatiker, der einer bewußten Aesthetik folgt. Absichtlich sucht er das Verständlichste: seine Helden sind wirklich, wie sie sprechen. Aber sie sprechen sich auch ganz aus, während die aeschyleisch-sophokleischen Charaktere viel tiefer und voller sind als ihre Worte: sie stammeln eigentlich nur über sich. Euripides schafft die Gestalten, indem er sie zugleich zerlegt: vor seiner Anatomie giebt es nichts Verborgenes mehr in ihnen. Wenn Sophokles vom Aeschylus gesagt hat, er thue das Rechte, aber unbewußt, so wird Euripides von ihm die Meinung gehabt haben, er thue das Unrechte, weil unbewußt. Das, was Sophokles im Vergleich mit Aeschylus mehr wußte und worauf er sich etwas zu Gute that, war nichts, was außerhalb des Gebietes technischer Handgriffe gelegen hätte; kein Dichter des Alterthums bis auf Euripides war im Stande gewesen, sein Bestes mit aesthetischen Gründen wahrhaft zu vertreten. Denn das ist eben das Wunderbare jener ganzen Entwicklung der griechischen Kunst, daß der Begriff, das Bewußtsein, die Theorie noch nicht zu Worte gekommen war, und daß alles, was der Jünger vom Meister lernen konnte, sich auf die Technik bezog. Und so ist es auch das, was z.B. Thorwaldsen jenen antiken Schein giebt, daß er wenig reflektierte und schlecht sprach und schrieb, daß ihm die eigentliche künstlerische Weisheit nicht ins Bewußtsein getreten war.

Um Euripides liegt dagegen ein modernen Künstlern eigenthümlicher gebrochener Schimmer: sein fast ungriechischer Kunstcharakter ist am kürzesten unter den Begriff des Sokratismus zu fassen. „Alles muß bewußt sein, um schön zu sein“ ist der euripideische Parallelsatz zu dem sokratischen „alles muß bewußt sein, um gut zu sein.“ Euripides ist der Dichter des sokratischen Rationalismus.

Man hatte im griechischen Alterthum ein Gefühl von der Zusammengehörigkeit beider Namen, des Sokrates und des Euripides. Viel verbreitet war in Athen die Meinung, daß Sokrates dem Euripides beim Dichten helfe: woraus man doch entnehmen kann, wie feinhörig man den Sokratismus in der euripideischen Tragödie heraushörte. Die Anhänger der „guten alten“ Zeit pflegten den Namen des Sokrates und des Euripides als der Volksverderber in einem Athem zu nennen. Auch ist überliefert, daß Sokrates sich des Besuchs der Tragödie enthielt und nur, wenn ein neues Stück des Euripides aufgeführt wurde, unter den Zuschauern sich einstellte. In einem tieferen Sinne benachbart treten beide Namen in dem berühmten delphischen Orakelspruche auf, der auf die ganze Lebensauffassung des Sokrates so bestimmend wirkte. Das Wort des delphischen Gottes, daß Sokrates der Weiseste unter den Menschen sei, enthielt zugleich das Urtheil, daß dem Euripides der zweite Preis im Wettkampfe der Weisheit gebühre.

Es ist bekannt, wie mißtrauisch zuerst Sokrates gegen den Ausspruch des Gottes war. Um nun zu sehn, ob er Recht habe, geht er bei den Staatsmännern, den Rednern, den Dichtern und den Künstlern umher, um zu erkennen, ob er nicht einen auffinden könne, der weiser sei als er ist. Überall findet er das Wort des Gottes gerechtfertigt: er sieht die berühmtesten Männer seiner Zeit in einer Einbildung über sich begriffen und findet, daß sie nicht einmal über ihr Geschäft das richtige Bewußtsein haben, sondern es nur aus Instinkt treiben. „Nur aus Instinkt“ das ist das Schlagwort des Sokratismus. Niemals hat sich der Rationalismus naiver gezeigt als in jener Lebenstendenz des Sokrates. Niemals ist ihm ein Zweifel über die Richtigkeit der ganzen Fragestellung gekommen. „Weisheit besteht im Wissen;“ und „man weiß nichts, was man nicht aussprechen und anderen zur Überzeugung bringen kann.“ Dies ist ungefähr das Princip jener seltsamen Missionsthätigkeit des Sokrates, die eine Wolke des schwärzesten Unwillens um ihn sammeln mußte, gerade weil niemand im Stande war, das Princip selbst gegen Sokrates anzugreifen: hätte man doch dazu nöthig gehabt, was man so gar nicht besaß, jene sokratische Überlegenheit in der Unterredungskunst, in der Dialektik. Von dem unendlich vertieften germanischen Bewußtsein aus erscheint jener Sokratismus als eine völlig verkehrte Welt; aber es ist anzunehmen, daß auch schon den Dichtern und Künstlern jener Zeit Sokrates mindestens sehr langweilig und lächerlich vorkommen mußte, besonders wenn er bei seiner unproduktiven Eristik noch den Ernst und die Würde einer göttlichen Berufung geltend machte. Die Fanatiker der Logik sind unerträglich wie Wespen. Und nun denke man sich einen ungeheuren Willen hinter einem so einseitigen Verstande, die persönlichste Urgewalt eines ungebrochnen Charakters bei äußerer phantastisch-anziehender

Häßlichkeit: und man wird begreifen, wie selbst ein so großes Talent wie Euripides gerade bei dem Ernst und der Tiefe seines Denkens um so unvermeidlicher in die abschüssige Bahn eines bewußten künstlerischen Schaffens gerissen werden mußte. Der Verfall der Tragödie, wie ihn Euripides zu sehen glaubte, war eine sokratische Phantasmagorie: weil niemand die Weisheit der alten Kunsttechnik hinreichend in Begriffe und Worte umsetzen konnte, leugnete Sokrates und mit ihm der verführte Euripides jene Weisheit. Jener unerwiesenen „Weisheit" gegenüber stellte nun Euripides das sokratische Kunstwerk, allerdings noch unter der Hülle zahlreicher Akkommodationen an das herrschende Kunstwerk. Eine spätere Generation erkannte richtig, was Hülle und was Kern war: sie warf die erstere ab, und es entpuppte sich als Frucht des künstlerischen Sokratismus das schauspielartige Schachspiel, das Intriguenstück.

Der Sokratismus verachtet den Instinkt und damit die Kunst. Er leugnet die Weisheit gerade dort, wo ihr eigenstes Reich ist. In einem einzigen Falle hat Sokrates selbst die Gewalt der instinktiven Weisheit anerkannt, und dies gerade in sehr charakteristischer Weise. Sokrates gewann in besonderen Lagen, wo sein Verstand zweifelhaft wurde, einen festen Anhalt durch eine wunderbar sich äußernde dämonische Stimme. Diese Stimme mahnt, wenn sie kommt, immer ab. Die unbewußte Weisheit erhebt bei diesem ganz abnormen Menschen ihre Stimme, um dem Bewußten hindernd hier und da entgegenzutreten. Auch hier offenbart sich, wie Sokrates wirklich einer verkehrten und auf den Kopf gestellten Welt angehört. Bei allen produktiven Naturen wirkt gerade das Unbewußte schöpferisch und affirmativ, während das Bewußtsein sich kritisch und abmahnend geberdet. Bei ihm wird der Instinkt zum Kritiker, das Bewußtsein zum Schöpfer.

Die sokratische Mißachtung des Instinktiven hat auch noch ein zweites Genie, außer Euripides, zu einer Reform der Kunst veranlaßt und zwar zu einer noch radikaleren. Auch der göttliche Plato ist in diesem Punkte dem Sokratismus zum Opfer gefallen: er, der in der bisherigen Kunst nur die Nachahmung der Scheinbilder sah, rechnete auch „die erhabne und hochgepriesene" Tragödie — wie er sich ausdrückt — zu den Schmeichelkünsten, die nur das Angenehme, der sinnlichen Natur Schmeichelnde, nicht das Unangenehme, aber zugleich Nützliche darzustellen pflegen. Er führt demnach die tragische Kunst recht geflissentlich zusammen mit der Putzkunst und Kochkunst auf. Der besonnenen Gemüthsart widerstrebe eine so mannigfaltige und bunte Kunst, für die reizbare und empfindliche sei sie ein gefährlicher Zunder: Grund genug, die tragischen Dichter aus dem idealischen Staate zu verbannen. Überhaupt gehören nach ihm die Künstler zu den überflüssigen Erweiterungen des Staatswesens, zusammen mit den Ammen, Putzmacherinnen Raseurs und Kuchenbäckern. Die absichtlich derbe und rücksichtslose Verurtheilung der Kunst hat bei Plato etwas Pathologisches: er, der sich zu jener Anschauung nur im Wüthen gegen das eigne Fleisch erhoben hat, er der seine tief künstlerische Natur zu Gunsten des Sokratismus mit Füßen getreten hat, offenbart in der Herbigkeit jener Urtheile, daß die tiefste Wunde seines Wesens noch nicht vernarbt ist. Das wahre schöpferische Vermögen des Dichters wird von Plato, weil dies nicht die bewußte Einsicht in das Wesen der Dinge sei, zu allermeist nur ironisch behandelt und dem Talente der Wahrsager und Zeichendeuter gleich geachtet. Nicht eher sei der Dichter fähig zu dichten, als bis er begeistert geworden und bewußtlos, und kein Verstand mehr in ihm wohne. Diesen „unverständigen“ Künstlern stellt Plato das Bild des wahren Künstlers gegenüber, des philosophischen und giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß er selbst der Einzige sei, der dies Ideal erreicht habe, und dessen Dialoge in dem vollkommenen Staate gelesen werden dürfen. Das Wesen des platonischen Kunstwerks, des Dialogs ist aber die durch Mischung aller vorhandnen Formen und Stile erzeugte Formlosigkeit und Stillosigkeit. Es sollte vor allem an dem neuen Kunstwerk nicht das auszusetzen sein, was nach der platonischen Auffassung der Grundmangel des alten war: es sollte nicht Nachahmung eines Scheinbildes sein d.h. nach dem gewöhnlichen Begriff: es sollte für den platonischen Dialog nichts Naturwirkliches geben, das nachgeahmt worden wäre. So schwebt er zwischen allen Kunstgattungen, zwischen Prosa und Poesie, Erzählung, Lyrik, Drama, wie er auch das strenge ältere Gesetz der einheitlichen, — stilistisch-sprachlichen Form durchbrochen hat. Zu noch größerer Verzerrung wird der Sokratismus bei den cynischen Schriftstellern gesteigert: sie suchen in der größten Buntscheckigkeit des Stils, im Hin- und Herschwanken zwischen prosaischen und metrischen Formen gleichsam das silenenhafte äußere Wesen des Sokrates, seine Krebsaugen, Wulstlippen und Hängebauch wiederzuspiegeln.

Wer wird im Hinblick auf die sehr tief greifenden, hier nur angerührten unkünstlerischen Wirkungen des Sokratismus nicht dem Aristophanes Recht geben, wenn er den Chor singen läßt:

„Heil, wer nicht bei Sokrates
sitzen mag und reden mag,
nicht die Musenkunst verdammt
und das Höchste der Tragödie
nicht verächtlich übersieht!
Eitel Narrheit ist es doch,

auf gespreizte hohle Reden
und abstraktes Spintisieren
einen müßigen Fleiß zu wenden!“

Das Tiefste aber, was gegen Sokrates gesagt werden konnte, hat ein Traumbild ihm gesagt. Öfters kam dem Sokrates, wie er im Gefängniß seinen Freunden erzählt, ein und derselbe Traum, der immer dasselbe sagte: „Sokrates, treibe Musik!“ Sokrates hat sich aber bis zu seinen letzten Tagen mit der Meinung beruhigt, seine Philosophie sei die höchste Musik. Endlich im Gefängniß versteht er sich, um sein Gewissen ganz zu entlasten, auch dazu, jene „gemeine“ Musik zu machen. Er hat wirklich einige prosaische Fabeln, die ihm bekannt waren, in Verse gebracht, doch glaube ich nicht, daß er mit diesen metrischen Übungen die Musen versöhnt hat.

In Sokrates hat sich jene eine Seite des Hellenischen, jene apollinische Klarheit, ohne jede fremdartige Beimischung, verkörpert: wie ein reiner durchsichtiger Lichtstrahl erscheint er, als Vorbote und Herold der Wissenschaft, die ebenfalls in Griechenland geboren werden sollte. Die Wissenschaft aber und die Kunst schließen sich aus: von diesem Gesichtspunkte ist es bedeutsam, daß Sokrates der erste große Hellene ist, welcher häßlich war; wie an ihm eigentlich alles symbolisch ist. Er ist der Vater der Logik, die den Charakter der reinen Wissenschaft am allerschärfsten darstellt: er ist der Vernichter des Musikdramas, das die Strahlen der ganzen alten Kunst in sich gesammelt hatte.

Das Letztere ist er noch in einem viel tieferen Sinne als bis jetzt angedeutet werden konnte. Der Sokratismus ist älter als Sokrates; sein die Kunst auflösender Einfluß macht sich schon viel früher bemerklich. Das ihm eigenthümliche Element der Dialektik hat sich bereits lange Zeit vor Sokrates in das Musikdrama eingeschlichen und verheerend in dem schönen Körper gewirkt. Das Verderben nahm seinen Ausgangspunkt vom Dialog. Der Dialog ist bekanntlich nicht ursprünglich in der Tragödie; erst seitdem es zwei Schauspieler gab, also verhältnißmäßig spät, entwickelte sich der Dialog. Schon vorher gab es ein Analogon in der Wechselrede zwischen dem Helden und dem Chorführer: aber hier war doch der dialektische Streit bei der Unterordnung des einen unter den anderen unmöglich. Sobald aber zwei gleichberechtigte Hauptspieler sich gegenüber standen, so erhob sich, einem tief hellenischen Triebe gemäß, der Wettkampf und zwar der Wettkampf mit Wort und Grund: während der verliebte Dialog der griechischen Tragödie immer fern blieb. Mit jenem Wettkampf wurde an ein Element in der Brust des Zuhörers appelliert, das bis dahin als kunstfeindlich und musenverhaßt aus den festlichen Räumen der dramatischen Künste verbannt war: die „böse“ Eris. Die gute Eris waltete ja von Alters her bei allen musischen Handlungen und führte in der Tragödie drei wettkämpfende Dichter vor das zum Richten versammelte Volk. Als aber das Abbild des Wortzwistes aus der Gerichtshalle sich auch in die Tragödie eingedrängt hatte, da entstand zum ersten Male ein Dualismus in dem Wesen und der Wirkung des Musikdramas. Von jetzt ab gab es Theile der Tragödie, in denen das Mitleiden zurücktrat, gegenüber der hellen Freude am klirrenden Waffenspiel der Dialektik. Der Held des Dramas durfte nicht unterliegen, er mußte also jetzt auch zum Worthelden gemacht werden. Der Prozeß, der in der sogenannten Stichomythie seinen Anfang genommen hatte, setzte sich fort und drang auch in die längeren Reden der Hauptspieler. Allmählich sprechen alle Personen mit einem solchen Aufwand von Scharfsinn, Klarheit und Durchsichtigkeit, so daß für uns wirklich beim Lesen einer sophokleischen Tragödie ein verwirrender Gesammteindruck entsteht. Es ist uns als ob alle diese Figuren nicht am Tragischen, sondern an einer Superfötation des Logischen zu Grunde giengen. Man mag nur einmal vergleichen, wie ganz anders die Helden Shakespe<a>re’s dialektisiren: über allem ihren Denken, Vermuthen und Schließen liegt eine gewisse musikalische Schönheit und Verinnerlichung ausgegossen, während in der späteren griechischen Tragödie ein sehr bedenklicher Dualismus des Stils herrscht, hier die Macht der Musik, dort die der Dialektik. Letztere dringt immer übermächtiger vor, bis sie auch in dem Bau des ganzen Drama’s das entscheidende Wort spricht. Der Prozeß endet mit dem Intriguenstück: damit erst ist jener Dualismus vollständig überwunden, in Folge totaler Vernichtung des einen Wettkämpfers, der Musik.

Dabei ist es sehr bedeutsam, daß dieser Prozeß in der Komödie zu Ende kommt, während er doch in der Tragödie begann. Die Tragödie, aus der tiefen Quelle des Mitleidens entstanden, ist ihrem Wesen nach pessimistisch. Das Dasein ist in ihr etwas sehr Schreckliches, der Mensch etwas sehr Thörichtes. Der Held der Tragödie erweist sich nicht, wie die neuere Aesthetik wähnt, im Kampfe gegen das Schicksal, ebensowenig leidet er, was er verdient. Blind vielmehr und mit verhülltem Haupte stürzt er in sein Unheil: und seine trostlose aber edle Geberde, mit der er vor dieser eben erkannten Welt des Schreckens stehen bleibt, drückt sich wie ein Stachel in unsre Seele. Die Dialektik dagegen ist von Grund ihres Wesens aus optimistisch: sie glaubt an Ursache und Folge und damit an ein nothwendiges Verhältniß von Schuld und Strafe, Tugend und Glück: ihre Rechenexempel müssen ohne Rest aufgehen: sie leugnet alles, was sie nicht begrifflich zerlegen kann. Die Dialektik erreicht fortwährend ihr Ziel; jeder Schluß ist ihr Jubelfest, Helligkeit und Bewußtheit die Luft, in der sie allein athmen kann. Wenn dies Element in die Tragödie eindringt, so entsteht ein Dualismus wie zwischen Nacht und Tag, Musik und Mathematik. Der Held, der durch Grund und Gegengrund seine Handlungen vertheidigen muß, ist in Gefahr, unser Mitleiden einzubüßen: denn das Unglück, das ihn nachher dennoch trifft, erweist dann eben nur, daß er sich irgendwo verrechnet hat. Unglück aber, durch Rechenfehler herbeigeführt, ist bereits mehr ein Lustspielmotiv. Als die Lust an der Dialektik die Tragödie zersetzt hatte, entstand die neuere Komödie mit ihrem fortwährenden Triumphe der Schlauheit und der List.

Das sokratische Bewußtsein und sein optimistischer Glaube an den nothwendigen Verband von Tugend und Wissen, von Glück und Tugend hat bei einer großen Anzahl der euripideischen Stücke die Wirkung gehabt, daß am Schlusse sich die Aussicht auf eine ganz behagliche Weiterexistenz, zumeist mit einer Heirath öffnet. Sobald der Gott auf der Maschine erscheint, merken wir, daß hinter der Maske Sokrates steckt und Glück und Tugend auf seiner Wage in Gleichgewicht zu bringen sucht. Jedermann kennt die sokratischen Sätze „Tugend ist Wissen: es wird nur gesündigt aus Unwissenheit. Der Tugendhafte ist der Glückliche.“ In diesen drei Grundformen des Optimismus ruht der Tod der pessimistischen Tragödie. Lange vor Euripides haben diese Anschauungen schon an der Auflösung der Tragödie gearbeitet. Wenn Tugend Wissen ist, so muß der tugendhafte Held Dialektiker sein. Bei der außerordentlichen Flachheit und Dürftigkeit des ethischen, gänzlich unentwickelten Denkens erscheint nur zu oft der ethisch dialektisirende Held als der Herold der sittlichen Trivialität und Philisterei. Man muß nur den Muth haben, sich dies einzugestehn, man muß bekennen, um von Euripides ganz zu schweigen, daß auch die schönsten Gestalten der sophokleischen Tragödie, eine Antigone, eine Elektra, ein Oedipus, mitunter auf ganz unerträglich triviale Gedankengänge gerathen, daß durchweg die dramatischen Charaktere schöner und großartiger sind als ihre Kundgebung in Worten. Ungleich günstiger muß von diesem Standpunkte aus unser Urtheil über die ältere aeschyleische Tragödie ausfallen: dafür schuf Aeschylus auch unbewußt sein Bestes. Wir haben ja an der Sprache und Charakterzeichnung Shakespe<a>re’s den unverrückbaren Stützpunkt für solche Vergleichungen. Bei ihm ist eine ethische Weisheit zu finden, daß ihr gegenüber der Sokratismus etwas vorlaut und altklug erscheint.

Ich habe in meinem letzten Vortrage absichtlich nur wenig über die Grenzen der Musik im griechischen Musikdrama gesagt: im Zusammenhange dieser Erörterungen wird es verständlich sein, wenn ich die Grenzen der Musik im Musikdrama als die gefährlichen Punkte bezeichnet habe, an denen sein

Zersetzungsprozeß begann. Die Tragödie gieng an einer optimistischen Dialektik und Ethik zu Grunde: das will eben so viel sagen als: das Musikdrama gieng an einem Mangel an Musik zu Grunde. Der eingedrungne Sokratismus in der Tragödie hat es verhindert, daß die Musik sich nicht mit dem Dialog und Monolog verschmolzen hat: ob sie gleich in der aeschyleischen Tragödie den erfolgreichsten Anfang dazu gemacht hatte. Wiederum eine Folge war es, daß die immer mehr eingeschränkte, in immer engere Grenzen getriebene Musik sich in der Tragödie nicht mehr heimisch fühlte, sondern außerhalb derselben als absolute Kunst sich freier und kühner entwickelte. Es ist lächerlich, einen Geist bei einer Mittagsmahlzeit erscheinen zu lassen: es ist lächerlich, von einer so geheimnißvollen, ernst-begeisterten Muse, wie es die Muse der tragischen Musik ist, zu verlangen, daß sie in der Gerichtshalle, in den Zwischenpausen dialektischer Gefechte singen solle. Im Gefühl dieser Lächerlichkeit verstummte die Musik in der Tragödie, gleichsam erschreckt über ihre unerhörte Entweihung; immer seltener wagte sie ihre Stimme zu erheben, endlich wird sie verwirrt, sie singt Dinge, die nicht hingehören, sie schämt sich und flüchtet ganz aus den Theaterräumen. Um ganz unverhüllt zu sprechen: die Blüthe und der Höhepunkt des griechischen Musikdramas ist Aeschylus in seiner ersten großen Periode, bevor er noch von Sophokles beeinflußt wurde: mit Sophokles beginnt der ganz allmähliche Verfall, bis endlich Euripides mit seiner bewußten Reaktion gegen die aeschyleische Tragödie das Ende mit Sturmeseile herbeiführt.

Dieses Urtheil ist nur einer gegenwärtig verbreiteten Aesthetik zuwiderlaufend: in Wahrheit kann für dasselbe kein geringeres Zeugniß geltend gemacht werden, als das des Aristophanes, der wie kein andrer Genius dem Aeschylus wahlverwandt ist. Gleiches aber wird nur von Gleichem erkannt.

Zum Schluß eine einzige Frage. Ist das Musikdrama wirklich todt, für alle Zeiten todt? Soll der Germane wirklich jenem entschwundenen Kunstwerk der Vergangenheit nichts anderes zur Seite stellen dürfen, als die „große Oper“, ungefähr wie neben Herkules der Affe zu erscheinen pflegt? Es ist dies die ernsteste Frage unserer Kunst: und wer als Germane den Ernst dieser Frage [+ + +]

[«]

Die dionysische Weltanschauung.

DIE DIONYSISCHE WELTANSCHAUUNG

[«]

1.
2.
3.
4.

1.

Die Griechen, die die Geheimlehren ihrer Weltanschauung in ihren Göttern aussprechen und zugleich verschweigen, haben als den Doppelquell ihrer Kunst zwei Gottheiten aufgestellt, Apollo und Dionysos. Diese Namen repräsentiren im Bereich der Kunst Stilgegensätze, die fast immer im Kampf mit einander neben einander einhergehen und nur einmal, im Blüthemoment des hellenischen „Willens", zu dem Kunstwerk der attischen Tragödie verschmolzen erscheinen. In zwei Zuständen nämlich erreicht der Mensch das Wonnegefühl des Daseins, im Traum und im Rausch. Der schöne Schein der Traumwelt, in der jeder Mensch voller Künstler ist, ist der Vater aller bildenden Kunst und, wie wir sehen werden, auch einer wichtigen Hälfte der Poesie. Wir genießen im unmittelbaren Verständniß der Gestalt, alle Formen sprechen zu uns; es giebt nichts Gleichgültiges und Unnöthiges. Bei dem höchsten Leben dieser Traumwirklichkeit haben wir doch noch die durchschimmernde Empfindung ihres Scheins; erst wenn diese aufhört, beginnen die pathologischen Wirkungen, in denen der Traum nicht mehr erquickt, und die heilende Naturkraft seiner Zustände aufhört. Innerhalb jener Grenze aber sind es nicht etwa nur die angenehmen und uns freundlichen Bilder, die wir mit jener Allverständigkeit in uns aufsuchen: auch das Ernste, Traurige, Trübe, Finstere wird mit derselben Lust angeschaut, nur daß eben auch hier der Schleier des Scheines in flatternder Bewegung sein muß und die Grundformen des Wirklichen nicht völlig verhüllen darf. Während also der Traum das Spiel des einzelnen Menschen mit dem Wirklichen ist, ist die Kunst des Bildners (im weiteren Sinne) das Spiel mit dem Traum. Die Statue als Marmorblock ist ein sehr Wirkliches, das Wirkliche aber der Statue als Traumgestalt ist die lebendige Person des Gottes. So lange noch die Statue als Phantasiebild vor den Augen des Künstlers schwebt, spielt er noch mit dem Wirklichen: wenn er dies Bild in den Marmor übersetzt, spielt er mit dem Traum.

In welchem Sinne konnte nun Apollo zum Kunstgotte gemacht werden? Nur, insofern er der Gott der Traumesvorstellungen ist. Er ist der „Scheinende" durch und durch: in tiefster Wurzel Sonnen- und Lichtgott, der sich im Glanze offenbart. Die „Schönheit" ist sein Element: ewige Jugend ihm zugesellt. Aber auch der schöne Schein der Traumwelt ist sein Reich: die höhere Wahrheit, die Vollkommenheit dieser Zustände im Gegensatz zu der lückenhaft verständlichen Tageswirklichkeit erheben ihn zum wahrsagenden Gotte, aber eben so gewiß zum künstlerischen Gotte. Der Gott des schönen Scheines muß zugleich der Gott der wahren Erkenntniß sein. Aber jene zarte Grenze, die das Traumbild nicht überschreiten darf, um nicht pathologisch zu wirken, wo der Schein nicht nur täuscht sondern betrügt, darf auch nicht im Wesen des Apoll fehlen: jene maßvolle Begrenzung, jene Freiheit von den wilderen Regungen, jene Weisheit und Ruhe des Bildnergottes. Sein Auge muß „sonnenhaft“ ruhig sein: auch wenn es zürnt und unmuthig blickt, liegt die Weihe des schönen Scheines auf ihm.

Die dionysische Kunst dagegen beruht auf dem Spiel mit dem Rausche, mit der Verzückung. Zwei Mächte vornehmlich sind es, die den naiven Naturmenschen zur Selbstvergessenheit des Rausches steigern, der Frühlingstrieb und das narkotische Getränk. Ihre Wirkungen sind in der Figur des Dionysos symbolisirt. Das principium individuationis wird in beiden Zuständen durchbrochen, das Subjektive verschwindet ganz vor der hervorbrechenden Gewalt des Generell-Menschlichen, ja des Allgemein-Natürlichen. Die Dionysos-Feste schließen nicht nur den Bund zwischen Mensch und Mensch, sie versöhnen auch Mensch und Natur. Freiwillig bringt die Erde ihre Gaben, die wildesten Thiere nahen sich friedfertig: von Panthern und Tigern wird der blumenbekränzte Wagen des Dionysos gezogen. Alle die kastenmäßigen Abgrenzungen, die die Noth und die Willkür zwischen den Menschen festgesetzt hat, verschwinden: der Sklave ist freier Mann, der Adlige und der Niedriggeborene vereinigen sich zu denselben bacchischen Chören. In immer wachsenden Schaaren wälzt sich das Evangelium der „Weltenharmonie“ von Ort zu Ort: singend und tanzend äußert sich der Mensch als Mitglied einer höheren idealeren Gemeinsamkeit: er hat das Gehen und das Sprechen verlernt. Noch mehr: er fühlt sich verzaubert und er ist wirklich etwas Anderes geworden. Wie die Thiere reden und die Erde Milch und Honig giebt, so tönt auch aus ihm etwas Übernatürliches. Als Gott fühlt er sich, was sonst in seiner Einbildungskraft nur lebte, jetzt empfindet er es an sich selbst. Was sind ihm jetzt Bilder und Statuen? Der Mensch ist nicht mehr Künstler, er ist Kunstwerk geworden, er wandelt so verzückt und erhoben wie er die Götter im Traume wandeln sah. Die Kunstgewalt der Natur, nicht mehr die eines Menschen, offenbart sich hier: ein edlerer Thon, ein kostbarerer Marmor wird hier geknetet und behaun: der Mensch. Dieser vom Künstler Dionysos geformte Mensch verhält sich zur Natur, wie die Statue zum apollinischen Künstler.

Wenn nun der Rausch das Spiel der Natur mit dem Menschen ist, so ist das Schaffen des dionysischen Künstlers das Spiel mit dem Rausche. Dieser Zustand läßt sich nur gleichnißweise begreifen, wenn man ihn nicht selbst erfahren hat: es ist etwas Ähnliches, wenn man träumt und zugleich den Traum als Traum spürt. So muß der Dionysosdiener im Rausche sein und zugleich hinter sich als Beobachter auf der Lauer liegen. Nicht im Wechsel von Besonnenheit und Rausch, sondern im Nebeneinander zeigt sich das dionysische Künstlerthum.

Dieses Nebeneinander kennzeichnet den Höhepunkt des Hellenenthums: ursprünglich ist nur Apollo ein hellenischer Kunstgott und seine Macht war es, die den aus Asien heranstürmenden Dionysos so weit mäßigte, daß der schönste Bruderbund entstehen konnte. Hier begreift man am leichtesten den unglaublichen Idealismus des hellenischen Wesens: aus einem Naturkult, der bei den Asiaten die roheste Entfesselung der niederen Triebe bedeutet, ein panhetärisches Thierleben, das für eine bestimmte Zeit alle socialen Bande sprengt, wurde bei ihnen ein Welterlösungsfest, ein Verklärungstag. Alle die sublimen Triebe ihres Wesens offenbarten sich in dieser Idealisierung der Orgie.

Niemals aber war das Hellenenthum in größerer Gefahr als bei dem stürmischen Heranzug des neuen Gottes. Niemals wiederum zeigte sich die Weisheit des delphischen Apollo in schönerem Lichte. Zuerst widerstrebend umspann er den gewaltigen Gegner mit dem feinsten Gespinnst, so daß dieser kaum merken konnte, daß er in halber Gefangenschaft einherwandele. Indem die delphische Priesterschaft den neuen Kult in seiner tiefen Wirkung auf sociale Regenerationsprozesse durchschaute und ihn gemäß ihrer politisch-religiösen Absicht förderte, indem der apollinische Künstler mit bedachtsamer Mäßigung aus der revolutionären Kunst des Bacchusdienstes lernte, indem endlich die Jahresherrschaft in der delphischen Kultordnung unter Apollo und Dionysos vertheilt wurde, waren beide Götter gleichsam als Sieger aus ihrem Wettkampfe hervorgegangen: eine Versöhnung auf dem Kampfplatze. Wenn man recht deutlich sehen will, wie gewaltig das apollinische Element das irrational Übernatürliche des Dionysos niederhielt, denke man daran, daß in der älteren Musikperiode das γένος διθυραμβικόν zugleich das ἡσυχαστικόν war. Je kräftiger nun der apollinische Kunstgeist heranwuchs, um so freier entwickelte sich der Bruder-gott Dionysos: zur selben Zeit als der erste zum vollen gleichsam unbeweglichen Anblick der Schönheit kam, in der Zeit des Phidias, deutete der andere in der Tragödie die Welträthsel und Weltschrecken und sprach in der tragischen Musik den innersten Naturgedanken, das Weben des „Willens“ in und über allen Erscheinungen aus.

Wenn die Musik auch apollinische Kunst ist, so ist es genau genommen nur der Rhythmus, dessen bildnerische Kraft zur Darstellung apollinischer Zustände entwickelt wurde: die Musik des Apollo ist Architektur in Tönen, noch dazu in nur angedeuteten Tönen, wie sie der Kithara eigen sind. Behutsam ist gerade das Element ferngehalten, das den Charakter der dionysischen Musik, ja der Musik überhaupt ausmacht, die erschütternde Macht des Tons und die durchaus unvergleichliche Welt der Harmonie. Für diese hatte der Grieche die feinste Empfindung, wie wir aus der strengen Charakteristik der Tonarten entnehmen müssen, wenn auch das Bedürfniß einer ausgeführten, wirklich erklingenden Harmonie bei ihnen viel geringer als in der neueren Welt ist. In der Harmonienfolge und schon in deren Abbreviatur, in der sogenannten Melodie, offenbart sich der „Wille“ ganz unmittelbar, ohne vorher in eine Erscheinung eingegangen zu sein. Jedes Individuum kann als Gleichniß, gleichsam als ein einzelner Fall für eine allgemeine Regel, dienen: umgekehrt aber wird der dionysische Künstler das Wesen des Erscheinenden unmittelbar verständlich darlegen: er gebietet ja über das Chaos des noch nicht Gestalt gewordenen Willens und kann aus ihm in jedem schöpferischen Moment eine neue Welt, aber auch die alte, als Erscheinung bekannte erschaffen. Im letzteren Sinne ist er tragischer Musiker.

Im dionysischen Rausche, im ungestümen Durchrasen aller Seelen-Tonleitern bei narkotischen Erregungen oder in der Entfesselung der Frühlingstriebe äußert sich die Natur in ihrer höchsten Kraft: sie schließt die Einzelwesen wieder aneinander und läßt sie sich als eins empfinden; so daß das principium individuationis gleichsam als andauernder Schwächezustand des Willens erscheint. Je verkommener der Wille ist, desto mehr zerbröckelt alles in’s Einzelne; je selbstischer willkürlicher das Individuum entwickelt ist, um so schwächer ist der Organismus, dem es dient. In jenen Zuständen bricht daher gleichsam ein sentimentalischer Zug des Willens hervor, ein „Seufzen der Kreatur“ nach dem Verlorenen: aus der höchsten Lust heraus tönt der Schrei des Entsetzens, die sehnenden Klagelaute eines unersetzlichen Verlustes. Die üppige Natur feiert ihre Saturnalien und ihre Todtenfeier zugleich. Die Affekte ihrer Priester sind auf das wundersamste gemischt, Schmerzen erwecken Lust, der Jubel entreißt der Brust qualvolle Töne. Der Gott ὁ λύσιος hat alles von sich erlöst, alles verwandelt. Der Gesang und die Mimik derartig erregter Massen, in denen die Natur Stimme und Bewegung bekam, war für die homerisch-griechische Welt etwas ganz Neues und Unerhörtes; es war ihr etwas Orientalisches, das sie mit ihrer ungeheuren rhythmischen und bildnerischen Kraft erst bezwingen mußte und auch, wie gleichzeitig den ägyptischen Tempelstil, bezwungen hat. Es war das apollinische Volk, das den übermächtigen Instinkt in die Fesseln der Schönheit schlug: es hat die gefährlichsten Elemente der Natur, ihre wildesten Bestien in das Joch gespannt. Man bewundert die idealistische Macht des Hellenenthums am höchsten, wenn man seine Vergeistigung der Dionysosfeier mit dem vergleicht, was aus gleichem Ursprunge bei andern Völkern entstanden ist. Ähnliche Feste sind uralt und überall nachweisbar, am berühmtesten in Babylon unter dem Namen der Sakaeen. Hier wurde in fünftägiger Festdauer jedes staatliche und sociale Band zerrissen; aber das Centrum lag in der geschlechtlichen Zuchtlosigkeit, in der Vernichtung jedes Familienthums durch das unumschränkte Hetärenthum. Das Gegenstück dazu bietet das Bild der griechischen Dionysosfeier, welches Euripides in den Bacchen entwirft: aus ihm strömt derselbe Liebreiz, derselbe musikalische Verklärungsrausch, welchen Skopas und Praxiteles zur Statue verdichteten. Ein Bote erzählt, daß er in der Mittagshitze mit den Herden auf die Bergesspitzen hinaufgezogen sei: es ist der rechte Moment und der rechte Ort, um Ungesehenes zu sehen; jetzt schläft Pan, jetzt ist der Himmel der unbewegte Hintergrund einer Glorie, jetzt blüht der Tag. Auf einer Alpentrift bemerkt der Bote drei Frauenchöre, über den Boden hin zerstreut liegend und in sittsamer Haltung: viele Frauen haben sich an Tannenstämme gelehnt: alles schlummert. Plötzlich beginnt die Mutter des Pentheus zu jubeln, der Schlaf ist verscheucht, alle springen auf, ein Muster edler Sitten; die jungen Mädchen und die Frauen lassen die Locken herab auf die Schultern fallen, das Rehfell wird in Ordnung gebracht, wenn im Schlafe die Bänder und Schleifen sich gelöst haben. Man umgürtet sich mit Schlangen, die vertraut die Wangen lecken, einige Frauen nehmen junge Wölfe und Rehe auf den Arm und säugen sie. Alles schmückt sich mit Epheukränzen und Winden, ein Schlag mit dem Thyrsos an den Felsen und Wasser sprudelt hervor: ein Stoß mit dem Stab auf den Grund, und ein Weinquell steigt empor. Süßer Honig träufelt von den Zweigen, wenn jemand den Boden nur mit den Fingerspitzen rührt, so springt schneeweiße Milch heraus. — Dies ist eine ganz verzauberte Welt, die Natur feiert ihr Versöhnungsfest mit dem Menschen. Der Mythus sagt, daß Apollo den zerrissenen Dionysos wieder zusammengefügt habe. Dies ist das Bild des durch Apollo neugeschaffenen, aus seiner asiatischen Zerreißung geretteten Dionysos. —

[«]

2.

Die griechischen Götter sind in der Vollendung, wie sie im Homer bereits uns entgegentreten, gewiß nicht als Geburten der Noth und des Bedürfnisses zu begreifen: solche Wesen ersann gewiß nicht das angsterschütterte Gemüth: nicht um sich vom Leben abzuwenden, projicirte eine geniale Phantasie ihre Bilder in das Blaue. Aus ihnen spricht eine Religion des Lebens, nicht der Pflicht oder der Askese oder der Geistigkeit. Alle diese Gestalten athmen den Triumph des Daseins, ein üppiges Lebensgefühl begleitet ihren Cultus. Sie fordern nicht: in ihnen ist das Vorhandene vergöttlicht, gleichviel ob es gut oder böse ist. Gemessen an dem Ernst, der Heiligkeit und Strenge anderer Religionen ist die griechische in der Gefahr, als eine phantastische Spielerei unterschätzt zu werden — wenn man sich nicht einen oft verkannten Zug tiefster Weisheit zur Vorstellung bringt, durch den jenes epikureische Göttersein plötzlich als Schöpfung des unvergleichlichen Künstlervolkes und fast als höchste Schöpfung erscheint. Die Philosophie des Volkes ist es, die der gefesselte Waldgott den Sterblichen enthüllt: „das Beste ist nicht zu sein, das Zweitbeste bald zu sterben“. Dieselbe Philosophie ist es, die den Hintergrund jener Götterwelt bildet. Der Grieche kannte die Schrecken und Entsetzlichkeiten des Daseins, aber er verhüllte sie, um leben zu können: ein Kreuz unter Rosen versteckt nach dem Goetheschen Symbol. Jenes leuchtende Olympierthum ist nur deshalb zur Herrschaft gekommen, weil das finstere Walten der μοῖρα, die dem Achill den frühen Tod und dem Oedipus die Greuelehe bestimmt, durch die glänzenden Gestalten des Zeus des Apollo des Hermes usw. versteckt werden sollte. Hätte jemand den künstlerischen Schein jener Mittelwelt weggenommen, man hätte der Weisheit des Waldgottes, des dionysischen Begleiters folgen müssen. Diese Noth war es, aus der der künstlerische Genius dieses Volkes diese Götter geschaffen hat. Eine Theodicee war darum niemals ein hellenisches Problem: man hütete sich, die Existenz der Welt und somit die Verantwortlichkeit für deren Beschaffenheit den Göttern zuzumuthen. Auch die Götter sind der ἀνάγκη unterworfen: dies ist ein Bekenntniß der seltensten Weisheit.

Sein Dasein, wie es nun einmal ist, in einem verklärenden Spiegel zu sehn und sich mit diesem Spiegel gegen die Meduse zu schützen — das war die geniale Strategie des hellenischen „Willens“, um überhaupt leben zu können. Denn wie anders hätte jenes unendlich sensible, für das Leiden so glänzend befähigte Volk das Dasein ertragen können, wenn ihm nicht dasselbe von einer höheren Glorie umflossen in seinen Göttern offenbart worden wäre! Derselbe Trieb, der die Kunst in’s Leben ruft, als die zum Weiterleben verführende Ergänzung und Vollendung des Daseins, ließ auch die olympische Welt entstehen, eine Welt der Schönheit, der Ruhe, des Genusses.

Das Leben wird aus der Wirkung einer solchen Religion heraus als das an sich Erstrebenswerthe in der homerischen Welt begriffen: das Leben unter dem hellen Sonnenschein solcher Götter. Der Schmerz der homerischen Menschen bezieht sich auf das Abscheiden aus diesem Dasein, vor allem auf das baldige Abscheiden:

wenn die Klage überhaupt ertönt, so klingt sie wieder vom „kurzlebigen Achilles“, von dem schnellen Wechsel des Menschengeschlechtes, von dem Verschwinden der Heroenzeit. Es ist des größten Helden nicht unwürdig, sich nach dem Weiterleben zu sehnen, sei es selbst als Tagelöhner. Niemals hat der „Wille“ sich offener ausgesprochen, als im Hellenenthum, dessen Klage selbst noch sein Preislied ist. Deshalb verlangt der moderne Mensch nach jener Zeit, in der er den vollen Einklang zwischen Natur und Mensch zu hören glaubt, deshalb ist das Hellenische das Lösungswort für alle, die für ihre bewußte Willensbejahung sich nach glänzenden Vorbildern umzusehen haben; deshalb endlich ist unter den Händen genußsüchtiger Schriftsteller der Begriff der „griechischen Heiterkeit“ entstanden, so daß unehrerbietiger Weise ein lüderliches Faulenzerleben sich mit dem Worte „Griechisch“ zu entschuldigen, ja zu ehren wagt.

Bei allen diesen, vom Edelsten in das Gemeinste sich verirrenden Vorstellungen ist das Hellenenthum zu roh und einfach genommen und gewissermaßen nach dem Bilde unzweideutiger, gleichsam einseitiger Nationen (z.B. der Römer) geformt worden. Man sollte doch das Bedürfniß nach künstlerischem Schein auch in der Weltanschauung eines Volkes vermuthen, das, woran es rührt, in Gold zu verwandeln pflegt. Wirklich auch begegnen wir, wie schon angedeutet, einer ungeheuren Illusion in dieser Weltanschauung, derselben Illusion, deren sich die Natur zur Erreichung ihrer Zwecke so regelmäßig bedient. Das wahre Ziel wird durch ein Wahnbild verdeckt: nach diesem strecken wir die Hände aus, und jenes erreicht die Natur durch diese Täuschung. In den Griechen wollte der Wille sich selbst zum Kunstwerk verklärt anschauen: um sich zu verherrlichen, mußten seine Geschöpfe sich selbst als verherrlichenswerth empfinden, sie mußten sich in einer höheren Sphäre wiedersehen, gleichsam in’s Ideale emporgehoben, ohne daß diese vollendete Welt der Anschauung als Imperativ oder als Vorwurf wirkte. Dies ist die Sphäre der Schönheit, in der sie ihre Spiegelbilder, die Olympier, erblicken. Mit dieser Waffe kämpfte der hellenische Wille gegen das dem künstlerischen correlative Talent, zum Leiden und zur Weisheit des Leidens. Aus diesem Kampfe und als Denkmal seines Sieges ist die Tragödie geboren.

Der Rausch des Leidens und der schöne Traum haben ihre verschiedenen Götterwelten: der erste dringt in der Allmacht seines Wesen in die innersten Gedanken der Natur, er erkennt den furchtbaren Trieb zum Dasein und zugleich den fortwährenden Tod alles ins Dasein Getretenen; die Götter, die er schafft, sind gut und böse, ähneln dem Zufall, erschrecken durch plötzlich auftauchende Planmäßigkeit, sind mitleidlos und ohne die Lust am Schönen. Sie sind der Wahrheit verwandt und nähern sich dem Begriff: selten und schwer verdichten sie sich zu Gestalten. Sie anzuschaun macht zu Stein: wie soll man mit ihnen leben? Aber man soll es auch nicht: dies ist ihre Lehre.

Von dieser Götterwelt muß, wenn sie nicht ganz, wie ein sträfliches Geheimniß verhüllt werden kann, der Blick durch die danebengestellte glänzende Traumgeburt der olympischen Welt abgezogen werden: darum steigert sich die Gluth ihrer Farben, die Sinnlichkeit ihrer Gestalten, um so höher, je stärker die Wahrheit oder das Symbol derselben sich geltend macht. Nie war aber der Kampf zwischen Wahrheit und Schönheit größer als bei der Invasion des Dionysosdienstes: in ihm enthüllte sich die Natur und sprach von ihrem Geheimniß mit entsetzlicher Deutlichkeit, mit dem Ton, dem gegenüber der verführerische Schein fast seine Macht verlor. Aus Asien entsprang dieser Quell: aber er mußte in Griechenland zum Strome werden, weil er hier zum ersten Male fand, was ihm Asien nicht geboten hatte, die reizbarste Sensibilität und Leidensfähigkeit gepaart mit der leichtesten Besonnenheit und Scharfsichtigkeit. Wie rettete Apollo das Hellenenthum? Der neue Ankömmling wurde in die Welt des schönen Scheins, in die Olympierwelt, hinübergezogen: es wurde ihm viel von den Ehren der angesehnsten Gottheiten, des Zeus z.B. und des Apollo, geopfert. Man hat nie mit einem Fremdling mehr Umstände gemacht: dafür war er auch ein furchtbarer Fremdling (hostis in jedem Sinne), mächtig genug das gastliche Haus zu zertrümmern. Eine große Revolution begann in allen Lebensformen: überall hin drang Dionysos, auch in die Kunst.

Das Schauen, das Schöne, der Schein umgränzt das Bereich der apollinischen Kunst: es ist die verklärte Welt des Auges, das im Traum, bei geschlossenen Augenlidern, künstlerisch schafft. In diesen Traumzustand will uns auch das Epos versetzen: wir sollen mit offenen Augen nichts sehen und uns an den inneren Bildern weiden, zu deren Produktion uns der Rhapsode durch Begriffe zu reizen sucht. Die Wirkung der bildenden Künste wird hier auf einem Umwege erreicht: während der Bildner uns durch den behauenen Marmor zu dem von ihm traumhaft geschauten lebendigen Gotte führt, so daß die eigentlich als τέλος vorschwebende Gestalt sowohl dem Bildner als dem Zuschauer deutlich wird und der Erstere den Letzteren durch die Mittelgestalt der Statue zum Nachschauen veranlaßt: so sieht der epische Dichter die gleiche lebendige Gestalt und will sie auch Anderen zum Anschauen vorführen. Aber er stellt keine Statue mehr zwischen sich und den Menschen: er erzählt vielmehr, wie jene Gestalt ihr Leben beweist, in Bewegung, Ton, Wort, Handlung, er zwingt uns eine Menge Wirkungen zur Ursache zurückzuführen, er nöthigt uns zu einer künstlerischen Komposition. Er hat sein Ziel erreicht, wenn wir die Gestalt oder die Gruppe oder das Bild deutlich vor uns sehen, wenn er uns jenen traumhaften Zustand mittheilt, in dem er selbst zuerst jene Vorstellungen erzeugte. Die Aufforderung des Epos zum plastischen Schaffen beweist, wie absolut verschieden die Lyrik vom Epos ist, da jene niemals das Formen von Bildern als Ziel hat. Das Gemeinsame zwischen beiden ist nur etwas Stoffliches, das Wort, noch allgemeiner der Begriff: wenn wir von Poesie reden, so haben wir damit keine Kategorie, die mit der bildenden Kunst und der Musik coordinirt wäre, sondern eine Conglutination von zwei in sich total verschiedenen Kunstmitteln, von denen das Eine einen Weg zur bildenden Kunst, das Andere einen Weg zur Musik bedeutet: beide aber sind nur Wege zum Kunstschaffen, nicht Künste selbst. In diesem Sinne sind natürlich auch Malerei und Skulptur nur Kunstmittel: die eigentliche Kunst ist das Erschaffenkönnen von Bildern, gleichgültig ob dies das Vor-schaffen oder Nachschaffen ist. Auf dieser Eigenschaft — einer allgemein menschlichen — beruht die Kulturbedeutung der Kunst. Der Künstler — als der durch Kunstmittel zur Kunst nöthigende — kann nicht zugleich das aufsaugende Organ der Kunstbethätigung sein.

Der Bilderdienst der apollinischen Kultur, ob diese sich nun im Tempel, in der Statue oder im homerischen Epos äußerte, hatte sein erhabenes Ziel in der ethischen Forderung des Maaßes, welche der aesthetischen Forderung der Schönheit parallel läuft. Das Maaß als Forderung hingestellt ist nur dann möglich, wo das Maß, die Grenze als erkennbar gilt. Um seine Grenzen einhalten zu können, muß man sie kennen: daher die apollinische Mahnung γνῶθι σεαυτόν. Der Spiegel aber, in dem sich der apollinische Grieche allein sehen d. h. erkennen konnte, war die olympische Götterwelt: hier aber erkannte er sein eigenstes Wesen wieder, umhüllt vom schönen Scheine des Traumes. Das Maaß, unter dessen Joch sich die neue Götterwelt (gegenüber einer gestürzten Titanenwelt) bewegte, war das der Schönheit: die Grenze, die der Grieche innezuhalten hatte, war die des schönen Scheins. Der innerste Zweck einer auf den Schein und das Maaß hingewendeten Kultur kann ja nur die Verschleierung der Wahrheit sein: dem unermüdlichen Forscher in ihrem Dienste wurde eben so wie dem übermächtigen Titanen das warnende μηδὲν ἄγαν zugerufen. In Prometheus wird dem Griechenthum ein Beispiel gezeigt, wie die übergroße Förderung menschlicher Erkenntniß für den Förderer und den Geförderten gleich verderblich wirkt. Wer mit seiner Weisheit vor dem Gotte bestehen will, der muß wie Hesiod μέτρον ἔχειν σοφίης.

In eine derartig aufgebaute und künstlich geschützte Welt drang nun der ekstatische Ton der Dionysosfeier, in dem das ganze Übermaß der Natur in Lust und Leid und Erkenntniß zugleich sich offenbarte. Alles was bis jetzt als Grenze, als Maaßbestimmung galt, erwies sich hier als ein künstlicher Schein: das „Übermaß“ enthüllte sich als Wahrheit. Zum ersten Male erbrauste der dämonisch fascinirende Volksgesang in aller Trunkenheit eines übermächtigen Gefühls: was bedeutete dagegen der psalmodirende Künstler des Apoll, mit den nur ängstlich andeutenden Klängen seiner κιϑάρα? Was früher in poetisch-musikalischen Innungen kastenmäßig fortgepflanzt und zugleich von aller profanen Betheiligung entfernt gehalten wurde, was mit der Gewalt des apollinischen Genius auf der Stufe einer einfachen Architektonik verharren mußte, das musikalische Element, das warf hier alle Schranken von sich: die früher nur im einfachsten Zickzack sich bewegende Rhythmik löste ihre Glieder zum bacchantischen Tanz: der Ton erklang, nicht mehr wie früher in gespensterhafter Verdünnung, sondern in der tausendfachen Steigerung der Masse und in der Begleitung tieftönender Blasinstrumente. Und das Geheimnißvollste geschah: die Harmonie kam hier zur Welt, die in ihrer Bewegung den Willen der Natur zum unmittelbaren Verständniß bringt. Jetzt wurden Dinge in der Umgebung des Dionysos laut, die in der apollinischen Welt künstlich verborgen lagen: der ganze Schimmer der olympischen Götter erblaßte vor der Weisheit des Silen. Eine Kunst, die in ihrem ekstatischen Rausche die Wahrheit sprach, verscheuchte die Musen der Scheinkünste; in der Selbstvergessenheit der dionysischen Zustände gieng das Individuum mit seinen Grenzen und Maaßen unter: eine Götterdämmerung stand nahe bevor.

Welches war die Absicht des Willens, der doch zuletzt einer ist, seiner eignen apollinischen Schöpfung zuwider den dionysischen Elementen Einlaß zu gestatten?

Es galt einer neuen und höheren μηχανή des Daseins, der Geburt des tragischen Gedankens. —

[«]

3.

Die Verzückung des dionysischen Zustandes mit seiner Vernichtung der gewöhnlichen Schranken und Grenzen des Daseins enthält während seiner Dauer ein lethargisches Element, in das sich alles in der Vergangenheit Erlebte eintaucht. So scheidet sich durch diese Kluft der Vergessenheit die Welt der alltäglichen und der dionysischen Wirklichkeit von einander ab. Sobald aber jene alltägliche Wirklichkeit wieder ins Bewußtsein tritt, wird sie mit Ekel als solche empfunden: eine asketische, willenverneinende Stimmung ist die Frucht jener Zustände. Im Gedanken wird das Dionysische als eine höhere Weltordnung einer gemeinen und schlechten entgegengesetzt: der Grieche wollte absolute Flucht aus dieser Welt der Schuld und des Schicksals. Er vertröstete sich kaum auf eine Welt nach dem Tode: seine Sehnsucht gieng höher, über die Götter hinaus, er verneinte das Dasein sammt seiner bunt gleißenden Götterspiegelung. In der Bewußtheit des Erwachens vom Rausche sieht er überall das Entsetzliche oder Absurde des Menschenseins: es ekelt ihn. Jetzt versteht er die Weisheit des Waldgottes.

Hier ist die gefährlichste Grenze erreicht, die der hellenische Wille mit seinem apollinisch-optimistischen Grundprincip gestatten konnte. Hier wirkte er sofort mit seiner Naturheilkraft, um jene verneinende Stimmung wieder umzubiegen: sein Mittel ist das tragische Kunstwerk und die tragische Idee. Seine Absicht konnte durchaus nicht sein den dionysischen Zustand zu dämpfen oder gar zu unterdrücken: eine direkte Bezwingung war unmöglich, und wenn sie möglich war, doch allzu gefährlich: denn das in seinem Ergusse aufgehaltene Element brach sich dann anderwärts Bahn und durchdrang alle Lebensadern.

Vor allem galt es jene Ekelgedanken über das Entsetzliche und das Absurde des Daseins in Vorstellungen umzuwandeln, mit denen sich leben läßt: diese sind das Erhabene als die künstlerische Bändigung des Entsetzlichen und das Lächerliche als die künstlerische Entladung vom Ekel des Absurden. Diese beiden mit einander verflochtenen Elemente werden zu einem Kunstwerk vereint, das den Rausch nachahmt, das mit dem Rausche spielt.

Das Erhabene und das Lächerliche ist ein Schritt über die Welt des schönen Scheins hinaus, denn in beiden Begriffen wird ein Widerspruch empfunden. Andererseits decken sie sich keineswegs mit der Wahrheit: sie sind eine Umschleierung der Wahrheit, die zwar durchsichtiger als die Schönheit, aber doch noch eine Umschleierung ist. Wir haben in ihnen also eine Mittelwelt zwischen Schönheit und Wahrheit: in ihr ist eine Vereinigung von Dionysos und Apollo möglich. Diese Welt offenbart sich in einem Spiel mit dem Rausche, nicht in einem völligen Verschlungensein durch denselben. Im Schauspieler erkennen wir den dionysischen Menschen wieder, den instinktiven Dichter Sänger Tänzer, aber als gespielten dionysischen Menschen. Er sucht dessen Vorbild in der Erschütterung der Erhabenheit zu erreichen oder auch in der Erschütterung des Gelächters: er geht über die Schönheit hinaus und er sucht doch die Wahrheit nicht. In der Mitte zwischen beiden bleibt er schwebend. Er strebt nicht nach dem schönen Schein, aber wohl nach dem Schein, nicht nach der Wahrheit, aber nach

Wahrscheinlichkeit. (Symbol, Zeichen der Wahrheit). Der Schauspieler war zuerst natürlich kein Einzelner: es sollte ja die dionysische Masse, das Volk, dargestellt werden: daher der dithyrambische Chor. Durch das Spiel mit dem Rausche sollte er selbst, so wie auch der umgebende Chor der Zuschauer, vom Rausche gleichsam entladen werden. Vom Standpunkte der apollinischen Welt war das Hellenenthum zu heilen und zu sühnen: Apollo der rechte Heil- und Sühngott rettete den Griechen von der hellsehenden Ekstase und dem Ekel am Dasein — durch das Kunstwerk des tragisch-komischen Gedankens.

Die neue Kunstwelt, die des Erhabenen und des Lächerlichen, die der „Wahrscheinlichkeit“ beruhte auf einer anderen Götter- und Weltanschauung als die ältere des schönen Scheins. Die Erkenntniß der Schrecken und Absurditäten des Daseins, der gestörten Ordnung und der unvernünftigen Planmäßigkeit, überhaupt des ungeheuersten Leidens in der ganzen Natur hatte die so künstlich verhüllten Gestalten der Μοῖρα und der Erinnyen, der Meduse und der Gorgo entschleiert: die olympischen Götter waren in höchster Gefahr. Im tragisch-komischen Kunstwerk wurden sie gerettet, indem auch sie in das Meer des Erhabenen und des Lächerlichen getaucht wurden: sie hörten auf nur „Schön“ zu sein, sie saugten gleichsam jene ältere Götterordnung und ihre Erhabenheit in sich auf. Jetzt schieden sie sich in zwei Gruppen, nur wenige schwebten inmitten, als bald erhabene, bald lächerliche Gottheiten. Vor allem empfieng Dionysos selbst jenes zwiespältige Wesen.

An zwei Typen zeigt sich am besten, wie man jetzt in der tragischen Periode des Griechenthums wieder leben konnte, an Äschylus und Sophokles. Das Erhabene erscheint dem Ersten als Denker am meisten in der großartigen Gerechtigkeit. Mensch und Gott stehen bei ihm in engster subjektiver Gemeinsamkeit: das Göttliche Gerechte Sittliche und das Glückliche sind für ihn einheitlich in einander geschlungen. Nach dieser Wage wird das Einzelwesen, Mensch oder Titan, gemessen. Die Götter werden nach dieser Gerechtigkeitsnorm reconstruirt. So wird z.B. der Volksglaube an den verblendenden, zur Schuld verführenden Dämon — ein Rest jener uralten durch die Olympier entthronten Götterwelt — corrigirt, indem dieser Dämon ein Werkzeug in der Hand des gerecht strafenden Zeus wird. Der ebenfalls uralte — gleichfalls den Olympiern fremde — Gedanke des Geschlechtsfluches wird aller Herbigkeit entkleidet, da es bei Aeschylus keine Nothwendigkeit zum Frevel für den Einzelnen giebt und jeder davon kommen kann.

Während Aeschylus das Erhabene in der Erhabenheit der olympischen Rechtspflege findet, sieht sie Sophokles — wunderbarer Weise — in der Erhabenheit der Undurchdringbarkeit der olympischen Rechtspflege. Er stellt in allen Punkten den Volksstandpunkt wieder her. Die Unverdientheit eines entsetzlichen Schicksals schien ihm erhaben, die wahrhaft unlösbaren Räthsel des Menschendaseins waren seine tragische Muse. Das Leiden gewinnt bei ihm seine Verklärung; es wird aufgefaßt als etwas Heiligendes. Der Abstand zwischen dem Menschlichen und Göttlichen ist unermeßlich; es ziemt sich daher tiefste Ergebung und Resignation. Die eigentliche Tugend ist die σωφροσύνη, eigentlich eine negative Tugend. Die heroische Menschheit ist die edelste Menschheit ohne jene Tugend; ihr Schicksal demonstrirt jene unendliche Kluft. Eine Schuld giebt es kaum, nur einen Mangel der Erkenntniß über den Werth des Menschen und seine Grenzen.

Dieser Standpunkt ist jedenfalls tiefer und innerlicher als der aeschyleische, er nähert sich der dionysischen Wahrheit bedeutend und spricht sie ohne viel Symbole aus — und trotzdem! erkennen wir hier das ethische Princip des Apollo hineingeflochten in die dionysische Weltanschauung. Bei Aeschylus ist der Ekel aufgelöst in den erhabenen Schauer vor der Weisheit der Weltordnung, die nur bei der Schwäche des Menschen schwer erkennbar ist. Bei Sophokles ist dieser Schauer noch größer weil jene Weisheit ganz unergründlich ist. Es ist die lautere Stimmung der Frömmigkeit, die ohne Kampf ist, während die äschyleische fortwährend die Aufgabe hat die göttliche Rechtspflege zu rechtfertigen und deshalb immer vor neuen Problemen stehen bleibt. Die „Grenze des Menschen“, nach der Apollo zu forschen befiehlt, ist für Sophokles erkennbar, aber sie ist enger und beschränkter als sie in der vordionysischen Zeit von Apollo gemeint war. Der Mangel an Erkenntniß im Menschen über sich ist das sophokleische Problem, der Mangel an Erkenntniß im Menschen über die Götter das äschyleische.

Frömmigkeit, wundersamste Maske des Lebenstriebes! Hingabe an eine vollendete Traumwelt, der die höchste sittliche Weisheit verliehen wird! Flucht vor der Wahrheit, um sie aus der Ferne, in Wolken gehüllt, anbeten zu können! Versöhnung mit der Wirklichkeit, weil sie räthselhaft ist! Abneigung gegen die Enträthselung, weil wir keine Götter sind! Lustvolles Niederwerfen in den Staub, Glücksruhe im Unglück! Höchste Selbstentäußerung des Menschen in seiner höchsten Äußerung! Verherrlichung und Verklärung der Schreckmittel und Furchtbarkeiten des Daseins als der Heilmittel vom Dasein! Freudvolles Leben in der Verachtung des Lebens! Triumph des Willens in seiner Verneinung!

Auf dieser Stufe der Erkenntniß giebt es nur zwei Wege, den des *Heiligen* und den des *tragischen Künstlers*: beide haben gemein, daß sie bei der hellsten Erkenntniß von der Nichtigkeit des Daseins doch fortleben können, ohne in ihrer Weltanschauung einen Riß zu spüren. Der Ekel am Weiterleben wird als Mittel zum Schaffen empfunden, sei dies nun ein heiligendes oder ein künstlerisches. Das Schreckliche oder das Absurde ist erhebend, weil es nur *scheinbar* schrecklich oder absurd ist. Die dionysische Kraft der Verzauberung bewährt sich hier noch auf der höchsten Spitze dieser Weltanschauung: alles Wirkliche löst sich in Schein auf, und hinter ihm thut sich die einheitliche *Willensnatur* kund, ganz in die Glorie der Weisheit und Wahrheit, in blendenden Glanz gehüllt. *Die Illusion, der Wahn ist auf seiner Höhe.* —

Jetzt wird es nicht mehr unbegreiflich dünken, daß derselbe Wille, der als apollinischer die hellenische Welt ordnete, seine andre Erscheinungsform, den dionysischen Willen in sich aufnahm. Der Kampf beider Erscheinungsformen des Willens hatte ein außerordentliches Ziel, eine *höhere Möglichkeit des Daseins* zu schaffen und auch in dieser zu einer noch *höheren Verherrlichung* (durch die Kunst) zu kommen. Nicht mehr die Kunst des Scheines, sondern die tragische Kunst war die Form der Verherrlichung: in ihr aber ist jene Kunst des Scheines vollständig aufgesaugt. Apollo und Dionysos haben sich vereinigt. Wie in das apollinische Leben das dionysische Element eingedrungen ist, wie sich der Schein als Grenze auch hier festgesetzt hat, so ist auch die dionysisch-tragische Kunst nicht mehr „Wahrheit“. Nicht mehr ist jenes Singen und Tanzen instinktiver Naturrausch: nicht mehr ist die dionysisch erregte Chormasse die unbewußt vom Frühlingstrieb gepackte Volksmasse. Die Wahrheit wird jetzt *symbolisirt*, sie bedient sich des Scheines, sie kann und muß darum auch die Künste des Scheins gebrauchen. Schon aber zeigt sich ein großer Unterschied gegen die frühere Kunst, daß jetzt alle Kunstmittel des Scheines *gemeinsam* zu Hülfe gezogen werden, sodann daß die Statue wandelt, die Gemälde der Periakten sich verschieben, bald der Tempel bald der Palast dem Auge durch dieselbe Hinterwand vorgeführt wird. Wir bemerken also zugleich eine gewisse *Gleichgültigkeit gegen den Schein*, der seine ewigen Ansprüche, seine souveränen Forderungen hier aufgeben muß. Durchaus nicht wird mehr der Schein als *Schein* genossen, sondern als *Symbol*, als Zeichen der Wahrheit. Daher die —

an sich anstößige — Verschmelzung der Kunstmittel. Das deutlichste Anzeichen dieser Geringschätzung des Scheins ist die Maske.

An den Zuschauer wird also die dionysische Forderung gestellt, daß ihm sich alles verzaubert vorstellt, daß er immer mehr sieht als das Symbol, daß die ganze sichtbare Welt der Scene und der Orchestra das Reich der Wunder ist. Wo aber ist die Macht, die ihn in die wundergläubige Stimmung versetzt, durch die er alles verzaubert sieht? Wer besiegt die Macht des Scheins und depotenzirt ihn zum Symbol?

Dies ist die Musik. —

[«]

4.

Was wir „Gefühl“ nennen, das lehrt die auf Schopenhauers Bahnen wandelnde Philosophie als einen Komplex von unbewußten Vorstellungen und Willenszuständen begreifen. Die Strebungen des Willens aber äußern sich als Lust oder Unlust und zeigen darin nur quantitative Verschiedenheit. Es giebt keine Arten von Lust, wohl aber Grade und eine Unzahl begleitender Vorstellungen. Unter Lust haben wir die Befriedigung des einen Willens, unter Unlust seine Nichtbefriedigung zu verstehen.

In welcher Weise theilt sich nun das Gefühl mit? Theilweise, aber sehr theilweise kann es in Gedanken, also in bewußte Vorstellungen umgesetzt werden; dies gilt natürlich nur von dem Theile der begleitenden Vorstellungen. Immer aber bleibt auch auf diesem Gebiet des Gefühls ein unauflösbarer Rest. Der auflösbare allein ist es, mit dem die Sprache, also der Begriff zu thun hat: hiernach bestimmt sich die Grenze der „Poesie“ in der Ausdrucksfähigkeit des Gefühls.

Die beiden anderen Mittheilungsarten sind durchaus instinktive, ohne Bewußtsein und doch zweckmäßig wirkende. Es ist die Geberden- und die Tonsprache. Die Geberdensprache besteht aus allgemein verständlichen Symbolen und wird durch Reflexbewegungen erzeugt. Diese Symbole sind sichtbar: das Auge, das sie sieht, vermittelt sofort den Zustand, der die Geberde hervorbrachte und den sie symbolisirt: zumeist fühlt der Sehende eine sympathische Innervation derselben Gesichtstheile oder Glieder, deren Bewegung er wahrnimmt. Symbol bedeutet hier ein ganz unvollkommnes, stückweises Abbild, ein andeutendes Zeichen, über dessen Verständniß man übereinkommen muß: nur daß in diesem Falle das allgemeine Verständniß ein instinktives ist, also nicht durch die helle Bewußtheit hindurchgegangen ist.

Was symbolisirt nun die Geberde an jenem Doppelwesen, am Gefühl?

Offenbar die begleitende Vorstellung, denn nur sie kann durch die sichtbare Geste, unvollkommen und stückweise, angedeutet werden: ein Bild kann nur durch ein Bild symbolisirt werden.

Die Malerei und Plastik stellen den Menschen in der Geberde dar: d.h. sie ahmen das Symbol nach und haben ihre Wirkungen erreicht, wenn wir das Symbol verstehen. Die Lust des Anschauers besteht im Verstehen des Symbols, trotz seinem Scheine.

Der Schauspieler dagegen stellt das Symbol wirklich, nicht nur zum Scheine, dar: aber seine Wirkung auf uns beruht nicht auf dem Verstehen desselben: wir versenken uns vielmehr in das symbolisirte Gefühl und bleiben nicht bei der Lust am Schein, beim schönen Schein stehen.

So erregt im Drama die Dekoration gar nicht die Lust des Scheines, sondern wir fassen sie als Symbol und verstehen das damit angedeutete Wirkliche. Wächserne Puppen und wirkliche Pflanzen sind uns hier neben lauter gemalten ganz zulässig, zum Beweise, daß wir hier uns Wirklichkeit, nicht kunstvollen Schein vergegenwärtigen. Wahrscheinlichkeit, nicht mehr Schönheit ist hier die Aufgabe.

Was aber ist Schönheit? — „Die Rose ist schön“ heißt nur: die Rose hat einen guten Schein, sie hat etwas gefällig Leuchtendes. Über ihr Wesen soll damit nichts ausgesagt sein. Sie gefällt, sie erregt Lust, als Schein: d.h. der Wille ist durch ihr Scheinen befriedigt, die Lust am Dasein ist dadurch gefördert. Sie ist — ihrem Scheine nach — ein treues Abbild ihres Willens: was identisch ist mit dieser Form: sie entspricht nach ihrem Scheine der Gattungsbestimmung. Je mehr sie das thut, um so schöner ist <sie>: wenn sie ihrem Wesen nach jener Bestimmung entspricht, so ist sie „gut“.

„Ein schönes Gemälde“ bedeutet nur: die Vorstellung, die wir von einem Gemälde haben, ist hier erfüllt: wenn wir aber ein Gemälde „gut“ nennen, so bezeichnen wir unsre Vorstellung von einem Gemälde als die dem Wesen des Gemäldes entsprechende. Zumeist aber wird unter einem schönen Gemälde ein Gemälde verstanden, das etwas Schönes darstellt: es ist das Urtheil der Laien. Diese genießen die Schönheit des Stoffes; so sollen wir die bildenden Künste im Drama genießen, nur daß es hier nicht Aufgabe sein kann, nur Schönes darzustellen: es ist genug, wenn es wahr scheint. Das dargestellte Objekt soll möglichst sinnlich lebendig aufgefaßt werden; es soll als Wahrheit wirken: eine Forderung, deren Gegentheil bei jedem Werke des schönen Scheins beansprucht wird. —

Wenn aber die Geberde am Gefühl die begleitenden Vorstellungen symbolisirt, unter welchem Symbol werden uns die Regungen des Willens selbst zum Verständniß mitgetheilt? Welches ist hier die instinktive Vermittelung?

Die Vermittelung des Tones. Genauer genommen, sind es die verschiedenen Weisen der Lust und der Unlust — ohne jede begleitende Vorstellung — die der Ton symbolisirt.

Alles, was wir zur Charakteristik der verschiedenen Unlustempfindungen aussagen können, sind Bilder von den durch die Symbolik der Geberde deutlich gewordenen Vorstellungen: z.B. wenn wir vom plötzlichen Schreck, vom „Klopfen, Ziehen, Zucken, Stechen Schneiden Beißen Kitzeln“ des Schmerzes reden. Damit scheinen gewisse „Intermittenzformen“ des Willens ausgedrückt zu sein, kurz — in der Symbolik der Tonsprache — die Rhythmik. Die Fülle der Steigerungen des Willens, die wechselnde Quantität von Lust und Unlust erkennen wir wieder in der Dynamik des Tons. Aber das eigentliche Wesen desselben birgt sich, ohne sich gleichnißweise ausdrücken zu lassen, in der Harmonie. Der Wille und sein Symbol — die Harmonie — beide im letzten Grunde die reine Logik! Während die Rhythmik und die Dynamik gewissermaßen noch Außenseiten des in Symbolen kundgegebenen Willens sind, fast noch den Typus der Erscheinung an sich tragen, ist die Harmonie Symbol der reinen Essenz des Willens. In Rhythmik und Dynamik ist demnach die Einzelerscheinung als Erscheinung noch zu charakterisiren, von dieser Seite kann die Musik zur Kunst des Scheins ausgebildet werden. Der unauflösliche Rest, die Harmonie spricht vom Willen außerhalb und innerhalb aller Erscheinungsformen, ist also nicht bloß Gefühls- sondern Weltsymbolik. Der Begriff ist in seiner Sphäre ganz unmächtig.

Jetzt begreifen wir die Bedeutung von Geberdensprache und Tonsprache für das dionysische Kunstwerk. Im urwüchsigen Frühlingsdithyrambus des Volkes will sich der Mensch nicht als Individuum, sondern als Gattungsmensch aussprechen. Daß er aufhört individueller Mensch zu sein, wird durch die Symbolik des Auges, die Geberdensprache so ausgedrückt, daß er als Satyr, als Naturwesen unter Naturwesen in Geberden redet und zwar in der gesteigerten Geberdensprache, in der Tanzgeberde. Durch den Ton aber spricht er die innersten Gedanken der Natur aus: nicht nur der Genius der Gattung, wie in der Geberde, sondern der Genius des Daseins an sich, der Wille macht sich hier unmittelbar verständlich. Mit der Geberde also bleibt er innerhalb der Grenzen der Gattung, also der Erscheinungswelt, mit dem Tone aber löst er die Welt der Erscheinung gleichsam auf in seine ursprüngliche Einheit, die Welt der Maja verschwindet vor seinem Zauber.

Wann aber kommt der Naturmensch zu der Symbolik des Tons? Wann reicht die Geberdensprache nicht mehr aus? Wann wird der Ton zur Musik?

Vor allem in den höchsten Lust- und Unlustzuständen des Willens, als jubelnder Wille oder zum Tode geängsteter, kurz im Rausche des Gefühls: im Schrei. Um wie viel mächtiger und unmittelbarer ist der Schrei gegenüber dem Blick! Aber auch die milderen Erregungen des Willens haben ihre Tonsymbolik: im Allgemeinen ist jeder Geberde ein Ton parallel: zum reinen Klange ihn zu steigern gelingt nur dem Rausche des Gefühls.

Die innigste und häufigste Verschmelzung von einer Art Geberdensymbolik und dem Ton nennt man Sprache. Im Wort wird durch den Ton und seinen Fall, die Stärke und den Rhythmus seines Erklingens das Wesen des Dinges symbolisirt, durch die Mundgeberde die begleitende Vorstellung, das Bild, die Erscheinung des Wesens. Die Symbole können und müssen vielerlei sein; sie wachsen aber instinktiv und mit großer und weiser Gesetzmäßigkeit. Ein gemerktes Symbol ist ein Begriff: da bei dem Festhalten im Gedächtniß der Ton ganz verklingt, ist im Begriff nur das Symbol der begleitenden Vorstellung gewahrt. Was man bezeichnen und unterscheiden kann, das „begreift“ man.

In der Steigerung des Gefühls offenbart sich das Wesen des Wortes deutlicher und sinnlicher im Symbol des Tones: darum tönt es mehr. Der Sprechgesang ist gleichsam eine Rückkehr zur Natur: das im Gebrauche sich abstumpfende Symbol erhält seine ursprüngliche Kraft wieder.

In der Wortfolge, also durch eine Kette von Symbolen soll nun etwas Neues und Größeres symbolisch dargestellt werden: in dieser Potenz werden wieder Rhythmik Dynamik und Harmonie nöthig. Dieser höhere Kreis beherrscht jetzt den engeren des Einzelwortes: es wird eine Wahl der Worte, eine neue Stellung derselben nöthig, die Poesie beginnt. Der Sprechgesang eines Satzes ist nicht etwa Reihenfolge der Wortklänge: denn ein Wort hat nur einen ganz relativen Klang, weil sein Wesen, sein durch das Symbol dargestellter Inhalt je nach seiner Stellung ein anderer ist. Mit anderen Worten: aus der höheren Einheit des Satzes und des durch ihn symbolisirten Wesens wird das Einzelsymbol des Wortes fortwährend neu bestimmt. Eine Kette von Begriffen ist ein Gedanke: dieser ist also die höhere

Einheit der begleitenden Vorstellungen. Das Wesen des Dinges ist dem Gedanken unerreichbar: daß er aber auf uns als Motiv, als Willensanregung wirkt, ist daraus erklärlich, daß der Gedanke bereits gemerktes Symbol für eine Willenserscheinung, für Regung und Erscheinung des Willens zugleich geworden ist. Gesprochen aber, also mit der Symbolik des Tons wirkt er unvergleichlich mächtiger und direkter. Gesungen — erreicht er den Höhepunkt seiner Wirkung, wenn das Melos das verständliche Symbol seines Willens ist: ist dies nicht der Fall, so wirkt die Tonfolge auf uns, und die Wortfolge, der Gedanke bleibt uns ferne und gleichgültig.

Je nachdem nun das Wort vorwiegend als Symbol der begleitenden Vorstellung oder als Symbol der ursprünglichen Willensregung wirken soll, je nachdem also Bilder oder Gefühle symbolisirt werden sollen, scheiden sich zwei Wege der Poesie ab, das Epos und die Lyrik. Der erste führt zu der bildenden Kunst, der andre zur Musik: die Lust an der Erscheinung beherrscht das Epos, der Wille offenbart sich in der Lyrik. Jenes löst sich von der Musik los, diese bleibt mit ihr im Bunde.

Im dionysischen Dithyrambus aber wird der dionysische Schwärmer zur höchsten Steigerung aller seiner symbolischen Vermögen gereizt: etwas Nieempfundenes drängt sich zur Äußerung, die Vernichtung der Individuatio, das Einssein im Genius der Gattung, ja der Natur. Jetzt soll sich das Wesen der Natur ausdrücken: eine neue Welt der Symbole ist nöthig, die begleitenden Vorstellungen kommen in Bildern eines gesteigerten Menschenwesens zum Symbol, sie werden mit der höchsten physischen Energie durch die ganze leibliche Symbolik, durch die Tanzgeberde dargestellt. Aber auch die Welt des Willens verlangt einen unerhörten symbolischen Ausdruck, die Gewalten der Harmonie der Dynamik der Rhythmik wachsen plötzlich ungestüm. An beide Welten vertheilt erlangt auch die Poesie eine neue Sphäre: zugleich Sinnlichkeit des Bildes, wie im Epos, und Gefühlsrausch des Tons, wie in der Lyrik. Um diese Gesammtentfesselung aller symbolischen Kräfte zu fassen, gehört dieselbe Steigerung des Wesens, die sie schuf: der dithyrambische Dionysosdiener wird nur von Seinesgleichen verstanden. Darum wälzt sich diese ganze neue Kunstwelt in ihrer wildfremden verführischen Wunderbarkeit unter furchtbaren Kämpfen durch das apollinische Hellenenthum. —

[«]

Die Geburt des tragischen Gedankens.

Aus dem Juni des Jahres 1870.

DIE GEBURT DES TRAGISCHEN GEDANKENS

[«]

[1]

[2]

[3]

[1]

Die Griechen, die die Geheimlehren ihrer Weltanschauung in ihren Göttern aussprechen und zugleich verschweigen, haben als den Doppelquell ihrer Kunst zwei Gottheiten aufgestellt, Apollo und Dionysus. Diese Namen repräsentiren im Bereich der Kunst Stilgegensätze, die fast immer im Kampf neben einander einhergehen und nur einmal, im Blüthemoment des hellenischen „Willens“ zu dem Kunstwerke der attischen Tragoedie verschmolzen erscheinen.

In zwei Zuständen nämlich erreicht der Mensch das Wonnegefühl des Daseins, im Traum und im Rausch. Der schöne Schein der Traumwelt, in der jeder Mensch voller Künstler ist, ist der Vater aller bildenden Kunst und, wie wir sehen werden, auch einer wichtigen Hälfte der Poesie. Wir geniessen im unmittelbaren Verständnisse der Gestalt, alle Formen sprechen zu uns, es giebt nichts Unnöthiges und Gleichgültiges. Bei dem höchsten Leben dieser Traumwirklichkeit haben wir doch noch die durchschimmernde Empfindung ihres Scheins; erst wenn diese aufhört, beginnen die pathologischen Wirkungen, in denen der Traum nicht mehr erquickt, und die heilende Naturkraft seiner Zustände nachlässt. Innerhalb jener Grenze aber sind es nicht etwa nur die angenehmen und freundlichen Bilder, die wir mit jener Allverständigkeit uns vorführen: auch das Ernste, Traurige, Trübe, Finstere wird mit derselben Lust am Scheine angeschaut, nur dass eben auch hier der Schleier des Scheines in flatternder Bewegung sein muss und die Grundformen des Wirklichen nicht völlig verhüllen darf.

In welchem Sinne nun konnte Apollo zum Kunstgotte gemacht werden? Nur insofern er der Gott der Traumesvorstellungen ist. Er, der „Scheinende“ durch und durch, in tiefster Wurzel Sonnen- und Lichtgott, hat die Schönheit zu seinem Element und herrscht daher im Reiche der Schönen Traumwelt. Die höhere Weisheit, die Vollkommenheit dieser Zustände im Gegensatz zu der lückenhaft verständlichen Tageswirklichkeit erheben ihn zum künstlerischen und wahrsagenden Gotte. Aber jene zarte Grenze, die das Traumbild nicht überschreiten darf, um nicht pathologisch zu wirken, wo der Schein nicht nur täuscht, sondern betrügt, kann auch nicht im Wesen des Apollo fehlen, jene massvolle Begrenzung, jene Freiheit von den wilderen Regungen, jene Weisheit und Ruhe eines Bildnergottes. Sein Auge muss sonnenhaft sein: auch wenn es zürnt und unmuthig blickt, liegt die Weihe des schönen Scheines auf ihm.

Die dionysische Kunst dagegen beruht auf dem Spiel mit dem Rausche, mit der Verzückung. Zwei Mächte vornehmlich sind es, die den naiven Naturmenschen zur Selbstvergessenheit des Rausches steigern, der Frühlingstrieb, das „Fanget an!“ der gesammten Natur, und das narkotische Getränk. Ihre Wirkungen sind in der Figur des Dionysos symbolisirt. Das principium individuationis wird in beiden Zuständen durchbrochen, das Subjective verschwindet ganz vor der hervorbrechenden Gewalt des Generell-menschlichen, ja des Allgemein-natürlichen. Die Dionysusfeste schliessen nicht nur den Bund zwischen Mensch und Mensch, sie versöhnen auch Mensch und Natur. Freiwillig bringt die Erde ihre Gaben, die wildesten Thiere nahen sich friedfertig. Von Panthern und Tigern wird der blumenbekränzte Wagen des Dionysos gezogen. Alle die kastenmässigen Abgrenzungen, die die Noth und die Willkür zwischen den Menschen festgesetzt hat, verschwinden: der Sclave ist freier Mann, der Vornehme und der Niedriggeborene vereinigen sich zu denselben bacchischen Chören. In immer wachsenden Schaaren wälzt sich das Evangelium der „Weltenharmonie“ von Ort zu Ort, singend und tanzend äussert sich der Mensch als Mitglied einer höheren idealen Gemeinsamkeit, er hat das Gehen und das Sprechen verlernt. Noch mehr: er fühlt sich verzaubert und er ist wirklich etwas Anderes geworden. Wie die Thiere zu ihm reden und die Erde ihm Milch und Honig giebt, so tönt auch aus ihm etwas Übernatürliches. Als Gott fühlt er sich; was sonst in seiner Einbildungskraft nur lebte, jetzt empfindet er es an sich selbst. Was sind ihm jetzt Bilder und Statuen? Der Mensch ist nicht mehr Künstler, er ist Kunstwerk geworden, er wandelt so verzückt und erhoben, wie er die Götter im Traume wandeln sah. Die Kunstgewalt der Natur, nicht mehr die eines Menschen, offenbart sich hier: ein edlerer Thon, ein kostbarerer Marmor wird hier geknetet und behaun, der Mensch.

Wenn nun der Rausch das Spiel der Natur mit dem Menschen ist, so ist das Schaffen des dionysischen Künstlers das Spiel mit dem Rausche. Dieser Zustand lässt sich nur gleichnissweise beschreiben, es ist etwas Ähnliches, wenn man träumt und zugleich den Traum als Traum spürt. So muss der Dionysusdiener im Rausche sein und zugleich hinter sich als Beobachter gleichsam auf der Lauer liegen. Nicht im Wechsel von Besonnenheit und Rausch, sondern im Nebeneinander zeigt sich das dionysische Künstlerthum.

Dieses Nebeneinander kennzeichnet den Höhepunct der griechischen Kunst. Ursprünglich ist nur Apollo der allein herrschende Kunstgott, und seine Macht war es, die den aus Asien heranstürmenden Dionysos so weit mässigte, dass zwischen beiden der schönste Bruderbund, eben jenes Nebeneinander entstehen konnte. Hier bewundern wir den unglaublichen Idealismus des hellenischen Wesens am höchsten;

aus einem Naturkult, der bei den Asiaten die wildeste Entfesselung aller rohen und niederen Triebe bedeutet, ein panhetärisches Thierleben, das für eine bestimmte Zeit alle Schranken der Menschlichkeit übersprang, wurde bei ihnen ein Welterlösungsfest.

Dafür war auch das apollinische Hellenenthum niemals in einer grösseren Gefahr als bei dem stürmischen Heranzug des neuen Gottes. Niemals wiederum zeigte sich die Weisheit des delphischen Gottes in schönerem Lichte. Zuerst widerstrebend, umspann er den gewaltigen Gegner mit dem feinsten Gespinnst, so dass dieser kaum merken konnte, wie er bald in halber Gefangenschaft einherwandele. Indem nämlich die delphische Priesterschaft die tiefe Einwirkung des neuen Cult auf sociale Regenerationen durchschaute und ihn gemäss ihrer politisch-religiösen Einsicht förderte, indem der apollinische Künstler mit bedachtsamer Mässigung aus der revolutionären Kunst der Bacchusdienste lernte, indem endlich selbst die Jahresherrschaft in der delphischen Cultordnung unter Apollo und Dionysos getheilt wurde, waren beide Götter gleichsam als Sieger und doch zugleich als Besiegte aus ihrem Wettstreite hervorgegangen und hatten auf dem Kampfplatze Versöhnung geschlossen. Wenn man recht deutlich sehen will, wie gewaltig das apollinische Element seitdem das Irrational-Übernatürliche des Dionysus niederhielt, denke man daran, dass in der älteren Musikperiode die eine Hauptgattung, die ruhige, auch den Beinamen der „dithyrambischen“ hatte, zum Beweise, dass der dionysische Dithyrambus in seinen ersten kunstmässigen Nachahmungen sich zu seinem Original, der Freudenhymne der dionysischen Masse verhielt, wie die steifen ägyptisirenden Götterbilder der älteren griechischen Kunst zu der im Homerischen Epos geschauten olympischen Götterwelt. Je kräftiger aber der apollinische Kunstgeist heranwuchs, um so freier durfte auch der Brudergott Dionysos seine Glieder lösen; zur selben Zeit als der erstere zum vollen gleichsam unbeweglichen Ausdrucke der Schönheit kam, in der Zeit des Phidias, deutete der andere in der Tragödie die Welträthsel und Weltschrecken und sprach in der tragischen Musik den innersten Naturgedanken, das Weben des Willens in und über allen Wesen aus.

Wenn die Musik auch apollinische Kunst war, so ist es genau genommen doch nur der Rhythmus, dessen bildnerische Kraft zur Darstellung apollinischer Zustände entwickelt wurde. Die Musik des Apollo ist Architectur in Tönen, noch dazu in nur angedeuteten Tönen, wie sie der Kithara eigen sind. Behutsam ist gerade das Element ferngehalten, das den Character der dionysischen Musik, ja der Musik überhaupt ausmacht, die erschütternde Macht des Tons und die durchaus unvergleichliche Welt der Harmonie. Für diese hatte der Grieche die feinste

Empfindung, wie wir aus der strengen Characteristik der Tonarten entnehmen müssen: wenn auch das Bedürfniss einer ausgeführten, wirklich erklingenden Harmonie bei ihnen viel geringer als in der neueren Welt ist. In der Harmoniefolge und schon in deren Abbreviatur, in der sogenannten Melodie, offenbart sich der „Wille“ ganz unmittelbar, ohne vorher in eine Erscheinung eingegangen zu sein. Jedes Individuum kann als Gleichniss, als ein einzelner Fall für eine allgemeine Regel, als der Wille selbst der Betrachtung dienen; umgekehrt aber wird der dionysische Künstler das Wesen des Erscheinenden unmittelbar verständlich darlegen, da er über das Chaos des noch nicht Gestalt gewordenen Willens gebietet und aus ihm in jedem schöpferischen Momente eine neue Welt, aber auch die alte, als Erscheinung bekannte erschaffen kann. Im letzteren Sinne ist er tragischer Musiker.

Im dionysischen Rausche, im ungestümen Durchrasen aller Seelen-Tonleitern bei narkotischen Erregungen oder in der Entfesselung der Frühlingstriebe äussert sich die Natur in ihrer höchsten Kraft; sie schliesst die Einzelwesen wieder aneinander und lässt sie sich als eins empfinden, so dass das principium individuationis gewissermaassen nur ein andauernder Schwächezustand des Willens ist. Je verkommener der Wille ist, desto mehr zerbröckelt er in’s Einzelne; je selbstischer und je willkürlicher das Individuum entwickelt ist, um so schwächer ist der Organismus, dem es dient. In jenen Zuständen bricht daher gleichsam ein sentimentalischer Zug des Willens hervor, er kommt zum Bewusstsein seiner Zerrissenheit und seufzt nach dem Verlorenen. Aus der höchsten Lust heraus tönt der Schrei des Entsetzens, der sehnende Klagelaut eines unersetzlichen Verlustes. Die üppige Natur feiert ihre Saturnalien und ihre Todtenfeier zugleich. Die Affecte ihrer Priester sind auf das wundersamste gemischt, Schmerzen erwecken Lust, der Jubel entreisst der Brust qualvolle Töne. Der Gott, der der „Befreier“ heisst, hat alles von sich erlöst, alles verwandelt. Der Gesang und die Geberde derartig erregter Massen, in denen die Natur Stimme und Mienenspiel bekam, war für die homerisch-griechische Welt etwas ganz Neues und Unerhörtes. Sie erkannten mit Schauder hier das Orientalische, das sie mit ihrer ungeheuren rhythmischen Kraft erst bezwingen müssten — das sie auch, wie gleichzeitig den ägyptischen Tempelstil, bezwungen haben. Es war das apollinische Volk, das den übermächtigen Instinkt in die Fesseln der Schönheit schlug, es hat die gefährlichsten Bestien der Natur in das Joch gespannt. Dionysische Feste sind bei allen Völkern nachweisbar; die berühmtesten waren die in Babylon, unter dem Namen der Sakaeen. Hier wurde in fünftägiger Festdauer jedes staatliche und sociale Band freventlich zerrissen, das

Centrum aber lag in der geschlechtlichen Zuchtlosigkeit, in der Vernichtung jedes Familienwesens durch das unumschränkte Hetärenthum. Das Gegenstück dazu bietet das Bild der griechischen Dionysos-feier, welches Euripides in den Bacchen entwirft. Aus ihm strömt derselbe Liebreiz, derselbe musikalische Verklärungsrausch, welchen Scopas und Praxiteles zur Statue verdichteten. Ein Bote erzählt, dass er in der Mittagshitze mit den Herden auf die Bergesspitzen hinaufgezogen sei. Es ist der rechte Moment und der rechte Ort, um Ungesehenes zu sehn; jetzt schläft Pan, jetzt ist der Himmel der unbewegte Hintergrund einer Glorie, jetzt blüht der Tag. Auf einer Alpentrift bemerkt der Bote drei Frauenchöre über den Boden hin zerstreut liegend und in sittsamer Haltung: alles schlummert. Plötzlich beginnt die Mutter des Pentheus zu jubeln, der Schlaf ist verscheucht, alle springen auf, ein Muster edler Sitte,

vom Augenlid den tiefen Schlummer werfend schnell,
noch ledige Mädchen, junge und ältre Frauen auch,
die Locken lässt man auf die Schultern fallen erst,
und bringt das Rehfell, wo der Bänder Schleifen sich
gelöst, in Ordnung, gürtet Schlangen, die vertraut
die Wangen lecken, um das scheckige Vliess herum.
Die nahmen Rehe und Junge wilder Wölfe auf
die Arme, reichten weisse Milch aus schwellender
Brust, welche, jüngst entbunden, ihre Säuglinge
verlassen hatten. Epheukränze setzt man auf
und Eichenzweige und blüthenreiches Windenlaub,
und Eine nahm den Thyrsus, schlug an Felsgestein,
woraus ihr perlend Bronnen Wassers sprudelten:
und eine stösst den Hohlstab in den Grund,
und einen Weinquell sendet ihr der Gott empor.
Wer aber nach schneeweissem Trank Begehren trug,
der scharrte mit den Fingerspitzen nur den Grund
und hatte Milch hersprudelnd; süsser Honigseim
troff quellend aus des Thyrsus Epheurohre, dass
du sicher, wärst du Zeuge dess gewesen, fromm
dem Gott gehuldigt hättest. —

Dies ist eine ganz verzauberte Welt; die Natur feiert ihr Versöhnungsfest mit dem Menschen. Der Mythus sagt, dass Apollo den zerrissenen Dionysus wieder zusammengefügt habe. Dies ist das Bild des durch Apollo neugeschaffnen, aus seiner asiatischen Zerrissenheit geretteten Dionysus. —

[«]

[2]

Die griechischen Götter sind in der Vollendung, in der sie bereits uns im Homer entgegentreten, sicherlich nicht als Geburten der Noth und des Bedürfnisses zu begreifen. Solche Götter ersann kein angsterschüttertes Gemüth; nicht um sich vom Leben abzuwenden, schaute das Auge des Hellenen gläubig zu ihnen empor. Aus ihnen spricht eine Religion des Lebens, nicht der Pflicht oder der Ascese oder der Geistigkeit. Alle diese Gestalten athmen den Triumph des Daseins, ein üppiges Lebensgefühl begleitet ihren Cultus. Sie fordern nicht; in ihnen ist das Vorhandene vergöttlicht, gleichviel ob es gut oder böse ist. Gemessen an dem Ernst, der Würde und Heiligkeit anderer Religionen ist die griechische in Gefahr, als eine phantastische Spielerei unterschätzt zu werden — wenn man sich nicht einen Zug tiefster Weisheit zur Vorstellung bringt, durch den jenes epicureische Götterwesen plötzlich als Schöpfung des unvergleichlichen Künstlervolkes und fast als höchste Schöpfung erscheint.

Es gieng im Volke die Sage, dass Midas den Silenus, den Begleiter des Dionysos, nachdem er lange nach ihm gejagt und ihn endlich gefangen hatte, von ihm zu wissen verlangte, was wohl für den Menschen das Bessere und was das Allervorzüglichste sei. Zuerst habe Silen — so erzählt Aristoteles — gar nicht reden wollen; erst auf alle Art gequält habe er unter Hohnlachen den Mund zu solcher Rede aufgethan: „Elende Eintagsbrut der Mühsal und der Noth, was thut ihr mir Gewalt an, dass ich sage, was nicht zu erfahren, euch dienlicher ist. Denn in Unkenntniss des eignen Elends verstreicht euer Leben am leidlosesten. Wer einmal ein Mensch ist, der kann überhaupt nicht das Allervortrefflichste werden, und er kann gar keinen Antheil haben am Wesen des Besten. Das Allervorzüglichste wäre also für euch sammt und sonders, Männer wie Weiber, gar nicht geboren zu werden. Das Nächstbeste jedoch — nachdem ihr geboren worden, möglichst bald zu sterben.“

Die Philosophie des Volkes ist es, die der gefesselte Waldgott den Sterblichen enthüllt; dieselbe Philosophie ist es, die den Hintergrund jener olympischen Götterwelt bildet. Der Grieche kannte die Schrecken und Entsetzlichkeiten des

Daseins, aber er verhüllte sie, um leben zu können, wie ein Kreuz unter Rosen, nach dem Goetheschen Symbol. Jenes leuchtende Olympierthum ist nur deshalb zur Herrschaft gekommen, weil das finstere Walten einer furchtbaren älteren Götterordnung, die dem Achill den frühen Tod und dem Oedipus die Greuelehe bestimmt, versteckt werden sollte, nämlich durch die glänzenden Gestalten des Zeus des Apollo der Athene usw. Hätte jemand den künstlerischen Schein jener Mittelwelt weggenommen, man hätte der Weisheit des Waldgottes, des dionysischen Begleiters, folgen müssen. Diese Noth war es, aus der der künstlerische Genius dieses Volkes solche Götter geschaffen hat. Eine Theodicee war darum niemals ein hellenisches Problem; man hütete sich, die Existenz der Welt und somit die Verantwortlichkeit für deren Beschaffenheit den Göttern zuzumuthen. „Auch die Götter sind der Ananke unterworfen“ dies ist ein Bekenntniss von tiefster Weisheit. Sein Dasein, wie es nun einmal ist, in einem verklärenden Spiegel zu sehn und sich mit diesem Spiegel gegen die Meduse zu schützen — das war die Strategie des hellenischen Willens, um überhaupt leben zu können. Denn wie anders hätte jenes unendlich sensible, für das Leiden so ausgezeichnet befähigte Volk das Dasein ertragen können, wenn ihm nicht dasselbe, von einer höheren Glorie umflossen, in seinen Göttern offenbart worden wäre! Derselbe Trieb, der die Kunst in’s Leben ruft, als die zum Weiterleben verführende Ergänzung und Vollendung des Daseins, liess auch die olympische Götterwelt entstehen, eine Welt der Schönheit, der Ruhe, des Genusses.

Das Leben wird aus der Wirkung einer solchen Religion heraus als das an sich Erstrebenswerthe in der homerischen Welt begriffen, das Leben nämlich unter dem hellen Sonnenscheine solcher Götter. Der Schmerz der homerischen Menschen bezieht sich auf das Abscheiden aus solchem Dasein, vor allem auf das baldige Abscheiden. Wenn die Klage überhaupt ertönt, so klingt sie wieder vom „kurzlebenden Achilles“, von dem schnellen Wechsel des Menschengeschlechts, von dem Untergange der Heroenzeit. Es ist des grössten Helden nicht unwürdig, sich nach dem Weiterleben zu sehnen, sei es selbst als Tagelöhner. Niemals hat der Wille sich offner über seine unersättliche Gier um jeden Preis dazusein ausgesprochen als im Hellenenthum, dessen Klage selbst noch sein Preislied ist. Deshalb verlangt der moderne Mensch nach jener Zeit, in der er den vollen Einklang zwischen Natur und Mensch zu hören wähnt. Deshalb ist das Hellenische das Losungswort für alle, die für ihre bewusste Willensbejahung sich nach glänzenden Vorbildern umzusehn haben.

In diesen, vom Edelsten in das Gemeinste sich verirrenden Vorstellungen ist das Hellenenthum zu roh und einfach genommen und gewissermassen nach dem Bilde unzweideutiger gleichsam einseitiger Nationen (z.B. der Römer) geformt worden. Man sollte doch das Bedürfniss nach künstlerischem Schein auch in der Weltanschauung eines Volkes vermuthen, das woran es rührt in Kunstwerke zu verwandeln pflegt. Wirklich begegnen wir auch, wie schon angedeutet, in dieser Weltanschauung einer ungeheuren Illusion, derselben Illusion, deren sich die Natur zur Erreichung ihrer Zwecke so regelmässig bedient. Das wahre Ziel wird durch ein Wahnbild verdeckt; nach diesem strecken wir die Hände aus, und jenes erreicht die Natur durch diese Täuschung. In den Griechen wollte der Wille sich selbst zum Kunstwerke verklärt anschauen: um sich zu verherrlichen, mussten seine Geschöpfe sich selbst als verherrlichenswerth empfinden, sie mussten sich in einer höheren Sphäre, gleichsam ins Ideale emporgehoben, wiedersehen, ohne dass diese vollendete Welt der Anschauung als Imperativ oder als Vorwurf wirkte. Dies ist die Sphäre der Schönheit, in der sie ihre Spiegelbilder, die Olympier, erblicken. Mit dieser Waffe kämpfte der hellenische Wille gegen das dem künstlerischen correlative Talent, das zum Leiden und zur Weisheit des Leidens. Aus diesem Kampfe und als Denkmal seines Sieges ist die Tragoedie geboren.

Der Rausch des Leidens und der schöne Traum haben ihre verschiedenen Götterwelten. Der erste dringt in der Allmacht seines Wesens in die innersten Gedanken der Natur, er erkennt den furchtbaren Trieb zum Dasein und zugleich den fortwährenden Tod alles ins Dasein Getretenen; die Götter, die er schafft, sind gut und böse, ähneln dem Zufall, erschrecken durch plötzlich auftauchende Planmässigkeit, sind mitleidslos und ohne die Lust am Schönen. Sie sind der Wahrheit verwandt und nähern sich dem Begriff; selten und schwer verdichten sie sich zu Gestalten. Sie anzuschaun macht zu Stein; wie soll man mit ihnen leben? Aber man soll es auch nicht: dies ist ihre Lehre.

Von dieser Götterwelt — wenn sie nicht ganz wie ein sträfliches Geheimniss verhüllt werden kann — muss der Blick durch die daneben gestellte glänzende Traumgeburt der olympischen Welt abgezogen werden; darum steigert sich die Sinnlichkeit ihrer Gestalten, die Brunst ihrer Farben um so höher, je stärker die Wahrheit oder das Symbol der Wahrheit sich geltend macht. Nie war aber der Kampf zwischen Wahrheit und Schönheit grösser als bei der Invasion des Dionysusdienstes. In ihm enthüllte sich die Natur und sprach von ihrem Geheimniss mit entsetzlicher Deutlichkeit, mit dem Ton, dem gegenüber der verführerische Schein seine Macht verliert. Aus Asien kam dieser Quell: aber er musste in

Griechenland zum Strome werden, weil er hier zum ersten Male fand, was ihm Asien nicht geboten hatte, die reizbarste Sensibilität und Leidensfähigkeit, gepaart mit der lichtesten Besonnenheit und Scharfsichtigkeit. Wie rettete Apollo sein Hellenenthum? —

Der neue Ankömmling wurde in die Welt des schönen Scheins, in die Olympierwelt hinübergezogen. Es wurde ihm ein grosser Theil von den Ehren der angesehensten Gottheiten, des Zeus z.B. und des Apollo, zum Opfer gebracht. Man hat nie mit einem Fremdling mehr Umstände gemacht. Dafür war er auch ein furchtbarer Fremdling — hostis in jedem Sinne — mächtig genug, das gastliche Haus zu zertrümmern. Eine grosse Revolution begann jetzt in allen Lebensformen; überall hin drang jetzt Dionysus, auch in die Kunst.

Der Schein ist das Bereich der apollinischen Kunst, es ist die verklärte Welt des Auges, das im Traum, bei geschlossenen Augenlidern, künstlerisch schafft. In diesen Traumzustand will uns das Epos versetzen: wir sollen mit offenen Augen nichts sehen und uns an den inneren Bildern weiden, zu deren Erzeugung uns der Rhapsode durch Begriffe zu reizen sucht. Die Wirkung der bildenden Künste wird hier auf einem Umwege erreicht: während der Bildner uns durch den behauenen Marmor zu dem von ihm traumhaft geschauten lebendigen Gotte führt, so dass die eigentlich als Ziel vorschwebende Gestalt sowohl dem Bildner als dem Zuschauer deutlich wird, und der Erstere den Letzteren durch die Mittelgestalt der Statue zum Nachschauen veranlasst — so sieht der epische Dichter die gleiche lebendige Gestalt und will sie auch anderen zum Anschauen vorführen. Aber er stellt keine Statue mehr zwischen sich und den Menschen, er erzählt vielmehr, wie jene Gestalt ihr Leben beweist, in Bewegung, Ton, Wort, Handlung, er zwingt uns eine Menge Wirkungen zur Ursache zurückzuführen, er nöthigt uns selbst zu einer künstlerischen Composition. Er hat sein Ziel erreicht, wenn wir die Gestalt oder die Gruppe oder das Bild deutlich vor uns sehen, wenn er uns jenen traumhaften Zustand mittheilt, in dem er selbst zuerst jene Vorstellungen erzeugte. Die Aufforderung des Epos zum plastischen Schaffen beweist, wie absolut verschieden die Lyrik vom Epos ist, da jene niemals das Formen von Bildern zum Ziel hat. Das Gemeinsame zwischen beiden ist nur etwas Stoffliches, das Wort, noch allgemeiner der Begriff. Wenn wir von Poesie reden, so haben wir damit keine Kategorie, die mit der bildenden Kunst und der Musik coordiniert wäre, sondern eine Conglutination von zwei in sich total verschiedenen Kunstmitteln, von denen das Eine einen Weg zur bildenden

Kunst, das Andere einen Weg zur Musik bedeutet. Beide aber sind nur Wege zum Kunstschaffen, nicht Künste selbst. In diesem Sinne sind natürlich auch Malerei und Sculptur nur Kunstmittel; die eigentliche Kunst ist das Erschaffenkönnen von Bildern, gleichgültig ob dies das Vor-Schaffen oder das Nach-Schaffen ist. Auf dieser Eigenschaft — einer allgemein menschlichen — beruht die Culturbedeutung der Kunst. Der Künstler — als der durch Kunstmittel zur Kunst nöthigende — kann nicht zugleich das aufsaugende Organ aller Kunstbethätigung sein.

Der Bilderdienst der apollinischen Kultur, ob diese sich nun im Tempel, in der Statue oder im homerischen Epos äusserte, hatte ihr erhabenes Ziel in der ethischen Forderung des Maasses, welche der aesthetischen Forderung der Schönheit parallel läuft. Das Mass als Forderung hingestellt ist nur dann möglich, wo das Mass, die Grenze als erkennbar gilt. Um seine Grenzen einhalten zu können, muss man sie kennen: daher die apollinische Ur-mahnung: „Erkenne dich selbst.“ Der Spiegel aber, in dem sich der apollinische Grieche allein sehen d.h. erkennen konnte, war die olympische Götterwelt: hier aber sah er sein eigenstes Wesen, umgrenzt vom schönen Scheine des Traumes. Das Mass, unter dessen Joch sich die neue Götterwelt des Zeus — im Gegensatz zu einer gestürzten Titanenwelt — beugte, war das der Schönheit: die Grenze, die der Grieche innezuhalten hatte, war die des schönen Scheins. Der innerste Zweck einer auf den Schein und das Mass hingewendeten Cultur kann ja nur die Verschleierung der Wahrheit sein: dem un<er>müdlichen Forscher im Dienste der Wahrheit wurde ebenso wie dem übermächtigen Titanen das warnende Μηδὲν ἄγαν zugerufen. In Prometheus wird dem Griechen gezeigt, wie die übergrosse Förderung menschlicher Cultur für den Förderer und den Geförderten gleich verderblich wirkt. Wer mit seiner Weisheit vor dem Gotte bestehen will, der muss wie Hesiod „das Mass der Weisheit“ haben (μέτρον ἔχειν σοφίης).

In eine derartig aufgebaute und künstlich geschützte Welt drang nun der ekstatische Ton der Dionysusfeier, in dem das ganze Übermass der Natur in Lust und Leid und Erkenntniss zugleich sich offenbarte. Alles was bis jetzt als Grenze, als Massbestimmung galt, erwies sich hier als ein künstlicher Schein: das „Übermass“ enthüllte sich als Wahrheit. Zum ersten Male erbrauste der dämonisch fortreissende Volksgesang in aller Trunkenheit eines übermächtigen Gefühls: was bedeutete dagegen der psalmodirende Künstler des Apoll mit den nur ängstlich andeutenden Tönen seiner Kithara? Was früher in poetisch-musikalischen

Innungen kastenmässig fortgepflanzt und zugleich von aller profaner Betheiligung entfernt gehalten wurde, was mit der Gewalt des apollinischen Genius auf der Stufe einer einfachen Architectonik verharren musste — das musikalische Element, das warf hier alle Schranken von sich. Die früher nur im einfachsten Zickzack sich bewegende Rhythmik löste ihre Glieder zum bacchantischen Tanz: der Ton erklang, nicht mehr wie früher in gespensterhafter Verdünnung, sondern in der tausendfachen Steigerung der Masse und in der Begleitung volltönender Blasinstrumente. Und das Geheimnissvollste geschah: die Harmonie kam hier zur Welt, die in ihrer Bewegung den Willen der Natur zum unmittelbaren Verständniss bringt. Jetzt wurden Dinge in der Umgebung des Dionysus laut, die in der apollinischen Welt künstlich verborgen lagen; der ganze Schimmer der olympischen Götter erblasste vor der Weisheit des Silen. Eine Kunst, die in ihrem ekstatischen Rausche die Wahrheit sprach, verscheuchte die Musen der scheinenden Künste. In der Selbstvergessenheit der dionysischen Zustände gieng das Individuum mit seinen Grenzen und Maassen unter. Eine Götterdämmerung brach herein.

Welches war die Absicht des Willens, der doch zuletzt einer ist — seiner eignen apollinischen Schöpfung zuwider den dionysischen Elementen Einlass zu gestatten? —

Es galt einem neuen und höheren Mittel zum Dasein — der Geburt des tragischen Gedankens

[«]

[3]

Die Verzückung des dionysischen Zustandes mit seiner Vernichtung der gewöhnlichen Schranken und Grenzen des Daseins enthält während seiner Dauer ein lethargisches Element, in das sich alles in der Vergangenheit Erlebte eintaucht. So scheidet sich durch diese Kluft der Vergessenheit die Welt der alltäglichen und die der dionysischen Wirklichkeit von einander ab. Sobald aber jene alltägliche Wirklichkeit wieder in’s Bewusstsein tritt, wird sie mit Ekel als solche empfunden; eine ascetische, willenverneinende Stimmung ist die Frucht jener Zustände. Im Gedanken wird das Dionysische als eine höhere Ordnung einer gemeinen und schlechten gegenüber gestellt. Der Grieche wollte jetzt absolute Flucht aus dieser Welt der Schuld und des Schicksals: er vertröstete sich kaum auf eine Welt nach dem Tode, seine Sehnsucht gieng höher, über die Götter hinaus, er verneinte das Dasein sammt seiner verführerischen Götterspiegelung. In der Bewusstheit des Erwachens vom Rausche sieht er überall das Entsetzliche oder Absurde des Menschenseins; es ekelt ihn. Jetzt versteht er die Weisheit des Waldgottes.

Hier ist die gefährliche Grenze erreicht, die der hellenische Wille mit seinem apollinisch-optimistischen Grundprincip gestatten konnte. Hier wirkte er sofort mit seiner Naturheilkraft, um jene verneinende Stimmung wieder umzubiegen. Sein Mittel ist das tragische Kunstwerk und der tragische Gedanke.

Vor allem galt es jene Ekelgedanken über das Entsetzliche und das Absurde des Daseins in Vorstellungen umzuwandeln, mit denen sich leben lässt: diese sind das Erhabene als die künstlerische Bändigung des Entsetzlichen und das Lächerliche als die künstlerische Entladung vom Ekel des Absurden. Diese mit einander verflochtenen Elemente treten jetzt in einem Kunstwerk auf, das den dionysischen Zustand bricht, indem es ihn künstlerisch nachahmt.

Das Erhabene und das Lächerliche ist ein Schritt über die Welt des schönen Scheins hinaus, denn in beiden Empfindungen liegt das Gefühl eines Widerspruchs eingeschlossen. Andernseits decken sie sich keineswegs mit der Wahrheit: sie sind eine Umschleierung der Wahrheit, die zwar durchsichtiger ist als das festgewobene Gespinnst der Schönheit, aber doch noch eine Umschleierung ist. Wir haben in ihnen also eine Mittelwelt zwischen Wahrheit und Schönheit, in der eine Vereinigung von Dionysus und Apollo möglich ist.

Diese Welt offenbart sich jetzt in einem Spiel mit dem Rausche, nicht in einem völligen Verschlungensein durch denselben. Im Schauspieler erkennen wir den dionysischen Menschen wieder, den instinctiven Dichter Sänger Tänzer, aber als gespielten dionysischen Menschen. Er sucht dessen Vorbild zu erreichen, entweder in dem Schauder der Erhabenheit oder in der Erschütterung des Gelächters. Er geht über die Schönheit hinaus und sucht doch die Wahrheit nicht. In der Mitte zwischen beiden hängt er schwebend. — Der Schauspieler war zuerst kein Einzelner, es sollte ja die dionysische Masse, das Volk dargestellt werden: daher der dithyrambische Chor. Durch das Spiel mit dem Rausche sollte er selbst, wie auch der ihn umgebende Chor der Zuschauer, vom Rausche gleichsam entladen werden. Vom Standpuncte der apollinischen Welt war das Hellenenthum zu heilen und zu sühnen. Apollo der rechte Heil- und Sühngott rettete den Griechen von der hellsehenden Ekstase und dem Ekel am Dasein — durch das Kunstwerk des tragisch-komischen Gedankens.

Die neue Kunst, die des Erhabenen und des Lächerlichen ruhte auf einer anderen Götter- und Weltanschauung als die ältere des schönen Scheins. Die Erkenntniss der Schrecken und Absurditäten des Daseins, der gestörten Ordnung und der unvernünftigen Planmässigkeit, überhaupt des ungeheuersten Leidens in der ganzen Natur hatte die so künstlich verhüllten Gestalten der Erinnyen, der Medusen und Moiren entschleiert: die olympischen Götter waren in höchster Gefahr. Im tragisch-komischen Kunstwerke wurden sie gerettet, indem auch sie in das Meer des Erhabenen und Lächerlichen getaucht wurden, sie hörten auf, nur „schön“ zu sein, sie saugten gleichsam jene ältere schreckliche Götterordnung und ihre Erhabenheit in sich auf. Jetzt schieden sie sich in zwei Gruppen; nur wenige schwebten inmitten, als bald erhabene, bald lächerliche Gottheiten. Vor allem empfieng Dionysus selbst jenes zwiespältige Wesen.

An zwei Typen zeigt sich am besten, wie man jetzt, in der tragischen Periode des Griechenthums, wieder leben konnte, an Aeschylus und Sophocles. Das Erhabene erscheint dem Ersten als einem Denker am meisten in der grossartigen Gerechtigkeit. Mensch und Gott stehen bei ihm in engster Gemeinsamkeit: das Göttliche Gerechte Sittliche und das Glückliche sind für ihn einheitlich in einander geschlungen. Nach dieser Wage wird das Einzelwesen, Mensch oder Titan, gemessen. Die Götter werden nach dieser Gerechtigkeitsnorm reconstruirt. So wird z.B. der Volksglaube an den verblendenden, zur Schuld verführenden Dämon — ein Rest jener uralten durch die Olympier entthronten Götterordnung — corrigiert, indem dieser Dämon zum Werkzeuge in der Hand des gerecht richtenden Zeus gemacht wird. Der ebenfalls uralte — gleichfalls den Olympiern fremde — Gedanke des Geschlechtsfluches wird aller seiner Herbigkeit bei Aeschylus entkleidet, da es bei Aeschylus keine Nothwendigkeit zum Frevel für den Einzelnen giebt, und jeder dem Banne entrinnen kann; wie dies z.B. Orest thut.

Während Aeschylus das Erhabene in der Erhabenheit der olympischen Rechtspflege findet, sieht es Sophocles — wunderbarer Weise — in der Erhabenheit der Undurchdringbarkeit der olympischen Rechtspflege. Er stellt in allen Puncten den Volksglauben wieder her. Die Unverdientheit eines entsetzlichen Schicksals schien ihm erhaben, die wahrhaft unlösbaren Räthsel der Daseinssphinx waren seine tragische Muse. Das Leiden gewinnt bei ihm seine Verklärung, es wird als etwas Heiligendes betrachtet. Der Abstand zwischen dem Göttlichen und Menschlichen gilt ihm als unermesslich; daher fordert er tiefste Resignation und Ergebung. Seine eigentliche Tugend ist die Sophrosyne, eigentlich eine negative

Tugend. Die heroische Menschheit, die bei Sophocles die Bühne betritt, ist die edelste Menschheit, die aber jener Tugend ermangelt. Ihr Schicksal demonstrirt jene unendliche Kluft: eine Schuld dagegen giebt es kaum, sondern nur einen Mangel an Erkenntniss über Werth und Grenzen des Menschlichen.

Dieser Standpunct ist jedenfalls tiefer und innerlicher als der aeschyleische, er nähert sich der dionysischen Wahrheit bedeutend und spricht sie ohne viel Symbole aus — und trotzdem! erkennen wir hier das ethische Princip des Apollo, hineingeflochten in die dionysische Weltanschauung. Bei Aeschylus ist der Ekel in den erhabenen Schauder vor der Weisheit der Weltordnung aufgelöst, als welche nur bei der Schwäche des Menschen schwer erkennbar ist. Bei Sophocles ist dieser Schauder noch grösser, weil diese Weisheit ganz unergründlich ist. Es ist die lautere Stimmung der Frömmigkeit, die ohne Kampf ist, während die äschyleische fortwährend die Aufgabe hat die göttliche Rechtspflege zu rechtfertigen und deshalb unbefriedigt immer vor neuen Problemen stehen bleibt. Die „Grenze des Menschen“, nach der Apollo zu forschen befiehlt, ist für Sophocles erkennbar, aber sie ist enger und beschränkter als sie in der vordionysischen Zeit von Apollo gemeint war. Der Mangel an Erkenntniss im Menschen über sich ist das sophocleische <Problem>, der Mangel an Erkenntniss im Menschen über die Götter das aeschyleische.

Frömmigkeit, wundersamste Maske des Lebenstriebes! Hingabe an eine vollendete Traumwelt, der die höchste sittliche Weisheit verliehen wird! Flucht vor der Wahrheit, um sie aus der Ferne, in Wolken gehüllt anbeten zu können! Versöhnung mit der Wirklichkeit, weil sie räthselhaft ist! Abneigung gegen die Enträthselung, weil wir keine Götter sind! Lustvolles Niedersinken in den Staub, Glücksruhe im Unglück! Höchste Selbstentäusserung des Menschen in seiner höchsten Äusserung! Verherrlichung und Verklärung der Schreckmittel und Furchtbarkeiten des Daseins als der Rettungsmittel vom Dasein! Freudevolles Leben in der Verachtung des Lebens! Triumph des Willens in seiner Verneinung!

Auf dieser Stufe der Erkenntniss giebt es nur zwei Wege, den des Heiligen und den des tragischen Künstlers: beide haben gemein, dass sie bei der hellsten Erkenntniss von der Nichtigkeit des Daseins doch fortleben können, ohne in ihrer Weltbetrachtung einen Riss zu spüren. Der Ekel am Weiterleben wird als Mittel zum Schaffen empfunden, sei dies nun ein heiligendes oder ein künstlerisches. Das Schreckliche oder das Absurde ist erhebend, weil es vom Schrecken und vom Ekel befreit, weil es also nur scheinbar schrecklich oder absurd ist. Die dionysische Kraft der Verzauberung bewährt sich hier noch auf der höchsten Spitze dieser Weltanschauung, alles Wirkliche löst sich in Schein auf, und hinter ihm thut sich die einheitliche Willensnatur kund, jetzt ganz in den blendenden Mantel der Wahrheit, in die Glorie der Weisheit gehüllt. Die Illusion, der Wahn ist auf seiner Höhe.

Jetzt wird es nicht mehr unbegreiflich dünken, dass derselbe Wille, der als apollinischer die hellenische Welt ordnete, seine andre Erscheinungsform, den dionysischen Willen in sich aufnahm. Der Kampf beider Erscheinungsformen des Willens hatte ein ausserordentliches Ziel, eine höhere Möglichkeit des Daseins zu schaffen und auch in dieser zu einer noch höheren Verherrlichung — durch die Kunst — zu kommen.

[«]

Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten.

Sechs öffentliche Vorträge.

Anfang des Jahres 1872.

BILDUNGSANSTALTEN

[«]

Einleitung.
Vorrede, zu lesen vor den Vorträgen, obwohl sie sich eigentlich nicht auf sie bezieht.
Vortrag I
Vortrag II
Vortrag III
Vortrag IV
Vortrag V

Einleitung.

1.

Der Titel, den ich meinen Vorträgen gegeben habe, sollte, wie es die Pflicht jedes Titels ist, so bestimmt, deutlich und eindringlich wie möglich sein, ist aber, was ich jetzt recht wohl merke, aus einem Übermaaß von Bestimmtheit zu kurz ausgefallen und darum wieder undeutlich geworden, so daß ich damit beginnen muß, diesen Titel und damit die Aufgabe dieser Vorträge vor meinen geehrten Zuhörern zu erklären, ja nöthigenfalls zu entschuldigen. Wenn ich also über die Zukunft unserer Bildungsanstalten zu reden versprochen habe, so denke ich dabei zunächst gar nicht an die spezielle Zukunft und Weiterentwicklung unsrer Baslerischen Institute dieser Art. So häufig es auch scheinen möchte, daß viele meiner allgemeinen Behauptungen sich gerade an unsern einheimischen Erziehungsanstalten exemplificiren ließen, so bin ich es nicht, der diese Exemplifikationen macht und möchte daher ebensowenig die Verantwortung für derartige Nutzanwendungen tragen: gerade aus dem Grunde, weil ich mich für viel zu fremd und unerfahren halte und mich viel zu wenig in den hiesigen Zuständen festgewurzelt fühle, um eine so spezielle Configuration der Bildungsverhältnisse richtig zu beurtheilen oder gar um ihre Zukunft mit einiger Sicherheit vorzeichnen zu können. Andrerseits bin ich mir um so mehr bewußt, an welchem Orte ich diese Vorträge zu halten habe, in einer Stadt nämlich, die in einem unverhältnißmäßig großartigen Sinne und mit einem für größere Staaten gradezu beschämenden Maaßstabe die Bildung und Erziehung ihrer Bürger zu fördern sucht: so daß ich gewiß nicht fehlgreife, wenn ich vermuthe, daß dort, wo man um so viel mehr für diese Dinge thut, man auch über sie um so viel mehr denkt. Gerade das aber muß mein Wunsch, ja meine Voraussetzung sein, mit Zuhörern hier in geistigem Verkehr zu stehen, welche über Erziehungs- und Bildungsfragen ebenso sehr nachgedacht haben, als sie Willens sind, mit der That das als recht Erkannte zu fördern: und nur vor solchen Zuhörern werde ich mich, bei der Größe der Aufgabe und der Kürze der Zeit verständlich machen können — wenn sie nämlich sofort errathen, was nur angedeutet werden konnte, ergänzen, was verschwiegen werden mußte, wenn sie überhaupt nur erinnert zu werden, nicht belehrt zu werden brauchen.

Während ich es also durchaus ablehnen muß, als unberufener Rathgeber in Baslerischen Schul- und Erziehungsfragen betrachtet zu werden, denke ich noch weniger daran, von dem ganzen Horizont der jetzigen Kulturvölker aus auf eine kommende Zukunft der Bildung und der Bildungsmittel zu prophezeien: in dieser ungeheuren Weite des Gesichtskreises erblindet mein Blick, wie er ebenfalls in einer allzugroßen Nähe unsicher wird. Unter unseren Bildungsanstalten verstehe ich demgemäß weder die speziell Baslerischen, noch die zahllosen Formen der weitesten, alle Völker umspannenden Gegenwart, sondern meine die deutschen Institutionen dieser Art, deren wir uns ja auch hier zu erfreuen haben. Die Zukunft dieser deutschen Institutionen soll uns beschäftigen, d.h. die Zukunft der deutschen Volksschule, der deutschen Realschule, des deutschen Gymnasiums, der deutschen Universität: wobei wir einstweilen ganz von allen Vergleichungen und Werthabschätzungen absehn und uns besonders vor dem schmeichelnden Wahne hüten, als ob unsre Zustände, im Hinblick auf andre Kulturvölker, eben die allgemein mustergültigen und unübertroffen seien. Genug, es sind unsre Bildungsschulen und nicht zufällig hängen sie mit uns zusammen, nicht umgehängt sind sie uns wie ein Gewand: sondern als lebendige Denkmäler bedeutender Kulturbewegungen, in einigen Formationen selbst „Urväterhausrath“ verknüpfen sie uns mit der Vergangenheit des Volkes und sind in wesentlichen Zügen ein so heiliges und ehrwürdiges Vermächtniß, daß ich von der Zukunft unserer Bildungsanstalten nur im Sinne einer höchst möglichen Annäherung an den idealen Geist, aus dem sie geboren sind, zu reden wüßte. Dabei steht es für mich fest, daß die zahlreichen Veränderungen, die sich die Gegenwart an diesen Bildungsanstalten erlaubte, um sie „zeitgemäß“ zu machen, zum guten Theil nur verzogene Linien und Abirrungen von der ursprünglichen erhabenen Tendenz ihrer Gründung sind: und was wir in dieser Hinsicht von der Zukunft zu hoffen wagen, ist eine so allgemeine Erneuerung, Erfrischung und Läuterung des deutschen Geistes, daß aus ihm auch diese Anstalten gewissermaßen neugeboren werden und dann, nach dieser Neugeburt, zugleich alt und neu erscheinen: während sie jetzt zuallermeist nur „modern“ und „zeitgemäß“ zu sein beanspruchen.

Nur im Sinne jener Hoffnung rede ich von einer Zukunft unserer Bildungsanstalten: und dies ist der zweite Punkt, über den ich mich von vorn herein, zu meiner Entschuldigung erklären muß. Es ist ja die größte aller Anmaßungen, Prophet sein zu wollen, so daß es bereits lächerlich klingt, zu erklären daß man es nicht sein will. Es dürfte Niemand über die Zukunft unserer Bildung und eine damit im Zusammenhange stehende Zukunft unserer Erziehungsmittel und -methoden sich im Tone der Weissagung vernehmen lassen, wenn er nicht beweisen kann, daß diese zukünftige Bildung in irgend welchem Maaße bereits Gegenwart ist und nur in einem viel höheren Maaße um sich zu greifen hat, um einen nothwendigen Einfluß auf Schule und Erziehungsinstitute auszuüben. Man gestatte mir nur, aus den Eingeweiden der Gegenwart, gleich einem römischen Haruspex, die Zukunft zu errathen: was in diesem Falle nicht mehr und nicht weniger sagen will als einer schon vorhandenen Bildungstendenz den einstmaligen Sieg zu verheißen, ob sie gleich augenblicklich nicht beliebt, nicht geehrt, nicht verbreitet ist. Sie wird aber siegen, wie ich mit höchstem Vertrauen annehme, weil sie den größten und mächtigsten Bundesgenossen hat, die Natur: wobei wir freilich nicht verschweigen dürfen, daß viele Voraussetzungen unsrer modernen Bildungsmethoden den Charakter des Unnatürlichen an sich tragen und daß die verhängnißvollsten Schwächen unserer Gegenwart gerade mit diesen unnatürlichen Bildungsmethoden zusammenhängen. Wer mit dieser Gegenwart sich durchaus eins fühlt und sie als etwas „Selbstverständliches“ nimmt, den beneiden wir weder um diesen Glauben noch um dies skandalös gebildete Modewort „selbstverständlich“: wer aber, auf dem entgegengesetzten Standpunkte angelangt, bereits verzweifelt, der braucht auch nicht mehr zu kämpfen und darf sich nur der Einsamkeit ergeben, um bald allein zu sein. Zwischen diesen „Selbstverständlichen“ und den Einsamen stehen aber die Kämpfenden, das heißt die Hoffnungsreichen, als deren edelster und erhabener Ausdruck unser großer Schiller vor unseren Augen steht, so wie ihn uns Goethe in seinem Epilog zur Glocke schildert:

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Das bisher von mir Gesagte möge von meinen geehrten Zuhörern im Sinne eines Vorwortes aufgenommen werden, dessen Aufgabe nur sein durfte, den Titel meiner Vorträge zu illustriren und ihn gegen mögliche Mißverständnisse und unberechtigte Anforderungen zu schützen. Um nun sofort, am Eingange meiner

Betrachtungen, vom Titel zur Sache übergehend, den allgemeinen Gedankenkreis zu umschreiben, von dem aus eine Beurtheilung unserer Bildungsanstalten versucht werden soll, soll, an diesem Eingange, eine deutlich formulirte These, als Wappenschild jeden Hinzukommenden erinnern, in wessen Haus und Gehöft er zu treten im Begriff ist: falls er nicht, nach Betrachtung eines solchen Wappenschildes, es vorzieht einem solchen damit gekennzeichneten Haus und Gehöft den Rücken zu kehren. Meine These lautet:

Zwei scheinbar entgegengesetzte, in ihrem Wirken gleich verderbliche <und> in ihren Resultaten endlich zusammenfließende Strömungen <beher>rschen in der Gegenwart unsere ursprünglich auf ganz anderen Fundamenten gegründeten Bildungsanstalten: einmal der Trieb nach möglichster *Erweiterung der Bildung*, andererseits der Trieb nach *Verminderung und Abschwächung derselben*. Dem ersten Triebe gemäß soll die Bildung in immer weitere Kreise getragen werden, im Sinne der anderen Tendenz wird der Bildung zugemuthet, ihre höchsten selbstherrlichen Ansprüche aufzugeben und sich dienend einer anderen Lebensform, nämlich der des Staates unterzuordnen. Im Hinblick auf diese verhängnißvollen Tendenzen der Erweiterung und der Verminderung wäre hoffnungslos zu verzweifeln, wenn es nicht irgendwann einmal möglich ist, zweien entgegengesetzten, wahrhaft deutschen und überhaupt zukunftreichen Tendenzen zum Siege zu verhelfen, das heißt dem Triebe nach *Verengerung* und *Koncentration* der Bildung, als dem Gegenstück einer möglichst großen Erweiterung, und dem Triebe nach *Stärkung und Selbstgenugsamkeit* der Bildung, als dem Gegenstück ihrer Verminderung. Daß wir aber an die Möglichkeit eines Sieges glauben, dazu berechtigt uns die Erkenntniß, daß jene beiden Tendenzen der Erweiterung und Verminderung ebenso den ewig gleichen Absichten der Natur entgegenlaufen als eine Concentration der Bildung auf Wenige ein nothwendiges Gesetz derselben Natur, überhaupt eine Wahrheit ist, während es jenen zwei anderen Trieben nur gelingen möchte, eine erlogene Kultur zu begründen.

[«]

Vorrede, zu lesen vor den Vorträgen, obwohl sie sich eigentlich nicht auf sie bezieht.

1.

Der Leser, von dem ich etwas erwarte, muß drei Eigenschaften haben: er muß ruhig sein und ohne Hast lesen, er muß nicht immer sich selbst und seine „Bildung“ dazwischen bringen, er darf endlich nicht, am Schlusse, etwa als Resultat, Tabellen erwarten. Tabellen und neue Stundenpläne für Gymnasien und Realschulen verspreche ich nicht, bewundere vielmehr die überkräftige Natur jener, welche im Stande sind die ganze Bahn, von der Tiefe der Empirie aus bis hinauf zur Höhe der eigentlichen Kulturprobleme, und wieder von dort hinab in die Niederungen der dürrsten Reglements und der zierlichsten Tabellen zu durchmessen; sondern zufrieden, wenn ich, unter Keuchen, einen ziemlichen Berg erklommen habe und mich des freieren Blicks erfreuen darf, werde ich eben in diesem Buche die Tabellenfreunde nie zufrieden stellen können. Wohl sehe ich eine Zeit kommen, in der ernste Menschen, im Dienste einer gänzlich erneuten und gereinigten Bildung und in gemeinsamer Arbeit, auch wieder zu Gesetzgebern der alltäglichen Erziehung — der Erziehung zu jener neuen Bildung — werden: wahrscheinlich werden sie dann wiederum Tabellen machen — aber wie ferne ist die Zeit! Und was muß inzwischen geschehn sein! Vielleicht liegt zwischen ihr und der Gegenwart die Vernichtung des Gymnasiums, vielleicht selbst die Vernichtung der Universität oder mindestens eine so totale Umgestaltung der eben genannten Bildungsanstalten, daß deren alte Tabellen sich späteren Augen wie Überreste aus der Pfahlbautenzeit darstellen möchten.

Für die ruhigen Leser ist dies Buch bestimmt, für Menschen, welche noch nicht in die schwindelnde Hast unseres rollenden Zeitalters hineingerissen sind und welche noch nicht ein götzendienerisches Vergnügen daran empfinden, von seinen Rädern zermalmt zu werden — das heißt für wenige Menschen! Diese aber können sich nicht daran gewöhnen den Werth jedes Dinges nach der Zeitersparniß oder Zeitvergeudung abzuschätzen, diese „haben noch Zeit“; ihnen ist es noch erlaubt, ohne vor sich selbst Vorwürfe zu empfinden, die guten Stunden des Tages und ihre fruchtbaren und kräftigen Momente auszuwählen und zusammenzusuchen, um über die Zukunft unserer Bildung nachzudenken, diese dürfen selbst glauben auf eine recht nutzbringende und würdige Art ihren Tag verlebt zu haben, nämlich in der meditatio generis futuri. Ein solcher Mensch hat noch nicht verlernt zu denken, während er liest, er versteht noch das Geheimniß zwischen den Zeilen zu lesen, ja er ist so verschwenderisch geartet, daß er gar noch über das Gelesene nachdenkt, vielleicht lange nachdem er das Buch aus den Händen gelegt hat. Und zwar nicht um eine Recension oder wieder ein Buch zu schreiben, sondern nur so, um nachzudenken! Strafwürdiger Verschwender! Er, der ruhig und unbesorgt genug ist, um mit dem Autor zusammen einen weiten Weg anzutreten, dessen Ziele erst eine viel spätere Generation in voller Deutlichkeit schauen wird! Wenn der Leser dagegen, heftig erregt, sofort zur That emporspringt, wenn er vom Augenblick die Früchte pflücken will, die sich ganze Geschlechter kaum erkämpfen möchten, so müssen wir fürchten, daß er den Autor nicht verstanden hat.

Die dritte und wichtigste Forderung endlich ist, daß er auf keinen Fall, nach Art des modernen Menschen, sich selbst und seine Bildung unausgesetzt dazwischen bringen darf, gleichsam als ein sicheres Maaß und Kriterium aller Dinge. Wir wünschen vielmehr, er möge gebildet genug sein, um von seiner Bildung recht gering, ja verächtlich zu denken; dann dürfte er wohl am zutraulichsten sich der Führung des Verfassers überlassen, der es nur gerade von dem Nichtswissen und dem Wissen des Nichtswissens aus wagen durfte, so zu ihm zu reden. Nichts anderes will er eben für sich in Anspruch nehmen, als ein stark entzündetes Gefühl für das Spezifische unserer gegenwärtigen deutschen Barbarei, für das, was uns als Barbaren des neunzehnten Jahrhunderts so merkwürdig von den Barbaren anderer Zeiten unterscheidet.

Nun sucht er, mit diesem Buche in der Hand, nach Solchen, die von einem ähnlichen Gefühle hin und hergetrieben werden. Laßt euch finden, ihr Vereinzelten, an deren Dasein ich glaube! Ihr Selbstlosen, die ihr die Leiden und Verderbnisse des deutschen Geistes an euch erleidet, ihr Beschaulichen, deren Auge nicht etwa mit hastigem Spähen an dem Äußeren der Dinge herumtastet, sondern den Zugang zum Kern ihres Wesens zu finden weiß, ihr Hochsinnigen, denen Aristoteles nachrühmt, daß ihr zögernd und thatenlos durch's Leben geht, außer wo eine große Ehre und ein großes Werk nach euch verlangen! Euch rufe ich auf: verkriecht euch nur diesmal nicht in den Höhlen eurer Abgeschiedenheit und eures Mißtrauens! Seid wenigstens Leser dieses Buchs, um es nachher, durch eure That, zu vernichten und vergessen zu machen! Denkt euch, es sei bestimmt euer Herold zu sein: wenn ihr erst selbst, in eurer eignen Rüstung, auf dem Kampfplatz erscheint, wen möchte es dann noch gelüsten, nach dem Herold, der euch rief, zurückzuschauen?

[«]

Vortrag I

Meine verehrten Zuhörer,

das Thema, über das Sie gesonnen sind, mit mir nachzudenken, ist so ernsthaft und wichtig und in einem gewissen Sinne so beunruhigend, daß auch ich, gleich Ihnen, zu jedem Beliebigen gehen würde, der über dasselbe etwas zu lehren verspräche, sollte derselbe auch noch so jung sein, sollte es an sich sogar recht unwahrscheinlich dünken, daß er von sich aus, aus eignen Kräften, etwas Zureichendes und einer solchen Aufgabe Entsprechendes leisten werde. Es wäre doch noch möglich, daß er etwas Rechtes über die beunruhigende Frage nach der Zukunft unserer Bildungsanstalten gehört habe, das er Ihnen nun wieder erzählen wollte, es wäre möglich, daß er bedeutende Lehrmeister gehabt habe, denen es schon mehr geziemen möchte, auf die Zukunft zu prophezeien und zwar, ähnlich wie die römischen Haruspices, aus den Eingeweiden der Gegenwart heraus. In der That haben Sie etwas Derartiges zu gewärtigen. Ich bin einmal durch seltsame, im Grunde recht harmlose Umstände Ohrenzeuge eines Gesprächs gewesen, welches merkwürdige Männer über eben jenes Thema führten, und habe die Hauptpunkte ihrer Betrachtungen und die ganze Art und Weise, wie sie diese Frage anfaßten, viel zu fest meinem Gedächtniß eingeprägt, um nicht selbst immer, wenn ich über ähnliche Dinge nachdenke, in dasselbe Geleise zu gerathen: nur daß ich mitunter den zuversichtlichen Muth nicht habe, den jene Männer sowohl im kühnen Aussprechen verbotener Wahrheiten als in dem noch kühneren Aufbau ihrer eignen Hoffnungen damals vor meinen Ohren und zu meinem Erstaunen bewährten. Um so mehr schien es mir nützlich, ein solches Gespräch endlich einmal schriftlich zu fixieren, um auch Andere noch zum Urtheil über so auffallende Ansichten und Aussprüche aufzureizen: — und hierzu glaubte ich aus besonderen Gründen gerade die Gelegenheit dieser öffentlichen Vorträge benutzen zu dürfen. Ich bin mir nämlich wohl bewußt, an welchem Orte ich jenes Gespräch einem allgemeinen Nachdenken und Überlegen anempfehle, in einer Stadt nämlich, die in einem unverhältnißmäßig großartigen Sinne die Bildung und Erziehung ihrer Bürger zu fördern sucht, in einem Maßstabe, der für größere

Staaten geradezu etwas Beschämendes haben muß: so daß ich hier gewiß auch mit dieser Vermuthung nicht fehlgreife, daß dort, wo man um so viel mehr für diese Dinge thut, man auch über sie um so viel mehr denkt. Gerade nur solchen Zuhörern aber werde ich, bei der Wiedererzählung jenes Gesprächs, völlig verständlich werden können — solchen, die sofort errathen, was nur angedeutet werden konnte, ergänzen, was verschwiegen werden mußte, die überhaupt nur erinnert, nicht belehrt zu werden brauchen. Nun vernehmen Sie, meine geehrten Zuhörer, mein harmloses Erlebniß und das minder harmlose Gespräch jener bisher nicht genannten Männer.

Wir versetzen uns mitten in den Zustand eines jungen Studenten hinein, das heißt in einen Zustand, der, in der rastlosen und heftigen Bewegung der Gegenwart, geradezu etwas Unglaubwürdiges ist, und den man erlebt haben muß, um ein solches unbekümmertes Sich-Wiegen, ein solches dem Augenblick abgerungenes gleichsam zeitloses Behagen überhaupt für möglich zu halten. In diesem Zustande verlebte ich, zugleich mit einem gleichalterigen Freunde, ein Jahr in der Universitätsstadt Bonn am Rhein: ein Jahr, welches durch die Abwesenheit aller Pläne und Zwecke, losgelöst von allen Zukunftsabsichten, für meine jetzige Empfindung fast etwas Traumartiges an sich trägt, während dasselbe zu beiden Seiten, vorher und nachher, durch Zeiträume des Wachseins eingerahmt ist. Wir Beide blieben ungestört, ob wir gleich mit einer zahlreichen und im Grunde anders erregten und strebenden Verbindung zusammen lebten; mitunter hatten wir Mühe, die etwas zu lebhaften Zumuthungen dieser unserer Altersgenossen zu befriedigen oder zurückzuweisen. Aber selbst dieses Spiel mit einem widerstrebenden Elemente hat jetzt, wenn ich es mir vor die Seele stelle, immer noch einen ähnlichen Charakter, wie mancherlei Hemmungen, die ein Jeder im Traum erlebt, etwa wenn man glaubt fliegen zu können, aber durch unerklärliche Hindernisse sich zurückgezogen fühlt. Ich hatte mit meinem Freunde zahlreiche Erinnerungen aus der früheren Periode des Wachseins, aus unserer Gymnasiastenzeit gemein, und eine derselben muß ich näher bezeichnen, weil sie den Übergang zu meinem harmlosen Erlebniß bildet. Mit jenem Freunde zusammen hatte ich bei einer früheren Rheinreise, die im Spätsommer unternommen worden war, einen Plan fast zu gleicher Zeit und an gleichem Orte — und doch Jeder für sich — ausgedacht, so daß wir uns gerade durch dies ungewöhnliche Zusammentreffen gezwungen fühlten, ihn durchzuführen. Wir beschlossen damals eine kleine Vereinigung von wenig Kameraden zu stiften, mit der Absicht, für unsere produktiven Neigungen in Kunst und Litteratur eine feste und verpflichtende Organisation zu finden: d.h. schlichter ausgedrückt: es mußte sich ein Jeder von uns verbindlich machen, von Monat zu

Monat ein eignes Produkt, sei es eine Dichtung oder eine Abhandlung oder ein architektonischer Entwurf oder eine musikalische Produktion, einzusenden, über welches Produkt nun ein Jeder der Anderen mit der unbegrenzten Offenheit freundschaftlicher Kritik zu richten befugt war. So glaubten wir unsere Bildungstriebe durch gegenseitiges Überwachen eben so zu reizen, als im Zaume zu halten: und wirklich war auch der Erfolg der Art, daß wir immer eine dankbare, ja feierliche Empfindung für jenen Moment und jenen Ort zurückbehalten mußten, die uns jenen Einfall eingegeben hatten. Für diese Empfindung fand sich bald die rechte Form, indem wir uns gegenseitig verpflichteten, wenn es irgend möglich sei, an jenem Tage, in jedem Jahre die einsame Stätte bei Rolandseck aufzusuchen, an der wir damals, im Spätsommer, in Gedanken neben einander sitzend, uns plötzlich zu dem gleichen Entschlusse begeistert fühlten. Genau genommen, ist diese Verpflichtung doch nicht streng genug eingehalten worden; aber gerade deshalb, weil wir manche Unterlassungssünde auf dem Gewissen hatten, wurde von uns Beiden in jenem Bonner Studentenjahr, als wir endlich wieder dauernd am Rheine wohnten, mit größter Festigkeit beschlossen, diesmal nicht nur unserem Gesetz, sondern auch unserem Gefühl, unserer dankbaren Erregung zu genügen und am rechten Tage die Stätte bei Rolandseck in weihevoller Weise heimzusuchen.

Es wurde uns nicht leicht gemacht: denn gerade an diesem Tage machte uns die zahlreiche und muntere Studentenverbindung, die uns am Fliegen hinderte, recht zu schaffen und zog mit allen Kräften an allen Fäden, die uns niederhalten konnten. Unsere Verbindung hatte für diesen Zeitpunkt eine große festliche Ausfahrt nach Rolandseck beschlossen, um am Schlusse des Sommerhalbjahr's sich noch einmal ihrer sämmtlichen Mitglieder zu versichern und sie mit den besten Abschiedserinnerungen nachher in die Heimat zu schicken. Es war einer jener vollkommnen Tage, wie sie, in unserem Klima wenigstens, nur eben diese Spätsommerzeit zu erzeugen vermag: Himmel und Erde im Einklang ruhig neben einander hinströmend, wunderbar aus Sonnenwärme, Herbstfrische und blauer Unendlichkeit gemischt. Wir bestiegen, in dem buntesten phantastischen Aufzuge, an dem sich, bei der Trübsinnigkeit aller sonstigen Trachten, allein noch der Student ergötzen darf, ein Dampfschiff, das zu unseren Ehren festlich bewimpelt war und pflanzten unsere Verbindungsfahnen auf seinem Verdecke auf. Von beiden Ufern des Rheines ertönte von Zeit zu Zeit ein Signalschuß, durch den, nach unserer Anordnung, ebenso die Rheinanwohner als vor allem unser Wirth in Rolandseck über unser Herankommen benachrichtigt wurde. Ich erzähle nun nichts von dem lärmenden Einzuge, vom Landungsplatze aus, durch den aufgeregt-neugierigen Ort hindurch, ebenso wenig von den nicht für Jedermann verständlichen Freuden und

Scherzen, die wir uns unter einander gestatteten; ich übergehe ein allmählich bewegter, ja wild werdendes Festessen und eine unglaubliche musikalische Produktion, an der sich, bald durch Einzelvorträge, bald durch Gesammtleistungen die ganze Tafelgesellschaft betheiligen mußte, und die ich, als musikalischer Berather unserer Verbindung, früher einzustudiren und jetzt zu dirigiren hatte. Während des etwas wüsten und immer schneller werdenden Finale hatte ich bereits meinem Freunde einen Wink gegeben, und unmittelbar nach dem geheulähnlichen Schlußakkord verschwanden wir beide durch die Thüre: hinter uns klappte gewissermaßen ein brüllender Abgrund zu.

Plötzlich erquickende, athemlose Naturstille. Die Schatten lagen schon etwas breiter, die Sonne glühte unbeweglich, aber schon niedergesenkt, und von den grünlichen glitzernden Wellen des Rheines her wehte ein leichter Hauch über unsere heißen Gesichter. Unsere Erinnerungsweihe verpflichtete uns nur erst für die späteren Stunden des Tags, und daher hatten wir daran gedacht, die letzten hellen Momente des Tags mit einer unserer einsamen Liebhabereien auszufüllen, an denen wir damals so reich waren. Wir pflegten damals mit Passion Pistolen zu schießen, und einem Jeden von uns ist diese Technik in einer späteren militärischen Laufbahn von großem Nutzen gewesen. Der Diener unserer Verbindung kannte unseren etwas entfernt und hochgelegenen Schießplatz und hatte uns dorthin unsere Pistolen vorangetragen. Dieser Platz befand sich am oberen Saume des Waldes, der die niedrigen Höhenzüge hinter Rolandseck bedeckt, auf einem kleinen unebnen Plateau, und zwar ganz in der Nähe unserer Stiftungs- und Weihestätte. Am bewaldeten Abhang, seitwärts von unserem Schießplatz, gab es eine kleine baumfreie, zum Niedersitzen einladende Stelle, die einen Durchblick über Bäume und Gestrüpp hinweg, nach dem Rheine zu gestattete, so daß gerade die schöngewundenen Linien des Siebengebirgs und vor Allem der Drachenfels den Horizont gegen die Baumgruppen abgrenzten, während den Mittelpunkt dieses gerundeten Ausschnitts der glitzernde Rhein selbst, die Insel Nonnenwörth im Arme haltend, bildete. Dies war unsere, durch gemeinsame Träume und Pläne geweihete Stätte, zu der wir uns in späterer Abendstunde zurückziehn wollten, ja sogar mußten, falls wir im Sinne unseres Gesetzes den Tag beschließen mochten.

Seitwärts davon, auf jenem kleinen unebnen Plateau, stand unweit ein mächtiger Stumpf einer Eiche, einsam sich von der sonst baum- und strauchlosen Fläche und den niedrigen wellenartigen Erhöhungen abhebend. An diesem Stumpf hatten wir einst, mit vereinter Kraft, ein deutliches Pentagramm eingeschnitten, das in Wetter und Sturm der letzten Jahre noch mehr aufgeborsten war und eine willkommne Zielscheibe für unsere Pistolenkünste darbot. Es war bereits eine spätere Nachmittagsstunde, als wir auf unserem Schießplatz anlangten, und von unserem Eichenstumpf aus lehnte sich ein breiter und zugespitzter Schatten über die dürftige Haide hin. Es war sehr still: durch die höheren Bäume zu unseren Füßen waren wir verhindert, nach dem Rhein zu in die Tiefe zu sehen. Um so erschütternder klang in dieser Einsamkeit bald der wiederhallende scharfe Laut unserer Pistolenschüsse — und eben hatte ich die zweite Kugel nach dem Pentagramm ausgeschickt, als ich mich heftig am Arme gefaßt fühlte und zugleich auch meinen Freund in einer ähnlichen Weise im Laden unterbrochen sah.

Als ich mich rasch umwendete, blickte ich in das erzürnte Gesicht eines alten Mannes, während ich zugleich fühlte, wie ein kräftiger Hund an meinem Rücken emporsprang. Ehe wir, — nämlich ich und mein ebenfalls durch einen zweiten, etwas jüngeren Mann gestörter Kamerad — uns zu irgend einem Worte der Verwunderung gesammelt hatten, erscholl bereits in drohendem und heftigem Tone die Rede des Greises. „Nein! Nein!, rief er uns zu, hier wird nicht duellirt! Am wenigsten dürft ihr es, ihr studirenden Jünglinge! Fort mit den Pistolen! Beruhigt Euch, versöhnt Euch, reicht Euch die Hände! Wie? Das wäre das Salz der Erde, die Intelligenz der Zukunft, der Same unserer Hoffnungen — und das kann sich nicht einmal von dem verrückten Ehrenkatechismus und seinen Faustrechtssatzungen frei machen? Eurem Herzen will ich dabei nicht zu nahe treten, aber Euren Köpfen macht es wenig Ehre. Ihr, deren Jugend die Sprache und Weisheit Hellas' und Latium's zur Pflegerin erhielt, und auf deren jungen Geist man die Lichtstrahlen der Weisen und Edlen des schönen Alterthums frühzeitig fallen zu lassen die unschätzbare Sorge getragen hat — Ihr wollt damit anfangen, daß ihr den Codex der ritterlichen Ehre d.h. den Codex des Unverstands und der Brutalität zur Richtschnur eures Wandels macht? — Seht ihn doch einmal recht an, bringt ihn euch auf deutliche Begriffe, enthüllt seine erbärmliche Beschränktheit und laßt ihn den Prüfstein nicht eures Herzens, aber eures Verstandes sein. Verwirft dieser ihn jetzt nicht, so ist euer Kopf nicht geeignet, in dem Felde zu arbeiten, wo eine energische Urtheilskraft, welche die Bande des Vorurtheils leicht zerreißt, ein richtig ansprechender Verstand, der Wahres und Falsches selbst dort, wo der Unterschied tief verborgen liegt und nicht wie hier mit Händen zu greifen ist, rein zu sondern vermag, die nothwendigen Erfordernisse sind: in diesem Falle also, meine Guten, sucht auf eine andere ehrliche Weise durch die Welt zu kommen, werdet Soldaten oder lernet ein Handwerk, das hat einen goldenen Boden.“

Auf diese grobe, obschon wahre Rede antworteten wir erregt, indem wir uns immer gegenseitig in's Wort fielen: „Erstens irren Sie in der Hauptsache; denn wir sind keinesfalls da, um uns zu duelliren sondern um uns im Pistolenschießen zu üben. Zweitens scheinen Sie gar nicht zu wissen, wie es bei einem Duell zugeht: denken Sie, daß wir uns, wie zwei Wegelagerer, in dieser Einsamkeit einander gegenüberstellen würden, ohne Sekundanten, ohne Ärzte usw.? Drittens endlich haben wir in der Duellfrage — ein Jeder für sich — unseren eignen Standpunkt und wollen nicht durch Belehrungen Ihrer Art überfallen und erschreckt werden.“

Diese gewiß nicht höfliche Entgegnung hatte auf den alten Mann einen übeln Eindruck gemacht; während er zuerst, als er merkte, daß es sich um kein Duell handele, freundlicher auf uns hinblickte, verdroß ihn unsre schließliche Wendung, so daß er brummte; und als wir gar von unseren eignen Standpunkten zu reden wagten, faßte er heftig seinen Begleiter, drehte sich rasch um und rief uns bitter nach „man muß nicht nur Standpunkte, sondern auch Gedanken haben!“ Und, rief der Begleiter dazwischen: „Ehrfurcht, selbst wenn ein solcher Mann einmal irrt!“

Inzwischen hatte aber mein Freund bereits wieder geladen und schoß von Neuem, indem er: Vorsicht! rief, nach dem Pentagramm. Dies sofortige Knattern hinter seinem Rücken machte den alten Mann wüthend; noch einmal kehrte er sich um, sah meinen Freund mit Haß an und sagte dann zu seinem jüngeren Begleiter mit weicherer Stimme: „Was sollen wir thun? Diese jungen Männer ruiniren mich durch ihre Explosionen.“

„Sie müssen nämlich wissen, hub der Jüngere zu uns gewendet an, daß Ihre explodirenden Vergnügungen in dem jetzigen Falle ein wahres Attentat gegen die Philosophie sind. Bemerken Sie diesen ehrwürdigen Mann, — er ist im Stande Sie zu bitten hier nicht zu schießen. Und wenn ein solcher Mann bittet —“

„Nun so thut man es doch wohl“, unterbrach ihn der Greis und sah uns streng an. — Im Grunde wußten wir nicht recht, was wir von einem solchen Vorgange zu halten hatten; wir waren uns nicht deutlich bewußt, was unsere etwas lärmenden Vergnügungen mit der Philosophie gemein hätten, wir sahen eben so wenig ein, weshalb wir, aus unverständlichen Rücksichten der Höflichkeit, unsern Schießplatz aufgeben sollten und mögen in diesem Augenblicke recht unschlüssig und verdrossen dagestanden haben. Der Begleiter sah unsre augenblickliche Betroffenheit und erklärte uns den Hergang. „Wir sind genöthigt, sagte er, hier in Ihrer nächsten Nähe ein paar Stunden zu warten, wir haben eine Verabredung, nach der ein bedeutender Freund dieses bedeutenden Mannes noch diesen Abend hier eintreffen will; und zwar haben wir einen ruhigen Platz, mit einigen Bänken, hier am Gehölz, für diese Zusammenkunft gewählt. Es ist nichts Angenehmes, wenn wir hier durch Ihre benachbarten Schießübungen fortwährend aufgeschreckt werden; es ist für Ihre eigne Empfindung, wie wir voraussetzen, unmöglich, hier weiter zu schießen, wenn Sie hören, daß es einer unsrer ersten Philosophen ist, der diese ruhige und abgelegne Einsamkeit für ein Wiedersehen mit seinem Freunde ausgesucht hat.“ —

Diese Auseinandersetzung beunruhigte uns noch mehr: wir sahen jetzt eine noch größere Gefahr, als nur den Verlust unseres Schießplatzes, auf uns zukommen und fragten hastig: „Wo ist dieser Ruheplatz? Doch nicht hier links im Gehölz?“

— Gerade dieser ist es. —

„Aber dieser Platz gehört heute Abend uns Beiden“, rief mein Freund dazwischen. „Wir müssen diesen Platz haben“ riefen wir Beide.

Unsre längst beschlossene Festfeier war uns augenblicklich wichtiger als alle Philosophen der Welt und wir drückten so lebhaft und erregt unsre Empfindung aus, daß wir uns, mit unserm an sich unverständlichen, aber so dringend geäußerten Verlangen, vielleicht etwas lächerlich ausnahmen. Wenigstens sahen uns unsre philosophischen Störenfriede lächelnd und fragend an, als ob wir nun, zu unsrer Entschuldigung, reden müßten. Aber wir schwiegen; denn wir wollten am wenigsten uns verrathen.

Und so standen sich die beiden Gruppen stumm gegenüber, während über den Wipfeln der Bäume ein weithin ausgegossnes Abendroth lag. Der Philosoph sah nach der Sonne zu, der Begleiter nach dem Philosophen und wir beide nach unserm Versteck im Walde, das für uns gerade heute so gefährdet sein sollte. Eine etwas grimmige Empfindung überkam uns. Was ist alle Philosophie, dachten wir, wenn sie hindert, für sich zu sein und einsam mit Freunden sich zu freuen, wenn sie uns abhält, selbst Philosophen zu werden. Denn wir glaubten unsre Erinnerungsfeier sei recht eigentlich philosophischer Natur: bei ihr wünschten wir für unsre weitere Existenz ernste Vorsätze und Pläne zu fassen; in einsamem Nachdenken hofften wir etwas zu finden, was in ähnlicher Weise unsre innerste Seele in der Zukunft bilden und befriedigen sollte wie jene ehemalige produktive Thätigkeit der früheren Jünglingsjahre. Gerade darin sollte jener eigentliche Weiheakt bestehen; nichts war beschlossen als gerade dies — einsam zu sein, nachdenklich dazusitzen, so wie damals vor fünf Jahren als wir uns zu jenem Entschlusse gemeinsam sammelten. Es sollte eine schweigende Feierlichkeit sein, ganz Erinnerung, ganz Zukunft — die Gegenwart nichts als ein Gedankenstrich dazwischen. Und nun trat ein feindliches Schicksal in unsern Zauberkreis — und wir wußten nicht, wie es zu entfernen sei; ja wir fühlten, bei der Seltsamkeit des ganzen Zusammentreffen’s etwas Geheimnißvoll-Anreizendes.

Während wir so stumm, in feindselige Gruppen geschieden, geraume Zeit bei einander standen, die Abendwolken über uns sich immer mehr rötheten und der Abend immer ruhiger und milder wurde, während wir gleichsam das regelmäßige Athmen der Natur belauschten, wie sie zufrieden über ihr Kunstwerk, den vollkommnen Tag, ihr Tagewerk beschließt — riß sich mitten durch die dämmernde Stille ein ungestümer verworrner Jubelruf, vom Rheine her heraufklingend; viele Stimmen wurden in der Ferne laut — das mußten unsre studentischen Gefährten sein, die wohl jetzt auf dem Rheine in Kähnen herum fahren mochten. Wir dachten daran, daß wir vermißt würden und vermißten selbst etwas: fast gleichzeitig erhob ich mit meinem Freund das Pistol: das Echo warf unsre Schüsse zurück: und mit ihm zusammen kam auch schon ein wohlbekanntes Geschrei, als Erkennungszeichen, aus der Tiefe herauf. Denn wir waren bei unsrer Verbindung als passionirte Pistolenschützen ebenso bekannt als berüchtigt. Im gleichen Augenblicke aber empfanden wir unser Benehmen als die höchste Unhöflichkeit gegen die stummen philosophischen Ankömmlinge, die in ruhiger Betrachtung bis jetzt dagestanden hatten und bei unserem Doppelschuß erschreckt bei Seite gesprungen waren. Wir traten rasch auf sie zu und riefen abwechselnd: „Verzeihen Sie uns. Jetzt wurde zum letzten Male geschossen, und das galt unseren Kameraden auf dem Rhein. Die haben es auch verstanden. Hören Sie? — Wenn Sie durchaus jenen Ruheplatz hier links im Gebüsch haben wollen, so müssen Sie wenigstens gestatten, daß auch wir dort uns niederlassen. Es giebt mehrere Bänke dort: wir stören Sie nicht: wir sitzen ruhig und werden schweigen: aber sieben Uhr ist bereits vorbei, und wir müssen jetzt dorthin“.

„Das klingt geheimnißvoller als es ist, setzte ich nach einer Pause hinzu; es giebt unter uns ein ernstes Versprechen, diese nächste Stunde dort zu verbringen; es giebt auch Gründe dafür. Die Stätte ist für uns durch eine gute Erinnerung geheiligt, sie soll uns auch eine gute Zukunft inauguriren. Wir werden uns auch deshalb bemühen, bei Ihnen keine schlechte Erinnerung zu hinterlassen — nachdem wir Sie doch mehrfach beunruhigt und erschreckt haben.“

Der Philosoph schwieg: sein jüngerer Gefährte aber sagte: „Unsre Versprechungen und Verabredungen binden uns leider in gleicher Weise, sowohl für denselben Ort als für dieselben Stunden. Wir haben nun die Wahl, ob wir irgend ein Schicksal oder einen Kobold für dies Zusammentreffen verantwortlich machen wollen.“

„Im Übrigen, mein Freund, sagte der Philosoph begütigt, bin ich mit unsern pistolenschießenden Jünglingen zufriedner als vordem. Hast Du bemerkt, wie ruhig sie vorhin waren, als wir nach der Sonne sahen? Sie sprachen nicht, sie rauchten nicht, sie standen still — ich glaube fast, sie haben nachgedacht.“

Und mit rascher Wendung zu uns: „Haben Sie nachgedacht? Das sagen Sie mir, während wir zusammen nach unserm gemeinsamen Ruheplatz gehen.“ Wir machten jetzt zusammen einige Schritte und kamen abwärts klimmend in die warme dunstige Atmosphäre des Waldes, in dem es schon dunkler war. Im Gehen erzählte mein Freund dem Philosophen unverhohlen seine Gedanken: wie er gefürchtet habe, daß heute zum ersten Male der Philosoph ihn am Philosophiren hindern werde. Der Greis lachte. „Wie? Sie fürchten, daß der Philosoph Sie am Philosophiren hindern werde? So etwas mag schon vorkommen: und Sie haben es noch nicht erlebt? Haben Sie auf Ihrer Universität keine Erfahrungen gemacht? Und Sie hören doch die philosophischen Vorlesungen?“ — Diese Frage war für uns unbequem; denn es war durchaus nichts davon der Fall gewesen. Auch hatten wir damals noch den harmlosen Glauben, daß jeder, der auf einer Universität Amt und Würde eines Philosophen besitze, auch ein Philosoph sei: wir waren eben ohne Erfahrungen und schlecht belehrt. Wir sagten ehrlich, daß wir noch keine philosophischen Kollegien gehört hätten, aber gewiß das Versäumte noch einmal nachholen würden.

— Was nennen Sie nun aber, fragte er, Ihr Philosophiren? —

„Wir sind, sagte ich, um eine Definition verlegen. Doch meinen wir wohl ungefähr so viel, daß wir uns ernstlich bemühen wollen, nachzudenken, wie wir wohl am besten gebildete Menschen werden.“

„Das ist viel und wenig“ brummte der Philosoph: „denken Sie nur recht darüber nach! Hier sind unsre Bänke: wir wollen uns recht weit auseinandersetzen: ich will Sie ja nicht stören nachzudenken, wie Sie zu gebildeten Menschen werden. Ich wünsche Ihnen Glück und — Standpunkte, wie in Ihrer Duellfrage, rechte eigne nagelneue gebildete Standpunkte. Der Philosoph will Sie nicht am Philosophiren hindern: erschrecken Sie ihn nur nicht durch Ihre Pistolen. Machen Sie es heute einmal den jungen Pythagoreern nach: diese mußten fünf Jahre schweigen, als Diener einer rechten Philosophie — vielleicht bringen Sie es für fünf Viertelstunden auch zu Stande, im Dienste Ihrer eignen zukünftigen Bildung, mit der Sie sich ja so angelegentlich befassen.“

Wir waren an unserem Ziele: unsre Erinnerungsfeier begann. Wieder wie damals vor fünf Jahren schwamm der Rhein in einem zarten Dunste, wieder wie damals leuchtete der Himmel, duftete der Wald. Die entlegenste Ecke einer entfernten Bank nahm uns auf; hier saßen wir fast wie versteckt und so daß weder der Philosoph noch sein Begleiter uns in’s Gesicht sehn konnten. Wir waren allein;

wenn die Stimme des Philosophen gedämpft zu uns herüberkam, war sie inzwischen unter der raschelnden Bewegung des Laubes, unter dem summenden Geräusch eines tausendfältigen wimmelnden Daseins in der Höhe des Waldes fast zu einer Naturmusik geworden; sie wirkte als Laut, wie eine ferne eintönige Klage. Wir waren wirklich ungestört.

Und so vergieng eine Zeit, in der das Abendroth immer mehr verblaßte, und die Erinnerung an unsre jugendliche Bildungsunternehmung immer deutlicher vor uns aufstieg. Es schien uns so als ob wir jenem sonderbaren Verein den höchsten Dank schuldig seien: er war uns nicht etwa nur ein Supplement für unsre Gymnasialstudien gewesen sondern geradezu die eigentliche fruchtbringende Gesellschaft, in deren Rahmen wir auch unser Gymnasium mit hineingezeichnet hatten, als ein einzelnes Mittel im Dienste unseres allgemeinen Streben's nach Bildung.

Wir waren uns bewußt, daß wir damals an einen sogenannten Beruf insgesammt nie gedacht hatten, Dank unserem Vereine. Die nur zu häufige Ausbeutung dieser Jahre durch den Staat, der sich möglichst bald brauchbare Beamte heranziehn und sich ihrer unbedingten Fügsamkeit durch übermäßig anstrengende Examina versichern will, war durchaus von unsrer Bildung in weitester Entfernung geblieben; und wie wenig irgend ein Nützlichkeitssinn, irgend eine Absicht auf rasche Beförderung und schnelle Laufbahn uns bestimmt hatte, lag für Jeden von uns in der heute einmal tröstlich erscheinenden Thatsache, daß wir auch jetzt Beide nicht recht wußten, was wir werden sollten, ja daß wir uns um diesen Punkt gar nicht bekümmerten. Diese glückliche Unbekümmertheit hatte unser Verein in uns genährt; gerade für sie waren wir bei seinem Erinnerungsfeste recht von Herzen dankbar. Ich habe schon einmal gesagt, daß ein solches zweckloses Sich-Behagenlassen am Moment, ein solches Sich-Wiegen auf dem Schaukelstuhl des Augenblicks für unsre allem Unnützen abholde Gegenwart fast unglaubwürdig, jedenfalls tadelnswerth erscheinen muß. Wie unnütz waren wir! Und wie stolz waren wir darauf, so unnütz zu sein! Wir hätten mit einander uns um den Ruhm streiten können, wer von Beiden der Unnützere sei. Wir wollten nichts bedeuten, nichts vertreten, nichts bezwecken, wir wollten ohne Zukunft sein, nichts als bequem auf der Schwelle der Gegenwart hingestreckte Nichtsnutze — und wir waren es auch, Heil uns!

— So nämlich erschien es uns damals, meine geehrten Zuhörer! —

— Diesen weihevollen Selbstbetrachtungen hingegeben, war ich ungefähr im Begriff, mir nun auch die Frage nach der Zukunft unsrer Bildungsanstalt in diesem selbstzufriednen Tone zu beantworten, als mir es allmählich schien, daß die von der entfernten Philosophenbank her tönende Naturmusik ihren bisherigen Charakter verlöre und viel eindringlicher und artikulirter zu uns herüber käme. Plötzlich wurde ich mir bewußt daß ich zuhörte, daß ich lauschte, daß ich mit Leidenschaft lauschte, mit vorgestrecktem Ohre zuhörte. Ich stieß meinen vielleicht etwas ermüdeten Freund an und sagte ihm leise: „Schlaf nicht! Es giebt dort für uns etwas zu lernen. Es paßt auf uns, wenn es uns auch nicht gilt.“

Ich hörte nämlich, wie der junge Begleiter sich ziemlich erregt vertheidigte, wie dagegen der Philosoph mit immer kräftigerem Klange der Stimme ihn angriff. „Du bist unverändert, rief er ihm zu, leider unverändert, mir ist es unglaublich, wie Du noch derselbe bist, wie vor sieben Jahren, wo ich Dich zum letzten Male sah, wo ich Dich mit zweifelhaften Hoffnungen entließ. Deine inzwischen übergehängte moderne Bildungshaut muß ich Dir leider wieder, nicht zu meinem Vergnügen, abziehn — und was finde ich darunter? Zwar den gleichen unveränderlichen „intellegibeln“ Charakter, wie ihn Kant versteht, aber leider auch den unveränderten intellektuellen — was wahrscheinlich auch eine Nothwendigkeit, aber eine wenig tröstliche ist. Ich frage mich, wozu ich als Philosoph gelebt habe, wenn ganze Jahre, die Du in meinem Umgang verlebt hast, bei nicht stumpfem Geiste und wirklicher Lernbegierde, doch keine deutlicheren Impressionen zurückgelassen haben! Jetzt benimmst Du Dich als hättest Du noch nie, in Betreff aller Bildung, den Kardinalsatz gehört, auf den ich doch so oft, in unserem früheren Verkehr, zurückgekommen bin. Nun, welches war der Satz?“ —

— „Ich erinnre mich, antwortete der gescholtene Schüler; Sie pflegten zu sagen, es würde kein Mensch nach Bildung streben, wenn er wüßte, wie unglaublich klein die Zahl der wirklich Gebildeten zuletzt ist und überhaupt sein kann. Und trotzdem sei auch diese kleine Anzahl von wahrhaft Gebildeten nicht einmal möglich, wenn nicht eine große Masse, im Grunde gegen ihre Natur, und nur durch eine verlockende Täuschung bestimmt, sich mit der Bildung einließe. Man dürfe deshalb von jener lächerlichen Improportionalität zwischen der Zahl der wahrhaft Gebildeten und dem ungeheuer großen Bildungsapparat nichts öffentlich verrathen; hier stecke das eigentliche Bildungsgeheimniß: daß nämlich zahllose Menschen scheinbar für sich, im Grunde nur, um einige wenige Menschen möglich zu machen, nach Bildung ringen, für die Bildung arbeiten.“

„Dies ist der Satz, sagte der Philosoph — und doch konntest Du so seinen wahren Sinn vergessen, um zu glauben, selber einer jener Wenigen zu sein? Daran hast Du gedacht — ich merke es wohl. Das aber gehört zu der nichtswürdigen Signatur unsrer gebildeten Gegenwart. Man demokratisirt die Rechte des Genius, um der eignen Bildungsarbeit und Bildungsnoth enthoben zu sein. Es will sich ein

Jeder womöglich im Schatten des Baumes niederlassen, den der Genius gepflanzt hat. Man möchte sich jener schweren Nothwendigkeit entziehn, für den Genius arbeiten zu müssen, um seine Erzeugung möglich zu machen. Wie? Du bist zu stolz, ein Lehrer sein zu wollen? Du verachtest die sich herandrängende Menge der Lernenden? Du sprichst mit Geringschätzung über die Aufgabe des Lehrers? Und möchtest dann, in einer feindseligen Abgrenzung von jener Menge, ein einsames Leben führen, mich und meine Lebensweise copirend? Du glaubst im Sprunge sofort das erreichen zu können, was ich, nach langem hartnäckigen Kampfe, um als Philosoph überhaupt nur leben zu können, mir endlich erringen mußte? Und Du fürchtest nicht, daß die Einsamkeit sich an Dir rächen werde? Versuche es nur, ein Bildungseinsiedler zu sein — man muß einen überschüssigen Reichthum haben, um von sich aus für Alle leben zu können! — — Sonderbare Jünger! Gerade immer das Schwerste und Höchste, was eben nur dem Meister möglich geworden ist, glauben sie nachmachen zu müssen: während gerade sie wissen sollten, wie schwer und gefährlich dies sei und wie viele treffliche Begabungen noch daran zu Grunde gehen könnten!“

— „Ich will Ihnen nichts verbergen, mein Lehrer, sagte hier der Begleiter. Ich habe zuviel von Ihnen gehört und bin zu lange in Ihrer Nähe gewesen, um mich unserem jetzigen Bildungs- und Erziehungswesen noch mit Haut und Haar hingeben zu können. Ich empfinde zu deutlich jene heillosen Irrthümer und Mißstände, auf die Sie mit dem Finger zu zeigen pflegten — und doch merke ich wenig von der Kraft in mir, mit der ich, bei tapferem Kampfe, Erfolge haben würde. Eine allgemeine Muthlosigkeit überkam mich; die Flucht in die Einsamkeit war nicht Hochmuth, nicht Überhebung. Ich will Ihnen gern beschreiben, welche Signatur ich an den jetzt so lebhaft und zudringlich sich bewegenden Bildungs- und Erziehungsfragen vorgefunden habe. Es schien mir, daß ich zwei Hauptrichtungen unterscheiden müsse, — zwei scheinbar entgegengesetzte, in ihrem Wirken gleich verderbliche, in ihren Resultaten endlich zusammenfließende Strömungen beherrschen die Gegenwart unsrer Bildungsanstalten: einmal der Trieb nach möglichster Erweiterung und Verbreitung der Bildung, dann der Trieb nach Verringerung und Abschwächung der Bildung selbst. Die Bildung soll aus verschiedenen Gründen in die allerweitesten Kreise getragen werden — das verlangt die eine Tendenz. Die andere muthet dagegen der Bildung selbst zu, ihre höchsten edelsten und erhabensten Ansprüche aufzugeben und sich im Dienste irgend einer anderen Lebensform, etwa des Staates zu bescheiden.

Ich glaube bemerkt zu haben, von welcher Seite aus der Ruf nach möglichster Erweiterung und Ausbreitung der Bildung am deutlichsten erschallt. Diese

Erweiterung gehört unter die beliebten nationalökonomischen Dogmen der Gegenwart. Möglichst viel Erkenntniß und Bildung — daher möglichst viel Produktion und Bedürfniß — daher möglichst viel Glück: — so lautet etwa die Formel. Hier haben wir den Nutzen als Ziel und Zweck der Bildung, noch genauer den Erwerb, den möglichst großen Geldgewinn. Die Bildung würde ungefähr von dieser Richtung aus definirt werden als die Einsicht, mit der man sich „auf der Höhe seiner Zeit“ hält, mit der man alle Wege kennt, auf denen am leichtesten Geld gemacht wird, mit der man alle Mittel beherrscht, durch die der Verkehr zwischen Menschen und Völkern geht. Die eigentliche Bildungsaufgabe wäre demnach möglichst „courante“ Menschen zu bilden, in der Art dessen, was man an einer Münze „courant“ nennt. Je mehr es solche courante Menschen gäbe, um so glücklicher sei ein Volk: und gerade das müsse die Absicht der modernen Bildungsinstitute sein, Jeden so weit zu fördern als es in seiner Natur liegt, „courant“ zu werden, Jeden derartig auszubilden, daß er von seinem Maß von Erkenntniß und Wissen das größtmögliche Maß von Glück und Gewinn hat. Ein Jeder müsse sich selbst genau taxiren können, er müsse wissen, wie viel er vom Leben zu fordern habe. Der „Bund von Intelligenz und Besitz“, den man nach diesen Anschauungen behauptet, gilt geradezu als eine sittliche Anforderung. Jede Bildung ist hier verhaßt, die einsam macht, die über Geld und Erwerb hinaus Ziele steckt, die viel Zeit verbraucht: man pflegt wohl solche andere Bildungstendenzen als „höheren Egoismus“ als „unsittlichen Bildungsepikureismus“ abzuthun. Nach der hier geltenden Sittlichkeit wird freilich etwas Umgekehrtes verlangt, nämlich eine rasche Bildung, um schnell ein geldverdienendes Wesen werden zu können und doch eine so gründliche Bildung, um ein sehr viel Geld verdienendes Wesen werden zu können. Dem Menschen wird nur so viel Kultur gestattet als im Interesse des Erwerbs ist, aber so viel wird auch von ihm gefordert. Kurz: die Menschheit hat einen nothwendigen Anspruch auf Erdenglück — darum ist die Bildung nothwendig — aber auch nur darum!“

„Hier will ich etwas einschalten, sagte der Philosoph. Bei dieser nicht undeutlich charakterisirten Anschauung entsteht die große, ja ungeheure Gefahr, daß die große Masse irgendwann einmal die Mittelstufe überspringt und direkt auf dieses Erdenglück losgeht. Das nennt man jetzt die „sociale Frage“. Es möchte nämlich dieser Masse so scheinen, daß demnach die Bildung für den größten Theil der Menschen nur ein Mittel für das Erdenglück der Wenigsten sei: die „möglichst allgemeine Bildung“ schwächt die Bildung so ab, daß sie gar keine Privilegien und gar keinen Respekt mehr verleihen kann. Die allerallgemeinste Bildung ist eben die Barbarei. Doch ich will Deine Erörterung nicht unterbrechen.“

Der Begleiter fuhr fort: „Es giebt noch andere Motive für die überall so tapfer angestrebte Erweiterung und Verbreitung der Bildung, außer jenem so beliebten nationalökonomischen Dogma. In einigen Ländern ist die Angst vor einer religiösen Unterdrückung so allgemein und die Furcht vor den Folgen dieser Unterdrückung so ausgeprägt, daß man in allen Gesellschaftsklassen der Bildung mit lechzender Begierde entgegenkommt und gerade die Elemente derselben einschlürft, welche die religiösen Instinkte aufzulösen pflegen. Anderwärts hinwiederum strebt ein Staat hier und da um seiner eignen Existenz willen nach einer möglichsten Ausdehnung der Bildung, weil er sich immer noch stark genug weiß, auch die stärkste Entfesselung der Bildung noch unter sein Joch spannen zu können und es bewährt gefunden hat, wenn die ausgedehnteste Bildung seiner Beamten oder seiner Heere zuletzt immer nur ihm selbst — dem Staate — im Wetteifer mit anderen Staaten, zu Gute kommt. In diesem Falle muß das Fundament eines Staates eben so breit und fest sein, um das complicirte Bildungsgewölbe noch balanciren zu können, wie im ersten Falle die Spuren einer früheren religiösen Unterdrückung noch fühlbar genug sein müssen, um zu einem so verzweifelten Gegenmittel zu drängen. — Wo also nur das Feldgeschrei der Masse nach weitester Volksbildung verlangt, da pflege ich wohl zu unterscheiden, ob eine üppige Tendenz nach Erwerb und Besitz, ob die Brandmale einer früheren religiösen Unterdrückung, ob das kluge Selbstgefühl eines Staates zu diesem Feldgeschrei stimulirt hat. Dagegen wollte es mir erscheinen, als ob zwar nicht so laut, aber mindestens so nachdrücklich von verschiedenen Seiten aus eine andere Weise angestimmt würde, die Weise von der Verminderung der Bildung. Man pflegt sich etwas von dieser Weise in allen gelehrten Kreisen in's Ohr zu flüstern: die allgemeine Thatsache, daß mit der jetzt angestrebten Ausnützung des Gelehrten im Dienste seiner Wissenschaft die Bildung des Gelehrten immer zufälliger und unwahrscheinlicher werde. Denn so in die Breite ausgedehnt ist jetzt das Studium der Wissenschaften, daß, wer, bei guten, wenngleich nicht extremen Anlagen, noch in ihnen etwas leisten will, ein ganz spezielles Fach betreiben wird, um alle übrigen dann aber unbekümmert bleibt. Wird er nun schon in seinem Fach über dem Vulgus stehen, in allem Übrigen gehört er doch zu ihm, d.h. in allen Hauptsachen. So ein exklusiver Fachgelehrter ist dann dem Fabrikarbeiter ähnlich, der, sein Lebenlang, nichts anderes macht als eine bestimmte Schraube oder Handhabe, zu einem bestimmten Werkzeug oder zu einer Maschine, worin er dann freilich eine unglaubliche Virtuosität erlangt. In Deutschland, wo man versteht, auch solchen schmerzlichen Thatsachen einen gloriosen Mantel des Gedankens überzuhängen, bewundert man wohl gar diese enge Fachmäßigkeit unserer Gelehrten und ihre immer weitere Abirrung von der rechten Bildung als ein sittliches Phänomen: die „Treue im Kleinen“, die „Kärrnertreue“ wird zum Prunkthema, die Unbildung jenseits des Fachs wird als Zeichen edler Genügsamkeit zur Schau getragen. Es sind Jahrhunderte vergangen, in denen es sich von selbst verstand, daß man unter einem Gebildeten den Gelehrten und nur den Gelehrten begriff; von den Erfahrungen unserer Zeit aus würde man sich schwerlich zu einer so naiven Gleichstellung veranlaßt fühlen. Denn jetzt ist die Ausbeutung eines Menschen zu Gunsten der Wissenschaften die ohne Anstand überall angenommene Voraussetzung: wer fragt sich noch, was eine Wissenschaft werth sein mag, die so vampyrartig ihre Geschöpfe verbraucht? Die Arbeitstheilung in der Wissenschaft strebt praktisch nach dem gleichen Ziele, nach dem hier und da die Religionen mit Bewußtsein streben: nach einer Verringerung der Bildung, ja nach einer Vernichtung derselben. Was aber für einige Religionen, gemäß ihrer Entstehung und Geschichte, ein durchaus berechtigtes Verlangen ist, dürfte für die Wissenschaft irgendwann einmal eine Selbstverbrennung herbeiführen. Jetzt sind wir bereits auf dem Punkte, daß in allen allgemeinen Fragen ernsthafter Natur, vor allem in den höchsten philosophischen Problemen der wissenschaftliche Mensch als solcher gar nicht mehr zu Worte kommt: wohingegen jene klebrige verbindende Schicht, die sich jetzt zwischen die Wissenschaften gelegt hat, die Journalistik, hier ihre Aufgabe zu erfüllen glaubt und sie nun ihrem Wesen gemäß ausführt d.h. wie der Name sagt, als eine Tagelöhnerei. In der Journalistik nämlich fließen die beiden Richtungen zusammen: Erweiterung und Verminderung der Bildung reichen sich hier die Hand; das Journal tritt geradezu an die Stelle der Bildung, und wer, auch als Gelehrter, jetzt noch Bildungsansprüche macht, pflegt sich an jene klebrige Vermittlungsschicht anzulehnen, die zwischen allen Lebensformen, allen Ständen, allen Künsten, allen Wissenschaften die Fugen verkittet und die so fest und zuverlässig ist wie eben Journalpapier zu sein pflegt. Im Journal kulminirt die eigenthümliche Bildungsabsicht der Gegenwart: wie ebenso der Journalist, der Diener des Augenblicks, an die Stelle des großen Genius, des Führers für alle Zeiten, des Erlösers vom Augenblick, getreten ist. Nun sagen Sie mir selbst, mein ausgezeichneter Meister, was ich mir für Hoffnungen machen sollte, im Kampfe gegen eine überall erreichte Verkehrung aller eigentlichen Bildungsbestrebungen, mit welchem Muthe ich, als einzelner Lehrer, auftreten dürfte, wenn ich doch weiß, wie über jede eben gestreute Saat wahrer Bildung sofort schonungslos die zermalmende Walze dieser Pseudo-Bildung hinweggehn würde? Denken Sie Sich, wie nutzlos jetzt die angestrengteste Arbeit des Lehrers sein muß, der etwa einen Schüler in die unendlich ferne und schwer zu ergreifende Welt des Hellenischen, als in die eigentliche Bildungsheimat zurückführen möchte: wenn doch derselbe

Schüler in der nächsten Stunde nach einer Zeitung oder nach einem Zeitroman oder nach einem jener gebildeten Bücher greifen wird, deren Stilistik schon das ekelhafte Wappen der jetzigen Bildungsbarbarei an sich trägt.“ — —

— „Nun halt’ einmal still! rief hier der Philosoph mit starker und mitleidiger Stimme dazwischen, ich begreife dich jetzt besser und hätte dir vorher kein so böses Wort sagen sollen. Du hast in Allem Recht, nur nicht in Deiner Muthlosigkeit. Ich will Dir jetzt etwas zu Deinem Troste sagen.“

[«]

Vortrag II

Meine verehrten Zuhörer! Diejenigen unter Ihnen, welche ich erst von diesem Augenblicke an als meine Zuhörer begrüßen darf und die von meinem vor drei Wochen gehaltenen Vortrage vielleicht nur gerüchtweise vernommen haben, müssen es sich jetzt gefallen lassen, ohne weitere Vorbereitungen mitten in ein ernstes Zwiegespräch eingeführt zu werden, das ich damals wiederzuerzählen angefangen habe und an dessen letzte Wendungen ich heute erst erinnern werde. Der jüngere Begleiter des Philosophen hatte soeben in ehrlich-vertraulicher Weise sich vor seinem bedeutenden Lehrmeister entschuldigen müssen, weshalb er unmuthig aus seiner bisherigen Lehrerstellung ausgeschieden sei und in einer selbstgewählten Einsamkeit ungetröstet seine Tage verbringe. Am wenigsten sei ein hochmüthiger Dünkel die Ursache eines solchen Entschlusses gewesen. „Zuviel, sagte der rechtschaffne Jünger, habe ich von Ihnen, mein Lehrer, gehört, zu lange bin ich in Ihrer Nähe gewesen, um mich an unser bisheriges Bildungs- und Erziehungswesen gläubig hingeben zu können. Ich empfinde zu deutlich jene heillosen Irrthümer und Mißstände, auf die Sie mit dem Finger zu zeigen pflegten: und doch merke ich wenig von der Kraft in mir, mit der ich, bei tapferem Kampfe, Erfolge haben würde, mit der ich die Bollwerke dieser angeblichen Bildung zertrümmern könnte. Eine allgemeine Muthlosigkeit überkam mich: die Flucht in die Einsamkeit war nicht Hochmuth, nicht Überhebung.“ Darauf hatte er, zu seiner Entschuldigung, die allgemeine Signatur dieses Bildungswesens so beschrieben, daß der Philosoph nicht umhin konnte, mit mitleidiger Stimme ihm in’s Wort zu fallen und ihn so zu beruhigen. „Nun halt’ einmal still, mein armer Freund“, sagte er; ich begreife Dich jetzt besser und hätte Dir vorhin kein so hartes Wort sagen sollen. Du hast in Allem Recht, nur nicht in Deiner Muthlosigkeit. Ich will Dir jetzt etwas zu Deinem Troste sagen. Wie lange glaubst Du wohl, daß das auf Dir so schwer lastende Bildungsgebahren in der Schule unsrer Gegenwart noch dauern werde? Ich will Dir meinen Glauben darüber nicht vorenthalten: seine Zeit ist vorüber, seine Tage sind gezählt. Der erste, der es wagen wird, auf diesem Gebiete ganz ehrlich zu sein, wird den Widerhall seiner Ehrlichkeit aus tausend muthigen Seelen zu hören bekommen. Denn im Grunde ist unter den edler begabten und wärmer fühlenden

Menschen dieser Gegenwart ein stillschweigendes Einverständniß: jeder von ihnen weiß, was er von den Bildungszuständen der Schule zu leiden hatte, jeder möchte seine Nachkommen mindestens von dem gleichen Drucke erlösen, wenn er sich auch selbst preisgeben müßte. Daß aber trotzdem es nirgends zur vollen Ehrlichkeit kommt, hat seine traurige Ursache in der pädagogischen Geistesarmut unserer Zeit, es fehlt gerade hier an wirklich erfinderischen Begabungen, es fehlen hier die wahrhaft praktischen Menschen, das heißt diejenigen, welche gute und neue Einfälle haben und welche wissen, daß die rechte Genialität und die rechte Praxis sich nothwendig im gleichen Individuum begegnen müssen: während den nüchternen Praktikern es gerade an Einfällen und deshalb wieder an der rechten Praxis fehlt. Man mache sich nur einmal mit der pädagogischen Litteratur dieser Gegenwart vertraut; an dem ist nichts mehr zu verderben, der bei diesem Studium nicht über die allerhöchste Geistesarmut und über einen wahrhaft täppischen Cirkeltanz erschrickt. Hier muß unsere Philosophie nicht mit dem Erstaunen, sondern mit dem Erschrecken beginnen: wer es zu ihm nicht zu bringen vermag, ist gebeten, von den pädagogischen Dingen seine Hände zu lassen. Das Umgekehrte war freilich bisher die Regel; diejenigen, welche erschraken, liefen wie Du, mein armer Freund, scheu davon, und die nüchternen Unerschrocknen legten ihre breiten Hände recht breit auf die allerzarteste Technik, die es in einer Kunst geben kann, auf die Technik der Bildung. Das wird aber nicht lange mehr möglich sein; es mag nur einmal der ehrliche Mann kommen, der jene guten und neuen Einfälle hat und zu deren Verwirklichung mit allem Vorhandenen zu brechen wagt, er mag nur einmal an einem großartigen Beispiel es vormachen, was jene bisher allein thätigen breiten Hände nicht nachzumachen vermögen — dann wird man wenigstens überall anfangen zu unterscheiden, dann wird man wenigstens den Gegensatz spüren und über die Ursachen dieses Gegensatzes nachdenken können, während jetzt noch so Viele in aller Gutmüthigkeit glauben, daß die breiten Hände zum pädagogischen Handwerk gehören.

— Ich möchte, mein geehrter Lehrer, sagte hier der Begleiter, daß Sie mir an einem einzelnen Beispiele selbst zu jener Hoffnung verhülfen, die aus Ihnen so muthig zu mir redet. Wir kennen Beide das Gymnasium; glauben Sie z.B. auch in Hinsicht auf dieses Institut, daß hier mit Ehrlichkeit und guten, neuen Einfällen die alten zähen Gewohnheiten aufgelöst werden könnten? Hier schützt nämlich, scheint es mir, nicht eine harte Mauer gegen die Sturmböcke eines Angriffs, wohl aber die fatalste Zähigkeit und Schlüpfrigkeit aller Principien. Der Angreifende hat nicht einen sichtbaren und festen Gegner zu zermalmen: dieser Gegner ist vielmehr maskirt, vermag sich in hundert Gestalten zu verwandeln und in einer derselben dem packenden Griffe zu entgleiten, um immer von Neuem wieder durch feiges Nachgeben und zähes Zurückprallen den Angreifenden zu verwirren. Gerade das Gymnasium hat mich zu einer muthlosen Flucht in die Einsamkeit gedrängt, gerade weil ich fühle, daß, wenn hier der Kampf zum Siege führt, alle anderen Institutionen der Bildung nachgeben müssen, und daß, wer hier verzagen muß, überhaupt in den ernstesten pädagogischen Dingen verzagen muß. Also, mein Meister, belehren Sie mich über das Gymnasium: was dürfen wir für eine Vernichtung des Gymnasiums, was für eine Neugeburt desselben hoffen? —

— Auch ich, sagte der Philosoph, denke von der Bedeutung des Gymnasiums so groß als Du: an dem Bildungsziele, das durch das Gymnasium erstrebt wird, müssen sich alle anderen Institute messen, an den Verirrungen seiner Tendenz leiden sie mit, durch die Reinigung und Erneuerung desselben werden sie sich gleichfalls reinigen und erneuern. Eine solche Bedeutung als bewegender Mittelpunkt kann jetzt selbst die Universität nicht mehr für sich in Anspruch nehmen, die, bei ihrer jetzigen Formation, wenigstens nach einer wichtigen Seite hin nur als Ausbau der Gymnasialtendenz gelten darf; wie ich Dir dies später deutlich machen will. Für jetzt betrachten wir das mit einander, was in mir den hoffnungsvollen Gegensatz erzeugt, daß entweder der bisher gepflegte, so buntgefärbte und schwer zu erhaschende Geist des Gymnasiums völlig in der Luft zerstieben wird oder daß er von Grund aus gereinigt und erneuert werden muß: und damit ich Dich nicht mit allgemeinen Sätzen erschrecke, denken wir zuerst an eine jener Gymnasialerfahrungen, die wir Alle gemacht haben und an denen wir Alle leiden. Was ist jetzt, mit strengem Auge betrachtet, der deutsche Unterricht auf dem Gymnasium?

Ich will Dir zuerst sagen, was er sein sollte. Von Natur spricht und schreibt jetzt jeder Mensch so schlecht und gemein seine deutsche Sprache als es eben in einem Zeitalter des Zeitungsdeutsches möglich ist: deshalb müßte der heranwachsende edler begabte Jüngling mit Gewalt unter die Glasglocke des guten Geschmacks und der strengen sprachlichen Zucht gesetzt werden: ist dies nicht möglich, nun so ziehe ich nächstens wieder vor Lateinisch zu sprechen, weil ich mich einer so verhunzten und geschändeten Sprache schäme. Was für eine Aufgabe hätte eine höhere Bildungsanstalt in diesem Punkte, wenn nicht gerade die, auktoritativ und mit würdiger Strenge die sprachlich verwilderten Jünglinge zurecht zu leiten und ihnen zuzurufen „Nehmt eure Sprache ernst! Wer es hier nicht zu dem Gefühl einer heiligen Pflicht bringt, in dem ist auch nicht einmal der Keim für eine höhere Bildung vorhanden. Hier kann sich zeigen, wie hoch oder wie gering ihr die Kunst schätzt und wie weit ihr verwandt mit der Kunst seid, hier in der Behandlung eurer Muttersprache. Erlangt ihr nicht so viel von euch, vor gewissen Worten und Wendungen unserer journalistischen Gewöhnung einen physischen Ekel zu empfinden, so gebt es nur auf, nach Bildung zu streben: denn hier, in der allernächsten Nähe, in jedem Augenblicke eures Sprechens und Schreibens habt ihr einen Prüfstein, wie schwer, wie ungeheuer jetzt die Aufgabe des Gebildeten ist und wie unwahrscheinlich es sein muß, daß Viele von euch zur rechten Bildung kommen." — Im Sinne einer solchen Anrede hätte der deutsche Lehrer am Gymnasium die Verpflichtung, auf tausende von Einzelheiten seine Schüler aufmerksam zu machen und ihnen mit der ganzen Sicherheit eines guten Geschmacks den Gebrauch von solchen Worten geradezu zu verbieten wie z.B. von „beanspruchen“, „vereinnahmen“, „einer Sache Rechnung tragen“, „die Initiative ergreifen“, „selbstverständlich“ — und so weiter cum taedio in infinitum. Derselbe Lehrer würde ferner an unseren klassischen Autoren von Zeile zu Zeile zeigen müssen, wie sorgsam und streng jede Wendung zu nehmen ist, wenn man das rechte Kunstgefühl im Herzen und die volle Verständlichkeit alles dessen, was man schreibt, vor Augen hat. Er wird immer und immer wieder seine Schüler nöthigen, denselben Gedanken noch einmal und noch besser auszudrücken und wird keine Grenze seiner Thätigkeit finden, bevor nicht die geringer Begabten in einen heiligen Schreck vor der Sprache, die Begabteren in eine edle Begeisterung für dieselbe gerathen sind. Nun, hier ist eine Aufgabe für die sogenannte formelle Bildung und eine der allerwerthvollsten: und was finden wir nun am Gymnasium, an der Stätte der sogenannten formellen Bildung? — Wer das, was er hier gefunden hat, unter die richtigen Rubriken zu bringen versteht, wird wissen, was er von dem jetzigen Gymnasium als einer angeblichen Bildungsanstalt zu halten hat: er wird nämlich finden, daß das Gymnasium nach seiner ursprünglichen Formation nicht für die Bildung, sondern nur für die Gelehrsamkeit erzieht und ferner, daß es neuerdings die Wendung nimmt, als ob es nicht einmal mehr für die Gelehrsamkeit, sondern für die Journalistik erziehn wolle. Dies ist an der Art, wie der deutsche Unterricht ertheilt wird, wie an einem recht zuverlässigen Beispiele zu zeigen. An Stelle jener rein praktischen Instruktion, durch die der Lehrer seine Schüler an eine strenge sprachliche Selbsterziehung gewöhnen sollte, finden wir überall die Ansätze zu einer gelehrt-historischen Behandlung der Muttersprache: d.h. man verfährt mit ihr als ob sie eine todte Sprache sei und als ob es für die Gegenwart und Zukunft dieser Sprache keine Verpflichtungen gäbe. Die historische Manier ist unserer Zeit bis zu dem Grade geläufig geworden, daß auch der lebendige Leib der Sprache ihren anatomischen Studien preisgegeben wird: hier aber beginnt gerade die Bildung, daß man versteht das Lebendige als lebendig zu behandeln, hier beginnt gerade die Aufgabe des Bildungslehrer's, das überall her sich aufdrängende „historische Interesse" dort zu unterdrücken, wo vor allen Dingen richtig gehandelt, nicht erkannt werden muß. Unsere Muttersprache aber ist ein Gebiet, auf dem der Schüler richtig handeln lernen muß: und ganz allein nach dieser praktischen Seite hin ist der deutsche Unterricht auf unsern Bildungsanstalten nothwendig. Freilich scheint die historische Manier für den Lehrer bedeutend leichter und bequemer zu sein, ebenfalls scheint sie einer weit geringeren Anlage, überhaupt einem niedrigeren Fluge seines gesammten Wollens und Strebens zu entsprechen. Aber diese selbe Wahrnehmung werden wir auf allen Feldern der pädagogischen Wirklichkeit zu machen haben: das Leichtere und Bequemere hüllt sich in den Mantel prunkhafter Ansprüche und stolzer Titel: das eigentlich Praktische, das zur Bildung gehörige Handeln, als das im Grunde Schwerere erntet die Blicke der Mißgunst und Geringschätzung: weshalb der ehrliche Mensch auch dieses Quidproquo sich und Anderen zur Klarheit bringen muß.

Was pflegt nun der deutsche Lehrer, außer diesen gelehrtenhaften Anregungen zu einem Studium der Sprache, sonst noch zu geben? Wie verbindet er den Geist seiner Bildungsanstalt mit dem Geiste der wenigen wahrhaft Gebildeten, die das deutsche Volk hat, mit dem Geiste seiner klassischen Dichter und Künstler? Dies ist ein dunkles und bedenkliches Bereich, in das man nicht ohne Schrecken hineinleuchten kann: aber auch hier wollen wir uns nichts verhehlen, weil irgendwann einmal hier alles neu werden muß. In dem Gymnasium wird die widerwärtige Signatur unserer ästhetischen Journalistik auf die noch ungeformten Geister der Jünglinge geprägt: hier werden von dem Lehrer selbst die Keime zu dem rohen Mißverstehen-wollen unserer Klassiker ausgesäet, das sich nachher als ästhetische Kritik geberdet und nichts als vorlaute Barbarei ist. Hier lernen die Schüler von unserm einzigen Schiller mit jener knabenhaften Überlegenheit zu reden, hier gewöhnt man sie, über die edelsten und deutschesten seiner Entwürfe, über den Marquis Posa, über Max und Thekla zu lächeln — ein Lächeln, über das der deutsche Genius ergrimmt, über das eine bessere Nachwelt erröthen wird.

Das letzte Bereich, auf dem der deutsche Lehrer am Gymnasium thätig zu sein pflegt und das nicht selten als die Spitze seiner Thätigkeit, hier und da sogar als die Spitze der Gymnasialbildung betrachtet wird, ist die sogenannte deutsche Arbeit. Daran daß auf diesem Bereiche sich fast immer die begabtesten Schüler mit besonderer Lust tummeln, sollte man erkennen, wie gefährlich-anreizend gerade die hier gestellte Aufgabe sein mag. Die deutsche Arbeit ist ein Appell an das

Individuum; und je stärker bereits sich ein Schüler seiner unterscheidenden Eigenschaften bewußt ist, um so persönlicher wird er seine deutsche Arbeit gestalten. Dieses „persönliche Gestalten“ wird noch dazu in den meisten Gymnasien schon durch die Wahl der Themata gefordert: wofür mir immer der stärkste Beweis ist, daß man schon in den niedrigeren Klassen das an und für sich unpädagogische Thema stellt, durch welches der Schüler zu einer Beschreibung seines eignen Lebens, seiner eignen Entwicklung veranlaßt wird. Nun mag man nur einmal die Verzeichnisse solcher Themata an einer größeren Anzahl von Gymnasien durchlesen, um zu der Überzeugung zu kommen, daß wahrscheinlich die allermeisten Schüler für ihr Leben an dieser zu früh geforderten Persönlichkeitsarbeit, an dieser unreifen Gedankenerzeugung, ohne ihr Verschulden zu leiden haben: und wie oft erscheint das ganze spätere litterarische Wirken eines Menschen wie die traurige Folge jener pädagogischen Ursünde wider den Geist! Man muß nur denken, was in einem solchen Alter, bei der Produktion einer solchen Arbeit, vor sich geht. Es ist die erste eigne Produktion; die noch unentwickelten Kräfte schießen zum ersten Male zu einer Krystallisation zusammen; das taumelnde Gefühl der geforderten Selbständigkeit umkleidet diese Erzeugnisse mit einem allerersten, nie wiederkehrenden berückenden Zauber. Alle Verwegenheiten der Natur sind aus ihrer Tiefe hervorgerufen, alle Eitelkeiten, durch keine mächtigere Schranke zurückgehalten, dürfen zum ersten Male eine litterarische Form annehmen: der junge Mensch empfindet sich von jetzt ab als fertig geworden, als ein zum Sprechen, zum Mitsprechen befähigtes, ja aufgefordertes Wesen. Jene Themata nämlich verpflichten ihn, sein Votum über Dichterwerke abzugeben oder historische Personen in die Form einer Charakterschilderung zusammenzudrängen oder ernsthafte ethische Probleme selbständig darzustellen oder gar, mit umgekehrter Leuchte, sein eignes Werden sich aufzuhellen und über sich selbst einen kritischen Bericht abzugeben: kurz, eine ganze Welt der nachdenklichsten Aufgaben breitet sich vor dem überraschten, bis jetzt fast unbewußten jungen Menschen aus und ist seiner Entscheidung preisgegeben. Nun vergegenwärtigen wir uns, diesen so einflußreichen ersten Originalleistungen gegenüber, die gewöhnliche Thätigkeit des Lehrers. Was erscheint ihm an diesen Arbeiten als tadelnswerth? Worauf macht er seine Schüler aufmerksam? Auf alle Excesse der Form und des Gedankens, das heißt auf alles das, was in diesem Alter überhaupt charakteristisch und individuell ist. Das eigentlich Selbständige, das sich, bei dieser allzufrühzeitigen Erregung, eben nur und ganz allein in Ungeschicktheiten, in Schärfen und grotesken Zügen äußern kann, also gerade das Individuum wird gerügt und vom Lehrer zu Gunsten einer unoriginalen Durchschnittsanständigkeit verworfen. Dagegen bekommt die uniformirte Mittelmäßigkeit das verdrossen gespendete Lob: denn gerade bei ihr pflegt sich der Lehrer, aus guten Gründen sehr zu langweilen. Vielleicht giebt es noch Menschen, die in dieser ganzen Komödie der deutschen Arbeit auf dem Gymnasium nicht nur das allerabsurdeste, sondern auch das allergefährlichste Element des jetzigen Gymnasiums sehen. Hier wird Originalität verlangt, aber die in jenem Alter einzig mögliche wiederum verworfen: hier wird eine formale Bildung vorausgesetzt, zu der jetzt überhaupt nur die allerwenigsten Menschen im reifen Alter kommen. Hier wird Jeder ohne Weiteres als ein litteraturfähiges Wesen betrachtet, das über die ernstesten Dinge und Personen eigne Meinungen haben dürfte, während eine rechte Erziehung gerade nur darauf hin mit allem Eifer streben wird, den lächerlichen Anspruch auf Selbständigkeit des Urtheils zu unterdrücken und den jungen Menschen an einen strengen Gehorsam unter dem Scepter des Genius zu gewöhnen. Hier wird eine Form der Darstellung in größerem Rahmen vorausgesetzt, in einem Alter, in dem jeder gesprochne oder geschriebene Satz eine Barbarei ist. Nun denken wir uns noch die Gefahr hinzu, die in der leicht erregten Selbstgefälligkeit jener Jahre liegt, denken wir an die eitle Empfindung, mit der der Jüngling jetzt zum ersten Male sein litterarisches Bild im Spiegel sieht — wer möchte, alle diese Wirkungen mit einem Blick erfassend, daran zweifeln, daß alle Schäden unserer litterarisch-künstlerischen Öffentlichkeit hier dem heranwachsenden Geschlecht immer wieder von Neuem aufgeprägt werden, die hastige und eitle Produktion, die schmähliche Buchmacherei, die vollendete Stillosigkeit, das Ungegohrene und Charakterlose oder kläglich-Gespreitzte im Ausdruck, der Verlust jedes ästhetischen Kanon's, die Wollust der Anarchie und des Chaos, kurz die litterarischen Züge unsrer Journalistik ebenso wie unseres Gelehrtenthums. Davon wissen jetzt die Wenigsten etwas, daß vielleicht unter vielen Tausenden kaum Einer berechtigt ist, sich schriftstellerisch vernehmen zu lassen, und daß Alle Anderen, die es auf ihre Gefahr versuchen, unter wahrhaft urtheilsfähigen Menschen als Lohn für jeden gedruckten Satz ein homerisches Gelächter verdienen — denn es ist wirklich ein Schauspiel für Götter, einen litterarischen Hephäst heranhinken zu sehn, der uns nun gar etwas kredenzen will. Auf diesem Bereiche zu ernsten und unerbittlichen Gewöhnungen und Anschauungen zu erziehn, das ist eine der höchsten Aufgaben der formellen Bildung, während das allseitige Gewährenlassen der sogenannten „freien Persönlichkeit“ wohl nichts anderes als das Kennzeichen der Barbarei sein möchte. Daß aber wenigstens bei dem deutschen Unterricht nicht an Bildung, sondern an etwas Anderes gedacht wird, nämlich an die besagte „freie Persönlichkeit“, dürfte aus dem bis jetzt Berichteten wohl deutlich geworden sein. Und so lange die deutschen Gymnasien in der Pflege der deutschen Arbeit der abscheulichen gewissenlosen Vielschreiberei vorarbeiten, so lange sie die allernächste praktische Zucht in Wort und Schrift nicht als heilige Pflicht nehmen, so lange sie mit der Muttersprache umgehen als ob sie nur ein nothwendiges Übel oder ein todter Leib sei, rechne ich diese Anstalten nicht zu den Institutionen wahrer Bildung.

Am wenigsten wohl merkt man, in Hinsicht der Sprache, etwas von dem Einflusse des klassischen Vorbildes: weshalb mir schon von dieser einen Erwägung aus die sogenannte „klassische Bildung“, die von unserem Gymnasium ausgehn soll, als etwas sehr Zweifelhaftes und Mißverständliches erscheint. Denn wie könnte man, bei einem Blicke auf jenes Vorbild, den ungeheuren Ernst übersehn, mit dem der Grieche und Römer seine Sprache von den Jünglingsjahren an betrachtet und behandelt — wie könnte man sein Vorbild in einem solchen Punkte verkennen, wenn anders wirklich noch die klassisch-hellenische und römische Welt als höchstes belehrendes Muster dem Erziehungsplan unserer Gymnasien vorschwebte: woran ich wenigstens zweifle.

Vielmehr scheint es sich, bei dem Anspruche des Gymnasiums „klassische Bildung“ zu pflanzen, nur um eine verlegene Ausrede zu handeln, welche dann angewendet wird, wenn von irgend einer Seite her dem Gymnasium die Befähigung, zur Bildung zu erziehn, abgesprochen wird. Klassische Bildung! Es klingt so würdevoll! Es beschämt den Angreifenden, es verzögert den Angriff — denn wer vermag gleich dieser verwirrenden Formel bis auf den Grund zu sehn. Und das ist die längst gewohnte Taktik des Gymnasiums: je nach der Seite, von der aus der Ruf zum Kampfe erschallt, schreibt es auf sein nicht gerade mit Ehrenzeichen geschmücktes Schild eines jener verwirrenden Schlagworte „klassische Bildung“ „formale Bildung“ oder „Bildung zur Wissenschaft“: drei gloriose Dinge, die nur leider theils in sich, theils unter einander im Widerspruche sind und die, wenn sie gewaltsam zusammengebracht würden, nur einen Bildungstragelaph hervorbringen müßten. Denn eine wahrhafte „klassische Bildung“ ist etwas so unerhört-Schweres und Seltenes und fordert eine so complicirte Begabung, daß es nur der Naivetät oder der Unverschämtheit vorbehalten ist, diese als erreichbares Ziel des Gymnasiums zu versprechen. Die Bezeichnung „formale Bildung“ gehört unter die rohe unphilosophische Phraseologie, deren man sich möglichst entschlagen muß: denn es giebt keine „materielle Bildung“. Und wer die „Bildung zur Wissenschaft“ als das Ziel des Gymnasiums aufstellt, giebt damit die „klassische Bildung“ und die sogenannte formale Bildung, überhaupt das ganze Bildungsziel des Gymnasiums preis: denn der wissenschaftliche Mensch und der gebildete Mensch gehören zwei verschiedenen Sphären an, die hier und da sich in einem Individuum berühren, nie aber mit einander zusammenfallen. Vergleichen wir diese drei angeblichen Ziele des Gymnasiums mit der Wirklichkeit, die wir in Betreff des deutschen Unterrichtes beobachteten, <so erkennen wir,> was diese Ziele zumeist im gewöhnlichen Gebrauche sind, Verlegenheitsausflüchte, für den Kampf und Krieg erdacht und wirklich auch zur Betäubung des Gegner's oft genug geeignet. Denn wir vermochten am deutschen Unterricht nichts zu erkennen, was irgendwie an das klassisch-antike Vorbild, an die antike Großartigkeit der sprachlichen Erziehung erinnerte: die formale Bildung aber, die durch den besagten deutschen Unterricht erreicht wird, erwies sich als das absolute Belieben der „freien Persönlichkeit“ d.h. als Barbarei und Anarchie; und was die Heranbildung zur Wissenschaft als Folge jenes Unterrichtes betrifft, so werden unsre Germanisten mit Billigkeit abzuschätzen haben, wie wenig zur Blüthe ihrer Wissenschaft gerade jene gelehrtenhaften Anfänge auf dem Gymnasium, wie viel die Persönlichkeit einzelner Universitätslehrer beigetragen hat. — In Summa: das Gymnasium versäumt bis jetzt das allererste und nächste Objekt, an dem die wahre Bildung beginnt, die Muttersprache: damit aber fehlt ihm der natürliche fruchtbare Boden für alle weiteren Bildungsbemühungen. Denn erst auf Grund einer strengen künstlerisch sorgfältigen sprachlichen Zucht und Sitte erstarkt das richtige Gefühl für die Größe unserer Klassiker, deren Anerkennung von Seiten des Gymnasiums bis jetzt fast nur auf zweifelhaften ästhetisirenden Liebhabereien einzelner Lehrer oder auf der rein stofflichen Wirkung gewisser Tragödien und Romane ruht: man muß aber selbst aus Erfahrung wissen, wie schwer die Sprache ist, man muß nach langem Suchen und Ringen auf die Bahn gelangen, auf der unsre großen Dichter schritten, um nachzufühlen, wie leicht und schön sie auf ihr schritten und wie ungelenk oder gespreizt die Andern hinter ihnen dreinfolgen.

Erst durch eine solche Zucht bekommt der junge Mensch jenen physischen Ekel vor der so beliebten und so gepriesenen „Eleganz“ des Stils unsrer Zeitungsfabrik-Arbeiter und Romanschreiber, vor der „gewählten Diktion“ unserer Litteraten und ist mit einem Schlage und endgültig über eine ganze Reihe von recht komischen Fragen und Skrupeln hinausgehoben z.B. ob Auerbach oder Gutzkow wirklich Dichter sind: man kann sie einfach vor Ekel nicht mehr lesen, damit ist die Frage entschieden. Glaube Niemand, daß es leicht ist sein Gefühl bis zu jenem physischen Ekel auszubilden: aber hoffe auch Niemand auf einem anderen Wege zu einem ästhetischen Urtheile zu kommen als auf dem dornigen Pfade der Sprache und zwar nicht der sprachlichen Forschung, sondern der sprachlichen Selbstzucht. Hier muß es jedem ernsthaft Sich-Bemühenden so ergehen, wie demjenigen, der als erwachsener Mensch, etwa als Soldat genöthigt ist gehen zu lernen, nachdem er vorher im Gehen roher Dilettant und Empiriker war. Es sind mühselige Monate: man fürchtet daß die Sehnen reißen möchten, man verliert alle Hoffnung, daß die künstlich und bewußt erlernten Bewegungen und Stellungen der Füße jemals bequem und leicht ausgeführt werden: man sieht mit Schrecken, wie ungeschickt und roh man Fuß vor Fuß setzt und fürchtet jedes Gehen verlernt zu haben und das rechte Gehen nie zu lernen. Und plötzlich wiederum merkt man, daß aus den künstlich eingeübten Bewegungen bereits wieder eine neue Gewohnheit und zweite Natur geworden ist, und daß die alte Sicherheit und Kraft des Schrittes gestärkt und selbst mit einiger Grazie im Gefolge zurückkehrt: jetzt weiß man auch, wie schwer das Gehen ist und darf sich über den rohen Empiriker oder über den elegant sich gebärdenden Dilettanten des Gehens lustig machen. Unsere „elegant“ genannten Schriftsteller haben, wie ihr Stil beweist, nie Gehen gelernt: und an unsern Gymnasien lernt man, wie unsere Schriftsteller beweisen, nicht gehen. Mit der richtigen Gangart der Sprache aber beginnt die Bildung: welche, wenn sie nur recht begonnen ist, nachher auch gegen jene „eleganten“ Schriftsteller eine physische Empfindung erzeugt, die man „Ekel“ nennt.

Hier erkennen wir die verhängnißvollen Consequenzen unseres jetzigen Gymnasiums: dadurch daß es nicht im Stande ist, die rechte und strenge Bildung, die vor allem Gehorsam und Gewöhnung ist, einzupflanzen, dadurch daß es vielmehr besten Falls in der Erregung und Befruchtung der wissenschaftlichen Triebe überhaupt zu einem Ziele kommt, erklärt sich jenes so häufig anzutreffende Bündniß der Gelehrsamkeit mit der Barbarei des Geschmacks, der Wissenschaft mit der Journalistik. Man kann heute in ungeheurer Allgemeinheit die Wahrnehmung machen, daß unsere Gelehrten von jener Bildungshöhe abgefallen und heruntergesunken sind, die das deutsche Wesen unter den Bemühungen Goethe’s, Schiller’s, Lessing’s und Winckelmann’s erreicht hatte: ein Abfall, der sich eben in der gröblichen Art von Mißverständnissen zeigt, denen jene Männer unter uns, bei den Litteraturhistorikern ebensowohl — ob sie nun Gervinus oder Julian Schmidt heißen — als in jeder Geselligkeit, ja fast in jedem Gespräch unter Männern und Frauen, ausgesetzt sind. Am meisten aber und am schmerzlichsten zeigt sich gerade dieser Abfall in der pädagogischen, auf das Gymnasium bezüglichen Litteratur. Es kann bezeugt werden, daß der einzige Werth, den jene Männer für eine wahre Bildungsanstalt haben, während eines halben Jahrhunderts und länger nicht einmal ausgesprochen, geschweige denn anerkannt worden ist, der

Werth jener Männer als der vorbereitenden Führer und Mystagogen der klassischen Bildung, an deren Hand allein der richtige Weg, der zum Alterthum führt, gefunden werden kann. Jede sogenannte klassische Bildung hat nur einen gesunden und natürlichen Ausgangspunkt, die künstlerisch ernste und strenge Gewöhnung im Gebrauch der Muttersprache: für diese aber und für das Geheimniß der Form wird selten jemand von innen heraus, aus eigner Kraft zu dem rechten Pfade geleitet, während alle Anderen jene großen Führer und Lehrmeister brauchen und sich ihrer Hut anvertrauen müssen. Es giebt aber gar keine klassische Bildung, die ohne diesen erschlossenen Sinn für die Form wachsen könnte. Hier wo allmählich das unterscheidende Gefühl für die Form und für die Barbarei erwacht, regt sich zum ersten Male die Schwinge, die der rechten und einzigen Bildungsheimat, dem griechischen Alterthum zu trägt. Freilich würden wir bei dem Versuche, uns jener unendlich fernen und mit diamantenen Wällen umschlossenen Burg des Hellenischen zu nahen, mit alleiniger Hülfe jener Schwinge nicht gerade weit kommen: sondern von Neuem brauchen wir dieselben Führer, dieselben Lehrmeister, unsre deutschen Klassiker, um unter dem Flügelschlage ihrer antiken Bestrebungen selbst mit hinweggerissen zu werden — dem Lande der Sehnsucht zu, nach Griechenland. Von diesem allein möglichen Verhältnisse zwischen unseren Klassikern und der klassischen Bildung ist freilich kaum ein Laut in die alterthümlichen Mauern des Gymnasiums gedrungen. Die Philologen sind vielmehr unverdrossen bemüht, auf eigne Hand ihren Homer und Sophokles an die jungen Seelen heranzubringen und nennen das Resultat ohne Weiteres mit einem unbeanstandeten Euphemismus „klassische Bildung“. Mag sich Jeder an seinen Erfahrungen prüfen, was er von Homer und Sophokles, an der Hand jener unverdrossenen Lehrer, gehabt hat. Hier ist ein Bereich der allerhäufigsten und stärksten Täuschungen und der unabsichtlich verbreiteten Mißverständnisse. Ich habe noch nie in dem deutschen Gymnasium auch nur eine Faser von dem vorgefunden, was sich wirklich „klassische Bildung“ nennen dürfte: und dies ist nicht verwunderlich, wenn man denkt, wie sich das Gymnasium von den deutschen Klassikern und von der deutschen Sprachzucht emancipirt hat. Mit einem Sprung in’s Blaue kommt niemand in’s Alterthum: und doch ist die ganze Art, wie man auf den Schulen mit antiken Schriftstellern verkehrt, das redliche Commentieren und Paraphrasieren unserer philologischen Lehrer ein solcher Sprung in’s Blaue. Das Gefühl für das klassisch-Hellenische ist nämlich ein so seltenes Resultat des angestrengtesten Bildungskampfes und der künstlerischen Begabung, daß nur durch ein grobes Mißverständniß das Gymnasium bereits den Anspruch erheben kann, dies Gefühl zu wecken. In welchem Alter? In einem Alter, das noch blind herumgezogen wird von den buntesten Neigungen des Tages, das noch keine Ahnung davon in sich trägt, daß jenes Gefühl für das Hellenische, wenn es einmal erwacht ist, sofort aggressiv wird und in einem unausgesetzten Kampfe gegen die angebliche Kultur der Gegenwart sich ausdrücken muß. Für den jetzigen Gymnasiasten sind die Hellenen als Hellenen todt: ja, er hat seine Freude am Homer, aber ein Roman von Spielhagen fesselt ihn doch bei weitem stärker: ja, er verschluckt mit einigem Wohlbehagen die griechische Tragödie und Komödie, aber so ein recht modernes Drama, wie die Journalisten von Freitag berührt ihn doch ganz anders. Ja, er ist, im Hinblick auf alle antiken Autoren, geneigt ähnlich zu reden, wie der Kunstästhetiker Hermann Grimm, der einmal in einem gewundenen Aufsatz über die Venus von Milo sich endlich doch fragt: „Was ist mir diese Gestalt einer Göttin? Was nützen mir die Gedanken, die sie in mir erwachen läßt? Orest und Oedipus, Iphigenie und Antigone, was haben sie gemein mit meinem Herzen?" — Nein, meine Gymnasiasten, die Venus von Milo geht euch nichts an: aber eure Lehrer ebensowenig — und das ist das Unglück, das ist das Geheimniß des jetzigen Gymnasiums. Wer wird euch zur Heimat der Bildung führen, wenn eure Führer blind sind und gar noch als Sehende sich ausgeben! Wer von euch wird zu einem wahren Gefühl für den heiligen Ernst der Kunst kommen, wenn ihr mit Methode verwöhnt werdet, selbständig zu stottern, wo man euch lehren sollte zu sprechen, selbständig zu ästhetisiren, wo man euch anleiten sollte, vor dem Kunstwerk andächtig zu sein, selbständig zu philosophiren, wo man euch zwingen sollte, auf große Denker zu hören: alles mit dem Resultat, daß ihr dem Alterthume ewig fern bleibt und Diener des Tages werdet.

Das Heilsamste, was die jetzige Institution des Gymnasiums in sich birgt, liegt jedenfalls in dem Ernste, mit dem die lateinische und griechische Sprache durch eine ganze Reihe von Jahren hindurch behandelt wird: hier lernt man den Respekt vor einer regelrecht fixirten Sprache, vor Grammatik und Lexikon, hier weiß man noch, was ein Fehler ist und wird nicht jeden Augenblick durch den Anspruch inkommodirt, daß auch grammatische und orthographische Grillen und Unarten, wie in dem deutschen Stil der Gegenwart, sich berechtigt fühlen. Wenn nur dieser Respekt vor der Sprache nicht so in der Luft hängen bliebe, gleichsam als eine theoretische Bürde, von der man sich bei seiner Muttersprache sofort wieder entlastet! Gewöhnlich pflegt vielmehr der lateinische oder griechische Lehrer selbst mit dieser Muttersprache wenig Umstände zu machen, er behandelt sie von vorn herein als ein Bereich, auf dem man sich von der strengen Zucht des Lateinischen und des Griechischen wieder erholen darf, auf dem wieder die lässige Gemüthlichkeit erlaubt ist, mit der der Deutsche alles Heimische zu behandeln pflegt. Jene herrlichen Übungen, aus einer Sprache in die andere zu übersetzen, die auf das Heilsamste auch den künstlerischen Sinn für die eigne Sprache befruchten können, sind nach der Seite des Deutschen hin niemals mit der gebührenden kategorischen Strenge und Würde durchgeführt worden, die hier, als bei einer undisciplinirten Sprache, vor Allem noth thut. Neuerdings verschwinden auch diese Übungen immer mehr: man begnügt sich, die fremden klassischen Sprachen zu wissen, man verschmäht es sie zu können. Hier bricht wieder die gelehrtenhafte Tendenz in der Auffassung des Gymnasiums durch: ein Phänomen, welches auf die in früherer Zeit einmal ernst genommene Humanitätsbildung als Ziel des Gymnasiums ein aufklärendes Licht wirft. Es war die Zeit unserer großen Dichter, d.h. jener wenigen wahrhaft gebildeten Deutschen, als von dem großartigen Friedrich August Wolf der neue, von Griechenland und Rom her durch jene Männer strömende klassische Geist auf das Gymnasium geleitet wurde; seinem kühnen Beginnen gelang es, ein neues Bild des Gymnasiums aufzustellen, das von jetzt ab nicht etwa nur noch eine Pflanzstätte der Wissenschaft, sondern vor allem die eigentliche Weihestätte für alle höhere und edlere Bildung werden sollte.

Von den äußerlich dazu nöthig erscheinenden Maßregeln sind sehr wesentliche mit dauerndem Erfolge auf die moderne Gestaltung des Gymnasiums übergegangen: nur ist gerade das Wichtigste nicht gelungen, die Lehrer selbst mit diesem neuen Geiste zu weihen, so daß sich inzwischen das Ziel des Gymnasiums wieder bedeutend von jener durch Wolf angestrebten Humanitätsbildung entfernt hat. Vielmehr hat die alte, von Wolf selbst überwundene absolute Schätzung der Gelehrsamkeit und der gelehrten Bildung allmählich nach mattem Kampfe die Stelle des eingedrungnen Bildungsprincip's eingenommen und behauptet jetzt wieder, wenn gleich nicht mit der früheren Offenheit, sondern maskirt, und mit verhülltem Angesicht ihre alleinige Berechtigung. Und daß es nicht gelingen wollte, das Gymnasium in den großartigen Zug der klassischen Bildung zu bringen, lag in dem undeutschen, beinahe ausländischen oder kosmopolitischen Charakter dieser Bildungsbemühungen, in dem Glauben, daß es möglich sei, sich den heimischen Boden unter den Füßen fortzuziehn und dann doch noch fest stehen zu können, in dem Wahne, daß man in die entfremdete hellenische Welt durch Verläugnung des deutschen, überhaupt des nationalen Geistes gleichsam direkt und ohne Brücken hineinspringen könne.

Freilich muß man verstehn, diesen deutschen Geist erst in seinen Verstecken, unter modischen Überkleidungen oder unter Trümmerhaufen aufzusuchen, man muß ihn so lieben, um sich auch seiner verkümmerten Form nicht zu schämen, man muß vor Allem sich hüten, ihn nicht mit dem zu verwechseln, was sich jetzt mit stolzer Gebärde als „deutsche Kultur der Jetztzeit“ bezeichnet. Mit dieser ist vielmehr jener Geist innerlich verfeindet: und gerade in den Sphären, über deren Mangel an Kultur jene „Jetztzeit“ zu klagen pflegt, hat sich oftmals gerade jener echte deutsche Geist, wenngleich nicht in anmuthender Form und unter rohen Äußerlichkeiten erhalten. Was dagegen sich jetzt mit besonderem Dünkel „deutsche Kultur“ nennt, ist ein kosmopolitisches Aggregat, das sich zum deutschen Geiste verhält, wie der Journalist zu Schiller, wie Meyerbeer zu Beethoven: hier übt den stärksten Einfluß die im tiefsten Fundamente ungermanische Civilisation der Franzosen, die talentlos und mit unsicherstem Geschmack nachgeahmt wird und in dieser Nachahmung der deutschen Gesellschaft und Presse, Kunst und Stilistik eine gleißnerische Form giebt. Freilich bringt es diese Copie nirgends zu einer so künstlerisch abgeschlossnen Wirkung, die jene originale, aus dem Wesen des Romanischen hervorgewachsene Civilisation fast bis auf unsre Tage in Frankreich hervorbringt. Um diesen Gegensatz nachzuempfinden, vergleiche man unsere namhaftesten deutschen Romanschreiber mit jedem auch weniger namhaften französischen oder italiänischen: auf beiden Seiten dieselben zweifelhaften Tendenzen und Ziele, dieselben noch zweifelhafteren Mittel, aber dort mit künstlerischem Ernst, mindestens mit sprachlicher Korrektheit, oft mit Schönheit verbunden, überall der Wiederklang einer entsprechenden gesellschaftlichen Kultur, hier alles unoriginal, schlotterig, im Hausrocke des Gedankens und des Ausdrucks oder unangenehm gespreizt, dazu ohne jeden Hintergrund einer wirklichen gesellschaftlichen Form, höchstens durch gelehrte Manieren und Kenntnisse daran erinnernd, daß in Deutschland der verdorbene Gelehrte, in den romanischen Ländern der künstlerisch gebildete Mensch zum Journalisten wird. Mit dieser angeblich deutschen, im Grunde unoriginalen Kultur darf der Deutsche sich nirgends Siege versprechen: in ihr beschämt ihn der Franzose und der Italiäner und, was die geschickte Nachahmung einer fremden Kultur betrifft, vor allem der Russe.

Um so fester halten wir an dem deutschen Geiste fest, der sich in der deutschen Reformation und in der deutschen Musik offenbart hat und der in der ungeheuren Tapferkeit und Strenge der deutschen Philosophie und in der neuerdings erprobten Treue des deutschen Soldaten jene nachhaltige, allem Scheine abgeneigte Kraft bewiesen hat, von der wir auch einen Sieg über jene modische Pseudokultur der „Jetztzeit“ erwarten dürfen. In diesen Kampf die wahre Bildungsschule hineinzuziehn und besonders im Gymnasium die heranwachsende neue Generation für das zu entzünden, was wahrhaft deutsch ist, ist die von uns gehoffte Zukunftsthätigkeit der Schule: in welcher auch endlich die sogenannte klassische Bildung wieder ihren natürlichen Boden und ihren einzigen

Ausgangspunkt erhalten wird. Eine wahre Erneuerung und Reinigung des Gymnasiums wird nur aus einer tiefen und gewaltigen Erneuerung und Reinigung des deutschen Geistes hervorgehn. Sehr geheimnißvoll und schwer zu erfassen ist das Band, welches wirklich zwischen dem innersten deutschen Wesen und dem griechischen Genius sich knüpft. Bevor aber nicht das edelste Bedürfniß des echten deutschen Geistes nach der Hand dieses griechischen Genius, wie nach einer festen Stütze im Strome der Barbarei hascht, bevor aus diesem deutschen Geiste nicht eine verzehrende Sehnsucht nach den Griechen hervorbricht, bevor nicht die mühsam errungene Fernsicht in die griechische Heimat, an der Schiller und Göthe sich erlabten, zur Wallfahrtsstätte der besten und begabtesten Menschen geworden ist, wird das klassische Bildungsziel des Gymnasiums haltlos in der Luft hin- und herflattern: und diejenigen werden wenigstens nicht zu tadeln sein, welche eine noch so beschränkte Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit im Gymnasium heranziehn wollen, um doch ein wirkliches, festes und immerhin ideales Ziel im Auge zu haben und ihre Schüler vor den Verführungen jenes glitzernden Phantoms zu retten, das sich jetzt „Kultur“ und „Bildung“ nennen läßt. Das ist die traurige Lage des jetzigen Gymnasiums: die beschränktesten Standpunkte sind gewissermaßen im Recht, weil Niemand im Stande ist, den Ort zu erreichen oder wenigstens zu bezeichnen, wo alle diese Standpunkte zum Unrecht werden. —

— Niemand? fragte der Schüler den Philosophen mit einer gewissen Rührung in der Stimme: und Beide verstummten.

[«]

Vortrag III

Verehrte Anwesende! Das Gespräch, dessen Zuhörer ich einst war und dessen Grundzüge ich hier vor Ihnen aus lebhafter Erinnerung nachzuzeichnen versuche, war an dem Punkte, wo ich das letzte Mal meine Erzählung beschloß, durch eine ernste und lange Pause unterbrochen worden. Der Philosoph sowohl wie sein Begleiter saßen in trübsinniges Schweigen versunken da: jedem von ihnen lag der eben besprochne seltsame Nothstand der wichtigsten Bildungsanstalt, des Gymnasiums, auf der Seele, als eine Last, zu deren Beseitigung der gutgesinnte Einzelne zu schwach und die Masse nicht gutgesinnt genug ist. Zweierlei besonders betrübte unsre einsamen Denker: einmal die deutliche Einsicht, wie das, was mit Recht „klassische Bildung“ zu nennen wäre, jetzt nur ein in freier Luft schwebendes Bildungsideal ist, das aus dem Boden unserer Erziehungsapparate gar nicht hervorzuwachsen vermöge, wie das hingegen, was mit einem landläufigen und nicht beanstandeten Euphemismus jetzt als „klassische Bildung“ bezeichnet wird, eben nur den Werth einer anspruchsvollen Illusion hat: deren beste Wirkung noch darin besteht, daß das Wort selbst „klassische Bildung“ doch noch weiter lebt und seinen pathetischen Klang noch nicht verloren hat. An dem deutschen Unterricht sodann hatten sich die ehrlichen Männer miteinander deutlich gemacht, daß bereits der richtige Ausgangspunkt für eine höhere, an den Pfeilern des Alterthums aufzurichtende Bildung bis jetzt nicht gefunden sei: die Verwilderung der sprachlichen Unterweisung, das Hereindringen gelehrtenhafter historischer Richtungen an Stelle einer praktischen Zucht und Gewöhnung, die Verknüpfung gewisser, in den Gymnasien geforderter Übungen mit dem bedenklichen Geiste unserer journalistischen Öffentlichkeit — alle diese am deutschen Unterrichte wahrnehmbaren Phänomene gaben die traurige Gewißheit, daß die heilsamsten vom klassischen Alterthume ausgehenden Kräfte noch nicht einmal in unsern Gymnasien geahnt werden, jene Kräfte nämlich, welche zum Kampfe mit der Barbarei der Gegenwart vorbereiten, und welche vielleicht noch einmal die Gymnasien in die Zeughäuser und Werkstätten dieses Kampfes umwandeln werden. Inzwischen schien es im Gegentheil, als ob recht grundsätzlich der Geist des Alterthums bereits an der Schwelle des Gymnasiums weggetrieben werden sollte und als ob man auch hier dem durch Schmeicheleien verwöhnten Wesen unserer jetzigen angeblichen „deutschen Kultur“ die Thore so weit als möglich öffnen wolle. Und wenn es für unsere einsamen Unterredner eine Hoffnung zu geben schien, so war es die, daß es noch schlimmer kommen müsse, daß das, was von Wenigen bisher errathen wurde, bald Vielen zudringlich deutlich sein werde, und daß dann die Zeit der Ehrlichen und der Entschlossenen auch für das ernste Bereich der Volkserziehung nicht mehr ferne sei. „Um so fester halten wir, hatte der Philosoph gesagt, an dem deutschen Geiste fest, der sich in der deutschen Reformation und in der deutschen Musik offenbart hat und der in der ungeheuren Tapferkeit und Strenge der deutschen Philosophie und in der neuerdings erprobten Treue des deutschen Soldaten jene nachhaltige, allem Scheine abgeneigte Kraft bewiesen hat, von der wir auch einen Sieg über jene modische Pseudokultur der „Jetztzeit“ erwarten dürfen. In diesen Kampf die wahre Bildungsschule hineinzuziehn und besonders im Gymnasium die heranwachsende neue Generation für das zu entzünden, was wahrhaft deutsch ist, ist die von uns gehoffte Zukunftsthätigkeit der Schule: in welcher auch endlich die sogenannte klassische Bildung wieder ihren natürlichen Boden und ihren einzigen Ausgangspunkt erhalten wird. Eine wahre Erneuerung und Reinigung des Gymnasiums wird nur aus einer tiefen und gewaltigen Erneuerung und Reinigung des deutschen Geistes hervorgehn. Sehr geheimnißvoll und schwer zu erfassen ist das Band, welches wirklich zwischen dem innersten deutschen Wesen und dem griechischen Genius sich knüpft. Bevor aber nicht das edelste Bedürfniß des echten deutschen Geistes nach der Hand dieses griechischen Genius, wie nach einer festen Stütze im Strome der Barbarei hascht, bevor aus diesem deutschen Geiste nicht eine verzehrende Sehnsucht nach den Griechen hervorbricht, bevor nicht die mühsam errungene Fernsicht in die griechische Heimat, an der Schiller und Goethe sich erlabten, zur Wallfahrtsstätte der besten und begabtesten Menschen geworden ist, wird das klassische Bildungsziel des Gymnasiums haltlos in der Luft hin- und herflattern; und diejenigen werden wenigstens nicht zu tadeln sein, welche eine noch so beschränkte Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit im Gymnasium heranziehn wollen, um doch ein wirkliches, festes und immerhin ideales Ziel im Auge zu haben und um ihre Schüler vor den Verführungen jenes glitzernden Phantom’s zu retten, das sich jetzt „Kultur“ und „Bildung“ nennen läßt.“

Nach einiger Zeit schweigsamer Überlegung wendete sich der Begleiter an den Philosophen und sagte ihm: „Sie wollten mir Hoffnungen machen, mein Lehrer; aber Sie haben mir meine Einsicht, und dadurch meine Kraft, meinen Muth vermehrt: wirklich sehe ich jetzt kühner auf das Kampffeld hin, wirklich mißbillige ich bereits meine allzuschnelle Flucht. Wir wollen ja nichts für uns; und auch das darf uns nicht kümmern, wie viele Individuen in diesem Kampfe zu Grunde gehn, und ob wir selbst, etwa unter den Ersten fallen. Gerade weil wir es ernst nehmen, sollten wir unsre armen Individuen nicht so ernst nehmen; im Augenblick, wo wir sinken, wird wohl ein Anderer die Fahne fassen, an deren Ehrenzeichen wir glauben. Selbst darüber will ich nicht nachdenken, ob ich kräftig genug zu einem solchen Kampfe bin, ob ich lange widerstehen werde; es mag wohl selbst ein ehrenvoller Tod sein, unter dem spöttischen Gelächter solcher Feinde zu fallen, deren Ernsthaftigkeit uns so häufig als etwas Lächerliches erschienen ist. Denke ich an die Art, wie sich meine Altersgenossen zu dem gleichen Berufe, wie ich, zu dem höchsten Lehrerberufe, vorbereiteten, so weiß ich, wie oft wir gerade über das Entgegengesetzte lachten, über das Verschiedenste ernst wurden —" „Nun, mein Freund, unterbrach ihn lachend der Philosoph, Du sprichst, wie Einer, der in's Wasser springen will, ohne schwimmen zu können und mehr als das Ertrinken dabei fürchtet nicht zu ertrinken und ausgelacht zu werden. Das Ausgelachtwerden soll aber unsre letzte Befürchtung sein; denn wir sind hier auf einem Gebiete, wo es so viel Wahrheiten zu sagen giebt, so viel erschreckliche peinliche unverzeihliche Wahrheiten, daß der aufrichtigste Haß uns nicht fehlen wird, und nur die Wuth es hier und da einmal zu einem verlegnen Lachen bringen möchte. Denke Dir nur einmal die unabsehbaren Schaaren der Lehrer, die im besten Glauben das bisherige Erziehungssystem in sich aufgenommen haben, um es nun guten Muth's und ohne ernstliche Bedenken weiterzutragen — Wie meinst Du wohl, daß es diesen vorkommen muß, wenn sie von Plänen hören, von denen sie ausgeschlossen sind und zwar beneficio naturae, von Forderungen, die weit über ihre mittleren Befähigungen hinausfliegen, von Hoffnungen, die in ihnen ohne Widerhall bleiben, von Kämpfen, deren Schlachtruf sie nicht einmal verstehen und in denen sie nur als dumpfe widerstrebende bleierne Masse in Betracht kommen. Das aber wird wohl ohne Übertreibung die nothwendige Stellung der allermeisten Lehrer an höheren Bildungsanstalten sein müssen: ja wer erwägt, wie jetzt ein solcher Lehrer zumeist entsteht, wie er zu diesem höheren Bildungslehrer wird, der wird sich über eine solche Stellung nicht einmal wundern. Es existirt jetzt fast überall eine so übertrieben große Anzahl von höheren Bildungsanstalten, daß fortwährend unendlich viel mehr Lehrer für dieselben gebraucht werden, als die Natur eines Volkes, auch bei reicher Anlage, zu erzeugen vermöchte; und so kommt ein Übermaß von Unberufnen in diese Anstalten, die aber allmählich, durch ihre überwiegende Kopfzahl und mit dem Instinkt des „similis simili gaudet", den Geist jener Anstalten bestimmen. Diejenigen mögen nur von den pädagogischen Dingen hoffnungslos ferne bleiben, welche vermeinen, es ließe sich die augenscheinliche, in der Zahl bestehende Ubertät unserer Gymnasien und Lehrer durch irgendwelche Gesetze und Vorschriften in eine wirkliche Ubertät, in eine ubertas ingenii, ohne Verminderung jener Zahl, verwandeln. Sondern darüber müssen wir einmüthig sein, daß von der Natur selbst nur unendlich seltne Menschen zu einem wahren Bildungsgange ausgeschickt werden, und daß zu deren glücklicher Entfaltung auch eine weit geringere Anzahl von höheren Bildungsanstalten ausreicht, daß aber in den gegenwärtigen auf breite Massen angelegten Bildungsanstalten gerade diejenigen am wenigsten sich gefördert fühlen müssen, für die etwas Derartiges zu gründen überhaupt erst einen Sinn hat. Das Gleiche gilt nun in Betreff der Lehrer. Gerade die besten, diejenigen, die überhaupt, nach einem höheren Maßstabe, dieses Ehrennamen's werth sind, eignen sich jetzt, bei dem gegenwärtigen Stande des Gymnasiums, vielleicht am wenigsten zur Erziehung dieser unausgelesenen zusammengewürfelten Jugend, sondern müssen das Beste, was sie geben könnten, gewissermaßen vor ihr geheim halten; und die ungeheure Mehrzahl der Lehrer fühlt sich wiederum, diesen Anstalten gegenüber, im Recht, weil ihre Begabungen zu dem niedrigen Fluge und der Dürftigkeit ihrer Schüler in einem gewissen harmonischen Verhältnisse stehen. Von dieser Mehrzahl aus erschallt der Ruf nach immer neuen Gründungen von Gymnasien und höheren Lehranstalten: wir leben in einer Zeit, die durch diesen immerfort und mit betäubendem Wechsel erschallenden Ruf allerdings den Eindruck erweckt, als ob ein ungeheures Bildungsbedürfniß in ihr nach Befriedigung dürstete. Aber gerade hier muß man recht zu hören verstehen, gerade hier muß man, durch den tönenden Effekt der Bildungsworte unbeirrt, denen in's Antlitz sehen, die so unermüdlich von dem Bildungsbedürfnisse ihrer Zeit reden. Dann wird man eine sonderbare Enttäuschung erleben, dieselbe, die wir, mein guter Freund, so oft erlebt haben: jene lauten Herolde des Bildungsbedürfnisses verwandeln sich plötzlich, bei einer ernsten Besichtigung aus der Nähe, in eifrige, ja fanatische Gegner der wahren Bildung d.h. derjenigen, welche an der aristokratischen Natur des Geistes festhält: denn im Grunde meinen sie, als ihr Ziel, die Emancipation der Massen von der Herrschaft der großen Einzelnen, im Grunde streben sie darnach, die heiligste Ordnung im Reiche des Intellektes umzustürzen, die Dienstbarkeit der Masse, ihren unterwürfigen Gehorsam, ihren Instinkt der Treue unter dem Scepter des Genius. Ich habe mich längst daran gewöhnt, alle diejenigen vorsichtig anzusehn, welche eifrig für die so genannte „Volksbildung“, wie sie gemeinhin verstanden wird, sprechen: denn zumeist wollen sie, bewußt oder unbewußt, bei den allgemeinen Saturnalien der Barbarei, für sich selbst die fessellose Freiheit, die ihnen jene heilige Naturordnung nie gewähren wird; sie sind zum Dienen, zum Gehorchen geboren, und jeder Augenblick, in dem ihre kriechenden oder stelzfüßigen oder flügellahmen Gedanken in Thätigkeit sind, bestätigt, aus welchem Thone die Natur sie formte und welches Fabrikzeichen sie diesem Thone aufgebrannt hat. Also, nicht Bildung der Masse kann unser Ziel sein: sondern Bildung der einzelnen ausgelesenen, für große und bleibende Werke ausgerüsteten Menschen: wir wissen nun einmal, daß eine gerechte Nachwelt den gesammten Bildungsstand eines Volkes nur und ganz allein nach jenen großen, einsam schreitenden Helden einer Zeit beurtheilen und je nach der Art, wie dieselben erkannt, gefördert, geehrt oder sekretirt, mißhandelt, zerstört worden sind, ihre Stimme abgeben wird. Dem, was man Volksbildung nennt, ist auf direktem Wege, etwa durch allseitig erzwungenen Elementarunterricht, nur ganz äußerlich und roh beizukommen: die eigentlichen, tieferen Regionen, in denen sich überhaupt die große Masse mit der Bildung berührt, dort wo das Volk seine religiösen Instinkte hegt, wo es an seinen mythischen Bildern weiterdichtet, wo es seiner Sitte, seinem Recht, seinem Heimatsboden, seiner Sprache Treue bewahrt, alle diese Regionen sind auf direktem Wege kaum und jedenfalls nur durch zerstörende Gewaltsamkeiten zu erreichen: und in diesen ernsten Dingen die Volksbildung wahrhaft fördern heißt eben nur so viel als diese zerstörenden Gewaltsamkeiten abzuwehren und jenes heilsame Unbewußtsein, jenes Sich-gesund-schlafen des Volkes zu unterhalten, ohne welche Gegenwirkung, ohne welches Heilmittel keine Kultur, bei der aufzehrenden Spannung und Erregung ihrer Wirkungen, bestehen kann. Wir wissen aber, was jene erstreben, die jenen heilenden Gesundheitsschlaf des Volkes unterbrechen wollen, die ihm fortwährend zurufen: „Sei wach, sei bewußt! Sei klug!“; wir wissen, wohin die zielen, welche durch eine außerordentliche Vermehrung aller Bildungsanstalten, durch einen dadurch erzeugten selbstbewußten Lehrerstand ein gewaltiges Bildungsbedürfniß zu befriedigen vorgeben. Gerade diese und gerade mit diesen Mitteln kämpfen sie gegen die natürliche Rangordnung im Reiche des Intellekts, zerstören sie die Wurzeln jener aus dem Unbewußtsein des Volkes hervorbrechenden höchsten und edelsten Bildungskräfte, die im Gebären des Genius und sodann in der richtigen Erziehung und Pflege desselben ihre mütterliche Bestimmung haben. Nur an dem Gleichnisse der Mutter werden wir die Bedeutung und die Verpflichtung begreifen, die die wahre Bildung eines Volkes in Hinsicht auf den Genius hat: seine eigentliche Entstehung liegt nicht in ihr, er hat gleichsam nur einen metaphysischen Ursprung, eine metaphysische Heimat. Aber daß er in die Erscheinung tritt, daß er mitten aus einem Volke hervortaucht, daß er gleichsam das zurückgeworfne Bild, das gesättigte Farbenspiel aller eigenthümlichen Kräfte dieses Volkes darstellt, daß er die höchste

Bestimmung eines Volkes in dem gleichnißartigen Wesen eines Individuums und in einem ewigen Werke zu erkennen giebt, sein Volk selbst damit an das Ewige anknüpfend und aus der wechselnden Sphäre des Momentanen erlösend — das alles vermag der Genius nur, wenn er im Mutterschooße der Bildung eines Volkes gereift und genährt ist — während er, ohne diese schirmende und wärmende Heimat, überhaupt nicht die Schwingen zu seinem ewigen Fluge entfalten wird, sondern traurig, bei Zeiten, wie ein in winterliche Einöden verschlagener Fremdling, aus dem unwirthbaren Lande davonschleicht.“

„Mein Lehrer, sagte hier der Begleiter, Sie setzen mich mit dieser Metaphysik des Genius in Erstaunen, und nur ganz von ferne ahne ich das Richtige dieser Gleichnisse. Dagegen begreife ich vollständig, was Sie über die Überzahl der Gymnasien und dadurch veranlaßte Überzahl von höheren Lehrern sagten; und gerade auf diesem Gebiete habe ich Erfahrungen gesammelt, welche mir bezeugen, daß die Bildungstendenz des Gymnasiums sich geradezu nach dieser ungeheuren Majorität von Lehrern richten muß, welche, im Grunde, nichts mit der Bildung zu thun haben und nur durch jene Noth auf diese Bahn und zu diesen Ansprüchen gekommen sind. Alle die Menschen, die in einem glänzenden Moment der Erleuchtung sich einmal von der Singularität und Unnahbarkeit des hellenischen Alterthums überzeugten und mit mühsamem Kampfe vor sich selbst diese Überzeugung vertheidigt haben, alle diese wissen, wie der Zugang zu diesen Erleuchtungen niemals Vielen offen stehn wird und halten es für eine absurde, ja unwürdige Manier, daß Jemand mit den Griechen gleichsam von Berufswegen, zum Zwecke des Broderwerbs, wie mit einem alltäglichen Handwerkszeuge verkehrt und ohne Scheu und mit Handwerkerhänden an diesen Heiligthümern herumtastet. Gerade unter dem Stande aber, aus dem der größte Theil der Gymnasiallehrer entnommen wird, in dem Stande der Philologen ist diese rohe und respektlose Empfindung das ganz Allgemeine: weshalb nun auch wiederum das Fortpflanzen und Weitertragen einer solchen Gesinnung an den Gymnasien nicht überraschen wird. Man sehe sich nur eine junge Generation von Philologen an; wie selten bemerkt man bei ihnen jenes beschämte Gefühl, daß wir, Angesichts einer solchen Welt, wie die hellenische ist, gar kein Recht zur Existenz haben, wie kühl und dreist dagegen baut jene junge Brut ihre elenden Nester mitten in den großartigsten Tempeln! Den Allermeisten von denen, welche von ihrer Universitätszeit an so selbstgefällig und ohne Scheu in den erstaunlichen Trümmern jener Welt herumwandern, sollte eigentlich aus jedem Winkel eine mächtige Stimme entgegentönen: „Weg von hier, Ihr Uneingeweihten, Ihr niemals Einzuweihenden, flüchtet schweigend aus diesem Heiligthum, schweigend und beschämt!“ Ach, diese

Stimme tönt vergebens: denn man muß schon etwas von griechischer Art sein, um auch nur eine griechische Verwünschung und Bannformel zu verstehen! Jene aber sind so barbarisch, daß sie es sich nach ihrer Gewöhnung unter diesen Ruinen behaglich einrichten: alle ihre modernen Bequemlichkeiten und Liebhabereien bringen sie mit und verstecken sie auch wohl hinter antiken Säulen und Grabmonumenten: wobei es dann großen Jubel giebt, wenn man das in antiker Umgebung wiederfindet, was man erst selbst vorher listig hineinpraktizirt hat. Der Eine macht Verse und versteht im Lexikon des Hesychius nachzuschlagen: sofort ist er überzeugt daß er zum Nachdichter des Aeschylus berufen sei und findet auch Gläubige, welche behaupten daß er dem Aeschylus „congenial“ sei, er, der dichtende Schächer! Wieder ein Andrer spürt mit dem argwöhnischen Auge eines Polizeimanns nach allen Widersprüchen, nach dem Schatten von Widersprüchen, deren sich Homer schuldig gemacht hat: er vergeudet sein Leben im Auseinanderreißen und Aneinandernähen homerischer Fetzen, die er selbst erst dem herrlichen Gewande abgestohlen hat. Einem dritten wird es bei allen den mysterienhaften und orgiastischen Seiten des Alterthums unbehaglich: er entschließt sich ein für allemal, nur den aufgeklärten Apollo gelten zu lassen und im Athener einen heiteren verständigen, doch etwas unmoralischen Apolliniker zu sehen. Wie athmet er auf, wenn er wieder einen dunklen Winkel des Alterthums auf die Höhe seiner eignen Aufklärung gebracht hat, wenn er z.B. im alten Pythagoras einen wackeren Mitbruder in aufklärerischen politicis entdeckt hat. Ein andrer quält sich mit der Überlegung, warum Oedipus vom Schicksale zu so abscheulichen Dingen verurtheilt worden sei, seinen Vater tödten, seine Mutter heirathen zu müssen. Wo bleibt die Schuld! Wo die poetische Gerechtigkeit! Plötzlich weiß er es: Oedipus sei doch eigentlich ein leidenschaftlicher Gesell gewesen, ohne alle christliche Milde: er gerathe ja einmal sogar in eine ganz unziemliche Hitze — als ihn Tiresias das Scheusal und den Fluch des ganzen Landes nenne. Seid sanftmüthig! wollte vielleicht Sophokles lehren: sonst müßt Ihr eure Mutter heirathen und euren Vater tödten! Wieder Andre zählen ihr Lebenlang an den Versen griechischer und römischer Dichter herum und erfreuen sich an der Proportion 7 : 13 = 14 : 26. Endlich verheißt wohl einer gar die Lösung einer solchen Frage, wie die homerische vom Standpunkt der Präpositionen und glaubt mit ἀνά und κατά die Wahrheit aus dem Brunnen zu ziehn. Alle aber, bei den verschiedensten Tendenzen graben und wühlen in dem griechischen Boden mit einer Rastlosigkeit, einem täppischen Ungeschick, daß ein ernster Freund des Alterthums geradezu ängstlich werden muß: und so möchte ich jeden begabten oder unbegabten Menschen, der eine gewisse berufsmäßige Neigung zu dem Alterthume hin ahnen läßt, an die Hand nehmen und vor ihm in folgender Weise peroriren: Weißt Du auch, was für Gefahren dir drohen, junger, mit einem mäßigen Schulwissen auf die Reise geschickter Mensch? Hast Du gehört, daß es nach Aristoteles ein untragischer Tod ist, von einer Bildsäule erschlagen zu werden? Und gerade dieser Tod droht dir. Du wunderst dich? So wisse denn, daß die Philologen seit Jahrhunderten versuchen, die in die Erde versunkne umgefallne Statue des griechischen Alterthums wieder aufzurichten, bis jetzt immer mit unzureichenden Kräften: denn das ist ein Koloß, auf dem die einzelnen wie Zwerge herumklettern. Ungeheure vereinte Mühe und alle Hebelkräfte moderner Kultur sind angewendet: immer wieder, kaum vom Boden gehoben, fällt sie zurück und zertrümmert im Fall die Menschen unter ihr. Das möchte noch angehn: denn jedes Wesen muß an etwas zu Grunde gehn: wer aber steht dafür, daß bei diesen Versuchen die Statue selbst nicht in Stücke bricht! Die Philologen gehen an den Griechen zu Grunde — das wäre etwa zu verschmerzen — aber das Alterthum zerbricht durch die Philologen selbst in Stücke! Dies überlege dir, junger leichtsinniger Mensch, gehe zurück, falls du kein Bilderstürmer bist!“

„In der That, sagte der Philosoph lachend, giebt es jetzt zahlreiche Philologen, welche zurückgegangen sind, wie du es verlangst: und ich nehme einen großen Contrast gegen die Erfahrungen meiner Jugend wahr. Eine große Menge von ihnen kommt, bewußt oder unbewußt, zu der Überzeugung, daß die direkte Berührung mit dem klassischen Alterthume für sie nutzlos und hoffnungslos sei: weshalb auch jetzt dieses Studium bei der Mehrzahl der Philologen selbst als steril, als ausgelebt, als epigonenhaft gilt. Mit um so größerer Lust hat sich diese Schaar auf die Sprachwissenschaft gestürzt: hier, in einem unendlichen Bereich frisch aufgeworfnen Ackerlandes, wo gegenwärtig noch die mäßigste Begabung mit Nutzen verbraucht werden kann und eine gewisse Nüchternheit sogar bereits als positives Talent betrachtet wird, bei der Neuheit und Unsicherheit der Methoden und der fortwährenden Gefahr phantastischer Verirrungen — hier, wo eine Arbeit in Reih und Glied gerade das Wünschenswertheste ist — hier überrascht den Herankommenden nicht jene abweisende majestätische Stimme, die aus der Trümmerwelt des Alterthums ihm entgegenklingt: hier nimmt man Jeden noch mit offnen Armen auf, und auch der, welcher es vor Sophokles und Aristophanes niemals zu einem ungewöhnlichen Eindruck, zu einem achtbaren Gedanken brachte, wird etwa mit Erfolg an einen etymologischen Webstuhl gestellt oder zum Sammeln entlegener Dialektreste aufgefordert — und unter Verknüpfen und Trennen, Sammlen und Zerstreuen, Hin- und Herlaufen und Büchernachschlagen vergeht ihm der Tag. Nun aber soll ein so nützlich verwendeter

Sprachforscher noch vor Allem Lehrer sein! Und nun soll er gerade, seinen Verpflichtungen gemäß, über alte Autoren, zum Heile der Gymnasialjugend, etwas zu lehren haben, über die er es doch selbst nie zu Eindrücken, noch weniger zu Einsichten gebracht hat! Welche Verlegenheit! Das Alterthum sagt ihm nichts, und folglich hat er nichts über das Alterthum zu sagen. Plötzlich wird ihm licht und wohl: wozu ist er Sprachgelehrter! Warum haben jene Autoren griechisch und lateinisch geschrieben! Und nun fängt er lustig, sogleich bei Homer an, zu etymologisiren und das Lithauische oder das Kirchenslawische, vor allem aber das heilige Sanskrit zu Hülfe zu nehmen, als ob die griechischen Schulstunden nur der Vorwand für eine allgemeine Einleitung in das Sprachstudium seien und als ob Homer nur an einem principiellen Fehler leide, nämlich nicht urindogermanisch geschrieben zu sein. Wer die jetzigen Gymnasien kennt, der weiß, wie sehr ihre Lehrer der klassischen Tendenz entfremdet sind, und wie aus einem Gefühle dieses Mangels gerade jene gelehrten Beschäftigungen mit der vergleichenden Sprachwissenschaft so überhand genommen haben.“

„Ich meine doch, sagte der Begleiter, es käme gerade darauf an, daß ein Lehrer der klassischen Bildung seine Griechen und Römer eben nicht mit den anderen, mit den barbarischen Völkern verwechsele, und daß für ihn Griechisch und Lateinisch nie eine Sprache neben anderen sein könne: gerade für seine klassische Tendenz ist es gleichgültig, ob das Knochengerüste dieser Sprachen mit dem anderer Sprachen übereinstimme und verwandt sei: auf das Übereinstimmende kommt es ihm nicht an: gerade an dem Nichtgemeinsamen, gerade an dem, was jene Völker als nicht barbarische über alle anderen Völker stellt, haftet seine wirkliche Theilnahme, soweit er eben ein Lehrer der Bildung ist und sich selbst an dem erhabenen Vorbild des Klassischen umbilden will.“

— „Und täusche ich mich, sagte der Philosoph, ich habe den Argwohn, daß bei der Art, wie jetzt auf den Gymnasien Lateinisch und Griechisch gelehrt wird, gerade das Können, die bequeme in Sprechen und Schreiben sich äußernde Herrschaft über die Sprache verloren geht: etwas, worin sich meine jetzt freilich schon sehr veraltete und spärlich gewordene Generation auszeichnete: während mir die jetzigen Lehrer so genetisch und historisch mit ihren Schülern umzugehen scheinen, daß zuletzt besten Falls auch wieder kleine Sanskritaner oder etymologische Sprühteufelchen oder Conjekturen-Wüstlinge daraus werden, aber keiner von ihnen, zu seinem Behagen, gleich uns Alten, seinen Plato, seinen Tacitus lesen kann. So mögen die Gymnasien auch jetzt noch Pflanzstätten der Gelehrsamkeit sein, aber nicht der Gelehrsamkeit, welche gleichsam nur die natürliche und unabsichtliche Nebenwirkung einer auf die edelsten Ziele gerichteten

Bildung ist, sondern vielmehr jener, welche mit der hypertrophischen Anschwellung eines ungesunden Leibes zu vergleichen wäre. Für diese gelehrte Fettsucht sind die Gymnasien die Pflanzstätten: wenn sie nicht gar zu Ringschulen jener eleganten Barbarei entartet sind, die sich jetzt als „deutsche Kultur der Jetztzeit“ zu brüsten pflegt.“

— „Wohin aber, antwortete der Begleiter, sollen sich jene armen zahlreichen Lehrer flüchten, denen die Natur zu wahrer Bildung keine Mitgift verliehen, die vielmehr nur durch eine Noth, weil das Übermaß von Schulen ein Übermaß von Lehrern braucht, und um sich selbst zu ernähren, zu dem Anspruche gekommen sind, Bildungslehrer vorzustellen! Wohin sollen sie sich flüchten, wenn das Alterthum sie gebieterisch zurückweist! Müssen sie nicht denjenigen Mächten der Gegenwart zum Opfer fallen, die Tag für Tag, aus dem unermüdlich tönenden Organ der Presse, ihnen zurufen: „Wir sind die Kultur! Wir sind die Bildung! Wir sind auf der Höhe! Wir sind die Spitze der Pyramide! Wir sind das Ziel der Weltgeschichte!“ — wenn sie die verführerischen Verheißungen hören, wenn ihnen gerade die schmählichsten Anzeichen der Unkultur, die plebejische Öffentlichkeit der sogenannten „Kulturinteressen“ in Journal und Zeitung, als das Fundament einer ganz neuen allerhöchsten reifsten Bildungsform angepriesen wird! Wohin sollen sich die Armen flüchten, wenn in ihnen auch nur der Rest einer Ahnung lebt, daß es mit jenen Verheißungen sehr lügenhaft bestellt sei — wohin anders als in die stumpfeste, mikrologisch dürrste Wissenschaftlichkeit, um nur hier von dem unermüdlichen Blldungsgeschrei nichts mehr zu hören? Müssen sie nicht, in dieser Weise verfolgt, endlich wie der Vogel Strauß, ihren Kopf in einen Haufen Sandes stecken! Ist es nicht ein wahres Glück für sie, daß sie, vergraben unter Dialekten, Etymologien und Conjekturen, ein Ameisenleben führen, wenn auch in meilenweiter Entfernung von wahrer Bildung, so doch wenigstens mit verklebten Ohren und gegen die Stimme der eleganten Zeitkultur taub und abgeschlossen?“

— „Du hast Recht, mein Freund, sagte der Philosoph: aber wo liegt jene eherne Nothwendigkeit, daß ein Übermaß von Bildungsschulen bestehen müsse und daß dadurch wieder ein Übermaß von Bildungslehrern nöthig werde? — wenn wir doch so deutlich erkennen, daß die Forderung dieses Übermaßes aus einer der Bildung feindlichen Sphäre her erschallt und daß die Consequenzen dieses Übermaßes auch nur der Unbildung zu Gute kommen? In der That kann von einer solchen ehernen Nothwendigkeit nur insofern die Rede sein, als der moderne Staat in diesen Dingen mitzureden gewöhnt ist und seine Forderungen mit einem Schlag an seine Rüstung zu begleiten pflegt: welches Phänomen dann freilich auf die Meisten den gleichen Eindruck macht, als ob die ewige eherne Nothwendigkeit, das Urgesetz der Dinge zu ihnen redete. Im Übrigen ist ein mit solchen Forderungen redender „Kulturstaat“, wie man jetzt sagt, etwas Junges und ist erst in dem letzten halben Jahrhundert zu einer „Selbstverständlichkeit“ geworden, d.h. in einer Zeit, der, nach ihrem Lieblingswort, so vielerlei „selbstverständlich“ vorkommt, was an sich durchaus sich nicht von selbst versteht. Gerade von dem kräftigsten modernen Staate, von Preußen ist dieses Recht der obersten Führung in Bildung und Schule so ernst genommen worden, daß, bei der Kühnheit, die diesem Staatswesen zu eigen ist, das von ihm ergriffne bedenkliche Princip eine allgemeinhin bedrohliche und für den wahren deutschen Geist gefährliche Bedeutung bekommt. Denn von dieser Seite aus finden wir das Bestreben, das Gymnasium auf die sogenannte „Höhe der Zeit“ zu bringen, förmlich systematisirt: hier blühen alle jene Vorrichtungen, wodurch möglichst viel Schüler zu einer Gymnasialerziehung angespornt werden: hier hat sogar der Staat sein allermächtigstes Mittel, die Verleihung gewisser auf den Militärdienst bezüglicher Privilegien, mit dem Erfolge angewendet, daß, nach dem unbefangnen Zeugnisse statistischer Beamten, gerade daraus und nur daraus die allgemeine Überfüllung aller preußischen Gymnasien und das dringendste fortwährende Bedürfniß zu neuen Gründungen zu erklären wäre. Was kann der Staat mehr thun, zu Gunsten eines Übermaßes von Bildungsanstalten als wenn er alle höheren und den größten Theil der niederen Beamtenstellen, den Besuch der Universität, ja die einflußreichsten militärischen Vergünstigungen in eine nothwendige Verbindung mit dem Gymnasium bringt, und dies in einem Lande, wo ebensowohl die allgemeine durchaus volksthümlich approbirte Wehrpflicht als der unumschränkteste politische Beamtenehrgeiz unbewußt alle begabten Naturen nach diesen Richtungen hinziehn. Hier wird das Gymnasium vor allem als eine gewisse Staffel der Ehre angesehn: und alles was einen Trieb nach der Sphäre der Regierung zu fühlt, wird auf der Bahn des Gymnasiums gefunden werden. Dies ist eine neue und jedenfalls originelle Erscheinung: der Staat zeigt sich als ein Mystagoge der Kultur und während er seine Zwecke fördert, zwingt er jeden seiner Diener, nur mit der Fackel der allgemeinen Staatsbildung in den Händen vor ihm zu erscheinen: in deren unruhigem Lichte sie ihn selbst wieder erkennen sollen, als das höchste Ziel, als die Belohnung aller ihrer Bildungsbemühungen. Das letzte Phänomen nun zwar sollte sie stutzig machen: es sollte sie z.B. an jene verwandte, allmählich begriffne Tendenz einer ehemals von Staatswegen geförderten und auf Staatszwecke es absehenden Philosophie erinnern, an die Tendenz der Hegelschen Philosophie: ja es wäre vielleicht nicht übertrieben, zu behaupten daß in der Unterordnung aller Bildungsbestrebungen unter Staatszwecke Preußen das praktisch verwerthbare

Erbstück der Hegel'schen Philosophie sich mit Erfolg angeeignet habe: deren Apotheose des Staats allerdings in dieser Unterordnung ihren Gipfel erreicht."

— „Aber, fragte der Begleiter, was mag ein Staat in einer so befremdlichen Tendenz für Absichten verfolgen? Denn daß er Staatsabsichten verfolgt, geht schon daraus hervor, wie jene preußischen Schulzustände von anderen Staaten bewundert, reiflich erwogen, hier und da nachgeahmt werden. Diese anderen Staaten vermuthen hier offenbar etwas, was in ähnlicher Weise der Fortdauer und Kraft des Staates zu Nutze käme, wie etwa jene berühmte und durchaus populär gewordene allgemeine Wehrpflicht. Dort wo Jedermann periodisch und mit Stolz die soldatische Uniform trägt, wo fast Jeder die uniformirte Staatskultur durch die Gymnasien in sich aufgenommen hat, möchten Überschwängliche fast von antiken Zuständen sprechen, von einer nur im Alterthum einmal erreichten Allmacht des Staates, den als Blüthe und höchsten Zweck des menschlichen Daseins zu empfinden fast jeder junge Mensch durch Instinkte und Erziehung angehalten ist." —

— „Dieser Vergleich, sagte der Philosoph, wäre nun freilich überschwänglich und würde nicht nur auf einem Beine hinken. Denn gerade von dieser Utilitätsrücksicht ist das antike Staatswesen so fern wie möglich geblieben, die Bildung nur gelten zu lassen, soweit sie ihm direkt nützte und wohl gar die Triebe zu vernichten, die sich nicht sofort zu seinen Absichten verwendbar erwiesen. Der tiefsinnige Grieche empfand gerade deshalb gegen den Staat jenes für moderne Menschen fast anstößig-starke Gefühl der Bewunderung und Dankbarkeit, weil er erkannte, daß ohne eine solche Noth- und Schutzanstalt auch kein einziger Keim der Kultur sich entwickeln könne, und daß seine ganze unnachahmliche und für alle Zeiten einzige Kultur gerade unter der sorgsamen und weisen Obhut seiner Noth- und Schutzanstalten so üppig emporgewachsen sei. Nicht Grenzwächter, Regulator, Aufseher war für seine Kultur der Staat, sondern der derbe muskulöse zum Kampf gerüstete Kamerad und Weggenosse, der dem bewunderten, edleren und gleichsam überirdischen Freund das Geleit durch rauhe Wirklichkeiten giebt und dafür dessen Dankbarkeit erntet. Wenn jetzt dagegen der moderne Staat eine solche schwärmende Dankbarkeit in Anspruch nimmt, so geschieht dies gewiß nicht, weil er sich der ritterlichen Dienste gegen die höchste deutsche Bildung und Kunst bewußt wäre: denn nach dieser Seite hin ist seine Vergangenheit eben so schmachvoll wie seine Gegenwart: wobei man nur an die Art und Weise zu denken hat, wie das Andenken an unsre großen Dichter und Künstler in deutschen Hauptstädten gefeiert wird, und wie die höchsten Kunstpläne dieser deutschen Meister je von Seite dieses Staates unterstützt worden sind. Es muß also eine eigne Bewandniß haben, sowohl mit jener Staatstendenz, welche auf alle Weise das was hier „Bildung“ heißt fördert, als mit jener derartig geförderten Kultur, die sich dieser Staatstendenz unterordnet. Mit dem echten deutschen Geiste und einer aus ihm abzuleitenden Bildung, wie ich sie Dir, mein Freund, mit zögernden Strichen hinzeichnete, befindet sich jene Staatstendenz in offener oder versteckter Fehde: der Geist der Bildung, der jener Staatstendenz wohl thut und von ihr mit so reger Theilnahme getragen wird, dessentwegen sie ihr Schulwesen im Auslande bewundern läßt, muß demnach wohl aus einer Sphäre stammen, die mit jenem echten deutschen Geiste sich nicht berührt, mit jenem Geiste, der aus dem innersten Kerne der deutschen Reformation, der deutschen Musik, der deutschen Philosophie so wunderbar zu uns redet und der, wie ein edler Verbannter, gerade von jener von Staatswegen luxuriirenden Bildung so gleichgültig, so schnöde angesehn wird. Er ist ein Fremdling: in einsamer Trauer zieht er vorbei: und dort wird das Rauchfaß vor jener Pseudokultur geschwungen, die, unter dem Zuruf der „gebildeten“ Lehrer und Zeitungsschreiber, sich seinen Namen, seine Würden angemaßt hat und mit dem Worte „deutsch“ ein schmähliches Spiel treibt. Wozu braucht der Staat jene Überzahl von Bildungsanstalten, von Bildungslehrern? Wozu diese auf die Breite gegründete Volksbildung und Volksaufklärung? Weil der echte deutsche Geist gehaßt wird, weil man die aristokratische Natur der wahren Bildung fürchtet, weil man die großen Einzelnen dadurch zur Selbstverbannung treiben will, daß man bei den Vielen die Bildungsprätension pflanzt und nährt, weil man der strengen und harten Zucht der großen Führer damit zu entlaufen sucht, daß man der Masse einredet, sie werde schon selbst den Weg finden — unter dem Leitstern des Staates! Ein neues Phänomen! Der Staat als Leitstern der Bildung! Inzwischen tröstet mich eins: dieser deutsche Geist, den man so bekämpft, dem man einen buntbehängten Vikar substituirt hat, dieser Geist ist tapfer: er wird sich kämpfend in eine reinere Periode hindurchretten, er wird sich selbst, edel, wie er ist, und siegreich, wie er sein wird, eine gewisse mitleidige Empfindung gegen das Staatswesen bewahren, wenn dies in seiner Noth und auf das Äußerste bedrängt, eine solche Pseudokultur als Bundesgenossen erfaßte. Denn was weiß man schließlich von der Schwierigkeit der Aufgabe, Menschen zu regieren d.h. unter vielen Millionen eines, der großen Mehrzahl nach, gränzenlos egoistischen ungerechten unbilligen unredlichen neidischen boshaften und dabei sehr beschränkten und querköpfigen Geschlechtes Gesetz Ordnung Ruhe und Frieden aufrecht zu erhalten und dabei das Wenige, was der Staat selbst als Besitz erworben, fortwährend gegen begehrliche Nachbarn und tückische Räuber zu schützen? Ein so bedrängter Staat greift nach jedem Bundesgenossen: und wenn ein solcher gar, in pompösen Wendungen sich selbst anbietet, wenn er ihn, den Staat, etwa, wie dies

Hegel gethan, als „absolut vollendeten ethischen Organismus“ bezeichnet und als Aufgabe der Bildung für Jeden hinstellt, den Ort und die Lage ausfindig zu machen, wo er dem Staat am nützlichsten diene — wen wird es Wunder nehmen, wenn der Staat einem solchen sich anbietenden Bundesgenossen ohne Weiteres um den Hals fällt und nun auch mit seiner tiefen barbarischen Stimme und in voller Überzeugung ihm zuruft: „Ja! Du bist die Bildung! Du bist die Kultur!“ — —

[«]

Vortrag IV

Meine verehrten Zuhörer! Nachdem Sie bis hierher meiner Erzählung treulich gefolgt sind, und wir gemeinsam jenes einsame, entlegene, hier und da beleidigende Zwiegespräch des Philosophen und seines Begleiters überwunden haben, muß ich mir Hoffnung machen, daß Sie nun auch, wie rüstige Schwimmer, die zweite Hälfte unserer Fahrt zu überstehen Lust haben, zumal ich Ihnen versprechen kann, daß auf dem kleinen Marionettentheater meines Erlebnisses jetzt einige andere Puppen sich zeigen werden und daß überhaupt, falls Sie nur bis hierher ausgehalten haben, die Wellen der Erzählung Sie jetzt leichter und schneller bis zu Ende tragen sollen. Wir sind nämlich jetzt bald an einer Wendung angelangt: und um so rathsamer möchte es sein, uns dessen noch einmal, mit kurzem Rückblick, zu versichern, was wir aus dem so wechselreichen Gespräch gewonnen zu haben meinen. „Bleibe an deinem Posten, so schien der Philosoph seinem Begleiter zuzurufen: denn du darfst Hoffnungen hegen. Denn immer deutlicher zeigt es sich, daß wir keine Bildungsanstalten haben, daß wir sie aber haben müssen. Unsere Gymnasien, ihrer Anlage nach zu diesem erhabenen Zwecke prästabilirt, sind entweder zu Pflegestätten einer bedenklichen Kultur geworden, die eine wahre d.h. eine aristokratische, auf eine weise Auswahl der Geister gestützte Bildung mit tiefem Hasse von sich abwehrt: oder sie ziehen eine mikrologische, dürre oder jedenfalls der Bildung fernbleibende Gelehrsamkeit auf, deren Werth vielleicht gerade darin besteht, wenigstens gegen die Verführungen jener fragwürdigen Kultur Auge und Ohr stumpf zu machen.“ Der Philosoph hatte vor Allem seinen Begleiter auf die seltsame Entartung aufmerksam gemacht, die in dem Kerne einer Kultur eingetreten sein muß, wenn der Staat glauben darf, sie zu beherrschen, wenn er durch sie Staatsziele erreicht, wenn er, mit ihr verbündet, gegen feindselige andere Mächte ebensowohl als gegen den Geist ankämpft, den der Philosoph den „wahrhaft deutschen“ zu nennen wagte. Dieser Geist, durch das edelste Bedürfniß an die Griechen gekettet, in schwerer Vergangenheit als ausdauernd und muthig bewährt, rein und erhaben in seinen Zielen, durch seine Kunst zur höchsten Aufgabe befähigt, den modernen Menschen vom Fluche des Modernen zu erlösen — dieser Geist ist verurtheilt, abseits, seinem Erbe entfremdet zu leben: wenn aber seine langsamen Klagelaute durch die Wüste der Gegenwart schallen, dann erschrickt die überhäufte und buntbehängte Bildungskarawane dieser Gegenwart. Nicht nur Erstaunen, sondern Schrecken sollen wir bringen, das war die Meinung des Philosophen, nicht scheu davonzufliehn, sondern anzugreifen war sein Rath: besonders aber redete er seinem Begleiter zu, nicht zu ängstlich und abwägend an das Individuum zu denken, aus dem, durch einen höheren Instinkt, jene Abneigung gegen die jetzige Barbarei hervorströmt. „Mag es zu Grunde gehn: der pythische Gott war nicht verlegen darum, einen neuen Dreifuß, eine zweite Pythia zu finden, so lange überhaupt der mystische Dampf noch aus der Tiefe quoll.“

Von Neuem erhob der Philosoph seine Stimme: „Merkt es wohl, meine Freunde, sagte er, zweierlei dürft ihr nicht verwechseln. Sehr viel muß der Mensch lernen, um zu leben, um seinen Kampf um’s Dasein zu kämpfen: aber alles, was er in dieser Absicht als Individuum lernt und thut, hat noch nichts mit der Bildung zu schaffen. Diese beginnt im Gegentheil erst in einer Luftschicht, die hoch über jener Welt der Noth, des Existenzkampfes, der Bedürftigkeit lagert. Es fragt sich nun, wie sehr ein Mensch sein Subjekt neben anderen Subjekten schätzt, wie viel er von seiner Kraft für jenen individuellen Lebenskampf verbraucht. Mancher wird, bei einer stoisch-engen Umschränkung seiner Bedürfnisse, sehr bald und leicht in jene Sphäre sich erheben, in der er sein Subjekt vergessen und gleichsam abschütteln darf, um nun in einem Sonnensystem zeitloser und unpersönlicher Angelegenheiten sich ewiger Jugend zu erfreuen. Ein Anderer dehnt die Wirkung und die Bedürfnisse seines Subjekts so in die Breite und baut in einem so erstaunlichen Maße an dem Mausoleum dieses seines Subjekts, als ob er so im Stande sei, im Ringkampfe den ungeheuren Gegner, die Zeit, zu überwinden. Auch in einem solchen Triebe zeigt sich ein Verlangen nach Unsterblichkeit: Reichthum und Macht, Klugheit, Geistesgegenwart, Beredsamkeit, ein blühendes Ansehn, ein gewichtiger Name — alles sind hier nur Mittel geworden, mit denen der unersättliche persönliche Lebenswille nach neuem Leben verlangt, mit denen er nach einer, zuletzt illusorischen Ewigkeit lechzt. Aber selbst in dieser höchsten Form des Subjekts, auch in dem gesteigertsten Bedürfniß eines solchen erweiterten und gleichsam collektiven Individuums giebt es noch keine Berührung mit der wahren Bildung: und wenn von dieser Seite aus z.B. nach Kunst verlangt wird, so kommen gerade nur die zerstreuenden oder stimulirenden ihrer Wirkungen in Betracht, also diejenigen, welche die reine und erhabene Kunst am wenigsten und die entwürdigte und verunreinigte am besten zu erregen versteht. Denn in seinem gesammten Thun und Treiben, so großartig es sich vielleicht für den Betrachter ausnehmen mag, ist er doch niemals seines begehrenden und rastlosen Subjektes ledig geworden: jener erleuchtete Aetherraum der subjektfreien Contemplation flieht vor ihm zurück — und darum wird er, er mag lernen, reisen, sammeln, von der wahren Bildung in ewiger Entfernung und verbannt leben müssen. Denn die wahre Bildung verschmäht es, sich mit dem bedürftigen und begehrenden Individuum zu verunreinigen: sie weiß demjenigen, der sich ihrer als eines Mittels zu egoistischen Absichten versichern möchte, weislich zu entschlüpfen: und wenn sie gar Einer festzuhalten wähnt, um nun etwa einen Erwerb aus ihr zu machen und seine Lebensnoth durch ihre Ausnutzung zu stillen, dann läuft sie plötzlich, mit unhörbaren Schritten und mit der Miene der Verhöhnung fort.

Also, meine Freunde, verwechselt mir diese Bildung, diese zartfüßige, verwöhnte, aetherische Göttin nicht mit jener nutzbaren Magd, die sich mitunter auch „die Bildung“ nennt, aber nur die intellektuelle Dienerin und Beratherin der Lebensnoth, des Erwerbs, der Bedürftigkeit ist. Jede Erziehung aber, welche an das Ende ihrer Laufbahn ein Amt oder einen Brodgewinn in Aussicht stellt, ist keine Erziehung zur Bildung, wie wir sie verstehen, sondern nur eine Anweisung, auf welchem Wege man im Kampfe um das Dasein sein Subjekt rette und schütze. Freilich ist eine solche Anweisung für die allermeisten Menschen von erster und nächster Wichtigkeit: und je schwieriger der Kampf ist, um so mehr muß der junge Mensch lernen, um so angespannter muß er seine Kräfte regen. Nur aber glaube Niemand, daß die Anstalten, die ihn zu diesem Kampfe anspornen und befähigen, irgendwie in ernstem Sinne als Bildungsanstalten in Betracht kommen könnten. Es sind Institutionen zur Überwindung der Lebensnoth, mögen sie nun versprechen Beamte oder Kaufleute oder Offiziere oder Großhändler oder Landwirthe oder Ärzte oder Techniker zu bilden. Für solche Institutionen gelten aber jedenfalls verschiedenartige Gesetze und Maßstäbe als für die Errichtung einer Bildungsanstalt: und was hier erlaubt, ja so geboten wie möglich ist, dürfte dort ein freventliches Unrecht sein. Ich will euch, meine Freunde, ein Beispiel geben. Wollt ihr einen jungen Menschen auf den rechten Bildungspfad geleiten, so hütet euch wohl, das naive zutrauensvolle, gleichsam persönlich-unmittelbare Verhältniß desselben zur Natur zu stören: zu ihm müssen der Wald und der Fels, der Sturm, der Geier, die einzelne Blume, der Schmetterling, die Wiese, die Bergeshalde in ihren eignen Zungen reden, in ihnen muß er gleichsam sich wie in zahllosen auseinandergeworfnen Reflexen und Spiegelungen, in einem bunten Strudel wechselnder Erscheinungen wiedererkennen; so wird er unbewußt das metaphysische Einssein aller Dinge an dem großen Gleichniß der Natur nachempfinden und zugleich an ihrer ewigen Beharrlichkeit und Nothwendigkeit sich selbst beruhigen. Aber wie vielen jungen Menschen darf es gestattet sein, so nahe und fast persönlich zur Natur gestellt heranzuwachsen! Die Anderen müssen frühzeitig eine andre Wahrheit lernen: wie man die Natur sich unterjocht. Hier ist es mit jener naiven Metaphysik zu Ende: und die Physiologie der Pflanzen und Thiere, die Geologie, die unorganische Chemie zwingt ihre Jünger zu einer ganz veränderten Betrachtung der Natur. Was durch diese neue angezwungene Betrachtungsart verloren gegangen ist, ist nicht etwa eine poetische Phantasmagorie, sondern das instinktive wahre und einzige Verständniß der Natur: an dessen Stelle jetzt ein kluges Berechnen und Überlisten der Natur getreten ist. So ist dem wahrhaft Gebildeten das unschätzbare Gut verliehn, ohne jeden Bruch den beschaulichen Instinkten seiner Kindheit treu bleiben zu können und dadurch zu einer Ruhe, Einheit, zu einem Zusammenhang und Einklang zu kommen, die von einem zum Lebenskampfe Herangezogenen nicht einmal geahnt werden können.

Glaubt also ja nicht, meine Freunde, daß ich unsern Realschulen und höheren Bürgerschulen ihr Lob verkümmern will: ich ehre die Stätten, an denen man ordentlich rechnen lernt, wo man sich der Verkehrssprachen bemächtigt, die Geographie ernst nimmt und sich mit den erstaunlichen Erkenntnissen der Naturwissenschaft bewaffnet. Ich bin auch gern bereit zuzugeben, daß die auf den besseren Realschulen unserer Tage Vorbereiteten vollkommen zu den Ansprüchen berechtigt sind, die die fertigen Gymnasiasten zu machen pflegen, und die Zeit ist gewiß nicht mehr fern, wo man derartig Geschulten die Universitäten und die Staatsämter überall eben so unumschränkt öffnet wie bisher nur den Zöglingen des Gymnasiums — wohlgemerkt den Zöglingen des jetzigen Gymnasiums! Diesen schmerzlichen Nachsatz kann ich aber nicht unterdrücken: wenn es wahr ist, daß Realschule und Gymnasium in ihren gegenwärtigen Zielen im Ganzen so einmüthig sind und nur in so zarten Linien von einander abweichen, um auf eine volle Gleichberechtigung vor dem Forum des Staates rechnen zu können — so fehlt uns somit eine Species der Erziehungsanstalten vollständig: die Species der Bildungsanstalten! Dies ist am wenigsten ein Vorwurf gegen die Realschulen, die viel niedrigere, aber höchst nothwendige Tendenzen eben so glücklich als ehrlich bisher verfolgt haben; aber viel weniger ehrlich geht es in der Sphäre des Gymnasiums zu, auch viel weniger glücklich: denn hier lebt etwas von einem instinktiven Gefühl der Beschämung, von einer unbewußten Erkenntniß daß das ganze Institut schmählich degradirt sei und daß den klangvollen Bildungsworten kluger apologetischer Lehrer die barbarisch-öde und sterile Wirklichkeit widerspricht. Also es giebt keine Bildungsanstalten! Und dort, wo man deren Mienen wenigstens noch erheuchelt, ist man hoffnungsloser, abgemagerter und unzufriedner als an den Herden des sogenannten „Realismus“! Übrigens merkt euch, meine Freunde, wie roh und ununterrichtet man in den Lehrerkreisen sein muß, wenn man den strengen philosophischen Terminus „real“ und „Realismus“ in dem Maße mißverstehn konnte, um dahinter den Gegensatz von Stoff und Geist zu wittern und um den „Realismus“ interpretiren zu können als „die Richtung auf das Erkennen, Gestalten, Beherrschen des Wirklichen“. — Ich für meinen Theil kenne nur einen wahren Gegensatz, Anstalten der Bildung und Anstalten der Lebensnoth: zu der zweiten Gattung gehören alle vorhandenen, von der ersten aber rede ich.“ —

Es mögen etwa zwei Stunden vergangen sein, während die beiden philosophischen Genossen sich über so befremdende Dinge unterredeten. Inzwischen war es Nacht geworden: und wenn schon in der Dämmerung die Stimme des Philosophen wie eine Naturmusik in dem waldigen Gehege erklungen war, so brach sich jetzt, in der völligen Schwärze der Nacht, wenn er erregt oder gar leidenschaftlich sprach, der Klang in mannichfaltigem Donnern, Krachen und Zischen an den ins Thal hinab sich verlierenden Baumstämmen und Felsblöcken. Plötzlich wurde er stumm; er hatte so eben, mit fast mitleidiger Wendung wiederholt „wir haben keine Bildungsanstalten, wir haben keine Bildungsanstalten!“ — da fiel etwas, vielleicht ein Tannenzapfen, unmittelbar vor ihm nieder, bellend stürzte der Hund des Philosophen auf dieses Etwas zu: — so unterbrochen hob der Philosoph den Kopf und fühlte mit einem Male die Nacht, die Kühle, die Einsamkeit. „Was machen wir doch! sagte er zu seinem Begleiter: es ist ja finster geworden. Du weißt, wen wir hier erwarteten: aber er kommt nicht mehr. Wir waren umsonst so lange hier: wir wollen gehen.“

Nuß muß ich Sie, meine verehrten Zuhörer, mit den Empfindungen bekannt machen, mit denen ich und mein Freund, von unserem Verstecke aus, dem deutlich wahrnehmbaren und von uns gierig erlauschten Gespräche gefolgt waren. Ich habe Ihnen ja erzählt, daß wir, an jener Stelle und in jener Abendstunde ein Erinnerungsfest zu feiern uns bewußt waren: diese Erinnerung bezog sich auf nichts anderes als auf Bildungs- und Erziehungsdinge von denen wir, nach unserem jugendlichen Glauben eine reiche und glückliche Erndte aus unserem bisherigen Leben heimgebracht hatten. So waren wir denn besonders geneigt, mit Dankbarkeit der Institution zu gedenken, die wir einst, an dieser Stelle ausgedacht hatten, um, wie ich schon früher mittheilte, in einem kleinen Kreis von Genossen unsere lebendigen Bildungsregungen gegenseitig anzuspornen und zu überwachen. Plötzlich aber fiel auf jene ganze Vergangenheit ein gänzlich unerwartetes Licht, als wir schweigend und lauschend uns den starken Reden des Philosophen überließen. Wir kamen uns vor, wie solche, die mit einem Male in unbewachtem Wandern ihren Fuß an einem Abgrund finden: wir ahnten den größten Gefahren nicht sowohl entgangen als entgegengelaufen zu sein. Hier, an der für uns so denkwürdigen Stelle, hörten wir den Mahnruf: „Zurück! Keinen Schritt weiter! Wißt ihr, wohin euer Fuß euch trägt, wohin dieser gleißende Weg euch lockt?“ — Es schien daß wir es jetzt wußten, und das Gefühl überströmenden Dankes führte uns so unwiderstehlich dem ernsten Warner und treuen Eckart zu, daß wir beide zugleich aufsprangen, um den Philosophen zu umarmen. Dieser war eben im Begriff fortzugehn und hatte sich bereits seitwärts gewendet; als wir so überraschend mit lauten Schritten auf ihn zu sprangen, und der Hund mit scharfem Gebell sich uns entgegenwarf, mochte er, sammt seinem Begleiter, eher an einen räuberischen Überfall als an eine begeisterte Umarmung denken. Offenbar hatte er uns vergessen. Kurz, er lief davon. Unsere Umarmung mißlang völlig, als wir ihn einholten. Denn mein Freund schrie in dem Augenblicke, weil der Hund ihn gebissen hatte, und der Begleiter sprang mit solcher Wucht auf mich los, daß wir beide umfielen. Es entstand, zwischen Hund und Mensch, eine unheimliche Regsamkeit auf dem Erdboden, die einige Augenblicke andauerte — bis es meinem Freunde gelang, mit starker Stimme und die Worte des Philosophen parodirend, zu rufen: „Im Namen aller Kultur und Pseudokultur! Was will der dumme Hund von uns! Vermaledeiter Hund, weg von hier du Uneingeweihter, Nie-einzuweihender, weg von uns und unseren Eingeweiden, gehe schweigend zurück, schweigend und beschämt!“

Nach dieser Anrede klärte sich die Scene etwas: so weit sie sich in der völligen Dunkelheit des Waldes klären konnte. „Sie sind es! rief der Philosoph. Unsere Pistolenschützen! Wie haben Sie uns erschreckt! Was treibt Sie, so auf mich nächtlicher Weile loszustürzen?“ — „Freude, Dank, Verehrung treibt uns, sagten wir und schüttelten die Hände des Greises, während der Hund ein ahnungsreiches Gebell ausstieß. Wir wollten Sie nicht fortlassen, ohne Ihnen dies zu sagen. Und um Ihnen alles erklären zu können, dürfen Sie auch noch nicht fortgehen: wir wollen Sie auch um wie Vieles! noch fragen, was wir gerade jetzt auf dem Herzen haben. Bleiben Sie doch: jeder Schritt des Wegs ist uns vertraut, wir geleiten Sie nachher hinab. Vielleicht kommt auch der von Ihnen erwartete Gast noch. Sehen Sie einmal dort hinunter auf den Rhein: was schwimmt da so hell, wie unter dem Scheine vieler Fackeln herum? Da suche ich Ihren Freund mitten darin, ja ich ahne bereits, daß er mit allen diesen Fackeln zu Ihnen heraufkommen wird.“ Und so bestürmten wir den verwunderten Greis mit unsern Bitten, unsern Versprechungen, unsern phantastischen Vorspiegelungen, bis endlich auch der Begleiter dem Philosophen zuredete, noch etwas hier auf der Höhe des Bergs, in der milden Nachtluft, auf- und abzugehn „von allem Wissensqualm entladen“, wie er hinzufügte. „Ach schämt euch! sagte der Philosoph, ihr könnt doch, wenn ihr etwas einmal citiren wollt, nichts als Faust citiren. Doch will ich euch nachgeben, mit oder ohne Citat, wenn nur unsere Jünglinge Stand halten und nicht eben so plötzlich davonlaufen, wie sie gekommen sind: denn sie sind wie Irrlichter, man wundert sich, wenn sie da sind und wieder, wenn sie nicht mehr da sind.“ Hier recitirte mein Freund sofort:

„Aus Ehrfurcht, hoff’ ich, soll es uns gelingen,
„Das leichte Naturell zu zwingen
„Nur Zickzack geht gewöhnlich unser Lauf.“

Der Philosoph wunderte sich und blieb stehen. „Ihr überrascht mich, sagte er, meine Herrn Irrlichter: dies ist doch kein Sumpf! Was haben Sie von dieser Stätte? Was bedeutet Ihnen die Nähe eines Philosophen? Da ist die Luft scharf und klar, da ist der Boden trocken und hart. Ihr müßt euch eine phantastischere Region für eure Zickzackneigungen aussuchen.“ „Ich denke, sprach hier der Begleiter dazwischen, die Herren haben uns bereits gesagt, daß ein Versprechen sie für diese Stunde an diesen Ort bindet: aber wie mich dünkt haben Sie auch, als Chor unserer Bildungskomödie zugehört, und zwar als wahrhaft „idealische Zuschauer“ — denn Sie haben uns nicht gestört, wir glaubten mit einander allein zu sein.“ „Ja, sagte der Philosoph, das ist wahr: dieses Lob darf Ihnen nicht versagt werden, aber es schien mir daß Sie noch ein größeres verdienten —“ Hier erfaßte ich die Hand des Philosophen und sagte „Der muß ja stumpf, wie ein Reptil, sein, Bauch am Boden, Kopf im Schlamme, der solche Reden, wie die Ihrigen, anhören könnte, ohne ernst und nachdenklich, ja erregt und heiß zu werden. Vielleicht würde der Eine oder der Andere dabei ergrimmen, aus Verdruß und Selbstanklage; bei uns aber war der Eindruck anders, nur daß ich nicht weiß, wie ich ihn beschreiben soll. Gerade diese Stunde war für uns so ausgesucht, unsere Stimmung war so vorbereitet, wir saßen da wie offene Gefäße — nun scheint es daß wir uns mit dieser neuen Weisheit überfüllt haben, denn ich weiß mir gar nicht mehr zu helfen, und wenn mich Jemand fragte, was ich am morgenden Tage thun wolle oder was ich überhaupt mir von jetzt ab zu thun vornähme, so würde ich gar nicht zu antworten wissen. Denn offenbar haben wir bis jetzt ganz anders gelebt, ganz anders uns gebildet als es recht ist — aber was machen wir, um über die Kluft von heute zu morgen hinwegzukommen?“ „Ja, bestätigte mein Freund, so geht es auch mir, so frage ich gleichfalls: dann aber ist mir’s als ob ich überhaupt durch so hohe und ideale Ansichten über die Aufgabe der deutschen Bildung von ihr fortgescheucht würde, ja als ob ich nicht würdig sei, an ihrem Werke mitzubauen. Ich sehe nur einen glänzenden Zug der allerreichsten Naturen nach jenem Ziele sich hinbewegen, ich ahne, über welche Abgründe hin, an welchen Verlockungen vorbei dieser Zug führt. Wer darf so kühn sein, diesem Zuge sich zuzugesellen?“ Hier wendete sich auch der Begleiter wieder an den Philosophen und sagte: „Verargen Sie es auch mir nicht, wenn ich etwas Ähnliches empfinde und wenn ich es jetzt vor Ihnen ausspreche. In der Unterredung mit Ihnen geht es mir oft so, daß ich mich über mich selbst hinausgehoben fühle und mich an Ihrem Muthe, Ihren Hoffnungen, bis zum Selbstvergessen, erwärme. Dann kommt ein kühlerer Augenblick, irgend ein scharfer Wind der Wirklichkeit bringt mich zum Besinnen — und dann sehe ich nur die weit zwischen uns aufgeriss’ne Kluft, über die Sie selbst mich, wie im Traume, wegtrugen. Was Sie Bildung nennen, das schlottert dann um mich herum oder lastet schwer auf meiner Brust, das ist ein Panzerhemd, durch das ich niedergedrückt werde, ein Schwert, das ich nicht schwingen kann.“

Plötzlich waren wir drei, Angesichts des Philosophen, einmüthig und uns gegenseitig stimulirend und ermuthigend brachten wir etwa Folgendes gemeinschaftlich vor, während wir mit dem Philosophen auf der baumfreien Fläche, die uns an jenem Tage als Schießplatz gedient hatte, langsam auf- und abgiengen, in völlig schweigsamer Nacht und unter einem ruhig ausgespannten Sternenhimmel. „Sie haben so viel vom Genius gesprochen, sagten wir etwa, von seiner einsamen beschwerlichen Wanderung durch die Welt, als ob die Natur nur immer die äußersten Gegensätze produzire, einmal die stumpfe schlafende, durch Instinkte fortwuchernde Masse und dann in ungeheurer Entfernung davon die großen contemplativen, zu ewigen Schöpfungen ausgerüsteten Einzelnen. Nun aber nennen Sie diese selbst die Spitze der intellektuellen Pyramide: es scheint doch, daß vom breiten schwerbelasteten Fundamente aus bis zu dem frei ragenden Gipfel zahllose Zwischengrade nöthig sind, und daß gerade hier der Satz gelten muß: natura non facit saltus. Wo aber beginnt nun das, was Sie Bildung nennen, bei welchen Quadern scheidet sich die Sphäre, die von unten her, und die andere die von oben her beherrscht wird? Und wenn nur bei diesen entlegensten Naturen wahrhaft von „Bildung“ geredet werden darf, wie will man auf das unberechenbare Dasein solcher Naturen Institutionen gründen, wie darf man über Bildungsanstalten nachdenken, die eben nur jenen Auserwählten zu Gute kämen? Vielmehr dünkt es uns daß gerade diese ihren Weg zu finden wissen und daß darin ihre Kraft sich zeigt, ohne solche Bildungskrücken, wie sie jeder Andere braucht gehen zu können und so, ungestört, durch das Drängen und Stoßen der Weltgeschichte hindurchzuschreiten, gleichsam wie ein Gespenst durch eine große dichte Versammlung.“

Derartiges brachten wir miteinander, ohne viel Geschick und Ordnung, vor, ja der Begleiter des Philosophen gieng noch weiter und sagte zu seinem Lehrer: „Nun denken Sie selbst an alle die großen Genien, auf die wir gerade, als auf ächte und treue Führer und Wegweiser jenes wahren deutschen Geistes stolz zu sein pflegen, deren Andenken wir durch Feste und Statuen ehren, deren Werke wir mit Selbstgefühl dem Auslande entgegenhalten: worin ist diesen eine solche Bildung, wie Sie sie verlangen, entgegengekommen, in wie fern zeigen sie sich ernährt und gereift an einer heimischen Bildungssonne? Und trotzdem sind sie möglich gewesen, und trotzdem sind sie das geworden, was wir jetzt so zu verehren haben, ja ihre Werke rechtfertigen vielleicht gerade die Form der Entwicklung, die diese edlen Naturen nahmen, ja selbst einen solchen Mangel an Bildung, den wir wohl bei ihrer Zeit und ihrem Volke zugeben müssen. Was hatte Lessing, was hatte Winckelmann aus einer vorhandenen deutschen Bildung zu entnehmen? Nichts oder mindestens ebensowenig als Beethoven, als Schiller, als Goethe, als alle unsere großen Künstler und Dichter. Vielleicht ist es ein Naturgesetz, daß immer erst die späteren Generationen sich bewußt werden müssen, durch welche himmlische Geschenke eine frühere ausgezeichnet worden sei.“

Hier gerieth der philosophische Greis in heftigen Zorn und schrie seinen Begleiter an: „O du Lamm an Einfalt der Erkenntniß! O ihr insgesammt Säugethiere zu Nennende! Was sind das für schiefe, linkische, enge, höckerige, krüppelhafte Argumentationen! Ja, jetzt eben hörte ich die Bildung unserer Tage, und meine Ohren klingen wieder von lauter geschichtlichen „Selbstverständlichkeiten“, von lauter altklugen erbarmungslosen Historikervernünftigkeiten! Merke dir das, du unentweihte Natur: du bist alt geworden und seit Jahrtausenden ruht dieser Sternenhimmel über dir — aber ein solches gebildetes und im Grunde boshaftes Gerede, wie es diese Gegenwart liebt, hast du noch nie gehört! Also ihr seid stolz, meine guten Germanen, auf eure Dichter und Künstler? Ihr zeigt mit den Fingern auf sie, und brüstet euch mit ihnen vor dem Auslande? Und weil es euch keine Mühe gekostet hat, sie unter euch zu haben, so macht ihr daraus eine allerliebste Theorie, daß ihr euch auch fürderhin keine Mühe um sie zu geben braucht? Nicht wahr, meine unerfahrnen Kinder, sie kommen von selbst: der Storch bringt sie euch! Wer wird von Hebammen reden mögen! Nun, meine Guten, euch gebührt eine ernste Belehrung: was, ihr dürftet darauf stolz sein, daß alle die genannten glänzenden und edeln Geister durch euch, durch eure Barbarei vorzeitig erstickt, verbraucht, erloschen sind? Wie, ihr dürftet ohne Scham an Lessing denken, der an eurer Stumpfheit, im Kampf mit euren lächerlichen Klötzen und Götzen, unter dem Mißstande eurer Theater, eurer

Gelehrten, eurer Theologen zu Grunde gieng, ohne ein einziges Mal jenen ewigen Flug wagen zu dürfen, zu dem er in die Welt gekommen war? Und was empfindet ihr bei Winckelmann's Angedenken, der, um seinen Blick von euren grotesken Albernheiten zu befreien, bei den Jesuiten um Hülfe betteln gieng, dessen schmählicher Übertritt auf euch zurückfällt und an euch als unvertilgbarer Flecken haften wird? Ihr dürftet gar Schiller's Namen nennen und könnt nicht erröthen? Seht sein Bild euch an! Das entzündet funkelnde Auge, das verächtlich über euch hinwegfliegt, diese tödtlich geröthete Wange — das sagt euch nichts? Da hattet ihr so ein herrliches und göttliches Spielzeug, das durch euch zertrümmert wurde. Und nehmt noch Goethes Freundschaft aus diesem schwermüthig hastigen, zu Tode gehetzten Leben hinweg — an euch hätte es dann gelegen, es noch schneller verlöschen zu machen. Bei keinem unserer großen Genien habt ihr mitgeholfen — und jetzt wollt ihr ein Dogma daraus machen, daß keinem mehr geholfen werde? Aber für jeden waret ihr, bis diesen Augenblick, der „Widerstand der stumpfen Welt“, den Goethe in seinem Epilog zur Glocke bei Namen nennt, für jeden waret ihr die verdrossenen Stumpfsinnigen, oder die neidischen Engherzigen oder die boshaften Selbstsüchtigen. Trotz euch schufen jene ihre Werke, gegen euch wandten sie ihre Angriffe, und Dank euch starben sie zu früh, in unvollendeter Tagesarbeit, unter Kämpfen zerbrochen oder betäubt, dahin. Wer kann ausdenken, was diesen heroischen Männern zu erreichen beschieden war, wenn jener wahre deutsche Geist in einer kräftigen Institution sein schützendes Dach über sie ausgebreitet hätte, jener Geist, der ohne eine solche Institution vereinzelt, zerbröckelt, entartet sein Dasein weiterschleppt. Alle jene Männer sind zu Grunde gerichtet: und es gehört ein tollgewordener Glaube an die Vernünftigkeit alles Geschehenden dazu, um mit ihm eure Schuld entschuldigen zu wollen. Und nicht jene Männer allein! Aus allen Bereichen intellektueller Auszeichnung treten die Ankläger gegen euch auf: mag ich auf alle die dichterischen oder philosophischen oder malerischen oder plastischen Begabungen hinsehn und nicht nur auf die Begabungen des höchsten Grades, überall bemerke ich das nicht Reif-gewordene, das Überreizte oder zu früh Erschlaffte, das vor der Blüthe Versengte oder Erfrorene, überall wittere ich jenen „Widerstand der stumpfen Welt“, d.h. eure Verschuldung. Das will es besagen, wenn ich nach Bildungsanstalten verlange und den Zustand derer, die sich so nennen, erbarmungswürdig finde. Wer dies ein „ideales Verlangen“ und überhaupt „ideal“ zu nennen beliebt und wohl gar damit wie mit einem Lobe mich abzufinden meint, dem diene zur Antwort, daß das Vorhandene einfach eine Gemeinheit und eine Schmach ist, und daß wer in klapperdürrem Frost nach Wärme verlangt, wild werden muß, wenn man dies ein

„ideales Verlangen“ nennt. Hier handelt es sich um lauter aufdringliche, gegenwärtige, augenscheinliche Wirklichkeiten: wer etwas davon fühlt, der weiß, daß es hier eine Noth giebt, wie Frost und Hunger. Wer aber nichts davon fühlt — nun, der hat dann wenigstens einen Maßstab, um zu messen, wo das aufhört, was ich „Bildung“ nenne und bei welchen Quadern der Pyramide sich die Sphäre, die von unten, und die andre, die von oben beherrscht wird, scheidet.“

Der Philosoph schien sich sehr erhitzt zu haben: wir forderten ihn auf, wieder etwas herumzugehn, während er seine letzten Reden stehend, in der Nähe jenes Baumstumpfes, der uns als Zielscheibe für unsere Pistolenkünste diente, gesprochen hatte. Es wurde für eine Zeit unter uns ganz still. Langsam und nachdenklich schritten wir auf und ab. Wir empfanden viel weniger Beschämung, so thörichte Argumente vorgebracht zu haben als eine gewisse Restitution unserer Persönlichkeit: gerade nach den erhitzten und für uns nicht schmeichelhaften Anreden glaubten wir uns dem Philosophen näher, ja persönlicher gestellt zu fühlen. Denn so elend ist der Mensch, daß er durch nichts einem Fremden so schnell nahe kommt, als wenn dieser eine Schwäche, einen Defekt merken läßt. Daß unser Philosoph erhitzt wurde und Schimpfworte gebrauchte, überbrückte etwas die bisher allein empfundene scheue Ehrerbietung: für den, der eine solche Beobachtung empörend findet, sei hinzugesetzt, daß diese Brücke oftmals von der entfernten Verehrung zur persönlichen Liebe und zum Mitleiden führt. Und dieses Mitleiden trat, nach jenem Gefühl der Restitution unserer Persönlichkeit, allmählich immer stärker hervor. Wozu führten wir den alten Mann hier nächtlicher Weile zwischen Baum und Fels herum? Und da er dies uns nachgegeben hatte, warum fanden wir nicht eine ruhigere und bescheidenere Form, uns belehren zu lassen, warum mußten wir zu drei in so ungeschickter Weise unsern Widerspruch äußern! Denn jetzt merkten wir es bereits, wie unbedacht, unvorbereitet und unerfahren unsere Einwendungen waren, wie sehr gerade in ihnen das Echo der Gegenwart wiederklang, deren Stimme der Alte nun einmal im Bereiche der Bildung nicht hören mochte. Unsere Einwendungen waren überdies nicht eigentlich rein aus dem Intellekte entsprungen: der Grund, der durch die Reden des Philosophen erregt und zum Widerstand gereizt war, schien anderswo zu liegen. Vielleicht sprach aus uns nur die instinktive Angst, ob gerade unsere Individuen bei solchen Ansichten, wie sie der Philosoph hatte, vortheilhaft bedacht seien, vielleicht drängten sich alle jene früheren Einbildungen, die wir uns über unsere eigene Bildung gemacht hatten, jetzt zu der Noth zusammen, um jeden Preis Gründe gegen eine Betrachtungsart zu finden, durch die allerdings unser vermeintlicher Anspruch auf Bildung recht gründlich abgewiesen wurde. Mit Gegnern aber, die so persönlich die Wucht einer Argumentation empfinden, soll man nicht streiten; oder wie die Moral für unsern Fall lauten würde: solche Gegner sollen nicht streiten, sollen nicht widersprechen.

So giengen wir neben dem Philosophen her, beschämt, mitleidig, unzufrieden mit uns und mehr als je überzeugt, daß der Greis Recht haben müsse, und daß wir ihm Unrecht gethan hätten. Wie weit zurück lag jetzt der Jugendtraum unserer Bildungsanstalt, wie deutlich erkannten wir die Gefahr, an der wir bisher nur durch einen Zufall vorbeigeschlüpft waren, uns nämlich mit Haut und Haar dem Bildungswesen zu verkaufen, das von jenen Knabenjahren an, bereits aus unserm Gymnasium heraus verlockend zu uns gesprochen hatte. Worin lag es doch, daß wir noch nicht im öffentlichen Chorus seiner Bewunderer standen? Vielleicht nur darin, daß wir noch wirkliche Studenten waren, daß wir uns noch, aus dem gierigen Haschen und Drängen, aus dem rastlosen und sich überstürzenden Wellenschlag der Öffentlichkeit, auf jene bald nun auch weggeschwemmte Insel zurückziehn konnten!

Von derartigen Gedanken überwältigt waren wir im Begriff den Philosophen anzureden, als er sich plötzlich gegen uns wendete und mit milderer Stimme begann: „Ich darf mich nicht wundern, wenn ihr euch jugendlich, unvorsichtig und voreilig benehmt. Denn schwerlich hattet ihr über das, was ihr von mir hörtet, schon jemals ernsthaft nachgedacht. Laßt euch Zeit, tragt es mit euch herum, aber denkt daran Tag und Nacht. Denn jetzt seid ihr an den Kreuzweg gestellt, jetzt wißt ihr, wohin die beiden Wege führen. Auf dem einen wandelnd, seid ihr eurer Zeit willkommen, sie wird es an Kränzen und Siegeszeichen nicht fehlen lassen: ungeheure Parteien werden euch tragen, hinter eurem Rücken werden ebensoviel Gleichgesinnte wie vor euch stehen. Und wenn der Vordermann ein Losungswort ausspricht, so hallt es in allen Reihen wieder. Hier heißt die erste Pflicht: in Reih' und Glied kämpfen, die zweite: alle die zu vernichten, die sich nicht in Reih' und Glied stellen wollen. Der andre Weg führt euch mit seltneren Wandergenossen zusammen, er ist schwieriger, verschlungener und steiler: die welche auf dem ersten gehen, verspotten euch, weil ihr dort mühsamer schreitet, sie versuchen es auch wohl, euch zu sich hinüberzulocken. Wenn aber einmal beide Wege sich kreuzen, so werdet ihr mißhandelt, bei Seite gedrängt oder man weicht euch scheu aus und isolirt euch. Was würde nun, für die so verschiedenartigen Wanderer beider Wege, eine Bildungsanstalt zu bedeuten haben? Jener ungeheure Schwarm, der sich auf dem ersten Wege zu seinen Zielen drängt, versteht darunter eine Institution, wodurch er selbst in Reih' und Glied aufgestellt wird und von der alles abgeschieden und losgelöst wird, was etwa nach höheren und entlegeneren Zielen hinstrebt.

Freilich verstehen sie es prunkende Worte für ihre Tendenzen in Umlauf zu bringen: sie reden z.B. von der „allseitigen Entwicklung der freien Persönlichkeit innerhalb fester gemeinsamer nationaler und menschlich-sittlicher Überzeugungen", oder nennen als ihr Ziel „die Begründung des auf Vernunft, Bildung, Gerechtigkeit ruhenden Volksstaates".

Für die andere kleinere Schaar ist eine Bildungsanstalt etwas durchaus Verschiedenes. Diese will, an der Schutzwehr einer festen Organisation, verhüten, daß sie selbst, durch jenen Schwarm, weggeschwemmt und auseinandergetrieben werde, daß ihre Einzelnen in frühzeitiger Ermattung oder abgelenkt, entartet, zerstört, ihre edele und erhabene Aufgabe aus dem Auge verlieren. Diese Einzelnen sollen ihr Werk vollenden, das ist der Sinn ihrer gemeinschaftlichen Institution — und zwar ein Werk, das gleichsam von den Spuren des Subjekts gereinigt und über das Wechselspiel der Zeiten hinausgetragen sein soll, als lautere Wiederspiegelung des ewigen und unveränderlichen Wesens der Dinge. Und alle, die an jenem Institute Theil haben, sollen auch mit bemüht sein, durch eine solche Reinigung vom Subjekt, die Geburt des Genius und die Erzeugung seines Werkes vorzubereiten. Nicht Wenige, auch aus der Reihe der zweiten und dritten Begabungen, sind zu einem solchen Mithelfen bestimmt und kommen nur im Dienste einer solchen wahren Bildungsinstitution zu dem Gefühl, ihrer Pflicht zu leben. Jetzt aber werden gerade diese Begabungen, von den unausgesetzten Verführungskünsten jener modischen „Kultur" aus ihrer Bahn abgelenkt und ihrem Instinkte entfremdet. An ihre egoistischen Regungen, an ihre Schwächen und Eitelkeiten richtet sich diese Versuchung, ihnen gerade flüstert jener Zeitgeist zu „Folgt mir! Dort seid ihr Diener, Gehülfen, Werkzeuge, von höheren Naturen überstrahlt, eurer Eigenart niemals froh, an Fäden gezogen, an Ketten gelegt, als Sklaven, ja als Automaten: hier, bei mir, genießt ihr als Herrn eure freie Persönlichkeit, eure Begabungen dürfen für sich glänzen, mit ihnen werdet ihr selbst an der ersten Stelle stehn, ungeheures Gefolge wird euch begleiten, und der Zuruf der öffentlichen Meinung wird euch mehr behagen, als eine vornehm gespendete Belobigung aus der Höhe des Genius." Solchen Verlockungen unterliegen jetzt die Allerbesten: und im Grunde entscheidet wohl hier kaum der Grad der Begabung, ob man für derartige Stimmen zugänglich ist, oder nicht, sondern die Höhe und der Grad einer gewissen sittlichen Erhabenheit, der Instinkt zum Heroismus, zur Aufopferung — und endlich ein sicheres zur Sitte gewordenes, durch richtige Erziehung eingeleitetes Bedürfniß der Bildung: als welche, wie ich schon sagte, vor allem Gehorsam und Gewöhnung an die Zucht des Genius ist. Gerade aber von einer solchen Zucht, einer solchen Gewöhnung wissen die

Institute, die man jetzt „Bildungsanstalten“ nennt, so viel wie nichts: obwohl es mir nicht zweifelhaft ist, daß das Gymnasium ursprünglich als eine derartige wahre Bildungsinstitution, wenigstens als vorbereitende Veranstaltung, gemeint war und in den wunderbaren, tiefsinnig erregten Zeiten der Reformation die ersten kühnen Schritte auf einer solchen Bahn wirklich gethan hat, ebenfalls daß sich in der Zeit unseres Schiller, unseres Goethe wieder etwas von jenem schmählich abgeleiteten oder sekretirten Bedürfnisse merken ließ, gleichsam als ein Keim jener Schwinge, von der Plato im Phaedrus redet und welche die Seele, bei jeder Berührung mit dem Schönen, beflügelt und emporträgt — nach dem Reiche der unwandelbaren reinen eingestalten Urbilder der Dinge.“

— „Ach, mein verehrter und ausgezeichneter Lehrer, begann jetzt der Begleiter, nachdem Sie den göttlichen Plato und die Ideenwelt citirt haben, glaube ich nicht mehr daran, daß Sie mir zürnen, so sehr ich auch durch meine vorige Rede Ihre Mißbilligung und Ihren Zorn verdient habe. Sobald Sie reden, regt sich bei mir jene platonische Schwinge; und nur in den Zwischenpausen habe ich, als Wagenlenker meiner Seele, mit dem widerstrebenden wilden und ungebärdigen Rosse rechte Mühe, das Plato auch beschrieben hat und von dem er sagt, es sei schief und ungeschlacht, mit starrem Nacken, kurzem Hals und platter Nase, schwarzgefärbt, grauen blutunterlaufenen Auges, an den Ohren struppicht und schwerhörig, zu Frevel und Unthat allzeit bereit und kaum durch Geißel und Stachelstab lenkbar. Denken Sie sodann daran, wie lange ich von Ihnen entfernt gelebt habe und wie gerade auch an mir alle jene Verführungskünste sich erproben konnten, von denen Sie redeten, vielleicht doch nicht ohne einigen Erfolg, wenn auch fast unbemerkt vor mir selber. Ich begreife gerade jetzt stärker als je, wie nothwendig eine Institution ist, welche es nur ermöglicht, mit den seltenen Männern wahrer Bildung zusammenzuleben, um an ihnen Führer und Leitsterne zu haben. Wie stark empfinde ich die Gefahr des einsamen Wanderns! Und wenn ich, wie ich Ihnen sagte, aus dem Gewühl und der direkten Berührung mit dem Zeitgeiste mich durch Flucht zu retten wähnte, so war selbst diese Flucht eine Täuschung. Fortwährend, aus unzähligen Adern, mit jedem Athemzuge quillt jene Atmosphäre in uns hinein, und keine Einsamkeit ist einsam und ferne genug, wo sie uns nicht, mit ihren Nebeln und Wolken, zu erreichen wüßte. Als Zweifel, als Gewinn, als Hoffnung, als Tugend verkleidet, in der wechselreichsten Maskentracht umschleichen uns die Bilder jener Kultur: und selbst hier in Ihrer Nähe, d.h. gleichsam an der Hand eines wahren Bildungseremiten wußte uns jene Gaukelei zu verführen. Wie beständig und treu muß jene kleine Schaar einer fast sektirerisch zu nennenden Bildung unter sich wachen! Wie sich gegenseitig stärken! Wie streng muß hier der Fehltritt gerügt, wie mitleidig verziehn werden! So verzeihen Sie nun auch mir, mein Lehrer, nachdem Sie mich so ernst zurechtgewiesen haben!“

„Du führst eine Sprache, mein Guter, sagte der Philosoph, die ich nicht mag und die an religiöse Konventikel erinnert. Damit habe ich nichts zu thun. Aber Dein platonisches Pferd hat mir gefallen, seinetwegen soll Dir auch verziehen sein. Gegen dieses Pferd tausche ich mein Säugethier ein. Übrigens habe ich wenig Lust noch, mit euch hier im Kühlen noch ferner herumzugehn. Mein von mir erwarteter Freund ist zwar toll genug, auch wohl um Mitternacht noch hier hinauf zu kommen, wenn er es einmal versprochen hat. Aber ich warte vergebens auf das zwischen uns verabredete Zeichen: mir bleibt es unverständlich, was ihn bis jetzt abgehalten hat. Denn er ist pünktlich und genau, wie wir Alten zu sein pflegen und wie es die Jugend jetzt für altväterisch hält. Diesmal läßt er mich im Stich: es ist verdrießlich! Nun folgt mir nur! Es ist Zeit zu gehen!“

— In diesem Augenblicke zeigte sich etwas Neues. —

[«]

Vortrag V

Fünfte Rede

gehalten am dreiundzwanzigsten März.

Meine verehrten Zuhörer!

Wenn das, was ich Ihnen von den mannichfaltig erregten, in nächtlicher Stille geführten Reden unseres Philosophen erzählt habe, mit einigem Mitgefühl von Ihnen aufgenommen ist, so dürfte Sie die zuletzt berichtete unmuthige Entschließung desselben in ähnlicher Weise getroffen haben, wie sie uns damals traf. Plötzlich nämlich kündigte er uns an, daß er gehen wolle: im Stich gelassen von seinem Freunde und wenig erquickt von dem, was wir, sammt seinem Begleiter, ihm in solcher Einöde entgegenzubringen wußten, schien er nun hastig den nutzlos verlängerten Aufenthalt auf dem Berge abbrechen zu wollen. Der Tag durfte ihm als verloren gelten: und ihn gleichsam von sich abschüttelnd hätte er gewiß auch gern das Andenken an unsere Bekanntschaft ihm hinterdrein werfen mögen. Und so trieb er uns, unwillig, an zu gehen, als ein neues Phänomen ihn zum Stillstehen zwang, und der bereits erhobene Fuß sich wieder zögernd senkte.

Ein farbiger Lichtschein und ein knatterndes schnell verhallendes Getöse, aus der Gegend des Rheines her, bannte unsere Aufmerksamkeit; und gleich darauf zog sich eine langsame melodische Phrase, im Einklange, doch durch zahlreiche jugendliche Stimmen verstärkt, aus der Ferne zu uns herüber. „Dies ist ja sein Signal“ rief der Philosoph, „mein Freund kommt doch noch, und ich habe nicht umsonst gewartet. Es wird ein mitternächtliches Wiedersehn — wie melden wir ihm doch, daß ich jetzt noch hier bin? Auf! Ihr Pistolenschützen, jetzt zeigt eure Künste einmal! Hört ihr den strengen Rhythmus jener uns begrüßenden Melodie? Diesen Rhythmus merkt euch und wiederholt ihn in der Reihenfolge eurer Explosionen!“

Dies war eine Aufgabe nach unserem Geschmack und unserer Fähigkeit; wir luden so schnell wie möglich und nach kurzer Verständigung erhoben wir unsere Pistolen nach der von Sternen durchleuchteten Höhe, während jene eindringliche Tonfolge in der Tiefe, nach kurzer Wiederholung, erstarb. Der erste, der zweite und dritte Schuß giengen schneidig in die Nacht hinaus — jetzt schrie der Philosoph „falscher Takt!“; denn plötzlich waren wir unserer rhythmischen Aufgabe untreu geworden: eine Sternschnuppe kam, unmittelbar nach dem dritten Schuß pfeilschnell heruntergeflogen, und fast unwillkürlich ertönte der vierte und fünfte Schuß zugleich, in der Richtung ihres Niederfalls.

„Falscher Takt! schrie der Philosoph, wer heißt euch nach Sternschnuppen zu zielen! Das platzt schon von selbst, ohne euch; man muß wissen, was man will, wenn man mit Waffen hantiert.“

In diesem Augenblicke wiederholte sich, vom Rheine her herübergetragen, jene, jetzt von zahlreicheren und lauteren Stimmen intonirte Melodie. „Man hat uns doch verstanden, rief lachend mein Freund: und wer kann auch widerstehen, wenn so ein leuchtendes Gespenst gerade in Schußweite kommt?“ —

„Still! unterbrach ihn der Begleiter, was mag das für ein Schwarm sein, der uns dies Signal entgegensingt? Ich rathe auf zwanzig bis vierzig Stimmen, kräftige männliche Stimmen — und von wo aus begrüßt uns jener Schwarm? Er scheint noch nicht das jenseitige Ufer des Rheins verlassen zu haben — doch das müssen wir ja sehen können, von unserer Bank aus. Kommen Sie schnell dahin!“

An der Stelle nämlich, auf der wir bis jetzt auf und ab gegangen waren, in der Nähe jenes gewaltigen Baumstumpfes, war die Aussicht nach dem Rheine zu durch das dichte finstere und hohe Gehölz abgeschnitten. Dagegen habe ich erzählt, daß man von jenem Ruheplatz aus, etwas tiefer als die ebene Fläche auf der Höhe des Berges, einen Durchblick durch die Baumgipfel hindurch hatte und daß gerade der Rhein, mit der Insel Nonnenwörth im Arme, den Mittelpunkt des gerundeten Ausschnittes für den Beschauer ausfüllte. Wir liefen eilig, doch mit Vorsicht für den greisen Philosophen, nach diesem Ruheplatze hin: es war schwarze Dunkelheit im Walde, und den Philosophen rechts und links geleitend, erriethen wir mehr den gebahnten Weg als daß wir ihn wahrnahmen.

Kaum hatten wir die Bänke erreicht als uns ein feuriges, trübes breites und unruhiges Leuchten, offenbar von der anderen Seite des Rheines her, in’s Auge fiel. „Das sind Fackeln, rief ich; nichts ist sicherer als daß dort drüben meine Kameraden aus Bonn sind und daß Ihr Freund in ihrer Mitte sein muß. Diese haben gesungen, diese werden ihm das Geleit geben. Sehen Sie! Hören Sie! Jetzt steigt man in die Kähne: in wenig mehr als einer halben Stunde wird der Fackelzug hier oben angelangt sein.“

Der Philosoph sprang zurück. „Was sagen Sie? versetzte er, Ihre Kameraden aus Bonn, also Studenten, mit Studenten käme mein Freund?“ —

Diese fast ingrimmig vorgestoßene Frage regte uns auf. Was haben Sie gegen die Studenten? entgegneten wir und bekamen keine Antwort. Erst nach einer Weile begann der Philosoph langsam, in klagendem Tone und gleichsam den noch Entfernten anredend: „Also selbst um Mitternacht, mein Freund, selbst auf dem einsamen Berge werden wir nicht allein sein, und du selbst bringst eine Schaar studentischer Störenfriede zu mir herauf, der Du doch weißt, daß ich diesem genus omne gern und behutsam aus dem Wege gehe. Ich verstehe dich darin nicht, mein ferner Freund: es will doch etwas sagen, wenn wir uns nach langer Trennung zum Wiedersehn zusammenfinden und einen solchen entlegenen Winkel und solche ungewöhnliche Stunden dazu auslesen. Wozu brauchten wir einen Chor von Zeugen und von solchen Zeugen! Was uns ja für heute zusammenruft, das ist doch am wenigsten ein sentimentalisches weichmüthiges Bedürfniß: denn wir haben Beide bei Zeiten gelernt, allein und in würdevoller Isolation leben zu können. Nicht um unsertwillen, etwa um zärtliche Gefühle zu pflegen oder um eine Scene der Freundschaft pathetisch darzustellen, haben wir beschlossen uns hier zu sehen; sondern hier, wo ich Dich einst in denkwürdiger Stunde, feierlich vereinsamt, antraf, wollten wir mit einander, gleichsam als Ritter einer neuen Vehme, des ernstesten Rathes pflegen. Mag uns dabei hören, wer uns versteht, aber warum bringst du einen Schwarm mit, der uns gewiß nicht versteht! Ich erkenne Dich darin nicht, mein ferner Freund!“

Wir hielten es nicht für schicklich, den so ungemuth Klagenden zu unterbrechen: und als er melancholisch verstummte, wagten wir doch nicht ihm zu sagen, wie sehr uns diese mißtrauische Ablehnung des Studenten verdrießen mußte.

Endlich wendete sich der Begleiter an den Philosophen und sagte: „Sie erinnern mich, mein Lehrer, daran, daß Sie ja auch in früherer Zeit, bevor ich Sie kennen lernte, an mehreren Universitäten gelebt haben und daß Gerüchte über Ihren Verkehr mit Studirenden, über die Methode Ihres Unterrichts noch aus jener Periode im Umlauf sind. Aus dem Tone der Resignation, mit dem Sie eben von dem Studenten sprachen, dürfte Mancher wohl auf eigenthümliche verstimmende Erfahrungen rathen; ich aber glaube vielmehr, daß Sie eben das erfahren und gesehen haben, was Jeder dort erfährt und sieht, daß Sie aber dies strenger und richtiger beurtheilt haben als jeder Andere. Denn so viel habe ich aus Ihrem Umgange gelernt, daß die merkwürdigsten, lehrreichsten und entscheidenden Erfahrungen und Erlebnisse die alltäglichen sind, daß aber gerade das, was als ungeheures Räthsel vor Aller Augen liegt, von den Wenigsten als Räthsel verstanden wird, und daß für die wenigen rechten Philosophen eben diese Probleme unberührt, mitten auf der Fahrstraße und gleichsam unter den Füßen der Menge, liegen bleiben, um von ihnen dann sorgsam aufgehoben zu werden und von nun an als Edelsteine der Erkenntniß zu leuchten. Vielleicht sagen Sie uns, in der kurzen Pause, die uns noch bis zur Ankunft Ihres Freundes bleibt, noch etwas über Ihre Erkenntnisse und Erfahrungen in der Sphäre der Universität und vollenden damit den Kreis der Betrachtungen, zu denen wir unwillkürlich, in Betreff unserer Bildungsanstalten genöthigt worden sind. Zudem sei es uns erlaubt, Sie daran zu erinnern, daß Sie, auf einer früheren Stufe Ihrer Besprechungen, mir sogar eine derartige Verheißung gemacht haben. Von dem Gymnasium ausgehend, behaupteten Sie für dasselbe eine außerordentliche Bedeutung: an seinem Bildungsziele, je nachdem es gesteckt ist, müßten sich alle anderen Institute messen, an den Verirrungen seiner Tendenz hätten jene mitzuleiden. Eine solche Bedeutung, als bewegender Mittelpunkt, könne jetzt selbst die Universität nicht mehr für sich in Anspruch nehmen, die, bei ihrer jetzigen Formation, wenigstens nach einer wichtigen Seite hin nur als Ausbau der Gymnasialtendenz gelten dürfe. Hier versprachen Sie mir eine spätere Ausführung: etwas was vielleicht auch unsre studirenden Freunde bezeugen können, die unser damaliges Gespräch möglicher Weise mit angehört haben.“

„Dies bezeugen wir“, versetzte ich. Der Philosoph wendete sich gegen uns und versetzte: „Nun, wenn Ihr wirklich zugehört habt, so könnt ihr mir einmal beschreiben, was Ihr, nach allem Gesagten, unter der jetzigen Gymnasialtendenz versteht. Zudem steht ihr dieser Sphäre noch nahe genug, um meine Gedanken an euren Erfahrungen und Empfindungen messen zu können.“

Mein Freund erwiederte, schnell und behend wie seine Art ist, etwa Folgendes: „Bis jetzt hatten wir immer geglaubt, daß die einzige Absicht des Gymnasiums sei, für die Universität vorzubereiten. Diese Vorbereitung aber soll uns selbständig genug für die außerordentlich freie Stellung eines Akademikers machen. Denn es scheint mir, daß in keinem Gebiete des jetzigen Lebens dem Einzelnen so viel zu entscheiden und zu verfügen überlassen sei, wie im Bereiche des studentischen Lebens. Er muß sich selbst, auf einer weiten, ihm völlig freigegebnen Fläche, auf mehrere Jahre hinaus führen können: also wird das Gymnasium versuchen müssen, ihn selbständig zu machen.“

Ich setzte die Rede meines Kameraden fort. „Es scheint mir sogar, sagte ich, daß alles das, was Sie, gewiß mit Recht, an dem Gymnasium zu tadeln haben, nur nothwendige Mittel sind, um, für ein so jugendliches Alter, eine Art von Selbständigkeit und mindestens den Glauben daran zu erzeugen. Dieser Selbständigkeit soll der deutsche Unterricht dienen: das Individuum muß seiner

Ansichten und Absichten zeitig froh werden, um ohne Krücken, allein gehen zu können. Deshalb wird es schon frühe zur Produktion und noch früher zu scharfer Beurtheilung und Kritik angehalten. Wenn die lateinischen und griechischen Studien auch nicht im Stande sind, den Schüler für das ferne Alterthum zu entzünden, so erwacht doch wohl, bei der Methode, mit der sie betrieben werden, der wissenschaftliche Sinn, die Lust an strenger Kausalität der Erkenntniß, die Begier zum Finden und Erfinden: wie Viele mögen durch eine auf dem Gymnasium gefundene, mit jugendlichem Tasten erhaschte neue Lesart zu den Reizungen der Wissenschaft dauernd verführt worden sein! Vielerlei muß der Gymnasiast lernen und in sich einsammeln: dadurch wird wahrscheinlich allgemach ein Trieb erzeugt, von dem geleitet er dann auf der Universität selbständig in ähnlicher Weise lernt und einsammelt. Kurz, wir glauben, es möge die Gymnasialtendenz sein, den Schüler so vorzubereiten und einzugewöhnen, daß er nachher so selbständig weiter lebe und lerne, wie er unter dem Zwange der Gymnasialordnung leben und lernen mußte.“

Der Philosoph lachte hierauf, doch nicht gerade gutmüthig und versetzte: „Da habt ihr mir sogleich eine schöne Probe dieser Selbständigkeit gegeben. Und gerade diese Selbständigkeit ist es, die mich so erschreckt und mir die Nähe von Studirenden der Gegenwart immer so unerquicklich macht. Ja, meine Guten, ihr seid fertig, ihr seid ausgewachsen, die Natur hat eure Form zerbrochen, und eure Lehrer dürfen sich an euch weiden. Welche Freiheit, Bestimmtheit, Unbekümmertheit des Urtheils, welche Neuheit und Frische der Einsicht! Ihr sitzt zu Gericht — und alle Kulturen aller Zeiten laufen davon. Der wissenschaftliche Sinn ist entzündet und schlägt als Flamme aus euch heraus — es hüte sich Jeder, an euch nicht zu verbrennen! Nehme ich nun gleich eure Professoren noch hinzu, so bekomme ich dieselbe Selbständigkeit noch einmal, in einer kräftigen und anmuthigen Steigerung; nie war eine Zeit so reich an den schönsten Selbständigkeiten, nie haßte man so stark jede Sklaverei, auch freilich die Sklaverei der Erziehung und der Bildung.

Erlaubt mir aber, diese eure Selbständigkeit einmal an dem Maßstabe eben dieser Bildung zu messen und eure Universität nur als Bildungsanstalt in Betracht zu ziehn. Wenn ein Ausländer unser Universitätswesen kennen lernen will, so fragt er zuerst mit Nachdruck: Wie hängt bei euch der Student mit der Universität zusammen? Wir antworten: durch das Ohr, als Hörer. — Der Ausländer erstaunt. „Nur durch das Ohr?“ fragt er nochmals. „Nur durch das Ohr“ antworten wir nochmals. Der Student hört. Wenn er spricht, wenn er sieht, wenn er geht, wenn er gesellig ist, wenn er Künste treibt, kurz wenn er lebt, ist er selbständig d.h.

unabhängig von der Bildungsanstalt. Sehr häufig schreibt der Student zugleich, während er hört. Dies sind die Momente, in denen er an der Nabelschnur der Universität hängt. Er kann sich wählen, was er hören will, er braucht nicht zu glauben, was er hört, er kann das Ohr schließen, wenn er nicht hören mag. Dies ist die „akroamatische“ Lehrmethode.

Der Lehrer aber spricht zu diesen hörenden Studenten. Was er sonst denkt und thut, ist durch eine ungeheure Kluft von der Wahrnehmung des Studenten abgeschieden. Häufig liest der Professor, während er spricht. Im Allgemeinen will er möglichst viele solche Hörer haben, in der Noth begnügt er sich mit Wenigen, fast nie mit Einem. Ein redender Mund und sehr viele Ohren, mit halb soviel schreibenden Händen — das ist der äußerliche akademische Apparat, das ist die in Thätigkeit gesetzte Bildungsmaschine der Universität. Im Übrigen ist der Inhaber dieses Mundes von den Besitzern der vielen Ohren getrennt und unabhängig: und diese doppelte Selbständigkeit preist man mit Hochgefühl als „akademische Freiheit“. Übrigens kann der Eine — um diese Freiheit noch zu erhöhen — ungefähr reden, was er will, der Andre ungefähr hören, was er will: nur daß hinter beiden Gruppen in bescheidener Entfernung der Staat mit einer gewissen gespannten Aufsehermiene steht, um von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß er Zweck, Ziel und Inbegriff der sonderbaren Sprech- und Hörprozedur sei.

Wir, denen es einmal gestattet sein muß, dieses überraschende Phänomen nur als Bildungsinstitution zu berücksichtigen, berichten also dem forschenden Ausländer, daß das, was auf unsern Universitäten Bildung ist, aus dem Munde zum Ohre geht, daß alle Erziehung zur Bildung, wie gesagt, nur „akroamatisch“ ist. Da aber selbst das Hören und die Auswahl des zu Hörenden dem akademisch freigesinnten Studenten zu selbständiger Entscheidung überlassen ist, da er andererseits allem Gehörten Glaubwürdigkeit und Auktorität absprechen kann, so fällt, in einem strengen Sinne, alle Erziehung zur Bildung ihm selbst zu, und die durch das Gymnasium zu erstrebende Selbständigkeit zeigt sich jetzt mit höchstem Stolze als „akademische Selbsterziehung zur Bildung“ und prunkt mit ihrem glänzendsten Gefieder.

Glückliche Zeit, in der die Jünglinge weise und gebildet genug sind, um sich selbst am Gängelbande führen zu können! Unübertreffliche Gymnasien, denen es gelingt Selbständigkeit zu pflanzen, wo andre Zeiten glaubten, Abhängigkeit, Zucht, Unterordnung, Gehorsam pflanzen und allen Selbständigkeitsdünkel abwehren zu müssen! Wird euch hier deutlich, meine Guten, weshalb ich, nach der Seite der Bildung hin, die jetzige Universität als Ausbau der Gymnasialtendenz zu betrachten liebe? Die durch das Gymnasium anerzogne Bildung tritt, als etwas Ganzes und

Fertiges, mit wählerischen Ansprüchen in die Thore der Universität: sie fordert, sie giebt Gesetze, sie sitzt zu Gericht. Täuscht euch also über den gebildeten Studenten nicht: dieser ist, soweit er eben die Bildungsweihen empfangen zu haben glaubt, immer noch der in den Händen seiner Lehrer geformte Gymnasiast: als welcher nun, seit seiner akademischen Isolation, und nachdem er das Gymnasium verlassen hat, damit gänzlich aller weiteren Formung und Leitung zur Bildung entzogen ist, um von nun an von sich selbst zu leben und frei zu sein.

Frei! Prüft diese Freiheit, ihr Menschenkenner! Aufgebaut auf dem thönernen Grunde der jetzigen Gymnasialkultur, auf zerbröckelndem Fundamente, steht ihr Gebäude schiefgerichtet und unsicher bei dem Anhauche der Wirbelwinde. Seht euch den freien Studenten, den Herold der Selbständigkeitsbildung an, errathet ihn in seinen Instinkten, deutet ihn euch aus seinen Bedürfnissen! Was dünkt euch über seine Bildung, wenn ihr diese an drei Gradmessern zu messen wißt, einmal an seinem Bedürfniß zur Philosophie, sodann an seinem Instinkte für Kunst und endlich an dem griechischen und römischen Alterthum als an dem leibhaften kategorischen Imperativ aller Kultur.

Der Mensch ist so umlagert von den ernstesten und schwierigsten Problemen, daß er, in der rechten Weise an sie herangeführt, zeitig in jenes nachhaltige philosophische Erstaunen gerathen wird, auf dem allein, als auf einem fruchtbaren Untergrunde, eine tiefere und edlere Bildung wachsen kann. Am häufigsten führen ihn wohl die eignen Erfahrungen an diese Probleme heran, und besonders in der stürmischen Jugendzeit spiegelt sich fast jedes persönliche Ereigniß in einem doppelten Schimmer, als Exemplifikation einer Alltäglichkeit und zugleich eines ewigen erstaunlichen und erklärungswürdigen Problems. In diesem Alter, das seine Erfahrungen gleichsam mit metaphysischen Regenbogen umringt sieht, ist der Mensch auf das Höchste einer führenden Hand bedürftig, weil er plötzlich und fast instinktiv sich von der Zweideutigkeit des Daseins überzeugt hat und den festen Boden der bisher gehegten überkommenen Meinungen verliert.

Dieser naturgemäße Zustand höchster Bedürftigkeit muß begreiflicher Weise als der ärgste Feind jener beliebten Selbständigkeit gelten, zu der der gebildete Jüngling der Gegenwart herangezogen werden soll. Ihn zu unterdrücken und zu lähmen, ihn abzuleiten oder zu verkümmern sind deshalb alle jene bereits in den Schooß des „Selbstverstandes“ eingekehrten Jünger der „Jetztzeit“ eifrig bemüht: und das beliebteste Mittel ist, jenen naturgemäßen philosophischen Trieb durch die sogenannte „historische Bildung“ zu paralysiren. Ein noch jüngst in skandaleuser Weltberühmtheit stehendes System hatte die Formel für diese Selbstvernichtung der Philosophie ausfindig gemacht: und jetzt zeigt sich bereits überall, bei der historischen Betrachtung der Dinge, eine solche naive Unbedenklichkeit, das Unvernünftigste zur „Vernunft“ zu bringen und das Schwärzeste als weiß gelten zu lassen, daß man öfters, mit parodischer Anwendung jenes Hegelschen Satzes fragen möchte: „Ist diese Unvernunft wirklich?“ Ach, gerade das Unvernünftige scheint jetzt allein „wirklich“ d.h. wirkend zu sein, und diese Art von Wirklichkeit zur Erklärung der Geschichte bereit zu halten gilt als eigentliche „historische Bildung“. In diese hat sich der philosophische Trieb unserer Jugend verpuppt: in dieser den jungen Akademiker zu bestärken, scheinen sich jetzt die sonderbaren Philosophen der Universitäten verschworen zu haben.

So ist langsam, an Stelle einer tiefsinnigen Ausdeutung der ewig gleichen Probleme ein historisches, ja selbst ein philologisches Abwägen und Fragen getreten: was der und jener Philosoph gedacht habe oder nicht oder ob die und jene Schrift ihm mit Recht zuzuschreiben sei oder gar ob diese oder jene Lesart den Vorzug verdiene. Zu einem derartigen neutralen Sichbefassen mit Philosophie werden jetzt unsere Studenten in den philosophischen Seminarien unserer Universitäten angereizt: weshalb ich mich längst gewöhnt habe, eine solche Wissenschaft als Abzweigung der Philologie zu betrachten und ihre Vertreter darnach abzuschätzen, ob sie gute Philologen sind oder nicht. Demnach ist nun freilich die Philosophie selbst von der Universität verbannt: womit unsre erste Frage nach dem Bildungswerth der Universitäten beantwortet ist.

Wie diese selbe Universität zur Kunst sich verhält, ist ohne Scham gar nicht einzugestehen: sie verhält sich gar nicht. Von einem künstlerischen Denken, Lernen, Streben Vergleichen ist hier nicht einmal eine Andeutung zu finden, und gar von einem Votum der Universität zur Förderung der wichtigsten nationalen Kunstpläne wird Niemand im Ernste reden mögen. Ob der einzelne Lehrer sich zufällig persönlicher zur Kunst gestellt fühlt oder ob ein Lehrstuhl für ästhetisirende Litterarhistoriker gegründet ist, kommt hierbei gar nicht in Betracht: sondern daß die Universität als Ganzes nicht im Stande ist, den akademischen Jüngling in strenger künstlerischer Zucht zu halten und daß sie hier gänzlich willenlos geschehen läßt, was geschieht, darin liegt eine so schneidige Kritik ihres anmaßlichen Anspruchs, die höchste Bildungsanstalt vertreten zu wollen.

Ohne Philosophie, ohne Kunst leben unsere akademischen „Selbständigen“ heran: was können sie demnach für ein Bedürfniß haben, sich mit den Griechen und Römern einzulassen, zu denen eine Neigung zu erheucheln jetzt Niemand mehr einen Grund hat und die überdies in schwer zugänglicher Einsamkeit und majestätischer Entfremdung thronen. Die Universitäten unserer Gegenwart nehmen deshalb auch konsequenter Weise auf solche ganz erstorbene Bildungsneigungen gar keine Rücksicht und errichten ihre philologischen Professuren für die Erziehung neuer exklusiver Philologengenerationen, denen nun wieder die philologische Zurichtung der Gymnasiasten obliegt: ein Kreislauf des Lebens, der weder den Philologen noch den Gymnasien zu Gute kommt, der aber vor Allem die Universität zum dritten Male bezüchtigt, nicht das zu sein, wofür sie sich prunkender Weise gern ausgeben möchte — eine Bildungsanstalt. Denn nehmt nur die Griechen, sammt der Philosophie und der Kunst weg: an welcher Leiter wollt ihr noch zur Bildung emporsteigen? Denn bei dem Versuche, die Leiter ohne jene Hülfe zu erklimmen, möchte euch eure Gelehrsamkeit — das müßt ihr euch schon sagen lassen — vielmehr als eine unbehülfliche Last auf dem Nacken sitzen als daß sie euch beflügelte und emporzöge.

Wenn ihr nun, ihr Ehrlichen, auf diesen drei Stufen der Einsicht ehrlich geblieben seid und den jetzigen Studenten als ungeeignet und unvorbereitet für Philosophie, als instinktlos für wahre Kunst und als frei sich dünkenden Barbaren, Angesichts der Griechen, erkannt habt, so werdet ihr doch nicht beleidigt vor ihm zurückfliehn, wenn ihr auch vielleicht zu nahe Berührungen gerne verhüten möchtet. Denn so wie er ist, ist er unschuldig: so wie ihr ihn erkannt habt, klagt er stumm, doch fürchterlich die Schuldigen an.

Ihr müßtet die geheime Sprache verstehen, die dieser verschuldet Unschuldige vor sich selbst führt: dann würdet ihr auch das innere Wesen jener nach außen hin gern zur Schau getragnen Selbständigkeit verstehen lernen. Keinem der edler ausgerüsteten Jünglinge ist jene rastlose, ermüdende verwirrende entnervende Bildungsnoth ferne geblieben: für jene Zeit, in der er scheinbar der einzig Freie in einer beamteten und bediensteten Wirklichkeit ist, büßt er jene großartige Illusion der Freiheit durch immer sich erneuernde Qualen und Zweifel. Er fühlt daß er sich selbst nicht führen, sich selbst nicht helfen kann: dann taucht er sich hoffnungsarm in die Welt des Tages und der Tagesarbeit: die trivialste Geschäftigkeit umhüllt ihn, schlaff sinken seine Glieder. Plötzlich wieder rafft er sich auf: noch fühlt er die Kraft nicht erlahmt, die ihn oben zu halten vermag. Stolze und edle Entschlüsse bilden sich und wachsen in ihm. Es erschreckt ihn, in enger kleinlicher Fachmäßigkeit so frühe zu versinken; und nun greift er nach Stützen und Pfeilern, um nicht in jene Bahn gerissen zu werden. Umsonst! diese Stützen weichen; denn er hatte fehlgegriffen und an zerbrechlichem Rohre sich festgehalten. In leerer und trostloser Stimmung sieht er seine Pläne verrauchen: sein Zustand ist abscheulich und unwürdig: er wechselt mit überspannter Thätigkeit und melancholischer Erschlaffung. Dann ist er müde, faul, furchtsam vor der Arbeit, vor allem Großen erschreckend und im Hasse gegen sich selbst. Er zergliedert seine Fähigkeiten und glaubt in hohle oder chaotisch ausgefüllte Räume zu sehen. Dann wieder stürzt er aus der Höhe der erträumten Selbsterkenntniß in eine ironische Skepsis. Er entkleidet seine Kämpfe ihrer Wichtigkeit und fühlt sich bereit zu jeder wirklichen, wenn auch niedrigen Nützlichkeit. Er sucht jetzt seinen Trost in einem hastigen unablässigen Thun, um sich unter ihm vor sich selbst zu verstecken. Und so treibt ihn seine Rathlosigkeit und der Mangel eines Führers zur Bildung aus einer Daseinsform in die andre: Zweifel, Aufschwung, Lebensnoth, Hoffnung, Verzagen, alles wirft ihn hin und her, zum Zeichen daß alle Sterne über ihm erloschen sind, nach denen er sein Schiff lenken könnte.

Das ist das Bild jener gerühmten Selbständigkeit, jener akademischen Freiheit, wiedergespiegelt in den besten und wahrhaft bildungsbedürftigen Seelen: denen gegenüber jene roheren und unbekümmerten Naturen nicht in Betracht kommen, welche sich ihrer Freiheit im barbarischen Sinne freuen. Denn diese zeigen in ihrem niedrig gearteten Behagen und in ihrer fachgemäßen zeitigen Beschränktheit daß für sie gerade dieses Element das Rechte ist: wogegen gar nichts zu sagen ist. Ihr Behagen aber wiegt wahrhaftig nicht das Leiden eines einzigen zur Kultur hingetriebenen und der Führung bedürftigen Jünglings auf, der unmuthig endlich die Zügel fallen läßt und sich selbst zu verachten beginnt. Dies ist der schuldlos Unschuldige: denn wer hat ihm die unerträgliche Last aufgebürdet, allein zu stehen? Wer hat ihn in einem Alter zur Selbständigkeit angereizt, in dem Hingebung an große Führer und begeistertes Nachwandeln auf der Bahn des Meisters gleichsam die natürlichen und nächsten Bedürfnisse zu sein pflegen.

Es hat etwas Unheimliches, den Wirkungen nachzudenken, zu denen die gewaltsame Unterdrückung so edler Bedürfnisse führen muß. Wer die gefährlichsten Förderer und Freunde jener von mir so gehaßten Pseudokultur der Gegenwart in der Nähe und mit durchdringendem Auge mustert, findet nur zu häufig gerade unter ihnen solche entartete und entgleiste Bildungsmenschen, durch eine innere Desperation in ein feindseliges Wüthen gegen die Kultur getrieben, zu der ihnen Niemand den Zugang zeigen wollte. Es sind nicht die schlechtesten und die geringsten, die wir dann als Journalisten und Zeitungsschreiber, in der Metamorphose der Verzweiflung, wiederfinden; ja, der Geist gewisser jetzt sehr gepflegter Litteraturgattungen wäre geradezu zu charakterisiren als desperates Studententhum. Wie anders wäre z.B. jenes ehemals wohlbekannte „junge Deutschland“ mit seinem bis zum Augenblick fortwuchernden Epigonenthum zu verstehen! Hier entdecken wir ein gleichsam wildgewordenes Bildungsbedürfniß, welches sich endlich selbst bis zu dem Schrei erhitzt: ich bin die Bildung. Dort, vor den Thoren der Gymnasien und der Universitäten, treibt sich die aus ihm entlaufene und sich nun souverän gebärdende Kultur dieser Anstalten herum, freilich ohne ihre Gelehrsamkeit: so daß z.B. der Romanschreiber Gutzkow am besten als Ebenbild des modernen, bereits litterarischen Gymnasiasten zu fassen wäre.

Es ist eine ernste Sache um einen entarteten Bildungsmenschen: und furchtbar berührt es uns, zu beobachten, daß unsre gesammte gelehrte und journalistische Öffentlichkeit das Zeichen dieser Entartung an sich trägt. Wie will man sonst unseren Gelehrten gerecht werden, wenn sie unverdrossen bei dem Werke der journalistischen Volksverführung zuschauen oder gar mithelfen, wie anders, wenn nicht durch die Annahme, daß ihre Gelehrsamkeit etwas Ähnliches für sie sein möge, was für jene die Romanschreiberei, nämlich eine Flucht vor sich selbst, eine asketische Ertödtung ihres Bildungstriebs, eine desperate Vernichtung des Individuums. Aus unserer entarteten litterarischen Kunst ebensowohl als aus der in's Unsinnige anschwellenden Buchmacherei unserer Gelehrten quillt der gleiche Seufzer hervor: ach, daß wir uns selbst vergessen könnten! Es gelingt nicht: die Erinnerung, durch ganze Berge darübergeschütteten gedruckten Papiers nicht erstickt, sagt doch von Zeit zu Zeit wieder: „ein entarteter Bildungsmensch! Zur Bildung geboren und zur Unbildung erzogen! Hülfloser Barbar, Sklave des Tages, an die Kette des Augenblicks gelegt und hungernd — ewig hungernd!“

O der elenden verschuldet-Unschuldigen! Denn ihnen fehlte etwas, was Jedem von ihnen entgegenkommen mußte, eine wahre Bildungsinstitution, die ihnen Ziele, Meister, Methoden, Vorbilder, Genossen geben konnte und aus deren Innerem der kräftigende und erhebende Anhauch des wahren deutschen Geistes auf sie zu strömte. So verkümmern sie in der Wildniß, so entarten sie zu Feinden jenes im Grunde ihnen innig verwandten Geistes; so häufen sie Schuld auf Schuld, schwerere als je eine andre Generation gehäuft hat, das Reine beschmutzend, das Heilige entweihend, das Falsche und Unächte präkonisirend. An ihnen mögt ihr über die Bildungskraft unserer Universitäten zum Bewußtsein kommen und euch die Frage allen Ernstes vorlegen: Was fördert ihr in ihnen? die deutsche Gelehrsamkeit, die deutsche Erfindsamkeit, den ehrlichen deutschen Trieb zur Erkenntniß, den deutschen der Aufopferung fähigen Fleiß — schöne und herrliche Dinge, um die euch andre Nationen beneiden werden, ja die schönsten und herrlichsten Dinge der Welt, wenn über ihnen allen jener wahre deutsche Geist als dunkle blitzende befruchtende, segnende Wolke ausgebreitet läge. Vor diesem Geiste aber fürchtet ihr euch und daher hat sich eine andre Dunstschicht, schwül und schwer, über euren Universitäten zusammengezogen, unter der eure edleren Jünglinge mühsam und belastet athmen, unter der die Besten zu Grunde gehen.

Es gab in diesem Jahrhundert einen tragisch ernsten und einzig belehrenden Versuch, jene Dunstschicht zu zerstreuen und den Ausblick nach dem hohen Wolkengange des deutschen Geistes weithin zu erschließen. Die Geschichte der Universitäten enthält keinen ähnlichen Versuch mehr, und wer das, was hier noth thut, eindringlich demonstriren will, wird nie ein deutlicheres Beispiel finden können. Dies ist das Phänomen der alten unsprünglichen „Burschenschaft“.

Im Kriege hatte der Jüngling den unvermutheten würdigsten Kampfpreis heimgetragen, die Freiheit des Vaterlandes: mit diesem Kranze geziert sann er auf Edleres. Zur Universität zurückkehrend empfand er, schwerathmend, jenen schwülen und verderbten Hauch, der über der Stätte der Universitätsbildung lag. Plötzlich sah er mit erschrecktem, weitgeöffnetem Auge die hier unter Gelehrsamkeiten aller Art künstlich versteckte undeutsche Barbarei, plötzlich entdeckte er seine eignen Kameraden, wie sie führerlos einem widerlichen Jugendtaumel überlassen wurden. Und er ergrimmte. Mit der gleichen Miene der stolzesten Empörung erhob er sich, mit der sein Friedrich Schiller einst die „Räuber“ vor den Genossen recitirt haben mochte: und wenn dieser seinem Schauspiel das Bild eines Löwen und die Aufschrift „in tyrannos“ gegeben hatte, so war sein Jünger selbst jener zum Sprunge sich anschickende Löwe: und wirklich erzitterten alle „Tyrannen“. Ja, diese empörten Jünglinge sahen für den scheuen und oberflächlichen Blick nicht viel anders aus als Schiller’s Räuber: ihre Reden klangen dem ängstlichen Horcher wohl so, als ob Sparta und Rom gegen sie Nonnenklöster gewesen wären. Der Schrecken über diese empörten Jünglinge war so allgemein, wie ihn nicht einmal jene „Räuber“ in der Sphäre der Höfe erregt hatten: von denen doch ein deutscher Fürst, nach Goethes Erklärung, einmal geäußert haben soll „wäre er Gott und hätte er die Entstehung der Räuber vorausgesehen, so würde er die Welt nicht geschaffen haben“.

Woher die unbegreifliche Stärke dieses Schreckens? Denn jene empörten Jünglinge waren die tapfersten begabtesten und reinsten unter ihren Genossen: eine großherzige Unbekümmertheit, eine edle Einfalt der Sitte zeichnete sie in Gebärde und Tracht aus: die herrlichsten Gebote verknüpften sie unter einander zu strenger und frommer Tüchtigkeit; was konnte man an ihnen fürchten? Es ist nie zur Klarheit zu bringen, wie weit man bei dieser Furcht sich betrog oder sich verstellte oder wirklich das Rechte erkannte: aber ein fester Instinkt sprach aus dieser Furcht und aus der schmachvollen und unsinnigen Verfolgung. Dieser Instinkt haßte mit zähem Hasse Zweierlei an der Burschenschaft: einmal ihre Organisation, als den ersten Versuch einer wahren Bildungsinstitution und sodann den Geist dieser Bildungsinstitution, jenen männlich ernsten, schwergemuthen, harten und kühnen deutschen Geist, jenen aus der Reformation her gesund bewahrten Geist des Bergmannssohnes Luther.

An das Schicksal der Burschenschaft denkt nun, wenn ich frage: hat die deutsche Universität damals jenen Geist verstanden, als sogar die deutschen Fürsten ihn in ihrem Hasse verstanden zu haben scheinen? Hat sie kühn und entschieden ihren Arm um ihre edelsten Söhne geschlungen, mit dem Worte „mich müßt ihr tödten, ehe ihr diese tödtet?“ — Ich höre eure Antwort: an ihr sollt ihr ermessen, ob die deutsche Universität eine deutsche Bildungsanstalt ist.

Damals hat der Student geahnt, in welchen Tiefen eine wahre Bildungsinstitution wurzeln muß: nämlich in einer innerlichen Erneuerung und Erregung der reinsten sittlichen Kräfte. Und dies soll dem Studenten immerdar zu seinem Ruhme nacherzählt werden. Auf den Schlachtfeldern mag er gelernt haben, was er am wenigsten in der Sphäre der „akademischen Freiheit“ lernen konnte: daß man große Führer braucht, und daß alle Bildung mit dem Gehorsam beginnt. Und mitten in dem siegreichen Jubel, im Gedanken an sein befreites Vaterland hatte er sich das Gelöbniß gegeben, deutsch zu bleiben. Deutsch! Jetzt lernte er den Tacitus verstehn, jetzt begriff er den kategorischen Imperativ Kant’s, jetzt entzückte ihn die Leyer- und Schwertweise Karl Maria von Webers. Die Thore der Philosophie, der Kunst, ja des Alterthums sprangen vor ihm auf — und in einer der denkwürdigsten Blutthaten, in der Ermordung Kotzebue’s rächte er, mit tiefem Instinkte und schwärmerischer Kurzsichtigkeit, seinen einzigen, zu zeitig am Widerstande der stumpfen Welt verzehrten Schiller, der ihm hätte Führer, Meister, Organisator sein können und den er jetzt mit so herzlichem Ingrimme vermißte.

Denn das war das Verhängniß jener ahnungsvollen Studenten: sie fanden die Führer nicht, die sie brauchten. Allmählich wurden sie unter einander selbst unsicher, uneins, unzufrieden; unglückliche Ungeschicktheiten verriethen nur zu bald, daß es an dem Alles überschattenden Genius in ihrer Mitte mangele: und jene mysteriöse Blutthat verrieth neben einer erschreckenden Kraft auch eine erschreckende Gefährlichkeit jenes Mangels. Sie waren führerlos — und darum giengen sie zu Grunde.

Denn ich wiederhole es, meine Freunde! — alle Bildung fängt mit dem Gegentheile alles dessen an, was man jetzt als akademische Freiheit preist, mit dem Gehorsam, mit der Unterordnung, mit der Zucht, mit der Dienstbarkeit. Und wie die großen Führer der Geführten bedürfen, so bedürfen die Zuführenden der Führer: hier herrscht in der Ordnung der Geister eine gegenseitige Prädisposition, ja eine Art von prästabilirter Harmonie. Dieser ewigen Ordnung, zu der mit naturgemäßem Schwergewichte die Dinge immer wieder hinstreben, will gerade jene Kultur störend und vernichtend entgegenarbeiten, jene Kultur, die jetzt auf dem Throne der Gegenwart sitzt. Sie will die Führer zu ihrem Frohndienste erniedrigen oder sie zum Verschmachten bringen: sie lauert den Zu-Führenden auf, wenn sie nach ihrem prädestinirten Führer suchen und übertäubt durch berauschende Mittel ihren suchenden Instinkt. Wenn aber trotzdem die für einander Bestimmten sich kämpfend und verwundet zusammengefunden haben, dann giebt es ein tief erregtes wonniges Gefühl, wie bei dem Erklingen eines ewigen Saitenspiels, ein Gefühl, das ich euch nur aus einem Gleichnisse errathen lassen möchte.

Habt ihr euch einmal, in einer Musikprobe, mit einiger Theilnahme die sonderbare verschrumpft-gutmüthige Species des Menschengeschlechts angesehn, aus der das deutsche Orchester sich zu bilden pflegt? Welche Wechselspiele der launenhaften Göttin „Form“! Welche Nasen und Ohren, welche ungelenken oder klapperdürr-raschelnden Bewegungen! Denkt einmal daß ihr taub wäret und von der Existenz des Tons und der Musik nicht einmal etwas geträumt hättet und daß ihr das Schauspiel einer Orchesterevolution rein als plastische Artisten genießen solltet: ihr würdet euch, ungestört durch die idealisirende Wirkung des Tons, gar nicht satt sehen können an der mittelalterlich derben Holzschnittsmanier dieser Komik, an dieser harmlosen Parodie auf den homo sapiens. Nun denkt euch wiederum euren Sinn für Musik wiederkehrend, eure Ohren erschlossen und an der Spitze des Orchesters einen ehrsamen Taktschläger in angemessener Thätigkeit: die Komik jener Figurationen ist jetzt für euch nicht mehr da, ihr hört — aber der Geist der Langeweile scheint euch aus dem ehrsamen Taktschläger auf seine Gesellen überzugehen. Ihr seht nur noch das Schlaffe, Weichliche, ihr hört nur noch das Rhythmisch-Ungenaue, das Melodisch-Gemeine und Trivialempfundene. Das Orchester wird für euch eine gleichgültig verdrießliche oder eine geradezu widerwärtige Masse.

Endlich aber setzt mit geflügelter Phantasie einmal ein Genie, ein wirkliches Genie mitten in diese Masse hinein — sofort merkt ihr etwas Unglaubliches. Es ist als ob dieses Genie in blitzartiger Seelenwanderung in alle diese halben Thierleiber gefahren sei und als ob jetzt aus ihnen allen wiederum nur das eine dämonische Auge herausschaue. Nun aber hört und seht — ihr werdet nie genug hören können! Wenn ihr jetzt wieder das erhaben stürmende oder innig klagende Orchester betrachtet, wenn ihr behende Spannung in jeder Muskel und rhythmische Nothwendigkeit in jeder Gebärde ahnt, dann werdet ihr mitfühlen, was eine prästabilirte Harmonie zwischen Führer und Geführtem ist, und wie in der Ordnung der Geister alles auf eine derartig aufzubauende Organisation hindrängt. An meinem Gleichnisse aber deutet euch, was ich wohl unter einer wahren Bildungsanstalt verstanden haben möchte und weshalb ich auch in der Universität eine solche nicht im Entferntesten wiedererkenne.“

[«]

Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen Büchern.

Für Frau Cosima Wagner

in herzlicher Verehrung und als Antwort auf mündliche und briefliche Fragen,
vergnügten Sinnes niedergeschrieben in den Weihnachtstagen 1872.

FÜNF VORREDEN

[«]

1. Ueber das Pathos der Wahrheit.
2. Gedanken über die Zukunft unserer Bildungsanstalten.
3. Der griechische Staat.
4. Das Verhältniss der Schopenhauerischen Philosophie zu einer deutschen Cultur.
5. Homer's Wettkampf.

1.
Ueber das Pathos der Wahrheit.

Vorrede.

Ist der Ruhm wirklich nur der köstlichste Bissen unserer Eigenliebe? — Er ist doch an die seltensten Menschen, als Begierde, angeknüpft und wiederum an die seltensten Momente derselben. Dies sind die Momente der plötzlichen Erleuchtungen, in denen der Mensch seinen Arm befehlend, wie zu einer Weltschöpfung, ausstreckt, Licht aus sich schöpfend und um sich ausströmend. Da durchdrang ihn die beglückende Gewißheit, daß das, was ihn so in's Fernste hinaus hob und entrückte, also die Höhe dieser einen Empfindung, keiner Nachwelt vorenthalten bleiben dürfe; in der ewigen Nothwendigkeit dieser seltensten Erleuchtungen für alle Kommenden erkennt der Mensch die Nothwendigkeit seines Ruhms; die Menschheit, in alle Zukunft hinein, braucht ihn, und wie jener Moment der Erleuchtung der Auszug und der Inbegriff seines eigensten Wesens ist, so glaubt er als der Mensch dieses Momentes unsterblich zu sein, während er alles Andere, als Schlacke, Fäulniß, Eitelkeit, Thierheit, oder als Pleonasmus von sich wirft und der Vergänglichkeit preisgiebt.

Jedes Verschwinden und Untergehen sehen wir mit Unzufriedenheit, oft mit der Verwunderung als ob wir darin etwas im Grunde Unmögliches erlebten. Ein hoher Baum bricht zu unserem Mißvergnügen zusammen und ein einstürzender Berg quält uns. Jede Sylvesternacht läßt uns das Mysterium des Widerspruches von Sein und Werden empfinden. Daß aber ein Augenblick höchster Welt-Vollendung gleichsam ohne Nachwelt und Erben, wie ein flüchtiger Lichtschein verschwände, beleidigt am allerstärksten den sittlichen Menschen. Sein Imperativ vielmehr lautet: das, was einmal da war, um den Begriff „Mensch“ schöner fortzupflanzen, das muß auch ewig vorhanden sein. Daß die großen Momente eine Kette bilden, daß sie, als Höhenzug, die Menschheit durch Jahrtausende hin verbinden, daß für mich das Größte einer vergangnen Zeit auch groß ist und daß der ahnende Glaube der Ruhmbegierde sich erfülle, das ist der Grundgedanke der Kultur.

An der Forderung daß das Große ewig sein soll, entzündet sich der furchtbare Kampf der Kultur; denn alles Andere, was noch lebt, ruft Nein! Das Gewöhnte, das Kleine, das Gemeine, alle Winkel der Welt erfüllend, als schwere Erdenluft, die zu athmen wir Alle verdammt sind, um das Große qualmend, wirft sich hemmend, dämpfend erstickend trübend täuschend in den Weg, den das Große zur Unsterblichkeit zu gehen hat. Der Weg führt durch menschliche Gehirne! Durch die Gehirne erbärmlicher kurzlebender Wesen, als welche, engen Bedürfnissen überliefert, immer wieder zu denselben Nöthen auftauchen und mit Mühe eine geringe Zeit das Verderben von sich abwehren. Sie wollen leben, etwas leben — um jeden Preis. Wer möchte unter ihnen jenen schwierigen Fackelwettlauf vermuthen, durch den das Große allein weiterlebt? Und doch erwachen immer wieder Einige, die sich, im Hinblick auf jenes Große, so beseligt fühlen, als ob das Menschenleben eine herrliche Sache sei und als ob es als schönste Frucht dieses bitteren Gewächses gelten müsse, zu wissen daß einmal einer stolz und stoisch durch dieses Dasein gegangen ist, ein anderer mit Tiefsinn, ein dritter mit Erbarmen, alle aber eine Lehre hinterlassend, daß der das Dasein am schönsten lebt, der es nicht achtet. Wenn der gemeine Mensch diese Spanne Sein so trübsinnig ernst nimmt, wußten jene, auf ihrer Reise zur Unsterblichkeit, es zu einem olympischen Lachen oder mindestens zu einem erhabenen Hohne zu bringen; oft stiegen sie mit Ironie in ihr Grab — denn was war an ihnen zu begraben?

Die verwegensten Ritter unter diesen Ruhmsüchtigen, die daran glauben ihr Wappen an einem Sternbild hängend zu finden, muß man bei den Philosophen suchen. Ihr Wirken weist sie nicht auf ein „Publikum“, auf die Erregung der Massen und den zujauchzenden Beifall der Zeitgenossen hin; einsam die Straße zu ziehn gehört zu ihrem Wesen. Ihre Begabung ist die seltenste und in einem gewissen Betracht unnatürlichste in der Natur, dazu selbst gegen die gleichartigen Begabungen ausschließend und feindselig. Die Mauer ihrer Selbstgenugsamkeit muß von Diamant sein, wenn sie nicht zerstört und zerbrochen werden soll, denn alles ist gegen sie in Bewegung, Mensch und Natur. Ihre Reise zur Unsterblichkeit ist beschwerlicher und behinderter als jede andere, und doch kann Niemand sicherer glauben als gerade der Philosoph, auf ihr zum Ziele zu kommen, weil er gar nicht weiß, wo er stehen soll, wenn nicht auf den weit ausgebreiteten Fittigen aller Zeiten; denn die Mißachtung des Gegenwärtigen und Augenblicklichen liegt in der Art des philosophischen Betrachtens. Er hat die Wahrheit; mag das Rad der Zeit rollen, wohin es will, nie wird es der Wahrheit entfliehen können.

Es ist wichtig von solchen Menschen zu erfahren, daß sie einmal gelebt haben. Nie würde man sich, als müssige Möglichkeit, den Stolz des weisen Heraklit, der unser Beispiel sein mag, imaginiren können. An sich scheint ja jedes Streben nach Erkenntniß, seinem Wesen nach, unbefriedigt und unbefriedigend; deshalb wird Niemand, wenn er nicht durch die Historie belehrt ist, an eine so königliche Selbstachtung, an eine so unbegränzte Überzeugtheit, der einzige beglückte Freier der Wahrheit zu sein, glauben mögen. Solche Menschen leben in ihrem eignen Sonnensystem; darin muß man sie aufsuchen. Auch ein Pythagoras, ein Empedokles behandelten sich selbst mit einer übermenschlichen Schätzung, ja mit fast religiöser Scheu, aber das Band des Mitleidens, an die große Überzeugung von der Seelenwanderung und der Einheit alles Lebendigen geknüpft, führte sie wieder zu den anderen Menschen, zu deren Rettung, hin. Von dem Gefühl der Einsamkeit aber, das den Einsiedler des ephesischen Artemis-Tempels durchdrang, kann man nur in der wildesten Gebirgsöde erstarrend etwas ahnen. Kein übermächtiges Gefühl mitleidiger Erregungen, kein Begehren, helfen und retten zu wollen, strömt von ihm aus: er ist wie ein Gestirn ohne Atmosphäre. Sein Auge, lodernd nach innen gerichtet, blickt erstorben und eisig, wie zum Scheine nur, nach außen. Rings um ihn unmittelbar an die Feste seines Stolzes schlagen die Wellen des Wahns und der Verkehrtheit; mit Ekel wendet er sich davon ab. Aber auch die Menschen mit fühlenden Brüsten weichen einer solchen tragischen Larve aus; in einem abgelegnen Heiligthum, unter Götterbildern, neben kalter großartiger Architektur mag so ein Wesen begreiflicher erscheinen. Unter Menschen war Heraklit, als Mensch, unglaublich; und wenn er wohl gesehen wurde, wie er auf das Spiel lärmender Kinder Acht gab, so hat er dabei jedenfalls bedacht, was nie ein Sterblicher bei solcher Gelegenheit bedacht hat — das Spiel des großen Weltenkindes Zeus und den ewigen Scherz einer Weltzertrümmerung und einer Weltentstehung. Er brauchte die Menschen nicht, auch nicht für seine Erkenntniß; an allem, was man etwa von ihnen erfragen konnte und was die anderen Weisen vor ihm zu erfragen bemüht waren, lag ihm nichts. „Mich selbst suchte und erforschte ich“ sagte er mit einem Worte, durch das man das Erforschen eines Orakels bezeichnete: als ob er der wahre Erfüller und Vollender jenes delphischen Satzes „erkenne dich selbst“ sei, und Niemand sonst.

Was er aber aus diesem Orakel heraushörte, das hielt er für unsterbliche und ewig deutenswerthe Weisheit, in dem Sinne, in dem die prophetischen Reden der Sibylle unsterblich seien. Es ist genug für die fernste Menschheit: mag sie es nur wie Orakelsprüche sich deuten lassen, wie er, wie der delphische Gott selbst, „weder sagt, noch verbirgt.“ Ob es gleich von ihm „ohne Lachen, ohne Putz und Salbenduft“, vielmehr wie mit „schäumendem Munde“ verkündet wird, es muß zu den tausenden Jahren der Zukunft dringen. Denn die Welt braucht ewig die

Wahrheit, also braucht sie ewig Heraklit, obschon er ihrer nicht bedarf. Was geht ihn sein Ruhm an! „Der Ruhm bei immer fortfließenden Sterblichen!“, wie er höhnisch ausruft. Das ist etwas für Sänger und Dichter, auch für die, die vor ihm als „weise“ Männer bekannt geworden sind — diese mögen den köstlichsten Bissen ihrer Eigenliebe hinunterschlucken, für ihn ist diese Speise zu gemein. Sein Ruhm geht die Menschen etwas an, nicht ihn; seine Eigenliebe ist die Liebe zur Wahrheit — und eben diese Wahrheit sagt ihm, daß ihn die Unsterblichkeit der Menschheit brauche, nicht er die Unsterblichkeit des Menschen Heraklit.

Die Wahrheit! Schwärmerischer Wahn eines Gottes! Was geht die Menschen die Wahrheit an!

Und was war die Heraklitische „Wahrheit“!

Und wo ist sie hin? Ein verflogener Traum, weggewischt aus den Mienen der Menschheit, mit anderen Träumen! — Sie war die Erste nicht!

Vielleicht würde ein gefühlloser Dämon von alledem, was wir mit stolzer Metapher „Weltgeschichte“ und „Wahrheit“ und „Ruhm“ nennen, nichts zu sagen wissen, als diese Worte:

„In irgend einem abgelegnen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegoss’nen Weltall’s gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Thiere das Erkennen erfanden. Es war die hochmüthigste und verlogenste Minute der Weltgeschichte, aber doch nur eine Minute. Nach wenigen Athemzügen der Natur erstarrte das Gestirn, und die klugen Thiere mußten sterben. Es war auch an der Zeit: denn ob sie schon viel erkannt zu haben, sich brüsteten, waren sie doch zuletzt, zu großer Verdrossenheit, dahinter gekommen, daß sie alles falsch erkannt hatten. Sie starben und fluchten im Sterben der Wahrheit. Das war die Art dieser verzweifelten Thiere, die das Erkennen erfunden hatten.“

Dies würde das Loos des Menschen sein, wenn er eben nur ein erkennendes Thier wäre; die Wahrheit würde ihn zur Verzweiflung und zur Vernichtung treiben, die Wahrheit, ewig zur Unwahrheit verdammt zu sein. Dem Menschen geziemt aber allein der Glaube an die erreichbare Wahrheit, an die zutrauensvoll sich nahende Illusion. Lebt er nicht eigentlich durch ein fortwährendes Getäuschtwerden? Verschweigt ihm die Natur nicht das Allermeiste, ja gerade das Allernächste z.B. seinen eignen Leib, von dem er nur ein gauklerisches „Bewußtsein“ hat? In dieses Bewußtsein ist er eingeschlossen, und die Natur warf den Schlüssel weg. O der verhängnißvollen Neubegier des Philosophen, der durch eine Spalte einmal aus dem Bewußtheits-Zimmer hinaus und hinab zu sehen verlangt: vielleicht ahnt er dann, wie auf dem Gierigen, dem Unersättlichen, dem Ekelhaften, dem Erbarmungslosen, dem Mörderischen der Mensch ruht, in der Gleichgültigkeit seines Nichtswissens und gleichsam auf dem Rücken eines Tigers in Träumen hängend.

„Laßt ihn hängen“, ruft die Kunst. „Weckt ihn auf“ ruft der Philosoph, im Pathos der Wahrheit. Doch er selbst versinkt, während er den Schlafenden zu rütteln glaubt, in einen noch tieferen magischen Schlummer — vielleicht träumt er dann von den „Ideen“ oder von der Unsterblichkeit. Die Kunst ist mächtiger als die Erkenntniß, denn sie will das Leben, und jene erreicht als letztes Ziel nur — die Vernichtung. —

[«]

2.
Gedanken über die Zukunft unserer Bildungsanstalten.

Vorrede.

Der Leser, von dem ich etwas erwarte, muß drei Eigenschaften haben. Er muß ruhig sein und ohne Hast lesen. Er muß nicht immer sich selbst und seine „Bildung“ dazwischen bringen. Er darf endlich nicht, am Schlusse, etwa als Resultat, neue Tabellen erwarten. Tabellen und neue Stundenpläne für Gymnasien und andre Schulen verspreche ich nicht, bewundere vielmehr die überkräftige Natur jener, welche im Stande sind, den ganzen Weg, von der Tiefe der Empirie aus bis hinauf zur Höhe der eigentlichen Kulturprobleme und wieder von da hinab in die Niederungen der dürrsten Reglements und des zierlichsten Tabellenwerks, zu durchmessen; sondern zufrieden, wenn ich, unter Keuchen, einen ziemlichen Berg erklommen habe und mich oben des freieren Blicks erfreuen darf, werde ich eben in diesem Buche die Tabellenfreunde nie zufrieden stellen können. Wohl sehe ich eine Zeit kommen, in der ernste Menschen, im Dienste einer völlig erneuten und gereinigten Bildung und in gemeinsamer Arbeit, auch wieder zu Gesetzgebern der alltäglichen Erziehung — der Erziehung zu eben jener Bildung — werden; wahrscheinlich müssen sie dann wiederum Tabellen machen; aber wie fern ist die Zeit! Und was wird nicht alles inzwischen geschehen sein! Vielleicht liegt zwischen ihr und der Gegenwart die Vernichtung des Gymnasiums, vielleicht selbst die Vernichtung der Universität, oder wenigstens eine so totale Umgestaltung der eben genannten Bildungsanstalten, daß deren alte Tabellen sich späteren Augen wie Überreste aus der Pfahlbautenzeit darbieten möchten.

Für die ruhigen Leser ist das Buch bestimmt, für Menschen welche noch nicht in die schwindelnde Hast unseres rollenden Zeitalters hineingerissen sind, und noch nicht ein götzendienerisches Vergnügen daran empfinden, wenn sie sich unter seine Räder werfen, für Menschen also, die noch nicht den Werth jedes Dinges nach der Zeitersparniß oder Zeitversäumniß abzuschätzen sich gewöhnt haben. Das heißt —

für sehr wenige Menschen. Diese aber „haben noch Zeit“, diese dürfen, ohne vor sich selbst zu erröthen, die fruchtbarsten und kräftigsten Momente ihres Tages zusammen suchen, um über die Zukunft unserer Bildung nachzudenken, diese dürfen selbst glauben, auf eine recht nutzbringende und würdige Art bis zum Abend zu kommen, nämlich in der meditatio generis futuri. Ein solcher Mensch hat noch nicht verlernt zu denken, während er liest, er versteht noch das Geheimniß zwischen den Zeilen zu lesen, ja er ist so verschwenderisch geartet, daß er gar noch über das Gelesene nachdenkt — vielleicht lange nachdem er das Buch aus den Händen gelegt hat. Und zwar nicht, um eine Recension oder wieder ein Buch zu schreiben, sondern nur so, um nachzudenken! Leichtsinniger Verschwender! Du bist mein Leser, denn du wirst ruhig genug sein, um mit dem Autor einen langen Weg anzutreten, dessen Ziele er nicht sehen kann, an dessen Ziele er ehrlich glauben muß, damit eine spätere, vielleicht ferne Generation mit Augen sehe, wonach wir, blind und nur vom Instinkt geführt, tasten. Wenn der Leser dagegen meinen sollte, es bedürfe nur eines geschwinden Sprungs, einer frohmüthigen That, wenn er etwa mit einer neuen von Staatswegen eingeführten „Organisation“ alles Wesentliche für erreicht hielte, so müssen wir fürchten, daß er weder den Autor noch das eigentliche Problem verstanden hat.

Endlich ergeht die dritte und wichtigste Forderung an ihn, daß er auf keinen Fall, nach Art des modernen Menschen, sich selbst und seine „Bildung“ unausgesetzt, etwa als Maßstab, dazwischen bringe, als ob er damit ein Kriterium aller Dinge besäße. Wir wünschen er möge gebildet genug sein, um von seiner Bildung recht gering, ja verächtlich zu denken. Dann dürfte er wohl am zutraulichsten sich der Führung des Verfassers hingeben, der es gerade nur von dem Nichtwissen und von dem Wissen des Nichtwissens aus wagen durfte, zu ihm zu reden. Nichts Anderes will er vor den Übrigen für sich in Anspruch nehmen, als ein stark erregtes Gefühl für das Spezifische unserer gegenwärtigen Barbarei, für das, was uns als die Barbaren des neunzehnten Jahrhunderts vor anderen Barbaren auszeichnet. Nun sucht er, mit diesem Buche in der Hand, nach Solchen, die von einem ähnlichen Gefühle hin und hergetrieben werden. Laßt euch finden, ihr Vereinzelten, an deren Dasein ich glaube! Ihr Selbstlosen, die ihr die Leiden der Verderbniß des deutschen Geistes an euch selbst erleidet! Ihr Beschaulichen, deren Auge unvermögend ist, mit hastigem Spähen von einer Oberfläche zur anderen zu gleiten! Ihr Hochsinnigen, denen Aristoteles nachrühmt, daß ihr zögernd und thatenlos durch’s Leben geht, außer wo eine große Ehre und ein großes Werk nach euch verlangen! Euch rufe ich auf. Verkriecht euch nur diesmal nicht in die Höhle eurer Abgeschiedenheit und eures Mißtrauens. Denkt euch, dies Buch sei bestimmt, euer Herold zu sein. Wenn ihr erst selbst, in eurer eignen Rüstung, auf dem Kampfplatze erscheint, wen möchte es dann noch gelüsten, nach dem Herolde, der euch rief, zurückzuschauen? —

[«]

3.
Der griechische Staat.

Vorrede.

Wir Neueren haben vor den Griechen zwei Begriffe voraus, die gleichsam als Trostmittel einer durchaus sklavisch sich gebahrenden und dabei das Wort „Sklave“ ängstlich scheuenden Welt gegeben sind: wir reden von der „Würde des Menschen“ und von der „Würde der Arbeit“. Alles quält sich, um ein elendes Leben elend zu perpetuiren; diese furchtbare Noth zwingt zu verzehrender Arbeit, die nun der vom „Willen“ verführte Mensch — oder richtiger — menschliche Intellekt gelegentlich als etwas Würdevolles anstaunt. Damit aber die Arbeit einen Anspruch auf ehrende Titel habe, wäre es doch vor Allem nöthig, daß das Dasein selbst, zu dem sie doch nur ein qualvolles Mittel ist, etwas mehr Würde und Werth habe, als dies ernst meinenden Philosophien und Religionen bisher erschienen ist. Was dürfen wir anderes in der Arbeitsnoth aller der Millionen finden als den Trieb um jeden Preis dazusein, denselben allmächtigen Trieb, durch den verkümmerte Pflanzen ihre Wurzeln in erdloses Gestein strecken!

Aus diesem entsetzlichen Existenz-Kampfe können nur die Einzelnen auftauchen, die nun sofort wieder durch die edeln Wahnbilder der künstlerischen Kultur beschäftigt werden, damit sie nur nicht zum praktischen Pessimismus kommen, den die Natur als die wahre Unnatur verabscheut. In der neueren Welt, die, zusammengehalten mit der griechischen, zumeist nur Abnormitäten und Centauren schafft, in der der einzelne Mensch, gleich jenem fabelhaften Wesen im Eingange der horazischen Poetik, aus Stücken bunt zusammengesetzt ist, zeigt sich oft an demselben Menschen zugleich die Gier des Existenz-Kampfes und des Kunstbedürfnisses: aus welcher unnatürlichen Verschmelzung die Noth entstanden ist, jene erstere Gier vor dem Kunstbedürfnisse zu entschuldigen und zu weihen. Deshalb glaubt man an die „Würde des Menschen“ und die „Würde der Arbeit.“

Die Griechen brauchen solche Begriffs-Hallucinationen nicht, bei ihnen spricht sich mit erschreckender Offenheit aus, daß die Arbeit eine Schmach sei — und eine verborgenere und seltner redende, aber überall lebendige Weisheit fügte hinzu, daß auch das Menschending ein schmähliches und klägliches Nichts und eines „Schattens Traum“ sei. Die Arbeit ist eine Schmach, weil das Dasein keinen Werth an sich hat: wenn aber eben dieses Dasein im verführenden Schmuck künstlerischer Illusionen erglänzt und jetzt wirklich einen Werth an sich zu haben scheint, so gilt auch dann noch jener Satz daß die Arbeit eine Schmach sei — und zwar im Gefühle der Unmöglichkeit, daß der um das nackte Fortleben kämpfende Mensch Künstler sein könne. In der neueren Zeit bestimmt nicht der kunstbedürftige Mensch, sondern der Sklave die allgemeinen Vorstellungen: als welcher seiner Natur nach alle seine Verhältnisse mit trügerischen Namen bezeichnen muß, um leben zu können. Solche Phantome, wie die Würde des Menschen, die Würde der Arbeit, sind die dürftigen Erzeugnisse des sich vor sich selbst versteckenden Sklaventhums. Unselige Zeit, in der der Sklave solche Begriffe braucht, in der er zum Nachdenken über sich und über sich hinaus aufgereizt wird! Unselige Verführer, die den Unschuldsstand des Sklaven durch die Frucht vom Baume der Erkenntniß vernichtet haben! Jetzt muß dieser sich mit solchen durchsichtigen Lügen von einem Tage zum andern hinhalten, wie sie in der angeblichen „Gleichberechtigung Aller“ oder in den sogenannten „Grundrechten des Menschen“, des Menschen als solchen, oder in der Würde der Arbeit für jeden tiefer Blickenden erkennbar sind. Er darf ja nicht begreifen, auf welcher Stufe und in welcher Höhe erst ungefähr von „Würde“ gesprochen werden kann, dort nämlich wo das Individuum völlig über sich hinaus geht und nicht mehr im Dienste seines individuellen Weiterlebens zeugen und arbeiten muß.

Und selbst auf dieser Höhe der „Arbeit“ überkommt die Griechen mitunter ein Gefühl, das wie Scham aussieht. Plutarch sagt einmal mit altgriechischem Instinkte, kein edelgeborner Jüngling werde, wenn er den Zeus in Pisa schaue, das Verlangen haben, selbst ein Phidias, oder wenn er die Hera in Argos sehe, selbst ein Polyklet zu werden: und ebensowenig würde er wünschen, Anakreon Philetas oder Archilochus zu sein, so sehr er sich auch an ihren Dichtungen ergetze. Das künstlerische Schaffen fällt für den Griechen ebenso sehr unter den unehrwürdigen Begriff der Arbeit, wie jedes banausische Handwerk. Wenn aber die zwingende Kraft des künstlerischen Triebes in ihm wirkt, dann muß er schaffen und sich jener Noth der Arbeit unterziehn. Und wie ein Vater die Schönheit und Begabung seines Kindes bewundert, an den Akt der Entstehung aber mit schamhaftem Widerwillen denkt, so ergieng es dem Griechen. Das lustvolle Staunen über das Schöne hat ihn nicht über sein Werden verblendet — das ihm wie alles Werden in der Natur erschien, als eine gewaltige Noth, als ein Sichdrängen zum Dasein. Dasselbe Gefühl, mit dem der Zeugungsprozeß als etwas schamhaft zu

Verbergendes betrachtet wird, obwohl in ihm der Mensch einem höheren Ziele dient als seiner individuellen Erhaltung: dasselbe Gefühl umschleierte auch die Entstehung der großen Kunstwerke, trotzdem daß durch sie eine höhere Daseinsform inaugurirt wird, wie durch jenen Akt eine neue Generation. Die Scham scheint somit dort einzutreten, wo der Mensch nur noch Werkzeug unendlich größerer Willenserscheinungien ist, als er sich selbst, in der Einzelgestalt des Individuums, gelten darf.

Jetzt haben wir den allgemeinen Begriff, unter den die Empfindungen zu ordnen sind, die die Griechen in Betreff der Arbeit und der Sklaverei hatten. Beide galten ihnen als eine nothwendige Schmach, vor der man Scham empfindet, zugleich Schmach, zugleich Nothwendigkeit. In diesem Schamgefühl birgt sich die unbewußte Erkenntniß, daß das eigentliche Ziel jener Voraussetzungen bedarf, daß aber in jenem Bedürfnisse das Entsetzliche und Raubthierartige der Sphinx Natur liegt, die in der Verherrlichung des künstlerisch freien Kulturlebens so schön den Jungfrauenleib vorstreckt. Die Bildung, die vornehmlich wahrhaftes Kunstbedürfniß ist, ruht auf einem erschrecklichen Grunde: dieser aber giebt sich in der dämmernden Empfindung der Scham zu erkennen. Damit es einen breiten tiefen und ergiebigen Erdboden für eine Kunstentwicklung gebe, muß die ungeheure Mehrzahl im Dienste einer Minderzahl, über das Maaß ihrer individuellen Bedürftigkeit hinaus, der Lebensnoth sklavisch unterworfen sein. Auf ihre Unkosten, durch ihre Mehrarbeit soll jene bevorzugte Klasse dem Existenzkampfe entrückt werden, um nun eine neue Welt des Bedürfnisses zu erzeugen und zu befriedigen.

Demgemäß müssen wir uns dazu verstehen, als grausam klingende Wahrheit hinzustellen, daß zum Wesen einer Kultur das Sklaventhum gehöre: eine Wahrheit freilich, die über den absoluten Werth des Daseins keinen Zweifel übrig läßt. Sie ist der Geier, der dem prometheischen Förderer der Kultur an der Leber nagt. Das Elend der mühsam lebenden Menschen muß noch gesteigert werden, um einer geringen Anzahl olympischer Menschen die Produktion der Kunstwelt zu ermöglichen. Hier liegt der Quell jenes Ingrimms, den die Kommunisten und Socialisten und auch ihre blasseren Abkömmlinge, die weiße Race der „Liberalen“ jeder Zeit gegen die Künste, aber auch gegen das klassische Alterthum genährt haben. Wenn wirklich die Kultur im Belieben eines Volkes stünde, wenn hier nicht unentrinnbare Mächte walteten, die dem Einzelnen Gesetz und Schranke sind, so wäre die Verachtung der Kultur, die Verherrlichung der Armuth des Geistes, die bilderstürmerische Vernichtung der Kunstansprüche mehr als eine Auflehnung der unterdrückten Masse gegen drohnenartige Einzelne: es wäre der Schrei des Mitleidens, der die Mauern der Kultur umrisse; der Trieb nach Gerechtigkeit, nach Gleichmaaß des Leidens würde alle anderen Vorstellungen überfluthen. Wirklich hat ein überschwänglicher Grad des Mitleidens auf kurze Zeit hier und da einmal alle Dämme des Kulturlebens zerbrochen; ein Regenbogen der mitleidigen Liebe und des Friedens erschien mit dem ersten Aufglänzen des Christenthums, und unter ihm wurde seine schönste Frucht, das Johannesevangelium geboren. Es giebt aber auch Beispiele, daß mächtige Religionen auf lange Perioden hinaus einen bestimmten Kulturgrad versteinern und alles, was noch kräftig weiter wuchern will, mit unerblittlicher Sichel abschneiden. Eins nämlich ist nicht zu vergessen: dieselbe Grausamkeit, die wir im Wesen jeder Kultur fanden, liegt auch im Wesen jeder mächtigen Religion und überhaupt in der Natur der Macht, die immer böse ist; so daß wir ebenso gut es verstehen werden, wenn eine Kultur mit dem Schrei nach Freiheit oder mindestens Gerechtigkeit ein allzuhochgethürmtes Bollwerk religiöser Ansprüche zerbricht. Was in dieser entsetzlichen Constellation der Dinge leben will das heißt leben muß, ist im Grunde seines Wesens Abbild des Urschmerzes und Urwiderspruches, muß also in unsrer Augen „welt- und erdgemäß Organ“ fallen als unersättliche Gier zum Dasein und ewiges Sichwidersprechen in der Form der Zeit, also als Werden. Jeder Augenblick frißt den vorhergehenden, jede Geburt ist der Tod unzähliger Wesen, Zeugen Leben und Morden ist eins. Deshalb dürfen wir auch die herrliche Kultur mit einem bluttriefenden Sieger vergleichen, der bei seinem Triumphzuge die an seinen Wagen gefesselten Besiegten als Sklaven mitschleppt: als welchen eine wohlthätige Macht die Augen verblendet hat, so daß sie, von den Rädern des Wagens fast zermalmt, doch noch rufen „Würde der Arbeit!“ „Würde des Menschen!“ Die üppige Kleopatra Kultur wirft immer wieder die unschätzbarsten Perlen in ihren goldenen Becher: diese Perlen sind die Thränen des Mitleidens mit dem Sklaven und mit dem Sklavenelende. Aus der Verzärtelung des neueren Menschen sind die ungeheuren socialen Nothstände der Gegenwart geboren, nicht aus dem wahren und tiefen Erbarmen mit jenem Elende; und wenn es wahr sein sollte, daß die Griechen an ihrem Sklaventhum zu Grunde gegangen sind, so ist das Andere viel gewisser, daß wir an dem Mangel des Sklaventhums zu Grunde gehen werden: als welches weder dem ursprünglichen Christenthum, noch dem Germanenthum irgendwie anstößig, geschweige denn verwerflich zu sein dünkte. Wie erhebend wirkt auf uns die Betrachtung des mittelalterlichen Hörigen, mit dem innerlich kräftigen und zarten Rechts- und Sittenverhältnisse zu dem höher

Geordneten, mit der tiefsinnigen Umfriedung seines engen Daseins — wie erhebend — und wie vorwurfsvoll!

Wer nun über die Configuration der Gesellschaft nicht ohne Schwermuth nachdenken kann, wer sie als die fortwährende schmerzhafte Geburt jener eximirten Kulturmenschen zu begreifen gelernt hat, in deren Dienst sich alles Andere verzehren muß, der wird auch von jenem erlogenen Glanze nicht mehr getäuscht werden, den die Neueren über Ursprung und Bedeutung des Staates gebreitet haben. Was nämlich kann uns der Staat bedeuten, wenn nicht das Mittel, mit dem jener vorhin geschilderte Gesellschaftsprozeß in Fluß zu bringen und in seiner ungehemmten Fortdauer zu verbürgen ist. Mag der Trieb zur Geselligkeit in den einzelnen Menschen auch noch so stark sein, erst die eiserne Klammer des Staates zwängt die größeren Massen so aneinander, daß jetzt jene chemische Scheidung der Gesellschaft, mit ihrem neuen pyramidalen Aufbau, vor sich gehen muß. Woher aber entspringt diese plötzliche Macht des Staates, dessen Ziel weit über die Einsicht und über den Egoismus des Einzelnen hinausliegt? Wie entstand der Sklave, der blinde Maulwurf der Kultur? Die Griechen haben es uns in ihrem völkerrechtlichen Instinkte verrathen, der, auch in der reifsten Fülle ihrer Gesittung und Menschlichkeit, nicht aufhörte, aus erzenem Munde solche Worte auszurufen „dem Sieger gehört der Besiegte, mit Weib und Kind, Gut und Blut. Die Gewalt giebt das erste Recht, und es giebt kein Recht, das nicht in seinem Fundamente Anmaßung Usurpation Gewaltthat ist.“

Hier sehen wir wiederum, mit welcher mitleidlosen Starrheit die Natur, um zur Gesellschaft zu kommen, sich das grausame Werkzeug des Staates schmiedet — nämlich jenen Eroberer mit der eisernen Hand, der nichts als die Objektivation des bezeichneten Instinktes ist. An der undefinirbaren Größe und Macht solcher Eroberer spürt der Betrachter, daß sie nur Mittel einer in ihnen sich offenbarenden und doch vor ihnen sich verbergenden Absicht sind. Gleich als ob ein magischer Wille von ihnen ausgienge, so räthselhaft schnell schließen sich die schwächeren Kräfte an sie an, so wunderbar verwandeln sie sich, bei dem plötzlichen Anschwellen jener Gewaltlawine, unter dem Zauber jenes schöpferischen Kernes, zu einer bis dahin nicht vorhandenen Affinität.

Wenn wir nun sehen, wie wenig sich alsbald die Unterworfnen um den entsetzlichen Ursprung des Staates bekümmern, so daß im Grunde über keine Art von Ereignissen uns die Historie schlechter unterrichtet als über das Zustandekommen jener plötzlichen gewaltsamen blutigen und mindestens an einem Punkte unerklärlichen Usurpationen: wenn vielmehr der Magie des werdenden Staates die Herzen unwillkürlich entgegenschwellen, mit der Ahnung einer unsichtbar tiefen Absicht, dort wo der rechnende Verstand nur eine Addition von Kräften zu sehen befähigt ist: wenn jetzt sogar der Staat mit Inbrunst als Ziel und Gipfel der Aufopferungen und Pflichten des Einzelnen betrachtet wird: so spricht aus alledem die ungeheure Nothwendigkeit des Staates, ohne den es der Natur nicht gelingen möchte, durch die Gesellschaft zu ihrer Erlösung im Scheine, im Spiegel des Genius, zu kommen. Was für Erkenntnisse überwindet nicht die instinktive Lust am Staate! Man sollte doch denken, daß ein Wesen, welches in die Entstehung des Staates hineinschaut, fürderhin nur in schauervoller Entfernung von ihm sein Heil suchen werde; und wo kann man nicht die Denkmale seiner Entstehung sehen, verwüstete Länder, zerstörte Städte, verwilderte Menschen, verzehrenden Völkerhaß! Der Staat, von schmählicher Geburt, für die meisten Menschen eine fortwährend fließende Quelle der Mühsal, in häufig wiederkommenden Perioden die fressende Fackel des Menschengeschlechts — und dennoch ein Klang, bei dem wir uns vergessen, ein Schlachtruf, der zu zahllosen wahrhaft heroischen Thaten begeistert hat, vielleicht der höchste und ehrwürdigste Gegenstand für die blinde und egoistische Masse, die auch nur in den ungeheuren Momenten des Staatslebens den befremdlichen Ausdruck von Größe auf ihrem Gesichte hat!

Die Griechen aber haben wir uns, im Hinblick auf die einzige Sonnenhöhe ihrer Kunst, schon a priori als die „politischen Menschen an sich“ zu construiren; und wirklich kennt die Geschichte kein zweites Beispiel einer so furchtbaren Entfesselung des politischen Triebes, einer so unbedingten Hinopferung aller anderen Interessen im Dienste dieses Staateninstinktes — höchstens daß man vergleichungsweise und aus ähnlichen Gründen die Menschen der Renaissance in Italien mit einem gleichen Titel auszeichnen könnte. So überladen ist bei den Griechen jener Trieb, daß er immer von Neuem wieder gegen sich selbst zu wüthen anfängt und die Zähne in das eigne Fleisch schlägt. Diese blutige Eifersucht von Stadt auf Stadt, von Partei auf Partei, diese mörderische Gier jener kleinen Kriege, der tigerartige Triumph auf dem Leichnam des erlegten Feindes, kurz die unablässige Erneuerung jener trojanischen Kampf- und Greuelscenen, in deren Anblick Homer lustvoll versunken, als ächter Hellene, vor uns steht — wohin deutet diese naive Barbarei des griechischen Staates, woher nimmt er seine Entschuldigung vor dem Richterstuhle der ewigen Gerechtigkeit? Stolz und ruhig tritt der Staat vor ihn hin: und an der Hand führt er das herrlich blühende Weib, die griechische Gesellschaft. Für diese Helena führte er jene Kriege — welcher graubärtige Richter dürfte hier verurtheilen? —

Bei diesem geheimnißvollen Zusammenhang, den wir hier zwischen Staat und Kunst, politischer Gier und künstlerischer Zeugung, Schlachtfeld und Kunstwerk ahnen, verstehen wir, wie gesagt, unter Staat nur die eiserne Klammer, die den Gesellschaftsprozeß erzwingt: während ohne Staat, im natürlichen bellum omnium contra omnes, die Gesellschaft überhaupt nicht in größerem Maaße und über das Bereich der Familie hinaus Wurzel schlagen kann. Jetzt, nach der allgemein eingetretenen Staatenbildung, concentrirt sich jener Trieb des bellum omnium contra omnes von Zeit zu Zeit zum schrecklichen Kriegsgewölk der Völker und entladet sich gleichsam in seltneren, aber um so stärkeren Schlägen und Wetterstrahlen. In den Zwischenpausen aber ist der Gesellschaft doch Zeit gelassen, unter der nach innen gewendeten zusammengedrängten Wirkung jenes bellum, allerorts zu keimen und zu grünen, um, sobald es einige wärmere Tage giebt, die leuchtenden Blüthen des Genius hervorsprießen zu lassen.

Angesichts der politischen Welt der Hellenen will ich nicht verbergen, in welchen Erscheinungen der Gegenwart ich gefährliche, für Kunst und Gesellschaft gleich bedenkliche Verkümmerungen der politischen Sphaere zu erkennen glaube. Wenn es Menschen geben sollte, die durch Geburt gleichsam außerhalb der Volks- und Staateninstinkte gestellt sind, die somit den Staat nur so weit gelten zu lassen haben, als sie ihn in ihrem eigenen Interesse begreifen: so werden derartige Menschen nothwendig als das letzte staatliche Ziel sich das möglichst ungestörte Nebeneinanderleben großer politischer Gemeinsamkeiten vorstellen, in denen den eigenen Absichten nachzugehen ihnen vor Allen ohne Beschränkung erlaubt sein dürfte. Mit dieser Vorstellung im Kopfe werden sie die Politik fördern, die diesen Absichten die größte Sicherheit bietet, während es undenkbar ist, daß sie gegen ihre Absichten, etwa durch einen unbewußten Instinkt geleitet, der Staatstendenz sich zum Opfer bringen sollten, undenkbar weil sie eben jenes Instinktes ermangeln. Alle anderen Bürger des Staates sind über das, was die Natur mit ihrem Staatsinstinkte bei ihnen beabsichtigt, im Dunkeln und folgen blindlings; nur jene außerhalb dieses Instinktes Stehenden wissen, was sie vom Staate wollen und was ihnen der Staat gewähren soll. Deshalb ist es geradezu unvermeidlich, daß solche Menschen einen großen Einfluß auf den Staat gewinnen, weil sie ihn als Mittel betrachten dürfen, während alle Anderen unter der Macht jener unbewußten Absichten des Staates selbst nur Mittel des Staatszwecks sind. Um nun, durch das Mittel des Staates, höchste Förderung ihrer eigennützigen Ziele zu erreichen, ist vor allem nöthig, daß der Staat von jenen schrecklich unberechenbaren Kriegszuckungen gänzlich befreit werde, damit er rationell benutzt werden könne; und damit streben sie, so bewußt als möglich, einen Zustand an, in dem der Krieg eine Unmöglichkeit ist. Hierzu gilt es nun zuerst die politischen Sondertriebe möglichst zu beschneiden und abzuschwächen und durch Herstellung großer gleichwiegender Staatenkörper und gegenseitiger Sicherstellung derselben den günstigen Erfolg eines Angriffskriegs und damit den Krieg überhaupt zur höchsten Unwahrscheinlichkeit zu machen: wie sie andererseits die Frage über Krieg und Frieden der Entscheidung einzelner Machthaber zu entreißen suchen, um vielmehr an den Egoismus der Masse oder deren Vertreter appelliren zu können: wozu sie wiederum nöthig haben, die monarchischen Instinkte der Völker langsam aufzulösen. Diesem Zwecke entsprechen sie durch die allgemeinste Verbreitung der liberal-optimistischen Weltbetrachtung, welche ihre Wurzeln in den Lehren der französischen Aufklärung und Revolution d.h. in einer gänzlich ungermanischen, ächt romanisch flachen und unmetaphysischen Philosophie hat. Ich kann nicht umhin, in der gegenwärtig herrschenden Nationalitätenbewegung und der gleichzeitigen Verbreitung des allgemeinen Stimmrechts vor allem die Wirkungen der Kriegsfurcht zu sehen, ja im Hintergrunde dieser Bewegungen, als die eigentlich Fürchtenden, jene wahrhaft internationalen heimatlosen Geldeinsiedler zu erblicken, die, bei ihrem natürlichen Mangel des staatlichen Instinktes, es gelernt haben, die Politik zum Mittel der Börse und Staat und Gesellschaft als Bereicherungsapparate ihrer selbst zu mißbrauchen. Gegen die von dieser Seite zu befürchtende Ablenkung der Staatstendenz zur Geldtendenz ist das einzige Gegenmittel der Krieg und wiederum der Krieg: in dessen Erregungen wenigstens doch so viel klar wird, daß der Staat nicht auf der Furcht vor dem Kriegsdämon, als Schutzanstalt egoistischer Einzelner, gegründet ist, sondern in Vaterlands- und Fürstenliebe einen ethischen Schwung aus sich erzeugt, der auf eine viel höhere Bestimmung hinweist. Wenn ich also als gefährliches Charakteristikum der politischen Gegenwart die Verwendung der Revolutionsgedanken im Dienste einer eigensüchtigen staatlosen Geldaristokratie bezeichne, wenn ich die ungeheure Verbreitung des liberalen Optimismus zugleich als Resultat der in sonderbare Hände gerathenen modernen Geldwirthschaft begreife und alle Übel der socialen Zustände, sammt dem nothwendigen Verfall der Künste, entweder aus jener Wurzel entkeimt oder mit ihr verwachsen sehe: so wird man mir einen gelegentlich anzustimmenden Päan auf den Krieg zu Gute halten müssen. Fürchterlich erklingt sein silberner Bogen: und kommt er gleich daher wie die Nacht, so ist er doch Apollo, der rechte Weihe- und Reinigungsgott des Staates. Zuerst aber, wie es im Beginne der Ilias heißt, schnellt er den Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann trifft er die Menschen selbst, und überall lodern die Holzstöße mit Leichnamen. So sei es denn ausgesprochen, daß der Krieg für den

Staat eine ebensolche Nothwendigkeit ist, wie der Sklave für die Gesellschaft: und wer möchte sich diesen Erkenntnissen entziehn können, wenn er sich ehrlich nach den Gründen der unerreichten griechischen Kunstvollendung fragt?

Wer den Krieg und seine uniformirte Möglichkeit, den Soldatenstand, in Bezug auf das bisher geschilderte Wesen des Staates betrachtet, muß zu der Einsicht kommen, daß durch den Krieg und im Soldatenstande uns ein Abbild, oder gar vielleicht das Urbild des Staates vor Augen gestellt wird. Hier sehen wir, als allgemeinste Wirkung der Kriegstendenz, eine sofortige Scheidung und Zertheilung der chaotischen Masse in militärische Kasten, aus denen sich pyramidenförmig, auf einer allerbreitesten sklavenartigen untersten Schicht, der Bau der „kriegerischen Gesellschaft“ erhebt. Der unbewußte Zweck der ganzen Bewegung zwingt jeden Einzelnen unter sein Joch und erzeugt auch bei heterogenen Naturen eine gleichsam chemische Verwandlung ihrer Eigenschaften, bis sie mit jenem Zwecke in Affinität gebracht sind. In den höheren Kasten spürt man schon etwas mehr, um was es sich, bei diesem innerlichen Prozesse, im Grunde handelt, nämlich um die Erzeugung des militärischen Genius — den wir als den ursprünglichen Staatengründer kennen gelernt haben. An manchen Staaten z.B. an der Lykurgischen Verfassung Sparta’s kann man deutlich den Abdruck jener Grundidee des Staates, der Erzeugung des militärischen Genius, wahrnehmen. Denken wir uns jetzt den militärischen Urstaat in lebhaftester Regsamkeit, in seiner eigentlichen „Arbeit“ und führen wir uns die ganze Technik des Krieges vor Augen, so können wir uns nicht entbrechen, unsere überallher eingesognen Begriffe von der „Würde des Menschen“ und der „Würde der Arbeit“ durch die Frage zu corrigiren, ob denn auch zu der Arbeit, die die Vernichtung von „würdevollen“ Menschen zum Zwecke hat, ob auch zu dem Menschen, der mit jener „würdevollen Arbeit“ betraut ist, der Begriff von Würde stimmt, oder ob nicht, in dieser kriegerischen Aufgabe des Staates, jene Begriffe, als unter einander widerspruchsvolle, sich gegenseitig aufheben. Ich dächte, der kriegerische Mensch wäre ein Mittel des militärischen Genius und seine Arbeit wiederum nur ein Mittel desselben Genius; und nicht ihm, als absolutem Menschen und Nichtgenius, sondern ihm als Mittel des Genius — der auch seine Vernichtung als Mittel des kriegerischen Kunstwerks belieben kann, — komme ein Grad von Würde zu, jener Würde nämlich, zum Mittel des Genius gewürdigt zu sein. Was aber hier an einem einzelnen Beispiel gezeigt ist, gilt im allgemeinsten Sinne: jeder Mensch, mit seiner gesammten Thätigkeit, hat nur soviel Würde, als er, bewußt oder unbewußt, Werkzeug des Genius ist; woraus sofort die ethische Consequenz zu erschließen ist, daß der „Mensch an sich“, der absolute Mensch, weder Würde, noch Rechte, noch Pflichten besitzt: nur als völlig determinirtes, unbewußten Zwecken dienendes Wesen kann der Mensch seine Existenz entschuldigen.

Der vollkommne Staat Plato’s ist nach diesen Betrachtungen gewiß noch etwas Größeres als selbst die Warmblütigen unter seinen Verehrern glauben, gar nicht zu reden von der lächelnden Überlegenheitsmiene, mit der unsre „historisch“ Gebildeten eine solche Frucht des Alterthums abzulehnen wissen. Das eigentliche Ziel des Staates, die olympische Existenz und immer erneute Zeugung und Vorbereitung des Genius, dem gegenüber alles Andere nur Werkzeuge, Hülfsmittel und Ermöglichungen sind, ist hier durch eine dichterische Intuition gefunden und mit Derbheit hingemalt. Plato sah durch die schrecklich verwüstete Herme des damaligen Staatslebens hindurch und gewahrte auch jetzt noch etwas Göttliches in ihrem Inneren. Er glaubte daran, daß man dies Götterbild herausnehmen könne und daß die grimmige und barbarisch verzerrte Außenseite nicht zum Wesen des Staates gehöre: die ganze Inbrunst und Erhabenheit seiner politischen Leidenschaft warf sich auf jenen Glauben, auf jenen Wunsch — an dieser Gluth verbrannte er. Daß er in seinem vollkommnen Staate nicht den Genius in seinem allgemeinen Begriff an die Spitze stellte, sondern nur den Genius der Weisheit und des Wissens, daß er die genialen Künstler aber überhaupt aus seinem Staate ausschloß, das war eine starre Consequenz des sokratischen Urtheils über die Kunst, das Plato, im Kampfe gegen sich selbst, zu dem seinigen gemacht hatte. Diese mehr äußerliche und beinahe zufällige Lücke darf uns nicht hindern, in der Gesammtconception des platonischen Staates die wunderbar große Hieroglyphe einer tiefsinnigen und ewig zu deutenden Geheimlehre vom Zusammenhang zwischen Staat und Genius zu erkennen: was wir von dieser Geheimschrift zu errathen meinten, haben wir in dieser Vorrede gesagt. —

[«]

4.

Das Verhältniss der Schopenhauerischen Philosophie zu einer deutschen Cultur.

Vorrede.

Im lieben niederträchtigen Deutschland liegt jetzt die Bildung so verkommen auf den Straßen, regiert die Scheelsucht auf alles Große so schamlos und tönt der allgemeine Tumult der zum „Glücke“ Rennenden so ohrbetäubend, daß man einen starken Glauben, fast im Sinne des credo quia absurdum est, haben muß, um hier auf eine werdende Kultur doch noch hoffen und vor allem für dieselbe — öffentlich lehrend im Gegensatze zu der „öffentlich meinenden“ Presse — arbeiten zu können. Mit Gewalt müssen die, denen die unsterbliche Sorge um das Volk am Herzen liegt, sich von den auf sie einstürmenden Eindrücken des gerade jetzt Gegenwärtigen und Geltenden befreien und den Schein erregen, als ob sie dasselbe den gleichgültigen Dingen zurechneten. Sie müssen so scheinen, weil sie denken wollen, und weil ein widerlicher Anblick und ein verworrener, wohl gar mit den Trompetenstößen des Kriegsruhms gemischter Lärm ihr Denken stört, vor allem aber, weil sie an das Deutsche glauben wollen und mit diesem Glauben ihre Kraft verlieren würden. Verargt es diesen Gläubigen nicht, wenn sie sehr aus der Entfernung und von oben herab nach dem Lande ihrer Verheißungen hinschauen! Sie scheuen sich vor den Erfahrungen, denen der wohlwollende Ausländer sich preisgiebt, wenn er jetzt unter Deutschen lebt und sich verwundern muß, wie wenig das deutsche Leben jenen großen Individuen Werken und Handlungen entspricht, die er, in seinem Wohlwollen, als das eigentlich Deutsche zu verehren gelernt hat. Wo sich der Deutsche nicht in’s Große erheben kann, macht er einen weniger als mittelmäßigen Eindruck. Selbst die berühmte deutsche Wissenschaft, in der eine Anzahl der nützlichsten häuslichen und familienhaften Tugenden, Treue Selbstbeschränkung Fleiß Bescheidenheit Reinlichkeit, in eine freiere Luft versetzt und gleichsam verklärt erscheint, ist doch keineswegs das Resultat dieser Tugenden; aus der Nähe betrachtet sieht das zu unbeschränktem Erkennen antreibende Motiv in Deutschland einem Mangel, einem Defekte, einer Lücke viel ähnlicher als einem Überfluß von Kräften, fast wie die Folge eines dürftigen formlosen unlebendigen Lebens und selbst wie eine Flucht vor der moralischen Kleinlichkeit und Bosheit, denen der Deutsche, ohne solche Ableitungen, unterworfen ist und die auch, trotz der Wissenschaft, ja noch in der Wissenschaft des Öfteren hervorbrechen. Auf die Beschränktheit, im Leben Erkennen und Beurtheilen, verstehen sich die Deutschen als wahre Virtuosen des Philisterhaften; will sie Einer über sie hinaus ins Erhabene tragen, so machen sie sich schwer wie Blei, und als solche Bleigewichte hängen sie an ihren wahrhaft Großen, um diese aus dem Aether zu sich und zu ihrer dürftigen Bedürftigkeit herabzuziehen. Vielleicht mag diese Philister-Gemüthlichkeit nur Entartung einer ächten deutschen Tugend sein — einer innigen Versenkung in das Einzelne Kleine Nächste und in die Mysterien des Individuums — aber diese verschimmelte Tugend ist jetzt schlimmer als das offenbarste Laster; besonders seitdem man sich nun gar dieser Eigenschaft, bis zur litterarischen Selbstglorifikation, von Herzen froh bewußt geworden ist. Jetzt schütteln sich die „Gebildeten“, unter den bekanntlich so kultivirten Deutschen, und die „Philister“, unter den bekanntlich so unkultivirten Deutschen, öffentlich die Hände und treffen eine Abrede mit einander, wie man fürderhin schreiben dichten malen musiciren und selbst philosophiren, ja regieren müsse, um weder der „Bildung“ des Einen zu ferne zu stehen, noch der „Gemüthlichkeit“ des Anderen zu nahe zu treten. Dies nennt man jetzt „die deutsche Kultur der Jetztzeit“; wobei nur noch zu erfragen wäre, an welchem Merkmale jener „Gebildete“ zu erkennen ist, nachdem wir wissen, daß sein Milchbruder, der deutsche Philister, sich jetzt selbst, ohne Verschämtheit, gleichsam nach verlorner Unschuld, aller Welt als solchen zu erkennen giebt.

Der Gebildete ist jetzt vor allem historisch gebildet: durch sein historisches Bewußtsein rettet er sich vor dem Erhabenen; was dem Philister durch seine „Gemüthlichkeit“ gelingt. Nicht mehr der Enthusiasmus, den die Geschichte erregt — wie doch Goethe vermeinen durfte — sondern gerade die Abstumpfung alles Enthusiasmus ist jetzt das Ziel dieser Bewunderer des nil admirari, wenn sie alles historisch zu begreifen suchen; ihnen müßte man aber zurufen: „Ihr seid die Narren aller Jahrhunderte! Die Geschichte wird euch nur die Bekenntnisse machen, die eurer würdig sind! Die Welt ist zu allen Zeiten voll von Trivialitäten und Nichtigkeiten gewesen: eurem historischen Gelüste entschleiern sich eben diese und gerade nur diese. Ihr könnt zu Tausenden über eine Epoche herfallen — ihr werdet nachher hungern wie zuvor und euch eurer Art angehungerter Gesundheit rühmen dürfen. Illam ipsam quam iactant sanitatem non firmitate sed ieiunio consequuntur. Dial. de orator. c. 25. Alles Wesentliche hat euch die Geschichte nicht sagen mögen, sondern höhnend und unsichtbar stand sie neben euch, dem eine Staatsaktion, jenem einen Gesandtschaftsbericht, einem Andern eine Jahreszahl oder eine Etymologie oder ein pragmatisches Spinnengewebe in die Hand drückend. Glaubt ihr wirklich die Geschichte zusammenrechnen zu können wie ein Additionsexempel und haltet ihr dafür euren gemeinen Verstand und eure mathematische Bildung für gut genug? Wie muß es euch verdrießen zu hören, daß Andere von Dingen erzählen, aus den allerbekanntesten Zeiten heraus, die ihr nie und nimmer begreifen werdet!“

Wenn nun zu dieser historisch sich nennenden, der Begeisterung baren Bildung und zu der gegen alles Große feindseligen und geifernden Philisterhaftigkeit noch jene dritte brutale und aufgeregte Genossenschaft kommt — derer die zum „Glücke“ rennen —, so giebt das in summa ein so verwirrtes Geschrei und ein so gliederverrenkendes Getümmel, daß der Denker mit verstopften Ohren und verbundenen Augen in die einsamste Wildniß flüchtet — dorthin wo er sehen darf, was jene nie sehen werden, wo er hören muß, was aus allen Tiefen der Natur und von den Sternen her zu ihm tönt. Hier beredet er sich mit den an ihn heranschwebenden großen Problemen, deren Stimmen freilich ebenso ungemüthlich-furchtbar, als unhistorisch-ewig erklingen. Der Weichliche flieht vor ihrem kalten Athem zurück, und der Rechnende läuft durch sie hindurch, ohne sie zu spüren. Am schlimmsten aber ergeht es mit ihnen dem „Gebildeten“, der sich mitunter in seiner Art ernstliche Mühe um sie giebt. Für ihn verwandeln sich diese Gespenster in Begriffsgespinnste und hohle Klangfiguren. Nach ihnen greifend wähnt er die Philosophie zu haben, nach ihnen zu suchen klettert er an der sogenannten Geschichte der Philosophie herum — und wenn er sich endlich eine ganze Wolke von solchen Abstraktionen und Schablonen zusammengesucht und aufgethürmt hat — so mag es ihm begegnen, daß ein wahrer Denker ihm in den Weg tritt und sie — wegbläst. Verzweifelte Ungelegenheit, sich als „Gebildeter“ mit Philosophie zu befassen! Von Zeit zu Zeit scheint es ihm zwar, als ob die unmögliche Verbindung der Philosophie mit dem, was sich jetzt als „deutsche Kultur“ brüstet, möglich geworden sei; irgendein Zwittergeschöpf tändelt und liebäugelt zwischen beiden Sphären herum und verwirrt hüben und drüben die Phantasie. Einstweilen ist aber den Deutschen, wenn sie sich nicht verwirren lassen wollen, ein Rath zu geben. Sie mögen bei allem, was sie jetzt „Bildung“ nennen, sich fragen: ist dies die erhoffte deutsche Kultur, so ernst und schöpferisch, so erlösend für den deutschen Geist, so reinigend für die deutschen Tugenden, daß sich ihr einziger Philosoph in diesem Jahrhundert, Arthur Schopenhauer, zu ihr bekennen müßte?

Hier habt ihr den Philosophen — nun sucht die zu ihm gehörige Kultur! Und wenn ihr ahnen könnt, was das für eine Kultur sein müsse, die einem solchen Philosophen entspräche, nun, so habt ihr, in dieser Ahnung, bereits über alle eure Bildung und über euch selbst — gerichtet! —

[«]

5.
Homer's Wettkampf.

Vorrede.

Wenn man von Humanität redet, so liegt die Vorstellung zu Grunde, es möge das sein, was den Menschen von der Natur abscheidet und auszeichnet. Aber eine solche Abscheidung giebt es in Wirklichkeit nicht: die „natürlichen“ Eigenschaften und die eigentlich „menschlich“ genannten sind untrennbar verwachsen. Der Mensch, in seinen höchsten und edelsten Kräften, ist ganz Natur und trägt ihren unheimlichen Doppelcharakter an sich. Seine furchtbaren und als unmenschlich geltenden Befähigungen sind vielleicht sogar der fruchtbare Boden, aus dem allein alle Humanität, in Regungen Thaten und Werken hervorwachsen kann.

So haben die Griechen, die humansten Menschen der alten Zeit, einen Zug von Grausamkeit, von tigerartiger Vernichtungslust an sich: ein Zug, der auch in dem ins Groteske vergrößernden Spiegelbilde des Hellenen, in Alexander dem Großen, sehr sichtbar ist, der aber in ihrer ganzen Geschichte, ebenso wie in ihrer Mythologie uns, die wir mit dem weichlichen Begriff der modernen Humanität ihnen entgegenkommen, in Angst versetzen muß. Wenn Alexander die Füße des tapferen Vertheidigers von Gaza, Batis, durchbohren läßt und seinen Leib lebend an seinen Wagen bindet, um ihn unter dem Hohne seiner Soldaten herumzuschleifen: so ist dies die Ekel erregende Karrikatur des Achilles, der den Leichnam des Hektor nächtlich durch ein ähnliches Herumschleifen mißhandelt; aber selbst dieser Zug hat für uns etwas Beleidigendes und Grausen Einflößendes. Wir sehen hier in die Abgründe des Hasses. Mit derselben Empfindung stehen wir etwa auch vor dem blutigen und unersättlichen Sich Zerfleischen zweier griechischer Parteien z.B. in der korkyräischen Revolution. Wenn der Sieger, in einem Kampf der Städte, nach dem Rechte des Krieges, die gesammte männliche Bürgerschaft hinrichtet und alle Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauft, so sehen wir, in der Sanktion eines solchen Rechtes, daß der Grieche ein volles Ausströmenlassen seines Hasses als ernste Nothwendigkeit erachtete; in solchen Momenten erleichterte sich die zusammengedrängte und geschwollene Empfindung: der Tiger schnellte hervor, eine wollüstige Grausamkeit blickte aus seinem fürchterlichen Auge. Warum mußte der griechische Bildhauer immer wieder Krieg und Kämpfe in zahllosen Wiederholungen ausprägen, ausgereckte Menschenleiber, deren Sehnen vom Hasse gespannt sind oder vom Übermuthe des Triumphes, sich krümmende Verwundete, ausröchelnde Sterbende? Warum jauchzte die ganze griechische Welt bei den Kampfbildern der Ilias? Ich fürchte daß wir diese nicht „griechisch“ genug verstehen, ja daß wir schaudern würden, wenn wir sie einmal griechisch verstünden.

Was aber liegt, als der Geburtsschooß alles Hellenischen, hinter der homerischen Welt? In dieser werden wir bereits durch die außerordentliche künstlerische Bestimmtheit, Ruhe und Reinheit der Linien über die rein stoffliche Verschmelzung hinweggehoben: ihre Farben erscheinen, durch eine künstlerische Täuschung, lichter, milder, wärmer, ihre Menschen, in dieser farbigen warmen Beleuchtung, besser und sympathischer — aber wohin schauen wir, wenn wir, von der Hand Homer’s nicht mehr geleitet und geschützt, rückwärts, in die vorhomerische Welt hinein schreiten? Nur in Nacht und Grauen, in die Erzeugnisse einer an das Gräßliche gewöhnten Phantasie. Welche irdische Existenz spiegeln diese widerlich-furchtbaren theogonischen Sagen wieder: ein Leben, über dem allein die Kinder der Nacht, der Streit, die Liebesbegier, die Täuschung das Alter und der Tod walten. Denken wir uns die schwer zu athmende Luft des hesiodischen Gedichtes noch verdichtet und verfinstert und ohne alle die Milderungen und Reinigungen, welche, von Delphi und von zahlreichen Göttersitzen aus, über Hellas hinströmten: mischen wir diese verdickte böotische Luft mit der finsteren Wollüstigkeit der Etrusker; dann würde uns eine solche Wirklichkeit eine Mythenwelt erpressen, in der Uranos Kronos und Zeus und die Titanenkämpfe wie eine Erleichterung dünken müßten; der Kampf ist in dieser brütenden Atmosphäre das Heil, die Rettung, die Grausamkeit des Sieges ist die Spitze des Lebensjubels. Und wie sich in Wahrheit vom Morde und der Mordsühne aus der Begriff des griechischen Rechtes entwickelt hat, so nimmt auch die edlere Kultur ihren ersten Siegeskranz vom Altar der Mordsühne. Hinter jenem blutigen Zeitalter her zieht sich eine Wellenfurche tief hinein in die hellenische Geschichte. Die Namen des Orpheus, des Musäus und ihrer Kulte verrathen, zu welchen Folgerungen der unausgesetzte Anblick einer Welt des Kampfes und der Grausamkeit drängte — zum Ekel am Dasein, zur Auffassung dieses Daseins als einer abzubüßenden Strafe, zum Glauben an die Identität von Dasein und Verschuldetsein. Gerade diese Folgerungen aber sind nicht spezifisch hellenisch: in ihnen berührt sich Griechenland mit Indien und überhaupt mit dem Orient. Der hellenische Genius hatte noch eine andere Antwort auf die Frage bereit „was will ein Leben des Kampfes und des Sieges?“ und giebt diese Antwort in der ganzen Breite der griechischen Geschichte.

Um sie zu verstehen, müssen wir davon ausgehen, daß der griechische Genius den einmal so furchtbar vorhandenen Trieb gelten ließ und als berechtigt erachtete: während in der orphischen Wendung der Gedanke lag, daß ein Leben, mit einem solchen Trieb als Wurzel, nicht lebenswerth sei. Der Kampf und die Lust des Sieges wurden anerkannt: und nichts scheidet die griechische Welt so sehr von der unseren, als die hieraus abzuleitende Färbung einzelner ethischer Begriffe z.B. der Eris und des Neides.

Als der Reisende Pausanias auf seiner Wanderschaft durch Griechenland den Helikon besuchte, wurde ihm ein uraltes Exemplar des ersten didaktischen Gedichtes der Griechen, der „Werke und Tage“ Hesiods gezeigt, auf Bleiplatten eingeschrieben und arg durch Zeit und Wetter verwüstet. Doch erkannte er soviel daß es, im Gegensatz zu den gewöhnlichen Exemplaren, an seiner Spitze jenen kleinen Hymnus auf Zeus nicht besaß, sondern sofort mit der Erklärung begann „zwei Erisgöttinnen sind auf Erden.“ Dies ist einer der merkwürdigsten hellenischen Gedanken und werth dem Kommenden gleich am Eingangsthore der hellenischen Ethik eingeprägt zu werden. „Die eine Eris möchte man, wenn man Verstand hat, ebenso loben als die andre tadeln; denn eine ganz getrennte Gemüthsart haben diese beiden Göttinnen. Denn die Eine fördert den schlimmen Krieg und Hader, die Grausame! Kein Sterblicher mag sie leiden, sondern unter dem Joch der Noth erweist man der schwerlastenden Eris Ehre, nach dem Rathschlusse der Unsterblichen. Diese gebar, als die ältere, die schwarze Nacht; die andre aber stellte Zeus der hochwaltende hin auf die Wurzeln der Erde und unter die Menschen, als eine viel bessere. Sie treibt auch den ungeschickten Mann zur Arbeit; und schaut einer, der des Besitzthums ermangelt, auf den Anderen, der reich ist, so eilt er sich in gleicher Weise zu säen und zu pflanzen und das Haus wohl zu bestellen; der Nachbar wetteifert mit dem Nachbarn, der zum Wohlstande hinstrebt. Gut ist diese Eris für die Menschen. Auch der Töpfer grollt dem Töpfer und der Zimmermann dem Zimmermann, es neidet der Bettler den Bettler und der Sänger den Sänger.“

Die zwei letzten Verse, die vom odium figulinum handeln, erscheinen unseren Gelehrten an dieser Stelle unbegreiflich. Nach ihrem Urtheile passen die Prädikate „Groll“ und „Neid“ nur zum Wesen der schlimmen Eris; weshalb sie keinen Anstand nehmen, die Verse als unächt oder durch Zufall an diesen Ort verschlagen zu bezeichnen. Hierzu aber muß sie unvermerkt eine andere Ethik, als die hellenische ist, inspirirt haben: denn Aristoteles empfindet in der Beziehung dieser Verse auf die gute Eris keinen Anstoß. Und nicht Aristoteles allein, sondern das gesammte griechische Alterthum denkt anders über Groll und Neid als wir und urtheilt wie Hesiod, der einmal eine Eris als böse bezeichnet, diejenige nämlich, welche die Menschen zum feindseligen Vernichtungskampfe gegen einander führt, und dann wieder eine andre Eris als gute preist, die als Eifersucht Groll Neid die Menschen zur That reizt, aber nicht zur That des Vernichtungskampfes, sondern zur That des Wettkampfes. Der Grieche ist neidisch und empfindet diese Eigenschaft nicht als Makel, sondern als Wirkung einer wohlthätigen Gottheit: welche Kluft des ethischen Urtheils zwischen uns und ihm! Weil er neidisch ist, fühlt er auch, bei jedem Übermaaß von Ehre Reichthum Glanz und Glück, das neidische Auge eines Gottes auf sich ruhen und er fürchtet diesen Neid; in diesem Falle mahnt er ihn an das Vergängliche jedes Menschenlooses, ihm graut vor seinem Glücke und das Beste davon opfernd beugt er sich vor dem göttlichen Neide. Diese Vorstellung entfremdet ihm nicht etwa seine Götter: deren Bedeutung im Gegentheil damit umschrieben ist, daß mit ihnen der Mensch nie den Wettkampf wagen darf, er dessen Seele gegen jedes andre lebende Wesen eifersüchtig erglüht. Im Kampfe des Thamyris mit den Musen, des Marsyas mit Apoll, im ergreifenden Schicksale der Niobe erschien das schreckliche Gegeneinander der zwei Mächte, die nie mit einander kämpfen dürfen, von Mensch und Gott.

Je größer und erhabener aber ein griechischer Mensch ist, um so heller bricht aus ihm die ehrgeizige Flamme heraus, jeden verzehrend, der mit ihm auf gleicher Bahn läuft. Aristoteles hat einmal eine Liste von solchen feindseligen Wettkämpfern im großen Stile gemacht: darunter ist das auffallendste Beispiel, daß selbst ein Todter einen Lebenden noch zu verzehrender Eifersucht reizen kann. So nämlich bezeichnet Aristoteles das Verhältniß des Kolophoniers Xenophanes zu Homer. Wir verstehen diesen Angriff auf den nationalen Heros der Dichtkunst nicht in seiner Stärke, wenn wir nicht, wie später auch bei Plato, die ungeheure Begierde als Wurzel dieses Angriffs uns denken, selbst an die Stelle des gestürzten Dichters zu treten und dessen Ruhm zu erben. Jeder große Hellene giebt die Fackel des Wettkampfes weiter; an jeder großen Tugend entzündet sich eine neue Größe. Wenn der junge Themistokles im Gedanken an die Lorbeern des Miltiades nicht schlafen konnte, so entfesselte sich sein frühgeweckter Trieb erst im langen Wetteifer mit Aristides zu jener einzig merkwürdigen rein instinktiven Genialität seines politischen Handelns, die uns Thucydides beschreibt. Wie charakteristisch ist Frage und Antwort, wenn ein namhafter Gegner des Perikles gefragt wird, ob er oder Perikles der beste Ringer in der Stadt sei, und die Antwort giebt: „selbst wenn ich ihn niederwerfe, läugnet er daß er gefallen sei, erreicht seine Absicht und überredet die, welche ihn fallen sahen.“

Will man recht unverhüllt jenes Gefühl in seinen naiven Äußerungen sehen, das Gefühl von der Nothwendigkeit des Wettkampfes, wenn anders das Heil des Staates bestehen soll, so denke man an den ursprünglichen Sinn des Ostrakismos: wie ihn z.B. die Ephesier, bei der Verbannung des Hermodor, aussprechen „Unter uns soll Niemand der Beste sein; ist Jemand es aber, so sei er anderswo und bei Anderen.“ Denn weshalb soll Niemand der Beste sein? Weil damit der Wettkampf versiegen würde und der ewige Lebensgrund des hellenischen Staates gefährdet wäre. Später bekommt der Ostrakismos eine andre Stellung zum Wettkampfe: er wird angewendet, wenn die Gefahr offenkundig ist, daß einer der großen um die Wette kämpfenden Politiker und Parteihäupter zu schädlichen und zerstörenden Mitteln und zu bedenklichen Staatsstreichen, in der Hitze des Kampfes, sich gereizt fühlt. Der ursprüngliche Sinn dieser sonderbaren Einrichtung ist aber nicht der eines Ventils, sondern der eines Stimulanzmittels: man beseitigt den überragenden Einzelnen, damit nun wieder das Wettspiel der Kräfte erwache: ein Gedanke, der der „Exclusivität“ des Genius im modernen Sinne feindlich ist, aber voraussetzt, daß, in einer natürlichen Ordnung der Dinge, es immer mehrere Genies giebt, die sich gegenseitig zur That reizen, wie sie sich auch gegenseitig in der Grenze des Maaßes halten. Das ist der Kern der hellenischen Wettkampf-Vorstellung: sie verabscheut die Alleinherrschaft und fürchtet ihre Gefahren, sie begehrt, als Schutzmittel gegen das Genie — ein zweites Genie.

Jede Begabung muß sich kämpfend entfalten, so gebietet die hellenische Volkspädagogik: während die neueren Erzieher vor Nichts eine so große Scheu haben als vor der Entfesselung des sogenannten Ehrgeizes. Hier fürchtet man die Selbstsucht als „das Böse an sich“ — mit Ausnahme der Jesuiten, die wie die Alten darin gesinnt sind und deshalb wohl die wirksamsten Erzieher unserer Zeit sein mögen. Sie scheinen zu glauben, daß die Selbstsucht d.h. das Individuelle nur das kräftigste Agens ist, seinen Charakter aber als „gut“ und „böse“ wesentlich von den Zielen bekommt, nach denen es sich ausreckt. Für die Alten aber war das Ziel der agonalen Erziehung die Wohlfahrt des Ganzen, der staatlichen Gesellschaft. Jeder Athener z.B. sollte sein Selbst im Wettkampfe soweit entwickeln, als es Athen vom höchsten Nutzen sei und am wenigsten Schaden bringe. Es war kein Ehrgeiz in’s Ungemessene und Unzumessende, wie meistens der moderne Ehrgeiz: an das Wohl seiner Mutterstadt dachte der Jüngling, wenn er um die Wette lief oder warf oder sang; ihren Ruhm wollte er in dem seinigen mehren; seinen Stadtgöttern weihte er die Kränze, die die Kampfrichter ehrend auf sein Haupt setzten. Jeder Grieche empfand in sich von Kindheit an den brennenden Wunsch, im Wettkampf der Städte ein Werkzeug zum Heile seiner Stadt zu sein: darin war seine Selbstsucht entflammt, darin war sie gezügelt und umschränkt. Deshalb waren die Individuen im Alterthume freier, weil ihre Ziele näher und greifbarer waren. Der moderne Mensch ist dagegen überall gekreuzt von der Unendlichkeit, wie der schnellfüßige Achill im Gleichnisse des Eleaten Zeno: die Unendlichkeit hemmt ihn, er holt nicht einmal die Schildkröte ein.

Wie aber die zu erziehenden Jünglinge mit einander wettkämpfend erzogen wurden, so waren wiederum ihre Erzieher unter sich im Wetteifer. Mißtrauisch-eifersüchtig traten die großen musikalischen Meister, Pindar und Simonides, neben einander hin; wetteifernd begegnet der Sophist, der höhere Lehrer des Alterthums, dem anderen Sophisten; selbst die allgemeinste Art der Belehrung, durch das Drama, wurde dem Volke nur ertheilt unter der Form eines ungeheuren Ringens der großen musikalischen und dramatischen Künstler. Wie wunderbar! „Auch der Künstler grollt dem Künstler!“ Und der moderne Mensch fürchtet nichts so sehr an einem Künstler als die persönliche Kampfregung, während der Grieche den Künstler nur im persönlichen Kampfe kennt. Dort wo der moderne Mensch die Schwäche des Kunstwerks wittert, sucht der Hellene die Quelle seiner höchsten Kraft! Das, was z.B. bei Plato von besonderer künstlerischer Bedeutung an seinen Dialogen ist, ist meistens das Resultat eines Wetteifers mit der Kunst der Redner, der Sophisten, der Dramatiker seiner Zeit, zu dem Zweck erfunden, daß er zuletzt sagen konnte: „Seht, ich kann das auch, was meine großen Nebenbuhler können; ja, ich kann es besser als sie. Kein Protagoras hat so schöne Mythen gedichtet wie ich, kein Dramatiker ein so belebtes und fesselndes Ganze, wie das Symposium, kein Redner solche Rede verfaßt, wie ich sie im Gorgias hinstelle — und nun verwerfe ich das alles zusammen und verurtheile alle nachbildende Kunst! Nur der Wettkampf machte mich zum Dichter, zum Sophisten, zum Redner!“ Welches Problem erschließt sich uns da, wenn wir nach dem Verhältniß des Wettkampfes zur Conception des Kunstwerkes fragen! —

Nehmen wir dagegen den Wettkampf aus dem griechischen Leben hinweg, so sehen wir sofort in jenen vorhomerischen Abgrund einer grauenhaften Wildheit des Hasses und der Vernichtungslust. Dies Phänomen zeigt sich leider so häufig, wenn eine große Persönlichkeit durch eine ungeheure glänzende That plötzlich dem Wettkampfe entrückt wurde und hors de concours, nach seinem und seiner Mitbürger Urtheil, war. Die Wirkung ist, fast ohne Ausnahme, eine entsetzliche;

und wenn man gewöhnlich aus diesen Wirkungen den Schluß zieht, daß der Grieche unvermögend gewesen sei Ruhm und Glück zu ertragen: so sollte man genauer reden, daß er den Ruhm ohne weiteren Wettkampf, das Glück am Schlusse des Wettkampfes nicht zu tragen vermochte. Es giebt kein deutlicheres Beispiel als die letzten Schicksale des Miltiades. Durch den unvergleichlichen Erfolg bei Marathon auf einen einsamen Gipfel gestellt und weit hinaus über jeden Mitkämpfenden gehoben: fühlt er in sich ein niedriges rachsüchtiges Gelüst erwachen, gegen einen parischen Bürger, mit dem er vor Alters eine Feindschaft hatte. Dies Gelüst zu befriedigen mißbraucht er Ruf Staatsvermögen Bürgerehre und entehrt sich selbst. Im Gefühl des Mißlingens verfällt er auf unwürdige Machinationen. Er tritt mit der Demeterpriesterin Timo in eine heimliche und gottlose Verbindung und betritt Nachts den heiligen Tempel, aus dem jeder Mann ausgeschlossen war. Als er die Mauer übersprungen hat und dem Heiligthum der Göttin immer näher kommt, überfällt ihn plötzlich das furchtbare Grauen eines panischen Schreckens: fast zusammenbrechend und ohne Besinnung fühlt er sich zurückgetrieben und über die Mauer zurückspringend stürzt er gelähmt und schwer verletzt nieder. Die Belagerung muß aufgehoben werden, das Volksgericht erwartet ihn, und ein schmählicher Tod drückt sein Siegel auf eine glänzende Heldenlaufbahn, um sie für alle Nachwelt zu verdunkeln. Nach der Schlacht bei Marathon hat ihn der Neid der Himmlischen ergriffen. Und dieser göttliche Neid entzündet sich, wenn er den Menschen ohne jeden Wettkämpfer gegnerlos auf einsamer Ruhmeshöhe erblickt. Nur die Götter hat er jetzt neben sich — und deshalb hat er sie gegen sich. Diese aber verleiten ihn zu einer That der Hybris, und unter ihr bricht er zusammen.

Bemerken wir wohl daß so wie Miltiades untergeht, auch die edelsten griechischen Staaten untergehen, als sie, durch Verdienst und Glück, aus der Rennbahn zum Tempel der Nike gelangt waren. Athen, das die Selbständigkeit seiner Verbündeten vernichtet hatte und mit Strenge die Aufstände der Unterworfenen ahndete, Sparta, welches nach der Schlacht von Aegospotamoi in noch viel härterer und grausamerer Weise sein Übergewicht über Hellas geltend machte, haben auch, nach dem Beispiele des Miltiades, durch Thaten der Hybris ihren Untergang herbeigeführt, zum Beweise dafür, daß ohne Neid Eifersucht und wettkämpfenden Ehrgeiz der hellenische Staat wie der hellenische Mensch entartet. Er wird böse und grausam, er wird rachsüchtig und gottlos, kurz, er wird „vorhomerisch“ — und dann bedarf es nur eines panischen Schreckens, um ihn zum Fall zu bringen und zu zerschmettern. Sparta und Athen liefern sich an Persien aus, wie es Themistokles und Alcibiades gethan haben; sie verrathen das Hellenische, nachdem sie den edelsten hellenischen Grundgedanken, den

Wettkampf, aufgegeben haben: und Alexander, die vergröbernde Copie und Abbreviatur der griechischen Geschichte, erfindet nun den Allerwelts-Hellenen und den sogenannten „Hellenismus“. —

Beendet am 29ten Dezember 1872.

[«]

Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen.

ZEITALTER DER GRIECHEN

[«]

[Einleitung] [Einleitung2]
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
8. 9. 10. 11. 12. 13.
14. 15. 16. 17. 18. 19.

[Einleitung]

Bei fern stehenden Menschen genügt es uns ihre Ziele zu wissen, um sie im Ganzen zu billigen oder zu verwerfen. Bei näher stehenden urtheilen wir nach den Mitteln, mit denen sie ihre Ziele fördern: oft mißbilligen wir ihre Ziele, lieben sie aber wegen der Mittel und der Art ihres Wollens. Nun sind philosophische Systeme nur für ihre Gründer ganz wahr: für alle späteren Philosophen gewöhnlich Ein großer Fehler, für die schwächeren Köpfe eine Summe von Fehlern und Wahrheiten. Als höchstes Ziel jedenfalls aber ein Irrthum, insofern verwerflich. Deshalb mißbilligen viele Menschen jeden Philosophen, weil sein Ziel nicht das ihre ist; es sind die Fernestehenden. Wer dagegen an großen Menschen überhaupt seine Freude hat, hat auch seine Freude an solchen Systemen, seien sie auch ganz irrthümlich: sie haben doch einen Punkt an sich, der ganz unwiderleglich ist, eine persönliche Stimmung, Farbe, man kann sie benutzen, um das Bild des Philosophen zu gewinnen: wie man vom Gewächse an einem Orte auf den Boden schließen kann. Die Art zu leben und die menschlichen Dinge anzusehn ist jedenfalls einmal dagewesen und also möglich: das „System“ ist das Gewächs dieses Bodens, oder wenigstens ein Theil dieses Systems, — —

Ich erzähle die Geschichte jener Philosophen vereinfacht: ich will nur den Punkt aus jedem System herausheben, der ein Stück Persönlichkeit ist und zu jenem Unwiderleglichen Undiskutirbaren gehört, das die Geschichte aufzubewahren hat: es ist ein Anfang, um jene Naturen durch Vergleichung wieder zu gewinnen und nachzuschaffen und die Polyphonie der griechischen Natur endlich einmal wieder erklingen zu lassen: die Aufgabe ist das an’s Licht zu bringen, was wir immer lieben und verehren müssen und was uns durch keine spätere Erkenntniß geraubt werden kann: der große Mensch.

[«]

[Einleitung2]

Dieser Versuch, die Geschichte der älteren griechischen Philosophen zu erzählen, unterscheidet sich von ähnlichen Versuchen durch die Kürze. Diese ist dadurch erreicht worden, daß bei jedem Philosophen nur eine ganz geringe Anzahl seiner Lehren erwähnt wurde, also durch Unvollständigkeit. Es sind aber die Lehren ausgewählt worden, in denen das Persönliche eines Philosophen am stärksten nachklingt, während eine vollständige Aufzählung aller möglichen überlieferten Lehrsätze, wie sie in den Handbüchern Sitte ist, jedenfalls Eins zu Wege bringt, das völlige Verstummen des Persönlichen. Dadurch werden jene Berichte so langweilig: denn an Systemen, die widerlegt sind, kann uns eben nur noch das Persönliche interessiren, denn dies ist das ewig Unwiderlegbare. Aus drei Anecdoten ist es möglich, das Bild eines Menschen zu geben; ich versuche es, aus jedem Systeme drei Anecdoten herauszuheben, und gebe das Uebrige preis.

[«]

1.

Es giebt Gegner der Philosophie: und man thut wohl auf sie zu hören, sonderlich wenn sie den erkrankten Köpfen der Deutschen die Metaphysik widerrathen, ihnen aber Reinigung durch die Physis, wie Goethe, oder Heilung durch die Musik, wie Richard Wagner predigen. Die Ärzte des Volkes verwerfen die Philosophie; wer diese also rechtfertigen will, mag zeigen, wozu die gesunden Völker die Philosophie brauchen und gebraucht haben. Vielleicht gewinnen, falls er dies zeigen kann, selbst die Kranken die ersprießliche Einsicht, warum gerade ihnen dieselbe schädlich sei. Es giebt zwar gute Beispiele einer Gesundheit, die ganz ohne Philosophie oder bei einem ganz mäßigen, fast spielerischen Gebrauche derselben bestehen kann; so lebten die Römer in ihrer besten Zeit ohne Philosophie. Aber wo fände sich das Beispiel der Erkrankung eines Volkes, dem die Philosophie die verlorne Gesundheit wiedergegeben hätte? Wenn sie je helfend, rettend, vorschützend sich äußerte, dann war es bei Gesunden, die Kranken machte sie stets noch kränker. War je ein Volk zerfasert und in schlaffer Spannung mit seinen Einzelnen verbunden, nie hat die Philosophie diese Einzelnen enger an das Ganze zurückgeknüpft. War je einer gewillt abseits zu stehen und um sich den Zaun der Selbstgenugsamkeit zu ziehen, immer war die Philosophie bereit, ihn noch mehr zu isoliren und durch Isolation zu zerstören. Sie ist gefährlich, wo sie nicht in ihrem vollen Rechte ist: und nur die Gesundheit eines Volkes, aber auch nicht jedes Volkes, giebt ihr dieses Recht.

Schauen wir uns jetzt nach jener höchsten Auktorität für das um, was an einem Volke gesund zu heißen hat. Die Griechen, als die wahrhaft Gesunden, haben Ein-für-Allemal die Philosophie selbst gerechtfertigt, dadurch daß sie philosophirt haben; und zwar viel mehr als alle anderen Völker. Sie konnten nicht einmal zur rechten Zeit aufhören; denn noch im dürren Alter gebärdeten sie sich als hitzige Verehrer der Philosophie, ob sie schon unter ihr nur die frommen Spitzfindigkeiten und die hochheiligen Haarspaltereien der christlichen Dogmatik verstanden. Dadurch daß sie nicht zur rechten Zeit aufhören konnten, haben sie selbst ihr Verdienst um die barbarische Nachwelt sehr verkürzt, weil diese, in der Unbelehrtheit und dem Ungestüm ihrer Jugend, sich gerade in jenen künstlich gewebten Netzen und Stricken verfangen mußte.

Dagegen haben die Griechen es verstanden, zur rechten Zeit anzufangen, und diese Lehre, wann man zu philosophiren anfangen müsse, geben sie so deutlich, wie kein anderes Volk. Nicht nämlich erst in der Trübsal: was wohl Einige vermeinen, die die Philosophie aus der Verdrießlichkeit ableiten. Sondern im Glück, in einer reifen Mannbarkeit, mitten heraus aus der feurigen Heiterkeit des tapferen und siegreichen Mannesalters. Daß in dieser Zeit die Griechen philosophirt haben, belehrt uns ebenso über das, was die Philosophie ist und was sie soll, als über die Griechen selbst. Wären jene damals solche nüchterne und altkluge Praktiker und Heiterlinge gewesen, wie es sich der gelehrte Philister unserer Tage wohl imaginirt, oder hätten sie nur in einem schwelgerischen Schweben Klingen Athmen und Fühlen gelebt, wie es wohl der ungelehrte Phantast gerne annimmt, so wäre die Quelle der Philosophie gar nicht bei ihnen an’s Licht gekommen. Höchstens hätte es einen bald im Sande verrieselnden oder zu Nebeln verdunstenden Bach gegeben, nimmermehr aber jenen breiten, mit stolzem Wellenschlage sich ergießenden Strom, den wir als die griechische Philosophie kennen.

Zwar hat man im Eifer darauf hingezeigt, wie viel die Griechen im orientalischen Auslande finden und lernen konnten, und wie mancherlei sie wohl von dort geholt haben. Freilich gab es ein wunderliches Schauspiel, wenn man die angeblichen Lehrer aus dem Orient und die möglichen Schüler aus Griechenland zusammenbrachte und jetzt Zoroaster neben Heraklit, die Inder neben den Eleaten, die Ägypter neben Empedokles oder gar Anaxagoras unter den Juden und Pythagoras unter den Chinesen zur Schau stellte. Im Einzelnen ist wenig ausgemacht worden; aber den ganzen Gedanken ließen wir uns schon gefallen, wenn man uns nur nicht mit der Folgerung beschwert, daß die Philosophie somit in Griechenland nur importirt und nicht aus natürlichem heimischem Boden gewachsen sei, ja daß sie, als etwas Fremdes, die Griechen wohl eher ruinirt als gefördert habe. Nichts ist thörichter als den Griechen eine autochthone Bildung nachzusagen, sie haben vielmehr alle bei anderen Völkern lebende Bildung in sich eingesogen, sie kamen gerade deshalb so weit, weil sie es verstanden den Speer von dort weiter zu schleudern, wo ihn ein anderes Volk liegen ließ. Sie sind bewunderungswürdig in der Kunst, fruchtbar zu lernen: und so, wie sie, sollen wir von unsern Nachbarn lernen, zum Leben, nicht zum gelehrtenhaften Erkennen, alles Erlernte als Stütze benutzend, auf der man sich hoch und höher als der Nachbar schwingt. Die Fragen nach den Anfängen der Philosophie sind ganz gleichgültig, denn überall ist im Anfang das Rohe, Ungeformte, Leere und Häßliche, und in allen Dingen kommen nur die höheren Stufen in Betracht. Wer an Stelle der griechischen Philosophie sich lieber mit ägyptischer und persischer abgiebt, weil jene vielleicht „originaler" und jedenfalls älter sind, der verfährt eben so unbesonnen, wie diejenigen, welche sich über die griechische so herrliche und tiefsinnige Mythologie nicht eher beruhigen können als bis sie dieselbe auf physikalische Trivialitäten, auf Sonne Blitz Wetter und Nebel als auf ihre Uranfänge zurückgeführt haben und welche zum Beispiel in der beschränkten Anbetung des einen Himmelsgewölbes bei den biederen Indogermanen eine reinere Form der Religion wiedergefunden zu haben wähnen, als die polytheistische der Griechen gewesen sei. Der Weg zu den Anfängen führt überall zu der Barbarei; und wer sich mit den Griechen abgiebt, soll sich immer vorhalten, daß der ungebändigte Wissenstrieb an sich zu allen Zeiten ebenso barbarisirt als der Wissenshaß, und daß die Griechen durch die Rücksicht auf das Leben, durch ein ideales Lebensbedürfniß ihren an sich unersättlichen Wissenstrieb gebändigt haben — weil sie das, was sie lernten, sogleich leben wollten. Die Griechen haben auch als Menschen der Kultur und mit den Zielen der Kultur philosophirt und deshalb ersparten sie sich aus irgend einem autochthonen Dünkel die Elemente der Philosophie und Wissenschaft noch einmal zu erfinden, sondern giengen sofort darauf los, diese übernommenen Elemente so zu erfüllen zu steigern zu erheben und zu reinigen, daß sie jetzt erst in einem höheren Sinne und in einer reineren Sphäre zu Erfindern wurden. Sie erfanden nämlich die typischen Philosophenköpfe, und die ganze Nachwelt hat nichts Wesentliches mehr hinzuerfunden.

Jedes Volk wird beschämt, wenn man auf eine so wunderbar idealisirte Philosophengesellschaft hinweist, wie die der altgriechischen Meister Thales Anaximander Heraklit, Parmenides Anaxagoras Empedokles Demokrit und Sokrates. Alle jene Männer sind ganz und aus einem Stein gehauen. Zwischen ihrem Denken und ihrem Charakter herrscht strenge Nothwendigkeit. Es fehlt für sie jede Convention, weil es damals keinen Philosophen- und Gelehrtenstand gab. Sie alle sind in großartiger Einsamkeit als die einzigen, die damals nur der Erkenntniß lebten. Sie alle besitzen die tugendhafte Energie der Alten, durch die sie alle Späteren übertreffen, ihre eigne Form zu finden und diese bis ins Feinste und Größte durch Metamorphose fortzubilden. Denn keine Mode kam ihnen hülfreich und erleichternd entgegen. So bilden sie zusammen das, was Schopenhauer im Gegensatz zu der Gelehrtenrepublik eine Genialen-Republik genannt hat: ein Riese ruft dem anderen durch die öden Zwischenräume der Zeiten zu und ungestört durch muthwilliges lärmendes Gezwerge, welches unter ihnen wegkriecht, setzt sich das hohe Geistergespräch fort.

Von diesem hohen Geistergespräch habe ich mir vorgesetzt zu erzählen, was unsre moderne Harthörigkeit etwa davon hören und verstehen kann: das heißt gewiß das Allerwenigste. Es scheint mir, daß jene alten Weisen von Thales bis Sokrates, in ihm alles das, wenn auch in allgemeinster Form besprochen haben, was für unsre Betrachtung das Eigenthümlich-Hellenische ausmacht. Sie prägen in ihrem Gespräche wie schon in ihren Persönlichkeiten die großen Züge des griechischen Genius aus, deren schattenhafter Abdruck, deren verschwommene und deshalb undeutlicher redende Kopie die ganze griechische Geschichte ist. Wenn wir das gesammte Leben des griechischen Volkes richtig deuteten, immer würden wir doch nur das Bild wiedergespiegelt finden, das in seinen höchsten Genien mit lichteren Farben strahlt. Gleich das erste Erlebniß der Philosophie auf griechischem Boden, die Sanktion der sieben Weisen, ist eine deutliche und unvergeßliche Linie am Bilde des Hellenischen. Andere Völker haben Heilige, die Griechen haben Weise. Man hat mit Recht gesagt, daß ein Volk nicht so wohl durch seine großen Männer charakterisirt werde, als durch die Art, wie es dieselben erkenne und ehre. In anderen Zeiten ist der Philosoph ein zufälliger einsamer Wanderer in feindseligster Umgebung, entweder sich durchschleichend oder mit geballten Fäusten sich durchdrängend. Allein bei den Griechen ist der Philosoph nicht zufällig: wenn er im sechsten und fünften Jahrhundert unter den ungeheuren Gefahren und Verführungen der Verweltlichung erscheint und gleichsam aus der Höhle des Trophonios mitten in die Üppigkeit, das Entdeckerglück den Reichthum und die Sinnlichkeit der griechischen Kolonien hineinschreitet, so ahnen wir, daß er als ein edler Warner kommt, zu demselben Zwecke, zu dem in jenen Jahrhunderten die Tragödie geboren wurde und den die orphischen Mysterien in den grotesken Hieroglyphen ihrer Gebräuche zu verstehen geben. Das Urtheil jener Philosophen über das Leben und das Dasein überhaupt besagt so sehr viel mehr als ein modernes Urtheil, weil sie das Leben in einer üppigen Vollendung vor sich hatten und weil bei ihnen nicht, wie bei uns, das Gefühl des Denkers sich verwirrt in dem Zwiespalt des Wunsches nach Freiheit Schönheit Größe des Lebens und des Triebes nach Wahrheit, die nur frägt: Was ist das Leben überhaupt werth? Die Aufgabe, die der Philosoph innerhalb einer wirklichen, nach einheitlichem Stile gearteten Kultur zu erfüllen hat, ist aus unsern Zuständen und Erlebnissen deshalb nicht rein zu errathen, weil wir keine solche Kultur haben. Sondern nur eine Kultur, wie die griechische, kann die Frage nach jener Aufgabe des Philosophen beantworten, nur sie kann, wie ich sagte, die Philosophie überhaupt rechtfertigen, weil sie allein weiß und beweisen kann, warum und wie der Philosoph nicht ein zufälliger beliebiger bald hier- bald dorthin versprengter Wanderer ist. Es giebt eine stählerne Nothwendigkeit, die den Philosophen an eine wahre Kultur fesselt: aber wie, wenn diese Kultur nicht vorhanden ist? Dann ist der Philosoph ein unberechenbarer und darum Schrecken einflößender Komet, während er im guten Falle als ein Hauptgestirn im Sonnensysteme der Kultur leuchtet. Deshalb rechtfertigen die Griechen den Philosophen, weil er allein bei ihnen kein Komet ist.

[«]

2.

Nach solchen Betrachtungen wird es ohne Anstoß hingenommen werden, wenn ich von den vorplatonischen Philosophen als von einer zusammengehörigen Gesellschaft rede und ihnen allein diese Schrift zu widmen gedenke. Mit Plato beginnt etwas ganz Neues; oder, wie mit gleichem Rechte gesagt werden kann, seit Plato fehlt den Philosophen etwas Wesentliches, im Vergleich mit jener Genialen-Republik von Thales bis Sokrates. Wer sich mißgünstig über jene älteren Meister ausdrücken will, mag sie die Einseitigen nennen und ihre Epigonen, mit Plato an der Spitze die Vielseitigen. Richtiger und unbefangner würde es sein, die letzteren als philosophische Mischcharaktere, die ersteren als die reinen Typen zu begreifen. Plato selbst ist der erste großartige Mischcharakter und als solcher sowohl in seiner Philosophie als in seiner Persönlichkeit ausgeprägt. Sokratische, pythagoreische und heraklitische Elemente sind in seiner Ideenlehre vereinigt: sie ist deshalb kein typisch-reines Phänomen. Auch als Mensch vermischt Plato die Züge des königlich abgeschlossenen und allgenugsamen Heraklit, des melancholisch mitleidsvollen und legislatorischen Pythagoras und des seelenkundigen Dialektikers Sokrates. Alle späteren Philosophen sind solche Mischcharaktere; wo etwas Einseitiges an ihnen hervortritt, wie bei den Cynikern, ist es nicht Typus, sondern Carikatur. Viel wichtiger aber ist, daß sie Sektenstifter sind und daß die von ihnen gestifteten Sekten insgesammt Oppositionsanstalten gegen die hellenische Kultur und deren bisherige Einheit des Stils waren. Sie suchen in ihrer Art eine Erlösung, aber nur für die Einzelnen oder höchstens für nahestehende Gruppen von Freunden und Jüngern. Die Thätigkeit der älteren Philosophen geht, obschon ihnen unbewußt, auf eine

Heilung und Reinigung im Großen; der mächtige Lauf der griechischen Kultur soll nicht aufgehalten, furchtbare Gefahren sollen ihr aus dem Wege geräumt werden, der Philosoph schützt und vertheidigt seine Heimat. Jetzt, seit Plato, ist er im Exil und conspirirt gegen sein Vaterland. — Es ist ein wahres Unglück, daß wir so wenig von jenen älteren philosophischen Meistern übrig haben und daß uns alles Vollständige entzogen ist. Unwillkürlich messen wir sie, jenes Verlustes wegen, nach falschen Maaßen und lassen uns durch die rein zufällige Thatsache, daß es Plato und Aristoteles nie an Schätzern und Abschreibern gefehlt hat, zu Ungunsten der Früheren einnehmen. Manche nehmen eine eigne Vorsehung für die Bücher an, ein fatum libellorum: dies müßte aber jedenfalls sehr boshaft sein, wenn es uns Heraklit, das wunderbare Gedicht des Empedokles, die Schriften des Demokrit, den die Alten dem Plato gleichstellen und der jenen an Ingenuität noch überragt, zu entziehn für gut fand und uns zum Ersatz Stoiker Epikureer und Cicero in die Hand drückt. Wahrscheinlich ist uns der großartigste Theil des griechischen Denkens und seines Ausdrucks in Worten verloren gegangen: ein Schicksal, über das sich der nicht wundern wird, der sich der Mißgeschicke des Scotus Erigena oder des Pascal erinnert und erwägt, daß selbst in diesem hellen Jahrhundert die erste Auflage von Schopenhauer's Welt als Wille und Vorstellung zu Makulatur gemacht werden mußte. Will Jemand für solche Dinge eine eigne fatalistische Macht annehmen, so mag er es thun und mit Goethe sprechen „Über's Niederträchtige niemand sich beklage; denn es ist das Mächtige, was man dir auch sage“. Es ist in Sonderheit mächtiger als die Macht der Wahrheit. Die Menschheit bringt so selten ein gutes Buch hervor, in dem mit kühner Freiheit das Schlachtlied der Wahrheit, das Lied des philosophischen Heroismus angestimmt wird: und doch hängt es von den elendesten Zufälligkeiten, von plötzlichen Verfinsterungen der Köpfe, von abergläubischen Zuckungen und Antipathien, zuletzt selbst von schreibefaulen Fingern oder gar von Kerbwürmern und Regenwetter ab, ob es noch ein Jahrhundert länger lebt oder zu Moder und Erde wird. Doch wollen wir nicht klagen, vielmehr uns selbst die Abfertigungs- und Trostworte Hamann's gesagt sein lassen, die er an die Gelehrten richtet, die über verlorne Werke klagen. „Hatte der Künstler, welcher mit einer Linse durch ein Nadelöhr traf, nicht an einem Scheffel Linsen genug zur Übung seiner erworbenen Geschicklichkeit? Diese Frage möchte man an alle Gelehrte thun, welche die Werke der Alten nicht klüger als jener die Linsen zu gebrauchen wissen.“ Es wäre in unserem Falle noch hinzuzufügen, daß uns kein Wort, keine Anekdote, keine Jahreszahl mehr überliefert zu sein brauchte als überliefert ist, ja daß selbst viel weniger uns erhalten sein dürfte, um die allgemeine Lehre festzustellen, daß die Griechen die Philosophie rechtfertigen. —

Eine Zeit, die an der sogenannten allgemeinen Bildung leidet, aber keine Kultur und in ihrem Leben keine Einheit des Stils hat, wird mit der Philosophie nichts Rechtes anzufangen wissen, und wenn sie von dem Genius der Wahrheit selbst auf Straßen und Märkten proklamirt würde. Sie bleibt vielmehr, in einer solchen Zeit, gelehrter Monolog des einsamen Spaziergängers, zufälliger Raub des Einzelnen, verborgenes Stubengeheimniß oder ungefährliches Geschwätz zwischen akademischen Greisen und Kindern. Niemand darf es wagen, das Gesetz der Philosophie an sich zu erfüllen, niemand lebt philosophisch, mit jener einfachen Mannestreue, die einen Alten zwang, wo er auch war, was er auch trieb, sich als Stoiker zu gebärden, falls er der Stoa einmal Treue zugesagt hatte. Alles moderne Philosophiren ist politisch und polizeilich, durch Regierungen Kirchen Akademien Sitten Moden Feigheiten der Menschen auf den gelehrten Anschein beschränkt: es bleibt beim Seufzer „wenn doch“ oder bei der Erkenntniß „es war einmal“. Die Philosophie ist ohne Recht, deshalb müßte sie der moderne Mensch, wenn er überhaupt nur muthig und gewissenhaft wäre, verwerfen und sie etwa mit ähnlichen Worten verbannen, mit denen Platon die Tragödiendichter aus seinem Staate verwies. Freilich bliebe ihr eine Entgegnung übrig, wie sie auch jenen Tragödiendichtern, gegen Plato, übrig blieb. Sie könnte etwa, wenn man sie einmal zum Reden zwänge, sagen: „Armseliges Volk! Ist es meine Schuld, wenn ich unter dir wie eine Wahrsagerin im Lande herumstreiche und mich verstecken und verstellen muß, als ob ich die Sünderin wäre und ihr meine Richter? Seht nur meine Schwester, die Kunst! Es geht ihr wie mir, wir sind unter Barbaren verschlagen und wissen nicht mehr uns zu retten. Hier fehlt uns, es ist wahr, jedes gute Recht: aber die Richter, vor denen wir Recht finden, richten auch über euch und werden euch sagen: Habt erst eine Kultur, dann sollt ihr auch erfahren, was die Philosophie will und kann.“ —

[«]

3.

Die griechische Philosophie scheint mit einem ungereimten Einfalle zu beginnen, mit dem Satze, daß das Wasser der Ursprung und der Mutterschooß aller Dinge sei: ist es wirklich nöthig, hierbei stille zu stehen und ernst zu werden? Ja, und aus drei Gründen: erstens weil der Satz etwas vom Ursprung der Dinge aussagt und zweitens, weil er dies ohne Bild und Fabelei thut und vom Wasser redet und endlich drittens, weil in ihm wenngleich nur im Zustande der Verpuppung der Gedanke enthalten ist: alles ist eins. Der erstgenannte Grund läßt

Thales noch in der Gemeinschaft mit Religiösen und Abergläubischen, der zweite aber nimmt ihn aus dieser Gesellschaft und zeigt uns ihn als Naturforscher, aber vermöge des dritten Grundes gilt Thales als der erste griechische Philosoph. — Hätte er gesagt: aus Wasser wird Erde, so hätten wir nur eine wissenschaftliche Hypothese, eine falsche, aber doch eine schwer widerlegbare. Aber er gieng über das Wissenschaftliche hinaus. Thales hat in der Darstellung dieser Einheits-Vorstellung durch die Hypothese vom Wasser den niedrigen Stand der physikalischen Einsichten seiner Zeit nicht überwunden, sondern höchstens übersprungen. Die dürftigen und ungeordneten Beobachtungen empirischer Art, die Thales über das Vorkommen und die Verwandlungen des Wassers oder, genauer, des Feuchten, gemacht hatte, hätten am wenigsten eine solche ungeheure Verallgemeinerung erlaubt oder gar angerathen; das, was zu dieser trieb, war ein metaphysischer Glaubenssatz, der seinen Ursprung in einer mystischen Intuition hat, und dem wir bei allen Philosophien, sammt den immer erneuten Versuchen, ihn besser auszudrücken, begegnen: der Satz „Alles ist Eins“.

Es ist merkwürdig, wie gewaltherrisch ein solcher Glaube mit aller Empirie verfährt: gerade an Thales kann man lernen, wie es die Philosophie, zu allen Zeiten, gemacht hat, wenn sie zu ihrem magisch anziehenden Ziele, über die Hecken der Erfahrung hinweg, hinüberwollte. Sie springt auf leichten Stützen voraus: die Hoffnung und die Ahnung beflügeln ihren Fuß. Schwerfällig keucht der rechnende Verstand hinterdrein und sucht bessere Stützen, um auch selbst jenes lockende Ziel zu erreichen, an dem der göttlichere Gefährte schon angelangt ist. Man glaubt, zwei Wanderer an einem wilden, Steine mit sich fortwälzenden Waldbach zu sehen: der Eine springt leichtfüßig hinüber, die Steine benutzend und sich auf ihnen immer weiter schwingend, ob sie auch jäh hinter ihm in die Tiefe sinken. Der Andere steht alle Augenblicke hülflos da, er muß sich erst Fundamente bauen, die seinen schweren, bedächtigen Schritt ertragen, mitunter geht dies nicht, und dann hilft ihm kein Gott über den Bach. Was bringt also das philosophische Denken so schnell an sein Ziel? Unterscheidet es sich von dem rechnenden und abmessenden Denken etwa nur durch das raschere Durchfliegen großer Räume? Nein, denn es hebt seinen Fuß eine fremde, unlogische Macht, die Phantasie. Durch sie gehoben springt es weiter von Möglichkeit zu Möglichkeit, die einstweilen als Sicherheiten genommen werden: hier und da ergreift es selbst Sicherheiten im Fluge. Ein genialisches Vorgefühl zeigt sie ihm, es erräth von ferne, daß an diesem Punkte beweisbare Sicherheiten sind. Besonders aber ist die Kraft der Phantasie mächtig im blitzartigen Erfassen und Beleuchten von Ähnlichkeiten: die Reflexion bringt nachher ihre Maßstäbe und Schablonen heran und sucht die Ähnlichkeiten durch

Gleichheiten, das Nebeneinander-Geschaute durch Kausalitäten zu ersetzen. Aber selbst, wenn dies nie möglich sein sollte, selbst im Falle des Thales hat das unbeweisbare Philosophiren noch einen Werth; sind auch alle Stützen gebrochen, wenn die Logik und die Starrheit der Empirie hinüber will zu dem Satze „Alles ist Wasser“, so bleibt immer noch, nach Zertrümmerung des wissenschaftlichen Baues, ein Rest übrig; und gerade in diesem Reste liegt eine treibende Kraft und gleichsam die Hoffnung zukünftiger Fruchtbarkeit.

Ich meine natürlich nicht, daß der Gedanke, in irgend einer Beschränkung oder Abschwächung, oder als Allegorie, vielleicht noch eine Art „Wahrheit“ behalte: etwa wenn man sich den bildenden Künstler am Wasserfalle stehend denkt, und er in den ihm entgegenspringenden Formen ein künstlerisch vorbildendes Spiel des Wassers mit Menschen und Thierleibern, Masken, Pflanzen, Felsen, Nymphen, Greisen, überhaupt mit allen vorhandenen Typen sieht: so daß für ihn der Satz „alles ist Wasser“ bestätigt wäre. Der Gedanke des Thales hat vielmehr gerade darin seinen Werth — auch nach der Erkenntniß, daß er unbeweisbar ist — daß er jedenfalls unmythisch und unallegorisch gemeint war. Die Griechen, unter denen Thales plötzlich so bemerkbar wurde, waren darin das Gegenstück aller Realisten, als sie eigentlich nur an die Realität von Menschen und Göttern glaubten und die ganze Natur gleichsam nur als Verkleidung Maskerade und Metamorphose dieser Götter-Menschen betrachteten. Der Mensch war ihnen die Wahrheit und der Kern der Dinge, alles andre nur Erscheinung und täuschendes Spiel. Ebendeshalb machte es ihnen unglaubliche Beschwerde, die Begriffe als Begriffe zu fassen: und umgekehrt wie den Neueren auch das Persönlichste sich zu Abstraktionen sublimirt, rann bei ihnen das Abstrakteste immer wieder zu einer Person zusammen. Thales aber sagte: „nicht der Mensch, sondern das Wasser ist die Realität der Dinge“, er fängt an, der Natur zu glauben, sofern er doch wenigstens an das Wasser glaubt. Als Mathematiker und Astronom, hatte er sich gegen alles Mythische und Allegorische erkältet, und wenn es ihm nicht gelang bis zu der reinen Abstraktion „Alles ist Eins“ ernüchtert zu werden, und er bei einem physikalischen Ausdrucke stehen blieb, so war er doch, unter den Griechen seiner Zeit, eine befremdliche Seltenheit. Vielleicht besaßen die höchst auffälligen Orphiker die Fähigkeit, Abstraktionen zu fassen und unplastisch zu denken, in einem noch höheren Grade als er: nur daß ihnen der Ausdruck derselben allein in der Form der Allegorie gelang. Auch Pherekydes aus Syros, der Thales in der Zeit und in manchen physikalischen Conceptionen nahe steht, schwebt mit seinem Ausdrucke derselben in jener Mittelregion, in der der Mythus sich mit der Allegorie gattet: so daß er zum Beispiel wagt, die Erde mit einer geflügelten Eiche zu vergleichen, die mit ausgebreiteten Fittigen in der Luft hängt, und der Zeus, nach Überwältigung des Kronos, ein prachtvolles Ehrengewand umlegt, in das er mit eigner Hand die Länder Wasser und Flüsse eingestickt hat. Solchem kaum in's Schaubare zu übersetzenden düster-allegorischen Philosophiren gegenüber ist Thales ein schöpferischer Meister, der ohne phantastische Fabelei der Natur in ihre Tiefen zu sehen begann. Wenn er dabei die Wissenschaft und das Beweisbare zwar benutzte, aber bald übersprang, so ist dies ebenfalls ein typisches Merkmal des philosophischen Kopfes. Das griechische Wort, welches den „Weisen“ bezeichnet, gehört etymologisch zu sapio ich schmecke, sapiens der Schmeckende, Sisyphos der Mann des schärfsten Geschmacks; ein scharfes Herausmerken und -erkennen, ein bedeutendes Unterscheiden macht also, nach dem Bewußtsein des Volkes, die eigenthümliche Kunst des Philosophen aus. Er ist nicht klug, wenn man klug den nennt, der in seinen eignen Angelegenheiten das Gute herausfindet; Aristoteles sagt mit Recht „das, was Thales und Anaxagoras wissen, wird man ungewöhnlich, erstaunlich, schwierig, göttlich nennen, aber unnütz, weil es ihnen nicht um die menschlichen Güter zu thun war“. Durch dieses Auswählen und Ausscheiden des Ungewöhnlichen Erstaunlichen Schwierigen Göttlichen grenzt sich die Philosophie gegen die Wissenschaft eben so ab, wie sie durch das Hervorheben des Unnützen sich gegen die Klugheit abgrenzt. Die Wissenschaft stürzt sich, ohne solches Auswählen, ohne solchen Feingeschmack, auf alles Wißbare, in der blinden Begierde, alles um jeden Preis erkennen zu wollen; das philosophische Denken dagegen ist immer auf der Fährte der wissenswürdigsten Dinge, der großen und wichtigen Erkenntnisse. Nun ist der Begriff der Größe wandelbar, sowohl im moralischen als ästhetischen Bereiche: so beginnt die Philosophie mit einer Gesetzgebung der Größe, ein Namengeben ist mit ihr verbunden. „Das ist groß“ sagt sie und damit erhebt sie den Menschen über das blinde ungebändigte Begehren seines Erkenntnißtriebes. Durch den Begriff der Größe bändigt sie diesen Trieb: und am meisten dadurch, daß sie die größte Erkenntniß, vom Wesen und Kern der Dinge, als erreichbar und als erreicht betrachtet. Wenn Thales sagt „Alles ist Wasser“, so zuckt der Mensch empor aus dem wurmartigen Betasten und Herumkriechen der einzelnen Wissenschaften, er ahnt die letzte Lösung der Dinge und überwindet, durch diese Ahnung, die gemeine Befangenheit der niederen Erkenntnißgrade. Der Philosoph sucht den Gesammtklang der Welt in sich nachtönen zu lassen und ihn aus sich herauszustellen in Begriffen: während er beschaulich ist wie der bildende Künstler, mitleidend, wie der Religiöse, nach Zwecken und Kausalitäten spähend, wie der wissenschaftliche Mensch, während er sich zum Makrokosmos aufschwellen fühlt, behält er dabei die Besonnenheit, sich, als den Wiederschein der Welt, kalt zu betrachten, jene Besonnenheit, die der dramatische Künstler besitzt, wenn er sich in andre Leiber verwandelt, aus ihnen redet und doch diese Verwandlung nach außen hin, in geschriebenen Versen zu projiciren weiß. Was hier der Vers für den Dichter ist, ist für den Philosophen das dialektische Denken: nach ihm greift er, um sich seine Verzauberung festzuhalten, um sie zu petrificiren. Und wie für den Dramatiker Wort und Vers nur das Stammeln in einer fremden Sprache sind, um in ihr zu sagen, was er lebte und schaute, so ist der Ausdruck jeder tiefen philosophischen Intuition durch Dialektik und wissenschaftliches Reflektiren zwar einerseits das einzige Mittel, um das Geschaute mitzutheilen, aber ein kümmerliches Mittel, ja im Grunde eine metaphorische, ganz und gar ungetreue Übertragung in eine verschiedene Sphäre und Sprache. So schaute Thales die Einheit des Seienden: und wie er sich mittheilen wollte, redete er vom Wasser!

[«]

4.

Während der allgemeine Typus des Philosophen an dem Bilde des Thales sich nur wie aus Nebeln heraushebt, spricht schon das Bild seines großen Nachfolgers viel deutlicher zu uns. Anaximander aus Milet, der erste philosophische Schriftsteller der Alten, schreibt so, wie der typische Philosoph eben schreiben wird, so lange ihm noch nicht durch befremdende Anforderungen die Unbefangenheit und die Naivetät geraubt sind: in großstilisirter Steinschrift, Satz für Satz Zeuge einer neuen Erleuchtung und Ausdruck des Verweilens in erhabenen Contemplationen. Der Gedanke und seine Form sind Meilensteine auf dem Pfade zu jener höchsten Weisheit. In solcher lapidarischen Eindringlichkeit sagt Anaximander einmal „Woher die Dinge ihre Entstehung haben, dahin müssen sie auch zu Grunde gehen, nach der Nothwendigkeit; denn sie müssen Buße zahlen und für ihre Ungerechtigkeiten gerichtet werden, gemäß der Ordnung der Zeit“. Räthselhafter Ausspruch eines wahren Pessimisten, Orakelaufschrift am Grenzsteine griechischer Philosophie, wie werden wir dich deuten?

Der einzige ernstgesinnte Sittenlehrer unseres Saeculum legt uns in den Parergis Band II S. 327 eine ähnliche Betrachtung an’s Herz. „Der rechte Maßstab zur Beurtheilung eines jeden Menschen ist, daß er eigentlich ein Wesen ist, welches gar nicht existiren sollte, sondern sein Dasein abbüßt durch vielgestaltetes Leiden und Tod: was kann man von einem solchen erwarten? Sind wir denn nicht alle zum

Tode verurtheilte Sünder? Wir büßen unsre Geburt erstlich durch das Leben und zweitens durch das Sterben ab.“ P. II, 22. Wer diese Lehre aus der Physiognomie unseres allgemeinen Menschenlooses herausliest, und die schlechte Grundbeschaffenheit eines jeden Menschenlebens schon darin erkennt, daß keines verträgt aufmerksam und in nächster Nähe betrachtet zu werden, — obschon unsere an die biographische Seuche gewöhnte Zeit anders und stattlicher über die Würde des Menschen zu denken scheint —; wer, wie Schopenhauer, auf den „Höhen der indischen Lüfte“ das heilige Wort von dem moralischen Werthe des Daseins gehört hat, der wird schwer davon abzuhalten sein, eine höchst anthropomorphische Metapher zu machen und jene schwermüthige Lehre aus der Beschränkung auf das Menschenleben herauszuziehen und sie auf den allgemeinen Charakter alles Daseins, durch Übertragung, anzuwenden. Es mag nicht logisch sein, ist aber jedenfalls recht menschlich, und überdieß recht im Stile des früher geschilderten philosophischen Springens, jetzt mit Anaximander alles Werden wie eine strafwürdige Emancipation vom ewigen Sein anzusehn, als ein Unrecht, das mit dem Untergange zu büßen ist. Alles, was einmal geworden ist, vergeht auch wieder, ob wir nun dabei an das Menschenleben oder an das Wasser oder an Warm und Kalt denken: überall, wo bestimmte Eigenschaften wahrzunehmen sind, dürfen wir auf den Untergang dieser Eigenschaften, nach einem ungeheuren Erfahrungs-Beweis, prophezeien. Nie kann also ein Wesen, das bestimmte Eigenschaften besitzt und aus ihnen besteht, Ursprung und Princip der Dinge sein; das wahrhaft Seiende, schloß Anaximander, kann keine bestimmten Eigenschaften besitzen, sonst würde es, wie alle andern Dinge, entstanden sein und zu Grunde gehn müssen. Damit das Werden nicht aufhört, muß das Urwesen unbestimmt sein. Die Unsterblichkeit und Ewigkeit des Urwesens liegt nicht in einer Unendlichkeit und Unausschöpfbarkeit — wie gemeinhin die Erklärer des Anaximander annehmen — sondern darin, daß es der bestimmten, zum Untergange führenden Qualitäten bar ist: weshalb es auch seinen Namen, als „das Unbestimmte“ trägt. Das so benannte Urwesen ist über das Werden erhaben und verbürgt ebendeshalb die Ewigkeit und den ungehemmten Verlauf des Werdens. Diese letzte Einheit in jenem „Unbestimmten“, der Mutterschooß aller Dinge kann freilich von dem Menschen nur negativ bezeichnet werden, als etwas, dem aus der vorhandenen Welt des Werdens kein Prädikat gegeben werden kann, und dürfte deshalb dem Kantischen „Ding an sich“ als ebenbürtig gelten.

Wer sich freilich mit anderen darüber herumstreiten kann, was das nun eigentlich für ein Urstoff gewesen sei, ob er etwa ein Mittelding zwischen Luft und Wasser oder vielleicht zwischen Luft und Feuer sei, hat unsern Philosophen gar nicht verstanden: was ebenfalls von jenen zu sagen ist, die sich ernsthaft fragen, ob Anaximander sich seinen Urstoff als Mischung aller vorhandenen Stoffe gedacht habe. Vielmehr dorthin müssen wir den Blick richten, wo wir lernen können, daß Anaximander die Frage nach der Herkunft dieser Welt bereits nicht mehr rein physikalisch behandelte, hin nach jenem zuerst angeführten lapidarischen Satz. Wenn er vielmehr in der Vielheit der entstandenen Dinge eine Summe von abzubüßenden Ungerechtigkeiten schaute, so hat er das Knäuel des tiefsinnigsten ethischen Problems mit kühnem Griffe, als der erste Grieche, erhascht. Wie kann etwas vergehen, was ein Recht hat zu sein! Woher jenes rastlose Werden und Gebären, woher jener Ausdruck von schmerzhafter Verzerrung auf dem Angesichte der Natur, woher die nie endende Todtenklage in allen Reichen des Daseins? Aus dieser Welt des Unrechtes, des frechen Abfalls von der Ureinheit der Dinge flüchtet Anaximander in eine metaphysische Burg, aus der hinausgelehnt er jetzt den Blick weit umher rollen läßt, um endlich, nach nachdenklichem Schweigen, an alle Wesen die Frage zu richten: Was ist euer Dasein werth? Und wenn es nichts werth ist, wozu seid ihr da? Durch eure Schuld, merke ich, weilt ihr in dieser Existenz. Mit dem Tode werdet ihr sie büßen müssen. Seht hin, wie eure Erde welkt; die Meere nehmen ab und trocknen aus, die Seemuschel auf dem Gebirge zeigt euch, wie weit sie schon vertrocknet sind; das Feuer zerstört eure Welt bereits jetzt, endlich wird sie in Dunst und Rauch aufgehn. Aber immer von Neuem wieder wird eine solche Welt der Vergänglichkeit sich bauen: wer vermöchte euch vom Fluche des Werdens zu erlösen?

Einem Manne, der solche Fragen stellt, dessen aufschwebendes Denken fortwährend die empirischen Stricke zerriß, um sofort den höchsten superlunarischen Aufschwung zu nehmen, mag nicht jede Art des Lebens willkommen gewesen sein. Wir glauben es gerne der Überlieferung, daß er in besonders ehrwürdiger Kleidung einhergieng und einen wahrhaft tragischen Stolz in seinen Gebärden und Lebensgewohnheiten zeigte. Er lebte, wie er schrieb; er sprach so feierlich als er sich kleidete, er erhob die Hand und setzte den Fuß, als ob dieses Dasein eine Tragödie sei, in der er, als Held, mitzuspielen geboren sei. In alle dem war er das große Vorbild des Empedokles. Seine Mitbürger erwählten ihn, eine auswandernde Kolonie anzuführen — vielleicht freuten sie sich ihn zugleich ehren und loswerden zu können. Auch sein Gedanke zog aus und gründete Kolonien: in Ephesus und in Elea wurde man ihn nicht los, und wenn man sich nicht entschließen konnte, an der Stelle zu bleiben, wo er stand, so wußte man doch, daß man dorthin von ihm geführt worden sei, von wo man jetzt, ohne ihn, weiter zu schreiten sich anschickte.

Thales zeigt das Bedürfniß, das Reich der Vielheit zu simplificiren und zu einer bloßen Entfaltung oder Verkleidung der einen allein vorhandenen Qualität, des Wassers herabzusetzen. Über ihn geht Anaximander mit zwei Schritten hinaus. Er fragt sich einmal: wie ist doch, wenn es überhaupt eine ewige Einheit giebt, jene Vielheit möglich? und entnimmt die Antwort aus dem widerspruchsvollen, sich selbst aufzehrenden und verneinenden Charakter dieser Vielheit. Die Existenz derselben wird ihm zu einem moralischen Phänomen, sie ist nicht gerechtfertigt, sondern büßt sich fortwährend durch den Untergang ab. Aber dann fällt ihm die Frage ein: warum ist denn nicht schon längst alles Gewordne zu Grunde gegangen, da doch bereits eine ganze Ewigkeit von Zeit vorüber ist? Woher der immer erneute Strom des Werdens? Er weiß sich nur durch mystische Möglichkeiten vor dieser Frage zu retten: das ewige Werden kann seinen Ursprung nur im ewigen Sein haben, die Bedingungen zu dem Abfall von jenem Sein zu einem Werden in Ungerechtigkeit sind immer die gleichen, die Constellation der Dinge ist nun einmal so beschaffen, daß kein Ende für jenes Heraustreten des Einzelwesens aus dem Schooß des „Unbestimmten“ abzusehen ist. Hierbei blieb Anaximander: das heißt er blieb in den tiefen Schatten, die wie riesenhafte Gespenster auf dem Gebirge einer solchen Weltbetrachtung lagen. Je mehr man dem Probleme sich nahen wollte, wie überhaupt aus dem Unbestimmten je das Bestimmte, aus dem Ewigen das Zeitliche, aus dem Gerechten die Ungerechtigkeit, durch Abfall entstehen könne, um so größer wurde die Nacht.

[«]

5.

Mitten auf diese mystische Nacht, in die Anaximander's Problem vom Werden gehüllt war, trat Heraklit aus Ephesus zu und erleuchtete sie durch einen göttlichen Blitzschlag. „Das Werden schaue ich an, ruft er, und niemand hat so aufmerksam diesem ewigen Wellenschlage und Rhythmus der Dinge zugesehen. Und was schaute ich? Gesetzmäßigkeiten, unfehlbare Sicherheiten, immer gleiche Bahnen des Rechtes, hinter allen Überschreitungen der Gesetze richtende Erinnyen, die ganze Welt das Schauspiel einer waltenden Gerechtigkeit und dämonisch allgegenwärtiger, ihrem Dienste untergebener Naturkräfte. Nicht die Bestrafung des Gewordenen schaute ich, sondern die Rechtfertigung des Werdens. Wann hat sich der Frevel, der Abfall in unverbrüchlichen Formen, in heilig geachteten Gesetzen offenbart? Wo die Ungerechtigkeit waltet, da ist Willkür, Unordnung, Regellosigkeit, Widerspruch; wo aber das Gesetz und die Tochter des Zeus, die Dike, allein regiert, wie in dieser Welt, wie sollte da die Sphäre der Schuld, der Buße, der Verurtheilung und gleichsam die Richtstätte aller Verdammten sein?“

Aus dieser Intuition entnahm Heraklit zwei zusammenhängende Verneinungen, die erst durch die Vergleichung mit den Lehrsätzen seines Vorgängers in das helle Licht gerückt werden. Einmal leugnete er die Zweiheit ganz diverser Welten, zu deren Annahme Anaximander gedrängt worden war; er schied nicht mehr eine physische Welt von einer metaphysischen, ein Reich der bestimmten Qualitäten von einem Reich der undefinirbaren Unbestimmtheit von einander ab. Jetzt, nach diesem ersten Schritte, konnte er auch nicht mehr von einer weit größeren Kühnheit des Verneinens zurückgehalten werden: er leugnete überhaupt das Sein. Denn diese eine Welt, die er übrig behielt — umschirmt von ewigen ungeschriebenen Gesetzen, auf- und niederfluthend im ehernen Schlage des Rhythmus — zeigt nirgends ein Verharren, eine Unzerstörbarkeit, ein Bollwerk im Strome. Lauter als Anaximander rief Heraklit es aus: „Ich sehe nichts als Werden. Laßt euch nicht täuschen! In eurem kurzen Blick liegt es, nicht im Wesen der Dinge, wenn ihr irgendwo festes Land im Meere des Werdens und Vergehens zu sehen glaubt. Ihr gebraucht Namen der Dinge als ob sie eine starre Dauer hätten: aber selbst der Strom, in den ihr zum zweiten Male steigt, ist nicht derselbe als bei dem ersten Male.“

Heraklit hat als sein königliches Besitzthum die höchste Kraft der intuitiven Vorstellung; während er gegen die andre Vorstellungsart, die in Begriffen und logischen Combinationen vollzogen wird, also gegen die Vernunft sich kühl, unempfindlich, ja feindlich zeigt und ein Vergnügen zu empfinden scheint, wenn er ihr mit einer intuitiv gewonnenen Wahrheit widersprechen kann: und dies thut er in Sätzen, wie „Alles hat jederzeit das Entgegengesetzte an sich“ so ungescheut, daß Aristoteles ihn des höchsten Verbrechens vor dem Tribunale der Vernunft zeiht, gegen den Satz vom Widerspruch gesündigt zu haben. Die intuitive Vorstellung aber umfaßt zweierlei: einmal die gegenwärtige, in allen Erfahrungen an uns heran sich drängende bunte und wechselnde Welt, sodann die Bedingungen, durch die jede Erfahrung von dieser Welt erst möglich wird, Zeit und Raum. Denn diese können, wenn sie auch ohne bestimmten Inhalt sind, unabhängig von jeder Erfahrung und rein an sich intuitiv percipirt, also angeschaut werden. Wenn nun Heraklit in dieser Weise die Zeit, losgelöst von allen Erfahrungen betrachtet, so hatte er an ihr das belehrendste Monogramm alles dessen, was überhaupt unter das Bereich der intuitiven Vorstellung fällt. So wie er die Zeit erkannte, erkannte sie zum Beispiel auch Schopenhauer, als welcher von ihr wiederholt aussagt: daß in ihr jeder Augenblick nur ist, sofern er den vorhergehenden, seinen Vater, vertilgt hat, um selbst ebenso schnell wieder vertilgt zu werden, daß Vergangenheit und Zukunft so nichtig als irgend ein Traum sind, Gegenwart aber nur die ausdehnungs- und bestandlose Grenze zwischen beiden sei, daß aber, wie die Zeit, so der Raum und wie dieser, so auch alles, was in ihm und der Zeit zugleich ist, nur ein relatives Dasein hat, nur durch und für ein Anderes, ihm Gleichartiges d.h. wieder nur ebenso Bestehendes sei. Dies ist eine Wahrheit von der höchsten unmittelbaren, jedermann zugänglichen Anschaulichkeit und eben darum begrifflich und vernünftig sehr schwer zu erreichen. Wer sie vor Augen hat, muß aber auch sofort zu der Heraklitischen Consequenz weitergehen und sagen, daß das ganze Wesen der Wirklichkeit eben nur Wirken ist und daß es für sie keine andre Art Sein giebt, wie dies ebenfalls Schopenhauer dargestellt hat (Welt als Wille und Vorstellung I S. 10): „nur als wirkend füllt sie den Raum, füllt sie die Zeit: ihre Einwirkung auf das unmittelbare Objekt bedingt die Anschauung, in der sie allein existirt: die Folge der Einwirkung jedes anderen materiellen Objekts auf ein anderes wird nur erkannt, sofern das letztere jetzt anders als jenes auf das unmittelbare Objekt einwirkt, und besteht nur darin. Ursache und Wirkung ist also das ganze Wesen der Materie: ihr Sein ist ihr Wirken. Höchst treffend ist deshalb im Deutschen der Inbegriff alles Materiellen Wirklichkeit genannt, welches Wort viel bezeichnender ist als Realität. Das, worauf sie wirkt, ist allemal wieder Materie: ihr ganzes Sein und Wesen besteht also nur in der gesetzmäßigen Veränderung, die ein Theil derselben im anderen hervorbringt, ist folglich gänzlich relativ, nach einer nur innerhalb ihrer Grenzen geltenden Relation, also eben wie die Zeit, eben wie der Raum.“

Das ewige und alleinige Werden, die gänzliche Unbeständigkeit alles Wirklichen, das fortwährend nur wirkt und wird und nicht ist, wie dies Heraklit lehrt, ist eine furchtbare und betäubende Vorstellung und in ihrem Einflusse am nächsten der Empfindung verwandt, mit der Jemand, bei einem Erdbeben, das Zutrauen zu der festgegründeten Erde verliert. Es gehörte eine erstaunliche Kraft dazu, diese Wirkung in das Entgegengesetzte, in das Erhabne und das beglückte Erstaunen zu übertragen. Dies erreichte Heraklit durch eine Beobachtung über den eigentlichen Hergang jedes Werdens und Vergehens, welchen er unter der Form der Polarität begriff, als das Auseinandertreten einer Kraft in zwei qualitativ verschiedne, entgegengesetzte und zur Wiedervereinigung strebende Thätigkeiten. Fortwährend entzweit sich eine Qualität mit sich selbst und scheidet sich in ihre Gegensätze: fortwährend streben diese Gegensätze wieder zu einander hin. Das Volk meint zwar, etwas Starres, Fertiges, Beharrendes zu erkennen; in Wahrheit ist in jedem Augenblick Licht und Dunkel, Bitter und Süß bei einander und an einander geheftet, wie zwei Ringende, von denen bald der Eine bald der Andre die

Obmacht bekommt. Der Honig ist, nach Heraklit, zugleich bitter und süß, und die Welt selbst ist ein Mischkrug, der beständig umgerührt werden muß. Aus dem Krieg des Entgegengesetzten entsteht alles Werden: die bestimmten, als andauernd uns erscheinenden Qualitäten drücken nur das momentane Übergewicht des einen Kämpfers aus, aber der Krieg ist damit nicht zu Ende, das Ringen dauert in Ewigkeit fort. Alles geschieht gemäß diesem Streite, und gerade dieser Streit offenbart die ewige Gerechtigkeit. Es ist eine wundervolle, aus dem reinsten Borne des Hellenischen geschöpfte Vorstellung, welche den Streit als das fortwährende Walten einer einheitlichen, strengen, an ewige Gesetze gebundenen Gerechtigkeit betrachtet. Nur ein Grieche war im Stande, diese Vorstellung als Fundament einer Kosmodicee zu finden; es ist die gute Eris Hesiods, zum Weltprincip verklärt, es ist der Wettkampfgedanke des einzelnen Griechen und des griechischen Staates, aus den Gymnasien und Palästren, aus den künstlerischen Agonen, aus dem Ringen der politischen Parteien und der Städte mit einander, in's Allgemeinste übertragen, so daß jetzt das Räderwerk des Kosmos in ihm sich dreht. Wie jeder Grieche kämpft als ob er allein im Recht sei, und ein unendlich sicheres Maaß des richterlichen Urtheils in jedem Augenblick bestimmt, wohin der Sieg sich neigt, so ringen die Qualitäten mit einander, nach unverbrüchlichen, dem Kampfe immanenten Gesetzen und Maaßen. Die Dinge selbst, an deren Feststehen und Standhalten der enge Menschen- und Thierkopf glaubt, haben gar keine eigentliche Existenz, sie sind das Erblitzen und der Funkenschlag gezückter Schwerter, sie sind das Aufglänzen des Siegs, im Kampfe der entgegengesetzten Qualitäten.

Jenen Kampf, der allem Werden eigenthümlich ist, jenen ewigen Wechsel des Sieges schildert wiederum Schopenhauer (Welt als Wille und Vorstellung I S. 175): „Beständig muß die beharrende Materie die Form wechseln, indem am Leitfaden der Kausalität, mechanische physische chemische organische Erscheinungen, sich gierig zum Hervortreten drängen, einander die Materie entreißend, da jede ihre Idee offenbaren will. Durch die gesammte Natur läßt sich dieser Streit verfolgen, ja sie besteht eben wieder nur durch ihn.“ Die folgenden Seiten geben die merkwürdigsten Illustrationen dieses Streites: nur daß der Grundton dieser Schilderungen immer ein andrer bleibt als bei Heraklit, sofern der Kampf für Schopenhauer ein Beweis von der Selbst-Entzweiung des Willens zum Leben, ein Ansichselber-Zehren dieses finstren dumpfen Triebes ist, als ein durchweg entsetzliches, keineswegs beglückendes Phänomen. Der Tummelplatz und der Gegenstand dieses Kampfes ist die Materie, welche die Naturkräfte wechselseitig einander zu entreißen suchen, wie auch Raum und Zeit, deren Vereinigung durch die Kausalität eben die Materie ist.

[«]

6.

Während die Imagination Heraklit's das rastlos bewegte Weltall, die „Wirklichkeit“ mit dem Auge des beglückten Zuschauers maß, der zahllose Paare, im freudigen Kampfspiele, unter der Obhut strenger Kampfrichter ringen sieht, überkam ihn eine noch höhere Ahnung; er konnte die ringenden Paare und die Richter nicht mehr getrennt von einander betrachten, die Richter selbst schienen zu kämpfen, die Kämpfer selbst schienen sich zu richten — ja, da er im Grunde nur die ewig waltende eine Gerechtigkeit wahrnahm, so wagte er auszurufen: der Streit des Vielen selbst ist die eine Gerechtigkeit! Und überhaupt: das Eine ist das Viele. Denn was sind alle jene Qualitäten dem Wesen nach? Sind sie unsterbliche Götter? Sind sie getrennte, von Anfang und ohne Ende für sich wirkende Wesen? Und wenn die Welt, die wir sehen, nur Werden und Vergehn, aber kein Beharren kennt, sollten vielleicht gar jene Qualitäten eine anders geartete metaphysische Welt constituiren, zwar keine Welt der Einheit, wie sie Anaximander hinter dem flatternden Schleier der Vielheit suchte, aber eine Welt ewiger und wesenhafter Vielheiten? Ist Heraklit, auf einem Umwege, vielleicht doch wieder in die doppelte Weltordnung, so heftig er sie verneinte, hineingerathen, mit einem Olymp zahlreicher unsterblicher Götter und Dämonen — nämlich vieler Realitäten — und mit einer Menschenwelt, die nur das Staubgewölk des olympischen Kampfes und das Aufglänzen göttlicher Speere — das heißt nur ein Werden — sieht? Anaximander hatte sich gerade vor den bestimmten Qualitäten in den Schooß des metaphysischen „Unbestimmten“ geflüchtet; weil diese wurden und vergiengen, hatte er ihnen das wahre und kernhafte Dasein abgesprochen; sollte es jetzt aber nicht scheinen, als ob das Werden nur das Sichtbarwerden eines Kampfes ewiger Qualitäten ist? Sollte es nicht auf die eigenthümliche Schwäche der menschlichen Erkenntniß zurückgehn, wenn wir vom Werden reden — während es im Wesen der Dinge vielleicht gar kein Werden giebt, sondern nur ein Nebeneinander vieler wahrer ungewordner unzerstörbarer Realitäten?

Dies sind unheraklitische Auswege und Irrpfade: er ruft noch einmal: „das Eine ist das Viele.“ Die vielen wahrnehmbaren Qualitäten sind weder ewige Wesenheiten, noch Phantasmata unsrer Sinne (als jene denkt sie sich später Anaxagoras, als diese Parmenides), sie sind weder starres selbstherrliches Sein, noch flüchtiger in Menschenköpfen wandelnder Schein. Die dritte, für Heraklit allein zurückbleibende Möglichkeit wird niemand mit dialektischem Spürsinn und gleichsam rechnend errathen können: denn was er hier erfand, ist eine Seltenheit selbst im Bereiche mystischer Unglaublichkeiten und unerwarteter kosmischer Metaphern. — Die Welt ist das Spiel des Zeus, oder physikalischer ausgedrückt, des Feuers mit sich selbst, das Eine ist nur in diesem Sinne zugleich das Viele. —

Um zunächst die Einführung des Feuers als einer weltbildenden Kraft zu erläutern, erinnere ich daran, in welcher Weise Anaximander die Theorie vom Wasser als dem Ursprung der Dinge weitergebildet hatte. Im Wesentlichen darin Thales Vertrauen schenkend und seine Beobachtungen stärkend und vermehrend war Anaximander doch nicht zu überzeugen, daß es vor dem Wasser und gleichsam hinter dem Wasser keine weitere Qualitätsstufe gäbe: sondern aus Warm und Kalt schien ihm das Feuchte selbst sich zu bilden, und Warm und Kalt sollten daher die Vorstufen des Wassers, die noch ursprünglicheren Qualitäten sein. Mit ihrer Ausscheidung aus dem Ursein des „Unbestimmten“ beginnt das Werden. Heraklit, der als Physiker sich der Bedeutung Anaximander’s unterordnete, deutet sich dieses Anaximandrische Warme um als den Hauch, den warmen Athem, die trocknen Dünste, kurz als das Feurige: von diesem Feuer sagt er nun dasselbe aus, was Thales und Anaximander vom Wasser ausgesagt hatten, es durchlaufe nun in zahllosen Verwandlungen die Bahn des Werdens, vor allem in den drei Hauptzuständen, als Warmes, Feuchtes, Festes. Denn das Wasser geht theils im Niedersteigen zur Erde, im Aufsteigen zum Feuer über: oder wie sich Heraklit genauer ausgedrückt zu haben scheint: aus dem Meere steigen nur die reinen Dünste auf, welche dem himmlischen Feuer der Gestirne zur Nahrung dienen, aus der Erde nur die dunklen, nebeligen, aus denen das Feuchte seine Nahrung zieht. Die reinen Dünste sind der Übergang des Meeres zum Feuer, die unreinen der Übergang der Erde zu Wasser. So laufen fortwährend die beiden Verwandlungs-Bahnen des Feuers, aufwärts und abwärts, hin und zurück, nebeneinander her, vom Feuer zum Wasser, von da zur Erde, von der Erde wieder zurück zum Wasser, vom Wasser zum Feuer. Während Heraklit in den wichtigsten dieser Vorstellungen z.B. darin, daß das Feuer durch die Ausdünstungen unterhalten wird, oder darin daß aus dem Wasser theils Erde theils Feuer sich absondert, Anhänger des Anaximander ist, so ist er darin selbständig und im Widerspruch mit jenem, daß er das Kalte aus dem physikalischen Prozeß ausschließt, während Anaximander es als gleichberechtigt neben das Warme gestellt hatte, um aus Beiden das Feuchte entstehen zu lassen. Dies zu thun war freilich für Heraklit eine Nothwendigkeit: denn wenn alles Feuer sein soll, so kann, bei allen Möglichkeiten seiner Umwandlung, es doch nichts geben, was sein absoluter Gegensatz wäre; er wird also das, was man das Kalte nennt, nur als Grad des Warmen gedeutet haben und konnte diese Deutung ohne Schwierigkeiten rechtfertigen. Viel wichtiger aber als diese Abweichung von der Lehre Anaximander's ist eine weitere Übereinstimmung: er glaubt wie jener an einen periodisch sich wiederholenden Weltuntergang und an ein immer erneutes Hervorsteigen einer anderen Welt aus dem alles vernichtenden Weltbrande. Die Periode, in der die Welt jenem Weltbrande und der Auflösung in das reine Feuer entgegeneilt, wird von ihm in höchst auffallender Weise als ein Begehren und Bedürfen charakterisirt, das volle Verschlungensein im Feuer als die Sattheit; und es bleibt uns die Frage übrig, wie er den neuen erwachenden Trieb der Weltbildung, das Sichausgießen in die Formen der Vielheit verstanden und benannt hat. Das griechische Sprüchwort scheint uns mit dem Gedanken zu Hülfe zu kommen, daß „Sattheit den Frevel (die Hybris) gebiert“; und in der That kann man sich einen Augenblick fragen, ob Heraklit vielleicht jene Rückkehr zur Vielheit aus der Hybris hergeleitet hat. Man nehme diesen Gedanken einmal ernst: in seiner Beleuchtung verwandelt sich, vor unseren Blicken, das Gesicht Heraklits, das stolze Leuchten seiner Augen erlischt, ein faltiger Zug schmerzlicher Entsagung, der Ohnmacht prägt sich aus, es scheint daß wir wissen, warum das spätere Alterthum ihn den „weinenden Philosophen“ nannte. Ist jetzt nicht der ganze Weltprozeß ein Bestrafungsakt der Hybris? Die Vielheit das Resultat eines Frevels? Die Verwandlung des Reinen in das Unreine Folge der Ungerechtigkeit? Wird jetzt nicht die Schuld in den Kern der Dinge verlegt, und somit zwar die Welt des Werdens und der Individuen von ihr entlastet, aber zugleich ihre Folgen zu tragen immer von Neuem wieder verurtheilt?

[«]

7.

Jenes gefährliche Wort, Hybris, ist in der That der Prüfstein für jeden Herakliteer; hier mag er zeigen, ob er seinen Meister verstanden oder verkannt hat. Giebt es Schuld Ungerechtigkeit Widerspruch Leid in dieser Welt?

Ja, ruft Heraklit, aber nur für den beschränkten Menschen, der auseinander und nicht zusammen schaut, nicht für den contuitiven Gott; für ihn läuft alles Widerstrebende in eine Harmonie zusammen, unsichtbar zwar für das gewöhnliche Menschenauge, doch dem verständlich, der, wie Heraklit, dem beschaulichen Gotte ähnlich ist. Vor seinem Feuerblick bleibt kein Tropfen von Ungerechtigkeit in der um ihn ausgegossenen Welt zurück; und selbst jener cardinale Anstoß, wie das reine Feuer in so unreine Formen einziehen könne, wird von ihm durch ein erhabnes Gleichniß überwunden. Ein Werden und Vergehen, ein Bauen und Zerstören, ohne jede moralische Zurechnung, in ewig gleicher Unschuld, hat in dieser Welt allein das Spiel des Künstlers und des Kindes. Und so, wie das Kind und der Künstler spielt, spielt das ewig lebendige Feuer, baut auf und zerstört, in Unschuld — und dieses Spiel spielt der Aeon mit sich. Sich verwandelnd in Wasser und Erde thürmt er, wie ein Kind Sandhaufen am Meere, thürmt auf und zertrümmert; von Zeit zu Zeit fängt er das Spiel von Neuem an. Ein Augenblick der Sättigung: dann ergreift ihn von Neuem das Bedürfniß, wie den Künstler zum Schaffen das Bedürfniß zwingt. Nicht Frevelmuth, sondern der immer neu erwachende Spieltrieb ruft andre Welten ins Leben. Das Kind wirft einmal das Spielzeug weg: bald aber fängt es wieder an, in unschuldiger Laune. Sobald es aber baut, knüpft fügt und formt es gesetzmäßig und nach inneren Ordnungen.

So schaut nur der ästhetische Mensch die Welt an, der an dem Künstler und an dem Entstehen des Kunstwerks erfahren hat, wie der Streit der Vielheit doch in sich Gesetz und Recht tragen kann, wie der Künstler beschaulich über und wirkend in dem Kunstwerk steht, wie Nothwendigkeit und Spiel, Widerstreit und Harmonie sich zur Zeugung des Kunstwerkes paaren müssen.

Wer wird nun von einer solchen Philosophie noch eine Ethik, mit den nöthigen Imperativen „Du sollst“ verlangen oder gar einen solchen Mangel dem Heraklit zum Vorwurf machen! Der Mensch ist bis in seine letzte Faser hinein Nothwendigkeit und ganz und gar „unfrei“ — wenn man unter Freiheit den närrischen Anspruch, seine essentia nach Willkür wie ein Kleid wechseln zu können, versteht, einen Anspruch, den jede ernste Philosophie bisher mit dem gebührenden Hohne zurückgewiesen hat. Daß so wenig Menschen mit Bewußtsein in dem Logos und in Gemäßheit des alles überschauenden Künstlerauges leben, das rührt daher daß ihre Seelen naß sind und daß des Menschen Augen und Ohren, überhaupt ihr Intellekt ein schlechter Zeuge ist, wenn „feuchter Schlamm ihre Seelen einnimmt“. Warum das so ist, wird nicht gefragt, ebenso wenig, warum Feuer zu Wasser und Erde wird. Heraklit hat ja keinen Grund nachweisen zu müssen (wie ihn Leibniz hatte) daß diese Welt sogar die allerbeste sei, es genügt ihm daß sie das schöne unschuldige Spiel des Aeon ist. Der Mensch gilt ihm sogar im Allgemeinen als ein unvernünftiges Wesen: womit nicht streitet, daß sich in allem seinem Wesen das Gesetz der allwaltenden Vernunft erfüllt. Er nimmt gar nicht eine besonders bevorzugte Stellung in der Natur ein, deren höchste Erscheinung das Feuer, z.B. als Gestirn, ist, aber nicht der einfältige Mensch. Hat dieser am Feuer einen Antheil durch die Nothwendigkeit erhalten, so ist er etwas vernünftiger; soweit er aus Wasser und Erde besteht, steht es schlimm mit seiner Vernunft. Eine Verpflichtung daß er den Logos erkennen müsse, weil er Mensch sei, existirt nicht. Warum giebt es aber Wasser, warum giebt es Erde? Dies ist für Heraklit ein viel ernsteres Problem, als zu fragen, warum die Menschen so dumm und schlecht seien. In dem höchsten und in dem verkehrtesten Menschen offenbart sich die gleiche immanente Gesetzmäßigkeit und Gerechtigkeit. Wenn man aber Heraklit die Frage vorrücken wollte: warum ist das Feuer nicht immer Feuer, warum ist es jetzt Wasser, jetzt Erde?, so würde er eben nur antworten „es ist ein Spiel, nehmt's nicht zu pathetisch, und vor Allem nicht moralisch!" Heraklit beschreibt nur die vorhandne Welt und hat an ihr das beschauliche Wohlgefallen, mit dem der Künstler auf sein werdendes Werk schaut. Düster, schwermüthig, thränenreich finster schwarzgallig, pessmistisch und überhaupt hassenswürdig finden ihn nur die, welche mit seiner Naturbeschreibung des Menschen nicht zufrieden zu sein Ursache haben. Diese aber würde er, sammt ihren Antipathien und Sympathien, ihrem Haß und ihrer Liebe, für gleichgültig halten und ihnen etwa mit solchen Belehrungen dienen „die Hunde bellen jeden an, den sie nicht kennen" oder „dem Esel ist Spreu lieber als Gold".

Von solchen Unzufriednen rühren auch die zahlreichen Klagen über die Dunkelheit des Heraklitischen Stils her: wahrscheinlich hat nie ein Mensch heller und leuchtender geschrieben. Freilich sehr kurz, und deshalb allerdings für die lesenden Schnellläufer dunkel. Wie aber ein Philosoph undeutlich, mit Absicht schreiben sollte — was man Heraklit nachzusagen pflegt — ist völlig unerklärlich: falls er nicht Grund hat, Gedanken zu verbergen oder Schelm genug ist, seine Gedankenlosigkeit unter Worten zu verstecken. Muß man doch sogar, wie Schopenhauer sagt, in Angelegenheiten des gewöhnlichen praktischen Lebens, sorgfältig, durch Deutlichkeit, möglichen Mißverständnissen vorbeugen; wie denn sollte man im schwierigsten, abstrusesten, kaum erreichbaren Gegenstande des Denkens, den Aufgaben der Philosophie, sich unbestimmt, ja räthselhaft ausdrücken dürfen? Was aber die Kürze anbetrifft, so giebt Jean Paul eine gute Lehre. „Im Ganzen ist es recht, wenn alles Große — von vielem Sinn für einen seltnen Sinn — nur kurz und (daher) dunkel ausgesprochen wird, damit der kahle Geist es lieber für Unsinn erkläre als in seinen Leersinn übersetze. Denn die gemeinen Geister haben eine häßliche Geschicklichkeit, im tiefsten und reichsten Spruch nichts zu sehen als ihre eigne alltägliche Meinung." Übrigens und trotzdem ist Heraklit den „kahlen Geistern" nicht entgangen; bereits die Stoiker haben ihn ins Flache umgedeutet und seine aesthetische Grundperception vom Spiel der Welt zu der gemeinen Rücksicht auf Zweckmäßigkeiten der Welt und zwar für die Vortheile des Menschen herabgezogen: so daß aus seiner Physik, in jenen Köpfen, ein kruder

Optimismus, mit der fortwährenden Aufforderung an Hinz und Kunz zum plaudite amici, geworden ist.

[«]

8.

Heraklit war stolz: und wenn es bei einem Philosophen zum Stolz kommt, so giebt es einen großen Stolz. Sein Wirken weist ihn nie auf ein „Publikum“, auf den Beifall der Massen und den zujauchzenden Chorus der Zeitgenossen hin. Einsam die Straße zu ziehn gehört zum Wesen des Philosophen. Seine Begabung ist die seltenste, in einem gewissen Sinne unnatürlichste, dabei selbst gegen die gleichartigen Begabungen ausschließend und feindselig. Die Mauer seiner Selbstgenugsamkeit muß von Diamant sein, wenn sie nicht zerstört und zerbrochen werden soll, denn alles ist gegen ihn in Bewegung. Seine Reise zur Unsterblichkeit ist beschwerlicher und behinderter als jede andre; und doch kann Niemand sicherer glauben als gerade der Philosoph, auf ihr zum Ziele zu kommen — weil er gar nicht weiß, wo er stehen soll, wenn nicht auf den weit ausgebreiteten Fittigen aller Zeiten; denn die Nichtachtung des Gegenwärtigen und Augenblicklichen liegt im Wesen der großen philosophischen Natur. Er hat die Wahrheit: mag das Rad der Zeit rollen, wohin es will, nie wird es der Wahrheit entfliehn können. Es ist wichtig von solchen Menschen zu erfahren, daß sie einmal gelebt haben. Nie würde man sich zum Beispiel den Stolz des Heraklit, als eine müssige Möglichkeit, imaginiren können. An sich scheint jedes Streben nach Erkenntniß, seinem Wesen nach, ewig unbefriedigt und unbefriedigend. Deshalb wird Niemand, wenn er nicht durch die Historie belehrt ist, an eine so königliche Selbstachtung und Überzeugtheit, der einzige beglückte Freier der Wahrheit zu sein, glauben mögen. Solche Menschen leben in ihrem eignen Sonnensystem; darin muß man sie aufsuchen. Auch ein Pythagoras, ein Empedokles behandelten sich selbst mit einer übermenschlichen Schätzung, ja mit fast religiöser Scheu; aber das Band des Mitleidens, an die große Überzeugung von der Seelenwanderung und der Einheit alles Lebendigen geknüpft, führte sie wieder zu den anderen Menschen, zu deren Heil und Errettung, hin. Von dem Gefühl der Einsamkeit aber, das den ephesischen Einsiedler des Artemistempels durchdrang, kann man nur in der wildesten Gebirgsöde erstarrend etwas ahnen. Kein übermächtiges Gefühl mitleidiger Erregungen, kein Begehren, helfen heilen und retten zu wollen, strömt von ihm aus. Er ist ein Gestirn ohne Atmosphäre. Sein Auge, lodernd nach innen gerichtet, blickt erstorben und eisig, wie zum Scheine nur, nach außen. Rings um ihn, unmittelbar an die Feste seines Stolzes, schlagen die Wellen des Wahns und der Verkehrtheit: mit Ekel wendet er sich davon ab. Aber auch die Menschen mit fühlender Brust weichen einer solchen wie aus Erz gegossenen Larve aus; in einem abgelegnen Heiligthum, unter Götterbildern, neben kalter ruhig-erhabener Architektur mag so ein Wesen begreiflicher erscheinen. Unter Menschen war Heraklit, als Mensch, unglaublich; und wenn er wohl gesehen wurde, wie er auf das Spiel lärmender Kinder Acht gab, so hat er jedenfalls dabei bedacht, was nie ein Mensch, bei solcher Gelegenheit bedacht hat: das Spiel des großen Weltenkindes Zeus. Er brauchte die Menschen nicht, auch nicht für seine Erkenntnisse; an allem, was man etwa von ihnen erfragen konnte und was die anderen Weisen vor ihm zu erfragen bemüht gewesen waren, lag ihm nicht. Er sprach mit Geringschätzung von solchen fragenden sammelnden, kurz „historischen“ Menschen. „Mich selbst suchte und erforschte ich“ sagte er von sich, mit einem Worte, durch das man das Erforschen eines Orakels bezeichnet: als ob er der wahre Erfüller und Vollender der delphischen Satzung „Erkenne dich selbst“ sei, und Niemand sonst.

Was er aber aus diesem Orakel heraushörte, das hielt er für unsterbliche und ewig deutenswerthe Weisheit, von unbegrenzter Wirkung in die Ferne, nach dem Vorbild der prophetischen Reden der Sibylle. Es ist genug für die späteste Menschheit: mag sie es nur wie Orakelsprüche sich deuten lassen, was er wie der delphische Gott „weder aussagt noch verbirgt“. Ob es gleich von ihm „ohne Lächeln Putz und Salbenduft“, vielmehr wie mit „schäumendem Munde“ verkündet wird, es muß zu den tausenden Jahren der Zukunft dringen. Denn die Welt braucht ewig die Wahrheit, also braucht sie ewig Heraklit: obschon er ihrer nicht bedarf. Was geht ihn sein Ruhm an! Der Ruhm bei „immer fort fließenden Sterblichen“!, wie er höhnisch ausruft. Sein Ruhm geht die Menschen etwas an, nicht ihn, die Unsterblichkeit der Menschheit braucht ihn, nicht er die Unsterblichkeit des Menschen Heraklit. Das, was er schaute, die Lehre vom Gesetz im Werden und vom Spiel in der Nothwendigkeit, muß von jetzt ab ewig geschaut werden: er hat von diesem größten Schauspiel den Vorhang aufgezogen.

[«]

9.

Während in jedem Worte Heraklit's der Stolz und die Majestät der Wahrheit, aber der in Intuitionen erfaßten, nicht der an der Strickleiter der Logik erkletterten Wahrheit, sich ausspricht, während er, in sibyllenhafter Verzückung schaut, aber nicht späht, erkennt, aber nicht rechnet: ist ihm in seinem Zeitgenossen Parmenides ein Gegenbild an die Seite gestellt, ebenfalls mit dem Typus eines Propheten der Wahrheit, aber gleichsam aus Eis und nicht aus Feuer geformt und kaltes, stechendes Licht um sich ausgießend. Parmenides hat, wahrscheinlich erst in seinem höheren Alter, einmal einen Moment der allerreinsten, durch jede Wirklichkeit ungetrübten und völlig blutlosen Abstraktion gehabt; dieser Moment — ungriechisch wie kein andrer in den zwei Jahrhunderten des tragischen Zeitalters — dessen Erzeugniß die Lehre vom Sein ist, wurde für sein eignes Leben zum Grenzstein, der es in zwei Perioden trennte: zugleich aber zertheilt derselbe Moment das vorsokratische Denken in zwei Hälften, deren erste die Anaximandrische, deren zweite geradezu die Parmenideische genannt werden mag. Die erste ältere Periode im eignen Philosophieren des Parmenides trägt ebenfalls noch das Gesicht Anaximander's; sie brachte ein durchgeführtes philosophisch-physikalisches System, als Antwort auf die Fragen Anaximander's, hervor. Als ihn später jener eisige Abstraktions-Schauder erfaßte, und der einfachste vom Sein und Nichtsein redende Satz von ihm hingestellt wurde, da war unter den vielen, durch ihn der Vernichtung zugeworfnen älteren Lehren auch sein eignes System. Doch scheint er nicht alle väterliche Pietät gegen das kräftige und wohlgestaltete Kind seiner Jugend verloren zu haben, und er half sich deshalb zu sagen: „Zwar giebt es nur einen richtigen Weg; wenn man aber einmal auf einen andern sich begeben will, so ist meine ältere Ansicht, ihrer Güte und Consequenz nach, allein im Recht.“ Mit dieser Wendung sich schützend hat er seinem früheren physikalischen Systeme einen würdigen und ausgedehnten Raum selbst in jenem großen Gedicht über die Natur gegönnt, das eigentlich die neue Einsicht, als den einzigen Wegweiser zur Wahrheit proklamiren sollte. Es ist diese väterliche Rücksicht, selbst wenn durch sie ein Irrthum eingeschlichen sein sollte, ein Rest von menschlicher Empfindung, bei einer durch logische Starrheit ganz petrificirten und fast in eine Denkmaschine verwandelten Natur.

Parmenides, dessen persönlicher Umgang mit Anaximander mir nicht unglaublich scheint, dessen Ausgehen von Anaximander's Lehre nicht nur glaublich, sondern evident ist, hatte dasselbe Mißtrauen gegen die vollkommne Trennung einer Welt, die nur ist und einer Welt, die nur wird, welches auch Heraklit erfaßt und zur Leugnung des Seins überhaupt geführt hatte. Beide suchten einen Ausweg aus jenem Gegenüber und Auseinander einer doppelten Weltordnung. Jener Sprung in’s Unbestimmte, Unbestimmbare, durch den Anaximander ein- für alle Mal dem Reiche des Werdens und seinen empirisch gegebenen Qualitäten entflohen war, wurde so selbständig gearteten Köpfen, wie denen Heraklit’s und Parmenides’, nicht leicht; sie suchten erst zu gehen, soweit sie konnten und behielten sich den Sprung für jene Stelle vor, wo der Fuß nicht mehr Halt findet, und man springen muß, um nicht zu fallen. Beide schauten wiederholt eben jene Welt an, die Anaximander so melancholisch verurtheilt und als Ort des Frevels und zugleich als Bußstätte für die Ungerechtigkeit des Werdens erklärt hatte. In ihrem Anschauen entdeckte Heraklit, wie wir bereits wissen, welche wunderbare Ordnung Regelmäßigkeit und Sicherheit in jedem Werden sich offenbart: daraus schloß er daß das Werden selbst nichts Frevelhaftes und Ungerechtes sein könne. Einen ganz verschiednen Blick that Parmenides; er verglich die Qualitäten mit einander und glaubte zu finden, daß sie nicht alle gleichartig seien, sondern in zwei Rubriken eingeordnet werden müßten. Verglich er zum Beispiel Licht und Dunkel, so war die zweite Qualität ersichtlich nur die Negation der ersten; und so unterschied er positive und negative Qualitäten, ernsthaft bemüht, jenen Grundgegensatz im ganzen Reiche der Natur wiederzufinden und zu verzeichnen. Seine Methode hierbei war folgende: er nahm ein paar Gegensätze, zum Beispiel leicht und schwer, dünn und dicht, thätig und leidend und hielt sie an jenen vorbildlichen Gegensatz von Licht und Dunkel: was dem Lichten entsprach, war die positive, was dem Dunklen die negative Eigenschaft. Nahm er etwa das Schwere und das Leichte, so fiel das Leichte auf die Seite des Lichten, das Schwere auf die Seite des Dunklen: und so galt ihm das Schwere nur als die Negation des Leichten, das Leichte aber als eine positive Eigenschaft. Schon aus dieser Methode ergiebt sich eine trotzende, gegen die Einflüsterungen der Sinne verschlossene Befähigung zur abstrakt-logischen Prozedur. Das Schwere scheint sich ja recht eindringlich den Sinnen als positive Qualität darzubieten; das hielt Parmenides nicht ab, es zu einer Negation zu stempeln. Ebenso bezeichnete er die Erde, im Gegensatz zum Feuer, das Kalte im Gegensatz zum Warmen, das Dichte im Gegensatz zum Dünnen, das Weibliche im Gegensatz zum Männlichen, das Leidende im Gegensatz zum Thätigen, nur als Negationen: so daß vor seinem Blicke sich unsre empirische Welt in zwei getrennte Sphären schied, in die der positiven Eigenschaften — mit einem lichten feurigen warmen leichten dünnen thätig-männlichen Charakter — und in die der negativen Eigenschaften. Letztere drücken eigentlich nur den Mangel, die Abwesenheit der anderen, positiven aus; er beschrieb also die Sphäre, in der die positiven Eigenschaften fehlen, als dunkel, erdig, kalt, schwer, dicht und überhaupt als weiblich-passiven Charakters. Statt der Ausdrücke „positiv“ und „negativ“

gebrauchte er den festen Terminus „seiend“ und „nichtseiend“ und war damit zu dem Lehrsatz gekommen, daß, im Widerspruch mit Anaximander, diese unsre Welt selbst etwas Seiendes enthalte: freilich auch etwas Nichtseiendes. Das Seiende soll man nicht außerhalb der Welt und gleichsam über unserem Horizonte suchen; sondern vor uns, und überall, in jedem Werden, ist etwas Seiendes enthalten und in Thätigkeit.

Dabei blieb für ihn aber die Aufgabe übrig, die genauere Antwort auf die Frage zu geben: was ist das Werden? — und hier war der Moment, wo er springen mußte, um nicht zu fallen, obwohl vielleicht für solche Naturen, wie die des Parmenides, selbst jedes Springen als Fallen gilt. Genug, wir gerathen in den Nebel, in die Mystik von qualitates occultae und sogar etwas in die Mythologie. Parmenides schaut, wie Heraklit, das allgemeine Werden und Nichtverharren an und kann sich ein Vergehen nur so deuten, daß das Nichtseiende an ihm Schuld sein muß. Denn wie sollte das Seiende die Schuld des Vergehens tragen! Ebenso aber muß das Entstehen durch Mithülfe des Nichtseienden zu Stande kommen: denn das Seiende ist immer da und könnte, von sich aus, nicht erst entstehen und kein Entstehen erklären. Also ist sowohl das Entstehen als das Vergehen durch die negativen Eigenschaften herbeigeführt. Daß aber das Entstehende einen Inhalt hat, und daß das Vergehende einen Inhalt verliert, setzt voraus daß die positiven Eigenschaften — das heißt doch eben, jener Inhalt — ebenfalls bei beiden Prozessen betheiligt sind. Kurz, es ergiebt sich der Lehrsatz „zum Werden ist sowohl das Seiende als das Nichtseiende nöthig; wenn sie zusammen wirken, so ergiebt sich ein Werden.“ Aber wie kommt das Positive und das Negative an einander? Sollten sie sich nicht, im Gegentheil, ewig fliehen, als Gegensätze, und dadurch jedes Werden unmöglich machen? Hier appellirt Parmenides an eine qualitas occulta, an einen mystischen Hang des Entgegengesetzten, sich zu nähern und sich anzuziehen, und er versinnlicht jenen Gegensatz durch den Namen der Aphrodite und durch das empirisch bekannte Verhältniß des Männlichen und des Weiblichen zu einander. Die Macht der Aphrodite ist es, die das Entgegengesetzte, das Seiende mit dem Nichtseienden, zusammenkuppelt. Eine Begierde führt die sich widerstreitenden und sich hassenden Elemente zusammen: das Resultat ist ein Werden. Wenn die Begierde gesättigt ist, treibt der Haß und der innere Widerstreit das Seiende und das Nichtseiende wieder auseinander — und dann sagt der Mensch „das Ding vergeht“. —

[«]

10.

Aber Niemand vergreift sich ungestraft an so furchtbaren Abstraktionen, wie das „Seiende“ und das „Nichtseiende“ sind; das Blut erstarrt allmählich, wenn man sie berührt. Es gab einen Tag, an dem Parmenides einen seltsamen Einfall hatte, der allen seinen früheren Combinationen den Werth zu nehmen schien, so daß er Lust hatte sie wie einen Beutel mit alten abgenutzten Münzen bei Seite zu werfen. Gewöhnlich nimmt man an, daß auch ein äußerer Eindruck und nicht nur die von innen her treibende Consequenz solcher Begriffe wie „seiend“ und „nichtseiend“, bei der Erfindung jenes Tages mit thätig gewesen sei, die Bekanntschaft mit der Theologie des alten, viel umher getriebenen Rhapsoden, des Sängers einer mystischen Naturvergötterung, des Kolophoniers Xenophanes. Ein außerordentliches Leben hindurch lebte Xenophanes als wandernder Dichter und wurde durch seine Reisen ein viel belehrter und viel belehrender Mann, der zu fragen und zu erzählen wußte; weshalb Heraklit ihn unter die Polyhistoren und überhaupt unter die „historischen“ Naturen, in dem erwähnten Sinne rechnete. Woher und wann ihm der mystische Zug in’s Eine und ewig Ruhende gekommen ist, wird niemand nachrechnen können; vielleicht ist es erst die Conception des endlich seßhaft gewordnen greisen Mannes, dem, nach der Bewegtheit seiner Irrfahrten und nach dem rastlosen Lernen und Erforschen, das Höchste und Größte in der Vision einer göttlichen Ruhe, in dem Beharren aller Dinge innerhalb eines pantheistischen Urfriedens, vor die Seele tritt. Im Übrigen scheint es mir rein zufällig, daß gerade am gleichen Orte, in Elea, zwei Männer eine Zeitlang zusammen lebten, von denen jeder eine Einheitsconception im Kopfe trug: sie bilden keine Schule und haben nichts gemeinsam, was etwa der Eine von dem Anderen hätte lernen und dann weiter lehren können. Denn der Ursprung jener Einheitsconception ist bei dem Einen ein ganz andrer, ja entgegengesetzter als bei dem Anderen; und wenn Einer die Lehre des Andern überhaupt kennen gelernt hat, so mußte er sie sich, um sie nur zu verstehen, erst in seine eigne Sprache übertragen. Bei dieser Übertragung gieng aber jedenfalls gerade das Spezifische der andern Lehre verloren. Wenn Parmenides zur Einheit des Seienden rein durch eine vermeintliche logische Consequenz kam, und sie aus dem Begriff Sein und Nichtsein herausspann, ist Xenophanes ein religiöser Mystiker und gehört mit jener mystischen Einheit recht eigentlich in das sechste Jahrhundert. War er auch keine so umwälzende Persönlichkeit wie Pythagoras, so hat er doch, auf seinen Wanderungen, den gleichen Zug und Trieb, die Menschen zu bessern, zu reinigen, zu heilen. Er ist der ethische Lehrer, aber noch auf der Stufe des Rhapsoden; in späterer Zeit wäre er ein Sophist gewesen. In der kühnen Mißbilligung der bestehenden Sitten und Schätzungen hat er in Griechenland nicht seines Gleichen; dazu zog er sich keineswegs, wie Heraklit und Plato, in die Einsamkeit zurück, sondern stellte sich eben vor jenes Publikum hin, dessen jauchzende Bewunderung für Homer, dessen leidenschaftlichen Hang nach den Ehren der gymnastischen Festspiele, dessen Anbetung menschlich geformter Steine er mit Zorn und Hohn, und doch nicht als zankender Thersites, geißelte. Die Freiheit des Individuums ist mit ihm auf der Höhe; und in diesem fast grenzenlosen Heraustreten aus allen Conventionen ist er näher mit Parmenides verwandt als durch jene letzte göttliche Einheit, die er einmal, in einem jenes Jahrhunderts würdigen Zustande der Vision, geschaut hat, und die mit dem einen Sein des Parmenides kaum den Ausdruck und das Wort, aber gewiß nicht den Ursprung gemein hat.

Ein entgegengesetzter Zustand war es vielmehr, in dem Parmenides die Lehre vom Sein fand. An jenem Tage und in diesem Zustande prüfte er seine beiden zusammenwirkenden Gegensätze, deren Begierde und Haß die Welt und das Werden constituirt, das Seiende und das Nichtseiende, die positiven und die negativen Eigenschaften — und er blieb plötzlich bei dem Begriffe der negativen Eigenschaft, des Nichtseienden mißtrauisch hängen. Kann denn etwas, was nicht ist, eine Eigenschaft sein? Oder principieller gefragt: kann denn etwas, was nicht ist, sein? Die einzige Form der Erkenntniß aber, der wir sofort ein unbedingtes Vertrauen schenken und deren Leugnung dem Wahnsinne gleichkommt, ist die Tautologie A = A. Aber eben diese tautologische Erkenntniß rief unerbittlich ihm zu: was nicht ist, ist nicht! Was ist, ist! Plötzlich fühlte er eine ungeheure logische Sünde auf seinem Leben lasten; hatte er doch ohne Bedenken immer angenommen, daß es negative Eigenschaften, überhaupt Nichtseiendes gäbe, daß also, formelhaft ausgedrückt A = nicht A sei: was doch nur die volle Perversität des Denkens aufstellen könne. Zwar urtheilt, wie er sich besann, die ganze große Menge der Menschen mit der gleichen Perversität: er selbst hat nur am allgemeinen Verbrechen gegen die Logik theilgenommen. Aber derselbe Augenblick, der ihn dieses Verbrechens zeiht, umleuchtet ihn mit der Glorie einer Entdeckung, er hat ein Princip, den Schlüssel zum Weltgeheimniß, abseits von allem Menschenwahne, gefunden, er steigt jetzt, an der festen und furchtbaren Hand der tautologischen Wahrheit über das Sein, hinab in den Abgrund der Dinge.

Auf dem Wege dahin begegnet er Heraklit — ein unglückliches Zusammentreffen! Ihm, dem an der strengsten Scheidung von Sein und Nichtsein alles gelegen war, mußte gerade jetzt das Antinomien-Spiel Heraklits tief verhaßt sein; ein Satz wie der „wir sind und sind zugleich nicht“ „Sein und Nichtsein ist zugleich dasselbe und wieder nicht dasselbe“, ein Satz, durch den alles das wieder trübe und unentwirrbar wurde, was er eben aufgehellt und entwirrt hatte, reizte ihn zur Wuth: weg mit den Menschen, schrie er, die zwei Köpfe zu haben scheinen, und doch nichts wissen! Ist doch bei ihnen alles im Fluß, auch ihr Denken! Sie staunen dumpf die Dinge an, müssen aber sowohl taub als blind sein, um so die Gegensätze durch einander zu mischen! Der Unverstand der Masse, durch spielerische Antinomien glorificirt und als Spitze aller Erkenntniß gepriesen, war ihm ein schmerzliches und unbegreifliches Erlebniß.

Nun tauchte er in das kalte Bad seiner furchtbaren Abstraktionen. Das, was wahrhaft ist, muß in ewiger Gegenwart sein, von ihm kann nicht gesagt werden „es war“ „es wird sein“. Das Seiende kann nicht geworden sein: denn woraus hätte es werden können? Aus dem Nichtseienden? Aber das ist nicht und kann nichts hervorbringen. Aus dem Seienden? Dies würde nichts Anderes als sich selbst erzeugen. Ebenso steht es mit dem Vergehn; es ist ebenso unmöglich, wie das Werden, wie jede Veränderung, wie jeder Zuwachs, jede Abnahme. Überhaupt gilt der Satz: alles, von dem gesagt werden kann „es ist gewesen“ oder „es wird sein“, ist nicht, vom Seienden aber kann nie gesagt werden „es ist nicht“. Das Seiende ist untheilbar, denn wo ist die zweite Macht, die es theilen sollte? Es ist unbeweglich, denn wohin sollte es sich bewegen? Es kann weder unendlich groß, noch unendlich klein sein, denn es ist vollendet und eine vollendet gegebene Unendlichkeit ist ein Widerspruch. So schwebt es, begrenzt, vollendet, unbeweglich, überall im Gleichgewicht, in jedem Punkte gleich vollkommen, wie eine Kugel, aber nicht in einem Raume: denn sonst wäre dieser Raum ein zweites Seiendes. Es kann aber nicht mehrere Seiende geben, denn um sie zu trennen müßte etwas da sein, das nicht seiend wäre: eine Annahme, die sich selbst aufhebt. So giebt es nur die ewige Einheit.

Wenn jetzt aber Parmenides seinen Blick zurückwandte zur Welt des Werdens, deren Existenz er früher durch so sinnreiche Combinationen zu begreifen gesucht hatte, so zürnte er seinem Auge, daß es das Werden überhaupt sehe, seinem Ohre, daß es dasselbe höre. „Folgt nur nicht dem blöden Auge, so lautet jetzt sein Imperativ, nicht dem schallenden Gehöre oder der Zunge, sondern prüft allein mit des Gedankens Kraft!“ Damit vollzog er die überaus wichtige, wenn auch noch so unzulängliche und in ihren Folgen verhängnißvolle erste Kritik des Erkenntnißapparats: dadurch daß er die Sinne und die Befähigung Abstraktionen zu denken, also die Vernunft jäh auseinander riß, als ob es zwei durchaus getrennte Vermögen seien, hat er den Intellekt selbst zertrümmert und zu jener gänzlich irrthümlichen Scheidung von „Geist“ und „Körper“ aufgemuntert, die, besonders seit Plato, wie ein Fluch auf der Philosophie liegt. Alle Sinneswahrnehmungen, urtheilt Parmenides, geben nur Täuschungen; und ihre Haupttäuschung ist eben, daß sie vorspiegeln, auch das Nichtseiende sei, auch das Werden habe ein Sein. Alle jene Vielheit und Buntheit der erfahrungsmäßig bekannten Welt, der Wechsel ihrer Qualitäten, die Ordnung in ihrem Auf und Nieder wird erbarmungslos als ein bloßer Schein und Wahn bei Seite geworfen; von dorther ist nichts zu lernen, also ist jede Mühe verschwendet, die man sich mit dieser erlogenen, durch und durch nichtigen und durch die Sinne gleichsam erschwindelten Welt giebt. Wer so im Ganzen urtheilt, wie dies Parmenides that, hört damit auf, ein Naturforscher im Einzelnen zu sein; seine Theilnahme für die Phänomene dorrt ab, es bildet sich selbst ein Haß, diesen ewigen Trug der Sinne nicht los werden zu können. Nur in den verblaßtesten, abgezogensten Allgemeinheiten, in den leeren Hülsen der unbestimmtesten Worte soll jetzt die Wahrheit wie in einem Gehäuse aus Spinnefäden, wohnen: und neben einer solchen „Wahrheit“ sitzt nun der Philosoph, ebenfalls blutlos wie eine Abstraktion und rings in Formeln eingesponnen. Die Spinne will doch das Blut ihrer Opfer; aber der parmenideische Philosoph haßt gerade das Blut seiner Opfer, das Blut der von ihm geopferten Empirie.

[«]

11.

Und das war ein Grieche, dessen Blüthe ungefähr dem Ausbruche der ionischen Revolution gleichzeitig ist. Einem Griechen war es damals möglich, aus der überreichen Wirklichkeit, wie aus einem bloßen gauklerischen Schematismus der Einbildungskräfte zu flüchten — nicht etwa, wie Plato, in das Land der ewigen Ideen, in die Werkstätte des Weltenbildners, um unter den makellosen unzerbrechlichen Urformen der Dinge das Auge zu weiden — sondern in die starre Todesruhe des kältesten, Nichts sagenden Begriffs, des Seins. Wir wollen uns ja davor hüten, eine solche merkwürdige Thatsache nach falschen Analogien zu deuten. Jene Flucht war nicht eine Weltflucht im Sinne indischer Philosophen, zu ihr forderte nicht die tiefe religiöse Überzeugung von der Verderbtheit Vergänglichkeit und Unseligkeit des Daseins auf, jenes letzte Ziel, die Ruhe im Sein, wurde nicht erstrebt, als das mystische Versenktsein in eine allgenügende entzückende Vorstellung, die dem gemeinen Menschen ein Räthsel und ein Ärgerniß ist. Das Denken des Parmenides trägt gar nichts von dem berauschenden dunklen Duft des Indischen an sich, der vielleicht an Pythagoras und Empedokles nicht gänzlich unwahrnehmbar ist: das Wunderliche an jener Thatsache, um diese Zeit, ist vielmehr gerade das Duftlose Farblose Seelenlose Ungeformte, der gänzliche Mangel an Blut, Religiosität und ethischer Wärme, das Abstrakt-Schematische — bei einem Griechen! — vor Allem aber die furchtbare Energie des Strebens nach Gewißheit, in einem mythisch denkenden und höchst beweglich-phantastischen Zeitalter. Nur eine Gewißheit gewährt mir, ihr Götter, ist das Gebet des Parmenides, und sei sie auf dem Meere des Ungewissen nur ein Brett, breit genug, um darauf zu liegen! Alles Werdende Üppige Bunte Blühende Täuschende Reizende Lebendige, alles dies nehmt nur für euch: und gebt mir nur die einzige arme leere Gewißheit!

In der Philosophie des Parmenides präludirt das Thema der Ontologie. Die Erfahrung bot ihm nirgends ein Sein, wie er es sich dachte, aber daraus, daß er es denken konnte, erschloß er, daß es existiren müsse: ein Schluß, der auf der Voraussetzung beruht, daß wir ein Organ der Erkenntniß haben, das in's Wesen der Dinge reicht und unabhängig von der Erfahrung ist. Der Stoff unseres Denkens ist nach Parmenides gar nicht in der Anschauung vorhanden, sondern wird anderswoher hinzugebracht, aus einer außersinnlichen Welt, zu der wir durch das Denken einen direkten Zugang haben. Nun hat Aristoteles gegen alle ähnlichen Schlußverfahren bereits geltend gemacht, daß die Existenz nie zur Essenz, das Dasein nie zum Wesen des Dinges gehöre. Gerade deshalb ist aus dem Begriffe „Sein" — dessen essentia eben nur das Sein ist — gar nicht auf eine existentia des Seins zu schließen. Die logische Wahrheit jenes Gegensatzes „Sein" und „Nichtsein" ist vollkommen leer, wenn nicht der zu Grunde liegende Gegenstand, wenn nicht die Anschauung gegeben werden kann, aus der dieser Gegensatz, durch Abstraktion, abgeleitet ist, sie ist, ohne dies Zurückgehn auf die Anschauung, nur ein Spiel mit Vorstellungen, durch das in der That gar nichts erkannt wird. Denn das bloß logische Kriterium der Wahrheit, wie Kant lehrt, nämlich die Übereinstimmung einer Erkenntniß mit den allgemeinen und formalen Gesetzen des Verstandes und der Vernunft, ist zwar die conditio sine qua non, mithin die negative Bedingung aller Wahrheit: weiter aber kann die Logik nicht gehen, und den Irrthum, der nicht die Form, sondern den Inhalt betrifft, kann die Logik durch keinen Probirstein entdecken. Sobald man aber den Inhalt für die logische Wahrheit des Gegensatzes „das was ist, ist; das, was nicht ist, ist nicht", sucht, so findet man in der That keine einzige Wirklichkeit, die nach jenem Gegensatze streng geartet wäre; ich kann von einem Baume sowohl sagen: „er ist", im Vergleiche mit allen übrigen Dingen, als „er wird" im Vergleich zu ihm selbst in einem anderen Zeitmomente, als endlich auch „er ist nicht" z.B. „er ist noch nicht Baum", so lange ich etwa den Strauch betrachte. Die Worte sind nur Symbole für die Relationen der Dinge unter einander und zu uns und berühren nirgends die absolute Wahrheit: und gar das Wort „Sein“ bezeichnet nur die allgemeinste Relation, die alle Dinge verknüpft, ebenso wie das Wort „Nichtsein“. Ist aber die Existenz der Dinge selbst nicht nachzuweisen, so wird die Relation der Dinge unter einander, das sogenannte „Sein“ und „Nichtsein“ uns auch keinen Schritt dem Lande der Wahrheit näher bringen können. Durch Worte und Begriffe werden wir nie hinter die Wand der Relationen, etwa in irgend einen fabelhaften Urgrund der Dinge, gelangen und selbst in den reinen Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes, in Raum Zeit und Kausalität gewinnen wir nichts, was einer veritas aeterna ähnlich sähe. Es ist unbedingt für das Subjekt unmöglich, über sich selbst hinaus etwas sehen und erkennen zu wollen, so unmöglich daß Erkennen und Sein die sich widersprechendsten aller Sphären sind. Und wenn Parmenides, in der unbelehrten Naivetät der damaligen Kritik des Intellekts, wähnen durfte, aus dem ewig subjektiven Begriff zu einem Ansichsein zu kommen, so ist es heute, nach Kant, eine kecke Ignoranz, wenn es hier und da, besonders auch unter schlecht unterrichteten Theologen, die den Philosophen spielen wollen, als Aufgabe der Philosophie hingestellt wird, das „Absolute mit dem Bewußtsein zu erfassen“, etwa gar in der Form „das Absolute ist schon vorhanden, wie könnte es sonst gesucht werden?“, wie Hegel sich ausgedrückt hat, oder mit der Wendung des Beneke, „daß das Sein irgendwie gegeben, irgendwie für uns erreichbar sein müsse, da wir sonst nicht einmal den Begriff des Seins haben könnten“. Den Begriff des Seins! Als ob der nicht den ärmlichsten empirischen Ursprung bereits in der Etymologie des Wortes aufzeigte! Denn esse heißt ja im Grunde nur „athmen“: wenn es der Mensch von allen anderen Dingen gebraucht, so überträgt er die Überzeugung, daß er selbst athmet und lebt, durch eine Metapher, das heißt durch etwas Unlogisches, auf die anderen Dinge und begreift ihre Existenz als ein Athmen nach menschlicher Analogie. Nun verwischt sich bald die originale Bedeutung des Wortes: es bleibt aber immer so viel übrig, daß der Mensch sich das Dasein andrer Dinge nach Analogie des eignen Daseins, also anthropomorphisch, und jedenfalls durch eine unlogische Übertragung, vorstellt. Selbst für den Menschen, also abgesehn von jener Übertragung, ist aber der Satz „ich athme, also giebt es ein Sein“ gänzlich unzureichend: als gegen welchen derselbe Einwand, wie gegen das ambulo, ergo sum oder ergo est, gemacht werden muß.

[«]

12.

Der andre Begriff, von größerem Gehalte, als der des Seienden, und gleichfalls bereits von Parmenides erfunden, wenngleich noch nicht so geschickt verwendet, wie von seinem Schüler Zeno, ist der des Unendlichen. Es kann nichts Unendliches existiren: denn bei einer solchen Annahme würde sich der widerspruchsvolle Begriff einer vollendeten Unendlichkeit ergeben. Da nun unsre Wirklichkeit, unsre vorhandene Welt überall den Charakter jener vollendeten Unendlichkeit trägt, so bedeutet sie ihrem Wesen nach einen Widerspruch gegen das Logische und somit auch gegen das Reale und ist Täuschung, Lüge, Phantasma. Zeno bediente sich besonders der indirekten Beweismethode: er sagte zum Beispiel „es kann keine Bewegung von einem Orte zum andern geben: denn wenn es eine solche gäbe, so wäre eine Unendlichkeit vollendet gegeben: dies ist aber eine Unmöglichkeit“. Achill kann die Schildkröte, die einen kleinen Vorsprung hat, im Wettlaufe nicht einholen: denn um nur den Punkt, von dem die Schildkröte aus läuft zu erreichen, müßte er bereits zahllose, unendlich viele Räume durchlaufen haben, nämlich zuerst die Hälfte jenes Raumes, dann das Viertel, dann das Achtel, dann das Sechszehntel und so weiter in infinitum. Wenn er thatsächlich die Schildkröte einholt, so ist dies ein unlogisches Phänomen, also jedenfalls keine Wahrheit, keine Realität, kein wahres Sein, sondern nur eine Täuschung. Denn nie ist es möglich das Unendliche zu beendigen. Ein andres populäres Ausdrucksmittel dieser Lehre ist der fliegende und doch ruhende Pfeil. In jedem Augenblicke seines Flugs hat er eine Lage: in dieser Lage ruht er. Wäre jetzt die Summe der unendlichen Lagen der Ruhe identisch mit Bewegung? Wäre jetzt das Ruhen, unendlich wiederholt, Bewegung, also sein eigner Gegensatz? Das Unendliche wird hier als Scheidewasser der Wirklichkeit benutzt, an ihm löst sie sich auf. Wenn aber die Begriffe fest, ewig und seiend sind — und Sein und Denken fällt für Parmenides zusammen — wenn also das Unendliche nie vollendet sein kann, wenn Ruhe nie Bewegung werden kann, so ist der Pfeil in Wahrheit gar nicht geflogen: er kam gar nicht von der Stelle und aus der Ruhe, kein Zeitmoment ist vergangen. Oder anders ausgedrückt: es giebt, in dieser sogenannten, doch nur angeblichen Wirklichkeit, weder Zeit, noch Raum, noch Bewegung. Zuletzt ist der Pfeil selbst eine Täuschung: denn er stammt aus der Vielheit, aus der durch die Sinne erzeugten Phantasmagorie des Nicht-Einen. Angenommen, der Pfeil hätte ein Sein, dann wäre er unbeweglich, zeitlos, ungeworden, starr und ewig — eine unmögliche Vorstellung! Angenommen, die Bewegung wäre wahrhaft real, so gäbe es keine Ruhe, also keine Lage für den Pfeil, also keinen Raum — eine unmögliche Vorstellung! Angenommen, daß die Zeit real sei, so könnte sie nicht unendlich theilbar sein; die Zeit, die der Pfeil brauchte, müßte aus einer begrenzten Anzahl von Zeitmomenten bestehen, jeder dieser Momente müßte ein Atomon sein — eine unmögliche Vorstellung! Alle unsre Vorstellungen, sobald ihr empirisch gegebner, aus dieser anschaulichen Welt geschöpfter Inhalt als veritas aeterna genommen wird, führen auf Widersprüche. Giebt es absolute Bewegung, so giebt es keinen Raum: giebt es absoluten Raum, so giebt es keine Bewegung; giebt es ein absolutes Sein, so giebt es keine Vielheit. Giebt es eine absolute Vielheit, so giebt es keine Einheit. Da sollte Einem doch klar werden, wie wenig wir mit solchen Begriffen das Herz der Dinge berühren oder den Knoten der Realität aufknüpfen: während Parmenides und Zeno umgekehrt an der Wahrheit und Allgültigkeit der Begriffe festhalten und die anschauliche Welt als das Gegenstück der wahren und allgültigen Begriffe, als eine Objektivation des Unlogischen und Widerspruchsvollen verwerfen. Sie gehen bei allen ihren Beweisen von der gänzlich unbeweisbaren, ja unwahrscheinlichen Voraussetzung aus, daß wir, in jenem Begriffsvermögen das entscheidende höchste Kriterium über Sein und Nichtsein, das heißt über die objektive Realität und ihr Gegentheil, besitzen: jene Begriffe sollen sich nicht an der Wirklichkeit bewähren und corrigiren, wie sie doch aus ihr thatsächlich abgeleitet sind, sondern sollen im Gegentheil die Wirklichkeit messen und richten und, im Falle eines Widerspruchs mit dem Logischen, sogar verdammen. Um ihnen diese richterlichen Befugnisse einräumen zu können, mußte Parmenides ihnen dasselbe Sein zuschreiben, das er überhaupt allein als Sein gelten ließ: Denken und jener eine ungewordne vollkommne Ball des Seienden waren jetzt nicht mehr als zwei verschiedne Arten des Seins zu fassen, da es keine Zweiheit des Seins geben durfte. So war der überverwegne Einfall nothwendig geworden, Denken und Sein für identisch zu erklären; keine Form der Anschaulichkeit, kein Symbol, kein Gleichniß konnte hier zu Hülfe kommen; der Einfall war völlig unvorstellbar, aber er war nothwendig, ja er feierte in dem Mangel an jeder Versinnlichungs-Möglichkeit den höchsten Triumph über die Welt und die Forderungen der Sinne. Das Denken und jenes knollig-kugelrunde, durch und durch todtmassive und starr-unbewegliche Sein müssen, nach dem Parmenideischen Imperativ, zum Schrecken aller Phantasie, in Eins zusammenfallen und ganz und gar dasselbe sein. Mag diese Identität den Sinnen widersprechen! Gerade dies ist die Bürgschaft, daß sie nicht von den Sinnen entlehnt ist.

[«]

13.

Übrigens ließ sich gegen Parmenides auch ein kräftiges Paar von argumenta ad hominem oder ex concessis vorführen, durch welche zwar nicht die Wahrheit selbst an's Licht gebracht werden konnte, aber doch die Unwahrheit jener absoluten Trennung von Sinnenwelt und Begriffswelt und der Identität von Sein und Denken. Einmal: wenn das Denken der Vernunft in Begriffen real ist, so muß auch die Vielheit und die Bewegung Realität haben, denn das vernünftige Denken ist bewegt, und zwar ist dies eine Bewegung von Begriff zu Begriff, also innerhalb einer Mehrheit von Realitäten. Dagegen giebt es keine Ausflucht, es ist ganz unmöglich, das Denken als ein starres Verharren, als ein ewig unbewegtes Sich selbst Denken der Einheit zu bezeichnen. Zweitens: wenn von den Sinnen nur Trug und Schein kommt, und es in Wahrheit nur die reale Identität von Sein und Denken giebt, was sind dann die Sinne selbst? Jedenfalls doch auch nur Schein: da sie mit dem Denken und ihr Produkt, die Sinnenwelt, mit dem Sein nicht zusammenfällt. Wenn aber die Sinne selbst Schein sind, wem sind sie dann Schein? Wie können sie, als unreal, doch noch täuschen? Das Nichtseiende kann nicht einmal betrügen. Es bleibt also das Woher? der Täuschung und des Scheins ein Räthsel, ja ein Widerspruch. Wir nennen diese argumenta ad hominem den Einwand von der bewegten Vernunft und den von dem Ursprung des Scheins. Aus dem ersten würde die Realität der Bewegung und der Vielheit, aus dem zweiten die Unmöglichkeit des Parmenideischen Scheines folgen; vorausgesetzt daß die Hauptlehre des Parmenides, über das Sein, als begründet angenommen ist.

Diese Hauptlehre aber heißt nur: das Seiende allein hat ein Sein, das Nichtseiende ist nicht. Ist die Bewegung aber ein solches Sein, so gilt von ihr, was von dem Seienden überhaupt und in jedem Falle gilt: sie ist ungeworden, ewig, unzerstörbar, ohne Zunahme und Abnahme. Wird aber der Schein aus dieser Welt weggeleugnet, mit Hülfe jener Frage nach dem Woher? des Scheins, wird die Bühne des sogenannten Werdens, der Veränderung, unser vielgestaltetes rastloses buntes und reiches Dasein, vor der Parmenideischen Verwerfung geschützt, so ist es nöthig, diese Welt des Wechsels und der Veränderung als eine Summe von solchen wahrhaft seienden, in alle Ewigkeit zugleich existirenden Wesenheiten zu charakterisiren. Von einer Veränderung in strengem Sinne, von einem Werden ist natürlich auch bei dieser Annahme durchaus nicht zu reden. Aber jetzt hat die Vielheit ein wahres Sein, alle Qualitäten haben ein wahres Sein, die Bewegung nicht minder: und von jedem Moment dieser Welt, ob auch diese beliebig gewählten Momente um Jahrtausende auseinander liegen, müßte gesagt werden können: alle in ihr vorhandenen wahren Wesenheiten sind sammt und sonders zugleich da, unverändert, unvermindert, ohne Zuwachs, ohne Abnahme. Ein Jahrtausend später ist sie eben dieselbe, nichts hat sich verwandelt. Sieht trotzdem die Welt das eine Mal ganz anders aus, als das andre Mal, so ist dies keine Täuschung, nichts nur Scheinbares, sondern Folge der ewigen Bewegung. Das wahrhaft Seiende ist bald so, bald so bewegt, aneinander auseinander, nach oben nach unten, in einander, durch einander.

[«]

14.

Mit dieser Vorstellung haben wir bereits einen Schritt in den Bezirk der Lehre des Anaxagoras gethan. Von ihm werden beide Einwände, der vom bewegten Denken und der von dem Woher? des Scheins, in voller Kraft gegen Parmenides erhoben: aber in dem Hauptsatze hat Parmenides ihn sowie alle jüngeren Philosophen und Naturforscher unterjocht. Sie alle leugnen die Möglichkeit des Werdens und Vergehens, wie es sich der Sinn des Volks denkt und wie es Anaximander und Heraklit, mit tieferer Besonnenheit, und doch noch unbesonnen, angenommen hatten. Ein solches mythologisches Entstehen aus dem Nichts, Verschwinden in das Nichts, eine solche willkürliche Veränderung des Nichts in das Etwas, ein solches beliebiges Vertauschen Ausziehen und Anziehen der Qualitäten galt von nun an als sinnlos: aber ebenfalls und aus den gleichen Gründen ein Entstehen des Vielen aus dem Einen, der mannichfachen Qualitäten aus der einen Urqualität, kurz die Ableitung der Welt aus einem Urstoffe, in der Manier des Thales, oder des Heraklit. Jetzt war vielmehr das eigentliche Problem aufgestellt, die Lehre vom ungewordnen und unvergänglichen Sein auf diese vorhandene Welt zu übertragen, ohne zur Theorie des Scheins und der Täuschung durch die Sinne seine Zuflucht zu nehmen. Wenn die empirische Welt aber nicht Schein sein soll, wenn die Dinge nicht aus dem Nichts, und ebensowenig aus dem einen Etwas abzuleiten sind, so müssen diese Dinge selbst ein wahrhaftes Sein enthalten, ihr Stoff und Inhalt muß unbedingt real sein, und alle Veränderung kann sich nur auf die Form, das heißt auf die Stellung Ordnung Gruppirung Mischung Entmischung dieser ewigen zugleich existirenden Wesenheiten beziehn. Es ist dann wie beim Würfelspiel: immer sind es dieselben Würfel, aber bald so bald so fallend bedeuten sie für uns etwas anderes. Alle älteren Theorien waren auf ein Urelement, als Schooß und Ursache des Werdens, zurückgegangen, sei dies nun Wasser, Luft, Feuer oder das Unbestimmte des Anaximander. Dagegen behauptet nun Anaxagoras daß aus dem Gleichen nie das Ungleiche hervorgehen könne und daß aus dem einen Seienden die Veränderung nie zu erklären sei. Ob man sich jenen einen angenommenen Stoff nun verdünnt oder verdichtet denke, niemals erreiche man, durch eine solche Verdichtung oder Verdünnung, das, was man zu erklären wünsche: die Vielheit der Qualitäten. Wenn aber die Welt thatsächlich voll der verschiedensten Qualitäten ist, so müssen diese, falls sie nicht Schein sind, ein Sein haben, das heißt ewig ungeworden unvergänglich und immer zugleich existirend sein. Schein aber können sie nicht sein, da die Frage nach dem Woher? des Scheins unbeantwortet bleibt, ja sich selbst mit Nein! beantwortet. Die älteren Forscher hatten das Problem des Werdens dadurch vereinfachen wollen, daß sie nur eine Substanz aufstellten, die die Möglichkeiten alles Werdens im Schooße trage; jetzt wird im Gegentheil gesagt: es giebt zahllose Substanzen, aber nie mehr, nie weniger, nie neue. Nur die Bewegung würfelt sie immer neu durcheinander: daß aber die Bewegung eine Wahrheit und nicht ein Schein sei, bewies Anaxagoras aus der unbestreitbaren Succession unserer Vorstellungen im Denken, gegen Parmenides. Wir haben also auf die unmittelbarste Weise die Einsicht in die Wahrheit der Bewegung und der Succession, darin, daß wir denken und Vorstellungen haben. Also ist jedenfalls das starre ruhende todte eine Sein des Parmenides aus dem Wege geschafft, es giebt viele Seiende, ebenso sicher als alle diese vielen Seienden (Existenzen, Substanzen) in Bewegung sind. Veränderung ist Bewegung — aber woher stammt die Bewegung? Läßt vielleicht diese Bewegung das eigentliche Wesen jener vielen unabhängigen isolirten Substanzen gänzlich unberührt und muß sie nicht, nach dem strengsten Begriff des Seienden, ihnen an sich fremd sein? Oder gehört sie trotzdem den Dingen selbst an? Wir stehen an einer wichtigen Entscheidung: je nachdem wir uns wenden, werden wir auf das Gebiet des Anaxagoras oder des Empedokles oder des Demokrit treten. Die bedenkliche Frage muß aufgestellt werden: wenn es viele Substanzen giebt und diese vielen sich bewegen, was bewegt sie? Bewegen sie sich gegenseitig? Bewegt sie etwa nur die Schwerkraft? Oder giebt es magische Kräfte der Anziehung oder der Abstoßung in den Dingen selbst? Oder liegt der Anlaß der Bewegung außerhalb dieser vielen realen Substanzen? Oder strenger gefragt: wenn zwei Dinge eine Succession, eine gegenseitige Veränderung der Lage zeigen, kommt dies von ihnen selbst her? Und ist dies mechanisch oder magisch zu erklären? Oder wenn dies nicht der Fall wäre, ist es etwas Drittes, was sie bewegt? Es ist ein schlimmes Problem: denn Parmenides hätte auch, selbst zugegeben daß es viele Substanzen gäbe, doch immer noch die Unmöglichkeit der Bewegung, gegen Anaxagoras, beweisen können. Er konnte nämlich sagen: nehmt zwei an sich seiende Wesen, jedes mit durchaus verschiedenartigem selbständig unbedingtem Sein — und solcher Art sind die Anaxagorischen Substanzen — nie können sie demnach auf einander stoßen, nie sich bewegen, nie sich anziehn, es giebt zwischen ihnen keine Kausalität, keine Brücke, sie berühren sich nicht, sie stören sich nicht, sie gehen sich nichts an. Der Stoß ist dann ganz ebenso unerklärlich wie die magische Anziehung; was sich unbedingt fremd ist, kann keine Art von Wirkung auf einander ausüben, also sich auch nicht bewegen, noch bewegen lassen. Parmenides würde sogar hinzugefügt haben: der einzige Ausweg, der euch bleibt, ist den Dingen selbst Bewegung zuzuschreiben; dann ist aber doch alles das, was ihr als Bewegung kennt und seht, nur eine Täuschung und nicht die wahre Bewegung, denn die einzige Art Bewegung, die jenen unbedingt eigenartigen Substanzen zukommen könnte, wäre nur eine selbsteigne Bewegung ohne jede Wirkung. Nun nehmt ihr aber gerade Bewegung an, um jene Wirkungen des Wechsels, der Verschiebung im Raume, der Veränderung, kurz die Kausalitäten und Relationen der Dinge unter einander zu erklären. Gerade diese Wirkungen wären aber nicht erklärt und blieben so problematisch, wie vorher; weshalb gar nicht abzusehn ist, wozu es nöthig wäre eine Bewegung anzunehmen, da sie gar nicht das leistet, was ihr von ihr begehrt. Die Bewegung kommt dem Wesen der Dinge nicht zu und ist ihnen ewig fremd.

Um sich über eine solche Argumentation hinwegzusetzen, wurden jene Gegner der eleatischen unbewegten Einheit durch ein aus der Sinnlichkeit stammendes Vorurtheil verführt. Es scheint so unwiderleglich, daß jedes wahrhaft Seiende ein raumfüllender Körper sei, ein Klumpen Materie, groß oder klein, aber jedenfalls räumlich ausgedehnt: so daß zwei und mehrere solcher Klumpen nicht in einem Raume sein können. Unter dieser Voraussetzung nahm Anaxagoras wie später Demokrit an, daß sie sich stoßen müßten, wenn sie in ihren Bewegungen auf einander geriethen, daß sie sich den gleichen Raum streitig machen würden, und daß dieser Kampf eben alle Veränderung verursache. Mit anderen Worten: jene ganz isolirten, durch und durch verschiedenartigen und ewig unveränderlichen Substanzen waren doch nicht absolut verschiedenartig gedacht, sondern hatten sämmtlich, außer einer spezifischen, ganz besonderen Qualität, doch ein ganz und gar gleichartiges Substrat, ein Stück raumfüllender Materie. In der Theilnahme an der Materie standen sie alle gleich und konnten deshalb auf einander wirken, das heißt sich stoßen. Überhaupt hieng alle Veränderung ganz und gar nicht ab von der Verschiedenartigkeit jener Substanzen, sondern von ihrer Gleichartigkeit, als Materie. Es liegt hier in den Annahmen des Anaxagoras ein logisches Versehen zu Grunde: denn das wahrhaft an sich Seiende muß gänzlich unbedingt und einheitlich sein, darf somit nichts als seine Ursache voraussetzen — während alle jene anaxagorischen Substanzen, doch noch ein Bedingendes, die Materie haben und deren Existenz bereits voraussetzen: die Substanz „roth“ zum Beispiel war für Anaxagoras eben nicht nur roth an sich, sondern außerdem, verschwiegenerweise, ein Stück qualitätenloser Materie. Nur mit dieser wirkte das „Roth an sich“ auf andre Substanzen, nicht mit dem Rothen, sondern mit dem, was nicht roth, nicht gefärbt, überhaupt nicht qualitativ bestimmt ist. Wäre das Roth als Roth streng genommen worden, als die eigentliche Substanz selbst, also ohne jenes Substrat, so würde Anaxagoras gewiß nicht gewagt haben, von einer Wirkung des Roth auf andre Substanzen zu reden, etwa gar mit der Wendung, daß das „Roth an sich“ die vom „Fleischigen an sich“ empfangene Bewegung durch Stoß weiterpflanze. Dann würde es klar sein, daß ein solches wahrhaft Seiendes nie bewegt werden könnte.

[«]

15.

Man muß auf die Gegner der Eleaten blicken, um die außerordentlichen Vorzüge in der Annahme des Parmenides zu würdigen. Welche Verlegenheiten — denen Parmenides entgangen war — erwarteten Anaxagoras und alle, welche an eine Vielheit der Substanzen glaubten, bei der Frage: wie viel Substanzen? Anaxagoras machte den Sprung, schloß die Augen und sagte: unendlich viele: so war er wenigstens über den unglaublich mühseligen Nachweis einer bestimmten Anzahl von Elementarstoffen hinausgeflogen. Da diese unendlich vielen ohne Zuwachs und unverändert, seit Ewigkeiten existiren müßten, so war in jener Annahme der Widerspruch einer abgeschlossen und vollendet zu denkenden Unendlichkeit gegeben. Kurz, die Vielheit, die Bewegung, die Unendlichkeit, von Parmenides durch den staunenswürdigen Satz vom einen Sein in die Flucht geschlagen, kehrten aus der Verbannung zurück und warfen auf die Gegner des Parmenides ihre Geschosse, um mit ihnen Wunden zu verursachen, für die es keine Heilung giebt. Offenbar haben jene Gegner kein sicheres Bewußtsein von der furchtbaren Kraft jener eleatischen Gedanken „es kann keine Zeit, keine Bewegung, keinen Raum geben, denn diese alle können wir uns nur unendlich denken, und zwar einmal unendlich groß, sodann unendlich theilbar; alles Unendliche aber hat kein Sein, existirt nicht“, was Niemand bezweifelt, der den Sinn des Wortes Sein streng faßt, und der die Existenz von etwas Widerspruchsvollem, z.B. von einer absolvirten Unendlichkeit für unmöglich hält. Wenn aber gerade die Wirklichkeit uns Alles nur unter der Form der vollendeten Unendlichkeit zeigt, so fällt es in die Augen, daß sie sich selbst widerspricht, also keine wahre Realität hat. Wenn jene

Gegner aber einwenden wollten „aber in eurem Denken selbst giebt es doch Succession, also könnte auch euer Denken nicht real sein und somit auch nichts beweisen können“, so würde Parmenides vielleicht ähnlich wie Kant in einem ähnlichen Falle, bei einem gleichen Vorwurfe, geantwortet haben „ich kann zwar sagen, meine Vorstellungen folgen einander: aber das heißt nur: wir sind uns ihrer als in einer Zeitfolge, das heißt nach der Form des inneren Sinnes bewußt. Die Zeit ist deshalb nicht etwas an sich, auch keine den Dingen objektiv anhängende Bestimmung.“ Es wäre also zwischen dem reinen Denken, das zeitlos wäre wie das eine parmenideische Sein, und dem Bewußtsein von diesem Denken zu unterscheiden, und letzteres übersetzte bereits das Denken in die Form des Scheins, also der Succession, der Vielheit und der Bewegung. Es ist wahrscheinlich, daß sich Parmenides dieses Auswegs bedient haben würde: übrigens müßte dann gegen ihn dasselbe eingewendet werden, was A. Spir (Denken und Wirklichkeit S. 264) gegen Kant einwendet. „Nun ist aber erstens klar, daß ich von einer Succession als solcher nichts wissen kann, wenn ich die aufeinanderfolgenden Glieder derselben nicht zugleich in meinem Bewußtsein habe. Die Vorstellung einer Succession ist also selbst gar nicht successiv, folglich auch von der Succession unserer Vorstellungen durchaus verschieden. Zweitens implicirt die Annahme Kant’s so offenbare Absurditäten, daß es Einen Wunder nimmt, wie er sie unbeachtet lassen konnte. Cäsar und Sokrates sind nach dieser Annahme nicht wirklich todt, sie leben noch eben so gut wie vor zweitausend Jahren und scheinen bloß todt zu sein infolge einer Einrichtung meines „inneren Sinnes“. Künftige Menschen leben jetzt schon, und wenn sie jetzt noch nicht als lebend hervortreten, so ist daran ebenfalls jene Einrichtung des „inneren Sinnes“ schuld. Hier fragt es sich vor allen Dingen: Wie kann der Anfang und das Ende des bewußten Lebens selbst, mitsammt allen seinen inneren und äußeren Sinnen bloß in der Auffassung des inneren Sinnes existiren? Thatsache ist eben, daß man die Realität der Veränderung durchaus nicht ableugnen kann. Wird sie zum Fenster hinausgewiesen, so schlüpft sie durch das Schlüsselloch wieder herein. Man sage „es scheint mir bloß, daß Zustände und Vorstellungen wechseln“ — so ist doch dieser Schein selbst etwas objektiv Vorhandenes und in ihm hat die Succession unzweifelhaft objektive Realität, es folgt darin etwas wirklich aufeinander. — Außerdem muß man bemerken, daß die ganze Kritik der Vernunft ja nur unter der Voraussetzung Grund und Recht haben kann, daß uns unsre Vorstellungen selbst so erscheinen, wie sie sind. Denn wenn auch die Vorstellungen uns anders erschienen als sie wirklich sind, so würde man auch über diese keine gültige Behauptung aufstellen, also keine Erkenntnißtheorie und keine „transscendentale“ Untersuchung von objektiver Gültigkeit zu Stande bringen können. Nun steht es aber außer Zweifel, daß uns unsre Vorstellungen selbst als successiv erscheinen.“

Die Betrachtung dieser zweifellos sicheren Succession und Bewegtheit hat nun Anaxagoras zu einer denkwürdigen Hypothese gedrängt. Ersichtlich bewegten die Vorstellungen sich selbst, wurden nicht geschoben und hatten keine Ursache der Bewegung außer sich. Also giebt es etwas, sagte er sich, was den Ursprung und den Anfang der Bewegung in sich selbst trägt; zweitens aber beachtet er daß diese Vorstellung nicht nur sich selbst, sondern auch noch etwas ganz Verschiednes bewege, den Leib. Er entdeckt also, in der unmittelbarsten Erfahrung, eine Wirkung von Vorstellungen auf ausgedehnte Materie, die sich als Bewegung der letzteren zu erkennen giebt. Das galt ihm als Thatsache; erst nebenbei reizte es ihn, auch diese Thatsache zu erklären. Genug, er hatte ein regulatives Schema für die Bewegung in der Welt, die er jetzt entweder als eine Bewegung der wahren isolirten Wesenheiten durch das Vorstellende, den Nous, oder als Bewegung durch bereits Bewegtes dachte. Daß die letztere Art, die mechanische Übertragung von Bewegungen und Stößen bei seiner Grundannahme ebenfalls ein Problem in sich enthalte, ist ihm wahrscheinlich entgangen: die Gemeinheit und Alltäglichkeit der Wirkung durch Stoß stumpfte wohl seinen Blick gegen die Räthselhaftigkeit desselben ab. Dagegen empfand er recht wohl die problematische, ja widerspruchsvolle Natur einer Wirkung von Vorstellungen auf an sich seiende Substanzen und suchte deshalb auch diese Wirkung auf ein mechanisches, ihm als erklärlich geltendes Schieben und Stoßen zurückzuführen. Der Nous war ja jedenfalls auch eine solche an sich seiende Substanz und wurde von ihm als ganz zarte und feine Materie, mit der spezifischen Qualität Denken, charakterisirt. Bei einem solchermaßen angenommenen Charakter mußte freilich die Wirkung dieser Materie auf die andre Materie ganz derselben Art sein, wie die, welche eine andre Substanz auf eine dritte ausübt, das heißt eine mechanische, durch Druck und Stoß bewegende. Immerhin hatte er jetzt eine Substanz, welche sich selbst bewegt und anderes bewegt, deren Bewegung nicht von außen kommt und von Niemandem sonst abhängt: während es fast gleichgültig schien, wie nun diese Selbstbewegung zu denken sei, etwa ähnlich wie das Sich hin und herschieben von ganz zarten und kleinen runden Quecksilber-Kügelchen. Unter allen Fragen, die die Bewegung betreffen, giebt es keine lästigere als die Frage nach dem Anfang der Bewegung; wenn man sich nämlich alle übrigen Bewegungen als Folgen und Wirkungen denken darf, so müßte doch immer die erste uranfängliche erklärt werden; für die mechanischen Bewegungen kann aber jedenfalls das erste Glied der Kette nicht in einer mechanischen Bewegung liegen, da dies so viel heißen würde als auf den widersinnigen Begriff der causa sui rekurriren. Den ewigen unbedingten Dingen aber eigene Bewegung, gleichsam von Anfang, als Mitgift ihres Daseins, beizulegen, geht ebenfalls nicht an. Denn Bewegung ist nicht ohne eine Richtung wohin und worauf, also nur als Beziehung und Bedingung vorzustellen; ein Ding ist aber nicht mehr an sich seiend und unbedingt, wenn es sich seiner Natur nach nothwendig auf etwas außer ihm Existirendes bezieht. In dieser Verlegenheit vermeinte Anaxagoras eine außerordentliche Hülfe und Rettung in jenem sich selbst bewegenden und sonst unabhängigen Nous zu finden: als dessen Wesen gerade dunkel und verschleiert genug ist, um darüber täuschen zu können, daß auch seine Annahme im Grunde jene verbotene causa sui involvirt. Für die empirische Betrachtung ist es sogar ausgemacht, daß das Vorstellen nicht eine causa sui, sondern die Wirkung des Gehirnes ist, ja ihr muß es als eine wunderliche Ausschweifung gelten, den „Geist“, das Gehirnerzeugniß, von seiner causa zu trennen und nach dieser Loslösung noch als existirend zu wähnen. Dies that Anaxagoras; er vergaß das Gehirn, seine erstaunliche Künstlichkeit, die Zartheit und Verschlungenheit seiner Windungen und Gänge und dekretirte den „Geist an sich“. Dieser „Geist an sich“ hatte Willkür, allein von allen Substanzen Willkür — eine herrliche Erkenntniß! Er konnte irgendwann einmal mit der Bewegung der Dinge außer ihm anfangen, ungeheure Zeiten dagegen sich mit sich selbst beschäftigen — kurz, Anaxagoras durfte einen ersten Bewegungsmoment in einer Urzeit annehmen, als den Keimpunkt alles sogenannten Werdens, das heißt aller Veränderung, nämlich aller Verschiebung und Umstellung der ewigen Substanzen und ihrer Theilchen. Wenn auch der Geist selbst ewig ist, so ist er doch keineswegs gezwungen, sich seit Ewigkeiten mit dem Herumschieben der Materien-Körner zu quälen: und jedenfalls gab es eine Zeit und einen Zustand jener Materien — gleichgültig ob von kurzer oder langer Dauer, in dem der Nous noch nicht auf sie eingewirkt hatte, in dem sie noch unbewegt waren. Dies ist die Periode des Anaxagorischen Chaos.

[«]

16.

Das Anaxagorische Chaos ist keine sofort einleuchtende Conception: um sie zu fassen, muß man die Vorstellung verstanden haben, die unser Philosoph von dem sogenannten Werden sich gebildet hat. Denn an sich ergäbe der Zustand aller verschiedenartigen Elementar-Existenzen vor aller Bewegung noch keinesfalls nothwendig eine absolute Mischung aller „Samen der Dinge“, wie der Ausdruck des Anaxagoras lautet, eine Mischung, die er sich als ein selbst bis zu den kleinsten Theilen vollständiges Durcheinander imaginirte, nachdem alle jene Elementar-Existenzen wie in einem Mörser zerstoßen und zu Staubatomen aufgelöst waren, so daß sie nun in jenem Chaos wie in einem Mischkrug durch einander gerührt werden konnten. Man könnte sagen, daß diese Chaos-Conception nichts Notwendiges habe; man brauche vielmehr nur eine beliebige zufällige Lage aller jener Existenzen, aber nicht ein unendliches Zertheiltsein derselben anzunehmen; ein regelloses Nebeneinander genüge bereits, es bedürfe keines Durcheinanders, geschweige denn eines so totalen Durcheinanders. Wie kam also Anaxagoras auf diese schwere und complicirte Vorstellung? Wie gesagt, durch seine Auffassung des empirisch gegebenen Werdens. Aus seiner Erfahrung schöpfte er zuerst einen höchst auffallenden Satz über das Werden, und dieser Satz erzwang sich, als seine Consequenz, jene Lehre vom Chaos.

Die Beobachtung der Vorgänge der Entstehung in der Natur, nicht eine Rücksicht auf ein früheres System gab Anaxagoras die Lehre ein, daß alles aus allem entstehe: dies war die Überzeugung des Naturforschers, gegründet auf eine mannichfache, im Grunde natürlich grenzenlos dürftige Induktion. Er bewies dies so: wenn selbst das Gegentheil aus dem Gegentheil, das Schwarze z.B. aus dem Weißen, entstehen könne, so sei alles möglich: jenes geschehe aber bei der Auflösung des weißen Schnee’s in schwarzes Wasser. Die Ernährung des Körpers erklärte er sich dadurch, daß in den Nahrungsmitteln unsichtbar kleine Bestandtheile von Fleisch oder Blut oder Knochen sein müßten, die sich, bei der Ernährung, ausschieden und mit dem Gleichartigen im Körper vereinigten. Wenn aber alles aus allem werden kann, Festes aus dem Flüssigen, Hartes aus dem Weichen, Schwarzes aus dem Weißen, Fleischiges aus Brod, so muß auch alles in allem enthalten sein. Die Namen der Dinge drücken dann nur das Übergewicht der einen Substanz über die anderen, in kleineren, oft nicht wahrnehmbaren Massen vorkommenden Substanzen aus. Im Gold, das heißt in dem, was man a potiore mit dem Namen Gold bezeichnet, muß auch Silber Schnee Brod und Fleisch enthalten sein, aber in ganz geringen Bestandtheilen, nach dem Überwiegenden, nach der Goldsubstanz ist das Ganze genannt.

Wie ist es aber möglich, daß eine Substanz überwiegt und in größerer Masse als die anderen besitzen ein Ding erfüllt? Die Erfahrung zeigt daß nur durch die Bewegung dieses Übergewicht allmählich erzeugt wird, daß das Übergewicht das Resultat eines Prozesses ist, den wir gemeinhin Werden nennen; daß alles in allem ist, ist dagegen nicht das Resultat eines Prozesses, sondern im Gegentheil die

Voraussetzung alles Werdens und alles Bewegtseins und somit vor allem Werden. Mit anderen Worten: die Empirie lehrt, daß fortwährend das Gleiche zum Gleichen, z.B. durch Ernährung, hinzugeführt wird, also war es ursprünglich nicht bei einander und zusammengeballt, sondern getrennt. Vielmehr wird, in den vor den Augen liegenden empirischen Vorgängen, das Gleiche immer aus dem Ungleichen herausgezogen und fortbewegt (z.B. bei der Ernährung die Fleischtheilchen aus dem Brode usw.), somit ist das Durcheinander der verschiedenen Substanzen die ältere Form der Constitution der Dinge und der Zeit nach vor allem Werden und Bewegen. Wenn also alles sogenannte Werden ein Ausscheiden ist und eine Mischung voraussetzt, so fragt es sich nun, welchen Grad diese Mischung, dieses Durcheinander ursprünglich gehabt haben muß. Obgleich der Prozeß eine Bewegung des Gleichartigen zum Gleichartigen, das Werden schon eine ungeheure Zeit andauernd, erkennt man trotzdem, wie auch jetzt noch in allen Dingen Reste und Samenkörner aller anderen Dinge eingeschlossen sind, die auf ihre Ausscheidung warten und wie nur hier und da ein Übergewicht zu Stande gebracht ist; die Urmischung muß eine vollständige, das heißt bis ins Unendlich-Kleine gehende gewesen sein, da die Entmischung einen unendlichen Zeitraum verbraucht. Dabei wird streng an dem Gedanken festgehalten, daß alles, was ein wesenhaftes Sein besitzt, ins Unendliche theilbar ist, ohne sein Spezifikum einzubüßen.

Nach diesen Voraussetzungen stellt sich Anaxagoras die Urexistenz der Welt vor, etwa gleich einer staubartigen Masse von unendlich kleinen erfüllten Punkten, von denen jeder spezifisch einfach ist und nur eine Qualität besitzt, doch so, daß jede spezifische Qualität in unendlich vielen einzelnen Punkten repräsentirt wird. Solche Punkte hat Aristoteles Homoiomerien genannt, in Rücksicht darauf, daß sie die unter sich gleichartigen Theile eines mit seinen Theilen gleichartigen Ganzen sind. Man würde aber sehr irren, jenes ursprüngliche Durcheinander aller solcher Punkte, solcher „Samenkörner der Dinge“ dem einen Urstoffe des Anaximander gleichzusetzen; denn letzterer, das „Unbestimmte“ genannt, ist eine durchaus einheitliche und einartige Masse, ersteres ein Aggregat von Stoffen. Zwar kann man von diesem Aggregat von Stoffen dasselbe aussagen, wie von dem „Unbestimmten“ des Anaximander: wie dies Aristoteles thut; es konnte weder weiß noch grau, noch schwarz, noch sonstwie gefärbt sein, es war geschmacklos, geruchlos und als Ganzes überhaupt weder quantitativ noch qualitativ bestimmt: soweit reicht die Gleichheit des Anaximandrischen Unbestimmten und der Anaxagorischen Urmischung. Abgesehn aber von dieser negativen Gleichheit unterscheiden sie sich positiv dadurch, daß die Letztere zusammengesetzt, das Erstere eine Einheit ist. Anaxagoras hatte wenigstens durch die Annahme seines Chaos so viel vor

Anaximander voraus, daß er nicht nöthig hatte, das Viele aus dem Einen, das Werdende aus dem Seienden abzuleiten.

Freilich mußte er bei seiner Allmischung der Samen eine Ausnahme zulassen: der Nous war damals nicht und ist überhaupt auch jetzt keinem Dinge beigemischt. Denn wenn er nur einem Seienden beigemischt wäre, so müßte er dann, in unendlichen Zertheilungen, in allen Dingen wohnen. Diese Ausnahme ist logisch höchst bedenklich, zumal bei der früher geschilderten materiellen Natur des Nous, sie hat etwas Mythologisches und scheint willkürlich, war aber, nach den Anaxagorischen Prämissen, eine strenge Nothwendigkeit. Der Geist, übrigens theilbar in's Unendliche, wie jeder andre Stoff, nur nicht durch andre Stoffe, sondern durch sich selbst, wenn er sich theilt, sich theilend und bald groß bald klein sich zusammenballend, hat seine gleiche Masse und Quantität seit aller Ewigkeit: und das, was in diesem Augenblick, in der gesammten Welt, bei Thieren Pflanzen Menschen, Geist ist, war es auch, ohne ein Mehr oder Weniger, wenn auch anders vertheilt, vor einem Jahrtausend. Aber wo er je ein Verhältniß zu einer anderen Substanz hatte, da war er nie ihr beigemischt, sondern ergriff sie freiwillig, bewegte und schob sie nach Willkür, kurz herrschte über sie. Er, der allein in sich Bewegung hat, besitzt auch allein die Herrschaft in der Welt und zeigt diese durch das Bewegen der Substanzen-Körner. Wohin aber bewegt er sie? Oder ist eine Bewegung denkbar ohne Richtung, ohne Bahn? Ist der Geist in seinen Stößen eben so willkürlich, wie es willkürlich ist, wann er stößt, und wann er nicht stößt? Kurz, herrscht innerhalb der Bewegung der Zufall, das heißt die blindeste Beliebigkeit? An dieser Grenze betreten wir das Allerheiligste in dem Vorstellungsbezirk des Anaxagoras.

[«]

17.

Was mußte mit jenem chaotischen Durcheinander des Urzustandes vor aller Bewegung gemacht werden, damit aus ihm, ohne jeden Zuwachs neuer Substanzen und Kräfte, die vorhandene Welt mit den regelmäßigen Bahnen der Gestirne, mit den gesetzmäßigen Formen der Jahres- und Tageszeiten, mit der mannichfachen Schönheit und Ordnung, kurz damit aus dem Chaos ein Kosmos werde? Es kann dies nur Folge der Bewegung sein, aber einer bestimmten und klug eingerichteten Bewegung. Diese Bewegung selbst ist das Mittel des Nous, sein Ziel würde die vollendete Ausscheidung des Gleichen sein, ein bisher noch unerreichtes Ziel, weil die Unordnung und Mischung Anfangs eine unendliche war. Dieses Ziel ist nur durch einen ungeheuren Prozeß zu erstreben, nicht durch einen mythologischen Zauberschlag auf einmal herbeizuschaffen: wenn einmal, in einem unendlich fernen Zeitpunkt, es erreicht ist, daß alles Gleichartige zusammengeführt ist und jetzt die Urexistenzen, ungetheilt, neben einander in schöner Ordnung lagern, wenn jedes Theilchen seine Genossen und seine Heimat gefunden, wenn der große Friede nach der großen Zertheilung und Zerspaltung der Substanzen eintritt, und es gar nichts Zerspaltenes und Zertheiltes mehr giebt, dann wird der Nous wieder in seine Selbstbewegung zurückkehren und nicht mehr selbst, zertheilt, bald in größeren, bald in kleineren Massen, als Pflanzengeist oder Thiergeist, die Welt durchschweifen und sich in andre Materie einwohnen. Inzwischen ist die Aufgabe noch nicht zu Ende geführt: aber die Art der Bewegung, welche der Nous ausgedacht hat, um sie zu lösen, erweist eine wunderbare Zweckmäßigkeit, denn durch sie wird die Aufgabe in jedem neuen Augenblicke mehr gelöst. Sie hat nämlich den Charakter einer concentrisch fortgesetzten Kreisbewegung: an irgend einem Punkte der chaotischen Mischung hat sie begonnen, in der Form einer kleinen Drehung und in immer größeren Bahnen durchmißt diese Kreisbewegung alles vorhandene Sein, überall das Gleiche zum Gleichen herausschnellend. Zuerst bringt dieser rollende Umschwung alles Dichte an das Dichte, alles Dünne an das Dünne und ebenso alles Dunkle, Helle, Feuchte, Trockne zu ihres Gleichen: über diesen allgemeinen Rubriken giebt es wieder zwei noch umfassendere, nämlich Aether, das heißt Alles, was warm licht dünn ist und Aër, alles Dunkle Kalte Schwere Feste bezeichnend. Durch Scheidung der aetherischen Massen von den aërischen bildet sich, als nächste Wirkung jenes in immer größeren Kreisen rollenden Rades etwas ähnliches, wie bei einem Wirbel, den jemand in einem stehenden Gewässer macht: die schweren Bestandtheile werden in die Mitte geführt und zusammengedrückt. Ebenso formt sich jene fortschreitende Wasserhose im Chaos nach außen aus den aetherischen dünnen lichten, nach innen aus den wolkigen schweren feuchten Bestandtheilen. Dann scheidet sich, im Fortgange dieses Prozesses, aus jener im Inneren sich zusammenballenden aërischen Masse das Wasser und aus dem Wasser wieder das Erdige aus, aus dem Erdigen aber, unter der Wirkung der furchtbaren Kälte, die Gesteine. Wiederum werden einige Steinmassen bei der Wucht der Drehung einmal seitwärts von der Erde fortgerissen und hinein in das Bereich des heißen lichten Aethers geworfen; dort, in dessen feurigem Elemente zum Glühen gebracht und in der aetherischen Kreisbewegung mit fortgeschwungen, strahlen sie Licht aus und beleuchten und erwärmen die an sich dunkle und kalte Erde, als Sonne und Gestirne. Die ganze Conception ist von einer wunderbaren Kühnheit und Einfachheit und hat gar nichts von jener täppischen und menschenähnlichen Teleologie an sich, die man häufig an den Namen des Anaxagoras geknüpft hat. Jene Conception hat gerade ihre Größe und ihren Stolz darin, daß sie aus dem bewegten Kreis den ganzen Kosmos des Werdens ableitet, während Parmenides das wahrhaft Seiende wie eine ruhende todte Kugel anschaute. Ist jener Kreis erst bewegt und durch den Nous in's Rollen gebracht, so ist alle Ordnung Gesetzmäßigkeit und Schönheit der Welt die natürliche Folge jenes ersten Anstoßes. Welches Unrecht thut man Anaxagoras an, wenn man ihm seine in dieser Conception sich bezeigende weise Enthaltung von der Teleologie zum Vorwurf macht und von seinem Nous verächtlich wie von einem deus ex machina redet. Vielmehr hätte Anaxagoras, gerade wegen der Beseitigung mythologischer und theistischer Wundereingriffe und anthropomorphischer Zwecke und Utilitäten, sich ähnlicher stolzer Worte bedienen können, wie sie Kant in seiner Naturgeschichte des Himmels gebraucht hat. Ist es doch ein erhabener Gedanke, jene Herrlichkeit des Kosmos und die staunenswürdige Einrichtung der Sternenbahnen durchaus auf eine einfache rein mechanische Bewegung und gleichsam auf eine bewegte mathematische Figur zurückzuführen, also nicht auf Absichten und eingreifende Hände eines Maschinengottes, sondern nur auf eine Art der Schwingung, die, wenn sie nur einmal angefangen hat, in ihrem Verlaufe nothwendig und bestimmt ist und Wirkungen erzielt, die der weisesten Berechnung des Scharfsinns und der durchdachtesten Zweckmäßigkeit gleichen, ohne sie zu sein. „Ich genieße das Vergnügen, sagt Kant, ohne Beihülfe willkürlicher Erdichtungen, unter der Veranlassung ausgemachter Bewegungsgesetze, sich ein wohlgeordnetes Ganze erzeugen zu sehen, welches demjenigen Weltsysteme, das das unserige ist, so ähnlich sieht, daß ich mich nicht entbrechen kann, es für dasselbe zu halten. Mich dünkt, man könnte hier, in gewissem Verstande, ohne Vermessenheit sagen: gebt mir Materie, ich will eine Welt daraus bauen!“

[«]

18.

Selbst nun vorausgesetzt, daß man einmal jene Urmischung als richtig erschlossen gelten läßt, scheinen doch zunächst einige Bedenken aus der Mechanik dem großen Entwurfe des Weltenbaues entgegenzutreten. Wenn nämlich auch der Geist an einer Stelle eine Kreisbewegung erregt, so ist die Fortsetzung derselben, besonders da sie unendlich sein soll und allmählich alle vorhandenen Massen herumschwingen soll, noch sehr schwer vorzustellen. Von vornherein würde man vermuthen, daß der Druck aller übrigen Materie diese kaum entstandene kleine Kreisbewegung erdrücken müßte; daß dies nicht geschieht, setzt von Seiten des erregenden Nous voraus, daß er plötzlich mit furchtbarer Kraft einsetzt, so schnell jedenfalls daß wir die Bewegung einen Wirbel nennen müssen: wie Demokrit sich ebenfalls einen solchen Wirbel imaginirte. Und da dieser Wirbel unendlich stark sein muß, um durch die ganze darauf lastende Welt des Unendlichen nicht gehemmt zu werden, so wird er unendlich schnell sein, denn die Stärke kann sich ursprünglich nur in der Schnelligkeit offenbaren. Je weiter dagegen die concentrischen Ringe sind, um so langsamer wird diese Bewegung sein; wenn einmal die Bewegung das Ende der unendlich ausgespannten Welt erreichen könnte, dann müßte sie bereits unendlich kleine Schnelligkeit des Umschwungs haben. Umgekehrt, wenn wir uns die Bewegung unendlich groß das heißt unendlich schnell denken, nämlich bei dem allerersten Einsetzen der Bewegung, so muß auch der anfängliche Kreis unendlich klein gewesen sein; wir bekommen also als Anfang einen um sich selbst gedrehten Punkt, mit einem unendlich kleinen materiellen Inhalte. Dieser würde aber die weitere Bewegung gar nicht erklären: man könnte sich selbst sämmtliche Punkte der Urmasse um sich selbst wirbelnd denken, und doch bliebe die ganze Masse unbewegt und ungeschieden. Falls dagegen jener vom Nous ergriffene und geschwungene materielle Punkt von unendlicher Kleinheit nicht um sich gedreht wurde, sondern eine Peripherie umschrieb, die beliebig größer war, so genügte dies bereits, um andre materielle Punkte anzustoßen, fortzubewegen, zu schleudern, abprallen zu lassen und so allmählich einen beweglichen und um sich greifenden Tumult zu erregen, in dem, als nächstes Resultat, jene Scheidung der aërischen Massen von den aetherischen vor sich gehen mußte. Wie der Einsatz der Bewegung selbst ein willkürlicher Akt des Nous ist, so ist es auch die Art dieses Einsatzes, insofern die erste Bewegung einen Kreis, dessen Radius beliebig größer gewählt ist als ein Punkt, umschreibt.

[«]

19.

Hier könnte man nun freilich fragen, was damals dem Nous so plötzlich eingefallen ist, ein beliebiges materielles Pünktchen, aus jener Unzahl von Punkten, anzustoßen und in wirbelndem Tanze herumzudrehen, und warum ihm das nicht früher einfiel. Darauf würde Anaxagoras antworten: er hat das Privilegium der

Willkür, er darf einmal beliebig anfangen, er hängt von sich ab, während alles andere von außen her determinirt ist. Er hat keine Pflicht und also auch keinen Zweck, den zu verfolgen er gezwungen wäre; wenn er einmal mit jener Bewegung anfieng und sich einen Zweck setzte, so war dies doch nur — die Antwort ist schwer, Heraklit würde ergänzen — ein Spiel.

Das scheint immer die den Griechen auf der Lippe schwebende letzte Lösung oder Auskunft gewesen zu sein. Der Anaxagorische Geist ist ein Künstler, und zwar das gewaltigste Genie der Mechanik und Baukunst, mit den einfachsten Mitteln die großartigsten Formen und Bahnen und gleichsam eine bewegliche Architektur schaffend, aber immerhin aus jener irrationalen Willkür, die in der Tiefe des Künstlers liegt. Es ist als ob Anaxagoras auf Phidias deutete und Angesichts des ungeheuren Künstlerwerks, des Kosmos, ebenso wie vor dem Parthenon uns zuriefe: das Werden ist kein moralisches, sondern nur ein künstlerisches Phänomen. Aristoteles erzählt, daß Anaxagoras auf die Frage, weshalb das Dasein überhaupt für ihn werthvoll sei, geantwortet habe „um den Himmel und die gesammte Ordnung des Kosmos anzuschauen“. Er behandelte die physikalischen Dinge so andächtig und mit so geheimnißvoller Scheu, mit der wir vor einem antiken Tempel stehen; seine Lehre wurde zu einer Art von freigeistischer Religionsübung, sich schützend durch das odi profanum vulgus et arceo und ihre Anhänger aus der höchsten und edelsten Gesellschaft Athen’s mit Vorsicht wählend. In der abgeschlossnen Gemeinde der athenischen Anaxagoreer war die Mythologie des Volkes nur noch als eine symbolische Sprache erlaubt; alle Mythen, alle Götter, alle Heroen galten hier nur als Hieroglyphen der Naturdeutung, und selbst das homerische Epos sollte der kanonische Gesang vom Walten des Nous und von den Kämpfen und Gesetzen der Physis sein. Hier und da drang ein Ton aus dieser Gesellschaft erhabener Freigeister in das Volk; und besonders der große und jederzeit verwegene, auf Neues sinnende Euripides wagte mancherlei durch die tragische Maske laut werden zu lassen, was der Masse wie ein Pfeil durch die Sinne drang und von dem sie sich nur durch possenhafte Karrikaturen und lächerliche Umdeutungen befreite.

Der allergrößte Anaxagoreer ist aber Perikles, der mächtigste und würdigste Mensch der Welt; und gerade über ihn legt Plato das Zeugniß ab, daß allein die Philosophie des Anaxagoras seinem Genie den erhabnen Flug gegeben habe. Wenn er als öffentlicher Redner vor seinem Volke stand, in der schönen Starrheit und Unbewegtheit eines marmornen Olympiers und jetzt, ruhig, in seinen Mantel gehüllt, bei unverändertem Faltenwurfe, ohne jeden Wechsel des Gesichtsausdrucks, ohne Lächeln, mit dem gleichbleibenden starken Ton der

Stimme, also ganz und gar undemosthenisch, aber eben perikleisch redete, donnerte blitzte vernichtete und erlöste — dann war er die Abbreviatur des anaxagorischen Kosmos, das Bild des Nous, der sich das schönste und würdevollste Gehäuse gebaut hat und gleichsam die sichtbare Menschwerdung der bauenden bewegenden ausscheidenden ordnenden überschauenden künstlerisch-undeterminirten Kraft des Geistes. Anaxagoras selbst hat gesagt, der Mensch sei schon deshalb das vernünftigste Wesen oder müsse schon darum den Nous in größerer Fülle als alle anderen Wesen in sich beherbergen, weil er so bewunderungswürdige Organe wie die Hände habe; er schloß also darauf, daß jener Nous je nach der Größe und Masse, in der er sich eines materiellen Körpers bemächtigt, sich immer die seinem Quantitätsgrade entsprechenden Werkzeuge aus dieser Materie baue, die schönsten und zweckmäßigsten somit, wenn er in größter Fülle erscheint. Und wie die wundersamste und zweckmäßigste That des Nous jene kreisförmige Urbewegung sein mußte, da damals der Geist noch ungetheilt in sich zusammen war, so erschien wohl die Wirkung der Perikleischen Rede dem horchenden Anaxagoras oftmals als ein Gleichnißbild jener kreisförmigen Urbewegung; denn auch hier spürte er zuerst einen mit furchtbarer Kraft, aber geordnet sich bewegenden Gedankenwirbel, der in concentrischen Kreisen die Nächsten und die Fernsten allmählich erfaßte und fortriß und der, wenn er sein Ende erreichte, das gesammte Volk ordnend und scheidend umgestaltet hatte.

Den späteren Philosophen des Alterthums war die Art, wie Anaxagoras von seinem Nous zur Erklärung der Welt Gebrauch machte, wunderlich, ja kaum verzeihlich; es erschien ihnen als ob er ein herrliches Werkzeug gefunden, aber nicht recht verstanden habe und sie suchten nachzuholen, was vom Finder versäumt war. Sie erkannten also nicht, welchen Sinn die vom reinsten Geiste naturwissenschaftlicher Methode eingegebne Entsagung des Anaxagoras hatte, die sich in jedem Falle und vor Allem die Frage stellt, wodurch etwas ist (causa efficiens) und nicht, weshalb etwas ist (causa finalis). Der Nous ist von Anaxagoras nur zur Beantwortung der speziellen Frage „wodurch giebt es Bewegung und wodurch giebt es regelmäßige Bewegungen?“ herbeigezogen worden; Plato aber wirft ihm vor, er habe zeigen müssen, aber nicht gezeigt, daß jedes Ding in seiner Weise und an seinem Orte sich am schönsten besten und zweckmäßigsten befinde. Dies hätte aber Anaxagoras in keinem einzelnen Falle zu behaupten gewagt, für ihn war die vorhandene Welt nicht einmal die denkbar vollkommenste, denn er sah jedes Ding aus jedem entstehen und fand die Scheidung der Substanzen durch den Nous weder am Ende des erfüllten Raumes in der Welt noch in den einzelnen Wesen vollzogen und abgethan. Es reichte seinem Erkennen vollständig aus, eine

Bewegung gefunden zu haben, welche, in einfacher Fortwirkung, aus einem durch und durch gemischten Chaos die sichtbare Ordnung schaffen kann und <er> hütete sich wohl, die Frage nach dem Weshalb? der Bewegung, nach dem vernünftigen Zweck der Bewegung zu stellen. Hatte nämlich der Nous einen seinem Wesen nach nothwendigen Zweck durch sie zu erfüllen, so stand es nicht mehr in seiner Willkür, die Bewegung irgend einmal anzufangen; sofern er ewig ist, hätte er auch ewig schon von diesem Zwecke bestimmt werden müssen, und dann hätte es keinen Zeitpunkt geben dürfen, in dem die Bewegung noch fehlte, ja es wäre logisch verboten gewesen, für die Bewegung einen Anfangspunkt anzunehmen: wodurch dann wiederum die Vorstellung vom ursprünglichen Chaos, das Fundament der ganzen anaxagorischen Weltdeutung, ebenfalls logisch unmöglich geworden wäre. Um solchen Schwierigkeiten, die die Teleologie schafft, zu entgehen, mußte Anaxagoras immer auf das stärkste betonen und betheuern, daß der Geist willkürlich sei; alle seine Akte, auch der jener Urbewegung, seien Akte des „freien Willens“, während dagegen die ganze andre Welt streng determinirt und zwar mechanisch determinirt, nach jenem Urmoment, sich bilde. Jener absolut freie Wille kann aber nur zwecklos gedacht werden, ungefähr nach Art des Kinderspieles oder des künstlerischen Spieltriebes. Es ist ein Irrthum, wenn man Anaxagoras die gewöhnliche Verwechslung des Teleologen zumuthet, der, im Anstaunen der außerordentlichen Zweckmäßigkeit, der Übereinstimmung der Theile mit dem Ganzen, namentlich im Organischen, voraussetzt, das was für den Intellekt existirt, sei auch durch den Intellekt hineingekommen und das, was er nur unter Leitung des Zweckbegriffs zu Stande bringt, müsse auch von der Natur durch Überlegung und Zweckbegriffe zu Stande gebracht sein. (Schopenhauer Welt als Wille und Vorstellung Band 2, S. 373). In der Manier des Anaxagoras gedacht, ist aber im Gegentheil die Ordnung und Zweckmäßigkeit der Dinge direkt nur das Resultat einer blind mechanischen Bewegung; und nur um diese Bewegung veranlassen zu können, um aus der Todesruhe des Chaos irgendwann einmal herauszukommen, nahm Anaxagoras den willkürlichen, von sich allein abhängigen Nous an. Er schätzte an ihm gerade die Eigenschaft, beliebig zu sein, also unbedingt, undeterminirt, weder von Ursachen noch von Zwecken geleitet, wirken zu können.

[«]

Ueber
Wahrheit und Lüge
im
aussermoralischen Sinne.

WAHRHEIT UND LÜGE

[«]

1.

2.

1.

In irgend einem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Thiere das Erkennen erfanden. Es war die hochmüthigste und verlogenste Minute der „Weltgeschichte“: aber doch nur eine Minute. Nach wenigen Athemzügen der Natur erstarrte das Gestirn, und die klugen Thiere mussten sterben. — So könnte Jemand eine Fabel erfinden und würde doch nicht genügend illustrirt haben, wie kläglich, wie schattenhaft und flüchtig, wie zwecklos und beliebig sich der menschliche Intellekt innerhalb der Natur ausnimmt; es gab Ewigkeiten, in denen er nicht war; wenn es wieder mit ihm vorbei ist, wird sich nichts begeben haben. Denn es giebt für jenen Intellekt keine weitere Mission, die über das Menschenleben hinausführte. Sondern menschlich ist er, und nur sein Besitzer und Erzeuger nimmt ihn so pathetisch, als ob die Angeln der Welt sich in ihm drehten. Könnten wir uns aber mit der Mücke verständigen, so würden wir vernehmen, dass auch sie mit diesem Pathos durch die Luft schwimmt und in sich das fliegende Centrum dieser Welt fühlt. Es ist nichts so verwerflich und gering in der Natur, was nicht durch einen kleinen Anhauch jener Kraft des Erkennens sofort wie ein Schlauch aufgeschwellt würde; und wie jeder Lastträger seinen Bewunderer haben will, so meint gar der stolzeste Mensch, der Philosoph, von allen Seiten die Augen des Weltalls teleskopisch auf sein Handeln und Denken gerichtet zu sehen.

Es ist merkwürdig, dass dies der Intellekt zu Stande bringt, er, der doch gerade nur als Hülfsmittel den unglücklichsten delikatesten vergänglichsten Wesen beigegeben ist, um sie eine Minute im Dasein festzuhalten; aus dem sie sonst, ohne jene Beigabe, so schnell wie Lessings Sohn zu flüchten allen Grund hätten. Jener mit dem Erkennen und Empfinden verbundene Hochmuth, verblendende Nebel über die Augen und Sinne der Menschen legend, täuscht sie also über den Werth des Daseins, dadurch dass er über das Erkennen selbst die schmeichelhafteste Werthschätzung in sich trägt. Seine allgemeinste Wirkung ist Täuschung — aber auch die einzelsten Wirkungen tragen etwas von gleichem Charakter an sich.

Der Intellekt, als ein Mittel zur Erhaltung des Individuums, entfaltet seine Hauptkräfte in der Verstellung; denn diese ist das Mittel, durch das die schwächeren, weniger robusten Individuen sich erhalten, als welchen einen Kampf um die Existenz mit Hörnern oder scharfem Raubthier-Gebiss zu führen versagt ist. Im Menschen kommt diese Verstellungskunst auf ihren Gipfel: hier ist die Täuschung, das Schmeicheln, Lügen und Trügen, das Hinter-dem-Rücken-Reden, das Repräsentiren, das im erborgten Glanze Leben, das Maskirtsein, die verhüllende Convention, das Bühnenspiel vor Anderen und vor sich selbst, kurz das fortwährende Herumflattern um die eine Flamme Eitelkeit so sehr die Regel und das Gesetz, dass fast nichts unbegreiflicher ist, als wie unter den Menschen ein ehrlicher und reiner Trieb zur Wahrheit aufkommen konnte. Sie sind tief eingetaucht in Illusionen und Traumbilder, ihr Auge gleitet nur auf der Oberfläche der Dinge herum und sieht „Formen“, ihre Empfindung führt nirgends in die Wahrheit, sondern begnügt sich Reize zu empfangen und gleichsam ein tastendes Spiel auf dem Rücken der Dinge zu spielen. Dazu lässt sich der Mensch Nachts, ein Leben hindurch, im Traume belügen, ohne dass sein moralisches Gefühl dies je zu verhindern suchte: während es Menschen geben soll, die durch starken Willen das Schnarchen beseitigt haben. Was weiss der Mensch eigentlich von sich selbst! Ja, vermöchte er auch nur sich einmal vollständig, hingelegt wie in einen erleuchteten Glaskasten, zu percipiren? Verschweigt die Natur ihm nicht das Allermeiste, selbst über seinen Körper, um ihn, abseits von den Windungen der Gedärme, dem raschen Fluss der Blutströme, den verwickelten Fasererzitterungen, in ein stolzes gauklerisches Bewusstsein zu bannen und einzuschliessen! Sie warf den Schlüssel weg: und wehe der verhängnissvollen Neubegier, die durch eine Spalte einmal aus dem Bewusstseinszimmer heraus und hinab zu sehen vermöchte und die jetzt ahnte, dass auf dem Erbarmungslosen, dem Gierigen, dem Unersättlichen, dem Mörderischen der Mensch ruht, in der Gleichgültigkeit seines Nichtwissens, und gleichsam auf dem Rücken eines Tigers in Träumen hängend. Woher, in aller Welt, bei dieser Constellation der Trieb zur Wahrheit!

Soweit das Individuum sich gegenüber andern Individuen erhalten will, benutzte es in einem natürlichen Zustande der Dinge den Intellekt zumeist nur zur Verstellung: weil aber der Mensch zugleich aus Noth und Langeweile gesellschaftlich und heerdenweise existiren will, braucht er einen Friedensschluss und trachtet darnach dass wenigstens das allergröbste bellum omnium contra omnes aus seiner Welt verschwinde. Dieser Friedensschluss bringt aber etwas mit sich, was wie der erste Schritt zur Erlangung jenes räthselhaften Wahrheitstriebes aussieht. Jetzt wird nämlich das fixirt, was von nun an „Wahrheit“ sein soll d.h. es wird eine gleichmässig gültige und verbindliche Bezeichnung der Dinge erfunden und die Gesetzgebung der Sprache giebt auch die ersten Gesetze der Wahrheit: denn es entsteht hier zum ersten Male der Contrast von Wahrheit und Lüge: der Lügner gebraucht die gültigen Bezeichnungen, die Worte, um das Unwirkliche als wirklich erscheinen zu machen; er sagt z.B. ich bin reich, während für diesen Zustand gerade „arm“ die richtige Bezeichnung wäre. Er missbraucht die festen Conventionen durch beliebige Vertauschungen oder gar Umkehrungen der Namen. Wenn er dies in eigennützіger und übrigens Schaden bringender Weise thut, so wird ihm die Gesellschaft nicht mehr trauen und ihn dadurch von sich ausschliessen. Die Menschen fliehen dabei das Betrogenwerden nicht so sehr, als das Beschädigtwerden durch Betrug. Sie hassen auch auf dieser Stufe im Grunde nicht die Täuschung, sondern die schlimmen, feindseligen Folgen gewisser Gattungen von Täuschungen. In einem ähnlichen beschränkten Sinne will der Mensch auch nur die Wahrheit. Er begehrt die angenehmen, Leben erhaltenden Folgen der Wahrheit; gegen die reine folgenlose Erkenntniss ist er gleichgültig, gegen die vielleicht schädlichen und zerstörenden Wahrheiten sogar feindlich gestimmt. Und überdies: wie steht es mit jenen Conventionen der Sprache? Sind sie vielleicht Erzeugnisse der Erkenntniss, des Wahrheitssinnes: decken sich die Bezeichnungen und die Dinge? Ist die Sprache der adäquate Ausdruck aller Realitäten?

Nur durch Vergesslichkeit kann der Mensch je dazu kommen zu wähnen: er besitze eine Wahrheit in dem eben bezeichneten Grade. Wenn er sich nicht mit der Wahrheit in der Form der Tautologie d.h. mit leeren Hülsen begnügen will, so wird er ewig Illusionen für Wahrheiten einhandeln. Was ist ein Wort? Die Abbildung eines Nervenreizes in Lauten. Von dem Nervenreiz aber weiterzuschliessen auf eine Ursache ausser uns, ist bereits das Resultat einer falschen und unberechtigten Anwendung des Satzes vom Grunde. Wie dürften wir, wenn die Wahrheit bei der Genesis der Sprache, der Gesichtspunkt der Gewissheit bei den Bezeichnungen allein entscheidend gewesen wäre, wie dürften wir doch sagen: der Stein ist hart: als ob uns „hart“ noch sonst bekannt wäre und nicht nur als eine ganz subjektive Reizung! Wir theilen die Dinge nach Geschlechtern ein, wir bezeichnen den Baum als männlich, die Pflanze als weiblich: welche willkürlichen Übertragungen! Wie weit hinausgeflogen über den Canon der Gewissheit! Wir reden von einer Schlange: die Bezeichnung trifft nichts als das Sichwinden, könnte also auch dem Wurme zukommen. Welche willkürlichen Abgrenzungen, welche einseitigen Bevorzugungen bald der bald jener Eigenschaft eines Dinges! Die verschiedenen Sprachen neben einander gestellt zeigen, dass es bei den Worten nie auf die Wahrheit, nie auf einen adäquaten Ausdruck ankommt: denn sonst gäbe es nicht so viele Sprachen. Das „Ding an sich“ (das würde eben die reine folgenlose Wahrheit sein) ist auch dem Sprachbildner ganz unfasslich und ganz und gar nicht erstrebenswerth. Er bezeichnet nur die Relationen der Dinge zu den Menschen und nimmt zu deren Ausdrucke die kühnsten Metaphern zu Hülfe. Ein Nervenreiz zuerst übertragen in ein Bild! erste Metapher. Das Bild wieder nachgeformt in einen Laut! Zweite Metapher. Und jedesmal vollständiges Ueberspringen der

Sphäre, mitten hinein in eine ganz andere und neue. Man kann sich einen Menschen denken, der ganz taub ist und nie eine Empfindung des Tones und der Musik gehabt hat: wie dieser etwa die Chladnischen Klangfiguren im Sande anstaunt, ihre Ursachen im Erzittern der Saite findet und nun darauf schwören wird, jetzt müsse er wissen, was die Menschen den Ton nennen, so geht es uns allen mit der Sprache. Wir glauben etwas von den Dingen selbst zu wissen, wenn wir von Bäumen, Farben, Schnee und Blumen reden und besitzen doch nichts als Metaphern der Dinge, die den ursprünglichen Wesenheiten ganz und gar nicht entsprechen. Wie der Ton als Sandfigur, so nimmt sich das räthselhafte X des Dings an sich einmal als Nervenreiz, dann als Bild, endlich als Laut aus. Logisch geht es also jedenfalls nicht bei der Entstehung der Sprache zu, und das ganze Material worin und womit später der Mensch der Wahrheit, der Forscher, der Philosoph arbeitet und baut, stammt, wenn nicht aus Wolkenkukuksheim, so doch jedenfalls nicht aus dem Wesen der Dinge.

Denken wir besonders noch an die Bildung der Begriffe: jedes Wort wird sofort dadurch Begriff, dass es eben nicht für das einmalige ganz und gar individualisirte Urerlebniss, dem es sein Entstehen verdankt, etwa als Erinnerung dienen soll, sondern zugleich für zahllose, mehr oder weniger ähnliche, d.h. streng genommen niemals gleiche, also auf lauter ungleiche Fälle passen muss. Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzen des Nicht-Gleichen. So gewiss nie ein Blatt einem anderen ganz gleich ist, so gewiss ist der Begriff Blatt durch beliebiges Fallenlassen dieser individuellen Verschiedenheiten, durch ein Vergessen des Unterscheidenden gebildet und erweckt nun die Vorstellung, als ob es in der Natur ausser den Blättern etwas gäbe, das „Blatt“ wäre, etwa eine Urform, nach der alle Blätter gewebt, gezeichnet, abgezirkelt, gefärbt, gekräuselt, bemalt wären, aber von ungeschickten Händen, so dass kein Exemplar correkt und zuverlässig als treues Abbild der Urform ausgefallen wäre. Wir nennen einen Menschen ehrlich; warum hat er heute so ehrlich gehandelt? fragen wir. Unsere Antwort pflegt zu lauten: seiner Ehrlichkeit wegen. Die Ehrlichkeit! das heisst wieder: das Blatt ist die Ursache der Blätter. Wir wissen ja gar nichts von einer wesenhaften Qualität, die die Ehrlichkeit hiesse, wohl aber von zahlreichen individualisirten, somit ungleichen Handlungen, die wir durch Weglassen des Ungleichen gleichsetzen und jetzt als ehrliche Handlungen bezeichnen; zuletzt formuliren wir aus ihnen eine qualitas occulta mit dem Namen: die Ehrlichkeit.

Das Uebersehen des Individuellen und Wirklichen giebt uns den Begriff, wie es uns auch die Form giebt, wohingegen die Natur keine Formen und Begriffe, also auch keine Gattungen kennt, sondern nur ein für uns unzugängliches und undefinirbares X. Denn auch unser Gegensatz von Individuum und Gattung ist anthropomorphisch und entstammt nicht dem Wesen der Dinge, wenn wir auch nicht zu sagen wagen, dass er ihm nicht entspricht: das wäre nämlich eine dogmatische Behauptung und als solche ebenso unerweislich wie ihr Gegentheil.

Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen. Wir wissen immer noch nicht, woher der Trieb zur Wahrheit stammt: denn bis jetzt haben wir nur von der Verpflichtung gehört, die die Gesellschaft, um zu existiren, stellt, wahrhaft zu sein, d.h. die usuellen Metaphern zu brauchen, also moralisch ausgedrückt: von der Verpflichtung nach einer festen Convention zu lügen, schaarenweise in einem für alle verbindlichen Stile zu lügen. Nun vergisst freilich der Mensch, dass es so mit ihm steht; er lügt also in der bezeichneten Weise unbewusst und nach hundertjährigen Gewöhnungen — und kommt eben durch diese Unbewusstheit, eben durch dies Vergessen zum Gefühl der Wahrheit. An dem Gefühl verpflichtet zu sein, ein Ding als roth, ein anderes als kalt, ein drittes als stumm zu bezeichnen, erwacht eine moralische auf Wahrheit sich beziehende Regung: aus dem Gegensatz des Lügners, dem Niemand traut, den alle ausschliessen, demonstrirt sich der Mensch das Ehrwürdige, Zutrauliche und Nützliche der Wahrheit. Er stellt jetzt sein Handeln als vernünftiges Wesen unter die Herrschaft der Abstractionen: er leidet es nicht mehr, durch die plötzlichen Eindrücke, durch die Anschauungen fortgerissen zu werden, er verallgemeinert alle diese Eindrücke erst zu entfärbteren, kühleren Begriffen, um an sie das Fahrzeug seines Lebens und Handelns anzuknüpfen. Alles, was den Menschen gegen das Thier abhebt, hängt von dieser Fähigkeit ab, die anschaulichen Metaphern zu einem Schema zu verflüchtigen, also ein Bild in einen Begriff aufzulösen; im Bereich jener Schemata nämlich ist etwas möglich, was niemals unter den anschaulichen ersten Eindrücken gelingen möchte: eine pyramidale Ordnung nach Kasten und Graden aufzubauen, eine neue Welt von Gesetzen, Privilegien, Unterordnungen, Gränzbestimmungen zu schaffen, die nun der anderen anschaulichen Welt der ersten Eindrücke gegenübertritt, als das Festere, Allgemeinere, Bekanntere, Menschlichere und daher als das Regulirende und Imperativische. Während jede Anschauungsmetapher individuell und ohne ihres

Gleichen ist und deshalb allem Rubriciren immer zu entfliehen weiss, zeigt der grosse Bau der Begriffe die starre Regelmässigkeit eines römischen Columbariums und athmet in der Logik jene Strenge und Kühle aus, die der Mathematik zu eigen ist. Wer von dieser Kühle angehaucht wird, wird es kaum glauben, dass auch der Begriff, knöchern und 8eckig wie ein Würfel und versetzbar wie jener, doch nur als das Residuum einer Metapher übrig bleibt, und dass die Illusion der künstlerischen Uebertragung eines Nervenreizes in Bilder, wenn nicht die Mutter so doch die Grossmutter eines jeden Begriffs ist. Innerhalb dieses Würfelspiels der Begriffe heisst aber „Wahrheit“ — jeden Würfel so zu gebrauchen, wie er bezeichnet ist; genau seine Augen zu zählen, richtige Rubriken zu bilden und nie gegen die Kastenordnung und gegen die Reihenfolge der Rangklassen zu verstossen. Wie die Römer und Etrusker sich den Himmel durch starre mathematische Linien zerschnitten und in einen solchermaassen abgegrenzten Raum als in ein templum einen Gott bannten, so hat jedes Volk über sich einen solchen mathematisch zertheilten Begriffshimmel und versteht nun unter der Forderung der Wahrheit, dass jeder Begriffsgott nur in seiner Sphäre gesucht werde. Man darf hier den Menschen wohl bewundern als ein gewaltiges Baugenie, dem auf beweglichen Fundamenten und gleichsam auf fliessendem Wasser das Aufthürmen eines unendlich complicirten Begriffsdomes gelingt; freilich, um auf solchen Fundamenten Halt zu finden, muss es ein Bau, wie aus Spinnefäden sein, so zart, um von der Welle mit fortgetragen, so fest, um nicht von dem Winde auseinander geblasen zu werden. Als Baugenie erhebt sich solcher Maassen der Mensch weit über die Biene: diese baut aus Wachs, das sie aus der Natur zusammenholt, er aus dem weit zarteren Stoffe der Begriffe, die er erst aus sich fabriciren muss. Er ist hier sehr zu bewundern — aber nur nicht wegen seines Triebes zur Wahrheit, zum reinen Erkennen der Dinge. Wenn Jemand ein Ding hinter einem Busche versteckt, es eben dort wieder sucht und findet, so ist an diesem Suchen und Finden nicht viel zu rühmen: so aber steht es mit dem Suchen und Finden der „Wahrheit“ innerhalb des Vernunft-Bezirkes. Wenn ich die Definition des Säugethiers mache und dann erkläre, nach Besichtigung eines Kameels: Siehe, ein Säugethier, so wird damit eine Wahrheit zwar an das Licht gebracht, aber sie ist von begränztem Werthe, ich meine, sie ist durch und durch anthropomorphisch und enthält keinen einzigen Punkt, der „wahr an sich“, wirklich und allgemeingültig, abgesehen von dem Menschen, wäre. Der Forscher nach solchen Wahrheiten sucht im Grunde nur die Metamorphose der Welt in den Menschen; er ringt nach einem Verstehen der Welt als eines menschenartigen Dinges und erkämpft sich besten Falls das Gefühl einer Assimilation. Aehnlich wie der Astrolog die Sterne im Dienste der Menschen und im Zusammenhange mit ihrem Glück und Leide betrachtet, so betrachtet ein solcher Forscher die ganze Welt als geknüpft an den Menschen, als den unendlich gebrochenen Wiederklang eines Urklanges, des Menschen, als das vervielfältigte Abbild des einen Urbildes, des Menschen. Sein Verfahren ist: den Menschen als Maass an alle Dinge zu halten, wobei er aber von dem Irrthume ausgeht, zu glauben, er habe diese Dinge unmittelbar als reine Objekte vor sich. Er vergisst also die originalen Anschauungsmetaphern als Metaphern und nimmt sie als die Dinge selbst.

Nur durch das Vergessen jener primitiven Metapherwelt, nur durch das Hart- und Starr-Werden einer ursprünglich in hitziger Flüssigkeit aus dem Urvermögen menschlicher Phantasie hervorströmenden Bildermasse, nur durch den unbesiegbaren Glauben, diese Sonne, dieses Fenster, dieser Tisch sei eine Wahrheit an sich, kurz nur dadurch, dass der Mensch sich als Subjekt und zwar als künstlerisch schaffendes Subjekt vergisst, lebt er mit einiger Ruhe, Sicherheit und Consequenz; wenn er einen Augenblick nur aus den Gefängnisswänden dieses Glaubens heraus könnte, so wäre es sofort mit seinem „Selbstbewusstsein“ vorbei. Schon dies kostet ihm Mühe, sich einzugestehen, wie das Insekt oder der Vogel eine ganz andere Welt percipiren als der Mensch, und dass die Frage, welche von beiden Weltperceptionen richtiger ist, eine ganz sinnlose ist, da hierzu bereits mit dem Maassstabe der richtigen Perception d.h. mit einem nicht vorhandenen Maassstabe gemessen werden müsste. Ueberhaupt aber scheint mir die richtige Perception — das würde heissen der adäquate Ausdruck eines Objekts im Subjekt — ein widerspruchsvolles Unding: denn zwischen zwei absolut verschiedenen Sphären wie zwischen Subjekt und Objekt giebt es keine Causalität, keine Richtigkeit, keinen Ausdruck, sondern höchstens ein ästhetisches Verhalten, ich meine eine andeutende Uebertragung, eine nachstammelnde Uebersetzung in eine ganz fremde Sprache. Wozu es aber jedenfalls einer frei dichtenden und frei erfindenden Mittel-Sphäre und Mittelkraft bedarf. Das Wort Erscheinung enthält viele Verführungen, weshalb ich es möglichst vermeide: denn es ist nicht wahr, dass das Wesen der Dinge in der empirischen Welt erscheint. Ein Maler, dem die Hände fehlen und der durch Gesang das ihm vorschwebende Bild ausdrücken wollte, wird immer noch mehr bei dieser Vertauschung der Sphären verrathen, als die empirische Welt vom Wesen der Dinge verräth. Selbst das Verhältniss eines Nervenreizes zu dem hervorgebrachten Bilde ist an sich kein nothwendiges; wenn aber eben dasselbe Bild Millionen Mal hervorgebracht und durch viele Menschengeschlechter hindurch vererbt ist, ja zuletzt bei der gesammten Menschheit jedesmal in Folge desselben Anlasses erscheint, so bekommt es endlich für den Menschen dieselbe Bedeutung, als ob es das einzig nothwendige Bild sei und als ob jenes Verhältniss des ursprünglichen Nervenreizes zu dem hergebrachten Bilde ein strenges Causalitätsverhältniss sei; wie ein Traum, ewig wiederholt, durchaus als Wirklichkeit empfunden und beurtheilt werden würde. Aber das Hart- und Starr-Werden einer Metapher verbürgt durchaus nichts für die Nothwendigkeit und ausschliessliche Berechtigung dieser Metapher.

Es hat gewiss jeder Mensch, der in solchen Betrachtungen heimisch ist, gegen jeden derartigen Idealismus ein tiefes Misstrauen empfunden, so oft er sich einmal recht deutlich von der ewigen Consequenz, Allgegenwärtigkeit und Unfehlbarkeit der Naturgesetze überzeugte; er hat den Schluss gemacht: hier ist alles, soweit wir dringen, nach der Höhe der teleskopischen und nach der Tiefe der mikroskopischen Welt, so sicher, ausgebaut, endlos, gesetzmässig und ohne Lücken; die Wissenschaft wird ewig in diesen Schachten mit Erfolg zu graben haben und alles Gefundene wird zusammenstimmen und sich nicht widersprechen. Wie wenig gleicht dies einem Phantasieerzeugniss: denn wenn es dies wäre, müsste es doch irgendwo den Schein und die Unrealität errathen lassen. Dagegen ist einmal zu sagen: hätten wir noch, jeder für sich eine verschiedenartige Sinnesempfindung, könnten wir selbst nur bald als Vogel, bald als Wurm, bald als Pflanze percipiren, oder sähe der eine von uns denselben Reiz als roth, der andere als blau, hörte ein Dritter ihn sogar als Ton, so würde niemand von einer solchen Gesetzmässigkeit der Natur reden, sondern sie nur als ein höchst subjectives Gebilde begreifen. Sodann: was ist für uns überhaupt ein Naturgesetz; es ist uns nicht an sich bekannt, sondern nur in seinen Wirkungen d.h. in seinen Relationen zu anderen Naturgesetzen, die uns wieder nur als Relationen bekannt sind. Also verweisen alle diese Relationen immer nur wieder auf einander und sind uns ihrem Wesen nach unverständlich durch und durch; nur das, was wir hinzubringen, die Zeit, der Raum, also Successionsverhältnisse und Zahlen sind uns wirklich daran bekannt. Alles Wunderbare aber, das wir gerade an den Naturgesetzen anstaunen, das unsere Erklärung fordert und uns zum Misstrauen gegen den Idealismus verführen könnte, liegt gerade und ganz allein nur in der mathematischen Strenge und Unverbrüchlichkeit der Zeit- und Raum-Vorstellungen. Diese aber produciren wir in uns und aus uns mit jener Nothwendigkeit, mit der die Spinne spinnt; wenn wir gezwungen sind, alle Dinge nur unter diesen Formen zu begreifen, so ist es dann nicht mehr wunderbar, dass wir an allen Dingen eigentlich nur eben diese Formen begreifen: denn sie alle müssen die Gesetze der Zahl an sich tragen, und die Zahl gerade ist das Erstaunlichste in den Dingen. Alle Gesetzmässigkeit, die uns im Sternenlauf und im chemischen Process so imponirt, fällt im Grund mit jenen Eigenschaften zusammen, die wir selbst an die Dinge heranbringen, so dass wir damit uns selber imponiren. Dabei ergiebt sich allerdings, dass jene künstlerische Metapherbildung, mit der in uns jede Empfindung beginnt, bereits jene Formen voraussetzt, also in ihnen vollzogen wird; nur aus dem festen Verharren dieser Urformen erklärt sich die Möglichkeit, wie nachher wieder aus den Metaphern selbst ein Bau der Begriffe constituirt werden sollte. Dieser ist nämlich eine Nachahmung der Zeit- Raum- und Zahlenverhältnisse auf dem Boden der Metaphern.

[«]

2.

An dem Bau der Begriffe arbeitet ursprünglich, wie wir sahen, die Sprache, in späteren Zeiten die Wissenschaft. Wie die Biene zugleich an den Zellen baut und die Zellen mit Honig füllt, so arbeitet die Wissenschaft unaufhaltsam an jenem grossen Columbarium der Begriffe, der Begräbnissstätte der Anschauung, baut immer neue und höhere Stockwerke, stützt, reinigt, erneut die alten Zellen, und ist vor allem bemüht, jenes in's Ungeheure aufgethürmte Fachwerk zu füllen und die ganze empirische Welt d.h. die anthropomorphische Welt hineinzuordnen. Wenn schon der handelnde Mensch sein Leben an die Vernunft und ihre Begriffe bindet, um nicht fortgeschwemmt zu werden und sich nicht selbst zu verlieren, so baut der Forscher seine Hütte dicht an dem Thurmbau der Wissenschaft, um an ihm mithelfen zu können und selbst Schutz unter dem vorhandenen Bollwerk zu finden. Und Schutz braucht er: denn es giebt furchtbare Mächte, die fortwährend auf ihn eindringen, und die der wissenschaftlichen Wahrheit ganz anders geartete „Wahrheiten“ mit den verschiedenartigsten Schildzeichen entgegenhalten.

Jener Trieb zur Metapherbildung, jener Fundamentaltrieb des Menschen, den man keinen Augenblick wegrechnen kann, weil man damit den Menschen selbst wegrechnen würde, ist dadurch, dass aus seinen verflüchtigten Erzeugnissen, den Begriffen, eine reguläre und starre neue Welt als eine Zwingburg für ihn gebaut wird, in Wahrheit nicht bezwungen und kaum gebändigt. Er sucht sich ein neues Bereich seines Wirkens und ein anderes Flussbette und findet es im Mythus und überhaupt in der Kunst. Fortwährend verwirrt er die Rubriken und Zellen der Begriffe dadurch dass er neue Uebertragungen, Metaphern, Metonymien hinstellt, fortwährend zeigt er die Begierde, die vorhandene Welt des wachen Menschen so bunt unregelmässig folgenlos unzusammenhängend, reizvoll und ewig neu zu gestalten, wie es die Welt des Traumes ist. An sich ist ja der wache Mensch nur durch das starre und regelmässige Begriffsgespinnst darüber im Klaren, dass er wache, und kommt eben deshalb mitunter in den Glauben, er träume, wenn jenes Begriffsgespinnst einmal durch die Kunst zerrissen wird. Pascal hat Recht, wenn er behauptet, dass wir, wenn uns jede Nacht derselbe Traum käme, davon eben so beschäftigt würden, als von den Dingen, die wir jeden Tag sehen: „Wenn ein Handwerker gewiss wäre jede Nacht zu träumen volle zwölf Stunden hindurch, dass er König sei, so glaube ich, sagt Pascal, dass er eben so glücklich wäre, als ein König welcher alle Nächte während zwölf Stunden träumte er sei Handwerker". Der wache Tag eines mythisch erregten Volkes, etwa der älteren Griechen, ist durch das fortwährend wirkende Wunder, wie es der Mythus annimmt, in der That dem Traume ähnlicher als dem Tag des wissenschaftlich ernüchterten Denkers. Wenn jeder Baum einmal als Nymphe reden oder unter der Hülle eines Stieres ein Gott Jungfrauen wegschleppen kann, wenn die Göttin Athene selbst plötzlich gesehen wird, wie sie mit einem schönen Gespann in der Begleitung des Pisistratus durch die Märkte Athens fährt — und das glaubte der ehrliche Athener — so ist in jedem Augenblicke, wie im Traume, alles möglich, und die ganze Natur umschwärmt den Menschen, als ob sie nur die Maskerade der Götter wäre, die sich nur einen Scherz daraus machten, in allen Gestalten den Menschen zu täuschen.

Der Mensch selbst aber hat einen unbesiegbaren Hang, sich täuschen zu lassen und ist wie bezaubert vor Glück, wenn der Rhapsode ihm epische Märchen wie wahr erzählt oder der Schauspieler im Schauspiel den König noch königlicher agirt, als ihn die Wirklichkeit zeigt. Der Intellekt, jener Meister der Verstellung, ist so lange frei, und seinem sonstigen Sklavendienste enthoben, als er täuschen kann, ohne zu schaden und feiert dann seine Saturnalien; nie ist er üppiger, reicher, stolzer, gewandter und verwegener. Mit schöpferischem Behagen wirft er die Metaphern durcheinander und verrückt die Gränzsteine der Abstraktion, so dass er z.B. den Strom als den beweglichen Weg bezeichnet, der den Menschen trägt, dorthin, wohin er sonst geht. Jetzt hat er das Zeichen der Dienstbarkeit von sich geworfen: sonst mit trübsinniger Geschäftigkeit bemüht, einem armen Individuum, dem es nach Dasein gelüstet, den Weg und die Werkzeuge zu zeigen und wie ein Diener für seinen Herrn auf Raub und Beute ausziehend ist er jetzt zum Herrn geworden und darf den Ausdruck der Bedürftigkeit aus seinen Mienen wegwischen. Was er jetzt auch thut, Alles trägt im Vergleich mit seinem früheren Thun die Verstellung, wie das frühere die Verzerrung an sich. Er copirt das Menschenleben, nimmt es aber für eine gute Sache und scheint mit ihm sich recht zufrieden zu geben. Jenes ungeheure Gebälk und Bretterwerk der Begriffe, an das sich klammernd der bedürftige Mensch sich durch das Leben rettet, ist dem freigewordenen Intellekt nur ein Gerüst und ein Spielzeug für seine verwegensten Kunststücke: und wenn er es zerschlägt, durcheinanderwirft, ironisch wieder zusammensetzt, das Fremdeste paarend und das Nächste trennend, so offenbart er, dass er jene Nothbehelfe der Bedürftigkeit nicht braucht, und dass er jetzt nicht von Begriffen sondern von Intuitionen geleitet wird. Von diesen Intuitionen aus führt kein regelmässiger Weg in das Land der gespenstischen Schemata, der Abstraktionen: für sie ist das Wort nicht gemacht, der Mensch verstummt, wenn er sie sieht, oder redet in lauter verbotenen Metaphern und unerhörten Begriffsfügungen, um wenigstens durch das Zertrümmern und Verhöhnen der alten Begriffsschranken dem Eindrucke der mächtigen gegenwärtigen Intuition schöpferisch zu entsprechen.

Es giebt Zeitalter, in denen der vernünftige Mensch und der intuitive Mensch neben einander stehen, der eine in Angst vor der Intuition, der andere mit Hohn über die Abstraction; der letztere eben so unvernünftig, als der erstere unkünstlerisch ist. Beide begehren über das Leben zu herrschen: dieser, indem er durch Vorsorge, Klugheit, Regelmässigkeit den hauptsächlichsten Nöthen zu begegnen weiss, jener indem er als ein „überfroher Held" jene Nöthe nicht sieht und nur das zum Schein und zur Schönheit verstellte Leben als real nimmt. Wo einmal der intuitive Mensch, etwa wie im älteren Griechenland seine Waffen gewaltiger und siegreicher führt, als sein Widerspiel, kann sich günstigen Falls eine Kultur gestalten, und die Herrschaft der Kunst über das Leben sich gründen; jene Verstellung, jenes Verläugnen der Bedürftigkeit, jener Glanz der metaphorischen Anschauungen und überhaupt jene Unmittelbarkeit der Täuschung begleitet alle Aeusserungen eines solchen Lebens. Weder das Haus, noch der Schritt, noch die Kleidung, noch der thönerne Krug verrathen, dass die Nothdurft sie erfand; es scheint so als ob in ihnen allen ein erhabenes Glück und eine olympische Wolkenlosigkeit und gleichsam ein Spielen mit dem Ernste ausgesprochen werden sollte. Während der von Begriffen und Abstractionen geleitete Mensch durch diese das Unglück nur abwehrt, ohne selbst aus den Abstraktionen sich Glück zu erzwingen, während er nach möglichster Freiheit von Schmerzen trachtet, erntet der intuitive Mensch, inmitten einer Kultur stehend, bereits von seinen Intuitionen, ausser der Abwehr des Uebels eine fortwährend einströmende Erhellung, Aufheiterung, Erlösung. Freilich leidet er heftiger, wenn er leidet; ja er leidet auch öfter, weil er aus der Erfahrung nicht zu lernen versteht und immer wieder in dieselbe Grube fällt, in die er einmal gefallen. Im Leide ist er dann ebenso unvernünftig wie im Glück, er schreit laut und hat keinen Trost. Wie anders steht unter dem gleichen Missgeschick der stoische, an der Erfahrung belehrte, durch Begriffe sich beherrschende Mensch da! Er, der sonst nur Aufrichtigkeit, Wahrheit, Freiheit von Täuschungen und Schutz vor berückenden Ueberfällen sucht, legt jetzt, im Unglück, das Meisterstück der Verstellung ab, wie jener im Glück; er trägt kein zuckendes und bewegliches Menschengesicht, sondern gleichsam eine Maske mit würdigem Gleichmaasse der Züge, er schreit nicht und verändert nicht einmal seine Stimme. Wenn eine rechte Wetterwolke sich über ihn ausgiesst, so hüllt er sich in seinen Mantel und geht langsamen Schrittes unter ihr davon.

[«]

Mahnruf an die Deutschen.

[«]

[1]

Wir wollen gehört werden, denn wir reden als Warner, und immer ist die Stimme des Warners, wer er auch sei und wo sie auch immer erklinge, in ihrem Rechte; dafür habt Ihr, die Ihr angeredet werdet, das Recht euch zu entscheiden, ob ihr eure Warner als ehrliche und einsichtige Männer nehmen wollt, die nur laut werden, weil ihr in Gefahr seid und die erschrecken, euch so stumm, gleichgültig und ahnungslos zu finden. Dies aber dürfen wir von uns selbst bezeugen, dass wir aus reinem Herzen reden und nur soweit dabei das Unsere wollen und suchen, als es auch das Eure ist — nämlich die Wohlfahrt und die Ehre des deutschen Geistes und des deutschen Namens.

Es ist euch gemeldet worden, welches Fest im Mai des vorigen Jahres zu Bayreuth gefeiert wurde: einen gewaltigen Grundstein galt es dort zu legen, unter dem wir viele Befürchtungen auf immer begraben, durch den wir unsere edelsten Hoffnungen endgültig besiegelt glaubten — oder vielmehr, wie wir heute sagen müssen, besiegelt wähnten. Denn ach! es war viel Wahn dabei: jetzt noch leben jene Befürchtungen; und wenn wir auch keineswegs verlernt haben zu hoffen, so giebt doch unser heutiger Hülf- und Mahnruf zu verstehen, dass wir mehr fürchten als hoffen. Unsre Furcht aber richtet sich gegen euch: ihr möchtet gar nicht wissen, was geschieht und vielleicht gar aus Unwissenheit verhindern, dass etwas geschieht. Zwar ziemt es sich längst nicht mehr, so unwissend zu sein; ja fast scheint es unmöglich, dass Jemand es jetzt noch ist, nachdem der grosse, tapfere, unbeugsame und unaufhaltsame Kämpfer Richard Wagner schon Jahrzehnte lang unter dem gespannten Aufmerken fast aller Nationen für jene Gedanken einsteht, denen er in seinem Bayreuther Kunstwerk die letzte und höchste Form und eine wahrhaft siegreiche Vollendung gegeben hat. Wenn ihr ihn jetzt noch hindern würdet, den Schatz auch nur zu heben, den er Willens ist euch zu schenken: was meint ihr wohl damit für euch erreicht zu haben? Eben dies muss euch noch einmal und immer wieder öffentlich und eindringlich vorgehalten werden, damit ihr wisset, was an der Zeit sei und damit auch nicht einmal das mehr in eurem Belieben steht, die Unwissenden zu spielen. Denn von jetzt ab wird das Ausland Zeuge und Richter im Schauspiele sein, das ihr gebt; und in seinem Spiegel werdet ihr ungefähr euer eigenes Bild wiederfinden können, so wie es die gerechte Nachwelt einmal von euch malen wird.

Gesetzt es gelänge euch, durch Unwissenheit, Misstrauen, Sekretieren, Bespötteln, Verläumden den Bau auf dem Hügel von Bayreuth zur zwecklosen Ruine zu machen; gesetzt ihr liesset es in unduldsamem Misswollen nicht einmal zu, dass das vollendete Werk Wirklichkeit werde, Wirkung thue und für sich selber zeuge, so habt ihr euch vor dem Urtheile jener Nachwelt eben so zu fürchten als vor den Augen der ausserdeutschen Mitwelt zu schämen. Wenn ein Mann in Frankreich oder in England oder in Italien, nachdem er allen öffentlichen Mächten und Meinungen zum Trotz den Theatern fünf Werke eines eigenthümlich grossen und mächtigen Styles geschenkt hätte, die vom Norden bis zum Süden unablässig verlangt und bejubelt werden — wenn ein solcher Mann ausriefe: „die bestehenden Theater entsprechen nicht dem Geiste der Nation, sie sind als öffentliche Kunst eine Schande! Helft mir dem nationalen Geiste eine Stätte bereiten!“ würde ihm nicht alles zu Hülfe kommen und sei es auch nur — aus Ehrgefühl? Und wahrlich! Hier thäte nicht nur Ehrgefühl, nicht nur die blinde Furcht vor der schlechten Nachrede Noth; hier könntet ihr mitfühlen, mitlernen, mitwissen, hier könntet ihr euch aus tiefstem Herzen mitfreuen, indem ihr euch entschlösset, mitzuhelfen. Alle eure Wissenschaften werden von euch freigebig mit kostspieligen Versuchs-Werkstätten ausgerüstet: und ihr wollt unthätig bei Seite stehen, wenn dem wagenden und versuchenden Geiste der deutschen Kunst eine solche Werkstatt aufgebaut werden soll? Könnt ihr irgend einen Moment aus der Geschichte unserer Kunst nennen, in dem wichtigere Probleme zur Lösung hingestellt und reicherer Anlass zu fruchtbaren Erfahrungen geboten wurde als jetzt, wo der von Richard Wagner mit dem Namen „Kunstwerk der Zukunft“ bezeichnete Gedanke leibhafte und sichtbare Gegenwart werden soll? Was für eine Bewegung der Gedanken, Handlungen, Hoffnungen und Begabungen damit eingeleitet wird, dass vor den Augen mitwissender Vertreter des deutschen Volkes der viergethürmte Nibelungen-Riesenbau nach dem allein von seinem Schöpfer zu erlernenden Rhythmus sich aus dem Boden hebt, welche Bewegung in die fernste fruchtbringendste, hoffnungsreichste Weite hinaus — wer möchte kühn genug sein, hier auch nur ahnen zu wollen! Und jedenfalls würde es nicht an dem Urheber der Bewegung liegen, wenn die Welle bald wieder zurücksinken und die Fläche wieder glatt werden sollte, als ob nichts geschehen sei. Denn wenn es unsere erste Sorge sein muss, dass das Werk überhaupt gethan werde, so drückt uns doch als zweite Sorge nicht minder schwer der Zweifel, wir möchten nicht reif, vorbereitet und empfänglich genug befunden werden, um die jedenfalls ungeheure allernächste Wirkung in die Tiefe und in die Weite zu leiten.

Wir glauben bemerkt zu haben, dass überall, wo man an Richard Wagner Anstoss genommen hat und zu nehmen pflegt, ein grosses und fruchtbares Problem unserer Cultur verborgen liegt; aber wenn man daraus immer nur einen Anstoss zum dünkelhaften Bekritteln und Bespötteln genommen hat und nur so selten einen Anstoss zum Nachdenken, so giebt dies uns bisweilen den beschämenden Argwohn ein, ob vielleicht das berühmte „Volk der Denker“ bereits zu Ende gedacht und etwa den Dünkel gegen den Gedanken eingetauscht habe. Welchen missverständlichen Einreden hat man zu begegnen, nur um zu verhüten, dass das Bayreuther Ereigniss vom Mai 1872 nicht mit der Gründung eines neuen Theaters verwechselt wird, um andererseits zu erklären, warum dem Sinne jener Unternehmung kein bestehendes Theater entsprechen kann: welche Mühe kostet es, die absichtlich oder unabsichtlich Blinden darüber hellsehend zu machen, dass bei dem Worte „Bayreuth“ nicht nur eine Anzahl Menschen, etwa eine Partei mit spezifischen Musikgelüsten, sondern die Nation in Betracht komme, ja dass selbst über die Grenzen der deutschen Nation hinaus alle diejenigen zu ernster und thätiger Betheiligung angerufen sind, denen die Veredlung und Reinigung der dramatischen Kunst am Herzen liegt und die Schillers wunderbare Ahnung verstanden haben, dass vielleicht einmal aus der Oper sich das Trauerspiel in einer edleren Gestalt entwickeln werde. Wer nur immer noch nicht verlernt hat nachzudenken — und sei es wiederum auch nur aus Ehrgefühl — der muss eine künstlerische Unternehmung als sittlich denkwürdiges Phänomen empfinden und begünstigen, die in diesem Grade von dem opferbereiten und uneigennützigen Willen aller Betheiligten getragen wird und mit dem ernst ausgesprochenen Bekenntniss derselben geweiht ist, dass sie von der Kunst hoch und würdig denken und zumal von der deutschen Musik und ihrer verklärenden Einwirkung auf das volksthümliche Drama die wichtigste Förderung eines originalen deutsch ausgeprägten Lebens erhoffen. Glauben wir doch sogar noch ein Höheres und Allgemeineres: ehrwürdig und heilbringend wird der Deutsche erst dann den anderen Nationen erscheinen, wenn er gezeigt hat, dass er furchtbar ist und es doch durch Anspannung seiner höchsten und edelsten Kunst- und Culturkräfte vergessen machen will, dass er furchtbar war.

An diese unsere deutsche Aufgabe in diesem Augenblick zu mahnen hielten wir für unsere Pflicht, gerade jetzt, wo wir auffordern müssen, mit allen Kräften eine grosse Kunstthat des deutschen Genius zu unterstützen. Wo nur immer Herde ernsten Nachsinnens sich in unserer aufgeregten Zeit erhalten haben, erwarten wir einen freudigen und sympathischen Zuruf zu hören; insbesondere werden die deutschen Universitäten, Akademien und Kunstschulen nicht umsonst aufgerufen sein, sich der geforderten Unterstützung gemäss, einzeln oder zusammen, zu erklären: wie ebenfalls die politischen Vertreter deutscher Wohlfahrt in Reichs- und Landtagen einen wichtigen Anlass haben zu bedenken, dass das Volk jetzt mehr wie je der Reinigung und der Weihung durch die erhabenen Zauber und Schrecken ächter deutscher Kunst bedürfe, wenn nicht die gewaltig erregten Triebe politischer und nationaler Leidenschaft und die der Physionomie unseres Lebens aufgeschriebenen Züge der Jagd nach Glück und Genuss unsere Nachkommen zu dem Geständnisse nöthigen sollen, dass wir Deutsche uns selbst zu verlieren anfingen, als wir uns endlich wiedergefunden hatten.

[«]

[Fragmente 1869–1874]

[«]

[1 = P II 1b. Herbst 1869]

[10]   [20]   [30]   [40]   [50]   [60]
[70]   [80]   [90]   [100]   [110]

[2 = P I 14b. Winter 1869–70 — Frühjahr 1870]

[5]   [10]   [15]   [20]   [25]   [30]

[3 = P I 15a. Winter 1869–70 — Frühjahr 1870]

[10]   [20]   [30]   [40]   [50]
[60]   [70]   [80]   [90]

[4 = N I 1. August–September 1870]

[5]   [10]

[5 = U I 3–3a. September 1870 — Januar 1871]

[10]   [20]   [30]   [40]   [50]   [60]
[70]   [80]   [90]   [100]   [110]   [120]

[6 = U I 1. Ende 1870]

[5]   [10]   [15]

[7 = U I 2b. Ende 1870 — April 1871]

[10]   [20]   [30]   [40]   [50]   [60]
[70]   [80]   [90]   [100]   [110]   [120]
[130]   [140]   [150]   [160]   [170]   [180]
[190]   [200]

[8 = U I 5a. Winter 1870–71 — Herbst 1872]

[10]   [20]   [30]   [40]   [50]   [60]

[70] [80] [90] [100] [110] [120]

[9 = U I 4a. 1871]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150]

[10 = Mp XII 1c. Anfang 71]

Fragment einer erweiterten Form der „Geburt der Tragoedie“,

[11 = Mp XII 1b. Februar 71]

[12 = Mp XII 1d. Frühjahr 71]

[13 = Mp XII 1a. Frühjahr–Herbst 71]

[4] [7]

[14 = P I 16b. Frühjahr 1871 — Anfang 1872]

[5] [10] [15] [20] [25] [30]

[15 = U I 6a. Juli 1871]

[16 = P II 8b. Sommer 1871 — Frühjahr 1872]

[5] [10] [15] [20] [25]
[30] [35] [40] [45]

[17 = N I 2. September–Oktober 1871]

[5] [10]*

[18 = MP XII 2. Ende 1871 — Frühjahr 1872]

[5] [10]

[19 = P I 20b. Sommer 1872 — Anfang 1873]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]

[130] [140] [150] [160] [170] [180]
[190] [200] [210] [220] [230] [240]
[250] [260] [270] [280] [290] [300]
[310] [320] [330]*

[20 = MP XII 3. Sommer 1872]

[21 = U I 4b. Sommer 1872 — Anfang 1873]

[5] [10] [15] [20] [25]

[22 = N I 3a. September 1872]

[23 = Mp XII 4. Winter 1872–73]

[5] [10] [15] [20] [25]
[30] [35] [40] [45]

[24 = U II 7a. Winter 1872–73]

[5] [10]

[25 = P II 12b. 54. 55. 52. Winter 1872–73]

[26 = U I 5b. Frühjahr 1873]

[5] [10] [15] [20]

[27 = U II 1. Frühjahr–Herbst 1873]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70] [80]

[28 = MP XIII 1. Frühjahr–Herbst 1873]

[3] [6]

[29 = U II 2. Sommer–Herbst 1873]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150] [160] [170] [180]
[190] [200] [210] [220] [230]

[30 = U II 3. Herbst 1873 — Winter 1873–74]

[5] [10] [15] [20] [25] [30] [35]

[31 = Mp XIII 5. Herbst 1873 — Winter 1873–74]

[5] [10]

[32 = U II 5a. Anfang 1874 — Frühjahr 1874]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70] [80]

[33 = Mp XIII 4, 1–5. Januar–Februar 1874]

[5] [10] [15]

[34 = U II 6. Frühjahr–Sommer 1874]

[5] [10] [15] [20] [25] [30] [35] [40] [45]

[35 = Mp XIII 3. Frühjahr–Sommer 1874]

[5] [10]

[36 = U II 7b. Mai 1874]

[37 = U II 7c. P II 12a, 220. P II 12b, 59. 58. 56. Ende 1874]

[4] [8]

[38 = Mp XII 5. Ende 1874]

[4] [7]

[1 = P II 1b. Herbst 1869]

1[1]

Wer heutzutage von Aeschylus Sophocles Euripides spricht oder hört, der denkt unwillkürlich zunächst an sie als Litteraturpoeten, weil er sie aus dem Buche, im Original oder in der Übersetzung hat kennen lernen: dies ist aber ungefähr so als ob jemand vom Tannhäuser spricht und dabei das Textbuch und nichts mehr meint und versteht. Von jenen Männern soll also gesprochen werden, nicht als Librettisten: sondern als Operncomponisten. Doch weiss ich wohl, dass ich mit dem Worte „Oper“ Ihnen eine Carrikatur in die Hand gebe: wenn auch nur wenige von Ihnen das zuerst zugeben werden. Vielmehr bin ich zufrieden, wenn Sie am Schlusse überzeugt sind, dass unsere Opern gegenüber dem antiken Musikdrama nur Carikaturen sind.

Characteristisch ist schon der Ursprung. Die Oper ist ohne sinnliche Vorlage, nach einer abstracten Theorie entstanden, mit dem bewussten Willen, hiermit die Wirkungen des antiken Drama’s zu erzielen. Sie ist also ein künstlicher homunculus, in der That: der bösartige Kobold unserer Musikentwicklung. Hier haben wir ein warnendes Beispiel, was die directe Nachäffung des Alterthums schaden kann. Durch solche unnatürliche Experimente werden die Wurzeln einer unbewussten, aus dem Volksleben herauswachsenden Kunst abgeschnitten oder mindestens arg verstümmelt. Beispiele bietet die Entstehung des französischen Trauerspiels, das von vorn herein ein gelehrtes Product ist und die Quintessenz des Tragischen, ganz rein, in begrifflicher Abgezogenheit enthalten sollte. Auch in Deutschland ist seit der Reformation die natürliche Wurzel des Dramas, das Fastnachtsspiel untergraben worden: auf rein gelehrtem Wege wird bis auf die klassische Periode, und diese mit eingeschlossen, eine Neuschöpfung versucht. Hier haben wir zugleich einen Beleg dafür, dass auch in einer verfehlten und unnatürlich erwachsenen Kunstgattung, wie es das Schiller-Göthe’sche Drama ist, ein so unverwüstlicher Genius wie der deutsche sich Bahn bricht: dasselbe was die Geschichte der Oper erkennen lässt. Wenn die in der Tiefe schlummernde Kraft wahrhaft allmächtig ist, so überwindet sie auch solche fremdartige Einmischungen: unter dem mühsamsten, oft selbst convulsivischen Ringen kommt die Natur, freilich sehr spät, zum Siege. Will man aber kurz bezeichnen, was der überschwere Harnisch ist, unter dem alle modernen Künste so oft zusammenbrechen und so langsam und abirrend vorwärtsschreiten: so ist dies die Gelehrsamkeit, das bewusste Wissen und Vielwissen. Bei den Griechen gehen die Anfänge des Dramas in die unbegreiflichen Äusserungen von Volkstrieben zurück: in jenen orgiastischen Festfeiern des Dionysos herrschte ein solcher Grad von Ausser-sich-sein — von ἔκστασις, dass die Menschen sich wie Verwandelte und Verzauberte geberdeten und fühlten: Zustände, die auch dem deutschen Volksleben nicht fern geblieben sind, nur dass sie nicht zu solcher Blüthe sich aufgeschlossen haben: wenigstens erkenne ich in jenen S. Johann- und Veitstänzern, die in ungeheurer immer wachsender Masse tanzend und singend von Stadt zu Stadt zogen, nichts anderes als eine solche Dionysische Schwärmbewegung, mag man immerhin in der heutigen Medicin von jener Erscheinung als von einer Volksseuche des Mittelalters sprechen. Aus einer solchen Volksseuche ist das antike Musikdrama erblüht: und es ist das Unglück der modernen Künste, nicht aus solchem geheimnissvollen Quell zu stammen.

[«]

1[2]

Jene verfehlte Vorstellung, als ob das Drama seinen erhabenen hochlyrischen Character erst allmählich bekommen habe; als ob die Posse die Wurzel des Dramas sei. Es ist vielmehr die aufgeregte extatische Faschingslaune. Je mehr dieser Trieb abstirbt, um so kühler intriguanter familien-bürgerlicher wird das Schauspiel. Aus dem Schauspiel wird eine Art Schachspiel.

[«]

1[3]

Werth des griechischen Götterglaubens: er ließ sich mit leichter Hand bei Seite streifen und hinderte das Philosophiren nicht.

[«]

1[4]

Die Tragödie war ein Glaube an die hellenische Unsterblichkeit, vor der Geburt. Als man diesen Glauben aufgab, dann schwand auch die Hoffnung auf die hellenische Unsterblichkeit.

[«]

1[5]

Odysseus ist allmählich zum schlauen Sclaven geworden (in der Komödie).

[«]

1[6]

Das Gelächter war die Seele der neueren Komödie,

der Schauer die des Musikdramas.

Sophocles als Greis der Tragödie.
Tod der Tragödie mit dem Oedipus Coloneus, im Haine der Furien.
Sophocles erreicht als Einzelner einen ruhigen Punkt. „Rasender Dämon“.
Zeit des Sophocles ist die der Auflösung.
Die Rhetorik überwindet den Dialog.
Der Dithyramb wird der Tummelplatz der spezifischen Musiker: eine künstliche zweite Geburt des Musikdrama’s vollzieht sich. Nachblüthe. Jetzt scheidet die Musik ganz von der Tragödie: und alle idealistische Neigung.

[«]

1[7]

Socrates und die Tragödie.

— Euripides bei der neueren Komödie beliebt und einflußreich: er hat den Leuten eine Sprache gegeben: er läßt den Zuschauer in die Tragödie. Bis dahin eine ideale Vergangenheit des Hellenenthums: jetzt sieht sich Athen im Spiegel.

Sophocles Aeschylus κομποί, Euripides κατάτεχνον. Sein Standpunkt als dichtender Kritiker und Zuschauer: in der Einheit im Prolog in der Musik usw. rhetorische Wechselreden.

— Aristophanes' Zusammenstellung. Sophocles ist „zweiter".
— Er thut das Rechte, wissentlich.
— Sokrates in Verdacht ihm zu helfen: sein Freund und Theatergänger.
— Nach dem Orakel noch weiser, nach der Seite des Bewußten.
— Mißachtung des Unbewußten im Menschen (in der Disputation) und im Künstler (Apologie). Vertreibung der Künstler aus dem platonischen Staate von Plato, der den Wahnsinn anerkennt, aber ihn ironisirt. Der Tragödiendichter zugleich Komödiendichter. Nur der Philosoph ist Dichter.
— Hiernach gehört Socrates zu den Sophisten. Das Dämonion („treibe Musik"), verkehrte Welt. (Sein Tod nicht tragisch.)
— Einfluß des Socratismus auf die Vernichtung der Form bei Plato, bei den Cynikern. (Er selbst nicht-schreibend.)
— Der Dialog der Tragödie: die Dialektik dringt in die Helden der Bühne, sie sterben an einer Superfötation des Logischen. Euripides ist naiv darin. Die Dialektik erstreckt sich auf den Bau: die Intrigue. Odysseus: Prometheus. Der Sklave.
— Die unentwickelte Ethik: Bewußtsein ist zu mächtig und zwar optimistisch. Dies vernichtet die pessimistische Tragödie.
— Die Musik ist nicht in den Dialog und den Monolog gedrungen: anders bei Shakespeare. Die Musik als Mutter der Tragödie.
— Auseinanderfallen der Künste: Zeitpunkt vor Sophokles: die absolute Kunst ist Anzeichen, daß der Baum die Früchte nicht mehr halten kann: zugleich Verfall der Künste. Die Poesie zur Politik, Rede. Das Reich der Prosa beginnt. Früher selbst in der Prosa die Poesie. Heraclit, die Pythia. Democrit. Empedocles.

[«]

1[8]

Der Sokratismus unsrer Zeit ist der Glaube an das Fertigsein: die Kunst ist fertig, die Aesthetik ist fertig. Die Dialektik der Recensenten ist die Presse, die Ethik die optimistische Zurechtstutzung der christlichen Weltanschauung. Der

Sokratismus ohne Sinn für das Vaterland, sondern nur für den Staat. Ohne Mitgefühl für die Zukunft der germanischen Kunst.

[«]

1[9]

Wunderbare Gesundheit der griechischen Dichtkunst (und Musik): es giebt nicht Gattungen neben einander, sondern nur Vorstufe und Erfüllung, schließlich Verfall, d.h. hier Auseinanderfallen des bisher aus einem Triebe Erwachsenen.

[«]

1[10]

Einleitung in die griechische Litteratur.

Der Gesammtkörper im Wachsen und Verfallen.

[«]

1[11]

Ich zeige eine Karikatur. Nicht in der Meinung, daß alle sie als Karikatur erkennen: Hoffnung daß am Schluß sie jedermann als Karikatur klar sein wird.

Wesen, später Verfall.

[«]

1[12]

1. Naturgemäßer Ursprung.
2. Religiöser Inhalt und feierliche Stimmung.
3. Periodische Aufführungen.
4. Volkstheater, daher ungeheure Dimension.
5. Innere Einheit, auch zwischen Musik und Wort.

[«]

1[13]

Aeschylus hat den freien Faltenwurf des Gemüths aufgebracht.

[«]

1[14]

Das Dekorationswesen der antiken Bühne war ganz ähnlich der uraltgeheiligten Ausstattung der Tempelbezirke.

[«]

1[15]

Socrates war das Element in der Tragödie, überhaupt dem Musikdrama, das sie auflöste: bevor Socrates lebte.

Der Mangel der Musik, andernseits die übertrieben monologische Entwicklung des Gefühls nöthigte das Hervortreten der Dialektik heraus:

das musikalische Pathos im Dialog fehlt.

Das antike Musikdrama geht an den Mängeln des Princips zu Grunde.

Mangel des Orchesters: es gab kein Mittel, die Situation der singenden Welt festzuhalten.

Der Chor herrscht musikalisch vor.

[«]

1[16]

Musikdrama und Oper

Ersteres ein Ansatz zum Rechten, letztere hat ihr Leben nicht in der Sphäre der Kunst, sondern der Künstlichkeit.

[«]

1[17]

Aeschylus erfand die Zierlichkeit und den Anstand der Toga, dem hierin die Priester und die Fackelträger folgten. Vorher barbarisirten die Griechen in ihrer Kleidung und kannten den freien Faltenwurf nicht.

Drei Grundformen: Schurz Hemd Überwurf.

Frauenrock und Männerhose haben diesen Ursprung aus dem Schurz.

Der Chiton aus dem Hemd: die katholische Priestertracht ist der asiatische doppelte Chiton.

Der Überwurf in Asien ein Umschlagtuch (Kashmirshawls bei unseren Damen).

Übergang zur freien Draperie war das Resultat eines plötzlichen Auffassens des Kunstschönen: der ganze Aufschwung Griechenlands war ein plötzlicher, nachdem es lange hinter den civilisirteren Nachbarvölkern zurückgeblieben war.

Polychrome Anschauung der antiken Architectur und Plastik, wonach sie nicht nackt, mit der Farbe des Stoffes, der in Anwendung kam, sondern mit einem farbigen Überzug bekleidet erscheint.

Souveräne Verachtung der barbarischen Kunst, uneingedenk der Bewunderung, welche die Hellenen selbst Herodot Xenophon Ktesias Polybios Diodor Strabo der Grösse und Harmonie dieser barbarischen Werke zollen.

Das hellenische Schiedsgericht muss als Maassstab der Schätzung jener Werke dienen. Aber man ist hellenischer gesinnt als die Hellenen: Barbarenthum eine Art modificirter Menschenfresserei.

[«]

1[18]

Die Autorität eines Kunstwerkes hieng bei den Alten sehr von der Magnificenz der Erbauung, den Kosten des dazu genommenen Stoffes und der Schwierigkeit der Bearbeitung ab.

Theure, Schwierigkeit der Bearbeitung, Seltenheit des Stoffs.

Der Tempel zu Delphi ungefähr 520 v. Chr. vollendet.

[«]

1[19]

Berühmter Wettkampf zwischen Apelles und Protogenes
Semper, „Textile Kunst“, p. 470. Plinius, XXXV 10

[«]

1[20]

Es muß nur ein Deutscher wieder ein neues Gebiet ungeheuren Fleißes, aber mit wenig Geist zu verwaltendes, aufgedeckt haben: so ist er berühmt, denn er findet zahllose Nachfolger. Daher der Ruhm Otto Jahn’s, des so guten stumpfen aufschwunglosen Mannes.

[«]

1[21]

„Der Karnevalskerzendunst ist die wahre Atmosphäre der Kunst.“ Semper, p. 231.

[«]

1[22]

Welche Zeit des Schauspielerthums, als Sophocles und Aeschylus selbst die ersten Rollen spielten!

[«]

1[23]

Zur griechischen Philosophen- und Dichtergeschichte.

Heft I.

Homer als Wettkämpfer.

Heft II.

Zur Philosophengeschichte.

Heft III.

Aesthetik des Aeschylus.

Heft IV.

— — —

[«]

1[24]

Socrates ist der ideale „Naseweise“: ein Ausdruck, der mit dem nöthigen Zartsinn aufgefaßt werden muß.

Socrates als der „Nichtschreiber“: er will nichts mittheilen, sondern nur erfragen.

[«]

1[25]

Trivilität des Prozesses: außerordentlich naiver Stand des Socrates, des fanatischen Dialektikers.

Die Vernichtung der Form durch den Inhalt: richtiger der künstlerischen Arabeske durch die gerade Linie.

Der Sokratismus vernichtete bei Plato bereits die Form, noch mehr die Stilgattungen bei den Cynikern.

[«]

1[26]

Die Entwicklung der Opernmelodie ist Heidenthum in der Musik.

[«]

1[27]

Die absolute Musik und das Alltagsdrama: die beiden auseinandergerissenen Stücke des Musikdramas.

Die glücklichste Stufe war der Dithyramb und noch die ältere aeschyleische Tragödie.

In Socrates dringt das Princip der Wissenschaft ein: damit Kampf und Vernichtung des Unbewußten.

[«]

1[28]

Das griechische Musikdrama.

Das Musikdrama selbst:	2t. die Vernichtung. Mangel einer vertieften Ethik.

Entwicklung der modernen Musik künstlich.

Unendliche Differenz zwischen der aesthetischen Erkenntniß und dem wirklichen Schaffen bei den Griechen.

Daher war das Wachsen der Kunstgattungen natürlich richtig.

Das Wachsen der Kunstgattungen aus einander: jede aufgeblühte vernichtet die frühere Stufe.

Wir haben nur nachgeahmte Dichtungsarten.

Das Musikdrama ist der Höhepunkt: es wird aufgelöst durch die erweiterte Reflexion und stillestehende ethische Entwicklung.

[«]

1[29]

Das Griechenthum hat für uns den Werth wie die Heiligen für die Katholiken.

[«]

1[30]

Schönstes deutsches Wort zur Bezeichnung des Ehrenmannes (13. Jahrhundert vom Meier Helmbrecht): „Willst du mir folgen, so baue mit dem Pfluge! dann genießen deiner viele, dein geneußt sicherlich der Arme und der Reiche, dein geneußt der Wolf und der Aar und sicherlich alle Kreatur.“ Uhland, p. 72.

Rührender Bannspruch gegen die Feldmäuse vom Jahre 1519. „Für die Abziehenden sicheres Geleit vor Hunden und Katzen, auch den trächtigen und ganz kleinen Mäuschen ein Aufschub von 14 Tagen bewilligt.“

[«]

1[31]

Das Poetische, abstrahirt aus dem Epos und der Lyrik, kann unmöglich zugleich die Gesetze für die dramatische Poesie enthalten. Dort wird alles auf die nachschaffende Phantasie des Hörers hin gesagt: hier ist alles gegenwärtig und anschaulich: die Phantasie wird niedergehalten durch die wechselnden Bilder.

[«]

1[32]

Die einzellebenden Germanen sahen im Gerichtskampf- und Wechselrede ein Drama: ihre älteste dramatische Dichtung ist nach dieser Analogie, z.B. die Wechselrede von Sommer und Winter, bis Frau Venus den Streit schlichtet (Uhland, p. 21).

[«]

1[33]

Der Sturz vom Leukadischen Felsen hat eine Parallele bei den Veitstänzern, die in wilde Ströme sprangen, bei den Tänzern der Tarantella: „zum Meere tragt mich, wenn ihr mich heilen wollt, zum Meere hinweg! So liebt mich meine Schöne. Zum Meere, zum Meere! Solang ich lebe, lieb ich dich!“ Uhland, p. 402.

[«]

1[34]

Die orgiastischen Züge des Dionysos haben ein Ebenbild in den S. Johann- und S. Veitstänzern (Köln. Chron., gedruckt 1491): „Here sent Johan, so so vrisch ind vro here sent Johan“ war der Refrain ihrer Lieder. Cf. Hecker, die Tanzwuth eine Volkskrankheit im Mittelalter, Berlin 1832.

[«]

1[35]

Das Vermögen der Vogelstimme, den Heldengeist zu wecken. Die Nachtigall ruft occhi occhi schlag todt, fier fier schlag zu.

Verwaisten heimatlosen Heldensöhnen wird die Stimme der Wildniß vernehmlich.

[«]

1[36]

Ein griechisches Scolion: Wär’ ich doch nur eine goldene Leier usw. hat viel Ähnlichkeit mit deutschen Wunschliedern. Uhland, p. 282.

[«]

1[37]

Der platte und dumme Gervinus hat es als einen „seltsamen Fehlgriff“ von Schiller bezeichnet, daß er dem Schönen der Erde das Loos der Vernichtung zutheile.

[«]

1[38]

„Die poetische Muse Shakespeare’s hat noch eine Begleiterin bei sich, die Musik: die Goethes — die Plastik.“ Enorm!

[«]

1[39]

Die Zartheit der Empfindung und die Neigung zur Symbolik ließ ihm auch die unbedeutende Handlung bedeutsam erscheinen. Darum unbühnengemäß.

[«]

1[40]

Der griechische Chor einmal der lebendige Resonanzboden, sodann das Schallrohr, durch das der Akteur seine Empfindung colossalisch dem Zuschauer zuschreit, drittens der lautgewordene lyrisch gestimmte leidenschaftliche singende Zuschauer.

[«]

1[41]

1549 sagt ein Italiäner: sie gleichen eher den Katzen im Januar als den duftenden Blumen des Maimonds.

1564 forderte eine Kommision von acht Cardinälen, daß die heiligen Worte des Gesanges unausgesetzt und deutlich müßten vernommen werden. Dieser Forderung entsprach Palestrina.

Die Kompositionen Palestrina’s sind auf eine bestimmte Umgebung berechnet, in eine bestimmte Stelle im Kult hineingedacht. Dramatischer Charakter der liturgischen Handlungen.

Die Formen des künstlichen Satzes haben aufgehört Selbstzweck zu sein: sie sind Mittel zum Ausdruck.

In der Totalität des Werkes ist der Ausdruck zu suchen. Die Werke wurden regelmäßig wiederholt Sonntag für Sonntag und deshalb sehr vertraut.

Wichtig ob ein Werk für eine einmalige Aufführung geschaffen ist oder für eine wiederholte: die Dramen der Griechen waren durchaus für einmaliges Hören gedichtet und componirt: und wurden unmittelbar darauf auch beurtheilt.

Furchtbarer Kampf der Melodie und Harmonie: letztere drang in das Volk und verbreitete überall den mehrstimmigen Gesang, so daß der einstimmige ganz verloren gieng: damit zugleich die Melodie.

Die dramatische Chormusik der Griechen ist ebenfalls jünger als der Einzelgesang und doch etwas ganz anderes als der eben erwähnte Chorgesang: sie war unisono: also nur die fünfzigfach verstärkte Einzelstimme. Einen Kampf von Melodie und Harmonie haben die Griechen nie erlebt.

[«]

1[42]

1600 wird die Melodie neu entdeckt.

[«]

1[43]

Die griechische Tragödie fand in Sokrates ihre Vernichtung.

Das Unbewußte ist größer als das Nichtwissen des Sokrates.

Das Dämonion ist das Unbewußte, das aber nur hindernd dem Bewußten hier und da entgegentritt: das wirkt aber nicht produktiv, sondern nur kritisch. Sonderbarste verkehrte Welt! Sonst ist das Unbewußte immer das Produktive, das Bewußte das Kritische.

Plato's Austreibung der Künstler und Dichter ist Consequenz.

Das delphische Orakel vertheilt den Preis der Weisheit nach der Bewußtheit.

Der Prozeß hat nichts Weltgeschichtliches.

[«]

1[44]

Socrates und die griechische Tragödie.

Euripides als Kritiker seiner Vorgänger. Einzelheiten: Prolog, Einheit.

Euripides der dramatische Sokrates.

Sokrates Fanatiker der Dialektik.

Sokrates Vernichter der Tragödie.

Es wird Aristophanes Recht gegeben: Socrates gehörte zu den Sophisten.

Aeschylus thut das Rechte, ohne es zu wissen: Sophokles glaubt also das Rechte wissend zu thun. Euripides meint, Sophokles habe unbewußt das Unrichtige gethan: er wissend das Richtige. Das Wissen des Sophokles war nur technischer Art: Socrates hatte volles Recht ihm entgegenzutreten.

In der Stufenfolge der göttlichen Bewußtheit bezeichnete das Delphische Orakel Sophocles als unweiser als Euripides.

[«]

1[45]

Wir sind leider gewöhnt, die Künste in der Vereinzelung zu genießen: Wahnsinn der Gemäldegalerie und des Konzertsaals. Die absoluten Künste sind eine traurige moderne Unart. Es fällt alles auseinander. Es giebt keine Organisationen, die die Künste als Kunst zusammen pflegen, d.h. also die Gebiete, wo die Künste zusammengehen.

Jede Kunst hat ein Stück des Wegs allein und ein andres wo sie mit den andern Künsten zusammengeht.

In der neueren Zeit sind z.B. die großen italienischen trionfi solche Vereinigungen der Künste. Das antike Musikdrama hat ein Analogon in dem katholischen Hochamt: nur daß die Handlung nur noch symbolisch oder gar nur erzählend dargestellt wird. Dies vermittelt allein noch eine Vorstellung vom antiken Theatergenuß zur aeschyleischen Zeit: nur daß alles viel heller sonniger zutrauensvoller klarer war, freilich auch weniger innerlich, intensiv, räthselvoll — unendlich.

[«]

1[46]

Wodurch unterscheidet sich die Rhythmik der Bewegung und die Rhythmik der Ruhe (d.h. Anschauung)? Große Verhältnisse der Rhythmik können nur von der

Anschauung gefaßt werden. Dagegen ist die Rhythmik der Bewegung im Einzelnen und Kleinsten viel exakter und mathematischer. Der Takt ist ihr eigenthümlich.

[«]

1[47]

Was ist Kunst? Die Fähigkeit die Welt des Willens zu erzeugen ohne Willen? Nein. Die Welt des Willens wieder zu erzeugen, ohne daß das Produkt wieder will. Also es gilt Erzeugung des Willenlosen durch Willen und instinktiv. Mit Bewußtsein nennt man dies Handwerk. Dagegen leuchtet die Verwandtschaft mit der Zeugung ein, nur daß hier das Willensvolle wieder entsteht.

[«]

1[48]

Ist es nur Zartsinn, daß alles Ergreifendste auf der attischen Bühne nicht dargestellt wurde? Also: es wurde nicht eigentlich gehandelt, sondern nur so viel gesagt und gethan, was der Handlung vorangieng und nachfolgte. Umgekehrt die englische Bühne.

[«]

1[49]

Was thut die Musik? Sie löst eine Anschauung in Willen auf.

Sie enthält die allgemeinen Formen aller Begehrungszustände: sie ist durch und durch Symbolik der Triebe, und als solche in ihren einfachsten Formen (Takt, Rhythmus) durchaus und jedermann verständlich.

Sie ist also immer allgemeiner als jede einzelne Handlung: deshalb ist sie uns verständlicher als jede einzelne Handlung: die Musik ist also der Schlüssel zum Drama.

Die Forderung der Einheit, unberechtigt wie wir sahen, ist die Quelle aller Verkehrtheiten der Oper und des Liedes. Man sah die Unmöglichkeit nun die Einheit des Ganzen herzustellen: jetzt schritt man dazu, die Einheit in die

Stücke zu legen und das Ganze in lauter auseinanderlegbare absolute Stücke zu zerstückeln.

Parallel geht der Schritt des Euripides, der auch in das Einzelstück des Dramas die Einheit legt.

Das griechische Musikdrama ist eine Vorstufe der absoluten Musik, eine Form in dem ganzen Prozeß. Die lyrisch-musikalischen Partien sind zunächst allgemeinen beschaulich-objektiven Inhalts: Leiden und Freuden, Triebe und Verabscheuungen aller darstellend. Der Anlaß hierzu wurde vom Dichter imaginirt: weil er keine absolute Musik und Lyrik kannte. Er fingirte einen vergangenen Zustand, indem diese oder jene allgemeine Stimmung ihren lyrisch-musikalischen Ausdruck verlangte. Dies mußte ein Zustand verwandter anheimelnder Wesen sein: nichts ist aber verwandter als die mythische Welt, eine Spiegelung unsrer allgemeinsten Zustände in einer idealen und idealisirenden Vergangenheit gesehn. Hiermit behauptet also der Dichter die Allgemeinheit der musikalisch-lyrischen Stimmungen für alle Zeiten, d.h. er thut einen Schritt zur absoluten Musik.

Dies ist die Grenze der antiken Musik: sie bleibt Gelegenheitsmusik, d.h. man nimmt an, es gebe bestimmte musikalische Zustände und wiederum unmusikalische Zustände. Der Zustand, in dem der Mensch singt, galt als Maßstab.

Auf diese Weise erhielt man zwei Welten nebeneinander, die ungefähr miteinander alternirten, so daß die des Auges verschwand, wenn die des Ohres begann und umgekehrt. Die Handlung diente nur, um zum Leiden zu kommen, und der Ausguß des Pathos machte wieder eine neue Handlung nöthig. Die Konsequenz war, daß man nicht die Vermittlung der beiden Welten, sondern ihre scharfe Gegenüberstellung suchte: hatte man dem Gemüth sein Reich abgesteckt, so sollte nun auch der Verstand zu Rechte kommen; Euripides führte die Dialektik, den Ton der Gerichtshalle, ein in den Dialog.

Wir sehen hier die ärgerliche Konsequenz: trennt man Gemüth und Verstand, Musik und Handlung, Intellekt und Willen unnatürlich von einander, so verkümmert jeder abgetrennte Theil. Und so entstand die absolute Musik und das Familiendrama, aus dem auseinandergerissenen Musikdrama der Alten.

[«]

1[50]

Einheit des Dichters und Komponisten. Unsre Gegenwart wäre zuerst befähigt diese Einheit zu begreifen, da wir einen Vermittler zwischen uns und der Idee haben (das was die Katholischen einen Heiligen, ein klassisches exemplum nennen), wenn unsre Zeit nicht in Schrecken gerathen wäre beim Hervorbrechen der allgewaltigen Naturkraft und durch Korybantenlärm ihrer Furcht sich zu entledigen suchte: indeß lebt und stirbt der Heilige, ungekannt, doch der Nachwelt zum rührenden Gedächtniß!

[«]

1[51]

Die rührende Theilname für das Thier geht bei Richard Wagner bis zum Krampf. — Einer der jüdischen Feinde Richard Wagner's hatte ihm brieflich ein neues Germanenthum angekündigt, das jüdische Germanenthum.

[«]

1[52]

Das Höchste, was die bewußte Ethik der Alten erreicht hat, ist die Theorie der Freundschaft: dies ist gewiß ein Zeichen einer recht queren Entwicklung des ethischen Denkens, dank dem Musageten Sokrates!

[«]

1[53]

Die Forderung der Einheit im Drama ist die des ungeduldigen Willens, der nicht ruhig anschauen, sondern auf der eingeschlagenen Bahn zu Ende ungehemmt stürmen will. Die schöne Komposition des Drama's: man ist versucht und verführt, die Reihe der Scenen sich als Gemälde neben einander zu stellen und dies Gesammtbild seiner Komposition nach zu untersuchen. Dies ist eine wirkliche Verwirrung von Kunstprincipien: insofern man die Gesetze für das Nebeneinander auf das Nacheinander anwendet.

Das reine Nacheinander wolle man nicht überschauen: z.B. ein Musikstück: es ist ein Fehler, hier von einer Architektonik des Ganzen zu reden;

ebenso beim Drama. Wo liegen die Gesetze des Nacheinanders? Z.B. in den Farben, die sich gegenseitig herausfordern, in den Dissonanzen, die eine Auflösung verlangen, in der Folge von Gemüthsstimmungen.

Scheinbare Einheiten z.B. viele Sinfonien. Es sind vier Theile, deren Grundcharakter eine schablonenmäßige Einheit bildet. Man verlangt nach einem feurigen Allegro nach einem erhabenen oder zärtlichen Adagio; jetzt vielleicht nach einer Humoreske; endlich nach einem Bachanal. Ähnlich schon sind die Kontraste im Nomos Pythios des Sakadas.

Das Nacheinander drückt den Willen aus, das Nebeneinander das Beruhen im Anschauen.

Woher stammt nun die thatsächliche Bemühung der griechischen Dramatiker nach Einheit? Besonders da eine Philosophie noch keine Forderungen stellte?

Wunderbare Zeit, in der die Künste sich noch entwickelten, ohne daß der Künstler fertige Kunsttheorien vorfand!

So ein antikes Drama ist ein großes Musikwerk: man genoß aber die Musik nie absolut, sondern immer hineingestellt in die Verbindung mit Kult und Umgebung, oder Gesellschaft. Es war kurz Gelegenheitsmusik. Höchst wichtige Einsicht! Der verbindende Dialog ist nur der Gelegenheitsmacher; nämlich für die Musikstücke, deren jedes seinen scharfen Gelegenheitscharakter festhielt: Einheit der Empfindung, gleiche Höhe der Erregung.

[«]

1[54]

Die ursprüngliche Tragödie enthält und fordert verschiedene Einheiten: die des musikalisch-lyrischen Theils: die der epischen Erzählung, die der mimischen Bilder.

Auch für den Anblick giebt es zwei Welten, die neben einander ihren Lauf gehen, im Parallelismus, nicht in Einheit: die Welt der Bühne und die der Orchestra.

Die Griechen kennen aber auch die absolute Statue nicht: sie ist eben so mit der Architektur in Parallelismus gesetzt, wie die Bühne mit dem Chor.

Moderne Unart, die Künste theoretisch auseinandergehalten als einzelne genießen zu müssen: zusammenhängend mit der Ausbildung der Einzelfähigkeit. Charakteristisch für das Hellenische ist die Harmonie, für die Modernen die Melodie (als absoluter Charakter).

[«]

1[55]

Der Tragiker ist der Langenweile mehr ausgesetzt als der Epiker, da dieser viel mehr Abwechslung bringen dürfe.

[«]

1[56]

Warum gieng das Drama der Griechen nicht aus von der dargestellten Epik?

Wichtigst. Die Handlung kam in die Tragödie erst mit dem Dialog. Dies zeigt, wie es in dieser Kunstart von vornherein gar nicht abgesehn war auf das δρᾶν: sondern auf das πάθος. Es war zunächst nichts als objektive Lyrik, d.h. ein Lied aus dem Zustande bestimmter mythologischer Wesen heraus, daher auch im Kostüm derselben. Zuerst gaben sie selbst den Grund ihrer lyrischen Stimmungen an: später trat eine Person heraus: hierdurch konnte man einen Kyklus von Chorliedern in eine stoffliche Einheit bringen. Die heraustretende Person erzählte die Hauptaktionen: bei jedem wichtigen erzählten Ereigniß erfolgte der lyrische Ausbruch. Diese Person wurde nun ebenfalls kostümirt: und als Herr des Chors gedacht, als Gott, der seine Thaten erzählt. Also

Liedercyklen für Chor, mit verbindender Erzählung: dies der Ursprung des griechischen Drama's.

Der kunstgerecht componirte Zug, das προσόδιον: hat dies nicht einen Einfluß auf das Drama? Nur daß der Zuschauer kein begleitender, sondern ein sitzender ist? Vielleicht ist die Komödie daraus entstanden, vielleicht auch die Tragödie: der Sinn ist: immer neue Gruppen mit neuen Liedern, das Ganze aber doch eine Einheit, eine Geschichte darstellend. Man vergleiche die Darstellungen auf Basreliefs.

Vorausgesetzt für solche maskirte Züge die Allgemeinverständlichkeit der Grundlage, des mythischen Stoffs.

[«]

1[57]

Zum Satyrspiel. Nachspiele, ein- oder zweiaktig, sind bei den Franzosen gebräuchlich. So auch die kleinen Farcen des Garrick. Hamlet, sagt Rapp, ist beinahe eine Parodie des antiken Dramas (Orestie).

[«]

1[58]

Als Grundmangel des Griechenthums charakterisirt Shakespeare in Troilus und Cressida die noch nicht erstarkten sittlichen Gewalten.

[«]

1[59]

Die Zeit des Euripides ist die der Götterdämmerung: er hat ein Gefühl davon.

Er wendet sich energisch gegen das delphische Orakel und die Wahrhaftigkeit des Apollo.

Die Bacchen an der Hofbühne des Archelaus aufgeführt.

[«]

1[60]

Die Römer sahen lange Zeit den Schauspielen stehend zu: das Sitzen galt als Verweichlichung.

[«]

1[61]

Das Grab des Euripides wurde vom Blitz getroffen, d.h. das Darinliegende ist ein Liebling der Götter, die Stätte heilig.

[«]

1[62]

„Die Kunst nicht für den privaten Genuß, nach antiker Auffassung: sie hat ihre Stelle in den Agonen und ist zur Ergötzung von vielen da. Das richtende Publikum zieht den Künstler herab.“ Euripides ist der ungewöhnliche Versuch, gegen den Strom zu schwimmen und seinen Lauf umzuändern. Der Philosoph konnte seine Werke der Zeit widmen: der Dichter des Musikdrama’s mußte auf die Gegenwart rechnen.

[«]

1[63]

τριλογία zeigt eine ältere Stufe: eine Verbindung des epischen Rhapsodenthums und der Lyrik. Dreimal trat der Rhapsode auf: und erzählte eine große Vergangenheit. Er alternirte mit dem Chor, der die lyrischen Momente feierte. Wichtig ist, daß der Rhapsode des Epos im Kostüm auftrat: später auch auf dem Theater.

[«]

1[64]

Passende Schlußworte für Euripides (Plat. Phaedr. 245, Schleiermacher): „die dritte Eingeistung und Wahnsinnigkeit von den Musen ergreift eine zarte und heilig geschonte Seele aufregend und befeuernd, und in festlichen Gesängen und andern Werken der Dichtkunst tausend Thaten der Vorfahren ausschmückend bildet sie die Nachkommen. Wer aber ohne diesen Wahnsinn der Musen in den Vorhallen der Dichtkunst sich einfindet, meinend er könne durch Kunst allein genug ein Dichter werden, ein solcher ist selbst ungeweiht, und auch seine, des Verständigen, Dichtung wird von der des Wahnsinnigen verdunkelt.“

[«]

1[65]

Nach Aristoteles hat die Wissenschaft nichts mit dem Enthusiasmus zu thun, da man sich auf diese ungewöhnliche Kraft nicht verlassen kann: das Kunstwerk ist Erzeugniß der Kunsteinsicht bei gehöriger Künstlernatur. Spießbürgerei!

[«]

1[66]

Die Einheit ist von vorn herein der Tragödie nicht eigenthümlich als τέλος: wohl aber liegt sie im Wege der Entwicklung, so daß sie gefunden werden mußte.

Was ist Einheit im lyrischen Gedicht? Die der Empfindung. Aber in größerer lyrischer Komposition?

[«]

1[67]

Sehr bedeutend ist die ältere Benennung der Komödie τρυγωδία „Mostgesang“: sie führt mich auf eine neue Ableitung von τραγωδία, nämlich „Essiggesang“. τάργανον ist „Essig“, also ταργωδία, verwandelt in τραγωδία. Dann fällt der Ursprung aus dem Satyrdrama: wesentlichst! Älteste Weinleselieder, die einen süß und ausgelassen wie Most, die andern herbe und zusammenziehend wie Essig. Dies sind nur Bilder, Unsinn daß Most die Belohnung des Siegers war.

Wichtig, daß in Sikyon dem Adrast Lieder gesungen werden, die erst offiziell auf Dionys übertragen werden. Dies waren doch keine Satyrdramen: was hatte Adrast mit Satyrn zu thun? Es waren eben Mysterien.

Gab es eine Form der Dichtung, in der wie in einem Keime Tragödie Satyrdrama und Komödie schlummerten?

Soll das Satyrdrama noch die Vorstufe für Tragödie und Komödie sein?

Ist nicht die Geburt der Tragödie aus dem Dithyramb eine falsche Folgerung aus der wirklichen Entwicklung des Dramas aus dem Dithyramb zu Zeiten des Timotheus usw.? Ist vielleicht daher die falsche Etymologie τράγων ᾠδή entstanden? Wichtig ist der Anstoß, den die Mysterien gegeben haben müssen. Die heilige Aktion mit Theatereffekten im geschlossenen Raume, bei Licht, mit Beleuchtungseffekten. Wahrscheinlich entstand das Drama als öffentliches Mysterium, als eine Reaktion gegen die Geheimthuerei der Priester, zum Schutze der Demokratie seitens der Obergewalt. Ich denke, die Tyrannen führen diese „öffentlichen Mysterien“ ein, aus Opposition gegen das Priesterthum der Mysterien. Von Pisistratus wissen wir, daß er Thespis begünstigte.

[«]

1[68]

Die ältesten Orgeln des Mittelalters hatten Tasten von der Breite eines halben Schuh und merkliche Zwischenräume und mußten mit den Fäusten oder Ellenbogen in Bewegung gesetzt werden.

Gegensatz des einstimmigen weltlichen Gesangs und der gelehrten Musik, die nur mehrstimmigen Gesang kennt. Die begleitenden Instrumente unisono mit der Stimme.

Die Chormusik entwickelt sich zuerst kunstmäßig. Nirgends aber Übereinstimmung zwischen Text und Musik. Dies gilt alles von den Niederländern. Absoluter Indifferentismus, ja Hohn gegen die Textesworte, die sinnlos durcheinander und verzerrt gesungen wurden.

Sehr originell, wie man dem Mangel an Ausdruck begegnete: man färbte die Noten mit der Farbe der Dinge, von denen die Rede war, Pflanzen Felder Weinberge grün, Licht und Sonne Purpur usw. Es war dies Litteraturmusik, Lesemusik. Höchst wichtig, daß auch die Musikentwicklung diesen unnatürlichen Weg gegangen ist, wie das deutsche Drama.

Allen diesen Standpunkten gegenüber sind die Griechen unvergängliche Muster.

Cardinal Domenico Capranica sagte dem Papst Nicolaus V: „wenn sie da zusammen singen, kommen sie mir vor, wie ein Sack voll kleiner Schweine, denn ich höre wohl einen furchtbaren Lärm und ein Quieken und Schreien durch einander, kann aber nicht einen einzigen artikulirten Laut unterscheiden."

[«]

1[69]

Der Ursprung aus dem Satyrdrama ist mir wunderlich fremd: doch sagt es ja der Name. Jedenfalls müssen Dithyramb und Phallika verschieden sein.

Und daß das Satyrspiel später wieder willkürlich-offiziell restaurirt wird? Ist das nicht μυθοποιία?

Die τραγωδία wird zunächst eine singende Gruppe im Kostüm gewesen sein.

Die Phallika eine wandernde Prozession mit Lied und Possenreissern. Also natürlich dialogisch vom Beginn, mit wechselnder Umgebung und immer neuen Anlässen zu Spott und Hohn, ganz persönlichster Art: ein Fastnachtsspiel, eine Mummerei durch die Stadt ziehend.

Sind vielleicht die ἐξάρχοντες τοῦ διθυράμβου die, welche zunächst das Ganze, die singende Gruppe zu erklären haben? Etwa in einem Euripideischen Prolog? Oder ist letzterer nur mit Unrecht als archaischer Prolog bezeichnet? Ich glaube. Wie kommt es, daß nur an den Dithyramb sich Schaustellungen anknüpfen, nicht an die Päane etc.?

[«]

1[70]

Die griechische Tragödie ist von maßvollster Phantasie: nicht aus Mangel an derselben, wie die Komödie beweist, sondern aus einem bewußten Princip. Gegensatz dazu die englische Tragödie mit ihrem phantastischen Realismus, viel jugendlicher, sinnlich ungestümer, dionysischer, traumtrunkener.

Der religiöse Chortanz mit seinem Andante umschränkte die Phantasie des griechischen Tragikers: lebende Bilder, nach den gemalten der Tempelwände.

Zu den lebenden Bildern Musik, andauernde: dies bedingt einen Gang der Entwicklung und ein pathetisches Gemüthsleben im Andante. Euripides will ausdrücklich nicht durch die Neuheit des Stoffs, durch die Überraschungen der Fabel packen: sondern durch die pathetischen Scenen, die er aus der dürren Fabel schafft. Vor allem aber will er durch den Prolog den Zuhörer belehren, wie er sich die Fabel gemodelt hat: damit der Zuhörer nicht mit falschen Präsumptionen dasitzt.

[«]

1[71]

Sehr wichtig, daß das Drama nicht unmittelbar aus dem Epos entspringt: wie dies bei dem englischen deutschen französischen Drama ist: sondern aus einer musikalisch-lyrischen Epik. Denken wir an den Pythios Nomos des Sakadas: zu dem, was hier die Musik darstellte, wurden Bilder gestellt: natürlich mußten bekannte Stoffe genommen werden, damit nicht zuviel zu entwickeln blieb, sondern der reine Gefühlserguß sich bald und leicht vor aller Augen und Gedächtniß motivirte. Mir scheint es, als ob die Komödie einen wesentlich andern Ursprung habe: von ihr beeinflußt bekommt die Tragödie das Dialogisch-Dialektische.

[«]

1[72]

Zum deus ex machina. In monarchischen Staaten wird der deus ex machina im Schauspiel häufig nur der Fürst sein: niemals in Athen. Die Könige der Griechen können allein die Tragik des Lebens recht verstehn, weil sie hoch genug gestellt sind: darum spielen die Perser am Hofe des Darius-Xerxes.

[«]

1[73]

Die vornehmen jungen Männer auf der englischen Bühne rauchten (1616 Todesjahr Shakespeares): ihre Stühle standen auf der Scene. Fletcher beklagt sich. — Man spielte nachmittags: der Bürgerstand aß um 11 Uhr zu Mittag, um 6 zu Abend: das Schauspiel fällt hinein.

[«]

1[74]

Shakespeare ist offenbar von seiner Gegenwart nicht hinreichend begriffen worden: dies beweisen die Liebhabereien des Publikums, die Parodien seiner Sachen usw.

[«]

1[75]

Auflösungen vor dem Richterstuhl des Königs, sehr häufig in der englischen Komödie, eine Art des deus ex machina.

[«]

1[76]

Wichtige Unterschiede der griechischen Theater: die Aufführungen waren periodisch — mit grossen Zwischenräumen: die Zuschauer nicht nach dem Range eingetheilt: das Ganze im Einklang und Zusammenklang mit der Volksreligion, mit dem Priesterthum: kein Gewinn an Geld war zu erhoffen für den Dichter: die Zuschauer waren Männer: jedenfalls die Richter ältere Männer: anständige Frauen waren ausgeschlossen: Aktion durchaus im Freien: Spielzeit am hellen Tage: wenige Schauspieler, die viel übernehmen mußten und Zeit haben mußten sich auszuruhn: Masken, keine individuellen Züge: ungeheure Dimensionen, daher viel plastische-langruhende Scenen: langsamster Rhythmus des Ganzen: Andante vorherrschend. Volkstheater durchaus.

[«]

1[77]

Die Passionen auf Wegen zur Wallfahrtsstätte: wenn man diese wandelnd denkt und den Zuschauer fest stehend, dann ein Vorspiel des Dramas.

[«]

1[78]

Ich komme immer wieder darauf, daß Euripides die Konsequenzen des Volksglaubens übertreibend ans Licht stellen wollte: vornehmlich in den Bacchen: er warnt vor den Mythen, zeigt z.B. Aphrodite, die einen reinen Jüngling zu Grunde richtet, Hera und Iris, die Herakles in Raserei versetzen, daß er Weib und Kind erwürgt. Sollte nicht Ironie sein der Vers der Bacchen?

Was fromme Väter uns gelehrt, was uns die Zeit
Vorlängst geheiligt, kein Vernünfteln stößt es um,
Auch wenns der höchste Menschengeist ausklügelte?

[«]

1[79]

Bernhardy nennt Euripides den Sprecher und Sittenmaler der Ochlokratie, seine Dichtung ihr ehrwürdiges Denkmal.

O. Müller bemerkt, Euripides fasse den Mythos nicht mehr wie eine Grundlage und Weissagung der Gegenwart, sondern ergreife nur die Gelegenheit, den Athenern durch den Preis ihrer Nationalhelden und die Schmähung der Heroen ihrer Feinde zu gefallen.

[«]

1[80]

Schnelligkeit der Entwicklung der Tragödie: Königin Elisabeth von England hat unter ihrer Regierung das Drama von der Marionette aufwärts bis zu der höchsten Höhe sich entwickeln sehn.

Das französische Theater des Mittelalters, die Mysterien, geistlichen und weltlichen Inhalts, stirbt aus mit dem Dialekt. Die Blüthe des deutschen Fastnachtspiels fällt ins 15te Jahrhundert. Es lebt noch im 16ten und stirbt in den Kämpfen der Reformation. Beide Litteraturen sind dialogisch: sie blühten ohne Folge.

Das spanische Theater in Portugal anhebend mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts, dann springt es über Andalusien nach Castilien, wo es nach kleinen Anfängen sich fast gleichzeitig mit der englischen Bühne entwickelt. Es entwickelt sich unangefochten, blüht durch's ganze 17te Jahrhundert und erst mit Eintritt des 18ten stirbt es an Erschöpfung. Es hat fast 200 Jahre gelebt.

Das altenglische Theater erhebt sich in der Mitte des 16ten Jahrhunderts und erreicht die Höhe mit dem Antritt des 17. Es stirbt in der Mitte dieses Jahrhunderts gewaltsam durch die politische Revolution. Seine Blüthe kaum 100 Jahre.

[«]

1[81]

Wichtigkeit der Volkstheater. In Spanien und England gieng das Theater von ganz volksthümlichen Grundlagen aus und wurde nach und nach Hoftheater. In Frankreich war das mittelalterliche Volksdrama mit dem Dialekt ausgestorben. Corneille bemächtigt sich auf rein gelehrtem Wege der Bühne und nimmt die fertige Form von Spanien herüber: das Unglück ist, daß <sie> von vorn herein

Hofbühne <war> und nie wieder die volksthümliche Basis fand. Das deutsche Fastnachtsspiel durch Reformation untergraben: jetzt isolirte Versuche von Gelehrten, bis auf Lessing. Jetzt Einfluß Shakespeares. Durch ihn ist sie der Beschränkung durch antike Nachahmung entgangen, welche die ursprünglich spanische Bühne der Franzosen in Fesseln schlug. (Vornehmheit der attischen Schauspiele.)

Einfluß der Weiber. Auf der altenglischen Bühne spielten Knaben die Weiberrollen und eben durch diese ursprünglich sittlichscheue Institution wurde die Darstellung in die maßloseste Indezenz getrieben. Aristophanes Zoten sind wilder Übermuth in einzelnen Ausbrüchen, gegenüber der Immoralität der letzten altenglischen Theaterschule.

[«]

1[82]

Winckelmann sagt, die Schönheit sei bei den Alten die Zunge an der Wage des Ausdrucks gewesen.

[«]

1[83]

Die Anmuth des Schrecklichen — die „furchtbaren Grazien“: nur den Alten recht bekannt.

[«]

1[84]

Faunische Züge der Verzweiflung: z.B. bei Kleist, siehe den Abschiedsbrief, oder das Bild Lessings über den Tod des Kleinen sammt der Mutter.

[«]

1[85]

Der Philosoph findet, wie der geplagte und todtmüde Oedipus, erst im Haine der Furien Ruhe und Frieden.

[«]

1[86]

Schlegel nennt die sophokleische Poesie einen heiligen Hain der dunkeln Schicksalsgöttinnen, worin Lorbeer, Oelbäume und Weinreben grünen und die Lieder der Nachtigallen unaufhörlich tönen.

[«]

1[87]

„Vollkommenheit in Kunst und Poesie verglichen mit dem Gipfel eines steilen Bergs, wo sich eine hinaufgewälzte Last nicht lange halten kann, sondern sogleich an der anderen Seite unaufhaltsam wieder hinunterrollt. Dies geht schnell und mit Leichtigkeit vor sich, es sieht sich bequem mit an, denn die Masse folgt ihrem natürlichen Hange: während das mühsame Hinanstreben ein gewissermaßen peinlicher Anblick ist.“

[«]

1[88]

Plato beschuldigt die tragischen Dichter, sie gäben die Menschen in die Gewalt der Leidenschaften und machten sie weichlich, indem sie ihren Helden übermäßige Klagen in den Mund legten.

[«]

1[89]

„Die Darstellung des Euripides nimmt sich Vertraulichkeiten gegen die Götter heraus.“

[«]

1[90]

Lessing über die Prologe: Euripides verlasse sich nur auf die Wirksamkeit der Situationen und habe nicht auf die Spannung der Neugier gerechnet. — Schlegel meint, man möchte diese Weise mit den Zetteln aus dem Munde der Figuren auf alten Gemälden vergleichen. Sehr mit Unrecht: ein historisches Bild ist so lange wirkungslos, so lange wir nicht die Personen in den Zusammenhang der Handlung gebracht haben: dies ist eine Aufgabe, die bei Gemälden gefordert werden darf, nicht bei vorübergehenden Schauspielen: denn so lange wir rechnen, genießen wir nicht.

Nach Schlegel erhoben sich die dei ex machina nur durch das Schweben der Maschine über die Menschen.

[«]

1[91]

II. Der Komiker Philemon sagt „wenn die Todten in der That noch Empfindung hätten, wie einige meinen, so ließe ich mich aufhängen, um den Euripides zu sehen.“

[«]

1[92]

Enormes Wagniß des Euripides, sich vom delphischen Orakel zu emancipiren. Trotzdem nach dem Orakel fast so weise als Socrates.

[«]

1[93]

II. Aristophanes sagt „o Leben und Menander, wer von euch beiden hat den andern nachgeahmt?“

[«]

1[94]

Lessing sagt: es ist ein durchaus ekler Anblick, eine Spinne die andre fressen zu sehn (zwei Kritiker die sich gegenseitig todt machen wollen).

[«]

1[95]

Schlegel sagt, die Furcht vor dem Lächerlichen sei das Gewissen der französischen Tragiker.

Die Furcht vor dem Schrecklichen das des bürgerlichen Rührstücks bei den Griechen.

[«]

1[96]

Zur Rhetorik bei Euripides: „die conventionelle Würde ist ein Panzer, welcher verhütet, daß der Schmerz ins Innerste dringt. Die Helden im französischen Trauerspiel gleichen den Königen auf altfränkischen Kupferstichen, welche sich mit Mantel Krone und Scepter zu Bett legen“.

[«]

1[97]

Schlegel findet die „Heiligkeit des Moments“ nicht genug geehrt: lyrische Ruhepunkte dafür in der alten Tragödie.

[«]

1[98]

Jeder Held und jede Heldin schleppt einen Vertrauten mit sich, wie einen diensthabenden Kammerherrn.

[«]

1[99]

Von vielen Euripideischen Prologen gilt, was Chaulieu von Crebillons Rhadamist sagt: „das Stück wäre vollkommen klar, hätte es nicht die Exposition.“

[«]

1[100]

Die Euripideische Tragödie ist ähnlich wie die französische nach einem abstrakten Begriff gebildet. Schlegel: „sie verlangten tragische Würde und Größe, tragische Situationen, Leidenschaften und Pathos, ganz nackt und rein, ohne allen fremdartigen Zusatz.“

[«]

1[101]

Euripides reflexirte: die Voraussetzungen muß jeder bereits haben, um von vorn herein lebhaft sympathisiren zu können. Muß er sie sich langsam aus- und zusammenrechnen, so geht das Gefühl inzwischen verloren: und was schlimmer ist, er verrechnet sich vielleicht. Darum der Prolog.

[«]

1[102]

„Wie füllte man die durch Weglassung des Lyrischen entstandene Lücke im französischen Drama aus? Durch Intrigue.“

[«]

1[103]

Die dumme Lehre von der poetischen Gerechtigkeit gehört ins bürgerliche Familienschauspiel, in die Wiederspiegelung des Philisterdaseins: sie ist der Tod der Tragödie.

[«]

1[104]

Gebrauch, daß vornehme Personen ihre Sitze auf der Scene selbst zu beiden Seiten hatten und den Schauspielern kaum die Breite von zehn Schritten zur Handlung ließen. Diesem „Chor“ zuliebe veränderte man nicht die Dekoration! Alle Theatereffekte bedürfen der Entfernung: also wurden sie unmöglich. Die Aufgabe war ein Oelgemälde wirksam zu machen, das mit dem Mikroskop angeschaut wurde. Die Bühne wird förmlich wie ein Vorzimmer.

[«]

1[105]

Ein Geist, der bei einer Mittagsmahlzeit erscheint, macht sich lächerlich. Schlegels glänzendes Bild: das homerische Epos ist in der Poesie was die halberhobene Arbeit in der Skulptur, die Tragödie was die freistehende Gruppe. — Das Basrelief ist gränzenlos, es läßt sich vor- und rückwärts weiter fortsetzen, weswegen die Alten auch am liebsten Gegenstände dazu gewählt, die sich ins Unbestimmbare ausdehnen lassen, als Opferzüge, Tänze, Reihen von Kämpfen usw. Deshalb haben sie auch an runden Flächen als an Vasen, am Fries einer Rotunde, Basreliefs angebracht, wo uns die beiden Enden durch die Krümmung entrückt werden und so, wie wir uns fortbewegen, eines erscheint und das andre verschwindet. Die Lesung der homerischen Gesänge gleicht gar sehr einem solchen Herumgehen, indem sie uns immer bei dem Vorliegenden festhalten und das Vorhergehende und Nachfolgende verschwinden lassen.

[«]

1[106]

- II. In Socrates der naive Rationalismus in dem Ethischen. Alles muß bewußt sein, um ethisch zu sein.
- II. Euripides ist der Dichter dieses naiven Rationalismus. Feind allem Instinktiven, sucht er das Absichtliche und Bewußte. Die Leute sind, wie <sie> sprechen, nicht mehr.
- II. Die Figuren des Sophokles und Aeschylus sind viel tiefer und größer als ihre Worte: sie stammeln über und von sich.
- II. Euripides schafft sich die Gestalten, indem er sie anatomisch entstehn läßt: es giebt nichts Verborgenes in ihnen.
- II. Sokrates ist in der Ethik dasselbe was Demokrit in der Physik ist: eine begeisterte Engherzigkeit, eine enthusiastische Oberflächlichkeit: doch spricht die Urtheile von „engherzig“ und „oberflächlich“ erst die deutsche Nachwelt, die instinktiv reicher und stärker ist als die hellenische: der Fanatiker der Erkenntniss.
- II. Euripides ist der erste Dramatiker, der einer bewußten Aesthetik folgt.
- II. Die Mythologie des Euripides als die idealistische Projection eines ethischen Rationalismus.
- II. Euripides hat von Socrates die Vereinzelung des Individuums gelernt.

[«]

1[107]

I. Der Chor in der Tragödie: Öffentlichkeit des ganzen Treibens: alles wird im Freien berathen.

I. Eine Nothwendigkeit, eine Gruppe von Männern oder Frauen zu erdenken, die mit den handelnden Personen eng verbunden sind. Nicht der ideale Zuschauer, sondern der lyrisch-musikalische Resonanzboden des Dramas, d.h. der Handelnden.

I. Es müssen häufige Anlässe gesucht werden zum Ausbruch des Massengefühls, also Gebetsstimmungen vornehmlich.

I. Der religiöse Ursprung und die Cultfeier hielt die Chorgesänge fest. Die Satyrn sind zuerst übergegangen in ernste nichtbacchische Figuren: der Ursprung des Tragisch-Ernsten liegt im Chor. Die Tragödien vertiefen die ganze heiter-homerisch-olympische Volksmythologie. Dem aeschyleischen Zeitalter gegenüber, einem sentimentalischen, ist das kyklisch-homerische naiv.

I. Die Typen der großen tragischen Gestalten sind die großen zeitgenössischen Männer: die aeschyleischen Helden haben mit Heraclit Verwandtschaft.

[«]

1[108]

Die ethische Philosophie der Tragiker: wie steht sie zu den anerkannten Philosophen? Äußerlich gar nicht (außer bei Euripides), man schied Poesie und Philosophie. Die Ethik gehörte der ersteren an: deshalb ein Theil der Pädagogik.

II. Das philosophische Drama des Plato gehört weder zur Tragödie noch zur Komödie: es fehlt der Chor, das Musikalische, das Religiöse des Motivs. Es ist vielmehr Epik und Schule Homers. Es ist der antike Roman. Vor allem nicht bestimmt zur Praxis, sondern zum Lesen: es ist eine Rhapsodie. Es ist das Litteraturdrama.

[«]

1[109]

Trilogie.

In der Blüthezeit Brauch, daß an den großen Dionysien (am Hauptfeste der dramatischen Aufführungen) von jedem Tragiker vier Dramen zur Aufführung kamen, drei Tragödien, ein Satyrdrama, während die Komödiendichter nur mit einem auftraten. Solche Listen sind uns mehrfach noch erhalten: zufällig nicht von Sophokles. Bei Euripides findet unter den Stücken kein Zusammenhang statt. Dagegen ausnahmslos bei Aeschylus. Orestie. Herstellung der Tetralogie. Aeschylus wählte also einen mythologischen Stoff, theilte ihn in vier Theile, drei Bilder tragisch-ernster Färbung, eine heitere Seite desselben Stoffes. Die dramatische Bewegung durch die Aufeinanderfolge der Dramen hergestellt: drei Akte. Das Satyrdrama Forderung des dionysischen Kultes.

[«]

1[110]

Alterthümliche Betrachtungen.

Die Aesthetik des Aristoteles.
Die Alterthumsstudien.
Zur Aesthetik der Tragiker I. II.
Homers Persönlichkeit.
Pessimismus im Alterthum.
Griechische Lyrik.
Demokrit.
Heraklit.
Pythagoras.
Empedokles.
Sokrates.

Blutrache.
Die Idee des Geschlechts.
Selbstmord.
Geselligkeit und Einsamkeit.
Handwerk und Kunst.
Freundschaft.
Hesiods Mythologie.
Die Philosophen als Künstler.

[«]

1[111]

Philologie der Gegenwart und Zukunft.
Litteraturgeschichte im Alterthum.
Homerfrage.
Musikdrama.
Socrates und das Drama.
Aristoteles’ Aesthetik.
Pessimismus.
Zur Aesthetik der Musik.

Das a priori construirte Hellenenthum.

[«]

1[112]

1870
April — Philologus: Democritea.
Februar — Fleckeisen: Fragmente des Alcidamas. Text.
März — Rheinisches Museum: Über die Form des Wettkampfes.
Mai usw. im Herbst: Vortrag: Hesiod-Homer, Wettkampf.

[«]

1[113]

Democritea. } 30 Seiten.
Laertiana.

[«]

1[114]

Zustand unterdrückter Idealität 1869. Erkenntniss dessen Weihnachten auf Tribschen.

[«]

[2 = P I 14b. Winter 1869–70 — Frühjahr 1870]

2[1]

Das Christenthum, ursprünglich Sache des Talentes, mußte demokratisirt werden. Langsames Ringen zur Weltreligion, nur indem alles Vertiefte, Esoterische, dem Einzelnen Talentvollen Zugängliche exstirpirt wurde. — Dadurch trat auch der Optimismus wieder hinein, ohne den eine Weltreligion sich nicht halten kann. Purgatorio und κατάστασις sind seine Schöpfungen.

[«]

2[2]

Das certamen Hesiodi et Homeri.
Die Homerfrage.
Die Hesiodfrage.
Demokrit und die Vorplatoniker.
Sokrates und die Tragödie.
Freundschaftsbegriff.
Musik und Cultus.
Die christliche Religion als ethische Demokratie.
Platonische Frage.
Die aristotelische Aesthetik.
Delphi als Herd der Staatsreligion.
Der Bacchuskult und der Alexanderzug.
Der platonische Staat (der kretische Staat als Musikstaat).

[«]

2[3]

Die Demokratie als Rationalism siegend und kämpfend mit dem Instinkt: letzterer verzerrt sich.

[«]

2[4]

Einleitung. „Der Lehrer“. (Das Germanenthum.)
Die Sklaverei etwas Instinktives im Hellenenthum.
Idealisirung des Geschlechtstriebes bei Plato.
Alexandrinismus der römischen Dichtung.
Das ägyptisirende Hellenenthum.

[«]

2[5]

Das Christenthum siegte als unmystische Offenbarungsreligion über eine ganz mystisch gewordene Welt.

Ungeheure Einwirkung der Wissenschaft: für den θεωρητικός mußte erst eine Lebensart geschaffen werden: im echten Griechenland war er unmöglich.

[«]

2[6]

Die hellenischen Wahnvorstellungen als nothwendige und für das Hellenenthum heilsame Vorkehrungen des Instinktes.

Das Griechenthum muß nach den Perserkriegen zu Grunde gehn. Jene waren das Erzeugniß starker und im Grunde unhellenischer Idealität. Das Grundelement, der heiß und glühend geliebte Kleinstaat, der sich im Ringkampf mit den anderen bethätigte, war bei jenem Kriege überwunden worden, vor allem ethisch. Bis zu ihm existierte nur der trojanische Krieg. Nach ihm der Alexanderzug.

Die Sage hatte die Trojaner hellenisirt: es war jener Krieg ein Wettspiel der hellenischen Götter.

Höhepunkt der Philosophie bei den Eleaten und Empedocles.

Der „Wille“ des Hellenischen ist mit dem Perserkrieg gebrochen: der Intellekt wird extravagant und übermüthig.

[«]

2[7]

Alterthümliche Betrachtungen.

1. Homer und die klassische Philologie.
2. Homer als Wettkämpfer.
3. Das griechische Musikdrama.
4. Socrates und die Tragödie.
5. Democrit.

[«]

2[8]

Winter 1870—71	6 Vorträge.
Sommer 1870	ein Vortrag.
Winter 71—72	6 Vorträge.
Sommer 1871	2 Vorträge.
Sommer 1872	2 Vorträge.
	17

Also im Herbst 1872 können die „Betrachtungen“ fertig sein.
Im Winter sollen sie erscheinen.
Im Herbst 70 soll Homer als Wettkämpfer erscheinen.
Im Herbst 71 Laertius Diogenes.
Im Herbst 72 Betrachtungen.

[«]

2[9]

Das Musikdrama im griechischen Alterthum.
Sokrates und die griechische Tragödie.

[«]

2[10]

Die Musik ist eine Sprache, die einer unendlichen Verdeutlichung fähig ist.

Die Sprache deutet nur durch Begriffe, also durch das Medium des Gedankens entsteht die Mitempfindung. Dies setzt ihr eine Grenze.

Dies gilt nur von der objektiven Schriftsprache, die Wortsprache ist tönend: und die Intervalle, die Rhythmen, die Tempi's, die Stärke und Betonung sind alle symbolisch für den darzustellenden Gefühlsinhalt. Dies ist zugleich alles der Musik zu eigen. Die größte Masse des Gefühls aber äußert sich nicht durch Worte. Und auch das Wort deutet eben nur hin: es ist die Oberfläche der bewegten See, während sie in der Tiefe stürmt. Hier ist die Grenze des Wortdramas. Unfähigkeit, das Nebeneinander darzustellen.

Ungeheurer Prozeß des Veraltens in der Musik: alles Symbolische kann nachgemacht werden und dadurch todtgemacht: fortwährende Entwicklung der „Phrase".

Darin ist die Musik eine der flüchtigsten Künste, ja sie hat etwas von der Kunst des Mimen. Nur pflegt das Gefühlsleben der Meister eine geraume Zeit voraus zu sein. Entwicklung der unverständlichen Hieroglyphe bis zur Phrase.

Die Dichtung ist häufig auf einem Wege zur Musik: entweder indem sie die allerzartesten Begriffe aufsucht, in deren Bereich das Grobmaterielle des Begriffs fast entschwindet — — —

[«]

2[11]

Wort und Musik in der Oper. Die Worte sollen uns die Musik deuten, die Musik aber spricht die Seele der Handlung aus. Worte sind ja die mangelhaftesten Zeichen.

Wir werden durch das Drama zur Phantasie des Willens angeregt, ein scheinbar unsinniger Ausdruck; durch das Epos zur Phantasie des Intellekts, speziell des Auges.

Ein gelesenes Drama kann die Phantasie des Willens nicht recht zur Aufregung und Produktion stimmen, weil die des Schauens zu sehr stimulirt ist.

In der Lyrik treten wir nicht aus uns heraus: aber wir werden zur Produktion eigener Seelenstimmungen angeregt, meistens durch ἀνάμνησις.

[«]

2[12]

Lessing als der ideale Gelehrte, Herder der ideale Dilettant.

[«]

2[13]

Wer nicht mehr den Muth hat Wunder zu erleben, der — laufe zum Protestantenverein — ultima ratio rationis —

[«]

2[14]

Bei der Musik, als bei einer Kunst, in der das Walten des Instinktes übergewaltig ist, erlebt man täglich, wie der Einzelne sein veto gegen Künstler und Kunstwerke ausspricht, wo die Grenze des Verstandenen und Unverständlichen für ihn gekommen ist. Wir wären von allen Musen der Tonkunst verlassen, wenn sie uns um Erlaubniß fragen müßten: aber sie kommen die Freundlichen Tröstlichen freiwillig und haben auch noch jene weiland die böotischen Bauern anredende kräftige Sprache nicht verlernt, mit der sie einst Hesiod anredeten: ihr Hirten des Feldes, faules unangenehm gefräßiges Gesindel!

[«]

2[15]

Derselbe Trieb, der im Anhören des Epos seine Befriedigung fand, fand sie später im Drama. Dadurch erweist sich das Drama als vollkommene Form des Epos. Verwirklichung der bis dahin nur eingebildeten Gemälde:

1. Die Oper, im künstlichen Anlehnen an die Vergangenheit erzeugt, hindert die naturgemäße Erzeugung des Musikdrama's: weil sie die Kräfte dafür an sich saugt.
2. Das Dramatische entsteht aus einem starken Triebe, einem Glauben an das Unmögliche, das Wunder: höhere Gefühlsstufe als im Epos, dessen ganze Erbschaft es übernimmt. Damit war das Epos todt, weil ausgelebt.
3. Weil nicht die Phantasie zu vorwiegend beschäftigt wird bei dem Anhören des Dramas (wie bei dem Epos), so ist die Versetzung unsrer Selbst in das Fremde möglicher: Selbstvergessen ist Voraussetzung für beide Künste, hier durch stärkste Phantasiethätigkeit, dort durch stärkste Gemüthsthätigkeit. Der Wille durch das Drama, die Anschauung durch das Epos produktiv gestimmt.
   Man vergleiche die Erzählung und die persönliche Anschauung eines Selbstmordes.

[«]

2[16]

Die angebliche Scheidung in schöpferische und kritische Naturen ist eine Täuschung, aber eine sehr palpable und unter Geistern der mittleren Zone recht beliebte.

Dies alles soll nur verdeutlichen, wie wichtig und bestimmend für unser als der Spätergeborenen Urtheil jede Kunde ist, die uns über das persönliche Verhalten großer Künstler und Denker zu einander ins Klare setzt. Bei ihnen wirkt vor allem die ganz untrügliche Weisheit ihres Instinktes, mit der sie das Echte und Edle auch unter unscheinbarer Hülle, auch bei noch so großer zeitlicher und räumlicher Entfernung als etwas ihnen Verwandtes entdecken. Mit der Wünschelruthe dieses Instinktes deuten sie auf dunkle Stätten der Vergangenheit, wo Schätze zu heben sind, mit derselben Wünschelruthe verwandeln sie, was in der Gegenwart als Gold gilt, in schwarze Kohle. Die kleine Gemeinde dieser in allen Jahrhunderten zerstreuten und doch sich treulich die Hände reichenden Genien führt ein unerbittlich hartes oligarchisches Regiment, gegen das es keinen Schutz giebt als in dem zeitweiligen Rausche des Wahnes. Ohne diesen Wahn aber würden es jene schon erwähnten Geister der Mittel- und Unterwelt nicht im Dasein aushalten können: für sie ist er ein betäubender zauberischer Trank, den sie schlürfen, um zu leben: wenn seine Macht plötzlich sich kraftlos erwiese, so würden sie sofort von der Leiter herabstürzen, an deren Stufen sie mühsam klimmen. In diesem traumhaften Zustand sehen sie die obersten Sprossen der Leiter und die dort stehenden Genien: aber sie erscheinen dem Wahnverblendeten weniger ferne und voll von schwarzen Flecken, mit dem Ausdrucke niederer Leidenschaften in den Zügen und unter einander beständig uneins und scheelsichtig.

Dies sind die fundamentalen Sätze einer litterar-historischen Forschung: was uns aus dem Alterthum an Urtheilen überliefert ist, ist entweder congenial oder nicht, im letzteren Falle jedenfalls verzerrend, abblassend, entweder panegyrisch, mikrologisch, feindselig usw.

Hier frage ich nun sofort: ist es die Ausgeburt jenes Wahnes oder das unendlich schätzbare Zeugniß eines großen Genius über den anderen, was sich in jener symbolischen Erzählung vom wettkämpfenden Homer verbirgt? Homer, der in — — —

[«]

2[17]

Indem sie das Genie moralisch herunterdrücken, fühlen sie sich vor seinem Intellekt nicht mehr geblendet, sondern recht nahe.

NB. Es ist nöthig den Wahn deutlicher zu beschreiben: in seiner litterar-historischen Wirkung, in dem Streben alles Glänzende möglichst dunkel zu färben.

[«]

2[18]

Es ist das Zeugniß eines ethischen Genies, voll der äußersten Unverzagtheit vor der öffentlichen Meinung: es ist gar kein aesthetisches Urtheil, weil Homer und Hesiod nur Namen für Stoffe sind, nicht für formale Differenzen.

Nur in der Höhe in Frieden: in der mittleren Region des Geistes stößt alles im heftigsten Kampf auf einander.

[«]

2[19]

Es ist ein Aberglaube, daß die Herrschaft dieser Geister zu Recht bestehe durch die Souveränität der Masse: sie selbst haben sich berufen, wie sich jene sieben Weisen des Alterthums berufen haben, indem jeder Einzelne die Ehre der goldenen Schale und den Pokal des weisesten Sterblichen einem Anderen zuerkannte, bis der Kreis sich schloß, nach dem allgültigen Grundsatz: weise muß man sein, um den Weisen zu erkennen.

Alles Halbe Schwächliche Hinkende wird schonungslos von diesen Gewaltherrschern zermalmt: kein Despotismus ist größer als der im Reiche des Geistes. Es giebt eine einzige Rettung vor ihnen, die Blindheit, der Wahn des Einzelnen. In diesem Wahne sieht der Verblendete die Kluft nicht.

Eine glückliche Verblendung hält sein Auge.

[«]

2[20]

Große Genies sind den Alltagsfliegen unfaßbar und recht eigentlich unberechenbar. Wenn sich trotzdem eine richtige Werthschätzung derselben allmählich festsetzt, so sind ihre verwandten Geister diejenigen, die sie erkannt haben. Die ganze Summe von aesthetischen Urtheilen läßt sich auf die großen Genien zurückführen: es giebt wenig Urtypen. Deshalb ist die Stellung großer Geister zu einander so erstaunlich wichtig. Ihr Urtheil hat einen stärkeren Instinkt und eine tief-bewußte Einsicht hinter sich.

Die Alten haben solche Urtheile sorgfältig bewahrt.

[«]

2[21]

Es wäre nicht wunderbar, wenn ein Grammatiker auch ein Zusammentreffen von Hesiod und Homer fingirt hätte.

[«]

2[22]

Die sichere und nie entschwundene Schätzung von Homer ist bei den Griechen der ältesten Zeit ein großes Räthsel: wenn sie überhaupt existirt hat. Aber die Alleinherrschaft von Ilias und Odyssee ist erst später, offenbar durch die Kykliker anerkannt worden. Dies zeigt am besten, wie hoch sie stehen.

Die unbedingte Schätzung Homer's ist bei den Griechen (auch der besten Zeit) reiner Instinkt. Wie mögen sie nur diese homerische Welt empfunden haben?

Wunderbar! gleich an der Schwelle der griechischen Litteratur steht das höchste Meisterwerk.

[«]

2[23]

Wer über die großen Meister der Kunst und des Gedankens so viele richtige Urtheile wie eine im Ganzen treffende Werthschätzung derselben, das Eigenthum aller sogenannten Gebildeten, sieht und sich über deren Verbreitung und anstandslose Geltung zu verwundern vermag: der wird auch bei weiterem Nachdenken dazu kommen, nicht etwan von der Urtheilsfähigkeit des vulgus besser zu denken, sondern den Ursprung der richtigen Urtheile an der richtigen Quelle zu suchen lernen, nämlich bei jenen großen Genien selbst, um deren Beurtheilung es sich handelt. Daß die guten Einsichten, von ihnen entweder schriftlich oder im mündlichen Verkehr kundgegeben, nachher sich verbreiten, das geschieht unter Beihülfe der Eitelkeit, der Geistesaffektation, oft auch in einer später eintretenden sklavischen Verehrungswuth usw. Die vereinzelten Stimmen jener großen Künstler und Denker übertönen die Weltgeschichte, so laut und unruhig sie sich mit ihrem Kriegslärm und Staatsaktionen geberden mag. Sie dringen durch, trotzdem sich gegen jeden Genius ein wüster Lärm der herrschenden mediokren Köpfe erhebt, trotzdem daß seinem Urtheile gegenüber sich unzählige mit Geschrei vorgetragene Verkehrtheiten in Geltung und Ansehen setzen wollen: sie dringen durch wie ein Orgelpunkt unerschüttert und unabgelenkt unter dem rauschendsten Stimmengewirr bleibt und am Schluß siegreich und heldenmäßig hervorkommt. Die herrschende Aesthetik einer halbwegs gebildeten Zeit, insofern sie auf Urtheile und Werthabschätzungen der großen Meisterwerke gegründet ist, ist nichts als eine dogmatisch vorgetragene und systematisch zusammengestellte Spruchsammlung der wahrhaft urtheilsfähigen Köpfe d.i. der Schöpfer jener großen Meisterwerke selbst, als solche aber niemals fertig, sondern immer der Revision und Vervollständigung des nächsten Genies entgegensehend.

[«]

2[24]

Allem Schaffen haftet etwas Dunkles Elementares an. Das Selbstbewußtsein hat eine Binde vor den Augen. Homer ist blind. Dies gilt von den reflektirtesten Zeitaltern. Von der bewußten Aesthetik des homerischen Zeitalters kann man sich kaum einen hinreichend naiven Begriff machen. Hier war alles Trieb. Die Zuhörer waren noch unreflektirter: wie Kinder Mährchen hören, schätzten sie die Sänger ab, nach dem besten Stoffe. Aber der Sänger trat ihnen überhaupt zurück: der Stoff ist das Begehrte. Eigenthum und Fremdthum sind bei den Dichtern solcher Zeiten noch nicht ausgebildet.

Alle Anschauungen der homerischen Frage, die von dem Dichtergenius Homer ausgehen, verfehlen die Erklärung des Homer.

Die Stofflichkeit in der alten Agonsage ausgedrückt:
Welcker's Auffassung ein ἀναχρονισμός,
Hoffmanns „Dichter“ unnöthig.

[«]

2[25]

Es ist Unsinn von einer Vereinigung von Drama Lyrik und Epos im alten Heldenliede zu sprechen. Denn als das Dramatische wird hier genommen das Tragische: während das unterschiedlich Dramatische nur das Mimische ist.

Der erschütternde Ausgang, φόβος und ἔλεος haben gar nichts mit dem Drama zu thun: und sind der Tragödie zu eigen, nicht indem sie Drama ist. Jede Geschichte kann sie haben: die musikalische Lyrik aber am meisten. Wenn das langsame aber ruhige Entfalten von Bild um Bild Sache des Epos ist, so steht es als Kunstwerk überhaupt höher. Alle Kunst verlangt ein „außer sich sein“, eine ἔκστασις; von hier aus geschieht der Schritt zum Drama, indem wir nicht in uns zurückkehren, sondern in fremdes Sein einkehren, in unserer ἔκστασις; indem wir uns als Verzauberte geberden. Daher das tiefe Erstaunen beim Anschauen des Dramas: der Boden wankt, der Glaube an die Unlöslichkeit des Individuums.

Auch bei der Lyrik sind wir erstaunt, unser eigenstes Fühlen wieder zu empfinden, es zurückgeworfen zu bekommen aus anderen Individuen.

[«]

2[26]

Die Entstehung der dramatischen Grundgesetze soll erklärt werden.

Die großen Aufzüge mit Darstellungen waren schon Drama.

Das Epos will, daß wir Bilder vor Augen bekommen.

Das Drama, das die Bilder gleich vorführt —

was will ich, wenn ich ein Bilderbuch ansehe? ich will es verstehn.

Also umgekehrt: ich verstehe den epischen Erzähler und bekomme Begriff auf Begriff in die Hand: jetzt helfe ich mit der Phantasie nach, fasse alles zusammen und habe ein Bild. Damit ist das Ziel erreicht: das Bild verstehe ich, weil ich selbst es erzeugt habe.

Beim Drama gehe ich vom Bilde aus: wenn ich jetzt ausrechne, das und das hat das zu bedeuten, so entgeht mir der Genuß. Es soll „selbstverständlich“ sein.

[«]

2[27]

Es soll Leute geben, welche zuerst die Vorrede lesen, bevor sie das Buch lesen: doch ohne sich zu letzterem damit zu verpflichten. Noch andre sollen gar nur grundsätzlich das erstere thun. Sie wollen schwerlich etwas lernen, aber fremde Personen, besonders in solchen eiteln, offenbusigen und hochklopfenden Vorreden, machen sie neugierig: wie überhaupt die Gier nach dem Persönlichen auch unter φιλολόγοις oftmals nur der Grund aller ihrer φιλολογία ist.

Damit die ersten Gattungen wissen wie ich sie schätze, die letzte wie sehr ich sie verachte, soll von jetzt ab in der Vorrede gar nicht von mir die Rede sein: — — —

[«]

2[28]

Die ältesten Dichter.
Die alten Philosophen.
Die — — —

[«]

2[29]

Zur Dichter- und Philosophengeschichte Griechenlands.

Die Orphiker.
Homer und Hesiod.
Demokritea.

[«]

2[30]

Über die διαδοχαί. Stellung der Philosophen im bürgerlichen Leben. Stellung der Dichter.

Indogermanische Aesthetik: das Drama zu Lyrik und Epos.

Laertius.
Suidas und Hesychius.

[«]

2[31]

Einleitung. Geschichte der Entwicklung der aesthetischen Anschauung bei den Griechen.

Damit verbunden die Entwicklung der Vorstellungen über die alten Epiker.
Die Entwicklung des Apollinischen zum Lehrsatze.
Hesiod zu Homer wie Socrates zur Tragoedie.

[«]

[3 = P I 15a. Winter 1869–70 — Frühjahr 1870]

3[1]

Wir sind leider gewöhnt die Künste in der Vereinzelung zu genießen, was sich in seiner Thorheit am grellsten an der Gemäldegallerie und am sogenannten Conzert offenbart. Bei dieser traurigen modernen Unart der absoluten Künste fehlt jede Organisation, die die Künste als Gesammtkunst pflegt und ausbildet. Die letzten Erscheinungen dieser Art sind vielleicht die großen italienischen trionfi gewesen, in der Gegenwart hat das antike Musikdrama nur ein verblasstes Analogon in der Vereinigung der Künste im Ritus der catholischen Kirche.

So ein antikes Drama ist ein großes Musikwerk; man genoss aber die Musik nie absolut, sondern immer hineingestellt in die Verbindung mit Cultus, Architectonik, Plastik und Poesie. Es war kurz Gelegenheitsmusik, der verbindende Dialog ist nur der Gelegenheitsmacher, nämlich für die Musikstücke, deren jedes seinen scharfen Gelegenheitscharakter festhielt.

Die Einheit des Ganzen ist nie ursprünglich auf der frühesten Kunststufe angestrebt. Wodurch unterscheiden sich Mysterien und Moralitäten von den griechischen Dithyramben? Jene sind von vornherein Handlung. Das Wort unterstützt erst und kommt immer mehr zum Recht. Diese sind ursprünglich Gruppen von costümirten Sängern. Die Veranschaulichung durch das Wort zur Phantasie geht voran, die durch die Action kommt erst hinzu. Der Genuss und die Kunst zu hören waren bei den Griechen durch die epischen Rhapsoden und durch die Meliker bereits stark ausgebildet. Andernseits war die nachschaffende Phantasie bei ihnen viel thätiger und lebendiger, sie hatte die Anschaulichkeit der Action viel weniger nöthig. Dagegen brauchte der Germane den Ausdruck der Verinnerlichung viel weniger ausser sich dargestellt aus einem inneren Ueberreichthum daran. Die Griechen sahen die alte Tragoedie um sich zu sammeln, der Germane wollte aus sich heraus zur Zerstreuung. Die Mysterien und Moralitäten waren trotz der Stoffe viel weltlicher, man kam und ging, von einem Anfang und Ende war keine Rede, niemand wollte, niemand gab ein Ganzes: umgekehrt bei den Griechen, man war religiös gestimmt, wenn man zuschaute, es war ein Hochamt, am Schlußе die Verherrlichung des Gottes, die man abwarten musste.

Man ist versucht und verführt die Reihe der Scenen sich als Gemälde nebeneinander zu stellen und dies Gesammtbild seiner Composition nach zu untersuchen. Dies ist eine wirkliche Verwirrung von Kunstprincipien, insofern man die Gesetze für das Nebeneinander auf das Aufeinander anwendet. Die Forderung der Einheit im Drama ist die des ungeduldigen Willens, der nicht ruhig anschauen, sondern auf der eingeschlagenen Bahn ungehemmt zu Ende stürmen will.

[«]

3[2]

Die Handlung kam in die Tragoedie erst mit dem Dialog. Dies zeigt, wie es in dieser Kunstart von vornherein gar nicht auf das δρᾶν abgesehen war, sondern auf das πάθος. Es war zunächst nichts als objektive Lyrik, d.h. ein Lied aus dem Zustande bestimmter mythologischer Wesen heraus, daher auch im Costüm derselben; zuerst gaben die costümirten Sänger selbst den Grund ihrer lyrischen Stimmung an, später trat eine Person heraus und erzählte die Hauptaction; bei jedem wichtigen erzählten Ereigniss erfolgte der lyrische Ausbruch. Diese Person wurde ebenfalls costümirt und als Anführer des Chores gedacht, als Gott, der seine Thaten erzählt. Das griechische Drama ist also in seinen Anfängen ein Liedercyclus für Chor mit verbindender Erzählung. Das griechische Musikdrama ist eine Vorstufe der absoluten Musik. Die lyrisch-musikalischen Parthien sind — — —

[«]

3[3]

Die Kunst als das Jubelfest des Willens ist die stärkste Verführerin zum Leben. Die Wissenschaft steht auch unter der Herrschaft des Triebes zum Leben: die Welt ist werth erkannt zu werden: der Triumph der Erkenntniß hält am Leben fest. Die Geschichte, weil sie das Unausschöpfbare Zeitlos Unendliche ist, ist die Hauptstätte der wissenschaftlichen Orgien.

[«]

3[4]

Der Kampf zwischen Kunst und Wissenschaft in Griechenland ist darzustellen. Der Stand der θεωρητικοί in seiner Entwicklung. Titel etwa: Socrates und die Tragoedie.

[«]

3[5]

Der Selbstmord ist philosophisch nicht zu widerlegen. Er ist das einzige Mittel, von dieser augenblicklichen Configuration des Willens loszukommen. Warum sollte es nicht erlaubt sein, etwas wegzuwerfen, was das zufälligste Naturereigniß minütlich zertrümmern kann? Ein kalter Lufthauch kann tödtlich sein: ist eine Laune, die das Leben wegwirft, nicht immer noch rationeller als so ein Lufthauch? Es ist doch nicht das absolut Dumme, das es wegwirft.

Die Hingabe an den Weltprozeß ist eben so dumm als die individuelle Willensverneinung, weil ersterer bloß ein Euphemismus für Prozeß der Menschheit ist und mit deren Absterben für den Willen gar nichts gewonnen ist. Eine Menschheit ist etwas eben so Kleines wie das Individuum. — Wenn der Selbstmord auch nur ein Experiment ist! Warum nicht!

Zudem hat die Natur dafür gesorgt, daß nicht zu viele zu dieser That schreiten und die wenigsten aus reiner Erkenntniß des „Alles ist eitel“. — Die Natur verstrickt uns nach allen Seiten: die Pflichten, die Dankbarkeiten, alles dies sind Schlingen des allmächtigen Willens, in denen er uns fängt.

[«]

3[6]

Der Sokratismus ist das ununterbrochene Opferfest der alten Tragödie.

Die Vollendung auf allen ihren Stufen in der griechischen Poesie.

Das wahre Zeichen der Gesundheit ist der schöne Tod, die Euthanasie: und das ist das Charakteristikum der griechischen Künste und Dichtarten. Und der Tod des Musikdramas ist schrecklich: es hat keine edle Nachkommenschaft. Dies weist auf eine Schwäche in seinem Wesen hin. Jene Nachkommenschaft versteht ihren Anschluß an Euripides. Die richtige Beurtheilung des Euripides muß uns die Schwäche zeigen.

Die Trauer über den Verlust geht durch die Dichtungen der Komiker. Man zankt sich über den Werth der Dichter: man steht Liebhaberei zu, im Gegensatz zum besseren Wissen. — Der Zuschauer war auf die Bühne gekommen.

Die Poesie war verloren gegangen: man suchte sie. In die Unterwelt schickte man die verhungerten Epigonen, um dort sich Brosamen zu suchen.

Der tragische Untergang besteht in der Entartung.

[«]

3[7]

Gegen die Gedanken- und Gefühlslauheit der vergleichenden Philologie, aber auch der klassischen Philologie.

Das zu Grunde liegende System von Anschauungen und Urtheilen in der klassischen Philologie (z.B. in der Homerfrage).

[«]

3[8]

Weltanschauung des Hegelschen Zeitalters.
Weltanschauung der klassischen Periode.
Der Gelehrtenstand und die Gesellschaft.
Der Optimismus der Staats- und Wirthschaftstheorien.
Das Leben für den Staat und das Leben des Nationalen.
Der Kosmopolitismus ist ein Ideal, für die Meisten eine Illusion.

[«]

3[9]

Hefte anzulegen: 1. Zur Politik und Geschichte.
2. Ethisches.

3. Aesthetisches.
4. Biographisches.
5. Zur Religionsgeschichte.
6. Metrisches.
7. Homerische Frage.
8. Griechische Grammatik.
9. Lateinische Grammatik.
10. Platonische Frage
11. Vor-Platonische Philosophen.
12. Erga.
13. Oedipus rex.
14. Griechische Historiker.
15. Lyriker.
16. Lucrez.
17. Horaz.
18. Zu Laertius Diogenes.

[«]

3[10]

Die vollkommene Erkenntniß tödtet das Handeln: ja wenn sie sich auf das Erkennen selbst bezieht, so tödtet sie sich selbst. Man kann kein Glied rühren, wenn man vollkommen erst erkennen will, was zur Rührung eines Gliedes gehört. Nun ist die vollkommene Erkenntniß unmöglich und deshalb ist auch das Handeln möglich. Die Erkenntniß ist eine Schraube ohne Ende: in jedem Moment, wo sie eingesetzt wird, beginnt eine Unendlichkeit: deshalb kann es nie zum Handeln kommen. — Dies gilt alles nur von der bewußten Erkenntniß. Ich sterbe, sobald ich die letzten Gründe eines Athemzuges nachweisen will, bevor ich ihn thue.

Jede Wissenschaft, welche sich eine praktische Bedeutung beilegt, ist noch nicht Wissenschaft, z.B. die Nationalökonomie.

[«]

3[11]

Der Zweck der Wissenschaft ist Weltvernichtung. Dabei geschieht es allerdings, daß die nächste Wirkung die von kleinen Dosen Opium ist: Steigerung der Weltbejahung. So stehen wir jetzt in der Politik in diesem Stadium.

Es ist nachzuweisen, daß in Griechenland der Prozeß im Kleinen schon vollzogen ist: obwohl diese griechische Wissenschaft nur wenig bedeutet.

Die Kunst hat die Aufgabe, den Staat zu vernichten. Auch dies ist in Griechenland geschehen. Die Wissenschaft löst nachher auch die Kunst auf. (Eine Zeit scheint es demnach, daß Staat und Wissenschaft zusammengehen, Zeitalter der Sophisten — unsre Zeit.)

Kriege dürfen nicht sein, damit endlich einmal das immer wieder neu angefachte Staatsgefühl einschlafe.

[«]

3[12]

Das Spiel mit dem Rausche: Apollo als Sühngott.

Der dionysische Mensch sah sich verzaubert, er sah auch die Umgebung verzaubert.

Künstlerische Nachhülfe durch die Maske (Kothurn) und die Dekoration, beide täuschen nicht als scheinende Künste. Aber — wenn wir nun ein wenig in den Rausch kommen, so glauben wir an die Wirklichkeit, an eine verzauberte Welt. Dasselbe gilt von der Mimik, der Tanzgeberde: sie ahmt jene instinktiv nur wenig nach:

das Kunstwerk kommt dem Rausche entgegen: erfordert nicht seine höchsten Grade: es entladet ihn.

Die Musik ist nicht die ganz orgiastische, aber sie ist rauschvoller als die apollinische.

Der Chor ist nicht das Volk, aber ein Symbol der Masse. (Jetzt kommt nur noch der Einzelne zum dionysischen Rausche.)

Das Ganze ist eine Entladung dieser Triebe: daß sie vorhanden sind, ist Voraussetzung.

[«]

3[13]

Ausbildung der Symbolik des Tons: die Empfindung bei manchen Klängen wird durch Übung festgebannt. Der Text wirkt hier sehr mit, z.B. — — —

[«]

3[14]

In der Harmonie ist der Wille in der Vielheit, die zur Einheit zusammengeschmolzen ist. Dabei ist der Charakter jedes Tones ein wenig diskrepant in den mitklingenden Obertönen: so ist der Charakter jedes Einzelwesens ein wenig dem Gesammtwesen diskrepant.

[«]

3[15]

Aus dem Schrei mit der begleitenden Geberde ist die Sprache entstanden: hier wird durch den Tonfall, die Stärke, den Rhythmus das Wesen des Dinges, durch die Mundgeberde die begleitende Vorstellung ausgedrückt, das Bild des Wesens, die Erscheinung.

Unendlich mangelhafte Symbolik, nach festen Naturgesetzen gewachsen: in der Wahl des Symbols zeigt sich keine Freiheit, sondern der Instinkt.

Ein gemerktes Symbol ist nun ein Begriff: man begreift, was man bezeichnen und unterscheiden kann.

[«]

3[16]

Schrei und Gegenschrei: die Kraft der Harmonie.

Im gesungenen Lied paßt der Naturmensch seine Symbole wieder dem vollen Ton an, während er nur die Symbole der Erscheinungen festhält: der Wille, das Wesen wird wieder voller und sinnlicher dargestellt. In der Erhebung des Affekts offenbart sich das Wesen deutlicher, darum tritt auch das Symbol, der Ton mehr hervor. Der Sprechgesang ist gewissermaßen eine Rückkehr zur Natur, immer das Erzeugniß einer höheren Erregung.

Nun aber ein neues Element: die Wortfolge soll Symbol eines Vorgangs sein: die Rhythmik, die Dynamik, die Harmonie werden wieder in der Potenz nöthig.

Allmählich beherrscht der höhere Kreis immer den kleineren, d.h. es wird eine Wahl der Worte, eine Stellung der Worte nöthig. Die Poesie beginnt, ganz in der Herrschaft der Musik.

Zwei Hauptgattungen: ob Bilder
oder Gefühle
durch sie zum Ausdruck kommen sollen?

Der Sprechgesang ist nicht etwa Reihenfolge der Wortklänge: denn ein Wort hat einen ganz relativen Klang und Ton: es kommt ganz auf den Inhalt an: wie der Klang zum Wort, so verhält sich die Melodie zur Wortfolge. D.h. durch Harmonie Dynamik und Rhythmik ist ein größeres Ganzes entstanden, dem das Wort eingeordnet wird.

Lyrik und Epos: Weg zum Gefühl und zum Bild.

[«]

3[17]

Wenn jede Lust Befriedigung des Willens und Förderung desselben ist, was ist die Lust an der Farbe?

was die Lust am Ton?

Die Farbe und der Ton müssen den Willen gefördert haben.

[«]

3[18]

Hartmann: p. 200.

„Nur soweit die Gefühle in Gedanken übersetzt werden können, nur so weit sind sie mittheilbar, wenn man von der immerhin höchst dürftigen instinktiven Geberdensprache absieht: denn nur so weit die Gefühle in Gedanken zu übersetzen sind, sind sie in Worten wieder zu geben.“

Wirklich?

Geberde und Ton!

Mitgetheilte Lust ist Kunst.

Was bedeutet die Geberdensprache: es ist Sprache durch allgemein verständliche Symbole, Formen von Reflexbewegungen. Das Auge schließt sofort auf den Zustand, der die Geberde erzeugt.

So steht es mit den instinktiven Tönen. Das Ohr schließt sofort. Diese Töne sind Symbole.

[«]

3[19]

Gefühle sind Strebungen und Vorstellungen unbewußter Art. Die Vorstellung symbolisirt sich in der Geste, die Strebung im Tone. Die Strebung aber äußert sich entweder in Lust oder Unlust, in ihren verschiedenen Formen. Diese Formen sind es, welche der Ton symbolisirt.

Formen des Schmerzes (plötzlicher Schreck) klopfen ziehen zucken stechen schneiden beißen kitzeln.

Lust oder Unlust und sinnliche Wahrnehmung sind zu sondern.

Die Lust immer eine,

Intermittenzformen des Willens — Rhythmik
Quantität des Willens — Dynamik
Essenz — Harmonie.

[«]

3[20]

Nachahmungsbewegungen: Abbilder.
Miene und Geberde: Symbole prästabilirt, vor allem der Blick.
Verstärkung der Miene und Geberde durch den Ton.
Steigerung zum Genuß: Schönheitstrieb: Lust am Dasein in einer bestimmten Form.
Was ist die Lust am Glänzenden, an der Farbe?
Was die Lust am Ton?
Wie ist Lust bei Mitleiden möglich?
Mitleben Voraussetzung aller Lust: auch der aesthetischen Augenlust.
Rhythmik schon symbolisch wirksam.
Symbol die Übertragung eines Dinges in eine ganz verschiedene Sphaere.

In der Musik fortwährender Übereinkommungsprozeß über die neue Symbolik:
immerfort wird dieser wieder unbewußt.

[«]

3[21]

In der dionysischen Musik und Lyrik will sich der Mensch als Gattungswesen aussprechen. Daß er aufhört individueller Mensch zu sein, symbolisch dargestellt durch die Satyrnschwärme; er wird Naturmensch unter Naturmenschen. Er redet jetzt durch die Mimik (Symbolik) und ahmt das allgemein Menschliche nach. Die deutlichste Sprache des Genius der Gattung ist der Ton als Lock- und Weh-Stimme: dies ist das wichtigste Mittel, das Individuelle loszuwerden.

[«]

3[22]

Die Geburt der Tragoedie.
Die Philosophen des tragischen Zeitalters.
Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten.

[«]

3[23]

Die eine Seite der Welt ist rein mathematisch,
die andre ist nur Wille, Lust und Unlust.
Erkenntniß von absolutem Werthe rein in Zahl und Raum,
die andre ist ein Anerkennen von Trieben und deren Abschätzen.
Hier nur Ursache und Folge, absolute Logik,
dort nur Zweckursachen.
Gleichniß an der Musik: auf der einen Seite reine Zahl
auf der andern reiner Wille.
Strenge Scheidung beider Welten.

[«]

3[24]

Die großen Denker des tragischen Zeitalters denken über keine andern Phänomene nach als die, welche ebenfalls die Kunst erfaßt.

[«]

3[25]

In der Weltanschauung des Sophokles kam Apollo sowohl als Dionysus wieder zum Siege: sie versöhnten sich. Eine ungeheure Kluft war aufgethan zwischen der Welt der Schönheit (<des> Erhabenen) — die zur tiefsten Weisheit gesteigert war — und der Welt der Erhobenen, der Menschen. Die Wahrheit, deren erschreckliches Bild Dionysus in die Welt gebracht hatte, war, als göttliche Weisheit, wieder unerkennbar geworden: der Schein jener Götterwelt war nicht mehr der schöne Schein, sie erschien ungerecht, entsetzlich usw. Der Mensch glaubte an die Wahrheit der Götter; die Schönheit wurde wieder Sache des Menschen.

[«]

3[26]

Zu den Choephoren.

[«]

3[27]

Der alte Dithyramb rein dionysisch: wirklich verwandelt in Musik. Jetzt tritt die apollinische Kunst hinzu: sie erfindet den Schauspieler und den Choreuten, sie ahmt den Rausch nach, sie fügt Skene dazu, mit ihrem gesammten Kunstapparat sucht sie zur Herrschaft zu kommen: vor allem mit dem Wort, der Dialektik. Sie verwandelt die Musik in die Dienerin, in ein ἥδυσμα: — — —

[«]

3[28]

Der berauschte Mensch als Kunstwerk ohne Publikum.
Was empfängt das Kunstwerk? Womit erfassen wir das Kunstwerk?
Mit Erkenntniß und Wollen zusammen.

[«]

3[29]

Die Schopenhauersche Hypothese:
die Welt des Willens ist mit jener Welt der Zahl identisch: die Welt der Zahl ist die Erscheinungsform des Willens.
Vorstellungswelt des Ureinen — ohne eigentliche Realität,
alle jene Zahlenwelt ohne eigentliche Realität.
Der Wille aber — — —
Unser Intellekt entspricht den Dingen d.h. er ist entstanden und immer den Dingen analoger geworden. Er ist aus gleichem Stoffe, wie die Dinge, Logik usw.; er ist ein Diener des Willens unbedingt. Er gehört mit ins Reich der Zahl.

[«]

3[30]

3. Der tragische Gedanke.
4. Das tragische Kunstwerk.
5. Die Komödie.
6. Der Chor.

[«]

3[31]

Der Fluch und das Gelächter.
Das Entsetzliche und das Lächerliche.
Schauder Ekel Lachen.
Pessimismus der Gegenwart gegenüber.
Das Verkehrte in grotesken Formen.

[«]

3[32]

Die Tragödie ist die Naturheilkraft gegen das Dionysische. Es soll sich leben lassen: also ist der reine Dionysismus unmöglich. Denn Pessimismus ist praktisch und theoretisch unlogisch. Weil die Logik nur die μηχανή des Willens ist.

[«]

3[33]

Welches war die Absicht des Willens? der doch zuletzt einer ist. Der tragische Gedanke, Rettung vor der Wahrheit durch die Schönheit, unbedingte Unterwerfung unter die Olympischen aus entsetzlichster Erkenntniß, wurde jetzt in die Welt gebracht. Damit gewann der Wille wieder eine neue Möglichkeit zu sein: das bewußte Wollen des Lebens im Individuum, nach dem tragischen Gedanken natürlich nicht direkt, sondern durch die Kunst.

Darum kommt jetzt eine neue Kunst, die Tragödie.

Die Lyrik bis zu Dionysus und der Weg zur apollinischen Musik.

Verzauberung: das Leiden tönt, im Gegensatz zum Handeln des Epos: das „Bild“ der apollinischen Kultur wird durch Verzauberung vom Menschen dargestellt.

Es giebt keine Bilder mehr, sondern Verwandlungen. Alles Übermäßige soll sich austönen.

Der Mensch soll vor der Wahrheit schaudern: eine Heilung des Menschen soll erzielt werden: Ruhigwerden durch Austobenlassen, Sehnsucht nach dem Scheine durch schreckliche Erschütterungen.

Die olympische Götterwelt ändert sich zur ethischen Weltordnung. Der arme Mensch wirft sich vor ihr nieder.

[«]

3[34]

Unser Schulwesen unter dem Einflusse mittelalterlicher Anschauungen, überhaupt unser ganzes Bildungswesen.

[«]

3[35]

Dionysos und Apollo.
Die tragische Idee und die Musik.

[«]

3[36]

Musik wird zum Wort.
Apoll als Wahrsager. Wahrheit und Apollo nähern sich: Zeitalter der sieben Weisen. Geburt der Dialektik.
Vernichtung der Tragödie durch die Dialektik: als ἄνθρωπος θεωρητικός lebt der Grieche fort.
Die Dialektik als die Kunst des „Scheines“ vernichtet die Tragödie.
Der „Schein der Wahrheit“, „die Kunst der Begriffe“ als der „Bilder der Dinge“.
In Plato höchste Verherrlichung der Dinge als der Urbilder, d.h. die Welt ganz vom Standpunkt des Auges (Apollos) angesehn.

[«]

3[37]

Das Scheinende, das Leuchtende, das Licht, die Farbe.

Wie sich die Einzeldinge zum Willen verhalten, so die schönen Dinge zum Einzeldinge.

Der Ton stammt aus der Nacht:

Die Welt des Scheins hält die Individuation fest.

Die Welt des Tons knüpft aneinander: sie muß dem Willen verwandter sein.

Der Ton: ist die Sprache des Genius der Gattung.

Der Ton als Lockstimme ins Dasein. Erkennungszeichen, Symbol des Wesens.
Als Wehstimme bei Gefährdung des Daseins.

Die Mimik und der Ton: beide Symbole für Willensbewegungen.

[«]

3[38]

I. Das antike Drama und das neuere. Leiden und Thun Grundgegensätze, Ursprung dort aus Lyrik, hier aus Epik. Dort Maske, hier Mienenspiel. Vielleicht von der aristotelischen Definition auszugehn. (Bernays.)
II. Ursprung. (Epicharmus, Lorentz.)
III. Musik im Drama. (Händel, Gervinus.)
IV. Drama im Vergleich zu den anderen Dichtgattungen. (Komödie und Tragödie und das Satyrdrama. Pindar. Der Kyklus.)
V. Sprache in der Tragödie. (Gerth.) Kurze Übersicht der Dialekte.
VI. Einwirkungen und Nachahmungen des antiken Dramas. Oper. Die französische Tragödie. Goethe Schiller.
VII. Die drei Tragiker im Alterthum. (Aristophanes. Staatsexemplar. Alexandriner.)
VIII. Sophocles Leben.
IX. Aeschylus und Sophocles. Die Tetralogie.
X. Sophocles und Euripides. Der Socratismus.
XI. Die sieben Stücke des Sophocles.
XII. Die religiös-sittliche Anschauung bei Sophocles. Schicksal.
XIII. Die Voraussetzungen des Oedipus rex analysirt.
XIV. Metrische Vorbemerkungen.

[«]

3[39]

[«]

3[40]

Die apollinische Musik — in rhythmischer Bedeutsamkeit den bildenden Künsten verwandt.

Das Schwelgen des Gemüths war niemals Ziel der apollinischen Musik, vielmehr die pädagogische Wirkung.

Dagegen die orgiastische Wirkung der Musik.

In dem Charakter der versch<iedenen> Tonleiter zeigt sich instinktiv die HARMONIE.

[«]

3[41]

Die Musik und der tragische Gedanke.

[«]

3[42]

Die Religion für das Leben: ganz immanent: Religion der Schönheit als der Blüthe, nicht des Mangels.

Weder Pessimisten noch Optimisten.

Das Schreckliche.

(Flucht aus der Welt.) Der tragische Gedanke, gemessen am Epos, widerspricht der Religion: eine ganz neue Erkenntniß: rein bei Sophokles.

Dessen Charakter

Woher diese Neuheit? Die dionysisch-musikalische Lyrik: nichts als erstrebte, durch Begriffe genauer bezeichnete Musik.

Musik aus einem tragischen Stoff herausgeschlagen — nicht mehr das Schöne, sondern die Welt wird erklärt: darum entspringt aus der Musik der tragische Gedanke, der der Schönheit widerspricht.

[«]

3[43]

Weinverehrung d.h. Verehrung des Narcotismus. Dieser ist ein idealistisches Princip, ein Weg zur Vernichtung des Individuums.

Wunderbarer Idealismus der Griechen in der Verehrung des Narcotismus.

[«]

3[44]

Das Sklaventhum der Barbaren (d.h. von uns).

Arbeitstheilung ist Princip des Barbarenthums, Herrschaft des Mechanismus. Im Organismus giebt es keine trennbaren Theile.

Individualismus der Neuzeit und der Gegensatz im Alterthum. Der ganz vereinzelte Mensch ist zu schwach und fällt in Sklavenbande: z.B. einer Wissenschaft, eines Begriffs, eines Lasters.

Nicht durch Steigerung der erkennenden Bildung wird ein Organismus stark, vielmehr schwach. Sondern in fortwährender Bethätigung ohne Erkenntniß.

Naivetät der Alten in der Unterscheidung von Sklaven und Freien: wir sind prüde und eingebildet: Sklaventhum unser Charakter.

Die Athener wurden fertig, weil sie allseitig beansprucht wurden, die Grenze der Bedürfnisse war nicht so eng. Aber alle diese Bedürfnisse waren allgemeine.

[«]

3[45]

Die griechische Welt eine Blüthe des Willens. Wo kamen die auflösenden Elemente her? Aus der Blüthe selbst. Der ungeheure Schönheitssinn, der die Idee der Wahrheit in sich aufsaugte, ließ sie allmählich frei. Die tragische

Weltansicht ist der Grenzpunkt: Schönheit und Wahrheit halten sich die Waage. Zunächst ist die Tragödie ein Sieg der Schönheit über die Erkenntniß: die Schauer einer sich nahenden jenseitigen Welt werden künstlerisch erzeugt und damit ihr auflösendes Übermaß vermieden. Die Tragödie ist das Ventil der mystisch-pessimistischen Erkenntniß, dirigirt vom Willen.

[«]

3[46]

Das Wesen der Musik als Wesen der Welt — die pythagoreische Anschauung.

Die Dichtkunst.

[«]

3[47]

Plato's Feindseligkeit gegen die Kunst ist etwas sehr Bedeutendes. Seine Lehrtendenz, der Weg zum Wahren durch das Wissen, hat keinen größeren Feind als den schönen Schein.

[«]

3[48]

Goethe sagt: bei einer Weltlitteratur hat der Deutsche am meisten zu verlieren.

[«]

3[49]

Der Mensch erst Mensch, wenn er spielt, sagt Schiller: die olympische Götterwelt (und das Griechenthum) sind Repräsentanten.

[«]

3[50]

Entstehung der Lesepoesie, durch Plato fixiert (durch den ἄνθρωπος θεωρητικός).

[«]

3[51]

Der Pessimismus ist die Folge der Erkenntniß vom absolut Unlogischen der Weltordnung: stärkster Idealism wirft sich in Kampf gegen das Unlogische mit der Fahne eines abstrakten Begriffs, z.B. Wahrheit, Sittlichkeit usw. Sein Triumph Leugnung des Unlogischen als eines Scheinbaren, nicht Wesentlichen. Das „Wirkliche“ ist nur eine ἰδέα.

— Das „Dämonische“ Goethes! Es ist das „Wirkliche“, „der Wille“, ἀνάγκη.

Der absterbende Wille (der sterbende Gott) zerbröckelt in die Individualitäten. Sein Bestreben ist immer die verlorene Einheit, sein τέλος immer weiteres Zerfallen. Jede errungene Einheit sein Triumph, vornehmlich die Kunst, die Religion.

In jeder Erscheinung höchster Trieb sich zu bejahen, bis sie endlich dem τέλος verfällt.

[«]

3[52]

Gründung eines höchsten Menschheitstribunals: der platonische Staat ist zur Wirklichkeit geworden. Aber aus ihm ist die Kunst verbannt. Diese will ihn jetzt bezwingen.

[«]

3[53]

§. Die Teleologie der Tragödie für das Hellenenthum.
§. Ursprung und Verhältniß zur Lyrik und Musik.

§. Verfall und Übergang zum romantischen Drama.
§. Einheit.
§. Chor.
§. Gegen Aristoteles.
§. Dionysuskult und Apollo (Idealismus der Griechen).
§. Hellenische Weltanschauung.
§. Der Künstler.
§. Poetische Gerechtigkeit.
§. Narcotismus.

[«]

3[54]

Die Schönheit ist ganz und gar im Gebiet der Musik unbetheiligt.

Rhythmik und Harmonie sind die Haupttheile, die Melodie ist nur eine Abbreviatur der Harmonie.

Die verklärende Macht der Musik, bei der alle Dinge verwandelt aussehen.

[«]

3[55]

Weltvernichtung durch Erkenntniß! Neuschaffung durch Stärkung des Unbewußten: der „dumme Siegfried“ und die wissenden Götter! — Pessimismus als absolute Sehnsucht zum Nichtsein unmöglich: nur zum Bessersein!

Die Kunst ist ein sicheres Positivum gegenüber dem erstrebenswerthen Nirwana. Die Frage ist nur für die idealistischen Naturen gestellt: Bezwingung der Welt durch positives Thun: erstens durch Wissenschaft, als Zerstörerin der Illusion, zweitens durch Kunst, als übrigbleibende einzige Existenzform: weil durch das Logische unauflösbar.

[«]

3[56]

Sokrates und die griechische Tragödie.

[«]

3[57]

Die Erzählung — ein Weg zu der bildenden Kunst. { Durch
Die Lyrik — ein Weg zur Musik. { die Idee.

Das Drama — ein Weg zur Musik — durch die bildende Kunst
— ein Weg zur bildenden Kunst — durch die Musik.

[«]

3[58]

Der Traum — das Vorbild der Natur für die bildenden Künste.
Die Verzückung (Rausch) — für die Musik.

[«]

3[59]

Hauptfrage: wie konnte die Tragödie bei den Hellenen bestehen? Warum bei den Athenern? Warum verfiel sie?

[«]

3[60]

Einzige Möglichkeit des Lebens: in der Kunst. Sonst Abwendung vom Leben. Völlige Vernichtung der Illusion ist der Trieb der Wissenschaften: es würde Quietism folgen — wäre nicht die Kunst.

Deutschland als eigentlicher Orakelsitz der Kunst. — Ziel: eine staatliche Kunstorganisation — Kunst als Erziehungsmittel — Beseitigung der spezifisch wissenschaftlichen Ausbildungen.

Die Auflösung der noch lebenden religiösen Empfindungen in’s Bereich der Kunst — dies das praktische Ziel. Bewußte Vernichtung des Kriticismus der Kunst durch vermehrte Weihe der Kunst.

Dies als Trieb des deutschen Idealism nachzuweisen. Also: Befreiung von dem Überherrschen des ἄνθρωπος θεωρητικός.

[«]

3[61]

Feste setzen Triebe voraus: später versteinern sie durch die Convention und die Gewohnheit, beim Nachlassen der Kraft.

Frühlingsfeste als Freiheits- und Gleichheitsfeste, Wiedervereinigung mit der Natur.

[«]

3[62]

Der Hellene ist weder Optimist noch Pessimist. Er ist wesentlich Mann, der das Schreckliche wirklich schaut und es sich nicht verhehlt. Eine Theodicee war kein hellenisches Problem, weil das Erschaffen der Welt nicht die That der Götter war. Die große Weisheit des Hellenismus, die auch die Götter mit als der ἀνάγκη unterwürfig verstand. Die griechische Götterwelt ist ein wehender Schleier, der das Furchtbarste verhüllte.

Es sind die Künstler des Lebens; sie haben ihre Götter, um leben zu können, nicht um sich dem Leben zu entfremden.

Wichtig der Idealismus der Lebenden zum Leben.

Ein Kreuz mit Rosen umhüllt, wie Goethe in den Geheimnissen.

[«]

3[63]

Wie die griechische Kunst das Weib idealisirt hat.

[«]

3[64]

Der mythologische Trieb schwindet nicht: er spricht sich in den Systemen der Philosophen oder Theologen usw. aus.

[«]

3[65]

Der mythologische Trieb in immer schwächerer Manifestation.

Wo war die Tragödie vor ihrer Geburt? — Z.B. in der Oedipus-, Achilles- usw. -sage.

[«]

3[66]

Gegen Aristoteles, der die ὄψις und das μέλος nur unter die ἡδύσματα der Tragödie rechnet: und ganz bereits das Lesedrama sanktionirt.

[«]

3[67]

Geschichte des Christenthums.
Der Buddhismus.
Italiänische Reise.
Musikdrama in Bayreuth.
Griechische Philosophie: die Vorplatoniker.
Plato.
Herodot.

[«]

3[68]

ὑποκριτής ist der „Erklärer“ „Ausdeuter“, der dithyrambische Chor wurde durch erklärende Erzählungen unterbrochen, um Vorgeschichte und Ursachen der orgiastischen Erregung kund zu thun. Daher δρᾶμα ὑποκρίνεσθαι vom Schauspieler. Aristoteles, Rhet. III 1, 3.

Curtius faßt es als ἀγωνιστής und zwar nach dem Chore. Rh. Mus. 22,515.

[«]

3[69]

Die griechische Aufklärung: durch Reisen.

Herodot: wie viel hat er gesehen?

Reconstruktion des ihm zeitgenössischen Dramas und Lebens aus seinen Vergleichungen.

[«]

3[70]

Name: Musikdrama verwerflich (nach Richard Wagner).

[«]

3[71]

Einleitung: das „heitere materialistische Hellenenthum“, von dem die Neueren träumen, zu geißeln!

Die Tragödie und die tragische Weltanschauung: nur einmal national!

Die großen μελαγχολικοί.

Die Gorgo und die Meduse.

[«]

3[72]

Die Erkenntnißlehre auf ihrem Höhepunkt bei den Eleaten.

[«]

3[73]

SOCRATES UND DER INSTINCT.

I. Zur Ethik.

Moral im Dienste des Willens. Unmöglichkeit des Pessimismus. Freundschaftsbegriff. Idealisirter Geschlechtstrieb. Die begriffliche Moralität. Asketische Richtungen unter eudämonistischen Begriffen: und das Umgekehrte (in der jüdisch-christlichen Welt). Der selbstgenugsame Idealismus (Heraclit, Plato). Der Stoicismus als Souveränität des Bewußtseins. Das Sprüchwort.

II. Zur Aesthetik.

Kunst im Dienste des Willens.
Musik und Poesie.
Einheitsbegriff und das Relief. Die homerische Frage.
Sokratismus in der Tragödie.
Der platonische Dialog. Der Cynismus in der Kunst.
Der Alexandrinismus.
Die aristotelische Aesthetik. Der platonische Moralitätsstandpunkt.
Ekstatische Künstlerschaft der Griechen.

III. Religion und Mythologie.

Monismus aus Armuth. Sieg der jüdischen Welt über den geschwächten Willen der griechischen Kultur. Das mythologische Weib. Schicksal und Pessimismus der Mythologie. Das Zeitalter des Häßlichen in der Mythologie. Dionysos und Apollon. Die Unsterblichkeit. Die Vergötterung des Individuums (Alcibiades, Alexander). Die mythologischen Vorbilder der platonischen Idee (Geschlechtsfluch usw.). Das principium individuationis als Schwächezustand des Willens.

IV. Staatslehre, Gesetze, Volksbildung.

Der ἄνϑρωπος ϑεωρητικός und seine Teleologie. Musik als Staatsmittel. Der Lehrer. Der Priester. Die Tragiker und der Staat. Die Utopien. Die Sklaverei. Das Weib. Herodot über das Ausland. Das Wandern. Die hellenischen

Wahnvorstellungen. Rache und Recht. Die Griechen als Eroberer und Überwinder barbarischer Zustände (Dionysoskult). Das erwachte Individuum.

[«]

3[74]

Der Künstler als Lehrer.

Das Hellenenthum, die einzige Form, in der gelebt werden kann: das Schreckliche in der Maske des Schönen.

Polemische Seite: gegen das Neu-Griechenthum (der Renaissance, Goethe, Hegel usw.).

[«]

3[75]

Der platonische Dialog als Vater der Lesepoesie: Leseepos, Lesedrama, — — —

[«]

3[76]

Das „Hellenische" seit Winckelmann: stärkste Verflachung.

Dann der christlich-germanische Dünkel, ganz darüber hinaus zu sein. Zeitalter Heraklits Empedokles usw. war unbekannt. Man hatte das Bild des römisch-universellen Hellenismus, den Alexandrinismus. Schönheit und Flachheit im Bunde, ja nothwendig! Skandaleuse Theorie! Judaea!

[«]

3[77]

Die griechische Religion höher und tiefer als alle spätern; ihr Band mit der Kunst. Ihr Höhepunkt Sophocles: ihr Ziel Daseinsseligkeit bei pessimistischen

Denkern. Die tragische Weltansicht nur einmal, z.B. bei Sophocles (dem pessimistischen εὔκολος).

[«]

3[78]

Der Werth der Religionen von ihrem Ziel aus zu beurtheilen: ihr τέλος im unbewußten Willen.

[«]

3[79]

Wesen des Deutschen: Dyscolie mit idealistischem Optimismus.

[«]

3[80]

Die griechische Schlauheit in ihren Verpuppungen.

Die Bedeutung des Weibes für das ältere Hellenenthum.

Wissenschaftliche Begeisterungen z.B. bei den Pythagoreern.

[«]

3[81]

Der Wille in seinem ungeheuren Bestreben zum unendlichen Dasein bejaht auf das Stärkste alles, was die Dauer des Daseins verbürgt. Z.B. das Christenthum. Die Moral. Er strebt nach einer Utopie. Er ist höchst universalistisch gesinnt, der Einzelne ist ihm nicht mehr werth, als er das Dasein zu fördern vermag.

Auf die reine Gier zum Dasein gründet sich die Ethik.

Das Einzige ihm nicht unbedingt Unterlegene ist die Abstraktion, ursprünglich ein Mittel, allmählich emancipirt.

[«]

3[82]

Ζόννυξος (= Διόνῡσος im Lesbisch-aeolischen Dialekt. Ursprünglich wohl Διόνῠσος). Dies führt auf einen Stamm νεκ also νεκύς, νεκρός usw. — neco.
Dionysus ist Hades nach Heraclit.
Kuretenkult des Zeus ursprünglich.
Ζόννυξος ist „der todte Zeus“ oder der „tödtende Zeus“ — Zeusjäger = Ζαγρεύς und ὠμηστής.

[«]

3[83]

Die Wirkungen der Etymologie im Volke als Ansatz zur Sagenbildung: „Mythus mit etymologischem Keim“ zu sammeln. Das ist aber nichts Vereinzeltes. Sondern in der Sprache scheint fortwährend die Bedeutung der Worte durch solche Etymologien sich zu verschieben. „Die Bedeutungsentwicklung unter Einfluß falscher und richtiger Etymologie.“

Besonders in der Syntax. Ich denke daß der Casus der Ursprung aller syntaktischen Verbindung ist: auch für das Verbum das eigentl<ich> Weiterzeugende.

[«]

3[84]

Die vorplatonischen Philosophen.

Der weise Mensch bei den Griechen

Anaximander.	Melancholie und Pessimismus. Mit der Tragödie verwandt.
Pythagoras.	Religiöse Bewegung des 6ten Jahrhunderts.
Xenophanes.	Wettkampf mit Homer.
Parmenides.	Die Abstraktion.
Heraclit.	Künstlerische Weltbetrachtung.
Anaxagoras	Naturgeschichte des Himmels. Teleologie. Athenischer Philosoph.

Empedocles.	Der ideal-vollkommene Grieche.	
Democrit.	Der universale Erkennende.	
Pythagoreer.	Das Maaß und die Zahl bei den Hellenen.	
Socrates.	Erziehung, Liebe.	Kampf gegen die Bildung.
Plato.	Universal aggressiv.	

[«]

3[85]

Zur Bildung. Die platonische Vorstellung.

Das Zeugen — der Ruhm — die Bildung.

Fortpflanzung des Namens damit verknüpft.

Der Drang nach Fortpflanzung, der umso heftiger wird, je reicher der Fortpflanzungsstoff sich entwickelt.

Darum zeigt sich, wer Fortzeugungsdrang in sich fühlt, so beeifert um das Schöne, weil es ihn, wenn es in seinen Besitz gelangt ist, von großem Wahne befreit.

[«]

3[86]

Moral und Kunst im Dienste des Willens.
Der Sokratismus in der Staatslehre.
in der Ethik.
in der Kunst.
Der ἄνϑρωπος ϑεωρητικός in der griechischen Welt und seine Teleologie.
Die Musik und die griechische Poesie.
Die Vernichtung der Mythologie durch das Bewußtsein.
Die Auflösung der Volksinstinkte (in immer blassere Begriffe).
Vernichtung der griechischen Kultur durch die jüdische Welt.
Freundschaftsbegriff.
Der idealisirte Geschlechtstrieb.
Der „Lehrer“.
Dionysos und Apollo.

[«]

3[87]

Ein Buch zur Aesthetik.
Ein Buch zur Ethik.
Ein Buch zur Mythologie usw.
Ein Buch zur Staatslehre? Gesetze. Volksbildung.
Der Einheitsbegriff und das Relief.
Nothwendigkeit der Geschichtsconstruktion.

[«]

3[88]

Der Socratismus im alten Griechenland.
Socrates und der Instinct.
Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte.

[«]

3[89]

Die begriffliche Moralität: die Pflicht. Was für den Einzelnen sich als Begriff der Pflicht erzeugt, ist übrigens doch nur Sache des Willens.

[«]

3[90]

„Idealismus der Ethik“, im Reinen gesagt ein Idealismus der Anschauung (Kant).

[«]

3[91]

Man kann nicht über den Willen weg: wie steht es bei den Asketen? Selbstmord? (Nur durch Berauschung oder Vernichtung des Bewußtseins möglich?) Nur im Streben nach glücklichem Sein ist Selbstmord möglich. Das Nichtsein ist nicht zu denken.

Die Tugenden der Abstraktion z.B. unbedingte Wahrhaftigkeit.

Die asketischen Richtungen sind aufs Höchste wider die Natur und meist nur die Folge der verkümmerten Natur. Diese mag eine verschlechterte Rasse nicht fortpflanzen. Das Christenthum konnte nur in einer verkommenen Welt zum Siege kommen.

[«]

3[92]

Die meisten „brennenden Fragen“ der klassischen Philologie sind leidlich unbedeutend gegenüber den centralen, die freilich nur wenige sehen. Wie gleichgültig, in welcher Reihenfolge die platonischen Dialoge geschrieben sind! Wie resultatlos die Echtheitsfrage bei Aristoteles! Auch die metrische Feststellung eines carmen ist etwas Geringes.

[«]

3[93]

Der platonische Dialog (verhält sich zum platonischen Staat wie die griechische Poesie zum athenischen Staat).
Feindschaft gegen die Kunst.
Der idealistische Optimismus der Ethik. (Moral und Kunst.)
Politische Leidenschaft.
Stellung der Tragiker zum Staat.

[«]

3[94]

Nachweis: für den Idealisten ist das Dasein nicht zu ertragen ohne eine Utopie (in Religion Kunst Staatsträumen).

Die großen Idealisten: Pythagoras, Heraclit, Empedocles, Plato. Der ἀνὴρ θεωρητικός als Aufklärer und Auflöser der Natur und des Instinktes. Poesie der Begriffe.

Aristoteles und Plato wollen aber Praktiker sein.

[«]

3[95]

Man kommt nicht über den Willen hinweg: die Moral, die Kunst stehen nur in seinem Dienste und arbeiten nur für ihn. Vielleicht ist die Illusion, daß es gegen ihn geschehe, nothwendig.

Der Pessimismus ist unpraktisch und ohne die Möglichkeit der Konsequenz! Das Nichtsein kann nicht Ziel sein.

Der Pessimismus ist nur im Reiche des Begriffs möglich. Es ist nur erträglich zu existieren mit dem Glauben an die Nothwendigkeit des Weltprozesses. Dies ist die große Illusion: der Wille hält uns am Dasein fest und wendet jede Überzeugung hin zu einer Ansicht, die das Dasein ermöglicht. Dies ist der Grund, weshalb der Glaube an eine Vorsehung so unvertilgbar ist, weil er über das Übel hinweghilft. Ebendaher der Unsterblichkeitsglaube.

[«]

[4 = N I 1. August–September 1870]

4[1]

Erlangen Samstag den 20. August.

Hier seit acht Tagen: Samstag mit einem Zuge, der verwundete Preussen Franzosen und Turcos enthielt, angekommen. Früh von Lindau aus: Mosengel, Schwester und ich. Im Wallfisch einlogirt, breit und bequem. Unsere Karten noch Abends an Heinecke geschickt: um über die Felddiakonie Auskunft zu bekommen. Damit bekannt geworden durch eine Nummer der Augsburger am selben Tage.

Sonntag. Heinecke ist nicht hier. Besuch bei Ziemsen, dann bei Ebrard. Im Hospital mit Dr. Hess bekannt geworden, Ziemsen verspricht, mit uns im Lauf der Woche abzureisen. Abends bei der Visite, Mosengel als Interpret. Jeden Morgen 1/2 9-10 Verbandlehre bei Hess. Früh um 7, Abends um 6 bei der Visite.

Montag Abend. In der Harmonie, ein Chassepot vorgelegt. Dienstag Besuch von Plitt. Donnerstag Abreise meiner Schwester nach Oelsnitz. Alle zwei Tage Schlachtnachrichten. Heute (Samstag) Telegramm des Königs über den entscheidenden Sieg unter seiner Führung. Wir chloroformirten gerade einen Franzosen zu einem Gypsverband (die Hand ist zerschossen: er rief in der Narkose „mon dieu mon dieu je viens“), vorher ein Mädchen von elf Jahren, Sequester im Bein zu entfernen. Ein paar Tage vorher in einem Hause einen Jungen mit grosser Kopfwunde chloroformirt; viel Mühe. Gestern starb ein Preusse im Hospital, Schuss in die Lunge, heute ein zweiter. Gutes Befinden eines Preussen „Liebig“: viel Appetit, guter Schlaf, doch wenig Hoffnungen, Armknochen zersplittert, kein Gypsverband möglich. Die Turcos gefallen uns, angenehme Kranke.

Schreckliche Professorenexemplare als Tischvisàvis, Kraus (Botaniker, von uns genannt „Süssmaul“) und Lommel (genannt Schnoller, gleichsam ein Bierbrauer, aber Physiker).

Gestern Brief von Tribschen. Sofort mit einer Composition beantwortet. — Wunderbare Schicksale von Mosengel in Paris, Liebesgeschichte und undurchdringlicher Stoff eines ungarischen Grafen (vom Kaiser beim Orsinischen Attentat getragen?).

Ausbruch der Diphtheritis im Spital. Der Prof. Reinsch und Familie: fürchterliche Angst erregt. Preussenbegräbniss mit Schwarzrothgold.

Montag. Auftrag vom Verein, der uns Souverainität giebt. Abfahrt mit Ziemsen. In Nürnberg selbständig. Wir nach Stuttgart (50 Napol. Cigarrenkiste).

(In Erlangen widerwärtige Tischgespräche, entsetzliche Baiernrohheit und Philisterei.)

Die „stotzige“ Periode endet mit der Abreise meiner Schwester. Eines Abends in einer Studentenkneipe mit Hess (die „Baireuther“).

Grosse Bummelei des Zuges: wir kommen Dienstag nur bis Nördlingen. Dort ein Baseler Arzt im Gasthof (Dr. Courvoisier).

Mittwoch — früh fort 5 Uhr: während der Wirth uns belogen hat, sind wir mit schnellem Zuge bis Stuttgart, von da bis Carlsruhe (1/2 4 Uhr), hier verpassen wir um eine halbe Minute den Zug nach Maxau und sind darüber froh, weil es keinen Anschluss von dort gab. Wir essen im Hotel d’ Angleterre sehr gut zu Abend und logieren im Hotel Prinz Max: gut. Ungeheurer Schlaf. Um 1/2 8 Donnerstag nach Maxau mit einem Dragonerhauptmann, dort kein Anschluss bis 1/2 2. Wir sitzen zusammen in einem Hôtel. (In Carlsruhe kaufen wir Wurst und Burgunder für die Feldflasche.)

Ehrensalven vom Burgermeister.

Königs Geburtstag. Jude als Wirth. Dann bis Winden. Hier mit Bremse weiter. Abends in Weissenburg, schönste Abendbeleuchtung, alterthümliche Stadt befestigt, wir logiren im Engel: gut. Ein Lübecker ist dort, der eine Sendung für 24000 Thaler begleitet hat. Dr. Edler Richter. Freitag Regen. Weg zum Gaisberg verunglückt. Zwei Züge verpasst. Um 1/2 1 eingesetzt, um 3 fort nach Sulz, geschwätziger Rheinbayer. In Sulz im Hirsch, schöne Gaststube, dann mit Stabsarzt und baierischem Hauptmann zusammen. Gut gegessen. Sonnabend Morgen nach Gersdorf, schöne Lage, Maire Pfarrer. Keine Nachricht. Wörth Begräbniss Tornister und Gewehre aufgeladen. Sehr theuer, Zeitungen fehlen. Schlachtfeld Briefe Bücher. Montur. Starker Geruch Mitrailleuse. Starker Regen. Zerschossenes Haus, „einige reich“ (nach Langensulzbach, dort von einem Bauer mitgenommen, zum Pfarrer (protestantisch-traurig-freundlich) Jäger. Von dort durch schönen Wald über Gersdorf nach Sulz, zusammen 12 Stunden. Schicksal der Cigarrenkiste. Sonntag früh auf den Zug, bis 2 warten, plötzlich übersteigen, nach Hagenau. Dort nicht Hotel de la Poste, sondern Sauvage. Abends treffen wir den Major wieder, dann zwei Docenten aus Heidelberg und einen Berliner Juden. Über Johanniter Strassburg. Unsinnige Gerüchte, Metz und Paris und Chalons uneinnehmbar, eine Schlacht von Mac Mahon bei Verdun usw.

Montag bis Bischweiler. Cavallerie, dort lange Nacht. Feuer von Strassburg.

[«]

4[2]

Eierkuchen Johanniter. Zwei Drittel spricht kein Französisch. Die Kerle haben mich zum Dirigent eines französischen Hospitals gemacht. Student aus dem zweiten Semester.

[«]

4[3]

[«]

4[4]

Commandant von Strassburg lässt den Maire erschiessen.

[«]

4[5]

Ein Pferd aus dem Wagen. Kafefeuer der Soldaten. Eisenbahnbeamte, in Zabern zu Mittag feindselig: bis Luneville tief in der Nacht, die Eisenbahn besetzt, 13 Züge. Mittwoch erstes Hôtel, schöner Park. Cafe. Niedergeschlagene Leute: gestern eine Million, heute nur 100000 verloren. Mittag Dom Cafe Park. Auf der Eisenbahn unnütz, Transport aus Schlesien. Park. Abends Herzog von Würtemberg. Café de Paris. Donnerstag früh um 5 fort.

Nach Nancy, Hôtel Dombasle. Soldaten auf dem Markt (Place Stanislaus). Spion. Schmutz. Freitag Park Bahnhof Erlanger Hoffmann Bartosch. Nach Ars sur Moselle. Verwundetenzug. Johanniter Frauen. Dort Offizier, orientalische Cigaretten. Liebig. Verwundeter. Herr Stolbie aus Leipzig. Bild des [—]. Weg zur Stadt zerstört.

Wachtfeuer. Nacht.

Samstag. Cafe Weinkeller

Verbunden Johanniter.

[«]

4[6]

Goethe, 4. Bd., p. 149.

[«]

4[7]

Wenn es Ictus in dem Sprechen giebt — verschieden vom Accent — dann muß der im Verse sich wiederfinden. Aber die Worte haben die verschiedenste Stellung im Verse, bald in der Arsis, bald <in der> Thesis, somit haben sie keinen Ictus.

Giebt es einen Versictus (a), dann gewiß keinen Wortiktus (b).

Wenn es aber keinen Wortiktus (b) giebt, dann gewiß keinen Versictus (a).

Wenn a ist, dann ist b nicht.

Wenn b nicht ist, ist a nicht.

Also giebt es nicht a.

Giebt es keinen Versictus, dann ist Wortiktus möglich.

Wenn es Wortiktus giebt, dann ist Versictus möglich.

[«]

4[8]

ὦ καλλίνικε
— — |∪ — |∪
Sammlung von Volkszurufen bei Griechen und Römern.
τήνελλα καλλίνικε
—́ — |∪ — |∪ — |∪

[«]

4[9]

Die Bacchen der Euripides haben nach den Aussagen meiner Schüler einen starken Eindruck gemacht und Lust erweckt.

[«]

4[10]

Geographie!

[«]

[5 = U I 3–3a. September 1870 — Januar 1871]

5[1]

Gedanken zu
„die Tragoedie und die
Freigeister“

„Und sollt’ ich nicht, sehnsüchtigster Gewalt,
In’s Leben ziehn die einzigste Gestalt?“ Faust.

Herbst 1870.

[«]

5[2]

Wir dürfen keinen Abgrund der Betrachtung scheuen, um die Tragödie bei ihren Müttern aufzufinden: diese Mütter sind Wille, Wahn, Wehe.
22. Sept. 1870.

[«]

5[3]

„Um- und Weiterbildung des Germanenthums durch Musik.“

[«]

5[4]

Goethe von Klopstock:

und doch führet er selbst den überepischen Kreuzzug hin auf Golgatha's Hügel, ausländische Götter zu ehren.

[«]

5[5]

— facultas lacrimatoria —

[«]

5[6]

Als Motto Livius' Satz:

„In unsern Zeiten können wir weder unsre Fehler, noch die Mittel gegen dieselben ertragen.“

[«]

5[7]

Das Fatum.
Das Orakel.

[«]

5[8]

1 Apollo und Dionysos.
3 Sokrates und die Tragödie.
2 Die Tragödie, Bau, Chor, Tetralogie
d.h. Ursprung Wesen Auflösung.
Die aristotelische Aesthetik.

[«]

5[9]

Einleitung. Bildung der Jugend nach neuen Principien, mit Beihülfe des Theaters.

Schutz vor Verachtung der Religion. Die gelehrte Bildung erst möglich, nach Erfahrungen, Ereignissen, errungenen Weltanschauungen. „Einige Jahre Hellenenthum.“ Sittlichkeit ist eine Voraussetzung, besonders bei dem deutschen Wesen.

Oder Schlußcapitel. Tragödie als Bildungsmittel.

[«]

5[10]

Gervinus 4,324: „wir haben es mehrfach beklagt, daß die neuere Zeit, in der die Verstandesbildung in den Vordergrund trat, jene lebhafte Phantasie verlor, die sich den Inhalt der ruhigen Erzählung des Rhapsoden und Epikers zu vergegenwärtigen wußte, und daß, um diesen Verlust zu ersetzen, der Dichter die dramatischen Mittel ergreift, mit denen er lebendiger auf die stumpferen Organe wirkt: Gegenwart der Darstellung und die lebhaftere Schilderung des Dialogs: stärkere Wirkung auf die äußeren Sinne und zugleich auf ein sympathetisches Interesse des Zuschauers, durch Erregung seiner Leidenschaften.“

Der rechte und schlechte Rationalismus der Kunst!

[«]

5[11]

Sophocles über den Eros in Plato’s Staat 3.

[«]

5[12]

Socrates sagt von den dramatischen Dichtungen, Pol. X 4: „Entblößt von dem Farbenglanz des musikalischen Zaubers und rein nach dem bloßen Texte vorgetragen — sehen sie dann aus, wie die Gesichter jugendlicher, aber nicht schöner Menschen, wenn sie die Jugendblüthe verlieren.“

[«]

5[13]

Zum Oedipus auf Colonos.

v. 7. Resignation gelehrt durch Mißgeschick, lange Lebensdauer und edlen Sinn.

[«]

5[14]

Plato legg. 83a § 120: in der Zwischenzeit, in der ein Wesen noch nicht die ihm zukommende vernünftige Einsicht hat, tollt ein jedes und schreit regellos, und sobald es nur aufrecht gehen gelernt hat, springt es wiederum ebenso. Dies die Anfänge der musischen und gymnastischen Künste.

lib. II § 68.

Lust und Unlust die eigentlich kindlichen Empfindungen, Tugend und Untugend treten in dieser Gestalt vor die Seele.

Feste sind dazu da, damit die Menschen durch das Zusammensein mit den Göttern die Erziehung wieder in ihren früheren Zustand zurückführen lernten. Alles was noch jung ist kann seinem Körper und seiner Stimme keinen Augenblick Ruhe geben. Die Götter sind die Geber des Gefühls für Rhythmus und Harmonie.

Unsere erste Erziehung stammt von Apollo und den Musen.

[«]

5[15]

Über die Bedeutung der Trunkenheit und der Trinkgelage stellt Plato im Hinblick auf die Volkserziehung wichtige Untersuchungen an. 1. und 2tes Buch legg.

[«]

5[16]

Der Chor in der Tragödie verglichen mit dem Orchester?

Das Gleichniß wird verständlich gemacht durch das Generelle? Wie?

[«]

5[17]

Daraus daß die Einzelkünste sich im aeschyleischen Drama nicht auf der Höhe befinden, folgt nicht, daß dies nothwendig sei.

Warum war die Schauspielkunst, die Malerei, die Musik auf ihren Höhen nicht mehr im Dienste des musikalischen Drama's?

Die Musik im Drama, ist, ebenso wie die Malerei, etwas Andres geworden: sie will täuschen, sie ist nicht reine Kunst des Scheins mehr. Sie wirkt elementarischer, sie ist Mittel, sie ist bewußter, weil sie plastisch sein soll. Wie ist es aber im Gesange? In diesem einfachsten Verhältnisse? —

[«]

5[18]

Schiller in der Max- und Thekla-Episode ist am deutschesten: aber ihm fehlt hier das Organ, der Ton. Werther Iphigenie haben dieselbe unendliche Zartheit.

Die Scene des Prinzen Homburg, seine Todesfurcht.

[«]

5[19]

Schiller und Kleist — der Mangel an Musik.

Letzterer ist viel höher zu stellen. Er ist bereits aus der Aufklärungsperiode völlig heraus. Die Kunst hielt ihn fest: aber die politische Wahnvorstellung war noch stärker.

[«]

5[20]

Das Orchester entwickelt für unser gebildetes Gehör die orchestischen Bewegungen der Gefühle, es ist der Tanz der Empfindungen versinnlicht.

[«]

5[21]

Die Auflösung des aeschyleischen Drama's ist nicht nur Symptom, sondern auch Mittel gewesen für die Auflösung der athenischen Demokratie.

Darin daß sich an die Tragödie keine Philosophie anschloß, zeigt sich eine Verkümmerung.

Oder hat es keine Schule von orphischen Pythagoreern gegeben, die das Drama pflegten? Doch nicht die cynischen Pythagoriker? Oder Arcesilaus oder Polemon? Nein!

Wie verhielten sich die Philosophen zur Kunst? Zum Drama?

Sie haben es nie erreicht, Dank ihrem sokratischen Ursprunge.

[«]

5[22]

„Die Tragödie und die Freigeister."

Betrachtungen

über

die ethisch-politische Bedeutung

des musikalischen Drama's.

[«]

5[23]

Überwindung der „Aufklärung“ und ihrer Hauptdichter.

Deutschland als das rückwärtsschreitende Griechenland: wir sind in der Periode der Perserkriege angelangt.

[«]

5[24]

Die Wahnvorstellungen.

Die ernsthaftere Aufgabe der Kunst.

Allein der musikalisch dramatischen Kunst.

Beispiel am Hellenenthum. Apollo und Dionysos.

Auflösung im Sokratismus.

Das neue Erziehungswesen der Freigeister.

Pflicht des Staates dem Drama gegenüber.

[«]

5[25]

Wie offenbart sich der Instinkt in der Form des bewußten Geistes?

In Wahnvorstellungen.

Selbst die Erkenntniß über ihr Wesen vernichtet nicht ihre Wirksamkeit. Wohl aber bringt die Erkenntniß einen qualvollen Zustand hervor: dagegen nur Heilung in dem Schein der Kunst.

Das Spiel mit diesen Instinkten.

Die Schönheit ist die Form, in der ein Ding unter einer Wahnvorstellung erscheint z.B. die Geliebte etc.

Die Kunst ist die Form, in der die Welt unter der Wahnvorstellung ihrer Nothwendigkeit erscheint.

Sie ist eine verführerische Darstellung des Willens, die sich zwischen die Erkenntniß schiebt.

Das „Ideal“ eine solche Wahnvorstellung.

[«]

5[26]

Die Wahnvorstellungen: wer sie durchschaut, hat nur die Kunst zum Trost. Das Durchdringen ist jetzt für die Freigeister Nothwendigkeit: wie sich dazu die Menge verhält, ist nicht zu errathen. Genug, daß wir die Kunst brauchen: wir wollen sie durch alle Mittel, nöthigenfalls im Kampfe. Eine neue Bildungssekte, als die Richterin und Herrscherin über die verschliffene und ekelhafte Bildung des Tages. Anzuknüpfen an die wirklichen Bildungselemente, an die reine wissenschaftliche Begeisterung, an die strenge militärische Subordination, an das tiefe Gemüthsbedürfniß der Frauen usw., an das noch vorhandene Christenthum usw.

Der Sokratismus als die eingebildete Weisheit (in allen Erscheinungen, im orthodoxen Christenthum, im Judenthum des Tags) ist der Kunst abgeneigt oder gleichgültig.

Wie Oedipus, gelangen wir erst im Hain der Eumeniden zum Frieden.

[«]

5[27]

Wahn des Individuums.

Vaterlandsliebe.
Confession.
Geschlecht.
Wissenschaft.
Willensfreiheit.
Frömmigkeit.

[«]

5[28]

Der Realismus des jetzigen Lebens, die Naturwissenschaften haben eine unglaublich bildungsstürmerische Kraft; ihnen muß die Kunst entgegengebracht werden.

Die klassische Bildung ist immer in Gefahr, in scheue Gelehrsamkeit auszuarten. Die Frömmigkeit der Kunst gegenüber fehlt: scheußliche Kronoserscheinung, die Zeit verschlingt ihre eignen Kinder. Es giebt aber

Menschen mit ganz andern Bedürfnissen, diese müssen sich das Dasein erzwingen, in ihnen ruht die deutsche Zukunft.

[«]

5[29]

„Socrates treibe Musik“ als Schlußcapitel.

[«]

5[30]

Monotheism als ein Minimum von poetischer Welterklärung.

Bei den Juden ein Nationalgott, ein kämpfendes Volk mit einer Fahne: eine Sittlichkeitsrigorosität verkörpert, Strenge gegen sich selbst, imperativischer Gott (charakteristisch, daß er das Opfern des einzigen Sohns verlangt).

Unsre Nationalgötter und unsre Gefühle dafür haben einen Wechselbalg dafür bekommen: wir widmen diesem alle jene Empfindungen.

Das Ende der Religion ist da, nachdem man die Nationalgötter eskamotirt hat. Schreckliche Quälerei hat dies in der Kunst angerichtet. Ungeheure Arbeit des deutschen Wesens, jenes fremde unnationale Joch abzuschütteln; und es gelingt ihm.

Der indische Hauch bleibt zurück: weil er uns verwandt ist.

[«]

5[31]

Gottheiten unter der Form des Königs, des Vaters, des Priesters —

Die griechische Mythologie hat alle Formen einer bedeutsamen Menschlichkeit vergöttlicht.

Der Glaube an einen Geist ist eine Einbildung: sofort anthropomorphische, ja polytheistische Stellvertreter.

Der Verehrungstrieb als Lustempfindung am Dasein schafft sich ein Objekt.

Wo diese Empfindung fehlt — Buddhismus.

Buddha übergab sich den dramatischen Vorstellungen, als er mit seiner Erkenntniß durchgedrungen war: ein Schlußsatz.

Ein Volk ist höher oder tiefer moralisch begabt: die Griechen haben nicht die Höhe erreicht, vielleicht aber war es die nothwendige Grenze, um nicht in Weltverneinung umzuschlagen. Ihre Erkenntniß und ihr Leben blieben im Ganzen zusammen.

Die Weltverneinung ist ein unglaublicher Standpunkt: wie ließ ihn der Wille zu?

Erstens ist er verbunden mit dem höchsten Wohlwollen, er hindert nichts, er ist nicht aggressiv.

Zweitens wird er sofort wieder eskamotirt durch eine andersartige Verherrlichung des Daseins, Unsterblichkeitsglauben, Sehnsucht zur Seligkeit.

Drittens ist der Quietismus auch eine Daseinsform.

[«]

5[32]

„Alles ist eitel.“

Dies ist nicht wahr — sagen Viele.

Dies ist wahr: wir wollen nicht mehr leben und handeln — sagen Andere.

Aber sie handeln doch fort — auch der Quietismus ist ein Minimum des Handelns; und es ist hier gleichgültig, ob viel oder wenig gelebt wird.

Also wir handeln in völliger Selbstbejahung — sagen andre: wir dienen dem Weltprozeß. Die Erkenntniß, daß der Einzelne sich nicht entziehen kann, hält uns.

Es ist aber gar nicht die Frage, was der Einzelne darüber denkt: jedenfalls muß er handeln und leben, trotz aller Erkenntniß von der Eitelkeit. Diese Erkenntniß ist sehr selten: wo sie da ist, vereinigt sie sich mit dem religiösen oder künstlerischen Bedürfniß.

Eine Weltcorrektion — das ist Religion oder Kunst. Wie muß die Welt erscheinen, um lebenswerth zu sein?

Jetzt kommen die anthropomorphischen Hülfsvorstellungen; die Religionen sind jedenfalls für die bewußte Erkenntniß da, ein Thier hat nichts davon. Das Bedürfniß nach ihnen ist um so stärker, je größer die Erkenntniß von der Eitelkeit ist. Bei den Griechen ist es gering, dagegen ist die Häßlichkeit des Daseins corrigirt durch ihre Götterwelt.

[«]

5[33]

Die meisten Menschen spüren gelegentlich, daß sie in einem Netz von Illusionen hinleben. Wenige aber erkennen, wie weit diese Illusionen reichen.

Von Illusionen sich nicht beherrschen lassen, ist ein unendlich naiver Glaube, aber es ist der intellektuelle Imperativ, das Gebot der Wissenschaft. Im Aufdecken dieser Spinngewebe feiert der ἄνϑρωπος ϑεωρητικός und mit ihm der Wille zum Dasein ebenfalls seine Orgien: er weiß, daß die Neugier nicht zu Ende kommt und betrachtet den wissenschaftlichen Trieb als eine der mächtigsten μηχαναί zum Dasein.

[«]

5[34]

Der Jude hängt mit ungeheurer Zähigkeit am Leben.

[«]

5[35]

Es ist naiv zu glauben, daß wir je aus diesem Meer der Illusion herauskommen könnten. Die Erkenntniß ist völlig unpraktisch.

[«]

5[36]

Cap. 1. Darlegung des Trugmechanismus in dem Willen.

Ein Individuum soll dienstbar dem Gesammtzweck sein: ohne ihn zu erkennen. Dies thut jedes Thier, jede Pflanze. Beim Menschen kommt nun, im bewußten Denken, ein Scheinzweck hinzu, ein vorgeschobner Wahn: der Einzelne glaubt etwas für sich zu erreichen.

Wir wehren uns gegen den Instinkt, als etwas Thierisches. Darin liegt selbst ein Instinkt. Der natürliche Mensch empfindet eine starke Kluft zwischen sich und dem Thier; im Begriff es sich deutlich zu machen, worin die Kluft bestehe, verfällt er auf dumme Unterscheidungen. Die Wissenschaft lehrt den Menschen, sich als Thier zu betrachten. Er wird nie darnach handeln. Die Inder haben die richtigste Einsicht, intuitiv, und handeln darnach.

[«]

5[37]

„Mensch“ bedeutet „Denker“: da steckt die Verrücktheit.

[«]

5[38]

Unsre musikalische Entwicklung ist das Hervorbrechen des dionysischen Triebes. Er zwingt allmählich die Welt: die Kunst zwingt er im musikalischen Drama, aber auch die Philosophie.

Die Musik ganz gesund — bei der furchtbaren Verkommenheit der epischen Kultur.

[«]

5[39]

„Der Mensch begreift nie, wie anthropomorphisch er ist“ sagt Goethe.

[«]

5[40]

Die bornirte Überzeugung M<ax> Müllers, daß Christenthum, auf einen Schafskopf gepflanzt, noch was Rechtes ist. Als ob die Menschen durch die Religion nivellirt würden!

[«]

5[41]

Das musikalische Drama und die Freigeister.

[«]

5[42]

Die Tragödie und die Freigeister.

Betrachtungen

über

die ethisch-politische Bedeutung

des

musikalischen Drama's.

[«]

5[43]

1. Gesetz des Wahnmechanismus.
2. Die Erkenntniß davon. Wissenschaft.
3. Die Mittel dagegen: Religion.
4. Die Kunst.
5. Der Buddhist und der deutsche Freidenker.
6. Überwindung der „Aufklärung“.
7. Überwindung der „Romantiker“.
8. Das Drama in seiner Kulturbedeutung bei Schiller-Goethe.
9. Dionysos und Apollo.
10. Die dionysische Religion.
11. Musik und Drama.
12. Chor. Einheit. Tetralogie.

13. Euripides.
14. Socratismus.
15. Plato gegen die Kunst. Alexandrinismus.
16. Musische Erziehung.
17. Der Student: die zukünftige Cultur.
18. Gelehrte Bildung: reale Bildung. Frankreich. Judenthum.
19. Der Freigeist und das Volk.
20. Der Staat und das musikalische Drama.
Die philosophische Fakultät. An die Lehrer.

[«]

5[44]

Dem Buddhisten fehlt die Kunst: daher der Quietismus.

Dem deutschen Freidenker schweben immer Wahngebilde künstlerische Ideale vor: daher sein Zeugen im Schönen, sein Weltkampf.

Alle Erkenntniß der Wahrheit ist unproduktiv: wir sind die Ritter, die im Walde die Vögelstimmen verstehen, wir folgen ihnen.

[«]

5[45]

Die Aufklärung verachtet den Instinkt: sie glaubt nur an Gründe.

Die Romantiker ermangeln des Instinktes: die Kunstwahngebilde reizen sie nicht zur That, sie verharren im Reizungszustande.

Man überwindet solche Zustände nicht eher theoretisch als bis sie praktisch überwunden sind.

[«]

5[46]

Unsre epische Kultur kommt in Goethe zum vollen Ausdruck. Schiller weist auf die tragische Kultur hin.

Diese epische Kultur breitet sich in unserm Naturwissen, Realismus und Romanwesen aus. Der Philosoph derselben ist Hegel.

[«]

5[47]

Als Künstler müssen wir so frei über der Religion stehen und mit ihrem Mythus handhaben, wie es der athenische Tragiker in der Produktion that, ohne alle pathologische Theilnahme.

[«]

5[48]

Der Blüthemoment unsrer epischen Kultur ist Goethe in Italien.

[«]

5[49]

Bei Goethe ist gemäß seiner epischen Natur die Dichtung das Heilmittel, das ihn gegen die volle Erkenntniß schützt — bei den tragischen Naturen ist die Kunst das Heilmittel, das von der Erkenntniß befreit. Den einen beunruhigt das Leben: sofort weicht es wie ein Bild vor ihm zurück, und er findet das beunruhigte Leben darstellenswerth.

[«]

5[50]

„Die Fidschier opfern sich selbst: sie halten es für Recht, ihre besten Freunde umzubringen, um sie von dem Elend dieses Lebens zu befrein; sie betrachten es wirklich für ihre Pflicht, daß der Sohn seine Eltern erdrosseln müsse, wenn er darum gebeten wird.“

Der indische Philosoph, wenn er denkt, er habe Alles gelernt, was die Welt ihn lehren könne, und der sich darnach sehnt, in die Gottheit aufzugehen, schreitet ruhig in den Ganges.

Die jüdische Religion hat einen unsäglichen Schauder vor dem Tod, das Hauptziel ihrer Gebete — um langes Leben.

— Bei den Griechen ist auch hierin alles mäßig. Bei aller pessimistischen Erkenntniß kommt es nie zur That des Pessimismus.

[«]

5[51]

Religion und Philosophie haben in Indien alle praktischen Instinkte aufgesaugt. Die Erkenntniß als Intuition und Instinkt —

[«]

5[52]

Wahnvorstellungen, z.B. das heilige Grab in den Händen der Ungläubigen.

[«]

5[53]

Rigveda, X Buch, Hymn. 129.
„Und Liebe überkam zuerst das Eine,
der geist’gen Inbrunst erster Schöpfungssame,
Im Herzen sinnend spürten weise Seher
das alte Band, das Sein an Nichtsein bindet.“

[«]

5[54]

Die Parsis haben eine unerklärliche Scheu vor Licht und Feuer, die einzigen Orientalen, die nicht rauchen, sie hüten sich ein Licht auszublasen.

Die Religion des Zoroaster hätte, wenn Darius nicht überwunden wäre, Griechenland beherrscht.

[«]

5[55]

„Der Parsi glaubt an einen Gott, an den er seine Gebete richtet: Seine Moral — Reinheit der Gedanken, der Worte, der Handlungen. Er glaubt an die Strafe des Bösen, Belohnung des Guten, er erwartet seine Sündenvergebung von der Gnade Gottes.“

[«]

5[56]

„Ein freidenkender Inka bemerkte, daß das beständige Wandern der Sonne ein Zeichen von Knechtschaft sei.“

[«]

5[57]

„Alle Götter müssen sterben“ die urdeutsche Vorstellung, die die Wissenschaft mit höchster Kraft bis jetzt durchführt. „Der Tod Sigurds, des Abkömmlings Odins, konnte den Tod Balders, des Sohns des Odin, nicht abwenden: auf Balders Tod folgte bald der Tod Odins und der andren Götter.“

[«]

5[58]

Das siebente Gebot Buddha’s an seine Jünger ist — sich öffentlicher Schauspiele zu enthalten.

[«]

5[59]

Was ist die Tugend? „Sie hilft zur andern Küste überzusetzen“ d.h. zum Nichtsein.

[«]

5[60]

Buddha: „lebt ihr Heiligen, indem ihr eure guten Werke verheimlicht und eure Sünden sehen laßt.“

[«]

5[61]

Die Ideen nicht die göttlichen Wesenheiten, sondern Illusionen.

[«]

5[62]

Singularität des griechischen Dramas. (Trag<ödie>). Woher?

[«]

5[63]

Ich erzähle ein Beispiel.
Bespreche nachher die Weltanschauung.
Und ziehe die praktische Konsequenz.

[«]

5[64]

Wir haben es Buddha nachzumachen, der die Weisheit der Wenigen nahm und davon einen Theil zum Nutzen der Menge ausprägte.

[«]

5[65]

„Gunnar wurde von Atli gebunden und unter die Schlangen geworfen. Doch selbst die Schlangen bezaubert er, indem er mit den Zähnen auf der Harfe spielt, bis endlich eine der Vipern an ihm emporkriecht und ihn tödtet.“

[«]

5[66]

Gervinus glaubt, es sei viel richtiger daß wir mit aller Macht streben, die leidigen Hindernisse unsrer nationalen Fortbildung zu brechen, als daß wir jene faustischen Probleme immer wiederholen, „die wie ein Geyer an dem Herzen unsrer Jugend nagen.“ Natürlich sind diese Probleme historischer Natur, sie verschwinden bei freierer politischer Bewegung!! Pack! Gesindel! Historisches Gesindelpack!

[«]

5[67]

Goethe brachte in allen Lagen „seinen Lebensrausch zu Papiere“.
Goethe’s Hingebung an Natur und Kunst: eine Religion.

[«]

5[68]

Das höchste Zeichen des Willens:

der Glaube an die Illusion und der theoretische Pessimismus beißt sich selbst in den Schwanz.

[«]

5[69]

Der wahre Schauspieler verhält sich so zu seiner Rolle, wie der dramatische Künstler zum Leben, das er darstellt. Aeschylus dichtete so, wie er als Schauspieler spielte.

Die dramatische Musik ist demnach Plastik im höheren Sinne: das künstlerische Auge ruht sonnenhaft auf dem Ganzen.

[«]

5[70]

Es ist die Kraft der Phantasie, die hier den Willen (in der Musik) beherrscht. Damit verändert allerdings die Musik ihr Wesen.

Es ist doch kein Widerspruch: dramatische Musik. Das Lied ist die einfachste Form.

[«]

5[71]

Max Müller ist an den Pranger zu stellen als ein das deutsche Wesen verleugnender, in englischem Aberglauben untergegangener Deutscher. Dabei begeht er die Unsauberkeit von Leuten zu reden, die sich herausnehmen, auf „Kant“ (sic!) Hegel und Schelling mit Geringschätzung herabzusehn. Frech! Frech! Und ignorant! (Essays, I p. 203.)

[«]

5[72]

Ich werde mich nicht scheuen, Namen zu nennen: man macht seinen Standpunkt schneller klar, wenn man ad homines hier und da demonstrirt. Auf Deutlichkeit soll mir alles ankommen.

[«]

5[73]

Wirkung der Kunst gegen die Erkenntniß.
In der Architektur: die Ewigkeit und Größe des Menschen.
In der Malerei: die Welt des Auges.
In der Poesie: der ganze Mensch.
In der Musik: sein Gefühl
bewundert, geliebt, begehrt.

[«]

5[74]

„Nur die Galeerensklaven kennen sich“: darum — die Kunst.

[«]

5[75]

Theil I.
Instinkt Wahn und Kunst.
Theil II.
Das musikalische Drama.
Theil III.
Sokrates und die Freigeister.

[«]

5[76]

Der Wille als Einer
der bewußte Intellekt.

[«]

5[77]

Die Welt der Vorstellungen ist das Mittel, uns in der Welt der That festzuhalten und uns zu Handlungen im Dienste des Instinkts zu zwingen. Die Vorstellung ist Motiv zur That: während sie das Wesen der Handlung gar nicht berührt. Der Instinkt der uns zur That nöthigt und die Vorstellung die uns als Motiv ins Bewußtsein tritt liegen auseinander. Die Willensfreiheit ist die Welt dieser dazwischen geschobenen Vorstellungen, der Glaube daß Motiv und Handlung nothwendig einander bedingen.

[«]

5[78]

Daß die Welt der Vorstellungen realer ist als die Wirklichkeit, ist ein Glaube, den Plato theoretisch aufgestellt hat, als Künstlernatur. Praktisch ist es der Glaube aller produktiven Genien: das ist die Absicht des Willens, dieser Glaube. Diese Vorstellungen als Geburten des Instinkts sind jedenfalls ebenso real als die Dinge; daher ihre unerhörte Macht.

[«]

5[79]

Die Vorstellung ist von allen Mächten die geringste: sie ist als Agens nur Trug, denn es handelt nur der Wille. Nun aber beruht die individuatio auf der Vorstellung: wenn diese nun Trug ist, wenn sie nur scheinbar ist, um dem Willen zum Thun zu verhelfen — der Wille handelt — in unerhörter Vielheit für die Einheit. Sein Erkenntnißorgan und das menschliche fallen keineswegs zusammen: dieser Glaube ist ein naiver Anthropomorphismus. Erkenntnißorgane bei Thieren Pflanzen und Menschen sind nur die Organe des bewußten Erkennens. Die ungeheure Weisheit seiner Bildung ist bereits die Thätigkeit eines Intellekts. Die individuatio ist nun jedenfalls nicht das Werk des bewußten Erkennens, sondern jenes Urintellekts. Dies haben die kantisch-schopenhauerischen Idealisten nicht erkannt. Unser Intellekt führt uns nie weiter als bis zum bewußten Erkennen: insofern wir aber noch intellektueller Instinkt sind, können wir noch etwas über den Urintellekt zu sagen wagen. Über diesen trägt kein Pfeil hinaus.

In den großen Organismen wie Staat Kirche kommen die menschlichen Instinkte zur Geltung, noch mehr im Volk, in der Gesellschaft, in der Menschheit; viel größere Instinkte in der Geschichte eines Gestirns:

in Staat Kirche usw. giebt es eine Unzahl Vorstellungen, vorgeschobenen Wahn, während hier schon der Gesammtinstinkt schafft.

Vom Standpunkte des bewußten Denkens erscheint die Welt wie eine Unsumme ineinander geschachtelter Individuen: womit eigentlich der Begriff des Individuums aufgehoben ist. Die Welt ein ungeheurer sich selbst gebärender und erhaltender Organismus: die Vielheit liegt in den Dingen, weil der Intellekt in ihnen ist. Vielheit und Einheit dasselbe — ein undenkbarer Gedanke.

Vor allem wichtig einzusehn, daß die Individuation nicht die Geburt des bewußten Geistes ist. Darum dürfen wir von Wahnvorstellungen reden, unter der Voraussetzung der Realität der Individuation.

[«]

5[80]

Die mitleidige Handlung ist eine Korrektur der Welt im Handeln; im Reiche des Denkens entspricht ihr die Religion.

So steht das Schaffen im Schönen neben dem Schön-finden.

Ist das Individualsystem im Guten durchbrochen?

Das reine Nach-Existenz-haschen des Willens ist genügend, um daraus die Ethik abzuleiten.

Die Pflicht: der Gehorsam gegen Vorstellungen: eine Täuschung! Die wahren Beweggründe des Willens werden von diesen Pflichtvorstellungen verdeckt. Man denke an die Pflichten gegen das Vaterland usw. Eine Pflichthandlung ist ethisch werthlos als Pflichthandlung; weil weder ein Gedicht noch eine Handlung durch Abstraktion gemacht wird. Sie ist aber werthvoll, weil sie eben nicht aus der Abstraktion, aus der Pflicht entstehen kann und doch geschehn ist.

Güte und Liebe sind geniale Eigenschaften: die höchste Macht geht von ihnen aus, also spricht hier der Instinkt, der Wille. Es ist ein Einheitstrieb, die Offenbarung einer höheren Ordnung, die sich in Güte Liebe Barmherzigkeit Mitleid kundgiebt.

Güte und Liebe praktische Weltcorrektionstriebe — neben der Religion, die als Wahnvorstellung dazwischentritt.

Sie sind mit dem Intellekt nicht verwandt, er hat gar keine Mittel sich mit ihnen zu befassen. Sie sind reiner Instinkt, Gefühl mit einer Vorstellung gemischt.

Die Vorstellung im Gefühl hat zu der eigentlichen Willensregung nur die Bedeutung des Symbols. Dies Symbol ist das Wahnbild, durch das ein allgemeiner Trieb eine subjektiv-individuelle Reizung ausübt.

Das Gefühl — mit Willen und unbewußter Vorstellung

die That — mit Willen und bewußter Vorstellung.

Wo fängt die That an? Sollte „That“ nicht auch eine Vorstellung, etwas Undefinirbares sein? Eine sichtbar werdende Willensregung? Aber sichtbar? Diese Sichtbarkeit ist etwas Zufälliges und Äußerliches. Die Bewegung des Mastdarms ist auch eine Willensregung, die sichtbar wäre, wenn wir dorthin Augen bringen könnten.

Der bewußte Wille charakterisirt auch nicht die That; denn wir können auch eine Empfindung bewußt erstreben, die wir doch eben nicht That nennen würden.

Was ist das Bewußtwerden einer Willensregung? Ein immer deutlicher werdendes Symbolisiren. Die Sprache, das Wort nichts als Symbol. Denken d.h. bewußtes Vorstellen ist nichts als die Vergegenwärtigung Verknüpfung von den Sprachsymbolen. Der Urintellekt ist darin etwas ganz Verschiednes: er ist wesentlich Zweckvorstellung, das Denken ist Symbolerinnerung. Wie die Spiele des Sehorgans bei geschlossenen Augen, die auch die erlebte Wirklichkeit im bunten Wechsel durcheinander reproduziren, so verhält sich das Denken zur erlebten Wirklichkeit: es ist ein stückweises Wiederkäuen.

Die Trennung von Wille und Vorstellung ist ganz eigentlich eine Frucht der Nothwendigkeit im Denken: es ist eine Reproduktion, eine Analogie nach dem Erlebniß, daß wenn wir etwas wollen, uns das Ziel vor Augen schwebt. Dies Ziel aber ist nichts als eine reproduzirte Vergangenheit: in dieser Art macht sich die Willensregung verständlich. Aber das Ziel ist nicht das Motiv, das Agens der Handlung: obwohl dies der Fall zu sein scheint.

Es ist Unsinn, die nothwendige Verbindung von Wille und Vorstellung zu behaupten: die Vorstellung erweist sich als ein Trugmechanismus, den wir nicht im Wesen der Dinge vorauszusetzen brauchen. Sobald der Wille Erscheinung werden soll, beginnt dieser Mechanismus.

Im Willen giebt es Vielheit, Bewegung nur durch die Vorstellung: ein ewiges Sein wird erst durch die Vorstellung zum Werden, zum Willen, d.h. das Werden, der Wille selbst als Wirkender ist ein Schein. Es giebt nur ewige Ruhe, reines Sein. Aber woher die Vorstellung? Dies ist das Räthsel. Natürlich ebenfalls von Anbeginn, es kann ja niemals entstanden sein. Nicht zu verwechseln ist der Vorstellungsmechanismus im sensiblen Wesen.

Wenn aber Vorstellung bloß Symbol ist, so ist die ewige Bewegung, alles Streben des Seins nur Schein. Dann giebt es ein Vorstellendes: dies kann nicht das Sein selbst sein.

Dann steht neben dem ewigen Sein eine andre ganz passive Macht, die des Scheins — — Mysterion!

Wenn dagegen der Wille die Vielheit, das Werden in sich enthält, so giebt es ein Ziel? Der Intellekt, die Vorstellung muß unabhängig vom Werden und Wollen sein; das fortwährende Symbolisiren hat reine Willenszwecke. Der Wille selbst aber hat keine Vorstellungen nöthig, dann hat er auch keinen Zweck: der nichts als eine Reproduktion, ein Wiederkäuen des Erlebten im bewußten Denken ist. Die Erscheinung ist ein fortwährendes Symbolisiren des Willens.

Weil wir bei den Wahnvorstellungen die Absicht des Willens erkennen, so ist die Vorstellung Geburt des Willens, so ist Vielheit bereits im Willen, so ist die Erscheinung eine μηχανή des Willens für sich.

Man muß im Stande sein, die Grenzen zu umzeichnen und dann sagen: diese nothwendigen Denkconsequenzen sind die Absicht des Willens.

[«]

5[81]

Ich scheue mich, Raum Zeit und Kausalität aus dem erbärmlichen menschlichen Bewußtsein abzuleiten: sie sind dem Willen zu eigen. Es sind die Voraussetzungen für alle Symbolik der Erscheinungen: nun ist der Mensch selbst eine solche

Symbolik, der Staat wiederum, die Erde auch. Nun ist diese Symbolik unbedingt nicht für den Einzelmenschen allein da —

[«]

5[82]

Die Theologie unsrer Zeit scharf zu charakterisiren.

Die Schulabsichten gleichfalls.

Ziel: das Schillersche bedeutend erhoben: Erziehung durch die Kunst, aus dem germanischen Wesen abgeleitet.

[«]

5[83]

Die Intellegenz bewährt sich in der Zweckmäßigkeit. Wenn nun der Zweck nichts als ein Wiederkäuen von Erfahrungen ist, das eigentliche agens sich verbirgt, so dürfen wir das Handeln nach Zweckvorstellungen durchaus nicht auf die Natur der Dinge übertragen, d.h. wir brauchen eine Vorstellung habende Intellegenz gar nicht. Von Intellegenz kann nur in einem Reiche die Rede sein, wo etwas verfehlt werden kann, wo der Irrthum stattfindet — im Reiche des Bewußtseins.

Im Reiche der Natur, der Nothwendigkeit ist Zweckmäßigkeit eine unsinnige Voraussetzung. Was nothwendig ist, ist das einzig Mögliche. Aber was brauchen wir dann noch einen Intellekt in den Dingen vorauszusetzen? — Wille, wenn damit eine Vorstellung verbunden sein muß, ist auch kein Ausdruck für den Kern der Natur.

[«]

5[84]

Die hellenischen Wahnvorstellungen und die ihnen entgegenarbeitenden Auflösungskräfte. Welche ist die Absicht des Willens in diesen Auflösungen?

— Die Geburt der Gelehrsamkeit und der Wissenschaft als neuer Daseinsformen.

[«]

5[85]

Bei den meisten Gelehrten giebt es einen luxuriösen Trieb zu lernen. Wer will noch weise werden? Wer will noch denken und forschen, um zu handeln? Trägheit der gelehrten Ponderabilien: sie sinken immer tiefer. Man muß 40 Wochen in die Wüste gehen: und mager werden.

[«]

5[86]

Die Einheit des dramatischen Kunstwerks —

[«]

5[87]

Wenn das musikalische Element weicht und doch die musikalische Weltanschauung bleiben soll, wohin flüchtet sich's?

[«]

5[88]

Die Experimente des Bewußtseins, die Thatsache der Tragödie und ihrer Erschütterung sich begreiflich zu machen — in ihrer Rückwirkung auf die Kunstwerke. Dazu ist Betrachtung der Katastrophen nöthig. — Der Kampf mit dem Schicksal, die Perspektive auf eine neue Zeit, der Selbstmord usw.

[«]

5[89]

Alle Erweiterung unsrer Erkenntniß entsteht aus dem Bewußtmachen des Unbewußten. Nun fragt es sich, welche Zeichensprache wir dazu haben. Manche

Erkenntnisse sind nur für Einige da und Anderes will in der günstigsten vorbereiteten Stimmung erkannt sein.

[«]

5[90]

Begriff des „Dramas“ als „Handlung“.

Dieser Begriff ist sehr naiv in seiner Wurzel: die Welt und die Gewohnheit des Auges entscheidet hier. Was ist aber schließlich — bei geistigerer Betrachtung — nicht Handlung? Das sich kundgebende Gefühl, das sich Klarwerden — keine Handlung? Muß immer gehenkert und gemordet werden? — Aber eins ist noth: das Werden gegenüber dem Sein und der plastischen Kunst. Versteinerungen des Moments dort — hier Wirklichkeit.

Zweck solcher Wirklichkeit ist allerdings, als solche zu wirken. Wir sollen nicht zwischen Schein und Wahrheit schwanken. Das pathologische Interesse ist hier Gebot. Wir fühlen als ob wir es erlebten. Wer diesen Schein am stärksten erregt, ist der beste Dichter: nur ist es wesentlich, wen er zu täuschen hat. Das Ideal ist, daß er sich selbst zu täuschen weiß. Hier liegt allerdings der Maaßstab des Kunstwerks außerhalb. Es treibt zur Erkenntniß und zur That als „wirkendes wirkliches Kunstwerk“.

[«]

5[91]

Wenn man die Wahnvorstellung sich als solche auflöst, so muß der Wille — wenn anders er unser Fortbestehen will — eine neue schaffen. Bildung ist ein fortwährendes Wechseln von Wahnvorstellungen zu den edleren hin, d.h. unsre „Motive“ im Denken werden immer geistigere, einer größeren Allgemeinheit angehörige. Das Ziel der „Menschheit“ ist das Äußerste, was uns der Wille als Phantom bieten kann. Im Grunde ändert sich nichts. Der Wille thut seine Nothwendigkeit und die Vorstellung sucht das universell besorgte Wesen des Willens zu erreichen. In dem Denken an das Wohl größerer Organismen, als das Individuum ist, liegt die Bildung.

[«]

5[92]

Denken und Sein sind keinesfalls dasselbe. Das Denken muß unfähig sein, dem Sein zu nahen und es zu packen.

[«]

5[93]

Die ungeheure mimische Kraft der Musik — auf Grund einer ungeheuren absoluten Kunstentwicklung.

Einfluß der Musik auf die Dichtung.

[«]

5[94]

Die Rhythmik in der Dichtung beweist, daß das musikalische Element noch in der Gefangenschaft lebte.

Wirklich ist die hellenische Tragödie nur das Vorzeichen einer höheren Kultur: sie war das Letzte, was das Griechenthum erreichen konnte, auch das Höchste. Diese Stufe war das Schwerste, was zu erreichen war. Wir sind die Erben.

Die höchste That des Hellenenthums: die Bändigung der orientalischen Dionysus-Musik und Zubereitung derselben zum bildlichen Ausdruck.

Aeschylus wird angeklagt, die Mysterien profanirt zu haben: ein Symbol!

Mit der orientalisch-christlichen Bewegung überschwemmte das alte Dionysosthum die Welt, und alle Arbeit des Hellenenthums schien vergebens. Eine tiefere Weltanschauung, eine unkünstlerische, brach sich Bahn.

Man glaube nur nicht, daß Phidias und Plato ohne die Tragödie gewesen wären.

Die alten Philosophen, die Eleaten Heraklit Empedokles als die tragischen Philosophen.

Die tragische Religion bei den Orphikern. —

Empedocles ist der reine tragische Mensch. Sein Sprung in den Aetna aus — Wissenstrieb! Er sehnte sich nach Kunst und fand nur das Wissen. Das Wissen aber macht Fausten.

Das Festspiel und die tragische Weltanschauung.
Die tragische Frau.
Die Geschlechtsliebe in der Tragödie.
Aeschylus als Volksprediger.
Das Opfer. Das Sektenwesen.
Aegypten als Ursprung scenischer Darstellungen.
Die tragischen Stoffe in der Heroengeschichte.
Wanderung durch die Kunst.
Das tragische Griechenland besiegte die Perser.
Vernichtung des Weltschmerzes als eines Schwächezustandes.

Der tragische Mensch ist die Natur in ihrer höchsten Kraft des Schaffens und des Erkennens und deshalb mit Schmerzen gebärend:

Die Menschen sind meist nach einer Seite hin ausgeartet, selbst bei höchsten Talenten.

[«]

5[95]

Das tragische Kunstwerk.
Der tragische Mensch.
Der tragische Staat.

[«]

5[96]

Die Scham — das Gefühl unter dem Banne der Illusion zu stehen, obwohl wir sie durchschauen.

Mit dieser Empfindung müssen wir leben, müssen wir unsre irdischen Pläne fördern. Sie ist ein Tribut, den wir dem Individuationsprincip zollen. Unser Verkehren mit Menschen hat diese zarte Haut um sich — für den tragischen Menschen nämlich.

[«]

5[97]

Das Wohlergehen auf Erden ist die jüdische Religionstendenz.

Die christliche liegt im Leiden. Der Kontrast ist ungeheuer.

[«]

5[98]

Die Zustände, in denen wir von Volkspoesie reden, sind so nebelhaft, daß wir das schaffende Genie nicht bei Namen nennen können. Aber die Sprachen- Religionen- und Mythenschöpfung, ebenso die der großen Volksdichtungen geht auf Einzelne zurück: es giebt immer wenig Produktive den Empfangenden gegenüber. Daß etwas vom ganzen Volke approbirt wird, hat nur für dasselbe den Werth, daß unter der Masse des Volkes sich auch die urtheilsfähigen Genien befinden.

Im Volke finden wir überall die zurückgelassenen Spuren der durchgegangenen Löwen des Geistes: in Sitte Recht Glauben, überall hat sich die Menge dem Einfluß Einzelner gebeugt.

Das „rein Menschliche“ ist eine Phrase, noch mehr: eine Illusion der gemeinsten Art.

[«]

5[99]

Wenn nun zwischen dem Begriffe und Vorstellungen erzeugenden Intellekt und der anschaulichen Welt ein untrennbares Band ist!

[«]

5[100]

Die metaphysische Bedeutung der Welt als ein Läuterungsprozeß? — es ist doch der Wille, der sich selbst zerfleischt, der Schmerz liegt doch im Willen, der Intellekt wird durch Phantome getäuscht — warum wohl? Der Wille muß doch den

Intellekt fürchten. Diese Phantome sind nicht zu verdrängen: weil wir handeln sollen. Das Bewußtsein ist schwach dagegen. Leiden und Wahn, der das Leid verhüllt — ein nicht durchdringendes Bewußtsein.

Hier tritt die Kunst ein, hier bekommen wir instinktive Erkenntniß vom Wesen jenes Leidens und Wahns.

[«]

5[101]

Die aristophanische Komödie ist die Vernichtung der alten dramatischen Poesie. Mit ihr schließt die alte Kunst ab.

[«]

5[102]

Indem die Tragödie eine Welterlösung ahnen läßt, giebt sie die erhabenste Illusion: die Freiheit vom Dasein überhaupt.

Hier ist Nothwendigkeit des Leidens — aber ein Trost.

Der Illusionshintergrund der Tragödie ist der der buddhistischen Religion.

Hier zeigt sich Seligkeit im Erkennen des höchsten Wehes. Darin triumphirt der Wille. Er sieht eine schrecklichste Configuration als den Born einer Daseinsmöglichkeit an.

[«]

5[103]

Gegen die nichtswürdige jüdische Phrase vom Himmel auf Erden —

Jene Erhebung ist ganz religiös — das dramatische Kunstwerk ist deshalb im Stande, die Religion zu vertreten.

[«]

5[104]

Warum sollten wir nicht jenen Standpunkt der Kunstverklärung erreichen, den die Griechen hatten? Offenbar waren doch die dionysischen Festspiele das Ernsthafteste ihrer Religion — mit Ausnahme der Mysterien — in denen aber wieder dramatische Aufführungen stattfanden.

[«]

5[105]

Der tragische Mensch — als der berufene Lehrer der Menschen.

Die Bildung und Erziehung muß nicht die Durchschnittsbegabung an ἦθος und Intellekt zur Norm nehmen, sondern eben jene tragischen Naturen —

Hier liegt die Lösung der socialen Frage. Der reiche oder begabte Egoist ist ein Kranker und dem Mitleiden preisgegeben.

Ich sehe ungeheure Conglomerate an Stelle der vereinzelten Capitalisten treten. Ich sehe die Börse dem Fluche verfallen, dem jetzt die Spielbanken gefallen sind.

[«]

5[106]

Was ist Erziehung?

Daß man sofort alles Erlebte unter bestimmten Wahnvorstellungen begreift. Der Werth dieser Vorstellungen bestimmt den Werth der Bildungen und Erziehungen.

In diesem Sinne ist Erziehung Intellekt-Sache, somit bis zu einem Grade wirklich möglich.

Diese Wahnvorstellungen werden nur durch die Wucht der Persönlichkeiten mitgetheilt. Insofern hängt die Erziehung von der moralischen Größe und dem Charakter der Lehrer ab.

Zauberische Einwirkung von Person auf Person alle höhere Willenserscheinung (die schon aus dem Bann der Einzelleben-Bejahung herausgetreten ist und damit sich die noch niederen Willenserscheinungen unterwirft).

Diese Einwirkung äußert sich in Übertragung der Wahnvorstellungen.

[«]

5[107]

Bildung: nach dem Charakter von Wahnvorstellungen.

Wie ist Bildung übertragbar? Nicht durch reine Erkenntniß, sondern durch Macht des Persönlichen.

Die Macht des Persönlichen liegt in seinem Werthe für den Willen (je weiter und größer die Welle ist, die er beherrscht).

Jede Neuschaffung einer Kultur somit durch starke vorbildliche Naturen, in denen sich die Wahnvorstellungen neu erzeugen.

[«]

5[108]

Der tragische Mensch

Schlußcapitel.
Der Vorstellungsmechanismus.
Die Möglichkeit der Erziehung.
Der Gegensatz der „Wissenschaft“ und ihr Ziel.
Das neue „Griechenland“.

[«]

5[109]

Stürzen wir uns immer von neuem in den Aetna, in immer neuen Geburten wird uns der Trieb des Wissens als eine Daseinsform erscheinen: und nur in dem rastlosen apollinischen Triebe nach Wahrheit wird die Natur gezwungen, auch immer höhere Ergänzungswelten der Kunst und der Religion zu bauen.

[«]

5[110]

In der tragischen Weltanschauung hatte sich der Wahrheits- und Weisheitstrieb versöhnt. Die logische Entwicklung löste diese auf und zwang zur Schöpfung der mystischen Weltanschauung. Die großen Organismen gehen jetzt zu Grunde, die Staaten und Religionen usw.

Das Verhältniß des Dionysischen und Apollinischen ist auch in jeder Staatsform, überhaupt in allen Äußerlichkeiten des Volksgeistes wieder zu erkennen.

Die absolute Musik und die absolute Mystik entwickeln sich zusammen.

Bei der allgemein werdenden hellenischen Aufklärung bekommen die alten Götter einen spukhaften Charakter.

[«]

5[111]

Wie entsteht der Sklave: dies führt zur Besprechung des griechischen Staats.

[«]

5[112]

Fortsetzung der „Geburt“.

Ist das Ziel der hellenischen Kultur, die höhere Verherrlichung durch die Kunst, so muß von da aus das griechische Wesen begreiflich werden. Welches sind die Mittel, deren sich jener Kunstwille bedient?

Arbeit und Sklaventhum.
Das Weib.
Der politische Trieb.
Die Natur.
Mangel des Gelehrten.

[«]

5[113]

Vernichtung der Kunst.
Vereinzelung der Künste und gegenseitige Übergriffe.
Die verständige Kunst.
Der Sokratismus.
Spukhafter Charakter der Götter.
Der tragische Mensch.

[«]

5[114]

Der tragische Mensch.

Einleitung. Die Mystagogen.

1. Die Geburt des tragischen Gedankens.
2. Die Mittel des hellenischen Kunstwillens.
3. Der Tod der Tragödie.
4. Der tragische Mensch.

[«]

5[115]

Die Kunstgötter.

Was ist über die Griechen zu lehren, wenn man von ihrer heiteren Welt ausgeht? und sich den Ernst verhüllt? Die Angriffe auf das klassische Alterthum sind so ganz berechtigt.

Man muß zeigen, daß eine tiefere Weltoffenbarung in ihm liegt als in unsern zerrissenen Zuständen, mit einer künstlich eingeimpften Religion. Entweder sterben wir an dieser Religion oder die Religion an uns. Ich glaube an das urgermanische Wort: alle Götter müssen sterben.

Es mag jeder von denen, die sich als Freunde des Alterthums geberden, zusehn, auf welchem Wege er sich dem Alterthum nähere: nur müssen wir verlangen, daß ein Jeder dieser sehnsüchtigen Freunde sich wirklich und ernsthaft um jenes verzauberte Schloß bemühe, um irgendwo einen versteckten Eingang zu finden, durch den gerade er sich hineinschleichen könne. Wem dies nämlich nur an irgend einer Stelle gelungen ist, der wird befähigt sein zu urtheilen, ob wir im Folgenden von einer wahrhaft geschauten und erlebten Welt der Dinge reden.

[«]

5[116]

Act. I. E<mpedokles> stürzt den Pan, der ihm die Antwort verweigert. Er fühlt sich geächtet.

Die Agrigentiner wollen ihn zum König wählen, unerhörte Ehren. Er erkennt den Wahn der Religion, nach langem Kampfe.

Die Krone wird ihm von der schönsten Frau dargebracht.

II. Furchtbare Pest, er bereitet große Schauspiele, dionysische Bacchanale, die Kunst offenbart sich als Prophetin des Menschenwehs. Das Weib als die Natur.

III. Er beschließt bei einer Leichenfeier das Volk zu vernichten, um es von der Qual zu befrein. Die Überlebenden der Pest sind ihm noch bemitleidenswerther.

Bei dem Pantempel. „Der große Pan ist todt“.

[«]

5[117]

Das Weib in der Theatervorstellung, stürzt heraus und sieht den Geliebten niedersinken. Sie will zu ihm, Empedokles hält sie zurück und entdeckt seine Liebe zu ihr. Sie giebt nach, der Sterbende spricht, Empedokles entsetzt sich vor der ihm offenbarten Natur.

[«]

5[118]

Empedocles, der durch alle Stufen, Religion Kunst Wissenschaft getrieben wird und die letzte auflösend gegen sich selbst richtet.

Aus der Religion durch die Erkenntniß daß sie Trug ist.

Jetzt Lust am künstlerischen Scheine, daraus durch das erkannte Weltleiden getrieben. Das Weib als die Natur.

Jetzt betrachtet er als Anatom das Weltleiden, wird Tyrann, der Religion und Kunst benutzt, und verhärtet sich immer mehr. Er beschließt Vernichtung des Volks, weil er dessen Unheilbarkeit erkannt hat. Das Volk, um den Krater versammelt: er wird wahnsinnig und verkündet vor seinem Verschwinden die Wahrheit der Wiedergeburt. Ein Freund stirbt mit ihm.

[«]

5[119]

23. Warum aus Tragödie attische Komödie. Dialektik. Optimismus der Ethik.
24. Wissenschaft.
25. Erziehung.
26. Heiterkeit. Mechanismus.

[«]

5[120]

Die Tragödie und die griechische Heiterkeit.

Vorrede.
Einleitung.
1. Die Geburt des tragischen Gedankens.
   Vorbereitungen der Tragödie.
2. Die Mittel des hellenischen Willens,
   um zur Tragödie zu gelangen.
3. Das tragische Kunstwerk.
4. Der Tod der Tragödie.
5. Erziehung und Wissenschaft.
6. Homer.
7. Metaphysik der Kunst.

[«]

5[121]

Republ. VIII, von cap. 10 an, Schilderung der Demokratie und der Tyrannis.
Lib. X Austreibung der Dichter.

[«]

5[122]

Abhandlungen.

Zur Philosophie des Tragischen.
Philologen als Metriker.
Hesiod.
Homerische Frage und Antwort.
Sprache im Unterricht.
Das Gymnasium.
Geschichte im Unterricht.

[«]

5[123]

Hauptpunkte.

Die Mysterien und das Drama Geburten einer Zeit, auch ihrer Weltanschauung nach verwandt.

Das sechste Jahrhundert als der Höhepunkt: das Ersterben des Epos in der faustischen Gegenwart. Ungeheures politisches Ringen.

Simplicität des Griechischen: die Stimme der Natur den Frauen und den Sklaven gegenüber unverdorben. Der besiegte Feind. Humanität ist ein ganz ungriechischer Begriff.

Religionen sind Weltausbesserungen durch das Bild und den Begriff. Die hesiodische Theogonie löst die Welt in Menschen auf: weil der Mensch noch das

Bekannteste sich zu sein scheint.

Das Schöne bei den Deutschen das „Glänzende“, bei den Römern pul-cer das „Starke“, bei den Griechen das „Reine“.

Schwer erklärbar: das Unendlich-Stabile des antiken Dramas. — Ganz diverse Dinge: das bürgerliche Schauspiel (neuere Komödie) und die alte Tragödie.

Wie ist eine unnationale Religion möglich? Z.B. das Christenthum.

Der bewußte Intellekt ein schwaches Ding, wirklich nur μηχανή des Willens. Aber der Intellekt selbst und der Wille sind eins.

Herodot eine Hauptquelle der Erkenntniß.

Für die Einleitung. Die Simplicität des Griechischen. Sodann die Wichtigkeit der naheliegenden Probleme, während das Entlegene nur selten Ausbeute giebt.

Sammlung von glücklichen Belegstellen.

[«]

5[124]

Die Aesthetik des Aristoteles.
Die Musik und die ὄψις als ἡδύσματα!
Die Höhepunkte aller Künste liegen später als das Drama: dies nahm sie nicht auf, sondern blieb conservativ.

[«]

5[125]

Sokrates ließ sich nicht in die Mysterien einweihen.

[«]

[6 = U I 1. Ende 1870]

6[1]

§. 20. Euripides.
21. Euripides und Socrates.
22. Socrates und die voreuripideische Tragödie.
23. Die Wissenschaft.
24. Einzige Möglichkeit der Wissenschaft, der Kunst gegenüber.
25. Zweck der Erziehung.
26. Der Wahn.
27. Die Idealität der Welt.
28. Die Vielheit der Ideen.
29. Die Einheit des Willens.
30. Griechische Heiterkeit und die Heiligkeit.

[«]

6[2]

Andrer Gegensatz:
andre Welt auf der Bühne verehrt, andre Welt im Leben.
Andre Lehren dort und hier.

[«]

6[3]

Wie ist eine Erziehung möglich, wenn es keine Freiheit des Willens giebt, wenn es keine Freiheit des Gedankens giebt, sondern wir nur Erscheinung sind?

Dagegen zu sagen, daß es eine Erziehung im gleichen Sinne giebt, wie eine Freiheit des Willens — nämlich als nothwendige Wahnvorstellung, als vorgeschobnen Erklärungsgrund für ein uns gänzlich entzogenes Phänomen. Wenn also keine Erziehung eintritt, so ist dies ein Beweis, daß jenes Phänomen nicht existirt.

Eine Erziehung zur tragischen Erkenntniß setzt also Bestimmbarkeit des Charakters, freie Wahlentschließung usw. voraus — für die Praxis, leugnet aber theoretisch dieselbe und stellt dies Problem sofort an die Spitze der Erziehung. Wir werden uns immer so benehmen wie wir sind und nie wie wir sein sollen.

Der Genius hat die Kraft, die Welt mit einem neuen Illusionsnetze zu umhängen: die Erziehung zum Genius heißt das Illusionsnetz nothwendig zu machen, durch eifrige Betrachtung des Widerspruchs.

Die tragische Erkenntniß ist ja auch dem Ureinen-Wahren gegenüber nur eine Vorstellung, ein Bild, ein Wahn. Insofern aber der Widerspruch d.h. der unconciliatorische in diesem Bilde geschaut wird — erleben wir gleichsam wie die Scene vom besessenen Knaben die Transfiguration herausfordert. Erzogen werden — heißt nur — sich auseinander falten. Man halte nur die Wüste und die Qual des Heiligen für nothwendige Voraussetzung der Verzückung.

Die Einwirkung des Genius ist gewöhnlich, daß ein neues Illusionsnetz über eine Masse geschlungen wird, unter dem sie leben kann. Dies ist die magische Einwirkung des Genius auf die untergeordneten Stufen. Zugleich aber giebt es eine aufsteigende Linie zum Genius: diese zerreißt immer die vorhandenen Netze, bis endlich im erreichten Genius ein höheres Kunstziel erreicht wird.

[«]

6[4]

Daß alle Erscheinung materiell ist, ist klar: deshalb habe die Naturwissenschaft ein völlig berechtigtes Ziel. Denn Materie sein heißt Erscheinung sein. Zugleich aber ergiebt sich, daß die Naturwissenschaft nur hinter dem Scheine her ist: den sie höchst ernsthaft als Realität behandelt. In diesem Sinne ist das Reich der Vorstellungen Wahnbilder usw. auch Natur: und eines gleichen Studiums werth.

[«]

6[5]

Die Vorstellung daß sich der Mensch erlösen müsse — als ob es nicht das Weltwesen wäre, das in uns erlöst würde!

[«]

6[6]

Socrates — Die Wissenschaft.
Erziehung. Wahnvorstellungen.
Das Ureine, der Widerspruch.
Recapitulation. Zweck der Kunst und des Genius.

[«]

6[7]

Das Logische hat als Ziel die Erkenntniß des „unlogischen Centrums“ der Welt: ebenso wie die Moral eine Art Logik ist. So wird durch diese Erkenntniß das Schöne nothwendig.

Das Logische ist die reine Wissenschaft der Erscheinung und bezieht sich nur auf den Schein. Bereits das Kunstwerk liegt außer ihr. Das Schöne als Spiegelung des Logischen. Die Gesetze der Logik sind das Objekt der Gesetze des Schönen.

[«]

6[8]

Die homerische Heiterkeit.
Metaphysik der Kunst.

[«]

6[9]

24. Das wissenschaftliche Weltbild und das religiöse Weltbild im Kampf: ein neuer Contrast des Apollinischen und des Dionysischen. Nur in der Kunst zu

bezwingen. Der Philosoph und der Mystiker (die Künste können sich im Anschluß an eins oder das Andre entwickeln).

Eine einzige Kunst reicht darüber hinaus, die Musik; das Weltschauspiel und die Urkräfte ect. (Heiterkeit der Vorrede) Beschreibung des tragischen Menschen.

25. Die Erziehung zwischen jenen Weltbildern: Überzeugung von der Nothwendigkeit des Wahns ist ein Heilmittel.

26. Der Philologe, d.h. der Lehrer.

[«]

6[10]

Kunst und Wissenschaft.

[«]

6[11]

Wie kann Sokrates Musik treiben?

1. Obwohl an ihm alles zu Grunde geht.
2. Heiterkeit des Socrates im platonischen Symposion, seine Ironie.
3. Seine Entladung der Heiterkeit (wie in Kunstwerken).
4. Ursache der Heiterkeit — Weltcorrektur.
5. Die künstlerische und die wissenschaftliche Weltcorrektur.
6. Die wissenschaftliche Wahrheitstendenz.
7. Die Wahnvorstellung.
8. Der Mechanismus, wie die Wissenschaft in Kunst umschlägt.
9. Die wissenschaftliche Erziehung. „Befreiung von Instinkten“.
10. Der ideale Lehrer der Wissenschaft — apollinisch.
11. Der Mystiker und der Heilige.
12. Kampf der Mystik mit der Wissenschaft — Dionysos und Apollo.
13. Musik und Drama.
14. Der tragische Mensch. — Der musiktreibende Sokrates.

[«]

6[12]

Wer die Lust einer anschaulichen Erkenntniß an sich erfahren hat und merkt, wie diese in einem weiten Ringe die ganze Welt der Erscheinungen zu umfassen sucht, der wird von da an keinen Stachel, der zum Dasein treiben könnte, heftiger empfinden als die Begierde, jene Eroberung zu vollenden und das Netz undurchdringbar festzuspinnen. Einem so Gestimmten erscheint dann das Bild der platonische Sokrates als der Lohn, als ganz neue Form der Daseinsseligkeit.

Der theoretische Genius als Vernichter der hellenischen apollinischen Kunst: dagegen die Weltbilder der Philosophie und des Christenthums und Religion, überhaupt der instinktiven Mächte: aus den Ruinen der zerstörten Kunst blüht die Mystik. Gegen die Wahnvorstellungen: neue Weltbilder entgegengestellt, die dann wieder logisch zersetzt werden und zu neuen Schöpfungen auffordern. Immer solider die Grundlage, immer vorsichtiger der Bau, immer größere Denkcomplexe arbeiten zusammen, dies die Weltmission des Hellenischen und des Sokrates. Scheinbar wird ja der Mythus immer mehr ausgeschlossen. In Wahrheit wird der Mythus immer tiefsinniger und großartiger, weil die erkannte Gesetzmäßigkeit immer großartiger wird. Man wird zur mystischen Conception gedrängt. Sodann aber drängt überhaupt die Wucht des logischen Denkens die Gegenmacht hervor, die dann mitunter auf Jahrtausende die Logik in Bande schließt.

Kampf dieser beiden Formen der Kunst: die philosophischen Weltbilder behaupten sich als erweisbare Wahrheit, die religiösen als nicht erweisbare, darum geoffenbarte W<ahrheit>. Gegensatz des theoretischen Genies und des religiösen Genies. Es ist eine Vereinigung möglich: einmal schärfste Bestimmung der Grenze des Logischen, anderseits die Erkenntniß, daß zu unsrer Existenz der Schein nöthig ist.

Dies der neue Gegensatz des Apollinischen und des Dionysischen, der in der tragischen Kunst und Musik eine Vereinigung finden kann, die hier das Ziel des Confliktes erreicht. Die volle Scheinbarkeit der Welt, auch die Kunst muß uns als entwickelt sich zeigen: aber sie muß sich wieder abwickeln. — Einfluß der Gestirne.

[«]

6[13]

1. Der theoretische Mensch, unaktiv, Causalität, Genuß im logischen Erkennen. Neue Daseinsform. Grenzenloser Apollinismus, maßlose Erkenntnißsucht, Unerschrockenheit im Zweifel.
2. Die Auflösung der Wahnvorstellungen.
3. Erziehung.
4. Tragische Erkenntniß und die Kunst (Religion).

[«]

6[14]

1. Sokrates Gegner der Mysterien, Todesfurcht durch Gründe zu beschwichtigen. Der Grund, seine Voraussetzung die Ergründlichkeit. Optimism der Dialektik. Glaube daß der Begriff das Wesen des Dings trifft: platonische Idee. Daher Metaphysik der Logik: Identität von Denken und Sein. Voraussetzung der Ziele des Denkens und der Ziele des Guten und Schönen. Heiterkeit.
2. Der Wahn.
3. Voraussetzung der Willensfreiheit. Es giebt nur Erkennen: alles Handeln nach Vorstellungen.
4. Alexandrinismus der Erkenntniß, Zug nach Indien. Wildes Hervorbrechen des Dionysischen. Johannes.

[«]

6[15]

1. Mechanismus des Apollinischen und des Dionysischen. Heiterkeit.
2. Homer, nach der Besiegung der Titanen.
3. Homer als der Eine, Hesiod gegenüber im Wettkampf.
4. Elegie und Chorlyrik.

[«]

6[16]

Auch der theoretische Mensch hat ein unendliches Genügen am Vorhandenen wie der Künstler und ist wie jener vor der dionysischen Weisheit geschützt. Wenn nämlich dieser bei jeder Enthüllung der Wahrheit und der Natur immer nur mit verzücktem Blicke bei dem hängen bleibt, was auch jetzt, nach der Enthüllung, noch Hülle bleibt, genießt und befriedigt sich der theoretische Mensch an der abgeworfenen Hülle und hat seine höchste Lust in der Vorstellung daß er alle Hülle abgestreift.

[«]

6[17]

1. Theognis.	c.	45
2. De Laertii Diogenis fontibus.		70
3. Analecta Laertiana. 1866, 67, 68, 69, 70.		16
4. Zur Kritik und Quellenkunde des Laertius.		45
5. Der Danae Klage.		12
6. Certamen. Ausgabe.		22
7. Der Florentinische Tractat.		16
8. Homer und die klassische Philologie.		24
		250 Seiten

Griechische Heiterkeit

[«]

6[18]

§. 1. Traum und Rausch.
§. 2. Dionysus und Apollo.
§. 3. Die olympischen Götter.
§. 4. Die apollinische Kunst.
§. 5. Die apollinische Ethik.
§. 6. Das Erhabene und das Lächerliche.

} Der tragische Gedanke als neue Daseinsform — Ziel des dionysischen Willens.

§. 7. Aeschylus und Sophokles.
§. 8. Der griechische Sklave und die Arbeit.
§. 9. Grausamkeit im Wesen der Individuation.
§. 10. Der griechische Staat. } Die Mittel des hellenischen Willens, um sein Ziel, den Genius, zu erreichen.
§. 11. Staat und Genius.
§. 12. Der platonische Staat.
§. 13. Das griechische Weib.
§. 14. Die Pythia.
§. 15. Die Mysterien.
§. 16. Oedipus.
§. 17. Prometheus. Chor. Einheit. } Die tragischen Masken.
§. 18. Euripides und Dionysus.
§. 19. Die neuere Komödie.
§. 20. Tendenz des Euripides.
§. 21. Euripides und Sokrates. } Der Tod der Tragödie.
§. 22. Plato. Euripides. — Roman. Schauspiel.
§. 23.
§. 24. } Wissenschaft und Kunst.
§. 25.
§. 26.
§. 27.
§. 28. } Metaphysik der Kunst.
§. 29.
§. 30.

Griechische Heiterkeit.

Vorrede.
Einleitung.
I. Die Geburt des tragischen Gedankens.
II. Voraussetzungen des tragischen Kunstwerkes.
III. Die Doppelnatur des tragischen Kunstwerkes.
IV. Der Tod der Tragödie. | Homer.

V. Wissenschaft und Kunst.
VI. Metaphysik der Kunst.

Die Sprache.
Metrik.

[«]

[7 = U I 2b. Ende 1870 — April 1871]

7[1]

Das Schöne in jeder Kunst beginnt erst, wo das rein Logische überwunden wird. Z.B. zeigt die Entwicklung der Harmonie eine solche Durchbrechung des physiologisch-Schönen zu einem höheren Schönen, eine immer entfleischtere Form des Schönen.

In jeder Sprache entwickelt sich der Begriff des Schönen aus einer verschiedenen Urbedeutung, z.B. aus dem „Reinen“ oder „dem Leuchtenden“ (Gegensätze „das Schmutzige“ und „das Dunkle“).

[«]

7[2]

Der geniale Sinn für Proportionen, der in der griechischen Sprache und Musik und Plastik ausgebildet ist, offenbart sich in dem Sittengesetz des Maaßes. Der dionysische Kult bringt die ἀλογία hinzu.

[«]

7[3]

Die hellenische Welt des Apollo wird allmählich von den dionysischen Mächten innerlich überwältigt. Das Christenthum fand sich bereits vor.

[«]

7[4]

Die Stellung des Weibes bei den Hellenen war die richtige: aus ihr erzeugte sich die Ehrfurcht vor der Weisheit des Weibes: Diotima, Pythia, Sibylla, auch Antigone.

Hier denken wir an das deutsche Weib, wie es Tacitus schildert.

[«]

7[5]

Die Griechen sind naiv wie die Natur, wenn sie von den Sklaven sprechen. Es giebt solche: überall wo es eine Kultur giebt. Die Kultur zu opfern einem Schema zu liebe scheint mir fürchterlich. Wo sind die Menschen gleich? Wo sind sie frei? Wir vernichten die Brüderlichkeit d.h. das tiefe Mitleid mit ihnen und mit uns, insofern wir uns auf Kosten Andrer zu leben berufen fühlen. Wir täuschen uns absichtlich über das Schreckliche, das in den Dingen liegt, hinweg.

[«]

7[6]

Der strenge Heimatbegriff der Hellenen ist für eine große Kulturwelt nöthig. Wehe dem absoluten Staat!

[«]

7[7]

An dem ἄνθρωπος θεωρητικός geht die antike Welt zu Grunde. Das apollinische Element scheidet sich wieder von dem dionysischen und jetzt entarten beide. Das Bewußtsein und die dumpfe Begierde stehen jetzt als feindliche, im selben Organismus wüthende Mächte sich gegenüber.

[«]

7[8]

Motto: „der große Pan ist todt.“

[«]

7[9]

Eine Parallele für die Entstehung der olympischen Götterwelt bei dem schrecklichen Hintergrund bietet die Entstehung des Decamerone zur Pestzeit.

[«]

7[10]

Der menschenfeindliche Charakter des ursprünglichen Zeus noch im Prometheusmythus erkennbar.

[«]

7[11]

Nach Catull (Westph<al> 120) wird bei den Persern aus Incest ein Magier geboren.

[«]

7[12]

Die Wollust und der Reiz des Schauders ist die Wirkung der Naturheilkraft.

[«]

7[13]

Das Johannesevangelium aus griechischer Atmosphaere, aus dem Boden des Dionysischen geboren: sein Einfluss auf das Christenthum, im Gegensatz zum Jüdischen.

[«]

7[14]

I Die Geburt des tragischen Gedankens.
II Die Tragoedie selbst.
III Untergang der Tragoedie.
IV Johannes.
Dazu: Einleitung an meine Freunde. Zweck der Kunst.

[«]

7[15]

Zu II.
Das Weib.
Der Sklave.
Der Staat. Krieg. (Fürsten als Opfer des Staats.)
Der Unterricht.

Zu IV.
Verbergen der Tragödie (wie die Statuenwelt).
Die trunkne „Wissenschaft" (an Stelle der „Weisheit").
Der große Pan ist todt. Untergang der Götter.
Der tragische Mensch — Empedocles.

[«]

7[16]

Über die Arbeit denken die Hellenen wie wir über die Zeugung. Beides gilt als schmählich, doch wird keiner deshalb das Resultat für schmachvoll erklären.

Die „Würde der Arbeit" ist eine moderne Wahnvorstellung der dümmsten Art. Sie ist ein Traum von Sklaven. Alles quält sich um elend weiter zu vegetieren. Und die verzehrende Lebensnoth, die Arbeit heißt, soll „würdevoll“ sein? Dann müßte das Dasein selbst etwas Würdiges sein.

Nur die Arbeit, die vom willefreien Subjekt gethan wird, ist würdevoll. Somit gehört zu wahrer Kulturarbeit ein begründetes sorgenbefreites Dasein. Umgekehrt: zum Wesen einer Kultur gehört das Sklaventhum.

[«]

7[17]

Der Idealstaat Platos ist deshalb von besonderer Weisheit, weil gerade in dem, was uns so auffällig ist, die ungestüme Naturgewalt des hellenischen Willens sich offenbart. Wirklich ist es das Vorbild eines wahren Denkerstaats, mit völlig richtiger Stellung des Weibes und der Arbeit. Aber der Irrthum liegt nur im sokratischen Begriff eines Denkerstaates: das philosophische Denken kann nicht bauen, sondern nur zerstören.

[«]

7[18]

Die Verherrlichung des Willens durch die Kunst Ziel des hellenischen Willens. Somit mußte dafür gesorgt werden, daß Kunstschöpfungen möglich waren. Die Kunst ist die freie überschüssige Kraft eines Volkes, die nicht im Existenzkampf vergeudet wird. Hier ergiebt sich die grausame Wirklichkeit einer Kultur — insofern sie auf Knechtung und Vernichtung ihre Triumphthore baut.

[«]

7[19]

Das Furchtbarste, was der Jude des alten Testaments als Drohung kennt, ist nicht ewige Qual, sondern völlige Vernichtung. Psalm 1,6; 9,6. Eine bedingungslose Unsterblichkeit ist dem alten Testament unbekannt. Das Nichtsein ist der Übel größtes.

[«]

7[20]

Der Förderer der Kultur — Prometheus von den Geiern zernagt.

Einfluß der Kunst, die uns eine Zeit im Leben festhält — Atli, dem die Schlangen zuhören. Wenn ihm das Saitenspiel entsinkt, so tödten ihn die Schlangen.

[«]

7[21]

Zugleich mit der höchsten Kunstblüthe entwickelt sich auch die grenzenlose fordernde Logik der Wissenschaft. An dieser stirbt das tragische Kunstwerk. Die heilige Bewahrerin der Instinkte, die Musik, entwich aus dem Drama. Das wissenschaftliche Dasein ist das Letzte des Willens: er erscheint nicht mehr verhüllt, aber als wahr reizt er in der Unendlichkeit seiner Vielheit. Alles soll erklärt werden: das Kleinste wird anziehend und der Blick gewaltsam von der Weisheit (des Künstlers) abgelenkt. Die Religion, die Kunst, die Wissenschaft — alles nur Waffen gegen die Weisheit.

[«]

7[22]

Der Vatermörder und der im Incest lebende Oedipus ist zugleich der Räthsellöser der Sphinx, der Natur. Der persische Magus wurde aus Incest geboren: das ist dieselbe Vorstellung. D.h. so lange man in der Regel der Natur lebt, beherrscht sie uns und verbirgt ihr Geheimniß. Der Pessimist stürzt sie in den Abgrund, indem er ihre Räthsel erräth.

Oedipus Symbol der Wissenschaft.

[«]

7[23]

Die antike Tragödie als Volkslehrerin konnte nur im Dienste des Staates zu Stande kommen. Darum war das politische Leben und die Ergebenheit für den Staat so gesteigert, daß auch die Künstler an ihn vor allem dachten. Der Staat war ein Mittel der Kunstwirklichkeit: deshalb mußte die Gier zum Staate in den kunstbedürftigen Kreisen die allerhöchste sein. Dies war nur möglich durch Selbstregierung, diese aber ist nur denkbar bei geringer Zahl von regierungsbefähigten Bürgern. — Der ungeheure Aufwand des Staats- und Gesellschaftswesens wird schließlich doch nur für einige Wenige aufgeführt: dies sind die großen Künstler und Philosophen — die nur nicht beanspruchen sollen, mit hinein zu treten in das politische Wesen, wie es Plato's Staat fordert. Für sie braucht die Natur die höchsten Wahngebilde, während für die Masse nur die Abfälle des Genius ausreichen.

Der Staat entsteht auf die grausamste Weise durch Unterwerfung, durch die Erzeugung eines Drohnengeschlechts. Seine höhere Bestimmung nun ist, aus diesen Drohnen eine Kultur erwachsen zu lassen. Der politische Trieb geht auf Erhaltung der Kultur, damit nicht fortwährend von vorn angefangen werden muß. Der Staat hat die Erzeugung und das Verständniß des Genius vorzubereiten. Die Erziehung des Griechen zielte hin auf den vollen Genuß der Tragödie. Es verhält sich mit der Sprache ähnlich: sie ist die Geburt der genialsten Wesen, zum Gebrauch für die genialsten Wesen, während das Volk sie zum geringsten Theile braucht und gleichsam nur die Abfälle benutzt.

Das einzelne höchst selbstsüchtige Wesen würde nie dazu kommen, die Kultur zu fördern. Darum giebt es den politischen Trieb, bei dem zunächst der Egoismus beruhigt ist. In Sorge für seine eigne Sicherheit wird er zum Frohndiener höherer Zwecke gemacht, von denen er nichts merkt.

[«]

7[24]

Bei der Pflanze bricht der Schönheitssinn durch, sobald sie dem wilden Existenzkampfe entrückt ist. Der Staat ist beim Menschen eines der Mittel, den Kampf ums Dasein zu beseitigen (indem der Kampf in höherer Potenz fortgeführt wird, als Staatenkrieg — wird der Einzelne frei). Die Natur pflanzt mittelst der Schönheit fort: diese ist ein Lockmittel im Dienste der Generation. — Die Natur pflanzt immer die höchsten Exemplare fort und hat auf sie das Auge.

[«]

7[25]

Der Sklave. Entstehung des Staats, barbarisches Kriegsrecht.

Entwicklung des Einzelnen aus dem Daseinskampfe. Pflanzenschönheit.

In der Stärke des politischen Triebes die continuirliche Cultur verbürgt.

Sehnsucht der Natur zum Lächeln. Der Staat als Nothzustand und Raubstaat, bald als Kulturstaat. Der politische Trieb ist weit überladen, daher Kriege und verzehrendes Parteileben. So ist der Trieb oft selbst dem eignen Zwecke des Triebs schädlich.

Der Tyrann (der Höhepunkt der politischen Gier) als Pfleger der Kultur — ist ein Exempel.

Der platonische Staat eine contradictio: er schließt die Kunst aus, als Denkerstaat. Sonst ganz auf griechischer Basis.

[«]

7[26]

Pflicht — Gehorsam gegen einen Trieb, der in Gestalt eines Gedankens erscheint. Gewöhnlich ist der Gedanke dem Triebe nicht adäquat, sondern enthält einen aesthetischen Reiz: er ist eine schöne Vorstellung.

[«]

7[27]

Was ist das Schöne? — eine Lustempfindung, die uns die eigentlichen Absichten, die der Wille in einer Erscheinung hat, verbirgt. Wodurch wird nun die Lustempfindung erregt? Objektiv: das Schöne ist ein Lächeln der Natur, ein Überschuß von Kraft und Lustgefühl des Daseins: man denke an die Pflanze. Es ist der Jungfrauenleib der Sphinx. Der Zweck des Schönen ist das zum Dasein Verführen. Was ist nun eigentlich jenes Lächeln, jenes Verführerische? Negativ: das Verbergen der Noth, das Wegstreichen aller Falten und der heitre Seelenblick des Dinges.

„Sieht Helena in jedem Weibe“ die Gier zum Dasein verbirgt das Unschöne. Negation der Noth, entweder wahrhafte oder scheinbare Negation der Noth ist das Schöne. Der Laut der Muttersprache im fremden Land ist schön. Das schlechteste Tonstück kann noch als schön empfunden werden im Vergleich zu widerlichem Geheul, während es anderen Tonstücken gegenüber als häßlich empfunden wird. So steht es auch mit der Schönheit der Pflanze usw. Es muß sich entgegenkommen das Bedürfniß der Negation der Noth und der Anschein einer solchen Negation.

Worin besteht nun dieser Anschein. Das Ungestüme, die Gier, das Sichdrängen, das verzerrte Sich-ausrecken darf nicht bemerkbar sein. Die eigentliche Frage ist: wie ist dies möglich? Bei der schrecklichen Natur des Willens? Nur durch eine Verstellung, subjektiv: durch ein vorgeschobenes Wahngebilde, das das Gelingen des gierigen Weltwillens vorspiegelt; das Schöne ist ein glücklicher Traum auf dem Gesichte eines Wesens, dessen Züge jetzt in Hoffnung lächeln. Mit diesem Traum, dieser Ahnung im Kopfe sieht Faust „Helena“ in jedem Weibe. Wir erfahren also, daß der Individualwille auch träumen kann, ahnen kann, Vorstellungen und Phantasiebilder hat. Der Zweck der Natur in diesem schönen Lächeln seiner Erscheinungen ist die Verführung anderer Individuen zum Dasein. Die Pflanze ist die schöne Welt des Thieres, die gesammte Welt die des Menschen, das Genie die schöne Welt des Urwillens selbst. Die Schöpfungen der Kunst sind das höchste Lustziel des Willens.

Jede griechische Statue kann belehren, daß das Schöne nur Negation ist. — Den höchsten Genuß hat der Wille bei der dionysischen Tragödie, weil hier selbst das Schreckensgesicht des Daseins durch ekstatische Erregungen zum Weiterleben reizt.

[«]

7[28]

Die platonische Idee ist das Ding mit der Negation des Triebes (oder dem Schein der Negation des Triebes).

Der Wohlklang beweist, wie richtig der Satz von der Negativität ist.

[«]

7[29]

Die Tragödie ist schön, insofern der Trieb, der das Schreckliche im Leben schafft, hier als Kunsttrieb, mit seinem Lächeln, als spielendes Kind erscheint. Darin liegt das Rührende und Ergreifende der Tragödie an sich, daß wir den entsetzlichen Trieb zum Kunst- und Spieltrieb vor uns sehn. Dasselbe gilt von der Musik: sie ist ein Bild des Willens in noch universellerem Sinne als die Tragödie.

In den andern Künsten lächeln uns die Erscheinungen an, im Drama und <in> der Musik der Wille selbst. Je tiefer wir von der Unseligkeit dieses Triebes überzeugt sind, um so ergreifender wirkt dies sein Spiel.

[«]

7[30]

Man muß nur etwas sein, damit einem die Welt als etwas erscheint, was nicht sein soll.

[«]

7[31]

Das Weib der platonischen Polit<eia>. Es ist dies keine Versündigung am heroischen Weibe der Dichtung, ebensowenig das athenische Weib. Stimme der Natur redet aus ihnen, in diesem Sinne weise (Pythia Diotima). Tacitus. Daß die Stellung der Frau in Griechenland eine unnatürliche gewesen sei, wird schon durch die großen Männer widerlegt, die von ihnen geboren wurden. Das Weib schwer zu verderben: es bleibt sich gleich. Geringfügigkeit des Familienwesens. Der Knabe wurde im Staat erzogen. Die Erziehung der Familie ist ein Nothbehelf, wenn der Staat schlecht ist und seiner Kulturbestimmung entfremdet. Es ist das Weibische in unsrer Kultur, was die Weltanschauung verzärtelt: die griechischen Männer sind grausam wie die Natur. Die Wahnvorstellungen des Weibes sind andre als die der Männer: je nachdem die einen oder die andren in der Erziehung siegen, hat die Cultur etwas Weibisches oder Männliches. Die Bruderliebe der Antigone. — Für den Staat ist das Weib die Nacht: und genauer der Schlaf: der Mann das Wachen. Es thut scheinbar nichts, es ist immer gleich, ein Rückfall zur heilenden Natur. In ihm träumt die zukünftige Generation. Warum ist die Kultur nicht weibisch geworden! Trotz der Helena, trotz Dionysus.

Richtige Stellung des Weibes: Zerreißung der Familie. Ist nicht der Mann schlimmer daran mit den schrecklichen Anforderungen, die der Staat an ihn macht? Das Weib hat zu gebären und ist deshalb zum besten Berufe des Menschen da, als Pflanze zu leben, λάϑε βιώσας. Sie arbeiten nicht, die Drohnen nach Hesiod.

[«]

7[32]

1) Wer möchte bezweifeln, daß die ganze Heroenwelt nur des Homers wegen da war? Und daß Demodokus und Phemios jene Einzelnen sind?

[«]

7[33]

Der blinde Sänger als Symbol jener Einzelnen, der zugleich Seher und Priester ist.

[«]

7[34]

Das Weib.
Das Orakel.

[«]

7[35]

Schön.
Erziehung.
Der tragische Mensch.
Mysterien.
Wissenschaft.

[«]

7[36]

Die Einzelnen sollen die Lehrer sein, als die geistigen Mütter einer neuen Generation, zur Erzeugung neuer Einzelner.

[«]

7[37]

Das Nationalitätenprincip ist eine barbarische Rohheit gegenüber dem Stadt-Staat. In dieser Beschränkung zeigt sich der Genius, der auf Masse nichts giebt, sondern am Kleinen mehr erfährt als Barbaren an Großem.

Die kurze Dauer ist ebenfalls Zeichen des Genius.

Am Schluß eine Vergleichung Griechenlands mit dem Genie. Rom als der typische Barbarenstaat, bei dem der Wille nicht zu einem höheren Ziele gelangt. Er hat eine derbere Organisation und eine plumpere Moralität: letztere ist eine Waffe und Schutzwehr, weil so derbe Fäuste mit perversen Neigungen verknüpft alles niederschlagen würden, und einen völligen Ruin herbeiführen würden. Wer hat Ehrfurcht vor dem Koloss?

[«]

7[38]

Damit das Weib den Staat ergänzt, muß sie das Ahnungsvermögen haben. Im höchsten Sinn Pythia; wo sonst bei Männern dies Vermögen auftritt, da ist es ein Zeichen des „Einzelnen“. Der blinde Tiresias als Seher, Pythagoras Lykurg als Symbole: ursprünglich wohl apollinische Geburten. Ausdruck, daß man dies fühlt: man baut Heiligthümer für Sophocles (als Heil-Genius).

Die Einzelnen sollen die Mütter einer neuen Generation von Einzelnen sein.

[«]

7[39]

Das Weib als Quelle des Übels, des troischen Kriegs usw.

[«]

7[40]

Der Einzelne des Staatszieles — nun kommt aber noch der Einzelne des Weltzieles, eine zusammengeschmolzene Masse von Individuen, der Mensch als Kunstwerk, Drama, Musik. Dem Staate gegenüber stehen die Mysterien. Hier ist die höhere Daseinsmöglichkeit, auch bei Vernichtung des Staats.

[«]

7[41]

Wie geht das Staatskunstwerk zu Grunde? An der Wissenschaft. Woher diese? Abwendung von der Weisheit, Mangel an Kunst.

Das Schöne.

Das Heilige (als Zielpunkt der Mysterien- und Tragödienlehre). Der Anachoret mit seinen Visionen. Drama.

Der tragische Mensch — Empedocles.

Der Philosoph.

Einleitung. Erziehung. Neue Kulturperiode. Griechische Heiterkeit.

[«]

7[42]

Wissenschaft aus der Redekunst, Redekunst aus dem politischen Trieb. Der „Beweis“. Der Sophist ist immer Typus des Gelehrten geblieben. Der nüchterne Mensch ist es, an den die Rede sich wendet: Interesse soll erregt werden.

[«]

7[43]

Das deutsche Weib vermochte den Staat zu ergänzen: siehe Tacitus. Während es jetzt die geputzte Sklavin des Staatsbegriffes ist. Vergleich mit der

Hetäre des Alterthums.

[«]

7[44]

Der Staat, der sein letztes Ziel nicht erreichen kann, pflegt unnatürlich-groß anzuschwellen. Das Weltreich der Römer ist im Vergleich mit Athen nichts Erhabenes, Die Kraft, die eigentlich der Blüthe zukommen solle, bleibt jetzt an Blätter und Stamm vertheilt, die nun strotzen.

[«]

7[45]

Elendes Geschlecht der jetzigen Bildungsapostel; gehen wir schweigend über dasselbe hinweg: dabei wird es zermalmt.

[«]

7[46]

Wenn das Schöne auf einem Traum des Wesens beruht, so das Erhabene auf einem Rausche des Wesens. Der Sturm auf dem Meere, die Wüste, die Pyramide. Ist das Erhabene der Natur eigenthümlich?

Wodurch entsteht ein schöner Akkord?

Wodurch wird die Freiheit vom Willen erzeugt, vom Ausdruck des Willens?

Das Übermaß des Willens bringt die erhabenen Eindrücke hervor, die überladenen Triebe. Die schaurige Empfindung der Unermeßlichkeit des Willens.

Das **Maaß** des Willens bringt die Schönheit hervor.

Das Schöne und das Licht, das Erhabene und das Dunkel.

[«]

7[47]

Kant sagt einmal, ihm sei jene Natureinrichtung, alle Fortpflanzung an die Duplicität des Geschlechts zu knüpfen, jederzeit als erstaunlich und wie ein Abgrund des Denkens für die menschliche Vernunft aufgefallen.

[«]

7[48]

Die sentimentalischen Griechen können sich nicht aussprechen, und das Aussprechen verhinderte der hellenische Wille. Daher das Naive des Ausdrucks.

Das Sentimentalische ist oft das Resultat der gewußten Weisheit.

Das Naive bei Sophokles ist oft nur die Altklugheit des Bewußtseins im primitiven Standpunkt.

Aeschylus der sentimentalische.

Das Naive ist überall ein Mangel. Es ist das Kindliche des Genies, mit der unschwankenden Sicherheit und harmlosen Hingabe an sich.

[«]

7[49]

Wie es Staaten giebt, die nicht zur Kunst kommen, so auch Pflanzen ohne Blüthe: die feisten Blätter und strammen Zweige entschädigen uns nicht!

[«]

7[50]

Zu erwähnen die St. Johann- <und> St. Veittänzer!

[«]

7[51]

Beim Staat einzeln auszuführen — das Weib als Schlaf!

[«]

7[52]

Wie die Natur die Zeugung an die Duplizität der Geschlechter gebunden hat, so hat sie die höchste Zeugung, des Kunstwerks, an die Individuation überhaupt gebunden.

[«]

7[53]

οὐδεὶς μυούμενος ὀδύρεται. . — Wodurch entrückt der hellenische Wille den Menschen aus der Leidensgewalt des Daseins?

Bei der Stärke aller Triebe war das Leben der Hellenen leidensreicher. Welches war das Gegenmittel?

[«]

7[54]

Woher die Ungebrochenheit, der feste Blick des Phidias? Des Homer?

Eine unbeugsame Metaphysik, aber zu feierlichen Momenten aufbewahrt: in der das ganze Götterwesen verschwand.

Ziel des Staats: Apollo. Ziel des Daseins: Dionysus.

[«]

7[55]

Zagreus als Individuation. Demeter freut sich wieder in Hoffnung auf eine neue Geburt des Dionysos. Diese Freude — als die Verkünderin der Geburt des Genius — ist die hellenische Heiterkeit.

[«]

7[56]

Orpheus, antimythologisch, buddhistisch.

Pythagoras, wie Heraklit, verwirft die dionysischen Orgien.

[«]

7[57]

Die Sicherheit des hellenischen Künstlers — auf Grund einer unverrückbaren Metaphysik. Dies ist die Naivetät im Gegensatz zur Sentimentalität (hier ist der Untergrund morsch geworden).

Auf Grundlage dieser Sicherheit entwickelt sich das Denken.

[«]

7[58]

Nothwendige Widersprüche im Denken, um leben zu können. Das logische Denken mit der Sehnsucht zur Wissenschaft schafft eine neue Daseinsform.

Das reine Denken sucht sich alles zu erklären und wirkt nicht aktiv und umgestaltend. — Die Wissenschaft ist eine μηχανή des Willens, um eine Masse Experimente und Neuerungen fern zu halten: der ἄνθρωπος θεωρητικός, als Feind der Künste der Mysterien, ist der Bewahrer des Alterthums: sollte dies die Absicht des Willens gewesen sein? Fortexistenz der großen Kunstwerke?

[«]

7[59]

Magischer Einfluß des Menschen auf die Natur.

[«]

7[60]

Es ist in den ersten Aufsätzen auf spätere Modifikation zu verweisen.

[«]

7[61]

Die Individuation — dann die Hoffnung auf Wiedergeburt des einen Dionysus. Alles wird dann Dionysus sein. Die Individuation ist die Marter des Gottes — kein Eingeweihter trauert mehr. Das empirische Dasein ist etwas, was nicht sein sollte. Die Freude ist möglich in Hoffnung auf diese Wiederherstellung. — Die Kunst ist eine solche schöne Hoffnung.

Διόνυσος ὠμηστὴς und ἀγριώνιος = Ζαγρεύς. Ihm opfert Themistokles vor der Schlacht bei Salamis drei Jünglinge.

[«]

7[62]

Die höchste apollinische Vorbereitung liegt in der Helligkeit Mäßigkeit seiner Ethik. Die Wissenschaft ist eine Konsequenz. Abschwächung des Schrecklichen des Daseins. Strenge Maßhaltung des Menschen. Sein Ziel der priesterliche Künstler. Pythagoras typisch: der epische Dichter. — Also die „Einzelnen“ des Apollo sind „priesterliche Dichter“. Die Tragödie ist nicht aus Apollo zu erklären.

Die Mysterien — neuer Mechanismus. Hier war die Verwunderung über das Dasein nicht abgeschwächt, es wurde tief beklagt als die Zerreißung des Gottes. Eine starke Metaphysik legte schließlich die Freude wieder ins Gesicht.

[«]

7[63]

Wir präludieren nur in den ersten Aufsätzen.

[«]

7[64]

Der apollinische Einzelne außerhalb des Staats — der ἄνϑρωπος ϑεωρητικός. Überladen apollinischer Trieb — geht über die Kunst weg.

Der dionysische Einzelne außerhalb des Staats — der Anachoret. Überladen dionysischer Trieb — geht über die Kunst weg.

Wesen des Schönen.

Wesen des Tragischen.

Vorstellung — Gegensatz der Selbstzerfleischung — Selbstgenuß — nur möglich durch Selbstzerspaltung. Ganz Genuß — Schönheit. Genuß in der Zerfleischung — Erhabenheit.

Einleitung. Griechische Heiterkeit.

[«]

7[65]

Erziehung.

Die einfachen Griechen.

Die „Beschaulichen“.

Das Präludiren. Allmähliches Heraustreten des Hellenischen aus der Verschleierung.

[«]

7[66]

Zum Schluß: an Winckelmann anzuknüpfen: Erklärung der Einfalt und Würde des Hellenischen.

[«]

7[67]

Dies ist wohl der entfremdetste Blick, den gerade diese Kriegs- und Siegszeit gethan hat. Modernes Anachoretenthum, das Mitleben mit dem Staate unmöglich.

[«]

7[68]

Bedürfniß nach einem vollen Kunstwerk.

[«]

7[69]

Wer einmal so etwas W<agner>'s Werken gegenüber empfunden hat, der ist gebannt. Doch sind es wenige: worüber wir uns nicht wundern wollen.

[«]

7[70]

Höhepunkt: die Vereinigung von Dionysus und Apollo. Jetzt aber wachsen die einzelnen Principien wieder von einander ab. Sokrates. Euripides. Plato.

[«]

7[71]

Die Natur kein Gegenstand sentimentalischen Interesses.

[«]

7[72]

Das Nebeneinander von Apollo und Dionysus, nur kurze Zeit — ist die Zeit der Kunstwerke. Dann steigern sich beide Triebe — je großartiger der Radikalismus des Denkens, um so großartiger wird die Entfaltung des Dionysischen. Der absolute Staat, die absolute Mystik, die absolute Wissenschaft (Rom, Christenthum, Aristoteles), Pflanze ohne Blüthen. Alexander der absolute Staat, Aristoteles die absolute Wissenschaft. (Der absolute Genius der Mystik.)

Die Geburt des Genius bedarf einer ungeheuren Vorarbeit, anderseits sind die Nachwirkungen jener vorbereitenden Triebe unermeßlich.

Irgendwann müssen die vorbereitenden Triebe nun absolut sich entfesseln. Sodann macht der Wille unzählige Ansätze, ehe er es zu einer Frucht bringt. Die Empedokleische Anschauung. Das Lächeln auf dem Gesicht der Demeter.

[«]

7[73]

Die Sophisten sind zu nennen.

Am Schluß Zweck der Vorstellung.

[«]

7[74]

Reform der Alterthumsstudien. Winckelmann.

Sprachstudium verstehe ich. Aber ein klassischer Philologe muß viel mehr sein als ein wissenschaftlicher Mensch: er muß der typische Lehrer sein. Oder er muß viel weniger sein: ein schlichter Sammler, der es sich dann gefallen lassen muß, wenn ihm ein kühnerer Geist das Gesammelte wegnimmt. Künstlerische Kritik — Blödsinn!

Was kann überhaupt gelehrt werden!

Wie kann man als „Lehrer“ existieren! Die griechischen Philosophen sind uns Muster. Zuruf an meine Freunde. — Wenn Philologie nicht Krämerei oder Heuchelei sein soll, so ist bei ihr ein Fortleben im alten Kreise nicht möglich. „Lessing“ auf die Dauer nicht möglich.

[«]

7[75]

Es ist consequent, daß die Sprachwissenschaft nichts mit der klassischen Philologie zu thun haben will. Nur die halben Naturen suchen einen Kompromiß.

„Man soll einen Zug zu den Alten haben“ wozu ich hinzufügen muß: nur darf er nicht zu stark sein. Sonst wird man gewiß kein „klassischer Philologe“. In diesem Sinn warne ich vor der Philologie.

[«]

7[76]

Auch die Päderastie der Alten ist zu erwähnen, als eine nothwendige Konsequenz jener Überladung des Triebes.

[«]

7[77]

Ursprung der Sprache.
Homer und Hesiod.
Klassische Philologie.
Rhythmik.
Plato.

[«]

7[78]

Von Homer bis Socrates.

Eine aesthetische Abhandlung.

Vorwort an R<ichard> W<agner>.
Cap. 1. Homer.
Cap. 2. Ursprünge der Lyrik.
Cap. 3. Socrates und die Tragoedie.
Cap. 4. Zur Wiedergeburt des griechischen Alterthums.

[«]

7[79]

Wenn Friedrich August Wolf die Nothwendigkeit der Sklaven im Interesse einer Kultur behauptet hat, so ist dies eine der kräftigen Erkenntnisse meines großen Vorgängers, zu deren Erfassung die Anderen zu weichlich sind.

[«]

7[80]

Die absolute Mystik, obschon sie Namen und Anstoß aus dem Orient bekommt, zeigt doch in dem durchaus griechischen Erzeugniß des Johannesevangeliums sich als die Frucht desselben Geistes, aus dem die Mysterien geboren waren.

[«]

7[81]

Oedipus — der Magier und die Sphinx — der weise Mensch als Ziel der Mysterien (Verklärung nach der Zerreißung).

Die Orakel (sein Greuelschicksal wissen die Götter).

Oedipus traut dem politischen Triebe zu, daß er vernichtet werden soll.

Das Weib.

Oedipus leidet symbolisch für den Willen: und so ist jeder Held Symbol des Dionysos. Gellert „dem der nicht viel Verstand besitzt“, usw. Dies ist das Typische der antiken Figuren, eine Gottheit ist hinter ihnen.

Wie geht das Drama, das Miteinander von Apollo und Dionysus zu Grunde?

Die Charaktere verlieren den Bezug zu dem Gotte.

Bacchen — Dionysos als ἀγριώνιος ὠμηστής und μειλίχιος: Protest gegen den Socratismus. (Vom Opfer des Themistocles.)

Der Zweck des Daseins wird nie erkannt, sondern immer sind es wieder endliche Zwecke. Dies ist das Apollinische, immer neue Wahnbilder schieben sich vor. Andernseits ist es der Gott, der leidet, Dionysus. Die epischen Heroen als leidende.

[«]

7[82]

Schönheit tritt ein, wenn die einzelnen Triebe einmal parallel laufen, aber nicht gegen einander. Dies ist ein Genuß für den Willen.

[«]

7[83]

Prometheus — einer der Titanen, der den Dionysos zerrissen hat, darum ewig leidend, wie seine Geschöpfe, und gegen Zeus im Gefühl einer kommenden Weltreligion. Nur durch die Zerreißung durch das Titanenwerk ist die Kultur möglich, durch Raub wird die Titanenart fortgesetzt. Prometheus — der Zerreißer des Dionysos und zugleich der Vater der prometheischen Menschen.

[«]

7[84]

In eine solche Welt tritt nun Sokrates — der apollinische Einzelne, der wieder wie Orpheus gegen Dionysos auftritt und selbst von den Mänaden zerrissen wird. Sein Tod ist durch Gründe nicht, aber durch Gefühle verursacht: Gründe mochten nur Elende finden. Er siegte aber doch. An ihn knüpft sich der Verfall der Tragödie.

Die Einheit der Tragödie.

[«]

7[85]

Apollo Dionysos.
Götterwelten.
Tragischer Gedanke.
Sklave.
Staat.
Weib Orakel.
Mysterien.

Oedipus Prometheus Bacchen.
Euripides.
Socrates.
Wissenschaft.
Schön.
Heilig.
Erziehung.

[«]

7[86]

Alle Wissenschaft auf den Schein gerichtet, insofern sie streng an der Individuation festhält und die Wesenseinheit nie anerkennt. In diesem Sinn ist sie apollinisch.

[«]

7[87]

„Wenn die Kinder greise Köpfe haben“.

[«]

7[88]

1) Ich könnte mir einbilden, man habe deutscher Seite den Krieg geführt, um die Venus aus dem Louvre zu befreien, als eine zweite Helena. Dies wäre die pneumatische Auslegung dieses Krieges. Die schöne antike Starrheit des Daseins durch diesen Krieg inaugurirt — es beginnt die Zeit des Ernstes — wir glauben daß es auch die der Kunst sein wird.

[«]

7[89]

Die Griechen haben auf uns bis jetzt bloß mit der einen Seite ihres Wesens gewirkt.

[«]

7[90]

1) Eine Harmonie ohne eine innerste Noth, ohne einen schrecklichen Untergrund — das suchen unsere „Griechen“ in den Alten!

[«]

7[91]

Es giebt keine schöne Fläche ohne eine schreckliche Tiefe.

[«]

7[92]

1) Die Durchsichtigkeit Klarheit Bestimmtheit und scheinbare Flachheit des griechischen Lebens ist wie bei ganz klarem Seewasser: man sieht den Grund viel höher, es sieht flacher aus als es ist. Gerade dies macht die große Klarheit.

[«]

7[93]

Die große Ruhe und Bestimmtheit ist eine Folge der unergründlichen Tiefe der Naturanlage.

[«]

7[94]

2. Bei der sophokleischen Tragödie ist die Sprache den Personen gegenüber gleichsam das Apollinische. Die Figuren werden dadurch übersetzt. An sich sind sie Abgründe wie z.B. der Oedipus. In diesem Sinne ist eine sophokleische Tragödie gewissermaßen ein Abbild des griechischen Wesens. Alles was auf die Oberfläche kommt sieht einfach, durchsichtig, schön aus. Sie tanzen immer schön — wie im Tanze die größte Kraft nur potenziell ist, aber sich in der Geschmeidigkeit und Üppigkeit der Bewegung verräth — so ist das Griechische äußerlich ein schöner Tanz. In diesem Sinn sind sie ein Triumph der Natur, die hier zur Schönheit gekommen ist.

Die Motivierung der Tragödie rein apollinisch. Der Dialog die Hauptstätte des Apollinischen. Der Geist der Musik weicht immer mehr in's Innere. Schiller über den Chor als den Behälter der Reflexion.

[«]

7[95]

Das Schöne, das Drama als die Vision des Anachoreten.

[«]

7[96]

2. Sokrates als Gegner der Mysterien: Beschwörer der Todesfurcht durch Gründe.

[«]

7[97]

Die Festigkeit der Form ist eine apollinische Konsequenz: Maßhaltung der Motivation, der Gründe.

2. Der Mysterienvorgang ist in einen analogen Traum übersetzt und dieser wieder wird von wachen Menschen nacherzählt. Der Chor spricht in der Traumsprache.

Wie von dem Anachoreten die Erscheinungen der Welt an sich beim Anschauen in ihm vertraute Personen übersetzt werden — so werden die dionysischen Gestalten in die apollinischen Gestalten übersetzt. Dies gilt von den Masken, Oedipus. Dies gilt auch vom Drama:

der Chor, dionysisch verstanden, die Einheit mitleidender Individuen

der Held, dionysisch als der „Einzelne“, die Willenslust, Dionysus selbst

die Einheit des Tänzers, Sängers und Dichters, dionysisch die höchste Geberdensprache der gesammten Natur

die Einheit der Handlung — die Einheit der Welt, Auflösung der Individuation.

die wenigen Schauspieler — weil die Individuation durchbrochen ist, giebt es nur einen Dionysus, höchstens zwei Erscheinungen.

Es sind keine Individuen (Individuen sind lächerlich), die platonische Idee als Volksbewußtsein.

[«]

7[98]

Gegen die dürren abgrasenden Logiker und die lächelnden wohlbeleibten Skeptiker.

[«]

7[99]

Voltaire. „Le superflu, comme est nécessaire!“

[«]

7[100]

1. Bekämpfung der Ansicht daß der Zweck der Menschheit in der Zukunft liege, etwa eine völlige Verneinung en masse. Die Menschheit ist nicht ihretwegen da, in ihren Spitzen, den großen Heiligen und Künstlern liegt das Ziel, also weder vor noch hinter uns. Der Wille erstrebt Heilung, höchste schmerzlose Genüsse.

Dazu braucht er die Wahnvorstellungen als die bis zur Heiligung und zum Kunstwerk sich steigernden Trugmechanismen.

[«]

7[101]

Die Masken.

Die Euripideischen Masken.

Sokrates, der Gegner des Dionysus.

Die dionys<isch->apollin<ische> Tragödie.

Die Wissenschaft als apollinischer Trieb (als apollinisch im Gegensatz zur Kunst).

Das Schöne (von der Mißachtung der Neueren auszugehen, eine schlechte Erkenntniß).

Welche Form des Erkennens kann der Kunst allein gerecht werden? Die tragische Wissenschaft, die sich wie Empedokles in den Aetna stürzt. Das Wissen ohne Maß und Grenze. Dieser Trieb muß sogar die Kunst erzeugen, als die Heilerin.

In diesem Sinne ist unsre Kulturaufgabe zu fassen. Vernichtung all jener schwächlichen libertinistischen Erscheinungen, Erziehung zum Ernst und zum Schrecken, wie Wüstenreisende. Vorsicht, daß der Apollinismus der Wissenschaft nicht durchbricht.

Möglichkeit der Erziehung.

Terrorismus der tragischen Erkenntniß.

„Ach Freunde, nicht diese Töne!“ usw.

Das Philosophen-Idyll.

[«]

7[102]

An der olympischen Götterwelt konnten sich alle die skeptischen Meinungen entladen. Anders bei Sokrates, der den Mysterien gegenüber ablehnend ist, im Übrigen sich an Apollo hält (wie die Schwäne, die Diener des Apollo).

[«]

7[103]

„Lessing“ auf die Dauer unmöglich: bis jetzt das Ideal.

[«]

7[104]

Sonderbare Schwärmer, die im Absterben der Menschheit das Heil und Ziel des Willens suchen!

[«]

7[105]

Griechische Volksbegabung für die platonische Idee, z.B. Geschlechtsfluch, Staat, dionysische Schwarmzüge. Ihre Mythologie.

[«]

7[106]

Zur Lehre vom Traum: Lucretius V und Phidias, Heracles, dann Sophocles.

[«]

7[107]

Sophocles als Diener des Asclepios verehrt.

[«]

7[108]

Gleichniß mit der Pest.

[«]

7[109]

Griechische Heiterkeit.

Mit einem Vorwort

an Richard Wagner.

Von

Dr. Friedrich Nietzsche

Professor o.p. in Basel.

[«]

7[110]

Ich habe den Verdacht, daß die Dinge und das Denken mit einander nicht adäquat sind. In der Logik nämlich herrscht der Satz des Widerspruches, der vielleicht nicht bei den Dingen gilt, die Verschiedenes, Entgegengesetztes sind.

[«]

7[111]

In den höchsten Formen des Bewußtseins wird die Einheit wiederhergestellt: in den niedern zerbröckelt sie immer mehr. Aufhebung oder Schwächung des Bewußtseins ist somit = Individuation. — Das Bewußtsein ist aber andernseits nur ein Existenzmittel für die Fortexistenz von Individuen. Hier ist die Lösung diese: als Mittel den Intellekt anzusehen gebietet der Wahn.

[«]

7[112]

Der Vorstellungsmechanismus.
Philosophie der Kunst.
Das Religiöse.
Die Ethik.

[«]

7[113]

1) Ich würde aus meinem idealen Staate die sogenannten „Gebildeten“ hinaustreiben, wie Plato die Dichter: dies ist mein Terrorismus.

[«]

7[114]

Die neuere deutsche Romanschriftstellerei als eine Frucht der Hegelei: das Erste ist der Gedanke, der nun künstlich exemplificirt wird. So der Stil bei Freytag: ein allgemeiner blasser Begriff, durch ein paar realistische Wörtchen aufgestutzt. Der Goethesche homunculus. Dies Gesindel, im Lobe der Romandichtung als der einzig zeitgemäßen, schafft eine Aesthetik aus seinen Gebrechen. Gutzkow als mißrathener Philosoph ist der transformed disformed, im Ganzen eine Karrikatur des Schillerschen Verhältnisses von Philosophie und Poesie.

Bei Shakespeare, wenn er Gedanken giebt, oft ein abgeschwächtes, ja absichtlich zerstörtes Bild.

(Die anonyme Lyrik.)

[«]

7[115]

Griechische Heiterkeit. Das Germanische.

[«]

7[116]

Ein Naturschönes giebt es nicht. Wohl aber das Störende-Häßliche und ein indifferenter Punkt. Man denke an die Realität der Dissonanz gegenüber der Idealität der Konsonanz. Produktiv ist also der Schmerz, der als verwandte Gegenfarbe das Schöne erzeugt — aus jenem indifferenten Punkte. Excentrisches Beispiel an dem gemarterten Heiligen, der eine schmerzlose, ja wonnereiche Verzückung fühlt. Wie weit geht nun diese Idealität? Diese ist eine fortwährend lebende wachsende, eine Welt in der Welt. Ist nun aber die Realität vielleicht nur der Schmerz, und daher die Vorstellung geboren? Welcher Art ist aber dann der Genuß? Der Genuß an etwas nicht Realem, nur Idealem? Und ist vielleicht alles Leben, soweit es Genuß ist, nichts als eine solche Idealität? Und welches ist jener indifferente Punkt, den die Natur erreicht? Wie ist Schmerzlosigkeit möglich? Die Anschauung ist ein aesthetisches Produkt. Was ist dann real? Was ist das Anschauende? Vielheit des Schmerzes und Indifferenz desselben als Zustände eines Wesens möglich? Was ist das Wesen noch in jenen Indifferenzpunkten? Ist die Zeit vielleicht, ebensowie der Raum aus diesen Indifferenzpunkten zu erklären? Und ist die Vielheit des Schmerzes vielleicht wieder aus jenen Indifferenzpunkten abzuleiten?

Hier ist wichtig die Vergleichung des Kunstwerks zu jenem indifferenten Punkt, aus dem es entsteht und Vergleichung der Welt aus einem schmerzleeren Punkte. An dieser Stelle erzeugt sich die Vorstellung. — Die Subjektivität der Welt ist nicht eine anthropomorphische Subjektivität, sondern eine mundane: wir sind die Figuren im Traum des Gottes, die errathen wie er träumt.

[«]

7[117]

Die künstlerische Lust muß auch ohne Menschen vorhanden sein. Die bunte Blüthe, der Pfauenschweif verhält sich zu seinem Ursprung, wie die Harmonie zu jenem indifferenten Punkt, d.h. wie das Kunstwerk zu seinem negativen Ursprung. Das was dort schafft, künstlerisch schafft, wirkt im Künstler. Was ist nun das Kunstwerk? Was ist die Harmonie? Jedenfalls eben so real wie die bunte Blume.

Wenn aber die Blume, der Mensch, der Pfauenschweif negativen Ursprungs sind, so sind sie wirklich wie die „Harmonien“ eines Gottes, d.h. ihre Realität ist eine Traumrealität. Wir brauchen dann ein die Welt als Kunstwerk, als Harmonie produzirendes Wesen, der Wille erzeugt dann gleichsam aus der Leere, der Πενία, die Kunst als Πόρος. Alles Vorhandene ist dann sein Abbild, auch in der künstlerischen Kraft. Der Krystall, die Zellen usw.

Richtung der Kunst, die Dissonanz zu überwinden: so strebt die aus dem Indifferenzpunkte entstandene Welt des Schönen, die Dissonanz als das an sich Störende mit in das Kunstwerk hinüberzuziehn. Daher der allmähliche Genuß an der Molltonart und der Dissonanz. Das Mittel ist die Wahnvorstellung, überhaupt die Vorstellung, mit der Grundlage, daß ein schmerzfreies Anschauen der Dinge hervorgebracht wird.

Der Wille als höchster Schmerz erzeugt aus sich eine Verzückung, die identisch ist mit dem reinen Anschauen und dem Produziren des Kunstwerks. Der physiologische Prozeß ist welcher? Eine Schmerzlosigkeit muß irgendwo erzeugt werden — aber wie?

Es erzeugt sich hier die Vorstellung, als Mittel für jene höchste Verzückung.

Die Welt ist nun beides zugleich, als Kern der eine schreckliche Wille, als Vorstellung die ausgegossene Welt der Vorstellung, der Verzückung.

Die Musik beweist, wie jene ganze Welt in ihrer Vielheit nicht mehr als Dissonanz empfunden wird.

Das Leidende, Kämpfende, sich Zerreißende ist immer nur der eine Wille: er ist der vollkommene Widerspruch als Urgrund des Daseins.

Die Individuation ist also Resultat des Leidens, nicht Ursache.

Das Kunstwerk und der Einzelne ist eine Wiederholung des Urprozesses, aus dem die Welt entstanden ist, gleichsam ein Wellenring in der Welle.

[«]

7[118]

Was ist das Gefühl für Harmonie? Einmal Wegrechnen der mitklingenden Obertöne, anderseits Nicht-Einzelnhören derselben.

[«]

7[119]

„Serpens nisi serpentem comederit,
non fit draco.“

Ursprung und Ziel der Tragoedie.

Eine aesthetische Abhandlung

mit einem Vorwort

an Richard Wagner.

Von

Dr. Friedrich Nietzsche

Professor o.p. in Basel.

Laß dich tadeln für’s Gute und laß dich loben für’s Schlechte:
Fällt dir eines zu schwer, schlage die Leier entzwei.
Hebbel.

[«]

7[120]

Tragoedie und dramatischer Dithyramb.

Dionysisch Apollinisch.
Der apollinische Genius und seine Vorbereitung.
Der dionysische Genius und seine Geburt.
Der Doppelgenius.
Die Oper.
Die Tragödie. Der Dithyramb.
Das Drama: Euripides.
Shakespeare.

Richard Wagner.

[«]

7[121]

Die Pflanze, die es im rastlosen Kampfe um das Dasein nur zu verkümmerten Blüthen bringt, blickt uns, nachdem sie durch ein glückliches Verhängniß diesem Kampfe enthoben ist, plötzlich mit dem Auge der Schönheit an. Was die Natur mit diesem überall und sofort durchbrechenden Willen der Schönheit uns zu sagen hat, das ist erst an späterer Stelle zu besprechen: hier genüge uns auf diesen Trieb selbst aufmerksam gemacht zu haben, weil wir aus ihm etwas über den Zweck des Staates zu lernen haben. Die Natur strengt sich an zur Schönheit zu kommen: ist diese irgendwo erreicht, dann sorgt sie für die Fortpflanzung derselben: wozu sie einen höchst künstlichen Mechanismus zwischen Thier- und Pflanzenwelt braucht, wenn es gilt die schöne einzelne Blüthe zu perpetuiren. Einen ähnlichen, noch viel künstlicheren Mechanismus erkenne ich im Wesen des Staates, der mir auch, seinem letzten Zweck nach, eine Schutz- und Pflegeanstalt für Einzelne, für den Genius zu sein scheint, so wenig auch der grausame Ursprung und das barbarische Gebahren desselben auf solche Ziele hindeutet. Auch hier haben wir zwischen einem Wahnbilde zu unterscheiden, das wir mit Gier zu erreichen suchen, und einem wirklichen Zwecke, den der Wille durch uns, vielleicht selbst gegen unser Bewußtsein, zu erreichen weiß. Auch in dem ungeheuren Apparat, mit dem das Menschengeschlecht umgeben ist, in dem wilden Durcheinander-Treiben der egoistischen Ziele handelt es sich zuletzt um Einzelne: doch ist dafür gesorgt, daß diese Einzelnen ihrer abnormen Stellung nicht froh werden. Schließlich sind auch sie nichts als Werkzeuge des Willens und haben das Wesen des Willens an sich zu erleiden: aber etwas ist in ihnen, für das der Reigentanz der Gestirne und der Staaten als ein Schauspiel aufgeführt wird. Auch hierin ist die griechische Welt aufrichtiger und einfacher als die anderen Völker und Zeiten: wie überhaupt die Griechen das mit den Genien gemein haben, daß sie wie die Kinder und als Kinder treu und wahrhaftig sind. Nur muß man mit ihnen sprechen können, um sie zu verstehn.

Der griechische Künstler richtet sich mit seinem Kunstwerk nicht an den Einzelnen, sondern an den Staat: und wiederum war die Erziehung des Staates nichts als die Erziehung Aller zum Genuß des Kunstwerks. Alle großen Schöpfungen, der Plastik und Architektur sowohl als der musischen Künste, haben große, vom Staate gepflegte, Volksempfindungen im Auge. Insbesondre ist die Tragödie alljährlich ein feierlich von Staatswegen vorbereiteter und das ganze Volk vereinigender Akt. Der Staat war ein nothwendiges Mittel der Kunstwirklichkeit. Wenn wir aber jene einzelnen Wesen als das eigentliche Ziel der Staatstendenz zu bezeichnen haben, jene in künstlerischer und philosophischer Arbeit sich verewigende Menschen: so darf uns auch die ungeheure Stärke des politischen, im engsten Sinne des heimatlichen Triebes als eine Bürgschaft erscheinen, daß jene Reihenfolge einzelner Genien eine continuirliche ist, daß der Boden, aus dem sie allein erwachsen können, nicht durch Erdbeben zerrissen und in seiner Fruchtbarkeit gehemmt wird. Damit der Künstler entstehen kann, brauchen wir jenen drohnenartigen, der Sklavenarbeit enthobenen Stand: damit das große Kunstwerk entstehen könne, brauchen wir den concentrirten Willen jenes Standes, den Staat. Denn nur dieser, als magische Kraft, kann die egoistischen Einzelnen zu den Opfern und Vorbereitungen zwingen, die eine Verwirklichung großer Kunstpläne voraussetzt: wozu fast zu allererst die Erziehung des Volkes gehört, deren Ziel die Einsicht in die Exemption jener Einzelnen ist, zusammen mit der Wahnvorstellung, als ob die Menge selbst durch ihre Theilnahme, ihr Urtheil, ihre Bildung die Entfaltung jener Genien zu fördern habe. Hier sehe ich überall nur die Wirkung eines Willens, der um sein Ziel, seine eigne Verherrlichung in Kunstwerken, zu erreichen, zahlreiche in einander verschlungene Wahngebilde über die Augen seiner Geschöpfe legt, die bei weitem mächtiger sind als selbst die verständige Einsicht, daß man getäuscht ist, betrogen. Je stärker aber der politische Trieb ist, um so mehr ist die continuirliche Abfolge von Genien garantirt: vorausgesetzt, daß nicht der bei weitem überladene Trieb gegen sich selbst zu wüthen anfängt und seine Zähne in das eigne Fleisch schlägt: in welchem Falle Kriege und Parteikämpfe die leidigen Folgen sind. Doch scheint es fast, als ob der Wille von Zeit zu Zeit solche Selbstzerfleischungen als ein Ventil gebraucht, auch hierin seiner entsetzlichen Natur getreu. Wenigstens pflegt der durch solche Ereignisse regulirte politische Trieb mit neuer und überraschender Kraft an der Vorbereitung der Geburt des Genius zu arbeiten. Jedenfalls aber ist festzuhalten, daß in der Überladung des politischen Triebes bei den Griechen die Natur Zeugniß davon ablegt, was sie auf künstlerischen Gebieten diesem Volke zumuthet: in diesem Sinne ist das schreckliche Schauspiel der sich zerreißenden Parteien etwas Verehrungswürdiges: denn mitten aus diesem Sich Drängen und Stoßen erhebt sich der nie gehörte Gesang des Genius.

[«]

7[122]

[…] Freilich giebt es eine Seite in der platonischen Auffassung des Weibes, die in schroffem Gegensatze zur hellenischen Sitte stand: Plato giebt dem Weibe völlige Theilnahme an den Rechten, Kenntnissen und Pflichten der Männer und betrachtet das Weib nur als das schwächere Geschlecht, das es in Allem nicht gerade weit bringen werde: ohne ihm doch deshalb das Anrecht auf jenes Alles streitig zu machen. Dieser fremdartigen Anschauung haben wir nicht mehr Werth beizulegen als der Vertreibung des Künstlers aus dem Idealstaate: es sind dies kühn verzeichnete Nebenlinien, gleichsam Abirrungen der sonst so sichren Hand und des so ruhig betrachtenden Auges, das sich mitunter einmal, im Hinblick auf den verstorbenen Meister, unmuthsvoll trübt: in dieser Stimmung übertreibt er die Paradoxien desselben und thut sich ein Genüge, seine Lehren recht excentrisch, bis zur Tollkühnheit, im Übermaß seiner Liebe, zu steigern. Das Innerste aber, was Plato als Grieche über die Stellung des Weibes zum Staat sagen konnte, war die Forderung, daß im vollkommnen Staate die Familie aufhören müsse. Sehen wir jetzt davon ab wie er, um diese Forderungen rein durchzuführen, selbst die Ehe aufhob und an deren Stelle feierliche von Staats wegen angeordnete Vermählungen zwischen den tapfersten Männern und den edelsten Frauen setzte, zur Erzielung eines schönen Nachwuchses. In jenem Hauptsatze aber hat er eine wichtige Vorbereitungsmaßregel des hellenischen Willens zur Erzeugung des Genius auf das deutlichste — ja zu deutlich, beleidigend deutlich — bezeichnet. Aber auch in der Sitte des hellenischen Volks war das Anrecht der Familie auf Mann und Kind auf das geringste Maaß beschränkt: der Mann lebte im Staate, das Kind wuchs für den Staat und an der Hand des Staates. Der griechische Wille sorgte dafür, daß nicht in der Abgeschiedenheit eines engen Kreises sich das Kulturbedürfniß zu befriedigen wußte. Vom Staate hatte der Einzelne alles zu empfangen, um ihm alles wiederzugeben. Das Weib bedeutet demnach für den Staat, was der Schlaf für den Menschen. In seinem Wesen liegt die heilende Kraft, die das Verbrauchte wieder ersetzt, die wohlthätige Ruhe, in der sich alles Maßlose begrenzt, das ewig Gleiche, an dem sich das Ausschreitende, Überschüssige reguliert. In ihm träumt die zukünftige Generation. Das Weib ist mit der Natur näher verwandt als der Mann und bleibt sich in allem Wesentlichen gleich. Die Kultur ist hier immer etwas Äußerliches, den der Natur ewig getreuen Kern nicht Berührendes, deshalb dürfte die Kultur des Weibes dem Athener als etwas gleichgültiges, ja — wenn man sie nur sich vergegenwärtigen wollte, als etwas Lächerliches erscheinen. Wer daraus sofort die Stellung des Weibes bei den Griechen als unwürdig und allzu hart zu erschließen sich gedrungen fühlt, der soll nur ja nicht die „Gebildetheit“ des modernen Weibes und deren Ansprüche zur Richtschnur nehmen, gegen welche es einmal genügt, auf die olympischen Frauen sammt Penelope Antigone Elektra hinzuweisen. Freilich sind dies ideale Gestalten: aber wer möchte aus der jetzigen Welt solche Ideale erschaffen können? Sodann ist doch zu erwägen, was für Söhne diese Weiber geboren haben und was für Weiber es gewesen sein müssen, um solche Söhne zu gebären! — Das hellenische Weib, als Mutter, mußte im Dunkel leben, weil der politische Trieb, sammt seinen höchsten Zwecken, es forderte. Es mußte wie eine Pflanze vegetieren, im engen Kreise, als Symbol der epikurischen Weltweisheit: λάϑε βιώσας. Wiederum mußte es, in der neueren Zeit, bei der völligen Zerrüttung der Staatstendenz, als Helferin eintreten: die Familie als Nothbehelf für den Staat, ist sein Werk: und in diesem Sinne mußte sich auch das Kunstziel des Staates zu dem einer häuslichen Kunst erniedrigen. Daher ist es gekommen, daß die Liebesleidenschaft, als das einzige dem Weib völlig zugängliche Bereich, allmählich unsre Kunst bis ins Innerste bestimmt hat. Insgleichen, daß die Erziehung des Hauses sich gleichsam als die einzig natürliche geberdet und die des Staates nur als einen fragwürdigen Eingriff in ihre Rechte duldet: dies alles mit Recht, soweit eben vom modernen Staat dabei die Rede ist. — Das Wesen des Weibes bleibt sich dabei gleich, aber ihre Macht ist je nach der Stellung des Staates zu ihnen eine verschiedene. Sie haben auch wirklich die Kraft, die Lücken des Staates einigermaßen zu compensieren — immer ihrem Wesen getreu, das ich mit dem Schlaf verglichen habe. Im griechischen Alterthum nahmen sie die Stellung ein, die ihnen der höchste Staatswille zuwies: darum sind sie verherrlicht worden wie niemals wieder. Die Göttinnen der griechischen Mythologie sind ihre Spiegelbilder: die Pythia und die Sibylle, ebensowie die sokratische Diotima sind die Priesterinnen, aus denen göttliche Weisheit redet. Jetzt versteht man, weshalb die stolze Resignation der Spartanerin bei der Nachricht vom Schlachtentode des Sohns keine Fabel sein kann. Das Weib fühlte sich dem Staate gegenüber in der richtigen Stellung: darum hatte es mehr Würde, als je wieder das Weib gehabt hat. Plato, der durch Aufhebung der Familie und der Ehe jene Stellung des Weibes noch verschärft, empfindet jetzt so viel Ehrfurcht vor ihnen, daß er wunderbarer Weise verführt wird, durch nachträgliche Erklärung ihrer Gleichstellung mit den Männern ihre ihnen zukommende Rangordnung wieder aufzuheben: der höchste Triumpf des antiken Weibes, auch den Weisesten verführt zu haben! —

So lange der Staat noch in einem embryonischen Zustande ist, überwiegt das Weib als Mutter und bestimmt den Grad und die Erscheinungen der Kultur: in gleicher Weise wie das Weib den zerrütteten Staat zu ergänzen bestimmt ist. Was Tacitus von den deutschen Frauen sagt inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant nec aut consilia earum aspernantur aut responsa neglegunt, das gilt überhaupt bei allen noch nicht zum wirklichen Staat gekommenen Völkern. Man fühlt in solchen Zuständen nur stärker, was immer wieder in jeder Zeit sich einmal bemerkbar macht, daß die Instinkte des Weibes als die Schutzwehr der zukünftigen Generation unbezwinglich sind und daß in diesen die Natur, in ihrer Sorge für die Erhaltung des Geschlechts, vornehmlich redet. Wie weit diese ahnende Kraft reicht, wird, wie es scheint, durch die größere oder geringere Consolidation des Staates bestimmt: in ungeordneten und mehr willkürlichen Zuständen, wo die Laune oder die Leidenschaft des einzelnen Mannes ganze Stämme mit sich fortreißt, tritt das Weib dann plötzlich als warnende Prophetin auf. Aber auch in Griechenland gab es eine nie schlummernde Sorge: daß nämlich der furchtbar überladene politische Trieb die kleinen Staatswesen in Staub und Atome zersplittere, bevor sie ihre Ziele irgendwie erreichten. Hier schuf sich der hellenische Wille immer neue Werkzeuge, aus denen er schlichtend, mäßigend warnend redete: vor allem aber ist es die Pythia, in der sich die Kraft des Weibes, den Staat zu compensieren, so laut wie nie wieder offenbarte. Daß ein so in kleine Stämme und Stadtgemeinden zerspaltenes Volk doch im tiefsten Grunde ganz war und in der Zerspaltung nur die Aufgabe seiner Natur löste, dafür bürgt jene wunderbare Erscheinung der Pythia und des delphischen Orakels: denn immer, so lange das griechische Wesen noch seine großen Kunstwerke schuf, sprach es aus einem Munde und als eine Pythia. Hierbei können wir die ahnende Erkenntniß nicht zurückhalten, daß die Individuation für den Willen eine große Noth ist und daß er um jene Einzelnen zu erreichen, die ungeheuerste Stufenleiter von Individuen braucht. Allerdings schwindelt uns bei der Erwägung, ob vielleicht der Wille, um zur Kunst zu kommen, sich in diese Welten, Sterne, Körper und Atome ausgegossen hat: mindestens müßte uns dann klar werden, daß die Kunst nicht für die Individuen, sondern für den Willen selbst nothwendig ist: eine erhabene Aussicht, auf die einen Blick zu werfen uns noch einmal von einer andern Stelle erlaubt sein wird.

Inzwischen kehren wir zu den Griechen zurück, um uns zu sagen, wie lächerlich der moderne Nationalitätenbegriff sich der Pythia gegenüber ausnimmt, und ein wie ungeschicktes Wünschen es ist, eine Nation als eine sichtbare mechanische Einheit, mit gloriosem Regierungsapparat und militärischem Prunke ausgestattet sehen zu wollen. Die Natur äußert sich, wenn diese Einheit überhaupt vorhanden ist: doch in geheimnißvollerer Weise als in Volksabstimmungen und Zeitungsjubel. Ich fürchte, darin daß wir den modernen Nationalitätenbegriff überhaupt gefaßt haben, hat uns die Natur gesagt, daß ihr nicht gerade viel an uns gelegen ist. Zu überladen ist jedenfalls unser politischer Wille nicht, das wird jeder von uns mit Lächeln eingestehn: und der Ausdruck dieser Verkümmerung und Schwäche ist der Nationalitätenbegriff. In solchen Zeiten muß der Genius Einsiedler werden: und wer sorgt uns dafür, daß ihn nicht in der Wüste ein Löwe zerreiße?

Im Rückblick auf die letzten Auseinandersetzungen erkennen wir, daß die Pythia der deutlichste Ausdruck und das gemeinsame Centrum aller der Hülfsmechanismen ist, die der griechische Wille in Bewegung setzte, um zur Kunst zu kommen: in ihr, dem wahrsagenden Weibe, reguliert sich der politische Trieb, um sich nicht in Selbstzerfleischungen zu erschöpfen und seiner Aufgabe nicht entfremdet zu werden: in ihr offenbart sich Apollo, noch nicht als Kunstgott, aber als heilender sühnender warnender Staatengott, der den Staat immer auf der Bahn erhält, wo er sich mit dem Genius begegnen muß. Aber nicht nur als Pythia, als vorbereitende und Wegebahnende Gottheit offenbart er sich. In andern Gestalten tritt er hier und da auf, als „Einzelner“ selbst, als Homer, Lykurgus, Pythagoras: man wußte, weshalb diesen Heroen Tempel und göttliche Verehrung zukommen. Durch die Vorstellung des griechischen Volkes wandelt Apollo dann wieder in der bekannten Gestalt des „Einzelnen“: als „blinder Sänger“ oder „blinder Seher“: die Blindheit ist hier durchaus als Symbol jener Vereinzelung zu verstehen. Und so sorgte Apollo, durch solche ehrwürdige Spiegelungen des „Einzelnen“ in der grauen Volksvergangenheit dafür, daß der Blick der Menge für die Erkenntniß des „Einzelnen“ in der Gegenwart geschärft blieb, wie er andernseits rastlos bemüht war, durch neue Configurationen neue Einzelne zu erzeugen und durch wundersame Vorzeichen um sie herum einen schützenden Bann zu ziehen.

Alle diese apollinischen Zurüstungen haben etwas vom Charakter der Mysterien an sich. Niemand weiß, für wen das ungeheure Schauspiel von kämpfenden Staaten, niedergetretenen Bevölkerungen, mühsam sich bildenden Volksmengen, eigentlich aufgeführt wird, ja es bleibt selbst im Dunkel, ob man Mitspielender oder Zuschauer ist. Und so werden die Einzelnen aus allen jenen ringenden vorwärtsdrängenden Schaaren von unsichtbarer Hand herausgeführt, in einer geheimnißvollen Absicht. Während aber der apollinische Einzelne vor nichts so sehr gehütet wird als vor der entsetzlichen Erkenntniß, daß jenes Wirrsal von leidenden und sich zerfleischenden Wesen in ihm sein Ziel und seinen Zweck habe, benutzt der dionysische Wille gerade diese Erkenntniß, um seine Einzelnen zu einer noch höheren Stufe zu bringen und sich in ihnen zu verherrlichen. Und so läuft neben jener durchaus verschleierten apollinischen Mysterienordnung eine dionysische nebenher, das Symbol einer nur für wenige Einzelne enthüllbaren Welt, von der aber doch vor Vielen durch eine Bildersprache gesprochen werden konnte. Jener Verzückungsrausch der dionysischen Orgien hat sich in den Mysterien gleichsam eingesponnen: es ist derselbe Trieb, der hier und dort waltet, dieselbe Weisheit, die hier und dort kund gethan wird. Wer möchte diesen Untergrund des hellenischen Wesens in seinen Kunstdenkmälern verkennen! Jene stille Einfalt und edle Würde, die Winckelmann begeisterte, bleibt etwas Unerklärliches, wenn man das in der Tiefe fortwirkende metaphysische Mysterienwesen außer Acht läßt. Hier hatte der Grieche eine unerschütterliche gläubige Sicherheit, während er mit seinen olympischen Göttern in freierer Weise, bald spielend bald zweifelnd, umgieng. Darum galt ihm auch die Entweihung der Mysterien als das eigentliche Kardinalverbrechen, das ihm selbst noch furchtbarer erschien als die Auflösung des Demos.

[«]

7[123]

Hier ist ohne Weiteres klar, daß nur eine ganz kleine Schaar von Auserwählten in die höchsten Grade eingeweiht werden kann und daß die große Masse ewig in den Vorhöfen stehen bleiben wird: ebenso, daß ohne jene Epopten der letzten Weisheit der Zweck der ehrwürdigen Institution völlig unerreicht bleibt, während jeder der anderen Eingeweihten, im Streben nach einem persönlichen Glück oder einer individuellen Aussicht auf ein schönes Weiterleben, somit im egoistischen Drange auf der Stufe der Erkenntnisse muthig vorwärts schreitet, bis er stehen bleiben muß, dort, wo sein Auge den schrecklichen Glanz der Wahrheit nicht mehr verträgt. An dieser Grenze scheiden sich nun die Einzelnen aus, die, um sich wenig besorgt, von einem schmerzlich vorwärtstreibenden Stachel in jene fressende Helle hineingeführt werden — um dann mit verklärten Blicken zurückzukehren, als ein Triumph des dionysischen Willens, der durch einen wundervollen Wahn auch noch die daseinverneinende letzte Spitze seiner Erkenntniß, den stärksten Speer, der gegen das Dasein selbst gerichtet ist, umbiegt und zerbricht. Für die große Menge gelten ganz andere Lockmittel oder

Drohungen: dahin gehört der Glaube daß die Uneingeweihten nach dem Tode im Schlamm liegen werden, während die Eingeweihten einer seligen Fortexistenz gewärtig sein dürfen. Tiefsinniger sind schon andre Bilder, in denen das Dasein in diesem Leben als ein Gefängniß, der Leib als ein Grabmal der Seele angeschaut wurde. Nun aber kommen die eigentlichen dionysischen Mythen von unvergänglichem Gehalt, die wir als den Unterboden des ganzen hellenischen Kunstlebens zu betrachten haben: wie der zukünftige Weltherrscher als Kind (D<ionysos> I<akchos>) von den Titanen zerstückelt wird und wie er jetzt in diesem Zustande als Zagreus zu verehren ist. Dabei wird ausgesprochen, daß diese Zerreißung, das eigentliche dionysische Leiden, gleich einer Umwandlung in Luft Wasser Erde und Gestein Pflanzen und Thiere sei; wonach also der Zustand der Individuation als der Quell und Urgrund alles Leidens, als etwas an sich Verwerfliches betrachtet worden ist. Aus dem Lächeln des Phanes sind die olympischen Götter, aus seinen Thränen die Menschen geschaffen. In jenem Zustand hat Dionysos die Doppelnatur eines grausamen, verwilderten Dämons und eines milden Herrschers (als ἀγ<ριώνιος> und ὠμ<ηστής> und μείλ<ιχιος>). Diese Natur offenbart sich in so schrecklichen Anwandelungen, wie in jener Forderung des Wahrsagers Euphrantides vor der Schlacht bei Marathon, man müsse dem Dionysos ἀγ<ριώνιος> die drei Schwestersöhne des Xerxes, drei schöne und glänzend geschmückte Jünglinge zum Opfer bringen: dies allein sei die Bürgschaft des Sieges. Die Hoffnung der Epopten ging auf eine Wiedergeburt des Dionysos, die wir jetzt als ein Ende der Individuation zu verstehen haben: diesem kommenden dritten Dionysus erscholl der brausende Jubelgesang der Epopten. Und nur in dieser Hoffnung giebt es einen Strahl von Freude auf dem Antlitze der zerrissenen, in Individuen zerspaltenen Welt: wie es der Mythus durch die über die Zerreißung des Dionysus in ewige Trauer versunkne Demeter versinnbildlicht, welche zum ersten Male wieder sich freut als man ihr sagt, sie könne den Dionysos noch einmal gebären. In den angeführten Anschauungen haben wir bereits alle Bestandtheile der tiefsinnigsten Weltbetrachtung zusammen: die Grunderkenntniß von der Einheit alles Vorhandenen, die Betrachtung der Individuation als des Urgrundes alles Übels, die Freude, das Schöne — und die Kunst — als die Hoffnung daß der Bann der Individuation zu zerreißen sei, als die Ahnung einer wiederhergestellten Einheit. Ein solcher Kreis von Vorstellungen darf freilich nicht in das Bereich des Alltäglichen, in die regelmäßige Kultordnung hinübergezogen werden, wenn er nicht auf das Schmählichste entstellt und verflacht werden soll. Die ganze Institution der Mysterien zielte darauf hin, nur dem diese Einsicht in Bildern zu geben, der vorbereitet sei, d.h. der auf sie durch eine heilige Noth bereits hingeführt sei. In diesen Bildern aber erkennen wir alle jene excentrischen Stimmungen und Erkenntnisse wieder, die der Orgiasmus der dionysischen Frühlingsfeste fast auf einmal und neben einander erregte: die Vernichtung der Individuation, das Entsetzen über die zerbrochene Einheit, die Hoffnung einer neuen Weltschöpfung, kurz die Empfindung eines wonnevollen Schauders, in dem die Knoten der Lust und des Schreckens zusammengebunden sind. Als sich jene ekstatischen Zustände in die Mysterienordnung eingesponnen hatten, war die größte Gefahr für die apollinische Welt beseitigt und jetzt konnte der Staatengott ohne Besorgniß, daß der Staat dadurch zertrümmert werde, und Dionysos ihren sichbaren Bund schließen, zur Erzeugung des gemeinsamen Kunstwerks, der Tragödie, und zur Verherrlichung ihres Doppelwesens in dem tragischen Menschen. Diese Vereinigung drückt sich z.B. in der Empfindung des athenischen Bürgers aus, dem nur Zweierlei als höchster Frevel galt: die Entweihung der Mysterien und die Zerstörung der Verfassung seines Staatswesens. Daß die Natur die Entstehung der Tragödie an jene zwei Grundtriebe, den apollinischen und den dionysischen, geknüpft hat, darf uns ebenso sehr als ein Abgrund der Vernunft gelten als die Vorrichtung derselben Natur, die Propagation an die Duplicität der Geschlechter zu knüpfen: was dem großen Kant jederzeit erstaunlich erschienen ist. Das gemeinsame Geheimniß ist nämlich, wie aus zwei einander feindlichen Principien etwas Neues entstehen könne, in dem jene zwiespältigen Triebe als Einheit erscheinen: in welchem Sinne die Propagation ebenso sehr als das tragische Kunstwerk als eine Bürgschaft der Wiedergeburt des Dionysos gelten darf, als ein Hoffnungsglanz auf dem ewig trauernden Antlitz der Demeter.

[«]

7[124]

[…] Jener Neuschaffung der Kunst, die der von Sokrates vorwärtsgedrängte Euripides im Auge hatte, war ein ganz anderes Ziel gesteckt als der platonischen: wenn Plato den sokratischen Begriff der Kunst aufzuheben suchte, so bemühte sich Euripides diesen Begriff in seinen Schöpfungen zu präzisiren. Der Eine verwarf die bisherige Kunst, weil er ihre Verwerflichkeit in der sokratischen Definition zu erkennen glaubte, der Andre verwarf sie, weil sie nach seiner Empfindung jenem Begriff nur unvollkommen entsprach. Plato fand also in der sokratischen Definition der Kunst — als des Abbildes des Scheinbildes — einen Maßstab, Euripides eine Art von Ideal: darum mußte der Erstere für seine neue Kunst eine neue Definition suchen, der Letztere zur alten Definition eine neue Kunst. Und so fand sich Euripides zwischen der aeschyleischen Tragödie und Sokrates wie der Mann im Syrerland. Wie muß das sokratische Verwerfungsurtheil der Kunst überhaupt auf der Seele des Euripides gelastet haben! Und was für eine finstere Entschlossenheit gehört dazu, die Kunst mit bewußter Absicht gerade in jene Form zu gießen, auf die jenes Urtheil wirklich und vollständig zutrifft! Dieses Fortgepeitschtwerden auf der Rennbahn des dramatischen Schaffens und diese sichere Zügelführung, um das dramatische Kunstwerk geradewegs dem Abgrund entgegenzuführen — welcher düstere Konflikt! Die Tragödie starb, wie ich sagte, durch Selbstmord. Jetzt verstehen wir die orgiastische Selbstzerfleischungslust in Euripides. Wer möchte ohne Mitleiden das Bild des melancholischen Einsiedlers ansehn! Hier gewahren wir den Ausdruck eines mächtigen Scharfsinns, der in der sokratischen Definition der Kunst nicht nur die Kritik, sondern auch das noch nicht erreichte Ziel der Tragödie erkennt: und daneben eine gewaltige dichterische Kraft, die sich in dramatischen Dichtungen entladen muß, so ernsthaft auch die verwerfende Stimme des Sokrates klingt. Dieser herbe Gegensatz, in einer Natur ans Licht tretend, hat Euripides in die Einsamkeit getrieben, aus der heraus er es wagen durfte, sein Publikum zu verachten, sowohl wie es ihn verwarf als wie es ihn anbetete. Dabei war es ihm nicht einmal erlaubt, seine Vorstellung des tragischen Kunstwerkes nackt und ohne Akkommodation zu veranschaulichen, weil ohne diese dasselbe im damaligen Athen unmöglich gewesen wäre. Eine spätere Generation erkannte richtig, was dabei Kern, was Hülle war: sie warf letztere ab, und es entpuppte sich als Inbegriff der dramatischen Kunst, wie sie Sokrates verstand und Euripides völlig zu erreichen suchte, das schachspielartige Schauspiel, die neuere attische Komödie. Von ihr gilt im verwegensten Sinn das Wort, daß sie das Abbild des Abbildes ist: in jeder Familie wurde sie gespielt, Jedermann war in ihr Akteur. Die Dichter jener Komödie wußten, warum sie Euripides als ihren Genius verehrten: ihn der den Zuschauer auf die Bühne gebracht hatte, ihn der den Geschmack am Wiederkäuen des alltäglichen Daseins dem Publikum eingepflanzt hatte. Von dem pessimistisch-stechenden Blick, mit dem Euripides auf diese Kunst niedersah, merkte Niemand etwas. Für alle Zeiten aber blieb eine neue Gattung der sokratischen Kunst zurück, die, mit dem Roman im Bunde, der ganzen ungriechischen Nachwelt Bewunderung abgezwungen hat. Das Schauspiel als die Wiederspiegelung der empirischen Wirklichkeit, mit einer Heirath, mit einem Regierungswechsel als Zielpunkt, der Roman als die Wiederspiegelung einer phantastisch-idealen Wirklichkeit, mit irgend einer metaphysischen Perspektive — dies sind die beiden Grundformen, in denen fast zwei Jahrtausende ihre

Abhängigkeit von den Griechen, ja ihre natürliche Abstammung von ihnen bewiesen haben, Grundformen, die in Cervantes und Shakespeare ihre endliche Erfüllung und allerhöchste Sättigung gefunden haben.

Nach diesem Ausblick in die fernste Ferne blicken wir noch einmal scheu auf Sokrates zurück, der gewiß inzwischen sich ins Ungeheure verwandelt hat: „schon sieht er wie ein Nilpferd aus, mit feurigen Augen, schrecklichem Gebiß“.

[«]

7[125]

Was ist das für ein Genius, zu dessen Erzeugung der Sokratismus immer und immer wieder anregt?

Wir haben bereits erkannt, wie an dem theoretischen Genius die auf den Instinkten ruhende und über sich nicht zur Erkenntniß gekommene griechische Kunst und Ethik zu Grunde gieng: womit naturgemäß auch über den griechischen Staat, der auf der Grundlage jener Ethik und zum Zweck jener Kunst überhaupt nur existirt hatte, das Todesurtheil ausgesprochen war. Auf welches neue Kunstziel weist das zunächst kunstwidrig sich äußernde Wirken des theoretischen Genius hin und über welche ungeheuren Zeiträume hin die Erzeugung dieser neuen Kunst sich ausbreitet, darüber ist mir eine Vermuthung gekommen, die auszusprechen ich, bei aller Ähnlichkeit mit einer metaphysischen Grille, ja auf die Gefahr der gefährlichsten Verketzerung hin, mich nicht scheuen werde: wobei ich zum Voraus bemerken muß, daß mir die Zeit ebensowenig wie den Geologen, meinen Zeitgenossen, imponirt und ich mir daher die Disposition über Jahrtausende, als über etwas durchaus Unreales, zur Entstehung eines großen Kunstwerks, unverzagt gestatte.

In einer doppelten Weise drängt der theoretische Genius zur Entfesselung der künstlerisch-mystischen Triebe, einmal durch sein Dasein überhaupt, das, wie eine Farbe die andere, auch das Dasein des unsterblichen Zwillingsbruders fordert, gemäß einer Art von Alloeopathie der Natur: Anderseits durch das bereits erwähnte Umschlagen der Wissenschaft in Kunst, bei dem jedesmaligen Erreichen ihrer Grenzen. Den Beginn des letzteren Prozesses haben wir uns etwa so vorzustellen, daß der theoretische Mensch an irgend einem Punkt der anschaulichen Welt die Existenz einer Illusion wahrnimmt, die allgemeine Existenz einer naiven Täuschung der Sinnlichkeit und des Verstandes, von der er unter behutsamem Gebrauch der Causalität und an der Hand des logischen Mechanismus sich selbst befreit: dabei entdeckt er zugleich, daß die gewöhnliche mythische Vorstellung jenes Hergangs, im Vergleich mit seiner Erkenntniß einen Irrthum enthalte daß somit das als glaubwürdig verehrte Weltbild des Volks mit nachweisbaren Irrthümern behaftet sei. So beginnt die griechische Wissenschaft: die sofort in ihren ersten Stadien, im Grunde nur als Embryo der Wissenschaft, schon in Kunst umschlägt und von dem fußbreiten soeben errungnen Standpunkte aus durch eine phantastische Analogie ein neues Weltbild ins Blaue zeichnet, die Welt als Wasser oder als Luft oder als Feuer. Hier ist ein einfaches chemisches Experiment durch eine Hohlspiegelvergrößerung zum Ursprung des Seins gemacht worden: als welchen Kosmogonien zu Liebe jetzt die Vielheit und Unendlichkeit des Vorhandenen nur durch eine Unzahl physikalischer Phantasmen, ja wenn diese nicht zureichen, selbst durch die alten Volksgötter, erklärt werden müssen. So entfernt sich das wissenschaftliche Weltbild zuerst nur langsam von den volksthümlichen Vorstellungen und kommt, nach einem kurzen Seitensprunge immer wieder auf sie zurück, sobald die eigentliche engbegränzte Erkenntniß zur Grunderkenntniß der Welt erweitert werden soll. Welche Kraft ist es, die zu jenen maßlosen Übertreibungen und Mißbräuchen des analogischen Schlusses nöthigt, und andrerseits den theoretischen Menschen von dem sicheren, eben errungenen Boden zum „Kribskrabs“ der Imagination so verführerisch wegtreibt? Warum dieser Sprung ins Bodenlose? Wir haben uns hier zu erinnern, daß der Intellekt nur ein Organ des Willens ist und somit in allem seinem Wirken auf das Dasein, mit nothwendiger Gier, hindrängt und daß es sich bei seinem Ziele nur um verschiedne Formen des Daseins, nie aber um die Frage nach Sein oder Nichtsein handeln kann. Für den Intellekt giebt es kein Nichts als Ziel, somit auch keine absolute Erkenntniß, weil diese dem Sein gegenüber ein Nichtsein wäre. Das Leben unterstützen — zum Leben verführen, ist demnach die jeder Erkenntniß zu Grunde liegende Absicht, das unlogische Element, welches als der Vater jeder Erkenntniß auch die Grenzen derselben bestimmt. So mag immerhin jenes mythische, mit Phantasmen geschmückte Weltbild nur als Übertreibung einer kleinen wissenschaftlichen Einzelerkenntniß erscheinen: in Wahrheit ist es der treibende Grund dieser Erkenntniß; wenn auch dieser Prozeß vom Bewußtsein nicht erfaßt werden kann, das immer nur empirisch, nach lauter Erfahrungssätzen zu urtheilen gezwungen ist und über Grund und Folge überhaupt nur das Verkehrte uns sagen kann. Das was also jedesmal über die Grenze der Wissenschaft hinausgeht und uns gleichsam — — —

[«]

7[126]

Unter diesem hin- und herwogenden Kampfe ist die neuere Kunst geboren, und sie trägt als das Abzeichen dieser Kämpfe gewöhnlich den „sentimentalischen“ Charakter und hat ihr höchstes Ziel erreicht, wenn sie im Stande ist die „Idylle“ zu schaffen. Ich bin nicht im Stande, jene herrliche Schillersche Terminologie auf das ganze weiteste Bereich aller Kunst anzuwenden, sondern finde eine erhebliche Summe von Kunstzeitaltern und Kunstwerken, die ich unter jene Begriffe nicht zu bringen weiß: wenn anders ich „naiv“ richtig zu interpretiren meine als „rein apollinisch“, „als Schein des Scheins“, dagegen „sentimentalisch“ als „unter dem Kampf der tragischen Erkenntniß und der Mystik geboren“. So gewiß in dem „Naiven“ das ewige Merkmal einer allerhöchsten Kunstgattung erkannt ist, so gewiß reicht der Begriff „sentimentalisch“ nicht hin, um die Merkmale aller nicht-naiven Kunst zusammenzufassen. Welche Verlegenheiten bereitet uns, falls wir das wollten, z.B. die griechische Tragoedie und Shakespeare! Und gar die Musik! Dagegen verstehe ich als den vollen Gegensatz des „Naiven“ und des Apollinischen das „Dionysische“ d.h. alle Kunst, die nicht „Schein des Scheins“, sondern „Schein des Seins“ ist, Wiederspiegelung des ewigen Ur-Einen, somit unsere ganze empirische Welt, welche, vom Standpunkte des Ureinen aus, ein dionysisches Kunstwerk ist; oder von unserem Standpunkt aus, die Musik. Dem „Sentimentalisch“ muß ich sogar vom höchsten Richterstuhle aus die Geltung eines reinen Kunstwerks versagen, weil es nicht wie jene höchste und dauernde Versöhnung des Naiven und des Dionysischen entstanden ist, sondern unruhig zwischen beiden hin- und herschwankt, und ihre Vereinigung nur sprungweise, ohne bleibenden Besitz erreicht, vielmehr zwischen den verschiedenen Künsten, zwischen Poesie und Prosa, Philosophie und Kunst, Begriff und Anschauung, Wollen und Können eine unsichere Stellung hat. Es ist das Kunstwerk jenes noch unentschiedenen Kampfes, den es zu entscheiden sich anschickt, ohne dies Ziel zu erreichen; wohl aber weist es uns, wie z.B. die Schillersche Dichtung, zu unsrer Rührung und Erhebung, auf neue Bahnen hin und ist somit „Johannes“ der Vorläufer „all’ Volk der Welt zu taufen“.

[«]

7[127]

[…] Nun denke man sich nach allen diesen Voraussetzungen, welch ein unnatürliches, ja unmögliches Unterfangen es sein muß, Musik zu einem Gedichte zu machen d.h. ein Gedicht durch Musik illustriren zu wollen, wohl gar mit der ausgesprochenen Absicht, die begrifflichen Vorstellungen des Gedichtes durch die Musik zu symbolisiren und damit der Musik zu einer Begriffssprache zu verhelfen: ein Unterfangen, welches mir ähnlich vorkommt wie wenn ein Sohn seinen Vater zeugen wollte. Die Musik kann Bilder aus sich heraus projiciren: die aber immer nur Abbilder, gleichsam Beispiele ihres eigentlichen Inhalts sind; das Bild, die Vorstellung wird nie aus sich Musik erzeugen können, geschweige denn daß dies der Begriff oder — wie man gesagt hat — die poetische Idee zu thun im Stande wäre. Dagegen ist es gar kein so lächerliches Phänomen, wie dies neueren Aesth<etikern> erschienen ist, wenn eine Beethovensche Symphonie immer und immer wieder den einzelnen Zuhörer zu einer Bilderrede nöthigt, sei es auch daß eine Zusammenstellung der verschiedenen durch ein Tonstück erzeugten Bilderwelten sich recht phantastisch bunt, ja widersprechend ausnimmt: an solchen Zusammenstellungen ihren armen Witz zu üben und gar nicht das Phänomen als erklärenswerth zu erkennen, ist recht in der Art jener Herren. Ja selbst wenn der Tondichter in Bildern über eine Komposition geredet hat, etwa wenn er eine Sinfonia als pastorale und einen Satz als „Scene am Bach“ oder als „lustiges Zusammenleben der Landleute“ bezeichnet, so sind das nichts als gleichnißartige, aus der Musik geborne Vorstellungen, die über den dionysischen Inhalt der Musik uns nach keiner Seite hin belehren können, ja die keinen ausschließlichen Werth neben anderen Bildern haben. Die Musik aber nun gar in den Dienst einer Reihe von Bildern und Begriffen zu stellen, sie als Mittel zum Zweck, zu ihrer Verstärkung und Verdeutlichung, zu verwenden — diese sonderbare Anmaßung, die im Begriff der „Oper“ gefunden wird, erinnert mich an den lächerlichen Menschen, der sich mit seinen eigenen Armen in die Luft zu heben versucht: was dieser Narr, und was die Oper nach jenem Begriffe versuchen, sind reine Unmöglichkeiten. Jener Opernbegriff fordert nicht etwa von der Musik einen Mißbrauch, sondern — wie ich sagte — eine Unmöglichkeit! Die Musik kann nie Mittel werden, man mag sie stoßen, schrauben, foltern: als Ton, als Trommelwirbel, auf ihren rohesten und einfachsten Stufen überwindet sie noch die Dichtung und erniedrigt sie zu ihrem Wiederscheine. Die Oper als Gattung nach jenem Begriff ist somit nicht sowohl Verirrung der Musik, als eine irrthümliche Vorstellung in der Aesthetik. Wenn ich übrigens hiermit das Wesen der Oper für die Aesthetik rechtfertige, so bin ich natürlich weit entfernt, damit schlechte Opernmusik oder schlechte Operndichtungen rechtfertigen zu wollen. Die schlechteste Musik kann immer noch der besten Dichtung gegenüber den dionysischen Weltuntergrund bedeuten: und die schlechteste Dichtung Spiegel, Abbild und Wiederschein dieses

Untergrundes sein, bei der besten Musik: so gewiß nämlich der einzelne Ton, dem Bild gegenüber, bereits dionysisch und das einzelne Bild, sammt dem Begriff und Wort, der Musik gegenüber, bereits apollinisch ist. Ja selbst schlechte Musik sammt schlechter Poesie kann noch über das Wesen der Musik und der Poesie belehren. Das **Recitativ** deutlichster Ausdruck der Unnatur. Wenn also z.B. Schopenhauer die Norma Bellini's als Erfüllung der Tragödie, hinsichtlich ihrer Musik und Dichtung, empfand, so war er, in seiner dionysisch-apollinischen Erregung und Selbstvergessenheit, dazu völlig berechtigt, weil er Musik und Dichtung in ihrem allgemeinsten gleichsam philosophischen Werthe, als Musik und Dichtung überhaupt, empfand: während er mit jenem Urtheil einen nur wenig gebildeten d.h. historisch vergleichenden Geschmack bewies. Uns, die wir in dieser Untersuchung absichtlich jeder Frage nach dem historischen Werthe einer Kunsterscheinung aus dem Wege gehen und nur die Erscheinung selbst, in ihrer unveränderten, gleichsam ewigen Bedeutung, somit auch in ihrem höchsten Typus, ins Auge zu fassen uns bemühn — uns gilt die Kunstgattung der Oper als ebenso berechtigt wie das Volkslied, insofern wir in beiden jene Vereinigung des Dionysischen und Apollinischen vorfinden und für die Oper — nämlich für den höchsten Typus der Oper — eine analoge Entstehung voraussetzen dürfen wie für das Volkslied. Nur insofern die uns historisch bekannte Oper seit ihrem Anfang eine völlig verschiedene Entstehung hat als das Volkslied, verwerfen wir diese „Oper“: als welche sich zu jenem eben von uns vertheidigten Gattungsbegriff der Oper verhält wie die Marionette zum lebenden Menschen. So gewiß auch die Musik nie Mittel, im Dienste des Textes, werden kann, sondern auf jeden Fall den Text überwindet: so wird sie doch sicherlich schlechte Musik, wenn der Componist jede in ihm aufsteigende dionysische Kraft durch einen ängstlichen Blick auf die Worte und Gesten seiner Marionetten bricht. Hat ihm der Operndichter überhaupt nicht mehr als die üblichen schematisirten Figuren mit ihrer ägyptischen Regelmäßigkeit geboten: so wird der Werth der Oper um so höher sein, je freier, unbedingter, dionysischer die Musik sich entfaltet und je mehr sie alle sogenannten dramatischen Anforderungen verachtet. Die Oper in diesem Sinn ist dann freilich im besten Falle gute Musik und nur Musik: während die dabei abgespielte Gaukelei gleichsam nur eine phantastische Verkleidung des Orchesters, vor allem seiner wichtigsten Instrumente, der Sänger, ist, von der der Einsichtige sich lachend abwendet. Wenn die große Masse sich gerade an ihr ergötzt und die Musik dabei nur gestattet: so geht es ihr wie allen denen, die den goldenen Rahmen eines guten Gemäldes höher als dieses selbst schätzen: wer möchte solchen naiven Verirrungen noch eine ernsthafte oder gar pathetische Abfertigung gönnen? Was wird aber die Oper als

„dramatische“ Musik zu bedeuten haben, in ihrer möglichst weiten Entfernung von reiner, an sich wirkender, allein dionysischer Musik? Denken wir uns ein buntes leidenschaftliches und den Zuschauer fortreißendes Drama, das als Aktion bereits seines Erfolges sicher ist: was wird hier „dramatische“ Musik noch hinzuthun können, wenn sie nichts davonnimmt? Sie wird aber erstens viel davonnehmen: denn in jedem Momente, wo einmal die dionysische Gewalt der Musik in den Zuhörer einschlägt, umflort sich das Auge, das die Aktion sieht, das sich in die vor ihm auftretenden Individuen versenkt hat: der Zuhörer vergißt jetzt das Drama und wacht erst wieder für dasselbe auf, wenn ihn der dionysische Zauber losgelassen hat. Insofern die Musik aber den Zuhörer das Drama vergessen macht, ist sie noch nicht „dramatische“ Musik: was ist das aber für Musik, die keine dionysische Gewalt auf den Hörer äußern darf? Und wie ist sie möglich? Sie ist möglich als rein conventionelle Symbolik, in der die Konvention alle natürliche Kraft ausgesogen hat: als Musik, die sich zu Erinnerungszeichen abgeschwächt hat: und ihre Wirkung hat darin ihr Ziel, den Zuschauer an etwas zu mahnen, was ihm beim Anblick des Dramas, zu dessen Verständniß, nicht entgehen darf: wie ein Trompetensignal für das Pferd eine Aufforderung zum Trabe ist. Endlich wäre noch vor Beginn des Dramas, in Zwischenscenen oder in langweiligen, für die dramatische Wirkung zweifelhaften Stellen, ja selbst in seinen höchsten Momenten, eine andere, nicht mehr rein conventionelle Erinnerungsmusik erlaubt, nämlich Aufregungsmusik, als Stimulanzmittel für stumpfe oder abgespannte Nerven. Diese beiden Elemente vermag ich allein in der sogenannten dramatischen Musik zu unterscheiden: eine conventionelle Rhetorik als Erinnerungsmusik und eine vor allem physisch wirkende Aufregungsmusik: und so schwankt sie zwischen Trommellärm und Signalhorn einher, wie die Stimmung des Kriegers, der in die Schlacht zieht. Nun aber verlangt der durch Vergleichung gebildete und an reiner Musik sich erlabende Sinn für jene beiden mißbräuchlichen Tendenzen der Musik eine Maskerade: es soll „Erinnerung“ und „Aufregung“ geblasen werden, aber in guter Musik, die an sich genießbar, ja werthvoll sein muß: welche Verzweifelung für den dramatischen Musiker, der die große Trommel maskiren muß durch gute Musik, die aber doch nicht „rein musikalisch“ sondern nur aufregend wirken darf! Und nun kommt das große mit tausend Köpfen wackelnde Philister-Publikum und genießt diese sich immer vor sich selbst schämende „dramatische Musik“ mit Haut und Haar, ohne etwas von ihrer Scham und Verlegenheit zu merken. Vielmehr fühlt es sein Fell angenehm gekitzelt: ihm wird ja gehuldigt in allen Formen und Weisen, ihm dem zerstreuungssüchtigen mattäugigen Genüßling, der Aufregung braucht, ihm dem eingebildeten Gebildeten, der an gutes Drama und gute Musik wie an gute Kost sich gewöhnt hat, ohne übrigens viel daraus zu machen, ihm dem vergeßlichen und zerstreuten Egoisten, der zum Kunstwerke mit Gewalt und mit Signalhörnern zurückgeführt werden muß, weil fortwährend ihm eigensüchtige Pläne, auf Gewinn oder Genuß gerichtet, durch den Kopf kreuzen. Wehselige dramatische Musiker! „Beseht die Gönner in der Nähe! Halb sind sie kalt, halb sind sie roh.“ „Was plagt ihr armen Thoren viel, zu solchem Zweck, die holden Musen?“ Und daß diese von ihnen geplagt, ja gemartert und geschunden werden — sie leugnen es selbst nicht, die aufrichtigen Unglücklichen!

Wir hatten ein leidenschaftliches den Zuhörer fortreißendes Drama vorausgesetzt, das auch ohne Musik seiner Wirkung gewiß sei: ich fürchte, das was an ihm „Dichtung“ und nicht eigentliche „Handlung“ ist, wird sich zu wahrer Dichtung ähnlich verhalten wie die dramatische Musik zur Musik überhaupt: es wird Erinnerungs- oder Aufregungsdichtung sein. Die Poesie wird als Mittel dienen, um conventionsmäßig an Gefühle und Leidenschaften zu erinnern, deren Ausdruck durch wirkliche Dichter gefunden und mit ihnen berühmt, ja normal geworden ist. Sodann wird ihr zugemuthet werden, der eigentlichen „Handlung“, sei das nun eine kriminalistische Schreckensgeschichte oder eine verwandlungstolle Zauberei, in den gefährlichen Momenten aufzuhelfen und um die Roheit der Aktion selbst einen verhüllenden Schleier zu breiten. Im Gefühl der Scham, daß die Dichtung nur Maskerade ist, die kein Tageslicht verträgt, verlangt nun eine solche „dramatische“ Dichterei nach der „dramatischen“ Musik: wie anderseits dem Dichterling solcher Dramen wieder der dramatische Musiker auf dreiviertel des Wegs entgegenläuft, mit seiner Begabung zur Trommel und zum Signalhorn und seiner Scheu vor echter, sich vertrauender und selbstgenugsamer Musik. Und nun sehen sie sich und umarmen sich, diese apollinischen und dionysischen Karrikaturen, dieses par nobile fratrum!

Nach dieser Aussicht auf die uns historisch bekannte Oper mit ihrer in „dramatische“ Musik auslaufenden Spitze wenden wir uns jenem Opernideale zu, das in analoger Weise entsteht wie das lyrische Volkslied und als griechische Tragödie die reinste und höchste Vereinigung des Dionysischen und Apollinischen darstellt; während dieselben Elemente, in der besagten dramatischen Musik peinlich verzerrt und unselbständig neben einander hergehen, gleich einem Krüppelpaar, das sich führen muß, weil jeder einzelne Krüppel umfallen würde. Von jenem dionysisch-apollinischen Archilochus als dem uns erkennbaren ersten Poeten geht eine neue Kunstbewegung aus, die allmähliche kunstmäßige Entfaltung des

Volksliedes zur Tragödie. Gewiß aber läuft diesem sichtbar werden den Prozeß, der sich in einer Reihe von Künstlern vollzieht, ein andrer Prozeß parallel, der sich ohne die Vermittlung des Künstlers, in der Allmacht der Natur und in viel kürzerer Zeit vollzieht. Wir möchten doch annehmen, nach der Analogie ähnlicher Erscheinungen, daß die dionysische Erregung der Massen, wie sie in jenen ekstatischen Frühlingfesten geboren wird, im Einzelnen ihren Ausdruck bekommt: von welchen Ursprüngen aus dann schneller und schneller über immer größere Kreise der orgiastische Taumel sich ausbreitet. Denken wir uns jetzt eine solche Masse, die mehr und mehr zu einem ungeheuren Individuum zusammenschmilzt, von einer gemeinsamen Traumerscheinung heimgesucht: Dionysus erscheint, alle sehen ihn, alle werfen sich vor ihm nieder. Auch dieses Phänomen — die Mehreren, ja ganzen Massen sichtbar werdende gleiche Vision — wird zu allererst von einem Einzelnen gesehen worden sein, von dem aus die Vision auch alle Anderen ergreift, je mehr, wie ich sagte, die Masse zu einem Individuum zusammenschmilzt. Dies ist der Prozeß, welcher jener langsamen durch in Jahrhundert sich hinziehenden Entfaltung des Volksliedes zur Tragödie analog ist. Denn hier erkenne ich den Grundbegriff der griechischen Tragödie, daß einem dionysischen Chore, durch eine apollinische Einwirkung, der eigne Zustand sich in einer Vision offenbart: wie im lyrischen Volksliede der zugleich apollinisch und dionysisch erregte Einzelne eine gleiche Vision erleidet. Die gesteigerte, vom Einzelnen zu einem Chore fortschreitende Erregung und die damit erhöhte, länger andauernde Sichtbarkeit und Wirksamkeit der Vision dünkt mir der Urprozeß der Tragödie zu sein, aus dem sich das „Drama“ die Handlung so erklären läßt, daß jene eben bezeichnete fortschreitende Erregung vom Einzelnen zum ganzen Chore wieder als „Handlung“ der Vision, als Lebensäußerung der Visionsgestalt, angeschaut wird. Darum ist, im Ursprung der Tragödie, nur der Chor, in der Orchestra, „real“, während die Welt der Bühne, die Personen und Vorgänge auf ihr, nur als lebende Bilder, als Scheingestalten der apollinischen Phantasie des Chores sichtbar wurden. Jener Prozeß der allnächtlichen, vom Einzelnen zum Chore sich ausbreitenden Offenbarung der Vision erscheint wieder als ein Kämpfen und Siegen des Dionysus und versinnlicht sich vor den Augen des Chors. Jetzt schauen wir in die tiefe Nothwendigkeit jener überlieferten Thatsache daß in der ältesten Zeit das Leiden und Siegen des Dionysus der alleinige Inhalt der Tragödie war, ja wir begreifen jetzt sofort, daß jeder andre Held der Tragödie nur als Stellvertreter des Dionysus, gleichsam als eine Maske des Dionysus, verstanden werden muß.

[«]

7[128]

[…] Das, was wir „tragisch“ nennen, ist gerade jene apollinische Verdeutlichung des Dionysischen: wenn wir jene in einander gewobenen Empfindungen, die der Rausch des Dionysischen zusammen erzeugt, in eine Reihe von Bildern auseinanderlegen, so drückt diese Reihe von Bildern, wie sofort zu erklären ist, das „Tragische“ aus.

Die allgemeinste Form des tragischen Schicksals ist das siegreiche Unterliegen oder das im Unterliegen zum Siege Gelangen. Jedesmal unterliegt das Individuum: und trotzdem empfinden wir seine Vernichtung als einen Sieg. Für den tragischen Helden ist es nothwendig, an dem zu Grunde zu gehn, womit er siegen soll. In dieser bedenklichen Gegenüberstellung ahnen wir etwas von der schon einmal angedeuteten höchsten Werthschätzung der Individuation: welche das Ureine braucht, um sein letztes Lustziel zu erreichen: sodaß das Vergehen ebenso würdig und verehrenswerth erscheint als das Entstehen und das Entstandene im Vergehen die ihm als Individuum vorgesetzte Aufgabe zu lösen hat.

[«]

7[129]

Für Euripides eine zweite Seite: die dithyrambische Wirkung will er erreichen. Er will die Wirkung der Musik durch Poesie erzwingen.

[«]

7[130]

Apollinisch und dionysisch.
Lyrisch.
Die Tragödie. Tragisch.
Der Dithyrambus.
Der Tod der Tragoedie. Socrates. „Es galt den tragischen Gedanken zu finden.“
Shakespeare: „der Dichter der tragischen Erkenntniß“.

Wagner.

[«]

7[131]

Euripides auf der Bahn der Wissenschaft sucht den tragischen Gedanken, um durch das Wort den Effekt des Dithyramb<us> zu machen.

Shakespeare der Dichter der Erfüllung, er vollendet Sophocles, er ist der musiktreibende Sokrates.

[«]

7[132]

Vergleichung des Dithyrambus und der Tragödie. (Der Gedanke ist erschwert, das Wort im genauen Anschluß an die Geste, eine Art Ursprache wird erzeugt.)

Charakteristik des Recitativs. Tiefsinn der Handlung gegenüber der Gedankenarmut des Wortes. Der Dithyrambus wirkt symbolisch. Der Idealismus liegt im Weltbild, unausgesprochen. Das Wort ist nur Symbol des Begehrens. Die Welt der Sichtbarkeit ist für ihn depotenzirt, wie Wagner ganz richtig sagt. Im Drama entladet sich die dionysische Stimmung in Bildern. Im Dithyramb ist die Bilderwelt nur ein Nebenbei.

[«]

7[133]

Die neuere Komödie gänzlich ohne dionysischen Untergrund, episch.

[«]

7[134]

Shakespeare. Erfüllung des Sophocles. Das Dionysische ist rein in Bildern aufgegangen. Die Weglassung des Chors war ganz berechtigt: aber man ließ zugleich das dionysische Element schwinden. Dieses flüchtet sich in die Mysterien. Es bricht im Christenthum hervor und es gebiert eine neue Musik.

Aufgabe unserer Zeit: die Kultur zu unserer Musik zu finden!

[«]

7[135]

Versuch des Euripides die neue Form zu finden. Er stand unter dem Eindruck des dramatischen Dithyrambus.

Warum griff die alte Komödie die Dithyrambiker an? Wie Euripides?

[«]

7[136]

Der Mythus in der Wissenschaft.

[«]

7[137]

Die einfache Sprache.
Der Idealismus.
Man kennt das deutsche Wesen nicht mehr.
Großartigkeit der Freigebigkeit.
Radikalismus.
Unfähigkeit, die Theorie zu verstehn.
Gegen die Civilisation.
Dichter und Musiker zusammen?
Der Mythus wäre verloren?
Das Wunder.

[«]

7[138]

Tragoedie und dramatischer Dithyrambus.

So sei es denn ausgesprochen, daß der Krieg für den Staat eine eben solche Nothwendigkeit ist wie der Sklave für die Gesellschaft: und wer möchte sich dieser Erkenntniß entziehn können, wenn er sich ehrlich nach den Gründen der unerreichten griechischen Kunstvollendung fragt?

[«]

7[139]

Daß das griechische Wesen — — —

Kunstwerk wie die Religion nur ein Mittel für Perpetuirung der Genien.

Begriff des Scheins. Das Kunstwerk ist nicht Ziel des Ur-Einen, sondern die geniale Verzückung der Einzelnen. Das Kunstwerk historisch. Es ist ein Mittel zur Perpetuirung des Genius. Erziehung darauf zu basieren.

Die apollinische Vision Ursprung des Drama's und der Tragödie.

Die apollinische Verzauberung als andres Wesen: Ursprung des Dithyrambus.

Der Chor in doppelter Weise Mutterschooß. Einmal als eine Vision sehend. Andrerseits sie an sich erleidend. Das Leben der Vision ist rein apollinisch in der Tragödie.

Oder ist der Dithyramb zu verstehn als der Chor, der die apollinische Vision sieht, bis zur Höhe des dionysisch-apollinischen Helden? Ja.

Der Chor sieht den Helden als lyrischen Menschen, als Urbild des Menschen, nämlich als Erscheinung des Urschmerzes.

[«]

7[140]

Das Tragische. Die beiden Dichter.

Gegen Aristoteles.

Untergang des Dionysus. Das epische Drama. „Mimik“.
Der Dithyrambus.
R<ichard> W<agner>.

[«]

7[141]

Sprachsymbolik: „ein Überrest der apollinischen Objektivation des Dionysischen“.

Der Mensch ist matte Copie des dionysisch-apollinischen Menschen.

[«]

7[142]

Inhalt

I. Die Geburt des tragischen Gedankens.
II. Die Voraussetzungen des tragischen Kunstwerks.
III. Die Doppelnatur des tragischen Kunstwerks.
IV. Der Tod der Tragoedie.
V. Wissenschaft und Kunst.
VI. Die homerische Heiterkeit.
VII. Metaphysik der Kunst.

[«]

7[143]

Das Tragische.
Muße bei Aristoteles Politik und Ethik. Olympus bei Aristoteles Politik.
„Mimik“ gegen Aristoteles.
Entstehung des Mythus.
Homer, der Epiker als apollinischer Künstler.
Die dionysische Musik (Aristoteles über den Orgiasmus).

Der „nicht ganz gute und nicht ganz böse“ Held als Spiegel von Urschmerz und Illusion.
Weltbetrachtung des Epikers und des Tragikers.
Schlußabhandlung: Erziehung zum Tragischen und zur Kunst.
Der Dithyrambus.
Über Richard Wagner und die bevorstehende B<eethoven>-Auff<ührung>.

[«]

7[144]

Der ganze Prozeß der Weltgeschichte bewegt sich so, als ob Willensfreiheit und Verantwortlichkeit existiren. Es ist dies eine nothwendige moralische Voraussetzung, eine Kategorie unseres Handelns. Jene strenge Kausalität, die wir recht wohl begrifflich fassen können, ist nicht eine nothwendige Kategorie. Die Konsequenz der Logik steht hier der Konsequenz unsres das Handeln begleitenden Denkens nach.

[«]

7[145]

Die Spitzen der Menschheit sind genauer die Mittelpunkte eines Halbkreises. Nämlich es giebt eine auf- und eine absteigende Linie. Die Weltgeschichte ist kein einheitlicher Prozeß. Das Ziel derselben ist fortwährend erreicht.

[«]

7[146]

Wenn unser Handeln ein Schein ist, so muß natürlich auch die Verantwortlichkeit nur ein Schein sein. Gut und Böse. Mitleid.

[«]

7[147]

Der Stoß ist ein Problem, so lange man die beiden Hölzer für real hält. Der influxus physicus existiert gar nicht.

[«]

7[148]

Ist der Schmerz etwas Vorgestelltes?

Es giebt nur ein Leben, ein Empfinden, einen Schmerz, eine Lust. Wir empfinden durch und unter Vermittlung von Vorstellungen. Wir kennen also den Schmerz, die Lust, das Leben nicht an sich. Der Wille ist etwas metaphysisches, das von uns vorgestellte Sichbewegen der Urvisionen.

[«]

7[149]

Der Glaube der Freiheit und der Verantwortlichkeit erzeugt nun den Wahn des „Guten“ d.h. des rein Gewollten, ohne Egoismus Gewollten. Was ist jetzt Egoismus? Lustempfindung bei der Kraftäußerung des Individuums. Gegensatz: Lustempfindung bei der Entäußerung des Individuums. Das Leben in den Vielen, die Lust außer dem Individuum, unter den Individuen überhaupt. Das Sich-Einsfühlen mit dem Erscheinenden überhaupt ist das Ziel. Dies ist die Liebe. Der Gott des Heiligen ist meist die idealste Spiegelung des Erscheinenden und in sofern ist der Heilige und sein Gott eins. Die Verschönerung der Erscheinung ist das Ziel von Künstler und Heiligem: d.h. die Erscheinung zu potenziren.

[«]

7[150]

Aufzeichnungen des Alibenkaba über das Leben und den Tod seines Meisters Enoch.

[«]

7[151]

„Mimik“. Tendenz der Euripideischen Kunst, während das ächte Drama nicht Nachahmung, sondern Original ist, das das Leben nur blaß und matt erreicht. Das höchste Leben!

In Euripides reagirt das Mimische gegen das Pathos. Shakespeare ganz Mimus, ganz Natur.

[«]

7[152]

Wie entsteht die Kunst? Als Heilmittel der Erkenntniß.

Das Leben nur möglich durch künstlerische Wahnbilder.

Das empirische Dasein durch die Vorstellung bedingt.

Für wen ist diese künstlerische Vorstellung nöthig?

Wenn das Ureine den Schein braucht, so ist sein Wesen der Widerspruch.

Der Schein, das Werden, die Lust.

[«]

7[153]

„Der Kern der Natur, das wahrhaft Seiende, das Sein an sich, das wahrhaft Anonyme, der Ball des ewigen Seins, das unnahbare Eine und Ewige, ein Abgrund des wahren Seins.“

[«]

7[154]

Wie entsteht die Kunst? Die Lust der Erscheinung, der Schmerz der Erscheinung — das Apollinische und das Dionysische, die sich immer gegenseitig zur Existenz reizen.

[«]

7[155]

Die Hingabe an die Natur, das κατὰ φύσιν ζῆν der Stoiker und des Rousseau, die mens sana in corpore sano usw.

1. Wer kennt die Ziele der Natur und wer überhaupt vermöchte das Unnatürliche?
2. Die Natur ist nichts so Harmloses, dem man sich ohne Schauder übergeben könnte.
3. Es fragt sich überhaupt, ob wir etwas können, gegen die Natur, und ob wir uns der Natur überhaupt hingeben können?

[«]

7[156]

Meine Philosophie umgedrehter Platonismus: je weiter ab vom wahrhaft Seienden, um so reiner schöner besser ist es. Das Leben im Schein als Ziel.

[«]

7[157]

Die Visionen des Ureinen können ja nur adäquate Spiegelungen des Seins sein. Insofern der Widerspruch das Wesen des Ureinen ist, kann es auch zugleich höchster Schmerz und höchste Lust sein: das Versenken in die Erscheinung ist höchste Lust: wenn der Wille ganz Außenseite wird. Dies erreicht er im Genius. In jedem Moment ist der Wille zugleich höchste Verzückung und höchster Schmerz: zu denken an die Idealität von Träumen im Hirn des Ertrinkenden — eine unendliche Zeit wird in eine Sekunde zusammengedrängt. Die Erscheinung als werdende. Das Ureine schaut den Genius an, der die Erscheinung rein als Erscheinung sieht: dies ist die Verzückungsspitze der Welt. Insofern aber der Genius selbst nur Erscheinung ist, muß er werden: insofern er anschauen soll, muß die Vielheit der Erscheinungen vorhanden sein. Insofern er eine adäquate Spiegelung des Ureinen ist, ist er das Bild des Widerspruchs und das Bild des Schmerzes. Jede Erscheinung ist nun zugleich das Ureine selbst: alles Leiden

Empfinden ist Urleiden, nur durch die Erscheinung gesehen, lokalisirt, im Netz der Zeit. Unser Schmerz ist ein vorgestellter: unsre Vorstellung bleibt immer bei der Vorstellung hängen. Unser Leben ist ein vorgestelltes Leben. Wir kommen keinen Schritt weiter. Freiheit des Willens, jede Aktivität ist nur Vorstellung. Also ist auch das Schaffen des Genius Vorstellung. Diese Spiegelungen im Genius sind Spiegelungen der Erscheinung, nicht mehr des Ureinen: als Abbilder des Abbildes sind es die reinsten Ruhemomente des Seins. Das wahrhaft Nichtseiende — das Kunstwerk. Die anderen Spiegelungen sind nur die Außenseite des Ureinen. Das Sein befriedigt sich im vollkommenen Schein.

[«]

7[158]

Ein Abschnitt mit Schopenhauer anzufangen.
Ein Abschnitt mit Richard Wagner anzufangen.

[«]

7[159]

Zu Schopenhauers Sprache und Stil.

Jene markig-männliche Kraft, ja deren zu tiefer künstlerischer Anschauung, bis zur Sonnenhöhe der Mystik, wogende Sprache, mit der sich unsre philosophische „Gegenwart“ durch das schnöde Wort „Eleganz“ abzufinden sucht. O über diese „Eleganten“! Denen so völlig jenes sittliche Pathos, jeder gleichmäßig erhobene Ton abgeht usw.

[«]

7[160]

Der Genius ist die sich selbst vernichtende Erscheinung. Serpens nisi serpentem comederit non fit draco.

[«]

7[161]

Das Individuum, der intellegible Charakter ist nur eine Vorstellung des Ur-Einen. Charakter ist keine Realität, sondern nur eine Vorstellung: sie ist ins Bereich des Werdens gezogen und hat deshalb eine Außenseite, den empirischen Menschen.

[«]

7[162]

In den großen Genien und Heiligen kommt der Wille zu seiner Erlösung.

Griechenland ist das Bild eines Volks, das ganz jene höchsten Intentionen des Willens erreicht und immer die nächsten Wege dazu gewählt hat.

Dies glückliche Verhältniß der griechischen Entwicklung zum Willen verleiht der griechischen Kunst jenes satte Lächeln, welches wir griechische Heiterkeit nennen.

In ungünstigen Verhältnissen ist das sehnsüchtige Lächeln das Höchst-Erreichbare, z.B. bei Wolfram von Eschenbach und bei Wagner. Es giebt dagegen auch eine Heiterkeit niedriger Art, die des Sklaven und des Greises.

Jenes satte Lächeln ist das Leuchten des Blicks am Sterbenden. Es ist etwas der Heiligung Paralleles. Es begehrt nicht mehr; darum wirkt es auf den Begehrlichen kühl, abweisend, flach. Es zeigt nicht mehr den fernen Horizont des unbefriedigten Wunsches.

Homer ist nicht heiter, Homer ist wahr. Die Tragödie erreicht mitunter (z.B. Oedipus <auf> Kol<onos>) die satte Heiterkeit.

[«]

7[163]

Die Unfähigkeit des Einen, sich selbst zu denken.

Das Eine erzeugt in griechischer Heiterkeit aus sich den Schein: wie kann der Schein existieren? Nur als künstlerischer Schein.

Es kommt zum Einen, Seienden, nichts hinzu.

[«]

7[164]

Die Empfindung als Erscheinung, d.h. der Wille.

[«]

7[165]

Dissonanz und Konsonanz in der Musik — wir können davon sprechen, daß ein Akkord durch einen falschen Ton leidet.

Im Werden muß auch das Geheimniß des Schmerzes ruhen. Wenn jede Welt des Moments eine neue ist, woher da die Empfindung und der Schmerz?

Es giebt nichts in uns, was auf das Ureine zurückzuführen wäre.

Der Wille ist die allgemeinste Erscheinungsform: d.h. der Wechsel von Schmerz und Lust: Voraussetzung der Welt, als der fortwährenden Heilung vom Schmerz durch die Lust des reinen Anschauens. Das Alleine leidet und projicirt zur Heilung den Willen, zur Erreichung der reinen Anschauung. Das Leid, die Sehnsucht, der Mangel als Urquell der Dinge. Das wahrhaft Seiende kann nicht leiden? Der Schmerz ist das wahrhafte Sein d.h. Selbstempfindung.

Der Schmerz, der Widerspruch ist das wahrhafte Sein. Die Lust, die Harmonie ist der Schein.

[«]

7[166]

Euripides und Sokrates bedeuten einen neuen Ansatz der Kunstentwicklung: aus der tragischen Erkenntniß heraus. Dieses ist die Aufgabe der Zukunft: der bis jetzt nur Shakespeare und unsre Musik völlig entspricht. In diesem Sinne ist die griechische Tragödie nur Vorbereitung: sehnsüchtige Heiterkeit. — Das Johannesevangelium.

[«]

7[167]

Das Projicieren des Scheins ist der künstlerische Urprozeß.

Alles was lebt, lebt am Scheine.

Der Wille gehört zum Schein.

Sind wir zugleich das eine Urwesen? Mindestens haben wir keinen Weg zu ihm. Aber wir müssen es sein: und ganz, da es untheilbar sein muß.

Die Logik ist genau nur auf die Welt der Erscheinung angepaßt: in diesem Sinne muß sie sich mit dem Wesen der Kunst decken. Der Wille bereits Erscheinungsform: darum ist die Musik doch noch Kunst des Scheines.

Der Schmerz als Erscheinung — schweres Problem! Das einzige Mittel der Theodicee. Der Frevel als das Werden.

Der Genius ist die Spitze, der Genuß des einen Urseins: der Schein zwingt zum Werden des Genius d.h. zur Welt. Jede geborne Welt hat irgendwo ihre Spitze: in jedem Moment wird eine Welt geboren, eine Welt des Scheins mit ihrem Selbstgenuß im Genius. Die Aufeinanderfolge dieser Welten heißt Causalität.

[«]

7[168]

Die Empfindung ist nicht Resultat der Zelle, sondern die Zelle ist Resultat der Empfindung d.h. eine künstlerische Projektion, ein Bild. Das Substantielle ist die Empfindung, das Scheinbare der Leib, die Materie. Anschauung wurzelt auf Empfindung. Nothwendiges Verhältniß zwischen Schmerz und Anschauung: das Fühlen ist nicht ohne Objekt möglich, das Objekt-Sein ist Anschauung-Sein. Dies der Urprozeß: der eine Weltwille ist zugleich Selbstanschauung: und er schaut sich als Welt: als Erscheinung. Zeitlos: in jedem kleinsten Zeitpunkt Anschauung der Welt: wäre die Zeit wirklich, so gäbe es keine Folge. Wäre der Raum wirklich, so keine Folge. Unwirklichkeit des Raums und der Zeit. Kein Werden. Oder: das Werden ist Schein. Wie ist aber der Schein des Werdens möglich? d.h. wie ist der Schein möglich neben dem Sein? Wenn der Wille sich anschaut, muß er immer dasselbe sehen, d.h. der Schein muß ebenso sein, wie das Sein, unverändert ewig. Von einem Ziele könnte also nicht die Rede sein, noch weniger von einem Nichterreichen des Zieles. Somit giebt es also unendliche Willen: jeder projicirt sich in jedem Momente und bleibt sich ewig gleich. Somit giebt es für jeden Willen eine verschiedene Zeit. Es giebt keine Leere, die ganze Welt ist Erscheinung, durch und durch, Atom an Atom, ohne Zwischenraum. Voll als Erscheinung wahrnehmbar ist die Welt nur für den einen Willen. Er ist also nicht nur leidend, sondern gebärend: er gebiert den Schein in jedem kleinsten Moment: der als das Nichtreale auch der Nicht**eine**, der Nichtseiende, sondern Werdende ist.

[«]

7[169]

Wenn der Widerspruch das wahrhafte Sein, die Lust der Schein ist, wenn das Werden zum Schein gehört — so heißt die Welt in ihrer Tiefe verstehen den Widerspruch verstehen. Dann sind wir das Sein — und müssen aus uns den Schein erzeugen. Die tragische Erkenntniß als Mutter der Kunst.

1. Alles besteht durch die Lust; deren Mittel ist die Illusion. Der Schein ermöglicht die empirische Existenz. Der Schein als Vater des empirischen Seins: das also nicht das wahre Sein ist.

2. Wahrhaft seiend ist nur der Schmerz und der Widerspruch.

3. Unser Schmerz und unser Widerspruch ist der Urschmerz und der Urwiderspruch, gebrochen durch die Vorstellung (welche Lust erzeugt).

4. Das ungeheure künstlerische Vermögen der Welt hat sein Analogon in dem ungeheuren Urschmerz.

[«]

7[170]

Im Menschen schaut das Ureine durch die Erscheinung auf sich selbst zurück: die Erscheinung offenbart das Wesen. D.h. das Ureine schaut den Menschen und zwar den die Erscheinung schauenden Menschen, den durch die Erscheinung hindurch schauenden Menschen. Es giebt keinen Weg zum Ureinen für den Menschen. Er ist ganz Erscheinung.

[«]

7[171]

a. Realität des Schmerzes gegenüber der Lust.
b. Die Illusion als das Mittel der Lust.
c. Die Vorstellung als das Mittel der Illusion.
d. Das Werden, die Vielheit als Mittel der Vorstellung.
e. Das Werden, die Vielheit als Schein — die Lust.
f. Das wahre Sein — der Schmerz, der Widerspruch.
g. Der Wille — bereits Erscheinung, allgemeinste Form.
h. Unser Schmerz — der gebrochene Urschmerz.
i. Unsre Lust — die ganze Urlust.

[«]

7[172]

Das Individuum, empirisch betrachtet, ein Schritt zum Genius. Es giebt nur ein Leben: wo dieses erscheint, erscheint es als Schmerz und Widerspruch. Die Lust allein in der Erscheinung und Anschauung möglich. Die reine Versenkung in den Schein — das höchste Daseinsziel: dorthin, wo der Schmerz und der Widerspruch nicht vorhanden erscheint. — Wir erkennen den Urwillen nur durch die Erscheinung durch, d.h. unsre Erkenntniß selbst ist eine vorgestellte, gleichsam ein Spiegel des Spiegels. Der Genius ist das als rein anschauend Vorgestellte: was schaut der Genius an? Die Wand der Erscheinungen, rein als Erscheinungen, Der Mensch, der Nicht-Genius, schaut die Erscheinung als Realität an oder wird so vorgestellt: die vorgestellte

Realität — als das vorgestellte Seiende — übt eine ähnliche Kraft wie das absolute Sein: Schmerz und Widerspruch.

[«]

7[173]

Begriff des Naiven und Sentimentalischen ist zu steigern. Völlige Verschleierung durch Trugmechanismen ist „naiv“, die Zerreißung derselben, die den Willen zu einem Nothgespinst nöthigt, ist „sentimentalisch“.

[«]

7[174]

Inhalt der Abhandlung.

Zwei Grundtriebe der hellenischen Kunst sind erkennbar, der apollinische und der dionysische. Sie vereinigen sich, um eine neue Kunstform, die des tragischen Gedankens, zu erzeugen. Diesem höchsten Kunstziel dient der hellenische Wille in seinen Erscheinungen als Gesellschaft Staat Weib Orakel. Jene Doppelnatur liegt auf dem Gesicht der tragischen Masken und überhaupt der Tragödie geprägt. Der welcher sie im Drama vernichtete, Euripides, folgt darin dem dämonischen Einflusse des Sokrates. Das Ziel der Wissenschaft, welche Socrates inaugurirte, ist die tragische Erkenntniß als Vorbereitung des Genius. Die neue Stufe der Kunst wurde nicht von den Griechen erreicht: es ist die germanische Mission. Die von jener tragischen Erkenntniß herausgeforderte Kunst ist die Musik. Shakespeare’s Verhalten zu ihr. Zweck des Erkennens somit ein aesthetischer. Mittel des Erkennens die Wahngebilde. Die Welt des Scheins als die Welt der Kunst, des Werdens, der Vielheit — ein Gegensatz zur Welt des Ureinen: das gleich dem Schmerz und dem Widerspruch ist.

Zweck der Welt ist das schmerzlose Anschauen, der reine aesthetische Genuß: diese Welt des Scheins steht im Gegensatz zur Welt des Schmerzes und des Widerspruchs. Je tiefer unsre Erkenntniß in das Ursein geht — das wir sind — um so mehr erzeugt sich auch das reine Anschauen des Ureinen in uns. Der apollinische Trieb und der dionysische in fortwährendem Fortschreiten, der eine nimmt immer die Stufe des Andern ein und nöthigt zu einer tieferen Geburt der reinen Anschauung. Dies ist die Entwicklung des Menschen und so als Erziehungsziel zu fassen.

Die griechische Heiterkeit ist die Lust des Willens, wenn eine Stufe erreicht ist: sie erzeugt sich immer neu: Homer, Sophokles, das Johannesevangelium — drei Stufen derselben. Homer als Triumph der olympischen Götter über die titanischen Graunmächte. Sophokles als der Triumph des tragischen Gedankens und Besiegung des aeschyleischen Dionysus-dienstes. Das Johannesevangelium als Triumph der Mysterienseligkeit, der Heiligung.

Lösung des Schopenhauerischen Problems: die Sehnsucht in’s Nichts. Nämlich — das Individuum ist nur Schein: wenn es Genius wird, so ist es Lustziel des Willens. D.h. das Ureine, ewig leidend, schaut ohne Schmerz an. Unsre Realität ist einmal die des Ureinen, Leidenden: andrerseits die Realität als Vorstellung jenes Ureinen. — Jene Selbstaufhebung des Willens, Wiedergeburt usw. ist deshalb möglich, weil der Wille nichts als Schein selbst ist, und das Ureine nur in ihm eine Erscheinung hat.

Moralität und Religion sind ins Bereich der aesthetischen Absichten zu ziehen. Freier Wille (Vorstellung der Aktivität, des Lebens überhaupt) — Mitleid. Die „Realität“ ist die unreine Anschauung d.h. Schmerz und Widerspruch und Anschauung gemischt.

[«]

7[175]

Es ist die Natur jedes Menschen, so weit in der Anschauung zu steigen als er kann. Diese Entwicklung ist mit der Vorstellung der Freiheit verknüpft: als ob er auch anders könnte!

Daß der Mensch aber steigen kann, dies ergiebt daß er in keinem Moment derselbe ist, wie auch sein Leib ein Werden ist. Es ist allein der eine Wille: der Mensch ist eine in jedem Moment geborne Vorstellung. Was ist Festigkeit des Charakters? Eine Thätigkeit des anschauenden Willens, ebenso sehr wie Bildungsfähigkeit eines Charakters.

Und so ist unser Denken nur ein Bild des Urintellekts, ein Denken durch die Anschauung des einen Willens entstanden, der sich seine Visionsgestalt denkend denkt. Wir schauen das Denken an wie den Leib — weil wir Wille sind.

Die Dinge, die wir im Traum anrühren, sind auch fest und hart. So ist unser Leib, und die ganze empirische Welt, für den anschauenden Willen fest und hart. Somit sind wir dieser eine Wille und dieses eine Anschauende.

Es scheint aber, daß unsre Anschauung nur die Abbildung der einen Anschauung ist, d.h. nichts als eine in jedem Moment erzeugte Vision der einen Vorstellung.

Die Einheit zwischen dem Intellekt und der empirischen Welt ist die prästabilirte Harmonie, in jedem Moment geboren und sich völlig im kleinsten Atome deckend. Es giebt nichts Innerliches, dem kein Äußerliches entspräche.

Somit entspricht jedem Atom seine Seele. D.h. alles Vorhandene ist in doppelter Weise Vorstellung: einmal als Bild, dann als Bild des Bildes.

Leben ist jenes unablässige Erzeugen dieser doppelten Vorstellungen: der Wille ist und lebt allein. Die empirische Welt erscheint nur, und wird.

Künstlerisch ist dies vollkommene Sichdecken von Innerem und Äußerem in jedem Moment.

Im Künstler waltet die Urkraft durch die Bilder hindurch, sie ist es, die da schafft. Auf diese Momente ist es bei der Weltschöpfung abgesehn: jetzt giebt es ein Bild des Bildes des Bildes? (?) Der Wille braucht den Künstler, in ihm wiederholt sich der Urprozeß.

Im Künstler kommt der Wille zur Entzückung der Anschauung. Hier ist erst der Urschmerz völlig von der Lust des Anschauens überwogen.

Ich glaube an die Unverständigkeit des Willens. Die Projektionen sind lebensfähig nach unendlicher Mühe und zahllosen mißlungenen Experimenten. Der Künstler wird nur hier und da erreicht.

[«]

7[176]

Auch philologisch will ich zu der Schrift einiges hinzuthun,
z.B. einen Abschnitt zur Metrik,
zu Homer.

[«]

7[177]

Verhältniß von Anschauung zur Dichtkunst — Metrik. Rhythmus. Homer verhält sich zum Drama wie Sprache zum Metron.

[«]

7[178]

„Die griechische Tragoedie in ihrem Verhältnisse zur Oper.“

„Der griechische Staat.“ („Staat und Kunst.“)

„Zukunft der Philologie.“

„Die griechischen Mysterien.“

„Die homerische Frage.“

„Rhythmus.“

[«]

7[179]

Hebbel:
Gäbe es lauter Genie’s, ich würde mich gar nicht verwundern,
Aber ich staunte schon oft, daß es so wenige giebt.
Dennoch ist es natürlich! Wie viel ist Muskel im Menschen
Und wie wenig Gehirn! So auch am Menschengeschlecht.

Machte der Künstler ein Bild und wüßte, es dauere ewig,
Aber ein einziger Zug, tief wie kein andrer, versteckt,
Werde von keinem erkannt der jetzigen und künftigen Menschen,
Bis an’s Ende der Zeit, glaubt ihr, er ließe ihn weg?

„Laß dich tadeln fürs Gute und laß dich loben fürs Schlechte:
Fällt dir eines zu schwer, schlage die Leier entzwei.“

In die wirkliche Welt sind viele mögliche andre
Eingesponnen, der Schlaf wickelt sie wieder heraus
Sei es der dunkle der Nacht, der alle Menschen bewältigt,
Sei es der helle des Tags, der nur den Dichter befällt,
Und so treten auch sie, damit das All sich erschöpfe,
Durch den menschlichen Geist in ein verflatterndes Sein.

[«]

7[180]

Entstehung und Tod der Tragödie.
Die Mittel des hellenischen Willens um zur Tragödie zu kommen.

[«]

7[181]

Welchen Zweck hatte die Tragödie? Welchen ihr Tod?
Daraus Homer zu begreifen.
Die Wissenschaft und das Johannesevangelium.
Die künstlerische Heiterkeit als Ziel.

[«]

7[182]

Die Vergötterung des Volks zurückzuweisen: wir wandeln hier nur auf den Fußtapfen der großen Einzelnen. Kann eine solche Anhäufung von solchen Überresten, Cultur genannt, Ziel sein?

[«]

7[183]

Ist das was Vielen nützt, Ziel? Oder sind die Vielen nur Mittel?

[«]

7[184]

Die Harmonie der Kräfte und die daraus entspringende Heiterkeit als modernes Ziel häufig genug hingestellt. Das κατὰ φύσιν ζῆν.

[«]

7[185]

Historisches Erkennen ist nur Neuerleben. Aus dem Begriff führt kein Weg in das Wesen der Dinge. Es giebt keinen Weg, die griechische Tragödie zu begreifen, als Sophokles zu sein.

[«]

7[186]

Die griechische Heiterkeit der Masse ist nur Rückwirkung der griechischen Heiterkeit der Einzelnen. Jede Wirkung ist aber absoluter Schein. Somit wirken weder die Einzelnen auf die Masse, noch die Masse auf die Einzelnen. D.h. das Ureine schaut etwas als Prozeß, zeitlich, räumlich und causal.

[«]

7[187]

1) Was Goethe von Kleist sagt, hätte er vor der Welt empfinden müssen — der volle Dramatiker ist die Welt selbst. Und wissen wir, beim Denken an Hamlet, Timon und die Sonette von Shakespeare etwas Anderes als von Kleist?

[«]

7[188]

Der Traum. Eine Umsetzung von Schmerzen in Anschauungen, in denen die Schmerzen gebrochen werden: feindliche Empfindung ihrer Nichtrealität.

[«]

7[189]

1. Der Staat.
2. Die Religion.
3. Die Moral.
4. Der Arbeiter.
5. Erkenntnißtheorie.
6. Rhythmus.
7. Homer.
8. Erziehung.
9. Geschichte.
10. Schopenhauer.
11. Wagner.

[«]

7[190]

1. Psychologie.
2. Pädagogik.
   Kant's Philosophie.
3. Aesthetik.
4. Moral.
   Logik.

[«]

7[191]

1) Das Alterthum ist in umgekehrter Zeitfolge entdeckt worden: Renaissance und Römerzeit, Goethe und der Alexandrinismus, es gilt das 6te Jahrhundert aus seinem Grabe zu erlösen.

[«]

7[192]

Der Übertritt der christlichen Kirche auf griechischen Boden — ungeheure Nachwirkungen!

[«]

7[193]

Beeinflussung unserer Anschauung vom Alterthum durch die Kirchenväter und die kirchliche Sage (Tannhäuser).

[«]

7[194]

Starre Unveränderlichkeit der Vorstellung des Ureinen, das aber als Schein einen Prozeß vollführen muß. Der intellegible Charakter völlig fest: nur die Vorstellungen sind frei und wandelbar? Wie wir handeln, wie wir denken — alles nur Prozeß und nothwendiger.

[«]

7[195]

Die Causalität des Traumes ist ein Analogon zur Kausalität des Wachens — noch dazu des intensiven secundenlangen Traumes.

In der einen Hälfte des Daseins sind wir Künstler — als Träumende. Diese ganz aktive Welt ist uns nothwendig.

[«]

7[196]

Das Ineinander von Leid und Lust im Wesen der Welt ist es, von dem wir leben. Wir sind nur Hülsen um jenen unsterblichen Kern.

Insofern durch Vorstellung der Urschmerz gebrochen wird, ist unser Dasein selbst ein fortwährender künstlerischer Akt. Das Schaffen des Künstlers ist somit Nachahmung der Natur im tiefsten Sinne.

Also: Wissenschaft
das Schöne
Erkenntniß, transscend<entale> Aesthetik.

[«]

7[197]

Einleitung. Bedeutung der Kunst für die Erziehung.
Die Griechen.
Wissenschaft.
Das Schöne. Wahnvorstellungen.
Transscend<entale> Aesthetik.
Umgekehrte Recapitulation.

[«]

7[198]

Über die Gesellschaft
„der Räuber braucht die Faust nur hin und wieder“,
„der Mörder treibt sein Werk nicht ohne Grauen“,
„du hast das Amt zu rauben und zu tödten.“

[«]

7[199]

1) Die Kunst kann nicht ihre Aufgabe in der Kultur und der Bildung haben, sondern der Zweck muß ein höherer über die Menschheit hinausgehender sein. Glaubt man wirklich, daß eine Statue des Phidias vernichtet werden könne, wenn nicht einmal die Idee des Steins, aus der sie gefertigt war, zu Grunde geht?

Daran soll sich der Künstler genügen lassen. Er ist der eigentliche Unnütze, im verwegensten Sinne.

[«]

7[200]

Vor Schmerz sich selbst zerfleischen — das ist das **Böse**, das immer der reinen Verzückung in der Anschauung entgegenkämpft. Der eine Wille schafft auch hierzu eine Wahnvorstellung und bricht hierdurch die Macht des Bösen, das, wie der Schmerz in der Erscheinungswelt ein unendlich kleiner ist, auch in der Erscheinungswelt nur unendlich klein erscheint. Scheinbar wendet sich Erscheinung gegen Erscheinung, in Wahrheit Wille gegen sich selbst. Aber das ungeheure Ziel des letzten Strebens wird nicht erreicht: der Wille ist wie in einer Tarnkappe durch die Erscheinung geschützt.

[«]

7[201]

Wir sind einerseits reine Anschauung (d.h. projicirte Bilder eines rein entzückten Wesens, das in diesem Anschaun höchste Ruhe hat), andernseits sind wir das eine Wesen selbst. Also ganz real sind wir nur das Leiden, das Wollen, der Schmerz: als Vorstellungen haben wir keine Realität, obwohl doch eine andre Art von Realität. Wenn wir uns als das eine Wesen fühlen, so werden wir sofort in die Sphäre der reinen Anschauung gehoben, die ganz schmerzlos ist: obwohl wir dann zugleich der reine Wille, das reine Leiden sind. Solange wir aber selbst nur „Vorgestelltes“ sind, haben wir keinen Antheil an jener Schmerzlosigkeit: während das Vorstellende sie rein genießt.

In der Kunst dagegen werden wir „Vorstellendes“: daher die Verzückung.

Als Vorgestelltes fühlen wir den Schmerz nicht (?). Der Mensch z.B. als eine Summe von unzählichen kleinen Schmerz- und Willensatomen, deren Leid nur der eine Wille leidet, deren Vielheit wiederum die Folge der Verzückung des einen

Willens ist. Wir sind somit unfähig, das eigentliche Leid des Willens zu leiden, sondern leiden es nur unter der Vorstellung und der Vereinzelung in der Vorstellung. Also:

die einzelne Projektion des Willens (in der Verzückung) ist ja real nichts als der eine Wille: kommt aber nur als Projektion zum Gefühl seiner Willensnatur d.h. in den Banden von Raum Zeit Causalität, und kann somit nicht das Leid und die Lust des einen Willens tragen. Die Projektion kommt zum Bewußtsein nur als Erscheinung, sie fühlt sich durch und durch nur als Erscheinung, ihr Leiden wird nur durch die Vorstellung vermittelt, und dadurch gebrochen. Der Wille und dessen Urgrund, das Leid, ist nicht direkt zu erfassen, sondern durch die Objektivation hindurch.

Denken wir uns die Visionsgestalt des gefolterten Heiligen: diese sind wir: wie nun leidet wieder die Visionsgestalt und wie kommt sie zur Einsicht in ihr Wesen? Der Schmerz und das Leid muß mit in die Vision übergehn, aus der Vorstellung des Gemarterten: nur empfindet er ihre Visionsbilder, als Anschauender, nicht als Leid.

Er sieht gequälte Gestalten und schreckliche Dämonen: diese sind nur Bilder, und das ist unsre Realität. Aber dabei bleibt immer das Fühlen und Leiden dieser Visionsgestalten ein Räthsel.

Auch der Künstler nimmt Harmonie und Disharmonie in seine Vorstellung.

Wir sind der Wille, wir sind Visionsgestalten: worin aber liegt das Band? Und was ist Nervenleben, Gehirn, Denken, Empfinden? — Wir sind zugleich die Anschauenden — es giebt nichts als die Visionen anzuschauen — wir sind die Angeschauten, nur ein Angeschautes — wir sind die, in denen der ganze Prozeß von neuem entsteht. Aber leidet der Wille noch, indem er anschaut? Ja, denn hörte er auf, so hörte die Anschauung auf. Aber das Lustgefühl ist im Überschuß.

Was ist Lust, wenn nur das Leiden positiv ist?

[«]

7[202]

Das Leben darzustellen als ein unerhörtes Leiden, das immer in jedem Momente eine starke Lustempfindung produzirt, wodurch wir als Empfindende ein gewisses Gleichmaß, ja oft einen Überschuss der Lust erreichen. Ist dies physiologisch gegründet?

[«]

7[203]

Im Werden zeigt sich die Vorstellungsnatur der Dinge: es giebt nichts, es ist nichts, alles wird, d.h. ist Vorstellung.

[«]

7[204]

1. Nachweis, warum die Welt nur eine Vorstellung sein kann.

2. Diese Vorstellung ist eine verzückte Welt, die ein leidendes Wesen projicirt. Analogie-Beweis: wir sind zugleich Wille, aber ganz in die Erscheinungswelt verstrickt. Das Leben als ein fortwährender, Erscheinungen projicirender und dies mit Lust thuender Krampf. Das Atom als Punkt, inhaltslos, rein Erscheinung, in jedem kleinsten Momente werdend, nie seiend. So ist der ganze Wille Erscheinung geworden und schaut sich selbst an.

Jene aus der Qual erzeugte Vorstellung wendet sich einzig der Vision zu. Sie hat natürlich kein Selbstbewußtsein.

So sind auch wir nur der Vision, nicht des Wesens uns bewußt.

Leiden wir denn nun als einer Wille?

Wie könnten wir leiden, wenn wir rein Vorstellung wären? Wir leiden als einer Wille, aber unsre Erkenntniß richtet sich nicht gegen den Willen, wir sehen uns nur als Erscheinungen. Wir wissen gar nicht, was wir leiden, als einer Wille. Sondern wir leiden nur als vorgestellte Leidende. Nur daß wir es nicht sind, die uns als Leidende zuerst vorstellen. Wie kann aber eine leidend gedachte Visionsgestalt wirklich leiden? Es kann ja nichts vergehen, weil nichts wirklich da ist — was leidet denn eigentlich? Ist nicht das Leiden eben so unerklärbar wie die Lust? Wenn zwei Corti'sche Fasern sich gegeneinander schlagen, warum leiden sie?

Der eigentliche Prozeß des Schlagens ist ja doch nur eine Vorstellung und die sich schlagenden Fasern ebenfalls? Somit können wir sagen, daß der Schmerz des kleinsten Atoms zugleich der Schmerz des einen Willens ist: und daß aller Schmerz ein und derselbe ist: die Vorstellung ist es, durch die wir ihn als zeitlich und räumlich wahrnehmen, bei Nichtvorstellung nehmen wir ihn gar nicht wahr. Die Vorstellung ist die Verzückung des Schmerzes, durch die er gebrochen wird. In diesem Sinne ist der ärgste Schmerz doch noch ein gebrochener, vorgestellter Schmerz, gegenüber dem Urschmerz des einen Willens.

Die Wahnvorstellungen als Verzückungen, um den Schmerz zu brechen.

[«]

[8 = U I 5a. Winter 1870–71 — Herbst 1872]

8[1]

Das Weib dem Staate gegenüber — der Schlaf.
Gleichbleiben der Natur.
Lächerliche Kultur des Weibes.
Abzusehen von den niederen Ständen.
Die Anschauung der Dichter ist durchaus die allgemeine Sittenlehre.
Ehrfurcht. Strenge Sitte.

[«]

8[2]

Woher der Genuß am Widerspruch, im Wesen des Tragischen?

Der Widerspruch als das Wesen der Dinge spiegelt sich in der tragischen Handlung wieder. Er erzeugt aus sich eine metaphysische Illusion, auf die es bei der Tragödie abgesehen ist.

Der Held siegt, indem er untergeht.

Die Vernichtung des Individuums als Einblick in die Vernichtung der Individuation, höchste Lustspiegelung.

Der Kampf des Individuums — Grund des Willens — Seufzer der Natur.

Das enge Ziel des Individuums wird geahnt als Mittel eines Weltenplans. Seine Vernichtung eine Bürgschaft, daß der Weltenplan von ihm nach seinem Theil gefördert ist.

Die metaphysische Illusion des Aeschylus.

Die des Sophocles.

Die Tragödie als auf Welt-Genius gerichtet — Mysterium.

Die Mysterien — der Heilige.

[«]

8[3]

Kritik der Aristotelischen Auffassung.
Zu erklären aus Euripides
— der zwar widerrufen hat —
Tod der Tragödie — Sokrates.
Das Drama — episch.

[«]

8[4]

Homer. Der apollinische Genius. Warum der kurzlebende Achilles doch noch epischer Held sein kann?

Musik. Die orgiastische Musik bei Aristoteles. Ohne alle staatlichen Beziehungen ist der dionysische Genius. An „Beethoven“ zu erinnern.

[«]

8[5]

Den allgemeinsten Typus des apollinischen Genius zeigt jene kleine Schaar, die sieben Weisen. Diese Genien bestätigen sich gegenseitig: sie sind Dichter, Philosophen, Staatsmänner, Ärzte. Es ist das sechste Jahrhundert, in dem sich, nach einem äußerlichen Friedensschlusse und unter der gegenseitigen Berührung, beide Principien selbstgenügsamer ausschließlicher und vollkommener als je entwickeln: in diesem Zeitraum bildet sich auch der Typus des Genius aus. Epimenides, der räthselhafte „Schläfer“, einer der Weisen, heilt von der Pest Bezauberung und von Blutschuld, Dichter. Olympus der phrygische Aulet, orgiastische Weisen — — —

[«]

8[6]

Der apollinische Einzelne.
    Gesellschaft.
    Staat.
    Weib.
    Pythia.
Der dionysische Einzelne.
    Mysterien.
Der Doppelgenius.

[«]

8[7]

Das Subjektive zu erklären. Archilochus, „die Lyrik“, „die musikalische Stimmung“ (Schiller) als Geburtsstätte, die sich jetzt in Bildern ausspricht. Die dionysische Manie erscheint mit einem analogen Gleichniß: Liebe zu den Töchtern, mit Schmähung und Verachtung gemischt. Das „Volkslied“ dionysisch. Nicht rasende Leidenschaft macht hier den Lyriker, sondern ungeheuer starker dionysischer Wille, der in einem apollinischen Traum sich äußert. Es ist Dionysus, der, eingehend in die Individuation, seine Doppelstimmung ausläßt: der Lyriker spricht von sich, er meint aber nur den Dionysus. Die Subjektivität des Lyrikers ist eine Täuschung. Der schaffende Untergrund ist der dionysische Urschmerz, der sich in einem analogen Bilde äußert, so daß wir nicht zu dem Bilde, sondern zu diesem Untergrunde fortgerissen werden. Gegensatz der Plastiker, der keine Stimmung erregen will, sondern das reine Anschauen verlangt. Ebenso der Epiker, ausgehend vom Bilde, das er rein überliefern will, und nur dazu regt er Gefühle und Stimmungen an, d.h. der Träumende ist selbst am Traum nur so weit betheiligt, als er den anzuschauenden Dingen nahe stehen muß und sie verstehen muß.

Der Dithyrambus — als der lyrische Chor, der die Leiden der Individuation im Bilde sieht: welches Bild endlich auch dargestellt wird. Der dramatische Vorgang ist nur als Vision gedacht. Die Musik, Tanz, Lyrik ist die dionysische Symbolik, aus der die Vision geboren wird. Erregung des Gefühlsgrundes zur Projektion der Bilder: zwischen denen jetzt eine natürliche Verwandtschaft sein wird.

Wenn nun der erzeugende Untergrund fehlt, sondern rein die Bilder erschaffen werden sollen, das Drama — so ist nichts anderes möglich, als das Epos zu dramatisiren. Das dramatisirte Epos — Shakespeare — der dramatisirte Traum endet mit dem gestärkten Gefühle des Erwachens. Schauspiel.

Musikuntergrund rein apollinisch: Wirkung als Bild.

Die eigentlich dramatische Erschütterung der jetzigen Stücke ist gar nicht künstlerischer Natur, ebensowenig wie Furcht und Mitleid, gänzlich unkünstlerisch.

Das Interesse an der neueren Komödie.

Versuch des Euripides, das Drama ganz apollinisch zu machen, als dramatisirtes Epos, mit der Ethik des Epos: zugleich aber unkünstlerische Wirkungen: Dialektik, Furcht und Mitleid, der pathologische Traum, auf dem Betrug beruhend:

die neuere Komödie nicht Bild, sondern Wirklichkeit und zwar weder apollinisch noch dionysisch, sondern der wahre Mensch: Neugierde, Wollust, Witz, etc.

[«]

8[8]

Umarbeitung des Abschnittes Staat Weib Mysterien.
Der apollinische <Künstler>.
Der dionysische Künstler.
Schluß der Tragödie.
Das Drama, neuere Komödie.

[«]

8[9]

Apollinisch: der Einzelne, die sieben Weisen: der apollinische Staat.

Dionysisch: die Mysterien. Olympus.

Punkt der Vereinigung: Archilochos: der dionysisch-apollinische Künstler. Erhaben und Lächerlich.

Dieser beiden höchste Erscheinungsform „der griechische Staat“ (apollinische Einzelne) und die Mysterien.

Das Drama zuerst als eine Vision des Chors. Nachtwandler.

[«]

8[10]

Einleitung.

Aristoteles Aesthetik.
Schiller's Naiv und Sentimentalisch.
Goethes Homer.

[«]

8[11]

Die Tragödie.
Das Epos.
Die Philosophie.

[«]

8[12]

Die homerische Heiterkeit.

1. Bei Hesiod zwei Weltalter identisch — <das> eiserne und heroische. Wie war die eine Vorstellung in die andre zu übertragen? Widerspiel von Titanen und olympischen Göttern, allmählich geschieden und die eine Partei überwunden. Homer als der olympisch-heroische Dichter mit vollster Heiterkeit.
2. Volle Lust der Vorstellung gegenüber dem Schwächegefühl des gegenwärtigen Menschen. Die Traumeslust, die auch das Schreckliche nicht scheut. Homer als Apollo, der Zürnende und Heitere. Schönstes Tageslicht zwischen den Individuen.

[«]

8[13]

Kunst und Wissenschaft.

1. Künstlerisch-mystischer defectus in Sokrates — dabei jene Forderung des Traums, dabei jene künstlerische Heiterkeit. Alle Kunst geht an ihm zu Grunde und doch ist er nicht wie Euripides ein Melancholiker. Worin liegt jener magische Heiterkeitszauber, den die Systeme der Philosophen, Stoiker und Epikureer durch Begriffe zu erreichen suchten? Platonisches Symposion, Ironie. Häßlichkeit. Kein Rausch der Abstinenz.
2. Seine künstlerische Heiterkeit entladet sich in der Maieutik bei edlen Jünglingen. Plato ist ein sokratisches Kunstwerk (wie der Künstler als ein Fremder seinem Werke gegenüber steht).
3. Der Glaube an die Weltcorrektur des Wissens: Wahnvorstellung der Wissenschaft. Gegensatz Lessing: die Wahrheitstendenz.
4. Die Logik als künstlerische Anlage, sie beißt sich in den Schwanz und läßt die Welt des Mythus offen. Mechanismus, wie Wissenschaft in Kunst umschlägt — 1. an den Grenzen der Erkenntniß, 2. aus der Logik heraus.
5. Wissenschaftliche Erziehung. „Befreiung vom Instinkte.“ Der apollinische Lehrer.
6. Nothwendigkeit der Wahnvorstellungen. Die Wiederhersteller: die Religionslehrer.
7. Der Heilige als „Befreiung von der Logik“.
8. Alexandrinismus und Johannesevangelium.
9. Kampf der Mystik und der Wissenschaft — Dionysus und Apollo. Das „Sentimentalische“.
10. Musik und Drama.
11. Der tragische Mensch als der musiktreibende Sokrates.

[«]

8[14]

Socrates und die Tragoedie.

An die Spitze dieses Abschnittes stelle ich zwei zu einander gehörige Fragen: wie ist die künstlerische Heiterkeit des Sokrates möglich bei jenem erwähnten monströsen defectus der künstlerisch-mystischen Begabung? Und ist ein künstlerisch produktiver Sokrates überhaupt denkbar; was doch aus jener räthselhaften immer wiederkehrenden Weisung der Traumerscheinung „Sokrates treibe Musik“ — — —

[«]

8[15]

Im Hinblick auf jene geheimnißvolle und stets wiederkehrende Weisung der Traumerscheinung „Sokrates treibe Musik“ können wir der Frage nicht ausweichen, ob wir uns überhaupt einen musiktreibenden d.h. künstlerisch produktiven Sokrates denken dürfen: wobei es wiederum zweifelhaft sein könnte, ob wir diesen uns nach dem Typus des Euripides oder des Plato vorzustellen hätten; wenn nicht gar damit ein durchaus eigenartiger Typus gemeint ist, der, in einer neuen Verschmelzung des Apollinischen und des Dionysischen, auch eine ganze neue Kunstwelt inaugurirt. Das Letztere ist unsere Muthmaßung: um diese zu begründen, ist es nöthig, eine längere Combination von Gedanken darzustellen. Man darf doch von vorn herein dieser im Traume sich kundgebenden Weisheit so viel einräumen, daß ihr allein jene monströse Lücke, jener mystische defectus in der Anlage des Socrates deutlich geworden sei, daß ihr allein der Zugang zu der räthselvollsten Erscheinung des Alterthums erschlossen war, ja daß aus ihr heraus das hellenische Wesen als Richter sein Urtheil über Sokrates ausgesprochen habe.

[«]

8[16]

Heribert Marquis von Villemain hatte von seiner schönen und tugendhaften Gattin — aus dem Hause der Montmorenci — zwei Kinder, zuerst einen Knaben und dann nach Verlauf einiger Jahre ein Mädchen, dessen Geburt die zarte und häufig leidende Mutter nur schwer überstand. Als das letztgeborene Kind vier Jahre alt war, wurde der Marquis Wittwer. Man sah ihn längere Zeit nicht mehr in den benachbarten Schlössern, ja selbst in seinen Wäldern und Gehegen wurde er zum Staunen seiner Jäger vermißt, und man sagte sich daß die Jagdhunde, wenn er jetzt einmal erschien, ihn wie einen Fremden anfuhren. Endlich, nach der längeren Anwesenheit eines berühmten Arztes, der freilich auch noch unheimliche Künste verstehen sollte, z.B. geliebte Todte auf kurze Augenblicke erscheinen zu lassen, gieng eines Morgens die Nachricht durch das Dorf, daß in der letzten Nacht der Marquis sammt seinem Töchterchen das Schloß verlassen habe und seiner Gesundheit wegen dem Süden zueile. Es war im zweiten Monat des Jahres, als er in Rom anlangte: und alsbald sehen wir ihn in den rauschenden Festlichkeiten, die den Carneval einleiten, in Verbindung mit der besten, doch auch leichtsinnigsten Gesellschaft, wie er heiteren Blicks und nicht ohne Übermuth ganz dem Augenblicke lebt und im athemlosen Schleifen sich nicht Zeit nimmt, der Vergangenheit zu gedenken. Als nun gar der Karneval alle lebensfreudigen Regungen zum Taumel und zur Trunkenheit steigerte, erschien unser Marquis wie ein toller unerfahrener Jüngling, so daß der berühmte Arzt, der um diese Zeit mit ihm in Rom zusammentreffen wollte, nach einer kurzen Begegnung ihm aus dem Wege gieng und ihn wieder in die würdige Einsamkeit seines Schlosses zurückwünschte. In der Nacht vor Aschermittwoch kehrte der Marquis mit mühsamem Schritte von einem Gelage heim, welches der damalige französische Gesandte veranstaltet hatte. Vor seinem ermüdeten Blicke tanzte noch das Bild der glänzenden und üppigen römischen Schönheiten und der farbige Strudel von Lichtern, blitzenden Geschmeiden, glühenden Augen, so daß er plötzlich zusammenfuhr, als sein Diener, der hinter ihm hergegangen war, ihn festhielt, damit er nicht an seinem eigenen Hause vorübergehe. Traurig glitt sein Auge über das todte Mauerwerk hin; und indem er langsam suchte, warum heute Nacht das Haus so oede und verlassen wie nie ihm erschien, fiel ihm ein, daß in früheren Nächten ein Fenster immer noch erleuchtet war, zu welcher Stunde der Nacht er auch heimkehrte, das Fenster jenes Schlafzimmers, in dem die kleine Tochter sammt ihrer Wärterin lag. Auch dies Fenster war heute dunkel. Es fröstelte den Marquis, als der Diener mit den Schlüsseln an der Thür knarrte. Schweigend stieg er die Treppe hinauf, sein dumpfer Schritt verklang allmählich in seinem Zimmer, in das der Diener ihm folgte, um die Lichter anzuzünden. Dieser ehrliche bereits ergraute Mann war seinem Herrn ergeben genug, um nicht ohne Trauer sein jetziges Leben mit der friedfertigen Vergangenheit zu vergleichen: und so verließ er ihn heute, wie auch frühere Abende, mit einem ernsten Gesicht, auf dem ein frommer Wunsch und die alte Zärtlichkeit für seinen Gebieter sich aussprachen. Behutsam und leise hatte er die Thür geschlossen: aber fast in derselben Minute wurde sie schnell aufgerissen und der Kopf des Dieners erschien wieder; die Hand mit der er den Leuchter trug schwankte und bevor noch ein einziges Wort von seinen Lippen gekommen war, lag der Leuchter mit dem ersterbenden Licht auf der Erde. Der Marquis, der bis jetzt mit den Händen vor den Augen auf einem Stuhl gesessen hatte, sprang auf und leuchtete dem leichenfarbigen Diener entgegen, der mit beiden Händen und abgewandten Hauptes nach einer Seite hin zu deuten schien. Der Lichtstrahl, der aus dem Zimmer heraus fiel, zeigte auf dem Vorsaal eine offenstehende Thür, schräg dem Zimmer des Marquis gegenüber. Hier war der Eingang zu dem Schlafzimmer der Tochter und ihrer Wärterin. „Sie ist verloren, sie ist geraubt!“ schrie der Marquis; eine unwiderstehliche Ahnung drängte ihn so zu rufen, bevor er noch das oede, in seiner Ordnung gespenstische Schlafzimmer gesehen und über dem leeren Bettchen des Kindes niedergesunken war.

[«]

8[17]

Weiterbildung der Symphonie in Wagner.

[«]

8[18]

Die Musiker benutzen die Lyrik, um ihre erhabensten rein musikalischen Intentionen zum Verständniß zu bringen.

[«]

8[19]

So gewiß solch ein Wesen wie Sokrates den Athenern als etwas schlechthin Neues und Fremdartiges erscheinen mußte, so sicher ist andernseits die tiefste Verwandtschaft dieses Sokrates mit der platonischen Idee des Hellenischen. Sehen wir uns nur die mythischen Repräsentanten des Hellenischen an, so erinnern gerade die größten Gestalten an den Sokrates. Er ist zugleich Prometheus und Oedipus, aber Prometheus vor seinem Feuerraub und Oedipus vor der Räthsellösung der Sphinx. Durch ihn wird eine neue Spiegelung jener beiden Repräsentanten inaugurirt, die sich wie ein ins Unendliche vergrößerter Schatten in der Abendsonne weithin über die Nachwelt verbreitet.

Wir haben von Sokrates aber immer noch das Wenigste gesagt. Es ist noch unausgesprochen, wie bis auf diesen Moment sein Einfluß, gleich einem in der

Abendsonne immer größer werdenden Schatten, über die Nachwelt hin sich ausgebreitet hat, und wie derselbe zur Umschaffung der Kunst — und zwar der Kunst in dem tiefsten und weitesten, bereits metaphysischen Sinne — immer wieder nöthigt und, bei seiner eigenen Unendlichkeit, auch deren Unendlichkeit verbürgt.

[«]

8[20]

Der Mythus. Wirkung des Dionysischen, es ruft das Apollinische hervor, als Heilmittel.
Grundbegriffe. Die griechische Tragödie.
Untergang durch den Sokratism, sokratisch-optimistische Kultur. Die Oper.
Gegensatz. Das Kunstwerk. Der Zuhörer. Die Kulturhoffn<ungen>.
Entartung der Kunst durch die Oper.
Umgekehrter Prozeß — deutsche Musik.
Einfluß der Griechen.
Ritter Tod.
Aufruf.
Griechenland Rom Indien.
Tristan.
Der künstlerische Zuhörer.

[«]

8[21]

Die Musik ist etwas Lebendiges.

Man muß das neuerdings durch Briefe dokumentirte völlige Unvermögen des bekannten Theoretikers Hauptmann erwähnen.

[«]

8[22]

Tristan, als Symphonie, dann Mythus hinzu.

1. Die Wiedergeburt des Mythus.
   Das Bild im Vergleich zur Musik. Griechen. Sophokles. Asklepios.
2. Die „Lebendigen“. Hoffnungen für die bildende Kunst.
   Phänomen des Lyrikers. Der „Dichter“ wieder möglich.
   Die neue Kultur. Tod des sokratischen Menschen. Bereich der Erkenntniß mit tragischer Spitze neu erschlossen. Bedeutung der „Täuschung“.
3. Das Bayreuther Fest.

[«]

8[23]

Das Vorbildliche an Winckelmann. So ringt sich der deutsche Geist zum Griechischen durch, cf. Goethe, p. 12. Sonderbare Erschwerung durch Alles, was von römischer Seite ihm geschehen ist. Anderseits war das germanische Wesen bemüht, durch diese Vermittlung hindurch zu den Griechen zu kommen: in gewissem Sinn hat selbst das deutsche Wesen etwas Paralleles erlebt, wie jenen Übertritt W<inckelmann>’s zur katholischen Kirche, um sich zu seiner eigentlichen Bildungsheimat durchzudrängen.

Und so gewiß auch unsere Perserkriege eben erst begonnen haben, so bestimmt empfinden wir, daß wir im Zeitalter der Tragödie leben.

[«]

8[24]

Seminar.

1. Encyclopädie. Quint<ilian>	Hesiod.
2. Griechische Lyrik. Laertius	Hesiod.
3. Lateinische Grammatik. Homerische Frage.	Lyrik.
4. Choephoren. Cic<ero> Academica.	Lyrik.
5. Metrik.	Choephoren.
6. Geschichte des Dramas.	Choephoren.
7. Hesiod.	

[«]

8[25]

Homer und Hesiod.
Zur Rhythmik.

Wintersemester
Lyrik
Geschichte des Dramas.
Sommersemester
Lateinische Grammatik.
Wintersemester
Metrik Choephoren.
Sommersemester
Hesiod.
Semester I. Seminar: — — —
Metrik.
Das Drama.
Semester II. Seminar: — — —
Griechische Lyrik.
Encyclopädie.
Semester III. Seminar: — — —
Lateinische Grammatik.
Choephoren.
Semester IV. Seminar: — — —
Griechische Cultur.
Hesiod, Erga.

[«]

8[26]

Späteres Colleg über Litteraturgeschichte
über Cultur der Griechen.

Spätere Collegien.

2. Griechische Lyrik.
3. Aeschylus, Choephoren.
1. Das Drama.
1. Metrik.
4. Hesiod, Erga.
2. Encyclopädie.
3. Lateinische Grammatik.
4. Griechische Cultur.

[«]

8[27]

Haben wir bis jetzt den Staat in seinem Ursprung betrachtet, wie er den Gesellschaftsprozeß erzwingt, der ohne ihn überhaupt nicht zu Stande kommen würde: so liegt jetzt die Frage nahe, wie der Staat sich zur Gesellschaft zu verhalten pflege, nachdem diese ihre chemische Scheidung vollzogen hat und jetzt, pyramidenförmig aufgebaut, ihre höchsten Absichten zu erreichen trachtet. Hier ist es seine Aufgabe — — —

[«]

8[28]

Der Musiker enthält die ganze Stufenleiter der Welt bis zum genialen Genuß und für denselben in sich.

Gluck: der Text sei die richtige und wohlangelegte Zeichnung, welche die Musik lediglich zu coloriren habe.

[«]

8[29]

Denken wir selbst an die natürlichste und abgeschwächteste Vereinigung von Musik und Bild in der menschlichen Sprache, so liegt die Möglichkeit des gegenseitigen Verstehens durchaus in der instinktiv verständlichen Willensmagie des Tones und der Rhythmik der Tonfolge: das Bild wird erst begriffen, nachdem durch den Ton bereits Einverständniß erzeugt ist. Das Bild ist auch hier nur Gleichniß der dionysischen Natur des Tons.

Das Recitativ, der erste Keim der Oper, ist in seinem Ursprunge verstanden worden als die Wiederherstellung der Ursprache der Menschheit: mit ihm flüchtete man sich, in idyllischer Regung, aus der Unnatur neuer Musik in ein erträumtes Paradies naiver Wesen, denen man wiederum nur die harmloseste Einfachheit musikalischer Wendungen und Kadenzen zuzutrauen wagte. Dabei konnte man aber einmal nicht consequent verfahren, indem diese selben Wesen in den modernen Sprachen, mit ihren unsäglichen Abirrungen und Verkümmerungen, reden mußten. Und andrerseits wußte man nicht, daß gerade der Ausdruck des Tons in der Sprache und besonders in den glücklichen Zeiten, in die man sich hinein träumte, von einer so unbegreiflichen Mannichfaltigkeit und Freiheit war, daß ihr gegenüber auch der complicirteste musikalische Bau in Rhythmik und Melodik doch nur Nachahmung ist: die Sprache bleibt unbestritten das höchste musikalische Wunderwerk der Natur. So erkennen wir denn schon in der Wurzel der modernen Oper eine unhistorische Flucht in eine phantastische Urgeschichte der Menschheit, einen sentimentalischen Trieb ins Idyllische. Auch im Gebrauch der Sprache haben wir einen bewußt erstrebten Rückschritt ins Einfache anzuerkennen: man meinte die naiven Ausdrucksweisen der Urmenschen wiedergefunden zu haben. Daß man an diesen harmlosen Texten und der im Grunde unerträglichen Musik ein schwärmerisches Behagen empfand, mag man nur dreist mit der Bewunderung vergleichen, die unsere Altvordern für Ossian, oder für Geßner beseelte. Die Arie galt als die Lyrik der Urzeit und wurde als solche bewundert. So sehen wir im Grunde der Bewunderung für die Oper Empfindungen, die gänzlich abseits liegen von der Wirkung der Musik und der Poesie selbst. Es waren „moralische“ Empfindungen, die den Enthusiasm für die Oper geschaffen haben, ähnlich wie die, welche die Renaissance hervorbrachten. Diese „moralischen“ Empfindungen haben von vorn herein die Oper in das Gebiet der schlechten Musik und der schlechten Poesie gebracht: künstliche Naivetät: von Anfang an das Werk geistreicher Dilettanten. Als nun diese moralischen Empfindungen nachließen, konnte man nach zwei Seiten hin die Oper entwickeln, einmal zur guten Musik, andrerseits zum wirksamen Mimus. Aus letzterem ist die dramatische Musik entstanden. Bei der guten Musik ist das Verhältniß zur Poesie rein illusorisch. Bei dem Mimus ist die Musik zur Unmusik geworden. Mozart verlangt, daß die Poesie „der Musik gehorsame Tochter sei“.

[«]

8[30]

Griechisches Erinnerungsfest. Zeichen des Verfalls. Ausbruch der Pest. Der Homerrhapsode. Empedokles erscheint als Gott, um zu heilen.

Die Ansteckung durch Furcht und Mitleid. Gegenmittel die Tragödie. Als eine Nebenperson stirbt, will die Heldin zu ihm. Empedokles hält sie entflammt zurück, sie erglüht für ihn. Empedokles schaudert vor der Natur.

Ausbreitung der Pest.

Letzter Festtag — Opfer des Pan am Aetna. Empedokles prüft Pan und zertrümmert ihn. Das Volk flüchtet. Die Heldin bleibt. Empedokles im Übermaß des Mitleids will sterben. Er geht in den Schlund und ruft noch „Fliehe!“ — Sie: Empedokles! und folgt ihm. Ein Thier rettet sich zu ihnen. Lava um sie herum.

[«]

8[31]

Aus einem apollinischen Gott wird ein todessüchtiger Mensch.

Aus der Stärke seiner pessimistischen Erkenntniß wird er böse.

Im hervorbrechenden Übermaß des Mitleides erträgt er das Dasein nicht mehr.

Er kann die Stadt nicht heilen, weil sie von der griechischen Art abgefallen ist.

Er will sie radikal heilen, nämlich vernichten, hier aber rettet sie ihre griechische Art.

In seiner Göttlichkeit will er helfen.

Als mitleidiger Mensch will er vernichten.

Als Dämon vernichtet er sich selbst.

Immer leidenschaftlicher wird Empedokles.

[«]

8[32]

1. Akt: Einzugsscene.
2. Akt: Verehrung und Einrichtung der Feste. Königskrone abgeschlagen.
3. Akt: die Spiele.
4. Akt: Ausbreitung der Pest. Der Todesplan. Bakchisches Rasen der Bevölkerung.
5. Akt: Pan am Aetna.

[«]

8[33]

Er ist frei von Furcht und Mitleid, bis zur That der Heldin.

Im 4. Akt steigert sich das Mitleid. Der Todesplan.

Im 5. ist er glücklich, als er das Volk gerettet weiß. Widerspruch: sein Plan ist mißlungen, der Tod erscheint als das größere Unheil als die Pest.

Das Volk verehrt ihn immer höher, bis zum Pan.

[«]

8[34]

1. Akt.
    Der Rhapsode.
    Empedokles.
2. Akt.
    Proklamation der Pest.

[«]

8[35]

I. Morgengrauen. Straße. Haus.
II. Rathsaal. Vormittag.
III. Theater. Mittag.
IV. Im Haus der Corinna. Abend.
V. Am Aetna. Nacht.

[«]

8[36]

Empedokles.
Corinna und Mutter.
Pausanias.
Wächter.
Herold.
Rathsperson.
Schauspieler.
Chor.
Volk.
Landleute.
Das Mädchen.
Ein getreuer Schüler des Empedokles.
Priester des Pan.

[«]

8[37]

I. Morgengrauen. <1.> Pausanias trägt einen Kranz zu Corinna. Der Wächter erzählt seine Erscheinungen (Aetna). 2. Eine Gruppe Landleute kommen: das über Empedokles phantasierende Mädchen, plötzlich todt. 3. Corinna sieht den entsetzten Pausanias. Besänftigungsscene. Sie wiederholen ihre Rollen: bei dem Hauptsatze schweigt Pausanias finster und kann sich nicht erinnern. 4. Ein klagender Aufzug, lyrisch. 5. Volksscene, die Furcht vor der Pest. 6. Der Rhapsode. 7. Empedokles, mit Opferpfannen, Pausanias in Entsetzen vor seinen Füßen. Es wird ganz hell. Corinna gegen Empedocles.

II. Im Rath. Empedokles verhüllt vor einem Altar. Die Rathsherrn kommen einzeln, heiter und jedesmal über den Verhüllten erschreckt. „Die Pest ist unter euch! Seid Griechen!“ Furcht und Mitleid verboten. Lächerliche Rathsscene. Aufregung des Volks. Der Saal wird gestürmt. Die Königskrone angeboten. Empedokles ordnet die Tragödie an und vertröstet auf den Aetna und wird verehrt. Vorstellung der Tragödie: Corinna’s Schauder.

III. Der Chor.
Pausanias und Corinna. Theseus und Ariadne.
Empedokles und Corinna auf der Bühne.
Todestaumel des Volks bei der Verkündung der Wiedergeburt. Er wird als Gott Dionysus verehrt, während er wieder anfängt mitzuleiden. Der Schauspieler Dionysus lächerlich in Corinna verliebt.
Die zwei Mörder, die die Leiche fortschaffen.
Böse Vernichtungslust des Empedocles räthselhaft kundgegeben.
IV. Proclamation des Empedocles über das Abendfest. Taumel des Volks, das sicher durch das Erscheinen des Gottes ist.
Greise Mutter und Korinna. Höchste Beruhigung.
Im Haus der Corinna. Empedokles kommt finster zurück.
V. Empedokles unter den Schülern.
Nachtfeier.
Mystische Mitleidsrede. Vernichtung des Daseinstriebs, Tod des Pan.
Flucht des Volks.
Zwei Lavaströme, sie können nicht entrinnen!
Empedokles und Corinna. Empedokles fühlt sich als Mörder, unendlicher Strafe werth, er hofft eine Wiedergeburt des Sühnetodes. Dies treibt ihn in den Aetna. Er will Korinna retten. Ein Thier kommt zu ihnen. Korinna stirbt mit ihm. „Flieht Dionysus vor Ariadne?“

[«]

8[38]

1. Begriff des Philologen. Sokrates und die Künstler.
   Geschichte der Philologie.
2. Zukunft des Philologen. Lehrerberuf.
   Die Reform der Alterthumsstudien.
3. Das philologische Universitätsstudium.
4. Das klassische Alterthum, als Musterbegriff.
5. Die Sprachphilologie.
6. Die kritische Philologie (aesthetisch).
7. Alterthümer.
8. Litteraturgeschichte.

9. Religion.
10. Staat und Gesellschaft.
11. Stellung des Alterthums zur späteren Welt.

[«]

8[39]

Encyclopädie nebst Einleitung in das Studium derselben.

Woche 1 und 2.	Ursprung und Geschichte der Philologie. Bernhardy, Römer und Griechen. Jahn, Gräfenhan. Allmähliche Entdeckung.
Woche 3 und 4.	Der Lehrerberuf und die Reform des Gymnasiums.
Woche 5 und 6.	Das Universitätsstudium.
Woche 7 und 8.	Das klassische Alterthum (gegen Wolf, Winckelmann, Goethe).
Woche 9 und 10.	Sprachphilologie.
Woche 11 und 12.	Kritik und Hermeneutik.
Woche 13 und 14.	Staat und Gesellschaft.
Woche 15 und 16.	Litteraturgeschichte und Kunst.
Woche 17 und 18.	Religion und Alterthümer.

[«]

8[40]

Geschichte der griechischen Poesie. Wintercolleg.

1. Lyrik.
2. Choephoren.
3. Lateinische Grammatik.
4. Hesiod.
5. Geschichte des Dramas.
6. Metrik.

[«]

8[41]

Die Sprache, eine Summe von Begriffen.
Der Begriff, im ersten Moment der Entstehung, ein künstlerisches Phänomen: das Symbolisiren einer ganzen Fülle von Erscheinungen, ursprünglich ein Bild, eine Hieroglyphe. Also ein Bild an Stelle eines Dings.
Diese apollinischen Spiegelungen des dionysischen Grundes.
So beginnt der Mensch mit diesen Bilderprojektionen und Symbolen.
Alle künstlerischen Bilder sind nur Symbole, beim Gemälde die Fläche, beim Marmor die Starrheit, beim Epos — — —
Die Traumbilder als Symbole? Die Handlungen sind symbolisch im Traum. Die Lust am Symbole?
Unsere ganze Erscheinungswelt ist ein Symbol des Triebes. Also auch der Traum.
Wie verhält sich der Begriff zur Erscheinungswelt? Er ist der Typus vieler Erscheinungen. Das Erkennungszeichen des gleichen Triebes.
Wenn der Intellekt reiner Spiegel wäre? Aber die Begriffe sind mehr

[«]

8[42]

Die Stellung des Künstlers zum Staate,
zum Kultus,
zur Gesellschaft,
zum Weibe,
zum Mysterium,
zur Erziehung.

[«]

8[43]

Der Lyriker.
Die Tragödie.
Der Dithyrambus.

Untergang der Tragödie (an Sokrates und dem Dithyramb).
Das Drama.

[«]

8[44]

Apollo und Dionysus.
Geburt des Genius.
Tragödie und Dithyramb.
Aristoteles über das Drama.
Der Tod der Tragödie und das Drama.
Wiedergeburt des Dithyrambus.

[«]

8[45]

Roman — das desperate Studententhum.

[«]

8[46]

Die Tragödie — der Chor, der eine Vision sieht als Verzückter, die sich ganz apollinisch vor ihm ausbreitet.
Der Dithyramb — der Chor, der selbst verwandelt ist, der nicht das Drama sieht, sondern es darstellt: lauter Improvisatoren der Verzückung.
Tragödie — der Chor erzählt von seinen Visionen, die als lebende Bilder dargestellt werden.
Dithyramb — der Chor ist in seine Visionen verwandelt.
Komischer und tragischer Dithyramb.
Weltbestand 3 und 1 Weltbrand
Apollo   Dionysus.
Apollo als Weltbestand — der ewige Gott, der im Weltbrande alles gleich macht.
Dionysus als Weltverwandlung.
Apollo der ewige Gott des Weltbestandes.

Dionysus der der Veränderung und Verwandlung.
Die „lyrische“ Tragödie: der mimische Dithyramb.
Übergang zur Übermacht der Musik: Zeugniß des Pratinas: der Gesang wird übertönt. Das Orchester.
Die Dithyrambendichter als die höchsten Befreier der Musik, p. 207. Plato sagt, die Dichter seiner Zeit hätten Threnen, Hymnen und Päanen dem Dithyramb beigemischt: er beklagt sich über das Theaterpublikum.
Ungeheures Geschrei über Mischung von Rhythm und Harmonie, Kühnheit der Sprache.
Entartung der Musik, p. 208.
Bis Melanippides herrscht die Dichtung, jetzt die Musik.
Merkwürdig: die bezeugte Einfachheit der Sprache bei heftigster Bewegung.
Die Entstehung des dionysischen Mythus.

[«]

8[47]

Richard Wagner. Das Erwachen der deutschen Kunst.
Das erwachte Volkslied — Goethe.
und die Beethovensche Musik. Dionysische Entwicklung.
„Der dionysische Mensch.“
Der Mythus — durch die tiefere Philosophie vorbereitet.

Abwerfung der unheimischen Formen:	die Oper, das Epos, das Drama (kein Kunstwerk). Die französische Civilisation.
Das Schillersche Pathos. Goethes Sprachverwirrung.	} Mangel an Musik: zu vergleichen mit Aeschylus Dialog.

Jetzt das Streben in’s Universale, Kosmopolitism der Romantiker.
Rückkehr zum deutschen Mythus durch Wagner.
Mit Mythus und Volkslied stürzt er alle uneinheimischen Gattungen.

[«]

8[48]

Sendschreiben. Was ich an Richard Wagner gelernt habe. Künstlerische Erfüllung der germanischen Begabung.
Einheit von Dichter und Musiker. Man muß die Weltgeschichte erleben, um sie zu verstehen.
Das Shakespeare'sche Drama als Consequenz der griechischen Tragödie.
Der griechische Dithyrambus.
Das Dionysische erstirbt in der Tragödie (Aristoteles).
Die griechische Tragödie als apollinische ist kalt, wegen des schwächeren dionysischen Untergrundes.
Shakespeare als höchste dionysische Potenz verbürgt die herrliche deutsche Musikentwicklung.
Der Mythus der Germanen ist dionysisch.
Appell an die Deutschen.

[«]

8[49]

Die großen Chorgesänge wurden nicht verstanden: illusorisch. Nur der Sänger versteht sie. Es wird an kein Publikum beim höchsten Kunstwerk gedacht. Nur der Orchestermusiker versteht.

[«]

8[50]

Coniecturen.

Academica: I se salutantium.
II iam iam quibusnam quicquam enuntiare verbis.
Epistola ad Varronem — os et ius.

Tacitus, dialogus: Apro parce.

[«]

8[51]

Aufgabe: das Ideal einer philologisch-philosophischen Betrachtung eines Autors an Aeschylus zu geben.

[«]

8[52]

Neue Theorie der Rhythmik.
Neue Aesthetik. Homer und die Tragoedie.
Neue Culturabschätzung.
Neue Sprachphilosophie.
Neue Form zu finden. der „Roman“

[«]

8[53]

„Das heiligende Individuum.“

[«]

8[54]

„Goethe und Wagner über das Theater.“

[«]

8[55]

Über den Begriff der klassischen Bildung.

[«]

8[56]

Öffentliche Vorlesungen über das Drama vorzubereiten.

[«]

8[57]

Die allgemeine Bildung ist nur ein Vorstadium des Communismus: Die Bildung wird auf diesem Wege so abgeschwächt, daß sie gar keine Privilegien mehr verleihen kann. Am wenigsten ist sie ein Mittel gegen den Communismus. Die allgemeinste Bildung d.h. die Barbarei ist eben die Voraussetzung des Communismus. Die „zeitgemäße“ Bildung geht hier in das Extrem der „augenblickgemäßen“ Bildung über: d.h. das rohe Erfassen des momentanen Nutzens. Man sehe nur erst in der Bildung etwas, was Nutzen bringt: so wird man bald das was Nutzen bringt mit der Bildung verwechseln. Die allgemeine Bildung geht in Haß gegen die wahre Bildung über. Nicht die Kultur mehr ist die Aufgabe der Völker: aber der Luxus, die Mode. Keine Bedürfnisse haben ist für das Volk das größte Unglück, erklärte einmal Lassalle. Daher die Arbeiterbildungsvereine: als deren Tendenz mir mehrfach bezeichnet worden ist, Bedürfnisse zu erzeugen. Für den Nationalökonomen stelle sich Christi Parabel vom reichen Prasser und vom armen Lazarus gerade umgekehrt: der Prasser verdiene Abrahams Schooß. — Also der Trieb nach möglichster Verallgemeinung der Bildung hat eine Quelle in einer völligen Verweltlichung, in einer Unterordnung der Bildung als ein Mittel unter den Erwerb, unter das roh verstandene Erdenglück.

Erweiterung um möglichst viel intellegente Beamte zu haben. Hegelscher Einfluß.

[«]

8[58]

Zweite Quelle ist die Furcht vor religiöser Unterdrückung. Hier liegt eine entgegengesetzte Furcht zu Grunde: eine völlige Entweltlichung durch

Religion, als ob sie die einzige Befriedigung des metaphysischen Bedürfnisses sei. Hier liegt der tiefe Instinkt zu Grunde, daß das Christenthum in seiner Wurzel gegen jede Kultur feindlich ist und somit mit der Barbarei in einer nothwendigen Verbindung ist.

[«]

8[59]

Dritte Quelle der Glaube an die Masse, der Unglaube an den Genius. Goethe sagt, das Genie hänge gewöhnlich durch eine Schwäche mit seiner Zeit zusammen. Umgekehrt der allgemeine Glaube, daß das Genie alle seine Stärken der Zeit verdanke, und somit nur seine Schwächen für sich und von sich habe. Hier ist eine Verwechslung sehr gewöhnlich: ein Volk bekommt in seinen Genien das eigentliche Recht zur Existenz, seine Rechtfertigung; die Masse produzirt den Einzelnen nicht, im Gegentheil, sie widerstrebt ihm. Die Masse ist ein schwer zu behauender Steinblock: ungeheure Arbeit der Einzelnen nöthig, um etwas Menschenähnliches daraus zu machen. — Die allgemeine Bildung jetzt geradezu als Dogma. Jetzt müsse man in der Reihe stehen, ehedem sei es die Zeit großer Einzelner gewesen. Jetzt nur nöthig Diener der Masse, in specie Diener einer Partei zu sein. Bildungsziel: eine Partei zu begreifen und ihr sein Leben unterzuordnen. — Man hat so viel von Volkspoesie etc. gesprochen: immer sind es die großen Einzelnen: die oftmals vergessen werden.

[«]

8[60]

Der Titel, den ich meinen Vorträgen gegeben habe, bedarf jedenfalls bei Allen der Erklärung, bei manchen meiner geehrten Zuhörer der Entschuldigung. Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten zu sprechen

1) weder im speziell baslerischen Sinne
2) noch in weitester Allgemeinheit,

sondern in Betreff der deutschen Bildungsanstalten, deren wir uns ja auch hier erfreuen —

Die Zukunft will ich nur voraussagen im Sinne der Haruspices, die aus den Eingeweiden voraussagen und dann in der Voraussetzung, daß die ewige Natur irgendwann einmal wieder Recht behält. Wann diese Zukunft eintritt, weiß ich nicht: aber es genügt, in der Gegenwart einige von der Nothwendigkeit dieser Zukunft zu überzeugen; falls man nicht trostlos die Hände in den Schooß legen will.

[«]

8[61]

Alles wie Sophisten Plato. Und doch neue Universitäten!
Akroamatisch. Also Wissen!
Alle Freiheit in Betreff der Bildung.
Dag<egen> Examina für das Fachwissen.
Wie schnell ist ein Jurist, ein Mediziner verschlungen! die bildende Wirkung der „Wissenschaft“.

Gelehrsamkeit.
Staatsdiener. } Ausbau der Gymnasialtendenz.
Journalist.

Daraus Unmöglichkeit der Philosophie.

[«]

8[62]

Das Signal.
Flucht vor den Studenten.
Die deutsche Wissenschaft und die deutsche Bildung.
Die Unmöglichkeit der Philosophie auf Universitäten.
Darum auch wieder Unmöglichkeit einer wahren klassischen Bildung.
Darum Trennung der Universitäten und der lebend<igen> Kunst.
Wo eine Berührung eintritt, dann ist der Gelehrte meistens schon zum Journalisten entartet.
Selbständige Regungen müssen desh<alb> aus der Studentenschaft hervorgehn. Die „deutsche Burschenschaft“ als Korrektur der Universität.
Das Zugrundegehn derselben aus Unbildung und Mangel an Leitern.
Die einzige Sphäre, in der alle großen deutschen Eigenschaften noch zu finden sind, die deutsche Musik. Das Orchester.
Ankunft des Musikers.

[«]

8[63]

Maßstäbe keine klassische Bildung
keine Philosophie
keine Kunst.
Überwiegen des Fachs: keine eigentlichen Bildungsprobleme.
Versuch der Selbstzucht: Erwachen des deutschen Geistes.
Der philiströse Schwind der keusch-deutsche Kunstgeist.

[«]

8[64]

Mein Freund entgegen gegangen.
Früher nur auf Ruinen.
Jetzt Einflüsse aus der metaphysischen Wirkung des Kriegs zu erhoffen.
Rede auf Beethoven.
Aufgabe: die zu ihm gehörige Kultur zu finden.
Die Zukunftsrede. Aufruf an die wahren „Lehrer“.
Die momentane Erfüllung der Zukunft.
Der Schwur um Mitternacht. Vehmgericht.

[«]

8[65]

Schilderung des Lehrers am Gymnasium. Der Cirkel.

Es sind zu viele nöthig: darum ist die Ausbildung auf etwas sehr vielen Erreichbares zu legen.

Woher kommt das Bedürfniß?

Die Staatsstellen, die Universität, die militärischen Vergünstigungen.

Was kann der Staat für eine Absicht haben?

Durch Examina das ungeheure Anstürmen zu brechen.

Sodann bricht er das ungeheure Utilitätsdrängen: er nützt sich.

Dann will er ein Gleichmaß von Bildung bei seinen Beamten. Bildung und Unterwürfigkeit.

Das ist etwas Neues. Der Staat als Führer der Bildung. Bei ihm wirken Elemente, die der wahren Bildung entgegengesetzt sind: er rechnet auf die Breite, er richtet sich die vielen jungen Lehrer ab. Lächerliche Stellung der klassischen Bildung: der Staat hat ein Interesse an dem „fachmäßigen“ Lakoniker: wie er in Betreff der Philosophie entweder nur die fachmäßig philologische oder die panegyrische Staatsphilosophie fördert.

Es giebt verschiedene Mittel, die Herrschaft der Bildung zu zerbrechen: jenen Zustand geistiger Aristokratie zu brechen, den unsere große Dichterperiode anstrebte.

Die „reinen“ Philologen und die journalistischen Mittellehrer.

Eine Menge Lehrer sind nöthig. Es sind Methoden ersonnen, wie sie mit dem Alterthum verkehren können.

Die Lehrer dürften gar nicht mit dem Alterthum verkehren. Aeschylus!

Die Sprachwissenschaft.

[«]

8[66]

Der Staat benutzt die Gymnasien, aber er muß auch dafür sie in den Grenzen halten.

Alles was sich unabhängig machen will, fällt auch vom Gymnasium ab. Dort wird zum Beamtenthum, hier zum Erwerb erzogen. Dort Staatsabsichten, hier der Zeitgeist, soweit er Nutzen bringt.

Andernseits bilden die Gymnasien wirklich nicht. Deshalb ist es ganz ehrlich, zur Realschule überzugehen.

Die lächerlichen Vertheidigungen der Gymnasialstudien.

Annäherung an einander: sie stehen auf einer Linie.

Allmählich werden sie auch die gleichen Privilegien haben.

Dann rüsten sie eben für den Kampf ums Dasein aus.

Verzweiflung an der formalen Bildung: treibt zur Realschule.

Diese Bildung hat ihre Grenze im Zeitgeist.

Luxusbedeutung der Bildung.

Der abstrakte Volkslehrer: entstanden aus Imitation des Gymnasiallehrers.

[«]

8[67]

Die Gemüthsbewegung offenbart sich in einer analogen körperlichen Bewegung.

Diese wiederum wird in Rhythmus und Dynamik des Wortes ausgedrückt. Andernseits bleibt der Klang übrig als Analogon des Inhalts.

[«]

8[68]

Gegensatz zu dem Wettkampf der mythische Zug: d.h. er verhindert die Selbstsucht des Individuums. Der Mensch kommt in Betracht als Resultat einer Vergangenheit: in ihm wird die Vergangenheit geehrt.

Welches Mittel wendet der hellenische Wille an, um die nackte Selbstsucht in diesem Kampfe zu verhüten und sie in den Dienst des Ganzen zu stellen? Das Mythische.

Beispiel: Aeschylus’ Oresteia und die politischen Ereignisse.

Dieser mythische Geist hat zuerst die Vergangenheit individuell sich ausgemalt, d.h. so daß sie auf sich selbst beruht.

Dieser mythische Geist erklärt es nun auch, wie die Künstler wetteifern durften: ihre Selbstsucht war gereinigt, insofern sie sich als Medium fühlten: wie der Priester ohne Eitelkeit war, wenn er als sein Gott auftrat.

Empedokles ein schauspielerischer Improvisator: die Macht des Instinktiven (wie Themistokles).

Der Glaube an die verschiedenen Existenzen bei Empedokles echt hellenisch.

Die Individuenbildung in der griechischen Mythologie sehr leicht.

[«]

8[69]

Vortrag 6. Die Nothwendigkeit der Gesellschaft und daher zunächst ein Zusammensein von Lehrern: Plato und die Sophisten. Umgekehrte Stellung zur Kultur.

Vortrag 7. Der Künstler betont das Alltägliche und das Fortwährende in der Bildung. Das Ziel kann nicht hoch genug, die Mittel nicht einfach genug sein. Sprechen Gehen Sehen. Anschluß an eine neue Kunst. Bedürfniß und Befriedigung. Was und wie wenig zu lesen. Restitution des Volks.

Die Geschichte soll Exemplifikationen der philosophischen Wahrheiten geben, aber nicht Allegorien, sondern Mythen.

[«]

8[70]

Deutsch.
Zu viel Lehrer und Schulen.
Die Sorge für das Genie.
Universität ohne Leitung.

[«]

8[71]

„Die poetischen Bilder sind Träume der Wachenden, wegen ihrer ἐνάργεια.“

[«]

8[72]

Entstehung der Sprache: wie kommt der Laut dazu, mit dem Begriff verbunden zu werden? Die künstlerischen Winke in der Genesis der Sprache: Bild und Klang: der Klang benutzt, um Bilder zu übertragen. Die Gesetzmäßigkeit in der Verwendung der Laute zeigt große logische Kraft, große Abstraktionskraft? Oder nicht? Sind auch die abstrakten Gesetze ursprünglich nur lebendig geschaute Dinge? Z.B. der Genetiv?

[«]

8[73]

Φιλία und παιδεία,

Sappho Ausgangspunkt: die Erotik in Verbindung mit Erziehung.

Die Urtheile der hellenischen Philosophen über das hellenische Leben z.B. über φιλία usw.

[«]

8[74]

Colleg: über den Unterricht am Gymnasium.

[«]

8[75]

Herstellung eines mehrjährigen griechischen Cursus.

A. 1. Encyclopädie der griechischen Philologie.
2. Die griechische Sprache.
3. Griechische Mythologie.
4. Rhythmik.
5. Rhetorik.
6. Homer.
7. Hesiod.
8. Lyriker.
9. Choephoren.
10. Theognis.
11. Vorplatonische Philosophen.
12. Plato.
13. Nachsocratische Schulen (mit Ausnahme des Platonism!)
14. Geschichte der Redner.

Collegienheft:
zur Encyclopädie
Plato
Vorplatonische Philosophen.

Winter: Rhetorik und Homer.
d.h. Sommer 1873: Mythologie und Nachsokratische Schulen.
Winter 1873—74: Griechische Sprache.

[«]

8[76]

Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten.

Der Genius und das Volk. Bildung und Lebensnoth.
Die Vereinsamung.
In „Reih und Glied“.
Führerlose Anstalt — Universität.
Gymnasial-Unterricht.
Die Lehrervereinigung.
Die Gewohnheit als Lehrerin.

[«]

8[77]

Die Geburt der Tragoedie.
Der Wettkampf.
Die griechische Erziehung.
Der Rhythmus und Zahl Maass.
Der griechische Philosoph.
Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten.

[«]

8[78]

Die Ethik auch als eine μηχανή des Willens zum Leben: nicht der Verneinung dieses Willens.

[«]

8[79]

Collegien:

Mythologie.
Rhythmik.
Die socratischen Schulen.
Geschichte der antiken Redner.

Erga.
Plato.
Vorplatonische Schulen.

Homer.
Hesiod.
Choephoren.
Lyrik.
Vorplatonische Philosophen.
Rhetorik.
Plato.
Nachsocratische Schulen.

[«]

8[80]

Die Griechen.
Wettkampf.
Weihende Persönlichkeit.
Griechische Erziehung.
Eros.
Rhythmus.
Dionysus.
Genesis der Sprache.
Mythologie.
Staat und Cultur.
Exil und Colonisation.
Übergang:
Entstehung des litterarischen Zeitalters.
Philosophie und Leben.

[«]

8[81]

Genesis der Sprache.
Staat und Cultur.

Exil und Colonisation.
Abneigung gegen die Bedeutung des Wortes und der Schrift.
Entstehung des „Litterarischen“.
Die weihende Persönlichkeit. (Individualethik.)
Besitz. Ehe. Staat. Aristokratie. Heiliger.

[«]

8[82]

I. Einleitung. Der Leser muß ruhig sein
er darf nicht gleich sich selbst dazwischenbringen
er darf nicht Tabellen erwarten.
Denn unsere Bildung ist nur berechnet für die Ruhigen, die Selbstlosen und die welche ausdauernd warten können.
Schilderung der entgegengesetzten Bildungen: die der Hast.
Die Ziele und die Quellen dieser Bildung.
II. Der „historische“ Sinn der Gegenwart.
III. Das in Reih und Glied Marschiren.
IV. Die falsche Stellung des Genius (selbst in der Verehrung des Genius: es wird die Verpflichtung gegen den Genius nicht begriffen).
V. Der Bildungswerth der Naturwissenschaft.
VI. Die Philosophie in der Gegenwart.
VII. Der Gelehrte.
VIII. Der Gymnasiallehrer.
IX. Die Religiösen (am meisten vorbereitet zur Schätzung des Genius, am wenigsten zur Schätzung der Bildung).
X. Der Journalist.
XI. Der deutsche Unterricht.
XII. Die Universität.
XIII. Die Kunst, der Laie.
XIV. Rathschläge und Hoffnungen.

[«]

8[83]

Jetzt, da es nun einmal auf den Markt gebracht ist und jeder es, zum Arger seines Verfassers, in die Hand nehmen, betrachten und abschätzen kann, nun muß ich wünschen, mit Aristoteles von dieser Schrift sagen zu können: sie sei herausgegeben und auch wieder nicht herausgegeben: weshalb ich mit voller Ehrlichkeit als Zweck der einleitenden nächsten Abschnitte bezeichne, die vielen Leser abzuschrecken und davonzuscheuchen und die Wenigen anzuziehen. Also hört es, ihr Vielen! Odi profanum vulgus et arceo. Werft das Buch weg! es ist nicht für euch und ihr seid nicht für dies Buch. Lebt wohl!

[«]

8[84]

Ein ernsthafter Schriftsteller, der über Bildung und Bildungsschulen zu seinem Volke redet, hofft gemeinhin auf eine grenzenlose Wirkung in die Ferne und dieser Wirkung halber wiederum auf eine ebenso in's Grenzenlose sich verlierende Leserzahl. Bei diesem Buche aber verhält es sich anders, und von vornherein mag sich hierin der eigenthümliche Charakter seiner Darstellung des Bildungsproblems verrathen. Denn soll es jene nachhaltige und breite Wirkung nicht verfehlen, so braucht es gerade wenig Leser und zwar Leser von einer seltenen und sofort näher zu beschreibenden Art. Je mehr dagegen eine unausgelesene Öffentlichkeit sich dieses Buches bemächtigt, um so bedenklicher möchte der Autor sich berathen fühlen: er würde vielmehr ernstlich bedauern, nicht seiner ursprünglichen Vorsorge nachgegeben zu haben: als welche gerade darauf gerichtet war, überhaupt die Öffentlichkeit von diesem Buche fernzuhalten, und seine Wirkung allein von einer privaten Versendung an gute und würdige Leser jener noch zu beschreibenden Art abhängig zu machen gedachte.

[«]

8[85]

Gedanken über die

Zukunft

unserer Bildungsanstalten.

Von

Dr. Friedrich Nietzsche

ord. Prof. an der Universität Basel.

[«]

8[86]

VI. und VII. Vortrag. Contrast des Künstlers (Litterat) und des Philosophen.
Der Künstler ist entartet. Kampf.
Die Studenten bleiben auf der Seite des Litteraten.

[«]

8[87]

I. Unterhaltend, am Schlusse spannend. μελέτη δέ **τοι — γνῶθι σαυτόν**.
II. Deutscher Unterricht als Fundament des klassischen Unterrichts.
III. Zuviel Lehrer und Schüler. Genius. οἱ πλεῖστοι κακοί. Daher Abschwächung der Alterthumswirkung. Daher Bündniß des Staates mit der abgeschw<ächten> Kultur. Ernste Aberration.
IV. Realschule. μηδὲν ἄγαν Angriff auf das Bisherige.
V. Die Universität. μέτρον ἄριστον.
VI. Der entartete Bildungsmensch und seine Hoffnungen. καιρὸν γνῶθι. Hastig, historisch, momentan aktiv, nicht reif werden. Presse.
VII. Die zukünftige Schule. ἐγγύη, παρὰ δ’ἄτα.

[«]

8[88]

Ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes.

[«]

8[89]

Der Philosoph hatte zuletzt stehend, am Pentagramm gesprochen, niederblickend. Jetzt heller Glanz unten am Walde. Wir führen ihn entgegen. Begrüßung. Inzwischen errichten die Studenten einen Holzstoß. Zuerst nur privates Zwiegespräch abseits. „Warum so spät?“ Der eben gehabte Triumph — Erzählung. Der Philosoph traurig: er glaubt nicht an diesen Triumph und setzt einen Zwang voraus bei dem Anderen, dem er nachgeben mußte. Für uns giebt es doch wohl hier keine Täuschung? Er erinnert an ihre jugendliche Übereinstimmung. Der Andere verräth sich als bekehrt, als Realist. Immer größere Enttäuschung des Philosophen. Die Studenten holen den Anderen an den flammenden Holzstoß um zu reden. Er spricht über den jetzigen deutschen Geist. (Popularisirung, Presse, Selbständigkeit, in Reih und Glied, historisch, Arbeit für die Nachwelt (nicht reif werden), der deutsche Gelehrte als Blüthe. Naturwissenschaft.)

„Du lügst“ heftige Entgegnung des Philosophen. Unterschiede von Deutsch und Afterdeutsch. Hast, Unreife, der Journalist, gebildete Vorträge, keine Gesellschaft, Hoffnung auf Naturwissenschaft. Die Bedeutung der Geschichte. Höhnisches Siegesbewußtsein — wir die Sieger, uns dient alle Erziehung, jede nationale Erregung dient uns (Universität Straßburg). Hohn auf Schiller-Goethe-Zeit.

Protest gegen diese Ausnutzung großer nationaler Erregungen: keine neuen Universitäten. Je mehr aber jener Geist überhandnimmt und die einbrechende Barbarei, um so sicherer werden die kräftigsten Naturen bei Seite gedrängt, zur Vereinigung gezwungen. Schilderung der Zukunft dieser Vereinigung. Schwerer Seufzer: woher Ausgangspunkt? Umschreibung des Keimes der Hoffnung. Der Holzstoß bricht zusammen. Er ruft: Heil diesen Wünschen. Mitternachtsglocke.

Gegenantwort: Fluch diesen Wünschen.

Höhnisches Abziehen der Studenten, pereat diabolus atque irrisores.

Schmerzlicher Verzicht auf den alten Freund.

[«]

8[90]

Stellung der kommenden Kultur zu den socialen Problemen. Andre Betrachtung der Welt. Beschreibung des Schopenhauerischen Geistes. Neue Stellung der Kunst. Die neue Stellung der Wissenschaft. Der Lehrer und seine Aufgabe — der antike Sophist und Plato. — Fortsetzung der Aufgabe Schillers und Goethes — nichts für uns. — Wegwerfen der Krone. — (Schiller bezeichnet als Moral des Fiesco: wenn jeder von uns zum Besten des Vaterlandes diejenige Krone wegwerfen lernt, die er fähig ist zu erringen — des Vaterlandes, nicht nur des vaterländischen **Staates**!!) Zukunft von Kriegen, Wirkung zu Gunsten des Genius, die schlechte Kultur wird zerbrechen. — Die guten Menschen brauchen einen ernsteren Halt.

[«]

8[91]

Vorrede.
Die charakteristischen Züge der gegenwärtigen Bildung.
Anstalten der Lebensnoth.
Das Gymnasium.
Zuviel Lehrer.
Universität.
Neugründung in Strassburg.
Da Zeitalter von Kriegen, so ist Pflicht auf bessere Entladungen patriotischer Regungen zu denken.

[«]

8[92]

A. Was ist Bildung?
Zweck der Bildung.
Verständniß und Förderung seiner edelsten Zeitgenossen.
Vorbereitung der Werdenden und Kommenden.

Die Bildung kann sich nur auf das beziehen, was zu bilden ist.

Nicht auf den intelligibeln Charakter.

Aufgabe der Bildung: zu leben und zu wirken in den edelsten Bestrebungen seines Volkes oder der Menschen.

Nicht also nur recipiren und lernen, sondern leben.

Seine Zeit und sein Volk befreien von den verzogenen Linien, sein Idealbild vor Augen zu haben.

Zweck der Geschichte, dies Bild festzuhalten.

Philosophie und Kunst: ein Mittel ist die Geschichte.

Die höchsten Geister zu perpetuiren: Bildung ist Unsterblichkeit der edelsten Geister.

Ungeheures Ringen mit der Noth — die Bildung als verklärende Macht.

Durchaus produktiv zu verstehen.

Beurtheilung des Menschen hängt durchaus auch von der Bildung ab.

Die Aufgabe des Gebildeten, wahrhaftig zu sein und sich wirklich in ein Verhältniß zu allem Großen zu setzen.

Bildung ist das Leben im Sinne großer Geister mit dem Zwecke großer Ziele.

Auszugehen: die Betrachtung Goethes vom Standpunkte des Gebildeten und von dem des ungebildeten Gelehrten.

Oder

Schopenhauer.

Verständniß für das Große und Fruchtbringende.

An jedem Menschen das Gute und Große anzuerkennen, und der Haß gegen alles Halbe und Schwache.

Zu leben unter den Sternbildern: der umgekehrte Ruhm: der liegt darin, fortzuleben unter den edelsten Empfindungen der Nachwelt: die Bildung darin, fortzuleben unter den edelsten Empfindungen der Vorwelt. Die Unvergänglichkeit des Großen und Guten.

Die Vergänglichkeit des Menschen und die Bildung. Die wichtigsten Forderungen des Menschen an sich sind abzuleiten aus seiner Beziehung zum ganzen Strome späterer Generationen.

[«]

8[93]

I. Charakter der gegenwärtigen Bildung.

1) Hast und Nicht-Reifwerden.
2) Das Historische, das Nichtlebenwollen, das Verschlucken der kaum geborenen Gegenwart. Das Kopiren.Literaturgeschichte.
3) Die papierne Welt. Unsinniges Schreiben und Lesen.
4) In Reih und Glied. Abneigung gegen den Genius. Der „sociale“ Mensch. und der Socialismus.
5) Der courante Mensch.
6) Der Fachgelehrte. Besser leben, nicht mehr erkennen.
7) Der Mangel an ernster Philosophie.
8) Die Verkümmerung der Kunst. „Reichstagsbildung.“
9) Der neue Begriff des „Deutschen“.

II. Die Schulen unter der Wirkung dieser Bildung.

III. Es fehlt die nächste, durch alltägliche Gewöhnung zu pflanzende Bildung.
Exotischer Charakter aller Bildung (z.B. das Turnen).
Es fehlt Leitung und Tribunal der Bildung.
Es fehlt die künstlerische Überwältigung.
Die ernste Weltbetrachtung als einzige Rettung vor dem Sozialismus.
Neue Erziehung nöthig, nicht neue Universitäten.
Straßburg.
Herstellung des wahren deutschen Geistes.

IV. Vorschlag zur Berufung einer mehrjährigen pädagogischen Brüderschaft, sei es aus eigenen Mitteln, sei es daß ein Staat einsichtig genug sein sollte. Diese sollen nicht etwa berichten, sondern zuerst selbst unter einander lernen und sich gegenseitig befestigen.
Mit besseren Besoldungen ist zunächst nichts zu machen: überhaupt bleibt alles palliativisch.
Erziehung durch Musik.

[«]

8[94]

Schopenhauer.
Wagner.
Goethe.
Schiller.
Luther.
Beethoven.

[«]

8[95]

Erlogener Enthusiasmus bei den Alten
1) auf Falsches gerichtet
2) nachgeredeter Enthusiasmus
3) moderne Empfindungen übertragen.

[«]

8[96]

In's Lesebuch.

Wagner: Beethoven.
Goethe: Erwin von Steinbach.
Wagner: Der deutsche Jüngling.

Zu benutzen: Eckermann.

[«]

8[97]

Das Große nachleben, um es vorzuleben.
Alles kommt darauf an, daß das Große richtig gelehrt wird.

Darin beruht das Bilden.
Das ist der Maßstab, an dem unsere Zeit zu messen ist.

[«]

8[98]

Seine eigne edle Empfindung in Raum und Zeit auseinandergezogen, die großen Erleuchtungen Allen mitzutheilen. Dies der Eudämonismus der Besten.

Ist Veredlung möglich?

Der intelligible Charakter unwandelbar: das ist aber praktisch ganz gleichgültig. Denn jene Ureigenschaften des Individuums können wir nie erfassen: erst eine Menge dazwischengeschobener Vorstellungen färben diese Eigenschaften als gut und böse. Die Vorstellungswelt ist aber sehr zu bestimmen. Gewöhnung am allerwichigsten.

Veredlung durch wachsende Erhöhung des Ziels.

[«]

8[99]

Gröbliche Verirrung, das ewige Individuum als etwas ganz Abgesondertes zu nehmen. Seine Nachwirkungen gehen ins Ewige, wie es das Resultat zahlloser Geschlechter ist.

Bildung ist es, daß jene edelsten Momente aller Geschlechter gleichsam ein Continuum bilden, in dem man weiter leben kann.

Für jedes Individuum ist Bildung, daß es ein Continuum von Erkenntnissen und eigensten Gedanken hat und in ihm weiter lebt.

Ein Grad von Bildung (Thaten der Liebe und der Aufopferung allen gemeinsam).

Eine solche Empfindung der Liebe entzündet sich bei den höchsten Erkenntnissen, auch beim Künstler.

Der Ruhm.

[«]

8[100]

Das sechste Jahrhundert.

Die Homerische Frage.
Die historischen Zeugnisse für Homer.
Lyrik und Tragödie.
Rhythmik.

[«]

8[101]

I Einleitung. Allgemeines.
  II Das Gymnasium, deutscher Unterricht, klassisch.
  III Die Zuviellernerei und Gründe.
  IV Rückwirkung auf die anderen Anstalten.
  V Universität: Wissenschaft und Bildung.
  VI Vorschläge und Schluß.

[«]

8[102]

Die Gymnasien in Realschulen überleiten.
Die Universität in Fachschulen.
Die Volksschulen als Sache der Gemeinden.
Die philosophischen Fakultäten loszulösen.

[«]

8[103]

Vorletzte Scene: wie der Einzelne sich bilden müsse. Einsiedlerthum. Kampf. Eine Erzählung. Wie allein möglich?
Zwei Meister.
Die letzte Scene als Anticipation der Zukunftsanstalt. „Die Flamme reinigt sich vom Rauch.“ Pereat diabolus atque irrisores.

[«]

8[104]

Unmöglichkeit, dem Alterthum sich zu nähern.
Deutsche Aufsätze.
Der Zusammenhang mit der deutschen Bildung.
Die Verkehrungen der Tendenz. Naturwissenschaften. Realien.
Maturitätsprüfungen.
Der Lehrer.
Entfremdung von der Kunst.
Es läßt sich kein Beruf auf die Bildung des Gymnasiums pflanzen.
Der Entwurf ist für eine viel größere Bildungsdauer.
Es sind viel zu viel.
„Werkstätten des Kampfes gegen die Gegenwart“ und für die Wiedererneuerung des deutschen Wesens.
Die älteren bilden Gelehrten, die neueren Journalisten (Leute die von ihrer Bildung leben wollen).

[«]

8[105]

Abirrungen des Gymnasiums.

1) Das wahre Ziel des Gymnasiums, die Realschulen. Consequenz des jetzigen Gymnasiums.
2) Die Volksschulen — der Lehrer. Verirrungen des jetzigen Gymnasiumszieles.
3) Die Universität — Unterwerfung unter den Staat und den Erwerb.
4) Hoffnungen.

[«]

8[106]

Unglaube, daß die Institutionen fest sind —

Überall Widerspruch der angeblichen Tendenz und der Wirklichkeit. Am Gymnasium nachzuweisen (höchst bestimmend für die anderen). Betrachtung der Resultate des Gymnasiums (das Alterthum, die Bildung, deutsche Arbeiten. Entfremdung von der Kunst. Der Lehrer und seine Vorbereitung).

Gelehrtenhafte Methode — Schule Bänke etc. Entfremdung von der Kunst. Klassische Bildung. Der Lehrer.

Knechtschaft des Staates. Weil alle Tendenzen nur vorgespiegelt sind, ist das Gymnasium in die Knechtschaft des Staates gerathen.

Die Prüfungen. — Gelehrte oder Journalisten.

Das wahre Ziel — das Zeughaus für den Kampf mit der Gegenwart.

[«]

8[107]

I Übermacht der „Gymnasien“, Verwilderung der Bildungsaufgaben, das „Volk“ als Richter des Intellektuellen, Aufgabe der Realschule — für den Lebenskampf vorzubereiten.

II Die Verwilderung der Lehrer. Nachwirkung in der Volksschule, die abstrakte Erziehung.

III Die Ausnützung der allgemeinen Bildung durch den Staat.

IV Hoffnungen.

[«]

8[108]

Wir waren bereits bei dem letzten Theile jener Rede, durch die der greise Philosoph uns über das Universitätswesen belehrte, unruhig geworden und hatten jeden Augenblick eine plötzliche Unterbrechung seiner Rede — — —

[«]

8[109]

Ihr seid davon unterrichtet worden, daß im Mai dieses Jahres unter besonderen Feierlichkeiten der Grundstein zu dem Festtheater in Bayreuth gelegt worden ist. Dieses Ereigniß wünschen wir euch zu interpretiren. Es liegt uns daran, daß ihr dasselbe nicht mit irgend einer Gründung eines neuen Theaters verwechselt: ebenfalls, daß ihr nicht etwa glaubt, es sei ein Ereigniß, was nur eine Anzahl Menschen, eben eine Partei oder Menschen mit einem spezifischen Musikgeschmack anginge: endlich, daß ihr nicht etwa die Glorifikation ihrer neuen rein nationalen Ideen darin seht. Wir wollen euch das Kunstereigniß interpretiren, namentlich vom Standpunkte der dramatischen Kunst aus, deren Veredelung und Reinerhaltung euch Allen am Herzen liegt. Vertraut einmal den Unterzeichnern, in denen ihr nur das ernst ausgesprochene Gefühl achten mögt, daß sie von der Kunst hoch und würdig denken; wir sind nicht der Ausdruck eines Parteistandpunkts, wir schreiben nicht das Wort Wagner auf unser Programm, aber wir haben begriffen, was für ein Gedanke in dem Werke Wagners mächtig ist. Wir begreifen die Tendenz der Wagnervereine, aber wir wollen etwas Weiteres.

[«]

8[110]

Berlin
Leipzig
Dresden c. 11 Wochen, jede zu 2 Vorträgen.
München
Nürnberg
Bayreuth
Karlsruhe Mannheim
Wien
Pest
Weimar.

[«]

8[111]

Der Grundstein. Die Anhänger sind unter sich thätig. Nichts verwerflicher als der Glaube als ob es sich hier um eine Partei oder um speziellen Musikgeschmack

handle.
Zu etwas ganz Neuem.
Für jeden Freund des Drama’s neu und unerhört.
Es fällt auf: der Ernst
die künstlerische Vollendung
die Hoffnungen für eine Reinigung der Oper.
Das Volk ist für das Edelste, dagegen sind die, welche etwas zu verlieren haben.
Betheiligung von allen Kunstfreunden wünschenswerth.
Jeden zu erinnern an die reinen und ernsten Momente, die er der Musik Beethovens und Wagners verdankt.
Die Wirkungen weit über Deutschland hinaus.

[«]

8[112]

Aufruf an alle Freunde der dramatischen Kunst.

Im Sommer des Jahres 1874.
Im Mai dieses Jahres ist der Grundstein zu dem Festtheater in Bayreuth gelegt worden.

[«]

8[113]

Bildungsanstalten und ihre Früchte.

Es fehlt an einer imperativischen Behörde der Kultur. Selbst Goethe stand ewig allein. So konnte sich ein Kreis von der Universität emancipiren, ein anderer vom Gymnasium. Verehrung des Wirklichen, als Gegensatz zu der Zucht des Klassischen: doch ist das Wirkliche allmählich transmutirt in die Spießbürgerei und die Plattdeutschelei (die größte Gemeinheit ist natürlich ein gemeiner Dialekt).

Gutzkow als entarteter Gymnasiast.

Das junge Deutschland als entlaufene Studenten.

Julian Schmidt, Freytag, Auerbach. Opposition gegen die imperativische Welt des Schönen und Erhabenen: Protest der Photographie gegen das Gemälde. Dabei in ihnen Nachwirkungen der romantischen Verehrung des Deutschen: aber falsch und unidealistisch.

Mommsen (Cicero). Anknüpfung des Gelehrtenthums an die politische Tagesschablone.

Jahn und Grenzboten —

Diesterweg und der abstrakte Lehrer.

(Meinen Dialog künstlerisch umzubilden.)

[«]

8[114]

Die Zukunft der deutschen Bildungsanstalten.
Rhythmus. (Griechisch und Deutsch in der Kunst.)
Hesiod und Homer (der Dichter).
Plato (der Philosoph).
Die Bayreuther Bühnenfestspiele. Zwei Reden.

[«]

8[115]

Besitz, Ehe, Aristokratie, Staat, das sich aufgebende Individuum.(Heilige, jetzt von Neuem Heiligende.)

— Individual-Ethik! Die währende Persönlichkeit. Apollo. Griechen-Staat. Römer.

Das Christenthum hat gegen die Sklaverei keine andere Abneigung als gegen Ehe und Staat. Etwas ganz Verschiedenes ist Emancipation.

[«]

8[116]

Über die Zukunft

unserer Bildungs-Anstalten

Sechs öffentliche Reden

im Auftrage der akademischen Gesellschaft in Basel

gehalten

von

Dr. Friedrich Nietzsche.

[«]

8[117]

Fünf unbrauchbare Vorreden zu fünf nicht geschriebenen Büchern.

Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten.
Über den Ruhm.
Über den Wettkampf.
Über das Verhältniss Schopenhauerischer Philosophie zu einer deutschen Cultur.
Über den griechischen Staat.

[«]

8[118]

Auch die Einleitung, Ver<ehrte> Zuhörer, wird abgedruckt, damit das Ganze gar nichts Buchmäßiges hat. Nur Erinnerung. Alles soll an das Persönliche erinnern.

[«]

8[119]

Bell bei Darwin citirt
über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen (zur Genesis der Sprache!).

[«]

8[120]

Frau Cos<ima> Wagner geborene L<iszt> sei dies Buch gewidmet.

[«]

8[121]

I Über Bildung.
II Die neumodische Afterbildung.
III Die bisherigen Afterschulen.
IV Die Erfordernisse der Bildung.
V Vorschläge.

[«]

[9 = U I 4a. 1871]

9[1]

Die Oper und die griechische
Tragoedie.

[«]

9[2]

Die Geburt der Tragoedie
aus der Musik.

Mit einem Vorwort an
Richard Wagner.

Von
PN.

[«]

9[3]

Die
Geburt der Tragoedie
aus dem
Geiste der Musik.

Von
Dr. Friedrich Nietzsche
ord. Prof. der klass. Phil. an der Universität Basel.

[«]

9[4]

Vor dem Hauptthore von Katania liegt ein Landhaus, im Besitz von zwei Frauen, der greisen und edelen Corinna und ihrer Tochter Lesbia. Es graut soeben der Morgen eines Frühlingstages: da hört man das Thor des Landhauses sich öffnen und eine gedämpfte Stimme den Namen „Leonidas“ rufen. Sofort kommt um die Mauer herum ein greiser Sklave, während das Thor völlig aufgemacht wird und aus ihm Charmides tritt. Ch<armides>. Wo weilst du? Ich komme dich in der Nachtwache abzulösen. Deine Stunde ist schon vorüber. L<eonidas>. Wenn du noch müde bist, so schlaf weiter. Ich kann nicht mehr schlafen. Eine seltsame Nacht. Ich war eben auf dem kleinen Hügel am Hause und sah nach dem Aetna hin. Dort gab es schreckliche Feuerzeichen, und zugleich zog eine qualmige fette Frühlingsluft durch die Nacht, der Wind schlich als ob er sich fürchte und unter seiner Last zittere. Hier am Hause war’s als ob der Wind die Bürde abwürfe und mit Stöhnen entflöhe. Ch<armides>. Nun Leonidas, ich bin jünger als du und kein Geisterseher. Mich läßt’s auch nicht schlafen, und im Grunde, glaub ich, schläft niemand im ganzen Hause. Aber uns andere — Gott verzeih mir dies „uns“ — quält schon der Tag und die Sehnsucht nach seinen Freuden, die schöner sind als der bunteste Traum: und du weißt, was auch wir Sklaven heute von unsern milden Gebieterinnen zu erwarten haben. Ich zweifle nicht, daß sie uns heute freilassen werden; und wir dürfen wie jeder Freigeborne die Tragödie anschauen und das Nachtfest mitfeiern. L<eonidas>. Ach, dieser Freudentag ist für uns Greise nur ein Krampf, mit dem wir unsern Schmerz bezwingen. Ich bin als Knabe mit aus dem göttlichen Corinth übergesiedelt: und mitunter träume ich noch, ich sei jener Knabe und sähe uns zu Schiffe steigen und unter heißesten Thränen die Stadt segnen und unser Loos verwünschen. Du kannst nicht vergleichen: ich sage dir, obwohl ein Sklave, weiß ich doch, daß hier alles barbarisirt — wenn ich unsre Gebieterinnen ausnehme, die für mich Inbegriff alles Hellenischen sind. Die Anderen tappen umher und lästern ihre Abstammung; ja wir selbst gehen in der Irre, und nur an diesem Tage pflegt unser Sehnen nach dem Verlornen stark genug zu sein, um in ihm wieder einmal Griechen sein zu können. Ch<armides>. Halt! Halt! Was schleicht dort! Es sind ihrer zwei. Und wie ist der Eine vermummt! Hinein in’s Haus.

Pausanias, neben ihm sein Sklave, mit Blumen und Kränzen überdeckt. Heda! Sind die beiden Maulwürfe schon wieder ins Loch. Blindes Volk! Mich nicht zu erkennen! Dies ist doch mein Schritt, dies meine Figur. Der Blumenberg hat sie erschreckt. Heda! (Pocht leise an's Thor.)

[«]

9[5]

[...] Nun aber beginnt die Oper, nach den deutlichsten Dokumenten, mit den Forderungen des Zuhörers, das Wort zu verstehen. Als in dem letzten Drittel des 16ten Jahrhunderts jene Bewegung in Italien begann, aus der die Oper entstanden ist, war man in der guten Gesellschaft in Florenz, besonders im Hause des Grafen Bardi da Vernio, am Schlusse regelmäßiger und lebendiger Erörterung über eine mögliche Wiedergeburt der Tonkunst darüber einig geworden, daß „die neuere Musik im Ausdruck der Worte sehr mangelhaft sei und daß um diesem Mangel abzuhelfen irgend eine Art von Kantilene oder Gesangsweise versucht werden müsse, bei welcher die Textworte nicht unverständlich gemacht noch der Vers zerstört werde." Der Graf Bardi sagt z.B. in einem Brief an Caccini, um wie viel die Seele edler sei als der Körper, um so viel seien auch die Worte edler als der Contrapunkt. „Würde es nicht lächerlich erscheinen, wenn Ihr auf öffentlichem Platze den Diener in Begleitung seines Herrn und diesem Befehle geben sähet, oder ein Kind, welches seinen Vater oder Lehrer ermahnen wollte?" (Doni, Tom. II, p. 233 f.) In der gleichen laienhaft unmusikalischen Voraussetzung wurde das Problem einer Verbindung von Musik und Dichtung im Hause des Jacopo Corsi behandelt, in dem es nun auch, durch hier patronisirte Dichter und Sänger, zu Experimenten im Sinne jener Voraussetzung kommt. In der selbstgefälligen Litteratur dieser Anfänge der Oper wird fortwährend wiederholt, daß durch den Gesang die Rede nachgeahmt werden solle: denn dies ist die nächste Consequenz jener Forderung, daß man den Sänger genau verstehen müsse. Man höre das Lob eines dieser ersten Experimentatoren, des Sängers Jacopo Peri (in dem Vorworte eines Berichtes über die Aufführung der Dafne Rinuccinis zu Mantua 1608): „Ich werde nicht müde werden, jene kunstvolle Art singend zu recitiren, zu preisen." (Zur Tonkunst, E. O. Lindner, p. 24.) Um auch eine Vorstellung von den Dekorationskünsten dieser ersten Opern zu geben, wähle ich noch eine Stelle des Nic. Erythraeus (p. 21 ebendort): „— — —

Ist es glaublich, daß diese gänzlich veräußerlichte, der Andacht unfähige Musik der Oper von einer Zeit mit schwärmerischer Gunst gleichsam als die Wiedergeburt aller wahren Musik empfangen und gehegt werden konnte, aus der sich soeben die unaussprechbar heilige und im Grunde einzig klassische Musik Josquins und Palestrinas erhoben hatte? Und wer möchte andernseits nur die zerstreuungssüchtige Üppigkeit jener Florentin<er> Kreise und die Eitelkeit der dramatischen Sänger für die ungestüm sich verbreitende Lust an der Oper verantwortlich machen? Daß in derselben Zeit, ja in demselben Wollen neben dem Gewölbebau palestrinischer Harmonien, an dem das gesammte christliche Mittelalter gebaut hatte, jene Leidenschaft für eine halb musikalische Sprechart erwachte, vermag ich mir nur an dem sofort darzulegenden Wesen des Recitativs zu erklären. […]

[«]

9[6]

Wundervolle Thatsache, das Sichgleichbleiben des weiblichen Geschlechts, das nicht berührt wird vom Kulturfortschritte.

Mangel der Redefreiheit schon bei Homer. Die patriarchalische Würde concentrirt sich um das Weib, zu jeder Zeit, nicht um den Mann. Im Hause gehorcht der Mann dem Weibe.

[«]

9[7]

Der Zuschauer der aeschyleischen Tragödie unbewußt anschauend, als ganzer Mensch, nicht als aesthetischer Mensch.

Wie soll nun der Held sprechen? Der doch Vision ist? Bei Aeschylus schweigt er: dann redet er colossale Worte.

Der tragische Improvisator im Gegensatz zum epischen. Er muß dem Chor gegenüber noch der Held sein und doch entbehrt er des Idealism der Musik: daher gebraucht er das gedankenschwerste Wort: nur mit dem Idealism des Gedankens (d.h. als erhabener Mensch) übertrifft er den Chor. Der kühne Gedanke zwingt sich die Sprache. (Nicht umgekehrt.)

Gegenstrebungen: das Charakteristische

[«]

9[8]

Nachträge.

Die alten Lyriker Pindar und Simonides ohne persönliche Anregung, ohne Pathologie Lyriker.

Hanslick: findet den Inhalt nicht und meint es gebe nur Form.

O. Jahn: um den Geist des aesthetischen Aufkläricht s zu interpretiren und zugleich jene halbe Auffassung der griechischen Welt. Er, der zwischen dem Mendelssohnschen Elias und dem Lohengrin sich vergreifen konnte!

[«]

9[9]

Nur vom Standpunkt des Chors aus erklärt sich die Skene und deren Aktion. Nur insofern der Chor nur die Repräsentation der schwärmenden dionysischen Masse ist, nur insofern jeder Zuschauer mit dem Chore sich identificirt, giebt es eine Zuschauerwelt in dem griechischen Theater. Das Schlegel'sche Wort vom „idealischen Zuschauer“ muß sich uns hier in einem tiefern Sinne erschließen. Der Chor ist der idealisirte Zuschauer, in sofern er der alleinige Schauer ist, der Schauer der Visionswelt der Skene. Er ist der eigentliche Erzeuger jener Welt: nichts ist irrthümlicher als unsren Maßstab vom aesthetisirend-kritischen Publikum an das griechische Theater anzulegen. Die dionysische Volksmasse als der ewige Geburtsschooß der dionysischen Erscheinung, — und hier das ewig Unfruchtbare; das ist der Gegensatz. Schiller hat völlig Recht, wenn er den Chor als den wichtigsten poetischen Faktor der Tragödie behandelt: und Aristoteles mit seiner euripideischflachen Verwendung des Chors darf uns nicht irre machen.

In einem entgegengesetzten Sinne ist der moderne Zuschauer der Erzeuger der Oper: der kunstohnmächtige Mensch erzwingt sich eine Art von Kunst, gerade dadurch daß er der unkünstlerische Mensch ist. Weil er dies fühlt, zaubert er vor sich hin seine Vorstellung vom künstlerischen Menschen, weil er keine Vision zu schauen vermag, zwingt er den Maschinisten und Dekorationskünstler in seinen

Dienst, weil er die dionysische Tiefe der Musik nicht begreift, erniedrigt er sich den Musikgenuß zur Wollust der Gesangskünste und zur verstandesmäßigen Rhetorik der Leidenschaft. Das Recitativ und die Arie ist seine Schöpfung. Man suche diese Consequenzen nicht abzuschwächen: auch in der höchsten Leistung der Oper bleibt der moderne Mensch auf diesem Standpunkt des Fordernden und Producirenden. Unsre höchsten Künstler vermögen nichts als diese Urthatsache der modernen Kunst in immer neuen Formen zu zeigen: und bei Wagner wird eine Art von Metaphysik aus dieser unendlichen Erhöhung jener Thatsache.

Die Oper ist in diesem Sinne die einzige volle Form des modernen Menschen: was Wunder, daß er alle seine Schwächen und Tugenden auf sie entladen hat! Sie ist die einzige, ihn wahrhaft ergreifende Form. Alles, was er sich von künstlerischer Bildung aneignet, überträgt er wieder auf die Oper und macht sie zu einem aufsaugenden Organ seiner künstlerischen Erfahrungen.

Bei Wagner wird die Oper gerade zu einer Versinnlichung der künstlerischen Welt, gegenüber der realen, unkünstlerischen.

[«]

9[10]

Völlige Verkehrung des Verhältnisses zwischen Dionysisch und Apollinisch. Das Apollinische ist das uns schwer verständliche. Wir müssen das Bild uns interpretiren, zum Mythus. Ursprünglich, d.h. in den Anfängen der Oper, kennt man ebensowenig das Dionysische. Zuerst sind beide Elemente gar nicht vorhanden. Die germanische Begabung, die zuerst in Luther, dann wieder in der deutschen Musik ans Licht kam, hat uns wieder mit dem Dionysischen vertraut gemacht: es ist das bei weitem Übermächtige, auch die Weisheit des Dionysischen ist uns die vertrautere Form. Wir sind ganz unfähig, zum Naiven zu kommen und mit Hülfe des Apollinischen. Wohl aber können wir die Welt uns rein dionysisch auslegen und die Erscheinungswelt uns durch Musik deuten. Wir bekommen so wenigstens wieder die künstlerische Weltbetrachtung, den Mythus. Dabei bemerken wir, wie die Oper, als die Form des romanischen unkünstlerischen Menschen, durch die germanische Tendenz unendlich vertieft und zur Kunst emporgehoben wird.

Schiller's Lied an die Freude bekommt insofern erst seinen tiefen, wahrhaft künstlerischen Hintergrund. Wir sehen, wie der Dichter sich seine germanisch tiefe dionysische Regung in Bildern zu deuten versucht: wie er aber, als moderner Mensch, nur schwerfällig zu stammeln weiß. Wenn jetzt Beethoven uns den eigentlich Schillerschen Untergrund darstellt, so haben wir das unendlich-Höhere und Vollkommene.

Ähnlich ist das Verhältniß zwischen Wagners Text und Musik. — Daß der Text noch bestimmend wirkt auf die Musik, ist nur eine Nachwirkung der Operntendenz: das eigentlich Germanische ist der Parallelismus von Musik und Drama, ja ich wage zu behaupten, daß Musik und Mimus uns noch einmal wahrhaft befriedigen werden. Der Sänger der Bühne bringt eine schwierige Complikation hervor. In der Theorie scheint Wagner völlig darauf hinauszukommen. Er legt allen Werth auf das An-sich-verständliche der Handlung, des Mimus. Der unverständliche Text ist eine große Schwierigkeit: die Forderung eines dramatischen Sängers an sich eine Unnatur: ich verlege den Sänger in's Orchester und reinige damit die Skene.

Wagner hat unglaubliche Mühe mit dem Sänger gehabt: um ihm eine natürliche Position zu geben, ist er auf die Sprachmelodie und auf den Urvers zurückgegangen. Hier hat er die Operntendenz mit titanischer Kraft zu verrücken gesucht, ja fast die Musik umgeworfen: von diesem entsetzlichen Punkte aus. Das Drama, das das Wort braucht: das Orchester als Nachahmung der menschlichen Stimme. Ich denke, wir müssen den Sänger überhaupt streichen. Denn der dramatische Sänger ist ein Unding. Oder wir müssen ihn in's Orchester nehmen. Aber er darf die Musik nicht mehr alteriren, sondern muß als Chor wirken d.h. als voller Menschenstimmenklang mit dem Orchester zusammen. Die Restitution des Chors: daneben die Bildwelt, der Mimus. Die Alten haben das rechte Verhältniß: nur durch eine übermäßige Bevorzugung des Apollinischen ist die Tragödie zu Grunde gegangen: wir müssen auf die voraeschyleische Stufe zurückgehen.

Aber die mangelhafte Befähigung zum Mimus! Der Mimus ist fast nur erträglich bis jetzt dadurch, daß der Sänger Mimus ist d.h. dadurch, daß wir auf ihn hören und ihn verstehn wollen.

Die Unnatürlichkeit, daß der Sänger im Orchester singt, und der Mimus auf der Bühne vor sich geht, ist der Kunst durchaus nicht zuwider. Der widerwärtige Anblick des Sängers! Aber auch so entgehn wir nicht der dramatischen Musik! Der Sänger muß weg! Das beste Mittel ist doch der Chor!

[«]

9[11]

Wagner’s Consequenzen: die Beseitigung des Chors!

Eine solche Auffassung wie die meine, ist fast aus Wagner’s Tristan zu entnehmen.

Wir müssen erst wieder den Mimus haben, um zum Drama zu kommen.

Der Sänger ist nicht zu entbehren, weil er den seelenvollsten Ton hat. Das Orchester reicht nicht aus. Wir brauchen also den Chor:

der Chor, der eine Vision hat und begeistert beschreibt was er schaut!

Die Schillersche Vorstellung unendlich vertieft!

[«]

9[12]

Auch die griechische Tragödie als Wortdrama ist eine Entlastung von den dionysischen Gewalten des Mythus: der Mimus an sich als Weltbild wirkt mythisch. Nicht mehr das Wortdrama. Das Bild rettet vor dem Verschlungensein in orgiastischen Stimmungen, vgl. den Tristan. Der Gedanke (und das Wort) als Heilmittel gegen den Mythus.

Gegen die beruhigende Gewalt des Gedankens (vgl. die Dialektik im Oedipus rex) stellt Euripides die aufregende Gewalt des Gedankens: er appellirt an die Dialektik der Leidenschaft, der Aufklärung: er will die Gewalt des Dithyramb durch das Wort erreichen.

[«]

9[13]

Die Symbolik der Sprache ein Überrest der apollinischen Objektivation des Dionysischen.

[«]

9[14]

Der Mensch gemeinhin ist nur eine matte Copie des dionysisch-apollinischen Menschen im Chore.

„Mimik“ und „Charakteristik“, Tendenz des Euripideischen Drama’s, während das ächte Drama nicht Nachahmung, sondern Original ist, das das Leben nur matt und blaß erreicht.

[«]

9[15]

Das satte und das sehnsüchtige Lächeln.

[«]

9[16]

Entwurf.

I.

Der dionysische Chor ohne Zuhörer.
Der Zuhörer der Oper.
Der Chor der idealisirte Zuhörer, d.h. der Zuhörer die Copie des Choreuten.
Schiller über den Chor.
Der tragische Chor als modernes Kunstgebilde.

II.

Verschiedene Entwicklung der Tragödie und des Dithyrambus.
Der Mimus als Abbild des Mythus.
Die Bedeutung des Wortdramas.
Der Schauspieler, zugleich Rhapsode.
Das Charakteristische.
Sophokles’ Entwicklung. Seine neue Chorstellung aus seinem Charakteristischen abzuleiten.

Die Tetralogie des Aeschylus zu erklären.
Die drei Schauspieler. Dionysus, sein Freund.

III.

Der Dichter als Schauspieler, Musiker, Tänzer usw.
Das Unpathologische ihres Schaffens. Ibykus. Pindar.
Ihre Stoffe: idealisirte Geschichte.
Die Einheit gegenüber dem Epos.
Ihre Sprache. Die Dialektverwendung.
Ihre Philosophie.

[«]

9[17]

Voraussetzung.

Schilderung der Schwierigkeiten der Betrachtung.
Die Aufeinanderfolge von Musik und Dialog.
  Der Chor der Satyrn.
  Die Entstehung des Tragischen aus dem Satyrchor.
  (Die Weihe des Natürlichen, Geschlechtlichen: der Satyr als Urmensch.)
  Die drei Schauspieler.
  Die geringe Handlung.
  Die Tetralogie.
  Das Satyrdrama.

[«]

9[18]

Die Verwendung des Chors: Hauptperson in den Hiketiden.
Der anstürmende Chor auf die schweigenden Helden.

[«]

9[19]

Der Satyr und der idyllische Schäfer: charakteristisch für die Zeiten!

[«]

9[20]

Die Statue des Gottes ist als Ziel der Prozession, als lebendige Erscheinung gedacht.

[«]

9[21]

Die mimische Kraft, beim Darstellen eines Gottes, ist zuerst wenig entwickelt. Zuerst handelt es sich nur um ein lebendes Bild: das Bild des geschmückten Rhapsoden.

[«]

9[22]

Einleitung: Wagner und Schopenhauer.
Schlußcapitel. Gegen die Philologen als Lehrer.

[«]

9[23]

Wagner vollendet, was Schiller und Goethe begonnen haben. Auf dem eigentlich deutschen Gebiet.

[«]

9[24]

Ein Bild der griechischen Zustände, aus denen sich die dionysischen Dinge erheben.

Die Musik und die Tragödie, wie die Philosophie des Empedokles, Zeichen derselben Kraft.

Schopenhauer und die deutsche Musik.

Schilderung des Zukunftsmenschen, excentrisch, energisch, warm, unermüdlich, künstlerisch, Bücherfeind.

[«]

9[25]

Das Dionysische hat bei den Griechen alle epischen Stoffe mit neuer Symbolik umgeben. Die tragische Weltanschauung rektifizirte den alten Mythus.

[«]

9[26]

Zur Vorrede. Die Musik ist uns zu eigen, unsre Dichtung hat einen gelehrten Anstrich. Darin experimentiren wir. Der Charakter unsrer Musik und unsrer Philosophie stimmen zu einander: beide leugnen die Welt der Annehmlichkeit, die ursprüngliche Güte. Die französische Revolution ist aus dem Glauben an die Güte der Natur entstanden: sie ist die Consequenz der Renaissance. Wir müssen uns belehren lassen. Eine mißleitete und optimistische Weltbetrachtung entfesselt endlich alle Greuel. Der einzige Trost sind die Griechen für die Betrachtung, weil hier die Natur auch in ihren herben Zügen naiv ist.

[«]

9[27]

Die Geburt der Tragoedie.

1. Eintritt der tragischen Periode der Gegenwart.
2. Die gleiche Periode der Griechen.
3. Dionysisch und apollinisch.

4. Die Tragödie.
5. Tod der Tragödie.
6. Der Lehrer und der jetzige Philologe.

[«]

9[28]

Der Gedanke des tragischen Helden muß vollständig mit einbegriffen sein in die tragische Illusion: er darf nicht etwa uns das Tragische erklären wollen. Der Hamlet ist Muster: er spricht immer das Falsche aus, sucht immer falsche Gründe — die tragische Erkenntniß tritt ihm nicht in die Reflexion. Er hat die tragische Welt geschaut, — aber er spricht nicht davon, sondern nur von seinen Schwächen, an denen er den Eindruck jenes Blicks entladet.

Das Denken und Reflektiren des Helden ist nicht apollinische Einsicht in sein wahres Wesen, sondern ein illusionäres Stammeln: der Held irrt. Die Dialektik irrt. Die Sprache des dramatischen Helden ist ein fortwährendes Irren, ein Sichtäuschen.

[«]

9[29]

Zur Einleitung.

Der Eindruck, den Musik auf Bild und Wort macht.
Schilderung Schopenhauers.
Beschreibung Wagner’s.
Zwei Welten.

Übergang des Geistes der Musik in die Dichtung d.h. Tragödie, tragisch.

Der Prozeß der Entwicklung der Tragödie zeigt ein allmähliches Entschwinden dieses Geistes — das Aufeinander: welcher Effekt?

Umgekehrt in der Oper.

Griechische Tragödie: Aufeinander der Musik, diese Musikerregung empfängt nachher die Scene: dies die Stelle der späteren Tragödie und des Chors.

Bestimmt vielleicht der Chor den nachfolgenden Episodiencharakter?

[«]

9[30]

Den dionysischen Umschwung Wagner's zu beschreiben:

1) die Auflösung der Kultur
2) der Mythus
3) die Metaphysik
4) die Stellung zu unsern Kulturperioden: wir streben zur Gesundheit zurück
5) die griechische Tragödie griff zum vorhandenen Urbild des künstlerischen Menschen, zum Rhapsoden: wir müssen ungeheuer zurückgreifen zum deutschen Menschen.

[«]

9[31]

Es wird recapitulirt.

Zwei Kunstwelten:

was entsteht, wenn beide neben einander vor uns hintreten?

Schilderung Schopenhauers. Wagner: weiter zu gehen! aus der dionysischen Welt strebt das Bild an's Licht.

Verwandlung in den Mythus.

Die tragische Tendenz als Wirkung vom Geist der Musik.

Beispiel der Entwicklung der Lyrik zur Tragödie: ein Ringen des Geistes der Musik nach typischer Offenbarung. Allmähliches Entschwinden des Dionysischen und Consequenzen.

Umgekehrt in der modernen Welt: Rückkehr des germanischen Geistes zu sich selbst. Überhandnehmen des dionysischen Geistes, der nach einer Offenbarung sucht. Gleichzeitig die ernsthafteste Philosophie: Kant und das deutsche Heer.

Wirkungen Wagner's. Geburt der Tragödie aus Musik.

[«]

9[32]

Allmählich entschwindet die tragische Metaphysik aus der Tragödie. Die Reflexion der Dichter ist überhaupt oberflächlicher als das Wesen der Tragödie selbst. Gerechtigkeitsbegriff des Aeschylus, die Sophrosyne (unvollkommen erreichter Buddhismus) des Sophokles.

Euripides eine unmusikalische Natur: höchste Lust an der leidenschaftlichen Deklamation, an der Sophistik des Verbrechers, an dem Untergange ohne metaphysische Weihe.

[«]

9[33]

Die Grenzen der antiken Tragödie liegen in den Grenzen der antiken Musik: nur hierin hat die moderne Welt einen unendlichen Fortschritt auf dem Gebiet des Künstlerischen aufzuweisen: und auch dies nur durch ein allmähliches Erstarren der apollinischen Begabung.

[«]

9[34]

Für die Einleitung.

Die aesthetische Bildung mehr begleitet als geleitet bei Schiller und Goethe: — allgemein umgekehrt! Die aesthetische Bildung leitet unsre Produktion: wir sind gelehrte Künstler. Tasten nach Mustern. Es giebt keinen lehrreicheren Moment als Wagner's Erscheinen.

Die künstlerischen Phänomene sind in unserer Zeit ganz verhüllt und gelehrt erkannt. Für mich der Werth Wagner's.

Die Griechen helfen uns mehr als unsre Aesthetiker in ihrer Hauptunterscheidung des Dionysischen und Apollinischen.

Ganz ohne Kunstprincipien das Verhältniß der beiden Kunstprincipien. Dieser Erkenntnißmangel macht die Besprechung Wagner's jetzt so schwierig: wozu kommt, daß die gesammte liberale Welt sich gegen den Geist der Musik wehrt und seine philosophische Verdeutlichung. Die Musik hebt die Civilisation auf, wie das Sonnenlicht das Lampenlicht.

Ebendeshalb ist auch die griechische Welt noch eine völlig unerkannte. Mein Weg, einen Zugang vom Geist der Musik und einer ernsthaften Philosophie aus zu finden.

Ich erkenne die einzige Lebensform in der griechischen: und betrachte Wagner als den erhabensten Schritt zu deren Wiedergeburt im deutschen Wesen.

[«]

9[35]

Der Einfluß der Gelehrten (Byzantiner, Mönche, Akademie) auf das Drama.

Calderon (oder Lope) Vollender der romanischen Urform, der Atellane. Man vergleiche Mozart. Die Charaktermasken der Atellane.

[«]

9[36]

Inhaltsangabe von „Musik und Tragoedie“.
Einleitung.

An Wagner ist unsre Aesthetik zu Schanden geworden. Es fehlt ihr der Einblick in die Urphänomene. Sie verräth, daß ihr künstliche nachgemachte Vorbilder vorliegen. Für mich erläutert das leibhaft geschaute Phänomen Wagner’s zuerst negativ, daß wir die griechische Welt bis jetzt nicht verstanden haben, und umgekehrt finden wir dort die einzigen Analogien zu unserm Wagnerphänomen.

Hauptunterscheidung der dionysischen und der apollinischen Kunst: jede mit verschiedener Metaphysik.

Hauptfrage: welches ist das Verhältniß beider Kunsttriebe zu einander?

Dies erklärt die Geburt der Tragödie; hier nimmt die apollinische Welt die dionysische Metaphysik in sich auf.

Ungeheure Zeitperiode: wir erkennen in dieser Kunstform die Möglichkeit, trotz der Erkenntniß zu leben. Die Form des tragischen Menschen.

Für die Deutschen ist es eine Art „Wiederbringung aller Dinge“. Mächtiger Kampf der Civilisation gegen den Geist der Musik.

Die griechische Welt als die einzige und tiefste Lebensmöglichkeit. Wir erleben das Phänomen wieder, das uns entweder nach Indien oder nach Griechenland treibt. Dies das Verhältniß von Schopenhauer und Wagner.

Um diese Erkenntniß von der Musik zu bekommen, mußte sie durch Bach Beethoven Wagner sich gleichsam wiederfinden und aus dem Dienste der Civilisation erlösen. Sei die griechische Musik welche sie wolle, die Katharsisschilderung des Aristoteles erlaubt uns den Analogieschluß, daß sie für die Griechen dieselbe Wirkung hatte wie für uns, d.h. daß sie also nicht herabgesunken war zur gefälligen Kunst.

Nur wird die Musik eine unendliche Steigerung sein müssen, weil sie eine viel ausgebreitetere Welt der Erkenntniß zu überwinden hat. Das Wissen und die Musik läßt uns eine deutsche Wiedergeburt der hellenischen Welt ahnen: — der wir uns widmen wollen.

[«]

9[37]

Mittel wie die Schrift zu lesen: solche welche durch die Musik mit brünstiger Phantasie in das neue Verständniß hineingeleitet worden sind. Für Philologen: der allergrößte Theil ist im strengsten Sinn beweisbar: freilich nur für solche, welche die Grundsätze Schopenhauer's billigen. Für Künstler: — — —

Für Philologen: der alte triviale Standpunkt ist unmöglich.

[«]

9[38]

I.

Das Dionysische und das Apollinische.
Der Traum und das Apollinische.
Die Lust an der Täuschung des Traumes.
Das principium individuationis und Apollo.
Der Rausch und Apollo.
Die träumenden Griechen und die dionysischen Griechen.

Die apollinische Kultur — überwand die Erkenntniß.
Das „Naive“.
Wiedergeburt der Erkenntniß durch das Dionysische?
Vereinigung in der Tragödie.
Der Lyriker: das Problem. Subjektiv?
Das gleichnißartige Traumbild.
Schopenhauer über Lyrik.
Das Volkslied — strophisch.
Die Nachahmung der Musik durch die Sprache.
Die Musik erscheint in der Lyrik als Wille, ohne es zu sein.

7. Der Chor als Ursprung der Tragödie.
Die geläufigen Erklärungen.
Schiller über den Chor.
Hamlet und der dionysische Mensch.
Erhaben und Komisch.

8. Der Satyr und der Schäfer.
Der Zuschauer.
Der Chor als Seher der Vision.
Der tragische Held — Dionysus.
Der Mythus. Die eigenthümliche Unendlichkeit des tragischen Mythus — als Beispiel einer in Musik deutlichen Weltregel. Die Mysterien als Fortbildung der Tragödie.
Tod der Tragödie, zugleich mit Weiterleben als Mysterium.
Der Genius der Wissenschaft tödtet sie.
Aber selbst Sokrates ist im Zweifel.
Euripides ein Sokratistès.
Unter welchen Bedingungen denken wir uns die Wiedergeburt der Tragödie?

[«]

9[39]

Das muß eine andere Auffassung des Hellenenthums sein.
Anruf: „Sokrates, treibe Musik“ als Motto.

[«]

9[40]

Wagner: Verhältniß von Text zu Musik. Große Symphonie.
Die Tristan-Empfindung. Unerträglich — wenn ohne Kunst.
Die mythische Empfindung. Ganz andre weihevolle Empfindung zu constatiren.
Die Rückkehr zur Sage — im Gegensatz zur idyllischen Schäferei.
„Die kraftvolle dramatische Skizze.“
Die Wagnerischen Helden aus Musik geboren.
Die „tragische Idylle“.
Die Bayreuther Aufführung?
Zur Belehrung für Philologen: Einheit von Dichter und Musiker.
Die Erziehung durch Musik bei den Griechen.

[«]

9[41]

Zum Schlusse.

Das Verschwinden des Dionysischen in der Tragödie: Ende des Mythus, Verwendung der Musik als Aufregungsmittel, die Leidenschaft, die veränderte Metaphysik, deus ex machina an Stelle des metaphysischen Trostes.

Umgekehrter Prozeß in der Entwicklung der Oper. Die heroische Oper in ihrem Übergange in die Tragödie.

Kurze Kritik der Oper in ihrem Ursprung, 2) in ihrem Wesen, nach dem Standpunkt des Apollinischen und Dionysischen.

Wagner’s aesthetische Lösung des Opernproblems.

Wiederherstellung des Mythus.

Die tragische Weltanschauung.

Eine deutsche Wiedergeburt.

Zum Schluß an „die Nibelungen“ zu erinnern.

[«]

9[42]

Wem nun die ganze, bisher in dieser Abhandlung dargelegte Kunstlehre in Fleisch und Blut übergegangen ist: wozu vor allem gehört, daß ihre Grundlage, die Thatsache des Dionysischen und Apollinischen, bereits in ihm, in der Form unbewußter Anschauungen, vorhanden war — wer über die ewige Gültigkeit jener beiden Kunsttriebe und ihrer nothwendigen Verhältnisse mit uns instinktiv d.h. durch die weiseste Lehrerin Natur belehrt und überzeugt worden ist, der darf sich jetzt freien Blicks den analogen Erscheinungen der Gegenwart gegenüberstellen, als ein Beschaulicher, der nichts für sich, aber für die ganze Welt die Wahrheit will. Er hat seinen Blick bereits an einer Reihe historischer Vergangenheiten erprobt und gekräftigt und muß nun verlangen, auch angesichts der Wirklichkeit zu Worte kommen zu dürfen. Die Geschichte nämlich belehrt nie direkt, sie beweist nur durch Beispiele: und auch die um uns vorhandene Wirklichkeit kann uns zu keiner tieferen Erkenntniß verhelfen, sondern letztere nur bestätigen und exemplificiren. Gerade unserer Zeit, mit ihrer sich „objektiv“, ja voraussetzungslos gebärdenden Geschichtsschreibung, möchte ich zurufen, daß diese „Objektivität“ nur erträumt ist, daß vielmehr auch jene Geschichtsschreibung — soweit sie nicht trockene Urkundensammlung ist — nichts als eine Beispielsammlung für allgemeine philosophische Sätze zu bedeuten hat, von deren Werth es abhängt, ob die Beispielsammlung dauernde oder höchst zeitweilige Geltung verdient. Sollte das Letztere sich ergeben, so lag es gewiß an der modischen Flachheit und gewähnten „Selbstverständlichkeit“ der philosophischen Anschauungen, mit denen so ein „objektiver“ Historiker Menschen und Geschicke sich zu illustriren genöthigt ist. Nur der ernste und selbstgenugsame, allen eiteln Begehrungen enthobene Denker sieht etwas in der Geschichte, was der Rede werth ist: nur für die begierdelosen Augen des Philosophen spiegelt die Geschichte ewige Gesetze wieder, während der mitten im Strome des egoistischen Willens stehende Mensch, wenn er Gründe hat die Maske der Objektivität vorzunehmen, sich bescheiden muß, die Nomenklatur der Ereignisse, gleichsam ihre äußerste Rinde mit beleidigender Gründlichkeit zu benagen: wohingegen er sofort mit jedem erweiterten Urtheile, das er macht, seinen philosophisch rohen, tieferer Weltbetrachtung unzugänglichen und deshalb gleichgültigen Allerweltsverstand bloßstellt. Von dieser historischen „Methode“ und ihren Verfechtern gänzlich absehend, stellen wir uns mit unsern aesthetischen Erkenntnissen mitten in die aesthetische Gegenwart, um uns diese an jenen zu erklären: wozu es alsbald nöthig ist, einige Erscheinungen dieser Gegenwart herauszuheben und als erklärenswerth zu erweisen.

Denken wir einmal an das Schicksal der bekanntesten Shakespeareschen Dramen in unsern Theatern. Ich habe immer bei den besser Gebildeten unter den Zuschauern, diesen Dramen gegenüber, eine eigne Perplexität wahrgenommen. Diese alle waren sich bewußt, aus ihrem vertraulichen tiefen Umgange mit dem Dichter ein innerlich erwärmendes Einverständniß mit jedem Wort und jedem Bilde dieser Dramen sich erworben zu haben, so daß ihnen das immer erneute Lesen derselben wie ein Wandeln unter den Geistergestalten geliebter Todten, als ein fortgesetzter Austausch sicherster und tiefster Erinnerungen gelten durfte. Und doch fühlten sie, daß dieser Verkehr, mit dem „Buch“ in der Hand, nur ein künstlich, ja unnatürlich vermittelter Verkehr mit Schatten sei, der vor der dramatischen Wirklichkeit der Bühne beschämt erbleichen müsse. Dies Gefühl — wunderbarer Weise — betrog sich mit dieser Hoffnung vielmehr entstand, Angesichts der Bühne mit Shakespeareschen Gestalten, jene Perplexität, über die ein aufregender Schauspieler vielleicht auf Momente zu täuschen vermochte, die aber in der Erinnerung als Widerwille gegen die bühnengemäße Verwirklichung Shakespeare’s haften blieb. Man fühlt etwas wie eine Entweihung und bemüht sich, diesen Eindruck aus den Mängeln der Darstellung, dem Nichtverständniß Shakespeare’s von Seiten der Schauspieler usw. abzuleiten. Es gelingt nicht: denn noch im Munde des innerlich überzeugendsten Schauspielers klingt uns ein tiefsinniger Gedanke, ein Gleichniß, ja im Grunde jedes Wort wie abgeschwächt, verkümmert, entheiligt; wir glauben nicht an diese Sprache, wir glauben nicht an diese Menschen und was uns sonst als tiefste Weltoffenbarung berührte, ist uns jetzt ein widerwilliges Maskenspiel. Und so kehren wir wieder zum Buche zurück und gestehen uns, daß uns die unnatürliche Vermittelung des gedruckten Wortes natürlicher dünkt als die Vermittelung des gesprochenen Wortes in der sinnlich erscheinenden Handlung. Versuchen wir aber nun selbst einmal, das was wir in schweigsamer Ergriffenheit gelesen haben, uns laut mit mimischer Differenzirung der Stimme vorzulesen, so werden wir wiederum darüber perplex, daß uns die eigne Vortragsweise im Gegensatz zu jener Ergriffenheit gänzlich unadäquat, ja unwürdig erscheint, so daß wir uns jetzt in ein allgemeines pathetisch monotones Recitiren flüchten, wodurch wir wenigstens unserer Erhebung genug gethan zu haben fühlen. Dieser pathetisch monotone Klang der Stimme ist es nun, aus dem die gesammte Redeweise der Schillerschen Gestalten, ja eine große Anzahl dieser Gestalten selbst geboren ist: womit uns die Bürgschaft gegeben ist, daß unsre einmal nicht zu unterdrückende aesthetische Empfindung von allen Vortragsweisen das monotone Pathos am höchsten schätzt und als den normalen Ausdruck der recitirten Poesie betrachtet. Was ist nun dieses in der Natur gar nicht vorgebildete und recht eigentlich unnatürliche Pathos? Es ist der Ausdruck eines moralischen Zustandes: der Gegensatz der aesthetischen Welt zu unsrer eignen Wirklichkeit kommt uns zu allernächst und am stärksten als moralische Empfindung zu Gemüthe, als Empfindung der aesthetischen Unnatur unsrer Welt im Vergleich mit der Natur der künstlerischen Welt, ja als Empfindung unseres unaesthetischen durchaus moralischen Wesens. Das aesthetische Genießen äußert sich in uns zuerst als moralische Erhebungen: womit gesagt ist, daß wir nur erst von unserer moralischen Erhebung aus die Kunst verstehen, so daß die moralische Forderung bei uns über die Form des Kunstgenusses entscheidet und z.B. uns vom Besuch der Shakespeareschen Aufführungen abhält, weil wir für uns selbst jenen moralischen Urgenuß uns viel reiner und stärker erzeugen können.

Damit ist für unsere gegenwärtige Kunst der merkwürdige Satz ausgesprochen, daß das Kunstpublikum vor allem ein moralisches Wesen ist und daß die Künstler bereit sein müssen, vor ein Forum sich ziehen zu lassen, das im Grunde nichts mit der Kunst zu thun hat. Dieses Publikum kann dabei ein recht unmoralisches Wesen sein, gerade weil es gar nicht im Stande ist, etwas Künstlerisches anders als mit ihren Willens-, Strebens- und Pflichtregungen zu erfassen. Ja man kann schon a priori behaupten, daß die wirklich gefeierten Künstler ihre Verehrung von jenen Fundamenten aus sich erwerben und selbst gerade als moralische Wesen und ihre Kunstwerke als moralische Weltspiegelungen genossen werden.

Der deutlichste Ausdruck für diese Thatsache ist die Stellung der Gegenwart zu Richard Wagner. Die Begeisterung, die seine musikalischen Dramen finden, erklärt sich aus denselben moralischen Erregungen: und sie begeistern gerade aus den Gründen, aus denen der dargestellte Shakespeare mißfällt. Jene Aufführungen erregen nämlich das moralische Pathos unendlich stärker als die bloß vorgestellten aus Klavierauszügen imaginirten Dramen. So erweisen sie sich als die vollkommensten Übereinstimmungen des Publikums mit dem Kunstwerk in der Gegenwart: welchen Gründen nun nachzuspüren ist. — Die Gegner dieser Wirkungen, soweit sie nicht lügen, stehen eben außerhalb jener Instinkte, um deren Erklärung es sich handelt. —

[«]

9[43]

Philologische Abhandlungen von Friedrich Nietzsche. — Erster Band.

Einleitung. Klassische Bildung und der Philolog der Zukunft.

1. Zur homerischen Frage.
2. Der Wettkampf.
3. Zu den Erga Hesiod’s.
4. Ursprünge der Lyrik.
5. Conjecturen zu den Lyrikern.
6. Theognis.
7. Choephoren des Aeschylus.
8. Democrit.
9. Socrates und die griechische Tragödie.
10. Zur Rhythmik.

[«]

9[44]

Die Griechen hatten wohl kein Volkslied?

[«]

9[45]

Welches ist das Verhältniß zwischen der Malerei der Renaissance und der Wiedererweckung des Alterthums?

Die Wiedererweckung verhält sich zur Malerei der Zeit, wie die Oper zu Palestrina.

Die Wiedererweckung und die Oper sind die auflösenden Mächte, Zeichen, daß eine idyllische Neigung eintritt, ein sentimentalischer Zug.

Die Form des Mittelalters hat ihre Wurzel bei den Römern.

[«]

9[46]

Wie urtheilt das glücklichste und künstlerischste aller Völker über das Leben?

[«]

9[47]

Themata für die Zeitschrift.
Vorplatonische Philosophen.
Rhythmus.
Wettkampf.
Plato.
Rhetorik.
Aristotelische Poetik.

[«]

9[48]

1 S. Die Einwirkung der Oper auf Musik und die wahre Musik

2 Umgekehrter Prozeß: der dionysische Geist der Musik.

3 S. In Wagner die Lehren Kants und der Geist der deutschen Musik: es giebt bei ihm einen furchtbaren intellektuellen Kampf, die Operntendenz zu vollenden: Überwindung.

Richtiges Verhältniß zwischen dionysischer und apollinischer Welt hergestellt.

Die Metaphysik.

[«]

9[49]

Der Ursprung.
Der Bau der Tragödie.
Die drei Dichter.
Die Tetralogie.
Der Tragiker.
Der Schauspieler.
Der Chor.

Die Sprache.
Der Tod der Tragödie.
Der Mythus.
Die Rhythmik.
Dionysisch und Apollinisch.
Der Eintritt der tragischen Periode.

[«]

9[50]

Die Prosa und die Poesie — welche Unterscheidung machen die Alten?

Das Metrum ist z.B. im Jambus nur eine strenge schöne Zeitfolge.

[«]

9[51]

„Tragoedie und Musik."
„Homer und Hesiod im Wettkampf."
„Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten."

[«]

9[52]

Der „Dichter" uralte Verbildlichung eines Gottes.

Der Rhapsode ist Apollo, später Homer.

Der Lyriker: was bedeutet jetzt das Auftreten des Schauspielers?

Es ist nicht wahr, daß die Griechen den Schauspieler sahen, damit er handele und nur so viel spreche, als zum Verständniß der Handlung unentbehrlich ist.

Im Mimus bleibt das Gefühl unausgedacht in der Tiefe und treibt nur zu Handlungen. Im griechischen Drama wird das Gefühl ausgesprochen.

[«]

9[53]

Derselbe Trieb, der die Statue hinstellt an Stelle des traumhaft geschauten Gottes, stellt den Schauspieler hin an Stelle der Vision des handelnden Dionysus.

[«]

9[54]

Die Sprache der Tragödie. Pathos der Diktion.
Die drei Tragiker.
Die Tetralogie.
Der Bau der Tragoedie.
Der tragische Dichter.
Die Mythen.
Der Chor.
Der Schauspieler.

[«]

9[55]

Das Drama neben der Musik: welchen Sinn kann dieses Nebeneinander nur haben?

Uns wahrhaft vom Gedanken, von der Tendenz zu befreien.

[«]

9[56]

Die Bacchen.
„Improvisiren."
Aeschylus und Sophokles.
Der tragische Chor. Mit Schiller sich auseinanderzusetzen.
Tetralogie.

Die Einheit.

Der Schauspieler, der die ihm vorschwebende Figur gleichsam außer sich sieht.

Die Lyrik auf der Bühne? Ob ursprünglich?

Bedeutung des Jambus für den Dialog.

Ursprünglich Chor, der das lebende Bild sieht und ansingt.

Der Mythus.

Das Epos wird verwendet:

Der Traum.

[«]

9[57]

Die dramatische Einheit: woher?

Die plastischen Gruppen beginnen sich zu bewegen.

Allmählich siegt wieder das Drama über die dionysischen Voraussetzungen.

Woher die Form des Theaters? Es ist das Waldthal auf einsamer Höhe: rings ist das dionysische Volk gelagert oder zieht umher.

Der große Dithyrambus ist die antike Symphonie.

Zu erklären, wie die Tragödie neben dem dramatischen Dithyramb sich entwickelte.

Die Bedeutung des Wortes für den Dialog. Seltsam! Es sind doch keine Lesedramen. Der Mimus ist nicht die Voraussetzung des Dialogs: sondern das Epos. Die Handlung ist doch keine dargestellte. Der deus ex machina als Rhapsode — das ist die Urvorstellung vom Protagonisten. ὑποκρίτης der „Antwortende“: d.h. der, der auf die Anrede des Chors antwortet.

Der Gott erscheint als der dichtende sprechende Rhapsode: in der apollinischen Würde. Der unendlich gesteigerte Rhapsode: das ist die alte Form des Musengottes.

Hierin setzt das Epos das Drama voraus.

[«]

9[58]

Tendenz und Mythus.

Der Sokratismus bezwingt den Mythus.
Doppelter Gebrauch des Mythus. Beispiel: — — —
Die bildende Kunst geht an dem Gedanken zu Grunde.
Feindschaft des Christenthums gegen die Kunst: es hält sie in den Schranken des Symbols.
Endlich siegt die Kunst: die historischen Thatsachen werden in freies Mythenwesen aufgelöst, mit ewigem Weiterleben derselben Kräfte. Damit ist aber das Christenthum überwunden und giebt keinen Halt mehr. Also umgekehrt wie bei den Griechen, erst 2, dann 1.

Erlösung vom symbolisirten Gedanken durch die reine Kunst.

Consequenter Rückschritt zum Alterthum, um einen neuen Anhalt zu haben. Eine gelehrte Tendenz kommt jetzt in die Kunst.

Die eigentliche mittelalterliche Tendenz herrscht aber weiter und zwingt jetzt zu einem wiederum unvolksthümlichen und gelehrten Sich-Anschließen an das Alterthum.

[«]

9[59]

Die Musik als unnationale Kunst: darum können sich hierhin die Nationen retten.

Die Gesetze — — —

Die Musik hat jetzt die Bedeutung, das Bild wieder zum Mythus zu steigern und von dem sokratischen Gedanken zu befreien.

[«]

9[60]

Vorrede. Die Aufgabe der klassischen Philologie.

[«]

9[61]

Die religiösen Vorstellungen Mutterschooß der politischen.

Die religiösen entspringen aus den künstlerischen.

Das Wachsen der künstlerischen Vorstellungen als Quelle aller religiösen und staatlichen Veränderungen — mein Thema.

Das Dionysische als Mutter der Mysterien, der Tragödie, des Pessimismus.

Der Umschwung, den das Dionysische ausübt.

Vielleicht auszugehen von der ethisch-politischen Welt der Tragödie. Der tragische Dichter als Lehrer des Volks: wohin zielt aber die Lehre der Tragödie?

Allgemeine Charakteristik des griechischen Mythus.

Der Staat und der Mythus.

Die Kunst und die Religion.

[«]

9[62]

Grundbetrachtungen:

Warum die Scheidung des Volks- und des Gelehrtenunterrichts?

Wann findet sie statt? — Zur unrechten Zeit, wo man die Naturen nicht kennt.

Der Anspruch auf Bildung des Gymnasiums wegen ist eine Lüge. Die Masse der Gezwungenen hat es völlig heruntergebracht. Ursprünglich sind es doch nur Gelehrtenschulen; aber keine Bildungsschulen.

Gelehrsamkeit und Bildung hängen nicht mit einander zusammen.

Die „allgemeine“ Bildung degradirt die an sich exceptionelle „Bildung“. Der Journalist ist eine nothwendige Reaktion: eine Geburt der sogenannten allgemeinen Bildung —: „der gemeine Mensch mit allgemeiner Bildung“.

[«]

9[63]

Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten.

1. Bildung als exceptio. Über den Begriff einer Bildungsanstalt.
2. Das Gymnasium: im Grunde Fachschule: im Dienste eines Berufs.
3. Die Volksschule: der Journalist und der Volksschullehrer.

4. Die Realschule: im Grunde Fachschule: im Dienste eines Berufs.
5. Der Lehrer.
6. Vorschläge (gegen den Socialismus).

[«]

9[64]

Gegen das Streben nach „allgemeiner Bildung“: vielmehr zu suchen nach wahrer tiefer und seltener Bildung, also nach Verengerung und Concentration der Bildung: als Gegengewicht gegen den Journalisten.

Auf Verengerung der Bildung führt jetzt die Arbeitstheilung der Wissenschaft und die Fachschule hin. Bis jetzt ist allerdings die Bildung nur schlechter geworden. Der fertig gewordene Mensch ganz abnorm. Die Fabrik herrscht. Der Mensch wird Schraube. — Das Hauptmotiv für Verallgemeinerung der Bildung ist die Furcht vor dem religiösen Drucke.

[«]

9[65]

Otto Jahn: infame Manier, der Versuch, mit der ganzen öden Herzlosigkeit seiner grenzbotengemäßen „Aufklärung“, tiefsinnige und tieflebendige Weltbilder an seine Holzstifte zu nieten.

[«]

9[66]

Die Wissenschaft kann nie popularisirt werden: denn es giebt keine popularisirten Beweise. Also nur Berichte über wissenschaftliche Ergebnisse und deren Consequenzen für das allgemeine Beste. —

[«]

9[67]

Die Hauptwirkung der Mineralbäder kommt, wie die Badeärzte uns glauben machen, hinterdrein.

[«]

9[68]

Möglichste Stärkung und Verengerung der Bildung!

[«]

9[69]

Der Socialismus ist eine Folge allgemeiner Unbildung, abstrakter Erziehung, Gemüthsroheit. Bei einer gewissen Höhe des Reichthums der „Ostrakismus“.

Die „Bildung“ muß als Entgelt und Buße die Schutzbehörde sein aller Unterdrückten.

[«]

9[70]

Über die Zukunft unsrer Bildungsanstalten.

Gleichheit des Unterrichts für Alle bis zum 15ten Jahre.

Denn die Prädestination zum Gymnasium durch Eltern usw. ist ein Unrecht.

Volks- und Gymnasiallehrer ist eine unsinnige Scheidung.

Sodann Fachschulen.

Endlich Bildungsschulen (20.—30. Jahr) zur Bildung von Lehrern.

Die regulären Irrthümer der jetzigen Methode.

1) Falscher Begriff der klassischen Bildung.
2) Die Unfähigkeit der Gymnasiallehrer.
3) Die Unmöglichkeit einer so allgemeinen Bildungsanstalt wie es die jetzigen Gymnasien zu sein scheinen.
4) Der Militärdienst darf keine Scheidung machen. Vor allem ist das gierige Bedürfniß der Industriellen zu brechen.

5) Der schreckliche Begriff des Volkslehrers und Elementarlehrers.

Der eigentliche Lehrerberuf, der Lehrerstand ist zu brechen. Unterrichtgeben ist eine Pflicht der älteren Männer.

Das Resultat: eine ungeheure Masse von Bildung wird entdeckt. Das Bedürfniß der Fächer wird allgemeiner und zufriedenstellender erledigt, so daß die Einzelnen nicht im Übermaß der Lasten verkümmern.

Eine wahre geistige Aristokratie wird herangezogen.

Der Anfang zu machen mit Lehrerbildungsanstalten.

Die Universitäten sind als gelehrte Anstalten in Fachinstitute umzuwandeln.

Eine geistige Aristokratie wird geschaffen.

Der klassische Unterricht ist überhaupt nur für eine kleinere Zahl fruchtbar.

Die „Realschule“ hat einen ganz tüchtigen Kern. Zur Bildung soll man Niemand zwingen. <Zu> ihr sich zu entscheiden muß man älter sein.

Man muß sich zur Bildung entscheiden von der Fachschule aus.

Die Lehrer der Fachschulen sind die wissenschaftlichen Meister, die (nachdem sie die Bildungszeit durchgemacht haben) zum Fach zurückgekehrt sind.

Der Unterricht durch die älteren Männer soll die Tradition erhalten.

[«]

9[71]

Die Romantik ist nicht der Gegensatz zu Schiller und Goethe, sondern zu Nikolai und der ganzen Aufklärung. Schiller und Goethe sind weit über den ganzen Gegensatz hinaus.

[«]

9[72]

Die poetische Handlung bei Wagner sehr groß. Das Wort, nicht durch die Breite wirkend, wirkt durch die Intensität. Die Sprache ist in einen Urzustand hineingedacht, durch die Musik. Deshalb die Kürze und Enge des Ausdrucks.

Dieser Natur- und Urzustand ist eine rein poetische Fiktion, und wirkt als mythische Symbolik.

[«]

9[73]

Die Personen und die Versform entsprechen sich.

[«]

9[74]

Schiller, II 388: „Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, daß ich mich bei meinen Stücken auf das Dramatischwirkende mehr concentriren sollte. — Ich glaube selbst, daß unsre Dramen nur kraftvolle und treffend gezeichnete Skizzen sein sollten, aber dazu gehörte dann freilich eine ganz andere Fülle der Erfindung, um die sinnlichen Kräfte ununterbrochen zu reizen und zu beschäftigen. Mir möchte dieses Problem schwerer zu lösen sein als einem anderen, denn ohne eine gewisse Innigkeit vermag ich nichts, und diese hält mich gewöhnlich bei meinem Gegenstand fester, als billig ist.“ — Musik Innigkeit.

[«]

9[75]

Was Schiller vom Chore erwartet, leistet im höheren Maße die Musik.

[«]

9[76]

Der Schillersche Spaziergang zu benutzen, um das Idyllische darzulegen, mit seiner Umarmung der Natur nach dem höchsten Schrecken.

Der Kultus der Natur — Wesen der neueren Kunst — die Aufhebung der Naturwirklichkeit kommt aus derselben Wurzel.

Die Flucht zur Natur ist unsre Kunstmuse: aber zu der germanisch-begriffenen Natur. Es ist eben die Göttin Natur, zu der wir flüchten, nicht die gemeine empirische.

[«]

9[77]

Schiller über Shakespeare, historische Dramen, p. 407.

„Zu bewundern ist's, wie der Dichter dem unbehülflichen Stoffe immer die poetische Ausbeute abzugewinnen wußte, und wie geschickt er das repräsentirt, was sich nicht repräsentiren läßt, ich meine die Kunst, Symbole zu gebrauchen, wo die Natur nicht kann dargestellt werden. Kein Shakespearisches Stück hat mich so sehr an die griechische Tragoedie erinnert."

Goethe, p. 405: Alle dramatischen Arbeiten (und vielleicht Lustspiel und Farce zuerst) sollten rhythmisch sein und man würde alsdann eher sehen, wer was machen kann.

Schiller, p. 403: der Rhythmus — „bildet auf diese Weise die Atmosphaere für die poetische Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, nur das Geistige kann von diesem dünnen Elemente getragen werden."

(Dies leistet die Musik noch in viel höherem Maße.)

[«]

9[78]

Das Urfundament der Musik, der Wille ist auch der moralische Untergrund: nicht nur, mechanisches Regen der Urkräfte, sondern auch moralisches: ja sogar Urgrund des Intellektes.

[«]

9[79]

Die Musik in der Wagnerschen Oper bringt die Poesie in eine neue Stellung. Es kommt vielmehr auf das Bild an, das sich immer verändernde belebte Bild, dem das Wort dient. Dem Worte nach sind die Scenen nur skizzirt.

Die Musik drängt die bildliche Seite der Poesie heraus. Der Mimus. Andernseits zieht sich der Gedanke zurück: wodurch es kommt, daß wir mythisch empfinden, d.h. wir sehen eine Illustration der Welt.

[«]

9[80]

Wodurch unterscheiden sich das griechische Drama und der Dithyrambus?

[«]

9[81]

Schiller, p. 426: „ich wüßte nicht, was einen bei einer dramatischen Ausarbeitung so streng in den Grenzen der Dichtart hielte, und, wenn man daraus getreten, so sicher darein zurückführte, als eine möglichst lebhafte Vorstellung der wirklichen Repräsentation der Bretter, eines angefüllten und buntgemischten Hauses, wodurch die affektvolle unruhige Erwartung, mithin das Gesetz des intensiven und rastlosen Fortschreitens und Bewegens einem so nahe gebracht wird.“

[«]

9[82]

Schiller über den Wallenstein, p. 409. Es kommt mir vor, als ob mich ein gewisser epischer Geist angewandelt habe, der aus der Macht Ihrer unmittelbaren Einwirkungen zu erklären sein mag; doch glaube ich nicht, daß er dem Dramatischen schadet, weil er vielleicht das einzige Mittel war, diesem prosaischen Stoff eine poetische Natur zu geben.

[«]

9[83]

Schiller (Briefwechsel I p. 430). „Wenn das Drama wirklich durch einen so schlechten Hang“ usw.

Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung: durch Einführung symbolischer Behelfe. Dadurch Reinigung der Poesie.

Vertrauen zur Oper: hier erläßt man jene servile Naturnachahmung, das Ideale könnte sich auf das Theater stehlen. — Das Gemüth durch Musik zu schönerer Empfängniß gestimmt: im Pathos freies Spiel, das gestattete Wunderbare macht gleichgültiger gegen den Stoff.

Goethe: p. 429: „weil man ohne pathologisches Interesse wohl schwerlich sich den Beifall der Zeit gewinnen wird.“

[«]

9[84]

Schiller: die Dichtkunst — nöthigt den Dramatiker, die individuell auf uns eindringende Wirklichkeit von uns entfernt zu halten und dem Gemüth eine poetische Freiheit gegen den Stoff zu verschaffen. Die Tragödie in ihrem höchsten Begriffe wird also immer zu dem epischen Charakter hinaufstreben.

[«]

9[85]

Das Volkslied — einzig wahrhaft volksthümliche Kunst?

Ist das Volkslied nicht vielleicht das Überbleibsel der ehemaligen Kunstmusik?

Haben die Griechen ein Volkslied? — Nein.

Goethe und das Volkslied: einzige ächte Form der Kunst?

Es wirkt auf uns durch das Medium des Idyllisch-Elegischen.

Das Volkslied zeigt, was wir von der Kunst wollen.

Das Volkslied wirkliches Regulativ und anerkannte Macht — wirkt elegisch — zeigt, ποῦ καὶ πόθεν ἡμῖν ἐστιν ἡ τέχνη.

Auch Shakespeare genießen wir so, als Natur.

Der Kultus der Natur: das ist unsere wahrhafte Kunstempfindung.

Je mächtiger und zauberischer die Natur dargestellt wird, um so mehr glauben wir an sie.

Goethe über die Natur — als Jüngling. Bd. 40, **389**.

Die Kunst ist für uns Beseitigung der Unnatur, Flucht vor der Kultur und Bildung.

Wir erfreuen uns der Leidenschaft — als einer natürlichen Kraft. Darum sind unsre Dichter pathologisch.

Die germanische Ansicht von der Natur — nicht die aufklärerische des Romanismus, mit seinem Emile.

Der germanische Pessimismus — dabei starre Moralisten, Schopenhauer und kategorischer Imperativ!

Wir thun unsre Pflicht und verwünschen die ungeheure Last der Gegenwart — wir brauchen eine besondere Art der Kunst. Sie hält für uns Pflicht und Dasein zusammen. Dürer’s Bild vom Ritter Tod und Teufel als Symbol unsres Daseins.

[«]

9[86]

Die Zukunft des Gymnasiums.

[«]

9[87]

Auszugehen von dem Gedanken, der jetzt die Kunst bestimmt.

[«]

9[88]

Das Symbol — in der ursprünglichen Periode als die Sprache für das Allgemeine, in der späteren als Erinnerungsmittel an den Begriff.

Die Musik recht eigentlich Sprache des Allgemeinen. In der Oper wurde sie zur Symbolik des Begriffes gebraucht. Dies setzt voraus einen großen Reichthum von gebräuchlichen, sofort verständlichen d.h. begrifflich verständlichen Formen.

Hier ist die Gefahr da, daß alles auf den Begriffsinhalt ankommt und die Musikform selbst zu Grunde geht. In sofern ist der Begriff der Tod der Kunst, als er sie zum Symbol herabzieht.

[«]

9[89]

Mit Sokrates zu beginnen.

[«]

9[90]

Der idyllische Urbegriff der Oper: hier wird die Unmöglichkeit der Kunst in der neueren, vom Mittelalter erlösten Welt klar. Man benutzt die Symbole der Musik zur Darstellung einer geträumten Urzeit, d.h. einer künstlerischen Zeit. (Die katholische Welt konnte noch eine Kunst erzeugen.) Die Renaissance gebar die Oper.

Das Publikum zwang jetzt den Künstler: es war die Sehnsucht der Gebildeten, nach einem künstlerischen Leben.

Die Oper hat jetzt in dem idealen Stil geherrscht. Die klassische Tragödie der Franzosen ist eine Nachahmung der heroischen Oper.

Goethe giebt zu, daß er pathologisch dichte: ob nicht die großen Griechen auch der Tragoedie gegenüber unpathologisch dichteten? Gewiß. Sie waren ohne jede Leidenschaft dabei.

Wir gebrauchen die Musik als eine noch nicht in Begriffe aufgelöste Kunst.

Der Fortschritt zur Symphonie, bei Wagner. Ein Nebeneinander beider Welten ohne Beeinträchtigung. Der Mimus der Alten (bei Lucian) zu vergleichen.

Die antike Tragödie: der Chor, der einen apollinischen Traum träumte.

Die Oper-Tragödie: — — —

Der Operntext: von der Marionette her. Der Gedanke ist ausgeschlossen: nur zur Verständlichung des Mimus. Die Sprache ist nur des Mimus wegen da: Substrat des Gesanges.

Die Vollendung der idyllischen Operntendenz durch Wagner.

Die neue Stellung der Kunst als einer rührenden Erinnerung an eine künstlerische Zeit.

Das Volkslied wird nur unter dieser Empfindung genossen.

Die Musik als allgemein-unnational-unzeitliche Kunst ist die einzige blühende. Sie vertritt für uns die ganze Kunst und die künstlerische Welt. Darum erlöst sie.

[«]

9[91]

Homerische Frage. Homer, Ilias. Hesiod, Erga.
Geschichte der Lyriker. Geschichte des Dramas. Choephoren. Oedipus rex.
Plato.
Redner. Historiker. Alexandriner. Mythologie.

Lateinische Epigraphik. Lateinische Grammatik. Altitalische Dialecte. Ciceros Academica.
Tacitus, dialogus de oratoribus.
Cicero, Catilinaria.

Encyclopädie, Metrik.

[«]

9[92]

Die Alten ihren Dramen gegenüber nicht pathologisch: als potenzirte Schauspieler. Bei uns Dichter und Zuschauer pathologisch. Wodurch heben wir das Drama auf eine ideale Höhe: durch den Chor? Im rein Unmöglichen ist vielleicht wieder eine aesthetische Stimmung möglich. Durch die Stilistik und Convention der französischen Tragoedie? Beides versuchen unsere Dichter.

Hoffnung Schiller's auf die Oper.

Stellung zur Musik wie der Schauspieler zu seinen Rollen: d.h. dramatische Musik.

Der Mangel des Symbols in unserer modernen Welt. Verständniß der Welt in Symbolen ist die Voraussetzung einer großen Kunst. Für uns ist die Musik zum Mythus, zu einer Welt von Symbolen geworden: wir verhalten uns zur Musik, wie der Grieche zu seinen symbolischen Mythen.

Eine Menschheit, die die Welt nur abstrakt, nicht in Symbolen sieht, ist kunstunfähig. Wir haben die Idee an Stelle des Symbols, daher die Tendenz als künstlerischen Leitstern.

Nun giebt es Menschen, die die Welt als Musik, also symbolisch verstehen. Das musikalische Anschauen der Dinge ist eine neue Kunstmöglichkeit.

Also ein Ereigniß nicht auf seine darinliegenden Ideen, sondern auf seine Musiksymbolik hin ansehen: d.h. die dionysische Symbolik wird fortwährend bei irgendeinem Dinge empfunden. Die antike Fabel symbolisirte das Dionysische (in Bildern). Jetzt symbolisirt das Dionysische das Bild.

Das Dionysische wurde durch das Bild erklärt.

Jetzt wird das Bild durch das Dionysische erklärt.

Also völlig umgekehrtes Verhältniß.

Wie ist das möglich? — Wenn das Bild doch ein Gleichniß des Dionysischen sein kann? — Die Alten suchten das Dionysische durch das Gleichniß des Bildes zu fassen. Wir setzen das dionysische Verständniß voraus und suchen das Bildgleichniß zu fassen. Wir und sie vergleichen: ihnen lag an dem Gleichnißartigen des Bildes: uns am Allgemein-Dionysischen.

Ihnen war die Bilderwelt das an sich Klare, uns ist es das Dionysische.

[«]

9[93]

Aesthetische Betrachtungen.

1. Homer und die klassische Philologie.
2. Ursprünge der Lyrik.
3. Socrates und die Tragoedie.

[«]

9[94]

Hat die Kunst eine metaphysische Bedeutung, so kommt das Publikum des Kunstwerks nur soweit in Betracht, als das Kunstwerk zur Geburt des Genius reizt.

Die Kunstperiode ist eine Fortsetzung der mythen- und religionbildenden Periode.

Es ist ein Quell, aus dem Kunst und Religion fließt.

Jetzt ist es gerathen, die Reste des religiösen Lebens zu beseitigen, weil sie matt und unfruchtbar sind und die Hingebung an ein eigentliches Ziel abschwächen. Tod dem Schwachen!

Gerade weil wir den höchsten energischen Idealismus wollen, können wir die matten Religionsvelleitäten nicht brauchen. Sie hindern jetzt, daß ein Mensch ganz und fertig wird und daß sein Bildungs- oder Kunstziel rein herauskommt. So lange noch die höchste Weltbetrachtung von der religiösen Sphäre usurpirt ist, bleiben die größten Bemühungen und Ziele des Einzelnen unter ihrem Werth, mit Erdgeschmack behaftet. Er rette sich seine Metaphysik: aber er wird ferne davon sein, diese als ein Massenevangelium aufzufassen und zu predigen.

Wer die Menschen ernst machen will, der hat mit den abgeblaßten Religionen nichts mehr zu thun. Er bewahre einmal die Strenge, die sittliche Grobheit der Pflicht: andrerseits seine Neigung, die Erscheinungen des Lebens ernst zu nehmen. Er resignire auf alles, nur nicht auf die Verwirklichung seiner Ideale.

[«]

9[95]

Socrates und die Tragoedie.	2 B<ogen> c. 50 Th.
Die griechische Tragoedie und die Oper.	8 <Bogen>
Rh. Mus. c. 3 B. = 15 Th.	

[«]

9[96]

Die romanischen Formen d.h. ihr Schematism beseitigt: deshalb muß der lateinische Reim mit seinen gleichen Zeilen fallen. Werth des Stabreims der rhythmischen Freiheit wegen.

Rhythmische Befreiung durch Wagner.

[«]

9[97]

Das Pathos der Musik — πικρὸν καὶ κατάτεχνον.

[«]

9[98]

Die Musik „die subjektivste“ Kunst: worin eigentlich nicht Kunst? In dem „Subjektiven“ d.h. sie ist rein pathologisch, soweit sie nicht reine unpathologische Form ist. Als Form ist sie der Arabeske am nächsten verwandt. Dies der Standpunkt Hanslicks. Die Kompositionen, bei denen die „unpathologisch wirkende Form“ überwiegt, besonders Mendelssohn's, erhalten dadurch einen classischen Werth.

[«]

9[99]

Der Zuhörer ist nicht der aesthetische Mensch: das Publikum wird gereinigt und geweiht durch die Kunst, zum religiös-sittlichen Menschen.

Der „Kritiker“ der „eingebildete aesthetische Mensch“. Nur der Genius ist Kritiker d.h. er entscheidet über das Große und die Kleinen sprechen dann nach.

[«]

9[100]

Sophokles über seine Entwicklung:

Pathos.
Grobe (Lust an der Dissonanz). Künstlich.
Verneinung des Alltäglichen.
Das Charakteristische.

[«]

9[101]

„Vokal und Consonant“: Geberden theils durch das Gesicht theils durch das Gehör als Geberden empfunden: unter begleitenden Innervationen.

[«]

9[102]

Kunst und Religion im griechischen Sinne identisch. Nur darf man nicht an die „Religion der Schönheit“ denken. Die griechische Religion ist ebenso wie die Kunst in vielen Theilen ohne Beziehung zum Schönen.

[«]

9[103]

Der „Kritiker“ eine Geburt der Renaissance, in der der Zuhörer das Kunstwerk bestimmt.

[«]

9[104]

Zwei verschiedene Ausgangspunkte der griechischen Tragödie:
der Chor, der eine Vision sieht,
und der verzauberte dionysische Improvisator.
Der Chor erklärt nur das lebende Bild: der Improvisator das Drama.
Darüber belehrt die Komödie am meisten.

Der verzückte Schauende, der Chor, hebt den geschauten Improvisator sofort in eine ideale Höhe.

Die Verschmelzung der Vision mit der verzauberten Improvisation — Ursprung des Drama's.

Hier belehrt das harrende Schweigen der aeschyleischen Figuren, das Euripides karrikirt. Zuerst ist die Bühnenfigur nur Vision: jetzt beginnt sie zu improvisiren, aus der idealen Höhe der Chorempfindung heraus.

Der Kothurn des Pathos —

Wir haben also in der griechischen Tragödie ein Nacheinander der Musik und der Vision — während das neuere Ziel das Nebeneinander ist.

Der Chor ist es, der die ideale Sprache der Tragödie festsetzt: wie dies Schiller empfunden hat.

Die Improvisationen des Aeschylus — Aeschylus als Schauspieler.

Das Nichtverstehen des lyrischen Textes und die Unverständlichkeit des aeschyleischen Pathos —

[«]

9[105]

Was ist dies für eine Fähigkeit, die zu improvisiren aus einem fremden Charakter heraus? Von einem Nachmachen ist doch nicht die Rede: denn nicht die Überlegung ist der Ursprung solcher Improvisationen. Wirklich ist zu fragen: wie ist eine Einkehr in fremde Individualität möglich?

Dies ist zunächst Befreiung von der eignen Individualität, also sich-Versenken in eine Vorstellung. Hier sehen wir, wie die Vorstellung im Stande ist, die Willensäußerungen zu differenziren: wie aller Charakter eine innerliche Vorstellung ist. Diese innerliche Vorstellung ist offenbar nicht identisch mit unserm bewußten Denken über uns.

Diese Einkehr in fremde Individualität ist nun Kunstgenuß ebenfalls d.h. die Willensäußerungen werden durch eine immer sich vertiefende Vorstellung endlich andere, d.h. differenzirt und schließlich zum Schweigen gebracht.

Die Verstellung, im Dienste des Egoismus, zeigt ja auch die Macht der Vorstellung, die Willensäußerungen zu differenziren.

Der Charakter scheint also eine über unser Triebleben ausgegossene Vorstellung zu sein, unter der alle Äußerungen jenes Trieblebens an's Licht treten. Diese Vorstellung ist der Schein und jenes die Wahrheit: jenes das Ewige, der Schein das Vergängliche. Der Wille das Allgemeine, die Vorstellung das Differenzirende. Der Charakter ist eine typische Vorstellung des Ureinen, die wir dagegen nur als Vielheit von Äußerungen kennen lernen.

Jene Urvorstellung, die den Charakter ausmacht, ist nun auch die Mutter aller moralischen Phänomene. Und jede zeitweilige Aufhebung des Charakters (im Kunstgenuß, in der Improvisation) ist eine Veränderung des moralischen Charakters. Es ist die mit der Vorstellung, dem Scheine verknüpfte Welt des Besten, aus der das moralische Phänomen entsteht. Die Scheinwelt der Vorstellung geht ja auf Welterlösung und Weltvollendung hinaus. Diese Weltvollendung würde liegen in der Vernichtung des Urschmerzes und Urwiderspruchs d. h. der Vernichtung des Wesens der Dinge und in dem alleinigen Scheine — also im Nichtsein.

Alles Gute entsteht aus zeitweiligem Versenktsein in die Vorstellung d.h. aus dem Einswerden mit dem Scheine.

[«]

9[106]

Wenn Richard Wagner der Musik den Charakter des „Erhabenen" zuschreibt, im Gegensatze zum Gefällig-Schönen, so zeigt sich hierin die moralische Seite der neueren Kunst.

Jener Wille, der unter allen Gefühlen und Erkenntnissen sich bewegt und den die Musik darstellt, er ist der empirischen Welt gegenüber ein paradiesisch-ahnungsreicher Urzustand, der sich zur Welt verhält wie die Idylle zur Gegenwart.

Wir genießen diesen Urzustand mit der moralischen Empfindung des Erhabenen, des Nicht-wieder-zu-erreichens, es sind die „Mütter" des Daseins: dorther haben wir die wahre Helena, die Musik, zu holen.

[«]

9[107]

Die neue Bildung der Renaissance, mit ihrem Anschluß an’s Alterthum, suchte auch eine entsprechende neue Kunst: während in Malerei Plastik und Palestrina das Mittelalter zu seinem höchsten Abschluß kam.

Der Boden der neuen Kunst ist nicht mehr das Volk, wohl aber versteht man das Volk idyllisch und strebt nach ihm hin. Die Arie und der moderne Staat, beide mit der Sehnsucht nach dem Volke, doch in ewiger Entfernung zugleich. Dadurch hat der Volksbegriff etwas Magisches bekommen: in seiner Verehrung spricht sich die Entfremdung von ihm aus.

Das Individuum herrscht d.h. es enthält jetzt in sich die Kräfte, die früher in großen Massen latent lagen. Das Individuum als Extrakt des Volkes: Absterben zu Gunsten einer Blüthe. Es ist unmöglich, die jetzigen Bildungsziele wieder als Massenziele (z.B. die Kreuzzüge) hinzustellen.

Wie verhält sich dazu die Kunst? Sie feiert das Individuum d.h. den Menschen.

[«]

9[108]

Vorwort an Richard Wagner.
Ursprünge der Lyrik.
Sokrates und die Tragödie.
Die Oper.

[«]

9[109]

Bei Shakespeare ist der Gedanke der Musik adäquat geworden.

Die Kunst der Neuzeit: die Renaissance zeigt in der Oper den Bruch, während Palestrina der höchste Abschluß des Mittelalters ist. Die Oper ganz verstehen heißt den modernen Geist verstehen. Der kunstbedürftige Laie stellt seine Forderungen und vereinigt alle Künste um sich, um damit sich über jenen Bruch hinweg zu träumen. „Der gute Mensch“ „der gute Urmensch“ wird jetzt dem christlichen Menschen entgegengestellt: die Kunst offenbart eine moralische

Weltbetrachtung. Der moderne Mensch braucht die Kunst als Berauschungstrank, an Stelle jenes mittelalterlichen Glaubens. Die „heroische“ Oper ist so zu verstehn: als das Oppositionsdogma vom „guten Menschen“.

Wie Virgil den Dante durch die Hölle führt, so lehnte sich die Oper an die griechische Tragödie an.

[«]

9[110]

Wie die Griechen naiv fühlten, so fühlten sie auch den aeschyleischen κόμπος naiv. Unterschied zwischen dem pindarisch-aeschyleischen und dem schillerschen Pathos.

Der Chor d.h. die Musik nöthigte zu diesem Pathos: als man es, zu Gunsten des Individuell-Charakteristischen, aufgeben wollte, mußte man die Bedeutung der Chormusik verringern. — Worin besteht jenes Pathos? Woher diese Abirrung von der Wirklichkeit? Woher jene Lust an der Unnatur? Die Verschiedenheit der homerischen Sprache? Es ist doch keine Lyrik; denn Absichten werden explicirt. Deutlich muß alles sein: wie gefährlich ist dieses Pathos! Darum sind die einfachsten, an sich bekannten Conflikte genommen, um sich doch jene Höhe des Ausdrucks gestatten zu dürfen.

Das lange Schweigen der aeschyleischen Figuren erinnert an die Vision des Chors, cf. die Frösche.

Dann mußten solche lang schweigenden Personen furchtbar pathetische Worte sagen: sie waren zu hoch in die ideale Sphaere hinaufgerückt: es seien ganz fremde, unheimliche, unverständliche Worte gewesen.

[«]

9[111]

Wenn die Erfinder der Oper glaubten, im Recitativ den Usus der Griechen nachzuahmen, so war dies eine idyllische Täuschung. Die griechische Musik darin die idealste, daß sie auf Wortbetonung, überhaupt auf das sorgfältige Übereinstimmen der kleinen Willensregungsspitzen im Worte mit den Arsen gar keine Rücksicht nimmt. Sie kennt überhaupt das musikalische Accentuiren nicht:

die Wirkung beruht im Zeitrhythmus und der Melodie, nicht im Rhythmus der Stärken. Der Rhythmus wurde nur empfunden, er kam nicht durch die Betonung zum Ausdruck. Vielmehr betonten sie nach dem Gedankengehalte. Höhe und Tiefe der Note, These oder Arse des Taktes hatten mit ihm nichts zu thun. Dagegen war das Gefühl für die Tonleitern und die Zeitrhythmen auf das Feinste entwickelt. Man sieht an der Tanzbegabung dieses Volkes seine ungeheure rhythmische ποικιλία: während unsre rhythmischen Verhältnisse einen engen Schematism haben.

[«]

9[112]

Lyriker.
Theognis.
Choephoren.
Philosophen.
Laertius.
Alcidamas Homer.

[«]

9[113]

Wenn die Musik sich an der Hand der Lyrik entwickelt, so heißt das soviel: der Musiker zwingt und gewöhnt den Laien zur Musik und zum allmählichen Verständniß durch die annähernde Interpretation der Lyrik.

Man vergleiche die schwere Annäherung an die letzten Beethovenschen Quartette oder an die Missa solemnis.

[«]

9[114]

Befreiung der Symphonie von ihrem romanischen Schematismus. Entfesselung des Rhythmus.

Die tragische Idylle Francesca di Rimini in Dante.

[«]

9[115]

Im Tristan ist Wort Gedanke und Bild Gegengewicht gegen den völlig verzehrenden Idealismus der Musik.

[«]

9[116]

Die Bedeutung des Taktes als Schranke der Musik, gegen ihre größte Wirkung. Bei Wagner empfindet man mitunter, wie Musik ohne ihn wirkt: auch hierin ist er idyllisch. Der Takt gänzlich vorbildlos in der Natur: was wäre das für eine Gewalt, die die Regungen des Willens mit gleichen Zeittheilen durchschnitte? — d.h. ursprünglich ist er Abbild des Wellenschlags. Er ist schon eine Gleichnißrede vom Willen: etwas Äußerliches, zu vergleichen mit den zwei Schauspielern der Tragödie; was festgehalten wird. Mit dem Takte wird die Harmonie und Melodie gleichsam gebändigt.

Der Takt ist die Rückwirkung der Mimik auf die Musik: wie die Melodie Abbild des sprachlichen Gedankens des Satzes ist. Der gehende und sprechende Mensch, insofern er Sänger ist, bestimmt die Grundformen der Musik.

Die Musik hat sich in ihrer Entwicklung an die anthropomorphischen Hauptäußerungen angeschlossen: Gang und Sprache. Richtiger wohl können wir den Gang eine Nachahmung der Musik und den sprachlichen Satz eine Nachahmung der Melodie nennen. In diesem Sinne ist der ganze Mensch Erscheinung der Musik.

Dann wäre der Takt als etwas Fundamentales zu verstehen: d.h. die ursprünglichste Zeitempfindung, die Form der Zeit selbst.

[«]

9[117]

Richard Wagner und die griechische Tragoedie.

Vorwort. Es giebt die Vorstellung, als ob hier die nächste Verwandtschaft wäre, so daß die Italiäner, in der Nachahmung der Tragödie, auf dem richtigen Wege gewesen seien.

[«]

9[118]

Erga.
Certamen.
Choephoren.

[«]

9[119]

Einwirkung der alten Musik auf die Affekte außerordentlich bestimmt. Die antike Musik wird als Willenssprache verstanden, daher ihr ungelöster Bund mit der Lyrik.

Der Tragiker betrachtet sich als Lehrer zum Besserwerden des Volkes. Moralischer Gesichtspunkt.

Unsre Kunstempfindung ist auch eine moralische, aber die tragische Erkenntniß des Bessergewesenseins: sentimentalisch.

[«]

9[120]

Daß die griechische Welt durch Plastik, die moderne durch Musik charakterisirt werde, ist ganz irrthümlich. Die griechische hat vielmehr die volle Vereinigung des Dionysischen und des Apollinischen.

[«]

9[121]

Voltaire hat auch seine Dichtungen so pathetisch monoton recitirt. Goethe, Bd. 29, 338: „psalmodirender Bombast“.

[«]

9[122]

Noch zu schreiben.

1) Der apollinische Genius.
2) Der dionysische Genius.
3) Die Oper.
4) Die Tragödie.
5) Der Dithyramb.
6) Tod der Tragödie.
7) Shakespeare Schiller.
8) Richard Wagner.

[«]

9[123]

Die heroische Oper (v. Klein, B. 6) d.h. vor allem die historische. Der pastorale Charakter wird abgestreift. Die ausgezeichnet edeln Menschen: idyllische Tugendschwärmerei. — Die französische Tragödie und Schiller sind mit einem solchen moralischen Gefühl als Analoga der heroischen Oper zu messen. — Also Flucht aus dem Paradies der Menschen in die großartigen Tugendmomente der Geschichte: in’s Paradies der Menschengüte.

Die Räuber (Karl Moor, Plutarch, die großen Menschen).

[«]

9[124]

Cap. I. Dionysus und Apollo.
Cap. II. Der apollinische Künstler.
Cap. III. Der Lyriker.
Cap. IV. Die Oper.
Cap. V. Die Tragödie.
Cap. VI. Richard Wagner.
Die Ethik. Verwandtschaft mit Schopenhauer.
Der Schriftsteller.
Der Dichter.
Der Musiker.

[«]

9[125]

Woher entsteht die Theorie von der Nachahmung? Und vom charakteristischen Stil? — Die Musik hatte noch nicht die zarteste Form ausgebildet: der charakteristische Stil und die Musik vertrugen sich nicht. Der Gedanke war noch nicht durchwärmt genug.

Die Geburt des Gedankens aus Musik zeigt sich bei Sophocles eben erst schattenhaft in der Weltbetrachtung. Bei Shakespeare Vollendung: eigentlich germanisch: Gedanken aus Musik zu gebären.

Daß Musik Gedanken erzeugen kann? Zunächst Bilder, Charaktere, dann Gedanken.

Der antike Mythus ist meist aus Musik geboren. Eine Bilderreihe. Es sind die tragischen Mythen.

Worin liegt die Verwandtschaft der Musik und des Tragischen? Das Tragische spricht die allgemeinste Form des Seins aus?

Und wodurch unterscheidet sich das Lyrische vom Tragischen?

Das Tragische kann ja nur eine Steigerung des Lyrischen sein: im Gegensatz zum Epischen.

Die Auflösung der Musik in einen Mythus ist das Tragische.

Der tragische Mythus verhält sich zur Lyrik, wie das Epos zum Gemälde.

Was ist hier der Mythus? Eine Geschichte, eine Kette von Ereignissen ohne „fabula docet“, aber als Ganzes Interpretation der Musik.

Die Lyrik eine Reihe von Affekten als Interpretation der Musik.

Der tragische Mythus Darstellung eines Leidens als Interpretation der Musik.

Das Epos — Geschichte als Reihe von Bildern. Relief.

Die Tragödie — Geschichte als Reihe von Affekten.

— Das speziell Dramatische gehört nicht zum Wesen des Tragischen. Es giebt auch ein dramatisches Epos.

Der tragische Chor sieht den Mythus wie der Rhapsode das Epos. Aber der Rhapsode erzählt ihn. Und zuerst erzählte der Chor auch die Tragödie. Wie sich Stesichorus zu Homer verhält — so jener tragische Chor zu dem Rhapsoden.

(Ist die Komödie vielleicht die dramatische Darstellung des Epos? Es ist nöthig —)?

[«]

9[126]

Warum ist die Wirkung des Sänger-Schauspielers, des musikalischen Dramatikers so ungeheuer? Der Ton wird sofort als Affektsprache verstanden. Die rein musikalische Wirkung ist sogleich depotenzirt zu einer Affektwirkung. Darin liegt — gegenüber dem absoluten Sänger, der nur Instrument ist — jenes **Idyllische**. Die Kunst erscheint als Affektwirkung.

Das Drama, die Sprach-Tragödie hat bei uns keinen Klang. Merkwürdige Thatsache, daß wir vom Lesen eines Shakespeareschen Stückes eine viel höhere Wirkung haben als bei der Aufführung. Der Schauspieler ist ja moderner Mensch: er ist ein Widerspruch mit der Tragödie. — Richtiges Gefühl Schillers über den Chor und Tiecks Äußerung: das gänzlich Unnatürliche (gegenüber unsrer Natur) ist das Ergreifendste.

[«]

9[127]

Die Oper kann ihrer Natur nicht völlig entfremdet werden: der wird aus ihr das Beste machen, der ihr Wesen am schärfsten zum Ausdruck bringt.

[«]

9[128]

Wagner ist vor allem als Musiker zu beachten: seine Texte sind „Musikdunst“.

[«]

9[129]

Ich glaube daß wir, wenn wir nicht Künstler sind, die Kunst nur in idyllischen Stimmungen und idyllisch verstehn. Das ist unser modernes Loos: wir genießen also als moralische Wesen. Die griechische Welt ist vorbei.

[«]

9[130]

Der apollinische Genius — Entwicklung des militärischen Genius zum politischen, zum Weisen (Zeitalter der Sieben), zum Dichter, zum Bildhauer Maler. (Fortbestehen der älteren Spezies.)
Der dionysische Genius — hat nichts mit dem Staat zu thun. Begriff der Menschheit — keine Sklaven — Mitleid. Angriff auf die „apollinischen Professoren“.
Der lyrische Genius.

[«]

9[131]

Die Oper. Das Idyllische. Das Laienthum. Das Reizende und Üppige: Leidenschaftliche.

Die Tragödie. Das Tragische. Aristoteles.

Der Dithyramb. διθυραμβικὸς νόμος. Stimme als Instrument. Höhe der absoluten Musik. Aristoteles über das ἦθος der Musik.

Tod der Tragödie — das Schauspiel — Romanismus.

[«]

9[132]

Shakespeare Vollendung des Sophocles. Ganz dionysisch. Er zeigt die Grenze der griechischen Tragödie: gleiches Verhältniß wie zwischen alter griechischer und germanischer Musik.

Richard Wagner und unsre Dichter — als vorbildliche Menschen.

[«]

9[133]

Bei Aeschylus ist die Musik in Sprache und Charakter. bei Sophokles in der Weltanschauung. Sie flüchtet aus dem Wahrnehmbaren in's Unsinnliche, sie ist auf der Flucht.

Das Charakterische — das neue Zauberwort für Sophokles, d.h. die Nachahmung der wirklichen Charaktere. falscher Begriff der Mimesis. Die Kunstgestalten sind realer als die Wirklichkeit, die Wirklichkeit ist die Nachahmung der Kunstgestalten: ist die wachende Welt eine Nachahmung der Traumwelt? — Gewiß muß die Welt als Vorstellung vorhanden sein: während wir erst das Vorgestellte sind.

Nachahmung der Charaktere — damit ist die Musik nicht mehr produktiv, gestaltenschöpferisch. Die Musik muß aus sich in gleicher Weise die Tragödie erzeugen, wie das Ur-Eine die Individuen.

Der Traum als reiner Musikzustand?

[«]

9[134]

Die unerhörte Musikerweiterung bei den Dithyrambikern gilt zunächst als ein Übermaß der Musik:

Bei Pratinas ist es nicht wahr, daß er die Herrschaft des Textes über die Musik verlangt, sondern das Überwiegen des Gesanges über die Instrumente.

Jene übermächtige Musik der Dithyrambiker suchte nach einer größeren Gattung, in der die verschiedensten Charaktere der Musik nach einander Platz hatten. Sie thaten dies, indem sie, nach Plato, den Threnos den Hymnus usw. in den Dithyramb zogen. Es war jetzt eine mehrtheilige große Musikcomposition, die als Ganzes durch eine Handlung versinnlicht wurde. Die antike Symphonie.

[«]

9[135]

Wagner und Beethoven: Wagner strebt unbewußt eine Kunstform an, in der das Urübel der Oper überwunden ist: nämlich die allergrößte Symphonie: deren Hauptinstrumente einen Gesang singen, der durch eine Handlung versinnlicht werden kann. Nicht als Sprache, sondern als Musik ist seine Musik ein ungeheurer Fortschritt. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß die alte Opernmusik einerseits und anderseits die gelehrte Musik ihre deutlichsten Spuren auch in Bach und Beethoven hinterlassen hat. Ihm schwebt eine deutsche Musik vor, die vom romanischen Joche befreit ist: diese, wie die verwandte deutsche Kunst, findet er zunächst nur als radikaler Idylliker, als Vollender des romanischen Gedankens.

Es ist ungeheuer, was uns der Text und die Handlung dem reinen Musikgenusse entgegenführt: man denke an den dritten Akt des „Tristan“. Hier ist das inferno aufgeschlossen, das wir nur an der Hand Virgils zu schauen aushalten. Das Bild und der Gedanke ist hier noch mehr: er bricht den völlig verzehrenden Einfluß der Musik, er mildert ihn. — Urschmerz. Insofern ist Wort und Bild Heilmittel gegen die Musik: zuerst nähert Wort und Bild uns der Musik, dann schützt es uns gegen sie.

[«]

9[136]

Dieser idyllische Zug der Neuzeit ist ihr so eigenthümlich, daß sie ihn, als idyllisch, gar nicht sofort begreift. — Man versteht ihn aber, wenn man das naive Volkslied zur Vergleichung hinzunimmt.

Die römische Poesie ist an sich unmusikalisch.

Bei Gluck: Rückkehr von der Unnatur der Sänger zum Idyllischen der Wortmusik: und zu antiken Stoffen.

Die Ausartung der Idylle nach dem Prächtigen, Üppigen, Reizenden: bei Mozart Rückkehr zu einfacher Musik, idealisirte Serenaden, Arien, Buffopartien, kurz germanisch angehauchte Rückkehr zur italienischen Volkskomödie.

[«]

9[137]

Die Wortmusik soll zunächst auf die Affekte des Zuhörers wirken, als deklamirtes Wort: die Musik ist auf den Nichtmusiker berechnet, der ihr nur mit Affekten beikommt.

Dieser affektuose Nichtmusiker ist der geträumte Urzuhörer, der die Gesetze diktirt: er will einfache und starke Empfindungen erregt haben und dem Gedanken entfliehn (der ihm die moderne Zeit repräsentirt).

An Stelle der Empfindung verlangt er auch oft nur das Reizende oder Aufregende. Hier liegt immer der Weg offen für die üppige Pracht und Sinnlichkeit der Oper: aus Gedankenflucht.

Der Grundirrthum ist: daß der naive Urmensch gedacht wird wie er in der Leidenschaft zum Musiker und Dichter wird: als ob Leidenschaften Kunstwerke erzeugen könnten. Dies ist der Glaube einer durch den Gedanken beunruhigten Zeit, die ihre Leidenschaften schon zu sehr mit Vorstellungen zersetzt findet: sie träumt sich in ein Reich hinein, wo die Leidenschaften nicht Gedanken, sondern Gesang und Dichtungen erzeugen. Also ein falscher Glaube über den künstlerischen Prozeß ist die Voraussetzung: und zwar der idyllische Glaube, daß eigentlich jeder einfach empfindende Mensch Künstler sei: insofern ist es der Ausdruck des Laienthums in der Kunst. Man nimmt einen ungeheuren

Bruch wahr, gegenüber dem Alterthum: Künstler und Publikum als zwei aesthetische Mächte, die sich nicht mehr verstehen. (Man denke an Palestrina.) Die Oper ist der Versuch eine Eintracht herzustellen: durch das Zurückgehn auf eine Urmenschheit, wo der Laie und der Künstler zusammenfallen.

[«]

9[138]

Bei Euripides ist auch der Zuhörer der bestimmende geworden. Die im Zuhörer zu erregende Leidenschaft dichtet hier die Dramen. Aber es ist ein Zuhörer, der nichts Idyllisches empfindet: und so trägt Euripides die Mythen in die Gegenwart und deren Leidenschaften.

[«]

9[139]

Sokrates und Euripides — zur Erklärung des romanischen Schauspiels: dessen Grundirrthum: es soll ein sokratisches Problem gelöst werden, ein Vernunftsatz, der jetzt die Poesie erzeugen soll. Hier wird der lyrische Dichter mit dem leidenschaftlichen Menschen verwechselt: an Stelle des musikalischen Untergrundes tritt der Affekt. Ein Vernunftsatz wird durch Affekte erklärt. Oder:

der Affekt, durch einen Vernunftsatz niedergehalten, wird in Aufregung dargestellt.

An die Stelle des musikalischen Untergrundes ist der Affekt getreten.

An die Stelle der Bilderausführung der Vernunftsatz, des jetzt ein Beispiel des Affektes sucht.

Insofern ist der unmusikalische Zuhörer zum Dichter geworden. Oder der Zuhörer hat das Drama der Romanen bestimmt.

[«]

9[140]

Lyriker.
Oper.
Tragödie.
Dithyrambus.
Roman. Drama.
Shakespeare.
Richard Wagner.
Schiller und Goethe
Romanisch und Germanisch.

[«]

9[141]

Wir verstehen Shakespeare und Beethoven auf Grund unserer romanischen Verwöhnung.

[«]

9[142]

Entweder, sagt Schiller, ist die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, wenn jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt wird. Oder beide sind ein Gegenstand der Freude, indem sie als wirklich vorgestellt werden. Das erste giebt die Elegie in engerer, das andere die Idylle in weitester Bedeutung.

Der „Siegfried“ z.B. gehört zur Idylle, Natur und Ideal ist wirklich, darüber freut man sich. Dabei ist nun der Wagnersche Begriff der Natur ein tragischer, der Schillersche heiterer. Wir freuen uns an Tristan, selbst an seinem Tode, weil diese Natur und dieses Ideal wirklich ist.

[«]

9[143]

Von Rom hängen wir ab, wie Jacob Burckhardt, p. 200, ein theilweises Wiedererwachen des antiken italischen Genius in den italienischen Dichtern selbst findet, ein wundersames Weiterklingen eines uralten Saitenspiels.

Die Römer als Künstler sind für alle Nachwelt bis jetzt bestimmend gewesen. Nur der urgermanische Geist in Shakespeare Bach usw. hat sich von ihnen emancipirt. Ihr Humanismus ist das Gegengewicht gegen ihre Kunst.

Zur mythologisch-bukolischen Litteratur, p. 201.

Die bukolische Tendenz des dramatischen Dithyrambus, Cyclops. Bereits idyllisch.

[«]

9[144]

Homerische Frage.
Dialogus de oratoribus.

[«]

9[145]

Motto für Wagner's Tendenz:

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Dann der „Spaziergang“ zu vergleichen.

[«]

9[146]

Goethe, als musikalischer Lyriker, hat auch die einzigen völlig dramatischen Scenen geschrieben (z.B. Schluß des Faust I, Egmont, Berlichingen). Über die dramatischen Scenen sind wir nicht hinaus. — Schiller hat vielleicht den noch stärkeren musikalischen Antrieb, aber seine Sprach- und Bilderwelt ist nicht adäquat: wie es bei Shakespeare der Fall ist. Kleist war auf dem schönsten Wege. Doch hat er die Lyrik noch nicht überwunden.

Die idyllische Tendenz trieb Goethe vom Drama fort, z.B. Iphigenie, Tasso. — Schiller kommt nicht einmal völlig zur Lyrik, geschweige denn darüber hinaus: zum Drama. — Es giebt keinen Vergleich mit Shakespeare: wohl aber mit der französischen Tragödie. Soweit wir nicht beim Volkslied angelangt sind, stehen wir unter französischem Einfluß.

Das Volkslied aber muß, wie bei Goethe, ein frisch entstehendes sein.

[«]

9[147]

Schiller und Goethe als Dichter der Aufklärung, doch mit deutschem Geiste. So verhält sich Wagner zur großen Oper, wie Schiller zur französischen Tragödie. Der Fundamentalirrthum bleibt, aber innerhalb desselben wird alles mit deutschem idealem Radikalismus erfüllt. Der Fundamentalirrthum ist aber ein Urtheil der modernen Geschichte, nichts Zufälliges, sondern die Nothwendigkeit (beginnt deshalb mit der Renaissance), d.h. es wird der von Sokrates begonnene Weg fortgesetzt. Nur unsre großen deutschen Musiker und Shakespeare stehen außerhalb dieses Prozesses, als bereits erreichte Höhepunkte. Und man muß die Höhepunkte nicht historisch am Ende erwarten wollen. Es gab Jugendmomente in Goethe (Conception des Faust), wo er ebenfalls über jenen Prozeß hinausschaute: wohin?

Das Problem: zu Shakespeare und Beethoven die Cultur zu finden. Und hier mögen unsre Schiller und Wagner, als Menschen, die Vorläufer sein. Befreiung vom Romanismus: bis jetzt nur Umbildung des Romanism, wie die Reformation nur eine Umbildung war.

[«]

9[148]

Bildung und Kunst.
Das Ziel der Erziehung.

[«]

9[149]

Richard Wagner das Idyll der Gegenwart: die unvolksthümliche Sage, der unvolksthümliche Vers, und doch deutsch Beides. Wir erreichen nur noch das Idyll. Wagner hat die Urtendenz der Oper, die idyllische, bis zu ihren Consequenzen geführt: die Musik als idyllische (mit Zerbrechung der Formen), das Recitativ, der Vers, der Mythus. Dabei haben wir die höchste sentimentalische Lust: nie ist er naiv. — Ich denke an den Schillerschen Gedanken über eine neue Idylle. Wagner als Dichter. Ob z.B. Tristan als „Symphonie“ zu verstehen ist? Nein. Wagner versucht den Atlas der modernen Cultur einfach abzuwerfen: seine Musik imitirt die Urmusik. Die „moralische“ Wirkung ist die ergreifendste. Das Gesammtkunstwerk — gleichsam ein Werk der Urmenschen, wie Wagner auch die Urbegabung voraussetzt. Der ungetrennte Mensch. Der singende Urmensch. Das Orchester ist der moderne Mensch, der Idylle gegenüber. — Er sucht als Musiker zur Lyrik den Untergrund, zum Beispiel die Regel. Er schöpft seine lyrischen Personen nur aus seinen musikalischen Stimmungen, deshalb decken sie sich als Ganzes. Die eigentliche Dramatik der Musik unmöglich. In der großen Tannhäuserscene wirkt der dramatische pathologische Zustand, die Musik ist hier nur ein Idealismus, der das Wort verdrängt hat. (Schiller über die Bacchusfeste bei Nohl.) Wagner wählt aus der in ihm lebenden Musik: die Charakteristik ist entnommen der scharfen Beobachtung der exekutirenden Sänger und Musiker. Hier liegt alle Nachahmung: die Tempobezeichnung „schnell“ ist keine absolute, sondern nur für den ausübenden Musiker. Das Orchester wird so entsprechend „mimisch“ gedacht: es wird zur Mimik von dramatischen Sängern das Analogon in der exekutirt gedachten Musik gesucht. Die Deklamation gehört vor allem zu dieser Mimik: der nun jetzt eine entsprechende Mimik des Orchesters entspricht. Das Orchester ist somit nur eine Verstärkung des mimischen Pathos. Die Musik selbst, die in das geschaute Schema eingezwängt wird, muß jetzt ledig aller der strengen Formen sein d.h. vor allem der streng symmetrischen Rhythmik. Denn die dramatische Mimik ist etwas viel zu Bewegliches, Irrationales für alle Formen der absoluten Musik, sie kann nicht einmal den Takt einhalten, und deshalb hat die Wagnersche Musik die allergrößten Tempoverschiebungen. Diese Musik wird nun wieder als hergestellte Urmusik begriffen, weil sie schrankenlos ist: sie entspricht dem Stabreim. — Die Chromatik wird gefordert, um die plastische Kraft der Harmonie zu entfesseln d.h. wiederum als Differenzirung des mimischen Pathos. „Dramatische Musik“ falscher Begriff. — Voraussetzung Wagner’s: der Affekte empfindende Zuhörer, nicht der rein musikalische, der sentimentalische, der sofort dem Mythus gegenüber innerste Rührung empfindet, im Gefühl des Gegensatzes. — Die tragische Idylle: das Wesen der Dinge ist nicht gut und muß untergehen, aber die Menschen sind so gut und groß, daß uns ihre Vergehen am tiefsten ergreifen, weil sie fühlen für solche Vergehen unfähig zu sein. Siegfried der „Mensch“, wir dagegen Unmensch ohne Rast und Ziel. — Idyllische Tendenz der Kunst gegenüber: er sieht überall die Verirrung der Künste und glaubt die eine Kunst herzustellen. Der Individualism der Künste erscheint ihm als Verirrung. Der in Stücke gerissene Künstler wird verurtheilt, der Allkünstler d.h. der künstlerische Mensch restituirt. —

[«]

9[150]

Der französische Liberalism und die heroische Oper — gleiches Fundament.

[«]

9[151]

Plan: das Vorbild einer philologisch-philosophischen Betrachtung an Aeschylus zu geben.

Neue Kulturbetrachtung.
Neue Aesthetik (mit reichstem allseitigen Material).
Neue Rhythmik.
Neue Sprachphilosophie.
Neue Behandlung der Mythen.

Begriff des „Klassischen“ zum ersten Male praktisch.
Vollendung der „sentimentalischen“ Bewegung.
Unterschied der Darstellung.
Philologische Behandlung aller Dramen, mit gebührender Mißachtung der bisherigen, auf ungenügender Bildung beruhenden.

[«]

[10 = Mp XII 1c. Anfang 71]

Fragment einer erweiterten Form der „Geburt der Tragoedie“,

geschrieben in den ersten Wochen des Jahres **1871.**

11 Seiten.

[«]

10[1]

Wem nun, durch die bisher gegebene Charakteristik, der Sinn für die beiden entgegengesetzten und doch zusammengehörigen Welten des Apollinischen und des Dionysischen erschlossen ist, der wird jetzt eine Stufe weiter gehen und, vom Standpunkte jener Erkenntniß aus, das hellenische Leben in seinen wichtigsten Erscheinungen als Vorbereitung für die höchsten Äußerungen jener Triebe, für die Geburt des Genius, erfassen. Während wir uns nämlich jene Triebe als Naturgewalten außer allen Zusammenhang mit gesellschaftlichen staatlichen religiösen Ordnungen und Sitten denken müssen giebt es noch eine viel künstlicher und überlegter vorbereitete, gleichsam indirekte Offenbarung jener Triebe, durch den einzelnen Genius, über dessen Natur und höchste Bedeutung ich mir jetzt eine halb mystische Bilderrede gestatten muß.

Der Mensch und der Genius stehen sich in sofern gegenüber, als der erste durchaus Kunstwerk ist, ohne sich dessen bewußt zu werden, weil die Befriedigung an ihm als an einem Kunstwerke gänzlich einer anderen Erkenntniß- und Betrachtungssphaere angehört: in diesem Sinne gehört er zur Natur, die nichts als eine visionsartige Spiegelung des Ur-Einen ist. Im Genius dagegen ist — außer der ihm als Menschen zukommenden Bedeutung — zugleich noch jene der anderen Sphaere eigenthümliche Kraft, die Verzückung der Vision selbst zu fühlen, vorhanden. Wenn die Befriedigung am träumenden Menschen sich ihm selbst nur dämmernd erschließt, ist der Genius zugleich der höchsten Befriedigung an diesem Zustande fähig; wie er selbst andernseits über diesen Zustand Gewalt hat und ihn aus sich allein erzeugen kann. Nach dem, was wir über die vorwiegende Bedeutung des Traumes für das Ur-Eine bemerkt haben, dürfen wir das gesammte wache Leben des einzelnen Menschen als eine Vorbereitung für seinen Traum ansehen; jetzt müssen wir hinzufügen, daß das gesammte Traumleben vieler Menschen wiederum die Vorbereitung des Genius ist. In dieser Welt des Nicht-Seienden, des Scheines muß alles werden: und so wird auch der Genius, indem in einem Menschheitscomplexe, in einem größeren Individuum jene dämmernde Lustempfindung des Traumes sich immer mehr steigert, bis zu jenem dem Genius eigenthümlichen Genusse: welches Phänomen wir uns an dem allmählichen, durch Morgenröthe und vorausgesandte Strahlen angekündigten Aufgehen der Sonne sichtbar machen können. Die Menschheit, mit aller Natur als ihrem vorauszusetzenden Mutterschooße, darf in diesem weitesten Sinne als die fortgesetzte Geburt des Genius bezeichnet werden: von jenem ungeheuren allgegenwärtigen Gesichtspunkte des Ur-Einen aus ist in jedem Moment der Genius erreicht, die ganze Pyramide des Scheins bis zu ihrer Spitze vollkommen. Wir, in der Enge unseres Blicks und innerhalb des Vorstellungsmechanismus von Zeit, Raum und Kausalität, haben uns zu bescheiden, wenn wir den Genius als Einen unter vielen und nach vielen Menschen erkennen; ja wir dürfen glücklich sein, wenn wir ihn überhaupt erkannt haben, was im Grunde immer nur zufällig geschehn kann und in vielen Fällen gewiß nie geschehn ist.

Der Genius als der „nicht wachende und nur träumende“ Mensch, der, wie ich sagte, vorbereitet wird und entsteht in dem zugleich wachenden und träumenden Menschen, ist durch und durch apollinischer Natur: eine Wahrheit, die nach der vorausgeschickten Charakteristik des Apollinischen, von selbst einleuchtet. Damit werden wir zur Definition des dionysischen Genius gedrängt, als des in völliger Selbstvergessenheit mit dem Urgrunde der Welt eins gewordenen Menschen, der jetzt aus dem Urschmerze heraus den Wiederschein desselben zu seiner Erlösung schafft: wie wir diesen Prozeß in dem Heiligen und dem großen Musiker zu verehren haben, die beide nur Wiederholungen der Welt und zweite Abgüsse derselben sind.

Wenn dieser künstlerische Wiederschein des Urschmerzes aus sich heraus noch eine zweite Spiegelung, als Nebensonne, erzeugt: so haben wir das gemeinsame dionysisch-apollinische Kunstwerk, dessen Mysterium wir uns in dieser Bildersprache zu nähern suchen.

Für jenes eine Weltenauge, vor dem sich die empirisch-reale Welt sammt ihrem Wiederscheine im Traume ausgießt, ist somit jene dionysisch-apollinische Vereinigung eine ewige und unabänderliche, ja einzige Form des Genusses: es giebt keinen dionysischen Schein ohne einen apollinischen Wiederschein. Für unser kurzsichtiges, fast erblindetes Auge legt sich jenes Phänomen in lauter einzelne, theils apollinische, theils dionysische Genüsse auseinander, und nur in dem Kunstwerk der Tragödie hören wir jene höchste Doppelkunst zu uns reden, die, in ihrer Vereinigung des Apollinischen und des Dionysischen das Abbild jenes Urgenusses des Weltauges ist. Wie für dieses der Genius die Spitze der Pyramide des Scheins ist, so darf uns wiederum das tragische Kunstwerk als Spitze der unserem Auge erreichbaren Kunstpyramide gelten.

Wir, die wir genöthigt sind, Alles unter der Form des Werdens d.h. als Willen zu verstehn, verfolgen jetzt die Geburt der drei verschiedenartigen Genien in der uns allein bekannten Erscheinungswelt: wir untersuchen, welche wichtigsten Vorbereitungen der „Wille“ braucht, um zu ihnen zu gelangen. Dabei haben wir alle Gründe, diesen Nachweis an der griechischen Welt zu geben, die über jenen Prozeß einfach und ausdrucksvoll, wie dies ihre Art ist, zu uns redet.

Falls wirklich der Genius Zielpunkt und letzte Absicht der Natur ist, so muß nun jetzt auch nachweisbar sein, daß in den anderen Erscheinungsformen des hellenischen Wesens nur nothwendige Hülfsmechanismen und Vorbereitungen jenes letzten Zieles zu erkennen sind. Dieser Gesichtspunkt zwingt uns, vielberufene Zustände des Alterthums, über die noch kein neuerer Mensch mit Symphathie gesprochen hat, auf ihre Wurzeln hin zu untersuchen: wobei sich ergeben wird, daß diese Wurzeln es gerade sind, aus denen der wunderbare Lebensbaum der griechischen Kunst einzig erwachsen konnte. Es mag sein, daß uns diese Erkenntniß mit Schauder erfüllt: gehört doch dieser Schauder fast zu den nothwendigen Wirkungen je der tieferen Erkenntniß. Denn die Natur ist auch, wo sie das Schönste zu erschaffen angestrengt ist, etwas Entsetzliches. Diesem ihren Wesen ist es gemäß, daß die Triumphzüge der Kultur nur einer unglaublich geringen Minderheit von bevorzugten Sterblichen zu Gute kommen, daß dagegen der Sklavendienst der großen Masse eine Nothwendigkeit ist, wenn es wirklich zu einer rechten Werdelust der Kunst kommen soll. Wir Neueren haben vor den Griechen zwei pfauenartig sich spreizende Begriffe voraus, die gleichsam als

Trostmittel einer durchaus sklavisch sich gebahrenden und dabei das Wort „Sklave“ ängstlich scheuenden Welt gegeben sind: wir reden von der „Würde des Menschen“ und von der „Würde der Arbeit.“ Alles quält sich, um ein elendes Leben elend weiter zu perpetuiren; diese furchtbare Noth zwingt zur verzehrenden Arbeit, die nun der vom „Willen“ verführte Mensch gelegentlich als etwas Würdevolles anstaunt. Damit aber die Arbeit Ehren und rühmliche Namen verdiene, wäre es vor allem nöthig, daß das Dasein selbst, zu dem sie doch nur ein qualvolles Mittel ist, etwas mehr Würde habe als dies ernstgemeinten Philosophieen und Religionen zu erscheinen pflegt. Was dürfen wir Anderes in der Arbeitsnoth aller der Millionen finden als den Trieb, um jeden Preis weiter zu vegetieren: und wer sähe nicht an verkümmerten Pflanzen, die in erdloses Gestein ihre Wurzeln strecken, denselben allmächtigen Trieb?

Aus diesem entsetzlichen Existenzkampfe können nur die Einzelnen auftauchen, die nun sofort wieder durch die Wahnbilder der künstlerischen Kultur beschäftigt werden, damit sie nur nicht zum praktischen Pessimismus kommen: als welchen Zustand die Natur auf das Höchste verabscheut. In der neueren Welt, die der griechischen gegenüber zu allermeist Abnormitäten und Centauren schafft, in der der einzelne Mensch, gleich jenem fabelhaften Wesen im Beginne der horazischen Poetik, aus Stücken bunt zusammengesetzt ist, zeigt sich oft an dem selben Menschen zugleich die Gier des Existenzkampfes und des Kunstbedürfnisses: aus welcher unnatürlichen Verschmelzung die Noth entstanden ist, jene erstere Gier vor dem Kunstbedürfnisse zu entschuldigen und gewissermaßen zu weihen, was durch jene trefflichen Vorstellungen von der Würde des Menschen und der Arbeit geschehen ist. Die Griechen brauchen keine solche klägliche Nothbehelfe, bei ihnen spricht sich rein aus, daß die Arbeit eine Schmach sei — nicht etwa weil das Dasein eine Schmach ist, sondern im Gefühl der Unmöglichkeit, daß der um das nackte Fortleben kämpfende Mensch Künstler sein könne. Der kunstbedürftige Mensch regiert im Alterthum mit seinen Begriffen, während in der neueren Zeit der Sklave die Vorstellungen bestimmt: er der seiner Natur nach alle seine Verhältnisse mit trügerischen glänzenden Namen bezeichnen muß, um leben zu können. Solche Phantome, wie die Würde des Menschen, die Würde der Arbeit sind die dürftigen Erzeugnisse des sich vor sich selbst verbergenden Sklaventhums. Unselige Zeit, in der der Sklave zum Nachdenken über sich und über sich hinaus gereizt worden ist! Unselige Verführer, die den Unschuldsstand des Sklaven durch die Frucht vom Baum der Erkenntniß vernichtet haben! Jetzt müssen diese, um nur leben zu können, sich mit solchen durchsichtigen Lügen hinhalten, wie sie in der angeblichen „Gleichberechtigung Aller“, in den „Grundrechten des Menschen“, des

Gattungswesens Mensch, in der Würde der Arbeit für jeden tiefer Blickenden erkennbar sind. Sie dürfen ja nicht begreifen, an welchem Punkte, auf welcher Stufe erst ungefähr von „Würde“ gesprochen werden kann — und die Griechen erlauben es selbst da nicht einmal — dort nämlich wo das Individuum völlig über sich hinaus geht und nicht mehr im Dienste seines individuellen Weiterlebens zeugen und arbeiten muß. Auch noch auf dieser Höhe der „Arbeit“ haben die Griechen dieselbe truglose Naivetät. Selbst noch jener abgeblaßte Epigone Plutarch hat so viel griechischen Instinkt in sich, daß er uns sagen kann, kein edelgeborner Jüngling würde, wenn er den Zeus in Pisa schaue, das Verlangen haben, selbst ein Phidias, oder wenn er Hera in Argos sieht, selbst ein Polyklet zu werden: und ebensowenig würde er den Wunsch hegen Anakreon Philetas oder Archilochus zu sein, so sehr er sich auch an ihren Dichtungen ergötze. Das künstlerische Schaffen fällt für den Griechen eben so sehr unter den unehrwürdigen Begriff der Arbeit, wie jedes banausische Handwerk. Wenn aber die zwingende Kraft des künstlerischen Triebes in ihm wirkt, dann muß er schaffen und sich jener Noth der Arbeit unterziehn. Und wie ein Vater die Schönheit und Begabung seines Kindes bewundert, an den Akt der Entstehung aber mit schamhaftem Widerwillen denkt, so ergieng es dem Griechen. Das lustvolle Staunen über das Schöne hat ihn nicht über den Werdeprozeß verblendet, der ihm wie alles Schaffen in der Natur erschien, als eine gewaltige Noth, als ein gieriges Sich-Drängen zum Dasein. Dasselbe Gefühl, mit dem der Zeugungsprozeß als etwas schamhaft zu Verbergendes betrachtet wird, obwohl in ihm der Mensch einem höheren Ziele dient als seiner individuellen Erhaltung: dasselbe Gefühl umschleierte auch die Entstehung der großen Kunstwerke, trotzdem durch sie eine höhere Daseinsform inaugurirt wird, wie durch jenen Akt eine neue Generation. Die Scham scheint somit recht eigentlich dort einzutreten, wo der Mensch nur noch Werkzeug unendlich größerer Willenserscheinung ist, als er sich selbst in der Einzelgestalt des Individuums gelten darf.

Jetzt haben wir den allgemeinen Begriff, unter den die Empfindungen zu ordnen sind, welche die Griechen in Betreff der Sklaverei und der Arbeit hegten. Beide gelten ihnen als eine nothwendige Schmach, vor der man Scham empfindet: in diesem Gefühle birgt sich die unbewußte Erkenntniß, daß das eigentliche Ziel jene Voraussetzungen braucht, daß hier aber das Entsetzliche und Raubthierartige der Sphinx Natur liegt, die in der gewollten Verherrlichung des künstlerisch freien Kulturlebens so schön den Jungfrauenleib vorstreckt. Die Bildung, die ich vornehmlich als wahrhaftes Kunstbedürfniß verstehe, hat einen erschrecklichen Untergrund: dieser aber giebt sich in der dämmernden Empfindung der Scham zu erkennen. Damit der Boden für eine größere Kunstentwicklung vorhanden ist, muß die ungeheure Mehrzahl im Dienste einer Minderzahl über das Maaß ihrer individuellen Nothwendigkeit hinaus der Lebensnoth sklavisch unterworfen sein. Auf ihre Unkosten, durch ihre Mehrarbeit soll jene bevorzugte Klasse dem Existenzkampfe entrückt werden, um nun eine neue Welt des Bedürfnisses zu erzeugen. Demgemäß müssen wir uns dazu verstehen als grausame Grundbedingung jeder Bildung hinzustellen, daß zum Wesen einer Kultur das Sklaventhum gehöre: eine Erkenntniß, die vor dem Dasein bereits einen gehörigen Schauder erzeugen kann. Dies sind die Geier, die dem prometheischen Förderer der Kultur an der Leber nagen. Das Elend der mühsam lebenden Masse muß noch gesteigert werden, um einer Anzahl olympischer Menschen die Produktion der Kunstwelt zu ermöglichen. Hier liegt der Quell jenes schlecht verhehlten Ingrimms, den die Kommunisten und Socialisten, und auch ihre blässeren Abkömmlinge, die weiße Raçe der Liberalen jeder Zeit gegen die Künste, aber auch gegen das klassische Alterthum genährt haben. Wenn wirklich die Kultur im Belieben eines Volkes stünde, wenn hier nicht unentrinnbare Mächte walteten, die dem Einzelnen Gesetz und Schranke sind, so wäre die Verachtung der Kultur, die Verherrlichung der Armuth des Geistes, die bilderstürmerische Vernichtung der Kunstansprüche mehr als eine Auflehnung der unterdrückten Masse gegen drohnenartige Einzelne: es wäre der Schrei des Mitleides, der die Mauern der Kultur umrisse, der Trieb nach Gerechtigkeit, nach Gleichmaß des Leidens würde alle anderen Vorstellungen überfluthen. Wirklich hat die überschwängliche Empfindung des Mitleides auf kurze Zeiten hier und da einmal alle Dämme des Kulturlebens zerbrochen: ein Regenbogen der mitleidigen Liebe und des Friedens erschien mit dem ersten Hervortreten des Christenthums, und unter ihm wurde seine schönste Frucht, das Johannesevangelium, geboren. Es giebt auch Beispiele, daß mächtige Religionen auf lange Perioden hinaus einen bestimmten Kulturgrad gewissermaßen versteinern; man denke an die mumienhafte jahrtausendalte Kultur Aegyptens. Aber eins ist nicht zu vergessen: dieselbe Grausamkeit, die wir im Wesen jeder Kultur fanden, liegt auch im Wesen jeder mächtigen Religion; so daß wir ebensogut es verstehen werden, wenn eine Kultur mit dem Schrei nach Gerechtigkeit ein allzu hoch gethürmtes Bollwerk von religiösen Forderungen zerbricht. Was in dieser entsetzlichen Konstellation der Dinge leben will d.h. leben muß, ist im Grunde seines Wesens Abbild des Urschmerzes und Urwiderspruchs, muß also in unsrer Augen „welt- und erdgemäß Organ“ als Wille, als unersättliche Gier zum Dasein fallen. Deshalb dürfen wir auch die herrliche Kultur mit einem bluttriefenden Sieger vergleichen, der bei seinem Triumphzuge die an seinen Wagen gefesselten

Besiegten als Sklaven mitschleppt: als welchen eine wohlthätige Macht die Augen verblendet hat, so daß sie, von den Rädern des Wagens fast zermalmt, doch noch rufen „Würde der Arbeit! Würde des Menschen!“

Der moderne Mensch ist freilich an eine ganz andere verzärtelte Betrachtung der Dinge gewöhnt. Darum ist er ewig unbefriedigt, weil er niemals wagt, sich dem furchtbaren, eistreibenden Strome des Daseins vollkommen anzuvertrauen, sondern am Ufer ängstlich auf und ab läuft. Die neuere Zeit mit ihrem „Bruche“ ist zu begreifen als die vor allen Konsequenzen zurückfliehende: sie will nichts ganz haben, ganz auch mit all der natürlichen Grausamkeit der Dinge. Der Tanz ihres Denkens und Treibens ist wahrhaft lächerlich, weil es sich sehnsüchtig immer auf neue Gestalten stürzt, um sie zu umarmen und dann sie plötzlich, wie Mephistopheles die verführerischen Lamien, schaudernd fahren lassen muß. Aus der Verzärtelung der neueren Menschen sind die ungeheuren socialen Nothstände der Gegenwart geboren, als deren im Wesen der Natur liegendes Gegenmittel ich die Sklaverei, sei es auch unter mildernden Namen, zu empfehlen wage; die Sklaverei, die weder dem ursprünglichen Christenthum, noch dem Germanenthum irgendwie anstößig, geschweige denn verwerflich, zu sein dünkte. Um von den griechischen Sklaven zu schweigen: wie erhebend wirkt auf uns die Betrachtung des mittelalterlichen Hörigen, mit dem innerlich kräftigen und zarten Rechts- und Sittenverhältnisse zu dem höher Geordneten, mit der tiefsinnigen und poetischen Umfriedung seines engen Daseins. Wie erhebend — und wie vorwurfsvoll!

Wer nun über die Konfiguration der Gesellschaft nicht ohne Schwermuth nachdenken kann, wer sie als die fortwährende schmerzhafte Geburt jener eximirten Kulturmenschen zu begreifen gelernt hat, in deren Dienst sich alles Andere verzehren muß, der wird auch von jenem erlogenen Glanze nicht mehr getäuscht werden, den die Neueren über Ursprung und Bedeutung des Staates gebreitet haben. Was nämlich kann uns der Staat bedeuten, wenn nicht das Mittel, mit dem jener eben geschilderte Gesellschaftsprozeß in Fluß zu bringen und in seiner ungehemmten Fortdauer zu verbürgen ist? Mag der Trieb zur Geselligkeit in den einzelnen Menschen auch noch so stark sein, erst die eiserne Klammer des Staates zwängt die größeren Massen so aneinander, daß jetzt jene chemische Scheidung der Gesellschaft, mit ihrem neuen pyramidalen Aufbau, vor sich gehen muß. Woher aber entspringt diese plötzliche Macht des Staates, dessen Ziel weit über die Einsicht, ja über den Egoismus des Einzelnen hinausliegt? Wie entstand der Sklave, der blinde Maulwurf der Kultur? Die Griechen haben es uns in ihrem völkerrechtlichen Instinkte verrathen, der, auch in der reifsten Fülle ihrer Gesittung und Menschlichkeit, nicht aufhörte, mit eherner Stimme solche Worte auszurufen:

„Dem Sieger gehört der Besiegte, mit Weib und Kind, Gut und Blut. Die Gewalt giebt das erste Recht; und es giebt kein Recht, das nicht zu seinem Grunde die Gewalt hat.“

So sehen wir wiederum, mit welcher mitleidlosen Starrheit die Natur, um zur Gesellschaft zu kommen, sich die grausamen Werkzeuge des Staates schmiedet: nämlich jene Eroberer mit den eisernen Händen, die nichts als Objektivationen der bezeichneten Instinkte sind. An ihrer undefinirbaren Größe und Macht spürt der Betrachter, daß sie nur Mittel einer in ihnen sich offenbarenden und doch vor ihnen sich verbergenden Absicht sind. Gleich als ob ein magischer Wille von ihnen ausströmte, so räthselhaft schnell schließen sich die schwächeren Kräfte an sie an, so wunderbar verwandeln sie sich, bei dem plötzlichen Anschwellen jener Gewaltlawine, unter dem Zauber jenes schöpferischen Kernes, zu einer bisher nicht vorhandenen Affinität.

Wenn wir nun sehen, wie wenig sich alsbald die Unterworfenen um den erschreckenden Ursprung des Staates bekümmern, so daß im Grunde über keine Art von Ereignissen die Weltgeschichte uns schlechter unterrichtet als über das Zustandekommen jener gewaltsamen, blutigen und fast immer unerklärlichen Usurpationen: wenn vielmehr jener Magie des Staates die Herzen unwillkürlich entgegenschwellen, mit der Ahnung einer unsichtbar tiefen Absicht, dort wo der rechnende Verstand nur eine Addition von Kräften zu sehen befähigt ist: wenn jetzt der Staat sogar mit Inbrunst als Ziel und Gipfel der Aufopferungen und Pflichten des Einzelnen betrachtet wird: so spricht aus alledem die ungeheure Nothwendigkeit des Staates, ohne den es der Natur nicht gelingen möchte, durch die Gesellschaft zu ihrer Erlösung im Scheine, im Spiegel des Genius, zu kommen. Was für Erkenntnisse überwindet nicht die instinktive Lust am Staate! Man sollte doch denken, daß ein Wesen, welches in die Entstehung des Staates hineinschaut, fürderhin nur in schauervoller Entfernung von ihm sein Heil suchen werde: und wo kann man nicht die Denkmäler jener Entstehung sehen, verwüstete Länder, zerstörte Städte, verwilderte Menschen, verzehrenden Völkerhaß! Der Staat, von schmählicher Geburt, für die meisten Wesen eine fortwährend fließende Quelle der Mühsal, in häufig wiederkommenden Perioden die fressende Fackel des Menschengeschlechts — und dennoch ein Klang, bei dem wir uns vergessen, ein Schlachtruf, der zu zahllosen wahrhaft heroischen Thaten begeistert hat, vielleicht der höchste ehrwürdigste Gegenstand für die blinde und egoistische Masse, die auch nur in den ungeheuren Momenten des Staatslebens den befremdlichen Ausdruck von Größe auf ihrem Gesichte hat!

Die Griechen aber haben wir uns, im Hinblick auf die einzige Sonnenhöhe ihrer Kunst, schon a priori als „die politischen Menschen an sich“ zu construiren: und wirklich kennt die Geschichte kein zweites Beispiel einer so furchtbaren Entfesselung des politischen Triebes, einer so unbedingten Hinopferung aller anderen Interessen im Dienste dieses Staateninstinktes; höchstens daß man vergleichungsweise und aus ähnlichen Gründen die Menschen der Renaissance in Italien mit einem gleichen Titel auszeichen könnte. So überladen ist bei den Griechen jener Trieb, daß er immer von neuem wieder gegen sich selbst zu wüthen anfängt und die Zähne in das eigne Fleisch schlägt. Diese blutige Eifersucht von Stadt auf Stadt, von Partei auf Partei, diese mörderische Gier jener kleinen Kriege, der tigerartige Triumph auf dem Leichnam des erlegten Feindes, kurz jene unablässige Erneuerung jener trojanischen Kampf- und Greuelscenen, in deren Anschauung lustvoll versunken Homer der typische Hellene vor uns steht — wohin deutet diese naive Barbarei des griechischen Staates, woher nimmt er seine Entschuldigung vor dem Richterstuhle der ewigen Gerechtigkeit? Stolz und ruhig tritt der Staat vor ihn hin: und an der Hand führt er das herrlich blühende Weib, die griechische Gesellschaft. Für diese Helena und ihre Kinder führte er jene Kriege: welcher Richter dürfte hier verurtheilen?

Bei diesem geheimnißvollen Zusammenhang, den wir hier zwischen Staat und Kunst, politischer Gier und künstlerischer Zeugung, Schlachtfeld und Kunstwerk ahnen, verstehn wir, wie gesagt, unter Staat nur die eiserne Klammer, die den Gesellschaftsprozeß erzwingt: während ohne Staat, im natürlichen bellum omnium contra omnes, die Gesellschaft überhaupt nicht in größerem Maaße und über das Bereich der Familie hinaus Wurzel schlagen kann. Jetzt, nach der allgemein eingetretenen Staatenbildung, concentrirt sich nun zwar jener Trieb des bellum omnium contra omnes zum schrecklichen Kriegsungewitter der Völker und entladet sich gleichsam in seltneren, aber um so stärkeren Schlägen. In den Zwischenpausen aber ist der Gesellschaft doch Zeit gelassen, unter der nach Innen gewendeten zusammengedrängten Wirkung jenes bellum, allerorts zu keimen und zu grünen, um sobald es einige wärmere Tage giebt, die leuchtenden Blüthen des Genius hervorsprießen zu lassen.

Angesichts der politischen Welt der Hellenen will ich nicht verbergen, in welchen Erscheinungen der Gegenwart ich gefährliche, für Kunst und Gesellschaft gleich bedenkliche Verkümmerungen der politischen Sphaere zu erkennen glaube. Wenn es Menschen geben sollte, die durch Geburt gleichsam außerhalb der Volks- und Staateninstinkte gestellt sind, die somit den Staat nur so weit gelten zu lassen haben als sie ihn in ihrem eignen Interesse begreifen: so werden derartige Menschen nothwendig als letztes staatliches Ziel sich das möglichst ungestörte Nebeneinanderleben großer politischer Gemeinsamkeiten vorstellen, in denen den: eignen Absichten nachzugehn ihnen vor allem ohne Beschränkung erlaubt sein dürfte. Mit dieser Vorstellung im Kopfe werden sie die Politik fördern, die diesen Absichten die größte Sicherheit bietet, während es undenkbar ist, daß sie gegen ihre Absichten, etwa durch einen unbewußten Instinkt geleitet, der Staatstendenz sich zum Opfer bringen, undenkbar, weil sie eben jenes Instinktes ermangeln. Alle anderen Bürger des Staates sind über das, was die Natur mit ihrem Staatsinstinkte bei ihnen beabsichtigt, im Dunkeln und folgen blindlings; nur jene außerhalb dieser Instinkte Stehenden wissen, was sie vom Staate wollen und was ihnen der Staat gewähren soll. Deshalb ist es geradezu unvermeidlich, daß solche Menschen einen großen Einfluß auf den Staat gewinnen, weil sie ihn als Mittel betrachten dürfen, während alle Anderen unter der Macht jener unbewußten Absichten des Staates selbst nur Mittel des Staatszwecks sind. Um nun durch das Mittel des Staats höchste Förderung ihrer eigennützigen Ziele zu erreichen, ist vor allem nöthig, daß der Staat von jenen schrecklich unberechenbaren Kriegszuckungen gänzlich befreit werde, damit er rational benutzt werden könne; und damit streben sie, so bewußt als möglich, einen Zustand an, in dem der Krieg eine Unmöglichkeit ist. Hierzu gilt es nun zuerst die politischen Sondertriebe möglichst zu beschneiden und abzuschwächen und durch Herstellung großer gleichwiegender Staatenkörper und gegenseitige Sicherstellung derselben den günstigen Erfolg eines Angriffskriegs und damit den Krieg überhaupt zur höchsten Unwahrscheinlichkeit zu machen; wie sie andernseits die Frage über Krieg und Frieden der Entscheidung einzelner Machthaber zu entreißen suchen, um vielmehr an den Egoismus der Masse oder deren Vertreter appellieren zu können: wozu sie wiederum nöthig haben, die monarchischen Instinkte der Völker langsam aufzulösen. Diesem Zwecke entsprechen sie durch die allgemeinste Verbreitung der liberal-optimistischen Weltanschauung, welche ihre Wurzel in den Lehren der französischen Aufklärung und Revolution d.h. in einer gänzlich ungermanischen, ächt romanisch flachen Philosophie hat. Ich kann nicht umhin, in der gegenwärtig herrschenden Nationalitätenbewegung und der gleichzeitigen Verbreitung des allgemeinen Stimmrechts vor allem die Wirkungen der Kriegsfurcht zu sehen, ja im Hintergrunde dieser Bewegungen, als die eigentlich Fürchtenden, jene wahrhaft internationalen heimatlosen Geldeinsiedler zu erblicken, die, bei ihrem natürlichen Mangel des staatlichen Instinktes, es gelernt haben, die Politik zum Mittel der Börse und Staat wie Gesellschaft als Bereicherungsapparate ihrer selbst zu mißbrauchen. Gegen die von dieser Seite zu befürchtende Ablenkung der Staatstendenz zur Geldtendenz ist das einzige Gegenmittel der Krieg und wiederum der Krieg: in dessen Erregungen wenigstens doch so viel klar wird, daß der Staat nicht auf der Furcht vor dem Kriegsdämon, als Schutzanstalt egoistischer Einzelner, gegründet ist, sondern in Vaterlands- und Fürstenliebe einen ethischen Schwung aus sich erzeugt, der auf eine viel höhere Bestimmung hinweist. Wenn ich also als gefährliches Charakteristikum der politischen Gegenwart die Verwendung der Revolutionsgedanken im Dienste einer eigensüchtigen staatlosen Geldaristokratie bezeichne, wenn ich die ungeheure Verbreitung des liberalen Optimismus zugleich als Resultat der in sonderbare Hände gerathenen modernen Geldwirthschaft begreife und alle Übel der socialen Zustände, sammt dem nothwendigen Verfall der Künste, entweder aus jener Wurzel entkeimt oder mit ihr verwachsen sehe: so wird man mir einen gelegentlich anzustimmenden Päan auf den Krieg zu Gute halten müssen. Fürchterlich erklingt sein silberner Bogen: und kommt er gleich daher wie die Nacht, so ist er doch Apollo der rechte Weihe- und Reinigungsgott des Staates. Zuerst aber, wie es im Beginn der Ilias heißt, schnellt er den Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann trifft er die Menschen selbst, und überall lodern die Holzstöße mit Leichnamen. So sei es denn ausgesprochen, daß der Krieg für den Staat eine ebensolche Nothwendigkeit ist wie der Sklave für die Gesellschaft: und wer möchte sich diesen Erkenntnissen entziehen können, wenn er sich ehrlich nach den Gründen der unerreichten griechischen Kunstvollendung fragt?

Wer den Krieg und seine uniformirte Möglichkeit, den Soldatenstand in Bezug auf das bisher geschilderte Wesen des Staates betrachtet, muß zu der Einsicht kommen, daß durch den Krieg und im Soldatenstande uns ein Abbild, ja vielleicht das Urbild des Staates vor Augen gestellt wird. Hier sehen wir, als allgemeinste Wirkung der Kriegstendenz, eine sofortige Scheidung und Zertheilung der chaotischen Masse in militärische Kasten, aus denen sich pyramidenförmig, mit einer allerbreitesten sklavenartigen Basis, der Bau der „kriegerischen Gesellschaft“ erhebt. Der unbewußte Zweck der ganzen Bewegung zwingt jeden Einzelnen unter sein Joch und erzeugt auch bei heterogenen Naturen eine gleichsam chemische Verwandlung ihrer Eigenschaften, bis sie mit diesem Zwecke in Affinität gebracht sind. In den höheren Kasten spürt man schon etwas mehr, um was es sich, bei diesem innerlichen Prozesse, im Grunde handelt, nämlich um die Erzeugung des militärischen Genius — den wir als den ursprünglichen Staatengründer kennen gelernt haben. An manchen Staaten zB. an der Lykurgischen Verfassung Sparta's kann man deutlich den Abdruck jener Grundidee des Staates, der Erzeugung des militärischen Genius, wahrnehmen. Denken wir uns jetzt den militärischen Urstaat in lebhaftester Regsamkeit, in seiner eigentlichen „Arbeit“ und führen wir uns die ganze Technik des Kriegs vor Augen, so können wir nicht umhin, unsere überallher eingesognen Begriffe von der „Würde der Arbeit“, und der „Würde des Menschen“ durch die Frage zu corrigieren, ob denn auch zu der Arbeit, die die Vernichtung von „würdevollen“ Menschen zum Zweck hat, ob auch zu dem Menschen, der mit jener „würdevollen Arbeit“ betraut ist, der Begriff von „Würde“ stimmt oder ob nicht, in dieser kriegerischen Aufgabe des Staates, jener Begriff als ein in sich widerspruchsvoller sich selbst aufhebt. Ich dächte, der kriegerische Mensch wäre ein Mittel des militärischen Genius und seine Arbeit wiederum nur ein Mittel desselben Genius, und nicht ihm, als absoluten Menschen und Nichtgenius, sondern ihm als Mittel des Genius — der auch seine Vernichtung als Mittel des kriegerischen Kunstwerks belieben kann — komme ein Grad von Würde zu, jene Würde nämlich, zum Mittel des Genius gewürdigt zu sein. Was hier an einem einzelnen Beispiel gezeigt ist, gilt aber im allgemeinsten Sinne: jeder Mensch, mit seiner gesammten Thätigkeit, hat nur so viel Würde als er, bewußt oder unbewußtes Werkzeug des Genius ist; woraus sofort die ethische Consequenz zu erschließen ist, daß der „Mensch an sich“, der absolute Mensch, weder Würde, noch Rechte, noch Pflichten besitzt; nur als völlig determinirtes, unbewußten Zwecken dienendes Wesen kann der Mensch seine Existenz entschuldigen.

Der vollkommene Staat Plato’s ist nach diesen Betrachtungen gewiß noch etwas Größeres als selbst die Ernstgesinnten unter seinen Verehrern glauben, gar nicht zu reden von der lächelnden Geringschätzung, mit der unsre „historisch“ Gebildeten eine solche Frucht des Alterthums abzulehnen wissen. Das eigentliche Ziel des Staates, die olympische Existenz und immer erneute Zeugung des Genius, dem gegenüber alle Andern nur vorbereitende Mittel sind, ist hier durch eine dichterische Intuition gefunden: Plato sah durch die schrecklich verwüstete Herme des damaligen Staatslebens hindurch und gewahrte auch jetzt noch etwas Göttliches in ihrem Inneren. Er glaubte daran, daß man dies Göttliche herausnehmen könnte und daß die grimmige und barbarisch verzerrte Außenseite nicht zum Wesen des Staates gehöre; die ganze Inbrunst seiner politischen Leidenschaft streckte sich nach jenem Wunsche aus. — Daß er in seinem vollkommnen Staat nicht den Genius in seinem allgemeinsten Begriff an die Spitze stellte, sondern nur den Genius der Weisheit in die oberste Rangordnung aufnahm, die genialen Künstler aber überhaupt aus seinem Staate ausschloß, das war eine starre Consequenz des bald näher zu betrachtenden sokratischen Urtheils über die Kunst, das Plato im Kampfe wider sich selbst zu dem seinigen gemacht hatte. Diese mehr äußerliche und beinahe zufällige Lücke darf durchaus nicht unter die Hauptmerkmale des platonischen Staates gerechnet werden.

Wie Plato den innersten Zweck des Staates aus allen seinen Verhüllungen und Trübungen an’s Licht zog, so begriff er auch den tiefsten Grund der Stellung des hellenischen Weibes zum Staate: in beiden Fällen erblickte er in dem um ihn Vorhandenen das Abbild der ihm offenbar gewordenen Ideen, vor denen freilich das Wirkliche nur Nebelbild und Schattenspiel war. Wer, nach allgemeiner Gewöhnung, die Stellung des hellenischen Weibes überhaupt für unwürdig und der Humanität widerstrebend hält, muß sich mit diesem Vorwurf auch gegen die platonische Auffassung dieser Stellung kehren: denn in ihr ist das Vorhandene gleichsam nur logisch präcisirt. Hier wiederholt sich also unsre Frage: sollte nicht das Wesen und die Stellung des hellenischen Weibes einen nothwendigen Bezug zu den Zielpunkten des hellenischen Willen’s haben?

Das Innerste, was Plato als Grieche über die Stellung des Weibes zum Staate sagen konnte, war die so anstößige Forderung, daß im vollkommnen Staate die Familie aufhören müsse. Sehen wir jetzt davon ab, wie er, um diese Forderung rein durchzuführen, selbst die Ehe aufhob und an deren Stelle feierliche, von Staatswegen — — —.

[«]

[11 = Mp XII 1b. Februar 71]

11[1]

Vorwort an Richard Wagner.

Von Ihnen weiß ich es, mein verehrter Freund, von Ihnen allein, daß Sie mit mir einen wahren und einen falschen Begriff der „griechischen Heiterkeit“ unterscheiden und den letzteren — den falschen — im Zustande ungefährdeten Behagens auf allen Wegen und Stegen antreffen; von Ihnen weiß ich gleichfalls, daß Sie es für unmöglich halten, von jenem falschen Heiterkeitsbegriffe aus zur Einsicht in das Wesen der Tragoedie zu kommen. Deshalb gebührt Ihnen die nachfolgende Erörterung über Ursprung und Ziel des tragischen Kunstwerks, in der der schwierige Versuch gemacht worden ist, unsere in diesem ernsten Probleme so wunderbar consonierende Empfindung in Begriffe zu übertragen. Daß wir aber mit einem ernsthaften Problem zu thun haben, muß dem wohl- und übelgesinnten Leser zu seinem Erstaunen deutlich werden, wenn er sieht, wie Himmel und Hölle zu seiner Erklärung in Bewegung gesetzt werden müssen, und wie wir zum Schlusse genöthigt sind jenes Problem recht eigentlich in die Mitte der Welt, als einen „Wirbel des Seins“ hinzustellen. Ein aesthetisches Problem so ernst zu nehmen ist freilich nach allen Seiten hin anstößig, sowohl für unsere Aesthetisch-Empfindsamen und ihre Ekel erregende Weichlichkeit als auch für jenes robuste oder beleibte Gesindel, das in der Kunst nicht mehr als ein lustiges Nebenbei, als ein auch wohl zu missendes Schellengeklingel zum „Ernst des Daseins“ zu erkennen im Stande ist: als ob Niemand wüßte, was es in dieser Gegenüberstellung mit einem solchen „Ernst des Daseins“ auf sich habe. Wenn nun gar aus so verschiedenen Kreisen das Wort „griechische Heiterkeit“ in die Welt hineinklingt, so dürfen wir immer schon zufrieden sein, wenn es nicht geradewegs als „bequemer Sensualismus“ zu interpretieren ist: in welchem Sinne Heinrich Heine das Wort häufig und immer mit sehnsüchtiger Regung gebraucht hat. Diejenigen aber, deren Lob bei der Durchsichtigkeit, Klarheit, Bestimmtheit und Harmonie der griechischen Kunst stehen bleibt, im Glauben, unter dem Schutze des griechischen

Vorbildes sich mit allem Entsetzlichen des Daseins abfinden zu können — eine Gattung Menschen, die von Ihnen bereits, mein verehrter Freund, in Ihrer denkwürdigen Schrift „über das Dirigiren“ mit unvergleichlich scharfen Zügen an’s Licht gestellt worden ist — diese sind zu überzeugen, daß es zum Theil an ihnen liegt, wenn der Unterboden der griechischen Kunst ihnen flach erscheint, zum Theil auch am innersten Wesen der besagten griechischen Heiterkeit: in welchem Bezuge ich den Besten unter ihnen andeuten möchte, es gienge ihnen wie solchen, die in das hellste, von der Sonne durchschienene Seewasser sehen und den Grund des See’s ganz in ihrer Nähe wähnen, als ob er mit der Hand zu erreichen wäre. Uns hat die griechische Kunst gelehrt, daß es keine wahrhaft schöne Fläche ohne eine schreckliche Tiefe giebt; wer indeß nach jener Kunst der reinen Fläche sucht, der sei ein- für allemal auf die Gegenwart verwiesen als auf das wahre Paradies für solche Schatzgräberei, während es ihm im fremdartigen Lichte des griechischen Alterthums begegnen könnte, Diamanten als Wassertropfen zu mißachten oder — was die größere Gefahr ist, herrliche Kunstwerke aus Versehen und Ungeschick zu zertrümmern. Ich werde nämlich, bei der gesteigerten Umwühlung des griechischen Bodens ängstlich und möchte jeden begabten oder unbegabten Menschen, der eine gewisse berufsmäßige Tendenz nach dem Alterthume hin ahnen läßt, an die Hand nehmen und vor ihm in folgender Weise perorieren: „Weißt du auch, was für Gefahren dir drohen, junger, mit einem mäßigen Schulwissen auf die Reise geschickter Mensch? Hast du gehört, daß es nach Aristoteles ein untragischer Tod ist, von einer Bildsäule erschlagen zu werden? Und gerade dieser untragische Tod droht dir. Ach, ein schöner Tod, wirst du sagen, wenn es nur eine griechische Bildsäule ist! Oder verstehst du dies nicht einmal? So wisse denn, daß unsere Philologen seit Jahrhunderten versuchen, die in die Erde gesunkene umgefallene Statue des griechischen Alterthums wieder aufzurichten, bis jetzt immer mit unzureichenden Kräften. Immer wieder, kaum vom Boden gehoben, fällt sie wieder zurück und zertrümmert die Menschen unter ihr. Das möchte noch angehn; denn jedes Wesen muß an etwas zu Grunde gehn. Aber wer steht uns dafür, daß dabei die Statue selbst nicht in Stücke zerbricht? Die Philologen gehen an den Griechen zu Grunde: das wäre etwa zu verschmerzen. Aber das Alterthum bricht unter den Händen der Philologen in Stücke! Dies überlege dir, junger leichtsinniger Mensch, gehe zurück, falls du kein Bilderstürmer bist!“

Nun wünschte ich nichts mehr, als daß mir einmal Jemand begegne, vor dem ich diese Rede nicht halten könnte, ein Wesen von zürnender Hoheit, stolzestem Blick, kühnstem Wollen, ein Kämpfer, ein Dichter, ein Philosoph zugleich, mit einem Schritte, als ob es gälte über Schlangen und Ungethüme hinweg zu schreiten.

Dieser zukünftige Held der tragischen Erkenntniß wird es sein, auf dessen Stirne der Abglanz jener griechischen Heiterkeit liegt, jener Heiligenschein, mit dem eine noch bevorstehende Wiedergeburt des Alterthums inaugurirt wird, die deutsche Wiedergeburt der hellenischen Welt.

Ach, mein verehrter Freund, kaum darf ich sagen, in welcher Weise ich meine Hoffnungen für diese Wiedergeburt mit der gegenwärtigen blutigen Glorie des deutschen Namens verbinde. Auch ich habe meine Hoffnungen. Diese haben es mir möglich gemacht, während die Erde unter den Schritten des Ares zitterte, unausgesetzt und selbst mitten im Bereich der entsetzlichen nächsten Wirkungen des Krieges der Betrachtung meines Thema's obzuliegen, ja ich erinnere mich, in einsamer Nacht mit Verwundeten zusammen im Güterwagen liegend und zu deren Pflege bedienstet, mit meinen Gedanken in den drei Abgründen der Tragoedie gewesen zu sein: deren Namen lauten „Wahn, Wille, Wehe“. Und woher schöpfte ich da die tröstliche Sicherheit, daß jener zukünftige Held der tragischen Erkenntniß und der griechischen Heiterkeit nicht unter ganz anders gearteten Erkenntnissen und Heiterkeiten bereits in der Geburt erstickt werde?

Sie wissen, wie ich mit Abscheu jenen Irrwahn zurückweise, daß das Volk oder gar daß der Staat „Selbstzweck“ sein solle: aber ebenso sehr widerstrebt es mir, den Zweck der Menschheit in der Zukunft der Menschheit zu suchen. Weder der Staat, noch das Volk, noch die Menschheit sind ihrer selbst wegen da, sondern in ihren Spitzen, in den großen „Einzelnen“, den Heiligen und den Künstlern liegt das Ziel, also weder vor noch hinter uns, sondern außerhalb der Zeit. Dieses Ziel aber weist durchaus über die Menschheit hinaus. Nicht um eine allgemeine Bildung oder eine asketische Selbstvernichtung oder gar um einen Universalstaat vorzubereiten, erheben wider alles Vermuthen hier und da die großen Genien ihre Häupter. Wohin aber die Existenz des Genius deutet, auf welches erhabenste Daseinsziel, wird hier nur mit Schauer nachgefühlt werden können. Wer möchte sich erkühnen dürfen, vom Heiligen in der Wüste zu sagen, daß er die höchste Absicht des Weltwillens verfehlt habe? Glaubt wirklich Jemand, daß eine Statue des Phidias wahrhaft vernichtet werden könne, wenn nicht einmal die Idee des Steins, aus der sie gefertigt war, zu Grunde geht? Und wer möchte bezweifeln, daß die griechische Heroenwelt nur des einen Homer wegen dagewesen ist? Und um mit einer tiefsinnigen Frage Friedrich Hebbel's zu schließen:

Machte der Künstler ein Bild und wüßte, es dauere ewig,
Aber ein einziger Zug, tief wie kein and'rer, versteckt,
Werde von keinem erkannt der jetz'gen und künftigen Menschen,

Bis an’s Ende der Zeit, glaubt ihr, er ließe ihn weg?

Aus alledem wird klar, daß der Genius nicht der Menschheit wegen da ist: während er allerdings derselben Spitze und letztes Ziel ist. Es giebt keine höhere Kulturtendenz als die Vorbereitung und Erzeugung des Genius. Auch der Staat ist trotz seines barbarischen Ursprungs und seiner herrschsüchtigen Geberden nur ein Mittel zu diesem Zweck.

Und nun meine Hoffnungen!

Die einzige produktive politische Macht in Deutschland, die wir Niemandem näher zu bezeichnen brauchen, ist jetzt in der ungeheuersten Weise zum Siege gekommen und sie wird von jetzt ab das deutsche Wesen bis in seine Atome hinein beherrschen. Diese Thatsache ist vom äußersten Werthe, weil an jener Macht etwas zu Grunde gehen wird, das wir als den eigentlichen Gegner jeder tieferen Philosophie und Kunstbetrachtung hassen, ein Krankheitszustand, an dem das deutsche Wesen vornehmlich seit der großen Französischen Revolution zu leiden hat und der in immer wiederkehrenden gichtischen Zuckungen auch die bestgearteten deutschen Naturen heimsucht, ganz zu schweigen von der großen Masse, bei der man jenes Leiden, mit schnöder Entweihung eines wohlgemeinten Wortes, „Liberalismus“ nennt. Jener ganze, auf eine erträumte Würde des Menschen, des Gattungsbegriffs Mensch gebaute Liberalismus wird sammt seinen derberen Brüdern an jener starren, vorhin angedeuteten Macht verbluten; und wir wollen die kleinen Reize und Gutartigkeiten, die ihm anhaften, gerne drangeben, wenn nur diese eigentlich kulturwidrige Doktrin aus der Bahn des Genius weggeräumt wird. — Und wozu sollte jene starre Macht, mit ihrer durch Jahrhunderte fortdauernden Geburt aus Gewalt, Eroberung und Blutbad dienen, als dem Genius die Bahn zu bereiten?

Aber welche Bahn!

Vielleicht ist unser zukünftige Held der tragischen Erkenntniß und der griechischen Heiterkeit ein Anachoret — vielleicht bestimmt er die tieferen deutschen Naturen in die Wüste zu gehen — glückselige Zeit, in der die durch furchtbares Leid verinnerlichte Welt den Gesang jenes apollinischen Schwans hören wird!

Mein edler Freund, ob ich wohl bis hierher mich auch in Ihrem Sinne geäußert habe? Fast möchte ich’s vermuthen: und jeder Blick, den ich in Ihren „Beethoven“ werfe, führt mir auch die Worte zu: „der Deutsche ist tapfer: sei er es denn auch im Frieden. Verschmähe er es, etwas zu scheinen, was er nicht ist. Die Natur hat ihm das Gefällige versagt; dafür ist er innig und erhaben.“

Diese Tapferkeit, sammt den letztgenannten Eigenschaften, ist das andere Unterpfand meiner Hoffnungen. Wenn es wahr ist, was mein Glaubensbekenntniß genannt sein mag, daß jede tiefere Erkenntniß schrecklich ist, wer anders als der Deutsche wird jenen tragischen Standpunkt der Erkenntniß einnehmen können, den ich, als Vorbereitung des Genius, als das neue Bildungsziel einer edel strebenden Jugend fordere? Wer anders als der deutsche Jüngling wird die Unerschrockenheit des Blicks und den heroischen Zug in's Ungeheure haben, um allen jenen schwächlichen Bequemlichkeitsdoktrinen des liberalen Optimismus in jeder Form den Rücken zu kehren und im Ganzen und Vollen „resolut zu leben“? Wobei nicht ausbleiben wird, daß er, der tragische Mensch, bei seiner Selbsterziehung zum Ernst und zum Schrecken, auch die von uns gemeinte griechische Heiterkeit als Helena begehren und mit Faust ausrufen muß:

Und sollt' ich nicht, sehnsüchtigster Gewalt,
In's Leben ziehn die einzig'ste Gestalt?

Friedrich Nietzsche.

Lugano am 22 Februar 1871,
am Geburtstage Schopenhauers.

[«]

[12 = Mp XII 1d. Frühjahr 71]

12[1]

Was wir hier über das Verhältniß der Sprache zur Musik aufgestellt haben, muß aus gleichen Gründen auch vom Verhältniß des Mimus zur Musik gelten. Auch der Mimus, als die gesteigerte Geberdensymbolik des Menschen ist, an der ewigen Bedeutsamkeit der Musik gemessen, nur ein Gleichniß, das deren innerstes Geheimniß gar nicht, sondern nur ihre rhythmische Außenseite und auch diese nur sehr äußerlich, nämlich am Substrat des leidenschaftlich-bewegten Menschenleibes, darstellen kann. Fassen wir aber auch die Sprache mit unter die Kategorie der leiblichen Symbolik, halten wir selbst das Drama, gemäß unserem aufgestellten Kanon, an die Musik heran: so dürfte jetzt ein Satz Schopenhauers in die hellste Beleuchtung treten (Parerga, Band 2 S. 465): „Es möchte hingehn, obgleich ein rein musikalischer Geist es nicht verlangt, daß man der reinen Sprache der Töne, obwohl sie, selbstgenugsam, keiner Beihülfe bedarf, Worte, sogar auch eine anschaulich vorgeführte Handlung, zugesellt und unterlegt, damit unser anschauender und reflektirender Intellekt, der nicht ganz müßig sein mag, doch auch eine leichte und analoge Beschäftigung dabei erhalte, wodurch sogar die Aufmerksamkeit der Musik fester anhängt und folgt, auch zugleich Dem, was die Töne in ihrer allgemeinen, bilderlosen Sprache des Herzens besagen, ein anschauliches Bild, gleichsam ein Schema, oder wie ein Exempel zu einem allgemeinen Begriff, untergelegt wird: ja dergleichen wird den Eindruck der Musik erhöhen.“ Wenn wir von der rationalistisch äußerlichen Motivierung absehn, wonach unser anschauender und reflektirender Intellekt beim Anhören der Musik nicht ganz müßig sein mag, und die Aufmerksamkeit, an der Hand einer anschaulichen Aktion, besser folgt — so ist von Schopenhauer mit höchstem Rechte das Drama im Verhältniß zur Musik als ein Schema, als ein Exempel zu einem allgemeinen Begriff charakterisirt worden: und wenn er hinzufügt „ja, dergleichen wird den Eindruck der Musik erhöhen“, so bürgt die ungeheure Allgemeinheit und Ursprünglichkeit der Vokalmusik, der Verbindung von Ton mit Bild und Begriff, für die Richtigkeit dieses Ausspruchs. Die Musik jedes Volkes beginnt durchaus im Bunde mit der Lyrik, und lange bevor an eine absolute Musik gedacht werden kann, durchläuft sie in jener Vereinigung die wichtigsten Entwicklungsstufen. Verstehen wir diese Urlyrik eines Volkes, wie wir es ja müssen, als eine Nachahmung der künstlerisch vorbildenden Natur, so muß uns als ursprüngliches Vorbild jener Vereinigung von Musik und Lyrik die von der Natur vorgebildete Doppelheit im Wesen der Sprache gelten: in welches wir jetzt, nach den Erörterungen über die Stellung von Musik zum Bild, tiefer eindringen werden.

In der Vielheit der Sprachen giebt sich sofort die Thatsache kund, daß Wort und Ding sich nicht vollständig und nothwendig decken, sondern daß das Wort ein Symbol ist. Was symbolisirt aber das Wort? Doch gewiß nur Vorstellungen, seien dies nun bewußte oder, der Mehrzahl nach unbewußte: denn wie sollte ein Wort-Symbol jenem innersten Wesen, dessen Abbilder wir selbst, sammt der Welt, sind, entsprechen? Nur als Vorstellungen kennen wir jenen Kern, nur in seinen bildlichen Äußerungen haben wir eine Vertrautheit mit ihm: außerdem giebt es nirgends eine direkte Brücke, die uns zu ihm selbst führte. Auch das gesammte Triebleben, das Spiel der Gefühle Empfindungen Affekte Willensakte ist uns — wie ich hier gegen Schopenhauer einschalten muß — bei genauester Selbstprüfung nur als Vorstellung, nicht seinem Wesen nach, bekannt: und wir dürfen wohl sagen, daß selbst der „Wille“ Schopenhauers nichts als die allgemeinste Erscheinungsform eines uns übrigens gänzlich Unentzifferbaren ist. Müssen wir uns also schon in die starre Nothwendigkeit fügen, nirgends über die Vorstellungen hinaus zu kommen, so können wir doch wieder im Bereich der Vorstellungen zwei Hauptgattungen unterscheiden. Die einen offenbaren sich uns als Lust- und Unlustempfindungen und begleiten als nie fehlender Grundbaß alle übrigen Vorstellungen. Diese allgemeinste Erscheinungsform, aus der und unter der wir alles Werden und alles Wollen einzig verstehen und für die wir den Namen „Wille“ festhalten wollen, hat nun auch in der Sprache ihre eigne symbolische Sphaere: und zwar ist diese für die Sprache eben so fundamental, wie jene Erscheinungsform für alle übrigen Vorstellungen. Alle Lust- und Unlustgrade — Äußerungen eines uns nicht durchschaubaren Urgrundes — symbolisiren sich im Tone des Sprechenden: während sämmtliche übrigen Vorstellungen durch die Geberdensymbolik des Sprechenden bezeichnet werden. Insofern jener Urgrund in allen Menschen derselbe ist, ist auch der Tonuntergrund der allgemeine und über die Verschiedenheit der Sprachen hinaus verständliche. An ihm entwickelt sich nun die willkürlichere und ihrem Fundament nicht völlig adäquate Geberdensymbolik: mit der die Mannichfaltigkeit der Sprachen beginnt, deren Vielheit wir gleichnißweise als einen strophischen Text auf jene Urmelodie der Lust- und Unlustsprache ansehen dürfen. Das ganze Bereich des Consonantischen und Vokalischen glauben wir nur unter die Geberdensymbolik rechnen zu dürfen — Consonanten und Vokale sind ohne den vor allem nöthigen fundamentalen Ton nichts als Stellungen der Sprachorgane, kurz Geberden —; sobald wir uns das Wort aus dem Munde des Menschen hervorquellen denken, so erzeugt sich zu allererst die Wurzel des Wortes und das Fundament jener Geberdensymbolik, der Tonuntergrund, der Wiederklang der Lust- und Unlustempfindungen. Wie sich unsre ganze Leiblichkeit zu jener ursprünglichsten Erscheinungsform, dem Willen verhält, so verhält sich das consonantisch-vokalische Wort zu seinem Tonfundamente.

Diese ursprünglichste Erscheinungsform, der „Wille“, mit seiner Scala der Lust- und Unlustempfindungen, kommt aber in der Entwicklung der Musik zu einem immer adäquateren symbolischen Ausdruck: als welchem historischen Prozeß das fortwährende Streben der Lyrik nebenher läuft, die Musik in Bildern zu umschreiben: wie dieses Doppelphänomen, nach der soeben gemachten Ausführung, in der Sprache uranfänglich vorgebildet liegt.

Wer uns in diese schwierigen Betrachtungen bereitwillig, aufmerksam und mit einiger Phantasie gefolgt ist — auch mit Wohlwollen ergänzend, wo der Ausdruck zu knapp oder zu unbedingt ausgefallen ist — der wird nun mit uns den Vortheil haben, einige aufregende Streitfragen der heutigen Aesthetik und noch mehr der gegenwärtigen Künstler sich ernsthafter vorlegen und tiefer beantworten zu können, als dies gemeinhin zu geschehen pflegt. Denken wir uns, nach allen Voraussetzungen, welch ein Unterfangen es sein muß, Musik zu einem Gedichte zu machen d.h. ein Gedicht durch Musik illustriren zu wollen, um damit der Musik zu einer Begriffssprache zu verhelfen: welche verkehrte Welt! Ein Unterfangen, das mir vorkommt als ob ein Sohn seinen Vater zeugen wollte! Die Musik kann Bilder aus sich erzeugen, die dann immer nur Schemata, gleichsam Beispiele ihres eigentlichen allgemeinen Inhaltes sein werden. Wie aber sollte das Bild, die Vorstellung aus sich heraus Musik erzeugen können! Geschweige denn, daß dies der Begriff oder, wie man gesagt hat, „die poetische Idee“ zu thun im Stande wäre. So gewiß aus der mysteriösen Burg des Musikers eine Brücke in’s freie Land der Bilder führt — und der Lyriker schreitet über sie hin — so unmöglich ist es, den umgekehrten Weg zu gehen, obschon es Einige geben soll, welche wähnen, ihn gegangen zu sein. Man bevölkere die Luft mit der Phantasie eines Rafael, man schaue, wie er, die heilige Caecilia entzückt den Harmonien der Engelchöre lauschen — es dringt kein Ton aus dieser in Musik scheinbar verlorenen Welt, ja stellten wir uns nur vor, daß jene Harmonie wirklich, durch ein Wunder, uns zu erklingen begänne, wohin wären uns plötzlich Caecilia, Paulus und Magdalena, wohin selbst der singende Engelchor verschwunden! Wir würden sofort aufhören, Rafael zu sein: und wie auf jenem Bilde die weltlichen Instrumente zertrümmert auf der Erde liegen, so würde unsre Malervision, von dem Höheren besiegt, schattengleich verblassen und verlöschen. — Wie aber sollte das Wunder geschehn! Wie sollte die ganz in’s Anschauen versunkene apollinische Welt des Auges den Ton aus sich erzeugen können, der doch eine Sphaere symbolisirt, die eben durch das apollinische Verlorensein im Scheine ausgeschlossen und überwunden ist! Die Lust am Scheine kann nicht aus sich die Lust am Nicht-Scheine erregen: die Wonne des Schauens ist Wonne nur dadurch, daß nichts uns an eine Sphaere erinnert, in der die Individuation zerbrochen und aufgehoben ist. Haben wir das Apollinische im Gegensatz zum Dionysischen irgendwie richtig charakterisirt, so muß uns jetzt der Gedanke nur abenteuerlich falsch dünken, welcher dem Bilde, dem Begriffe, dem Scheine irgendwie die Kraft beimäße, den Ton aus sich zu erzeugen. Man mag uns nicht, zu unserer Widerlegung, auf den Musiker verweisen, der vorhandene lyrische Gedichte componiert: denn wir werden, nach allem Gesagten, behaupten müssen, daß das Verhältniß des lyrischen Gedichtes zu seiner Komposition jedenfalls ein anderes sein muß als das des Vaters zu seinem Kinde. Und zwar welches?

Hier nun wird man uns, auf Grund einer beliebten aesthetischen Anschauung, mit dem Satze entgegenkommen „nicht das Gedicht, sondern das durch das Gedicht erzeugte Gefühl ist es, welches die Komposition aus sich gebiert.“ Ich stimme nicht damit überein: das Gefühl, die leisere oder stärkere Erregung jenes Lust- und Unlustuntergrundes ist überhaupt im Bereich der produktiven Kunst das an sich Unkünstlerische, ja erst seine gänzliche Ausschließung ermöglicht das volle sich Versenken und interesselose Anschauen des Künstlers. Hier möchte man mir etwa erwiedern, daß ich ja selbst so eben vom „Willen“ ausgesagt habe, er komme in der Musik zu einem immer adäquateren symbolischen Ausdruck. Meine Antwort, in einen aesthetischen Grundsatz zusammengefaßt, ist diese: der „Wille“ ist Gegenstand der Musik, aber nicht Ursprung derselben, nämlich der Wille in seiner allergrößten Allgemeinheit, als die ursprünglichste Erscheinungsform, unter der alles Werden zu verstehn ist. Das, was wir Gefühle nennen, ist, hinsichtlich dieses Willens, bereits schon mit bewußten und unbewußten Vorstellungen durchdrungen und gesättigt und deshalb nicht mehr direkt Gegenstand der Musik: geschweige denn, daß es diese aus sich erzeugen könnte. Man nehme beispielsweise die Gefühle von Liebe, Furcht und Hoffnung: die Musik kann mit ihnen auf direktem Wege gar nichts mehr anfangen, so erfüllt ist ein jedes dieser Gefühle schon mit Vorstellungen. Dagegen können diese Gefühle dazu dienen, die Musik zu symbolisiren: wie dies der Lyriker thut, der jenes begrifflich und bildlich unnahbare Bereich des „Willens“, den eigentlichen Inhalt und Gegenstand der Musik, sich in die Gleichnißwelt der Gefühle übersetzt. Dem Lyriker ähnlich sind alle diejenigen Musikhörer, welche eine Wirkung der Musik auf ihre Affekte spüren: die entfernte und entrückte Macht der Musik appelliert bei ihnen an ein Zwischenreich, das ihnen gleichsam einen Vorgeschmack, einen symbolischen Vorbegriff der eigentlichen Musik giebt, an das Zwischenreich der Affekte. Von ihnen dürfte man, im Hinblick auf den „Willen“, den einzigen Gegenstand der Musik, sagen, sie verhielten sich zu diesem Willen, wie der analogische Morgentraum, nach der Schopenhauerischen Theorie zum eigentlichen Traume. Allen jenen aber, die der Musik nur mit ihren Affekten beizukommen vermögen, ist zu sagen, daß sie immer in den Vorhallen bleiben und keinen Zutritt zu dem Heiligthum der Musik haben werden: als welches der Affekt, wie ich sagte, nicht zu zeigen, sondern nur zu symbolisiren vermag.

Was dagegen den Ursprung der Musik betrifft, so habe ich schon erklärt, daß dieser nie und nimmer im „Willen“ liegen kann, vielmehr im Schooße jener Kraft ruht, die unter der Form des „Willens“ eine Visionswelt aus sich erzeugt: der Ursprung der Musik liegt jenseits aller Individuation, ein Satz, der sich nach unsrer Erörterung über das Dionysische aus sich selbst beweist. An dieser Stelle möchte ich mir gestatten, die entscheidenden Behauptungen, zu denen uns der behandelte Gegensatz des Dionysischen und des Apollinischen genöthigt hat, noch einmal übersichtlich neben einander zu stellen.

Der „Wille“, als ursprünglichste Erscheinungsform, ist Gegenstand der Musik: in welchem Sinne sie Nachahmung der Natur, aber der allgemeinsten Form der Natur genannt werden kann.

Der „Wille“ selbst und die Gefühle — als die schon mit Vorstellungen durchdrungenen Willensmanifestationen — sind völlig unvermögend Musik aus sich zu erzeugen: wie es andernseits der Musik völlig versagt ist, Gefühle darzustellen, Gefühle zum Gegenstand zu haben, während der Wille ihr einziger Gegenstand ist. —

Wer Gefühle als Wirkungen der Musik davonträgt, hat an ihnen gleichsam ein symbolisches Zwischenreich, das ihm einen Vorgeschmack von der Musik geben kann, doch ihn zugleich aus ihren innersten Heiligthümern ausschließt. —

Der Lyriker deutet sich die Musik durch die symbolische Welt der Affekte, während er selbst, in der Ruhe der apollinischen Anschauung, jenen Affekten enthoben ist. —

Wenn also der Musiker ein lyrisches Lied componiert, so wird er als Musiker weder durch die Bilder, noch durch die Gefühlssprache dieses Textes erregt: sondern eine aus ganz andern Sphaeren kommende Musikerregung wählt sich jenen Liedertext als einen gleichnißartigen Ausdruck ihrer selbst. Von einem nothwendigen Verhältniß zwischen Lied und Musik kann also nicht die Rede sein; denn die beiden hier in Bezug gebrachten Welten des Tons und des Bildes stehn sich zu fern, um mehr als eine äußerliche Verbindung eingehen zu können; das Lied ist eben nur Symbol und verhält sich zur Musik wie die ägyptische Hieroglyphe der Tapferkeit zum tapferen Krieger selbst. Bei den höchsten Offenbarungen der Musik empfinden wir sogar unwillkürlich die Roheit jeder Bildlichkeit und jedes zur Analogie herbeigezogenen Affektes: wie z.B. die letzten Beethoven'schen Quartette jede Anschaulichkeit, überhaupt das gesammte Reich der empirischen Realität völlig beschämen. Das Symbol hat Angesichts des höchsten, wirklich sich offenbarenden Gottes keine Bedeutung mehr: ja es erscheint jetzt als eine beleidigende Äußerlichkeit.

Man verarge uns hier nicht, wenn wir auch von diesem Standpunkte aus den unerhörten und in seinen Zaubern nicht auflösbaren letzten Satz der neunten Symphonie Beethovens in unsre Betrachtung ziehn, um über ihn ganz unverhohlen zu reden. Daß dem dithyrambischen Welterlösungsjubel dieser Musik das Schillersche Gedicht „an die Freude“ gänzlich incongruent ist, ja wie blasses Mondlicht von jenem Flammenmeere überfluthet wird, wer möchte mir dieses allersicherste Gefühl rauben? Ja wer möchte mir überhaupt streitig machen können, daß jenes Gefühl beim Anhören dieser Musik nur deshalb nicht zum schreienden Ausdruck kommt, weil wir, durch die Musik für Bild und Wort völlig depotenzirt, bereits gar nichts von dem Gedichte Schiller's hören? Aller jener edle Schwung, ja die Erhabenheit der Schillerschen Verse wirkt schon neben der wahrhaft naiv-unschuldigen Volksmelodie der Freude störend, beunruhigend, selbst roh und beleidigend: nur daß man sie nicht hört, bei der immer volleren Entfaltung des Chorgesanges und der Orchestermassen, hält jene Empfindung der Incongruenz von uns fern. Was sollen wir also von jenem ungeheuerlichen aesthetischen Aberglauben halten, daß Beethoven, mit jenem vierten Satz der Neunten selbst ein feierliches Bekenntniß über die Grenzen der absoluten Musik abgegeben, ja mit ihm die Pforten einer neuen Kunst gewissermaßen entriegelt habe, in der die Musik sogar das Bild und den Begriff darzustellen befähigt und damit dem „bewußten Geiste“ erschlossen worden sei? Und was sagt uns Beethoven selbst, indem er diesen Chorgesang durch ein Recitativ einführen läßt: „Ach Freunde, nicht diese Töne, sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere!“ Angenehmere und freudenvollere! Dazu brauchte er den überzeugenden Ton der Menschenstimme, dazu brauchte er die Unschuldsweise des Volksgesanges. Nicht nach dem Wort, aber nach dem „angenehmeren“ Laut, nicht nach dem Begriff, aber nach dem innig-freudenreichsten Tone griff der erhabene Meister in der Sehnsucht nach dem seelenvollsten Gesammtklange seines Orchesters. Und wie konnte man ihn mißverstehn! Vielmehr gilt von diesem Satze genau dasselbe, was Richard Wagner in Betreff der großen Missa solemnis sagt, die er „ein rein symphonisches Werk des ächtesten Beethovenschen Geistes“ nennt. „Beethoven“ S. 47: „Die Gesangstimmen sind hier ganz im Sinne wie menschliche Instrumente behandelt, welchen Schopenhauer diesen sehr richtig auch nur zugesprochen wissen wollte: der ihnen untergelegte Text wird von uns, gerade in diesen großen Kirchencompositionen, nicht seiner begrifflichen Bedeutung nach aufgefaßt, sondern er dient, im Sinne des musikalischen Kunstwerkes, lediglich als Material für den Stimmgesang und verhält sich nur deswegen nicht störend zu unsrer musikalisch bestimmten Empfindung, weil er uns keineswegs Vernunftvorstellungen anregt, sondern, wie dieß auch sein kirchlicher Charakter bedingt, uns nur mit dem Eindrucke wohlbekannter symbolischer Glaubensformeln berührt.“ Übrigens zweifle ich nicht, daß Beethoven, falls er die projektirte zehnte Symphonie geschrieben hätte — zu der noch Skizzen vorliegen — eben die zehnte Symphonie geschrieben haben würde.

Nahen wir uns jetzt, nach diesen Vorbereitungen, der Besprechung der Oper, um von ihr nachher zu ihrem Gegenbild in der griechischen Tragödie fortgehen zu können. Was wir im letzten Satze der Neunten, also auf den höchsten Gipfeln der modernen Musikentwicklung, zu beobachten hatten, daß der Wortinhalt ungehört in dem allgemeinen Klangmeere untergeht, ist nichts Vereinzeltes und Absonderliches, sondern die allgemeine und ewig gültige Norm in der Vokalmusik aller Zeiten, die dem Ursprunge des lyrischen Liedes einzig gemäß ist. Der dionysisch erregte Mensch hat ebensowenig wie die orgiastische Volksmasse einen Zuhörer, dem er etwas mitzutheilen hätte: wie ihn allerdings der epische Erzähler und überhaupt der apollinische Künstler voraussetzt. Es liegt vielmehr im Wesen der Dionysischen Kunst, daß sie die Rücksicht auf den Zuhörer nicht kennt: der begeisterte Dionysusdiener wird, wie ich an einer früheren Stelle sagte, nur von seinesgleichen verstanden. Denken wir uns aber einen Zuhörer bei jenen endemischen Ausbrüchen der dionysischen Erregung, so müßten wir ihm ein Schicksal weissagen, wie es Pentheus, der entdeckte Lauscher, erlitt: nämlich von den Mänaden zerrissen zu werden. Der Lyriker singt „wie der Vogel singt", allein, aus innerster Nöthigung und muß verstummen, wenn ihm der Zuhörer fordernd entgegentritt. Deshalb würde es durch<aus> unnatürlich sein, vom Lyriker zu verlangen, daß man auch die Textworte seines Liedes verstünde, unnatürlich, weil hier der Zuhörer fordert, der überhaupt bei dem lyrischen Erguß kein Recht beanspruchen darf. Nun frage man sich einmal aufrichtig, mit den Dichtungen der großen antiken Lyriker in der Hand, ob sie auch nur daran gedacht haben können, der umherstehenden lauschenden Voksmenge mit ihrer Bilder- und Gedankenwelt deutlich zu werden: man beantworte sich diese ernsthafte Frage, mit dem Blick auf Pindar und die äschyleischen Chorgesänge. Diese kühnsten und dunkelsten Verschlingungen des Gedankens, dieser ungestüm sich neu gebärende Bilderstrudel, dieser Orakelton des Ganzen, den wir, ohne die Ablenkung durch Musik und Orchestik, bei angespanntester Aufmerksamkeit so oft nicht durchdringen können — diese ganze Welt von Mirakeln sollte der griechischen Menge durchsichtig wie Glas, ja eine bildlich-begriffliche Interpretation der Musik gewesen sein? Und mit solchen Gedankenmysterien, wie sie Pindar enthält, hätte der wunderbare Dichter die an sich eindringlich deutliche Musik noch verdeutlichen wollen? Sollte man hier nicht zur Einsicht in das kommen müssen, was der Lyriker ist, nämlich der künstlerische Mensch, der die Musik sich durch die Symbolik der Bilder und Affekte deuten muß, der aber dem Zuhörer nichts mitzutheilen hat: der sogar, in völliger Entrücktheit, vergißt, wer gierig lauschend in seiner Nähe steht. Und wie der Lyriker seinen Hymnus, so singt das Volk das Volkslied, für sich, aus innerem Drange, unbekümmert ob das Wort einem Nichtmitsingenden verständlich ist. Denken wir an unsre eignen Erfahrungen im Gebiete der höheren Kunstmusik: was verstanden wir vom Texte einer Messe Palestrina's, einer Kantate Bach's, eines Oratoriums Händels, wenn wir nicht etwa selbst mitsangen? Nur für den Mitsingenden giebt es eine Lyrik, giebt es Vokalmusik: der Zuhörer steht ihr gegenüber als einer absoluten Musik.

Nun aber beginnt die Oper, nach den deutlichsten Zeugnissen, mit der Forderung des Zuhörers, das Wort zuverstehn.

Wie? Der Zuhörer fordert? Das Wort soll verstanden werden?

[«]

[13 = Mp XII 1a. Frühjahr–Herbst 71]

13[1]

Zum Schluß der Einleitung:

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Über Deukalions Fluthschlamm,
Python tödtend, leicht, groß,
Pythius Apollo.

[«]

13[2]

Und was sollen wir vor allem von den Griechen lernen? Durch unsere Philosophie nicht zum thatlosen Ausruhen, durch unsere Musik nicht zu orgiastischen Wesen zu werden? Vor dem Buddhaismus soll uns die Tragödie, vor dem Musikorgiasmus ebenfalls der Mythus in der Tragödie retten.

Das Volk der Perserkriege braucht die Tragödie.

Beispiel zu geben am Tristan, dritter Akt: welke Müdigkeit, zitternde Hand des Sterbenden, Verhauchen in Seufzern. Die Sehnsucht nach der Urheimat: der Kuhreigen der Metaphysik. „Sehnen — sterben“, krampfartiges Ausspannen der Seele, um zu flüchten, Hervorbrechen der Flügel.

Der Mythus stellt jetzt, zu unserer Beschwichtigung, das Bild dazwischen und das Wort. — Die Helden des Mythus sind Atlas ähnlich, sie tragen die Welt auf ihrem Rücken. Sie entlasten uns. — Wir begreifen hier, weshalb die Musik nach

Bildern verlangt: sie will den heilenden Apollo. Das ist das Verhältniß des Dramas zur Musik.

Wir haben diesen Prozeß in größter Reinheit erlebt: jetzt erst verstehen wir die Tragödie in ihrer Bedeutung für die musikschwangere griechische Luft. Aus ihr geboren, um sie zu heilen. Jetzt verstehen wir, warum die in fortwährender Musik erzogenen Griechen um sich herum die herrlichsten Bildwerke hatten. Palestrina und die Maler der Renaissance.

Wir, in der höchsten Begabung der Musik, sehen darin die einzige allgemeine Kunsthoffnung. Die Musik hat uns wieder den Mythus geboren: damit ist der Geist der Wissenschaft unterlegen. In allen Künsten sind wir die Kritiker: hier in der Musik sind wir noch volle lebendige Menschen. Hier liegen alle Hoffnungen.

An den Griechen können wir lernen, was wir selbst erfahren. Sie deuten uns unsre Erlebnisse. Sophokles wird von Asklepios besucht. So haben wir die Wagnersche Wiedergeburt der Tragödie zu verstehen. Aus sokratischen Menschen sollen wir wieder tragische Menschen werden — und für uns Deutsche ist das eine Wiederbringung aller Dinge. Unsere Perserkriege haben kaum begonnen.

Allein in der Musik sind wir noch nicht wissenschaftliche historische Menschen: wir leben noch bei Palestrina: ein Beweis, daß wir hier wirklich lebendig sind.

Deshalb steht das größte deutsche Kunstfest in Bayreuth einzig da: hier feiern die tragischen Menschen ihr Weihefest, zum Zeichen daß eine neue Kultur beginnt. Ein Zurückstreben zur Gesundheit.

Die Stellung des tragischen Menschen zum Wissen: er strebt nach der tiefsten Tiefe und läßt sich durch keine Erkenntniß-Illusionen zurückschrecken, auch nicht in der Breite aufhalten — denn er hat sein wahres Mittel, das Dasein zu ertragen. Rücksichtlose Wahrheit.

[«]

13[3]

Sonderbare Erzählung über Buddha, der in der Feier des Frühlingsanfanges, da mit dem zugleich der siegreiche Kampf des Stifters der Lehre gegen die falschen Lehren überhaupt festlich begangen wird. Hier giebt er sich dramatischen Vorstellungen hin. Priester in orgiastischer Trunkenheit und Ausgelassenheit: Buddha selbst über seine Erlösung unzählicher Menschen, acht Tage lang weltl<iche> Ergötzungen.

„Rad Was<s>erblase, hohle Bogenlinie.“

[«]

13[4]

4. Dürer, Ritter Tod.
1. „Nach Rom oder nach Indien.“
3. Wiederherstellung des Mythus.
2. Tristan.
5. Die Lebendigen in der Musik.
6. Bayreuth.

[«]

13[5]

Was bedeutet die Tragödie für uns?

Von den Griechen sollen wir das Wagnersche Kunstwerk verstehn.
Die Geburt der Tragödie.
Die Bedeutung der Tragödie.
Die gegenwärtige Verwirrung.

[«]

13[6]

19.
1. Nach Rom oder nach Indien.
2. Tristan.
3. Wiederherstellung des Mythus.

20.
1. Die Lebendigen.
2. Dürer, Ritter Tod.
3. Bayreuth.

[«]

13[7]

Die Verwirrung über Wagner.

Eine neue Kultur beginnt: zuerst müssen die Mittel da sein, um in ihr leben zu können, wobei freilich die Genien, die die Mittel bringen, den wüthenden Anfall der unterlegnen Kultur ewig an sich zu erleiden haben.

[«]

[14 = P I 16b. Frühjahr 1871 — Anfang 1872]

14[1]

Gang.

Einfluß der Musikwirkung auf die Bilderwelt.
Kraft, Mythen zu schaffen.
Der Chor hebt die ganze Tragödie auf den Kothurn.
Der sprechende Schauspieler ist zu erklären: völlig andere Wirkung als unser Melodrama.
Er tritt auf als apollinischer Rhapsode.
Die zwei Kunststile treten sich gegenüber.
Es ist eine religiöse Manifestation des Gottes. Er ist nicht mit seinen verzückten Dienern zu verwechseln.

[«]

14[2]

Der deus ex machina übersetzt die metaphysische Lösung ins Irdische. Damit ist die Tragödie zu Ende.

Die Haupttriebe, die aus dem Ursprung des Drama's abzuleiten sind:

1. Der Bau des Dramas: εἴσοδος des Chores, ἐπεισόδιον des Gottes.
2. Die Einheit, die Tetralogie.
3. Der Held, als Rhapsode.
4. Der Chor als Orchester.

[«]

14[3]

Aus der Fülle dieser Erkenntnisse, auf die, zur Bekräftigung ihrer ewigen Wahrheit, Richard Wagner im „Beethoven“ seinen Stempel gedrückt hat, hebe ich einen Satz hervor, der für die Erklärung des Ursprungs der Tragödie von höchstem Werthe ist. Die Musik, sagt Schopenhauer, läßt jedes Gemälde, ja jede Szene des wirklichen Lebens und der Welt, sogleich in erhöhter Bedeutsamkeit hervortreten: freilich um so mehr, je analoger ihre Melodie dem inneren Geiste der gegebenen Erscheinung ist. Denken wir uns jetzt die erhabenste Steigerung der Musik, so wäre damit ein Mittel gewonnen, jedes Bild der Welt, um kurz zu reden, in einen Mythus zu verwandeln und zum Ausdruck einer ewig-gültigen allgemeinen Wahrheit zu bringen. Dieses ungeheure Vermögen der Musik sehen wir zweimal bisher in der Weltgeschichte zur Mythenschöpfung kommen: und das eine Mal sind wir beglückt genug, diesen erstaunlichen Prozeß selbst zu erleben, um von hier aus auch jenes erste Mal uns analogisch zu verdeutlichen. Wer wird, falls er nur einmal etwas von dieser wahrhaft religiösen Wirkung der mythenschaffenden Musik erfahren hat, — — —

[«]

14[4]

20	Seiten	Über das Dionysische und Apollinische.
12	Seiten	Schilderung der Tragödie.
6		Tod der Tragödie. 2 Seiten Übergang.
28		Wagner.

[«]

14[5]

24		Über das Dionysische und Apollinische.
7		Nahen wir uns jetzt — dem Labyrinth.
12		
2	Seiten	Übergang zum Tode.

27 Seiten Tod der Tragödie.

72

[«]

14[6]

	8
Einleitung:	21
Haupttheil:	21
Haupttheil:	21
Schluß: Wagner	20
	97

[«]

14[7]

I. S.	1—21	Das Dionysische und Apollinische. Das Naive. Der Lyriker.
	22—43	Der Chor, der Held und der Mythus.
	44—70	Euripides und Sokrates.

[«]

14[8]

Zwei Triebe: der wissenschaftliche } die Zeitalter der
der tragische } Tragödie.
Jetzt steht es anders: der wissenschaftliche ist seinen
Grenzen nahe
der tragische ist erreicht.

Eine Vereinigung ist möglich. Der „Mythus“ ist geboren worden.

[«]

14[9]

Mit dem Ende der Tragödie verfällt die Musik.
Sie geräth in Nachahmung der sichtbaren Dinge.
In der Tragödie war die Musik zu ihrer Höhe gekommen.
Bei Euripides tritt an Stelle der dionysischen Erregung die Aufregung an sich. An Stelle der apollinischen Ruhe die Kühle des Denkens. Das ganze Bereich der Musik nimmt er in Beschlag und entlehnt alles Wirksame, d.h. er bringt eine Stilmischung hervor. Er giebt den unendlichen Mythus auf und stellt die Novelle an die Stelle.
Verfall der Musik, des Mythus und der Tragödie. Der Ernst der Weltbetrachtung mußte in die Unterwelt flüchten.
Wir nehmen eine erstaunliche Entwicklung der Wissenschaft wahr: der Mythus ist ganz verschwunden. Die Dichtung trägt den gelehrten Charakter.
Erneuerung der ernsten Weltbetrachtung: bis jetzt stehen wir unter der Nachwirkung der Renaissance. Unsere Musik, unsere Philosophie zeigen ein neues Reich. Wir entdecken, daß der deutsche Genius auch von der optimistischen Welt der Renaissance eine Befreiung braucht.
Die Entdeckung des griechischen Alterthums in umgekehrter Reihenfolge.

[«]

14[10]

Ueber die Zukunft
unserer
Bildungsanstalten.

Notizen. Herbst 71.

[«]

14[11]

Verengerung nöthig, im Gegensatz zu dem Streben nach Erweiterung.

Diesem Streben nach Erweiterung liegt zu Grunde

1) der Optimismus der Nationalökon<omen> — möglichst viel Erkenntniß — möglichst viel Produktion — möglichst viel Glück
2) die Furcht vor religiöser Unterdrückung
3) der Glaube an die Masse, der Unglaube an den Genius.

Diesem Streben arbeitet entgegen, für Verringerung

1) die Arbeitstheilung, auch für Wissenschaft
2) die verschiedenen Kirchen
3) die Furcht vor dem Socialismus, als einer Frucht jenes Optimismus.

Unser Standpunkt ist der der Verengerung und Concentration, also Stärkung (gegen 2.) und Verengerung (gegen 1.)

Hier spricht die **Natur** ihr Wort,

Jenes sind Strebungen, dies sind Wahrheiten. Alle unsere Bildungsanstalten (die aus jenen Strebungen entstanden sind) sind an dieser Urwahrheit zu messen.

Aber die Geltung der Wahrheit ist zu Zeiten eine sehr verschiedene: jene den Strebungen zu Grunde liegenden Principien beanspruchen auch Wahrheit und verdecken also die Wahrheit.

Beide Strebungen, als Erziehungsmaximen könnten allerdings den Erfolg haben, das Niveau der geistigen Aristokratie herunterzudrücken und ihren Einfluß zu mindern.

Denn auch die Geburtsaristokratie des Geistes muß eine ihr gemäße Erziehung und Geltung haben. Das richtige Erziehungsprincip kann nur sein, die größere Masse in das rechte Verhältniß zu der geistigen Aristokratie zu bringen: das ist die eigentliche Bildungsaufgabe (nach den drei Hesiodischen Möglichkeiten); die Organisation des Geniestaates — das ist die wahre platonische Republik.

[«]

14[12]

Ich meine ethische und intellektuelle Bildung.
Die Äußerungen der ethischen Bildung sind sehr verschieden, nach dem intellektuellen Hintergrunde.
Bildung im Dienste des Staates.
Bildung im Dienste der Gesellschaft.
Bildung im Dienste des Erwerbs.
Bildung im Dienste der Wissenschaft.
Bildung im Dienste der Kirche.
Aus diesen unnatürlichen Unterordnungen resultiren zwei Richtungen: Erweiterung und Verringerung.
Gemeinsam ist der Unglaube an den Genius: wodurch sich ihre Unnatürlichkeit verräth: ebenso ein großer Optimismus.

[«]

14[13]

1. Den Genius zu vollenden durch Bildung, Ebnen der Pfade
2. sein Wirken möglich zu machen durch die rechte Ehrfurcht
3. ihn ausfindig zu machen.

Vom Standpunkte des Nichtgenius aus:
1. Gehorsam zu lernen und Bescheidenheit. (Hesiod.)
2. Richtige Erkenntniß über die Enge jedes Berufes.
3. Dem Genius Material sammeln.

[«]

14[14]

„Organisation der intellektuellen Kasten“ die ewige Aufgabe der Bildung, unabhängig von der augenblicklichen Kirche und Staat.

[«]

14[15]

Die klassische Bildung.

Die höchste Bildung etwas völlig Unnützes: Privilegium des Genius. Aus seiner Bildung kann man keinen Lebensberuf machen, von dem zu leben ist. Dies die Vorstellung des Sokrates vom Weisen, der kein Geld nimmt.

Der Gelehrte an Stelle des Gebildeten
Der Lehrer von Beruf an Stelle des vorbildlichen Weisen. Kennzeichen des Mittelalters.

Unsere Schulen sind nach diesem mittelalterlichen Princip eingerichtet. Die Bildung eines eigenen Lehrstandes ist die Folge gewesen.

Gelehrter kann ziemlich Jeder werden, ein Gebildeter Wenige. Verallgemeinung der Gelehrsamkeit — das alte Bildungsziel. Möglichst viele zu Gelehrten abrichten — die höchste alte Erziehungsaufgabe. Das Leben unter der Knechtschaft der Wissenschaft.

Daraus entstand die lateinische Schule, die unnationale Bildungsschule des Gelehrten.

Der Anspruch auf klassische Bildung ist etwas ganz Modernes und eine Verkehrung der Gymnasialtendenz.

Inzwischen ist ersichtlich, daß man nicht vom Latein zur Wissenschaft zu kommen braucht, ebenso daß der Gelehrte und der Gebildete nicht identisch sind.

Jetzt kühner Griff: das alte Gymnasium wird zur Formalschule umgestempelt.

Große öffentliche Lüge. Die Alten sind wahrhaftig in einem noch höheren Grade unsre wahren Meister und Lehrer: aber nicht für Knaben.

Unsere Gymnasiallehrer (unsre besten) sind gar nicht auf diese Ansprüche eingerichtet. Sie erziehen nach wie vor Gelehrte, aber eigentlich nur noch Philologen.

Wenn man ehrlich sein will, muß man irgendwann das Gymnasium in eine philologisch-historische Fachanstalt verwandeln, im Dienste der Wissenschaft.

[«]

14[16]

Je höher der Mensch gebildet wird, um so einsamer ist er: d.h. er verkehrt mit den Großen aller Zeiten und diese erlauchte Gesellschaft macht ihn etwas vorsichtig. Er ist nicht „courant“.

[«]

14[17]

Das naive Verhalten zur Natur nicht zu früh zu stören.

Die Künste früh zu erlernen.

[«]

14[18]

Die Examina mit ihren massenhaften intellektuellen Ansprüchen sind nur Bürgschaften für das ethische Bewältigen einer Unmasse im Dienste einer zukünftigen Staatsstellung. Wer sich hier unterwürfig zeigt, ist bereits gezeichnet.

[«]

14[19]

Bischen Kopf — Vorbereitung der Gymnasien.

[«]

14[20]

Die Realschule.

Der Name ist ein Protest gegen die angebliche Formalschule des modernen Gymnasiums.

Dem Wesen nach ist sie inzwischen noch ein Allerlei, das die ungeheure Lücke, die das Gymnasium läßt, auszufüllen sucht. Bei der ungeheuren Größe des Gebiets, das sie umspannen will, ist sie genöthigt, etwas allgemein zu bleiben, und wird so praktisch wieder formal.

Nicht die Realschule, aber eine Unzahl von Fachschulen müssen in die Lücke hineintreten: und zwar sowohl Berufsschulen als Gelehrtenschulen. Ihre Erscheinung ist deshalb eine große Nothwendigkeit und ein Zeichen, daß das alte Gymnasium erkannt ist.

Die Verschwommenheit der Form zeigt inzwischen noch, wie jung der Gedanke ist. Es sind meistens matte Spiegelbilder des Gymnasiums.

Dies zeigt sich besonders bei den gleichen Ansprüchen, als Militärschule und Vorbereitungsanstalt für die Universität.

Die Universität und das Gymnasium haben einen gemeinsamen Boden: die Universität und die Realschule nicht. Deshalb muß diese, wenn sie consequent denkt, die Alleinherrschaft der Universität negieren.

Das Polytechnikum ist etwas, das sich zur Universität ähnlich verhält, wie die Realschule zum Gymnasium.

Jung, noch unreif. Unzähliche Formen von Polytechniken d.h. wissenschaftlichen Fachschulen sind nöthig. Jetzt wird überall noch die formale Bildung zu sehr betont: aus einer zu großen Allgemeinheit.

Gegen die formale Bildung der Gymnasien berechtigte Einwendungen: die Realschule bestreitet die Alleinherrschaft des Gymnasiums für Bildungswege.

Ob das Realinstitut so gute Lehrer haben wird?

Die Realschule will nicht Fachschule sein: aber doch die direkten Berufsarten näher im Auge haben. Alles kann einmal nützlich werden: wichtiger Gedanke!

[«]

14[21]

Die Volksschule.

Der abstrakte Lehrer.

Die Trennung der Gesellschaft.

Die Benutzung der Kirche.

[«]

14[22]

Reorganisation der Presse.

Nur der erhabenste Standpunkt macht es erträglich und befreit von dem Druck des Augenblicks. Sub specie aeterni, — — —

[«]

14[23]

Der Lehrer.

Der absolute Lehrer. — Der Lehrerstand.
Der Einfluß des Staates.
Das Examen — von Staatswegen. Ergebenheitsanzeichen.
Emancipation der Lehre vom Staate.
Das gebildete Volksheer — ein trauriger Begriff.
Die Privilegien der Examinirten bei dem Militär.
Durch Examina und Anciennität hält man die Ehrgeizigen im Staate im Zaume.

[«]

14[24]

Die Universität.

Als Staatsanstalt entartet.
Die Akademie.
Nahrungs- und Versorgungsinstitut.
Als höchste Gegenmacht gegen den Staat ist sie gänzlich verbraucht und vernichtet.

[«]

14[25]

Resultate.

Unsere Schulen weisen hin auf eine noch viel größere Arbeitstheilung. Die volle Bildung wird demnach immer seltener erstrebt: es giebt keine Schule, die deren Aufgabe sich stellte. Ja, man weiß sich nicht Rath, wenn man nach Lehrstoff für diese volle Bildung sucht.

Demnach dürfte die Macht des verbindenden allgemeinen Menschen, des Journalisten eine Zeitlang noch immer größer werden: sie vereinigen die verschiedensten Sphären: worin ihr Wesen und ihre Aufgabe liegt.

Um so stärker wird sich einmal der volle Mensch wieder erheben müssen, nicht als Mittler für alle Kreise, sondern als Führer der Bewegung. Für diese Führer giebt es jetzt keine Organisation. Es wäre denkbar eine Schule der edelsten Männer, rein unnütz, ohne Ansprüche, ein Areopag für die Justiz des Geistes, — aber diese Bildungsmenschen dürften nicht jung sein. Sie müßten als Vorbilder leben: als die eigentlichen Erziehungsbehörden.

Diese höchste Bildung erkenne ich bis jetzt nur als Wiedererweckung des Hellenenthums. Kampf gegen die Civilisation.

Von diesem Forum muß entschieden werden, welche Grenze überhaupt die Förderung der Wissenschaft hat:

das dem Wissen eigenthümliche Leiden wird allerdings durch die Arbeitstheilung sehr abgeschwächt.

Nach den beiden Enden zu sind wesentlich neue Organisationen nöthig: für die Kindererziehung Beseitigung des abstrakten Lehrerthums, für die höchste Erziehung die Möglichkeit eines Zusammenlebens. In der Mitte wird die Entwicklung ihren Weg gehen. Ein Volkslehrerstand ist gänzlich von Übel. Das Lehren der Kinder ist Eltern- und Gemeindepflicht: Erhaltung der Tradition ist Hauptaufgabe. In der Höhe großartiger Freiblick. Beides verträgt sich wohl.

Diese geistige Aristokratie muß sich auch Freiheit von dem Staate verschaffen: der jetzt die Wissenschaft im Zaume hält.

[«]

14[26]

Die Grundlagen der neuen Bildung.

Nicht historisch, sondern hineinleben.

Die „göttlichen Einseitigkeiten“.

[«]

14[27]

§ 2. Vorbereitung des philosophischen Menschen.

Plato meint, der Weisheitslehrer habe sich zuerst gescheut und sich unter anderen Namen versteckt.

Der Dichter als Philosoph. Uralte Spruchweisheit. Hesiod Theognis Phocylides.

Der Priester als Philosoph: die Genealogie, die verschiedenen Weltweisen, Delphi als Regulativ. Die Mysterienweisheit.

Immer willkürlich zu sagen, der und der ist der erste Philosoph. Thales ist genommen, weil er ein Princip aufstellt. Das ist aber ein viel späterer Standpunkt, erst den Systematiker gelten zu lassen (Bestimmung aus der platonisch-aristotelischen Sphäre). Voraus geht eine Menge einzelner Weltblicke: das Problem des Werdens hat schon eine lange Geschichte unter mythischen Hüllen ausgedrückt, auch die Kraft des Systematisirens ist schon da. Wir finden als Vorstadium den priesterlichen Dichter.

Eig<entlich> philosophirt ganz Griechenland: zahllose Sprüche. Dann der Kampf der verschiedenen religiösen Kulte: olympische Welt und Mysterienwelt. Die tragischen Mythen.

Warum Thales?

Kraft, ein Princip aufzustellen und zu systematisiren, früher.

Weil er unmythisch ist.

Es ist der Dichter zu überwinden. Contemplation in Begriffen.

Er ist nicht nur spruchmäßig. Er ist nicht nur einer der sieben Weisen.

Das Bild des Philosophen entwickelt sich langsam aus Musaeus, Orpheus, Hesiod, Solon, sieben Weisen.

1) Die mythische Form der Philosophie.

2) Die spruchmäßige Form der Philosophie, das sporadische Philos<ophiren> durch das Systematisiren.

So verschiedene Männer sind σοφοί.

[«]

14[28]

Vorplatonische Philosophen.

Wie kommen die Griechen zur Philosophie?

Zu welcher Philosophie?

Gleichzeitig ihrer klassischen Periode (6. und 5. Jahrhundert) sind gerade die vorplatonischen. Es ist charakteristisch, wie eine Zeit ihre großen Männer aufnimmt. Die Originalanschauungen dieser Philosophen sind die höchsten und reinsten, die je erreicht wurden. Die Männer selbst sind förmliche Incarnationen der Philosophie und ihrer verschiedenen Formen. Frage: wie nimmt sich der Philosoph unter den klassischen Hellenen aus? Von Plato an ist die Frage weniger entscheidend zu beantworten. Da gab es einen Gelehrtenstand, mit dem der philosophische zusammenfallen konnte.

Die Vorstufe: der Priester und der Sänger. Die weisen Männer, die das delphische Orakel ernannte, als leibhafte Katechismen.

Sie offenbaren uns das Hellenische, nicht direkt: denn sie reden nicht von Sitten usw., aber sie zeigen die Philosophie entstanden als Trieb der Erkenntniß, nicht durch Sündhaftigkeit und Lebensnoth angestachelt. Sie erfassen die ewigen Probleme und auch die ewigen Lösungen. Zahllose Individuen.

Als bewußte Denker offenbaren sie weniger als als unbewußte Menschen, in ihren Handlungen

[«]

14[29]

Erste Periode.	Das Werden erregt das ϑαυμάζειν. Jonische Philosophen.
Zweite Periode.	Das Problem des Werdens wird erkannt. Metaphysik.

Dritte Periode. Die Teleologie, der Zweck des Werdens.

Vierte Periode. Die Dialektik als das Sicherste. Ohne Erkenntniß keine Tüchtigkeit. Die Philosophie wird reformatorisch und imperativisch und aggressiv.

Plato versucht die erste Weltreform.

Ein skeptischer Kreislauf — viermaliges Ansetzen.

[«]

14[30]

Goethesche Lieder für meinen Freund Erwin Rohde zum Singen eingerichtet von F. N.

1. Erster Verlust.	G oder besser Fis dur.
2. Wonne der Wehmuth.	A dur.
3. Wanderers Nachtlied.	B moll.
4. Herbstgefühl.	G moll.

[«]

[15 = U I 6a. Juli 1871]

15[1]

An die Melancholie.

Verarge mir es nicht, Melancholie,
Daß ich die Feder, dich zu preisen, spitze,
Und daß ich nicht, den Kopf gebeugt zum Knie,
Einsiedlerisch auf einem Baumstumpf sitze.
So sahst du oft mich, gestern noch zumal,
In heißer Sonne morgendlichem Strahle:
Begehrlich schrie der Geyer in das Thal,
Er träumt vom todten Aas auf todtem Pfahle.

Du irrtest, wüster Vogel, ob ich gleich
So mumienhaft auf meinem Klotze ruhte!
Du sahst das Auge nicht, das wonnenreich
Noch hin und her rollt, stolz und hochgemuthe.
Und wenn es nicht zu deinen Höhen schlich,
Erstorben für die fernsten Wolkenwellen,
So sank es um so tiefer, um in sich
Des Daseins Abgrund blitzend aufzuhellen.

So saß ich oft, in tiefer Wüstenei
Unschön gekrümmt, gleich opfernden Barbaren,
Und Deiner eingedenk, Melancholei,
Ein Büßer, ob in jugendlichen Jahren!
So sitzend freut' ich mich des Geyer-Flugs,
Des Donnerlaufs der rollenden Lawinen,
Du sprachst zu mir, unfähig Menschentrugs,
Wahrhaftig, doch mit schrecklich strengen Mienen.

Du herbe Göttin wilder Felsnatur,
Du Freundin liebst es nah mir zu erscheinen;
Du zeigst mir drohend dann des Geyer's Spur
Und der Lawine Lust, mich zu verneinen.
Rings athmet zähnefletschend Mordgelüst:
Qualvolle Gier, sich Leben zu erzwingen!
Verführerisch auf starrem Felsgerüst
Sehnt sich die Blume dort nach Schmetterlingen.

Dies Alles bin ich — schaudernd fühl' ich's nach —
Verführter Schmetterling, einsame Blume,
Der Geyer und der jähe Eisesbach,
Des Sturmes Stöhnen — alles dir zum Ruhme,
Du grimme Göttin, der ich tief gebückt,
Den Kopf am Knie, ein schaurig Loblied ächze,
Nur dir zum Ruhme, daß ich unverrückt
Nach Leben, Leben, Leben lechze!

Verarge mir es, böse Gottheit, nicht,
Daß ich mit Reimen zierlich dich umflechte.
Der zittert, dem du nahst, ein Schreckgesicht,
Der zuckt, dem du sie reichst, die böse Rechte.
Und zitternd stammle ich hier Lied auf Lied,
Und zucke auf in rhythmischem Gestalten:
Die Tinte fleußt, die spitze Feder sprüht —
Nun Göttin, Göttin laß mich — laß mich schalten!

Gimmelwald.
(Sommer 1871).

[«]

15[2]

Nach einem nächtlichen Gewitter.

Heute hängst du dich als Nebelhülle,
Trübe Göttin, um mein Fenster hin.

Schaurig weht der bleichen Flocken Fülle,
Schaurig tönt der volle Bach darin.

Ach! Du hast bei jähem Blitzeleuchten,
Bei des Donner’s ungezähmtem Laut,
Bei des Thales Dampf dir giftefeuchten
Todestrank, du Zauberin, gebraut!

Schaudernd hörte ich um Mitternächten
Deiner Stimme Lust- und Wehgeheul,
Sah der Augen Blinken, sah der Rechten
Schneidig hingezückten Donnerkeil.

Und so trat’st du an mein oedes Bette
Vollgerüstet, waffengleißend hin,
Schlugst an’s Fenster mir mit erz’ner Kette,
Sprachst zu mir: „Nun höre, was ich bin!

„Bin die große ewge Amazone,
„Nimmer weiblich, taubenhaft und weich
„Kämpferin mit Manneshaß und -Hohne
„Siegerin und Tigerin zugleich!

„Rings zu Leichen tret’ ich, was ich trete,
„Fackeln schleudert meiner Augen Grimm
„Gifte denkt mein Hirn — nun kniee! Bete!
„Oder modre Wurm! Irrlicht, verglimm!“

[«]

[16 = P II 8b. Sommer 1871 — Frühjahr 1872]

16[1]

„Die Geburt der Tragoedie aus dem Geiste der Musik.“
„Der Wettkampf Homer’s.“
„Rhythmus.“
„Die Zukunft unserer Bildungsanstalten.“

[«]

16[2]

Die Zukunft des Philologen.
Das Gymnasium.
Deutscher Stil.
Griechischer Rhythmus.
Homer.
Hesiod.
Wagner.
Schopenhauer.
Poesie und Gelehrsamkeit.

[«]

16[3]

7. Leiden des agonalen Individuums.

7. Der Philoktet des Sophocles — als Lied vom Exil zu verstehen. Der Grieche verstand es.

Die Trachinierinnen, keine Eifersuchtstragödie. Der Liebeszauber wird zum Unglück. Die Liebe verblendet das Weib zu einer dummen That. Die Vernichtung aus Liebe.

Die Elektra — das heroische Weib, von Sophokles geschaffen.

Ajax — das große Individuum — was ließen sich die Griechen von diesem gefallen! Nach 50 Versen würde ein Ajax jetzt unmöglich sein.

Die Fragmente des Sophokles enthalten sehr Gutes, z.B. über die Liebe, was zusammen zu halten ist mit der Äußerung des Sophokles in der Republik Platos, I.

[«]

16[4]

Hesiod und — — —

Die Jesuiten — ihre antike Erziehung — der Ehrgeiz und der Wettkampf in der Erziehung.

Das Problem des Wettkampfes.

7. Künstler im Wettkampfe. (Bei uns aus Mangel an Größen selten: Schiller und Goethe.)

Homer und Hesiod.

7. Das delphische Orakel über Kunst urtheilend.

7. Das stoffliche Urtheil — laienmäßig moralisch.

7. Kritik und Kunst. Aeschylus und Sophokles bei Aristophanes.

Unbewußtheit der Alten in Aesthetik.

[«]

16[5]

4. Die Alten über Homer.

4. Die Homermythen und die Hesiodmythen. Der Homerkultus.

Der Dichter als Lehrer des Wahren.

Symbolische Deutung, weil er durchaus recht behalten soll.

7. Das Urtheil im Wettkampfe ist nicht ästhetisch, sondern universal.

7. Der Dichter wird beurtheilt als „höchster Mensch“, sein Lied als wahr, gut, schön.
7. Gerecht ist das Urtheil nur, solange der Dichter und sein Publikum alles gemein haben.
7. Die Dramatiker entnehmen nun wieder dem Epos ihre Stoffe und concretiren von Neuem.
4. Die Homer-Lieder das Resultat von Wettgesängen. Auch die des Hesiod. Ein Sänger der der Ilias, einer der der Odyssee. Der Name. 4. Homer und Hesiod sind Siegespreise.
4. Die bewußtere aber schlechtere Kunst des Componierens bei Hesiod. (Erga nachzuweisen)?

[«]

16[6]

7. Der Künstler und der Nichtkünstler. Was ist Kunsturtheil? Dies das allgemeine Problem.

Der Dichter nur möglich unter einem Publikum von Dichtern. (Wirkung der Nibelungen Wagners.) Ein phantasiereiches Publikum. Dies ist gleichsam sein Stoff, den er formt. Das Dichten selbst nur eine Reizung und Leitung der Phantasien. Der eigentliche Genuß das Produziren von Bildern, an der Hand des Dichters. Also Dichter und Kritiker ein unsinniger Gegensatz — sondern Bildhauer und Marmor, Dichter und Stoff.

Die Entscheidung im ἀγών ist nur das Geständniß: der und der macht uns mehr zum Dichter: dem folgen wir, da schaffen wir die Bilder schneller. Also ein künstlerisches Urtheil, aus einer Erregung der künstlerischen Fähigkeit gewonnen. Nicht aus Begriffen.

So lebt der Mythus fort, indem der Dichter seinen Traum überträgt. Alle Kunstgesetze beziehn sich auf das Übertragne.

Aesthetik hat nur Sinn als Naturwissenschaft: wie das Apollinische und das Dionysische.

[«]

16[7]

Homer und Hesiod im Wettkampf.

Vorrede an C<osima> W<agner>.
Verehrungswürdigste Frau.
Der Laie und der Künstler.

[«]

16[8]

6. Der Rhapsode ist als δημιουργός der Handwerker der Kunst — als eigentliches Genie kommt er nicht in Betracht, sondern dann verschmilzt er mit dem Urheros aller Poesie, Homer.

Sonderbar. Sie wehren dem dichterischen Individuum die Existenz. Der Wettkampf zeichnet die Handwerker aus. Nur wo es ein Handwerk giebt, giebt es Wettkampf.

Wahrhaft individuell lebendig sind nur die Heroen. In ihnen erkennt sich die Gegenwart wieder und lebt in ihnen fort.

Seit wann entsteht das Individuum bei den Griechen?

[«]

16[9]

Der Wettkampf! Und diese Verleugnung des Individuums!

Es sind keine historische, sondern mythische Menschen. Auch das Persönliche hat nur Ruhm (wie bei Pindar), wenn es in ferne Mythen gehüllt wird.

Der Wettkampf! Und das Aristokratische, Geburtsmäßige, Edle bei den Griechen!

Es kämpfen keine Individuen, sondern Ideen mit einander.

[«]

16[10]

Das Christenthum ist nicht schöpferisch in Mythen.

[«]

16[11]

Das Apollinische und das Dionysische.
Der Wettkampf — als Rhythmus — Ehre, Individuum.
Der Rhythmus.

[«]

16[12]

Die Aegypter als eigentliches Bauvolk.

[«]

16[13]

Die unbewußte formenbildende Kraft zeigt sich bei der Zeugung: hier doch ein Kunsttrieb thätig.

5. Es scheint der gleiche Kunsttrieb zu sein, der den Künstler zum Idealisiren der Natur zwingt und der jeden Menschen zum bildlichen Anschauen seiner selbst und der Natur zwingt. Zuletzt muß er die Construktion der Augen veranlaßt haben. Der Intellekt erweist sich als eine Folge eines zunächst künstlerischen Apparates.

Das Erwachen des Kunsttriebs differenzirt die animalischen Geschöpfe. Daß wir die Natur so sehen, so künstlerisch sehen, theilen wir mit keinem Thier. Aber es giebt auch eine künstlerische Gradation der Thiere.

Die Form zu sehen — ist das Mittel, über das fortwährende Leiden des Triebes hinauszukommen. Es schafft sich Organe.

Dagegen der Ton! Er gehört nicht der Erscheinungswelt an, sondern redet von dem Nieerscheinenden, ewig verständlich. Er verbindet, während das Auge trennt.

[«]

16[14]

2. Die antiken Mittel der Erziehung: der Wettkampf und die Liebe.

Die gute Eris — wie zu verstehn?

7. Sophokles der Dichter der Leiden des agonalen Individuums.

[«]

16[15]

Die homerische Frage.

Künstler und Publikum.

Das Individuum: der differenzirende apollinische Trieb, Formen und damit — scheinbar — Individuen schaffend.

4. Der apollinische Homer ist nur der Fortsetzer jenes allgemein menschlichen Kunstprozesses, dem wir die Individuation verdanken. Der Dichter geht voran, er erfindet die Sprache, differenzirt,

5. Der Dichter überwindet den Kampf um's Dasein, indem er ihn zu einem freien Wettkampfe idealisirt. Hier ist das Dasein, um das noch gekämpft wird, das Dasein im Lobe, im Nachruhm.

Der Dichter erzieht: die tigerartigen Zerfleischungstriebe der Griechen weiß er zu übertragen in die gute Eris.

5. Das Volk Apollo's ist auch das Volk der Individuen. Ausdruck der Wettkampf.

5. Die Gymnastik der idealisirte Krieg.

5. Das Staatenprincip vornehmlich die Eris kleiner göttlicher Kultussphären.

[«]

16[16]

Die Mittel gegen die maßlose Selbstsucht des Individuums.

Der Heimatsinstinkt
die Öffentlichkeit

der Wettkampf
die Liebe φιλία.

In allen Punkten verräth sich Alexander als barbarische Karikatur: im Wettkampf mit Göttern aus der Vorzeit.

[«]

16[17]

Die vorplatonischen Philosophen.

Philosophie innerhalb der Sprache. Parallelzeitalter der Tragödie. Der Weise als Greis König Priester Magus. Identität von Leben und Philosophie. Aber immer innerhalb der Grenzen des Hellenischen. Bis Plato, der das Hellenische bekämpft. Philosophie in der Mythologie.

1. Thales. Kampf mit dem Mythus. Der Staatsmann.
2. Anaximander. Schule. Pessimismus.
3. Pythagoras. Die Griechen und das Ausland. Religiöse Mystik. Erklärung der Askese aus dem Willen. Unsterblichkeitsglaube. Die Seelenwanderung und die Stoffwanderung.
4. Heraclit. Verklärung des Wettkampfs. Die Welt ein Spiel. Der Philosoph und die Weiber.
5. Xenophanes. Der Rhapsode als Bildner. Er und Plato im Kampf mit Homer.
6. Parmenides. Verwüstung der Abstraktion. Dialektik.
7. Anaxagoras. Naturgeschichte des Himmels. Athenische Freisinnigkeit. Teleologie.
8. Empedocles. Agonale Natur. Der Rhetor.
9. Democrit. Universale Erkenntniß. Die Philos<ophen> als Bücherschreiber.
10. Pythagoreer. Rhythmus und Maaß. Bewältigung des Ictus.
11. Socrates. Liebe und Bildung. Der souveräne Begriff. Der erste negative Philosoph und aggressive Bruch mit dem Griechischen. Zum Schluß Plato.

[«]

16[18]

Wie die griechische Natur alle **furchtbaren** Eigenschaften zu benutzen weiß:

die tigerartige Vernichtungswuth (der Stämme usw.) im Wettkampf
die unnatürlichen Triebe (in der Erziehung des Jünglings durch den Mann)
das asiatische Orgienwesen im Dionysischen
die feindselige Abgeschlossenheit des Individuums (Erga) im Apollinischen.

Die Verwendung des Schädlichen zum Nützlichen ist idealisirt in der Weltbetrachtung Heraclits.

7. Schluß: Dithyrambus auf die Kunst und den Künstler: weil sie den Menschen erst herausschaffen und alle seine Triebe in die Kultur übertragen.

[«]

16[19]

7. Am Meister lernen, am Gegner sich erkennen!

Die künstlerischen Schulen und dabei der Wettkampf!

7. Die διαδοχή der Schulen. Ihre mächtige Wirkung besonders in der plastischen Kunst, wohin der sokratische Trieb am allerletzten zu dringen vermochte.

7. Die Schulen, und der Wettkampf als Voraussetzung der Künste.

Die panhellenische Berühmtheit. (Homer<ische> Hymne. Theognis.)

2. Der Wettkampf vor Gericht.

7. Der Dialog der Tragödie aus dem Wettkampf entstanden.

Der Ostrakismos unter dem Gesichtspunkte des Wettkampfes. (Er ist unmöglich gemacht durch das Hervortreten des Einzelnen, Ephesier Hermodor.)

Die Entwicklung der Eris.

2. Die Götter-Wettkämpfe.

Die hesiodische Eris wird gewöhnlich falsch verstanden: was die Leute zum Krieg und Streit treibt, die böse: was sie zur ehrgeizigen That treibt, die gute.

[«]

16[20]

Die christliche Auffassung vom Ehrgeiz, vom Wettkampf usw.

Die trübe Atmosphäre der böotischen Bauern zu benutzen zur Charakteristik des Vorhomerischen.

[«]

16[21]

Cap. I. Heraclit.	Begriff des Wettkampfs aus Heraclit zu entwickeln.
Cap. II. Der Wettkampf bei den Griechen.	Dann der Wettkampf in dem Staat im Kultus in der Erziehung in der Kultur (Plato und Sophisten).
Cap. III. Kampf des Heroisch-Mythischen mit dem Individuum.	Bevor das Individuum erwacht, erwacht die Heroenwelt als Welt von Individuen. Kampf des Heroisch-Repräsentativen und des agonalen Individuums: bei Pindar. Hesiods Eris und Homer selbst
Cap. IV. Die Agonsage.	Das Individuum hat Mühe zu erwachen: die mythische Form hindert. Überreste des Mythischen. Pythagoras Epimenides Empedokles Pisistratus Plato. Sage aus der Zeit der mythischen Auffassung Homers der Agonsage.
Cap. V. Delphi als Culturstätte.	Die zu Grunde liegende delphische Lösung. Der Rhapsode.
Cap. VI. Der Rhapsode und die Composition.	Die Composition der Ilias. Entstehung der Erga. Der Rhapsode als Homer auftretend. Der Cyclus und der sich immer mehr reinigende Begriff Homer’s. Die Individuen tauchen auf, als das Geringere. (Die Namen der Rhapsoden.)
Cap. VII. Das aesthetische	Was ist das aesthetische Urtheil? Das Richterthum in der Tragödie.

Urtheil. Der Wettkampf unter Künstlern setzt das rechte Publikum voraus.

Fehlt dies Publikum, dann ist er im Exil (Philoktet). Alle Kunstgesetze beziehn sich nur auf das Übertragne (nicht auf die originalen Träume und Räusche).

[«]

16[22]

2. Wunderbarer Prozeß, wie der allgemeine Kampf aller Griechen allmählich auf allen Gebieten eine δίκη anerkennt: wo kommt diese her? Der Wettkampf entfesselt das Individuum: und zugleich bändigt er dasselbe nach ewigen Gesetzen.

Die Götter in Fehde. Die Titanenkämpfe wissen noch nichts vom Wettkampf.

Das älteste Griechenland zeigt die roheste Entfesselung der Eris.

2. Die panhellenischen Feste: Einheit der Griechen in den Normen des Wettkampfes.

2. Kampf vor einem Tribunal.

[«]

16[23]

ἀγών vielleicht das „Wägen“.

Der Wagen und die Wage ist doch wohl von gleichem Stamme?

Der Neid ist viel stärker bei den Griechen ausgeprägt: Plato, Pindar.

Der Begriff der Gerechtigkeit viel wichtiger als bei uns: das Christenthum kennt ja keine Gerechtigkeit.

Der Neid in der Ilias, oder im Ajax.

[«]

16[24]

Schilderung der vorhomerischen Welt
dann der homerischen:
dann der kommende Wettkampf.

Liebeslust (φιλότης), Illusion (ἀπάτη). Alter und Eris — alles Kinder der Nacht.

Vorhomerische Vorstellung: vier Göttinnen walten über die Sterblichen verderblich: die Täuschung, die Liebesbegierde, das Alter, die Zwietracht.

Die grauenhaften theogonischen Sagen sind ein Beispiel der althellenischen, an das Gräßliche gewöhnten Phantasie. Welche irdische Existenz spiegeln sie wieder! Eine Strömung geht von dorther aus, die zur Askese, zur Reinigung treibt (Orpheus, Pythagoras). Eine grausame und tigerartige Phantasie! Dabei wollüstig und finster!

Die Mordsühne ist der älteste Theil des Rechts.

[«]

16[25]

2. Die wandernden Hellenen. Sie sind Eroberer von Natur.

[«]

16[26]

1. **Problem:** wie wird der Wille, der furchtbare, gereinigt und geläutert, d.h. umgesetzt und in edlere Triebe verwandelt?
Durch eine Veränderung der Vorstellungswelt, durch die große Ferne seines Zieles, so daß er sich im übermäßigen Ausspannen veredeln muß.
Einfluß der Kunst auf die Reinigung des Willens.
Der Wettkampf entsteht aus dem Kriege? Als ein künstlerisches Spiel und Nachahmung?
Die Voraussetzung des Wettkampfes.
Das „Genie“! Ob es in solchen Zeiten existirt?

Die unendlich höhere Bedeutung der Ehre im Alterthum.

Orientalische Völker haben Kasten.

Die Institute wie Schulen, διαδοχαί, dienen nicht dem Stande, sondern dem Individuum.

[«]

16[27]

Dreifacher Angriff auf Homer, aus φιλονεικία, um ihn zu verdrängen.

Plato. Wäre uns aus dem Alterthum nur Plato überliefert, wir würden über Homer urtheilen wie über die Sophisten.

Xenophanes hat die Absicht, sich an Stelle des Homer und des Hesiod zu setzen. Darin verstehen wir seine Lebenstendenz. Aristoteles bezeichnet deutlich (im Dialog über die Dichter) diese Gesinnung.

Hesiod. Einleitung der Theogonie.

Die Agonsage.

Letztere bereits die ἰσοχρονία beweisend für Herodot, ja für die Stemmata, also uralt.

Die Welt der Erga ist ursprünglich doch identisch mit der Heroenzeit: vor ihr liegt die Titanenzeit, die eherne: das eiserne Zeitalter ist die Gegenwart.

[«]

16[28]

Die alte grausame vorhomerische Welt zieht noch ihre Wellenfurche in Orpheus Musaeus und deren asketisches Sühnpriesterwesen.

An alles Vorhandene von dieser Richtung knüpft dann wie, der der dionysische Strom an.

Für das Vorhomerische muß man das Etruskische studiren: das ist verwandt. (Das graeko-italische Volk ist wahrscheinlich auch nicht zur Heiterkeit in der Welt gewesen.)

Die asiatische Kultur hat viel beigetragen, jene grausame vorhomerische Welt zu mildern.

Die hesiodische Welt ist (in den Erga) noch ein blasser Nachklang jener unhomerischen Zustände.

Die homerische Welt wird auch meistens, nach der moralischen Seite hin, verzeichnet; sie ist nicht schön und harmonisch und gut. Wohl aber ist sie, künstlerisch betrachtet, von unglaublicher Fülle, Heiterkeit, Reinheit und Festigkeit der Linien.

[«]

16[29]

7. Unendliche Freiheit des persönlichen Angriffs in der Komödie.
Der Neid der Götter.
Zeichen daß die Griechen anders empfunden haben über Haß und Neid.

[«]

16[30]

Die Stelle von odium figulinum.
Der Neid der Götter.
Der Ostrakismos.
Plato und die Sophisten.

[«]

16[31]

3. Die ältesten Wettkampfsagen: Apoll mit Marsyas,
Thamyris mit den Musen,
Niobe.
Hier die ὑπερβασία der Eris, die selbst das Göttliche vergleicht.

[«]

16[32]

2. Weil der Haß und Neid viel größer ist, ist die Gerechtigkeit eine so unendlich viel größere Tugend. Es ist die Klippe, an der Haß und Neid zerschellt.

[«]

16[33]

Ein Hauptmittel Homers, den tiefen Groll darzustellen, überhaupt eine lange Zeit darzustellen, dadurch daß er inzwischen etwas ganz Anderes vor sich gehen läßt, z.B. erstes Buch: Achill sitzt zürnend am Gestade, während dem dann wird der Zug zu Chryses unternommen.

[«]

16[34]

Die Feinde der Kunst zeigen auf die Griechen hin und sagen: seht, das ist ihre Sittlichkeit! Soweit bringt es der Mensch, mit aller Kunst und Kultur!

[«]

16[35]

Die ganz instinktive politische Genialität des Themistocles, wie sie Thucydides schildert.

Der Wettkampf des Themistocles und des Aristides.

Perikles ist unendlich viel künstlicher und vorbereiteter.

Themistocles' Wettkampf: der Lorbeer des Miltiades lasse ihn nicht schlafen. Grenzenloser Ehrgeiz.

Die tiefste Entehrung am Schlusse seines Lebens, aus jener Wettkampfempfindung nur zu verstehen.

[«]

16[36]

Das Gerichtsverfahren ist ein ἀγών, vielleicht mit Gebräuchen, die von den Wettkämpfen hergenommen sind.

Das Nichtgeneigtsein, auf den speziellen Fall einzugehn (sondern die ganze Vergangenheit und die Person zu beurtheilen) einer der wesentlichen Züge der versammelten athenischen Dikasten.

[«]

16[37]

Viel Ruhm hat bei einem Griechen etwas Gemüthsverwirrendes.

Durch Glück wird der Grieche berauscht und entsittlicht.

Die außerordentliche Stärke des gegenwärtigen Gefühls in den griechischen Volksversammlungen.

[«]

16[38]

Ostrakismus, angewendet, wenn die Gefahr da ist, daß einer der Wettkämpfenden durch die Hitze des Kampfs zu gefährlichen Mitteln sich hinreißen läßt.

[«]

16[39]

Die korkyräische Revolution als Vernichtungskampf zweier Parteien.

In Athen dagegen eine Art Wettkampf. Grote, 3, p. 536.

Dann die gründliche Metzelei, wegen der persönlichen Eifersucht des Feldherrn.

[«]

16[40]

Vorträge: der Wettkampf bei den Griechen.
Kampf des mythischen Individuums mit dem agonalen.
Die Sage vom Wettkampf Homer's.
Delphi als Kulturstätte.
Der Rhapsode und die Composition des Epos.
Das ästhetische Urtheil.
Die Ethik unter Einwirkung der Kunst.
Heraklit's Verklärung des Wettkampfs.

[«]

16[41]

Die Griechen als Stilisten. Die Griechen als religiöse Menschen.

[«]

16[42]

Alle Neigung, Freundschaft, Liebe zugleich etwas Physiologisches. Wir wissen alle nicht, wie tief und hoch die Physis reicht.

[«]

16[43]

Alexander ist nur die Karikatur der homerischen Welt.
Krieg und Wettkampf.
Eros und Bildung der Freunde.
Der Rhythmus uralt in der Sprache thätig: Sprechen Sichbewegen handeln.

[«]

16[44]

Die Wiedergeburt Griechenlands
aus der Erneuerung des deutschen Geistes.

Geburt der Tragödie.
Rhythmus.
Wettkampf Homers.
Religion und Kunst.
Philosophie und das hellenische Leben.
Die höheren Bildungsanstalten.
Die Freundschaft und die Bildung.

[«]

16[45]

Plato und Dionysius.

[«]

16[46]

Neid der Götter.

Der ehrgeizige Wetteifer, naiv in der ganzen Geschichte, offiziell im Ostrakismus anerkannt (Ephesus).

Die ganze Erziehung, aber auch die Erzieher (Plato Sophisten). Der Wettkampf der Städte, häufig zurückfallend in den Kampf. Gefährlichkeit des Nichtwettkämpfens für den Griechen: Miltiades, Athen, Sparta.

[«]

[17 = N I 2. September–Oktober 1871]

17[1]

Nit raïz Rupal,
Sunst kailt Knupal.

[«]

17[2]

Behäbig brüllt der breite Bach,
Der Rupal rast den Rossen nach.

[«]

17[3]

Auf dem Schänzli sitzt der Hund,
Eine Wurst in seinem Mund.
Auf dem Dache sitzt die Kuh
Frisst die Wurst und raucht dazu.

[«]

17[4]

Gar üppig schwelgt der brave Mann,
Weil er es bezahlen kann.

[«]

17[5]

Das Saumross jauchzt im tiefsten Schacht,
Wild glüht der grünen Augen Pracht.

[«]

17[6]

Herzlicher Scherz
entfleusst dem
scherzlichen Herz.

[«]

17[7]

Des linken Stiefels Götterpracht
Sie sei jetzt deinem Fuß verschafft.
Ich danke Dir, du edler Mann,
Weil ich nun wieder gehen kann.

[«]

17[8]

Denn wäre nicht der brave Jean,
Wie jach wär’ unser Untergang.

[«]

17[9]

φωρά — Göttling, Accentuation.
Stephanus Lexicon.
Lobeck.

Hesychius.
ϑῆμα — Hesychius.
Leutsch, Philol. über Theognis.
Aeschylus Scholien.
ἀγών.
Keil, Inscript. Boeoticae.
Sauppe, Oratores Attici.
Φώραν Hes. τὴν ἔρευναν, hier unterschieden durch den Accent (Pollux, 8, 69). ἐπ'αὐτῇ τῇ φωρᾷ, jedenfalls φωρᾷ herzustellen. Laert. 1, 96; Ach. Tat. 7, 11. Oenomai Cynici, Buch φωρὰ γοήτων. Euseb. Praeparatio evangelica 5, p. 213. Theodoret. Aff. Gr. p. 86,21.

[«]

17[10]*

Ein Zwillingspaar aus einem Haus
gieng muthig in die Welt hinaus
Welt-Drachen zu zerreissen.
Zwei-Väter-Werk! Ein Wunder war's!
Die Mutter doch des Zwillingspaars
Freundschaft ist sie geheissen.

* *Später, 1873, entstanden.*

[«]

[18 = MP XII 2. Ende 1871 — Frühjahr 1872]

18[1]

Gerade immer das Falsche wird ernst genommen:
in der Religion — das Historische
in der Kunst — die Unterhaltungslektüre
in der Wissenschaft — das Mikrologische, das Curiose, das eigne Produziren,
in der Philosophie — der dumme Materialismus.

[«]

18[2]

I. Einleitung.
Der Titel.
Nicht speziell Basler<ische> Verhältnisse.
Keine Verantwortung für Nutzanwendungen.
Der Ort, an dem man so viel thut und wohl auch entsprechend denkt.
Erinnern, nicht belehren.
Ebensowenig vom Horizont aller Kulturvölker aus.
Vielmehr die deutschen Institutionen, Volksschule Gymnasium Universität.
Sie verknüpfen uns mit unserer Vergangenheit.
Bedenkliche Neuerungen des modernen, zeitgemäßen Geistes.
In Betreff ihrer Zukunft liegt alle Hoffnung in einer Erneuerung des deutschen Geistes.
Für unser Thema wichtig, den ursprünglichen Sinn wieder ohne seine modernen Entartungen zu verstehen.
Also weder für die „Selbstverständlichen“
noch für die Verzweifelten,
sondern <für> die Kämpfenden, deren Bild etwa Schiller ist.

Haupttheil. Keine Definition von Bildung.
Es kommt auf das letzte Ziel an, in dessen Dienst die Bildung gestellt wird.
Wir sehen von der Phraseologie der Bildung als „Selbstzweck“ <ab>.

Wollen wir die Bildungsziele unserer Zeit rubriziren, so finden wir

Bildung im Dienste	des Erwerbs
	der Geselligkeit
	des Staates
	der Kirche
	der Wissenschaft.

Zwei Richtungen gehen durch:

1. möglichste Erweiterung
   Optimismus der Nationalökonomen
   Furcht vor religiöser Unterdrückung
   der übertriebene Staatsbegriff Hegels.
   Auch Gesellschaft.
2. Verringerung, Schwächung, bald absichtlich, bald unabsichtlich
   Arbeitstheilung
   verschiedene Kirchen
   Furcht vor dem Socialismus.

Beide Richtungen haben etwas Unnatürliches: den Unglauben <an> die intellektuelle Pyramide, an den Genius, d.h. Widerwille gegen Stärkung und Verengerung.

[«]

18[3]

Absicht der Natur zur Vollkommenheit zu kommen. Der Genius ist insofern zeitlos. Das Ziel ist immer erreicht.

Das Ziel der Bildung ist die Unterstützung der Natur für diese zeitlose Vollkommenheit: etwa wie die Medezin Unterstützung des Gesundheitstrebens der Natur ist.

Das Kennzeichen dieser höchsten Bildung ist Nutzlosigkeit vom Standpunkte des Egoismus, der Zeitlichkeit.

Dagegen erwirbt sich durch seine Genien ein Volk das Recht zur Existenz: höchster Nutzen.

Aufgabe der Bildung: den Genius zu vollenden, seine Bahnen zu ebnen, sein Wirken möglich zu machen durch Ehrfurcht, ihn ausfindig zu machen.

Damit ist vom Nichtgenius als Bildungsziel verlangt

1. Gehorsam und Bescheidenheit
2. Richtige Erkenntniß über die Enge jedes Berufes
3. Dienstbarkeit für den Genius, Material sammeln.

Das Ganze „Organisation der intellektuellen Kasten“. Damit Hebammendienste für die Geburt des Genius. Höchste und schwierige Arbeit!

Die drei hesiodischen Möglichkeiten.

Speziell: Wiederaufnahme der Wiedererweckung des Alterthums, also der Reformationsbewegung.

[«]

18[4]

Der ist fürwahr der rechte Mann
Der selber sich berathen kann.
Auch der soll unser Lob empfahn,
Der zwar sich nicht berathen kann,
Doch gerne guten Rat nimmt an.
Doch wer sich nicht berathen kann,
Auch fremden Rath nicht gern nimmt an,
O weh! Das ist ein schlechter Mann!
Verloren hat er und verthan!

[«]

18[5]

1. Scenerie. Einleitung. Pistolen. (Duell.)
2. Gymnasium.
3. Realschule.
4. Volksschule.
5. Universität.
6. Die „Häutung“. Sternschnuppe. Pistolen. Gelächter. Kampf in der Höhle. Zukunftstraum.

[«]

18[6]

Zwei Freunde. Bei Rolandseck kennen gelernt. Versprechen, alle Jahre einmal dort zu sein. Gerade diesen Tag mit Verbindung. Mit Mühe, losgemacht.

[«]

18[7]

Der Egoismus des Gelehrten.

Die verfeinerte Neubegier Unterhaltungssucht Prüfung des Scharfsinns	} des wissenschaftlichen Menschen.

Man hat sie zeitig gewöhnt, an gewisse Dinge zu denken, das thun sie dann ihr Leben lang, besonders wenn damit auch ein Broderwerb verbunden ist.

[«]

18[8]

Man denke daran, wie selten der ehrliche Mensch ist: wie selten wird die reine Wahrheitsliebe in höheren Dingen sein!

[«]

18[9]

Der Philosoph ist ein Wunder.
Sein Ziel kann jedenfalls nicht die Kultur sein.
Aber ebenso steht es mit dem Kunstwerk.
Beide haben doch ein Verhältniß zur Kultur.
Sie — — —

[«]

18[10]

Ueber die Zukunft
unserer Bildungsanstalten.

Sechs öffentliche Vorträge
von
F. N.

Anfang des Jahres 1872.

[«]

18[11]

Erster Vortrag	16. Januar.
Zweiter Vortrag	6. Februar.
Dritter Vortrag	27. Februar
Vierter Vortrag	5. März
Fünfter Vortrag	23. März
Sechster Vortrag	

Erste Rede gehalten am sechszehnten Januar.
Zweite Rede gehalten am sechsten Februar.

[«]

18[12]

Über die
Zukunft unserer Bildungsanstalten.
Sechs öffentliche Reden,
gehalten
im Auftrage der akademischen Gesellschaft
in Basel

von
Fr. N.

[«]

18[13]

An die allgemeine deutsche
Philologen- und Lehrerversammlung in Leipzig.
Am zweiundzwanzigsten Mai 1872.

[«]

[19 = P I 20b. Sommer 1872 — Anfang 1873]

19[1]

In einer rechten Höhe kommt alles zusammen und über eins — die Gedanken des Philosophen, die Werke des Künstlers und die guten Thaten.

Es ist zu zeigen, wie das ganze Leben eines Volkes unrein und verworren das Bild widerspiegelt, das seine höchsten Genien bieten: diese sind nicht das Produkt der Masse, aber die Masse zeigt ihre Reperkussion.

Oder welches ist das Verhältniß?

Es giebt eine unsichtbare Brücke von Genius zu Genius — das ist die wahrhaft reale „Geschichte“ eines Volkes, alles andere ist schattenhafte unzählige Variation in schlechterem Stoffe, Kopien ungeübter Hände.

Auch die ethischen Kräfte einer Nation zeigen sich in ihren Genien.

[«]

19[2]

Charakteristik der nachsokratischen Moralen — alle eudämonisch und individual.

[«]

19[3]

Die Welt zu umschreiben, in der der Philosoph und der Künstler zu Hause sind.

[«]

19[4]

Vorrede an Schopenhauer — Eingang zur Unterwelt — ich habe dir manches schwarze Schaf geopfert — worüber sich die andren Schafe beschweren.

[«]

19[5]

In der herrlichen Kunstwelt — wie philosophirten sie! Wenn eine Vollendung des Lebens erreicht wird, hört dann das Philosophiren auf? Nein: jetzt beginnt erst das wahre Philosophiren. Ihr Urtheil über das Dasein besagt mehr, weil es die relative Vollendung und alle Kunstschleier und Illusionen vor sich hat.

[«]

19[6]

Die Alten waren sehr viel tugendhafter als wir, weil sie so viel weniger Mode hatten.

Die tugendhafte Energie ihrer Künstler!

[«]

19[7]

Gegensatz zur Presse — die öffentlich meinende — wir die öffentlich belehrenden.

Wir haben die unsterblichen Sorgen des Volks — wir müssen frei sein von den momentanen, zeitlichen.

Bild der Aufgabe der neueren philosophischen Generation.

Die Forderung, sich selbst zu überwinden, d.h. das saeculum, den Zeitgeist.

[«]

19[8]

Charakteristik Schopenhauers: das Einsame, in der höchsten Gesellschaft.

[«]

19[9]

Jene griechischen Philosophen überwanden den Zeitgeist, um den Geist des Hellenischen nachempfinden zu können: sie drücken das Bedürfniß nach der Lösung ewiger Fragen aus.

[«]

19[10]

In der Welt der Kunst und der Philosophie baut der Mensch an einer „Unsterblichkeit des Intellekts“.

Der Wille allein ist unsterblich — damit zu vergleichen, wie elend es mit jener Unsterblichkeit des Intellekts, durch die Bildung, aussieht, die Menschenhirne voraussetzt:

man sieht, in welcher Linie dies für die Natur kommt.

— Wie kann aber das Genie zugleich das höchste Ziel der Natur sein!

Das Weiterleben durch Historie und das Weiterleben durch Zeugung.

Hier Plato’s Erzeugen im Schönen — also zur Geburt des Genius ist Überwindung der Historie nöthig, sie ist in die Schönheit zu tauchen und zu aeternisiren.

Gegen die ikonische Geschichtsschreibung! Sie hat ein barbarisirendes Element in sich.

Sie hat nur von dem Großen und Einzigen zu reden, von dem Vorbild.

Damit ist die Aufgabe der neuen philosophischen Generation erfaßt.

Alle die großen Griechen aus der Zeit der Tragödie haben nichts vom Historiker an sich: — — —

[«]

19[11]

Der Erkenntnißtrieb ohne Auswahl steht gleich dem wahllosen Geschlechtstrieb — Zeichen der Gemeinheit!

[«]

19[12]

Die Aufgabe des Philosophen, alle die verzeitlichenden Elemente mit Bewußtsein zu bekämpfen — und darin die unbewußte Aufgabe der Kunst zu unterstützen.

In beiden erreicht ein Volk die Einheit aller seiner Eigenschaften und ihre höchste Schönheit.

Die jetzige Aufgabe den Wissenschaften gegenüber.

[«]

19[13]

Der Philosoph des tragischen Zeitalters.

Der Philosoph steht nicht so ganz abseits, wie eine Ausnahme, vom Volk: der Wille will auch mit ihm etwas. Die Absicht ist die gleiche, wie bei der Kunst — seine eigne Verklärung und Erlösung. Der Wille strebt nach Reinheit und Veredelung: von einer Stufe zur Andern.

Die Daseinsform als Bildung und Kultur — der Wille auf den Köpfen der Menschen.

[«]

19[14]

Der beschränkte Erkenntnißtrieb.

Die sieben Weisen — die episch-apollinische Stufe der Philosophie.

[«]

19[15]

Die Triebe, welche die Griechen von andern Völkern unterscheiden, kommen in ihrer Philosophie zum Ausdruck.

Das aber sind gerade ihre klassischen Triebe.

Wichtig ihre Art mit der Historie umzugehen.

Die allmählige Entartung des Historikerbegriffs im Alterthum — die Auflösung in die neugierige Allwisserei.

[«]

19[16]

Aufgabe: Die Teleologie des philosophischen Genius zu erkennen. Ist er wirklich nur ein zufällig erscheinender Wanderer? Jedenfalls hat er, wenn es ein rechter ist, nichts mit der zufälligen politischen Lage eines Volks zu thun, sondern seinem Volk gegenüber ist er zeitlos. Aber deshalb nicht mit diesem Volke zufällig verbunden — das Spezifische des Volkes kommt hier als Individuum zu Tage und zwar der Volkstrieb als Welttrieb erklärt, zur Welträthsellösung benutzt. Der Natur gelingt es einmal, ihre Triebe durch Separation rein anzuschauen. Der Philosoph ist ein Mittel, im rastlosen Strome zur Ruhe zu kommen, mit Verachtung der unendlichen Vielheit sich der bleibenden Typen bewußt zu werden.

[«]

19[17]

Der Philosoph ist ein Sich-offenbaren der Werkstätte der Natur — Philosoph und Künstler reden von den Handwerksgeheimnissen der Natur.

Über dem Getümmel der Zeitgeschichte lebt die Sphäre des Philosophen und des Künstlers, abseits der Noth.

Der Philosoph als Hemmschuh im Rade der Zeit.

Es sind die Zeiten großer Gefahr, in denen die Philosophen erscheinen — dann wenn das Rad immer schneller rollt — sie und die Kunst treten an Stelle des verschwindenden Mythus. Sie werden aber weit vorausgeworfen, weil die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen erst langsam ihnen sich zuwendet.

Ein Volk, das sich seiner Gefahren bewußt wird, erzeugt den Genius.

[«]

19[18]

Freiheit vom Mythus. Thales. **Ein** Element als Proteus!
Das Tragische des Daseins. Anaximander.
Das künstlerische Spiel des Kosmos. Heraclit.
Die ewige Logik. Parmenides. Der Wortkampf.
Das Erbarmen mit allem Lebenden. Empedocles. Der Sklave.
Maaß und Zahl. Pythagoras. Democrit.
(Der Wettkampf. Heraclit.)
(Liebe und Bildung. Socrates.)
Der νοῦς kleinste Annahme. Anaxagoras.

[«]

19[19]

Wir dulden nicht jeden, daß er uns etwas vorphilosophirt, z.B. nicht David Strauss, dem nicht zu helfen ist, wenn er aus seiner spezifisch historisch-kritischen Luft heraustritt.

[«]

19[20]

Nach Sokrates ist das allgemeine Wohl nicht mehr zu retten, darum die individualisirende Ethik, die die Einzelnen retten will.

[«]

19[21]

Der maßlose unwählerische Erkenntnißtrieb, mit historischem Hintergrunde, ist ein Zeichen, daß das Leben alt geworden ist: die Gefahr ist groß, daß die Individuen schlecht werden, deshalb werden ihre Interessen gewaltsam an Erkenntnißobjekte gefesselt, gleichviel welche. Die allgemeinen Triebe sind so matt geworden und halten das Individuum nicht mehr im Zaume.

Der Germane hat alle seine Beschränktheiten durch die Wissenschaften verklärt, indem er sie übertrug: Treue Bescheidenheit Selbstbeschränkung Fleiß Reinlichkeit Ordnungsliebe, es sind Familientugenden: aber auch die Formlosigkeit, die ganze Unlebendigkeit des Lebens, die Kleinlichkeit — sein unbeschränkter Erkenntnißtrieb ist die Folge eines dürftigen Lebens: er würde, ohne ihn, kleinlich und boshaft und ist es oft, trotz ihm.

Jetzt ist uns eine höhere Form des Lebens gegeben, ein Hintergrund der Kunst — jetzt ist auch die nächste Folge ein wählerischer Erkenntnißtrieb d.h. Philosophie.

Schreckliche Gefahr: daß das amerikanisch-politische Getreibe und die haltlose Gelehrtenkultur sich verschmelzen.

[«]

19[22]

Die Schönheit tritt bei dem wählerischen Erkenntnißtrieb wieder als Macht hervor.

Höchst merkwürdig, daß Schopenhauer schön schreibt! Sein Leben hat auch mehr Stil als das der Universitätslehrer — aber verkümmerte Umgebungen!

Jetzt weiß kein Mensch, wie ein gutes Buch aussieht, man muß es vormachen: sie verstehen die Composition nicht. Die Presse ruinirt dazu immer mehr das Gefühl.

Das Erhabene festhalten zu können!

[«]

19[23]

Gegen die ikonische Geschichtsschreibung und gegen die Naturwissenschaften sind ungeheure künstlerische Kräfte nöthig.

Was soll der Philosoph? Inmitten der ameisenhaften Wimmelei das Problem des Daseins, überhaupt die ewigen Probleme zu betonen.

Der Philosoph soll erkennen, was noth thut, und der Künstler soll es schaffen. Der Philosoph soll am stärksten das allgemeine Leid nachempfinden: wie die alten griechischen Philosophen jeder eine Noth ausdrückt: dort, in die Lücke hinein stellt er sein System. Er baut seine Welt in diese Lücke hinein.

Es sind alle Mittel zu sammeln, durch die es möglich ist den Menschen zur Ruhe zu retten: bei absterbenden Religionen!

Den Unterschied in der Wirkung der Philosophie und der Wissenschaft klar zu machen: und ebenso den Unterschied in der Entstehung.

[«]

19[24]

Es handelt sich nicht um eine Vernichtung der Wissenschaft, sondern um eine Beherrschung. Sie hängt nämlich in allen ihren Zielen und Methoden durch und durch ab von philosophischen Ansichten, vergißt dies aber leicht. Die beherrschende Philosophie hat aber auch das Problem zu bedenken, bis zu welchem Grade die Wissenschaft wachsen darf: sie hat den **Werth** zu bestimmen!

[«]

19[25]

Nachweis der barbarisirenden Wirkungen der Wissenschaften. Sie verlieren sich leicht in den Dienst der „praktischen Interessen“.

[«]

19[26]

Werth Schopenhauers, weil er naive allgemeine Wahrheiten in's Gedächtniß ruft: er wagt es, sogenannte „Trivialitäten“ schön auszusprechen.

Wir haben keine edle Popularphilosophie, weil wir keinen edlen Begriff von peuple publicum haben. Unsere Popularphilosophie ist für den peuple, nicht für das Publikum.

[«]

19[27]

Wenn wir noch je eine Kultur erringen sollen, so sind unerhörte Kunstkräfte nöthig, um den unbeschränkten Erkenntnißtrieb zu brechen, um eine Einheit wieder zu erzeugen. Höchste Würde des Philosophen zeigt sich hier, wo er den unbeschränkten Erkenntnißtrieb concentrirt, zur Einheit bändigt.

So sind die älteren griechischen Philosophen zu verstehen, sie bändigen den Erkenntnißtrieb. Wie kam es, daß nach Sokrates er allmählich aus der Hand fiel? Zunächst sehen wir selbst bei Sokrates und Schule dieselbe Tendenz: er soll eingeschränkt werden durch die individuelle Rücksicht auf Glücklich-Leben. Es ist eine letzte niedere Phase. Ehemals handelte es sich nicht um Individuen, sondern um die Hellenen.

[«]

19[28]

Die großen alten Philosophen gehören in das Allgemein<le>ben des Hellenischen: nach Sokrates bilden sich Sekten. Allmählich verliert die Philosophie die Zügel der Wissenschaft aus den Händen.

Im Mittelalter übernimmt die Theologie die Zügel der Wissenschaft: jetzt gefährliche Emancipationszeit.

Die allgemeine Wohlfahrt will wieder eine Bändigung und dadurch zugleich Erhebung und Concentration.

Das laisser aller unserer Wissenschaft, wie bei gewissen nationalökonomischen Dogmen: man glaubt an einen unbedingt heilsamen Erfolg.

Kant hat im gewissen Sinne mit schädlich eingewirkt: denn der Glaube an die Metaphysik ist verloren gegangen. Auf sein „Ding an sich“ wird niemand rechnen können, als ob es ein bändigendes Princip sei.

Jetzt begreifen wir die merkwürdige Erscheinung Schopenhauer's: er sammelt alle Elemente, die zur Beherrschung der Wissenschaft noch taugen. Er kommt auf die tiefsten Urprobleme der Ethik und der Kunst, er wirft die Frage vom Werthe des Daseins auf.

Wunderbare Einheit Wagner's und Schopenhauer's! Sie entstammen dem gleichen Triebe. Die tiefsten Eigenschaften des germanischen Geistes rüsten sich hier zum Kampfe: wie bei den Griechen. Wiederkehr der Besonnenheit.

[«]

19[29]

Schilderung der ungeheuren Gefahr der Verweltlichung im 6ten und 5ten Jahrhundert: die Üppigkeit der Kolonien, der Reichthum, die Sinnlichkeit.

[«]

19[30]

Das Problem: die Kultur zu unserer Musik zu finden!

[«]

19[31]

Es ist die Methode zu bezeichnen, wie der philosophische Mensch zu leben hat.

[«]

19[32]

Zur Charakteristik der Oberflächlichkeit unserer Kultur: David Strauß, unsere Theater, unsere Dichter, unsere Kritik, unsere Schulen.

[«]

19[33]

Meine Aufgabe: deren inneren Zusammenhang und die Nothwendigkeit jeder wahren Kultur zu begreifen. Die Schutz- und Heilmittel einer Kultur, das Verhältniß derselben zum Volksgenius. Die Consequenz jeder großen Kunstwelt ist eine Kultur: aber oft kommt es, durch feindselige Gegenströmungen, nicht zu diesem Ausklingen eines Kunstwerks.

Die Philosophie soll den geistigen Höhenzug durch die Jahrhunderte festhalten: damit die ewige Fruchtbarkeit alles Großen.

Für die Wissenschaft giebt es kein Groß und Klein — aber für die Philosophie! An jenem Satze mißt sich der Werth der Wissenschaft.

Das Festhalten des Erhabenen!

Welcher außerordentliche Mangel an Büchern in unserer Zeit, die eine heroische Kraft athmen! — Selbst Plutarch wird nicht mehr gelesen!

[«]

19[34]

Kant sagt (2. Vorrede zur Kritik): „ich mußte das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen, und der Dogmatism der Metaphysik, das ist das Vorurtheil, in ihr ohne Kritik der reinen Vernunft fortzukommen, ist die wahre Quelle alles der Moralität widerstrebenden Unglaubens, der jederzeit gar sehr dogmatisch ist“. Sehr wichtig! Eine Kulturnoth hat ihn getrieben!

Sonderbarer Gegensatz „Wissen und Glauben“! Was hätten die Griechen davon gedacht! Kant kannte keinen andern Gegensatz! Aber **wir**!

Eine Kulturnoth treibt Kant: er will ein Gebiet vor dem Wissen retten: dorthin legt die Wurzeln alles Höchsten und Tiefsten, Kunst und Ethik — Schopenhauer.

Andrerseits sammelt er alles Wissenswürdige für alle Zeit — die ethische Volks- und Menschenweisheit (Standpunkt der7 Weisen, der griechischen Popularphilosophen).

Er zersetzt die Elemente jenes Glaubens und zeigt, wie wenig gerade der christliche Glaube dem tiefsten Bedürfniß genügt: Frage nach dem Werthe des Daseins!

Der Kampf des Wissens mit dem Wissen!

Schopenhauer macht selbst auf das uns unbewußte Denken und Wissen aufmerksam.

Die Bändigung des Erkenntnißtriebes — ob zu Gunsten einer Religion? Oder einer künstlerischen Kultur, soll sich nun zeigen; ich stehe auf der zweiten Seite.

Ich setze hinzu die Frage nach dem **Werthe** des historischen ikonischen Erkennens, auch der Natur.

Bei den Griechen ist es die Bändigung zu Gunsten einer künstlerischen Kultur (und Religion?), die Bändigung, welche ein volles Entfesseltsein verhüten will: wir wollen den ganz entfesselten wieder zurückbändigen.

[«]

19[35]

Der Philosoph der tragischen Erkenntniß. Er bändigt den entfesselten Wissenstrieb, nicht durch eine neue Metaphysik. Er stellt keinen neuen Glauben auf. Er empfindet den weggezogenen Boden der Metaphysik tragisch und kann sich doch an dem bunten Wirbelspiele der Wissenschaften nie befriedigen. Er baut an einem neuen Leben: der Kunst giebt er ihre Rechte wieder zurück.

Der Philosoph der desperaten Erkenntniß wird in blinder Wissenschaft aufgehen: Wissen um jeden Preis.

Für den tragischen Philosophen vollendet es das Bild des Daseins, daß das Metaphysische nur anthropomorphisch erscheint. Er ist nicht Skeptiker.

Hier ist ein Begriff zu schaffen: denn Skepsis ist nicht das Ziel. Der Erkenntnißtrieb, an seine Grenzen gelangt, wendet sich gegen sich selbst, um nun zur Kritik des Wissens zu schreiten. Die Erkenntniß im Dienste des besten Lebens.

Man muß selbst die Illusion wollen — darin liegt das Tragische.

[«]

19[36]

Der letzte Philosoph — es können ganze Generationen sein. Er hat nur zum Leben zu helfen. „Der letzte“, natürlich relativ. Für unsere Welt. Er beweist die Nothwendigkeit der Illusion, der Kunst und der das Leben beherrschenden Kunst. Es ist für uns nicht möglich, wieder eine solche Reihe von Philosophen zu erzeugen, wie Griechenland zur Zeit der Tragödie. Ihre Aufgabe erfüllt jetzt ganz allein die Kunst. Nur als Kunst ist noch so ein System möglich. Vom jetzigen Standpunkt aus fällt auch jene ganze Periode der griechischen Philosophie mit ins Bereich ihrer Kunst.

Die Bändigung der Wissenschaft geschieht jetzt nur noch durch die Kunst. Es handelt sich um Werthurtheile über das Wissen und Vielwissen.

Ungeheure Aufgabe und Würde der Kunst in dieser Aufgabe! Sie muß alles neu schaffen und ganz allein das Leben neu gebären! Was sie kann, zeigen uns die Griechen: hätten wir diese nicht, so wäre unser Glaube chimärisch.

Ob eine Religion hier hinein, in das Vacuum hinein, sich bauen kann, hängt von ihrer Kraft ab. Wir sind der Kultur zugekehrt: das „Deutsche“ als erlösende Kraft!

Jedenfalls müßte die Religion, welche es könnte, eine ungeheure Liebeskraft haben: an der zerbricht auch das Wissen, wie es an der Sprache der Kunst zerbricht.

Aber vielleicht vermag die Kunst sogar sich eine Religion zu schaffen, den Mythus zu gebären? So bei den Griechen.

[«]

19[37]

Die jetzt vernichteten Philosophien und Theologien wirken aber noch immer fort in den Wissenschaften: auch wenn die Wurzeln abgestorben sind, ist hier in den Zweigen noch eine Zeitlang Leben. Das Historische ist besonders als Gegenkraft gegen den theologischen Mythus, aber auch gegen die Philosophie, so breit entwickelt: das absolute Erkennen feiert hier und in den mathematischen Naturwissenschaften seine Saturnalien, das Geringste, was hier wirklich ausgemacht werden kann, gilt höher als alle metaphysischen Ideen. Der Grad der Sicherheit bestimmt hier den Werth, nicht der Grad der Unentbehrlichkeit für Menschen. Es ist der alte Kampf von Glauben und Wissen.

Es sind dies barbarische Einseitigkeiten.

Jetzt kann die Philosophie nur noch das Relative aller Erkenntiß betonen und das Anthropomorphische, so wie die überall herrschende Kraft der Illusion. Sie kann damit den entfesselten Erkenntnißtrieb nicht mehr hemmen: der immer mehr nach dem Grade der Sicherheit urtheilt und immer kleinere Objekte sucht. Während jeder Mensch zufrieden ist, wenn ein tag vorbei ist, wühlt gräbt und combinirt später der Historiker nach diesem Tag, um ihn der Vergessenheit zu entreißen: das Kleine soll auch ewig sein, weil es erkennbar ist.

Für uns gilt nur der aesthetische Maßstab: das Große hat ein Recht auf Historie, aber auf keine ikonische, sondern eine produktive erregende Geschichtsmalerei. Wir lassen die Gräber ruhn: aber bemächtigen uns des ewig Lebendigen.

Lieblingsthema der Zeit: die großen Wirkungen des Kleinsten. Das historische Wühlen hat z.B. als Ganzes etwas Großartiges: es ist wie die dürftige Vegetation, die allmählich die Alpen zerreibt. Wir sehen einen großen Trieb, der kleine Werkzeuge, aber großartig viele hat.

Man könnte dagegen stellen: die kleinen Wirkungen des Großen! wenn es nämlich durch Individuen vertreten wird. Es ist schwer zu fassen, oft stirbt die Tradition weg, der Haß dagegen ist allgemein, sein Werth beruht auf der Dualität, die hat immer wenig Schätzer.

Das Große wirkt nur auf das Große: wie die Fackelpost im Agamemnon nur von Höhe zu Höhe springt. Es ist die Aufgabe einer Kultur, daß das Große in einem Volke nicht als Einsiedler erscheint, noch als Verbannter.

Deshalb wollen wir reden, was wir empfinden: es ist nicht unsere Sache zu warten, bis der matte Abglanz dessen, was mir hell erscheint, auch bis in die Thäler dringt. Zuletzt nämlich sind die großen Wirkungen des Kleinsten eben die Nachwirkungen der Großen; sie haben eine Lawine in’s Rollen gebracht. Nun haben wir Mühe, sie aufzuhalten.

[«]

19[38]

Das Historische und die Naturwissenschaften waren nöthig gegen das Mittelalter: das Wissen gegen den Glauben. Wir richten jetzt gegen das Wissen die Kunst: Rückkehr zum Leben! Bändigung des Erkenntnißtriebes! Stärkung der moralischen und ästhetischen Instinkte!

Dies erscheint uns als Rettung des deutschen Geistes, damit er wieder Retter sei!

Das Wesen dieses Geistes ist uns in der Musik aufgegangen. Wir verstehen jetzt, wie die Griechen ihre Kultur von der Musik abhängig machten.

[«]

19[39]

Die Schöpfung einer Religion würde darin liegen, daß einer für sein in das Vacuum hineingestelltes mythisches Gebäude Glauben erweckt, d.h. daß er einem außerordentlichen Bedürfnisse entspricht.

Es ist unwahrscheinlich, daß das je wieder geschieht, seit der Kritik der reinen Vernunft.

Dagegen kann ich mir eine ganz neue Art des Philosophen-Künstlers imaginiren, der ein Kunstwerk hinein in die Lücke stellt, mit ästhetischem Werthe.

Das Gutsein und das Mitleiden ist glücklicherweise unabhängig vom Verderben und Gedeihen einer Religion: dagegen ist das Guthandeln sehr bestimmt durch religiöse Imperative. Die weitaus größte Masse der guten pflichtmäßigen Handlungen hat keinen ethischen Werth, sondern ist erzwungen.

Die praktische Moralität wird bei allem Zusammenbrechen einer Religion sehr leiden. Die strafende und belohnende Metaphysik scheint unentbehrlich.

Wenn man die Sitte, die mächtige Sitte schaffen kann! Damit hat man auch die Sittlichkeit.

Die Sitte aber durch Vorangehn einzelner mächtiger Persönlichkeiten gebildet.

Auf erwachende Güte in der Masse der Besitzenden rechne ich nicht, wohl aber könnte man sie zu einer Sitte bringen, zu einer Pflicht gegen das Herkommen.

Wenn die Menschheit, was sie bis jetzt auf den Bau von Kirchen, auf Erziehung und Schulen verwendet, wenn sie den Intellekt, den sie auf Theologie, jetzt auf Erziehung richtet.

[«]

19[40]

Die freidichtende Art, wie die Griechen mit ihren Göttern umgiengen!

Wir sind an den Gegensatz von historischer Wahrheit und Unwahrheit zu sehr gewöhnt. Es ist komisch, daß die christlichen Mythen durchaus historisch sein sollen!

[«]

19[41]

Das Problem einer Kultur selten richtig gefaßt. Ihr Ziel ist nicht das größtmögliche Glück eines Volkes, auch nicht die ungehinderte Entwicklung aller seiner Begabungen: sondern in der richtigen Proportion dieser Entwicklungen zeigt sie sich. Ihr Ziel zeigt über das Erdenglück hinaus: die Erzeugung großer Werke ist ihr Ziel.

In allen griechischen Trieben zeigt sich eine bändigende Einheit: nennen wir sie den hellenischen Willen. Jeder dieser Triebe versucht allein in's Unendliche zu existiren. Die alten Philosophen versuchen aus ihnen die Welt zu construiren.

Die Kultur eines Volkes offenbart sich in der einheitlichen Bändigung der Triebe dieses Volkes: die Philosophie bändigt den Erkentnißtrieb, die Kunst den Formentrieb und die Ekstasis, die ἀγάπη den ἔρως usw.

Die Erkenntniß isolirt: die älteren Philosophen stellen isolirt dar, was die griechische Kunst zusammen erscheinen läßt.

Der Inhalt der Kunst und der alten Philosophie fällt zusammen, aber als Philosophie sehen wir die isolirten Bestandtheile der Kunst verwendet, um den Erkenntnißtrieb zu bändigen. Das muß sich auch bei den Italiänern zeigen lassen: der Individualismus im Leben und der Kunst.

[«]

19[42]

Die Griechen als Entdecker und Reisende und Kolonisatoren. Sie verstehen zu lernen: ungeheure Aneignungskraft. Unsre Zeit soll nicht glauben, in ihrem Wissenstrieb so viel höher zu stehen: nur wurde bei den Griechen alles Leben! Bei uns bleibt es Erkenntniß!

[«]

19[43]

Wenn es auf den Werth der Erkenntniß ankommt, anderseits ein schöner Wahn, wenn nur an ihn geglaubt wird, ganz den gleichen Werth wie eine Erkenntniß hat, so sieht man, daß das Leben Illusionen braucht, d.h. für Wahrheiten gehaltene Unwahrheiten. Es braucht den Glauben an die Wahrheit, aber es genügt dann die Illusion, d.h. die „Wahrheiten“ beweisen sich durch ihre Wirkungen, nicht durch logische Beweise, Beweise der Kraft. Das Wahre und das Wirkende gilt für identisch, man beugt sich der Gewalt auch hier. Wie kommt es dann, daß ein logisches Wahrheitsbeweisen überhaupt stattfand? Im Kampf von „Wahrheit“ und „Wahrheit“ suchen sie die Alliance der Reflexion. Alles wirkliche Wahrheitsstreben ist in die Welt gekommen durch den Kampf um eine heilige Überzeugung, durch das πάθος des Kämpfens: sonst hat der Mensch kein Interesse für den logischen Ursprung.

[«]

19[44]

Zweck, die Teleologie des Philosophen inmitten der Kultur zu bestimmen.

Wir fragen die Griechen, in der Zeit, in der eine Einheit in ihrer Kultur war.

Wichtig: es giebt auch für die reichste Kultur die Philosophie. Wozu?

Wir fragen die großen Philosophen. Ach, sie sind zu Grunde gegangen! Wie leichtfertig verfährt die Natur!

[«]

19[45]

Wie verhält sich der philosophische Genius zur Kunst? Aus dem direkten Verhalten ist wenig zu lernen. Wir müssen fragen: was ist an seiner Philosophie Kunst? Kunstwerk? Was bleibt, wenn sein System als Wissenschaft vernichtet ist? Gerade dieses Bleibende aber muß es sein, was den Wissenstrieb bändigt, also das Künstlerische daran. Warum ist eine solche Bändigung nöthig? Denn wissenschaftlich betrachtet, ist es eine Illusion, eine Unwahrheit, die den Trieb nach Erkenntniß täuscht und nur vorläufig befriedigt. Der Werth der Philosophie in dieser Bändigung liegt nicht in der Erkenntnißsphäre, sondern in der Lebenssphäre: der Wille zum Dasein benutzt die Philosophie zum Zwecke einer höheren Daseinsform.

Es ist nicht möglich, daß Kunst und Philosophie sich gegen den Willen richten könnten: aber ebenfalls die Moral ist in seinem Dienste. Allherrschaft des Willens. Eine der zartesten Daseinsformen das relative Nirvana.

[«]

19[46]

Es ist alles so bestimmt wie möglich zu sagen und jeder terminus, auch „Wille“, bei Seite zu lassen.

[«]

19[47]

Die Schönheit und die Großartigkeit einer Weltconstruktion (alias Philosophie) entscheidet jetzt über ihren Werth — d.h. sie wird als Kunst beurtheilt. Ihre Form wird sich wahrscheinlich verändern! Die starre mathematische Formel (wie bei Spinoza) — die auf Göthe einen so beruhigenden Eindruck machte, hat eben nur noch als ästhetisches Ausdrucksmittel ein Recht.

[«]

19[48]

Der Satz ist festzustellen — wir leben nur durch Illusionen — unser Bewußtsein streift die Oberfläche. Vieles ist vor unsern Blicken verborgen. Es ist auch nie zu fürchten, daß der Mensch sich ganz erkennt, daß er in jedem Augenblicke alle die Gesetze der Hebelkräfte, der Mechanik, alle die Formeln der Baukunst, der Chemie, die zu seinem Leben nöthig sind, durchschaue. Wohl aber ist möglich, daß durch dies Schema alles erkannt werde. Das ändert für unser Leben fast nichts. Zudem sind es alles nur Formeln für absolut unerkennbare Kräfte.

[«]

19[49]

Wir leben allerdings durch die Oberflächlichkeit unseres Intellekts in einer fortwährenden Illusion: d.h. wir brauchen, um zu leben, in jedem Augenblicke die Kunst. Unser Auge hält uns an den Formen fest. Wenn wir es aber selbst sind, die allmählich uns dies Auge anerzogen haben, so sehen wir in uns selbst eine Kunstkraft walten. Wir sehen also in der Natur selbst Mechanismen gegen das absolute Wissen: der Philosoph **erkennt** die Sprache der Natur und sagt: „wir brauchen die Kunst“ und „wir bedürfen nur eines Theils des Wissens“.

[«]

19[50]

Jede Art von Kultur beginnt damit, daß eine Menge von Dingen verschleiert werden. Der Fortschritt des Menschen hängt an diesem Verschleiern — das Leben in einer reinen und edlen Sphäre und das Abschließen der gemeineren Reizungen. Der Kampf gegen die „Sinnlichkeit“ durch die Tugend ist wesentlich ästhetischer Art. Wenn wir die großen Individuen als unsere Leitsterne gebrauchen, so verschleiern wir viel an ihnen, ja wir verhüllen alle die Umstände und Zufälle, die ihr Entstehen möglich machen, wir isoliren sie uns, um sie zu verehren. Jede Religion enthält so ein Element: die Menschen unter göttlicher Obhut, als etwas unendlich Wichtiges. Ja, alle Ethik beginnt damit, daß wir das einzelne Individuum unendlich wichtig nehmen — anders als die Natur, die grausam und spielend verfährt. Wenn wir besser und edler sind, so haben es die isolirenden Illusionen gemacht!

Dem stellt nun die Naturwissenschaft die absolute Naturwahrheit entgegen: die höhere Physiologie wird freilich die künstlerischen Kräfte schon in unserem Werden begreifen, ja nicht nur in dem des Menschen, sondern des Thieres: sie wird sagen, daß mit dem Organischen auch das Künstlerische beginnt.

[«]

19[51]

Die Konsequenzen der Kantischen Lehre. Ende der Metaphysik als Wissenschaft.
Die barbarisirende Einwirkung des Wissens.
Die Bändigung des Wissens als Trieb der Kunst.
Wir leben nur durch diese Illusionen der Kunst.
Jede höhere Kultur ist es durch diese Bändigung.
Die philosophischen Systeme der älteren Griechen.
Es offenbart sich dieselbe Welt, die die Tragödie schuf.
Hier begreifen wir die Einheit der Philosophie und der Kunst zum Zweck der Kultur.
Der ästhetische Begriff des Großen und Erhabenen: dazu zu erziehn die Aufgabe.
Die Kultur abhängig von der Art, wie man „das Große“ definirt.

[«]

19[52]

Das absolute Wissen führt zum Pessimismus: die Kunst ist das Heilmittel dagegen.

Die Philosophie ist zur Bildung unentbehrlich, weil sie das Wissen in eine künstlerische Weltconception hineinzieht und dadurch veredelt.

[«]

19[53]

Die Sorge, daß das ewige Werk der Menschheit nicht vorenthalten werde und nicht zu Grunde gehe, bestimmte **Schopenhauer** durchaus: er kannte das Schicksal Heraklits, und seine erste Auflage wurde eingestampft! Er hatte die Vorsorge eines Vaters: alle die unangenehmen Züge seines Wesens, sein Umgang mit Litteraten wie Frauenstädt ist hierher zu erklären. Die Ruhmsucht ist hier ein vorsorglicher Instinkt zu Gunsten der Menschheit: er kannte den Lauf der Welt.

Man kann sich gewiß noch eine größere Erhabenheit über die Menschheit denken: dann hätte er aber nicht geschrieben! Er sehnte sich nach dem Weiterzeugen im Schönen!

[«]

19[54]

Die chemischen Verwandlungen in der unorganischen Natur sind vielleicht auch künstlerische Prozesse, mimische Rollen zu nennen, die eine Kraft spielt: es giebt aber mehrere! die sie spielen kann.

[«]

19[55]

Denen, welche nur eine gelehrte Befriedigung dabei empfinden wollen, habe ich es nicht leicht gemacht, weil ich auf sie zuletzt gar nicht rechnete. Die Citate fehlen.

[«]

19[56]

Mit dem Eigenthum weiser Sprüche nahm es das Zeitalter der sieben Weisen nicht genau, aber sehr wichtig, wenn erst Jemand einen Spruch annektirte.

[«]

19[57]

Die Chronologie der griechischen Philosophen.
Rhythmus.
Choephoren.

[«]

19[58]

Die Philologen dieser Zeit haben sich als unwürdig erwiesen, mich und mein Buch zu sich rechnen zu dürfen: es bedarf kaum der Versicherung, daß auch in diesem Falle ich es ihnen anheim gebe, ob sie etwas lernen wollen oder nicht, fühle mich aber nicht geneigt, ihnen irgendwie entgegenzukommen.

Das was sich jetzt „Philologe“ nennt und was ich mit Absicht nur neutral bezeichne, möge auch diesmal mein Buch übersehen: denn es ist männlicher Natur und taugt nicht für Castraten. Denen geziemt vielmehr am Conjekturenwebstuhl zu sitzen.

[«]

19[59]

Über die Διαδοχαί und ihren Ursprung (in der Geschichte der älteren Philosophen).

Apollodor bekämpft sie: wer hat sie aufgestellt?

[«]

19[60]

Die Entstehung philosophischer Secten im griechischen Alterthum.

Aus der tiefsten Umwandlung des hellenischen Geistes.

Anfang mit den Pythagoreern, von denen lernt es Plato.

Die Akademie giebt den Typus an. Es sind Oppositionsanstalten gegen das hellenische Leben.

Die früheren Philosophen sind Isolirungen einzelner Triebe des hellenischen Wesens.

Wir erleben den Übergang des philosophischen Sektengeistes in das Kulturbewußtsein, Übergang der Philosophie in die Kultur. Dort Scheidung der Philosophie und der Kultur.

Die Oberflächlichkeit aller nachsokratischen Ethik! Die tiefe hellenische ältere Ethik hat sich nicht in Worten und Begriffen darstellen lassen.

[«]

19[61]

Heraklit in seinem Hasse gegen das Dionysische Element, auch gegen Pythagoras, auch gegen das viele Wissen. Er ist ein apollinisches Produkt und redet Orakel, deren Wesen man sich an ihm deuten muß. Er empfindet das Leiden nicht, aber die Dummheit.

[«]

19[62]

Große Verlegenheit, ob die Philosophie eine Kunst oder eine Wissenschaft ist.

Es ist eine Kunst in ihren Zwecken und in ihrer Produktion. Aber das Mittel, die Darstellung in Begriffen, hat sie mit der Wissenschaft gemein. Es ist eine Form der Dichtkunst. — Sie ist nicht unterzubringen: deshalb müssen wir eine Species erfinden und charakterisiren.

Die Naturbeschreibung des Philosophen. Er erkennt, indem er dichtet, und dichtet, indem er erkennt.

Er wächst nicht, ich meine, die Philosophie nimmt nicht den Verlauf, wie die andern Wissenschaften: wenn auch irgend welche Gebiete des Philosophen allmählich in die Hände der Wissenschaft übergehen. Heraklit kann nie veralten. Es ist die Dichtung außer den Grenzen der Erfahrung, Fortsetzung des mythischen Triebes; auch wesentlich in Bildern. Die mathematische Darstellung gehört nicht zum Wesen des Philosophen.

Überwindung des Wissens durch mythenbildende Kräfte. Kant merkwürdig — Wissen und Glauben! Innerste Verwandtschaft der Philosophen und der Religionsstifter!

[«]

19[63]

Sonderbares Problem: das sich Verzehren der philosophischen Systeme! Unerhört für die Wissenschaft wie für die Kunst! Ähnlich steht es mit den Religionen: das ist merkwürdig und bezeichnend.

[«]

19[64]

Die Illusion nöthig für das empfindende Wesen, um zu leben.
Die Illusion nöthig, um in der Kultur fortzuschreiten.
Was will der unersättliche Erkenntnißtrieb?
— Jedenfalls ist er kulturfeindlich.
Die Philosophie sucht ihn zu bändigen; ist ein Mittel der Kultur.
Die älteren Philosophen.

[«]

19[65]

Durchaus unpersönlich und kalt zu schreiben. Kein „ich“ und „wir“.

[«]

19[66]

Unser Verstand ist eine Flächenkraft, ist oberflächlich. Das nennt man auch „subjektiv“. Er erkennt durch Begriffe: das heißt unser Denken ist ein Rubriziren, ein Benamsen. Also etwas, was auf eine Willkür des Menschen hinausläuft und nicht das Ding selbst trifft. Nur rechnen<d> und nur in den Formen des Raumes hat der Mensch absolute Erkenntniß d.h. die letzte Grenze alles Erkennbaren sind Quantitäten, er versteht keine Qualität, sondern nur eine Quantität.

Was kann der Zweck einer solchen Flächenkraft sein?

Dem Begriff entspricht zuerst das Bild, Bilder sind Urdenken d.h. die Oberflächen der Dinge im Spiegel des Auges zusammengefaßt.

Das Bild ist das eine, das Rechenexempel das andre.

Bilder in menschlichen Augen! Das beherrscht alles menschliche Wesen: vom Auge aus! Subjekt! das Ohr hört den Klang! Eine ganz andere wunderbare Conception derselben Welt.

Auf der Ungenauigkeit des Sehens beruht die Kunst. Auch beim Ohr Ungenauigkeit in Rhythmus, Temperatur usw. darauf beruht wiederum die Kunst.

[«]

19[67]

Es ist eine Kraft in uns, die die großen Züge des Spiegelbildes intensiver wahrnehmen läßt, und wieder eine Kraft, die den gleichen Rhythmus auch über die wirkliche Ungenauigkeit hinweg betont. Dies muß eine Kunstkraft sein. Denn sie schafft. Ihr Hauptmittel ist weglassen und übersehen und überhören.

Also antiwissenschaftlich: denn sie hat nicht für alles Wahrgenommene ein gleiches Interesse.

Das Wort enthält nur ein Bild, daraus der Begriff. Das Denken rechnet also mit künstlerischen Größen.

Alles Rubriziren ist ein Versuch zum Bilde zu kommen.

Zu jedem wahren Sein verhalten wir uns oberflächlich, wir reden die Sprache des Symbols, des Bildes: sodann thun wir etwas hinzu, mit künstlerischer Kraft, indem wir die Hauptzüge verstärken, die Nebenzüge vergessen.

[«]

19[68]

Apologie der Kunst.

Thales längst vorbei — aber ein Bildner, am Wasserfall stehend, wird ihm doch noch Recht geben.

[«]

19[69]

Unser öffentliches staatliches und sociales Leben läuft auf ein Gleichgewicht der Egoismen hinaus: Lösung der Frage, wie man ein leidliches Dasein, ohne jede Liebeskraft, rein aus der Klugheit der betheiligten Egoismen erziele.

Diese Zeit hat einen Haß auf die Kunst, wie auf die Religion. Sie will weder eine Abfindung durch einen Hinweis auf das Jenseits, noch durch einen Hinweis auf die Verklärung der Kunstwelt. Sie hält das für unnütze „Poesie“, Spaß usw. Unsre „Dichter“ entsprechen. Aber die Kunst als furchtbarer Ernst! Die neue Metaphysik als furchtbarer Ernst! Wir wollen euch die Welt noch so umstellen mit Bildern, daß euch schaudert. Das aber steht in unserer Hand! Verstopft euch die Ohren, eure Augen werden unseren Mythus sehen. Unsere Flüche werden euch treffen!

Die Wissenschaft muß ihre Utilität jetzt zeigen! Sie ist zur Ernährerin geworden, im Dienste des Egoismus: der Staat und die Gesellschaft haben sie in ihren Frohndienst genommen, um sie auszubeuten zu ihren Zwecken.

Der normale Zustand ist der Krieg: wir schließen Frieden nur auf bestimmte Zeiten.

[«]

19[70]

Es ist mir nöthig zu wissen, wie die Griechen zur Zeit ihrer Kunst philosophirt haben. Die sokratischen Schulen saßen inmitten eines Meeres der Schönheit — was merkt man davon bei ihnen? Ungeheurer Aufwand wird für die Kunst gemacht. Die Sokratiker haben entweder ein feindseliges oder theoretisches Verhalten dazu.

Dagegen waltet in den älteren Philosophen zum Theil ein ähnlicher Trieb, wie der, welcher die Tragödie schuf.

[«]

19[71]

Der Begriff des Philosophen und die Typen. — Was ist allen gemeinsam?

Er ist entweder seiner Kultur entsprungen oder ihr feindlich.

Er ist beschaulich wie der bildende Künstler, mitempfindend wie der Religiöse, causal wie der Mann der Wissenschaft: er sucht alle Töne der Welt in sich nachklingen zu lassen und diesen Gesammtklang aus sich heraus zu stellen in Begriffen. Das Aufschwellen zum Makrokosmos und dabei besonnenes Betrachten — wie der Schauspieler oder der dramatische Dichter, der sich verwandelt und dabei die Besonnenheit behält, nach außen sich zu projiciren.

Das dialektische Denken als Sturzbad darüber gegossen.

Merkwürdig Plato: Enthusiast der Dialektik d.h. jener Besonnenheit.

[«]

19[72]

Die Philosophen. Naturbeschreibung des Philosophen.

Der Philosoph neben dem wissenschaftlichen Menschen und dem Künstler.
Bändigung des Erkenntnißtriebes durch die Kunst,
des religiösen Einheitstriebes durch den Begriff.
Sonderbar das Nebeneinander von Conception und Abstraktion.
Bedeutung für die Kultur.
Die Metaphysik als Vacuum.

[«]

19[73]

Der Philosoph der Zukunft? er muß das Obertribunal einer künstlerischen Kultur werden, gleichsam die Sicherheitsbehörde gegen alle Ausschreitungen.

[«]

19[74]

Wir werden doch nicht alles Rubriziren, alle Allgemeinbegriffe als „philosophisch“ bezeichnen. Ebensowenig alles Unbewußte und Intuitive: auch selbst bei der philologischen Conjektur giebt es ein Erzeugen, das nicht ganz in bewußtes Denken aufzulösen ist.

[«]

19[75]

Das philosophische Denken ist mitten in allem wissenschaftlichen Denken zu spüren: selbst bei der Conjektur. Es springt voraus auf leichten Stützen: schwerfällig keucht der Verstand hinter drein und sucht bessere Stützen, nachdem ihm das lockende Zauberbild erschienen ist. Ein unendlich rasches Durchfliegen großer Räume! Ist es nur die größere Schnelligkeit? Nein. Es ist Flügelschlag der Phantasie, d.h. ein Weiterspringen von Möglichkeit zu Möglichkeit, die einstweilen als Sicherheiten genommen werden. Hier und da von Möglichkeit zu einer Sicherheit und wieder zu einer Möglichkeit. —

Was ist aber eine solche „Möglichkeit“? Ein Einfall d.h. „es könnte vielleicht“. Aber wie kommt der Einfall? Mitunter zufällig äußerlich: ein Vergleichen, das Entdecken irgend einer Analogie findet statt. Nun tritt eine Erweiterung ein. Die Phantasie besteht im schnellen Ähnlichkeitenschauen. Die Reflexion mißt nachher Begriff an Begriff und prüft. Die Ähnlichkeit soll ersetzt werden durch Causalität.

Ist denn nun „wissenschaftlich“ Denken und „philosophisch“ nur durch die Dosis verschieden? Oder vielleicht durch die Gebiete?

[«]

19[76]

Es giebt keine aparte Philosophie, getrennt von der Wissenschaft: dort wie hier wird gleich gedacht. Daß ein unbeweisbares Philosophem noch einen Werth hat, mehr als meistens ein wissenschaftlicher Satz, hat seinen Grund in dem aesthetischen Werthe eines solchen Philosophems, d.h. durch Schönheit und Erhabenheit. Es ist als Kunstwerk noch vorhanden, wenn es sich als wissenschaftlicher Bau nicht erweisen kann. Ist das aber bei wissenschaftlichen Dingen nicht ebenso? —

Mit anderen Worten: es entscheidet nicht der reine Erkenntnißtrieb, sondern der aesthetische: die wenig erwiesene Philosophie des Heraklit hat einen größeren Kunstwerth als alle Sätze des Aristoteles.

Der Erkenntnißtrieb wird also gebändigt durch die Phantasie in der Kultur eines Volkes. Dabei ist der Philosoph vom höchsten Wahrheitspathos erfüllt: der Werth seiner Erkenntniß verbürgt ihm ihre Wahrheit. Alle Fruchtbarkeit, und alle treibende Kraft liegt in diesen vorausgeworfnen Blicken.

[«]

19[77]

Die Phantasieerzeugung kann man im Auge beobachten. Ähnlichkeit führt zur kecksten Fortbildung: aber auch ganz andre Verhältnisse, Contrast den Contrast, und unaufhörlich. Hier sieht man die außerordentliche Produktivität des Intellekts. Es ist ein Bilderleben.

[«]

19[78]

Man muß beim Denken schon haben, was man sucht, durch Phantasie — dann erst kann die Reflexion es beurtheilen. Dies thut sie, indem sie es an gewöhnlichen und häufig erprobten Ketten mißt.

Was ist eigentlich „logisch“ beim Bilderdenken? —

Der nüchterne Mensch braucht die Phantasie wenig und hat sie wenig.

Es ist jedenfalls etwas Künstlerisches, dieses Erzeugen von Formen, bei denen dann der Erinnerung etwas einfällt: diese Form hebt sie heraus und verstärkt sie dadurch. Denken ist ein Herausheben.

Es ist viel mehr von Bilderreihen im Gehirn, als zum Denken verbraucht wird: der Intellekt wählt schnell ähnliche Bilder: das Gewählte erzeugt wieder eine ganze Fülle von Bildern: schnell aber wählt er wieder eines davon usw.

Das bewußte Denken ist nur ein Herauswählen von Vorstellungen. Es ist ein langer Weg bis zur Abstraktion.

1) Die Kraft, die die Bilderfülle erzeugt 2) die Kraft, welche das Ähnliche auswählt und betont.

Fieberkranke an Wänden und Tapeten verfahren so, nur projiciren die Gesunden die Tapete mit.

[«]

19[79]

Es ist zwiefach eine künstlerische Kraft da, die Bilder erzeugende und die auswählende.

Die Traumeswelt beweist die Richtigkeit: der Mensch geht hier nicht bis zur Abstraktion weiter, oder: er wird nicht von den Bildern, die durch’s Auge einströmen, geleitet und modificirt.

Sieht man jene Kraft näher an, so ist hier auch kein künstlerisches ganz freies Erfinden: das wäre etwas Willkürliches, also Unmögliches. Sondern die feinsten

Ausstrahlungen von Nerventhätigkeit auf einer Fläche gesehn: sie verhalten sich wie die Chladni'schen Klangfiguren zu dem Klang selbst: so diese Bilder zu der darunter sich bewegenden Nerventhätigkeit. Das allerzarteste sich Schwingen und Zittern! Der künstlerische Prozeß ist physiologisch absolut bestimmt und nothwendig. Alles Denken erscheint uns auf der Oberfläche als willkürlich, als in unserem Belieben: wir bemerken die unendliche Thätigkeit nicht.

Einen künstlerischen Vorgang ohne Gehirn zu denken ist eine starke Anthropopathie: aber ebenso steht es mit dem Willen, der Moral usw.

Das Begehren ist doch nur eine physiologische Ubertät, die sich entladen möchte und einen Druck bis zum Gehirn ausübt.

[«]

19[80]

Resultat: es kommt nur auf die Grade und Quantitäten an: alle Menschen sind künstlerisch philosophisch wissenschaftlich usw.

Unsre Werthschätzung bezieht sich auf Quantitäten, nicht auf Qualitäten. Wir verehren das Große. Das ist freilich auch das Unnormale.

Denn die Verehrung der großartigen Wirkungen des Kleinen ist nur ein Staunen vor dem Resultat und dem Mißverhältniß der kleinsten Ursache. Nur indem wir sehr viele Wirkungen zusammenaddiren und als Einheit anschauen, haben wir den Eindruck der Größe: d.h. wir erzeugen, durch diese Einheit, die Größe.

Die Menschheit wächst aber nur durch die Verehrung des Seltnen Großen. Selbst das als Selten Groß Gewähnte, z.B. das Wunder, übt diese Wirkung. Das Erschrecken ist der Menschheit bestes Theil.

[«]

19[81]

Das Träumen als die auswählende Fortsetzung der Augenbilder.

Im Reiche des Intellekts ist alles Qualitative nur ein Quantitatives. Zu den Qualitäten führt uns der Begriff, das Wort.

[«]

19[82]

Vielleicht kann der Mensch nichts vergessen. Die Operation des Sehens und des Erkennens ist viel zu complicirt, als daß es möglich wäre, sie völlig wieder zu verwischen, d.h. alle Formen, die einmal vom Gehirn und Nervensystem erzeugt sind, wiederholt es von jetzt ab so oft. Eine gleiche Nerventhätigkeit erzeugt das gleiche Bild wieder.

[«]

19[83]

Das philosophische Denken ist spezifisch gleichartig mit dem wissenschaftlichen, aber bezieht sich auf große Dinge und Angelegenheiten. Der Begriff der Größe ist aber ein wandelbarer, theils ästhetisch, theils moralisch. Es ist eine Bändigung des Erkenntnißtriebes. Darin liegt die Kulturbedeutung.

Wenn aber die Metaphysik beseitigt ist, dann wird allmählich der Menschheit manches Andere wieder groß erscheinen. Ich meine, die Philosophen werden andere Gebiete bevorzugen: und hoffentlich die, wo sie auf die neue Kultur heilsam einwirken.

Es ist ein Gesetzgebung der Größe, ein „Namengeben“ mit der Philosophie verbunden: „das ist groß“ sagt er und dadurch erhebt er den Menschen. Es beginnt mit der Gesetzgebung der Moral: „das ist groß“, Standpunkt der sieben Weisen, den die Römer in guter Zeit nie verlassen haben.

[«]

19[84]

Das eigentliche Material alles Erkennens sind die allerzartesten Lust- und Unlustempfindungen: auf jener Fläche, in der die Nerventhätigkeit in Lust und Schmerz Formen hinzeichnet, ist das eigentliche Geheimniß: das, was Empfindung ist, projicirt zugleich Formen, die dann wieder neue Empfindungen erzeugen.

Es ist das Wesen der Lust- und Unlustempfindung, sich in adäquaten Bewegungen auszudrücken: dadurch daß diese adäquaten Bewegungen wieder andere Nerven zur Empfindung veranlassen, entsteht die Empfindung des Bildes.

[«]

19[85]

Weisheit und Wissenschaft.
Über die Philosophen.

Arthur Schopenhauer dem Unsterblichen geweiht.

[«]

19[86]

σοφία und ἐπιστήμη. σοφία enthält das Wählende in sich, das Geschmackhabende: während sich die Wissenschaft ohne solchen Feingeschmack auf alles Wissenswürdige stürzt.

[«]

19[87]

Auch bei dem Bilderdenken hat der Darwinismus Recht: das kräftigere Bild verzehrt die geringeren.

[«]

19[88]

„Im lieben niederträchtigen Deutschland!“

[«]

19[89]

Was ist der Philosoph? Zu beantworten an den alten Griechen?
Thales. Mytholog und Philosoph.

Anaximander. Tragische Weltbetrachtung. Tragödie.
Heraclit. Illusion. Künstlerisches im Philosophen. Kunst.
Pythagoras. Mystik und Philosophie. Religion.
Anaxagoras. Zwecke. Geist und Materie.
Parmenides. Zeno. Das Logische. Logik.
Empedocles. Liebe Haß. Recht und Liebesmoral. Moral.
Democrit. Zahl und Maß, Aussicht aller Physik. Naturphilosophie.
Pythagoreer. Das Sektenwesen.
Socrates. Der Philosoph und die Kultur. Cultur.

Entstehung der Philosophen und — das Philosophentribunal für die Kultur der Zukunft.

[«]

19[90]

Ob das Denken mit Lust oder Unlust vor sich geht, ist ganz wesentlich: wem es rechte Beschwerde macht, der ist eben weniger dazu angelegt und wird wohl auch weniger weit kommen: er zwingt sich und in diesem Bereich ist es nichts nütze.

[«]

19[91]

Alle Naturwissenschaft ist nur ein Versuch, den Menschen, das Anthropologische zu verstehen: noch richtiger, auf den ungeheuersten Umwegen immer zum Menschen zurückzukommen. Das Aufschwellen des Menschen zum Makrokosmos, um am Ende zu sagen „du bist am Ende, was du bist“.

[«]

19[92]

Mitunter erweist sich das durch Sprünge erreichte Resultat sofort als wahr und fruchtbar, von seinen Consequenzen aus.

Wird ein genialer Forscher von einer richtigen Ahnung geleitet? Ja, er sieht eben Möglichkeiten, ohne zureichende Stützen: daß er aber so etwas für möglich hält, zeigt seine Genialität. Er überschlägt sehr schnell das ungefähr für ihn Beweisbare.

Der Mißbrauch der Erkenntniß im ewigen Wiederholen von Experimenten und von Materialsammeln, während der Schluß sich schon aus wenigen ergiebt. Auch in der Philologie ist es so: die Vollständigkeit des Materials ist in vielen Fällen etwas Unnützes.

[«]

19[93]

Auch das Moralische hat keine andere Quelle als den Intellekt, aber die verbindende Bilderkette wirkt hier anders als bei dem Künstler und Denker: sie reizt zur That. Ganz gewiß ist das Empfinden des Ähnlichen, das Identificiren nothwendige Voraussetzung. Sodann Erinnerung an eignen Schmerz. Gut sein hieße also: sehr leicht identificiren und sehr schnell. Es ist also eine Verwandlung, ähnlich wie bei dem Schauspieler.

Alle Rechtschaffenheit und alles Recht dagegen kommt aus einem Gleichgewicht der Egoismen: gegenseitige Anerkennung sich nicht zu schädigen. Also aus Klugheit. In der Form von festen Grundsätzen sieht es dann wieder anders aus: als Charakterfestigkeit. Liebe und Recht Gegensätze: Kulminationspunkt Aufopfern für die Welt.

Das Vorausnehmen von möglichen Unlustempfindungen bestimmt die Handlung des rechtlichen Menschen: er kennt empirisch die Folgen der Verletzung des Nächsten: aber auch der Verletzung seiner selbst.

Dagegen ist die christliche Ethik der Gegensatz: sie beruht auf dem Identificiren seiner selbst mit dem Nächsten, anderen wohlthun ist hier ein Sich-selbst-wohlthun, mit anderen leiden ist hier gleich dem eignen Leid. Liebe ist mit einer Begierde zur Einheit verbunden.

[«]

19[94]

Es genügte ein ehrliches Wort des edlen Zöllner, um in unserer gelehrten Pöbel-Republik fast einstimmig verfehmt zu werden.

[«]

19[95]

Ich nehme in diesem Buche auf die gegenwärtigen Gelehrten keine Rücksicht und errege dadurch den Schein, als ob ich sie den gleichgültigen Dingen zurechne. Will man aber ruhig über ernste Dinge nachdenken, so muß man nicht durch ekelhaften Anblick gestört werden. Jetzt wende ich meine Augen mit Widerstreben auf sie, um ihnen zu sagen, daß sie mir nicht gleichgültig sind, daß ich aber wünschen möchte, sie wären's mir.

[«]

19[96]

Es war ein großer Mathematiker, mit dem die Philosophie in Griechenland anhebt. Dorther stammt sein Gefühl für das Abstrakte, Unmythische. Bei einer antimythischen Gesinnung gilt er doch als der „Weise“ in Delphi: — Orphiker zeigen den abstrakten Gedanken in Allegorien.

Die Griechen übernehmen die Wissenschaft von den Orientalen. Die Mathematik und Astronomie ist älter als die Philosophie.

[«]

19[97]

Die Wahrheit fordert der Mensch und leistet sie im moralischen Verkehr mit Menschen, darauf beruht alles Zusammenleben. Man antecipirt die schlimmen Folgen gegenseitiger Lügen. Von hier aus entsteht die Pflicht der Wahrheit. Dem epischen Erzähler gestattet man die Lüge, weil hier keine schädliche Wirkung zu ersehen ist. — Also wo die Lüge als angenehm gilt, ist sie erlaubt: die Schönheit und Anmuth der Lüge, vorausgesetzt daß sie nicht schadet. So erfindet der Priester Mythen seiner Götter: sie rechtfertigt ihre Erhabenheit.

Außerordentlich schwer, das mythische Gefühl der freien Lüge wieder sich lebendig zu machen. Die großen griechischen Philosophen leben noch ganz in dieser Berechtigung zur Lüge.

Wo man nichts Wahres wissen kann, ist die Lüge erlaubt.

Jeder Mensch läßt sich Nachts im Traume fortwährend belügen.

Das Wahrheitsstreben ist ein unendlich langsamer Erwerb der Menschheit. Unser historisches Gefühl etwas ganz Neues in der Welt. Es wäre möglich, daß es die Kunst ganz unterdrückte.

Das Aussprechen der Wahrheit um jeden Preis ist sokratisch.

[«]

19[98]

Der Philosoph.

Betrachtungen über den Kampf von Kunst und Erkenntniss.

[«]

19[99]

Die „Gelehrten-Ochlokratie“ statt Gelehrten-Republik.

[«]

19[100]

Sehr lehrreich, wenn Heraclit seine Sprache mit Apollo und Sibylle vergleicht.

[«]

19[101]

Die Sinne machen uns etwas vor.

[«]

19[102]

Wahrheit und Lüge physiologisch.

Wahrheit als Moralgesetz — zwei Quellen der Moral.

Das Wesen der Wahrheit nach den Wirkungen beurtheilt.

Die Wirkungen verführen zur Annahme von unbewiesenen „Wahrheiten“.

Im Kampf solcher durch die Kraft lebenden „Wahrheiten“ zeigt sich das Bedürfniß, einen andern Weg zu ihnen zu finden. Entweder von dort alles erklärend, oder von den Exempeln, Erscheinungen zu ihr hinaufsteigend.

Wunderbare Erfindung der Logik.

Allmähliches Überwiegen der logischen Kräfte und Beschränkung des Wissensmöglichen.

Fortwährende Reaktion der künstlerischen Kräfte und Beschränkung auf das Wissenswürdige (nach der Wirkung beurtheilt).

[«]

19[103]

Kampf im Philosophen.

Sein universaler Trieb zwingt ihn zum schlechten Denken, das ungeheure Pathos der Wahrheit, am Weitblick seines Standpunktes erzeugt, zwingt ihn zur Mittheilung und diese wieder zur Logik.

Auf der einen Seite erzeugt sich eine optimistische Metaphysik der Logik — allmählich alles vergiftend und belügend. Die Logik, als Alleinherrscherin, führt zur Lüge: denn sie ist nicht die Alleinherrscherin.

Das andre Wahrheitsgefühl stammt aus der Liebe, Beweis der Kraft.

Das Aussprechen der beseligenden Wahrheit aus Liebe: bezieht sich auf Erkenntnisse des Einzelnen, die er nicht mittheilen muß, aber deren überquellende Beseligung ihn zwingt.

[«]

19[104]

Ganz wahrhaftig zu sein — herrliche heroische Lust des Menschen, in einer lügenhaften Natur! Aber nur sehr relativ möglich! Das ist tragisch. Das ist das tragische Problem Kants! Jetzt bekommt die Kunst eine ganz neue Würde. Die Wissenschaften dagegen sind einen Grad degradirt.

[«]

19[105]

Wahrhaftigkeit der Kunst: sie ist allein jetzt ehrlich.

So kommen wir, auf ungeheurem Umweg, wieder auf das natürliche Verhalten (bei den Griechen) zurück. Es hat sich unmöglich erwiesen, eine Kultur auf das Wissen zu bauen.

[«]

19[106]

Kämpfen für eine Wahrheit und Kämpfen um **die** Wahrheit ist etwas ganz Verschiedenes.

[«]

19[107]

Die unbewußten Schlüsse erregen mein Bedenken: es wird wohl jenes Übergehn von Bild zu Bild sein: das letzterreichte Bild wirkt dann als Reiz und Motiv.

Das unbewußte Denken muß sich ohne Begriffe vollziehn: also in Anschauungen.

Dies ist aber das Schlußverfahren des beschaulichen Philosophen und des Künstlers. Er thut dasselbe, was Jeder in physiologischen persönlichen Antrieben thut, übertragen auf eine unpersönliche Welt.

Dieses Bilderdenken ist nicht von vorn herein streng logischer Natur, aber doch mehr oder weniger logisch. Der Philosoph bemüht sich dann, an Stelle des

Bilderdenkens ein Begriffsdenken zu setzen. Die Instinkte scheinen auch ein solches Bilderdenken zu sein, das zuletzt zum Reiz und Motiv wird.

[«]

19[108]

Wie stark die ethische Kraft der Stoiker war, zeigt sich darin, daß sie ihr Princip zu Gunsten der Willensfreiheit durchbrechen.

[«]

19[109]

Zur Theorie der Moral: in der Politik anticipirt oft der Staatsmann das Thun seines Gegners und thut die That vorher: „wenn ich sie nicht thue, thut er sie“. Eine Art Nothwehr als politischer Grundsatz. Standpunkt des Kriegs.

[«]

19[110]

Die alten Griechen ohne normative Theologie: jeder hat das Recht daran zu dichten und er kann glauben was er will.

Die ungeheure Masse philosophischen Denkens bei den Griechen (mit der Fortsetzung als Theologie durch alle Jahrhunderte).

Die großen logischen Kräfte erweisen sich z.B. im Ordnen der Kultsphären der einzelnen Städte.

[«]

19[111]

Die Orphiker unplastisch in ihren Phantasmen, grenzen an die Allegorie.

Logische — — —

[«]

19[112]

Die Götter der Stoiker bekümmern sich nur um das Große, vernachlässigen das Kleine und Einzelne.

[«]

19[113]

Schopenhauer leugnet die Wirksamkeit der moralischen Philosophie auf die Moralitäten: wie der Künstler nicht nach Begriffen schaffe. Merkwürdig! Es ist wahr, jeder Mensch ist schon ein intelligibles Wesen (durch zahllose Generationen bedingt?). Aber das stärkere Erregen bestimmter Reizempfindungen durch Begriffe wirkt doch stärkend für diese moralischen Kräfte. Es bildet sich nichts Neues, aber es concentrirt sich nach einer Seite hin die schaffende Energie. Z.B. der kategorische Imperativ hat die uneigennützige Tugendempfindung sehr bestärkt.

Wir sehen auch hier, daß der einzelne hervorragende moralische Mensch einen Zauber der Nachahmung ausübt. Diesen Zauber soll der Philosoph verbreiten. Was für die höchsten Exemplare Gesetz ist, muß allmählich überhaupt als Gesetz gelten: wenn auch nur als Schranke der Anderen.

[«]

19[114]

Die Stoiker haben Heraklit in’s Flache umgedeutet und mißverstanden. Auch die Epikureer haben in die strengen Principien des Democrit Weichliches eingeschwärzt (Möglichkeiten).

Die höchste Gesetzmäßigkeit der Welt, aber doch kein Optimismus bei Heraclit.

[«]

19[115]

Der Prozeß aller Religion und Philosophie und Wissenschaft gegenüber der Welt: er beginnt mit den gröbsten Anthropomorphismen und hört nie auf sich zu verfeinern.

Der einzelne Mensch betrachtet sogar das Sternensystem als ihm dienend oder mit ihm im Zusammenhang.

Die Griechen haben in ihrer Mythologie die ganze Natur in Griechen aufgelöst. Sie sahen gleichsam die Natur nur als Maskerade und Verkleidung von Menschen-Göttern an. Sie waren darin das Gegenstück aller Realisten. Der Gegensatz von Wahrheit und Erscheinung war tief in ihnen. Die Metamorphosen sind das Spezifische.

Dies drückte Thales in seinem Satz aus: daß alles Wasser sei.

[«]

19[116]

Bezieht sich die Intuition auf die Gattungsbegriffe oder auf die vollendeten Typen? Aber der Gattungsbegriff bleibt immer weit hinter einem guten Exemplar zurück, der Vollkommenheitstypus geht über die Wirklichkeit hinaus.

Ethische Anthropomorphismen: Anaximander: Gericht.
Heraklit: Gesetz.
Empedokles: Liebe und Haß.
Logische Anthropomorphismen: Parmenides: nur Sein.
Anaxagoras: νοῦς
Pythagoras: alles Zahl.

[«]

19[117]

Die Weltgeschichte ist am Kürzesten, wenn man sie nach den bedeutenden philosophischen Erkenntnissen bemißt und die ihnen feindlichen Zeiträume bei Seite läßt. Wir sehen da eine Regsamkeit und schöpferische Kraft, wie nirgends bei den Griechen: sie füllen den größten Zeitraum aus, sie haben wirklich alle Typen erzeugt.

Es sind die Entdecker der Logik.

Hat nicht die Sprache schon die Befähigung des Menschen zur Erzeugung der Logik verrathen?

Gewiß, es ist die bewunderungswürdigste logische Operation und Distinktion. Aber sie ist nicht auf einmal geworden, sondern endlos langer Zeiträume logisches Ergebniß. Hier ist an die Entstehung der Instinkte zu denken: ganz allmählich erwachsen.

Die geistige Thätigkeit von Jahrtausenden in der Sprache niedergelegt.

[«]

19[118]

Der Mensch kommt erst ganz langsam dahinter, wie unendlich complicirt die Welt ist. Zuerst denkt er sie sich ganz einfach, d.h. so oberflächlich als er selbst ist.

Er geht von sich aus, von dem allerspätesten Resultat der Natur, und denkt sich die Kräfte, die Urkräfte so, wie das ist, was in sein Bewußtsein kommt.

Er nimmt die Wirkungen der complicirtesten Mechanismen, des Gehirns, an, als seien die Wirkungen seit Uranfang gleicher Art. Weil dieser complicirte Mechanismus etwas Verständiges in kurzer Zeit hervorbringt, nimmt er das Dasein der Welt für sehr jung: es kann den Schöpfer nicht so viel Zeit gekostet haben, meint er.

So glaubt er mit dem Wort „Instinkt“ irgendetwas erklärt und er überträgt wohl gar die unbewußten Zweckhandlungen auf das Urwerden der Dinge.

Zeit Raum und Kausalitätsempfindung scheint mit der ersten Empfindung gegeben zu sein.

Der Mensch kennt die Welt in dem Grade, als er sich kennt: d.h. ihre Tiefe entschleiert sich ihm in dem Grade, als er über sich und seine Komplicirtheit erstaunt.

[«]

19[119]

Es muß durchaus zu zeigen sein, daß alles Vorhandene und Seiende irgendwann nicht war und deshalb auch irgendwann nicht sein wird. Das Werden Heraclits.

[«]

19[120]

Die moralischen künstlerischen religiösen Bedürfnisse des Menschen der Welt zu Grunde zu legen ist ebenso rationell als die mechanischen: d.h. wir kennen weder den Stoß, noch die Schwere. (?)

[«]

19[121]

Wir kennen nicht das wahre Wesen einer einzigen Kausalität.

Absolute Skepsis: Nothwendigkeit der Kunst und Illusion.

[«]

19[122]

Die Schwere vielleicht aus dem bewegten Aether zu erklären, der um ein ungeheures Gestirn, mit dem gesammten Sonnensystem rotirt.

[«]

19[123]

Zu erweisen ist weder die metaphysische, noch die ethische, noch die aesthetische Bedeutung des Daseins.

[«]

19[124]

Die Ordnung in der Welt, das mühsamste und langsamste Resultat entsetzlicher Evolutionen als Wesen der Welt begriffen — Heraklit!

[«]

19[125]

Es ist zu *beweisen*, daß alle Weltconstruktionen Anthropomorphismen sind: ja alle Wissenschaften, wenn Kant Recht hat. Freilich giebt es hier einen Cirkelschluß — haben die Wissenschaften Recht, so stehen wir nicht auf Kant's Grundlage: hat Kant Recht, so haben die Wissenschaften Unrecht.

Gegen Kant ist dann immer noch einzuwenden, daß, alle seine Sätze zugegeben, doch noch die volle *Möglichkeit* bestehen bleibt, daß die Welt so ist, wie sie uns erscheint. Persönlich ist übrigens diese ganze Position unbrauchbar. In dieser Skepsis kann niemand leben.

Wir müssen über diese Skepsis hinaus, wir müssen sie *vergessen*! Wie viel müssen wir nicht vergessen in dieser Welt! Kunst, die Idealgestalt, die Temperatur.

Nicht im *Erkennen*, im *Schaffen* liegt unser Heil! Im höchsten Scheine, in der edelsten Wallung liegt unsre Größe. Geht uns das Weltall nichts an, so wollen wir das Recht haben es zu verachten.

[«]

19[126]

Furchtbare Einsamkeit des letzten Philosophen! Ihn umstarrt die Natur, Geier schweben über ihm. Und so ruft er in die Natur: Gieb Vergessen! Vergessen! — *Nein, er erträgt das Leiden als Titan — bis die Versöhnung ihm geboten wird in der* höchsten tragischen Kunst.

[«]

19[127]

Den „Geist“, das Gehirnerzeugniß als übernatürlich zu betrachten! gar zu vergöttern, welche Tollheit!

[«]

19[128]

Unter Millionen verderbenden Welten ein Mal eine mögliche! Auch sie verdirbt! Sie war die erste nicht!

[«]

19[129]

Vorplatonische Philosophen.
Plato.
Sokratische Schulen.
Poetik.
Rhythmik.
Rhetorik.

[«]

19[130]

Choephoren.
Erga.
Lyriker.
Theognis.
Lateinische Grammatik.
Griechische Grammatik.

[«]

19[131]

Oedipus.
Reden
des letzten Philosophen
mit sich selbst.

Ein Fragment
aus der Geschichte der Nachwelt.

Den letzten Philosophen nenne ich mich, denn ich bin der letzte Mensch. Niemand redet mit mir als ich selbst, und meine Stimme kommt wie die eines

Sterbenden zu mir. Mit dir, geliebte Stimme, mit dir, dem letzten Erinnerungshauche alles Menschenglücks, laß mich nur eine Stunde noch verkehren, durch dich täusche ich mir die Einsamkeit hinweg und lüge mich in die Vielheit und die Liebe hinein, denn mein Herz sträubt sich zu glauben, daß die Liebe todt sei, es erträgt den Schauder der einsamsten Einsamkeit nicht und zwingt mich zu reden, als ob ich Zwei wäre.

Höre ich dich noch, meine Stimme? Du flüsterst, indem du fluchst? Und doch sollte dein Fluch die Eingeweide dieser Welt zerbersten machen! Aber sie lebt noch und schaut mich nur noch glänzender und kälter mit ihren mitleidslosen Sternen an, sie lebt, so dumm und blind wie je vorher, und nur Einer stirbt — der Mensch. — Und doch! Ich höre dich noch, geliebte Stimme! Es stirbt noch Einer außer mir, dem letzten Menschen, in diesem Weltall: der letzte Seufzer, dein Seufzer, stirbt mit mir, das hingezogene Wehe! Wehe! geseufzt um mich, der Wehemenschen letzten, Oedipus.

[«]

19[132]

Die entsetzliche Consequenz des Darwinismus, den ich übrigens für wahr halte. Alle unsre Verehrung bezieht sich auf Qualitäten, die wir für ewig halten: moralisch, künstlerisch, religiös usw.

Mit den Instinkten kommt man keinen Schritt weiter, um die Zweckmäßigkeit zu erklären. Denn eben diese Instinkte sind bereits das Erzeugniß endlos lang fortgesetzter Prozesse.

Der Wille objektivirt sich nicht adäquat, wie Schopenhauer sagt: so scheint es, wenn man von den vollendetsten Formen ausgeht.

Auch dieser Wille ist ein höchst complicirter Letzter in der Natur. Nerven vorausgesetzt.

Und selbst die Schwerkraft: ist doch kein einfaches Phänomen, sondern wieder Wirkung von einer Sonnensystembewegung, von Aether usw.

Und der mechanische Stoß ist auch etwas Complicirtes.

Der Weltaether als Urstoff.

[«]

19[133]

Alles Erkennen ist ein Wiederspiegeln in ganz bestimmten Formen, die von vornherein nicht existiren. Die Natur kennt keine *Gestalt*, keine *Größe*, sondern nur für ein Erkennendes treten die Dinge so groß und so klein auf. Das *Unendliche* in der Natur: sie hat keine Grenze, nirgends. Nur für uns giebt es Endliches. Die Zeit in’s *Unendliche* theilbar.

[«]

19[134]

Von Thales bis Sokrates — lauter Übertragungen des Menschen auf die Natur — ungeheure Schattenspiele des Menschen auf der Natur, wie auf Gebirgen!
Sokrates und Plato. Erkennen und Gut universal. Das *Schöne* in dem Anfang. *Ideen* des Künstlers.

Pythagoreer	die Zahl.
Demokrit	der Stoff.
Pythagoras	der Mensch nicht Produkt der Vergangenheit, sondern Wiederkehr. Einheit alles Lebendigen.
Empedokles	Thier und Pflanzenwelt moralisch verstanden, der universale Geschlechtstrieb und Haß. „Wille“ universal.
Anaxagoras	Geist als uranfänglich.
Eleaten	
Heraclit	die bildende Kraft des Künstlers uranfänglich.
Anaximander	Gericht und Strafe universal.
Thales.	

Vorher die Götter und die Natur. Die Religionen sind nur unverhülltere Ausdrücke.
Astrologie. Der Mensch als Zweck. „Weltgeschichte.“
Kant’s Ding an sich als Kategorie.
Der Philosoph ist die Fortsetzung des Triebes, mit dem wir fortwährend, durch anthropomorphische Illusionen, mit der Natur verkehren. Das Auge. Zeit.

[«]

19[135]

Der Philosoph in den Netzen der Sprache eingefangen.

[«]

19[136]

Ich will die ungeheure Entwicklung des **einen** Philosophen, der die Erkenntniß will, des Menschheits-Philosophen, schildern und nachempfinden.

Die meisten stehen so unter der Leitung des Triebes, daß sie gar nicht merken, was geschieht. Ich will es sagen und merken lassen, was geschieht.

Der eine Philosoph ist hier identisch mit allem Wissenschaftsstreben. Denn alle Wissenschaften ruhen nur auf dem allgemeinen Fundamente des Philosophen.

Die ungeheure Einheit in allen Erkenntnißtrieben nachzuweisen: der zerbrochene Gelehrte.

[«]

19[137]

Aufgaben:

Die sogenannten Abstraktionen.

Formen als Oberflächen.

[«]

19[138]

Apologie der Kunst.

Einleitung.

Nothlüge und die veracité du dieu des Descartes.

Plato gegen die Kunst.

1. Sprache und Begriff.
2. Formen als Oberflächen.

3. Pathos der Wahrheit.
4. — — —

[«]

19[139]

Die Unendlichkeit ist die uranfängliche Thatsache: es wäre nur zu erklären, woher das Endliche stamme. Aber der Gesichtspunkt des Endlichen ist rein sinnlich d.h. eine Täuschung.

Wie kann man von einer Bestimmung der Erde zu reden wagen!

In der unendlichen Zeit und dem unendlichen Raum giebt es keine Ziele: was da ist, ist ewig da in irgend welchen Formen. Was für eine methaphysische Welt es geben soll, ist gar nicht abzusehn.

Ohne jede derartige Anlehnung muß die Menschheit stehen können — ungeheure Aufgabe der Künstler!

[«]

19[140]

Zeit an sich ist Unsinn: nur für ein empfindendes Wesen giebt es Zeit. Ebenso Raum.

Alle Gestalt ist dem Subjekt zugehörig. Es ist das Erfassen der Oberflächen durch Spiegel. Alle Qualitäten müssen wir abziehn.

Wir können uns die Dinge nicht denken, wie sie sind, weil wir sie eben nicht denken dürften.

Es bleibt alles so, wie es ist: d.h. alle Qualitäten verrathen einen undefinirbaren absoluten Sachverhalt. — Das Verhältniß etwa wie die Chladnischen Klangfiguren zu den Schwingungen.

[«]

19[141]

Alles Wissen entsteht durch Separation, Abgrenzung, Beschränkung; kein absolutes Wissen eines Ganzen!

[«]

19[142]

Lust und Unlust als universale Empfindungen? Ich glaube nicht.

Aber wo treten die künstlerischen Kräfte auf? Gewiß im Krystall. Die Bildung der Gestalt: doch ist da nicht ein anschauendes Wesen vorauszusetzen?

[«]

19[143]

Die Musik als Supplement der Sprache: viele Reize, und ganze Reizzustände, die die Sprache nicht darstellen kann, giebt die Musik wieder.

[«]

19[144]

Es giebt keine Form in der Natur, denn es giebt kein Inneres und kein Äußeres.

Alle Kunst beruht auf dem Spiegel des Auges.

[«]

19[145]

Die menschliche Sinnenerkenntniß ist sicherlich auf Schönheit aus, sie verklärt die Welt. Was haschen wir nach einer anderen? Was wollen wir über unsere Sinne hinaus? Die rastlose Erkenntniß geht in's Oede und Häßliche. — Zufriedensein mit der künstlerisch angeschauten Welt!

[«]

19[146]

Sobald man das Ding an sich erkennen will, so ist es eben diese Welt — erkennen ist nur möglich, als ein Wiederspiegeln und Sichmessen an einem Maße (Empfindung).

Wir wissen, was die Welt ist: absolute und unbedingte Erkenntniß ist Erkennenwollen ohne Erkenntniß.

[«]

19[147]

Die sogenannten unbewußten Schlüsse sind zurückzuführen auf das alles aufbewahrende Gedächtniß, das Erfahrungen paralleler Art darbietet und somit die Folgen einer Handlung schon kennt. Es ist nicht Anticipation der Wirkung, sondern das Gefühl: gleiche Ursachen gleiche Wirkungen, hervorgebracht durch ein Gedächtnißbild.

[«]

19[148]

Gar zu leicht verwechseln wir Kants Ding an sich und das wahre Wesen der Dinge der Buddhisten: d.h. die Wirklichkeit zeigt ganz Schein oder eine der Wahrheit ganz adäquate Erscheinung.

Schein als Nichtsein und Erscheinung des Seienden werden mit einander verwechselt.

In das Vacuum setzen sich alle möglichen Superstitionen.

[«]

19[149]

Der Gang der Philosophie: es werden zuerst Menschen als Urheber aller Dinge gedacht — allmählich erklärt man sich die Dinge nach Analogie einzelner menschlicher Eigenschaften — zuletzt langt man bei der Empfindung an. Große Frage: ist die Empfindung eine Urthatsache aller Materie?

Anziehung und Abstoßung?

[«]

19[150]

Der historische Erkenntnißtrieb — sein Ziel den Menschen im Werden zu begreifen, auch hier das Wunder zu beseitigen.

Dieser Trieb entzieht dem Kulturtriebe die größte Kraft: das Erkennen ist rein luxuriirend, dadurch wird die gegenwärtige Kultur um nichts höher.

[«]

19[151]

Die Philosophie anzuschauen wie die Astrologie: nämlich das Schicksal der Welt mit dem des Menschen zu verknüpfen: d.h. die höchste Evolution des Menschen als die höchste Evolution der Welt zu betrachten. Von diesem philosophischen Triebe aus empfangen alle Wissenschaften ihre Nahrung. Die Menschheit vernichtet erst die Religionen, dann die Wissenschaft.

[«]

19[152]

Der Schönheitssinn zusammenhängend mit der Zeugung.

[«]

19[153]

Auch die Kantische Erkenntnißtheorie hat der Mensch sofort zu einer Glorifikation des Menschen benutzt: die Welt hat nur in ihm Realität. Sie wird wie ein Ball in seinen Köpfen hin und hergeworfen. In Wahrheit heißt es doch nur: man denke daß ein Kunstwerk besteht und ein dummer Mensch, es zu betrachten. Freilich existirt es als Gehirnphänomen für jenen Dummen, nur soweit er selbst noch Künstler ist und die Formen mitbringt. Er könnte kühn behaupten: außer meinem Gehirn hat es gar keine Realität.

Die Formen des Intellekts sind aus der Materie entstanden, sehr allmählich. Es ist an sich wahrscheinlich, daß sie streng der Wahrheit adäquat sind. Woher sollte so ein Apparat, der etwas Neues erfindet, gekommen sein!

Die Hauptfähigkeit scheint mir die Gestalt zu percipiren, d.h. beruhend auf dem Spiegel. Raum und Zeit sind nur gemessene, an einem Rhythmus gemessene Dinge.

[«]

19[154]

Ihr sollt nicht in eine Metaphysik flüchten, sondern sollt euch der werdenden Kultur thätig opfern! Deshalb bin ich streng gegen den Traumidealism.

[«]

19[155]

Alles Erkennen ist ein Messen an einem Maßstabe. Ohne einen Maßstab, d.h. ohne jede Beschränkung, giebt es kein Erkennen. So steht es im Bereiche der intellektuellen Formen eben so, wie wenn ich nach dem Werthe des Erkennens überhaupt frage: ich muß irgend eine Position nehmen, die höher steht oder die wenigstens fest ist, um als Maßstab zu dienen.

[«]

19[156]

Führen wir die ganze intellektuelle Welt zurück bis zum Reiz und zur Empfindung, so erklärt diese dürftigste Perception am wenigsten.

Der Satz: es giebt keine Erkenntniß ohne ein Erkennendes oder kein Subjekt ohne Objekt und kein Objekt ohne Subjekt, ist ganz wahr, aber die äußerste Trivialität.

Wir können vom Ding an sich nichts aussagen, weil wir den Standpunkt des Erkennenden d.h. des Messenden uns unter den Füßen weggezogen haben. Eine Qualität existirt für uns d.h. gemessen an uns. Ziehen wir das Maaß weg, was ist dann noch Qualität!

Was die Dinge sind, ist aber nur zu beweisen durch ein daneben gestelltes messendes Subjekt. Ihre Eigenschaften an sich gehen uns nichts an, aber insofern sie auf uns wirken.

Nun ist zu fragen: wie entstand ein solches messendes Wesen?

Die Pflanze ist auch ein messendes Wesen.

[«]

19[157]

Der ungeheure Consensus der Menschen über die Dinge beweist die volle Gleichartigkeit ihres Perceptionsapparates.

[«]

19[158]

Für die Pflanze ist die Welt so und so — für uns so und so. Vergleichen wir die beiden Perceptionskräfte, so gilt uns unsre Auffassung der Welt als richtiger d.h. der Wahrheit entsprechender. Nun hat sich der Mensch langsam entwickelt und die Erkenntniß entwickelt sich noch: also das Weltbild wird immer wahrer und vollständiger. Natürlich ist es nur eine Wiederspiegelung, eine immer deutlichere. Der Spiegel selbst ist aber nichts ganz Fremdes und dem Wesen der Dinge Ungehöriges, sondern selbst langsam entstanden als Wesen der Dinge gleichfalls. Wir sehen ein Streben, den Spiegel immer adäquater zu machen: den natürlichen Prozeß setzt die Wissenschaft fort. — So spiegeln sich die Dinge immer reiner: allmähliche Befreiung vom allzu Anthropomorphischen. Für die Pflanze ist die ganze Welt Pflanze, für uns Mensch.

[«]

19[159]

Der Stoß, das Einwirken des einen Atoms auf das andre, setzt ebenso Empfindung voraus. Etwas an sich Fremdes kann nicht auf einander wirken.

Nicht das Erwachen der Empfindung, sondern das des Bewußtseins in der Welt, ist das Schwere. Aber doch noch erklärbar, wenn alles Empfindung hat.

Wenn alles Empfindung hat, so haben wir ein Durcheinander von kleinsten größeren und größten Empfindungscentren. Diese Empfindungscomplexe, größer oder kleiner, wären „Wille“ zu benennen.

Wir machen uns schwer von den Qualitäten los.

[«]

19[160]

Von einem unbewußten Ziele der Menschheit zu reden halte ich für falsch. Sie ist kein Ganzes wie ein Ameisenhaufen. Vielleicht kann man von dem unbewußten Ziele einer Stadt, eines Volkes reden: aber was heißt es, von dem unbewußten Ziele aller Ameisenhaufen der Erde zu reden!

[«]

19[161]

Empfindung, Reflexbewegungen, sehr häufige und blitzschnell erfolgende, allmählich ganz eingelebte, erzeugen die Schlußoperation d.h. das Gefühl der Kausalität. Von der Kausalitätsempfindung hängen Raum und Zeit ab.

Das Gedächtniß bewahrt die gemachten Reflexbewegungen.

Das Bewußtsein hebt an mit der Kausalitätsempfindung d.h. das Gedächtniß ist älter als das Bewußtsein. Z.B. bei der Mimosa haben wir Gedächtniß, aber kein Bewußtsein. Gedächtniß natürlich ohne Bild, bei der Pflanze.

Aber Gedächtniß muß dann zum Wesen der Empfindung gehören, also eine Ureigenschaft der Dinge <sein>. Dann aber auch die Reflexbewegung.

Die Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze heißt doch: Empfindung und Gedächtniß ist im Wesen der Dinge. Daß sich ein Stoff, bei der Berührung mit einem anderen, gerade so entscheidet, ist Gedächtniß und Empfindungssache. Irgendwann hat er es gelernt, d.h. die Thätigkeiten der Stoffe sind gewordene Gesetze. Dann aber muß die Entscheidung gegeben sein durch Lust und Unlust.

Wenn aber Lust Unlust Empfindung Gedächtniß Reflexbewegung zum Wesen der Materie gehört, dann reicht die Erkenntniß des Menschen viel tiefer in's Wesen der Dinge.

Die ganze Logik in der Natur löst sich dann auf in ein Lust- und Unlustsystem. Jedes greift nach der Lust und flieht die Unlust, das sind die ewigen Naturgesetze.

[«]

19[162]

Gedächtniß hat nichts mit Nerven, mit Gehirn zu thun. Es ist eine Ureigenschaft. Denn der Mensch trägt das Gedächtniß aller vorigen Generationen mit sich herum.

Das Gedächtnißbild etwas sehr Künstliches und Seltenes.

[«]

19[163]

Von einem nicht irrenden Gedächtniß kann ebenso wenig als von einem absolut zweckmäßigen Handeln der Naturgesetze die Rede sein.

[«]

19[164]

Ist es ein unbewußter Schluß? Schließt die Materie? Sie empfindet und kämpft für ihr individuelles Sein. Der „Wille“ zeigt sich erstens in der Veränderung, d.h. es giebt eine Art freien Willen, welcher die Essenz eines Dinges modificirt, aus Lust und der Flucht vor Unlust. — Die Materie hat eine Anzahl Qualitäten, die proteusartig sind, die sie je nach dem Angriff betont, verstärkt, für das Ganze einsetzt.

Die Qualitäten scheinen nur bestimmte modificirte Thätigkeiten einer Materie zu sein. Je nach den Maaß- und Zahlproportionen auftretend.

[«]

19[165]

Wir kennen nur eine Realität — die der Gedanken. Wie wenn das das Wesen der Dinge wäre!

Wenn Gedächtniß- und Empfindung das Material der Dinge wären!

[«]

19[166]

Der Gedanke giebt uns den Begriff einer ganz neuen Form der Realität: er ist aus Empfindung und Gedächtniß zusammengesetzt.

[«]

19[167]

Der Mensch in der Welt könnte sich wirklich begreifen als Einer **aus einem** Traume, der selbst mitgeträumt wird.

[«]

19[168]

Der Philosoph bei den Griechen setzt, in heller Beleuchtung und Sichtbarkeit, die Thätigkeit fort, durch welche die Griechen zu ihrer Kultur gekommen sind.

[«]

19[169]

1. Keine διαδοχαί.
2. Die verschiedenen Typen.

[«]

19[170]

Die Philosophen sind die vornehmste Klasse der Großen des Geistes. Sie haben kein Publikum, sie brauchen den Ruhm. Ihre höchsten Freuden mitzutheilen, brauchen sie den Beweis: darin sind sie unglücklicher als die Künstler.

[«]

19[171]

Wir sehen an dem gegenwärtigen Deutschland, daß die Blüthe der Wissenschaften in einer barbarisirten Kultur möglich ist; ebenfalls hat die Utilität nichts mit den Wissenschaften zu thun (obwohl es so scheint, in der Bevorzugung der chemischen und naturwissenschaftlichen Anstalten, und reine Chemiker gar als „Capacitäten" berühmt werden können).

Sie hat einen eignen Lebensaether für sich. Eine sinkende Kultur (wie die alexandrinische) und eine Unkultur (wie die unsrige) machen sie nicht unmöglich.

Das Erkennen ist wohl gar ein Ersatz der Kultur.

[«]

19[172]

Es ist wohl nur die Vereinzelung des Erkennens durch Trennung der Wissenschaften, daß das Erkennen und die Kultur einander fremd bleiben können. Im Philosophen berührt sich das Erkennen wieder mit der Kultur.

Er umfaßt das Wissen und regt die Frage nach dem Werthe der Erkenntniß auf. Das ist ein Kulturproblem: Erkenntniß und Leben.

[«]

19[173]

Sind die Verdunkelungen z.B. im Mittelalter wirklich Gesundheitsperioden, etwa Schlafenszeiten für den intellektuellen Genius der Menschen?

Order: sind auch die Verdunkelungen Resultate höherer Zwecke? Wenn Bücher ihre fata haben, dann ist wohl auch das Untergehen eines Buchs ein fatum, mit irgend einem Zweck.

Die Zwecke bringen uns in Verwirrung.

[«]

19[174]

Im Philosophen setzen sich Thätigkeiten fort, durch Metapher. Das Streben nach einheitlichem Beherrschen. Jedes Ding strebt ins Unermeßliche, der Individualcharakter in der Natur ist selten fest, sondern immer weiter greifend. Ob langsam oder schnell, ist eine höchst menschliche Frage. Wenn man nach der Seite des unendlich Kleinen hinsieht, ist jede Entwicklung immer eine unendlich schnelle.

[«]

19[175]

Was thut den Menschen die Wahrheit!

Es ist das höchste und reinste Leben möglich, im Glauben die Wahrheit zu haben. Der Glaube an die Wahrheit ist dem Menschen nöthig.

Die Wahrheit erscheint als sociales Bedürfniß: durch eine Metastase wird sie nachher auf alles angewandt, wo sie nicht nöthig ist.

Alle Tugenden entstehn aus Nothdurften. Mit der Societät beginnt das Bedürfniß nach Wahrhaftigkeit. Sonst lebt der Mensch in ewigen Verschleierungen. Die Staatengründung erregt die Wahrhaftigkeit. —

Der Trieb zur Erkenntniß hat eine moralische Quelle.

[«]

19[176]

Wie viel die Welt werth ist, muß auch ihr kleinster Bruchtheil offenbaren — seht den Menschen, dann wißt ihr, was ihr von der Welt zu halten habt.

[«]

19[177]

Die Noth erzeugt, unter Fällen, die Wahrhaftigkeit, als Existenzmittel einer Societät.

Durch häufige Übung erstarkt der Trieb und wird jetzt durch Metastase, unberechtigt, übertragen. Er wird zum Hang an sich. Aus einer Übung für bestimmte Fälle wird eine Qualität. — Nun haben wir den Trieb nach Erkenntniß.

Diese Verallgemeinerung geschieht durch den dazwischentretenden Begriff. Mit einem falschen Urtheil beginnt diese Qualität — wahr sein heißt immer wahr sein. Daraus entsteht der Hang nicht in der Lüge zu leben: Beseitigung aller Illusionen.

Aber er wird aus einem Netz in's andere gejagt.

Der gute Mensch will nun auch wahr sein und glaubt an die Wahrheit aller Dinge. Nicht nur der Societät, sondern der Welt. Somit auch an die Ergründbarkeit. Denn weshalb sollte die Welt ihn täuschen?

Also er überträgt seinen Hang auf die Welt und glaubt, daß auch die Welt wahr gegen ihn sein muß.

[«]

19[178]

Ich frage nicht nach dem Zwecke des Erkennens: es ist zufällig, d.h. nicht mit einer vernünftigen Zweckabsicht entstanden. Als eine Erweiterung oder als ein Hart- und Festwerden einer in gewissen Fällen nöthigen Denk- und Handelnsweise.

Von Natur ist der Mensch nicht zum Erkennen da.

Zwei zu verschiedenen Zwecken nöthige Eigenschaften — die Wahrhaftigkeit — und die Metapher — haben den Hang zur Wahrheit erzeugt. Also ein moralisches Phänomen, aesthetisch verallgemeinert, erzeugt den intellektuellen Trieb.

Instinkt ist hier eben Gewohnheit, oft so zu schließen und daraus κατὰ ἀνάλογον eine Pflicht überhaupt immer so schließen zu müssen.

[«]

19[179]

Die Natur hat den Menschen in lauter Illusionen gebettet. — Das ist sein eigentliches Element. Formen sieht er, Reize empfindet er statt der Wahrheiten. Er träumt, er imaginirt sich Göttermenschen als Natur.

Der Mensch ist zufällig ein erkennendes Wesen geworden, durch die unabsichtliche Paarung zweier Qualitäten. Irgendwann wird er aufhören und es wird nichts geschehen sein.

Sie waren es lange nicht und wenn sie selbst aufgehört haben zu existiren, wird sich nichts begeben haben. Sie sind ohne weitere Mission und ohne Zweck.

Der Mensch ist ein höchst pathetisches Thier und nimmt alle seine Eigenschaften so wichtig als ob die Angeln der Welt sich in ihnen drehten.

Das Ähnliche erinnert an das Ähnliche und vergleicht sich damit: das ist das Erkennen, das schnelle Subsumiren des Gleichartigen. Nur das Ähnliche percipirt das Ähnliche: ein physiologischer Prozeß. Dasselbe, was Gedächtniß ist, ist auch Perception des Neuen. Nicht Gedanke auf Gedanke — — —

[«]

19[180]

Über die Lüge.

Heraklit. Glaube an die Ewigkeit der Wahrheit.
Untergang seines Werks — einmal Untergang aller Erkenntniß.
Und was ist an Heraklit Wahrheit!
Darstellung seiner Lehre als Anthropomorphismus.
Ebenso Anaximander. Anaxagoras.

Beziehung Heraklits zu dem griechischen Volkscharakter. Es ist der hellenische Kosmos.

Entstehung des Pathos der Wahrheit. Zufälliges Entstehen des Erkennens.

Die Verlogenheit und Illusion, in der der Mensch lebt.

Die Lüge und die Wahrheitsrede — Mythus Poesie.

Die Fundamente alles Großen und Lebendigen ruhen auf der Illusion. Das Wahrheitspathos führt zum Untergang. (Da liegt das „Große“.) Vor allem zum Untergang der Kultur.

Empedokles und die Opfer. Eleaten. Plato braucht zum Staat die Lüge.

Trennung von der Kultur durch Sektenwesen bei den Griechen.

Wir umgekehrt kehren sektenartig zur Kultur zurück, wir suchen das unermeßliche Erkennen wieder in dem Philosophen zurückzudrängen und diesen wieder von dem Anthropomorphischen aller Erkenntniß zu überzeugen.

[«]

19[181]

Objektiver Werth der Erkenntniß — sie macht nicht besser. Letzte Weltziele hat sie nicht. Ihr Entstehen zufällig. Werth der Wahrhaftigkeit. — Doch sie macht besser! Ihr Ziel ist der Untergang. Sie opfert auf. Unsere Kunst ist Abbild der desperaten Erkenntniß.

[«]

19[182]

Die Menschheit hat an der Erkenntniß ein schönes Mittel zum Untergang.

[«]

19[183]

Daß der Mensch so und nicht anders geworden ist, ist doch gewiß sein Werk: daß er so eingetaucht ist in die Illusion (Traum) und auf die Oberfläche (Auge) angewiesen ist, ist sein Wesen. Ist es wunderbar, wenn auch die Wahrheitstriebe zuletzt doch wieder auf sein Grundwesen hinauslaufen? —

[«]

19[184]

Wir fühlen uns groß, wenn wir von einem Mann hören, dessen Leben an einer Lüge hieng und der doch nicht log — noch mehr wenn ein Staatsmann, aus Wahrhaftigkeit, ein Reich zerstört.

[«]

19[185]

Unsre Gewohnheiten werden zu Tugenden durch eine freie Übertragung ins Reich der Pflicht, d.h. dadurch daß wir die Unverbrüchlichkeit mit in den Begriff hineinnehmen; d.h. unsere Gewohnheiten werden dadurch zu Tugenden, daß wir das eigne Wohl für geringer halten als ihre Unverbrüchlichkeit — somit durch eine Aufopferung des Individuums oder wenigstens durch die vorschwebende Möglichkeit einer solchen Aufopferung. — Dort wo das Individuum sich gering zu achten anfängt, beginnt das Reich der Tugenden und der Künste — unsere metaphysische Welt. Besonders rein wäre die Pflicht, wenn im Wesen der Dinge dem Moralischen nichts entspräche.

[«]

19[186]

Es wirkt nicht etwa Gedanke auf Gedächtniß, sondern der Gedanke durchläuft zahllose feine Metamorphosen, d.h. dem Gedanken entspricht ein Ding an sich, das nun das analoge Ding an sich im Gedächtniß erfaßt.

[«]

19[187]

Die Individuen sind die Brücken, auf denen das Werden beruht. Alle Qualitäten sind ursprünglich nur einmalige Aktionen, dann, in gleichen Fällen öfter wiederholte, endlich Gewohnheiten. An jeder Aktion hat das ganze Wesen des Individuums Theil und einer Gewohnheit entspricht eine spezifische Umbildung des Individuums. In einem Individuum ist bis in die kleinste Zelle hinein alles individuell, d.h. hat Theil an allen Erfahrungen und Vergangenheiten. Daher die Möglichkeit der Zeugung.

[«]

19[188]

Geschichte der griechischen Philosophie bis
Plato
nach den Hauptsachen
erzählt
von
F. N.

[«]

19[189]

Einleitung.
1. Thales Anaximander Heraklit Parmenides Anax<agoras> Empedokles Demokrit Pyth<agoreer> Sokrates.

Kapitel 1.
Kapitel 2.

[«]

19[190]

Geschichte der griechischen Philosophie.

Einleitung.
1. Thales.
2. Anaximander.
3. Heraklit.
4. Parmenides.
5. Anax<agoras>.
6. Empedokles.
7. Demokrit.
8. Pythag<oreer>.
9. Sokrates.
Nachtrag.

[«]

19[191]

Einleitung über Wahrheit und Lüge.
1. Das Pathos der Wahrheit.
2. Die Genesis der Wahrheit.
3. — — —

[«]

19[192]

Der politische Sinn der älteren griechischen Philosophen, ebenso nachzuweisen als ihre Kraft zur Metapher.

[«]

19[193]

Wie nur in den niedersten Formen unsre theatralische Anlage sich noch bewährt, so in der Bierbank unsre Geselligkeit.

[«]

19[194]

Am Unmöglichen pflanzt sich die Menschheit fort, das sind ihre Tugenden — der kategorische Imperativ, wie die Forderung „Kindlein liebet euch“ sind solche Unmöglichkeitsforderungen.

So ist die reine Logik das Unmögliche, an dem sich die Wissenschaft erhält.

[«]

19[195]

Der Philosoph ist das Seltenste unter den Großen, weil das Erkennen nur nebenbei, nicht als Originalbegabung zum Menschen kam. Deshalb aber mit dem höchsten Typus des Großen.

[«]

19[196]

Wir sollen so lernen, wie die Griechen von ihren Vergangenheiten und Nachbarn lernten — zum Leben, also mit größter Auswahl und alles Erlernte sofort als Stütze benutzend, auf der man sich hoch — und höher als alle Nachbarn schwingt. Also nicht gelehrtenhaft! Was nicht zum Leben taugt, ist keine wahre Historie. Freilich kommt es darauf an, wie hoch und wie gemein ihr dieses Leben nehmt. Wer die römische Geschichte durch ekelhafte Beziehung auf klägliche moderne Parteistandpunkte und deren ephemere Bildung lebendig macht, der versündigt sich noch mehr an der Vergangenheit als der bloße Gelehrte, der alles todt und mumienhaft läßt. (So ein in dieser Zeit oft genannter Historiker, Mommsen.)

[«]

19[197]

Das Benehmen des Sokrates bei dem Prozeß der Feldherrn ist sehr merkwürdig, weil es, in politischen Dingen, seine Wahrhaftigkeit zeigt.

[«]

19[198]

Unsre Naturwissenschaft geht auf den Untergang, im Ziele der Erkenntniß, hin.

Unsre historische Bildung auf den Tod jeder Kultur. Sie kämpft gegen die Religionen, — nebenbei vernichtet sie die Kulturen.

Es ist eine unnatürliche Reaktion gegen furchtbaren religiösen Druck — jetzt ins Extreme flüchtend. Ohne jedes Maß.

[«]

19[199]

Die Deutschen sind wahrer Kunstschöpfungen gar nicht würdig: denn irgend eine politische Gans, so eine Art Gervinus, setzt sich gleich mit anmaßlicher Brütegeschäftigkeit darauf, als ob diese Eier nur für sie gerade hingelegt wären. Der Vogel Phönix sollte sich hüten, seine goldenen Eier in Deutschland zu legen.

[«]

19[200]

Die abscheuliche deutsche Kultur, die jetzt gar noch die Trompetenstöße des Kriegsruhms um sich her erschallen läßt.

So schlechte Lehrer, als sie eben aus unseren berühmten Philologenschulen erwachsen können.

[«]

19[201]

Selbst ein ehrenfester Bibelkritiker, wie David Strauß, fängt an, wie eine Köchin aus der chemischen Garküche zu reden, wenn der Hegelsche Dunst allmählich von ihm abgeflogen ist. Die bekanntlich so „gebildeten“ Deutschen verstehen sich darauf, mit Naturwissenschaften sich nur als entlaufene Kandidaten der Theologie zu befassen, und hören nur dahin, wo ihnen das „Wunder“ recht kräftig in Verruf gethan erscheint.

Jetzt lernt man nun gar, seiner engen Philisterhaftigkeit recht herzlich froh zu sein — der Philister hat seine Unschuld verloren (Riehl). Der Philister und der windige „Gebildete“ unserer Zeitungsatmosphäre reichen sich brüderlich die Hand und unter dem gleichen Jauchzen vernichtet der Bonner Afterphilosoph Jürgen Bona-Meyer den Pessimismus und Riehl Jahn oder Strauß die neunte Symphonie.

Wie sich so ein buchhändlerisches Gemächte, eben ein Freitagscher Roman ausnimmt, das empfinden jetzt gar zu wenige: unsere abgeblaßten Herrn von dem Litteraturgewerbe werden da reckenhaft grotesk und reden wie die drei Gewaltigen zusammen — oder sie ergetzen sich an weichlichen Nixen in der Manier des Malers Schwind.

Wenn ihr nicht groß seid, so hütet euch vor dem Großen.

[«]

19[202]

Von irgend einer Vorsehung für gute Bücher vermag ich nichts zu spüren: die schlechten haben fast mehr Aussichten sich zu erhalten. Es sieht wie ein Wunder aus, daß Aeschylus Sophokles und Pindar immer wieder abgeschrieben worden sind und offenbar ist es das zufälligste Ereigniß, daß wir überhaupt eine antike Litteratur besitzen.

[«]

19[203]

Wenn Schopenhauer es, in unserem Saeculum, erleben konnte, daß die erste Auflage seiner Werke als Maculatur eingestampft wurde und es im Grunde der Geschäftigkeit unbedeutender, ja bedenklicher Litteraten zu danken ist, daß sein Name aus tiefer Verschollenheit allmählich auftauchte — — —

[«]

19[204]

Die Abstraktionen sind Metonymien d.h. Vertauschungen von Ursache und Wirkung. Nun aber ist jeder Begriff eine Metonymie und in Begriffen geht das Erkennen vor sich. „Wahrheit“ wird zu einer Macht, wenn wir sie erst als Abstraktion losgelöst haben.

[«]

19[205]

Eine verneinende Moral höchst großartig, weil wundervoll unmöglich. Was heißt es, wenn der Mensch, im offnen Bewußtsein, Nein! sagt, während alle seine Sinne und Nerven Ja! sagen und jede Faser, jede Zelle opponirt.

[«]

19[206]

Wenn ich von der furchtbaren Möglichkeit rede, daß die Erkenntniß zum Untergange treibt, so bin ich am wenigsten gewillt, der jetzt lebenden Generation ein Compliment zu machen: von solchen Tendenzen hat sie nichts an sich. Aber wenn man den Gang der Wissenschaft seit dem 15ten Jahrhundert sieht, so offenbart sich allerdings eine solche Macht und Möglichkeit.

[«]

19[207]

Der Mensch, der nicht an die Wahrhaftigkeit der Natur glaubt, sondern überall Metamorphosen Verkleidungen Maskeraden sieht, in Stieren Götter, in Rossen weisheitsvolle Naturergründer, in Bäumen Nymphen erblickt — jetzt, wenn er sich selbst das Gesetz der Wahrhaftigkeit stellt, glaubt auch an die Wahrhaftigkeit der Natur gegen ihn.

[«]

19[208]

Alle „uns“ und „wir“ und „ich“ wegzulassen. Auch die Sätze mit „daß“ zu beschränken. Jedes Kunstwort, soweit möglich, zu meiden.

[«]

19[209]

Der Mensch hat immer mehr gelernt, sich die Dinge zu adaptiren und sie zu erkennen. Durch die vollendetere Erkenntniß ist er doch nicht den Dingen ferner gerückt, der Mensch steht doch der Wahrheit hierin näher als die Pflanze.

Ein empfundener Reiz und ein Blick auf eine Bewegung verbunden, ergeben die Kausalität zunächst als Erfahrungssatz: zwei Dinge, nämlich eine bestimmte Empfindung und ein bestimmtes Gesichtsbild erscheinen immer zusammen: daß das Eine die Ursache des Andern ist, ist eine Metapher, entlehnt aus **Wille** und That: ein Analogieschluß.

Die einzige Kausalität, die uns bewußt ist, ist zwischen Wollen und Thun — diese übertragen wir auf alle Dinge und deuten uns das Verhältniß von zwei immer beisammen befindlichen Veränderungen. Die Absicht oder das Wollen ergiebt die Nomina, das Thun die Verba. Das Thier als wollendes — das ist sein Wesen.

Aus Qualität und That: eine Eigenschaft von uns führt zum Handeln: während im Grunde es so ist, daß aus Handlungen wir auf Eigenschaften schließen: wir nehmen Eigenschaften an, weil wir Handlungen bestimmter Art sehn.

Also: das Erste ist die Handlung, diese verknüpfen wir mit einer Eigenschaft.

Zuerst entsteht das Wort für die Handlung, von da das Wort für die Qualität. Dies Verhältniß übertragen auf alle Dinge ist Causalität.

Zuerst „sehen“, dann „Gesicht“. Das „Sehende“ gilt als Ursache des „Sehens“. Zwischen dem Sinn und seiner Funktion empfinden wir ein regelmäßiges Verhältniß: Causalität ist die Ubertragung dieses Verhältnisses (von Sinn auf Sinnesfunktion) auf alle Dinge.

Ein Urphänomen ist: den im Auge empfundenen Reiz auf das Auge zu beziehn, das heißt eine Sinneserregung auf den Sinn zu beziehn. An sich gegeben ist ja nur ein Reiz: diesen als Aktion des Auges zu empfinden und ihn sehen zu nennen ist ein Kausalitätsschluß. Einen Reiz als eine Thätigkeit zu empfinden, etwas Passives aktiv zu empfinden ist die erste Kausalitätsempfindung d.h. die erste Empfindung bringt bereits diese Kausalitätsempfindung hervor. Der innere Zusammenhang von Reiz und Thätigkeit übertragen auf alle Dinge. So ein Wort „sehen“ ist ein Wort für jenes Ineinander von Reiz und Thätigkeit. Das Auge ist thätig auf einen Reiz: d.h. sieht. An unseren Sinnesfunktionen deuten wir uns die Welt: d.h. wir setzen überall eine Kausalität voraus, weil wir selbst solche Veränderungen fortwährend erleben.

[«]

19[210]

Zeit Raum und Kausalität sind nur Erkenntnißmetaphern, mit denen wir die Dinge uns deuten. Reiz und Thätigkeit verbunden: wie das ist, wissen wir nicht, wir verstehn keine einzige Kausalität, aber wir haben unmittelbare Erfahrung von ihnen. Jedes Leiden ruft ein Thun hervor, jedes Thun ein Leiden — dies das allgemeinste Gefühl bereits schon Metapher. Die wahrgenommene Vielheit setzt dann schon Zeit und Raum voraus, hintereinander und nebeneinander. Das Nebeneinander in der Zeit erzeugt die Raumempfindung.

Zeitempfindung gegeben mit dem Gefühl von Ursache und Wirkung, als Antwort auf die Frage nach dem Schnelligkeitsgrade bei verschiedenen Kausalitäten.

Raumempfindung erst durch Metapher aus der Zeitempfindung abzuleiten — oder umgekehrt?

Zwei Causalitäten nebeneinander lokalisirt —

[«]

19[211]

Ich mache einen Versuch, denen zu nützen, welche es werth sind, zeitig und ernstlich in das Studium der Philosophie eingeführt zu werden. Dieser Versuch mag nun gelungen sein oder nicht, so weiß ich doch zu gut, daß er zu übertreffen ist und wünsche nichts mehr als, zum Besten jener Philosophie, nachgeahmt und übertroffen zu werden.

Solchen ist aus guten Gründen anzurathen, nicht sich der Führung beliebiger akademischer Berufs-Philosophen anzuvertrauen, sondern Plato zu lesen.

Sie sollen vor allem allerlei Flausen verlernen und einfach und natürlich werden.

Gefahr in falsche Hände zu gerathen.

[«]

19[212]

Einleitung. Typen von Köpfen und Lehren zur Einleitung nöthig. Einfach müssen sie sein und leichter zu überschauen.

Das, was Philosophie ist, muß deutlich werden, speziell die Aufgabe der Philosophie innerhalb einer Kultur.

Daß es die Griechen sind, im Zeitalter der Tragödie, die philosophiren.

Der Sinn der Geschichte: wie Metamorphose der Pflanzen. Beispiel.

(Ideal<e> und „ikonische“ Geschichte — letztere unmöglich.) Über die Filtration durch den gewöhnlichen Kopf.

Schopenhauer, I, XXVI.

Widerwille gegen Compilationen.

Vorbildlich Schopenhauers Fragen zur Philosophie und Kritik Kants.

Schopenhauer, I 290.

[«]

19[213]

Nach Art der alten Historiker.

2. Griechen rechtfertigen.

3. Thales.

[«]

19[214]

Die Philosophie
im
tragischen Zeitalter der Griechen.

Kurzgefasster Bericht
über die alten philosophischen
Meister der Griechen.

[«]

19[215]

Die einzige Art, die Vielheit zu bezwingen, ist, daß wir Gattungen machen, z.B. kühn eine ganze Menge von Handlungsweisen nennen. Wir erklären sie uns, wenn wir sie unter die Rubrik „kühn“ bringen. Alles Erklären und Erkennen ist eigentlich nur ein Rubriziren. — Nun mit kühnem Schwung: die Vielheit der Dinge wird unter einen Hut gebracht, wenn wir sie gleichsam als unzählige Handlungen einer Qualität betrachten z.B. als Handlungen des Wassers, wie bei Thales. Hier haben wir eine Übertragung: eine Abstraktion faßt zahllose Handlungen zusammen und gilt als Ursache. Welches ist die Abstraktion (Eigenschaft), welche die Vielheit aller Dinge zusammenfaßt? Die Qualität „wässerig“, „feucht“. Die ganze Welt ist feucht, also ist Feuchtsein die ganze Welt. Metonymia! Ein falscher Schluß. Ein Prädikat ist verwechselt mit einer Summe von Prädikaten (Definition).

Das logische Denken wenig geübt bei den Ioniern, entwickelt sich ganz langsam. Die falschen Schlüsse werden wir aber richtiger als Metonymien d.h. rhetorisch poetisch fassen.

Alle rhetorischen Figuren (d.h. das Wesen der Sprache) sind logische Fehlschlüsse. Damit fängt die Vernunft an!

[«]

19[216]

Wir sehen, wie zuerst weiter philosophirt wird, so wie die Sprache entstanden ist, d.h. unlogisch.

Nun kommt das Pathos der Wahrheit und Wahrhaftigkeit hinzu. Dies hat zunächst mit dem Logischen nichts zu thun. Es besagt nur, daß keine bewußte Täuschung begangen wird. Jene Täuschungen aber in der Sprache und in der Philosophie sind zuerst unbewußte und sehr schwer zum Bewußtsein zu bringen. Aber durch das Nebeneinander verschiedener mit gleichem Pathos aufgestellter Philosophien (oder religiöser Systeme) entstand ein sonderbarer Kampf. Bei dem Nebeneinander feindlicher Religionen half sich jede dadurch, daß sie die andere für unwahr erklärte: so auch bei den Systemen.

Dies brachte Einige zur Skepsis: die Wahrheit liegt im Brunnen! seufzten sie.

Bei Sokrates kommt die Wahrhaftigkeit in den Besitz der Logik: sie merkt die unendliche Schwierigkeit des richtigen Rubrizirens.

[«]

19[217]

Tropen sind's, nicht unbewußte Schlüsse, auf denen unsre Sinneswahrnehmungen beruhn. Ähnliches mit Ähnlichem identificiren — irgend welche Ähnlichkeit an einem und einem andern Ding ausfindig machen ist der Urprozeß. Das Gedächtniß lebt von dieser Thätigkeit und übt sich fortwährend. Die Verwechslung ist das Urphänomen. — Dies setzt voraus das Gestaltensehen. Das Bild im Auge ist für unser Erkennen maßgebend, dann der Rhythmus unseres Gehörs. Vom Auge aus würden wir nie zur Zeitvorstellung kommen, vom Ohre aus nie zur Raumvorstellung. Dem Tastgefühl entspricht die Kausalitätsempfindung.

Von vornherein sehen wir ja die Bilder im Auge nur in uns, wir hören den Ton nur in uns — von da zur Annahme einer Außenwelt ist ein weiter Schritt. Die Pflanze z.B. empfindet keine Außenwelt. Das Tastgefühl, und zugleich das Gesichtsbild geben zwei Empfindungen nebeneinander empirisch, diese, weil sie immer mit einander erscheinen, erwecken die Vorstellung eines Zusammenhangs (durch Metapher — denn nicht alles Miteinander-Erscheinende hängt zusammen).

Die Abstraktion ist ein höchst wichtiges Erzeugniß. Es ist ein dauernder im Gedächtniß festgehaltener und hartgewordener Eindruck, der auf sehr viele Erscheinungen paßt und deshalb, jeder Einzelnen gegenüber, sehr grob und unzureichend ist.

[«]

19[218]

Wahrheitspathos in einer Lügenwelt.

Lügenwelt wieder in der höchsten Spitze des Philosophirens.

Zweck dieser höchsten Lügen Bändigung des unumschränkten Erkenntnißtriebes.

Entstehung des Erkenntnißtriebes aus der Moral.

[«]

19[219]

Woher das Wahrheitspathos in der Lügenwelt? Aus der Moral.

Das Wahrheitspathos und die Logik.

Die Kultur und die Wahrheit.

[«]

19[220]

Jede kleine Erkenntniß hat eine große Befriedigung in sich: doch nicht als Wahrheit, sondern als Glaube, die Wahrheit entdeckt zu haben: Welcher Art ist diese Befriedigung?

[«]

19[221]

Die Kultur eine Einheit. Nur scheint der Philosoph außerhalb zu stehn. Er wendet sich an die fernste Nachwelt — Ruhm.

Merkwürdig, daß die Griechen philosophirt haben. Die schöne Lüge.

Aber noch merkwürdiger, daß der Mensch überhaupt zum Wahrheitspathos gekommen.

Die Bilder in ihm sind ja viel mächtiger als die Natur um ihn: wie bei den deutschen Malern des 15ten Jhs., die, trotz der sie umgebenden Natur, so spinnenartige Glieder schaffen — von der alten frommen Tradition bestimmt.

Plato will einen neuen Staat, in dem die Dialektik herrscht, er verneint die Kultur der schönen Lüge.

[«]

19[222]

In Deutschland wird jetzt nicht philosophirt und deshalb ist die Frage: was eigentlich der Philosoph sei, unter den Deutschen unverständlich. Daher auch die anhaltende, zuletzt in Böswilligkeit übergehende Verwunderung, daß jemand, ohne sich um sie zu kümmern, und doch an sie appellirend, als Philosoph unter ihnen leben konnte. Die Deutschen vertragen es jetzt nicht, ebensowenig wie Gespenster, angerufen zu werden.

Die verzweifelte Ungelegenheit, als Philosoph unter den Deutschen geboren zu werden!

[«]

19[223]

Die Moralitätsinstinkte: die Mutterliebe — allmählich zur Liebe überhaupt. Ebenso die Geschlechtsliebe. Überall erkenne ich Übertragungen.

[«]

19[224]

Vieles in der Natur ist feucht: alles in der Natur ist feucht. Feuchtigkeit gehört zum Wesen der Natur: Feuchtigkeit ist das Wesen der Natur. So Thales.

[«]

19[225]

Unwahrheit des Menschen gegen sich selbst und gegen andere: Voraussetzung die Unkenntniß — nöthig, um zu existiren (selbst — und in Gesellschaft). In das vacuum stellt sich die Täuschung der Vorstellungen. Der Traum. Die überkommenen Begriffe (die den altdeutschen Maler, trotz der Natur, beherrschen) in allen Zeiten verschieden. Metonymien. Reize, nicht volle Erkenntnisse. Das Auge giebt Gestalten. Wir hängen an der Oberfläche. Die Neigung zum Schönen. Mangel an Logik, aber Metaphern Religionen. Philosophien. Nachahmen.

[«]

19[226]

Das Nachahmen ist das Mittel aller Kultur, dadurch wird allmählich der Instinkt erzeugt. Alles Vergleichen (Urdenken) ist ein Nachahmen. So bilden sich Arten, daß die ersten nur ähnliche Exemplare stark nachahmen, d.h. dem größten und kräftigsten Exemplare es nachmachen. Die Anerziehung einer zweiten Natur durch Nachahmung. In der Zeugung ist das unbewußte Nachbilden am merkwürdigsten, dabei das Erziehen einer zweiten Natur.

Unsre Sinne ahmen die Natur nach, indem sie immer mehr dieselbe abkonterfeien.

Das Nachahmen setzt voraus ein Aufnehmen und dann ein fortgesetztes Übertragen des aufgenommenen Bildes in tausend Metaphern, alle wirkend.

Das Analoge —

[«]

19[227]

Welche Macht zwingt zur Nachahmung? Die Aneignung eines fremden Eindrucks durch Metaphern.

Reiz — Erinnerungsbild

durch Metapher (Analogieschluß) verbunden.

Resultat: es werden Ähnlichkeiten entdeckt und neu belebt. An einem Erinnerungsbilde spielt sich der wiederholte Reiz noch einmal ab.

Reiz percipirt — jetzt wiederholt, in vielen Metaphern, wobei verwandte Bilder, aus den verschiedenen Rubriken, herbeiströmen. Jede Perception erzielt eine vielfache Nachahmung des Reizes, doch mit Übertragung auf verschiedene Gebiete.

Reiz empfunden
übertragen auf verwandte Nerven
dort, in Übertragung, wiederholen usw.

Es findet ein Übersetzen des einen Sinneseindrucks in den andern statt: manche sehen etwas oder schmecken etwas bei bestimmten Tönen. Dies ein ganz allgemeines Phänomen.

[«]

19[228]

Das Nachahmen ist darin der Gegensatz des Erkennens, daß das Erkennen eben keine Übertragung gelten lassen will, sondern ohne Metapher den Eindruck festhalten will und ohne Consequenzen. Zu diesem Behufe wird er petrificirt: der Eindruck durch Begriffe eingefangen und abgegränzt, dann getödtet, gehäutet und als Begriff mumisirt und aufbewahrt.

Nun aber giebt es keine „eigentlichen“ Ausdrücke und kein eigentliches Erkennen ohne Metapher. Aber die Täuschung darüber besteht, d.h. der Glaube an eine Wahrheit des Sinneneindrucks. Die gewöhnlichsten Metaphern, die usuellen, gelten jetzt als Wahrheiten und als Maaß für die seltneren. An sich herrscht hier nur der Unterschied zwischen Gewöhnung und Neuheit, Häufigkeit und Seltenheit.

Das Erkennen ist nur ein Arbeiten in den beliebtesten Metaphern, also ein nicht mehr als Nachahmung empfundenes Nachahmen. Es kann also natürlich nicht ins Reich der Wahrheit dringen.

Das Pathos des Wahrheitstriebes setzt die Beobachtung voraus, daß die verschiedenen Metapherwelten mit einander uneins sind und kämpfen z.B. der Traum, die Lüge usw. und die gewöhnliche usuelle Auffassung: davon die eine die seltnere, die andere die häufige ist. Also der Usus kämpft gegen die Ausnahme an, das Regelmäßige gegen das Ungewöhnliche. Daher die Achtung der Tageswirklichkeit vor der Traumwelt.

Nun aber ist das Seltene und Ungewöhnliche das Reizvollere — die Lüge wird als Reiz empfunden. Poesie.

[«]

19[229]

In der politischen Gesellschaft ist eine feste Übereinkunft nöthig, sie ist auf den usuellen Gebrauch von Metaphern gegründet. Jeder ungewöhnliche regt sie auf, ja vernichtet sie. Also jedes Wort so brauchen, wie es die Masse braucht, ist politische Convenienz und Moral. Wahr sein heißt nur nicht abweichen vom usuellen Sinne der Dinge. Das Wahre ist das Seiende, im Gegensatz zum Nichtwirklichen. Die erste Convention ist die über das, was als „seiend“ gelten soll.

Aber der Trieb wahr zu sein, übertragen auf die Natur, erzeugt den Glauben daß auch die Natur gegen uns wahr sein muß. Erkenntnißtrieb beruht auf dieser Übertragung.

Unter „wahr“ wird zuerst nur verstanden das, was usuell die gewohnte Metapher ist — also nur eine Illusion, die durch häufigen Gebrauch gewohnt worden ist und nicht mehr als Illusion empfunden wird: vergessene Metapher, d.h. eine Metapher, bei der vergessen ist, daß es eine ist.

[«]

19[230]

Der Trieb zur Wahrheit beginnt mit der starken Beobachtung, wie entgegengesetzt die wirkliche Welt und die der Lüge ist und wie alles Menschenleben unsicher ist, wenn die Conventions-Wahrheit nicht unbedingt gilt: es ist eine moralische Überzeugung von der Nothwendigkeit einer festen Convention, wenn eine menschliche Gesellschaft existiren soll. Wenn irgendwo der Kriegszustand aufhören soll, so muß er beginnen mit der Fixirung der Wahrheit d.h. einer gültigen und verbindlichen Bezeichnung der Dinge.

Der Lügner gebraucht die Worte, um das Unwirkliche als Wirklich erscheinen zu machen, d.h. er mißbraucht das feste Fundament.

Andrerseits ist der Trieb zu immer neuen Metaphern da, er entladet sich im Dichter, im Schauspieler usw., in der Religion vor allem.

Der Philosoph sucht nun in dem Bereich, in dem die Religionen walteten, auch das „Wirkliche“, das Bleibende, im Gefühl des ewigen mythischen Lügenspiels. Er will Wahrheit, die bleibt. Er breitet also das Bedürfniß nach festen Wahrheitsconventionen auf neue Gebiete aus.

[«]

19[231]

Der älteste Monotheismus meint eben das eine glänzende Himmelsgewölbe und nennt es dewas. Sehr beschränkt und unplastisch. Welcher Fortschritt sind die polytheistischen Religionen.

[«]

19[232]

Die redenden Künste! Da liegt’s, weshalb die Deutschen keine Schriftsteller werden können!

[«]

19[233]

Goethe konnte Mährchen erzählen, Herder war Prediger.
Der Faust ist die einzige nationale Redeentfaltung im Knittelvers.

[«]

19[234]

Ich möchte die Frage nach dem Werthe der Erkenntniß behandeln wie ein kalter Engel, der die ganze Lumperei durchschaut. Ohne böse zu sein, aber ohne Gemüth.

[«]

19[235]

Alle Naturgesetze sind nur Relationen eines x zu y und z. Wir definiren Naturgesetze als die Relation zu einem xyz, deren jedes wiederum uns nur als Relationen zu andern xyz bekannt ist.

[«]

19[236]

Das Erkennen, ganz streng genommen, hat nur die Form der Tautologie und ist leer. Jede uns fördernde Erkenntniß ist ein Identificiren des Nichtgleichen, des Ähnlichen, d.h. ist wesentlich unlogisch.

Wir gewinnen einen Begriff nur auf diesem Wege und thun nachher, als ob der Begriff „Mensch“ etwas Thatsächliches wäre, während er doch nur durch Fallenlassen aller individuellen Züge von uns gebildet ist. Wir setzen voraus, daß die Natur nach einem solchen Begriff verfahre: hier ist aber einmal die Natur und sodann der Begriff anthropomorphisch. Das Übersehn des Individuellen giebt uns den Begriff und damit beginnt unsre Erkenntniß: im Rubriziren, in Aufstellungen von Gattungen. Dem entspricht aber das Wesen der Dinge nicht: es ist ein Erkenntnißprozeß, der das Wesen der Dinge nicht trifft. Viele einzelne Züge bestimmen uns ein Ding, nicht alle: die Gleichheit dieser Züge veranlaßt uns viele Dinge unter einen Begriff zusammenzunehmen.

Wir produziren als Träger der Eigenschaften Wesen und Abstraktionen als Ursachen dieser Eigenschaften.

Daß eine Einheit, ein Baum z.B., uns als Vielheit von Eigenschaften, von Relationen erscheint, ist in doppelter Weise anthropomorphisch: erstens existirt diese abgegrenzte Einheit „Baum“ nicht, es ist willkürlich ein Ding so herauszuschneiden (nach dem Auge, nach der Form), es ist jede Relation nicht die wahre absolute Relation, sondern wieder anthropomorphisch gefärbt.

[«]

19[237]

Der Philosoph sucht nicht die Wahrheit, sondern die Metamorphose der Welt in den Menschen: er ringt nach einem Verstehen der Welt mit Selbstbewußtsein. Er ringt nach einer Assimilation: er ist befriedigt, wenn er irgend etwas anthropomorphisch zurechtgelegt hat. Wie der Astrolog die Welt im Dienste der einzelnen Individuen ansieht, so der Philosoph die Welt als Mensch.

Der Mensch als Maaß der Dinge ist ebenfalls der Gedanke der Wissenschaft. Jedes Naturgesetz ist zuletzt eine Summe von anthropomorphischen Relationen. Besonders die Zahl: die Auflösung aller Gesetze in Vielheiten, ihr Ausdruck in Zahlenformeln ist eine μεταφορά, wie jemand, der nicht hören kann, die Musik und den Ton nach den Chladnischen Klangfiguren beurtheilt.

[«]

19[238]

Am schwersten entwickelt sich das Gefühl für die Gewißheit. Zunächst sucht man Erklärung: wenn eine Hypothese viel erklärt, so wird der Schluß gemacht, daß sie alles erkläre.

[«]

19[239]

Anaximander entdeckt den widerspruchsvollen Charakter unserer Welt: an ihren Qualitäten geht sie zu Grunde.

[«]

19[240]

Die Welt ist Erscheinung — aber nicht wir allein sind Ursache, daß sie erscheint. Noch von einer anderen Seite her ist sie unreal.

[«]

19[241]

Unsre Erlebnisse bestimmen unser Individuum, und zwar so, daß, nach jedem Gefühlseindruck, unser Individuum bis in die letzte Zelle hinein bestimmt ist.

[«]

19[242]

Das Wesen der Definition: der Bleistift ist ein länglicher usw. Körper. A ist B. Das was länglich ist, ist hier zugleich bunt. Die Eigenschaften enthalten nur Relationen.

Ein bestimmter Körper ist gleich so und so viel Relationen. Relationen können nie das Wesen sein, sondern nur Folgen des Wesens. Das synthetische Urtheil beschreibt ein Ding nach seinen Folgen, d. h. Wesen und Folgen werden identificirt, d.h. eine Metonymie.

Also im Wesen des synthetischen Urtheils liegt eine Metonymie,

d.h. es ist eine falsche Gleichung.

D.h. die synthetischen Schlüsse sind unlogisch. Wenn wir sie anwenden, setzen wir die populäre Metaphysik voraus, d.h. die, welche Wirkungen als Ursachen betrachtet.

Der Begriff „Bleistift“ wird verwechselt mit dem „Ding“ Bleistift. Das „ist“ im synthetischen Urtheil ist falsch, es enthält eine Übertragung, zwei verschiedene Sphären werden neben einander gestellt, zwischen denen nie eine Gleichung stattfinden kann.

Wir leben und denken unter lauter Wirkungen des Unlogischen, in Nichtswissen und Falschwissen.

[«]

19[243]

Die Welt der Unwahrheit:

Der Traum und das Wachen.
Kurzes Selbstbewußtsein.
Schmale Erinnerung.
Synthetische Urtheile.
Die Sprache.

Die Illusionen und Ziele.

Der verlogene Standpunkt der Gesellschaft.

Zeit und Raum.

[«]

19[244]

Woher in aller Welt das Wahrheitspathos?

Es will nicht die Wahrheit, sondern den Glauben, das Zutrauen zu etwas.

[«]

19[245]

Frage nach der Teleologie des Philosophen — der die Dinge nicht historisch und nicht gemüthlich ansieht.

Die Frage erweitert sich ihm zur Frage vom Werthe der Erkenntniß.

Umschreibung des Philosophen — er braucht den Ruhm, er denkt nicht an den Nutzen, der von der Erkenntniß ausgeht, sondern den Nutzen, der in der Erkenntniß selbst liegt.

Wenn er ein Wort fände, das ausgesprochen die Welt vernichten würde, glaubt ihr, er spräche es nicht aus?

Was heißt es, daß er glaubt die Menschheit brauche die Wahrheit?

[«]

19[246]

Welches ist der Werth der Erkenntniß überhaupt?

Die Welt der Lüge — die Wahrheit kommt allmählich zum Rechte — alle Tugenden entstehen aus Lastern.

[«]

19[247]

1. Flucht vor dem Gebildeten und dem Gemüthlichen.
2. Ruhm und der Philosoph.
3. Die Wahrheit und ihr Werth als reines Metaphysikum.

[«]

19[248]

Haupttheil: die Systeme als Anthropomorphismen.
Leben in der Lüge.
Pathos der Wahrheit, vermittelt durch Liebe und Selbsterhaltung.
Nachahmen und Erkennen.
Bändigung des unumschränkten Erkenntnißtriebes durch die Täuschung.
Gegen die ikonische Geschichtsschreibung.
Die Religionen.
Die Kunst.
Die Unmöglichkeit und der Fortschritt.
Betrachtung eines bösen Dämons über den Werth der Erkenntniß, Hohn. Astrologie.
Das Tragische, ja Resignirte der Erkenntniß nach Kant.
Kultur und Wissenschaft.
Wissenschaft und Philosophie.
Gesetzgebung der Größe.
Das Weiterzeugen im Schönen.
Der Logiker.
Resultat: Zwecklos entstanden, zufällig, Unmögliches erstrebend, moralisch und heroisch, das Leben verachtend. Das als Wahrheit verehrte Phantom hat die gleichen Wirkungen, gilt ebenfalls als Metaphysikum.

[«]

19[249]

Metapher heißt etwas als gleich behandeln, was man in einem Punkte als ähnlich erkannt hat.

[«]

19[250]

Der Ruhm täuscht sich darin: nie wird einer wieder das Schöpfergefühl so fühlen, wie es der Schöpfer selbst gefühlt hat. Also auch nie die völlige Schätzung möglich.

[«]

19[251]

Das Vertrauen zu einer gefundenen Wahrheit zeigt sich darin, daß man sie mittheilen will. Man kann sie nun doppelt mittheilen: in ihren Wirkungen, so daß die Anderen durch sie rückwärts von dem Werthe des Fundamentes überzeugt sind. Oder durch Beweis — die Entstehung aus logischer Verflechtung von lauter sichern und bereits erkannten Wahrheiten. Die Verflechtung besteht im richtigen Unterordnen spezieller Fälle unter allgemeine Sätze — ist ein reines Rubriziren.

[«]

19[252]

Das Kunstwerk verhält sich ähnlich zur Natur, wie sich der mathematische Kreis zum natürlichen Kreis verhält.

[«]

19[253]

Warum wollen wir nicht getäuscht werden?

— Wir wollen es in der Kunst. Wir begehren wenigstens für vieles die Unwissenheit d.h. auch die Täuschung.

Er will, soweit es zum Leben nöthig ist, nicht getäuscht werden d.h. er muß sich erhalten können, in diesen Bereich des Bedürfnisses will er Zutrauen haben dürfen.

Nur die Täuschung, die feindlich ist, verschmäht er, nicht die erfreuliche. Er flieht das Betrogenwerden, die schlimme Täuschung. Also im Grunde nicht die Täuschung, sondern die Folge der Täuschung und zwar die schlimme Folge. Also wo in seinem Zutrauen mit bösen Folgen getäuscht zu werden möglich ist, da verwirft er die Täuschung. Da will er die Wahrheit d.h. wieder er will die angenehmen Folgen. Die Wahrheit kommt nur in Betracht als Mittel gegen feindselige Täuschungen. Die Forderung der Wahrheit heißt: thue den Menschen durch Betrug nichts Böses. Gegen die reine, folgenlose Erkenntniß der Wahrheit ist der Mensch gleichgültig.

Dafür hat ihn die Natur auch nicht eingerichtet. Der Glaube an die Wahrheit ist der Glaube an gewisse beglückende Wirkungen. — Woher kommt nun alle Moralität des Wahrheitsverlangens? Bis jetzt ist alles egoistisch. Oder: wo wird das Wahrheitsverlangen heroisch und für das Individuum verderblich?

[«]

19[254]

Sucht der Philosoph die Wahrheit?
Nein, dann läge ihm mehr an der Gewißheit.
Die Wahrheit ist kalt, der Glaube an die Wahrheit ist mächtig.

[«]

19[255]

Herrschaft der Kunst über das Leben — natürliche Seite.
Cultur und Religion.
Cultur und Wissenschaft.
Cultur und Philosophie.
Kosmopolitischer Weg zur Cultur.
Romanischer und griechischer Begriff der Kunst.
Schiller's und Goethe's Ringen.
Schilderung des „Gebildeten".
Falscher Begriff des Deutschen.
Die Musik als lebendiger Keim.

[«]

19[256]

Auf der natürlichen Vorstufe ist ein Volk nur soweit eine Einheit, als es eine gemeinsame primitive Kunst hat.

[«]

19[257]

Durch Isolation können einige Begriffsfolgen so vehement werden, daß sie die Kraft anderer Triebe an sich ziehn. So z.B. der Erkenntnißtrieb.

Eine so präparirte Natur, bis in die Zelle bestimmt, pflanzt sich nun wieder fort und vererbt sich: sich steigernd, bis endlich die Absorption nach dieser Seite hin die allgemeine Kräftigkeit zerstört.

[«]

19[258]

Die Wahrheit ist dem Menschen gleichgültig: dies zeigt die Tautologie, als die einzig zugängliche Form der Wahrheit.

Dann heißt die Wahrheit suchen auch richtig rubriziren, d.h. einem vorhandenen Begriff richtig die einzelnen Fälle unterordnen. Hier ist aber der Begriff unsere That, wie auch die vergangenen Zeiten. Die ganze Welt unter die richtigen Begriffe subsumiren heißt doch nichts als unter die ursprünglich menschlichen allgemeinsten Formen der Relation die einzelnen Dinge einreihen: also die Begriffe nur bewähren, das was wir unter sie steckten, wieder auch unter ihnen zu suchen — also im Grunde auch Tautologie.

[«]

19[259]

Anzugreifen:

Philologenversammlung.

Straßburger Universität.
Auerbach in der Augsburgerin, nationale Denkmäler.
Freitag Ingo Gelehrte Technik
Gottschall.
Junges Deutschland.
Universität Leipzig, Zöllner.
Theaterverschwendung.
Kunstdotation im Reichstage.
Grimm, Lübke, Julian Schmidt.
Jürgen <Bona>-Meyer, Kuno Fischer, Lotze.
Riehl, Schwind.
Berliner Professorenwirthschaft.
Jahn und Hauptmann.
Gervinus.
Hanslick.
Centralblatt.
Abseits-Musikmachen.
Leipzig, die Geburtsstadt Wagner's.
Strauß.

[«]

19[260]

Die „Drastiker" können die unendliche Melodie nicht finden; sie sind immer zu Ende und bei ihren drastischen Accenten.

[«]

19[261]

Elemente der deutschen Kultur
gelehrte
religiös-befreiende
Nachahmungstrieb des Auslandes.

[«]

19[262]

Das laisser aller in den Wissenschaften: jeder Gelehrte für sich. Der Geist der gesammten Gelehrten-Republik empört sich negativ, aber begeistert sich nicht.

[«]

19[263]

Die Milderung der Sitten (Religion), die Gelehrsamkeit und Wissenschaft vertragen sich mit Barbarei.

Der Kulturweg der Deutschen wagt jetzt sich eine Organisation, ein Tribunal zu schaffen.

[«]

19[264]

Ein Glück, daß die Musik nicht spricht — obschon jetzt die Musiker viel schwätzen. Deshalb eignet sie sich zu einem Keim der Rettung.

[«]

19[265]

In Deutschland reden nur drei Sorten von Berufswegen viel: der Magister, der Pastor, die Amme.

[«]

19[266]

Bildung — nicht Lebensnoth, sondern Überfluß.

Die Kunst entweder Convention oder Physis.

Versuch unserer großen Dichter zu einer Convention zu kommen. Goethe und das Schauspielwesen.

Die Naturwahrheit und das Pathologische war zu mächtig.

Sie haben es zu keiner Form gebracht.

[«]

19[267]

1. Schilderung der einsamen Bayreuther Pfingsthoffnungen. Persönliche Interpretation der Neunten auf Wagner und symbolische Hoffnung aus seinem Leben für unsre Kultur. Unsre höchste Furcht, daß wir nicht reif sind für die Wunder, daß ihre Wirkung nicht tief genug ist.

2. Ringsum Stille, keiner merkt etwas. Die Regierungen glauben an die Güte ihrer Bildung, die Gelehrten auch. Benutzung der Wirkung des Krieges. Wodurch hat man ihn geheiligt? — Dumpfe Abneigung gegen Wagner.

3. Den einzigen Lärm erheben die zunächst bedrohten Vertreter der schlechten jetzigen Kunstinstitute, Journale, diese fürchten sich. Lärmende Abneigung. Kann nur bestehen durch Anlehnung an jene dumpfe ahnende Abneigung.

Ahnung des Untergangs des jetzigen Gebildeten.

[«]

19[268]

Plan zu 6 Vorträgen.

Die Kluft und unsere Pfingsttage.

Der Gebildete in seinen Formen.

Genesis des Gebildeten.

Romanischer und hellenischer Begriff der Kunst und unsre Klassiker.

Musik, Drama und Leben.

Morgenroth-Perspektiven. Das Tribunal für die höhere Erziehung. Die naiven Phänomene treten der Reihe nach vor, der wahre Künstler, der Sinn der Kunst, der tiefe Ernst einer neuen Weltbetrachtung.

[«]

19[269]

Unsere Verwunderung zu Pfingsten. Es war kein Musikfest. Es sah wie ein Traum aus.

Jedesmal wenn Wagner beleidigt, berührt er ein tiefes Problem.

Philologenversammlung. Straßburg. — Lehrer und Universitäten und deren Leiter ahnten nichts.

[«]

19[270]

1.2.3. Charakteristik des Gebildeten.

1.2.3. Genesis des Gebildeten.
Es giebt für sie kein δός μοι ποῦ στῶ.
Ungeheures Ringen Schiller's und Goethe's.
Sie suchen nach dem Talisman des Deutschen.
Lernen vom Auslande bei den Griechen.
Romanischer und hellenischer Begriff der Kunst.

1.2.3. Wagner erkennt die Musik als solches δός μοι ποῦ στῶ. Antiker Satz von der Musik und dem Staate. Der nächste Schritt: Musik schafft sich das Drama. Jetzt kommt zu Tage, was das Wortdrama ist: gelehrt, unoriginal, erlogen oder Drastik. Wagner. Goethes Volkslied, Marionettentheater, Volksvers. Mythus. Er schafft erst das Deutsche. Consequenzen der antiken Tragödie für alle Künste und das Leben. Die „Gebildeten“ sind in Verlegenheit.

[«]

19[271]

Woher sollen wir eine Litteratur haben? Wir haben ja keine Redner. Goethe der Mährchenerzähler, — — —

Der Herr Pastor und die Frau Base, idealisirt, ergeben die Grundtypen unserer Schriftsteller. Amme, Magister, Pastor, Junker.

[«]

19[272]

Unglücksfälle der deutschwerdenden Kultur:
Hegel
Heine
das politische Fieber, das das Nationale betonte.
Kriegsruhm.
Stützen der deutschwerdenden Kultur:
Schopenhauer — vertieft die Weltbetrachtung der Goethe-Schiller-Kultur.

[«]

19[273]

Masken des bürgerlichen Lustspiels
Kotzebue's.

Die „alten Jungfern“, die sentimentalischen:
Riehl, Gervinus, Schwind, Jahn, Freitag
reden viel von der Unschuld und der Schönheit.
Die jungen Greise (Blasirten), die historischen:
Ranke, die Zeitungsschreiber, Mommsen, Bernays.
sind über alles hinaus.
Die ewigen Gymnasiasten:
Gottschall, Lindau, Gutzkow, Laube.
Die Unfrommen vom Lande:
Strauß. Die Philisterei ist die eigentliche Unfrömmigkeit.

[«]

19[274]

Bayreuther Horizont-Betrachtungen.

1. Bayreuther Pfingsttage. Ungeheures Nicht-Verstehen rings herum. Philologenversammlung in Leipzig. Der Krieg und die Universität Straßburg.
2. Die Weichlichen.
3. Die Historischen.
4. Die Gelehrten. } Charakteristik der „Gebildeten“.
5. Die Zeitungsschreiber.
6. Die Naturwissenschaftlichen.

7.8. Schulen. Universitäten.
9. sein Verfahren mit der Kunst. } Genesis des „Gebildeten“.
10. Der Phönizier in den Hauptstädten: als Nachahmer jener Bildung.
11.12. Hauptsatz: Es giebt keine deutsche Bildung, weil es noch keinen deutschen Kunststil giebt. Ungeheure Arbeit Schillers Goethes zu einem deutschen Stile zu kommen. Kosmopolitische Tendenz nothwendig. Fortsetzung der Reformationsarbeit.

Wagner’s δός μοι ποῦ στῶ; die deutsche Musik. An ihr kann man lernen, wie die deutsche Kultur sich verhalten wird zu anderen Kulturen. Plato über Musik und Kultur. Sie ist nicht „historisch“, an ihr kann man das Lebendige fühlen. Sie hat das Gelehrtenhafte tiefsinnig überwunden und in instinktive Technik verwandelt. Sie belebt den Mythus wieder (Meistersinger).

[«]

19[275]

Einleitung.
Charakteristik des „Gebildeten“.
Genesis des „Gebildeten“.
Es giebt noch keine Bildung. Schilderung des bisherigen Kampfes.
Das Drama (die Drastiker, ihre drastischen Accente sind wie die dramatischen Accente und Fermaten der Oper).
Selbst das Trinklied der Deutschen ist gelehrt.

[«]

19[276]

Die „Bildung“ versuchte sich auf der Schiller-Goetheschen Basis, wie auf einem Ruhebette, niederzulassen.

[«]

19[277]

1. Das Rohdesche Fragment.
2. Heldenklage.
3. Gern und gerner.
4. Unendlich!
5. Verwelkt.
6. Es winkt und neigt sich.
7. Ständchen.
8. Nachspiel.
9. Der Könige Tod.
10. So lach doch mal.
11. Etes titok.
12. Sturmmarsch.
13. Aus der ersten Sylvesternacht.
14. Miserere.
15. Mariae Verkündigung.

[«]

19[278]

Der feste Punkt, um den sich das griechische Volk krystallisirt, ist seine Sprache.

Der feste Punkt, an dem seine Kultur sich krystallisirt, ist Homer.

Also beidemal sind es Kunstwerke.

[«]

19[279]

A. Dove nimmt sich Puschmanns, P. Lindau des Mohrs an.

Das Aufheben, das die Deutschen von dem in allen Kunstfragen wahrhaft albernen Gervinus gemacht haben.

[«]

19[280]

Heinrich Kleist redet als Dramatiker und Erzähler zu uns, als ob er zugleich einen hohen Berg besteige.

Goethe über Kleist: fürchtet sich.

Die dramatische Kunst ist unserm Publikum gegenüber eitel Blendwerk: es hat kein ästhetisches Gefühl, sondern ist pathologisch.

[«]

19[281]

Wir können uns den Gelehrten ohne Kultur, den Frommen ohne Kultur, den Philosophen ohne Kultur denken: im Gelehrtsein liegt ein Widerspruch mit der Einheit der Bildung, im christlichen Frommsein ein Widerspruch — — —

[«]

19[282]

Scheidung der intellectuellen Faktoren von den intelligibeln im Wesen des Philosophen.

[«]

19[283]

Die Faktoren der jetzigen Cultur.

1. Das Historische, das Werden.
2. Das Philistrose, das Sein.
3. Das Gelehrtenhafte.
4. Cultur ohne Volk.
5. Sitte wesentlich fremdländisch.
6. Das Unaesthetische (Pathologische).
7. Philosophie ohne Praxis.
8. Kastenwesen nicht nach Bildung.
9. Schreiben, nicht Sprechen.

[«]

19[284]

Bisher war es die Sprache, an die das Deutsche sich anschloss. Jetzt dazu die Musik.

Die kosmopolitische Tendenz Schillers und Goethes entsprechend der orientalischen Tendenz.

Das Deutsche muss sich erst bilden:

Bildung nicht auf nationaler Grundlage, sondern Bildung des Deutschen, nicht Bildung nach dem Deutschen.

Das Deutsche muss gebildet werden: das noch nicht existirt. Weder auf Tugenden noch auf Laster zu gründen.

[«]

19[285]

Faktoren deutscher Vergangenheit.

Volkskunst der Reformation — Faust, Meistersinger.
Askese und reine Liebe, Rom — Tannhäuser.
Treue und Ritter, Orient — Lohengrin.
Ältester Mythus, der Mensch — Ring des Nibelungen.
Metaphysik der Liebe — Tristan.

Das ist unsre Mythenwelt, sie reicht bis zur Reformation. Der Glaube an sie ist dem der Griechen an ihre Mythen sehr ähnlich.

Nicht deutsche Bildung, sondern Bildung des Deutschen ist unser erstes Ziel.

An Stelle des Historischen — die mythenbildende Kraft.

An Stelle des Philistros-Weichlichen — das metaphysische Mit-Leiden.

An Stelle des Gelehrtenhaften — die tragische Weisheit.

An Stelle des Unaesthetisch-Pathologischen — das freie Spiel.

An Stelle des Kastenwesens — das Tribunal der Bildung.

An Stelle des Schreibens — Denken und Sprechen.

An Stelle der Dogmatik — die Philosophie.

Überwindung der Religionsmischung, des Asiatischen (in Haß und Luxus — Phönizisch).

Heilighaltung von Sprache und Musik.

[«]

19[286]

Aesthetik in Deutschland.

Lessing Winckelmann Hamann Herder.
Schiller Goethe.
Grillparzer.
Schopenhauer.
Wagner. Fuchs.

[«]

19[287]

Kurzgefasster Bericht
über
die älteren griechischen Philosophen.

[«]

19[288]

Die Seelenwanderungs-Metamorphosen.

[«]

19[289]

Fortsetzung der Reformation.

Gelehrsamkeit und gelehrtes Wissen, daß Kunst war.

Entdeckung des Volksliedes, Shakespeare, Hamann, Faust —: instinktiv — regellos — ungelehrt.

Einfache Schönheit der Plastik. Strenge Nothwendigkeit im Drama —: vorbildliche Wirkungen der Alten, Beseitigung der französischen Regeln.

[«]

19[290]

Experimentiren, das Drama zu finden, eine Litteratur zu schaffen —: kosmopolitische Nachahmung.

Vollendete Einsicht in die Zusammenhänge des Lebens mit der Kunst — Überwindung des Begriffs „Litteratur“ —: Wagner.

Beseitigung des **Abseits-Musikmachens**. Gegen das Mönchische der Musik.

Übergang aus der Gelehrsamkeit zum Bedürfniss der Kunst.

Überwindung des romanischen Begriffs der Kunst: Kunst als Convention, als Thesis.

Rückkehr zum hellenischen Begriff: Kunst als Physis.

[«]

19[291]

Auch die hellenische Kunst wurde lange Zeit romanisch verstanden, ich meine so, wie sie die Römer verstanden haben: zum Schmucke, beliebig hineinzusetzen, Gewächshaus im Vergleich zum Walde. Vornehme Convention. —

[«]

19[292]

Das schlechte Buch von Lotze, in dem der Raum mit Besprechung eines ganz unaesthetischen Menschen: Ritter (ein fast schon verschollener Historiker der Philosophie) oder des verdrehten Leipziger Philosophen Weisse verbraucht wird.

[«]

19[293]

Plautus römische Kunst, neuere attische Komödie. Die feste Masken-Komödie.

[«]

19[294]

Romantiker — theils natürliche Reaktion gegen den gebildeten Cosmopolitism, theils Reaktion der Musik gegen eine kalte Plastik, theils Erweiterung des kosmopolitischen Nachmachens und Nachsingens. Zu wenig Kraft bei viel Witterung.

Das junge Deutschland ist, wie Kotzebue gegen Schiller-Goethe, Vertreter einer französirenden Aufklärung in plumper Nachmacherei.

[«]

19[295]

Nicht Bildung auf nationaler Grundlage, sondern Bildung des deutschen Stils im Leben Erkennen Schaffen Reden Gehen usw.

[«]

19[296]

Über deutsche Bildung.

Eine Festschrift den Bayreuther Kunstgenossen
geweiht.

[«]

19[297]

Unterscheidung der Völker durch ihre Schwächen, ihre Tugenden, bei einiger Civilisation, gemeinsam.

[«]

19[298]

Über die Bildung eines deutschen
Kunststils.

Bevor dieser da ist, ist, um zu einiger Bildung zu kommen, nur der kosmopolitische Weg da.

Bildung ist das Leben eines Volkes unter dem Regiment der Kunst. Philosophie ist nicht für das Volk, Religion verträgt sich mit Barbarei, ebenso die Wissenschaft.

Auszugehen von den Forderungen der Kultur nach dem Kriege. 1872. Straßburg, Unfähigkeit auch nur einzusehen, wie lächerlich eine Behauptung des National-Deutschen wäre. Die Kunst hat bei uns die romanische Geltung und nicht einmal. Wissenschaft verträgt sich mit Barbarei.

[«]

19[299]

Begabung ist nur die Voraussetzung für die Cultur, die Hauptsache ist die Zucht nach Mustern.

Die Bildung ist nicht nothwendig eine begriffliche, sondern vor allem eine anschauende und richtig wählende: wie der Musiker richtig im Finstern greift. Die Erziehung eines Volkes zur Bildung ist wesentlich Gewöhnung an gute Vorbilder und Bildung edler Bedürfnisse.

[«]

19[300]

Die Hoffenden in der deutschen Gegenwart.
Die Möglichkeit einer deutschen Cultur.
Hoffnungen auf eine deutsche Cultur.
Festschrift.

[«]

19[301]

Die Hoffenden.
Betrachtungen über die angebliche deutsche Cultur
der Gegenwart.

[«]

19[302]

Reden der Hoffenden.
Reden eines Hoffenden.

[«]

19[303]

Bayreuths Horizont.
Der Horizont Bayreuths.
Bayreuther Horizont-Betrachtungen.

[«]

19[304]

Der Deutsche spricht wenig. Deshalb sind alle Dramatiker in Verlegenheit. Das Wahre ist Wagner’s Verfahren. Kurz, tief und mit Wortsymbolik, wie mit Runen. Die ältesten Orakel wohl drei allitterirende Runen.

[«]

19[305]

Wenigen Männern wird es verziehen werden, wenn sie ihr Volk als Barbaren bezeichnen. Aber Goethe hat es gethan, man muß es sich erklären.

[«]

19[306]

Keine Kultur ist in drei Tagen gebaut worden, noch weniger ist jemals eine aus dem Himmel gefallen: sondern nur aus einer früheren Barbarei entsteht eine Kultur und es giebt Zeiten langen Schwankens und Kämpfens, in denen es zweifelhaft ist.

[«]

19[307]

Gebildet nennen wir den, der ein Gebilde geworden <ist>, eine Form bekommen hat: Gegensatz der Form ist hier das Ungestaltete Gestaltlose, ohne Einheit.

[«]

19[308]

Woran hängt die Einheit eines Volkes? Äußerlich Regierung, innerlich Sprache und Sitten. Die Sitten aber erst ganz allmählich einheitlich, viel aus Zusammenleben, Einwandern.

[«]

19[309]

Goethe: „wir haben zwar viel ‚kultivirt‘.“

[«]

19[310]

Kultur — Herrschaft der Kunst über das Leben. Die Grade ihrer Güte hängen einmal ab vom Grade dieser Herrschaft und zweitens von dem Werthe der Kunst selbst.

[«]

19[311]

Milderungen der Sitten durch Religionen Gesetze usw.

Steigerung der Erkenntniß und dadurch weniger Aberglaube, Finsterniß, Fanatismus, mehr Beschaulichkeit und Ruhe.

Erfindungen, Steigerungen des Wohlstandes, Verkehr mit andern Völkern.

Dabei ist Religion und Barbarei.

Erfindungsgabe Intellekt mit Barbarei verträglich. Selbst Kunst ist möglich und doch kann man das Volk noch ein barbarisches nennen.

Herrschaft der Kunst über das Leben.

[«]

19[312]

Als unter dem ersten Tumult des ausbrechenden letzten großen Krieges ein erbitterter französischer Gelehrter die Deutschen Barbaren nannte und den Mangel einer Kultur ihnen vorwarf, hörte man doch in Deutschland scharf genug, um dies gründlich übel zu nehmen und vielen Zeitungsschreibern gab es Gelegenheit, den nicht unbefleckten Harnisch ihrer Kultur einmal recht hell zu putzen und siegesgewiß mit ihm zu prunken als sei er aber der Harnisch der Göttin Kultur selbst. Man erschöpfte sich in Versicherungen, daß das deutsche Volk das gelehrigste gelehrteste sanftmüthig<st>e tugendhafteste und reinlichste von der Welt sei: selbst gegen den Vorwurf der Menschenfresserei und des Seeraubs fühlte man sich hinlänglich sicher. Als nun bald darauf eine Stimme jenseits des Kanals laut wurde und der ehrwürdige Carlyle eben jene Eigenschaften an den Deutschen öffentlich belobte und ihnen ihretwegen den Sieg mit segnenden Händen anwünschte, da war man über die deutsche Kultur im Reinen und nach dem Erfolg war es gewiß unschuldig vom Sieg der deutschen Kultur zu reden. Jetzt, wo die Deutschen Zeit haben manches damals uns zugeschleuderte Wort hinterdrein sich noch einmal anzusehn, dürfte es wohl Einige geben, welche erkennen, daß der Franzose recht hatte: die Deutschen sind Barbaren, trotz aller jener humanen Eigenschaften. Wenn man ihnen, den Barbaren, den Sieg wünschen mußte, so geschah dies natürlich nicht weil sie Barbaren sind, sondern weil die Hoffnung auf eine werdende Kultur die Deutschen heiligt: während es keine Rücksicht auf eine entartete und verbrauchte Kultur giebt: nicht das Weib das sein Kind entarten läßt, sondern das gebären wird ist den Gesetzen heilig. Daß sie im Übrigen noch Barbaren sind, war die Meinung Goethe's, der alt genug wurde, um sogar diese Wahrheit den Deutschen sagen zu dürfen und an dessen Worte meine Betrachtungen anzuknüpfen ich mir erlauben muß, weil es mir niemand sonst erlauben möchte. Wir haben, sagte er eines Abends zu Eckermann — — —

Die letzte Wendung ist fein, denn sie läßt den Verehrern der Gegenwart die Möglichkeit, in einigen Jahrhunderten werde man sagen, es ist sehr lange her, daß die Deutschen nicht mehr Barbaren sind, nämlich seit der zweiten Hälfte des 19ten Jahrhunderts. Daß dies nicht eine beliebige Annahme ist, sondern daß wirklich jetzt große Massen an die erreichte deutsche Kultur glauben, aber mit Unrecht, dies will ich eben durch ein Beispiel beweisen. Zuerst ist aber der Begriff der Kultur festzustellen. Goethe setzt hinzu — vom Liede. Ganze Haufen Kriegslieder und Sonette, auch nicht eins aus einem neuen Tone — — —

[«]

19[313]

Das Wort Barbar und Barbarei ist ein böses verwegenes Wort und nicht so ohne Vorrede wage ich es, es zu gebrauchen: und wenn es wahr ist daß die Griechen von dem Sprachtone fremdländischer Völker wie von einem Gequacke sprachen und daher mit einem gleichen Namen die Frösche benannten, so sind Barbaren also Quäcker sinnloses und unschönes Geplapper. Mangel an aesthetischer Erziehung.

[«]

19[314]

Der Franzose dachte natürlich an seine in der ganzen Erde siegreiche Civilisation und den Grad von verkümmerter Nachahmung, den er von ihr in der deutschen Gesellschaft wiederfand: er sagte keine Kultur, weil sie keine erzeugt <haben> und nicht einmal eine vorhandene geschickt nachahmen können, wie z.B. den Russen zuzugestehen ist.

Und deshalb war jede Kriegsgefahr so furchtbar, weil sie die heimlich wachsende Frucht zerstören konnte.

Der Kriegsruhm fast noch eine größere Gefahr.

[«]

19[315]

Einleitung.
Weisheit Wissenschaft.
Mythische Vorstufe.
Sporadisch-Spruchmäßige.
Vorstufen des σοφὸς ἀνήρ.
Thales.
Anaximander.
Anaximenes.

Pythagoras.
Heraclit.
Xenophanes.
Parmenides.
Anaxagoras.
Empedocles.
Democrit.
Pythagoriker.
Socrates. Sehr einfach.

[«]

19[316]

Die
Rechtfertigung der Philosophie
durch die Griechen.

Eine Festschrift.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

19[317]

Betrachtungen eines Hoffenden.

[«]

19[318]

Der letzte Philosoph.

1. Die Übertragungen des Menschen auf die Natur.
2. Das Griechische als Weltprincip.

3. Heraklit gegen das Dionysische.
Empedokles gegen das Thieropfer.
Pythagoreer Ordenswesen.
Demokrit der wissensch<aftliche> Reisende.

[«]

19[319]

Der ursprüngliche Zweck der Philosophie ist vereitelt.
Gegen die ikonische Geschichtsschreibung.
Philosophie, ohne Cultur, und Wissenschaft.
Veränderte Stellung der Philosophie seit Kant.
Metaphysik unmöglich. Selbstcastration.

Die tragische Resignation, das Ende der Philosophie.
Nur die Kunst vermag uns zu retten.

[«]

19[320]

1. Die übrigen Philosophen.
2. Wahrheit und Illusion.
3. Illusion und Kultur.
4. Der letzte Philosoph.

[«]

19[321]

Die Methode der Philosophen zum Letzten zu kommen rubrizirt.
Der unlogische Trieb.
Wahrhaftigkeit und Metapher.

Aufgabe des griechischen Philosophen: Bändigung.
Barbarisirende Wirkung der Erkenntniß.

Das Leben in der Illusion.

Philosophie seit Kant todt.
Schopenhauer Vereinfacher, räumt die Scholastik auf.
Wissenschaft und Cultur. Gegensätze.
Aufgabe der Kunst.
Der Weg ist Erziehung.
Die Philosophie hat die tragische Bedürftigkeit zu erzeugen.

[«]

19[322]

Die Philosophie der Neuzeit, unnaiv, scholastisch, mit Formeln überhäuft.
Schopenhauer der Vereinfacher.
Wir erlauben die Begriffsdichtung nicht mehr. Nur im Kunstwerk.
Gegenmittel gegen die Wissenschaft? Wo?

Die Kultur als Gegenmittel. Um für sie empfänglich zu sein, muß man das Ungenügende der Wissenschaft erkannt haben. Tragische Resignation. Gott weiß, was das für eine Kultur wird! Sie fängt von hinten an!

[«]

19[323]

Januar 13 Wochen:	3. Geschichte der Rhythmik.
Februar	4. Horatianische Metra nach Augustin usw.
März	Die Sprache metrisch betrachtet.
	5. Hexameter.
	6. Trimeter.
	7. Logaoedische Verse.
	8. Dorische Strophen.
	9. Composition usw.

[«]

19[324]

Die klassische Philologie.
Hesiod und Homer.
Rhythmik.

[«]

19[325]

Alte philosophische Meister
in Griechenland.

Für einen jungen Freund der
Philosophie niedergeschrieben
von — — —

[«]

19[326]

Entwürfe.

1. Hesiodos.
2. Die zeitmessende Rhythmik der Griechen.
3. Die griechische Tragoedie.

[«]

19[327]

Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen und
nicht zu schreibenden Büchern.

1. Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten.
2. Das Verhältniss der Schopenhauerischen Philosophie zu der deutschen Cultur.
3. Über das Pathos der Wahrheit.

4. Der griechische Staat.
5. Der Wettkampf Homer's und Hesiod's.

[«]

19[328]

Erkennen der Wahrheit unmöglich.
Die Kunst und der Philosoph.
Das Wahrheitspathos.
Wie verhält sich die Philosophie zur Kultur: Schopenhauer.
} Alles Erkennen im Dienste der Kunst.
Die Einheit einer Kultur.
Schilderung der jetzigen Zerfahrenheit.
Das Drama als Keimpunkt.
}

[«]

19[329]

Erste Stufe der Kultur: der Glaube an die Sprache, als durchgehende Metapherbezeichnung.
Zweite Stufe der Kultur: Einheit und Zusammenhang der Metapherwelt durch Anlehnung an Homer.

[«]

19[330]*

1) Die Bildungsphilister.
2) Die historische Krankheit.
3) Viel Lesen und Schreiben.
4) Litterarische Musiker (wie die Anhänger des Genie's die Wirkungen desselben todt machen) .
5) Deutsch und Afterdeutsch.
6) Soldaten-Cultur.

7) Allgemeine Bildung — Socialismus usw.
8) Bildungs-Theologie.
9) Gymnasien und Universitäten.
10) Philosophie und Cultur.
11) Naturwissenschaft.
12) Dichter usw.
13) Classische Philologie.

Entwurf der „Unzeitgemässen Betrachtungen“.

Basel, 2. September 1873.

* *Spätere Eintragung*

[«]

[20 = MP XII 3. Sommer 1872]

20[1]

Erster, vorläufiger Entwurf
von

„Homer's Wettkampf“.

Angefangen den 21. Juli 1872.

[«]

20[2]

Zum Epilog.

Langsamer Verstand, plötzliche und ungestüme Empfindung.
Ritschl's Vergleich mit Odysseus.
Immer das Zerstreute zusammen zu organisiren.
Gott im Gewitter.
Jesus im Tempel.
Tüchtiger Bürger prophezeit.
Ich konnte mich nicht verstellen, nur verbergen. Ich schweige, andre spötteln etc.

[«]

[21 = U I 4b. Sommer 1872 — Anfang 1873]

21[1]

Herbst: Zu den Choephoren des Aeschylus.
Über die Chronologie der vorsocratischen Philosophen.
Winter: Zukunft unserer Bildungsanstalten.

[«]

21[2]

Die Choephoren.

Betrachtungen über den künstlerischen Stil des Aischylos.

Falsche Begeisterungen und die Schwierigkeit des wirklichen Eindrucks.

1. Das Plastische. Aus der Entfernung der Zuschauer abzuleiten: die geringe Bewegung. Das Perspektivische. Masken. Strenge hieratische Symmetrie. Scenerie. Die Stichometrie. Stil des Phidias vorgeahnt. Woher die Langlebigkeit der Plastik?
2. Das Musikalische. Die Sprachmusik. Alles ist Musik, es giebt nicht gesprochene, und gesprochene Partien, alles gesungen. Auch die Orchestik hört nie auf.
3. Das Mythische. Vergleich mit Sophokles. Zertheilung des Mythus. Symmetrie, mit Contrasten. Das Unheimliche, mit Benutzung der Nachmittagsschatten. Strenge des Mythus im Einklang mit Plastik und Musik.
4. Die Sprachkunst. Die Dialekte. Der „hohe“ Stil. Die Syntax entsprechend dem ἦϑος der Scene. 954.

Ich — — —

[«]

21[3]

Das Plastische. Aeschylus hat nicht, wie Shakespeare, ungeheure bewegte Affektbilder vor Augen, sondern plastisch-ruhende Gruppen.

Die Bewegung geschieht streng symmetrisch. Die Zahl der Verse.

[«]

21[4]

Quod felix faustum fortunatumque vertat!

[«]

21[5]

Einleitung. Die Erziehung durch Musik bei den Griechen.

Die Weisheit des tragischen Zeitalters.
Der Wettkampf. Empedokles.
Die Liebe und die Erziehung. Sokrates.
Die Erziehung durch Musik. Pythagoras.
Die Kunst und das Leben. Heraklit.
Kühnheiten. Eleaten.

[«]

21[6]

Die Philosophie des tragischen Zeitalters.

Die Griechen haben damals philosophirt! Wunderbar!

Wie können wir uns in jenes Zeitalter hineinleben? in die erstaunlichsten Fernblicke? Daß wir sie wirklich lebendig nachempfinden, ist Bildung.

Die „Systeme“ fressen sich auf: eins aber bleibt.
Jeder dieser Philosophen sah einmal die Welt entstehen!
Ich will Historienmalerei, nicht Antiquitäten.

[«]

21[7]

Geburt der Tragödie.
Bayreuther Horizont-Betrachtungen.
Der antike Rhythmus.
Vorplatonische Philosophen.
Bildungsanstalten.

[«]

21[8]

Conjekturen und Erklärungen.
Das Mythische.
Das Plastische.
Das Musikalische.
Das Rhythmische.

[«]

21[9]

Alles wird aus einem.
Das Vergehen ist eine Strafe.
Vergehen und Entstehen ist gesetzmäßig.
Vergehen und Entstehen ist Täuschung: das Eine ist.
Alle Qualitäten sind ewig. Es giebt kein Werden.
Alle Qualitäten sind Quantitäten.
Alle Wirkungen magische.
Alle Wirkungen mechanische.
Die Begriffe sind fest, sonst nichts.

[«]

21[10]

Das Erkennen selbst ist ohne Freude, wie das Sehen ohne Freude ist. Wie kommt es in die Welt?

[«]

21[11]

An Sokrates alles falsch — die Begriffe sind nicht fest, auch nicht wichtig,
das Wissen ist nicht der Quell des Rechten, und
  überhaupt nicht fruchtbar,
die Kultur verneinend.

[«]

21[12]

Etwas zu finden, was jemand verloren, ist vor allem nur ein Vergnügen für den, der verloren hat, aber etwas zu finden, was niemand verloren hat, aber auch niemand besaß, also zu entdecken, ist für den Entdecker von seltener Annehmlichkeit.

[«]

21[13]

Der Glaube beruht auf einer Menge von Analogieschlüssen: nicht getäuscht zu werden!

Wo der Mensch zu erkennen aufhört, fängt er zu glauben an. Er wirft sein moralisches Zutrauen auf diesen Punkt und hofft nun mit gleichem Maße bezahlt zu werden: der Hund blickt uns mit zutraulichen Augen an und will daß wir ihm trauen.

Das Erkennen hat für das Wohl des Menschen nicht so viel Bedeutung wie das Glauben. Selbst bei dem Finder einer Wahrheit z.B. einer mathematischen ist die Freude das Produkt seines unbedingten Vertrauens, er kann darauf bauen. Wenn man den Glauben hat, so kann man die Wahrheit entbehren.

[«]

21[14]

Was ist es, was die mächtigen Triebe in die Bahn der Wohlfahrt bringt? Im Allgemeinen die Liebe. Die Liebe zur Heimatstadt umschließt und bändigt den agonalen Trieb.

Die Liebe zum Nächsten überwindet ihn zum Zweck der Erziehung. Im Dienste der Liebe steht die Schönheit: die sich steigernde Verklärung, wie sie Plato schildert.

Das Weiterzeugen im Schönen echt hellenisch.

Das Wachsen des Eros zu schildern — Ehe Familie Staat.

[«]

21[15]

Empedocles. Liebe und Haß in Griechenland.
Heraclit. Cosmodicee der Kunst.
Democrit und Pythagoreer. Naturwissenschaft und Metaphysik.
Socrates und Plato. Wissen und Instinkt.
Anaxagoras. Die Aufklärung und die Begeisterung.
Eleaten: Logik als Maaß der Dinge — Entwicklung des Seienden logisch streng gegeben über die Atomistik hinaus.
Pythagoras. Der Wille in seinen asketischen Absichten. Der Wille tödtend (in der Natur im Wettkampfe des Schwächeren und des Stärkeren).

[«]

21[16]

Die Philosophen des tragischen Zeitalters
enthüllen, wie die Tragödie,
die Welt.

Einheit des Willens.

Der Intellekt nur ein Mittel zu höheren Befriedigungen. Die Verneinung des Willens oft nur Wiederherstellung von mächtigen Volkseinheiten.

Kunst im Dienste des Willens: Heraclit.

Liebe und Haß in Griechenland: Empedocles.

Grenzen der Logik: sie im Dienste des Willens: Eleaten.

Das Asketische und Tödtende im Dienste des Willens: Pythagoras

Reich der Erkenntniß: Zahl: Atomistik und Pythagoreer.

Aufklärung, Kampf gegen Instinkt: Anaxagoras Socrates Plato.

Der Wille zu charakterisiren: seine Methode zum Vernünftigen zu kommen. Wesen der Materie absolute Logik. Zeit Raum und Causalität als Wirkungsvoraussetzung.

Es bleiben Kräfte übrig: in jedem kleinsten Augenblick andre Kräfte: im unendlich-kleinsten Zeitraum immer eine neue Kraft d.h. die Kräfte sind gar nicht wirklich.

Es giebt keine eigentliche Wirkung von Kraft auf Kraft: sondern in Wahrheit existirt nur ein Schein, ein Bild. Die ganze Materie ist nur die Außenseite: in Wahrheit lebt und wirkt etwas ganz Anderes. Unsre Sinne aber sind das Produkt der Materie und der Dinge, ebenso unser Geist. Ich meine: man muß von den Naturwissenschaften aus zu einem Ding an sich kommen.

Der übrigbleibende Wille — wenn man den erkennenden Intellekt wegrechnet.

[«]

21[17]

Es ist möglich, die Empfindung materiell zusammenzusetzen: wenn man nur den organischen Stoff erst materiell erklärt hat.

Es ist eine grenzenlos zusammengesetzte Geschichte, die einfachste Empfindung: kein Urphänomen. Da ist Gehirnthätigkeit Gedächtniß usw. nöthig, nebst Reflexbewegungen aller Art.

Wenn man im Stande wäre ein empfindendes Wesen aus Materie aufzubauen — wäre dann nicht die eine Hälfte der Natur enthüllt?

Der Erkenntnißapparat unendlich complicirt ist Voraussetzung der Empfindung: die Erkenntniß ist zur Annahme jeder Materie nöthig. Aber der Glaube an die sichtbare Materie ist eine reine Sinnentäuschung.

[«]

21[18]

Daß die Natur in allen Reichen gleich verfährt: ein Gesetz, das für den Menschen gilt, gilt für alle Natur. Der Mensch wirklich ein Mikrokosmos.

Das Gehirn die höchste Leistung der Natur.

[«]

21[19]

Einleitung. Unsterblichkeit der großen Momente.
Die Griechen der tragischen Zeit als Philosophen!
Wie haben sie das Dasein empfunden?
Hier steckt ihr ewiger Gehalt. Im Übrigen fressen sich alle Systeme auf. Historienmalerei.
Wir finden in einer Metastase die epischen lyrischen Elemente wieder, alle Requisiten der Tragödie.
Wie lebt man ohne Religion, mit Philosophie? Aber freilich in einem tragisch-künstlerischen Zeitalter.

Thales. Gegensatz der Vorsokratiker gegen die Sokratiker. Ihre Stellung zum Leben ist naiv. Die sieben Weisen als Repräsentanten der ethischen Haupttugenden. Freiheit vom Mythus.

Der Grieche des tragischen Zeitalters denkt eben sich selbst und legt Zeugniß ab. Wie wichtig! Denn bei der Beurtheilung griechischer Tragödien müssen wir immer den Griechen suppliren.

[«]

21[20]

Der künstlerische Trieb in der Verpuppung als Philosophie.

[«]

21[21]

Der Allkünstler und der Allmensch.
Die Menschen des tragischen Zeitalters.

Aeschylus als Gesammtkünstler: sein Zuhörer in seiner Werkstatt geschildert.

Wir wollen den Griechen kennenlernen, den Aeschylus als seinen Zuhörer kannte. Diesmal benutzen wir seinen Philosophen, der in jener Zeit dachte.

[«]

21[22]

An Thales die Freiheit vom Mythus zu entwickeln.

An Anaximander das Tragische der Wiedervergeltung.

An Heraklit Wettkampf. Spiel.

An Parmenides die Kühnheit der Nothwendigkeit und Logik.

An Anaxagoras — Nicht Geist — Materie.

An Empedokles Liebe und Kuß der ganzen Welt.

An Demokrit das Zuhören der Griechen zum Ausland (und das Wiederholen des Guten).

An Pythagoras Seelenwanderung Rhythmus.

[«]

21[23]

Sokrates abstrakt menschlich stellt das Wohl des Individuums voran, die Erkenntniß zum Zwecke des Lebens. Vernichtung der Instinkte.

[«]

21[24]

Zuerst Aeschylus geschildert als Pentathlos, dann der Zuhörer, an den Philosophentypen.

[«]

21[25]

Betrachtungen über das Bayreuther Weihefest im Mai 1872.

Stimmung: heiter und heroisch.

Wir sind die Glücklichen und haben ein Fundament, wir verstehen die gute Musik und unsre großen Dichter besser.
Alpenthäler mit Kröpfen — es sind Kranke.
Hoffnung auf Plastik.

Das Heroische bei W<agner>.
Die Reichsboten-Bildung.
Der falsche „deutsche Geist“.
Überall tiefe Probleme, wo Befremden zuerst.
Das Mythische.
Die Dichtung
  sprachlich
  scenisch.
Die Sprach-Musik.
Gesund und „ungesund“.

[22 = N I 3a. September 1872]

22[1]

Erster Tag, 28. September.

Samstag.

Mit einem Baseler Ehepaar, das ich nicht kannte, aber zu kennen scheinen mußte.

Von Baden aus an Lisbeth telegraphirt: Gefälligkeit des Hr. Haller aus Bern, der mir seine Karte giebt.

In Zürich fast angelangt, entdecke ich als Wagengenossen den guten Götz, der mir von seinen durch Kirchners Weggang vermehrten musikalischen Thätigkeiten in Zürich, sowie von seiner in Hannover aufzuführenden Oper berichtet.

Von Zürich an fahre ich dritter Klasse bis Rapperschwyl, in guter bescheidener Gesellschaft, aber frostig, so daß ich den Muth verliere, bis Chur durchzufahren. In R. nehme ich wieder zweite Klasse, bis Weesen. Hier finde ich den Wagen des Hotel Schwert und fahre mit ihm. Hübsch behagliches, doch recht leeres Hôtel, in dessen Speisesaal ich allein esse.

Am ganzen Nachmittag klare goldne Herbstverklärung: die fernsten Schneeberge sind sichtbar. Abends vor Zürich erschien die ganze Kette in herrlichstem Stahlgrau.

Etwas Kopfschmerzen augenblicklich.

Zweifelhafte Nacht, mit gewaltsamen Träumen.

Sonntag. Ich erwache mit Kopfschmerz. Mein Fenster führt auf den Wallensee: die Sonne geht auf seinen theils beschneiten Gipfeln auf. Ich frühstücke und gehe noch etwas an den See. Dann auf den Bahnhof, sehe mir aber noch die höher gelegene und neuer erscheinende Pension Speer an. Reiner Morgen. Ich fahre nach Chur, II Classe, aber mit fortwährend wachsendem Unbehagen, trotz der besondren reichen Aussicht — See, Ragaz usw. In Chur merke ich, daß ich unmöglich weiter fahren kann, refüsire die Anfrage der Postbeamten und ziehe mich schnell in das Hôtel Lukmanier zurück. Dort giebt man mir ein Zimmer mit guter Aussicht, aber schnell lege ich mich zu Bett. Drei Stunden habe ich geschlafen — fühle mich besser und esse. Ein besonders gefälliger und kluger Kellner macht mich auf Bad Passug aufmerksam: ich erinnere mich. In Stadt Chur ist Sonntagsruhe und Nachmittagsstimmung. Ich steige ganz bequem die Landstraße empor; herrlicher Rückblick, fortwährend sich erweiternde und wechselnde Umsicht. Nach einer Viertelstunde kleiner abführender Pfad, Tannwald schöner Schatten — denn es war bis dahin ziemlich warm. Die Schlucht, durch die die Rabiusa braust, kann ich nicht genug preisen. Brücken führen bald an das rechte bald linke Ufer. Der Weg über Wasserfälle in die Höhe führend. An Ort und Stelle erwartete ich irrthümlich ein Pensionshaus, fand aber nur eine ländliche Wirthschaft, doch mit Sonntagsgästen, schmausenden und Kaffee trinkenden Familien. Zuerst trinke ich an den Sodaquellen drei Gläser: oben auf einem Balkon eine Flasche weißen Asti und ebenfalls jenes Wasser: dazu esse ich, bereits mit verändertem Kopf und leidlichem Appetit, Ziegenkäse. Ein Mann mit chinesischen Augen, der an meinem Tisch sitzt, bekommt auch ein Glas Asti: er dankt und trinkt mit sehr geschmeichelten Empfindungen. Dann händigt mir die Wirthin eine Anzahl Analysen und Schriftchen ein: zum Schlusse führt mich der Wirth Sprecher herum und läßt mich von allen Quellen trinken; zeigt den Reichthum an noch nicht gefaßten Hauptquellen und bietet mir, mein Interesse gewahrend, eine Genossenschaft zur Gründung eines Hôtels usw. an. Das Thal ist äußerst anziehend, für einen Geologen von unergründlicher Mannichfalitgkeit, ja Wunderlichkeit. Es finden sich Graffite, dann Ocker mit Quarzen, vielleicht Goldlager usw. man sieht die Steingänge auf das seltsamste gebogen, abgelenkt, zerstückt, wie etwa beim Axenstein am Vierwaldstättersee, nur viel kleiner und wilder. — Spät, gegen Sonnenuntergang, gehe ich zurück: die fernsten Spitzen glühen. Endlich tritt Glück und einige Zufriedenheit ein. Ein kleines Kind mit blassen Haaren sucht sich Nüsse und ist drollig. Endlich holt mich ein altes Paar ein, mich anredend und somit auch von mir Gegenrede empfangend. Er ein alter Graukopf, der Tischlermeister ist oder war und vor 52 Jahren auch in Naumburg, auf seiner Wanderschaft, an einem heißen Tage war. Sein Sohn ist Missionar in Indien, seit 1858, und wird für nächstes Jahr in Chur erwartet, um seinen Vater noch einmal zu sehen. Die Tochter ist mehreremal in Aegypten gewesen und war in Basel mit Pastor Riggenbach befreundet. Im Hotel angelangt schreibe ich etwas und esse. Ein Italiäner, der mir gegenüber sitzt, redet mich an: mangelhafte Verständigung, da er nicht deutsch spricht. Er war in Baden und wollte sich erholen. Ein Jude reist morgen leider um dieselbe Stunde (5 früh) mit mir ab: ich tröste mich, in Thusis auszusteigen.

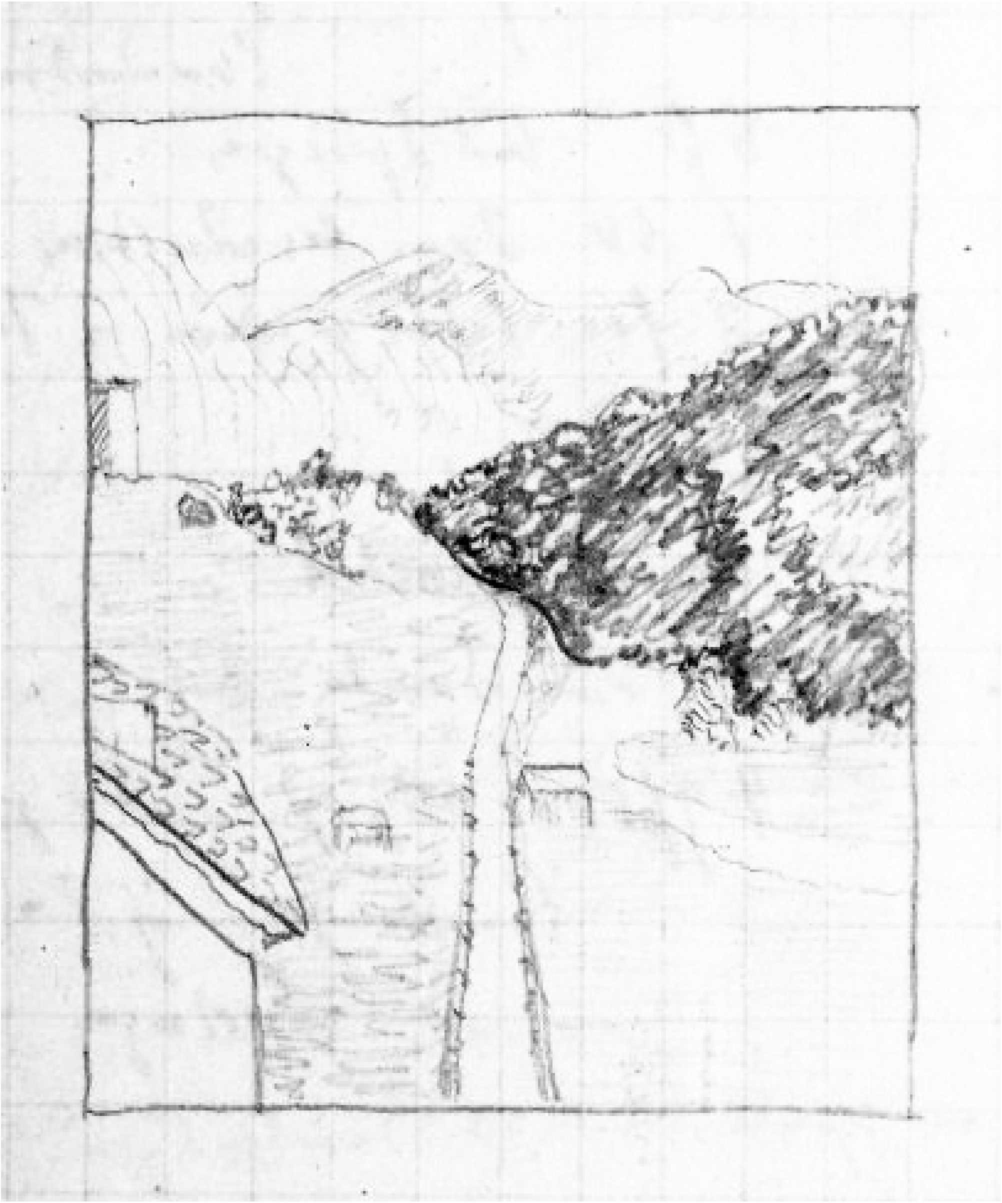
[«]

22[2]

Dritter Tag. Um vier geweckt: um fünf soll die Post gehen. Widerwärtiges Wartezimmer. Der Mann um diese Stunde etwas Scheußliches, rülpsend und gähnend.

[«]

22[3]



Mein Fenster in Splügen: die Strasse kommt von Chur her.

[«]

[23 = Mp XII 4. Winter 1872–73]

23[1]

Nun wurde die ganze Gruppe unverständlich. Später nahm man von den Ehrwürdig-Unverständlichen weg, was man brauchen konnte, man plünderte sie aus, und dann kommt ein Arm des Parmenides, ein Schulterstück des Heraklit, ein Fuß des Empedokles bald hier, bald dort vor, in Platon's Akademie sowohl wie in der Stoa und in den Gärten Epikurs. Um sie als Ganzheiten zu verstehen, muß man in jedem von ihnen den Versuch und Ansatz zum griechischen Reformator erkennen; diesen sollten sie vorbereiten, vor dem sollten sie hergehen wie eine Morgenröthe vor der Sonne. Aber die Sonne kam nicht, der Reformator mißlang: so blieb die Morgenröthe fast nur eine gespenstische Erscheinung. Daß aber etwas Neues in der Luft war, beweist die gleichzeitige Entstehung der Tragödie; nur ist der Philosoph und Gesetzgeber nie erschienen, welcher die Tragödie begriffen hätte, und so starb auch wieder diese Kunst und die griechische Reformation wurde für immer unmöglich. An Empedokles kann man nie ohne tiefe Trauer denken; er war dem Bilde jenes Reformators am ähnlichsten; daß es auch ihm mißlang und er zeitig verschwand, wer weiß nach was für schrecklichen Erfahrungen und in welcher Hoffnungslosigkeit — das war ein panhellenisches Verhängniß. Seine Seele hatte mehr Mitleiden als irgend eine griechische Seele; und vielleicht doch nicht genug, denn im Ganzen sind die Griechen hierin arm, und gerade den großen Philosophen ist das tyrannische Element in ihrem Blute zum Hinderniß geworden, einen solchen Tief- und Vollblick, wie ihn Schopenhauer besaß, zu erlangen.

[«]

23[2]

Menschen

höchste Form des Menschen, der die Wahrheit erkannt hat, bekleidet mit dem Stolz.
Einsamkeit, alles Andere vulgus.
ἱστορίη.
Homer, Hesiod, Archilochus.
Ärzte.
Götter. Götterbilder.
Mysterien.
Opfer.
Versöhnung mit Apollo.

[«]

23[3]

Kapitel	I.	Die Griechen als Philosophen.	Das sechste Jahrhundert. Die Wundermänner. Der Wettkampf. Das Dionysische.
Capitel	II.	Thales und Anaximander.	
	III.	Heraklit.	
	IV.	Parmenides.	
	V.	Anaxagoras.	
	VI.	Empedokles.	
	VII.	Demokrit. Was heißt Erkenntniß des Stoßes?	
	VIII.	Pythagoreer. Zahlen als Grenzen der Erkenntniß.	
	IX.	Sokrates. Abstrakte Wahrheiten.	
	X.	Epilog. Anthropomorphism:	der veränderliche Mensch und das Wasser. Der Tod als Strafe. Das künstlerische Spiel. Der Intellekt.

[«]

23[4]

Lust: Reiz mit Proportion.
Unlust: Reiz mit Mangel an Proportion.

Begriffe

[«]

23[5]

Das Hellenische in der Philosophie.

Wettkampf.
Orphiker.
Nicht Seele und Leib.
Das Religiöse.
Zahl.
Stolz des Philosophen.

[«]

23[6]

Fastnacht	Anaxagoras.	
	Empedocles	
bis Ostern	Pythagoreer.	
	Socrates.	
Ostern:	Capitel über	den Philosophen.
		das Hellenische.

[«]

23[7]

Was ist der Philosoph?

1. Jenseits der Wissenschaften: entmateriali<si>ren.

2. Diesseits der Religionen: entgöttern — entzaubern.
3. Typen: der Kultus des Intellektes.
4. Anthropomorphische Übertragungen.

Was soll jetzt die Philosophie?

1. Unmöglichkeit der Metaphysik.
2. Möglichkeit des Dinges an sich. Jenseits der Wissenschaften.
3. Die Wissenschaft als Rettung vor dem Wunder.
4. Die Philosophie gegen den Dogmatism der Wissenschaften.
5. Aber nur im Dienste einer Kultur.
6. Das Simplificiren Schopenhauers.
7. Seine populäre und künstlerisch mögliche Metaphysik.
   Die zu erwartenden Resultate der Philosophie sind umgekehrte.
8. Gegen die allgemeine Bildung.

[«]

23[8]

Die Philosophie hat nichts Gemeinsames, sie ist bald Wissenschaft, bald Kunst.

Empedokles und Anaxagoras: der erste will Magie, der zweite Aufklärung, der erste gegen die Verweltlichung, der zweite für.

Pythagoreer und Demokrit: die strenge Naturwissenschaft.

Sokrates und der jetzt nöthige Skepticismus.

Heraklit: apollinisches Ideal, alles Schein und Spiel.

Parmenides: Weg zur Dialektik und wissenschaftliches Organon.

Der einzig ruhende ist Heraclit.

Thales will zur Wissenschaft,	Anaxim<ander> wieder von ihr weg.
Ebenso Anaxagoras Democrit	Empedocles
Parmenides Organon	Pythagoras.
Socrates.	

[«]

23[9]

1. Die wesentliche Unvollkommenheit der Dinge:
der Consequenzen einer Religion
und zwar optimistischen oder pessimistischen
<der> Consequenzen der Kultur
<der Consequenzen> der Wissenschaften.

2. Die Existenz von Präservativen, die eine Zeitlang kämpfen.
Dahin gehört die Philosophie, an sich ganz und gar nicht vorhanden.
Gefärbt und gefüllt nach der Zeit.

3. Die griechische ältere Philosophie gegen den Mythus und für die Wissenschaft, theils gegen die Verweltlichung.
Im tragischen Zeitalter: übereinstimmend Pythagoras,
Empedokles, Anaximander,
apollinisch feindselig: Heraklit
auflösend gegen alle Kunst Parmenides.

[«]

23[10]

Die reine Wahrheit unerkennbar: Anschauungen
Begriffe
Reize, nach Lust und Unlust getrennt ob nach Zahlen, ob rein intellektuelle Phänomene?
Reiz die Voraussetzung aller Anschauungen.

Werth der Philosophie: Reinigen von verworrenen und abergläub<ischen> Vorstellungen
gegen den Dogmatism der Wissenschaften
soweit Wissenschaft, ist sie reinigend und erhellend
soweit anti-wissenschaftlich: ist sie religiös-verdunkelnd.
Beseitigung der Seelenlehre und der rationalen Theologie.
Beweis des absolut Anthropomorphischen.
Gegen die starre Geltung der ethischen Begriffe.

Gegen den Haß des Leibes.

Schaden der Philosophie: Auflösung der Instinkte
der Kulturen
der Sittlichkeiten.

Spezieller Betrieb der Philosophie für jetzt.

Mangel der populären Ethik.

Mangel vom Gefühl der Wichtigkeit des Erkennens und der Auswahl.

Oberflächlichkeit der Betrachtung von Kirche und Staat und Gesellschaft.

Die Wuth auf Geschichte.

Das Reden von Kunst und Mangel einer Kultur.

[«]

23[11]

Der Begriff entsteht aus einem Gleichsetzen des Nichtgleichen: d.h. durch die Täuschung, es gäbe ein Gleiches, durch die Voraussetzung von Identitäten: also durch falsche Anschauungen.

Man sieht einen Menschen gehen: nennt es „gehen“. Jetzt einen Affen, Hund: sagt auch „gehen“.

[«]

23[12]

Dreierlei nicht mit Parm<enides> Seinslehre zu verwechseln:
1) die Frage: können wir einen Inhalt im Denken finden, der im Sein ist?
2) die primären Eigenschaften, im Gegensatz zu den sekundären
3) Constitution der Materie. Schopenhauer.
4) Keine buddhaische Traumphilosophie.

Er sucht nach Gewißheit. Es ist wahr, das Nichtsein ist nicht zu denken.

Wenn er die Sinne für ungültig erklärt, dann kann er das Sein nicht aus Lust- und Unlustempfindungen beweisen: diese sind dann auch Schein.

Denken und Sein muß dasselbe sein: denn sonst würde es das Sein nicht erkennen.

Im Denken giebt es also keine Bewegung: eine starre Seinsanschauung. Soweit das Denken sich bewegt und von anderen Dingen erfüllt ist, ist es schon nicht mehr Sein, sondern Schein. —

Aber die Dialektik des Denkens? ist doch Bewegung?

[«]

23[13]

Die Begriffe können nur aus der Anschauung stammen. „Sein“ ist die Übertragung des Athems und Lebens auf alle Dinge: Beilegung des menschlichen Lebensgefühls.

Die einzige Frage ist: ob der Ursprung aller Anschauungen uns auf ein Sein führt: nein.

Die Form des Denkens, ebenso wie die Anschauung setzt voraus daß wir an das Sein glauben: wir glauben an das Sein, weil wir an uns glauben. Ist das Letzte eine Kategorie, so das Andere gewiß.

[«]

23[14]

Philosophie und Volk. Keiner der großen griechischen Philosophen zieht das Volk hinter sich drein: am meisten versucht von Empedokles (nach Pythagoras), doch auch nicht mit der reinen Philosophie, sondern mit einem mythischen Vehikel derselben. Andre lehnen das Volk von vornherein ab (Heraklit). Andre haben einen ganz vornehmen Kreis von Gebildeten als Publikum (Anaxagoras). Am meisten hat demokratisch-demagogische Tendenz Sokrates: der Erfolg sind Sektenstiftungen, also ein Gegenbeweis. Was solchen Philosophen nicht gelungen ist, wie sollte das den geringeren gelingen? Es ist nicht möglich, eine Volkskultur auf Philosophie zu gründen. Also kann die Philosophie im Verhältniß zu einer Kultur nie fundamentale und immer nur eine Nebenbedeutung haben. Welches ist diese?

Bändigung des Mythischen. — Stärkung des Wahrheitssinnes gegenüber der freien Dichtung. vis veritatis oder Stärkung des reinen Erkennens (Thales Demokrit Parmenides).

Bändigung des Wissenstriebes — oder Stärkung des Mythisch-Mystischen, des Künstlerischen, (Heraklit Empedokles Anaximander.) Gesetzgebung der Größe.

Zertrümmerung des starr Dogmatischen: a) in Religion b) Sitte c) Wissenschaft. Skeptischer Zug.
Jede Kraft (Religion, Mythus, Wissenstrieb) hat, in einem Übermaße, barbarisirende, unsittliche und verdummende Wirkungen, als starre Herrschaft. (Sokrates.)

Zertrümmerung der blinden Verweltlichung (Ersatz der Religion). (Anaxagoras Perikles.) Mystischer Zug.

Resultat: sie kann keine Kultur schaffen
aber sie vorbereiten
oder sie erhalten
oder sie mäßigen.

Für uns: der Philosoph ist deshalb das Obertribunal der Schule: Vorbereitung des Genius: denn wir haben keine Kultur. Aus der Symptomenlehre der Zeit ergiebt sich als Aufgabe der Schule:

1) Zertrümmerung der Verweltlichung (Mangel der Popularphilosophie)
2) Bändigung der barbarisirenden Wirkungen des Wissenstriebes (dabei Enthaltung von der spintisirenden Philosophie selbst).
   Gegen die „ikonische“ Geschichte
   gegen die „arbeitenden“ Gelehrten.

Die Kultur kann immer nur von der centralisirenden Bedeutung einer Kunst oder eines Kunstwerks ausgehen.Unwillkürlich wird die Philosophie dessen Weltbetrachtung vorarbeiten.

[«]

23[15]

Der Philosoph als Arzt der Cultur.

[«]

23[16]

Für die Einleitung des Ganzen: Schilderung des 7ten Jahrhunderts: Vorbereitung der Kultur, Gegeneinander der Triebe. Das Orientalische. Centralisation der Bildung von Homer aus.

Ich spreche von den vorplatonischen, weil mit Plato die offenbare Feindseligkeit gegen die Kultur beginnt, die Negation. Ich will aber wissen, wie sich zu einer vorhandenen oder werdenden Kultur die Philosophie benimmt, die keine Feindin ist: hier ist der Philosoph der Giftmischer der Kultur.

[«]

23[17]

Es ist erstaunlich, wie schnell die Griechen frei werden, verglichen mit der dumpfen Befangenheit des Mittelalters. Kultur der Renaissance zu vergleichen.

Thales, der die Sonnenfinsterniß voraussagt, gilt nicht als Zauberer oder als von bösen Dämonen unterstützt, sondern wird bewundert. Unsicher nur Zeitrechnung datirt.

Demokrit der freieste Mensch.

[«]

23[18]

Naturwissenschaftlicher Rückblick.
Theorie der Aggregatzustände.
Theorie der Materie.

Also Vermischung physikalischer und metaphysischer Probleme.

Das Werden und das Sein — es ergiebt sich die volle Differenz.

[«]

23[19]

Wenn sie anormal sind, dann haben sie wohl nichts mit dem Volke zu thun?

So steht es nicht: das Volk braucht die Abnormitäten, wenn diese auch gleich nicht seinetwegen da sind.

Beweis giebt das Kunstwerk: es versteht der Schöpfer selbst, trotzdem ist es mit der einen Seite dem Publikum zugekehrt.

Diese Seite des Philosophen wollen wir erkennen, wo er dem Volke sich zukehrt — und seine Wundernatur, also das eigentliche Ziel, die Frage warum? unerörtert lassen.

Diese Seite ist jetzt, aus unserer Zeit <heraus>, schwer zu erkennen, weil wir keine solche Volkseinheit der Kultur besitzen.

Deshalb die Griechen.

[«]

23[20]

Fertig
3 Einleitung
18 Thales bis Parmenides
25
—— 2:1
46
Consequenzen c. 20 Seiten
richtige Proportion.

[«]

23[21]

Der Philosoph unter Griechen.

Das Hellenische an ihnen. Darin ewige Typen. Der Nichtkünstler in einer künstlerischen Welt. Sie zusammen zeigen den Hintergrund des Griechischen, so wie das Resultat der Kunst. Zeitgenossen der Tragödie. Die in den Philosophen zerstreuten Requisiten zur Entstehung der Tragödie.

[«]

23[22]

Freiheit dem Mythus gegenüber.	Thales und Anaximander. Pessimismus und Handeln.
Das Tragische als Spiel. Genie.	Heraclit. Wettkampf. Spiel.
Exceß der Logik und der Nothwendigkeit.	Parmenides. Abstraktion und Sprache. Dichter und Philosoph. Begriff der Prosa.
	Anaxagoras. Freigeist. Nicht „Geist — Materie“.
Liebe und Kuß der ganzen Welt! Wille.	Empedocles. Die Liebe. Rhetor. Staat. Panhellenisch. Agonal.
Der Zuhörer. Atom — Zahl. Naturwissenschaft.	Democrit. Griechen und Ausland. Freiheit von Convention.
Seelenwanderung — dramatisch.	Pythagoreer. Der Rhythmus und Metron. Seelenwanderung.
Metastase des tragisch-künstlerischen Triebes auf die Wissenschaft.	Socrates und Plato. Die Bildung. Jetzt erst „Schule“. Feindschaft gegen die naturwissenschaftliche Erklärung.

[«]

23[23]

Denkt euch, der Philosoph wanderte und käme zu den Griechen — so steht es mit jenen Vorplatonikern: sie sind gleichsam Fremde, verwunderte Fremde.

Jeder Philosoph ist es in der Fremde: und muß erst das Nächste als fremd fühlen.

Herodot unter Fremden — Heraklit unter Griechen. Der Historiker und Geograph unter Fremden, der Philosoph im Heimischen. Kein Prophet gilt im Vaterlande. Im Heimischen versteht man das Außerordentliche unter sich nicht.

[«]

23[24]

Die Geburt der Tragödie betrachtet von einer andern Seite aus. Die Bestätigung aus der Philosophie ihrer Zeitgenossen.

[«]

23[25]

Die Philosophen des tragischen Zeitalters.

Dem Andenken Schopenhauers.

[«]

23[26]

415 wäre er παντελῶς ὑπεργεγηρακῶς, nun ist er jedenfalls nach 500 geboren. (Nach Aristoteles c. 80 Jahre, wenn er 495 geboren wäre, d.h. 5 Jahre nach Anaxagoras.)

Ol. 84 14
Ol. 70 4
———
56

Wäre er Olymp. 71 geboren, so ist

415
77
———
492 492
444 60

48 <4>32

Hat er theilgenommen am Kriege, so war er nach Neanthes 77 Jahre alt, d.h. nach Neanthes ist er 492 geboren. War er 492 geboren, so ist er in ἀκμῇ nach Apollodor 442, d.h. im Alter von 50 Jahren, und gestorben 432 im Alter von 60 Jahren.

Hier kämpft er gegen Neanthes an: der gab ihm ausdrücklich 77 Jahre: wozu? Um ihn an jenem Kampfe theilnehmen zu lassen. Demnach müßte er von den Agrigentinern verbannt gewesen sein.

492 sehr passende Zahl der Geburt.

442 c. Ol. 84 ist er 50jährig.

432 ist er gestorben.

Er geht offenbar nach Thurii, weil er verbannt ist, 50 Jahre alt. Er nimmt Abschied von Agrigent, als er seine καϑαρμοί dichtete für Olympia. Wahrscheinlich ist er in jener Oymp. 84 in Olympia verzeichnet gewesen.

[«]

23[27]

Anaxagoras hat von Heraclit die Vorstellung genommen, daß in jedem Werden und Sein das Entgegengesetzte zusammen ist.

Er empfand wohl den Widerspruch, daß ein Körper viele Eigenschaften hat, und pulverisirte ihn, im Glauben jetzt ihn in seine wahren Qualitäten aufgelöst zu haben.

Plato: erst Herakliteer

consequent Skeptiker, alles, auch das Denken, Fluß.

Durch Sokrates zum Beharren des Guten, Schönen gebracht.

Diese als seiend angenommen.

An der Idee des Guten, Schönen nehmen alle Gattungsideale theil und sind deshalb auch seiend (wie die Seele an der Idee des Lebens).

Die Idee gestaltlos.

Durch Pythag<oras'> Seelenwanderung ist die Frage beantwortet, wie wir etwas von den Ideen wissen können.

Ende Platos:	Scepticismus im Parmenides. Widerlegung der Ideenlehre.

[«]

23[28]

5. Kunst. Begriff der Kultur. Kampf der Wissenschaft.
6. Philosophie, wundersame Doppelnatur.
7. Thales.
8. Anaximander.
9. 10. 11. Heraclit.
12. 13. Parmenides.
14. 15. Anaxagoras.
16. 17. 18. Emped<ocles>.
19. 20. Democrit.
21. 22. Pythagor<eer>.
23. 24. Socrates.
25. Schluss.

[«]

23[29]

Kapitel I.	3
Kapitel II.	5
Kapitel III.	Der Philosoph.
Kapitel IV.	Thales Anaximander.
Capitel V.	Heraclit.
Capitel VI.	Parmenides.

[«]

23[30]

Daß diese gesammte Auffassung der Anaxagorischen Lehre richtig sein muß, beweist am deutlichsten die Art, wie die Nachfolger des Anaxagoras, der Agrigentiner Empedokles und der Atomenlehrer Demokrit in ihren Gegensystemen thatsächlich dieselbe kritisirten und verbesserten. Die Methode dieser Kritik ist vor allem die fortgesetzte Entsagung in jenem erwähnten naturwissenschaftlichen Geiste, das Gesetz der Sparsamkeit, auf die Naturerklärung angewendet. Die Hypothese, die mit dem kleinsten Aufwande von Voraussetzungen und Mitteln die vorhandene Welt erklärt, soll den Vorzug haben: denn in ihr ist das wenigste Belieben, und das freie Spiel mit Möglichkeiten untersagt. Sollte es zwei Hypothesen geben, die beide die Welt erklären, so ist streng zu prüfen, welche von beiden jener Forderung der Sparsamkeit am meisten genügt. Wer mit den einfacheren und bekannteren Kräften, vor allem den mechanischen, bei jener Erklärung auskommen kann, wer aus möglichst wenigen Kräften den vorhandenen Bau der Welt ableitet, wird immer demjenigen vorgezogen werden, der die complicirten und weniger bekannten Kräfte, und dazu diese noch in großer Zahl, ein weltbildendes Spiel treiben läßt. So sehen wir denn Empedokles bemüht, den Überfluß an Hypothesen aus der Lehre des Anaxagoras zu beseitigen.

Als erste nicht nothwendige Hypothese fällt die vom Anaxagorischen Νοῦς, denn seine Annahme ist viel zu voll, um etwas so Einfaches wie die Bewegung zu erklären. Es ist doch nur nöthig, die beiden Arten der Bewegung, das Sichhinbewegen eines Gegenstandes

zu einem anderen und das Sich-Wegbewegen eines Gegenstandes von einem anderen zu erklären.

[«]

23[31]

Wenn unser jetziges Werden ein Ausscheiden ist, wenn auch kein völliges, so fragt <er>: was hindert die völlige Ausscheidung? Also eine entgegenstrebende Kraft, das heißt eine latente Bewegung der Anziehung.
Sodann: um jenes Chaos zu erklären, muß auch schon bereits eine Macht thätig gewesen sein, es ist zu dieser innigsten Verschlingung eine Bewegung nöthig.
Also periodisches Überwiegen der einen und der anderen Macht sicher.
Diese sind entgegengesetzt.
Die Macht der Attraktion wirkt auch jetzt noch, denn sonst gäbe es gar keine Dinge, es wäre alles geschieden.

Das ist das Thatsächliche: zwei Bewegungsarten. Diese erklärt der νοῦς nicht.

Dagegen Liebe und Haß: daß diese bewegen, sehen wir doch gewiß, so gut als daß der νοῦς sich bewegt.

Jetzt verändert sich die Auffassung des Urzustandes: es ist der seligste. Bei Anaxagoras war es das Chaos, vor dem architektonischen Werk, gleichsam der Steinhaufen des Bauplatzes.

[«]

23[32]

Empedokles hatte den Gedanken einer der Schwere entgegenwirkenden, durch den Umschwung entstehenden Tangentialkraft gefaßt (de coelo, I p. 284). Schopenhauer, Welt als Wille, II 390.

Er hielt die Fortsetzung der Kreisbewegung für unmöglich bei Anaxagoras. Es gäbe einen Wirbel, d.h. den Gegensatz der geordneten Bewegung.

Wären die Theilchen unendlich durch einander vermischt, so könnte man die Körper ohne Kraftanstrengung auseinanderbrechen sie wurden nicht zusammenhalten, sie wären wie Staub.

Die Kräfte, die die Atome an einander drücken und der Masse die Festigkeit geben, nennt Empedokles „Liebe“. Es ist eine Molekularkraft, eine constitutive Kraft der Körper.

[«]

23[33]

Empedocles.

Gegen Anaxagoras.

1) Das Chaos setzt schon Bewegung voraus.

2) Nichts hinderte die volle Ausscheidung.

3) Unsre Körper wären Staubgebilde. Wie Bewegung, wenn nicht in allen Körpern Gegenbewegungen sind?

4) Eine geordnet fortgesetzte Kreisbewegung unmöglich, nur ein Wirbel. Den Wirbel nimmt er selbst, als Wirkung des νεῖκος an. Wie wirkt Entferntes auf einander Sonne auf Erde? Wäre alles noch im Wirbel, wäre das unmöglich.

ἀπορροαί. Also zwei bewegende Kräfte mindestens: die den Dingen inhäriren müssen.

5) Warum unendliche ὄντα? Überschreiten der Erfahrung. Anaxagoras meinte die chemischen Atome. Empedokles versuchte die Annahme von vier chemischen Atomenarten. Er hielt die Aggregatzustände für essentiell und die Wärme coordinirt. Also die Aggregatzustände durch Abstoßung und Attraktion; Materie in vier Formen.

6) Das Periodische ist nöthig.

7) Bei den lebenden Wesen will Empedokles auch noch nach dem gleichen Princip verfahren. Er leugnet auch hier die Zweckmäßigkeit. Seine größte That. Bei Anaxagoras ein Dualismus.

[«]

23[34]

Die Symbolik der Geschlechtsliebe. Hier wie in der Platonischen Fabel zeigt sich die Sehnsucht nach dem Einssein, zeigt sich, daß einmal größere Einheiten schon existirten: wäre diese größere Einheit hergestellt, dann würde diese wieder nach einer noch größeren streben. Die Überzeugung von der Einheit alles Lebendigen verbürgt, daß es einmal ein ungeheures Lebendiges gab, von dem wir Stücke sind: das ist wohl der Sphairos selbst. Er ist die seligste Gottheit. Alles war nur durch Liebe verbunden, also höchst zweckmäßig. Diese ist zerrissen und zerspalten worden durch den Haß, in seine Elemente zerstückt und dadurch getödtet, des Lebens beraubt. Im Wirbel entstehen keine lebenden Einzelwesen. Endlich ist alles getrennt und nun beginnt unsre Periode (der Anaxagorischen Urmischung setzt er eine Urentzweiung entgegen). Die Liebe, blind wie sie ist, wirft mit wüthender Hast wieder die Elemente an einander, versuchend ob sie sie wieder zum Leben bringt. Hier und da gelingt es. Es setzt sich fort. Ein Ahnungsgefühl in den belebten Wesen entsteht, daß sie noch höhere Vereinigungen erstreben müssen, als Heimat und Urzustand. Eros. Es ist ein furchtbares Verbrechen Leben zu tödten, denn damit strebt man zur Urentzweiung zurück. Einstmals soll alles wieder ein einziges Leben sein, der seligste Zustand.

Die pythagoreisch-orphische Lehre in naturwissenschaftlicher Umdeutung: Empedokles beherrscht beide Ausdrucksmittel mit Bewußtsein, darum ist er der erste Rhetor. Politische Ziele.

Die Doppelnatur — das Agonale und das Liebende, Mitleidige.

Versuch der hellenischen Gesammtreform.

Alle unorganische Materie ist aus organischer entstanden, es ist todte organische Materie. Leichnam und Mensch.

[«]

23[35]

Schluß: das Denken der Griechen im tragischen Zeitalter
ist pessimistisch
oder künstlerisch optimistisch.

Ihr Urtheil über das Leben besagt mehr.
Das Eine, Flucht vor dem Werden.
Aut Einheit aut künstlerisches Spiel.
Tiefes Mißtrauen gegen die Realität
niemand nimmt einen guten Gott, der alles optime gemacht, an.

{ Pythagoreer, religiöse Sekte.
Anaximander.
Empedokles.

Eleaten.

Anaxagoras.
{ Heraklit.
Demokrit. Die Welt ohne moralische und aesthetische Bedeutung, Pessimismus des Zufalls.

Wenn man sie alle vor eine Tragödie stellte, so würden die drei ersten <sie als>
Spiegel der Unseligkeit des Daseins erkennen,
Parmenides als vergänglichen Schein,
Heraklit und Anaxagoras als künstlerischen Bau und Abbild der Weltgesetze,
Demokrit als Resultat von Maschinen.

Mit Sokrates beginnt der Optimismus, der nicht mehr künstlerische,
mit Teleologie und dem Glauben an den guten Gott;

der Glaube an den wissenden guten Menschen.
Auflösung der Instinkte.
Sokrates bricht mit der bisherigen Wissenschaft und Kultur, er will zurück zur alten Bürgertugend und zum Staate.
Plato löst sich von dem Staate, als er merkt, daß er mit der neuen Kultur identisch geworden ist.
Der sokratische Skepticism ist Waffe gegen die bisherige Kultur und Wissenschaft.

[«]

23[36]

Welches sind die Ursachen, welche eine gedeihliche Experimentalphysik im Alterthum nach Democrit unterbrochen haben?

[«]

23[37]

M. Antonius. Betrachte den Lauf der Sonne und des Mondes als einer, der mit ihnen forteilet, und denke stets daran, wie die Elemente in einander verwandelt werden. Denn das sind Vorstellungen, die den Schlamm des irdischen Lebens wegfegen.

[«]

23[38]

Antisthenes sagt: es ist königlich bei guten Handlungen böse Urtheile dulden.

[«]

23[39]

Democrit.

Möglichste Vereinfachung der Hypothesen.

1) Es giebt Bewegung, also leeren Raum, also Nichtseiendes. Das Denken eine Bewegung.
2) Wenn es ein Seiendes giebt, muß es untheilbar sein, d.h. absolut erfüllt. Das Zertheilen ist nur erklärbar bei leeren Räumen, bei Poren. Ein absolut poröses Ding ist nur das Nichtseiende.
3) Die secundären Eigenschaften der Materie νόμῳ, nicht an sich.
4) Feststellung der primären Eigenschaften der ἄτομα. Worin gleichartig, worin verschieden?
5) Die Aggregatzustände des Empedokles (vier Elemente) setzen nur die gleichartigen Atome voraus, können also nicht selbst ὄντα sein.
6) Die Bewegung ist mit den Atomen unlösbar verbunden, Wirkung der Schwerkraft. Epikur. Kritik: was heißt Schwere in einem unendlichen leeren Raume?
7) Denken ist Bewegung der Feueratome. Seele, Leben. Sinneswahrnehmungen.

[«]

23[40]

Werth des Materialism und Verlegenheit desselben.
Plato und Demokrit.
Der weltflüchtige heimatlose edle Forscher.
Demokrit und die Pythagoreer finden zusammen das Fundament der Naturwissenschaft.

Pythagoreer.

[«]

23[41]

(10) Plan. Was ist ein Philosoph?
Welche Beziehung hat ein Philosoph zur Kultur?
Speziell zur tragischen Kultur?

(20) Vorbereitung. Wann verschwinden die Werke?
Die Quellen: a) für das Leben b) für die Dogmata.
Die Chronologie. Bestätigt durch die Systeme.
(100) Hauptheil. Die Philosophen mit Stellen und Excursen.
(20) Schluss. Die Stellung der Philos<ophie> zur Kultur.

[«]

23[42]

Der Künstler schaut nicht „Ideen", er empfindet an Zahlenverhältnissen Lust.
Alle Lust auf Proportion, Unlust auf Disproportion.
Die Begriffe aufgebaut nach Zahlen.
Die Anschauungen, die gute Zahlen darstellen, sind schön.
Der Mann der Wissenschaft rechnet die Zahlen der Naturgesetze
der Künstler schaut sie: — dort Gesetzmäßigkeit,
hier Schönheit.
Das vom Künstler Geschaute ist ganz oberflächlich, keine „Idee"!
Die leichteste Hülle um schöne Zahlen.

[«]

23[43]

Unsre Anschauung bereits durch Begriffe modificirt.
Begriffe sind Relationen, nicht Abstraktionen.

[«]

23[44]

1. Metaphern beziehen sich auf Thätigkeiten.
2. Bilden unter sich ein System: festes Grundgerippe — bilden Zahlen.
3. Der Kern der Dinge, das Essentielle drückt sich in der Sprache der Zahl aus.
4. Worin ruht das Beliebige bei den Metaphern?

[«]

23[45]

Philosophie nicht für das Volk
also nicht Basis einer Kultur,
also nur Werkzeug einer Kultur.

a) Gegen den Dogmatism der Wissenschaften
b) gegen die Bilderverwirrung mythischer Religionen in der Natur
c) gegen die ethische Verwirrung durch Religionen.

Diesem ihrem Zweck gemäß ist ihr Wesen

a) 1. überzeugt, von dem Anthropomorphischen, ist skeptisch
   2. hat Auswahl und Größe
   3. Einheitsvorstellung überfliegend
b) ist gesundes Ausdeuten und Einfachnehmen der Natur, ist Beweis.
c) zerstört den Glauben an die Unverbrüchlichkeit solcher Gesetze.

Ihre Hülflosigkeit ohne Kultur, an der Gegenwart geschildert.

[«]

[24 = U II 7a. Winter 1872–73]

24[1]

Gesundes Hineinblicken in sich selbst, ohne sich zu untergraben; nicht mit Wahn und Fabelei, sondern mit reinem Schauen in die unerforschte Tiefe sich wagen, ist eine seltne Gabe. Goethe.

[«]

24[2]

Zwei Behandlungsarten sind zu Hinderniß und Verspätung der Wissenschaft die traurigsten Werkzeuge; entweder man nähert und verknüpft himmelweit entfernte Dinge, in düsterer Phantasie und witziger Mystik; oder man vereinzelt das Zusammengehörige, durch zersplitternden Unverstand, bemüht sich nahverwandte Erscheinungen zu sondern, jeder ein eigen Gesetz unterzulegen, woraus sie zu erklären sein soll.

Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann usw.

Erfordernisse zu einem wissenschaftlichen Kunstwerke: man müßte keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Thätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sey, entstehen kann. — Sie können jeden Augenblick hervortreten, wenn sie nicht durch Vorurtheile, durch Eigensinn einzelner Besitzender und wie sonst alle die vorkommenden zurückschreckenden und tödtenden Verneinungen heißen mögen —

Denn ob wir gleich, was Wissenschaft und Kunst betrifft, in der seltsamsten Anarchie leben, die uns von jedem erwünschten Zweck immer mehr zu entfernen scheint — — —

[«]

24[3]

Von der Natur. Sie spielt ein Schauspiel: ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen. — Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. Goethe.

[«]

24[4]

Von der Gelehrten-Republik ist oft die Rede, aber nicht von der Genialen-Republik. In dieser geht es so zu: — ein Riese ruft dem andern zu, durch den öden Zwischenraum der Jahrhunderte, ohne daß die Zwergenwelt, welche darunter wegkriecht, etwas mehr vernähme als Getön, und mehr verstände als daß überhaupt etwas vorgeht. Und wiederum, dies Gezwerge treibt da unten unaufhörliche Possen und macht großen Lärm, schleppt sich mit dem, was jene haben fallen lassen, proklamirt Heroen, die selbst Zwerge sind, wovon jene Riesengeister sich nicht stören lassen, sondern ihr hohes Geistergespräch fortsetzen. Schopenhauer.

[«]

24[5]

Meine Zeitgenossen haben durch die gänzliche Vernachlässigung meiner Leistungen und derweiliges Celebriren des Mediokren und Schlechten alles Mögliche <gethan,> mich an mir selbst irre zu machen. Schopenhauer.

[«]

24[6]

Das Genie der Kreuzträger der Menschheit, um sie aus Rohheit und Barbarei zu erlösen. Schopenhauer.

[«]

24[7]

Es zwingt sich mir Alles auf, ich sinne nicht mehr drüber, es kommt mir alles entgegen, und das ungeheure Reich simplificirt sich mir in der Seele, daß ich bald die schwerste Aufgabe gleich weglesen kann. Wenn ich nur jemandem den Blick und die Freude mittheilen könnte, es ist aber nicht möglich. Und es ist kein Traum, keine Phantasie; es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur nur gleichsam immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt. Hätt' ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraute ich mich es auf alle Reiche der Natur — auf ihr ganzes Reich — auszudehnen. G<oethe>.

[«]

24[8]

Ich habe es oft gesagt und werde es noch oft wiederholen, die causa finalis der Welt und Menschenhändel ist die dramatische Dichtkunst. Denn das Zeug ist sonst absolut zu nichts zu brauchen. G<oethe>.

[«]

24[9]

Bei der anatomischen Entdeckung. Ich habe eine solche Freude, daß sich mir alle Eingeweide bewegen.

[«]

24[10]

Grillparzer in knöchernen Versen:
Kunstliebe ohne Kunstsinn
Bringt bei Fürsten wenig Gewinn,
Sie öffnet Kunstschwätzern ihr Ohr,
Und die Kunst bleibt einsam wie zuvor.

[«]

24[11]

Es giebt zwei Arten der Kultur, die hellenische und die römische: die erstere ein natürliches Gewächs, das in allen seinen Gestalten und Gliedern die wesentliche Form immer wieder spielend umschreibt, so daß die ungeheure Vielheit sich dem betrachtenden Auge simplificirt: die andre eine vornehme Convention und Dekoration, mit entlehnten, auch vielleicht nicht verstandenen, aber in's Prachtvolle und Üppige oder Zierliche umgedeuteten Formen.

[«]

24[12]

Ist das Leben eines Volkes unter die griechisch oder römisch geartete Herrschaft der Kunst gerathen, so reden wir von der Kultur dieses Volkes: welche Stellung wird aber die Philosophie zu der fest und normativ gewordenen Herrschaft der Kunst über das Leben einnehmen, wenn diese Kunst in einem Falle Natur, im anderen Convention ist? Beantworten wir diese Frage zuerst aus einer Analogie.

[«]

24[13]

Es ist meine Absicht, Jünglinge, die der lateinischen und der griechischen Sprache fähig sind, durch eine einfache Erzählung von den großen griechischen Meistern der Philosophie zu unterhalten.

[«]

24[14]

Vorträge über die griechische Philosophie.
Erster Theil.

[«]

[25 = P II 12b. 54. 55. 52. Winter 1872–73]

25[1]

Ich will mit dem Bekenntniß anheben, daß es mir sehr schwer geworden ist, in Betreff der griechischen Tragödie zu einer reinen und ursprünglichen Empfindung zu gelangen, die wirklich die Tragödie als Kunstwerk berührt, zu einer Empfindung, die ich vor allem „ehrlich“ nennen möchte. Von vorn herein ist nämlich jetzt alles dazu angethan, daß der junge Mensch, begierig, nun endlich in eine so grenzenlos berühmte Wunderwelt hineinzublicken, in das Netz einer als unehrlich zu bezeichnenden Bewunderung verfalle. Er verbirgt sich ängstlich den kühlen befremdlichen und fast peinlichen ersten Eindruck: denn er möchte um jeden Preis das lieben, dessen Triumphgesang aus dem Alterthum her bis zu diesem Moment um ihn her erschallt. In diesem Bedürfniß zur Liebe verwandelt er sich, unbewußt, das so befremdlich auf ihn einwirkende Objekt mit der Kraft einer zarten Illusion; vielleicht hält er sein Auge starr auf die Scenen gebannt, in denen er eine Verwandtschaft mit Shakespeare empfindet und mißt etwa nach dem Eindruck der äschyleischen Kassandrascene die ganze alte Tragödie; oder er verweilt bei dem Aufbau des sophokleischen Drama’s, erfreut darin Gesetze wiederzuerkennen, nach denen auch jetzt noch der Dramatiker baut und gestaltet. Ein Andrer wiederum mag sogar den Gegensatz jener kühleren und herberen mythischen Welt mit einem „sentimentalischen“ Reize empfinden: während die geringeren Naturen sich hier wie überall mit dem Stofflichen zufriedengeben, also theils an der dargestellten Geschichte sich ergetzen oder an einzelnen Worten und Gedanken oder an Metren oder gar an verderbten Stellen hängen bleiben. Dagegen beginnt jene ehrliche Empfindung mit dem Eingeständnisse eines ungeheuren Defektes und einer deshalb nur bedingten Bewunderung. Der Defekt ist selbst größer, als wenn wir uns etwa vor einem Trümmerhaufen eines Tempels finden und aus wenigen Säulenresten den Eindruck ganzer Colonnaden zu errathen suchen. Denn wir haben zuletzt gedrucktes Papier vor Augen, an Stelle der Wirklichkeit jener Tragödie. Wir müssen uns den Griechen dazu suppliren, den Griechen in der vollendeten Äußerung seines Lebens, als tragischen Schauspieler Sänger Tänzer, den Griechen als einzig anspruchsvollen künstlerischen Zuschauer. Wenn wir aber das vermögen, den Griechen selbst hinzuzudenken, so haben wir aber auch beinahe die antike Tragödie aus uns neu erzeugt. Das aber ist die grenzenlose Schwierigkeit: wo soll der moderne Mensch anfangen griechisch zu denken, wann soll er enden? In Wahrheit ist der Weg, nachdem man sich jenen Defekt deutlich gemacht hat, sehr schwer zu finden. Nur analoge, fast griechisch zu nennende Erscheinungen unserer Welt können uns jetzt weiter helfen: wie das Gleiche immer nur vom Gleichen und am Gleichen erkannt wird. So pflegt der bessere Theil unserer gegenwärtigen Gelehrten Goethe zu benutzen, um von ihm sich zu den Griechen geleiten zu lassen: andre nehmen Rafael zu Hülfe. Ich halte mich an die Erfahrungen, welche ich Richard Wagner verdanke. Die sogenannte historisch-kritische Wissenschaft hat gar kein Mittel, so fremden Dingen näher zu kommen: wir brauchen Brücken. Erfahrungen, Erlebnisse: dann wiederum brauchen wir Menschen, die sie uns deuten, die sie aussprechen. So glaube ich im Recht zu sein, von dem Eindrucke auszugehen, den eine Tristanaufführung im Sommer 1872 auf mich hervorbrachte.

Ich gewahrte einmal, nach der plastischen Seite der Darstellung hin, eine durchgreifende Differenz gegen die plastische Darstellung unserer Schauspieler in Schillerschen und Shakespeare'schen Rollen, ebenso wie der Sänger in Opern. Ganz abgesehen von dem Talente der Darstellenden, war ein unwillkürliches Streben bemerkbar, auch in den leidenschaftlichsten Momenten eine ruhige Größe zu bewahren: im Wesentlichen sah man edle, mäßig bewegte, zumeist fast ruhende plastische Gruppen. Mir gefiel, daß die moderne Rastlosigkeit hier einem Streben nach Plastik gewichen war. Ich sagte mir, daß die Musik und das Singen wohl der Grund sein mußten, weshalb sich nichts so schnell bewegte wie im gemeinen Leben und wie in der gesprochenen Tragödie. Der gesungene Affekt ist unendlich verzögert gegenüber dem gesprochenen. Die begleitende Bewegung muß die raschende packende naturalistische Bewegung in eine pathetische Größe umdeuten. Und so ahnte ich eine allerfruchtbarste Zukunft unserer plastischen Aufgaben, einer so erhabenen Musik die entsprechende Erhabenheit der Stellungen und Gruppirungen zu erfinden. Und auch hier wieder erschien mir die Musik als der Erlöser unserer Gegenwart. Dagegen war die Oper ganz ungeeignet, eine Reinigung des plastischen Sinnes zu erzeugen: denn ihre Sänger waren verkleidete Instrumente, ihre Bewegungen im Grunde gleichgültig und deshalb von vorn herein durch Konvention bestimmbar. Eher könnte man sagen, daß der moderne Mensch, durch die Vorführung seiner Lieblingskunst, der Oper, sich an den Konventionsausdruck in Tracht, Geberde usw. gewöhnt habe: daß die Höfe

Nachahmungen der Opernwelt und allmählich die ganze civilisirte Welt die abgeblaßte Nachahmung der früheren Hofkultur sei.

Dasselbe aber, was hier zu einer ruhigeren Plastik nöthigt, die längere Dauer des gesungenen Tones, hat offenbar auch in dem aeschyleischen Drama dazu genöthigt: außerdem aber, zu einer Steigerung dieser plastischen Ruhe, noch ein anderer Umstand. Die Tragödie ist ein religiöser Akt des ganzen Volks, d.h. einer ganzen Bürgergemeinde, sie rechnet also auf eine große Zuschauermasse: dies aber macht die Entfernungen des Dargestellten vom Zuschauer viel größer als bei uns. Dieser anderen perspektivischen Verhältnisse wegen mußte der Schauspieler selbst, mächtig ausgestopft und auf dem Kothurn stehend, vorgeführt werden: aus demselben Grunde trat die Maske an Stelle des bewegten Gesichts. Aber ebendeshalb muß auch die Plastik nur in großen und ruhigen Formen sich ausbreiten. Hier bildeten sich ganz von selbst die Gesetze des hohen Stils aus, die starre Symmetrie wurde in Kontrasten aufgehoben. Wahrscheinlich hat die Beschränkung auf zwei, drei Schauspieler auch den plastischen Grund, daß man die größere Gruppe, bewegte Gruppe darzustellen sich fürchtete. Denn hier sind der Gefahren des Unschönen zu viele. Jene einfache äschyleische Plastik muß aber die Vorstufe des Phidias gewesen sein: denn die bildende Kunst kommt mit langsamem Schritte hinter einer schönen Wirklichkeit drein. Es ist ein wichtiges Problem, warum die bildende Kunst nicht zugleich mit den anderen Künsten, nach Sokrates, verfiel: aber erstens kommt sie später, sodann rettet sie die handwerksmäßige, aber nicht sophistische Bildung ihrer Meister, und drittens wird das einmal schön Erfundene immer wiederholt, so daß auch die späteren Zeiten für uns noch in der Schönheit viel früherer Zeiten prangen.

Der Tragödiendichter muß jedenfalls auch für die plastischen Gruppen und Bewegungen seiner Schauspieler Vorschriften gegeben haben: und daß er dies that, erkennen wir aus der Symmetrie der Verszahlen, die sich nur an plastischen Bewegungen verdeutlichen lassen. Im Allgemeinen steht der Schauspieler, während er spricht: durch einzelne Schritte scheidet er gleiche Gruppen von Versen ab. Jedenfalls gehört sein ganzes Gebahren mit unter den Begriff der Orchestik, und der Chorodidaskalos, d.h. ursprünglich der Dichter, hatte auch für ihn alles auszudenken und vorzuschreiben. Für die aeschyleische Zeit, die an einen streng hieratischen Stil gewöhnt war, werden wir auch in der Tragödie einen noch hieratisch bedingten Stil häufig vorauszusetzen haben. Es wäre also die Aufgabe gestellt, Aeschylus als plastischen Komponisten zu verstehen, sowohl in der plastischen Bewegung einer einzelnen Scene, als in der Gesammtfolge der plastischen Compositionen im ganzen Kunstwerk. Dabei wäre das Hauptproblem, die plastische Benutzung des Chors zu verstehen, sein Verhältniß zu den Bühnenpersonen: sodann die Beziehung der plastischen Gruppe zur umgebenden Architektur. Hier öffnet sich uns ein Abgrund künstlerischer Kräfte — und der Dramatiker erscheint mehr denn je wieder als der Gesammtkünstler. Vgl. Goethe an Schiller, Bd. I, p. 278.

[«]

[26 = U I 5b. Frühjahr 1873]

26[1]

Thales.	Paracelsus. Stelle in den Allegorien Homers. Wasser in der neuen Chemie. Lavoisier. Wolken Eis. Anaximenes Luft (Paracelsus).
Anaximander.	Das Werden als Zeichen der Vergänglichkeit. Nicht das infinitum, sondern das Indefinitum. Das ἄπειρον Ursache der Welt des Werdens? (Emanationstheorie, Spir.)
Heraclit.	Werden als Schaffen, p. 347 und früher Kopp. Voraussetzung von zwei Elementen für jedes Werden.
Anaxagoras.	Kreisbewegung. Dynamische Theorie, Durchdringung der Materie, p. 324. Viele Substanzen. Werden als Herausziehn, nicht mehr Schaffen. Durchdringung zu Punkten.
Empedocles.	Attraktion, Repulsion. Affinität. Actio in distans. Vier Elemente. Zwei Electricitäten, p. 340 Kopp. Liebe und Haß-Empfindung als Bewegungsursache. Boerhave, p. 310 Kopp.
Democrit.	Atome gleichartig. Buffon gegen Newton, p. 311. Vielgestaltig, Gassendi.
Pythagoreer.	367 Kopp. Der schlafende Reisende im Schiff. Überweg, III 53. Fortsetzung der Atomistik, alle Bewegungsmechanik ist zuletzt Beschreibung der Vorstellungen. Berührung. Actio in distans.
Parmenides.	Bernardinus Telesius.

Beiträge zur Geschichte der Physiologie von Rixner und Siber III.
Definition der Substanz bei Cartesius, siehe Überweg III 52.
Gegenseitige Einwirkung bei völliger Verschiedenheit des Cörpers. III 53.
Grundlehre Satz vom Widerspruch, Überweg, III 81.
Quidquid est, est: quidquid non est, non est.

[«]

26[2]

Nachahmung der Natur.
„Der weiseste Mensch ist Gott gegenüber ein Affe.“ Heraclit.
Oedipus der „Weh-mensch“ löst das Menschenräthsel.

[«]

26[3]

Die Eleaten sahen den Himmel gleichsam schwarz, wie die Mondbewohner.

[«]

26[4]

Cardanus theilt die Menschen in
1) bloß Betrogene
2) betrogene Betrüger
3) nicht betrogene Nichtbetrüger.

[«]

26[5]

Democrit { Sennerti physica Viteb<ergae> 1618
Magneni Democritus reviviscens Ticini 1646
Empedocles — Maignani cursus philosoph<icus> 1652 und 1673.

[«]

26[6]

Der finstere Ozean der Metaphysik.

[«]

26[7]

Thomas Campanella sagt, der Raum ist beseelt, denn er scheut das Leere und begehrt nach Erfüllung.

[«]

26[8]

Es ist wie in einer Gemäldegalerie, eine Reihe von Philosophen hinter einander anzusehen: sie sind in dem Hause, in das wir sie zur Vergleichung einmiethen, nicht zu Hause; sie sehen daher oft so beliebig und wie ein Luxus aus, wie Erzeugnisse charakterloser Allerweltskünstler. Die Aufgabe dagegen soll sein, nur davon zu erzählen, wie sie selbst von ihren Vorgängern erzählen und mit ihnen sich berühren, also der Kampf untereinander.

[«]

26[9]

Ich will eine Reihe von großen Philosophen beschreiben und hoffe dadurch das Wesen des Philosophen selbst deutlicher zu machen: ob ich es schon auf eine etwas unphilosophische Weise thun werde, da ich mich an den Wirkungen des Philosophen halte. Aber ich vermag nicht direkter von ihrem Wesen zu reden, denn der reine Trieb zur Wahrheit ist so fremd und unerklärlich in dieser Welt, daß ich hoffen darf, wenn ich zeige, wozu er nütze ist, wenigstens etwas gezeigt zu haben. Sollte er dieses Nutzens wegen nicht da sein, so ist es doch gut einzusehen, daß er, wenn er einmal da ist, auch nützlich sein kann: während er seinem Wesen nach so fremd und unmenschlich ist, daß man glauben möchte, er sei nicht nur unnütz, sondern auch schädlich. Denn jener Trieb steht im Widerspruch mit dem, was die Menschen zumeist beglückt.

[«]

26[10]

Es giebt nur Philosophen, d.h. Freunde der Wahrheit
oder Feinde der Wahrheit
oder Skeptiker.

[«]

26[11]

Ich habe nichts als Empfindung und Vorstellung.

Also kann ich diese nicht aus den Vorstellungs-Inhalten entstanden denken.

Alle jene Kosmogonien usw. sind erschlossen aus den Empfindungsdaten.

Wir können uns nichts denken, das nicht Empfindung und Vorstellung wäre.

Somit auch nicht rein Zeit, Raum Welt existirend, aber ohne das Empfindende und Vorstellende.

Ich kann mir das Nichtsein nicht vorstellen.
Das Seiende ist Empfindung und Vorstellung.
Das Nichtseiende wäre etwas, was nicht Empfindung und Vorstellung wäre.

Das Vorstellende kann sich nicht „nicht vorstellen“, wegvorstellen.

Das Vorstellende kann sich nicht als geworden denken, noch als vergehend.

Unmöglich auch die Entwicklung der Materie, bis zum Vorstellenden.

Denn es giebt gar nicht diesen Gegensatz von Materie und Vorstellung.

Die Materie selbst ist nur als Empfindung gegeben. Jeder Schluß hinter sie ist unerlaubt.

Die Empfindung und die Vorstellung ist die Ursache, daß wir an Gründe Stöße Körper glauben.

Wir können sie auf Bewegung und Zahlen zurückführen.

[«]

26[12]

Bewegung in der Zeit

AB

. .

Raumpunkt A wirkt auf Raumpunkt B und umgekehrt.

Dazu bedarf es einer Zeit, denn jede Wirkung hat einen Weg zurückzulegen. Aufeinanderfolgende Zeitpunkte würden in einander fallen.

A trifft mit seiner Wirkung nicht mehr auf das B des ersten Momentes. Was heißt es nun: B existirt noch und ebenso A existirt noch, wenn sie sich treffen?

Das heiße vor <allem>, A ist unverändert dasselbe in dem und jenem Zeitpunkte. Dann aber ist A keine wirkende Kraft, denn die kann nicht mehr dieselbe sein; denn das hieße, sie hätte nicht gewirkt.

Nehmen wir das Wirkende in der Zeit, so ist das in jedem kleinsten Zeitmomente Wirkende ein Verschiedenes.

Das heißt: die Zeit beweist das absolute Nichtbeharren einer Kraft.

Alle Raumgesetze sind also zeitlos gedacht,

das heißt müssen gleichzeitig und sofort sein.

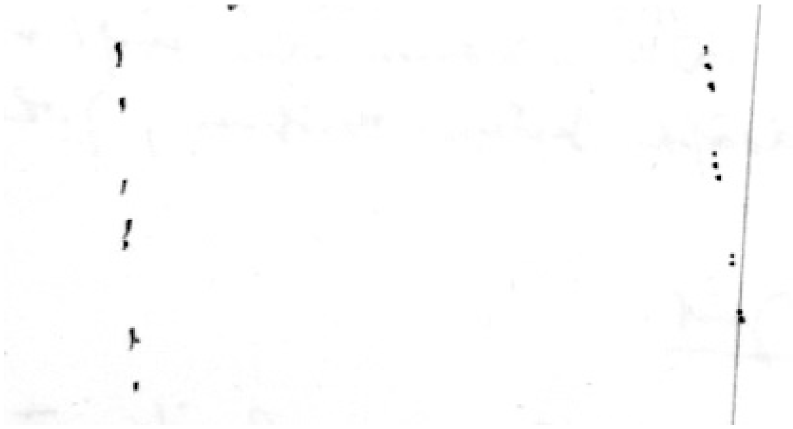
Die ganze Welt in einem Schlage. Dann aber giebt es keine Bewegung.

Die Bewegung laborirt an dem Widerspruch, daß sie nach Raumgesetzen construirt und durch Annahme einer Zeit wieder diese Gesetze unmöglich macht: d.h. zugleich ist und nicht ist.

Hier ist durch die Annahme zu helfen, daß entweder Zeit oder Raum = o ist.

Nehme ich den Raum als unendlich klein, so werden alle Zwischenräume zwischen den Atomen unendlich klein, d.h. alle punktuellen Atome fallen zusammen in einen Punkt.

Da aber die Zeit unendlich theilbar ist, so ist die ganze Welt möglich rein als Zeitphänomen, weil ich jeden Zeitpunkt mit dem einen Raumpunkt besetzen kann, somit ihn unendliche Mal setzen kann. Man müßte sich somit als Wesen eines Körpers Zeitpunkte distinkt denken, d.h. den einen Punkt in bestimmten Zwischenräumen gesetzt. Zwischen jedem Zeitzwischenraum haben noch unendliche Zeitpunkte Platz: also könnte man sich eine ganze Körperwelt denken, alle aus einem Punkte bestritten, aber so, daß wir Körper in unterbrochene Zeitlinien auflösen.



Jetzt ist nur ein reproduzirendes Wesen nöthig, welches frühere Zeitmomente neben den gegenwärtigen hält. Darin sind unsere Körper imaginirt.

Es giebt dann kein Nebeneinander, als in der Vorstellung.

Alles Nebeneinander wäre erschlossen und vorgestellt. Die Gesetze des Raumes wären sämmtlich construirt und verbürgten nicht das Dasein des Raumes.

Die Zahl und die Art der Aufeinanderfolge jenes einen oft gesetzten Punktes macht dann den Körper aus.

Die Realität der Welt bestünde dann in einem verharrenden Punkte. Die Vielheit enstünde dadurch, daß es vorstellende Wesen gäbe, welche diesen Punkt in den kleinsten Zeitmomenten wiederholt dächten: Wesen, welche den Punkt auf verschiedenen Zeitpunkten als nicht identisch annehmen und jetzt diese Punkte gleichzeitig nehmen.

Übersetzung aller Bewegungsgesetze in Zeitproportionen.

Das Wesen der Empfindung bestünde darin, allmählich solche Zeitfiguren immer feiner zu empfinden und zu messen; die Vorstellung construirt sie als ein Nebeneinander und erklärt jetzt diesem Nebeneinander gemäß den Fortgang der Welt: reine Übertragung in eine andere Sprache, in die des Werdens.

Die Ordnung der Welt wäre die Regelmäßigkeit der Zeitfiguren: doch müßte man dann jedenfalls die Zeit mit einer constanten Kraft wirkend denken, nach Gesetzen, die wir uns nur aus dem Nebeneinander deuten können. Actio in distans temporis punctum.

An sich haben wir gar kein Mittel ein Zeitgesetz hinzustellen.

Wir hätten dann eine punktuelle Kraft, welche zu jedem späteren Zeitmomente ihrer Existenz eine Relation hätte, d.h. deren Kräfte in jenen Figuren und

Relationen bestünden. In jedem kleinsten Moment müßte die Kraft verschieden sein: aber die Aufeinanderfolge wäre in irgendwelchen Proportionen und die vorhandene Welt bestünde in der Sichtbarwerdung dieser Kraft-Proportionen, d.h. Übersetzung ins Räumliche.

Gewöhnlich nimmt man in der atomistischen Physik in der Zeit unveränderliche Atom-Kräfte an, also ὄντα im parmenideischen Sinne. Diese können aber nicht wirken.

Sondern nur absolut veränderliche Kräfte können wirken, solche die keinen Augenblick dieselben sind.

Alle Kräfte sind nur Funktion der Zeit.

1) Eine Wirkung von aufeinanderfolgenden Zeitmomenten ist unmöglich: denn zwei solche Zeitpunkte würden in einander fallen. Also ist jede Wirkung actio in distans, d.h. durch Springen.

2) Wie eine Wirkung dieser Art in distans möglich ist, wissen wir gar nicht.

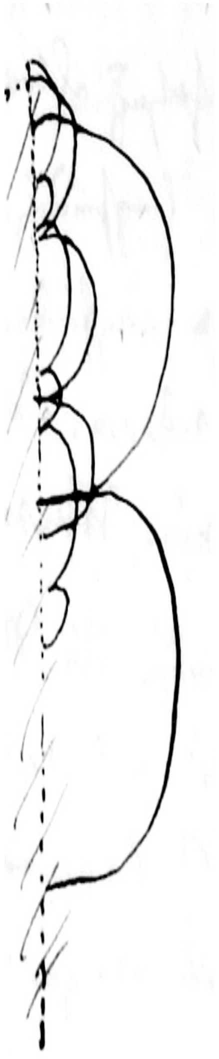
3) Schnell, langsam usw. in der ganzen Art dieser Wirkung. D.h. die Kräfte, als Funktionen der Zeit, äußern sich in der Relation von nahen oder fernen Zeitpunkten, nämlich schnell oder langsam. Die Kraft liegt im Grade der Beschleunigung. Die allerhöchste Beschleunigung läge in der Wirkung eines Zeitmomentes auf das nächste, d.h. es wäre dann = unendlich groß.
   Je größer die Langsamkeit, um so größer die Zwischenräume der Zeit, um so größer das distans.
   Also Relation entfernter Zeitpunkte ist Langsamkeit: alle Langsamkeit ist natürlich relativ.

Zeitlinie.
Real: ein Raumpunkt.

Relationen seiner verschiedenen Zeitlagen.

Wo bestehen die Relationen.

Keine Bewegung in der Zeit ist stetig.



Wir messen an etwas Räumlichbleibendem die Zeit und deshalb setzen wir voraus, daß zwischen Zeitpunkt A und Zeitpunkt B eine stetige Zeit sei. Die Zeit ist aber gar kein continuum, sondern es giebt nur total verschiedene Zeitpunkte, keine Linie. Actio in distans.

Es ist nur von Zeitpunkten zu reden, nicht mehr von Zeit.
Der Zeitpunkt wirkt auf einen anderen Zeitpunkt, also dynamische Eigenschaften vorauszusetzen.
Zeitatomenlehre.

Es ist möglich, 1) die vorhandene Welt auf punktuelle Raumatomistik zurückzuführen,
2) diese wieder auf Zeitatomistik zurückzuführen

3) die Zeitatomistik fällt endlich zusammen mit einer Empfindungslehre. Der dynamische Zeitpunkt ist identisch mit dem Empfindungspunkt. Denn es giebt keine Gleichzeitigkeit der Empfindung.

[«]

26[13]

Vielleicht Jeder hat einmal in seiner Jugend jenen leidenschaftlichen Moment erlebt, in dem er zu sich sagte: „Könntest Du doch deine ganze Vergangenheit auslöschen! Und du ständest, rein und unbeschrieben, im Angesicht der Natur, wie der erste Mensch, um von nun an weiser und besser zu leben“. Es ist ein thörichter und schrecklicher Wunsch: denn sollte wirklich die ganze Vergangenheit des Wünschenden von der Tafel des Seins ausgelöscht werden, so hieße dies nichts weniger als mit seinen ärmlichen Paar Lebensmonden auch zahllose frühere Geschlechter auszutilgen: deren Nachklang und Überrest nun einmal unsre Existenz ist, so gern sich das Individuum als etwas ganz Neues und Unerhörtes zu empfinden geneigt ist. In der That giebt es kaum ein selbstsüchtigeres Verlangen, als ganze frühere Generationen noch a posteriori zu vernichten, weil irgend ein Späterer Grund hat, mit sich unzufrieden zu sein. Sollte aber wirklich Jemand, in der Leidenschaft, ausrufen: Fluch allen Generationen, denen mein Dasein — — —

[«]

26[14]

Wunderbar die Unbesorgtheit der Natur um die Kultur. Sie hängt an zu wenig Individuen.

Bakunin, der im Haß gegen die Gegenwart, die Geschichte und die Vergangenheit vernichten will. Nun wäre um alle Vergangenheit zu tilgen freilich nöthig, die Menschen mitzuvertilgen: aber er will nur die bisherige Bildung, das ganze geistige Weiterleben, vernichten. Die neue Generation soll ihre neue Kultur finden:

Der Mensch ist nur der Kunst werth, die er selbst schafft.

Die Bildung überträgt sich nicht einfach durch die Generation. Sie ist viel gefährdeter: sie kann Jahrhunderte lang wirklich vernichtet werden.

Es ist möglich die Bildung zu vernichten.

Sie zu ruiniren ist sogar sehr leicht und das Werk weniger Menschen und Jahre.

Die Natur hat nicht solche Vorsichtsmaßregeln getroffen

Da die Bildung so wandelbar ist, so ist sie auch leicht zu verbessern.

[«]

26[15]

<Goethe> über gute Handlanger 3 p. 54

Eckerm<ann> 3 p. 164 der griechische Stil.

3 p. 37 durch Zeitungen Halbkultur der Massen

3 p. 45 über Reformen ohne Gott

der Grad dessen, was ein Mensch leiden kann, bestimmt seine Tiefe und seinen Ernst, aber auch seine Freude.

[«]

26[16]

Es ist jetzt durch die öffentliche Meinung fast verboten, von den schlimmen Folgen des Krieges, zumal eines siegreich beendeten Kriegs zu reden, weshalb die Schriftsteller, die außer jener Meinung keine Meinungen besitzen, um die Wette das Lob des Kriegs, überhaupt sein Verdienst um Kultur, Kunst und Sittlichkeit zu singen beflissen sind. Trotzdem sei es gesagt: von allen schlimmen Folgen, die der letzte mit Frankreich geführte Krieg im Gefolge hat, ist vielleicht die schlimmste eine schnell um sich greifende und jetzt fast allgemeine Täuschung, als ob die deutsche Kultur in jenem Kriege über eine fremde Kultur gesiegt habe und deshalb vor allem den Lorbeer verdiene, der einem so außerordentlichen Kriege gemäß sei. Einmal wäre immer, selbst angenommen daß jene Kulturen mit einander gekämpft hätten, der Maßstab für die siegende immer noch ein sehr relativer und unter Verhältnissen noch gar zu einem Siegesjubel oder Selbstglorifikation berechtigend; denn es käme darauf an, was jene unterjochte Kultur werth gewesen wäre, vielleicht sehr wenig, in welchem Falle auch der Sieg, selbst bei pomphaftestem Waffenerfolge, für die siegende Kultur keine Aufforderung zum Triumph enthielte. Andrerseits ist in unsrem Falle davon gar nicht die Rede. Strenge Kriegszucht, wissenschaftliche Überlegenheit der Führer, Einheit und Gehorsam unter den Geführten, kurz wesentlich Elemente, die nichts mit der Kultur zu thun haben, haben gesiegt, und nur darüber kann man sich wundern, daß die Kultur so wenig hemmend in diese militärischen Erfordernisse dazwischengetreten ist: daß sie entweder so ohnmächtig war oder so zugehörig dienstfertig. Genug, daß nach dem Krieg die Sache anders erscheint und überall anders betrachtet wird. Die Kultur soll es sein, die gesiegt hat; alle Gewerbe, alle Wissenschaften feiern ihre Mitbetheiligung daran und selbst eine Versammlung von Philologen und Schulmännern läßt sich das populäre Thema nicht entgehen und feiert ihren Stand als den am Siege mit Betheiligten. Ich will gar nichts darüber sagen, in wie weit mit Recht. Nur scheint mir darin eine allgemeine Gefahr zu liegen, daß eine höchst zweideutige, unfertige, unnationale Kultur, eine wahre Verlegenheits-Cultur plötzlich den Triumphator-Mantel sich umlegt. Um Gottes Willen, seht euch um und nehmt euch in Acht. Noch ein solcher Sieg und das deutsche Reich besteht, aber das Deutsche selbst ist vernichtet! Ich habe schon jetzt kaum den Muth, irgend eine Eigenschaft als eine speziell deutsche zu reklamiren. Die deutsche Sitte, die deutsche Geselligkeit, die deutschen Verwaltungen und Vertretungen, alles hat einen ausländischen Beigeschmack und sieht aus wie eine Nachahmung ohne Talent, von der noch dazu vergessen ist, daß sie Nachahmung ist: überall Originalität aus Vergeßlichkeit. In dieser Noth halte ich mich an die deutsche Sprache, die wahrhaftig bis jetzt allein sich durchgerettet hat, durch all die Mischung von Nationalitäten und Wechsel der Zeiten und Sitten, und meine, daß ein metaphysischer Zauber, Einheiten aus Vielheiten, Einartiges aus Vielartigem zu gebären, in der Sprache liegen müsse. Eben deshalb müssen wir die strengsten Wächter über diese unificirende, unsre zukünftige Deutschheit verbürgende Sprache setzen. Unsere großen Autoren haben ein heiliges Amt, als Wächter dieser Sprache; und unsere deutsche Schule hat eine fruchtbare ernste Aufgabe, unter den Augen solcher Wächter zur deutschen Sprache zu erziehen. (Neue Eigenschaft der d<eutschen> Sprache: alles anzunehmen und nachzuahmen, europäisches Mosaik.)

Nun hat der Krieg die unselige Wirkung gehabt, daß auch die deutschen Schriftsteller sich glorificirt fanden und jetzt ein Zutrauen zu sich bekamen, als hätte schon die strengste Nachwelt ihnen die Unsterblichkeit zuerkannt. Kecklich wagte eine ganze Reihe von neuen Klassikern sich ans Licht: die Zeitschriften und europäischen Zeitungen trugen ihnen das Krönungsdiadem voran und das Ausland geräth bei der immer erneuten Versicherung, daß wir eine große Kultur und große Classiker besäßen, in staunende Verwirrung. Denken wir uns einen gebildeten Engländer, der mit unsren großen Deutschen sich vertraut gemacht hat und nun über den Kanal her immer von neuem es hören muß, daß wieder deutsche Classiker und Musterschriftsteller existiren, als die wahren Helfer und Ursachen so gewaltiger Kriege und Siege, und dadurch höher gestellt als jene älteren, denen am wenigsten kriegerische Kränze dargebracht worden sind. Unser Engländer liest z.B. davon, daß man sich in verbreiteten Zeitschriften darüber unterhält, ob David Strauß der größte Stilist der Gegenwart sei oder noch eine Anzahl von Seines Gleiches besitze: und jetzt steigt sein Verlangen aufs Höchste, sich mit dieser modernen Klassicität bekannt zu machen und verlangt das Werk, das in einem Vierteljahr viermal, in starken Auflagen, zur Welt kam, „Der alte und der neue Glaube.“

Damit haben wir alles gesagt, was als Einleitung für den von nun an selbst redenden Engländer gesagt werden mußte: dieser liest, liest wieder, staunt, fragt, horcht, untersucht — und endlich ergreift er, in Verzweiflung, die Feder, um das ihn so Beängstigende in einem Briefe loszuwerden — er wendet sich aber direkt an David Strauß.

Erster Brief.

Ein Ausländer hat Einiges voraus, wenn er sich mit dem berühmten David Strauß in ein Gespräch über das einläßt, was Deutsch ist, zumal er — — —

[«]

26[17]

Wenn ein moderner Mensch wie Strauß an einem so großen Alten Fehler zu rügen hätte, so sollte es billig nicht anders geschehen, als auf den Knien, um mit Goethe zu reden, 3, p. 137.

[«]

26[18]

Die plötzliche Bereicherung eines Volkes birgt dieselben Gefahren wie die plötzliche Überfüllung mit wissenschaftlichen Erkenntnissen. Der Weg von der

Einsicht zum Leben, vom Kennen zum Können, von der Kunde zur Kunst wird vergessen: ein luxuriöses Schwelgen im Wissen beginnt. Das ruhige Fortarbeiten derjenigen, welche die Kultur produziren, wird plötzlich durch die Erkenntnißstolzen überfluthet: niemand will die kleinen Wege mehr praktisch gehen, sondern beschränkt sich egoistisch ein Besserwissen zu haben. Und so wie man neuerdings fürchtet, daß die berühmten fünf Milliarden zum Fluch ausschlagen könnten, so scheint der Überschuß an Wissenschaftlichkeit ein Fluch für unsere Kultur zu werden.

[«]

26[19]

Die Illusion des Kultursieges.
Der Kampf dagegen nöthig, Ausgang unwahrscheinlich durch jene Illusion.
Es fehlt das Gefühl daß es schlimm steht.

[«]

26[20]

Über Lesen und Schreiben.

1. Das Viellesen.
2. Das Vielschreiben.
3. Der Stil.
4. Die Rede.

[«]

26[21]

Griechisch und deutsch.

Kampf des Römischen und des Griechischen.

[«]

26[22]

Stil. Autoren, welche zuerst schlecht schreiben und nachher formen und künsteln.

Autoren, welche nur schlecht schreiben.

Die Herablassung der populären Schriftstellerei.

[«]

26[23]

Geburt der Tragödie.

Die Philosophen des tragischen Zeitalters.

Die Zukunft unserer Bildungsanstalten.

Über Lesen und Schreiben.

Der Wettkampf.

Rhythmus.

Griechisch und Deutsch.

Bayreuther Horizont-Betrachtungen.

[«]

26[24]

Gegen David Strauss.

Er ist einheitlich.
Der Stilist.
Die Kunstanschauung.
Die Lebensbetrachtung.

Die philiströse Impotenz dieser Bildung. Resignation und erkünstelte Heiterkeit.

Gefühllos für das Deutsche.

Von
Pacific Nil.

[«]

[27 = U II 1. Frühjahr–Herbst 1873]

27[1]

Der Stil des Strauß beweist, daß er während eines langen Lebens viel schlechte Bücher gelesen — ich meine vor allem die Schriften seiner Gegner.

Er hat am Christenthum das Beste vergessen, die großen Einsiedler und Heiligen, kurz das Genie und urtheilt wie der Dorfpastor über die Kunst oder wie Kant über die Musik (der sie nur als Militärmusik schätzt).

Wenn die Franzosen mehr Deutsch verstehen werden, wird es ein großes Gelächter über den Geschmack der deutschen Landsleute geben: was für Gelehrte, und Dichter und Romanschreiber, wie stolz und wie geschmacklos! Es war frech von Strauß, das Leben Jesu dem deutschen Volke zu bieten als ein Gegenstück zu dem viel größeren Renan: und gar Voltaire hätte er nicht berühren dürfen.

Strauß hat gewähnt das Christenthum zu zerstören, in dem er Mythen nachweisen wollte. Aber das Wesen der Religion besteht gerade darin, mythenbildende Kraft und Freiheit zu besitzen. Widersprüche mit der Vernunft und der heutigen Wissenschaft sind sein Trumpf. Er ahnt nichts von der fundamentalen Antinomie des Idealismus von dem höchst relativen Sinn aller Wissenschaft und Vernunft. Oder: gerade die Vernunft sollte ihm sagen, wie wenig durch die Vernunft über das Ansich der Dinge auszumachen ist.

[«]

27[2]

Er sieht nirgends, wo die Probleme liegen. Er nimmt das Christenthum, die Kunst immer in der niedrigsten demokratischen Verkümmerung und widerlegt dann. Er glaubt an die moderne Kultur — aber die antike war eine viel größere und doch ist das Christenthum darüber Herr geworden. Er ist kein Philosoph. Er ist ohne Stilgefühl. Er ist kein Künstler. Er ist ein Magister. Er zeigt den magisterhaften Typus der Bildung unsrer Bourgeoisie.

Das Bekenntniß ist eine Überschreitung seiner Grenze: der Gelehrte ist zu Grunde gegangen, dadurch daß er Philosoph scheinen wollte. Und doch ist nur ein magisterhaftes Wesen von Weltanschauung, unfrei, ärmlich, bornirt, entstanden.

Die Disposition der Schrift: zuletzt zwei Nischen zur Erbauung.

Er ist ein schlechter Stilist und ein unbedeutender Autor, dazu nicht auf seinem Felde. Übrigens ein Greis. Was sagt Goethe vom Système de la nature?

p. 257 steht die lächerlich matte Abschwächung eines starken Wortes Proudhon's.

Bei Strauß ist kein Zusammenhang, es sind Lappen. Sein Darwinismus und seine Ethik klaffen, der Erstere hätte eine Ethik des bellum omnium und der höheren Utilität und Macht erzeugen sollen. Der Artbegriff als Moralregulativ ist ganz unzureichend. Er meint den Idealbegriff. Wer aber soll diesen aufstellen, der die Ethik noch nicht hat? Denn der Idealbegriff ist erst aus der Ethik abzuziehn, also kann der Idealbegriff nicht für den Menschen der sittliche Maßstab sein.

[«]

27[3]

Es ist ein lapsus von Strauß, ein Leben Jesu zu geben. Er mußte sich auf die historische Arbeit beschränken. — Dagegen durfte er jetzt das eigentl<ich> wahrhafte Christenthum, das Mönchsthum, nicht vergessen.

[«]

27[4]

Gegen den Schriftsteller David Strauss.

[«]

27[5]

Wenn die „Wir“ von Strauß wirklich so zahlreich sind, so trifft ein, was Lichtenberg prophezeit, daß unsre Zeiten noch einmal die dunklen heißen.

[«]

27[6]

Für Strauß ist Jesus ein Mann, den er in’s Irrenhaus stecken würde.

[«]

27[7]

An den deutschen Schriftsteller David Strauss.
Brief eines Ausländers.

Irgend Jemand hat mir einmal gesagt, Sie seien ein Jude und als solcher des Deutschen nicht vollständig mächtig.

[«]

27[8]

Es ist tröstlich, wenn einer alt wird und sein litterarisches Testament macht; man darf anfangen ihn zu vergessen und nicht mehr zu lesen — und das ist ein positiver Gewinn. — Das allerneueste Testament vererbt seine Weisheit, an die, die „geistig arm“ sind, weil sie nichts gelernt oder schlechte Bücher z.B. nur ihre eignen gelesen haben. Vor allen an die geistig armen Zeitungsleser und Concertbesucher. Ein Evangelium für das Leipziger Gewandhaus.

Er geht in sein Kämmerchen und spielt Kammermusik, — „so leben wir, so leben wir alle Tage.“

[«]

27[9]

Es soll euch durchaus nicht erlaubt sein, Lessing zu glorificiren, da ihr doch nur euch meint. Davon daß dieses herrliche Wesen unter euch stumpfen Gesellen zu Grunde gieng, habt ihr keine Ahnung. Daß er sich in den verschiedensten Gebieten herumwarf, ist kein Glück, dafür hat er in nichts es zu wahrer Größe gebracht. Gervinus. Grillparzer.

[«]

27[10]

Jahn, dem das Lied an die Freude nicht gelungen erschien.

[«]

27[11]

Aristoteles meint daß man die Produkte alter Männer tödten solle.

[«]

27[12]

Lichtenberg: „Ich weiß, daß berühmte Schriftsteller, die aber im Grunde seichte Köpfe waren — was sich in Deutschland leicht beisammen findet — bei allem ihrem Eigendünkel von den besten Köpfen, die ich befragen konnte, für seichte Köpfe gehalten worden sind.“

[«]

27[13]

Mich gelüstete so wenig, ein Bekenntniß über Leben und philosophische Fragen von Strauß zu vernehmen, als etwa von Mommsen oder von Freitag oder Gervinus.

[«]

27[14]

Er ist berühmt, wie ein Reisender in berühmten Ländern berühmt wird: dieselbe Arbeit, auf eine finnische Erzählung verwendet, hatte ihm unter Gelehrten einen guten Namen, aber weiter nichts gegeben, als was Tausende haben. Die Dummheit der Theologen hat ihn berühmt gemacht.

[«]

27[15]

Ein großer Künstler könnte jetzt noch das Christenthum wieder herstellen, vor allem seine Feste. Klopstock hatte eine Ahnung von diesem Privilegium des Genie's.

[«]

27[16]

So wie sie sich zum Stil verhalten, so zur Kunst: wie zur Kunst, so zum Leben: nämlich gemein, oberflächlich, weichlich.

[«]

27[17]

Welcher Muth, sich zum Darwinism zu bekennen, zu sagen „nicht Christen“, aber in allen wirklichen Lebensernstfragen scheu auf die dürftigste Bequemlichkeit zurückzufallen!

[«]

27[18]

Die charakterlose und stumpfe Manier als Ausdruck der
Gesundheit.

Das Alterthümliche als Ausdruck der deutschen Kraft.
Das Bild und zwar aus der modernsten Welt als Zeichen des Geschmacks und zwar des modernen Geschmacks.
Er affektirt ein großer populärer Schriftsteller zu sein: falscher Begriff der Popularität.
Er gehört zu denen, die in einem gewissen Alter unfähig sind, Kant zu verstehen.
Das klassische Alterthum existirt für ihn nicht.
„Das Testament der modernen Ideen!“
Ist es denn nöthig, daß jemand in dem Fach viel verstehen muß, in dem er berühmt geworden ist?

[«]

27[19]

Sie nennen sich David Strauss, ich verstehe Ihre Schelmerei wohl, Sie wollen dem deutschen Publikum zu verstehen geben, wie ärmlich und dürftig der wahre David Strauss ist, wie schlecht und gering seine schriftstellerischen Talente sind. Aber wie arg sind Sie mißverstanden! Überall nimmt man Sie ernsthaft: und gar den Stil, die lustige Carikatur, preist man wie etwas Einziges.

Ich will Ihnen zeigen, daß ich Sie verstanden habe.

[«]

27[20]

Brief
1. Der Wunsch, als Autor naiv und populär, ja ein Genie zu sein. Preis der Form.
2. Archaismen Neologismen.
3. Verwirrung der Bilder.
4. Hegel und die Zeitungen — so wie die Gegner.
5. Über Lessing.
6. Die großen Musiker.
7. Der Darwinism und die Ethik.
8. Keine Philosophie.
9. Reduzirt auf die Theologie. Alles sonst zu streichen.

10. Er hat keinen Begriff vom Christenthum.

[«]

27[21]

Lichtenberg: „man kann sich selbst bis zum Erstaunen in einer Sache Genüge leisten, und der Erfahrene lacht über unser Werk.“ „Es giebt in der gelehrten Republik Männer, die ohne das geringste wahre Verdienst ein sehr großes Aufsehen machen. Wenige untersuchen den Werth derselben und die, die ihn kennen, würde man für Lästerer halten, wenn sie ihre Meinung öffentlich sagten. Die Ursache ist, der eigentlich große Mann hat Eigenschaften, die nur der große Mann zu schätzen weiß; der andre solche, welche der Menge gefallen, die hernach die Vernünftigen überstimmt.“ „Es ist nur allzu gemein, daß kluge Leute beim Bücherschreiben ihren Geist in eine Form zwingen, die von einer gewissen Idee, die sie vom Stil haben, bestimmt wird, ebenso wie sie Gesichter machen, wenn sie sich malen lassen.“ Strauß sucht bald das Gesicht von Voltaire, bald von Lessing zu machen.

[«]

27[22]

Briefe eines Ausländers an den deutschen Schriftsteller David Strauss.

[«]

27[23]

Es ist ein schmerzlicher Gedanke, daß Jemand alt und doch nicht weise werden kann. Bei Strauß frage ich mich immer: wie hat er nur bis dahin leben können?

Die Menge ist unphilosophisch und Strauß gehört zur Menge.

Sein „Aristokratismus der Natur“ ist ganz inconsequent und angeschwindelt: er ist eben berühmt geworden.

[«]

27[24]

Ein seelenloses Wörtermosaik mit europäischer Syntax schreibt bald das Deutsche. Wir verlieren die Sprache immer mehr und wir sollten wissen, was wir an ihr haben — das Deutsche! Wir bekommen ein deutsches Reich, zu der Zeit als wir bald aufgehört haben Deutsche zu sein. Der abstrakte europäische Mensch, der alles nachmacht und schlecht —

Was sind doch deutsche Sitten — meistens schlechte und festgewordene Nachahmungen, die als solche vergessen wurden.

Dann scheint auch das strenge Denken verloren zu gehn, denn die „Klassiker“ sind lüderliche Gesellen. Ich habe nicht mehr den Muth eine einzige Eigenschaft als deutsch zu reklamiren. Der Krieg hat entschieden verschlimmert. Es ist fast verboten, von den schlimmen Wirkungen des Kriegs zu reden: ich thue es und sage: die schlimmste Wirkung ist daß durch den Sieg der Schein entsteht, als ob die deutsche Kultur gesiegt habe und als ob sie deshalb preiswürdig sei.

[«]

27[25]

Sie sagen uns, daß Sie alt sind. Nun sagt Lichtenberg: „ich glaube, daß man selbst bei abnehmendem Gedächtniß und sinkender Geisteskraft noch immer gut schreiben kann, wenn man nur nicht soviel auf den Augenblick ankommen läßt, sondern bei seinen Lektüren oder seinen Meditationen, immer wieder schreibt, zu künftigem Gebrauche. So sind gewiß alle großen Schriftsteller verfahren.“ — Nein, Sie sind kein alter Mann, denn Sie lassen es auf den Augenblick ankommen!

„Das Populärmachen sollte immer so getrieben werden, daß man die Menschen damit heraufzöge. Wenn man sich herabläßt, so sollte man immer daran denken, auch die Menschen, zu denen man sich herabgelassen hat, ein wenig zu heben.“

„Die simple Schreibart ist schon deshalb zu empfehlen, weil kein rechtschaffner Mann an seinen Ausdrücken künstelt und klügelt.“ „Ich mag immer den Mann mehr lieben, der so schreibt, wie es Mode werden kann, als den, der so schreibt, wie es Mode ist.“ „Es kommt so außerordentlich viel darauf an, wie etwas gesagt wird, daß ich glaube, die gemeinsten Dinge lassen sich so sagen, daß ein Andrer glauben müßte, der Teufel hätte es einem eingegeben.“

[«]

27[26]

David Strauss als Schriftsteller und Sprachkünstler.

[«]

27[27]

Schopenhauer: „daher müssen solche Sprachverbesserer, ohne Unterschied der Person, gezüchtigt werden, wie die Schuljungen. Jeder Wohlgesinnte und Einsichtige ergreife mit mir Partei für die deutsche Sprache gegen die deutsche Dummheit.“

[«]

27[28]

Es sind rohe Empiriker: unsre Schulen sind gänzlich unzureichend. Der Nothstand ist auf der Spitze. Polizeiliches Verbieten eines Zeitungsblattes, das den geringsten sprachlichen Fehler hat.

[«]

27[29]

Die Wirkungen Hegels und Heine’s. Letzterer zerstört das Gefühl für einheitliche Farbe des Stils und liebt die Hans Wurst Jacke, mit dem buntesten Farbenwechsel. Seine Einfälle, seine Bilder, seine Beobachtungen, seine Worte passen nicht zu einander, er beherrscht als Virtuose aber alle Stilarten, um sie nun durcheinander zu werfen. Bei Hegel das nichtswürdigste Grau, bei Heine das Schimmern der elektrischen Farbenspiele, die die Augen fürchterlich angreifen, wie auch jenes Grau. Denkt euch nur alles mimisch, bei Hegel und Heine. Jener ein factor, dieser ein farceur.

[«]

27[30]

Die furchtbare Dilapidation der Hegelei! Auch wer sich zu retten verstand, wie Strauß, ist nie wieder völlig zu kuriren.

Zwei Unglücksfalle hat Strauß erfahren: einmal erfaßte ihn die Hegelei und macht ihn wirblicht, in einer Zeit, wo ein ernster Philosoph ihm hätte Richtung geben müssen. Sodann kam er, durch die Gegner, in den Wahn, seine Sache sei eine populäre und er selbst ein populärer Autor. In Folge dessen hat er nie aufhören können, Theolog zu sein, und nie wieder anfangen dürfen, wieder strenger Jünger seiner Wissenschaft zu sein. Nun hat er sich bemüht, Hegel und das Theologische möglichst zu beseitigen: umsonst. Der erste zeigt sich in der platt optimistischen Weltbetrachtung mit dem preußischen Staate als Zielpunkt der Weltgeschichte, der zweite in den gereizten Invektiven gegen das Christenthum. Er hat keinen Halt und wirft sich dem Staate und dem Erfolg an’s Herz; sein ganzes Denken ist nicht sub specie aeternitatis, sondern decennii vel biennii. So wird er zu einem „Klassiker des Pöbels“, wie Büchner usw.

[«]

27[31]

Unusquisque mavult credere quam judicare.

Seneca.

[«]

27[32]

Wer weiß, wie die Alten sich mühten und die Neueren sich nicht abmühen, macht sich bald zum Grundsatz, dies Gesindel gar nicht mehr zu lesen.

Erstens muß man etwas zu sagen haben, von dem man glauben darf, daß man es besser als irgend ein andrer Mensch sagen kann. Somit muß es in allen Theilen durchdacht, als zusammenhängend befunden sein.

Die erste Niederschrift hat weiter keinen Werth als den allgemeinen Gang und die Dimensionen zu finden, das totum ponere: allerdings die Hauptsache für den Inhalt: meistens auch werden die richtigen Farben gefunden. Nun ist das Ganze noch voll von zahllosen Fehlern, hier und da ist ein vorläufiger Bretterverschlag und

„Fehlboden“, überall liegt Staub, die Zeichen der Arbeit, der Noth sind sichtbar. Die ganze jetzt noch nöthige Arbeit, fehlt bei Strauß: selbst angenommen, das totum ponere sei gelungen.

Das totum ponere ist insofern gelungen, als das ganze Buch wenigstens eine Art Mensch abmalt, so, daß auch die großen Inconsequenzen und Halbheiten in’s Bild gehören. Es soll ja einen Glauben darstellen, nicht eine Philosophie, und hat sich deshalb seiner Gedankenlosigkeiten nicht zu schämen, da es auf das Ethos vor allem ankommt. Dieses Ethos zeigt Muth, soweit es dem Philister wohlthut, also in Religionssachen, in naturwissenschaftlichen Behauptungen usw. Sonst, nämlich in der Lehre vom Leben, gilt umgekehrt alles Vorhandene so ziemlich als vernünftig: ein paar fromme Wünsche, Abschaffung des allgemeinen Stimmrechts, Beibehaltung der Todesstrafe, Beschränkung des Rechts zu striken und Einführung von Nathan und Hermann und Dorothea in die Volksschule — das ist alles, im Übrigen „so leben wir, so wandeln wir beglückt!“

[«]

27[33]

Er hat das Leichtschürzen mißverstanden an großen Autoren: diese wollten ein zierliches Gartenhaus, dagegen spricht der plumpe Entwurf von Str<auss> es fehlt gerade die Leichtigkeit und Anmuth. Das Oberflächliche Unausgebaute ist noch lange nicht das Zierliche.

[«]

27[34]

Die Gesetzmäßigkeit in der Natur und die Vernünftigkeit werden von Strauß zum Düpiren benutzt. Er braucht in der That eine volle Kosmodicee.

„Gottgewollt“ d.h. „naturgemäß“!

Sie koketter Greis! Gaukelnder Magister!

[«]

27[35]

Lessing hat die gewaltige, unruhige, ewig spielende, in schwellenden Muskeln überall sichtbare Kraft eines jugendlichen Tigers.

Der neue Glaube kann keine Berge versetzen, wohl aber Worte. (Zum Stil.)

[«]

27[36]

Sie werden zugeben, daß ich mich nicht an die „höheren Galerien“ wende, wenn ich gegen Sie kämpfe.

[«]

27[37]

Man redet von den geologischen und darwin<istischen> Vorgängen: da denkt man sich das Subjekt als ewig. Es ist auch völlig unmöglich es wegzudenken. Unwillkürlich nimmt alle Naturwissenschaft die Einheit des Subjekts, seine Ewigkeit und Unveränderlichkeit an. Unser Gehirn, unser Auge ist bereits ein extra nos oder praeter nos: es ist nicht die Welt eine Gehirnqualität, sondern das Gehirn selbst ist ein Theil dieser Empfindungen und Vorstellungen. Nicht das Gehirn denkt, sondern wir denken das Gehirn: das selbst an sich durchaus keine Realität hat. Empfindung ist die einzige kardinale Thatsache, die wir kennen, die einzige wahre Qualität. Alle Naturgesetze sind auf Bewegungsgesetze zurückzuführen: durchaus ohne Stoff. Wenn man am Ende damit ist, wird man nur die Empfindungsgesetze festgestellt haben. Für das „an sich“ ist dann gar nichts gewonnen.

Die Idealität der Welt ist keine Hypothese, sondern die handgreiflichste einzige Thatsache. Es ist unsinnig zu glauben, daß je Empfindung erklärt werden könne aus Bewegung, oder aus etwas anderem. Man kann nicht Empfindung aus etwas anderem erklären, da man gar nichts Anderes hat.

[«]

27[38]

Wo Heine und Hegel zugleich gewirkt haben, wie z.B. bei Auerbach (wenn auch nicht direkt), und dazu eine natürliche Fremdheit in der deutschen Sprache aus nationalen Gründen kommt, entsteht ein Jargon, das in jedem Worte, jeder Wendung verwerflich ist.

[«]

27[39]

Strauß sagt: „es wäre auch Undank gegen meinen Genius, wollte ich mich nicht freuen, daß mir neben der Gabe der schonungslos zersetzenden Kritik zugleich die harmlose Freude am künstlerischen Gestalten verliehen ward.“ „Man erwies mir von verschiedenen Seiten sogar die ungesuchte Ehre, mich als eine Art von klassischem Prosaschreiber gelten zu lassen.“ Freilich, Sie haben es nicht gesucht, sondern alles unterlassen, es zu werden.

„Unsre Zeit, der das Formlose als erhaben gilt“ ironisch auf Strauß anzuwenden.

Merck: „solchen Quark mußt du nicht mehr machen, das können die Andern auch.“ Nachwort, p. 10. Einer meiner Freunde hat eine Blüthenlese von stilistischen Classicitäten des Voltaire.

[«]

27[40]

An Stelle des „Reich Gottes“ scheint „das Reich“ getreten.

[«]

27[41]

Die absichtliche Oberflächlichkeit — er kann alles besser. Riehlsche Hausmusik.

Es ist durchaus nöthig, daß wir kräftig auffordernde Redner hören — an Stelle der schlechten Prediger. Ungeheure Aufgabe der Kunst!

Die Vernunft des Universums als Religion festzuhalten, ist sehr unvernünftig und jedenfalls ungefähr so toll, wie zu behaupten, daß eins gleich drei sei — ein Glaube.

Was Strauß gegen die Antinomie der Unendlichkeit sagt, ist furchtbar dumm. Er hat gar nicht begriffen, worum es sich handelt.

[«]

27[42]

Strauß, p. 10: „Man denkt sich Manches halbträumerisch im Innern zusammen, was, wenn man es einmal in der festen Gestalt von Worten und Sätzen aus sich herausstellen will, nicht zusammengeht."

[«]

27[43]

Das religiöse Reagiren: „er sticht sich".

[«]

27[44]

Strauß, p. 11. „Für's Andere aber wollen wir erfahren, ob uns diese moderne Weltansicht auch den gleichen Dienst leistet, und ob sie uns denselben besser oder schlechter leistet als den altgläubigen die christliche, ob sie mehr oder weniger geeignet ist, das Gebäude eines wahrhaft menschlichen d.h. sittlichen und dadurch glücklichen Lebens darauf zu gründen." Antwort steht p. 366: „Wer hier sich nicht selbst zu helfen weiß, dem ist überhaupt nicht zu helfen, der ist für unsern Standpunkt noch nicht reif."

Es soll ein Katechismus der modernen Ideen sein; „er will nach der Richtung hinzeigen, wo seiner Überzeugung nach ein festerer Boden zu finden ist" — „nämlich die moderne Weltanschauung, das mühsam errungene Ergebniß fortgesetzter Natur- und Geschichtsforschung." Nachher stellt er den alten Glauben der neueren Wissenschaft gegenüber. Kunst und Philosophie ist vergessen.

[«]

27[45]

„Rolle“ p. 35 zweimal, p. 143.

„Man geht nicht mit steifem Tritte auf unbekannten und von tausend Abgründen unterbrochnen Wegen.“ Aber muß man denn affektiren zu tänzeln?

[«]

27[46]

Der Philister, der sich als Genie fühlt oder gebärdet.

[«]

27[47]

Der Muth und die Consequenz.
Heine Hegel Stilgefühl.
totum ponere und die Ausarbeitung.
Philosophie-Mangel.
Kunst.
Christenthum.
Er benutzt das aristokratische Genie wie Bismarck die Socialdemok<rat>ie benutzt: Strauß aber gegen die Socialdemokraten zu Gunsten der Bourgeoisie, höchst ungern.
Er läuft wie eine Rauchsäule vor seinen „Wir“ einher.

[«]

27[48]

„Krötenagilität der Gedanken.“

[«]

27[49]

Der Philister, der sich als Genie gebärden möchte.

Moralisch. Muth und Consequenz wie weit!
Intellectuell. Voltairisch leicht geschürzt.
Enthält sich der Philosophie.
Lobt (Kant), empfiehlt, tadelt als Genie.
In der Kunst klassisch.
Litterarisch. Emancipirt sich von Heine Hegel, aber wie!
Will ein Evangelium der neuen Ideen machen.
Genialität der Anlage des Buches!
Die Durchführung.
Flecken.
Wirkung auf die Jugend.

[«]

27[50]

Schopenhauer würde von Strauß sagen: ein Autor der nicht durchblättert, geschweige studirt zu werden lohnt: außer für den, der den Grad des jetzigen Stumpfsinns ermessen will.

[«]

27[51]

Empedokles sagte den Agrigentinern nach: sie hingen den Lüsten an, als ob sie den anderen Tag sterben sollten, und sie bauten so, als ob sie niemals sterben würden. Strauß baut so, als ob sein Buch morgen sterben müßte, und benimmt sich so, als ob es gar niemals sterben sollte.

[«]

27[52]

Entstehung des Philisters der Bildung. An sich die Bildung immer in sehr exclusiven Kreisen. Der eig<entliche> Philister hielt sich davon fern. Der Gelehrte machte einen Übergang, er glaubte an das klassische Alterthum, die Künstler galten ihm als bedenkliche Gesellen. Hegel hat sehr viel Aesthetik auf Universitäten in Umlauf gebracht. Das Publikum des Almanachs ist das Stammpublikum, Abendzeitung. In den 50ger Jahren die Realisten, Julian Schmidt. Allmählich entsteht das Publikum der populären Vorträge, als eine Macht, es hat Sympathien, Voraussetzungen usw. Der Philister hat kein Gefühl von den Mängeln der Kultur und von dem Experimentiren bei Schiller und Goethe. Er geht von einem starken Chauvinismus aus. Das überlegene Aburtheilen Hegel's und seiner Schüler hat die Meinung hervorgebracht, wir seien auf der Höhe.

[«]

27[53]

1. Ob die deutsche Cultur gesiegt hat?
2. Der Bildungsphilister und die Cultur.
3. Glaubensbekenntniss eines solchen Philisters.
4. Wie er lebt.
5. Sein Muth im Lob und Tadel, und im Optimismus.
6. Grenze seines Muthes.
7. Eine Gelehrtenreligion.
8. Politisch zeitgemäss, sub specie biennii.
9. Stil der Gegenwart.
10. Das totum ponere bei Strauss.
11. Der Stil im Einzelnen.
12. Schluss.

[«]

27[54]

Daß unsere Universitäten nichts für Kunst zu bedeuten haben, ist stark zu erwähnen. Strauß als eine durchaus unaesthetische Natur.

[«]

27[55]

Aus dem wilden Gebräu von Philosophie, Romantik und Experimentiren aller Art entstand zuletzt eine ungeheure Sicherheit im Vernichten und Verurtheilen, durch die fortwährende Übung — und dadurch wieder ein Zutrauen auf Seiten der Nichtproduzirenden zu ihrer eignen Kultur als einem Maßstabe. Worin bestand denn das Positive? In einem gewissen Behagen, das jenem praktischen Experimentiren entgegengesetzt war; Behagen am eignen Leben. Dazu fanden sich auch noch Talente, die dies verherrlichten, die idyllische Heimlichkeit des Deutschen, des Gelehrten usw. Diese Behaglichen suchten jetzt die Klassiker sich zuzulegen, und alles noch lebendig Produzirende hochmüthig abzuweisen; sie setzten sich in Ruhe und erfanden das Epigonenzeitalter. Otto Jahn und Mozart. Die neunte Symphonie und Strauß. Gervinus und Shakespeare. Historisch sollte alles Große begriffen werden. Alle lebendige Kraft zeigte sich auf dem historischen Gebiete, im Ablehnen und Zerstören gegenwärtiger entarteter Triebe, z.B. der Orthodoxie. Religiöser Liberalismus war überall die Voraussetzung. Die historische Richtung machte allen Fanatismus unmöglich.

1) Sie verlangt keine Änderung, der Erziehung usw.

2) Sie giebt dem Gelehrten die Superiorität in Geschmackssachen.

[«]

27[56]

Der Philister ist ja gerade der ἄμουσος: es ist merkwürdig zu sehen, wie er trotzdem dazu kommt, in aesthetischen und Kulturfragen mitreden zu wollen. Ich glaube, daß der Schulmann hier den Übergang gemacht hat: er, der von Berufswegen mit dem klassischen Alterthum sich abgab und allmählich meinte deshalb auch einen klassischen Geschmack haben zu müssen.

[«]

27[57]

David Strauss, der Bekenner und der Schriftsteller.

Unzeitgemässe Betrachtungen
eines

Ausländers.

[«]

27[58]

Wenn Streitschriften immer nur von ihren Parteien bewundert werden, so hat diese Schrift nicht die geringste Hoffnung bewundert zu werden; und David Strauß selbst wird ihr am letzten vorzuwerfen haben, daß er etwa hier „unter lautem Jubel der höheren Räume“ und durch diesen Jubel widerlegt werden sollte. Vielmehr dürfte ein solcher Angriff, wie der hier versuchte, Strauß nützen und dem Angreifenden nur deshalb nicht schaden, weil er sich nicht genannt hat. Nach dieser Vorbereitung mag der Kampf beginnen: und als Zeugen wünsche ich mir eben jene, welche dem neuen Bekenntnißbuche des Dr. Strauß zugethan sind und sich freuen, wenn der Angreifende von vorn herein freiwillig eine schlechte Position wählt. Und welche Position könnte schlechter sein als die eines vereinzelten Ausländers, der den allgemeinen deutschen Erfolg jenes Buches den Deutschen zum Vorwurf macht? und als das Merkmal einer gesunkenen Kultur betrachtet?

[«]

27[59]

Anmaßlichkeit eines Bekenntnisses. Wer bekennt? Eine Partei, die Wir. Beschreibung der „Wir“. Der Bildungsphilister und Genesis. Strauß typisch.	} Strauss als Bekenner über die Philistercultur.
Der Schriftsteller. Will ja nicht als Philister erscheinen.	} Als Schriftsteller (legt selbst Zeugniss von der Philistercultur ab).

[«]

27[60]

Hat die „deutsche Kultur“ gesiegt? Nein. Aber sie glaubt es.

Wie es mit der Bildung steht, ist zu erkennen

1) aus den Confessionen selbst.
   a) daraus daß sie eine Confession wagt.
   b) aus der Art der Bekenntnisse.
2) aus der schriftstellerischen Leistung: direkter.

Resultat. Worüber sie gesiegt hat. Nicht über die französische, aber über die deutsche Kultur und den deutschen Genius.

[«]

27[61]

Ob die deutsche Kultur gesiegt hat!
Der siegreiche Bildungsphilister. Seine Genesis.
Macht Bekenntnisse.
Sein Leben, Stellung zur Kunst.
Philosophie Dreistigkeit.
Seine Art Muth.
Gelehrtenreligion.
Der klassische Schriftsteller.
Leicht geschürzt.
Stilproben.

[«]

27[62]

Ja, wenn es sich nur um einen schlechten Stilisten handelte!
Aber alles Volk klatscht Beifall!
Er redet wie ein Mensch, der täglich die Zeitungen liest.

[«]

27[63]

Die Gesundheit.

Die Begeisterung für Altdeutsches hat mitgeholfen.

Dem trockenen Philister steht einzig zu Nüchternheit und Deutlichkeit; aber Strauß hat von der Simplicität des Genie's gehört! Und daß es Bilder brauche usw.

[«]

27[64]

1872. Erste Auflage der Geburt der Tragödie.
1873. Zweite Auflage der Geburt der Tragödie.
Strauß.
Zukunft der Bildungsanstalten.
Vorplatonische Philosophen.

[«]

27[65]

Der Kulturphilister weiß nicht, was Kultur ist — Einheit des Stils.

Er findet sich damit ab, daß es Klassiker giebt (Schiller Goethe Lessing) und vergißt, daß sie eine Kultur suchten, aber kein Fundament, auf dem man ruhen könnte, sind.

Er versteht deshalb den Ernst noch lebendiger Kultursucher nicht.

Er glaubt, daß das Leben, das Geschäft sich trennen müssen von der Kultur-Erholung. Er kennt nicht die Kultur, die fortwährend fordert.

Die Autoren der Deutschen sind auf Nachahmung der Natur angewiesen, der bäuerlichen oder städtischen zumal, also zum Idyll oder der Satyre. Zu den höheren reinen Formen haben sie kein natürliches Verhältniß, weil das entsprechende Wirkliche unkünstlerisch und vorbildlos ist.

Es ist die Zeit der unstilisirten Portraitkünste, kurz ikonischer Künste und Geschichtsschreibung.

[«]

27[66]

Zur Einleitung. Es ist für uns kein Ereigniß, dieses Straußische Buch, sondern nur sein Erfolg. Kein Gedanke ist darin, der werth wäre, als gut und neu bemerkt zu werden.

Wir haben keine Kultur, sondern Civilisation mit einigen Kulturmoden, doch noch mehr Barbarei.

Wir haben auch in der Sprache noch keinen Stil, sondern nur Experimente.

Eine „Kultur“ kann nicht über die französische gesiegt haben, denn wir hängen nach wie vor von ihnen ab und in der französischen selbst ist keine Änderung eingetreten.

„Der Philister der nicht zugeben will Barbar zu sein“ nach dem Ausdrucke Vischers über Hölderlin.

Ihr habt keine Kultur, nicht etwa eine schlechte oder entartete, sondern auch die würde noch Einheit des Stils haben.

Das deutsche „Gespräch“ wie die deutsche „Rede“ ist nachgemacht. Unsere „Salon“-Geselligkeit, unsre Parlaments-Redner!

Wo ist ein Fundament, auf das man eine Kultur gründen könnte!

[«]

27[67]

Nach Heraklit: der klügste Philister (Mensch) ist dem Genie (Gott) gegenüber ein Affe.

[«]

27[68]

Schwierigkeit ein guter Schriftsteller zu werden.

1) Mangel des guten Redens und der Übung.
   Verderb des Geschmacks durch die öffentlichen Reden.
2) Mangel an Übung in den Schulen im Schreiben und <an> Strenge der Methode.

Trotzdem ist das Lob leicht zu erreichen. Bes<onders> unter Gelehrten. Sie sehen nicht nach den produktiven Zügen, sondern urtheilen nach dem Mangel des Anstößigen und einer gewissen schulmäßigen Annahme über Bilder, Lebendigkeit.

Lessing schrieb gemäß dem theatralischen Lustspieldialog. Herder pastoral, Goethe Lust zu fabuliren, frauenhaft.

Der „Mangel des Anstößigen“ ist aber in der Zeitungsatmosphäre immer seltener geworden: während das Gefühl für das Anstößige abnimmt. Es ist fast identisch mit Nüchternheit und Trockenheit, die beide schon jenen Mangel zu verbürgen scheinen. So schreiben, wie alle Welt schreibt, d.h. die Zeitungsschreiber, und diese nehmen das erste bequemste Wort.

Die Bilder sodann müssen modern sein, denn alle anderen gelten als dagewesen.

Das Didaktische macht sich Glauben durch lange Sätze, das Überredende Geistreiche durch kurze Sätze.

Wer schreibt einmal eine positive Sprachlehre des Allerweltsstils? — Der falsche Begriff von Eleganz! Woher!

[«]

27[69]

Hölderlin an Deutschland:

Noch säumst und schweigst du, sinnest ein freudig Werk,
Das von dir zeuge, sinnest ein neu Gebild,
Das einzig wie du selber, das aus
Liebe geboren und gut, wie du, sey.

Wo ist dein Delos, wo dein Olympia,
Daß wir uns alle finden am höchsten Fest?
Doch wie erräth dein Sohn, was du den
Deinen, Unsterbliche, längst bereitest?

[«]

27[70]

Falsch p. 106: „man wisse ja längst, daß Gott, allgegenwärtig, eines besonderen Sitzes nicht bedürfe.“

p. 44: „so bringt Schleiermacher in seiner Art wieder einen Gottmenschen heraus.“

Das Didaktische durch Häufung von Abstraktionen, das Überredende durch Mischung aller Farben, durch „Blenden“.

[«]

27[71]

Nächstes Capitel: Himmel im Himmel — Heroenverehrung — Lessing.

[«]

27[72]

Wohlgewaschene Lumpen kleiden zwar reinlich, doch jedenfalls lumpenhaft.

[«]

27[73]

Verwirrung der Bilder.
Verkürzungen, die Unklarheit hervorbringen.
Geschmacklosigkeiten und Geschraubtheiten.
Fehler.
Vorwort, p. 6: „der hat sich gegen die Anfechtung — einen breiten Rückhalt gesichert.“
p. 12.

[«]

27[74]

Feinere Wendungen.

[«]

27[75]

David Strauss,
der Bekenner und der Schriftsteller.

Unzeitgemässe Betrachtungen

von
Friedrich Nietzsche.

[«]

27[76]

Das sechste und fünfte Jahrhundert der Griechen.
Ethisch — Politisch.
Aesthetisch.
Philosophie.

[«]

27[77]

Alle Naturwissenschaft behandelt die Gesetze der Empfindung.

Die Empfindung ist nicht das Wirken der Sinnesorgane, sondern die Sinnesorgane selbst sind uns nur als Empfindungen bekannt. Nicht das Auge sieht, sondern wir sehen, nicht das Gehirn denkt, sondern wir denken. Das Auge wie das Gehirn ist uns absolut nur als Empfindung gegeben, in keiner Weise mehr als alle Dinge extra nos. Unser Leib ist ebenso etwas außer uns, wie alles andre, d.h. er ist ebenso uns als Empfindung bekannt, wie die andern Dinge.

[«]

27[78]

Vorwort.

Ein Buch, das in Jahresfrist sechs starke Auflagen erlebt, kann deshalb immer noch ohne jeden Werth sein; aber gerade dann ist es für jeden, der keine höhere

Sorge als die Sorge um das Volk kennt, wichtig, ja nothwendig zu wissen, dass dafür ein so grosses Publicum wirklich vorhanden ist. Nur der Erfolg des Strauss'schen Bekenntnissbuches, nicht das Buch selbst, trieb mich zu den nachfolgenden Betrachtungen. Es musste mir allmählich unerträglich werden, unter allem was gegen Strauss eingewendet wurde, nichts zu finden, was allgemein genug gedacht war, um erklären zu können, wie ein so unbedeutendes Buch zu einem so skandalösen Erfolge komme. Wenn Göthe sagt, dass die Gegner einer geistreichen Sache in die Kohlen schlagen, so dass diese herumspringen und zünden, so bin ich in diesem Falle wenigstens sicher, nicht der Gegner einer geistreichen Sache zu sein.

[«]

27[79]

Neu.

Zweites Stück: Historie.
Plato und Vorgänger.
Drei Abhandlungen.
2. A<uflage>
Erstes Stück: Strauss.
Geburt der Tragödie.

[«]

27[80]

Zum Schlusskapitel.

Die Zeit kann keine gefährlichere Wendung machen, als wenn sie aus der Ironie über sich zum Cynismus übergeht.

[«]

27[81]

Geschichte — schwächt das Handeln und macht blind gegen das Vorbildliche, durch Masse verwirrend.

Vergeudete Energie, an das völlig Vergangne gewendet.

Die historische Krankheit als Feindin der Cultur.

Übertreiben ist Zeichen des Barbarischen. Wir übertreiben den Wissenstrieb.

Nur der Alte lebt in lauter Erinnerungen.

Nicht Respect vor der Geschichte, sondern ihr sollt den Muth haben, Geschichte zu machen!

[«]

[28 = MP XIII 1. Frühjahr–Herbst 1873]

28[1]

Der wissenschaftliche Mensch ist ein rechtes Paradoxum: rings umstarren ihn die schrecklichsten Probleme, an Abgründen wandelt er und er pflückt eine Blume um ihre Staubfäden zu zählen oder er zerklopft das Gestein, an dem er hängt. Es ist nicht Stumpfheit des Erkennens: denn er glüht in seinem Triebe zum Erkennen und Entdecken und kennt keine größere Lust als den Schatz des Wissens zu mehren. Aber er benimmt sich wie der stolzeste Müssiggänger des Glücks: als ob das Dasein nicht eine heillose und bedenkliche Sache sei, sondern ein fester, für ewige Dauer garantirter Besitz.

In der jetzigen Zeit ist er dazu in eine Hast gerathen als ob die Wissenschaft eine Fabrik sei und jede Art von Minuten-Versäumniß einer Strafe werth sei. Er arbeitet, er beschäftigt sich nicht mehr, er sieht weder rechts noch links und macht alle Geschäfte und Bedenklichkeiten des Lebens durch mit der halben Aufmerksamkeit oder dem widrigen Erholungsbedürfniß, das dem erschöpften Arbeiter zu eigen ist. Er benimmt sich als ob das Leben für ihn nur otium sei, aber sine dignitate: wie ein Sklave, der auch im Traume sein Joch nicht abwirft. Vielleicht findet man für die große Masse der Gelehrten die richtige Würdigung, wenn man sie zunächst als Ackerbauer betrachtet: mit ererbtem kleinem Besitz, emsig vom Tag bis in die Nacht hinein bemüht, den Acker zu bauen, den Pflug zu ziehn und den Ochsen zuzurufen.

Pascal meint, die Menschen trieben so angelegentlich ihre Geschäfte, ihre Wissenschaften, um damit den Fragen zu entfliehn, die jede Einsamkeit ihnen aufdringt, dem Woher? und Wie? und Wohin? Aber viel wunderlicher ist es, daß ihnen die nächsten Fragen nicht einfallen: wozu diese Arbeit, wozu diese Hast, wozu dieser Taumel? Vielleicht zum Broderwerb? Nein. Aber nach der Art der Broderwerbenden. Alle Wissenschaften sind unnützes Zeug, sobald der Mensch mit ihnen wie mit den Arbeitsaufgaben der Noth und der Bedürftigkeit verfährt. Die Kultur ist möglich, ohne diese eure Wissenschaft; wie die Griechen beweisen. Eine bloße Neugierde ist so stolzer Namen nicht würdig. Wenn ihr nicht versteht, zu eurem wissenschaftlichen Leben die entsprechende Gegendosis von derber Erfahrung, Philosophie und Kunst zu mischen, so werdet ihr der Kultur ebenso unwürdig als ihrer unfähig sein. Eine spätere Generation wird erstarren über die Uniformität eures eigentlichen Lebens und Denkens: wie dürftig und arm die eigentliche Welterfahrung, wie büchermäßig euer Urtheilen ist. Manche Disciplinen erlauben es, heerdenweise überfallen zu werden: andre nicht: und gerade letzteren geht ihr aus dem Wege. Denkt nur an eure Gesellschaften, seht wie die Ermüdung, die Zerstreuungslust und die litterarische Reminiszenz sie zusammensetzen. Die Wissenschaft selbst ist in der Periode des Niedergangs, trotz der Methoden und des Handwerkszeugs: und eure großen Universitäten mit dem imponirenden Apparat von Laboratorien Spektatorien und Spektatores und Laboureurs erinnern an die Zeughäuser mit den ungeheuren Geschützen und Kriegswerkzeugen: man erschrickt über die Zurüstungen, aber im Kriege kann niemand solche Maschinen brauchen. So ist es mit den großen Universitäten: sie stehen ganz abseits von der Kultur, dagegen allen bedenklichen Strömungen der gegenwärtigen Unkultur offen. Ein Professor ist ein Wesen, auf dessen Unbildung und Geschmacksroheit man so lange schließen darf, bis er nicht das Gegentheil beweist. Denke ich an die Vulgarität eurer politischen oder theologischen, etwa gar Protestantenvereins-Ansichten, oder an eure Sprachstudien, um die klassischen Vorbilder abzuschwächen, eure indischen Studien, ohne nur einen Zusammenhang mit der indischen Philosophie zu haben, denke ich an das Aufsehn, das unter euch so schlechte Bücher wie David Strauß gemacht haben und andere Bücher nicht gemacht haben, denke ich daran, wie eure Professoren Aesthetik treiben, wie eure Universitäten in der Kunst auf der Höhe der Männergesangvereine stehen, wie stumpfsinnig ihr allen produktiven Kräften fern bleibt, so weiß ich soviel, daß ihr keine Schonung mehr verdient, ihr seid die Arbeiter an der Fabrik — aber für die Kultur kommt ihr nur als Hemmnisse in Betracht.

[«]

28[2]

I. Einleitung. Was vermag ein Philosoph in Betreff der Cultur seines Volks?
— Er scheint a) gleichgültiger Einsiedler
b) Lehrer von den hundert geistreichsten und abstraktesten Köpfen
c) oder feindseliger Zerstörer der Volkskultur.

— Was b) betrifft, so ist die Wirkung nur mittelbar, aber sie ist da, wie bei c).

— Was a) betrifft, so kommt es wohl vor, durch die Unzweckmäßigkeit der Natur, daß er Einsiedler bleibt. Sein Werk bleibt doch für spätere Zeiten. Doch fragt sich aber, ob er für seine Zeit nothwendig war.

— Hat er ein nothwendiges Verhältniß zum Volke, giebt es eine Teleologie des Philosophen?

— Bei der Beantwortung muß man wissen, was man seine „Zeit“ nennt: das kann eine kleine oder eine sehr große Zeit sein.

— Hauptsatz: er kann keine Kultur schaffen,

aber sie vorbereiten, Hemmungen beseitigen,
oder sie mäßigen und dadurch erhalten, } immer nur verneinend.
oder sie zerstören.

Nie hat ein Philosoph in seinen positivis das Volk hinter sich drein gezogen. Denn er lebt im Kultus des Intellekts.

Zu allen positivis einer Kultur, einer Religion ist er auflösend, zerstörend (selbst wenn er zu begründen sucht).

Er ist am nützlichsten, wenn es viel zu zerstören giebt, in Zeiten des Chaotischen oder der Entartung.

Jede blühende Kultur hat das Bestreben, den Philosophen unnöthig zu machen (oder ihn völlig zu isoliren). Die Isolation oder Verkümmerung kann doppelt zu erklären sein:

aus der Unzweckmäßigkeit der Natur (dann wenn er nöthig ist) aus der zweckmäßigen Vorsicht der Natur (dann wenn er unnöthig ist).

II. Seine zerstörenden und beschneidenden Wirkungen — worauf?

III. Jetzt — da es keine Kultur giebt, hat er vorzubereiten (zerstören) — was?

IV. Die Angriffe auf die Philosophie.

V. Die Philosophen verkümmert.

Beides Folge der Unzweckmässigkeit der Natur, die zahllose Keime ruinirt: aber ihr gelingen doch ein paar Grosse: Kant und Schopenhauer.

VI. Kant und Schopenhauer. Der Schritt zu freierer Cultur vom Einem zum Andern.

Teleologie Schopenhauer’s in Hinsicht auf eine kommende Cultur.

Seine doppelte positive Philosophie (es fehlt der lebendige Centralkeim) — ein Conflikt nur für den Nichtmehr-Hoffenden.

Wie die kommende Cultur diesen Conflikt überwinden wird. Olympier. Mysterien. Alltag-Feste.

[«]

28[3]

6 : 100 17
6

40 9 grüne Seiten jedes Capitel.

[«]

28[4]

Alles Allgemein-Wichtige einer Wissenschaft ist zufällig geworden oder fehlt ganz.

Das Sprachstudium, ohne die Stillehre und die Rhetorik.

Die indischen Studien, ohne die Philosophie.

Das klassische Alterthum, ohne Zusammenhang mit den praktischen Bestrebungen, von ihm zu lernen.

Die Naturwissenschaft, ohne jene Heilung und Ruhe, die Goethe fand.

Die Geschichte, ohne den Enthusiasmus.

Kurz alle Wissenschaften, ohne die praktische Wendung: also anders getrieben, als sie die wahren Kulturmenschen getrieben haben. Die Wissenschaft als Broderwerb!

[«]

28[5]

Die Philosophie treibt ihr mit Jünglingen, ohne Erfahrung: eure Alten wenden sich zur Geschichte. Eine Popularphilosophie habt ihr gar nicht, dagegen schmählich uniforme populäre Vorlesungen. Preisaufgaben, von Universitäten an Studenten gestellt, über Schopenhauer! Populäre Vorträge über Schopenhauer! Es fehlt an aller Würde. Wie die Wissenschaft zu dem werden konnte, was sie jetzt ist, ist nur aus der Entwicklung der Religion deutlich zu machen.

[«]

28[6]

Zu Schopenhauer. Lächerlich ihn sich an einer jetzigen Universität zu denken!

Seine eudämonologische Lehre ist wie die des Horaz für erfahrene Männer, seine andre pessimistische ist gar nichts für die jetzigen Menschen: diese werden höchstens ihre Unzufriedenheiten hineinstecken und diese wieder herausziehend glauben, Schopenhauer widerlegt zu haben. Die ganze „Kultur“ nimmt sich so unsäglich kindisch aus, ebenso der Jubel nach dem Kriege. Er ist einfach und ehrlich: er sucht keine Phrasen. Welche Kraft haben alle seine Conceptionen, der Wille, die Verneinung, die Darstellung vom Genius der Gattung. Er hat in der Darstellung keine Unruhe, sondern die helle Tiefe des Sees bei Unbewegtheit oder leichtestem Wellenschlage. Er ist grob wie Luther. Er ist das strengste Ideal des Schriftstellers, das die Deutschen haben, keiner hat es so streng genommen. Wie würdevoll er ist, kann man an seinem Nachahmer Hartmann sehen. Unendliche Größe, wieder den Grund des Daseins erfaßt zu haben, kein gelehrtenhaftes Abziehn, kein Verweilen in der Scholastik. Das Studium der Anderen ist interessant, weil sie sofort auf die Stelle gerathen, wo das gelehrtenhafte Erkennen erlaubt ist, aber nichts weiter. Er zertrümmert die Verweltlichung, und ebenso die barbarisirende Kraft der Wissenschaften. Er erweckt das ungeheuerste Bedürfniß: wie Sokrates ein solcher Erwecker des Bedürfnisses war. Dieser aber rief die Wissenschaft: jener die Religion und die Kunst. Was die Religion war, war vergessen worden, ebenso die Stellung der Kunst zum Leben. Erst durch den Pessimismus sind beide wieder begriffen worden. Wie tief aber die neue Religion sein muß, ergiebt sich 1) daraus, daß das Unsterblichkeitsmotiv, mit der Todesfurcht, wegfällt 2) die ganze Scheidung von Seele und Körper 3) die Einsicht, nicht durch Correkturen palliativischer Art über das Elend des Daseins wegzukommen: viel radikaler 4) das Verhältniß zu einem Gott ist vorbei 5) das Mitleid (nicht die Liebe zum Ich, sondern die Einheit alles Lebenden und Leidenden). Gegenbild der Kultur, wenn die Religion nicht mehr möglich sein sollte. Tragische Resignation.

Schopenhauer steht zu allem in Widerspruch, was jetzt als „Kultur“ gilt: Plato zu allem, was damals Kultur war. Schopenhauer ist vorausgeschleudert: wir ahnen jetzt bereits seine Mission. Er ist Vernichter kulturfeindlicher Kräfte, er öffnet wieder die tiefen Gründe des Daseins. Durch ihn wird die Heiterkeit der Kunst wieder möglich.

[«]

[29 = U II 2. Sommer–Herbst 1873]

29[1]

Die Wahrheit zu sagen ohne eudämonologischen Zweck; rein aus Pflicht. Dabei wird häufig die eigenthümliche Lust vergessen, die das Aussprechen der W<ahrheit> mit sich bringt. Der reinste Fall der, in dem die Wahrheit eine viel größere Unlust mit sich führt, selbst den Untergang — und trotzdem wird die Wahrheit gesagt. Ein Staatsmann hat die Existenz eines Staates durch ein Wort in der Hand: er sagt die Wahrheit und zerstört den Staat. Rede Kant's an die Pflicht. Ein großer Mensch ist mehr werth als ein Reich, weil er heilsamer für alle Nachwelt ist. Sinn der großen That — große Thaten zu erzeugen.

[«]

29[2]

Analyse des gewöhnlichen Wahrheitssinnes bei Gelehrten. Lüge aus Nothwehr, Nothlüge enthält einen eudämonologischen Charakter: sie sucht das Individuum zu retten.

[«]

29[3]

Begriff der Unmöglichkeit in allen Tugenden, in denen der Mensch groß ist.

[«]

29[4]

1. Wahrheit als Pflicht — verderbliche Wahrheit. Analyse des Wahrheitstriebes — Pathos.

2. Das Unmögliche in den Tugenden.

3. Der Mensch ist nicht aus diesen höchsten Trieben herausgewachsen, sein ganzes Wesen zeigt eine laxere Moral, er springt über sein Wesen mit der reinsten Moral hinaus.

4. Lüge in der menschlichen Natur — Traum z.B. Selbstbewußtsein (Verschleierung der Wahrheit).

5. Sprache Empfindung Begriffe.

6. Materie.

7. Kunst. Noth-Lüge und Frei-Lüge. Letztere doch wieder auf eine Noth zurückzuführen.

Alle Lügen sind Nothlügen. Die Lust an der Lüge ist künstlerisch. Sonst hat nur die Wahrheit eine Lust an sich. Die künstlerische Lust die größte, weil sie die Wahrheit ganz allgemein spricht in der Form der Lüge.

Begriff der Persönlichkeit, ja der der moralischen Freiheit nothwendige Illusionen, so daß selbst unsere Wahrheitstriebe auf dem Fundament der Lüge ruhn.

Die Wahrheit im System des Pessimismus. Das Denken ist etwas, was besser nicht wäre.

[«]

29[5]

Ika! Ika! Bäh-Bäh-

[«]

29[6]

Benjamin Constant: „der sittliche Grundsatz: es sei eine Pflicht, die Wahrheit zu sagen, würde, wenn man ihn unbedingt und vereinzelt nähme, jede Gesellschaft zur Unmöglichkeit machen.“

Der Ungar und der Hegelsche Professor in Berlin.

Rameau’s Neffe „Man schlingt die Lüge, die uns schmeichelt, in vollen Zügen hinab, und kostet Tropfen für Tropfen die Wahrheit, die uns bitter ist.“

[«]

29[7]

„Wahrheit.“

1. Wahrheit als unbedingte Pflicht feindselig weltvernichtend.
2. Analyse des gemeinen Wahrheitssinnes (Inconsequenz).
3. Das Pathos der Wahrheit.
4. Das Unmögliche als Correctiv des Menschen.
5. Das Fundament des Menschen lügnerisch, weil optimistisch.
6. Die Körperwelt.
7. Individuen.
8. Formen.
9. Die Kunst. Feindschaft gegen sie.
10. Ohne Unwahrheit weder Gesellschaft noch Kultur. Der tragische Conflikt. Alles Gute und Schöne hängt an der Täuschung: Wahrheit tödtet — ja tödtet sich selbst (insofern sie erkennt, daß ihr Fundament der Irrthum ist).

[«]

29[8]

1. Was entspricht der Askese in Betreff der Wahrheit? — Wahrhaftigkeit, als Fundament aller Verträge und Voraussetzung des Bestehens des Menschengeschlechts, ist eine eudämonistische Forderung: dagegen tritt die Erkenntniß, daß die höchste Wohlfahrt der Menschen vielmehr in Illusionen liegt: daß also, nach dem eudämonistischen Grundsatze, Wahrheit und Lüge angewendet werden müßten — wie es auch geschieht. Begriffe der verbotenen Wahrheit d.h. einer solchen, die gerade die eudämonistische Lüge verhüllt und maskirt. Gegensatz: die verbotene Lüge, dort eintretend, wo die erlaubte Wahrheit ihr Bereich hat.

2) Symbol der verbotenen Wahrheit: fiat veritas, pereat mundus.

Symbol der verbotenen Lüge: fiat mendacium! pereat mundus.

Das Erste, was durch die verbotenen Wahrheiten zu Grunde geht, ist das Individuum, das sie ausspricht. Das Letzte, was durch die verbotene Lüge zu Grunde geht, ist das Individuum. Jenes opfert sich selbst sammt der Welt, dieses opfert die Welt sich und seiner Existenz.

Casuistik: ist es erlaubt, der Wahrheit die Menschheit zu opfern? — 1) Es ist nicht wohl möglich! Wollte Gott, die Menschheit könnte an der Wahrheit sterben. 2) Wenn es möglich wäre, so wäre es ein guter Tod und eine Befreiung vom Leben. 3) Niemand kann ohne einigen Wahn so fest glauben die Wahrheit zu haben: die Skepsis wird nicht ausbleiben. Die Frage: ist es erlaubt, einem Wahne die Menschheit zu opfern, müßte verneint werden. Aber praktisch geschieht <es>, weil Wahn eben Glauben an die Wahrheit ist.

3. Der Glaube an die Wahrheit — oder der Wahn. Ausscheidung aller eudämonistischen Bestandtheile (1. als mein eigner Glaube, 2. als gefunden von mir, 3. als Quelle guter Meinungen bei andern, des Ruhms, des Geliebtwerdens, 4. als herrisches Widerstands-Lustgefühl).

Ist, nach Abzug aller dieser Bestandtheile, das Aussprechen der Wahrheit rein als Pflicht noch möglich? Analyse des Glaubens in die Wahrheit: denn alles Wahrheit-haben ist im Grunde nur ein Glaube die Wahrheit zu haben. Das Pathos, das Pflichtgefühl geht von diesem Glauben aus, nicht von der angeblichen Wahrheit. Der Glaube setzt eine unbedingte Erkenntniß**kraft** voraus, bei dem Individuum, sodann die Überzeugung, daß nie ein erkennendes Wesen hierin weiterkommen werde: also die Verbindlichkeit für alle Weiten erkennender Wesen. Die Relation hebt das Pathos des Glaubens auf, etwa die Begrenzung auf das Menschliche, mit der skeptischen Annahme, daß wir vielleicht alle irren.

Wie ist aber Skepsis möglich? Sie erscheint als der eigentlich asketische Standpunkt des Denkers. Denn sie glaubt nicht an den Glauben und zerstört damit alles Segensreiche des Glaubens.

Selbst die Skepsis enthält aber in sich einen Glauben: den Glauben an die Logik. Das äußerste ist also Preisgeben der Logik, das credo quia absurdum est, Zweifel an der Vernunft und deren Verneinung. Wie dies im Gefolge der Askesis auftritt. Leben kann niemand darin, ebensowenig wie in der reinen Askesis. Womit erwiesen ist, daß der Glaube an die Logik und überhaupt der Glaube zum Leben nothwendig ist, daß also das Bereich des Denkens eudämonistisch ist. Dann tritt aber die Forderung der Lüge hervor: wenn nämlich Leben und εὐδαιμονία ein Argument ist. Gegen die verbotenen Wahrheiten wendet sich die Skepsis. Dann fehlt das Fundament für die reine Wahrheit an sich, der Trieb darnach ist nur ein maskirter eudämonischer.

4. Jeder Naturvorgang ist uns im Grunde unerklärlich: wir können nur die jedesmalige Scenerie feststellen, bei der das eigentliche Drama sich begiebt. Wir sprechen dann von Kausalitäten, während wir im Grunde nur ein Nacheinander von Ereignissen sehen. Daß dies Nacheinander bei einer bestimmten Scenerie immer eintreten müsse, ist ein Glaube, der unendlich oft widerlegt wird.

5. Die Logik ist nur die Sklaverei in den Banden der Sprache. Diese aber hat ein unlogisches Element in sich, die Metapher usw. Die erste Kraft bewirkt ein Gleichsetzen des Ungleichen, ist also Wirkung der Phantasie. Darauf beruht die Existenz der Begriffe, Formen usw.

6. Formen.

7. „Naturgesezte“. Lauter Relationen zu einander und zum Menschen.

8. Der Mensch als fertig und hart gewordenes Maaß der Dinge. Sobald wir ihn uns als flüssig und schwankend denken, hört die Strenge der Naturgesetze auf. Die Empfindungsgesetze — als Kern der Naturgesetze. Mechanik der Bewegungen. Der Glaube an die Außenwelt und an die Vergangenheit, in der Naturwissenschaft.

9. Das Wahrste in dieser Welt — die Liebe Religion und die Kunst. Erstere sieht durch alle Verstellungen und Maskeraden hindurch auf den Kern, das leidende Individuum und leidet mit, letztere tröstet, als praktische Liebe, über das Leiden, indem sie von einer anderen Weltordnung erzählt, und diese verachten lehrt. Es sind die drei unlogischen Mächte, die sich als solche bekennen.

„auf der ausgedörrten Steinwüste des morschen Erdballs“

[«]

29[9]

Penzel, von Preußischen Werbern angeworben, stand als gemeiner Musketier in Königsberg. Kant hält ihn vom Katheder zurück, „(Kant) indem er ihn für einen niederträchtigen Menschen hielt, weil er seinen Soldatenstand so ruhig bisher ertragen habe.“ Eine Stelle bei Luther, dass wenn Gott an das schwere Geschütz gedacht hätte, er die Welt nicht geschaffen hätte.

[«]

29[10]

Analysis des Gelehrten, hinsichtlich seines Wahrheitssinnes.

1) Gewohnheit 2) Flucht vor der Langeweile 3) Broderwerb 4) Achtung bei anderen Gelehrten, Furcht vor ihrer Mißachtung 5) Erwerbssinn von etwas Eignem (es muß „wahr“ sein. sonst rauben es die Andren wieder) 6) Knötchen knüpfen, Knötchen lösen. — Maaß des Wahrheitssinnes: beim Umwerfen einer alten Theorie, bei Angriffen auf ihren Stand, ihre Bildung, heim Lautwerden der Unzünftigen, Haß gegen die Philosophie, weil sie sich nichts aus dem Gelehrten macht. Die Unwahrheit, wenn sie in allgemeiner Geltung ist, wird von dem Gelehrten als Wahrheit behandelt. Furcht vor Religionen und Regierungen. — 7) Ein gewisser Stumpfsinn, sie sehen die Folgen nicht und sind mitleidslos. 8) Sie merken die Hauptprobleme des Lebens nicht, deshalb beschäftigen sie sich mit den kleinsten Problemchen, d.h. in der Hauptsache haben sie kein Bedürfniss nach Wahrheit. Daher giebt es nirgends eine Gelehrten-Republik, sondern immer nur eine Gelehrten-Ochlokratie. Verhaßt und durch Scherbengericht vertrieben ist der seltene geniale Kopf, der Wahrheitsfreund, ebenso der Künstler.

[«]

29[11]

Die unbedingte Übereinstimmung im Logischen und Mathematischen weist nicht auf ein Gehirn, auf ein leidendes und abnorm ausfallendes Organ hin — auf eine Vernunft? Seele? — Das ganz und gar Subjektive ist es, vermöge dessen wir — Menschen sind. Es ist das angehäufte Erbgut, an dem alle Theil haben.

[«]

29[12]

Naturwissenschaft ist Sichbewußtwerden, was man alles als Erbgut besitzt, Registratur der festen und starren Empfindungsgesetze.

[«]

29[13]

Der Gelehrte.

1. Eine gewisse Biederkeit, fast nur Ungelenkigkeit zur Verstellung, zu der einiger Witz gehört. Überall wo dialektische Advocatenmanier da ist, mag man auch in Betreff dieser Biederkeit Zweifel haben und auf seiner Hut sein. Es ist bequemer, in adiaphoris die Wahrheit zu sagen, es entspricht einer gewissen Trägheit. Gegen das copernikanische System z.B. machte gerade die Biederkeit Opposition, weil es dem Augenschein widersprach: Augenschein und Wahrheit fällt aber für die trägen Geister zusammen. Auch der Hass gegen die Philosophie bei den Gelehrten ist vor allem Hass gegen die langen Schlussketten und die Künstlichkeit der Beweise: die Bewunderung des Scharfsinns ist mit Furcht verbunden, und im Grunde hat jede Gelehrtengeneration ein Maass für den erlaubten Scharfsinn: was darüber hinaus ist, wird abgelehnt.

2. Scharfsichtigkeit in der Nähe mit grosser Myopie in die Ferne und in das Allgemeine. Das Gesichtsfeld sehr klein und die Augen werden sehr nahe heran gehalten. Will der Gelehrte von einem eben durchforschten Punkte zu einem neuen, so rückt er den ganzen Sehapparat zu jenem Punkte: er zerlegt ein Bild, wie durch Anwendung eines Opernglases, in lauter Flecke. Sie alle sieht er nie verbunden, sondern berechnet nur ihren Zusammenhang: deshalb hat er von allem Allgemeinen keinen starken Eindruck. Er beurtheilt z.B. eine Schrift, die er im Ganzen nicht zu überschauen vermag, nach einem Flecken aus dem Bereiche seiner Studien: er würde nach seiner Art zu sehen zuerst behaupten müssen, ein Oelgemälde sei ein wilder Haufen von Klexen.

3. Normalität seiner Motive, Nüchternheit, insofern zu allen Zeiten die gemeineren Naturen und somit die Masse von gleichen Motiven geleitet worden ist. Diese wittert er heraus. In einem Maulwurfsloch findet sich der Maulwurf am besten zurecht. Er ist behütet vor vielen künstlichen und abnormen Hypothesen und vor allem Ausschweifenden und gräbt, wenn er beharrlich ist, alle gemeinen Motive der Vergangenheit, durch seine eigne Gemeinheit, auf. Freilich ist er deshalb

unfähig, das Seltne Grosse und Abnorme, d.h. das Wichtige und Wesentliche zu verstehen.

4. Gefühlsarmut befähigt sie selbst zu Vivisectionen. Er ahnt das Leiden nicht, das manche Erkenntniss mit sich führt und fürchtet sich deshalb nicht auf gefährlichstem Bereiche. Das Maulthier kennt den Schwindel nicht. Sie sind kalt und erscheinen deshalb leicht grausam, ohne es zu sein.

5. Geringe Selbstschätzung, ja Bescheidenheit. Sie fühlen, im dürftigsten Studienbezirk, nichts von Vergeudung, selbst nichts von Aufopferung, sie wissen es im tiefsten Grunde, dass sie kriechendes, nicht fliegendes Gethier sind. Darin sind sie oft rührend.

6. Treue gegen ihre Führer und Lehrer; diesen wollen sie helfen und sie wissen wohl, dass sie ihnen am besten mit der Wahrheit helfen. Gegen diese sind sie dankbar gestimmt, weil sie nur durch sie Einlass in die würdigen Hallen der Wissenschaft bekommen haben, in die sie, auf eignem Wege, nie hineingekommen wären. Wer in Deutschland ein Gebiet zu erschliessen weiss, auf dem die geringen Köpfe arbeiten können, ist ein berühmter Mann: so gross ist alsbald der Schwarm. Freilich ist Jedermann aus diesem Schwarm zugleich die Caricatur des Meisters, in irgend einem Sinne: selbst dessen Gebresten erscheinen karikirt, nämlich unmässig gross und übertrieben, an einem viel kleineren Individuum: während die Tugenden des Meisters an eben demselben Individuum proportional verkleinert erscheinen. In so fern ist es eine Missgestalt, und wirkt als solche, wenn sie es aus Treue ist, rührend-drollig.

7. Gewohnheitsmässiges Fortlaufen auf der Bahn, in die man ihn gestossen hat: Wahrheitssinn aus Gedankenlosigkeit und Bequemlichkeit in der einmal angenommenen Gewöhnung. Dies gilt besonders von dem Lernen, das Viele von ihrer Übung im Gymnasium her, wie im Bann einer unentrinnbaren Noth, betreiben. Solche Naturen sind Sammler, Commentatoren, Verfertiger von Indices, Herbarien etc. Der Fleiss derselben entsteht beinahe aus Trägheit, ihr Denken aus Gedankenlosigkeit.

8. Flucht vor der Langeweile. Während der wirkliche Denker nichts mehr ersehnt als Musse, flieht der Gelehrte vor ihr, weil er mit ihr nichts anzufangen weiss. Seine Tröster sind die Bücher: d.h. er hört zu, wie jemand Anderes denkt und lässt sich auf diese Art unterhalten und über den langen Tag hinweg — unterhalten. Besonders wählt er Bücher, bei denen sein Interesse, sein persönlicher Wille irgendwie aufgeregt wird, wo er ein wenig, durch Neigung oder Abneigung, in Affect gerathen kann: Schriften, wo er in Betracht kommt, oder sein

Stand, seine politische oder ästhetische oder grammatische Meinung: hat er erst eine eigne Wissenschaft, so hat er auch ein Mittel, immer wieder interessirt zu werden.

9. Broderwerb. Der Wahrheit wird gedient, wenn sie im Stande ist, zu höheren Stellungen und Gehalten zu verhelfen, wenn durch sie Beförderung bei Höheren erreicht werden kann. Aber eben auch nur dieser Wahrheit wird gedient: weshalb sich eine Grenze für die erspriessliche Wahrheit und die unerspriessliche W<ahrheit> finden lässt. Letztere wirkt nicht zu Gunsten des Broderwerbs und, da sie Mühe und Zeit braucht und diese der ersteren wegnimmt, sogar gegen den Broderwerb. Ingenii largitor venter. Die „Borborygmen eines leidenden Magens".

10. Achtung bei andern Gelehrten, Furcht vor ihrer Missachtung. Sie Alle überwachen sich eifersüchtig, damit die Wahrheit, an der so viel hängt, Ehre, Broderwerb, Beamtungen, wirklich auf den Namen des Erfinders lautet. Die Achtung vor der Wahrheit, die ein Andrer gefunden, wird gezollt, weil man sie wieder fordert, bei der, die man selbst findet. Die Unwahrheit wird schallend explodirt, damit sie nicht als Wahrheit gelte und Ehren und Titel an sich reisse, die nur der unwiderstehlichen Wahrheit gegönnt werden. Gelegentlich wird auch die wirkliche Wahrheit explodirt, damit wenigstens Platz für andre Wahrheiten, die Anerkennung wollen, geschafft werde. „Moralische Idiotismen, die man Schelmenstreiche nennt." „Ausnahmen vom allgemeinen Gewissen."

11. Der Gelehrte aus Eitelkeit, schon eine seltnere Spielart. Er will etwas ganz für sich haben, wählt deshalb die Curiositäten als sein Forschungsfeld und freut sich, wenn er selbst als Curiosität neugierig betrachtet wird. Er begnügt sich meistens mit dieser Art Ehrbezeigung und gründet nicht seinen Lebensunterhalt auf einen solchen Wahrheitstrieb.

12. Der Gelehrte aus Spieltrieb. Seine Ergötzlichkeit ist, Knötchen zu suchen und sie zu lösen: wobei er sich nicht zu sehr anstrengen mag, damit er das Gefühl des Spiels nicht verliert. Deshalb dringt er nicht gerade in die Tiefe, doch sieht er oft etwas, was der Brodgelehrte in seiner stumpfen und mühsam kriechenden Befangenheit des Auges nicht wahrnimmt: er hat doch wenigstens ein Vergnügen an der Wahrheit und ist Dilettant, bildet in sofern sogar den Gegensatz des unlustigen Brodgelehrten, der nur gezwungen und gleichsam unter dem Joche des bezahlten Berufs oder dem Peitschenschlag seiner Beförderungssucht seine Arbeit thut.

29[14]

Es giebt keinen Trieb nach Erkenntniss und Wahrheit, sondern nur einen Trieb nach Glauben an die Wahrheit. Die reine Erkenntniss ist trieblos.

[«]

29[15]

Triebe, die mit einem Wahrheitstriebe leicht verwechselt werden:

1. Neubegier, gesteigert Sucht nach Abenteuern der Erkenntniss. Das Neue, Seltne im Gegensatze zum Langweilig-Alten.

2. Dialektischer Spür- und Spieltrieb, Lust an verschmitzten Fuchsgängen: nicht die Wahrheit wird gesucht, sondern das listige Herumschleichen, Umzingeln usw.

3. Trieb zum Widerspruch, die Persönlichkeit will sich einer andern gegenüber geltend machen. Klopffechterthum, der Kampf ist die Lust, persönlicher Sieg das Ziel.

4. Trieb aus Unterthänigkeit gegen Personen Religionen Regierungen, gewisse „Wahrheiten“ zu finden.

5. Trieb aus Liebe Mitleid usw. gegen einen Menschen, Stand oder die Menschheit, eine rettende beglückende Wahrheit zu finden — Trieb der Religionsstifter.

[«]

29[16]

Alle Triebe mit Lust und Unlust verbunden — einen Trieb zur Wahrheit d.h. zur völlig folgenlosen reinen affectlosen Wahrheit kann es nicht geben, denn dort hörte Lust und Unlust auf, und es giebt keinen Trieb, der nicht in seiner Befriedigung eine Lust ahnte. Die Lust zu denken weist nicht auf ein Begehren nach Wahrheit. Die Lust aller Sinneswahrnehmung<en> liegt darin, dass sie mit Schlüssen zu Stande gebracht sind. Der Mensch schwimmt insofern immer in einem Lustmeere. In wiefern kann aber der Schluss, die logische Operation, Lust bereiten?

[«]

29[17]

Wie ist nur die Kunst als Lüge möglich!

Mein Auge, geschlossen, sieht in sich zahllose wechselnde Bilder — diese producirt die Phantasie und ich weiss dass sie der Realität nicht entsprechen. Also ich glaube ihnen nur als Bildern, nicht als Realitäten.

Oberflächen Formen.

Kunst enthält die Freude, durch Oberflächen Glauben zu erwecken: aber man wird ja nicht getäuscht? Dann hörte ja die Kunst auf!

Die Kunst legt es doch auf eine Täuschung ab — aber wir werden nicht getäuscht?

Woher die Lust an der versuchten Täuschung, an dem Schein, der immer als Schein erkannt wird?

Kunst behandelt also den Schein als Schein, will also gerade nicht täuschen, ist wahr.

Das reine begierdenlose Betrachten ist nur an dem Scheine möglich, der als Schein erkannt wird, der gar nicht zum Glauben verführen will und insofern unsern Willen gar nicht anregt.

Nur der, der die ganze Welt als Schein betrachten könnte, wäre im Stande, sie begierden- und trieblos anzusehen — Künstler und Philosoph. Hier hört der Trieb auf.

So lange man Wahrheit an der Welt sucht, steht man unter der Herrschaft des Triebes: der aber will Lust und nicht Wahrheit, er will den Glauben an die Wahrheit, also die Lustwirkungen dieses Glaubens.

Die Welt als Schein — Heiliger Künstler Philosoph.

[«]

29[18]

Alle eudämonistischen Triebe erwecken Glauben an die Wahrheit der Dinge, der Welt — so die ganze Wissenschaft — auf das Werden gerichtet, nicht auf das Sein.

[«]

29[19]

Plato als Kriegsgefangner, auf einem Sclavenmarkte ausgeboten — wozu wollen wohl die Menschen den Philosophen? — Das lässt errathen, wozu sie die Wahrheit wollen.

[«]

29[20]

I. Wahrheit als Deckmantel ganz anderer Regungen und Triebe.
II. Das Pathos der Wahrheit bezieht sich auf den Glauben.
III. Der Trieb zur Lüge fundamental.
IV. Die Wahrheit ist unerkennbar. Alles Erkennbare Schein. Bedeutung der Kunst als des wahrhaftigen Scheines.

[«]

29[21]

1. Schilderung der Diener der Wahrheit.
2. Bändigung und Beschränkung der Erkenntniss zu Gunsten des Lebens, der Cultur.
3. Gerechtigkeit unter den Objecten der Erkenntniss, Abschätzung ihrer Wichtigkeit. Das Grosse.
   Zurückzurufen zur Hauptsache und den Hauptproblemen.
   Beseitigung des falschen Glanzes.

[«]

29[22]

Die geistig wirksamen Mächte sind über alle Vergangenheiten hin zerstreut — Colonienbildung! Aber die eigentliche Heimat verarmt, wenn alles auswandert. Sie sind zurückzurufen zum Nothwendigsten. Gegen das laisser aller in der Wissenschaft.

Alle sind so zerstreut und von einander entfernt, dass kein Band sie alle umschlingt: den verbindenden Kitt giebt unsre Zeitungscultur.

Ist es erlaubt, dass ein Jüngling seine beste Kraft in der mikroscopischen Arbeit verschwendet und abgezogen wird von der Ausbildung seiner selbst?

[«]

29[23]

Allerlei Diener der Wahrheit.

Zuerst optimistisches Staunen! Wie viele Wahrheitsforscher!

Ist es erlaubt, dass die besten Kräfte sich so zerstreuen?

Bändigung des Erkenntnisstriebes:

classisch — antiquarisch.

— Pessimistisches Erstaunen! Das sind ja alles keine Wahrheitsforscher!

Preis der Gerechtigkeit als der Mutter des wahren Wahrheitstriebes.

Prüfung der „Diener der Wahrheit“ nach ihrem Sinn für Gerechtigkeit.

Es ist recht gut, dass diese alle exilirt sind: denn sie würden überall nur stören und Schaden anrichten. Wir wollen sie die Lohnarbeiter der Wahrheit nennen, sie dienen ihr wider Willen und seufzend.

Die Wissenschaft ist für jene eine Correctionsanstalt, eine Galeere.

Hinweis auf Socrates, der sie alle wahnsinnig nennt, im Hause wissen sie nicht, was gut und böse.

Unschädlichmachung der Wissenschaft durch Klöster.

Unsre Aufgabe: das Gespaltene Zerstreute wieder zusammenzubringen und zusammenzuschweissen, einen Herd für die deutsche Culturarbeit zu gründen, abseits von aller Zeitungscultur und Popularisirung der Wissenschaften.

[«]

29[24]

Was Zöllner beklagt, das unendliche Experimentiren und der Mangel an logisch-deductiver Kraft, ist ebenfalls in den historischen Disciplinen zu sehen — Unterschätzung der classischen im Gegensatze zu den antiquarischen: so geht der Sinn der historischen Wissenschaft verloren, alles verflacht sich. Wie dort das Weltbild immer gemeiner wird und eigentlich nur noch von den Popularisirern gezeichnet wird, so hier das Vergangenheitsbild.

[«]

29[25]

Schiller: ihr geht aus, die Wahrheit mit Stangen zu fangen, aber sie geht mitten hindurch.

[«]

29[26]

„Allerlei Diener der Wahrheit.“

1. Schilderung des laissez faire der Wissenschaft. Es fehlt die Dictatur.
2. Folge: es fehlt der rechte Kitt — (dafür Zeitungscultur-Kitt!)
   im Allgemeinen immer grössere Roheit.
   Verkümmerung des Bildes des Wahrheitsdieners.
3. Daher haben sich Viele eingeschlichen. Schilderung.
4. Stellung der deutschen Cultur dazu: was ist die Aufgabe? (Goethes Stellung zur Naturwissenschaft.)

[«]

29[27]

Protest gegen die Section des Lebendigen das hiesse sie sollen leben lassen, was noch nicht todt ist, und es nicht sofort als wissenschaftliches Object behandeln.

[«]

29[28]

Durch Wissen tödten: eig<entlich> ist es nicht einmal das Wissen, sondern nur das neugierige unruhige Belauern, also ein nothwendiges Mittel und conditio der Wissenschaft. Mitreden-Wollen, wo man nur stört, wenn man redet.

Defienda me Dios de my „Gott behüte mich vor mir“.

[«]

29[29]

Alles Erinnern ist Vergleichen d.h. Gleichsetzen. Jeder Begriff sagt uns das; es ist das „historische“ Urphänomen. Das Leben erfordert also das Gleichsetzen des Gegenwärtigen mit dem Vergangnen; so dass immer eine gewisse Gewaltsamkeit und Entstellung mit dem Vergleichen verbunden ist. Diesen Trieb bezeichne ich als den Trieb nach dem Klassischen und Mustergültigen: die Vergangenheit dient der Gegenwart als Urbild. Entgegen steht der antiquarische Trieb, der sich bemüht das Vergangne als vergangen zu fassen und nicht zu entstellen, nicht zu idealisiren. Das Lebensbedürfniss verlangt nach dem Klassischen, das Wahrheitsbedürfniss nach dem Antiquarischen. Das Erste behandelt das Vergangne mit Kunst und künstlerischer Verklärungskraft.

Denkt man sich die andre Richtung übermächtig, so hört die Vergangenheit auf, vorbildlich und mustergültig zu wirken, weil sie aufhört, Ideal zu sein, und individuelle Wirklichkeit wie die Gegenwart selbst geworden ist. Sie dient dann nicht mehr dem Leben, sondern ist gegen dieses Leben. Man erreicht so praktisch, was man erreichte, wenn man alle Kunstkammern und Bibliotheken verbrennen würde. Die Gegenwart wird isolirt, wird zufriedener mit sich und entspricht ihrem Wesen und ihren Bedürfnissen, zeigt also, was sie ist, wie gross oder gemein sie ist. — Wodurch nützt aber der Trieb zum Klassischen der Gegenwart? Er deutet an, dass, was einmal war, jedenfalls einmal möglich war und deshalb wohl auch wieder möglich sein wird (wie die Pythagoreer meinen dass, wenn die Sterne die gleiche Stellung haben, alles wieder völlig gleich geschehen werde). An das

Mögliche und Unmögliche denkt aber der Muthige und der Verwegene: ihn stärkt die Vergangenheit: z.B. wenn er hofft, dass 100 productive Menschen im Stande sind, die ganze deutsche Cultur zu gründen und findet, dass auf ähnliche Weise die Cultur der Renaissance möglich geworden ist. Am Grossen und Unmöglichen aber pflanzt sich die Menschheit fort.

[«]

29[30]

Nehme man an dass jemand glaube, es gehörten nicht mehr als 100 productive, in einem neuen Geiste erzogene Menschen dazu, um der in Deutschland jetzt gerade modischen Gebildetheit den Garaus zu machen, was müsste es ihn bestärken wahrzunehmen, dass die Cultur des Renaissance auf den Schultern einer solchen Hundert-Männer-Schaar sich heraushob.

[«]

29[31]

Die Schätzung der Geschichte und die in ihr verschwendete Kraft. Die antiquarische Manier, die das Klassische möglichst beseitigt oder als ganz individuelle Möglichkeit zu begreifen sucht. Weil viel Vernunft verwendet wird, irgend ein Stückchen Vergangenheit so zu begreifen, meint man zuletzt auch, dass Vernunft sie zu Stande gebracht. So entsteht der Aberglaube an die Vernünftigkeit der Geschichte: wobei die absolute Nothwendigkeit verstanden wird als Manifestation des Vernünftigen und Zweckmässigen. Aber die grösste historische Macht ist die Dummheit und der Teufel. Es schwächt den Muth ab, so viele Möglichkeiten zu wissen als dagewesen: wenn es nicht darauf abgesehn ist, abzuschätzen (also das Klassische und Gute aus dem Vergangnen auszuscheiden), sondern nur alles als geworden zu begreifen, so lähmt der antiquarische Sinn; denn er wittert auch im Unsinnigen Zweck und Vernunft. Die Geschichte will nur eine grosse Behandlung; sonst macht sie Sclaven.

Nun giebt es zweitens ein Maass des erlaubten Retrospectiven und des Unerlaubten. Verboten ist die Vivisection; es soll den Kindern verboten werden dort zu lauern, wo Eier gelegt werden. Der Wahrheitstrieb, der den eben erlebten Moment secirt, tödtet den nächsten. Solange erkannt wird, wird nicht gelebt.

Dazu — welche Gefahren bringt der antiquarische Sinn, wenn er sich der Menge und der geringen Köpfe bemächtigt! Zuletzt zerfällt alles in Solche, welche historisch leben, und Solche, welche nur historisch tödten. Welche fatale Neubegierde, Unruhe, Belauern, Verrathen, Ablisten des eben Werdenden. Am Tag wird kein Geist citirt. Jede Zeit bedarf so viel Historie, als sie in Fleisch in Blut, durch Verdauen, umsetzen kann; so dass die stärkste und gewaltigste am meisten Geschichte vertragen wird. Wie aber, wenn schwächliche Zeiten mit ihr überfüllt werden! Welche Verdauungsbeschwerden, welche Ermüdung und Kraftlosigkeit!

[«]

29[32]

Es ist möglich, dass ein Volk durch Geschichte sich selbst tödtet: etwa wie ein Mensch, der sich dem Schlaf entzieht. Wiederzukauen ist die Sache gewisser Thiere: sich aber durch Wiederkäuen ruiniren scheint hier und da einmal bei dem menschlichen Rindvieh vorzukommen. Wenn alles, was wird, interessant, des Studiums würdig erachtet wird, so fehlt bald für alles, was man thun soll, der Maassstab und das Gefühl, der Mensch wird in der Hauptsache gleichgültig.

[«]

29[33]

Die Mythologie, mit der sich die antiquarischen Menschen umgeben — die Ideen „die es lieben, sich in immer reineren Formen zu offenbaren“ usw.

[«]

29[34]

Das Monumentale sieht von den Ursachen ab. „Effect an sich“ „das, was zu allen Zeiten Effect macht“ (oder das zu allen Zeiten entstehen kann, zu dem die Ursachen immer da sind).

[«]

29[35]

3. Wie ist nur das Monumentale möglich? Oder über den Nutzen der Geschichte. Hülfsbegriff das rein-Menschliche — oder das Grosse und Ungemeine, an dem sich immer wieder das Grosse entzündet. Bestreben der Antiquare, das Ungemeine in das Verständliche d.h. Gemeine herabzuziehn. Deshalb vernichten sie das Monumentale nach besten Kräften.

Sodann wird aber aus dem Codex des Monumentalen ein Zwang und Canon der gegenwärtigen Künstler, mit dem gegen das Entstehn, gegen die Entwicklung angekämpft wird: das Grosse soll nicht werden, es soll dasein.

Die Antiquare sagen: das Grosse ist im Grunde das Gemeine und Allgemeine; auch sie kämpfen gegen das Werden des Grossen (durch Verkleinern, Begeifern usw.).

So kämpfen beide historische Schulen gegen das Grosse an: sowohl mit dem Monumentalen, als dem Gemeinen. Dies war zu allen Zeiten so. Gegen Beides muss das Historisch-Grosse Recht behalten, gegen ersteres, dadurch dass es sich den Eintritt im Tempel des Monumentalen erzwingt, gegen die Antiquare, dadurch dass es endlich wieder selbst Erkenntnissobject wird und damit auch den Antiquaren „interessant“ wird.

[«]

29[36]

Die Geschichte gehört dem Thätigen. Es ist ein widerliches Schauspiel, neugierige Mikrologe<n> oder Egoisten oder Touristen auf Pyramiden herumklettern zu sehn. Die Geschichte ist jetzt ebenso zur Schau gestellt wie Bilder in der Galerie: für den Müssiggänger. Früher suchte man sich von dort Kraft und Trost, jetzt will man Gewissheit, Unterhaltung im Realen, aus Feindschaft gegen die Kunst und gegen das Grosse.

[«]

29[37]

Woraus erklärt sich die Hypertrophie des historischen Sinnes?

1. Feindschaft gegen das Erdichtete, Mythische.
2. Feindschaft gegen die Lebensprobleme.
3. Sie verbirgt oder drapirt die, welche sich damit befassen und ist leichter als ein Kunstwerk.
4. Sie löst auf und macht schlaff, weil sie durch Analogien das Rechtsgefühl und die Instinkte, kurz das Naive in Sitte und Handeln tödtet oder lähmt.
5. Sie ist demokratisch und lässt jedermann zu, beschäftigt die geringsten Köpfe. Sie ist das Ideal eines Wahrheitsstrebens. bei dem nichts herauskommt.
6. Wie sie im Grunde nicht von fruchtbaren kräftigen Instinkten geleitet wird, zeigt z.B. die Historie bei der Evangelienkritik. Man vergleiche die Reformationszeit.

[«]

29[38]

Die historische Krankheit.

1. Bei pythagoreischer Constellation wäre von einem Nutzen der Geschichte zu reden. So aber ist die Motivirung jeder Handlung eine verschiedne.
2. Vergleichung setzt ein Gleichsetzen voraus. Gedächtniss-Begriff. Das Klassische und Monumentale, der „Effect an sich“ idealisirende Entstellung und Verallgemeinerung, das „Allgemein-Menschliche“ als Wahn. Der Wahn des Monumentalen befördert die Fortzeugung des Grossen.
3. Kampf gegen das Grosse und Seltne und gegen das Monumentale durch die Antiquare. Alles Gewesene interessant, vernünftig: lähmender Einfluss der Antiquare auf die historische Thatkraft.
4. Der moderne Historiker als Amalgam von beiden Trieben, Hermaphrodit. Seine Mythologie. Seine negative Praxis. Einwirkung auf Kunst Religion. Gefährlich für eine werdende Cultur. Die Vivisection. Man soll nicht Beides sein, Classiker und Antiquar, sondern Eins, aber ganz. Wirkungslosigkeit der modernen Historiker: ihr Niederschlag in der nörgelnden Kritik und der amerikanisirenden Presse. Es fehlt dem modernen Historiker das Fundament: er ist im Monumentalen willkürlich, im Antiquarischen tödtend und wurzelt nicht in einer Cultur.

[«]

29[39]

Im Grunde ist jedermann zufrieden, wenn ein Tag vorüber ist. Ihn so ernst zu nehmen, dass er am andern Tag bereits historische Untersuchungen anstellt, ist lächerlich. Denn damit ist die Hauptlehre, die jeder Tag giebt, verwirkt, „das Leben ist abzuleiden“ „es ist eine Busse“. In der Hauptsache d.h. gerade in dem, was die Gesammtschätzung des Lebens betrifft, kann kein Ereigniss etwas wesentlich Neues lehren und einer, der vor ein Paar tausend Jahren lebte, kann ebenso weise sein wie einer, der die Geschichte dieser 2000 Jahre zu Hülfe nimmt. Für den Menschen, der das Dasein ableidet, ist Geschichte nichts: er findet überall dasselbe Problem, das jeder Tag ihm zeigt. Sie ist aber etwas für den Thätigen, Unweisen, der alles noch zu hoffen hat, der nicht resignirt, der kämpft — der braucht Geschichte als Exempla dessen, was Einer erreichen kann, wie Einer geehrt werden kann, besonders aber als Tempel des Ruhms. Sie wirkt vorbildlich und stärkend.

[«]

29[40]

Nun aber die Geschichte als Wissenschaft! Da handelt es sich also um Gesetze, die Personen kommen wenig in Betracht, Muth und Begeisterung sind hier nicht mehr zu gewinnen, sie stören vielmehr. Vorausgesetzt dass sich Gesetze finden liessen, so bekämen wir als Resultat den Determinismus und der Thätige würde mit Gewalt wieder zu einem Leidenden gemacht, ohne dass eine moralische Empfindung ihn zur Resignation brächte. Zudem sind die Gesetze wenig werth: weil sie aus den Massen und deren Bedürfnissen abgeleitet sind, also als Bewegungsgesetze der niederen Lehm- und Thonschichten. Die Dummheit und der Hunger sind immer dabei, wie bei jedem französischen Criminalprozess la femme. Wozu sollte man auch solche Gesetze wissen, da ja Jedermann, ohne sie zu kennen, schon Jahrtausende hindurch, nach ihnen gehandelt hat! Der starke und grosse Mensch hat sich immer, wider diese Gesetze, durchgeschlagen: von ihm sollte eigentlich allein die Rede sein. Die Massen sind nur zu betrachten einmal 1) als verschwimmende Copien der grossen Männer, auf schlechtem Papier und mit abgenutzten Platten 2) als Widerstand gegen die Grossen 3) als Werkzeug der Grossen. Im Übrigen hole sie der Teufel.

[«]

29[41]

„Die <Statistik beweist dass es Gesetze in der Geschichte> giebt.“ Ja, sie beweist, wie gemein und ekelhaft uniform die Masse ist. Ihr hättet einmal in Athen Statistik treiben sollen! Da würdet ihr den Unterschied gefühlt haben! Je niedriger und unindividueller eine Masse ist, um so strenger das statistische Gesetz. Ist die Menge feiner und edler zusammengesetzt, geht sofort das Gesetz zum Teufel. Und ganz hoch oben, bei den grossen Geistern, könnt ihr gar nicht mehr rechnen: z.B. wann haben die grossen Künstler geheirathet! Hoffnungslos ihr, die ihr da ein Gesetz suchen wollt. Also: so weit es Gesetze giebt in der Geschichte, sind sie nichts werth und ist die Geschichte d.h. das, was geschehen ist, nichts werth.

Überdies: was heisst denn hier „Gesetze“? Stehen sie irgendwie gleich einem Naturgesetz oder einem Rechtsgesetz? Es sagt doch nicht „ihr sollt“, sondern „leider war es so“. Es ist der Ausdruck eines dummen faktischen Verhältnisses, bei dem Niemand mehr nach dem Warum? fragen darf. „Hier werden jährlich c. 40 Ehen geschlossen“ — Warum denn so viel und nicht 80? „Es ist nun einmal nicht anders“! — Sehr belehrend! Wir danken.

Es giebt aber eine Richtung, welche die grossen Massentriebe als das Wichtige betrachtet und alle grossen Männer nur als den Ausdruck, gleichsam das sichtbar werdende Bläschen auf der Wasserfluth betrachtet. Da soll die Masse aus sich heraus das Grosse, das Chaos aus sich heraus die Ordnung gebären. Am Ende wird natürlich der Hymnus auf die gebärende Masse angestimmt; es lebe die Geschichte!

Eine andre Richtung will alles in Betracht ziehn, was „eine historische Macht“ gewesen ist und schätzt darnach „das Grosse“ ab: „Gross“ heisst, was historisch nachhaltig gewirkt hat. Das heisst recht Quantität und Qualität verwechseln. Wenn die plumpe Masse irgend einen Gedanken, eine Religion sich recht adäquat gefunden hat und ihn zäh vertheidigt: soll der Finder und Gründer jenes Gedankens „gross“ sein! Warum doch! Das Edelste und Höchste wirkt gar nicht auf die Massen: und der historische Erfolg des Christenthums beweist glücklicherweise nichts über seinen Gründer, da es im Grunde gegen ihn beweisen würde: hier scheint aber das Ursprüngliche ganz verloren gegangen zu sein und der Name für

Tendenzen der Massen und vieler ehrsüchtig-egoistischen Einzelnen geblieben zu sein.

[«]

29[42]

Vergötterung des Erfolgs ist recht der menschlichen Gemeinheit angemessen. Wer aber nur einen einzigen Erfolg einmal genau studirt hat, weiss, was für Faktoren (Dummheit, Bosheit, Faulheit usw.) immer mitgewirkt haben, und nicht als die schwächsten Faktoren. Es ist toll, dass der Erfolg mehr werth sein soll als die unmittelbar vorher noch bestehende schöne Möglichkeit! Gar aber in der Geschichte die Verwirklichung des Guten und Rechten sehen ist Blasphemie gegen das Gute und Rechte. Diese schöne Weltgeschichte ist, um Heraklitisch zu reden „ein wirrer Kehrichthaufen“! Das Kräftige schlägt sich durch, das ist das allgemeine Gesetz: wenn es nur nicht so oft gerade das Dumme und das Böse wäre!

[«]

29[43]

Luther: „Cicero, ein weiser und fleissiger Mann, hat viel gelitten und gethan“.

[«]

29[44]

Der Engländer über Berlin: „in Berlin, wer nicht Geschmack hat an Bierstuben und Weinstuben, er sei arm oder reich, er lebt und stirbt armselig.“

[«]

29[45]

Die schreckliche Übung, Charactere und Individuen zu begreifen und somit aus ihrem Lebensnerv zu rechtfertigen, scheint vielleicht auf Gerechtigkeit zu beruhen und auf Gerechtigkeit gegen die Zeitgenossen hinzuwirken. Dem steht entgegen, dass wir gerade an den Zeitgenossen die fatalste Uniformität fordern und am wenigsten gerecht gegen die mannigfachen Charactere sind. Der geübteste Historiker ist, der Zeit gegenüber, „un personnage haineux“, und ist ungerecht oder blasirt.

[«]

29[46]

Der wissenschaftliche Stand ist eine Art Clerus und missachtet die Laien; er ist der Erbe des geistlichen Clerus, ohne diese vererbte Ehrfurcht würde schwerlich unsere Zeit so die Wissenschaften pflegen. Was man früher der Kirche gab, giebt man jetzt, obzwar spärlicher, der Wissenschaft: dass man aber giebt, hat einstmals die Kraft der Kirche bewirkt, die noch jetzt, in dem wissenschaftlichen Clerus, nachwirkt. Und gerade Geschichte zu treiben ist immer noch eine verkappte Theologie, als Lehre von dem Wirken Gottes oder des Vernünftigen. Bemächtigt sich der Menge die Meinung, Geschichte sei ein Wust und keine Wissenschaft, so ist es aus mit ihrer Förderung.

[«]

29[47]

Die verfluchte Volksseele! Wenn wir von deutschem Geiste reden, so meinen wir die deutschen grossen Geister, nicht das mythologische Phantom der vereinigten Ungeistermasse, indes Luther, Goethe, Schiller und einige Andere Besser wäre es schon, von lutherartigen Menschen usw. zu reden. Wir wollen vorsichtig sein, etwas deutsch zu nennen: zunächst ist es die Sprache, diese aber als Ausdruck des Volkscharacters zu fassen, ist eine reine Phrase und bis jetzt bei keinem Volke möglich gewesen, ohne fatale Unbestimmtheiten und Redensarten. Griechische Sprache und griechisches Volk! Das bringe Einer zusammen! Überdies steht es ähnlich wie bei der Schrift: das allerwichtigste Fundament der Sprache ist eben nicht griechisch, sondern wie man jetzt sagt, indogermanisch. Schon besser steht es mit Stil und Mensch. Von einem Volke Prädikate auszusagen, ist immer sehr gefährlich: zuletzt ist alles so gemischt, dass erst immer später eine

Einheit wieder an der Sprache sich einfindet oder eine Illusion der Einheit sich an ihr einstellt. Ja Deutsche! Deutsches Reich! Das ist etwas, Deutschsprechende ist auch etwas. Aber Race-Deutsche! Das Deutsche als künstlerische Stileigenschaft ist erst noch zu finden, wie bei den Griechen der griechische Stil erst spät gefunden ist: eine frühere Einheit gab es nicht, wohl aber eine schreckliche κρᾶσις.

[«]

29[48]

Gegen die Parallele der Geschichte mit Jugend, Mannesalter und Greisenalter: auch nicht die Spur Wahrheit daran! Ein fünf-sechs Jahrtausende ist gar nichts und vor allem keine Einheit, weil immer wieder neue Völker hinzukommen und alte in einen Winterschlaf verfallen. Zuletzt aber handelt es sich gar nicht um Völker, sondern um Menschen, die Nationalität ist zumeist nur die Consequenz starrer Regierungsmassregeln, d.h. einer Art Züchtung durch umschliessende Gewalt und Bändigung, nebst Nöthigung, sich zu heirathen und mit einander zu sprechen und zu leben.

[«]

29[49]

Christlich ausgedrückt: so ist der Teufel der Regent der Welt und dabei wird es im Wesentlichen bleiben. Aber jetzt sagt man gebildeter: das System miteinander kämpfender Egoismen: wobei man an den Wald denkt, der so gleichförmig und regelmässig wächst, weil alle Bäume nur ihren Egoismus befriedigen.

[«]

29[50]

7) Die Gefahr des Monumentalen, das, zusammengeschleppt aus allen Zeiten, den suchenden Instinkt verwirrt und schwächt! So auch die Kenntniss aller Verhältnisse und Gesellschaftsschichten: hätte sie der Bauer, was würde er wohl mit dem Pfluge anfangen!

29[51]

Eine Bändigung des unbegrenzten historischen Sinnes ist nöthig: und thatsächlich besteht eine schon, die aber nicht nöthig ist, die Bändigung durch den nüchternen uniformirten Zeitgeist, der sich überall sucht und zu finden glaubt, und die Geschichte auf sein Maass herunterschraubt. Ein solches Herunterschrauben nehme ich wahr bei Cicero (Mommsen), Seneca (Hausrath), Luther (Protestantenverein) usw. In andrer Art bändigte und streckte Hegel die Geschichte, er, der recht eigentlich der deutsche „Genius der Historie“ zu nennen ist; denn er fühlte sich auf der Höhe und am Ende der Entwicklung und damit auch im Besitz aller ehemaligen Zeiten, als deren ordnender νοῦς. Jeder Versuch, das Gegenwärtige als das Höchste zu begreifen, ruinirt die Gegenwart, weil er die vorbildliche Bedeutung des Geschichtlichen leugnet. Die schrecklichste Formel ist die Hartmannsche „sich dem Weltprozess hinzugeben“.

Wohin es führt, die Geschichte als einen Prozess anzusehen, zeigt E. von Hartmann p. 618 (woraus mir der ungeheure Erfolg klar wird). Die historische Ansicht verbrüdert sich hier mit dem Pessimismus: nun sehe man die Consequenzen! Die Lebensalter des Einzelnen bieten die Analogie, die gar nicht schmeichelhafte Schilderung der Gegenwart erweckt nur den Schluss, dass es noch schlimmer kommt und dass dies der nothwendige Process sei, dem man sich hinzugeben habe. Zur Analogie dient ein recht gemeines Menschenkind, dessen Mannesalter es zur „gediegenen Mittelmässigkeit“ und zu einer Kunst bringt, die ihm durchschnittlich etwas das ist „was dem Berliner Börsenmann etwa Abends die Posse ist“. Er nimmt vor allem „auf eine bedächtig in die Zukunft schauende praktisch wohnliche Einrichtung in der indischen Heimath Bedacht“. Dabei eine Art von sauersüssem Imperativ: „Unbarmherzig und grausam ist dieses Handwerk der Zerstörung der Illusion, wie der rauhe Druck der Hand, der einen süss Träumenden zur Qual der Wirklichkeit erweckt; aber die Welt muss vorwärts; nicht erträumt werden kann das Ziel, es muss erkämpft und errungen werden, und nur durch Schmerzen geht der Weg zur Erlösung.“ Nur ist unbegreiflich, wie der Process, dessen Mannesalter vorhin geschildert wurde, endlich „in eine Periode der reifen Beschaulichkeit eintritt, wo sie die ganzen wüst durchstürmten Leiden ihres vergangnen Lebenslaufes mit wehmüthiger Trauer in Eins fassend überschaut und die ganze Eitelkeit der bisherigen vermeintlichen Ziele ihres Strebens begreift.“ p.

625 f. Wenn aber die Menschheit als eine Art Leopardi ihr Greisenalter erleben soll, so müsste sie edler sein als sie ist und vor allem ein anderes Mannesalter haben, als Hartmann ihr ertheilt. Der Greis, der einem solchen Mannesalter entspräche, würde sehr ekelhaft sein und würde mit widriger Gier am Leben hängen, in die gemeinsten Illusionen mehr als je verstrickt.

[«]

29[52]

Hartmann ist wichtig, weil er den Gedanken eines Weltprozesses todtmacht, dadurch dass er consequent ist. Um ihn zu ertragen, legt er als τέλος zu Grunde die bewusste Erlösung und Freiheit von Illusionen und das Wählen des Unterganges. Aber das Ende der Menschheit kann jeden Augenblick durch eine geologische Umwälzung da sein: und jene Illusionslosigkeit setzte eine höhere Entwicklung der moralischen und intellectuellen Kräfte voraus: was ganz unwahrscheinlich ist: vielmehr dürften, wenn diese alt würden, die Illusionen nur immer mächtiger werden und das Greisenalter mit einem Kindischwerden schliessen. Tröstlich ist somit das letzte Resultat keinesfalls und könnte gewiss nicht als τέλος bezeichnet werden. So wie er das Mannesalter schildert, nimmt überdies die Fähigkeit, das Dasein als Problem zu nehmen, immer mehr ab und das Bedürfniss nach Erlösung wird immer geringer. Wir wollen uns ja aller Constructionen der Menschheitsgeschichte enthalten und überhaupt nicht die Massen betrachten, sondern die überall hin zerstreuten Einzelnen: diese bilden eine Brücke über den wüsten Strom. Diese setzen nicht etwa einen Prozess fort; sondern sie leben gemeinsam und gleichzeitig, Dank der Geschichte, die ein solches Zusammenrücken zulässt.

Es ist die „Genialen-Republik“. Die Aufgabe der Geschichte ist, zwischen ihnen zu vermitteln und so immer wieder zur Erzeugung des Grossen und Schönen Anlass zu geben und Kraft zu verleihen. Das Ziel der Menschheit kann nicht am Ende liegen, sondern in den höchsten Exemplaren, die, zerstreut durch Jahrtausende, zusammen alle höchsten Kräfte, die in der Menschheit verborgen sind, repräsentiren.

Überdies: Weltprozess!! Es handelt sich doch nur um die Lumperei der menschlichen Erdflöhe!

Hartmann sagt p. 637: „So wenig es sich mit dem Begriff der Entwicklung vertragen würde, dem Weltprozess eine unendliche Dauer in der

Vergangenheit zuzuschreiben, weil dann jede irgend denkbare Entwicklung bereits durchlaufen sein müsste, was doch nicht der Fall ist (!!!), ebensowenig können wir dem Prozess eine unendliche Dauer für die Zukunft zugestehen; beides höbe den Begriff der Entwicklung zu einem Ziele auf und stellte den Weltprozess dem Wasserschöpfen der Danaïden gleich. Der vollendete Sieg des Logischen über das Unlogische muss also mit dem zeitlichen Ende des Weltprozesses, dem jüngsten Tage zusammenfallen(!!)".

Von diesem Hartmannschen „Weltprozess" flüchtet man gern zu dem demokritischen Atomengewirr und zu Darwinistischer Lehre vom Bestehen des Lebenfähigen unter den zahllosen Combinationen. Hier ist doch noch ein Platz für die grossen Individuen, sei es auch dass ein Zufall sie herausgeschleudert. Bei Hartmann ist die Willenverneinung eine Verirrung und die Bejahung des Lebens die eigentliche Pflicht. Zuletzt sollen gar die Majoritäten auf der Erde für die Vernichtung und die Rückkehr in's Nichts abstimmen!

Dagegen unsre Lehre, dass das Bewusstsein nur durch immer höhere Illusionen gefördert und entwickelt wird. Wir stehen deshalb mit unserm „Bewusstsein" so niedrig (verglichen etwa mit den Griechen), weil unsre Illusionen niedriger und gemeiner sind, als die ihrigen. Diesen Fortschritt zur Gemeinheit bin ich nicht im Stande, einen Fortschritt zum „Mannesalter" zu nennen. Dächte man die Illusionen verschwinden, so verdunstet das Bewusstsein bis zur Pflanze. Illusionen sind übrigens nur der Ausdruck für einen unbekannten Sachverhalt. Die Menschheit zur Blasirtheit zu führen ist das Hartmannsche Ziel: dann allgemeiner Selbstmord: von der Majorität der Menschen ausgeführt! Dann kippt die Welt um und versinkt wieder ins Meer des Nichts. Aufgabe der nächsten Generationen, durch Hingabe an den Weltprozess d.h. Bejahung des Willens zum Leben die Blasirtheit einzuleiten!

Ekelhaftes Buch, eine Schande für die Zeit! Wie unendlich reiner, höher und sittlicher wirkt Schopenhauers Pessimismus! Diese Hartmannsche Philosophie ist die Fratze des Christenthums, mit ihrer absoluten Weisheit, ihrem jüngsten Tag, ihrer Erlösung usw. Die Speculation auf den Effect der monströsen Paradoxie, verbunden mit dem laissez faire, war nie toller. Die David-Straussische Gegenwart wird in den Weltprozess eingeordnet, findet ihre Stelle und wird also justificirt. Daher der Erfolg bei der Litteraten-Masse (das heisst nämlich jetzt „Erfolg" überhaupt: die vermögen es schon, das Publikum zum Kaufen aufzureizen!).

[«]

29[53]

Der Hegelsche „Weltprozess“ verlief sich in einen fetten preussischen Staat mit guter Polizei. Das ist alles verkappte Theologie, auch bei Hartmann noch. Wir vermögen aber Anfang und Ende nicht zu denken: so lassen wir doch diese „Entwicklung“ auf sich beruhen! Es ist sofort lächerlich! Der Mensch und der „Weltprozess“! Der Erdfloh und der Weltgeist!

[«]

29[54]

Wozu die Menschen da sind, wozu „der Mensch“ da ist, soll uns gar nicht kümmern: aber wozu Du da bist, das frage dich: und wenn Du es nicht erfahren kannst, nun so stecke Dir selber Ziele, hohe und edle Ziele und gehe an ihnen zu Grunde! Ich weiss keinen besseren Lebenszweck als am Grossen und Unmöglichen zu Grunde zu gehen: animae magnae prodigus.

[«]

29[55]

1. Schilderung des historischen Sinns, zuletzt mit seinem Extrem, dem Weltprozess und daraus abgeleiteten Moralgesetz.
2. Innere Gründe dieser Hypertrophie des historischen Sinns.
3. Bedeutung der Historie für eine Cultur.

[«]

29[56]

Das Historische in der Erziehung. Der junge Mensch wird durch alle Jahrtausende gepeitscht, das wurde der Grieche und Römer nicht. Dazu politische

Geschichte für Jünglinge! Die nichts von einem Kriege, nichts von einer Staatsaktion, von Handelspolitik, Machtfragen usw. verstehen können! So geht der moderne Mensch durch Galerien, so hört er Concerte! Das klingt anders als jenes, fühlt er, und das nennt er dann „historisches Urtheil". — Die Masse ist so gross, dass Abstumpfung die Folge sein muss. Das Schreckliche und Barbarische dringt hinzu, im Übermaass, und wo ein feineres Bewusstsein da ist, muss das Gefühl eins sein: Ekel. Dazu wird der junge Mensch seiner Heimat entfremdet und lernt an allen Sitten und Begriffen zweifeln. Es war in jeder Zeit anders: „es kommt nicht darauf an, wie du bist". Je nach dem ἦϑος, wird jetzt der Mensch sich zum Schlimmen oder Guten (d.h. Grossen) lösen: „So geht frei, aber gefährlich, ohne Gängelband." Glücklicher Weise ist der Sinn der Jugend meist so stumpf, so dass gar nichts wesentlich herauskommt, ausser einer unklaren Betäubung; es fehlt die starke Phantasie und dazu sind die einströmenden Massen zu gewaltig, es wird alles überfluthet.

Ein solches Maass von Historie ist für Niemanden nöthig, wie die Alten zeigen, ja im hohen Grade gefährlich, wie die Neueren zeigen.

Nun der historische Student! Ein ganz isolirtes Capitelchen der Vergangenheit hat er erforscht: jetzt ist er Diener der Wissenschaft, der Wahrheit, jetzt ist es vorbei mit aller Bescheidenheit, er ist fertig! Der gelehrte Dünkel hindert die höhere Erziehung. Ich betrachte junge Doktoren der Geschichte als Menschen, welche in der Bildung nicht bis drei zählen können und meistens auch nie zählen werden: denn sie sind bereits „produktiv"! Herr Je!

[«]

29[57]

Alles „objectiv" nehmen, über nichts zürnen, nichts lieben, alles „begreifen" — das heisst jetzt „historischer Sinn". Die Regierungen fördern einen solchen Sinn ebenso gern, als sie die Hegelei gefördert haben; denn er macht gefügig und schmiegsam. Vor allem aber ist die ganze Presse darin erzogen: man zürnt und ärgert sich nur noch „artistisch", übrigens ist man „blasirt" und „versteht" alles: tout comprendre c'est tout pardonner: aber man „verzeiht" nicht, man justificirt alles. Selbst nicht gebunden, leugnet der historische Journalist alle Bande: er lässt sie nur im utilitarischen Sinne bestehn.

Es soll nicht mehr das Zeitalter der harmonischen Persönlichkeit sein, sondern das der „gemeinsamen Arbeit". Das heisst doch nur: die Menschen, bevor sie fertig sind, werden in der Fabrik gebraucht. Aber seid überzeugt, in Kurzem ist die Wissenschaft ebenso ruinirt, wie die Menschen dieser Fabrikarbeit. Die „gediegene Mittelmässigkeit“ wird immer mittelmässiger, der Mensch ist weiser als irgend ein Mensch in einem Punkt und in allen andern dümmer als irgend ein ehemaliger Gelehrter: in summa aber unendlich dünkelhafter. System der Kärrner, die das Genie als überflüssig dekretiren: man wird es euren Bauten ansehen, dass sie zusammengekarrt, nicht zusammengebaut sind. Dem, der ewig „Arbeitstheilung!“ „In Reih und Glied“ usw. im Munde hat, ist klärlich und voll zu sagen: wollt ihr die Wissenschaft möglichst schnell fördern, so werdet ihr sie auch möglichst schnell vernichten: wie auch die Henne zu Grunde geht, die ihr künstlich zum allzuschnellen Eierlegen zwingt. Gut, die Wissenschaft ist in den letzten Jahrzehnden schnell gefördert: aber seht euch die Gelehrten, die erschöpften Hennen an. Es sind wahrhaftig keine „harmonischen“ Naturen mehr: nur gackern können sie mehr als je, aber die Eier sind auch kleiner als je. Daher nun auch die beliebte „Popularisirung“ der Geschichte für „gemischtes Publikum“. Das wird den Gelehrten so leicht, weil sie selbst, von einem ganz kleinen Bereiche abgesehn „sehr gemischtes Publikum“ sind und dessen Bedürfnisse in sich tragen. Sie brauchen sich nur einmal bequem im Schlafrock hinzusetzen, so gelingt es ihnen, auch ihr kleines Studienbereich jenen gemischt-populären Bedürfnissen aufzuschliessen: für diesen Bequemlichkeits-Akt affichirt man den Namen „bescheidne Herablassung des Gelehrten zum Volk“, während im Grunde der Gelehrte nur zu sich, so weit er nicht Gelehrter, sondern Pöbel ist, herabstieg. Schafft erst ein Volk — das könnt ihr euch nie edel und hoch genug denken! Euer „gemischtes Publikum“ kann man sich aber nicht leicht gemein genug denken!

[«]

29[58]

Zum Schlusse. Wenn ihr durch diese Betrachtung unmuthig geworden seid, so kann euch der Autor sagen, dass er dies vorausgesehen hat: etwas aber, was er nicht voraussehen kann, ist, wohin ihr nun jenen Unmuth richten werdet: ob nämlich gegen den Autor oder gegen euch selbst. Im letzteren, gewiss seltnen Falle, werdet ihr am besten thun, den Autor ganz zu vergessen: was kommt auch darauf an, wer eine Wahrheit sagt: wenn sie nur überhaupt gesagt wird und solche da sind, die sie zu Herzen nehmen. Geschrieben habe ich für beide Classen und, wie ich hoffe, deutlich genug.

[«]

29[59]

In der ganzen Welt redet man nicht vom Unbewussten, weil es seinem Wesen nach ungewusst ist; nur in Berlin redet und weiss man etwas davon und erzählt uns, worauf es eigentlich abgesehn ist. Nämlich darauf, dass unsre Zeit gerade so sein muss wie sie ist, wenn die Menschheit dieses Dasein einmal satt bekommen soll: was wir von Herzen glauben — während nur E. von H<artmann> es weiss. — Was David Strauss als naive Thatsächlichkeit hinnimmt, wird bei H<artmann> nicht nur von hinten, ex causis efficientibus gerechtfertigt, sondern sogar von vorn, ex causa finali: von dem jüngsten Tage her lässt H<artmann> das Licht über unsre Zeit strahlen, und da findet sich, dass sie sich dem Mannesalter der Menschheit nähert, jenem beglückten Zustande, wo es nur noch gediegene Mittelmässigkeit, Kunst von der Art, wie sie der Berliner Börsenmann am Abend braucht, wo die „Genies kein Bedürfniss der Zeit mehr sind, weil es hiesse, die Perlen vor die Säue werfen oder auch weil die Zeit über das Stadium, welchem Genie’s gebührten, zu einem wichtigeren hinweggeschritten ist“ (p. 619[I]). Wir wünschten, wir hatten uns verschrieben; aber ich habe nur abgeschrieben. Moral: es steht ganz und gar erbärmlich, es wird noch erbärmlicher kommen, aber es muss so stehen, es muss so kommen, „sichtbar greift der Antichrist weiter und weiter um sich“ (p. 610). Aber wir sind auf dem besten Wege mit dem allem: „darum rüstig vorwärts im Weltprozess als Arbeiter im Weinberge des Herrn, denn der Prozess ist es allein, der zur Erlösung führen kann“ p. 638. Errathen wir den Sinn des H<artmann>, wenn wir in ihm den ironischen Farceur wittern, der ein- für allemal die Vorstellung vom „Weltprozess“ der Lächerlichkeit preisgeben will? In diesem Sinne haben wir selten eine lustigere Erfindung und eine philosophischere Schelmerei gelesen: aber das gesammte Litteratenthum hat nicht recht hingehört und nur seine eigene Rechtfertigung im apokalyptischen Lichte darin gefunden, so dass ihm entgangen ist, dass H<artmann> geradezu die Weltprozess-Philosophie als eine Philosophie für zeitgenössisches Strolchthum geschrieben hat. Das ist der eigentliche Reiz bei allen Erfindungen H<artmann>’s: der Wissende fühlt, dass er es gar nicht ernsthaft meint, ausser so weit es nöthig ist, die Unwissenden zu biederem Ernste zu verführen.

[«]

29[60]

Grillparzer „jeder Mensch hat zugleich seine Separat-Nothwendigkeit, so dass Millionen Richtungen parallel, in krummen und geraden Linien nebeneinander laufen, sich durchkreuzen, fördern, hemmen, vor- und rückwärtsstreben, und dadurch für einander den Character des Zufalls annehmen, und es so, abgerechnet die Einwirkungen der Naturereignisse, unmöglich machen, eine durchgreifende, alle umfassende Nothwendigkeit des Geschehenden nachzuweisen".

Übrigens wäre nur das Abgeschlossne Fertige Todte zu studiren, weil die letzten belehrenden Consequenzen sichtbar werden. — Geschichte als „Weltsystem von Irrthümern und Leidenschaften". Negative Lehre: wovor man sich zu hüten hat.

Grillparzer: „es ist etwas Eigenes um das Aufblühen und Verwelken der Völker. In jedem ist eine hervorstechende Kraft, die heilsam wirkt, solange sie Hindernisse zu besiegen hat, nach diesem Siege aber sich gegen sich selbst kehrt."

[«]

29[61]

Wenn ein Stoiker und ein Epicureer eins werden, dann verschwören sie sich, Cäsar zu ermorden.

[«]

29[62]

Die Fakta selbst werden als „unmittelbare Ausflüsse des Weltgeistes" betrachtet, nur sie allein hätten deshalb die nöthige Würde und Tiefe, deshalb solle die tragische Kunst sich der Geschichte unterordnen. Lächerlich! Der Geschichte! „Was ist denn Geschichte anders als die Art, wie der Geist des Menschen diese ihm undurchdringlichen Begebenheiten aufnimmt; das, weiss Gott ob Zusammengehörige, verbindet; das Unverständliche durch etwas Verständliches ersetzt; seine Begriffe von Zweckmässigkeit nach Aussen einem Ganzen unterschiebt, das wohl nur eine nach innen kennt; und wieder Zufall, wo tausend kleine Ursachen wirkten. Was anders ist die Geschichte! Was anders als das Werk der Menschen! Da es nun aber nicht die Begebenheiten, sondern ihre Verbindung und Begründung ist, worauf es dem Dichter ankommt, so lasst ihn in Gottes Namen sich auch seine Begebenheiten selbst erfinden, wenn er anders dazu Lust hat.“

[«]

29[63]

Wie man vom Schauspieler gesagt hat, seine Kunst habe drei Stufen: „eine Rolle verstehen, eine Rolle fühlen und das Wesen einer Rolle anschauen“, und nur alles dreies den wahren Schauspieler macht: so wird man anders vom historisch grossen Menschen sagen: er schaut vor allem das, was zu thun ist, seine Mission, als eine Summe von lauter einzelnen anschaulichen Fällen, selten fühlt er die Einheit aller dieser Fälle als seine Mission und am seltensten versteht er seine Mission. Aber der Historiker folgt ihm auf den Fersen und kann alles dreies.

[«]

29[64]

Ungar und der Hegelsche Professor.

Die Geschichte als „der sich selbst realisirende Begriff, mit nachweisbarer Nothwendigkeit und zu immerwährendem Fortschritt. Sie bekommt dadurch „einen theoretischen Heiligenschein“, sie ist „das Wandeln Gottes auf der Erde, welcher Gott aber seinerseits erst durch die Geschichte gemacht wird“. Da möchte ich fast dem Spanier Juan Huart<e> beistimmen, der von den Deutschen sagt, sie hätten ein starkes Gedächtniss und wenig Verstand; ihr Verstand wäre immer wie der Verstand der Betrunknen, weil ihnen die viele Feuchtigkeit, womit ihr Gehirn und ihr übriger Körper ausgefüllt sind, nicht verstatte in die Natur der Dinge einzudringen.“ Auch wird man daran erinnert, dass er ihnen grosse Erfindungskraft in Uhrwerken, Wasserkünsten und mechanischen Kunststücken zuschreibt und wäre geneigt, ein solches sich selbst realisirendes Begriffs-Uhrwerk in diese Reihe zu stellen.

[«]

29[65]

Grillparzer eifert „gegen den in neuerer Zeit prätendirten Nutzen der Litterargeschichte selbst für die praktische weitere Fortbildung der Litteraturzweige und zählt sie vielmehr jenen mitunter gefährlichen Bestrebungen zu, die, indess sie einerseits die Masse der oberflächlichen Kenntnisse, will sagen: Notizen vermehren, auf der anderen Seite den Gesichtskreis in's Unermessliche erweitern, so dass endlich jene innere Concentration immer schwieriger wird, ohne die eine That oder ein Werk nicht möglich wird. Im Mangel dieser Concentration liegt aber der Fluch unserer Zeit."

Wir empfinden mit Abstraction, sagt Grillparzer. Wir wissen kaum mehr, wie sich die Empfindung bei unsern Zeitgenossen äussert; wir lassen sie Sprünge machen, wie sie sie heut zu Tage nicht mehr macht. Shakespeare hat uns Neueren alle verdorben. — Wer wird an die Wahrheit der Empfindung eines Heine glauben! Etwa so wenig ich an die eines E. von Hartmann glaube. Aber sie reproduciren mit einem ironischen Hange, in der Manier grosser Dichter und grosser Philosophen: wobei sie im Grunde eine satirische Richtung haben und ihre Zeitgenossen verspotten, die sich gerne etwas vorlügen lassen, in Philosophie und Lyrik, und daher mit ihren neugierigen Brillenaugen ernsthaft zusehen, um sofort die historische Rubrik zu finden, wo diese neuen Genie's ihren Platz haben: Goethe und Heine, Schopenhauer und Hartmann! Es lebe der feine „historische" Sinn der Deutschen!

[«]

29[66]

Alles redet fortwährend vom Volksgeist, vom Unbewussten, von den Ideen in der Geschichte usw., aber für die Gegenwart kommt nichts dabei heraus. Man scheint nur zu schätzen, was aus dem tiefsten Borne des Volksgeistes unbewusst entspringt und praktisch macht man alles, möglichst bewusst und leider möglichst ungeschickt, nach: englischen Parlamentarismus, französische Moden und englische Krämermoral und französische, ja internationale Fortschritt-Phraseologien, dazu Gemälde aller Zeiten und Völker, und das Befremdende gilt nun einmal dem modernen Deutschen als der schönste Luxus. Man denke sich Freitag an der Siegessäule: was für Gefühle schwellen ihn an! Dann steht es freilich bei uns, wie der Schalk Hartmann erzählt, dass wir uns „seit dem letzten Jahrhundert jenem idealen Zustande nähern, wo das Menschengeschlecht seine Geschichte mit Bewusstsein macht" (p. 291); wir ahnen sogar den noch idealeren Zustand, wo die

Menschheit mit ihrer Geschichte und mit dem Weltprozess überhaupt ein Ende macht und sich sammt der Welt „in's Nichts zurückschleudert", vielleicht nach telegraphischer Verständigung über den Erdball hin, dass dafür die Majorität (s. p. 640) gewonnen sei und mit der polizeilichen Verordnung, dass nächsten Samstag Abends pünktlich 12 Uhr die Welt untergehen soll, die überstimmte Minorität mit eingeschlossen. „Von morgen an wird keine Zeit mehr sein": wozu Hartmann der Schalk citiren würde Offenbarung Johannis 10,6 (s. Philosophie des Unbewussten, p. 637).

Derselbe Schalk bezeichnet als die „vierte und letzte" Phase der socialen Entwicklung die freie Association: der Arbeiter ist zur Reife zu erziehen, diese Erziehung (durch Schultze-Delitzsch'sche Vereine, bessere Schulbildung, Arbeiterbildungsvereine usw.) zu üben, das ist die wichtigste sociale Aufgabe der Gegenwart. p. 296: „Das Endziel dieser socialen Entwicklung würde das sein, dass jeder bei einer Arbeitszeit, die ihm für seine intellectuelle Ausbildung genügende Musse lässt, ein comfortables Dasein führe."

[«]

29[67]

Hartmann und Heine sind unbewusste Ironiker, Schalke gegen sich selbst: Kant leugnet zwar, dass jemand sich selbst belügen könne.

[«]

29[68]

„In die Zukunft schauen ist schwer, sagt Grillparzer; in die Vergangenheit rein zurückblicken, noch schwerer. Ich sage rein, d.h. ohne von dem, was in der Zwischenzeit sich begeben oder herausgestellt hat, etwas in den Rückblick mit einzumischen."

Grillparzer: „Der Grundfehler des deutschen Denkens und Strebens liegt in einer schwachen Persönlichkeit, zufolge dessen das Wirkliche, das Bestehende nur einen geringen Eindruck auf den Deutschen macht."

[«]

29[69]

Innerlichkeit — nach aussen Unehrlichkeit. Philosophie.

[«]

29[70]

Polybios sagt „gleichwie ein Thier durch den Verlust der Augen durchaus untauglich wird, so ist die der Wahrheit beraubte Geschichte nichts als eine unnütze Erzählung.“

„Geschichte die Vorbereitung auf die Staatsverwaltung und die vorzüglichste Lehrerin, weil sie durch Erinnerung an die Unfälle Anderer die Abwechslungen des Glücks standhaft zu ertragen uns ermahne.“

[«]

29[71]

Wie sich die kriegerischen Leit- und Lärmartikel der Kölnischen Zeitungen während des letzten Krieges zu einer Demosthenischen Rede verhalten, so verhält sich dieses ausgeblasene Präparat, der historische Fiebermann, zu den historischen Thatenmännern. Ein Zeitungsredacteur mit der tyrtäischen Schlachttrompete ist eben so komisch als Demosthenes als Leitartikelschreiber. Wer etwas ordentliches thun will, muss vorempfinden und nicht nachempfinden und darf sich überhaupt nicht umsehn.

[«]

29[72]

Hegel „wenn der Geist einen Ruck macht, da sind wir Philosophen auch dabei.“ Nun da wird wohl auch bei Hartmann etwas von dem ironischen Bewusstsein aufrucken. In der Philosophie ist es der Geist eines Volkes, der Geist einer Zeit, der sich darin zum Bewusstsein kommt.

Gott soll „der in allen Völkergeistern thätige allgemeine Geist der Menschheit“ sein, die Erhebung zum Genuss der Idee an und für sich soll Religion sein. Hegel: „die allgemeine Weltgeschichte, deren Begebenheiten die Dialektik der besonderen Völkergeister, — die er auf Fläschchen hat, — das Weltgericht darstellt.“ „Dass der Geschichte und zwar wesentlich der Weltgeschichte ein Endzweck an und für sich zum Grunde liege und derselbe wirklich in ihr realisirt worden sei und werde — der Plan der Vorsehung — dass überhaupt Vernunft in der Geschichte sei, muss für sich selbst philosophisch und damit als an und für sich nothwendig ausgemacht werden.“ „Eine Geschichte ohne solchen Zweck und ohne solche Beurtheilung wäre nur ein schwachsinniges Ergehen des Vorstellens, nicht einmal ein Kindermährchen, denn selbst die Kinder fordern in den Erzählungen ein Interesse, das ist einen wenigstens zu ahnden gegebnen Zweck und die Beziehung der Begebenheiten und Handlungen auf denselben.“ Schluss: jede Erzählung muss einen Zweck haben, also auch die Geschichte eines Volkes, die Geschichte der Welt. D.h. weil es „Weltgeschichte“ giebt, muss auch im Weltprozess ein Zweck sein. D.h. wir fordern Erzählungen nur mit Zwecken: aber wir fordern gar keine Erzählungen vom Weltprozess, weil wir es für Schwindel halten, davon zu reden. Dass mein Leben keinen Zweck hat, ist schon aus der Zufälligkeit seines Entstehens klar; dass ich einen Zweck mir setzen kann, ist etwas anderes. Aber ein Staat hat keinen Zweck: sondern nur wir geben ihm diesen oder jenen.

[«]

29[73]

Zur Mythologie des Historischen. Hegel „was einem Volke geschieht und innerhalb desselben vorgeht, hat in der Beziehung auf den Staat seine wesentliche Bedeutung; die blossen Particularitäten der Individuen sind am entferntesten von jenem der Geschichte angehörigen Gegenstand.“ Der Staat ist aber immer nur das Mittel zur Erhaltung vieler Individuen: wie sollte er Zweck sein! Die Hoffnung ist, dass bei der Erhaltung so vieler Nieten auch einige mit geschützt werden, in denen die Menschheit kulminirt. Sonst hat es gar keinen Sinn, so viele elende Menschen zu erhalten. Die Geschichte der Staaten ist die Geschichte vom Egoismus der Massen und von dem blinden Begehren, existeren zu wollen: erst durch die Genien wird dieses Streben einigermassen gerechtfertigt, insofern sie dabei existiren können. Particular- und Collectiv-Egoismen im Kampf mit einander — ein Atomenwirbel der Egoismen — wer wird da nach Zwecken suchen wollen!

Durch das Genie kommt bei jenem Atomenwirbel doch etwas heraus und jetzt denkt man milder über das Sinnlose jenes Treibens: etwa als ob ein blinder Jäger viele hundert Male umsonst schiesst und endlich, aus Zufall, einen Vogel trifft. Endlich kommt doch was dabei heraus, sagt er sich und schiesst weiter.

[«]

29[74]

Hegel „das Interesse einer Biographie scheint direkt einem allgemeinen Zwecke gegenüber zu stehen, aber sie selbst hat die historische Welt zum Hintergrunde, mit welchem das Individuum verwickelt ist.“ Daher also die Entschuldigungstitel „Demosthenes und seine Zeit“ usw. Wenn es 10 Biographien aus Einer Zeit giebt, so hat man zehn Mal dasselbe: Buchmacherei! Über den „Geist der Zeit des Ambrosius und sogar — mit Lichter zu reden — etwas über die individuelle Particularität Ambrosius, soweit sie mit dem Hintergrunde dieser Zeit verwickelt ist.“

Übrigens wäre alles ganz schön, wenn es nur nicht so absurd wäre, von „Weltgeschichte“ zu reden: gesetzt es gäbe einen Weltzweck, so wäre es unmöglich ihn zu wissen, weil wir Erdflöhe und nicht Weltregierer sind. Jede Vergötterung der abgezogenen Allgemeinbegriffe, Staat, Volk, Menschheit, Weltprozess hat den Nachtheil, die Bürde des Individuums kleiner zu machen und seine Verantwortung zu erleichtern. Wenn es auf den Staat ankommt, dann liegt wenig am Einzelnen: wie jeder Krieg zeigt. In’s Moralische gewendet: wer dem Menschen den Glauben nimmt, dass er etwas Fundamental-Werthvolleres sei als alle die Mittel zu seiner Existenz, der macht ihn schlechter. Die Abstracta sind seine Erzeugnisse, seine Mittel zur Existenz — nichts mehr, nicht seine Herren. Es muss ihm als dem moralischen Wesen, jederzeit erlaubt sein, im Kampfe gegen übermächtig werdende, zu Zwecken umgedeutete Mittel zu Grunde zu gehen, d.h. Märtyrer zu werden: um nicht propter vitam vitae perdere causas.

[«]

29[75]

Was der Mensch als Ursache und Wirkung in einander greifen sieht, ist er geneigt, als Mittel und Absicht zu verbinden. Schiller: „eine

Erscheinung nach der andern fängt an, sich dem blinden Ohngefähr, der gesetzlosen Freiheit zu entziehen und sich einem übereinstimmenden Ganzen — das freilich nur in seiner Vorstellung vorhanden ist — als ein passendes Glied einzureihen.“ Ich stelle als allgemeinen Kanon auf, die Geschichte der Völker mit Anwendung eines Minimums von Geist und Absicht, im Ganzen rein materiell, nach Analogie von stossenden Atomencomplexen, zu erklären. Schwerkraft Dummheit. — Gegen die Mythologie.

[«]

29[76]

Gewiss ist das Bedürfniss des Umgangs mit grossen Vorgängern das Zeichen einer Anlage, aber eben so sehr hat Goethe Recht, dass ein Lump freilich ein Lump bleibt und dass eine kleinliche Natur durch einen selbst täglichen Verkehr mit der Grossheit antiker Gesinnung um keinen Zoll grösser werde. Wenn aber solche kleinliche Naturen nun gar noch mit vergangnen Kleinheiten und Schlechtigkeiten vertraut umzugehen lernen und in der Geschichte die Wirkungen des Kleinen mit Vorliebe herausspüren, so werden sie von Tag zu Tag immer koboldartiger, schadenfroher, tückischer und treiben ihre üble Behendigkeit zum Ärgerniss aller Rechten und Grossen.

[«]

29[77]

Wie sehr das historische Wissen tödtet, hat Goethe einmal ausgedrückt. „Hätte ich so deutlich wie jetzt gewusst, wie viel Vortreffliches seit Jahrhunderten und Jahrtausenden da ist, ich hätte keine Zeile geschrieben, sondern etwas anderes gethan.“

[«]

29[78]

Goethe: „unsre Zeit ist so schlecht, dass dem Dichter im umgebenden menschlichen Leben keine brauchbare Natur mehr begegnet. Um sich nun aufzuerbauen, griff Schiller zu zwei grossen Dingen: zu Philosophie und Geschichte.“

Goethe „eigentlich ist es nicht mein Bestreben, in den düstern Regionen der Geschichte bis auf einen gewissen Grad deutlicher und heller zu sehn — Niebuhr war es eigentlich und nicht die römische Geschichte, was mich beschäftigte. So eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist eigentlich das, was uns auferbaut. Die sämmtlichen Ackergesetze gehen mich eigentlich gar nichts an, aber die Art, wie er sie aufklärt, wie er mir die complicirten Verhältnisse deutlich macht, das ist’s, was mich fördert, was mir die Pflicht auferlegt, in den Geschäften, die ich übernehme, auf gleiche gewissenhafte Weise zu verfahren.“

Goethe an Lavater „Resultate und Abstractionen mag ich nicht, Geschichte und Einzelheiten will ich nicht.“

[«]

29[79]

Goethe „Schiller erscheint hier, wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabnen Natur; er ist so gross am Theetisch, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von grossen Ansichten lebt, geht immer frei heraus, ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!“

[«]

29[80]

Mit der historischen Bildung steht es wie mit der Gelehrsamkeit.

Lichtenberg sagt „ich glaube, dass einige der grössten Geister, die je gelebt haben, nicht halb so viel gelesen hatten und bei weitem nicht so viel wussten, als manche unserer mittelmässigen Gelehrten. Und mancher unserer sehr mittelmässigen Gelehrten hätte ein grösserer Mann werden können, wenn er nicht so viel gelesen hätte.“

Lichtenberg „sollte es nicht sehr viel besser um das menschliche Geschlecht stehen, wenn wir gar keine Geschichte, wenigstens keine politische, mehr hätten? Der Mensch würde mehr nach den jedesmaligen Kräften handeln, die er hat; da jetzt hier und da das Exempel, gegen einen, den es bessert, Tausende schlimmer macht.“

Goethe „Wer sich von nun an nicht auf eine Kunst oder Handwerk legt, der wird übel daran sein. Das Wissen fördert nicht mehr, bei dem schnellen Umtrieb der Welt; bis man von allein Notiz genommen hat, verliert man sich selbst.“

[«]

29[81]

Durch die historischen Studien ist der Gegensatz von „Gebildet“ und „Ungebildet“ in die Welt gekommen: was hat der produktive Geist dabei verloren! Es ist unaussprechlich! Er hat das Zutrauen zu seinem Volk verloren, weil er dessen Empfindung gefälscht und verfärbt weiss. Mag auch diese Empfindung bei einem kleinem Theile feiner und edler geworden sein: das entschädigt ihn nicht, denn er redet dann gleichsam zu einer Sekte und fühlt sich nicht mehr nothwendig in seinem Volke. Er vergräbt seinen Schatz lieber, weil er einen Ekel empfindet, von einer Classe anspruchsvoll patronisirt zu werden, während sein Herz voll ist von Mitleid mit Allen. Es ist mit den Religionen zu Ende, wie mit den Künsten, wenn es nicht einem blitzenden Gotte gelingt, jene Mauer niederzuwerfen.

[«]

29[82]

Die Zahl der jährlich erscheinenden historischen Schriften? Dazu noch zu rechnen, dass fast die ganze Alterthumswissenschaft noch hinzugehört! Und überdiess in fast allen Wissenschaften beinahe die überwiegende Masse Schriften historisch ist, ausgenommen die Mathematik und einzelne Disciplinen der Medecin und Naturwissenschaft.

Ich wundere mich immer, dass die Menschen nicht einen Widerwillen gegen sich bekommen, wenn sie immer das Vergangne betrachten. Aber neben einander steht das historische Fieber und die grösste augenblickliche Eitelkeit.

[«]

29[83]

Goethe Natur.
Gesetzt es wäre wahr — dann fehlt der Wahn:
bei grossen Dingen,
die nie ohn’ ein’gen Wahn gelingen.

[«]

29[84]

„Nur durch eine erhöhte Praxis, sagt Goethe, sollten die Wissenschaften auf die äussere Welt wirken; denn eigentlich sind sie alle esoterisch und können nur durch Verbesserung irgend eines Thuns exoterisch werden. Alle übrige Theilname führt zu nichts. — Dass man auch die übrige Welt dazu beruft und ihr davon Notiz giebt, wie es in der neueren Zeit geschieht, ist ein Missbrauch und trägt mehr Schaden als Nutzen.“

Goethe „Durchaus aber bleibt ein Hauptkennzeichen, woran das Wahre vom Blendwerk am sichersten zu unterscheiden ist: jenes wirkt immer fruchtbar und begünstigt den, der es besitzt und hegt; dahingegen das Falsche an und für sich todt und fruchtlos daliegt, ja sogar wie eine Nekrose anzusehen ist, wo der absterbende Theil den lebendigen hindert die Heilung zu vollbringen.“

[«]

29[85]

„Brav, meiner Treu, Nachbar Schlehwein! Seht ihr, der liebe Gott ist ein guter Mann; wenn ihrer zwei auf Einem Pferde reiten, so muss schon einer hinten aufsitzen.“

[«]

29[86]

„Fragen Sie sich selbst, sagt Hume, oder jeden ihrer Bekannten, ob sie die letzten zehn oder 20 Jahre ihres Lebens noch einmal zu durchleben wünschten. Nein! Aber die nächsten 20 werden besser sein, sagen sie —

And from the dregs of live hope to rec<e>ive,
What the first sprightly running could not give.“

Das Elend treibt die Menschen in die Zukunft, das Elend treibt sie in eine frühere Vergangenheit, um sich daran das relative Glück der Gegenwart zu demonstriren oder sich zu trösten, dass andern es doch einmal gut gegangen. Der Trieb nach Glück ist es, der die Menschen abhält, die Lehre ihres Tages, Resignation, zu finden; da das Glück nicht da ist, muss es offenbar kommen, schliessen sie, oder dagewesen sein. Oder es ist schon da, verglichen mit dem früheren Unglück usw. Was jeden Menschen vorwärts treibt, treibt sie alle vorwärts: sie benutzen die Geschichte zum Glücklicherwerden in der Zukunft.

Es giebt zwei Betrachtungsarten des Vergangnen: für die eine genügt jeder Zeitraum, jedes Volk, jeder Tag: die andre ist unersättlich, weil sie nirgends die Antwort findet, die sie sucht: wie sich’s glücklich lebt. Nach der ersten lebt der Weise, nach der zweiten, der historischen, der Unweise, thätige Mensch. Nun giebt es eine Art, Geschichte zu treiben, die die Menschen hindert, thätig zu sein, ohne sie zur Resignation zu bringen. Das ist unsere Manier.

David Hume „diese Welt ist, im Vergleiche mit einem höhern Maassstabe, sehr gebrechlich und unvollkommen. Sie war nur der erste rohe Versuch einer noch jugendlichen Gottheit, welche nachher dieselbe, aus Schaam über die misslungne Arbeit im Stiche liess: sie ist vielleicht nur das Werk irgend einer abhängigen Untergottheit und der Gegenstand des Hohngelächters höherer Wesen: vielleicht ist sie die Geburt des Alters und der Schwachheit, einer der Last der Jahre unterliegenden Gottheit und hat, seit dem Tode derselben, nach dem ersten Anstosse und der von ihr mitgetheilt erhaltenen Thätigkeit, sich auf gut Glück fortbewegt.“

Hume: „wenn ein Fremder plötzlich auf unsere Erdkugel verschlagen würde, so würde ich, um ihm ein Vorbild ihrer Leiden zu geben, demselben ein mit Krankheiten angefülltes Hospital zeigen, oder ein Gefängniss, das von Missethätern oder Schuldnern überladen ist, oder ein Schlachtfeld mit Leichen übersäet, eine untergehende Flotte auf der See, eine Nation, die unter Tyrannei, Hungersnoth und Pest dahinschmachtet. Um ihm die fröhliche Seite des Lebens zu zeigen und ihm einen Begriff von den Vergnügungen desselben zu geben — wohin soll ich ihn führen? Auf einen Ball, in eine Oper, an einen Hof? Mit Recht würde er glauben, ich wollte ihm nur eine andre Art von Kümmernissen und Sorgen zeigen.“

[«]

29[87]

Jemanden über den Sinn des Erdenlebens aufzuklären — das eine Ziel; jemanden im Erdenleben festzuhalten und mit ihm zahlreiche kommende Generationen (wozu es nöthig ist, ihm die erste Betrachtung vorzuenthalten) — das ist das andre Ziel. Das erste sucht nach einem Quietiv für das Wollen, das zweite auch; das erste findet es in der nächsten Nähe und ist bald satt am Dasein, das andre ist unersättlich und schweift in jede Ferne.

Bei der zweiten Art sollte eigentlich die Vergangenheit immer nur pessimistisch betrachtet werden — um nämlich die Gegenwart relativ erträglich zu finden. Jedoch wieder nicht so pessimistisch, dass sie jene erste Lehre von der Werthlosigkeit gäbe, sondern so, dass sie zwar schlechter ist als die Gegenwart, und der Gegenwärtige mit ihr nicht tauschen mag, aber doch einen Fortschritt in sich zeigt, eben zur Gegenwart hin, damit der Glaube bekräftigt werde, dass das Glück bei einem weitern Fortschreiten zu erreichen sei. Je nachdem also eine Zeit ihr eignes Elend erkennt, um so dunkler wird sie die Vergangenheit zeichnen, je weniger, um so heller. Und die Glücklichen d.h. die Behaglichen werden alles Vergangene im fröhlichen Lichte sehn, die Gegenwart aber im fröhlichsten. Aber überhaupt wird der Trieb, rückwärts zu sehen, um so stärker sein, je grösser die Noth der Gegenwart: für die fröhlich-thätigen Zeiten ist Geschichte wenig nöthig und wird, für die Behäbigen, sogar zum Luxus.

Bei uns ist nun der historische Trieb ausserordentlich stark wie noch nie: und trotzdem ist die Überzeugung von dem Glück der Gegenwart eben so stark. Ein Widerspruch! Hier scheint das natürliche Verhältniss zu fehlen.

Man denke an Livius' Ziel, an Tacitus, an Macc<h>iavell — Flucht vor der Gegenwart und Trost — oft genügt schon die Betrachtung, dass es einmal anders war, oft dass es eben so war, oft dass es besser war.

Unsre Zeit dagegen capricirt sich auf die objective Geschichtsschreibung, das heisst Geschichte als Luxus: und verräth das allergrösste Behagen an sich selbst.

Geschichte treiben ist zum luxuriirenden Triebe geworden: deshalb soll man sich der Nöthe bewusst werden und damit ein naturgemässes Verhältniss von Geschichte und gegenwärtiger Noth herstellen.

Wie kommt es, dass das Nothgefühl so schwach geworden ist? Von der schwachen Persönlichkeit.

Der luxuriirende historische Trieb macht diese aber immer schwächer.

29[88]

Es giebt zwei Arten das Vergangne zu betrachten, und wenn ich die eine die historische, die andre die unhistorische nenne, so will ich doch damit die erstere nicht gelobt, die letztere noch weniger etwa getadelt haben. Nur wolle man mit der zweiten nicht die schlecht-historische verwechseln, d.h. die erste in ihrer Entartung oder Unreife. Die unhistorische Art der Betrachtung findet in jedem Zeitmoment, jedem Erlebniss, unter jedem Himmel und jedem Volke, den Sinn des Menschenlebens überhaupt: und wie alle Sprachen die gleichen Bedürfnisse des Menschen ausdrücken, so scheint dem unhistorischen Betrachter jener allen Geschicken im Grossen und Kleinen zu Grunde liegender Ursinn von innen heraus hellseherisch erleuchtet, so dass die mannichfachen Hieroglyphen ihn nichts mehr kümmern: Bettler und Fürst, Dorf und Stadt, Griechen und Türken — alle lehren über das Dasein das Gleiche. Solche Betrachtung ist bei uns selten: wir fordern Historie, wie wir den geschichtlichen Völkern und Personen soweit den Vorzug geben, dass wir die anderen verachten. Am Ganges leben nach unserer Meinung schwach gewordene, in heissem Clima und Trägheit überdrüssige Menschen; wir werfen ihnen die schwache Persönlichkeit vor und erklären ihre unhistorische Betrachtungsart als Zeichen der Stagnation. Vielleicht aber ist auch unsere Forderung geschichtlicher Menschen und Völker nur ein occidentalisches Vorurtheil. Gewiss ist wenigstens, dass die Weisen aller Zeiten so unhistorisch gedacht haben und dass durch Jahrtausende von historischen Erlebnissen auch keinen Schritt breit mehr Weisheit zu erlangen ist. Die folgende Untersuchung aber wendet sich an die Unweisen und Thätigen, um zu fragen, ob nicht gerade unsre jetzige Manier Geschichte zu treiben erst recht der Ausdruck schwacher Persönlichkeiten ist: während wir doch mit dieser Manier so weit als möglich von jenem unhistorischen Betrachten und Weisewerden entfernt sind. —

Nehmen wir an, die historische Untersuchung vermöchte in Betreff von etwas Lebendigem die Wahrheit zu erreichen, z.B. in Betreff des Christenthums: dann hätte sie jedenfalls den Wahn zerstört, der um alles Lebendige und Thätige, wie eine Atmosphaere, sich breitet, — nämlich

„bei allen grossen Dingen,
„die nie ohn’ einigen Wahn gelingen.“

Man hätte durch die Beseitigung des Wahns, z.B. in Betreff der Religion, die Religiosität bei sich selbst, d.h. die productive Stimmung, zerstört und hätte ein kaltes leeres Wissen, nebst dem Gefühle der Enttäuschung in den Händen zurück behalten.

[«]

29[89]

Wer einmal nicht mehr in jedem Sperling, der vom Dache fällt, das Walten eines persönlichen Gottes sieht, der wird viel besonnener sein, weil er jetzt keine mythologischen Wesen, wie die Idee, das Logische, das Unbewusste usw. an dessen Stelle setzt, sondern den Versuch macht, mit einer blinden Weltbeherrscherin das Bestehen der Welt verständlich zu machen. Mag er also einmal von Naturzwecken absehn, noch mehr von dem Zwecke, den ein Volksgeist, oder gar den ein Weltgeist zu erfüllen habe. Wage er es, den Menschen als ein zufälliges Ohngefähr, als ein unbeschütztes und jedem Verderben preisgegebenes Nichts zu betrachten: von hier aus gelingt es ebenfalls den Willen des Menschen zu brechen, wie von dem einer göttlichen Regierung. Der historische Sinn ist nur eine verkappte Theologie „wir sollen es noch einmal herrlich weit bringen!“ Ein Endzweck schwebt dem Menschen vor. Das Christenthum, das die Menschheit verdammt und seltne Exemplare herausnimmt, ist deshalb durch und durch unhistorisch, weil es leugnet, dass bei den folgenden Jahrtausenden etwas herauskäme, was nicht jedem jetzt schon und seit 1800 Jahren zu Gebote stünde. Wenn trotzdem die gegenwärtige Zeit durch und durch historisch gesinnt ist, so giebt sie zu verstehen, dass sie nicht mehr von dem Christenthum niedergehalten ist, dass sie wieder unchristlich ist, wie sie es vor ein Paar Jahrtausenden war.

[«]

29[90]

I Historisch — Unhistorisch.
II Monumental — Antiquarisch.
III Wirkungen der Hypertrophie.
IV Ursachen derselben. Hartmann als Illustration zum Schluss.

V Die schwache Persönlichkeit. Deshalb ist jener Trieb zu bezwingen, er ruht auf einer Schwäche
(Mythologie der Geschichte.)
Mittel gegen das historische Fieber:
1) Keine Geschichte?
2) Leugnung aller Zwecke: das Atomengewirr.
3) Goethe Naturwissenschaft.
4) Pflege des unhistorischen Sinns: Philosophie — Religion — Kunst. Seher: Zukunft.

[«]

29[91]

Viele Schwachen machen noch nichts Furchtbares: wohl aber viele Dummen, die geben den Esel in concreto, ein furchtbares Thier. Dumm ist die Zeit nicht.

Starker, freue dich der Kraft.

[«]

29[92]

Wenn solche Historiker wie Ranke allgemein werden, belehren sie nicht: solche Sätze wusste man längst vor ihrer Arbeit: sie erinnern an das unsinnige Experimentiren, über das Zöllner in den Naturwissenschaften klagt.

[«]

29[93]

Mirabeau: si j'ai dit la vérité, pourquoi ma vehémence en l'exprimant, diminuerait elle de son prix?

[«]

29[94]

— Der Weg, auf den die Blindheit der letzten Generationen hintreibt, ist der, an dessen Ende, nach einem wahren Wort des Herrn vom Stein „die Juden die herrschende Klasse, der Bauer ein Lump und der Handwerker ein Pfuscher sein wird: wo alles aufgelöst sein wird und nur das Schwert herrscht“.

[«]

29[95]

Niebuhr (fere): „zu einer Sache wenigstens ist die Geschichte, klar und ausführlich begriffen, nutz: dass man weiss, wie auch die grössten und höchsten Geister unsres menschlichen Geschlechts nicht wissen wie zufällig ihr Auge die Form angenommen hat, wodurch sie sehen, und wodurch zu sehen sie von Jedermann gewaltsam fordern, gewaltsam nämlich, weil die Intensität ihres Bewusstseins ausnehmend gross ist. Wer dies nicht ganz bestimmt und in vielen Fällen weiss und begriffen hat, den unterjocht die Erscheinung eines mächtigen Geistes, der in eine gegebene Form die höchste Leidenschaftlichkeit bringt: ist der Leser unreif, so bewirkt das unmittelbare Anschauen des täglichen intellectuellen Lebens eines Mächtigen in seiner Seele den gleichen Nachtheil, den Romanlecture für ein schwaches Mädchen hat.“

[«]

29[96]

„Objectivität des Historikers“ ist ein Unsinn. Man meint, es bedeute, dass ein Ereigniss in allen seinen Motiven und Folgen so rein angeschaut werde, dass es keine Wirkung mehr thut, nämlich ein reiner intellectueller Process bleibt: wie die Landschaft für den Künstler, der sie nur darstellt. „Interesseloses Anschauen“, ein ästhetisches Phänomen, Abwesenheit aller Willensregungen. Mit „objectiv“ ist also ein Zustand im Historiker gemeint, die künstlerische Beschaulichkeit: ein Aberglaube aber ist es, dass das Bild, das die Dinge in einem solchermassen gestimmten Menschen zeigen, das wahre Wesen der Dinge offenbare. Oder meint man, dass in jenem Zustande die Dinge sich förmlich abphotographiren, meint man, es sei ein rein passiver Zustand? Im Gegentheil: es ist die eigentliche Zeugungszeit des Kunstwerks, ein Compositionsmoment allerhöchster Art: der

Einzelwille schläft dabei. Das Gemälde ist künstlerisch wahr, gewiss noch nicht historisch; es sind die facta nicht, sondern deren Gewebe und Zusammenhang, der hier hinzugedichtet ist und der zufällig wahr sein kann: ist er aber falsch, immer noch „objectiv“.

Objectiv Geschichte denken ist die stille Arbeit des Dramatikers: alles an einander denken, alles Vereinzelte zum Ganzen zu weben: überall mit der künstlerischen Voraussetzung, dass der Plan, der Zusammenhang darin sei: eine Voraussetzung, die gar nicht empirisch-historisch ist und aller „Objektivität“, wie man sie gewöhnlich versteht, widerstreitet. Dass der Mensch die Vergangenheit überspinnt und bändigt, ist Kunsttrieb: nicht Wahrheitstrieb. Die vollkommene Form einer solchen Geschichtsschreibung ist rein Kunstwerk: ohne einen Funken der gemeinen Wahrheit.

Ist es erlaubt, dass alles küntlerisch betrachtet werde? Für das Vergangne wünsche ich vor allem die moralische Abschätzung. Also eine bedenkliche Verwechslung des Künstlerischen und des Moralischen: wodurch das Moralische abgeschwächt wird.

Nun aber ist meistens jene Objectivität nur eine Phrase, weil die künstlerische Potenz fehlt. An Stelle jener künstlerischen Ruhe tritt die schauspielerische Affectation der Ruhe: der Mangel an Pathos und moralischer Kraft kleidet sich als überlegne Kälte der Betrachtung. In gemeineren Fälle<n> tritt die Banalität, und Allerweltsweisheit, die allerdings gar nichts Aufregendes hat, an Stelle der künstlerischen Interesselosigkeit. Alles Nichtaufregende wird gesucht —

Wo nun gerade das Höchste und Seltenste behandelt wird, da ist die gemeine und flache Motivation empörend, wenn sie aus der Eitelkeit des Historikers herstammt. (Swift: „jeder Mann hat gerade soviel Eitelkeit, als es ihm am Verstande mangelt.“)

Soll der Richter kühl sein? Nein: er soll nicht parteiisch sein, nicht Nutzen und Schaden für sich im Auge haben. Vor allem muss er wirklich über den Parteien stehen. Ich sehe nicht ein, weshalb ein Spätgeborner schon deshalb Richter aller früher Gebornen sein solle. Die meisten Historiker stehen unter ihren Objecten!

Man nimmt jetzt an: der, den ein Moment der Vergangenheit gar nichts angeht, sei berufen ihn darzustellen: Philologen und Griechen verhalten sich meistens so zu einander: sie gehen sich nichts an. Das nennt man auch „Objectivität“: selbst zum Photographiren gehört, ausser Object und Platte, das

Licht: doch meint man, es genüge Object und Platte. An strahlendem Sonnenlicht fehlt es: im besten Falle glaubt man, dass das Oellicht der Studirstube genüge.

Ganz unbesonnene Menschen glauben überhaupt dass sie und ihre Zeit, in allen Popularansichten, Recht habe<n>: wie jede Religion es von sich glaubt. Sie nennen „Objectivität“ das Messen vergangner Meinungen an den Allerweltsmeinungen, in denen sie den Canon aller Wahrheiten suchen. Übersetzung der Vergangenheit in die Trivialität der Gegenwart ist ihre Arbeit. Feindselig sind sie gegen jede Geschichtsschreibung, die diese Popularmeinungen nicht für kanonisch hält: das soll „subjectiv“ sein!

Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangne deuten: nur in der höchsten Anspannung werdet ihr errathen, was in dem Vergangnen wissenswürdig ist. Gleiches durch Gleiches! Sonst seid ihr verloren, sonst zieht ihr das Vergangne zu euch nieder. Glaubt einer Geschichtsschreibung nicht, wenn sie nicht in den Händen der seltensten Geister ist: ihr werdet es immer merken, welcher Qualität ihr Geist ist, wenn einmal ein allgemeiner Satz ausgesprochen wird. Es kann Keiner zugleich ein grosser Historiker und ein Flach- oder Duselkopf sein. Verwechselt mir aber die Arbeiter nicht: z.B. les historiens de Ms. Thiers wie man in Frankreich naiver sagt. Ein grosser Gelehrter und zugleich ein Flachkopf — das ist möglich!

Also: Geschichte bedarf der Thätige, Geschichte schreibt der Erfahrne! Wer nicht Einiges grösser und höher erlebt hat als alle, wird auch nichts aus der Vergangenheit zu deuten vermögen. Der Spruch der Vergangenheit ist immer ein Orakelspruch: nur als Seher in die Zukunft, als Wissende der Gegenwart werdet ihr ihn deuten. Man erklärt jetzt die Wirkung Delphi’s besonders daraus, dass diese Priester genaue Kenner des Vergangnen waren: jetzt geziemt sich zu wissen, dass nur der, welcher die Zukunft baut, ein Recht habe, die Vergangenheit zu richten: als Seher nur ist er Historiker. Die Gegenwart ist schlecht und nur eine Linie.

[«]

29[97]

1. Keine Betrachtung des Vergangnen. Thier — Leopardi.
2. Monumental — Antiquarisch.
3. „Objectivität“.

4. Hypertrophie aus Schwäche.
5. Wirkungen.
6. Erziehung darin.
7. Mythologie der Historie.
8. Ursachen.
9. Hartmann.
10. Reaction — Atomengewirr.
11. Gegenmittel.
12. Maassstab der zukünftigen Historiker.

[«]

29[98]

Die Heerde weidet an uns vorüber: sie fühlt keine Vergangenheit, springt frisst ruht verdaut, springt wieder und so vom Morgen bis zur Nacht und von Tag zu Tage, kurz angebunden mit ihrer Lust und Unlust, nämlich an den Pflock des Augenblicks: so dass der Mensch sie sehend seufzen muss und sie anreden möchte, wie Giacomo Leopardi im Nachtgesang des Hirten in Asien:

Ach wie muss ich dich beneiden!

Nicht nur weil frei du scheinest
Beinah von allen Leiden
Mühsal, Verlust, die schlimmste
Beängstigung im Augenblick vergessend —
Mehr noch, weil nie der Überdruss dich quälet!

Wir seufzen aber über uns, dass wir das Vergangne nicht los werden können: während es uns scheinen will, als ob das Thier glücklich sein müsse, weil es <nicht> überdrüssig wird, sofort vergisst und fortwährend den erlebten Augenblick in Nebel und Nacht zurückweichen sieht. So geht es auf in der Gegenwart, wie eine Zahl in einer andern ohne Rest aufgeht, und erscheint als das ganz und gar, was es ist, in jedem Moment, ohne alle Schauspielerei und absichtliches Verbergen. Wir dagegen leiden alle an dem dunkeln und unauflöslichen Reste des Gewesenen und sind etwas anderes als was wir erscheinen und fühlen uns ergriffen, die Heerde oder, in vertrauterer Nähe, das Kind zu sehen, das noch ohne dieses Leiden zwischen den beiden Thoren der Vergangenheit und Zukunft in allzu kurzer und allzu seliger Blindheit spielt, ja vielleicht nur zu spielen scheint, wir scheuen uns sein Spiel zu stören und es aus der Vergessenheit zu wecken — weil wir wissen, dass mit dem Wort „es war“ das Leiden und der Kampf beginnt und das Leben als ein unendliches Imperfectum inaugurirt wird: zuletzt drückt der Tod auf diese Erkenntniss, dass das Dasein ein ewiges Imperfectum ist — als ewiges Gewesensein —, sein Siegel, indem er zwar das begehrte Vergessen bringt, aber die Gegenwart und Dasein selbst dabei unterschlägt.

Wir müssen also das Vergangne betrachten — das ist nun einmal Menschenloos: unter diesem harten Joche hart zu werden soll keinem erspart sein, und wenn einer sehr hart geworden ist, bringt er es vielleicht sogar so weit, das Menschenloos eben wegen jenes Nichtvergessenkönnens zu preisen, eben deshalb weil das Vergangne in uns nicht sterben kann und uns mit der Unruhe eines Gespenstes rastlos weiter treibt, die ganze Stufenleiter alles dessen hinauf, was die Menschen gross, erstaunlich, unsterblich göttlich nennen.

[«]

29[99]

Dass die gewöhnliche Geschichtsschreibung als angenehm gilt, führe ich auf denselben Grund zurück, aus dem eine gewöhnliche Unterhaltung als angenehm gilt: ihr Character ist aus Höflichkeit und Lüge zusammengesetzt.

[«]

29[100]

Diejenige Betrachtung der Geschichte ist die beste, welche die fruchtbarste ist, aber für das Leben. Was nützt es, die Ursachen streng zu sammeln, daraus das Factum herzustellen und so zu mortificiren! Bei einer anderen Betrachtung hätte es noch lebendig weiterzeugen können: sobald es als Resultat der Rechnung erscheint, wirkt es nicht mehr, sondern vergeudet alle Kräfte in der Erklärung seiner selbst.

[«]

29[101]

Antiquarisch — Monumental.
Alle Gefahren beider vereinigt in der „Objectivität“.
Welche Menschen dadurch an die Historie gekommen sind —
Allgemeine Hypertrophie dadurch eingetreten.
Niebuhr — Goethe fanden kein Verhältniss; Niebuhr siegte. Das mag gut sein, des Nationalen wegen: aber jetzt ist die höchste Zeit zurück zu gehen.

[«]

29[102]

Einwirkung auf’s Leben.
Natürliche Bedingungen bei Monumentalem und Antiquarischem.
Historie als Luxus — Einwirkung rein negativ.

Diese Triebe bringen Gefahren für die Wahrheit der Geschichte mit sich: deshalb hat man sie exstirpiren wollen: aber jetzt hat Historie keinen Sinn.

A. Nachmachen — nicht nachmachen — Resultat: Assimilation. Gesichtspunkt des Monumentalen.
Verehren, Dank: Resultat Treue — Motiv des Antiquarischen — Pietät. „Es war einmal so“ „Trost“.

B. Historie ohne alle subjectiven Anlässe, ohne Nachahmung, Pietät, gegenwärtige Noth.
Höchste Schätzung des Wahren ein Characteristikum der Zeit: Kant — Lüge.
Jetzt reines Begreifen, ohne Beziehung zum Leben — übernimmt die Ausartung des Antiquarischen (das Todte ohne Verehrung) und des Monumentalen (das Lebende ohne Nachahmung).
Schilderung der Objectivität.

C. Von welchen Trieben lebt dieser Luxus (da die natürlichen fehlen).
Motive der Hypertrophie.

D. Consequenzen solcher Historiker für die Historie selbst. Neue Mythologie.

E. Consequenzen für das Volk, Kunst usw. Politik, Religion.

F. Letzte Consequenz für das Moralische — Hartmann.

G. Heilmittel: Historie kein Luxus.

[«]

29[103]

Was bedeutet Historie für die Bildung einer Cultur?

Sie warnt und räth ab: sie ist gleich dem Dämonion zu benutzen: sonst nicht.

[«]

29[104]

Historie ohne Nachahmung (ohne sich dem Grossen zu unterwerfen), ohne Pietät (ohne die Atmosphaere des Lebendigen zu schonen), ohne gegenwärtige Noth — — —

[«]

29[105]

Niebuhr schreibt 1796, dass es mit Deutschland’s Litteratur sichtbarlich auf die Neige gehe, dass Schiller und Goethe schlimmer als todt seien „soll Voss allein stehen bleiben?“ Als Grund wird zunächst angeführt „der gewöhnliche Naturgang, der sich durchgängig bewiesen hat bei allen Völkern“. „Mich freuts die Erbitterung über den heurigen Schillerschen Almanach mit Baggesen zu theilen.“

[«]

29[106]

Hölderlin „du wirst durchaus finden, dass jetzt die menschlicheren Organisationen, Gemüther, welche die Natur zur Humanität am bestimmtesten gebildet zu haben scheint, dass diese jetzt überall die unglücklicheren sind, eben weil sie seltener sind als sonst in anderen Zeiten und Gegenden. Die Barbaren um uns her zerreissen unsre besten Kräfte, ehe sie zur Bildung kommen können, und nur die feste tiefe Einsicht dieses Schicksals kann uns retten, dass wir wenigstens nicht in Unwürdigkeit vergehen. Wir müssen das Treffliche aufsuchen, zusammenhalten mit ihm, so viel wir können, uns im Gefühle desselben stärken und heilen und so Kraft gewinnen; das Rohe, Schiefe, Ungestalte nicht nur im Schmerz, sondern als das, was es ist, was seinen Character, seinen eigenthümlichen Mangel ausmacht, zu erkennen."

[«]

29[107]

Hölderlin, „auch ich, mit allem guten Willen, tappe mit meinem Thun und Denken diesen einzigen Menschen (den Griechen) in der Welt nur nach und bin in dem, was ich treibe und sage, oft nur um so ungeschickter und ungereimter, weil ich wie die Gänse mit platten Füssen im modernen Wasser stehe und unmächtig zum griechischen Himmel emporflügle."

[«]

29[108]

Den grössten Nutzen, wenn sich alles (pythagoreisch) wiederholte: dann müsste man die Vergangenheit und Constellation kennen, um die Wiederholung genau zu erkennen. Nun wiederholt sich nichts.

[«]

29[109]

Man klagt, dass der Cosmopolitismus vorüber sei: in der Geschichte besteht er, als Residuum: aber die Voraussetzung, die universale Pietät ist verloren, der Wunsch überall zu helfen.

[«]

29[110]

Goethe an Sch<iller> „Sie haben ganz Recht, dass in den Gestalten der alten Dichtkunst, wie in der Bildhauerkunst, ein Abstractum erscheint, das seine Höhe nur durch das, was man Styl nennt, erreichen kann. Es giebt auch Abstracta durch Manier, wie bei den Franzosen.“

[«]

29[111]

Epische und dramatische Behandlung des Vergangenen. Schiller: „der epische Dichter schildert uns bloss das ruhige Dasein und Wirken der Dinge nach ihren Naturen; sein Zweck liegt schon in jedem Punkte der Bewegung; darum eilen wir nicht ungeduldig zu einem Ziele, sondern verweilen mit Liebe bei jedem Schritte.“

[«]

29[112]

Goethe „es ist doch nur die Neigung, die alles sehen kann, was das Kunstwerk enthält, und die reine Neigung, die dabei noch sehen kann, was ihm mangelt.“

Goethe „es ist lustig zu sehen, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, dass einen ärgert, wie schaal leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Aussenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sachen ist.“

[«]

29[113]

Die Pietät für das Vergangene geht so weit, dass die Griechen den hieratischen Stil neben dem freien und grossen duldeten, mit den spitzen Nasen und dem Lächeln: später wurde daraus eine Feinschmeckerei. So die antiquarische Manier gegenüber der monumentalen.

[«]

29[114]

Antiquarisch. — Pietät gegen das, woraus oder worin wir sind. Heiligende Macht der Persönlichkeit — Urväterhausrath und Gemeindeinstitutionen bekommen Würde und erregen eifriges Nachforschen. Das Kleine, das Beschränkte wird geadelt — frauenhaft — das Idyllische gefunden. Überall Zeugnisse von braver treuer fleissiger Sinnesart.

Schäden: alles Vergangne gleich wichtig genommen, keine Beziehung auf's Leben als bewahrend, nicht schaffend, das Lebendige zu Gunsten der Verehrten (Hieratischen) unterschätzt. Mangel an Urtheil, alles Vergangene liegt wie eine bunte Jagdbeute da. Hindert den kräftigen Entschluss, lähmt den Handelnden, der immer die Pietät verletzt. Der ehrwürdige „Alte"; de mortuis nil nisi bene. Die ältesten Sitten, Religionen usw. rechtfertigen sich durch Alter und verwirren alle Werthabschätzungen: weil sie die viele Sympathie, die die Griechen ihnen geschenkt haben, zusammenrechnen. Das, was die meiste Sympathie erzeugt hat, ist am ehrwürdigsten: man ehrt die Masse Liebe. Man vergisst nach den Motiven dieser Sympathie zu fragen: Faulheit Egoismus Gedankenbequemlichkeit usw.

Wie leidet dabei die Vergangenheit? Es giebt keine Proportion der Dinge zu einander, der Eine hält dies, der Andere das wichtig. Die V<ergangenheit> zerfällt: ein Partikel ist jemandem sympathisch, das nächste kalt und gleichgültig. Dazu wird das Unbedeutende perpetuirt.

Allmählich entsteht eine gelehrtenhafte Gewohnheit, die Pietät stirbt ab, die Sammelwuth tritt ein, völlige Verwirrung der menschlichen Aufgaben: bedeutende Naturen verlieren sich in bibliographische Fragen usw. In summa Ruin der Lebendigen, die fortwährend durch ehrwürdigen Moderduft geplagt werden.

[«]

29[115]

Der Mensch will	schaffen	monumentalisch
	im Gewohnten verharren	antiquarisch
	von Noth sich befreien	kritisch.

[«]

29[116]

Gegen des Contrast von Sentimentalisch und Naiv wäre einzuwenden: dass gerade unsere Gegenwart jene frostig klare und nüchterne Atmosphaere hat, in der der Mythos nicht gedeiht, die Luft des Historischen — während die Griechen in der dämmerigen Luft des Mythischen lebten und dafür in ihren Dichtungen, im Contrast klar und linienbestimmt sein konnten: da wir die Dämmerung in der Kunst suchen, weil das Leben zu hell ist. Damit stimmt, dass Goethe die Stellung des Menschen in der Natur und die umgebende Natur selbst geheimnissvoller räthselhafter und dämonischer nahm als seine Zeitgenossen, um so mehr aber in der Helligkeit und scharfen Bestimmtheit des Kunstwerkes ausruhte.

[«]

29[117]

Schiller gebrauchte die Historie im monumentalen Sinne, doch nicht als handelnder Mensch, sondern als zur That antreibender, als zum Dran drängender Dramatiker. Vielleicht müssen wir jetzt alle Dinge eine Stufe weiter stellen: wozu früher die Historie diente, dazu jetzt das Drama. Schiller's Ahnung war die rechte: das Wortdrama muss die Historie bezwingen, um die Wirkung hervorzubringen, die ursprünglich die Historie (monumentalisch dargestellt) hatte. Das historische Drama darf aber um keinen Preis antiquarisch sein; Shakespeare hat das Rechte, der Römer als Engländer auftreten liess. Im Drama wird der mächtige Mensch vorangestellt: es ist nicht als statistisches Gesetz, darin liegt die Erhebung über die jetzige Wirkung der Geschichte. Nur mache man nicht die höchsten Kunstansprüche daran: man stelle das Drama hin als ein rhetorisches Kunstwerk: was es wirklich bei Schiller ist, man unterschätze nicht die Kraft der Beredsamkeit und lasse wenigstens unsre Schauspieler gut reden lernen, da sie wahrscheinlich gar nicht mehr lernen werden, etwas Poetisches vorzutragen. Dadurch dass wir alle die höchsten Wirkungen der Tragödie für das musikalische Drama separiren, bekommen wir eine freiere Stellung zum Wortdrama: es darf rhetorisch sein, es darf dialektisch sein, es darf naturalistisch sein, es soll auf die Moralität wirken, es soll schillerisch sein. Der Prinz von Homburg ist das Musterdrama. „Natürlich“ zu sprechen ist in der höchsten Kunst wieder nöthig: da es aber jetzt auch im Leben keine Natürlichkeit des Sprechens giebt, so übe man die Schauspieler in der Convention des Rhetorischen und verachte die Franzosen nicht. Der Weg zum Stil muss gemacht, nicht übersprungen werden: dem hieratisch bedingten „Stile“, das heisst einer Convention, wird man nicht ausweichen können. Goethe’s Theaterleitung.

[«]

29[118]

Nachdem wir aus der Schule der Franzosen heraus sind, sind wir hülflos geworden: wir wollten natürlicher werden, sind es auch geworden, indem man sich möglichst gehen liess und im Grunde nur schlotterig und beliebig nachmachte, was man früher peinlich nachmachte. Es ist alles erlaubt zu denken, aber im Grunde ist gerade nur die öffentliche Meinung erlaubt. Man ist scheinbar frei geworden, indem man sich die Fesseln der strengen Convention zerriss und die Stricke der Philisterei eintauschte.

„Einfach und natürlich“ zu sein ist das höchste und letzte Ziel der Cultur: inzwischen wollen wir uns bestreben, uns zu binden und zu formen, damit wir zuletzt vielleicht ins Einfache und Schöne zurückkommen. Es ist ein so toller Widerspruch in unserer Schätzung der Griechen und unserer Befähigung für deren Stil und Leben. Fast ist es unmöglich gemacht, auf einer der unteren und niederen Stufen des Stils stehen zu bleiben (was doch so nöthig wäre!), weil das Wissen um das Höhere und Bessere so mächtig ist, dass man gar nicht mehr den Muth hat, das Geringere auch nur zu können. Hier ist die grösste Gefahr der Historie.

[«]

29[119]

Mein Ausgangspunct ist der preussische Soldat: hier ist eine wirkliche Convention, hier ist Zwang, Ernst und Disciplin, auch in Betreff der Form. Sie ist aus dem Bedürfniss entstanden. Freilich weit entfernt vom „Einfachen und Natürlichen“! Seine Stellung zur Geschichte ist empirisch und darum zuversichtlich lebendig, nicht gelehrt. Sie ist, für einige Personen, fast mythisch. Sie geht aus von der Zucht des Körpers und von der peinlichst geforderten Pflichttreue.

Goethe sodann ist vorbildlich: der ungestüme Naturalismus: der allmählich zur strengen Würde wird. Er ist, als stilisirter Mensch, höher als je irgend ein Deutscher gekommen. Jetzt ist man so bornirt, daraus ihm einen Vorwurf zu machen und gar sein Altwerden anzuklagen. Man lese Eckermann und frage sich, ob je ein Mensch in Deutschland so weit in einer edlen Form gekommen ist. Von da bis zur Einfachheit und Grösse ist freilich noch ein grosser Schritt, aber wir sollten nur gar nicht glauben Goethe überspringen zu können, sondern müssen es immer, wie er, wieder anfangen.

[«]

29[120]

Wirkung des musikalischen Drama's auf die Entwicklung der Gruppe, der langen Stellung.

[«]

29[121]

In Deutschland ist die Furcht vor der Convention epidemisch. Aber bevor es zu einem nationalen Stile kommt, ist eine Convention nöthig. Dazu lebt man doch in einer bummelig-inkorrecten Convention, wie all unser Gehen Stehen Unterhalten anzeigt. Es scheint, man will die Convention, die am wenigsten Selbstüberwindung kostet, bei der jeder recht schlampen kann. Die Historie ist freilich sehr gefährlich, indem sie alle Conventionen neben einander zur Vergleichung stellt und damit das Urtheil dort aufruft, wo die δύναμις alles entscheidet.

Man gehe durch eine deutsche Stadt — alle Convention, verglichen mit anderen Nationen, zeigt sich im Negativen, alles ist farblos, bummelig, abgelebt, jeder treibt es nach Belieben, aber nicht einem kräftigen gedankenreichen Belieben, sondern nach der Bequemlichkeit, die unsre Kleidung bereits als Hauptrücksicht anklagt. Zudem will man keine Zeit verlieren, denn man ist in Hast. Nur die Convention ist gebilligt, die dem Faulen-Hastigen gemäss ist.

Es ist wie beim Christenthum; der Protestantism rühmt sich, dass Alles innerlich geworden ist: darüber ist die Sache verloren gegangen. So ist bei dem Deutschen alles innerlich, man sieht aber auch nichts mehr davon.

[«]

29[122]

Gegensatz der Convention und der Mode. Gerade die letztere wird von dem historischen Sinne befruchtet: sie erwächst auf Luxusbedürfnissen, sucht das Neue seiner selbst wegen, vor allem das Auffallende, ist solange „Mode“ als es „neu“ ist. Die Deutschen sind fast gewillt, eine französische Convention, rein aus Bequemlichkeit und Sinn für das Gewohnte, zur Convention zu machen.

[«]

29[123]

Ist es wahr, dass es zum Wesen des Deutschen gehört, stillos zu sein? Oder ist es ein Zeichen seiner Unfertigkeit? Es ist wohl so: das, was deutsch ist, hat sich noch nicht völlig klar herausgestellt. Durch Zurückschauen ist es nicht zu lernen: man muss der eignen Kraft vertrauen.

Das deutsche Wesen ist noch gar nicht da, es muss erst werden; es muss irgendwann einmal herausgeboren werden, damit es vor allem sichtbar und ehrlich vor sich selber sei. Aber jede Geburt ist schmerzlich und gewaltsam.

[«]

29[124]

Heilmittel: die Schillerische Benutzung der Historie
ihre Gefahren (Drastiker usw.)
Bedeutung als Warnerin, als Dämonion — ja sie warnt vor sich selber.

[«]

29[125]

Goethe: Madame de Stael „gerirt sich mit aller Artigkeit noch immer grob genug als Reisende zu den Hyperboreern, deren capitale alte Fichten und Eichen, deren Eisen und Bernstein sich noch so ganz wohl in Nutz und Putz verwenden liessen; indessen nöthigt sie einen doch die alten Teppiche als Gastgeschenk und die verrosteten Waffen zur Vertheidigung hervorzuholen“.

Goethe: „übrigens ist mir Alles verhasst, was mich bloss belehrt, ohne meine Thätigkeit zu vermehren, oder unmittelbar zu beleben.“

[«]

29[126]

Schiller: „ich kann nicht anders glauben, als dass der naive Geist, welchen alle Kunstwerke aus einer gewissen Periode des Alterthums gemeinschaftlich zeigen, die Wirkung und folglich auch der Beweis für die Wirksamkeit der Überlieferung durch Lehre und Muster ist. Nun wäre aber die Frage, was sich in einer Zeit wie die unserige von einer Schule für die Kunst erwarten liesse. Jene alten Schulen waren Erziehungsanstalten für Zöglinge, die neueren müssten Correctionshäuser für Züchtlinge sein und sich dabei, wegen Armuth des productiven Genie’s, mehr kritisch als schöpferisch bildend beweisen.“

[«]

29[127]

Goethe „ein alter Hofgärtner pflegte zu sagen: die Natur lässt sich wohl forciren aber nicht zwingen.“

Goethe „wie wird es möglich, dass das Alberne, ja das Absurde sich mit der höchsten ästhetischen Herrlichkeit der Musik so glücklich verbindet? Es geschieht dieses allein durch den Humor; denn dieser, selbst ohne poetisch zu sein, ist eine Art von Poesie und erhebt uns seiner Natur nach über den Gegenstand. Dafür hat der Deutsche so selten Sinn, weil ihn seine Philisterhaftigkeit jede Albernheit nur ästimiren lässt, die einen Schein von Empfindung oder Menschenverstand vor sich trägt.“

[«]

29[128]

Schiller zu Goethe „Sie sind wirklich, so lang Sie arbeiten, im Dunkeln, und das Licht ist bloss in Ihnen; und wenn Sie anfangen zu reflectiren, so tritt das innere Licht von Ihnen heraus und bestrahlt die Gegenstände Ihnen und andern.“

[«]

29[129]

Schiller „dass die Deutschen nur für’s Allgemeine, für’s Verständige und für’s Moralische Sinn haben“ (nichts verriethe „einen Blick in die poetische Oekonomie des Ganzen“). Goethe „in Herrmann und Dorothea habe ich, was das Material <betrifft, den Deutschen einmal ihren Willen gethan und nun sind sie äusserst zufrieden.“>

[«]

29[130]

Goethe: „Niemand hat das materielle Costüme mehr verachtet als er; er kennt recht gut das innere Menschen-Costüme, und hier gleichen sich Alle. Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter eingefleischte Engländer, aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus, und denen passt wohl auch die römische Toga.“ „Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit grosser Heiterkeit uns dar“. —

— Nun frage ich, ob es auch nur möglich wäre, Römer als moderne Deutsche im Überrock und Litteraten- Beamten- oder Leutnantsmanieren vorzuführen. Es wäre eine Carikatur: woraus sich ergiebt, dass sie keine Menschen sind.

Dies gehört zum historischen Thema. Wir pflegen uns durch fremde Zeiten und Sitten zu drapiren: sobald wir die fremden Zeiten und Menschen mit uns drapiren wollten, machen wir sie zur läppischen Carikatur.

[«]

29[131]

Goethe „genau aber genommen, so ist nichts theatralisch, als was für die Augen zugleich symbolisch ist: eine wichtige Handlung, die auf eine noch wichtigere deutet."

[«]

29[132]

Man findet, dass „der Deutsche isolirt lebe und eine Ehre darin suche, seine Individualität originell auszubilden." Ich kann <das> jetzt nicht mehr zugeben: ja, eine gewisse Freiheit der Sinnesart ist erlaubt: die Handlungsart ist uniformirt und starr imperativisch. Es bleibt überall bei dem Innern ohne ein Äusseres, wie der Protestantism das Christenthum gereinigt zu haben glaubt, indem er es durch Verinnerlichung verflüchtigte und aus der Welt schaffte. An Stelle der Sitte d.h. der natürlich zutreffenden und angemessenen Tracht steht die Mode, die willkürlich übergehängte, die Individuen auszeichnende und sofort wieder uniformirende Tracht. Man erlaubt jetzt die Mode, aber nicht mehr die abweichende Denk- und Handlungsart. Umgekehrt hätte der antike Mensch die Mode ausgelacht, aber die individuelle Manier zu leben, bis auf die Kleidung, gutgeheissen. Die Individuen waren stärker und freier und unabhängiger in allem, was sichtbar werden kann in Handlung und Leben. Unsre Individuen sind schwach und furchtsam: ein widerhaariger Geist des Individuellen hat sich in's Innere zurückgezogen und zeigt seine Mucken hier und da; er widerstrebt verdriesslich und versteckt. Die Pressfreiheit hat diesen muckenden Individuen Luft gemacht: sie können jetzt ohne Gefahr sogar ihr elendes Separatvotumchen schriftlich geben: für das Leben bleibt es beim Alten. Die Renaissance zeigt freilich einen andern Anlauf, nämlich in's Heidnisch-stark-Persönliche zurück. Aber auch das Mittelalter war freier und stärker. Die „Neuzeit" wirkt durch Massen gleichartiger Natur: ob sie „gebildet" sind, ist gleichgültig.

[«]

29[133]

Das Wort „Tugend“ ist in Deutschland altmodisch verrostet und ein wenig lächerlich geworden: man merkt aber auch praktisch nichts mehr von der Strenge der Selbstzucht, von dem kategorischen Imperativ und einer bewussten Moralität. Wie viele Lehrer würden sich nicht lächerlich fühlen, wenn sie davon reden sollten! Man beruhigt sich dabei, die Sache zu haben: was mir aber auch zweifelhaft wird.

[«]

29[134]

Die reife Goethesche Weisheit kann man nicht im Sprunge erfassen; nicht als junger Mensch. Da ist es nur „Blasirtheit“.

[«]

29[135]

Man kann seine Ehrfurcht vor dem deutschen Soldaten nur dadurch ausdrücken, dass man sagt „er wusste nicht was er sang, er hörte es gar nicht“; jene Lieder des letzten deutschen Kriegs, jene Märsche der vorangehenden preussischen Kriege sind plumpe, mitunter sogar süsslich-widrige Gemeinheit, die Hefe jener „Bildung“, die jetzt so gerühmt wird. Freilich nur die Hefe! Aber es gab andre Hefen! Kein Zug wahrer Volksthümlichkeit darin, wahre Beschimpfung der Worte „Volkslied, Volksweise“. Etwa wie sich ein Kölner Leitartikelschreiber zu Tyrtäus verhält. Pfui dich mal an, Junfer Bildung, würde Luther sagen.

[«]

29[136]

Der historische Sinn des Deutschen wurde offenbar in dem Sturm der Empfindung, mit der Goethe an Erwin von Steinbach dachte: im Faust, in W<agner>’s R<ing> d<es> N<ibelungen>, in Luther, in dem deutschen Soldaten, in Grimm. Ein Hindurchfühlen und -Ahnen, ein Wittern auf fast verlöschten

Spuren, ein Herauslesen des Palimpsest, ja Polypsest — vieles Irren Vergreifen möglich!

[«]

29[137]

Programm. 6. November 1873.

1. Freiheit der Städte — die conditio.
2. Schule und Sitte in der städtischen Gewalt.
3. Der absolute Lehrer vernichtet („Bildungskosak“).
4. Der historische Sinn als Pietät, nicht als Rechnung tragen.
5. Der Soldat zur Vorbereitung einer ernsteren Cultur zu benutzen.
6. Folgen der Centralisation und Uniformirung der Meinungen zum Äussersten zu steigern, um ihre reinste Formel zu gewinnen und abzuschrecken.
7. Die sociale Crisis nur städtisch zu lösen, nicht staatlich.
8. Beseitigung der Presse durch städtische Beredsamkeit.
9. Die Vernichtung der grossen uniformirenden politischen Parteien.
10. Das religiöse Problem localisiren.
    Herstellung der Volksgemeinde und der Gefolgschaften (Armee, Diplomaten).

Die objectiv genannte Geschichtsschreibung ist ein Ungedanke: die objectiven Historiker sind vernichtete oder blasirte Persönlichkeiten.

[«]

29[138]

Zu Lichtenberg’s Zeiten wusste man nichts davon, dass die Deutschen die Historie im Übermaasse trieben. Wohl aber spricht er ihnen Begabung für die höhere Historie zu. Neuerdings ist die ganze Bildung historisch fundirt: liegt es nun an der Historie, wenn die deutsche Bildung im Ganzen so wenig werth ist?

Geschichte rein als Erkenntnissproblem, in niederem Grade nur auf Kunde, nicht auf Einsicht gerichtet, im höheren Sinne ohne Rückwirkung auf das Leben.

Ungeheurer Aufwand der Mittel, ohne kräftige Praxis.

[«]

29[139]

Die Statistik betrachtet die handelnden grossen Personen auf der Bühne der Geschichte nicht, sondern nur die Statisten, das Volk usw.

[«]

29[140]

Wie leicht geht die objective Geschichtsschreibung in die tendenziöse über! Das ist eigentlich das Kunststück, das zweite zu sein und das erste zu scheinen.

[«]

29[141]

Platonische Erziehung ohne Historie. Hartmann.

Progressive Hast: wo stürzt man hin?

Gründung der modernen Institute.

Die Welt utilisirt sich immer mehr.

Alles wird abstrakter, was die Menschen ehemals gebunden hat.

Man macht das Experiment, ob der Mensch von Natur gut oder böse ist.

Die Institutionen werden auf Furcht und Noth basirt.

Im Grunde muss der Kosmopolitismus um sich greifen.

Die willkürlichen Begrenzungen Staat Nation sind ohne Mysterium allmählich und erscheinen viel grausamer und schlechter. Die Gegensätze schärfen sich heillos. Am Fieber zu Grunde gehen.

[«]

29[142]

Schilderung der Ruhe der unhistorischen Welt.

Sehnen nach der Umschattung des Kunstwerks: in dem leben wir wenigstens auf Stunden unhistorisch.

„Zu den redenden Künsten gehört die schweigende.“ Jean Paul.

„Es braucht viel Zeit, bis eine Welt untergeht — weiter aber auch nichts“ sagt Gibbon.

[«]

29[143]

Wenn Glück das Ziel wäre, so stünden die Thiere am höchsten. Ihr Cynismus liegt im Vergessen: das ist der kürzeste Weg zum Glücke, wenn auch zu einem, das nicht viel werth ist.

[«]

29[144]

Schopenhauer meint, vielleicht liege alles Genie im genauen Erinnern des eignen Lebenslaufes. Wenn reine Erkenntniss das Ziel wäre — wäre dann unsre Zeit die genialste Zeit? Ist die grösste Menschen- und Sachkenntniss Zeichen der Grösse? Ist Richter zu sein die Aufgabe jeder Generation? Ich denke, die Aufgabe ist vielmehr, etwas zu thun, was Spätere richten mögen.

[«]

29[145]

Alles Historische misst sich an etwas. Was hat unsre Zeit entgegenzusetzen?

[«]

29[146]

1. Innerlich.

2. Gerecht und objectiv.
3. Illusion zerstört.
4. Alter der Menschheit.
5. Mythologie.
6. Hartmann.
7. Unhistorisch.
8. Die naivsten Stufen der Historie.
9. Umgränzung des Horizontes.

[«]

29[147]

Plan.

1. Unhistorisch — Historisch.
2. Nutzen und Schaden der Historie. Allgemein.
3. Übergang zur Zeitschilderung.
4. Innerlichkeit.
5. Gerecht, objectiv.
6. Illusion zerstört.
7. Alter der Menschheit. Hartmann. Mythologie.
8. Ob Unhistorisch? Plato.
9. Maass des Historischen. Begrenzung. Beherrschung.
10. Deutsche Kultur. Werth der Historie für dieselbe.
    Stil. Nationale Modification.

[«]

29[148]

Er sagt seine Sachen immer noch etwas deutlicher als er sie denkt.

[«]

29[149]

Fortsetzung der Zoologie.
Dass der Mensch als Heerdenthier ist, beweist die Statistik.

[«]

29[150]

Wartburgwettkampf: von der Hagen, Minnesinger, II 2ff. vom Jahr 1300.
Ludus Paschalis de adventu et interitu Antichristi. Pezii thesaur<us> Anecdot<orum> N<ovissimus> 2.

[«]

29[151]

Thier Mensch — Historisch Unhistorisch.
Plastische Kraft.
Unhistorisches Fundament.
Staat als Beispiel. (Vergessen des Vergangnen und Illusion über das Vergangne.)
Geschichte dient dem Leben, sie steht im Dienste des Unhistorischen.

[«]

29[152]

Was heisst unhistorisch?
Leidenschaft wirkt unhistorisch.
Auch grosse Ziele, ob Mensch ob Volk.
Übermässige Schätzung — Niebuhr. Leopardi.

[«]

29[153]

1.	Thema und Thesen.	
2.		Monumental.
3.	Geschichte zum Leben. {	Antiquarisch.
4.		Kritisch.
5.	Übergang zur Zeitkritik.	
6.		innerlich.
7.		angebliche Gerechtigkeit, Objectivität.
8.	Geschichte dem Leben feindlich. {	nicht mehr reif.
9.		Spätlinge.
10.		Weltprocess.
11.	Übergang zu den Remedia: Plato. Keine Historie.	
12. 13.	{ Remedia.	

[«]

29[154]

Erdichtetes Mythisches.
Liebe und Selbstvergessen.
Das Leben als Problem.
Recht reif zu werden.
Die Ehrlichkeit und die Keckheit des Wortes.
Die Hitze des Rechtsgefühls.

[«]

29[155]

Das Übermaass bewiesen 1) dadurch dass alles innerlich bleibt
2) dass nichts mehr reif wird
3) das Gefühl Spätlinge zu sein
4) Stadium der Selbstverspottung

5) die Historie selbst erlahmt: angebliche Objectivität.

Übergang: da wirft man sich gern einmal in den Gedanken: gar keine Historie. Rousseau.

[«]

29[156]

Die historische Bildung als die Bildung überhaupt.
Die historische Objectivität als die Gerechtigkeit.
Unreif.
Ironie — Alter der Menschheit.
Weltprozess.
Kluger Egoismus.

Vorrede.
Einleitung.
Historie zum Leben.
Historie dem Leben schädlich.

[«]

29[157]

1. Historisch, Unhistorisch und Überhistorisch.
2. Die Historie im Dienste des Lebens.
3. Die Historie dem Leben schädlich.
4. Das Unhistorische und das Überhistorische als Heilmittel für das durch Historie geschädigte Leben.

[«]

29[158]

Die Historie dem Leben feindlich.

1. erzeugt den gefährlichen Contrast von Innerlich und Äusserlich.
2. erweckt den Anschein der Gerechtigkeit.
3. hindert das Reif- und Fertigwerden.
4. erweckt den Glauben an das Alter der Menschheit und ist der advocatus diaboli.
5. eignet <sich> für den Dienst der klugen Egoismen.

[«]

29[159]

Kennt mein Leser die Stimmung, in der der Betrachtende lebt? Vermag er sich zu vergessen, den Autor zu vergessen und seine Seele gleichsam in die Dinge, die wir zusammen betrachten, überwandern zu lassen? Ist er bereit aus dem ruhigen in ein bewegtes Wellenspiel fortgetragen zu werden, ohne die Stimmung des Betrachtenden dabei zu verlieren? Liebt er das Pfeifen des Sturmes und erträgt er die Ausbrüche des Zorns und der Verachtung? Und noch einmal: vermag er es, bei dem allen, weder an sich noch an den Autor zu denken? — Nun wohlan, ich glaube von ihm ein Ja gehört zu haben und halte mich nun nicht länger zurück, ihn also anzureden.

[«]

29[160]

Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben.

Vorrede.
I. Historisch, Unhistorisch, Überhistorisch.
II. Die Historie im Dienste des Lebens.
    a) die monumentale Historie
    b) die antiquarische
    c) die kritische
III. Die Historie dem Leben feindlich.
    a) Sie erzeugt den gefährlichen Contrast von Innerlich und Äusserlich.
    b) Sie erweckt den Anschein der Gerechtigkeit.
    c) Sie zerstört die Instinkte und hindert das Reifwerden.

d) Sie pflanzt den Glauben an das Alter der Menschheit.
e) Sie wird von dem klugen Egoismus benutzt.

IV. Das Unhistorische und das Überhistorische als Heilmittel für das durch Historie geschädigte Leben.

[«]

29[161]

Capitel über Leben und Historie: was die Wissenschaft dazu sagt: laissez faire. Es fehlt die dazu gehörige Praxis, die Heilkunst.

[«]

29[162]

Zum Schluss.

Von der Ironie zum Cynismus.
Plato's Mittel die Jugend für den Staat zu retten.
Schiller — Correctionsanstalten.
Hülfswissenschaft nöthig — angewandte Historie, Gesundheitslehre.
Heilmittel das Unhistorische, das Überhistorische. Lob der Kunst und ihrer Kraft Atmosphaere zu bilden.

[«]

29[163]

Entwurf der Unzeitgemässen Betrachtungen.

1873 David Strauss.
Nutzen und Nachtheil der Historie.
1874 Viel-Lesen und Viel-Schreiben.
Der Gelehrte
1875 Gymnasien und Universitäten.
Soldaten-Kultur.

1876 Der absolute Lehrer.
Die sociale Crisis.
1877 Zur Religion.
Klassische Philologie.
1878 Die Stadt.
Wesen der Kultur (Original-).
1879 Volk und Naturwissenschaft.

[«]

29[164]

1 Vorspiel.
2 — — —
3 Die Bedrängniss der Philosophie.
4 Der Gelehrte.
5 Die Kunst.
6 Die höhere Schule.
7 Staat Krieg Nation.
8 Social.
9 Klassische Philologie.
10 Religion.
11 Naturwissenschaft.
12 Lesen Schreiben Presse.
13 Weg zur Freiheit (als Epilog).

[«]

29[165]

Plato und seine Vorgänger.
Homer.

Skeptische Einfälle.

[«]

29[166]

Ausgezeichnete Schilderung der Deutschen und der Franzosen:
Görres, Europa und die Revolution, p. 206.

Wie veränderlich und schwimmend die Grenzlinien jeder gemachten Zeichnung sind. Licht<enberg> I 206.

[«]

29[167]

Cyclus von Vorlesungen.

Rhetorik.
Rhythmik.
Geschichte der Poesie.
Prosa.
Alte Philosophie: 1) Vorplatoniker und Plato.
    2) Aristoteles und Socratiker.
Choephoren.
Hesiod's Erga.
Thucydides, B. I.
Lyriker.
Aristoteles Poetik.

[«]

29[168]

Römer und Griechen: Stellung der Römer zu der griechischen Kultur. Ihre Urtheile darüber. Von ihnen stammt die dekorative Manier der Cultur.

[«]

29[169]

Drei Abhandlungen von Friedrich Nietzsche.

Homer und die klassische Philologie.
Über Wahrheit und Lüge.
Die Grundlagen des Staats. (Wettkampf, Krieg.)

[«]

29[170]

3.

Schilderung des chaotischen Durcheinanders in einem mythischen Zeitalter. Das Orientalische. Anfänge der Philosophie als Ordnerin der Kulte, Mythen, sie organisirt die Einheit der Religion.

4.

Anfänge einer ironischen Stellung zur Religion. Neues Auftauchen der Philosophie.

5. usw. Erzählung.

Schluss: Plato's Staat als überhellenisch, als nicht unmöglich. Philosophie erreicht hier ihre Höhe, als Staatengründerin eines metaphysisch geordneten Staates.

[«]

29[171]

Griechen und Barbaren.

Erster Theil: Geburt der Tragödie.
Zweiter Theil: die Philosophie im tragischen Zeitalter.
Dritter Theil: über dekorative Kultur.

[«]

29[172]

Es ist gar nichts Unsinniges zu denken, dass das Gedächtniss für die Vergangenheit auch bei uns geringer sei und dass der historische Sinn etwa ebenso schliefe, wie er in der höchsten Akme der Griechen schlief. Bald hinter der Gegenwart begänne das Dunkel: in ihm wandeln schattenhaft unsicher grosse Gestalten ins Ungeheure sich ausdehnend, wirkend auf uns, aber fast wie Heroen, nicht wie gemeine helle Tageswirklichkeit. Alle Tradition wäre jene fast unbewusste der ererbten Charactere: die lebenden Menschen wären, in ihren Handlungen, Beweise, was im Grunde durch sie tradirt werde; mit Fleisch und Blut liefe die Geschichte herum, nicht als vergilbtes Document und als papiernes Gedächtniss. Die Sitten der Eltern und der Grosseltern gelten bei den Kindern als die Vergangenheit: was ferne dahinten lag, wirkt kaum noch als übrig gebliebene Architectur, als Tempel, als Aberglaube auf die Gegenwärtigen ein. Ähnlich lebt jetzt noch der Bauer, ähnlich fast jedes grosse Volk der Vergangenheit. Der Hauptgewinn für beide ist und war, dass die gegenwärtige Generation nicht so peinlich vergleicht und sich misst, so dass sie über sich selbst in Unbewusstheit des Urtheils bleiben kann. Sie wird zutrauensvoller zu ihrer Kraft sein, weil ihre Kraft nur durch das wirkliche, nicht durch das eingebildete und anerzogene Bedürfniss in Anspruch genommen wird und Kraft und Bedürfniss sich meistens entsprechen. Sie wird vor dem Überdrusse mehr bewahrt bleiben als ein Volk, das historischer und gebildeter ist, als seine Productionskraft auszuhalten vermag. Nicht so oft irregeführt nach dem unerreichbaren Ziele, zum Ekel gestimmt über das Erreichte, kommt der Mensch zu einer Ruhe, die der Gegensatz der modernen durch und durch historischen Welt und ihrer Hast ist. Sollte man es nicht zu büssen haben, wenn man in kostbaren Bildergallerien aller Zeiten lebt und der Blick immer vergleichend zu dem Betrachter zurückkehrt, mit Frage, was er eigentlich in diesen Räumen zu suchen habe? Und so entfährt dem Verwegensten wohl einmal der Fluch: „weg mit allem Vergangenen, ins Feuer mit den Archiven, Bibliotheken, Kunstkammern! Lasst doch die Gegenwart selbst produciren, was ihr noththut, denn nur dessen, was sie selbst kann, ist sie werth. Quält sie nicht durch Mumisirung des einmal, in ferner Zeit Gültigen und Nothwendigen und schafft das Todtengerippe weg, damit die Lebenden ihres Tages und Thuns froh werden können.“ Ja, wenn Glück, Freiheit von Überdruss, Behagen unsre Losung sein dürfte: dann wäre es erlaubt, das Thier zu preisen, das immer auf der schmalen Linie der Gegenwart lebt und ohne Verdrossenheit und Überdruss frisst, verdaut, wieder frisst, ruht und springt. „Historisch fühlen“ heisst wissen, dass man jedenfalls zum Leiden geboren ist und dass alles unser Arbeiten im schönsten Fall Vergessenheit des Leidens erringt. Immer lebten früher die Halbgötter, immer ist das gegenwärtige Geschlecht das entartete. Was seine Auszeichnung ist, weiss es selten; denn das Vergangne umgiebt uns wie eine geschwärzte verdunkelnde Zimmerwand. Erst der Nachkomme vermag zu würdigen, worin auch wir Halbgötter waren. Nicht dass es somit ewig abwärts gienge und alles Grosse in immer kleineren Proportionen sich wiederholte: aber immer ist jede Zeit zugleich eine absterbende und seufzt unter dem herbstlichen Fall der Blätter. Man sehe nur das einzelne Menschenleben an: was der Jüngling verliert, wenn er die Kindheit verlässt, ist so unersetzlich, dass er wünschen müsste, nach diesem Verlust das Leben als gleichgültig hinzugeben. Und doch verliert er als Mann noch einmal Unschätzbares, um endlich als Greis auch noch das letzte Gut zu verlieren, so dass er nun das Leben kennt und es zu verlieren bereit ist. Welches verlorne Bemühen, wollten wir als Jünglinge nach dem ringen, was der Kindheit Glück und Kraft ausmachte. Der Verlust ist zu erleiden, die Erinnerung häuft immer mehr Verluste zusammen, und am Schluss, wenn wir wissen alles verloren zu haben, nimmt uns tröstlich der Tod dieses Wissen, unser letztes Erbgut.

[«]

29[173]

Homer und die klassische Philologie. 24.
Der Wettkampf bei den Griechen. 15.
Über Wahrheit und Lüge. 20.
Der griechische Staat. 15.

Vier Abhandlungen.

[«]

29[174]

Plato.

Jugend. Pest.
Critias.

Das Künstlerische in Plato.
Heracliteer.
Sokrates. Der platonische Socrates.
Reisen. Ziele — das praktische Ideal.
Pythagoreer—Ideen (geringere Conception).
Dion.
Akademie. Der Philosoph im Staate. Sophist. Rhetor. Kunst.
Schriftstellerei — Eros. Dialektik.
Zweite Reise.
Dritte Reise — Staatsideal.
Dion’s Ende. Andre politische Wirkungen.
Parmenides. Präludirende Skepsis zu der Theorie: Plato hauptsächlich Legislator und Reformator, nie darin Skeptiker.

[«]

29[175]

Empedocles.
Democrit.
Pythagoreer: Kampf gegen die Eleaten, mehr um sich zu schützen. Beschreibung ihres Bundes.
Socrates. Moralisch — dialektisch —plebejisch.

[«]

29[176]

„Die Neigung der Menschen, kleine Dinge für wichtig zu halten, hat sehr viel Grosses hervorgebracht“ sagt Lichtenberg.

[«]

29[177]

Historie, die uns nicht unmittelbar oder mittelbar zu besseren Menschen und zu besseren Bürgern macht, ist nur, nach einem Ausdrucke, den Bolingbroke in seinen berühmten Briefen on the study and use of history anwendet „a specious and ingenious sort of idleness“.

[«]

29[178]

Aristotles „zwei Dinge sind es ja, welche vorzüglich die Menschen zu hegender Sorgfalt und Anhänglichkeit bestimmen: der alleinige Besitz und die Seltenheit der besessenen Sache, durch welche sie dem Besitzer theuer wird.“ So pflegt der antiquarische Mensch das Vergangne, weil es so ganz und gar individuell und einmalig ist — ganz abgesehen wie gering oder wie kostbar an sich —, er fühlt sich als den Besitzer dieses kleinen Besitzthums, das er vor allen Menschen voraus hat. Die kleinste Erkenntniss, sobald sie Eigenthum ist, macht ihren Erfinder glücklich, z.B. eine Correctur in einem gedruckten oder geschriebenen Buche.

[«]

29[179]

Von der kritischen Historie gilt auch, was Benjamin Constant sagt: „der sittliche Grundsatz, es sei eine Pflicht die Wahrheit zu sagen, würde, wenn man ihn unbedingt und vereinzelt nähme, jede Gesellschaft zur Unmöglichkeit machen“. Man denke nur an sein eignes Leben: wäre es die Aufgabe, seine Vergangenheit überhaupt laut zu sagen, wer würde es selbst aushalten können? Es gehört sehr viel Kraft zum Vergessen dazu, um leben zu können.

[«]

29[180]

Luther: „dass Gott, wenn er an das schwere Geschütz gedacht hätte, er die Welt nicht erschaffen hätte“. Vergessen gehört nun einmal zu allem Schaffen.

[«]

29[181]

Denken wir uns den letzten Menschen auf der ausgedörrten Wüste des morschen Erdballs sitzen —

[«]

29[182]

Was birgt nicht alles der Mensch in sich, was er nie kennen lernen darf: weshalb der alte Spanier sagte „Defienda me Dios de my“ „Gott behüte mich vor mir“.

[«]

29[183]

Die Antiquare sagen: „das Grosse ist im Grunde das Gemeine und Allgemeine“, auch sie kämpfen gegen das Werden des Grossen (durch Verkleinern Begeifern Mikrologie).

[«]

29[184]

Luther „Cicero ein weiser und fleissiger Mann hat viel gelitten und gethan“.

Man schraubt die Geschichte je nach seiner Höhe herauf und herunter; so schraubt Mommsen seinen Cicero zum Journalisten herab, Luther nennt ihn (siehe vorher).

[«]

29[185]

Gewiss ist das Bedürfniss des Umgangs mit grossen Vorgängern usw. Umgang mit den kleinen, koboldartig (siehe hinten).

[«]

29[186]

Goethe (wer sich von nun an nicht auf eine Kunst oder ein Handwerk legt usw.).

Pietät für das Vergangene zu Gunsten des Hieratischen (s. h<inten>).

Zu den redenden Künsten gehört die schweigende.

„Es braucht viel Zeit bis eine Welt untergeht — weiter auch nichts.“

[«]

29[187]

Zum Schlusse. Goethe über Niebuhr „der Historiker als das eigentlich werthvolle Object, nicht die Historie.“ Davon ist etwas zu hoffen (siehe hinten).

Schiller von Goethe gepriesen (siehe hinten).

[«]

29[188]

Gegenmittel: 1) Keine Geschichte?
2) Leugnung der Zwecke Atomengewirr?
3) Interesse für den Historiker gegen die Historie gewendet?
Die meisten Historiker stehen unter ihren Objecten.
4) Goethe, Natur.
5) Pflege des Überhistorischen und Unhistorischen. Religion Mitleid Kunst.

[«]

29[189]

Niebuhr zur Vertheidigung Macchiavelli<s> „es giebt Zeiten, in denen Einem jeder Mensch heilig sein muss: andre wo man sie nur als Masse behandeln kann und soll; es kommt darauf an, die Zeit zu kennen“.

[«]

29[190]

„Der Deutsche ist von Natur, seitdem er seinen einfachen grossen Character verloren hat, afterrederisch und verunglimpfend, und nichts weniger als billig: und noch weniger liebend.“

[«]

29[191]

Gehofftes Resultat:

Character zu offenbaren in der Bildung, keine dekorative Bildung, sondern eine organische.

So gelingt vielleicht den Deutschen noch, was den Griechen in Betreff des Orients gelang — und so das, was „deutsch“ ist, erst zu finden.

[«]

29[192]

Von sich selbst Besitz zu ergreifen, das Chaotische zu organisiren, alle Furcht vor der „Bildung“ wegzuwerfen und ehrlich zu sein: Aufforderung zum γνῶϑι σαυτόν, nicht im grüblerischen Sinne, sondern um wirklich zu wissen, was unsre ächten Bedürfnisse sind. Von da aus kühn bei Seite werfen, was fremd ist, und aus sich hinaus wachsen, nicht in ein Ausser-uns sich hineinpassen.

Zum Organisiren des Chaotischen eignet sich Kunst und Religion: letztere giebt Liebe zu den Menschen, erstere Liebe zum Dasein

dabei Verachtung — — —

[«]

29[193]

Tradition anpflanzen, fortschreitende Bewegung, Eichbäume für die Enkel. Organisation zu finden, um der ersten Generation ihre Existenz zu ermöglichen und dann die Volksbildung zu übernehmen. Wie ein Gestirn ohne Rast, ohne Hast.

Die Ruhe der Arbeitenden. Der ruhige Blick in die Zukunft erst möglich, wenn wir uns nicht mehr so ephemer fühlen, so wie eine Welle.

[«]

29[194]

Die unhistorischen Mächte heissen Vergessen und Wahn. Die überhistorischen Kunst Religion Mitleid Natur Philosophie.

[«]

29[195]

Handwerk lernen, nothwendige Rückkehr des Bildungsbedürftigen in den kleinsten Kreis, den er möglichst idealisirt. Kampf gegen die abstracte Production der Maschinen und Fabriken.

Ein Hohn und Hass gegen das zu erzeugen, was jetzt als „Bildung“ gilt: dadurch dass man eine reifere Bildung dagegen stellt.

[«]

29[196]

Und was wird aus uns, werden die Historiker unwillig entgegnen: wohin soll die Wissenschaft der Historie? unsre berühmte strenge nüchterne methodische Wissenschaft? — Geh in ein Kloster, Ophelia, sagt Hamlet; in welches Kloster wir aber die Wissenschaft und den historischen Gelehrten bannen wollen, dieses Räthsel wird der Leser sich selber aufgeben, sich selber lösen, falls er zu ungeduldig ist dem langsamen Gange des Autors zu folgen und einer hiermit versprochenen späteren Betrachtung — „über <den Gelehrten“ und die gedankenlose Einordnung desselben in die moderne> Gesellschaft — vorauszueilen vorzieht.

Schluss. Es giebt eine Gesellschaft der Hoffenden.

[«]

29[197]

Die Bedrängniss der Philosophie.

Von aussen: Naturwissenschaft Geschichte (Beispiel Instinkt. Begriff geworden).

Von innen: der Muth, eine Philosophie zu leben, ist gebrochen.

Die anderen Wissenschaften (Natur, Geschichte) vermögen nur zu erklären, nicht zu befehlen. Und wenn sie befehlen, vermögen sie nur auf den Nutzen zu verweisen. Jede Religion, jede Philosophie hat aber gerade irgendwo eine erhabene Naturwidrigkeit, eine auffallende Unnützlichkeit. Damit wäre es denn zu Ende? — Wie mit der Poesie, die eine Art Unsinn ist.

Das Glück des Menschen beruht darauf, dass es irgendwo für ihn eine undiskutirbare Wahrheit giebt, gröbere (z.B. das Wohl seiner Familie als höchsten Beweggrund) feinere, der Glaube an die Kirche usw. Hier hört er gar nicht hin, wenn dagegen gesprochen wird.

In der ungeheuren Bewegtheit sollte der Philosoph Hemmschuh sein: kann er es noch sein?

Das Misstrauen der strengen Forscher gegen jedes deductive System, vid. Bagehot.

[«]

29[198]

Die Bedrängniss der Philosophie.

A. Die Anforderungen an den Philosophen in der Noth der Zeit. Grösser als je.
B. Die Angriffe auf die Philosophie grösser als je.
C. Und die Philosophen schwächer als je.

[«]

29[199]

Die Philosophie rein zur Wissenschaft zu machen (wie Trendelenburg) heisst die Flinte in’s Korn werfen.

[«]

29[200]

Die mangelhaft entwickelte Logik! Durch die historischen Studien ist sie verkümmert. Auch Zöllner klagt. Lob des Spir. Und der Engländer.

[«]

29[201]

Welche Naturen werden jetzt noch Philosophen?

[«]

29[202]

„Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste.“

Hölderlin.

„Ein Räthsel ist Reinentsprungenes. Auch
Der Gesang kaum darf es enthüllen. Denn
Wie du anfingst, wirst du bleiben,
So viel auch wirket die Noth
Und die Zucht, das Meiste nämlich
Vermag die Geburt
Und der Lichtstrahl, der
Dem Neugebornen begegnet.“

Hölderlin.

[«]

29[203]

Zur Religion. Ich bemerke eine Erschöpfung, man ist an den bedeutenden Symbolen ermüdet. Alle Möglichkeiten des christlichen Lebens, die ernstesten und lässigsten, die harmlosigsten und die reflektirtesten, sind durchprobirt, es ist Zeit zur Nachahmung oder zu etwas Anderem. Selbst der Spott, der Cynismus, die Feindschaft ist abgespielt — man sieht eine Eisfläche bei erwärmtem Wetter, überall das Eis schmutzig, zerrissen, ohne Glanz, mit Wasserpfützen, gefährlich. Da scheint mir nur eine rücksichtsvolle ganz und gar ziemliche Enthaltung am Platze: ich ehre durch sie die Religion, ob es schon eine sterbende ist. Mildern und beruhigen ist alles, nur gegen die schlechten gedankenlosen Köche, zumal wenn es Gelehrte sind, muss protestirt werden. — Das Christenthum ist ganz der kritischen Historie preiszugeben.

[«]

29[204]

Wenn ich einmal recht in Wünschen ausschweife, so denke ich mir, dass mir die schreckliche Bemühung, sich selbst zu erziehen erleichtert worden wäre und ich einen Philosophen als Erzieher gefunden hätte, dem man gehorchen könnte, weil man ihm mehr als sich vertraute! Dann suche ich wohl die Grundsätze seiner Erziehung zu errathen, z.B. über harmonische und partielle Bildung: und seine Methoden. Mühsam würde es sein, und wir, an die Bequemlichkeit der Erziehung und an das Sichgehenlassen gewöhnt, würden oft verzagen. — So aber, ohne solche Erzieher, fühlt man seine Kräfte oft im Kampfe mit einander, in Empörung, auch seine geistigen Triebe. Zwar glauben die Gelehrten, man könne mit der Wissenschaft nicht leicht genug thun: der Wissenschaft nicht genug, das ist wahr, aber sich übergenug, zuviel: das ist auch wahr. Ich sehe lauter geistige Krüppel: ihre partielle Ausbildung hat ihnen einen Höcker zugetragen. — Was heisst harmonisch und partiell! Sollten wir etwa die partielle Ausbildung überhaupt fürchten? Die pars soll vielmehr nur das Centrum werden für alle andern Kräfte, die Sonne im Systeme. Aber ein Balanciren mit Gegengewichten ist überall nöthig, wo eine grosse Kraft ist. Kleist — Philosophie (ihm fehlte Schopenhauer).

[«]

29[205]

Der Philosoph ist einmal für sich, sodann für andre Philosoph. Es ist nicht möglich, es ganz allein für sich zu sein. Denn als Mensch hat er Beziehung zu andern Menschen: und ist er Philosoph, so muss er es auch in diesen Beziehungen sein. Ich meine: selbst wenn er sich streng von ihnen absondert, als Einsiedler, so giebt er damit eine Lehre, ein Beispiel und ist Philosoph auch für die Andern. Er mag sich benehmen, wie er will: sein Philosoph-sein hat eine Seite, die den Menschen zugekehrt ist.

Das Product des Philosophen ist sein Leben (zuerst, vor seinen Werken). Das ist sein Kunstwerk. Jedes Kunstwerk ist einmal dem Künstler, sodann den andern Menschen zugekehrt. — Welches sind die Wirkungen des Philosophen auf die Nichtphilosophen und andre Philosophen?

Der Staat, die Gesellschaft, die Religion usw., alle können fragen: was hat uns die Philosophie geleistet? Was kann sie uns jetzt leisten? So auch Cultur.

Frage nach den Culturwirkungen der Philosophie überhaupt.

Umschreibung der Cultur — als einer Temperatur und Stimmung vieler ursprünglich feindselig<er> Kräfte, die jetzt eine Melodie abspielen lassen.

[«]

29[206]

Die feindseligen Kräfte werden im Mittelalter durch die Kirche ungefähr zusammengehalten: als dies Band zerreisst, so empört sich eins wider das andre. Die Reformation erklärte vieles für ἀδιάφορα — von da greift die Scheidung immer mehr um sich. Zuletzt sind es die derbsten Kräfte, die fast allein noch alles bestimmen; der militärische Staat voran. Versuch des Staates alles aus sich zu organisiren und das Band zu sein für die feindseligen Kräfte. Begriffe einer Staatskultur, im Gegensatz zu einer Religionskultur. Nun ist die Macht böse, und will das Nützliche mehr als alles Andre.

Wir befinden uns in dem eistreibenden Strome des Mittelalters, dasselbe ist aufgethaut, in verheerende Bewegung gerathen.

[«]

29[207]

Unter allen Umständen die Revolution: aber von der Klugheit und Menschlichkeit der nächsten Geschlechter hängt es ab, ob daraus die Barbarei oder etwas Anderes hervorgeht:

der Mangel an ethischer Philosophie in den gebildeten Schichten ist natürlich in deutlicheren Formen in die ungebildeten gedrungen, die immer das vergröbernde Echo waren. Darin geht alles zu Grunde. Kein neuer grosser Gedanke ist weit und breit zu sehen. Nur dass irgendwann einmal ganz von Neuem angefangen wird.

[«]

29[208]

Ich kann mir Schopenhauer nicht an einer Universität denken: die Studenten liefen vor ihm davon und er selbst liefe vor den Mit-Professoren davon.

[«]

29[209]

Wenn ich denke, was für starke frohe Geschlechter gelebt haben — wo sind nur die Kräfte der Reformationszeit hin! — so kommt mir unsre Art zu leben vor wie die Einwinterung auf hohem Gebirge, selten kommt die Sonne, alles ist grau, alle Freuden sind rührend für den Beschauer — so flüchtiges Glück! Es lebt sich so schwer. Und dazu die Erinnerung an Sommertage.

[«]

29[210]

Ach diese Spanne Zeit! Wir wollen sie wenigstens gross und willkürlich behandeln. Für so kleine Gabe sollen wir doch nicht Sklaven der Geber sein! Das ist das Wunderlichste, wie gebunden die Vorstellung und Einbildung der Menschen ist, sie nehmen das Leben nie als ein Ganzes wahr. Sie fürchten sich vor den Worten und Meinungen ihrer Nächsten — ach, nur zwei Generationen weiter und niemand hat mehr die Meinungen, die jetzt herrschen und euch zu Sklaven machen wollen.

[«]

29[211]

Jede Philosophie muss das können, was ich fordere, einen Menschen concentriren — aber jetzt kann es keine.

[«]

29[212]

Zwei Aufgaben: das Neue gegen das Alte zu defendiren und das Alte an das Neue anzuknüpfen.

[«]

29[213]

Zum Plan.

Der Philosoph hat zwei Seiten: eine kehrt er den Menschen zu, die andre bekommen wir nicht zu sehen, da ist er Philosoph für sich. Wir betrachten zuerst das Verhältniss des Philosophen zu den anderen Menschen. Resultat für unsre Zeit: es kommt bei diesem Verhältniss nichts heraus. Warum wohl? Sie sind nicht Philosophen für sich selbst.

„Arzt hilf dir selber!“ müssen wir ihnen zurufen.

[«]

29[214]

Ach wir Menschen dieser Zeit! Es liegt ein Wintertag auf uns und wir wohnen am hohen Gebirge, gefährlich und dürftig. Kurz ist jede Freude und bleich jeder

Sonnenglanz, der an den Bergen zu uns herabblickt. Da tönt Musik, es drehen sich die Tänzer — es erschüttert den Wanderer dies zu hören: so wild, so verschlossen, so farblos, so hoffnungslos ist alles, was er sieht — und jetzt darin ein Ton der Freude, einer gedankenlosen lauten Freude. Aber schon schleichen die Nebel des frühen Abends, der Ton verklingt, der Schritt des Wanderers knirscht; grausam und todt ist das Gesicht der Natur am Abend, der immer so früh kommt und nicht weichen will.

[«]

29[215]

Die fliegenden Spinnefäden des Altmännersommers — Strauss als Bekenner. —

[«]

29[216]

Wenn einmal die Arbeiterstände dahinter kommen, dass sie uns durch Bildung und Tugend jetzt leicht übertreffen können, dann ist es mit uns vorbei. Aber wenn das nicht eintritt, ist es erst recht mit uns vorbei.

[«]

29[217]

Vom Maler auszugehn und <von> dem Kunstkenner vor dem Bilde — Goethe.

[«]

29[218]

Nicht nur den nennen wir unvernünftig, welcher einen unvernünftigen Zweck verfolgt, sondern auch den, der um einen vernünftigen Zweck zu erreichen unzweckmässige und unverhältnissmässige Mittel anwendet: als<o> sowohl den, der das Meer ausschöpfen will, als den, welcher nach Sperlingen schiesst, aber mit Kartätschen. Von dieser zweiten Art der Unvernunft ist die Natur voll. Auch in ihrem höchsten Bereiche, das wir kennen, innerhalb der Menschen, zeigt sie sich nicht klüger, was die Mittel betrifft, so ausserordentlich ihre Zwecke und Absichten sind. Die Art, wie sie die seltenen Begabungen zum Wohl der Menschen verwendet, ist eben so bewunderungswürdig wegen ihrer Unvernunft als jener Gedanke selbst, das Seltene zum Wohle des Gewöhnlichen zu benutzen, erstaunlich ist: denn das Wohl des Gewöhnlichen liegt eben darin, dass es zum Seltenen erhoben, gesteigert, zum Ungewöhnlichen und Neuen umgeprägt werde. Ich frage nach der Teleologie des Philosophen, eines der seltensten Gebilde, die in der Werkstätte der Natur entstehen: wozu ist er da? Für das Wohl eines Volks und einer Zeit, vielleicht sogar aller Völker aller Zeiten. Und wie wird er für jenen Zweck verwendet? Wie das gleichgültigste Spielzeug, das man liegen lässt oder aufhebt, herumwirft oder zerbricht, als ob es zu Tausenden auf den Strassen zu finden wäre. Ist es nicht nöthig, dass die Menschen etwas nachhelfen und der Unvernunft der Natur entgegenarbeiten? Ja, es wäre nöthig, wenn es nur möglich wäre!, weil die Natur gerade in den Menschen und durch die Menschen wirkt und ein Volk als Ganzes eben jene Doppelheit der Natur zeigt, die wundersamste Vernunft der Zwecke und die nicht minder wunderbare Unvernunft der Mittel. Der Künstler macht sein Werk für die anderen Menschen, es ist kein Zweifel. Trotzdem weiss er es, dass niemals jemand sein Werk so verstehen und lieben wird, wie er selbst. Der hohe Grad der Erkenntniss und der Liebe ist also nöthig, damit ein niedriger Grad entstehe: jener niedrigere Grad ist der Zweck, den die Natur mit dem Kunstwerk verfolgt, sie verschwendet ihre Mittel und Kräfte, und die Ausgabe ist viel grösser, als der Ertrag ist. Und doch ist dies das natürliche Verhältniss, — überall. Wenig Kosten, aber hundertfältiger Ertrag wäre vernünftiger. Geringere Mühe, geringere Lust und Erkenntniss, im Künstler selbst, aber ungemeines Anwachsen von Lust und Erkenntniss im Kunstempfänger — das wäre vortheilhafter eingerichtet. Könnten wir die Rollen tauschen: der Künstler müsste der schwächere Mensch und die Aufnehmenden Zuhörer Zuschauer die stärkeren Menschen sein. Die Kraft der Kunstwerke müsste erst mit der Resonanz im Volke wachsen: wie die Schnelligkeit wächst mit dem Quadrate der Entfernungen. Ist es sinnlos zu wünschen, dass die Kunstwirkung am Anfange das schwächere, zuletzt das stärkere Ende habe? Oder dass mindestens so viel genommen wird als gegeben ist, dass Ursache und Wirkung gleich stark sind?

Deshalb sieht es oft so aus, als ob ein Künstler und zumal ein Philosoph zufällig in ihrer Zeit seien, versprengte Wanderer oder zurückgebliebene

Einsiedler.

Wo wir aber ein Verhältniss zwischen einem Philosophen und einem Volk entdecken, so spüren wir folgende Zwecke der Natur, folgende Bestimmung des Philosophen.

[«]

29[219]

1. Was der Philosoph zu verschiedenen Zeiten gewesen ist.
2. Was er in unserer Zeit sein müsste.
3. Bild der zeitgemässen Philosophie.
4. Weshalb er das nicht leisten kann, was er nach N. 2 müsste: weil eine feste Cultur fehlt. Der Philosoph als Einsiedler. Schopenhauer zeigt, wie die Natur sich anstrengt: es manquirt doch.

[«]

29[220]

Weisheit unabhängig vom Wissen der Wissenschaft.

Jetzt allein zu hoffen auf die Klassen der niedern ungelehrten Menschen. Die gelehrten und gebildeten Stände sind preiszugeben. Damit auch die Priester, die nur jene Stände verstehen und ihnen angehören. Die Menschen, die noch wissen, was Noth ist, werden auch fühlen, was ihnen Weisheit sein kann.

Die, grösste Gefahr ist, wenn die ungelehrten Klassen mit der Hefe der jetzigen Bildung angesteckt werden.

Wenn jetzt ein Luther entstünde, so würde er gegen die ekelhafte Gesinnung der besitzenden Klassen sich erheben, gegen ihre Dummheit und Gedankenlosigkeit, dass sie gar nichts von der Gefahr wittern.

Wo suchen wir das Volk!

Die Bildung wird täglich geringer, weil die Hast grösser wird.

[«]

29[221]

Es ist ernsthaft zu erwägen, ob für eine werdende Kultur überhaupt noch Fundamente da sind. Ob die Philosophie als ein solches Fundament zu gebrauchen ist? — Aber das war sie nie.

Mein Vertrauen zur Religion ist grenzenlos gering: die abfluthenden Gewässer kann man sehen, nach einer ungeheuren Überschwemmung.

[«]

29[222]

Zum Anfang. Überall Symptome eines Absterbens der Bildung, einer völligen Ausrottung. (Laissez faire der Wissenschaften). Hast, abfluthende Gewässer des Religiösen, die nationalen Kämpfe, die zersplitternde und auflösende Wissenschaft, die verächtliche Geld- und Genusswirthschaft der gebildeten Stände, ihr Mangel an Liebe und Grossartigkeit. Dass die gelehrten Stände durchaus in dieser Bewegung darin sind, ist mir immer klarer. Sie werden täglich gedanken- und liebeloser. Alles dient der kommenden Barbarei, die Kunst sowohl wie die Wissenschaft — wohin sollen wir blicken? Die grosse Sündflut der Barbarei ist vor der Thür. Da wir eigentlich nichts zu vertheidigen haben, und alle mit darin stehen — was ist zu machen?

Versuch die wirklich vorhandenen Kräfte noch zu warnen, sich mit ihnen zu verbinden und die Schichten, aus denen die Gefahr der Barbarei droht, noch bei Zeiten zu bändigen. Nur ist jeder Bund mit den „Gebildeten“ abzuweisen. Das ist der grösste Feind, weil er den Ärzten hinderlich ist und die Krankheit weglügen will.

[«]

29[223]

Von der Bestimmung des Philosophen.

Es giebt etwas Unzweckmässiges, das der Natur vorzuwerfen ist: man bemerkt es bei der Frage: wozu ist ein Kunstwerk da? Für wen? Für den Künstler? Für die andern Menschen? Aber der Künstler hat es nicht nöthig, ein Bild das er sieht sichtbar zu machen und Andern zu zeigen. Jedenfalls ist das Glück des Künstlers an seinem Werke, ebenso wie sein Verständniss desselben grösser als das Glück und das Verständniss bei allen Übrigen. Diese Disproportion finde ich unzweckmässig. Die Ursache sollte der Wirkung entsprechen. Dies ist nie bei Kunstwerken der Fall. Es ist dumm eine grosse Lawine zu wälzen, um ein wenig Schnees wegzuschieben, einen Menschen zu erschlagen, um die Fliege auf seiner Nase zu tödten. So verfährt die Natur. Der Künstler ist ein Beweis gegen die Teleologie.

Der Philosoph erst recht. Für wen philosophirt er? Für sich? für Andere? Aber das Erstere wäre sinnlose Verschwendung der Natur, das Zweite wieder unzweckmässig. Der Nutzen des Philosophen trifft immer nur Wenige und nicht das Volk: und diese Wenigen trifft er nicht so stark wie den Urheber selbst.

Für wen baut ein Baumeister? Sollte der mannichfache ungleiche Reflex, diese Repercussion in vielen Seelen die Absicht der Natur sein? Ich glaube er baut für den nächsten grossen Baumeister. Jedes Kunstwerk sucht weiter zu zeugen und sucht nach empfänglichen und zeugenden Seelen umher. So der Philosoph.

Die Natur verfährt umständlich und nicht geschickt. Der Künstler schiesst wie der Philosoph seinen Pfeil in das Gewimmel hinein. Er wird wohl irgendwo hängen bleiben. Sie zielen nicht. Die Natur zielt nicht und schiesst unzählich oft daneben. Künstler und Philosophen gehen zu Grunde, weil ihre Pfeile nicht treffen.

Im Bereiche der Kultur geht die Natur eben so vergeuderisch um wie bei dem Pflanzen und Säen. Ihre Zwecke erfüllt sie auf eine schwerfällige und allgemeine Manier. Sie opfert viel zu viel Kraft auf, zu Zwecken, die nicht im Verhältniss sind. Der Künstler und seine Kenner und Liebhaber verhalten sich zu einander wie ein grosses Geschütz zu einer Anzahl Spatzen.

Die Natur ist gemeinnützig, wendet aber nicht immer die besten und geschicktesten Mittel an. Dass sie mit dem Künstler, dem Philosophen den Andern helfen wollte, ist kein Zweifel: aber Die unverhältnissmässig gering und wie zufällig ist die Wirkung, gerechnet gegen die Ursachen (den Künstler, das Kunstwerk)! Besonders bei dem Philosophen ist die Verlegenheit gross: der Weg von ihm zum Object, auf das gewirkt werden soll, ganz zufällig. Zahllose Male misslingt es. Die Natur verschwendet, doch nicht aus Üppigkeit, sondern aus Unerfahrenheit: es ist anzunehmen, dass sie, wenn sie ein Mensch wäre, aus dem Ärger über sich gar nicht heraus käme.

[«]

29[224]

Ich hasse das Überspringen dieser Welt, dadurch dass man sie in Bausch und Bogen verdammt: aus ihr stammt die Kunst, die Religion. — Ach diese Flucht begreife ich so, hinaus und hinüber in die Ruhe des Einen!

Ach dieser Mangel an Liebe in diesen Philosophen, die immer nur an die Ausgewählten denken und nicht so viel Glauben zu ihrer Weisheit haben. Es muss die Weisheit wie die Sonne für jedermann scheinen: und ein blasser Strahl selbst in die niedrigste Seele hinabtauchen können.

Einen **Besitz** den Menschen verheissen! Philosophie und Religion ist Sehnsucht nach einem Eigenthum.

[«]

29[225]

Ich ergötze mich an der Vorstellung, dass die Menschen bald einmal das Lesen satt bekommen werden: und die Schriftsteller dazu; dass der Gelehrte einer kommenden Generation eines Tags sich besinnt, sein Testament macht und verordnet, dass sein Leichnam inmitten seiner Bücher, zumal der eignen Schriften, verbrannt werden solle. Und wenn die Wälder immer spärlicher werden, sollte es nicht bald an der Zeit sein, die Bibliotheken als papiernen Holzstock und Gestrüpp zu behandeln? Sind doch die meisten Bücher aus Rauch und Dampf der Köpfe geboren: so sollen sie auch wieder zu Rauch werden. Ich glaube übrigens, dass ein Geschlecht, das den Geschmack hat mit seinen Bibliotheken seine Öfen zu heizen, gerade deshalb auch den guten Geschmack haben wird, eine kleine Anzahl Bücher und gerade die welche es verdienen auszuwählen und leben zu lassen. Es wäre freilich möglich, dass ein Jahrtausend später gerade unser jetziges Zeitalter als die dunkelste Periode der Vergangenheit gelte, weil nichts von ihm übrig geblieben ist. Wie glücklich sind wir also, dass wir unsre Zeit noch kennen lernen können aus dem überreichen Material, was sie täglich den Druckerpressen übergiebt: hat es nämlich überhaupt einen guten Sinn, sich mit seinem Gegenstand zu beschäftigen, so ist es jedenfalls ein Glück, sich so gründlich mit ihr zu beschäftigen, dass einem kein Zweifel über sie übrig bleibt. Es hat aber einen guten Sinn; denn man lernt viel dadurch selbst kennen, und gerade die schlechte Litteratur einer Zeit erlaubt, uns selber im Bilde zu sehen: weil sie den Durchschnitt der gerade herrschenden Moralität usw., also nicht die Ausnahme, sondern die Regel zeigt, während die wirklich guten Bücher der Zeitgenossen meistens von solchen herrühren, die mit der Zeit eben nichts gemein haben als die Zeit. Deshalb sind sie zur Selbsterkenntniss nicht so nützlich wie jene.

Aus den schlechten Büchern und Zeitungen will ich nun beweisen, dass wir alle Stümper in der Philosophie sind und keine Ph<ilosophie> haben.

[«]

29[226]

Lesen und Schreiben.

Denken und Reden dagegen: welchen Einfluss übt darauf das viele Lesen und Schreiben?

[«]

29[227]

Manche Dinge werden erst dauerhaft, wenn sie schwach geworden sind: bis dahin bedroht sie die Gefahr eines plötzlichen Unterganges: das Christenthum wird jetzt so fleissig vertheidigt, weil es die bequemste Religion geworden ist; jetzt hat es Aussicht auf Unsterblichkeit, nachdem es die langwierigste Sache der Welt, die menschliche Trägheit und Bequemlichkeit auf seine Seite gezogen hat. So hat auch die Philosophie jetzt ihre grösste Schätzung: denn sie quält die Leute nicht mehr und macht ihnen doch das Maul flüssig. Die heftigen und starken Dinge sind in Gefahr, plötzlich zu verderben, geknickt und von Blitzen getroffen zu werden. Den Vollblütigen fasst der Schlagfluss. Unsere heutige Philosophie stirbt gewiss nicht am Schlagfluss.

[«]

29[228]

Rührend: ein Fest im tiefen Schneegebirge bei Winterszeit.

[«]

29[229]

Der Weg zur Freiheit. Dreizehnte Unzeitgemässe.

Stufe der Beobachtung. Der Verwirrung. Des Hasses. Der Verachtung. Der Verknüpfung. Der Aufklärung. Der Erleuchtung. Des Kampfes für. Des inneren Friedens und Freisinns. Versuche der Construction. Der historischen Einordnung. Der staatlichen Einordnung. Der Freunde.

[«]

29[230]

Der Philosoph.

1. Cap. Die medicinische Moral.
2. Der Excess des Denkens wirkungslos. Kleist.
3. Wirkung der Philosophie, sonst und jetzt.
4. Die Popularphilosophie (Plutarch, Montaigne).
5. Schopenhauer.
6. Der Pfaffenstreit zwischen Optimismus und Pessimismus.
7. Die Urzeiten.
8. Christenthum und Moral. Warum nicht zur Kraft der Alten?
9. Die jungen Lehrer und Erzieher als Philosophen.
10. Verehrung des ethischen Naturalismus.

Ungeheure Operationen: aber es kommt nichts heraus dabei.

[«]

29[231]

Ich würde einem Amte nie erlauben, mir mehr als ein Viertel meiner Kraft zu rauben.

[«]

29[232]

Ich schätze das Glück nicht übermässig, unter den Deutschen geboren zu sein, und würde das Leben mit vielleicht mehr Befriedigung als Spanier betrachten.

[«]

[30 = U II 3. Herbst 1873 — Winter 1873–74]

30[1]

Vom Nutzen und Nachtheil
der Historie.

[«]

30[2]

1.

Die Heerde weidet an dem Menschen vorüber: sie weiss nicht was gestern und heute ist, springt umher frisst ruht verdaut springt wieder und so vom Morgen bis zur Nacht und von Tag zu Tage, kurz angebunden mit ihrer Lust und Unlust, nämlich an den Pflock des Augenblicks und desshalben weder verdrossen noch überdrüssig. Dies zu sehen geht dem Menschen hart ein, da er des Thieres sich überhebet und doch nach seinem Glücke trachtet; denn das will er allein, weder überdrüssig noch traurig leben, gleich dem Thier: und will es doch umsonst und ohne Hoffnung.

Ach wie muss ich dich beneiden!
Nicht nur, weil frei du scheinest
Beinah von allen Leiden, —
Mühsal, Verlust, die schlimmste
Beängstigung im Augenblick vergessend —
Mehr noch weil nie der Überdruss dich quält!

Wir seufzen über uns, dass wir das Vergangne nicht los werden können und seine Kette immerfort nachschleppen müssen; während es uns scheinen will als ob das Thier glücklich sei, weil es nicht überdrüssig wird, sofort vergisst und fortwährend den erlebten Augenblick in Nebel und Nacht zurückweichen sieht. So geht es auf in der Gegenwart, wie eine Zahl in einer anderen ohne Rest aufgeht und erscheint ganz und gar als das, was es in jedem Momente ist, ohne alle Schauspielerei und absichtliches Verbergen. Wir dagegen leiden alle an dem dunklen und unauflöslichen Reste des Gewesenen und sind etwas anderes als was wir zu sein scheinen: so dass es uns mit der Empfindung des verlornen Paradieses ergreift, die weidende Heerde oder, in vertrauterer Nähe, das Kind zu sehen, das in allzukurzer und allzuseliger Blindheit zwischen den beiden Thoren der Vergangenheit und Zukunft spielt. Wer möchte sein Spiel stören und es aus der Vergessenheit herauf rufen! Wir wissen ja, dass mit dem Worte „es war“ der Kampf und das Leiden beginnt und das Leben als ein nie vollendetes Imperfectum inaugurirt wird: wenn zuletzt der Tod das ersehnte Vergessen bringt, aber die Gegenwart und das Dasein selbst dabei unterschlägt, so drückt er eben damit das Siegel auf jene Erkenntniss — dass nämlich das Dasein nur ein continuirliches Gewesensein, ein ewiges Imperfectum ist, ein Ding, das sich fortwährend selbst widerspricht, sich verneint und aufzehrt.

Wir müssen also das Vergangne betrachten und erleiden — das ist nun einmal Menschenloos. Unter diesem harten Joche hart zu werden soll keinem erspart sein; und wenn Einer sehr hart geworden ist, bringt er es vielleicht so weit, das Menschenloos sogar wegen jenes Nicht-Vergessen-Könnens zu preisen, eben deshalb, weil das Vergangne in uns nicht sterben kann und uns wie ein eingeimpfter fremder Tropfen Blutes unruhig und rastlos weiter treibt, die ganze Stufenleiter alles dessen hinauf, was die Menschen gross erstaunlich unsterblich göttlich nennen.

Müssen wir aber das Vergangne betrachten, so giebt es jedenfalls noch eine Wahl zwischen zwei verschiedenen Arten, sich mit ihm zu schaffen zu machen, die ich klärlich und rund als die historische und die unhistorische bezeichnen will: nur möge man nicht meinen, dass die erstere mit diesem Namen gelobt oder etwa gar dass ich die andere, die unhistorische mit dem ihrigen getadelt haben wolle. Was wäre dies anderes als eine Verwechslung der unhistorischen Art mit der schlecht historischen, unter der aber doch nur die historische Betrachtungsart im Zustande der Unreife oder der Entartung verstanden werden darf. Sondern jene ist sui generis und sui juris; und zwar hat sie ein eben so gutes Recht als die historische, obschon die einzelnen Zeiten und Völker, je nachdem sie in der einen oder der anderen befangen sind, immer nur eine von beiden Arten gelten lassen, die andere gar nicht begreiflich finden und höchstens als ein Curiosum stehen lassen; wie zum Beispiel unserer Gegenwart die unhistorische Betrachtungsart im Ganzen und Grossen fremd und unverständlich ist und deshalb als verwerflich oder mindestens als ein wenig verrückt zu gelten pflegt. Fragen Sie sich selbst, fordert uns David Hume auf, oder jeden ihrer Bekannten, ob sie die letzten zehn oder zwanzig Jahre ihres Lebens noch einmal zu durchleben wünschen. Nein! Aber die nächsten zwanzig werden besser sein, sagen sie —

„And from the dregs of life hope to rec<e>ive,
What the first sprightly running could not give“.

Die, welche so antworten, sind die Historischen; der Blick in die Vergangenheit drängt zur Zukunft hin, feuert den Muth an, es noch länger mit dem Leben aufzunehmen, entzündet die Hoffnung, dass das Rechte noch komme, dass das Glück hinter dem Berge sitze, auf den wir zuschreiten. Denn die historischen Menschen glauben, dass der Sinn des Daseins im Processe liege, sie schauen nur deshalb rückwärts, um an der Betrachtung des bisherigen Processes die Gegenwart verstehen und die Zukunft heftiger begehren zu lernen. Jene Frage aber, deren erste Beantwortung wir gehört haben, kann auch einmal anders beantwortet werden: zwar im Resultat vielleicht wiederum mit einem Nein! Wir wollen die zehn Jahre nicht zum zweiten Male durchleben. Aber mit welcher Begründung? Mit der Begründung des überhistorischen Menschen, welcher nicht im Processe das Heil sieht, sondern an jedem Menschen und jedem Erlebniss und wiederum in jedem durchlebten Zeitraum, in jedem Tage, an jeder Stunde zu erkennen meint, wozu überhaupt gelebt wird: so dass für ihn die Welt in jedem einzelnen Augenblicke fertig ist und ihr Ende erreicht. Was können zehn neue Jahre lehren, was die 10 alten, wenn sie noch einmal durchlebt würden, nicht bereits zu lehren vermochten! Ob nun der Sinn der Lehre Glück oder Resignation oder Tugend oder Busse ist, darüber sind die unhistorischen Menschen mit einander nie einig geworden, aber allen historischen Behandlungsarten des Vergangnen entgegen kommen sie zur vollen Einmüthigkeit des Satzes: das Vergangne und das Gegenwärtige ist eins und dasselbe, nämlich in aller Mannichfaltigkeit typisch gleich und als Allgegenwart unvergänglicher Typen ein stillstehendes Gebilde von unverändertem Werthe und ewig gleicher Bedeutung. Wie die Hunderte verschiedener Sprachen denselben typisch festen Bedürfnissen des Menschen entsprechen, so dass einer, der diese Bedürfnisse verstände, aus allen Sprachen nichts Neues zu lernen vermöchte: so erleuchtet sich der unhistorische Mensch alle Geschicke der Völker und der Einzelnen von innen heraus, hellseherisch den Ursinn der wechselnden Hieroglyphen errathend und allmählich sogar der immer neu hinzuströmenden Zeichenschrift ausweichend: denn wie sollte er es, im unendlichen Überfluss des Geschehenden, nicht zur Sättigung bringen!

Solche Betrachtungsart ist bei uns selten und anstössig, denn wir fordern gerade Unersättlichkeit in der Betrachtung des Geschehenden und nennen die Völker, die mit diesem unersättlichen Drange weiter leben und, wie man sagt, immer

„fortschreiten“, im ehrenden Sinne die „geschichtlichen“ Völker; ja wir verachten die andersgesinnten, z.B. die Inder, und pflegen uns ihre Art aus heissem Clima und allgemeiner Trägheit, vor allem aus der sogenannten „Schwäche der Persönlichkeit“ abzuleiten: als ob unhistorisch leben und denken immer das Zeichen der Entartung und der Stagnation sein müsse. Es quält unsre Gelehrten, mit der Herstellung einer indischen Geschichte so gar nicht fertig werden zu können: sie werden selber um ihre Ableitung der Litteraturgattungen nach occidentalischem Schema misstrauisch und zweifeln selbst in solchen Allgemeinheiten, ob z.B. eine so mächtige und ausgebildete Philosophie wie die Sankhya-Philosophie vor- oder nach-buddhaistisch sei: solcher Zweifel und Misserfolge wegen rächen sie sich dann durch jene Missachtung an so querköpfigen trägen und stagnirenden Völkern. Die historischen Menschen merken nicht, wie unhistorisch sie sind und wie auch ihre Beschäftigung mit der Geschichte nicht im Dienste der Erkenntniss, sondern des Lebens steht. Vielleicht betrachten hinwiederum die Inder unsre Gier nach dem Geschichtlichen und unsre Schätzung der „geschichtlichen“ Völker und Menschen als ein occidentalisches Vorurtheil, oder sogar als eine Krankheit der Köpfe: „haben nicht so unhistorisch wie wir — werden sie sagen, auch alle jene Männer gelebt, die selbst ihr die Weisen nennt? Oder war Plato kein unhistorischer Mensch? Um einmal von euren gerühmten Griechen nur Einen, und nicht ganze Generationen, gegen euch vorzuführen. Und glaubt ihr im Ernste, dass Jemand durch ein Jahrtausend geschichtlicher Dinge um einen tüchtigen Schritt der Göttin Weisheit näher kommen müsse, als ein andrer, der von allen diesen Dingen nichts erfahren hat? Vielleicht ist sogar eure jetzige Manier, Geschichte zu treiben und zu fordern, erst recht der Ausdruck der sogenannten „schwachen Persönlichkeit“; wenigstens scheint uns gerade an euren starken Persönlichkeiten, euren historischen Grössen, herzlich wenig von dem specifischen „historischen Sinn“, von der „geschichtlichen Objectivität“, von der zur Pflicht gewordnen Belehrtheit in Jahreszahlen, Schlachtennamen und Völkergeistern sichtbar zu werden: welche Eigenschaften zu verstecken sie doch keinen Grund hatten, da sie unter euch und nicht unter uns lebten“.

Doch lassen wir die Inder zanken: mögen sie weiser sein als wir, wir wollen aber heute einmal unserer Unweisheit recht froh werden und uns als den „Thätigen und Fortschreitenden“ einen guten Tag machen. Denn es soll über den Nutzen der Historie nachgedacht werden und zwar darüber, ob wir bereits den grösstmöglichen Nutzen, der von ihr zu gewinnen ist, gewonnen haben. Es lebe das occidentalische Vorurtheil für das Historische: sehen wir nur zu, dass wir, bei dem Glauben an den Fortschritt, auch innerhalb jenes „Vorurtheils“ fortschreiten, nämlich jedenfalls irgendwohin, wo wir noch nicht standen.

Den grösstmöglichen Nutzen werden wir aber aus der Historie nur dann ziehen können, wenn wir uns über den Schaden, den sie etwa zufügen könnte, so gut als möglich zu verständigen wissen. Denn wenn man an jeder hypertrophischen Tugend bekanntlich nicht nur leiden, sondern auch zu Grunde gehen kann, so wird es der Würde der Historie schwerlich Abbruch thun zu wissen, dass sie auch schaden kann, ja dass es möglich ist an ihr zu leiden und zu Grunde zu gehen. Soll man sich nun deshalb vor der Hypertrophie jeder Tugend hüten? Soll man auf den Nutzen der Historie verzichten, weil man Gefahr läuft bei einiger Hypertrophie derselben an ihr zu leiden? Oder spornt es vielleicht sogar den Muthigen an, zu erkennen, dass man an ihr und in ihr untergehen kann? Ist zuletzt es nicht das Ziel jedes Heroismus, im Untergang den grösstmöglichen Gewinn zu finden? Entscheide man sich, wie man wolle, bezweifle man die Hypertrophie der Historie, leugne man überhaupt, dass Historie eine Tugend sei — man wird damit verrathen, wie weit und wie tief man denkt, ja ob man überhaupt denkt: inzwischen aber wollen wir darüber berathen, in wie fern die Historie (das heisst, mit Erlaubniss meiner Leser: jede Beschäftigung mit Geschichte) auch schaden kann.

[«]

30[3]

Kurzschreiben. Es ist schwer, kurz zu schreiben, sagt Winckelmann, auch nicht eines Jeden Werk; denn man kann in einer völligern Art zu schreiben nicht so leicht beim Wort genommen werden. Derjenige, der an Jemand schrieb: ich hatte nicht Zeit diesen Brief kürzer zu machen, erkannte, was die kurze Schreibart erfordert.

[«]

30[4]

Ohne jedes Pathos. Fast keine Perioden. Keine Fragen. Wenig Bilder. Alles sehr gedrängt. Friedfertig. Keine Ironie. Keine Klimax. Das Logische betont, doch sehr kurz.

[«]

30[5]

Was ist Weisheit? Im Gegensatz zur Wissenschaft. | Vorrede.
Giebt es jetzt ein Streben nach Weisheit? Nein. | Haupttheil.
Ist ein Streben nach Weisheit nöthig, ein Bedürfniss? — Nein.
Aber vielleicht wird es bald einmal Bedürfniss sein. Wann? Schilderung. |
Nachwort.

[«]

30[6]

Bildung steht im Widerspruche zur Natur eines Menschen.

Was ergiebt sich, wenn man die Natur sich selbst entwickeln liesse, das heisst sie selbst unter lauter zufälligen Einwirkungen: sie würde auch gebildet, zufällig gebildet und geformt, aber nach der grenzenlosen Unvernunft der Natur, unter zahllosen Exemplaren ein schönes Exemplar. Sonst unzählige zerstörte Keime, zerstört entweder im Zwiespalt der innern Kräfte oder durch Einwirkung von aussen. Untergang entweder aus innerem Zwiespalt (während die Kräfte erstarken) oder von aussen her, durch Mangel an Lebensluft etc.

Neigung der Zeit für die starken Einseitigkeiten, weil sie doch wenigstens noch Lebenskraft der Natur verrathen: und allerdings ist Kraft der Natur die Voraussetzung. Schwächliche Naturen soll man gar nicht in den Erziehungsplan einrechnen; sie werden weder im Guten noch im Schlimmen viel zu bedeuten haben.

[«]

30[7]

Es giebt zwei Maximen in Betreff der Erziehung: 1) man solle die Stärke eines Individuums bald erkennen und dann darauf hin alles richten, diese Stärke auf Kosten aller übrigen geringeren Kräfte auszubilden: so dass die Erziehung dann eben Leitung jener Kraft wird. 2) man solle alle vorhandenen Kräfte heranziehn und in ein harmonisches Verhältniss setzen, also die geringern, gerade der Überleitung <bedürftigen,> kräftigen, die überstarken schwächen. Woran soll man nun einen Maassstab haben? Das Glück des Einzelnen? Der Nutzen, den er dem Gemeinwesen erweist? Die partiellen sind nützlicher, die harmonischen sind glücklicher. Sofort entsteht diese Frage von Neuem: eine grosse Gemeinschaft, ein Staat, ein Volk: soll es eine partielle Kraft besonders ausbilden oder viele Kräfte? Im ersten Falle wird der Staat die partielle Ausbildung der Individuen nur ertragen, wenn die partiellen Eigenschaften in seinem Ziele liegen, d.h. er wird nur einen Theil der Individuen nach ihrer Stärke erziehen, bei den andern wird er nicht mehr nach Stärke und Schwäche sehen, sondern dass die bestimmte Eigenschaft, sei sie ursprünglich noch so schwach, jedenfalls entwickelt werde. Will er eine Harmonie, so kann er dies immer noch auf zwei Weisen: entweder durch harmonische Ausbildung aller Individuen, oder eine Harmonie der partiell ausgebildeten Individuen. Im letzten Falle wird er aus lauter widerstreitenden machtvollen Kräften eine Temperatur erzeugen, d.h. er muss die Stärken in ihrer partiellen Ausschliesslichkeit abhalten von der Feindseligkeit gegen einander, von der gegenseitigen Zerstörung, er muss alle binden durch ein gemeinsames Ziel (Kirche, Staatsglück usw.).

Der letzteren Art ist Athen, der ersteren Sparta. Die erstere Art ist viel schwieriger und künstlicher, sie ist der Entartung am meisten ausgesetzt, sie bedarf eines überwachenden Arztes.

In unserer Zeit ist alles wüst und unklar. Der moderne Staat wird immer spartanischer. Es wäre möglich, dass die grössten und edelsten Kräfte durch Verkümmern und Überleiten versiegen und absterben. Denn ich bemerke, dass gerade die Wissenschaften und die Philosophie selbst dies vorbereiten. Sie sind keine Bollwerke mehr, weil sie kein eignes Ziel mehr haben dürfen; d.h. weil kein Gemeinwesen ihr Wesen mit in sein Ziel aufnimmt. So wäre denn geboten die Gründung eines Kulturstaates im Gegensatz zu den lügnerischen, die sich jetzt so nennen, als einer Art von Refugium der Kultur.

[«]

30[8]

Das Glück des Einzelnen im Staate wird untergeordnet dem Gesammtwohl: was heisst das? Nicht dass die Minoritäten benutzt werden zum Wohle der Majoritäten.

Sondern dass die Einzelnen dem Wohle der höchsten Einzelnen untergeordnet werden, dem Wohle der höchsten Exemplare. Die höchsten Einzelnen sind die schöpferischen Menschen, sei es die besten moralischen oder sonst im grossen Sinne nützlichen, also die reinsten Typen und Verbesserer der Menschheit. Nicht die Existenz eines Staates um jeden Preis, sondern dass die höchsten Exemplare in ihm leben können und schaffen können, ist das Ziel des Gemeinwesens. Das liegt auch der Entstehung der Staaten zu Grunde, nur dass man oft eine falsche Meinung hatte, was die höchsten Exemplare seien: oft die Eroberer usw. Dynasten. Ist die Existenz eines Staates nicht mehr zu erhalten, so dass die grossen Individuen in ihm nicht mehr leben können: so entsteht der schreckliche Noth- und Raubstaat: wo die stärksten Individuen sich an Stelle der besten setzen. Aufgabe des Staates nicht dass möglichst viele darin gut und sittlich leben: auf die Zahl kommt es nicht an: sondern dass überhaupt in ihm gut und schön gelebt werden könne: dass er die Basis einer Kultur abgebe. Kurz: die edlere Menschlichkeit ist das Ziel des Staates, sein Zweck liegt ausser ihm, er ist Mittel.

Jetzt fehlt das, was alle partiellen Kräfte bindet: und so sehen wir alles feindselig gegen einander und alle edlen Kräfte in gegenseitigem aufreibendem Vernichtungskrieg. Dies soll an der Philosophie gezeigt werden: sie zerstört, weil sie durch nichts in Schranken gehalten wird. Der Philosoph ist zu einem gemeinschädlichen Wesen geworden. Er vernichtet Glück Tugend Kultur, endlich sich selbst. — Sonst muss sie ein Bündniss der bindenden Kraft sein, als Arzt der Kultur.

[«]

30[9]

Anfang! Was! Harmonische Entwicklung? Soll man den, der Talent zur Bildhauerei hat, gewaltsam zur Musik nöthigen, wie Cellini von seinem Vater immer wieder zu dem lieblichen Hörnchen und zu dem verfluchten Pfeifen — — — den Schuster zum Schneider machen? Was liegt an der Allerweltswissenschaft eines solchen Menschen! — Man verwechselt oft die schwachen Naturen mit den harmonischen. Vielmehr ist Harmonie da, wenn alles auf einen Mittelpunct, auf eine Cardinalkraft bezogen ist, nicht wenn zahlreiche schwache Kräfte zugleich spielen.

Der ästhetische Mensch soll der harmonische sein? Er ist nicht einmal ästhetisch verwendbar, er ist flach. Rafael ist doch gewiss harmonisch.

[«]

30[10]

Was ist Beredsamkeit?

Sich verständlich machen? Doch das will auch der Maler, die Hieroglyphe, die Gebärde.

Sich durch Worte verständlich machen?

Geschriebene oder gesprochne macht keinen Unterschied hinsichtlich der Definition.

Aber da fällt Poesie und Prosa hinein. Nun giebt es auch in der Poesie Rhetorik, aber Poesie ist nicht ein Theil der Rhetorik.

Aber verständlich machen? Es ist doch nicht der Appell an den Verstand allein? Es giebt doch keine Rhetorik in der Mathematik.

Den fremden Intellect und Willen durch Worte erregen?

Aber das thut auch der Hitzkopf, der Betrunkene.

Mit Besonnenheit dies thun?

Aber dies thut auch der Betrüger, der Lügner. Ist es möglich, die Moralität mit in der Definition zu berücksichtigen? Keine Vorschrift sich zu verstellen.

Mit künstlerischer Besonnenheit dies thun?

Doch dies thut auch der Schauspieler und ist doch kein Redner (auch wenn er den Redner spielt, ist er noch etwas Anderes als der wirkliche Redner).

Aber der Zweck ist doch kein künstlerischer?

Nur das Mittel? Zu erinnern an die Baukunst.

Durch Worte mit künstlerischer Besonnenheit zu bewirken, dass jemand über eine Sache so denkt und fühlt wie man will.

Aber gehört das „Erreichen“ zur Definition?

Nein. Auch wenn das Ziel nicht erreicht wird, ist immer noch Rhetorik da.

Der Redner bemüht sich, durch Anwendung von Worten und Gebärden, mit künstlerischer Besonnenheit, die von ihm Angeredeten denken und fühlen zu lassen, was er will.

Doch will man dies nicht auch in der Dialektik?

Wie wirkt man mit Worten auf den Verstand?

Wie auf das Gefühl?

Was unterscheidet den Redner vom leidenschaftlichen Sprecher, was vom Betrüger? Vom Schauspieler?

Im Grunde ist Dichter und Redner eins. Der spätere Unterschied ist welcher?

Ist es eine Kunst, eine Fertigkeit? Gewiss der Redner ist ein Künstler. Aber die frühesten Redner wissen nichts von Kunst? Sie haben sie als lebendige Praxis ererbt.

Das Wichtigste ist: Aufstellung des Themas.

Dann: Gliederung Zeichnung Architectur.

Dann: Colorit Ornamentik etc.

Der Redner im Gegensatz zum wissenschaftlichen Menschen.

Die Anwendung der Stratagemata der Dialectik auf die Rede.

[«]

30[11]

Ein rechtes Problem ist die Ehrlichkeit und das Künstlerische: denke an Cicero und das Romanische Decorationsprincip.

[«]

30[12]

Poetik. Rhetorik. Alte Philosophie. Mythologie. Staat.
Ethik.

[«]

30[13]

Ein Versuch über die Griechen.

Staat. Ethik. Religion. Philosophie. Poetik. Rhetorik.

[«]

30[14]

Cap. I.
Der angebliche Welttag und die Vernichtung des Pessimismus.
Woher? Unmenschen. Der Name Philosoph will mir nicht über die Lippen.
Die modernen Menschen beten die Kraft an.
Schilderung der Schwäche überall.
Das gegen einander Feindselige, weil die Klammer fehlt.
Das Atomistische.

Hartmann gar nicht zu erwähnen.

[«]

30[15]

BEDRAENGNISS der PHILOSOPHIE

A. Noth der Zeit, Anforderungen an den Philosophen.
    1. Hast.
    2. Kein Bauen fürs Ewige (die neuen Häuser).
    3. Die mattgewordene Religion.
    4. Medicinische Moral. Naturalismus.
    5. Geschwächte Logik (durch Historie, Naturwissenschaft).
    6. Mangel an Erziehern.
    7. Unnütze und gefährliche Complicirtheit von Bedürfnissen, Pflichten.
    8. Vulkanischer Grund.

B. Angriffe auf die Philosophie.
    1. Misstrauen der strengeren Methoden.
    2. Die Geschichte nimmt den Systemen das Gültige.
    3. Die Kirche hat die populäre Einwirkung an sich gerissen.
    4. Der Staat verlangt Leben im Augenblick.

C. Bild der Philosophen.
    1. Matt — Excess des Denkens wirkungslos (Kleist).

2. Sie finden den Punkt, wo das Gelehrte beginnt.
3. Pfaffenstreit.
4. Urzeiten.
5. Mangel der sittlichen grossen Vorbilder.
6. Conflikt zwischen Leben und Denken überall geduldet.
7. Mangelhafte Logik.
8. Die unsinnige Erziehung der Studenten.
9. Das Leben der Philosophen und ihre Genesis.

D. Philosophie — ob sie Fundament einer Kultur sein kann? Ja — aber jetzt nicht mehr: sie ist zu sehr verfeinert und zugespitzt, man kann sich nicht mehr daran halten. Thatsächlich hat die Philosophie sich in den Strom der jetzigen Bildung hineinziehn lassen: sie beherrscht ihn gar nicht. Bestenfalls Wissenschaft geworden (Trendelenburg).

Bild Schopenhauers. Gegensatz seiner eudämonologischen Praxis (der Weltklugheit überreifer Zeiten wie der Spanier) und seiner nur geschauten tiefern Philosophie. Von zwei Seiten aus verurtheilt er die Gegenwart. Ich sehe einstweilen keine andre Möglichkeit, als für die Praxis die Weltklugheit Schopenhauer's, für die tiefern Bedürfnisse die Weisheit.

Wer nicht in diesem Widerspruche leben will, der muss für eine verbesserte Physis (Cultur) kämpfen.

[«]

30[16]

Ist Herr Ulrici weise? Weilt er auch nur im Gefolge der Weisheit als einer ihrer Liebhaber? Nein: betrübter Weise nein, und ich kann doch nichts davor, dass er kein Weiser ist. Es wäre ja so erhebend zu wissen, dass wir Deutschen einen Weisen von Halle, zwei Weise von München usw. besässen: und besonders ungern lassen wir uns Carrière, den Erfinder des Realidealismus und des hölzernen Eisens entschlüpfen: wäre er nur ein wenig mehr weise, wie gern wollten wir ihn als voll gelten lassen. Denn es ist eine Schande, dass die Nation nicht einmal Einen Weisen, sondern nur fünf Denkwirthe hat: und dass E. von Hartmann es merken lassen kann, was er weiss: dass es augenblicklich in Deutschland an Philosophen fehlt.

[«]

30[17]

Wirkungen der kantischen Philosophie. Kleist.

Simplicität der Alten.

Nur soweit einer der Philosophie nachleben kann, soll er Philosophie haben: damit nicht Alles Worte werde (wie bei Plato, Brief 7).

[«]

30[18]

1. Welche Wirkung hat die Philosophie jetzt auf die Philosophen geübt? — Sie leben so wie alle anderen Gelehrten, selbst Politiker. Schopenhauer ist schon eine Ausnahme. Sie zeichnen sich durch keine Sitten aus. Sie lehren um's Geld. Die fünf Denker der Augsburger Allgemeinen. Man betrachte das Leben ihrer höchsten Exemplare, Kant und Schopenhauer — ist das das Leben von Weisen? Es bleibt Wissenschaft: sie stehen zu ihrem Werke als Artisten, daher bei Schopenhauer die Begierde nach Erfolg. Es ist bequem, Philosoph zu sein: denn niemand macht an sie Ansprüche. Die erste Nacht des Diogenes. Sie beschäftigen sich mit lauter apices: Sokrates würde verlangen, dass man die Philosophie wieder zu den Menschen herab hole; es giebt keine oder eine ganz schlechte Popularphilosophie. Sie zeigen alle Untugenden der Zeit, die Hast voran, und schreiben darauf los. Sie schämen sich nicht zu lehren, sehr jung bereits.

Welche Wirkung der Philosophie verspürt man bei den Zöglingen der Philosophen, ich meine bei den Gebildeten? Es fehlt uns der beste Stoff der Unterhaltung, die feinere Ethik. Rameau's Neffe.

Überwucherung der aesthetischen Gesichtspuncte für die Betrachtung der Grösse, des Lebens.

[«]

30[19]

Das Wort Philosophie, auf deutsche Gelehrte und Schriftsteller angewendet, macht mir neuerdings Beschwerde: es scheint mir unpassend. Ich wollte, man vermiede es und spräche fürderhin, deutsch und kräftig, nur noch von Denkwirthschaft. Doch ich will erzählen, wie ich zu diesem Einfalle kam.

[«]

30[20]

Ich bin so unbescheiden, zu dem „Volk der Denker“ von der deutschen Denkwirthschaft (um nicht zu sagen Philosophie) zu reden. Wo lebt dieses Volk? wird der Ausländer fragen. Dort wo die fünf Denker leben, auf welche, als auf den Inbegriff deutscher Philosophie der Gegenwart, kürzlich an einer ausserordentlich öffentlichen Stelle aufmerksam gemacht wurde: Ulrici, Frohschammer, Huber, Carrière, Fichte. Was zwar den letztern anbetrifft, so ist es leicht, über ihn etwas Gutes zu sagen: denn selbst der böse Kraftmensch Büchner hat es gethan: „alle Menschen haben nach Herrn Fichte dem Jüngern von Geburt an einen sie begleitenden Geist: nur Herr Fichte hat keinen.“ Aber auch in Betreff der übrigen vier Männer würde jener fanatische Freund des Stoffs nur zugeben, dass in ihnen etwas phosphorescirt, was in dem jüngern Fichte nicht phosphorescirt. Also: einer hat keinen Geist und die vier Übrigen phosphoresciren: in Bausch und Bogen: alle fünf philosophiren oder, um gut deutsch zu reden, sie treiben Denkwirthschaft. Auf sie aber wird das Ausland hingewiesen, um zu erkennen, dass wir Deutsche noch das Volk der Denker sind. Aus guten Gründen hat man E. von Hartmann nicht mit genannt: denn dieser besitzt wirklich, was der jüngere Fichte gerne hätte: ja er hat vermöge dieses Etwas das Volk jener fünf Denker, die Deutschen, an der Nase auf eine recht unmanierliche Manier herumgeführt: wonach es scheint, dass er nicht mehr an das Volk der Denker glaubt, und wahrscheinlich — was schlimmer ist — nicht einmal mehr an die fünf Denkwirthe. Nur aber, wer an sie glaubt, wird jetzt selig gesprochen: deshalb fehlt Hartmann unter den berühmten Namen des deutschen Reichs. Denn er hat Geist, und nur den Armen im Geiste gehört jetzt das „Reich“.

[«]

30[21]

Die Professoren der Philosophie üben nicht mehr Fertigkeiten ein, nicht einmal mehr das Disputiren. Die Logik, so wie sie gelehrt wird, ist ganz nutzlos. Aber die Lehrer sind schon viel zu jung, um mehr sein zu können als wissenschaftliche Anlerner: wie sollten sie erziehen, zur Weisheit?

[«]

30[22]

Tugend, ein altmodisches Wort. Man denke nur an die jungen Gymnasiallehrer, wenn die den ethischen Erzieher abgeben wollten!

[«]

30[23]

Es ist mit den Wissenschaften wie mit den Bäumen: man kann sich nur an dem derben Stamm festhalten: an den obersten Ästen nicht mehr, man fällt herab und zerbricht meistens noch die Äste. So steht es mit der Erkenntnisstheorie.

[«]

30[24]

Welches Nachdenken, welche Vertrautheit mit der Seele zu Zeiten Diderots und Friedrich des Grossen! Selbst die Minna von Barnhelm, durch und durch auf französischer Gesellschaftssprache aufgebaut, ist jetzt zu fein. Wir sind rohe Naturalisten.

Ich möchte, dass jemand zeigte, wie wir in unserer Verherrlichung des ethischen Naturalismus vollständig zu Jesuiten geworden sind. Wir lieben das Natürliche, als Ästhetiker, nicht als Ethiker: aber es giebt keine Ethiker. Man denke nur an Schleiermacher.

[«]

30[25]

Das Wichtigste an der Weisheit ist, dass sie den Menschen abhält, vom Augenblick beherrscht zu werden. Sie ist deshalb nicht zeitungsgemäss: ihre Absicht ist, den Menschen für alle Schicksalsschläge gleich fest hinzustellen, für alle Zeiten zu wappnen. Sie ist wenig national.

[«]

30[26]

Auch Montaigne ist den Alten gegenüber ein Naturalist der Ethik, aber ein grenzenlos reicher und denkender. Wir sind gedankenlose Naturalisten und zwar mit allem Wissen.

[«]

30[27]

Die Sympathie für die Urzustände ist recht die Liebhaberei der Zeit. So ein Unsinn, dass eine Descendenzlehre gar religionsmässig gelehrt werden kann! Die Freude liegt darin, dass nichts Festes da ist, nichts Ewiges und Unverbrüchliches.

[«]

30[28]

Es fehlen die ethischen Berühmtheiten; entschieden fehlt der Sinn dafür, sie anzuerkennen. Dagegen spukt die Theorie der Kraft. Ein Beispiel: einer sagt, Hegel ist ein schlechter Stilist: der andere: aber er ist so reich an originellen und volksthümlichen Wendungen. Das trifft aber das Material allein: der Stilist zeigt sich nicht darin, dass er schönen Marmor hat, sondern wie er ihn behaut. Ebenso im Ethischen.

[«]

30[29]

Nach Ruhe der Seele haben die Philosophen immer gestrebt: jetzt nach unbedingter Unruhe: so dass der Mensch in seinem Amte, seinem Geschäfte ganz aufgeht. Die Tyrannei der Presse wird sich kein Philosoph gefallen lassen: bei Goethe durften nur Wochennummern und Hefte erscheinen.

[«]

30[30]

Es giebt eine Kunst, sich die Dinge nur durch Worte und Namen, die man ihnen beilegt, fernzuhalten: ein Fremdwort macht uns oft das fremd, was wir sonst recht gut aus der Nähe kennen. Sage ich Weisheit und Liebe zur Weisheit, so empfinde ich gewiss etwas Heimischeres, Wirksameres als wenn ich Philosophie sage: aber wie gesagt, es ist mitunter eben die Kunst, sich die Dinge nicht zu nah kommen zu lassen. Liegt doch in den heimischen Worten oft so viel Beschämendes! Denn wer würde sich nicht schämen, sich als Weisen oder auch nur als werdenden Weisen zu bezeichnen! Aber als einen Philosophen? Das will jedermann so leicht über die Zunge: etwa so leicht als jeder den Titel Doctor trägt, ohne jemals an die so anmaassliche Confession, die in ihm liegt, Lehrer zu sein, zu denken. Nehmen wir also an, dass das Fremdwort Philosoph von der Scham und Bescheidenheit eingegeben ist: oder wäre es wahr, dass vielleicht gar keine Liebe zur Weisheit da ist, und die fremdländische Bezeichnung, etwa wie bei dem Worte „Doctor“ nur den Mangel an Inhalt, die Leere des Begriffs verhüllen soll? Es ist mitunter ausserordentlich schwer, das Vorhandensein einer Sache nachzuweisen: so verquickt, übersetzt, versteckt, so diluirt und abgeschwächt ist sie, während die Namen beharrlich sind und Verführer obendrein. Ist das, was wir jetzt Philosophie nennen, wirklich Liebe zur Weisheit? Und giebt es jetzt überhaupt wahre Freunde der Weisheit? Setzen wir ungescheut Liebe zur Weisheit an Stelle des Wortes Philosophie: es wird schon herauskommen, ob sie sich decken.

[«]

30[31]

Unbekanntschaft mit Plutarch. Montaigne über ihn. Der wirksamste Autor (bei Smiles). Ob ein neuer Plutarch auch nur möglich wäre? Wir leben ja alle in einer stillosen naturalistischen Sittlichkeit; wir halten die antiken Gestalten leicht für deklamatorisch.

[«]

30[32]

Das Christenthum hat höhere Formen gezeigt: aber die grössere Menge ist zurückgefallen. Es ist jetzt so schwer, zur Simplicität der Alten wieder zurückzukehren.

[«]

30[33]

Die Jesuiten schwächten und milderten die Ansprüche des Christenthums, um doch seine Macht noch zu behaupten. Der Protestantism begann mit der Erklärung von Adiaphora in grösster Masse.

[«]

30[34]

Gracian zeigt eine Weisheit und Klugheit in der Lebenserfahrung, damit sich jetzt nichts vergleichen lässt. Wir sind wohl die Mikroscopiker des Wirklichen, unsre Romane verstehen zu sehen (Balzac, Dickens), nur zu fordern und zu erklären versteht niemand.

[«]

30[35]

Die Neigung zur Mystik ist doch bei unsern Philosophen zugleich eine Flucht aus der handgreiflichen Ethik. Dort giebt es keine Forderungen mehr, noch Genie's der Güte, des transscendenten Mitleids. Wird die Imputabilität in das Wesen verlegt, so sind die antiken Moralsysteme sinnlos.

[«]

30[36]

Die Philosophen wollen der Wissenschaft entfliehen; von ihr werden sie gejagt. Man sieht, worin sie schwach ist. Sie geht nicht mehr voran: weil sie selbst nur Wissenschaft ist, allmählich nur Grenzwächterschaft.

[«]

30[37]

24	Einleitung.
8	Innerlich.
8	Objektiv.
8	Hartmann.
8	Gegenmittel.
56	

[«]

30[38]

Entwurf der „Unzeitgemässen Betrachtungen“.

1. Der Bildungsphilister.
2. Geschichte.
3. Philosoph.
4. Gelehrte.
5. Kunst.
6. Lehrer.
7. Religion.
8. Staat Krieg Nation.
9. Presse.
10. Naturwissenschaft.

11. Volk Gesellschaft.
12 . Verkehr.
13. Sprache.

[«]

[31 = Mp XIII 5. Herbst 1873 — Winter 1873–74]

31[1]

Morgen ist vorbei und Mittag
senget heissen Blicks das Haupt
lasset uns in Lauben sitzen
und der Freundschaft Lieder singen,
die des Lebens Frühroth war:
Abendroth wird sie uns sein
doch zu Mittag ist sie nur ein Klang:
sagt, verhiess der Morgenhimmel
uns nicht schöneres Gewinnen — — —

[«]

31[2]

Pericles spricht von den Festen Athens, den schönen und kostbaren Einrichtungen des Hauses, deren täglicher Anblick das düstere Wesen verscheucht. Wir Deutsche leiden sehr an diesem düstern Wesen; Schiller hoffte durch das Einströmen von Schönheit und Grösse, durch die aesthetische Erhebung eine Nachwirkung in Betreff der moralischen Erhebung. Wagner hofft umgekehrt dass die moralischen Kräfte der Deutschen sich endlich auch einmal dem Bereiche der Kunst zuwenden, um hier Ernst und Würde zu verlangen. Er nimmt die Kunst so streng und ernst wie möglich: so hofft er erst ihre erheiternde Wirkung zu erleben. Bei uns steht es recht verkehrt und unnatürlich; wir machen den Menschen, die uns durch Kunst erheitern wollen, die grössten Schwierigkeiten, so dass wir von ihnen moralische Genialität und Charactergrösse fordern. Weil den begabtesten Künstlern ihre Bildung so schwer gemacht wird und sie alle Kraft auf den Kampf verschwenden müssen, sind wir Nichtkünstler umgekehrt wieder sehr lax in den moralischen Ansprüchen an uns geworden: die Bequemlichkeit herrscht in den

Grundsätzen und Anschauungen des Lebens. So das Leben lässig nehmend verlieren wir das rechte Bedürfniss der Kunst. Wenn das Leben, wie das athenische, Pflicht Aufforderung Unternehmung Mühsal fortwährend im Schoosse trägt, so weiss man auch die Kunst, das Fest und überhaupt die Bildung zu ehren und zu begehren: damit sie erheitert. Und deshalb ist die moralische Schwäche der Deutschen vornehmlich die Ursache davon, dass sie keine Cultur haben. Zwar: sie arbeiten ausserordentlich, alles ist in Hast, der vererbte Fleiss zeigt sich fast als Naturkraft. Worin offenbart sich ihre moralische Schwäche!

[«]

31[3]

Neigung der Zeit für die starken Einseitigkeiten, weil sie doch wenigstens noch Lebenskraft verrathen: Kraft aber muss da sein, bevor etwas gebildet werden kann. Ist Schwäche da, so ist die Bemühung auf's Conserviren um jeden Preis gerichtet: da wird jedenfalls kein Gebilde, an dem man Freude haben könnte. Zu vergleichen dem Schwindsüchtigen, der nach Leben schnappt und bei jedem Augenblick an Gesundheit d.h. Erhaltung denken muss. Hat eine Zeit viel dergleichen Naturen, so ehrt sie endlich die Kraft, selbst wenn sie roh und feindselig ist: Napoleon als gelber gesunder Tiger bei Marwitz-Brief.

[«]

31[4]

Wer die antike Moral kennt, wird sich wundern, wie viel damals moralisch genommen wurde, was jetzt medicinisch behandelt wird, wie viele Störungen der Seele, des Kopfes damals dem Philosophen, jetzt dem Arzt zur Heilung übergeben werden, wie besonders die Nerven und ihre Beruhigung jetzt durch Alkalien oder Narkotika bedacht werden. Die Alten waren viel mässiger und absichtlich mässiger im täglichen Leben: sie wussten sich zu enthalten und sich viel zu versagen, um die Herrschaft über sich nicht zu verlieren. Ihre Worte über Moral gehen überall von dem lebendigen Beispiele solcher aus, die wie diese Worte lauten gelebt haben. Ich weiss nicht, von welchen fernen und seltenen Dingen die modernen Ethiker reden: sie nehmen den Menschen als ein wunderlich-spiritualistisches Wesen, sie scheinen es für unanständig zu halten, den Menschen so nackt-antik zu behandlen und von seinen vielen nöthigen obzwar niedrigen Bedürfnissen zu reden. Die Schamhaftigkeit geht so weit, dass man glauben möchte, der moderne Mensch habe nur noch einen Scheinleib. Ich glaube dass die Vegetarianer, mit ihrer Vorschrift, weniger und einfacher zu essen, mehr genützt haben als alle neueren Moralsysteme zusammen genommen: auf etwas Übertreibung kommt nichts dabei an. Es ist kein Zweifel, dass die einstmaligen Erzieher den Menschen auch wieder eine strengere Diät vorschreiben werden. Man glaubt durch Luft Sonne Wohnung Reisen usw. die modernen Menschen gesund zu machen, eingeschlossen die medicinischen Reize und Gifte. Aber alles, was dem Menschen schwer wird, scheint nicht mehr angeordnet zu werden: auf angenehme und bequeme Art gesund und krank zu sein scheint die Maxime. Doch ist es gerade die fortgesetzte kleine Masslosigkeit, d.h. der Mangel an Selbstzucht, der zuletzt als allgemeine Hast und impotentia sich zeigt.

[«]

31[5]

Manche Dinge werden erst dauerhaft, wenn sie schwach geworden sind: bis dahin bedroht sie die Gefahr eines plötzlichen und gewaltsamen Unterganges. Die Gesundheit im Greisenalter wird immer gesünder. Das Christenthum z.B. wird jetzt so fleissig vertheidigt und wird lange Zeit fortvertheidigt werden, weil es die bequemste Religion geworden ist. Jetzt hat es fast Aussicht auf Unvergänglichkeit, nachdem es die langwierigste Sache der Welt, die menschliche Faulheit und Bequemlichkeit auf seine Seite gebracht hat. So hat auch die Philosophie ihre grösste Schätzung und ihre zahlreichsten Vertreter gerade jetzt: denn sie quält die Leute nicht mehr, ja viele werden von ihr unterhalten und alle dürfen ihren Mund aufthun, ohne alle Gefahr, und los schwätzen. Die heftigen und starken Dinge sind in Gefahr plötzlich zu verderben, geknickt und vom Blitz getroffen zu werden. Den Vollblütigen fasst der Schlagfluss. Unsere heutige Philosophie stirbt gewiss nicht am Schlagflusse. Besonders seitdem die Philosophie eine historische Disciplin ist, hat sie sich die Unschädlichkeit und damit die Unvergänglichkeit gewährleistet.

[«]

31[6]

[+ + +] während der Philosoph, als der wissende Vertreter dieser Verbindung, nicht mehr anerkannt werden darf, nicht mehr Glauben findet, sondern als Schwindler gilt, als einer, der zuviel verspricht. 3) ist die strengste Richtung der Philosophie im Begriff, sich in ein relativistisches System zu verwandeln, ungefähr gleich dem πάντων μέτρον ἄνθρωπος. Damit ist es vorbei: denn es giebt nichts Unerträglicheres als solche Grenzwächter, die nie was anderes wissen als „hier nicht weiter“ „dort darf man nicht hingehen“ „jener hat sich verlaufen“ „wir wissen nichts mit absoluter Zuverlässigkeit“ usw. Es ist ein ganz und gar unfruchtbarer Boden. — So wäre es denn vorbei? — Der Kaiser Augustus gebot, als ganz kleiner Knabe, den Fröschen auf einem Landhause Schweigen, die ihm durch ihr Quaken lästig fielen: sie sollen von da an geschwiegen haben, wie Sueton sagt. —

[«]

31[7]

Wenn sich jetzt Philosophen eine Polis träumen wollten, so würde es gewiss keine Platonopolis, sondern eine Apragopolis (Stadt der Müssiggänger).

[«]

31[8]

Zur Zeitschilderung.

In Betreff der Religion bemerke ich eine Ermüdung, man ist an den bedeutenden Symbolen endlich müde und erschöpft. Alle Möglichkeiten des christlichen Lebens, die ernstesten und die lässigsten, die harm- und gedankenlosesten und die reflectirtesten, sind durchprobirt, es ist Zeit zur Erfindung von etwas Neuem oder man muss immer wieder in den alten Kreislauf gerathen: freilich ist es schwer, aus dem Wirbel herauszukommen, nachdem er uns ein paar Jahrtausende herumgedreht hat. Selbst der Spott, der Cynismus, die Feindschaft gegen das Christenthum ist abgespielt; man sieht eine Eisfläche bei erwärmtem Wetter, überall ist das Eis zerrissen, schmutzig, ohne Glanz, mit Wasserpfützen, gefährlich. Da scheint mir nur eine rücksichtsvolle, ganz und gar ziemliche Enthaltung am Platze: ich ehre durch sie die Religion, ob es schon eine absterbende ist. Mildern und beruhigen ist unser Geschäft, wie bei schweren hoffnungslosen

Kranken; nur gegen die schlechten, gedankenlosen Pfuscher-Ärzte (die meistens Gelehrte sind) muss protestirt werden. — Das Christenthum ist sehr bald für die kritische Historie d.h. für die Section reif.

[«]

31[9]

Man muss auch beachten, dass eine Menge Philosophie bereits vererbt ist, ja dass die Menschen fast gesättigt sind. Was führt nicht jede Unterhaltung, jedes Gesellschafts-Buch, jede Wissenschaft mit sich an angewandter Philosophie! In wie zahllosen Thaten zeigt sich auch, dass der Mensch, der jetzige, unendlich viel Philosophie eingeerbt hat. Schon die homerischen Menschen zeigen diese angeerbte Philosophie. Ich meine, die Menschheit würde nicht aufhören zu philosophiren, wenn man auch die Lehrstühle unbesetzt liesse. Was hat nicht die Theologie alles in sich aufgeschluckt! Ich meine, die ganze Ethik. Eine solche Weltbetrachtung, wie die christliche, muss allmählich alle andern Ethiken hinzunehmen, bekämpfen, an sich ziehen, muss sich mit ihnen auseinandersetzen — ja muss sie vernichten, wenn sie stärker und anhaltender ist.

[«]

31[10]

Ich denke an die erste Nacht des Diogenes: alle antike Philosophie war auf Simplicität des Lebens gerichtet und lehrte eine gewisse Bedürfnisslosigkeit, das wichtigste Heilmittel gegen alle socialen Umsturzgedanken. In diesem Betracht haben die wenig philosophischen Vegetarianer mehr für die Menschen geleistet als alle neueren Philosophien; und so lange die Philosophen nicht den Muth gewinnen, eine ganz veränderte Lebensordnung zu suchen und durch ihr Beispiel aufzuzeigen, ist es nichts mit ihnen.

[«]

31[11]

Es ist mit den Wissenschaften wie mit den Bäumen, man kann sich nur an dem derben Stamme und den unteren Ästen festhalten, nicht mehr an den äussersten Zweigen und Spitzen; sonst fällt man herab und zerbricht meistens auch noch die Äste. So steht es mit der Philosophie: wehe einer Jugend, welche sich an ihre Apices anklammern will!

[«]

[32 = U II 5a. Anfang 1874 — Frühjahr 1874]

32[1]

Ist noch Alles christlich, was sich so nennt? Oder, ausführlicher und zugleich bedenklicher gefragt, was ist überhaupt, in unserem jetzigen Leben, noch wirklich christlich, was dagegen nennt sich nur so, aus Angewöhnung oder Furchtsamkeit? Und giebt es etwas was sich nicht einmal mehr so nennt <und> vielmehr eingestandenermaassen unchristlich ist? Um die letzte Frage zuerst zu beantworten, nenne ich, des Beispiels halber, die gesammte Wissenschaft: sie ist jetzt unchristlich und will so heissen.

[«]

32[2]

Cicero.

Schmuck.
Ehrlichkeit.
Decorative Cultur.
An den Griechen auch jetzt zu lernen.

Der moralische Mangel Cicero's erklärt seinen aesthetischen Mangel (an Ehrlichkeit)?

Alle neueren Zeiten leiden an diesem Mangel: unser Stil verhüllt.

Es ist nach der Art Cicero's fortzuringen mit den Griechen. Leopardi.

Die Stärke und Ehrlichkeit seines Characters zeigt sich als Künstler. Aber die Reinheit seines Geschmacks ist nicht so gross, dass er vermöchte Demosthenes nachzuahmen: ob er schon höchlichst mit ihm wetteifert. (W<agner> und Beethoven.) Er ist als Künstler ehrlich und giebt ganz, was ihm gefällt. Aber ihm gefällt nicht das Beste am meisten, sondern das Asiatische. Das war ächt römisch.

Civilisatorische Möglichkeit schwebt vor.

Für die römische Cultur wesentlich die Separation der „Form“; der „Inhalt“ wird durch sie versteckt oder übertüncht. Das Nachmachen einer fremden fertigen Cultur ist deutlich zu beobachten. Aber das haben die Griechen auch gethan. Ein neues Gebilde ist das Resultat. Die römische Beredsamkeit war da in grösster Kraft und vermochte deshalb sich das Fremde zu assimiliren. Das Prächtige, Brutale und Verführerische der asiatischen Rhetorik zuerst, dann der rhodischen, dann der attischen Kunst: also rückwärts, in’s immer Einfachere.

[«]

32[3]

Epos (Sprache Genesis der Kultur) — Hesiod’s Erga.
Lyrik (dazu die Rhythmik) — Fragmente.
Drama (Staat und Kunst) — Choephoren Oedipus rex.
Redner (Griechen und Römer) — Demosth. de corona.
Philosophen (Kampf gegen die Religion) — Phaedo.
Historiker (Kampf gegen das Mythische) — Thucydides.

[«]

32[4]

Griechisch und Barbarisch.

1. Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik.
2. Plato und seine Vorgänger.
3. Cicero und Demosthenes.

Unzeitgemässe Betrachtungen.

Strauss.
Historie.
Lesen und Schreiben.
Einjährig-Freiwillig.

Wagner.
Gymnasien und Universitäten.
Christlichkeit.
Absolute Lehrer.
Philosoph.
Volk und Cultur.
Classische Philologie.
Der Gelehrte.
Zeitungs-Sklaverei.

[«]

32[5]

1874	Thuc. I Perser. Gorgias. Pro corona.	Redner.Epos.
1875	Thuc. II Trachin. Ar.Ethik. Rede.	Drama.
1876	Thuc. 3 Antigone. Ar.Politik. Rede.	Lyrik.
1877	Thuc. 4 Oed. Col. Plat.Staat. Rede.	Mythologie.
1878	Thuc. 5 Frösche. Leges. Rede.	
1879	Thuc. 6 Vögel. Theophr. Charact. Rede.	Historiker.

[«]

32[6]

Geschichts-Werk.
Tragödie.
Novelle.
Moral und Medezin. Über griechische Litteratur.

[«]

32[7]

Die Philosophen.
Laertius Diogenes.

Die διαδοχαί.
Die Sprache.

[«]

32[8]

Wenn Goethe ein versetzter Maler, Schiller ein versetzter Redner ist, so ist Wagner ein versetzter Schauspieler. Er nimmt bes<onders> die Musik hinzu —

[«]

32[9]

Wagner fand das Publikum sehr verschiedenartig ausgebildet, anders in der Beurtheilung der Schauspielkunst, anders für Musik. Er nahm es als Einheit und erklärte seine Ausbrüche von Neigung nur aus Einer Wurzel kommend, d.h. er setzte voraus, dass der Effect durch gleiche Portionen von Einzeleffecten zusammenaddirt sei. So und so viel Freude an der Musik, ebensoviel an der Schauspielkunst, ebensoviel am Drama.

Nun lernt er, dass eine grosse Schauspielerin diese Rechnung in Verwirrung bringt — zugleich aber steigert sich sein Ideal — was wird die Wirkung erst für eine Höhe erreichen, wenn eine gleich grosse Musik usw. entspricht!

[«]

32[10]

Unmässigkeit und Schrankenlosigkeit galt ihm wohl als Natur.

Goethe zweifelte auch nicht das zu können, was ihm gefiel. Sein Geschmack und sein Können giengen parallel. Das Präsumptuöse.

Was auf Wagner stark wirkte, das wollte er auch machen. Von seinen Vorbildern verstand er nicht mehr, als er auch nachmachen könnte. Schauspieler-Natur.

Wagner ist eine gesetzgeberische Natur: er übersieht viel Verhältnisse und ist nicht im Kleinen befangen, er ordnet alles im Grossen und ist nicht nach der isolirten Einzelheit zu beurtheilen — Musik Drama Poesie Staat Kunst usw.

Die Musik ist nicht viel werth, die Poesie auch <nicht>, das Drama auch nicht, die Schauspielkunst ist oft nur Rhetorik — aber alles ist im Grossen Eins und auf einer Höhe.

Wagner als Denker ist gleich so hoch als Wagner als Musiker und Dichter.

[«]

32[11]

Das erste Problem Wagner's „warum bleibt die Wirkung aus, da ich sie empfange?" Dies treibt ihn zu einer Kritik des Publikums, des Staates, der Gesellschaft. Er setzt zwischen Künstler und Publikum das Verhältniss vom Subject und Object — ganz naiv.

Wagners Begabung ist ein aufwachsender Wald, kein einzelner Baum.

[«]

32[12]

Er hat das Gefühl der Einheit im Verschiedenen — deshalb halte ich ihn für einen Kulturträger.

[«]

32[13]

Bei manchen Harmonien hat er etwas Angenehm-Widerstrebendes, wie beim Drehen eines Schlüssels in einem complicirten Schlosse.

Im Grossen ist Wagner gesetzmässig und rhythmisch, im Einzelnen oft gewaltsam und unrhythmisch.

Wagner hat sich so gewöhnt, in verschiedenen Künsten zugleich zu empfinden, dass er für neue Musik völlig unempfindlich ist: so dass er sie theoretisch verwirft. Ebenso für Dichtungen. Daraus viele Misshelligkeiten mit Zeitgenossen.

[«]

32[14]

Jede Kunst hat eine Stufe der Rhetorik. Fundamentaler Unterschied zwischen Poesie und Rhetorik, oder Kunst und Rhetorik.

Entstehung bei Empedocles characteristisch. Mittelwesen.

Schauspieler und Redner: erster vorausgesetzt.

Naturalismus. Rechnung auf den Affect. Auf das grosse Publikum.

Alles aufzuzählen, wodurch die Rhetorik der unmoralischen Kunst entspricht.

Entstehung der Kunstprosa als Nachklang der Rhetorik.

Es ist sehr selten, dass einer als Künstler wirklich seine Subjectivität herausstellt: die meisten verstecken sie durch eine angenommene Manier und Stil.

Ehrliche Kunst und unehrliche Kunst — Hauptunterschied. Die sogenannte objective Kunst ist am häufigsten nur unehrliche Kunst. Die Rhetorik ist deshalb ehrlicher, weil sie das Täuschen als Ziel anerkennt. Sie will gar nicht die Subjectivität ausdrücken, sondern einem gewissen Ideal von Subject, dem mächtigen Staatsmanne usw., wie ihn sich das Volk denkt <, entsprechen>.

Jeder Künstler fängt unehrlich an, nämlich redend wie sein Meister (Sophocles Schwulst des Aeschylus). Am häufigsten Contrast zwischen Erkennen und Können ewig: dann stellen sich die Künstler auf Seite des Geschmacks und bleiben ewig unehrlich. Cicero der dekorative Mensch eines Weltreichs. Als vollendeter Mensch und Wonne der Natur empfindet er sich, daher sein Ruhmgefühl. Seine politischen Thaten sind Dekoration. Er verwendet Alles, Wissenschaften und Künste, nach ihrer dekorativen Kraft. Erfinder des „Pathos an sich“, der schönen Leidenschaft. Die Cultur als verhüllende Dekoration.

Aufgabe: das Werden einer solchen Natur psychologisch zu erklären.

[«]

32[15]

Die eine Eigenschaft Wagner’s: Unbändigkeit, Maasslosigkeit, er geht bis auf die letzten Sprossen seiner Kraft, seiner Empfindung.

Die Heiterkeit Wagner’s ist das Sicherheitsgefühl dessen, der von den grössten Gefahren und Ausschweifungen zurückkehrt, in’s Begrenzte und Heimische: alle Menschen, mit denen er umgeht, sind solche begrenzte Abschnitte aus seinem eignen Laufe (wenigstens empfindet er nichts mehr an ihnen) deshalb kann er hier heiter und überlegen sein, denn hier kann er mit allen Nöthen Bedenken spielen.

Die andere Eigenschaft ist eine grosse schauspielerische Begabung, die versetzt ist, die sich in anderen Wegen Bahn bricht als auf dem ersten nächsten: dazu nämlich fehlt ihm Gestalt Stimme und die nöthige Bescheidung.

Keiner unserer grossen Musiker war in seinem 28ten Jahre ein noch so schlechter Musiker wie Wagner.

Im Tannhäuser sucht er eine Reihe von ekstatischen Zuständen an einem Individuum zu motiviren: er scheint zu meinen, erst in diesen Zuständen zeige sich der natürliche Mensch.

In den Meistersingern und in Theilen seiner Nibelungen kehrt er zur Selbstbeherrschung zurück: er ist darin grösser als in dem ekstatischen Sichgehenlassen. Die Beschränkung steht ihm wohl.

Ein Mensch, der durch seinen Kunsttrieb disciplinirt wird.

Er entladet sich seiner Schwächen, dadurch dass er sie der modernen Zeit zuschiebt: natürlicher Glaube an die Güte der Natur, wenn sie frei waltet.

Er misst Staat Gesellschaft Tugend Volk, Alles an seiner Kunst: und in unbefriedigtem Zustande wünscht er, dass die Welt zu Grunde gehe.

Die Jugend Wagner's ist die eines vielseitigen Dilettanten, aus dem nichts Rechtes werden will.

Ich habe oft unsinniger Weise bezweifelt, ob Wagner musikalische Begabung habe.

Seine Natur theilt sich allmählich: neben Siegfried-Walter-Tannhäuser tritt Sachs-Wotan. Er lernt den Mann zu begreifen, sehr spät. Tannhäuser und Lohengrin sind Ausgeburten eines Jünglings.

Er lief seinem Amte davon, weil er nicht mehr dienen mochte.

[«]

32[16]

Als Schauspieler wollte er den Menschen nur als den wirksamsten und wirklichsten nachahmen: im höchsten Affect. Denn seine extreme Natur sah in allen andern Zuständen Schwäche und Unwahrheit. Die Gefahr der Affectmalerei ist für den Künstler ausserordentlich. Das Berauschende, das Sinnliche Ekstatische, das Plötzliche, das Bewegtsein um jeden Preis — schreckliche Tendenzen!

[«]

32[17]

Die Musik zu Beckmesser ist superlativisch: sie kann keinen mehr ausdrücken, der mehr geprügelt und geschunden ist. Man hat ordentlich Mitleid, wie wenn ein Bucklichter verhöhnt wird.

[«]

32[18]

Richard Wagner in Bayreuth.

1. Ursachen des Misslingens. Darunter vor allem das Befremdende. Mangel an Sympathie für Wagner. Schwierig, complicirt.
2. Doppelnatur Wagner's.
3. Affect Ekstase. Gefahren.
4. Musik und Drama. Das Nebeneinander.
5. Das Präsumptuöse.
6. Späte Männlichkeit — langsame Entwicklung.
7. Wagner als Schriftsteller.
8. Freunde (erregen neue Bedenken).
9. Feinde (erwecken keine Achtung, kein Interesse für das Befehdete.)
10. Das Befremden erklärt: vielleicht gehoben?

Motto: — — —

[«]

32[19]

Die Sehnsucht nach der Ruhe Treue — aus dem Unbändigen, Grenzenlosen — im fliegenden Holländer.

[«]

32[20]

Wagner ist eine regierende Natur, nur dann in seinem Elemente, nur dann gewiss mässig und fest: die Hemmung dieses Triebes macht ihn unmässig, excentrisch, widerhaarig.

Wagner ist ein geborner Schauspieler, aber gleichsam wie Goethe ein Maler ohne Malerhände. Seine Begabung sucht und findet Auswege.

Nun denke man sich diese versagten Triebe zusammen wirkend.

[«]

32[21]

Es ist ernstlich möglich, dass Wagner den Deutschen die Beschäftigung mit den einzelnen vereinzelten Künsten verleidet. Vielleicht sogar lässt sich aus seiner Nachwirkung das Bild einer einheitlichen Bildung gewinnen, das durch Zusammenaddiren einzelner Fertigkeiten und Kenntnisse nicht erreicht werden kann.

[«]

32[22]

Nicht zu vergessen: es ist eine theatralische Sprache, die Wagner's Kunst redet; sie gehört nicht in's Zimmer, in die camera. Es ist Volksrede, und die lässt sich ohne eine starke Vergröberung selbst des Edelsten nicht denken. Sie soll in die Ferne wirken und das Volkschaos zusammenkitten. Z.B. der Kaisermarsch.

[«]

32[23]

Sehr viele Missgriffe liegen daran, dass der Beurtheilende von seiner partiellen Kunst (Haus-Kunst) ausgeht.

[«]

32[24]

Er steht zur Musik wie ein Schauspieler: deshalb kann er gleichsam aus verschiedenen Musikerseelen sprechen und ganz diverse Welten (Tristan, Meistersinger) nebeneinander hinstellen.

[«]

32[25]

Man muss nicht unbillig sein und nicht von einem Künstler die Reinheit und Uneigennützigkeit verlangen, wie sie ein Luther usw. besitzt. Doch leuchtet aus Bach und Beethoven eine reinere Natur. Das Ekstatische ist bei Wagner oft gewaltsam und nicht naiv genug, zudem durch starke Contraste zu stark in Scene gesetzt.

[«]

32[26]

Sein Zurückfliehen zur Natur d.h. zum Affect ist deshalb verdächtig, weil der Affect am wirkungsreichsten ist. Falsch die Möglichkeit einer Kunst, die reine Improvisation ist: das ist der deutschen Musik entgegen doch nur ein naiver Standpunct. Die organische Einheit liegt bei Wagner im Drama, durchdringt aber deshalb nicht die Musik (oft nicht), ebensowenig den Text. Der behält den Eindruck des Improvisirten (das nur bei den vollendeten Künstlern etwas Gutes ist, nicht bei werdenden: aber es täuscht immer und erweckt den Eindruck des Reichthums).

[«]

32[27]

Zwischen Musik und Sprache ist eine Verbindung möglich, die wirklich organisch ist: im Lied. Oft auch in ganzen Scenen. Es ist ein Ideal, das Drama und die Musik in ein solches Verhältniss zu bringen: Vorbild der antike Chortanz. Aber das Ziel ist sofort viel zu hoch genommen: denn wir haben noch keinen Stil der

Bewegung, keine ebenso reiche Ausbildung der Orchestik, wie es unsre Musik hat. Die Musik aber in den Dienst einer naturalistischen Leidenschaftlichkeit zwingen, löst sie auf und verwirrt sie selbst und macht sie später unfähig, die gemeinsame Aufgabe zu lösen. Dass uns eine solche Kunst wie die Wagner's auf's höchste gefällt, dass sie eine unendliche Ferne der Kunstentwicklung noch aufzeigt, ist kein Zweifel. Aber der deutsche Formensinn! Wenn nur die Musik nicht schlecht wird und die Form ausbleibt! Im Dienste Hans-Sachsischer Gebärden muss die Musik entarten (Beckmesser).

[«]

32[28]

Es liegt etwas Komisches darin: Wagner kann die Deutschen nicht überreden, das Theater ernst zu nehmen. Sie bleiben kalt und gemüthlich — er ereifert sich, als ob das Heil der Deutschen davon abhienge. Jetzt zumal glauben die Deutschen ernsthafter beschäftigt zu sein und es kommt ihnen wie eine lustige Schwärmerei vor, dass Jemand der Kunst so feierlich sich zuwendet.

Reformator ist Wagner nicht, denn bis jetzt ist Alles beim Alten geblieben. In Deutschland nimmt jeder seine Sache ernst, da lacht man über den, der für sich allein das Ernstnehmen praetendirt.

Einwirkung der Geldkrisen.

Allgemeine Unsicherheit der politischen Lage.

Zweifel an der besonnenen Leitung der d<eutschen> Geschicke.

Zeit der Kunstaufregungen (Liszt usw.) vorüber.

Eine ernste Nation will sich einige Leichtfertigkeit nicht verkümmern lassen, die Deutsche nicht in den theatralischen Künsten.

Hauptsache: die Bedeutung der Kunst, wie sie Wagner hat, passt nicht in unsre gesellschaftlichen und arbeitenden Verhältnisse. Daher instinktive Abneigung gegen das Ungeeignete.

[«]

32[29]

Wagner ist für einen Deutschen zu unbescheiden; man denke an Luther, unsre Feldherrn.

[«]

32[30]

Wagner als Schriftsteller giebt nicht sein Bild treu wieder. Er componirt nicht: das Gesammte kommt nicht zur Anschauung: im Einzelnen schweift er ab, ist dunkel, und nicht harmlos und überlegen. Er hat keine heitere Anmaassung. Es ist ihm alle Anmuth, Zierlichkeit versagt, auch dialektische Schärfe.

[«]

32[31]

Wie erwarb sich Wagner die Anhänger? Sänger, die als Dramatiker interessant wurden und eine ganz neue Möglichkeit zu wirken bekamen, vielleicht bei geringerer Stimme. Musiker, die bei dem Meister des Vortrags lernten: der Vortrag muss so genial sein, dass er über das Werk selbst zu keinem Bewusstsein bringt. Orchestermusiker im Theater, die sich früher langweilten. Musiker, die Berauschung oder Bezauberung des Publikums auf direkte Weise betrieben und die die Farbeneffecte des Wagnerschen Orchesters erlernten. Alle Arten von Unzufriednen, die bei jedem Umsturz etwas für sich zu gewinnen hofften. Menschen, die für jeden sogenannten „Fortschritt“ schwärmen. Solche, die sich bei der bisherigen Musik langweilten und nun ihre Nerven kräftiger bewegt fanden. Menschen, die sich für alles Verwegne und Kühne fortreissen lassen. — Er hatte bald die Virtuosen für sich, bald einen Theil der Componisten; — entbehren kann ihn kaum Einer oder der Andre. Litteraten mit allen unklaren Reformbedürfnissen. Künstler, die die Art unabhängig zu leben bewundern.

[«]

32[32]

Die „falsche Allmacht“ entwirkt etwas „Tyrannisches“ in Wagner. Das Gefühl ohne Erben zu sein — deshalb sucht er seiner Reformidee die möglichste Breite zu geben und sich gleichsam durch Adoption fortzupflanzen. Streben nach Legitimität.

Der Tyrann lässt keine andre Individualität gelten als die seinige und die seiner Vertrauten. Die Gefahr für Wagner ist gross, wenn er Brahms usw. nicht gelten lässt: oder die Juden.

[«]

32[33]

Wagner ist moderner Mensch und vermag sich nicht durch den Glauben an Gott zu ermuthigen und zu befestigen. Er glaubt nicht in der Hand eines guten Wesens zu stehen, aber er glaubt an sich. Keiner ist mehr gegen sich ganz ehrlich, der nur an sich glaubt. Wagner beseitigt alle seine Schwächen, dadurch dass er sie der Zeit und den Gegnern aufbürdet.

[«]

32[34]

Der Tyrannensinn für das Colossale.

Es kommt ihm gar keine Pietät entgegen, der ächte Musiker betrachtet ihn als einen Eindringling, als illegitim.

[«]

32[35]

Es ist ein Glück, dass Wagner nicht auf einer höheren Stelle, als Edelmann, geboren ist und nicht auf die politische Sphäre verfiel.

[«]

32[36]

Der Mensch, der dieser ungeheuren Entzückungen und Selbstentäusserungen sich fähig fühlt, behält schwerlich Bescheidenheit, denn nur der Wissende ist zum

Bescheiden aufgefordert, der Unwissende-Begeisterte ist unbegrenzt. Cult des Genius kommt hinzu, durch Schopenhauer genährt.

[«]

32[37]

Man sollte durch das Misslingen Wagner nicht noch mehr aufreizen; man macht ihn allzu grimmig.

[«]

32[38]

Er wird jetzt wohl der unbefangenste Schätzer der deutschen kleinen Tugenden und Beschränktheiten sein, denn er sieht sie unterliegen und conspirirt mit ihnen gegen das, was jetzt siegt.

[«]

32[39]

Er hat sich vom Nachdenken über politische Möglichkeiten nicht frei gehalten: zu seinem Unglücke auch mit dem K<önig> v<on> B<ayern>, der ihm erstens sein Werk nicht ausführte, zweitens es durch vorläufige Aufführungen halb preisgab und drittens ihm einen höchst unpopulären Ruf schaffte, weil man die Ausschreitungen dieses Fürsten Wagner allgemein zuschreibt. Ebenso unglücklich liess er sich mit der Revolution ein: er verlor die vermögenden Protectoren, erregte Furcht und musste wiederum den socialistischen Parteien als ein Abtrünniger erscheinen: alles ohne jeden Vortheil für seine Kunst und ohne höhere Nothwendigkeit, überdiess als Zeichen der Unklugheit, denn er durchschaute die Lage 1849 gar nicht.

Drittens beleidigte er die Juden, die jetzt in Deutschland das meiste Geld und die Presse besitzen. Als er es that, hatte er keinen Beruf dazu: später war es Rache.

Ob er mit dem grossen Vertrauen, welches er in Bismarck setzte, Recht hatte, wird eine nicht zu ferne Zukunft lehren.

[«]

32[40]

In seinen Werthschätzungen der grossen Musiker gebraucht er zu starke Ausdrücke, z.B. nennt er Beethoven einen Heiligen. Auch ist, das Hinzuziehn der Worte in der neunten Symphonie als Hauptthat zu schildern, ein starkes Stück. Er erregt Misstrauen durch sein Lob wie durch seinen Tadel. Das Zierliche und Anmuthige sowie die reine Schönheit, der Widerglanz einer völlig gleichschwebenden Seele geht ihm ab: aber er sucht sie zu diskreditiren.

[«]

32[41]

Seine Begabung als Schauspieler zeigt sich darin, dass er es nie im persönlichen Leben ist. Als Schriftsteller ist er Rhetor, ohne die Kraft zu überzeugen.

[«]

32[42]

Das Aufhören der grossen rhythmischen Perioden, das Übrigbleiben der Taktphrasen, macht allerdings den Eindruck der Unendlichkeit, des Meers: aber es ist ein Kunstmittel, nicht das reguläre Gesetz, zu dem es Wagner stemplen möchte. Wir haschen zuerst darnach, suchen uns Perioden, werden immer wieder getäuscht, und endlich wirft man sich in die Wellen.

[«]

32[43]

Der Weg vom Tanz bis zur Symphonie kann nicht übersprungen werden: was bleibt übrig als ein naturalistisches Gegenstück der unrhythmischen wirklichen Leidenschaft. Aber mit der unstilisirten Natur kann die Kunst nichts anfangen. Excesse in dem Tristan der bedenklichsten Art, z.B. die Ausbrüche am Schluss des 2ten Aktes. Unmässigkeit in der Prügelscene der Meistersinger. Wagner fühlt, dass er in Hinsicht der Form die ganze Rohheit des Deutschen hat und will am liebsten unter Hans Sachsens Panier kämpfen als unter dem der Franzosen oder der Griechen. Unsre deutsche Musik (Mozart Beethoven) hat aber die italiänische Form in sich aufgenommen, wie das Volkslied, und entspricht deshalb mit ihrem feingegliederten Reichthum der Linien nicht mehr der bäuerlich-bürgerlichen Rüpelei.

[«]

32[44]

Wagner's Kunst ist überfliegend und transscendental, was soll unsre arme deutsche Niedrigkeit damit anfangen! Sie hat etwas wie Flucht aus dieser Welt, sie negirt dieselbe, sie verklärt diese Welt nicht. Deshalb wirkt sie nicht direkt moralisch, indirekt quietistisch. Nur um seiner Kunst eine Stätte in dieser Welt zu bereiten, sehen wir ihn beschäftigt und activ: aber was geht uns ein Tannhäuser Lohengrin Tristan Siegfried an! Das scheint aber das Loos der Kunst zu sein, in einer solchen Gegenwart, sie nimmt der absterbenden Religion ein Theil ihrer Kraft ab. Daher das Bündniss Wagner's und Schopenhauer's. Es verräth, dass vielleicht bald einmal die Kultur nur noch in der Form klosterhaft abgeschiedener Sekten existirt: die sich zu der umgebenden Welt ablehnend verhalten. Der Schopenhauerische „Wille zum Leben“ bekommt hier seinen Kunstausdruck: dieses dumpfe Treiben ohne Zweck, diese Ekstase, diese Verzweiflung, dieser Ton des Leidens und Begehrens, dieser Accent der Liebe und der Inbrunst. Selten ein heitrer Sonnenstrahl, aber viel magische Zaubereien der Beleuchtung.

In einer solchen Stellung der Kunst liegt ihre Stärke und Schwäche: es ist so schwer, von dort her zu dem einfachen Leben zurückzukehren. Die Verbesserung des Wirklichen ist nicht mehr das Ziel, sondern das Vernichten oder das Hinwegtäuschen des Wirklichen. Die Stärke liegt in dem sektirerischen Character: sie ist extrem und verlangt von dem Menschen eine unbedingte Entscheidung. — Ob wohl ein Mensch besser zu werden vermag, durch diese Kunst und durch Schopenhauerische Philosophie? Gewiss in Betreff der Wahrhaftigkeit. Wenn nur in einer Zeit, in der die Lüge und Convention so langweilig und uninteressant ist, die Wahrhaftigkeit nicht so interessant wäre! So unterhaltend! Aesthetisch reizvoll!

[«]

32[45]

Die künstlerische Kraft veredelt den unbändigen Trieb und engt ihn ein, concentrirt ihn (zu dem Wunsch, dies Werk möglichst vollkommen zu gestalten). Sie veredelt die ganze Natur Wagners. Immer reckt sie sich wieder nach höheren Zielen aus, so hoch als er nur sehen kann: immer besser werden diese Ziele, endlich auch immer bestimmter und dadurch näher. So scheint der gegenwärtige Wagner dem Wagner von Oper und Drama, dem Socialisten nicht mehr zu entsprechen: das frühere Ziel scheint höher, ist aber nur ferner und unbestimmter. Seine jetzige Auffassung des Daseins, Deutschlands usw. ist tiefer, obwohl sie viel conservativer ist.

[«]

32[46]

Die Einfachheit in der Anlage der Dramen zeigt den Schauspieler.

[«]

32[47]

Shakespeare und Beethoven nebeneinander — der kühnste wahnsinnigste Gedanke.

[«]

32[48]

Schuld und Unrecht abwälzend — weil er immer wächst, so vergisst er das Unrecht schnell: auf der neuen Stufe erscheint es ihm bereits gering und verharscht. Kann sich über Alles trösten, wie Schopenhauer.

[«]

32[49]

Die Goethische Stelle vom präsumptuösen Menschen steht 27, 507.

[«]

32[50]

Ob man bei Wagner von prächtiger „Actfigurenmusik“ reden könnte?

Ihm schwebt das Bild des sichtbar werdenden Innern, des als Bewegung anzuschauenden Gemüthsprozesses vor — dem will er entsprechen: höchst schopenhauerisch den Willen direkt zu fassen.

Musik als Abbild einer Existenz durch das Nacheinander.

[«]

32[51]

Gefahr dass in den Bewegungen und Handlungen des Drama’s die Motive für die Bewegung der Musik liegen, dass sie geleitet wird. Es ist nicht nöthig, dass Eins von beiden leitet — im vollkommenen Kunstwerk haben wir das Gefühl des nothwendigen Nebeneinanders.

[«]

32[52]

Wagner bezeichnet als den Irrthum im Kunstgenre der Oper, dass ein Mittel des Ausdrucks, die Musik, zum Zwecke, der Zweck des Ausdrucks aber zum Mittel gemacht war.

Also die Musik gilt ihm als Mittel des Ausdrucks — sehr characteristisch für den Schauspieler. Jetzt war man bei einer Symphonie gefragt: wenn die Musik hier Mittel des Ausdrucks ist, was ist der Zweck? Der kann also nicht in der Musik liegen: das, was seinem Wesen nach Mittel des Ausdrucks ist, muss nun etwas haben, was es ausdrücken soll: Wagner meint das Drama. Ohne dies hält er die Musik allein für ein Unding: es erweckt die Frage „warum der Lärm?“. Deshalb hielt er die 9te Symphonie für die eigentliche That Beethovens, weil er hier durch Hinzunahme des Wortes der Musik ihren Sinn gab, Mittel des Ausdrucks zu sein.

Mittel und Zweck — Musik und Drama — ältere Lehre.

Allgemeines und Beispiel — Musik und Drama — neuere Lehre.

Ist die letztere wahr, so darf das Allgemeine ganz und gar nicht abhängig vom Beispiel sein, d.h. die absolute Musik ist im Recht, auch die Musik des Drama’s muss absolute Musik sein.

Nun ist das immer noch mehr ein Gleichniss und Bild — es ist nicht völlig wahr, dass das Drama nur ein Beispiel zur Allgemeinheit der Musik ist: Gattung und Species, worin doch? Als Bewegung von Tönen gegenüber den Bewegungen von Gestalten (um hier nur vom mimischen Drama zu reden).

Nun können aber auch die Bewegungen einer Gestalt das Allgemeinere sein: denn sie drücken innerliche Zustände aus, die viel reicher und nuancirter sind als ihr Bewegungsresultat am äussern Menschen: weshalb wir so oft eine Gebärde missverstehen. Überdies ist unendlich viel Conventionelles an allen Gebärden — der völlig freie Mensch ist ein Phantasma. Lässt man aber die Bewegtheit der Gestalt fahren, und redet vom bewegten Gefühl, so sollte nun die Musik das Allgemeinere, das bewegte Gefühl der und jener Person das Specielle sein. Die Musik aber ist eben das bewegte Gefühl des Musikers in Tönen ausgedrückt, also jedenfalls eines Individuums. Und so war es immer (wenn man von der reinen formalistischen Ton-Arabesken-Lehre absieht). So hätte man den vollen Widerspruch: ein ganz specieller Ausdruck des Gefühls als Musik, ganz bestimmt — und daneben das Drama, ein Nebeneinander von Ausdrücken ganz bestimmter Gefühle, der dramatischen Personen, durch Wort und Bewegung. Wie können diese sich je decken? Wohl kann der Musiker den Vorgang des Dramas selbst nachempfinden und als reine Musik wiedergeben (Coriolanouvertüre). Dieses Abbild hat aber dann zum Drama selbst allerdings den Sinn einer Verallgemeinerung, die politischen Motive, Gründe, alles ist weggelassen und nur der dumme Wille redet. In jedem andern Sinne ist dramatische Musik schlechte Musik.

Nun aber die verlangte Gleichzeitigkeit und der genaueste Parallelismus! des ganzen Vorgangs, im Musiker und im Drama. Da stört nun die Musik den Dramatiker, denn sie braucht, um etwas auszudrücken, Zeit, oft zu einer einzigen Regung des Drama’s eine ganze Symphonie. Was macht währenddem das Drama? Wagner benutzt dazu den Dialog, überhaupt die Sprache.

Da kommt nun eine neue Macht und Schwierigkeit hinzu: die Sprache. Diese redet in Begriffen. Auch diese haben ihre eignen Zeitgesetze: kurz

Mimus allein drückt das zu Grunde liegende
Gefühl <aus>
Begriffswelt
Musik

jedes <drückt es> in andern Zeitmaassen aus.

Im Wortdrama regiert die Macht, die die meiste Zeit braucht, der Begriff. Deshalb ist die Action oft ein Ruhen, plastisch, Gruppen. Besonders in der Antike: die ruhende Plastik drückt einen Zustand aus. Der Mimus wird also bedeutend durch das Wortdrama bestimmt.

Nun braucht der Musiker ganz andre Zeiten und eigentlich sind ihm gar keine Gesetze vorzuschreiben: eine angeschlagene Empfindung kann bei dem Einen Musiker lang, bei dem andern kurz sein. Welche Forderung nun, dass hier die Begriffssprache und die Tonsprache neben einander hergehen!

Nun enthält aber die Sprache selbst ein musikalisches Element. Der stark empfundene Satz hat eine Melodie, die auch ein Bild der allgemeinsten Willensregung dabei ist. Diese Melodie ist künstlerisch verwendbar und ausdeutbar, in’s Unendliche.

Die Vereinigung aller dieser Factoren scheint unmöglich: der eine Musiker wird einzelne durch das Drama erregte Stimmungen wiedergeben und mit dem grössten Theil des Dramas sich nicht zu helfen wissen: daher dann wohl das Recitativ und die Rhetorik. Der Dichter wird dem Musiker nicht zu helfen vermögen und dadurch sich selbst nicht helfen können: er wünscht nur so viel zu dichten, was man singen kann. Davon hat er aber nur ein theoretisches Bewusstsein, kein innerliches. Der Schauspieler muss vor allem wieder als Sänger eine Menge thun, was nicht dramatisch ist, den Mund aufsperren usw.; er braucht conventionelle Manieren. Nun würde sich alles verändern, wenn der Schauspieler einmal zugleich Musiker und Dichter wäre.

Er benutzt Gebärde Sprache Sprachmelodie und dazu noch die anerkannten Symbole des Musikausdrucks. Er setzt eine sehr reich entwickelte Musik voraus, die schon für eine Unzahl Regungen einen festeren erkennbaren und wiederkehrenden Ausdruck gewonnen hat. Durch diese Musikcitate erinnert er den Zuhörer an eine bestimmte Stimmung, in der der Schauspieler sich gedacht wissen will. Jetzt ist wirklich die Musik ein „Mittel des Ausdrucks“ geworden: steht deshalb künstlerisch auf einer niedern Stufe, denn sie ist nicht mehr organisch in sich. Nun wird der musikalische Meister immer noch die Symbole in der kunstvollsten Weise verflechten können: aber weil der eigentliche Zusammenhang und Plan jenseits und ausserhalb der Musik liegt, kann sie nicht organisch sein. Aber es würde unbillig sein, dies dem Dramatiker vorzuwerfen. Er darf zu Gunsten des Drama's die Musik als Mittel gebrauchen, wie er die Malerei als Mittel gebraucht. Solche Musik, rein an sich, ist der gemalten Allegorie zu vergleichen: der eigentliche Sinn liegt nicht im Bilde, deshalb kann er sehr schön sein.

[«]

32[53]

Gefahren der dramatischen Musik für die Musik.

Gefahren des musikalischen Drama's für den dramatischen Dichter.

Gefahren für den Sänger.

[«]

32[54]

Alles Grosse, zumal Neue, ist gefährlich: meistens tritt es auf, als ob es einzig berechtigt wäre.

Man muss eben denken, was für eine Zeit sich hier eine Kunst schafft: ganz ungebunden athemlos unfromm habsüchtig formlos unsicher in den Fundamenten, fast desperat, unnaiv, durch und durch bewusst, unedel, gewaltsam, feige.

[«]

32[55]

Als Schauspieler reproducirt Wagner am besten, er kehrt in fremden (Musiker-) Seelen ein.

[«]

32[56]

Die Kunst sammelt einmal alles zusammen, was sie noch für Reize hat, bei dem modernen Deutschen — Character, Wissen, alles kommt zusammen. Ein ungeheurer Versuch, sich zu behaupten und zu dominiren — in einer kunstwidrigen Zeit. Gift gegen Gift: alle Überspannungen richten sich polemisch gegen grosse kunstwidrige Kräfte. Religiöse, philosophische Elemente mit hineingezogen, Sehnsucht nach dem Idyllischen, Alles Alles.

[«]

32[57]

Wagner schätzt das Einfache der dramatischen Anlage, weil es am stärksten wirkt. Er sammelt alle wirksamen Elemente, in einer Zeit, die sehr rohe und starke Mittel wegen ihrer Stumpfheit braucht. Das Prächtige Berauschende Verwirrende das Grandiose das Schreckliche Lärmende Hässliche Verzückte Nervöse Alles ist im Recht. Ungeheure Dimensionen, ungeheure Mittel.

Das Unregelmässige, der überladene Glanz und Schmuck macht den Eindruck des Reichthums und der Üppigkeit. Er weiss, was auf unsre Menschen noch wirkt: dabei hat er sich „unsre Menschen“ noch idealisirt und sehr hoch gedacht.

[«]

32[58]

Eine besondre Form des Ehrgeizes Wagner’s war es, sich mit den Grössen der Vergangenheit in Verhältniss zu setzen: mit Schiller-Goethe, Beethoven, Luther, griechischer Tragödie, Shakespeare, Bismarck. Nur zur Renaissance fand er kein Verhältniss. Aber er erfand den deutschen Geist, gegen den Romanischen. Interessante Characteristik des deutschen Geistes nach seinem Vorbilde.

[«]

32[59]

Eine Art Gegenreformation: die transscendente Betrachtung ist äusserst geschwächt worden, Schönheit, Kunst, Liebe zum Dasein sehr vulgarisirt, unter den Nachwirkungen des protestantischen Geistes. Idealisirtes Christenthum katholischer Art.

[«]

32[60]

Die Sprache auf den stärksten Ausdruck gesteigert — Stabreim. Orchester ebenfalls. Die Deutlichkeit der Sprache ist nicht das Höchste, sondern die berauschende Kraft der Ahnung.

[«]

32[61]

— Wagner versucht die Erneuerung der Kunst von der einzigen noch vorhandenen Basis aus, vom Theater aus: hier wird doch wirklich noch eine Masse aufgeregt und macht sich nichts vor wie in Museen und Concerten. Freilich ist es eine sehr rohe Masse, und die Theatrokratie wieder zu beherrschen hat sich bis jetzt noch als unmöglich erwiesen. Problem: soll die Kunst ewig sektirerisch und isolirt fortleben? Ist es möglich, sie zur Herrschaft zu bringen? Hier liegt Wagner's Bedeutung: er versucht die Tyrannis mit Hülfe der Theatermassen. Es ist wohl kein Zweifel, dass Wagner als Italiäner sein Ziel erreicht haben würde. Der Deutsche hat keine Achtung vor der Oper und betrachtet sie immer als importirt und als undeutsch. Ja das ganze Theaterwesen nimmt er nicht ernst.

[«]

32[62]

Krieg.

Der Sieger wird meistens dumm, der Besiegte boshaft.

Der Krieg simplificirt. Tragödie für Männer. Welches sind die Wirkungen auf die Cultur?

Indirekte: er barbarisirt und macht dadurch natürlicher. Er ist ein Winterschlaf der Cultur.

Direkte: preussischer Versuch der Einjahrsfliegen: gewisse Erleichterungen des Dienstes an Cultur-Bedingungen knüpfen.

Belehrung über das Leben.

Abbreviatur des Daseins.

Die Griechen machten Sophocles zum Feldherrn, dafür wurde er auch geschlagen.

Der wissenschaftliche Krieg. — Gleichgültigkeit des Einzelnen und seine Pflicht. Das pflichtmässige Handeln wider die Menschlichkeit — wunderbar belehrender Conflikt. Der „Staat“ führt keine Kriege, sondern der Fürst oder der Minister, man muss nicht schwindeln mit Worten.

Der Sinn des Staates kann nicht der Staat, noch weniger die Gesellschaft sein: sondern Einzelne.

So verfährt die Natur, wie der Krieg verfährt, gleichgültig gegen den Werth der Einzelnen.

Ich weiss dass so wie ich in nicht langer Zeit viele Deutsche empfinden werden: das Bedürfniss frei von Politik, Nationalem, Zeitungen ihrer Ausbildung zu leben. Ideal einer Bildungs-Sekte.

[«]

32[63]

Ich halte es für unmöglich, aus dem Studium der Politik noch herauszukommen als Handelnder. Die greuliche Nichtigkeit der sämmtlichen Parteien, die kirchlichen mit eingeschlossen, ist mir deutlich. Heilung von der Politik ersehne ich: und Ausübung der nächsten bürgerlichen Pflichten in Gemeinden. In Preussen halte ich eine Repräsentativ-Verfassung für überflüssig: ja für grenzenlos schädlich. Sie impft das politische Fieber ein. Es muss doch Kreise geben, wie die Mönchsorden waren, nur mit einem weiteren Inhalt. Oder wie die Philosophenklasse in Athen. Die Erziehung durch die Staatserziehung ist zu verhöhnen.

[«]

32[64]

Ist Jemand mit einem Andern weder durch alte Schulden der Dankbarkeit noch durch Bundesgenossenschaft verknüpft und begehrt trotzdem dessen Hülfe — und dies ist gerade unser Fall: so hat er zweierlei zu beweisen: vor allem dass sein Gesuch dem Andern Vortheil oder mindestens keinen Nachtheil bringt und sodann:

dass man auf seine Dankbarkeit sicher rechnen dürfe. Gelingt es ihm nicht, über diese zwei Punkte jeden Zweifel zu heben: so hat er gar keinen Grund zum Zorne, wenn man seine Bitte abweist.

[«]

32[65]

Wagner's Natur.
Sein Kunstwerk.
Kampf gegen die Zeit.
Der berechtigte Widerstand.
Versuch eines Gewaltstreichs.

[«]

32[66]

Die Bedeutung, die Wagner der Kunst zuschreibt, ist nicht deutsch. Hier fehlt es selbst an einer dekorativen Kunst. Alle öffentliche Schicklichkeit für Kunst fehlt. Im Wesentlichen gelehrtenhaft oder ganz gemein. Hier und da vereinzelte Begierde zum Schönen. Musik steht einzig da. Aber selbst diese hat nicht vermocht, eine Organisation zu schaffen: nicht einmal, die importirte Theatermusik abzuhalten.

Jemand, der heute im Theater klatscht, schämt sich morgen darüber: denn wir haben unsern Hausaltar, Beethoven Bach — da bleicht die Erinnerung.

[«]

32[67]

Zur Zeit.

Die Natur ist nicht gut — Gegendogma gegen die falsche schwächliche Meinung und Verweltlichung.

Der Sinn des Lebens liegt nicht in der Erhaltung der Institutionen, oder in deren Fortschritt, sondern in den Individuen. Diese sollen gebrochen werden.

Wenn einer die Aufgabe der Gerechtigkeit übernimmt, so lehrt ihn das Dasein seine Bedeutung.

Nicht möglichst bequem und erträglich ist das Leben einzurichten, sondern streng. Auf jede Weise ist an dem metaphysischen Sinne festzuhalten.

Die grosse Haltlosigkeit der Dinge erleichtert uns die Belehrung. Es ist nichts zu schonen, die Wahrheit ist zu sagen, mag dabei herauskommen, was da wolle.

Unsre Aufgabe, aus all den Verdunkelungen und Halbheiten wieder herauszukommen und über das Dasein uns nicht zu betrügen. Denn die ganze Menschheit ist jetzt einer Verflachung verfallen (natürlich die religiösen Parteien inbegriffen. Auch die Ultramontanen, denn sie vertheidigen mit Unredlichkeit einen mythischen Ausdruck als sensu proprio wahr und wollen ihre äussere Macht festhalten).

Das Goethische Hellenenthum ist erstens historisch falsch, und sodann zu weich und unmännlich.

Die Gefahr der Erschlaffung ist nicht da: die Gerechtigkeit ist eine der schwersten Verpflichtungen, und das Mitleid ein grosser Stimulator.

Wenn unsere Aufgabe wäre, über das Leben möglichst hinwegzugleiten, da gäbe es Recepte, das Goethische zumal.

Es ist schön die Dinge zu betrachten, aber schrecklich sie zu sein.

Das freiwillige Leiden der Wahrhaftigkeit, die persönlichen Verletzungen auf uns nehmen.

Das Leiden ist der Sinn des Daseins.

Die vielen Flausen, in die wir eingehüllt sind, insofern die Dunkelheit über unser eigenes Wesen, täuschen uns auch über den Sinn des Lebens: derselbe Muth, der dazu gehört sich selbst zu kennen, lehrt auch das Dasein ohne Flausen anzusehn: und umgekehrt.

[«]

32[68]

Metaphysik der Cultur.

Alles, was diesem Leben einen metaphysischen Sinn unterlegt, ist zu fördern.

Das Religiöse nicht mehr rein, sondern versetzt möglich.

Woher der Drang nach Erziehung, Kenntnissen usw.? Die Vortheile für den Kampf des Daseins?

Unsterblichkeit des Genius, des Dranges nach dem Genius.

[«]

32[69]

Bach<’s> und Händel’s Sinn ist Deutsch.

[«]

32[70]

Die Deutschen haben die Kleinstaaterei nicht ausgehalten, demüthig, feige und innerlich reich.

Sollten sie die Grossstaaterei aushalten können! dünkelhaft, innerlich hohl.

[«]

32[71]

Deutsche Cultur.

Niemand hat bis jetzt grosse Ziele der deutschen Cultur gesteckt.

Gefahr des politischen Sinnes.

Als mächtige Nation haben wir eine ungeheure Verpflichtung: voranzugehen! Es ist gar nicht möglich, sich so schneckenhaft abzuschliessen.

Das politische Übergewicht ohne das eigentlich menschliche Übergewicht ist die grösste Schädigung.

Man muss suchen, das politische Übergewicht wieder gut zu machen. Sich zu schämen seiner Macht. Sie auf das Heilvollste zu benützen.

Alle glauben, die Deutschen dürften ausruhen in ihrer moralischen und intellectuellen Überlegenheit.

Man meint wohl, dass jetzt eben Zeit für etwas Andres ist, für den Staat. Bisher für die „Kunst“ usw. Dies ist ein schmähliches Missverständniss; es sind Keime da für die herrlichste Entwicklung des Menschen. Diese sollen zu Grunde gehen zu Gunsten des Staates! Was ist denn ein Staat!

Das Zeitalter der Gelehrten ist vorbei. An ihre Stelle müssen die Philalethen treten. Ungeheure Macht.

Die einzige Art, die jetzige deutsche Macht richtig anzuwenden, ist die ungeheure Verpflichtung zu begreifen, die in ihr liegt. Eine Erschlaffung der Culturaufgaben machte diese Macht zu der grässlichsten Tyrannei.

[«]

32[72]

Zeit.

— Vernichtung der Aufklärung.

— Wiederherstellung vom metaphysischen Sinn des Daseins.

— Feindschaft gegen das Christenthum, weil es dasselbe übersieht.

— Gegen die Gedanken der Revolution.

— Nicht auf Glück gerichtet: die „Wahrheit“, nicht im bequemen Ausruhen, sondern heroisch und hart.

— Gegen die Überschätzung des Staates, des Nationalen. J<acob> B<urckhardt>.

Der missverstandene Schopenhauer.

Liebelos oder nur kurz in seiner Liebe.

[«]

32[73]

Erziehung des Philosophen.

Durch frühe Reisen gegen das Nationale abzustumpfen.

Die Menschen kennen, wenig lesen.

Keine Stubenkultur.

Den Staat und die Pflichten einfach zu nehmen. Oder auszuwandern.

Nicht gelehrtenhaft. Keine Universitäten.

Auch keine Geschichte der Philosophie; er soll für sich die Wahrheit suchen, nicht um Bücher zu schreiben.

[«]

32[74]

Nehmen wir an, es sei gegenwärtig eine recht schwache Generation solcher Philosophen — aber eine bessere wird es nicht an der Universität aushalten.

[«]

32[75]

Universitätsphilosophie
im Dienst der Theologen
der Historie (Trendelenburg).
Der Philosoph als Gelehrter unter Gelehrten.
Kein Vorbild.
Er darf kein Amt haben.
Wie kann man junge Leute in der Philosophie examiniren.
Ihre Jugend und Erziehung für ihren Beruf.

[«]

32[76]

1) Es giebt gar nicht soviel als der Staat braucht — daher Verschlechterung, zu jung usw.

2) Diese sind an Institutionen der Gelehrsamkeit eingeordnet.

3) Diese sollen jeden Jüngling unterrichten, der will, und zu bestimmten Stunden, wohl gar in bestimmten Disciplinen.

4) Diese sind durch die Theologie gehemmt.

5) Ebenfalls durch den Staatszweck.

6) Sie sollen gelehrt sein und die Geschichte (und Urtheil) einer Wissenschaft kennen.

7) Soll man überhaupt junge Menschen vor aller Erfahrung damit einweihen (oder verderben)? examiniren?

Griechische Jünglinge waren erfahrener.

8) Dürfen sie eigentlich sagen: folgt mir nach und lasst alles hinter euch? Das würde weder Staat noch Universität erlauben.

9) Sie stehen nicht im Leben und sind deshalb ohne Erfahrung. Das sind so viele feindliche Bedingungen, dass das Geschlecht auch wirklich verkrüppelt ist.

Daraus entsteht: Missachtung der Philosophie.

Diese merkend werden sie böse und suchen den wahren Philosophen um keinen Preis gelten zu lassen. Tückisch arbeiten sie in ihrer Ecke, Kameradschaft usw.

Einige achtungswerthe Gelehrte ausgenommen: doch selbst diese sind eben Gelehrte und keine Vorbilder; ihre historischen Arbeiten werden doch von Philologen besser gemacht: so ist die griechische Philosophie immer noch von dem Fluch der Langweiligkeit zu befreien: lest lieber Laertius, wie die Vorfahren.

Auch ist ihr Gehalt kein eigentliches Honorar, kein Ehrensold, sondern sie sind verkauft auf Bedingungen hin: somit ist es eigentlich keine freie Vergünstigung von Seiten des Staates.

[«]

32[77]

Zum Capitel IV.

Unterschied vom Menschen Rousseaus. Er will nicht weltliches Glück, er erstrebt es auch nicht für die Menschen.

<Unterschied vom Menschen> Goethe's. Er will sich nicht hinwegtäuschen über das Leben; er will auch nicht für sich allein, in einem edlen Egoismus, leben.

Widerspruch gegen die Zeit durch seine Wahrhaftigkeit
gegen die gute Natur
gegen die Aufklärung
gegen das entartete Christenthum
gegen die Gedanken der Revolution
gegen die Überschätzung des Staates

gegen das Historische
gegen die Hast.
Herstellung des metaphysischen Sinns.
Die verzerrten Bilder des Schopenhauerischen Menschen
nach der Seite des Mephistopheles hin, ohne Güte
nach der bequemen Seite Goethe's zu, Reiz am neu und anders Erkannten, ohne Folge.
Abwesenheit des Heroischen. Schluss.

[«]

32[78]

Worin bestehen die Leiden der Wahrhaftigkeit?
Man vernichtet sein Erdenglück.
Man muss den Menschen, die man liebt, feindlich sein.
Man muss die Institutionen, an die man durch Sympathie geknüpft ist, enthüllen und preisgeben.
Man wird häufig ungerecht sein im Streben nach Gerechtigkeit.
Man darf die Individuen nicht schonen und leidet mit ihnen.
Wie oft ist unsre Gesinnung nicht rein, durch Hass und Hohn getrübt.
Oft wird man Institutionen zu schützen scheinen und als Bundesgenosse von Verächtlichen gelten.

Die Gesinnung der Wahrhaftigkeit
rein, unpersönlich
nicht kalt und wissenschaftlich
sich selbst immer preisgebend
ohne Nörgelei und Griesgrämigkeit
mit Bewusstsein über die Leiden, die daraus entspringen.

[«]

32[79]

Glaube an einen Gott und einen Erlöser ist eben auch nur mythologisches Beiwerk und hat mit dem Wesen einer Religion nichts zu thun.

[«]

32[80]

Capitel V. Deutsche Cultur.

Jede grosse Macht enthält eine grosse Schuld.

Deshalb grosse Verpflichtungen, grosse Ziele.

Es ist gar nicht erlaubt, so für sich hinzuleben und die andern leben zu lassen.

Ganz falsch zu sagen, jetzt werden die Deutschen politisch, vordem aesthetisch.

Die Deutschen haben ein Ideal gesucht, in ihrem Luther; die deutsche Musik, höher als alles, was wir von Cultur wissen.

Das Suchen darnach sollte aufhören, weil sie die politische Macht haben? Gerade die Macht (ihrer Bosheit wegen) sollte sie stärker als je dorthin führen.

Er muss seine Macht zu seinem hohen Culturziele anwenden.

Die Verweltlichung zu bekämpfen.

Der Kampf gegen die katholische Kirche ist ein Aufklärungsakt, nichts Höheres, und stärkt sie unverhältnissmässig: was gar nicht zu wünschen war. Natürlich hat sie im Allgemeinen Recht. Wenn Staat und Kirchen sich gegenseitig auffressen wollten!

Die Adoration des modernen Staates kann geradezu die Vernichtung jeder Cultur herbeiführen.

Der metaphysische Sinn des Daseins ist auch der Sinn jeder Cultur.

Dagegen stellt man die Aufgabe der Eleganz und der Verhübschung!

[«]

32[81]

Teleologie Schopenhauer's unter den Deutschen.

Der Genius und der Sinn des Lebens.

Die Wahrhaftigkeit als Brücke zu einer Cultur.

Solche Menschen brauchen die Kunst.

[«]

32[82]

Perser: gut schiessen, gut reiten, nicht borgen und nicht lügen.

[«]

32[83]

Gemeinsame Feinde der Cultur und des metaphysischen Sinns — Aufklärung Revolution Natur usw. Deshalb gehören sie zusammen.

Ende der Aufklärungsbildung, die dem Metaphysischen feindlich ist: und der Renaissance, die das Alterthum nicht recht kannte wie Goethe.

In voller Blüthe steht die Musik. Wie unendlich höher ist Beethoven als Goethe!

Deren Sinn von Schopenhauer verstanden.

Problem der neuen Cultur.

Frage, ob diese national ist?

Was die Deutschen jetzt als nationale Kultur ersehnen: Eleganz.

Dubois-Reymond.

[«]

[33 = Mp XIII 4, 1–5. Januar–Februar 1874]

33[1]

Wenn für Goethe das Dichten eine Art Auskunftsmittel für einen verfehlten Malerberuf war, wenn man von Schillers Dramen als von einer versetzten Volksberedtsamkeit reden kann, so mag es auch recht sein, in Wagner als Urbegabung die schauspielerische anzunehmen, der es versagt war, sich auf dem nächsten Wege zu befriedigen, und die in der Heranziehung aller andern Künste zu einem großen schauspielerischen Ideale ihre Auskunft und ihre Rettung findet.

[«]

33[2]

Das Publicum, welches in unsern Theatern sitzt, ist für die verschiedenen Künste des Theaters sehr verschiedenartig und ungleichmäßig ausgebildet; der Grad seines Wissens und Fühlens ist für die Musik ein anderer, als für die Schauspielkunst, und wieder ein anderer für die dramatische Dichtkunst. Wagner beobachtete frühzeitig das, was auf dieses Publicum wirkt, und setzte zur Erklärung dieser Wirkungen voraus, daß jenes Publicum immer aus dem Innersten heraus und gleichsam aus der einen Wurzel seines Wesens seine Neigung und Abneigung äußere. Er suchte also die Quelle der Wirkungen hinter den verschiedenen Ausbildungen in dem lebendigen Kerne der Individuen. Bei dem Anblick einer Oper nahm er z.B. instinktiv an, daß kein Zuhörer seinen Musikgenuß von dem Genuß des Dramas und der schauspielerischen Kunst abtrennen könne und daß der Effekt, den die ganze Oper macht, aus einer Menge von einzelnen Effekten zusammen addirt sei, zu denen jede Kunst eine völlig gleiche Zahl beigesteuert habe. Später wurde ihm diese Rechnung durch eine große Schauspielerin in Verwirrung gebracht, die Schröder-Devrient steigert eine unbedeutende Musik und ein oberflächliches, marionettenhaftes Theaterstück durch ihr Spiel zu der Wirkung tragischer Größe; aber sofort steigert sich auch das Ideal Wagners, und seine

Rechnung kommt wieder in’s Gleiche dadurch, daß er sich die Frage stellt, welche Höhe wird erst die Wirkung erreichen können, wenn einer solchen Künstlerin die Größe der Musik und überhaupt das ganze Drama entspricht.

[«]

33[3]

Was Goethe von sich gesagt hat, konnte auch Wagner von sich sagen: „Ich habe niemals einen präsumptuöseren Menschen gekannt, als mich selbst; und daß ich das sage zeigt schon, daß wahr ist, was ich sage. Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dachte ich, ich hätte es schon; man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst. Und doch war ich gerade dadurch nur ein Mensch, wie andere, aber daß ich das über meine Kräfte ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich blos von einem wahrhaft wahnsinnigen.“ So zweifelte auch Wagner nie daran, das zu können, was ihm gefiel; sein Geschmack und sein Können wuchsen zusammen. Was auf ihn stark wirkte, das wollte er auch machen; von seinen Vorbildern verstand er auf jeder Stufe nicht mehr, als er auch nachmachen konnte.

[«]

33[4]

Wagner ist eine gesetzgeberische Natur. Er übersieht viele Verhältnisse auf einen Blick und ist nicht im Kleinen befangen. Er ordnet alles nach großen Maaßen; man wird ihn immer falsch beurtheilen, wenn man ihn nach einer Einzelheit beurtheilt, sowohl in der Musik, als im Drama, als sogar in seinen Staats- und Gesellschaftsansichten.

[«]

33[5]

Von seinen frühsten Werken könnte man sagen, die Musik darin ist nicht viel werth, die Poesie auch nicht, das Drama auch nicht, die Schauspielkunst ist oft nur naturalistische Rhetorik, aber alles ist eins und auf einer Höhe und hat darin seine Größe. Es wäre möglich, daß Wagner der Denker gleich hoch stünde, wie Wagner der Musiker und Dichter.

[«]

33[6]

Das frühste Problem Wagners ist: warum bleibt die Wirkung aus, da ich sie empfange. Dieß treibt ihn zu einer Kritik des Publikums, der Gesellschaft, des Staates. Sein Instinkt führte ihn zuerst dahin, zwischen Künstler und Publicum das Verhältniß von Subjekt und Objekt vorauszusetzen. Seine Erfahrung zeigt ihm, daß das Verhältniß leider ein ganz anderes ist, und er wird zum Kritiker seiner Zeit.

[«]

33[7]

Wagners Begabung ist ein aufwachsender Wald, kein aufwachsender Baum. Seine stärkste Kraft ist die, die Einheit im Verschiedenen zu fühlen, und zwar außer sich, als Künstler, und in sich, als Individuum. Sein Auge ist von Natur auf die Beziehung der Künste zu einander, auf die Verbindung von Staat, Gesellschaft und Kunst gerichtet.

[«]

33[8]

In mancher Folge von Harmonien Wagners <em>pfinde ich etwas angenehm Widerstrebendes, w<ie> beim Drehen eines Schlüssels in einem complicirt<en> Schlosse. Man wundert sich, wie gesetzmäßig der <Wider>stand nachläßt.

[«]

33[9]

Das Rhythmische und Gesetzmäßige zeigt sich bei Wagner nur in den Maaßen der größten Dimension, im einzelnen ist er oft gewaltsam und unrhythmisch.

[«]

33[10]

Wagner hat sich so gewöhnt in verschiedenen Künsten gleichzeitig zu empfinden und zu schaffen, daß er sich für vereinzelte Künste oft ganz unempfindlich oder ungerecht zeigt. In der Periode seiner größten theoretischen Strenge hat er sogar das Recht jener vereinzelten Künste geleugnet, und aus jener Zeit stammen viele Mißhelligkeiten mit seinen Zeitgenossen.

[«]

33[11]

Die eine Eigenschaft Wagners ist Unbändigkeit und Maaßlosigkeit. Er steigt immer bis auf die letzten Sprossen seiner Kraft, seiner Empfindung, und glaubt dort erst in der freien Natur zu sein. Seine andere Eigenschaft ist eine außerordentliche schauspielerische Begabung, die gehemmt und versetzt ist, und sich auf andern Wegen als auf den ersten und nächsten Bahn brechen muß. Zum Schauspieler fehlt ihm Gestalt, Stimme und die nöthige Beschränktheit.

[«]

33[12]

Die Heiterkeit Wagners ist das Sicherheitsgefühl dessen, der von den größten Gefahren, Ausschreitungen und Ekstasen zurückgekehrt ist, zurück in’s Begrenzte und Heimische. Alle Menschen, mit denen er umgeht, sind solche begrenzte Abschnitte aus seinem eigenen grenzenlosen Laufe (wenigstens empfindet er nichts mehr an ihnen); deshalb kann er mit ihnen heiter und überlegen gütig verkehren, sind doch alle Leiden, Nöthe, Bedenken derselben im Vergleiche zu den seinigen wunderliche Spiele.

[«]

33[13]

Keiner unserer großen Musiker war in seinem achtundzwanzigsten Jahre noch ein so schlechter Musiker wie er.

[«]

33[14]

Im Tannhäuser suchte er eine Reihe von verschiedenen ekstatischen Zuständen als Äußerungen eines Individuums zu motiviren. Er meinte wohl damals, daß sich erst in diesen Zuständen der natürliche und freie Mensch offenbare. In den Meistersingern und in Theilen seiner Nibelungen kehrt er freiwillig zur Selbstbeherrschung und Selbstbegrenzung zurück. Er ist darin größer, als in dem früheren ekstatischen Sichgehenlassen.

[«]

33[15]

Wagner ist ein Mensch, dessen sittliche Natur durch die immer stärkeren Forderungen seines Kunsttriebes disciplinirt wird. Seine Natur theilt sich allmählig, wie ein Stamm in Äste auseinandergeht; neben Tannhäuser, Walther, Siegfried treten Sachs und Wotan. Er lernt den Mann zu begreifen, und lernt dieß sehr spät. Tannhäuser und Lohengrin sind Spiegelungen eines Jünglings. Die Jugend Wagners ist die eines vielseitigen Dilettanten, aus dem nichts Rechtes werden will. Ich habe aber selbst in den letzten Jahren zwei oder dreimal den unsinnigen Zweifel in mir gefühlt, ob Wagner überhaupt musikalische Begabung habe.

[«]

33[16]

Er hat Staat, Gesellschaft, Tugend, Begabung der Völker und überhaupt alles an seiner Kunst gemessen; in unbefriedigtem Zustande wünschte er wohl, daß diese ganze moderne Welt zu Grunde gehe. Er entladet sich selbst seiner Schwächen, wenn er sie <einma>l erkannt hat, dadurch, daß er diese der modernen <Welt> zuschiebt. Er glaubt an die Güte der menschlichen <Natu>r, vorausgesetzt, daß sie frei waltet, und führt alle <Schlec>htigkeit auf Knechtschaft und Hemmung zurück. <Um> auch als Künstler frei zu sein, lief er in Dresden seinem Amte davon, denn er wollte durchaus nicht mehr dienen und benutzte die Revolution, um als Hof-Kapellmeister sich unmöglich zu machen.

[«]

[34 = U II 6. Frühjahr–Sommer 1874]

34[1]

Schopenhauer als Erzieher und Zuchtmeister
der Deutschen.

Frühjahr 1874.

[«]

34[2]

Der werdende Philosoph Siegfried.

[«]

34[3]

Abnahme der Religiosität seit dem Alterthum.

Wahrscheinlich wird es ein paar Jahrhunderte später gar nicht mehr rein vorkommen, sondern immer inkrustirt.

Ermüdung an den Symbolen.

[«]

34[4]

Der Mensch Schopenhauers:
freiwillig leidend
nicht schonend

tragisch — denn er muss hier und da ungerecht sein, er muss die Menschen, die er liebt, verletzen

er lebt wahr — und so wirkt er mit, wie das Leben, auf die andern, befreiend und den metaphysischen Sinn des Lebens predigend.

[«]

34[5]

Was hat er in der Cultur zu thun?

Jede Verweichlichung des Daseins wird von ihm bekämpft. Eleganz kann er nicht meinen.

Er begreift, vermöge seiner Wahrhaftigkeit, den Sinn der Cultur: immer wieder die Menschen zu erzeugen, die das Leben metaphysisch verstehn.

[«]

34[6]

Wie unterstützt man die Genesis des philosophischen Genius? Reisen, Freiheit vom Nationalen. Nicht durch Philosophieprofessuren.

[«]

34[7]

Schilderung der Zeit: ob hoffnungslos, hat für Schopenhauer keinen Sinn. Indem er wahr ist, stellt er die ursprüngliche Natur her und den Sinn des Lebens. Es giebt keine Hoffnung auf Erdenglück: genug, wenn die Menschen vermöge jener Wahrhaftigkeit es sich eingestehn, dass das nie möglich war. Der Sinn des Lebens für das Individuum ist immer derselbe, zu jeder Zeit. Er soll hoffnungslos sein, in Beziehung auf Glück: aber hoffen, dass er selber noch den Sinn des Lebens besser begreife. — Die Reinigung der Cultur gilt ihm vor allem als Wahrhaftigkeit gegen wahre Bedürfnisse, nicht aber Schönheit und Glanz des Lebens.

[«]

34[8]

Schopenhauer erzog sich selbst gegen die Zeit, und im Kampfe mit ihrem Bewusstsein bekämpfte er sich selbst. So strebt er zu seinem Kerne zurück, dort wo er Genius ist, und die Menschheit in ihrer höchsten Kraft erkennt. Von da aus, spricht er über das Dasein, als Genius und Verklärer der Welt, über die Welt — und nennt ihren Unwerth, selbst den des Genius. — Er ist vorbildlich, in der Art, wie er zu sich und damit über sich hinaus kommt. Jeder ist im Grunde Genius, insofern er einmal da ist und einen ganz neuen Blick auf die Dinge wirft. Er vermehrt die Natur, er zeugt mit diesem neuen Blick.

[«]

34[9]

Wie die Perser erzogen wurden: mit dem Bogen zu schiessen und die Wahrheit zu sagen.

[«]

34[10]

Plan.

Einleitung des 4. Capitels. Seite links.
Dann die Zeitschilderung.
Die drei Bilder.
Die Entartungen des Schopenhauerischen Menschen. J<acob> B<urckhardt> usw.

[«]

34[11]

Eine gewisse Art von Stoicismus bei den Deutschen, aus Phlegma, p. 392, Parerga II.

[«]

34[12]

Die Freiheit des Willens im Esse — derer sich bewusst werden? Vielleicht ist es ein Glück, dass die Meisten es nicht werden (da ihr Esse so böse ist).

[«]

34[13]

Ich bin fern davon zu glauben, dass ich Schopenhauer richtig verstanden habe, sondern nur mich selber habe ich durch Schopenhauer ein weniges besser verstehen gelernt; das ist es, weshalb ich ihm die grösste Dankbarkeit schuldig bin. Aber überhaupt scheint es mir nicht so wichtig zu sein, wie man es jetzt nimmt, dass bei irgend einem Philosophen genau ergründet und an’s Licht gebracht werde, was er eigentlich im strengsten Wortverstande gelehrt habe, was nicht: eine solche Erkenntniss ist wenigstens nicht für Menschen geeignet, welche eine Philosophie für ihr Leben, nicht eine neue Gelehrsamkeit für ihr Gedächtniss suchen: und zuletzt bleibt es mir unwahrscheinlich, dass so etwas wirklich ergründet werden kann.

[«]

34[14]

Wie kehrt man nun von solchen Augenblicken einer erhabenen Vereinsamung wieder in das sogenannte Leben zurück? Wie erträgt man’s nur! Es ist ein Gefühl, als ob man eben gewacht hätte: und gleich darauf stürzen sich mit hundert Ringeln und Windungen die Träume wie ein Schlangengewimmel auf die Seele los: und schon vom Traume erfasst verändert sich jenes Gefühl zum umgekehrten, nämlich als ob wir eben geträumt hätten und jetzt erwacht wären.

[«]

34[15]

Das, was Cultur heißt, besteht aus den Einwirkungen und Zusammenwirkungen von Staat, Erwerbenden, Formenbedürftigen, Gelehrten. Diese haben sich in einander hineingelebt und sind nicht mehr in Fehde. Großer Lärm und scheinbarer Erfolg.

Nur daß die eigentliche Probe nie bestanden wird: die großen Genien sind gewöhnlich in Fehde dagegen. Man denke an Goethe und die Gelehrten, Wagner und die Staatstheater. Schopenhauer und die Universitäten: es wird offenbar nicht zugegeben, daß die großen Menschen die Spitze sind, derentwegen alles andre da ist. — Die Bedingungen für die Entstehung des Genius haben sich gar nicht verbessert, sondern verschlimmert. Allgemeiner Widerwille gegen die originalen Menschen. Sokrates hätte nicht bei uns 70 Jahr alt werden können.

[«]

34[16]

Nun glaube ich nicht sehr an den ganzen Bestand dieser modernen Welt. Es kann da mancherlei eintreten. Deshalb wollen wir nichts verhehlen, sondern die Wahrheit so lange heraussagen, als man es nicht verhindert und den Glauben an die Metaphysik der Cultur. Jedenfalls muß noch einiges im Verlauf der Zeit einmal geschehen und sich verändern. Ob eine Institution zu finden ist? — Jedenfalls sind erst die Begriffe zu reinigen und manche Institution zu verbessern. Die Menschheit muß lernen, sorgsamer mit ihren edelsten Produkten umzugehen.

[«]

34[17]

Die Originalität zu unterstützen wird den Menschen außerordentlich schwer.

[«]

34[18]

Daß die Erzeugung einzelner großer Exemplare
die ungeheure Arbeit und Rastlosigkeit der Menschen
Es kostet Überwindung, noch mehr als Einsicht, — — —

[«]

34[19]

Wenn ich jetzt also noch einmal gedrängt ausdrücke, was die Schopenh<auerische> Philosophie als Erzieherin für mich war und ist, so thue ich dies in — — —

[«]

34[20]

Über das, was einer in solchen Augenblicken einer erhabenen Vereinsamung gelernt hat, hat niemand das Recht, in den gleichen Ausdrücken zu reden, mit denen Schopenhauer selbst seine Erfahrungen darstellt, und welche sein versiegeltes Eigenthum sind und bleiben sollen; und noch mehr empört es, in trocknen spindeldürren Auszügen, etwa in Abrissen der Geschichte der Philosophie, jenen Worten zu begegnen, zu denen das Alltags-Leben und der Alltagskopf nun einmal keinen Zugang finden wird. Vielmehr sollte als Gesetz gelten: jeder hat nur dann ein Recht, seine inneren Erfahrungen auszusprechen, wenn er auch seine Sprache dafür zu finden weiss. Denn es ist wider den Anstand und im Grunde auch gegen die Rechtschaffenheit, mit der Sprache der grössten Geister umzugehen, als sei sie kein Eigenthum und als läge sie auf der Strasse.

[«]

34[21]

Denn vor nichts warnt uns gerade die Schopenhauerische Philosophie mehr als vor dem Verschleiern und Vernebeln jener tauben unbarmherzigen, ja bösen Urbeschaffenheit des Daseins: durch nichts erregt sie das schaudernde Gefühl des Erhabenen mehr, als dass sie uns in die höchste und reinste Alpen- und Eisluft trägt, um uns in den granitnen Urschriftzügen der Natur lesen zu lassen. Wer es hier nicht aushält und wem die Kniee zittern, der mag nur schnell wieder in die Weichlichkeit seiner Verklärungsbildung hinabflüchten.

[«]

34[22]

Deshalb rasen sie in ihrer Feindschaft gegen jeden, welcher gleich Schopenhauer dieses ihr Bedürfniss erkennt und wie eine Bremse auf ihren Nacken sitzt; da zeigen sie Gebärden und Mienen, so roh und unbändig, dass ihnen oft genug die Larve der „Eleganz“ und der „schönen Form“ abfällt. Kommt aber gar ein ganzes Heer von solchen Bremsen über sie, so ist es mit ihrer „Cultur“ völlig vorbei: denn sobald sie sich nicht mehr im Zaume halten und die künstliche Selbstbeherrschung verlieren, hört überhaupt ihre Macht auf: weil sie, sobald der hässliche Inhalt entblösst wird, Niemanden mehr belügen können.

Darauf kommt aber Alles an, dass dieser hässliche Inhalt des Menschen im Bewusstsein bleibe

Gerade auf diesen Inhalt richten nun jene Wahrhaftigen ihr Auge — — —

[«]

34[23]

Die überlegene Güte und Menschlichkeit unserer Seelen und die Überlegenheit des modernen Intellectes.

Nicht dass man daran glaubt: aber man soll daran zu glauben scheinen.

Auf einen Fehlschluss geht die Absicht jener After-Cultur hinaus: die „schöne Form“ soll für den „guten Inhalt“ gutsagen; es soll durchaus so scheinen, dass der moderne Mensch mit sich zufrieden und glücklich lebe, also dass er, da die älteren Zeiten sehr unzufrieden mit sich waren, über diese nicht nur durch Kraft des Intellects, sondern auch durch natürliche Güte und Menschlichkeit weit hinaus gekommen sei.

Vielmehr lässt man der eignen begehrlichsten Selbstsucht freien Lauf, bis zu fieberhafter Ausschweifung, wie sie kaum irgend eine Zeit gekannt hat — aber immer gepanzert mit der ganzen modernen Wissenschaft und bereit, alles was geschieht philosophisch sittlich zu erläutern und zu verklären.

Überhaupt ist „verklären“ jetzt das beliebteste Verfahren bei Dingen, die nicht reinlich sind: Staat Krieg Geldmarkt Ungleichheit der Menschen.

[«]

34[24]

Jeder Augenblick des Lebens will uns etwas sagen, aber wir wollen nicht hören; wir fürchten uns, wenn wir allein und stille sind, dass uns etwas in das Ohr geraunt werde — und so hassen wir die Stille und betäuben uns durch Geselligkeit. Der Mensch weicht nach Kräften dem Leiden aus, aber noch mehr dem Sinne des erlittenen Leidens, in immer neuen Zielen sucht er das dahinten-Liegende zu vergessen. Wenn der Arme und Geplagte sich gegen das Schicksal aufbäumt, welches ihn gerade an diese rauheste Küste des Daseins warf, so weicht er dem tiefen Auge aus, das ihn aus der Mitte seines Leides fragend ansieht: als ob es sagen wollte: ist es dir nicht leichter gemacht, das Dasein zu begreifen? Selig sind die Armen! — Und wenn die scheinbar Beglückteren thatsächlich von der Unruhe und Flucht vor sich selbst verzehrt werden, um die natürliche böse Beschaffenheit der Dinge, des Staates zum Beispiel oder der Arbeit oder des Eigenthums, durchaus nicht zu sehen — wem könnten sie Neid erregen!

[«]

34[25]

Wenn man zum Beispiel an das grausame Gesetz der „Arbeit“ denkt, unter welchem die gesammte Masse der Menschheit, mit zählbaren Ausnahmen, sich verzehrt — — —

So redet man überall mit — — —

[«]

34[26]

Es ist ein und derselbe Trieb, der den Armen und Unterdrückten aufbäumen lässt gegen den Druck, als der den Staat oder die Reichen so unmenschlich macht: sie wollen durchaus nicht die Nutzanwendung machen. Der Staat fürchtet diese Gesinnung; er will sie durch seine Cultur möglichst ausrotten; die Staatskunst muss unterhalten und verführen. Er umgürtet sich mit den „Gebildeten“.

Beschreibung meiner „Gebildeten“. Er findet sich in allen Ständen, bei allen Graden von Unterrichtetheit. Tiefe Begierde nach Wiedergeburt als Heiliger und

Genius. Einsicht in das gemeinsame Leid und die Täuschung. Scharfe Witterung für das Gleichartige und die Gleichartig-Leidenden. Tiefe Dankbarkeit gegen die wenigen Erlöser.

[«]

34[27]

Alles Handeln muss allmählich gefärbt werden von der Überzeugung, dass unser Leben abzubüssen ist. „Segen der Arbeit!“ das ist die süsse Gewohnheit, die Freude, dass man etwas fertig bringt und dergleichen. Aber der Sinn ist: sich im Leben zu erhalten und doch nicht aus Lust am Leben; sondern jeder ist gern bereit im Augenblick zu sterben. Aber die Lection steht nicht in unserer Hand: wir dürfen sie nicht beliebig abschliessen.

[«]

34[28]

Überhaupt aber: wie hohl und hungrig muss eine Seele geworden sein, um sich eine solche widerliche Nahrung gefallen zu lassen, wie sie ihr jetzt vorgeworfen wird.

[«]

34[29]

Und wirklich ist es ziemlich gleichgültig, ob jemand hierin einen guten oder schlechten „Geschmack“ zeigt: so lange er nämlich mit der Kunst nur als „Schmeckender“ zu thun hat, ist und bleibt sie eine recht verächtliche Sache und schickt sich nicht für ernst-thätige und leidende Menschen. Wenn ich das Geschrei nach „schöner Form“, nach „Eleganz“ höre, wie es unsre Kunstschriftsteller jetzt anstimmen, so klingt es mir nicht viel anders, als ob ein Indianer darnach schreit, tätowirt zu werden, oder sich einen Ring durch die Nase wünscht.

[«]

34[30]

Die Alten suchten das Glück und die Wahrheit — beschränken wir uns darauf, die Unwahrheit überall zu suchen und das Unglück in den Dingen.

[«]

34[31]

Er will alles erkennen.
Er giebt sich selbst preis und nimmt sich nicht zu wichtig.
Er will nicht nur unterhalten sein, wie der Goethe'sche Mensch.
Er hofft nicht mehr, wie der Mensch Rouss<eau's> (denn das, was er hofft, ist unaussprechbar und hat mit einer Veränderung der menschlichen Einrichtungen nichts zu thun. Es kommt wenig darauf an, ob die Menschen sich so oder so verhalten).
Endlich, er sagt es den Menschen und verschweigt nicht. Rückwirkung der Wahrhaftigkeit gegen sein Werdendes.
Neues Ideal des theoretischen Menschen. Er betheiligt sich an dem Staat usw. nur noch zum Spiele. Dies die höchste menschliche Möglichkeit — alles in Spiel aufzulösen, hinter dem der Ernst steht.
Musik — Schopenhauer erkennt ihr Wesen.
Traum, in den schon das wache Leben hineinspielt.

[«]

34[32]

Schopenhauer hat uns an etwas erinnert, was wir fast vergessen hatten und jedenfalls vergessen wollten: dass das Leben des Einzelnen nicht darin seine Bedeutung haben kann, historisch zu sein, in irgend einer Gattung zu verschwinden und in den grossen und wechselnden Configurationen von Nation Staat Gesellschaft, in den kleineren von Gemeinde und Familie. Wer nur historisch ist, hat das Leben als Lection nicht verstanden und wird sie wieder lernen müssen. Gar zu gern möchte der Mensch es sich erleichtern und glauben, damit dem Dasein genug gethan zu haben, dass er um die grossen Fahrzeuge sich bemüht und immer auf der

Oberfläche bleibt. Er will nicht in die Tiefe. Aber alle diese Allgemeinheiten entfremden dich dir selbst, auch unter dem Namen der Kirchen Wissenschaften. In dir wird das Räthsel des Daseins aufgegeben: niemand kann es dir lösen, du selbst allein. Der Mensch entflieht dieser Aufgabe, dadurch dass er sich an die Dinge hingiebt. — Dreht er nun die Betrachtung um, sieht er sich in seinem Elend, so erkennt er auch das Lügnerische aller dieser Allgemeinheiten. Er hofft von ihnen nichts mehr: sondern alles, was er hofft, ist, dass alle Menschen die Lection des Lebens richtig verstehen. Er wird sich betheiligen müssen an Staat usw., aber ohne leidenschaftliche Ungeduld: von aussen kann ihm ja nichts kommen. Es wird ihm immer mehr zum Spiel. Er ahnt als die seligste Periode, wenn die Völker nur noch zum Spiel Völker und Staaten sind, nur zum Spiel Kaufleute und wissenschaftliche Menschen — mit Überlegenheit über dies alles. Es giebt die Musik, welche dies erklärt: wie alles nur Spiel, im Grunde nur Seligkeit sein kann. Deshalb ist sie die verklärende Kunst, metaphysisch durch und durch.

[«]

34[33]

Die Welt kann gar nicht besser sein als der Mensch: denn wie existirt sie, nur als menschliche Empfindung.

[«]

34[34]

Was hätten wir an uns zu bewundern, was bliebe uns fest! Alles ist gering. Wahrheit gegen sich ist das Höchste, was wir von uns erreichen: denn die meisten beschwindeln sich. Mit einer herzlichen Selbstverachtung kommen wir auf unsre Höhe: wir sehen, wie die Dinge und Producte solcher Menschen etwas Verächtliches sind, und lassen uns nicht mehr durch Massen täuschen.

Pessimismus. — Tiefe der Selbstverachtung: das Christenthum zu eng.

Warum sollte Zerstören ein negatives Geschäft sein! Wir räumen unsre Beklemmungen und Verführungen hinweg.

[«]

34[35]

Die alten Philosophen suchten nach dem Glück des Einzelnen: ach sie konnten es nicht finden, weil sie es suchten. Schopenhauer sucht nach dem Unglück: und es ist der höchste Trost, dass ein Solcher eigentlich das Unglück nicht finden kann, weil er es sucht: so verschiedenartig belohnt das Suchen.

[«]

34[36]

Capitel 3/4. Er ist der Genius der heroischen Wahrhaftigkeit. Durch das Capitel über die Gefahren ist bewiesen, wie er sich selbst erzogen hat. Doch wodurch hat er dies erreicht?

Durch das Bestreben, wahr zu sein.

Es ist ein auflösendes, vernichtendes Bestreben; doch das Individuum wird dadurch gross und frei. Vielleicht dass er äusserlich daran zu Grunde geht, nicht innerlich.

Capitel 4. Schopenhauer als befreiender Zerstörer in seiner Zeit. Nichts verdient mehr Schonung. Alles ist halb und morsch.

Capitel 5. Ebenso steht er zur deutschen Cultur. Der befreiende Zerstörer.

Capitel 6. Fortsetzung seines Werks. Dazu ist Erziehung einer Generation der Philalethen nöthig. Wie wird sie erzogen?

[«]

34[37]

Jeder Philosoph ist einmal für sich, sodann für Andere Philosoph: dieser Doppelheit der Beziehungen kann er gar nicht ausweichen. Selbst wenn er sich streng von seinen Mitmenschen absonderte, so müsste doch eben diese Absonderung ein Gesetz seiner Philosophie sein; sie würde zur öffentlichen Lehre, zum sichtbaren Beispiel. Das eigenthümlichste Product eines Philosophen ist sein Leben, es ist sein Kunstwerk und als solches eben sowohl dem, welcher es schuf, wie den andern Menschen zugekehrt. Der Staat, die Gesellschaft, die Religion, ja Ackerbau und Gartenkunst — alle können fragen: was ist mir dieser Philosoph?

Was kann er uns geben, was nützen, was schaden? — So fragt nun auch, in Betreff Schopenhauers, die deutsche Cultur.

Ich nenne ihn, auch in dieser wichtigen Rücksicht, einen Erzieher der Deutschen. Wie sehr sie aber gerade eines solchen bedürfen, ist mir nach dem französischen Kriege von Stunde zu Stunde deutlicher geworden: obwohl ein Scharfsichtigerer diese allerneuesten Belehrungen gar nicht erst nöthig gehabt hätte. „Wir müssen von den Franzosen lernen“ — aber was? „Eleganz!“ Das scheint die Belehrung zu sein, welche die Deutschen aus jenem Kriege allesammt mit nach Hause genommen haben. Vor dem wurde dieser Ruf noch ziemlich selten gehört: obwohl es genug Litteraten gab, die eifersüchtig nach Paris hinüberblinzelten. Die Eleganz Renan’s zum Beispiel liess zuerst die Feder Straussens und neuerdings die des Theologen Hausrath nicht schlafen.

[«]

34[38]

4. Soviel über Schopenhauer als Erzieher von Menschen.
5. von Deutschen.
6. von Philosophen.

[«]

34[39]

Diese Thätigkeit des Philosophen steht nicht für sich, sie gehört in einen Cyclus.
Cultur. Hauptcharacter.
Die Afterkultur.
In Dienst genommen
  vom Erwerb
  vom Staate.
Schöne Form, täuschen.
Grundstimmung, aus der die wahre Cultur hervorwächst.

[«]

34[40]

Das ist ein Ideal, davor fühlt sich der Einzelne beschämt. Wie bringt er sich dazu in ein natürliches thätiges Verhältniss? Wie ist der Weg zur Erziehung zu finden?

Diese seine Stimmung benützt die verweltlichte Cultur, ihre Ziele sind näher und belasten das Individuum nicht so.

Der metaphysische Sinn der wahren Cultur ist festzustellen. Erster Satz der Erziehung.

Die Erzeugung des Genius ist die praktische Aufgabe.

[«]

34[41]

Ein Ideal:

Einwurf: es nöthigt in einer doppelten Art zu leben, es wird keine verbindende Thätigkeit gefunden.

Die Consequenteren ziehen sich auf ein niedrigeres Ziel zurück.

Dagegen: es gehört in einen Kreis von Idealen, Cultur.

Jenes niedrigere Ziel ist keine Stufe auf dem Wege, sondern ein andrer feindseliger Standpunkt.

Bei der Grösse des Bildes zweierlei Gefahren:

1) das grosse Ziel wird preisgegeben (abgeirrte Cultur)

2) das Ziel wird festgehalten, aber keine Thätigkeit gefunden, die uns damit verbindet. Die schwächeren Naturen unterliegen: deshalb ist Schopenhauer nur etwas für die Thätigsten.

Bedeutung der abgeirrten Cultur.

Versuch, Pflichten aus dem vollen Begriffe derselben abzuleiten.

In einzelnen Augenblicken steht man darin.

Es ist nöthig die niedere Stufe zu finden, auf der wir wirklich stehen können, wo wir nicht taumeln.

[«]

34[42]

Aber das sind Rückfälle und Merkmale der philosophischen Neulingschaft und Jugend: und es muss möglich sein, männlicher und beharrlicher, ohne diese blendenden Abstände von Finsterniss und Licht, von Wachen und Traum, zu leben: dergestalt dass mein Blick von der Natur der Dinge kalt und leuchtend zur eignen Natur zurückkommt, nicht zu etwas Neuem und Anderem, sondern nur zu einem einzelnen Beispiele, an dem wenig gelegen ist und das, je weniger es geachtet wird, immer mehr verschwindet. Ist erst einmal dieses Ich an uns zusammengeschmolzen, und leiden wir nicht mehr oder fast nicht mehr als Individuen, sondern als das Lebendig-Bewusste überhaupt, dann ist auch jene Verwandlung eingetreten, auf die alles Spiel des Werdens nie verfällt, und der Mensch geboren, zu dem sich die Natur hindrängt, um sich in seinem Spiegel zu betrachten.

[«]

34[43]

Anfang.

Gerade dieses Problem will ausführlicher betrachtet werden: wie hielt es Schopenhauer in seiner Zeit aus, ohne irgend einen Versuch zu machen, ihr Reformator zu sein?
Und hat nicht die Schwäche der modernen Zeit sein Bild des Lebens abgeschwächt?
Gegen 1) Er ist der befreiende Zerstörer. Der Freigeist.
Gegen 2) Er setzt sich als Genius ein gegen die Schwäche der Zeit und kennt so die Natur in ihrer ganzen Kraft.

[«]

34[44]

Letztes Capitel.

Wie erziehn wir den Philosophen?
Den, welcher Gerechtigkeit zu seinem Panier macht!

[«]

34[45]

Odysseus opferte, um die Schatten — — —

Lasst uns dem Geiste Schopenhauers ein ähnliches Opfer bringen, indem wir sagen: Philosophia academica delenda est.

[«]

34[46]

Ils se croient profonds et ne sont que creux.

[«]

34[47]

(II) Capitel.
Verwunderung, wie Schopenhauer überhaupt zu Stande kam und existiren konnte.
Gefahren: von Kant her.
  Vereinsamung.
  Klima der deutschen Bildung.
  Innerster Conflict: la Trappe und Genius. (In diesem Gefühl der Beschränktheit liegt seine Grösse, sie hat gar nichts mit der Zeit zu thun: ein allzeitiger Conflict.)
Beispiel: Schritt von Kant zu Schopenhauer im Leben.
  Überwindung des Gelehrten.
  Überwindung des Romantischen.
  Ergänzung des klassischen Ideals.
  Anspornende Verachtung seiner Zeit.
(III) Capitel. Hat er Erfolg gehabt?
Wo er zu erwarten ist: a) in Betreff der Philosophie, Universität.
Cap. IV b) Erkenntniss und Correctur der Zeit.
Cap. V c) deutsche Nutzanwendung: Genesis des Genius.

[«]

34[48]

Als Schriftsteller: ehrlich
heiter
männlich (nie greisenhaft) und nicht gefühlvoll, er klagt nicht.

[«]

[35 = Mp XIII 3. Frühjahr–Sommer 1874]

35[1]

Es giebt eine ethische Aristokratie, in die niemand hineinkommen kann, wer nicht schon in und zu ihr geboren ist.

Nun ist beobachtungswerth, wie in dieser gehandelt wird.

Man wirft der Schopenh<auerischen> Ethik vor, daß sie keine imperativische Form habe, ja diese eingeständlich zurückweise.

[«]

35[2]

Die Sphaere der Wahrheit fällt aber nicht zusammen mit der des Guten.

[«]

35[3]

Der Tiefsinn, der sich mit Kraft, hart, derb, fordernd äussert, ist besonders zu verehren: während er meist bei den Deutschen nebelhaft weichlich schwimmend gewahrt wird. Muthige Gelehrte sind eine Seltenheit. Thätige und harte Denker sind noch seltener in Deutschland.

[«]

35[4]

Aristipp sagte, der vornehmste Nutzen, den er von seiner Weltweisheit hätte, wäre, dass er mit jedem frei und offenherzig redete. —

Ariston sagte — ein Bad und eine Rede, die nicht reinigen und säubern, sind zu nichts nütze.

[«]

35[5]

Die Philosophie
in
Bedrängniss.

Vorläufiges und Einzelnes.

[«]

35[6]

Goethe „Freunde, treibt nur Alles mit Ernst und mit Liebe, die beiden stehen dem Deutschen so schön, den ach so vieles entstellt“.

[«]

35[7]

Es ist schrecklich zu denken, dass wenn man den Deutschen von Mangel an Cultur spricht, sie heraushören, man werfe ihnen Mangel an Eleganz vor.

[«]

35[8]

Schopenhauer unter den Deutschen. Was hat gerade hier sein Erscheinen zu bedeuten? Was bedeutet in einem Volke, in dem die Philosophie zu Grunde geht, die Jugend Schopenhauers? Was hat die Philosophie unter Deutschen für einen Sinn?
Er hätte sehr gut unter Italiänern geboren werden können: siehe Leopardi.

Leopardi „nur er (der Gedanke der Schönheit) vermag zu mindern
des Schicksals Schuld, des harten,
das fruchtlos hier auf Erden
so viel zu dulden giebt uns Menschenkindern,
und nur durch ihn zuweilen
kann edlen Seelen auch, nicht bloss gemeinen
das Leben süsser als der Tod erscheinen.“

[«]

35[9]

Es sind vielleicht nicht Viele, welche das Bild dieses Schopenhauerischen Menschen als ein Ideal empfinden und gelten lassen.

[«]

35[10]

Ein mystisches Ideal und ein gefährliches obendrein! dieser Schopenhauerische Mensch — werden die Ängstlichen und Alltäglichen sagen; was geht er uns an? —

[«]

35[11]

Schopenhauer ist einfach und ehrlich, er sucht keine Phrasen und keine Feigenblätter, sondern sagt einer in Unehrlichkeit verkümmerten Welt „seht, das ist wieder einmal der Mensch!“ Welche Kraft haben alle seine Conceptionen, der Wille (der uns mit Augustin, Pascal, den Indern verbündet), die Verneinung, die Lehre vom Genius der Gattung; er hat in der Darstellung keine Unruhe, sondern die helle Tiefe des Sees, der unbewegt ist oder leicht seine Wellen schlägt, während die Sonne über ihm liegt. Er ist grob wie Luther. Er ist bis jetzt das strengste Muster eines deutschen Prosaschreibers, keiner hat es so ernst mit der Sprache und der Pflicht, die sie auferlegt, genommen. Wie viel Würde und Grösse <er> hat, kann man e contrario sehen, wenn man seinen Nachahmer Hartmann sieht (der sein eigentlicher Gegner ist). Seine Grösse ist ausserordentlich, wieder dem Dasein ins Herz gesehen zu haben, ohne gelehrtenhafte Abziehungen, ohne ermüdendes Verweilen und Abgesponnenwerden in der philosophischen Scholastik. Das Studium der Viertelsphilosophen nach ihm ist nur deshalb anziehend, um zu sehen, wie sie sofort auf die Stelle gerathen, wo das gelehrtenhafte Für und Wider, wo Grübeln, Widersprechen, aber nichts weiter, vor allem nicht zu leben erlaubt ist. Er zertrümmert die Verweltlichung, aber ebenso die barbarisirende Kraft der Wissenschaften, er erweckt das ungeheuerste Bedürfniss, wie Sokrates der Erwecker eines solchen Bedürfnisses war. Was die Religion war, ist vergessen gewesen, ebenso welche Bedeutung die Kunst für das Leben hat. Schopenhauer steht zu allem in Widerspruche, was jetzt als Cultur gilt: Plato zu allem, was damals in Griechenland Cultur war. Er ist vorausgeschleudert.

[«]

35[12]

5.

Der Philosoph als der wahre Widersacher der Verweltlichung, als der Zerstörer jedes scheinbaren und verführerischen Glücks und alles dessen, was ein solches Glück verspricht, der Staaten, Revolutionen, Reichthümer, Ehren, Wissenschaften, Kirchen unter den Menschen — dieser Philosoph muss, zum Heile von uns Allen, noch unendliche Male wiedergeboren werden; mit der Einen gebrechlichen Erscheinung desselben in Schopenhauer ist es nicht gethan. Aber er bleibt für alle kommenden Zeiten Eins: der bedeutendste Erzieher und Erleichterer jener nicht zahlreichen Menschen, welchen, bis zu irgend einem Grade, jener heroische Sinn der Wahrhaftigkeit und zugleich, als Werkzeug dafür, Scharfsinn und Weitblick eingeboren ist. Gewiss sind noch viele andersartige Offenbarungen derselben weltfeindlichen und unzeitgemässen Grundgesinnung möglich, volksthümliche, bildlichere, liebevollere, sprechendere — und nicht wenige davon mag gerade unsere Zeit, im Zustande der hastigsten besinnunglosesten Verweltlichung und zugleich an der Grenze der schrecklichsten Gefahren für alles Weltenglück, noch im Schoosse tragen. Diesen ganzen noch möglichen Cyclus von Offenbarungen mit Einem Worte zu benennen — wem möchte das möglich sein, ohne Missverständnisse zu wecken? Aber immerhin: ich will den Name „Cultur“ aussprechen und in demselben jenen ganzen werdenden Cyclus verstanden wissen.

Das Ziel dieser kommenden Cultur liegt nicht in dieser Welt, und gleichfalls weisen die grössten Äusserungen vergangner Culturen auf ein unaussprechbares Ende hin und waren welt- und werdefeindlich. Erzwingt sich nicht jedes wahre Kunstwerk ein Bekenntniss, mit dem der Satz des Aristoteles Lügen gestraft wird? Ist es nicht die Natur, welche die Kunst nachahmt? Stottert sie nicht mit der Unruhe ihres Werdens etwas nach, in unzureichender Sprache und in immer neuen Versuchen, was der Künstler rein ausspricht? Sehnt sie sich nicht nach dem Künstler, dass er sie von ihrer Unvollkommenheit erlöse? Goethe war es, der das übermüthig tiefsinnige Wort sprach „ich habe es oft gesagt und werde es noch oft wiederholen, die causa finalis der Welt- und Menschenhändel ist die dramatische Dichtkunst. Denn das Zeug ist sonst absolut zu nichts zu brauchen." Will nicht jede Cultur den einzelnen Menschen heraus aus dem Stossen, Schieben und Zermalmen des historischen Stromes nehmen und ihm zu verstehen geben, dass er nicht nur ein historisch begrenztes, sondern auch ein ganz und gar ausserhistorisch-unendliches Wesen sei, mit dem alles Dasein begann und aufhören wird? Ich mag es nicht glauben, dass dies der Mensch sei, was da mit trübem Fleisse durch das Leben kriecht, lernt, rechnet, politisirt, Bücher liest, Kinder zeugt und sich zu sterben legt — das ist wohl nur eine Insectenlarve, etwas Verächtliches und Vergängliches und ganz und gar Oberfläche. So zu leben heisst nur auf eine schlechte Art zu träumen. Nun ruft der Philosoph und der Künstler dem, der also träumt, ein paar Worte zu, Worte aus der wachen Welt; werden sie den unruhigen Schläfer wecken? Selten genug: gewöhnlich hört er auch in diesen Tönen nichts, was seinen Traum zerstörte, er webt sie mit hinein und vermehrt die Unklarheit und das Gedränge seines Lebens.

So giebt es eine Art von abgeirrter Cultur, welche welt- und werdefreundlich ist und emsig beflissen, den Menschen recht streng im Bereiche seiner historischen Existenz einzuschliessen. Durch sie soll gerade die Aufgabe gelöst werden, die geistigen Kräfte einer Generation so weit zu entbinden, dass sie mit ihnen den bestehenden Institutionen, Staat, Verkehr, Kirche, Gesellschaft, am nützlichsten werden kann: aber nur soweit: wie ein Waldbach durch Dämme und auf Gerüsten theilweise abgeleitet wird, um mit der kleineren Kraft Mühlen zu treiben, während seine volle Kraft die Mühle mit fortreissen würde. Jenes Entbinden ist zugleich und noch viel mehr ein in-Fesseln-Schlagen. Wenn die grossen historischen Gewalten den Versuch wagen und zugestehn, die im Grunde weltfeindliche Cultur mit sich zu versöhnen, so verstehen sie unter Versöhnung immer nur dies Abdämmen und Wegleiten des Bachs auf ihre Mühlen. Ist dies gelungen, wie es dem modernen Staat gelungen, so nimmt man hinterdrein das heftigste und wortreichste Bemühen wahr, dieser in Dienst genommenen, geschwächten und weltfreundlich gewordnen Cultur ein Sonder- und Einzelrecht zu erkämpfen, als ob gerade nur sie und nichts sonst Cultur sein dürfe: sie selbst, diese missgebrauchte Cultur, kräht am lautesten, weil sie sich schuldig weiss und von ihrem Wesen abgefallen ist. So ist das Christenthum, eine der wundervollsten Einzeloffenbarungen und Ausdrucksweisen jener unerschöpflich ausdrucksfähigen weltfeindlichen Cultur, allmählich in hundertfacher Weise benutzt worden, um die Mühlen der Weltmächte zu treiben und wurde deshalb bis in die Wurzeln hinein verheuchelt und verlogen; und selbst sein letztes Ereigniss, die deutsche Reformation, wäre nichts als ein plötzliches Aufflackern und Verlöschen gewesen, wenn sich nicht von seinem Brande die Weltstaaten, der päpstliche und der deutsche voran, neue Kräfte und Flammen gestohlen hätten. Wenn jetzt noch christliche Theologen sich gebärden, als ob die moderne Staatskultur mit dem Christenthume versöhnt werden müsste, so handelt es sich nur um Worte: denn das Christenthum existirt gar nicht mehr anders als in der Form jener Staatskultur.

Und die Kunst des Tages? Sie soll gerade die moderne Art zu leben, rechtfertigen, als Abbild ihrer hastigen und überreizten Verweltlichung, als ein immer bereites Zerstreuungs- und Auseinanderstreuungsmittel, unerschöpflich in der Abwechslung des Reizenden und Prickelnden, gleichsam der Gewürzladen des ganzen Occidents und Orients, für jeden Geschmack eingerichtet, ob ihm nun nach Wohl- oder Übelriechendem, nach Sublimirtem oder Bäurisch-Grobem, nach Griechischem oder Chinesischem, nach Trauerspielen oder dramatisirten Zoten gelüstet. Und wirklich ist es ziemlich gleichgültig, ob jemand hierin einen guten oder schlechten „Geschmack“ zeigt. So lange er nämlich mit der Kunst nur als Schmeckender zu thun hat, ist und bleibt sie eine eitle und verächtliche Sache und schickt sich nicht für den Ernst-thätigen und -leidenden. Wenn ich das Geschrei nach „schöner Form“, nach Eleganz höre, wie es unsre Kunstschriftsteller jetzt anstimmen, so klingt es mir nicht viel anders als ob ein Indianer darnach schreit, tätowirt zu werden, oder sich einen Ring durch die Nase wünscht.

Ähnliche Wünsche scheinen die Deutschen aus ihrem letzten Kriege mit Frankreich allesammt nach Hause gebracht zu haben. Jener Krieg war für viele die erste Reise in die elegantere Hälfte der Welt; wie herrlich nimmt sich nun die Unparteilichkeit des Siegers aus, welcher es nicht verschmäht, bei dem Besiegten sich sein „Cultur“ zu holen. Besonders das Kunsthandwerk wird immer von Neuem wieder auf den Wetteifer mit dem gebildeteren Nachbar hingewiesen, die Einrichtung des deutschen Hauses soll der des französischen angeähnlicht werden, selbst die deutsche Sprache soll, vermittelst einer nach französischem Muster gegründeten Akademie, „gesunden Geschmack“ sich aneignen und von dem bedenklichen Einflusse gereinigt werden, welchen Goethe auf sie ausgeübt hat. Unsere Theater haben längst, nicht durch Worte, wie jener Berliner Akademiker Dubois-Reymond, sondern durch Thaten bewiesen, dass sie von einem gleichen Triebe nach jenem „gesunden Geschmack“ und nach der französischen Eleganz beseelt sind. Selbst der elegante deutsche Gelehrte ist erfunden: nun, da ist ja zu erwarten, dass Alles, was sich bis jetzt jenem Gesetze der Eleganz nicht recht fügen wollte, deutsche Musik, Tragödie und Philosophie, allmählich als „undeutsch“ oder, wie man wohl sagt, als „reichsfeindlich“ bei Seite geschafft wird. Die Reichsfreundschaft hat die Eleganz — nun Gott segne beide! — Oder, um einmal deutsch zu reden, der Teufel hole die erste, wenn sie uns den ekelhaften Begriff der Eleganz einimpfen will. Wahrhaftig, es wäre kein Finger für die deutsche Cultur zu rühren, wenn der Deutsche unter der Cultur, die ihm noch fehlt und die er sich erwerben soll, nichts weiter verstünde als Gefälligkeit, noch deutlicher, eine gewisse Tanzmeister- und Tapezierer-Erfindsamkeit, wenn er sich auch in der Sprache nur noch nach einer akademisch gutgeheissenen Regel und gemäss der Anforderung an Manierlichkeit bewegen wollte. Höhere Ansprüche kann aber der letzte Krieg und die Vergleichung mit den Franzosen kaum hervorgebracht haben; vielmehr scheint sich der Deutsche den alten Verpflichtungen gewaltsam entziehn zu wollen, welche seine wunderbare Begabung, der eigenthümliche Schwer- und Tiefsinn seiner Natur ihm auflegt; lieber möchte er einmal gaukeln, Affe sein; lieber lernte er Manieren und Künste, wodurch das Leben verhübscht wird, nicht solche, wodurch es verklärt und durchleuchtet wird. Man kann den deutschen Geist gar nicht mehr schänden, als wenn man ihn behandelt als ob er von Wachs wäre, so dass man ihm eines Tages auch die Eleganz ankneten könnte. Und wenn es leider wahr ist, dass ein guter Theil der Deutschen sich gern derartig kneten und formen lassen will, so soll doch dagegen so oft gesagt werden, bis man es hört: bei euch wohnt sie gar nicht mehr, jene deutsche Art, die zwar hart, herbe und voller Widerstand ist, aber ein köstlicher Stoff, an dem nur die grössten Künstler arbeiten dürfen, weil sie allein seiner werth sind. Was ihr in euch habt, ist ein weichliches breiiges Material: macht damit, was ihr wollt und besonders was ihr könnt, formt lächerliche Puppen und nationale Götzenbilder daraus und nehmt dann selber vor ihnen elegante Gebetsstellungen an — es wird auch hierin bei Richard Wagner’s Wort verbleiben „der Deutsche ist eckig und ungelenk, wenn er sich manierlich geben will; aber er ist erhaben und allen überlegen, wenn er in das Feuer geräth.“ Und vor diesem deutschen Feuer haben die Eleganten allen Grund, sich sehr in Acht zu nehmen, es möchte sie sonst eines Tages fressen, sammt allen ihren Puppen und Götzenbildern. —

Aber um nicht von den Deutschen allein zu reden: soweit ist es überhaupt und überall mit jener Afterkultur, der welt- und werdefreundlichen, gekommen, dass sie äusserlich Manierlichkeit und neueste Moden, innerlich hastigste Kenntniss und Ausnützung des Ephemeren, ja des Augenblicklichen verlangt: und nichts sonst! Sie verkörpert sich folglich in dem verruchten Wesen des Journalisten, des Sclaven der drei M: des Moments, der Meinungen und der Moden; und je mehr Einer mit jener Cultur verwandt ist, um so ähnlicher wird er dem Journalisten sehen. Nun ist es gerade das Werthvollste an der Philosophie, immerfort die Gegenlehre alles Journalistischen zu lehren, um den Menschen davor zu behüten, dass er den Augenblick zu wichtig nehme und von ihm fortgerissen werde. Ihre Absicht ist vielmehr, den Menschen für alle Schläge und Plötzlichkeiten des Schicksals gleich fest hinzustellen und gegen jede Überraschung zu wappnen. So ist sie die grösste Feindin jener Hast, jenes athemlosen Erfassens des Augenblicks, jener Übereile, die alle Dinge zu grün vom Zweige bricht, jenes Rennens und Jagens, das den Menschen jetzt Furchen in's Gesicht gräbt und alles, was sie thun, gleichsam tätowirt. Als ob ein Trank in ihnen wirkte, der sie nicht mehr ruhig athmen liesse, stürmen sie fort, in unanständiger Sorglichkeit: so dass freilich der Mangel an Würde allzu peinlich in die Augen springt und nun wieder eine lügnerische Eleganz nöthig wird, mit der die Krankheit der würdelosen Hast maskirt werden soll. Denn so hängt jene modische Gier nach der „schönen Form“, wie es heisst, mit dem hässlichen Inhalt des jetzigen Menschen zusammen: jene soll verstecken, dieser soll versteckt werden, „Gebildet sein“ heisst nun: sich nicht merken lassen, wie elend und schlecht man ist, wie raubthierhaft im Streben, wie unersättlich im Sammeln, wie eigensüchtig und schamlos im Geniessen. So entsteht die entsetzliche Stufenleiter: je mehr Geld, desto mehr Bildung, oder anders ausgedrückt: je mehr Begierde und Wildheit, desto mehr Verstellung und Politur. Wer das Dasein um jeden Preis bejahen will, muss sich so stellen, als ob er selbst die wohlschmeckende und anmuthige Frucht jenes Baumes und als ob überhaupt das Dasein bejahenswerth sei; denn dadurch verführt er andere zu einem gleichen Glauben. So lange der Reiche sich auf das Kunststück der „schönen Formen“ versteht, wird auch der Arme darnach trachten, reich zu werden.

Mehrmals ist mir schon, wenn ich Jemandem die Abwesenheit einer deutschen Cultur vor Augen stellte, eingewendet worden „aber jene Abwesenheit ist ja ganz natürlich, denn die Deutschen sind bisher zu arm gewesen: lassen Sie unsre Landsleute nur erst reich werden, dann werden sie auch eine Cultur haben!“ Mag der Glaube immerhin selig machen: diese Art des Glaubens macht mich unselig, weil ich fühle, dass jene deutsche Cultur, an deren Zukunft hier geglaubt wird — die des Reichthums, der Politur und der manierlichen Verstellung — das feindlichste Gegenbild der deutschen Cultur ist, an die ich glaube. Gewiss, wer unter Deutschen zu leben hat, leidet sehr an der berüchtigten Grauheit ihres Lebens und ihrer Sinne, an der Formlosigkeit, dem Stumpf- und Dumpfsinn, an der Plumpheit im zarteren Verkehr, noch mehr an der Scheelsucht und einer gewissen Verstecktheit und Unreinlichkeit des Characters; es schmerzt und beleidigt ihn die überhand nehmende Lust am Falschen und Unächten, am Übel-Nachgemachten, an der Übersetzung des guten Ausländischen in ein schlechtes Einheimisches: aber ganz und gar ekelhaft ist es zu denken, dass alle diese Krankheiten und Schwächen grundsätzlich nie geheilt werden, sondern immer nur überschminkt werden sollen — durch eine solche Luxus-Cultur, wie sie der unmenschliche Reichthum zu allen Zeiten um sich ausgebreitet hat, um sich den Anschein der Menschlichkeit zu geben. Eine solche Cultur wird über das gemeine und thierische Gesicht einer wilden Daseinsgier wie ein Schleier gehängt: gewoben aus Scheinreligionen, Scheinkünsten, Scheinwissenschaften, Scheinphilosophien, [+ + +]

[«]

35[13]

Schopenhauer spricht einmal den Satz aus, dass man allemal wohl thut, hinter seiner Zeit zurückzubleiben, wenn man sieht, dass sie selbst im Zurückschreiten begriffen ist.

[«]

35[14]

Ich pflege deshalb als die Wurzeln dieser jetzigen gesammten zeit- und werdefreundlichen Cultur zweierlei zu betrachten und zu unterscheiden: einmal die üppige Richtung der Gesellschaft auf Erwerb und Besitz, sodann die kluge Selbstsucht des modernen Staates. Erdenglück: so heisst in beiden Fällen der Köder, mit dem die Cultur in das Netz gelockt wird; der reiche und mächtige Mensch, die freie Persönlichkeit, der Culturstaat — das sind die Verheissungen, mit denen unsre Zeitgenossen betrogen werden sollen. Dass es sich nämlich hier um Betrug handelt, überkommt uns sofort wie eine Offenbarung, wenn wir nur einen Augenblick in jene Höhle niedergestiegen sind, in welcher wir die Wurzeln der ächten, weltfeindlichen Cultur sehen können.

Die tieferen Menschen haben zu allen Zeiten gerade deshalb Mitleid mit den Thieren gehabt, weil sie am Leben leiden und doch nicht die Kraft besitzen, den Stachel des Leidens wider sich selbst zu kehren und ihr Dasein metaphysisch zu verstehn; und es empört im tiefsten Grunde, das sinnlose Leiden zu sehen. Deshalb entstand nicht nur an einer Stelle der Erde die Vermuthung, dass die Seelen schuldbeladner Menschen in diese Thierleiber gesteckt seien und dass jenes auf den nächsten Blick empörende sinnlose Leiden vor der ewigen Gerechtigkeit sich in lauter Sinn und Bedeutung, nämlich als Strafe und Busse, auflöse. Wäre aber eine härtere Strafe zu ersinnen, als dergestalt unter Hunger und Begierde als Thier zu leben und gar nicht zur Besonnenheit über das Leben zu kommen, als Raubthier zum Beispiel von der nagendsten Qual durch die Wüste gejagt zu werden, selten befriedigt und auch dies nur so, dass die Befriedigung zur Pein wird, im zerfleischenden Kampfe mit andern Thieren oder durch ekelhafte Gier und Übersättigung. So blind und toll am Leben zu hängen, um keinen höheren Preis, ferne davon zu wissen, dass und warum man so gestraft wird, sondern gerade nach dieser Strafe wie nach einem Glücke mit der Dummheit einer entsetzlichen Begierde zu lechzen — das heisst Thier sein; und wenn die Natur sich zum Menschen hindrängt, so fühlt sie, dass er zu ihrer Erlösung nöthig ist und dass in ihm das Dasein sich einen Spiegel vorhält, auf dessen Grunde das Leben nicht mehr sinnlos, sondern in seiner metaphysischen Bedeutsamkeit erscheint. Doch wo hört das Thier auf, wo fängt der Mensch an! Solange jemand nach dem Leben wie nach einem Glücke verlangt, hat er den Blick noch nicht über den Horizont des Thieres hinausgehoben, nur dass er mit mehr Bewusstsein will, was das Thier im blinden Drange sucht — das heisst, wir verbringen Alle den grössten Theil unsres Daseins in der Thierheit, wir selbst sind die Thiere, welche sinnlos zu leiden scheinen.

Aber es giebt Augenblicke, wo die Wolken zerreissen und wo wir uns, sammt aller Natur, zum Menschen hindrängen. Schaudernd blicken wir, in jener plötzlichen Helle, um uns, rückwärts: wir sehen die verfeinerten Raubthiere rennen, uns mitten unter ihnen. Die ungeheure Bewegtheit der Menschen auf der grossen Erdwüste, ihr Städte- und Staatengründen, ihr Kriege-führen, ihr rastloses Sammeln und Auseinanderstreuen, ihr Durcheinander-Laufen, von einander Ablernen, Ablisten, ihr gegenseitiges Überlisten und Niedertreten, ihr Geschrei in Noth, ihr Lustgeheul im Sieg — alles ist Fortsetzung der Thierheit: als ob der Mensch absichtlich zurückgebildet und um seine metaphysische Anlage betrogen werden sollte, ja als ob die Natur, nachdem sie solange den Menschen ersehnt und erarbeitet hat, nun vor ihm zurückbebte und lieber wieder zurück in die Unbewusstheit des Triebes wollte. Ach, sie braucht Erkenntniss, und ihr graut vor der Erkenntniss, die ihr eigentlich Noth thut; und so flackert die Flamme unruhig und gleichsam vor ihrer Aufgabe erschreckt, hin und her und ergreift tausend Dinge zuerst, bevor sie das ergreift, dessentwegen überhaupt die Natur der Erkenntniss bedarf. Wir wissen es Alle in einzelnen Augenblicken, wie die weitläuftigsten Anstalten unseres Lebens nur gemacht werden, um vor unserer eigentlichen Aufgabe zu fliehen, wie wir gerne irgendwo unser Haupt verstecken wollen, als ob uns dort unser hundertäugiges Gewissen nicht erhaschen könne, wie wir unser Herz an den Staat oder den Geldgewinn, die Wissenschaft, die Geselligkeit hastig wegschenken, bloss um es nicht mehr zu haben, wie wir selbst der schweren Tagesarbeit hitziger und besinnungsloser fröhnen, als nöthig wäre um zu leben — weil es uns nöthiger scheint nicht zur Besinnung zu kommen. Allgemein ist die Hast, weil jeder auf der Flucht vor sich selbst ist, allgemein auch das scheue Verbergen dieser Hast, weil man zufrieden scheinen will und die scharfsichtigeren Zuschauer über sein Elend täuschen möchte, allgemein das Bedürfniss nach neuen klingenden Wort-Schellen, mit denen behängt das Leben etwas Festlich-Lärmendes bekommen soll. Jeder weiss aus seiner Erfahrung, wie plötzlich sich mitunter unangenehme Erinnerungen aufdrängen und wie wir dann durch heftige Gebärden und Worte bemüht sind, sie uns aus dem Sinne zu schlagen — aber die allgemeine Gestalt unseres Lebens lässt errathen, dass wir uns immer in einem solchen Zustande befinden: was ist es doch, was uns so häufig anficht, welche Mücke lässt uns nicht schlafen? Es geht geisterhaft um uns zu, jeder Augenblick des Lebens will uns etwas sagen, aber wir wollen diese Geisterstimmen nicht hören. Wir fürchten uns, wenn wir allein und stille sind, dass uns etwas in das Ohr geraunt werde; und so hassen wir die Stille und betäuben uns durch Geselligkeit. Der Mensch weicht nach Kräften dem Leiden aus, aber noch mehr der Deutung des erlittenen Leidens, in immer neuen Zielen sucht er das dahinten Liegende zu vergessen. Wenn der Arme und Geplagte sich gegen das Schicksal aufbäumt, welches ihn gerade an diese rauheste Küste des Daseins warf, so will auch er sich nur betrügen: er mag nicht in das tiefe Auge hineinsehen, das ihn aus der Mitte seines Leidens fragend anblickt, als ob es sagen wollte: ist es dir nicht leichter gemacht, das Dasein zu begreifen? Jene scheinbar Beglückteren, die sich in Unruhe und Flucht vor sich selbst verzehren, um nur ja nicht die natürliche böse Beschaffenheit der Dinge, des Staates zum Beispiel oder der Arbeit oder des Eigenthums, zugeben zu [+ + +]

[«]

[36 = U II 7b. Mai 1874]

36[1]

Einleitung zu Plato. 1874.
Die antike Metrik.
Laertius Diogenes.
Über Homer.

[«]

36[2]

1874.
Schopenhauer.
Der Gelehrte.
1875.
Zwei Unzeitgemässe.
1876.
Eine Unzeitgemässe.

[«]

36[3]

Zu lesen:
2 Griechische Litteratur.
1 Encyclopadie.
1 Metrik.

[«]

[37 = U II 7c. P II 12a, 220. P II 12b, 59. 58. 56. Ende 1874]

37[1]

Abarten degenerare (Sohn vom Vater)
abätzen (die Weide) depascere
abbesolden
eine Sache zu grün abbrechen = übereilen
er bricht sich nichts ab = versagt sich nichts
die Zeit wird den Aberglauben schon abbringen
abbrüchig (Dat.) = nachtheilig
Licht abdäuben (dämpfen)
davon lässt sich nichts abdingen
alles, was man uns abdringt
Aberglauben und Abdünkel
einem etwas abeilen (eilends wegnehmen)
es gehet gegen den Abend
auf wahrscheinliche Vermuthungen ein Abenteuer wagen
abenteuernd
euer ganzes aberweises Jahrhundert
in Abfall und Verachtung kommen
die Regel muss einen Abfall leiden
nach ihm abgeformt
abgeführte und arglistige Köpfe
Fehl, Abgang und Gebrechen
abgängige Kleider (abgenutzt)
er gab einen Begleiter ab

das Feuer abgehen lassen
uns, denen nichts abgeht
abgelebte Tage
unser abgesagtester Feind
dir will ich leicht abgewinnen mit —
zerlumpt die Segel, Rippen abgewittert
er gewöhnte ihn von den Ausschweifungen ab
da wird ein Todter geschwind noch abgegossen
Abglimmen des Lichtes bei heiteren Abenden
das Glück war mir abgünstig
dass er ihnen nichts abhaben konnte
Spiess abhag abziehn = die Belagerung aufgeben
er hält gar nichts ab = aus
ich kam mir selbst abhanden
ich hange ganz von ihrem Willen ab
die Natur macht den Menschen abhängig zur Erde, das Gemüth wie eine schwere Bleiwage nach der Eitelkeit abhängig
bei abgehellter Luft
helfet mir der Marter ab
Abhub (ablatio ciborum)
ich lasse mir nichts abheucheln
den Zeugen vor Gericht abhören
allem Laster abhold
abkarten
abkaufen
sich von der Welt abkehren
das Jahr klingt ab, der Wind geht über die Stoppeln
abgeklaubte Formeln
als er seines Frostes ein wenig abgekommen war
abkräftige Kranke
er will sich keinen Heller von dem Gelde abkürzen lassen
nach abgelegter Reise
einen Besuch in der Nachbarschaft abzulegen

einen Brief von Basel ablassen
das Pferd läuft von der Strasse ab
ihm den Vortheil, den Preis ablaufen
du weisst dass bei Licht meine Augen immer mehr ablegen
ablenken
aller Wein muss erst abliegen, bevor man ihn trinken kann
ein versetztes Pfand ablösen
die Handgriffe abmerken
den Streit gütlich abmachen
was aber windfällig und wipfeldürr, mag man wohl abhauen
du kannst dich wohl von dem Schreiben einen Augenblick abmüssigen
die Regel aus der Analogie abnehmen
Bergleute müssen manchen Schurf vergebens werfen und viel Schächte abteufen
ich bin nicht in Abrede, dass
dass ich sie nicht recht gemahlet, sondern allein auf ein Papier schlecht abgerissen
er ist auf alle Bosheit abgerichtet
einen Absagbrief wider alle Zeitungsschreiber
das Glück sagt ihm ab und widerstehet ihm
eine Neigung, welche mit ihrem Alter einen starken Absatz machte
ein glücklicher Abscheid aus dieser Welt
wie leichtfertig hat jener Fürst seinen Dienern das abgebrochen und abgeschatzet
pfui welch ein Abscheu, welch ein Schreckbild!
aus der Abschilderung, die man mir von ihm gemacht
ich nehme keinen Abschlag an, keine vorläufige Bezahlung
jeden Gewaltstreich abschlagen
worauf kann er wohl sein Absehen richten? (haben)
seinen Vortheil schnell absehen
Tag und Nacht setzen so entschieden von einander ab
alte abgesetzte Wörter
es setzte einen grossen Streit ab
in gewisser Absicht, in Absicht der Wirkungen.

[«]

37[2]

Ebenmaass
echt ist richtig, nicht ächt
ehe ist falsch: eh zu schreiben
mit ehester Gelegenheit
augenfällig und eindrücklich
zu wilden und einöden Orten
er hat ein grosses Stück am Eis gebrochen.

[«]

37[3]

Werth des Lateinschreibens.
Das Übersetzen.
Grad und Art des Lesens.
Über Stilmuster.
Nutzen von Sammlungen.
Maass des Schreibens.
Das Sprechen und Hören.
Der logische Satz.
Über Schmuck.
Gesammtfärbung.
Entstehung einer Schrift — Einfälle.
Überzeugen — Belehren und andre Absichten.
artem tegere.
Freude am Schreiben als Gegengewicht gegen das Lesen.
Ob zuerst kleine oder grosse Form?
Die Gesammtproportion muss fühlbar sein.
Die Alten schrieben nicht von Natur gut.
Über Citate (sollen nicht die Farbe stören).
Enthaltung von Zeitungen (lesend schreibend).
Das Einfache ist das Schwerste und Letzte.
Das Individuelle muss erst heraus, dann ist es zu brechen.
Interpungiren, Gedankenstriche usw.

Erhaltung der Sprache nur an künstlerische Behandlung geknüpft.

[«]

37[4]

Übersetzen: aber Verse machen verdirbt einem die Sprache.
Nie sich scheuen, deutlicher zu sein als der Autor.
Das „zwischen Zeilen lesen“ ist in ein offneres Anspielungswesen zu übertragen.
Mitunter sieht man die weissen Knochen zu sehr bei Aristoteles (so gewiss auch die Magerkeit am Platz ist)
Aussichten auf die Zukunft der Sprache; es ist Zeit für lebenslange Arbeit an ihr.
Vom unglücklichen Gedanken an eine Akademie auszugehen —
Unsre Mittel und Wege zur Cultur zu kommen sind der Kraft und Gesundheit der Cultur feindlich.
Das Problem der Kunstprosa; zu einer gewissen Zeit nothwendig, als das einzige, was die Sprache noch erhält; aber ungeheurer Verlust einbegriffen.
Der Kampf um die Prosa (Schrift- und Redeprosa).
Die unmoralischen Bedingungen der einzelnen Dichtungsarten, z.B. Ungeduld des Zuhörers beim Drama: ebenso die intellectuellen Beschränktheiten, die zu jeder speziellen Kunst nöthig sind.
Zum Lesen: wir sind eine Zeit, deren Cultur an den Mitteln der Cultur zu Grunde geht.
Keller. Auerbach. Heine. Grimm.
Auerbach kann weder erzählen noch denken; er stellt sich nur so an. Dagegen ist er in seinem Elemente, wenn er in einer weichlichen geschwätzigen Rührung schwimmen kann; doch sind wir nicht gern in seinem Elemente.
Eine gute Schrift wird, wo sie wirkt, vergessen machen, dass sie litterarisch ist; sie wirkt als Wort und Handlung eines Freundes; wer möchte darüber etwas drucken lassen!
Der Niedergang der Bildung zeigt sich in Verarmung der Sprache; das Deutsch der Zeitungen ist eine κοινή bereits. Man kann der Sprache äusserlich aufhelfen (2. und 3. Jahrhundert n. Chr.).

[«]

37[5]

Die Armut der Sprache entspricht der Armut der Meinungen: man denke an unsre Litteraturzeitungen: wie wenig herrschende Ansichten! Zuerst glaubt man mit lauter Fachgelehrten zu thun zu haben, wenn das Urtheil über ein Buch gesprochen wird: jetzt sehe ich dahinter.

Die Nachtheile, die mit der Einheit einer Nation verknüpft sind, wie mit der Einheit einer Kirche; Segen des Kampfes. In der Concurrenz der Nationen verdorrt das widerhaarige trennlustige Deutschwesen in sich und wird nach aussen streitbar, üppig, genusssüchtig, gierig.

Wehe allen, die jetzt nach schönem Stile trachten: seid was ihr scheint und schreibt so!

Fünf Jahre pythagoreisches Nichtlesen.

Das Goethische Dictiren: sein Vortheil, dem Sprechen näher.

Der „schöne Stil“ ist eine Erfindung der Prunkredner.

„Warum sollte man sich mit der Sprache solche Mühe geben!“ Deutlichkeit genügt, wie Epikur meinte. Zu schildern, was vermöge dieses Princips der Deutlichkeit verloren geht. Ist denn der Mensch nichts als Logik?

[«]

37[6]

Aller Verkehr unter Menschen beruht darauf, dass der eine in der Seele des andern lesen kann; und die gemeinsame Sprache ist der tönende Ausdruck einer gemeinsamen Seele. Je inniger und zarter jener Verkehr wird, um so reicher die Sprache; als welche mit jener allgemeinen Seele wächst oder — verkümmert. Sprechen ist im Grunde ein Fragen des Mitmenschen, ob er mit mir die gleiche Seele hat; die ältesten Sätze scheinen mir Fragesätze und im Accent vermuthe ich den Nachklang jenes ältesten Fragens der Seele an sich selbst, aber in einem andern Gehäuse. Erkennst du dich wieder? — dies Gefühl begleitet jeden Satz des Sprechenden; er macht den Versuch eines Monologs und Zwiegesprächs mit sich selbst. Je weniger er sich wieder erkennt, um so mehr verstummt er, und im erzwungenen Verstummen wird seine Seele ärmer und kleiner. Wenn man die Menschen nöthigen könnte, von jetzt ab zu schweigen: so könnte man sie zu Pferden und Seehunden und Kühen zurückbilden; denn diesen Wesen sieht man an, was es heisst, nicht sprechen können: nämlich so viel als eine dumpfe Seele zu haben.

Nun haben in der That viele Menschen und mitunter die Menschen ganzer Zeiträume etwas von Kühen an sich; ihre Seele liegt dumpf und lässig in sich. Sie mögen springen und grasen und sich anstieren, es ist nur ein elender Rest von Seele unter ihnen gemeinsam. Folglich muss ihre Sprache verarmt sein oder mechanisch werden. Denn es ist nicht wahr, dass die Noth die Sprache erzeuge, die Noth des Individuums; sondern höchstens die Noth einer ganzen Heerde, eines Stammes, aber damit diese als das Gemeinsame empfunden werde, muss schon die Seele weiter als das Individuum ist geworden sein, sie muss auf Reisen gehen, sich wieder finden wollen, sie muss erst sprechen wollen, bevor sie spricht; und dieser Wille ist nichts Individuelles. Dächte man sich ein mythologisches Urwesen, mit hundert Köpfen und Füssen und Händen, als die Form des Urmenschen: so würde es mit sich selbst reden; und erst als es merkte, dass es mit sich wie mit einem zweiten, dritten, ja hundertsten Wesen reden könne, liess es sich in seine Theile zerfallen, die einzelnen Menschen, weil es wusste, dass es nicht ganz seine Einheit verlieren könne: denn diese liegt nicht im Raume, wie die Vielheit dieser hundert Menschen; sondern wenn diese sprechen, fühlt sich das mythologische Ungeheuer wieder ganz und eins.

Und klingt denn wirklich das herrliche Tonwesen einer Sprache nach Noth, als der Mutter der Sprache? Ist nicht alles mit Lust und Üppigkeit geboren, frei und mit den Zeichen betrachtenden Tiefsinns? Was hat der affenartige Mensch mit unsern Sprachen zu thun! Ein Volk, welches sechs Casus hat und sein Verbum mit hundert Formen abbeugt, hat eine volle gemeinsame und überströmende Seele; und das Volk, welches eine solche Sprache sich schuf, hat die Fülle seiner Seele auf alle Nachwelt ausgegossen; in einer späteren Zeit werfen sich die gleichen Kräfte in die Form von Dichtern und Musikern und Schauspielern Rednern und Propheten; aber als diese Kräfte noch in der strotzenden Fülle der ersten Jugend waren, erzeugten sie Sprachenbildner: das waren die fruchtbarsten Menschen aller Zeiten, und sie zeichnete aus, was jene Musiker und Künstler zu allen Zeiten auszeichnet: ihre Seele war grösser, liebevoller, gemeinsamer und beinahe mehr in allen als in einem einzelnen dumpfen Winkel lebend. In ihnen sprach die allgemeine Seele mit sich.

[«]

37[7]

Sind für einen zukünftigen Schriftsteller viele Sprachen von Nutzen? Oder überhaupt fremde Sprachen? Zumal für einen deutschen Schriftsteller? Die Griechen hiengen von sich ab und bemühten sich nicht um fremde Sprachen: wohl aber um die eigne. Bei uns umgekehrt: die deutschen Studien haben sich erst allmählich eingedrängt, und sie haben, wie sie getrieben werden, etwas Ausländisches und Gelehrtenhaftes an sich. Viel wird gethan, um lateinischen Stil zu lehren; aber im Deutschen lehrt man Geschichte der Sprache und Litteratur: und doch hat diese Geschichte nur als Mittel und Hülfe einer praktischen Übung Sinn. Deutsch in frühern Perioden lesen zu können ist nichts oder wenig. Aber viel ist, zu einem Urtheil über das Verkommene der gegenwärtigen Sprache zu gelangen und deshalb die Vergangenheit zu Hülfe zu nehmen. Der Wort- und Wendungen-Schatz, der jetzt jedermann zu Gebote steht, ist als verbraucht anzusehn und zu empfinden; wirklich ist die Sprache viel reicher als man nach diesem Schatze meinen sollte; ebenso ist die verschlungene Syntax verbraucht. Man muss also künstlerisch mit der Sprache verfahren, um dem Ekel zu entfliehen; etwa wie ich nicht mehr Mendelssohn'sche Wendungen aushalte; ich verlange nach einer kräftigeren und reizvolleren Sprache. Jetzt wird es freilich viel schwerer zu schreiben als es war; man muss sich seine Sprache machen. Dies ist kein äusserliches Begehren, als ob man eine Tracht satt hätte und nach einer neuen Mode begehrte. Denn ich erkenne in dem stumpfen Character unserer Sprache recht gut unser stumpfgewordnes Deutschthum, unsre verschwindende Individualität. Der Kampf hier und dort ist nur ein Sich-Bäumen gegen die Vernichtung des besseren und stärkeren Deutschthums, an das wir noch glauben. Eine Stillehre, die auf das Correcte und Conventionelle sähe, wäre das letzte, was wir brauchten: während es für die Andern kaum mehr nöthig ist, da sie unwillkürlich darin schon leben, ich meine im Zwange des Correcten und Conventionellen. Wer der deutschen Sprache noch eine Zukunft verheissen will, muss eine Strömung erzeugen gegen unser jetziges Deutsch. Man muss vieles Unglückliche und Gequälte in Kauf nehmen; die nächste Hauptsache ist, dass man sich anstrengt, dass man auf die Sprache Blut und Kraft wendet. Schön und hässlich sind Worte, die uns jetzt gar nichts angehen sollen, guten „Geschmack" kann es gar nicht geben. Tod aller Weichlichkeit, Bequemlichkeit.

Also: die Verarmung und Verblassung der Sprache ist ein Symptom der verkümmerten allgemeinen Seele in Deutschland; während die grosse Gleichmässigkeit in Wort und Wendung als das Gegentheil erscheinen könnte, als das Gegenstück der politischen Einheit, der Gewinn einer gemeinsamen Seele.

Wenigstens könnte man sagen: es entsteht eine Einheit durch Zusammenschrumpfen und durch Erweiterung; die erste Art hätte man jetzt. Zum Beweis dass man die zweite nicht hat, dient es zu sehen, wie unsre grössten und reichsten Geister sich bei den Mitdeutschen gar nicht mehr verständlich machen können. Unwillkürlich werden sie Exilirte. Ebenso dient zum Beweise, was für Schriftsteller und Künstler der jetzigen allgemeinen Seele entsprechen und verstanden werden, z.B. so ein Strauss, Auerbach und dergleichen.

[«]

37[8]

Wie kann man nur Stil und Darstellung so wichtig nehmen! Es kommt doch nur darauf an, dass man sich verständlich mache. — Zugegeben: aber das ist nichts Leichtes und etwas sehr Wichtiges. Man denke, <was für> ein complicirtes Wesen der Mensch ist: wie unendlich schwer für ihn, sich wirklich auszudrücken: Die meisten Menschen bleiben eben in sich kleben und können nicht heraus, das ist aber Sklaverei. Sprechen- und Schreibenlernen heisst freiwerden: zugegeben dass nicht immer das Beste dabei herauskommt; aber es ist gut, dass es sichtbar wird, dass es Wort und Farbe findet. Barbar ist einer, der sich nicht ausdrücken kann, der sklavenhaft plappert. — „Schöner Stil“ freilich ist nichts als ein neuer Käfig, ein vergoldetes Barbarenthum.

Ich verlange von einem Buche Stimmung als Einheit und Maass; das bestimmt Wortwahl, Gleichniss-Art und -Zahl, Gang und Ende.

[«]

[38 = Mp XII 5. Ende 1874]

38[1]

Prometheus und sein Geier sind vergessen worden, als man die alte Welt der Olympier und ihre Macht vernichtete.

Prometheus erwartet seine Erlösung einmal vom Menschen.

Er hat Zeus das Geheimniss nicht verrathen, Zeus ist an seinem Sohne zu Grunde gegangen.

Die Blitze im Besitz der Adrasteia.

Zeus wollte die Menschen vernichten — durch Krieg und Weib und deren Sänger Homer: in summa die griechische Cultur, allen späteren Menschen das Leben verleiden; er wollte sie durch Nachahmung und Neid gegen die Griechen tödten.

Sein Sohn machte sie, zum Schutze vor diesem Ende, dumm und furchtsam vor dem Tode, und brachte sie zum Hass gegen das Hellenische; so vernichtete er Zeus selbst. Zeit des Mittelalters zu vergleichen den Zuständen vor der That des Prometheus, wie er ihnen das Feuer gab. Auch dieser Sohn des Zeus will die Menschen zerstören.

Prometheus schickt ihnen den Epimetheus zu Hülfe, der die ganz alte Pandora wieder aufnimmt (die Geschichte und Erinnerung). Und wirklich lebt die Menschheit wieder auf und Zeus mit ihr, letzterer aus einer Fabel im Mythus. Das fabelhafte Griechenthum verführt zum Leben — bis es, genauer erkannt, wieder davon abführt: sein Fundament wird als schrecklich und unnachahmlich erkannt. —

(Prometheus hat den Menschen den Blick auf den Tod entzogen, jeder hält sich für ein unsterbliches Individuum und lebt thatsächlich anders, als ein Glied der Kette.)

Periode des Misstrauens gegen Zeus und seinen Sohn; auch gegen Prometheus, weil er ihnen den Epimetheus geschickt hat.

Vorbereitung des Chaos.

Prometheus wird durch Epimetheus über seinen Fehler bei der Schaffung der Menschen belehrt. Er billigt seine eigne Strafe.

Der Geier will nicht mehr fressen. Prometheus’ Leber wächst zu sehr.

Zeus, der Sohn und Prometheus sprechen mit einander. Zeus löst ihn, Prometheus soll die Menschen noch einmal einstampfen, die Form neu bilden, das Individuum der Zukunft. Mittel wie man eine Masse, einen Brei erzeugt. Zur Linderung der Schmerzen der einzustampfenden Menschheit verleiht der Sohn die Musik.

Also: Concession an Prometheus, Menschen sollen wieder entstehen; Concession an Zeus und Sohn, sie sollen erst vergehen.

[«]

38[2]

Zur Form des Ganzen: der Geier spricht allein und erzählt: ich bin der Geier des Prometheus und durch die seltsamsten Umstände seit gestern frei. Als Zeus mir aufgab, Prometheus’ Leber zu fressen, wollte er mich entfernen, denn er war eifersüchtig wegen des Ganymed.

[«]

38[3]

Alle Religion hat etwas Nachtheiliges für den Menschen. Was wäre geschehn, wenn Prometheus nicht zu Mekone listig gewesen wäre! Der Zustand unter dem Sohn, wo die Priester alles auffressen.

[«]

38[4]

„Ach ich Unglücksvogel, ein Mythus bin ich geworden!“

[«]

38[5]

Die Menschen durch das Christenthum, wie die griechischen im Hades, so schattenhaft. Blut trinken. (Kriege.)

[«]

38[6]

Bei des Prometh<eus> Bildung der Menschen hat er versehn, dass Kraft und Erfahrung des Menschen zeitlich auseinanderliegen: alle Weisheit hat etwas Altersschwaches.

[«]

38[7]

Die Götter sind dumm (der Geier schwätzt wie ein Papagei); als Zeus Achill Helena und Homer schuf, war er kurzsichtig und kannte die Menschen nicht; das wirkliche Resultat war nicht die Vernichtung der Menschen, sondern die griechische Cultur. Darauf schuf er den Welteroberer als Mann und Weib (Alexander und Roma, die Wissenschaft), sein Sohn Dionysus den Weltüberwinder (dumm-phantastisch, entzieht sich das Blut, wird ein fanatischer Hadesschatten auf Erden, Gründung des Hades auf Erden). Die Weltüberwinder nehmen den Gedanken des Welteroberers an — und nun scheint es um die Menschen gethan. Zeus geht dabei fast zu Grunde, aber auch Dionysus-Überwinder. Prometheus sieht, wie alle Menschheit zum Schatten geworden ist, im Tiefsten verdorben, furchtsam, böse. Aus Mitleiden schickt er ihr den Epimetheus mit der verführerischen Pandora (griechische Cultur). Jetzt wird es unter den Menschen ganz gespenstisch und ekelhaft und breiartig. Prometheus verzweifelt [+ + +]

[«]

[Fragmente 1875–1879]

[FRAGMENTE 1875–1879]

[«]

[1 = N I 4. Winter — Frühling 1875]

[1] [2] [3] [4] [5]

[2 = U II 8a. Bis Anfang März 1875]

[4] [8]

[3 = Mp XIII 6b. (U II 8, 239–200). März 1875]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70]

[4 = N I 3b. Frühling 1875]

[3] [5]

[5 = U II 8b. Frühling–Sommer 1875]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150] [160] [170] [180]
[190] [200]

[6 = U II 8c. Sommer? 1875]

[5] [10] [15] [20] [25]
[30] [35] [40] [45] [50]

[7 = Mp XIII 6a. 1875]

[4] [7]

[8 = U I 6b. Sommer 1875]

[4] [8]

[9 = U III 1. Sommer 1875]

[10 = N I 6. Sommer 1875]

[5] [10] [15] [20]

[11 = U II 9. Mp XIII 4, 6–8. 47. Sommer 1875]

[5] [10] [15] [20] [25] [30]
[35] [40] [45] [50] [55] [60]

[12 = U II 10. Mp XIII 4, 13–46. Sommer–Ende September 1875]

[5] [10] [15] [20] [25] [30]

[13 = D 10a (DmN). Sommer–Herbst 1875]

[14 = Mp XIII 4, 9–12. Herbst 1875 — Frühling 1876]

[4] [8] [11]

[15 = U II 11. Frühling 1876?]

[5] [10] [15] [20] [25]

[16 = N II 1. 1876]

[5] [10] [15] [20] [25] [30]
[35] [40] [45] [50] [55]

[17 = U II 5b. Sommer 1876]

[10] [20] [30] [40] [50]
[60] [70] [80] [90] [100]

[18 = M I 1. September 1876]

[5] [10] [15] [20] [25] [30]
[35] [40] [45] [50] [55] [60]

[19 = U II 5c. Oktober–Dezember 1876]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]

[20 = Mp XIV 1a (Brenner). Winter 1876–1877]

[5] [10] [15] [20]

[21 = N II 3. Ende 1876 — Sommer 1877]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70] [80]

[22 = N II 2. Frühling–Sommer 1877]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70]
[80] [90] [100] [110] [120] [130]

[23 = Mp XIV 1b. Ende 1876 — Sommer 1877]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70]
[80] [90] [100] [110] [120] [130]
[140] [150] [160] [170] [180] [190]

[24 = Mp XIV 1c. Herbst 1877]

[5] [10]

[25 = Mp XIV 1d. (Gast). Herbst 1877]

[26 = D 11. Winter 1877–78]

[27 = N II 5. Frühling–Sommer 1878]

[10] [20] [30] [40] [50]
[60] [70] [80] [90]

[28 = N II 6. Frühling–Sommer 1878]

[5] [10] [15] [20] [25] [30]
[35] [40] [45] [50] [55] [60]

[29 = N II 4. Sommer 1878]

[5] [10] [15] [20] [25] [30]
[35] [40] [45] [50] [55]

[30 = N II 7. Sommer 1878]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70]
[80] [90] [100] [110] [120] [130]
[140] [150] [160] [170] [180] [190]

[31 = N I 5. Sommer 1878]

[5] [9]

[32 = N III 2. Herbst 1878]

[5] [10] [15] [20] [25]

[33 = N III 4. Herbst 1878]

[5] [10]

[34 = N III 1. Herbst 1878]

[5] [10] [15] [20]

[35 = N III 5. Herbst 1878]

[4] [7]

[36 = Mp XIV 2a. Herbst 1878]

[2] [5]

[37 = N III 3. November 1878]

[38 = D 12. November–Dezember 1878]

[39 = N I 3c. 1878 — Juli 1879]

[5] [10]

[40 = N IV 2. Juni–Juli 1879]

[5] [10] [15] [20] [25]

[41 = N IV 1. Juli 1879]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70]

[42 = N IV 3. Juli–August 1879]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70]

[43 = M I 2. Juli–August 1879]

[44 = N IV 4. August 1879]

[5] [10] [15]

[45 = M I 3. August 1879]

[3] [6]

[46 = D 13. September–Oktober 1879]

[47 = N IV 5. September–November 1879]

[5] [10] [15]

[1 = N I 4. Winter — Frühling 1875]

1[1]

Romundt 9 Januar: 9—10 März muss seine Schrift fertig sein höchstens 10 April.

[«]

1[2]

Stelle über Faust
Hölderlin
Schluß Empedokles

[«]

1[3]

1875	4	5	Philolog. Wagner.
1876	6		Presse.
1877	7	8	Religion. Schule.
1878	9	10	Social<ismus.> Staat.
1879	11	—12	Mein Plan. Natur.
1880	13		Weg der Befreiung.

[«]

1[4]

Vorspiel. Der Bildungsphilister.

1 Geschichte.
2 Philosophie.
3 Alterthum.
4 Kunst.
5 Religion.
6 Schule.
7 Presse.
8 Staat.
9 Gesellschaft.
10 Mann als ich.
11 Natur.
12 Weg der Befreiung.

1876 Ostern April Mai Juni
Juli August September
October November December
1877 Januar Februar März
April Mai Juni
Juli August September
October November December
1878 Januar Februar März

1869 Ostern — 1876 Ostern. 7 Jahre Universität.
Ostern 1876 — Ostern 1878. 800 Seiten in 24 Monaten,
24: 800 33, d.h. alle Tage eine Seite, alle drei Monate 1 Unzeitgemässe.
72

33 Jahre alt bin ich dann mit den Unzeitgemäßen fertig.

[«]

1[5]

13 Jahre alt — 19 Schulpforta.
19—24 Bonn Leipzig.
24—31 Basel
31—33 ?

[«]

[2 = U II 8a. Bis Anfang März 1875]

Notizen zu „WIR PHILOLOGEN“

[«]

2[1]

Die Muschel ist inwendig krumm, aussen rauh; wenn sie beim Blasen brummt, dann erst bekommt man die rechte Achtung vor ihr. (ind. Sprüche ed. Böthlingk. I 335.)

Ein häßlich anzusehendes Blasinstrument: es muß erst geblasen werden.

[«]

2[2]

Themata.

Theorie des Lächerlichen. Mit Sammlungen.
Theorie des Schauerlichen. Mit Sammlungen.

Beschreibung meiner musikalischen Erfahrungen in Betreff Wagner’s.

Die Frage in der Musik.

Es soll ein grosses Buch für die täglichen Einfälle und Erfahrungen, Pläne usw. angelegt werden: wo auch die wissenschaftlichen Erkenntnisse kurz eingetragen werden. Alle litterarischen Pläne bei Seite zu stellen. Mihi scribere.

[«]

2[3]

Wir Philologen.
Ungefährer Plan.

1. Genesis des jetzigen Philologen.
2. Der jetzige Philologe und die Griechen.
3. Wirkungen auf Nichtphilologen.
4. Andeutungen über die Griechen.
5. Die zukünftige Erziehung des Philologen.
6. Griechen und Römer — und Christenthum. Wolf's Loslösung.

Besser:

a. Die Bevorzugung der Griechen.
b. Genesis der jetzigen Philologen.
c. Ihre Wirkung auf Nichtphilologen.
d. Ihre Stellung zu den wirklichen Griechen.
e. Zukünftiges.

[«]

2[4]

Vielleicht gegen die Feinde des Alterthums mit Cicero in Pison. c. 30 „Quid te, asine, litteras doceam? Non opus est verbis, sed fustibus."

[«]

2[5]

Es bleibt ein grosser Zweifel übrig, ob man aus den Sprachen auf Nationalität und auf Verwandtschaft mit anderen Nationen schliessen kann; eine siegreiche Sprache ist nichts als ein häufiges (nicht einmal regelmässiges) Zeichen einer gelungenen Überwältigung. Wo hätte es je autochthone Völker gegeben! Es ist ein ganz unklarer Begriff, von Griechen zu reden, die noch nicht in Griechenland lebten. Das Eigenthümliche-Griechische ist viel weniger das Resultat der Anlage als der adaptirten Institutionen und auch mit der angenommenen Sprache.

[«]

2[6]

Ich will für meine Schüler kurze Katechismen machen, z.B.
— über Schreiben und Lesen.
— über griechische Litteratur.
— Haupteigenschaften der Griechen.
Griechen und Römer.
Was man von den Griechen lernen kann.

[«]

2[7]

a. Bevorzugung des Alterthums, ihre Gründe und deren Widerlegung.
b. Bisherige Genesis der Philologen, auch ihre Praxis.

[«]

2[8]

Klinger sagt „die Kultur ist eine Frucht freierer furchtloserer Gefühle“.

[«]

[3 = Mp XIII 6b. (U II 8, 239–200). März 1875]

Notizen
zu
Wir Philologen

[«]

3[1]

Gehet hin und verbergt eure guten
Werke und bekennt vor den Leuten
die Sünden, die ihr begangen.
Buddha

[«]

3[2]

Der achte April 1777, wo F. A. Wolf für sich den Namen stud. philol. erfand, ist der Geburtstag der Philologie.

1.

[«]

3[3]

Gegen die Wissenschaft der Philologie wäre nichts zu sagen: aber die Philologen sind auch die Erzieher. Da liegt das Problem, wodurch auch diese Wissenschaft unter ein höheres Gericht kommt. — Und würde wohl die Philologie noch existiren, wenn die Philologen nicht ein Lehrerstand wären?

[«]

3[4]

Es ist schwer, die Bevorzugung zu rechtfertigen, in der das Alterthum steht: denn sie ist aus Vorurtheilen entstanden:

1) aus Unwissenheit des sonstigen Alterthums,
2) aus einer falschen Idealisirung zur Humanitäts-Menschheit überhaupt; während Inder und Chinesen jedenfalls humaner sind,
3) aus dem Schulmeister-Dünkel,
4) aus der traditionellen Bewunderung, die vom Römerthum ausgegangen ist,
5) aus Widerspruch gegen die christliche Kirche, oder zur Stütze,
6) Eindruck, den die Jahrhunderte lange Arbeit der Philologen gemacht hat, und die Art ihrer Arbeit: es muss sich doch um Goldbergwerke handeln, meint der Zuschauer.
7) Fertigkeiten und Wissen, von dort her gelernt. Vorschule der Wissenschaft.

In Summa: theils aus Ignoranz, falschen Urtheilen und trügerischen Schlüssen, auch durch das Interesse eines Standes, der Philologen.

Bevorzugung des Alterthums sodann durch die Künstler, die das erkannte Maass und die Sophrosyne unwillkürlich zu einer Eigenschaft des gesammten Alterthums machen. Die reine Form. Ebenso durch die Schriftsteller.

Bevorzugung des Alterthums als einer Abbreviatur der Geschichte der Menschheit, als ob hier ein autochthones Gebilde sei, an dem alles Werdende zu studiren sei.

Thatsächlich ist nun allmählich Grund für Grund zu dieser Bevorzugung beseitigt, und wenn es die Philologen nicht merken sollten, so merkt man es sonst ausser ihren Kreisen so stark wie möglich. Die Historie hat gewirkt; sodann hat die Sprachwissenschaft die grösste Diversion, ja Fahnenflucht unter den Philologen selbst hervorgebracht. Nur die Schule haben sie noch: doch auf wie lange! In der bisherigen Form ist die Philologie am Aussterben: ihr Boden ist ihr entzogen. Ob überhaupt ein Stand von Philologen sich erhalten wird, ist sehr zweifelhaft: jedenfalls wäre es eine aussterbende Race.

[«]

3[5]

Schon unsere Terminologie zeigt, wie sehr wir geneigt sind, die Alten falsch zu messen; der übertriebene Sinn der Litteratur z.B., oder wie Wolf von der „innern Geschichte der antiken Erudition“ redet, er nennt es auch „die Geschichte der gelehrten Aufklärung“.

[«]

3[6]

Was liegt für ein Hohn auf die „Humanitäts“-Studien darin, dass man sie auch belles lettres (bellas litteras) nannte!

[«]

3[7]

Wolfs Gründe, weshalb man Aegypter Hebräer Perser und andre Nationen des Orients nicht auf Einer Linie mit Griechen und Römern aufstellen darf: jene erhoben sich „gar nicht oder nur wenige Stufen über die Art von Bildung, welche man bürgerliche Policirung oder Civilisation, im Gegensatze höherer eigentlicher Geistescultur, nennen sollte“. Er erklärt sie gleich darauf als die geistige oder die litterarische „bei einem glücklich organisirten Volke kann diese schon früher anfangen als Ordnung und Ruhe des äussern Lebens“ („Civilisation“). Er stellt dann den fernsten Osten von Asien („ähnlich solchen Individuen, die es nicht an Reinlichkeit, Schicklichkeit und Bequemlichkeit von Wohnungen Kleidungen und allen Umgebungen fehlen lassen, aber niemals das Bedürfniss höherer Aufklärung empfinden“) den Griechen gegenüber („bei den Griechen, auch bei den gebildetsten Attikern, trat oft das Gegentheil bis zur Verwunderung ein und man vernachlässigte das als unbedeutend, was wir vermöge unserer Ordnungsliebe insgemein als Grundlage der geistigen Veredlung selbst anzusehen pflegen“).

[«]

3[8]

„Gegen Ende des Lebens befiel Markland, wie so viele seines gleichen früher, ein Widerwille gegen allen gelehrten Ruhm, dermaassen dass er mehrere lange gepflegte Arbeiten theils zerstreute, theils verbrannte.“

[«]

3[9]

„In der Jugendzeit Winckelmanns gab es eigentlich kein Studium des Alterthums als in dem gemeinen Dienste von Brod erwerbenden Disciplinen — man las und erklärte damals die Alten, um sich besser zur Auslegung der Bibel und des corpus juris vorzubereiten.“

[«]

3[10]

F. A. Wolf erinnert einmal daran, wie furchtsam und schwächlich die ersten Schritte waren, die unsere Ahnherrn zur Gestaltung der Wissenschaft thaten, wie sogar lateinische Klassiker gleich verdächtiger Waare unter Vorwänden auf den Markt der Universitäten eingeschwärzt werden mussten; im Göttinger Lectionskatalog 1737 kündigt J. M. Gesner Horatii Odas an „ut in primis, quid prodesse in severioribus studiis possint, ostendat“.

[«]

3[11]

Newton wunderte sich, dass Männer wie Bentley und Hare sich über ein Comödienbuch herumschlügen (weil sie beide theologische Würdenträger waren).

[«]

3[12]

Es ist so schwer, nur etwas aus dem Alterthume nachzuempfinden, man muss warten können, bis wir etwas zu hören bekommen. Das Menschliche, das uns das Alterthum zeigt, ist nicht zu verwechseln mit dem Humanen. Dieser Gegensatz ist sehr stark hervorzuheben, die Philologie krankt daran, dass sie das Humane unterschieben möchte; nur deshalb führt man junge Leute hinzu, damit sie human werden. Ich glaube, um das zu erreichen, genügt viel Historie: das Brutal-Selbstbewusste wird dadurch abgebrochen, wenn man Dinge und Schätzungen so wechseln sieht. — Das Menschliche der Hellenen liegt in einer gewissen Naivetät, in der bei ihnen der Mensch sich zeigt, Staat, Kunst, Societät, Kriegs- und Völkerrecht, Geschlechtsverkehr, Erziehung, Partei; es ist genau das Menschliche, das sich überall bei allen Völkern zeigt, aber bei ihnen in einer Unmaskirtheit und Inhumanität, dass es zur Belehrung nicht zu entbehren ist. Dazu haben sie die grösste Menge an Individuen geschaffen — darin sind sie über den Menschen so belehrend; ein griechischer Koch ist mehr Koch als ein andrer.

[«]

3[13]

Das Christenthum hat das Alterthum überwunden — ja das ist leicht gesagt. Erstens ist es selbst ein Stück Alterthum, zweitens hat es das Alterthum conservirt, drittens ist es mit den reinen Zeiten des Alterthums gar nicht im Kampf gewesen. Vielmehr: damit das Christenthum erhalten blieb, musste es sich vom Geiste des Alterthums überwinden lassen z.B. von der imperium-Vorstellung, der Gemeinde usw. Wir leiden an der ungemeinen Unreinlichkeit und Unklarheit des Menschlichen, an der witzigen Verlogenheit, die das Christenthum über die Menschen gebracht hat.

[«]

3[14]

Das griechische Alterthum ist als Ganzes noch nicht taxirt; ich bin überzeugt, hätte es nicht diese traditionelle Verklärung um sich, die gegenwärtigen Menschen würden es mit Abscheu von sich stossen: die Verklärung also ist unächt, von Goldpapier.

[«]

3[15]

Ein grosser Vortheil für einen Philologen ist, dass seine Wissenschaft so viel vorgearbeitet hat, um sich in den Besitz der Erbschaft setzen zu können, wenn er es vermag — nämlich die Abschätzung der ganzen hellenischen Denkart vorzunehmen. So lange man im Einzelnen herum arbeitete, leitete eine Verkennung der Griechen; die Stufen dieser Verkennung sind zu bezeichnen. (Sophisten des zweiten Jahrhunderts, die Philologen-Poeten der Renaissance, der Philologe als Schullehrer der höheren Stände) (Goethe-Schiller)

[«]

3[16]

Nachahmung des Alterthums: ob nicht endlich ein widerlegtes Princip?

Flucht aus der Wirklichkeit zu den Alten: ob dadurch nicht die Auffassung des Alterthums gefälscht ist?

[«]

3[17]

Eine Art der Betrachtung ist noch zurück: zu begreifen, wie die grössten Erzeugnisse des Geistes einen schrecklichen und bösen Hintergrund haben; die skeptische Betrachtung: als schönstes Beispiel des Lebens wird das Griechenthum geprüft.

Richtig Urtheilen ist schwer.

[«]

3[18]

Dass man nur durch das Alterthum Bildung gewinnen könne, ist nicht wahr. Aber man kann von dort aus welche gewinnen. Doch die Bildung welche man jetzt so nennt, nicht. Nur auf einem ganz castrirten und verlogenen Studium des Alterthums kann unsere Bildung sich erbauen.

Um nun zu sehn, wie wirkungslos dies Studium ist, sehe man nur die Philologen an: die müssten ja am besten durch das Alterthum erzogen sein.

2.

[«]

3[19]

Wie wenig Vernunft, wie sehr der Zufall unter den Menschen herrscht, zeigt das fast regelmässige Missverhältniss zwischen dem sogenannten Lebensberufe und der Disposition dazu: die glücklichen Fälle sind Ausnahmen, wie die glücklichen Ehen, und auch diese werden nicht durch Vernunft herbeigeführt. Der Mensch wählt den Beruf, wo er noch nicht fähig zum Wählen ist; er kennt die verschiedenen Berufe nicht, er kennt sich selbst nicht; er verbringt seine thätigsten Jahre dann in diesem Berufe, verwendet all sein Nachdenken darauf, wird erfahrener; erreicht er die Höhe seiner Einsicht, dann ist es gewöhnlich zu spät, noch etwas Neues zu beginnen, und die Weisheit hat auf Erden fast immer etwas Altersschwaches und Mangel an Muskelkraft an sich gehabt.

Die Aufgabe ist meistens die, wieder gut zu machen, ungefähr zu recht zu legen, was in der Anlage verfehlt war; viele werden erkennen, dass der spätere Theil des Lebens eine Absichtlichkeit zeigt, die aus ursprünglicher Disharmonie entstanden ist; es lebt sich schwer. Am Ende des Lebens ist man’s aber doch gewohnt — dann kann man sich über sein Leben irren und seine Dummheit loben: bene navigavi cum naufragium feci, und gar ein Preislied auf die „Vorsehung“ anstimmen.

[«]

3[20]

Ich frage nun nach der Entstehung des Philologen und behaupte:

1) der junge Mensch kann noch gar nicht wissen, wer Griechen und Römer sind,

2) er weiss nicht, ob er zu ihrer Erforschung sich eignet,

3) und erst recht nicht, in wiefern er sich mit diesem Wissen zum Lehrer eignet. Das was ihn also bestimmt, ist nicht Einsicht in sich und seine Wissenschaft, sondern
   a) Nachahmung,
   b) Bequemlichkeit, dadurch dass er forttreibt, was er auf der Schule trieb,
   c) allmählich auch die Absicht auf Broderwerb.

Ich meine, 99 von 100 Philologen sollten keine sein.

[«]

3[21]

Strengere Religionen fordern, dass der Mensch seine Thätigkeit nur als ein Mittel eines methaphysischen Planes verstehe: eine misslungene Wahl des Berufs lässt sich dann als Prüfung des Individuums zurechtlegen. Religionen nehmen nur das Heil des Individuums in's Auge: ob das nun Sclave oder Freier, Kaufmann oder Gelehrter ist, sein Lebensziel liegt nicht in seinem Berufe und deshalb ist eine falsche Wahl kein grosses Unglück. Dies diene, die Philologen zu trösten; aber nackte Einsicht für die ächten Philologen: was wird aus einer Wissenschaft, die von solchen 99 betrieben wird? Diese, eigentlich ungeeignete Majorität legt sich die Wissenschaft zurecht und stellt an sich die Forderung nach den Fähigkeiten und Neigungen der Majorität: sie tyrannisirt damit den eigentlichen Befähigten, jenen Hundertsten. Hat sie die Erziehung in den Händen, so erzieht sie bewusst oder unbewusst nach dem eigenen Vorbilde: was wird da aus der Klassicität der Griechen und Römer!

Zu beweisen

A) das Missverhältniss zwischen Philologen und den Alten.
B) die Unfähigkeit der Philologen, mit Hülfe der Alten zu erziehen.
C) die Fälschung der Wissenschaft durch die Unfähigkeit der Majoritäten, die falschen Anforderungen, Verleugnung der eigentlichen Ziele dieser Wissenschaft.

[«]

3[22]

Wie ist wohl einer am geeignetsten zu dieser Schätzung? — Jedenfalls nicht dann, wenn er so zum Philologen abgerichtet wird wie jetzt. Zu sagen, in wiefern die Mittel hier den letzten Zweck unmöglich machen. — Also der Philologe selber ist nicht das Ziel der Philologie. —

[«]

3[23]

Leopardi ist das moderne Ideal eines Philologen; die deutschen Philologen können nichts machen. (Voss ist zu studiren dazu!)

[«]

3[24]

Die Eitelkeit ist die unwillkürliche Neigung, sich als Individuum zu geben, während man keins ist; das heisst, als unabhängig, während man abhängt. Die Weisheit ist das Umgekehrte: sie giebt sich als abhängig, während sie unabhängig ist.

[«]

3[25]

Ein grosser Werth des Alterthums liegt darin, dass seine Schriften die einzigen sind, welche moderne Menschen noch genau lesen.

[«]

3[26]

Überspannung des Gedächtnisses — sehr gewöhnlich bei Philologen, geringere Entwicklung des Urtheils.

[«]

3[27]

Bei der Erziehung des jetzigen Philologen ist der Einfluss der Sprachwissenschaft zu erwähnen und zu beurtheilen; für einen Philologen ziemlich abzulehnen: die Fragen nach den Uranfängen der Griechen und Römer sollen ihn nichts angehen: wie kann man sich auch sein Thema so verderben.

[«]

3[28]

An den Philologen bemerke ich:
1) Mangel an Respekt vor dem Alterthum,
2) Weichlichkeit und Schönrednerei, vielleicht gar Apologie,
3) einfaches Historisiren,
4) Einbildung über sich selbst,
5) Unterschätzung der begabten Philologen.

[«]

3[29]

Bergk’s Litteraturgeschichte, nicht ein Fünkchen griechischen Feuers und griechischen Sinnes.

[«]

3[30]

Ich freue mich von Bentley zu lesen: „non tam grande pretium emendatiunculis meis statuere soleo, ut singularem aliquam gratiam inde sperem aut exigam“.

[«]

3[31]

Horaz ist durch Bentley vor einen Richterstuhl gestellt, den er abweisen müsste. Die Bewunderung, die ein scharfsinniger Mann als Philologe erntet, steht im Verhältniss zur Rarität des Scharfsinns bei Philologen. — Das Verfahren bei Horaz hat etwas Schulmeisterliches, nur dass nicht Horaz selbst censirt werden soll, sondern seine Überlieferer; in Wahrheit und im Ganzen trifft es aber Horaz. Mir steht nun einmal fest, dass eine einzige Zeile geschrieben zu haben, welche es verdient, von Gelehrten späterer Zeit commentirt zu werden, das Verdienst des grössten Criticers aufwiegt. Es liegt eine tiefe Bescheidenheit im Philologen. Texte verbessern ist eine unterhaltende Arbeit für Gelehrte, es ist ein Rebusrathen; aber man sollte es für keine zu wichtige Sache ansehen. Schlimm, wenn das Alterthum weniger deutlich zu uns redete, weil eine Million Worte im Wege stünden!

[«]

3[32]

Ein Schullehrer sagte zu Bentley: „Master, ich werde euren Enkel zu einem ebenso grossen Gelehrten machen als ihr seid.“ „Wie so? sagte Bentley. Wenn ich nun mehr vergessen hätte, als du je wusstest?“

[«]

3[33]

Bentley, sagt Wolf, ist als Litterator wie als Mensch den grössten Theil seines Lebens hindurch verkannt und verfolgt, oder doch mit Malignität gelobt worden.

[«]

3[34]

Wolf nennt es die Blume aller geschichtlichen Forschung, sich zu den grossen und allgemeinen Ansichten des Ganzen zu erheben und zu der tiefsinnig aufgefassten Unterscheidung der Fortgänge in der Kunst und der verschiedenen Stile. Aber Wolf giebt zu, Winckelmann fehlte jenes gemeinere Talent, die philologische Kritik, oder es kam nicht recht zur Thätigkeit: „eine seltne Mischung von Geistes-Kälte und kleinlicher unruhiger Sorge um hundert an sich geringfügige Dinge mit einem alles beseelenden, das Einzelne verschlingenden Feuer und einer Gabe der Divination, die dem Ungeweihten ein Ärgerniss ist“.

[«]

3[35]

„Eben da beweist die Kritik oft ihre beste Kraftäusserung, wo sie aus Gründen zeigt, bis zu welcher Stufe der Überzeugung auf beiden Seiten sich gelangen lasse und warum ein Ausdruck, eine Stelle unheilbar sei. Uns dünkt, die Ärzte, mit denen sich manchmal die Kritiker vergleichen, kennen in ihrer Kunst ganz ähnliche Triumphe.“

[«]

3[36]

Bei der oft so tief sich aufdringenden Unsicherheit der Divination macht sich von Zeit zu Zeit eine krankhafte Sucht geltend, um jeden Preis zu glauben und sicher sein zu wollen: z.B. Aristoteles gegenüber, oder im Auffinden von Zahlennothwendigkeiten — bei Lachmann fast eine Krankheit.

3.

[«]

3[37]

Nun wird es nicht mehr verwundern, dass die Bildung der Zeit, bei solchen Lehrern, nichts taugt. Ich entziehe mich nie, eine Schilderung von dieser Unbildung zu machen. Und zwar gerade in Beziehung auf die Dinge, wo man vom Alterthum lernen müsste, wenn man es überhaupt könnte (z.B. Schreiben Sprechen usw.).

[«]

3[38]

Ausser der grossen Zahl unbefähigter Philologen giebt es nun umgekehrt eine Zahl von geborenen Philologen, welche durch irgendwelche Umstände verhindert sind, welche zu werden. Das wichtigste Hinderniss aber, welches diese geborenen Philologen abhält, ist schlechte Repräsentation der Philologie durch die unberufenen Philologen.

[«]

3[39]

Die unwahre Begeisterung für das Alterthum, in der viele Philologen leben. Eigentlich überfällt uns das Alterthum, wenn wir jung sind, mit einer Fülle von Trivialitäten, besonders glauben wir über die Ethik hinaus zu sein. Und Homer und Walter Scott — wer erlangt wohl den Preis? Wenn man ehrlich ist! Wäre die Begeisterung gross, so würde man schwerlich seinen Lebensberuf darin suchen. Ich meine: erst spät beginnt es zu dämmern, was wir an den Griechen haben können: erst nachdem wir viel erlebt, viel durchdacht haben.

[«]

3[40]

Wo zeigt sich die Wirkung des Alterthums? Nicht einmal in der Sprache, nicht in der Nachahmung von irgend etwas, nicht einmal in einer Verkehrtheit, wie die Franzosen sie gezeigt haben. Unsre Museen füllen sich; ich empfinde immer Ekel, wenn ich reine nackte Figuren griechischen Stils sehe: vor der gedankenlosen Philisterei, die alles auffressen will.

[«]

3[41]

Man vergleicht unsere Zeit wirklich mit der Perikleischen in Schulprogrammen, man gratulirt sich zum Wiedererwachen des Nationalgefühls, und ich erinnere mich einer Parodie auf die Leichenrede des Perikles, von G. Freitag, wo dieser mit steifen Hosen geborne Dichter das Glück schildert, das jetzt die 60jährigen Männer empfinden. — Alles reine Carricatur! So die Wirkung! Tiefe Trauer und Hohn und Zurückgezogenheit bleibt dem übrig, der mehr davon gesehn hat.

[«]

3[42]

Sie haben verlernt, zu andern Menschen zu reden, und weil sie nicht zu älteren Leuten reden können, können sie es auch nicht zu jungen.

[«]

3[43]

Es fehlt ihnen die eigentliche Lust an den starken und kräftigen Zügen des Alterthums. Sie werden Lobredner und werden dadurch lächerlich.

[«]

3[44]

Wolf sagt „überall ist es ja meist Weniges, was aus wohl verdauter Gelehrsamkeit gewonnen wird für geistigen Nahrungssaft.“

[«]

3[45]

„Nur die Fertigkeit, nach der Weise der Alten zu schreiben, nur eignes productives Talent befähigt uns, fremde Productionen gleicher Art ganz zu verstehen und darin mehr als gewisse untergeordnete Tugenden aufzufassen.“

[«]

3[46]

Wolf macht darauf aufmerksam, dass das Alterthum nur Theorien der Rede- und Dichtkunst kannte, welche die Production erleichtern, τέχναι und artes, die wirkliche Redner und Dichter bildeten; „da wir heut zu Tage bald Theorien haben werden, wonach sich eben so wenig eine Rede oder ein Gedicht machen lässt, als ein Gewitter nach einer Brontologie.“

[«]

3[47]

„Am Ende dürften nur die Wenigen zu echter vollendeter Kennerschaft gelangen, die mit künstlerischem Talent geboren und mit Gelehrsamkeit ausgerüstet, die besten Gelegenheiten benutzen, die nöthigen technischen Kentnisse sich praktisch und theoretisch zu erwerben.“ Wolf. Wahr!

[«]

3[48]

Die Alten sind nach Goethe „die Verzweiflung der Nacheifernden.“

Voltaire hat gesagt: „wenn die Bewunderer Homers aufrichtig wären, so würden sie die Langeweile eingestehen, die ihnen ihr Liebling so oft verursacht.“

4.

[«]

3[49]

Wenn ich sage, die Griechen waren in summa doch sittlicher als die modernen Menschen: was heisst das? Die ganze Sichtbarkeit der Seele im Handeln zeigt schon, dass sie ohne Scham waren; sie hatten kein schlechtes Gewissen. Sie waren offener, leidenschaftlicher, wie Künstler sind, eine Art von Kinder-Naivetät begleitet sie, so haben sie bei allem Schlimmen einen Zug von Reinheit an sich, etwas dem Heiligen Nahes. Merkwürdig viel Individuum, sollte darin nicht eine höhere Sittlichkeit liegen? Denkt man sich ihren Character langsam entstanden, was ist es doch, was zuletzt so viel Individualität erzeugt? Vielleicht Eitelkeit unter einander, Wetteifer? Möglich. Wenig Lust am Conventionellen.

[«]

3[50]

Man denke sich, wie anders eine Wissenschaft sich fortpflanzt, wie anders eine specielle Begabung in einer Familie. Eine leibliche Fortpflanzung der einzelnen Wissenschaft ist etwas ganz Seltenes. Ob die Söhne von Philologen wohl leicht Philologen werden? Dubito. So entsteht keine Accumulation philologischer Fähigkeiten, wie etwa in Beethovens Familie von musikalischen Fähigkeiten. Die meisten fangen von vorn an, und zwar durch Bücher vermittelt, nicht durch Reisen usw. Wohl aber Erziehung.

[«]

3[51]

Die Hadesschatten des Homer — welcher Art von Existenz sind sie eigentlich nachgemalt? Ich glaube, es ist die Beschreibung des Philologen; es ist besser Tagelöhner sein als so eine leblose Erinnerung an Vergangenes — Grosses und Kleines. (Viele Schafe opfern.)

[«]

3[52]

Die Stellung des Philologen zum Alterthum ist entschuldigend oder auch von der Absicht eingegeben, das was unsere Zeit hochschätzt, im Alterthum nachzuweisen. Der richtige Ausgangspunct ist der umgekehrte: nämlich von der

Einsicht in die moderne Verkehrtheit auszugehn und zurückzusehn — vieles sehr Anstössige im Alterthum erscheint dann als tiefsinnige Nothwendigkeit.

Man muss sich klar machen, dass wir uns ganz absurd ausnehmen, wenn wir das Alterthum vertheidigen und beschönigen: was sind wir!

[«]

3[53]

Jede Religion hat für ihre höchsten Bilder ein Analogon in einem Seelenzustande. Der Gott Mahomets die Einsamkeit der Wüste, fernes Gebrüll des Löwen, Vision eines schrecklichen Kämpfers. Der Gott der Christen — alles was si Männer und Weiber bei dem Worte „Liebe“ denken. Der Gott der Griechen: eine schöne Traumgestalt.

[«]

3[54]

Wer keinen Sinn für das Symbolische hat, hat keinen für das Alterthum: diesen Satz wende man auf die nüchternen Philologen an.

[«]

3[55]

Es ist die Sache des freien Mannes, seiner selbst wegen und nicht in Hinsicht auf andre zu leben. Deshalb hielten die Griechen das Handwerk für unanständig.

[«]

3[56]

Mit Arbeitsamkeit lässt sich nicht viel erzwingen, wenn der Kopf stumpf ist. Über Homer her fallende Philologen glauben, man könne es erzwingen. Das

Alterthum redet mit uns, wenn es Lust hat, nicht wenn wir.

[«]

3[57]

Die ausgezeichnete Tochter Joanna bedauerte Bentley, dass er soviel Zeit und Talent auf die Kritik fremder Werke verwandt habe, anstatt auf selbständige Compositionen. „Bentley schwieg eine Zeitlang wie in sich gekehrt; endlich sagte er, ihre Bemerkung sei ganz richtig; er fühle selbst, dass er seine Naturgaben vielleicht noch anders hätte anwenden sollen: indess habe er früher etwas zur Ehre Gottes und zum Besten seiner Mitmenschen gethan (er meint seine Confutation of Atheism); nachher aber habe ihn der Genius der alten Heiden an sich gelockt, und in der Verzweiflung, sich auf einem andern Wege zu ihrer Höhe zu erheben, sei er ihnen auf die Schultern gestiegen, um so über ihre Köpfe hinwegzusehn.“

[«]

3[58]

„Den Griechen verdanken die Neuern vorzüglich, dass bei ihnen, die das Schöne immer nach dem Nützlichen suchten, nicht alles Wissen wiederum kastenmässig, dass die bessere Cultur nicht gänzlich in den Dienst der Civilisation zurückgewiesen worden, dass sogar verschiedene Studien, die als eine Art von Luxus unbelohnt bleiben müssen, wenigstens niemanden, der auf des Staates Hülfe verzichtet, untersagt werden.“

[«]

3[59]

Merkwürdig ist Wolf’s Urtheil über die Liebhaber philologischer Kenntnisse: „fanden sie sich von der Natur mit Anlagen ausgestattet, die dem Geiste der Alten verwandt oder einer leichten Versetzung in fremde Denkarten und Lagen des Lebens empfänglich waren, so erlangten sie allerdings durch solche halbe

Bekanntschaften mit den besten Schriftstellern mehr von dem Reichthume jener kraftvollen Naturen und grossen Muster im Denken und Handeln als die meisten von denen, die ihnen sich lebenslang zu Dolmetschern anboten.“

5.

[«]

3[60]

So wie der Mensch zu seinem Lebensberufe steht, skeptisch-melancholisch, so sollen wir uns zu dem höchsten Lebensberufe eines Volkes stellen: um zu begreifen, was Leben ist.

[«]

3[61]

Mein Trost gilt besonders auch den tyrannisirten Einzelnen: diese mögen einfach alle jene Majoritäten wie ihre Hülfsarbeiter behandeln, und ebenso mögen sie sich das Vorurtheil, das noch zu Gunsten des klassischen Unterrichtes verbreitet ist, zu Nutze machen; sie brauchen viele Arbeiter. Sie haben aber unbedingte Einsicht in ihre Ziele nöthig.

[«]

3[62]

Die Philologie als Wissenschaft um das Alterthum hat natürlich keine ewige Dauer, ihr Stoff ist zu erschöpfen. Nicht zu erschöpfen ist die immer neue Accommodation jeder Zeit an das Alterthum, das sich daran Messen. Stellt man dem Philologen die Aufgabe, seine Zeit vermittelst des Alterthums besser zu verstehen, so ist seine Aufgabe eine ewige. — Dies ist die Antinomie der Philologie: man hat das Alterthum thatsächlich immer nur aus der Gegenwart verstanden — und soll nun die Gegenwart aus dem Alterthum verstehen? Richtiger: aus dem Erlebten hat man sich das Alterthum erklärt, und aus dem so gewonnenen Alterthum hat man sich das Erlebte taxirt, abgeschätzt. So ist freilich das Erlebniss die unbedingte Voraussetzung für einen Philologen — das heisst doch: erst Mensch sein, dann wird man erst als Philolog fruchtbar sein. Daraus folgt, dass ältere Männer sich zu Philologen eignen, wenn sie in der erlebnissreichsten Zeit ihres Lebens nicht Philologen waren.

Überhaupt aber: nur durch Erkentniss des Gegenwärtigen kann man den Trieb zum klassischen Alterthum bekommen. Ohne diese Erkentniss — wo sollte da der Trieb herkommen? Wenn man zusieht, wie wenige Philologen es ausser denen, die davon leben, giebt, kann man schliessen, wie es im Grunde mit diesem Triebe zum Alterthum steht, er existirt fast nicht; denn es giebt keine uneigennützigen Philologen.

So ist die Aufgabe zu stellen: der Philologie ihre allgemein erziehende Wirkung zu erobern. Mittel: Beschränkung des Philologenstandes, zweifelhaft ob die Jugend damit bekannt zu machen. Kritik des Philologen. Die Würde des Alterthums: sie sinkt mit euch: wie tief müsst ihr gesunken sein, da es diese Würde jetzt so wenig hat!

[«]

3[63]

Die meisten Menschen halten sich offenbar für gar keine Individuen; das zeigt ihr Leben. Die christliche Forderung, dass jeder seine Seligkeit und diese allein im Auge habe, hat als Gegensatz das allgemeine menschliche Leben, wo jeder nur als ein Punct zwischen Puncten lebt, nicht nur ganz und gar Resultat früherer Geschlechter, sondern auch nur im Hinblick auf kommende lebend. Nur bei drei Existenzformen bleibt der Mensch Individuum: als Philosoph, Heiliger und Künstler. Man sehe nur, womit ein wissenschaftlicher Mensch sein Leben todt schlägt: was hat die griechische Partikellehre mit dem Sinne des Lebens zu thun? — So sehen wir auch hier, wie zahllose Menschen eigentlich nur als Vorbereitung eines wirklichen Menschen leben: z.B. die Philologen als Vorbereitung des Philosophen, der ihre Ameisenarbeit zu nutzen versteht, um über den Werth des Lebens eine Aussage zu machen. Freilich ist, wenn es keine Leitung giebt, der grösste Theil jener Ameisenarbeit einfach Unsinn und überflüssig.

[«]

3[64]

Die meisten Menschen sind offenbar zufällig auf der Welt: es zeigt sich keine Nothwendigkeit höherer Art in ihnen. Sie treiben dies und das, ihre Begabung ist mittelmässig. Wie sonderbar! Die Art wie sie nun leben zeigt, dass sie selbst nichts von sich halten, sie geben sich preis, indem sie sich an Lumpereien wegwerfen (seien das nun kleinliche Passionen oder Quisquilien des Berufs). In den sogenannten „Lebensberufen“, welche jedermann wählen soll, liegt eine rührende Bescheidenheit der Menschen: sie sagen damit, wir sind berufen unseresgleichen zu nützen und zu dienen, und der Nachbar ebenfalls und dessen Nachbar auch; und so dient jeder dem andern, keiner hat seinen Beruf, seiner selbst wegen da zu sein, sondern immer wieder anderer wegen; so haben wir eine Schildkröte, die auf einer anderen ruht und diese wieder auf einer und so fort. Wenn jeder seinen Zweck in einem anderen hat, so haben alle keinen Zweck in sich, zu existiren; und dies „für einander existiren“ ist die komischste Komödie.

[«]

3[65]

Die glücklichste und behaglichste Gestaltung der politisch-socialen Lage ist am wenigsten bei den Griechen zu finden; jenes Ziel schwebt unseren Zukunftsträumern vor. Schrecklich! Denn man muss es nach dem Maassstab beurtheilen: je mehr Geist, desto mehr Leid (wie die Griechen beweisen). Also auch: je mehr Dummheit, desto mehr Behagen. Der Bildungsphilister ist das behaglichste Geschöpf, welches je die Sonne gesehen hat; er wird eine gehörige Dummheit haben.

[«]

3[66]

Es ist eine falsche Auffassung zu sagen: „immer gab es eine Kaste welche die Bildung eines Volkes verwaltete“: folglich sind die Gelehrten nöthig. Denn die Gelehrten haben eben nur das Wissen um die Bildung (selbst dies nur besten Falls).

Es wird wohl auch unter uns gebildetere Menschen geben, schwerlich eine Kaste; aber diese können sehr wenige sein.

[«]

3[67]

Die Beschäftigung mit vergangenen Cultur-Epochen Dankbarkeit? Um sich die gegenwärtigen Culturzustände zu erklären, sehe man rückwärts: zu panegyrisch gegen unsere Zustände wird man gewiss nicht, vielleicht muss man es aber thun, um nicht zu hart gegen uns selbst zu sein.

[«]

3[68]

Mein Ziel ist: volle Feindschaft zwischen unserer jetzigen „Cultur“ und dem Alterthum zu erzeugen. Wer der ersten dienen will, muss das letztere hassen.

[«]

3[69]

Ein sehr genaues Zurückdenken führt zu der Einsicht, dass wir eine Multiplication vieler Vergangenheiten sind: wie könnten wir nun auch letzter Zweck sein? — Aber warum nicht? Meistens aber wollen wir’s gar nicht sein, stellen uns gleich wieder in die Reihe, arbeiten an einem Eckchen und hoffen, es werde für die Kommenden nicht ganz verloren sein. Aber das ist wirklich das Fass der Danaiden: es hilft nichts, wir müssen alles wieder für uns und nur für uns thun und z.B. die Wissenschaft an uns messen, mit der Frage: was ist uns die Wissenschaft? Nicht aber: was sind wir der Wissenschaft? Man macht sich wirklich das Leben zu leicht, wenn man sich so einfach historisch nimmt und in den Dienst stellt. „Das Heil deiner selbst geht über alles“ soll man sich sagen: und es giebt keine Institution, welche du höher zu achten hättest als deine eigne Seele. — Nun aber lernt sich der Mensch kennen: findet sich erbärmlich, verachtet sich, freut sich, ausser sich etwas Achtenswürdiges zu finden. Und so wirft er sich fort, indem er sich irgendwo einordnet, streng seine Pflicht thut und seine Existenz abbüsst. Er weiss, dass er nicht seiner selbst wegen arbeitet; er wird denen helfen wollen, welche es wagen, ihrer selbst wegen da zu sein; wie Socrates. Wie ein Haufen Gummiblasen hängen die meisten Menschen in der Luft, jeder Windhauch rührt sie. — **Consequenz:** der Gelehrte muss es aus Selbsterkentniss, also aus Selbstverachtung sein: d.h. er muss sich als Diener eines Höheren wissen, der nach ihm kommt. Sonst ist er ein Schaf.

[«]

3[70]

Man glaubt es sei zu Ende mit der Philologie — und ich glaube, sie hat noch nicht angefangen.

Die grössten Ereignisse, welche die Philologie getroffen haben, sind das Erscheinen Goethes Schopenhauers und Wagners: man kann damit einen Blick thun, der weiter reicht. Das 5te und 6te Jahrhundert sind jetzt zu entdecken.

[«]

3[71]

Ich empfehle an Stelle des Lateinischen den griechischen Stil auszubilden, besonders an Demosthenes: Einfachheit. Auf Leopardi zu verweisen, der vielleicht der grösste Stilist des Jahrhunderts ist.

[«]

3[72]

„Graiis — praeter laudem nullius avaris“ sagt Horaz. Er nennt ihre Hauptthätigkeit nugari (ep. II 93), charakteristisch für den Römer.

[«]

3[73]

Wolf „auf alle Weise ist es ein Vorurtheil zu meinen, dass die Geschichte der Welthändel in dem Grade glaubwürdiger werde, als sie sich unseren Tagen mehr nähern.“

[«]

3[74]

Hauptgesichtspuncte in Bezug auf spätere Geltung des Alterthums.

1) Es ist nichts für junge Leute, denn es zeigt den Menschen mit einer Freiheit von Scham.
2) Es ist nichts zur direkten Nachahmung, belehrt aber, auf welchem Wege bisher die höchste Ausbildung der Kunst erreicht wurde.
3) Es ist nur für Wenige zugänglich, und es sollte eine Polizei der Sitte da sein, wie sie gegen schlechte Pianisten da sein sollte, die Beethoven spielen.
4) Diese Wenigen messen daran unsere Gegenwart, als Kritiker derselben und sie messen das Alterthum an ihren Idealen und sind so Kritiker des Alterthums.
5) Der Contrast zwischen Hellenisch und Römisch, und wieder zwischen Althellenisch und Späthellenisch zu studiren. — Aufklärung über die verschiedenen Arten von Cultur.

[«]

3[75]

Ich will einmal sagen, was ich alles nicht mehr glaube — auch was ich glaube.

In dem grossen Strudel von Kräften steht der Mensch und bildet sich ein, jener Strudel sei vernünftig und habe einen vernünftigen Zweck: Irrthum!

Das einzige Vernünftige, was wir kennen, ist das Bischen Vernunft des Menschen: er muss es sehr anstrengen, und es läuft immer zu seinem Verderben aus, wenn er sich etwa „der Vorsehung“ überlassen wollte.

Das einzige Glück liegt in der Vernunft, die ganze übrige Welt ist triste. Die höchste Vernunft sehe ich aber in dem Werk des Künstlers, und er kann sie als solche empfinden; es mag etwas geben, das, wenn es mit Bewusstsein hervorgebracht werden könnte, ein noch grösseres Gefühl von Vernunft und Glück ergäbe: z.B. der Lauf des Sonnensystems, die Erzeugung und Bildung eines Menschen.

Glück liegt in der Geschwindigkeit des Fühlens und Denkens: alle übrige Welt ist langsam, allmählich und dumm. Wer den Lauf des Lichtstrahls fühlen könnte, würde sehr beglückt sein, denn er ist sehr geschwind.

An sich denken giebt wenig Glück: wenn man aber viel Glück dabei hat, liegt es daran, dass man im Grunde nicht an sich, sondern an sein Ideal denkt. Dies ist ferne, und nur der Geschwinde erreicht es und freut sich.

Eine Verbindung eines grossen Centrums von Menschen zur Erzeugung von besseren Menschen ist die Aufgabe der Zukunft. Der Einzelne muss an solche Ansprüche gewöhnt werden, dass, indem er sich selbst bejaht, er den Willen jenes Centrums bejaht z.B. in Bezug auf die Wahl, die er unter den Weibern trifft, über die Art, wie er sein Kind erzieht. Bis jetzt war kein Individuum oder nur die seltensten frei, sie wurden durch solche Vorstellungen auch bestimmt, aber durch schlechte und widerspruchsvolle. Organisation der individuellen Absichten.

[«]

3[76]

Wenn man von der Gesinnung und Gesittung des katholischen Mittelalters aus nach den Griechen hinschaut, da strahlen sie freilich im Glanze der höheren Humanität: denn alles, was man ihnen vorwerfen wird, muss man in viel höherem Maasse dem Mittelalter selber vorwerfen. So ist die Verehrung der alten in der Renaissance-Zeit ganz ehrlich und recht. Nun haben wir in Einigem es noch weiter gebracht, gerade auf Grund jenes erwachenden Lichtstrahls. Wir haben in der Aufhellung der Welt die Griechen überholt, durch Natur- und Menschengeschichte, und unsere Kenntnisse sind viel grösser, unsere Urtheile mässiger und gerechter. Auch eine mildere Menschlichkeit ist verbreitet, dank der Aufklärungszeit, welche den Menschen geschwächt hat — aber diese Schwäche nimmt sich, in's Moralische umgewandelt, sehr gut aus und ehrt uns. Der Mensch hat jetzt sehr viel Freiheit, es ist seine Sache, dass er sie so wenig gebraucht; der Fanatismus des Meinens ist sehr gemildert. Dass wir zuletzt doch lieber in dieser als in einer andren Zeit leben wollen, ist wesentlich das Verdienst der Wissenschaft, und gewiss gab es für kein Geschlecht eine solche

Summe von edlen Freuden, wie für unseres — wenn auch unser Geschlecht gerade nicht den Magen und Gaumen hat, viel Freude empfinden zu können. — Nun lebt es sich bei aller dieser „Freiheit“ nur gut, wenn man eben nur begreifen, nicht mitmachen will — das ist der moderne Haken. Die Mitmachenden erscheinen weniger reizvoll als je; wie dumm müssen sie sein!

So entsteht die Gefahr, dass das Wissen sich an uns räche, wie sich das Nichtwissen während des Mittelalters an uns gerächt hat. Mit den Religionen, welche an Götter, an Vorsehungen an vernünftige Weltordnungen, an Wunder und Sakramente glauben, ist es vorbei, auch bestimmte Arten von heiligem Leben, von Askese sind vorbei, weil wir leicht auf ein verletztes Gehirn und auf Krankheit schliessen. Es ist kein Zweifel, der Gegensatz von einer reinen unkörperlichen Seele und einem Leibe ist fast beseitigt. Wer glaubt noch an eine Unsterblichkeit der Seele! Alles Segensvolle und Verhängnissvolle, was somit auf gewissen irrthümlichen physiologischen Annahmen beruhte, ist hinfällig geworden, sobald diese Annahmen als Irrthümer erkannt sind. Das was nun jetzt die wissenschaftlichen Annahmen sind, lässt ebensowohl eine Deutung und Benutzung in’s Verdummend-Philisterhafte, ja in’s Bestialische zu, als eine Deutung in’s Segensreiche und Beseelende. Unser Fundament ist neu gegen alle früheren Zeiten, deshalb kann man vom Menschengeschlecht noch etwas erleben. — In Betreff der Cultur heisst dies: wir kannten bisher nur eine vollkommene Form, das ist die Stadtkultur der Griechen, auf ihren mythischen und socialen Fundamenten ruhend, und eine unvollkommene, die römische, als Dekoration des Lebens, entlehnend von der griechischen. Jetzt haben sich nun alle Fundamente, die mythischen und die politisch-socialen verändert; unsere angebliche Cultur hat keinen Bestand, weil sie sich auf unhaltbare, fast schon verschwundene Zustände und Meinungen aufbaut. — Die griechische Cultur vollständig begreifend sehen wir also ein, dass es vorbei ist. So ist der Philologe der grosse Skeptiker in unseren Zuständen der Bildung und Erziehung: das ist seine Mission. — Glücklich, wenn er, wie Wagner und Schopenhauer, die verheissungsvollen Kräfte ahnt, in denen eine neue Cultur sich regt.

[«]

[4 = N I 3b. Frühling 1875]

4[1]

Sorgen:
Bücher anzuschaffen und einzutauschen.
Historiker z.B. den ganzen Ranke.
Geographen z.B. Peschel Atlas.
Biographen z.B. Cardanus.
Kirchliche Autoren in Übersetzung.
Bibel in neuer Übersetzung.
Griechisch-römische Classiker z.B. Aristoteles.
Schopenhauer.
Naturwissenschaftliche Bibliothek.

[«]

4[2]

Zu excerpiren: Die Bevölkerung der Alpen von Rütimeyer, in Jahrb. des Schweizer. Alpenclubs, Erster Jahrgang 1864.

Dann: Vom Meer bis nach den Alpen, von L. Rütimeyer, Bern 1854. Dalpsche Buchhandlung.

[«]

4[3]

Bis Herbst 1876.

Sommer 1875. „Philologie“.

Herbst und bis Weihnachten. Vorstudien zu „Wagner“.
Sommer 1875. Litteraturgeschichte.
Winter 1875 — 76. Choephoren nebst Critik und Hermeneutik.
Sommer 1876 — — —
Heft Burckhardts auszuarbeiten.

[«]

4[4]

Schwierigkeit der Genesis des Künstlers.

1) Das Unnaive der Erziehung — beschränkter Begriff der Natur.

2) Wo soll sich der Künstler einordnen? Die Musik eine Sprache die nur in Feindschaft gegen die sonstige Cultur verstanden werden kann. Unruhe des Künstlers in Ämtern.

3) Wie schützt er sich gegen Missverstehen? Wenn er schreibt, wer ist sein Publikum?

4) Er nimmt das Spiel ernst (Cervantes die Ritterromane, W<agner> das Theater), das Pathos scheint verschwendet, wenn es nicht gleichartigen Kräften als Weckruf und Symbol gilt.

5) Er haftet mit mehr Lust am Dasein als andre Menschen.

6) Ein jetziger Künstler muss Absichten haben.

[«]

4[5]

Schule der Erzieher.

Wo ist
der Arzt
der Naturforscher
der Oekonom
der Culturhistoriker
der Kenner der Kirchengeschichte
der Kenner der Griechen

der Kenner des Staates.

[«]

[5 = U II 8b. Frühling–Sommer 1875]

5[1]

Das von Vorn Anfangen ist immer eine Täuschung: selbst das was uns zu diesem angeblichen „Anfang“ trieb, ist Wirkung und Resultat des Vorhergehenden. Aber ein so starkes und entscheidendes Abbrechen wird ein Zeichen sein von einem starken und übermässigen ehemaligen Fördern. Der Radikalismus unserer Meinungen und unsrer Wahrheit ist die Folge vom Radikalismus unsrer Irrthümer und Fehler. Das grosse Gesetz der Umsetzung — darin liegt aller sogenannte „Fortschritt“. Die moralische Beurtheilung müsste im Grund immer dieselbe sein. Nun nimmt aber der Verstand und die Erfahrung zu, die moralische Qualität setzt sich immer nur um. Zuletzt schätzen wir eine Lehre doch nach ihren Wirkungen, ob sie z.B. viel Menschen getödtet oder verdreht gemacht; das ist nicht gerecht. —

[«]

5[2]

Das Alterthum in Schriften aufbaun — eine noch ganz ungelöste Aufgabe.

[«]

5[3]

Der Glaube an die Individualität — ob man ihn wohl wegdenken könnte! Jedenfalls gehn wir Zeiten entgegen, in denen die menschlichen Meinungen sehr uniformirt werden möchten; aber damit werden die Individuen ähnlicher, doch immer getrennter. Die Feindseligkeit zeigt sich dann bei kleinen Differenzen um so schärfer.

[«]

5[4]

Es ist genau neben einander zu stellen, weshalb Griechen und Philologen sich schwer verstehen müssen: dabei ist die Characteristik der Griechen mit zu geben.

[«]

5[5]

Alle Religionen beruhen zuletzt doch auf gewissen physikalischen Annahmen, die vorher da sind und sich die Religion anpassen. Z.B. im Christenthum Gegensatz von Leib und Seele, unbedingte Wichtigkeit der Erde als der „Welt“, wunderhaftes Geschehen in der Natur. Sind erst die entgegengesetzten Anschauungen zur Herrschaft gekommen, z.B. strenges Naturgesetz, Hülflosigkeit und Überflüssigkeit aller Götter, engste Auffassung des Seelischen als eines leiblichen Prozesses — so ist es vorbei. Nun ruht das ganze Griechenthum auf solchen Anschauungen.

[«]

5[6]

Bei Thukydides die angenehme Empfindung mit der man ein Schloss durch den Schlüssel bewegt: allmählich schwieriges Nachgeben, aber geordnet und sein Ziel immer mehr erreichend.

Bei Aristoteles sieht man die weissen Knochen.

[«]

5[7]

Auch die Tyrannen des Geistes sind fast immer ermordet worden und haben nur spärliche Nachkommenschaft.

[«]

5[8]

Übertragung der Bewegung ist Vererbung: das sage man sich bei der Wirkung der Griechen auf Philologen.

[«]

5[9]

Wie man nur ein ganzes Volk verherrlichen und preisen kann! Die Einzelnen sind es, auch bei den Griechen.

[«]

5[10]

Es ist sehr viel Carikatur auch bei den Griechen, z.B. die Sorge um’s eigne Glück bei den Cynikern.

[«]

5[11]

Mich interessirt allein das Verhältniss des Volkes zur Erziehung des Einzelnen; und da ist allerdings bei den Griechen Einiges sehr günstig für die Entwicklung des Einzelnen, doch nicht aus Güte des Volkes, sondern aus dem Kampf der bösen Triebe.

Man kann durch glückliche Erfindungen das grosse Individuum noch ganz anders und höher erziehen, als es bis jetzt durch die Zufälle erzogen wurde. Da liegen meine Hoffnungen: Züchtung der bedeutenden Menschen.

[«]

5[12]

Die griechische Geschichte ist immer bisher optimistisch geschrieben worden.

[«]

5[13]

Der Wunsch, irgend etwas Sicheres in der Aesthetik zu haben, verführte zur Anbetung des Aristoteles; ich glaube, es lässt sich allmählich beweisen, dass er nichts von der Kunst versteht, und dass nur die klugen Gespräche der Athener es sind, deren Wiederhall wir so bei ihm bewundern.

[«]

5[14]

Die Griechen sind interessant, und ganz toll wichtig, weil sie eine solche Menge von grossen Einzelnen haben. Wie war das möglich? Das muss man studiren.

[«]

5[15]

Mit dem Verschwinden des Christenthums ist auch ein guter Theil des Alterthums unverständlicher geworden, zumal die ganze religiöse Basis des Lebens. Schon deshalb ist eine Nachahmung des Alterthums eine falsche Tendenz; Betrüger oder Betrogene sind die Philologen, welche noch daran denken. Wir leben in der Periode, wo verschiedene Lebensauffassungen neben einander stehen: deshalb ist die Zeit so lehrreich, wie selten eine, deshalb so krank, weil sie an den Übeln aller Richtungen zugleich leidet. Zukunftsmensch: der europäische Mensch.

[«]

5[16]

Geschichte kennen heisst jetzt: zu erkennen, wie es alle Menschen sich zu leicht gemacht haben, welche an eine Vorsehung glauben. Es giebt keine. Wenn die menschlichen Dinge wild und unordentlich gehen, so glaube nicht, dass ein Gott damit etwas bezweckt oder dass er sie zulässt. Wir können ungefähr übersehn, dass die Geschichte des Christenthums auf Erden einer der schrecklichsten Theile der Geschichte ist und dass es damit einmal vorbei sein muss. Freilich ragte im Christenthum gerade auch das Alterthum in unsre Zeit hinein; und wenn es schwindet, schwindet das Verständniss des Alterthums noch mehr. Jetzt ist die beste Zeit es zu erkennen; uns leitet kein Vorurtheil zu Gunsten des Christenthums mehr, aber wir verstehen es noch und in ihm auch noch das Alterthum, soweit es auf einer Linie steht.

[«]

5[17]

Der Untergang der Philologen-Poeten liegt zu gutem Theile in ihrer persönlichen Verderbniss; ihre Art wächst später weiter, wie z.B. Goethe und Leopardi solche Erscheinungen sind. Hinter ihnen pflügen die reinen Philologen-Gelehrten nach. Die ganze Art hebt an mit der Sophistik des zweiten Jahrhunderts.

[«]

5[18]

Am Ausgange des Alterthums stehen noch ganz unchristliche Gestalten, die schöner reiner und harmonischer sind als alle christlichen, z.B. Proklos; die Mystik sein Synkretismos sind Dinge, die ihm gerade das Christenthum nicht vorwerfen darf. Jedenfalls wäre es mein Wunsch, mit denen zusammenzuleben. Denen gegenüber erscheint das Christenthum nur wie die roheste Vergröberung für den Haufen und die Ruchlosen hergerichtet.

[«]

5[19]

Alle Richtungen der Historie haben am Alterthum sich versucht; die **kritische** Betrachtung ist allein noch übrig. Nur muss man darunter nicht Conjectural- und litterarhistorische Kritik verstehen.

[«]

5[20]

Die Unvernunft in den menschlichen Dingen ans Licht zu bringen, ohne jede Verschämtheit — das ist das Ziel unserer Brüder und Genossen. Dann wird man zu unterscheiden haben, was davon fundamental und unverbesserlich ist, was noch verbessert werden kann. Aber jede „Vorsehung“ ist fernzuhalten: denn das ist ein Begriff, wodurch man es sich zu leicht macht. Den Athem dieser Absicht wünsche ich der Wissenschaft einzuflössen. Die Kenntniss des Menschen vorwärts zu bringen! Das Gute und Vernünftige im Menschen ist zufällig oder scheinbar oder die Gegenseite von etwas sehr Unvernünftigem. Es wird irgendwann einmal gar keinen Gedanken geben als Erziehung.

[«]

5[21]

Ergebung in die Nothwendigkeit lehre ich nicht — denn man müsste sie erst als nothwendig kennen. Vielleicht giebt es vielfache Nothwendigkeiten; aber so im Allgemeinen ist es doch auch ein Faulbett.

[«]

5[22]

Zeichen und Wunder werden nicht geglaubt; nur eine „Vorsehung“ braucht so etwas. Es giebt keine Hülfe weder im Gebet, noch in der Askese, noch in der Vision. Wenn dies alles Religion ist, so giebt es keine Religion mehr für mich.

Meine Religion, wenn ich irgendetwas noch so nennen darf, liegt in der Arbeit für die Erzeugung des Genius; Erziehung ist alles zu Hoffende, alles Tröstende heisst Kunst. Erziehung ist Liebe zum Erzeugten, ein Überschuss von Liebe über die Selbstliebe hinaus. Religion ist „Lieben über uns hinaus“. Das Kunstwerk ist das Abbild einer solchen Liebe über sich hinaus und ein volkommnes.

[«]

5[23]

Die Dummheit des Willens ist der grösste Gedanke Schopenhauer’s, wenn man Gedanken nach der Macht beurtheilt. Man kann an Hartmann sehen, wie er sofort diesen Gedanken wieder eskamotirt. Etwas Dummes wird niemand Gott nennen.

[«]

5[24]

Also das ist das Neue alles zukünftigen Welttreibens: man darf die Menschen nicht mehr mit religiösen Vorstellungen beherrschen. Ob sie sich schlechter zeigen werden? Ich finde nicht, dass sie sich unter dem Joche der Religionen gut und sittlich ausnehmen; ich stehe nicht auf Seite von Demopheles. Die Furcht vor dem Jenseits und dann überhaupt die religiöse Furcht vor göttlichen Strafen werden die Menschen schwerlich besser gemacht haben.

[«]

5[25]

Wo etwas Grosses erscheint, mit etwas längerer Dauer, da können wir vorher eine sorgfältige Züchtung wahrnehmen z.B. bei den Griechen. Wie erlangten so viele Menschen bei ihnen Freiheit?

Erzieher erziehn! Aber die ersten müssen sich selbst erziehn! Und für diese schreibe ich.

[«]

5[26]

Die Verneinung des Lebens ist nicht mehr so leicht zu erreichen: man mag Einsiedler oder Mönch sein — was ist da verneint! Dieser Begriff wird jetzt tiefer: es ist vor allem erkennende Verneinung, gerecht sein wollende Verneinung, nicht mehr in Bausch und Bogen.

Wer heute gut und heilig sein wollte, hätte es schwerer: er dürfte, um gut zu sein, nicht so ungerecht gegen das Wissen sein, wie es die frühern Heiligen waren. Es müsste ein Wissender-Heiliger sein: Liebe und Weisheit verbindend; und mit einem Glauben an Götter oder Halbgötter oder Vorsehungen dürfte er nichts mehr zu schaffen haben; wie damit auch die indischen Heiligen nichts zu thun hatten. Auch müsste er gesund sein und sich gesund erhalten; sonst würde er gegen sich misstrauisch werden müssen. Und vielleicht würde er gar nicht einem asketisch Heiligen ähnlich sehen, vielleicht gar einem Lebemanne.

[«]

5[27]

Alle Arten die Geschichte zu behandeln sind schon am Alterthum versucht. Vor allem aber hat man genug erfahren, um nun die Geschichte des Alterthums sich zu nutze zu machen — ohne am Alterthum zu Grunde zu gehen.

[«]

5[28]

Die deutsche Reformation entfernte uns vom Alterthum: musste sie das? Sie entdeckte den alten Widerspruch „Heidenthum, Christenthum“ von neuem; sie war zugleich ein Protest gegen die dekorative Cultur der Renaissance; es war ein Sieg über dieselbe Cultur, die beim Beginn des Christenthums besiegt wurde.

[«]

5[29]

Das Christenthum hat in Betreff der „weltlichen Dinge“ gerade die gröberen Ansichten der Alten conservirt. Alles Edlere in Ehe, Sklaverei Staat ist unchristlich. Es brauchte die entstellenden Züge der Weltlichkeit, um sich zu beweisen.

[«]

5[30]

Ich träume eine Genossenschaft von Menschen, welche unbedingt sind, keine Schonung kennen und „Vernichter“ heissen wollen: sie halten an alles den Maassstab ihrer Kritik und opfern sich der Wahrheit. Das Schlimme und Falsche soll an’s Licht! Wir wollen nicht vorzeitig bauen, wir wissen nicht, ob wir je bauen können und ob es nicht das Beste ist, nicht zu bauen. Es giebt faule Pessimisten, Resignisten — zu denen wollen wir nicht gehören.

[«]

5[31]

Eigenthümlich bedeutende Stellung der Philologen: ein ganzer Stand, dem die Jugend anvertraut ist und der ein spezielles Alterthum zu erforschen hat. Offenbar legt man den höchsten Werth auf dies Alterthum. Wenn man das Alterthum aber falsch abgeschätzt hätte, so fehlte plötzlich das Fundament für die erhabene Stellung der Philologen. Jedenfalls hat man das Alterthum sehr verschieden abgeschätzt: und darnach hat sich jedesmal die Würdigung der Philologen gerichtet. Dieser Stand hat seine Kraft aus starken Vorurtheilen zu Gunsten des Alterthums geschöpft. — Dies ist zu schildern. — Jetzt fühlt er, daß wenn endlich diesen Vorurtheilen gründlich widersprochen würde und das Alterthum rein geschildert würde, sofort jenes günstige Vorurtheil für die Philologen schwände. Es ist also ein Standesinteresse, reinere Einsichten über das Alterthum nicht aufkommen zu lassen: zumal die Einsicht, daß das Alterthum im tiefsten Sinne unzeitgemäß macht.

Es ist zweitens ein Standesinteresse der Philologen, keine höhere Anschauung über den Lehrerberuf aufkommen zu lassen als die, welcher sie entsprechen können.

[«]

5[32]

Hoffentlich giebt es einige, die es als Problem empfinden, warum gerade die Philologen die Erzieher der edleren Jugend sein sollen. Es wird vielleicht nicht immer so sein. — An sich wäre es ja viel natürlicher, daß man der Jugend geographische naturwissenschaftliche national-ökonomische gesellige Grundsätze beibrächte, daß man sie allmählich zur Betrachtung des Lebens führte und endlich, spät, die merkwürdigsten Vergangenheiten vorführte. So daß Kenntniß des Alterthums zum letzten gehörte, was einer erwürbe; ist diese Stellung des Alterthums in der Erziehung die für das Alterthum ehrenvollere oder die gewöhnliche? — Jetzt wird es als Propädeutik benutzt, für Denken, Sprechen und Schreiben; es gab eine Zeit, wo es der Inbegriff der weltlichen Kenntnisse war und wo man eben das durch seine Erlernung erreichen wollte, was man jetzt durch jenen eben beschriebenen Studienplan erreichen würde (der sich eben den vorgerückten Kenntnissen der Zeit entsprechend verwandelt hat). Also hat sich die innere Absicht im philologischen Lehrerthum ganz umgeändert, einst war dies die materiale Belehrung, jetzt nur noch die formale. —

[«]

5[33]

Die Verbindung von Humanismus und religiösem Rationalismus ist als sächsisch gut von Köchly hervorgehoben: der Typus dieses Philologen ist G. Hermann.

[«]

5[34]

Ist es wahr, daß der Philolog, insofern er das Alterthum zur formalen Bildung verwendet, selber formal gebildet ist?

Aber was für ein Gegensatz! formal und material! Hier ist Material Kenntnisse, Fakta. Formal die Art, wie man denkt spricht schreibt, also wie man Kenntnisse sich verschafft und sie verbreitet.

[«]

5[35]

Wäre die Aufgabe des Philologen formal zu erziehen, so müßte er gehen, tanzen, sprechen, singen, sich gebaren, sich unterreden lehren: und das lernte man auch ungefähr bei den formalen Erziehern des zweiten und dritten Jahrhunderts. Aber so denkt man immer nur an die Erziehung des wissenschaftlichen Menschen und da heißt „formal“: denken und schreiben, kaum reden.

[«]

5[36]

Ausgewählte Punkte aus dem Alterthum: z.B. die Macht das Feuer der Schwung in der antiken Musikempfindung (durch die erste pythische Ode), die Reinheit in der historischen Empfindung und die Dankbarkeit für die Segnungen der Cultur, Feuer-Feste, Getreidefeste. Die Veredelung der Eifersucht, die Griechen das eifersüchtigste Volk. Der Selbstmord, Haß gegen das Alter z.B. gegen die Armut. Empedokles über die Geschlechtsliebe.

[«]

5[37]

Ich beklage eine Erziehung, bei der es nicht erreicht ist, Wagner zu verstehen, bei der Schopenhauer rauh und mißtönend klingt; diese Erziehung ist verfehlt.

[«]

5[38]

Es giebt einen alten Kampf der Deutschen gegen das Alterthum d.h. gegen die alte Cultur: es ist gewiß, daß gerade das Beste und Tiefste am Deutschen sich mit sträubt. Aber der Hauptpunkt ist doch der: jenes Sträuben ist nur im Recht, wenn man die romanisirte Cultur meint: diese ist aber bereits der Abfall einer viel tieferen und edleren. Gegen diese sträubt sich der Deutsche mit Unrecht.

[«]

5[39]

Ich sehe in den Philologen eine verschworene Gesellschaft, welche die Jugend an der antiken Cultur erziehn will; ich würde es verstehen, wenn man diese Gesellschaft und ihre Absichten von allen Seiten kritisirte. Da käme nun viel darauf an, zu wissen, was diese Philologen unter antiker Cultur verstehen. — Sähe ich z.B. daß sie gegen die deutsche Philosophie und Musik erzögen, so würde ich sie bekämpfen oder auch die antike Cultur bekämpfen, ersteres vielleicht, indem ich zeigte, daß die Philologen die antike Cultur nicht verstanden haben. Nun sehe ich 1) großen Wechsel in der Schätzung der antiken Cultur bei den Philologen 2) etwas tief Unantikes in ihnen selbst, Unfreies 3) Unklarheit darüber, welche antike Cultur sie meinen 4) in den Mitteln vieles Verkehrte z.B. Gelehrsamkeit 5) Verquickung mit Christenthum.

[«]

5[40]

Gesunder gewandter Körper, reiner und tiefer Sinn in der Betrachtung des Allernächsten, freie Männlichkeit, Glaube an gute Rasse und gute Erziehung, kriegerische Tüchtigkeit, Eifersucht im ἀριστεύειν, Lust an den Künsten, Ehre der freien Muße, Sinn für freie Individuen, für das Symbolische.

[«]

5[41]

Ein Colleg über „System der Cultur“.

1. Das endlich klar erkannte Ziel der Cultur.
2. Geschichte der Ziele und ihrer Irrthümer.
3. Mittel der Cultur.

[«]

5[42]

Pläne für das Leben.

Unzeitgemässe Betrachtungen. Für die dreissiger Jahre meines Lebens.
Die Griechen. Für die vierziger Jahre meines Lebens.
Reden an die Menschheit. Für die fünfziger Jahre meines Lebens.

[«]

5[43]

Wenn das Gymnasium zur Wissenschaft erziehn soll, so sagt man jetzt: es kann die Vorbereitung zu keiner Wissenschaft mehr geben, so umfassend sind die Wissenschaften geworden. Folglich muß man allgemein d.h. für alle Wissenschaften d.h. für die Wissenschaftlichkeit vorbereiten — und dazu dienen die klassischen Studien! — Wunderlicher Sprung! Eine sehr verzweifelte Rechtfertigung! Das Bestehende soll Recht behalten, auch nachdem klar eingesehn ist, daß das bisherige Recht, auf dem es ruhte, zum Unrecht geworden ist.

[«]

5[44]

In Betreff der Einfachheit des Alterthums steht es wie bei der Einfachheit des Stils; es ist das Höchste, was man erkennt und nachzuahmen hat, aber auch das Letzte. Man denke daß die klassische Prosa der Griechen auch ein spätes Resultat ist.

[«]

5[45]

Das Fundament, auf dem noch die allgemeine Schätzung des Alterthums ruht, sind Vorurtheile: werden diese beseitigt, so dürfte sich die Schätzung in einen gründlichen Haß verwandeln. Hegen nun die Philologen auch diese Vorurtheile? Dann kennen sie das Alterthum nicht. Hegen sie dieselben nicht — wie steht es dann mit ihrer Redlichkeit! Wo zeigt sich aber, daß sie dieselben absichtlich zerstörten?

[«]

5[46]

Kennen die Philologen die Gegenwart? Ihre Urtheile über dieselbe als perikleische, ihre Verirrungen des Urtheils, wenn sie von einem Homer congenialen Geiste Freitags reden usw., ihr Nachlaufen, wenn die Litteraten voranlaufen. Ihr Verzichtleisten auf den heidnischen Sinn, den gerade Goethe als den alterthümlichen bei Winckelmann entdeckt hatte.

[«]

5[47]

Unsre Stellung zum klassischen Alterthum ist im Grunde die tiefe Ursache der Unproduktivität der modernen Cultur: denn diesen ganzen modernen Culturbegriff haben wir von den hellenisirten Römern. Wir müssen im Alterthum selbst scheiden: indem wir seine einzig produktive Zeit kennen lernen, verurtheilen wir auch die ganze alexandrinisch-romanische Cultur. Aber zugleich verurtheilen wir unsre ganze Stellung zum Alterthum und unsre Philologie zugleich!

[«]

5[48]

Es giebt eine Art, sich philologisch zu beschäftigen, und sie ist häufig: man wirft sich besinnungslos auf irgend ein Gebiet oder wird geworfen: von da aus sucht man rechts und links, findet manches Gute und Neue — aber in einer unbewachten Stunde sagt man sich doch: was Teufel geht mich gerade das alles an? Inzwischen ist man alt geworden, hat sich gewöhnt und läuft so weiter, so wie in der Ehe.

[«]

5[49]

Im Ganzen hat die heutige Philologie den leitenden Faden verloren: die welche sie früher leiteten, werden verneint; aber im Ganzen beruht die ganze Wirkung und Schätzung noch auf dem Ruhm jener frühern Leitung, z.B. dem der Humanität.

[«]

5[50]

Es giebt Dinge, über die das Alterthum belehrt, über welche ich nicht leicht mich öffentlich aussprechen möchte.

[«]

5[51]

Es ist fast lächerlich zu sehen, wie fast alle Wissenschaften und Künste in der neueren Zeit wieder aus dem Samen aufwachsen, der aus dem Alterthum zugeweht wird, und wie das Christenthum hier nur als ein böser Frost einer langen Nacht erscheint, bei dem man glauben sollte, es sei für alle Zeit mit der Vernunft und der Ehrlichkeit der Menschen vorbei. Der Kampf gegen den natürlichen Menschen hat den unnatürlichen Menschen gemacht.

[«]

5[52]

Wie man die jungen Leute mit den Alten bekannt macht, hat was Respektwidriges: noch schlimmer, es ist unpädagogisch; denn was soll die Bekanntschaft mit Dingen, die der Jüngling unmöglich mit Bewußtsein verehren kann! Vielleicht soll er lernen zu glauben; und desshalb wünsche ich es nicht.

[«]

5[53]

Denen, welche sagen: „aber immer bleibt doch noch das Alterthum übrig als Objekt reiner Wissenschaft, wenn auch alle seine erziehenden Absichten geleugnet werden“, ist zu antworten: was ist hier reine Wissenschaft! Es sollen Handlungen und Eigenschaften beurtheilt werden, und der Urtheilende muß darüber stehen: also hättet ihr erst dafür zu sorgen, das Alterthum zu überwinden. Bevor ihr das nicht thut, ist eure Wissenschaft nicht rein, sondern unrein und beschränkt: wie es zu spüren ist.

[«]

5[54]

Wie es mit den Philologen steht, zeigt ihre Gleichgültigkeit beim Erscheinen Wagner's. Sie hätten noch mehr lernen können als durch Goethe — und sie haben noch keinen Blick hingeworfen. Das zeigt: es führt sie kein starkes Bedürfniß: sonst hätten sie ein Gefühl, wo ihre Nahrung zu finden ist.

[«]

5[55]

Plan zu Capitel 1.

Philologie von allen Wissenschaften bis jetzt die begünstigtste: grösste Zahl, seit Jahrhunderten, bei allen Völkern gefördert, die Obhut der edlern Jugend und somit den schönsten Anlass sich fortzupflanzen und Achtung vor sich zu erwecken. Wodurch hat sie diese Macht erlangt?

Aufzählung der verschiedenen Vorurtheile zu ihren Gunsten.

Wie nun, wenn diese als Vorurtheile erkannt würden? — Bliebe wohl Philologie noch übrig, wenn man das Interesse eines Standes, eines Broterwerbes abrechnete? Wenn man über das Alterthum und seine Befähigung für die Gegenwart zu erziehn die Wahrheit sagte?

Cap. 2.

Um darauf zu antworten, sehe man die Erziehung zum Philologen, seine Genesis an: er entsteht gar nicht mehr, wenn jenes Interesse wegfällt.

Cap. 3.

Wenn unsre öffentliche Welt dahinter käme, was das Alterthum eigentlich für ein unzeitgemässes Ding ist, so würden die Philologen nicht mehr zu Erziehern bestellt.

Cap. 4.

Nur das Bündniss zwischen den Philologen, die das Alterthum nicht verstehen wollen oder nicht können, und der öffentlichen Meinung, die von Vorurtheilen über dasselbe geleitet ist, giebt der Philologie jetzt noch ihre Kraft.

Cap. 5.

Der zukünftige Philologe als Sceptiker über unsre ganze Cultur und damit auch als Vernichter des Philologen-Standes.

[«]

5[56]

Würde die Philologie noch als Wissenschaft existiren, wenn ihre Diener nicht Erzieher, mit Besoldungen wären? In Italien gab es solche. Wer stellt einen Deutschen neben Leopardi z.B.?

[«]

5[57]

Wirkung auf Nicht-Philologen gleich Null. Würden sie imperativisch und verneinend, o wie würden sie angefeindet! Aber sie ducken sich.

Die Griechen wirklich und ihre Abschwächung durch die Philologen.

[«]

5[58]

Alle Geschichte ist bis jetzt vom Standpuncte des Erfolges und zwar mit der Annahme einer Vernunft im Erfolge geschrieben. Auch die griechische Geschichte: wir besitzen noch keine. Aber so steht es überhaupt: wo sind Historiker, die nicht von allgemeinen Flausen beherrscht die Dinge ansehn? Ich sehe nur einen — Burckhardt. Überall der breite Optimismus in der Wissenschaft. Die Frage: „was wäre geschehn, wenn das und das nicht eingetreten wäre“ wird fast einstimmig abgelehnt, und doch ist sie gerade die kardinale Frage, wodurch alles zu einem ironischen Dinge wird. Man sehe nur sein Leben an. Wenn man nach Plan in der Geschichte sucht, so suche man ihn in den Absichten eines gewaltigen Menschen, vielleicht in denen eines Geschlechtes, einer Partei. Alles Übrige ist ein Wirrsal. — Auch in der Naturwissenschaft ist diese Vergötterung des Nothwendigen. —

Deutschland ist die Brutstätte für den historischen Optimismus geworden: daran mag Hegel mit Schuld sein. Aber durch nichts hat die deutsche Cultur verhängnissvoller gewirkt. Alles durch den Erfolg Unterdrückte bäumt sich allmählich auf; die Geschichte als der Hohn der Sieger; servile Gesinnung und Devotion vor dem Faktum — „Sinn für den Staat“ nennt man’s jetzt: als ob der noch hätte gepflanzt werden müssen! Wer nicht begreift, wie brutal und sinnlos die Geschichte ist, der wird auch den Antrieb gar nicht verstehn die Geschichte sinnvoll zu machen. Nun sehe man, wie selten eine solche sinnvolle Erkenntniss des eignen Lebens ist wie die Goethes: was soll nun aus allen diesen verschleierten und blinden Existenzen Vernünftiges geschehn, wenn sie mit und gegeneinander chaotisch wirken.

Besonders naiv ist es nun, wenn Hellwald, der Verfasser einer Cultur-Geschichte, von allen „Idealen“ abwinkt, weil die Geschichte immer eins nach dem andern abgethan habe.

[«]

5[59]

Griechen und Philologen.

Die Griechen huldigen der Schönheit	Philologen sind Schwätzer und Tändler.
sie entwickeln den Leib	hässliche Gehege.
sie sprechen gut	Stammler.
religiöse Verklärer des Alltäglichen	schmutzige Pedanten.
Hörer und Schauer	Wortklauber und Nachteulen.
für das Symbolische	Unfähigkeit zur Symbolik
freie Männlichkeit	Staatssclaven mit Inbrunst
reiner Blick in die Welt	verzwickte Christen
Pessimisten des Gedankens	Philister

[«]

5[60]

Es ist wahr, der Humanismus und die Aufklärung haben das Alterthum als Bundesgenossen in’s Feld geführt: und so ist es natürlich, dass die Gegner des Humanismus das Alterthum anfeinden. Nur war das Alterthum des Humanismus ein schlecht erkanntes und ganz gefälschtes: reiner gesehn ist es ein Beweis gegen den Humanismus, gegen die grundgütige Menschen-Natur usw. Die Bekämpfer des Humanismus sind im Irrthum, wenn sie das Alterthum mit bekämpfen: sie haben da einen starken Bundesgenossen.

[«]

5[61]

Religionen verstehe ich als Narkosen: aber werden sie solchen Völkern gegeben wie den Germanen, so sind es reine Gifte.

[«]

5[62]

Welchen Zustand nahmen nur die Griechen als Vorbild für ihr Leben im Hades? Blutlos, traumhaft, schwach: es ist die nochmalige Steigerung des Greisenalters: wo das Gedächtniß noch mehr schwindet und der Leib auch noch mehr. Das Greisenalter des Greisenalters — so leben wir in den Augen des Hellenen.

[«]

5[63]

Wie wirklich die Griechen selbst in reinen Erfindungen waren, wie sie an der Wirklichkeit fortdichteten, nicht sich aus ihr hinaus sehnten.

[«]

5[64]

Erziehung ist erst Lehre vom Nothwendigen, dann vom Wechselnden und Veränderlichen. Man führt den Jüngling in die Natur, zeigt ihm überall das Walten von Gesetzen; dann die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft: hier wird schon die Frage rege: mußte dies so sein? Allmählich braucht er Geschichte, um zu hören, wie das so geworden ist. Aber damit lernt er, daß es auch anders werden kann. Wie viel Macht über die Dinge hat der Mensch? dies ist die Frage bei aller Erziehung. Um nun zu zeigen, wie ganz anders es sein kann, zeige man z.B. die Griechen. Die Römer braucht man, um zu zeigen wie es so wurde.

[«]

5[65]

Die Griechen als das einzig geniale Volk der Weltgeschichte; auch als Lernende sind sie dies, sie verstehen dies am besten und wissen nicht bloß zu schmücken und zu putzen mit dem Entlehnten: wie es die Römer thun.

Die Constitution der Polis ist eine phönizische Erfindung: selbst dies haben die Hellenen nachgemacht. Sie haben lange Zeit wie freudige Dilettanten an allem herum gelernt; wie auch die Aphrodite phönizisch ist. Sie leugnen auch gar nicht das Eingewanderte und Nicht-Ursprüngliche ab.

[«]

5[66]

Die Aegypter sind vielmehr ein litterarisches Volk als die Griechen. Dies gegen Wolf.

[«]

5[67]

Das erste Korn in Eleusis, die erste Rebe in Theben, der erste Ölbaum, Feigenbaum.

[«]

5[68]

Aegypten hatte seinen Mythus wesentlich verloren.

[«]

5[69]

Das leibhafte Erscheinen von Göttern, wie bei Sappho’s Anrufung der Aphrodite, ist nicht als poetische Lizenz zu verstehen, es sind häufige Hallucinationen. Vieles, wie auch den Wunsch zu sterben, fassen wir flach auf, als rhetorisch.

[«]

5[70]

Griechen das Genie unter den Völkern.

Kindes-Natur. Leichtgläubig.

Leidenschaftlich. Unbewußt leben sie der Erzeugung des Genius. Feinde der Befangenheit und Dumpfheit. Schmerz. Unverständiges Handeln. Ihre Art von intuitiver Einsicht in das Elend, bei goldenem genial-frohem Temperament. Tiefsinn im Erfassen und Verherrlichen des Nächsten (Feuer Ackerbau). Lügnerisch. Unhistorisch. Die Kulturbedeutung der Polis instinktiv erkannt; Centrum und Peripherie für den großen Menschen günstig. (Die Übersichtlichkeit einer Stadtgemeinde, auch die Möglichkeit sie als Ganzes anzureden.) Das Individuum zur höchsten Kraft durch die Polis gesteigert. Neid, Eifersucht wie bei genialen Leuten.

[«]

5[71]

Die Erholungen der Spartaner bestanden in Festen, Jagd und Krieg: ihr alltägliches Leben war zu hart. Im Ganzen ist ihr Staat doch eine Karikatur der Polis und ein Verderben von Hellas. Die Erzeugung des vollkommnen Spartaners — aber was ist er Großes, daß seine Erzeugung einen so brutalen Staat brauchte!

[«]

5[72]

Die griechische Cultur ruht auf dem Herrschafts-Verhältniß einer wenig zahlreichen Classe gegen 4-5mal so viel Unfreie. Der Masse nach war Griechenland ein von Barbaren bewohntes Land. Wie kann man die Alten nur human finden! Gegensatz des Genie's gegen den Broderwerber, das halbe Zug- und Lastthier. Die Griechen glaubten an eine Verschiedenheit der Rasse: Schopenhauer wundert sich, daß es der Natur nicht beliebt habe, zwei getrennte Species zu erfinden.

[«]

5[73]

Zum Griechen verhält sich der Barbar, wie „zum freibeweglichen, ja geflügelten Thiere die an ihren Felsen gekittete Muschel, welche abwarten muß, was der Zufall ihr zuführt“. Schopenhauer'sches Bild.

[«]

5[74]

„Im Einzelnen stets das Allgemeine zu sehen ist gerade der Grundzug des Genie's“ Schopenhauer. Man denke an Pindar, an die Προμηθεῖα usw. Die „Besonnenheit“, nach Schopenhauer, hat zunächst ihre Wurzel in der Deutlichkeit, mit welcher die Griechen der Welt und ihrer selbst inne werden und dadurch zur Besinnung darüber kommen.

[«]

5[75]

Das „weite Auseinandertreten des Willens und des Intellektes“ bezeichnet die Genies, und auch die Griechen.

[«]

5[76]

„Die dem Genie beigegebene Melancholie beruht darauf, daß der Wille zum Leben, von je hellerem Intellekte er sich beleuchtet findet, desto deutlicher das Elend seines Zustandes wahrnimmt.“ Schopenhauer. Cf. die Griechen!

[«]

5[77]

Wie stechen die Römer durch ihren trockenen Ernst gegen die genialen Griechen ab! Schopenhauer: „der feste praktische Lebensernst, welchen die Römer als gravitas bezeichneten, setzt voraus, daß der Intellekt nicht den Dienst des Willens verlasse, um hinauszuschweifen zu dem, was diesen nicht angeht.“

[«]

5[78]

Die Mäßigkeit der Griechen in ihrem sinnlichen Aufwand, Essen und Trinken und ihre Lust daran: die olympischen Spiele und ihre Vergötterung — das zeigt, was sie waren.

[«]

5[79]

Beim Genie wird „der Intellekt die Fehler zeigen, die bei jedem Werkzeuge, welches zu dem, wozu es nicht gemacht ist, gebraucht wird, nicht auszubleiben pflegen.“ „Er läßt den Willen oft sehr zur Unzeit im Stich: so wird das Genie für das Leben mehr oder weniger unbrauchbar, ja erinnert in seinem Betragen mitunter an den Wahnsinn.“

[«]

5[80]

„Wenn die abnorm erhöhte Erkenntnißkraft sich plötzlich, mit aller ihrer Energie, auf die Angelegenheiten und Miseren des Willens richtet — da wo alles zu lebhaft, in zu grellen Farben, zu hellem Lichte, ins Ungeheure vergrößert; dann verfällt das Individuum auf lauter Extreme.“

[«]

5[81]

Es fehlt den Griechen die Nüchternheit. Übergroße Sensibilität, abnorm erhöhtes Nerven- und Cerebralleben, Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit des Wollens.

[«]

5[82]

Das glücklichste Loos, welches dem Genie werden kann, ist Entbindung vom Thun und Lassen und freie Muße: und so wußten die Griechen zu schätzen. Segen der Arbeit! nugari nannten die Römer alles Tichten und Trachten der Hellenen.

Es hat keinen glücklichen Lebenslauf, es steht im Widerspruch und Kampf mit seiner Zeit. So die Griechen: sie bemühten sich ungeheuer, instinktiv, sich ein sicheres Gehäuse (in der Polis) zu schaffen. Endlich gieng alles in der Politik zu Grunde. Sie waren gezwungen nach außen hin Stand zu halten: das wurde immer schwieriger, endlich unmöglich.

[«]

5[83]

Mit einer Veränderung eines Wortes von Bako von Verulam kann man sagen: infimarum Graecorum virtutum, apud philologos, laus est, mediarum admiratio, supremarum sensus nullus.

[«]

5[84]

Der kindliche Charakter der Griechen von den Aegyptern empfunden.

[«]

5[85]

Das Steigern des Gegenwärtigen ins Ungeheure und Ewige z.B. bei Pindar.

[«]

5[86]

Die unmathematische Schwingung der Säule in Pästum z.B. ist ein Analogon zur Modifikation des Tempos: Belebtheit an Stelle eines maschinenhaften Bewegtseins.

[«]

5[87]

Es ist das Werk aller Erziehung, bewußte Thätigkeiten in mehr oder weniger unbewußte umzubilden: und die Geschichte der Menschheit ist in diesem Sinne ihre Erziehung. Der Philologe nun übt eine Menge Thätigkeiten so unbewußt: das will ich einmal untersuchen, wie seine Kraft, d.h. sein instinktives Handeln, das Resultat von ehemals bewußten Thätigkeiten ist, die er allmählich als solche kaum mehr fühlt: aber jenes Bewußtsein bestand in Vorurtheilen. Seine jetzige Kraft beruht auf jenen Vorurtheilen, z.B. die Schätzung der ratio wie bei Bentley, Hermann. Die Vorurtheile sind, wie Lichtenberg sagt, die Kunsttriebe des Menschen.

[«]

5[88]

Fertigkeiten erwartet man von der Beschäftigung mit den Alten: früher z.B. Schreiben und Sprechen können. Aber welche erwartet man jetzt! — Denken und Schließen: aber dies erlernt man nicht von den Alten, sondern höchstens an den Alten, vermittelst der Wissenschaft. Zudem ist aber alles historische Schließen sehr bedingt und unsicher: man sollte das naturwissenschaftliche vorziehn.

[«]

5[89]

Proklos, der den aufgehenden Mond in feierlicher Weise anbetet.

[«]

5[90]

Die ererbte Abrichtung der jetzigen Philologen: eine gewisse Unfruchtbarkeit der Grundeinsichten hat sich ergeben; denn sie bringen die Wissenschaft, aber nicht die Philologen vorwärts.

[«]

5[91]

Das politische Unterliegen Griechenlands ist der größte Mißerfolg der Cultur: denn es hat die gräßliche Theorie aufgebracht, daß man die Cultur nur pflegen könne, wenn man zugleich bis an die Zähne bewaffnet und mit Fausthandschuhen angethan sei. Das Aufkommen des Christenthums war der zweite große Mißerfolg: die rohe Macht dort, der dumpfe Intellekt hier kamen zum Siege über das aristokratische Genie unter den Völkern. Philhellene sein heißt Feind der rohen Macht und der dumpfen Intellekte sein. Insofern war Sparta das Verderben von Hellas, insofern es Athen zwang bundesstaatlich zu wirken und sich ganz auf Politik zu werfen.

[«]

5[92]

Sicher steht im Ganzen Großen das Wachsen der militärischen Kraft der Menschheit. Der Sieg der kräftigeren Nation: allmählich ist es nicht nur der Maaßstab des körperlichen, sondern noch mehr des geistigen Kräftiger-seins.

[«]

5[93]

In Sokrates haben wir einen Vorgang des Bewußtseins gleichsam vor uns offen liegen, aus dem später die Instinkte des theoretischen Menschen entstanden sind. Daß jemand lieber sterben will als alt und schwach im Geiste werden.

[«]

5[94]

Mit dem Christenthum erlangte eine Religion das Übergewicht, welche einem vorgriechischen Zustand des Menschen entsprach: Glaube an Zaubervorgänge in allem und jedem, blutige Opfer, abergläubische Angst vor dämonischen Strafgerichten, Verzagen an sich selbst, ekstatisches Brüten und Halluciniren, der Mensch sich selber zum Tummelplatz guter und böser Geister und ihrer Kämpfe geworden.

[«]

5[95]

Es wäre viel glücklicher noch gewesen, daß die Perser als daß gerade die Römer über die Griechen Herr wurden.

[«]

5[96]

Der herrliche Sinn für Ordnung und Gliederung hat den Staat der Athener unsterblich gemacht. — Die zehn Strategen in Athen! toll! gar zu sehr ein Opfer auf dem Altar der Eifersucht.

[«]

5[97]

Statut der Gesellschaft der Unzeitgemässen.

Jeder hat vierteljährlich einen schriftlichen Bericht über seine Thätigkeit einzusenden.

O.R.G.B.N.

[«]

5[98]

Zur Einleitung der Gesammtherausgabe der „Unzeitgemässen“.

Die Entstehung zu schildern: meine Desperation wegen Bayreuth, ich sehe nichts mehr, was ich nicht voll Schuld weiss, ich entdecke bei tieferem Nachdenken, auf das fundamentalste Problem aller Cultur gestossen zu sein. Mitunter fehlt mir alle Lust fortzuleben. Aber dann wieder sage ich mir: wenn einmal gelebt sein soll, dann jetzt. — Straussen hielt ich eigentlich für mich für zu gering: bekämpfen mochte ich ihn nicht. Ein paar Worte Wagner’s in Strassburg.

[«]

5[99]

Wenn nun die Römer die griechische Cultur verschmäht hätten: sie wäre vielleicht radikal zu Grunde gegangen. Woran hätte sie wieder erwachen sollen? Christenthum und Römer und Barbaren — das wäre ein Ansturm gewesen. Völlig verwischt. Wir sehen die Gefahr, unter der das Genie lebt. Cicero ist so schon einer der größten Wohlthäter der Menschheit. — Es giebt für das Genie keine Vorsehung: nur für die gewöhnlichen massenhaften Menschen und ihre Nöthe giebt es so etwas; sie finden ihre Befriedigung, später ihre Rechtfertigung.

[«]

5[100]

Aus der gegenseitigen Todtfeindschaft erwächst die griechische πόλις, und das αἰὲν ἀριστεύειν. Hellenisch und philantropisch waren Gegensätze, obschon die Alten genug sich geschmeichelt haben.

[«]

5[101]

Homer, in der Welt der hellenischen Zwietracht, der panhellenische Grieche.

Der Wettkampf der Griechen zeigt sich auch im Symposion, in der Form des geistreichen Gesprächs.

[«]

5[102]

Das Genie macht alle Halbbegabten tributpflichtig: so schickten Perser selbst ihre Gesandtschaften an die griechischen Orakel.

[«]

5[103]

Zu einem griechischen Polytheismus gehört viel Geist; es ist freilich sparsamer mit dem Geist umgegangen, wenn man nur einen <Gott> hat.

[«]

5[104]

Die Moral beruht nicht auf der Religion, sondern auf der πόλις.

Es gab nur Priester einzelner Götter, nicht Vertreter der ganzen Religion: also keinen Stand. Ebenfalls keine heilige Urkunde.

[«]

5[105]

Die „leichtlebenden Götter“ ist die höchste Verschönerung, die der Welt zu Theil geworden ist; im Gefühl wie schwer es sich lebt.

[«]

5[106]

Ob es viele begabte Philologen gegeben hat? Ich zweifle; denn zu langsam bricht sich die Vernunft bei ihnen Bahn (Handschriften zählen usw.) — Wort- und Sach-philologie — dummer Streit! — und dann die übertriebene Schätzung irgend eines klugen Mannes unter ihnen!

[«]

5[107]

Das Humanistische ist von Karl dem Großen mächtig angepflanzt worden, während er gegen das Heidnische mit den härtesten Zwangsmitteln vorgieng. Die antike Mythologie wurde verbreitet, die deutsche wie ein Verbrechen behandelt. Ich glaube, hier lag das Gefühl zu Grunde, daß das Christenthum eben schon fertig geworden sei mit der antiken Religion: man fürchtete sie nicht, aber benutzte die auf ihr ruhende Cultur des Alterthums. Die deutsche Götterwelt fürchtete man. — Eine große Äußerlichkeit in der Auffassung des Alterthums, fast nur die Schätzung seiner formalen Fertigkeiten und seiner Kenntnisse, muß hier gepflanzt worden sein. Es sind die Mächte zu nennen, die einer Vertiefung der Einsicht ins Alterthum im Wege gestanden haben. Zunächst 1) wird die alterthümliche Cultur als Reizmittel zur Annahme des Christenthums benutzt: es ist gleichsam das Draufgeld für die Bekehrung. Die Versüßung beim Einschlürfen jenes Giftes. Dann war man der Hülfsmittel der antiken Cultur benöthigt, 2) als Waffen zum geistigen Schutz des Christenthums. Selbst die Reformation konnte die klassischen Studien in diesem Sinne nicht entbehren. Dagegen beginnt nun die Renaissance mit reinerem Sinne die klassischen Studien, aber durchaus auch im christenfeindlichen; sie zeigt ein Erwachen der Ehrlichkeit im Süden, wie die Reformation im Norden. Vertragen konnten sie sich freilich nicht, denn ernstliche Neigung zum Alterthum macht unchristlich. Es ist der Kirche im Ganzen gelungen, den klassischen Studien eine unschädliche Wendung zu geben: der Philologe wurde erfunden, als Gelehrter, der im Übrigen Priester oder sonst so etwas ist: und auch im Bereiche der Reformation gelang es, den Gelehrten ebenfalls zu castriren. Deshalb ist Friedrich August Wolf merkwürdig, weil er den Stand von der Zucht der Theologie befreite: aber seine That wurde nicht völlig verstanden, denn ein angreifendes aktives Element, wie es den Poeten-Philologen der Renaissance anhaftet, wurde nicht entwickelt. Die Befreiung kam der Wissenschaft, nicht den Menschen zu Gute.

[«]

5[108]

Das Unvolksthümliche der neuen Renaissance-Kultur! Eine furchtbare Thatsache!

[«]

5[109]

Was ist nun jetzt noch das Alterthum, gegenüber moderner Kunst und Wissenschaft und Philosophie? Nicht mehr die Schatzkammer aller Kenntnisse, in Natur- und Geschichtskenntniß ist es überwunden. Die Unterdrückung durch die Kirche ist gebrochen. Es ist jetzt eine reinere Kenntniß des Alterthums möglich, aber auch wohl eine wirkungslosere, schwächere? — Das ist richtig: wenn man die Wirkung nur als Massenwirkung kennt; aber für die Erzeugung der größten Geister ist das Alterthum mehr wie je kräftig. Goethe als deutscher Poet-Philolog; Wagner als noch höhere Stufe: Hellblick für die einzig würdige Stellung der Kunst; nie hat ein antikes Werk so mächtig gewirkt, wie die Oresteia auf Wagner. Der objektive-kastrirte Philolog, der im übrigen Bildungsphilister und Kulturkämpfer ist, und daneben reine Wissenschaft treibt, ist freilich eine traurige Erscheinung.

[«]

5[110]

Bentley war zugleich defensor fidei; und Scaliger war freilich ein Feind der Jesuiten, und sehr angegriffen.

[«]

5[111]

Zwischen unsrer höchsten Kunst und Philosophie und zwischen dem wahrhaft erkannten **ältern** Alterthum ist kein Widerspruch: sie stützen und tragen sich. Hier liegen meine Hoffnungen.

[«]

5[112]

Es giebt Gebiete, wo die ratio nur Unfug anrichten wird, und der Philolog, der nichts weiter hat, damit verloren ist und nie die Wahrheit sehen kann, z.B. bei Betrachtung der griechischen Mythologie. Natürlich hat ein Phantast auch noch keinen Anspruch: man muß griechische Phantasie und etwas von griechischer Frömmigkeit haben. Selbst der Dichter braucht in sich nicht consequent zu sein: überhaupt ist Consequenz das Letzte, wozu sich die Griechen verstehen würden.

[«]

5[113]

Fast alle griechischen Gottheiten sind angesammelte, eine Schicht wieder über der andern, bald verwachsen, bald nothdürftig verkittet. Dies wissenschaftlich auseinanderzuklauben scheint mir kaum möglich: denn dafür kann es keine gute Methode geben: der elende Schluß der Analogie ist hier schon ein sehr guter Schluß.

[«]

5[114]

Wie fern muß man den Griechen sein, um ihnen eine solche bornirte Autochthonie zuzutrauen wie O. Müller! Wie christlich, um mit Welcker die Griechen für ursprüngliche Monotheisten zu halten! Wie quälen sich die Philologen mit der Frage ab, ob Homer geschrieben habe, ohne den viel höheren Satz zu begreifen, daß die griechische Kunst eine lange innere Feindseligkeit gegen Schriftwesen hatte und nicht gelesen werden wollte.

[«]

5[115]

Die Griechen waren von der Lust zu fabuliren gräßlich geplagt. Gar im Alltagsleben war es schwer, sie vom „Mythischen“, vom Schwindeln fernzuhalten: wie alles Poetenvolk eine solche Lust zur Lüge hat, nebst der Unschuld dazu. Die benachbarten Völker fanden das wohl verzweifelt.

[«]

5[116]

Auf Bergen zu wohnen, viel Reisen, schnell von der Stelle zu kommen — darin kann man sich jetzt schon den griechischen Göttern gleichsetzen. Wir wissen auch das Vergangne und beinahe das Zukünftige. Was ein Grieche sagen würde, wenn er uns sähe? —

[«]

5[117]

Die Götter machen den Menschen noch böser; so ist Menschennatur. Wen wir nicht mögen, von dem wünschen wir, daß er schlechter werde und freuen uns dann. Es gehört dies in die düstere Philosophie des Hasses, die noch nicht geschrieben ist, weil sie überall das pudendum ist, das jeder fühlt.

[«]

5[118]

Der Panhellene Homer hat seine Lust an der Leichtfertigkeit der Götter; aber erstaunlich ist, wie er ihnen wieder Würde geben kann. Dieses ungeheure Sich-Aufschwingen ist aber griechisch.

[«]

5[119]

Thukydides über den Staat.

Das tyrannische Element in jedem Aristokraten großgenährt: das verräth sich in den Gebeten (Xenophon Socrates). Sie hielten sich gegenseitig in Schranken: das Volk hielt wieder alle zusammen in Schranken, so gut es gieng.

[«]

5[120]

Woher stammt nun der Neid der Götter? man glaubt nicht an ein ruhend stilles Glück, sondern nur an ein übermüthiges. Es muß den Griechen schlecht zu Muthe gewesen sein, allzu leicht verwundet war ihre Seele: es erbitterte sie, den Glücklichen zu sehen. Das ist griechisch. Wo es ein ausgezeichnetes Talent gab, da mag die Schaar der Eifersüchtigen ungeheuer groß gewesen sein: traf jenes ein Unglück, so sagte man „aha! der war auch zu übermüthig“. Und jeder hätte ebenso sich benommen, wenn er das Talent gehabt hätte, übermüthig; und jeder hätte gern etwas den Gott gespielt, der das Unglück schickt.

[«]

5[121]

Die griechischen Götter verlangten keine Sinnesänderung und waren überhaupt nicht so lästig und zudringlich: da war es auch möglich, sie ernst zu nehmen und zu glauben. Zu Homer’s Zeiten war das griechische Wesen übrigens fertig: Leichtfertigkeit der Bilder und der Phantasie ist nöthig, um das übermäßig leidenschaftliche Gemüth etwas zu beschwichtigen und zu befreien. Spricht bei ihnen der Verstand, o wie herbe und grausam erscheint das Leben! Sie täuschen sich nicht. Aber sie umspielen das Leben mit Lügen: Simonides rieth, das Leben wie ein Spiel nehmen: der Ernst war ihnen als Schmerz zu bekannt. Das Elend der Menschen ist den Göttern ein Genuß, wenn ihnen davon gesungen wird. Das wußten die Griechen, daß einzig durch die Kunst selbst das Elend zum Genuße werden könne, vide tragoediam.

[«]

5[122]

Das eigentlich wissenschaftliche Volk, das Volk der Litteratur, sind die Aegypter und nicht die Griechen. Was wie Wissenschaft bei den Griechen aussieht, stammt daher und später kehrt es nach Aegypten zurück, um sich mit dem alten Strome wieder zu vereinigen. Alexandrinische Cultur ist eine Verquickung von Hellenisch und Aegyptisch: und wenn die neuere Welt an die Cultur der Alten anknüpft, dann hat sie — — —

[«]

5[123]

Der Seher muß liebevoll sein, sonst hat er kein Vertrauen bei den Menschen: v. Kassandra.

[«]

5[124]

Klassische Philologie ist der Herd der flachsten Aufklärung: immer unehrlich verwendet, allmählich ganz wirkungslos geworden. Ihre Wirkung ist eine Illusion mehr am modernen Menschen. Eigentlich handelt es sich nur um einen Erzieher-Stand, der nicht aus Pfaffen besteht: hier hat der Staat sein Interesse daran.

Ihr Nutzen ist vollständig aufgebraucht; während z.B. Geschichte des Christenthums noch ihre Kraft zeigt.

[«]

5[125]

Aus den Reden über Philologie, wenn sie von Philologen stammen, erfährt man nichts, es ist die reinste Schwätzerei z.B. Jahn („Bedeutung und Stellung der Alterthumsstudien in Deutschland“). Gar kein Gefühl, was zu vertheidigen, was zu schützen ist: so reden Leute, die noch gar nicht darüber nachgedacht haben, daß man sie angreifen könnte.

[«]

5[126]

Es ist gar nicht wahr, daß die Griechen nur auf dieses Leben ihre Blicke gerichtet hatten. Sie litten auch an der Todes- und Höllenangst. Aber keine Reue und Zerknirschung.

[«]

5[127]

„Die frevelhafte gegenseitige Zernichtung (unvermeidlich, so lange noch eine einzige πόλις leben wollte), ihr Neid gegen alles Höhere, ihre Habsucht, die Zerrüttung ihrer Sitte, die Sklavenstellung für die Frau, die Gewissenlosigkeit im Eidschwur, in Mord und Todschlag.“ B<urckhardt>.

[«]

5[128]

Ungeheure Kraft der Selbstüberwindung z.B. im Bürger, in Sokrates, der zu allem Bösen fähig war.

[«]

5[129]

Die Eigenschaften des Genialen ohne die Genialität treffen wir bei dem Durchschnittshellenen, im Grunde alle die gefährlichsten Eigenschaften des Gemüths und des Charakters.

[«]

5[130]

Der „Dulder“ ist hellenisch. Prometheus, Herakles.

Der Heroenmythus ist panhellenisch geworden; dazu gehörte freilich ein Dichter.

[«]

5[131]

Wagner bildet die innere Phantasie des Menschen aus; spätere Generationen werden Zeugen von Bildwerken sein. Die Poesie muß der bildenden Kunst voran gehen.

[«]

5[132]

„Klassische Bildung“! Was sieht man darin! Ein Ding, das nichts wirkt außer — Befreiung von militärischen Lasten und Doktortitel!

[«]

5[133]

Den Stand der Philologen als Problem zu empfinden.

[«]

5[134]

Wagner ehrt seine Kunst viel zu hoch, um sich in einen Winkel zu stecken wie Schumann. Entweder unterwirft er sich dem Publikum (Rienzi) oder er unterwirft es sich. Er züchtet es heran. Auch die Kleinen wollen ein Publikum, aber sie suchen es durch unkünstlerische Mittel, etwa Presse, Hanslick usw.

[«]

5[135]

Philologen, die von ihrer Wissenschaft reden, rühren nie an die Wurzeln, sie stellen nie die Philologie als Problem hin. Schlechtes Gewissen? oder Gedankenlosigkeit?

[«]

5[136]

„Äufklärung“ und alexandrinische Bildung ist es — besten Falls! —, was Philologen wollen. Nicht Hellenenthum.

[«]

5[137]

Die Consequenz, die man am Gelehrten schätzt, ist den Griechen gegenüber Pedanterie.

[«]

5[138]

Klassische Bildung! Ja wenn es nur wenigstens soviel Heidenthum wäre, wie viel Goethe an Winckelmann fand und verherrlichte — es war nicht gar zu viel. Aber nun das ganze unwahre Christenthum unserer Zeiten mit dazu, oder mitten darunter — das ist mir zu viel und ich muß mir helfen, indem ich meinen Ekel einmal darüber auslasse. — Man glaubt förmlich an Zauberei, in Betreff dieser „klassischen Bildung“; aber natürlich müßten doch die, welche das Alterthum noch am meisten haben, auch diese Bildung am meisten haben, die Philologen: aber was ist an ihnen klassisch!

[«]

5[139]

Früher schrieb man dem Teufel oder bösen Geistern seine Anfechtungen und Lüste zu: das gilt jetzt als Mährchen. So wird es auch ein Mährchen sein, einem Gotte seine guten Regungen und Erfolge zu danken. Beides sind Erleichterungen, man machte sich’s damit bequem. Zu beweisen, wie bei der Religion ganz vornehmlich für die Bequemlichkeit gesorgt worden ist: nahe und bereite Ausreden und Ausflüchte.

[«]

5[140]

Fünfjähriges Schweigen. Schüler Pfleger Erzieher.

[«]

5[141]

Was ist Begabung? — Ein hohes Ziel und die Mittel dazu zu wollen.

[«]

5[142]

Philologen sind solche Menschen, welche das dumpfe Gefühl der modernen Menschen über ihr eigenes Ungenügen benutzen, um darauf hin Geld und Brod zu erwerben.

Ich kenne sie, ich bin selber einer.

[«]

5[143]

Die deutschen Gelehrten und sogenannten Denker, der wirklichen Geschichte fernstehend, haben die Geschichte zu ihrem Thema gemacht und, als geborene Theologen, den Nachweis ihrer Vernünftigkeit versucht. Ich fürchte, eine spätere Zeit wird als die heilloseste Mitgift diesen deutschen Beitrag zur europäischen Cultur erkennen: ihre Geschichte ist falsch!

[«]

5[144]

Wir behandeln unsre Jünglinge als seien sie unterrichtete gereifte Männer, wenn wir ihnen die Griechen vorführen. Was eignet sich denn vom griechischen Wesen überhaupt für die Jugend? Zuletzt bleibt’s gar beim Formalen, Einzelnes vorzuführen. Sind das Betrachtungen für junge Leute? —

Die beste und höchste Gesammtvorstellung von den Alten bringen wir doch den jungen Leuten entgegen? Oder nicht? Das Lesen der Alten wird so betont.

Ich glaube, die Beschäftigung mit dem Alterthum ist in eine falsche Stufe des Lebens verlegt. Ende der zwanziger fängt es an zu dämmern.

[«]

5[145]

Alle Schwierigkeiten des historischen Studiums einmal durch das größte Beispiel zu verdeutlichen.
In wiefern unsre Jünglinge nicht zu den Griechen passen.
Folgen der Philologie: hochmüthige Anticipation
Bildungsphilisterei
Überschätzung von Lesen und Schreiben
Ungründlichkeit
Entfremdung vom Volk und Volks-Noth.
Die Philologen selbst (und Historiker und Philosophen <und> Juristen, alles durchräuchert vom Dunste).
Es sind wirkliche Wissenschaften der Jugend beizubringen.
Ebenso wirkliche Kunst.
So wird auch, in höherem Leben, Verlangen nach wirklicher Historie dasein.

Philologe, Entstehung überhaupt und jetzt.
Die Jugend und der Philologe.
Die Folgen der Philologie.
Aufgabe für die Philologie: Untergang.

Die Inhumanität: selbst aus der Antigone, selbst aus der goethischen Iphigenie.
Der Mangel an Aufklärung.
Das Politische ist nicht für Jünglinge verständlich.
Das Dichterische — eine schlimme Anticipation.

[«]

5[146]

Kritik der Entwicklung.

Falsche Annahme einer naturgemässen Entwicklung.

Die Entartung ist hinter jeder grossen Erscheinung her; in jedem Augenblick ist der Ansatz zum Ende da. Die Entartung liegt in dem leichten

Nachmachen und Äusserlich-Verstehen der grossen Vorbilder: d.h. das Vorbild reizt die eitlern Naturen zum Nachmachen und Gleichmachen oder Überbieten.

Die Kette von einem Genius zum andern ist selten eine gerade Linie: so zwischen Aeschylus und Sophocles keineswegs. Es lagen eine Masse Entwicklungswege nach Aeschylus noch offen; Sophocles schlug einen von ihnen ein.

Das Verhängnissvolle aller grossen Begabungen: sie reissen mit sich fort und veröden um sich, wie Rom in einer Einöde liegt. Viele Kräfte, embryonisch noch, werden so erdrückt.

Zu zeigen, wie überwiegend auch in Hellas die Entartung ist, wie selten und kurz das Grosse, wie mangelhaft (von der falschen Seite) geschätzt.

Wie steif müssen die Anfänge der Tragödie bei Thespis gewesen sein! d.h. die kunstmässigen Nachformungen der urwüchsigen Orgien. So war die Prosa erst sehr steif im Verhältniss zur wirklichen Rede.

Die Gefahren sind: man hat die Lust am Inhalte oder man ist gleichgültig gegen den Inhalt und erstrebt Sinnesreize des Klanges usw.

Das Agonale ist auch die Gefahr bei aller Entwicklung; es überreizt den Trieb zum Schaffen. — Der glücklichste Fall in der Entwicklung, wenn sich mehrere Genie's gegenseitig in Schranken halten.

Ob nicht sehr viele herrliche Möglichkeiten im Keime erstickt sind? Wer würde z.B. Theocrit noch zu seiner Zeit für möglich halten, wenn er nicht da wäre?

Die grösste Thatsache bleibt immer der frühzeitig panhellenische **Homer**. Alles Gute stammt doch von ihm her: aber zugleich ist er die gewaltigste Schranke geblieben, die es gab. Er verflachte, und deshalb kämpften die Ernstern so gegen ihn, umsonst. Homer siegte immer.

Das Unterdrückende der grossen geistigen Mächte ist auch hier sichtbar, aber welcher Unterschied: Homer oder eine Bibel als solche Macht!

Die Lust am Rausche, die Lust am Listigen, an der Rache, am Neide, an der Schmähung, an der Unzüchtigkeit — alles das wurde von den Griechen anerkannt, als menschlich, und darauf hin eingeordnet in das Gebäude der Gesellschaft und Sitte. Die Weisheit ihrer Institutionen liegt in dem Mangel einer Scheidung zwischen gut und böse, schwarz und weiss. Die Natur, wie sie sich zeigt, wird nicht weggeleugnet, sondern nur eingeordnet, auf bestimmte Culte und Tage beschränkt. Dies ist die Wurzel aller Freisinnigkeit des Alterthums; man suchte für die Naturkräfte eine mässige Entladung, nicht eine Vernichtung und Verneinung. — Das ganze System von neuer Ordnung ist dann der

Staat. Er war nicht auf bestimmte Individuen, sondern auf die regulären menschlichen Eigenschaften hin construirt: es zeigt sich in seiner Gründung die Schärfe der Beobachtung und der Sinn für das Thatsächliche, besonders für das Typisch-Thatsächliche, was die Griechen zur Wissenschaft Historie Geographie usw. befähigte. Es war nicht ein beschränktes priesterliches Sittengesetz, welches bei der Gründung des Staates befahl. Woher haben die Griechen diese Freiheit? Wohl schon von Homer; aber woher hat er's? — Die Dichter sind nicht die weisesten und logisch gebildetsten Wesen; aber sie haben die Lust am einzeln Wirklichen jeder Art und wollen es nicht verneinen, aber doch so mässigen, dass es nicht alles todt macht.

[«]

5[147]

Die Nothwendigkeit der Entladung, der κάϑαρσις, ein Grundgesetz des griechischen Wesens.

Ansammlung und Entladung in gewaltsamen, zeitlich getrennten Stössen. Ob die Tragödie daher zu erklären?

[«]

5[148]

Es müssen philosophische Köpfe darüber kommen und einmal die Gesammtabrechnung des Alterthums vorlegen: Sobald diese vorliegt, so wird es überwunden sein. Man ist viel zu stark mit allem Fehlerhaften, was uns quält, vom Alterthum abhängig, als dass man es noch lange milde behandeln wird. Die ungeheuerste Frevelthat der Menschheit, dass das Christenthum möglich werden konnte, so wie es möglich wurde, ist die Schuld des Alterthums. Mit dem Christenthum wird auch das Alterthum abgeräumt werden. — Jetzt ist es sehr nahe hinter uns, und gerecht zu sein gewiss nicht möglich. Es ist in der scheusslichsten Weise zur Unterdrückung benutzt worden und hat die religiöse Unterdrückung unterstützt, dadurch dass es sie mit „Bildung“ maskirte. Der Hauptwitz war: „das Alterthum ist durch das Christenthum überwunden worden“! Dies war eine historische Thatsache und so wurde die Beschäftigung mit ihm unschädlich. Ja es ist so plausibel, die christliche Ethik „tiefer“ zu finden als Socrates! Mit Plato konnte man es schon aufnehmen! Es ist eine nochmalige Wiederkäuung desselben Kampfes, der <sich> in den ersten Jahrhunderten schon abspielte. Nur dass jetzt ein ganz blasses Gespenst an Stelle des damals recht sichtbaren Alterthums getreten ist, und freilich auch das Christenthum recht gespenstisch geworden ist. Es ist ein Kampf nach der Entscheidungsschlacht, ein Nachzittern. Zuletzt sind alle die Mächte, aus denen das Alterthum besteht, im Christenthum in der rohesten Gestalt zu Tage getreten, es ist nichts Neues, nur quantitativ extraordinär.

[«]

5[149]

Ach es ist eine Jammergeschichte, die Geschichte der Philologie! Die ekelhafteste Gelehrsamkeit, faules unthätiges Beiseitesitzen, ängstliches Unterwerfen. — Wer hat denn etwas Freies gehabt?

[«]

5[150]

Der religiöse Cultus ist auf das Erkaufen oder das Erbetteln der Gunst der Gottheiten zurückzuführen. Es kommt darauf an, wo man ihre Ungunst fürchtet. — Also dort, wo man nicht einen Erfolg durch eigne Kraft erringen kann oder will, sucht man übernatürliche Kräfte: also zur Erleichterung der Lebensmühe. Wo man etwas nicht durch die That wieder gut machen will oder kann, bittet man die Götter um Gnade und Verzeihung, also zur Erleichterung des bedrängten Gewissens. Die Götter sind zur Bequemlichkeit der Menschen erfunden: zuletzt noch ihr Cultus die Summe aller Erholungen und Ergötzlichkeiten.

Man nehme sie hinweg: alle Lasten sind dann schwerer, und es giebt viel weniger Leichtigkeit. — Wo die Olympier zurücktraten, da war das griechische Leben düsterer. — Wo wir forschen und arbeiten, da feiern die Griechen Feste. Sie sind die Festefeiernden.

Sie sehen über sich die Götter nicht als Herren, sich nicht als Knechte, wie die Juden. Es ist die Conception von einer glücklicheren und mächtigeren Kaste, ein

Spiegelbild der gelungensten Exemplare der eignen Kaste, also ein Ideal, kein Gegensatz des eignen Wesens. Man fühlt sich durchaus verwandt. Es besteht gegenseitiges Interesse, eine Art Symmachie. Man denkt vornehm von sich, wenn man sich solche Götter dichtet. Und so hat auch das Erbetteln und Erkaufen ihrer Gunst etwas Vornehmes. Es ist ein Verhältniss, wie von niederem zu höherem Adel; während die Römer eine rechte Bauernreligion haben, Ängstlichkeit gegen Kobolde und Spukereien.

[«]

5[151]

Ich will mich so der Litteratur bemächtigen, daß ich z.B.
die ἀναγνωρίσεις vergleiche
die Prologe im Drama usw.

[«]

5[152]

Entwurf für 18 Vorlesungen

9. Ehren bei Städten, Fürsten, Festen, Opfern usw. Tyrannen.
18. Todesarten.
10. Gruppen des Umgangs, des gleichen Strebens.
11. Verbreitung durch Schülerthum.
12. Abtrünnige Schüler.
6. Nichtgriechen und Griechen, geographische Betheiligung.
7. Sklaven und ganz niedere Leute.
8. Sehr vornehme Leute.
13. Persönliche Feindschaften, Wettkämpfe.
17. Einfluß auf den Staat und bei Seite stehen.
14. Verschweigen.
15. Geringschätzen und Nichtverstehen vom Früheren.

16. Verbreitung durch Vortrag, Reisen, Buchhandel, Bibliotheken.
2. Unsre Verluste, Größe, Gründe des Verlustes.
5. Die Kunstwerke für alle und die für einen bestimmten Kreis.
3. Einige Grundsätze für das Studium der Litteratur.
1. Kritik der Entwicklung, absoluter Werth.
4. Fälschungen. Litterarhistorische Mythologie.

[«]

5[153]

Ein Fürst ist immer eine Karikatur, etwas Überladenes; und wenn ein Volk den Fürsten noch nöthig hat, so ist es ein Beweis, daß der politische Trieb des Einzelnen noch zu schwach ist. Wer es besser gekostet, denkt mit Ekel an das Nach-oben-Blicken, und mit Bedauern an die, welche so sich stellen müssen, als ob sie „von oben“ herab blickten.

[«]

5[154]

Wenn ich sehe wie alle Staaten jetzt die klassische Bildung fördern, so sage ich „wie unschädlich muss sie sein!“ Und dann „wie nützlich muss sie sein“. Sie erwirbt diesen Staaten den Ruhm, die „freie Bildung“ zu fördern. Nun sehe man die Philologen an, um diese „Freiheit“ richtig zu taxiren.

[«]

5[155]

Im religiösen Cultus ist ein früherer Culturgrad festgehalten, es sind „Überlebsel“. Die Zeiten, welche ihn feiern, sind nicht die, welche ihn erfinden. Der Gegensatz ist oft sehr bunt. Der griechische Cultus führt uns in eine vorhomerische Gesinnung und Gesittung zurück, ist fast das älteste, was wir von den Griechen wissen; älter als die Mythologie, welche die Dichter wesentlich umgebildet haben, so wie wir sie kennen. — Kann man diesen Cult griechisch nennen? Ich zweifle. Sie sind Vollender, nicht Erfinder. Sie conserviren durch diese schöne Vollendung.

[«]

5[156]

Auf immer trennt uns von der alten Cultur, dass ihre Grundlage durch und durch für uns hinfällig geworden ist. Eine Kritik der Griechen ist insofern zugleich eine Kritik des Christenthums, denn die Grundlage im Geisterglauben, im religiösen Cultus, in der Naturverzauberung ist dieselbe. — Es giebt jetzt noch zahlreiche rückständige Stufen; aber sie sind schon im Begriff zu verfallen.

Dies wäre **eine Aufgabe**, das Griechenthum als unwiederbringlich zu kennzeichnen und damit auch das Christenthum und die bisherigen Fundamente unsrer Societät und Politik.

[«]

5[157]

Aufgabe: der Tod der alten Cultur unvermeidlich: die griechische ist als Urbild zu kennzeichnen und zu zeigen, wie alle Cultur auf Vorstellungen ruht, die hinfällig sind.

Gefährliche Bedeutung der Kunst: als Bewahrerin und Galvanisirung abgestorbener und absterbender Vorstellungen. Der Historie, insofern sie uns in überwundene Gefühle zurückversetzen will. „Historisch“ empfinden, „gerecht sein gegen Vergangenes“ ist nur möglich, wenn wir zugleich darüber hinaus sind. Aber die Gefahr bei der hier geforderten Anempfindung ist gross: lassen wir doch die Todten ihre Todten begraben: so nehmen wir nicht selber Leichengeruch an.

[«]

5[158]

Der Tod der alten Cultur.

1. Bisherige Bedeutung der Alterthumsstudien, unklar, lügnerisch.
2. Sobald sie ihr Ziel erkennen, verurtheilen sie sich zum Tode: denn ihr Ziel ist, die alte Cultur selbst als eine zu vernichtende zu beschreiben.
3. Sammlung aller der Vorstellungen, aus denen die hellenische Cultur herausgewachsen ist. Kritik der Religion, Kunst, der Gesellschaft, des Staates, der Sitte.
4. Die christliche ist mit verneint.
5. Kunst und Historie — gefährlich.
6. Ersetzung der Alterthumsstudien, die für die Jugenderziehung hinfällig geworden sind.

So ist die Aufgabe der Wissenschaft der Geschichte gelöst, und sie selber ist überflüssig geworden: wenn der ganze innerlich zusammenhängende Kreis vergangner Bestrebungen verurtheilt worden ist. An ihre Stelle muss die Wissenschaft um die Zukunft treten.

[«]

5[159]

Der Lese- und Schreiblehrer und der Corrector sind die ersten Typen des Philologen.

[«]

5[160]

Unsre Philologen verhalten sich zu wirklichen Erziehern, wie die Medizinmänner der Wilden zu wirklichen Ärzten. Welche Verwunderung wird eine ferne Zeit haben!

[«]

5[161]

Alles mit Kritik.

2. Litteratur.
2. Religiöse Vorstellungen.
2. Sittliche Vorstellungen.
1. Erziehung.
1. Verkehr, der Geschlechter, der Länder usw. der Stände.
2. Staat.
1. Kunst der Sprache, Begriff des Gebildeten und Ungebildeten.
2. Die Philosophie und Wissenschaft.
1. Über klassische Philologie und das Alterthum in der neueren Zeit.
1. Über Griechen und Römer.
   Nach 5½ Jahren, d.h. Herbst 1875—Ostern 81.
   Ostern 82 + 7½ = 89½, z.B. 45—46 Jahre alt.

[«]

5[162]

Die Dichter sind rückständige Wesen und eine Brücke zu ganz fernen Zeiten, eigentlich immer Epigonen. Sind sie also nöthig? Es ist ihnen vorzuwerfen, was der Religion vorzuwerfen ist, dass sie vorläufige Beruhigungen geben und etwas Palliativisches haben. Sie halten die Menschen ab, an einer wirklichen Verbesserung zu arbeiten, indem sie selbst die Leidenschaft der Unbefriedigung aufheben und ableiten.

[«]

5[163]

Die Mittel gegen Schmerz, welche die Menschen anwenden, sind vielfach Betäubungen. Religion und Kunst gehören zu den Betäubungen durch Vorstellungen. Sie gleichen aus und beschwichtigen; es ist eine Stufe der niedrigen Heilkunst seelischer Schmerzen. Beseitigung der Ursache des Leidens durch eine Annahme, z.B. wenn ein Kind gestorben, anzunehmen, es lebe noch, schöner, und es gebe einmal eine Vereinigung. So soll die Religion für den Armen da sein, mit ihrer Vertröstung.

Ist die Tragödie für den noch möglich, der keine metaphysische Welt glaubt? Man muss zeigen, wie auch das Höchste der bisherigen Menschheit auf dem Grund jener niederen Heilkunst gewachsen ist.

[«]

5[164]

Wir sehen auf eine ziemliche Zeit Menschheit zurück; wie wird eine Menschheit einmal aussehen, welche auf uns ebenso fernher hinsieht? Welche uns noch ganz ertränkt findet in den Überbleibseln der alten Cultur. Welche nur im „Hülfreich- und Gutsein“ ihren Trost findet und alle andern Tröstungen abweist! — Wächst auch die Schönheit aus der alten Cultur heraus? Ich glaube, unsre Hässlichkeit hängt von unsern metaphysischen Überbleibseln ab; unsere Verworrenheit der Sitte, unsre Schlechtigkeit der Ehen usw. ist die Ursache. Der schöne Mensch, der gesunde und mässige und unternehmende Mensch formt um sich dann auch zum Schönen, zu seinem Abbild.

[«]

5[165]

Im griechischen Götterwesen und Cultus findet man alle Anzeichen eines rohen und düstern uralten Zustandes, in dem die Griechen etwas sehr verschiedenes geworden wären, wenn sie drin verharren mussten. Homer hat sie befreit, mit der eigenthümlichen Frivolität seiner Götter. Die Umbildung einer wilden düstern Religion zu einer homerischen ist doch das grösste Ereigniss. Nun beachte man die Gegenströmungen, das Sich-offenbaren der alten Vorstellungen, das Ergreifen verwandter, ausländischer.

1. Rohe und düstere Urzeiten. Fetischdienst. Menschenopfer usw. Todtenangst und Dienst.
2. Schauspiele des Cultus.

3. Spätere Regungen und Aufleben der ältesten düsteren Religion.
4. Die Erleichterung und Frivolität der Religion. Die Dichter Joniens.
5. Betäubungen und Ausflüchte gegen den Schmerz und die Schwierigkeiten des Lebens.
6. Das Deuteln und Dichten am Mythus, das Versöhnen und Mengen.
7. Der Unglaube.
8. Die Kunst als rückständig und gegen die Aufklärung, im Ganzen wirkend.
9. Der Staat sucht sein Fundament, im Religiösen. Ebenso die Gesellschaft.
10. Die Religion, um das Volk zu unterhalten, gegen Noth und Langeweile zu bewahren.

Cultus.

1. Gebet. (Fluch, Eid.)
2. Opfer.
3. Ekstase und ihre Mittel. Mantik. Orakel. Beschwörung. Zauberei. Der Priester.
4. Orientirung. (Tempelf<orm>)
5. Reinigung. (Mysterie.)
6. Complicirte Formen: Feste mit Schauspielen.
   a) Staatsculte.
   b) Gent<ile> Culte
   c) Häuslicher Cult
   d) Todtencult.

[«]

5[166]

Über Religion.

I Die Liebe der Kunstgriff des Christenthums in seiner Vieldeutigkeit. (Die Geschlechtsliebe im Alterthum bei Empedokles rein gefaßt.)
II Die christliche Liebe, auf Grund der Verachtung.
III Die Thätigkeit des Christen im Gegensatz zu der buddhistischen Ruhe.
IV Keine Religion der Rache und Gerechtigkeit! die Juden das schlechteste Volk.

V Eingeschmuggelte Begriffe: stellvertretender Tod.

VI Der Priesterstaat. Heuchler. Abneigung gegen ernste Fassung aller Probleme. (Cultus Opfer, Zwingung der Götter.)

VII Die größte Versündigung am Verstand der Menschheit ist das historische Christenthum.

VIII Gott ganz überflüssig.

IX Der Untergang der Menschheit: nichts Ewiges.

X Verächtlichkeit aller Motive, Unreinheit des Denkens, Grundfehler aller Typen, Stände, Bestrebungen.

XI Entweder unter Illusionen allein leben: oder in der schwierigen Weise, ohne Hoffnung, ohne Täuschung, ohne Vorsehungen, ohne Erlösungen und Unsterblichkeiten: aber mit einem Blick erbarmensvoller Liebe gegen sich selbst. Scheidung zweier Weltbetrachtungen, die des Alltags und die der seltensten Augenblicke des Gefühls und des Denkens. (Verachtung und Liebe, Einsicht und Gefühl gleich mächtig.) Diese Fassung der Religion fordert die Wissenschaft (als Werkzeug der verachtungsvollen Einsicht in die Schwäche und Ziellosigkeit der Menschen). Sie nimmt immer zu, je höher die Erkenntniß der Welt steigt. — Der Kampf mit der Nothwendigkeit — das eine Princip des Lebens. Die Einsicht in das Täuschende aller Ziele und Erbarmen mit sich selbst — das andre.

[«]

5[167]

Das Griechenthum durch die That zu überwinden wäre die Aufgabe. Aber dazu müßte man es erst kennen! — es giebt eine Gründlichkeit, welche nur der Vorwand der Thatenlosigkeit ist. Man denke, was Goethe vom Alterthum verstand; gewiß nicht soviel als ein Philologe und doch genug, um fruchtbar mit ihm zu ringen. Man sollte sogar nicht mehr von einer Sache wissen, als man auch schaffen könnte. Überdies ist es selbst das einzige Mittel, etwas wahrhaft zu erkennen, wenn man versucht es zu machen. Man versuche alterthümlich zu leben — man kommt sofort hundert Meilen den Alten näher als mit aller Gelehrsamkeit. — Unsre Philologen zeigen nicht, daß sie irgend worin dem Alterthum nacheifern — deshalb ist ihr Alterthum ohne Wirkung auf die Schüler.

Studium des **Wetteifers** (Renaissance, Goethe) und Studium der **Verzweiflung**!

[«]

5[168]

Es liegt nicht viel an einem richtig emendirten Autor.

[«]

5[169]

Das falsche Bild der Beschäftigung mit den Alten hemmt selbst die Besseren.

[«]

5[170]

Die Wissenschaften werden vielleicht einmal von den Frauen betrieben: die Männer sollen geistig schaffen, Staaten Gesetze Kunstwerke usw.

[«]

5[171]

Man soll das vorbildliche Alterthum nur studiren, wie man einen vorbildlichen Menschen studirt: also so viel man begreift, nachahmend, und wenn das Vorbild sehr fern ist, über die Wege und Vorbereitungen sinnend, und Mittelstadien erfindend.

Das Maaß des Studiums liegt darin: nur was zur Nachahmung reizt, was mit Liebe ergriffen wird und fortzuzeugen verlangt, soll studirt werden. Da wäre das Richtigste: ein fortschreitender Kanon des Vorbildlichen, angepaßt für jüngere junge und ältere Menschen.

[«]

5[172]

In der Art hat Goethe das Alterthum ergriffen: immer mit wetteifernder Seele. Aber wer sonst? Man sieht nichts von einer durchdachten Pädagogik dieser Art: wer weiß, daß es Erkenntnisse des Alterthums giebt, die Jünglingen unmittheilbar sind!

[«]

5[173]

Der knabenhafte Charakter der Philologie: für Schüler von Lehrern erdacht.

[«]

5[174]

Immer allgemeinere Gestalt des Vorbildlichen: erst Menschen, dann Institutionen, endlich Richtungen Absichten oder deren Mangel.

Höchste Gestalt: Überwindung des Vorbildes mit dem Rückgange von Tendenzen zu Institutionen, von Institutionen zu Menschen.

[«]

5[175]

Die Förderung einer Wissenschaft auf Unkosten der Menschen ist die schädlichste Sache von der Welt. Der verkümmerte Mensch ist ein Rückschritt der Menschheit; er wirft in alle Zeit hinaus seinen Schatten. Es entartet die Gesinnung, die natürliche Absicht der einzelnen Wissenschaft: sie selber geht daran endlich zu Grunde; sie steht gefördert da, wirkt aber nicht, oder unmoralisch auf das Leben.

[«]

5[176]

Menschen nicht als Sache benutzen!

[«]

5[177]

Von der sehr unvollkommenen Philologie und Kenntniß des Alterthums gieng ein Strom von Freiheit aus, unsere hochentwickelte knechtet und dient dem Staatsgötzen.

[«]

5[178]

Je besser der Staat eingerichtet ist, desto matter die Menschheit.

Das Individuum unbehaglich zu machen: meine Aufgabe!

Reiz der Befreiung des Einzelnen im Kampfe!

Die geistige Höhe hat ihre Zeit in der Geschichte, vererbte Energie gehört dazu. Im idealen Staat ist es damit vorbei.

[«]

5[179]

Die geistige Cultur Griechenlands eine Aberration des ungeheuren politischen Triebes nach ἀριστεύειν. — Die πόλις höchst ablehnend gegen neue Bildung. Trotzdem existirte die Cultur.

[«]

5[180]

Höchstes Urtheil über das Leben nur aus der höchsten Energie des Lebens, der Geist muß am weitesten von der Mattheit entfernt sein.

In der mittleren Weltgeschichte wird das Urtheil am richtigsten sein, weil da die größten Genien existiren.

Erzeugung des Genius als des Einzigen, der das Leben wahrhaft schätzen und verneinen kann.

[«]

5[181]

Walter Scott liebte die Gesellschaft, weil er erzählen wollte; er übte sich, wie ein Virtuose sieben Stunden Klavier übt.

[«]

5[182]

Rettet euren Genius! soll den Leuten zugerufen werden, befreit ihn! Thut alles, um ihn zu entfesseln!

[«]

5[183]

Die Matten, geistig Armen dürfen über das Leben nicht urtheilen.

[«]

5[184]

Wenn gute Freunde usw. mich loben, so bin ich öfter aus Höflichkeit und Wohlwollen scheinbar erfreut und dankbar; aber in Wahrheit ist es mir gleichgültig. Mein eigentliches Wesen ist ganz träge dagegen und ist keinen Schritt dadurch aus der Sonne oder dem Schatten wo es liegt herauszuwälzen. — Aber die Menschen wollen durch Lob eine Freude machen und man würde sie betrüben, wenn man sich über ihr Lob nicht freute.

[«]

5[185]

Man muß von der Zukunft der Menschheit nicht erwarten, was bestimmte Vergangenheiten erzeugten z.B. die Wirkungen des religiösen Gefühls. Vielleicht ist der Typus des Heiligen nur bei einer gewissen Befangenheit des Intellekts möglich, mit der es vorbei ist. Selbst die Höhe der Intelligenz ist vielleicht einem Zeitalter der Menschheit aufgespart gewesen. Ungeheure Energie des Willens, auf geistige Bestrebungen übertragen (aberration) — nur möglich, so lange jene Wildheit und Energie groß gezüchtet war. Dem Ziel der Menschheit kommt sie vielleicht auf der Mitte ihres Weges näher als am Ende. — Es könnten Kräfte, von denen die Kunst bedingt ist, aussterben z.B. die Lust am Lügen, am Undeutlichen Symbolischen usw., auch der Rausch könnte in Mißachtung kommen. Und im Grunde: ist das Leben im idealen Staate geordnet, dann ist keine Dichtung der Gegenwart mehr möglich: besten Falls blickt sie mit Sehnsucht zurück, nach den Zeiten des unidealen Staates.

[«]

5[186]

Kindheit und Knabenalter hat sein Ziel in sich, ist nicht Stufe.

[«]

5[187]

Ich wünsche ein Buch über die Lebensweise der Gelehrten.

[«]

5[188]

Ziele.

Der Werth des Lebens kann nur durch den höchsten Intellekt und das wärmste Herz gemessen werden.

Wie sind die höchsten Intelligenzen zu erzeugen? —

Die Ziele der menschlichen Wohlfahrt im Groben sind ganz andre: als die höchste Intelligenz zu erzeugen. Das Wohlleben gilt viel zu hoch und ist ganz äußerlich genommen, auch die Schule und die Erziehung.

Der ideale Staat, den die Socialisten träumen, zerstört das Fundament der großen Intelligenzen, die starke Energie.

Wir müssen wünschen, daß das Leben seinen gewaltsamen Charakter behalte, daß wilde Kräfte und Energien hervorgerufen werden. Das Urtheil über den Werth des Daseins ist das höchste Resultat der kräftigsten Spannung im Chaos.

Nun will das wärmste Herz Beseitigung jenes gewaltsamen, wilden Charakters; während es doch selbst aus ihm hervorgieng! Es will Beseitigung seines Fundaments! Das heißt, es ist nicht intelligent.

Die höchste Intelligenz und das wärmste Herz können nicht in Einer Person zusammen sein. Die höchste Intelligenz ist höher als alle Güte, auch diese ist nur etwas bei der Gesammtrechnung des Lebens Abzuschätzendes, der Weise steht darüber.

Der Weise muß den Gedanken der unintelligenten Güte widerstreben, weil ihm an der Wiedererzeugung seines Typus liegt. Mindestens kann er nicht den idealen Staat fördern. — Christus förderte die Verdummung der Menschen, er hielt die Erzeugung des großen Intellekts auf. Consequent! Sein Gegenbild würde vielleicht der Erzeugung von Christus' hinderlich sein. — Fatum tristissimum generis humani!

[«]

5[189]

Proœmium

Wäre ich schon frei, so würde ich das ganze Ringen nicht nöthig haben, sondern mich zu einem Werke oder Thun wenden, an dem ich meine ganze Kraft erproben könnte. — Jetzt darf ich nur hoffen, allmählich frei zu werden; und ich spüre bis jetzt, daß ich es immer mehr werde. So kommt auch wohl mein Tag der eigentlichen Arbeit noch, und die Vorbereitung zu den olympischen Spielen ist vorüber. —

[«]

5[190]

Es steht mir noch bevor, Ansichten zu äußern, welche als schmählich für den gelten, welcher sie hegt; da werden auch die Freunde und Bekannten scheu und ängstlich werden. Auch durch dies Feuer muß ich hindurch. Ich gehöre mir dann immer mehr. —

[«]

5[191]

Wer zum Bewußtsein über die Erzeugung des Genies käme und die Art, wie die Natur verfährt, auch praktisch durchführen wollte, würde so böse und so rücksichtslos wie die Natur selbst sein müssen.

[«]

5[192]

Ich finde Xenophons Memorabilien sehr interessant. Man muß Sokrates' Vorbild noch anerkennen: es ist sofort noch nachahmbar. Die ἀνδραποδισταὶ ἑαυτῶν stechen mich.

[«]

5[193]

Platon's Sokrates ist im eigentlichen Sinne eine Carricatura, eine Überladung.

[«]

5[194]

Mißhandelt die Menschen, treibt sie zum Äußersten, und das durch Jahrtausende — da springt, durch eine Verirrung der Natur, durch einen abspringenden Funken der dadurch entzündeten furchtbaren Energie, auf einmal der Genius hervor. — So redet die Geschichte zu mir. Schreckliches Gesicht! Weh! Ich ertrag' dich nicht! —

[«]

5[195]

Die Griechen der Kaiserzeit sind matt und nehmen sich ganz gut als Typen der zukünftigen Menschheit aus. Sie erscheinen menschenfreundlich, namentlich gegen Rom, verabscheuen Gladiatorenkämpfe usw. — Es ist ganz falsch, von da aus Schlüsse auf ihre Jugendzeit zu machen.

[«]

5[196]

Homer ist in der vermenschlichten Götterwelt so zu Hause und hat als Dichter ein solches Behagen, daß er tief unreligiös gewesen sein muß. Er verkehrt wie der Bildhauer mit seinem Thon und Marmor.

[«]

5[197]

Die griechische Polis ist ausschließend gegen die Bildung, ihr politischer Trieb war auf dieser Seite höchst lähmend und stabilisirend. Es sollte keine Geschichte kein Werden in der Bildung sein, sie sollte ein für allemal fest sein. So wollte es später auch Plato. Trotz der Polis entstand die höhere Bildung: indirekt sogar durch sie, weil der Ehrgeiz des Individuums durch sie auf's Höchste gehoben wurde. Gerieth ein Grieche auf die geistige Auszeichnung, so ging er bis in's letzte Extrem.

[«]

5[198]

Urbevölkerung griechischen Bodens: mongolischer Abkunft mit Baum- und Schlangenkult. Die Küste mit einem semitischen Streifen verbrämt. Hier und da Thrakier. Die Griechen haben alle diese Bestandtheile in ihr Blut aufgenommen, auch alle Götter und Mythen mit (in den Odysseusfabeln manches Mongolische). Die dorische Wanderung ist ein Nachstoß, nachdem schon früher alles allmählich überfluthet war. Was sind „Rassegriechen“? Genügt es nicht anzunehmen, daß Italiker mit thrakischen und semitischen Elementen gepaart Griechen geworden sind?

[«]

5[199]

Denkt man an die ungeheure Masse von Sklaven auf dem Festlande, so waren Griechen immer nur sporadisch zu finden. Eine höhere Kaste von Nichtthuern Politikern usw. Ihre Feindschaften hielten sie in leiblicher und geistiger Spannung. Sie mußten ihre Superiorität an Qualität festhalten — das war ihr Zauber über die Massen.

[«]

5[200]

Die Rede des Perikles ein großes optimistisches Trugbild, die Abendröthe, bei der man den schlimmen Tag vergißt — die Nacht kommt hinterdrein.

[«]

[6 = U II 8c. Sommer? 1875]

6[1]

Nachahmung des Alterthums.

Das Mittel, die Philologie, macht dem Philologen die Nachahmung unmöglich. Kennen ohne können.

Daher: entweder rein historisch geworden —
oder die Philologie zu Grunde gegangen (Schiller).

Selbst die historische Erkenntniss des Alterthums ist vermittelt durch die Reproduction, die Nachahmung.

Das Goethische Griechenthum (die griechische σωφροσύνη in der Kunst auf den moralischen Menschen übertragen).

[«]

6[2]

Das griechische Alterthum als classische Beispielsammlung für die Erklärung unsrer ganzen Cultur und ihrer Entwicklung. Es ist ein Mittel uns zu verstehen, unsre Zeit zu richten und dadurch zu überwinden.

Das pessimistische Fundament unsrer Cultur.

[«]

6[3]

Socrates, um es nur zu bekennen, steht mir so nahe, dass ich fast immer einen Kampf mit ihm kämpfe.

[«]

6[4]

Wissenschaft und Weisheit im Kampfe.

Wissenschaft (NB. bevor sie Gewohnheit und Instinkt ist) entsteht

1) wenn die Götter nicht gut gedacht werden. Grosser Vortheil irgend etwas als fest zu erkennen.
2) der Egoismus treibt den Einzelnen an, bei gewissen Beschäftigungen z.B. Schiffahrt seinen Nutzen zu suchen, durch Wissenschaft.
3) etwas für vornehme Leute, die Musse haben. Neugierde.
4) im wilden Hin und Her der Meinungen des Volks will der Einzelne ein festeres Fundament.

Wodurch unterscheidet sich dieser Trieb zur Wissenschaft vom Triebe überhaupt etwas zu lernen und anzunehmen? Nur durch den geringeren Grad des Egoismus oder die weitere Spannung desselben. Einmal ein Sich-verlieren in die Dinge. Zweitens eine über das Individuum ausgedehnte Selbstsucht.

Weisheit zeigt sich

1) im unlogischen Verallgemeinern und zum letzten Ziele Fliegen.
2) in der Beziehung dieser Resultate auf das Leben.
3) in der unbedingten Wichtigkeit, welche man seiner Seele beilegt. Eins ist Noth.

Socratismus ist einmal Weisheit im Ernstnehmen der Seele.

zweitens Wissenschaft als Furcht und Hass vor der unlogischen Verallgemeinerung.

drittens etwas eigenthümliches durch die Forderung des bewussten und logisch correcten Handelns.

Daraus entsteht Schaden für die Wissenschaft, für das ethische Leben.

[«]

6[5]

Wissenschaft und Weisheit im Kampfe,

dargestellt an den ältern griechischen Philosophen.

[«]

6[6]

1) Wie zeigt sich in diesen ältern Griechen die Welt gefärbt?
2) Wie verhalten sie sich zu den Nichtphilosophen?
3) An ihren Personen liegt viel: diese zu errathen, ist der Sinn meiner Betrachtung ihrer Lehren.
4) Wissenschaft und Weisheit im Kampfe bei ihnen.
5) Ironische Novelle: alles ist falsch. Wie der Mensch sich an einen Balken klammert.

[«]

6[7]

Es giebt auch eine Art, diese Geschichte zu erzählen, ironisch und voll Trauer. Ich will jedenfalls den ernsthaftgleichmässigen Ton vermeiden.

Socrates wirft das Ganze um, in einem Augenblick, wo es sich der Wahrheit noch am meisten genähert hatte; das ist besonders ironisch.

Alles auf dem Hintergrund des Mythos aufzumalen. Dessen grenzenlose Unsicherheit und Wogen. Man sehnt sich nach Sicherem.

Nur wohin der Strahl des Mythus fällt, da leuchtet das Leben des Griechen; sonst ist es düster. Nun berauben sich diese Philosophen des Mythus; also wie halten sie es in dieser Düsterkeit aus? —

Das Individuum, welches auf sich selbst stehen will. Da braucht es letzte Erkenntnisse, Philosophie. Die andern Menschen brauchen langsam anwachsende Wissenschaft.

Oder vielmehr: es ist ein Glaube nöthig, solche letzte Erkenntnisse zu besitzen. Einen solchen Grad von Gläubigkeit für das eigene Erkennen wird es nie wieder geben, wie ihn jene alten Griechen besaßen: aber die Schwierigkeit und Gefahr des Erkennens stand ihnen noch nicht vor der Seele; sie hatten einen handfesten Glauben an sich, mit dem sie alle ihre Nachbarn und Vorgänger niederwarfen. Das Glück im Besitz der Wahrheit war nie größer auf der Welt, aber auch nie die Härte, der Übermuth, das Tyrannische. In seinen geheimen Wünschen war jeder

Grieche Tyrann; und überhaupt jeder war es, der es sein konnte, vielleicht mit Ausnahme des Solon, nach seinen eigenen Gedichten zu schließen.

Auch die Unabhängigkeit ist nur scheinbar: zuletzt knüpft jeder an seinen Vorgänger an. Phantasma an Phantasma. Es ist komisch, alles so ernst zu nehmen.

Die ganze ältere Philosophie als curioser Irrgarten-Gang der Vernunft. Es ist eine Traum- und Märchentonart anzustimmen.

[«]

6[8]

Aristoteles in seinem aesthetischen Urtheil.
gegen Empedocles.
in Betreff der Tragödie.
Demosthenes.
Thucydides.
bildende Kunst.
Musik.

[«]

6[9]

Nebeneinander geht die Entwicklung der griechischen Musik und Philosophie. Vergleich beider, insofern beide Aussagen machen über das hellenische Wesen. Die Musik freilich nur aus ihrem Niederschlag als Lyrik uns bekannt.

Empedocles — Tragödie   Sacrale Monodie
Heraclit — Archilochus   Xenophanes sympotisch.
Democrit — Anacreon
Pythagoras — Pindar
Anaxagoras — Simonides.

Alles Vergleichen von Personen ist schief und dumm.

[«]

6[10]

Die Philosophien sind Hadesschatten gegenüber dem griechischen Leben: sie spiegeln es wieder, aber wie auf einer Rauchwolke.

Hinter solchen Menschen muss man her sein, bis sie wieder von einem Dichter nachgeschaffen sind: die ergänzende Phantasie Vieler muss hier arbeiten.

Sie sind zu selten, als dass man sie laufen lassen könnte. Das wenige, was sich mit Kritik und Umdrehen und Ausschütteln jeder Notiz erreichen lässt!

[«]

6[11]

Einleitung. 1. Cap. Vergleichung der älteren griechischen Philosophen mit den Sectenphilosophen nach Socrates.
2. Cap. Die Zeitverhältnisse der älteren Philosophen.

Erzählung:

Es hängt so viel von der Entwicklung der griechischen Cultur ab, da unsre ganze abendländische Welt daher ihre Antriebe bekommen hat: das Verhängniß wollte, daß das jüngere und entartete Griechenthum am meisten historische Kraft gezeigt hat. Darüber ist das ältere Griechenthum immer falsch beurtheilt worden. Das jüngere muß man genau kennen, um es von dem älteren zu unterscheiden.

Es giebt noch sehr viele Möglichkeiten, die noch gar nicht entdeckt sind: weil die Griechen sie nicht entdeckt haben. Andere haben die Griechen entdeckt und später wieder verdeckt.

[«]

6[12]

Diese Philosophen beweisen, welche Gefahren die griechische Cultur in sich schloß:

der Mythus als Faulbett des — Denkens	dagegen die kalte Abstraktion und die strenge Wissenschaft. Democrit.

die weichliche Behaglichkeit des Lebens — dagegen Genügsamkeit, strenge asketische Auffassung bei Pythagoras, Empedocles, Anaximander.
Grausamkeit in Kampf und Streit — dagegen Empedocles mit seiner Reform des Opfers.
Lüge und Betrug — dagegen Begeisterung für das Wahre bei jeder Consequenz.
Schmiegsamkeit, übertriebene Geselligkeit — dagegen Heraklits Stolz und Einsamkeit.

[«]

6[13]

Diese Philosophen zeigen die Lebenskraft jener Cultur, die ihre eigenen Corrective erzeugt.

Wie stirbt diese Zeit ab? Unnatürlich. Wo stecken denn nur die Keime des Verderbens?

Die Flucht der Besseren aus der Welt war ein großes Unglück. Von Sokrates an: das Individuum nahm sich zu wichtig mit einem Male.

Die Pest kam hinzu, für Athen.

Dann ging man an den Perserkriegen zu Grunde. Die Gefahr war zu groß und der Sieg zu außerordentlich.

Der Tod der großen musikalischen Lyrik und der Philosophie.

Sokrates ist die Rache für Thersites: der herrliche Achill schlug den häßlichen Volksmann Thersites todt, vor Zorn über seine Worte bei Pentesileas Tode; der häßliche Volksmann Sokrates schlug die Auktorität des herrlichen Mythus in Griechenland todt.

[«]

6[14]

Die ältere griechische Philosophie ist die Philosophie von lauter Staatsmännern. Wie elend steht es mit unsern Staatsmännern! Das unterscheidet übrigens die Vorsokratiker und die Nachsokratiker am meisten.

Bei ihnen hat man nicht „die garstige Pretension auf Glück“, wie von Socrates ab. Es dreht sich doch nicht alles um den Zustand ihrer Seele: denn über den denkt man nicht ohne Gefahr nach. Später wurde das γνῶθι σαυτόν des Apoll mißverstanden.

Auch schwätzten und schimpften sie nicht so, auch schrieben sie nicht.

Das geschwächte Griechenthum, romanisirt, vergröbert, decorativ geworden, dann als decorative Cultur vom geschwächten Christenthum als Bundesgenosse acceptirt, mit Gewalt verbreitet unter uncivilisirten Völkern — das ist die Geschichte der abendländischen Cultur. Das Kunststück ist geleistet, und das Griechische und das Pfäffische zusammengebracht.

Ich will Schopenhauer Wagner und das ältere Griechenthum zusammenrechnen: es giebt einen Blick auf eine herrliche Cultur.

[«]

6[15]

Vergleichung der älteren Philosophie mit der nachsokratischen.

1) die ältere ist mit der Kunst verwandt, ihre Welträthsellösung hat mehrmals von der Kunst sich inspiriren lassen. Geist der Musik und der bildenden Kunst.
2) sie ist nicht die Negation des andern Lebens, sondern aus ihm als seltne Blüthe gewachsen; sie spricht dessen Geheimnisse aus. (Theorie — Praxis)
3) sie ist nicht so individuell-eudämonologisch, ohne die garstige Pretension auf Glück.
4) diese ältern Philosophen selbst haben in ihrem Leben höhere Weisheit und nicht die kalt-kluge Tugendhaftigkeit. Ihr Lebensbild ist reicher und complicirter, die Sokratiker simplificiren und banalisiren.

[«]

6[16]

Die dreigegliederte Geschichte des Dithyrambus:

1 der arionische — daraus die ältere Tragödie

2 der agonale Staats-Dithyramb — parallel die zahme Tragödie
3 der mimetische, genialisch-wüst.

[«]

6[17]

Mehrfach ist bei den Griechen eine ältere Form die höhere z.B. beim Dithyramb und der Tragödie. Die Gefahr der Griechen lag im Virtuosenthum aller Art; mit Sokrates beginnen die Lebensvirtuosen, Socrates, der neuere Dithyramb, die neuere Tragödie, die Erfindung des Rhetors!

Der Rhetor ist eine griechische Erfindung! der späteren Zeit. Sie haben die „Form an sich“ erfunden (und auch den Philosophen dazu).

Wie ist der Kampf Plato’s gegen die Rhetorik zu verstehen? Er beneidet ihren Einfluss.

Das ältere Griechenthum hat seine Kräfte in der Reihe von Philosophen offenbart. Mit Socrates bricht diese Offenbarung ab: er versucht sich selbst zu erzeugen und alle Tradition abzuweisen.

Meine allgemeine Aufgabe: zu zeigen, wie Leben Philosophie und Kunst ein tieferes und verwandtschaftliches Verhältniss zu einander haben können, ohne dass die Philosophie flach ist und das Leben des Philosophen lügenhaft wird.

Herrlich ist, dass die alten Philosophen so frei leben konnten, ohne dabei zu Narren und Virtuosen zu werden. Die Freiheit des Individuums war unermesslich gross.

Der falsche Gegensatz von vita practica und contemplativa ist asiatisch. Die Griechen verstanden es besser.

[«]

6[18]

Man kann diese älteren Philosophen darstellen als solche, die die griechische Luft und Sitte als Bann und Schranke fühlen: also Selbstbefreier (Kampf des Heraclit gegen Homer und Hesiod, Pythagoras gegen die Verweltlichung, alle gegen den Mythus, besonders Democrit). Sie haben eine Lücke in ihrer Natur, gegenüber dem griechischen Künstler und wohl auch Staatsmann.

Ich fasse sie wie die **Vorläufer einer Reformation** der Griechen: aber nicht des Socrates. Vielmehr kam ihre Reformation nicht, bei Pythagoras blieb es sectenhaft. Eine Gruppe von Erscheinungen tragen alle diesen Reformations-Geist — die Entwicklung der Tragödie. Der misslungene Reformator ist **Empedocles**; als es ihm misslang, blieb nur noch Socrates übrig. So ist die Feindschaft des Aristoteles gegen Empedocles sehr begreiflich.

Empedocles — Freistaat — Umänderung des Lebens — volksthümliche Reform — Versuch mit Hülfe der grossen hellenischen Feste. —

Die Tragödie war ebenfalls ein Mittel. Pindar?

Sie haben ihren Philosophen und Reformator nicht gefunden, man vergleiche Plato: der ist durch Socrates abgelenkt. Versuch einer Characteristik Platos ohne Socrates. Tragödie — tiefe Auffassung der Liebe — reine Natur — keine fanatische Abkehr: offenbar waren die Griechen im Begriff einen noch höheren Typus des Menschen zu finden, als die früheren waren; da schnitt die Scheere dazwischen. Es bleibt beim tragischen Zeitalter der Griechen.

[«]

6[19]

1. Bild der Hellenen hinsichtlich ihrer Gefahren und Verderbnisse.
2. Gegenbild der tragischen Strömungen dagegen. Neue Deutung des Mythus.
3. Die Ansätze zu Reformatoren. Versuche das Weltbild zu gewinnen.
4. Die Entscheidung — Sokrates. Der abgelenkte Plato.

[«]

6[20]

Die Leidenschaft bei Mimnermus, der Hass gegen das Alter.

Die tiefe Melancholie bei Pindar: nur wenn ein Strahl von oben kommt, leuchtet das Menschenleben.

Die Welt vom Leiden aus zu verstehen ist das Tragische in der Tragödie.

[«]

6[21]

Thales — das Unmythische.

Anaximander — Vergehen und Entstehen in der Natur moralisch als Schuld und Strafe.

Heraclit — Gesetzmässigkeit und Gerechtigkeit in der Welt.

Parmenides — die andere Welt hinter dieser; diese als Problem.

Anaxagoras — Weltenbaumeister.

Empedocles — blinde Liebe und blinder Hass; das tief Unvernünftige im Vernünftigsten der Welt.

Democrit — die Welt ist ganz ohne Vernunft und Trieb, zusammengeschüttelt. Alle Götter und Mythen unnütz.

Socrates: da bleibt mir nichts als ich mir selbst; Angst um sich selbst wird die Seele der Philosophie.

Plato's Versuch, alles zu Ende zu denken und der Erlöser zu sein.

[«]

6[22]

Es sind die Personen zu schildern: so wie ich Heraclit geschildert habe. Das Historische mit hineinzuflechten.

[«]

6[23]

In der ganzen Welt herrscht die Allmählichkeit, bei den Griechen geht es schnell vorwärts, aber auch furchtbar schnell abwärts. Als der hellenische Genius seine höchsten Typen erschöpft hatte, da sank der Grieche auf das Geschwindeste. Es musste nur einmal eine Unterbrechung eintreten, und die grosse Lebensform nicht mehr ausgefüllt werden: sofort war es vorbei; gerade wie bei der Tragödie. Ein einziger mächtiger Querkopf wie Socrates — da war der Riss unheilbar. In ihm vollzieht sich die Selbstzerstörung der Griechen. Ich glaube, es macht, dass er der Sohn eines Bildhauers war.

Wenn einmal diese bildenden Künste reden würden, sie würden uns oberflächlich erscheinen; in Socrates, dem Sohne des Bildhauers, kam ihre Oberflächlichkeit heraus.

[«]

6[24]

Die Menschen sind witziger geworden während des Mittelalters; das Rechnen nach zwei Maassen, die Spitzfindigkeit des Gewissens, die Auslegung der Schrift sind die Mittel gewesen. Diese Art Schärfung des Geistes durch den Druck einer Hierarchie und Theologie fehlte dem Alterthum. Vielmehr sind die Griechen umgekehrt unter der grossen Freiheit des Gedankens vielgläubisch und flach gewesen, man fing nach Belieben an und hörte nach Belieben auf, etwas zu glauben. Dafür fehlt ihnen die Lust am verdrehten Scharfsinn, und damit die beliebteste Art Witz aus der neueren Zeit. Die Griechen waren wenig witzig; darum hat man solches Aufheben von der Ironie des Socrates gemacht. Ich finde Plato darin oft etwas täppisch.

[«]

6[25]

Die Griechen waren mit Empedocles und Democrit auf dem besten Weg die menschliche Existenz, ihre Unvernunft, ihr Leiden richtig zu taxiren; dazu sind sie nie gelangt, Dank Socrates. Der unbefangene Blick auf die Menschen fehlt allen Sokratikern, die greuliche Abstracta „das Gute, das Gerechte“ im Kopf haben. Man lese Schopenhauer und frage sich, warum es den Alten an einem solchen Tief- und Freiblick gefehlt hat — haben müsste? Das sehe ich nicht ein. Im Gegentheil. Sie verlieren durch Socrates die Unbefangenheit. Ihre Mythen und Tragödien sind viel weiser als die Ethiken Plato’s und Aristoteles’; und ihre „stoischen und epikurischen“ Menschen sind arm, gegen ihre älteren Dichter und Staatsmänner.

[«]

6[26]

Socrates' Wirkung:
1) er zerstörte die Unbefangenheit des ethischen Urtheils,
2) vernichtete die Wissenschaft,
3) hatte keinen Sinn für die Kunst,
4) riss das Individuum heraus aus dem historischen Verbande,
5) dialectische Rederei und Geschwätzigkeit befördert.

[«]

6[27]

Ich glaube nicht mehr an die „naturgemässe Entwicklung“ der Griechen: sie waren viel zu begabt, um in jener schrittweisen Manier, allmählich zu sein, wie es der Stein und die Dummheit sind. Die Perserkriege sind das nationale Unglück: der Erfolg war zu gross, alle schlimmen Triebe brachen heraus, das tyrannische Gelüst ganz Hellas zu beherrschen wandelte einzelne Männer und einzelne Städte an. Mit der Herrschaft von Athen (auf geistigem Gebiete) sind eine Menge Kräfte erdrückt worden; man denke nur, wie unproductiv Athen für philosophie lange Zeit war. Pindar wäre als Athener nicht möglich gewesen. Simonides zeigt es. Und Empedocles wäre es auch nicht, Heraclit nicht. Alle grossen Musiker kommen fast von Aussen. Die athenische Tragödie ist nicht die höchste Form, die man denken könnte. Den Helden derselben fehlt doch das Pindarische gar zu sehr. Überhaupt: wie grässlich war es, dass der Kampf gerade zwischen Sparta und Athen ausbrechen musste — das kann gar nicht tief genug betrachtet werden. Die geistige Herrschaft Athens war die Verhinderung jener Reformation. Man muss sich einmal dahinein denken, wo diese Herrschaft noch gar nicht da war: nothwendig war sie nicht, sie wurde es erst in Folge der Perserkriege, d.h. erst, nachdem es die physische politische Macht zeigte. Milet war z.B. viel begabter, Agrigent auch.

[«]

6[28]

Der Tyrann, der thun kann wozu er Lust hat, d.h. der Grieche, der durch keine Gewalt in Schranken gehalten wird, ist ein ganz maassloses Wesen: „er stürzt die Gebräuche des Vaterlands um, thut den Weibern Gewalt an und tödtet Menschen nach Willkür“. Ebenso zügellos ist der tyrannische Freigeist, vor dem die Griechen ebenfalls Angst haben. Königshass — Zeichen der demokratischen Gesinnung. Ich glaube: die Reformation wäre möglich gewesen, wenn ein Tyrann ein Empedocles gewesen wäre.

Plato sprach mit seiner Forderung des Philosophen auf dem Throne einen ehemals möglichen Gedanken aus: er fand den Einfall, nachdem die Zeit, ihn zu verwirklichen, vorüber war. Periander? —

[«]

6[29]

Ohne den Tyrannen Pisistratus hätten die Athener keine Tragödie gehabt: denn Solon war dagegen, aber die Lust daran war einmal geweckt. Was wollte Pisistratus mit diesen grossen Trauer-erregungen?

Solons Abneigung gegen die Tragödie: man denke an die Beschränkungen der Trauerfestlichkeiten bei Todesfällen, das Verbieten von Threnoi. Bei den milesischen Frauen wird μανικὸν πένϑος erwähnt.

Nach der Anecdote ist es die Verstellung, welche Solon missfällt; das unkünstlerische Naturell des Atheners zeigt sich.

Kleisthenes, Periander und Pisistratus die Beförderer der Tragödie als einer Volkslustbarkeit, der Lust am μανικὸν πένϑος. Solon will Mässigung.

[«]

6[30]

Die centralisirenden Tendenzen, durch die Perserkriege entstanden: ihrer haben sich Sparta und Athen bemächtigt. Dagegen war 776—560 davon nichts da: die Cultur der Polis blühte; ich meine, ohne Perserkriege hätte man die

Centralisationsidee durch eine Reformation des Geistes bekommen — Pythagoras?

Auf die Einheit der Feste und des Cultus kam es damals an: hier hätte auch die Reform begonnen. Der Gedanke einer panhellenischen Tragödie — da wäre noch eine unendlich reichere Kraft entwickelt worden. Warum kam es nicht dazu? Nachdem Korinth Sikyon und Athen diese Kunst entwickelt hatten.

[«]

6[31]

Der grösste Verlust, der die Menschheit treffen kann, ist ein Nichtzustandekommen der höchsten Lebenstypen. So etwas ist damals geschehen. Eine scharfe Parallele zwischen diesem Ideal und dem christlichen. Zu benutzen die Bemerkung Schopenhauers: „vorzügliche und edle Menschen werden jener Erziehung des Schicksals bald inne und fügen sich bildsam und dankbar in dieselbe; sie sehn ein, dass in der Welt wohl Belehrung, aber nicht Glück zu finden sei und sagen endlich mit Petrarca ‚altro diletto, che ’mparar, non provo’. Es kann damit sogar dahin kommen, dass sie ihren Wünschen und Bestrebungen gewissermaassen nur noch zum Schein und tändelnd nachgehn, eigentlich aber und im Ernst ihres Innern, bloss Belehrung erwarten; welches ihnen alsdann einen beschaulichen, genialen, erhabenen Anstrich giebt.“ — Parerga I 439. Damit vergleiche man die Socratiker und die Jagd nach Glück!

[«]

6[32]

Die entsetzliche Unterredung der Athener mit den Meliern bei Thucydides! Es musste bei solchen Gesinnungen das Hellenische zu Grunde gehen, durch Angst auf allen Seiten. Z.B. wie der Athener sagt: „was das Wohlwollen der Götter betrifft, so werden wir nicht im Nachtheil sein; denn wir verlangen und thun nichts, was ausser der menschlichen Art liegt, weder in Bezug auf den Glauben an die Götter noch auch in dem, was die Menschen für sich selbst wünschen.“

[«]

6[33]

Luther: „ich habe kein besser Werk denn Zorn und Eifer: denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muss ich zornig sein, da erfrischt sich mein ganz Geblüt, mein Verstand wird geschärft und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen.“

[«]

6[34]

Es ist eine schöne Wahrheit, dass einem, dem Besserwerden oder Erkennung Lebensziele geworden sind, alle Dinge zum Besten dienen. Aber doch nur beschränkt wahr: ein Erkennenwollender zu ermüdendster Arbeit gezwungen, ein Besserwerdender durch Krankheiten entnervt und zerrüttet! Im Ganzen mag es gelten: die anscheinende Absichtlichkeit des Schicksals ist die That des Einzelnen, der sein Leben zurechtlegt und aus allem lernt, Erkenntniss saugend wie die Biene Honig. Das Schicksal, aber, welches ein Volk trifft, trifft ein Ganzes, welches nicht so seine Existenz überdenken und mit Zielen versehen kann; und so ist die Absichtlichkeit bei Völkern eine Erschwindelung von Grübelköpfen, nichts ist leichter als die Nichtabsichtlichkeit zu zeigen z.B. daran, dass eine Zeit im vollsten Aufblühen plötzlich von einem Schneefall betroffen wird, dass alles stirbt. Es ist darin ganz so dumm wie in der Natur. Bis zu einem Grad setzt wohl jedes Volk selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen etwas durch, was an seine Begabung erinnert. Aber damit es sein Bestes leisten könne, müssen einige Unfälle nicht eintreten. Die Griechen haben ihr Bestes nicht geleistet.

Auch die Athener wären etwas Höheres geworden ohne den politischen Furor seit den Perserkriegen: man denke an Aeschylus, der aus der vorpersischen Zeit stammt und der mit den Athenern seiner Zeit unzufrieden war.

[«]

6[35]

Durch die Ungunst der Lage der griechischen Städte nach den Perserkriegen sind viele günstige Bedingungen zum Entstehen und zur Entwicklung grosser

Einzelner beseitigt worden: und so hängt allerdings die Erzeugung des Genius am Schicksal der Völker. Denn Ansätze zu Genie's sind sehr häufig, aber sehr selten das Zusammentreffen aller nöthigsten Begünstigungen.

Diese Reformation der Hellenen, wie ich sie träume, wäre ein wunderbarer Boden für die Erzeugung von Genien geworden: wie es noch nie einen gab. Das wäre zu beschreiben. Da ist uns unsägliches verloren gegangen.

[«]

6[36]

Die höhere sittliche Natur der Hellenen zeigt sich in ihrer Ganzheit und Vereinfachtheit; dadurch dass sie den Menschen vereinfacht zeigen, erfreuen sie uns, wie der Anblick der Thiere.

[«]

6[37]

Das Streben der Philosophen geht dahin, zu verstehen, was seine Mitmenschen nur leben. Während sie ihr Dasein sich deuten und seine Gefahren verstehen, deuten sie zugleich auch ihrem Volke ihr Dasein.

Ein neues Weltbild an Stelle des volksthümlichen will der Philosoph setzen.

[«]

6[38]

Thales' Städtebund: er sah das Verhängniss der Polis und sah den Mythus als das Fundament der Polis. Brach er den Mythus, dann vielleicht auch die Polis. Thales als Staatsmann. Kampf gegen die Polis.

Heraclits Stellung zu den Persern: er war über die Gefahr des Hellenischen und Barbarischen klar.

Anaximander als Coloniengründer.

Parmenides als Gesetzgeber.

Empedocles der Democrat, der sociale Reformen im Schilde führt.

[«]

6[39]

Die Verführer der Philosophen sind die Worte, sie zappeln in den Netzen der Sprache.

[«]

6[40]

Die Macht des Einzelnen ist ausserordentlich in Griechenland: Städte gründen, Gesetze geben.

[«]

6[41]

Wissenschaft ergründet den Naturverlauf, kann aber niemals dem Menschen befehlen. Neigung Liebe Lust Unlust Erhebung Erschöpfung — das kennt alles die Wissenschaft nicht. Das was der Mensch lebt und erlebt, muss er sich irgendworaus deuten; dadurch abschätzen. Die Religionen haben ihre Kraft <darin>, dass sie Werthmesser sind, Maassstäbe. Im Mythus gesehen sieht ein Ereigniss anders aus. Die Deutung der Religionen hat das an sich, dass sie menschliches Leben nach menschenartigen Idealen misst.

[«]

6[42]

Aeschylus hat vergebens gelebt und gekämpft: er kam zu spät. Das ist das Tragische in der griechischen Geschichte: die grössten wie Demosthenes kommen zu spät, um das Volk herauszuheben.

Aeschylus verbürgt auch eine Höhe des griechischen Geistes, die mit ihm ausstirbt.

[«]

6[43]

Man bewundert jetzt das Evangelium der Schildkröte — ach, die Griechen liefen zu rasch. Ich suche nicht nach glücklichen Zeiten in der Geschichte, aber nach solchen, welche einen günstigen Boden für die Erzeugung des Genius bieten. Da finde ich die Zeiten vor den Perserkriegen. Man kann sie nicht genau genug kennen lernen.

[«]

6[44]

1. Diese Philosophen isolirt für sich.
2. Dann als Zeugen für das Hellenische. (Ihre Philosophien Hadesschatten des griechischen Wesens.)
3. Dann als Kämpfer gegen die Gefahren des Hellenischen.
4. Dann im Verlauf der hellenischen Geschichte als misslungene Reformatoren.
5. Dann im Gegensatz zu Socrates und den Secten, und zu der vita contempl<ativa,> als Versuche eine Lebensform zu gewinnen, die noch nicht gewonnen ist.

[«]

6[45]

Manche Menschen leben ein dramatisches Leben, manche ein episches, manche ein unkünstlerisches und verworrenes. Die griechische Geschichte hat durch die Perserkriege einen daemon ex machina.

[«]

6[46]

Bei Anaxagoras: der νοῦς ist ein ἄϑεος ex machina.

[«]

6[47]

Versuch einer Volkscultur.

Verschwendung des kostbarsten Griechengeistes und Griechenblutes! Daran ist zu zeigen, wie die Menschen viel besonnener leben lernen müssen. Die Tyrannen des Geistes in Griechenland sind fast immer ermordet worden, und haben nur spärliche Nachkommenschaft gehabt. Andre Zeiten haben ihre Kraft gezeigt im zu Ende Denken und im alle Möglichkeiten Verfolgen Eines grossen Gedankens: die christlichen z.B. Aber bei den Griechen war diese Übermacht zu erlangen sehr schwer; alles war da in Feindschaft unter einander. Stadtcultur allein bis jetzt bewiesen — jetzt noch leben wir davon.

Stadt-cultur
Welt-cultur
Volks-cultur: wie schwach bei den Griechen, eigentlich doch nur die athenische Stadtcultur, verblasst.

[«]

6[48]

1. Es kommt wohl für Jeden eine Stunde, wo er mit Verwunderung vor sich selbst fragt: Wie lebt man nur! Und man lebt doch! — eine Stunde, wo er zu begreifen anfängt, dass er eine Erfindsamkeit besitzt von der gleichen Art wie er sie an der Pflanze bewundert, die sich windet und klettert und endlich sich etwas Licht erzwingt und ein wenig Erdreich dazu und so ihr Theil Freude in einem unwirthlichen Boden sich selber schafft. In den Beschreibungen die einer von seinem Leben macht, giebt es immer solchen Punct, wo man staunt, wie hier die Pflanze noch leben kann und wie sie doch mit einer unerschütterlichen Tapferkeit daran geht. Nun giebt es Lebensläufte, wo die Schwierigkeiten ins Ungeheure gewachsen sind, die der Denker; und hier muss man, wo etwas davon erzählt wird,

aufmerksam hinhören, denn hier vernimmt man etwas von Möglichkeiten des Lebens, von denen nur zu hören Glück und Kraft bringt und auf das Leben der Späteren Licht herabgiesst, hier ist alles so erfinderisch, besonnen, verwegen, verzweifelt und voller Hoffnung, wie etwa die Reisen der grössten Weltumsegler und auch in der That etwas von der gleichen Art, Umsegelungen der entlegensten und gefährlichsten Bereiche des Lebens. Das Erstaunliche in solchen Lebensläuften liegt darin, dass zwei feindselige, nach verschiedenen Richtungen hin drängende Triebe hier gezwungen werden, gleichsam unter Einem Joche zu gehen; der welcher das Erkennen will, muss den Boden, auf dem der Mensch lebt, immer wieder verlassen und sich ins Ungewisse wagen, und der Trieb, der das Leben will, muss immer wieder sich zu einer ungefähr sicheren Stelle hintasten, auf der sich stehen lässt; wir werden an James Cook erinnert, der sich mit dem Senkblei in der Hand durch eine Kette von Klippen hindurch tasten musste, drei Monate lang: und dessen Gefahren oft so anwuchsen, dass er sogar in einer Lage, die er kurz vorher für eine der gefährlichsten gehalten hatte, gerne wieder Schutz suchte. Lichtenberg IV 152. Jener Kampf zwischen Leben und Erkennen wird um so grösser, jenes unter Einem Joch Gehen um so seltsamer sein, je mächtiger beide Triebe sind, also je voller und blühender das Leben, und wiederum je unersättlicher das Erkennen ist und je begehrlicher es zu allen Abenteuern hindrängt.

2. Ich werde darum nicht satt, mir eine Reihe von Denkern vor die Seele zu stellen, von denen jeder einzelne jene Unbegreiflichkeit an sich hat und jene Verwunderung erwecken muss, wie er gerade seine Möglichkeit des Lebens fand: die Denker, welche in der kräftigsten und fruchtbarsten Zeit Griechenlands, in dem Jahrhundert vor den Perserkriegen und während derselben lebten: denn diese Denker haben sogar schöne Möglichkeiten des Lebens entdeckt; und es scheint mir, dass die späteren Griechen das Beste davon vergessen haben: und welches Volk könnte bis jetzt sagen, es habe sie wiederentdeckt? — Man vergleiche die Denker anderer Zeiten und andrer Völker mit jener Reihe von Gestalten, die mit Thales beginnt und mit Democrit endet, ja man stelle Socrates und seine Schüler und alle die Sectenhäupter des späteren Griechenlands neben jene Altgriechen hin — nun wir wollen es in dieser Schrift thun und hoffentlich werden es andere noch besser thun: immerhin glaube ich, dass jede Betrachtung mit diesem Ausrufe enden wird: Wie schön sind sie! Ich sehe keine verzerrten und wüsten Gestalten darunter, keine pfäffischen Gesichter, keine entfleischten Wüsten-Einsiedler, keine fanatischen Schönfärber der gegenwärtigen Dinge, keine theologisirenden Falschmünzer, keine gedrückten und blassen Gelehrten: ich sehe

auch jene nicht darunter, die es mit dem „Heil ihrer Seele“ oder mit der Frage: was ist das Glück, so wichtig nehmen, dass sie Welt und Mitmenschen darüber vergessen. — Wer „diese Möglichkeiten des Lebens“ wieder entdecken könnte! Dichter und Historiker sollten über dieser Aufgabe brüten: denn solche Menschen sind zu selten, dass man sie laufen lassen könnte. Vielmehr sollte man sich gar nicht eher Ruhe geben, als bis man ihre Bilder nachgeschaffen und sie hundertfach an die Wand gemalt hat — und ist man so weit, — dann freilich wird man sich erst recht nicht Ruhe geben. Denn unserer so erfinderischen Zeit fehlt noch immer gerade jene Erfindung, welche die alten Philosophen gemacht haben müssen: woher käme sonst ihre wunderwürdige Schönheit! woher unsre Hässlichkeit! — Denn was ist Schönheit, wenn nicht das von uns erblickte Spiegelbild einer ausserordentlichen Freude der Natur, darüber dass eine neue fruchtbare Möglichkeit des Lebens entdeckt ist? Und was ist Hässlichkeit, wenn nicht ihr Missmuth über sich selbst, ihr Zweifel, ob sie die Kunst zum Leben zu verführen, wirklich noch verstehe?

3. Die griechische Philosophie scheint mit einem ungereimten Einfalle zu beginnen, mit dem Satze, daß das Wasser der Ursprung und der Mutterschooß aller Dinge sei; ist es wirklich nöthig, darf man sich fragen, hierbei stehen zu bleiben und sich ernst zu besinnen? — Ja, und aus drei Gründen: erstens weil der Satz etwas vom Ursprung der Dinge aussagt, zweitens weil er dies ohne Bild und mythische Fabelei thut und endlich drittens, weil in ihm, wenngleich nur im Zustande der Verpuppung, der Gedanke enthalten ist: Alles ist eins. Der erstgenannte Grund läßt Thales noch in der Gemeinschaft mit Religiösen und Abergläubischen, der zweite nimmt ihn aus dieser Gesellschaft heraus und zeigt ihn als ersten Naturforscher, auf den dritten Grund hin gilt Thales als der erste griechische Philosoph. In Thales siegt zum ersten Male der wissenschaftliche Mensch über den mythischen und wieder der weise Mensch über den wissenschaftlichen.

[«]

6[49]

Wie war es nur möglich, daß sich Thales vom Mythus lossagte! Thales als Staatsmann! Hier muß etwas vorgefallen sein. War die Polis der Brennpunkt des hellenischen Willens und beruhte sie auf dem Mythus, so heißt den Mythus aufgeben soviel wie den alten Polisbegriff aufgeben. Nun wissen wir, daß Thales die

Gründung einer Eidgenossenschaft von Städten vorschlug, aber nicht durchsetzte: er scheiterte an dem alten mythischen Polisbegriff. Zugleich ahnte er die ungeheure Gefahr Griechenlands, wenn diese isolirende Macht des Mythus die Städte getrennt hielt. In der That: hätte Thales seine Eidgenossenschaft zu Stande gebracht, so wäre Griechenland vom Perserkriege verschont geblieben, und damit auch vom Athener-Siege und Übergewicht. Um die Veränderung des Polisbegriffs und die Schaffung einer panhellenischen Gesinnung bemühen sich alle ältern Philosophen. Heraklit scheint sogar die Schranke zwischen Barbarisch und Hellenisch niedergerissen zu haben, um größere Freiheit zu schaffen und die engen Anschauungen vorwärts zu bringen. — Die Bedeutung des Wassers und des Meeres für den Griechen.

[«]

6[50]

Thales: was trieb ihn zur Wissenschaft und Weisheit? — Vor allem aber der Kampf gegen den Mythus. Gegen die Polis, die auf ihm fundirt ist. Einziges Mittel das Hellenische zu schützen; die Perserkriege abzuwenden. Bei allen Philosophen ein panhellenischer Zweck.

Anaximander. Kampf gegen den Mythus, insofern er verweichlicht und verflacht und so die Griechen in Gefahr bringt.

Heraclit. Kampf gegen den Mythus, insofern er die Griechen isolirt und sie den Barbaren entgegenstellt. Er denkt über eine Weltordnung nach, die überhellenisch ist.

Parmenides. Theoretische Geringschätzung der Welt, als einer Täuschung. Kampf gegen das Phantastische und Wogende der ganzen Weltbetrachtung: er will dem Menschen Ruhe geben gegen die politische Leidenschaft. Gesetzgeber.

Anaxagoras. Die Welt als unvernünftig, aber doch maassvoll und schön: so sollte der Mensch sein und so fand er ihn in den älteren Athenern, Aeschylus usw. Seine Philosophie Spiegelbild des älteren Athen: Gesetzgebung für Menschen, die keine brauchen.

Empedocles. Panhellenischer Reformator, pythagoreisches Leben, wissenschaftlich begründet. Neue Mythologie. Einsicht in die Unvernunft der beiden Triebe, Liebe und Hass. Liebe Democratie Gütergemeinschaft. Vergleich mit Tragödie.

Democrit: die Welt ist unvernünftig, auch nicht maassvoll und schön, sondern nur nothwendig. Unbedingte Beseitigung alles Mythischen. Die Welt ist begreiflich. Er will die Polis (an Stelle des epikurischen Gartens); das war eine Möglichkeit des hellenischen Lebens.

Socrates. Die tragische Geschwindigkeit der Griechen. Die älteren Philosophen haben nicht gewirkt. Die Lebensvirtuosen: die älteren Philosophen denken immer ikarisch.

[«]

6[51]

Die Griechen sind gewiß nie überschätzt worden: denn da müßte man sie doch auch so geschätzt haben, wie sie es verdienen; aber gerade das ist unmöglich. Wie sollten wir ihnen gerecht in der Schätzung sein können! Nur falsch geschätzt haben wir sie.

[«]

[7 = Mp XIII 6a. 1875]

7[1]

Die Verehrung des klassischen Alterthums, wie sie die Italiäner zeigten, das heisst also die einzig ernsthafte uneigennützige hingebende Verehrung, welche das Alterthum bis jetzt gefunden hat, ist ein grossartiges Beispiel der Don Quixoterie: und so etwas ist also Philologie besten Falls. So schon bei den alexandrinischen Gelehrten, so bei allen den Sophisten des ersten und zweiten Jahrhunderts, bei den Atticisten usw. Man ahmt etwas rein Chimärisches nach, und läuft einer Wunderwelt hinterdrein, die nie existirt hat. Es geht ein solcher Zug schon durch das Alterthum: die Art, wie man die homerischen Helden copirte, der ganze Verkehr mit dem Mythus hat etwas davon. Allmählich ist das ganze Griechenthum selber zu einem Objecte des Don Quixote geworden. Man kann unsre moderne Welt nicht verstehn, wenn man nicht den ungeheuren Einfluss des rein Phantastischen einsieht. Dem steht nun entgegen: es kann keine Nachahmung geben. Alles Nachahmen ist nur ein künstlerisches Phänomen, also auf den Schein gerichtet; etwas Lebendiges kann Manieren Gedanken usw. annehmen durch Nachahmung, aber sie kann nichts erzeugen. Eine Kultur, welche der griechischen nachläuft, kann nichts erzeugen. Wohl kann der Schaffende überall her entlehnen und sich nähren. Und so werden wir auch nur als Schaffende etwas von den Griechen haben können. Worin aber wären die Philologen Schaffende! Es muss einige unreinliche Gewerbe geben, Abdecker; auch Correctoren: sollen die Philologen etwa so ein unreinliches Gewerbe vorstellen?

[«]

7[2]

Entstehung des Philologen. Dem grossen Kunstwerk wird sich beim Erscheinen desselben immer ein Betrachter gegenüberstellen, der seine Wirkung nicht nur empfindet, sondern sie auch verewigen möchte. So auch dem grossen Staate, kurz allem, was den Menschen erhebt. So wollen die Philologen die Wirkung des Alterthums verewigen: das können sie nur als nachschaffende Künstler. Nicht als nachlebende Men<schen?>

[«]

7[3]

Entstehung der Philologie. (Brauchte das Alterthum einen Stand von Vertretern?)
Jetzige Entstehung des Philologen.
Ihr Verhältniss zu den Griechen.
Ihre Einwirkung auf die Nichtphilologen.
Die Philologen der Zukunft — ob es welche geben wird?

[«]

7[4]

Freundschaft Göttin höre gnädig das Lied
das wir jetzt singen der Freundschaft
Wohin auch blickt das Auge der Freunde
übervoll vom Glück der Freundschaft:
hülfreich nahe uns
Morgenröthe im Blick und
ewiger Jugend treues Pfand in der heil'gen Rechten.

[«]

7[5]

Beim Durchmustern der Geschichte der Philologie fällt auf, wie wenig wirklich begabte Menschen dabei betheiligt gewesen sind. Unter den berühmtesten sind einige, die sich ihren Verstand durch Vielwisserei zerstört haben, und unter den Verständigsten darunter solche, die mit ihrem Verstande nichts anzufangen wussten als Mücken zu seihen. Es ist eine traurige Geschichte, ich glaube, keine

Wissenschaft ist so arm an Talenten. Es sind die Lahmen im Geiste, die in der Wortklauberei ihr Steckenpferd gefunden haben.

Ich ziehe vor, etwas zu schreiben, was so gelesen zu werden verdient, wie die Philologen ihre Schriftsteller lesen, als über einem Autor zu hocken. Und überhaupt — auch das geringste Schaffen steht höher als das Reden über Geschaffnes.

[«]

7[6]

Dass es Gelehrte giebt, welche sich ausschliesslich mit der Erforschung des griechischen und des römischen Alterthums beschäftigen, wird jeder billig, ja lobenswürdig und vor allem begreiflich finden, falls er überhaupt die Erforschung des Vergangenen billigt: dass dieselben Gelehrten aber zugleich die Erzieher der edlern Jugend, der reichen Stände sind, ist nicht ebenso leicht verständlich: hier liegt ein Problem. Warum sie gerade? Das versteht sich doch nicht so von selbst, wie das, wenn der Gelehrte der Heilkunst auch heilt und Arzt ist. Denn stünde es gleich, so müsste Beschäftigung mit dem griechischen und römischen Alterthum gleich sein mit Wissenschaft der Erziehung“. Kurz: das Verhältniss von der Theorie und Praxis im Philologen ist nicht so schnell einzusehen. Wie kommt er zu dem Anspruch, der Lehrer im höheren Sinne zu sein und nicht nur alle wissenschaftlichen Menschen, sondern überhaupt alle Gebildeten zu erziehn? — Diese erziehende Kraft müsste also der Philologe doch dem Alterthume entnehmen; da fragt man denn erstaunt: wie kommen wir dazu, einer fernen Vergangenheit den Werth beizulegen, dass wir nur mit Hülfe ihrer Erkenntniss gebildet werden können? — Eigentlich fragt man nicht so oder selten so: vielmehr besteht die Herrschaft der Philologie über das Erziehungswesen fast unbezweifelt, und das Alterthum hat jene Geltung. In so fern ist die Lage des Philologen günstiger als die jedes andern Jüngers der Wissenschaft: er hat zwar noch nicht die grösste Masse von Menschen, die seiner bedürfen; der Arzt z.B. hat noch viel mehrere. Aber er hat ausgesuchte Menschen und zwar Jünglinge in der Zeit, wo alles knospt; solche, die Zeit und Geld auf eine höhere Entwicklung verwenden können. So weit sich jetzt die europäische Bildung erstreckt, hat man die Gymnasien auf lateinisch-griechischer Grundlage angenommen, als erstes und oberstes Mittel. Damit hat die Philologie die rechte und beste Gelegenheit gefunden, sich fortzupflanzen und Achtung vor sich zu erwecken: hierin steht keine andre Wissenschaft so günstig. Im Ganzen halten auch alle die, welche durch solche Anstalten hindurch gegangen sind, an der Vortrefflichkeit der Einrichtung fest; sie sind unbewusste Verschworene zu Gunsten der Philologie; erschallt einmal ein Wort dagegen, von solchen die nicht auf diesem Wege gegangen sind, so erfolgt die Ablehnung so einmüthig und so still, als ob klassische Bildung eine Art von Zauberei sei, beglückend und durch diese Beglückung sich jedem Einzelnen beweisend; man polemisirt gar nicht, „man hat's ja erlebt".

Nun giebt es viele Dinge, an welche der Mensch sich so gewöhnt hat, dass er sie für zweckmässig hält; denn die Gewohnheit mischt allen Dingen Süssigkeit bei und nach der Lust schätzen die Menschen meistens das Recht einer Sache. Die Lust am klassischen Alterthum, wie sie jetzt empfunden wird, soll nun einmal darauf hin geprüft und zerlegt werden, wie viel daran jene Lust der Gewohnheit, wie viel Lust der Ungewohnheit ist: ich meine jene innere thätige neue und junge Lust, wie sie eine fruchtbare Überzeugung von Tage zu Tage erweckt, die Lust an einem hohen Ziele, die auch die Mittel dazu will: wobei man Schritt für Schritt weiter kommt, aus einem Ungewohnten in's andere Ungewohnte: wie ein Alpensteiger.

Auf welchem Grunde beruht die grosse Schätzung des Alterthums in der Gegenwart, dass man darauf die ganze moderne Bildung aufbaut? Wo ist der Ursprung dieser Lust? Dieser Bevorzugung des Alterthums?

Bei dieser Untersuchung glaube ich erkannt zu haben, dass auf demselben Grund, auf dem das Ansehen des Alterthums als wichtigen Erziehungsmittels ruht, auch die ganze Philologie, ich meine ihre ganze jetzige Existenz und Kraft ruht. Das Philologenthum als Lehrerthum ist der genaue Ausdruck einer herrschenden Ansicht über den Werth des Alterthums und über die beste Methode der Erziehung. Zwei Sätze sind in diesem Gedanken eingeschlossen; erstens: alle höhere Erziehung muss eine historische sein, zweitens: mit der griechischen und römischen Historie steht es anders als mit allen andern, nämlich klassisch. So wird der Kenner dieser Historie zum Lehrer. Hier untersuchen wir den ersten Satz nicht, ob eine höhere Erziehung historisch sein müsse, sondern den zweiten: inwiefern klassisch?

Darüber sind einige Vorurtheile sehr verbreitet.

Erstens das Vorurtheil, welches im synonymen Begriff „Humanitätsstudien" liegt: das Alterthum ist klassisch, weil es die Schule des Humanen ist.

Zweitens: „das Alterthum ist klassisch, weil es aufgeklärt ist."

[«]

7[7]

Il faut dire la vérité et s’immoler.
Voltaire.

Nehmen wir einmal an, es gäbe freiere und überlegenere Geister, welche mit der Bildung, die jetzt im Schwange geht, unzufrieden wären und sie vor ihren Gerichtshof führten: wie würde die Angeklagte zu ihnen reden? Vor allem so „ob ihr ein Recht habt anzuklagen oder nicht, jedesfalls haltet euch nicht an mich, sondern an meine Bildner; diese haben die Pflicht mich zu vertheidigen und ich habe ein Recht zu schweigen: bin ich doch nichts als ihr Gebilde.“ Nun würde man die Bildner vorführen: und unter ihnen wäre auch ein ganzer Stand zu erblicken, der der Philologen. Dieser Stand besteht einmal aus solchen Menschen, welche ihre Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums benutzen, um mit ihr Jünglinge von 13—20 Jahren zu erziehen, und sodann aus solchen, welche die Aufgabe haben, derartige Lehrer immer von neuem heranzubilden, also Erzieher der Erzieher zu sein; die Philologen der ersten Gattung sind Lehrer an Gymnasien, die der zweiten Professoren an den Universitäten. Den ersteren übergiebt man ausgewählte Jünglinge, solche an denen Begabung und ein edlerer Sinn bei Zeiten sichtbar werden, und auf deren Erziehung die Eltern reichlich Zeit und Geld verwenden können; übergiebt man ihnen noch andre, welche diesen drei Bedingungen nicht entsprechen, so steht es in der Hand der Lehrer sie abzuweisen. Die zweite Gattung, aus den Philologen der Universität bestehend, empfängt die jungen Männer, welche sich zum höchsten und anspruchsvollsten Berufe, dem der Lehrer und Bildner des Menschengeschlechts, geweiht fühlen; wiederum steht es in ihrer Hand, die falschen Eindringlinge zu beseitigen. Wird nun die Bildung einer Zeit verurtheilt, so sind jedenfalls die Philologen schwer angegriffen: entweder nämlich wollen sie, in der Verkehrtheit ihres Sinnes, gerade jene schlechte Bildung, weil sie dieselbe für etwas Gutes halten, oder sie wollen sie nicht, sind aber zu schwach, das Bessere, das sie erkennen, durchzusetzen. Entweder liegt also ihre Schuld in der Mangelhaftigkeit ihrer Einsicht oder in der Ohnmacht ihres Willens. Im ersten Falle würden sie sagen, sie wüßten es nicht besser, im zweiten, sie könnten es nicht besser. Da aber die Philologen vornehmlich mit Hülfe des griechischen und römischen Alterthums erziehen, so könnte die im ersten Falle angenommene Mangelhaftigkeit ihrer Einsicht einmal darin sich zeigen, daß sie das Alterthum nicht verstehen; zweitens aber darin, daß das Alterthum von ihnen mit Unrecht in die Gegenwart hineingestellt wird, angeblich als das wichtigste Hülfsmittel der Erziehung, weil es überhaupt nicht oder jetzt nicht mehr erzieht. Macht man ihnen dagegen die Ohnmacht ihres Willens zum Vorwurf, so hätten sie zwar darin volles Recht, wenn sie dem Alterthum jene erzieherische Bedeutung und Kraft zuschreiben, aber sie wären nicht die geeigneten Werkzeuge, vermittelst deren das Alterthum diese Kraft äußern könnte: das heißt: sie wären mit Unrecht Lehrer und lebten in einer falschen Stellung: aber wie kamen sie dann in diese hinein? Durch eine Täuschung über sich und ihre Bestimmung. Um also den Philologen ihren Antheil an der gegenwärtigen schlechten Bildung zuzuerkennen, könnte man die verschiedenen Möglichkeiten in diesen Satz zusammenfassen. Drei Dinge muß der Philologe, wenn er seine Unschuld beweisen will, verstehen, das Alterthum, die Gegenwart, sich selbst: seine Schuld liegt darin, daß er entweder das Alterthum nicht oder die Gegenwart nicht oder sich selbst nicht versteht. Erste Frage: versteht der Philologe das Alterthum? — — —

[«]

[8 = U I 6b. Sommer 1875]

8[1]

Bücher für 8 Jahre.

Schopenhauer.
Dühring.
Aristoteles.
Goethe.
Plato.

[«]

8[2]

Gegen die lyrische Poesie bei den Deutschen. Da lese ich, daß gar Mörike der größte deutsche Lyriker sein soll! Ist es nicht ein Verbrechen dumm zu sein, wenn man hier also Goethe nicht als den größten empfindet oder empfinden will? — Aber was muß da nur in den Köpfen spuken, welcher Begriff von Lyrik! Ich sah mir darauf diesen Mörike wieder an und fand ihn, mit Ausnahme von 4—5 Sachen in der deutschen Volkslied-Manier, ganz schwach und undichterisch. Vor allem fehlt es ganz an Klarheit der Anschauung. Und was die Leute an ihm musikalisch nennen, ist auch nicht viel: und zeigt wie wenig die Leute von der Musik wissen: die mehr ist als so ein süßliches-weichliches Schwimm-schwimm und Kling-kling! — Gedanken nun hat er gar nicht: und ich halte nur noch Dichter aus, die unter anderm auch Gedanken haben, wie Pindar und Leopardi. Aber was kann auf die Dauer einem diese Knaben-Unbestimmtheit des Gefühls sein, wie sie im deutschen Volkslied sich ausdrückt! Da lobe ich mir selbst noch eher Horaz, ob der schon recht bestimmt ist und die Wörtchen und Gedänkchen wie Mosaik setzt.

[«]

8[3]

Der Reihe nach:

Dühring Werth des Lebens.
Dühring Cursus der Philosophie.
Reis Mathematik.
Physik usw.
Naturwissenschaftliche Bibliothek.
National-Ökonomie.
Gesundheitslehre.
Geschichte.

Erste Stunde des Tags dem Lernen gewidmet.
Dann Ausarbeitung des Collegs.

Im Seminar Prometheus?
Choephoren?
Alcestis?

[«]

8[4]

Pläne aller Art:

1) der Cyclus von Collegien über griechisches Wesen.

2) Sammlung eines ungeheuren empirischen Materials der Menschenkenntniss. Dazu viele ältere Geschichtswerke, Romane usw. zu lesen, auch Briefe.

3) Dühring, als den Versuch einer Beseitigung Schopenhauer's durchzustudiren und zu sehen, was ich an Schopenhauer habe, was nicht. Hinterdrein noch einmal Schopenhauer zu lesen.

4) allmähliche Fortsetzung meiner Unzeitgemässen Betrachtungen, zunächst „Richard Wagner in Bayreuth“, „die Philologen“ „über Religion“.

5) meine philologischen Arbeiten ausführen, damit sie nicht ganz mir aus dem Gedächtniss kommen. Den ersten Band einer Sammlung philologischer Arbeiten herauszugeben, enthaltend: „die Choephoren des Aeschylus“ „über Rhythmus“ „Hesiods und Homer’s Wettkampf“ „Diadoche der Philosophen“.

6) mit meinen Schülern Baumgartner und Brenner die Vorstudien zu einer Lehre vom Stil.

7) im Pädagogium: Plato Ilias Moduslehre Agamemnon des Aeschylus.

[«]

8[5]

Goethe ist vor Allem ein Epiker, viel mehr als etwa Lyriker. Ganz falsch, in ihm den größten Lyriker zu sehen.

[«]

8[6]

Aeschylus ist, wie alle Dichter, unreligiös.

[«]

8[7]

Eins der schädlichsten Bücher ist der Don Quixote.

[«]

8[8]

Es bedarf keineswegs des „schönen Wetters“, damit die Natur schön erscheine. Manche Natur bedarf sogar dazu des schlechten.

[«]

[9 = U III 1. Sommer 1875]

9[1]

Der Werth des Lebens von E. Dühring. 1865.

Vorrede Dührings zu „Werth des Lebens“. Er erwartet Anfeindung von vielen Seiten, glaubt bei der Schulphilosophie Anstoß gegeben zu haben, einmal weil er auf die wirthschaftliche Zukunft der Menschheit Rücksicht nimmt, dann weil er die Begriffe von Gerechtigkeit auf Rache zurückführt. Sonst weiß er sich in vollständiger Übereinstimmung mit dem Geiste der Zeit und meint, daß die Versuche, ihn zu beseitigen eben an diesem Geiste scheitern werden. Schlechter Stil, Mangel an Haltung und Höhe, verdorbne Manier der Kürze („materielle Gesichtspunkte“, „Nation entfernt sich von der Traumwelt, in welche der Schwerpunkt ihres Daseins fiel“, „Vorwegnahme“, „Rücksichtnahme“, „kolossalen Dimensionen, welche das Denken annehmen muß“). In der Sprache ist etwas Unlogisches, doch keineswegs das Unlogische der enthusiastischen Reflexion, vielmehr eine Vereinigung von Unsauberkeit (Schlumperei), Nüchternheit und Mangel an Übung im Stil. An Schopenhauer darf ich nicht denken, auch was das Ethos betrifft. — Der „Weltverzweiflung“ — schönes Wort — wird also nicht das Wort geredet. Er bezeichnet sich als den „entschiedensten Antagonisten“ Schopenhauer’s; aber „Hochachtung für sein Streben und seine Leistungen“ hat er doch! — Auf Feuerbach führt er „die junge lebende kräftige Richtung zurück, die jetzt einen Theil der Würde der Philosophie zu wahren versteht indem sie der Dunkelmacherei mit Energie und Erfolg entgegentritt.“ Berlin 1865.

Einleitung.

— „die Stärke des Optimismus besteht im Übersehen und Ignoriren“ des Disharmonischen in dieser Welt, der Pessimismus „lagert zwei Systeme über einander“, „kennt die Kraft des einheitlichen Denkens nicht“. — So wäre also der Optimismus die Philosophie der logischeren Menschen — was das Schließen aus dem vorliegenden Material betrifft, aber sie legen sich absichtlich ein unvollständiges Material vor und sehen über das andre weg. Die Lösung der Pessimisten ist eine unlogische, sie stellen zwei logisch unvereinbare Welten neben einander: denn die höhere Ordnung der Dinge soll die niedere bei ihnen nicht erklären, sondern aufheben, vernichten; oftmals nehmen sie gerade für die Existenz der wirklichen Welt blinde Unvernunft als Ursache an. Es ist keine logische Noth, sondern eine poetische, welche den Pessimismus erzeugt. Während dem ist es überhaupt nicht die praktische Noth, welche den Optimismus erzeugt: sie haben das Behagen und machen nur, wenn sie von den Pessimisten gezwungen werden, den Ansatz, daraus ein System zu bilden und sich logisch zu rechtfertigen. So ist Optimismus wesentlich Selbstvertheidigung der Glücklichen gegen die Behauptungen der Pessimisten, Pessimismus ist aggressiv und hat in der Noth seine Mutter. Er ist älter und ursprünglicher als der Optimismus, produktiv, so daß er selbst noch seinen Gegensatz an's Licht ruft. Ego.

Im Felde der praktischen Urtheile und Werthe giebt es kein reines Urtheil, keine reine Erkenntniß. In der Beschaffenheit unseres Strebens, unserer Absichten liegt die Wurzel aller unserer beistimmenden oder verwerfenden Urtheile über das Leben. Dies zur Kritik der Schopenhauerischen Philosophie. Gewisse Vorstellungen sind gar nicht möglich außer der Beziehung auf ein Wollen. Jeder Trieb ist ein Bedürfniß und enthält bereits die Vorstellung von der Existenz eines Gegenstandes der Befriedigung; so ist der Trieb ideenbildend.

Der Gegensatz rein theoretischer Urtheile und praktischer Werthschätzungen ist der: ein theoretisches Urtheil stellt Übereinstimmung mit einem rein theoretischen Begriff hin, die praktische Werthschätzung Übereinstimmung mit einem Bestreben d.h. mit einer Sache, welche ein Maaß dessen schon hat, was sein soll.

Das Gesammturtheil über den Werth des Lebens ist die Resultante der Elementarbestimmungen; es kann keinen theoretischen Begriff geben, welcher im Voraus feststellte, wie das Leben beschaffen sein müßte, um unseren Beifall zu haben. Absurde Standpunkte sind also solche: das Übel ist zu leugnen, denn es ist nur vom Standpunkt des Menschen wirklich Übel. Oder mit Spinoza: nichts ist an sich verwerflich; erst das Wollen der Menschen stempelt dies zum Guten, jenes zum Bösen. Wenn man so das Menschliche überhaupt aufgiebt, so verliert man jedes Maaß für praktische Werthschätzung. Nebenbei verliert man das sittliche Urtheil (man darf nicht mehr von gut und böse reden, ja jede nicht rein theoretische

Entscheidung müßte als Täuschung bezeichnet werden). — Also am Streben mißt sich der Werth der Dinge, für den gar nicht Strebenden giebt es keine Werthe, für den rein Erkennenden fehlt alles Gut und Böse, alles Zustimmen und Verwerfen. Der gar nicht Strebende giebt nur rein theoretische Urtheile. Mir scheint also, daß alle Höhe des Urtheils über den Werth des Lebens an der Höhe und Stärke des Strebens hinge d.h. einmal am Ziele, und zweitens an dem Grad des nach dem Ziele Hindrängens, Hinlaufens.

Jede bejahende Werthschätzung ist ein Zustreben, jede Verneinung ein Entgegenstreben. Jedes praktische Urtheil läuft auf Zuneigung oder Abneigung zurück.

Vielleicht gehört selbst alles rein Theoretische unter die Grundform des Praktischen. Der Verstand giebt das Gesetz, was verstandesmäßig ist, was nicht: also was sein soll, was nicht: er stimmt dem zu, was seinem eignen Wesen gemäß ist.

Das Urtheil über den Werth des Lebens ist, kurz gesagt, eine Gemüthsbewegung — entweder Lebensdrang oder Lebensüberdruß. Dühring leugnet den Lebenshaß: es wäre eine Lebensregung, welche sich gegen das Leben selber regt.

Die Betrachtung über das Unabänderliche im Subjekt des Menschen ist daher die Vorarbeit: mit der Frage: ist vielleicht die ganze Anlage des Empfindungs- und Gemüthslebens mit einer harmonischen Entfaltung des Wesens unvereinbar?

Ob diese Welt die beste sei, ist eine absurde Frage: wir haben gar keine Vorstellung von verschiedenen Möglichkeiten.

Dühring stellt seine Aufgabe so: „die widrigen Seiten des Daseins sollen in der Harmonie des Ganzen ihre Beleuchtung finden“ (infam ausgedrückt!) „Das Übel läßt sich nicht zum Guten umprägen.“ „Schmerz bleibt Schmerz, welche Folgen er auch haben möge.“ „Obwohl die Welt weder dem Verstande noch dem Triebe völlig genügt, haben wir doch gar kein Mittel verstandesmäßig zu untersuchen, warum das Leben Übel einschließe.“ „Welt und Leben sind gegebne Thatsache, unsere Aussöhnung mit ihren widrigen Seiten kann nur eine thatsächliche sein.“ „Diese Aussöhnung ist also selbst nur in Gestalt einer Bestrebung vorhanden.“ Man sucht die Resultante der vereinzelten Gemüthsbewegungen und benutzt diese als Widerstandskraft gegen die mannichfaltigen Eindrücke. So gelangt man zu einer zwar nicht mißklanglosen, aber doch zu einer Harmonie. Die Aussöhnung mit dem Einzelnen wird aus der Betrachtung des Ganzen geschöpft. Die theoretische Unmöglichkeit, nach dem Grunde des Thatsächlichen zu fragen, ist selbst schon

Disharmonie. Einzig bleibt uns für unseren Verstand übrig „die Idee des einzelnen Ungemachs durch die Vorstellung eines größeren Zusammenhangs zu überwinden“, die einzelne Vorstellung durch die Gesammtheit der übrigen zu modificiren.

Aber die theoretische Versöhnung reicht nicht aus; wäre das Denken im Stande ungetrübte Ruhe zu geben, dann würde die beschauliche Weisheit (wie alles, was durch bloße Theorie zu befriedigen verspricht z.B. Kunst) die ausschließliche Theilnahme der Menschen verdienen. Aber sie ist nicht das Mittel, der Übel Herr zu werden. Die Philosophie gerade muß anerkennen, daß bloße Anordnung der Ideen nicht ausreicht, wenn es heißt, den Übeln gewachsen zu sein. Die That und das Bewußtsein der That muß hinzukommen; die wirkliche Änderung der Empfindungen muß den Vorstellungen eine andre Grundlage geben, die Stimmung muß geändert werden.

Selbst eine Theorie, welche auf eine harmonische Aussicht der Welt ausgeht, kann die Voraussetzung nicht entbehren, daß Thatkraft gegen das Übel noththut. Nur das, was für Menschen **unveränderlich** feststeht, mag bloß zu einer Anordnung der Ideen auffordern. Wo menschlicher Eingriff die Dinge noch ändern kann, da sind die Thaten das Erste. Der Optimismus wird häufig verächtlich, weil er die Übel seiner Trägheit wegen beschönigt, auch ein großer Theil der Philosophen hat dort Unveränderlichkeit angenommen, wo menschliche Thatkraft noch Aussicht auf Erfolg hat „Das Urtheil über den Werth des Lebens wird verschieden ausfallen, je nachdem man die Linie zwischen dem Unabänderlichen und dem durch Menschen Verschiebbaren zieht.“

Das sind die Gedanken der Einleitung.

Kurz: aus den vielen einzelnen Werthschätzungen resultirt als Summe die jedesmalige Ansicht vom Werth des Lebens. Bei keiner Werthschätzung handelt es sich um reine Erkenntniß, alle sind Gemüths-Affektionen; jene Summe ist auch nichts als eine Gemüths-Affektion: das Urtheil über den Werth des Lebens kann nie reine Erkenntniß sein. Ich will doch hinzufügen, daß es richtiger noch wäre, alle solche Urtheile unreine Erkenntnisse zu nennen: die Unreinheit liegt 1) in der Art, wie das Material vorliegt, sehr unvollständig z.B. 2) in der Art, wie daraus die Summe gebildet wird: so daß z.B. eine falsche Verallgemeinerung gemacht wird (die Summe unserer Erfahrungen kann nie zu einem Urtheil über das Leben berechtigen), also der logische Ausdruck jener Summirung falsch ist 3) darin daß jedes einzelne Stück des Materials wieder das Resultat unreinen Erkennens ist; und zwar ganz nothwendig: keine Erfahrung z.B. über einen Freund kann vollständig sein, so daß wir ein logisches Recht zu einer Gesammtschätzung hätten. Alle

Schätzungen sind voreilig und müssen es sein. Sodann ist das Maaß, womit wir messen, unser Wesen, keine unveränderliche Größe, wir haben Stimmungen usw., wir müßten uns selbst kennen, um gerecht das Verhältniß irgend einer Sache zu uns abzuschätzen.

Sind somit alle Urtheile über den Werth des Lebens ungerecht und unlogisch entwickelt: so würde daraus folgen, daß man gar nicht urtheilen sollte? Wenn man aber nur leben könnte, ohne zu schätzen, ohne Abneigung und Zuneigung zu haben! Denn alles Abgeneigtsein hängt mit einer Schätzung zusammen, ebenso alles Geneigtsein. Trieb ohne jede begleitende Erkenntniß (über Förderndes Schädliches) existirt gar nicht. — Wir sind von vornherein unlogische und daher auch ungerechte Wesen **und können dies erkennen**! Das ist eine der ungeheuersten Disharmonien des Daseins! Wir tragen doch ein Maaß in uns, womit wir hier das Dasein messen und das ganz unverrückbar ist: es wird wohl der Satz der Identität sein. Wiederum ist dieses Maaß gerade die einzige Harmonie, welche wir kennen. Uns scheint es so, daß die disharmonische Welt existirt, jene Harmonie im Satz der Identität aber nichts als eine Theorie, eine Vorstellung ist. Kann man sich aber das Sich-Widersprechende als wirklich denken? Die sogenannte Wirklichkeits-Philosophie empfiehlt sich durch dies Wort dem populären Vorurtheil über Wirklich und Nichtwirklich. Aber wenn z.B. feststünde, daß ohne den Begriff einer harmonischen Wirklichkeit gar nicht die Dinge geschätzt werden könnten, nicht einmal falsch, so ist ja Urtheilen, Werthebestimmen selbst nichts andres als Messen der „wirklichen" Welt an einer, die uns für **wirklicher** gilt.

Also: die Unterscheidung zweier Welten, von denen die eine die schlechtere ist, die unwirklichere im Vergleich zu einer wirklicheren besseren, die These somit des Pessimismus ist die Thatsache, welche allem Werthschätzen vorausliegt; sie liegt in der Constitution des urtheilenden Verstandes, der von der Identität als der ihm zugänglichen Welt ausgeht. Die Entstehung des Verstandes und seine Constitution ist nicht aus dem praktischen Verhalten zu den Dingen abzuleiten, der Verstand ist keine Herausbildung des Gemüths. Sondern alles Zu- und Abneigen setzt schon den Verstand voraus und in ihm den Satz des Widerspruchs; ohne Logisches auch keine Empfindung, keine Stimmung, keine Vorstellung.

1. Das Leben als Inbegriff von Empfindungen und Gemüthsbewegungen.

Auf die Gesammtheit von Affektionen kommt es an; auch die durch Träume hervorgebrachten sind in Anschlag zu bringen. Überhaupt ist gleichgültig, ob eine Affektion auf Wahrheit oder Irrthum beruht.

Das Leben ist nicht nur die Summe der Erregungen, die in's Bewußtsein treten. Art und Grad derselben ist zu verschieden. Die Systeme der Alten nahmen nur eine Art heraus und machten sie zum ausschließlichen Maaß der Beurtheilung: die Epikureer die Empfindung, die Stoiker das abstrakte Bewußtsein. So gelangten sie in der Praxis zu falschen Maximen. Die ersteren jagten den angenehmen Empfindungen nach und unterschätzten die gewaltige Macht der abstrakten Vorstellungen auf das Gemüth; die andern erkünstelten einen Triumph über Empfindung und Affekt, geriethen in Affektation und richteten sich so äußerlich nach der Schablone des Katechismus, ohne innerlich gesiegt zu haben: Grimasse und Schauspielerei. — Nicht einmal das Leben der Thiere besteht aus lauter Empfindungen; in den höheren Stufen hat es Gemüthsbewegungen; es hat z.B. Gram. Der Mensch sinkt, wenn er einmal sinkt, immer unter das Thier. Mit dem Verzicht auf gewisse Elemente des vollen Lebens ist immer eine Entartung verknüpft. — Giebt es eine Ansicht, welche die Gemüthsbewegungen zum ausschließlichen Werthmesser macht? Dagegen hat in die abstrakteren Vorstellungen nicht nur der Stoicismus, sondern die ganze neuere Moral den Schwerpunkt des Daseins gelegt: in der Übereinstimmung mit ganz abstrakten Maximen, die ihren Ursprung nicht in den Affekten haben sollen. Aber Motive des Handelns und der Affektion, die nicht ihre Wurzel in Empfindung und Affekt hätten, giebt es nicht. Das Spiel der Affekte macht alle Lebensäußerungen bis zur Produktion der abstraktesten Ideen begreiflich. Die Leidenschaften gehören zum Leben, man darf sie nicht als Störer des Glücks verdächtig machen. Das Dasein wird eine öde Wüste ohne Liebe und Haß. Die Menschen wollen die gleichmäßige Ruhe gar nicht, sie suchen Erregung und Aufregung. Sie fordern Lust und Schmerz gleichsam heraus. Nichts Großes wird ohne Leidenschaft vollbracht, sagt Aristoteles. Das Leben selbst ist jenes Große, welches nicht ohne Leidenschaft vollbracht wird. Von den Leidenschaften abstrahiren führt einerseits zur Askese, andererseits zum wohlberechneten matten Sinnengenuß; da wird alles, was dem Leben Werth ertheilt, vernichtet. Der Mensch sinkt im zweiten Falle unter das Thier, im ersten wird er zum widerwärtigen Ungeheuer („er tastet die Wurzel alles Strebens ohne Unterschied an"). Dort wendet man sich gegen einen Theil der Lebensbedingungen, hier gegen den ganzen Inhalt. Der gemeine Selbstmord ist etwas verhältnißmäßig Unschuldiges gegen das Beginnen, das Wesen der Gattung selber zu ertödten, nicht nur ein einzelnes

Individuum. Selbst der Mord kann als geringeres Verbrechen erscheinen, als das finstere Werk der Leute, welche das Leben mit ihren Anklagen vergiften. — Und so geht die unverschämte Schimpferei vor; darin kommt vor: „die Entwurzelung alles Großen und Edlen, die Verhöhnung und Anfeindung aller humanen Empfindungen und Gefühle“ —; „im Bunde mit der Ausschweifung und der abgestumpften Ausgelebtheit“ — „geht eine vermeinte Philosophie dann kühn daran, den Haß des Lebens und des Lebendigen auszusäen.“ Nun denke man dabei einmal an Buddha und Christus usw.! „Der Einzelne mag entschuldigt werden, wenn er sich dem Kloster zuwendet; es kann nicht zur allgemeinen Doktrin werden, ohne den Charakter eines intellektualen Verbrechens anzunehmen.“ Das soll wohl heißen: der Einzelne in seiner praktischen Verneinung mag entschuldigt werden: nicht aber der Einzelne, der eine theoretische Allgemein-Maxime daraus macht, das wäre ein Verbrechen am Intellekt. „Wäre das Band der Menschheit fester geknüpft, so würden auch jene traurigen Ausnahmen aufhören, das Gemüth würde nicht allein an das eigne selbstsüchtige Trachten gebunden sein, das individuelle Geschick wäre nicht mächtig genug, die Affekte, die sich auf ein größeres Ganze, auf die Menschheit beziehn, zu erdrücken. Die Kraft der Leidenschaft würde sich erhalten; die Kraft zu Liebe und Haß würde der ertödtenden Macht des besonderen Schicksals entgehen.“ Da ist nun alles verkehrt! Erstens nimmt er überall an, daß die Asketen gerade als Egoisten Asketen sind, daß nur das individuelle Loos sie zum Haß gegen das Dasein bringt. Zweitens fühlt er nichts von dem allgemein helfenden und für Alle wirksamen Pathos des Asketenthums; in seiner höchsten Gestalt ist es ja gerade der Tod und das Leiden für Alle. Drittens verwechselt er Blasirtheit und Ekel mit jener Abwendung vom Leben. Wenn er sagt „wäre das Band der Menschheit fester geknüpft, so würden jene traurigen Ausnahmen, jener geistige Selbstmord aufhören.“ Er meint also in allem Ernste, daß ein Leben in der Einsamkeit nie ein Leben für die Menschen sein könne, und daß Abwendung vom Leben Abwendung von den Menschen sei. Nun ist es thatsächlich umgekehrt; ich möchte wissen, welche Art von höheren Bändern überhaupt Mensch an Mensch knüpfen würde, wenn man die Arbeit der einsamen Asketen jeder Art wegnehmen wollte! Und nun gar geistiger Selbstmord! Man denke an Empedokles und Schopenhauer, Leopardi, die hier als „Verbrecher am Intellekt“ erscheinen, an Luther und an wie viele andre. Es scheint nicht, daß gerade der „Geist“ bei dieser Art, das Leben zu betrachten, verkümmert!

Die selbstquälerischen Lehren werden nun aus gewaltig erkünstelten Verhältnissen abgeleitet („die Stimmung muß bedeutend von der normalen Haltung abweichen“ — die beliebte Insinuation der Verrücktheit aller Asketen und asketischen Philosophien!). Deshalb soll diese „Carikatur des Menschlichen“ kein so gefährlicher Gegner sein. — (Und doch haben die ernstesten Menschen ganzer ungeheurer Religionen darnach gelebt und gelehrt!)

Gefährlicher sei die Moral, die den Abstraktionen opfert.

Ich will hinzufügen, daß zur Entstehung des Asketenthums vielleicht ein intellektueller Irrthum nöthig ist (über Leib und Seele, über den Leib als Sitz der Affekte, wie bei Plato); aber dieser Irrthum bezieht sich doch nur auf die Vorstellung, wie der Mensch loskommt vom Willen zum Leben; der Trieb überhaupt davon loszukommen, hat damit nichts zu thun, ist nicht aus dem Intellekt abzuleiten. Daß ein solcher Trieb gerade bei den edleren Menschen entstehen kann, ist doch ein Werthmesser des Daseins, man kommt mit Schimpfen nicht darüber weg; selbst wenn ein ungeheurer Irrthum darin läge, so gehörte die Möglichkeit eines solchen Irrthums wieder zu den dunklen Zügen des Daseins. Dühring ist besonders über die erwähnte Affektlosigkeit wüthend; wenn nun aber jemand dem Pathos entsagt und ganz ἦθος zu werden versteht, so gilt das uns viel höher und die Möglichkeit eines solchen Verhaltens ist gerade für uns ein Objekt der Sehnsucht. Der Advokat des Pathos nimmt sich als Lebens-Verherrlicher übel aus. Wenn nichts Großes ohne Pathos entsteht (woran zu zweifeln ist —), so fällt ein unheimliches Licht auf das Leben; es genügt in allem Entstehen von etwas Großem etwas Tragisches zu sehen, ja im Leben selbst eine Tragödie. „Unsere Moral ist ein Götzendienst, der die lebendigen Motive den leeren Abstraktionen opfert.“ Unrecht z.B., das größte Übel, welches die Welt kennt (ich zweifle!); die Enthaltung von demselben die erste Voraussetzung eines befriedigten Gemüthszustandes. Es hat diese Eigenschaft nicht, weil eine abstrakte Regel es als verwerflich bezeichnet; ein Trieb hat den Begriff des Unrechts geschaffen, der Vergeltungstrieb, die Rache; auf diesen Affekt weisen die verbleichenden Begriffe von Gerechtigkeit und Pflicht zurück.

Die Moral will über die verschiedenen Arten des Verhaltens den Werth bestimmen: dazu braucht sie ein Maaß. Dies liegt in den unwillkürlichen Bestimmungen, welche die Natur gegeben hat, die Grundlage ist in Trieben und Affekten gelegt. Der rein theoretische Verstand kann kein Sollen hervorbringen. Eine Moral, welche das ganze Reich der unmittelbaren Gefühle verurtheilt, ist eitel Gleißnerei.

„So stehen die falschen Principien der moralischen Werthschätzung einer richtigen Würdigung des Lebens gegenüber.“ Nun sucht er das Gleichgewicht der Seele zu diskreditiren, das sei nichts Erhebliches, es komme auf die Kräfte an, die hier im Gleichgewicht befunden werden. Art und Maaß der mit einander verbundenen Empfindungen und Gemüthsbewegungen sind es, denen es verdankt wird, wenn ein Gleichgewicht entsteht; die abstrakte Kraft bezieht sich nur auf die Bestimmung der einzelnen Faktoren, nicht auf das Ganze. — Dies Alles ist unklar gedacht oder ausgedrückt.

Die Ausartung der Systeme der Moral hängt an der Vernachlässigung des Unterschieds zwischen Gemüthsbewegungen, die sich auf den Menschen als Einzelnen und die sich auf das Verhalten der Menschen zu einander beziehn. Jemand als Einziger auf der Welt gedacht würde einer Hauptquelle der Lust und des Schmerzes ermangeln: nichts von den sympathischen Affektionen, nichts von Liebe und Haß, Neid und Rache wissen. Unrecht und Treulosigkeit würden ihm unbegreiflich sein. Der Mensch bedarf nicht nur der Natur, er bedarf seines Gleichen. Der Tiefe des Wehes (bei Verletzung von Mensch zu Mensch) entspricht die Höhe der Wonne (bei Befriedigung von Liebe Ehre Ruhm). Der Spielraum dazwischen ist außerordentlich groß: das liegt daran, daß der ganze Mensch für einen anderen Gegenstand werden kann; nicht das Einzelne, was wir in Gutem und Schlimmem von einander erfahren, sondern die Gesinnung, als deren Ausdruck wir alles Einzelne verstehen, bewegt uns so bis in die Tiefe des Wesens. Die rein egoistischen Lebensnöthe und die im Verkehr mit Menschen entstehenden, der egoistische Genuß und die Freuden des Mitgefühls stehen gar nicht gleich. Infam, die Aufopferung zur Selbstsucht zu stempeln und die uneigennützigen Gefühle zu leugnen! Mitleid und Liebe haben ihren Schwerpunkt in der Vorstellung des fremden Wesens, Rache und Neid sucht Wahrung des eignen Selbst. Gewisse anmaaßende Lehren suchen freilich den isolirten Subjektivismus und noch dazu eine abstrakte Einheit aller Affektionen: diese stellen ein Reich des Egoismus auf. Spinoza davon nicht frei zu sprechen. Dagegen zeigt Kant eine erste Ahnung, worum es sich handelt: Scheidung der Moral, die sich mit bloßen Zweckmäßigkeiten nach dem Gesichtspunkt der menschlichen Bedürfnisse beschäftigt und der Moral, welche die Rücksichten von Mensch zu Mensch in’s Auge faßt. Die erstere Gattung verachtete er als bloße Technik des Lebens; das ist seine Einseitigkeit. Dagegen Dühring: „die höhere Einsicht in das Wesen des Lebens hängt davon ab, ob wir das Übel, das die Folge der ungerechten Verletzung ist, zu unterscheiden wissen von dem Ungemach, welches Zufall und Bedürftigkeit über uns verhängen.“ „Alles was der Gesichtspunkt des eignen Vortheils zu Laster und Tugend gestempelt hat, verschwindet gegen die Bedeutung des Verhaltens, in welchem der Mensch seinesgleichen fördert oder verletzt.“ „Die Gemüthsempfindungen der einen oder der andren Klasse sind ganz verschieden.“ Darauf beruht es, daß wir die ärgsten Vergehungen gegen unser eigenes Wohl zwar bedauern, aber doch nicht mit jenem Stachel empfinden, welcher die Empfindung des Unrechts begleitet.“

II. Der Unterschied als der eigentliche Gegenstand der Gefühle.

Nach den Veränderungen trachtet die Lust am Leben, nach dem stoßartigen Übergang des einen Zustandes in den andern. Vielleicht ist zwar selbst die Gleichförmigkeit der Stimmung nichts als eine große Menge von Stößen, die einzeln unmerkbar sind. Aber das Ungleichmäßige der Stöße begehren wir, die hohe Energie derselben, bei allen Veränderungen; wir stellen die Veränderung dorthin, wo der Höhepunkt der Empfindung liegt. Es wird wesentlich nur die Veränderung empfunden. Spannung der Gegensätze ist für die Entstehung jeder stärkeren Empfindung nöthig. Das Auge empfindet die Veränderung des Lichtreizes stärker als das Beharren: man sagt da, die Gewohnheit stumpfe ab. Physiologisch beruht die Abstumpfung auf der Wiederholung desselben plötzlichen Eindrucks, durch leere Zwischenzeiten unterbrochen. Ein Gitter, welches Sonnenstrahlen durchläßt; das Auge hält den plötzlichen Wechsel von Hell und Dunkel nicht aus, den starken Reiz und den fast völligen Mangel desselben. Alle Empfindung in der Form eines gleichmäßigen Rhythmus, das fast Leere und Volle wechselt wie am Gitter. Daher Ermüdung. Ein langer Ton auf die Dauer sehr lästig: man kann ein Bild nicht zu lange ansehen. So empfinden wir den Anfang einer Affektion stärker, weil der andauernde Reiz unsre Ermüdung mit sich bringt: also Gewohnheit ist der Ausdruck für eine gewisse Ermüdung; noch länger fortgesetzt, erzeugt sie den Überdruß.

Die Langeweile: zu erklären aus Abwesenheit der Lebensreize, dort wo dieselbe Thätigkeit sich immer wiederholt; sie geht im glücklichen Falle über in den Überdruß und findet da ihr Ende. Aber oft ist der Lebenstrieb zu schwach, um die Intensität der Langeweile zu erzeugen, die zur Negation des Zustandes führt: die schlimmste Art der Unlust! Sonst ist sie eine treibende Macht; sie verurtheilt die gegenwärtige Bethätigung des Geistes und reizt ihn, in einen neuen Zustand überzugehn. Lebenerstarrend ist sie also nur da, wo Trägheit des Lebenstriebes bereits da ist. (Dies sagt er gegen Schopenhauer: aber was ist das für Blödsinn „Trägheit des Lebenstriebes“), „Wo die Kraft zur Gemüthsbewegung für immer vernichtet ist, da ist Disharmonie zwischen den Vorstellungen des noch regsamen Verstandes und den wenigen Lebensreizen, denen das abgestumpfte Gemüth noch zugänglich ist.“ Er meint die Asketen und Philosophen des Asketismus: die hätten die Langeweile; also bei „theilweiser Ertödtung der Fähigkeit zum Leben;“ er räth da, sich künstlich zu arrangiren und sich vornehmlich auf das abstrakte Vorstellungsvermögen zu beschränken; für den Greis fängt der Reiz der verblaßten Affektionsbilder an, auch dort wo ein „vorzeitige Abnutzung der Lebenskräfte“ greisenähnlich macht. Da mag man sich vor nichts mehr hüten als „den frischen Reiz des Lebens wieder zu gewinnen“; „bei der Vergeblichkeit des Strebens würde das Dasein verkümmern.“ Man muß hier entsagen; dann fällt auch der vermeintlich lebenerstarrende Charakter der Langeweile fort. Es ist dann eine beschränktere Sphäre des Lebens, im Vergleich zum ganzen vollen Leben.

Es wird stets nur der Unterschied empfunden, man muß das Maaß der Bestrebungen kennen, um über Dasein und Größe der Befriedigung zu urtheilen.

Wenn die Menschen nicht die dauernden Verhältnisse mit Gleichgültigkeit betrachteten, so würden sie auch einsehen, daß es ein Glück im Unglück geben kann. Es kommt ganz auf den einmal gezogenen Rahmen des Lebens an: innerhalb desselben giebt es dann Befriedigung oder nicht. — Der Zustand, der uns gewaltig erregte, wird nachher gleichgültig und bildet die neue indifferente Basis des neuen Lebensgenusses.

Der Eintritt in’s Leben ist auch ein Übergang: der völlig neue Reiz hebt sich auf das Stärkste gegen die verhältnißmäßige Leerheit und Unbestimmtheit des Lebensdranges ab. Jedes Individuum ist ein neuer Standpunkt, der eine neue Welt ins Bewußtsein treten läßt.

(Nun, das ist doch auch Mythologie, und Mystik und zwar schlecht geglaubte!)

III. Die Grundgestalt in der Abfolge der Lebenserregungen.

Wechsel von Hebung und Senkung, das Wogen ist der einfachste Typus. Die Wellenform fast in allen Vorgängen der Natur: in ihr pflanzen sich Bewegungen fort. Der Rhythmus beherrscht das ganze sogenannte todte Dasein.

Wellen sind abwechselnde Anhäufungen und Minderungen in der übrigens gleichmäßig vertheilten Materie. Ihre Grundgestalt ist: Wechsel in Zusammenziehungen und Ausdehnungen. Hebungen und Senkungen der Gefühlsenergie folgen in stetem Wechsel, die beharrlichen Zustände sind ein gleichmäßig wiederkehrender Rhythmus, dessen einzelne Pulse wir nicht unterscheiden. So empfinden wir Licht- und Toneindrücke als stetige, während sie rhythmisch sind. Nun ist nicht etwa die Empfindung als solche eine Bewegung. Versuchen wir sie uns als solche vorzustellen, dann denken wir uns diese Kraft noch einmal in umgekehrter Richtung. Die ungehemmte Bewegung einer Masse im leeren Raume wird nicht als Kraft vom Standpunkt unsrer Empfindung vorgestellt. Bewegung gehört ganz der formalen Seite unsres Denkens an, hat mit der Empfindung nichts zu schaffen. Die Bewegung muß erst verschwinden d.h. zu einer statischen Wirkung führen, ehe sie unsre Empfindung angeht. Empfindung ist das Zeichen einer statisch wahrnehmbar gemachten d.h. aufgehobnen Bewegung. Die gewöhnliche Vorstellung, daß die Empfindung der direkte Ausdruck einer in uns erregten Bewegung sei, ist falsch. Die Bewegung als solche empfinden wir nicht.

Also: in den stetigen Zuständen der Empfindung ist ein elementarer Rhythmus. Aber in den unterbrochenen Empfindungen? Giebt es da ebenmäßig periodischen Wechsel? Innerhalb jeder Classe von Empfindungen ist Hebung und Senkung ganz offenbar. Aber verschiedene Gemüthszustände scheinen unregelmäßig zu folgen. Die Höhenpunkte des Lebens haben das Aussehen vereinzelter Gipfel.

Eine gewisse Disharmonie d.h. eine Mischung von Einstimmung und Widerstreit scheint die thatsächliche Form des Lebens zu sein. Die Bewegung unterhalb der Grenze des völlig Harmonischen ist es, was dem Spiele seinen Reiz verleiht. Hier entnimmt Dühring viel aus der Analogie von Musik und Leben; seine Lehre ist übrigens symbolisch-mythologisch auch in meiner Auffassung des Dionysischen und Apollinischen enthalten. Das Dionysische ist dann der disharmonische Grund, welcher nach dem Rhythmus, der Schönheit usw. verlangt. Der Rhythmus des organischen Lebens — wie weit paßt er sich der Form der andringenden Reize an? Es kann zunächst der Gegensatz empfunden werden, bis zur völligen Vernichtung der Empfindung, andererseits kann, wenigstens für Zeiten, der Rhythmus des organischen Lebens ganz den andringenden Reizen nachgeben, in sie übergehen — dies alles ist das dionysische Phänomen. Dagegen ist das maßvolle Verhalten gegen die andringenden Reize, das Festhalten des eignen Rhythmus, das Einordnen von zwei Rhythmen-gestaltungen in einander, endlich die Übertragung des eignen Rhythmus auf die andringenden Reize (= Schönheit) das apollinische Phänomen.

Weshalb verehrte Schopenhauer so die Musik? Dühring erklärt dies so. Mit dem Ton verbindet sich die Empfindung unmittelbar (die Musik ist ein „Mittel des Ausdrucks“). Handelt es sich um Verkürzung der Empfindungs- und Gemüthswelt, in der die objektiven Vorstellungen gar nichts zu bedeuten haben, so ist die Musik das verlangte abstrakte Reich. Nun leitet Schopenhauer alle Schuld der Verkümmerung des Daseins von der Objektivation ab. Er schaut mit mystischer Sehnsucht auf ein Reich aus, welches der Ungebundenheit und Freiheit in der Welt der Töne entspricht.

IV. Der Verlauf eines Menschenlebens.

Die Erkenntniß ist es, die die Lebenserfahrungen zu einem einheitlichen Bewußtsein vereinigt und, indem sie über das individuelle Leben hinausträgt, das allgemeine Schicksal ergreift und in ihm die Noth des Augenblicks verklingen macht. So wird sie zur Philosophie und führt zum Glauben an den Werth des Daseins. (Muß sie das wirklich? Die Erkenntniß des allgemeinen Schicksals — könnte sie nicht nur deshalb die gegenwärtige und individuelle Noth „verklingen machen“, weil es so viel gewaltiger lastet und schmerzt, also nur als der intensivere Schmerz gegen den viel kleineren stumpf macht? Ist nicht der Glaube an den Unwerth des Daseins ein Narkotikon gegen das Individuelle, so gut als der Glaube an den Werth?)

Wären wir auf eigne Erinnerung und Erwartung eingeschränkt, so würden wir Geburt und Tod gar nicht kennen: so wie die ganze Gattung der Menschen sie nicht kennt. (Ursprung gänzlich verborgen, in Bezug auf die Zukunft Zweifel, ob die Menschheit ein Ziel hat oder nicht.) Hätten wir die Kenntniß, wie die Bevölkerung eines kosmischen Körpers untergegangen ist, unser Bewußtsein von der Welt wäre gewaltig gesteigert. Erführen wir noch einmal so etwas, also auch vom Ziele, das unsrer Gattung gesteckt sei, der Schwerpunkt unsrer Bestrebungen würde sich verändern; wir würden nicht mehr glauben, in Wissenschaft Kunst und socialen Einrichtungen etwas von ewiger Bedeutung zu verrichten. (Ich denke dabei, wie schon solche Illusionen einzelner Völker als solche erkannt sind; die Griechen meinten bei jedem olympischen Siege, die ganze Welt sehe auf so ein Ereigniß hin, die Götter mitgerechnet.) Die Grenzenlosigkeit der Aussicht würde fehlen, alles müßte praktischer werden. Die Unsterblichkeit der Gattung ist die stillschweigende Voraussetzung aller unsrer höheren Vorstellungen. (Ich wünsche untersucht, was die Menschheit den Einbildungen, dem unreinen Denken verdankt, ja ob ein höheres Leben möglich ist, nachdem nur erst die Skepsis hier zur Herrschaft kommt, z.B. ist Kunst noch möglich?)

Die Grundform des Kindeslebens ist Gegenwart; der ganze Zuwachs von Lust und Schmerz, den die bewahrende Vorstellung bringt, fehlt; das ist ein Glück! Hunger und Durst sind gewiß weit stärkere Gefühle als in den späteren Altern. Das ganze Leben des Kindes hat einen kürzeren Rhythmus; der unruhig arbeitenden Entwicklung entspricht Unruhe der Empfindung. In Betreff der Ernährung hat der Organismus nicht nur das Gleichgewicht des Stoffwechsels zu unterhalten, sondern einen Zuwachs zu vermitteln: das muß die Empfindung zu offenbaren Schmerzen anregen; wie auch die Zeichen andeuten. — Das Weinen geht dem

Lachen voran; es überwiegt jedenfalls. — Man denke sich zu der bedürftigen und hülflosen Lage den Gegensatz einer bewußten Vorstellung, welche die Ohnmacht ihrer Bemühungen, den Zustand zu ändern, fühlt, da wird man ermessen, was für ein Glück es ist, daß die Natur nicht alle ihre Zustände mit dem Lichte der Erkenntniß beleuchtet. (Und doch erreicht die Erkenntniß im Philosophen einen Grad, daß der einzelne Mensch in seiner Hülflosigkeit gegen die allgemeine ἀνάγκη sich gerade wie ein bewußt gewordenes Kind vorkömmt!)

Das Spielen ist die eigentliche Arbeit des Kindes und ihm ebenso Bedürfniß, wie dem reifen Alter schaffende Thätigkeit. (Man wird aus der Art, wie ein Kind spielt, seine spätere Thätigkeit völlig erschließen können.) Spiel ist die ernsteste Angelegenheit für ein Kind, nichts Unterhaltendes-Überflüssiges, wie Erwachsene es häufig beurtheilen. Man hat ja unser ganzes so ernstes Dasein für Spiel erklärt; wie hätte aus dem bloßen Nichts eine andre als nur eine willkürliche Anordnung der Lebensbedingungen hervorgehn können? So hätte das Dasein den Charakter einer frei gewählten Unterhaltung, die Hindernisse nur geschaffen, um sie zu überwinden. Dühring hält die Idee für fade: es war übrigens die des Plato, daß wir das Spielzeug der Götter seien. „Das Leben ist kein Spiel, denn es schließt echte Schmerzen ein“; als ob das nicht vom Spiel der Kinder auch gelte!

Jedes Lebensalter hat sein eignes Recht auf Rücksicht, man soll die früheren nicht nur als Mittel für die späteren behandeln. Der Zweck kann nicht nur immer außerhalb der Gegenwart liegen.

Das Kind ist viel mehr als ein bloßes Objekt der Erziehung. Die Pädagogen denken immer nur daran, was sie aus dem Kind zu machen haben: das Kind lebt in der Gegenwart, das ist der Contrast.

Lernen und Spielen streng zu scheiden. Die Schule muß nüchternen Ernst zeigen, der auf das Leben vorbereitet. Die Überwindung von Hindernissen und die Wahrnehmung unsrer Fähigkeit ist mit einer Freude verbunden, welche an Stärke die des Spieles übertrifft. In Bezug auf gewisse erkünstelte Verhältnisse haben die, welche die Schule als den Anfang der Lebensverkümmerung ansehn, Recht: ein Gefängnißdasein war es. Aber die Arbeit des Lernens kann eine Freude und Befriedigung werden, es sind zufällige abänderliche Zustände, welche das Gegentheil aus ihr machen.

Alberner Grundsatz, es handle sich nur um das Arbeitenlernen und um Übung der Kräfte! Dühring hat Recht zu sagen, er sei eine Ironie auf das Wesen des Lebens. (Es versteckt sich gewöhnlich der Mißerfolg der Pädagogik z.B. am Gymnasium dahinter.) Diese Maxime abstrahirt vom Erfolg, verkümmert das natürliche Verhältniß von Mühe und Lohn und bringt es zu einer Pein, der keine

Genugthuung entspricht. Übrigens ist es komisch, aus dem Leben erst noch ein Rennen mit Hindernissen machen zu wollen. Die Natur hat die Befriedigung nicht an die Anstrengung, sondern an den Erfolg der Anstrengung gebunden: dieses Gefühl würde schwinden und dem des Widerwillens an einer wesentlich nutzlosen Beschäftigung Platz machen.

Das Gemüth des Kindes findet an Haus und Familie seine Grenze; was ihm hier Gutes oder Schlimmes widerfährt, ist durch diese Beschränkung des ganzen Sehfeldes sehr gesteigert. Das größte Übel ist das Unrecht in Verletzung von Mensch und Mensch, das größte Glück das aus jeder Art von Zuneigung erwachsende. Wie wichtig, ob das Kind elterliche Liebe erfährt oder nicht! Die elterliche Liebe ist zunächst ein vom Verstande unabhängiger Trieb, wurzelt im Sinnlichen; deshalb kann sie durch entgegengesetzte Triebe gestört werden, sie bedarf eines verstandesmäßigen Supplementes. Gerechtigkeit gegen das Kind kann nicht durch Liebe ersetzt werden. Das Kind hat den schärfsten Instinkt für das Gerechte, denn dies Verlangen nach Recht wurzelt in dem natürlichen Trieb, ist mit Rachebedürfniß verwandt. Das kindliche Gemüth haßt, in solchem Falle, selbst die Eltern.

Die späteren Erfahrungen stumpfen eher gegen gewisse Arten des Unrechts ab. Nun ist das Hausregiment selten das Muster eines gerechten Verhaltens. Überdies ist es bei der Familie auf Unterordnung abgesehn, nicht auf rechtliche Gleichordnung.

Die Unterscheidung von Recht und Unrecht ist denen sehr leicht, welche der leidende Theil sind, aber macht denen, welche das Unrecht ausüben, Schwierigkeiten; der Begriff des Rechtes entspringt eben in dem Leidenden. Dadurch daß die Leidenden sich rächen, werden sie zu Lehrmeistern des Rechts für Alle. Die Widerstandskraft derer, welche Unrecht erleiden, wird vorausgesetzt: gleiches Recht nur bei gleicher Macht, also unter Gleichen. Überall, wo die Natur Ungleichheit geschaffen hat, steht es schlimm dafür, daß das subjektive Recht geltend gemacht werde. Auch in solchen Verhältnissen soll eine gewisse Gerechtigkeit geübt werden, aber diese hat nicht den gewöhnlichen Ursprung, sie ist unfreiwillig. Man entlehnt den Begriff des gerechten Verhaltens dorther, wo er am allgemeinsten ausgebildet ist, dies abstrakt entstandene Gerechtigkeits-gefühl ist aber schwächer und unbestimmter als die andre, aus dem Triebe entsprungene Art. Am schlimmsten steht es wohl in der Schule mit der Gerechtigkeit: da fehlt ja noch die Liebe, wie sie in der Familie regirt. Der Gedanke eines abstrakten Zweckes ist hier der einzige Schutz. Ein Lehrer, der Pedant der Gerechtigkeit ist, ist noch verhältnißmäßig ein Glück für den Zögling, im Vergleich zu einem Lehrer, der nach Stimmung und Laune verfährt. — Man vergißt das dem Schüler widerfahrene Unrecht am schwersten. Es ist sogar das Zeichen einer edlen Gesinnung, wenn die Erregung des unreifen Alters dauernde Spuren hinterläßt.

Bis zu den Regungen des Geschlechtslebens führen Knaben und Mädchen ein verhältnißmäßig ruhiges Dasein. Nun steigert sich das Lebensgefühl zur höchsten Höhe. Die Wettkämpfe um Ehre, die Leidenschaften des Gemeinlebens kommen bald hinzu. Natur und sociale Welt theilen sich jetzt in den Menschen, die erste ergreift ihn mit der Liebe, die letztere mit der Ehre; darum gravitirt das fernere Dasein.

Was ist Ehre? Zuerst hat man eine Menge Carikaturen zu beseitigen. — Ehre bedeutet einmal so viel wie Recht, sodann auszeichnende Anerkennung. Die Ehrverletzungen, Beleidigungen sind Rechtsverletzungen, Eingriffe in die fremde Willenssphäre. Zu Gunsten des Zweikampfes sagt Dühring: „die groben Verletzungen, das gesteht man ein, sollen gerächt werden; aber die Verletzungen feinerer und geistigerer Gattung sollen für nichts geachtet werden? Liefe das nicht auf Abstumpfung des Rechtsgefühls hinaus?“ —

Die Selbsthülfe ist die ursprüngliche Form alles Rechts; dieses ursprüngliche Fundament kann nie ganz fortfallen. Die öffentliche Gerechtigkeit ist nur organisirte Selbsthülfe zur Rächung des Unrechts. So soll man sich nicht wundern, wenn die Selbsthülfe, als der erzeugende Grund, seine Organisation, wo sie nicht genügt, ergänzt. Die Injurienstrafen genügen dem natürlichen Rechts-Bewußtsein keineswegs. Vielleicht verschwände ein Theil des Widerwillens gegen öffentliche Austragung von Ehrverletzungen, wenn an Stelle der Beamten-Justiz eine Art Geschworenen-Gericht trete. Doch bleiben immer Fälle übrig, wo nur private Abhülfe möglich ist (d.h. bei tödtlichen Kränkungen, die gerade zur öffentlichen Behandlung sich nicht eignen).

Die germanische Art unsres Ehrbegriffs war den Alten fern. Aber man soll nicht vergessen, daß die natürliche Vorstellung von der Nothwendigkeit, das Unrecht zu rächen, noch nicht bei ihnen durch ein entgegengesetztes Princip gelähmt wurde. Das Gemeinleben sodann trat in den Vordergrund, und so blieben die privaten Verhältnisse vor einer verkünstelten Zuspitzung des Rechtsbegriffs bewahrt.

Der Mensch bleibt, sobald er das Leben wagen will, der Herr seines Rechtes und seiner Ehre.

Die Ehre, die der Verletzung offensteht, ist ein negativer Begriff. — Völlig davon unterschieden die Anerkennung besonderer Vorzüge und Verdienste — etwas Positives! Sie geht mit ihrem Zauber durch alle Lebensalter hindurch. Die Vorstellung von der Meinung, welche die Andern von uns hegen, übt die größte

Macht auf unsre Haltung aus. Diese Ehre ist nichts als der Beifall, den unser Thun und Sein bei Andern findet. Alles trachtet darnach: in höherem Grade bedarf das Ungemeine einer objektiven Anerkennung: selbst in der Form des Nachruhms. (Mir scheint dies das Wichtigste: unsre Werke und Thaten sind die höchsten Äußerungen unsres Selbst und repräsentiren zusammen unser Ideal: diesem wollen wir ein Leben für sich zugestehen, das nicht nur eine Menschen-leben-dauer habe. Wir selber behandeln unsre Werke als eine außer uns stehende Kraft und Größe, von wo aus wir Trost und Muth schöpfen können.) Es ist das Bedürfniß der sympathischen Affektion, nicht der Mangel an eignem Urtheil, eigner Überzeugung; wir fühlen uns gehoben, wenn wir Zustimmung erlangen (vor allem wir fühlen uns fruchtbarer! alle Liebe und Affektion weist auf Fruchtbarkeit hin.)

Unehre (ἀτιμία) ist Mißbilligung und Verachtung gegen unser Sein und Thun, nicht etwa Ehrverletzung (ὕβρις). Ein verwerfendes Urtheil. Anerkennung und Verachtung die größten moralischen Mächte im Gemeinleben. Man entwurzelt das menschliche Wesen, wenn man ihm den Begriff der Ehre verdächtig macht. Der wichtigste Einwand ist, daß eine besondere Auszeichnung doch nur auf Kosten Andrer erreicht werden könne: die Ehre ein Motiv, das Menschen zu Feinden macht; sie suchen den eignen Genuß im Schaden Andrer. So soll sie mit einer edlen bescheidnen Gesinnung unverträglich sein. — Aber das ist Sophistik, die bloße Nichtexistenz besonderer Ehre für die Menge zur Beeinträchtigung, zum Unrecht zu stempeln. Unrecht mag sich häufig in den Wettkampf um Ehre eindrängen, aber im Streben selbst, die eigne Tüchtigkeit an der fremden zu messen, liegt es nicht. Das peinliche Gefühl beim Fehlschlagen der Bewerbung muß sich nicht mit Haß gegen den Mitbewerber verbinden, eine solche Feindschaft würde nicht in der Ehre, sondern im Neide wurzeln. War das Mißlingen gerecht, so soll sich nur das Bewußtsein eines früheren Irrthums und eines vergeblichen Versuchs einstellen: daran muß aber jeder Mensch gewöhnt sein. Ist ungerechter Weise das Verdienst nicht anerkannt, so tritt das Gefühl der widerfahrenen Verletzung hinzu. Wer aber Unrecht und Kränkungen nicht zu überwinden versteht, der mag nicht nur auf den Tummelplatz der Ehre, sondern auf das Leben selbst verzichten. Er mag Einsiedler werden und so seine sympathischen Affektionen auf das geringste Maaß einschränken. (Ein schönes Urtheil über das Leben, das Dühring hier so nebenbei fallen läßt!)

Dühring hält, nächst der Liebe, die Ehre für die Ursache, welche das Leben lebenswerth macht.

— Hüten wir uns mit unserer Phantasie die Natur zu übertreffen und den Tod zur versteinernden Gorgo des Lebens machen zu wollen. Leute, die von der Büßung der Lebenslust durch den Todesschmerz reden, treffen nicht die einfache Naivetät der Natur. (Da hat er recht, denn die Natur ist viel zu dumm und blind und grausam dazu, um einen solchen Gedanken fassen zu können.)

Wir haben die außerordentlichen Störungen im Lebenslauf z.B. ungewöhnliche Krankheiten, nicht erwogen. Diese Übel laufen aber auf schnell vorübergehenden Schmerz hinaus und haben eine untergeordnete Bedeutung. (Höchst absurder Dühring!) „Ja man möchte sich versucht fühlen anzunehmen, daß selbst schmerzliche Überwindung von Hindernissen den Reiz des Zieles und die Befriedigung des Gelingens erhöht.“ (Hier ist er selber nur einen Schritt weit von der „faden“ Auffassung, daß das Leben ein Spiel sei und daß die Schmerzen den Sinn von künstlerischen Dissonanzen haben. Und dazu kommt er gerade Angesichts der Krankheiten! Weiß er nicht von dem lähmenden und niederzwingenden Einfluß derselben, wo jemand auf sein höchstes Lebensziel ihrethalben verzichten muß oder zu verzichten fürchten muß? Gar von der Benutzung des Krankseins zur meditativen Reinigung, zum Milde- und Gutwerden weiß er nichts!)

V. Die Liebe.

Keine Art der Liebe ist ohne sinnliche Grundlage; stets etwas Unwillkürliches. Nicht durch bloße Absicht und guten Willen hervorzubringen. Das Gebot der allgemeinen Menschen-Liebe ist nur eine Metapher der Liebe, man ruft die Erinnerung an eine bekannte Empfindung zu Hülfe, um anzugeben, welches Ziel sich der Verstand im allgemeinen Verkehr des Menschen zu setzen habe. Es ist nicht einmal eine Analogie der Liebe. Die allgemeine Menschenliebe ist eine verstandesmäßige, auf dem Boden des Gefühls erwachsene Bestimmung (Erinnerung an vorübergegangene einzelne Erregungen, dazu ein abstraktes Streben auf Allgemeineres). Gegensatz der uranischen und pandemischen Aphrodite für alle Zeiten und Völker richtig. Der Mensch kann von dem vollen Wesen seiner Natur abstrahiren, sich der augenblicklichen Lust hingeben. Viel widerwärtiger ist das berechnende Verfahren. Die Unwillkürlichkeit der Natur kennt die Trennung des Grobsinnlichen vom Edleren nicht. Was ist sinnlich, was ist geistig! Wer nur an das Gröbste der Sinnlichkeit denkt, der mag so wie Plato unterscheiden.

Eine weitverbreitete Meinung denkt sich das Sinnliche und das Geistige in der Liebe als Gegensatz: so daß, wo die Befriedigung des sinnlichen Bedürfnisses gehemmt, verneint wird, erst die edleren Arten hervortreten; ohne eine unbefriedigte Sehnsucht würde es nie zur erhabnen Lyrik des Liebesschmerzes kommen; die schöpferische Kraft kann den einen Effekt nur auf Kosten des anderen erlangen. Wo das Verlangen in seiner ursprünglichen Richtung erfüllt wird, wird es sich nicht an bloßen Ideen genügen lassen. So sei die abnorme Störung die Schöpferin vom Hochgefühl der Liebe.

Aber die Art, wie die Liebe in den Menschen einzieht, entzaubert sogleich eine Welt von zarteren Ideen und Regungen, lange bevor von abnormer Hemmung die Rede sein kann. (Diese Entgegnung erlaubt wieder eine Entgegnung.)

Warum ist in jeglicher Empfindung, die einem Triebe und Bedürfniß entspricht, etwas Schmerzartiges? Peinigend wird das Gefühl erst bei abnormen Hemmungen. Das ist die Verstärkung des ersten Keims. Eine geringe Reizung wird nicht als Schmerz, sondern als Perception, die ihre eigne Steigerung sucht, empfunden. Man denke an den Geschmack, an die verschiedenen Grade der Säure. Wir reden da von Lust: und doch würde nur eine quantitative Steigerung schon den Schmerz hervorbringen.

Schopenhauer hält die Lust für das Negative, den Schmerz für das Positive in der Empfindung: eine geistreiche Theorie auf Grund der alleroberflächlichsten Gesichtspunkte. In jedem Bedürfniß ein Mangel, also werden alle Empfindungen, welche sich an das Bedürfniß knüpfen, zu etwas Negativem gestempelt. Aber die allgemeine Bewegung geht vom Schmerz zur Lust, das ist die positive Richtung. Freilich schwindet auch die Lust in der Richtung auf den Indifferenz-punkt; aber es wäre verkehrt, die Befriedigung nach Bedürfniß, anstatt das Bedürfniß nach Befriedigung, streben zu lassen. (Zwar sagt Faust „und im Genuß verschmachte nach Begierde“.) Vielmehr verschwindet das Bedürfniß in der Lust. Das Negative muß in der Entstehung des Bedürfnisses gesucht werden. (Dagegen sage ich: jede Lust ist eine Reizung welche bei einer Steigerung des Reizes in Schmerz übergeht; jeder Schmerz ist nur quantitativ von einer Lust verschieden und es giebt einen Grad des Übergangs von Lust in Schmerz. Nicht immer wird diese einzelne Lust noch als solche empfunden; denn wir leben in einem Zustande zahlloser einzelner lustvoller Reizungen, das Wohlgefühl des ganzen Menschen ist der Ausdruck davon. Ein Minimalgrad von Reizung und Schmerz wird als Lust percipirt: so liegt auch in jeder Lust das Bedürfniß, der Mangel, das Verlangen nach Reizung; Schmerz - ist nur das Übermaß von Befriedigung dieses Mangels und Bedürfnisses. So sind beide, Lust und Schmerz, positiv, nämlich einen Mangel aufhebend, der Schmerz aber zugleich ein neues Bedürfniß schaffend, nach Verminderung des Reizes verlangend. Die Lust verlangt nach Vermehrung des Reizes, der Schmerz nach Verminderung: darin sind sie beide negativ. Das Bedürfniß ist ihre gemeinsame Quelle.) Es wäre ein rechtschaffner Unsinn zu sagen, die Lust ist nichts andres als ein nachlassender Schmerz; so daß man sich Glück zu wünschen hätte, wenn sich das Leben schmerzenreich gestaltete; die Fülle des Schmerzes eröffnet ja eine verlockende Aussicht auf eine gleiche Fülle der Lust.

Dühring unterscheidet zwischen den Gefühlen der Liebe, welche völlig normal entstehen, beim ersten Erblühen jenes Affekts und denen, welche gehemmt und reichlich mit Pein versetzt sind: auf letztere schmäht er; nur von einer naturwidrigen Ansicht würden sie als der Gipfel geistiger Verklärung gefeiert. Zwar scheint die lyrische Erhabenheit durch sehnsüchtige Trauer zu gewinnen. Die Liebe bewahre nur da ihre ächte Natur, wo sie der dramatischen Darstellung fähig ist. Was soll aber thatenloses Sehnen im Zusammenhang des handelnden Lebens? Die Dichter beweisen nichts: es ist leichter und oft auch reizender, der Unnatur als der Natur einen effektmachenden Ausdruck zu geben; die dichterische Empfindung giebt sich vielen Thorheiten hin. Es ist eine schwächliche Rückwirkung, wenn sich das Streben, anstatt die realen Hindernisse zu bekämpfen, einem Gefühls- und Ideen-luxus ergiebt. Denn das Behagen am Schmerze könne man nur so erklären, daß die Empfindung, in Ermangelung einer auf das Ziel gerichteten Energie, in Reproduktionen und übermäßigen Steigerungen einen subjektiven Abschluß und Ruhe vor sich selbst sucht. Wo ein unabänderliches Schicksal entgegentritt, da wendet sich die Empfindung oft gegen ihren Träger, und zerstört dessen Gemüth. Weicht bloße Trägheit vor den Hindernissen zurück, da ist das Spiel der Affekte nicht sonderlich ernst und erschlafft das Subjekt.

Die sinnliche Freundschaft in untadelhafter Gestalt, deren Verzerrung jetzt fast nur bekannt ist. Sie zeigt den Wahnwitz der höchsten Verliebtheit und edle bis zum Tod gehende Aufopferung bei den Griechen z.B. bei Plato. Die Liebe nicht nur als Aphrodite, sondern auch als Eros objektivirt: Eros ist keineswegs das Ideal der Liebe des Weibes zum Manne, sondern das Ideal jener zweiten Gestalt. Es scheint die nahe Verwandtschaft des Weiblichen mit der zarten Blüthe des andern Geschlechts: und überall wo durch Alter- oder Charakterverschiedenheit ein Gegensatz besteht wie zwischen Mann und Weib, möchte er in der Empfindung auch wohl einen Ausdruck erhalten. Dühring erinnert an die Freundschaften der allerersten Jugend mit sinnlicherem Charakter; der Alters-Unterschied gering, die Naturen stark verschieden. Die Beziehungen im vorgerückten Alter sollen nach Dühring entweder Entartungen eines Naturtriebes oder das von der frühesten Jugend an gebliebene Band der Zuneigung sein.

Die Erotische Liebe beweist die Überschwänglichkeit des Gefühls unabhängig vom Naturzweck. Nach Schopenhauer soll die Leidenschaft der Liebe nur der Ausdruck des Strebens der Natur sein, in einem zweiten Individuum fortzuleben. (Dühring nennt dies „Streben nach Benutzung einer günstigen

Conjunktur“.) Aber auch Eros spornte zu jeglicher That, scheute den Tod nicht — kann man da von einem Irrthum der Natur reden? Sie habe die Leistungen ihrer Leidenschaft nur aus Versehen vollbracht?

Auch die elterliche Liebe eine wesentlich sinnliche Macht. Mutterliebe als Instinkt, als unwillkürlicher Affekt. Die Liebe des Kindes zu den Eltern ist nur eine reaktive Empfindung; keine instinktive Zuneigung. Es ist Dankbarkeit als Antwort auf Gesinnung. Diese Liebe ist sinnlich, zwar nicht ursprünglich, aber der elterlichen Zuneigung gleichartig.

Schopenhauers Ansicht von der Liebe. Wer das Leben verachtet, muß auch die Liebe verachten. Die Wirklichkeit soll nicht leisten, was die Empfindung verspricht, die Liebe soll ein täuschender Wahn sein. Die Empfindung und das Gefühl als solches nie eine Täuschung. Der Mensch kann nur das Gewebe der Ideen der Trüglichkeit bezichtigen, welche mit der Empfindung verknüpft werden. Die Vorstellung ist stets geschäftig, die Zukunft der Empfindung vorwegzunehmen. Hierin ist Täuschung möglich, ja unvermeidlich. Der Verstand läßt die Dimension der Empfindung nach der bisherigen Erfahrung unbegrenzt auch für die Zukunft anwachsen, so lange die Empfindung noch im Anwachsen ist; der Glaube an die Vergänglichkeit der Empfindung ist ihm unmöglich. Die erste Liebe glaubt an die ewige Bedeutung ihrer selbst. Die Dichter haben sie so verherrlicht und den gemeinen Verstand, der die äußere Erfahrung allein kennt, nicht in Rücksicht gezogen. — Die Täuschung liegt also nicht in den Gesetzen der Empfindung, sondern in den Gesetzen des Verstandes. Wollen wir bedauern, daß es ursprünglich unvermeidliche Irrthümer giebt? (Ich denke!) Die Gewalt des Gefühls, welche eine Traumwelt hervorzaubert, ist eine höhere und edlere Kraft als die, welche leidend und empfangend eben nur erkennt. Schaffen steht höher als Erkennen. Schafft jener Zauber auch nur eine Welt der Dichtung, so ist er doch ein Abbild der im Grunde der Dinge wirksamen Potenz. Die Empfindung entspricht jenen überschwänglichen Ideen, weil diese erst von der Empfindung geschaffen sind: hier giebt es keinen Trug. (Schopenhauer’s Anklage gegen die Liebe wäre also eine Anklage ihres kunstmäßigen Charakters; es wäre eine Polemik wie die des Plato gegen die Kunst.)

Wo wäre denn die Enttäuschung, wenn das Gefühl in einen ruhigeren Rhythmus übergeht und die Ehe daraus entsteht: die dauernde innige Zuneigung kann wegen der Gewohnheit dem Gefühl nicht gegenwärtig bleiben, aber der hohe Grad der gleichsam latenten Liebe tritt hervor, sobald störende Mächte drohen. Was das

Band der Familie z.B. bedeutet, zeigt sich auch nur, wenn ein Riß entsteht. Die Liebe des Gatten möchte vielleicht nicht hinter der leidenschaftlichen Liebe zurückstehen.

Es ist nicht ganz gewöhnlich, die Ehe als ein Naturgebilde und als ein Geschöpf der Liebe zu betrachten. Sie soll eine gesellschaftliche Einrichtung mit allerlei Zwecken (Kinder-Erzeugung und -Erziehung) sein: das sind aber keine bewußten Zwecke, sondern wirkende Ursachen, die zu Bildungen treiben, welche der Verstand nicht sogleich begreift. An der socialen Welt hat der Instinkt mehr gearbeitet als man glaubt; nicht die bewußten Absichten.

In den ältesten Zeiten der Völker ist die Ehe ein Rechts-Institut, verwandt mit dem Eigenthum; das Weib ist in der Herrschaft des Mannes, ohne Willen, als Sache. Es wechselt mit der Heirat den Besitzer, früher war es der Vater oder Großvater. Die Ehefrau gilt im römischen Rechte rücksichtlich der Beerbung der Tochter gleich. Bei andern Völkern zeigt sich in der Vollziehung der Ehe die Nachahmung eines Kaufgeschäftes. Ursprünglich also wurde die Ehe nicht von zwei Personen eingegangen, die Ehe kommt über das Weib wie ein Verhängniß, das Weib hat keinen Antheil an der Gestaltung der Ehe.

Die Ehe geht der vollständigen Familie voran, sie muß auf dem Instinkt beruhen: welches ist nun der Instinkt, der zureichend wäre, die Promiskuität zu hindern?

Die niedere sinnliche Lust wird vom Gesetz des Wechsels beherrscht. Es scheint also daß es die Natur auf nichts weniger als auf Ehe abgesehn habe. Man sucht sie auch wirklich als Bildung der Noth zu erklären, als Bestreben, die Verletzungen und Störungen auszuschließen, welche sich an die Concurrenz in der Promiscuität knüpfen. Wie kam es aber, daß dann das Weib nicht einfach zur Sklavin des Mannes wurde? So daß sie hätte verkauft werden können: während die Ehefrau, bei Verstoßung, wieder in die alte väterliche Gewalt zurückkam. Man könnte versucht sein, die edlere Gestalt der Liebe zum Fundament der Bildung der Ehe zu machen: aber die Polygamie spricht dagegen. Die Ehe ist also wohl die Verwirklichung der Liebe, aber sowohl der Liebe zum Weibe als der Liebe zu den Kindern. (Diese Partie ist schwach.)

Was wollen die, welche den Besitz eines Weibes als das Grab ihrer Hoffnungen betrachten? Sie schmähen auf die Natur, weil sie sich in die Unnatur verliebt haben. „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei“: die Schuld dieser Idee liegt in der verkünstelten Empfindung; sie stammt aus der düstern Auffassung des Lebens. Schopenhauer und auch die Dichter denken mit Abscheu an die Empfindungen, welche den sinnlichen Genuß begleiten. Man glaubt sich über die Natur zu erheben, indem man sie entadelt. — Die Niedergeschlagenheit soll die unvermeidliche Folge und zugleich das Urtheil über die vorangegangene sündige Lust sein. Hier wird bei Dühring der „natürliche Humor“ rege. Das sei nur die Folge der Ausschweifung oder zeige sich in dem niederen animalen Leben (bei Bienen z.B.). Das Kloster heckt seine Theorien im Sinne der Unnatur aus. Ebenso geht es mit der coelibatären Metaphysik, die uns glauben macht, daß schwächliche Überreiztheit und deren Schicksal das Gesetz der gesunden Natur sei.

Eine andre Deutung ist die Übertragung der Darwinschen natürlichen Züchtung auf dies Gebiet. Wenn der Mensch mit Überlegung die Verbesserung des Typus erstrebte, würde er so verfahren müssen wie die Natur; noch besser wäre gesorgt, wenn hier ein Instinkt waltete. Schopenhauer sieht ihn in der individuellen Liebe. Die höchsten Steigerungen der Liebe, mit Verachtung von Schicksal und Tod, sind dem Denker Mittel, eine besonders günstige Conjunktur für die Erzeugung zu erlangen. Die Natur ist gleichgültig gegen das Schicksal der Einzelnen; sie treibt sie in Noth und Tod, um in neuen Gestaltungen Dasein zu gewinnen. Das Schönere und Edlere erweckt die Liebe nun in höherem Grade: wo die Liebe nicht gegenseitig ist, da würden sich zwei entgegengesetzte Urtheile der Natur ergeben; vom einen Standpunkt erscheint die Gelegenheit zur Verbesserung der Gattung sehr günstig, vom andern nicht. Es bedürfte also eines zweiseitigen Urtheils, um den Willen der Natur kund zu thun. (In Wahrheit! so ist es!) Das Schicksal der Liebe ist kein Spiel um Zwecke, die außerhalb der individuellen Befriedigung gelegen sind. Die Natur sollte so thöricht sein, das Individuelle nicht zu achten und zu opfern, um hinterher auch nur Individuelles zu erreichen? (Aber um Fortdauer im Individuellen zu erreichen.) Will man eine Deutung, so ist die Überschwänglichkeit der Empfindung das Vorgefühl des allgemeinen unbegrenzten Lebens, welches sich an die Erfüllung jener Sehnsucht zu knüpfen verspricht. (Alles ist schwach; und die tiefe Einsicht Schopenhauer’s in’s Wesen des Wahns bei allem Instinktiven hat er ganz bei Seite gelassen.)

VI. Der Tod.

Ist der Tod nichts andres als bloße Abwesenheit des Lebens, so würden wir uns um ihn gar nicht zu kümmern haben; wie wir ja zu dem Nichtsein vor der Geburt stehen. Die Empfindungen des Lebens verbreiten einen Trug über das, was nicht mehr Leben ist. An jedem Traume kann man lernen, wie sich das natürliche Verhältniß zwischen Vorstellung und Empfindung umkehren kann; ein schädlicher Druck auf das Herz und die Träume werden beängstigend. Alle Affekte erdichten Vorstellungen, wo sie dieselben in der Wirklichkeit nicht antreffen. Das Jenseits wird mit Bildern dekorirt, die theils die Schöpfungen der unmittelbaren Furcht, theils der reaktiven Affekte sind, welche nach einem besseren Dasein und nach Gerechtigkeit verlangen. Da das Subjekt vernichtet wird, so haben wir vom Tode nichts zu hoffen, nichts zu fürchten. Aber was kommt auch auf dieses Selbst an! Wir wissen sicher, daß gelebt und gelitten werden wird; wer ist es denn eigentlich, der von jenem Leben und Leiden betroffen wird? Ist es ein absolutes Nichts, dem die Überraschung bevorsteht, Träger des Daseins zu werden? Dann dürfen wir für dies Nichts eine Theilnahme haben, wir sind ja jenes Nichts, an welches die Anwartschaft auf zukünftiges Leben verbunden ist. Was uns bereits begegnet ist zu leben wird uns wieder begegnen (die „uns“ im Sinne eines ganz unbestimmten Subjekts). Träume der Metaphysik helfen uns hier nicht weiter, wohl aber alle Instinkte, welche sich auf die folgenden Geschlechter beziehn.

Sodann beruht unser Interesse an der Zukunft auf dem Gesetz, daß die Vorstellungen unwillkürlich zu praktischen Affektionen führen. Man will z.B. seinen Cadaver nicht den anatomischen Prozeduren ausgesetzt wissen. Man denke an die umständliche Anordnung der Begräbnisse bei Lebzeiten. Gar nun Sorge für die Familie, für den Nachruhm, um die wahrscheinlichen nächsten Schicksale seines Geschlechts. Was uns von allem Nach-dem-Tode angeht, ist das Schicksal derer, die unser Dasein fortsetzen, nicht aber der leere Raum an der Grenze des individuellen Bewußtseins.

Jetzt ist der Tod als subjektive Erfahrung zu betrachten: hier beginnen die Anklagen. Die Sterblichkeit soll eine Strafe der Ursünde sein; alles was entsteht ist werth, daß es zu Grunde geht; die Lust des Lebens soll mit dem letzten großen Schmerze bezahlt werden. — Aber der völlig naturgemäße Tod ist gar kein Schmerz, das ruhige sanfte Hinscheiden; hier schiene also die Natur auf Todesqual zur Abbüßung der Lebenslust zu verzichten? Wenn man zwischen einem stillen Leben mit Euthanasie am Schluß — und einem stürmischen mit Todeskampf am Schluß zu wählen hätte, der Instinkt ergriffe das zweite. Nehme man an, es wisse jemand nicht um den nahen Tod, so wird er die Schmerzen des Todeskampfes für dasselbe halten, was einer beängstigenden Ohnmacht bevor geht. Die Aussicht auf diese Qual ist es nicht, die das Dasein vergiftet, bedenklich sind nur die „Riesenschatten unsrer eignen Schrecken“. Der Tod wird erst furchtbar durch den Hintergrund, den man ihm giebt. Wie die Liebe eine beseligende Traumwelt, so erzeugt die Furcht eine höllische Traumwelt. Der irregeleitete Verstand erzeugt die Schrecken. Man soll den Tod nicht überwinden, aber wohl bestehen lernen.

Die Träume üben eine Macht aus wie das Wirkliche, ihre Schatten liegen über dem Tage; sie überbieten oft noch die Empfindung des Wirklichen. Man mag die

Pein der Empfindung zur Verdächtigung des Lebens heranziehn, aber man hat kein Recht, die falschen theoretischen Urtheile in Anschlag zu bringen.

Die Bedeutung des Todes ist nach dem zu beurtheilen, was er vernichtet. Der schwerste Tod ist der des gereiften Alters; mit Schmerz um die unvollendete Aufgabe, mit Sorge um die Hinterbliebenen. Es ist die Unzeitigkeit, was hier den Tod so herbe macht. Das Sterben ist ein Akt des Lebens. Nur der wird mit Würde sterben, der im Leben eine edle und feste Haltung bewahrte.

Will man das Leben des vorzeitigen Todes wegen anklagen, zu dem es fast immer führt, so muß man sich nicht gegen die Thatsache des Todes, sondern die Herrschaft des Zufalls wenden. Der gemeine Begriff des Zufalls hat volle Wahrheit.

Nun beruht gerade der höchste Reiz in der Erprobung der Chancen des Daseins. Der Mensch liebt es unter gewissen Umständen geradezu um Leben und Tod zu spielen; die Erfolge, die mit dem höchsten Wagniß errungen sind, gelten ihm als die höchste Genugthuung. Der Zufall ist kein unglückliches Gesetz der Welt. Das Dasein ist nicht die Abspielung eines Schauspiels, bei dem wir nur das Zusehn hätten.

Man sollte den Tod lieber als eine gewisse Versöhnung aller sonst nicht bezwingbaren Übel des individuellen Daseins betrachten. Der Gedanke der Vergänglichkeit alles Empfindens und Fühlens ist die letzte Zuflucht. Der Tod ist der endliche deus ex machina in allen Fällen. Was der Tod für die Überlebenden ist: das schlimmere Übel: hier könnte man eher die Ordnung der Dinge anklagen. Das Individuum ist im strengen Sinne unersetzlich. Der Einzelne muß den Blick auf das allgemein Menschliche richten. Der Einzelne hat bei solchen Verlusten stets ein Recht zur Klage, aber das Geschlecht kann die Schmerzen am einzelnen Gliede nicht bedauern, weil eben dadurch die Theilnahme für den höheren und allgemeineren Charakter des Lebens wach erhalten wird. Das individuelle Wollen wird durch den Zufall beeinträchtigt, die allgemeine Empfindung von der Bedeutung des Lebens gesteigert. Man hätte eher die Anklage gegen eine Welt in der nichts wahrhaft verloren, dann aber auch nichts wahrhaft gewonnen werden könnte. Bedeutung der unersetzlichen Verluste.

Der freiwillige Tod scheint einen allgemeinen Vorwurf gegen die Ordnung der Dinge zu enthalten, in der er vorkommt; überdies ist er mit großem Schmerz verbunden. Wer lieber den Tod erleiden will als die Pein der verlornen Liebe oder Ehre, gesteht einem einzelnen Elemente des Lebens eine solche Bedeutung zu, um den Verlust desselben geradezu als den Verlust des Lebens zu betrachten. Der Verlust ist im Wesentlichen schon da. Der freiwillige Tod braucht keine Verurtheilung des Lebens in sich zu schließen. Die Liebe zum Leben ist es selbst, welche den Verlust des Daseins dem Gefühl des Mangels eines wesentlichen Mangels vorzieht.

Schopenhauer hat mit dem Selbstmord zwei sich widersprechende Gedanken verbunden. Einmal ist er eine Selbsthülfe der Natur, mit dem Erwachen zu vergleichen, mit welchem die zu hoch gesteigerte Angst des Traumes endet. Dann aber soll der zum Sterben Entschlossne nach einer wiederholten Erprobung der Chancen des Lebens trachten, aber das Leben unter den bestimmten Umständen verabscheuen. — Ist aber das Leben ein Traum, so ist es stets und überall der Gegensatz des ersehnten wachen Zustandes, es ist ein Widerspruch, den freiwillig Sterbenden aus dem ganzen Traume zu einer höheren Wirklichkeit (dem Wachen) scheiden und zugleich doch auch der alten Gattung des Träumens wieder verfallen zu lassen. Nach Schopenhauer erreicht der, welcher das Dasein wegwirft, gar nicht den höheren Zweck, die Frucht des Daseins; er wird wiedergeboren, um die Befreiung von der Lust des Lebens in einem neuen Dasein und dessen Schmerzen zu lernen. So ist der Selbstmord ein Verstoß gegen die ewige Heilsordnung. „Wer kennt nicht jene triviale Idee, daß das Leben die Vorbereitung für ein Jenseits ist? Wer hätte nicht von Prüfung, Zucht und dergleichen gehört? “ sagt Dühring.

Es ist ein großer Mißgriff, den Selbstmord nach Maaßgabe einer allgemeinen Vorstellung, ohne Rücksicht auf den besonderen Inhalt, zu beurtheilen. Der freiwillige Tod kann eine große Handlung sein oder der Ausdruck einer ganz gemeinen Misere oder einer widerwärtigen Verzerrung der Natur sein. Er kann als sittlich indifferent erscheinen, aber auch wieder als arge Pflichtvergessenheit und empörendes Unrecht gegen die Überlebenden.

Der Tod ist eine Vernichtung, (dessen) deren Wesen man aus dem zu erkennen hat, was vernichtet wird. Das Leben ist das Maaß des Todes. Noch wichtiger die Umkehrung: der Tod ist das Maaß des Lebens. Welch einen Gehalt das Streben und Ringen der Menschen in sich einzuschließen vermöge, offenbart sich erst, wenn der Tod naht. Die höchste Energie des Lebens entfaltet sich, wo das Spiel von Gelingen und Mißlingen sich in eine Erprobung von Leben und Tod wandelt. Daher ist die tragische Gestaltung des Lebens die gehaltvollste, sie erhebt sich zu jenen Höhen, wo Leben und Tod an einander grenzen. Der Ernst der großen Leidenschaften bewährt sich an dem Tod. Der dunkle Horizont ist nöthig, damit die Flamme des Lebens in ihrer ganzen Gluth aufleuchte.

Wenn die Tragödie uns von aller Kunst am gewaltigsten erschüttert, so ist auch wahr, daß das Leben selbst seinen höchsten Ausdruck in der tragischen Gestaltung erhält. — Der Reiz liegt übrigens mehr in der Möglichkeit der tragischen

Gestaltung als in der Wirklichkeit, in der kühnen Bewegung bis zu jenen Grenzen hin. Der Tod darf im Ganzen des Lebens nicht fehlen, sonst würde ein schaales langweiliges Treiben daraus. Der Tod ist nicht der Feind des Lebens überhaupt, sondern das Mittel, durch welches die Bedeutung des Lebens offenbar gemacht wird.

VII. Das Gemeinleben.

Man weist, wenn die Vorwürfe gegen das individuelle Leben beseitigt sind, auf das gesellschaftliche Elend hin, stellt noch eine furchtbarere Zukunft in Aussicht. Die wachsende Cultur soll die Noth des Lebens nur vermehren; sie soll eine Menge nicht gekannter Übel mitbringen und nicht einmal die gemeine Notdurft des Geschlechts befriedigen; schließlich überall Übervölkerung und peinvolles Dasein. Die vorgeschlagenen Gegenmittel geben den Anklägern des Lebens Anlaß zu neuen Verwünschungen. So scheinen die socialen Übel etwas, was nur durch größere Übel bekämpft und in seinem Wesen gar nicht überwunden werden kann.

Man müßte auf jede Rechtfertigung des Daseins verzichten, wenn zwischen den Forderungen des subjektiven Lebens und den objektiven Möglichkeiten, sie zu befriedigen, Disharmonie bestünde. Wäre es z.B. möglich, daß die Aussicht auf Übervölkerung sicher wäre, so wäre eine solche Disharmonie da. Keine Erfahrung kann uns eine solche Antinomie beweisbar machen. Wir denken uns mit Recht, daß die Fähigkeit zur Vermehrung von Individuen subjektiv zwar an gewisse Grenzen der Geschwindigkeit gebunden, übrigens nur durch objektive Hindernisse beschränkt sei. Nun stelle man sich ein Gesetz vor, nach dem die subjektive Kraft selbst gegen eine bestimmte Grenze hin abnähme, d.h. im allmählichen Gange des Geschlechts geradezu im allmählichen Verschwinden begriffen sei. Die Fortpflanzung müßte sich zuletzt auf den bloßen Wiederersatz beschränken. Es giebt viele Analogien für einen solchen Gedanken. In den kosmischen wie individuellen Bildungen wiederholt sich das Gesetz der Abnahme der schaffenden Kräfte und des Überganges in fast gleichmäßiges Beharren des Wechsels.

Es giebt nur drei Möglichkeiten: entweder bleibt das Vermögen der zusätzlichen Vermehrung; dann muß sich die Oberfläche des Planeten vergrößern (sonst fehlt einmal der Boden, auf dem die Menschen auch nur stehen können). Oder es entsprechen der zusätzlichen Vermehrung vernichtende objektive Mächte. Oder Abnahme der schöpferischen Kraft. Vom ersten Fall abgesehen, ist eine Hemmung der Vermehrung unumgänglich nöthig. Gegen die Annahme daß die subjektive

Kraft abnähme, spricht die Erfahrung: diese beweist bisher weder Zu- noch Abnahme, sondern Gleichmäßigkeit. Die Vermehrung ist Äußerung derselben Kraft combinirt mit der Größe der zeitlichen Perioden, von welcher die Geschwindigkeit der Zunahme zuletzt abhängt. Wie könnte man an eine Änderung der Periodicität denken? So muß man die bisherige Constanz auch für die Zukunft anticipiren. So bleibt die dritte Möglichkeit, durch die Erfahrung überdies schon bewiesen „dem unbegrenzten Triebe objektive Schranken“. Das ist es, was Malthus vorschwebte, dem Pessimisten der Socialphilosophie. Er weiß aber nur von den Übeln der Volksvermehrung zu reden und vergißt, daß es für den Menschen kein höheres Gut giebt als wiederum den Menschen. In der übervölkerten Welt werde der Mensch durch mannigfache Entbehrungen verkümmern und zu Grunde gehn. Da soll denn nun das Geschlechtsleben zu einem Privilegium werden, welches nach Maaßgabe des Besitzes ertheilt wird:

Man soll unterscheiden 1) das Malthusische Gesetz 2) seine Gesinnung 3) sein Gespenst. Das Gesetz lautet, daß die Vermehrung der Volkszahl viel schneller als die Vermehrung der Unterhaltsmittel erfolge (er vermehrt die Volkszahl multiplicirend, die Unterhaltsmittel addirend mit einem constanten Summanden). In Betreff der arithmetischen Vermehrung der Unterhaltsmittel behauptet er zuviel, er stellt eine objektive Vermehrung der Mittel ohne Grenzen in Aussicht; aber da müßte ja die Materie sich selbst vermehren, damit dies möglich sei: es muß einen Punkt geben, wo der Zusatz von Menschenkraft gänzlich erfolglos bleibt und dem Boden nicht das geringste Mehr abzugewinnen ist. — Man kann zugeben, daß die Tendenz, Subjekte des Bedürfnisses zu schaffen, dem jeweiligen Stande der Bedürfnißmittel vorauseile; immer muß das Bedürfniß der Befriedigung vorausgehn. Malthus muthet nun deshalb einem großen Theil der Gesellschaft die Askese zu; und zwar tritt er dabei für die Besitzenden und Wohlvermögenden ein. Zu ihren Gunsten sollen die Meisten außerhalb der Familienbande wie Lastthiere ihre Arbeit verrichten. Ich sollte denken, eine edlere Gesinnung müßte alle Übel, die aus Übervölkerung entstehen werden, für Kleinigkeiten ansehen, im Verhältniß zu dem großen Unrecht der Doktrin gegen die Proletarier. Ein dürftiger Zustand ist schlimm, das Leben zu verleiden, ein rechtloser ist schlimmer. Die Politiker haben kein Vertrauen in die individuelle Moral, sie wollen aus jener Lehre Sitten und Rechte zur Beschränkung der Eheschließung ableiten. Der eine Theil der Gesellschaft hindert den andern durch Gesetzgebung und Verwaltung an der Eheschließung — das ist die praktische Consequenz jener Lehre. Das höchste Unrecht der Minorität gegen die Majorität! Schlimme Alternative zwischen den

Nöthen der Übervölkerung und zwischen Heilmitteln aus Mathusianischer Gesinnung! —

Bei einer wirklichen Übervölkerung, wo sie sich zeigt, hat man entweder die Volkskraft nach außen <zu> kehren oder die Hemmungen größerer Kraftentwicklung fort<zu>räumen. Schmerzen der Geburt sind auch hier unvermeidlich, hier bei inneren und äußeren Kriegen. Der Krieg ist in keinem <anderen> Sinne ein Übel als es der Schmerz überhaupt ist. Verwerflich ist er nur, wenn er nicht die Folge einer Nothwendigkeit ist. Bisweilen müssen im Mechanismus des socialen Getriebes gewisse Potenzen als verlorne Kräfte angesehn werden, damit überhaupt eine Aktion möglich sei. Beim Kampf um das Recht des Lebens ist es ein Mittel ohne jede Bedenklichkeit. Es giebt keine andre letzte Garantie des Rechts als die Einsetzung der physischen Gewalt (wenn hier nicht die Rechtfertigung des Lebens in's Scheußliche und Bestialische übergeht, so bin ich blind!). Das Bewußtsein vom Recht wird erst im Kampfe recht begründet (nicht im Anfange des menschlichen Verkehrs). Falls man nicht überhaupt auf Durchsetzung des Rechts verzichtet (— !), wird die Anwendung von Gewalt nicht vermieden werden können. (Und derselbe Dühring moralisirt vorher auf das Erbaulichste gegen Malthus zu Gunsten des ungehinderten Geschlechtstriebes.)

Nun könnte man einen Punkt setzen, wo keine Machtsteigerung mehr im Stande sei, einen gewissen Zustand der Übervölkerung in ein lebensfähigeres Dasein umzubilden. In diesen Fällen, deutet Dühring an, sei Massenmord mehr zu empfehlen als Askese („eine theilweise Vernichtung des volleren zur Entwicklung gelangten Lebens besser als die traurige Unterdrückung und Hemmung der Lebensenergie" — beiläufig finde ich, daß Keuschheit eine der mächtigsten Förderungen der Lebensenergie ist).

Dann soll das Leben dadurch gehaltreicher werden, daß sich die Widerstände steigern: denn wenn bei Übervölkerung der Einzelne sich durchsetzen will „das Spiel des individuellen Bemühens wird bedeutsamer". (O Blödsinn!) „Die Abwägung des Rechts würde wichtiger als sie es je vormals werden könnte." (Ich denke an halbverhungerte Leute auf einem verschlagenen Schiff im Meere, mit dem Problem, wer zu erst gegessen werden soll: da wird freilich der Begriff des Rechts feiner als je!)

Dühring sieht in der socialen Unzufriedenheit von heute nur einen heilsamen Sporn, die Trägheit zu überwinden; die socialen Übel scheinen ihm hier und da noch nicht einmal groß genug zu sein, um die Trägheit der Volkskraft aufzustacheln. — Auch hätten wir kein Recht, eine unabsehbare Zeit in Anspruch zu nehmen, wie es Malthus thut.

VIII. Die Erkenntniss.

In wie fern kann der höhere oder niedere Grad von Erkenntniß eine Quelle von Freuden und Leiden werden?

Erkennen beruht auf einem Bedürfniß. Die „reine Freude der Erkenntniß“ ist nichts als die Befriedigung über weggeräumte Hemmnisse. Ein Streben muß immer vorangehen; wie bei allem Praktischen. Die Arbeit ist auch hier das Mittelglied zwischen Bedürfniß und Genuß.

Da „reine Subjekt der Erkenntniß“ ist eine Chimäre. Denn alle Äußerungen des menschlichen Wesens, Thaten oder Gedanken haben Gelingen und Mißlingen gemein. Auf dem Gebiet der Theorie tritt das Übel in der Gestalt des Irrthums auf. Die rein theoretische Enttäuschung ist nicht als Übel zu betrachten.

Ist der Irrthum wirklich an sich ein Übel? Sind es vielleicht nicht nur die praktischen Folgen falscher Vorstellungen? Eine Vorstellung, so lange sie für wahr gehalten wird, ist in ihrer Wirkung auf’s Gemüth gar nicht von einer echten Wahrheit zu unterscheiden. Vorurtheile können uns ebenso gut glücklich als unglücklich machen; man denke an die Seligkeit im Gefolge von Superstitionen.

Manchen beseligenden Wahn könnte man für werthvoller als die Wahrheit halten z.B. den eines gütigen und liebenden Gottes. Der Glaube aber hat in unserm Gemüth eine unerschütterliche Grundlage, man muß nur das theoretisch Irrthümliche aus ihm ausscheiden. Nur die verstandesmäßige Dichtung des Glaubens, nicht der Glaube geräth vor der Kritik in Gefahr.

Schließlich ist in der Wahrheit allein Übereinstimmung, der Irrthum führt immer zum Widerstreit. Daher ist er ein Übel. Der Irrthum könnte uns nur gleichgültig lassen, wenn in unsrer Natur das Streben nach Wahrheit fehlte.

Ein subjektives Übel wird der Irrthum erst, wenn er als solcher erkannt ist. Immer wird daher auch ein Element der Befriedigung dabei sein.

Die falsche Idee von der Unbewegtheit der Erde hatte früher gar keine Folgen; jetzt wäre es ein großes Unglück, wenn das wahre astronomische System noch einmal, wie nach den Zeiten Aristarch’s verloren ginge. Eine freie Wissenschaft könnte ohne jenen Eckstein gar nicht fortbestehn; die wahren kosmischen Vorstellungen haben heute eine Bedeutung für das Gemüth, sie weisen den Menschen auf Bescheidenheit hin. Die Natur scheint es nicht darauf angelegt zu haben, uns überall sogleich zur Wahrheit zu führen; sie bedarf, scheint es, zeitweilig der Irrthümer. Daß Irren etwas Menschliches ist, genügt noch nicht um das Dasein zu verdächtigen. Erst wo der Irrthum moralisch wird, die Lebensauffassung vergiftet, wird er bedenklich.

Je beschränkter unsre Vorstellungen sind, um so leichter werden sie mit den wirklichen Erfahrungen in Widerspruch gerathen. (!) Der unbefangne Mensch setzt seine Ideen sehr bald mit dem objektiven Lauf der menschlichen Angelegenheiten in's Gleichgewicht. (!) Wir hegen kein Mitgefühl mit den Enttäuschungen, welche aus einer pedantischen Moral entspringen. (Pfui!)

Die absolutistische Moral ist mit der Grammatik zu vergleichen, so wie die Gouvernanten diese sich vorstellen: als eine Macht aus und durch sich selbst. Man kann die Sprache erst aus der Grammatik meistern, wenn man die Grammatik zuvor der Sprache abgelauscht hat. So muß erst die Moral aus den Triebkräften und dem Grundcharakter des Lebens gewonnen sein, ehe man mit ihr dem Leben entgegentreten darf.

Die Moral ist des Lebens wegen da, nicht umgekehrt. — Man hat sich sehr vor unbegründeten Voraussetzungen zu hüten; wir haben uns vielmehr dem Charakter des Lebens hinzugeben. So ernten wir dauernde Befriedigung.

Viel getäuschte Hoffnungen beruhen auf überspannten Voraussetzungen über die Mitmenschen. Beim Unrechtleiden ist es ja das eigne Wesen, dessen Consequenzen wir erdulden. Die fremde Gesinnung, die sich über unsere Schicksale hinwegsetzt, ist übrigens häufig nur Schein; die Menschen sind mit ihrer eignen Noth beschäftigt, sie haben da keine Augen für andre.

Wie kann ein Mensch an dem Heile der Gattung verzweifeln! Wirft er ihnen allen Gemeinheit und Niederträchtigkeit vor, so bleibt er doch selbst noch übrig. Die Menschen mit großem Wollen glauben an die Möglichkeit ihrer Conceptionen und klagen deshalb die Menschen nicht in desperater Weise an.

Die wirklich miserable Verzweiflung ist da, wo man selbst fühlt, das zu vertreten, was man <ver>wünscht. Ein großer Theil der geistigen Schmerzen ist nicht wirklich auf die Bosheiten der Menschen, sondern auf die Macht unglücklicher Zufälle zurückzuführen.

Immerhin bleibt die Pein. Das Unrecht, als das größte Übel, wenn auch nicht gerade als die herrschende Macht. Wir können keine Entwicklung der menschlichen Angelegenheiten denken, ohne die Noth als spornendes Motiv vorauszusetzen. Es giebt keine Weisheit, die den Zusammenhang nach Zwecken eine Erdichtung nennen dürfte. Jede Aktion der Natur ist verstandesmäßig, sie verwirklicht nicht bloß eine Vielheit, sondern eine Unendlichkeit von Verstandesrücksichten. Der ursächliche und auch der finale Zusammenhang reichen so weit, als das Belieben unseres Verstandes ihnen nachzugehn. Was wir im klaren Bewußtsein erkennen, ist nur ein Abglanz jener unendlichen Verkettung: diese und die menschliche Einsicht gehören nicht in dieselbe Gattung. Es ist in den Dingen nicht nur Verstand, sondern etwas, was jenseits allen Verstandes liegt. Die Synthesis dieser unendlichen Verkettung bleibt uns immer ein unerreichbares Jenseits. So kann der Verstand nie das Vermögen haben, den absoluten Gehalt des Daseins zu rechtfertigen. Nicht die Übereinstimmung oder der Widerstreit im System der Dinge, sondern die Gesammtheit des Eindrucks, welchen das Leben auf das Subjekt macht, bleibt der Maßstab. Empfindungen und Gefühle irren nie, weil sie noch nicht zwischen Vorstellung und Gegenstand unterscheiden. Das Gefühl ist für den Verstand etwas Transscendentes, es vermag daher in gewissem Sinne die absolute Natur des Wirklichen zu repräsentiren.

Verstand könnte auch im unseligsten Mißgebilde von Welt im reichsten Maaße verwirklicht sein. — Es kommt auf das Maaß und nicht auf die Thatsache des Leidens an. — Das unmittelbare Urtheil über den Werth des Daseins muß die Form des Gefühls haben, das heißt: es wird ein Glaube sein.

IX. Der Glaube an den Werth des Lebens.

Wenn die begrenzte Umschau, deren wir fähig sind, uns in dem Glauben verstärkt, die Dinge auch bei weiterer Untersuchung den Anforderungen unseres Wesens gemäß zu finden: so entsteht Glaube an den Werth des Daseins.

Darin kann es Störungen geben. Bei dem Einzelnen kann durch furchtbare Schicksale das Zutrauen zum Leben ganz gestört werden. „Das Kloster und überhaupt die Abwendung vom Treiben der Welt hat bisweilen einen guten Sinn.“ (Nun, die Furchtbarkeit des allgemeinen Schicksals ist gewiss größer als jede „individuelle“ —)

Die normale Verfassung des Gemüths geht dabei zu Grunde. Wir haben kein Recht, ihm zuzumuthen, aus eigner Kraft nach Versöhnung mit dem Leben zu streben. Das Instrument ist verletzt.

Was aber für den Einzelnen berechtigt ist, das ist es nicht für das Ganze, er darf nicht die Menschheit zur Verwünschung des Daseins auffordern. Wäre die Menschheit ein bewußtes Ganze, sie würde vom Leiden des einzelnen Gliedes nicht viel Aufhebens machen. (Umgekehrt! Man denke nur an Zahnschmerz usw. beim Menschen.) (Gerade jenes Gesammtbewußtsein wäre als ein immerfort leidendes zu imaginiren?) Soweit es möglich ist Affektionen zu haben, deren Schwerpunkt in andre Wesen fällt, läßt sich die individuelle Empfindung zum allgemeinen Mitgefühl steigern: und daraus ist das individuelle Schicksal zu bewältigen und zu versöhnen

(wie!? weil man an so vielen andern und größern Leiden theilnehmen lernt! der schwerere Schmerz überwältigt den geringeren!)

Was geht den Träger des individuellen Bewußtseins das Schicksal der Welt an! Die sympathischen Affekte sind die Vermittler. Ohne den Gedanken einer gewissen Solidarität ist keine Befriedigung, keine Versöhnung möglich. (ego: Das ist halb und halb Redensart; kein Mensch kann das Schicksal der Menschheit ganz empfinden, es ist ein sehr vages Übergreifen aus dem Individuellen in's Allgemeine, welches hier Versöhnung bringt. Ein stärkeres würde das Individuum ganz niederwerfen. Die Engigkeit von Kopf und Herz macht das Dasein erträglich!) Selbstsüchtige Isolirung ist Entartung des Menschlichen. Der furchtbarste Peiniger ist der Gedanke der Verlassenheit und des Preisgegebenseins. Die Menschen machen sich im Glauben an die bessere menschliche Natur gegenseitig irre, aus Eitelkeit, aus dem Kitzel, sich besonders verschlagen und unnatürlich zu zeigen. Es ist nur ein Schein, wenn der Egoismus als herrschende Regel des menschlichen Verkehrs gilt. (Hier fällt Dühring in's Kindische. Ich wollte, er machte mir hier nichts vor! Eigentlich hört hier jede Verständigung auf: glaubt er ernsthaft an seinen Satz, so darf er für alle Socialismen von Herzen hoffen.)

Der Glaube an den Werth des Lebens muß auch an den guten Menschen von Natur glauben: (sonst ist es eben nicht auszuhalten, meint Dühring). Er betrifft einmal die subjektive Beschaffenheit unsrer Gattung und sodann die Übereinstimmung der Anlage der großen Natur mit den Bedürfnissen und Zwecken des menschlichen Daseins. In beiden Richtungen sucht er nach Bestätigung seiner noch unvollkommenen Conceptionen.

Wenn irgend etwas das Gemüth zu philosophischer Ruhe zu stimmen vermag, so ist es die Betrachtung einer Welt, deren Bedeutung über das menschliche Schicksal unendlich hinausreicht (was wissen wir denn von einer „Bedeutung“! in solchem Falle, für wen bedeutet sie noch etwas!) — Es giebt keinen ärgeren Feind des philosophischen Glaubens als den Ideologismus (der kennt nämlich den strengen Begriff einer wirklichen Objektivität nicht mehr, er verwischt den Unterschied zwischen Glauben und Wissen).

Insofern wir das Bedürfniß haben unsere allgemeinen über unser Gewußtes übergreifenden Conceptionen durch neue Erfahrungen und Untersuchungen zu belegen, befinden wir uns im Zustande des Glaubens. Er hat aber thatsächliche Grundlagen, schließt ein, wenngleich beschränktes Wissen ein, und unterscheidet sich dadurch von dem Autoritätsglauben. (Übrigens haben sich die Religionen immer ganz gut mit einem „wenngleich beschränkten“ Wissen zu behelfen gewußt und es nie ganz verschmäht. Das bliebe sich also gleich; nur daß Dühring das

Gewußte zur Grundlage macht, auf der sich dann die Dichtung erhebt: während in den Religionen gewöhnlich die Dichtung die Grundlage ist, an welche dann gelegentlich auch einiges Gewußte angelehnt wird, mehr um zu stützen als gehalten zu werden, aber doch nicht um ganz als Fundament zu dienen.)

Anhang.

Der theoretische Idealismus und die Einheit des Systems der Dinge.

Von dem theoretischen Idealismus kann man niemals auf praktischen Idealismus, auf eine praktisch ideale Haltung derer, die sich zu ihm bekennen, schließen. Im Gegentheil findet sich, wie bis zu einem gewissen Grad das Beispiel Schopenhauer's zeigt, ein derber Lebensrealismus bisweilen mit idealistischen Grundansichten gepaart. Für Schopenhauer ist der praktische Idealismus eine Lächerlichkeit. Die edelsten Seiten der menschlichen Natur wurden von Schopenhauer in den Schmutz der gemeinsten Auffassung gezogen. (Alles höchst falsch und niederträchtig, Herr Dühring! Ich dachte, der praktische Idealismus Schopenhauer's leuchte heller als die Sonne. Und da muß ihn so ein weiser Knabe auch noch recht ausdrücklich verneinen.)

Die transcendente Befriedigung der Rache.

Das Rechtsgefühl ist ein Ressentiment, gehört mit der Rache zusammen: auch die Vorstellung einer jenseitigen Gerechtigkeit geht auf das Rachegefühl zurück.

Die Gerechtigkeit besteht in der Wiederver(letzung)geltung, der Verletzung muß eine Gegenverletzung entsprechen: talio. Dies die uralte und noch immer populäre Auffassung. Von einer anderen Seite suchte man einen Grund und verfiel auf einen Zweckgrund für die öffentliche Gerechtigkeit: Verhütung der Verletzung durch Abschreckung.

Die von praktischen Motiven geleitete Intelligenz weiß, ohne das Rachegefühl, von keiner Gerechtigkeit.

Im Criminalrecht zwei Classen: einmal bloße Zweckmäßigkeiten (hat nichts also mit der Gerechtigkeit zu schaffen), sodann die Rücksichten, welche der Mensch dem Menschen schuldig ist; die feindliche Verletzung.

Auch im Civilrecht gilt es. Nur insofern Nichtachtung oder Störung eines Zustandes eine Verletzung sein würde, wird der Begriff der Ungestörtheit zum Rechtsbegriff. Das Recht schreibt nie ein positives Verhalten vor.

Die transscendente Vergeltung: das Gute soll Segen, das Böse Fluch eintragen. Der Dankbarkeits-trieb ist die Grundlage von den Vorstellungen der Belohnung: wie der Rachetrieb von der Gerechtigkeit. So haben Haß und Liebe auch ihre jenseitigen Welten.

Ist denn nun die „ewige Gerechtigkeit“ Schopenhauer’s etwas so Ernstes und Emphatisch-zu-Verehrendes! Der ungebändigte Rachetrieb, der sogar transscendente Ideen bildet! Die, welche das Strafgericht der Ewigkeit anrufen, zeigen im Spiegel ihr eignes Bild. — Man hat nicht nur auf die Verwandtschaft und Gegensätzlichkeit der Ideen zu achten, sondern vor allem auf das, was zu dem ganzen Spiele reizt, die Gewalt der Triebe und Gefühle. Träume sind <nicht> nur die Ursachen, sondern die Wirkungen unserer Gemüthszustände: Dichtungen auf dem Grund der Triebe und Gefühle. Und wie die Träume, so die ganze vorstellende Welt der Ideen.

Die Vorstellung eines transscendenten Strafgerichts ist Dichtung und streitet sodann mit der edleren Haltung des Bewußtseins, als Erzeugniß des Rachegefühls. Am meisten nehmen wir den Arm der Götter in Anspruch, wenn wir über erlittenes Unrecht empört sind.

Die letzte Stütze des wankenden Glaubens steht hier: die moralische Welt sollte einer Ergänzung bedürftig sein, sonst geschehe unserem Verlangen nach einer gerechten Ordnung der Dinge kein Genüge. Dazu müsse es eine über den irdischen Dingen stehende ewige Gerechtigkeit geben. Dazu wurde Gott als Forderung des Vergeltungstriebes herangezogen: der Vergelter, der Vertreter der ewigen Gerechtigkeit. Dazu die individuelle Unsterblichkeit. Die Voraussetzung einer eigentlichen metaphysischen Vergeltung ist metaphysische Schuld, und diese ist nicht ohne metaphysische Freiheit denkbar. Die zweite Voraussetzung einer metaphysischen Vergeltung ist metaphysische Fortexistenz des Schuldigen; die dritte — ein metaphysischer Richter und Vollstrecker. Dies ist die Religion der Rache. So hat Kant die Religion verstanden. Die feinste Wendung ist die Schopenhauerische. Die Weltgeschichte das Weltgericht, doch so daß über der physischen Bedeutung der Hergänge noch eine metaphysische steht. Eine mystische Ursächlichkeit des Weltlaufs. Wir sehen nur die Vollstreckung des Urtheils vor uns, und zwar in der Form des Weltlaufs, eines sich deterministisch abspielenden Daseins: Unrecht und Schuld liegt jenseits der Existenz der Welt überhaupt. „Die Menschen sind in der That allzu poetisch, wenn es gilt das Unglück ihrer Feinde mit deren wahrer oder vermeinter Schuld zu verweben.“ Gerade die Feigheit und die Ohnmacht pflegen in Auffindung sogenannter „Strafgerichte“ am glücklichsten zu sein. Es ist eine widerwärtige Consequenz der Rache, die Ereignisse im Sinne einer vermeinten Gerechtigkeit zu deuten.

Wir vermehren die Übel der Welt noch durch transscendente Gespenster; erdichten wir keine metaphysischen Karikaturen der Dinge! Das natürliche Bild der Welt entspricht selbst da, wo es unbefriedigt läßt, dem tieferen Wesen unsrer Natur. —

Ende.

Schluss-Betrachtung, von mir.

Der Glaube an den Werth des Lebens beruht auf unreinem Denken. Er ist nur möglich, wenn das Mitgefühl für das allgemeine Leben und Leiden der Menschheit sehr schwach entwickelt ist. Versteht man es, sein Augenmerk vornehmlich auf die seltensten Menschen, die hohen Begabungen, die reinen Seelen zu richten, nimmt man deren Werden zum Ziel und erfreut sich an deren Wirken, so mag man an den Werth des Lebens glauben. Ebenso wenn man bei allen Menschen nur eine Gattung von Trieben, die weniger egoistischen, ins Auge faßt und sie in Betreff der anderen entschuldigt: dann kann man von der Menschheit hoffen.

Mir scheint aber umgekehrt viel sicherer, daß der Mensch gerade dann das Leben erträgt und an den Werth des Lebens glaubt, wenn er sich allein will und behauptet, nicht aus sich heraus tritt: so daß alles Außerpersönliche nur wie ein schwacher Schatten bemerkbar ist.

Also darin ruht der Werth des Lebens für den gewöhnlichen thätigen Menschen, daß er sich für wichtiger hält als die Welt: und die Ursache davon, daß er so wenig an den anderen Wesen theilnimmt, ist der große Mangel an Phantasie, so daß er sich nicht in andre Wesen hineindenken kann. Wer das kann und ein liebevolles Herz hat, muß am Werth des Lebens verzweifeln; es sei denn, daß er sich eine mystische Bedeutung des ganzen Treibens ausdenkt.

Vermöchte jemand gar ein Gesammtbewußtsein der Menschheit in sich zu fassen, er bräche unter einem Fluche gegen das Dasein zusammen. Denn die Menschheit hat keine Ziele. Folglich kann in Betrachtung des Ganzen der Mensch, selbst wenn er dessen fähig wäre, nicht seinen Trost und Halt finden: sondern seine Verzweiflung. Sieht er bei allem was er thut auf die letzte Ziellosigkeit der Menschheit, so bekommt sein Wirken in seinen Augen den Charakter der Vergeudung. Ich glaube, das ist mit nichts zu vergleichen, sich als Menschheit ebenso vergeudet zu fühlen, wie wir die einzelne Knospe von der Natur vergeudet sehen. Es war alles nothwendig und ist es in uns. Nur daß wir das Spectaculum sehen sollen! Da hört eigentlich alles auf.

Das Wehe in der Welt hat die Menschen veranlaßt, sich auf geistreiche Weise daraus noch eine Art Glück zu saugen. Die Lebensbetrachtung dessen, der vom Dasein Erkenntniß allein will, dessen der sich ergiebt und resignirt, dessen der ruht und dessen der ankämpft — überall ist auch ein wenig Glück mit aufgesproßt. Es wäre aber schrecklich zu sagen, daß mit diesem Glück das Leiden selbst compensirt würde. Überhaupt sollte schon gar keine Compensation möglich sein! Oder vielmehr: was heißt es hier compensiren? Man kann das Leiden nicht ungeschehen machen, dadurch daß später ein Glück folgt. Lust und Unlust können sich gar nicht aufheben.

Nun will ich zuletzt mein Evangelium aufstellen. Das lautet so.

Wen man verehrt, den liebt man nicht, das ist bekannt. Und der würde am reinsten lieben, der das geliebte Ding gar nicht verehren, sondern verachten müßte. Verachtung ist Sache des Kopfes.

Der, welcher sich selbst ganz rein lieben könnte, — also in völlig gereinigter Selbstliebe — wäre der, welcher zugleich sich selbst verachtete. Liebe dich selber und niemanden außer dir — weil du dich allein kennen kannst; und liebe die andern, wenn du es vermagst d.h. wenn du im Stande bist, sie völlig zu erkennen und zu verachten, wie dich selbst.

Dies ist die Stellung von Christus zur Welt. Es ist die Selbstliebe aus Erbarmen, der Kern des Christenthums, ohne alle Schale und Mythologie.

Selbsterkenntniß entspringt aus Gerechtigkeit gegen sich; und Gerechtigkeit ist im Grunde Rachegefühl. Hat jemand genug an sich gelitten, sich selbst genug verletzt, in Sündhaftigkeit — so beginnt er gegen sich das Gefühl der Rache zu spüren: seine eindringende Selbstbetrachtung und deren Resultat Selbstverachtung ist das Resultat. Bei manchen Menschen selbst Askese, das heißt Rache an sich in Thätlichkeit des Widerwillens und Hasses. (In viel Hast und Arbeit zeigt sich derselbe Hang —)

Daß bei alledem der Mensch sich noch liebt, erscheint dann wie ein Gnaden-Wunder. Es ist dies nicht die Liebe des gierigen blinden Egoismus. Gewöhnlich legt man eine solche geläuterte und unbegreifliche Liebe einem Gotte zu. Aber wir selbst sind es, die einer solchen Liebe fähig sind. Es ist Selbstbegnadigung. Die Rache wird abgethan. Damit auch die Selbsterkenntniß. Wir handeln wieder und leben weiter. Aber alle gewöhnlichen Motive, die uns sonst leiten, erscheinen verwandelt. Hier ist der Unterschied zwischen Buddhistischem und Christlichem.

Der Christ handelt aus jener Selbstliebe; und vermag er dies nicht immer, dann hat er doch „Selbst-Mitleid“. Alles Mitleid ist, wie Menschen sind, schwach. — Aber Christus verachtete sich selbst und liebte sich selbst, und die Menschen sah er als sich gleich.

Der Christ handelt und hält das Handeln für unvermeidlich: dafür tröstet er sich im Hinblick auf den Weltuntergang. Er schätzt alles irdische Streben nicht sehr hoch, es ist für nichts. Wenn wir nun wissen, daß es mit der Menschheit einmal vorbei sein wird, so legt sich auch der Ausdruck der Ziellosigkeit auf alles menschliche Streben. Dazu kann man hinter die Grundirrthümer in allen Bestrebungen kommen und sie aufzeigen: ihnen allen liegt unreines Denken zu Grunde. Was thun alle Eltern z.B.? — sie erzeugen ohne Verantwortung und erziehn ohne Kenntniß des zu Erziehenden — sie thun jedenfalls Unrecht und vergreifen sich in einer fremden Sphäre — aber sie müssen es thun — das gehört zur Unseligkeit der Existenz. Und so wird der Mensch bei allem, was er thut, voller Ungenüge sein und Mitleid mit sich haben.

Der Mensch scheint eine Mehrheit von Wesen, eine Vereinigung mehrerer Sphären, von denen die eine auf die andre hinzublicken vermag. —

Ende.

[«]

9[2]

Die Erhaltung der Energie. Von B. Stewart.

Das Universum — eine Maschine, die aus Atomen und einer Art von Medium zwischen ihnen zusammengesetzt ist: die Gesetze der Energie sind die Gesetze, welche die Wirkung dieser Maschine beherrschen.

Capitel I.

Unsere Unkenntniss der Einzelwesen, während wir oft die Gesetze kennen, welche die Gemeinschaften bestimmen. Bei einer sehr niedrigen Temperatur ist die Sterblichkeit in London eine viel größere. Das steht fest, nicht aber, wie ein beliebiger Todesfall durch die niedere Temperatur verursacht sei. Nach einer schlechten Ernte findet stets eine große Einfuhr von Getreide statt; den Weg des einzelnen Theilchens Mehl können wir nicht angeben. Es giebt eine fortwährende

Luftströmung nach dem Aequator; aber niemand kann von einem einzelnen Theilchen Luft die Bewegungen angeben. So im Planetensystem, in der Politik der Nationen. Das Naturgesetz aller Einzelwesen ist sehr verwickelt, ob es nun lebende Wesen sind oder leblose Theilchen der Materie; eine große Schlacht wüthet, das Schlachtfeld ist uns oft verborgen; was die Einzelwesen darin thun, sehen wir nicht, aber das Ergebniß des Kampfes können wir beurtheilen, sogar oft vorhersagen. Das der Gemeinschaft erreichbare Gesammtresultat wird durch einfache Gesetze bestimmt.

Man vermuthet, daß eine große Anzahl von Krankheiten durch organische Keime veranlaßt werden; unsere Unkenntniß von denselben ist vollkommen. Die Luft wimmelt von solchen, sie kämpfen miteinander, wir sind die Beute der stärkeren. So sind wir mit einer ganzen Welt von Geschöpfen auf's Innigste verknüpft und kennen sie nicht besser als die Bewohner des Mars.

Aber doch kennen wir einige Eigenthümlichkeiten dieser Raubstaaten z.B. daß die Cholera hauptsächlich eine Krankheit der Tiefebenen ist, daß wir auf das Trinkwasser zu achten haben. — Die Impfung steuert die Verheerung durch die Blattern, aber wir sind wie Gefangne, die sich verstümmeln müssen, um sich für ihren siegreichen Gegner werthlos zu machen; so daß er sie frei läßt.

Noch größer unsre Unkenntniß der Moleküle der unorganischen Materie.

Ein Molekül Sand ist das denkbar kleinste Ding, das noch alle Eigenschaften des Sandes besitzt; eine weitere Theilung, falls sie möglich wäre, würde es in seine chemischen Bestandtheile, Kiesel und Sauerstoff, zerlegen. Jedenfalls geht die Zertheilung nicht in's Unendliche. Vergrößert man einen Wassertropfen bis zum Umfang der ganzen Erde: so würde ein einziges Molekül etwas größer als eine Flintenkugel, etwas kleiner als ein Cricketball sein. Wir kommen nie dahin, die letzten Moleküle sichtbar zu machen; die allergrößten Massen des Weltalls haben mit den allerkleinsten dies gemein, daß sie sich den menschlichen Sinnen entziehn: die erstern zu weit entfernt, die letztern zu klein.

Diese Moleküle in beständiger Bewegung und in Kampf auf einander stoßend: bis etwa ein Schlag mächtig genug ist, die zwei oder mehr einfachen Atome zu trennen, aus denen ein Molekül zusammengesetzt ist. Dann tritt ein neuer Zustand der Dinge ein. Unsterblich ist das Grundatom, aber fortwährend bewegt. Dies ist eine neue Schranke für unsere Erkenntniß, es sitzt nicht still.

Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung.

In jedem System, das sich selbst überlassen bleibt, mögen starke innre Kräfte zwischen den verschiednen Theilen wirksam sein, Wirkungen und Gegenwirkungen gleichen sich aber aus, das System verharrt in Ruhe. Eine hohle Glaskugel mit zahlreichen lebhaft sich bewegenden Goldfischen, ganz leicht auf Räder gesetzt, steht still, selbst wenn die Tischfläche eine glatte Eisfläche wäre: es ist ein System. Ein anderes ist die Flinte mit Pulver und Blei: während die Kugel vorwärts geschleudert wird, wird der Flintenkolben rückwärts geschleudert. Wenn die Flinte 3000 Gramm, die Kugel 30 Gramm wiegt und die Kugel per Secunde 300 Meter vorwärts geschleudert wird: dann die Büchse mit der Geschwindigkeit von 3 Meter rückwärts geschleudert. Also 3000 gr x 3 m = 30 gr x 300 m. — Werfe ich einen Stein von einem Abhang auf die Erde, so scheint die Bewegung nur eine Richtung zu haben, in Wahrheit ist sie das Resultat einer gegenseitigen Anziehung von Stein und Erde. Die Erde bewegt sich wirklich aufwärts, dem Stein entgegen, ganz unmerklich: aber, da die Masse der Erde sehr groß ist im Vergleich mit der Masse des Steins, so muß die Geschwindigkeit außerordentlich gering sein. st gw x Schnelligk. nach abwärts = Erdgw x Schnell. nach aufwärts. Allgemein: wenn A seine anziehende oder abstoßende Kraft auf B ausübt, so zieht B wiederum A an oder stößt es ab. Trotz unsrer Unkenntniß der Einzelwesen läßt sich dies Gesetz erkennen.

„Bewegungsgröße“ ist das Produkt der Masse und der Geschwindigkeit. Bei der Flinte sind also die Bewegungsgrößen in beiden Richtungen gleich. Was unterscheidet doch hier die Flintenkugel und den Büchsenkolben? Die Flintenkugel kann Widerstand überwinden: diese durchdringende Gewalt ist das Merkmal einer mit sehr großer Geschwindigkeit begabten Substanz. Nennen wir dies Vermögen Energie: sie steht im Verhältniß zum Gewicht oder zur Masse des Körpers. Es ist dasselbe, ob eine Kugel von 60 gr Gewicht sich mit Geschwindigkeit von 100 Meter per Sec bewegt oder 2 Kugeln, jede von 30 gr. — Aber die Energie steht nicht im einfachen Verhältniß zur Geschwindigkeit; sie wächst viel schneller mit der Geschwindigkeit. Wird die Geschwindigkeit einer Kugel verdoppelt, so wächst ihre Energie nahe aufs Vierfache. Ist die Geschwindigkeit
2(fach), dann die Energie 4(fach)
3(fach), dann die Energie 9(fach)

Die Energie ändert sich nach der Quadratzahl ihrer Geschwindigkeitszahl.

Wie sollen wir nun Arbeit messen? Als Einheit des Gewichts das Kilogramm (2 Zollpfund), als Einheit der Länge den Meter (= 3,186 rhein. Fuß).

Heben wir nun ein Kilogramm 1 Meter hoch, so wenden wir Energie auf: diese betrachten wir als Arbeitseinheit: Kilogrammeter.

Multiplizirt man das gehobene Gewicht (in Kilogr) mit der senkrechten Höhe (in Met.), durch welche es gehoben wird, so erhält man als Resultat die geleistete

Arbeit (in Kilogrammetern). Die Energie ist dem Quadrate der Geschwindigkeit proportional, ob wir nun die Energie an der Dicke der Bretter, welche er durchdringen kann oder an der Höhe messen, zu welcher er, der Schwerkraft entgegen, aufsteigen kann.

[«]

[10 = N I 6. Sommer 1875]

10[1]

Wer den höchsten Augenblick geniesst, erblindet.

[«]

10[2]

Eine Liebe, die noch ganz jung ist — kuhwarm.

[«]

10[3]

Du sollst über alle Dinge Gott lieben (eben nicht fürchten) und ihm vertrauen.

[«]

10[4]

Das Holländerhafte im Willen Wagner's. Vernichtungsfluch.
Gehemmter Wille. Das Eifersüchtige Zornige.

[«]

10[5]

König von Baiern. Abendschatten. Herberge.

[«]

10[6]

Mathematik.
Mechanik (mit Geschichte).
Physik.
Chemie.
Naturwissenschaften descript<iv>.
Physiologie.
Kosmos.
Geographie.
Geschichte.
Nationalökonomie.
Philosophie.

[«]

10[7]

Bei den kräftigsten Schritten des Lebens resonirt der Tod.

[«]

10[8]

Schriftsteller. Sprech-Stil. Vor Feinden. Unruhiger Rhythmus hier und da fortreissend. Gebrochene Dialectik. Betonen des Autoritativen.

[«]

10[9]

Diener und Freund, Kurwenal.

[«]

10[10]

Das Christenthum, eine mit ausschweifender Gründlichkeit zu Ende gedachte und gehandelte Form des Alterthums. Das Alexandrinische — die Richtung ist geblieben. Die Gewalt nehmend und dafür gebend — die Cultur den bisherigen Gewaltmächten.

[«]

10[11]

Das mittheilende Erfindsamkeit-Talent. Hineinpassen des Gedankens in gegebene Umstände. Dazu gehört auch Schriftstellerei (aus Noth, da das Beispiel nicht möglich war).

[«]

10[12]

Das Genossenschaftliche der B<ayreuther> Unternehmung.

[«]

10[13]

Die Zukunft der Kunst (wenn die Menschheit ihr Ende begreift).

Ich könnte mir auch eine vorwärtsblickende Kunst denken, die ihre Bilder in der Zukunft sucht. Warum giebt es solche nicht? Die Kunst knüpft an die Pietät an.

[«]

10[14]

Die sich Zurückhaltenden, aus Desperation, wie Jacob Burckhardt.

[«]

10[15]

Jede Kunst schiesst in’s Kraut, bei einer Höhe der Entwicklung.

[«]

10[16]

Wie W<agner> der Musik erst die Zunge löst und die Glieder bricht.

[«]

10[17]

Gegensatz der Höhe der Kunst und der elenden Männergesangsmusik. Bei den Griechen sorgte der Staat.

[«]

10[18]

Schilderung der Hauptcharactere.
Überblick der Arten.
Reichthum.

[«]

10[19]

Musiker — Dichter — Schriftsteller — Schauspieler.

[«]

10[20]

Griechen.
Philologen, Kastenlehrer (einer höheren Kaste).
Wagner.
Religion.
Volkserziehung.
Mann und Weib.
Staat.
Gesundheit und Krankheit.
Universitäten, die Gelehrten.
Arbeiter und Aristokraten.
Handel.
Presse.
Schule der Erzieher.

[«]

10[21]

Ich bin bereit.

[«]

[11 = U II 9. Mp XIII 4, 6–8. 47. Sommer 1875]

Vorarbeit zu
„Richard Wagner
in Bayreuth“

[«]

11[1]

35. Zu Wagner. Der Kampf mit der ἀνάγκη; darin ruht aller Fortschritt, daß man verlernt, irgend etwas für Nothwendigkeit zu halten. Wagner hat die Desperation vom modernen Menschen genommen, als ob er immer nur Epigone sein müsse. Während sonst in allem wir der alten Cultur verpflichtet sind, mit Staat Gesellschaft Religion: bringt er den Menschen an's Licht, der in uns vor aller Kultur ist und damit wirft er die schwere Last von sich.

[«]

11[2]

36. Er empfindet die Schmach der modernen Kunst innerhalb der modernen Gesellschaft, den Widerspruch der Anforderungen, er erträgt es nicht, quietistisch in der Ecke zu bleiben, sondern als Künstler verlangt er für die Kunst ihre öffentliche Würde und wird an allem zum Revolutionär. Alles an ihm ist prophetisch. Die Wortgelehrten haben nichts mehr zu sagen. Die Schrift-kunst und Poesie ist zum ersten Male erkannt und verachtet. Indem er christlichen und nordischen Mythus beseelt, spricht er doch gar nichts Dogmatisches aus und ist nicht rückständig, wie sonst der Dichter. Das Evangelium der Liebe gegenüber der Macht, der Convention, dem Geist des Handels und des Geldes und der Verträge. Er hat den Sinn für die Armen und Zurückgesetzten in unserer Cultur, den Mimen

und Musiker entdeckt er. Er macht die Herzen weich und erschüttert. Und im Umkreis von Jahrhunderten saugt er alles Interesse an sich und ist der Wendepunkt. Der größte Künstler.

[«]

11[3]

Charakter der neuen Cultur: das Wissen ihr Fundament, der Nutzen ihre Seele. Woher nimmt man nun die Hoffnungen einer edleren Menschheit? Woher soll die Menschenliebe kommen? Der Veredlung des Einzelnen kann die Religion jetzt nicht mehr nützen, sein Wahrheitssinn empört sich. Die „Liebe zu Gott“ ist eine Phrase. Da wäre es denn vorbei mit der Cultur? Der Nutzen bestialisirt und das Wissen mumisirt. Und die Rachegelüste der bisher unterdrückten Menschheit! Was bindet zusammen? Wo ist das Gemeinsame? Ist nicht alles Mittel zur Unterdrückung gewesen, die Kunst voran? Es ist der Haß und die Lust zu vernichten nur zu begreiflich. — Hier ist nun der Künstler Wagner ein Symptom des Entgegengesetzten. Es spricht der Geist der Verneinung des Bisherigen aus ihm; ebenfalls aber das Gefühl des tiefsten Mitleidens, des Hülfreichen, das den Kampf mit der Nothwendigkeit aufnimmt: das Prometheische des Künstlers. Fast hätte er bei diesem Kampf seine Kunst verloren: der Ekel war zu groß. „Ihr heroisch Weisen, gebt euer Herzblut drum.“

Das Mitleiden, das zur Mitthat drängt!

[«]

11[4]

34. Es sind Elemente da in Wagner, die reaktionär erscheinen: das Mittelalterlich-christliche, die Fürstenstellung, das Buddhaistische; das Wunderhafte. Von hier aus mag er manchen Anhänger gewonnen haben. Es sind seine Mittel sich auszudrücken, die Sprache, die noch verstanden wird, aber einen neuen Inhalt bekommen hat. Diese Dinge sind bei dem Künstler künstlerisch, nicht dogmatisch zu nehmen. Auch das National-Deutsche gehört hierzu. Er sucht für das Kommende im Gewesenen die Analogien, so

erscheint ihm das Deutsche Luthers, Beethovens und seiner selbst, das Deutsche und seine großen Fürsten, als Bürgschaften, daß etwas Analoges von dem, was er für nöthig in der Zukunft hält, einmal da war; Tapferkeit Treue Schlichtheit Güte Aufopferung, wie er alles dies in der herrlichen Symbolik seines „Kaisermarsches“ zusammengesagt hat — das ist sein Deutschthum. Er sucht den Beitrag, den die Deutschen der kommenden Cultur geben werden. Das ist freilich nicht der „Historismus“ der Gelehrten Deutschlands, wie Hillebrand meint. Denn das ist wirklich Reaktion und Lügengeist und Optimismus. Sondern in dem großen unbefriedigten Herzen, das weit größer ist als eine Nation — das nennt er deutsch: man nennt es vulgärer Weise das Kosmopolitische des Deutschen, das ist aber nur die Karikatur. Die Deutschen sind nicht national, aber auch nicht kosmopolitisch, die größten Deutschen; nur ihre Feinde haben ihnen den dummen Wahn, man müsse beschränkt sein, eingeimpft.

[«]

11[5]

32. Die Liebe im Tristan ist nicht schopenhauerisch, sondern empedokleisch zu verstehen, es fehlt ganz das Sündliche, sie ist Anzeichen und Gewähr einer ewigen Einheit.

[«]

11[6]

33. In Wagner sind **gefährliche Neigungen**: das Maaßlose (wie leicht hätte sein Genie sich zersplittern können! Aber es ist, wie bei den Griechen, als Künstler ist er σώφρων, als Mensch nicht), die Neigung zu Pomp und Luxus (durch die fortwährende Entbehrung aufgestachelt, das Loos aller Künstler), das Eifersüchtige (er ist gezwungen zu einem Sich-messen an allen modernen Kräften, namentlich Künstlern, um das Wagnerhafte, aber Embryonische an ihnen zu entdecken und so sich doch als nothwendig zu fühlen; wenn er aber der Entwicklung auf sich hin Nothwendigkeit zu mißt, so sieht er die andern Entwicklungen als Ab- und Nebenwege, auch Irrwege an, als entzogene Kräfte, als

Vergeudung, und zürnt darüber; er zürnt auch dem Ruhme, der solchen Irrsternen gefolgt ist, weil es seinem Wege den Sonnenschein und seinem Werke die Fruchtbarkeit nimmt), das Vielgewandte, Vielverstehende (das Lesen in fremden Individuen, das Überschauen läßt kaum einen recht menschlichen Verkehr zu, wie man auch mit einem Weisen nicht umgehen kann. Einzig naht ihm die Liebe, aber diese blind, während er sieht. So gewöhnt er sich, sich lieben zu lassen und dabei zu herrschen: er hilft andern vor der Verzweiflung.) List und Kunst der Täuschung, zahllose vorgeschobene Motive, Auswege, gleichsam Nothbehelfe im Drama seines Lebens; die er blitzschnell findet und anwendet. Immer Recht haben, sein Unrecht bezieht sich höchstens auf die Form, den Grad, oder das gesammte Material war ihm nicht bekannt. — Alle diese Gefahren sind die Gefahren des Dramatikers, besonders gesteigert durch seinen Kampf, der um die Mittel nicht verlegen sein läßt. Er hat etwas von seinen Helden, sie sündigen nicht. — Nun liegt die Religion der Musik um sein ganzes Wesen: er fühlt es, wie Verträge Macht Glanz Kampf und Sieg nicht beseligt, wie alles mächtige Wollen ungerecht macht, und so nennt er die Liebe das Höchste. Die Empedokleische. Er will ja helfen, nützen, erretten — und dies verurtheilt ihn zu einem solchen Leben der Leidenschaft und des Ungenügens.

[«]

11[7]

28. Im Drama ist seine **Leidenschaft langathmig** und hat ihre Bogengestalt, ansteigend, rasch absteigend; er ist nicht so idyllisch und breitet sich wie ein sanfter See aus. Er bewegt sich unruhig, an verborgenen Felsenzacken gleichsam, zuckend, und plötzlich, allmählich geräth er in eine fortreißende Bewegung, die Unruhe ist in eine Ruhe der schnellen breiten Bewegung übergegangen und nun stürtzt er hinunter in die Tiefe, prachtvoll und mächtig. Die Lust an der Leidenschaft, etwas von der Meereslust an der Brandung und Unwetter.

[«]

11[8]

29. Die **vielköpfige Leidenschaft** im Drama sein Element: es ist der seelische Vorgang in einer Gruppe von Personen, den er zugleich empfindet. Sein Orchester ist der Ausdruck der verflochtenen Leidenschaft, symbolisch, ohne Ende; der Mensch aller Zeiten wird sich hier wiedererkennen. Er hat ein Ausdrucksmittel, welches über Sprache Convention Gebärde weit hinaus ist; oder vielmehr: Wort, Gebärde dienen zur Verdeutlichung der inneren bewegten Welt des Gemüths.

[«]

11[9]

30. Das **Volksthümliche**: höchst merkwürdig, da er als Schriftsteller nicht einfach, nicht direkt ist, sondern sich müht, eine ihm unnatürliche Sprache zu sprechen. Er spricht die der höchsten Bildung, aber der alten, unvolksthümlichen, gelehrt-abstrakten; sobald er in sein Element kommt, wirft er dies alles von sich. Auch die Sentenz: man ist auf den Zustand zurückversetzt, wo man noch dichtete und fast noch nicht dachte: in die Zeit, wo die Sprache entstand.
31. Wie volksthümlich er ist, sehe man im Vergleich zu Goethe. Das ganze Faustproblem ist für uns dem Mittelalter kaum entkommenen Menschen sehr verständlich; von dieser Zeitbeziehung abgesehen, ist es die unverständlichste Dichtung. Goethe selbst wußte es, aber benutzte die „barbarischen Avantagen“. Wie muß ein Volk zugerichtet sein, damit es den Faust als Volksstück gern haben konnte! Goethesche Lieder sind dem Volkslied nachgesungen, aber nicht vorgesungen: wie es der große Dichter thut.

[«]

11[10]

Letzter Akt der Götterdämmerung: alles Abendröthe, Sommerluft, Spätsommer, tiefes Glühen, Trauer webt in allem. Siegfried von seinen Thaten erzählend die rührende Erinnerung. Tragisch jäh bricht die Nacht ein.

[«]

11[11]

Wie war mir doch in Nirmsdorf, in der goldenen Aue! der Mond ist aufgegangen. In Plauen am Bach unter Schmetterlingen im Frühling. In Pobles, als ich über die verlorene Kindheit weinte. In Röcken, als ich bunte Schneckenhäuser fand. Bei Naumburg, als ich Kalkspathe und Gips grub. In Pforta als die Felder leer waren und der Herbst kam. Als der Großvater mir Hölty's „Wunderseliger Mann" erklärte. Bei Bonn am Einflusse der Wied (?) in den Rhein überkam mich noch einmal das Gefühl der Kindheit. Dann in der Neugasse, wo ich immer die mahnende Stimme des Vaters hörte. — Die Geschichte, welche die Haushälterin des Pastors Hochheim erzählte. Auf der krummen Hufe im Mondschein Schlittschuh fahrend, „was ich des Tags verdient auf meiner Leyer". — Ravaillac.

[«]

11[12]

25. Wagner ist Organisator von Massen: von großer Masse des Mythus, von großen langathmigen Scenen. Gesetzgeberisch für ganz große Verhältnisse. Deshalb kann er einfach sein, wie nie ein Dramatiker gewesen ist. Er erreicht damit die höchste Wirkung. Blick für den großen Rhythmus zeichnet ihn aus. In Betreff des Rhythmus im Kleinen ist er für das Lebensvolle, Bewegte, Vielartige; jede Musik erscheint steif nach der seinigen; er macht alles Vorhergehende zu einer archaischen Kunst. Es ist als ob es auch noch kein Orchester gegeben habe, bevor seines erklang: das beseelte Leben jedes Instrumentes war früher gar nicht da.

[«]

11[13]

26. Das Überflüssige in der Kunst: selbst das Gute einer bestimmten Art soll einmal dasein. Der Reichthum der Kunst in der Mannichfaltigkeit der Formen und Wiederholungen hat den Nachtheil, die Form zu verbrauchen, abzustumpfen. Weshalb man sehr streng gegen Nachahmer sein soll. Die griechische Tragödie war vorbei, als die Dilettanten darüber herfielen. — Das Schönste ist die Unnachahmbarkeit Shakespeares und Wagners. D.h. in vielen

Dingen, Mitteln der Wirkung werden sie sofort massenhaft nachgeahmt, und es giebt jetzt keinen begabten Componisten, der nicht bereits Wagnerisches Gepräge hätte, in den Melismen, der Harmonik, der freien langen Melodie usw. Die Gefahr von solcher Nachahmung ist sogar sehr groß, wie bei Michel Angelo. Um so stärker muß man sich von der Zusammengehörigkeit der Wagnerischen Mittel und Zwecke überzeugen, um es fast mit Ekel zu empfinden, wenn dann die Mittel isolirt zu ganz andren und kleinen Zwecken verwendet werden. Wagner muß auf Musiker die Wirkung haben, daß er diese zu Virtuosen der Ausübung und zu strengen Lehrmeistern macht; aber das wahnsinnige Componiren sollte er ihnen verleiden.

27. Besonders ist die Gefahr des Naturalismus groß, nach Wagner. Das Erschreckende, Berauschende usw. seiner selbst wegen erstrebt. Eine ungeheure Fülle von Mitteln ist ja da.

[«]

11[14]

Um die Erbschaft der Vergangenheit antreten zu können, müssen wir uns auch verpflichtet fühlen, ihre Schulden zu bezahlen. Man muß gut machen, was sie versäumt und verbrochen hat: das ist der billige Dank dafür, daß wir an dem Theil haben dürfen, was sie gewonnen und errungen hat.

[«]

11[15]

24. Die vor-Wagnerische Musik hatte einen episch-lyrischen Charakter; eine Stimmung z.B. eine andächtige bußfertige, heitere usw. wollte sich aussprechen; eine gewisse Gleichartigkeit der Formen und längere Dauer setzten endlich den Hörer in diese Stimmung. Die Gesammtform eines Stimmungsbildes bekam gewisse Gesetze von Anfang und Schluß, Vermeidung von Langeweile und Monotonie bestimmte die Länge. Nun kamen die Contrastwirkungen der aufeinander folgenden Stimmungen auf und später auch, in demselben Tonstück, der Contrast des Ethos. Sehr häufig ein männliches und ein

weibliches Motiv. Das sind alles noch uranfängliche Stufen der Musik. Dabei will sie meistens nur unterhalten, und höchstens rühren: die Stimmungen dürfen nicht zu tief, nicht zu stark sein und die Contraste deshalb auch nicht zu kühn. Allmählich lernte man aber doch eine Menge symbolischer Formen für alle Arten von Stimmungen erfinden. Und nun geschah etwas Neues: man bekam die willkürliche Contrastirung satt und überhaupt die Stimmung, das ἦϑος und seine Gegensätze; während man auf der anderen Seite immer raffinirter wurde in seltenen Stimmungen, in der Zeichnung abnormer Charaktere (blasirter, kindlicher, greisenhafter, nationaler). Beethoven erfand die Sprache der Leidenschaft, nicht mehr der Stimmung: und damit war die Form der Stimmungsmusik unmöglich: nicht mehr ein idyllischer See war jetzt zu malen. Ein innerer dramatischer Vorgang — denn jede Leidenschaft hat einen dramatischen Verlauf — erzwang sich seine Form; vielfach hemmte und störte das überlieferte Thema der Stimmungsmusik, das wie ein steifes Gesetz die Leidenschaft einschnürte. Es war oft ein Widerspruch: das Pathos, das sich in der Art des Ethos aussprechen sollte. Für das Pathos ist die große Form nöthig, um den großen geschwungenen Bogen jeder Leidenschaft wiederzugeben; die Symphonie wurde von Beethoven dafür erkannt, doch noch mit Anlehnung an die Contraste der Zustände; so daß er oft drei vier Stufen aus dem ganzen Verlauf einer Leidenschaft herausnahm und die Linie der ganzen Leidenschaft mehr errathen ließ, dadurch daß er vier Punkte ihrer Flugbahn hinzeichnete. Dadurch entstand für viele Zuhörer eine Entfremdung von der Musik: sie konnten die Flugbahn nicht erkennen, und die Contrastwirkungen der einzelnen Theile waren auch unfaßlich. Und so entstand bei den geringeren Musikern die reine Willkür der Theile und ihrer Folge; der Zusammenhang des Ganzen fehlte, es waren vier Stücke. (So wie Aeschylus vier Punkte aus dem Leben und Mythus herausnahm und später die Stücke selbständig wurden.) Also: die Erfindung der großen Form der Leidenschaft führte, nicht verstanden, zurück auf den Einzelsatz mit subjektivem Inhalt und das Spannungsverhältniß der Theile zu einander hörte ganz auf; nur daß man häufig wieder zur früheren Contrastwirkung zurückgriff. Denn man muß Leidenschaft haben, um sie darstellen, um sie verstehen zu lernen: Musiker, wie Schubert, Schumann Mendelssohn haben nur Ethos, und deshalb ist die nach-Beethovensche Symphonie ein so wunderliches Gebilde. Im Einzelnen stammeln sie die Sprache des Beethovenschen Pathos, das verwirrt den Zuhörer noch mehr. Mittel passen nicht zu der Absicht und die Absicht ist überhaupt nicht klar. Die lange Cdur Symphonie von Schubert ist langweilig, weil die einzelnen Sätze nur scheinbar im Ganzen, in Wahrheit nur im Kleinen, Einzelnen, ihre Berechtigung haben. Das Einzige, was diese Musiker gewirkt haben, ist, daß sie eine Menge von Ausdrucksformen zugänglicher, verbreiteter gemacht haben, besonders auch im Liede. — Beispiel an der neunten Symphonie Beethoven's: hier giebt der erste Satz den Gesammtton und -Wurf der Leidenschaft und ihres Ganges: das braust immer fort, die Reise durch Wälder Klüfte Ungeheuer: da braust in der Ferne der Wasserfall, da stürzt er in mächtigen Sprüngen hinab, mit einem ungeheuren Rhythmus in seinem Donner. Ruhe auf der Reise, ist der zweite Satz (Selbstbesinnung der Leidenschaft und Selbstgericht), mit Vision einer ewigen Ruhe, welche über alles Wandern und Jagen wehmüthig-selig nieder lächelt. Der dritte Satz ist ein Moment aus der höchsten Flugbahn der Leidenschaft: unter den Sternen ist ihr Lauf, unruhig, kometenhaft, irrlichthaft, gespenstisch-unmenschlich, eine Art von Abirrung, die Rastlosigkeit, inneres flackerndes Feuer, ermüdend, quälendes Vorwärtsziehen, ohne Hoffen und Lieben: höhnisch derb mitunter, wie ein nie Ruhe findender Geist herumschweift, auf Gräbern. Und nun der vierte Satz: herzzerschmetternder Aufschrei: die Seele trägt ihre Last nicht mehr, sie hält den ruhelosen Taumel nicht aus, sie wirft selbst die Vision ewiger Ruhe von sich, die in ihr auftaucht, sie knirscht, sie leidet schrecklich. Da erkennt sie ihren Fluch: ihr Alleinsein, ihr Losgelöstsein, selbst die Ewigkeit des Individuums ist ihr nur Fluch. Da hört sie, die einsame Seele, eine Menschenstimme, die zu ihr wie zu allen Einzelnen redet und zwar als zu Freunden spricht und zur Freude der Vielsamkeit auffordert. Das ist ihr Lied. Und nun stürmt das Lied von der Leidenschaft für das Menschliche überhaupt herein, mit seinem eigenen Gange und Fluge: der aber nie so hoch gewesen wäre, wenn nicht die Leidenschaft des nächtlich fortstürmenden einzelnen Vereinsamten so groß gewesen wäre. Es knüpft sich die Mitleidenschaft an die Leidenschaft des Einzelnen an, nicht als Contrast, sondern als Wirkung aus jener Ursache. —

So bei Beethoven. Wagner erfindet nun, nach Beethoven, die Darstellung der verflochtenen Leidenschaften und braucht jetzt das sichtbare Drama zur Verdeutlichung, Wort und Gebärde. Er stellt Menschen gegenüber; er entwindet sich des Subjektiven der Leidenschaft, er stellt nicht mehr sich dar: oder zwar doch sich selbst, aber als Resonanz mehrerer leidenschaftlich handelnder Personen, deren Seelenleben in ihm nachlebt, in dem kunstvollen In- und Nebeneinander. Die Aufgabe ist so hoch, daß die Undeutlichkeit eine große

Gefahr ist, und deshalb ist auf Deutlichkeit der Musiksprache Wagner's ganze Kraft gerichtet.

Er hat erreicht, was noch nie einer erreicht hat: die allerstärkste und deutlichste Sprache des Gefühls. Alle frühere Musik erscheint steif, schwächlich, manierirt, ängstlich. Die unglaubliche Festigkeit und Bestimmung jedes Gefühlsgrades ist bei ihm das Einzige: er hat das innerhalb der Musik gethan, was der Erfinder der Freigruppe innerhalb der Plastik that: darauf ruht seine Dirigentenkraft im Modificiren des Tempo's; er hat einen gleichsam objektiveren und hart gewordenen Eindruck der zartesten oder wildesten Regungen vor sich, den er trifft, mit zwingender Sicherheit, er schießt immer als Schütze, in's Herz. Alles ist ihm so individualisirte Leidenschaft, der Sturm und das Feuer hat sie, die ganze Natur lebt und webt, niemals unbestimmt, nie stimmungshaft, sondern wie etwas Wollendes, Begehrendes. — Nun ist das Drama bei ihm das bewegte Leben mehrerer Leidenschaften und ihre Geschichte, gleichsam ein Bündel von Kräften und Feuerzungen, die sich kreuzen, abstoßen, aufflammen, ersterben machen.

Durch die Oper waren viele einzelne Ausdrucksmittel der Leidenschaft erfunden worden und populär verständlich gemacht. Denn es ist nicht nur nöthig, diese Symbolik zu erfinden, sondern sich auch eine verstehende Hörerschaft zu erziehn. Im Concert ist dies am wenigsten geschehn; da herrscht die Affektation der „höheren Kunst“ und des höheren Geschmacks. Aber in der mißrathenen dramatischen Unform der Oper wurde viel Verständniß für das Symbolische eingeschmuggelt. Hier wollte man den Effekt und war ehrlich genug dazu, fern von der vornehmen Gleißnerei, welche die „Würde der effektlosen Kunst“ vertritt; da bekam man allmählich eine ganze große Summe von Effekten d.h. von verständlichen symbolischen Formen: da konnte nun ein Genie kommen und sich ihrer bemächtigen. Denn keine Form ist so gemein, daß sie nicht in der Hand des Genie's zum Ausdruck des Höchsten und Edelsten umgedeutet werden könnte. — Von der Seite Schillers her (und Shakespeares) ist das Gefühl für die langathmige Leidenschaft auf der Bühne erzogen worden: ein hoher Grad von Cultur, da das Volk sonst immer nur Stückwerk will und das Ganze und Lange preisgiebt. — Alle diese partiellen Vorbildungen und Vorbereitungen brachten immer ihr eignes Maß von Absurdität und Gelehrtenhaftem mit sich; und der aesthetische Ausdruck, das Schreiben und Reden darüber war ganz ekelhaft. Es gehörte der Blick des Genie's dazu, daß trotzdem eine Erziehung zum Drama und zur Musik der Leidenschaft da gewesen sei und daß es nur gälte, jetzt einmal alles, was ursprünglich zusammengehörte, aber, historisch, jetzt einzeln angelehrt worden war, wieder zusammenzufügen und den Versuch zu wagen, ob man jetzt das Ganze verstehe. Die ersten Versuche Wagner's gelangen nur mäßig, ja fast hätte er verzweifeln wollen. Das in Deutschland übliche Kleben am Dogma, am Hergebrachten wandte gegen die neue Gattung alles das ein, daß ihr zu jeder vorher dagewesenen Gattung vieles fehle: man sah die schlechte Oper, die schlechte symphonische Musik, das schlechte Shakespear'sche Drama in dem Werke Wagner's. Einzelne empfanden die Wirkung, und diese waren für Wagner jetzt das Publikum. Diese lehrte er, sich um die bisherige Aesthetik nicht kümmern. Während er sich seine Zuhörer und Zuschauer entfesselte, entfesselte er immer mehr seine eigene Kraft von allem Angelernten. Das göttliche Gefühl überkam ihn immer mehr, sein Reich gefunden zu haben, wo er Herrscher war. Es geht durch den Tristan ein Wohlgefühl von neuerlangter Meisterschaft, von rücksichtslosem Sagen, was er kann und will, das wohl in keinem Werk der Welt seines gleichen hat. Jetzt erst hat er die große Form (die langathmige Leidenschaft, die vielköpfige Leidenschaft) gefunden; die Angst vor dem Mißverstehen, die ihn bis dahin zwang, das einzelne Stück immer noch zu sehr herauszuheben und zu isoliren (z.B. im Lohengrin), das Publikum gleichsam durch Annäherung an die gewohnte Form zu locken, kurz das Verführen-Wollende, das hat ihn jetzt verlassen. Nichts ist ihm unerträglicher als seine Zuhörer zu verlieren, darin ist er wahrhafter Künstler, der von der beseligenden Welt seines Wesens verständlich reden will; ein Kunstwerk, das sich nicht zu verstehen giebt, ist ein Widerspruch. Denn die Kunst ist eben die Kraft, das wirklich mitzutheilen, was man erlebt hat, weiter nichts! — Nun erkannte er die Schwächen der Mittheilbarkeit des Wort-Dramas als der Musik für sich. Das erstere hat durch den Gedanken das Wort die Gebärde auf das Gefühl zu wirken, gehört also damit in die Rhetorik. Aber nicht immer ist die Leidenschaft beredt, hier muß sie es sein, und zwar weitschweifig. Das Wort ist eine zu verbrauchte und abgenutzte Art sich mitzutheilen, und so muß der Wortdichter die Sprache und den Gedanken ungewöhnlich färben, um so den Ausdruck der Leidenschaft zu finden, geräth aber damit leicht ins Unverständliche; anderseits muß er durch Tiefe der Gedanken und Sentenzen das Ganze heben und geräth so in's Unwahre, d.h. die Leidenschaft spricht sich wirklich so nicht aus und theilt sich also auch nicht mit. Durch die Verbindung von Musik und Sprache und Gebärde erlangt Wagner vor allem, daß er die Grundregungen des Inneren, welche durch Wort und Gebärde nur ausgedrückt werden, selbst, direkt darstellt; und jetzt wird Wort und Gebärde leichtverständlich. Jetzt kann der dramatische Darsteller wieder natürlich sein (der frühere mußte affektiren, Sentenzen sprechen usw.). Der ganze Haushalt des Dramas durfte einfacher sein, das idealisirende Element war nicht erst durch große Complicirtheit des Baus usw. zu schaffen, die Kraft der Musik vermochte in jedem Augenblick alles zu heben. Die Sprache convertirte sich aus einer Gedankensprache in eine Gefühlssprache, wurde gedrängter, warf die unsangbaren Hülfszeitwörter weg usw. Mit diesem neuen Lichtapparat hatte er es in der Hand, dem innern Leben eine Überzeugung zu geben, wie sie nie ein Künstler erreicht haben kann: er konnte dem Wunderbaren einen augenblicklichen Glauben verschaffen. Deshalb konnte er auch Prozesse darstellen, die wenig Handlung in banalem Sinne sind, sondern <sich> fast ganz im Innern abspielen und doch mit der höchsten Verständlichkeit an die Theilnahme der Hörer appelliren, z.B. im Tristan. Daraus folgt nun eine Veredelung der leidenschaftlichen Gebärde, des Plastischen, überhaupt bringt die Musik, weil sie die Empfindung gleichsam streckt (denn die gesungene Leidenschaft ist länger als die gesprochene), eine Überwindung der unplastischen Aufgeregtheit mit sich, des Allzubewegten, an denen das Wortdrama leidet. — Nachdem dies alles der Künstler als seinen Machtbereich wußte, griff er nach dem Stoffe, der groß genug war, zu zeigen, daß hier eine Macht da sei, wie sie kein Künstler der Welt besessen hat — zur Tragödie der Götter und Helden überhaupt. „Die Geschichte der Religion als Tragödie.“

[«]

11[16]

Instrumentation: er hat die Blasinstrumente erst zu großen Wirkungen erzogen, alle früheren sind Dilettanten, ihm gegenüber, auch Beethoven.

[«]

11[17]

Der dramatische Darsteller hat jetzt ein Vorbild in der Musik. Es ist ja durch ein Untertauchen in das fremde Wesen entstanden, Wagner schwindelt nicht wie die Dichter mit Drachen Kröten usw.: der Umfang des von ihm Erlebten und Darstellbaren ist unbegrenzt.

Selbstbeherrschung des Künstlers, der eine dreifach waltende Phantasie wie drei Rosse zügelt, zum höchsten Ziele.

Kein symphonisches Ausschweifen.

[«]

11[18]

23. Ein Wort über den Dichter Wagner. Denken in sichtbaren und fühlbaren Vorgängen, nicht in Gedanken ist das eigentlich Dichterische: dies zeigt sich im Mythus; dem nicht ein Gedanke zu Grunde liegt, wie man gewöhnlich meint, sondern der selbst ein Denken ist, aber nicht in Begriffen, ich meine ein Weltbild, welches nicht in Worten zu umspannen ist, sondern in Vorgängen. Wie sich Musik ausnimmt für einen Tauben, der nur die Chladnischen Sandfiguren sieht, so ist der Mythus für den Nichtdenker, das Volk; und für dies dichtet der Dichter, der darin selbst zum Volk, ich meine zu den Nichtdenkern, gehört. Der Ring des Nibelungen ist ein ungeheures Gedankensystem ohne die begriffliche Form des Gedankens. Vielleicht könnte ein Philosoph etwas ganz Entsprechendes zur Seite stellen, das ganz ohne Bild und Handlung wäre: dann hätte man zwei disparate Sphären. Aus der einen könnte man in die andre nicht hinein: um zur einen, müßte man reiner Denker, um zur andren zu kommen, reiner Dichter sein. Die Gedanken, welche die Helden der Dichtung äußern, sind nicht die Gedanken des Dichters als Dichter: er denkt in Vorgängen, die Folge der Scenen, und das, was vorgeht, ist sein Denken. Nur die vielen Halbdichter bringen eine Verwirrung hervor: d.h. die Künstler, die nicht ganz Dichter sind. — Wenn nun Wagner bald den christlich-germanischen Mythus, bald Schiffahrer-Legenden, bald buddhaistische, bald heidnisch-deutsche Mythen, bald protestantisches Bürgerthum nimmt, so ist deutlich, daß er über der religiösen Bedeutung dieser Mythen frei steht und dies auch von seinen Zuhörern verlangt; so wie die griechischen Dramatiker darüber frei standen und schon Homer. Auch Aeschylus wechselte nach Belieben seine Vorstellungen, selbst von Zeus. Fromm ist ein Dichter niemals. Es giebt keinen Cultus, keine Furcht

und Angst <und> Schmeichelei vor diesen Göttern, man glaubt nicht an sie. Der Grieche, der im Bühnenhelden in abergläubischer Weise den Gott sah, war nicht der Zuschauer, den Aeschylus wollte. Die Religiosität der Götzen und Fetische muß vorüber sein, wenn jemand so frei in Vorgängen denken soll, als Dichter. Wagner fand einen ungeheuren Zeitpunkt vor: wo alle Religion aller früheren Zeiten in ihrer dogmatischen Götzen- und Fetischwirkung wankt: er ist der tragische Dichter am Schluß aller Religion, der „Götterdämmerung“. So hat er die ganze Geschichte sich dienstbar gemacht, er nimmt die Historie als sein Denkbereich in Anspruch: so ungemein ist sein Schaffen, daß er durch alles Gewordene nicht erdrückt wird, sondern nur in ihm sich auszusprechen vermag. — In welchem Lichte sieht er nun alles Gewordne und Vergangne? — Die wunderbare Bedeutung des Todes ist hier voranzustellen: der Tod ist das Gericht, aber das frei gewählte, das ersehnte Gericht, voll schauerlichen Liebreizes, als ob es mehr sei als eine Pforte zum Nichts. (Bei jedem starken Schritt des Lebens auf dem Bretterhaus resonirt dumpf der Tod.) Der Tod ist das Siegel auf jede große Leidenschaft und Heldenschaft, ohne ihn ist das Dasein nichts werth. Für ihn reif sein ist das Höchste, was erreicht werden kann, aber auch das Schwierigste und durch heroisches Kämpfen und Leiden Erworbene. Jeder solche Tod ist ein Evangelium der Liebe; und die ganze Musik ist eine Art Metaphysik der Liebe; sie ist ein Streben und Wollen in einem Reich, welches dem gewöhnlichen Blick wie das Reich des Nichtwollens erscheint, ein sich Baden im Meere der Vergessenheit, ein rührendes Schattenspiel vergangener Leidenschaft.

[«]

11[19]

22. Wagner’s Kunst gehört nicht zur jetzigen Kunst: er ist weit voraus oder darüber. Man soll seine Existenz nicht unserm Zeitalter zum Verdienst anrechnen, zumal es alles gethan hat um seine Existenz zu verhindern. Zähle auf, was Wagner gefördert hat — worin er nicht gehemmt, sondern unterstützt wurde (darunter als Gegenstück Meyerbeer anzuführen, der seinen Tages- und Zeiterfolg auf das Künstlichste in Scene setzte — Wagner hat immer das Gegentheil gethan, besonders seine „Freunde“ waren immer schlimm daran, er

erlaubte ihnen nie auszuruhen, plötzlich war er ihnen mit etwas Neuem aus dem Gesichtskreis, sie standen wie die Jünger im Faust mit Sehnsucht und sahen nach oben). Ebensowenig sollen die Leipziger ihn als ihr Stadtkind verherrlichen dürfen: vielmehr haben sie durch ihr Verhalten gegen Wagner ihr Verhalten gegen die Lutherische Reformation in Erinnerung gebracht. Meine Betrachtung Wagner's bleibt als „unzeitgemäße" gerechtfertigt. Denn alle sonstige Kunst und Wissenschaft, die Musiker und Musikgelehrten dazu, haben ihm den Weg verlegen wollen. — Mir liegt daran, nicht von Wagners Gegnern zu sprechen; denn ich müßte von Jedermann reden. Wer hat sich nicht versündigt? Durch flaches Nicht-hören-wollen oder Halbhören usw. Aber ich schweige: wie ich es verstehe, zeige aber der Titel, daß ich diese Betrachtung unzeitgemäß nenne.

[«]

11[20]

21. Wie Unrecht thäte man, anzunehmen, Wagner sei es um die Kunst allein zu thun und er betrachte sie als das Heilpflaster für alle übrigen elenden Zustände! Sie ist ihm nur der Trost der ἀνάγκη gegenüber, aber wo ist die Grenze der ἀνάγκη, wenn man auf das weite Menschheitsleben blickt! Für das Individuum bleibt es der Haupttrost, seiner individuellen ἀνάγκη gegenüber; zugleich aber stählt er so das Individuum, daß er den Kampf für das Allgemeine aufnimmt. Gerade das Drama Wagner's zeigt den Kampf des Individuums bis aufs Messer mit dem, was als ἀνάγκη gilt, Gesetz, Herkommen, Vertrag, Macht, Geld; das Individuum kann nicht schöner leben, als wenn es in diesem Kampfe zum Tode reift und sich opfert. Dem hinsterbenden Individuum tritt das unerschöpfliche Leben der Gattung gegenüber; was ist unüberwindlich für diese! — Immerhin ist die Kunst für eine Ruhepause im Kampf, nicht für den Kampf selbst: für jene Minuten, wo man rückblickend und vorblickend alles symbolisch versteht, wo eine leise Müdigkeit uns befällt. Die Kunst ist der Traum für den Schlaf des Kämpfers, der erquickende Traum für den erquickenden Schlaf des Kämpfers. Der Tag bricht gleich wieder an, die heiligen Schatten verschweben, und da ist die Kunst fern. Aber ihre Tröstung liegt über dem Menschen von der Frühstunde her. So ist sie die höchste Weltbeglückerin, obschon ihr Glück wie ein Schatten ist. So ist die Kunst eine höhere Stufe der Religion, ohne deren gemeine Grundmotive, Betteln bei den Göttern und Abkaufen von etwas, ohne die niedrige Sucht nach Gewinn. Und so erscheint auch historisch die Kunst am Aussterben der Religionen; freilich werden

dann gewöhnlich die Religionen noch durch die Kunst conservirt, durch Tempel Festaufzüge Ritual, dramatische Schaustellungen; dazu die vererbte Dankbarkeit gegen die mythischen Gestalten, welche der Kunst zu Gute kommen. Ein Zustand der Menschen, welcher die Kunst und Religion entbehren könnte, ist vielleicht keine Unmöglichkeit, aber wir können ihn uns noch nicht einmal imaginiren. Die beiden größten Leiden — 1) die Unsicherheit des Wissens, die Nichtgemeinsamkeit desselben bei allen Menschen und 2) die Ungleichheit des Könnens — diese Leiden sind kunstbedürftig. Man kann nicht glücklich sein, so lange um uns herum alles leidet: man kann nicht sittlich sein, so lange der Gang der Dinge durch Macht und Gewalt und Ungerechtigkeit bestimmt wird; man kann nicht einmal weise sein, so lange nicht die ganze Menschheit im Wetteifer nach Weisheit gerungen hat. Überall findet der Einzelne sein Ungenügen: wie sollte er es aushalten können ohne zugleich in seinem Kampfe und Streben und Untergange etwas Erhabenes und Bedeutungsvolles zu erkennen? Das zeigt ihm die Tragödie; sie hat Lust am Rhythmus der Leidenschaft und am Opfer derselben; sie erhält die tragische Gesinnung aufrecht und zeigt sie in allem Wechsel der Sitten und Religionen als vorhanden. Lieber sterben als seinem innersten Zuge, seiner Leidenschaft, deren Verkörperung wir sind, untreu werden! Wehe der Menschheit, wenn dieser tragische Sinn ihr je entschwände! Nur ist die Kunst keine direkte Lehrerin und Erzieherin für das Handeln; die Objekte, die die tragischen Helden erstreben, sind nicht ohne Weiteres erstrebenswerthe Dinge. Es ist wie im Traum; was wir während der Bezauberung der Kunst für erstrebenswerth halten, so daß der Tod lieber zu wählen ist als darauf zu verzichten, das ist nicht oder selten im Leben zu gebrauchen; dafür ist die Kunst für die Ruhe und Rast, für den Schlaf des Thätigen; ihre Probleme sind vereinfacht, erleichtert, es sind lauter Abkürzungen der unendlich complizirten Rechnung des wirklichen Lebens. Aber gerade darin liegt ihre Größe und Unentbehrlichkeit, daß sie den Schein, einer einfacheren Welt, einer präziseren Lösung seiner Räthsel erregt. Niemand kann diesen Schein entbehren; je complizirter die Erkenntniß von den Gesetzen des Daseins wird, um so inbrünstiger begehren wir nach jener Vereinfachung, wenn auch nur für Augenblicke; um so größer wird die Spannung zwischen Erkenntniß und Einzelnem; damit der Bogen nicht breche, ist die Kunst da. Da aber diese Kluft immer größer wird, und dem Einzelnen eine immer höhere Spannung zugemuthet wird, im Zeitalter der untergehenden Religionen, so kommen wir in eine Periode der Kunst, wie sie noch nie nöthig war und noch nie da war.

[«]

11[21]

Vom Theater und der Zerstreuungssucht. Der Mensch hält das Gewohnte für das Rechte. Unser ganzes Leben und Wesen ist eigentlich höchst ungewöhnlich und nachdenkenswerth — corrupt!

— Wagner ein umgekehrter Alexander: nicht ein Verbreiter der Cultur, sondern ein Concentrirer, ein Hohlspiegel, ein Zusammenzieher alles möglichen Culturhaften, aus der Weite in die Enge, aus der Zerstreutheit in einen Mittelpunkt zusammen. Seine Kraft zeigt sich darin, die Fäden zu ziehen, die so schlaff geworden sind. Das Adstringirende.

Man kann nicht glücklich sein, so lange — Und auch das Wissen ist ein Vorwurf, so lange man den Arbeitern — — —

Wagner als Küstenfahrer
Mährchen für Kinder und Weiber
Bayreuth Kampf mit den Elementen

[«]

11[22]

20. Die Geschichte der Entwicklung der Cultur seit den Griechen ist kurz genug, wenn man den eigentlichen zurückgelegten Weg in Betracht zieht und das Stillestehen, Zurückgehen, Zaudern, Schleichen gar nicht mit rechnet. Die Hellenisirung der Welt und die Orientalisirung des Hellenischen — die Aufgabe des großen Alexanders — ist immer noch das letzte große Ereigniß; die Übertragung einer fremden Cultur immer noch das Problem, an dem wir herumrechnen. Inzwischen ist der Alexandrinismus in immer höherer Kraft hervorgetreten; das verdummende Zwischenspiel des Christenthums — das rhythmische Spiel der beiden Faktoren gegen einander, an dem die Welt zu leiden hatte — natürlich abgerechnet, ist der Gang der Wissenschaft weiter geworden. Aber bei der unendlichen Zerstreuung des hellenischen Geistes ist die eigentliche Culturwirkung

des Hellenischen auch immer fadenscheiniger und blässer; vor allem fehlt jede Einheit, es ist ein verwirrtes Wogen. So ist denn jetzt eine Reihe von Gegenalexandern nöthig geworden, die die ungeheure Kraft haben zusammenzuziehn und zu binden, die entferntesten Fäden heranzulangen und das Gewebe vor dem Zerblasenwerden zu bewahren. Nicht den gordischen Knoten der griechischen Cultur zu lösen, so daß seine Enden nach allen Weltrichtungen hin flattern, sondern ihn zu binden, nachdem er gelöst war — das ist jetzt die Aufgabe. In Wagner erkenne ich einen solchen Gegen-Alexander. Er hat, medizinisch zu reden, etwas Adstringirendes, er bannt und schließt zusammen, was vereinzelt und schwach, lässig war: insofern gehört er zu den ganz großen Culturgewalten und ist der Erste einer neuen Reihe von Menschen. Er waltet über den Religionen, über den Künsten, über den Wissenschaften der Geschichte und ist doch der Gegensatz eines Polyhistor, eines zusammentragenden zusammenrechnenden und ordnenden Talentes (wie Aristoteles für die Natur es war). Er ist ein Zusammenbildner und Beseeler des Zusammengebrachten, ein Vereinfacher der Welt. Dabei hat er so viel Menschheitsstufen in sich, um auch ganz in eine sofortige gegenwärtige Aufgabe sich hineinzudenken; er verbindet nicht nur die entferntesten Punkte des großen Meeres, sondern er kann auch, wenn er will, Küstenfahrer sein und sich der kleineren zeitgemäßen Arbeit gewachsen zeigen.

[«]

11[23]

19. Eine Reform des Theaters — es sieht für den oberflächlichen Beschauer fast lächerlich aus. Gut, es sei reformirt, was ist denn damit geschehn? wird er sagen. Nun, damit wäre der moderne Mensch verändert und reformirt; so nothwendig hängt hier alles zusammen. Es ist gar nicht möglich, die Würde der Kunst herzustellen, ohne nicht überall, in Sitte und Staat, mit Gerechtigkeit und Liebe zu neuern. Schon um zu begreifen, in wiefern die Stellung der Kunst entartet ist, in wie fern unsere Theater eine Schmach sind — muß man willig umlernen und das Herrschende Alltägliche einmal als etwas sehr Ungewöhnliches und Complicirtes verstehn. Die seltsamste Barbarei, gemeinste Ergötzlichkeit, gelehrtenhafte Absichten, Wichtigthun und Schauspielerei mit dem Ernst der Kunst, Geldgewinn, Eitelkeit der Gesellschaft, ermüdete Sinne — alles das trifft im

Theater zusammen. Wirklich hat man nur das griechische dagegen zu halten, um zu sehn, wie gemein und dazu auf barocke Art gemein unsre Einrichtungen sind. Gesetzt, wir wüßten nichts von den Griechen, so wäre unserm Zustand vielleicht gar nicht beizukommen, und man hielte die Einwendungen für utopistische Träumereien. „Wie die Menschen einmal sind, gebührt ihnen eine solche Kunst — sie sind nie anders gewesen“: — würde man sagen. An demselben Orte weihevolle Ergriffenheit und Sammlung, den Höhepunkt unseres Glückes, die höchste Bestärkung der edelsten Menschen, die hingebendste Aufopferung der Künstler, dies Schauspiel aller Schauspiele selbst, den siegreichen Schöpfer eines solchen Werkes zu sehen — ist es nicht Zauberei, das zu Stande gebracht zu haben? Müssen nicht die Menschen, die das erleben können, schon verwandelt und erneuert sein? Ist nicht ein Hafen in der wüsten Weite des Meeres gefunden, eine Stille über den Wassern? Sehe ich von dort aus zurück, wie kahl und ekelhaft kommt mir dann die moderne Art, mit der Kunst zu verkehren vor, wie entwürdigend das Singen und Musiciren in unsern Concerten und Geselligkeiten, das Lesen und Sprechen in unsern gelehrten Kreisen vor! Und wie erbärmlich ist die Stellung des modernen Staates, der sich noch dazu „Culturstaat“ nennen läßt! Nur einen Wunsch habe ich bei einem solchen Blick, nie in diese flache Welt zurückkehren zu müssen oder so sehr als möglich gegen sie vertheidigt zu sein; während ich allen den wirklich Leidenden Hoffnung machen möchte, daß es noch Menschen giebt, welche für sie gegen die unterdrückenden Elemente eines luxusartigen Triebes kämpfen werden. Mit dem Handwerker, Bauer und Arbeiter will ich lieber zusammen wohnen als mit dem jetzigen „Gebildeten“, mit dem frommen schlichten Manne ohne Gelehrsamkeit lieber als mit dem Gelehrten, ja selbst mit dem unverstellten Diener der Selbstsucht eher noch als mit dem maskirten.

[«]

11[24]

18. Wagner zeigt seine Macht besonders darin, wie er die Widerwilligen unterjocht. Kein begabter Musiker ist mehr, der nicht innerlich auf ihn hinhorchte und ihn hörenswerther fände als <die> übrige Musik zusammen. Viele, die durchaus etwas bedeuten wollen, ringen geradezu mit diesem sie überwältigenden inneren Reize, aber wo sehe man einen, der jetzt noch sich frei erhalten hätte? — sie werden kleinlicher, suchen schlechte Bundesgenossen und Freunde, schmeicheln

der Zeit und verderben so: zumal aber wenn sie die große Form affektiren, sind sie nicht mehr ehrlich, sondern wollen täuschen. Besten Falls sind sie fleißig und lernen das, was in der Musik zu lernen ist: im Vertrauen darauf, daß die „Gebildeten“ den schwierigen Unterschied zwischen Original und Kopie, zwischen Erlernbarem und Unlernbarem nicht merken, schaffen sie darauf los. Ihnen allen sei, wenn sie durchaus componiren wollen, die kleinste Form anempfohlen, etwas was ich mit freiem Ausdrucke das musikalische Epigramm nennen möchte, dafür reicht vielleicht der Witz und die Gestaltungskraft, und sie können ehrlich sein, dabei kann noch Herrliches entstehn, wie bei den Griechen, die sich auch auf die kleinste Form warfen, als die großen vorweggenommen waren.

Wagner selber will keine Componistenschule.

Da knüpft man sich an die früheren Meister mit ängstlicher Beflissenheit an, hält die Ohren zu und will lieber Schubert oder Händel oder irgend einen Charakter tragen als den Wagners. Unmöglich! Die selbe Unentrinnbarkeit bei den schriftstellerischen Gegnern; von den eigentlichen Stroh- und Holz- und Zahlenköpfen abgesehn, ist jetzt jeder selbst nur mäßig begabte überwunden; und der Neid und Haß oder gar die Noth um Brod und Geld, die Verpflichtung, die man gegen Zeitungen eingegangen ist, die Furcht vor dem Publikum, die Anstandsfrage, wie man sich einen schicklichen Rückzug bereite, alles das giebt jetzt alledem, was über Wagner gesprochen und geschrieben wird, so einen ekelhaften Charakter. Hier und da bricht die eigentliche Wuth aus, und man ist so weit gegangen, alles was teuflisch ist in Verführungskünsten Berauschungen mit dem Namen „Wagner“ zu bezeichnen. Alles neue Mittel, jene Macht zu mehren! Ob man in Japan oder in den Prérien Amerika’s von Kunst redet, so kommt immer nur Eine Stellung in Betracht, die zu Wagner. Und vielleicht concentrirt sich die ganze moderne Kunstgeschichte, die letzten Jahrhunderte vorher und die nächsten nachher, um diesen einen Namen.

[«]

11[25]

17. Wie Wagner es versteht abzuschließen, zeigt seine Beschäftigung mit der deutschen Mythologie. Alle Gelehrten haben nur für ihn gearbeitet; jetzt nachdem das Werk der Wiederauferstehung des deutschen Mythus vollendet ist, ist jene Gelehrten-Gattung überflüssig geworden. Und so sollen sich Gelehrte überflüssig

machen lassen! Nur in Hinblick auf solche endgültige Beseitigung ihrer Gattung durch einen Genius arbeiten sie ja! Als solche, die auf Erlösung hoffen, verzaubert zur unterirdischen sonnenlosen mühsamen Arbeit! — Wer hätte jetzt noch viel über Aeschylus und Soph<okles> zu sagen! Das Größere ist da, der Inbegriff auch ihrer Kunst, zugleich die höchste Rechtfertigung der Verehrung, welche sie genossen haben, fast auf Treu und Glauben hin. Ebenso ist die Religionsgeschichte an einen Wendepunkt gestellt, ebenso die Kunstgeschichte; eine ungeheure Summe von Wissen kann man jetzt wegwerfen, nachdem das erlösende Wort gesprochen ist; ein guter Theil von Gelehrsamkeit und Geschichte (Aesthetik namentlich) ist veraltet, zum Trödel geworden. Wie es andere verstehn, nicht abzuschließen, zeigt z.B. die Beschäftigung mit dem deutschen Mährchen; das war durch Gelehrte wieder entdeckt und den alten Weibern und Kindern abgelauscht worden. Statt nun den hohen Grad von Erniedrigung zu empfinden, der in der Verwandlung des Männer-mythus zum Alt-weiber-Mährchen liegt, und diesen Bann zu brechen, beschäftigte man sich mit alberner Kindlichkeit mit künstlerischer Verarbeitung des Mährchens, wie z.B. Schwind; und unsere blasirten Großstädter thaten kindlich! Die ganze deutsche Romantik war eine Gelehrtenbewegung, man wollte gern in's Naive zurück und wußte, daß man's so gar nicht war. Wer jetzt nicht heldenhaft ist, kann nicht in's Einfache und Naive hindurch; aber jene meinten, durch Verweichlichung Vergreisung Altjungferhaftes und eine Art von absichtlicher „zweiter Kindheit“ dahin zu kommen. Man muß dem Volksliede nicht nachsingen, sondern vorsingen können, um ein volksthümlicher Sänger zu sein. Und das versteht Wagner, er ist volksthümlich in jeder Faser.

[«]

11[26]

16. Wagner's Diadochen: er vermacht sein Reich auch „dem Stärksten“, aber hier ist nicht von Nach-Wagnerischer Kunst die Rede: man wird auf lange hinaus mit dem Musikschaffen vorsichtig werden, das Produziren und Dilettiren ist vorbei. Er erweist sich eben als eine ganz große Culturmacht darin, daß man gar nicht sagen kann, wo alles noch sein Einfluß ausbrechen kann. Er hat, nicht durch Begriffe allein, sondern durch die That, ein Fragezeichen vor unsere ganze modern sich nennende Cultur gesetzt. Sie ist nicht modern, sondern alt und ganz verdorben bereits. Hier ist mächtig zu erobern und zu siegen; die größten Reiche stehen offen;

wer z.B. wird das Reich der Erziehung als morsch erkennen und niederwerfen? (Wenn man die stillen unzufriedenen tiefen Gelehrten zur offenen Empörung und Erklärung treiben könnte, so wäre das an dem bisherigen Gesammtbildungswesen der empfindlichste Aderlaß. Übrig blieben alle politisch Angesteckten unter den Gelehrten und die litteratenhaften Menschen aller Art.) Er hat errathen und verrathen, daß vieles sehr schwach ist; und der Widerstand der bisherigen Machtinhaber z.B. der Gelehrten dürfte nicht viele Schlachten aushalten können. Mit dem Name „Bayreuth“ bezeichne ich eine der tiefsten Niederlagen, welche die deutschen Gebildeten erlitten; sie waren nicht dabei, sie waren wüthend dagegen, die Verachtung der Kommenden wird sie treffen.

[«]

11[27]

<15.> Die sittliche Grundnatur Wagner’s entfaltet sich immer leuchtender. Auch sie braucht Sonnenschein d.h. den Erfolg im Streben. Ein großes Ziel bringt große Gefahren! und die Unzulänglichkeit dazu und folglich auch die mangelnde Einsicht in diese Unzulänglichkeit — mitunter in den Umständen liegend? — macht böse, man sucht die Gründe in Anderen für das Mißlingen, geht Neben- und Schleichwege, immer im Glauben an sein Ziel und behandelt alle Welt als schuldig, wird gleichsam unterschwürig und reizbar, ungerecht; so geschieht es, daß gute Naturen verwildern, auf dem Wege zum Besten. — Selbst unter denen, welche der sittlichen Reinigung nachjagten, unter Mönchen und Einsiedlern, finden sich verwilderte und über und über erkrankte Menschen. — Wagner durch Mißlingen ausgehöhlt und zerfressen wäre eine fürchterliche Natur; es würde ihn die finstere Melancholie eines Umsturz-Dämons einhüllen. Man soll nur mit schamhafter Zurückhaltung vor dem unenthüllbaren Heiligen des Innern reden: aber ist es nicht zu fühlen, wie im Grunde des Rienzi, des Holländers, Tannhäuser, Lohengrin, Tristan, Hans Sachs, Wotan, Brünnhilde ein verbindender unterirdischer Strom der sittlichen Veredlung fortläuft, und wie immer reiner und heller dieser Strom fluthet? Welcher Künstler bietet uns ein ähnliches Bild? Vielleicht Schiller. Aber doch ist der Maßstab großartiger bei Wagner, der Weg auch viel ausgedehnter. Die Musik, nicht nur der Mythus spricht diese Läuterung aus: und im Ring des Nibelungen ist eine Höhe und Heiligkeit der Stimmung erreicht, daß wir an das Glühen der Eis- und Schneegipfel denken müssen. Wie eine wilde Naturkraft, dunkel und unruhig, begann Wagner, suchte stürmisch

Befriedigung, dort wo sie die Meisten finden, floh mit Ekel zurück, versuchte es mit Neuem, erstrebte Macht berauschenden Erfolg Taumel und wieder Entsagung, versuchte die Last von sich zu werfen, zu vergessen, neu zu beginnen; der gesammte Strom stürzte sich bald in dieses, bald jenes Thal, kroch in die dunkelsten Schluchten, riß ungestüm Felsen und Wälder an sich, zertrümmerte, tobte — in der Nacht dieses halb unterirdischen Wühlens stand ein Stern über ihm: die Treue, die selbstlose Treue. In immer neuen Bildern prägte er sie aus, Elisabeth zu Tannhäuser, der Bruder zur Schwester im Rienzi, Freund zum Freund, Diener zum Herrn, Elsa zu Lohengrin, Senta zum fliegenden Holländer, Brünnhilde zu Wotan's innerstem Wunsch, Brünnhilde zu Siegfried: warum leuchtete ihm dies Wort gerade heller und gab ihm unaufhörlich zu denken und in Vorgängen zu dichten? Es ist dies das Urgeheimniß Wagner's: das Verhältniß der beiden innersten Kräfte seines Wesens zu einander, Wille und Intellekt, — daß diese sich treu bleiben, ist die große Nothwendigkeit, das Eine, was für ihn noth thut, wodurch er ganz bleibt; während er die schrecklichen Gefahren der Untreue, der Verführungen dazu um sich sieht. Jeder dieser Triebe strebt für sich in's Ungemessene, will Befriedigung, es ist die innerste Seelenangst Wagner's, daß sie treu bleiben. Seine künstlerischen Begabungen sollen sich ebenfalls treu bleiben, und doch lockt die edelste Art der Neugierde bei Seite, es lockt z.B. die Verführung zur symphonischen Form: fühlt Ihr's nicht, wie oft Wagner sich mit grausamem Entschlusse dem dramatischen Ganzen, das wie ein Schicksal unerbittlich ist, unterwirft und wie der Musiker nicht durchgeht, wozu er so große Lust hätte? — Diese Treue gegen sich selbst oder gegen ein höheres Selbst, eines Weiblichen zu einem Männlichen ist das innerste Problem Wagner's; von da aus versteht er die Welt. Man denke nur an die Überfülle von Talenten, die alle für sich wollen! Die Treue ist bei Wagner sogar der universalere Begriff, unter den die Liebe fällt, die Geschlechts- Geschwister- Kindesliebe. Das ganze Thema der Treue ist bei ihm ausgeschöpft: das Herrlichste ist wohl Brünnhilde, die gegen den Befehl Wotan's Wotan Treue bewahrt und dadurch die Erlösung der Welt möglich macht — ein mythischer Gedanke vom höchsten Range und ganz ihm zu eigen. Da ist aber auch das Gefühl der erlittenen Untreue das Furchtbarste, was je ein Künstler erdacht hat: der Schwur „bei des Speeres Spitze" durch Brünnhilde das Herzzerschneidenste, was es giebt; wie mit Tigertatzen fällt uns da die Leidenschaft an. Die vielen tragischen Möglichkeiten, die in der Treue liegen, hat Wagner für die Kunst erst entdeckt. Sein eigenes Leben ging durch diese Möglichkeiten hindurch und war dadurch eines der schwersten Leben, das gelebt werden kann. Auf der größten

Hälfte seines Lebens liegt das Nicht-Hoffen; darum auch das Nichtverzweifeln; aber wie ein Wanderer mit schwerer Bürde durch die Nacht zieht, allein, so mag ihm oft zu Muthe gewesen sein: ein plötzlicher Tod erschien ihm dann nicht als ein schreckendes, sondern ein verlockendes liebreizendes Gespenst. Last, Weg und Nacht — alles mit einem Male fort! Die Treue hielt ihn und stritt mit dem Gespenst.

[«]

11[28]

14. Als Musiker hat Wagner etwas von Demosthenes, den furchtbaren Ernst um die Sache und den Griff und die Gewalt des Griffs, so daß er jedesmal die Sache faßt; er schlägt seine Hand darum, im Nu, und sie hält als ob sie aus Erz wäre. Er verbirgt wie jener die Kunst, er macht sie vergessen und doch ist er, wie jener, die letzte und höchste Erscheinung unter einer ganzen Reihe von gewaltigen Kunstgeistern. Er hat nichts Epideiktisches an sich, was alle früheren Musiker haben, die gelegentlich alle mit ihrer Kunst spielen und sich zeigen: man denkt bei Wagner weder an das Interessante, noch Ergötzliche, sondern fühlt nur das Nothwendige. Dazu gehörte eine ungeheure Willenskraft und die höchste künstlerische Reinheit des Charakters. Keiner hat sich so strenge Gesetze auferlegt wie Wagner, man erwäge nur das Verhältniß der Singstimme zur ungesungenen Rede und wiederum der Melodie der Stimme zum ganzen symphonischen Zusammenhang der Musik, um ein wahres Wunderwerk zu sehen! Und ist nicht jede Partitur Wagner's eine Art von Beweis dafür, daß es vor ihm gar keine rechte Anstrengung und Arbeit und Gewissenhaftigkeit gab? Der Fleiß und die Erfindsamkeit im Einzelnsten ist geradezu ein Ideal. Wie erscheint einem da ein Dichter! Wie etwas sehr Bequemes und Sorgenfreies, wie ein mit vielen Mußestunden beglückter Mensch, der die Arbeit scheut. Damit hat Wagner alle ausübenden Musiker hoch hervorgehoben, sie alle können mit ihrer Seele in ihrem Vortrage sein, weil ihre Aufgabe eine Seele fordert. Der virtuose Handwerker der Kunst ist durch Wagner abgethan; er reizt nicht mehr. Durch seine Mühe und Last und Zwang hat Wagner denen, die die Kunst ausüben, es leichter gemacht, er hat sie vor dem Gefühl, entwürdigt zu sein, geschützt. Und so hat Wagner allen denen geholfen, die sich mit Kunst abgeben; es wird bald nicht mehr möglich sein, daß der leichtfertige Betrieb der Kunst durch unsre Höfe, Stadttheater,

Concertgesellschaften, weichliche Kunstfreunde und alle Art von „stillem Trunk ergebenen Leuten“, die Kunst auf ihrem Kämmerlein in weichlicher Selbstbefriedigung treiben, sich vor der allgemeinen Verachtung rettet. Wir, die wir wissen, was alles an der einmal richtig erfaßten Kunst hängt, welches Geflecht von Pflichten — verachten wenigstens alle bestehenden Einrichtungen der Kunstpflege auf das Tiefste. Der Gegensatz ist freilich ins Ungeheure aufgerissen! und es ist möglich, daß die Nachkommen zu schwach sind, um ihn zu überwinden. Mit Demosthenes war es vorbei. Aber es sind noch genug Menschen da, welche das fruchtbare Land sind, auf welchem Wagner säen kann — genug, welche wenigstens zu kämpfen und zu arbeiten verstehen: Bayreuth beweist es. Da haben wir für die kommenden Tage schöne Arbeit mit Sicheln und Sensen dem Unkraute beizukommen. Durch diese Arbeit adeln wir uns; denn bisher war es in meinen Augen eine fast verächtliche Sache, ein „Kunstfreund“ zu heißen, und ich schätzte die deutlich erkennbaren Kunstfeinde mehr; denn bei ihnen verrieth sich doch häufig das Gefühl, daß dies eine Beschäftigung einer üppigen und selbstsüchtigen Klasse sei, fern von der Noth des Volkes und im Grunde ein Mittel, sich gerade vom Volke zu „distinguiren“. Nieder mit der Kunst, welche nicht in sich zur Revolution der Gesellschaft, zur Erneuerung und Einigung des Volkes drängt!

[«]

11[29]

13. Das Improvisatorische. Wagner hat zur Erklärung Shakespeare’s darauf hingewiesen, wie er als improvisirender Schauspieler zu denken sei, der die Besonnenheit habe, seine Improvis<ation> zu fixiren; und ähnlich bezeichnet er sich als Musiker. „Selbstentäußerung“ als Wesen dieser Künste — Eingehen in fremde Seelen, Lust an dieser Vertauschung; ein solcher Seelenwechsel bei dem Musiker ist nun ein Phänomen höchster Art: das Nicht-Subjektive des Musikers etwas ganz Neues. So stellt Wagner die Meistersinger neben den Tristan — die herb-freudige Meisterschaft des Tristan, die durchgegohrne goldhellere Meisterschaft der Meistersinger: von einer solchen Möglichkeit hatten die älteren Musiker gar keine Vorstellung; wenn diese nicht ihre Stimmung, ihre Leidenschaft aussprechen wollten, waren sie steif oder spielten mit den überkommenen melodischen Typen. Besonders muß man Acht geben, wie mitunter die Musik entschieden im Gegensatz zu Wagner’s persönlicher Stimmung steht: so ist Hagen als Hochzeitrufer eine der

verwegensten Selbstentäußerungen Wagner's. Es versuche nur Einer das nachzumachen, nachdem er erst mit der Seele Partei ergriffen hat! Das Höchste ist vielleicht Mime. Und dann sehe man, wenn es Wunderthaten giebt, wie sehr da die Musik an diese Wunder glaubt, z.B. wenn Siegfried sein Schwert schmiedet: wozu eine Kraft der Entäußerung von der Zeit besteht, wovon unsre „Dichter“ auch keine Ahnung haben. Wenn <sie> diese Wunder vorbringen, so schwindeln sie; wie unsere Philosophaster schwindeln, wenn sie sich in „Mystik“ tauchen. Das ist aber der Fluch der jetzigen Philosophirer, daß sie sich mit ihrem phantasieleeren nüchternen und zugleich verworrenen Kopfe anstellen, als seien sie zur Mystik überhaupt befähigt; weshalb zu rathen ist, jedem, der mystische Wendungen macht, als einem unehrlichen Gesellen sechs Schritt fern zu bleiben; am wenigstens bedenklich ist es, wenn es nur Verlegenheits-Mystik ist, dort wo der Verstand unsicher wird, das Auge sich trübt, und der Besonnene sich zurückzieht — fast jeder Denker streift an solche Grenzen an. Wagner taucht in fremde Köpfe, Sinne, Zeiten hinein und hinab und macht uns nichts vor. Ein Riese, ein Höhlenwurm, Rheintöchter — das wäre alles für unsre „Dichter“ Lügnerei und läppische Tändelei: sie haben den Zauber nicht im Leibe, um die Natur zu beseelen und das Belebte in der Welt zu mehren! Es sei nur auf einen Augenblick — aber er war diesen Augenblick verwandelt, und trug den Eindruck davon: man höre, wie die Kröte kriecht!

[«]

11[30]

Da uns nicht allzu beglückten Menschen dieser Zeit einmal ein ganz großer Mensch geschenkt ist, so sollen wir uns darüber von Herzen freuen und es auch zeigen, daß wir uns freuen; denn hassenswürdig ist die Freude, die keine Genossen sucht, sondern sich in's Kämmerlein versteckt. Vielleicht vermögen wir so das Glück in der Welt etwas zu mehren: und bei dem vielen Haß und Eifer, von dem wir voll sind und häufig genug überfließen, sollten wir doch am wenigsten unser Glück den Andern vorenthalten: es ist unsre Gegengabe, und ich wünsche sehr, daß noch ein Überschuß dabei bleibt. Wenn die Wahrheit meist bitter ist und doch gesagt wird, so wäre es grausam und böse, die süße Wahrheit im Stillen für sich zu verspeisen und Niemandem einen Antheil zu gönnen.

[«]

11[31]

12. Daß die Kunst nicht die Frucht des Luxus von Klassen oder Einzelnen ist, sondern gerade einer vom Luxus befreiten Gesellschaft zugehört und ihre Entstehung zu verdanken hat, ist der neue Gedanke. Wie eine solche Gesellschaft beschaffen sein müsse, zeigt im mythischen Bilde Wagner in den Nibelungen: wo die Götter vernichtet, die Macht und das Geld seine fluchbeladene Bahn zu Ende gelaufen ist, wo der Geist der Treue, Liebe unter den Menschen herrscht. Die bisherige Kunst ist die Frucht des Luxus (doch nicht die kirchliche); auch die Musik hat einen Antheil daran gehabt und einen spielerischen Charakter erhalten, bis sie durch Beethoven zur Besinnung kam und von Wagner gereinigt wurde. Denn er ist der kathartische Mensch für die Kunst. Es sind wirklich die Armen und Schlechtbegüterten, auch die Wenig-Unterrichteten, an denen Wagner's Kunst ihren festesten Schutz hat. — Wagner hat ganz recht: wo die Politiker und die Weisen aufhören, da fängt der Künstler an, als Seher und Ahner der neuen Gedanken. Die nächste ungeheure Sphäre, die zu erobern ist, ist die Erziehung: und erst, wenn eine genügende Masse Menschen so im Widerspruche zu allen bestehenden Mächten sich fühlen, werden sie auch die Schultern gegen das Gebälk stemmen. Es ist eine sektirerische Kunst und wird eine sektirerische Erziehung sein: aber mit dem höchsten Streben, über die Sekte hinauszukommen. Es liegt in ihrem Wesen, nicht eine Grenze, eine Klasse abzusondern, nur durch äußere Gewalt kann sie eine Zeit Sekte sein. So lange es noch Menschen giebt, die nicht neu erzogen sind, haben die Neu-Erzogenen zu leiden.

„Wir sollen alle Genies sein“ Wagner.

[«]

11[32]

11. Wagner's Prosa-Schriften, außerordentlich gedrängt den Gedanken nach, sind schwer zu verstehen, weil er nicht accentuiren will und weil im größeren Satzgefüge er Hochton und Tiefton nicht gegen einander abwägt; es ist ihm alles so wichtig, als ob alles unterstrichen wäre. Man wird diese Schriften bei weitem deutlicher finden, wenn man sie gut vorgetragen hört: denn sie sind im Sprech-stil, nicht im Schreibstil geschrieben. Es ist ein unruhiger Rhythmus in ihnen, eine

Ungleichmäßigkeit des Zeitmaßes, wodurch sie, als Prosa, in Verwirrung setzen; die Dialektik ist vielfach gebrochen, durch Gefühlssprünge und oft mit einer Art von Widerwilligkeit vorgetragen, gleichsam versteckt; gleichsam als ob der Künstler sich des begrifflichen Demonstrirens schämte. Am meisten beschwert den nicht ganz Vertrauten die Art der autoritativen Würde, die ganz eigen und schwer zu beschreiben ist: mir kommt es so vor, als ob Wagner häufig gleichsam vor Feinden spreche, mit denen er keine Vertraulichkeit haben mag und denen gegenüber er sich nicht natürlich, sondern zurückhaltend, abhaltend zeigt. Nun bricht häufig genug die fortreißende Leidenschaft durch diesen absichtlichen Faltenwurf hindurch; dann zerbricht die künstliche, schwere und mit Nebenworten reich geschwellte Periode, und es entschlüpfen ihm Sätze und ganze Seiten, die zu dem Schönsten gehören, was die deutsche Prosa hat: so namentlich im Beethoven. Im ganzen fehlte ihm, wenn er Prosa schrieb, der Leser; an das Volk dachte und als Volk fühlte er, wenn er als Künstler schuf; aber als prosaischer Erklärer — an wen richtete er sich da! ja sollte er den „Gebildeten“ vor Augen haben, den Gelehrten? Fast mußte er es: und daher das Erzwungene, Sich-zwingende. Die Noth gab ihm seine theoretischen Schriften ein, er schildert es selbst: man nahm ihm ja sein schönstes Mittel, sich mitzutheilen, das Beispiel. Immerhin möchte ich wissen, bis zu welchem Grad der Verwirrung das Reden über Wagner und über Musik gerathen wäre, wenn er nicht geschrieben hätte: und gewissen Schriften wie dem Beethoven, Schauspieler und Sänger, „über das Dirigiren“ wohnt eine verstummen machende Kraft bei, wie sich das im Fortgange unserer Gesittung immer deutlicher zeigen muß. Hier ist ein ganz Großer, der von Erlebtem redet: was hätten die Kleinen, die nichts erlebt haben, unsere Aesthetiker und Kunsthistoriker noch zu sagen! Aber selbst die älteren namhaften aesthetischen Schriften sind seitdem im Werthe gesunken; man bedarf jetzt der Wagnerischen Schriften mehr als des Lessingschen Laokoon und der Schillerschen Prosa-schriften. Dabei sind sie reicher, auch leichter zu verstehen als Schiller’s aesthetische Schriften, auch viel principieller; und verdienen deshalb viel mehr als die schillerschen an den Schulen und Universitäten gelesen und erklärt zu werden. Sie sind überhaupt die wichtigsten aesthetischen Schriften, die es giebt — schlimm daß man so etwas überhaupt noch sagen muß! Da ist alles — Problem und Lösung — erlebt erlitten und siegreich errungen, kein albernes Heiligsprechen und Schwören auf Aristoteles, wie selbst bei Lessing, tritt dazwischen. Zudem sind sie ein treffliches Übungsmittel in einer der schönsten Aufgaben, einen großen Künstler im Werden zu belauschen, zu sehn, wie er sich selbst verbessert — auch wenn er stolpert, schlägt er noch Feuer heraus —, befreit, verdeutlicht und „verinhaltlicht“ aus dem Unbestimmten heraus kommt.

Diese Schriften haben gar nichts Kanonisches, Strenges: sondern das Kanonische liegt in den Werken. Es sind Versuche, das Erlebniß zu begreifen, in Begriffen abzuhäuten. Wer es besser kann, thue es besser; es war ein schlimmer Zwang für Wagner, es überhaupt thun zu müssen. Es nahm ihm ja Keiner Zeit seines Lebens eine Last ab.

[«]

11[33]

Zum Schlusse.

10. Die große Begabung ist das herrlichste Schauspiel von der Welt; wo sie erscheint, wird die Erde zu einem sommerlichen Garten und die Rosensträuche wollen gar nicht zu blühen aufhören. Alles muß ihr zum Heile werden, so schwere Schulen sie auch durchgeführt wird. Sie nährt sich von Gift und wird gesund und stark dabei, wenn ein Andres daran auch verderben sollte. Jede Gefährlichkeit macht sie beherzter, jeder Sieg sie besonnener. Das Gespött der umgebenden Welt ist ihr Reiz und Stachel, sie genießt es wie Lob und Balsam: schläft sie, so „schläft sie nur neue Kraft sich an“; verirrt sie sich, so kommt sie mit der wundersamsten Beute aus Irrniß und Verlorenheit wieder heim. Sie macht den Leib immer gesunder und zehrt nicht am Leben, je mehr sie lebt; sie waltet über dem Menschen wie eine beschwingte Leidenschaft und läßt ihn gerade dann fliegen, wenn der Fuß im Sande ermüdet oder am Gestein wund worden ist. Sie kann nicht anders als mittheilen, und jeder darf an ihrem Dufte theilhaben; mildthätig und barmherzig ist sie ohne alles Nachdenken, sie sieht die Person nicht an und geizt nicht mit ihren Gaben. Zurückgewiesen, schenkt sie reichlicher, gemißbraucht von dem Beschenkten, giebt sie auch das kostbare Kleinod, das sie hat, noch hinzu; und noch niemals waren die Beschenkten der Gabe ganz würdig: so lautet die älteste und die jüngste Erfahrung. Dadurch ist die große Begabung das räthselvollste Ding, ein Abgrund in dem Kraft und Güte gepaart ruhen, eine Brücke zwischen Selbst und Nichtselbst: wer möchte den Zweck nennen, wozu sie überhaupt da ist? Sollte wirklich das Größere des Geringen wegen vorhanden sein, die größte Begabung um der kleinsten willen, die große Tugend und Heiligkeit um der Gebrechlichen willen? Wäre dies der Fall — nur einen Augenblick gönne man uns so eine überschwängliche Möglichkeit: so würde dies wie ein sonniger Strahl von Liebe sein, in dem das ganze Erdenleben vergoldet glänzte.

[«]

11[34]

9. Es ist durch Wagner wieder einmal bewiesen, daß der Einzelne, während eines gewöhnlichen Menschenlebens, etwas ganz Neues zeigen kann, daß einem, der auf den Kanon der Allmählichkeit der Entwicklung schwört, Hören und Sehen vergeht. Alle begabten Menschen sind sehr geschwind — ich will einmal sehen, wie lange es dauert, bis unsere nichtgeschwinden Zeitgenossen nachgekommen sind; ihr Glaube an die Langsamkeit und an die Ameisen-Arbeit Vieler ist keine Schmeichelei auf ihre eigne Begabung. Von einem solchen Werk wie den Nibelungen, von einem Unternehmen wie dem Bayreuther, gab es keine Vorzeichen, keine Übergänge, keine Vermittlungen. Den langen Weg zum Ziele und das Ziel selbst wußte Keiner außer Wagner; es ist eine Weltumsegelung im Reich der Kunst, wobei, wie es scheint, nicht nur eine neue Kunst, sondern die wahre Kunst selber entdeckt wurde. Alle bisherigen modernen Künste sind dadurch als vereinzelte als Einsiedler- oder Luxus-Künste entwerthet; die halbtodten Erinnerungen an die wahre Kunst, die wir Neueren von den Griechen her hatten, dürfen nun ruhen. Es ist für Vieles an der Zeit, jetzt abzusterben. Alle spielsüchtige verweichlichte Kunst ist tödtlich erschrocken, alle mönchisch-einsame, verkümmerte Kunst erlöst. Das viele Reden und Lärmen, welches die moderne Bildung von der Kunst gemacht hat, wird als eine schamlose Zudringlichkeit empfunden werden, jetzt wo jeder Jünger der neuerstandenen Kunst sich zu einem fünfjährigen pythagoreischen Schweigen verpflichtet. Er verlangt nach heiligeren Wassern und nach Weihungen; denn wer hätte nicht an dem widerlichen Götzendienst der bisherigen Kunst Hände und Gemüth besudelt! Schweigen und Reinsein — das gelobt er sich.

[«]

11[35]

8. Hervorragend ist Wagner's Trieb zur Mittheilung und seine Erfindsamkeit im Mittheilen. Ein Gedanke, wie der seinige, in der höchsten Kraft empfangen und zur Schönheit geboren, würde erurtheilt erscheinen, ein Hirngespinst zu bleiben, wenn Wagner nicht diese biegsame und unersättliche Mittheilbarkeit besäße. Er

denkt seinen Gedanken in die jedesmaligen Umstände und Zeiten hinein, und erscheint dann der Ausdruck desselben verkümmert, so ist er trotzdem selbst in Wagner's Kopf und Herz rein und groß geblieben. Wo eine kleine oder bedeutende Gelegenheit sich von Ferne zeigte, seinen Gedanken durch ein Beispiel zu zeigen, war er bereit; wo eine halbwegs empfängliche Seele sich ihm aufthat, warf er seinen Samen hinein. Er knüpft Hoffnungen an, wo der kalte Beobachter mit den Achseln zuckt; er täuscht sich hundertfach, um einmal gegen diesen Beobachter Recht zu behalten — und um auf die Dauer gegen alle Skeptiker überhaupt Recht zu behalten. Die kleinen und großen Orchester, die er führte, die einzelnen Musiker und Schauspieler, denen er ein Wort sagte, die Städte, die ihn im Ernste seiner Thätigkeit sahen, die Fürsten und Frauen, die halb mit Scheu halb mit Liebe etwas von ihm zu erhaschen suchten, die verschiedenen europäischen Länder, denen er zeitweilig angehörte, die auf das Eifrigste weitergesprochenen Nachrichten, die er von seinen Plänen gab (und von denen schon seit Jahrzehnten die aesthetischen Berichterstatter der Zeitungen fast gelebt haben), die Schriften, mit denen er sich half, wenn er nicht zur That kommen konnte, die Schüler, die er sich erzog — überall ein Echo seines Gedankens, oft absichtlich entstellt, aber tausendfältig; und man braucht nicht lange mehr zu warten, so entspricht der Übermacht jenes gewaltigen Tones, den er in die Welt hineinrief, auch die Übermacht des Echos. Dann ist es nicht mehr möglich, ihn nicht zu hören. Während er so durch alle hindurch geht, wird er nicht der Sklave derer, welchen er sich mittheilt: er selber schreitet höher und bleibt nicht im Banne des einmal ausgesprochenen Worts, und überhaupt irgendeiner eigenen Vergangenheit. Man überlege nur, und schaudere bei dieser Überlegung: was stand auf dem Spiele, wenn Wagner jenen Gedanken nie durch ein solches Beispiel hätte zeigen können, wie er es jetzt in Bayreuth zeigt!; und wie groß war selbst die Wahrscheinlichkeit, daß ein Gedanke, von dem die anderen Menschen sich nicht träumen ließen, auch nur ein Traum im Kopfe dessen geblieben wäre, der ihn erdachte, und daß an Stelle von Bayreuth man von einem „Utopien“ spräche. Es ist ja erstaunlich, was behagliche Menschen alles Utopien nennen: hier aber wären die unbehaglichtsen und kühnsten Menschen fast im Recht gewesen, von Utopien zu sprechen. Ein höherer Grad von Ekel und Verzweiflung an den Menschen, eine trotzigere Selbstigkeit des Erfinders hätte genügt: und im Grunde haben Wagner's Zeitgenossen auch alles gethan, um ihn zum Ekel zu bringen und in sich selber zurück zu drängen. Aber er wurde nicht müde und blieb gütig in seinem Willen, mitzutheilen.

Er verschmerzte das Ungeschick und die prüde Beklemmtheit, mit der man hier und da sich herbeiließ, seine Kunst zu fördern, als ob der nächtliche Volksauflauf in den Straßen Nürnbergs (in den Meistersingern) durch Ballettänzer wiederzugeben sei; er vertrug es, obwohl oft mit dem bittersten Zwange, daß sein Werk gerade unter den von ihm bekämpften Namen und Formen, in der Entstellung zur „Oper“, Besitz von den Menschen ergriff; er erduldete selbst das Herbste — der große Dulder —, seine Freunde von „Erfolgen“ und „Siegen“ berauscht zu sehen, wo sein einzig-hoher Gedanke gerade mitten hindurch zerknickt und verleugnet war. Zum Entgelt für alle diese tiefsten Nöthe sagte er endlich: mein großes Werk ist fertig, jetzt sollt ihr es sehn — dort auf dem Hügel bei Bayreuth. Das war seine Rache: er theilte sein höchstes Besitzthum mit, den angesammelten Schatz von zwanzig Meisterjahren! — Aber der, welchem gegeben wird, muß auch annehmen können: und der große Sinn des Gebens fordert einen großen Sinn des Nehmens. Hier ist aber der Schatz fast übergroß: um ihn zu heben, mußte Wagner auch seine Kraft, sein Vertrauen, sein Wagen, sein blitzartiges Erfassen, sein treues Benehmen auf uns Alle übertragen: und diese dämonische Übertragbarkeit der ganzen Wagnerischen Natur ist fast noch eben so wunderbar als seine Natur selbst. An jedem Orchester, das Wagner führt, kann man ein Beispiel sehen; die von ihm benannte und zuerst geübte „Modifikation des Tempo’s“ ist im Grunde die Übertragung des Wagnerischen Seelenrhythmus auf die Seelen der von ihm geleiteten Musiker; und wie so die Seelen der Musiker erlöst und ins Hohe verwandelt sind, ist auch wiederum die Seele der Musik aus dem eisernen Gitterwerk der mathematisch zertheilten Zeit erlöst und redet nun erst vernehmlich zu uns. Und so, wie Wagner sich den Musikern mittheilt, wird sich der Geist und Rhythmus seines Bayreuther Werkes den Schauern und Hörern mittheilen müssen, so daß ihre Seele ausgeweitet, ihre Bogen schon ausgespannt sind, wie nie zuvor: nur dann erst wird das Ungeheure ganz gethan sein, wenn es auch in’s Ungeheure wirkt und eine Furche hinter sich aufreißt, welche nicht wieder zugefüllt werden kann. Wohin diese Furche sich reißt, nach welcher Richtung, — wer möchte es ganz errathen? Aber eine Vermuthung, eine einzelne neben anderen, darf jetzt schon laut werden.

(Damit Übergang zum letzten Capitel: ἀνάγκη, Bedeutung der Kunst, Fortsetzung, ihre Stellung in der wiederhergestellten Gesellschaft, Erziehung.)

[«]

11[36]

Wagner ist groß, damit wir Alle groß werden.

[«]

11[37]

7. Man könnte auch die Freunde Wagner’s zu seinen Gefahren rechnen; es ist höchst wunderbar, wie er fast unbewußt jeder Parteigestaltung sein Lebenlang ausgewichen ist, wie sich andrerseits hinter jeder Phase seiner Kunst ein Kreis von Anhängern zusammenschließt, scheinbar ihn einschränkend. Er geht mitten durch sie hindurch und läßt sich nicht binden. Sein Weg ist zu lang gewesen, als daß so leicht ein Einzelner ihn von Anfang an hätte mitgehen können; und so ungewöhnlich und steil — fast allen ging einmal der Athem aus. Fast zu allen Lebensperioden Wagner’s hätten ihn seine Freunde gern dogmatisiren mögen, seine Feinde ebenfalls; und wenn eine geringere Art von Herrschsucht in ihm gewesen wäre, so hätte er vielzeitiger zum Herrn der deutschen Musikzustände werden können.

Der unselige Glaube, daß sich an ihn eine Schule von Componisten anlehnen müsse und werde, ist, wie ich vermuthe, nie der Glaube Wagner’s gewesen; wozu er als Musiker erziehn wollte und erzog, das ist zu meisterhaften Dirigenten und Vortragskünstlern, zu wahrhaft dramatischen Sängern. Sonst ist es ja in der Entwicklung der Musik der Augenblick, wo eine bei weitem höhere Kraft und künstlerische Sittlichkeit sich darin offenbart, ein tüchtiger Meister der Darstellung und Ausübung zu werden als wieder fortzucomponiren d.h. das wahrhaft Große in seinen Wirkungen zu verflachen, dadurch daß man es nachmacht und seine Wirkungen vervielfältigt. Es ziemt sich ein viel weihevolleres Befassen mit Musik und gerade deshalb eine Beschneidung des albernen Produktionstriebs; während die Aufgabe, die große Kunst Beethovens und Wagners vorzutragen, eben erst gestellt ist und bei begabtesten Talenten unerhörten Fleiß und Charakter in Anspruch nehmen wird. Sodann das Volk zu erziehn zu dieser Höhe: was wiederum nur durch das Beste geschehn kann. Jetzt freilich hat der widerliche Betrieb unserer gebildeten Musikanstalten jenen größten Skandal nicht verhindert, welchen die Deutschen in der Kunst begangen haben — daß ein großer Krieg eine „Volksweise“ als seinen musikalischen Ausdruck fand wie „die Wacht am Rhein“; ein so süßliches und gemeines Ding, daß jeder Landsknecht eines deutschen Heeres davor aus<ge>spuckt hätte. Und dann die Pflege des Männergesangs, wo man das glacirte Volkslied, mit zuckriger Harmonie und Tempokünsten einlernt! und deutsche Sängerfeste feiert, unserer großen Musik ins Gesicht lachend!

[«]

11[38]

5. Muße und Arbeit bei Wagner: es giebt für große Culturbewegungen immer Raststätten und Ruhepausen, und denen entsprechen auch wohl einzelne Begabungen ganz: so ist innerhalb der weihevollen und keuchenden Reformationsbewegung Montaigne ein solches In-sich-zur-Ruhe-kommen ein friedliches Dasitzen und Ausathmen; so las ihn gewiß Shakespeare. Ich empfinde mitunter diese Wohlthat bei Horaz, und es giebt Stimmungen, in denen solche Sätze eine zauberhafte Sänftigung in sich tragen. So weilt Wagner in der Historie; und es ist kein Zweifel, daß ihr heute diese Mission zufällt, im ungeheuren Ringen nach neuen Zielen einmal aufathmen zu können und sich gleichsam abgeschieden zu fühlen. Wenn die Deutschen seit einem Jahrhundert besonders den historischen Studien obgelegen haben, so zeigt dies, daß sie in der Bewegung der modernen Zeit die aufhaltende hemmende verzögernde und beruhigende Macht sind: was vielleicht Einige zu ihrem Lobe wenden dürften. Im Ganzen ist es ein höchstgefährliches Anzeichen, wenn das geistige Ringen eines Volkes vornehmlich der Historie zugewandt ist, ein Merkmal von Erschlaffung, von Rück- und Hinfälligkeit, von Müdegewordensein; dies stellen unsere Gelehrten in der Geschichte des modernen Geistes dar im Gegensatz zu allen Reformations- und Revolutions-Bewegungen, sie haben sich nicht die stolzeste Aufgabe zugestellt aber eine eigene Art friedfertigen Glücks sich gesichert. Jeder freiere männlichere Schritt führt freilich an ihnen vorüber, ein schaffender Mensch kann sich bei ihnen nur, wenn er einmal müde ist, aufhalten. So verhält sich Wagner zur Historie und Philologie; sie ist ihm ein Labsal auf der ungestümen Reise. Vielleicht wird die Historie dies nicht einmal sein können, wenn sie, wie es einst geschehen muß, in einem strengeren und tieferen Sinne und aus einer mächtigen Seele heraus geschrieben wird, als die deutschen Gelehrten bis jetzt gethan haben: es liegt etwas Beschönigendes, Unterwürfiges und Zufriedengestelltes auf allen ihren Arbeiten, und der Gang der Dinge ist ihnen recht. Es ist schon viel, wenn einer merken läßt, daß er gerade noch zufrieden sei weil es noch schlimmer hätte kommen können, die Meisten glauben unwillkürlich daß alles sehr gut sei, so wie es nun einmal gekommen ist. Wäre die Historie nicht immer noch eine verkappte christliche Theodicee, wäre sie mit mehr Gerechtigkeit und inbrünstigem Mitgefühl geschrieben, so würde sie zu einem furchtbaren Werkzeug der Revolution: während sie jetzt als Opiat gegen alles Umwälzende gedient hat. Ähnlich steht es mit der Philosophie; aus welcher ja die Meisten nichts andres lernen wollen als die Dinge ungefähr zu verstehen, um sich dann in sie zu schicken: und selbst in ihren edelsten Gestaltungen wird ihre stillende und tröstende

Macht so stark hervorgehoben, daß die Ruhesüchtigen und Trägen meinen müssen, sie suchten das selbe, was die Philosophie suche. Mir scheint dagegen die wichtigste Frage aller Philosophien zu sein, wie weit die Dinge einen unabänderlichen Charakter haben: um dann, wenn diese Frage beantwortet ist, mit der rücksichtslosesten Tapferkeit auf die Verbesserung der als veränderlich erkannten Seite der Welt los zu gehen. Das lehren sie auch selber durch die That, dadurch daß sie an der Verbesserung der sehr veränderlichen Einsicht der Menschen arbeiteten und ihre Weisheit nicht für sich behielten; das lernen auch die wahren Jünger wahrer Philosophien: welche, wie Wagner, aus ihnen nur gesteigerte Tapferkeit und Entschiedenheit für ihren Gang aber keine Einschläferungssäfte zu saugen verstehen. Wagner ist dort am meisten Philosoph, wo er am thatkräftigsten und heldenhaftesten ist; und vielleicht giebt es keine kühnere Symbolik für das heldenhafte und philosophische Verhalten zur Welt als das Wort Siegfrieds zu den Rheintöchtern, als er die Erdscholle über sein Haupt wirft „so werf ich es weit von mir.“ Es ist dies die Philosophie, welche die Götter vernichtet, an der Wotans Speer zerschellt.

[«]

11[39]

6. Wie er als Lernender dann wieder Herr wird über das Erlernte in Hinsicht auf Historie. Überkommt Wagner dann wieder seine bildende Kraft, dann ist ihm die Historie etwas anderes geworden; die Vergangenheit hat sich gleichsam geballt, verdichtet; er steht zu ihr wie der Grieche zu seinem Mythus, als zu etwas, an dem man mit Liebe und scheuer Andacht formt und weiterspinnt; sie ist biegsamer wandelbarer als eine Wirklichkeit geworden und trägt doch mehr Zeichen der einstmaligen Wirklichkeit als irgend ein vergangnes Ereigniß. Wo ist das ritterliche Mittelalter so mit Fleisch und Geist in ein Gebilde übergegangen, wie dies im Lohengrin geschehen ist? Und werden nicht die Meistersinger noch zu den spätesten Zeiten von dem deutschen Wesen erzählen, ja mehr als erzählen: werden sie nicht vielmehr eine der reifsten Früchte jenes Wesens sein, das immer reformiren, nicht revolviren kann und das auf dem breiten Grunde seines Behagens auch das edelste Unbehagen der erneuernden That nicht verlernt hat?

Zu erinnern, wie allein in der Musik überhaupt das völlig-Gelehrtenhafte überwunden ist — es ist der höchste Triumph des modernen Geistes, und der erste Musiker Wagner zeigt wieder in nuce dieselbe überwindende Kraft.

[«]

11[40]

4. Die Sprache der Dichtungen. Wagner leidet an der Entartung und Schwächung unserer Sprache, an den Sünden und Verlotterungen früherer Jahrhunderte, an den Hülfszeitwörtern, den vielfältigen Verlusten und Verstümmelungen der Casusbezeichnungen, an dem schwerfälligen Partikelwesen unserer Syntax: während er mit tiefem Stolze sich der uralten Ursprünglichkeit und Unerschöpflichkeit, der tonvollen Kraft ihrer Wurzeln erfreut, an welchen er, im Gegensatz zu den höchst abgeleiteten und künstlich-rhetorischen Sprachen der romanischen Stämme, eine wunderbare Nähe und Vorbereitung zur Musik, zur wahren Musik empfand. Es geht eine Lust an dem Deutschen durch Wagner's Dichtungen, eine Herzlichkeit und Freimüthigkeit im Verkehre mit ihm, wie so etwas außer bei Goethe wohl bei keinem Deutschen sich nachfühlen läßt. Man sollte jedes Wort singen können, und Götter und Helden sollten es in den Mund nehmen: das war eine ungeheure Anforderung, die Wagner an seine sprachliche Phantasie <stellte,> bei der jeder Andere hätte verzagen müssen: denn unsere Sprache ist fast zu betagt und verwittert; und doch rief sein Schlag mit dem Stabe gegen den Felsen eine reichliche Quelle hervor. Verwegene Gedrängtheit, Leiblichkeit des Ausdrucks, Gewalt und rhythmische Vielartigkeit, ein merkwürdiger Reichthum von starken und bedeutenden Wörtern, Vereinfachung der Satzgliederung, eine fast einzige Erfindsamkeit in der Sprache des wogenden Gefühls, der Ahnung, eine mitunter ganz rein und frisch sprudelnde Volksthümlichkeit und Sprüchwörtlichkeit — solche Eigenschaften würden aufzuzählen sein, und doch wäre dann immer noch die mächtigste und wunderwürdigste vergessen. Wer hintereinander zwei solche Dichtungen, wie Tristan und die Meistersinger liest, wird in Hinsicht der Wort-Sprache ein ähnliches Erstaunen empfinden müssen, wie hinsichtlich der Musik: wie nämlich es möglich sei, über zwei Welten, so verschieden an Farbe Form Figur als an Seele, schöpferisch zu gebieten. Dies ist das Mächtigste an der Wagnerischen Begabung, etwas was nur einem großen Meister gelingen wird: für jedes Werk eine eigenartige Sprache auszuprägen und der neuen Innerlichkeit auch einen neuen Leib, einen neuen Klang zu geben. Gegenüber einer solchen allerseltensten Macht, wird der

Tadel immer nur kleinlich und unfruchtbar bleiben, der sich auf einzelnes Übermüthiges und Absonderliches oder auf die häufigen Dunkelheiten bezieht; für die freilich, welche bisher am lautesten getadelt haben, war im Grunde nicht sowohl die Sprache als die Seele, die Art zu empfinden und zu leiden anstößig, nämlich ganz und gar unzugänglich und unerhört. Wir wollen warten, bis diese selber eine andere Seele haben, dann werden sie selber auch eine andere Sprache sprechen: und dann wird es, wie mir scheint, auch mit der deutschen Sprache überhaupt besser stehn als es jetzt steht: etwas Wagnerischer nämlich, und nicht mehr so David-Straussisch!

[«]

11[41]

2. Der rhythmische Sinn im Großen. Die Anlage jedes Wagnerischen Dramas ist von einer Einfachheit, welche noch größer ist als die der antiken Tragödie; und dabei ist die dramatische Spannung die höchste. Dies liegt in der Wirkung der großen Formen, ihrer Gegensätze, ihrer einfachen Bindungen, das ist das Antike an dem Bau dieser Dramen. — Man durchdenke die Einleitungen der drei einzelnen Akte, das Verhältniß der drei Akte zu einander; hier zeigt sich eine schlichte Größe des Baumeisters, welche in der neueren Dichtung überhaupt nicht ihres Gleichen hat. Die Spannung beruht auf den Höhenverhältnissen der Leidenschaften, niemals auf dem Effekt des neuen und überraschenden Schauspiels. Ich wünschte mir den Grad von rhythmischer Augen-Begabung, um über das Ganze Nibelungenwerk in gleicher Weise hinschauen zu können, wie es in einzelnen Werken mir mitunter gelingt: aber ich ahne da noch eine besondere Gattung rhythmischer Freuden des höchsten Grades. Die Rheintöchterscene mit Siegfried im letzten Akt des letzten Dramas und die Rheintöchterscene mit Alberich im ersten Akt des ersten Dramas, der Liebesjubel der sich findenden Siegfrieds und Brünnhildens im letzten Akt des Siegfried und der Abschiedsjubel der sich Trennenden im ersten Akt der Götterdämmerung usw. Dann wieder die Nornenscene im Anfange des ersten Akts (Vorspiels) der Götterdämmerung. Im Tristan Liebessehnsucht (2. Akt), Todessehnsucht im dritten Akt. Im einzelnen Akt ist der Schluß oftmals (Tristan 1, Walküre 1, Siegfried 1) ein Sich-stürzen eines Stromes mit immer schnellerem Rauschen, die zunehmende Breite und zugleich Schnelligkeit der Empfindung, mit der höchsten Sicherheit. Andre Akte haben eine Katastrophe und darauf eine Erschütterung und Stillstehen der Empfindung

über das Ungeheure, was geschehen: so Marke im 2ten Akt des Tristan; der Zug der Mannen mit Siegfrieds Leiche.

[«]

11[42]

3. Ein heftiger Wille, der gleichsam auf allen Wegen, Höhlen und Schluchten ans Licht will, springend, kletternd, fliegend, wild an die Wände stoßend und flatternd; eine jähe elementare Strömung, die unbefriedigt nach allen Seiten über das Strombett hinausschießt; eine auf verborgenen Felsen unruhig ruhende, wund und wild gewordene Meeresgottheit, die am Sturme mehr Lust hat als an der glatten Spiegelung des Himmels — dies ist die eine Seite der Wagnerischen Natur, furchtbar und friedlos, sich und anderen zur Qual (mir gab die Norn den Geist, der stets „unbefriedigt“). Dieser Wille, mit einem engen Geiste verbunden und zufällig Macht gewinnend, wäre ein Verhängniß geworden. Nur ein ganz hoher und freier Geist konnte dieser wilden Natur einen Weg ins Gute und Hülfreiche weisen und sie davor bewahren, daß sie gegen sich selber zerstörerisch wüthete. Dieser Geist, der sich auf Wagner niederließ, und der wie eine Flamme dem hin und her geworfenen Seefahrer beim Unwetter die Richtung zeigte, war der Geist der Musik; er führte ihn, ohne ihn erst in Fesseln geschlagen zu haben; wie es zum Beispiel der Geist der Politik gethan haben würde, wenn er sich mit einer solchen Natur hätte paaren wollen. So durfte er frei bleiben, denn es war ein liebevoller mit Güte und Süßigkeit überschwänglich mild zuredender Geist, dem die Gewaltthat und das Machtwort verhaßt ist und der Niemanden in Fesseln sehen will. Es gab Stunden und Zeiten, wo ihn auf eine schreckliche Weise der Zweifel heimsuchte, ob ihm dieser Geist noch treu geblieben sei; und wenn er dann seinen edel-mächtigen Flügelschlag um sich fühlte, so drang eine tiefe heiße Dankbarkeit und eine Fülle von ungesprochenen Gelöbnissen zu ihm empor: Treue gegen den Geist der Musik wurde seine Religion. — Wie aber die Musik zu Wagner’s Willen redete, erschließen wir zu halbem Wege daraus, wie Musik zu uns spricht: wer könnte aber hierüber ganz deutlich reden? Genug, daß fast alle andere Musik uns — nicht bloß mir: denn ich brauche wahrhaftig nicht von mir allein zu reden — daß fast alle andere Musik uns nur wie eine veräußerlichte befangene unfreie Sprache klingt, als ob gespielt werden sollte, vor solchen, die des Ernstes nicht würdig wären oder als ob gelehrt und demonstrirt werden sollte, vor solchen, die nicht einmal des

Spieles würdig wären. Es giebt in aller andren Musik eben nur kurze Stunden, wo plötzlich jene Sprache zu uns dringt, die wir immer in Wagner's Musik hören: seltne, sie gleichsam überfallende Augenblicke der Vergessenheit, wo die Musik mit sich selber redet und den Blick aufwärts richtet, wie die Rafaelsche Caecilia, weg von den Hörern, die Zerstreuung und Lustbarkeit oder Gelehrsamkeit von ihr fordern. Ich wüßte nicht, auf welchem Wege ich je des reinsten sonnenhellen Glücks theilhaftig geworden wäre als durch Wagner's Musik: und dies obwohl sie durchaus nicht immer vom Glück redet, sondern von den furchtbaren und unheimlichen unterirdischen Kräften des Menschentreibens, von dem Leiden in allem Glücke und von der Endlichkeit unseres Glücks; es muß also in der Art, wie sie redet, das Glück liegen, das sie ausströmt. — Man rechne nur nach, woran Wagner seine eigentliche Lust und Wonne hat, an was für Scenen, Conflikten, Katastrophen — da begreift man, was er ist und was die Musik für ihn ist. Wotan's Verhältniß zu Siegfried ist etwas Wundervolles, wie es keine Poesie der Welt hat: die Liebe und die erzwungene Feindschaft und die Lust an der Vernichtung. Dies ist höchst symbolisch für Wagners Wesen: Liebe für das, wodurch man erlöst gerichtet und vernichtet wird; aber ganz göttlich empfunden!

[«]

11[43]

Bei strömendem Regen und verfinstertem Himmel war der Grundstein gelegt worden. Im Zurückfahren zur Stadt schwiegen wir und Wagner sah mit einem Blick in sich lange hinein, der mit einem Wort nicht zu bezeichnen ist. Er begann an diesem Tage sein sechzigstes Lebensjahr. Ein beschleunigtes zusammendrängendes Schauen.

Alexander, der Asien und Europa kredenzt — sein innerer Blick — dies zu sehen!

Ich möchte diesem innerlichen Schauen nachschauen: von da aus nimmt sich das Bayreuther Werk am wundervollsten aus.

Die welche fallen, sollen in unglaublicher Schnelligkeit ihr ganzes Leben an sich vorüber fliegen sehen. So auch die, welche in einem bestimmten Ereigniß ihr Lebenswirken besiegeln: die Bedeutung des Grundsteins. Dieses unendlich beschleunigte innerliche Schauen Wagner's ist gewiß das höchste Schauspiel.

Wagner geschildert, wie er auf sein Werk in Bayreuth blickt: die Qual und Besorgniß vom ersten bis letztem Augenblick, das Gift in der Verunstaltung der Grundgedanken, es ist so vieles abzuwägen gegen einander!

Das Gefühl Wagner's, als der Grundstein gelegt war. Wer sein Gefühl bei der Aufführung zu dem Wagner's concentriren kann, hat gewiß das Höchste mit hinweg genommen.

[«]

11[44]

Ein großes Ereigniß ist nur für den großen Beobachter groß. Das Bayreuther Ereigniß macht mir Sorge: wo sind die Augen, um alles zu sehen? Zumal ist vielleicht das höchste Schauspiel, Wagner selbst, erst von einer viel weiteren Warte zu überschauen. Und doch, um uns nun ganz freuen zu können, müssen wir nicht nur von uns aus, sondern von Wagner aus auf diese Bayreuther That schauen, uns in ihn versetzen.

[«]

11[45]

1. Die Deutschen sind ein lernendes Volk; und wenn ausnahmsweise einmal eine große Begabung unter ihnen auftritt, so zeigt sie auch diese Begabung in einem Maaße, das für andere Völker unbegreiflich ist. Wagner's Kunst und Wollen bleibt gegenwärtig für Nichtdeutsche schon deshalb etwas Unbemeßbares, weil sie auf eine solche Polyphonie des verschiedenartigsten Wissens an ihren Künstlern nicht eingewöhnt sind und weil sie sich überhaupt schon durch die weite Spannung des deutschen Wissens noch mehr belästigt als verwundert fühlen. Um ein Meister in der Musik zu werden ist jetzt fast jedes Menschenleben schon zu kurz: man lernt kaum aus, wenn man sich das Gebiet zertheilt und zum Beispiel sein Vollenden in der Kunst des Vortrags sucht. Wagner wurde ein allseitiger Meister der Musik und der Bühne und in jeder ihrer technischen Vorbedingungen ein Erfinder und Mehrer. Aber er wurde viel mehr: und um dies zu werden, war es ihm so wenig wie irgend jemandem erspart, auf dem Gebiete, wo er schaffen und erfinden sollte, sich

lernend die höchste Cultur anzueignen. Wagner der Erneuerer des einfachen Drama’s, der Entdecker der Stellung der Kunst in der wahren menschlichen Gesellschaft, der dichtende Erklärer vergangener Lebensbetrachtungen, der Philosoph, der Historiker, der Aesthetiker Wagner, der deutsche Mytholog, der zum ersten Male einen Ring um das herrliche uralte Gebilde schloß und die Runen seines Geistes darauf eingrub — welche Fülle von Wissen hatte er zusammen zu bringen und zu umspannen, um dies alles werden zu können! Und doch erdrückte weder diese Summe seinen Willen zur That, noch leitete das Einzelne und Anziehendste ihn abseits; um das Ungeheure eines solchen Charakters zu messen, nehme man zum Beispiel das große Gegenbild Goethes, der wie ein vielverzweigtes Stromnetz erscheint, welches aber seine ganze Kraft nicht zum Meere trägt, sondern mindestens eben so viel auf seinen Wegen und Krümmungen verliert und verstreut als es am Ausgange mit sich führt. Es ist wahr, ein solches Wesen hat und macht mehr Behagen, es liegt etwas Mildes und Edel-Verschwenderisches um ihn herum: während Wagner’s Kunst und Stromgewalt vielleicht erschrecken und abschrecken kann. Mag aber sich fürchten, wer will: wir Anderen wollen dadurch nur um so muthiger werden, dadurch daß wir einmal einen Helden mit Augen sehen, der „das Fürchten nicht gelernt hat“. Er geht nicht nur durch das Feuer, sondern auch durch den Dampf des Wissens und der Gelehrsamkeit hindurch und findet sein ihm vorbestimmtes Werk.

[«]

11[46]

Wagner in Bayreuth— ein Schauspiel bei dem Schauspiel!

A. Was er ist und wie er es ward. Musiker Dichter Schriftsteller. Das Improvisatorische. Ethisches. Gefährliches.

B. **Was er kann.**
   1. Macht (1 abschließend 2 adstringirend 3 gesetzgeberisch 4 mittheilend).
   2. Nachwirkung (die neunte Symphonie, das anscheinend Reaktionäre, „die heroisch Weisen“, die ἀνάγκη).

   Der Philolog
   das Deutsche
   Selbsterziehung
   die Dramen

die Sprache der Dichtung
die Harmonie
das Plastische.

Macht Wagner's 1) abschließende
2) adstringirende
3) gesetzgeberische, in Massen organisirende
4) mittheilende.

[«]

11[47]

Einleitung. Von wo aus ist das Bayreuther Ereigniß zu betrachten?
Etwas Neues in einem Leben — Schweigen — Reinsein 9. Wagners Blick.

Werden. Das sittliche Grundwesen 3: Gegensätze, Treue 15. 32. Geist der Musik.
Der Lernende 1: Historie vom Künstler bezwungen 6.
Gefahren 33. Beförderndes 7. Unzeitgemäßes 22.

Sein und die Machtäusserung (Polyphonie und Einheit seiner Machtäusserungen).
Polyphonie der Begabung (Wirkung des dionysischen Willens, der überall heraus will). Die große Begabung zum Schluß?
Das Schauspielerische (wenn man von einem Defekt einmal alles erklären wollte).
Das Improvisatorische — Selbstentäußerung 13.
Entwicklung der Musik der Leidenschaft und des Drama's
24. 28. 29.
Der Dichter 23. Der Dialog.
Der rhythmische Sinn im Großen 2. Keine Wolkengebilde, wie es zuerst erscheint.
Der Ausruhende: Historiker und Philosoph 5.
Reichthum seiner Gestalten, an denen er mit tiefer Innigkeit hängt!
Der Prosaiker 11.
Der Mittheilende 8.
Das Demosthenische 14.

Sprache der Dichtung 4.
Wagner in den Wiederholungen am schönsten (Liebesscce<nen>, Fragen usw., dieselben Motive — Trauermarsch).
Das Abschließende 17.
Gegen-Alexander das Adstringirende 20. Historie bezwungen 6.
Organisator von Massen 25.
Volksthümliches 30. 31.
Die große Begabung 10.

Zukunft. Kunst und ἀνάγκη 21. 35.
Reform des Theaters — nichts Geringes. Gesellschaft in Bayreuth und sonst 19.
Unterjochung 18.
Wagner’s Diadochen 16.
Schmach der modernen Kunst 36.
Keine Luxus-Kunst: Reform der Gesellschaft 12.
Gefährliche Nachwirkungen.
Naturalismus 27.
Componistenschule.
Überflüssiges in der Kunst 26.
Anscheinend reaktionäre Elemente 34.
Sammlung von großen Gestalten und Scenen.
Neunte Symphonie und Schluß der Nibelungen.
Er wird sein: der Seher einer neuen Ordnung.
Man denke sich die Ergriffenheit einer Gesellschaft, die Ernst gemacht hat mit der Abschaffung der Macht und der Lüge und nun das Werk schaut! Wer diesen Augenblick schauen könnte, würde für alles Jetzige erblinden.

[«]

11[48]

3. Die Urstimmung des dithyr<ambischen> Dram<atikers>.
4. Wort Melodie Gebärde.
5. Rhythmus im Großen.
6. Der Dichter.
7. Der Musiker.
8. Abschließendes Adstringirendes.

[«]

11[49]

2. Es wird absichtlich *versucht*: **Ableitung** des Einflusses — wohin alles:

A) in’s *rein* Aesthetische und *Fade* (oder *Regellose*)	Schilderung der Anhänger Gefahren der Nachahmung
B) in’s *Compromittirende* und Gefährliche.	Politische usw. Anti-Wissenschaftliche Religiös-Restaurative Unsittlich-Caressiren

[«]

11[50]

— gegen den Hochmuth der Wissenden und ihre Albernheit (über Phantasierecht, Eckermann, p. 251) nimmt er die Partei des *Volks*: er verbindet, er erinnert an die Unmöglichkeit eines Lebens im Wissen.

— davon weiß ich eine Viertelstunde eher was als viele; aber wenn ich alt bin, werde ich mit Allen etwas Gemeinsames haben.

[«]

11[51]

Wer so glücklich ist, sich darüber Rechenschaft geben zu können, *was Wagner ist*, der hat auch bis zu irgend einem Grade an dem unvergleichlichen Glück theilgenommen, das Wagner selbst in sich trägt: an dem Glück seiner Begabung. Diese ist ein aufwachsender Wald, ein Aufschießen der mannichfaltigsten Kräfte, die sich gegenseitig in Schranken halten, so daß sie freudig und geradezu aufwärts steigen und alle zusammen ein Ganzes bilden. Einheit im Verschiedenen fühlen, um das Verschiedene innig zu lieben — das ist sein Geheimniß: sein Auge ist von Natur auf Beziehungen gerichtet, nicht nur auf die Beziehung der Künste zu einander, sondern auch auf die Verbindung von Staat Gesellschaft und Kunst: also im stärksten Maaße darf ihm eine gesetzgeberische Befähigung zugesprochen werden. Er übersieht große Verhältnisse mit einem Blick und läßt sich nicht durch das Kleine befangen.

Wie die innere Schauwelt des Epos der Plastik vorausgehen muß, so auch die innere Nachahmungs-welt der Musik der Schauspielkunst.

Ein leidenschaftliches Verlangen nach Luxus und Glanz in Wagner: gerade von da aus war er befähigt, diesen Trieb im Innersten zu verstehn, zu verurtheilen. Sein äußeres Leben verhielt sich zu diesem Hange wie ein neckendes Possenspiel mit seinem Wechsel von Dürftigkeit und Luxus. Mit der Kunst des Luxus kritisirte er sich selbst und durchschaute sich.

[«]

11[52]

Als Musiker. Das Demosthenische.
Als Dichter. Sprache.
Prosaschriften.
Wirkung im Unterjochen der Gegner.
Abzuschließen, überflüssig machen.
Das Improvisatorische.
Trieb zur Mittheilung.

Freunde Wagners.
Er vermacht sein Reich an den Stärksten.

[«]

11[53]

Mittheilung an die Freunde (ohne unterjocht zu werden), an die Feinde (unterjochend).

Abzuschließen.

Und wie es seinen Freunden nicht gelang, ihn mit ihrer Liebe zu unterjochen, so gelang es seinen Feinden nicht, sich durch ihre Feindschaft gegen das Unterjochtwerden zu schützen.

[«]

11[54]

Wagner als Musiker.
Als Dichter. Sprache.
Rhythmiker.
Prosa-Schriftsteller.
Wagner zu Geschichte und Philosophie.

[«]

11[55]

Musiker
Dichter
Mittheilender
Schriftsteller
für Freunde Erzieher
Diadochen.

[«]

11[56]

Was Wagner sein wird?
— der Gott will Macht: Verträge Schuld Unfreiheit
er sucht einen Helden, der frei für ihn kämpfe (gegen ihn), um seine Macht zu behaupten
Wandlung des Willens. —
nachher: nur um seine Schuld los zu werden.
Als Siegfried stirbt, wird Wotan seine Schuld ledig und wählt den Untergang.

[«]

11[57]

Das was die Musik schon ahnt, das erfährt der Held erst an einem Ende seiner Bahn: sein Leben, der bemitleidenswertheste Vorgang der Welt, die Musik, die die mitleidigste Sache derselben ist, folgt ihm auf jedem Schritt. Wie vermag sie das? — Dies zu begreifen, müssen wir in das Wesen des dithyrambischen Dramatikers einen Einblick zu erlangen suchen. —

[«]

11[58]

§6. Das Improvisatorische. Der dithyrambische Dramatiker.
Aber die Beethovensche Musik mußte vorangehn: die der unpersönlichen Leidenschaft.

§7. Der Musiker. Demosthenischer Rhythm<us->Sinn.

§8. Dichter und Schriftsteller. Mittheilung in Form des Rückblicks.

§9. Reiniger der Kunst, Reiniger seiner selbst: der „Kunstfreund“ beseitigt. Die große Begabung.

§10. Diadochen. Mißverständnisse gefährlich: das anscheinend Reaktionäre — das anscheinend Naturalistische.

§11. Der Ring des Nibelungen.

[«]

11[59]

Luxus-Kunst. Verwendung der Mittel zu unwahren Bedürfnissen. Abschwächung der wahren Bedürfnisse. Trennung der Menschen von einander. Überarbeitung vieler Menschen, um den Scheinbedürfnissen zu genügen, während die wahren Bedürfnisse nicht befriedigt werden. Die sociale Frage ist die Fortexistenz des Luxus, d.h. des Unnöthigen und Überflüssigen und Unbefriedigenden im Verhältniß der Arbeit zur Kunst. Das praktische Gegenmittel ist der Cynismus der Schlichtheit auf der einen Seite (<1.> negativ: zum Beweise, daß man nicht jene Scheinbefriedigung nöthig hat; 2. positiv: das Drama — — —

[«]

11[60]

1 Als Lernender (Treue).
2 Der rhythmische Sinn im Großen.
3 Heftiger Wille und Geist der Musik (Treue).
4 Sprache der Dichtung.
5 Muße und Historie und Philosophie.
6 Historie vom Künstler bezwungen (Treue).
7 Freunde Wagner's als Gefahr. Keine Komponisten-Schule.
8 Talent der Mittheilung (Übergang zum Schlußcapitel).
9 Etwas Neues in einem kurzen Leben. Schweigen und Reinsein.
10 Die große Begabung.
11 Prosaschriften.
12 Keine Luxuskunst: Reform der Gesellschaft.
13 Improvisatorisches — Selbstentäußerung.
14 Das Demosthenische, Verachtung gegen die bisherigen Kunstfreunde.
15 Die ethische Entwicklung, Treue Hauptbegriff.
16 Wagner's Diadochen. Vieles sehr schwach.
17 Das Abschließende, er macht manchen Gelehrten überflüßig.
18 Unterjochung der Widerwilligen.
19 Reform des Theaters, in wiefern nichts Geringes. Die Menschen in Bayreuth und ihr Gegensatz sonst.
20 Gegenalexander, das Adstringirende, Vereinfacher der Welt.
21 Kunst und ἀνάγκη.
22 Wagner nicht zeitgemäß. Was hat ihn gefördert!
23 Der Dichter am Schluß der Religionen.
24 Entwicklung der Musik der Leidenschaft und des Dramas.
Schluß mit dem Stoffe des Nibelungenmythus.
25 Organisator von Massen.
26 Das Überflüssige in der Kunst.
27 Gefahr des Naturalismus nach Wagner.
28 Langathmige Leidenschaft.

29 Verflochtene Leidenschaft, vielköpfig.
30 Das Volksthümliche (zur Prosa).
31 Volksthümlich im Verhältniß zu Goethes Faust.
32 Die Liebe empedokleisch.
33 Das Gefährliche in Wagner.
34 Reaktionäre Elemente.
35 Kampf mit der ἀνάγκη.
36 Schmach der modernen Kunst.

Dramatiker — dämonische Mittheilbarkeit
doppelseitig 1 sich anderen
2 andere sich (Selbstentäußerung).
Musiker.
Dichter.
Darsteller.
Gesammtorganisator.

[«]

[12 = U II 10. Mp XIII 4, 13–46. Sommer–Ende September 1875]

12[1]

Einfluß der Oresteia. Vordramatischer Theil.

Die Linie der Geschlossenheit höchster Art in der Form bis zu einem Spiele wie mit zarten Wolken, bei keinem Componisten.

Die Unruhe des Menschen in Ämtern, deren Unvereinbarkeit er durchschaute.

Das Publikum hat Wagner doch anders beurtheilt als ich meinte.

[«]

12[2]

Wagner hat ein großes Reich Innen-Natur aufgeschlossen auch historisch und über die ganze Entstehung der Kunst einsichtig gemacht.

In einer entnüchterten Welt weist er auf die Kräfte hin, woraus alles Gute und Große selbst für diese entnüchterte Welt gewachsen ist.

Er läßt einen neuen Strom solcher Urkräfte über uns hinströmen und zeigt die Unversiegtheit der inneren Quelle der Mensch<en->Natur.

[«]

12[3]

Es giebt vielleicht ein paar ganz unaufmerksame Leute, die jetzt noch gar nichts von Bayreuth und den Dingen, welche sich jetzt an diesen Namen knüpfen, wissen: und dann zahllose, die viel Falsches davon wissen und erzählen. Aber auch das Wahre und Herrliche, was davon zu berichten bliebe, wie matt lebt es in den Empfindungen und Worten derer, die ehrlich genug sind, es anzuerkennen: und wiederum, wie unaussprechbar muß es ebendenselben erscheinen, welche ganz von dem Feuer jenes Geistes durchglüht sind, der hier zum ersten Mal zu der Menschheit reden will. Zwischen den Schwachempfindenden und den Sprachlosen stehe ich selber in der Mitte: dies zu bekennen ist weder vermessen noch allzubescheiden, sondern nur schmerzlich: weshalb gerade das, braucht Niemand zu wissen. Wohl aber entnehme ich aus meiner Mittenstellung ein Gefühl von Pflicht, zu reden und Einiges deutlicher zu sagen, als es bis jetzt in Bezug auf diese Ereignisse geschehen ist. Ich verzichte aus Noth darauf, die sehr verschiedenen Erwägungen, zu denen ich mich gedrängt fühle, in Form und Zusammenhang zu bringen; man könnte wohl den Eindruck eines Ganzen und Geschlossenen mit einiger Kunst der Täuschung hervorbringen: ich will ehrlich bleiben und sagen, daß ich es jetzt nicht besser machen kann, als ich es hier mache, ob ich es freilich schlecht genug mache.

[«]

12[4]

Zukunft von den Bayreuther Sommern: Vereinigung aller wirklich lebendigen Menschen: Künstler bringen ihre Kunst heran, Schriftsteller ihre Werke zum Vortrage, Reformatoren ihre neuen Ideen. Ein allgemeines Bad der Seelen soll es sein: dort erwacht der neue Genius, dort entfaltet sich ein Reich der Güte.

[«]

12[5]

Wagners Musik macht den Eindruck erhabener Arbeit, im Vergleich zu der flacheren Manier der älteren.

Das „Unbeugsam-Unbändige“.

[«]

12[6]

Wagner's Nachwirkung — alle Gefahren, denen er als Künstler entgieng, wird man völlig erst erkennen, wenn es Nachahmer geben sollte — hier ist nun aufzuzählen.

[«]

12[7]

Erst glauben wir einem Philosophen. Dann sagen wir: „mag er in der Art, wie er seine Sätze beweist, Unrecht haben, die Sätze sind wahr". Endlich aber: es ist gleichgültig, wie die Sätze lauten, die Natur des Mannes steht uns für hundert Systeme ein. Als Lehrender mag er hundertmal Unrecht haben: aber sein Wesen selber ist im Recht; daran wollen wir uns halten. Es ist an einem Philosophen etwas, was nie an einer Philosophie sein kann: nämlich die Ursache zu vielen Philosophien, der große Mensch.

[«]

12[8]

Wie durch Wagner die aesthetischen Gegensätze „subjektiv", „objektiv", romantisch, klassisch, naiv, sentimentalisch ganz aufgehoben sind; sie passen nicht.

[«]

12[9]

— — — schreiben: zu Goethe's Zeit regierte ganz Andres.

Degeneration: jetzige Dichter und Litteraten, junges Deutschland, Romantik, Goethe.

Progeneration: Luther Goethe Schiller Schopenhauer Beethoven Wagner.

Fortpflanzung des deutschen Wesens hoch über allem (Nach-Luther).

Was die Kunst in unsrer Zeit ist. Meistens etwas Entwürdigtes oder Einsiedlerisch-Selbstisches.

Was ist Bayreuth?

Nichts Harmloses.

Stellung der Kunst zur ἀνάγκη.

Vielleicht übertreibt unsere Empfindung etwas: wir sind genöthigt, zuviel Nöthe durch Eins wieder gut zu machen, durch Bayreuth.

Die Kunst ist jetzt im Geblüte einiger Menschen so mächtig geworden, um nun auch ihr Verhältniß zur übrigen Welt zu bestimmen.

Das ist eine Revolution, was jetzt in Bayreuth vor sich geht, die Constitution einer neuen Macht, die fern davon ist, sich nur aesthetisch zu fühlen.

Für den tieferen Blick ist es nichts Revolutionäres: sondern der Fortgang des deutschen Geistes in seinen Genien: in besonders schrecklicher ja verwirrender Beleuchtung durch das politische Prunken mit dem Nationalen (während das, was von den Nationalen verehrt wird, gerade uns beinahe als das Feindselige, mindesten als das Gefährlichste gilt).

Das aesthetische Phänomen fragt an: sucht voraus: giebt es noch verwandte Kräfte?

[«]

12[10]

Es dauert lange, ehe das Drama ja die Expos<ition> beginnt.

Kindheit — etwas Altes Altkluges — die Jugend des Menschen, seine Naivetät viel später bei Modernen.

Leipzig — geistiges Anschmecken, Ungründlichkeit der Empfindung, geschmeidiges Wesen, schlechte herrschende Neigungen der Litteratur.

Er schien zu dilettantisiren, zu lüsteln und genüßeln ohne Genuß.

Über Mangel an Erfahrungen soll sich keiner beklagen, sondern höchstens über den Überfluß.

Im Tannhäuser kann die bessere Natur für die andere eigentlich nur leiden und bitten, sie sind getrennt.

Im Lohengrin Sehnsucht aus Macht zur Liebe, zur fraglosen Treue.

Im Holländer das düstere Schweifen, das zum Fluch wird: das Leid des Heimwehs.

Begehren nach Macht, Taumel der Sinne — Zurückschrecken vor der ekelhaften Sittlichkeit und Verlogenheit.

Er landete an der Theaterwelt, der leichtfertigen, besonders nichtigen.

Unruhig, große Dürftigkeit — immer mit einem äußersten Mittel bereit.

Er wuchs aus keiner Kunstschule heraus, ohne Lehrer.

[«]

12[11]

Treue preisgeben zu Gunsten von Lebensstellungen Macht Einfluß (deutscher Meister).

[«]

12[12]

das Gefährliche — Neigung zur Verstellung und List

dramatisch — Treue — Kunstwerk der Zukunft

Treue Lernen

Treue — Abziehungen durch das Leben — Widerstand gegen Berufe (nur so weit um sich als Meister zu fühlen)

Treue — Begabungen wollen einzeln.

Bayreuth — Ziel.

[«]

12[13]

Für wen schaffe ich? er durchschaut seine Zuhörer mit dem Blick <des> Dramatikers. Da sieht er eifersüchtig auf Andre.

Das Bild der Zuhörer, Mißtrauen gegen sie, Verzweiflung (Frage ob noch Musiker — — —).

Erfolg — Stufe festhalten.

Freunde

Symphonisches.

Wie kann einem Schaffenden wahre Liebe einwohnen?

[«]

12[14]

Gemeinsame Noth.

Sagenstoffe.

Er wuchs in die einfache Erhabenheit des Mythus hinein.

Das lechzende Verlangen der Volksseele.

Er spricht zuerst dem Sinn der Volkssage nach.

Er untersucht die moderne Civilisation.

Endlich findet er den vorwärtsschauenden Blick, er schafft den Mythus um.

Er will selbst mit helfen, die politische Veränderung herbeizuführen: großer Irrthum, er wähnt den Augenblick zur Herstellung des Volkes vor der Thür! Revolutionär zu Gunsten der Theater!

Wirkung durch Schriften, nachhelfend! Die Wirkung wird immer noch als sofortige erstrebt. Auch als Künstler nimmt er darauf noch Rücksicht (Tannhäuser)!!

Er propagirte seinen Glauben als Künstler (auch als Schriftsteller), was am stärksten auf ihn wirkte und ihn bewegte, das faßte er zu Kunstwerken zusammen. Tannhäuser Lohengrin. Es war eine Frage: giebt es noch andre Wagner?

Er schloß von der tiefsten Wirkung, die er empfand, auf die, welche er machen werde. Kunstwerke wurden zu Fragen — fühlt ihr so, wie ich fühle, so werdet ihr auch gleich bedürfen. Dabei entdeckte er das Mißverhältniß — furchtbare Vereinsamung. Er hatte keinen Wunsch mehr für den Bestand der politischen Welt.

Er nahm die Musik aus.

Dann, wenn eine Vielheit so leidet, wie er leidet — das wäre Volk. Dann würde sie auch gleich **bedürfen**. Denn auch sein Streben nach Macht war naturwüchsig, volksmäßig. Er sah sein Kunstwerk näher vor sich und glaubte auch das Volk nahe. Er fand auf sich die tiefste Wirkung vom Volksglauben und vom dramatischen Gesange. Dies paarte er. Was auf ihn wirkte, werde einmal auf das Volk wirken: es werden die sein, welche eine gemeinsame Noth verbindet. Er multiplizirte sich zum Volk.

Dritte Periode: die Zeit erscheint ihm nichtig, er hat sich ganz auf sich zurückgezogen, die Wirkung liegt ihm fern, er legt Partitur neben Partitur hin, entsagt der Macht: die Zukunft wird ganz fern. Treue. Schopenhauer. Er wird einsam.

Es melden sich die Freunde, die Vorboten veränderter Zeiten und Sinne, Herberge gebend — er entdeckt die unvergleichliche Wirkung schon gethan zu haben.

Gefahr von Seiten der Freunde auf der früheren Stufe.

Er sieht in dem Kriege einen Kampf gegen die „Civilisation“ und das Vertrauen auf die deutsche Tapferkeit.

Er begreift: seine Kunst ist das Kunstwerk der Zukunft und eine Vorläuferin, eine Anregung zur neuen Gesellschaft. Er versteht seine Stellung zum Kommenden anders, als auf der früheren Stufe.

Treue.

[«]

12[15]

Wenn eine Vielheit dieselbe Noth erlitte, wie er sie leidet — das wäre Volk, sagt er sich. Dann würden ihre gleichen Bedürfnisse auch gleich befriedigt. Sieht er nun zu, was ihn selbst in seiner Noth am tiefsten tröstet und beseeligt, so findet er den Mythus und die Musik: hier empfängt er die tiefste Befriedigung, also muß er hier auch am tiefsten bedürfen, und Noth sein. Die Musik ist nun eine Ausnahmekunst, nicht dem Luxus dienstbar, sondern entstanden wie ein Trost der Niedrigen und Schlichten, er findet eine herrliche Zusammengehörigkeit beider und fühlt seine Kraft zum Drama als verbindende Kraft zwischen diesen Sphären. Sein Kunstwerk, das auf ihn jetzt so unvergleichlich wirkt, stellt er als eine Frage auf: wo sind die, auf welche es gleich wirkt? Diese werden auch gleich leiden und bedürfen, wie ich. Eine Vielheit von uns ist das Volk, das wir ersehnen. Nun erlebt er eine schreckliche Enttäuschung, obwohl er durch Schriften nachhilft; alles ist befremdet, man mißt nach alten Maßstäben, man kritisirt nach alter Weise herum, man fühlt nicht die neue Frage. Er verzweifelt, denn das Volk ist nicht da, seine Noth wird nicht empfunden, sein Kunstwerk ist eine Mittheilung an Taube und Blinde, die Aussicht auf Wirkung und Macht ist hoffnungslos. Er taumelt und geräth ins Schwanken. Die Möglichkeit eines Umsturzes der Dinge steht als Hoffnung vor ihm, vielleicht daß hinterher wieder zu pflanzen ist. — In Kürze ist er politischer Flüchtling und im Elend. Es ist die zweite große Krisis.

Vereinsamt, die Zeit erscheint ihm nichtig, er hat sich ganz auf sich zurückgezogen, keine Hoffnung mehr. Er streift jetzt jede Rücksicht auf Wirkung ab, alles Verführerische und Anfragende, das Verständniß Erleichternde, und spricht nur mit sich. Sein Weltblick wendet sich in die Tiefe, er sieht das Leiden im Fundament und reinigt sich von allem Optimismus. Sehnsucht aus dem Tag in die Nacht, Tristan. Er findet die deutsche lutherische Heiterkeit wieder, die andere Völker nicht begreifen, durchgegohrne Meisterschaft der M<eister>singer. Es kommen Freunde heran; viele beinahe gefährlich, sie wollen ihn dogmatisiren usw. Er geht hindurch unberührt, es handelt sich nicht mehr um Aesthetik und Musik für ihn. Ein ungeheures Werk, der Gesammtausdruck seiner Einsicht und Aussicht, mit einem wunderbaren metaphysischen Schwanken am Schluß. Macht resignirt aus Liebe. Er will dieses Werk zeigen, das Kunstwerk der Zukunft: während das Jetzt nicht die Zukunft ist, auf die er rechnet. Der Krieg, symbolisch verstanden, giebt Muth.

[«]

12[16]

Das Streben und Wollen der Macht ist jetzt unpersönlich geworden, ist rein in's Schaffen übergetreten. Seine Kunst der höchsten Vollkommenheit und Ausdrucksfähigkeit: er denkt nicht mehr an eine zu erlebende Wirkung. Er will das Werk hinterlassen, legt Partitur neben Partitur.

Über Nacht kam es plötzlich anders. Der deutsche Krieg wurde von ihm eigen nachempfunden, wie sonst nicht in Deutschland. Er bekam Glauben an eins, während er gar keinen mehr in Betreff von Deutschen hatte, die deutsche Tapferkeit mit Besonnenheit und Dauer verbunden, er sah etwas seinem Schaffen Verwandtes und war hoch beglückt. Vielleicht finde ich jetzt — nicht das Volk, sondern nur so viel Freunde und Mitleidende, denen ich das Werk zeigen kann, wie es gemeint ist. Es war ihm um Begründung des Stils, der Tradition zu thun, für eine sehr ferne Zukunft. — Wenn wir „das Kunstwerk der Zukunft" jetzt sehen, so sollen wir doch immer sagen, es ist nicht diese Zeit, welche Wagner mit jener „Zukunft" gemeint hat! Was Wagner sein wird, das ist noch etwas ganz andres als er jetzt sein kann.

[«]

12[17]

Und nun trat in immer neuem Glanz der herrschende Gedanke seines Lebens vor ihn hin, fast verwandelt, aber beinahe noch mächtiger, reizvoller. Wirkung, unvergleichliche Wirkung! — womit! auf wen! Nicht mehr auf das Publikum der Theater, wie es ist, nicht mehr auf den modernen Menschen überhaupt, wie er zur Kunst sich eben verhält. Auch nicht mehr mit den Mächten der bisherigen Erfolge. In diesem Zeitpunkt des entscheidenden „Nicht mehr“ begriff er das Wesen des Volkes und seinen Gegensatz, die Gesellschaft des Luxus.

[«]

12[18]

In doppelter Weise erscheint die Vergangenheit verkürzt, einmal weil sie nur von Einem Sehwinkel, allerdings einem wichtigen und nothwendigen aus gesehn wird und sodann weil in der einmal so geschauten Welt vieles ausgeschieden wird, nach einem Maßstabe. Aber nicht nur die Vergangenheit wird so gleichsam durch Verkürzung überschaulicher gemacht: das ganze Leben, auch das der Gegenwart und Zukunft, erscheint in einem verkleinerten Maßstabe und kann so leichter beurtheilt werden. Der Grad, in dem die Menschen mit der Kunst umgehen, die Tiefe oder Oberflächlichkeit der Beziehungen, die Wahrheit oder Eitelkeit in diesem Verkehr, wird zum Urtheil über die Zeiten und Völker benutzt: ihr Bedürfniß nach Kunst als Zeichen ihrer Sittlichkeit und Weisheit. Man kann von einem Menschen ziemlich viel wissen, wenn man genau weiß, ob er überhaupt Kunst nöthig hat, ob bildende oder tönende, welchen Meistern er sich zuneigt usw. Nimmt der Künstler selber diese Abschätzung vor, so kann man ihm nicht verargen, wenn er hier einen Werthmesser überhaupt zu haben glaubt: in seiner Betrachtung des Lebens ist die Kunst das Sonnensystem. Menschen ohne Kunst sind für ihn undenkbar, wie Menschen ohne Raum- und Zeitvorstellungen es sind. Er findet nichts, worin nicht Kunst sich ausspräche: in der Art, wie ein Mensch denkt, träumt, geht, ißt, sich unterredet, schreibt, liest, kämpft, verehrt, erzieht, den Tag und das Leben eintheilt, wie er den Staat aufbaut, die Stände auseinanderhält: überall ist hier eine äußerliche Erscheinung und eine Gesinnung, aus der gehandelt wird, zu unterscheiden. In dieser äußerlichen Erscheinung, sowohl wie in dieser Gesinnung, ist etwas, was Kunst ist: ein gewisser schöpferischer Drang nach dem — — —

[«]

12[19]

6. Wagner's Zweifel: — Ist die Welt alt, verarmt geworden?
   Durch Beethoven Widerlegung seines Zweifels: Unschuld.
   Pastorale — ewige Menschheit.
   Musik reicht nicht aus. Strauß.
   Gegen den absoluten Musiker, den einsiedlerischen Verächter der Scheinwelt.
   Drama keine Kunstart, kein Kunstzweig.
   Beseelung der inneren Phantasie.
   Erregung der symbolischen Bewegungsmotive.
7. Veränderliches. Unveränderliches.
   Das Drama als Prophezeiung eines reineren Lebens (im Gegensatz zu dem rückblickenden antiken Drama).
   Versuch, Wagner auch als rückblickend zu verstehen:
   restaurativeRichtungen. Das Volk. Genius.
8. Der zeugende Punkt in der Oper.
   Schillers Ahnung.
   Die drei Schwierigkeiten — Wortmelodie usw.
   Überall Herausbildung aus dem Entarteten zum Kern.
   Vorbildlich, es ist ein Zurückgehen scheinbar, noch mehr ein Abwerfen des Falschen Unechten Späten.
9. Reinigen vor und neben dem Schaffen.
   Schriftsteller.
10. Der Dichter. Mythus. Sprache. Goethe.
11. Der Musiker.
12. Die Nibelungen: der Weltverkürzer: sein Leben und Wesen in ungeheurem Reflexe.

[«]

12[20]

Ich sagte, es wäre möglich daß die erlöste Kunst zu den Menschen spräche und nicht gehört werde. David Strauß hat die Pastorale gehört und nichts gehört.

[«]

12[21]

Was Thukydides über den Staat denkt.

Thukydides, Buch III cap. 84 ist echt. Es soll unklar sein, und in Stil und Gedanken den νεωτερισμός zeigen, etwas Revolutionäres. Ich meine, man ist vor den Gedanken dieses Capitels erschrocken; zum Theil hat man sie auch wohl nicht verstanden. Und so läßt man sich eines der wenigen Zeugnisse entgehen, wo Thukydides von seiner innersten Gesinnung redet, wo er sagt, was an der Menschennatur ist!

Der Mensch ist neidisch, ein Feind des Hervorragenden, sein Neid will schaden; so erträgt er eine Lage nicht, in der der Neid eine nicht schadende Kraft hat, den gesetzlichen Zustand.

Sie wollen lieber Rache als Recht, lieber egoistischen Gewinn an Stelle einer Lage, wo man ihnen keinen Schaden thut (kein Unrecht zufügt); sie ziehen vor τὸ κερδαίνειν dem μὴ ἀδικεῖν (heißt: dem, daß man sie nicht schädigt, ihnen Unrecht thut) — und doch waren sie in einer Lage, wo der Neid keinen schadenden Charakter hatte.

Sie waren vor einander und vor den Ausbrüchen ihrer Bösartigkeit im Neid geschützt: und nun begaben sie sich in einen schutzlosen Zustand hinein — warum? um Rache an anderen zu nehmen. Sie können eben ihre Affekte nicht beherrschen.

Hier hat Thukydides seine Theorie vom Staate gegeben: und auch gesagt, was geschehen muß, sobald der Staat aufhört — gegenseitige Zerfleischung und Auslassung aller Affekte. Da tritt die menschliche Natur rein hervor, durch den Staat ist sie im Zaum gehalten. Übrigens erscheint hier die πόλις nicht als Produkt der Menschen, nicht als kluge Schutzanstalt der Egoismen gegen einander. Thukydides meint, die Menschen seien eben nicht klug genug dazu, sondern von Affekten beherrscht, momentan. Der Staat ist ihm wohl eine göttliche Institution. Die höchste Verehrung der νόμοι blickt durch. Menschen könnten nach ihrer φύσις sie nicht stiften!

Im Staate herrscht Recht, nicht Rache, wird jeder geschützt vor Unrecht von dem anderen, und die Mißgunst hat keinen schädigenden Charakter. Trotzdem werfen sie ihn um, sie vergessen ihren eigenen Vortheil: so blind sind sie in ihrer Leidenschaft!

Für διὰ πάθους ἐπιθυμοῦντες lese ich διὰ παντὸς ἐπιφθονοῦντες — (διὰ παντός kommt sonst dreimal bei Thukydides vor, v. Register).

Der Adel der Gesinnung besteht zu einem sehr großen Theil aus Gutmüthigkeit (εὔηθες): Mangel an Mißtrauen, Harmlosigkeit.

[«]

12[22]

Zum Darwinismus.

Je mehr ein Mensch Gemeinsinn hatte, sympathische Affektionen, um so mehr hielt er zu seinem Stamme; und der Stamm erhielt sich am besten, wo die hingebendsten Einzelnen waren. Hier erstarkte die gute tüchtige Sitte, hier wurde die Unterordnung des Individuums gelernt und dem Charakter Festigkeit gegeben und anerzogen. — Doch ist hier die Gefahr der Stabilität, die Verdummung, groß.

Ungebundene, viel unsicherere und schwächere Individuen, die neues versuchen und vielerlei versuchen, sind es, an denen der Fortschritt hängt: unzählige dieser Art gehen zu Grunde ohne Wirkung, aber im Allgemeinen lockern sie auf und bringen so von Zeit zu Zeit dem stabilen Elemente eine Schwächung bei, führen an irgend einer schwachgewordenen Stelle etwas Neues ein. Dies Neue wird von dem im Ganzen intakten Gesamtwesen allmählich assimilirt.

Die degenerirenden Naturen, die leichten Entartungen sind von höchster Bedeutung. Überall wo ein Fortschritt erfolgen soll, muß eine Schwächung vorhergehen.

Die stärksten Naturen haben den Typus fest und halten daran. —

Entartung ist immer Verstümmelung: aber selten ist eine Einbuße ohne einen Vortheil auf einer anderen Seite. Der kränkere Mensch z.B. wird ruhiger und weiser; der einäugige wird Ein stärkeres Auge haben, der Blinde wird tiefer in’s Innere schauen.

Nicht Kampf um’s Dasein ist das wichtige Princip! Mehrung der stabilen Kraft durch Gemeingefühl im Einzelnen, Möglichkeit zu höheren Zielen zu gelangen, durch entartetende Naturen und partielle Schwächungen der stabilen Kraft. Die schwächere Natur, als die edlere wenigstens freiere, macht alles Fortschreiten möglich.

Ein Volk, das irgendwo schwach wird und anbröckelt, aber im Ganzen noch stark ist: das vermag die Infektion des Neuen aufzunehmen und zu assimiliren.

Ebenso der einzelne Mensch: das Problem der Erziehung ist, jemanden so fest und markig hinzustellen, daß er als Ganzes gar nicht mehr aus seiner Bahn gebracht werden kann. Dann aber hat der Erzieher ihm Wunden beizubringen: und wenn so der Schmerz, das Bedürfniß entstanden ist, kann auch dort etwas Neues und Edles inokulirt werden. Die Gesammtkraft wird es jetzt in sich hinein nehmen und so veredelt werden.

Die Deutschen wurden nicht nur verwundet, sondern fast zum Verbluten gebracht, man nahm <ihnen> Sitte Religion Sprache Freiheit. Sie sind nicht zu Grunde gegangen: aber daß sie eine tief leidende Nation sind, haben sie bewiesen, dadurch daß sie die Musik erfanden; sie haben den Segen der Krankheit erfahren. —

Dieser Lehre gegenüber ist der Darwinismus eine Philosophie für Fleischerburschen. Und die Stellung, die sie der Züchtung, die sie dem Weibe geben! Ist es denn wahr, daß die Weiber gerade nur für die stärksten Fleischerburschen Sinn und Neigung haben! Nicht einmal unter den Thieren ist es so.

Übrigens will ich mit meiner Betrachtung bei den Menschen verbleiben und mich hüten, aus den Gesetzen über die menschliche Veredlung auf Grund der schwächeren, entarteten Naturen, Schlüsse über die thierische Entwicklung zu machen. Ob es gleich noch viel mehr erlaubt wäre, dies zu thun als aus der Bestialität und ihren Gesetzen nun auch den Menschen bestialisch zu systematisiren: wie dies Herr Häckel in Jena thut, und seines Gleichen wie D. Strauß. —

[«]

12[23]

Daß die idealeren Naturen nicht so gute Bürger sind —

[«]

12[24]

Um zu erklären, was ich unter Wagner's zusammenziehender Kraft, unter dem Wort, er sei ein Vereinfacher der Welt, verstehe, schicke ich dies voraus. Er fand zwei neue Probleme, das der Musik und das des Drama's: er fand sie dort, wo alle großen Probleme liegen, auf der Gasse, vor Jedermanns Füßen und doch allen Augen verborgen. Was bedeutet es, daß der neueren Zeit gerade eine solche Kunst wie die der Musik ersteht? Ist dies nicht ein Widerspruch für jeden, der das Bild dieser Zeit sich vor die Seele stellt? Muß er nicht sagen: aus dieser Zeit konnte die Musik nicht entstehn: was ist dann ihre Existenz? Ein Zufall? Aber erst könnte ein einzelner Meister zufällig sein, das Erscheinen einer solchen Reihe von Leuchten und Sonnen zeigt doch wahrlich, daß nicht an Kometen-Erscheinung zu denken ist. Wagner giebt nun eine Antwort: die Existenz der Musik hängt mit der Stärke der modernen Zeit zusammen, diese aber hat ungeheure Schwächen anderer Organe mit sich gebracht: und dieser erkrankte und erschöpfte Zustand ist es, dem in der Musik ein Heilmittel erwächst. Einmal hat sie ein Verhältniß zur Sprache, als eine universal vorwortliche Sprache zu der ganz ausgeraubten entkräfteten rhetorisch und poetisch vernützten Sprache: die allgemeine Erkrankung aller Sprechenden, die Unfähigkeit, sich noch wirklich mit einander zu verständigen: wenn schon die Poesie für jeden jetzt dichtet, so denkt jetzt die Sprache für jeden, er ist der Sklave derselben und niemand hat noch Individualität in diesem ungeheuren Zwang. Man muß, durch Musik gehoben, einmal sich so fern gestellt fühlen, daß man in allem, was gesprochen wird, geschrieben wird, das typisch Gleichartige wahrnimmt: dann kommt es einem so vor, als ob alle individuelle Bildung unmöglich sei, weil sie versucht, auf dem Wort sich zu gründen; und das reißt jetzt jeden in die alten Bahnen. Zweitens fühlte Wagner die Stellung der Musik zu der jetzt sichtbaren Erscheinungswelt des modernen Lebens: sie ist bildlos und deshalb antagonistisch allem Gebilde. Nun zeigt <sich> ebenfalls in allem, worin der Mensch jetzt an der Erscheinung herum bildet, eine unsägliche Erschöpfung: alles Dagewesene, alles schöner dagewesen, selbst das Häßliche ist erhabner dagewesen. Das Gehen Stehen und sich Bewegen, die Form der Geselligkeit, die Manieren der öffentlichen Sprecher, die Geberden der Jünglinge, die Künste der Frauen: alles, alles worin frühere Zeiten den Leib gebildet haben und zum Spiegel schöner oder großer Bewegungen gemacht haben, ist ganz verkommen oder späte Nachahmung: bestenfalls ist alles Renaissance und zwar Nachblüthe derselben (die französische Civilisation). Faßt man hier die Musik als den Antagonisten der Gymnastik, so ist in ihr jedenfalls ein Punkt gewonnen, von wo aus einem das moderne Leben widerlich barbarisch vorkommt. Denn der, welcher in dem rhythmischen Gange der großen Musik lebt, erkennt zuerst an sich und von da aus an allen andern, wie unfähig er für gewöhnlich ist, diesem reinen und erhöhten und doch machtvoll bewegten Innenleben der Musik etwas entgegenzustellen, was als Bild, als Erscheinung, dazu gehöre: während er gewöhnlich nur den peinlichen Eindruck bei diesem Suchen hat, daß er in ein Durcheinander von Verzerrungen und Übertreibungen hineinblicke. Nun ist der Eindruck der Musik selbst so stark, daß nicht nur der Rhythmus der Gymnastik vor ihm sich auszuweisen hat: alles, was ein rhythmisches Verhalten an sich hat, die ganze Lebensordnung von Individuen, die Politik von Völkern, das Verhalten der Handelsinteressen zu einander, der Kampf der Stände, das Widerspiel zwischen Volk und Nichtvolk — unwillkürlich wird es der mit Musik erfüllte Mensch an der Musik messen und verurtheilen: er begreift es, was es heißen will, einen Staat auf Musik zu gründen, was die Griechen nicht nur begriffen hatten, sondern auch forderten. Und zwar ist es auch nicht allein das Rhythmische; auch das Seelenvolle Ehrliche in der unpersönlichen Leidenschaft und doch das aus unerschöpflicher Tiefe aufquellende ruhige Feuer der Musik — dies alles wird ihm zum Richter seiner modernen Welt.

So verurtheilt Wagner diese Welt, weil sie dem Ideal, das er nicht als Bild aber als Seele der Musik in sich trägt, nicht entspricht. Er würde sie verneinen und aufheben müssen, wenn er nur Musiker wäre. Und in der That ist es sein tiefer Gegensatz gegen alle sonstigen Musiker unserer Zeit, daß sie von sich aus nicht diese Verneinung und Aufhebung wollen; er schließt daraus, daß sie jenes Feuer eben nicht im Leibe haben und in Folge dessen keine rechten Musiker sind. Entweder verneint euch als Musiker, hört auf welche zu sein oder hebt die Welt vermöge eurer inneren Kraft aus den Angeln — so ruft er ihnen zu.

Diese Verneinung kann nun verschiedenartig gedacht werden: revolutionär oder asketisch. Im ersten Falle wird der Musiker zuerst darauf sinnen, der Musik eine einflußreiche Stellung zu verschaffen, er wird ihre Verkümmerungen, ihre verächtliche Lage, ihren Mißbrauch zu leeren folgenlosen Unterhaltungen bekämpfen: indem er durch seine ernste Musik die Individuen weiht und zu Werkzeugen der umwälzenden Macht der Musik macht, wird er hoffen können, überall hin seinen Einfluß zu tragen: wer möchte z.B. zweifeln, daß eine Gesellschaft, die den wahren Geist Beethovenscher Musik in sich aufgenommen hat, unserer jetzigen Gesellschaft, in Staatsform Erziehung usw., sehr wenig ähnlich sehen würde! Zweitens kann jene Verneinung der gegenwärtigen Erscheinung leicht noch zu einer weiteren Stufe der Verneinung führen. Wer, wie Schopenhauer, in der Musik eine Welt hinter dieser Welt sieht, die noch nicht in die Form der Individuation eingegangen ist, und wer andererseits gerade den gebrechlichen tief hoffnungslosen Charakter des Lebens aus der trennenden Gewalt der Indiv<iduation> ableitet, muß in der Musik die wenngleich begriffs- und bildlose Conception einer besseren Welt machen, einer unschuldigen, liebevollen, heiter-tiefsinnigen.

Ganz auf diese Welt sich zurückziehend steht der Musiker dann, wie Wagner es an Beethoven geschildert hat, beinahe in der Sphäre der Heiligkeit: die unvergleich<liche> Reinheit Bewegtheit Gluth die kindliche Unmittelbarkeit, der völlige Mangel der Verstellung, die Abwesenheit der Convention das ist der Musik eigen, nicht den andern Künsten, die eben der Erscheinungswelt als Abbilder zu nahe stehen.

Hiermit könnte es nun erscheinen, daß ein Nebeneinander der Musik und der Erscheinungswelt eben ein Mißgebilde sein müsse, daß ihre Unverträglichkeit gerade fest stünde. Hier nun machte Wagner seinen zweiten Fund, er fand das Problem des Drama's wieder. Der Mensch, der die Seele der Musik in sich aufgenommen hat und von diesem Erfülltsein aus auf die allgemeine Natur und das Loos der Menschen zu allen Zeiten hinblickt, thut dies nicht mit Ekel, mit Haß: sondern so wie Beethoven die Natur in der Pastorale sieht, mit Liebe, mit einem alles verstehenden Mitleid. In größeren Bildern des menschlichen Wollens sieht er die Art seines eigenen Wollens, nur mit Wahn und trügerischen Zielen vor sich, so daß er das tragische Ergebniß dieses individuellen Wollens vorhersehen kann. Als Seele der Musik faßt er gerade die Liebe: und gerade das, was er am meisten in seiner Hoffnungslosigkeit des Strebens durchschaut, muß er am meisten lieben. Andererseits ist der große Musiker als Abbild des universalen Willens, in einer natürlichen Sympathie für das Individuum, das sich in der Ausdehnung seines Wollens dem universalen Willen nähert; das Feuer, das ihn durch's Leben führt, erkennt er als verwandt dem Feuer der in ihm waltenden Musik an: nur daß der Wille, der in der Musik erscheint, reiner unschuldiger und trugloser ist und bereits als unpersönlich gewordener Wille dem Eingang zur Selbstverneinung und dem Zustand der Heiligkeit sich nähert, von dem der ringende Held noch ferne ist: zwar vielleicht nicht so weit, denn gerade wegen der Heftigkeit seines Ringens kann er plötzlich einmal von der Einsicht in die Erfolglosigkeit überrascht werden.

[«]

12[25]

Dichtung als Litteratur

die französische Rhetorik des Stils

eine Änderung durch die bildende Kunst zu erwarten ist albern

der ganze moderne Mensch durch und durch von Musik noch leer, noch nicht von ihr geformt

Mangel der Musik in der Erziehung, wie Tanz verzerrtes Gebilde sich zur Orchestik verhält, so der Schein zur griechischen Erscheinung: der französische Stil zum griechischen; Turnkunst jämmerliches Stückwerk.

[«]

12[26]

Die gewohnte Leichtfertigkeit — oder ist es gar die thörichte Überhebung der modernen Menschen? — bringt es mit sich, daß den tief spürenden, der reichsten Erfahrung nachgehenden Einreden Platos gegen die Kunst jetzt kein Gehör mehr geschenkt wird; wer aber noch belehrbar ist, muß sehr bestimmt einsehen, daß das Walten einer mächtigen Kunst auch eine Menge Gefahren mit sich führt und daß gerade die größten Künstler eine Nachwirkung gehabt haben, welche den besorgteren Denkern fast bei jedem neuen Erscheinen solcher Mächte Furcht einflößen muß. Allzu leicht erscheint es so als ob die Kunst die Ziele des thätigen Lebens selber hinzustellen hätte, und mit gefährlichstem Mißverstande wird dann der Künstler als unmittelbarer Erzieher verstanden. Wird dagegen seine wundervolle Aufgabe mit Recht so begriffen, daß er für das kämpfende und zielesetzende Leben einzuweihen hat, so ist man ebenso im Recht, ihn sich auf das Schärfste vom Leben selber abgetrennt zu denken und seinen Nachwirkungen ein Strombett anzuweisen, welches nicht den Gang des Lebens durchkreuzt und bestimmt. Man würde Plato's Meinung treffen, wenn man mit einiger Härte darauf bestünde, daß es gleichgültig sei, was ein Künstler in socialer und politischer Hinsicht denke: daß es z.B. für die Athener ohne Gewicht sein mußte, ob Aeschylus sich für oder gegen die Beschränkung des Aeropag erklärte; ja ich glaube sogar, erst dadurch, daß man in dem Künstler gerade etwas Überzeitliches verehrt, wird man sich gegen das Gefährliche, was in seiner direkten Wirkung auf die Zeit liegt, einigermaßen schützen können. Ich will in diesem Zusammenhange darauf aufmerksam machen, daß es überaus nahe liegt und deshalb gefährlich ist, Wagner nicht als Künstler zu verstehen oder anders ausgedrückt: aus seinen Kunstwerken bestimmte Winke über die Gestaltung des Lebens entnehmen zu wollen. Es liegt dies so nahe, weil Wagner selber in verschiedenen Perioden den Versuch gemacht hat, bestimmtere Antworten auf die Frage nach dem Zusammenhang seiner Kunst mit dem Leben zu finden. Es giebt Aufsätze von ihm, die ganz von dem magischen Lichte eines seiner Kunstwerke überströmt sind — und jedes Kunstwerk hat ein ihm eigenthümlich gefärbtes Licht.

[«]

12[27]

Liebe und Verachtung.

Schluß: worin vereinfacht er die Welt?

Nächstes Capitel: die historische Entwicklung der Musik.

Wagner als Reiniger der Kunst, ihrer Stellung zum Leben — selbst als Schriftsteller (zu schreiben, was ich leide).

[«]

12[28]

5.

Nach der Unterbrechung weiter. Der Vereinfacher der Welt, wie in der Philosophie.

Er sieht sie unter einem einzigen aber nothwendigen Sehwinkel: wie steht es mit der Kunst? Da verkürzt er die Geschichte sehr.

Er reinigt: er verscheucht die Vorstellung, daß die Welt organisch alt geworden sei.

Die Quelle der Natur noch eben so frisch, der Mensch noch unausgeschöpft.

Man muß nur Begriffswolken verscheuchen, falsche Beängstigungen, als ob der Mensch schon verarmt sei.

Der Haß gegen die weichlichen Kunstfreunde.

Das Wesen der Musik giebt ihm das Licht; sie steht im Gegensatz zu unsrer begrifflichen und litterarischen Welt (die Welt des Scheins unfruchtbar, Hillebrand mit seinen Hoffnungen lächerlich). Wagner bildet die innere Phantasie aus.

Schopenhauer faßt sie als etwas Metaphysisches, Wagner fragt: giebt es ein Leben, welches der Musik einmal entsprechen wird? (Griechen gründeten ihre Staaten auf Musik)

Daß es eine solche Welt geben muß, ersieht er als Dramatiker (das Drama ist keine Kunstart, kein Litteraturzweig).

Er sieht Phänomene vor sich gleichsam mit drei Dimensionen — hörbar schaubar begreifbar.

Wo hat er dies Phänomen zuerst gesehen? In der Oper.

Schillers Ahnung.

Der moderne Künstler hat immer erst zu reinigen, ehe er schaffen kann — meistens wird die Reinigung zuerst eine persönliche sein.

5. (b)

Wagner’s Kampf im Kunstwerke.

6.

Wagner in der Oper. Das Publikum. Weg zu Beethoven.

Das anscheinend Reaktionäre-Romantische. Gegensatz zur Civilisation.

7.

Das anscheinend Desperative. Gegensatz zur Welt der Erscheinung.

So erscheint er fast als restaurativer Typus?

Logische Trägheit.

Fühlen Ahnen. Die Unbewußtheit, Instinktivität. — Aber alles dies ist nur als Schein zu nehmen: sein Charakter ist progressiv.

[«]

12[29]

Wagner’s Kampf im Kunstwerk.

Rienzi — Gegensatz zur „Ordnung“, der Reformator.

Holländer — das Mythische gegen das Historische.
Tannhäuser Lohengrin — das Katholische gegen das Protestantische (das Romantische gegen die Aufklärung).
Meistersinger — Gegensatz zur Civilisation, das Deutsche gegen das Französische.
Tristan — Gegensatz zur Erscheinung. Das Metaphysische gegen das Leben.
Nibelungen — freiwilliges Verzichten der bisherigen Weltmächte: Gegensätze von Weltperioden — mit Umwandlung der Richtung und der Ziele.

[«]

12[30]

Goethe nennt all sein Wirken symbolisch.

So verstehe man auch den Lebensgang Wagner's symbolisch.

Er beginnt in einer verdorbenen Kunst und zwar den einzigen Punkt entdeckend, wo Kraft ist.

Von da aus reinigt er seine Vorstellung von dieser Kunst und sich selbst.

[«]

12[31]

— — — Er geht nicht nur durch das Feuer, sondern auch durch den Dampf des Wissens und der Gelehrsamkeit hindurch — mit jener Treue gegen ein höheres Selbst oder, noch richtiger, durch die Treue eines höheren Selbst gegen ihn, welches ihn aus seinen schwersten Gefahren immer wieder herausführte. Dieses höhere Selbst verlangte von ihm nur Gesammtthaten seines polyphonen Wesens, und hieß ihn leiden und lernen, um jene Thaten thun zu können, es führte ihn zur Prüfung und Stärkung an immer schwereren Aufgaben vorbei. Die höheren Gefahren und Prüfungen aber nahten ihm nicht als dem persönlich Unbefriedigten und Leidenden, nicht als dem Lernenden, sie erwuchsen aus einer Verbindung von Leiden und Lernen, aus dem heftigen Triebe, dem eignen Leide, das er in immer höherer Verallgemeinerung empfand und zu dessen Verständniß er Historie und Philosophie hinzunehmen mußte, einen rettenden Gedanken entgegenzustellen: es sind die Gefahren der Absichten, durch welche der Künstler die Reinheit seines Werdens kreuzte; seine Kunst sollte diesen Absichten dienen, sie sollte mehr leisten und sofort leisten, als eine Kunst, noch dazu eine dunkel ans Licht ringende neue

Kunst vermag; indem er sie der Reihe nach zum Heilmittel seiner selbst, des modernen Menschen und endlich des Lebens überhaupt bestimmte, verfiel er in die schwerste Krankheit, in welche ein Künstler verfallen kann, in die der bestimmten Absichten. Zuerst begehrte er von ihr alles das, was ihm sein persönliches Schicksal nicht bot: hier enttäuscht, verlangte er von ihr Befriedigung und Ersatz für jene ungeheuren Mängel, an denen die neuere Menschheit und jeder Einzelne in ihr leidet: auch hier enttäuscht und zur Hoffnungslosigkeit verurtheilt, ersah er in seiner Kunst die Religion, den Trost für das Dasein überhaupt. Und erst hier war das Absichtliche in seinem Wollen so in's Unbegrenzte gehoben, daß seine Kunst und alles Unabsichtliche seines Wesens sich völlig frei und ungehemmt ergehen konnte. —

[«]

12[32]

4.

Darüber nachzudenken, was Wagner ist, an allen Lebens- und Machtäußerungen seiner vielspältig-einheitlichen Natur betrachtend vorüberzugehn: das wird die Heilung und Erholung sein, welche jedermann begehren muß, der darüber, wie Wagner wurde, gedacht und gelitten hat. Ein solches wahrhaft großes, wahrhaft frei gewordenes Können und Dürfen ist das herrlichste Schauspiel von der Welt; wo eine solche Begabung erscheint, wird die Erde, für den Betrachter wenigstens, zu einem sommerlichen Garten. Er kann, von dem Glück dieses Schauspiels aus, kaum anders als selbst in jenes leidvolle Werden eine verklärende und beinahe rechtfertigende Zweckmäßigkeit hineinzulegen: zu erwägen, wie der großen Natur alles zum Heil und Gewinn werden muß, so schwere Schulen sie auch durchgeführt wird: wie sie sich von Gift nährt und gesund und stark dabei wird, wie jede Gefährlichkeit sie beherzter, jeder Sieg sie besonnener gemacht hat. — — —

[«]

12[33]

5.

Es giebt nichts Hoffnungsloseres, als von solchen complicirten und seltenen Zuständen der Seele zu Anderen zu sprechen, wenn diese nicht selber durch die Erinnerung an eigne ähnliche wenn auch vielfach schwächere Zustände und durch ein beschauliches Suchen in ihrem Innern dem Sprechenden auf halbem Wege entgegenkommen. Solche bereite Zuhörer aber vorausgesetzt, halte ich es allerdings für möglich, den ganz eigenen und einzigen Eindruck einer großen Begabung allmählich so deutlich für die Empfindung auszuprägen, daß wir von der entscheidenden Sicherheit dieses Eindrucks aus unwillkürlich auf jenen Zustand zurückschließen, in welchem der Künstler sich zum Schaffen gedrängt fühlt, d.h. den Eindruck der Welt auf sich als einen Anruf seiner eigensten Kraft empfindet. Auf ein Mitwissen um diesen Zustand kommt aber alles an, und jede Beschäftigung mit Kunst kann bei dem Nichtkünstler nur dies Ziel haben, zuletzt einen Eingang zu jenen sonst verborgenen Seelen-Mysterien zu entdecken, in denen das Kunstwerk geboren wird. Der Künstler ist nur gerade als Mittheilender über diese Mysterien Künstler; er will uns durch seine Art zu sprechen und sich mitzutheilen zu Mit-Eingeweihten machen, er will mit seinem Werke auf etwas hinweisen, was vor dem Werk, hinter dem Werk ist. „Die Natur ist nach Innen zu viel reicher, gewaltiger, seliger, furchtbarer, ihr kennt sie nicht, so wie ihr gewöhnlich lebt!“ ruft uns der Künstler zu, „nun folgt mir einmal und laßt das trüberleuchtete Stück Natur und Leben, welches ihr allein als wirklich zu kennen scheint, hinter euch. Ich führe euch in ein Reich, das ebenfalls wirklich ist: ihr selber sollt sagen, wenn ihr aus meiner Höhle in euren Tag zurückkommt, welches Leben wirklicher ist!“

Wenn bis zu irgend einem Grade dies die Stimme jedes großen Künstlers an uns ist, so doch vor Allem die Stimme Wagner's. Das, wozu sie uns ladet, ist Rückkehr zur Natur; und in diesem Zusammenhang darf man am wenigsten fürchten, Mißverständnisse mit solch einem Worte zu erregen. Es handelt sich wahrhaftig nicht um eine bequeme Entschließung, sich einmal natürlich zu geben und in einer idyllischen Schlichtheit zu lustwandeln: so harmlos war jene Aufforderung nicht gemeint. Der Künstler weiß recht wohl, daß wir Alle, wenn er nicht den Weg uns zeigt, niemals den Eingang in die noch unbekannt gebliebene Urwelt der Natur finden werden. Denn übermächtig ist die Last, die auf uns liegt; ein Schleier aus kalten und künstlichen Begriffen und Lehrmeinungen gesponnen hält unser Auge; unser Gefühl regt sich kaum gegen die Gewohnheit der verwickeltsten und härtesten Gesetzbarkeiten oder regt sich in falschem Takte, wir haben auch die Sprache des Gefühls verlernt: so sind wir viel zu schwach und können gar nicht so weit aus eignen Kräften gehen, um die Natur zu finden. Aber auch die Hand unseres

Ermahners und Befreiers ist übermächtig: er führt uns, ohne daß wir sehen, wohin: bis wir plötzlich fühlen und hören und mit allen Sinnen auf einmal wissen, wo wir stehen — in der freien Natur, und selber verwandelt zu natürlich Freien.

Die Bedeutung der Musik. Befreiung der Musik. Das Improvisatorische. Wagner unterjocht. Das Demosthenische. Wagner als Dichter, als Prosaiker. Das Adstringirende.

[«]

[13 = D 10a (DmN). Sommer–Herbst 1875]

13[1]

— — — Musste die wahre Musik erklingen, weil die Menschen sie am wenigsten verdienten, aber am meisten ihrer bedurften? Man versenke sich nur einmal in das überschwängliche Wunder dieser Möglichkeit: schaut man von da aus auf das Leben zurück, so leuchtet es, so trübe und umnebelt es vorher auch erscheinen mochte; es wird selber zum Abbild und Gleichniss der Musik Beethovens und spricht in der Form der Erscheinung von Erlösung und wiedergewonnener Unschuld. „Nie hat eine Kunst der Welt etwas so Heiteres geschaffen als diese Symphonien in A-dur und F-dur, mit allen ihnen so innig verwandten Tonwerken des Meisters aus der göttlichen Zeit seiner völligen Taubheit. Die Wirkung hiervon auf den Hörer ist Befreiung von aller Schuld — die Wirkung des Heiteren geht hier sofort über alle Befriedigung durch das Schöne weit hinaus. Jeder Trotz der erkenntnissstolzen Vernunft bricht sich hier sofort an dem Zauber der Überwältigung unsrer ganzen Natur; die Erkenntniss flieht mit dem Bekenntniss ihres Irrthums, und die ungeheure Freude dieses Bekenntnisses ist es, in welcher wir aus tiefster Seele aufjauchzen, so ernsthaft auch die gänzlich gefesselte Miene des Zuhörers sein Erstaunen über die Unfähigkeit unseres Sehens und Denkens gegenüber dieser wahrhaftigsten Welt uns verräth. — Aller Schmerz des Daseins bricht sich an diesem ungeheuren Behagen des Spieles mit ihm; der Weltenschöpfer Brahma lacht über sich selbst, da er die Täuschung über sich selbst erkennt; die wiedergewonnene Unschuld spielt scherzend mit dem Stachel der gesühnten Schuld, das befreite Gewissen neckt sich mit seiner ausgestandenen Qual. — Jetzt warf er den Blick auch auf die Erscheinung, die, durch sein inneres Licht beschienen, in wundervollem Reflexe sich wieder seinem Innern mittheilte. Jetzt spricht wiederum nur das Wesen der Dinge zu ihm und zeigt ihm diese in dem ruhigen Lichte der Schönheit. Jetzt versteht er den Wald, den Bach, die Wiese, den blauen Aether, die heitre Menge, das liebende Paar, den Gesang der Vögel, den Zug der Wolken, das Brausen des Sturmes, die Wonne der selig bewegten Ruhe. Da durchdringt all sein Sehen und Gestalten diese wunderbare Heiterkeit, die erst durch ihn der Musik zu eigen geworden ist. Selbst die Klage, so innig ureigen allem Tönen, beschwichtigt sich zum Lächeln: die Welt gewinnt ihre Kindesunschuld wieder. ‚Mit mir seid heute im Paradiese’ — wer hörte sich dieses Erlöserwort nicht zugerufen, wenn er der Pastoral-Symphonie lauschte?“

7.

— — —

[«]

[14 = Mp XIII 4, 9–12. Herbst 1875 — Frühling 1876]

14[1]

1. Wotan strebt nach Macht, wird unfrei, in Schuld und Fluch verflochten: er bedarf des Freien.
2. Muß dem Liebsten widerstreben, es vernichten — muß die treueste Liebe (und Brünnhilde) bestrafen.
3. Ihn faßt Ekel vor der Macht.
4. Die Liebe zu dem herrlichen freien Siegfried kehrt ihn um, er weist ihm die Welt, verzichtet.
5. Er sieht den Fluch auch auf das Liebste loskommen und leidet schrecklich, er sehnt sich nach dem Nichtsein.
6. Erst der Tod des Freien löst die Welt und die Götter vom Fluche: der Gerechtigkeit ist Genüge gethan — der Gott kann sterben.

[«]

14[2]

— Der Gott wird immer größer, je mehr er zurück tritt.

— Siegfried, der freie Furchtlose, entsteht aus dem Bündniß wider das Gesetz und die Sitte, seine Erzeuger gehen zu Grunde.

— Er, der freieste, wird durch Vergessenheit unfrei und treulos; die Freiheit des Menschen ist durch das Vergessen der Vergangenheit verwirkt: das Böse und der Fluch, durch Vergessen kommt der Fluch.

— Brünnhilde verliert, durch Liebe, ihr persönliches Wissen, und geräth in das tiefste Leid, aus dem sie sich nicht helfen kann. Aber aus ihrem Schicksal entnimmt ein allerhöchstes Wissen „trauernder Liebe tiefstes Leid schloß die Augen mir auf“.

— Eine Zeit die nicht nur um Freiheit des Gedankens gekämpft hat, sondern sich von aller Vergangenheit zu lösen gesucht, im Kampf mit der Nothwendigkeit: das wird das Volk werden, für welches das Kunstwerk der Zukunft (im Widerspruch gegen alles Vergangene erzeugt) bestimmt ist.

[«]

14[3]

Seine Schriften nicht volksthümlich.

Wohl aber seine Kunst: sie überwindet den Gegensatz von Volk und Gebildeten.

Das scheidet sie von aller Renaissance-Cultur (Goethe als Nachzügler, Philolog-Poet — auch „Faust“).

Schon dadurch scheint er auf eine Zukunft hinzudeuten — nach Schillers Wort.

[«]

14[4]

Nur soweit er für die Sicherstellung seiner Kunst sorgt, wendet er sich an bestehende Mächte, an den Gebildeten, an das Nationale — er denkt im Bunde mit dem mächtigsten Volke, dem der Reformation, fortzuleben, dem er die Mission zuertheilt „das Meer der Revolution in das Bette des ruhig fließenden Stromes der Menschheit abzudämmen.“

Aber der Gedanke seines Kunstwerkes ist, wie der Gedanke jedes guten Deutschen, überdeutsch und nicht national: wie seine Reformation.

[«]

14[5]

Schillers Zuruf.

Dagegen das anscheinend Reaktionäre.

[«]

14[6]

Er steht vor der Religion so unbefangen wie Aeschylus vor verschiedenen Zeusen.

Wesentlich unreligiös.

Zukunft einer Gesellschaft von Wagner's — insofern er ein ganz moderner Mensch ist, ist es auch Kunst der Gegenwart.

[«]

14[7]

Was er sein wird?

Der in eine Vergangenheit Zurückschauende und sie Deutende — diese Vergangenheit hat er vorweggenommen.

Einzelne Phasen in Wotan: um die Macht — Ekel — sie fahren lassen—dem freien Menschen sie weihen.

Schluß — Wagner's Worte: wo Staatsweisheit und Kunst usw.

Schiller's Worte.

Der Vereinfacher der Welt — der Deuter ihrer Geschichte.

[«]

14[8]

Das grosse Ereigniss. Um es ganz zu verstehen, ist der Wagnerische Blick auf sich selber nöthig — wie er wurde, was er ist, was er sein wird. (1)

I. Wie er wurde.

Gefahren der Natur und der { Kindheit, Jugend zerfahren, ohne Naivetät
dann gefährlichste Spaltung seines Wesens: Bedeutung der Treue. (2)

Begabungen.	Unfrieden und Ungenügen des äusseren Lebens. Gefahr des mächtigen Lerntriebes. Die Treue siegt, sein Wesen bleibt ganz.	(3)

Welche Aufgabe hat er zu erfüllen?

Gefahren, in seiner Aufgabe und Mission gelegen.	Allgemeinste Aufgabe der Kunst in der modernen Zeit.	(4)
	Specielle Aufgabe der Musik: hinsichtlich der Sprache	(5)
	der Erscheinungswelt der unrichtigen Empfindung.	(6)
	Allgemeine Stimmung und Seelenverfassung Wagner’s als des schaffenden, seine Aufgabe erfüllenden Künstlers (dargestellt an den Stimmungen, welche seine Kunst im Hörer hervorbringt).	(7)
	Speciellere Stimmungen in der Folge seiner Entwicklung.	(8)

II. Was er ist:

als Dichter
Bildner
Musiker
und im Ganzen (9)

III. Was er sein wird.

Als Künstler der Zukunft strebt er nach der Begründung einer Styl-Tradition.

Seine Mittel zu diesem Zwecke:
Vorbildliche Beispiele,
Schriftwerke,
er sucht Schutz für seine Kunstwerke bei den bestehenden Mächten.
Aber er schafft allein für Menschen einer bestimmten Zukunft. (10)

Deren Wesen ist aus seinen Kunstwerken zu errathen, insofern aus der Befriedigung auf das Bedürfniss zurückzuschliessen ist.
Die Motive seiner Kunst.
Unvereinbarkeit derselben mit dem Character der heutigen Menschheit.
Nicht sowohl Seher einer Zukunft, sondern Deuter und Verklärer einer Vergangenheit. (11)

[«]

14[9]

Kunst-Vermögen der Mittheilung
Höchste Fähigkeit sich mitzutheilen vermöge der höchsten Deutlichkeit
Dichter
verflochtene Leidenschaft
Strom eines Aktes
viel weiterer Kreis von Zuständen
großer rhythmischer Sinn im Bändigen der Leidenschaft, höchste Kunsteinheit im leidenschaftlichen Menschen
die gefährlichen Eigenschaften
Schicksal der Kunst sein Schicksal
Talent der Mittheilung
ohne vom Freunde unterjocht <zu werden>
aber wohl selber dem Freunde sich mittheilend
sonst durch Beispiel
einzige Schwierigkeit bei dem „Gebildeten“
— Schriften. Volksthümlichkeit (Faust)

[«]

14[10]

9. Der Künstler
10. die dämonische Mittheilbarkeit
11. Das für jetzige Menschen nicht Mittheilbare:
    Kunstwerk der Zukunft
    Gedanke der Nibelungen

[«]

14[11]

Siegfried, aus einem Bunde wider alle Sitte

der freie Mensch, ohne Furcht
wird unfrei, treulos, durch Vergessenheit
noch in seinem Tode erlöst er die Welt vom Fluche
Wotan — — —

[«]

[15 = U II 11. Frühling 1876?]

15[1]

Hypothetische Sätze im Deutschen. „Wenn“ drückt ursprünglich einen Wunsch aus; die Sätze dieser Form „ist dies so, so wird daraus“ enthalten im Vordersatz eine Frage oder einen Zweifel. Deshalb ist diese letztere Form nicht völlig mit der ersteren zu verwechseln, noch weniger hat sie etwa allein Recht (wie dies W<agner> zu meinen scheint, der sie fast ausschließlich anwendet).

[«]

15[2]

Lange Perioden soll man meiden: oder, falls sie nöthig sind, rein logisch beurtheilen; ich will, daß man das logische Gerüste deutlich klappern höre: denn sie sollen zur Erleichterung des Denkens dienen; Deutlichkeit ist die erste Forderung: was geht uns (Deutsche!) Schönheit und Numerus in der Periode an!

[«]

15[3]

Es ist die rechte Zeit, mit der deutschen Sprache sich endlich artistisch zu befassen. Denn ihre Leiblichkeit ist ganz entwickelt: läßt man sie gehen, so entartet sie jählings. Man muß ihr mit Wissen und Fleiß zu Hülfe kommen und die Mühe an sie wenden, die die griechischen Rhetores an die ihre wendeten — als es auch zu spät war, noch auf eine neue Jugend zu hoffen. Jetzt stehen bis zu Luther’s deutschem Stile alle Farbentöpfe zum Gebrauche da — es muß nur der rechte Maler und Kolorist hinzukommen. Es muß ein Handwerk entstehen, damit daraus einmal eine Kunst werde. Auch unsre Klassiker waren Stil-Naturalisten.

[«]

15[4]

1. Vorbereitung und Erziehung. 2. Bauriss. 3. Baumaterial.

[«]

15[5]

Nachtrag zu David Strauss.

p. 106 „man wisse ja längst, daß Gott ‚allgegenwärtig‘ eines besonderen Sitzes nicht bedürfe“

p. 49 „so bringt Schleiermacher in seiner Art wieder einen Gottmenschen heraus.“

p. 287 „keck umgreifende Klasse der Gesellschaft“

p. 238 „auf unserm Standpunkte ist von dem sittlichen Handeln sein Reflex im Empfinden oder die Glückseligkeit von selbst so unabtrennbar, daß derselbe durch äußere Umstände nimmermehr in seinem Glückseligkeitswerthe aufgehoben werden kann.“

p. 49 „der christliche Kultus, dieses Gewand, für einen Gottmenschen zugeschnitten, wird schlotterig und verliert alle Haltung, sobald es einem bloßen Menschen umgelegt wird.“

[«]

15[6]

Lichtenberg: „ich weiss dass berühmte Schriftsteller, die aber im Grunde seichte Köpfe waren — was sich in Deutschland leicht beisammen findet — bei allem ihren Eigendünkel von den besten Köpfen, die ich befragen konnte, für seichte Köpfe gehalten worden sind.“

[«]

15[7]

Das allerneueste Testament vererbt seine Weisheit an die, welche „geistig arm“ sind, weil sie entweder nichts oder zuviel oder nichts recht gelernt haben und schlechte Bücher z.B. nur ihre eigenen gelesen haben.

[«]

15[8]

War es nicht die Meinung des Aristoteles dass man die Producte alter Männer — weil sie nicht völlig lebensfähig sind — tödten solle?

[«]

15[9]

Otto Jahn, dem das Beethovensche Lied an die Freude nicht heiter genug erschien.

[«]

15[10]

Die Wirkungen Hegel’s und Heine’s auf den deutschen Stil! Letzterer zerstört das kaum fertige Werk unserer grossen Sprachkünstler, nämlich das kaum errungene Gefühl für einheitliche Farbe des Stils; er liebt die bunte Hanswurstjacke. Seine Einfälle, seine Bilder, seine Beobachtungen, seine sentiments, seine Worte passen nicht zu einander, er beherrscht als Virtuose alle Stilarten, aber benutzt diese Herrschaft nur um sie durcheinander zu werfen. Bei Hegel ist alles nichtswürdiges Grau, bei Heine electrisches Farbenspiel, das aber die Augen eben so fürchterlich angreift, als jenes Grau sie abstumpft. Hegel als Stilist ist ein factor, Heine ein Farceur. —

[«]

15[11]

Der neue Glaube kann keine Berge, wohl aber Worte versetzen. —

[«]

15[12]

Empedocles sagte den Agrigentinern: sie hiengen den Lüsten nach, als ob sie den andern Tag sterben sollten, und sie bauten so, als ob sie niemals sterben würden. Strauss baut so, als ob sein Buch morgen sterben müsste, und benimmt sich so, als ob es gar niemals sterben sollte. —

[«]

15[13]

Nicht das Straussische Buch, nur sein Erfolg ist das Ereigniss, daß uns zu reden zwingt. Kein Gedanke ist darin, der werth wäre als gut und neu bemerkt zu werden. —

[«]

15[14]

Wohlgewaschene Lumpen kleiden zwar reinlich, doch jedenfalls lumpenhaft.

[«]

15[15]

Die süddeutschen Mundarten haben die einzige Vergangenheitsform längst eingebüßt.

Rückert stellt Imperfect, Präsens und Perfect in verderblicher Weise neben einander, z.B.

Als er nun bei der Gränze Zoll

nicht wollt' angeben, was er führt,
und seinen Kasten öffnen soll,
der Zöllner hat den Fund erspürt.

So ein Perfect in der Erzählung ist ganz tadelnswerth.

[«]

15[16]

Weglassung des Particips: „die Post ist durch, der Bruder ist mit, das Lied ist aus, die Sonne ist unter, das Thor ist auf, der Gast ist fort, das Geld ist weg, die Festung ist über." „Er hat ein Halstuch um, er hat die Sache weg, er hat das Räthsel heraus."

[«]

15[17]

Perfekte mit „haben" als Hülfszeitwort. Ursprünglich „er hat ein Haus gebautes", „ich habe ein Kleid gekauftes", also Apposition des Accusativs wie bei „er schießt den Hasen todt" („todten" alt).

[«]

15[18]

Aus dem Imperfect hat sich die Conjunktivform entwickelt. Die Vorstellung des Vergangenen umgebildet zu der des Nichtmehrvorhandenen: „er lebte" enthält „er lebt nicht mehr". Nun drückt Conjunktiv die Läugnung des Nichtvorhandenseins aus, entnommen aus dem „Nichtmehrvorhandensein". Im älteren Deutsch „ich spräche" für jede Nichterfüllung in der Zeit, jetzt unterscheiden wir „ich spräche" (noch nicht erfüllt) und „ich hätte gesprochen" (nie erfüllt). „Es gienge wohl", aber es geht nicht.

[«]

15[19]

Der Conjunktiv des Präsens unterscheidet sich so vom Indikativ, daß der Indicativ ein Wissen, der Conjunktiv ein Glauben ausdrückt. Daraus die ungerade Rede entwickelt: man lehnt ein bestimmtes Wissen ab, aber spricht doch den Glauben aus, daß etwas wahr sei. Die ungerade Rede früher allein in der Form des Imperfect-Conjunctivs, und kommt so noch vor. Alt „ich spräche“ (conditional); neu „ich würde sprechen“. Alt „er spräche“ (in ungerader Rede), neu „er spreche“ (Conjunctiv Präsens). — In der Schweiz sagt man „die Russen seien über den Balkan gegangen“ für „sollen sein“. Es ist gut und nachahmenswerth.

[«]

15[20]

1. Wir müssen streben, das Hülfszeitwortwesen zu beschränken!
2. Die Einschachtelung der Präpositionen zu meiden!
3. Man nehme sich mit „müssen“ „dürfen wollen sollen mögen können“ in Acht!
4. Auch die Bildung mit „daß“ ist übermäßig geworden.
5. Herstellung der Conjunctive und der Imperfecte!
6. Der Genetiv der Sache zu conserviren, statt der überwuchernden Präpositionen z.B. den Helden seiner Thaten preisen, den Fremden seiner Herkunft fragen, den Kranken seiner Wunden heilen. Erhalten noch in „anklagen, beschuldigen, zeihen, bezichtigen, überführen, überweisen, erlösen, erlassen (der Haft), entledigen, entbinden, überheben, entsetzen, berauben, verweisen (des Landes), entblößen, entladen, entlassen, entheben, würdigen, versichern, befreien, belehren (eines Besseren, der Zukunft)“. Bei „sich“ sind wir viel conservativer: „sich seiner Thaten rühmen, sich langen Lebens freuen“ „sich eines Mannes annehmen“ „sich einer Sache bedenken, sich der Gelegenheit bedienen, des Lebens wehren, des Todes fürchten“ vielleicht „sich des Verfahrens ärgern, sich der Schickung grämen, sich der Gefahr scheuen.“

[«]

15[21]

Ganz recht ist beides „mich dünkt“ und „mir dünkt“, „es friert mich“ „mir friert“. „Ich schlage dir ins Gesicht, ich schlage dich ins Gesicht.“ Dativ oder Accusativ bei dünken, ekeln, schmerzen, ahnen.

[«]

15[22]

Feierlich ist jetzt der Genetiv beim Verbum „es schenkte der Böhme des perlenden Weins“, aber noch ganz gewöhnlich, z.B. wo die Leute Vergnügen an Wortspielen haben und selbst deren machen. Des Brotes genießen, des Gehörten erstaunen, des Krüppels spotten, der Gefahr achten, seiner Mutter vergessen. Einer besseren Zukunft sinnen, des nahenden Unglücks erschrecken, des fröhlichsten Lebens wimmeln, des muntersten Gesanges ertönen (der Wald z.B.), eines Kindes genesen.

[«]

15[23]

Die Präposition „von“ hat den Genetiv verdrängt. Nicht bei „satt, müde, voll, quitt, leer, frei, los, fähig, kundig, theilhaftig, habhaft, überdrüssig, beflissen, gewahr, bedürftig, bewußt, befugt, gedenk, verblichen, froh, werth, ansichtig“. Die gemeinen Mundarten kennen den Genetiv fast gar nicht mehr: „dem Nachbar sein Garten“ (doch auch ’s Nachbars sein Garten).

[«]

15[24]

Amtmann’s ist Genetiv (im Sinn von Amtmannsleute). Dativ Plural überall bei Ortsnamen auf -hausen -hütten -bergen -thalen -felden -walden -linden -eichen. Baden ist „zu den Bädern“, Schiffhausen „zun Schiffhäusern“. So in Rothenstein, Altenburg. Zu ausgelassen.

[«]

15[25]

Aufgabe: ein schlichter Auszug aus Overbecks Buche „Christlichkeit der Theologie“. Aus meiner „Geburt der Tragödie“.

[«]

15[26]

Warnung vor den Zusammensetzungen wie „Forschungshülfsmittel“. „Culturkampf“.

Ebenso vor dem Vertrauen auf die Tragkraft eines Wortes, wie z.B. „die Anschauung von der Leistungsfähigkeit der modernen Photographie in Verbindung mit Pressendruck“.

[«]

15[27]

Die verschiednen Stilarten:

A. Stil des Intellekts (unmetrisch) oder „der gefühllose Stil“.

B. Stil des Willens (entweder Prosa oder Poesie — metrisch oder halbrhythmisch) oder „der Stil des unreinen Denkens“.

Λ

1. des ἦϑος 2. des πάϑος

Der Stil des Intellekts entsteht spät, immer auf Grundlage des Ethos-Stils. Aber zuerst meist poetisch (das Bild des Individuums bestimmt ihn, der Priester der Seher mit ἦϑος), später schlicht-alltäglich (nach dem Vorbild des vornehmen Mannes, der einfach und gewählt spricht). Die Ernüchterung der Denkart muß sich nun überall zeigen, ebenso der Haß gegen das unreine Denken.

Die Schriftsprache entbehrt der Betonung und dadurch eines außerordentlichen Mittels, Verständniß zu erlangen. Sie muß sich also bemühen, dies zu ersetzen: hier ist ein Hauptunterschied der geschriebenen und gesprochenen Rede. Die letztere darf sich auf Betonung verlassen: die

Schriftsprache muß übersichtlicher kürzer unzweideutiger sein, ihre größte Mühe ist es aber, die Leidenschaften der Betonung ungefähr nachfühlen zu lassen. Frage: wie hebt man ein Wort heraus, ohne den Ton zu Hülfe zu nehmen (da man keine Tonzeichen hat)? Zweitens: wie hebt man ein Satzglied heraus? Vielfach muß anders geschrieben als gesprochen werden. Deutlichkeit ist Vereinigung von Licht und Schatten.

Lesen Vorlesen Vortragen bedingen drei Arten des Stils. Hier ist Vorlesen die Art, bei der die Stimme am kunstvollsten behandelt werden muß, da sie den Mangel von Gestikulation zu ersetzen <hat>, Lesen die Art, wo der Stil am vollkommensten sein muß, weil hier Stimme und Gestikulation als Ausdrucksmittel wegfallen. Natürliche Gattungen könnte man z.B. die Vorlese-Gattung nennen, wenn hier die Gesten wirklich überflüssig wären, also nicht ersetzt zu werden brauchten (hinter einem Vorhang lesen): bei ganz Ruhigem, wo der Körper ruhig bleiben würde, z.B. Geschichte des Herodot. Natürlich wäre die Lese-gattung, wo Modulation der Stimme und Gesten gar nicht in Betracht kämen z.B. bei Mathematik.

[«]

[16 = N II 1. 1876]

16[1]

I Aesthetik II zur Ethik und Glückseligkeitslehre

[«]

16[2]

Keiner klug — Trauung — Ruine — Mädchen Glück

[«]

16[3]

Menschen, welche das Talent der Darstellung haben, sehen an den Dingen nur das Darstellbare. Sie begreifen vieles nicht. So auch die Schriftsteller und Lehrer. Diese Alle denken im Grunde immer nur an ihr Talent: ob sie sonst besser oder schlechter werden, ist ihnen gleich.

Als Mensch, Musiker, Philolog, Schriftsteller, Philosoph — in allem merke ich jetzt wie es mit mir steht — gleich, überall gleich! Wäre ich ehrgeizig, so wäre es vielleicht gar nicht zum Verzweifeln: aber da ich es so wenig bin, so ist es fast zum Verzweifeln. Bei Schloss Chillon geschrieben, Abends gegen 6.

[«]

16[4]

Befreiung.
Philolog.

Ehe.
Lebensalter.
Religion.
Wagner.
usw.

[«]

16[5]

Leopardi — Chamfort — Larochefoucault — Vauvenargues — Coleridge Tischgespräche.

Übersetzen.

Geschichte der Litteratur.

Über Philologie.

Buch: Die freien Lehrer.

1. Weg zur Befreiung.
2. die Schule der Erzieher.
3. die Wanderer.
4. Heil dem Tode!

[«]

16[6]

Askese unter der allgemeinen Betrachtung des Selbstmords, ebenso die unegoistische Aufopferung.

[«]

16[7]

Jeder Mensch hat seine Recepte, um das Leben zu ertragen (theils es leicht zu erhalten, theils es leicht zu machen, wenn es einmal sich schwer gezeigt hat), auch der Verbrecher. Diese überall angewandte Lebenskunst ist zusammenzustellen. Zu erklären, was die Recepte der Religion eigentlich zu Stande bringen.

Nicht das Leben zu erleichtern sondern leicht zu nehmen.

Viele wollen es erschweren, um hinterdrein ihre höchsten Recepte (Kunst Ascese usw.) anzubieten.

[«]

16[8]

„das leichte Leben“
(ῥεῖα ζώοντες)
„Weg zur geistigen Freiheit“
die Griechen
Lehrer
Ehe
Eigenthum und Arbeit.

[«]

16[9]

Das leichte Leben.
Weg zur Freiheit.
Tod der alten Cultur.
Lehrer.
Weib und Kind.
Eigenthum und Arbeit.

[«]

16[10]

Unzeitgemässe Betrachtungen.

1. Der Bildungsphilister (Falschmünzerei der Bildung).
2. Die Historie.
3. Der Philosoph.

4. Der Künstler.
5. Der Lehrer.
6. Weib und Kind.
7. Eigenthum und Arbeit.
8. Griechen.
9. Religion.
10. Befreiung.
11. Staat.
12. Natur.
13. Geselligkeit.

[«]

16[11]

1. Natur 1883
2. Weib und Kind 1878
3. Eigenthum und Arbeit 1881
4. Der Lehrer 1882
5. Geselligkeit 1884
6. Die Leichtlebenden 1880
7. Griechen 1879
8. Freigeist 1877
9. Staat 1885

[«]

16[12]

Sieben unzeitgemässe Betrachtungen — 1873-78.
Zu jeder Betrachtung Nachtrag in Aphorismen.
Später: Nachträge zu den unzeitgemässen Betrachtungen (aphoristisch).

[«]

16[13]

Jeden Tag eine Freude machen — „Freund“.

[«]

16[14]

aus der Tugend eine Noth machen

[«]

16[15]

1 Tag nichts essen jede Woche.
Abends nur Milch und Thee.
Täglich 4 Stunden unterwegs. (mit Notizbuch)
Sammlung: zur deutschen Sprache.
Sentenzen.
Unzeitgemässe Betrachtungen 29.—37. Lebensjahr
38.—48.
49.—58.

[«]

16[16]

Es giebt verschiedene Stufentreppen zur Freiheit. Kann einer auf dieser nicht hinauf (z.B. wenn sein Gemüth störrisch ist) so vielleicht auf jener. Die eine Kraft wird dann abnorm stark entwickelt, z.B. der Sinn für Unabhängigkeit, der so gut zur Freiheit führen kann wie die Abhängigkeit in Liebe.

[«]

16[17]

Das Mütterliche ist in jeder Art Liebe: aber nicht das Väterliche.

[«]

16[18]

Zeichen einer rücksichtslosen Überlegenheit von Seiten befreundeter Menschen sind sehr schmerzlich und gehen tief in’s Herz.

[«]

16[19]

Consilia juventutis plus divinitatis habent. Bacon.

[«]

16[20]

Mein Styl hat eine gewisse wollüstige Gedrängtheit.

[«]

16[21]

Der Dichter muss ein Ding erst genau sehn und es nachher wieder ungenau sehen: es absichtlich verschleiern. Manche versuchen dies direkt; aber da gelingt’s nicht (wie bei Schiller). Die Natur muss durch das Gewand durchleuchten.

[«]

16[22]

Der hinwegthut, ist ein Künstler: der hinzuthut, ein Verläumder.

[«]

16[23]

Die Etymologien bei Wagner sind ächt künstlerisch, obschon unwissenschaftlich: das ist das rechte Verhältniss zur Natur.

[«]

16[24]

delirium tremens des Asceten

[«]

16[25]

Das mächtige Nachleben des Freigeistes — er betrachtet sich als eine Lehre welche der Menschheit eingebrannt ist.

Freigeist aus Selbstvertheidigung, aus Machtverlangen.

[«]

16[26]

oft Rache für Ohnmacht (Isocrates)

[«]

16[27]

Der Tiefstand der deutschen Cultur bei Straussens Buch nach dem Kriege — entsprechend der gemeinen genusssüchtigen Gesinnung — der Pegel im Strom der deutschen Cultur.

[«]

16[28]

Ein freidenkender Mensch macht die Entwicklung ganzer Generationen vorher durch.

[«]

16[29]

Menschen die wie Hillebrandt nur der öffentlichen Meinung um einige Jahre voraus sind: die ebenfalls nur eine öffentliche Meinung haben.

[«]

16[30]

Auf eine ununterbrochene Reihe guter Ahnen bis zu seinem Vater herauf kann man stolz sein: es ist eine Legitimation des eignen Selbst vor uns selbst. Aber eine einzige Unterbrechung in der Kette macht den Adel zunichte. Hast du keinen gewaltthätigen habsüchtigen ausschweifenden boshaften grausamen unter deinen Ahnen? soll man jeden fragen. — Insofern bin ich adelig im 4ten Grade: weiter zurück kann ich nicht sehen.

[«]

16[31]

Viele Männer sind über den Ehebruch ihrer Gattinnen für sich gar nicht ungehalten, vorausgesetzt, dass sie dieselben dadurch ohne Einbusse los werden.

[«]

16[32]

Der Ungehorsam der Söhne gegen die Väter geht immer gerade so weit als möglich, d.h. der Gehorsam zeigt sich als das gerade noch erlaubte Minimum. Es steht aber ganz in der Hand der Väter, die Grenze zu ziehn, weil sie die Erziehung und damit die Gewöhnung in der Hand haben.

[«]

16[33]

Ziel: einen Leser so elastisch zu stimmen, daß er sich auf die Fussspitzen stellt.

[«]

16[34]

Freigeisterei Feenmärchen Lüsternheit heben den Menschen auf die Fussspitzen.

[«]

16[35]

Sich Zeit lassen zum Denken: das Quellwasser muß wieder zusammenlaufen.

[«]

16[36]

Die Illusion des Geschlechtstriebs hat den seltsamen Charakter periodisch unheilbar zu sein: er fängt immer wieder in seine Netze, obwohl zwischeninne Zeiträume der völligen Enttäuschung liegen.

[«]

16[37]

Wenn man kein Glück hat, soll man sich Glück anschaffen.

[«]

16[38]

Die Unthätigkeit bei den „Thätigen“. Sie wissen den Grund nicht, warum sie arbeiten, sie verlieren vitam ohne Sinn: es fehlt ihnen die höhere Thätigkeit, die individuelle, sie denken als Beamte Kaufleute, aber sind unthätig als Menschen einziger Art.

[«]

16[39]

Der höhere Ehrgeiz in der vita umbratica: gründlich sich unterscheiden!

[«]

16[40]

Es ist das Unglück der Thätigen dass ihre Thätigkeit immer ein wenig unvernünftig ist: sie rollen so bewusstlos fort wie der Stein fällt.

[«]

16[41]

Vielleicht nützen wir dem allgemeinen Wohle mehr durch unser Schlechtergehen und Untergehen als wenn wir siegten.

[«]

16[42]

Jeder hat über jedes seine eigene Meinung, weil er ein eignes Wesen ist — doch muss er sich sehr besinnen!

Die Dinge zerfallen in solche über welche ein Wissen und solche über welche Meinungen möglich sind.

[«]

16[43]

Mit der Freiheit steht es wie mit der Gesundheit: sie ist individuell.

[«]

16[44]

Der Freigeist wird nur einen Zipfel eines Ereignisses fassen, aber es nicht in seiner ganzen Breite haben wollen (z.B. Krieg — Bayreuth).

[«]

16[45]

Moderne Klöster — Stiftungen für solche Freigeister — etwas Leichtes bei unsern grossen Vermögen.

[«]

16[46]

Gespräch der Freigeister: wie mehrere einen steilen Berg erklettern, nicht mit einander kämpfend und sich den Boden streitig machend — das abscheuliche Disputiren.

[«]

16[47]

Wie steht der Freigeist zuletzt zum activen Leben? Leicht gebunden — kein Sclave seiner Handlungen.

[«]

16[48]

Der Gelehrte hat Würde verloren, er macht den hastig geniessenden activen Menschen Concurrenz.

[«]

16[49]

Zeitig sein äusserliches Ziel erreichen, ein kleines Amt, ein Vermögen, das gerade ernährt. So leben dass ein Umsturz aller Dinge uns nicht sehr erschüttern kann.

[«]

16[50]

Sonnenlicht glitzert in dem Grund und zeigt worüber die Wellen fliessen: schroffes Gestein.

[«]

16[51]

Die Schätzung des contemplativen Lebens hat abgenommen. Ehemals waren Gegensätze der Geistliche und der esprit fort: eine Art Neugeburt beider in Einer Person jetzt möglich.

[«]

16[52]

Es kommt darauf an, wie viel Athem ihr habt, um in dies Element tauchen zu können: habt ihr viel, so werdet ihr den Grund sehen können.

[«]

16[53]

Um eine Sache ganz zu sehen, muss der Mensch zwei Augen haben, eins der Liebe und eins des Hasses.

[«]

16[54]

Die productiven Menschen werden selten Freigeister; die Dichter bleiben religiös rückständig. Die Politiker — — —

[«]

16[55]

Das Bild des Freigeistes ist unvollendet im vorigen Jahrhundert geblieben: sie negirten zu wenig und behielten sich übrig.

[«]

[17 = U II 5b. Sommer 1876]

17[1]

Über das Aesthetische: einiges Derbe.

Das Weglassen ein Hauptmittel des Idealismus. Man darf so genau nicht zusehn, man zwingt den Zuschauer in eine große Ferne zurück, damit er von dort aus betrachte (wie bei der Dekorations-Malerei). Wie wichtig ist der Ansatz der Entfernung des Betrachters! Hier darf der schaffende Künstler nicht schwanken. Gerade hier zeigt sich, wie genau er vom stärksten Gefühle seines Zuhörers ausgehen muß.

Das Metron legt Flor über die Realität; einiges künstlichere Gerede verdeckt etwas und hebt; das „Dumpfe“. Die letzten Mittel, womit die Kunst wirkt, recht naiv nachzuempfinden! Ist sehr selten! Es sind ziemlich alberne Sachen, die dabei herauskommen. Ebenso ist es bei der Religion.

Der große Werth des unreinen Denkens für die Kunst.

Zum Nachahmen gehört Liebe und Verspottung zusammen, wie bei Archilochos. Ist wohl der fruchtbarste Zustand der menschlichen Seele!

[«]

17[2]

Zu der unbesiegbaren Nothwendigkeit des menschlichen Daseins gehört das Unlogische: daher kommt vieles Sehr Gute! Es steckt so fest in der Sprache, in der Kunst, in den Affekten, Religion, in allem, was dem Leben Werth verleiht! Naive Leute, welche die Natur des Menschen in eine logische verwandeln wollen! Es giebt wohl Grade der Annäherung, aber was geht da alles verloren! Von Zeit zu Zeit bedarf der Mensch wieder der Natur d.h. seiner unlogischen Urstellung zu den Dingen. Daher rühren seine besten Triebe.

[«]

17[3]

Die zwei Welten hinter einander: Siegfrieds Leben, im Hintergrunde das Götterschicksal. Höchst metaphysisch empfunden.

[«]

17[4]

Es ist den Deutschen wieder einmal so gegangen, wie nach der **Reformation**; ebenso haben sie jetzt Schiller und Goethe's Reformation, den hohen Geist, aus dem sie wirkten, völlig eingebüßt; alles was jetzt gelobt wird, ist ein volles Gegenstück dazu, und so hat sich bei den Ehrlichen eine Art Verachtung gegen jenen Geist ausgebildet. Es kommt durchaus darauf an, daß der Mensch groß ist; was dazu gehört, ist nicht zu schnell zu taxiren; aber das Nationale, wie es jetzt verstanden ist, fordert als Dogma geradezu die Beschränktheit. Wie fühlen sich die Schächer über Schiller hinaus!

[«]

17[5]

Zum Darwinismus.
Das Allgemeingefühl mit der Menschheit.
Zum Staate.
Zur Religion.

[«]

17[6]

Herzliches Mitleid mit sich selbst ist die höchste Empfindung, zu der es der Mensch bringen kann.

[«]

17[7]

Genug, daß es dadurch zeitweilig zum Einschlafen gebracht wird, und daß der Mensch dann nicht mehr an sein Leiden denkt. Es ist das Beste an der Welt, daß es für ihren Wahn Schlaf und Vergessenheit giebt: alle ethischen Systeme rechnen auf diesen besten Zug an der schlechtesten Welt.

[«]

17[8]

Das Leben verlohnt sich nicht mit aller der Mühe.

[«]

17[9]

Viele Menschen fürchten nicht den Tod, aber das gar zu lange Sich-Ausspinnen des Sterbens z.B. durch Krankheit und ziehen diesem Zustande das Leben vor.

[«]

17[10]

Da sagt jemand: „mir soll jener Autor nicht nahe kommen; er sagt den Menschen so viel Schlechtes nach, er muß selber recht schlecht sein.“ Antwort: aber du selber mußt dann noch schlechter sein, denn du sagst den besten Leuten, die es giebt, den Wahr-Redenden und Sich-selbst-nicht-Schonenden, Schlechtes nach und noch dazu Unwahres!

[«]

17[11]

Der kranke Mensch ist oft an seiner Seele gesünder als der gesunde Mensch.

[«]

17[12]

Religiöse Betrachtung der Welt ohne Schärfe und Tiefe des Intellekts macht die Religion zur ekelhaftesten Sache der Welt.

[«]

17[13]

Es giebt Frauen, welche wo man auch gräbt, kein Inneres haben, sondern reine Masken sind: fast gespenstische Wesen, blutsaugerisch, nie befriedigend.

[«]

17[14]

Wir fürchten die feindselige Stimmung des Nächsten, weil wir wissen, daß er durch diese Stimmung hinter unsre Heimlichkeiten kommt und uns zu verachten lernt, wie wir uns selbst verachten.

[«]

17[15]

Wie kommt es, daß wir mehr von der Verachtung Anderer als von der eignen leiden? Sie ist uns schädlicher.

[«]

17[16]

Der geniale Zustand eines Menschen ist der, wo er zu einer und derselben Sache zugleich im Zustand der Liebe und der Verspottung sich befindet.

[«]

17[17]

Der Zweck des Staates soll nie der Staat, sondern immer der Einzelne sein.

[«]

17[18]

Wer die Dinge sich für seine Vorstellung verschönern will, muß es machen, wie der Dichter, der einen Gedanken verschönern will: er spannt ihn in das Metron, und legt das Gespinst des Rhythmus über ihn: dazu muß er den Gedanken ein wenig verschlechtern, damit er in den Vers paßt. Das Verschlechtern der Erkenntniß, um dann die Dinge der Kunst zu beugen: ein Geheimniß der Lebenslustigen.

[«]

17[19]

Der feinste Kunstgriff des Christenthums war, von Liebe zu reden: wie es auch der Plato's war. Es ist etwas so Vieldeutiges Sammelndes Erinnerndes darin und die niedrigste Intelligenz empfindet noch den Schimmer dieses Wortes: das älteste Weib und der vernünftigste Mann danken der Liebe die edelsten uneigennützigsten Augenblicke ihres Lebens.

[«]

17[20]

Daß die Juden das schlechteste Volk der Erde sind, stimmt damit gut überein, daß gerade unter Juden die christliche Lehre von der gänzlichen Sündhaftigkeit und

Verwerflichkeit des Menschen entstanden ist — und daß sie dieselbe von sich stießen.

[«]

17[21]

Weg zur geistigen Freiheit.

Stufen der Erziehung.

Eltern. Verwandtschaft Nachbarn. Freunde. Öffentliche Schulen Lehrer. Völkergeschichte. Natur. Mathematik. Geographie. Reisen. Das Alterthum. Die Lebensalter, Umgang mit Älteren. Der Staatsdienst. Der Menschendienst. Einordnung in religiöse Bekenntnisse. Ehe. Weiber. Kinder. Einsame. Ehelose. Erwerb. Ehre. Die Güterlosen. Die Ehrlosen. Die Presse. Die Verewigung. Umgang mit Todten. Wohlthat des Todes, Reifsein. Zu frühe Einsicht in die Ziel- und Nutzlosigkeit.

[«]

17[22]

Unzeitgemäße Betrachtungen. Ich habe zusammengebunden und gesammelt, was Individuen groß und selbstständig macht, und auch die Gesichtspunkte, auf welche hin sie sich verbünden können. Ich sehe, wir sind im Aufsteigen: wir werden der Hort der ganzen Cultur in Kürze sein. Alle anderen Bewegungen sind kulturfeindlich (die socialistische ebenso als die des Großstaates, die der Geldmächte, ja die der Wissenshaften).

Ich will den Menschen die Ruhe wiedergeben, ohne welche keine Cultur werden und bestehen kann. Ebenso die Schlichtheit.

[«]

17[23]

Mir liegt nur an den Motiven der Menschen: das objektive Bestehen der Erkenntniß ist mir ein Greuel. Die höchste Erkenntniß wird, wenn sich die Menschen verschlechtern, weggewischt.

[«]

17[24]

Ich sehe auf Knaben- und Jünglingsjahre mit Leidwesen zurück und fühle von Tag zu Tage mehr die Befreiung. Übergang aus Befangenheit in Unbefangenheit.

[«]

17[25]

Spannung der Empfindung beim Entstehn der ersten Unzeitgemäßen Betrachtung. Angst für den Genius und sein Werk und dabei der Anblick der Straußischen Behäbigkeit. Das Gefälschte aller geistigen Lebensmittel! Die Erschlaffung aller Erkennenden! Die wankende Moralität in Recht und Unrecht, und die unbändige Genußsucht im Gemeinen! Die verlogene Art von Glück!

[«]

17[26]

Ruhe Einfachheit und Größe!

Auch im Styl ein Abbild dieses Strebens, als Resultat der concentrirtesten Kraft meiner Natur.

„Der Weg zu dir selber.“

[«]

17[27]

Wie die Erkenntniß den Willen entzünden kann, so kann die halbe Erkenntniß ihn trüben, und ungesund machen: so daß er nicht mehr Hunger und Durst in rechter Weise hat, und nicht einmal erlöst werden kann. Herstellung des Individuums, um dann wirklich zu wissen, was es verlangt!

[«]

17[28]

Der Zweck der Kindererzeugung ist, freiere Menschen, als wir sind, in die Welt zu setzen. Kein Nachdenken ist so wichtig, wie das über die Erblichkeit der Eigenschaften.

[«]

17[29]

Die Natur weist den Mann auf mehrfache Verheirathung nach einander an: zuerst ein älteres Mädchen. Übergang derselben später in's Mütterliche.

„Alcestis will sterben für ihren Gatten“, spendet ihm mütterliche Liebe: sie will eine zweite Verheirathung zulassen. Sie wird aus dem Hades zurückgeholt.

[«]

17[30]

Mich setzen die Menschen in Erstaunen, welche so nach ihrer Jugend zurückseufzen z.B. nach den Studentenjahren: es ist ein Zeichen, daß sie unfreier geworden sind und sich selbst damals besser befanden. Ich empfinde gerade umgekehrt und kenne nichts weniger Wünschbares als Kindheit und Jugend: ich fühle nich jetzt jünger und freier als je.

[«]

17[31]

Es geht ein Wandrer durch die Nacht
Mit gutem Schritt;
Und krummes Thal und lange Höhn
Er nimmt sie mit.
Die Nacht ist schön —
Er schreitet zu und steht nicht still,
Weiß nicht, wohin sein Weg noch will. —

Da singt ein Vogel durch die Nacht. —
— „Ach Vogel, was hast du gemacht?
Was hemmst du meinen Sinn und Fuß
Und gießest süßen Herzverdruß
Auf mich, daß ich nun stehen muß
Und lauschen muß,
Zu deuten deinen Ton und Gruß?“ —

Der gute Vogel schweigt und spricht:
Nein Wandrer, nein! Dich grüß ich nicht
Mit dem Getön;
Ich singe weil die Nacht so schön.
Doch du sollst immer weiter gehn
Und nimmermehr mein Lied verstehn.
Geh nur von dann’
Und klingt dein Schritt von fern heran
Heb’ ich mein Nachtlied wieder an
So gut ich kann. —
Leb wohl, du armer Wandersmann! —

[«]

17[32]

Der Künstler hat Untreue des Gedächtnisses nöthig, um nicht die Natur abzuschreiben, sondern umzubilden.

[«]

17[33]

„Über den Dingen“. — Wer die Präposition „über“ ganz begriffen hat, der hat den Umfang des menschlichen Stolzes und Elends begriffen. Wer über den Dingen ist, ist nicht in den Dingen — also nicht einmal in sich! Das letztere kann sein Stolz sein.

[«]

17[34]

Mißerfolg und Verachtetwerden sind gute Mittel, um frei zu werden. Man setzt seine Verachtung dagegen: ihr gebt mir nichts dazu! So bin ich nun, wie ich bin.

[«]

17[35]

Der Mensch macht sich, älter werdend, überflüssig.

[«]

17[36]

Ich habe mir hier und da in den Unzeitgemäßen Betrachtungen Ausfallspforten noch gelassen.

[«]

17[37]

Das Coelibat hat die katholischen Länder fast um die Kinder von Geistlichen gebracht: milde halb sich verneinende Menschen.

[«]

17[38]

Der Mensch wirft sich herum bald auf diese bald <auf> jene Seite, groß ist die Pein.

[«]

17[39]

Glitzernder Sonnenschein der Erkenntniß fällt durch den Fluß der Dinge auf deren Grund.

[«]

17[40]

In den einzelnen Geschlechtern, ebenso in einzelnen Culturperioden, strebt der Wille darnach, matt und gut zu werden und abzusterben.

[«]

17[41]

Die Schätzung des contemplativen Lebens hat abgenommen. — Deshalb ist meine Betrachtung unzeitgemäß. Ehemals waren der Geistliche und der esprit fort Gegensätze, beide innerhalb des contemplativen Lebens.

[«]

17[42]

Wie steht der Freigeist zum activen Leben? Leicht an dasselbe gebunden, kein Sklave desselben.

[«]

17[43]

Die activen Menschen verbrauchen nur die von den contemplativen gefundenen Ideen und Hülfsmittel.

[«]

17[44]

Für die Zukunft des Menschen lebt der Freigeist so daß er neue Möglichkeiten des Lebens erfindet und die alten abwägt.

[«]

17[45]

Epikurs Kanon zu benutzen.

[«]

17[46]

Wiederherstellung der Ruhe und Stille für das Reich des Intellektes, Beseitigung des modernen Lärms.

Eine Beruhigungssucht und Vertiefung muß über die Menschen kommen, wie es nie eine gab, wenn sie erst einmal der modernen Hatz müde geworden sind.

[«]

17[47]

Zu Freigeistern und zu Freunden derselben eignen sich jene entsetzlichen Menschen nicht, welche in Jedermann einen Patron und Vorgesetzten sehen oder eine Brücke zu irgend einem Vortheile und welche sich durchschmeicheln. Viel eher werden die zu Freigeistern, welche in Jedermann, auch in Freunden, Gönnern Lehrern etwas Tyrannisches sehen, welche große Wohlthaten entschieden ablehnen.

[«]

17[48]

Auch der Ehrgeizige kann zum Freigeist werden, denn er hat hier ein Mittel sich gründlich zu unterscheiden.

[«]

17[49]

Was ist das Ziel aller Sprachwissenschaft, wenn nicht einmal eine Universalsprache finden? Dann wäre der europäische Universalmensch da. Wozu dann noch das fürchterliche Sprachen lernen!

[«]

17[50]

Wer sein Geld als Freigeist gut verwenden will, soll Institute gründen nach Art der Klöster, um ein freundschaftliches Zusammenleben in größter Einfachheit für Menschen zu ermöglichen, welche mit der Welt sonst nichts mehr zu thun haben wollen.

[«]

17[51]

Die moderne Krankheit ist: ein Übermaaß von Erfahrungen. Deshalb gehe jeder zeitig mit sich heim um nicht an den Erfahrungen sich zu verlieren.

[«]

17[52]

Es ist ein böses Symptom, daß man von der Vaterlandsliebe und der Politik ein solches Aufheben macht. Es scheint daß nichts Höheres da ist, was man preisen kann.

[«]

17[53]

Die moderne Bewegtheit wird so groß das alle großen Ergebnisse der Cultur dabei verschwinden, es fehlt allmählich an dem ihnen gemäßen Sinne. So läuft die Civilisation in eine neue Barbarei aus. Die Menschheit darf aber nicht in diesen einzigen Strom der „Thätigen“ geleitet werden. Ich hoffe auf das Gegengewicht, das beschauliche Element im russischen Bauern und im Asiaten. Dies wird irgend wann einmal in größerem Maaße den Charakter der Menschheit corrigiren.

[«]

17[54]

Nach dem Westen zu wird der Wahnsinn der Bewegung immer größer, so daß den Amerikanern schon alle Europäer behaglich und genießend vorkommen.

Wo die beiden Ströme zusammentreffen und sich verschmelzen, kommt die Menschheit zu ihrem Ziele: die höchste Erkenntniß über den Werth des Daseins (dort nicht möglich, weil die Aktivität des Denkens zu gering, dort nicht möglich, weil diese Aktivität anders gerichtet ist).

[«]

17[55]

Ich imaginire zukünftige Denker, in denen sich die europäisch-amerikanische Rastlosigkeit mit der hundertfach vererbten asiatischen Beschaulichkeit verbindet: eine solche Combination bringt das Welträthsel zur Lösung. Einstweilen haben die betrachtenden Freigeister ihre Mission: sie heben alle die Schranken hinweg, welche einer Verschmelzung der Menschen im Wege stehen: Religionen Staaten monarchische Instinkte Reichthums- und Armutsillusionen, Gesundheits- und Rassenvorurtheile — usw.

[«]

17[56]

Jeder, der geheimnisvoll von seinen Plänen spricht, kommt uns albern und wichtigthuerisch vor. Es wird so viel nicht sein. Nicht von einer Sache sprechen wollen erscheint als unberechtigtes Selbstgefühl und gilt als pedantisch.

[«]

17[57]

Die Seelen-Unruhe, die ich verwünsche, ist vielleicht gerade der Zustand, der mich zur Produktion treibt. Die Frommen, welche völligen Frieden ersehnen, entwurzeln ihre besten Thätigkeiten.

[«]

17[58]

Der Freigeist ist „götterneidisch“ auf das dumme Behagen der Menschen. νεμεσσητικόν ist der Götterneid.

[«]

17[59]

Das schlichte Aussehen der Wahrheit.

[«]

17[60]

Hemmungen nöthig, um Genius hervorzubringen.

[«]

17[61]

Zwischen drei Begabungen die mittlere Linie finden — mein Problem.

[«]

17[62]

Jede Liebhaberei central zu machen und einzuflechten in die vorhandenen Talente.

[«]

17[63]

Die Laster haben vielen Anlaß zur Freigeisterei gegeben. Ebenso die Furcht vor den ewigen Strafen: man schüttelte diese lästigen Gedanken weg und wurde dabei die Religion los.

[«]

17[64]

Religiöse Meinungen kann man sich leicht abgewöhnen, wenn man nur zeitig anfängt.

[«]

17[65]

Hauptfehler des heutigen Unterrichts ist, daß er stundenweise gegeben wird und alles durcheinander.

[«]

17[66]

Es leben die edlen Verräther!

[«]

17[67]

Demokratische aufrichtige Staaten haben die höchste Erziehung um jeden Preis Allen zu gewähren.

[«]

17[68]

Daß die Kunst das Wahre der Natur darstelle ist die Illusion welche sie erregt, nicht die philosophische Wirklichkeit.

[«]

17[69]

Heilige Mißgunst

[«]

17[70]

Reinlichkeit zur Reinheit steigern: vielleicht selbst zum Begriff der Schönheit bei den Griechen.

[«]

17[71]

Die allgemeinen Ansichten vererbt man durch Angewöhnung, um nun seine ganze Energie seinen persönlichen Vortheilen innerhalb des gegebenen Kreises zuzuwenden. Es schützt vor Vergeudung der persönlichen Kraft.

[«]

17[72]

Menschliches und Allzumenschliches.
Wege zur Befreiung des Geistes.
Die Erleichterung des Lebens.
Weib und Kind.
Staat und Gesellschaft.

[«]

17[73]

Fünf kleine Handlungen der Freiheit wirken mehr als alle Freidenkerei.

[«]

17[74]

Wir können wie die leicht lebenden Götter leben wenn wir das lebhafte Entzücken an der Wahrheit haben.

[«]

17[75]

1. Die gebundenen Geister.
2. Die Art der höheren Entwicklung, Nothwendigkeit der Freigeisterei.
3. Entstehung des Freigeistes — Entwicklung, Nicht-Angewöhnung.
4. Theilweise Freigeister.

[«]

17[76]

Staaten Ehen usw. beruhen auf dem Glauben, nicht auf dem Wissen. Aber das ist ein pudendum: es war frech vom Christenthum, das Geheimniß zu proklamiren und den Glauben zu fordern und das Wissen abzulehnen.

Überall beruht eine Religion auf dem Glauben.

Der Staat ist da, also ist sein Princip im Recht. Das monarchische Princip muss wahr sein, denn die Monarchie existirt.

[«]

17[77]

Daß Christus die Welt erlöst habe, ist dreist.

[«]

17[78]

Es gehört zur Reinheit, daß man im Verlaufe des Lebens immer weniger Zuflucht zum Metaphysischen sucht.

[«]

17[79]

Das unreine Denken und der Stil.

[«]

17[80]

Die Kunst nach den Wirkungen und nach den Ursachen beurtheilen — zwei Aesthetiken!

[«]

17[81]

Der Asket schlecht<es> und unregelmäßiges Gehirn.
Ekstasis Wollust des Intellekts.

[«]

17[82]

Die Muße und der Müssiggang gehen verloren! wieder verleumdet!

[«]

17[83]

§ Wie Erfolge gemacht werden: v. geistige Freiheit.
§ Müssiggang.

[«]

17[84]

Es liegt vor Aller Augen, daß nach dem letzten Kriege der Deutschen und der Franzosen ungefähr jeder Deutsche um einen Grad mehr unehrlich genußgierig habsüchtig gedankenlos geworden war: die allgemeine Bewunderung vor Strauss war das Denkmal, welches man dem tiefsten Stande des Stromes der deutschen Cultur gesetzt hat: ein freier denkender altgewordener Theologe wurde der Herold des öffentlichen Behagens.

[«]

17[85]

Zum Schluß: die Freigeister sind die leichtlebenden Götter.

[«]

17[86]

Mit Religion verdirbt man sich den Kopf — gar nicht nachdenken.

[«]

17[87]

Sie sollten nicht zu sich erziehen sondern über sich hinaus.
Kein großer Mann weist auf sich, sondern immer über sich.

[«]

17[88]

Da ich noch nicht das Unglück, die Last habe, zu den berühmten Männern gerechnet zu werden — aus meiner bescheidenen Obskuritat heraus — — —

[«]

17[89]

Die Menschen legen den Ursachen dieselben Prädikate bei wie den Wirkungen.

[«]

17[90]

Charakterlosigkeit kann das Zeichen von einem Übergewicht des Geistes sein.

[«]

17[91]

Wenn alle zu Freigeistern werden, wird das Fundament schwach: eine solche Cultur fällt endlich ab oder verfliegt wie Thau und Nebel.

[«]

17[92]

Daß wir uns beim Anfang aller Laster doch noch sehr in der Nähe der Tugend befinden.

[«]

17[93]

Der Freigeist handelt wenig: daher Unsicherheit gegenüber dem Charaktervollen.

Er schweift auch im Denken aus: leicht Scepsis.

[«]

17[94]

Ein Volk, welches anfängt Politik zu treiben, muß sehr reich sein, um daran nicht zu Grunde zu gehen.

[«]

17[95]

Ein urkatholisches Frankreich und ein griechisch-katholisches Rußland gehn nie in einem Joch — deshalb hat der deutsche Staatsmann die deutsche Bewegung gefördert.

[«]

17[96]

Mit denselben Mitteln, mit denen man den Kleinstaat zertrümmert hat, zertrümmert man den Großstaat.

[«]

17[97]

Freihändler sind Verbrecher Staatsmänner usw.

[«]

17[98]

Das gebundene Denken gefordert als Moralität: Katzen tödten ein Verbrechen bei den Aegyptern. Man straft die Handlung, nicht die Gesinnung: nicht um abzuschrecken, sondern das allgemeine Verderben von Seiten eines Gottes abzukaufen.

[«]

17[99]

Falsche Analogie der Schweizer Bewegung — sie verlangen den Kleinstaat. Ihre Kantone waren keine Kleinstaaten.

[«]

17[100]

Auf die reine Erkenntniß der Dinge läßt sich keine Ethik gründen: da muß man sein wie die Natur, weder gut noch böse.

[«]

17[101]

Ich möchte die Definition des Schuftes. Der Räuber, der Mörder, der Dieb ist es nicht.

[«]

17[102]

In der katholischen Kirche ist ein Ohr (durch die Beichte) geschaffen, in welches man sein Geheimniß, ohne Folgen, hineinsagen kann. Welche Erleichterung! Auch der Gedanke ist gut, ein Unrecht durch eine Gutthat (wenn auch Anderen erwiesen) gut zu machen. Das ist die wahre „Strafe“.

[«]

17[103]

Hat einer seine Bedürfnisse befriedigt, so überkommt ihn die Langeweile; wie kann er diese beseitigen? Nur dadurch, daß er neue Leidenschaften sich schafft, um dann auch diese zu befriedigen. Man erzeugt ein Bedürfniß, indem man sich eine Noth macht: welche durch Gewohnheit allmählich ihren peinlichen Charakter verliert und zur Lust wird. Man denke an das Tabakrauchen.

[«]

17[104]

Freie und gebundene Geister.
Weib und Kind.
Stände und Beschäftigungen.
Erleichterung des Lebens.
Menschliches und Allzumenschliches.

[«]

17[105]

Die Pflugschar.
Eine Anleitung zur geistigen Befreiung.

Erstes Hauptstück:	Freie und gebundene Geister.
Zweites	Die Erleichterung des Lebens.
Drittes	Stände und Beschäftigungen.
Viertes	Weib und Kind.
Fünftes	Die Gesellschaft.
Sechstes	Der Mensch mit sich allein.
Siebentes	Die Schule der Erzieher.

[«]

[18 = M I 1. September 1876]

Die Pflugschar.

[«]

18[1]

„Willst du mir folgen, so baue mit dem Pfluge!, dann geniessen deiner Viele, dein geneusst sicherlich der Arme und der Reiche, dein geneusst der Wolf und der Aar und durchaus alle Creatur.“

Der Meier Helmbrecht.

Wege zur geistigen Freiheit.

[«]

18[2]

1.2. Alle öffentlichen Schulen sind auf die mittelmässigen Naturen eingerichtet, also auf Die, deren Früchte nicht sehr in Betracht kommen, wenn sie reif werden. Ihnen werden die höheren Geister und Gemüther zum Opfer gebracht, auf deren Reifwerden und Früchtetragen eigentlich Alles ankommt. Auch darin zeigen wir uns als einer Zeit angehörig, deren Cultur an den Mitteln der Cultur zu Grunde geht. Freilich die begabte Natur weiss sich zu helfen: ihre erfinderische Kraft zeigt sich namentlich darin, wie sie, trotz dem schlechten Boden, in den man sie setzt, trotz der schlechten Umgebung, der man sie anpassen will, trotz der schlechten Nahrung, mit der man sie auffüttert, sich bei Kräften zu erhalten weiss. Darin liegt aber keine Rechtfertigung für die Dummheit Derer, welche sie in diese Lage versetzen.

[«]

18[3]

3. Loslösung von der nicht verstehenden Umgebung: — Eine tiefe Verwundung und Beleidigung entsteht, wenn Menschen, mit denen man lange vertraulich umgegangen ist und denen man vom Besten gab, das man hatte, gelegentlich Geringschätzung gegen uns merken lassen. Wer mit den Menschen vorsichtig umgeht und sie nicht verletzt, um nicht verletzt zu werden, erfährt gewöhnlich zu seinem Schrecken, dass die Menschen eine Vorsicht gar nicht gemerkt haben oder gar, dass sie sie merken und sich über sie hinwegsetzen, um ihren Spaass dabei zu haben.

[«]

18[4]

4. Mittel, Leute von sich zu entfernen: — Man kann Niemanden mehr verdriessen und gegen sich einnehmen, als wenn man ihn zwingen will, an Dinge zu denken, welche er sich mit aller Gewalt aus dem Sinne schlagen will, z.B. Theologen an die Ehrlichkeit im Bekennen, Philologen an die erziehende Kraft des Alterthums, Staatsmänner an den Zweck des Staates, Kaufleute an den Sinn alles Gelderwerbes, Weiber an die Zu- und Hinfälligkeit ihrer Neigungen und Bündnisse.

[«]

18[5]

8. Es ist nützlich, mehr zu fordern: — Wer etwas erreichen will, muss sehr nachdrücklich noch mehr fordern; man bewilligt ihm dann das geringere Maass seiner Forderung und ist zufrieden damit, dass er sich zufrieden giebt.

[«]

18[6]

12. Werth einer gedrückten Stimmung: — Menschen, welche unter einem inneren Druck leben, neigen zu Ausschweifungen, — auch des Gedankens. Grausamkeit ist

häufig ein Zeichen einer unfriedlichen inneren Gesinnung, welche Betäubung begehrt; ebenso eine gewisse grausame Rücksichtslosigkeit des Denkens.

[«]

18[7]

24. Reist man von Ort zu Ort weiter, und fragt man überall, welche Köpfe an jedem Ort die höchste Geltung haben, so findet man, wie selten überlegene Intelligenzen sind. Gerade mit den geachteten und einflussreichen Intelligenzen möchte man am Wenigsten auf die Dauer zu thun haben, denn man merkt ihnen an, dass sie nur als Anführer der vortheilhaften Ansichten diese Geltung haben, dass der Nutzen Vieler ihnen ihr Ansehen giebt. Ein Land von vielen Millionen Köpfen schrumpft bei einem solchen Blicke zusammen, und Alles, was Geltung hat, wird Einem verdächtig.

Bei den Schutzzöllnern und Freihändlern handelt es sich um den Vortheil von Privatpersonen, welche sich einen Saum von Wissenschaft und Vaterlandsliebe angelogen haben.

[«]

18[8]

27. Ohne Productivität ist das Leben unwürdig und unerträglich: gesetzt aber, ihr hattet keine Productivität oder nur eine schwache, dann denkt über Befreiung vom Leben nach, worunter ich nicht sowohl die Selbsttödtung, als jene immer völligere Befreiung von den Trugbildern des Lebens verstehe — bis ihr zuletzt wie ein überreifer Apfel vom Baume fallt. Ist der Freigeist auf der Höhe angelangt, so sind alle Motive des Willens an ihm nicht mehr wirksam, selbst wenn sein Wille noch anbeissen möchte: er kann es nicht mehr, denn er hat alle Zähne verloren.

[«]

18[9]

31. Den Glauben an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit soll man wie die ersten Zähne verlieren, dann wächst einem erst das rechte Gebiss.

[«]

18[10]

32. Von der Todesfurcht zu erlösen ist vielleicht das Eine Mittel: ein ewiges Leben zu lehren; ein andres sichereres jedenfalls, Todesverlangen einzuflössen.

[«]

18[11]

33. Religiöse Meinungen gewöhnt man uns in den ersten fünfzehn Jahren unseres Lebens an, und in den nächsten fünfzehn Jahren wieder ab, im zehnten Lebensjahr ist jetzt gewöhnlich ein Mensch am religiösesten. — Wenn es nützlich sein sollte, den Menschen zuerst an die Brust der Amme Religion zu legen und ihn die Milch des Glaubens trinken zu lassen, so dass er erst später, und allmählich, an Brod und Fleisch der Erkenntniss gewöhnt wird: so scheint mir doch die Zeit zu lang, in Anbetracht der Kürze des menschlichen Lebens. Die jetzige Oekonomie würde vielleicht im Rechte sein, wenn der Mensch erst im sechzigsten Jahr in die Blüthezeit seiner Kraft und Vernunft träte. Aber thatsächlich wird er jetzt zu gleicher Zeit weise und kraftlos. —

[«]

18[12]

38. Es ist entweder das Zeichen einer sehr ängstlichen oder sehr stolzen Gesinnung, in Jedermann, auch in Freunden, Gönnern, Lehrern, die Gefahr eines tyrannischen Übergewichtes zu sehen, und sich in Acht zu nehmen, grosse Wohlthaten zu empfangen. Aber es wird keinen Freigeist geben, der nicht diese Gesinnung hätte.

Menschliches und Allzumenschliches.

[«]

18[13]

51. Menschen, deren Umgang uns unangenehm ist, thun uns einen Gefallen, wenn sie uns einen Anlass geben, uns von ihnen zu trennen. Wir sind hinterdrein viel eher bereit, ihnen aus der Ferne Gutes zu erweisen oder zu gönnen.

[«]

18[14]

52. Man denkt sich den moralischen Unterschied zwischen einem ehrlichen Manne und einem Spitzbuben viel zu gross; dagegen ist gewöhnlich der intellectuelle Unterschied gross. Die Gesetze gegen Diebe und Mörder sind zu Gunsten der Gebildeten und Reichen gemacht.

[«]

18[15]

55. Es giebt viel mehr Behagen, als Unbehagen in der Welt. Practisch ist der Optimismus in der Herrschaft; — der theoretische Pessimismus entsteht aus der Betrachtung: wie schlecht und absurd der Grund unseres Behagens ist; er wundert sich über die geringe Besonnenheit und Vernunft in diesem Behagen; er würde das fortwährende Unbehagen begreiflich finden.

[«]

18[16]

57. Die Seelenunruhe, welche die philosophischen Menschen an sich verwünschen, ist vielleicht gerade der Zustand, aus dem ihre höhere Productivität hervorquillt. Erlangten sie jenen völligen Frieden, so hätten sie wahrscheinlich ihre beste Thätigkeit entwurzelt und sich damit unnütz und überflüssig gemacht.

[«]

18[17]

58. Jeder, der geheimnissvoll von seinem Vorhaben spricht, oder der merken lässt, dass er gar nicht davon spreche, stimmt seine Mitmenschen ironisch.

[«]

18[18]

60. In Lastern und bösen Stimmungen sammelt oft der gute Hang in uns sein Quellwasser, um dann stärker hervorzubrechen. Wenn die Tugend geschlafen hat, wird sie frischer aufstehen.

[«]

18[19]

62. Was kann das Motiv für die jetzt geforderte Abschliessung der Nationen von einander sein, während doch alles Andere auf Verschmelzung derselben hinweist? Ich glaube dynastische Interessen und kaufmännische Interessen gehen da Hand in Hand. Sodann benutzen alle liberalen Parteien die nationale Abschliessung als einen Umweg, um das sociale Leben freier zu gestalten. Während man grosse Nationalstaaten aufbaut, wird man viele kleinere Machthaber und den Einfluss einzelner bedrückender Kasten los; dabei versteht es sich von selbst, dass dieselbe Macht, welche jetzt den Kleinstaat zertrümmern muss, einstmals den Grossstaat zertrümmern muss. Ein blindes Vorurtheil ist es dagegen, es seien die Racen und die Verschiedenheit der Abstammung, was jetzt die Nationen zu Grossstaaten umbildet.

[«]

18[20]

64. Über den Fleiss machen die Gelehrten viele schöne Worte; die Hauptsache ist, dass sie sich ohne ihren Fleiss zu Tode langweilen würden.

[«]

18[21]

65. Das Christenthum und La Rochefoucauld sind nützlich, wenn sie die Motive des menschlichen Handelns verdächtigen: denn die Annahme von der gründlichen Ungerechtigkeit jedes Handelns, jedes Urtheilens hat grossen Einfluss darauf, daß der Mensch sich von dem allzuheftigen Wollen befreie.

[«]

18[22]

66. Junge Leute klagen oft, dass sie keine Erfahrungen gemacht haben, während sie gerade daran leiden, zu viele gemacht zu haben: es ist der Gipfel der modernen Gedankenlosigkeit.

[«]

18[23]

67. Die Philosophen zweiten Ranges zerfallen in Nebendenker und Gegendenker, das heisst in solche, welche zu einem vorhandenen Gebäude einen Seitenflügel entsprechend dem gegebenen Grundplane, ausführen (wozu die Tugend tüchtiger Baumeister ausreicht), und in solche, die in fortwährendem Widerstreben und Widersprechen so weit geführt werden, daß sie zuletzt einem vorhandenen System ein anderes entgegenstellen. Alle übrigen Philosophen sind Überdenker, Historiker dessen was gedacht ist, derer die gedacht haben: jene wenigen abgerechnet, welche für sich stehen, aus sich wachsen und allein „Denker“ genannt zu werden verdienen. Diese denken Tag und Nacht und merken es gar nicht mehr, wie die welche in einer Schmiede wohnen, nicht mehr den Lärm der Ambose hören: so geht es ihnen wie Newton (der einmal gefragt wurde, wie er nur zu seinen Entdeckungen gekommen sei, und der einfach erwiderte: „dadurch dass ich immer daran dachte.“)

[«]

18[24]

68. In doppelter Weise ist das Publicum unhöflich gegen einen Schriftsteller: Es lobt das eine Werk desselben auf Unkosten eines anderen vom gleichen Autor und dann: es fordert, wenn der Autor einmal geschrieben hat, immer neue Schriften— als ob es dadurch, dass es beschenkt worden wäre, ein Übergewicht über den Geber bekommen habe.

[«]

18[25]

71. Zeichen einer rücksichtslosen Überlegenheit von Seiten befreundeteter oder durch Dankbarkeit uns verpflichteter Personen sind sehr schmerzlich und schneiden tief in's Herz.

[«]

18[26]

77. Man klagt über die Zuchtlosigkeit der Masse; wäre diese erwiesen, so fiele der Vorwurf schwer auf die Gebildeten zurück; die Masse ist gerade so gut und böse wie die Gebildeten sind. Sie zeigt sich in dem Maasse böse und zuchtlos, als die Gebildeten zuchtlos sich zeigen; man geht ihr als Führer voran, man mag leben wie man will; man hebt oder verdirbt sie, je nachdem man sich selber hebt oder verdirbt.

[«]

18[27]

90. Fast jeder gute Schriftsteller schreibt nur Ein Buch. Alles Andere sind nur Vorreden, Vorversuche, Erklärungen, Nachträge dazu; ja mancher sehr gute Schriftsteller hat sein Buch nie geschrieben, zum Beispiel Lessing, dessen intellectuelle Bedeutsamkeit sich hoch über jede seiner Schriften, jeden seiner dichterischen Versuche erhebt.

[«]

18[28]

91. Ich unterscheide grosse Schriftsteller, nämlich sprachbildende — solche, unter deren Behandlung die Sprache noch lebt oder wieder auflebt — und classische Schriftsteller. Letztere werden classisch in Hinsicht auf ihre Nachahmbarkeit und Vorbildlichkeit genannt, während die grossen Schriftsteller nicht nachzuahmen sind. Bei den classischen Schriftstellern ist die Sprache und das Wort todt; das Thier in der Muschel lebt nicht mehr, und so reihen sie Muschel an Muschel. Aber bei Goethe lebt es noch.

[«]

18[29]

92. Wie kommt es, dass der Verliebte die Wirkung der Tragödie und jeder Kunst stärker empfindet, während doch das völlige Schweigen des Willens als der eigentliche contemplative Zustand bezeichnet wird? Es scheint vielmehr, dass der Wille gleichsam erst aufgepflügt werden muss, um den Saamen der Kunst in sich aufzunehmen.

Das leichte Leben.

[«]

18[30]

101. Jeder Mensch hat seine eigenen Recepte dafür, wie das Leben zu ertragen ist und zwar wie es leicht zu erhalten ist oder leicht zu machen ist, nachdem es sich einmal als schwer gezeigt hat.

[«]

18[31]

104. Wenn das Leben im Verlauf der Geschichte immer schwerer empfunden werden soll, so kann man wohl fragen, ob die Erfindungsgabe der Menschen zuletzt auch für die höchsten Grade dieser Erschwerung ausreicht.

[«]

18[32]

112. Der Mensch, der diesen christenmässigen Trost nicht hat und dem andererseits die Philosophie nicht das Gegengeschenk der völligen Unverantwortlichkeit machte, ist schlimm daran: er kennt sich selber nur zu gut und verachtet sich, weil er sein Wesen irrthümlicher Weise sich als Schuld bemisst; desshalb sieht er auf den Mit-Menschen mit Angst, dass der nicht hinter seine Heimlichkeiten kommt. Er hält den Mit-Menschen entweder wirklich besser als sich, weil er ihn weniger kennt, oder er stellt sich, als ob er ihn für besser halte, um ihn für sich zu gewinnen und zu einem gleichen Gefühle gegen sich zu stimmen. Die Eitelkeit und Ehrsucht der Menschen ruht meistens auf dem Gefühl der eigenen Verachtung: sie wollen, dass man sich über sie täusche; sie freuen sich über jedes Urtheil des Mit-Menschen, wenn es für sie günstig lautet, selbst, wenn sie wissen, dass es falsch ist; ihr Bestreben ist, zu verhüten, dass über sie die ganze Wahrheit an’s Licht komme.

[«]

18[33]

113. Die Mittel gegen Schmerzen, welche Menschen anwenden, sind vielfach nur Betäubungen. Alle solche Mittel aber gehören einer niedrigen Stufe der Heilkunst an. Betäubungen durch Vorstellungen findet man in den Religionen und Künsten, die insofern in die Geschichte der Heilkunst gehören. Besonders verstehen sich Religionen darauf, durch Annahmen die Ursache des Leidens aus den Augen zu rücken, zum Beispiel dadurch, dass sie Aeltern, denen ein Kind gestorben ist, sagen, es sei nicht gestorben und in Hinblick auf den Leichnam hinzufügen, ihr Kind lebe sogar als ein schöneres fort.

[«]

18[34]

115. Es ist bekannt, dass Liebe und Verehrung nicht leicht in Bezug auf dieselbe Person mit einander empfunden werden können. Das Schwerste und Seltenste wäre aber dies, daß höchste Liebe und der niedrigste Grad der Achtung sich bei einander

fänden; also Verachtung als Urtheil des Kopfes und Liebe als Trieb des Herzens. Und trotzdem, dieser Zustand ist möglich und durch die Geschichte bewiesen. Der, welcher sich selbst mit der reinsten Art von Liebe lieben könnte, wäre der, welcher sich zugleich selbst verachtete, und welcher zu sich spräche: verachte Niemanden, ausgenommen dich selbst, weil du dich allein kennen kannst. Diess ist vielleicht die Stellung des Stifters der christlichen Religion zur Welt. Selbstliebe aus Erbarmen mit sich und seiner völligen Verächtlichkeit ist Kern des Christenthums ohne alle Schaale und Mythologie. Das Gefühl dieser Verächtlichkeit entspringt aus Selbsterkenntniss und diese wieder aus Rachebedürfniß. Hat Jemand genug an sich gelitten, sich selbst genug verletzt durch Sündhaftigkeit aller Art, so beginnt er gegen sich das Gefühl der Rache zu fühlen. Eindringende Selbstbetrachtung und zuletzt Selbstverachtung sind die natürlichen Folgen, bei manchen Menschen selbst Askese, d.h. Rache an sich in Thätlichkeit des Widerwillens und Hasses. Auch darin, dass der Mensch sich mehr Mühe und Hast zumuthet, zeigt sich derselbe Hang zur Rache an sich. Dass bei alledem der Mensch sich noch liebt, erscheint dann wie ein Wunder, und gewöhnlich legt man eine solche geläuterte und unbegreifliche Liebe einem Gotte bei, aber der Mensch selbst ist es, der einer solchen Liebe fähig ist in einer Art von Selbstbegnadigung, denn er kann nicht aufhören, sich zu lieben, da seine Liebe nie Sache des Kopfes sein kann. In diesem Zustande wird die Liebe Herr über das Gefühl der Rache, der Mensch vermag wieder zu handeln und weiter zu leben; er hält freilich dieses Handeln und alles irdische Streben nicht sehr hoch, es ist fast zwecklos, aber er kann nicht anders, als handeln; wie der Christ der ersten Zeit sich durch den Hinblick auf den Untergang der Welt tröstet und dann endlich seiner verächtlichen, zum Handeln treibenden Natur verlustig zu gehen hofft, so kann jetzt jeder Mensch wissen, dass es mit der Menschheit jedenfalls einmal vorbei sein wird und damit muss sich der Ausdruck der Ziellosigkeit auf alles menschliche Streben legen; dazu wird er immer mehr hinter die Grundirrthümer in allen Bestrebungen kommen und sie an’s Licht bringen; ihnen allen liegt unreines Denken zu Grunde. Er wird zum Beispiel einsehen, dass alle Aeltern ihr Kind ohne Verantwortung erzeugen und ohne Kenntniss des zu Erziehenden erziehen, sodass sie nothwendig Unrecht thun und sich an einer fremden Sphäre vergreifen. Es gehört diess eben zur Unseligkeit der Existenz, und so wird der Mensch zuletzt bei allem, was er thut, sich voller Ungenüge fühlen und das Höchste, was er erreichen kann, wird sein: Mitleid mit sich zu haben; die Liebe und das Mitleid mit sich selber sind für die höchsten Stufen der Erschwerung des Lebens aufgespart, als die stärksten Erleichterungsmittel.

Weib und Kind.

[«]

18[35]

116. Auf die verfängliche Frage, woher bist du Mensch? antworte ich: aus Vater und Mutter, dabei wollen wir einmal stehen bleiben.

[«]

18[36]

118. Wenn ich überall eine Erniedrigung der Deutschen finde, so nehme ich als Grund an, dass seit vier Jahrzehnten ein gemeinerer Geist bei den Ehestiftungen gewaltet hat, zum Beispiel in den mittleren Klassen die reine Kuppelei um Geld und Rang; die Töchter sollen versorgt werden und die Männer wollen Vermögen oder Gunst erheirathen; dafür sieht man den Kindern auch den gemeinen Ursprung dieser Ehen an.

[«]

18[37]

119. Das Beste an der Ehe ist die Freundschaft. Ist diese gross genug, so vermag sie selbst über das Aphrodisische mildernd hinwegzusehen und hinwegzukommen. Ohne Freundschaft macht die Ehe beide Theile gemein denkend und verachtungsvoll.

[«]

18[38]

123. Das Beisammenleben der Ehegatten ist das Hauptmittel, um eine gute Ehe selten zu machen, denn selbst die besten Freundschaften vertragen diess nur selten.

[«]

18[39]

124. Zu dem Rührendsten in der guten Ehe gehört das gegenseitige Mitwissen um das widerliche Geheimniss, aus welchem das neue Kind gezeugt und geboren wird. Man empfindet namentlich in der Zeugung die Erniedrigung des Geliebtesten aus Liebe.

[«]

18[40]

125. Für die Existenz braucht kein Sohn seinem Vater dankbar zu sein, vielleicht darf er ihm sogar wegen bestimmter vererbter Eigenschaften (Hang zu Jähzorn, Wollust) zürnen. Väter haben viel zu thun, um es wieder gut zu machen, dass sie Söhne haben.

[«]

18[41]

126. Väter, welche ihr eigenes Ungenügen recht herzlich fühlen und sich nach der Höhe des Intellektes und Herzens fortwährend hinauf sehnen, haben ein Recht, Kinder zu zeugen. Einmal geben sie diesen Hang diese Sehnsucht mit, sodann erteilen sie schon dem Kinde manchen grossen Wink über das wahrhaft Erstrebenswerthe, und für solche Winke pflegt der Erwachsene seinen Aeltern einzig wirklich dankbar zu sein.

[«]

18[42]

130. Der Mensch ist dazu bestimmt entweder Vater oder Mutter zu sein, in irgend welchem Sinne. Ohne Productivität ist das Leben grässlich, desshalb mache ich mir aus der Jugend nichts, denn in ihr ist es nicht möglich oder nicht vernünftig, zu produciren.

[«]

18[43]

131. Wären die Weiber so beflissen auf die Schönheit der Männer, so würden endlich der Regel nach die Männer schön und eitel sein — wie es jetzt der Regel nach die Weiber sind. Es zeigt die Schwärmerei und vielleicht die höhere Gesinnung des Mannes, dass er das Weib schön will. Es zeigt den größeren Verstand und die Nüchternheit der Weiber (vielleicht auch ihren Mangel an ästhetischem Sinne), dass die Weiber auch die hässlichen Männer annehmen; sie sehen mehr auf die Sache, das heisst hier: Schutz, Versorgung; die Männer mehr auf den schönen Schein, auf Verklärung der Existenz, selbst wenn diese dadurch mühsäliger werden sollte.

[«]

18[44]

135. Es setzt die Liebe tief unter die Freundschaft, dass sie ausschliesslichen Besitz verlangt, während einer mehrere gute Freunde haben kann, und diese Freunde unter sich einander wieder Freund werden.

[«]

18[45]

140. Frauen, welche ihre Söhne besonders lieben, sind meistens eitel und eingebildet. Frauen, welche sich nicht viel aus ihren Söhnen machen, haben meistens Recht damit, geben aber zu verstehen, dass von einem solchen Vater kein besseres Kind zu erwarten gewesen sei: so zeigt sich ihre Eitelkeit.

Über die Griechen.

[«]

18[46]

143. Denkt man sich die Griechen als wenig zahlreiche Stämme, auf einem reichbevölkerten Boden, wie sie das Festland im Innern mit einer Race

mongolischer Abkunft bedeckt fanden, die Küste mit einem semitischen Streifen verbrämt und dazwischen Thrazier angesiedelt fanden, so sieht man die Nöthigung ein, vor Allem die Superiorität der Qualität festzuhalten und immer wieder zu erzeugen; damit übten sie ihren Zauber über die Massen aus. Das Gefühl, allein als höhere Wesen unter einer feindsäligen Überzahl es auszuhalten, zwang sie fortwährend zur höchsten geistigen Spannung.

[«]

18[47]

146. Der platonische Sokrates ist im eigentlichen Sinne eine Carricatur; denn er ist überladen mit Eigenschaften, die nie an Einer Person zusammensein können. Plato ist nicht Dramatiker genug, um das Bild des Sokrates auch nur in einem Dialoge festzuhalten. Es ist also sogar eine fliessende Carricatur. Dagegen geben die Memorabilien des Xenophon ein wirklich treues Bild, das gerade so geistreich ist, als der Gegenstand des Bildes war; man muss dieses Buch aber zu lesen verstehen. Die Philologen meinen im Grunde, dass Sokrates ihnen nichts zu sagen habe, und langweilen sich desshalb dabei. Andere Menschen fühlen, dass dieses Buch zugleich sticht und beglückt.

[«]

18[48]

153. Die Götter machen den Menschen noch böser, wenn sie ihm nicht wohl wollen; das ist nicht nur griechisch, das ist Menschennatur. Wen Einer nicht lieben mag, von dem wünscht er im Stillen, dass er schlechter werde und so gleichsam seine Abneigung rechtfertige. Es gehört diess in die düstere Philosophie des Hasses, die noch nicht geschrieben ist.

Fortsetzung von

„Menschliches und Allzumenschliches.“

[«]

18[49]

154. Ein dummer Fürst, der Glück hat, ist vielleicht das glücklichste Wesen unter der Sonne, denn der Anstand des Hofes lässt ihn sich gerade so weise dünken, als er zum Glücke nöthig hat. Ein dummer Fürst, der Unglück hat, lebt immer noch erträglich, denn er kann seinen Unmuth und sein Misslingen an Anderen auslassen. Ein kluger Fürst, der Glück hat, ist gewöhnlich ein glänzendes Raubthier; ein kluger Fürst, der Unglück hat, dagegen ein sehr gereiztes Raubthier, welches man in einen Käfig sperren soll; er täuscht sich nicht über seine Fehlgriffe und das macht ihn so böse. Ein kluger Fürst, der dabei gut ist, ist meistens sehr unglücklich, denn er muss Vieles thun, für das er zu gut oder zu klug ist.

[«]

18[50]

155. Im Grunde hält man das Streben und die Absichten eines Menschen, seien sie auch noch so gefährlich und absonderlich, für entschuldigt oder mindestens für verzeihlich, wenn er sein Leben dafür einsetzt. Die Menschen können vielleicht durch nichts so deutlich ausdrücken, wie hoch sie den Werth des Lebens nehmen.

[«]

18[51]

156. Unser Verbrechen gegen Verbrecher besteht darin, dass wir sie wie Schufte behandeln. Ich wünschte einmal, die Definition des Schuftes zu hören. Das eigentlich Schuftige scheint für das Auge der Justiz unerkennbar zu sein und desshalb erreicht auch ihr Arm es nicht.

[«]

18[52]

157. Der Sinn der ältesten Strafen ist nicht: vor dem Vergehen abzuschrecken, sondern erstens: ein Versuch, den Schaden wieder gut zu machen, zum Beispiel durch ein Bussgeld an die Verwandten des Erschlagenen; zweitens gehören Maassregeln hieher, welche das Gemeinwesen trifft, um sich als Ganzes vor dem

Zorn einer beleidigten Gottheit zu sichern, desshalb muss der Mörder bei Homer aus seiner Heimath flüchtig werden; es liegt kein sittlicher, wohl aber ein religiöser Makel auf ihm: er gefährdet das Gemeinwesen, zu dem er gehört. Diese Gattung von Maassregeln ist bei uns überflüssig.

[«]

18[53]

158. Der Grundgedanke eines neuen menschlicheren Strafrechts müsste sein: ein Unrecht einmal insofern zu beseitigen, als der Schaden wieder gut gemacht werden kann; sodann die böse That durch eine Gutthat zu compensiren. Diese Gutthat brauchte nicht den Beschädigten und Beleidigten, sondern irgend Jemandem erwiesen zu werden; man hat sich ja durch den Frevel selten am Individuum, sondern gewöhnlich am Gliede der menschlichen Gesellschaft vergangen, — man ist dadurch der Gesellschaft eine Wohlthat schuldig geworden. Diess ist nicht so gröblich zu verstehen, als ob ein Diebstahl durch ein Geschenk wieder gut zu machen wäre; vielmehr soll Der, welcher seinen bösen Willen gezeigt hat, nun einmal seinen guten Willen zeigen.

[«]

18[54]

162. Man kann zweifeln, ob dem guten Menschen, den es nach Erkenntniss dürstet, dadurch genützt wird, dass er immer besser wird. Ein Wenig mehr Sünde gelegentlich macht ihn wahrscheinlich weiser. Jedermann von einiger Erfahrung wird wissen, in welchem Zustande er das tiefste verstehende Mitgefühl mit der Unsicherheit der Gesellschaft und der Ehen hatte.

[«]

18[55]

163. Eigentlich hat der einmal bestrafte Dieb einen Anspruch auf Vergütung, insofern er durch die Justiz seinen Ruf eingebüsst hat. Was er dadurch leidet, dass

er von jetzt ab als Dieb gilt, geht weit über das Abbüssen einer einmaligen Schuld hinaus.

[«]

18[56]

164. Die katholische Kirche hat, durch die Institution der Beichte, ein Ohr geschaffen, in welches man sein Geheimniss ohne gefährliche Folgen ausplaudern kann. Diess war eine grosse Erleichterung des Lebens, denn man vergisst seine Schuld von dem Augenblick an, wo man sie weitererzählt hat, aber gewöhnlich vergessen die Anderen sie nicht.

[«]

18[57]

165. Wer das Nichtsein wirklich höher stellt, als das Sein, hat im Verhalten zu dem Nächsten dessen Nichtsein mehr zu fördern, als dessen Sein; weil die Moralisten dieser Forderung ausbiegen wollen, erfinden sie solche Sätze, dass Jeder nur sich selber in's Nichtsein erlösen könne.

[«]

18[58]

167. Auf die reine Erkenntniss der Dinge lässt sich keine der bisherigen Ethiken gründen; aus ihr folgt allein diess, dass man sein muss, wie die Natur, weder gut noch böse. Die Forderung, gut zu sein, entspringt aus unreinem Erkennen.

[«]

18[59]

168. Unrecht hinterlässt mitunter in Dem, welcher es thut, eine Wunde, doch nicht häufig. Gewissensbisse sind eher die Ausnahme, als die Regel. Jemanden, der uns zuwider ist, so zu beleidigen, dass wir seinen Umgang los sind, erzeugt sogar ein

seliges Aufathmen über die erlangte Freiheit. Vielleicht aber ist hier das Unrechtthun Nothwehr.

[«]

18[60]

169. Der Staatsmann muss seinen Unternehmungen ein gutes Gewissen vorhängen können und braucht dazu die begeisterten Ehrlichen und noch mehr Die, welche so zu scheinen vermögen.

[«]

18[61]

173. Wer den Trieb zur Reinlichkeit auch im Geistigen hat, wird es nur eine Zeit lang in den Religionen aushalten und sich dann in eine Metaphysik flüchten; später wird er sich von Stufe zu Stufe auch der Metaphysik entschlagen. Es ist wahrscheinlich, dass der Trieb zur Reinlichkeit im Moralischen eher einen entgegengesetzten Weg einschlagen wird; dafür ist dieser Trieb immer mit der Unreinheit des Denkens verbunden und macht dieses vielleicht immer unreinlicher.

[«]

18[62]

176. Die Pflugschar schneidet in das harte und das weiche Erdreich, sie geht über Hohes und Tiefes hinweg und bringt es sich nah. Diess Buch ist für den Guten und den Bösen, für den Niedrigen und den Mächtigen. Der Böse, der es liest, wird besser werden, der Gute schlechter, der Geringe mächtiger, der Mächtige geringer.

[«]

[19 = U II 5c. Oktober–Dezember 1876]

Bex vom 3 October an.

[«]

19[1]

1. Philologie ist die Kunst, in einer Zeit, welche zu viel liest, lesen zu lernen und zu lehren. Allein der Philologe liest langsam und denkt über sechs Zeilen eine halbe Stunde nach. Nicht sein Resultat, sondern diese seine Gewöhnung ist sein Verdienst.

[«]

19[2]

2. Die Geschichte der Philologie ist die Geschichte einer Gattung von fleißigen aber unbegabten Menschen. Daher die unsinnige Bekämpfung und spätere Überschätzung einiger scharfsinnigeren und reicheren Naturen, welche unter die Philologen gerathen sind.

[«]

19[3]

3. Daß die Philologen dazu befähigt sind (mehr als z.B. die Mediciner), die Jugend zu erziehen, ist ein Vorurtheil, welches noch dazu täglich durch die Erfahrung lügen gestraft wird. Man macht es also hier, wie bei den Straßenfegern, welche auch niemand darauf hin prüft, ob sie am besten verstehen, die Straße zu fegen; genug daß sie den Willen zu diesem unsauberen Geschäft haben. Ebenso weist jeder Stand

das Geschäft der Jugenderziehung von sich ab und ist zufrieden, daß die Philologen es — nicht thun.

[«]

19[4]

4. Das Alterthum ist in allen Hauptsachen von Künstlern Staatsmännern und Philosophen entdeckt worden, nicht von Philologen: und dies bis auf den heutigen Tag.

[«]

19[5]

5. Daß man eine Sophokleische Tragödie an 100 Stellen falsch verstehen und an vielen verdorbenen Stellen einfach vorübergehen, aber doch die Tragödie besser verstehen und erklären kann als der gründlichste Philologe, das wollen die Philologen nicht glauben.

Wer einen geistreichen Autor liest und am Schlusse glaubt, er habe alles verstanden, exc. — der ist glücklich.

[«]

19[6]

6. Ich glaube Shakespeare besser zu verstehen alls neuenglische Sprachlehrer, obwohl ich viele Fehler mache. Im Allgemeinen wird sogar jedermann einen alten Autor besser verstehen als der philologische Sprachlehrer: woher kommt das? — Daher daß Philologen nichts außer altgewordenen Gymnasiasten sind.

[«]

19[7]

8. Feineren Geistern wird von solchen ein Zwang angethan, welche immer Geschichten erzählen, über die man lachen soll: wo es nicht genügt zu lächeln.

[«]

19[8]

12. Ein Meister wird seinen Umgang unter Meistern anderer Künste wählen und unter **seinen** Schülern sein, aber nicht bei den Fachgenossen und überhaupt nicht bei denen, welche nur Fachleute sind, und keine Meister.

[«]

19[9]

14. Die welche sich mit uns freuen können, stehen höher und uns näher als die welche mit uns leiden. Mitfreude macht den „Freund“ (den Mitfreuenden), Mitleid den Leidensgefährten. — Eine Ethik des Mitleidens braucht eine Ergänzung durch die noch höhere Ethik der Freundschaft.

[«]

19[10]

15. Die Menschen werden je nach ihrer Heimat Protestanten Katholiken Türken, wie einer, der in einem Weinlande geboren wird, ein Weintrinker wird.

[«]

19[11]

17. Wer sich im Ganzen viel versagt, wird sich im Kleinen nicht Indulgenz geben. So hat es vielleicht keinen Stand gegeben, welcher unter dem Erotischen so sehr allein Ausschweifungen verstand, wie den katholischen Priesterstand, welcher der Liebe entsagte. Dafür erlaubte er sich die gelegentliche Lust.

[«]

19[12]

18. Man kann höchst passend reden und doch so daß alle Welt über das Gegentheil schreit. So redete Sokrates sehr passend, aber vor einem weltgeschichtlichen Forum: seine Richter urtheilten umgekehrt. — Die Meister reden sich zu ihren Hörern herab.

[«]

19[13]

19. Wenn man keinen guten Vater hat, so soll man sich einen anschaffen. Daß ein Sohn sich einen Vater adoptirt, ist vernünftiger als das Gegentheil: weil er sehr viel genauer weiß, was er braucht.

[«]

19[14]

20. Das Ansehen der Ärzte beruht auf der Unwissenheit der Gesunden und Kranken: und diese Unwissenheit wiederum beruht auf dem Ansehen der Ärzte.

[«]

19[15]

21. Der beste Arzt wird nur Einen Patienten haben können; jeder Mensch ist eine Krankheitsgeschichte.

[«]

19[16]

23. Einen Autor, der sich nicht nennt, zu errathen und zu verrathen heißt ihn so behandeln als ob man mit einem verkleideten Verbrecher oder mit einer schelmischen Schönen zu thun habe, was oft genug erlaubt sein mag: aber es giebt

Fälle, wo man seine Verschwiegenheit mindestens ebenso zu ehren hat, wie die eines incognito reisenden Fürsten.

[«]

19[17]

Die Schätzung von Eigenschaften kann nur vergleichend sein, das eigne Interesse will die höchste Schätzung.

Wetteifer oder Vernichtung.

[«]

19[18]

24. Die Illusion des Geschlechtstriebs ist ein Netz, das, wenn es zerrissen wird, sich immer von selbst wieder strickt.

[«]

19[19]

27. Um den Vortheil einer gefährlichen Geldspekulation zu haben, muß man es wie beim kalten Bade machen — schnell hinein, schnell heraus.

[«]

19[20]

28. Der dramatische Musiker muß nicht nur Ohren, sondern auch Augen in den Ohren haben.

[«]

19[21]

32. Die Arbeiter klagen daß sie überarbeitet werden. Aber dieselbe Überarbeitung findet sich überall, bei den Kaufleuten Gelehrten Beamten Militärs: bei den reichen Klassen erscheint die Überarbeitung als innerer Trieb der allzugroßen Thätigkeit, bei den Arbeitern wird sie äußerlich erzwungen, das ist der Unterschied. Eine Milderung dieses Triebes käme indirekt auch dem Arbeiter zu Gute. Er möge nicht glauben, daß der jetzige Banquier genußreicher oder würdiger als er lebt.

[«]

19[22]

35. Die meisten Schriftsteller schreiben schlecht weil sie uns nicht ihre Gedanken sondern das Denken der Gedanken mittheilen. Oft ist es Eitelkeit was die Periode so voll macht, es ist das begleitende Gegacker der Henne, welche uns auf das Ei aufmerksam machen will, nämlich auf irgend einen inmitten der vollen Periode stehenden kleinen Gedanken.

[«]

19[23]

36. Der Mensch ist als Kind vom Thier am weitesten entfernt, sein Intellekt am menschlichsten. Mit dem fünfzehnten Jahre und der Pubertät tritt er dem Thiere einen Schritt naher, mit dem Besitzsinne der dreissiger Jahre (der mittleren Linie zwischen Faulheit und Begehrlichkeit) noch einen Schritt. Im sechzigsten Lebensjahr verliert sich häufig noch die Scham; dann tritt der siebzigjährige Alte ganz als entschleierte Bestie vor uns hin: man sehe nur nach Augen und Gebiß.

[«]

19[24]

38. Der Ungehorsam und Unabhängigkeit, namentlich innerliche, der Söhne gegen die Väter geht gewöhnlich gerade so weit als möglich d.h. als es der Vater irgend wie noch erträgt; woraus sich ergiebt daß es viel unangenehmer ist Vater zu sein als Sohn.

[«]

19[25]

Ironie ist unedel.

[«]

19[26]

41. Sobald man begriffen hat, daß ein Fürst bei politischen Veränderungen seines Landes nicht mehr in Betracht kommt und nur noch für die Höflinge und das Landvolk interessant ist, soll man ihm aus dem Wege gehen, da man ihn nicht als Privatmann behandeln darf.

[«]

19[27]

42. Der Thätige will sich durch die Kunst zerstreuen, der Künstler verlangt höchste Sammlung. Folglich müssen sie mit einander unzufrieden sein und sich in einander verbeißen. Die Kunst ist eben gar nicht für diese Thätigen da, sondern für jene, welche einen Überschuß von Muße haben und also ihren höchsten Ernst ausnahmsweise dem Künstler schenken können: für die Existenz dieser Klasse der müssigen Olympier haben jene Thätigen (seien sie Arbeiter oder Banquiers oder Beamte) mit ihrer Überarbeit zu sorgen. Ist die Existenz dieser Klasse ein Übel, so ist auch die Kunst ein Übel.
Kunst die Thätigkeit der Müssigen.
Lüste bilden die Muße der Thätigen.

[«]

19[28]

43. In 50 Jahren versteht sich jeder kräftige Mann in Europa auf die Waffen und das militärische Manövriren, der besser Befähigte sogar auf die Taktik. Jeder der

von da an Meinungen zur Herrschaft bringen wird, mag wissen, daß er ein geübtes Heer für seine Meinungen gewonnen hat. Das wird die Geschichte der Meinungen bestimmen.

[«]

19[29]

45. Dreiviertel aller Lügen sind durch die Antithese in die Welt gekommen.

[«]

19[30]

Ton der Jugend zu laut.

[«]

19[31]

Der Eitele und der Verliebte wähnen, einer andren Person wegen eitel oder verliebt zu sein.

[«]

19[32]

50. Der beste Autor schämt sich Schriftsteller zu sein, er ist zu reich an Gedanken und zu vornehm, als daß er sich nicht schämen sollte, seinen Reichthum anders als nur gelegentlich sehen zu lassen.

[«]

19[33]

51. Um eine Traube und ein Talent zur Reife zu bringen, dazu gehören ebenso Regen- als Sonnentage.

[«]

19[34]

52. Man unterschätzt den Werth einer bösen That, wenn man nicht in Anschlag bringt, wie viel Zungen sie in Bewegung setzt, wie viel Energie sie entfesselt und wie vielen Menschen sie zum Nachdenken oder zur Erhebung dient.

[«]

19[35]

53. Die Verdunkelung von Europa kann davon abhängen ob fünf oder sechs freiere Geister sich treu bleiben oder nicht.

[«]

19[36]

54. Niemand ist für seine Thaten verantwortlich, niemand für sein Wesen: richten ist soviel als ungerecht sein. Dies gilt auch, wenn das Individuum über sich richtet. — Der Satz ist so hell wie Sonnenlicht und doch geht hier jedermann lieber in den Schatten und die Unwahrheit: aus Furcht völlig die Sehkraft zu verlieren, also der vermeintlichen Folgen wegen.

[«]

19[37]

55. Moralität wird allein dadurch verbreitet, daß was den Intellekt aufhellt möglichst viel neue und höhere Möglichkeiten des Handelns kennen lehrt und damit eine Menge neuer Motive des Handelns zur Auswahl darbietet, sodann daß man Gelegenheiten giebt. Der Mensch wird von einem niederen Motiv sehr häufig nur deshalb ergriffen, weil er ein höheres nicht kannte, und er bleibt mittelmäßig und

niedrig in seinen Handlungen, weil ihm keine Gelegenheit geboten wurde, seine größeren und reineren Instinkte hervorzukehren. — Viele Menschen warten ihr Lebenlang auf die Gelegenheit, auf ihre Art gut zu sein.

[«]

19[38]

56. Bei der Wahl zwischen einer leiblichen und geistigen Nachkommenschaft, hat man zu Gunsten letzterer zu erwägen, daß man hier Vater und Mutter in Einer Person ist und daß das Kind, wenn es geboren ist, keiner Erziehung mehr, sondern nur der Einführung in die Welt bedarf.

[«]

19[39]

59. Von zwei übeln Empfindungen kann allmählich die Philosophie erlösen: erstens von der Furcht auf dem Sterbebette, weil da nichts zu fürchten ist, zweitens von der Reue und Gewissensqual nach der That, weil jede That ganz unvermeidlich war. Hinsichtlich alles Vergangenen ist ein kalter Fatalismus die philosophische Gesinnung.

Der Unmuth über eine That wird aber vielleicht nicht geringer, wenn ich einsehe, daß sie Nothwendigkeit war: es ist ein Schmerz, der sich nicht durch Vorwurf Rache usw. erleichtern kann. Denn seine ganze Natur sein esse der That zu bezichtigen ist nur eine neue Stufe derselben Unvernunft, welche uns für jede einzelne Handlung verantwortlich machen will. Weil der Unmuth da ist, so muß Verantwortlichkeit da sein, also irgendwo eine Freiheit: so kam Schopenhauer auf den Begriff der intelligiblen Freiheit. Aber die Thatsache des Unmuths beweist nicht die rationelle Vernünftigkeit dieses Unmuthes: und nur, wenn es so stünde, würde man in der Schopenhauerschen Weise fortschließen können. — Der Unmuth ist übrigens zwar jetzt da, aber kann vielleicht abgewöhnt werden.

Wenn aber die schlechte ungeschickte Handlung keinen Unmuth nach sich zieht, so würde diese kalte Gesinnung, welche man sich in Hinsicht der Vergangenheit angewöhnt hätte, auch die Freude am Gethanen entwurzelt haben. Nun wird aber das Handeln der Menschen durch die Anticipation der zu erwerbenden Lust oder Unlust bestimmt: fällt diese weg, so hielte ihn keine

Empfindung mehr von der schlechten Handlung zurück, und zöge ihn nichts mehr zu der guten That hin. Er würde in Hinsicht auf das Kommende ebenso kalt wie in Hinsicht auf das Vergangene. Jetzt träte die kalte Überlegung ein, ob Leben oder Nichtleben vorzuziehen sei: und der Selbstmord aus Besonnenheit wäre die Folge. In Erkenntniß oder Witterung dieses Sachverhaltes sträubt sich jeder Mensch, und auch jede Ethik gegen die Aufhebung der Freiheit: letztere mit Unrecht, da die Philosophie durchaus nicht auf die Consequenzen der Wahrheit sondern nur auf sie zu achten hat. — Dass das Leben als Ganzes keine Folge der Empfindung (Lust oder Unlust) haben soll, wird aus demselben Grunde abgewehrt (daher die Bedeutung, die dem Sterbebette zugeschrieben wird).

[«]

19[40]

65. „Werde der, der du bist“: das ist ein Zuruf, welcher immer nur bei wenig Menschen erlaubt, aber bei den allerwenigsten dieser Wenigen überflüssig ist.

[«]

19[41]

66. Die Ethik jeder pessimistischen Religion besteht in Ausflüchten vor dem Selbstmorde.

[«]

19[42]

70. Und was kam ihrer Tugend zu Hülfe? Die Stimme des Gewissens? — O nein, die Stimme der Nachbarin.

[«]

19[43]

71. Selbstgenügsame Leute zeigen mitunter sich aus Gutmüthigkeit eitel: z.B. um die Eitelkeit bestimmter Klassen nicht zu beschämen.

[«]

19[44]

72. Der Selbstgenügsame wird eitel, wenn er die höhere Selbstgenügsamkeit eines Anderen empfindet, was aber selten vorkommt.

[«]

19[45]

73. Es läßt keinen Schluß auf die Begabung zu, ob jemand vorwiegend eitel oder selbstgenügsam ist: das größte Genie ist mitunter eitel gleich einem jungen Mädchen und wäre im Stande sich die Haare zu färben. Diese Eitelkeit ist vielleicht die übriggebliebene und großgewachsene Gewohnheit, aus der Zeit her, wo er noch kein Recht hatte, an sich zu glauben und diesen Glauben erst von anderen Menschen in kleinen Münzen einbettelte.

[«]

19[46]

79. Man entkommt häufig seinen Verfolgern eher dadurch daß man langsamer als daß man schneller geht; das gilt namentlich bei litterarischen Verfolgungen.

[«]

19[47]

Kotzebue — „in ihm leben weben und sind wir“.
Shakespeare, Zufall in der Geschichte des Theaters.
Schiller ist ein besserer Theaterdichter.

[«]

19[48]

84. Der Fromme fühlt sich dem Unfrommen überlegen: an christliche Demuth will ich glauben, wenn ich sehe daß der Fromme sich vor dem Unfrommen erniedrigt.

[«]

19[49]

Ich verändere manche Rhythmen der Periode wegen der Leser.

[«]

19[50]

90. Man schenkt jemandem lieber sein ganzes Herz als sein ganzes Geld. — Wie kommt das? — Man schenkt sein Herz und hat es noch, aber das Geld hat man nicht mehr.

[«]

19[51]

93. Kein Schriftsteller hat bis jetzt genug Geist gehabt, um rhetorisch schreiben zu dürfen.

[«]

19[52]

96. Eine schöne Frau hat doch Etwas mit der Wahrheit gemein (was auch die Lästerer sagen mögen!): beide beglücken mehr, wenn sie begehrt, als wenn sie besessen werden.

[«]

19[53]

99. Ein Bündniß ist fester, wenn die Verbündeten an einander glauben als von einander wissen: weshalb unter Verliebten das Bündniß fester vor der ehelichen Verbindung als nach derselben ist.

[«]

19[54]

100. Kein Fürst, der Krieg führen wollte, war je um einen casus belli verlegen. Aber alle Motive, welche wir öffentlich zu erkennen geben, zeigen, daß wir Alle nie um einen casus belli verlegen sind. Jede Handlung wird aus Motiven gethan und aus einem angeblichen Motive.

[«]

19[55]

103. Ein Staatsmann zertheilt die Menschen in zwei Gattungen, erstens Werkzeuge, zweitens Feinde. Eigentlich giebt es also für ihn nur Eine Gattung von Menschen: Feinde.

[«]

19[56]

108. Entweder macht man sich mit Hülfe einer Religion das äußere Leben schwer und das innere leicht oder umgekehrt: ersteres ist der Fall beim Christenthum, letzteres beim Zugrundegehen der Religionen. Daraus ergiebt sich, daß eine Religion entsteht um das Herz zu erleichtern und zu Grunde geht, wenn sie hier nichts mehr zu erleichtern hat.

[«]

19[57]

110. „Ein Geist ist gerade so tief als er hoch ist“ sagte Jemand. Nun denkt man bei der Bezeichnung „hoher Geist“ an die Kraft und Energie des Aufschwunges, Fluges, bei der Bezeichnung „tiefer Geist“ an die Entferntheit des Zieles, zu welchem der Geist seinen Weg genommen hat. Der Satz will also sagen: ein Geist kommt eben so weit als er fliegen kann. Dies ist aber nicht wahr: selten kommt ein Geist so weit, als er überhaupt fliegen konnte. Also muß der Satz lauten: selten ist ein Geist so tief als er hoch ist.

[«]

19[58]

111. Wenn früher die Pocken die Kraft und Gesundheit einer körperlichen Constitution auf die Probe stellten und den Menschen, welche sie nicht bestanden, tödtlich wurden: so kann man vielleicht jetzt die religiöse Infektion als eine solche Probe für die Kraft und Gesundheit der geistigen Constitution betrachten. Entweder überwindet man sie, oder man geht geistig daran zu Grunde.

[«]

19[59]

Elemente der Bildung.

1) Irrthümer.
2) Falsche Schlüsse.
3) Leidenschaften.
4) Die gebundenen Geister.
5) Vergessenheit.
6) Der Mensch als Sache.
7) Die entartenden Naturen.
8) Die Entstehung des Wahrheitssinns.
9) Zukunft der Kultur.

[«]

19[60]

113. Verträge europäischer Staaten gelten jetzt genau solange als der Zwang da ist, welcher sie schuf. Das ist also ein Zustand, in welchem die Gewalt (im physischen Sinn) entscheidet und zu ihrer Consequenz führt. Dies ist folgende: die Großstaaten verschlingen die Kleinstaaten, der Monstrestaat verschlingt den Großstaat — und der Monstrestaat platzt auseinander, weil ihm endlich der Gurt fehlt, der seinen Leib umspannte: die Feindseligkeit der Nachbarn. Die Zersplitterung in atomistische Staatengebilde ist die fernste noch scheinbare Perspektive der europäischen Politik. Kampf der Gesellschaft in sich trägt die Gewöhnung des Krieges fort.

[«]

19[61]

114. Es giebt keinen Erzieher mehr; man kauft sich unter diesem Namen immer nur Leute, welche selber nicht erzogen sind. — Es giebt Lehrer, aber keine Erzieher, Stallknechte, aber keine Reiter.

[«]

19[62]

116. Hier und da versucht eine Partei, einige Fetzen des verunreinigten Christenthums zu säubern und sich mit ihnen zu kleiden — die Wirkung ist gering: denn frischgewaschene Lumpen kleiden zwar reinlich, aber immer nur lumpenhaft.

[«]

19[63]

117. Beim Anblick der zahllosen Kirchen, welche das Christenthum einstmals baute, muß man sich sagen: es ist gegenwärtig nicht genug Religion da, um diese Gebäude abzutragen. Ebenfalls: es fehlt jetzt an Religion, um die Religion auch nur zu vernichten.

[«]

19[64]

112. Die öffentlichen Meinungen gehen aus den privaten Faulheiten hervor. Aber was geht aus den privaten Meinungen hervor? — Die öffentlichen Leidenschaften.

[«]

19[65]

118) wir leben in einer Cultur, welche an den Mitteln der Cultur zu Grunde geht.
Aufhebung der Nationen — der europäische Mensch.
Enthaltung von Politik.
Beiseiteziehen der Talente.
Verachtung der Presse.
Religion und Kunst nur als Heilmittel.
Schlichtes Leben.
Geringschätzung der gesellschaftlichen Unterschiede.
Höheres Tribunal für die Wissenschaften.
Befreiung der Frauen.
Die Freundschaften — verschlungene Kreise.
Organisation der Oekonomie des Geistes.
Die Institutionen folgen den Meinungen von selbst.

[«]

19[66]

Gruss an die Moralisten.

Abwesenheit der Moralisten.
Die Thätigen.
Die welche frei werden wollen.
Freigeist.
Verwundung.
Ohne Produktivität unmöglich — also Freigeist.

Seufzer über frühere Jugend.
Vater oder Mutter.
Erzeugung des Genius. Mitte des Wegs.
Dichter als Erleichterer.
Aesthetik.
Dichter. Schriftsteller. Philologen.
Kunst — Thätige.
Gesellschaft.
Weib und Kind.
Staat (Griechen).
Religiöses.
Höhere moralische Sätze (gut und Böse) (Eitelkeit).
Höchste Erleichterung des Lebens.
fatum tristissimum.

[«]

19[67]

Stimme der Geschichte.
Alles Allgemeine voran:
freigeisterhafter Rundgang: um den Menschen vom Herkömmlichen loszulösen.
1. Der Mensch mit sich allein.
2. Weib und Kind.
3. Gesellschaft.
4. Kunst — Dichter — Aesthetik.
5. Staat.
6. Religiöses.
7. Erleichterung des Lebens.

[«]

19[68]

Homo liber de nulla re minus quam de morte cogitat et ejus sapientia non mortis sed vitae meditatio est. Spinoza.

[«]

19[69]

Wer schärfer denkt, mag die Bilder der Dichter nicht, es wird zuviel des Ungleichartigen zugleich mit in's Gedächtniß gebracht; wie einer der scharf hört, die Obertöne eines Tons als mißtönenden Akkord hört.

[«]

19[70]

c. 4. der Freigeist und der Philosoph.
5. innerhalb einer Cultur: Beispiele.
6. gegenwärtige Stellung.
7. Zukunft.

[«]

19[71]

Der Mitleidende fühlt sich als der Stärkere, das giebt die Lust, als bereit zum Eingreifen, wenn er nur helfen könnte. Der Schmerz wie der aesthetische ein Nachklingen.

[«]

19[72]

Themata:
Über die Maxime.
Über die Novelle.
Gegen die Dichter.

Der Philosoph aus Vergnügen, der wohl an die Vorgänger, nicht an die Nachfolger denkt (worin Vergnügen?).
Unterschied von Freigeist und Philosoph.
Thukydides als Ideal des Freigeist-Sophisten.
Ursprung des Mitleides.
Der Selbstmord in den Religionen.
Der Kranke.
Eitelkeiten der Gelehrten.

[«]

19[73]

Man sucht die Dinge, welche eine ähnliche Empfindung in uns hervorrufen, miteinander in Verbindung zu bringen z.B. Frühling Liebe Schönheit der Natur, Gottheit usw. Diese Verflechtung der Dinge entspricht in gar nichts der wirklichen causalen Verknüpfung. Dichter und Philosophen lieben so die Dinge zu arrangiren; Kunst und Moral kommen zusammen.

[«]

19[74]

Sie nennen die Vereinigung der deutschen Regierungen zu Einem Staate eine „große Idee“. Es ist dieselbe Art von Menschen, welche eines Tages sich für die vereinigten Staaten Europas begeistern wird: es ist die noch „größere Idee“.

[«]

19[75]

Die Verschiedenheit der Sprachen verhindert am meisten, das zu sehen was im Grunde vor sich geht — das Verschwinden des Nationalen und die Erzeugung des europäischen Menschen.

[«]

19[76]

Alle Grundlagen der Cultur sind hinfällig geworden: also muß die Cultur zu Grunde gehen.

[«]

19[77]

Die 10 Gebote des Freigeistes.

Du sollst Völker weder lieben noch hassen.
Du sollst keine Politik treiben.
Du sollst nicht reich und kein Bettler sein.
Du sollst den Berühmten und Einflußreichen aus dem Wege gehn.
Du sollst dein Weib aus einem anderen Volke als dem eignen nehmen.
Du sollst deine Kinder durch deine Freunde erziehen lassen.
Du sollst dich keiner Ceremonie der Kirche unterwerfen.
Du sollst ein Vergehen nicht bereuen, sondern seinetwegen eine Gutthat mehr thun.
Du sollst, um die Wahrheit sagen zu können, das Exil vorziehen.
Du sollst die Welt gegen dich und dich gegen die Welt gewähren lassen.

[«]

19[78]

Cap. II. Der Freigeist in der Gegenwart.
Cap. III. Ziele des Freigeistes: Zukunft der Menschheit.
Cap. IV. Entstehung des Freigeistes.

[«]

19[79]

Zukunft in einigen Jahrhunderten. Ökonomie der Erde, Aussterbenlassen von schlechten Racen, Züchtung besserer, eine Sprache. Ganz neue Bedingungen für den Menschen, sogar für ein höheres Wesen? Jetzt ist es der Handelsstand, welcher ein völliges Zurücksinken in die Barbarei verhindert (Telegraphie, Geographie, industr<ielle>) Erfindung, usw.).

[«]

19[80]

Die Wahrheit zu sagen, wenn die Unwahrheit herrscht, ist mit so viel Vergnügen gemischt, dass der Mensch ihretwegen das Exil, ja noch Schlimmeres erwählt.

[«]

19[81]

Il maudit les savants et ne voulut plus vivre qu’en bonne compagnie. Voltaire (Zadig)

[«]

19[82]

Philologen.

Woher die Verdummung der Gymnasiasten? Durch das Beispiel der Lehrer, die alles verdummen, die Autoren usw.

Weshalb sind die Philologen auf verdorbene Stellen so eifrig? Aus Eitelkeit: ihnen liegt nichts an den Alten, aber sehr viel an ihnen selbst.

Giebt es eine geistreiche Schulausgabe?

[«]

19[83]

Weil die Menschen an der Welt so weit sie erklärlich ist nicht viel finden, was werthvoll ist, so meinen sie, das Wahre und Wichtige müsse im Unerklärlichen liegen; sie knüpfen ihre höchsten Empfindungen und Ahnungen an das Dunkle

Unerklärliche an. Nun braucht in diesem unaufgehellten Reiche gar nichts Wesentliches zu liegen, es könnte leer sein: es würde für den Menschen dasselbe dabei herauskommen, wenn er nur in seiner Erkenntniß eine dunkle Stelle hätte: daraus zaubert er dann hervor was er braucht und bevölkert den dunklen Gang mit Geistern und Ahnungen.

[«]

19[84]

Wenn der Mensch sich gewöhnt, sich streng an die Wahrheit zu halten und vor allem Metaphysischen Unaufgehellten sich zu hüten, so wäre vielleicht einmal der Genuß von Dichtungen mit dem Gefühl etwas Verbotenes zu thun verbunden: es wäre eine süße Lust, aber nicht ohne Gewissensbisse hinterdrein und dabei.

[«]

19[85]

Das sogenannte metaphysische Bedürfniß beweist nichts über eine diesem Bedürfnisse entsprechende Realität: im Gegentheil, weil wir hier bedürftig sind, so hören wir die Sprache des Willens, nicht die des Intellekts und gehen irre, wenn wir dieser Sprache glauben. Ein Gott wäre anzunehmen, wenn er beweisbar wäre, ohne daß ein Bedürfniß ihn uns nöthig erscheinen ließe.

[«]

19[86]

Themata.

Vom Freigeiste.
Das Unerklärliche und das Erklärliche.
Untergang der alten Kultur.
Ursachen der Kunst.
Der Selbstmord.
Eitelkeit der Gelehrten.

Die Maxime.
Der Schriftsteller.
Der Kranke.
Die Verbesserlichkeit der Menschen.
Über die Novelle.
Der Umgang.
Der Intellect der Weiber.
Die Freundschaft.
Phasen der Moral.
Über die Macht.
Einfachheit d<es> Guten.
Die Hoffnung.
Der Adel.
Kampf gegen das Schicksal.
Gut und Böse.
Ersatz religiöser Motive.
Versprechen.
Intellect und Moralität.
Langeweile — Musse.
Strafe und Reue.
Philologen als Lehrer.
Thukydides Typus des Sophist<ischen> Freisinns.

[«]

19[87]

Die Urtheile der Geschworenengerichte sind aus demselben Grunde falsch, aus dem die Censur einer Lehrerschaft über einen Schüler falsch ist: sie entstehen aus einer Vermittlung zwischen den verschieden gefällten Urtheilen: gesetzt den günstigsten Fall, einer der Geschworenen habe richtig geurtheilt, so ist das Gesamtresultat die Mitte zwischen dem richtigen und mehreren falschen Urtheilen d.h. jedenfalls falsch.

[«]

19[88]

Ein Dichter muß keinen so bestimmten Begriff seines Publikums in der Seele haben wie der Maler eine bestimmte Entfernung vom Bilde, wenn es richtig beschaut werden soll, und eine bestimmte Sehschärfe der Beschauer verlangt. Die neueren Dichtungen werden nur theilweise von uns genossen, jeder pflückt sich, was ihm schmeckt; wir stehen nicht in dem nothwendigen Verhältnisse zu diesen Kunstwerken. Die Dichter selber sind unsicher und haben bald diesen bald jenen Zuhörer im Auge; sie glauben selber nicht daran, daß man ihre ganze Intention faßt und suchen durch Einzelheiten oder durch den Stoff zu gefallen. Wie jetzt alles, was ein Erzähler gut macht, beim heutigen Publikum verloren geht: welches nur den Stoff der Erzählung will und interessirt fortgerissen überwältigt sein möchte: durch das Faktum, welches die Criminalakten z.B. am besten enthalten, nicht durch die Kunst des Erzählers.

[«]

19[89]

Vorhistorische Zeitalter werden unermeßliche Zeiträume hindurch vom Herkommen bestimmt, es geschieht nichts. In der historischen Zeit ist jedesmal das Faktum eine Lösung vom Herkommen, eine Differenz der Meinung, es ist die Freigeisterei, welche die Geschichte macht. Je schneller der Umschwung der Meinungen erfolgt, um so schneller läuft die Welt, die Chronik verwandelt sich in das Journal, und zuletzt stellt der Telegraph fest, worin in Stunden sich die Meinungen der Menschen verändert haben.

[«]

19[90]

Ein schönes Weib in der Ehe muß sehr viele gute Eigenschaften haben, um darüber hinwegzuhelfen, daß sie schön ist.

[«]

19[91]

Mittheilbarkeit der Wahrheit, der Meinungen überhaupt.

[«]

19[92]

Was leistet eine Meinung? — fragt der Staatsmann. Ist sie eine Kraft?

[«]

19[93]

Die Menschen werden gewöhnt, eine fremde Meinung höher zu taxiren als die eigne.

[«]

19[94]

Die Frommen fragen: beglückt euch diese Meinung? — das gilt als Beweis für und gegen die Wahrheit. Wenn nun ein Irrsinniger glaubt er sei Gott und darin glücklich ist — wie es vorkommt — so ist folglich bewiesen, daß es einen Gott giebt.

[«]

19[95]

In einer Tragödie wird nothwendig die Beredsamkeit herrschen, welche in einer Zeit gerade geübt und hochgeschätzt wird. So bei den Griechen, so bei den Franzosen, so auch bei Shakespeare. Bei ihm ist der spanische Einfluß, der am Hofe Elisabeths herrschte, unverkennbar: die Überfülle der Bilder, ihre Gesuchtheit ist nicht allgemein menschlich, sondern spanisch. In der italiänischen Novelle wie in Le Sage herrscht die vornehme Redekultur des Adels und der Renaissance. — Wir haben keine höfische Beredsamkeit und auch keine öffentliche wie die Griechen: deshalb ist es mit der Rede im Drama nichts, es ist Naturalisiren. Goethe im Tasso geht auf das Vorbild der Renaissance zurück. Schiller hängt von den Franzosen ab. Wagner giebt die Kunst der Rede ganz auf.

[«]

19[96]

Der Mensch hat die Neigung, für das Herkömmliche, wenn er Gründe sucht, immer die tiefsten Grunde anzugeben. Denn er spürt die ungeheuren segensreichen Folgen, so sucht er nach einer tiefen weisheitsvollen Absicht in der Seele derer, welche das Herkommen pflanzten. — Aber es steht umgekehrt; die Entstehung Gottes, der Ehe ist flach und dumm, das Fundament des Herkommens ist intellektuell sehr niedrig anzusetzen.

[«]

19[97]

Wenn man einen Glauben umwirft, so wirft man nicht die Folgen um, welche aus ihm herausgewachsen sind. Diese leben vermöge des Herkommens weiter: das Herkommen schließt die Augen über den Verband von Glauben und Folge. Die Folge erscheint ihrer selbst wegen da zu sein. Die Folge verleugnet ihren Vater.

[«]

19[98]

Was ist die Reaktion der Meinungen? Wenn eine Meinung aufhört, interessant zu sein, so sucht man ihr einen Reiz zu verleihen, indem man sie an ihre Gegenmeinung hält. Gewöhnlich verführt aber die Gegenmeinung und macht einen neuen Bekenner: sie ist inzwischen interessanter geworden.

[«]

19[99]

Aristoteles meint, durch die Tragödie werde das Übermaß am Mitleide und Furchtsamkeit entladen, der Zuhörer kehre kälter nach Hause zurück. Plato meint dagegen, er sei rührseliger und ängstlicher als je. — Plato's Frage über die moralische Bedeutung der Kunst ist noch nicht wieder aufgeworfen. Der Künstler braucht die Entfesselung der Leidenschaft. Wir lassen uns die Leidenschaften, welche der athenische Komiker bei seinen Zuhörern entladen will, kaum mehr gefallen: Begierde Schmähsucht Unanständigkeiten usw. Thatsächlich ist Athen weichlich geworden. Als Ersatz der Religion kann die Kunst nicht gelten: denn für den, welcher vollendet hat, ist sie überflüssig, für den, welcher im Kampf ist, kein Ersatz der Religion, sondern höchstens eine Beihülfe der Religion. — Vielleicht ist ihre Stellung so, wie sie Mainländer nimmt, eine Beihülfe der Erkenntniß, sie läßt den Frieden und den großen Erfolg der Erkenntniß von ferne wie blaue Berge sehen. Ersatz der Religion ist nicht die Kunst, sondern die Erkenntniß.

[«]

19[100]

Die Religionen drücken nicht irgend welche Wahrheiten sensu allegorico aus, sondern gar keine Wahrheiten — das ist gegen Schopenhauer einzuwenden. Der consensus gentium in Religionsansichten ist doch eher ein Gegenargument gegen die zu Grunde liegende Wahrheit. Nicht eine uralte Priesterweisheit, sondern die Furcht vor dem Unerklärlichen ist der Ursprung der Religion: was von Vernunft darin ist, ist auf Schleichwegen in sie hineingekommen.

[«]

19[101]

Das Studium der Psychologie gehörte zur antiken Rhetorik. Wie weit sind wir zurück! Die Parteipresse hat thatsächlich ein Stückchen Psychologie, auch die Diplomatie — alles als Praxis. Die neue Psychologie ist unerläßlich für den Reformator.

[«]

19[102]

Der neue Reformator nimmt die Menschen wie Thon. Durch Zeit und Institutionen ist ihnen alles anzubilden, man kann sie zu Thieren und zu Engeln machen. Es ist wenig Festes da. „Umbildung der Menschheit!“

[«]

19[103]

Es ist alles zuzugestehen, was die Religion Nützliches für den Menschen habe: direkt Glück und Trost verleihen. Wenn man die Wahrheit nicht mit dem Nutzen verschwistern kann, ist ihre Sache verloren. Weshalb sollte die Menschheit sich für die Wahrheit opfern? Ja sie kann es gar nicht. Alles Wahrheitsbestreben hat bis jetzt den Nutzen im Auge: die entfernte Nützlichkeit der Mathematik war es, die der Vater an seinem studirenden Sohn achtete. Man hätte einen Menschen als blödsinnig genommen, der sich mit etwas beschäftigt, bei dem nichts herauskommt, oder gar Schaden. Man hielte den für gemeingefährlich, der den Menschen die Luft die sie athmen verdirbt. Ist die Religion nöthig, um zu leben, so ist der, welcher sie erschüttert, gemeingefährlich: ist die Lüge nöthig, so darf sie nicht erschüttert werden. Also — ist die Wahrheit möglich in Verbindung mit dem Leben? —

[«]

19[104]

Man sorgt für sich — und dann noch für den Sohn: die letztere Rücksicht hindert den Menschen ganz individuell und rücksichtslos zu leben. Er will Institutionen, die seinem Sohn zu Gute kommen. Daran hängt die Continuation der Menschheit: haben die Menschen keine Kinder, so fällt alles unter den Haufen. Die Sorge für das Kind sorgt für den Besitz und die gesicherte Stellung: für Eigenthum und Ordnung der Gesellschaft. Habsucht und Ehrgeiz sind die Triebe, welche vielleicht mit dieser Sorge um die Brut zusammenhängen: sie sind durch Vererbung sehr groß, auch wenn im speziellen Falle die Brut fehlt: wenn dem Streben das Ziel, der Kopf abgeschnitten ist: trotzdem bewegt der Leib sich noch.

[«]

19[105]

Ein guter Erzieher kann in den Fall kommen, den Zögling scharf zu beleidigen, nur um eine Dummheit, die er sagen will, im Keime zu ersticken.

[«]

19[106]

Der Märtyrer wider Willen und der Ehrliche der verachtet wird, als Feigling usw., während er nur so ist, wie er sein kann.

[«]

19[107]

Es ist in der Art der gebundenen Geister, irgend eine Erklärung keiner vorzuziehn; dabei ist man genügsam. Hohe Cultur verlangt, manche Dinge ruhig unerklärt stehen zu lassen: ἐπέχω.

[«]

19[108]

Die dunkle Sache gilt als wichtiger gefährlicher als die helle. Die Angst wohnt im Innersten der menschlichen Phantasie. Die letzte Form des Religiösen besteht darin, daß man überhaupt dunkle unerklärliche Gebiete zugesteht; in diesen aber, meint man, müsse das Welträthsel stecken.

[«]

19[109]

Durch die Pfahlbauten usw. ist bewiesen, daß es einen Fortschritt der Menschheit gegeben hat. Ob aber auf Grund der letzten 4000 <Jahre> der Menschheit diese Annahme erlaubt ist, ist fraglich. Aber die Wissenschaft ist fortgeschritten: damit ist die höchste Form der bisherigen Cultur vernichtet und kann nie wieder entstehen.

[«]

19[110]

Der Instinkt ist einem Wurm gleich, dem man den Kopf abgeschnitten hat und der sich doch in der gleichen Richtung weiter bewegt.

[«]

19[111]

Die Liebe ist von Schopenhauer gar nicht erklärt. Das Geschlechtliche einmal. Dann die spezielle Neigung aus aesthetischen Miturtheilen, welche durch Vererbung sehr stark geworden sind. Der Schwarze will die Schwarze und verachtet die Weiße. Mit dem „Genius der Gattung“ ist gar nichts gewonnen.

[«]

19[112]

Nicht um unsterblich zu sein, nicht in Rücksicht auf die Propagation sind die Menschen verliebt: gegen Platon. Sondern des Vergnügens halber. Sie wären es, auch wenn die Weiber unfruchtbar wären; erst recht! Die griechische Päderastie nicht unnatürlich, deren causa finalis, nach Plato, sein soll, „schöne Reden zu erzeugen“.

[«]

19[113]

Jeder Mensch nimmt an sich das höchste Interesse, ist aber gewohnt, das Urtheil der Anderen höher zu respektiren als das eigne: Glaube an Auktorität, angeerbt und angezogen, Fundament von Gesellschaft Sitte usw. Aus diesen beiden Prämissen ergiebt sich die Eitelkeit: der Mensch stellt seinen eigenen Werth durch das Urtheil Anderer vor sich selber fest.

[«]

19[114]

Alles Sittliche ist irgend wann einmal noch nicht „Sitte“ sondern Zwang gewesen. Erst seit es Herkommen giebt, giebt es gute Handlungen.

[«]

19[115]

Unegoistische Regungen auf egoistische zurückzuführen ist methodisch geboten. Der sociale Instinkt geht auf den Einzelnen zurück, der begreift, daß er nur erhalten bleibt, wenn er sich einem Bunde einverleibt. Die Schätzung des Socialen wird dann vererbt und, da die nützlichsten Mitglieder auch die geehrtesten sind, immer fort gestärkt. Jetzt ist eine helle Flamme da, für das Vaterland alles zu leiden (auch für jede ähnliche Vereinigung z.B. die Wissenschaft). Der egoistische Zweck ist vergessen. Das „Gute“ entsteht, wenn man den Ursprung vergißt. — Der elterliche Instinkt ist erst in der Gesellschaft großgezüchtet worden, man braucht Nachkommen, so nimmt man die Ehe in Schutz und ehrt sie. — Auch die unegoistische Liebe (zwischen den Geschlechtern) ist erst wohl eine erzwungene Sache, durch die Societät erzwungen. Später erst gewöhnt und vererbt und endlich wie eine ursprüngliche Regung. Zuerst geht der Trieb nur auf eine Befriedigung, ohne Rücksicht auf das andre Individuum, grausam. — Ob auch alle elterlichen Instinkte der Thiere auf Societät zurückzuführen sind? —

[«]

19[116]

Hier beginnen die „Gedanken und Entwürfe“ aus Herbst und Winter 1876.
22 Dezember 1876 schrieb ich diese letzte Seite.

[«]

19[117]

Einleitung.

An Goethe zu erinnern „wenn einer redet soll er positiv reden“.

[«]

19[118]

Menschliches und Allzumenschliches.
Gesellige Sprüche.

[«]

19[119]

Die Sentenz als Thema der Geselligkeit.

[«]

19[120]

Die alte Cultur.

1. Das unreine Denken im Fundamente der Cultur.
2. Sittlichkeit.
3. Religion.
4. Kunst (Sprache).
5. Die Freigeister.
6. Die Frauen.
7. Die Heiligen.
8. Die Schätzung des Lebens.
9. Recht.

10. Völker.
11. Wissenschaft.
12. Verschwinden der alten Cultur.

[«]

[20 = Mp XIV 1a (Brenner). Winter 1876–1877]

20[1]

14. Es giebt eine doppelte Aesthetik. Die eine geht von den Wirkungen der Kunst aus und schliesst auf entsprechende Ursachen; sie steht mit diesem Verfahren unter dem Zauber der Kunst und ist selber eine Art Dichtung und Rausch: ein Hineinerklingen der Kunst in die Saiten der Wissenschaft. Die andere Aesthetik geht von den vielfach absurden und kindischen Anfängen der Kunst aus: sie vermag die thatsächlichen Wirkungen daraus nicht abzuleiten und wird desshalb versuchen, die Empfindung über die Kunst überhaupt zu ermässigen und jene Wirkungen auf alle Weise zu verdächtigen, als ob sie erlogen oder krankhaft seien. Woraus klar wird, welche Aesthetik der Kunst nützt, welche nicht und inwiefern beide keine Wissenschaft sein können.

[«]

20[2]

16. — — — In der That sind diese Folgen bedenklich. Wenn die schlechte, ungeschickte Handlung irgend wann einmal keinen Unmuth mehr nach sich zieht, so würde diese kalte Gesinnung, an die man sich in Hinsicht auf das Vergangene gewöhnt hätte, auch die Freude am Gethanen entwurzelt haben. Nun wird aber das Handeln des Menschen durch die Anticipation der zu erwerbenden Lust oder Unlust bestimmt: fällt diese in Hinsicht auf sogenannte moralische Lust oder Unlust weg, so hält ihn keine Empfindung mehr von der schlechten Handlung zurück, und zöge ihn nichts mehr zu der guten That hin: es sei denn die Rücksicht auf das Nützliche oder Schädliche; die Moral wiche einer Nützlichkeitslehre. Der Mensch würde in Hinsicht auf das Kommende eben so kalt und klug werden wie in Hinsicht auf das Vergangene. Dann würde er für die kalte Ueberlegung reif sein, welchen Werth sein gegenwärtiges Leben habe, das immer noch schmerzhaft genug sein könnte, nebst der Erwägung, ob nicht vielleicht das Nichtsein dem Sein vorzuziehen sei. In

Erkenntniss oder Witterung dieses Sachverhaltes, sträubt sich jeder Mensch und auch jede philosophische Ethik gegen die Aufhebung der Verantwortlichkeit: letztere mit Unrecht, da die Philosophie durchaus nicht auf die Consequenzen der Wahrheit, sondern nur auf sie selber zu achten hat. — Dass das Leben des Menschen als Ganzes keine Folge der Empfindung in Lust oder Unlust haben solle, sondern mit Vernichtung und völliger Empfindungslosigkeit schlösse, wird aus demselben Grunde gemeinhin abgelehnt: man fürchtet den Glauben an den Werth des Lebens zu schwächen und die Lust zum Selbstmorde zu ermuthigen. Der Wille zum Leben wehrt sich gegen die Schlüsse der Vernunft und versucht diese zu trüben: daher die Bedeutung, die man den letzten Augenblicken des Lebens auf dem Sterbebette beilegt, als ob da noch etwas zu fürchten oder zu hoffen wäre.

[«]

20[3]

1. Eine Sentenz ist ein Glied aus einer Gedankenkette; sie verlangt, dass der Leser diese Kette aus eigenen Mitteln wiederherstelle: diess heisst sehr viel verlangen. Eine Sentenz ist eine Anmaassung. — Oder sie ist eine Vorsicht: wie Heraclit wusste. Eine Sentenz muss, um geniessbar zu sein, erst aufgerührt und mit anderem Stoff (Beispiel, Erfahrungen, Geschichten) versetzt werden. Das verstehen die Meisten nicht und desshalb darf man Bedenkliches unbedenklich in Sentenzen aussprechen.

[«]

20[4]

12. In einen heftigen Affect der Liebe geräth man leichter aus einem Zustand der Verliebtheit, welche auf eine andere Person gerichtet ist, als aus dem der völligen Kälte und Freiheit des Gemüthes.

[«]

20[5]

20. Wie viel mehr an Güte und Glück unter den Menschen gäbe es, wenn sie fürderhin das, was sie bisher Gotte gaben, einander gäben, an Zeit, Kraft, Vermögen, Ueberwindung des Herzens, Selbstlosigkeit, Liebe. Wie viel mehr? — Vielleicht nicht gar zu viel.

[«]

20[6]

21. Mancher will sich durch Lob, Bewunderung, Neid Anderer von seinem eignen Werthe überzeugen oder überreden; daran liegt ihm viel mehr als an allem Uebrigen und er gebraucht jedes Mittel, sogar das der Selbstüberlistung und Selbstberauschung. Ja er zieht es hundertmal vor, sich lieber zu bewundern als sich zu nützen und liebt sich viel mehr als ihm vortheilhaft ist. An ihm ist die Eitelkeit nur das Mittel der Selbstgefälligkeit. Er will nicht sowohl hervorragen als sich hervorragend fühlen, gleichgültig ob er es ist.

[«]

20[7]

25. Woher stammt der Neid der Götter? Es scheint, dass der Grieche nicht an ein ruhiges und stilles, sondern allein an ein übermüthiges und frevelhaftes Glück glaubte; es erbitterte ihn, den Glücklichen zu sehen. Es muss ihm wohl im Ganzen schlecht zu Muthe gewesen sein; denn seine Seele war allzu leicht beim Anblicke des Glückes verwundet. Wo es ein ausgezeichnetes Talent gab, da war die Schaar der Eifersüchtigen ausserordentlich gross. Traf jenes ein Unglück, so sagte man: es that auch Noth, er war gar zu übermüthig; und jeder hätte sich doch ebenso benommen, wenn er das gleiche Talent gehabt hätte, nämlich übermüthig; ebenso wie jeder bei Gelegenheit den Gott spielen mochte, der das Unglück auf das Talent schickt.

[«]

20[8]

30. Die Eitelkeit hat zwei Quellen, entweder in dem Gefühl der Schwäche oder in dem der Macht. Der Mensch, sobald er seine Hülflosigkeit als Einzelner und das Maass seiner Kräfte und Besitzthümer wahrnimmt, sinnt auf Austausch mit den Nächsten. Je höher diese seine Kräfte und Besitzthümer taxieren, um so mehr kann er für sich bei diesem Austausche gewinnen. Nun kennt er von Allem, was er besitzt, die schwachen Seiten nur zu genau. Desshalb verdeckt er diese und stellt die starken glänzenden Eigenschaften an's Licht. Dies ist die eine Art der Eitelkeit; dazu gehört die andere, welche den Schein von glänzenden Eigenschaften, die in Wahrheit nicht da sind, erwecken will: beide zusammen bilden die sehende Eitelkeit (welche Verstellung ist). Der auf diese Weise eitle Mensch will Begehrlichkeit nach sich und damit höhere Taxation erzeugen. Neid entsteht, wenn einer begehrlich ist, aber keine oder kaum eine Aussicht hat, seine Begehrlichkeit durch Tausch zu befriedigen. Wir sind alle begehrlich nach fremdem Besitz. Einmal weil wir die Schwächen des eigenen Besitzes zu gut kennen und seine Vorzüge uns durch Gewöhnung reizlos geworden sind, sodann weil der Andere seinen Besitz in das günstigste Licht gestellt hat. Wir scheinen verliebter in unsern Besitz, um ihn begehrenswerther erscheinen zu lassen. Beim Tausch glaubt jeder den Andern übervortheilt und selber den höheren Gewinn zu haben. Der Tauschende hält sich für klug; die sehende Eitelkeit vermehrt im Menschen den Glauben an seine Klugheit. Der Tauschende meint, er sei der Täuschende, aber der, mit welchem er tauscht, glaubt von sich dasselbe. — Wir schätzen das Beneidetwerden, weil die Andern, welche uns nicht beneiden, sondern einen Tausch anbieten können, durch die gesteigerte Begehrlichkeit der Neidischen zu einer höheren Taxation unserer Güter gedrängt werden. — Das Gefühl der Macht, vererbt, erzeugt die blinde Eitelkeit (während jenes die sehende, nach dem Vortheile hin sehende war); die Macht discutiert und vergleicht nicht, sie hält sich für die höchste Macht, sie macht die höchsten Ansprüche; bieten andere ihre Begabungen und Kräfte mit demselben Anspruche an, so bleibt jetzt nur der Krieg übrig: durch einen Wettkampf wird über das Recht dieser Ansprüche entschieden oder durch Vernichtung des einen Mitbewerbers, mindestens seiner hervorragenden Fähigkeit. Eifersucht ist der gereizte Zustand des Mächtigen im Verhältniss zum mächtigen Mitbewerber; Neid, der hoffnungslose Zustand, ihm nicht zuvorkommen zu können: also wenn er im Kriege unterliegt. Der Neid bei sehender Eitelkeit entsteht aus ungestillter Begehrlichkeit; der Neid bei blinder Eitelkeit ist die Folge einer Niederlage.

[«]

20[9]

35. Die Resignation besteht darin, dass der Mensch die starke Anspannung aller Sehnen seines Denkens und Fühlens aufgiebt und sie in einen Zustand zurückversetzt, wo sein Denken und Fühlen gewohnheitsmässig und mechanisch wird. Dieses Nachlassen ist mit einer Lust verbunden und die mechanische Bewegung ist wenigstens ohne Unlust.

[«]

20[10]

38. Man kann die grösste Begabung und geistige Erfindsamkeit unterdrücken, wenn man unersättlich im Producieren ist und dem Quellwasser keine Zeit lässt sich zu sammeln.

[«]

20[11]

17. — — — Um das Beispiel einer übermässigen und fast verunglückten Inoculation zu nehmen: die Deutschen, ursprünglich von jener ausserordentlichen Geschlossenheit und Tüchtigkeit, welche Tacitus, der grösste Bewunderer ihrer Gesundheit, schildert, wurden durch die Inoculation der römischen Cultur nicht nur verwundet, sondern fast bis zum Verbluten gebracht: man nahm ihnen Sitte, Religion, Freiheit, Sprache, so viel man konnte; sie sind nicht zu Grunde gegangen, aber dass sie eine tief leidende Nation sind, haben sie durch ihr seelenvolles Verhalten zur Musik bewiesen. Kein Volk hat so viel wunde Stellen, wie die Deutschen, und eben desshalb haben sie eine grössere Begabung zu jeder Art von Freigeisterei. — Ich will bei dieser Betrachtung absichtlich bei dem Menschen verbleiben und mich hüten, aus den Gesetzen über die menschliche Veredelung auf Grund der schwächeren und entarteten Naturen, Schlüsse auf die thierischen Naturen und deren Gesetze zu machen. — Aus dieser ganzen Betrachtung kann der Freigeist den Beweis entnehmen, dass er auch den gebundenen Geistern nützlich ist: denn er hilft dazu, dass das Product der gebundenen Geister, ihr Staat, ihre Cultur, ihre Moral nicht erstarren und absterben; er lässt in Stamm und Aeste immer von Neuem den belebenden Saft der Verjüngung fliessen.

[«]

20[12]

22. Es ist vielleicht das wichtigste Ziel der Menschheit, dass der Werth des Lebens gemessen und der Grund, wesshalb sie da ist, richtig bestimmt werde. Sie wartet desshalb auf die Erscheinung des höchsten Intellectes; denn nur dieser kann den Werth oder Unwerth des Lebens endgültig festsetzen. Unter welchen Umständen aber wird dieser höchste Intellect entstehen? Es scheint, dass die, welche die menschliche Wohlfahrt im Ganzen und Groben fördern, sich gegenwärtig noch ganz andere Ziele setzen, als diesen höchsten, werthbestimmenden Intellect zu zeugen. Man begehrt für möglichst viele ein Wohlleben herzustellen und versteht dieses Wohlleben noch dazu äusserlich genug.

[«]

20[13]

4. Man liebt oft einen Ort, einen Menschen und geht ihm fürderhin aus dem Wege; so gross ist die Neugierde des Herzens.

[«]

20[14]

31. Man muss sehr flach sein, um aus den gewöhnlichen Gesellschaften nicht mit Gewissensbissen heimzukehren.

[«]

20[15]

34. Es ist practisch, im Verkehr mit Freunden und Gattinnen viel Vertrauen aber wenig Vertraulichkeit, im Verkehr mit der übrigen Welt dagegen wenig Vertrauen und viel Vertraulichkeit zu haben.

[«]

20[16]

79. Einen Freigeist wird sein Gewissen mehr beissen, wenn er seine Ehe mit kirchlichen Ceremonien begonnen, als wenn er ein Mädchen verführt hat; obwohl letzteres tadelns- und strafenswerth, ersteres es nicht ist.

[«]

20[17]

108. Wer seine Gesundheit lobt, der hat eine Krankheit mehr.

[«]

20[18]

Erziehung zum Freigeist.

Erste Stufe: unter der Herrschaft des persönlichen Nutzens.
Zweite Stufe: unter der Herrschaft des Herkommens.
Dritte Stufe: unter der Herrschaft der Religion.
Vierte Stufe: unter der Herrschaft der Kunst.
Fünfte Stufe: unter der Herrschaft einer metaphysischen Philosophie.
Sechste Stufe: unter dem Gesichtspunct des allgemeinen Nutzens.
Siebente Stufe: unter der herrschenden Absicht auf Erkenntniss.

Januar bis Mitte Februar
Sorrent 1877

[«]

20[19]

Operette
Positivismus ganz nothwendig
Fatum
verfeinerter Heroismus

ein Staatsmann Menschenfreund

[«]

20[20]

Man liebt grobe Consequenz — Overbeck

[«]

20[21]

Melodie des europäischen Menschen: woraus sich ergiebt, daß noch einiges an diesem Menschen zu thun ist.

Was ist jetzt die herrschende Melodie in Europa, l’idée fixe musicale? Eine Operettenmelodie (natürlich die Tauben ausgenommen oder W<agner>).

[«]

[21 = N II 3. Ende 1876 — Sommer 1877]

21[1]

Gletscher Steinchen Blümchen

[«]

21[2]

Alle Schriftsteller erleben zu bewusst, zu unsicher.

[«]

21[3]

Kamm, Halsband, Ohrringe Broche — Ein Stil es ist Filigran.

[«]

21[4]

„anständige Verbrecher“
„die Eitelkeit des Gelehrten“
„Freundschaft“
„Lob des Irrthums“
„der europäische Mensch“

[«]

21[5]

Eitelkeit verträgt sich mit Selbstverachtung — höhere Warte des Selbstmordes.

[«]

21[6]

Periode der grossartigen Mot<ive> [— — —] das Persönliche nicht das Unpersönliche.

[«]

21[7]

Offenheit Verstecktheit — als Ausgangspuncte der Tugenden niederer Bevölkerung.

Vornehm — vulgär für die höhere Kaste.

[«]

21[8]

Wir hören nicht gerne Handlungen erzählen, welche der Erzählende uns nicht zutraut: oder sie müssen ganz in’s Erstaunliche und Ausnahmsweise gehen.

[«]

21[9]

der Freigeist
die Ehe
das leichte Leben
psychologische Beobachtungen

[«]

21[10]

Die munteren hüpfenden Bewegungen des Wallfisches machen Freude als ob sie Spiel und Lust bedeuteten: inzwischen ist es die Qual die die Natur im Innern ihm macht. So bewundert man die Munterkeit grosser Staatsmänner.

[«]

21[11]

Menschheit, eine unordentlich fungirende Maschine mit ungeheuren Kräften.

[«]

21[12]

Auf vulkanischem Boden gedeiht alles.

[«]

21[13]

Schopenhauer zur Welt wie Blinder zur Schrift.

[«]

21[14]

Das Ahnungsvolle Intuitiv-Unlogische im deutschen Wesen ist Zeichen, dass es zurückgeblieben, noch mittelalterlich-bestimmt ist — manche Vorzüge liegen darin, wie in allen Dingen.

[«]

21[15]

Die deutsche Zukunft ist nicht die der deutschen Geldbeutel.

[«]

21[16]

Bildung des Auges wichtiger als des Ohres.

[«]

21[17]

Weg vom Freidenken geht nicht zum Freihandeln (individuell) sondern zum regierungsweisen Umgestalten der Institutionen.

[«]

21[18]

Säugethier Zeugethier

[«]

21[19]

elfter Finger — Fingerhut

[«]

21[20]

Es verwundet, den Hochverehrten sich zum Dank verpflichten.

[«]

21[21]

Traum von der Kröte.

[«]

21[22]

Ehrgeizige Menschen, durch Krankheit zur Unthätigkeit verurtheilt, werden sich selbst die bösesten Feinde. Der thätige Ehrgeiz ist eine Hautkrankheit der Seele, er treibt alles Schädliche nach aussen.

[«]

21[23]

Wer sich erlaubt öffentlich zu sprechen ist verpflichtet sich auch öffentlich zu widersprechen, sobald er seine Meinungen ändert.

[«]

21[24]

Es giebt nur Gründe gegen den Selbstmord individuell. Starke Medizin. Moralische Gründe gar nicht.

[«]

21[25]

Man muss nicht zu viel Recht haben wollen, aber auch nicht zu wenig.

[«]

21[26]

Der Freund der moralischste Mensch. Aristoteles.

[«]

21[27]

Auf That kommt alles an — Nutz.

[«]

21[28]

Für die jetzige europäische Cultur ist characteristisch die langsame Berauschung und das Stillestehen an einer gewissen Grenze.

[«]

21[29]

Man denkt nie soviel an eine Freundin oder Geliebte, als wenn die Freundschaft oder Liebschaft im letzten Viertel steht.

[«]

21[30]

Wer an den Vergnügungen erst vorsichtig herumkostet, behält nachher kaum einen Mund voll Annehml<ich>k<eit> übrig.

[«]

21[31]

Das Egoistische gilt als böse, in den meisten Fallen mit Unrecht; denn dass es schädigt, giebt ihm nicht diesen Character. Es will sich erhalten, Character der Nothwehr (selber Emotion der Nerven zu haben kann Bedürfniss sein). Ohne Bedürfniss schädigen und mit Absicht ist Unsinn.

[«]

21[32]

Man klagt dass socialistische Arbeiter denselben besitzsüchtigen bürgerlichen Sinn haben, sobald sie das Ziel erreichen.

Falsch: Das ist das Richtige. Die Anschauungen aus der Lage: niemand ist Schutzzöllner wenn — — —

[«]

21[33]

Alles gesellschaftliche Essen und Trinken, widerwärtig.

[«]

21[34]

Musik anhören Rauchen Essen und Trinken — von der lutherischen schwerfälligen Gemüthlichkeit aus.

[«]

21[35]

Gegen den Rausch.

[«]

21[36]

Nützlichkeit im Wesen der Moral — der Grenzbewohner als Mörder.

[«]

21[37]

Inconsequenz des Princips, mit in den Gang hineingerissen, eingewachsen, fortwachsend, mitunter dem Princip eine andere Richtung gebend.

[«]

21[38]

Glockenlaute — goldenes Licht durch die Fenster. Traum. Ursache a posteriori hineingedichtet wie bei den Augenempfindungen.

[«]

21[39]

Eduard Leuchtenberg Roon
Pflugschaar.
1 Sentenzen.
2 Zur Kenntniss des Menschen.
3 Allgemeine Orientirung.
4 Religion.
5 Kunst.
6 Moral.

[«]

21[40]

Liebe und Hass blödsichtig einäugig, ebenso „Wille“.

[«]

21[41]

Unsern höchsten Stimmungen entsprechende Naturerklärung ist metaphysisch.

[«]

21[42]

Stelle im Tristram über Barbarei.
C. Desmoulins
Henker
Cynismus die Hinrichtung erfrischt.

[«]

21[43]

Der Socialismus beruht auf dem Entschluss die Menschen gleich zu setzen und gerecht gegen jeden zu sein: es ist die höchste Moralität.

[«]

21[44]

Der Reiz der Wissenschaft hebt sich jetzt noch durch den Contrast.

[«]

21[45]

Wer es kann, der folge mir in der Gerechtigkeit gegen verschiedene Culturen.

[«]

21[46]

Philosophie ist die Fata Morgana welche die Lösung den ermüdeten Jüngern der Wissenschaften vorspiegelt.

[«]

21[47]

Inhaltsreiche Menschen haben in Bezug auf die selben Dinge Ebbe und Fluth, Zuneigung und Abneigung. Man muss jede dieser verschiedenen Strömungen — — —

[«]

21[48]

Die Wahrheit steht hier ganz auf dem Kopf, was für die Wahrheit besonders unschicklich ist.

[«]

21[49]

Leichenzug im Carneval einstmals historisch wie jetzt die anderen Wagen.

[«]

21[50]

Tristan: Auf- und Überschwung der Leidenschaft.

[«]

21[51]

Gewisse Erkenntnisse schützen sich selbst: man versteht sie nicht.

[«]

21[52]

Glaube an die Wahrheit
Wer sich erniedrigt
Mitleid schweigt

[«]

21[53]

Die Wissenschaft macht dem, welcher sie fördert, Lust: sehr wenig dem, welcher Resultate empfängt.

Aber anders mit Kunst Religion usw. Wir müssen das Reich der Unwahrheit in uns halten: dies ist die Tragödie.

[«]

21[54]

Violette (mehr roth als blau) Tapeten Vorhänge nervenberuhigend, ein amerikanischer Arzt hat Wahnsinn damit kurirt.

[«]

21[55]

Hat man sich auch einer Religion entwöhnt, so glaubt man doch einen Satz besser bewiesen, wenn seine Stimmung uns religiös anmuthet z.B. „ein ganz sicheres Evangelium“.

[«]

21[56]

A. Bedingungen der Erzieher.
1. Beschaulichkeit
2. mehrere Culturen durchlebt
3. eine Wissenschaft.
<B.> Thematata:
C. Erholungen — — —

Centra der Cultur nöthig, sonst die Verflachung: warum die Höfe, die Universitäten, die grossen Städte es nicht sind?

[«]

21[57]

Pflüger.
Richter zugl<eich> Seelsorger.
Vorrede hinterdrein.

[«]

21[58]

Contrast tief leidender Betrachtung, ihrer Erfordernisse zur Tröstung und der wissenschaftlichen Cultur.

[«]

21[59]

Würdige Beurtheilung eines Metaphysikers wie Schopenhauer als Zeugniss für den Menschen (aber einen unwissenschaftlichen).

[«]

21[60]

Wenn der Mensch sofort mit Einsicht in die Wahrheit begabt wäre, die Schule des Irrthums nicht durchgemacht hätte?

[«]

21[61]

Wirkung des Feuertodes, die Grausamkeit als Kraftquelle für die Nächsten.

[«]

21[62]

Die Wahrheit einflusslos wie die gehende Sonne.

[«]

21[63]

Anfang: unsere Erzieher sind selber nicht erzogen.
Schluss: Tod so lange wie möglich zu verscheuchen. Aeternität.

[«]

21[64]

Auferstehung je 300 Jahre.

[«]

21[65]

F<rage>. Wenn man etwas nimmt hat man es?
Ja.
Aber die Jungfrauschaft?

[«]

21[66]

Hat man angefangen öffentlich zu denken, so muß man sich erlauben, sich öffentlich zu widersprechen.

[«]

21[67]

Goethe's Lieblingsproblem im Wilhelm Meister.

[«]

21[68]

Separiren geistiger Phasen mit Bewusstsein, Zeichen von Cultur.

[«]

21[69]

Frauen Heirathen Trauung

[«]

21[70]

Optim<ismus> Pessim<ismus> nichts [—]

[«]

21[71]

Graugrün Oberkleid und blau hell Unterkleid [—] mit weissen Spitzen

[«]

21[72]

Die bösen Handlungen auf Irrthümern beruhend z.B. Rache auf dem Glauben an Verantwortlichkeit, ebenso Grausamkeit, soweit Triumph der Macht.

[«]

21[73]

Alle bösen Eigenschaften gehen auf den Erhaltungstrieb des Einzelnen zurück, der doch gewiss nicht böse ist. Missgunst bei Hunger, wenn ein anderer — — —

[«]

21[74]

Aus einem metaphysischen Zeitalter in ein realistisches [+] ist ein tödtlicher S<prung> Übergänge [+]

[«]

21[75]

Gegen Aristoteles, Geistergeschichten — durch die Kunst das Mitgefühl der Menschen gemehrt, darauf Moral, ebenso durch die Religion.

[«]

21[76]

Wie wäre der Genius der Cultur?

[«]

21[77]

Einzug der Wissenschaft in die Welt auf Schleichwegen nicht effectvoll.

[«]

21[78]

Warum zögern wir noch und betrüben uns selber durch unsere Freuden — es ist gleichgültig — aber wer uns ein schändliches [— —] geben will [— — —] sonst braucht man sich nicht zu schämen.

[«]

21[79]

Mädchen-Affe.

[«]

21[80]

Was wir lieben, daran sollen wir alle guten Seiten — — —
Nun lieben wir uns selber — — —

[«]

21[81]

Entweder schätzen wir uns auf Grund eignen Urtheils oder auf Autorität. Vergleichung ein Hauptmittel zur Lust an uns.

[«]

21[82]

I Zur Geschichte der Cultur.
II Menschliches, Allzumenschliches.
III Sentenzen-Buch.
IV Entstehung der griechischen Litteratur.
V Schriftsteller und Buch.
VI Philologica.

[«]

21[83]

Moralität hängt oft vom Erfolg <ab>.

[«]

21[84]

Schlussgelöbniss über Wissenschaft. Wenn ihr es könnt, werdet ihr müssen.

[«]

[22 = N II 2. Frühling–Sommer 1877]

22[1]

Fenster grüner Gaze

[«]

22[2]

Den Freunden Gruss und Widmung.

[«]

22[3]

<Die unendliche Melo>die — man verliert das Ufer, überlässt sich den Wogen.

[«]

22[4]

Roheit, welche sich als Kraft giebt — Kunst.

[«]

22[5]

So zu handeln, dass die Menschheit usw.: Da müsste man das Vortheilhafte übersehen können. Wer sagt dass überhaupt für das Ganze eine Art Handeln zuträglich sei? die Geschichte sagt das Gegentheil. Man ist dem Egoismus viel mehr verpflichtet.

[«]

22[6]

Unwissende Menschen, welche mit einer Philosophie bekannt geworden sind, haben den Eindruck, als ob sie jetzt allen anderen Wissenschaften überlegen wären und als ob sie in allem mitsprechen könnten — nichts irrthümlicher.

[«]

22[7]

Feuer Ernst und Glück, wie selten im Augen und Ausdruck eines Jünglings.

[«]

22[8]

1. Philologie.
2. Der Stil berühmter deutscher Schriftsteller.
3. Zur Aesthetik der Musik.
4. Zur Moral.
5. Entstehung der griechischen Litteratur (Entstehung eines Buches darin).
6. Das Zeitalter „gegen Metaphysik“.
7. Gefahren der Musik in der Zukunft.

[«]

22[9]

Jene uns verborgene Welt viel bedeutungsleerer als die bekannte. Unwillkürlich nimmt man das Gegentheil an. Aber Noth als Mutter, Irrthum als Vater haben den Glauben geschaffen.

[«]

22[10]

Vorrede über Philologie. Alles als Übung.
Homer’s und Hesiod’s Wettkampf.
Athene als Liebesgöttin.
Solon’s Elegie eine Sammlung.
Der Prolog der Choephoren.
Beispiel kunstvoller Responsion.
Leben Demokrit<’s>.
Sceptische Ansichten über Metrik.
Conjectanea als Anhang.

[«]

22[11]

Einleitung in die Philosophie der Gegenwart.
1 Allgemeine Gesichtspuncte (Philosophen).
2 Zur Religion.
3 Zur Musik.
4 Zur Kunst.
5 Wissenschaft und Fortschritt.

[«]

22[12]

Vom Standpuncte des Nutzens ist die Erhaltung der Religion durchaus zu wünschen, Nutzen selbst im höchsten Sinn (Moralität) genommen (nämlich der vormundschaftliche Staat).

Aber sie ist nicht zu erhalten, weil keine aufrichtigen Lehrer mehr da sind.

Also wäre das Erziehungswesen umzustürzen? nach der Absicht der katholischen Kirche? Aber alle sonstigen Vortheile des Lebens ruhen auf der

Wissenschaft.

Conflict nicht zu verschärfen — englische Praxis. Consequent sind die Menschen nicht.

Das Aufhören dieses Glaubens entfesselt Kraft, bis jetzt durch metaphysische Tröstungen zurückgehalten. Deshalb nicht zu unterschätzen.

Diese Kräfte sind den bestehenden Ordnungen feindlich.

Ist Revolution nothwendig? — Zunächst ist ein kleiner Bruchtheil der europäischen Menschheit in Betracht.

Den Regierungen freieste Behandlung anzurathen, nichts zu unterdrücken, vielmehr sich voranstellen in der geistigen Befreiung: je geistiger man die Masse macht, um so geordnetere Wege sucht sie.

Von Seiten der Privatpersonen — Gründung eines Vereins dessen M<itglieder> sich aller religiösen Formen enthalten. Propaganda in der ganzen Welt. Damit Überbrückung der Nationen (Gegenstück zur katholischen Überbrückung).

[«]

22[13]

Auch Wein, auch Kunst (Feste) gehört zu diesen Tröstungen. Weg! Vereine gegen geistige Getränke sehr zu Diensten der Freigeister.

[«]

22[14]

Die nationale Idee und Kriege ausgezeichnete Gegenmittel gegen Revolution.

Entflammung der religiösen Interessen (Sinn des Culturkampfs) ebenfallls.

Eine zeitweilige Verrohung nicht zu scheuen (durch Übermacht von Naturwissensch<aft> Mechanik).

[«]

22[15]

Ob Lebenserfahrungen in Gestalt von Sentenzen dargestellt einen Nutzen für Andere haben, weiss ich nicht, für den welcher sie macht sind sie eine Wohlthat: sie gehören zu den Mitteln der Erleichterung des Lebens.

Und von den unangenehmsten dornenreichsten Ereignissen oder Lebensstrichen kann man immer noch Sentenzen abpflücken (und einen Mundvoll Annehmlichkeit daraus haben) und sich dabei ein wenig wohl fühlen.

[«]

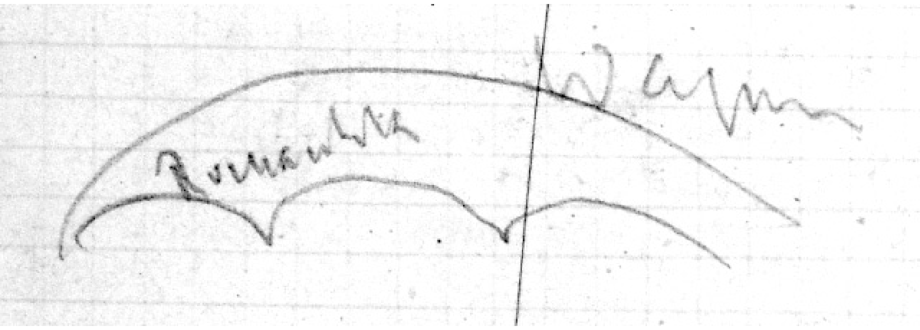
22[16]

Der Staat hat die Wissenschaft, nicht die Religion, die Astronomie, nicht die Astrologie zu vertreten. Letztere verbleibt dem Privatmann.

[«]

22[17]

Es giebt kürzere und längere Bogen in der Culturentwicklung. Der Höhe der Aufklärung entspricht die Höhe der Gegen-Aufklärung in Schopenhauer und Wagner.



Die Höhepuncte der kleinen Bogen kommen am nächsten dem grossen Bogen — Romantik.

[«]

22[18]

Unser Ziel muss sein: **Eine** Art der Bildungsschule für das ganze Volk — und ausserdem Fachschulen.

[«]

22[19]

Schlüssel zu der menschlichen Handlung.
Ein anderer Schlüssel.

[«]

22[20]

Wie ist es möglich dass einer sich in allem verachtet (sich „sündhaft“ durch und durch weiss) und doch noch liebt? Die wissenschaftliche Erklärung ist eine ganz andere als der religiöse Mensch sich giebt. Jene Liebe misst er Gotte zu: wenn er in alle möglichen Erlebnisse die Zeichen einer gütigen barmherzigen Gesinnung hineinlegt, jede getröstete Stimmung als Wirkung von dem auffasst, also alle besseren Empfindungen einem Wesen ausser sich als dem wirkenden Urheber zuschreibt, so bekommt die Liebe, mit der er sich im Grunde selber liebt, den Anschein einer göttlichen Liebe. Diese ist unverdient, schliesst der Mensch weiter, ist Gnade.

Voraussetzung ist, dass der Mensch sich freiwillig fühlt und schlecht: dies nur durch eine falsche unwissenschaftliche Auslegung seiner Handlungen und Empfindungen. Er legt in den einen Theil seiner Handlungen den Begriff Sünde hinein, in den andern Theil den Begriff göttliche Gnadenwirkungen. Falsche Psychologie, Phantastik in der Ausdeutung der Motive ist Wesen des Christenthums.

[«]

22[21]

— — — dem der Staat die Herrschaft des Teufels ist.

[«]

22[22]

Der Verleger denkt, aber der Buchdrucker lenkt.

[«]

22[23]

Oedes graues Auge frühesten Morgens, nasse scharfe Luft.

[«]

22[24]

Was ewig im Gesang soll leben, muss im Leben untergehen (Restauration-Kunstblüthe).

[«]

22[25]

Modif<icirte> Tempos. — Man ehrt den grossen Künstler der Vergangenheit weniger durch jene unproductive Scheu, welche jede Note liegen lässt, wie er sie gestellt hat, als durch thätige Liebe und jene Versuche, ihn immer von neuem wieder zum Leben zu erwecken, im Leben zu erhalten.

[«]

22[26]

Freigeist. Psychologisches. Moral. Kunst. Religion. Metaphysik.

Übergang von Religion zu Kunst mit „unreinem Denken“, „unlogische Stellung zur Welt“.

Dann der „Dichter“.

Palliative. Erleichterungsmittel des Lebens. Kunst usw.

[«]

22[27]

Moral
Religion
Kunst
zuletzt: Weise werden

[«]

22[28]

Metaphysik: einige Sprossen zurück, nur der erkennende Mensch soll immer über die Leiter hinausschauen, wir sind als volle Menschen nicht nur Erkenntniss.

[«]

22[29]

Wie der Nebel ein Gebirge niedriger erscheinen lässt, so geistige Verstimmung.

[«]

22[30]

Ich wünsche dass man esse um satt zu werden und nicht nur weil es gut schmeckt — Grund wozu Wissenschaft.

[«]

22[31]

Der Hunne Attila „Mensch Gewitterwolke“.

[«]

22[32]

Es lehrt wenn nicht Bescheidenheit so doch Vorsicht. Schopenhauer Goethe.

[«]

22[33]

Erscheinung. Es liegt an unseren Irrthümern, welche in die Constitution unseres Intellects hineinreichen, dass Ding und Erscheinung sich nicht decken.

[«]

22[34]

Wenn ihr Augen habt zu sehen, so gebraucht auch den Mund zu sagen: „ich sah es anders“ damit — — —

Höhle von Salamanca.

[«]

22[35]

— wenn man dabei an die unbewussten Heilwirkungen und Ähnliches denkt — — —

[«]

22[36]

Alle Kunst weist den Gedanken an Werden ab. Alle will Improvisation scheinen, augenblickliches Wunder (Tempel als Götterwerk, Statue als Verzauberung einer Seele in Stein). So alle Musik. In gewisser Musik wird dieser beabsichtigte Effect durch Kunstmittel (Unordnung) nahe gelegt.

[«]

22[37]

Nöthig, den ganzen Positivismus in mich aufzunehmen, und doch noch Träger des Idealismus zu sein (Vorrede).

[«]

22[38]

Selbständ<iges> Leben. Buch 9.

[«]

22[39]

Musik der schönen Seele

[«]

22[40]

Verrechnung in der Anarchie

[«]

22[41]

Für jemand sterben ist ein geringer Beweis von Liebe.

[«]

22[42]

Dichter-Weisheit.

[«]

22[43]

Liebe so unparteilich wie der Regen der den Sünder bis auf die Haut unter Umständen nass macht.

[«]

22[44]

hängende Wolken der Trübsal, der Verstimmung

[«]

22[45]

Kindisch und schaurig und wehmutsvoll
klang die Weise der Zeit mir oft:
sehet nun sing ich ihr Lied?
hört, ob das Glockenspiel
nicht sich verwandelt in Glockenernst
oder ob es klingt
hoch herab wie vom Genua-Thurm
Kindisch jedoch ach schaurig
Schaurig und wehmutsvoll.

[«]

22[46]

Die Schule soll die grösste Freiheit im Rel<igiösen> lehren, das nüchternste strenge Denken. Die Unklarheit und die gewohnten Neigungen werden sehr weite Grenzen ziehen.

[«]

22[47]

Geist der Jugendlichkeit, der Vorrechte, selbst zu einigen Unarten hat, — diess fehlt mir jetzt.

[«]

22[48]

Diese Schrift welche unter dem aufrührerischen Gesamttitel Unzeitgemässe Betrachtungen in vier aufeinander folgenden Theilen der Öffentlichkeit übergeben wurde und welche zwischen Ostern 1873 und August 1876 in allem Wesentlichen vollendet wurde — — —

Herz erst in Unzeitgemässen Betrachtungen ausgeschüttet. Aber Wind und Wetter, welche das Leben noch mehr als unser Stern führen und die mir nicht gerade günstig waren, waren mir doch vielleicht darin günstig dass — — —

[«]

22[49]

— sei es auch dass dieselbe eine spottende Irreführung der deutschen Leichtgläubigkeit wäre — — —

[«]

22[50]

Jagd im Buche.

Kräftiger Eber und auch zierlicher Rehe gewiss.

[«]

22[51]

Der Charakter der dramatischen Musik, der deutschem Wesen ebenso fern steht wie der Charakter der Bismarckschen Politik.

[«]

22[52]

Wollen ist in jedem Falle eine Selbsttäuschung. Wir können es nur im Gegensatz zum Müssen, als freies Wollen denken: und dies ist ein Irrthum.

[«]

22[53]

— deutscher Jüngling — Ironie — Wohlgelauntheit Lachen Lächeln Wurmfrass Wichtigthun

[«]

22[54]

Wer Religion und Kunst — Goethe — — —
Manfred: Eckermann Riemer — — —

[«]

22[55]

Flöte der Zeit vorblasen, dass rascher und wirbelnder ihr Tanz wird — später die grosse Ruhe, wo schauernd, wie in später Nachmitternacht alles gespenstisch scheint. Ich selbst bin in der Zeit, sie in mir — Selbsterlebtes, Selbstorgiasmus.

[«]

22[56]

Wille. Von einer Eigenschaft dieses Gefühls, zu wollen, wohin zu streben, ist uns unmittelbar gar nichts bewusst.

[«]

22[57]

Der Eine sagt: ich empfinde, aber alle Wesen empfinden, von Anfang an. Der Andere: ich kann es nie erklären, wie an einem bestimmten Puncte der historischen Entwicklung die Empfindung entstanden sein soll: also war sie immer.

[«]

22[58]

Weil ich in mir, als Letztes Unauflösbares, Empfindung antreffe, so muss dies in allen Wesen ebenfalls der Fall sein.

Dass aber Empfindung bei Wesen ohne Gehirn (ohne Denken) wirklich das sei, was wir Empfindung nennen, und nicht ein bloss mechanischer Vorgang, der von uns nur als Empfindung ausgedeutet wird —

dass Empfindung unter Beihülfe des Intellects zu Stande kommt.

Gedächtniss Vorausbildung eigentlich ein Gehirnvorgang.

[«]

22[59]

das Jauchzen des erkenn<enden> Menschen

[«]

22[60]

Duell. Blut wischt ein übereiltes Wort weg, Blut giebt selbst einer zweideutigen Handlung hinterdrein die Achtung einer ehrlichen. — Selbstmord, bei Ajax um das überreizte Ehrgefühl zu befriedigen.

[«]

22[61]

Ist von Sorrento’s Duft Nichts hängen blieben?
Ist alles wilde, kühle Bergnatur,
Kaum herbstlich sonnenwarm und ohne Lieben?
So ist ein Theil von mir im Buche nur:
Den bessern Theil, ihn bring ich zum Altar
Für sie die Freundin Mutter Arzt mir war.

[«]

22[62]

Wir denken nicht nur innerhalb des Traumes, sondern der Traum selber ist das Resultat eines Denkens.

[«]

22[63]

Ich finde den Mangel an Gerechtigkeitssinn bei Frauen empörend. Wie sie mit ihrem dolchspitzen Verstand verdächtigen usw.

[«]

22[64]

Die früheren Schriften waren Gemälde, zu denen ich die Farben aus den Stoffen, welche ich darstellte, wie ein Chemiker nahm und wie ein Artist verbrauchte.

[«]

22[65]

Der Autor, das Mädchen, der Soldat, die Mutter ist das unegoistisch?

[«]

22[66]

Urprobleme.
Sprache.
Schriftsteller.
Stil.
Gymn<asium>.
Erziehung.
Freigeist.

[«]

22[67]

Wie es für den Menschen keine absolut menschlichen Gebärden giebt, sondern sie immer der Symbolik einer bestimmten Culturstufe, eines Volksthums, eines Standes eignen müssen, so giebt es bei keiner Kunst eine absolute Form. „Formen sprengen“ bedeutet nur eine neue Symbolik zur Herrschaft bringen. Alle Form aber ist Convention oder Zwang.

[«]

22[68]

Freunde.
Ihr glaubt mich allein — nun nehmt des Einsamen Gefährten auf.

[«]

22[69]

Ich habe wohl ein Recht, dieser Dichtung hier zu gedenken. Das was ich selber nicht zu sagen vermochte, was aber, wie viele Tropfen Lichtes, mir hier und da auf die Seele gefallen ist — das hat sie gesagt, die Lichttropfen weiter geworfen [—]

Meine Ergänzung: und zwar wie ein zerbrochenes Stück Arm und Bein sich zu einem Ganzbilde verhält.

[«]

22[70]

Die guten Künstler sollen nicht hinhören.

[«]

22[71]

Nicht verdient — Stolz.

[«]

22[72]

— altberühmte Person Hutten Voltaire.
Unter den 7 berühmten Schwaben Strauss voran Muth.

[«]

22[73]

Die gute Meinung über mich habe ich von Anderen erst gelernt und subtrahire fortwährend davon ab, mit Grübelei, wenn ich krank bin.

Ein ruhiges freudiges Alleinsein mit mir, in guten Gedanken und Lachen — wie ich auch bin —

[«]

22[74]

Wann erst die Sprache als Wissenschaft galt — Schilderung der weiteren Sprachförderer. **Manuscript Basel**

[«]

22[75]

Mag Vernunft den Vernünftigen erbauen
Der Künstler soll nur die Kunst verdauen
Und doch hat ein Künstler dies Buch geschrieben!
Nicht seine Vernunft that’s, es that sein Lieben.

[«]

22[76]

Wir hören wohl das Hämmern des Telegraphen aber verstehen es nicht.

[«]

22[77]

Charactere:

wie sich der gemalte Schuh des Malers zum Schuh des Schuhmacher verhält,

wie die Kenntniss des Malers vom Schuh zu der Kenntniss des Schuhes vom Schuhmacher,

so Charactere von Dichtern entworfen zu wirklichen Characteren.

[«]

22[78]

Lipiner. Der schönste Erfolg, wenn es zwingt das Buch wegzulegen, Athem holen; Thränen tiefer Verzückung, trunkenes Schwimmen im Wohlk<lang> welcher die Augen schliessen macht, wie als ob man in die blaue Tiefe südlicher See taucht; wehmutsvolle Ergriffenheit, wenn wir vor uns selber beschämt über uns hinweg sehen.

[«]

22[79]

Wenn die Erkenntniss und immer wieder die Erkenntniss für viele andere Entbehrungen schadlos halten soll, und nun das Organ derselben der Kopf auch da noch Schmerz und Widerspruch —

[«]

22[80]

lm bairischen Walde fieng es an
Basel hat was dazu gethan
In Sorrent erst spann sich's gross und breit
Und Rosenlaui gab ihm Luft und Freiheit
Die Berge kreissten, am Anfang Mitt' und End'!
Schrecklich für den, der das Sprichwort kennt!
Dreizehn Monat bis die Mutter des Kinds genesen —
Ist denn ein Elephant gewesen?
Oder gar eine lächerliche Maus? —
So sorgt sich der Vater. Lacht ihn nur aus!

[«]

22[81]

Jacob Burckhardt.

Seit dies Buch mir erwuchs hält Sehnsucht mich und Beschämung
Bis solch Gewächs dir einst hundertfach reicher erblüht.
Jetzt schon kost' ich des Glücks, dass ich dem Grösseren nachgeh',
Wenn er des goldnen Ertrags eigner Pflanzung sich freut.

[«]

22[82]

Die Form eines Kunstwerks hat immer etwas Lässliches. Der Bildhauer kann viele kleine Züge hinzuthun oder weglassen — ebenso der Klavierspieler. Man muss es so stellen, dass es wirkt: d.h. dass Leben auf Leben wirkt. Als ob jemand eine Geschichte aus seinem Leben erzählt. Einschlafen —

[«]

22[83]

Glückselige Insel
Robinson

[«]

22[84]

Strauss — Wagner

[«]

22[85]

Bestätigung dass Jugend [— — —] Prometheus

[«]

22[86]

Beethoven — jener edle süsse Traum welcher aus dem Herzen in den Geist dringt und ihn in rothumflossenen Dämmerungen nach den Weiten spähen heisst: Hunger einer einsamen Seele.

[«]

22[87]

Das ausserordentliche Vergnügen welches man der Moral (bei Erzählungen) und der Kunst verdankt.

[«]

22[88]

Gef<esselter> Prom<etheus> als Regenbogenbrücke über den letzten Jahrtausenden schwebend, das höchste Cultur-Gedicht.

[«]

22[89]

Freundin! Der sich vermass, dich dem Glauben an’s Kreuz zu entreissen,
schickt dir dies Buch: doch er selbst macht vor dem Buch ein Kreuz.

[«]

22[90]

Als der Buddaismus mit seiner milden Reisesser-Moral den Kriegen entgegen arbeitete, wurde Indien aus der Geschichte der Culturmächte gestrichen.

[«]

22[91]

Der Eine hat eine undeutliche Schrift weil sein Auge schwach ist: so liest er sich selber schwer. Der andere sieht viel schärfer und liest auch dessen Handschrift besser als jener — — —

[«]

22[92]

Dem Meister und der Meisterin
Entbietet Gruss mit frohem Sinn,
Beglückt ob einem neuen Kind,

Von Basel Friedrich Freigesinnt.
Er wünscht dass sie mit Herzbewegen
Auf's Kind die Hände prüfend legen
Und schauen ob es Vater's Art
— Wer weiss? selbst mit 'nem Schnurrenbart —
Und ob es wird, auf Zween und Vieren
Sich tummeln in den Weltrevieren.
In Bergen wollt' zum Licht es schlüpfen
Gleich neugebornen Zicklein hüpfen
So gleich zu suchen eignen Gang
Und eigne Freude Gunst und Rang
Oder vielleicht Einsiedlers Klaus
Und Waldgethier sich wählet aus?
Was ihm auf seinem Erdenwallen
Beschieden sei: es will gefallen
Nicht Vielen: Fünfzehn an der Zahl
Den Andern werd' es Kreuz und Qual,
Dass nur, zur Abwehr ärgster Tücke
Des Meisters Treuaug segnend blicke!
Dass nur den Weg zur ersten Reise
Der Meisterin kluge Gunst ihm weise!

[«]

22[93]

Dies ist der Herbst.
Die Sonne schleicht zum Berg
Und steigt hinauf
und ruht bei jedem Schritte.
Auf müd gespannten Fäden spielt
Der Wind sein Lied:
Die Hoffnung flieht,
Er klagt ihr nach.
O Frucht des Baums,
Du zitterst, fällst!
Welch ein Geheimniss zeigte dir

Die Nacht,
Dass eis’ger Schauder deine Wange,
Die purpurne, verhüllt? —
Ich bin nicht schön,
So spricht die Sternenblume,
Doch Menschen lieb’ ich,
Und Menschen tröst’ ich,
Sie sollen jetzt noch Blumen sehn,
Nach mir sich bücken,
Ach! und mich brechen —
In ihren Augen glänzet dann
Erinnerung an schönre auf
Und Glück.
Ich seh’s und sterbe dann,
Und sterbe gern.
Dies ist der Herbst. —

[«]

22[94]

Um Mittag, wenn
Der junge Sommer in’s Gebirge steigt,
Da spricht er auch,
Doch sehen wir sein Sprechen nur:
Sein Athem quillt wie eines Wandersmanns
In Winterfrost:
Es geben Eisgebirg und Tann und Quell
Ihm Antwort auch,
Doch sehen wir die Antwort nur.
Denn schneller springt vom Fels herab
Der Sturzbach wie zum Gruss
Und steht als weisse Säule horchend da.
Und dunkler noch und treuer blickt die Tanne
Als sonst sie blickt.
Und zwischen Eis und todtem Graugestein
Blickt plötzlich Leuchten auf:

Wer deutet dir’s?
In todten Mannes Auge
Wird wohl noch einmal Licht:
Sein Kind umschlang ihn harmvoll
Küsst’ ihn.
Da sagt des Auges Leuchten:
„Ich liebe dich“
Und Schneegebirg und Bach und Tann
Sie sagen auch
Zum Sommerknaben nur
Dies Eine Wort:
Wir lieben dich!
Wir lieben dich!
Und er — er küsst sie harmvoll,
Inbrünstiger stets
Und will nicht gehn:
Er bläst sein Wort wie Schleier nur
Von seinem Mund — ein schlimmes Wort. —
Da horcht es rings
Und athmet kaum:
Da überläuft es schaudernd wie
Ein Glitzern am Gebirg
Rings die Natur:
Sie denkt und schweigt. —
Um Mittag war’s

Mein Gruss ist Abschied
Ich sterbe jung. —

[«]

22[95]

Wenn Denken dein Schicksal ist, so verehre dies Schicksal mit göttlichen Ehren und opfere ihm das Beste, das Liebste.

So geht alle Zwietracht, alles Widerstrebende in Eintracht und Einklang zusammen.

[«]

22[96]

Schwur dessen der sich der Erkenntniss weiht.

[«]

22[97]

Ein Mensch der durch Lob und Tadel verdirbt — ein Baum der durch Sonnenschein und Regen verdirbt — beide sind schon verdorben und alles wird ihnen zum Anlass des Untergangs.

[«]

22[98]

Die Dichter werden dann um Elend und Unordnung förmlich beten lernen.

[«]

22[99]

Ich bin gewiss nicht undankbar, aber ich sehe keine Pflicht, mich mit dem Strick der Dankbarkeit zu erdrosseln.

[«]

22[100]

„das schönste Gedicht das je ein Jüngling gedichtet hat“

[«]

22[101]

Zur Natur werden!

[«]

22[102]

Frauen welche denen Holbeins nicht nur äusserlich gleichen und vielleicht nichts wesentlich Verschiedenes in Kopf und Herzen tragen.

[«]

22[103]

Ironie gemein — ironische Kochkunst: unwissend stellen — um so schärfer unser Wissen hervortreten zu lassen.

Gegensatz der Bescheidenheit: unwissend fühlen, wo der Andere das Wissen und Können bewundert.

[«]

22[104]

Schimpfworte hat jedermann gern, aber nie hat jemand geglaubt, dass ihm selber eins mit Recht zukomme.

[«]

22[105]

Die Klugheit gebietet, sich für das, was man gilt, auch zu geben oder vielleicht für etwas Geringeres.

[«]

22[106]

Ich habe noch nie einen bedeutenden Menschen gesehen der durch Lob verdorben worden ist. — Aber es ist ein sicherer Maassstab, wenn jemand durch Lobsprüche faul wird: er ist unbedeutend.

[«]

22[107]

Der Fehler fast jeder Philosophie ist ein Mangel an Menschen-Kenntniss, eine ungenaue psychologische Analyse. Die Moralisten fördern insofern die Erkenntniss mehr als sie sich bei den vorhandenen Analysen der menschlichen Handlungen nicht beruhigen.

Um die falschen psychologischen Facta breitet der Philosoph sein Naturwissen und hüllt alles in metaphysisches Bedürfniss.

[«]

22[108]

Man wird die Menschen und die Welt viel harmloser finden.

[«]

22[109]

„Du sollst Gott über alle Dinge lieben.“

[«]

22[110]

Die Entwicklung des Liedes der Oper giebt der absoluten Musik immer eine neue Zukunft (durch Vermehrung der Symbolik).

[«]

22[111]

Wie ein und dasselbe Christenthum dem Einen jene trübäugige Armsündermiene, dem Anderen ein fröhliches Wohlwollen in's Gesicht malt.

[«]

22[112]

Ein geübtes Auge, um aus der vielfach überschriebenen Handschrift der menschlichen Züge und Gebärden die Vergangenheit deutlich lesen zu können.

[«]

22[113]

Bewusstes Empfinden ist Empfindung der Empfindung, ebenso bewusstes Urtheilen enthält das Urtheil dass geurtheilt wird. Der Intellect ohne diese Verdoppelung ist uns unbekannt, natürlich. Aber wir können seine Thätigkeit, als die viel reichere, aufzeigen. (Es ergiebt sich, dass „Empfindung“ in dem ersten Stadium empfindungslos ist. Erst der Verdoppelung kommt der Name zu. Bei der Verdoppelung ist das Gedächtniss wirksam.) Fühlen ohne dass es durch das Gehirn gegangen ist: was ist das? — Lust und Schmerz reichen nur so weit als es Gehirn giebt.

[«]

22[114]

Es beliebt uns Mittelglieder zu nennen: es waren die **entartenden** Exemplare die sich so nicht halten konnten.

[«]

22[115]

Wenn jemand beim Anblick von Leidenden und Sterbenden hart ist, wie will man dies tadeln?

[«]

22[116]

Alles Bleibende ergreift, macht Sehnsucht — so sehr verwechseln wir das Bleibende und das Gute.

[«]

22[117]

Die Kraft wohnt in einem bestimmten Gegenstand, ist an eine Lokalität gebunden. Zerstört man den Gegenstand, so auch die Kraft oder das Leben. Der Gegenstand selbst wird „Tod“ oder „Leben“ genannt — „in dem Ei ist mein Tod“ „hier ist dein Tod“ — namentlich russisch — erinnert an die Metaphysiker welche auch die „Kraft“ lostrennen vom Willen.

[«]

22[118]

„Bildungsphilister“. Aber es ist nicht gut den Winden predigen dass sie uns den Staub nicht in’s Gesicht blasen — sie laufen doch, wohin sie müssen.

[«]

22[119]

Nun ich seh’ mehr als ihr
Will’s euch erzählen

[«]

22[120]

ein blinder [—], doch in Schuh und Rock
[—] das ist, [— — —]
[— —] als Ziege und Ziegenbock

[«]

22[121]

Nun ist doch sonnenklar
Ein Mensch hat Leib und Seele, ein Paar

[«]

22[122]

Ich weiss was Schatten ist und Licht
Was Leib und Seele — ihr wisst’s nicht

[«]

22[123]

Zieg an Ziege ohne Zagen
Drängt an meinem Knie vorbei
Leckt die Hand und scheint zu fragen
Was ich blind und einsam sei.

[«]

22[124]

Da steckt wohl das Seelchen drin
Er schont es auf Reisen das ist der Sinn

[«]

22[125]

Doch hinter seiner viel werthen Gestalt
Hat jeder ein Bündel angeschnallt
Da steckt er die Seele wohl hinein
Er schont sie auf Reisen wie ich vermein’

[«]

22[126]

Wie der Leib den Schatten wirft
Wirft die Seele Licht
Schatten haben sie allgesamt
Seele aber nicht

[«]

22[127]

Der blinde Knabe am Gebirgswege.

[«]

22[128]

Ich denke ich habe durch meine Kritik von Religion Kunst Metaphysik ihren Werth gesteigert: Kraftquellen mehr als je.

[«]

22[129]

Er kommt dann heim und packt das Seelchen aus

Dasselbe — — —

[«]

22[130]

Wenn ich so am Wege sitze
Bis der Schatten kälter wird,
Bis Ziegenherden ohne Furcht an meinem Knie vorbei

[«]

22[131]

Ich muss Heidelbeerkraut und Tann um mich und vor mir einen Gletscher haben.

[«]

22[132]

Sitz' den ganzen Tag am Wege
Bis der Schatten kälter wird,
Und in tieferem Gehege
Abwärts zieht Herd und Hirt
Alle Ziegen drängen trau<lich>
Sich an meinem Knie vorbei
Lecken mir die Hand
dass ich blind und einsam sei

[«]

22[133]

<Sich> aller moralischen Phrase (Opfer Pflicht) entäussern, die grosse Comödie der Heuchelei gar nicht mitspielen (denn an diesen Fäden leiten Euch die, welche

die Heuchelei durchschaut haben, nach ihren Zielen: weil sie Euch für zu feige und dumm halten). Wahr sein — das sei euch wieder „moralisch“.

[«]

22[134]

Zwei Knaben sassen wohl
im Heidelbeerkraut
und sahen dem grossen
grünen Käfer zu,
auf dessen Rücken
ein Sonnentropfen
glitzerte:
er fiel aus
kühlem Tannenschatten
hinunter.

[«]

22[135]

Ecce ecce homunculus.

[«]

[23 = Mp XIV 1b. Ende 1876 — Sommer 1877]

23[1]

Die geschickten Bewegungen des Fußes beim Ausgleiten Stolpern Klettern sind nicht die Resultate eines blind wirkenden aber zweckmäßigen Intellektes, sondern einmal angelernt, wie die Bewegungen der Finger beim Klavierspiel. Jetzt wird sehr viel von dieser Fertigkeit gleich vererbt.

[«]

23[2]

Die Menschen setzen das Ähnliche hin als das Gleiche, z.B. den Priester gelegentlich als den Gott; den Theil gleich dem Ganzen z.B. in der Magie.

[«]

23[3]

Man kann nicht erklären, was die Empfindung ist: aber ich glaube, es ist nicht viel, wenn man es weiß, und gewiß steckt kein Welträthsel dahinter.

[«]

23[4]

Dieselbe Manier zu denken, welche noch jetzt die große Masse bestimmt, ja auch den gebildeten Einzelnen, falls er sich nicht sehr besinnt, hat den sämmtlichen Phänomenen der Cultur zum Fundamente gedient. Diese partie honteuse hat die ungeheuersten und herrlichsten Folgen nach sich gezogen, auch die Cultur hat ein pudendum zum Geburtsschooß, wie der Mensch.

[«]

23[5]

Aristoteles meint, der Weise σοφός sei der welcher sich nur mit dem Wichtigen Wunderbaren Göttlichen beschäftige. Da steckt der Fehler in der ganzen Richtung des Denkens. Gerade das Kleine Schwache Menschliche Unlogische Fehlerhafte wird übersehn und doch kann man nur durch sorgfältigstes Studium desselben weise werden. Der Weise hat sehr viel Stolz abzulegen, er hat nicht die Augenbrauen so hoch zu ziehn, zuletzt ist es der, welcher ein Vergnügen sich macht, das Vergnügen des Menschen zu stören.

[«]

23[6]

Ist für etwas z.B. Eigenthum Königthum die Empfindung erst erregt, so wächst sie fort, je mehr man den Ursprung vergißt. Zuletzt redet man bei solchen Dingen von „Mysterien“, weil man sich einer überschwänglichen Stärke der Empfindung bewußt ist, aber genau genommen keinen rechten Grund dafür angeben kann. Ernüchterung ist auch hier von Nöthen, aber eine ungeheure Quelle der Macht versiegt freilich.

[«]

23[7]

Epikur’s Stellung zum Stil ist typisch für viele Verhältnisse. Er glaubte zur Natur zurückzukehren, weil er schrieb, wie es ihm einfiel. In Wahrheit war so viel Sorge um den Ausdruck in ihm vererbt und an ihm großgezogen, daß er nur sich gehen ließ und doch nicht völlig frei und ungebunden war. Die „Natur“, die er erreichte, war der durch Gewohnheit angezogene Instinkt für den Stil. Man nennt dies Naturalisiren; man spannt den Bogen etwas schlaffer z.B. Wagner im Verhalten zur Musik, zur Gesangskunst. Die Stoiker und Rousseau sind im gleichen Sinne Naturalisten: Mythologie der Natur!

[«]

23[8]

Kunst die Wissenschaft verhindernd bei den Griechen.

[«]

23[9]

Warum überhaupt einen Erhaltungstrieb annehmen? Unter zahllosen unzweckmäßigen Bildungen kamen lebensfähige, fortlebensfähige vor; es sind millionenjahrelange Anpassungen der einzelnen menschlichen Organe nöthig gewesen, bis endlich der jetzige Körper regelmäßig entstehen konnte und bis jene Thatsachen regelmäßig sich zeigen, welche man gewöhnlich dem Erhalt<ungs>trieb zuschreibt. Im Grunde geht es dabei jetzt ebenso nothwendig, nach chemischen Gesetzen, zu, wie beim Wasserfalle mechanisch. Der Finger des Klavierspielers hat keinen „Trieb“ die richtigen Tasten zu treffen, sondern nur die Gewohnheit. Überhaupt ist das Wort Trieb nur eine Bequemlichkeit und wird überall dort angewendet, wo regelmäßige Wirkungen an Organismen noch nicht auf ihre chemischen und mechanischen Gesetze zurückgeführt sind.

[«]

23[10]

Alle Ziele und Zwecke, die der Mensch hat, waren einmal in seinen Vorfahren auch bewußt; aber sie sind vergessen worden. Der Mensch hängt in seinen Richtungen sehr von der Vergangenheit ab: Platon<ische> ἀνάμνησις. Dem Wurm ist der Kopf abgeschnitten, aber er bewegt sich in gleicher Richtung.

[«]

23[11]

Auch dunkle Krankheiten z.B. Wahnsinn Veitstanz hat man verehrt und religiös idealisirt. Dabei sind ihre Äußerungen immer schöner und großartiger geworden. Derselbe Vorgang bei dem heftigen Affekt der Liebe, den man als Gott faßte, und so nicht nur für die Vorstellung, sondern in der Wirklichkeit idealisirte.

[«]

23[12]

Es war ein sehr glücklicher Fund Schopenhauers als er vom „Willen zum Leben“ sprach: wir wollen diesen Ausdruck uns nicht wieder nehmen lassen und seinem Urheber dafür im Namen der deutschen Sprache dankbar sein. Aber das soll uns nicht hindern einzusehen, daß der Begriff Wille zum Leben vor der Wissenschaft sich noch nicht das Bürgerrecht erobert hat, ebenso wenig als die Begriffe „Seele“ „Gott“ Lebenskraft usw. Auch Mainländers Reduktion dieses Begriffs auf viele individuelle „Willen zum Leben“ bringt uns nicht weiter, — man erhält dadurch statt einer universalen Lebenskraft (welche zugleich als außer, über und in den Dingen gedacht werden soll!) individuale Lebenskräfte, gegen welche dasselbe einzuwenden ist wie gegen jene universale. Denn bevor der Mensch ist, ist auch sein Individualwille noch nicht: oder was sollte dieser sein? Im Leben selber aber sich äußernd — ja ist denn das Wille zum Leben? Doch mindestens Wille im Leben zu bleiben, also, um den bekannteren Ausdruck zu wählen, Erhaltungstrieb. Ist es wahr, daß, wenn der Mensch in sein Inneres blickt, er sich als Erhaltungstrieb wahrnimmt? Vielmehr nimmt er nur wahr, daß er immer fühlt, genauer daß er irgend an welchem Organe irgend welche, gewöhnlich ganz unbedeutende Lust- oder Unlustempfindungen hat: die Bewegung des Blutes des Magens der Gedärme drückt irgend wie auf die Nerven, er ist immer fühlend und immer wechselt dies Gefühl. Der Traum verräth diese innere fortwährende Wandlung des Gefühls und deutet sie phantastisch aus. Die Stellungen, die die Glieder im Schlafe einnehmen, machen eine Umstellung der Muskeln nöthig und beeinflussen die Nerven und diese wieder das Gehirn. Unser Sehnerv unser Ohr unser Getast ist immer irgend wie erregt. Aber mit dem Erhaltungstrieb hat diese Thatsache einer fortwährenden Erregtheit und Bemerkbarkeit des Gefühls nichts gemein. Der Erhaltungstrieb oder die Liebe zum Leben ist entweder etwas ganz Bewußtes oder nur ein unklares irreführendes Wort für etwas anderes: daß wir der

Unlust entgehen wollen, auf alle Weise, und dagegen nach Lust streben. Diese universale Thatsache alles Beseelten ist aber jedenfalls keine erste ursprüngliche Thatsache, wie es Schopenhauer vom Willen zum Leben annimmt: — Unlust fliehen, Lust suchen setzt die Existenz der Erfahrung und diese wieder den Intellekt voraus. — Die Stärke der Wollust beweist nicht den Willen zum Leben, sondern den Willen zur Lust. Die große Angst vor dem Tode, mit der Schopenhauer ebenfalls zu Gunsten seiner Annahme vom Willen argumentirt, ist in langem Zeitraum großgezüchtet durch einzelne Religionen, welche den Tod als entscheidende Stunde ansehen; sie ist hier und da so groß geworden. Falls sie aber unabhängig davon beobachtet wird, so ist sie nicht mehr als Angst vor dem Sterben d.h. dem ungeprobten und vielleicht zu groß vorgestellten Schmerz dabei, dann vor den Verlusten, welche durch das Sterben eintreten. Es ist nicht wahr daß man das Dasein um jeden Preis will, z.B. nicht als Thiere, auf welche Schopenhauer so gern hinweist um die ungeheure Macht des allgemeinen Willens zum Leben festzustellen.

[«]

23[13]

Gelehrte wie Paul de Lagarde meinen, die Thatsachen des religiösen Bewußtseins müsse man vermöge der Wissenschaft festhalten. Aber wohl kann man sie constatiren, beschreiben, wissenschaftlich erklären: aber für das Individuum ist es dann mit ihnen vorbei. Denn der gute Glaube an sie ist zerstört, wenn man begriffen hat, wie irrthümlich menschlich es in ihrem Wesen aussieht. Die Wissenschaft ist der Tod aller Religionen, vielleicht einmal auch der Künste.

[«]

23[14]

Der Weise kennt keine Sittlichkeit mehr außer der, welche ihre Gesetze aus ihm selbst nimmt; ja schon das Wort „Sittlichkeit“ paßt für ihn nicht. Denn er ist völlig unsittlich geworden, insofern er keine Sitte kein Herkommen, sondern lauter neue Lebensfragen und deren Antworten anerkennt. Er bewegt sich auf unbegangenen Pfaden vorwärts, seine Kraft wächst, je mehr er wandert. Er ist einer großen Feuersbrunst gleich, die ihren eigenen Wind mit sich bringt, und von ihm gesteigert und weiter getragen wird.

[«]

23[15]

Um der Kultur seine Erkenntniß zu weihen, sind wir in dem denkbar glücklichsten Zeitpunkte: jede Freiheit der Erkenntniß ist erobert und abgerungen und doch stehen wir allen Grundempfindungen, auf denen die alte Kultur ruht, noch nahe. Es wäre möglich, daß dies letztere einige Generationen später fehlte! —

[«]

23[16]

Der Moment, in welchem die Luftschifffahrt erfunden und eingeführt wird, ist günstig für den Socialismus, denn der verändert alle Begriffe von Boden-Eigenthum. Der Mensch ist überall und nirgends, er wird entwurzelt. Man muß durch Gesellschaften sich sicherstellen, in strenger gegenseitiger Verpflichtung und Ausschließung aller Nichtverpflichteten. Sonst geht alles in die Lüfte und läßt sich anderswo nieder, wenn er nicht zahlen kann, nicht Verpflichtung halten mag.

[«]

23[17]

Menschen, die keine wissenschaftliche Cultur haben, schwatzen, wenn sie über ernste und schwere Gegenstände reden und thun es mit Anmaaßung. Sokrates behält recht. Das Wichtigthun der Menschen ist beinahe so schlimm als völlige Verrücktheit. Freilich, zum Handeln, zum Ausbau der Cultur ist dieser Eifer diese Art Wahnsinn für Meinungen sehr wesentlich. Ohne Wuth kommt nichts zu Stande. Trotzdem: da die Erkenntniß von Wahrheiten überhaupt da ist und

Vergnügen gewährt, so wollen wir ihre Fahne hoch halten, wenn auch mit keiner Grimasse des Pathos.

[«]

23[18]

Selbst bei den freisinnigsten Denkern schleicht sich Mythologie ein, wenn sie von der Natur reden. Da soll die Natur das und das vorgesehen, erstrebt haben, sich freuen oder: „die menschliche Natur müßte eine Stümperei sein, wenn sie — “. Wille, Natur sind Überbleibsel des alten Götterglaubens.

[«]

23[19]

Alle die, welche Maximen machen, verfallen leicht in den Fehler, vom Menschen etwas Allgemeines auszusagen, was von Zeiten oder Classen der Gesellschaft gilt; aber dasselbe haben alle Philosophen gethan, welche über die Menschen geschrieben haben — erst die Historie in Verbindung mit der Thiergeschichte läßt erkennen, wie groß der Mangel an Besonnenheit war. So verweist Schopenhauer, um zu zeigen, daß das Leben der Menschen einen moralischen metaphysischen Zweck habe, darauf, daß am Ende des Lebens man sich um seine moralischen Qualitäten bewußt werde — als ob ein solches Gefühl, wenn es jetzt wirklich allgemein existirte, irgend etwas anderes beweisen könnte als daß durch bestimmte Meinungen und Glaubenssätze die Menschen sich gewöhnt haben, in der Nähe des Todes an ihre Sünden zu denken: das heißt: eine solche Thatsache, wie sie Schopenhauer hinstellt, beweist, daß gewisse metaphysische Vorstellungen existiren und existirt haben, nicht aber daß sie wahr sind. Nun kommt dazu, daß es eine zeitlich sehr begrenzte Thatsache ist und daß z.B. im Alterthum man sehr oft, ohne an Sünden zu denken, starb. Und wenn es eine ganz allgemein, für alle Perioden der Menschheit und für jeden Menschen geltende Beobachtung wäre, es ist kein Beweis für die Wahrheit des von Schopenhauer behaupteten Satzes damit gegeben.

[«]

23[20]

Wenn Männer mit starken geistigen Bedürfnissen an die Verbindung mit Frauen denken, so überkommt sie das Gefühl als ob sie sich einem Netz näherten, welches sich immer mehr zusammenzieht, und sie argwöhnen einen immer währenden Zwang, ja zuletzt, wenn es sich um Erziehung der Kinder handelt, einen immer neu auflodernden Kampf.

[«]

23[21]

Wenn man eine Natur- und Menschenerklärung sucht, welche unsern höchsten und stärksten Stimmungen entspricht, so wird man allein auf metaphysische stoßen. Wie es ohne alle diese erhabenen Irrthümer um die Menschen aussehen würde — ich glaube thierisch. Dächte man sich ein Thier mit dem Wissen einer strengen Naturkunde begabt, es würde damit kein Mensch werden, sondern im Wesentlichen als Thier fortleben, nur daß es in seinen vielen Mußestunden z.B. als Pferd vor der Krippe, gute Bücher läse, welche ihm es völlig begreiflich machten, daß die Wahrheit und das Thier sich gut vertragen.

[«]

23[22]

Fast bei allen Philosophen ist die Benutzung des Vorgängers und die Bekämpfung desselben nicht streng, und ungerecht. Sie haben nicht gelernt ordentlich zu lesen und zu interpretiren, die Philosophen unterschätzen die Schwierigkeit wirklich zu verstehen, was einer gesagt hat und wenden ihre Sorgfalt nicht dahin. So hat Schopenhauer ebensowohl Kant als Plato völlig mißverstanden. Auch die Künstler pflegen schlecht zu lesen, sie neigen zum allegorischen und pneumatischen Erklären.

[«]

23[23]

Ebensowohl Gott als der Teufel kann mit Fug und Recht zu dem Menschen sprechen: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, — so haben wir dich unbedingt.“ In diesem Punkte sind sie Verbündete. Übrigens sieht man dabei daß es mit jenem „unbedingt“ nicht viel auf sich hat.

[«]

23[24]

Ursprünglich sieht der Mensch alle Veränderungen in der Natur nicht als gesetzmäßig, sondern als Äußerungen des freien Willens d.h. blinder Zuneigungen Abneigungen Affekte Wuth usw. an: die Natur ist Mensch, nur so viel übermächtiger und unberechenbarer, als die gewöhnlichen Menschen, ein verhüllter in seinem Zelte schlafender Tyrann; alle Dinge sind Aktion wie er, nicht nur seine Waffen Werkzeuge sind belebt gedacht. Die Sprachwissenschaft hilft beweisen, daß der Mensch die Natur vollständig verkannte und falsch benannte: wir sind aber die Erben dieser Benennungen der Dinge, der menschliche Geist ist in diesen Irrthümern aufgewachsen, durch sie genährt und mächtig geworden.

[«]

23[25]

Man wirft dem Socialismus vor, daß er die thatsächliche Ungleichheit der Menschen übersehe; aber das ist kein Vorwurf, sondern eine Charakteristik, denn der Socialismus entschließt sich, jene Ungleichheit zu übersehen und die Menschen als gleich zu behandeln d.h. zwischen allen das Verhältniß der Gerechtigkeit eintreten zu lassen, welches auf der Annahme beruht, daß alle gleich mächtig, gleich werthvoll seien; ähnlich wie das Christenthum in Hinsicht auf sündhafte Verdorbenheit und Erlösungsbedürftigkeit die Menschen als gleich nahm. Die thatsächlichen Differenzen (zwischen gutem und schlechtem Lebenswandel) erscheinen jenem zu gering, so daß man sie bei der Gesammtrechnung nicht in Anschlag bringt; so nimmt auch der Socialismus den Menschen als vorwiegend gleich, den Unterschied von gut und böse, intelligent und dumm als geringfügig oder als wandelbar: worin er übrigens in Hinsicht auf das Bild des Menschen, welches ferne Pfahlbauten-Zeiten gewähren, jedenfalls Recht hat: wir Menschen dieser Zeit sind im W<esentlichen> gleich. In jenem Entschluß, über die Differenzen hinweg zu sehen, liegt seine begeisternde Kraft.

[«]

23[26]

Immer mehr, je entwickelter der Mensch ist, nimmt er die Bewegung, die Unruhe, das Geschehen wahr. Dem weniger entwickelten scheint das Meiste fest zu sein, nicht nur Meinungen, Sitten, sondern auch Grenzen, Land und Meer Gebirge usw. Das Auge entschließt sich erst allmählich für das Bewegte. Es hat ungeheure Zeiten gebraucht, um das Gleichbleibende, scheinbar Dauernde zu fassen, das war seine erste Aufgabe, schon die Pflanze lernte vielleicht an ihr. Deshalb ist der Glaube an „Dinge“ dem Menschen so unerschütterlich fest geworden, ebenso wie der an die Materie. Aber es giebt keine Dinge, sondern alles fließt — so urtheilt die Einsicht, aber der Instinkt widerspricht in jedem Augenblick.

[«]

23[27]

Schopenhauer concipirt die Welt als einen ungeheuren Menschen, dessen Handlungen wir sehen und dessen Charakter völlig unveränderlich ist: diesen können wir eben aus jenen Handlungen erschließen. Insofern ist es Pantheismus oder vielleicht Pandiabolismus, denn er hat kein Interesse, alles was er wahrnimmt in’s Gute und Vollkommene umzudeuten. Aber diese ganze Unterscheidung zwischen Handlungen als Wirkungen und einem an sich seienden Charakter als Ursache ist schon am Menschen falsch, erst recht in Hinsicht auf die Welt. So etwas wie der Charakter hat an sich keine Existenz, sondern ist eine erleichternde Abstraktion. Und dies ist der Werth solcher Metaphysiker wie Schopenhauer: sie versuchen ein Weltbild: nur ist schade, daß es die Welt in einen Menschen verwandelt: man möchte sagen, die Welt ist Schopenhauer im Großen. Das ist eben nicht wahr.

[«]

23[28]

Die bittersten Leiden sind die, welche keine große Erregung mit sich bringen — denn die hohe Leidenschaft, sie sei welche sie wolle, hat ihr Glück in sich — sondern jene, welche nagen, wühlen und stechen: also namentlich die, welche durch rücksichtslose Menschen, welche ihre Art von Übermacht benutzen, uns zugefügt werden: etwa mit dem erschwerenden Umstande daß sie dabei von einer intimen Vertrautheit mit uns, durch einen Verrath der Freundschaft, Gebrauch machen. Das einzige große Gefühl, mit welchem man über solche Leiden hinwegflöge, wäre Haß mit der Aussicht auf Rache, auf Vernichtung des Andern. Aber gewöhnlich sagt sich der bessere Mensch, daß der Übelthäter gar nicht so boshaft war als er uns erscheint und daß manche Verdienste für ihn sprechen: so unterdrückt er den Gedanken an Wiedervergeltung, wird aber dabei nicht froh; er ist an die Zeit gewiesen, an das Schwächerwerden aller Erinnerungen. —

[«]

23[29]

Zwei Dinge sind schädlich: der nagende Verdruß über eine Unbilde, mit seinem hundertfachen Wiederkäuen Ausspeien des Erlebten, dann matte imaginäre Rachebefriedigungen — eine wirkliche Rache und eine schnelle, wenn ihre Folgen uns auch mit Schmerz belasten, ist viel gesünder. Sodann das Leben in erotischen Vorstellungen, welche die Phantasie beschmutzen und allmählich eine Oberherrschaft gewinnen, bei welcher die Gesundheit leidet. — Die Selbsterziehung hat hier vorzubeugen: beiden Trieben muß auf die natürliche Art entsprochen werden und die Vorstellung rein erhalten werden. Die versagte Rache und die versagte Liebe machen den Menschen krank, schwach und schlecht.

[«]

23[30]

Vorsicht vor Ringen! (Ringe sind gewundene Schlangen, welche sich harmlos stellen.) diese golden gewundenen Schlangen stellen sich zwar harmlos —

[«]

23[31]

In welchem Gedichte wird soviel geweint wie in der Odyssee? — Und höchst wahrscheinlich wirkte das Gedicht auch ebenso auf die zuhörenden Griechen der älteren Zeit; jeder genoss dabei unter Tränen die Erinnerung an alles Erlittene und Verlorne. Jeder ältere Mann hatte eine Anzahl Erlebnisse mit Odysseus gemein, er fühlte dem Dulder alles nach. — Mich rührt oft das gar nicht Rührende, sondern das Einfache Schlichte Tüchtige bei Homer und ebenso in Hermann und Dorothea zu Thränen, z.B. Telemachos im ersten Gesang.

[«]

23[32]

Vielleicht ist der unegoistische Trieb eine späte Entwicklung des socialen Triebes; jedenfalls nicht umgekehrt. Der sociale Trieb entsteht aus dem Zwange, welcher ausgeübt wird, sich für ein anderes Wesen zu interessiren (der Sclave für seinen Herrn, der Soldat für seinen Führer) oder aus der Furcht, mit ihrer Einsicht, dass wir zusammen wirken müssen, um nicht einzeln zu Grunde zu gehen. Diese Empfindung, vererbt, entsteht später, ohne dass das ursprüngliche Motiv mit in’s Bewusstsein trete; es ist zum Bedürfniss geworden, welches nach der Gelegenheit ausschaut sich zu bethätigen. Für andere, für eine Gemeinsamkeit, für eine Sache (wie Wissenschaft) sich interessiren erscheint dann als unegoistisch, ist es aber im Grunde nicht gewesen. —

[«]

23[33]

Gründliche Kenner der Nordamerikaner sagen dass „die herrschende Meinung in den Vereinigten Staaten sich gegen jeden erklärt, der es unterlässt nach dem Höchsten zu streben, was für ihn erreichbar ist. Zurückbleiben aus freiem Willen gilt geradezu als Schande, als eine Art von Vergehen, gegen die Gesellschaft.“

[«]

23[34]

Die Welt ohne Eros. — Man bedenke, dass, vermöge des Eros, zwei Menschen an einander gegenseitig Vergnügen haben: wie ganz anders würde diese Welt des Neides der Angst und der Zwietracht ohne diess aussehen!

[«]

23[35]

Tragische Jünglinge. — In der Neigung der Jünglinge für die Tragödie, in ihrer Manier sich trübselige Geschicke zu prophezeien, von den Menschen schlecht zu denken, ist etwas von jener Lust versteckt, welche in ihnen rege wird, wenn einer ausruft: „Wie weise ist er für sein Alter: wie kennt er schon den Lauf der Welt!“

[«]

23[36]

Es ist ein herrliches Schauspiel: aus lokalen Interessen, aus Personen, welche an die kleinsten Vaterländer geknüpft sind, aus Kunstwerken, die für einen Tag, zur Festfeier gemacht wurden, aus lauter Punkten kurzum in Raum und Zeit erwächst allmählich eine dauernde die Länder und Völker überbrückende Cultur; das Lokale bekommt universale, das Augenblickliche bekommt monumentale Bedeutung. Diesem Gange in der Geschichte muss man nachspüren; freilich stockt einem mitunter der Athem, so zersponnen ist das Garn, so dem Zerreissen nahe der Knoten, welcher das Fernste mit dem Späten verbindet! — Homer, erst für alle Hellenen, dann für die ganze hellenische Culturwelt und jetzt für jedermann — ist eine Thatsache, über die man einen kann.

[«]

23[37]

Schopenhauer sagt mit Recht: „Die Einsicht in die strenge Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen ist die Gränzlinie, welche die philosophischen Köpfe von den anderen scheidet.“ Falsch dagegen: „der letzte und wahre Aufschluß über das innere Wesen des Ganzen der Dinge muß nothwendig eng zusammenhängen mit dem über die ethische Bedeutsamkeit des menschlichen Handelns“. Ebenso falsch: „zu schließen sind Alle, zu urtheilen Wenige fähig“.

[«]

23[38]

Auch wenn man Martern und den Tod für seinen Glauben erduldet, beweist man nichts für die Wahrheit, sondern nur für die Stärke des Glaubens an das, was man für Wahrheit hält. (Das Christenthum freilich geht von dem unstatthaften Einfalle aus: „was stark geglaubt wird, ist wahr“. „Was stark geglaubt wird, macht selig, muthig, usw.“) Das Pathos der „Wahrheit“ ist an sich nicht förderlich für dieselbe, insofern es dem erneuten Prüfen und Forschen entgegenwirkt. Es ist eine Art Blindheit mit ihm verbunden, ja man wird, mit diesem Pathos, zum Narren: wie dies Winkler sagt. Man muß von Zeit zu Zeit skeptische Perioden durchleben, wenn anders man ein Recht haben will sich eine wissenschaftliche Persönlichkeit zu nennen. Schopenhauer hat seine Position vielfach mit Fluchen und Verwünschungen und fast überall mit Pathos verschanzt; ohne diese Mittel würde seine Philosophie vielleicht weniger bekannt geworden sein (z.B. wenn er die eigentliche Perversität der Gesinnung es nennt, „an keine Metaphysik zu glauben“).

[«]

23[39]

Der welcher über die inneren Motive des Menschen schreibt, hat nicht nur kalt auf sie hinzudeuten; denn so kann er seine Schlüsse nicht glaubhaft machen. Er muß die Erinnerung an diese und jene Leidenschaft, Stimmung erwecken können, und muß also ein Künstler der Darstellung sein. Dazu wiederum ist nöthig, daß er alle diese Affekte aus Erfahrung kennt; denn sonst wird er indigniren durch Kälte und den Anschein von Geringschätzung dessen, was die anderen Menschen so tief bewegt und erschüttert hat. Daher muß er die wichtigsten Stufen der Menschheit durchgemacht haben und fähig sein, sich auf sie zu stellen: er muß religiös, künstlerisch, wollüstig, ehrgeizig böse und gut, patriotisch und kosmopolitisch, aristokratisch und plebejisch gewesen sein und die Kraft der Darstellung behalten haben. Denn bei seinem Thema ist es nicht wie bei der Mathematik, wo ganz bestimmte Mittel des Ausdrucks, Zahlen Linien da sind, welche ganz unzweideutig sind. Jedes Wort über die Motive des Menschen ist unbestimmt und andeutend, man muß aber stark anzudeuten verstehen, um ein starkes Gefühl darzustellen.

[«]

23[40]

Es giebt tröpfelnde Denker und fließende, wie sich die Quellen ebenso unterscheiden. Lichtenberg hält fleißig unter und bekommt endlich den Becher voll; aber er hat die Zeit nicht gehabt, uns den Becher voll zu reichen; seine Verwandten haben uns die Tropfen zugemessen. Da wird man leicht unbillig. An sich erweckt der fließende Denker den Anschein der vollen Kraft, aber es kann auch nur Täuschung sein.

[«]

23[41]

Nicht nur der Glaube an Gott, auch der Glaube an tugendhafte Menschen, Handlungen, die Schätzung „unegoistischer“ Triebe, also auch Irrthümer auf psychologischem Gebiet haben der Menschheit vorwärts geholfen. Es ist ein großer Unterschied, ob einer die Helden Plutarchs mit Begeisterung nachahmt oder anzweifelnd analysirt. Der Glaube an das Gute hat die Menschen besser gemacht: wie eine Überzeugung vom Gegentheil die Menschen schwächer mißtrauischer usw. macht. Dies ist die Wirkung von La Rochefoucauld und vom Verfasser der psychologischen Beobachtungen: diese scharfzielenden Schützen treffen immer ins Schwarze, aber im Interesse der menschlichen Wohlfahrt möchte man wünschen, daß sie nicht diesen Sinn der Verkleinerung und Verdächtigung hätten.

[«]

23[42]

Der Reiz mancher Schriften z.B. des Tristram Shandy beruht unter anderem darauf, daß der angeerbten und angezogenen Scheu, manche Dinge nicht zu sehen, sich nicht einzugestehen, in ihnen widerstrebt wird, daß also mit einer gewissen „Keuschheit der Seele“ ein schelmisches Spiel getrieben wird. Dächte man sich diese Scheu nicht mehr angeerbt, so würde jener Reiz verschwinden. Insofern ist der Werth der vorzüglichsten Schriften sehr abhängig von der ziemlich veränderlichen Constitution des inneren Menschen; die Stärkung des einen, die Schwächung des anderen Gefühls läßt diesen und jenen Schriftsteller ersten Ranges langweilig werden: wie uns z.B. die spanische Ehre und Devotion in den Dramatikern, das Mittelalterlich-Symbolische bei Dante mitunter unerträglich ist und ihren Vertretern in unserem Gefühle Schaden thut.

[«]

23[43]

Die außerordentliche Unsicherheit alles Unterrichtswesens hat darin ihren Grund, daß es kein gemeinsam anerkanntes Fundament mehr giebt, und daß jetzt weder Christenthum noch Alterthum noch Naturwissenschaft noch Philosophie eine überstimmende und herrschende Macht haben. Man bewegt sich schwankend zwischen sehr verschiedenen Ansprüchen: zuletzt will gar noch der Nationalstaat eine „nationale“ Kultur, um damit die Unklarheit auf den Gipfel zu bringen — denn national und Kultur sind Widersprüche. Selbst an den Universitäten, den Festungen der Wissenschaft, giebt es Leute, welche über der Wissenschaft noch als höhere Mächte Religion oder Metaphysik, mit der Heimlichkeit von Verräthern, anerkennen.

[«]

23[44]

Die Lehrer ganzer Klassen setzen einen falschen Ehrgeiz hinein, ihre Schüler individuell verschieden zu behandeln. Nun ist aber im höchsten Maaße wahrscheinlich, daß der Lehrer, bei seiner geringen und einseitigen Beziehung zu den Schülern, sie nicht genau kennt und einige grobe Fehler in der Beurtheilung des einen oder andren Charakters macht (welche zudem bei jungen Leuten noch biegsam sind und nicht als vollendete Thatsache behandelt werden sollten). Der Nachtheil, welchen die Erkenntniß der Klasse, daß einige Schüler grundsätzlich immer irrthümlich behandelt werden, mit sich bringt, wiegt alle etwaigen Vortheile einer individualisirenden Erziehung auf, ja überwiegt bei weitem. Im Allgemeinen sind alle Lehrer-Urtheile über ein Individuum falsch und voreilig: und kein Beweis von wissenschaftlicher Sorgfalt und Behutsamkeit. Man versuche es nur immer mit einer Gleichsetzung und Gleichschätzung aller Schüler und nehme das Niveau ziemlich hoch, ja man behandle alles Censurengeben mit ersichtlicher Geringschätzung und beschränke sich darauf, den Gegenstand des Unterrichts interessant zu machen, so sehr daß der Lehrer es sich, vor der Klasse, anrechnet, wenn ein Schüler sich auffällig uninteressirt zeigt —: es ist ein bewährtes Recept, und läßt überdies das Gewissen des Lehrers ruhiger. — Es versteht sich übrigens von selbst, daß Klassenerziehung eben nur ein Nothbehelf ist, wenn der einzelne Mensch durchaus nicht von einem einzelnen Lehrer erzogen werden kann und somit der individuelle Charakter und die Begabung ihren eigenen Wegen überlassen werden müssen: was freilich gefahrvoll ist. Aber ist der einzelne Erzieher nicht ebenfalls eine Gefahr? —

[«]

23[45]

Verwunderung der Naiven daß der Staat die Erziehung und Schule nicht ganz unparteiisch fördert: wozu hätte er sonst sie mit aller Mühe in die Hand genommen! Das Mittel, die Geister zu beherrschen. (Anwartschaft aller Lehrer auf Stellen! so hat man sie.)

[«]

23[46]

Wir gewinnen eine neue Freude hinzu, wenn uns die metaphysischen Vorstellungen Humor machen, und die feierliche Miene, die Rührung der angeblichen Entdeckung, der geheimnißvolle Schauer wie eine alte

Geistergeschichte uns anmuthet. Seien wir nicht gegen uns mißtrauisch! Wir haben doch die Resultate langer Herrschaft der Metaphysik in uns, gewisse complexe Stimmungen und Empfindungen, welche zu den höchsten Errungenschaften der menschlichen Natur gehören; diese geben wir mit jenem unschuldigen Spotte keineswegs auf. — Aber warum sollen wir nicht lachen, wenn Schopenhauer die Abneigung vor der Kröte uns metaphysisch erklären will, wenn die Eltern Gelegenheitsursachen für den Genius der Gattung werden usw.?

[«]

23[47]

Rée als scharfzielender Schütze zu bezeichnen welcher immer ins Schwarze trifft.

[«]

23[48]

Die moralische Selbstbeobachtung genügt jetzt keineswegs, Historie und die Kenntniß der zurückgebliebenen Völkerschaften gehört dazu, um die verwickelten Motive unseres Handelns kennen zu lernen. In ihnen spielt <sich> die ganze Geschichte der Menschheit ab, alle ihre großen Irrthümer und falschen Vorstellungen sind mit eingeflochten; weil wir diese nicht mehr theilen, suchen wir sie auch nicht mehr in den Motiven unserer Handl<ungen>, aber als Stimmung Farbe Oberton erklingen sie mit darin. Man meint, wenn man die Motive des Menschen classificirt nach der nothwendigen Befriedigung seiner Ansprüche, dann habe man wirklich alle Motive aufgezählt. Aber es gab zahllose fast unglaubliche, ja verrückte Bedürfnisse, welche nicht so leicht jetzt zu errathen wären: diese alle wirken jetzt noch mit.

[«]

23[49]

Manchmal überkommt uns, etwa bei der tiefsten Erschütterung durch einen Trauerfall Treubruch Liebeswerbung, eine Empörung wenn wir die naturalistisch historische Erklärung hören. Aber solche Empfindungen beweisen nichts, sie sind wiederum nur zu erklären. Die Empfindungen sind tief geworden, aber nicht immer gewesen; und jenen höchsten Steigerungen entspricht kein realer Grund, sie sind Imaginationen.

[«]

23[50]

Wenn Genie's unangenehme, ja schlechte Eigenschaften haben, so muss man ihren guten Eigenschaften um so dankbarer sein, dass sie in solchem Boden, mit dieser Nachbarschaft, bei solchem Clima, solchem Wurmfrass doch diese Früchte zeitigten.

[«]

23[51]

Manches an dem wiederhergestellten Katholicismus wird von uns falsch beurtheilt, weil hier südländische Äusserungen der Religiosität vorliegen. Es sieht uns äusserlich, schwärmerisch unwahr-übertrieben an: aber der Protestantismus ist eben auch nur nordischen Naturen begreiflich.

[«]

23[52]

Die Musik ist erst allmählich so symbolisch geworden, die Menschen haben immer mehr gelernt, bei gewissen Wendungen und Figuren seelische Vorgänge mitzuverstehen. Von vorn herein liegen sie nicht darin. Musik ist nicht unmittelbarer Ausdruck des Willens, sondern erst in der Fülle der Kunst kann sie so erscheinen.

[«]

23[53]

Musik hat als gesammte Kunst gar keinen Charakter, sie kann heilig und gemein sein, und beides ist sie erst, wenn sie durch und durch symbolisch geworden ist. Jene sublimirten Verherrlichungen der Musik überhaupt, wie sie z.B. bei Bettina zu finden sind, sind Beschreibungen von Wirkungen gewisser Musik auf ganz bestimmte Individuen, welche alle jene sublimirten Zustände in sich haben und durch sie nun auch der Musik sich nähern.

[«]

23[54]

Man lobt das Unegoistische ursprünglich, weil es nützlich, das Egoistische <tadelt man>, weil es schädlich ist. Wie aber, wenn dies ein Irrthum wäre! Wenn das Egoistische in viel höherem Grade nützlich wäre, auch den anderen Menschen, als das Unegoistische! Wie wenn man beim Tadel des Egoistischen immer nur an den dummen Egoismus gedacht hätte! Im Grunde lobte man die Klugheit? — Freilich Güte und Dummheit gehen auch zusammen, un bon homme usw.

[«]

23[55]

Nach der Novelle „am Malanger Fjord“ zu urtheilen, ist Th. Mügge das einzige deutsche Erzählertalent im Scottischen Stile; er ist durchaus meisterhaft sicher.

[«]

23[56]

Lob Epicur's. — Die Weisheit ist um keinen Schritt über Epikur hinausgekommen — und oftmals viele tausend Schritt hinter ihn zurück.

[«]

23[57]

Wenn ich die Dinge nach dem Grade der Lust ordne, welche sie erregen, so steht obenan: die musikalische Improvisation in guter Stunde, dann das Anhören einzelner Sachen Wagner's und Beethovens, dann vor Mittag gute Einfälle im Spazierengehen haben, dann die Wollust usw.

[«]

23[58]

Der Genuss an der Kunst hängt von Kenntnissen (Übung) ab; auch bei der volksthümlichsten Kunst. Es giebt keine unmittelbare Wirkung auf den Hörer, ein Hinausgreifen über die Schranken des Intellects. Viele geniessen Wagnerische Musik nicht, weil sie nicht genussfähig durch höchste musikalische Bildung geworden sind.

[«]

23[59]

Menschen, welche sich in hervorragender Weise vom Ererbt-Sittlichen loslösen „gewissen"-los sind, können dies nur in der gleichen Weise werden, wie Missgeburten entstehen; das Wachsen und Sich-bilden geht ja nach der Geburt fort, in Folge der angeerbten Gewohnheiten und Kräfte. So könnte man in jenem Falle den Begriff der Missgeburt erweitern und etwa von Missgebilden reden. Gegen solche hat die übrige Menschheit dieselben Rechte wie gegen die Missgeburten und Monstra: sie darf sie vernichten, um nicht die Propagation des Zurückgebliebenen Missrathenen zu fördern. Z.B. der Mörder ist ein Missgebilde. —

[«]

23[60]

Eine gewöhnliche Erfahrung: es ging schlecht, aber viel besser als ich glaubte.

[«]

23[61]

Glück und Unglück. — Bei manchen Menschen zeigt sich das Glück ergreifender als ihr Unglück. — Wer kann heitere Musik aus einem Irrenhause heraus tönend ohne Thränen hören?

[«]

23[62]

Beim Gehen an einem Waldbach scheint die Melodie, die uns im Sinne liegt, hörbar zu werden, in starken zitternden Tönen; ja sie scheint mitunter dem inneren Bild der Melodie, welche wir verfolgen, vorauszulaufen um einen Ton und erlangt eine eigne Selbstständigkeit, welche aber nur Täuschung ist.

[«]

23[63]

Das Hauptelement des Ehrgeizes ist, zum Gefühl seiner Macht zu kommen. Die Freude an der Macht ist nicht darauf zurückzuführen, dass wir uns freuen, in der Meinung anderer bewundert dazustehen. Lob und Tadel, Liebe und Hass sind gleich für den Ehrsüchtigen, welcher Macht will.

Furcht (negativ) und Wille zur Macht (positiv) erklären unsere starke Rücksicht auf die Meinungen der Menschen.

Lust an der Macht. — Die Lust an der Macht erklärt sich aus der hundertfältig erfahrenen Unlust der Abhängigkeit, der Ohnmacht. Ist diese Erfahrung nicht da, so fehlt auch die Lust.

[«]

23[64]

Zeichen höherer Naturen. — Die metaphysischen Vorstellungen eines Menschen sind Zeugnisse für seine höhere Natur, edlere Bedürfnisse: insofern soll man immer im würdigsten Tone von ihnen reden.

[«]

23[65]

Nutzen und Nachtheil alles Märtyrerthums. — Die vielen Märtyrertode sind Kraftquellen für die Menschen geworden, nach der Seite der Überzeugungs-Hartnäckigkeit, nicht nach der Seite der strengen Wahrheitsprüfung. Die Grausamkeiten schaden der Wahrheit, aber nützen dem Willen (der sich im Glauben manifestirt).

[«]

23[66]

In wiefern tröstet es einen Unglücklichen, eine Strafe nicht verdient zu haben? Er wird zum Besten der Menschheit als Mittel benutzt, um sie abzuschrecken: aber er hatte es nicht verdient, als Mittel betrachtet zu werden? Sobald man aber einsieht, dass niemand etwas verdient, tröstet jener Gesichtspunkt auch gar nicht mehr. Übrigens sollte man sich unter allen Umständen darüber freuen, als Mittel zur Verbesserung der Menschen zu dienen.

[«]

23[67]

Übliche Form des Argwohns. — Man ist unbillig argwöhnisch gegen Bücher, deren Resultate uns missfallen — und umgekehrt. In einer Partei werden die Grundsätze des Parteikampfes niemals ernsthaft geprüft; nur die entgegenstrebenden Parteien und deren Interessen bringen eine starke Kritik hervor.

[«]

23[68]

Mancher trifft den Nagel, aber nicht auf den Kopf, er macht das Problem heillos schief. Es wäre besser, er hätte die Sache ganz verfehlt.

[«]

23[69]

Ablösung des Zufälligen durch das Nothwendige. — Im Stadium höherer geistiger Befreiung soll man alles Zufällig-Natürliche, mit dem man das Leben verknüpft hat, durch Gewähltes-Nöthiges ersetzen. Wer unzureichende Freunde von früher her hat, soll sich lösen; einen neuen Vater, neue Kinder soll man sich unter Umständen wählen.

[«]

23[70]

Grosse Wirkungen falsch abgeleitet. — Grosse Wirkungen auf grosse Ursachen zurückzuführen ist ein sehr gewöhnlicher Fehlschluss. Erstens können es kleine Ursachen sein, welche aber eine lange Zeit wirken. Dann kann das Object, auf welches gewirkt wird, wie ein vergrössernder Spiegel sein: ein schlechter Dichter kann grosse Wirkung thun, weil das Publikum gerade ihm homogen ist, z.B. Uhland unter seinen schwäbischen Landsleuten.

[«]

23[71]

Suche die Einsamkeit, um Vielen oder Allen (der Vielsamkeit) am besten nützen zu können: wenn du sie anders suchst, so wird sie dich schwach krank und zu einem absterbenden Gliede machen.

[«]

23[72]

Nicht die Abwesenheit der Liebe, sondern die Abwesenheit der Freundschaft macht die unglücklichen Ehen.

[«]

23[73]

Der Ausdruck „Lohn“ ist aus der Zeit her in unsere verschleppt, in welcher der Niedriggeborne Unfreie wenn man ihm überhaupt etwas gab oder gönnte sich immer beglückt begnadet fühlte, wo er wie ein Thier bald durch die Peitsche bald durch Lockungen aufgemuntert wurde, aber niemals etwas „verdiente“. Wenn jener thut, was er thun muss, so ist kein Verdienst dabei: wird er trotzdem belohnt, so ist dies eine überschüssige Gnade, Güte.

[«]

23[74]

Die jetzigen Dramatiker gehen häufig von einem falschen Begriff des Dramas aus und sind Drastiker: es muß bei ihnen um jeden Preis geschrieen gelärmt geschlagen geschossen getödtet werden. Aber „Drama“ bedeutet „Ereigniß “ factum, im Gegensatz zum fictum. Nicht einmal die historische Ableitung des griechischen Wort-Begriffs giebt ihnen Recht. Die Geschichte des Dramas aber erst recht nicht; denn der Darstellung des Drastischen gehen die Griechen gerade aus dem Wege.

[«]

23[75]

Der ehemalige Wunderbeweis. — Wenn jemand seine Hand in glühend flüssiges Metall taucht und unversehrt herauszieht, so setzt es immer noch in Erstaunen aber ehemals meinte man gewiß ein Wunder zu sehen: der es that, glaubte selber an eine geheimnißvolle Kraft und übernatürlichen Beistand. Auch der, welcher die Erklärung der Thatsache jetzt nicht weiß, meint doch, es gehe natürlich zu und es werde ihm so gut glücken wie jenem. Ehemals hätte man jede Behauptung damit beweisen können und jeder hätte einem solchen Beweise geglaubt.

[«]

23[76]

Die wissenschaftlichen Methoden entlasten die Welt von dem großen Pathos, sie zeigen, wie grundlos man sich in diese Höhe der Empfindung hineingearbeitet hat. Man lacht und wundert sich jetzt über einen Zank, der zwei Feinde und allmählich ganze Geschlechter rasend macht und zuletzt das Schicksal der Völker bestimmt, während vielleicht der Anlaß längst vergessen ist: aber ein solcher Vorgang ist das Symbol aller großen Affekte und Leidenschaften in der Welt, welche in ihrem Ursprunge immer lächerlich klein sind. Nun bleibt zunächst der Mensch verwundert vor der Höhe seines Gefühls und der Niedrigkeit des Ursprungs stehen; auf die Dauer mildert sich dieser Gegensatz, denn das beschämende Gefühl des Lächerlichen arbeitet still an dem Menschen, der hier einmal zu erkennen angefangen hat. — Es giebt anspruchsvolle Tugenden, welche ihre Höhe nur unter metaphysischen Voraussetzungen behaupten können z.B. Virginität; während sie an sich nicht viel bedeutet, als eine blasse unproduktive Halbtugend, welche überdies geneigt macht, über die Mitmenschen recht ketzerrichterisch abzuurtheilen.

[«]

23[77]

Unterscheidet man Stufen der Moralität, so würde ich als erste nennen: Unterordnung unter das Herkommen, Ehrfurcht und Pietät gegen das Herkommen und seine Träger (die Alten) als zweite Stufe. Gebundensein des Intellekts, Beschränkung seines Herumgreifens und Versuchens, Steigerung des Gefühls innerhalb des abgegrenzten Bereichs erlaubter Vorstellungen. — Dagegen die Forderung des unegoistischen unpersönlichen Handelns, worin man gewöhnlich den Ursprung der Moralität sieht, gehört den pessimistischen Religionen an, insofern diese von der Verwerflichkeit des ego, der Person ausgehen, also die metaphysische Bedeutung des „Radikal-Bösen“ vorher in den Menschen gelegt haben müssen. Von der pessimistischen Religion her hat Kant sowohl das Radikal-Böse als den Glauben daß das Unegoistische das Kennzeichen des Moralischen sei. Nun existirt dies aber nur, wie Schopenhauer richtig sah, im Nachgeben gegen bestimmte Empfindungen, z.B. des Mitleidens Wohlwollens. Empfindungen kann man aber nicht fordern, anbefehlen. Die Moral hat aber immer gefordert, sie wird somit „mitleidig und wohlwollend sein (unegoistisch sein) nicht als entscheidende Kennzeichen des „moralischen Menschen“ gelten lassen: wie man ja thatsächlich oft von „unmoralischen Menschen“ spricht, welche aber sehr gutmüthig und mitleidig sind.

[«]

23[78]

Die falsche Voraussetzung aller Moral ist der Irrthum, daß der Mensch frei handele und verantwortlich sei. Jedes Gesetz, jede Vorschrift (in Staat, Gesellschaft, Schule) setzt diesen Glauben voraus, wir sind so daran gewöhnt, daß wir loben und tadeln, auch nach der erworbenen Einsicht in die Unverantwortlichkeit: während wir doch die Natur nicht tadeln und loben. Unegoistische Handlungen fordern, wie es die pessimistischen Religionen thun, Liebe fordern: das setzt denselben Grundirrthum voraus.

[«]

23[79]

Um die Monogamie und ihre große Wucht zu erklären, soll man sich ja vor feierlichen Hypothesen hüten, wozu die erwähnte Scham vor einem Mysterium verführt. Zunächst ist an einen moralischen Ursprung gar nicht zu denken; auch die Thiere haben sie vielfach. Überall wo das Weibchen seltener ist als das Männchen oder seine Auffindung dem Männchen Mühe gemacht hat, entsteht die Begierde, den Besitz desselben gegen neue Ansprüche anderer Männchen zu vertheidigen. Das Männchen läßt das einmal erworbene Weibchen nicht wieder los, weil es weiß, wie schwer ein neues zu finden ist, wenn es dies verloren hat. Die Monogamie ist nicht freiwillige Beschränkung auf ein Weib, während man unter vielen die Auswahl hat, sondern die Behauptung eines Besitzthums in weiberarmen Verhältnissen. Deshalb ist die Eifersucht bis zu der gegenwärtigen Stärke angeschwollen und aus dem Thierreich her in überaus langen Zeiträumen auf uns vererbt. In den Menschenstaaten ist das Herkommen der Monogamie vielfach aus verschiedenen Rücksichten der Nützlichkeit sanktionirt worden, vor allem zum

Wohle der möglichst fest zu organisirenden Familie. Auch wuchs die Schätzung des Weibes in derselben, so daß es von sich aus später das Verhältniß der Monogamie allen übrigen vorzog. — Wenn thatsächlich das Weib ein Besitzstück nach Art eines Haussklaven war, so stellte sich doch bei dem Zusammenleben zweier Menschen, bei gemeinsamen Freuden und Leiden, und weil das Weib auch manches verweigern konnte, in manchem dem Mann als Stellvertreter dienen konnte, eine höhere Stellung des Eheweibes ein. — Jetzt, wo die Weiber in den civilisirten Staaten thatsächlich in der Mehrheit sind, ist die Monogamie nur noch durch die allmählich übermächtig gewordene Sanktion des Herkommens geschützt; die natürliche Basis ist gar nicht mehr vorhanden. Ebendeshalb besteht hinter dem Rücken der feierlich behandelten und geheiligten Monogamie thatsächlich eine Art Polygamie.

[«]

23[80]

Wenn Schopenhauer dem Willen das Primat zuertheilt und den Intellekt hinzukommen läßt, so ist doch das ganze Gemüth, so wie es uns jetzt bekannt ist, nicht mehr zu Demonstration zu benutzen. Denn es ist durch und durch intellektual geworden (so wie unsere Tonempfindung in der Musik intellektual wurde). Ich meine: Lust und Schmerz und Begehren können wir gar nicht vom Intellekt mehr losgetrennt denken. Die Höhe Mannichfaltigkeit Zartheit des Gemüths ist durch zahllose Gedankenvorgänge großgezüchtet worden; wie die Poesie sich zur jetzigen Musik verhält, als die Lehrerin aller Symbolik, so der Gedanke zum jetzigen Gemüth. Diese Gedanken sind vielfache Irrthümer gewesen; z.B. die Stimmung der Frömmigkeit ruht ganz auf dem Irrthume. Lust und Schmerz ist wie eine Kunst ausgebildet worden, genau durch dieselben Mittel wie eine Kunst. Die eigentlichen Motive der Handlungen verhalten sich jetzt so wie die Melodien der jetzigen Musik; es ist gar nicht mehr zu sagen, wo Melodie, wo Begleitung Harmonie ist; so ist bei den Motiven der Handlungen alles künstlich gewebt, mehrere Motive bewegen sich neben einander und geben sich gegenseitig Harmonie Farbe Ausdruck Stimmung. Bei gewissen Stimmungen meinen wir wohl den Willen abgesondert vom Intellekt zu haben, es ist eine Täuschung; sie sind ein Resultat. Jede Regung ist intellektual geworden; was einer z.B. bei der Liebe empfindet, ist das Ergebniß alles Nachdenkens darüber, aller je damit verbundenen Metaphysik, aller verwandten miterklingenden Nachbarstimmungen.

[«]

23[81]

Bei dem Ursprunge der Kunst hat man nicht von aesthetischen Zuständen und dergleichen auszugehen; das sind späte Resultate, ebensowie der Künstler. Sondern der Mensch wie das Thier sucht die Lust und ist darin erfindsam. Die Moralität entsteht, wenn er das Nützliche sucht d.h. das was nicht sogleich oder gar nicht Lust gewährt, aber Schmerzlosigkeit verbürgt, namentlich im Interesse Mehrerer. Das Schöne und die Kunst geht auf das direkte Erzeugen möglichst vieler und mannichfaltiger Lust zurück. Der Mensch hat die thierische Schranke einer Brunstzeit übersprungen; das zeigt ihn auf der Bahn der Lust-Erfindung. Viele Sinnenfreuden hat er von den Thieren her geerbt (der Farbenreiz bei den Pfauen, die Gesangfreude bei den Singvögeln). Der Mensch erfand die Arbeit ohne Mühe, das Spiel, die Bethätigung ohne vernünftigen Zweck. Das Schweifen der Phantasie, das Ersinnen des Unmöglichen, ja des Unsinnigen macht Freude, weil es Thätigkeit ohne Sinn und Zweck ist. Mit den Armen und Beinen sich bewegen ist ein Embryo des Kunsttriebs. Der Tanz ist Bewegung ohne Zweck; Flucht vor der Langeweile ist die Mutter der Künste. Alles Plötzliche gefällt, wenn es nicht schadet, so der Witz, das Glänzende, Starktönende (Licht Trommellärm). Denn eine Spannung löst sich, dadurch daß es aufregt und doch nicht schadet. Die Emotion an sich wird erstrebt, das Weinen, der Schrecken (in der Schauergeschichte) die Spannung: alles was aufregt, ist angenehm, also die Unlust im Gegensatz zur Langeweile als Lust empfunden.

[«]

23[82]

Wenn jemand die Wissenschaft zum Schaden der Menschheit fördert (— nämlich es giebt keine prästabilirte Harmonie zwischen der Förderung der Wissenschaft und der Menschheit) so kann man ihm sagen: willst du zu deinem Vergnügen die Menschheit deiner Erkenntniß opfern, so wollen wir dich dem allgemeinen Wohlbefinden opfern, hier heiligt der gute Zweck das Mittel. Wer die Menschheit eines Experimentes wegen vergiften wollte, würde von uns wie ein ganz gefährliches Subjekt in Banden gelegt werden; wir fordern: das Wohl der

Menschheit muß der Grenzgesichtspunkt im Bereich der Forschung nach Wahrheit sein (nicht der leitende Gedanke, aber der, welcher gewisse Grenzen zieht). Freilich ist da die Inquisition in der Nähe; denn das Wohl aller war der Gesichtspunkt, nach dem man die Ketzer verfolgte. In gewissem Sinne ist also eine Inquisitions-Censur nothwendig, die Mittel freilich werden immer humaner werden.

[«]

23[83]

Eine alte Stadt, Mondschein auf den Gassen, eine einsame männliche Stimme — das wirkt als ob die Vergangenheit leibhaftig erschienen sei und zu uns reden wollte — das Heillose des Lebens, das Ziellose aller Bestrebungen, der Glanz von Strahlen darum, das tiefe Glück in allem Begehren und Vermissen: das ist ihr Thema.

[«]

23[84]

Man überschätzt an Künstlern die fortlaufende Improvisation, welche gerade bei den originellsten Künstlern nicht existirt, wohl aber bei den halb reproduktiven Nachahmern. Beethoven sucht seine Melodien in vielen Stücken, mit vielem Suchen zusammen. Aber die Künstler selbst wünschen, daß das Instinktive „Göttliche“ Unbewußte in ihnen am höchsten taxirt werde und stellen den Sachverhalt nicht treu dar, wenn sie darüber sprechen. Die Phantasie (wie z.B. bei dem Schauspieler) schiebt viele Formen ohne Wahl heran, die höhere Cultur des Künstler-Geschmacks trifft die Auswahl unter diesen Geburten und tödtet die anderen ab, mit der Härte einer lykurgischen Amme.

[«]

23[85]

Der Vorzug unserer Cultur ist die Vergleichung. Wir bringen die verschiedensten Erzeugnisse älterer Culturen zusammen und schätzen ab; dies gut zu machen ist unsere Aufgabe. Unsre Kraft soll sich zeigen, wie wir wählen; wir sollen Richter sein.

[«]

23[86]

Zum Schluß: Vernunft und Wissenschaft, „des Menschen allerhöchste Kraft!“

[«]

23[87]

Wir nennen den moralisch, welcher in Hinsicht auf ein von ihm anerkanntes Gesetz sich unterordnet und demgemäß handelt, sei dies ein Staatsgesetz, sei es die Stimme Gottes in der Form religiöser Gebote, sei es selbst nur das Gewissen, oder die philosophische „Pflicht“. Ob jemand mit Recht oder Unrecht solche Gesetze glaubt, ist gleichgültig; für die Moral ist nur wichtig, daß er nach ihnen sich richtet. — Innerhalb der verschiedenen Sphären des Egoismus ist ein Unterschied von Höher und Nieder: hier sich auf Seiten des höheren geläuterten Egoismus stellen nennen wir ebenfalls moralisch. — Gut nennen wir jetzt eine moralische Handlungsweise ohne weiteres noch nicht. Seelengüte wird dem Menschen zugesprochen, welcher nicht in Hinsicht auf ein Gesetz, sondern nach inneren Trieben gern Mitleiden Mitfreude Aufopferung usw. zeigt. Also Moralität zum Instinkt geworden, in ihrer Ausübung mit Lust verbunden, wie dies nach langer Vererbung und Gewohnheit zu geschehen pflegt: das heißt bei uns Gutsein.

[«]

23[88]

Man spricht von Milderungsgründen: sie sollen die Schuld mindern und darnach soll die Strafe geringer ausfallen. Aber geht man auf die Genesis der Schuld ein, so mildert man allmählich die Schuld weg, und dann dürfte es gar keine Strafe geben. Denn im Grunde giebt es eben, bei der Unfreiheit des Willens, keine

Schuld. Läßt man die Strafe als Abschreckung gelten, so darf es keine Milderungsgründe geben, die sich auf die Entstehung der Schuld beziehen. Ist die That constatirt, so folgt die Strafe unerbittlich; der Mensch ist Mittel zum Wohle aller. Auch das Christenthum sagt: Richtet nicht! freilich mit der Rücksicht auf den persönlichen Nachtheil. Christus: „Gott soll richten“. Dies ist aber ein Irrthum.

[«]

23[89]

Die Philosophen finden den Willen zum Leben namentlich dadurch bewiesen, daß sie das Schreckliche oder Nutzlose des Lebens einsehen und doch nicht zum Selbstmord greifen — aber ihre Schilderung des Lebens könnte falsch sein! —

[«]

23[90]

Wie jetzt auch die Frage der Kritik des Erkenntnißvermögens beantwortet werde, die Untersuchung ist so schwierig, die Gedankenselbstprüfung so subtil, daß ihr Resultat mit den Resultaten der bisherigen Religion Kunst und Moral gar nichts zu thun hat. Diese verdanken sie nicht solchen wissenschaftlichen Prozeduren, sondern höchst unwissenschaftlichen. Das Bedürfniß nach ihnen ist ohne alle Consequenz für die „Wahrheit“, Realität ihrer Annahmen.

[«]

23[91]

Das gute Kunstwerk der Erzählung wird das Hauptmotiv so entfalten wie die Pflanze wächst, immer deutlicher sich vorbildend, bis endlich als neu und doch geahnt die Blüthe sich erschließt. Die Kunst des Novellisten ist namentlich die, das Thema präludiren zu lassen, es symbolisch mehrermal vorwegzunehmen, die Stimmung vorzubereiten, in welcher man den Ausbruch des Gewitters anticipirt, benachbarte Töne der Hauptmelodie erklingen zu machen und so auf jede Weise die erfindende Fähigkeit des Lesers zu erregen, als ob er ein Räthsel rathen sollte; dieses aber dann so zu lösen, daß des den Leser doch noch überrascht. — Wie der Knabe spielt, so wird der Mann arbeiten, ein Schulereigniß kann alle handelnden Personen eines politisch großen Vorgangs schon deutlich erkennen lassen. — Vielleicht ist auch eine Philosophie so darzustellen, daß man die eigentliche Behauptung erst zuletzt stellt und zwar mit ungeheurem Nachdruck.

[«]

23[92]

Es ist ein Zeichen von Größe, mit geringen Gaben hoch beglücken zu können.

[«]

23[93]

Die Philosophie großer Menschen entspricht gewöhnlich dem Lebensalter, in welchem die Conception dazu gemacht wurde. So ist für den, welcher die zwanziger Jahre Schopenhauers intim kennt, die ganze Philosophie Schopenhauers förmlich auszurechnen, zu prophezeien.

[«]

23[94]

Erzogen wird jeder Mensch, durch die Umstände, Gesellen, Eltern, Geschwister, Ereignisse der Zeit, des Ortes: aber dies ist alles Erziehung des Zufalls und vielfältig geeignet, ihn recht unglücklich zu entwickeln. Über diese Erziehung durch den Zufall ist aber die Menschheit im Ganzen noch nicht hinausgekommen: gehindert durch die metaphysische Vorstellung (an welcher selbst Lessing's scharfer Geist stumpf wurde), daß ein Gott die Erziehung der Menschheit in die Hand genommen habe und daß wir seine Wege nicht völlig begreifen können. Von nun an hat die Erziehung sich ökumenische Ziele zu stecken und den Zufall selbst im Schicksal von Völkern auszuschließen: — die Aufgabe ist so groß, daß eine ganz neue Gattung von Erziehern, ein neues Gebilde aus Ärzten Lehrern Priestern Naturforschern Künstlern der alten Kultur — — —

[«]

23[95]

Die Besonnenheit der antiken Dichter zeigt sich darin, daß sie das Gefühl von einer Stufe zur andern heben und es so sehr hoch steigern. Die Neuern versuchen es gerne mit einem Überfalle; oder: sie ziehen gleich mit aller Gewalt am Glockenstrange der Leidenschaft. Mißlingt es ihnen aber am Anfang, so sind sie auch verloren. Ein gutes Buch sollte, als Ganzes, einer Leiter der Empfindung gleichen, es müßte nur von Einer Seite her einen Zugang haben, der Leser müßte sich verwirrt fühlen, wenn er es auf eigne Faust versuchte, darin sich seinen Weg zu machen. Jedes gute Buch würde sich so selber schützen; wer schleppt gerne einen Strick mit aufgereihten Worten hinter sich drein, welche er zunächst nicht versteht? Im Gleichniß gesprochen: als man mir den standhaften Prinzen Calderon's in der Schlegelschen Übersetzung vorlas, gieng mir's so: ich zog meinen Strick eine Zeitlang und ließ ihn endlich mißmuthig fahren, machte einen neuen Versuch und zog wieder einen Faden voller Worte hinter mir, aber selten kam das erklärende erlösende Wort: Qual Verdruß, wie bei einem Bilde, auf dem alle Zeichnung verblaßt ist und Eines Vieles bedeuten kann.

[«]

23[96]

Der Fehler der Moralisten besteht darin, daß sie um das Moralische zu erklären egoistisch und unegoistisch wie unmoralisch und moralisch einander gegenüber stellen, d.h. daß sie das letzte Ziel der moralischen Entwicklung, unsere jetzige Empfindung als Ausgangspunkt nehmen. Aber diese letzte Phase der Entwicklung ist durch zahlreiche Stufen, durch Einflüsse von Philosophie und Metaphysik, von Christenthum bedingt und durchaus nicht zu benutzen, um den Ursprung des Moralischen zu erklären. Überdies ist möglich, daß unegoistisches Handeln zwar ein uns geläufiger Begriff, aber keine wirkliche Thatsache, sondern nur eine scheinbare ist; die Ableitung des Mitleidens z.B. führt vielleicht auf den Egoismus zurück, ebenso wie es wahrscheinlich keine Thaten der Bosheit an sich, des

Schädigens ohne persönlichen Grund usw. giebt. Das Reich des Moralischen ist vor allem das Reich des Sittlichen gewesen, man nannte aber den „guten Menschen“ durchaus nicht zu allen Zeiten den, welcher die Sitte unegoistischer Handlungen, das Mitleiden und dergleichen hatte, sondern vielmehr den, welcher überhaupt den Sitten folgte. Ihm stand der böse Mensch, der ohne Sitte (der unsittliche) gegenüber.

[«]

23[97]

Das Mitgefühl mit dem Nächsten ist ein spätes Resultat der Cultur: wie weit muß die Phantasie entwickelt sein, um anderen wie uns selber nachzufühlen (erst wenn wir gelernt unsere eigenen nicht gegenwärtigen Schmerzen und Freuden durch die Erinnerung nachzufühlen und wie gegenwärtige zu empfinden). Vielen Antheil hat gewiß die Kunst, wenn sie uns lehrt, Mitleiden selbst mit vorgestellten Empfindungen unwirklicher Personen zu haben.

[«]

23[98]

Die gute Recension eines wissenschaftlichen Buches besteht darin, daß das aufgestellte Problem desselben besser gelöst wird; dem entsprechend wäre es, wenn die Kritik eines Kunstwerks darin bestünde, daß jemand das darzustellende Motiv des Kunstwerks besser darstellte, z.B. ein Musiker durch die That zeigte, daß ein Anderer mit seinem Thema nicht genug zu machen gewußt habe; insgleichen ein Bildhauer, ein Romanschreiber. Alle gute Kritik heißt Bessermachen; deshalb ist Bessermachen-können unerläßliche Bedingung für den Kritiker. — Nun sehe man aber die gewöhnlichen Kritiker der Kunst und Philosophie an! Sie sagen: „es gefällt uns nicht“; aber wodurch wollen sie beweisen, daß ihr Geschmack entwickelter höher steht, wenn nicht durch die That?

[«]

23[99]

Man redet von Ahnungen, als ob z.B. die Religion gewisse Erkenntnisse, wenngleich dunkel, vorausgefühlt habe. Ein solches Verhältniß zwischen Religion und Wissenschaft giebt es nicht. Das was man Ahnung nennt, ist aus ganz anderen Motiven aufgestellt als wissenschaftlichen, auf ganz anderen Methoden begründet, nicht einmal auf halbwissenschaftlicher Methode. Es ist zufällig, wenn das Eine dem Andern ähnlich sieht. Alle Religionen zusammen sollen gewisse gemeinsame „Wahrheiten“ dunkel enthalten, man glaubt damit einer Philosophie etwas Günstiges zu sagen, wenn man die religiöse Phantastik auf ihre Seite bringt: aber es ist umgekehrt. Wissenschaft und Religion werden sich in ihren Resultaten gar nicht ähnlich sehen können.

[«]

23[100]

Es leben zu gleicher Zeit Menschen der verschiedensten Culturstufen selbst in den hochentwickelten Nationen neben einander fort. In Deutschland und der Schweiz ist alles, was von der Reformation an die Seelen beherrschte, noch irgendwo zurückgeblieben, es ist möglich, durch mehrere Jahrhunderte rückwärts zu wandern und Menschen dieser Zeiten zu sprechen. Ja, der sehr reich entwickelte Mensch (wie Goethe) lebt große Zeiträume, ganze Jahrhunderte voraus in den verschiedenen Phasen seiner Natur.

[«]

23[101]

Die Künstler sind die Advokaten der Leidenschaft, denn sie ist voller Effekt und giebt dem Künstler zehnmal mehr Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen. So entsteht der Schein als ob die Leidenschaften etwas Herrliches, Begehrenswerthes seien, denn die Dichter nehmen die schönsten Worte in den Mund; eigentlich aber verherrlichen sie die Leidenschaft, weil sie sich am meisten verherrlichen wollen. Theilweise sind sie auch selber von leidenschaftlichem Hange und insofern ihre eignen Advokaten. Nun stellen sie aber in der Welt das Verherrlichenswerthe überhaupt fest, sie sind die geborenen Lobredner der Dinge

— sie haben die Stellung des Menschen zur Leidenschaft wirklich verändert d.h. diese selbst subtilisirt, veredelt: z.B. die Liebe. Es ist ihr Verdienst.

[«]

23[102]

Frau von Staël: das Zeitalter der Einsicht hat seine Unschuld ebensowohl wie das goldene Zeitalter.

[«]

23[103]

Werth der Gewissensbisse für die geistige Befreiung. — Es ist kein Zweifel, dass zur Vermehrung der geistigen Freiheit in der Welt die Gewissenbisse wesentlich beigetragen haben. Sie reizten häufig zu einer Kritik der Vorstellungen, welche, auf Grund früherer Handlungen, so schmerzhaft wirkten; und man entdeckte, dass nicht viel daran war, ausser der Gewöhnung und der allgemeinen Meinung innerhalb der Gesellschaft, in welcher man lebte. Konnte man sich von diesen beiden losmachen, so wichen auch die Gewissensbisse.

[«]

23[104]

Künstler könnten die glücklichsten Menschen sein, denn ihnen ist es erlaubt, das Vollkommene zu erzeugen als Ganzes und sogar oft; während die Andern immer nur an kleinen Theilen eines Ganzen arbeiten. Aber die Künstler verwöhnen sich durch den Anblick des Vollkommnen Ganzen und fordern es auch sonst, sie machen höhere Ansprüche, sind neidisch, haben sich nicht gewöhnt sich zu beherrschen, sind dünkelhaft im Urtheil; und mitunter fehlen ihrem Schaffen die geniessenden und lobenden Empfänger.

[«]

23[105]

Das Pathos gehört in die Kunst. — Wer wird nicht giftig und innerlich aufgebracht, wenn er einen hört, der sein Leben gar zu pathetisch nimmt und von „Golgatha“ und „Gethsemane“ redet! — Wir vertragen das Pathetische nur in der Kunst; der lebende Mensch soll schlicht und nicht zu laut sein.

[«]

23[106]

Das wollen was der Andre will und zwar seiner selbst wegen, nicht unsertwegen, das macht den Freund, sagt Aristoteles. Hier wird die unegoistische Handlung beschrieben; befinden wir uns gegen gewisse Personen dauernd in solcher Verfassung, so ist dies Freundschaft. Nach der jetzt üblichen Auffassung der Moralität ist das Freundesverhältniss das moralischeste, welches existirt.

[«]

23[107]

Man muss eine Zeitlang im metaphysischen Dunstkreis gelebt haben, nur um zu erfahren, wie wohl es thut in nüchterner Morgenfrische alle Dinge zu sehen und tiefen Athem in reiner Luft zu schöpfen.

[«]

23[108]

Richtig lesen. — Die Kunst richtig zu lesen ist so selten, dass fast jedermann eine Urkunde ein Gesetz einen Vertrag sich erst interpretiren lassen muss; namentlich wird durch die christlichen Prediger viel verdorben, welche fortwährend von der Kanzel herab die Bibel mit der verzweifeltsten Erklärungskunst heimsuchen und weit und breit Respect vor einer solchen künstlich spitzfindigen Manier, ja sogar Nachahmung derselben erwecken.

[«]

23[109]

Wenn die Moral auf den Gesichtspunkt des gemeinsamen Nutzens und Schadens zurückgeht, so ist es consequent das Moralische einer Handlung nicht nach den Absichten des Individuums, sondern nach der That und deren Erfolg zu bemessen. Das Seelenspalten und Nierenprüfen gehört einer Auffassung der Ethik an, bei der auf Nutzen und Schaden gar nichts ankommt. Man verlange die Handlung und kümmere sich nicht so ängstlich um die Motive (deren Verflechtung übrigens viel zu gross ist als dass man nicht bei jeder psychologischen Analysis einer Handlung immer etwas irrte).

[«]

23[110]

Geistige Übergangsclimata. — Wir haben uns freigemacht von vielen Vorstellungen — Gott ewiges Leben vergeltende jenseitige und diesseitige Gerechtigkeit, Sünde Erlöser Erlösungsbedürftigkeit —; eine Art vorübergehende Krankheit verlangt einen Ersatz an die leeren Stellen hin, die Haut schaudert etwas vor Frost, weil sie früher hier bekleidet war. Da giebt es Philosophien, welche gleichsam Übergangsclimata darstellen, für die, welche die frische Höhenluft noch nicht direct vertragen. — Vergleiche, wie die griechischen Philosophensekten als Übergangsklimata dienen: die alte Polis und deren Bildung wirkt noch in ihnen nach: wozu soll aber übergegangen werden? — es ist wohl nicht gefunden. Oder war es der Sophist, der volle Freigeist?

[«]

23[111]

Man soll gar nicht mehr hinhören, wenn Menschen über die verlorne Volksthümlichkeit klagen (in Tracht Sitten Rechtsbegriffen Dialecten Dichtungsformen usw.). Gerade um diesen Preis erhebt man sich ja zum Über-Nationalen, zu allgemeinen Zielen der Menschheit, zum gründlichen Wissen, zum

Verstehen und Geniessen des Vergangnen, nicht Einheimischen. — Kurz, damit eben hört man auf, Barbar zu sein.

[«]

23[112]

Das Erhabne wirkt als Reizmittel und Pfeffer auf Ermüdete, das Schöne bringt Beruhigung für die Erregten — das ist ein Hauptunterschied. Der Erregte scheut sich vor dem Erhabnen, der Ermüdete langweilt sich bei dem Schönen. Übrigens ist das Erhabne, wenn es vom Schönen disjungirt wird, identisch mit dem Hässlichen (d.h. allem Nicht-Schönen); und wie es eine Kunst der schönen Seele giebt, so auch eine Kunst der hässlichen Seele.

[«]

23[113]

Selbstverachtung. — Jene heftige Neigung zur Selbstprüfung und -Verachtung, die man bei Sündern Büssern und Heiligen wahrnimmt, ist häufig auf eine allgemeine Ermüdung ihres Lebenswillens (oder der Nerven) zurückzuführen, gegen welche sie auch die schmerzhaftesten Reizmittel anwenden.

[«]

23[114]

Erwägt man, wie die Irrthümer großer Philosophien gewöhnlich ihren Ausgangspunkt in einer falschen Erklärung bestimmter menschlicher Handlungen und Empfindungen haben, wie auf Grund einer irrthümlichen Analysis z.B. der sogenannten unegoistischen Handlungen eine falsche Ethik erbaut wird, dieser zu Gefallen dann wiederum Religion und mythologisches Unwesen zu Hülfe genommen werden und endlich die Schatten dieser trüben Geister auch in die Physik und gesamte Weltbetrachtung hineinfallen: erwägt man dies Alles, so sieht man ein, wie unbillig die gewöhnliche Unterschätzung der psychologischen Beobachtung ist: während eben die Oberflächlichkeit der psychologischen Beobachtung, also das Resultat jener Unterschätzung, dem menschlichen Denken und Urtheilen die gefährlichsten Fallstricke gelegt hat und fortwährend von Neuem legt. Woher nun diese Nichtachtung? Etwa weil auch dem leeren und eiteln Gesindel der Gesellschaft, männlichen oder weiblichen Geschlechts, gelegentlich solche Bemerkungen gelingen, weil man da in bestimmten Zeiten sich moralische Sentenzen im Carneval der geistreichen Gefallsucht als eine Art Confetti zuzuwerfen pflegte? — Aber der Unterschied ist eben außerordentlich, wenn ein streng wägender Denker den gleichen psychologischen Satz, der einmal auch in jenen Kreisen entdeckt worden ist, ausspricht und ihn mit dem Gepräge und Kopfbilde seiner Autorität versieht. Vielleicht thut jetzt, als Vorarbeit für alles zukünftige Philosophiren, nichts so noth, als Stein auf Stein, Steinchen auf Steinchen psychologische Arbeit zu häufen und tapfer jeder Mißachtung dieser Art Arbeit zu widerstreben. Zu welchen Entdeckungen wird eine spätere Generation, vermöge eines solchen Materials, kommen! — Freilich muß jener unehrliche Geist von diesem Gebiete fern gehalten werden, in dem z.B. Schleiermacher seine Schüler aufforderte, die psychologischen Thatsachen des religiösen Bewußtseins zu untersuchen: denn hier war es von vornherein auf die Erhaltung der Religion und auf das Fortbestehen der Theologie (welcher er eine neue Arbeit zuweisen wollte) abgesehen. — Wie es in der Natur keine Zwecke giebt und sie trotzdem Dinge von der höchsten Zweckmäßigkeit schafft, so wird auch die ächte Wissenschaft ohne Zwecke (Nutzen Wohlfahrt der Menschen) arbeiten, sondern ein Stück Natur werden, d.h. das Zweckmäßige (Nützliche) hier und da erreichen, ohne es gewollt zu haben.

[«]

23[115]

In den Eigenthümlichkeiten der indogermanischen Sprachen, welche sie gegen die Urmuttersprache abheben, hat man die zurückgelassenen Spuren der verlorenen Sprachen zu erkennen, welche ursprünglich die Völker hatten, die durch indogermanische Wanderstämme überfallen und besiegt wurden: und so daß die Sprache der Eroberer ebenfalls siegreich wurde und auf die Unterworfenen übergieng. Vielleicht im Accent und dergleichen blieb die alte Gewöhnung noch hängen und gieng auf die neu erlernte Sprache über.

[«]

23[116]

Dankbar gegen die Folgen. — Manche metaphysische und historische Hypothesen werden nur deshalb so stark vertheidigt, weil man so dankbar gegen ihre Folgen ist.

[«]

23[117]

Naturgenuss. — Bei einer Critik des Naturgenusses wird viel abzuziehn sein, was gar nicht auf aesthetische Erregung zurückgeht, z.B. bei Besteigung eines hohen Berges die Wirkung der dünnen leichten Luft, das Bewusstsein der besiegten Schwierigkeit, das Ausruhen, das geographische Interesse, die Absicht dasselbe schön zu finden was andere Leute schön fanden, der vorweggenommene Genuss, davon einmal zu erzählen.

[«]

23[118]

Es giebt Stellen im Nebensatz des Allegretto der Adur Symphonie, bei denen das Leben so angenehm hinschleicht wie die Minuten an einer Rosenhecke an Sommerabenden.

[«]

23[119]

Die Hoffnung ist der Regenbogen über den herabstürzenden jähen Bach des Lebens, hundertmal vom Gischt verschlungen und sich immer von neuem zusammensetzend, und mit zarter schöner Kühnheit ihn überspringend, dort wo er am wildesten und gefährlichsten braust.

[«]

23[120]

Unterschätzen wir auch die flacheren lustigen lachsüchtigen Weiber nicht, sie sind da zu erheitern, es ist viel zu viel Ernst in der Welt. Auch die Täuschungen auf diesem Gebiete haben ihren Honigseim. — Wenn die Frauen tüchtiger inhaltsreicher werden, so giebt es gar keine sichere Stätte für harmlose Thorheit auf der Welt mehr. Liebeshändel gehören unter die Harmlosigkeiten des Daseins.

[«]

23[121]

Ein socratisches Mittel. — Socrates hat Recht: man soll, um vom Eros nicht ganz unterjocht zu werden, sich mit den weniger schönen Weibern einlassen.

[«]

23[122]

Wenn sich einer an das Buchmachen gewöhnt hat, so zieht er seine vielleicht ganz hellen Gedanken so auseinander, daß sie schwerfällig und dunkel werden. So hat sich selbst Kant durch die Gelehrten-Manier des Büchermachens (welches ja sogar im herkömmlichen Urtheil als akademische Verpflichtung gilt) zu jener weitschweifigen Art der Mittheilung bestimmen lassen, welche bei ihm doppelt bedauerlich ist, weil es ihm (seiner akademischen Pflichten wegen) immer an Zeit gefehlt hat: er mußte während des Schreibens sich häufig erst wieder in seine Gedankenkreise eindenken. Hätte er sich begnügt, das in kürzester Form, in der Weise Hume's, mitzutheilen, was er vor dem Schreiben (vielleicht auf einem Spaziergange) in sich festgestellt hatte, so wäre der ganze Streit über das richtige Verständniß Kant's, der jetzt noch fortlebt, überflüssig gewesen.

[«]

23[123]

Frühzeitige Redefertigkeit schleift sich alle Gedanken zum sofortigen wirkungsvollen Gebrauche zurecht und ist deshalb leicht ein Hinderniß tiefen Erfassens und überhaupt einer gründlichen Einkehr in sich selbst. — Deshalb pflegen demokratische Staaten die Redefertigkeit auf den Schulen. —

[«]

23[124]

Erfahrene Menschen kehren ungern zu Gegenden, zu Personen zurück, die sie einst sehr geliebt haben. Glück und Trennung sollen an ihren Enden zusammengeknüpft werden: da trägt man den Schatz mit fort.

[«]

23[125]

Während Schopenhauer von der Welt der Erscheinung aussagt, dass sie in ihren Schriftzügen das Wesen des Dinges an sich zu erkennen gebe, haben strengere Logiker jeden Zusammenhang zwischen dem Unbedingten, der metaphysischen Welt und der uns bekannten Welt geleugnet: so dass in der Erscheinung eben durchaus nicht das Ding an sich erschiene. Von beiden Seiten scheint mir übersehen, dass es verschiedne irrthümliche Grundauffassungen des Intellectes sind, welche den Grund abgeben, weshalb Ding an sich und Erscheinung in einem unausfüllbaren Gegensatz zu stehen scheinen: wir haben die Erscheinung eben mit Irrthümern so umsponnen, ja sie so mit ihnen durchwebt, dass niemand mehr die Erscheinungswelt von ihnen getrennt denken kann. Also: die üblen, von Anfang an vererbten unlogischen Gewohnheiten des Intellectes haben erst die ganze Kluft zwischen Ding an sich und Erscheinung aufgerissen; diese Kluft besteht nur insofern unser Intellect und seine Irrthümer bestehen. Schopenhauer hinwiederum hat alle characteristischen Züge unserer Welt der Erscheinung — d.h. der aus intellectuellen Irrthümern herausgesponnenen und uns angeerbten Vorstellung von der Welt — zusammengelesen und statt den Intellect als Schuldigen anzuklagen, das Wesen der Dinge als Ursache dieses thatsächlichen Weltcharacters angeschuldigt. — Mit beiden Auffassungen wird eine Entstehungsgeschichte des Denkens in entscheidender Weise fertig werden: deren Resultat vielleicht auf diesen Satz hinauslaufen dürfte: das was wir jetzt die Welt nennen, ist das Resultat einer Menge von Irrthümern welche in der gesammten Entwicklung der organischen Wesen allmählich entstanden, in einander verwachsen und uns jetzt als aufgesammelter Schatz der ganzen Vergangenheit vererbt werden. Von dieser Welt als Vorstellung vermag uns die strenge Wissenschaft thatsächlich nur in geringem Maasse zu lösen, insofern sie die Gewalt uralter Gewohnheiten nicht zu brechen vermag: aber sie kann die Geschichte der Entstehung dieser Welt als Vorstellung aufhellen.

[«]

23[126]

Es ist wahr, niemals ist in Deutschland so viel philosophirt worden wie jetzt: selbst zur Zeit der höchsten Gewalt Hegel's über die deutschen Köpfe erschienen nicht annähernd so viele philosophische Schriften wie in den letzten 15 Jahren. Aber irre ich mich? Oder habe ich Recht zu vermuthen, daß eine große Gefahr in diesem Anzeichen liegt? Die Gattung des jetzt beliebten Philosophirens ist derart, daß sie als Symptom einer über Hand nehmenden Abneigung gegen exakte strenge methodische Studien erscheint. Es ist ein vergnügliches, unter Umständen geistreiches Herumwerfen der philosophischen Ideen-Fangbälle, welche jetzt fast für jedes Verständniß faßlich geworden sind; ein solches Spiel nimmt sich besser aus als das ermüdende Wälzen schwerer einzelner Probleme der Wissenschaft und giebt in der That eine gewisse Ausbildung zum geselligen und öffentlichen Effektmachen. — Ich wünschte mich zu irren.

[«]

23[127]

Wer vom Reiz der Gefahr spricht, kennt die Lust an der Emotion der Furcht an sich.

[«]

23[128]

Frauen in Colonien. — Die Achtung und Artigkeit, welche die Amerikaner den Frauen erweisen, ist vererbt aus jener Zeit, in der diese bedeutend in der Minderheit waren: sie ist eine Eigenthümlichkeit colonialer Staaten. Manches bei den Griechen erklärt sich hieraus. Ein Ausnahmefall: Colonisten viele Weiber antreffen, entsteht gewöhnlich ein Sinken der Schätzung der Weiber.

[«]

23[129]

Der hochentwickelte Mensch thut die Natürlichkeiten des Daseins wie Essen Trinken usw. einfach ab, ohne viel Reden und falsche Verschönerung, welche frühere Culturstufen lieben. Ebendahin gehört auch die Geselligkeit, die Ehe; auf alle solche Dinge fällt nicht mehr jener starke Accent, welchen andere Zeiten dafür haben. Gut, es mag „formloser“ sein, unschöner zum Ansehen, der religiöse Anschein ist von diesen Dingen gewichen und damit viel „Poesie“. Indessen diese Einbussen werden reichlich compensirt, vor allem viel Energie gespart, Zeit gespart (wie bei unserer Kleidung) und der ganze Sinn nicht auf diese Äusserlichkeiten gerichtet. Jemand der es in etwas zur Meisterschaft bringen will, erhebt sich zu einer vornehmen Art zu sein durch sein Ziel. — Wie wir in den Künsten durch Vergeistigung eine Menge des Hässlichen mit in’s Reich der Kunst hinübergetragen haben, so auch im Leben; man muss fühlen, was in diesen auf den ersten Blick unschönen Lebensformen pulsirt, welche neuen und höheren Gewalten, da erschliesst sich dem Blick eine höhere Schönheit.

[«]

23[130]

Es gehört zu den Eigenheiten des metaphysischen Philosophirens, ein Problem zu verschärfen und als unlösbar hinzustellen, es sei denn dass man ein Wunder als eine Lösung ansieht, z.B. das Wesen des Schauspielers in der Selbstentäusserung und förmlichen Verwandlung zu sehen: während das eigentliche Problem doch ist, durch welche Mittel der Täuschung es der Schauspieler dahin bringt, dass es so scheint, als wäre er verwandelt.

[«]

23[131]

Der denkende Geist bei Musikern ist gewöhnlich frisch, sie sind öfter geistreich als die Gelehrten; denn sie haben in der Ausübung ihrer Kunst das Mittel, dem reflektirenden Denken beinahe völlige Ruhe, eine Art Schlafleben zu verschaffen; deshalb erhebt sich dies so lustig und morgenfrisch, wenn der Musiker aufhört Musik zu machen. — Man täuscht sich mitunter darüber, weil vielfach die Bildung des Musikers zu gering ist und er nicht genug Stoff hat, an dem er Geist zeigen könnte. Eben so steht es mit <dem> denkenden Geist der Frauen.

[«]

23[132]

Wer in der deutschen Sprache Sentenzen bildet, hat die Schwierigkeit, daß sie gerade am Ende nicht scharf und streng abgeschliffen werden können, sondern daß Hülfszeitwörter hinterdrein stürzen wie Schutt und Gerümpel einem rollenden Steine. — Selbst der feinste Kopf ist nicht vermögend die Kunst der Sentenzen-Schleiferei gebührend zu würdigen, wenn er nicht auf diesem Gebiete selber gewetteifert hat. Man nimmt es ohne diese praktische Belehrung für leichter als es ist, man fühlt das Gelungene nicht scharf genug heraus; deshalb haben die Leser von Sentenzen ein verhältnißmäßig geringes Vergnügen an ihnen, ebenso wie die gewöhnlichen Betrachter von Kameen. Nur im Wetteifer lernt man das Gute kennen: so sollte man, um der Lust der Erkenntniß willen, wenigstens eine Wissenschaft eine Kunst wirklich ausüben, und vielleicht einen Roman, eine philosophische Betrachtung, eine Rede von Zeit zu Zeit ausarbeiten; — durch Nachdenken über seine eignen Erfahrungen begreift man dann auch die verwandten diesen Erfahrungen angrenzenden Gebiete — und erwirkt sich den Zugang zu vielen der besten Lustempfindungen.

[«]

23[133]

Man ist auch ungerecht, wenn man die großen Männer zu groß findet und die Dinge in der Welt zu tief. Wer dem Leben die tiefste Bedeutung geben will, umspinnt die Welt mit Fabeln; wir sind alle noch tief hinein verstrickt, so freisinnig wir uns auch vorkommen mögen. Es giebt eine starke Neigung, uralt angeboren, die Abstände zu übertreiben, die Farben zu stark aufzutragen, das Glänzende als das Wahrscheinlichere zu nehmen. Die Kraft zeigt sich vornehmlich in diesem allzuscharfen Accentuiren; aber die Kraft in der Mäßigung ist die höhere, Gerechtigkeit ist schwerer als Hingebung und Liebe. — Wenn ein Mörder nicht das Böse seiner Handlung anerkennen will und sich das Recht nimmt, etwas gut zu nennen, was alle Welt böse nennt, so löst er sich aus der Entwicklung der Menschen: müssen wir ihm dies Recht zugestehn? Wenn einer sogenannte schlechte Handlungen durch Loslösung von den hergebrachten Urtheilen und Aufstellung der Unverantwortlichkeit rechtfertigte, dürfen wir sagen: „nur rein theoretisch darf er so etwas aufstellen, nicht aber praktisch darnach handeln“? Oder: „als Denker hat er Recht, aber er darf nicht Böses thun“. In wie weit darf sich das Individuum lösen von seiner Vergangenheit? So weit es kann? Und wenn es einsieht, daß in dieser Vergangenheit falsche Urtheile, Rücksichten auf grobe Nützlichkeit wirkten? Daß der Heiligenschein um das Gute, der Schwefelglanz um das Böse dabei verschwindet? Wenn die stärksten Motive, aus der Ehre und Schande des Mitmenschen entnommen, nicht mehr wirken, weil er die Wahrheit diesem Urtheile entgegenstellen kann?

[«]

23[134]

Warum erdichtet man nicht ganze Geschichten von Völkern, von Revolutionen, von politischen Parteien? Weshalb rivalisirt der Dichter des Roman’s nicht mit dem Historiker? Hier sehe ich eine Zukunft der Dichtkunst.

[«]

23[135]

Ehemals definirte man, weil man glaubte, daß jedem Worte Begriffe eine Summe von Prädikaten innewohne, welche man nur herauszuziehn brauche. Aber im Worte steckt nur eine sehr unsichere Andeutung von Dingen: man definirt vernünftiger Weise nur, um zu sagen, was man unter einem Worte verstanden wissen will und überläßt es jedem, sich den Sinn eines Wortes neu abzugränzen: es ist unverbindlich.

[«]

23[136]

Die Schule der Erzieher entsteht auf Grund der Einsicht: daß unsere Erzieher selber nicht erzogen sind, daß das Bedürfniß nach ihnen immer größer, die Qualität immer geringer wird, daß die Wissenschaften durch die natürliche Zertheilung der Arbeitsgebiete bei dem Einzelnen die Barbarei kaum verhindern können, daß es kein Tribunal der Cultur giebt, welches von nationalen Interessen abgesehn die geistige Wohlfahrt des ganzen Menschengeschlechts erwägt: ein internationales Ministerium der Erziehung.

[«]

23[137]

Eine Sentenz ist im Nachtheil, wenn sie für sich steht; im Buche dagegen hat sie in der Umgebung ein Sprungbrett, von welchem man sich zu ihr erhebt. Man muß verstehen, unbedeutendere Gedanken um bedeutende herumzustellen, sie damit einzufassen, also den Edelstein mit einem Stoff von geringerem Werthe. Folgen Sentenzen hinter einander, so nimmt man unwillkürlich die eine als Folie der andern, schiebt diese zurück, um eine andere hervorzuheben, d.h. man macht sich ein Surrogat eines Buches.

[«]

23[138]

Da die Kunst immer seelenvoller wird, so bemerken die späteren Meister, daß die Kunstwerke der früheren Zeit ihnen nicht entsprechen und dies veranlaßt sie, da etwas nachzuhelfen und zu glauben daß es nur die technischen Bedingungen sind, welche damals den alten Meistern fehlten. So denkt Wagner, daß Beethoven besser d.h. seelenvoller instrumentirt haben würde, wenn die

Instrumente besser gewesen wären; namentlich aber in der Modifikation des Tempo’s, denkt er, daß jener, wie alle früheren, nur ungenügend in der Bezeichnung gewesen wäre. In Wahrheit ist die Seele aber noch nicht so zart bewegt, so lebendig in jedem Augenblick gewesen. Alle ältere Kunst war starr, steif; in Griechenland wie bei uns. Die Mathematik, die Symmetrie, der strenge Takt herrschten. — Soll man den modernen Musikern das Recht geben, ältere Werke mehr zu beseelen? — Ja; denn nur dadurch daß wir ihnen unsere Seele geben, leben sie noch fort. Wer die dramatische seelenvolle Musik kennt, wird Bach ganz anders vortragen, unwillkürlich. Hört er ihn anders vortragen, so versteht er ihn nicht mehr. Ist ein historischer Vortrag überhaupt möglich?

[«]

23[139]

Die Erfinder der indogermanischen Sprache waren wahrscheinlich der obersten Kaste zugehörig und benutzten die vorhandenen geringeren Sprachen. Eine hohe philosophische und dichterische Bildung sprach aus ihnen und bildete eine entsprechende Sprache; diese ist ein bewußtes Kunstprodukt; musikalisches dichterisches Genie gehörte dazu. Dann wurde es eine Dichter- und Weisensprache, verbreitete sich später über die nächsten Kasten und wanderte mit den Kriegerstämmen aus. Es war das kostbarste Vermächtniß der Heimat, das man zäh festhielt.

[«]

23[140]

Die Dichter, gemäß ihrer Natur, welche eben die von Künstlern d.h. seltsamen Ausnahmemenschen ist, verherrlichen nicht immer das, was von allen Menschen verherrlicht zu werden verdient, sondern ziehen das vor, was gerade ihnen als Künstlern gut erscheint. Ebenso greifen sie selten mit Glück an, wenn sie Satiriker sind. Cervantes hätte die Inquisition bekämpfen können, aber er zog es vor, ihre Opfer d.h. die Ketzer und Idealisten aller Art auch noch lächerlich zu machen. Nach einem Leben voller Unfälle und Mißwenden hatte er doch noch Lust zu einem litterarischen Hauptangriff auf eine falsche Geschmacksrichtung der spanischen Leser; er kämpfte gegen die Ritterromane. Unvermerkt wurde dieser Angriff unter seinen Händen zur allgemeinsten Ironisirung aller höheren Bestrebungen: er machte ganz Spanien, alle Tröpfe eingeschlossen, lachen und sich selber weise dünken: es ist eine Thatsache daß über kein Buch so gelacht wurde wie über den Don Quixote. Mit einem solchen Erfolge gehört er in die Decadence der spanischen Cultur, er ist ein nationales Unglück. Ich meine daß er die Menschen verachtete und sich nicht ausnahm; oder macht er sich nicht nur lustig wenn er erzählt wie man am Hofe des Herzogs mit dem Kranken Possen trieb? Sollte er wirklich nicht über den Ketzer auf dem Scheiterhaufen noch gelacht haben? Ja, er erspart seinem Helden nicht einmal jenes fürchterliche Hellwerden über seinen Zustand, am Schlusse des Lebens: wenn es nicht Grausamkeit ist, so ist es Kälte, Hartherzigkeit, welche ihn eine solche letzte Scene schaffen heiß, Verachtung gegen die Leser, welche wie er wußte auch durch diesen Schluß nicht in ihrem Gelächter gestört wurden.

[«]

23[141]

Alle urspr<ünglich> starre, peinliche Empfindung wird allmählich angenehm. Aus Zwang wird Gewohnheit, daraus Sitte, endlich Tugend mit Lust verbunden. Aber die Menschen, welche diese letzte Stufe erreicht haben, wollen nichts davon wissen, daß ihre fernen Vorfahren den Weg begonnen haben.

[«]

23[142]

Der Mensch erstrebt mitunter eine Emotion an sich, und benutzt Menschen nur als Mittel. Am stärksten in der Grausamkeit. Aber auch in der Lust am Tragischen ist etwas davon (Goethe fand diesen Sinn für das Grausame bei Schiller). In der dramatischen Kunst überhaupt will der Mensch Emotionen, z.B. des Mitleides, ohne helfen zu müssen. Man denke an Seiltänzer, Gaukler. — Die Leidenschaften gewöhnen den Menschen an sich: deshalb haben sehr leidenschaftliche Völker z.B. Griechen und Italiäner solches Vergnügen an der Kunst der Leidenschaft, der Emotion an sich; ohne diese haben sie Langeweile.

[«]

23[143]

Die Empfindung kann nicht gleich und auf einer Höhe bleiben, sie muß wachsen oder abnehmen. Die Verehrung der griechischen Polis summirte sich zu einer unendlichen Summe auf, endlich vermochte das Individuum diese Last nicht mehr zu tragen.

[«]

23[144]

Es ist nach Art der unwissenschaftlichen Menschen, irgend eine Erklärung einer Sache keiner vorzuziehn, sie wollen von der Enthaltung nichts wissen.

[«]

23[145]

Der gut befähigte Mensch erlebt mehrenmal den Zustand der Reife, insofern er verschiedene Culturen durchlebt und im Verstehen und Erfassen jeder einzelnen einmal einen Höhepunkt erreicht: und so kann ein Mensch in sich den Inhalt von ganzen Jahrhunderten vorausfühlen: weil der Gang, den er durch die verschiedenen Culturen macht, derselbe ist, welchen mehrere Generationen hinter einander machen. — So hat er auch mehrenmal den Zustand der Unreife, der perfecten Blüthe, der Überreife: diese ganze Stufenleiter macht er vielleicht erst einmal als religiöser, dann wieder als künstlerischer und endlich wissenschaftlicher Mensch durch.

[«]

23[146]

Man verwundert sich immer von Neuem, wie Shakespeare im Stande gewesen sei, seine Helden jedesmal so passend, so gedankenreich reden zu lassen, so daß sie Sentenzen äußern, welche an sich bedeutend aber doch auch wiederum ihrem Charakter entsprechend lauten? Da vermuthet man wohl, um es zu erklären, daß solche Gespräche ein Mosaik von gelegentlich gefundenen Einzelsätzen seien. Dieser Vermuthung möchte ich entgegnen, daß es bei dem Dramatiker eine fortwährende Gewöhnung giebt, jede Bemerkung nur dem Charakter einer bestimmten Person gemäß, im Verhältniß zu einer Situation zu erfinden: eine Gewohnheit welche eben eine ganz andere als die unsere ist: die Bemerkung ihrer Wahrheit halber zu machen, ganz abgesehn von Person und Situation. Aber auch wir fragen uns mitunter: „was würdest du sagen, wenn du dies erlebtest?“ An dieses hypothetische Reden ist der Dramatiker gewöhnt, es ist seine Natur geworden, immer unter solchen Voraussetzungen seine Gedanken zu erfinden.

[«]

23[147]

Wie alte sinnreiche religiöse Zeremonien zuletzt als abergläubische unverstandene Prozeduren übrigbleiben, so wird die Geschichte überhaupt, wenn sie nur noch gewohnheitsmäßig fortlebt, dem magischen Unsinn oder <der> carnevalistischen Verkleidung ähnlich. Die Sonne, welche bei der Verkündigung der Infallibilität auf den Papst leuchten sollte, die Taube, welche dabei fliegen sollte, erscheinen jetzt als bedenkliche Kunststückchen, welche nur auf Täuschung absehen; aber die alte Cultur ist voll davon, und die ganze Unterscheidung, wo die Täuschung beginnt, gar nicht gemacht. Jetzt bewegte sich in Neapel ein katholischer prunkhafter Leichenwagen mit Gefolge in einer der Nebengassen, während in unmittelbarer Entfernung der Carneval tobte: alle die bunten Wagen, welche die Kostüme und den Prunk früheren Culturen nachmachten. Aber auch jener Leichenzug wird irgendwann einmal ein solcher historischer Carnevalszug sein; die bunte Schale bleibt zurück und ergötzt, der Kern ist entflohn oder es hat sich wie in den Kunstgriffen der Priester zur Erweckung des Glaubens die betrügerische Absicht hinein versteckt.

[«]

23[148]

Das Alterthum ist im Ganzen das Zeitalter des Talents zur Festfreude. Die tausend Anlässe sich zu freuen waren nicht ohne Scharfsinn und großes Nachdenken ausfindig gemacht; ein guter Theil der Gehirnthätigkeit, welche jetzt auf Erfindung von Maschinen, auf Lösung der wissenschaftlichen Probleme gerichtet ist, war damals auf die Vermehrung der Freudenquellen gerichtet: die Empfindung, die Wirkung sollte in's Angenehme umgebogen werden, wir verändern die Ursachen des Leidens, wir sind prophylaktisch, jene palliativisch. — Unsere Feste werden billigerweise Cultur-Feste und im Ganzen selten.

[«]

23[149]

Wir haben ein Vergnügen an der kleinen Bosheit, weil sie uns so wenig schadet z.B. am Sarkasmus; ja wenn wir uns völlig geschützt fühlen, so dient uns selbst die große Bosheit (etwa in dem giftigen Geifer eines Pamphletes) zum Behagen; denn sie schadet uns nicht und nähert sich dadurch der Wirkung des Komischen, — das überrascht, ein wenig erschreckt und doch nicht Schaden anstiftet.

[«]

23[150]

Die Kunst gehört nicht zur Natur, sondern allein zum Menschen. — In der Natur giebt es keinen Ton, diese ist stumm; keine Farbe. Auch keine Gestalt, denn diese ist das Resultat einer Spiegelung der Oberfläche im Auge, aber an sich giebt es kein Oben und Unten, Innen und Außen. Könnte man anders sehen, als vermöge der Spiegelung, so würde man nicht von Gestalten reden, sondern vielleicht in's Innre sehen, so daß der Blick ein Ding allmählich durchschnitte. Die Natur, von welcher man unser Subjekt abzieht, ist etwas sehr Gleichgültiges, Uninteressantes, kein geheimnißvoller Urgrund, kein enthülltes Welträthsel; wir vermögen ja durch die Wissenschaft vielfach über die Sinnesauffassung hinaus zu kommen, z.B. den Ton als eine zitternde Bewegung zu begreifen; je mehr wir die Natur entmenschlichen, um so leerer bedeutungsloser wird sie für uns. — Die Kunst beruht ganz und gar auf der vermenschlichten Natur, auf der mit Irrthümern und Täuschungen umsponnenen und durchwebten Natur, von der keine Kunst absehen kann; <sie> erfaßt nicht das Wesen der Dinge, weil sie ganz an das Auge und das Ohr angeknüpft ist. Zum Wesen führt nur der schließende Verstand. Er belehrt uns z.B. <daß> die Materie selbst ein uraltes eingefleischtes Vorurtheil ist, daher stammend daß das Auge Spiegelflächen sieht und das menschliche Tastorgan sehr stumpf ist: wo man nämlich widerstrebende Punkte fühlt, so construirt man sich unwillkürlich widerstrebende continuirliche Ebenen (welche aber nur in unserer Vorstellung existiren), unter der angewöhnten Illusion des spiegelnden Auges, welches im Grunde eben auch nur ein grobes Tastorgan ist. Ein Ball von elektrischen Strömungen, welche an bestimmten Punkten umkehren, würde sich als etwas Materielles, als ein festes Ding anfühlen: und das chemische Atom ist ja eine solche Figur, welche von den Endpunkten verschiedener Bewegungen umschrieben wird. Wir sind jetzt gewöhnt, Bewegtes und Bewegung zu scheiden; aber wir stehen damit unter dem Eindrucke uralter Fehlschlüsse: das bewegte Ding ist erdichtet, hineinphantasirt, da unsere Organe nicht fein genug sind, überall die Bewegung wahrzunehmen und uns etwas Beharrendes vorspiegeln: während es im Grunde kein „Ding“, kein Verharrendes giebt.

[«]

23[151]

Da die neue Erziehung den Menschen eine viel größere Gehirnthätigkeit zumuthet, so muß die Menschheit viel energischer nach Gesundheit ringen, um nicht eine nervös überreizte, ja verrückte Nachkommenschaft zu haben (denn sonst wäre eine Nachwelt von Verrückten und Überspannten sehr wohl möglich — wie die überreifen Individuen des späteren Athen’s mitunter in das Irrsinnige hineinspielen): also durch Paarung gesunder Eltern, richtige Kräftigung der Weiber, gymnastische Übungen, die so sehr gewöhnlich und begehrt sein müssen wie das tägliche Brod, Prophylaxis der Krankheiten, rationelle Ernährung, Wohnung, überhaupt durch Kenntnisse der Anatomie usw.

[«]

23[152]

Das Christenthum sagt „es giebt keine Tugenden, sondern Sünden“. Damit wird alles menschliche Handeln verleumdet und vergiftet, auch das Zutrauen auf Menschen erschüttert. Nun sekundirt ihm noch die Philosophie in der Weise La Rochefoucauld’s, sie führt die gerühmten menschlichen Tugenden auf geringe und unedle Beweggründe zurück. Da ist es eine wahre Erlösung zu lernen, daß es an sich weder gute noch böse Handlungen giebt, daß in gleichem Sinne wie der Satz des Christenthums auch der entgegengesetzte des Alterthums aufgestellt werden kann „es giebt keine Sünden, sondern nur Tugenden“ d.h. Handlungen nach dem Gesichtspunkte des Guten (nur daß das Urtheil über gut verschieden ist). Jeder handelt nach dem ihm Vortheilhaften, keiner ist freiwillig böse d.h. sich schädigend. Es ist ein großer Fortschritt zu lernen, daß alles Moralische nichts mit dem Ding an sich zu thun hat, sondern „Meinung“ ist, in das Bereich des sehr veränderlichen Intellekts gehört. Freilich: wie sich unser Ohr den Sinn für Musik geschaffen hat (der ja auch nicht an sich existirt), so haben wir als hohes Resultat der bisherigen Menschheit den moralischen Sinn. Er ist aber nicht auf logische Denkgesetze und auf strenge Naturbeobachtung gegründet, sondern wie der Sinn für die Künste auf mancherlei falsche Urtheile und Fehlschlüsse. Die Wissenschaft kann nicht umhin, dies unlogische Fundament der Moral aufzudecken, wie sie dies bei der Kunst thut. Vielleicht schwächt sie auf die Dauer diesen Sinn damit etwas ab: aber der Sinn für Wahrheit ist selber eine der höchsten und mächtigsten Effloreszenzen dieses moralischen Sinnes. Hier liegt die Compensation.

[«]

23[153]

Barbarisirende Wirkung der Abstraktion und Sublimation bei Gelegenheit des Aristotelis<mus> in der Wissenschaft.

[«]

23[154]

Wenn man an die höhere Nützlichkeit, an ökumenische Zwecke bei dem Wort Moral denkt, so ist im Handel mehr Moralität enthalten, als im Leben nach jener

Kantischen Aufforderung „thue das was du willst daß dir gethan werde“ oder im christlichen Wandel nach der Richtschnur des Wortes: „liebe den Nächsten um Gottes willen“. Der Satz Kant’s ergiebt eine kleinbürgerliche Privat-Achtbarkeit der Sitte und steht im Gegensatz zu ökumenischen Zwecken: von deren Existenz er nicht einmal einen Begriff hat. Wie wenig geforderte Liebe überhaupt zu bedeuten hat, namentlich aber eine Liebe dieser indirekten Art, wie die christliche Nächstenliebe, das hat die Geschichte des Christenthums bewiesen: welche im Gegensatz zu den Folgen der buddhaistischen, reisessenden Moral durchweg gewaltsam und blutig ist. Und was heißt es überhaupt: „ich liebe den Mitmenschen um Gottes Willen!“ Ist es mehr als wenn jemand sagt „ich liebe alle Polizeidiener, um der Gerechtigkeit willen“ oder was ein kleines Mädchen sagte: „ich liebe Schopenhauer, weil Großvater ihn gern hat: der hat ihn gekannt“?

[«]

23[155]

Durch gewisse Ansichten über die Dinge ist das Pathos der Empfindung in die Welt gekommen, nicht durch die Dinge selbst: z.B. alles, was Faust in der ersten Scene als Ursache seiner Leiden angiebt, ist irrthümlich, nämlich auf Grund metaphysischer Erdichtungen erst so bedeutungsschwer geworden: könnte er dies einsehen, so würde das Pathos seiner Stimmung fehlen.

[«]

23[156]

(Aus der Vorrede)

Nachdem ich von Jahr zu Jahr mehr gelernt habe, wie schwierig das Finden der Wahrheit ist, bin ich gegen den Glauben, die Wahrheit gefunden zu haben mißtrauisch geworden: er ist ein Haupthinderniß der Wahrheit. Wenn doch alle die, welche so groß von ihrer Überzeugung dachten, Opfer aller Art ihr brachten, ja Ehre Leib und Leben in ihrem Dienste nicht schonten, nur die Hälfte ihrer Kraft der Untersuchung gewidmet hätten, mit welchem Rechte sie an der oder jener Überzeugung hiengen, auf welchem Wege sie zu ihr gekommen seien: wie friedfertig sähe die Geschichte der Menschheit aus! Wie viel mehr des Erkannten würde es geben! Alle die grausamen Scenen, die Verfolgung der Ketzer wären uns aus zwei Gründen erspart geblieben: einmal weil die Inquisitoren vor allem in sich selbst inquirirt hätten und über die Anmaaßung, die absolute Wahrheit zu vertheidigen, hinausgekommen wären; sodann weil die Ketzer selber so schlecht begründeten Sätzen, wie die Sätze aller religiösen Rechtgläubigen und Ketzer sind, keine weitere Theilnahme geschenkt hätten, nachdem sie gründlich dieselben untersucht hätten.

Nun habe ich diesmal ein Thema vor mir, welches vielleicht das Wichtigste der Menschheit ist — denn was ist nicht durch Erziehung entstanden, stark geworden, gut und schlecht? — zudem läßt es sich in großem Maaßstabe erst behandeln, nachdem die Ungläubigkeit zur herrschenden Gesinnung geworden ist. Da möchte ich nun namentlich die feurigen überzeugungsdürstigen Jünglinge warnen, nicht sofort meine Lehren wie eine Richtschnur für das Leben zu betrachten, sondern als wohl zu erwägende Thesen, mit deren praktischer Einführung die Menschheit so lange warten mag, als sie sich gegen Zweifel und Gründe nicht hinreichend geschützt haben. Überdies ist mir die Weisheit nicht vom Himmel gefallen, denn ich bin kein „Genie“, habe keine intuitiven Einblicke durch ein Loch im Mantel der Erscheinung. Schopenhauer mag das warnende Beispiel sein: er hat in allen Punkten, derentwegen er sich für ein „Genie“ hielt, Unrecht.

[«]

23[157]

Das Leben wird leicht und angenehm durch eine rücksichtslose Befreiung des Geistes, welche versuchsweise einmal an allen den Vorstellungen rüttelt, welche das Leben so belastet, so unerträglich machen: so daß man, um die Freude dieser Entlastung zu haben, das einfachste Leben vorzieht, welches uns diese Freude ermöglicht.

[«]

23[158]

Paul Winkler 1685 „der Mensch ist so lange weise als er die Wahrheit sucht; wenn er sie aber gefunden haben will, wird er ein Narr“.

[«]

23[159]

Lesern meiner früheren Schriften will ich ausdrücklich erklären, daß ich die metaphysisch-künstlerischen Ansichten, welche jene im Wesentlichen beherrschen, aufgegeben habe: sie sind angenehm, aber unhaltbar. Wer sich frühzeitig erlaubt öffentlich zu sprechen, ist gewöhnlich gezwungen, sich bald darauf öffentlich zu widersprechen.

[«]

23[160]

Zum Schluß.

Ich will weise werden bis zum 60. Jahre und erkenne dies als ein Ziel für Viele. Eine Menge von Wissenschaft ist der Reihe nach anzueignen und in sich zu verschmelzen. Es ist das Glück unseres Zeitalters, daß man noch eine Zeitlang in einer Religion aufwachsen kann und, in der Musik, einen ganz echten Zugang zur Kunst hat; das wird späteren Zeiten nicht mehr so gut zu Theil werden. Mit Hülfe dieser persönlichen Erfahrungen kann man ungeheure Strecken der Menschheit erst verstehen: was wichtig ist, weil alle unsere Cultur auf diesen Strecken ruht. Man muß Religion und Kunst verstehen — sonst kann man nicht weise werden. Aber man muß über sie hinaus sehen können; bleibt man darin, so versteht man sie nicht. Ebenso ist die Metaphysik eine Stufe, auf der man gestanden haben muß. Ebenso die Historie und das Relativische. Man muß in großen Schritten dem Gang der Menschheit als Individuum nachgehen und über das bisherige Ziel hinauskommen.

Wer weise werden will, hat ein individuelles Ziel, in welchem alles Erlebte, Glück Unglück Unrecht usw., als Mittel und Hülfe aufgeht. Überdies kommt das menschliche Leben da in die richtige Gestalt, denn der alte Mensch erreicht das Ziel seiner ganzen Natur nach am leichtesten. Das Leben verläuft auch interessant, das Thema ist sehr groß und nicht zu zeitig zu erschöpfen. — Die Erkenntniß selbst hat kein Ziel weiter.

[«]

23[161]

Die sittliche Reinheit der Menschen ist durch einige falsche Vorstellungen mehr gefördert worden als es die Wahrheit zu thun vermöchte. Daß ein Gott das Gute wolle, daß der Leib zu besiegen sei, um die Seele frei zu machen, daß Verantwortlichkeit für alle Handlungen und Gedanken existire, das hat die Menschheit hochgehoben und verfeinert. Allein schon die Aufstellung des „Guten“!

[«]

23[162]

In dem vorlitterarischen Zeitalter muß die höhere Intelligenz sich ganz anders dargestellt haben als im litterarischen: der Einzelne, durch keine schriftliche Tradition mit den früheren Weisen verbunden und an die Bedingtheit des Erkennens gemahnt, durfte sich fast für übermenschlich nehmen. Der Weise verliert immer mehr an Würde.

[«]

23[163]

Wenn Worte einmal da sind, so glauben die Menschen, es müsse ihnen etwas entsprechen z.B. Seele Gott Wille Schicksal usw.

[«]

23[164]

Das sogenannte metaphysische Bedürfniß ist eine Gegeninstanz gegen die Wahrheit irgend einer Metaphysik. Der Wille commandirt.

[«]

23[165]

Der Vortheil, den der reine Mensch seinen Mitmenschen bringt, liegt in dem Vorbild, das er giebt: dadurch entreißt er sie ihrem wilden Dämon, wenn auch nur auf Augenblicke. — Es kommt sehr viel auf die Augenblicke an.

[«]

23[166]

Die edleren Motive sind die complicirten; alle einfachen Motive stehen ziemlich niedrig. Es ist wie bei den einfachen und complicirten Organismen. Die Länge und Schwierigkeit des ganzen Wegs wirft den Schein des Großen und Hohen auf den, welcher ihn geht.

[«]

23[167]

Wenn die Menschen nicht für Götter Häuser gebaut hätten, so läge die Architektur noch in der Wiege. Die Aufgaben, welche der Mensch sich auf Grund falscher Annahmen stellte (z.B. Seele loslösbar vom Leibe), haben zu den höchsten Culturformen Anlaß gegeben. Die „Wahrheiten“ vermögen solche Motive nicht zu geben.

[«]

23[168]

Will man über Kunst Erfahrungen machen, so mache man einige Kunstwerke, es giebt keinen anderen Weg zum aesthetischen Urtheil. Die meisten Künstler selbst sind dadurch allein nützlich, daß sie das Bewußtsein der großen Meister gewinnen, festhalten und übertreiben: also gleichsam als wärmeleitende Medien. Einige Novellen, einen Roman, eine Tragödie — das kann man machen, ohne mit seinen Hauptbeschäftigungen Schiffbruch zu leiden; auch soll man solcherlei keineswegs drucken. Überhaupt soll man lernen, mannichfach productiv zu sein: es ist das Hauptkunststück, um in vielen Dingen weise zu werden.

[«]

23[169]

Es ist eine Stufe der Cultur, das Große und Extreme zu schätzen, den großen Menschen, die stärkste Produktivität, das wärmste Herz. Aber um die Welt zu begreifen, muß man zur höheren Stufe kommen, daß das Kleine und Unscheinbare wichtiger in seinen Wirkungen ist z.B. die gebundenen Geister usw.

[«]

23[170]

Der günstigste Zeitpunkt dafür, daß ein Volk die Führerschaft in wissenschaftlichen Dingen übernimmt, ist der, in welchem genug Kraft Zähigkeit Starrheit dem Individuum vererbt werden, um ihm eine siegreiche frohe Isolation von den öffentlichen Meinungen zu ermöglichen: dieser Zeitpunkt ist jetzt wieder in England eingetreten, welches unverkennbar in Philosophie Naturwissenschaft Geschichte, auf dem Gebiete der Entdeckungen und der Culturverbreitung gegenwärtig allen Völkern vorangeht. Die wissenschaftlichen Größen verhandeln da mit einander wie Könige, welche sich zwar alle als Verwandte betrachten, aber Anerkennung ihrer Unabhängigkeit voraussetzen. In Deutschland glaubt man dagegen alles durch Erziehung Methoden Schulen zu erreichen: zum Zeichen dafür, daß es an Charakteren und bahnbrechenden Naturen mangelt, welche zu allen Zeiten für sich ihre Straße gezogen sind. Man züchtet jene nützlichen Arbeiter, welche mit einander, wie im Takte, arbeiten und denen das Pensum in jenen Zeiten schon vorgeschrieben worden ist, als Deutschland, vermöge seiner originalen Geister, die geistige Führerschaft Europa’s innehatte: also um die Wende des vorigen Jahrhunderts.

[«]

23[171]

Die Mängel des Stils geben ihm bisweilen seinen Reiz. — Alexander von Humboldt’s Stil. Die Gedanken haben etwas Unsicheres, soweit es sich nicht um Mittheilung von Facta handelt. Dazu ist alles in die Höhe gehoben und durch ausgewählte schöne Worte mit Glanz überzogen: die langen Perioden spannen es aus. So erzeugt dieser Stil als Ganzes eine Stimmung, einen Durst, man macht die Augen klein, weil man gar zu gern etwas Deutliches sehen möchte, schwimmt in anreizender Verklärung in der Ferne: wie eine jener welligen Luftspiegelungen, welche dem Müden Durstenden ein Meer eine Oase ein Wald zu sein scheinen (vor die Sinne führen).

[«]

23[172]

Eine neue Darstellung der Kunstlehre hat davon auszugehen, dass der Mensch sich an allen Gemüthserregungen an sich, eben als Emotionen, erfreut, auch den schmerzlichsten: er will den Rausch. Die Kunst erregt ihn spielend zu Schmerz Thränen Zorn Begierde, aber ohne die praktischen schlimmen Folgen: doch giebt es auch Menschen, welche selbst jene Folgen mit hinnehmen, nur um die Emotion zu haben (der Grausame).

[«]

23[173]

Schopenhauer hat leider in dem Begriff „intuitive Erkenntniss“ die schlimmste Mystik eingeschmuggelt, als ob man vermöge derselben einen unmittelbaren Blick auf das Wesen der Welt, gleichsam durch ein Loch im Mantel der Erscheinung hätte und als ob es bevorzugte Menschen gäbe, welche, ohne die Mühsal und Strenge der Wissenschaft, vermöge eines wunderbaren Seherauges etwas Endgültiges und Entscheidendes über die Welt mitzutheilen vermöchten. Solche Menschen giebt es nicht: und das Wunder wird auch für den Bereich der Erkenntniss fürderhin keinen Gläubigen mehr finden.

[«]

23[174]

Die ausgeschlüpfte Seidenraupe schleppt eine Zeitlang die leere Puppe noch nach sich; Gleichniss.

[«]

23[175]

Neigung und Abneigung unvernünftig. — Wenn Neigung oder Abneigung die Zähne erst eingebissen haben, so ist es schwer loszukommen, wie wenn eine Schildkröte sich in einen Stock verbissen hat. Die Liebe, der Hass und die Schildkröte sind dumm.

[«]

23[176]

Beim unegoistischen Triebe ist die Neigung zu einer Person das Entscheidende (wenn es die Lust am Mitleid nicht ist und ebensowenig die Abwehr der Unlust, welche wir beim Anblick des Leidens fühlen). Aber die Neigung macht einen solchen Vorgang doch nicht moralisch? Ist denn alles Interessirtsein für etwas ausser uns Gelegenes moralisch? — Auch alles sachliche Interesse (bei Kunst und Wissenschaft) gehört in’s Bereich des Unegoistischen — aber auch des Moralischen?

[«]

23[177]

Philosophie nicht religiös aufzufassen. — Eine Philosophie mit religiösen Bedürfnissen erfassen heisst sie völlig missverstehen. Man sucht einen neuen Glauben, eine neue Autorität — wer aber Glaube und Autorität will, der hat es an den hergebrachten Religionen bequemer und sicherer.

[«]

23[178]

Es war Abend, Tannengeruch strömte heraus, man sah hindurch auf graues Gebirge, oben schimmerte der Schnee. Blauer beruhigter Himmel darüber aufgezogen. — So etwas sehen wir nie, wie es an sich ist, sondern legen immer eine zarte Seelenmembrane darüber — diese sehen wir dann. Vererbte Empfindungen, eigne Stimmungen werden bei diesen Naturdingen wach. Wir sehen etwas von uns selber — insofern ist auch diese Welt unsere Vorstellung. Wald Gebirge, ja das ist nicht nur Begriff, es ist unsere Erfahrung und Geschichte, ein Stück von uns.

[«]

23[179]

Aberglaube. — Menschen in grosser Erregung sind am abergläubischsten. Die Wiederherstellung der Religionen liegt in Perioden grosser Erschütterung und Unsicherheit. Wo alles weicht, greift man nach dem Strickwerk der Illusionen des Jenseits.

[«]

23[180]

Das sterbende Kind. — Man giebt einem Kinde, das sterben muss, alles, was es will, Zuckerbrod — was thut es wenn es sich den Magen verdirbt? — Und sind wir nicht alle in der Lage eines solchen Kindes? —

[«]

23[181]

Eine Prozession am Frohnleichnamsfest, Kinder und alte Männer brachten mich zum Weinen. Warum? — Abends Klavierspiel heraus aus dem Irrenhause.

[«]

23[182]

Sollten nicht Viele welche ehrgeizig sind, im Grunde nur die Emotion suchen, die mit ehrgeizigen Bestrebungen verbunden ist? Man kann solche Empfindung hemmen ersticken oder gross wachsen machen; letzteres thun die Emotionsbedürftigen. Viele suchen ja sich zu ärgern — so weit geht jenes Bedürfniss der Emotion.

[«]

23[183]

Aus der Furcht erklärt sich zumeist die Rücksicht auf fremde Meinungen; ein guter Theil der Liebenswürdigkeit (des Wunsches nicht zu missfallen) gehört hierher. So wird die Güte der Menschen, mit Hülfe der Vererbung, durch die Furcht grossgezogen.

[«]

23[184]

Nutzen der z<urückgebliebenen> St<andpuncte>. — Die zurückgebliebenen Standpuncte (politische sociale, oder ganze Typen bei Künstlern, Metaphysikern) sind ebenso nöthig als die fortschreitenden Bewegungen: sie erzeugen die nöthige Reibung und sind für die neuen Bestrebungen Kraftquellen.

[«]

23[185]

Glaube versetzt Berge. — Ein interessanter Aberglaube ist es, dass der Glaube Berge versetzen könne, dass ein gewisser hoher Grad von Fürwahrhalten die Dinge gemäss diesem Glauben umgestaltet, dass der Irrthum zur Wahrheit wird, wenn nur kein Gran Zweifel dabei ist: d.h. die Stärke des Glaubens ergänzt die Mängel des Erkennens; die Welt wird so, wie wir sie uns vorstellen.

[«]

23[186]

Liebe und Hass nicht ursprüngliche Kräfte. — Hinter dem Hassen liegt das Fürchten, hinter dem Lieben das Bedürfen. Hinter Fürchten und Bedürfniss liegt Erfahrung (Urtheilen und Gedächtniss). Der Intellekt scheint älter zu sein als die Empfindung.

[«]

23[187]

Erweiterung der Erfahrung. — Es giebt Fälle, wo Träume den Kreis unserer Erfahrung wirklich bereichern: wer wüsste, ohne Träume, wie es einem Schwebenden zu Muthe ist?

[«]

23[188]

Sehnsucht nach dem Tode. — Wie der Seekranke vom Schiff in erstem Morgengrauen nach der Küste zu späht, so sehnt man sich oft nach dem Tode — man weiss, dass man den Gang und die Richtung seines Schiffes nicht verändern kann.

[«]

23[189]

Traurigkeit und Sinnenlust. — Warum ist der Mensch im Zustand der Trauer geneigter sich sinnlichen Vergnügungen blindlings zu überlassen? Ist es das Betäubende in ihnen, was er begehrt? Oder Bedürfniss von Emotion um jeden Preis? — Sancho Pansa sagt „wenn der Mensch sich zu sehr der Traurigkeit überlässt, wird er zum Thier“.

[«]

23[190]

Wenn Richard Wagner Beethoven zum Vortrag bringt, so versteht es sich von selber, daß Wagner's Seele durch Beethoven hindurch klingen wird und daß Tempo Dynamik Ausdeutung einzelner Phrasen Dramatisirung des Ganzen Wagnerisch und nicht Beethovenisch ist. Wer daran Ärgerniß nehmen will, dem ist es zu gönnen; Beethoven selbst aber würde gesagt haben „es ist ich und du, aber es klingt gut zusammen; so sollte es immer sein". Dagegen wenn die Kleinmeister Beethoven vortragen, so wird Beethoven etwas von der Seele der Kleinmeister annehmen — denn der Duft der Seele hängt sich sofort an die Musik und läßt sich nicht von ihr fortblasen. — Ich fürchte, Beethoven hätte keine Freude daran und sagte „das ist ich und nicht-ich, hol's der Teufel!"

[«]

23[191]

Der Philolog ist der, welcher lesen und schreiben kann, der Dichter der, welcher nach der deutlichen Wortableitung und gemäß der Historie „diktiren" mußte, da er nicht lesen und schreiben kann. Man kann aus diesem Gegensatz des Lese-Schriftgelehrten und des Dichters viel wichtige Dinge ableiten.

[«]

23[192]

Nicht nur in dem Verhalten des Staates, welcher straft um abzuschrecken, sondern im Verhalten jedes Einzelnen, der lobt oder tadelt, wird der Grundsatz „der Zweck heiligt das Mittel" befolgt: denn tadeln hat ebenfalls nur Sinn, als Mittel abzuschrecken und förderhin als Motiv zu wirken; loben will antreiben, zum Nachmachen auffordern: insofern aber beides gethan wird als ob es einer geschehenen Handlung gelte, so ist die Lüge, der Schein bei allem Loben und Tadeln nicht zu vermeiden; sie sind eben das Mittel, welches vom höheren Zwecke geheiligt wird. Vorausgesetzt freilich, daß alle, sowohl die Tadelnden als die Getadelten, von der Lehre der völligen Unverantwortlichkeit und Schuldlosigkeit überzeugt sind, so wirkt der Tadel nicht mehr, es sei denn daß die Gewohnheit, namentlich die der Eitelkeit und Ehrsucht stärker bliebe als alle durch Lehren beigebrachte Überzeugungen.

[«]

23[193]

Ach, wenn die Mittelmäßigen eine Ahnung hätten, wie sicher ihre Leistungen von den Oligarchen des Geistes — welche zu jeder Zeit leben — als mittelmäßig empfunden werden! Nicht der größte Erfolg bei der Masse würde sie trösten.

[«]

23[194]

Motto:

Tanz der Gedanken, es führt
eine der Grazien dich:
o wie weidest den Sinn du mir! —
Weh! Was seh' ich! Es fällt
Larve und Schleier der Führerin
und voran dem Reigen
schreitet die grause Nothwendigkeit.

Rosenlauibad
Juni 1877
August 1877

[«]

23[195]

Und wenn der Urheber dieses Buches sich fragt, zu wessen Vortheil er seine Aufzeichnungen gemacht zu haben wünscht, so ist er unbescheiden genug, geradezu denjenigen Denker zu nennen, welcher als Verfasser jener Schrift über den

Ursprung der moralischen Empfindungen ein Besitzrecht auf die angrenzenden Gebiete seines wissenschaftlichen Bezirks sich erworben hat und der seinen Untersuchungen jenen entscheidenden auch dieses Buch beherrschen<den> Gedanken vorangestellt hat. Dieser Satz, hart und schneidig gemacht unter dem Hammerschlag der historischen Erkenntniß, kann vielleicht einmal als die Axt dienen, welche dem „metaphysischen Bedürfnisse der Menschen“ an die Wurzel gelegt werden soll: und in sofern würde er zu den folgenreichsten Sätzen der menschlichen Erkenntniß gehören.

[«]

23[196]

Reisebuch
unterwegs zu lesen.

Vorrede, — — —

Menschen, welche sehr viel innerhalb eines bestimmten Berufes arbeiten, behalten ihre allgemeinen Ansichten über die Dinge der Welt fast unverändert bei: diese werden in ihren Köpfen immer härter, immer tyrannischer. Deshalb sind jene Zeiten, in welchen der Mensch genöthigt ist seine Arbeit zu verlassen, so wichtig, weil da erst neue Begriffe und Empfindungen sich wieder einmal herandrängen dürfen, und seine Kraft nicht schon durch die täglichen Ansprüche von Pflicht und Gewohnheit verbraucht ist. Wir modernen Menschen müssen alle viel unserer geistigen Gesundheit wegen reisen: und man wird immer mehr reisen, je mehr gearbeitet wird. An den Reisenden haben sich also die zu wenden, welche an der Veränderung der allgemeinen Ansichten arbeiten.

Aus dieser bestimmten Rücksicht ergiebt sich aber eine bestimmte Form der Mittheilung: denn dem beflügelten und unruhigen Wesen der Reise widerstreben jene lang gesponnenen Gedankensysteme, welche nur der geduldigsten Aufmerksamkeit sich zugänglich zeigen und wochenlange Stille, abgezogenste Einsamkeit fordern. Es müssen Bücher sein, welche man nicht durchliest, aber häufig aufschlägt: an irgend einem Satze bleibt man heute, an einem anderen morgen hängen und denkt einmal wieder aus Herzensgrunde nach: für und wider, hinein und drüber hinaus, wie einen der Geist treibt, so dass es einem dabei jedesmal heiter und wohl im Kopfe wird. Allmählich entsteht aus dem solchermaassen angeregten — ächten, weil nicht erzwungenen — Nachdenken eine gewisse allgemeine Umstimmung der Ansichten: und mit ihr jenes allgemeine Gefühl der geistigen Erholung, als ob der Bogen wieder mit neuer Sehne bespannt und stärker als je angezogen sei. Man hat mit Nutzen gereist.

Wenn nun, nach solchen Vorbemerkungen und Angesichts dieses Buches, noch eine wesentliche Frage übrig bleibt, so bin ich es nicht, der sie beantworten kann. Die Vorrede ist des Autors Recht; des Lesers aber — die Nachrede.

Friedrich Nietzsche

Rosenlaui-Bad, am 26. Juli
Sommersonnenwende 1877
(Mittsommerwende?)

[«]

23[197]

1 Sylvesternacht: das Klanggespenst meines Ohrs
selbst entweicht
Kalt — die Sterne funkeln
O du
Hohnvolle Larve des Weltalls
— alte und neue Zeit — vor Neujahr.

2 der Springbrunnen im Mondschein
schön gelangweilt boshaft
will kalt übergießen
3 Morgens auf dem Schiff. Wohin? wir wagen nicht den Tod
4 Der Blinde am Wege. Die Seele giebt keinen Schein
5 Ecce homunculus — Glockenspiel
6 Alpa Alpa
7 Campo Santo
8 Bergkrystall

[«]

[24 = Mp XIV 1c. Herbst 1877]

24[1]

Zur Kunstlehre.

1 Die wirklichen und angeblichen Leiden des Genius
2 Die Güte eines Kunstwerks bewiesen, wenn es ergreift?
3 Ehemals der Ernst im Ausspinnen von Formen und Symbolen; jetzt in anderem
4 Ablehnung der Inspiration; die wählende Urtheilskraft
5 Drastiker, nicht Dramatiker
6 Anstauung der produktiven Kraft: Erklärung der Improvisation
7 das Unvollständige verwendet
8 der denkende Geist der Musiker frisch, aber unausgebildet.
9 schwächere Moralität der Künstler in Hinsicht des Erkennens der Wahrheit
10 die Kunst conservirt, verknüpft frühere und jetzige Anschauungen
11 Künstler dürfen den Fortschritt leugnen.
12 die seelenvolle Musik im wiederhergestellten Katholicismus
13 wie konnte Shakespeare zu so charakteristischen Reden aller Figuren ohne Wunder?
14 unsere Eitelkeit fördert den Cultus des Genius und der Inspiration
15 der Ehrgeiz beschwingt die griechischen Künstler
16 schlechte Schriftsteller immer nöthig — Bedürfniß des unreifen Alters
17 die Kunst geht von der natürlichen Unwissenheit über den Menschen aus, sie ist nicht für Physiker und Philosophen. Die „Charaktere“ nicht geschaffen
18 die Kunst übernimmt die durch die Religion erhöhten Gefühle.
19 die Kunst immer seelenvoller, falscher Schluß auf ältere Kunst
20 die Dichter verherrlichen das dem Künstler Interessante z.B. Cervantes.
21 Werth der nicht fertig gewordenen Gedanken.

22 die Kunst, an Auge und Ohr angeknüpft, hat nichts mit dem Wesen der Dinge zu thun
23 das Verschwinden guter Manieren und die Aussicht
24 die Kunst zieht den Künstler zu älteren Anschauungen zurück.
25 die Musik ist als Erbin der Poesie so bedeutungsvoll, symbolisch
26 Überschätzung der Improvisation
27 die Kirche bereitet alle Stimmungen der Kunst vor.
28 die Künstler als Advokaten der Leidenschaften
29 leidenschaftliche Völker haben Lust an der Kunst der Leidenschaft.
30 das Hervorstechende Große überschätzt
31 Häuser für Götter — sonst Architektur in der Wiege: also der Irrthum
32 Um in der Kunst erfahren zu werden, soll man produziren
33 Plato hat Recht mit der unmoralischen Wirkung der Tragödie
34 Schopenhauer als Denker über die Leidenschaften
35 der Genieschauder vor sich. Das Stück Wahnsinn im Genie
36 die edelste Art der Schönheit
37 Musik als Austönen einer Cultur. Wagner
38 die Alten heben langsam das Gefühl, die Neueren versuchen einen Überfall
39 die originellen Künstler können ganz leeres Zeug machen
40 vielleicht steht man bald zur Kunst im Verhältniß der Erinnerung
41 Ursprung der Kunst
42 unter metaphysischen Voraussetzungen hat die Kunst höheren Werth
43 Freude am Unsinn

[«]

24[2]

Einleitung: Rückschluß von Wirkung auf Ursache.

I oder IV der Ursprung der Kunst 7 15 19 21 25 41 43 der ästhetische Zustand — Schweigen des Willens falsch. Da sind wir kalt.

III der Künstler als Genius 1 4 6 13 14 26 30 35 39

IV oder I Schätzung der Kunst 2 17 16 22 29 36 37 42

V Nachtheilige Folgen der Kunst 5 9 10 20 24 28 33

VI die Zukunft der Kunst 3 8 11 23 32 38 40 34

II Anlehnung an die Religion 12 18 27 31 dazu „über die Musik“

zu III: der Glaube an den Genius fälscht die Vorstellung von der Entstehung des Kunstwerks 4 6 13 26, vom Leben des Künstlers, auch beim Künstler selbst 1 35

Erklärung des Glaubens. Alles Große überschätzt. 30
unsere Eitelkeit 14
begotteter Menschen survival.
Unterschied der „Originellen“ doch nur relativ 39

Unterschied zwischen sachlich und unsachlich, das künstlerische Genie ist unsachlich, es will eine wirkungsvolle Gestalt der Welt — „intuitive Erkenntniß“ die Welt in seinem Kopfe objektiver, reiner, deutlicher.

[«]

24[3]

Freundschaft. Weib und Kind. Erziehung. Erleichterung des Lebens. Der Fortschritt. Der Schriftsteller. Tod. Gesellschaft. Gedanken des Unmuths.

Manieren. Gesundheit.

Kunstgriffe. Erfahrung. Denker. Nothwendigkeit. Über seine Zeit. Jugend. Krieg. Strafe. Interessant. Reinlichkeit. Rache. Duell. Feste. Freigeist, unangenehmer Charakter. Einzelne Affekte und Zustände. Moral. Religion. Wissenschaft. Philosophie. Schriftsteller. Kunst. Staat und Societät. Entstehung der Cultur. Erleichterung des Lebens. Gedanken des einsamen Unmuths. Beruf. Gesellschaft. Freundschaft. Weib und Kind. Fragen der Erziehung.

Lob. Mehr Fordern. Treue. Gerechtigkeit. Bescheidenheit. Haß. Furcht. Ehrgeiz. Liebe. Leidenschaft. Roheit. Glück Unglück. Unhöflich. Eitelkeit. Argwohn. Scham. Rechtlichkeit. Verbrecher. Verachtung. Geist. Halbwisser. Muth. Reden. Langeweile. Bosheit. Gefahr. Größe. Tod. Trost. Faulheit. Verstellung. Humanität. Allgemeiner Fortschritt.

Unredlichkeit. Entartung. Hoffnung. Neid. Corruption. Polemik. Arbeit. Dankbarkeit. Tiefe Menschen. Meister. Anmaaßung. Fleiß. Tugend. Böser Wille. Schüler. Diplomaten. Tadel. Resignation. Schmeichelei. Talent. Ruf. Verdienst. Lachen. Vornehmheit. Sich Versagen. Partei. Gedächtniß. Gewöhnung. Vertrauen. Jugend. Augenblick. Adel. Macht.

[«]

24[4]

1 Überzeugung und Wahrheit (Glaube Berge versetzen) (Treue)
2 Verantwortlichkeit.
3 Gerechtigkeit. (Lob und Tadel privat.)
4 Mysterien (Ehe — Königthum, Zukunft) Scham
5 Cultur-Biegsamkeit. Melancholie
6 Ursprung der Moralität. Herkommen. Gewohnheit. Wohlwollen. Verkehr mit Menschen.
7 Ascese und Heiligkeit.
8 Sündenbewusstsein.

[«]

24[5]

Metaphys<ik>
Politik Presse Partei Gesellschaft
Erziehung Schule Unterricht
Cultur
Moral
Musik
Jünglinge
Umgebung Verkehr
Autor
Kunst. Genie.

[«]

24[6]

Die politische Krankheit einer Nation ist gewöhnlich die Ursache ihrer geistigen Verjüngung und Macht.

[«]

24[7]

Die Eltern sind nicht, wie der metaphysische Philosoph will, die Gelegen<heits->Urs<achen> der Kinder — vielmehr sind die Kinder die Gelegenheitswirkungen der Eltern; diese wollen im Grunde Lust und gelegentlich kommen sie dabei zu Kindern.

[«]

24[8]

Damit Held — Drache.

[«]

24[9]

Alle kleinen Dichter glauben, der gesunde Menschenverstand sei wohlfeil, und sie hätten ihn, sobald sie ihn nur haben wollten. — Und sie ahnen nicht, daß sie ebendeshalb kleine Dichter bleiben müssen, weil sie ihn nie haben werden.

[«]

24[10]

Epilog. — Ich grüße euch Alle, meine Leser, die ihr nicht absichtlich mit falschen und schiefen Augen in dies Buch seht, ihr, die ihr mehr an ihm zu erkennen vermögt als eine Narrenhütte, in welcher ein Zerr- und Fratzenbild geistiger Freiheit zur Anbetung aufgehängt ist. Ihr wißt, was ich gab und wie ich gab; was ich konnte und wie viel mehr ich wollte — nämlich ein elektrisches Band über ein Jahrhundert hin zu spannen, aus einem Sterbezimmer heraus bis in die Geburtskammer neuer Freiheiten des Geistes. Mögt ihr nun für alles Gute und Schlimme, was ich sagte und that, eine schöne Wiedervergeltung üben! Es sind solche unter euch, welche Kleines mit Grossem und Gewolltes mit Gekonntem vergelten sollten: — mit welcher Empfindung ich an Jeden von diesen denke, soll hier am Ende des Buches als rhythmischer Gruß ausgesprochen werden:

Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
Bis solch Gewächs dir einst reicher und schöner erblüht.
Jetzt schon kost’ ich des Glücks, dass ich dem Größeren nachgeh’,
Wenn er des goldnen Ertrags eigener Ernten sich freut.

[«]

[25 = Mp XIV 1d. (Gast). Herbst 1877]

25[1]

Socialismus.

Erstens: Man täuscht sich als Zuschauer über die Leiden und Entbehrungen der niederen Schichten des Volkes, weil man unwillkürlich nach dem Maasse der eigenen Empfindung misst, wie als ob man selber mit seinem höchst reizbaren und leidensfähigen Gehirn in die Lage Jener versetzt werde. In Wahrheit nehmen die Leiden und Entbehrungen mit dem Wachsthume der Cultur des Individuums zu; die niederen Schichten sind die stumpfesten; ihre Lage verbessern heisst: sie leidensfähiger machen.

Zweitens: Fasst man nicht das Wohlbefinden des Einzelnen in's Auge, sondern die Ziele der Menschheit, so fragt es sich sehr, ob in jenen geordneten Zuständen, welche der Socialismus fordert, ähnliche grosse Resultate der Menschheit sich ergeben können, wie die ungeordneten Zustände der Vergangenheit sie ergeben haben. Wahrscheinlich wächst der grosse Mensch und das grosse Werk nur in der Freiheit der Wildniss auf. Andere Ziele als grosse Menschen und grosse Werke hat die Menschheit nicht.

Drittens: Weil sehr viele harte und grobe Arbeit gethan werden muss, so müssen auch Menschen erhalten werden, welche sich derselben unterziehen, so weit nämlich Maschinen diese Arbeit nicht ersparen können. Dringt in die Arbeiterclasse das Bedürfniss und die Verfeinerung höherer Bildung, so kann sie jene Arbeit nicht mehr thun, ohne unverhältnissmässig sehr zu leiden. Ein soweit entwickelter Arbeiter strebt nach Musse und verlangt nicht Erleichterung der Arbeit, sondern Befreiung von derselben, das heisst: er will sie jemand Anderem aufbürden. Man könnte vielleicht an eine Befriedigung seiner Wünsche und an eine massenhafte Einführung barbarischer Völkerschaften aus Asien und Africa denken, so dass die civilisirte Welt fortwährend die uncivilisirte Welt sich dienstbar machte, und auf diese Weise Nicht-Cultur geradezu als Verpflichtung zum Frohndienste betrachtet würde. In der That ist in den Staaten Europa's die Cultur des Arbeiters und des Arbeitgebers oft so nahegerückt, dass die noch längere Zumuthung aufreibender mechanischer Arbeit das Gefühl der Empörung hervorruft.

Viertens: Hat man begriffen, wie der Sinn der Billigkeit und Gerechtigkeit entstanden ist, so muss man den Socialisten widersprechen, wenn sie die Gerechtigkeit zu ihrem Princip machen. Im Naturzustande gilt der Satz nicht: „was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig", sondern da entscheidet die Macht. Insofern die Socialisten den völligen Umsturz der Gesellschaft wollen, appelliren sie an die Macht. Erst wenn die Vertreter der Zukunftsordnung denen der alten Ordnungen im Kampfe gegenüberstehen und beide Mächte sich gleich oder ähnlich stark finden, dann sind Verträge möglich, und auf Grund der Verträge entsteht nachher eine Gerechtigkeit. — Menschenrechte giebt es nicht.

Fünftens: Wenn ein niedriger Arbeiter zu dem reichen Fabrikanten sagt: „Sie verdienen Ihr Glück nicht", so hat er recht, aber seine Folgerungen daraus sind falsch: Niemand verdient sein Glück, Niemand sein Unglück.

Sechstens: Nicht durch Veränderung der Institutionen wird das Glück auf der Erde vermehrt, sondern dadurch, dass man das finstere, schwächliche, grüblerische, gallichte Temperament aussterben macht. Die äussere Lage thut wenig hinzu oder hinweg. Insofern die Socialisten meistens jene übele Art von Temperament haben, verringern sie unter allen Umständen das Glück auf der Erde, selbst wenn es ihnen gelingen sollte, neue Ordnungen zu stiften.

Siebentens: Nur innerhalb des Herkommens, der festen Sitte, der Beschränkung giebt es Wohlbehagen auf der Welt; die Socialisten sind mit allen Mächten verbündet, welche das Herkommen, die Sitte, die Beschränkung zerstören; neue constitutive Fähigkeiten sind bei ihnen noch nicht sichtbar geworden.

Achtens: Das Beste, was der Socialismus mit sich bringt, ist die Erregung, die er den weitesten Kreisen mittheilt: er unterhält die Menschen und bringt in die niedersten Schichten eine Art von praktisch-philosophischem Gespräch. Insofern ist er eine Kraftquelle des Geistes.

[«]

25[2]

Vorrede.

Wenn es schon dem Autor begegnet, dass er, vor sein eigenes Buch hingestellt, demselben mit Befremdung in's Gesicht sieht und ihm die Frage über die Lippen läuft: bin ich's? bin ich's nicht? — um wie viel mehr müssen die Leser seiner früheren Schriften eine solche Empfindung haben, zumal wenn sie den Autor derselben nicht persönlich kennen und er ihnen nur als Geist und Charakter jener Schriften vor der Seele steht. Diesen Lesern, den mir allezeit gegenwärtigen, treuen, unerschrockenen Anspornern und Vertheidigern meines höhern Selbst — bin ich demnach eine Erklärung schuldig, nicht darüber was das Buch ist, sondern was es für sie, für mich bedeutet: die selbe Erklärung, welche ich mir gebe, wenn ich, wie gesagt, mitunter dem eigenen Kinde mit Verwunderung in die Augen sehe und es bald ein wenig unheimlich, bald allzu harmlos finde.

Jeder von uns, den ausgeprägteren Menschen dieses Zeitalters, trägt jene innere freigeisterische Erregtheit mit sich herum, welche in einem, allen früheren Zeiten unzugänglichen Grade uns gegen den leisesten Druck irgend einer Autorität empfindlich und widerspänstig macht. Es ist ein Zufall, dass Keiner von uns bis jetzt ganz und gar zum Typus des Freigeistes der Gegenwart geworden ist, während wir den Ansatz zu ihm und den gleichsam vorgezeichneten Abriss seines Wesens wie mit Augen an uns Allen wahrnehmen. Während nun der Verfasser dieses Buches seit geraumer Zeit jenen grossen typischen Menschen nachspürte, welche aus diesem Zeitalter heraus und über dasselbe hinauswachsen, um einmal die Stützen einer zukünftigen Cultur zu sein, entgieng ihm jener Mangel eines wesentlichen Typus nicht; er suchte sich dadurch zu helfen, dass er das Bild des Freigeistes der Gegenwart nach jenen inneren Fingerzeigen zu sehen und allmählich zu malen versuchte. Indem er auf die Stunden sorgsam Acht gab, in welchen jener Geist aus ihm redete, indem er das Gesetz der Stunden, den inneren Zusammenhang jener Geisterreden fand, wurde ihm aus einem Geiste eine Person, aus einer Person beinahe eine Gestalt. Zuletzt gewann er es nicht mehr über sich, dieselbe, als den Typus des Freigeistes der Gegenwart, öffentlich nur zu malen; das Verwegenere gefiel ihm, den Geist reden zu lassen, ja ihm ein Buch unterzuschieben. Möge der Hörer dieser Reden mit Vertrauen seine Nähe fühlen, möge er empfinden, wie jene fast nervöse freigeisterische Erregbarkeit, jener Widerwille gegen die letzten Reste von Zwang und anbefohlener Mässigung an eine gefestete, milde und fast frohsinnige Seele angeknüpft ist, bei der Niemand nöthig hat, gegen Tücken und plötzliche Ausbrüche auf der Hut zu sein! Namentlich fehlt diesem freien Gesellen der knurrende Ton und die Verbissenheit, die Eigenschaften alter Hunde und Menschen, welche lange an der Kette gelegen haben; der moderne Freigeist ist nicht wie seine Vorfahren aus dem Kampfe geboren, vielmehr aus dem Frieden der

Auflösung, in welche er alle geistigen Mächte der alten gebundenen Welt eingegangen sieht. Nachdem dieser grösste Umschwung in der Geschichte eingetreten ist, kann seine Seele ohne Neid und fast bedürfnisslos sein, er erstrebt für sich nicht Vieles, nicht viel mehr; ihm genügt als der wünschenswertheste Zustand jenes freie furchtlose Schweben über Menschen, Sitten, Gesetzen und den herkömmlichen Schätzungen der Dinge. Die Freude an diesem Zustande theilt er gerne mit; wer mehr von ihm will, den weist er, ein wenig Spott auf der Lippe, mit wohlwollendem Kopfschütteln, hin zu seinem Bruder, dem freien Menschen der That: mit dessen „Freiheit" es freilich eine eigene Bewandtniss hat, über welche manche Geschichte zu erzählen wäre. —

Nachdem solchermaassen der Autor — fast hätte ich gesagt: der Dichter — den Prolog zu Gunsten seines Stückes und Helden gesprochen, mag Dieser selbst auftreten und sein monologisches Spiel beginnen. Ob Trauerspiel? Ob Komödie, ob Tragikomödie? Vielleicht fehlt das Wort, welches hier zur Bezeichnung völlig ausreichte: so möge ein Vers uns zu Hülfe kommen und den Zuhörer vorbereiten:

Spiel der Gedanken, es führt
eine der Grazien dich:
O wie weidest den Sinn du mir! —
Weh! Was seh' ich? Es fällt
Larve und Schleier der Führerin,
und voran dem Reigen
schreitet die grause Nothwendigkeit.

[«]

25[3]

I Philosophie der Cultur.
II Zur Geschichte der moralischen Empfindungen.
III Das religiöse Leben.
IV Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller.
V Von den ersten und letzten Dingen.
VI Der Mensch im Verkehr.
VII Weib und Kind.
VIII Ein Blick auf den Staat.

IX Der Mensch mit sich allein.

[«]

[26 = D 11. Winter 1877–78]

26[1]

Verkleinerungssucht als nützlich. Nicht wenige Menschen haben, um ihre Selbstachtung und eine gewisse Tüchtigkeit im Handeln aufrecht zu erhalten, durchaus nöthig, alle ihnen bekannten Menschen in ihrer Vorstellung herabzusetzen und zu verkleinern. Indem wir alle den Vortheil jener Tüchtigkeit haben, müssen wir das nothwendige Werkzeug dazu, den Neid und die Verkleinerungssucht, wohl oder übel gutheissen.

[«]

[27 = N II 5. Frühling–Sommer 1878]

27[1]

Hesiod’s Kunstmittel der Fabula.
Museninspiration, der Prozeß.

[«]

27[2]

Über ganz leere Ereignisse wie das Attentat, wird Lärm gemacht. Die Presse ist der permanente falsche Lärm.

[«]

27[3]

Ich sagte als Student „Wagner ist Romantik, nicht Kunst der Mitte und Fülle, sondern des letzten Viertels: bald wird es Nacht sein.“ Mit dieser Einsicht war ich W<agnerianer>, ich konnte nicht anders, aber ich kannte es besser.

[«]

27[4]

Der starke freie Mensch ist Nicht-Künstler. (Gegen Wagner.)

[«]

27[5]

Ob Wagner im Stande ist, über sich selbst Zeugniß abzulegen??

[«]

27[6]

Die Energie der griechischen Musik im Unisono-Gesang. Ihre feinere Entwicklung in Ton und Rhythmus — wodurch Harmonie uns **schadet**.

[«]

27[7]

8 Puncte, über die ich mich zu entscheiden habe.

[«]

27[8]

Zur überhandnehmen<den> Frömmigkeit: Treitschke und die Franzosen auch: „Gott müssen alle Dinge zum besten dienen“.

[«]

27[9]

Leidenschaften — Schluss: Überzeugung.

Letztes Stück: Allein mit sich selbst. Anfang: Und so vorwärts, auf der Weisheit. Schluss davon: Genua.

[«]

27[10]

Von den Leidenschaften.

Religion.

Im Verkehre.
Weib und Kind.
Künstler und Schriftsteller.
Zukunft der Bildung. (Phase isoliren)
Der Mensch mit sich allein.

[«]

27[11]

Wir stehen der Musik zu nahe, wir deuten nur hin, spätere Zeiten werden unsere Schriften über Musik gar nicht verstehen.

[«]

27[12]

Ich weiss es, dass die Unabhängigkeit des Denkens auf der Erde vermehrt ist und dass wer gegen mich sich erklärt — v. Emerson Goethe p. 9.

[«]

27[13]

Was ist Frivolität? Ich verstehe sie nicht. Und doch ist Wagner im Widerspruch zu ihr erwachsen.

[«]

27[14]

Der Tadel eines Werks mit grossem Genuss verbunden. Überdiess mit Nutzen (selten für den Urheber), weil er die Bewunderer nöthigt, sich Gründe zu geben.

[«]

27[15]

Lebendige Steinform die Holzform nachahmend — als Gleichniss für Rede- und Schreibstil (Lesestil).

Die assyrischen Säulen mit den Voluten des ionischen Capitells — nach den Abbildungen.

Die aegyptische Säule protodorisch.

Thron von Amyklä und des Zeus in Olympia in Thiere aufgelöst — assyrisch.

Behandlung des Haares in der älteren griechischen Kunst ist assyrisch.

Trefflich wo die Ceremonie aufhört, wie man sich gehen lassen darf.

Thierbildung bei den Assyrern.

Gegensatz der Handhabung der riesigen Massen und Roheit des Materials bei den Cyclopenbauten.

„Aesthetisch zu uns sprechen“ können.

Widerwillen gegen Runde und Wölbung.

Alt-Gr<iechenland> voll Wälder — die Halle uralt um die Oblonge, ist das prius.

[«]

27[16]

— — — wie in der grössten Stadt am allerungestörtesten, so vor der ganzen Publicität unsere Freundesunterhaltung: es hört uns niemand zu, der nur anfängt zu lauschen. — Aber wir sind recht wenige.

[«]

27[17]

Menschen die vergebens versuchen, aus sich ein Princip zu machen (wie Wagner).

[«]

27[18]

Die Dramatiker entlehnen — ihr Hauptvermögen — künstlerische Gedanken aus dem Epos (Wagner auch noch aus der klassischen Musik).

[«]

27[19]

Dramatiker sind constructive Genies, nicht auffindende und originale wie die Epiker.

Drama steht tiefer als Epos — roheres Publikum — democratisch.

[«]

27[20]

Ich freue mich, dass die Natur nicht romantisch ist: die Unwahrheit ist allein menschlich: sich so weit als möglich von ihr lösen heisst erkennen, den Menschen in die Natur und ihre Wahrheit zurückübersetzen. Was liegt mir da an der Kunst! — Aber kräftige Luft, Schutz vor der Sonne und der Nässe, Abwesenheit der Menschen — das ist meine Natur.

[«]

27[21]

Ich sehe die Leidenden, die in die Höhenluft des Engadin sich begeben. Auch ich sende die Patienten in meine Höhenluft — welcher Art ist ihre Krankheit?

[«]

27[22]

Der Wanderer an die Freunde
von F. N.

[«]

27[23]

Die Liebe für Wagner's Kunst in Bausch und Bogen ist genau so ungerecht als die Abneigung in Bausch und Bogen.

[«]

27[24]

Seiner Musik fehlt, was seinen Schriften fehlt — Dialectik. Dagegen Kunst der Amplification sehr gross.

Seine Werke erscheinen wie gehäufte Massen grosser Einfälle; man wünscht einen grösseren Künstler herbei, sie zu behandeln.

Immer auf den extremsten Ausdruck bedacht — bei jedem Wort; aber das Superlativische schwächt ab.

Eifersucht gegen alle Perioden des Maasses: er verdächtigt die Schönheit, die Grazie, er spricht dem „Deutschen" nur seine Tugenden zu und versteht auch alle seine Mängel darunter.

[«]

27[25]

Es ist wirklich die Kunst der Gegenwart: ein ästhetischeres Zeitalter würde sie ablehnen. Feinere Menschen lehnen sie auch jetzt ab. Vergröberung alles Ästhetischen. — Gegen Goethe's Ideal gehalten, tief zurückstehend. Der moralische Contrast dieser hingebenden glühend-treuen Naturen Wagner's wirkt als Stachel, als Reizmittel: selbst diese Empfindung ist zur Wirkung benutzt.

[«]

27[26]

Ich nannte „sittlichste Musik“ die Stelle, wo es am ekstatischsten zugeht. Charakteristisch!

[«]

27[27]

Wagner gegen die Klugen, die Kalten, die Zufriednen — hier seine Grösse — unzeitgemäss — gegen die Frivolen und Eleganten, — aber auch gegen die Gerechten, Mässigen, an der Welt Sich-freuenden (wie Goethe), gegen die Milden, Anmuthigen, wissenschaftlichen Menschen — hier seine Kehrseite.

[«]

27[28]

Epische Motive für die innere Phantasie: viele Scenen wirken viel schwächer in der Versinnlichung (der Riesenwurm und Wotan).

[«]

27[29]

Wagner kann mit seiner Musik nicht erzählen, nicht beweisen, sondern überfallen, umwerfen, quälen, spannen, entsetzen — was seiner Ausbildung fehlt, hat er in sein Princip genommen. Die Stimmung ersetzt die Composition: er geht zu direkt zu Wege.

[«]

27[30]

An unkünstlerische Menschen sich wendend, mit allen Hülfsmitteln soll **gewirkt** werden, nicht auf Kunstwirkung, sondern auf Nervenwirkung ganz allgemein ist es abgesehen.

[«]

27[31]

Nach einem Thema ist Wagner immer in Verlegenheit, wie weiter. Deshalb lange Vorbereitung — Spannung. Eigene Verschlagenheit, seine Schwächen als Tugenden umzudeuten. So das Improvisatorische.

[«]

27[32]

Was aus unserer Zeit drückt Wagner aus? Das Nebeneinander von Roheit und zartester Schwäche, Naturtrieb-Verwilderung und nervöser Über-Empfindsamkeit, Sucht nach Emotion aus Ermüdung und Lust an der Ermüdung. — Dies verstehen die Wagnerianer.

[«]

27[33]

Ich vergleiche mit Wagner's Musik, die als Rede wirken will, die Relief-Sculptur, die als Malerei wirken will. Die höchsten Stilgesetze sind verletzt, das Edelste kann nicht mehr erreicht werden.

[«]

27[34]

Das grösste Pathos erreichte ich, als ich den Schopenhauerischen Menschen entwarf: den zerstörenden Genius, gegen alles Werdende.

Als Gegenbedürfniss brauchte ich den aufbauenden metaphysischen Künstler, der einen schön träumen macht in solchem unheimlichen Tagewerk.

Unzufriedenheit am tragischen Denken gesteigert.

Gegenmittel: pessimistische Kritik des Denkens und der Lust am Denken. Kritik des Genius.

1. Phase: Strauss. Unbefriedigung. Dagegen Lust am Kampf.
2. Phase: Versuch die Augen zu schliessen gegen die Erkenntniss der Historie.
3. Phase: Lust der Zerstörung.
4. Phase: Lust der Betäubung.

[«]

27[35]

Rhythmus nicht von Tanz aus in die Poesie der Griechen gekommen. Der Tanz und die Poesie unabhängig. **Also:** muss Musik und Tanz lange Zeit unabhängig gewesen sein.

[«]

27[36]

Mächtige schwarze Tannen gegen Berge und Frühlingsgrün sich abhebend — Sonne auf langen baumlosen Streifen im Walde am Abend — man erwartet den heitersten Tanz.

[«]

27[37]

Mein Irrthum über Wagner ist nicht einmal individuell, sehr Viele sagten, mein Bild sei das richtige. Es gehört zu den mächtigen Wirkungen solcher Naturen, den Maler zu täuschen. Aber gegen die Gerechtigkeit vergeht man sich ebenso durch Gunst als durch Abgunst.

[«]

27[38]

Bei Wagner ehrgeizigste Combination aller Mittel zur stärksten Wirkung: während die älteren Musiker still die einzelnen Arten fortbildeten.

[«]

27[39]

Formbild<ende> Macht des Militärs übersehen.

[«]

27[40]

Wenn die Natur nicht von euch zur Komödie gemacht worden wäre, so würdet ihr nicht an Gott glauben — das theatralische Maschinenwesen, die Coulissen und Überraschungen — — —

[«]

27[41]

Das psychologische Gesetz in der Entwicklung der Leidenschaft (Handlung Rede Gebärde) und der musikalischen Symphonie decken sich nicht: die Wagnerische Behauptung kann als widerlegt gelten, durch seine Kunst. — Alles Grosse ist da, wo die Musik dominirt, oder dort, wo die Dramatik dominirt — also nicht im Parallelismus.

[«]

27[42]

Mir schien es nach dem Kriege dass Macht Pflicht sei und eine Verschuldung in sich enthalte.

Ich sah in Wagner den Gegner der Zeit, auch in dem, wo diese Zeit Größe hat und wo ich selber in mir Kraft fühlte.

Eine Kaltwasserkur schien mir nöthig. Ich knüpfte an die Verdächtigung des Menschen an, an seine Verächtlichkeit, die ich früher benützte, um mich in jenen übermüthigen metaphysischen Traum zu heben. Ich kannte den Menschen gut genug, aber ich hatte ihn falsch gemessen und beurtheilt: der Grund zum Verwerfen fehlte.

[«]

27[43]

Der lebendige Schopenhauer hat mit den Metaphysikern nichts zu thun. Er ist Voltairianer im Wesentlichen, das 4. <Buch> ihm fremd.

[«]

27[44]

Mein Gemälde Wagner's ging über ihn hinaus, ich hatte ein ideales Monstrum geschildert, welches aber vielleicht im Stande ist, Künstler zu entzünden. Der wirkliche Wagner, das wirkliche Bayreuth war mir wie der schlechte allerletzte Abzug eines Kupferstichs auf geringem Papier. Mein Bedürfniß, wirkliche Menschen und deren Motive zu sehen, war durch diese beschämende Erfahrung ungemein angereizt.

[«]

27[45]

Wagner erinnert an die Lava, die ihren eigenen Lauf durch Erstarrung hindert und plötzlich sich durch Blöcke gehemmt fühlt, die sie selbst bildet. Kein Allegro con fuoco bei ihm.

[«]

27[46]

Anmuth und Innigkeit gesellt sind auch deutsch.

[«]

27[47]

Seine Seele singt nicht, sie spricht, aber so wie die höchste Leidenschaft spricht. Natürlich ist bei ihm der Ton Rhythmus Gebärdenfall der Rede; die Musik ist dagegen nie ganz natürlich, eine Art erlernter Sprache mit mässigem Vorrath von Worten und einer anderen Syntax.

[«]

27[48]

Aber hinterdrein wurde mir der Blick für die tausend Quellen in der Wüste geöffnet.

Jene Periode sehr nützlich gegen eine vorzeitige Altklugheit.

[«]

27[49]

Jetzt tagte mir das Alterthum und Goethes Einsicht der grossen Kunst: und jetzt erst konnte ich den schlichten Blick für das wirkliche Menschenleben gewinnen: ich hatte die Gegenmittel dazu, dass kein vergiftender Pessimismus draus wurde. Schopenhauer wurde „historisch“, nicht als Menschenkenner.

[«]

27[50]

Armut an Melodie und in der Melodie bei Wagner. Die Melodie ist ein Ganzes mit vielen schönen Proportionen. Spiegelbild der geordneten Seele. Er strebt darnach: hat er eine Melodie, so erdrückt er sie fast in seiner Umarmung.

[«]

27[51]

Unsere Jugend empörte sich gegen die Nüchternheit der Zeit. Sie warf sich auf den Cultus des Excesses, der Leidenschaft, der Ekstase, der schwärzesten herbsten Auffassung der Welt.

[«]

27[52]

Wagner kämpft gegen die „Frivolität“ in sich, zu der ihm, dem Unvornehmen (gegen Goethe), die Freude an der Welt wurde. V<ide> v<orher>

[«]

27[53]

Wagner ahmt sich vielfach selber nach — Manier. Deshalb ist er auch am schnellsten unter Musikern nachgeahmt worden. Es ist leicht.

[«]

27[54]

Wagner hat nicht die Kraft, den Menschen im Umgange frei und gross zu machen: er ist nicht sicher, sondern argwöhnisch und anmaassend. Seine Kunst wirkt **so** auf Künstler; sie ist neidisch gegen Rivalen.

[«]

27[55]

Widerspruch der Roheit im Handeln und der Überzartheit im Empfinden.

[«]

27[56]

Unklarheit der letzten Ziele, unantike Verschwommenheit.

[«]

27[57]

Die Kunst der Orchester-Farben, mit feinstem Ohre den Franzosen, Berlioz, abgehört (frühzeitig).

[«]

27[58]

Tannhäuser und Lohengrin keine gute Musik. Das Ergreifende Rührende wird aber durchaus nicht von der reinsten und höchsten Kunst am sichersten erreicht. Vergröberung.

[«]

27[59]

Es fehlt die natürliche Vornehmheit, die Bach und Beethoven <haben>, die schöne Seele (selbst Mendelssohn) — eine Stufe tiefer.

[«]

27[60]

Auch in der Musik giebt es eine Logik und eine Rhetorik als Stilgegensätze.

Wagner wird Rhetor, wenn er ein Thema behandelt.

[«]

27[61]

Tiefgehendes Misstrauen gegen seine musikalische Erfindung in der Dialectik. Er maskirt auf alle Weise den Mangel.

[«]

27[62]

Darstellung der Geburt der Tragödie — schwebende Wolkenguirlanden, weiss bei Nachthimmel, durch welche Sterne hindurchschimmern — undeutlich allzudeutlich geisterhaft erhelltes Thal.

[«]

27[63]

Auf der Brücke — nach einer Zusammenkunft mit Freunden — Einsamkeit.

[«]

27[64]

Auf Bergpässen wohnend.

[«]

27[65]

Im Böhmerwald erhob ich mich über die Phase.

[«]

27[66]

„Bildungsphilister“ und historische Krankheit fiengen an mich zu beflügeln.

[«]

27[67]

Bei **Schopenhauer**. Zuerst im Grossen ihn **festhaltend** gegen das Einzelne, später im Einzelnen gegen das Ganze.

[«]

27[68]

Wagner’s „musikalischer Euphuismus“ (Liszt)

[«]

27[69]

Rheintöchtermusik — Herbstschönheit

[«]

27[70]

Problem: der Musiker, dem der Sinn für Rhythmus abgeht.

Hebräischer Rhythmus (Parallelismus), Überreife des rhythmischen Gefühls, auf primitive Stufen zurückgreifend.

Mitte der Kunst vorüber.

[«]

27[71]

Hätten wir die griechischen subjectiven Kräfte, welche [—] „Originalität“. Aber keine Ausbildung im Engen, Beschränkten.

[«]

27[72]

Entwicklung des Schmucks der Rede.

[«]

27[73]

„Zum Lohn für die feinste innere Mässigung bekommen“ Burckhardt.

[«]

27[74]

Es giebt etwas, das im höchsten Grade das Misstrauen gegen Wagner wachruft: das ist Wagner’s Misstrauen. Das wühlt so stark dass ich zweimal zweifelte ob Musiker — — —

[«]

27[75]

Plato’s Neid. Er will Sokrates für sich in Beschlag nehmen. Er durchdringt ihn mit sich, meint ihn zu verschönern, καλὸς Σωκράτης, allen Sokratikern zu entziehn, sich als fortlebenden zu bezeichnen. Aber er stellt ihn ganz unhistorisch dar, auf die gefährlichste Kante (wie Wagner es mit Beethoven und Shakespeare macht).

[«]

27[76]

Die Griechen ohne Sünd<en>gefühl. Orest der Verbrecher ehrwürdig. Wahnsinn, kein Erlösungsbedürfniß.

[«]

27[77]

Wagner hat in seinen Schriften nicht Grösse Ruhe sondern Anmaassung — Warum: —

[«]

27[78]

Stelle Taine's über die Semiten. — Übrigens habe ich den Leser irregeführt: die Stelle gilt gar nicht Wagner — sollte Wagner ein Semite sein? Jetzt verstehen wir seine Abneigung gegen die Juden.

[«]

27[79]

Ich war verliebt in die Kunst mit wahrer Leidenschaft und sah zuletzt in allem Seienden nichts als Kunst — im Alter, wo sonst vernünftigermaassen andere Leidenschaften die Seele ausfüllen.

[«]

27[80]

Der Schopenhauersche Mensch trieb mich zur Skepsis gegen alles Verehrte Hochgehaltene, bisher Vertheidigte (auch gegen Griechen Schopenhauer Wagner) Genie Heilige — Pessimismus der Erkenntniss. Bei diesem Umweg kam ich auf die Höhe, mit den frischesten Winden. — Die Schrift über Bayreuth war nur eine Pause, ein Zurücksinken, Ausruhen. Dort ging mir die Unnöthigkeit von Bayreuth für mich auf.

[«]

27[81]

Wer seine Zeit angreift, kann nur sich angreifen: was kann er denn sehen wenn nicht sich? So kann man in Andern auch nur sich verherrlichen. Selbstvernichtung Selbstvergötterung Selbstverachtung — das ist unser Richten Lieben Hassen.

[«]

27[82]

Ich hatte die Lust an den Illusionen satt. Selbst in der Natur verdross es mich, einen Berg als ein Gemüths-factum zu sehen. — Endlich sah ich ein, dass auch unsre Lust an der Wahrheit auf der Lust der Illusion ruht.

[«]

27[83]

Wagner kämpft gegen das Monumentale, aber glaubt an das allgemein Menschliche!

Stil-Tradition — hier will er monumentalisiren — wo es am wenigsten erlaubt ist — im tempo! —

[«]

27[84]

Ich habe das Talent nicht, treu zu sein und, was schlimmer ist, nicht einmal die Eitelkeit, es zu scheinen.

[«]

27[85]

Aller Genuss besteht darin, wie fein das Urtheils-Vermögen ist. Jede Kritik eines Meisters eröffnet uns den Zugang zu andern Meistern. Tausend Quellen in der Wüste.

[«]

27[86]

Wozu sind Wagner's Thorheiten und Ausschweifungen, und die seiner Partei nutz? Oder sind sie nützlich zu machen? Er trägt eine lärmende Glocke durch sie mit herum. Ich wünsche ihn nicht anders.

[«]

27[87]

Ich bin gegen die Sonderentwicklung des religiösen Gefühls, weil seine Kraft anderen Entwicklungen zu Gute kommen soll. Jetzt wird es so verzettelt — rechte Freude macht es doch nicht.

[«]

27[88]

Freunde — wir wollen uns nicht zu Gespenstern werden. — Qual nach einer Zusammenkunft.

[«]

27[89]

Wagner rennt der einen Verrücktheit nach, die Zeit einer andern; beide im selben Tempo, ebenso blind und unbillig.

[«]

27[90]

Alle „Ideen“ Wagner’s werden sofort zur harten Manier, er wird durch sie tyrannisirt. Wie sich nur ein solcher Mann so tyrannisiren lassen kann! Z.B. durch seinen Judenhass. Er macht seine Themata wie seine „Ideen“ todt durch eine wüthende Lust an der Wiederholung. Das Problem der übergrossen Breite und Länge — er plagt uns durch sein Entzücken.

[«]

27[91]

Ich kann Glocken läuten (Schrift über Richard Wagner).

[«]

27[92]

Alles Ausgezeichnete hat mittlere Natur. Richard Wagner ist Musik für überreife Musikperiode.

[«]

27[93]

Beethoven hat es besser gemacht als Schiller. Bach besser als Klopstock. Mozart besser als Wieland. Wagner besser als Kleist.

[«]

27[94]

Bei Wagner's Verwerfung der Formen fällt einem Eckermann ein: „es ist keine Kunst geistreich zu sein, wenn man vor nichts Respekt hat“.

[«]

27[95]

Freunde. — Nichts verbindet uns, aber wir haben Freude an einander, bis zu dem Grade, dass der Eine des Anderen Richtung fördert, selbst wenn sie schnurstracks der seinen entgegenläuft.

[«]

27[96]

Musik freilich nicht monumental. Poesie viel **mehr** (des Gedankens wegen).

[«]

27[97]

Ein Refrain (Sorrent) wird von uns von einer falschen Folie aus empfunden: so mit aller vergangnen Musik.

[«]

[28 = N II 6. Frühling–Sommer 1878]

Memorabilia.

[«]

28[1]

Herbst — Schmerz — Stoppel — Pechnelken Astern. Ganz ähnlich beim angeblichen Brand des Louvre — Cultur-Herbstgefühl. Nie ein tieferer Schmerz.

[«]

28[2]

Perennirendes Misstrauen gegen sogenannte moralische Handlungen. Der Mensch handelt wie er sich am wohlsten fühlt.
15. Ausnahmsweise trotziges selbstverachtendes Höhenluftgefühl der Moralität.

[«]

28[3]

14. Splügen. Symbol<isches> Hin und Her der Generationen. Mitte zwischen Nord und Süd, Sommer und Winter. Die Burg im Sonnenschein zu Mittag. Wald Abend Monument<alische> Historie geschrieben.

[«]

28[4]

13. Ich habe keinen Menschen mit Überzeugungen kennen gelernt, der mir nicht, wegen dieser Überzeugungen, bald Ironie erregt hätte.

[«]

28[5]

Im Jahr 1877 wusste ich von der Zukunft gar nichts zu verlangen. Selbst Gesundheit nicht — denn diese ist ein Mittel — was hätte ich mit diesem Mittel erreichen wollen?

[«]

28[6]

Windlücke. Steine als Zeugen der Vorzeit.

Krumme Hufe Mondschein Schlittschuh. „Was ich des Tags verdient auf m<einer> Leyer, das geht des Ab<end>s w<ieder> in den Wind“.

Glückliche Tage des Lebens!

[«]

28[7]

Als Kind Gott im Glanze gesehn. — Erste philosophische Schrift über die Entstehung des Teufels (Gott denkt sich selbst, dies kann er nur durch Vorstellung seines Gegensatzes). Schwermüth<iger> Nachmittag — Gottesdienst in der Capelle zu Pforta, ferne Orgeltöne.

Als Verwandter von Pfarrern früher Einblick in geistige und seelische Beschränktheit Tüchtigkeit Hochmuth Decorum.

[«]

28[8]

Sieben Jahre — Verlust der Kindheit empfunden. Aber mit 20 Jahren bei Bonn am Einfluss der Lippe (?) mich als Kind gefühlt.

[«]

28[9]

Dämonion — warnende Stimme des Vaters.

[«]

28[10]

Thurm bei Sorrent auf dem Berge Hausaffe
evviva evviva il cuor di Maria
evviva il Dio que tanto l’ama.

[«]

28[11]

Apologie des Socrates mit innerer Bewegung gelesen und erklärt. Lust an den Memorabilien, die ich besser zu verstehen glaube als die Philologen.

[«]

28[12]

Ich irre mich instinctiv über die Intellectualität der Menschen, über ihr objectives Interesse, das ich immer dem meinen gleich setze. Ich behandle sie darin sehr vornehm.

[«]

28[13]

Die Haushälterin der Pfarrei Einsiedel. — Zeugniss über den frühen Ernst. Christus als Knabe unter den Schriftgelehrten.

[«]

28[14]

Spaziergang nach Gohlis als Ritschl den Philologen in mir festgestellt hatte, frühe warme Sonne im Februar. Pfannkuchen.

[«]

28[15]

Eine Haupteigenschaft: ein verfeinerter Heroismus (den ich übrigens auch bei Epikur anerkenne). In meinem Buche giebt es kein Wort gegen Todesfurcht. Ich habe wenig davon.

[«]

28[16]

Mein Wesen enthüllt sich — ob es sich entwickelt?

Von Kindheit an überladen mit fremdem Character und fremdem Wissen. Ich entdecke mich selbst.

[«]

28[17]

Mitromania. — Warten auf das Erscheinen des ersten Sonnenstrahls — ihn endlich sehen und — ihn verhöhnen und sich auslöschen.

[«]

28[18]

Wissen Erstarrung — Handeln Epilepsie unfreiwillig.
12. Wie vom Curare-Pfeil der Erkenntniss angeschossen bin ich: alles sehend.

[«]

28[19]

Von Reisenden: Die Einen wissen aus Wenigem Viel, die Meisten aus Vielem Wenig zu machen.
11. Gesehen (bereist) werden; sehen; erleben; einleben; herausleben — fünf Stufen; wenige kommen zur obersten.

[«]

28[20]

10. Es ist das Geheimniss aller Erfolgreichen, ihre Fehler wie Tugenden zu behandeln. So Wagner.

[«]

28[21]

Unsere Leiden für die Anderen nützlich machen wie Staat den Tod des Verbrechers.

[«]

28[22]

Mithras — Hoffnung
Mithraswahnsinn!

[«]

28[23]

Verwundet hat mich der mich erweckt.

[«]

28[24]

Grotta di Matrimonio, idyllisches Bild des unbewussten Lebens.

[«]

28[25]

Tiberius: Wahnsinn des Handeln-Könnens. Gegenstück: Wahnsinn des Wissen-Könnens.

[«]

28[26]

8. Man hat mich nicht beleidigt: trotzdem trenne ich mich von den Menschen. Keine Rache.

[«]

28[27]

7. Verfeinerter Heroismus mit Augenschliessen über sich selbst, an mir bemerkt. Vielleicht schliessen Andre bei ihren Thätigkeiten die Augen.

[«]

28[28]

Mutter — Natur — Vergangenheit — morden — Orestes — die Ehrfurcht vor dem grossen Verbrecher. Er ist geheiligt.

Cultus der Erinyen (als fruchtbar).

[«]

28[29]

6. Kleine Kraft nöthig einen Kahn hinauszustossen. Byron Edinburger Kritik. Später die Verleumdung.

[«]

28[30]

5. Seine Krankheit an den Pflug spannen.

[«]

28[31]

4. Durch kein Leiden sich zum Glauben an den δεύτερος πλοῦς bringen lassen.
Leiden als Strafe und Prüfung (Zukunft) ablehnen.

[«]

28[32]

Morgens im Winter in einem dampfenden Pferdestall.

[«]

28[33]

3. In Sorrent hob ich die Moosschicht von 9 Jahren.
Von Todten träumen.

[«]

28[34]

Das Leben als Fest auszudenken von Mitromanie aus.

[«]

28[35]

Christus soll die Welt erlöst haben? Es muss ihm wohl missrathen sein.

[«]

28[36]

Auf seine Fehler säen.

[«]

28[37]

Faust-Problem überwunden, mit der Metaphysik.

[«]

28[38]

Dem Einzelnen kühne Willkür des Lebens zu vindiciren. Jetzt erst!

[«]

28[39]

Kunst der Erinnerung, Bezwingung der bösen bitteren Elemente. Kampf gegen Krankheit Verdruss Langeweile.
2. Mithras tödtet den Stier, an dem Schlange und Scorpion hängen.

[«]

28[40]

Die antike Weltbetrachtung wieder gewinnen! Wirklich die Moira über allem, die Götter Repräsentanten wirklicher Mächte! Antik werden!

[«]

28[41]

Ich brauche die Salbbüchsen und Medicinflaschen aller antiken Philosophen.

[«]

28[42]

Kröten-Traum.

[«]

28[43]

Neu-Alterthum.

[«]

28[44]

Das Grosse zu lieben, auch wenn es uns demüthigt. — Warum sollte der Künstler nicht vor der Wahrheit knien, der Führer einer geistigen Bewegung sich beschämt vor der Gerechtigkeit niederwerfen und sagen „ich weiss es, Göttin, meine Sache ist nicht deine Sache, vergieb, aber ich kann nicht anders.“

[«]

28[45]

Wirkung meiner Schriften: dagegen sehr skeptisch. Ich sah Parteien. „Ich will warten, bis Wagner eine Schrift anerkennt, die gegen ihn gerichtet ist“ sagte ich.

[«]

28[46]

Bei Ungenügen stellt sich leicht Geist-Vergiftung ein: so bei den Zielen der Bayreuther Blätter.

[«]

28[47]

Den höchsten Formensinn, auf der einfachsten Grundform das Complicirteste folgerichtig entwickeln — finde ich bei **Chopin**.

[«]

28[48]

Bei der deutschen Musik werden **moralische** Factoren zu hoch angerechnet —

[«]

28[49]

Schamloses sich Hineindrängen — das kann wirklich Mitleid sein: aber ich wünsche Mitleid mit Intellect: dem Schopenh<auerschen>, das schon intelligent sein soll, misstraue ich völlig.

[«]

28[50]

Naturfehler des Musikers.
Biographien

[«]

28[51]

Das Orchester in Bayreuth zu tief, schon von der Mitte aus musste man die musikalische Richtigkeit auf Treu und Glauben hinnehmen.

[«]

28[52]

Wagner hat den Sinn der Laien, die eine Erklärung aus einer Ursache für besser halten. So die Juden: Eine Schuld, So Ein Erlöser. So vereinfacht er das Deutsche, die Cultur. Falsch, aber kräftig.

[«]

28[53]

Liszt, der Repräsentant aller Musiker, kein Musiker: der Fürst, nicht der Staatsmann. Hundert Musiker-Seelen zusammen, aber nicht genug eigene Person, um eignen Schatten zu haben.

Wenn man eine eigene leibhafte Persönlichkeit haben will, so muss man sich nicht sträuben, auch einen Schatten zu haben.

[«]

28[54]

Ich habe öfters das Glück gehabt, die gute Saite eines Menschen zu treffen und ganze Tage lang ihren Ton zu geniessen; andre, auf meine Empfehlung, lernten sie kennen und fanden unerträgliche eingebildete kindische Gesellen — es waren dieselben, die mich einen wahren Schatz von Seelengüte bescheidenen Muthes und Vertrauens blicken liessen.

[«]

28[55]

„Hintersinnen“ d.h. man denkt nichts anderes mehr als wie es gegangen ist und nicht hätte gehen sollen.

[«]

28[56]

Gegen das Briefschreiben unter Freunden. Sobald man Briefe schreibt, beginnt man schon zu irren.

[«]

28[57]

Ich habe gesagt, „man könne sehr viel über die Entstehung des Kunstwerks aus Wagner’s Schriften lernen“. Nämlich die tiefe Ungerechtigkeit, Selbstlust und Überschätzung, die Verachtung der Kritik usw.

[«]

28[58]

Was mich gegen die Frauen gelegentlich ungeduldig macht, ist, dass sie das Gute ja Ausgezeichnete verleugnen und verunglimpfen, wenn es nicht auf den Namen getauft ist, welcher ihnen als der höchste gilt. Die daraus folgende elende Vergeudung von Geist, um das Gute schlecht und das Unbedeutende zu etwas Ungemeinem Vielbedeutendem zu machen.

[«]

28[59]

Unter dem scheinheiligen Name des Mitleidens die niederträchtigsten Verleumdungen hinter dem Rücken aussprengen.

[«]

28[60]

Unter Nußbaum wie unter Verwandten, ganz heimisch.

[«]

[29 = N II 4. Sommer 1878]

29[1]

Was Goethe bei H. Kleist empfand, war sein Gefühl des Tragischen, von dem er sich abwandte: es war die unheilbare Seite der Natur. Er selbst war conciliant und heilbar. Das Tragische hat mit unheilbaren, die Kom<ödie> mit heilbaren Leiden zu thun.

[«]

29[2]

Seine Fehler als Tugenden auszudeuten versteht niemand besser als Wagner. Eine tiefe Verschlagenheit seines Künstler-Sinnes zeigt sich hier. Alle Künstler haben etwas davon, die Frauen auch.

[«]

29[3]

Man muss von einer Phase des Lebens zu scheiden verstehen, wie die Sonne mit grösstem Glanze, auch wenn man nicht wieder aufgehen will —

[«]

29[4]

Die Wahrheit soll wie die Sonne nicht zu hell sein: sonst flüchten die Menschen in die Nacht und machen es dunkel.

[«]

29[5]

Getränke und Luxus sind für die Gedanken-Armen, welche Empfindungen haben wollen. Deshalb entarten die Künstler so leicht.

[«]

29[6]

Wer einen falschen Weg einschlägt, merkt es, w<ird> misstrauisch, die Kehle wird fast erdrosselt.

[«]

29[7]

Wenn man nicht das Leben für eine gute Sache hält, die erhalten werden muss, so fehlt all unseren Bestrebungen der Wissenschaft der Sinn (der Nutzen) selbst, wozu Wahrheit?

[«]

29[8]

Dühring, um positiv zu werden, wird unwissenschaftlich (Ethik).

[«]

29[9]

Den grössten Unterschied macht es, ob man für das Minuten-Glück oder das Zeiten-Glück von seinem Temperamente vorgerichtet ist. Leicht verwechselt man und strebt nach falschen Zielen (in Kunst und Philosophie). Es verdirbt das Temperament und die Begabung auch.

[«]

29[10]

Vom Standpunkt des intellectualen Gewissens zerfallen die Menschen in gute, solche welche den guten Willen haben, sich belehren zu lassen — und solche welche diesen Willen nicht haben — die bösen.

[«]

29[11]

Ich glaubte mich Wunder wie fern vom Philosophen und gieng in Nebel und Sehnsucht vorwärts. Plötzlich —

[«]

29[12]

Kontur-Phantom. Zu jeder Krümmung den vollendenden Kreis ziehen.

[«]

29[13]

Wer Huldigungen annimmt ist ein Lügner oder ganz über sich blind.

[«]

29[14]

Metaph<ysik> macht das Denken unnatürlich, unfruchtbar (es wächst nicht zusammen) endlich gedankenleer.

[«]

29[15]

Motive einer tragischen Weltbetrachtung: der Kampf der Nichtsiegenden verherrlicht. Die Misslingenden sind in der Mehrzahl. Das Schreckliche erschüttert stärker. Lust an der Paradoxie, die Nacht dem Tage, den Tod dem Leben vorzuziehen.

Trag<ödie> und Kom<ödie> geben eine Carikatur des Lebens, nicht ein Abbild. „Pathologisch“.

Goethe gegen das Tragische — warum es aufsuchen? — Conciliante Natur.

[«]

29[16]

So begabte Wesen, wie ich sie mir als Genies vorstellte, haben nie existirt.

[«]

29[17]

Der ungeheure Eindruck, den die Lehre von der Vergänglichkeit auf die Alten macht! (Horaz und Antonin)

[«]

29[18]

„Die Griechen haben das Bedeutende gross, das Unbedeutende (z.B. Panta Attribut) klein.“

[«]

29[19]

Es ist nichts um ein Genie, wenn es uns nicht so hoch hebt und so weit frei macht, daß wir seiner nicht mehr bedürfen.

Befreien und sich vom Befreiten verachten lassen — ist das Loos der Führer der Menschheit, kein trauriges — sie jubeln darüber, daß ihr Weg fortgesetzt wird.

[«]

29[20]

Die schlichte und blasse Rose, die auf den Berghängen wächst, rührt uns mehr als der vollste Farbenglanz der Gartenblumen.

[«]

29[21]

Warum fehlten die Gelehrten in Bayreuth? Sie hatten es nicht nöthig. Das hätte ich ihnen früher zum Vorwurf gemacht. Jetzt —

[«]

29[22]

Wir brauchen unsere Feinde noch gar nicht zu lieben, wir brauchen es nur zu glauben, dass wir sie lieben — das ist die Feinheit des Christenthums, und erklärt seinen populären Erfolg. Selbst glauben ist nicht recht nöthig, es aber recht oft sagen und bekennen.

[«]

29[23]

Wiederschöpfung des Porträts aus Ahnung, Angesichts der Werke. („Richard Wagner“: wie das Werk das Bild des Lebenden verzaubert — es giebt Idealbildung.)

[«]

29[24]

Am Abend abwärts, wenn die Gluth der Sonne durch die fetten Blätter der Kastanien blickt.

[«]

29[25]

Das der Natur Folgen irrthümlich bei Montaigne III 354.

[«]

29[26]

Liv. 41, c. 20: Persei „nulli fortunae adhaerebat animus, per omnia genera vitae errans, uti nec sibi nec aliis qui homo esset satis constaret“. Montaigne III 362.

[«]

29[27]

In Jung-Stilling die Stelle über das Vergnügen in der christlichen Moral.

[«]

29[28]

Der Mensch will nicht nur, daß seine Art zu leben angenehm oder nützlich sei: sie soll auch ein Verdienst sein und zwar um so mehr ihm klar ist, daß die Annehmlichkeit nicht groß ist. Er will sich durch die Ehre schadlos halten.

[«]

29[29]

Mein Kind, lebe so dass du dich vor dir selber nicht zu schämen brauchst; sage dein Wort so, dass jeder dir nachsagen muss, man könne sich auf dich verlassen; und vergiss nicht, dass Freude machen selber Freude macht. Lerne bei Zeiten, dass in allen Stücken der Hunger die Speisen würzt und fliehe die Bequemlichkeit weil sie das Leben fade macht. Du sollst etwas Grosses einst thun: dazu musst du erst etwas Grosses werden.

[«]

29[30]

Jener Geruch aus Weizenfeldern, der dem Honig nahe kommt.

[«]

29[31]

Titel:

der neue Umblick
von F. N.

[«]

29[32]

Die Barockkunst trägt die Kunst der Höhe mit sich herum und verbreitet sie — ein Verdienst!

[«]

29[33]

Wagner's Kunst für Gelehrte, die nicht Philosophen zu werden wagen — Missbehagen über sich, gewöhnlich dumpfe Betäubung — von Zeit zu Zeit im Gegentheile baden.

[«]

29[34]

Meine moralischen Beobachtungen gehen über die Mitte hinaus — ein Phänomen der noch nicht hergestellten Gesundheit.

[«]

29[35]

Erziehung. 2 Haupt-Epochen. — 1) Schleier zuziehen. 2) Schleier-Aufheben. Fühlt man sich hinterdrein wohl, so war es die rechte Zeit.

[«]

29[36]

Anscheinende Kunst für Alle (bei Wagner) weil gröbere und feinere Mittel zugleich. Doch sehr an bestimmte musikalisch-aesthetische Erziehung gebunden — namentlich moralische Gleichgültigkeit.

[«]

29[37]

Die Zeit wo Bücher und Gespräche von Gedanken überladen sind, ist nicht die des Gedankenreichthums. Wenn letzterer da ist, zwingt er zur Ordnung und Schlichtheit im Haushalt. Junge Leute lieben das Überladene, weil es den Schein bei den Armen (die die Mehrzahl sind) erweckt.

[«]

29[38]

Da Meister nicht geboren werden — nicht einmal Stümper.

[«]

29[39]

Wer auf Kunst der Inspiration rechnet, muss aus verwandten Gebieten viel zu Hülfe nehmen, um seine Kunst durchzusetzen, ewig ergreifen, erschüttern, der Besinnung und <des> Urtheils berauben, an die tiefsten Nöthe und Erfahrungen erinnern.

[«]

29[40]

Wer dem Verstand nicht zu trauen wagt, sucht ihn zu verdächtigen. Die Gefühls-Menschen.

[«]

29[41]

Ironie — Lüge über das was man weiss, als ob man es nicht wüsste.
Zum Wohl Anderer (Stellung der Metaphysik in der Erziehung?).

[«]

29[42]

Drei Typen der göttlichen Jugend Apollo Hermes Dionysos — erstaunlich das auszubilden, welcher Muth!

[«]

29[43]

Jungwerden der Götter in der anschauenden Phantasie der Künstler.

[«]

29[44]

„Schönheit zweiter Classe“ sinnliche Lustigkeit neben dem hoch Idealen.

Schade wenn’s nicht dargestellt worden wäre. Neue Gebiete, nicht hochedel, doch noch ideal. Nicht göttlich.

[«]

29[45]

Warum sollte man nicht metaphysisch spielen dürfen? und ganz enorme Kraft des Schaffens darauf verwenden?

[«]

29[46]

Wagnerianer wollen nichts an sich ändern, leben im Verdruss über Fades Conventionelles Brutales — die Kunst soll zeitweilig magisch sie darüber hinausheben. Willensschwäche.

[«]

29[47]

Wagner’s Kunst nicht mehr nöthig haben oder noch nöthig haben —

[«]

29[48]

Ungeheure Antriebe sind in ihr — sie treibt über sich hinaus.

[«]

29[49]

Warum lässt man Metaphysik und Religion nicht als Spiel der Erwachsenen gelten?

[«]

29[50]

Dadurch dass man den Ernst weggiebt für Metaphysik und Religion, hat man ihn nicht mehr für's Leben und seine Aufgabe.

[«]

29[51]

Wagner's Kunst für solche welche sich eines wesentlichen Fehlers in ihrer Lebens-Führung bewusst sind: entweder eine grosse Natur durch niedrige Thätigkeit eingeklemmt zu haben oder durch Müssiggang vergeudet oder durch Conventions-Ehen usw.

Weltflüchtig ist hier = **Ich-flüchtig**.

[«]

29[52]

„Die Götter Griechenlands" eine Etappe auf dem Wege der Enttäuschung: zuletzt Freiheit von Metaphysik.

[«]

29[53]

An Gott glauben ist so wie ehemals an Gespenster glauben. (Lichtenberg?)

[«]

29[54]

Das Kind will sein Mährchen nicht aufgeben.

[«]

29[55]

Wenn das Leben nicht den höchsten Werth hat (Metaphysik), ist es darum gleich zum niedrigsten Preise loszuschlagen? Warum sagen dies die Menschen? Kindlicher Trotz? — Als ob wir nicht immer ein Stück Schätzung von Kindheit an verlernen müssten!

[«]

29[56]

Es ist nicht auszurechnen, wie schwer es ist, über das litterarische Empfinden hinaus zu kommen. Man kann sich täuschen bei Andern, weil deren litterarische Bildung nur zu gering oder eine andere ist.

[«]

[30 = N II 7. Sommer 1878]

30[1]

Mein Fehler war der, dass ich nach Bayreuth mit einem Ideal kam: so musste ich denn die bitterste Enttäuschung erleben. Die Überfülle des Hässlichen Verzerrten Überwürzten stiess mich heftig zurück.

[«]

30[2]

Über die Ursachen der Dichtkunst
Vorurtheile über die Dichter.
Aphorismen.

[«]

30[3]

Ich sah den Sinn für social<istische> Gedankenkreise in den höheren Ständen sich verbreitend: und ich mußte sagen, mit Goethe, „man schien nicht zu fühlen, was alles erst zu verlieren sei, um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinns zu gelangen“.

[«]

30[4]

Goethe: „das Sehnsüchtige, das in mir lag, das ich in früheren Zeiten vielleicht zu sehr gehegt und bei fortschreitendem Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, und er suchte deshalb die volle endliche Befriedigung.“ Schluß?

[«]

30[5]

Goethe: „das Schöne ist, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir zur Reproduktion gereizt uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen.“

[«]

30[6]

Die Mitte das Beste (in Wahl der Probleme, des Ausdrucks, in der Kunst). Kräftige Äst<hetik>. Kein Barockstil.

[«]

30[7]

Montaigne: „wer einmal ein rechter Thor gewesen, wird niemals wieder recht weise werden“. Das ist, um sich hinter den Ohren zu krauen.

[«]

30[8]

Milton bei Taine I, 656. „Die Wahrheit, die zuerst Schande bringt.“

[«]

30[9]

Schopenhauer’s Wirkung

1) in den Händen der Ultramontanen — protestantischen und katholischen;
2) reinlichste Wissenschaft mit Spiritismus beschmutzt;
3) Geistergeschichten;
4) Wundergläubige wie Fr<au> W<agner>;
5) Philosophie des Unbewussten;
6) Genius und Inspiration bei Wagner, sodaß alles Erkannte abgelehnt wird; die „Intuition“ und der „Instinkt“;
7) Ausbeutung des „Willens“ praktisch als unbezwinglich, durch Dichter als Effektmittel;
8) der grobe Irrthum, daß das Mitleid den Intellekt vertrete, auf die Bühne mit einer wahrhaft spanischen Gläubigkeit gebracht;
9) Königthum als überweltlich;
10) die Wissenschaft über die Achsel angesehen: in ihr selbst greift die Metaphysik um sich;
11) Gwinner’s Biographie, Schopenhauer als Vorhalle zum Christenthum.

Allgemeines Frommwerden, der leibhafte Voltärianisch gesinnte Schopenhauer, dem sein viertes Buch unverständlich würde, wird bei Seite geschoben.

Mein Mißtrauen gegen das System von Anfang an. Die Person trat hervor, er typisch als Philosoph und Förderer der Kultur. Am Vergänglichen seiner Lehre, an dem, was sein Leben nicht ausprägte, knüpfte aber die allgemeine Verehrung an — im Gegensatz zu mir. Die Erzeugung des Philosophen galt mir als einzige Nachwirkung — aber mich selbst hemmte der Aberglaube vom Genius. Augenschließen.

[«]

30[10]

Nach Demosthenes muß die Rede sculpta „ausgemeißelt“ sein.
Demosthenes studirte den Thukydides hinsichtlich Stils.

[«]

30[11]

„Enthaltsamkeit der alten Schriftsteller in der Anwendung der staunenerregenden Mittel des Ausdrucks, die ihnen zu Gebote standen.“

[«]

30[12]

Die Anhäufung von mehr als 2 kurzen Sylben möglichst vermieden — das rhythmische Gesetz des Demosthenes.

[«]

30[13]

Schluß einer Rede wie einer Tragödie möglichst ruhig und würdevoll — ist athenisch.

Wir lieben die finales anders.

[«]

30[14]

Nutz-Bildung
Zier-Bildung.

[«]

30[15]

Da ich Wagner mit Demosthenes verglichen habe, muß ich auch den Gegensatz hervorheben. Brougham bei Blass, 188, 196 — p. 173.

[«]

30[16]

Den größten rednerischen Improvisator Demades schätzte man über Demosthenes. Nach Theophrast ist jener „Athens würdig“, dieser „über Athen hinaus“.

[«]

30[17]

„Ein Mensch, der aus Worten und zwar aus bitteren und künstlichen besteht“, sagte Aeschines von Demosthenes.

[«]

30[18]

Pallas Athene

Über Nutz- und Zierwirkungen der Urtheilskraft.

[«]

30[19]

Wagner, dessen schriftstellerische Vorbilder und Versuche (Anfänge) in jene Zeit gehören, deren allgemeinen Fehler ein Franzose so bezeichnet — au delà <de> sa force.

[«]

30[20]

Zier-Künste
Zier- und Lust-Bildung
der gesteigerte Prachtsinn.

[«]

30[21]

Ewige Baukunst der Römer.
Brücke im spanischen Alcantara.

[«]

30[22]

„ Gedankenbild“ für Phantasieb<ild>.

[«]

30[23]

Ein Dramatiker spielt, wenn er von sich redet, eine Rolle; es ist unvermeidlich. Wagner, der von Bach und Beethoven redet, redet als der, als welcher er gelten möchte. Aber er überredet nur die Überzeugten, seine Mimik und sein eigentliches Wesen streiten gar zu ingrimmig gegen einander.

[«]

30[24]

Nachtheil der Metaphysik: sie macht gegen die richtige Ordnung dieses Lebens gleichgültig — insofern gegen Moralität. Ist pessimistisch immer, weil sie kein hiesiges Glück erstrebt.

[«]

30[25]

In Betreff der griechischen Dichter wurden wir angeleitet, uns selber zu betrügen. Wollte doch jeder sagen: dies mag ich nicht, jenes gilt mir nichts, dort empfinde ich wider die herkömmliche Abschätzung — so hätte man mehr Achtung vor Philologen als ehrlichen Leuten, selbst wenn sie in Gefahr kämen dass ihr klassischer Geschmack angezweifelt würde.

[«]

30[26]

Griechischer Dithyrambus ist **Barockstil** der Dichtkunst.

[«]

30[27]

Gegen unsere Freude am Übermaß der Metaphern, seltenen Worten usw. — Euripides-Lob.

[«]

30[28]

Was wird aus einer Kunst, die an ihr Ende gekommen ist? Sie selbst stirbt ab — die von ihr gegebene Wirkung kommt anderen Gebieten zu Gute, ebenso die nunmehr, bei ihrem Ende, freiwerdende nicht verwendete Energie. **Wo** also z.B.?

[«]

30[29]

Weg zur Weisheit

Kräftigung
Mässigung (Schön als Proportion)
Befreiung.

[«]

30[30]

Auf dieselbe Weise, auf die jetzt bewusst wir uns stärken mit Hülfe des Geistes, so durch Analogie der Schluss nach rückwärts.

[«]

30[31]

Wellen — an ruhigem Sommertage am Ufer schlürfen — Epicur’s Garten-Glück.

[«]

30[32]

Dramata die religiöse Thatsache, Ursprung im Tempelkult. Falscher Begriff vom Mythus — die Griechen halten ihn für Historie. Dagegen erfinden die Dichter sehr ungenirt.

[«]

30[33]

Goethe: „man darf oft dem Irrthum nicht schaden, um der Wahrheit nicht zu schaden.“

[«]

30[34]

Goethe definirt die Pflicht „wo man liebt, was man sich selbst befiehlt.“

Gewöhnlich „wo man sich befiehlt, was man liebt.“

[«]

30[35]

Der rhythmische Sinn zeigt sich zuerst im Grossen: Gegenüberstellung von Kola (Hexameter und Hexameter). Hebräische Rhythmik darauf stehen geblieben. Ebenso die Periodik der Prosa. Allmählich wird das Zeitgefühl feiner, am Schlusse zuerst.

[«]

30[36]

„Ipsum viventem quidem relictum, sed sola posteritatis cura et abruptis vitae blandimentis.“ Tac. hist. II 54.

[«]

30[37]

Der weiss noch nichts von der Bosheit, der nicht erlebt hat, wie die niederträchtigste Verleumdung und der giftigste Neid sich als Mitleid geberden.

[«]

30[38]

Da alle Glück wollen, die Eigenschaften Affecte sehr verschieden und kaum veränderlich <sind>: so muss man alle Anfänge geistreich benutzen. Ethik für Geistreiche.

[«]

30[39]

Wahrscheinlich: die Herrschaft der Sachverständigen und die Einbildung der Masse, durch jene selber zu herrschen.

[«]

30[40]

Wer etwas vollbringt, das über den Gesichts- und Gefühlskreis der Bekannten hinausliegt: — Neid und Hass als Mitleid — Partei betrachtet das Werk als Entartung Erkrankung Verführung. Lange Gesichter.

[«]

30[41]

Statt ins Leben überzuströmen, fördert die Wagnerische Kunst bei den Wagnerianern nur die Tendenzen (z.B. religiöse nationale).

[«]

30[42]

Wir gleichen den lebenden Thieren auf dem Schild des Hephäst — aesthet<ische> Phänom<ene> aber grausam!

[«]

30[43]

Man muss den Muth haben, in der Kunst zu lieben, was uns wirklich zusagt und es sich eingestehen, selbst wenn es ein schlechter Geschmack ist. So kann man vorwärts kommen.

[«]

30[44]

Umgekehrte Moral, z.B. im Tristan, wo der Ehebrecher den Vorwurf macht: ganz anders bei den Griechen.

[«]

30[45]

Viel zu viel Musik zum Wagnerischen Drama.

[«]

30[46]

Novelle: des Todes wegen moriendi perdere causas. Ein Selbstmörder, der beim Suchen nach dem Tode — — —

[«]

30[47]

Man bildet sich ein bei einem Buche, der Grundton sei das Erste, was man aus ihm heraushöre — aber es hört einer gewöhnlich etwas hinein, was er so nennt.

[«]

30[48]

Cap. VII. Erziehung.
Deutschland in seiner Action-Reaction zeigt sich barbarisch.

[«]

30[49]

Auf moralisches „Verdienst“ dringt am meisten der seinen Erfolg nicht sichtbar machen kann — der Unfreie Gedrückte.

[«]

30[50]

Wagner’s Kunst auf Kurzsichtige berechnet — allzugrosse Nähe nöthig (Miniatur), zugleich aber fernsichtig. Aber kein normales Auge.

[«]

30[51]

Damals glaubte ich daß die Welt vom aesthetischen Standpunkt aus ein Schauspiel und als solches von ihrem Dichter gemeint sei, daß sie aber als moralisches Phänomen ein Betrug sei: weshalb ich zu dem Schlusse kam, daß nur als aesthetisches Phänomen die Welt sich rechtfertigen lasse.

[«]

30[52]

Wenn ich auf den Gesammtklang der älteren griechischen Philosophen hinhorchte, so meinte ich Töne zu vernehmen, welche ich von der griechischen Kunst, und namentlich von der Tragödie gewohnt war zu hören. In wie weit dies an den Griechen, in wie weit aber auch nur an meinen Ohren, den Ohren eines sehr kunstbedürftigen Menschen, lag — das kann ich auch jetzt noch nicht mit Bestimmheit aussprechen.

[«]

30[53]

1 Der Einzelne und die Vielen
2 Fortleben der Kunst
3 Neu-Alterthum
4 Quellen der Kraft
5 Bild einer nahen Zukunft
6 Besitz
7 Erziehung.

[«]

30[54]

Polen das einzige Land abendländisch-römischer Cultur, das nie eine Renaissance erlebt hat. Reformation der Kirche ohne Reform des gesammten Geisteslebens, deshalb ohne dauernde Wurzeln zu schlagen. Jesuitismus — adelige Freiheit richten es zu Grunde. Genau so wäre es den Deutschen ohne Erasmus und der Humanisten Wirkung gegangen.

[«]

30[55]

Die Griechen waren fertig, als ein Homer ihnen Kunstwerke zeigte — er konnte auf das Verstehen langer überschaulicher Compositionen rechnen — da muß ein Volk weit sein! Man denke an die Germanen mit ihren Augenblicks-Effekten der Edda!

Was Homer konnte, componiren, sieht man an dem Wetteifer Hesiods, der auch componirt.

[«]

30[56]

Ich wünsche dass billig denkende Menschen dieses Buch als eine Art Sühne dafür gelten lassen, dass ich früher einer gefährlichen Aesthetik Vorschub leistete: deren Bemühen war, alle aesthetischen Phänomene zu „Wundern“ zu machen — — ich habe dadurch Schaden angestiftet, unter den Anhängern Wagner’s und vielleicht bei Wagner selbst, der alles gelten lässt, was seiner Kunst höhern Rang verleiht, wie begründet und wie unbegründet es auch sein mag. Vielleicht habe ich ihn durch meine Zustimmung seit seiner Schrift über „die Bestimmung der Oper“ zu grösserer Bestimmtheit verleitet und in seine Schriften und Wirken Unhaltbares hineingebracht. Dies bedaure ich sehr.

[«]

30[57]

Die Dichter-Erfindung kann zum Mythus werden, wenn sie verbreitet Glauben findet: — wie usus und abusus eines Wortes schwankend ist.

[«]

30[58]

Mit der Harmonie der Lust, in der das menschliche Wesen schwimmt, steht es wirklich wie mit der Harmonie der Sphären: wir hören sie nicht mehr, wenn wir darin leben.

[«]

30[59]

Analysis des Erhabnen.

[«]

30[60]

Meine Art, Historisches zu berichten, ist eigentlich, eigene Erlebnisse bei Gelegenheit vergangener Zeiten und Menschen zu erzählen. Nichts Zusammenhängendes — einzelnes ist mir aufgegangen, anderes nicht. Unsere Litterarhistoriker sind langweilig, weil sie sich zwingen, über alles zu reden und zu urtheilen, auch wo sie nichts erlebt haben.

[«]

30[61]

Was wirkt noch? Princip der Maler und Musiker und Dichter: sie fragen sich selber zuerst, aus der Zeit wo sie nicht productiv waren.

[«]

30[62]

Die Angst dass man den Wagnerischen Figuren nicht glaubt, dass sie leben: sie gebärden sich deshalb so toll.

[«]

30[63]

Man macht Fehler gegen eine vorgenommene Lebensweise, weil unsere Stimmung im Augenblick des Vorsatzes und dem der Ausführung eine ganz verschiedene ist.

[«]

30[64]

Mit dem Zerrbild hebt die Kunst an. Daß etwas bedeutet, erfreut. Daß das Bedeutende verspottet belacht wird, erfreut mehr. Das Belachen als erstes Zeichen des höheren seelischen Lebens (wie in der bildenden Kunst).

[«]

30[65]

„Wo die Kunst aber sich in ihren Mitteln einschränkt, muss sie in ihrem Wesen mächtig sein.“ Jacob Burckhardt.

[«]

30[66]

Die griechische Prosa — absichtliche Beschränkung der Mittel. Warum? Das Einfache am Ende des Höhenwegs. Complicirtes zuerst und zuletzt.

[«]

30[67]

Ich habe dabei das Loos der Idealisten gezogen, welchen der Gegenstand, aus dem sie so viel gemacht haben, dadurch verleidet wird — ideales Monstrum: der wirkliche Wagner schrumpft zusammen.

[«]

30[68]

Wie wurmstichig und durchlöchert das Menschenleben sei, wie ganz und gar auf Betrug und Verstellung aufgebaut, wie alles Erhebende, wie die Illusionen, alle Lust am Leben dem Irrthum verdankt werden — und wie in so fern der Ursprung einer solchen Welt nicht in einem moralischen Wesen, vielleicht aber in einem Künstler-Schöpfer zu suchen sei, wobei ich meinte daß einem solchen Wesen durchaus keine Verehrung im Sinne der christlichen (welche den Gott der Güte und Liebe aufstellt) gebühre, und sogar die Andeutung nicht scheute, ob dem deutschen Wesen diese Vorstellung, wie sie gewaltsam inokulirt, auch gewaltsam wieder entrissen werden konnte. Dabei meinte ich in Wagner's Kunst den Weg zu einem deutschen Heidenthum entdeckt zu haben, mindestens eine Brücke zu einer spezifisch unchristlichen Welt- und Menschenbetrachtung. „Die Götter sind schlecht und wissend: sie verdienen den Untergang, der Mensch ist gut und dumm — er hat eine schönere Zukunft und erreicht sie, wenn jene erst in ihre endliche Dämmerung eingegangen sind“, — so werde ich damals mein Glaubensbekenntniß formulirt haben, während ich jetzt — — —

[«]

30[69]

Das was erst herkömmlich ist, wird nicht nur mit Pietät, sondern auch mit Vernunft und Gründen nachträglich überhäuft und gleichsam durchsickert. So sieht zuletzt eine Sache sehr vernünftig aus (vieles an ihr ist zurechtgeschoben und verschönt). Dies täuscht über ihre Herkunft.

[«]

30[70]

National ist das Nachwirken einer vergangenen Cultur in einer ganz veränderten, auf anderen Grundlagen gestützten Cultur. Also das logisch Widerspruchsvolle im Leben eines Volkes.

[«]

30[71]

Wir müssen der falschen Nachahmung Wagner's widerstreben. Wenn er, um den Parcival schaffen zu können, genöthigt ist, aus der religiösen Quelle her neue Kräfte zu pumpen, so ist dies kein Vorbild sondern eine Gefahr.

[«]

30[72]

Es giebt Leser, welche den etwas hochtrabenden und unsicheren Gang und Klang meiner früheren Schriften dem vorziehen, was ich gegenwärtig anstrebe — möglichste Bestimmtheit der Bezeichnung und Geschmeidigkeit aller Bewegung, vorsichtigste Mäßigung im Gebrauch aller pathetischen und ironischen Kunstmittel. Mögen jene Leser, welche sich ihren Geschmack nicht verkümmern lassen wollen, an diesen hier mitgetheilten Arbeiten etwas Willkommenes zum Ersatz dafür erhalten, daß ich ihnen den Verdruß machte, meinen Geschmack in diesen Dingen zu verändern. Sind wir uns doch allmählich in so vielen und großen Bestrebungen so unähnlich, so fremd geworden, daß ich bei dieser Gelegenheit, wo ich noch einmal zu ihnen reden muß, nur von der harmlosesten aller Differenzen, der Stil-Differenz, reden möchte.

[«]

30[73]

Wagner hat kein rechtes Vertrauen zur Musik: er zieht verwandte Empfindungen heran, um ihr den Character des Grossen zu geben. Er stimmt sich selber an Anderen, er lässt seinen Zuhörern erst berauschende Getränke geben, um sie glauben zu machen, die Musik habe sie berauscht.

[«]

30[74]

„Die kindliche Kunst frevelt am Schwersten.“ Gruppe vor der Statue, Statue vor der Herme usw. „Man kennt eben die Schwierigkeiten noch nicht.“ Jacob Burckhardt.

[«]

30[75]

Teppich — Heimat des unendlich viel sich Wiederholenden. Auf Vasen und ehernen Geräten finden wir ihn wieder. Da alles klein ist und zahllos, konnte nicht auf Seelenausdruck, sondern nur auf Gebärde gesehen werden.

[«]

30[76]

Heilsamste Erscheinung ist Brahms, in dessen Musik mehr deutsches Blut fliesst als in der Wagners — womit ich viel Gutes, jedoch keineswegs allein Gutes gesagt haben möchte.

[«]

30[77]

Ich will es nur gestehen: ich hatte gehofft, durch die Kunst könne den Deutschen das abgestandene Christenthum völlig verleidet werden —

deutsche Mythologie als abschwächend, gewöhnend an Polytheismus usw.

Welcher Schrecken über restaurative Strömungen!!

[«]

30[78]

Wie einer, der auf immer Abschied nimmt, auch den weniger beachteten Bekannten mit wärmerem Gefühle entgegentritt und die Hand reicht, so fühle ich mich gewissen Arbeiten früherer Jahre gerade jetzt gewogener, wo ich mich von den Ufern, an die ich damals mein Schiff lenkte, unaufhaltsam entferne.

[«]

30[79]

Uralt Porträt-Ähnlichkeit in Mycenä — später diese Spur verlassen.

Thierwelt besser als Mensch — nicht symbolisch gebunden.

[«]

30[80]

Es ist schwer, im Einzelnen Wagner angreifen und nicht Recht zu behalten; seine Kunstart Leben Character, seine Meinungen, seine Neigungen und Abneigungen, alles hat wunde Stellen. Aber als Ganzes ist die Erscheinung jedem Angriff gewachsen.

[«]

30[81]

Plato's Abwendung von der Kunst symbolisch-typisch am Schluss.

[«]

30[82]

Wenn Wagner hierüber anders denken sollte: nun, so wollen wir bessere Wagnerianer sein als Wagner.

[«]

30[83]

Entwicklung des Sophocles verstehe ich durch und durch — der Widerwille gegen den Pomp und Prunkeffect.

[«]

30[84]

Das Lächeln der Ausdruck des Lebens, des Momentanen (selbst wenn sie sterben, Aegineten).

[«]

30[85]

Die höchste Aufgabe am **Schluss**, Wagner und Schopenhauer öffentlich zu danken und sie gleichsam gegen sich Partei nehmen zu machen.

[«]

30[86]

Der **thrazische** Pessimismus v<ide> Herodot, der Geborene wird bewehklagt.

[«]

30[87]

Diejenigen Schriftsteller, welche mit Vernunft wider die Vernunft schreiben, mögen zusehen, dass sie sich nicht selbst zum Ekel werden.

[«]

30[88]

Der **reiche** Stil folgt auf den **grossen**.
Städte Künstler und Schulen wetteifern.
Körper lange vor Seelenausdruck ausgebildet.
Schenkel viel früher als Brust.

[«]

30[89]

Das Nützliche steht höher als das Angenehme (Schöne), weil es indirekt und auf die Dauer Angenehmes erstrebt, und nicht Augenblickliches, oder auch die Basis für das Angenehme (z.B. als Gesundheit) zu schaffen sucht. Die Kunst des Schönen ist entweder nur auf den Augenblick berechnet oder fällt mit dem Nützlichem zusammen; das Nützliche ist **nie** sich selber Zweck, sondern das Wohlgefühl des Angenehmen ist es.

[«]

30[90]

Man wird es Wagner nie vergessen dürfen dass er in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in seiner Weise — die freilich nicht gerade die Weise guter und einsichtiger Menschen ist — die Kunst als eine wichtige und grossartige Sache ins Gedächtniss brachte.

[«]

30[91]

Schreck, bis zu welchem Grade ich selbst an Wagner's Stil Vergnügen haben konnte, der so nachlässig ist, dass er eines solchen Künstlers nicht würdig ist.

Wagner's Stil. Die allzuzeitige Gewöhnung über die wichtigsten Gegenstände ohne genügende Kenntnisse mitzureden hat ihn so unbestimmt und unfassbar gemacht: dazu der Ehrgeiz, es den witzigen Feuilletonisten gleich zu thun — und zuletzt die Anmaassung, die sich gern mit Nachlässigkeit paart: „siehe, alles war sehr gut".

[«]

30[92]

Das Schönste am Hunger ist, dass er einem Appetit macht.

[«]

30[93]

Vorrede. Stellung des Weisen zur Kunst. Die Griechen feiner als wir: der Weise, der Mann des Geschmacks.

Nicht nur Hunger thut noth (vielmehr darf dieser nicht zu arg sein) — „Liebe" sagen die Schwärmer: — sondern Geschmack. Ja Geschmack setzt schon Appetit voraus — sonst schmeckt uns nichts. Kritik ist die Lust am Guten, mit **Vermehrung der Lust** durch Erkenntniss des Missrathenen. Woher die zahllosen Kritiker, wenn nicht Vergnügen dabei? Insofern nützt selbst das Schlechte, indem es zur Vernichtung auffordert und Lust dabei erweckt. Auch Lust zum Bessermachen.

[«]

30[94]

Emerson, p. 328 (Essays) „das Auge des abrundenden Geistes".

[«]

30[95]

Vorrede. Dieses Buch hätte ich überschreiben können: aus der Seele der Künstler und Schriftsteller; in der That ist es eine Forsetzung des fünften Hauptstücks, welches jenen Titel trägt.

[«]

30[96]

Vorrede. Ich kenne kein Mittel, um etwas Gutes zu erkennen, als selber etwas Gutes zu machen. Dies giebt uns Flügel, mit denen sich zu manchem entlegenen Neste, in dem Gutes sitzt, fliegen lässt.

[«]

30[97]

Schopenhauer Optimist, wenn er sagt (Parerga, II p. 598) „Es giebt 2 Geschichten: die politische und die der Litteratur und Kunst. Jene ist die des Willens, diese die des Intellekts. Daher ist jene durchweg beängstigend, ja schrecklich — — die andre dagegen ist überall erfreulich und heiter.“ Oho! Ho!

[«]

30[98]

Wie sehr wir auch die Moralität zersetzen — unsre eigene, im ganzen Wesen eingenistet, kann dabei nicht zersetzt werden. Unsre Art, wahr und unwahr zu sein, bleibt undiskutirbar. „Der Ton des Suchens ist einer und der Ton des Habens ist ein anderer.“

[«]

30[99]

Ich habe die Besorgniss dass Wagner’s Wirkungen zuletzt in den Strom einmünden, der jenseits der Berge entspringt und der auch über Berge zu fliessen versteht.

[«]

30[100]

Schopenhauer, Parerga II 630: „<daß> mancher Mensch einen wenigstens 10fach höhern Grad von Dasein hat, als der andere — zehn Mal so sehr da ist“ — der Weise ist dann das allerrealste Wesen.

[«]

30[101]

Vergleich mit der Symphonie III Act Tristan, „Geburt der Tragödie“ — undeutlich und hochtrabend, wie ich damals nach Wagner’s Vorbilde mich auszudrücken liebte —

[«]

30[102]

Im vierten Jahrhundert wird die Welt der inneren Erregung entdeckt — Scopas, Praxiteles, Ausdruck. (Noch nicht Phidias. Gesetze der **Strenge**.)

[«]

30[103]

Emerson p. 331 Essays „das Leben der Wahrheit ist kalt und insofern traurig, aber es ist nicht der Sklave usw.“

[«]

30[104]

„Gross sein ist missverstanden werden.“

[«]

30[105]

Schiller’s Idealität zu characterisiren (aus Körner’s Briefen am besten).

[«]

30[106]

Fries in Phigalia von höchster Leidenschaftlichkeit.

[«]

30[107]

Die selbe Summe von Talent und Fleiss, die den Classiker macht, macht, eine Spanne Zeit zu spät, den Barockkünstler.

[«]

30[108]

Man verlangt von ihm dass er zum guten Spiele eine böse Miene mache.

[«]

30[109]

Wagner hat den Gang unterbrochen, unheilvoll, nicht wieder die Bahn zu gewinnen.

Mir schwebte eine sich mit dem Drama deckende Symphonie vor. Vom Liede aus sich erweiternd.

Aber die Oper, der Effekt, das Undeutsche zog Wagner anderswohin. Alle nur denkbaren Kunstmittel in der höchsten Steigerung.

[«]

30[110]

Völlige Abwesenheit der Moral bei Wagner's Helden. Er hat jenen wundervollen Einfall, der einzig in der Kunst ist: der Vorwurf des Sünders an den Schuldlosen gerichtet: „o König“ — Tristan an Marke.

[«]

30[111]

Man höre den zweiten Akt der Götterdämmerung ohne Drama: es ist verworrene Musik, wild wie ein schlechter Traum und so entsetzlich deutlich, als ob sie vor Tauben noch deutlich werden wollte. Dies Reden, ohne etwas zu sagen: ist beängstigend. Das Drama ist die reine Erlösung. — Ist das ein Lob, daß diese Musik allein unerträglich ist (von einzelnen, absichtlich isolirten Stellen abgesehen) als Ganzes? — Genug, diese Musik ist ohne Drama eine fortwährende Verleugnung aller höchsten Stilgesetze der älteren Musik: wer sich völlig an sie gewöhnt, verliert das Gefühl für diese Gesetze. Hat aber das Drama durch diesen Zusatz gewonnen? Es ist eine symbolische Interpretation hinzugetreten, eine Art philologischen Commentars, welcher die immer freie Phantasie des Verstehens mit Bann belegt — tyrannisch! Musik ist die Sprache des Erklärers, der aber fortwährend redet und uns keine Zeit läßt; überdies in einer schweren Sprache, die wieder eine Erklärung fordert. Wer einzeln sich erst die Dichtung (Sprache!) eingelernt hat, dann sie mit dem Auge in Aktion verwandelt hat, dann die Musik-Symbolik herausgesucht und verstanden hat und ganz sich hineinlebt, ja in alles Dreies sich verliebt hat — der hat dann einen ungemeinen Genuß. Aber wie anspruchsvoll! Aber es ist unmöglich, außer für kurze Augenblicke — weil zu angreifend, diese zehnfache Gesammtaufmerksamkeit von Auge Ohr Verstand Gefühl, höchste Thätigkeit des Aufnehmens, ohne jede produktive Gegenwirkung! — Dies thun die Wenigsten: woher doch die Wirkung auf so viele? Weil man intermittirt mit der Aufmerksamkeit, ganze Strecken stumpf ist, weil man bald auf die Musik, bald auf das Drama, bald auf die Scene allein Acht giebt — also das Werk zerlegt. — Damit ist über die Gattung der Stab gebrochen: nicht das Drama, sondern ein Augenblick ist das Resultat oder eine willkürliche Auswahl. Der Schöpfer einer neuen Gattung hat Acht hier zu geben! Nicht die Künste immer nebeneinander — sondern die Mäßigung der Alten, welche der menschlichen Natur gemäß ist.

[«]

30[112]

Mehrere Wege der Musik stehen noch offen (oder standen noch offen, ohne Wagner's Einfluss). Organische Gebilde als Symphonie mit einem Gegenstück als Drama (oder Mimus ohne Worte?) und dann absolute Musik, welche die Gesetze des organischen Bildens wiedergewinnt und Wagner nur benützt als Vorbereitung. Oder Wagner überbieten: dramatische Chormusik. — Dithyrambus. Wirkung des Unisono.

Musik aus geschlossenen Räumen in's Gebirge und Waldgehege.

[«]

30[113]

Allmähliches **Aufgeben** vom
Verband der Nation
Verband der Partei
Verband der Freundschaft
der Consistenz der Handlungen.

[«]

30[114]

Einsicht in die Ungerechtigkeit des Idealismus, darin dass ich mich für meine getäuschten Erwartungen an Wagner rächte.

[«]

30[115]

Wagner, der in seinen Prosaschriften mehr bewundert als verstanden werden will.

[«]

30[116]

Im Frühling grasbewachsener Weg im Walde — Unterholz und Gebüsch, dann höhere Bäume — Gefühl der wonnigen Freiheit.

[«]

30[117]

Wagners's Natur macht zum Dichter, man erfindet eine noch höhere Natur. Eine seiner herrlichsten Wirkungen, welche gegen ihn zuletzt sich wendet. So muss jeder Mensch sich über sich erheben, die Einsicht über sein Können sich erheben: der Mensch wird zu einer Stufenfolge von Alpenthälern, immer höher hinauf.

[«]

30[118]

Es entschlüpfen ihm kurze Stellen guter Musik: fast immer im Widerspruch zum Drama.

[«]

30[119]

Fürsten und Adlige, deren äusserliche Stellung zum Gedanken der Feste sehr hübsch durch eine kleine Fabel bezeichnet wird. Der höchstgestellte Gast usw.

[«]

30[120]

Betäubung oder Rausch-Wirkung gerade aller Wagnerischen Kunst. Dagegen will ich die Stellen nennen, wo Wagner höher steht, wo reines Glück ihm entströmt.

[«]

30[121]

Einzelne Töne von einer unglaubwürdigen Natürlichkeit wünsche ich nie wieder zu hören; ja sie auch nur vergessen zu können — Materna.

[«]

30[122]

Wagner’s Musik interessirt immer durch irgend etwas: und so kann bald die Empfindung, bald der Verstand ausruhen. Diese gesammte Ausspannung und Erregung unseres Wesens ist es, wofür wir so dankbar sind. Man ist schliesslich geneigt, ihm seine Fehler und Mängel zum Lobe zu rechnen, weil sie uns selber productiv machen.

[«]

30[123]

Wagner, dessen Ehrgeiz noch grösser ist als seine Begabung, hat in zahllosen Fällen gewagt, was über seine Kraft geht — aber es erweckt fast Schauer, jemanden so unablässig gegen das Unbesiegbare — das Fatum in ihm selber — anstürmen zu sehen.

[«]

30[124]

Eine Kunst, welche die Harmonie des Daseins verleugnet, und sie hinter die Welt verlegt. Alle diese Hinterweltler und Metaphysiker.

[«]

30[125]

Die Kritik der Moralität ist eine hohe Stufe der Moralität — aber verschmolzen sind Eitelkeit Ehrgeiz Lust am Siege damit, wie bei aller Kritik.

[«]

30[126]

Unser Denken soll kräftig duften wie ein Kornfeld an Sommer-Abenden.

[«]

30[127]

Goldstaub abblasen.

[«]

30[128]

Über Wagner wie über Schopenhauer kann man unbefangen reden, auch bei ihren Lebzeiten — ihre Größe wird, was man auch gezwungen ist, in die andere Wagschale zu legen, immer siegreich bleiben. Um so mehr ist gegen ihre Gefährlichkeit in der Wirkung zu warnen.

[«]

30[129]

Das Wogende Wallende Schwankende im Ganzen der Wagnerischen Musik.

[«]

30[130]

Ich rathe jedem, sich vor gleichen Pfaden (Wagner und Schopenhauer) nicht zu fürchten. Das ganz eigentlich unphilosophische Gefühl, die Reue, ist mir ganz fremd geworden.

[«]

30[131]

Mir ist zu Muthe, als ob ich von einer Krankheit genesen; ich denke mit unaussprechlicher Süssigkeit an Mozart's Requiem. Einfache Speisen schmecken mir wieder.

[«]

30[132]

Dionysus erster Gott der Thraker, ihr Zeus, wie Wotan.

[«]

30[133]

Mendelssohn, an dem sie die Kraft des element<aren> Erschütterns (beiläufig gesagt: das Talent des Juden des alten Testaments) vermissen, ohne an dem, was er hat, Freiheit im Gesetz und edle Affecte unter der Schranke der Schönheit, einen Ersatz zu finden.

[«]

30[134]

Schopenhauer verherrlicht im Grunde doch den Willen (das Allmächtige, dem alles dient). Wagner verklärt die Leidenschaft als Mutter alles Grossen und selbst Weisen.

Wirkung auf die Jugend.

[«]

30[135]

Dies alles hat sich Wagner oft genug im heimlichen Zwiegespräch selber eingestanden: ich wollte er thäte es auch öffentlich. Denn worin besteht die Grösse eines Characters, als darin dass er, zu Gunsten der Wahrheit, im Stande ist, auch gegen sich Partei zu ergreifen?

[«]

30[136]

Tiefsinn an eine unklare aber hochtrabende Wendung Wagner's („zum Raum wird hier die Zeit“) verwendet.

„Auge Wotans“ rührend, Mundwinkel des Philologen zucken — aber Unwille über feinere Köpfe, aus denen nur der Parteisinn redet und welche die Nachlässigkeit wohl merken.

[«]

30[137]

Die Naturgesetze der Kunst-Entwicklung sind eigentlich die Folgen psychologischer Dinge, Eitelkeit Ehrgeiz usw.

[«]

30[138]

Barockstil — es muß gesagt werden.

Den Gang der inneren Entwicklung Wagner's zu finden sehr schwer — auf seine eigene Beschreibung innerer Erlebnisse ist nichts zu geben. Er schreibt Parteischriften für Anhänger.

[«]

30[139]

Untergang der **letzten** Kunst erleben wir — Bayreuth überzeugte mich davon —

[«]

30[140]

Die Verhäßlichung der menschlichen Seele erfolgt ebenso nothwendig wie der Barockstil auf den klassischen — in ganzen Zeitaltern.

[«]

30[141]

Die Wagnerischen Götter, von denen keiner „etwas taugt“.

[«]

30[142]

Man muß nur etwas Gutes und Neues vollbringen: dann erlebt man an seinen Freunden, was es heißt: zum guten Spiele eine böse Miene machen.

[«]

30[143]

Schiller's Satz „gegen das Vortreffliche keine Rettung als Liebe“ recht wagnerisch. Tiefe Eifersucht gegen alles Große, dem er eine Seite abgewinnen kann — Haß gegen das, wo er nicht heran kann (Renaissance, französische und griechische Kunst des Stils).

[«]

30[144]

Der Irrthum hat die Dichter zu Dichtern gemacht. Der Irrthum hat die Schätzung der Dichter so hoch gemacht. Der Irrthum liess dann wieder die Philosophen sich höher erheben.

[«]

30[145]

Bei Wagner blinde Verleugnung des Guten (wie Brahms), bei der Partei (Fr<au> (W<agner>) sehende Verleugnung (Lipiner Rée).

[«]

30[146]

Was ist Partei, was Frivolität? Von letzterer aus verstand ich Wagner nicht.

[«]

30[147]

Anwandlungen der Schönheit: Rheintöchterscene, gebrochene Lichter, Farbenüberschwang wie bei der Herbstsonne, Buntheit der Natur; glühendes Roth Purpur, melancholisches Gelb und Grün fliessen durcheinander.

[«]

30[148]

Vernunft- und Welt-flüchtige Bestrebungen.

[«]

30[149]

Wer wollte Wagner auf den Gipfel seiner Eitelkeit folgen, den er immer dort erreicht, wenn er vom „deutschen Wesen“ redet — übrigens der Gipfel seiner Unklugheit: denn wenn Friedrich’s des Grossen Gerechtigkeit, Goethe’s Vornehmheit und Neidlosigkeit, Beethoven’s edle Resignation, Bach’s dürftig verklärtes Innenleben, wenn Schaffen ohne Rücksicht auf Glanz und Erfolg, ohne Neid die eigentlich deutschen Eigenschaften sind, sollte Wagner nicht fast beweisen wollen, dass er kein Deutscher sei?

[«]

30[150]

„C’est la rage de vouloir penser et sentir au delà de sa force.“ Doudan. — Die Wagnerianer.

[«]

30[151]

Die griechischen Künstler verwandten ihre Kraft auf die Bändigung, jetzt auf die Entfesselung — stärkster Gegensatz!

Willens-Bändiger, Willens-Entfesseler.

[«]

30[152]

Milton: „es ist fast einerlei, ob man einen Menschen oder ein gutes Buch tödtet.“ Gegen die Partei.

[«]

30[153]

Furchtbare Wildheit, das Zerknirschte Vernichtete, der Freudenschrei, die Plötzlichkeit, kurz die Eigenschaften, welche den Semiten innewohnen — ich glaube, semitische Rassen kommen der Wagnerischen Kunst verständnissvoller entgegen als die arische.

[«]

30[154]

Zur Vorrede. Ich möchte meinen Lesern den Rath geben: das Kennzeichen, dass sie in die Empfindung des Verfassers eingedrungen sind — — — aber hier lässt sich nichts erzwingen. Eine Reise begünstigt.

[«]

30[155]

Das creatürliche Leben, das wild geniesst, an sich reisst, an seinem Übermaasse satt wird und nach Verwandlung begehrt — **gleich** bei Schopenhauer und Wagner.

Zeit entsprechend bei Beiden: keine Lüge und Convention, keine Sitte und Sittlichkeit mehr thatsächlich — ungeheures Eingeständniss, dass der wildeste Egoismus da ist — Ehrlichkeit — Berauschung, nicht Milderung.

[«]

30[156]

Ein Zeichen von der Gesundheit der Alten, dass auch ihre Moral-Philosophie diesseits der Grenze des Glücks blieb. Unsere Wahrheits-Forschung ist ein Excess: diess muss man einsehen.

[«]

30[157]

Weder so heftig am Leben leiden, noch so matt und emotionsbedürftig, dass uns Wagner's Kunst nothwendig als Medicin wäre. — Dies ist der Hauptgrund der **Gegnerschaft**, nicht unlautere Motive: man kann etwas, wozu uns kein Bedürfniss treibt, was wir nicht brauchen, nicht so hoch schätzen.

[«]

30[158]

Zeit — elementarische, nicht durch Schönheit verklärte Sinnlichkeit (wie die der Renaissance und der Griechen), Wüstheit und Kaltsinn sind die Voraussetzungen gegen welche Wagner und Schopenhauer kämpfen, auf welche sie wirken — der Boden ihrer Kunst. Brand der Begierde, Kälte des Herzens — Wagner will Brand des Herzens, neben dem Brand der Begierde, Schopenhauer will Kühle der Begierde neben der Kühle des Herzens (der Schopenhauer des Lebens, nicht der der Philosophie).

[«]

30[159]

Goethe — „Byron's Kühnheit Keckheit und Grandiosität, ist das nicht alles bildend? Wir müssen uns hüten, es stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.“

Dies auf Wagner's Kunst anzuwenden.

[«]

30[160]

Voltaire, nach Goethe „die allgemeine Quelle des Lichts“.

[«]

30[161]

Keller, Burckhardt zu erwähnen: vieles Deutsche erhält sich jetzt besser in der **Schweiz**, man findet es hier deutlicher erhalten.

[«]

30[162]

Aberglaube vom Besitz — er macht nicht freier, sondern sklavischer, braucht viel Zeit, Nachdenken, macht Sorge, verbindet mit Andern, denen man nicht gleichstehen mag, weil man sie braucht; bindet fester an den Ort, an den Staat. — Der Bettler ist freilich abhängiger, — aber wenig Bedürfnisse, ein kleiner dazu ausreichender Erwerb und viel freie Zeit. Für die welche freilich keinen Gebrauch von der freien Zeit machen können, ist das Streben nach Besitz, wie das nach Ehren Orden usw., eine Unterhaltung. Der Reichthum ist oft das Resultat geistiger Inferiorität: er aber erregt Neid, weil durch ihn die Inferiorität <sich> mit Bildung maskiren kann. Insofern ist die geistige Ohnmacht der Menschen die indirekte Quelle von der unmoralischen Begehrlichkeit der Andern. — Dies, eine Betrachtung **nach dem Kriege**. Die Bildung als Maske, der Reichthum als Folge der innerlichen wirklichen Unbildung und Roheit.

[«]

30[163]

Nichts ist schädlicher einer guten Einsicht in die Cultur, als den Genius und sonst nichts gelten zu lassen. Das ist eine subversive Denkart, bei der alles Arbeiten für die Cultur aufhören muss.

[«]

30[164]

Nach dem Kriege missfiel mir der Luxus, die Franzosenverachtung, das Nationale — so wie Wagner an die Franzosen, Goethe an Franzosen und Griechen. Wie weit zurück gegen Goethe — ekelhafte Sinnlichkeit.

[«]

30[165]

Die Dichtkunst ist älter bei den Griechen als die anderen Künste: sie also muss das Volk an den Sinn für Maass gewöhnt haben; ihnen mussten dann die anderen Künstler folgen. Aber **was** mässigte die Dichter?

[«]

30[166]

Plan.

Einsicht in die **Gefährdung** der Cultur.
Krieg. Tiefster Schmerz, Brand des Louvre.
Schwächung des Culturbegriffs (das Nationale), Bildungsphilister.
Historische Krankheit.
Wie bekommt der Einzelne gegen die Epidemie Halt?

1) Schopenhauer's Metaphysik, überhistorisch; heldenhafter Denker. Standpunct fast religiös.
2) Wagner's Vertheidigung seiner Kunst gegen den Zeitgeschmack.

Daraus neue Gefahren: das Metaphysische treibt zur Verachtung des Wirklichen: insofern zuletzt culturfeindlich und fast gefährlicher.

Überschätzung des Genius.
Die Cultur der Musik lehnt die Wissenschaft, die Kritik ab; vieles Beschränkte aus Wagner's Wesen kommt hinzu. Roheit neben überreizter Sensibilität.
Das Deuteln und Symbolisiren nimmt überhand bei den Wagnerianern.
Ich entfremdete mich der Kunst, Dichtung (lernte das Alterthum mißverstehen) und der Natur, verlor fast mein gutes Temperament. Dabei das schlechte Gewissen des Metaphysikers.
Bedeutung von Bayreuth für mich.
Flucht.
Kaltwasser-Bad.
Die Kunst, die Natur, die Milde kommt wieder.

Zweck der Mittheilung
Freunde.

[«]

30[167]

Das Undeutsche an Wagner:

es fehlt die deutsche Anmuth und Grazie eines Beethoven Mozart Weber, das flüssige heitere Feuer (allegro con brio) Beethovens Webers, der ausgelassene Humor ohne Verzerrung.

Mangel an Bescheidenheit, die lärmende Glocke. Hang zum Luxus.

Kein guter Beamter wie Bach. Gegen Nebenbuhler nicht Goethisch ruhig.

[«]

30[168]

Neben einer Moral der Gnade steht eine Kunst der Gnade (Inspiration). **Beschreibung!**

[«]

30[169]

Damals glaubte ich das Christenthum im Verschwinden zu sehen, Wagner sandte ihm auch einige böse Worte nach — dumpfer Aberglaube — jetzt — jenseits der Berge.

[«]

30[170]

Die grosse Oper aus französischen und italiänischen Anfängen. Spontini, als er die Vestalin schuf, hatte wohl noch keine Note eig<entlich> deutscher Musik gehört. Tannhäuser und Lohengrin — für sie hat es noch keinen Beethoven, allerdings einen Weber gegeben. — Bellini Spontini Auber gaben den dramatischen Effect; von Berlioz lernte er die Orchestersprache; von Weber das romantische Colorit. —

[«]

30[171]

Was sich alles als Kraft, Inspiration, Gefühls-Überfluss geben möchte — Kunstmittel der Schwäche (der überreizten Künstler) um zu täuschen.

[«]

30[172]

Der Luxus der Mittel der Farben der Ansprüche des Symbolischen. Das Erhabne als das Unbegreifliche Unausschöpfliche in Bezug auf Grösse. Appell an alles andere Grosse.

[«]

30[173]

Ich zweifle nicht dass dieselben Dinge, in einen dicken süssen Brei eingehüllt, williger geschluckt werden. — Wahrheiten über Wagner.

[«]

30[174]

Diese wilden Thiere mit Anwandelungen eines sublimirten Zart- und Tiefsinns — haben nichts mit uns zu thun. Dagegen z.B. Philoctet.

[«]

30[175]

Wotan — die Welt vernichten, weil man Verdruss hat.

Brünnhilde — die Welt vernichten lassen, weil man liebt.

[«]

30[176]

Wotan, wüthender Ekel — mag die Welt zu Grunde gehen.

Brünnhilde liebt — mag die Welt zu Grunde gehen.

Siegfried liebt — was schiert ihn das Mittel des Betrugs. Ebenso Wotan. Wie ist mir dies alles zuwider!

[«]

30[177]

Wie Meister Erwin von Steinbach von seinen französischen Mustern und Meistern abhängig ist, frei und sie überragend, so Wagner von den Franzosen und Italiänern.

[«]

30[178]

Der Gewölbebau wahrscheinlich von den Diadochen auf die Römer übergegangen, wahrscheinlich.

[«]

30[179]

Macht und Pracht, Wille der Römer.

[«]

30[180]

Gegensatz — Horaz unter lauter ewigen festgewordenen Dingen — wir unter lauter ganz kurzen: jedes Geschlecht soll sein eignes Feld bestellen.

[«]

30[181]

Römer **Schöpfer** aller Rundformen, nicht nur Ausbildner mit Genialität.

[«]

30[182]

Bei Goethe ist der grösste Theil der Kunst in sein Wesen übergegangen. Anders unsere Theaterkünstler, die im Leben unkünstlerisch und nur Theater-Mitleiden — — — Theater Tasso's.

[«]

30[183]

Die Wirkungen der Wagnerischen Rhetorik sind so heftig, dass unser Verstand hinterdrein Rache übt — es ist wie beim Taschenspieler. Man kritisirt Wagner's

Mittel der Wirkung **strenger**. Im Grunde ist es ein Verdruss darüber, dass Wagner nicht feinere Mittel nöthig fand um **uns** zu fangen.

[«]

30[184]

Wie Musik im Freien bei windigem kaltem Wetter.

[«]

30[185]

Die Freude über Rée’s psychologische Beobachtungen eine der allergrössten. Woher? so empfand ich, die Motive der Menschen sind nicht viel werth. Wie Socrates von den weisen Menschen, so ich von den moralischen. Damals machte ich Ausnahmen; um diese recht hoch zu stellen, stellte ich jene so tief (und missverstand dabei gewiss den Autor).

[«]

30[186]

Das vorige Jahrhundert hatte weniger Historie, wußte aber mehr damit anzufangen.

[«]

30[187]

Wie kann man nur solchen Genuß an der Trivialität haben, daß Selbstliebe die Motive aller unserer Handlungen abgiebt! 1) Weil ich lange nichts davon wußte (metaphysische Periode) 2) weil der Satz sehr oft erprobt werden kann und unseren Scharfsinn anregt und so uns Freude macht 3) weil man sich in Gemeinschaft mit allen Erfahrenen und Weisen aller Zeiten fühlt: es ist eine Sprache der Ehrlichen, selbst unter den Schlechten 4) weil es die Sprache von

Männern und nicht von schwärmerischen Jünglingen ist (Schopenhauer fand seine Jugendphilosophie namentlich das 4te Buch sich ganz fremd —) 5) weil es antreibt, es auf unsere Art mit dem Leben aufzunehmen, und falsche Maßstäbe abweist; es ermuthigt.

[«]

30[188]

Rückschritt gegen das vorige Jahrhundert in Ethik — Helvetius. Von da abwärts Rousseau Kant Schopenhauer Hegel.

[«]

30[189]

Die Heftigkeit der erregten Empfindung und die Länge der Zeitdauer stehen im Widerspruch. Dies ist ein Punct, worin der Autor selber keine entscheidende Stimme hat: er hat sich langsam an sein Werk gewöhnt und es in langer Zeit geschaffen: er kann sich gar nicht unbefangen auf den Standpunct des Aufnehmenden versetzen. Schiller machte denselben Fehler. Auch im Alterthum wurde viel zurecht geschnitten.

[«]

30[190]

Dies sah ich ein, mit Betrübniss, manches sogar mit plötzlichem Erschrecken. Endlich aber fühlte ich dass ich, gegen mich und meine Vorliebe Partei ergreifend, den Zuspruch und Trost der Wahrheit vernehme — ein viel grösseres Glück kam dadurch über mich, als das war, welchem ich jetzt freiwillig den Rücken wandte.

[«]

30[191]

Wagner's Nibelungen-Ring sind strengste Lesedramen, auf die innere Phantasie rechnend. Hohes Kunstgenre, auch bei den Griechen.

[«]

30[192]

Widerspruch im vorausgesetzten Zuhörer. Höchst künstlerisch als Empfänger und völlig unproductiv! Die Musik tyrannisirt die Empfindung durch allzupeinliche Ausführung des Symbolischen, die Bühne tyrannisirt das Auge. Etwas Sclavenhaft-Unterthäniges und doch ganz Feuer und Flamme zugleich bei dieser Kunst — deshalb eine Parteizucht sonder Gleichen nöthig. Deshalb Judenthum usw. als Hetzpeitsche.

[«]

[31 = N I 5. Sommer 1878]

31[1]

Theopomp ganz Eifersucht auch gegen Plato als größten Litterator.

[«]

31[2]

Gründe, warum uns die griechische Litteratur nicht fremd erscheint?
1) Gymn<asium> verwöhnt
2) Handwerkszeug der Philologie
3) wir haben zuviel Nachahmung

[«]

31[3]

Cap<itel> — sittlicher Einfluß der Dichter Redner Schriftst<eller>
Cap<itel> Prosa und Poesie

[«]

31[4]

Thucydides vollkommener Ausfluss der sophistischen Bildung.

[«]

31[5]

Einleitung.

Man soll nichts über die Litteraturen lesen also auch nichts über sie schreiben. So will ich sagen, wie man lesen soll. Aufgabe der Philologie. — Warnen vor dem gew<öhnlichen> Lesen.

[«]

31[6]

Am wenigsten stimme ich dem bei, welcher mit Dekorat<ion> Scene Maschinerie zu Bayreuth unzufrieden war. Viel zu viel Fleiss und Erfindung darauf verwandt, die Phantasie in Fesseln zu schlagen, bei Stoffen die ihren epischen Ursprung nicht verleugnen. Aber der Naturalismus der Gebärde, des Gesanges, im Vergleich zum Orchester!! Was für geschraubte erkünstelte verdorbene Töne, was für eine falsche Natur hörte man da!

[«]

31[7]

Die Kunst des modernen Staatsmanns, das gute Gewissen der Völker beim Ausbruch eines Krieges zu erwecken — den Glauben an den Sieg der guten Sache.

[«]

31[8]

Freude am Romantischen aufgeben, dazu am Elementarischen.

[«]

31[9]

Freunde, wir haben Freude an einander als an frischen Gewächsen der Natur und Rücksicht gegen einander: so wachsen wir wie Bäume neben einander auf, und gerade deshalb straff aufwärts und gerade, weil wir durch einander uns ziehn.

[«]

[32 = N III 2. Herbst 1878]

32[1]

Ihr gleicht dem Grundton — — —

[«]

32[2]

Es macht auch unter den großen Menschen einen Unterschied, ob sie beim Aufwärtssteigen nach einem hohen Ziel immer höhere oder immer niedere Ansprüche an ihre Kräfte stellen. Aber es ist für den Fernstehenden schwer zu erkennen, weil ihm das von jenen Erreichte unter allen Umständen unerreichbar ist: trotzdem kann ein Höchster immer noch sein Ideal verleugnen.

[«]

32[3]

Den Stilen in der Kunst entsprechen Seelen: Barockseele zu zeichnen. Die hohe Seele, die feinere Seele, die vornehme Seele.

[«]

32[4]

Die feineren Obscuranten — Lipiner.

[«]

32[5]

Wenn ein Künstler die Menschen erschüttern erheben umwandeln will, so kann er sich doch dazu als Künstler unehrlicher Mittel bedienen: sein heiliger Zweck heiligt in diesem Fall durchaus nicht. Denn sein Zweck gehört vor das moralische, seine Mittel vor das aesthetische Gericht.

[«]

32[6]

Um uns herum eine Art Mythenbildung. Ursache: wir sind nicht ganz ehrlich, die schönen Worte gehen mit uns durch.

[«]

32[7]

Ein Mann, den ein Enthusiast schildert und der ihm sagt „wie gut Sie mich kennen!“, erregt meinen tiefsten Widerwillen.

[«]

32[8]

Der größte Theil unseres Wesens ist uns unbekannt. Trotzdem lieben wir uns, reden als von etwas ganz Bekanntem, auf Grund von ein wenig Gedächtniß. Wir haben ein Phantom vom „Ich“ im Kopfe, das uns vielfach bestimmt. Es soll Consequenz der Entwicklung bekommen. Das ist die Privat-Cultur-That — wir wollen Einheit erzeugen (aber meinen, sie sei nur zu entdecken!).

[«]

32[9]

Ein Roman.
Ein Band Gedichte.
Eine Historie.
Eine Philologie.

[«]

32[10]

Die Menschen können den Ton des Versprechens und den Ton der Erfüllung nicht zusammen hören: denn sie haben sich aus dem Versprechen etwas herausgehört, was nicht darin war. — So ich: ich versprach Wahrheits-Härte — freilich mit manchem phantastischen Ausdrucke: und nun habe ich diesen unschuldigen Kindern ihren Milchtopf umgestoßen.

[«]

32[11]

Das Feierliche ist mir zuwider geworden: was sind wir!

[«]

32[12]

Freunde als abgetragene Kleider.

[«]

32[13]

Emerson p. 201 die „Überseele“ ist das eigentlich höchste Cultur-Resultat, ein Phantasma an dem alle Guten und Großen gearbeitet haben.

[«]

32[14]

„Muß man nicht entmenscht sein?“ Wer hat die Ironie verstanden?

[«]

32[15]

Emerson meint, „der Werth des Lebens läge in den unergründlichen Fähigkeiten desselben: in der Thatsache, daß ich niemals weiß, wenn ich mich zu einem neuen Individuum wende, was mir widerfahren mag.“ Das ist die Stimmung des Wanderers. p. 311 bei Emerson wichtig, die Angst vor der sogenannten Wissenschaft — der Schöpfer geht durch eine Thür hinein bei jedem Individuum.

[«]

32[16]

Hast du eine große Freude an etwas gehabt? so nimm Abschied, nie kommt es zum zweiten Male.

[«]

32[17]

Wohlgefühl nach vollbrachtem Tagewerk — das fehlt den Pessimisten und Kunst-Schwärmern.

[«]

32[18]

„In der Natur ist alles zum Nutzen, alles schön.“ Aber zu allerletzt, von Oben gesehen, beim Menschen auch. Schönheit ist da, nur das Auge fehlt, sie zu sehen. Wenigstens jene Natur-Schönheit, welche zugleich Nützlichkeit ist.

[«]

32[19]

Pinien welche horchen und den Eindruck der südlichen Stille und Mittagsruhe noch vertiefen.

[«]

32[20]

Das Abweisen eines Buches sagt häufig, dass wir hier nichts erleben können, weil uns die Vorbereitung und die Sinne fehlen. Auch bei Menschen. Alles Negiren zeigt unseren Mangel an Fruchtbarkeit und an Organen auf diesem Gebiete: wären wir wie der Boden, wir liessen nichts umkommen.

Wir haben Fühlhörner zu vielen Menschen in uns — aber nicht zu allen.

[«]

32[21]

Geschichte will das Befremden überwinden, der Mensch sträubt sich gegen die Vergangenheit, alles soll „Ich“ „Biographie“ und „Alt-Bekannt“ sein.

[«]

32[22]

„Veredelung des Luxus, nicht Abschaffung“ erstreben die Künstler — klagen die Idealisten. Aber das was man Abschaffung nennt (Verflüchtigung Sublimirung ist es) geschieht doch auf jenem Wege. Das Überflüssige ist die Voraussetzung alles Schönen.

[«]

32[23]

„Man muß zu Fuß zu Markt tragen, was man mit Mühe erarbeitet hat“ E<merson>.

[«]

32[24]

Die ungefähr einartige Entwicklung der Vernunft und des Gefühls ist das Ziel der Cultur (als Grundlage des Verstehens, des gemeinsamen Helfens und Förderns). Darin liegt die Bedeutung solcher organisirenden Weltmächte wie Romanum imperium, Christenthum, vor allem Wissenschaft. Im Allgemeinen und Kleinen herrscht das Missverstehen vor: daher der excentrische Egoismus, nicht aus Schlechtigkeit. — Eine grosse Einbusse ist mit dieser nivellirenden Cultur verknüpft. „Geschichte“ ist die Erzählung von den Mitteln, den Leitungs- <und> Verkehrswegen zur Einartigwerdung.

[«]

32[25]

Dichter und phantastische Weise träumen daß die Natur (Thiere und Pflanzen) ohne Wissenschaft und Methode einfach aus Liebe und Intuition verstanden werde. Ganz so stehen noch die Metaphysiker zum Menschen.

[«]

32[26]

Was wollen wir mit Wohlstand Gesundheit? — Freude und Behagen. Nun, die Quellen dazu liegen im Geiste und Gemüthe. <Mit> Wohlstand und Gesundheit suchen wir eine Art von Schlamm zu beseitigen, welcher sich dem Ausfließen entgegenstellt. — Kampf der Mittel zur Freude — wenn Kunst und Wahrheitssinn streiten. Aber dieser Kampf kann selbst zu einer Quelle der Freude werden. Zuletzt ist die Entwicklung des Menschen die Freude aller Freuden.

[«]

[33 = N III 4. Herbst 1878]

33[1]

„Treppen-Glück“ — Knaben auf Eis, eine Windlaterne in der Mondnacht am Bach.

[«]

33[2]

Gegen Sokrates kann man jetzt einwenden daß es mit der menschlichen Tugend nichts ist, aber sehr viel mit der menschlichen Weisheit.

[«]

33[3]

Künstler meinen, die angenehmen Momente, ein Überwallen des Herzens, seien das Ziel der Welt: sie betrachten sich als Festredner der glücklichen Momente.

[«]

33[4]

Daß Künstler kein Gefühl für geistiges Eigenthum haben, verriethen sie ehedem in der Kunst selber: jetzt am meisten, wenn sie sich als Denker und Schriftsteller vorführen.

[«]

33[5]

Weshalb sind alle Musiker schlechte Schriftsteller, ohne Gehör für den Rhythmus, ohne Strenge der Gedankenfügung? Die Musik erschlafft das Denken und überfeinert das Ohr. Das unbestimmte Symbolisiren — sich daran genügen lassen.

[«]

33[6]

Die Jugend setzt auf den ihre Hoffnung, der sich immer zu stark ausdrückt, der Mann auf den, dessen Worte immer hinter seinem Vollbringen zurückbleiben.

[«]

33[7]

Politik — Partei — Ehrlich<keit>

[«]

33[8]

Zum Schluss — „Giebt es ein größeres Glück als die Seele zu prüfen — ein Leben ohne Prüfen: οὐ βιωτός.“

[«]

33[9]

Was ist denn Europa? — Griechische Cultur aus thrakischen phönizischen Elementen gewachsen, Hellenismus Philhellenismus der Römer, ihr Weltreich christlich, das Christenthum Träger antiker Elemente, von diesen Elementen gehen endlich die wissenschaftlichen Keime auf, aus dem Philhellenismus wird ein Philosophenthum: so weit an die Wissenschaft geglaubt, geht jetzt Europa.

Das Römerthum wurde ausgeschieden, das Christenthum abgeblaßt. Wir sind nicht weiter als Epikur: aber seine Herrschaft ist unendlich verbreiteter — Hellenisirung in vierfacher Vergröberung und Verungründlichung.

[«]

33[10]

Also weil Sittengesetz und Recht von Menschen gemacht sind, glaubt ihr euch darüber hinweg setzen zu können: nur von Menschen, sagt ihr — wißt ihr nicht, daß, wenn ihr derartig das Menschenwerk verachtet, ihr euch selbst und all eure beabsichtigten Menschenwerke als verächtlich bezeichnet? Ihr sollt klug sein und es höher ehren als wenn es „ein Werk Gottes“ wäre — denn was geht euch ein Gott an! Aber das Werk eurer Väter und Urväter — — —

[«]

33[11]

NB. Die wahre Maja. — Halt- und gehaltlose Werthe.

[«]

33[12]

Chinesische Arbeiter, um Asien zu europäisiren.

[«]

[34 = N III 1. Herbst 1878]

34[1]

Es giebt gewiß viel feinere Köpfe, stärkere und edlere Herzen als ich habe: aber sie frommen mir nur soweit als ich ihnen gleich komme und wir uns helfen können. Was dann übrig bleibt, könnte, für mich, von mir aus gesehen, fehlen: die Welt bliebe immer noch ganz als meine Welt.

[«]

34[2]

Auch der Enthus<iasmus> schwere Frage.

[«]

34[3]

Krankheit der geistigen Constitution merkt man nicht — um so mehr aber die — — —

[«]

34[4]

Stammelnde Dichter, Redner denen der Athem versagt und die Stimme bricht, Musiker ohne rhythmische Seele, die Weisen mit einem Wermuthgeschmack von Narrheit — diese Unvollkommenheiten der Natur gleichsam Folterer, welche die verstocktesten Menschen zur Antwort bringen: ja wir brauchen die Kunst.

[«]

34[5]

Wir thun was wir können.

[«]

34[6]

Aus Ignoranz greift der Anfänger wie die Kunst in ihren Anfängen nach den höchsten Zielen — irreführend.

[«]

34[7]

Die Einfachheit ist eine kurze Ebene in den Höhen der Kunst — weder am Anfang noch am Ende.

[«]

34[8]

Man kann wenig sogleich haben, aber man kann alles haben, wenn man nur Zeit hat. Zeit ist das Capital, welches alle Tugenden und Talente in der Welt zu Zinsen trägt.

[«]

34[9]

Es giebt eine schleichende kaum eingestehbare Unzüchtigkeit, welche am gründlichsten erschöpft, z.B. in Kunst, beim Nachdenken, beim Fragen.

[«]

34[10]

Homer kein Held der Schlacht, Sophokles kein duldender und verfolgter Einsiedler, die Sänger der Treue und Hingebung sind unbarmherzige Selbstlinge, die kalten Moralisten wie Helvetius sind herzensgute Menschenfreunde ohne Klugheit — das Talent will den Charakter suppliren; es ist ein gläsernes Auge für den der es trägt, nicht aber für die welche es sehen.

[«]

34[11]

Beginnende Herrschaft der Schriftsteller.

[«]

34[12]

Buch anonym, Zeitung unterschrieben.

[«]

34[13]

Dichter als Apologeten Enthusiasten oder Verhehler ohne Charakter machen Diebe aus Freunden. Schluß von Werk auf Gesinnung unzulässig.

[«]

34[14]

Wenn einer auch alle Wolfs- Fuchs- und Löwengänge der Erkenntnißtheorie durchgemacht hat — der erste beste Neuling, der in diesen Gängen sich herumdreht, ist impertinent, wenn wir die Sonne untergehen lassen und die Erde stille stehen.

[«]

34[15]

An der Art wie das Genie bewundert, erkennt man leicht, ob es einem wilden Baume ungebändigter Selbstsucht aufgepropft ist — in diesem Falle bewundert es an den Großen früherer Zeiten sehr prunkvoll die eigenen Glanzseiten vereinzelt, es dreht nur jene Seiten an's Licht, es wirft einen Schatten auf die anderen — oder aber: ob es einem veredelten Baume als ebenbürtig erwuchs: dann liebt es das, was mehr und anders ist als bei ihm: wie Goethe.

[«]

34[16]

Wie vergänglich Philosoph<ien> sind, erkennt man an ihrer vergänglichmachenden Kraft. Schiller, seiner Zeit frisch und lebenskräftig — jetzt schon historisch zu empfinden: die Glasur des deutschen Idealismus. So alle Dichtung mit den Tüpfeln des verstand- und weltflüchtigen deutschen Pessimismus, heute.

[«]

34[17]

Wer jetzt in Wissenschaft und Kunst absolute Metaphysik oder selbst skeptische Metaphysik vertritt, geht über den Berg und fördert Rom.

[«]

34[18]

Jener Abschied, wo man endlich sich trennt, weil die Empfindung <und> das Urtheil nicht mehr zusammen gehen wollen, bringt uns einer Person am nächsten und wir schlagen gewaltsam gegen die Mauer, welche die Natur zwischen ihr und uns errichtet hat.

[«]

34[19]

<Der> Künstler wähnt, er habe durch seine großen Geschenke sich die Seele gekauft: aber er hat sie nur umfängl<icher> gemacht um noch größere Geschenke von anderen Seiten her aufzunehmen und den angebotenen Kaufpreis als viel zu gering zu achten.

[«]

34[20]

Nie mit jemandem umgehen, der nicht zu hören versteht, sondern sich und seine Einfälle vorführt, indem er so das Gespräch zu führen meint. Es ist das Merkzeichen eines großen Egoisten, sei er noch so begabt.

Auch der welcher sich zur Aufmerksamkeit zwingt, ist ebenso egoist nur höflicher.

[«]

34[21]

Der Dichter läßt seinen Geist für sein Herz gelten, der Denker trägt unvermerkt sein Herz in seinen Geist; ersterer als Schauspieler.

[«]

34[22]

Sommerluft der Seele — scha<uerliches> Glück — Februar.

[«]

[35 = N III 5. Herbst 1878]

35[1]

Vernachläss<igung> der Arbeiter — — —

[«]

35[2]

Paris die einzige Stadt — — —

[«]

35[3]

Zu „barock“ — — —

[«]

35[4]

Manches darf der Mann der Männer wegen nicht zurückhalten: aber mit Schmerz gedenkt er der Jünglinge, welche seine Aufrichtigkeit verwirren, vom guten Wege ablenken könnte: je mehr sie bis jetzt gewohnt waren, auf die Worte ihres leitenden Lehrers zu hören. Da bleibt ihm, um ihre Erziehung nicht <zu> stören, nur übrig, sich gründlich und hart von ihnen zu entfernen und den Zügel seines Einflusses auf sie ihnen selber zuzuwerfen. Mögen sie wider ihn sich selber treu bleiben! So bleiben sie ihm treu, ohne es zu wissen.

[«]

35[5]

Für manche Naturen mag es gut sein, ihren Leidenschaften von Zeit zu Zeit ein Fest zu geben.

[«]

35[6]

— — — anmuthige Größe dieses ersten Seelen-Gärtners aller Zeiten wieder entdeckt — — —

[«]

35[7]

— — — vorausgesetzt daß er in heiterer Bescheidenheit zu schwatzen versteht aus diesem Gefühl einer saturnalischen Ungebundenheit. Die Zuhörer — — —

[«]

[36 = Mp XIV 2a. Herbst 1878]

36[1]

Der Darwinist. — St. Augustinus sagte: ego sum veritas et vita, dixit Dominus; non dixit: ego sum consuetudo! — Schade darum: so ist er nicht die Wahrheit und weiß nicht, was das Leben ist.

[«]

36[2]

Noch eine Eule nach Athen. — Daß Wissenschaft und Nationalgefühl Widersprüche sind, weiß man, mögen auch politische Falschmünzer gelegentlich dies Wissen verleugnen: und endlich! wird auch der Tag kommen, wo man begreift, daß alle höhere Cultur nur zu ihrem Schaden sich jetzt noch mit nationalen Zaunpfählen umstecken kann. Es war nicht immer so: aber das Rad hat sich gedreht und dreht sich fort.

[«]

36[3]

Siegel und Zeugniss.

„die Reinlichkeit des Geistes hat auch die Reinlichkeit der Leidenschaft zur Folge; darum liebt ein großer und reinlicher Geist mit Wärme und sieht doch deutlich, was er liebt. — Es giebt zwei Arten des Geistes, den geometrischen und denjenigen, welchen man den feinen Geist nennen könnte. Jener hat langsame, harte, unbeugsame Ansichten; dieser hat eine Geschwindigkeit des Gedankens, welche sich an die Liebenswürdigkeiten des geliebten Gegenstandes sogleich anschmiegt. Von den Augen geht er zum Herzen und an der äußeren Bewegung erkennt er, was im Inneren vorgeht“ —

Nach Pascal.

[«]

36[4]

Wieland „daß ich mich <nicht> entsinnen kann, das Wort deutsch jemals ehrenhalber nennen gehört zu haben“. Werke Ausgabe von 1840 XXXI, 247.

[«]

36[5]

Der Gedanke ist nicht nur die Geburt des menschlichen Wollens, sondern wird auch vom Menschen als menschenhaftwollende Person behandelt. Der Kopf verweilt vor einer Menschenwelt — — —

[«]

[37 = N III 3. November 1878]

37[1]

Was hat man davon, wenn man etwas aller Welt und doch nicht sich zu Danke macht!

[«]

37[2]

Trotz im Keime des Gedankens, oder Liebe.

[«]

37[3]

Fastenfreude, „Pflicht“-Freude — verfehlt.

[«]

[38 = D 12. November–Dezember 1878]

38[1]

Unerwartete Belehrung. — Erst ein Leben voller Schmerzen und Entsagungen lehrt uns, wie das Dasein ganz mit Honigseim durchtränkt ist: weshalb die Askese nicht selten aus einem verschmitzten Epikureismus gewählt sein mag. — Die „Pessimisten“ sind kluge Leute mit verdorbenem Magen: sie rächen sich mit dem Kopf für ihre schlechte Verdauung.

[«]

38[2]

Die überfeinen Unglücklichen, wie Leopardi, welche für ihren Schmerz stolz am ganzen Dasein Rache nehmen, bemerken nicht, wie der göttliche Kuppler des Daseins dabei über sie lacht: eben jetzt trinken sie wieder aus seinem Mischkrug; denn ihre Rache, ihr Stolz, ihr Hang zu denken, was sie leiden, ihre Kunst, es zu sagen — ist das nicht alles wieder — Honigseim?

[«]

[39 = N I 3c. 1878 — Juli 1879]

39[1]

Litterat<ur>.

Character fälschlich aus Werken erschlossen. Diese aber nach dem künstl<erisch> Wirkungsvollsten.

Auch der Künstler irrt sich leicht über sich.

Aber allmählich verändert sich sein Wesen nach seinen Lieblingsgebilden.

[«]

39[2]

Winckelmann Goethe ist von der Cultur aufgesaugt: deshalb erscheint es leer für uns.

[«]

39[3]

Lust am Zwange, immer neues Sich-binden bei den Griechen.

Homer unter dem Zwange alter Technik.

[«]

39[4]

Metrischer Zwang.

Naturfehler des Epos, der einzelnen Gattungen.

[«]

39[5]

Thracier machen den Übergang zur Wissenschaft am ersten: Democrit Protagoras Thukydides.

[«]

39[6]

Ansätze zu neuen Gattungen, absterbend.
Abgelehnte Themata, Auswahl.

[«]

39[7]

Vergröberung der Kunst im Drama.

[«]

39[8]

Zu lesende Bücher:
Taine, Frankreich v<or> der Revolution.
Lenormant, Phoenizien usw.
Gutschmid, neue Beiträge zur Assyriologie.
Duncker, Geschichte, erster Band.
Doehler, Hadrian usw. (Halle).
Reumont, Cosimo.
Reumont, Geschichte Toscana’s.
Stern, Milton und <seine> Zeit.
Villari, Machiavell übersetzt Mangold.
Petrarca, Geiger.

Baudissin, Studien.
Schack, spanisches Theater.
— über den Islam?
E. Schérer, études litteraires.
Ambros III Band (Renaissance bis Palestrina).
Peschel, Völkerkunde.
Renan usw.

[«]

39[9]

Aus zwei Augen sehen — δὶς τὸ καλόν.

[«]

39[10]

Ein gewähltes Wort will seinen Hofstaat von Worten um sich und sein Arom (Parfum).

[«]

39[11]

Zeitalter des Erkennens um der Seele Ruhe und Freude zu geben.

[«]

[40 = N IV 2. Juni–Juli 1879]

40[1]

Octobermensch. Bauern im Schwarzwald.

[«]

40[2]

Nur fehlt mir ein Menschlein.

[«]

40[3]

Ich schließe: Beschränkung seiner Bedürfnisse. In diesen aber muß Jeder zusehen, Fachkenner zu werden (z.B. in Betreff seiner Speisung, Kleidung, Wohnung, Heizung, Clima usw.). Sein Leben auf so viel oder wenig Fundamente stellen als man ausreichend beurtheilen kann — so fördert man die allgemeine Moralität, d.h. man zwingt jeden Handwerker, uns ehrlich zu behandeln, weil wir Kenner sind. Ein Bedürfniß, worin wir nicht Kenner werden wollen, müssen wir uns verbieten: dies ist die neue Moralität.

Kennerschaft hinsichtlich der Personen, welche wir gebrauchen, ist das erste Surrogat. Also Menschenkunde, dort, wo unsere Sachkunde aufhört.

Also: eine ganz andere Art von Wissen zu erwerben, auf Grund unserer Bedürfnisse.

[«]

40[4]

Die Maschine controlirt furchtbar, daß alles zur rechten Zeit und recht geschieht. Der Arbeiter gehorcht dem blinden Despoten, er ist mehr als sein Sklave. Die Maschine erzieht nicht den Willen zur Selbstbeherrschung. Sie weckt Reaktionsgelüste gegen den Despotismus — die Ausschweifung, den Unsinn, den Rausch. Die Maschine ruft Saturnalien hervor.

[«]

40[5]

Die Unfreiheit der Gesinnung und Person wird durch den revolutionären Hang bewiesen.

Die Freiheit durch Zufriedenheit, Sich-einpassen und persönliches Bessermachen.

[«]

40[6]

Gegen die Schädlichkeit der Maschine, Heilmittel

1) Häufiger Wechsel der Funktionen an derselben Maschine und an verschiedenen Maschinen.
2) Verständniß des Gesamtbaus und seiner Fehler und Verbesserungsfähigkeit (der demokratische Staat, der seine Beamten oft wechselt)

[«]

40[7]

Bei einem weniger gewaltsamen Charakter des socialen Lebens verlieren die letzten Entscheidungen (über sogenannte ewige Fragen) ihre Wichtigkeit. Man bedenke, wie selten schon jetzt ein Mensch etwas mit ihnen zu thun hat.

[«]

40[8]

Mein größter Schmerz.

[«]

40[9]

Mir wurde Angst beim Anblick der Unsicherheit des modernen Culturhorizonts. Etwas verschämt lobte ich die Culturen unter Glocke und Sturzglas. Endlich ermannte ich mich und warf mich in das freie Weltmeer.

[«]

40[10]

Sentimentale Stimmungen (über die Vergänglichkeit aller Freude, oder melodisches Seufzen nach Befreiung aus dem Gefängniß) immer als Ausdruck deprimirter Nerventhätigkeit. Der größte Theil der Musikfreude gehört hieher. — Es giebt Culturen der aufsteigenden Nerventhätigkeit und solche der absteigenden; ebenso Philosophien, Dichtungen.

Nur die Ermüdung (des Denkens) namentlich in einer zeitweiligen Hoffnungsarmut führt sie in den Wagnerischen Dunstkreis.

[«]

40[11]

Das „Lied an die Freude“ (22. Mai 1872) eine meiner höchsten Stimmungen. Erst jetzt fühle ich mich in dieser Bahn. „Froh wie seine Sonnen fliegen, wandelt Brüder eure Bahn —“. Was für ein gedrücktes und falsches „Fest“ war das von 1876. Und jetzt qualmt aus den Bayreuther Blättern alles gegen das Lied an die Freude.

[«]

40[12]

Wie auf unseren Theatern Helden mit Lindwürmern kämpfen und wir an ihr Heldenthum glauben sollen, trotzdem wir sehen — also sehen und **doch** glauben — so auch bei ganz B<ayreuth>.

[«]

40[13]

Musik-sentiment<alität>.
Zu beschreiben.
Nachtwach, schlafsehnsüchtig — hell röthlich braun.

[«]

40[14]

Je vollkommner die Maschine, desto mehr Moralität macht sie nöthig. (Beil Flinte usw.)

[«]

40[15]

Je feiner der Geist, desto mehr leidet der Mensch beim Übermaß der Begierden. Insofern bringt geistige Verfeinerung auch dasselbe hervor was die Moralität der gebundenen Geister.

[«]

40[16]

Die Lehre von den nächsten Dingen.

Eintheilung des Tags, Ziel des Tags (Perioden).
Speisung.
Umgang.
Natur.
Einsamkeit.
Schlaf.
Broderwerb.
Erziehung (eigne und fremde).
Benutzung der Stimmung und Witterung.
Gesundheit.
Zurückgezogenheit von der Politik.

Unnatürliche Verschiebung:
die Krankheit (als heilsam)
der Tod (als Segen)
das Unglück (als Wohlthat)

Kampf gegen den *Schmerz*. Die Kampfmittel werden wieder zu Schmerzen (im Kämpfen liegt die Übertreibung, das auf-die-Spitze-treiben). Natur als Schmerz, Religion als Schmerz, Gesellschaft als Schmerz, Cultur als Schmerz, Wissen als Schmerz. Also: *Kampf gegen den Kampf!*

Heilung der Seele.
Sorge.
Langeweile.
Begierde.
Schwäche.
Wildheit, Rache.
Entbehrung.
Verlust.
Krankheit.

Freude. Dreifaltigkeit der Freude

1) als Erhebung
2) als Erhellung } 4) dreieinig.
3) als Ruhe

[«]

40[17]

Wir schätzen die Dinge nach der Mühe ab, die das Herstellen oder Fangen derselben uns gemacht hat. Daher „Werth“. Dies wird auf die Wahrheit übertragen und giebt lächerliche Resultate.

[«]

40[18]

Gegen die philosoph<isch>-relig<iösen> Kuppler

[«]

40[19]

Der Lehrer ist, durch Verbreitung der Selbst-Erziehung, auf die höchsten Ansprüche zu steigern, in seinen mittleren Formen zu vernichten.

Die Schule zu ersetzen durch lernbegierige Freundschafts-Vereine.

[«]

40[20]

Das unstäte Reiseleben der Gebildeten ist ein Beweis, daß sie sich aufsuchen müssen und daß so wenig Gebildete an einem Ort leben. Zehn gereifte und mannigfache Vertreter des Geistes bannen sich fest durch den gemeinsamen Zauber ihres Zusammenlebens. — Das Natur-suchen ist ein Surrogat bei dem Mangel an guter Gesellschaft. Lieber allein als schlecht gepaart. Man flieht nicht sowohl vor sich selbst als vor seinem Umgange, wenn man regelmäßig alle Sommer den Ort verläßt.

Anwurzelung ist aber nothwendig für das Bestehen aller gemeinsamen Institutionen. Man wird Reisender „Wanderer“, wenn man nirgends heimisch ist. Also: das moderne Kloster.

[«]

40[21]

Metaphysik und Philosophie sind Versuche, sich gewaltsam der fruchtbarsten Gebiete zu bemächtigen: sie gehen immer eher zu Grunde, weil Wälder entwurzeln über die Kräfte des Einzelnen geht.

[«]

40[22]

Gegen die geheuchelte Verachtung der nächsten Dinge und deren wirkliche Vernachlässigung (rohe Auffassung).

Die nächsten und die fernsten Dinge.

[«]

40[23]

Die nächsten und die fernsten Dinge.

[«]

40[24]

Wann ich geweint habe:

1) Commune
2) Gedicht Rosenlaui
3) Bauern Schwarzwald
4) Traum
5) Adresse aus Wien Geburtstag

[«]

40[25]

Der Faden, auf dem die Gedanken manches Denkers laufen, ist so fein, daß wir ihn nicht sehen und daß wir vermeinen, jener fliege oder schwebe oder treibe die Kunst der beflügelten Dichter. Aber wie die Spinne oft an einem zarten Fädchen herab läuft —

[«]

40[26]

Jetzt müssen wir unsere Zurückgezogenheit rechtfertigen: universal —

[«]

40[27]

Wie erzeugt man Menschen mit gutem Temperament?

[«]

[41 = N IV 1. Juli 1879]

41[1]

Ein Philosoph, der des Längeren einmal in der genannten Weise gelobt wurde, schrieb während dem mit seinem Stab in den Sand: „Eheu, Triviam deam fortassis amplexus sim?“

[«]

41[2]

Das anziehendste Buch der griechischen Litteratur: Mem<orabilia> Socr<atis>.

[«]

41[3]

Man erstrebt Unabhängigkeit (Freiheit) um der Macht willen, nicht umgekehrt.

[«]

41[4]

Der überwache allzuglänzende Blick und die zitternde Hand — Tristan.

[«]

41[5]

Durch die Zwecke wird das Leben ganz unsinnig und unwahr. Man arbeitet, um sich zu nähren? Man nährt sich, um zu leben? Man lebt, um Kinder (oder Werke) zu hinterlassen. Diese ebenso — usw. und zuletzt salto mortale. Vielmehr ist im Arbeiten Essen usw. immer auch das Ende da: mit dem Zweck knüpfen wir 2 Enden aneinander. Ich esse um zu essen und um zu leben d.h. um wieder zu essen.

Die Handlung will wiederholt werden, weil sie angenehm ist. Alles Angenehme ist das Ende. Sind die Pflanzen da, um von den Thieren verspeist zu werden? Es giebt keinen Zweck. Wir täuschen uns. — Ich tauche die Feder ein um — — —

[«]

41[6]

Climata hat man erwogen, aber Tag und Nacht überhaupt usw.

[«]

41[7]

Auch dem Frömmsten ist sein tägliches Mittagsessen wichtiger als das Abendmahl.

[«]

41[8]

In den Gewerben ahmen wir die Natur nach und wiederum sind wir ergötzt, wie es scheint, daß die Natur uns nachgeahmt hat, wie in dem kleinen Stiel der Alpenrosenblüthe, der aus gelber und rother Seide geflochten scheint.

[«]

41[9]

Socialisten hülfen zum Siege der Demokratie.

[«]

41[10]

Νεμεσσᾶν ungeziemende Gleichsetzung.

[«]

41[11]

Wenn der Gleiche dem Gleichen Hülfe erweist, ist es kein Mitleid sondern Pflicht — die Gleichsetzung hergestellt. Wenn der Starke dem Schwachen hilft, ohne Vortheil — erbarmt er sich —?

[«]

41[12]

Stufen: den Ruf mehren
1) mit sofortigem Nutzen im Auge
2) ohne dies, aber als Capital
3) gegen den sofortigen Nutzen in Hinsicht auf kommenden
4) gegen und ohne „Eitelkeit“.

[«]

41[13]

Alle kleinen Dinge sind einst groß gewesen.

[«]

41[14]

„Die Fremde statt zu kommen, reiste wieder ab“.

[«]

41[15]

Das Gehirn im Wachsen. Nur die jüngsten Theile haben ein begleitendes Bewußtsein. Die älteren arbeiten ohne diese Laterne der Controle.

Das Ziel: der Mensch eine große unbewußte Zweckthätigkeit, wie die Natur der Pflanze.

[«]

41[16]

Mädchen die wie Turteltauben lachen.

[«]

41[17]

Zur Zeit der lauen Februarwinde, wenn die kleinen übereisten Gewässer unter den Füßen der Kinder knistern.

[«]

41[18]

Ein Rädergleis voll Wasser.

[«]

41[19]

Ein Mittagsläuten vom Dorfthurm, bei dem Frömmigkeit und Hunger zugleich wachwerden.

[«]

41[20]

Wie die Sonne in einem Tannenwald, warme Wohlgerüche und reine Kühle des Windhauchs.

[«]

41[21]

Mücken bewölkter Himmel und feuchtwarme Luft — meine Feinde.
Felsen Wind Nadelhölzer Heidegräser und viel Luft — meine Freunde.

[«]

41[22]

„Sph*y*nx, T*e*mistocles, Myth*e*, Paradox*e*, Sophism*us*, St*y*l, Li*t*eratur usw.“

[«]

41[23]

Carey 512. Concurrenz — ihre Nützlichkeit, obwohl grundböse. — Geht gegen das Gleichgewicht — aber die andere Gruppe hat den Vortheil des Kampfes. Der Dritte, der den Esel fortführt. Sind aber Engländer, so ist der Dritte selber der Esel, der fortgeführt wird.

[«]

41[24]

Schläfrig und zufrieden wie die Sonne in den Gassen einer kleinen Stadt am Feiertage.

[«]

41[25]

Terzen — Oktaven: Melodie

Kindheit — lernen — erste Magie

überall wo Wehmuth, wird ein Verlust empfunden, aber ein halbes Wiederfinden damaliger Empfindung.

„Alpenglühen der Empfindung“ wenn die Sonne hinunter ist

Sonntag-Nachmittag-Einsam<keit> ebenso zu erklären.

Das Kind hat die großen Entzückungen an den einfachen Dingen voraus.

[«]

41[26]

Der Empfindsame sehr fromm — ein Schuft.

[«]

41[27]

Soldat Kugel Dämmerung

[«]

41[28]

Eine gew<isse> Albernheit in den Begleitungsfiguren der rhythmischen Cadenzen hebt diese Wirkung nicht auf, mitunter scheint sie dieselbe sogar zu verst<ärken>.

[«]

41[29]

Bei der Nähe des Gewitters, wenn das graue Gebirge furchtbar und tückisch blickt.

[«]

41[30]

Durch Jean Paul ist Carlyle zu Grunde gerichtet und zum schlechtesten Schriftsteller Englands geworden: und durch Carlyle wieder hat sich Emerson, der reichste Amerikaner, zu jener geschmacklosen Verschwendung verführen lassen, welche Gedanken und Bilder händevoll zum Fenster hinauswirft.

[«]

41[31]

Schluss: Werden wir, was wir noch nicht sind: **gute Nachbarn der nächsten Dinge**.

[«]

41[32]

Die Trostmittel des Christenthums sind bald eine Antiquität; ein Oel, das sich verrochen hat. Dann treten die Trostmittel der antiken Philosophie wieder hervor, in neuem Glanze — und unsere neue Trostmittelgattung kommt hinzu, die historische.

[«]

41[33]

Die meisten Menschen bäumen sich wider den Tröstenden eine Zeitlang auf und übertreiben die Tiefe und Unbändigkeit ihres Schmerzes, in Worten und Wehklagen. Sie finden es unerträglich, daß der Tröstende anzunehmen scheint, er werde leichter mit diesen Unfällen Verlusten usw. fertig werden: sie deuten ihm an, dies könne nur darin seinen Grund haben, daß er nicht tief genug empfindet und in der Fähigkeit tief zu empfinden unter ihnen stehe. In Wahrheit empfinden sie kein Haarbreit tiefer als jener empfinden würde, oft weniger. Sie setzen also seiner vermeinten Überlegenheit den Schmerz zu besiegen, eine andere entgegen.

[«]

41[34]

Der klassische Geschmack — nichts begünstigen, was die Kraft der Zeit nicht zu reinem und mustergültigem Ausdruck zu bringen vermöchte, also ein Gefühl der der Zeit eigenthümlichen Kraft und Aufgabe.

[«]

41[35]

In Ansichten über Kunst wenigstens wollen wir uns die Leidenschaftlichkeit und Roheit verbitten: auch das blinde Parteiwesen.

[«]

41[36]

Der Häßliche und Unansehnliche ist der Mode gram, weil sie nicht an ihn denkt. Er muß sich verkleiden.

[«]

41[37]

Nicht das ist das Kunststück, ein Fest zu veranstalten, sondern solche zu finden welche sich an ihm freuen. Meistens ist ein Fest ein Schauspiel ohne Zuschauer, ein Tisch voller Speisen ohne Gäste. Wer mitspielt, Fürsten und Soldaten, haben ihre Pflichten und Ermüdungen dabei, und die Neugierde des Gassenjungen ist die einzige lebendige Zuthat.

[«]

41[38]

Backwerk Zucker eine Mahlzeit, eine Treppe.

[«]

41[39]

Gegen die Küche des prix fait — des Hotels.

[«]

41[40]

Die strahlende gelbe Wiese, und über ihr dunkle braungrüne Waldzüge, über ihnen aber, in gewaltiger Steigerung derselben Berglinien, die Hochgebirgskronen, bläulich grau und schneeweiß schimmernd.

[«]

41[41]

Das Große an den Alten ist ihr universaler Trieb, ihr Auge und <ihre> Schätzungen für alles, ihr geringer nationaler Accent (Griechen und Römer).

[«]

41[42]

Zur Beendigung des Kampfes ums Dasein entsteht die Gemeinschaft. Das Gleichgewicht, ihr Gesichtspunkt.

[«]

41[43]

Die Gemeinheit entsteht erst in der Gemeinschaft. Thukydides: φϑονερόν gegen das Glänzende, zu schwärzen — also bei Gleichen.

[«]

41[44]

Natur muß ich allein haben, um sie mir nahe zu bringen. Im Verkehre mit Menschen macht sie mich ungeduldig: und wird mir immer fremder. Menschen berauschen mich: für die Natur muß ich ganz mein Gleichgewicht gefunden haben.

[«]

41[45]

Die Menschen verkehren zu viel und büßen dabei sich ein. Wer wenig hat, dem wird durch Gesellschaft auch noch das W<enige> gen<ommen> w<as er> h<at>.

[«]

41[46]

Wer nicht bei Zeiten lernt, 2 Stunden des Tags allein sein zu können, ohne Geschäft und Pflicht und (die ekelhaften Halbbeschäftigungen des Dampfblasens und schluckweise-Trinkens) — der — — —

[«]

41[47]

Vielleicht sind die Götter noch Kinder und behandeln die Menschheit als Spielwerk und sind grausam ohne Wissen und zerstören in Unschuld, Werden sie älter —

Vielleicht kümmern sich die Götter nicht um uns, wie wir nicht um den Bau der Ameisen, obwohl —

[«]

41[48]

Gründe an Stelle der Gewohnheiten, Absichten an Stelle der Triebe, Erkenntnisse an Stelle des Glaubens, geistig-seelische Freudigkeit an Stelle häufiger Einzel-Genüsse, Gleichgewicht aller Bewegungen und die Lust an dieser Harmonie an Stelle der Aufregungen und Berauschungen — und später alles wieder unbewußt werdend!!

[«]

41[49]

Dieser Dialog ist nicht von mir. Er wurde mir eines Tages übersandt, mit der einzigen Bemerkung, daß ich ihn lesen und weitergeben dürfe. Das Erstere that ich, das Andere thue ich.

[«]

41[50]

— — — vom Heil der Seele würde keine Rede sein, der Staat würde nicht soviel Noth abzuhelfen haben und kein solches Kopfzerbrechen machen.

[«]

41[51]

Gegen Wagner bekommt man leicht zu sehr Recht.

[«]

41[52]

Wenn die Schätzung z.B. des Uneigennützigen erst festgestellt wurde (ob auch irrthümlich —), so wächst sie.

[«]

41[53]

Die verschiedenen Arten der Phantasie haben eine verschiedene Kraft zu vergrößern. Phantasie die Furcht sehr groß machend — daher spekulirt auf sie zu allererst der Mächtig-sein-wollende.

[«]

41[54]

Etwas das wir wissen, scheint uns sehr dadurch im Werthe gestiegen. Eine Zeitlang —

[«]

41[55]

Ein Gang am Hafen von Neapel macht den Geist frei und bringt ihn den Alten näher. Fruchtbarkeit Heiterkeit und die Pest oder Kriege —

[«]

41[56]

Die Mittler-Moral.

Übertragung der M<ittler->M<oral> und ebenso der Gleichgewichts-Moral auf die Seele.

[«]

41[57]

Gnade ursprünglich ein Zeichen der Verachtung.

[«]

41[58]

Die Uneigennützigkeit kommt in Ruf durch den Mittler, wenn der Haß zwischen zwei wüthet. In Wahrheit ist der M<ittler> nicht uneigennützig.

[«]

41[59]

Ein Ding, dem ein Begriff genau entspricht, wäre ohne Herkunft. Plato's Irrthum von den ewigen Ideen.

[«]

41[60]

Es ist viel Charakter nöthig, die Sache des guten Geschmacks und der Vernunft aufrecht zu erhalten, wenn die großen Talente sich alle auf die entgegengesetzte Seite stellen.

[«]

41[61]

Die größte Absicht der Kunst sollte nicht durch die Schwachen vertreten werden.

[«]

41[62]

— — — nach der biblischen Moral, nach der dem, der wenig hat, auch noch das Wenige genommen wird, das er hat.

[«]

41[63]

Unsere Schwarzseherei, unsere Sentimentalität in Tragödie und Lyrik ist Ermüdung des Kopfes, bei Völkern und Einzelnen. Nervenschwäche.

[«]

41[64]

Ein langer Geschmack im Munde.

[«]

41[65]

Unsere Aufgabe, alles Angeerbte Herkömmliche Unbewußt-Gewordene zu inventarisiren und zu revidiren, auf Ursprung und Zweckmäßigkeit zu prüfen, vieles zu verwerfen, vieles leben zu lassen.

[«]

41[66]

Der Seidenwurm, dem man das Spinnen nicht verbieten soll.

[«]

41[67]

Das Ideale bei Schiller Humboldt — eine falsche Antike wie die Canova’s, etwas zu glasirt, weich, durchaus der harten und häßlichen Wahrheit nicht in’s

Angesicht zu sehen wagend, tugendstolz, vornehmen Tones, affektvoller Gebärde, aber kein Leben, kein ächtes Blut.

[«]

41[68]

Ich muß weinen, wenn ich Goethes Worte auf Schiller „und hinter ihm im wesenlosen Scheine usw.“ lese. Warum?

[«]

41[69]

<Wanderer> — Dies ist mir zu flach. Schatten — Soll denn ein Schatten selbst immer tief sein! Denke doch, wie dünn er ist. Wanderer — Ich wußte bisher nicht, daß die Dicken mehr Vorrecht auf Tiefe haben als die Dünnen.

[«]

41[70]

Anekdote vom Cardinal und dem Nachtstuhl.

[«]

41[71]

<Du kannst nicht> geläufig im Herzen lesen, aber liebst es, zu buchstabiren, und mitunter kommt das rechte Wort heraus.

[«]

41[72]

Der Wanderer und sein Schatten.

Ein Geschwätz unterwegs.

[«]

41[73]

Rivarol. Fontenelle.
Beyle's Briefe.
Mérimée ganz.

[«]

41[74]

Wenn 1mal fast = 0mal, 10mal = 100mal.

[«]

41[75]

Jeden Tag eine Stunde: Gesundheitslehre.

[«]

[42 = N IV 3. Juli–August 1879]

42[1]

Curiosa unserer modernen Schriftsteller, welche einem Kenner der alten Sprachen wie Schmutzflecken anmuthen.

Kringel	(Ge-ringel)	
Kraut	(Ge-reutetes)?	die Parado<xie>
Kleben	(ge-leben)?	

zu Laut- und Geschlechts-Curiosa.

[«]

42[2]

Ein Stück Zucker in Thee aufgelöst und ein gleiches, im Mund gehalten, während man den Thee trinkt, geben ein verschiedenes Gefühl von Süße.

[«]

42[3]

Die Willensfreien, eine wundervolle Illusion, wodurch der Mensch sich zu einem höheren Wesen gemacht hat; der höchste Adel, am Guten wie am Schlechten bemerkbar. Doch schon thierisch. Wer sich darüber erhebt, erhebt sich über das Thier und wird eine bewußte Pflanze.

Der willensfreie Akt wäre das Wunder, der Bruch der Natur-Kette. Die Menschen wären die Wunderthäter.

Das Bewußtsein um ein Motiv bringt die Täuschung mit sich — der Intellekt der uranfängliche und einzige Lügner.

[«]

42[4]

Plato und Rousseau über Cultur in Einem Gegensatz: Plato meint, unter Naturmenschen (Wilden) würden wir auch noch den athenischen Verbrecher umarmen (als Culturwesen). Er hat Recht gegen Rousseau.

[«]

42[5]

Die Größe oder Kleinheit der menschlichen Kraft entscheidend bei der Constitution seiner Empfindung. Er wird erst böse und wild, wenn Mächte, die der seinen ähnlich oder unter ihm sind, ihm gegenüber treten. Gegen Gewitter ist er ohne Vorwurf.

Das Unrecht der Fürsten erträgt man leichter. Am schlimmsten ist der Nachbar daran. Wo der Mensch sich nicht unterwirft, da wird er selber Tyrann.

[«]

42[6]

Der Türkenfatalismus ist der, welcher die individuelle Unfreiheit des handelnden Menschen als gleich der intellektuellen setzt und letztere herabstimmt zur individuellen. (Denn Blinde, deren Triebe dem Befehle gehorchen, Ein Motiv nur sehen zu wollen —)

[«]

42[7]

1) Rache des Mächtigen gegen den Mächtigen, womöglich Vernichtung. Schonung, um sich an der Qual zu weiden.
2) Gleiche Vergeltung (um die Folgen der Rache zu schwächen).

3) Der Mächtige gegen den Unterworfenen. Das Oberhaupt Strafen verhängend (ähnlicher Gesichtspunkt wie die Gemeinde, oft persönliches Rachegelüst über den Vortheil des Oberhaupts siegend). Je größer die Gefahr, um so mehr sieht er nach, um so strenger drakonischer straft er und jedenfalls launenhafter.
4) Abschreckung und zugleich Schonung des Individuums (vom Standpunkte der Gemeinde, die es nicht verlieren will).
Grade des Schmerzes als Aequivalent der Vergehungen.
Je brauchbarer einer ist, um so milder wird er bestraft.
Wird an ein ewiges Leben geglaubt, und das irdische Leben niedrig geschätzt, so ist die Schonung nicht so nöthig, also die Grausamkeit größer.
Unschädlich machen, aber doch möglichst nützlich erhalten (deshalb auch den Leib schonen) — wird Vernichtung nöthig, dann eher zu grausam, weil damit die größte Abschreckung, also der größte Nutzen erreicht wird.
5) Göttliche Strafen, als äquivalent weltlicher Gerechtigkeit (also Schicksalsschläge). Dadurch große Milderung. Die Priester kündigen diese Strafen an; der Rachedürstige **wartet** — viel gewonnen!
6) Die Gewissenspein als Äquivalent. Gefahr ewiger Verdammniß. Christlicher Standpunkt.

[«]

42[8]

Die Rache des Niederen am Höheren geht immer auf das Äußerste aus, Vernichtung: weil sie so allein den Rückschlag beseitigen kann.

[«]

42[9]

Strafgelder, Schaden wieder gut machen — etwas Anderes. Möglichst viel Nutzen erweisen, nachdem man Schaden gethan hat. An dem Schmerz beim

Bezahlen wird nicht gedacht. Gemeinde-Vortheil, Pfändung, Einziehung des Vermögens usw.

Daraus eine Abschätzung der Vergehen nach Geld. (Schadenersatz, Ausgangspunkt.)

[«]

42[10]

Der heilige Neid und der heilige Zorn.

[«]

42[11]

(Jeder der immer zu geben hat hat was Schamloses)

[«]

42[12]

Melodien, die nicht fröhlich zu Ende laufen, sondern wie wasserscheue Hunde mit eingeklemmten Schwänzen plötzlich stehen bleiben. —

[«]

42[13]

Gemälde, wo der Färber sagen will, was der Zeichner nicht sagen kann.

[«]

42[14]

Der Ansatz zum Menschen sehr oft vergeblich gemacht, bei der geringen Fruchtbarkeit Einmal ein ganz günstiges Zusammentreffen!

[«]

42[15]

Wir bedürfen Nahrung: aber die Bedürfnisse unseres Geschmacks sind andre, erst Zwang, dann Gewöhnung, dann Lust, welche wiederholt zu werden wünscht (Bedürfniß). Ganz wie beim moralischen Sinn, der auch so verschieden ist wie der gustus, aber der Zweck, dem er dient, ist fast derselbe (Erhaltung des Menschen durch und gegen die Menschen).

Der moralische Sinn ist ein Geschmack, mit bestimmten Bedürfnissen und Abneigungen: die Gründe der Entstehung jedes einzelnen Bedürfnisses sind vergessen, er wirkt als Geschmack, nicht als Vernunft.

Der Geschmack ist ein angepaßter und auswählender Hunger. Ebenso die Moral. (Ein Hunger, der auf bestimmte Weise befriedigt werden will, nicht chemisch. —) So wollen wir, vermöge des moralischen Sinns, uns auch nicht auf jede Weise durch und gegen die Menschen erhalten.

[«]

42[16]

Bei körperlicher oder geistiger Vollarbeit ist der Geschlechtstrieb gering. Eine mäßige Arbeitsamkeit in Einer Hinsicht förderlich.

[«]

42[17]

Via Appia — endlich alles ruht — die Erde einst ein schwebender Grabhügel.

[«]

42[18]

Man wandelt nicht ungestraft fortwährend unter Bildern.

[«]

42[19]

Socialismus — das höchste Gebot: du sollst nicht besitzen.

[«]

42[20]

So lange Nothwehr und Abschreckung (Mensch als Mittel) innerh<alb> der Gesellschaft, so lange werden die Kriege nicht aufhören. Man vergißt den verhärtenden Einfluß aller strafenden Justiz: die Verachtung der Haß auf die Verbrecher. Stehende Heere sind ein Abschreckungsmittel —

[«]

42[21]

Rache 1) Verhinderung der Fortsetzung (Schutz — ?)
2) der uns schädliche Mensch soll unschädlich gemacht werden (Versöhnung?),
3) Neid über den Sieg oder das Übergewicht des Gegners,
4) im Schwarzsehen nie übertreiben, in der Angst vor dem, was noch kommen kann ebenfalls — wir messen zu hoch.
5) Herstellung unseres Ansehens.

[«]

42[22]

Die sittliche Belehrung welche am leichtesten vergessen wurde, müßte am schwersten gestraft werden, als Wink.

[«]

42[23]

Es ist erbärmlich wenig, wenn eine Musik „Stimmung“ hat. Ein Instrument soll Stimmung haben: dann aber etwas Schönes verlauten lassen: ebenso ein Mensch und eine Schrift.

[«]

42[24]

Wechsel und Kreislauf, darnach unterscheiden sich die Menschen (Milch täglich, dann schmeckt sie anders — man genießt aus einem Gegensatz).

[«]

42[25]

Der Willensstarke 1) er sieht das Ziel deutlich. 2) Er traut sich die Kraft zu, zu den Mitteln mindestens. 3) Er hört auf sich mehr als auf andere. 4) Er ermüdet nicht leicht, und in der Ermüdung erblassen seine Ziele nicht. Er ist ein geübter Bergsteiger. 5) Er erschrickt nicht sehr und oft. Also: diese Art Freiheit des Willens, die man an ihm rühmt, ist Bestimmtheit und Stärke des Wollens, nebst Geübtheit und Schwäche der Phantasie, sowie Herrschaft oder Herrschsucht und Selbstgefühl. Man redet von Freiheit weil diese gewöhnlich mit Kraft und Herrschaft verbunden ist.

[«]

42[26]

Rache sehr complicirt!

[«]

42[27]

Gleichgewicht. Das Gefühl der Willensfreiheit entsteht aus dem Schwanken und Stillestehen der Wage, bei Gleichgewicht der Motive.

[«]

42[28]

Grade der Freiheit. Wenn er neue Motive den alten (Gewohn<heiten> oder vererbten Motiven) vorzieht, bewußte den triebähnl<ichen> Motiven — — —

[«]

42[29]

Sie haben das Gebiet der pudenda so ausgedehnt, daß ein Gespräch über Verdauung, ja über Zahnbürsten schon für unzart gilt: und die Feineren denken folglich auch nicht über solche Dinge nach.

[«]

42[30]

Hauptfrage bei jedem Menschen einzeln zu beantworten: sind deine Gefühle mehr werth oder deine Gründe (Vernunft)? Dies hängt von der Vererbung und Übung ab. (Gute Eltern aber dumm!)

[«]

42[31]

Wir wollen uns so freuen, daß unsere Freude den Anderen nützlich ist.

[«]

42[32]

Möglichst viel Freude an sich haben. Aber heißt das nicht die Selbstgefälligen ermuthigen? — Sind sie so schädlich? Und die Gefahr der Enttäuschung!! Heißt es die ermuthigen, welche nur eine eingebildete Gesundheit haben?

[«]

42[33]

Selbst-Entdeckung
Selbst- Abschätzung
Selbst-Veränderung

[«]

42[34]

Würde des Verbrechers. Wenn der König das Recht hat, Gnade zu üben, so hat der Verbrecher das Recht, sie zurückzuweisen.

[«]

42[35]

Gegen das Sprechen bei Tisch.

[«]

42[36]

An den sogenannten großen Mahlzeiten, zu denen sich auch noch in diesem Zeitalter die Menschen einladen, nimm nie Theil.

[«]

42[37]

Minderungen der Heeresmacht — ein Unsinn! Aber das Schwert zerbrechen! Sowohl das Schwert der Gerechtigkeit als des Krieges! Die kostbarste, siegreichste Waffe!

[«]

42[38]

Armeen der Nothwehr? — Aber Nothwehr der Selbsterhaltung wegen. Wie viele Angriffs-Kriege werden der Selbsterhaltung wegen geführt! (Um einem Angriff zuvorzukommen, um das Volk abzulenken usw.) Der Eroberer sucht zuletzt auch nur seine Selbsterhaltung, als das Wesen, welches er ist: er muß erobern: „Eure Nothwehr rechtfertigt jeden Krieg. Zerbrecht das Schwert und sagt: wir wollen lieber alles leiden, ja zu Grunde gehen als die Feindschaft in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten.“

Ebenso steht es mit der strafenden Gerechtigkeit.

Kein Staat giebt jetzt zu, das Heer aus Eroberungs-Absichten zu erhalten. So heißt dies: den Nachbar der Eroberungs-Gelüste und der Heuchelei zeihen. Dies ist eine feindselige Gesinnung.

[«]

42[39]

Falsch gerichteter Ehrgeiz z.B. Trinken bei jungen Leuten, während Feinheit des Gehirns — — —

[«]

42[40]

Control-Reise eines Bäckers über Stadtgebäck.

[«]

42[41]

Die zarteren Naturen, welchen auch die härtesten Bissen des Lebens unwillkürlich in Milch eingebrockt werden, wären zu glücklich, wenn sie ihr Gutes einsähen: und so plagt sie ein geheimer Neid auf die Gewaltsameren Kräftigeren und gar zu gern heucheln sie deren Tugenden, d.h. deren zurückgebliebenes Menschenthum: was sich vor dem Unbefangenen so ausnimmt, als wenn das Lamm im Wolfskleide unter Lämmern Schrecken machen will.

Das ist nun freilich eine Nachahmung zum Lachen, denn ihre Vorbilder, die sie beneiden, verstehen es, unter Wölfen selber Schrecken zu machen: und dazu gehört sich freilich nicht nur ein Wolfsfell, sondern ein Wolfsgebiß und eine Wolfsseele — und noch mehr.

[«]

42[42]

Daß das Heute nicht das Morgen um seine Pflicht bestehle!

[«]

42[43]

An den Tagesstunden, wo der Geist seinen Fluthstand hat, wer wird da nach einem Buche greifen! Da wollen wir unsre eigenen Bootsmänner und Lootsen sein.

[«]

42[44]

Selbst bei den Worten „Kirschen und Johannisbeeren“ Rührung — **Melodie**.

[«]

42[45]

Eckermann das beste Prosawerk unserer Litteratur, der höchste Punkt der deutschen Humanität erreicht.

[«]

42[46]

Erdenrund Erdenring — ἀπειρεσίη.

[«]

42[47]

Die Zunge stolperte, das Herz wußte nichts davon.

[«]

42[48]

Socr<atis> Mem<orabilia> keine beglückenden curiosa, sondern einfältige Nachbarlichkeit.

[«]

42[49]

Der See und das Hochgebirge. Ein Greis der einen Spiegel in der Hand hält (am Abend, wenn die Sonne zu tief steht, um in den See zu scheinen, scheint das Hochgebirge in ihn hinein: es ist als ob ein Greis — — —

[«]

42[50]

Es kommt der Tag, wo das Volk der siegreichsten Heere die Abschaffung des Heers beschließt.

[«]

42[51]

Man hält den Verbrecher so lange im Gefängniß bis — „seine Strafzeit abgelaufen“. Absurd! Bis er der Gesellschaft nicht mehr feindlich gesinnt ist! Bis er auch für seine Strafe kein Rachegefühl mehr hat! Ihn dann noch länger zu halten wäre 1) Grausamkeit 2) Vergeudung von Kraft, die im Dienste der Gesellschaft wirken könnte 3) Gefahr, ihn rachedurstig zu machen, da er die überflüssige Härte empfindet, also moralische Verschlechterung.

[«]

42[52]

In der Welt der Kunstwerke giebt es keinen Fortschritt, über die Jahrtausende weg. Aber in der Moral wohl: weil in der Erkenntniß und Wissenschaft.

[«]

42[53]

Der Verbrecher beim Einfangen zart, wie ein Kranker zu behandeln. Die Polizei ganz andere Menschen!

[«]

42[54]

Verantwortlich sein d.h. die Motive, aus denen man handelte, wissen und angeben können. Aber wissen wir von irgend einer Handlung alle Motive? Ihre verhältnißmäßige Stärke und Art?

[«]

42[55]

Der schöne Ernst — schwarze Seide, mit rothen Fäden gleichmäßig durchsponnen, ein gedämpftes Leuchten.

[«]

42[56]

Gegen die strafende Gerechtigkeit.
Ein Versuch zur Milderung der Sitten.

[«]

42[57]

Paulus — welcher eine jener großen Immoralitäten ist, an denen die Bibel reicher ist als man denkt.

[«]

42[58]

Voraussetzung, daß die Handlungen des Zwangs nicht gestraft werden. Nur die absichtlichen Handlungen — aber nicht **alle** absichtlichen Handlungen! Wo jemand absichtlich handelt: weil oder damit — da ist der Zwang der Motivation. Motive darf man nicht strafen. „Aber da ist kein Zwang: es giebt andere Motive: warum folgt er diesen nicht?“ Eben warum nicht?! „Sie wiegen ihm nicht gleich jenen!“ Warum nicht — Fehler des Urtheils? Des Charakters? Überall wäre da Zwang. — Also: sie wiegen ihm gleich jenen, die Wage ist im Gleichgewicht. „Jetzt springt der freie Wille hervor“. Aber wenn es ganz gleich ist, so oder so zu handeln, so ist da (in dieser Vollendung des Urtheils) auch ein Zwang. Unstrafbar! Also: wie ihr euch dreht, ihr straft wider eure Voraussetzungen. Ihr straft den Gezwungenen.

[«]

42[59]

„Aber die Gesellschaft geht da zu Grunde!“ So gesteht, daß Strafe Nothwehr ist. Aber mißbraucht die Moral-Worte nicht, redet nicht von Gerechtigkeit. Da sind eben die **kleinlichen** Abstufungen der Strafen unsinnig, bei Nothwehr. Individuelle Zumessung nöthig! — Aber das giebt Willkür!!

[«]

42[60]

„Er hat die Wahl zwischen Gutem und Bösem! —“

[«]

42[61]

Lehrer an Stelle der Richter. — Wider die strafende Gerechtigkeit. An deren Stelle kann nur die belehrende treten (welche die Vernunft verbessert und die Gewohnheiten eben dadurch — das Motiv-schaffende!). „Dem Kinde einen Schlag! es wird die Handlung nicht wieder thun“. Hier ist also der Schlag eine Erinnerung an die Belehrung: der Schmerz als stärkster Erreger des Gedächtnisses. Daraus ergäbe sich die allergrößte Milderung aller Strafen: und möglichste Gleichsetzung derselben! Nur als mnemotechnische Mittel! Da genügt wenig!

(Das Lob beseitigt!)

[«]

42[62]

Wird die Strafe darnach bemessen, ne iterum peccet, so ist das Maaß individuell verschieden. Die Absicht ist, das Motiv stark genug einzuprägen, einzuschneiden: und da kommt es auf den Stoff an, in welchem geschnitten wird. — Nun aber haben wir kein individuelles Strafmaaß. Also ist die individuelle Besserung nicht die Absicht. Sondern es ist die verdiente Strafe, nach der Theorie des freien Willens: nämlich in Bezug auf den freien Willen werden Alle als **gleich** angesetzt: weil es ein Wunderakt ist, ohne Vorgeschichte, gar nicht individuell. Wegen dieser Gleichheit kann auch die Strafe gleich für alle Menschen sein. — Die Differenz gegen andere Strafen bezieht sich auf den Inhalt der Schuld, nicht auf den Schuldigen? Aber dann sollte auch die Strafe eine sein für alle Verbrechen.

[«]

42[63]

Die Gleichsetzung der Strafen setzt die Gleichsetzung der Verbrechen voraus. Aber es giebt in Bezug auf Motive keine Gleichheit — und geht man bis zur Freiheit des Willens zurück, so ist nicht abzusehen, warum es verschiedene Strafen geben sollten — es müßte nur Eine geben. Aber die Motive strafen wäre unmoralisch — weil man den Unfreien nicht strafen will. Also scheint man in Bezug auf jene Freiheit Unterschiede zu machen — eine größere oder kleinere Freiheit des Willens je nach dem größeren oder kleineren Vergehen. Etwas ganz Unsinniges Unlogisches! Da dann die Freiheit eben keine absolute wäre, d.h. Gewichte da wären, welche die Wagschale nach dieser oder jener Seite sinken machten. Die Gradation der Freiheiten wäre soviel als Unfreiheit annehmen.

[«]

42[64]

δὶς ἡβήσας: Hesiod als Heros bekam die ἥβη und lebte dann nicht im Hades, sondern mit den anderen Heroen. Es gab ein doppeltes Fortleben: 1) im Hades δὶς παῖδες, eigentlich potenzirtes Greisenalter, 2) im Elysium δὶς ἡβήσας.

[«]

42[65]

Wir machen nur verantwortlich, wenn jem<and> seine Vernunft anwenden konnte d.h. wenn er Gründe hatte und angeben kann. Strafen wir ihn, so strafen wir, daß er die schlechten Gründe den besseren vorzog: also die absichtliche Verleugnung seiner Vernunft. Wenn er die besseren Gründe nicht gesehen hätte (aus Dummheit), so dürfte man nicht strafen. Er hätte dann einem Zwange gefolgt, er hätte keine Wahl gehabt. Ebenso wenn man annimmt, daß er zwar das Bessere sieht, aber vermöge eines inneren Zwangs das Andere thut, so ist er nicht zu strafen: er ist unfrei (wie die Mutter die ihr Kind erdrückt). „Er folgt dem bösen Hang“ — aber wenn er frei sein soll, dann aus absoluter Willkür. Wie kann einer absichtlich unvernünftiger sein als er sein muß! Dies nennt man „freien Willen“: also das Belieben der schlechten Gründe als Motive — rein als unmotivirtes Sinken der Wage, als Wunder. (Oder es ist das „radikal Böse“ usw.) In Wahrheit: er wählt das Schlechtere weil 1) sein Sinn für den Gemeinde-Vortheil zu schwach vererbt ist 2) weil seine Phantasie zu schwach ist, den zukünftigen Vortheil und das kommende Anpreisen sich so vorzustellen, daß es den Reiz des Gegenwärtigen überwindet. Er **muß** in beiden Fällen.

Also: das Wunder wird in beiden Fällen entweder gestraft oder gelobt. Das isolirte Faktum.

[«]

42[66]

Man bestraft eigentlich die Freiheit des Willens — weil man Gebundenheit durch Gesetz und Moral verlangt? Aber da wäre nichts zu loben, nichts moralisches — auch diese Welt muß gänzlich willkürlich, grundlos sein.

[«]

42[67]

Via Appia.
Gedanken über den Tod.

[«]

42[68]

Als Atheist, habe ich nie das Tischgebet in Pf<orta> gesprochen und bin von den Lehrern nie zum Wochen-Inspektor gemacht worden. Takt!

[«]

42[69]

„Das Libell der Mytus der Sophismus" — fehlerhafte Anwendung oder Schreibung fremdländischer Worte.

[«]

42[70]

Geschichte der Criminalstrafen.

[«]

[43 = M I 2. Juli–August 1879]

St. Moritzer
Gedanken-Gänge.
1879.

[«]

43[1]

Beyle's Briefe („Stendhal") zu lesen: er hat auf Prosper Mérimée den stärksten Einfluß gehabt.

[«]

43[2]

Wer am Ausdruck „milchgrüner See" Anstoß nimmt, liest mit dem Gaumen und nicht mit den Augen.

[«]

43[3]

Vorgestern gegen Abend war ich ganz in Claude Lorrain'sche Entzückungen untergetaucht und brach endlich in langes heftiges Weinen aus. Daß ich dies noch erleben durfte! Ich hatte nicht gewußt, daß die Erde dies zeige und meinte, die guten Maler hätten es erfunden. Das Heroisch-Idyllische ist jetzt die Entdeckung meiner Seele: und alles Bukolische der Alten ist mit einem Schlage jetzt vor mir entschleiert und offenbar geworden — bis jetzt begriff ich nichts davon.

[«]

43[4]

Das jus talionis ist, als Privatstrafrecht, eine höhere Stufe der Moral, es ist nur auf Wiedervergeltung aus. Das Gemeinde-strafrecht enthält einen Überschuß — es stehen sich eben der Einzelne und die Gemeinde gegenüber, der Zustand der Gleichheit fehlt.

[«]

43[5]

Unverdaulichkeit des Verbrechens

[«]

[44 = N IV 4. August 1879]

44[1]

Weißt du, daß jeder von den Eigenschaften der Menschen und Dinge, denen du jetzt deine schönsten Worte giebst, ohne Weiteres annimmt, es seien deine Eigenschaften.

[«]

44[2]

Schubert verhält sich zu Beethoven wie die naive Dichtung zur sentimentalischen. Schubertartige Musik ist der Gegenstand der Beethovenschen Musikempfindung.

[«]

44[3]

Die moralische Verkehrtheit hat darin ihren Anschein von Radikal-Bösem, daß der Mensch heute intellektueller ist als morgen, aber auch umgekehrt. Er ist etwas verschiedenes: aber man nimmt den Intellekt als fest.

[«]

44[4]

Gesetzt, jemand hat Herzeleid durch einen boshaften anonymen Brief: die gewöhnliche Kur ist die, seine Empfindung entladen, indem man einem Anderen Herzeleid macht. Diese alberne Art uralter Homöopathie müssen wir verlernen: es ist klar, daß wenn er sofort auch einen anonymen Brief schreibt, womit er jemandem eine Wohlthat und Artigkeit erweist, er seine Wiedergenesung auch erlangt.

[«]

44[5]

Einem Unglücklichen, der einen Trost will, muß man entweder zeigen, daß alle Menschen unglücklich sind: das ist eine Wiederherstellung seiner Ehre, insofern sein Unglück dann ihn doch nicht unter das Niveau herabdrückt: wie er geglaubt hat. Oder man muß zeigen, daß sein Unglück ihn unter den Menschen auszeichne.

[«]

44[6]

Man soll da, wo etwas gethan werden muß, nicht von Gesetz reden, sondern nur da, wo etwas gethan werden soll. Gegen die sogenannten Naturgesetze und namentlich die ökonomischen usw.

[«]

44[7]

„Eitelkeit“, ein Quellengebiet, aus dem die mächtigsten Ströme der Moralität hervorgebrochen sind.

[«]

44[8]

Sobald wir uns verstimmt oder gallsüchtig fühlen, sofort den Geldbeutel heraus oder die Brieffeder oder den nächsten Armen oder das erste beste Kind, und etwas verschenken, womöglich mit wohlwollendem Gesicht: wenn es aber nicht geht, dann auch mit verbissenen Zähnen.

[«]

44[9]

Poesien welche, wenn man sie in Prosa übersetzen will, verdunsten.

[«]

44[10]

Mit so zarter und verschämter Haut daß das Blut ganz von ferne aus durchzublicken wagt.

[«]

44[11]

Plato's Ansichten — er kannte die verbotenen Eingänge aller Heiligthümer.

[«]

44[12]

Walter Scott, 2 Novellen = das Beste.
Die 3 vollkommenen Erzähler.

[«]

44[13]

Jean Paul im Verkehr mit den d<eutschen> Schr<iftstellern> z.B. S<chiller> war mehr als ein k<leiner> G<oethe>.

[«]

44[14]

Seine Rigorosität im Laokoon hatte Eine gewichtige Gegnerschaft: die guten Dichter. Auch soll man ihm nicht vergessen, daß er die unsterbliche Lächerlichkeit — — —

[«]

44[15]

Kein Parteimensch versteht die Treue gegen sich selber.

[«]

44[16]

Den großen Werth der neuen Institutionen angeben — Schutzwehr und Bollw<erk> gegen das Räuber- und Ausbeuterthum in Geist und Geld.

[«]

[45 = M I 3. August 1879]

45[1]

„jene sonnigen langmüthigen Octobertage, an denen unser gemäßigtes Klima zu seiner Seligkeit und Fülle kommt.“

[«]

45[2]

„in der sommerlichen Nachmittagsstille, wenn die Wanduhr vernehmlicher spricht und die fernen Thurmglocken einen tieferen Klang haben.“

[«]

45[3]

„jene fahle Gesichtsfarbe des Hochthals, wenn es eben vom Winter zu genesen beginnt und der Schnee abgethaut ist.“

[«]

45[4]

„jetzt liegt alles so hell, so stille da: ist dies die Stille des Lebensmüden, die Helle des Weisen? Man weiß es nicht. Der Wind läuft inzwischen an den Berghalden hin und bläst die Spätsommerweise: bald schweigt er wieder ganz: das Gesicht der Natur macht ihm bange? das verblichene regungslose? Man weiß es nicht; es ist alles ungewiß wie die ersten Träume eines Wanderers, der den ganzen Tag gegangen ist.“

[«]

45[5]

„durch ein Dorf muß man am Nachmittage des Sonnabends gehen, wenn man die wahre Feiertags-Ruhe in den Gesichtern der Bauern sehen will: da haben sie noch den ganzen Ruhetag unangebrochen vor sich und sind fleißig im Ordnen und Säubern zu Ehren desselben mit einer Art Vorgenuß, welchem der Genuß nicht gleich kommt. Der Sonntag selber ist doch schon der Vor-Montag.“

[«]

45[6]

Der Einsame sagt: jetzt lebt meine Uhr in den blauen Tag hinein. Früher war sie moralisch und ein Pflichten-Wegweiser.

[«]

[46 = D 13. September–Oktober 1879]

46[1]

Gaudii maxima pars est oblivio. Dolor de se ipso meditatur.

[«]

46[2]

Aegrotantium est sanitatem, medicorum aegritudinem cogitare. Qui vero mederi vult et ipse aegrotat, utramque cogitat.

[«]

46[3]

Kurzer Sommer. — Manchen Naturen ist nur ein Augenblick Sommerzeit beschieden: sie hatten einen späten Frühling und sollen einen langen Herbst haben. Es sind die geistigern Geschöpfe.

[«]

[47 = N IV 5. September–November 1879]

47[1]

„Er hat einen starken Willen“, sein Intellekt sein Urtheil und Phantasie ist sehr gleich in versch<iedenen> Zeiten, sagt dieselben Dinge oder so nahe und reizvoll —

es hat nichts mit dem freien Willen zu thun: er ist unabhängig von Anderen, also frei (als abhängig von sich). Der Unfreie Schwache ist von sich nicht genug abhängig, daher sehr von Anderen abhängig.

[«]

47[2]

Narren, die wir sind! An solche Dinge zu denken, wo Europa in zwei militärische über und über in Erz starrende Gruppen auseinandertritt (hier und dort) anscheinend, um damit die gesammt-europäischen Kriege zu verhüten, mit dem vermutlichen Erfolge aber, daß —

[«]

47[3]

Für das Volk ein Maulkorb-Christenthum! — So sagen viele Gebildete, die sich nicht zum Volk rechnen, unter sich: denn laut dürfen sie es nicht sagen, die Angst vor dem Volke ist ihr Maulkorb.

[«]

47[4]

Wenn ein griechischer K<ünstler> sich seine Zuhörer oder Zuschauer vor die Seele stellte, so dachte er nicht an die Frauen (weder an die Mädchen, wie deutsche Romanschriftsteller, noch an die jungen Frauen, wie alle französischen Romanschriftsteller, noch an die alten, wie die englischen Romanschriftsteller), auch dachte er nicht an das „Volk“, an die große Masse, welche arbeitend und schwitzend die Straßen und Werkstätten seiner Vaterstadt füllte: ich meine die Sklaven; er vergaß ganz die Bauern ringsumher so wie die Fremden und zeitweilig Angesiedelten seines Heimwesens: sondern allein jene Hunderte oder Tausende von regierenden Männern standen vor ihm, die eigentliche Bürgerschaft seines Ortes, also eine sehr kleine Minderheit der Einwohnerschaft ausgezeichnet durch eine gleiche Erziehung und ähnliche Ansprüche in allen Dingen. Der Blick auf eine so feste und gleichartige Größe gab allen seinen Schriften eine sichere „Culturperspektive“: etwas, das heutzutage z.B. allen fehlt, die an den Zeitungen arbeiten.

[«]

47[5]

Der große Grund-Fehler Schopenhauer’s liegt darin, nicht gesehen zu haben, daß das Begehren (der „Wille“) nur eine Art des Erkennens und gar nichts weiter ist.

[«]

47[6]

Der Genuß der Eitelkeit ist der Genuß eines Mittels zu einem Zwecke, den man selber vergessen hat.

[«]

47[7]

O über diesen erhabenen halbblödsinnigen Ernst! Giebt es denn kein Fältchen um dein Auge? Kannst du nicht einen Gedanken auf die Fingerspitzen nehmen und ihn emporschnellen? Hat dein Mund nur diesen einen verkniffenen verdrießlichen

Zug? Giebt es keine Gelegenheit, die Achseln emporzuwerfen? Ich wollte, du pfiffest einmal und benähmest dich wie in schlechter Gesellschaft, als daß du so achtbar und unausstehlich sittsam mit deinem Autor zusammensitzest.

Ein Autor hat immer seinen Worten Bewegung mitzutheilen.

Hier ist ein Leser; er merkt nicht, daß ich ihn beobachte. Er ist mir von ehemals her bekannt — ein gescheuter Kopf: es schadet nicht, von ihm gelesen zu werden. — Aber er ist ja ganz verwandelt: bin ich es, der ihn verwandelt hat?

Kommata, Frage- und Ausrufezeichen, und der Leser sollte seinen Körper dazu geben und zeigen, daß das Bewegende auch bewegt.

Da ist er. Er ist ganz verwandelt.

Moral: man soll gutlesen lernen; man soll gutlesen lehren.

Die Moral ist: man soll nicht für seine Leser schreiben. Sie meinen, man soll nicht schreiben. Womöglich für sich — — —

Beachten Sie wie schnell er liest, wie er die Seiten umschlägt — genau nach der gleichen Sekundenzahl Seite für Seite. Nehmen Sie die Uhr zur Hand.

Es sind lauter einzelne wohlüberdenkbare Gedanken schwerere leichtere — und er hat für alle Einen Genuß! Er liest sie durch, der Unglückliche, als ob man je Gedanken-Sammlungen durchlesen dürfte!

[«]

47[8]

Daß die dramatische Person (auch wenn das Thema der Gegenwart gehört) singt, ist erlaubt, das ist unsere Art Kothurn des Gefühls.

[«]

47[9]

In wiefern kann das Gefühl der Überlegenheit oder gar der Herrschaft Freude machen? Nicht an sich und ursprünglich, sondern nur als der Born vieler Güter und das Hinderniß vieler Übel — also als Mittel, das eigentlich nur im Vorgenießen des Zieles selber Freude machen könnte. Aber, um so häufiger, ist die Macht allmählich das Mittel zum Zweck geworden und wird um seiner selber willen begehrt: als etwas Begehrtes macht es Freude, sobald es erlangt wird: namentlich im Hinblick auf die, welche nicht an's gl<eiche> Ziel kamen.

[«]

47[10]

Man wird gegen all das Lästige und Langweilige, was die Herrschaft der Demokratie mit sich bringt (und bringen wird —), geduldiger und milder gestimmt, wenn man sie als eine jahrhundertelange sehr nothwendige „Quarantäne“ betrachtet, welche die Gesellschaft innerhalb ihres eignen Gebietes — — — um die neue „Einschleppung“, das neue Um-sich-greifen des Despotischen, Gewaltthätigen, Autokratischen zu verhindern.

[«]

47[11]

Gewählte Cultur — — —

[«]

47[12]

Blindschleichen. — Aber vielleicht thut es euren Augen wohl, daß ihr in euren dunklen Zimmern wohnt — wer hätte ein Recht, euch drob zu schelten!

[«]

47[13]

Richard Wagner sucht die Musik zu den Empfindungen, welche er beim (inneren) Anblick dramatischer Scenen hat. Nach dieser Musik zu schließen, ist er der ideale Zuschauer des Dramas.

[«]

47[14]

„Ich denke einen langen Schlaf zu thun.“

[«]

47[15]

Schwangerschaft
Larochef<oucald> und Rée
Cultur-Ansiedelungen gegen das Nomade<nthum>
— Wundt „Aberglaube in der Wissenschaft“
— halbasiatische Barbaren
— umnebelter Sumpf
— Retorte

[«]

[Fragmente 1880–1882]

[FRAGMENTE 1880–1882]

[«]

[1 = N V 1. Anfang 1880]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70]
[80] [90] [100] [110] [120] [130]

[2 = N V 2. Frühjahr 1880]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70]

[3 = M II 1. Frühjahr 1880]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150] [160] [170]

[4 = N V 3. Sommer 1880]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150] [160] [170] [180]
[190] [200] [210] [220] [230] [240]
[250] [260] [270] [280] [290] [300]
[310] [320]

[5 = Mp XV 1a. Sommer 1880]

[5] [10] [15] [20] [25]
[30] [35] [40] [45]

[6 = N V 4. Herbst 1880]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150] [160] [170] [180]
[190] [200] [210] [220] [230] [240]

[250] [260] [270] [280] [290] [300]
[310] [320] [330] [340] [350] [360]
[370] [380] [390] [400] [410] [420]
[430] [440] [450] [460]

[7 = N V 6. Ende 1880]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70]
[80] [90] [100] [110] [120] [130]
[140] [150] [160] [170] [180] [190]
[200] [210] [220] [230] [240] [250]
[260] [270] [280] [290] [300] [310]

[8 = N V 5. Winter 1880–81]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]

[9 = M II 2. Winter 1880–81]

[5] [10] [15]

[10 = Mp XV 1b. Frühjahr 1880 — Frühjahr 1881]

[A10] [B20] [B30] [B40] [B50]
[D60] [D70] [D80] [E90] [F100]

[11 = M III 1. Frühjahr–Herbst 1881]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150] [160] [170] [180]
[190] [200] [210] [220] [230] [240]
[250] [260] [270] [280] [290] [300]
[310] [320] [330] [340]

[12 = N V 7. Herbst 1881]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150] [160] [170] [180]
[190] [200] [210] [220] [230]

[13 = Emerson-Exemplar. Herbst 1881]

[5] [10] [15] [20]

[14 = M III 5. Herbst 1881]

[5] [10] [15] [20] [25]

[15 = M III 4a. Herbst 1881]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70]

[16 = M III 6a. Dezember 1881 — Januar 1882]

[5] [10] [15] [20]

[17 = M III 7. Exzerpte aus Emersons „Essays“. Anfang 1882]

[5] [10] [15] [20] [25] [30] [35]

[18 = Mp XVIII 3. Februar–März 1882]

[4] [7]

[19 = M III 6b. Frühjahr 1882]

[5] [10]

[20 = M III 3a. Frühjahr–Sommer 1882]

[21 = M III 2a. Sommer 1882]

[5] [10]

[1 = N V 1. Anfang 1880]

1[1]

Vom Aberglauben.
Vom Loben und Tadeln.
Von der zulässigen Lüge.

[«]

1[2]

Schätzung des Mitleids (von Seiten derer ausgehend, die bemitleidet werden?)
Monogamie

[«]

1[3]

Befinden die Menschen sich schlecht in Folge ihrer Unmoralität oder ihrer Moralität? — Oder in Folge von Beiden und vielen anderen Dingen?

[«]

1[4]

Wie soll man handeln? So daß das Einzelne möglichst erhalten bleibt? Oder so daß die Rasse möglichst erhalten bleibt? Oder so daß eine andere Rasse möglichst erhalten bleibt? (Moralität der Thiere) Oder so daß das Leben überhaupt erhalten bleibt? Oder so daß die höchsten Gattungen des Lebens erhalten bleiben? Die Interessen dieser verschiedenen Sphären gehen auseinander. Aber was sind höchste Gattungen? Giebt die Höhe des Intellekts oder die Güte oder die Kraft den Ausschlag? In Bezug auf diese allgemeinsten Maaßstäbe für das Handeln gab es kein Nachdenken, geschweige denn Übereinstimmung.

[«]

1[5]

Was Freundlichkeit und Wohlwollen betrifft, steht Europa **nicht** auf der Höhe: es zeugt gegen das Christenthum.

[«]

1[6]

Das universale Glück zu erstreben ist eine Unverschämtheit, und Albernheit.

[«]

1[7]

Der schlechte der kranke der nicht erzogene Mensch ist ein Resultat, dem man die Fortdauer und die Wirksamkeit beschneiden muß.

[«]

1[8]

Die schädlichste Tendenz ist die, immer an Andere zu denken (für sie thätig sein ist fast eben so schlimm als gegen sie, es ist eine Vergewaltigung ihrer Sphäre. Welche Brutalität ist die gewöhnliche Erziehung, der Eingriff der Eltern in die Sphäre der Kinder!

[«]

1[9]

Die Moralität (ebenso wie die Dichtkunst) ist am stärksten bei Naturvölkern (ihre Gebundenheit durch die Sitten) Bei den höchst cultivirten Nationen sind die Sitten meist das Rückständigste, oft Lächerliche, hier ist der ausgezeichnete Mensch immer unmoralisch.

[«]

1[10]

Gesetzt, es wird mehr geschätzt, für Andere sich zu opfern, so thut man es: aber weil es geschätzt wird. Instinktiv!

[«]

1[11]

Teufelsanbetung Spencer p. 31

[«]

1[12]

Erziehung Fortsetzung der Zeugung. Das ganze Leben ist Anpassung des Neuen an das Alte.

[«]

1[13]

Napoleons präsentables Motiv: „ich will Allen überlegen sein“. Wahres Motiv: „ich will Allen überlegen erscheinen“.

[«]

1[14]

Das größte Problem der kommenden Zeit ist die Abschaffung der moralischen Begriffe und die Reinigung unserer Vorstellungen von den eingeschlichenen und oft uns schwer erkennbaren moralischen Formen oder Farben.

[«]

1[15]

Der „Mörder“, den wir verurtheilen, ist ein Phantom: „der Mensch der eines Mordes fähig ist!“ Aber das sind wir Alle.

[«]

1[16]

An dem Gleich-sein-wollen verkümmert die Fähigkeit der Freude.

[«]

1[17]

Die Barbarei im Christenthum.
2) Überreste der Teufelsanbetung usw.

[«]

1[18]

Wenn man ein so außerordentliches Wohlgefallen an seinen Werken hat und ihretwegen sich selber überhebt, so setzt man sich in der Rangordnung der Geister herab: denn es liegt nun nicht mehr viel daran, was man über andere Werke und Menschen urtheilt. Man hat die große Feuer-Probe der Gerechtigkeit nicht bestanden und darf nicht mehr auf dem Richterstuhle sitzen wollen.

[«]

1[19]

Wenn es nicht verboten ist: „du sollst nicht morden!” — in ganzen Perioden hat das innere Gefühl nichts gegen den Mord einzuwenden.

[«]

1[20]

Wer die Pein erfahren hat, die Wahrheit zu sagen trotz seiner Freundschaften und Verehrungen, scheut sich gewiß vor neuen.

[«]

1[21]

Es giebt ganz gescheute Menschen, welche meinen, wenn sie gegen eine Sache hartnäckig die Augen verschließen, dieselbe sei nicht mehr auf der Welt.

[«]

1[22]

Giebt es etwas Wichtigeres und Wirksameres, als jeden Menschen seiner Bekanntschaft als einen schwierigen Prozeß anzusehen, vermöge dessen sich eine spezifische Art Wohlsein durchsetzen möchte: erst wenn dies Wohlsein erreicht ist, ist das Gleichgewicht zwischen ihm und uns Allen hergestellt; von da an theilt er von seiner Freude mit und drängt sich doch nicht in die Sphäre der Anderen, er steht als kräftiger Baum unter anderen Bäumen, in der Freiheit des Waldes.

[«]

1[23]

NB. Dunkle und abergläubische Menschen glauben 1) — — — 2) — — — 3) — — — im Gegensatz zu den aufgeklärten

[«]

1[24]

Das Mitleid ohne Intelligenz ist eine der unangenehmsten und störendsten Erscheinungen: von sich aus ist leider das Mitleid durchaus nicht hellsichtig, wie Schopenhauer will.

[«]

1[25]

Keine lauere und flauere Empfindung wäre möglich als wenn alle Menschen sich einander eins oder auch nur gleich wähnten. Die schwungvollste Empfindung, die der amour-passion, besteht gerade im Gefühl der größten Verschiedenheit.

[«]

1[26]

Dadurch daß das Christenthum entwurzelt ist, wächst unsere Jugend ohne Erziehung.

[«]

1[27]

Die Gesellschaft muß immer mehr Wahrheit vertragen lernen.

[«]

1[28]

Menschen die vor Gift und Eifersucht gegen Menschen bersten möchten, predigen Wohlwollen gegen die Thiere

[«]

1[29]

Eine neue Cultur — die soll man nicht erschauspielern!

[«]

1[30]

Gerade jetzt wo die bejammernswürdige Comödie die Kunst mit dem Christenthum zu versöhnen wieder aufgeführt, an Schopenhauer zu erinnern! ihm sehr zu Ehren, daß er nie —

[«]

1[31]

Das Bedürfniß, sich über alle Sachen auszusprechen, die uns quälen — ließ Gott dem Christen immer gegenwärtig erscheinen; für die gröberen phantasieärmeren Naturen schuf die Kirche seinen Vertreter, den Beichtvater. Warum will man sich aussprechen? Weil eine Lust dabei ist, eine Vergewaltigung des Anderen, dem wir unser Leid zu hören, mitzuempfinden, mitzutragen geben — Gott als Sündenbock muß auch Beichtvater sein.

[«]

1[32]

Ich kenne einen, der sich durch den kleinen Windhauch seiner „Freiheit“ so verwöhnt hat, daß die Vorstellung zu einer Partei zu gehören, ihm Angstschweiß macht — selbst wenn es seine eigne Partei wäre!

[«]

1[33]

Unsere Aufgabe ist die Cultur zu reinigen, den neuen Trieben Luft und Licht zu schaffen und im Glauben, daß nach Überwindung der Gegensätze sehr viel Kraft mehr da ist.

[«]

1[34]

Ob ein Mensch zum Nutzen der Gesellschaft zu tödten sei? Der Mörder stört die Sicherheit, der Freigeist gefährdet die Seele für alle Ewigkeit. Die Murrköpfe stören das Behagen

[«]

1[35]

Die unmoralischen Handlungen machen die moralische Lebensweise bestimmter roherer Culturen aus. — Sie sind auch noch in unseren Organen vorhanden. Wir morden, stehlen, lügen, verstellen uns usw. selbst im Höchsten.

[«]

1[36]

Unsere späteren Werthschätzungen bilden sich nach Analogie der angelernten, wie ein angefangenes Haus ausgebaut wird — d.h. — — —

[«]

1[37]

So lange euch diese Sätze noch irgendwie paradox klingen, habt ihr sie nicht verstanden: sie müssen euch überflüssig und allzuklar erscheinen.

Man kann nicht leicht genug darüber nachdenken.

[«]

1[38]

Freie Geister versuchen andere Arten des Lebens, unschätzbar! die moralischen Menschen würden die Welt verdorren lassen. Die Versuchs-Stationen der Menschheit

[«]

1[39]

Es wird erstaunlich viel Schmerz auf den Versuchsstationen neuer Lebensweisen und Nützlichkeiten umsonst erlitten — es hilft nichts; möge es nur Andern helfen! daß sie erkennen, was hier für ein verfehltes Experiment gemacht wurde.

[«]

1[40]

Nach Gewohnheit zu handeln ist „sich selber nachahmen“, das Nächste und Leichteste — ohne daß die Motive der ehemaligen Handlungen wieder wirken.

[«]

1[41]

Der erfinderische G<eist> muß Zeit haben und darf sich nicht zu sehr an Regelmäßigkeit gewöhnen.

[«]

1[42]

Gewisse körperlichgeistige Zustände sollten von Gott und dem Teufel kommen, dann auch die sittlichen Zustände (Gott wirkt in uns „der Teufel wüthet in ihm“ usw.)

[«]

1[43]

Moralität als Hinderniß der Erfindungen. Der Erfindsame, der zu faul ist, erfindet die Maschine und das Thier: der Ehrsüchtige die Staaten, der Versteller das Schauspiel usw. — Der vernünftige Mensch lebt von den Errungenschaften der Erfindsamen.

Sittlich ist die vernünftige Handlung thun, deren Zwecke und Mittel gebilligt werden.
Nur sittlich: da verarmt die Menschheit es wird nichts erfunden.

[«]

1[44]

Wo Erregungen noth thun, da ist das zwecklose Überströmen der Kraft nicht mehr da; dies will man also herstellen — aber Überströmen?

[«]

1[45]

Man ist thätig, weil alles was lebt sich bewegen muß — nicht **um** der Freude **willen**, also ohne Zweck: obschon Freude dabei ist. Diese Bewegung ist nicht Nachahmung der zweckmäßigen Bewegungen, es ist anders.

[«]

1[46]

Gesetzt, es würde durch die Wissenschaft sehr vielen zufriedenen Vorstellungen und mancher angenehmen Faulheit ein Ende gemacht, so wirkt sie ungesund. Aber dagegen ist zu rechnen, daß sie sehr viele Unzufriedenheit beseitigt und namentlich die schrecklichen Vorstellungen aller bösen Philosophien und Religionen, daß wir durch und durch böse sind und harten Bußen entgegengehen.

[«]

1[47]

Die Handlungen der Gewohnheit hat man nur in Hinsicht auf ihren gemeinen Nutzen sittlich, also mit dem höchsten menschlichen Prädikat, nennen können — in sich sind sie sehr arm und fast „unter-thierisch“.

[«]

1[48]

Eine Sache beschreiben

[«]

1[49]

Die unmoralischen Menschen sind die, welche freie Bewegung haben ohne Zwecke, oder die alten Bahnen gehen mit anderen Zwecken.

[«]

1[50]

Bisher hat von den 2 Hauptmotiven die Furcht vor dem Schmerz ganz übermächtig mehr gewirkt als das Trachten nach Freude. Man kannte gar zu wenig Freuden und gar zu viele Gefahren. — Hier zeigt sich im Ganzen die

Zurückgebliebenheit des Menschen, je nachdem die Motive der Furcht gröber verfeinert oder erblaßt und von den Motiven der Freude überleuchtet sind.

[«]

1[51]

Ein zufälliges Zusammentreffen zweier Worte oder eines Wortes und eines Schauspiels ist der Ursprung eines neuen Gedankens.

[«]

1[52]

Menschen, welche viel Zufälliges haben und gerne herumschweifen, andere welche nur auf den bekannten Wegen nach Zwecken gehen.

[«]

1[53]

Das Genie wie ein blinder Seekrebs, der fortwährend nach allen Seiten tastet und gelegentlich etwas fängt: er tastet aber nicht, um zu fangen, sondern weil seine Glieder sich tummeln müssen.

[«]

1[54]

Die Handlungen mit einem unerwarteten Erfolg, zu einem anderen Zwecke unternommen — z.B. ein Thier das seine Eier bewacht, als Nahrung und plötzlich Wesen seines Gleichen vor sich sieht.

[«]

1[55]

Wer sich auf prachtvolle moralische Attitüden versteht, den rechne man unter die Hanswürste Kaprizen-Seiltänzer Feuerfresser und andere Künstler, die für die arbeitende Masse da sind, diese hat solche Lust am Unwahrscheinlichen und Verrückten; ich habe die besten Menschen in ihren besten Handlungen immer etwas beschämt und kurzathmig gefunden. Es giebt schon eine Art moralische Augen zu machen, wodurch der ganze Kerl verdächtig wird. Die Tugend ohne Scham vor sich selber ist nichts als eine List.

[«]

1[56]

Veränderung der Werthschätzung z.B. Verachtung gegen die Abergläubischen und ihre Gegenstände.

[«]

1[57]

Das Gute, das Ausgezeichnete thun, ohne Lob dafür zu erwarten, zu stolz sein, Lob dafür anzunehmen, und einen geringschätzenden Blick für den Allzudreisten, welcher trotzdem lobt, bereit halten, und an diese männliche Praxis Jedermann aus seiner Umgebung gewöhnen; das Gelobtwerden aber den weiblicheren und künstlerischen Naturen gestehen und es da auch gelten lassen, weil diese Naturen ihr Bestes nicht aus Stolz, sondern aus Gründen der Eitelkeit thun. — Das ist das Rechte! Wenn wir es nur in Stunden der vollen Kraft ebenso als das Rechte empfänden, so ist dies gewiß kein Einwand dagegen. Für den Kranken und Müden mag etwas Lob als Würze oder Betäubung nöthig sein. — Zwischen gerechtem und ungerechtem Lobe mache ich hier keinen Unterschied und ebensowenig zwischen gerechtem und ungerechtem Tadel: letzteren sollen wir nicht nur gelten lassen, sondern herausfordern und ermuthigen; vermöge umfänglichen und jederzeit erklingenden Tadelns, sei dieses gerecht oder ungerecht, erheben wir uns über uns selber, denn wir sehen damit uns so, wie wir erscheinen, und zwar in unbestochenen Augen.

[«]

1[58]

Man lernt die präsentablen Motive.

[«]

1[59]

Ein ganz bewußter Egoismus würde jener Freuden entbehren, welche durch eingebildete Motive entstehen oder dadurch weil wir nur Ein Motiv von den vielen sehen wollen.

[«]

1[60]

„Alle Menschen sind Sünder“ ist eine solche Übertreibung, wie „alle Menschen sind Irre“, auf welche Ärzte gerathen könnten. Hier sind die Gradunterschiede außer Acht gelassen, und das Wort und die Empfindung, welche der abnorme äußerste Grad erweckt hat, sind auf das ganze verwandte Seelenleben der mittleren und niederen Grade mit übertragen. Man hat die Menschheit schrecklich gemacht, dadurch daß man eine Abnormität in ihr Wesen verlegte.

[«]

1[61]

Die erfinderischen und die zweckthätigen Naturen — Gegensatz.

[«]

1[62]

Zu begreifen, wie wenig Werth die sittlichen Handlungen haben, wie wenig Unwerth die unmoralischen — wie groß dagegen die intellektuelle

Verschiedenheit in ihnen ist — diese Aufklärung über die Motive des Handelnden zu bekommen, bringt das höchste Erstaunen hervor.

[«]

1[63]

Grundsatz: in der gesamten Geschichte der Menschheit bisher kein Zweck, keine vernünftige geheime Leitung, kein Instinkt, sondern Zufall, Zufall, Zufall — und mancher günstige. Diese sind ins Licht zu setzen. Wir dürfen kein falsches Vertrauen haben und am allerwenigsten uns weiter auf den Zufall verlassen. Derselbe ist in den meisten Fällen ein sinnloser Zerstörer.

[«]

1[64]

Wenn ein Volk auf bestimmten moralischen Urtheilen stehen bleibt, so wird es dadurch beschränkt, verknöchert, isolirt, alt und geht endlich daran zu Grunde.

[«]

1[65]

Moralische Urtheile werden am sichersten von Leuten ausgesprochen, die nie gedacht haben, und am unsichersten von denen, welche die Menschen kennen. Es ist nichts zu loben und zu tadeln.

[«]

1[66]

Willkürliche Handlungen — das ist eigentlich ein negativer Begriff — Handlungen welche nicht unwillkürlich, nicht automatisch, ohne Zwecke verlaufen. Das Positive, was man dabei empfindet, ist ein Irrthum. „Unwillkürlich“ das ist eigentlich der positive Begriff. Streng genommen, sind willkürliche Handlungen zwei unwillkürliche, welche zeitlich aneinander schließen, eine Gehirnbewegung, welcher eine Muskelbewegung nachfolgt, ohne ihre Wirkung zu sein.

[«]

1[67]

Die größte Mannichfaltigkeit der menschlichen Existenz-Bedingungen aufrecht erhalten und nicht mit einem moralischen Codex die Menschen uniformiren — dies ist das allgemeinste Mittel, den günstigen Zufall vorzubereiten. — Bisher hat sich die Menschheit keinen Zweck gesetzt, welchen sie als Ganzes erreichen will — vielleicht geschieht es einmal. Einstweilen, da der Zweck fehlt, sind auch keine Mittel dazu erkenntlich. Inzwischen ist die möglichst große Masse solcher Individuen herzustellen welche individuelles Wohlbefinden haben — was sich gegenseitig bedingt — das allgemeinste

[«]

1[68]

Die Moral ist die Gesetzgebung solcher, welche sich klüger wußten als ihre Umgebung und für sie mit dachten. Man machte die oft schweren Anfordungen unwidersprechlich, dadurch daß man den Willen der Gottheit dazu gewann.

[«]

1[69]

Es giebt also keine tadelswürdigen Handlungen, sondern Lob und Tadel trifft nur Menschen, nicht Dinge.

[«]

1[70]

Alles, was lebt, bewegt sich; diese Thätigkeit ist nicht um bestimmter Zwecke willen da, es ist eben das Leben selber. Die Menschheit als Ganzes ist in ihren Bewegungen ohne Zwecke und Ziele, es ist darin von vornherein kein Wille: wohl aber wäre es nicht unmöglich, daß der Mensch einmal einen Zweck hineinlegte: so wie gewisse ursprünglich zwecklose Bewegungen der Thiere zum Dienst ihrer Ernährung verwandt werden.

[«]

1[71]

Bei Siegesfesten geht die siegreiche Armee fast zu Grunde, der Sieger streicht den Tag schwarz an und erholt sich ein Jahr lang nicht von dieser Strapatze — aber die Straßenjungen aller Geschlechter und Lebensalter sind glücklich. Doch muß man zugeben daß es billigere Mittel <giebt>, sie glücklich und zwar sehr viel glücklicher zu machen.

[«]

1[72]

Das Christenthum gieng in dem Grade bei dem alten Testament in die Schule, als es sich bemühte eine Weltreligion zu werden. Das weltflüchtige Christenthum brauchte das alte Testament nicht.

[«]

1[73]

In unseren Schulen wird die jüdische Geschichte als die heilige vorgetragen: Abraham ist uns mehr als irgend eine Person der griechischen oder deutschen Geschichte: und von dem, was wir bei Davids Psalmen empfinden, ist das, was das Lesen Pindars oder Petrarca's in uns erregt, so verschieden wie die Heimat von der Fremde. Dieser Zug zu Erzeugnissen einer asiatischen, sehr fernen und sehr absonderlichen Rasse ist vielleicht inmitten der Verworrenheit unserer modernen Cultur eine der wenigen sicheren Erscheinungen, welche noch über dem Gegensatz von Bildung und Unbildung erhaben stehen: die stärkste sittliche

Nachwirkung des Christenthums, welches sich nicht an Völker sondern an Menschen wendete und deshalb gar kein Arg dabei hatte, den Menschen der indogermanischen Rasse das Religionsbuch eines semitischen Volkes in die Hand zu geben. Erwägt man aber welche Anstrengungen das nichtsemitische Europa gemacht hat, um diese fremdartige kleine jüdische Welt sich recht nahe ans Herz zu legen, sich über nichts darin mehr zu wundern, sondern sich nur über sich selbst und seine Befremdung zu wundern — so hat vielleicht in nichts Europa sich so sehr selbst überwunden wie in dieser Aneignung der jüdischen Litteratur. Das jetzige europäische Gefühl für die Bibel ist der größte Sieg über die Beschränktheit der Rasse und über den Dünkel, daß für Jeden eigentlich nur das werthvoll sei, was sein Großvater und dessen Großvater gesagt und gethan haben. Dieses Gefühl ist so mächtig, daß wer sich jetzt frei und erkennender zur Geschichte der Juden stellen will, erst viele Mühe nöthig hat, um aus der allzugroßen Nähe und Vertraulichkeit herauszukommen und das Jüdische wieder als fremdartig zu empfinden. Denn Europa hat sich selber zu einem guten Theil in die Bibel hineinlegen und im Ganzen und Großen etwas Ähnliches thun müssen, wie die Puritaner Englands, welche ihre Sonntage, ihre Gewohnheiten, ihre Zeitgenossen, ihre Kriege, ihre kleinen und großen Schicksale in dem jüdischen Buche aufgezeichnet (prophezeit) fanden. — Was aber sagt der Europäer, welcher nach dem Vorzug der altjüdischen Litteratur vor allen anderen alten Litteraturen gefragt wird: „*Es ist mehr Moral darin*“. Das heißt aber: es ist mehr von der Moral darin, welche jetzt in Europa anerkannt wird: und dies heißt wiederum nichts anderes als: Europa hat die jüdische Moralität angenommen und hält diese für bessere, höhere, der gegenwärtigen Gesittung und Erkenntniß angemessenere als die arabische, griechische, indische, chinesische. — Was ist der Charakter dieser Moralität? Sind die Europäer wirklich *vermöge* dieses moralischen Charakters die ersten und herrschenden Menschen des Erdballs? Aber wonach bemißt man den Rang der verschiedenen Moralitäten? Zudem wollen es die Nicht-Europäer wie die Chinesen gar nicht Wort haben, daß die Europäer sich durch *Moralität* vor ihnen auszeichneten. Es gehört vielleicht mit zum Wesen der jüdischen Moralität, daß sie sich für die erste und höchste hält: es ist vielleicht eine Einbildung. Ja man kann fragen: giebt es überhaupt eine Rangordnung der Moralität<en>? Giebt es einen Kanon, der über allen waltet, das Sittliche definirt ohne Rücksicht auf Volk, Zeit, Umstände, Erkenntnißgrad? Oder ist eine Ingredienz aller Moralen, der Grad von Anpassung an die Erkenntniß, vielleicht das, was eine Rangordnung der Moralen ermöglicht?

[«]

1[74]

Wie viel Glück ist bei der Aufopferung für eine geliebte Sekte, usw. (man freut sich selbst mißachtet, gekränkt zu werden — wie kommt das?

[«]

1[75]

Die schädliche Seite der Religion ist oft hervorgehoben <worden>, ich möchte die schädliche Seite der Moral zum ersten Male zeigen und dem Irrthum entgegnen, daß sie den Sinnen von Nützlichkeit ist.

[«]

1[76]

Den angeblichen Causalitäten in Gebieten, wo in Wahrheit es nur ein Hintereinander giebt, danken viele Illusionen über die Moral ihre Entstehung.

[«]

1[77]

Die Wissenschaft zu verwünschen, weil ihre Art bisweilen wehe thut, wäre so klug als das Feuer zu verwünschen weil ein Kind oder eine Mücke sich daran verbrannt hat. In der That verbrennen sich jetzt nur Mücken und Kinder an der Wissenschaft — ich meine die Schwärmer.

[«]

1[78]

Das Urtheil sehr arbeitsamer und thätiger Zeitalter über den Werth des Lebens klingt immer sehr desperat: man dachte über das Leben nach, wenn man nicht mehr arbeiten konnte und müde war. Die Griechen dachten besser vom Leben, dafür waren sie das Volk der Muße: sie arbeiteten eigentlich zur Erholung vom Müßiggang, und ihr Nachdenken kam aus frischer Kraft.

[«]

1[79]

„In den Augen liegt die Seele”: die gewöhnliche Art der Bewegungen und der Muskelcontraktionen herum verräth, wozu die Augen zumeist gebraucht werden: Denker haben einen vollen klaren oder durchdringenden Blick; das Auge des Ängstlichen scheut sich ganz hinzusehen; der Neidische streift von der Seite und will etwas erhaschen. Auch wenn einer gar nicht im Dienste dieser Empfindungen sehen will, so zeigt die Stellung des Auges doch die Gewöhnung an.

[«]

1[80]

Die erfinderischen Menschen leben ganz anders als die Thätigen; sie brauchen Zeit, damit sich die zwecklose ungereregelte Thätigkeit einstellt, Versuche, neue Bahnen, sie tasten mehr als daß sie nur die bekannten Wege gehen, wie die nützlich-Thätigen.

[«]

1[81]

Einstmals muß die Kunst der Künstler ganz in dem Feste-bedürfniß der Menschen aufgehen: der einsiedlerische und sein Werk ausstellende Künstler wird verschwunden sein: sie stehen dann in der ersten Reihe derer, welche in Bezug auf Freuden und Feste erfinderisch sind.

[«]

1[82]

Schopenhauer, der letzte der die ethische Bedeut<ung> des Daseins vertritt: er fügt seinen kräftigen Trumpf bei, ohne welchen er uns nichts schenkt und welcher in den Augen der einen Gattung seiner Leser seine Glaubwürdigkeit ebenso verstärkt als sie derselbe in den Augen einer anderen Gattung verringert.

[«]

1[83]

Einige zeigen Geist, Andere beweisen ihn, noch andere zeigen ihn, aber beweisen ihn nicht, die Vielen aber thun keines von Beiden, und glauben beides zu thun.

[«]

1[84]

Die ärmliche Handvoll Wissen, womit die heutige Erziehung den Gebildeten abfindet, scheint diesen engen und pfäffischen Köpfen schon zu viel, sie bekommen Angst, es möchte der Kunst ein Abbruch geschehen, und dieselbe sich nicht mehr so dünkelhaft gebärden dürfen, wie es jetzt wohl geschieht. — Die Nothstände welche bei jenen seltenen Menschen entstehen, in denen die Wissenschaft ein gewaltiges Feuer ist, dürften solche Köpfe wahrlich nicht im Munde führen

[«]

1[85]

Wir finden die Schwäche der Furcht verächtlich bei dem welcher weiß, daß ihm Wein schädlich ist und trotzdem Wein trinkt.

[«]

1[86]

Die Moral hat die Erkenntniß gehemmt insofern sie das Bedürfniß danach hemmte, sie gab Regeln zum Handeln und erweckte den Glauben, daß die Erkenntniß nicht nöthig sei, um auf das zweckmäßigste Handeln zu kommen.

[«]

1[87]

Manche Philosophen entsprechen vergangenen Zuständen, manche gegenwärtigen, manche zukünftigen und manche unwirklichen.

[«]

1[88]

Das Individuum stand in manchen Epochen höher, war häufiger. Es sind die böseren Zeiten, es wurde mehr sichtbar, man wagte mehr, man schadete mehr, aber log weniger.

[«]

1[89]

Die Einbildung über die Schätzung (allgemeine Werthschätzung) und ebenso falsche Schätzung sind der Ursprung vieler unegoistischer Handlungen.

[«]

1[90]

Moralität, eine **asiatische** Erfindung. Wir hängen von **Asien** ab.

[«]

1[91]

Den Zufall benützen und erkennen heißt Genie. Das Zweckmäßige und Bekannte benützen — Moralität?

[«]

1[92]

So nützlich und unangenehm wie ein eingeöltes Schlüsselloch

[«]

1[93]

Die Ängstlichkeit vergiftet die Seele.

[«]

1[94]

Man sollte keine neuen Wege gehen, <wenn> unser Herz nicht noch kühner ist als unser Kopf: sonst frißt — — —

[«]

1[95]

Niemand ist einer grausameren Rache fähig als jene Seelen ohne Stolz, jene dichterischen und empfindlichen Seelen, die fortwährend im Verborgenen leiden und aus Furcht ruhig und sanft erscheinen — ich denke z.B. an Racine.

[«]

1[96]

Das ganze vergangene Zeitalter ist das der Furcht. Man lernt die Dinge wie sie in anderen Köpfen sind, man lernt, wie sie geschätzt werden, man thut dasselbe in Betreff der Mittel. Man ängstigt sich, abzuweichen, aufzufallen. Unsere Fertigkeiten sind das, was Anderen nutzt und Freude macht. — Unsere größte Freude ist Anderen zu gefallen, unsere beständige Furcht ist, ihnen nicht gefallen zu können. — Dies hat die einsiedlerische Thierheit gebändigt.

[«]

1[97]

Wer eine herrschende Leidenschaft hat, der empfindet bei der Ausnahmehandlung einen Gewissensbiß z.B. der Jude (bei Stendhal) der verliebt ist und Geld für ein Armband von seinem Geschäft bei Seite legt, oder Napoleon nach einer generösen Handlung, der Diplomat, der einmal ehrlich gewesen ist usw.

[«]

1[98]

Spencer setzt immer „Gleichheit der Menschen” voraus.

[«]

1[99]

Auch im Handeln giebt es solche erfinderischen, stets versuchenden Menschen, welche den Zufall aus sich nicht bannen mögen (Napoleon).

[«]

1[100]

Die angelernten Werthschätzungen verringern die Freude und in Folge die Lebensfähigkeit. Zeiten der „Gleichheit“ sind matt und lassen vor der Zukunft erschrecken. —

Die Freude an fremden Urtheilen über uns ist jetzt beinahe die mächtigste aller Freuden.

[«]

1[101]

Was ist Gewohnheit? — Übung.

[«]

1[102]

„Es merkt doch niemand“ — aber es pflanzt niemand das was du thust in dir und sodann wächst deine Gewohnheit des Verheimlichens und Für-sich-Behaltens, man sieht dir endlich Beides doch an.

[«]

1[103]

Das Bischen Wissenschaft, das jetzt auf der Erde ist, macht ihnen schon angst und bange so daß Unkenrufe laut werden. Und diese schändliche wissenschaftliche Erziehung!

[«]

1[104]

Die verborgenen d.h. die häufigsten Handlungen zwingen uns zuletzt zu unseren sichtbaren d.h. seltenen, ohne daß wir an Zwang denken.

[«]

1[105]

Bei den Christen herrschen noch alle jene Vorstellungen wie bei den Wilden — cfr. Spencer p. 52 und Roskoff.

[«]

1[106]

Spencer verwechselt die Systeme der Moral „wie soll gehandelt werden?“ mit der Entstehung der Moral. Der Mangel der Einsicht in die Causalität ist für letztere wichtig.

[«]

1[107]

Überall wo es eine furchteinflößende Macht giebt, die befiehlt und gebietet, entsteht Moralität d.h. die Gewohnheit zu thun und zu lassen, wie jene Macht will, der das Wohlgefühl auf dem Fuße folgt, der Gefahr entronnen zu sein: während im umgekehrten Falle das Gewissen sich regt, die Stimme der Furcht vor dem Kommenden, des Verdrusses über das Gethane usw. Es giebt persönliche Mächte, wie Fürsten, Generale, Vorgesetzte, dann Abstrakte wie Staat Gesellschaft, endlich imaginirte Wesen, wie Gott, die Tugend, der kategorische Imperativ usw.

[«]

1[108]

Tragische Hanswürste

[«]

1[109]

Es giebt bei jeder Handlung 1) das wirkliche Motiv das verschwiegen wird 2) das präsentable eingeständliche Motiv. Letzteres geht von uns aus, von unserer

Freude, unserem Individuum, wir stellen uns individuell damit. Ersteres aber hat die Rücksicht auf das, was die Andern denken, wir handeln, wie jeder handelt, wir präsentiren uns als Individuen, aber handeln als Gattungswesen. Komisch! Z.B. ich suche ein Amt 2) „ich bin es mir schuldig, mich nützlich zu machen“ 1) „Ich will meines Amtes wegen von den Andern respektirt werden“.

[«]

1[110]

Die Erzeugung einer Nachkommenschaft ist nicht altruistisch. Das einzelne Thier folgt dabei einer Lust, an der es oft zu Grunde geht. Die Aufopferung für die Brut ist Aufopferung für das Eigene, Nächste, für das Erzeugniß usw., also auch nicht Altruismus.

[«]

1[111]

Dieselben Dinge werden immer wieder gethan, aber die Menschen umspinnen sie mit immer neuen Gedanken (Werthschätzungen)

[«]

1[112]

Motive und der Mechanismus zu unterscheiden — und dann ist der Ausdruck Motiv irreführend, sie setzen nicht in Bewegung — sondern wenn sie in Bewegung sind, tritt die Bewegung des Mechanismus ein.

[«]

1[113]

Das Unglück des Frevlers — d.h. er hat Furcht vor schlimmen Folgen oder Ekel und Übersättigung usw., nicht Gewissensnoth.

[«]

1[114]

Man soll auch die kleinste Berührung mit Menschen benützen, um seinen gerechten und wohlwollenden Sinn zu üben.

[«]

1[115]

Wenn wir in einen bestimmten physiologischen Zustand treten, dann tritt uns das ins Gedächtniß, was die letzten Male, als wir in ihm waren, von uns gedacht wurde. Es muß eine Auslösung im Gehirn für jeden Zustand geben.

[«]

1[116]

Es giebt Menschen welche ihre nicht eben landläufigen Gedanken nicht anders mitzutheilen wissen als indem sie dabei an aller Welt ihren Ärger auslassen. Das heißt doch seine Meinungen etwas zu theuer auf den Markt bringen. Giebt es aber oft solche Käuze, so entsteht ein Vorurtheil gegen alle nicht landläufigen Meinungen, wie als ob Zank, Verdruß, Verleumdung Verbitterung Niedertracht ihre nothwendigen Begleiter sein müßten.

[«]

1[117]

Handlungen der Gewohnheit („sittlich“ unter Umständen genannt) sind Mechanismen ohne Bewußtsein, so wenig moralisch wie die Thätigkeit einer aufgezogenen Spieluhr. Weder „frei“ noch mit „bewußter Aufopferung“, noch

„für Andere“ — aber angenehm und nützlich und deshalb mit dem höchsten Prädikate bezeichnet.

[«]

1[118]

Vor jedem Einzelnen sind wir voll 100 Rücksichten: aber wenn man schreibt, so verstehe ich nicht, warum man da nicht bis an den äußersten Rand seiner Ehrlichkeit vortritt. Das ist ja die Erholung!

[«]

1[119]

Um die Moral haben sich im Ganzen immer nur die sehr moralischen Menschen bekümmert, meistens in der Absicht, sie zu steigern. Was Wunder, daß eigentlich die unmoralischen und durchschnittlichen Menschen dabei fast unbekannt geblieben sind! Die moralischen Menschen haben über sie phantasirt und vielfach ihre Phantasien den Leuten in den Kopf gesetzt.

[«]

1[120]

Versuche einer außermoralischen Weltbetrachtung früher zu leicht von mir versucht — eine aesthetische (die Verehrung des Genies —)

[«]

1[121]

Wer so thut, ist abergläubisch usw.
Wer so thut, ist abergläubisch
Wer alles das thut, ist ein Christ.

[«]

1[122]

Schopenhauer's Theorie ist unpsychologisch. Sehr leidende oder sorgende Menschen sind ohne Mitleid. Wenn wir alles vergangene Elend wiederkäuen, welches die Menschheit erlitten hat, so werden wir krank und schwach. Man muß den Blick abwenden. Nur glückliche Menschen sind zur Historie geeignet.

[«]

1[123]

Falscher Begriff des Genie's in jetziger Zeit: man verehrt den wilden Intellekt und verachtet den gezähmten d.h. man ist der Moralität müde.

Die Consequenz der Moralität ist der Sand. Kritik der bisherigen Moralität, dadurch daß man ihre Resultate in der Zukunft aufzeigt.

Nothwendigkeit antimoralischer Theorien.

[«]

1[124]

Es giebt Musik, welche sosehr den Eindruck sichtbarer Dinge nachahmt, daß man sie allen denen empfehlen kann, welche Ohren haben, um zu sehen.

[«]

1[125]

Wollen d.h. ich stelle mir den Erfolg einer Handlung vor
dieser Erfolg hat diesen oder jenen Werth für mich
diese Werthschätzung hat diese oder jene Ursachen
der Erfolg bedingt diese oder jene Aktion als Mittel,
die mir <aus> meiner Erfahrung bekannt und noch
viele andre welche mir nicht bewußt sein können.

Also was will ich
Absicht: warum will ich
Motiv: was treibt mich zu dieser Schätzung?
Die Absicht geht auf etwas das für uns Werth hat.
Wie erreiche ich das Ziel?
Das Motiv ist die Ursache der Werthschätzung

[«]

1[126]

Wir vergessen immer das Wesentlichste, weil es am nächsten liegt z.B. beim Spielen die Spontaneität, das fortwährende Tasten und Tappen der Bewegung. Die Folgen jeder Bewegung lehren uns.

Worte schweben uns fortwährend vor, daraus bilden sich die Gedanken. Im Auge zahllose Figuren fortwährend — — —

[«]

1[127]

Die wenigsten **Handlungen** geschehen nach Zwecken, die meisten sind nur **Thätigkeiten**, Bewegungen, in denen sich eine Kraft entladet. Die Resultate, die sich am Ende ihrer Bahn ergeben, bringen uns bei öfterem Wiederholen auf den Gedanken von Ursache und Wirkung d.h. wir erzeugen willkürlich eine Vorstellung und deren Werthschätzung, und dabei geräth unwillkürlich der Mechanismus in Bewegung, dessen Resultat unserem Willen entspricht.

[«]

1[128]

Es giebt viel höhere Schauspieler, die den Staatsmann, den Culturbegründer, moral<ischen> Propheten (Frauen, die die Hofdame usw.) spielen: kommt man dahinter, so hört man auf, sich über sie zu ärgern und hat einen Genuß mehr.

[«]

1[129]

Das Moralische hat eine sehr sublime Art von **Lust**empfindungen geschaffen. **Nützlich** ist die Unmoralität sowohl als das M<oralische>.

[«]

1[130]

Orient

Europa unmoralisch, Schopenhauer's schlechter Geschmack für die Buddh<istischen> Heiligen — besser die Brahmanen Stoicism ist semitisch Europa arm in der Moralität

[«]

[2 = N V 2. Frühjahr 1880]

2[1]

Von der Knechtschaft des Geistes (wir übertragen die Vorgänge der politischen Tyrannis und Knechtschaft auf das Gebiet des Geistes

[«]

2[2]

Der Weinende will daß mitgeweint werde, so übt er Herrschaft aus und freut sich.

[«]

2[3]

Sittlich leben und sichs dabei sauer werden lassen mag gut sein, aber wenn daraus immer, wie es scheint, die Forderung entsteht, daß das Leben durchaus einen ethischen letzten Sinn haben müsse, so müßte man es sich verbitten, denn es wäre dann die Quelle der größten Unverschämtheit.

[«]

2[4]

Viele machen eine Theorie des Handelns und reden stets davon, handeln aber nie darnach. Es ist ihre Huldigung und Abfindung vor der Moral (Engländer) So finden sich katholische Priester mit Gott ab, ihre Devotion ist um so größer, je gottloser ihr Leben ist. Dabei erst fühlen sie sich wohl. — Andere haben auch den Widerspruch, aber befinden sich schlecht dabei. Andere haben den — — —

[«]

2[5]

Stark sinnliche Menschen gewinnen ihre intellektuelle Kraft erst bei der abnehmenden Ebbe ihrer Nerven: das giebt ihrer Produktion den schwermüthigen Charakter.

[«]

2[6]

Die Liebe zum Nächsten ist die Liebe zu unserer Vorstellung vom Nächsten. Wir können nur uns selber lieben, weil wir uns kennen. Die Moral des Altruism ist unmöglich.

[«]

2[7]

Das Weibliche erscheint bei Bach religiös befangen und fast nonnenhaft, ich denke z.B. an manche verschleierte schamhafte Klagen, wie die einer Nonne (Bachs Präludien

[«]

2[8]

wo wir nicht wissen, was allein wir eigentlich können, reden wir von „Willen“. Die vollkommene Einsicht redet nur von Müssen.

Wir übersehen nur einige Kräfte die zu einer That nöthig sind.

Jede That (Willensakt) ist ein Experiment, ob unser Urtheil (im Willen) richtig war.

[«]

2[9]

Die meisten Philosophien sind erdacht, um Übelstände so für die Empfindung zu verändern, daß man sie ins Nothwendige der Welt verlegt — während die Verstimmung und der Übelstand fugitiv sind!

Philosophie gehört in den Kampf gegen den Schmerz, ist also bestimmt zu Grunde zu gehen!

[«]

2[10]

Für einen einzigen Menschen wäre die Realität der Welt ohne Wahrscheinlichkeit. Aber für zwei Menschen wird sie wahrscheinlich. Der andere Mensch ist nämlich eine Einbildung von uns, ganz unser „Wille“, ganz unsere „Vorstellung“: und wir sind wieder dasselbe in ihm. Aber weil wir wissen daß er sich über uns täuschen muß und daß wir eine Realität sind trotz dem Phantom, das er von uns im Kopf trägt, schließen wir daß auch er eine Realität ist trotz unserer Einbildung über ihn: kurz daß es Realitäten außer uns giebt.

[«]

2[11]

Die eingebildete Welt (wir lieben und hassen meist Einbildungen, nicht Realitäten, Menschen).

[«]

2[12]

Schilderung der Ehe zum Zweck der Erkenntniß — St. Mill (Comte)

[«]

2[13]

Gesetz der Welt-Verdüsterungen

[«]

2[14]

In der belebten Welt (von der Pflanze an) sucht sich so viel Individuales als möglich zu entfalten. Er ist jetzt größer als je, im Ganzen.

[«]

2[15]

Der Mangel an Selbstsucht ist es, woran die Menschheit leidet.

[«]

2[16]

Nur die moralischen Menschen empfinden Gewissensbisse: das Elend des Unmoralischen ist eine Dichtung.

[«]

2[17]

Achtung, Freude an den Verschiedenheiten der Indiv<iduen>! Freude am Fremdartigen der Nationen und Culturen ist ein Schritt dazu (das „Romantische“ —)

Erst die Fabel-Menschheit, wie sie in den Köpfen spukt, ist gleichheitlich und bildet die wirklichen Menschen zur Gleichheit (jeden nach ihrem Bilde) Diese „Fabel“ zu beseitigen!

[«]

2[18]

Die bildenden Künste und der Roman sind auf dem rechten Wege!

[«]

2[19]

es giebt viel mehr Moralität (latente)
Mor<alische> M<enschen> im Affekt bejahen die Moralität der vorletzten Stufe, die effektvolle Moralität. Diese wird weit überschätzt

[«]

2[20]

Unser Leben muß gefährlicher werden.

[«]

2[21]

Wie kann sich der moderne Mensch den Vortheil der Absolution verschaffen, dem Gewissensbiß ein Ende machen? Ehemals hieß es: „Gott ist gnädig“: es hilft nichts, die Menschen müssen es jetzt sein!

[«]

2[22]

Trauer um die Todten — sie sind nicht unglücklich! also egoistisch

[«]

2[23]

Je mehr Erkenntnisse und Vernunft ich habe, um so mehr nimmt der Glaube an die Freiheit ab, es steht uns nicht viel zu wählen offen

[«]

2[24]

Mit Hülfe der Wissenschaft kann jeder Mensch seine Originalität fortschreiten lassen

[«]

2[25]

Zügellosigkeit der Trauer wie der Liebe ist gemeiner Seelen Art.

[«]

2[26]

In Rußland Absolutismus
in Deutschland sucht man, was Richelieu für Frankreich
in Frankreich experimentirt man 25 Verfassungsformen in 100 Jahren.

[«]

2[27]

Gang und Eintritt in die Cultur!

[«]

2[28]

Ein Corse hält Betteln für unmoralisch, als Bandit leben nicht; Tödten der vendetta wird sogar moralisch. Stolz! als Maßstab.

[«]

2[29]

100 tiefe Einsamkeiten bilden zusammen die Stadt Venedig — dies ihr Zauber. Ein Bild für die Menschen der Zukunft.

[«]

2[30]

Die dramatische Musik ist ein Mittel zur Erregung oder Steigerung von Affekten: sie will nicht Freude an der Musik selber geben, wie die Musik für Kenner und Liebhaber (Kammermusik)

Weil sie von etwas überzeugen will, was außer ihr liegt, gehört sie in die Rhetorik.

[«]

2[31]

Durch die Worte, die uns umschweben, kommen wir auf Gedanken. —

[«]

2[32]

Wer wird das lesen wollen! Gott weiß es nicht, ich auch nicht.

[«]

2[33]

Südliche Musik. Haydn empfand bei der ital<ienischen> Oper wohl das, was Chopin bei einer ital<ienischen> Barcarole. Beide machten Musik der Sehnsucht mit Verwendung der wirklich ital<ienischen> Musik.

[«]

2[34]

Warum erscheint es uns verächtlich, daß jemand sich öffentlich schmeicheln läßt, etwa ein alter Mann durch Jünglinge? Weil er der Scham ins Gesicht schlägt: die Scham will, daß eine so große Begierde wie die nach der Schmeichelei gar nicht oder nur im Verborgenen befriedigt werde: jene allzugroße Unsinnigkeit macht der allgemeinen menschlichen Vernunft Schande.

[«]

2[35]

Vermöge des Wissens um das Leid kann man es verringern. Das eigentliche Mitleiden verdoppelt eben nur das Leid und ist vielleicht selbst Quelle des Unvermögens zu helfen (beim Arzte). — Weshalb hilft der Wissende aber? Weil ein Übel nicht verhindern, das man verhindern kann, beinahe so schlimm ist als es thun.

[«]

2[36]

„Malerische Moralität“

Die Effekt-Moralität ist gewaltsam, ein Ausbruch, der so viel angehäufte Unmoralität (z.B. feiges Nachgeben gegen ungerechte Herrn usw.) zurückwerfen muß. Im Kleinen, aber beständig das Ungerechte hemmen ist weniger pathetisch für Andere und für uns selber. Ebenso die absolute Abstinenz effektvoller als die relative kleine

[«]

2[37]

Eine diätetische Vorschrift gegeben, und wir handeln nicht darnach: unmoralisch (weil unvernünftig, weil sich selber schädlich). Aber „sich selber will man nicht

schaden“: es ist eine Illusion: der Selbstschaden
also weil wir nicht schaden wollen. — Wesh<alb> aber wollen wir nicht schaden? — Aus Gewohnheit jetzt — und aus Furcht ursprünglich.

[«]

2[38]

Keiner weiß genau, was er thut, wenn er ein Kind zeugt; für den Weisesten ist es ein Lotteriespiel. Und der Mensch soll frei sein! der nicht einem Vernunft-Akte sein Dasein dankt!

[«]

2[39]

Mitwissen um das Leiden —
Leidet man wirklich durch das Mitleid, so nimmt man sich ein Leid ab. Nur wenn man drum weiß, aber nicht leidet, kann man um des Nächsten willen handeln, wie der Arzt.
Solche welche drum wissen und sich freuen (die Götter der Kannibalen und Asketen)

[«]

2[40]

Hoffentlich giebt es noch genug von solchen, welche wissen was ein olympisches Gelächter ist: es entsteht, wenn jemand erleichtert darüber ist, daß Andere nicht seinen Geschmack theilen.

[«]

2[41]

Kein Blut sehen können — ist das moralisch?!

[«]

2[42]

sich dem Schmerz hingeben ist ein Vergnügen (Napoleon)

[«]

2[43]

Öffentliche Vorleser
(gegen die Restaurants und die Presse.)
Untergang des Theaters.

Wie griechisch zu lernen ist?

Abends wird die Seele verwirrt.
Mangel an sittlicher Erziehung, keine Rechenschaft über den Tag.

[«]

2[44]

Das zweite Greisenalter, das Leben im Hades, auch mit der unwürdigen Gier nach Leben wie sie alte Leute haben.

[«]

2[45]

Wie ist der entmenschte Mensch zu denken wenn der Mensch das entthierte Thier ist?

[«]

2[46]

Menschen des labilen Gleichgewichts, deren gefährliche Kleinigkeiten im Sittlichen und Gesunden.

[«]

2[47]

Moralität: wir legen unseren Handlungen einen imaginären Werth zu (abhängig vom Erfolge) die Empfindung des Nicht-mehr-Sklaven! auf alles drückt er das Siegel der neuen Freiheit. Stärkstes Gefühl der Veränderung, wenn der Sklave thun kann, was er will

[«]

2[48]

Ermüdungen unvermeidlich — also angenehm!
Warum Verstimmungen, peinlich, gefährlich?

[«]

2[49]

Moralität, wenn nothwendig Verantwortlichkeit, dann nur die Handlungen, die aus klarstem Verstande hervorgegangen, die oberflächlichsten, deren Motive wir kennen können. „Warum habe ich dies gethan?“ Bei den aus dem Gemüth kommenden ist Verantwortlichkeit unmöglich, weil wir die Motive nicht kennen. Insofern hieße moralisch handeln immer nur oberflächlich handeln, ohne Passion und Nachdruck d.h. „Verantwortlichkeit“ ist eine Großthuerei. Wo wir empfinden, sind wir unverantwortlich, also „unmoralisch“?

Der Glaube an die Freiheit genügt, zur Moralität: die Illusion.

[«]

2[50]

Es ist schwer, etwas zu thun, was denen, die wir am höchsten verehren, mißfällig ist, auch wenn wir in diesem Falle nur ihre Schwächen verehren würden, falls wir uns der Handlung enthielten.

[«]

2[51]

Pfui über alle Parteien! Sie fälschen die Freundschaft, die reinste Ergebenheit, die stärkste Wahrheitsliebe — ihre fortwährende Thätigkeit ist Falschmünzerei. Der bedeutendste Mensch ist nicht weit vom Schurken und Verleumder, wenn er eine Partei machen will.

[«]

2[52]

Der Altruism gilt nicht andren Individuen, sondern imaginären gleichen Wesen. Dem Individuum zu helfen ist unmöglich, weil man es nicht erkennen kann. Das Unerkennbare — das ist der Nächste.

[«]

2[53]

Unter Ausländern kann man hören, daß die Juden noch nicht das Unangenehmste sind, was aus Deutschland zu ihnen komme.

[«]

2[54]

Abnahme der Nerven und ihre Philosophie.

[«]

2[55]

Mor<al> im Dienste physiologischer Funktionen.

[«]

2[56]

Die „Möglichkeit einer äußeren Einwirkung, das Bedingt-werden-können“ setzt gerade nicht „Freiheit“ sondern „Bedingtheit“ voraus.
Zwei unbedingt Dinge können nicht aufeinander wirken.

[«]

2[57]

Das vollkommene Wissen hätte den Begriff „Freiheit“ nicht entstehen lassen und so die moralische Abschätzung der Thaten verhindert. Wenn es keine unmoralischen Thaten gäbe, so gäbe es keine Moral.

[«]

2[58]

M<enschen> müssen ihren täglichen Ärger haben.

[«]

2[59]

Die Anmaßenden aus früheren Gewohnheiten, die es nicht mehr merken (und doch nicht den Stolzen gleichen, weil ihre Gebärden Accente usw. andre sind)

[«]

2[60]

Manche wollen für anmaßend gelten, weil es immer noch besser ist als für einen armen gedrückten Teufel zu gelten.

[«]

2[61]

Wir lernen Gewohnheiten und Meinungen der Anderen, nicht Individuen kennen. So setzen wir uns im späteren Leben auch nicht mit Individuen auseinander d.h. wir behandeln uns selber nicht wie Individuen.

[«]

2[62]

Die schwere physische Arbeit wie die der Packträger Ruderknechte Ackerbauer wird schlecht bezahlt, der welcher sie thut geringgeschätzt. Der Handelsmann läßt sich seinen Überschuß an Geist so hoch bezahlen; höhere Rassen wie z.B. die jüdische gerathen auch in den schrecklichsten Lagen nicht leicht in die äußerste Noth, sich als physische Maschinen vermiethen zu müssen.

[«]

2[63]

Die Emotionen sind ein physiologisches Gegengewicht.

[«]

2[64]

Einer, der etwas nachempfindet, schätzt es darauf höher, ja er will es wiederhergestellt haben z.B. das Religiöse (F. Schlegel)

[«]

2[65]

Es kommt darauf an, daß eine Tugend erreicht werde, nicht auf welchem Wege. Der Erfolg sei das Glück: es handelt sich darum, eine schwere Mechanik so zu lernen, daß sie uns leicht wie ein Spiel wird.

[«]

2[66]

Jede Handlung, jeder Gedanke, jede Regung baut an dem Glück oder Unglück deiner Zukunft; sie bauen dein Gemüth, deine Gewohnheiten, es giebt nichts Indifferentes. Dein logischer Leichtsinn wird zu büßen sein. Das Gemüth ist die große Cisterne, klares Bewußtsein ist das Mittel, endlich ein klares Gemüth zu haben — aber vielleicht erst in der 3ten Generation.

[«]

2[67]

Die moralischen Handlungen sind Mittel, deren Zwecke man aus den Augen verloren hat und die an sich zu erreichen jetzt schon Vergnügen macht.

[«]

2[68]

Es giebt kein eigenes Organ des „Gedächtnisses“: alle Nerven z.B. im Beine, gedenken früherer Erfahrungen. Jedes Wort, jede Zahl ist das Resultat eines physischen Vorgangs und irgendwo in den Nerven festgeworden. Alles was den Nerven anorganisirt worden, lebt in ihnen fort. Es giebt Wellenberge der Erregung, wo dies Leben ins Bewußtsein tritt, wo wir uns erinnern.

[«]

2[69]

Wer jetzt zum Christenthum eine zweideutige Stellung einnimmt, sieht sich sofort von der besten strengeren edleren Gesellschaft verlassen.

[«]

2[70]

Die bewußte Erfahrung des einzelnen Individuums ist eine zu kurze Kette und mißt nicht bis an sein Ende.

[«]

2[71]

Der Eitle bleibt beim Mittel zum Zweck stehen und bekommt es lieb, so daß er den Zweck vergißt.

[«]

2[72]

Es ist so viel überflüssiges Leid und Verdruß und Elend in den unabhängigen Klassen, weil so wenige ihres Wirkens froh werden können — in Folge falscher Lebensführung, falschen Berufes d.h. in Folge einer überflüssigen Abhängigkeit.

[«]

2[73]

Widerlich! Jemand kommt uns mit einem Lobspruch entgegen, er will uns damit für sich einnehmen d.h. er will von uns Besitz ergreifen, weil er glaubt, daß wir dem Lobenden ein freies Haus machen. Aber der Lobende stellt sich über uns, er will uns besitzen — es ist unser Feind.

[«]

2[74]

Liebe zum Nächsten

[«]

2[75]

ich gestehe, es ist angenehm daß nicht alle guten Gedanken über das Thema schon darin stehen

[«]

2[76]

nicht mehr bewußtes Denken bei Mutter und Kind

[«]

2[77]

der faut<e>-de-mieux-Mann Dühring

[«]

[3 = M II 1. Frühjahr 1880]

L'Ombra
di
Venezia.

[«]

3[1]

Vorrede.

Als ich jüngst den Versuch machte, meine älteren Schriften, die ich vergessen hatte, kennen zu lernen, erschrak ich über ein gemeinsames Merkmal derselben: sie sprechen die Sprache des Fanatismus. Fast überall, wo in ihnen die Rede auf Andersdenkende kommt, macht sich jene blutige Art zu lästern und jene Begeisterung in der Bosheit bemerklich, welche die Abzeichen des Fanatismus sind, — häßliche Abzeichen, um derentwegen ich diese Schriften zu Ende zu lesen nicht ausgehalten hätte, wäre der Verfasser mir nur etwas weniger bekannt gewesen. Der Fanatismus verdirbt den Charakter, den Geschmack und zuletzt auch die Gesundheit: und wer diesen dreien zugleich wieder von Grund aus aufhelfen will, muß sich auf eine langwierige Cur gefaßt machen.

Nachdem ich so viel und dazu nicht das Erbaulichste von mir gesagt habe — wie es die Sitte der Vorrede zwar nicht anräth, aber doch erlaubt — darf ich wenigstens hoffen damit erreicht zu haben, daß meine neuesten Gedanken, welche ich im vorliegenden Buche mittheile, nicht ohne Vorsicht gelesen werden.

[«]

3[2]

1. Wir gehen leichter an unsern Stärken, als an unsern Schwächen zu Grunde; denn in Bezug auf diese leben wir vernünftig, nicht aber in Bezug auf unsere Stärken.

[«]

3[3]

2. Zur selben Zeit geht immer in uns eine Art Betrachtung der Welt ihrem Ende zu und eine andere wächst: denn unsre unklare Erziehung macht uns mit verschiedenen zu gleicher Zeit bekannt, und jede versucht, auf unserem Boden zu wachsen.

[«]

3[4]

3. Unsere Liebe zur Wahrheit zeigen wir am deutlichsten in der Behandlung der „Wahrheiten“, welche Andere dafür halten: da verräth sich, ob wir wirklich die Wahrheit oder nur uns selber lieben.

[«]

3[5]

5. Dies sind die abnehmenden Grade des Mitleidens: erstens Mitleid mit Eigenem (Kind, Erzeugniß, Besitz, Weib, Diener), zweitens mit dem von uns zum Eigenthum Begehrten, drittens mit uns Ähnlichem, viertens mit uns Bekanntem. Das Merkmal, welches das Mitleid vom Leiden unterscheidet, ist die Erbitterung, daß unserem Eigenthum oder Eigenthum-Ähnlichen Etwas zu Leide geschieht. Das Leiden des uns Feindlichen ist angenehm, als Anzeichen vom Schwinden einer Kraft der Feindseligkeit: am Fremden, uns Unähnlichen, beinahe angenehm, weil dies uns beinahe feindlich dünkt, wie das Ähnliche und Bekannte in uns eine Empfindung erweckt, die der Empfindung für das Eigenthum verwandt ist.

[«]

3[6]

8. Einem kommenden Zeitalter, welches wir das bunte nennen wollen und das viele Experimente des Lebens machen soll, wird eigenthümlich sein: erstens die Enthaltung in Bezug auf die letzten Entscheidungen (sobald man nämlich eingesehen hat, wodurch diese bisher ihre ungeheure Überschätzung erhalten haben, hören sie auf für uns bedeutend zu sein); zweitens die Voreingenommenheit gegen alle Sitten und alles nach Art der Sitte Bindende; drittens eine größere Ehrlichkeit im Sichtbar-werden-lassen sogenannter böser Eigenschaften.

[«]

3[7]

10. Es ist ein Vorurtheil, daß die zweckmäßige Kost dem Menschen auch die natürliche und von vornherein angenehme sei; ursprünglich aber schmeckte wohl Vieles schlecht, und war ihm „unnatürlich“, was die Noth doch zu essen anbefahl; im Verlauf der Gewöhnung kam aber der Reiz und die Lust dazu. Und so steht es in vielen Dingen, die nichts mit der Nahrung zu thun haben: das Erste ist der Zwang dazu: die Freude daran ist nachgeboren und oft spätgeboren.

[«]

3[8]

11. Der Anmaaßende stellt sich stolz, aber gerade der Stolz ist frei von Verstellung (zum Unterschiede vom Eiteln); insofern ist Anmaaßung die Heuchelei einer Art Verstellungslosigkeit und wird in dem Falle, wo sie meisterhaft gespielt wird, mit dem Stolz verwechselt.

[«]

3[9]

12. Man trachte immerhin nach allen Freuden, aber besinne sich wohl bei jenen, welche nothwendig Unlust und Erschöpfung nach sich ziehen; dies sind je nach der Art des Menschen die betäubenden und erschütternden Genüsse der Begeisterung, des Mitleidens, der Ekstase, des Zorns, der Rache oder des Alcohols, des Opiums,

der Geschlechtlichkeit usw. Zuletzt wird man als die werthvollsten Freuden weder die höchsten, noch die schwächsten, sondern die mittleren bezeichnen und erstreben: das heißt die, welche Dauer haben und keine Unlust nach sich ziehen und anderseits intensiver sind als die schwächsten. Insofern haben Plato und Aristoteles Recht, in den Freuden der Erkenntniß das Erstrebenswertheste zu sehen — vorausgesetzt daß sie damit eine persönliche Erfahrung und nicht eine allgemeine aussprechen wollen: denn für die meisten Menschen gehören die Freuden der Erkenntniß zu den schwächsten und stehen tief unter den Freuden der Mahlzeit.

[«]

3[10]

13. Bevor wir die physiologischen Zustände physiologisch verstehen lernten, meinten die Menschen mit moralischen Zuständen zu thun zu haben. Folglich hat sich das Bereich des Moralischen außerordentlich verkleinert — und wird fortwährend noch kleiner: ganz so wie die Religion im Leben der Alten umfänglicher war als im Leben des katholischen Christen, und wie wiederum der Protestant den Umfang der Religion noch einmal verkleinert hat.

[«]

3[11]

18. Die Natur ist böse, sagt das Christenthum; sollte das Christenthum also nicht ein Ding wider die Natur sein? Sonst wäre es ja, nach seinem eigenen Urtheil, etwas Böses.

[«]

3[12]

21. In den Leidenschaften des Menschen erwacht das Thier wieder; die Menschen kennen nichts Interessanteres, als diesen Rückgang ins Reich des Unberechenbaren. Es ist als ob sie sich an der Vernunft allzusehr lan<g>weilten.

[«]

3[13]

22. Was man besitzt, das vertritt man, helfend und fürsorgend; was man liebt, begehrt, das heißt besitzen will, vertritt man noch lebhafter, weil der Besitz noch nicht enttäuscht, noch nicht gesättigt hat. Die Empfindung der Liebe setzt die Empfindung für das Eigenthum voraus.

[«]

3[14]

25. Wir können dem Nächsten immer nur helfen, indem wir ihn in eine Gattung (Kranke, Gefangene, Bettler, Künstler, Kinder) einordnen und dergestalt erniedrigen; dem Individuum ist nicht zu helfen.

[«]

3[15]

26. In Risano (Dalmatien) wurden die gefallenen Mädchen gesteinigt; noch 1802 verhinderten die Österreicher einen solchen Akt, der Vater an der Spitze des Volkes hob eben den ersten Stein auf. In der Sahara-Stadt Biskra lebt eine Zeit lang jedes Mädchen der benachbarten Völker von der Prostitution, um sich durch sie zu bereichern; der Erwerb wird dann den Eltern überbracht und es würde als unmoralisch, ja als unverzeihlich gelten, wenn Jemand nicht auf diese Weise seine Pietät ausdrückte.

[«]

3[16]

27. Da das Mitleiden das einzelne Wehe in der Welt verdoppelt, ja verhundert- und vertausendfacht, so dürfte es wohl in den Augen solcher Götter, wie sie Kanibalen und Asketen haben, die größte Tugend heißen.

[«]

3[17]

30. Der Tadelnde grenzt sich gegen uns ab; er ist nicht für uns eingenommen und will uns nicht einnehmen: er läßt frei, während der Lobende von uns Besitz ergreifen will. Dies beachte der, welcher sich selber kennen und doch unabhängig bleiben will.

[«]

3[18]

32. Das Bild des Nächsten, wie es uns immer vorschwebt, ist entweder das Erzeugniß einer Fülle, die nach Entladung begehrt, oder einer Leere, die nach Füllung begehrt — es ist immer ein physiologischer Zustand, für den wir kein eigentliches und bezeichnendes Wort haben.

[«]

3[19]

33. Das Neue an unserer jetzigen Stellung zur Philosophie ist eine Überzeugung, die noch kein Zeitalter hatte: daß wir die Wahrheit nicht haben. Alle früheren Menschen „hatten die Wahrheit“: selbst die Skeptiker.

[«]

3[20]

34. Wie ist es doch geschehen, daß, in der Geschichte des Christenthums, zu den Geistig-Armen, unter und aus denen es geboren wurde, endlich auch die Geistreichen, ja selbst die Reichen des Geistes überliefen? Das Christenthum als große Pöbel-Bewegung des römischen Reichs ist die Erhebung der Schlechten, Ungebildeten, Gedrückten, Kranken, Irrsinnigen, Armen, der Sklaven, der alten Weiber, der feigen Männer, im Ganzen aller derer, welche Grund zum Selbstmord gehabt hätten, aber den Muth dazu nicht hatten; sie suchten mit Inbrunst ein Mittel, ihr Leben auszuhalten und aushaltenswerth zu finden, fanden es, und boten der Welt

ihre neue Art von Glück an. Ein Glück solchen Ursprungs war die größte Paradoxie des Alterthums; die damalige Bildung war zu paradoxensüchtig, um es nicht sehr anziehend zu finden. „Das Heil kommt von den Juden“, — das war ein Satz, gegen den kein geistreicher Alter seine Haltung auf die Dauer behauptete. „Versuchen wir es also mit den Juden“ — so klang die innere Stimme, durch welche der Geist auf die Seite der großen Bewegung gerufen wurde.

[«]

3[21]

35. Unsere Nächsten geben im Kreislaufe unserer körperlichen und seelischen Funktionen die Gelegenheitsursachen ab, um physiologische Vorgänge, die in uns nöthig sind, zu fördern.

[«]

3[22]

37. Wenn Einer gähnt — und das ist doch etwas Unangenehmes — und der Andere mitgähnt, so haben wir ein einfaches Beispiel für das Phänomen des Mitleidens. Sollte aber wirklich dabei das principium individuationis durchbrochen sein?

[«]

3[23]

38. Jene Moralität, welche am allerstrengsten von Jedermann gefordert, geehrt und heilig gesprochen wird, die Grundlage des socialen Lebens: was ist sie denn als jene Verstellung, welche die Menschen nöthig haben, um mit einander ohne Furcht leben zu können? (So daß der Einzelne sich dem Anderen als gleich giebt und sich benutzen läßt, so wie er jenen benutzt.) Der allergrößte Theil dieser Verstellung ist schon in Fleisch Blut und Muskel übergegangen, wir fühlen es nicht mehr als Verstellung, so wenig wir bei Begrüßungsworten und höflichen Mienen an Verstellung denken: was sie trotzdem sind. Die gewöhnlichsten Arten der Verstellung sind: erstens man ähnelt sich seiner Umgebung an, man versteckt

sich gleichsam in ihr; zweitens man macht es einem andern Menschen, der Ansehen und Erfolg hat, nach und giebt sich als etwas Höheres als man ist. Im ersten Falle folgt man der Sitte und wird „sittlich“, im zweiten Falle folgt man der Autorität und wird „gläubig“: unter allen Umständen erregt man keine Furcht mehr — denn wir haben jetzt viele „Unsers Gleichen“.

[«]

3[24]

43. Wir lernen die Ansprüche und Meinungen der Anderen eher kennen, als unsere eigenen; jene werden durch lange Übung uns anorganisirt. Wenn wir später selbstständiger werden, beziehen wir doch all unser bewußtes Urtheilen und Handeln immer auf den anorganisirten Grundstock, vergleichend oder widerstrebend, uns dagegen empörend oder uns mit ihm versöhnend.

[«]

3[25]

45. Die Moral und die Civilisation suchen „weniger Schmerz“, aber nicht „mehr Glück“.

[«]

3[26]

46. Ein Herz voll Tapferkeit und guter Dinge braucht von Zeit zu Zeit etwas Gefahr, sonst wird ihm die Welt unausstehlich.

[«]

3[27]

48. Der dramatische Musiker muß nicht nur als Dichter, sondern auch als Musiker Schauspieler und ganz und gar Schauspieler sein. Dies trennt ihn unerbittlich ab

vom eigentlichen Dichter und eigentlichen Musiker; er ist in Vergleich zu jedem von ihnen geringerer Gattung. Aber als Schauspieler kann er sich zur Genialität und zum gleichen Range mit ihnen erheben.

[«]

3[28]

53. Der Eine giebt seinen Handlungen am Schluß einen anmaaßlichen Charakter durch eine Art Ausdeutung, der Andere handelt von vornherein anmaaßend. Der Erste, der sich gehen läßt und erst am Schluß der Handlung einen Blick auf die Anderen wirft, hat mehr Stolz, als der Andere, aber kennt das Wesen des Stolzes schlechter, als der Andere.

[«]

3[29]

56. Das, was man nicht kennt, das kann man nicht lieben, sonst liebt man etwas Anderes, nämlich ein Phantom, und dies ist das Gewöhnliche. Die Liebe ist gewiß alles Andere eher, als ein Mittel der Erkenntniß.

[«]

3[30]

67. Um über das Mitleid so zu phantasiren, wie Schopenhauer, muß man es an sich nicht aus Erfahrung kennen. Wo die Mängel eines Menschen liegen, da werden seine Ideale phantastisch.

[«]

3[31]

68. Dreimal hat Deutschland auf Frankreich eingewirkt; im dritten Jahrhundert brachte es wilde Sitten und barbarische Unwissenheit; im Zeitalter Montaigne’s

brachte es ein zweites nachgeborenes Mittelalter und Religionskriege, und in diesem Jahrhundert brachte es die deutsche Philosophie, die Romantik und das Bier.

[«]

3[32]

70. Sein heller Kopf trieb ihn oft auf einsame Bahnen, wo er die Menschen los war; aber sein Herz war zu ängstlich dafür und schlug unerträglich dabei gegen seine Rippen. Gab er dem Herzen nach, so mischte er sich wieder unter die Menschen und nun befand sich sein Kopf elend.

[«]

3[33]

74. Alles, was wir für uns thun, thun wir um der Anderen willen; aber auch Alles, was wir für die Anderen thun, thun wir um der Anderen willen. — Dies ist aber kein „Altruismus“!

[«]

3[34]

75. Das Nachmachen, das Äffische, ist das eigentlich und ältest Menschliche — bis zu dem Maaße, daß wir nur die Speisen essen, die Anderen gut schmecken. — Kein Thier ist so sehr Affe als der Mensch. — Vielleicht gehört auch das menschliche Mitleiden hierher, sofern es ein unwillkürliches inneres Nachmachen ist.

[«]

3[35]

77. Die schüchternsten Mädchen präsentiren sich halb nackt, wenn es die Mode gebietet, und selbst verwelkte alte Weiber wagen einem solchen Gebote nicht zu widerstehen, so geistreich und gut sie sonst auch sein mögen.

[«]

3[36]

78. Die Kraft, zu wollen, die einige Menschen und Culturen in höherem Grade, als andere, besitzen, besteht darin, daß man ungefähr die gleiche Anzahl von eingeübten inneren Mechanismen und von Werthschätzungen hat: so daß, sobald nur ein werthgeschätztes Ding in die Vorstellung tritt, sofort auch der dazu gehörige Mechanismus sein Stück abspielt. Anderen Menschen und Zeitaltern fehlt es an einer solchen Zahlencongruenz von Mechanismen und Werthschätzungen. Sie erzeugen sehr viel mehr Werthschätzungen, bei denen Nichts herauskommt, als solche, welche eine „Wirkung“ haben, wie man sagt. Dabei ist immer festzuhalten, daß die Werthschätzung niemals die Ursache einer Handlung ist; vielmehr tritt durch eine alte Association der Mechanismus automatisch in Bewegung, wenn eine werthgeschätzte Vorstellung im Gehirne aufgestiegen ist: es ist ein regelmäßiges Nacheinander, nicht Ursache und Wirkung, so wenig etwa, als ein Wort die Ursache des Begriffs ist, welcher bei seinem Erklingen in uns erscheint. — Wollende Zeitalter waren bis jetzt immer gedankenarm, aber nothwendig ist dies nicht.

[«]

3[37]

79. Der Anschein des Seienden und Festen im Individuum, der Anschein willkürlicher Handlungen, der Anschein eines absoluten Charakters der Handlungen, der Anschein eines absoluten Werthes gewisser Handlungen (das heißt eines unbegrenzt höchsten Werthes), — diese vier Irrthümer haben zur Weiterentwicklung der Moral am meisten beigetragen.

[«]

3[38]

80. Weshalb der religiöse Glaube jetzt nicht mehr aufrecht stehen kann, ist oft gezeigt worden; aber noch Niemand hat gezeigt, warum auch der Glaube an die Moral unglaublich geworden ist.

[«]

3[39]

81. Die Ehe giebt verschiedenen Arten von Menschen zu verschiedenen Arten des moralischen Heroismus Anlaß: ich weiß nicht, ob darin nicht ihr höchster Werth zu suchen ist. Die Einen würden auch mit der geliebtesten Person keine Ehe eingehen, im Falle die Kirche ihren Segen vorbehielte, und Andere umgekehrt würden auf die Ehe verzichten, wenn dieselbe von einer kirchlichen Einsegnung abhängig gemacht würde; wieder andere finden Gelegenheit zum Heroismus in dem Gedanken, daß die einmal geschlossene Ehe unlösbar sei, dagegen hatte die George Sand umgekehrt ihre strengsten und sittlichsten Empfindungen in die Forderung gedrängt, daß die Ehe nur so lange Dauer haben dürfe, als die leibliche Vereinigung von Seiten beider Gatten mit dem Zustande einer seelischen Begeisterung für einander verbunden ist.

[«]

3[40]

82. Der Irrthum der kirchlichen Absolution (und oft auch der staatlichen Strafen) besteht darin, daß hier ein Einmal zum Keinmal gemacht werden soll. Wenn die Erinnerung an eine Schuld nicht mehr quält, dann wirkt der durch sie eingeübte innere Mechanismus viel leichter und es giebt kein Hinderniß mehr für ein neues Abspielen des alten Liedes. Daher fromme ehebrecherische Frauen unter den Katholiken keine Seltenheit sind, welche täglich sündigen und sich täglich absolviren lassen.

[«]

3[41]

83. Man soll das unbeschreibliche Unbehagen, welches so oft produktive Menschen um sich verbreiten, als Gegenrechnung aufstellen, wenn man die Freude und Erhebung überschlägt, welche die Menschen ihren Werken danken. Ihre Unfähigkeit, sich zu beherrschen, ihr Neid, die Böswilligkeit und Unsicherheit ihres

Charakters machen aus ihnen leicht ebenso Übelthäter der Menschheit, als sie sonst deren Wohlthäter sein mögen. Namentlich ist das Verhalten der Genie's zu einander eines der dunkelsten Blätter der Geschichte. Die Genieverehrung ist oft eine unbewußte Teufelanbetung gewesen. Man sollte überrechnen, wie viele Menschen in der Umgebung eines Genie's sich ihren Charakter und ihren Geschmack verdorben haben. Große Menschen ohne Werke thun vielleicht mehr noth, als große Werke, um die man einen solchen Preis von Menschenseelen zahlen muß. Aber einstweilen versteht man kaum, was ein großer Mensch ohne große Werke ist.

[«]

3[42]

84. Schopenhauer hatte sich seinen Ruhm zu früh festgestellt und war nicht stolz genug, sich gegen seine ausgesprochenen Grundsätze weiter zu entwickeln. Er fürchtete für seinen Ruhm und zog die verhältnißmäßige Unfruchtbarkeit der Beschämung vor, sich widersprechen zu müssen.

[«]

3[43]

87. Ob man lobt oder tadelt: man fürchtet dabei. Mit dem Tadel wollen wir uns fürchten machen, mit dem Lobe wollen wir den Andern heimlich einnehmen, ihn mit uns versöhnen oder uns auf die Seite jener Macht bringen, die wir fürchten. — Aber nur das seltenste Lob, der seltenste Tadel ist ehrlich, das heißt drückt einfach unsere Furcht vor einer Person aus, sondern zumeist drücken wir unsere Furcht vor Anderen anders aus, als wir empfinden, aus Furcht vor einer zweiten Person. Gewöhnlich ist Lob und Tadel eine durch Furcht gekreuzte Furcht.

[«]

3[44]

91. Die Moralität der Männer nimmt im Leben ab; als Kinder sind wir am moralischesten, weil ohne Furcht, von Liebe umgeben und der Anmaaßung fremd.

Die Moralität der Frauen, welche in ähnlichen Verhältnissen wie die Kinder zeitlebens leben, nimmt deshalb mit den Jahren eher zu, als ab.

[«]

3[45]

93. Was wir erwarten, das nennen wir recht und billig; was uns verwundert, was uns wunderbar vorkommt, das loben oder tadeln wir. Die erste Empfindung der Verwunderung ist die Furcht: Lob und Tadel ist ein Produkt der Furcht. Dagegen läßt das Rechte und Billige uns zufrieden, ist für die Empfindung neutral und entspricht der Gesundheit. — Das, was Jeder von sich und Anderen erwartet in jeder Lage, also das Gewöhnliche einer ganzen Cultur, ist aber für eine andere Cultur nicht das Gewöhnliche und erregt deren Verwunderung, erweckt Lob und Tadel, und wird also jedenfalls zu stark empfunden. Die Culturen verstehen das, was zur Gesundheit der anderen gehört, nicht. Das Erwartete, das Gewöhnliche, das Gesunde, das für die Empfindung Neutrale macht den größten Theil dessen aus, was eine Cultur ihre Sittlichkeit nennt.

[«]

3[46]

94. Gesetzt, man erwartet immer das Böse, die unangenehme Überraschung, so ist man immer in feindseliger Spannung, wird für Andere unerträglich und leidet selber an der Gesundheit: solche Naturen sterben aus. Im Ganzen sind nur die zufriedeneren und hoffnungsreicheren Rassen am Leben geblieben. — Wer immer Schlimmes erwartet, wird böse, nämlich feindselig argwöhnisch unruhig; dies ist die Wirkung pessimistischer Denkweisen.

[«]

3[47]

95. Die Wissenschaft, die das Loben und Tadeln aufheben will, will das Verwundern beseitigen und die Menschen so leiten, daß sie immer das Billige und

Rechte erwarten; zuletzt sollen sie, selbst wenn ein Vulcan ausbricht, sich sagen: es ist billig und gerecht, er kann ja nicht anders; was ist da zu verwundern?

[«]

3[48]

96. Wo wir fühlen, daß wir etwas mit einem Überschuß von Kraft thun, da fühlen wir uns frei; wo das Thun selber ergötzt und nicht nur um des ergötzlichen Zweckes willen gethan wird, da entsteht das Gefühl der Freiheit des Wollens: wir wollen hier zwar einen Zweck, aber der Zweck beherrscht uns nicht ganz, er giebt nur eine Gelegenheit, damit unsere Kraft mit sich spiele, wir wissen, es giebt noch viele andere Gelegenheiten dazu; weil wir den Zweck etwas beliebig und gering schätzen, so fühlen wir uns nicht als seine Sklaven, das heißt, wir fühlen uns als wollend in Bezug auf diesen Zweck, aber auch als frei vor ihm.

[«]

3[49]

99. Auf Menschen, denen viel Plötzliches begegnet, sei es von außen oder von innen her, wirkt Alles, was ruhig erwartet werden kann, humanisirend; also zum Beispiel jede Gewohnheit, welche über sie und über ihre Gesellschaft herrscht: denn das Gewohnte macht keine rasche Spannung, keine schnelle Maaßregel nöthig. Plötzliches ungestümes Handeln ist ebenso halbwildenhaft wie plötzliches ungestümes Überwunden-werden von Affekten; für solche Zustände besteht das Moralische im Gewohnten, Ruhigen, Abwartenden, Überlegenden. In anderen Zeitaltern, wo dagegen gerade ein Übermaaß von diesen Eigenschaften existirt, scheinen die Leidenschaften und ungestümen Handlungen moralischer; es ist als ob den Menschen dieser Zeiten ein Blick in die Natur dabei gegönnt wäre, so daß ihnen freier, kühner, erregter zu Muthe wird, sie halten also das Plötzliche für das humanisirende Element wie jene Früheren das Gegentheil.

[«]

3[50]

101. Giebt es Menschen, welche die Affekte bewundern, die Vernünftigkeit verachten und die moralische Werthschätzung <bei Seite> stellen? Unter den handelnden Menschen gewiß nicht; hie und da aber wird ein Künstler die Vernünftigkeit und die Moralität nicht malerisch genug finden: er will Menschen mit starken Contrasten.

[«]

3[51]

102. Die moralischen Urtheile sind Mittel, unsere Affekte auf eine intellectuellere Weise zu entladen als dies durch Gebärden und Handlungen geschieht. Das Schimpfwort ist besser, als ein Faustschlag oder ein Anspeien; die Schmeichelei (Lob) besser, als ein Streicheln oder Lecken (Kuß); der Fluch übergiebt einem Gotte oder Geiste die Rache, die das Thier selbst gegen seinen Feind ausübt. Vermöge der moralischen Urtheile wird es dem Menschen leichter zu Muthe, sein Affekt wird entladen. Schon der Gebrauch von Formen der Vernunft bringt eine gewisse Nerven- und Muskelbeschwichtigung mit sich; das moralische Urtheil entsteht in jenen Zeiten, wo die Affekte als lästig und die Gebärden als eine zu grobe Erleichterung empfunden werden.

[«]

3[52]

103. Die plötzlichen Affekte sind das, was die Menschen auf die Dauer häßlich macht. Das Christenthum hat die plötzlichen Affekte entfesselt, folglich —

[«]

3[53]

106. Das niedere katholische Volk, das gar nichts von freiwilliger Enthaltsamkeit weiß, aber sehr viel von unfreiwilliger — weshalb es die Genüsse des Lebens anbetet —, sieht im Heiligen ein Gegenstück von Handlungsweise, von dem es nichts begreift: es glaubt an den Heiligen, quia absurdus est. In unsern protestantischen Ländern, wo gerade jetzt die moralische Erziehung fast fehlt oder

ganz gedankenlos vor sich geht, hat man vor dem Heiligen einen fast gleichen Respekt; man denkt an die Asketik wie an etwas Übermenschliches und vergißt dabei, daß zu jeder antiken Moral, selbst zur epikureischen, eine Asketik gehörte.

[«]

3[54]

107. Zuerst lernt man nicht Einsichten in die Dinge und Menschen, sondern Werthurtheile über die Dinge und Menschen; diese verhindern den Zugang zur wirklichen Erkenntniß. Man müßte durch eine radikale Skepsis des Werthes erst einmal alle Werthurtheile umwerfen, um freie Bahn zu haben.

[«]

3[55]

108. Die feine höfische Cultur unter Ludwig XIV hatte in vielen Stücken den Stoicismus nöthig; viele Empfindungsstürme mußte man in's Herz verschließen, viele Müdigkeit verhehlen, vielen Schmerz mit Heiterkeit bedecken. Unsern bequemen Mitmenschen würde diese Lebensart zu streng sein.

[«]

3[56]

109. Es ist die Art der Juden, ihre Chancen im Verhältniß zu Personen auszunützen, indem sie dicht an die Grenze derselben treten und es merken lassen, daß sie sich an der Grenze wissen. Dies macht sie zudringlich; wir alle wollen ja unnahbar sein und unbegrenzt erscheinen; die Juden wirken diesem phantastischen Unfaßbar-sein-wollen bei Einzelnen und bei Nationen entgegen und werden dafür sehr gehaßt.

[«]

3[57]

110. Erkenntnißtheorie ist die Liebhaberei jener scharfsinnigen Köpfe, die nicht genug gelernt haben und welche vermeinen, hier wenigstens könne ein Jeder von vorne anfangen, hier genüge die „Selbstbeobachtung“.

[«]

3[58]

113. Wenn wir das Gute, das wir einem Besitze verdanken, bei allem Bemühen, es zu überschauen, nicht mehr zu überschauen vermögen, so entsteht Liebe: ein Überströmen gegen etwas Unbegrenztes; es fehlt ihr die Kenntniß des ganzen Werthes einer Sache oder Person, weil keine Wage groß genug ist <ihn> zu fassen. Man bringt alles Höchste, das man kennt, zur Vergleichung heran; lieben wir, so denken wir fortwährend an alles Höchste aller Art, und weil es <uns> immer zugleich mit dem geliebten Gegenstande einfällt, so verwechseln wir es auch wohl mit ihm.

[«]

3[59]

114. Anstatt zu wünschen, daß Andere uns so kennen wie wir sind, wünschen wir, daß sie so gut als möglich von uns denken; wir begehren also, daß die Anderen sich über uns täuschen: das heißt wir sind nicht stolz auf unsere Einzigkeit.

[«]

3[60]

115. Die Verkümmerung vieler Menschen hat darin ihren Grund, daß sie immer an ihre Existenz in den Köpfen der Anderen denken, das heißt sie nehmen ihre Wirkungen ernst und nicht das, was wirkt: sich selber. Unsere Wirkungen aber hängen von dem ab, worauf gewirkt werden muß, stehen also nicht in unserer Gewalt. Daher so viel Unruhe und Verdruß.

[«]

3[61]

116. Trübe und bittere Gedanken sind ohne physiologische Ursachen gar nicht möglich. Um der große Ankläger der Zeit oder des ganzen Lebens zu werden, muß unsere Leber dazu präparirt sein.

[«]

3[62]

117. Unsere ersten leidenschaftlichen Entscheidungen für oder gegen, mit denen wir in der Jugend unserem Lebenskahne die Richtung geben, sind gewöhnlich die Beweise für schlechte Erziehung, unreifen Geschmack und den Mangel an Nachdenken, in dem wir bis dahin gelebt haben.

[«]

3[63]

121. Das große volle offene Auge hat der, welcher gewohnheitsmäßig viel auf einmal überschauen will, also das Kind, welches oft erstaunt ist, der Liebende, der all sein Glück mit seinem Blicke umspannen möchte, der Denker, der viele wichtige Dinge vor sich hat und sie ordnen will; Andere, welche viel an kleine Dinge denken, haben das verkleinerte scharfe Auge, sie wollen möglichst genau sehen, als ob sie den Bewegungen eines Insektes folgten, so auch der Argwöhnische. Der Schrecken blickt groß, weil in ihm Erstaunen ist, die Furcht wechselt die Richtung des scharfen Blickes sehr schnell, unruhig darüber, woher die Gefahr kommt.

[«]

3[64]

122. Unsere Werthschätzungen bestimmen unsere Lebensweise (Aufenthalt, Beruf, Umgang usw.), und unsere Lebensweise bestimmt, wie sehr oder wie wenig wir einen Schmerz oder eine Lust fühlen, nicht nur im Feineren und Geistigsten,

sondern bis auf’s Körperlichste herab. Wer die Werthschätzungen verändert, verändert mittelbar auch die Lust- und Unlust-Arten und -Grade der Menschen.

[«]

3[65]

123. Zu den Trostmitteln der leidenschaftlichen und ungebändigten Charaktere gehört die Tragödie; sie räth an, Ruhe innere Freiheit nur jenseits der Welt zu erwarten — damit beseitigt sie vorübergehend die moralische Unzufriedenheit solcher Naturen mit sich, denn sie scheint zu sagen: das Unmögliche nicht zu vermögen, sollte keinen Kummer machen.

[«]

3[66]

125. Alles, was wir jetzt unmoralisch nennen, ist irgendwann und irgendwo einmal moralisch gewesen. Was bürgt uns dafür, daß es seinen Namen nicht noch einmal verändert?

[«]

3[67]

128. Es giebt eine komische Definition des Komischen: es soll, nach Vinet, die Naivetät der Sünde sein.

[«]

3[68]

129. Die Gesellschaft muß ihrer so sicher werden, daß sie eine leidliche Summe Verbrechen ertragen kann, ohne im Ganzen dadurch gestört zu werden; ebenso muß der Staat so klug und dauerhaft begründet sein, daß viel Ungeschick und Thorheit seiner Diener ihm nicht wesentlich schädlich wird.

[«]

3[69]

130. Die moralische Beurtheilung der Menschen und Dinge ist ein Trostmittel der Leidenden, Unterdrückten, innerlich Gequälten: eine Art Rache-nehmen.

[«]

3[70]

131. Ein Jahrtausend lang war es den freisinnigsten Geistern nicht möglich, sich eine unreligiöse Denkungsart vorzustellen; jetzt besitzen wir dieselbe, sind aber wiederum außer Stande, uns eine außermoralische Denkungsart vorzustellen; spätere Menschen werden vielleicht auch diese haben.

[«]

3[71]

132. Die Wissenschaft giebt fortwährend Gebote, zum Beispiel für die Gesundheit und Erziehung: sie begründet sie mit Hinweisung auf die schädlichen Folgen von deren Vernachlässigung: so begründeten auch die früheren Gesetzgeber der Moral ihre Gebote, nur daß die Folgen von deren Vernachlässigung nicht die Wirkungen aus den natürlichen Ursachen, sondern willkürliche Strafakte Gottes sein sollten. Die volksthümliche Moral kennt in Hinsicht auf die Folgen der Handlungen die natürliche Causalität nicht, sondern nur das Wunder.

[«]

3[72]

133. Für wen nicht die landläufigen Vorurtheile anfangen paradox zu klingen, der hat noch nicht genug nachgedacht.

[«]

3[73]

134. Es ist zu bedauern, daß Jesus Christus nicht länger gelebt hat, er wäre vielleicht der erste Renegat seiner Lehre geworden, vielleicht hätte er dann auch noch das Lachen gelernt und weniger oft geweint.

[«]

3[74]

135. Die Trostmittel, welche sich Bettler und Sklaven ausdenken, sind Gedanken aus schlechtgenährten, müden oder überreizten Gehirnen; danach ist das Christenthum und die socialistische Phantasterei zu beurtheilen.

[«]

3[75]

136. Erstens: die Strafe aus der Welt zu schaffen; zweitens: die Sünde aus der Welt zu schaffen; drittens: das moralische Messen und Wägen aus der Welt zu schaffen.

[«]

3[76]

137. Es scheint, daß viele Verbrechen aus derselben Kraft stammen, aus der die pessimistische Denkweise stammt; sie sind die Entladung dieser Kraft in Handlungen.

[«]

3[77]

138. Wieviel Krankheit giebt es noch! Wieviel Erschöpfung durch übermäßige Anstrengung! Wieviel böse Langeweile! — und in all diesen Zuständen wird

gedacht und geurtheilt, über sich selber, über die Mitmenschen, über den Werth alles Daseins. Folglich: wieviel Pessimismus muß es noch geben!

[«]

3[78]

139. Wie? die Wahrheit sei einfach? — der Wahrhafte ist einfach, aber die Wahrheit ist sehr, sehr complicirt.

[«]

3[79]

140. In den außergewöhnlichsten Zuständen meint sich der Mensch der Wahrheit näher, in den höchsten Erregungen schreibt er sich übermenschliche Fähigkeiten zu — und doch sind solche Zustände und Erregungen für die Erkenntniß einer Sache am wenigsten geeignet, wohl aber sieht er da Visionen, Gespenster, siebente Himmel und höllische Abgründe. Daher die Religion, daher die meiste Metaphysik —. Und mit diesen Ausgeburten der halben Verrücktheit hätte die Wissenschaft nöthig, sich zu versöhnen?

[«]

3[80]

141. Wir haben die wilden Thiere vergessen: es gab Jahrtausende, da die Menschen wachend und schlafend an sie dachten.

[«]

3[81]

143. In der Zukunft wird es geben: 1. zahllose Anstalten, in welche man sich zeitweilig begiebt, um seine Seele in Cur zu nehmen; hier wird der Zorn bekämpft, dort die Wollust usw.; 2. zahllose Mittel gegen die Langeweile; zu jeder Zeit wird

man Vorleser hören können und dergleichen; 3. Feste, in welchen viele einzelne Erfindungen zum Gesammtzweck des Festes vereinigt sind, denn die, welche ein Fest feiern, müssen am Feste mit erfunden haben; 4. es werden sich Einzelne und ganze Gruppen geloben, niemals gerichtliche Hülfe in Anspruch zu nehmen.

[«]

3[82]

145. Die Summe von Geist, welche die Menschen auf Bekämpfung der Übel verwenden, fehlt ihnen zur Erfindung der Freude; deshalb brachte es die Menschheit im Ganzen bis jetzt nicht höher, als bis zu Trostmitteln; endlich gelingt es vielleicht der Wissenschaft, die Ungeheuer zu vernichten und zu allerletzt wird sie auch noch die Trostmittel vernichten müssen, welche in der langen Zeit ihrer Existenz selber zu Ungeheuern geworden sind.

[«]

3[83]

146. Pessimistische Vorstellungen hemmen den Ausdruck der Gebärden, empfehlen die Verstellung, namentlich die der schrecklichen Verzerrung (um Furcht zu erregen), sie heißen die erregte Seele in der Sprache nicht hörbar werden lassen, kurz sie verhäßlichen den Menschen in Gebärde und Laut. — Die Verachtung ebenso wie die Furcht machen häßlich.

[«]

3[84]

148. Was jetzt die Bildung fordert, unsere Gemüthsbewegungen nicht auszudrücken, ist die lange Folge der Furcht: die Menschen sollen nicht sehen, was in uns vorgeht, wobei vorausgesetzt wird, daß es immer etwas Schlimmes ist oder daß wir damit unseren Feinden gute Gelegenheiten geben. Die höfische Verstellung, der Stoicismus in einem festgehaltenen artigen Gebärdenspiel geht von bösen Voraussetzungen über die Mitmenschen aus: sie sollen uns nicht kennen lernen, es wäre unser Schade.

[«]

3[85]

149. Damit man nicht den Art erhaltenden Trieb, das Verhalten der Eltern zu ihren Jungen, irrthümlich als den Anfang einer ganz neuen Kette von Motiven ansehe, der sogenannten unegoistischen, möge man sich diese Hypothesen vorlegen: die niedrigste Form des Art erhaltenden Triebes zeigt sich darin, daß einige Fischarten bei ihren Eiern Wache halten und Feindliches abwehren. Ich vermuthe hier, wie in anderen Fällen der Thierwelt, halten die Eltern die Eier und die Jungen für eine Nahrung, welche man aufbewahren und schützen müsse; in vielen Fällen leben auch die Thiere davon. Diejenigen Gattungen, welche am stärksten für diese Art Nahrung gesorgt und gewacht haben, haben die beste Aussicht, sich fortzupflanzen, und die Gewohnheit, für die Eier und die Jungen zu sorgen, vererbt sich immer stärker, zuletzt als für sich mächtiger Trieb, bei dem das erste Motiv vergessen ist.

[«]

3[86]

150. Das Mitgefühl nimmt zu, wenn freudige Empfindungen sein überwiegendes Resultat sind; es nimmt ab, wenn es mehr Schmerzen, als Freude davonträgt. Bei dem beständigen Anblick von Leidenden sinkt das Mitleid beständig, aber man wird um so empfindlicher gegen fremdes Leid je mehr man Mitfreude hat. — Die mitleidigsten Menschen sind solche, welche viel innere Freude haben, ihnen thut alles Widersprechende wehe; Unglücks- und Kriegsmenschen sind hart.

[«]

3[87]

151. Wer hat denn die Welt so gefärbt, so in diese Gluthlichter getaucht? Das waren die Menschen der geistigen Convulsionen, der äußersten Schrecken und Entzücken, der tiefsten Niedergeschlagenheit: Medicinmänner, Tragiker, Heilige usw.; vor ihnen hatte man Furcht; man glaubte ihnen, weil sie es wollten, denn sie waren schrecklich.

[«]

3[88]

152. Thiere gleicher Art schonen sich vielfach gegenseitig, nicht aus einem wunderbaren Instinkte des Mitgefühles, sondern weil sie bei einander gleiche Kraft voraussetzen und sich als unsichere Beute betrachten; sie versuchen es, von Thieren anderer Art zu leben und sich ihrer zu enthalten. Daraus bildet sich die Gewöhnung, von einander abzusehen und endlich Annäherung und dergleichen. Schon die Absicht, Weibchen oder Männchen an sich zu locken, kann die Thiere bestimmen, in Hinsicht auf ihre Art nicht schrecklich zu erscheinen, sondern harmlos. In ritterlichen Zeitaltern wird der Mann um so artiger und huldvoller gegen alle Frauen, je stolzer und furchtbarer er gegen alle Männer erscheint; nur so lockt er das Weibchen.

[«]

3[89]

153. Jenes ausschweifende und phantastische Pathos, mit dem wir die seltsamsten Handlungen abgeschätzt haben, macht sich bezahlt mit der absurden Gleichgültigkeit und Verachtung, welche wir gegen unscheinbare und alltägliche Handlungen richten. Wir sind die Narren der Seltenheit und haben unser täglich Brod dadurch entwerthet.

[«]

3[90]

154. Die Meisten haben allein Geist, wenn sie in kriegerischer Verfassung sind, bei Angriff, Furcht, Vertheidigung, Rache; dafür verfallen sie, sobald dieser Zustand nachläßt, in die Dumpfheit. Es gehört sehr viel Geist dazu, im Wohlbefinden noch davon übrig zu haben.

[«]

3[91]

155. Was Dasein hat, kann nicht zum Dasein wollen; was kein Dasein hat, kann es auch nicht. Also giebt es keinen Willen zum Dasein. Es ist dies eine schlechte und widersinnige Wörterzusammenstellung. Wohl wäre zu verstehen: Wille zu einem längeren, oder höheren, oder anderen Dasein. — Wille ist die Vorstellung eines werthgeschätzten Gegenstandes verbunden mit der Erwartung, daß wir uns seiner bemächtigen werden. „Struggle for existence“?

[«]

3[92]

156. Wenn nicht das alte jus talionis noch fortwirkte, so würde man gewiß nicht gerade den Mörder hinrichten, sondern nach dem Satze, daß die Ehre mehr werth ist, als das Leben, viel eher den Ehrenräuber, den Verleumder. Ebenso ist schmerzhafte Verstümmelung und Ähnliches ein viel schwereres Leiden als das Sterben; folglich wäre der Grausame eher hinzurichten, als der Mörder, insgleichen der gewissenlose Arzt, Hebamme usw. Endlich, insofern der Urheber vieler Tode unheilvoller ist, als der Mörder, so müßten alle Fürsten, Minister, Volksredner und Zeitungsschreiber, durch welche ein Krieg erregt und befürwortet worden ist, hingerichtet werden; ich meine natürlich die ungerechten Kriege, aber man wird mir sagen, daß es keine ungerechten Kriege giebt.

[«]

3[93]

157. Die moralischen Vorschriften stammen aus Zeiten, in welchen man die Natur, die Völker und Menschen viel weniger kannte, als jetzt. Unwissenheit und falsche Voraussetzungen sind durch die feierliche Unantastbarkeit, in der die Moral lebt, mitheiliggesprochen.

[«]

3[94]

158. Wenn man sagt: dies ist nützlich, jenes ist schädlich, so muß dieser Satz sich in seinen Folgen beweisen, das heißt er wird fortwährend geprüft und je nachdem verfeinert oder verworfen. Sagt man dagegen: dies ist sittlich — so glaubt man etwas gesagt zu haben, das durch seine Folgen nicht bewiesen zu werden braucht, ja nicht bewiesen werden kann. Deshalb hält sich das Schädliche unter der Aufschrift „sittlich“ so lange aufrecht.

[«]

3[95]

159. Manche allzuängstliche Staatsmänner mögen thun, was sie wollen, es bleibt immer ein Flecken an ihnen haften: wie Manche nicht ein Ei aufschlagen können, ohne sich schmutzig zu machen.

[«]

3[96]

160. Das Leben für die Zukunft — das ist eine Folge der Moral, bei der das ganze Leben, das heißt die Summe aller gegenwärtigen Momente, eine Thorheit und Jagd und Unannehmlichkeit wird. Das Leben für die Anderen — eine Folge der Moral, bei der die Anderen willkürlich gemaaßregelt werden und der Mensch selber allen seinen Verstandes- und Herzensschwächen um seines guten Zieles willen ohne Bedenken nachhängt.

[«]

3[97]

161. Inwiefern hat die Moral schädlich gewirkt? Insofern sie den Körper verachtete, im Asketismus der Pflicht, des Muthes, des Fleißes, der Treue usw. Namentlich in jenem mit Religion verquickten Kanon, daß Sich-Freuden-bereiten der Gottheit unangenehm, Sich-Leiden-bereiten ihr angenehm sei. Man lehrte, zu leiden, man rieth ab, sich zu freuen, — in allen Moralen (die des Epikur ausgenommen), das heißt die Moral war bisher ein Mittel, die physiologische Grundlage des Menschen in ihrer Entwicklung zu stören — an der Schwäche Moral

lag es, daß sie diese Grundlage nicht zerstört hat; sie war ein furchtbarer Würfel im großen Würfelspiel. — Wir müssen das Gewissen verlernen, wie wir es gelernt haben. — Im Ganzen war die große erhaltende Kraft, welche gegen die Moral das Übergewicht behauptete, das, was sie das Böse nannten, das Streben des Individuums, sich ohne Rücksicht auf Lehren selbst zu behaupten, sich wohl zu fühlen, sein Vergnügen zu suchen, die näheren Bedürfnisse den entfernteren unterzuordnen, während die Moral diese nicht nur als höhere und niedere Bedürfnisse unterscheidet, sondern die letzteren verachten und oft verdammen lehrt (die sogenannten sinnlichen Freuden).

[«]

3[98]

162. Je mehr das Gefühl der Einheit mit seinen Mitmenschen überhand nimmt, um so mehr werden die Menschen uniformirt, um so strenger werden sie alle Verschiedenheit als unmoralisch empfinden. So entsteht nothwendig der Sand der Menschheit: Alle sehr gleich, sehr klein, sehr rund, sehr verträglich, sehr langweilig. Das Christenthum und die Demokratie haben bis jetzt die Menschheit auf dem Wege zum Sande am weitesten gefahren. Ein kleines, schwaches, dämmerndes Wohlgefühlchen über Alle gleichmäßig verbreitet, ein verbessertes und auf die Spitze getriebenes Chinesenthum, das wäre das letzte Bild, welches die Menschheit bieten könnte? Auf der Bahn der bisherigen moralischen Empfindung unvermeidlich. Es thut eine große Überlegung noth, vielleicht muß die Menschheit einen Strich unter ihre Vergangenheit machen, vielleicht muß sie den neuen Kanon an alle Einzelnen richten: sei anders, als alle Übrigen und freue dich, wenn Jeder anders ist, als der Andere; die gröbsten Unthiere sind ja unter dem Regimente der bisherigen Moral ausgetilgt worden — es war dies ihre Aufgabe; wir wollen nicht gedankenlos unter dem Regimente der Furcht vor wilden Thieren weiterleben. So lang, allzulang hieß es: Einer wie Alle, Einer für Alle.

[«]

3[99]

163. Bei Allem, was geschieht, sagen: Gott würde es nicht zulassen, wenn es mir nicht zuträglich wäre — an dieser himmlischen Kinderei hätte die Menschheit

schon mehrere Male zu Grunde gehen können. Glücklicherweise gab es immer Menschen, die nicht christlich genug waren, um sich so kindlich zu beruhigen.

[«]

3[100]

164. Wenn das allgemeine Glück das Ziel jeder einzelnen Handlung sein sollte, so müßte der Einzelne darauf verzichten, in seinem Leben eine einzige Handlung wirklich zu thun: die Überlegung, ob sein Vorhaben wirklich dem höchsten Wohle aller gegenwärtigen und zukünftigen Menschen entsprechen werde, würde sein ganzes Leben verzehren. Das Christenthum bezeichnete den Nächsten als den Zielpunkt unserer Handlungen und überließ es Gott, zu bestimmen, wer unsere Nächsten werden sollten; wem dieser religiöse Ausweg nicht offen steht, müßte doch sagen: ich will mir in Bezug auf die Handlungen, die ich thue, doch nicht jeden beliebigen Nächsten als Objekt gefallen lassen, sondern die suchen, zu denen meine Handlungen am meisten passen, denen sie wirklich nützen können. Dazu freilich müßte man seinen Nächsten so gut wie sich kennen lernen, und das könnte wieder das ganze Leben verzehren.

[«]

3[101]

165. Vorschriften, wie gehandelt werden soll, sind um so indiskutabler, je mehr die Einsicht der Handelnden unter der des Vorschreibenden steht. Da außer ihm niemand genau weiß, welche Folgen er von den Handlungen erwartet, so sind auch jene Folgen, welche sich thatsächlich aus den Vorschriften ergeben, indiskutabel. So stellt sich der religiöse Mensch zu Gottes Gebot, der moralische Mensch zum Sittengesetz — eine Erbschaft aus Zeiten, in denen es einen Häuptling und blind gehorchende Anhänger gab, welche in ihm ihre Vernunft sahen und ohne ihn keine hatten.

[«]

3[102]

166. Der metaphysische Pessimist, der das Vergnügen und die Sicherheit flieht und dem Unglück und Leiden den höchsten Werth beimißt — nämlich über den Unwerth des Lebens aufzuklären —, wie dürfte er Mitleiden haben, wenn ein Anderer leidet? Er dürfte sich darüber nur freuen, wie er gleichfalls das Mitleiden zurückzuweisen hätte, wenn er in Noth wäre; andererseits würde er, wenn er den Anderen in der Freude fände, Leid über ihn empfinden und ihm die Freude zu vergällen suchen, — so sollte Schopenhauer's praktische Moral klingen. Das Mitleiden, wie es Schopenhauer schildert, ist, von seinem Standpunkte aus, die eigentliche Perversität, die gründlichste aller möglichen Dummheiten.

[«]

3[103]

168. Ich weiß nicht zu erklären, wie es kommt, daß die Juden von allen Nationen die sittliche Erhabenheit auf's Höchste gebracht haben, im Theoretischen wie im Praktischen. Nur ihnen ist ein Jesus von Nazareth gelungen; nur ihnen ein heiliger Gott, nur ihnen die Sünde an ihm. Dazu der Prophet, der Erlöser — das sind ihre Erfindungen.

[«]

3[104]

169. Was die Römer an den Juden haßten, das war nicht die Rasse, sondern eine von ihnen beargwöhnte Art des Aberglaubens und namentlich die Energie dieses Glaubens (die Römer, wie alle Südländer, waren im Glauben lässig oder skeptisch, und nahmen nur die Gebräuche streng). Dasselbe ist ihnen an den Juden anstößig was ihnen an den Christen anstößig ist: der Mangel an Götterbildern, die sogenannte Geistigkeit ihrer Religion, eine Religion, die das Licht scheut, mit einem Gott, der sich nicht sehen lassen kann, dies erweckte Argwohn, noch mehr das, was man vom Osterlamm munkelte, vom Essen des Leibes, Trinken des Blutes und dergleichen. — In summa: die Menschen der Bildung damals meinten, Juden und Christen seien heimliche Kanibalen. Dann traute man ihnen zu, verrücktes Zeug ehrlich zu glauben, das jüdische und christliche Maaß im Glauben-können war den Römern verächtlich; der Jude in Christus war es, der vor allem Glauben forderte; die Gebildeten jener Zeit, vor denen alle philosophischen Systeme einander in den

Haaren lagen, fanden dieses Glauben-fordern unausstehlich. „Credat Judaeus Apella“ (Horaz).

[«]

3[105]

170. Das Christenthum hält 1. eine fundamentale Verbesserung des Menschen für möglich ohne Verbesserung ihres Wissens, ohne Verbesserung ihrer gesellschaftlichen Zustände; 2. es will Enthaltung von der Welt, aber nicht Förderung der Welt; 3. es zieht Leid und Trübsal vor, und erweckt Argwohn gegen das Wohlbefinden; 4. es zieht den Glauben dem Wissen und die Unbegreiflichkeit dem Verständniß vor und macht argwöhnisch gegen die Vernuft; 5. es beachtet Geschlecht, Stand, Volk nicht, diese Unterscheidungen sind ihm unwesentlich; wenn aber mit diesen Unterscheidungen Nothstände verbunden sind, so findet es die Aufrechterhaltung der Unterschiede wünschenswerth, um der Nothstände und ihrer Heilswirkungen halber; 6. es setzt die tiefe Verderbtheit aller Dinge und Menschen voraus und sieht den Untergang als bevorstehend an; es will diesen Untergang nicht aufhalten, es will die Welt sich möglichst verleiden. — Dächte man sich das Christenthum, in seiner ganzen Stärke aufgefaßt, als herrschend, dächte man sich, daß keine Kräfte dagegen wirken, so würde es in kurzer Zeit den Untergang des Menschengeschlechtes herbeiführen; es nimmt den Menschen die Gesundheit, die Freude, das Zutrauen, die Absichten für die Zukunft der Welt (also die Thätigkeit). Diese Consequenz geben einige Kirchenväter zu: sie sehen hier keinen Vorwurf und Einwand.

[«]

3[106]

172. Das christliche Mitleid, ganz verschieden von dem der Inder und ihres Jüngers Schopenhauer, entsteht beim Gedanken an die ewige Verdammniß des Anderen, auf die Ungnade Gottes, auf den Mangel an Glauben, auf die Freude am Weltlichen, auf die Fülle von teuflischem Trug, welche den Nicht-Christen, zum Beispiel den ungetauften Barbaren, ihm unbewußt, umringt: es ist ein Erbarmen über den Anschein von Glück oder über den Irrthum, mit welchem der Andere sein

Unglück bejammert, Mitleid mit Unwissenheit und Irrthum also, nicht mit Schmerz — also eigentlich nicht Mit-Leid.

[«]

3[107]

173. Fast überall auf Erden, wo eine Kirche, ein Tempel steht oder stand, hat sich einmal ein Wunder begeben, das heißt der Pilz der sakralen Baukunst schießt überall dort auf, wo religiösen Menschen ein kleiner Irrsinn begegnete. Hat man je schon an einem Orte gebaut, wo einem Menschen eine große Wahrheit zuerst aufleuchtete? wahrscheinlich nicht; aber warum auch, eine solche Wahrheit will kritisirt, nicht angebetet sein.

[«]

3[108]

175. Der Dichter scheint fortwährend Zugänge zu einer neuen oder besseren Erkenntniß von Natur und menschlichen Dingen zu eröffnen: bevor man noch recht begriffen hat, daß was hier so aufregend winkt, ein Irrlicht ist, gaukelt schon wieder ein anderes vor den Sinnen. Die Vergleichungen, die Metaphern des Dichters sind von ihm durchaus nicht als solche gegeben, sondern als neue, bisher unerhörte Identitäten vermöge deren ein Reich der Erkenntniß sich zu eröffnen scheint. Je weniger noch darüber fest steht, was in der Natur wirklich wahr und erwiesen ist, um so stärker ist die Wirkung des Dichters, um so größer seine Schauspielerkunst, zeitweilig den Ergründer der Natur zu repräsentiren. Die Frage, wie weit etwas, das ein Dichter sagt, wahr ist, ist eine Pedanterie. Aller Werth liegt gerade darin, daß es nur einen Augenblick wahr scheint, und dies gilt von seiner gesammten Weltbetrachtung, seiner moralischen Ordnung, seinen moralischen Sentenzen ebenso sehr wie von seinen Gleichnissen, seinen Charakteren, seinen Geschichten. Eine ernsthafte, der Wissenschaft zugehörige Meinung damit bekräftigen wollen, daß irgend ein Tragiker etwas Ähnliches gesagt hat, ist eine Albernheit: Dichter haben in Dingen der Erkenntniß immer Unrecht, weil sie als Künstler täuschen wollen und als Künstler gar nicht das Bestreben nach höchster Wahrhaftigkeit verstehen; sagen sie zufällig etwas Wahres, so ist ihre Autorität nicht geeignet, Glauben, sondern Mißtrauen zu erwecken. Es ist ein solcher Genuß, daß der

erkennen wollende Trieb auch einmal mit sich spielt und von einem Zweige zum andern hüpft, mit reizenden Tönen und bunten Federchen geschmückt — und wir sollten Narren sein und da ein Orakel erwarten, wo ein Vogel singt und tirilirt?

[«]

3[109]

176. Hier wird eine Handlung geschätzt, weil sie dem Handelnden schwer fällt, dort eine andere, weil sie ihm leicht fällt, dort eine, weil sie selten ist, dort eine, weil sie nach der Regel ist, dort eine, weil der Beurtheilende sie bei sich für unmöglich hält, dort eine, weil der Beurtheilende sie überhaupt für unmöglich hält (ein Wunder), dort eine, weil sie für nützlich gilt, dort eine, weil sie keine Rücksicht auf Nutzen zeigt, dort eine, weil der Mensch so für sein bestes Heil sorgt, dort eine, weil er nicht dabei für sich sorgt, dort, weil sie Pflicht ist, dort, weil sie Neigung ist, dort, weil sie ohne Neigung gethan wird, dort, weil sie Instinkt ist, dort, weil sie hellste Vernunft ist — und alles das heißt man gelegentlich sittlich! Man handhabt jetzt die Maaßstäbe der verschiedensten Culturen zugleich und vermag durch diese beinahe jedes Ding als sittlich oder als unsittlich abzuschätzen, wie man eben will, das heißt je nach unserm guten oder bösen Willen gegen die Mitmenschen oder gegen uns selbst; die Moral ist jetzt die große Topik des Lobens und Tadelns —, aber warum immer loben und tadeln? Könnte man sich dessen entschlagen, so hätte man auch die große Topik nicht mehr nöthig.

[«]

3[110]

177. Der trübe Ernst, die Spannung und die Furcht sind allen Leidenschaften gemeinsam: es ist in ihnen kein Überschuß von Leben, ja es scheint, als ob nicht genug davon vorhanden sei.

[«]

3[111]

179. Jetzt sucht man vor allem das Menschenleben zu erhalten: dies giebt unserer Cultur den Anstrich der Feigheit und der Alten-Manns-Gier nach langem Leben; ehemals, wo man das Leben viel zufälliger verlieren konnte, als jetzt, gehörte es zum Wesen der Tugend, daß man das Leben leicht wegwarf und sehr viele Dinge für höher im Preise hielt.

[«]

3[112]

180. Das moderne Leben will so sehr wie möglich vor allen Gefahren geschützt sein: mit den Gefahren aber geht viel Munterkeit, Übermuth und Anregung verloren, unsere groben Remeduren sind Revolutionen und Kriege.

[«]

3[113]

181. Mit dem Almosen unterhält man den Zustand, der als Motiv des Almosens wirkt, man giebt also nicht aus Mitleiden, denn dieses würde den Zustand nicht unterhalten wollen.

[«]

3[114]

182. Der Kraftüberschuß sucht den Kampf und wird darin böse; das Bösesein ist aber hier doch nur Mittel (zum Zweck der Entladung) und deshalb harmloser, als beim Schwachen, der böse ist, um weh zu thun.

[«]

3[115]

183. Will man behaupten, daß der Germane für das Christenthum vorgebildet und vorbestimmt gewesen sei, so darf es Einem nicht an Unverschämtheit fehlen, denn das Gegentheil ist nicht nur wahr, sondern auch handgreiflich. Woher sollte auch die

Erfindung zweier ausgezeichneter Juden, des Jesus und des Saulus, der zwei jüdischesten Juden, die es vielleicht gegeben hat, gerade die Germanen mehr anheimeln, als andere Völker? (Beide meinten, das Schicksal jedes Menschen und aller Zeiten, vorher und nachher, nebst dem Schicksal der Erde, der Sonne und der Sterne, hänge von einer jüdischen Begebenheit ab: dieser Glaube ist das jüdische Non plus ultra.) Wie reimt sich die höchste moralische Subtilität, welche ein Rabbiner- und nicht ein Bärenhäuter-Verstand so geschärft hat, und welcher die Erfindung des heiligen Gottes und der Sünde an ihm zuerst gelungen ist, das Gefühl der Unfreiheit und Knechtschaft in einem grenzenlos ehrsüchtigen Völkchen, sein Ausschauen nach dem Erlöser und Vollender aller Hoffnungen, die priesterliche Hierarchie und das volksthümlichere Asketenthum, die überall fühlbare Nähe der Wüste, und nicht die des Bärenwaldes, — wie reimt sich dies alles zum faulen, aber kriegerischen und raubsüchtigen Germanen, zum sinnlich kalten Jagdliebhaber und Biertrinker, der es nicht höher als bis zu einer rechten und schlechten Indianer-Religion gebracht hat und Menschen auf Opfersteinen zu schlachten noch vor zehnhundert Jahren nicht verlernt hatte?

[«]

3[116]

184. Nicht die Sittenverderbniß — diese beschränkte sich auf fünf bis zehn Städte des ungeheuren Reiches —, sondern die Ermüdung, welche überall eintrat, weil man am Ziele zu sein glaubte, in Betreff der Cultur und der staatlichen Formen, führte die alte Welt in die Schlinge des Christenthums; die Menschen wollen lieber untergehen, als sich am Ende wissen, das Ausleben als einziger Zweck des Lebens ist ihnen ein unerträglicher Gedanke; man war seiner selbst und der Welt müde: das Christenthum machte Alles wieder interessant, indem es alle Werthurtheile umdrehte und hinter das Ende aller Dinge ein Gericht setzte.

[«]

3[117]

185. Das Christenthum erscheint als eine epidemische Panik; es war prophezeit worden, daß in Kürze die Erde untergehen würde. An den Gedanken dieser furchtbaren Gefahr rankten sich benachbarte Gedanken an, — Untergang warum?

um unserer Sünden halber? also vielleicht ein Gericht? und wo ein Fürsprecher? usw. Zuletzt erschien es als das allgemein Rathsamste, in gewohnter antiker Weise vor die Richtstätte zu treten, das heißt in dem denkbar erbärmlichsten und mitleiderweckendsten Zustande. Dieses Bild des antiken Angeklagten halten später die Anachoreten fest, — sie wollen jeden Augenblick bereit sein und die Vorstellung des plötzlich hereinbrechenden Gerichtes ließ sie Alles ersinnen, wodurch ein Mensch bejammernswürdig erscheint; Gott solle es, wie ein römischer Prätor, nicht aushalten, ein so verkümmertes und entsetzlich leidendes Wesen als schuldig zu behandeln. Das Christenthum kennt nur den würdelosen Schuldigen.

[«]

3[118]

187. Der Dichter läßt den erkennenwollenden Trieb spielen, der Musiker läßt ihn ausruhen, — sollte wirklich Beides neben einander möglich sein? Sind wir ganz der Musik hingegeben, so giebt es keine Worte in unserem Kopfe, — eine große Erleichterung; sobald wir wieder Worte hören und Schlüsse machen, das heißt sobald wir den Text verstehen, ist unsere Empfindung für die Musik oberflächlich geworden: wir verbinden sie jetzt mit Begriffen, wir vergleichen sie mit Gefühlen und üben uns im symbolischen Verstehen, — sehr unterhaltend! Aber mit dem tiefen seltsamen Zauber, der unsern Gedanken einmal Ruhe gab, mit jener farbigen Dämmerung, welche den geistigen Tag einmal auslöschte, ist es vorbei. — Sobald man freilich die Worte nicht mehr versteht, ist Alles wieder in Ordnung: und dies ist glücklicherweise die Regel; immerhin sind billigerweise schlechte Texte den besseren vorzuziehen, weil sie kein Interesse auf sich lenken und überhört sein wollen. — Die Oper will die Augen zugleich beschäftigen, und weil bei der großen Menge die Augen größer sind, als die Ohren, was viel sagen will, so richtet sich die Musik der Oper nach den Augen und begnügt sich, charakteristische Fanfaren zu blasen, sobald etwas Neues zu sehen ist, — Anfang der Barbarei.

[«]

3[119]

189. Ein Mädchen, das ihre Jungfernschaft hingiebt, ohne daß der Mann feierlich vorher vor Zeugen geschworen hat, das ganze Leben nicht mehr von ihr zu lassen,

gilt nicht nur für unklug: man nennt sie unsittlich. Sie folgte nicht der Sitte, sie war nicht nur unklug, sondern auch ungehorsam, denn sie wußte, was die Sitte gebietet. Wo die Sitte nicht so gebietet, wird das Betragen eines Mädchens in jenem Falle auch nicht als unsittlich bezeichnet, ja es giebt Gegenden, wo es sittlich genannt wird, seine Jungfernschaft vor der Ehe zu verlieren. — Also den Ungehorsam trifft der Kern des Vorwurfs, dieser ist unsittlich; ist dies genug? Ein solches Mädchen gilt als verächtlich, — aber welche Art des Ungehorsams ist es, die man verachtet? (Die Unklugheit verachtet man nicht.) Man sagt von ihr: sie konnte sich nicht beherrschen, deshalb war sie ungehorsam gegen die Sitte; man verachtet also die Blindheit der Begierde, das Thier im Mädchen. Insofern sagt man auch: sie ist unkeusch — denn damit kann ja nicht gesagt sein, daß sie das thut, was die ehelich angetraute Gattin auch thut, und welche man deshalb doch nicht unkeusch nennt. — Die Sitte fordert demnach, daß die Unlust des unbefriedigten Bedürfnisses ertragen werde, daß die Begierde warten könne. Unsittlich heißt also hier, eine Unlust trotz des Gedankens an die vorschriftengebende Macht nicht ertragen können. Es soll ein Gefühl durch einen Gedanken niedergerungen werden, genauer: durch den Gedanken der Furcht (sei dies die Furcht vor der heiligen Sitte oder vor der Strafe und Schande, welche die Sitte androht). An sich ist es nun keineswegs schimpflich, sondern natürlich und billig, daß ein Bedürfniß sofort befriedigt werde; somit liegt das eigentlich Verächtliche in jenem Mädchen in der Schwäche ihrer Furcht. Sittlich sein heißt: in hohem Grade der Furcht zugänglich sein; Furcht ist die Macht, von welcher das Gemeinwesen erhalten wird. — Erwägt man andererseits, daß jedes ursprüngliche Gemeinwesen in anderen Stücken auf's Höchste gerade die Furchtlosigkeit seiner Mitglieder nöthig hat, so ergiebt sich, daß, was im Falle des Sittlichen schlechterdings gefürchtet werden soll, im höchsten Grade furchtgebietend sein muß; deshalb hat sich die Sitte überall als göttlichen Willen eingeführt und sich unter die Furchtbarkeit von Göttern und dämonischer Strafmittel zurückgezogen: so daß unsittlich sein bedeutete das unbegrenzt Furchtbare nicht fürchten. — Von Einem, der die Götter leugnete, war man Alles gewärtig, es war dadurch der fürchterlichste Mensch, den kein Gemeinwesen ertragen konnte: weil er die Wurzeln der Furcht ausriß, auf denen das Gemeinwesen gewachsen war. Man nahm an, daß in einem solchen Menschen die Begierde schrankenlos walte: man hielt jeden Menschen ohne diese Furcht für grenzenlos böse. — Nun geht aber völlige Furchtlosigkeit auf einen Mangel an Phantasie zurück; der böse Mensch in diesem Sinne wird immer ein Mensch ohne Phantasie sein. Die Phantasie der

Guten war eine Phantasie der Furcht, eine böse Phantasie, — eine andere kannte man noch nicht. Die böse Phantasie sollte die böse Begierde niederhalten, das war das alte Sittengesetz; die beständige Herrschaft der Furcht über die Begierde machte den sittlichen Menschen aus. Daraus entsteht als Anzeichen des Sittlichen die Asketik: Ertragenkönnen, Wartenkönnen, Schweigenkönnen, Hungernkönnen — das ist zum Beispiel die Moralität der Indianer. — Man leitete die verhältnißmäßige Sicherheit der Gemeinschaft von der Fähigkeit ab, sich oft und stark unangenehme Bilder vor die Seele zu stellen, vermöge deren man sich der sofortigen Befriedigung schmerzhafter Bedürfnisse enthalten konnte. Es sind die Bilder der Strafen und der Schande, und zwar vor allen die unbestimmteren, unheimlicheren Strafen von Göttern und Geistern: während bei den Strafen der weltlichen Gerechtigkeit nicht zuerst an die abschreckende Wirkung gedacht werden darf (zumeist handelt es sich bei ihnen um Bußgelder, vermöge deren ein Schaden wieder gut gemacht werden soll). Selbst die Aussicht auf die schmerzhaftesten Strafen der weltlichen Gerechtigkeit, auf Tod mit Martern und dergleichen, thut in wilderen Zeiten lange nicht die Wirkung, wie die Aussicht auf Götter- und Geister-Strafen: man fürchtete damals den Tod viel weniger, als heute, und war im Ertragen von Martern geübt und stolz; um solcher Gründe willen sein Rachegelüst, sein Raubgelüst, seine Wolllust in Schranken zu halten, würde man kaum für männlich gehalten haben; anders ist es, wenn mit Wahnsinn, Furien, Ausschlag, weißen Haaren, mit plötzlichem Altwerden, mit nächtlichen Schrecken gedroht wird: die Drohung solcher Strafen wirkt. Kurz gesagt, die Furcht, auf der damals die Sittlichkeit ruhte, war die abergläubische Furcht: unsittlich sein hieß ohne abergläubische Furcht sein. — Je friedlicher der Zustand eines Gemeinwesens ist, je feiger seine Bürger werden, je weniger sie an das Ertragen von Schmerzen gewöhnt sind, um so mehr werden die weltlichen Strafen als Abschreckungsmittel schon genügen, um so schneller erweisen sich die religiösen Drohungen als überflüssig. Der Friede also verdrängt die Religion, die unbestimmten Angstmittel der Phantasie werden nicht mehr nöthig; denn die Ängstlichkeit vor den bekannten Strafen des Staates und der bürgerlichen Ächtung ist schon groß genug. In hoch cultivirten Völkern dürften endlich selbst die Strafen höchst überflüssige Schreckmittel werden; schon die Furcht vor Schande, das Erzittern der Eitelkeit ist so beständig wirksam, daß daraufhin die unsittlichen Handlungen unterbleiben. — Die Verfeinerung der Sittlichkeit nimmt mit der Verfeinerung der Furchtsamkeit zu. Jetzt ist die Furcht vor unangenehmen Empfindungen anderer Menschen fast die stärkste unserer unangenehmen Empfindungen. Man möchte gar zu gerne so leben, daß man nichts mehr thue, als was Anderen angenehme Empfindungen macht und selber an nichts mehr Vergnügen haben, bei dem nicht diese Bedingung mit erfüllt wird.

[«]

3[120]

190. Wir begreifen den allerkleinsten Theil dessen, woraus sich jede Handlung zusammensetzt, und die lange Kette von strenge in einander greifenden Nerven- und Muskelvorgängen dabei ist uns sogar ganz unbekannt. So nehmen wir denn die Handlung als einen momentanen Akt des Willens in der Art wie ein hebräischer Schriftsteller es von Gott sagt: er gebeut und es steht da, das heißt wir machen eine Zauberei daraus und fühlen uns als Zauberer frei. Unsere Unwissenheit spielt uns den angenehmen Streich, daß sie unsern Stolz aufrecht erhält. Gelingt es einmal nicht, was wir wollen, so muß es wohl an einem feindlichen Wesen liegen, welches, wiederum durch Zauberei, zwischen unsern Willen und die That ein Hemmniß legt. Das Gute wollen und das Verkehrte thun — das schiebt der Eine dem Teufel zu, der Andere der Sündhaftigkeit, ein Dritter sieht darin die Strafe für die Schuld früherer Lebenszeiten: alle fast legen es moralisch und dämonisch aus. Kurz, nachdem wir den Wilden-Glauben an die Wunder als die Regel der Natur aufgegeben haben, hat derselbe Glaube sich in Bezug auf unsere psychologischen Vorgänge festgesetzt; hier gilt noch immer das Wunder als die Regel. In Wahrheit heißt etwas wollen ein Experiment machen, um zu erfahren, was wir können; darüber kann uns allein der Erfolg oder Mißerfolg belehren.

[«]

3[121]

191. Einige zeigen Geist, Andere verbergen und beweisen ihn.

[«]

3[122]

192. Das allgemeine Glück oder die allgemeine Nächstenliebe sind Resultate, welche vielleicht durch fortwährendes Wachsen der Moralität erreicht werden können (vielleicht auch nicht!). Nichts von den menschlichen Errungenschaften wieder fahren lassen und immer die jeweilige Höhe der Menschheit festhalten, das ist vielleicht eine Folge der allgemeinen Moralität (eine Begleit-Erscheinung); aber das, was die Menschen zu moralischen Handlungen treibt, jetzt treibt, sind nicht jene Resultate, noch weniger diese Folgen, auch etwas anderes, als das, was ursprünglich die Anerkennung moralischer Prädikate erzeugt hat. Der Ursprung der Moralität kann nicht im Moralischen liegen. Man hat also nicht zu verwechseln: erstens Resultate der Moral, zweitens Folgen der Moral, drittens Motive moralischer Handlungen, viertens Motive der Entstehung moralischer Begriffe. Und doch soll in den bisherigen Moralen Ein Ding, das „Princip“, für so verschiedene Dienste genügen.

[«]

3[123]

193. Wir verehren, wo wir nicht begreifen, zum Beispiel bei alten Sitten, bei Worten, die mit feierlichem Tone gesprochen werden usw. Aber wir sollten unser Urtheil zurückhalten, wo wir nicht begreifen, damit der aufgethürmten Verehrung ohne Kern nicht noch mehr auf Erden werde: sieht doch unsere geistige Welt noch sehr ägyptisch aus, Wüste und ungeheure Pyramiden darin — und in den Pyramiden, meist unzugänglich, ein erbärmlicher Leichnam.

[«]

3[124]

195. Plato mußte es noch erleben, daß die Lehre von den Ideen von einem helleren und umfänglicheren Geiste, als er war, widerlegt wurde: und der Widerlegende war noch jüngst sein Schüler gewesen. So lange die Denker ihre Erkenntnisse als ihre Erzeugnisse betrachten, so lange noch jene lächerliche Vater-Eitelkeit in ihnen wüthet, wird die Widerlegung die Dornenkrone der Philosophen sein — wie viele haben sie schon tragen müssen! — während ein Freund der Wahrheit, das heißt ein Feind des Betrogenwerdens, das heißt ein Freund der Unabhängigkeit, bei einer

Widerlegung ausrufen sollte: ich bin einer großen Gefahr entronnen, fast hätte ich mich in meiner eigenen Schlinge erdrosselt. Einem so ingrimmigen und herrschsüchtigen Menschen, wie Schopenhauer war, kann man Glück wünschen, daß er es nicht errathen hat, wie kurz der Triumph seiner Philosophie sein solle und wie bald alle Prachtstücke seiner Erfindung als Trugbilder erkannt würden.

[«]

3[125]

196. Sobald die Schulweisheit es sich träumen läßt, giebt es ein Ding mehr zwischen Himmel und Erde; wenn aber eine Wahrheit erkannt ist, so nimmt die Zahl solcher Dinge ab, und eine Anzahl angeblicher Sterne löscht aus. Freilich nicht etwa sogleich! sondern wie man von Sternen spricht, deren Lichtstrahlen uns erst erreichen nachdem sie längst schon zerfallen sind, so strahlen die Irrthümer noch lange ihren Glanz fort, nachdem sie widerlegt sind. Denke man an die Kürze des Menschenlebens, so reicht auch wohl ein Irrthum aus, um das Leben vieler Geschlechter ganz in Licht zu tauchen; wenn endlich sein Glanz verbleicht und stirbt, so sind sie längst dahin und haben die äußerste Bitterkeit, die es giebt, nicht erfahren: den Stern erlöschen zu sehen.

[«]

3[126]

197. Ein Übel geschehen lassen, das man hindern kann, heißt beinahe es thun, deshalb retten wir das Kind, das spielend auf den offenen Brunnen zuläuft, nehmen den Stein aus dem Wege, der auf eine glatte Bahn gefallen ist, stellen einen Stuhl zurecht, der umzufallen droht, — Alles nicht aus Mitleid, sondern weil wir uns hüten, Schaden anzurichten. Daran haben wir uns gewöhnt; was auch die Motive für diese Gewohnheit sein mögen, jetzt handeln wir nach Gewohnheit und nicht mehr nach jenen Motiven.

[«]

3[127]

199. Wir können manches Wort einer fremden Sprache nicht nachsprechen, ja nicht einmal richtig hören; wir können manche Dinge nicht sehen, wenn wir nicht gelernt haben, die Theile zu sehen. Auch das Sprechen, Hören und Sehen muß gelernt werden; aber bei unserer ungenauen Beobachtung des Lernvorganges glauben wir in allen drei Fällen, der gute Wille genüge und setzen bei einem jungen Menschen, dem es mißlingt, bösen Willen voraus. Wie böse hat man sich die Menschheit dadurch gemacht, daß man ihr Unvermögen in den Willen verlegte.

[«]

3[128]

201. Europa hat einen Exceß von orientalischer Moralität in sich wuchern lassen, wie die Juden ihn ausgedacht und ausempfunden haben. Man wird nicht das glücklichste und besonnenste Volk sein, wenn man derart im Moralischen ausschweift und es in’s Göttliche, Menschen-Unmögliche hineinverlegt. Sie sind viel gefangen und unterworfen gewesen, sie haben die orientalische Verachtung kennen gelernt dafür, daß sie in ihrem Glauben hartnäckig waren; sie haben sich gegen diesen Glauben so benommen wie asiatische Völker gegen ihre Fürsten, kriechend ergeben und voller Angst, auch nicht frei vom Gelüst der Unabhängigkeit: so bekamen sie eine unruhige, begehrliche, im Heimlichen sich schadlos haltende Phantasie, die Brutstätte jener sublimen anklägerischen Moralität und jenes wilden Heroismus, der sich ebenso in der Hingebung an ihren Heerführer Gott als in der Verachtung gegen sich selbst kund giebt. Das Christenthum hat vermöge seiner jüdischen Herkunft den Europäern jenes jüdische Unbehagen an sich selber gegeben, die Vorstellung von der inneren Unruhe als der menschlichen Normalität: daher die Flucht der Europäer vor sich selber, daher diese unerhörte Thätigkeit; sie stecken Kopf und Hände überallhin. Zudem ist es dem Christenthum gelungen, die rein orientalischen Gegentypen, den Anachoreten und den Mönch, als die Vertreter eines „höheren Lebens“ in Europa auftreten zu lassen; dadurch hat es eine falsche Kritik über alles andere Leben ausgesprochen und das Griechische in Europa unmöglich gemacht. Die Athener fühlten sich zwar als die unruhigsten Griechen: aber wie ruhig, wie voll von sich und anderen guten Dingen erscheinen sie neben uns! Sie wußten niemanden über sich und brauchten sich selbst nicht zu verachten.

[«]

3[129]

202. Was ist denn die Phantasie? Eine gröbere, ungereinigte Vernunft, — eine Vernunft, die bei Vergleichungen und Einordnungen große Fehler macht, unstät im Tempo ist und von den Affekten hin- und hergegängelt wird: eine wilde und malerische Art der Vernunft, die Mutter der Scheinerkenntnisse und der „plötzlichen Erleuchtungen“ (wo der Glanz einer Idee mit dem Lichte der Wahrheit verwechselt wird); beide, die Vernunft und die Phantasie sind gebärend, aber letztere wird leichter befruchtet und setzt viel mehr Mißgeburten und Mondkälber in die Welt. Vernunft ist eine Phantasie, welche durch Schaden klug geworden ist, vermöge des zunehmend besseren Sehens, Hörens und Sich-erinnerns.

[«]

3[130]

203. Das allgemeine Gebot aller Sitten und Moralen heißt: denke nach und fürchte dich, beherrsche dich, verstelle dich.

[«]

3[131]

204. Für die bisweilen sichtbar werdende Verdüsterung der Welt giebt es folgende Veranlassung: erstens die Kreuzung der Culturen, aus welcher viel Häßlichkeit entsteht; der beständige Anblick des Häßlichen macht düster; zweitens die moralische Phantastik des Christenthums, welche den menschlichen Handlungen nur die bösen Prädikate gelassen hat und eine Verherrlichung von Leben, Menschen, Handlungen eigentlich unmöglich machen wollte; wenn man niemals verherrlichen darf, wird man düster; drittens das Barbarische und Thierhafte, das uns zeitlich noch nicht fern genug liegt; viertens die Angst vor dem Individuellen und die Beargwöhnung desselben, weil die Gesellschaft ihrer selber nicht mehr sicher ist; fünftens die Angst vor dem Natürlichen, welche an die Stelle der früheren Angst vor der Natur getreten ist; sechstens die Vergleichung des Lebens mit imaginären Seligkeiten, von denen das Christenthum und die Dichter gesprochen haben; siebentens das übertriebene Gefühl der

Verantwortlichkeit, welches alle indifferenten, kleinen und harmlosen Dinge wegstreicht und in jedem Falle so gehandelt wissen will, daß man damit einem Ankläger Stand halten kann.

[«]

3[132]

205. Hat die Moral den Menschen wirklich mehr Glück oder Unglück gegeben? Und selbst, wenn man an Stelle von Glück „mehr Schmerzlosigkeit und geringere Schmerzen“ setzt, kann man noch zweifelhaft bleiben; sie ist das Erzeugniß jener Zeiten, wo, dem Andern mit That und Urtheil wehe zu thun, eine viel größere Befriedigung brachte, als ihm eben damit wohl zu thun: die Zeit, wo man an böse Gottheiten glaubte. Die Freude an dem Wehethun durch moralische Urtheile stärkte immer den Hang zu schädlichen und grausamen Handlungen und wurde so selber die Veranlassung größeren Wehes, als das moralische Urtheil zu thun vermag.

[«]

3[133]

206. Den moralischen und den religiösen Urtheilen ist gemeinsam: *erstens* der Glaube, die Erkenntniß der menschlichen Natur und des menschlichen Innern zu besitzen; *zweitens* beide leugnen es, nur einen lokalen und relativen Werth zu haben: wo sie auch nur erscheinen, so benehmen sie sich als absolute, allzeitlich gültige Urtheile; *drittens* beide glauben an Zugänge zur Erkenntniß, welche verschieden von denen sind, die die Wissenschaft kennt; *viertens* beide imaginiren Wesen, die nicht existiren, die religiösen Urtheile Götter, die moralischen Urtheile gute und böse Menschen und dergleichen; *fünftens* beide hassen die Untersuchung und sprechen von Schamlosigkeit und Schlimmerem, wenn man sie nackt sehen will; *sechstens* sie sind einander selber gemeinsam, sie haben sich mit einander verbunden, um sich zu stützen, und trennt man sie, so doch nie vollständig: die einen leben in den anderen weiter.

[«]

3[134]

207. Höflich (hübsch), gentile, edel, vornehm, noble, généreux, courtoisie, gentleman — dies bezeichnet die Eigenschaften, welche man an der obersten Kaste wahrnahm und nachahmte; somit stammt ein guter Theil der Moralität wahrscheinlich aus den Instinkten dieser Klasse, als aus dem persönlichen Stolz und der Lust am Gehorsam gegen einen Chef, der Auszeichnung verleiht; sie verachten nach unten hin, sie achten nach oben hin und bei ihres Gleichen, sie verlangen selber aber von aller Welt (Ober-, Mittel- und Unterwelt) Achtung, sie gebärden sich als die bessere Hälfte der Menschheit. Dagegen bedeutete im Deutschen der schlichte Mann ehemals den schlechten Mann: so weit gieng das Mißtrauen gegen den, welcher nicht die künstlicheren Gebärden und Ausdrücke der guten Gesellschaft besaß.

[«]

3[135]

208. Das Christenthum (und nicht nur die katholische Kirche) fährt fort, sich zu stellen, als ob es alles forderte, aber es ist sehr zufrieden, sehr dankbar, wenn es nur etwas erhält. In dieser Genügsamkeit ist jetzt auch der beste Christ, nach christlichem Maaße gemessen, schlimmer als ein Heide; er will weder für seinen Glauben leben, noch mit seinem Glauben sterben; er ist zufrieden, wenn man ihnen beiden ein Almosen giebt.

[«]

3[136]

209. Stark empfinden, eine starke Empfindung lange anhalten lassen können und auf Einer Saite viele Melodien spielen — das macht die großen Pathetiker unter den großen Schriftstellern, zu denen auch Schopenhauer gehört: sie unterscheiden sich von den Philosophen, ob sich schon Schopenhauer zu diesen rechnete: sie wollen nämlich nicht um jeden Preis erkennen, sonder um jeden Preis ihr Lied singen.

[«]

3[137]

210. Das Christenthum ist aus dem Judenthum hervorgegangen und aus nichts Anderem, aber es ist in die römische Welt hineingewachsen und hat Früchte hervorgetrieben, welche sowohl jüdisch als römisch sind. Dieses gekreuzte Christenthum hat im Katholicismus eine Form gefunden, bei der das römische Element zum Übergewicht gekommen ist: und im Protestantismus eine andere, bei der das jüdische Element vorherrscht; dies liegt nicht daran, daß die Germanen, die Träger der protestantischen Gesinnung, den Juden verwandter sind, sondern daß sie den Römern ferner stehen, als die katholische Bevölkerung Süd-Europas.

[«]

3[138]

211. Die moralischen Vorstellungen sind Genußmittel und Würzen, um derentwillen wir die nöthigen Handlungen leichter thun; ohne sie wären uns diese Handlungen widerlich oder langweilig.

[«]

3[139]

212. Nicht an den Anderen denken, alles strengstens um seiner selber willen thun ist auch eine hohe Moralität. Der Mensch hat so viel für sich zu thun, daß er immer fahrlässig ist, wenn er etwas für Andere thut. Weil so viel für Andere gethan wird, deshalb sieht die Welt so unvollkommen aus.

[«]

3[140]

213. Ist nicht unsere Denkfreigeisterei als ein übertriebenes einseitiges Handeln aufzufassen, dem das Gegengewicht abhanden gekommen ist? Wird nicht auch der Künstler häufig durch sein künstlerisches Schaffen aus seinem Centrum geworfen?

Sind nicht Sich-verhehlen, Sich-vergessen, Sich-verleugnen die Gefahren des fruchtbaren Einsamen?

[«]

3[141]

214. Es ist selten, daß Einer, der berühmt geworden ist, nicht eben dadurch feige und närrisch geworden ist; die Anhänger als Masse hängen sich immer an seine Schwächen und Übertriebenheiten und haben leichtes Spiel, ihn zu überreden, daß hier seine Tugend, seine Bestimmung zu sehen sei. Ist jemals ein großer Mann von seinen Zeitgenossen darin erkannt worden, worin er groß ist? ist jemals ein berühmter Mann der Feind seiner Anhänger gewesen? — Schopenhauer war zum Narren seines Ruhmes geworden, bevor er ihn hatte.

[«]

3[142]

218. Die größte Masse des Bösen wird aus Schwäche und Krankheit gethan, um sich das Gefühl der Überlegenheit zu schaffen (durch Wehethun), zum Ersatz des physischen Kraftgefühles. Schwäche und Krankheit aber haben ihre Wurzeln zumeist in der Unkenntniß.

[«]

3[143]

219. Wenn uns die Freude der Anderen wehe thut, zum Beispiel wenn wir uns in tiefer Trauer befinden, so verhindern wir diese Freude, wir verbieten dann zum Beispiel den Kindern das Lachen. Sind wir dagegen froh, so ist uns der Schmerz der Anderen peinlich. Was ist denn Sympathie?

[«]

3[144]

220. Die Gleichheit läßt das Glück der Einzelnen abnehmen, aber bahnt den Weg zur Schmerzlosigkeit Aller. Am Ende ihres Zieles stünde freilich neben der Schmerzlosigkeit auch die Glückslosigkeit.

[«]

3[145]

221. Die Lüge und die Verstellung, welche innerhalb der Gemeinde groß gezüchtet werden, zur Herstellung der Gleichheit, ergeben zuletzt einen freien Überschuß, der sich in der Erzeugung von Dichtern und Schauspielern entladet. Man denke, welche Lust eine Gemeinde an der Aufschneiderei, Schimpferei, Taschenspielerei und ähnlichen Urkünsten hat.

[«]

3[146]

226. Die Vaterlandsliebe nimmt ab, wenn das Vaterland aufhört, unglücklich zu sein.

[«]

3[147]

227. Die Fanatiker haben zwar keine moralischen, wohl aber intellektuelle Gewissensbisse; sie nehmen an allen Andersdenkenden dafür Rache, daß sie selbst im Grunde und heimlich und unter ingrimmigem Schmerzgefühl — anders denken.

[«]

3[148]

228. Die Natur benutzt das Gehirn, um dem Unterleibe eine Funktion zu erleichtern und umgekehrt.

[«]

3[149]

229. Es giebt keine unmittelbare instinktive Furcht vor dem Tode; man flieht vor dem Schmerz, der an der Pforte des Todes steht, vor dem Unbekannten, zu dem der Tod führt und das er selber ist; man will sich noch oft freuen, deshalb will man leben, deshalb erträgt man auch das Leiden. Auch der Selbsterhaltungstrieb ist ein Stück Mythologie.

[«]

3[150]

230. Hier sind Menschen, welche alle Welt mit Musik trunken machen möchten und vermeinen, dann käme die Cultur; bisher aber kam auf die Trunkenheit immerdar etwas Anderes, als die Cultur.

[«]

3[151]

232. Das Glück liegt in der Zunahme der Originalität, weshalb andere Zeiten als die unsere reichlicher davon gehabt haben mögen. — Die Wissenschaft ist das Mittel, die Nothwendigkeit der Erziehung zur Originalität zu beweisen. — Wenn das Herkommen und das cosí fan tutti die Moralität ausmachen, so ist diese der Hemmschuh des Glücks. — Die Lehre, daß die Moralität das rechte Mittel zur Schmerzlosigkeit des Lebens sei, ist gewiß das Produkt sehr schmerzlicher Zeiten. — Wenn die Originalität tyrannisiren will, so legt sie die Hand an ihr eigenes Lebensprincip. — Freude an fremder Originalität haben, ohne der Affe derselben zu werden, wird vielleicht einmal das Zeichen einer neuen Cultur sein.

[«]

3[152]

233. Keine Mythologie hat schädlichere Folgen gehabt, als die, welche von der Knechtschaft der Seele unter dem Körper spricht.

[«]

3[153]

237. Die Moralität wirkt malerisch, wenn sie lange durch Unmoralität aufgestaut war.

[«]

3[154]

238. Der Intellekt der jetzigen Menschen reichte wohl aus, um aus einem Chaos ein geordnetes Sonnensystem herzustellen, aber es fehlt ihm vielleicht die dazu nöthige Zeit und vor allem das Chaos; sicherlich wäre die Welt unendlich weiter, wenn der menschliche Intellekt an Stelle des Zufalls hätte schalten und walten dürfen, auch hätte er Milliarden von Jahren gespart.

[«]

3[155]

240. Wer sich jetzt auf die Sitte beruft, als den Grund seiner Handlungsweise, sagt beinahe: ich bin abergläubisch, oder: ich bin tolerant, — aber ehemals hieß es: ich bin klug und gut.

[«]

3[156]

241. Das Ziel der christlichen Moralität ist nicht das irdische Glück, sondern die irdische Unseligkeit. Das Ziel des praktischen Christen, der in der Welt steht, ist nicht der Welterfolg, sondern das Nicht-mehr-handeln-müssen oder sogar der Mißerfolg. Jene Unseligkeit und diese Mißerfolge sind die Mittel und Stufen zur Entweltlichung. Giebt es noch Christenthum? Es scheint, es ist schon am Ziele seiner Entweltlichung, nämlich zur Welt hinaus. Aber es hat, bevor es schied, an die

Wand seine Schrift gemalt, und diese ist noch nicht verschwunden: die Welt ist verächtlich, die Welt ist böse, die Welt ist das Verderben.

[«]

3[157]

242. Es vollzieht sich eine Reduktion des Gefühls von Moral: alle Faktoren dieses Gefühls, welche aus Einbildungen stammen, aus Verehrungen, wo nichts zu verehren war, aus Anhäufung der Achtung, weil die Kritik gegen das Geachtere fehlte, aus der nachbarlichen Dämmerung der Religion — alles dies wird allmählich subtrahirt werden und das Resultat wird sein, daß die Verbindlichkeit der Moral für die Thörichten abnimmt. Daraus ergiebt sich die Aufgabe, mit allen Kräften danach zu streben, daß die Thörichten abnehmen.

[«]

3[158]

243. Gewiß ist unsere gegenwärtige Bildung etwas Erbärmliches, eine faulriechende Schüssel, in der lauter geschmacklose Brocken durch einander schwimmen, Brocken von Christenthum, von Wissen, von der Kunst, an denen sich nicht einmal Hunde satt essen könnten. Aber die Mittel gegen diese Bildung etwas aufzustellen, sind kaum weniger erbärmlich, nämlich christlicher Fanatismus oder wissenschaftlicher Fanatismus oder künstlerischer Fanatismus von Leuten, die kaum auf ihren Beinen stehen können, es ist, als ob man einen Mangel durch ein Laster curiren wolle. In Wahrheit erscheint aber die gegenwärtige Bildung erbärmlich, weil eine große Aufgabe vor ihr am Horizont aufgestiegen ist, nämlich die Revision aller Werthschätzungen; dazu bedarf es aber, noch bevor die sämmtlichen Dinge auf die Wage gelegt werden, der Wage selber — ich meine jene höchste Billigkeit der höchsten Intelligenz, welche im Fanatismus ihren Todfeind und in der jetzigen „allseitigen Bildung“ ihren Affen und Vortänzer hat.

[«]

3[159]

245. Wenn wir überall, wo der Christ sich seinen Gott wirkend denkt, den Zufall an die Stelle Gottes setzen, so bekommt man einen Überblick, wie sehr der Christ in der Summe seines Handelns die Welt entgeistet und dem Zufall wieder preisgiebt (zum Beispiel wenn er in Krankheiten den Arzt ablehnt). Die Religionen haben das Reich des Zufalls verlängert, das heißt dem Geiste seine Zeit und Kraft beschränkt. — So lange wir moralisch handeln, lassen wir den Zufall, daß wir in diesem Lande geboren sind und diese Menschen um uns haben, zum Gesetz über uns werden und entziehen uns dem Geiste, welcher nur das individuelle Beste sucht.

[«]

3[160]

246. Wir Fliegen von einem Tage wollen nicht allzugefährlich und ängstlich mit unsern Gedanken thun; man kann ja mit ihnen nicht mehr die Seele eines Andern in ewige Gefahr bringen, — was das Mittelalter glaubte. Das Princip der Gedanken- und Preßfreiheit ruht auf dem Unglauben an die Unsterblichkeit.

[«]

3[161]

247. Welches auch immer die Stufe der Gesittung, die Lage der Gesellschaft, der Grad der Erkenntniß sei: für das Individuum ist immer dabei eine Art glücklichen Lebens möglich, — das wollen ihm die Religion und die Moral aus der Nähe zeigen und anempfehlen. Ob das Gefühl des Glücks und die Unvermischtheit desselben mit Leid wirklich wächst mit Zunahme der Erkenntniß, Verbesserung der gesellschaftlichen Lage, Erleichterung des Lebens, ist zu bezweifeln, denn es gehen bei diesem Wachsthum immer Kräfte verloren oder werden schwach, denen man ehemals das Glücksgefühl vornehmlich dankte: die Sicherheit und die Verlängerung des Lebens, worauf sich unsere moderne Welt als ihre Errungenschaften so viel zu Gute thut, sind vielleicht eher durch Abnahme des Glücksgefühls als durch Zunahme erkauft worden. Die Cultur um des Glücks der Einzelnen willen fördern — das wäre demnach eine sehr zweifelhafte und vielleicht thörichte Sache! — aber sind wir einmal irgendwie im Glück, so können wir gar nicht anders als die Cultur fördern! Das neue

hohe Vertrauen auf uns, die Befriedigung an unserer Kraft, das Aufhören der Furcht vor Anderen, das Verlangen nach ihrer Nähe, der Ringkampf mit ihnen im Guten, der Überschuß an Vermögen, Werkzeugen, Kindern, Dienern, dessen wir bewußt werden, — in summa: jede Art von Glücksgefühl treibt uns in die Bahnen der höheren Cultur und in ihnen vorwärts. Noth dagegen bildet uns zurück, macht uns defensiv, argwöhnisch, in der Sitte abergläubisch und überstreng. Die Cultur ist eine allmähliche Folge vom Glück zahlloser Einzelner, nicht die Absicht dieser Einzelnen! — Je individueller der Einzelne wird, um so produktiver für die Cultur wird sein Glück sein, selbst wenn dessen Zeitdauer kürzer und dessen Intensität geringer und gebrochener sein sollte, als das Glück auf niedrigeren Culturstufen. Wenn man die Förderung der Cultur dem Glücklichen versagen wollte, um das Glück im Allgemeinen auf einem hohen Grade zu erhalten, so wäre das so thöricht als dem Seidenwurme das Spinnen zu verbieten um des Glücks der Seidenwürmer willen. Was hat man denn vom Glück jeder Art, wenn nicht eben aus ihm etwas zum Besten der Cultur thun zu müssen? — Glück ist gar nicht zu erhalten weder hoch, noch niedrig, wenn man seine nothwendigen Äußerungen unterbinden wollte. Also: die Cultur ist die Äußerung des Glücks. —

[«]

3[162]

248. Die Entstehung des kategorischen Imperativs ist nichts Erhebliches. Gewiß wollen die Meisten einen unbedingten Befehl, ein unbedingtes Gebot lieber als etwas Bedingtes: das Unbedingte erlaubt ihnen, den Intellekt aus dem Spiele zu lassen und ist ihrer Faulheit gemäßer; häufig entspricht es auch einem gewissen Hange zur Hartnäckigkeit und gefällt den Personen, welche sich ihres Charakters rühmen. Überhaupt gehört es in den Bereich des blinden militärischen Gehorsams, zu welchem die Menschen durch ihre Fürsten gezüchtet worden sind: sie glauben, daß es mehr Ordnung und Sicherheit giebt, wenn der Eine absolut herrscht, der Andere absolut gehorcht. So will man auch, daß der moralische Imperativ kategorisch sei, weil man meint, daß er so der Moralität am nützlichsten sei. Man will den kategorischen Imperativ: das heißt, es soll ein absoluter Herr durch den Willen Vieler geschaffen werden, welche sich vor sich und vor einander fürchten: er soll eine moralische Diktatur ausüben. Hätte man jene Furcht nicht, so hätte man keinen solchen Herrn nöthig.

[«]

3[163]

249. Die Werke des deutschen Genie's halten sich nicht, wenn sie in's Ausland kommen: sie müssen wie die italiänischen Weine an Ort und Stelle getrunken werden.

[«]

3[164]

250. Es ist die europäische Art des moralischen Idealismus, sich die moralischen Vorstellungen so hoch und so fein auszudichten, daß, wenn der Mensch von ihnen aus auf sein Handeln zurückblickt, er sich gedemüthigt fühlt. Diese Art Idealismus verträgt sich vorzüglich mit einem gewinnsüchtigen, rücksichtslosen, ehrgeizigen Leben, die Minute der Demuth ist die Abschlagszahlung für ein Leben, welches mit jenem Idealismus nichts zu thun hat.

[«]

3[165]

251. Was haben die Philosophen vom Glücke derer phantasirt, welche die Welt überwunden haben! Welche Wunder hat sich Schopenhauer über jenen Zustand eingeredet, wo der Mensch nicht mehr von seiner Geschlechtlichkeit incommodirt wird.

[«]

3[166]

253. Geistesgegenwart: das heißt die Fähigkeit sich seine Worte und Handlungen durch die Umstände diktiren <zu> lassen, — ist also eine Fähigkeit zu lügen und zu heucheln.

[«]

3[167]

254. Wenn die Lüge zu unserm Charakter stimmt, lügen wir am besten.

[«]

3[168]

257. Es gab Götter, die das Unglück wollten, andere, die vor Unglück schützten, noch andere, die im Unglück trösteten.

[«]

3[169]

259. Wo die Moralität am größten ist, da geht der Intellekt zu Grunde. Die Voraussetzung, daß der Nachbar uns betrügt, wo er kann, hält unsern Kopf in Spannung, und dies kann wie in italiänischen Städten mit Schelmerei geschehen, ohne daß wir dem Nachbar gram sind.

[«]

3[170]

260. Die Ehrlichkeit verlangt, daß man anstatt der unbestimmten moralischen Worte von edlem Klange, wie sie üblich sind, nur die erkennbaren und in der Mischung überwiegenden Elemente bei Namen nenne, trotz dem Fehler der Unvollständigkeit und trotz dem, daß diese überwiegenden Elemente bisher einen bösen Klang hatten; aber wenigstens wird so ein falscher Heiligenschein zerstört. Man soll ein Ding a potiori nennen, und nicht a nihilo.

[«]

3[171]

261. Wie soll man handeln? So, daß der Einzelne möglichst erhalten bleibt? Oder so, daß die Rasse möglichst erhalten bleibt? Oder so, daß durch unsere Rasse eine andere Rasse möglichst erhalten bleibt? Oder so, daß möglichst viel Leben erhalten bleibt? Oder so, daß die höchsten Gattungen des Lebens erhalten bleiben?

[«]

3[172]

262. Die vollkommene Moralität ist die der Gerechtigkeit, welche jedem Ding das Seine giebt und nichts von Lohn, Strafe, Lob und Tadel weiß. In jeder ganzen Erkenntniß vollzieht sich diese vollkommene Moralität, jede Übung der Erkenntniß ist eine Übung dieser Moralität, und wenn sich selbst die Erkenntniß mit der gefährlichsten Kritik der moralischen Handlungen abgiebt, so ist sie dennoch ferne davon, dieselbe zu untergraben. Im Augenblick, da eine Erkenntniß zu Stande kommt, ist der Erkennende moralisch absolut vollkommen, an einer mangelhaften Erkenntniß sind gewöhnlich moralische Fehler mitbetheiligt, wie Ungeduld, Ungerechtigkeit, Neid, Hochmuth. — Aber verbergen wir es uns nicht: es giebt keine andern als mangelhafte Erkenntnisse!

[«]

[4 = N V 3. Sommer 1880]

4[1]

263. Das Volk oder richtiger die wenigen Leute, welche sich an den Theaterbesuch gewöhnt haben, nehmen es als Mährchen, und geben die feierlichste Versicherung, es sei nichts Geringeres als Mythus, und alles Ernst, und nicht ohne philosophische Geheimnisse

[«]

4[2]

264. Man verlangt von der Musik, sie solle mährchenhaft seltsam unverständlich sein: wovon frühere Zeiten gar keine Vorstellung hatten. Ja festlich lustig gesellig innig feierlich! aber — — —

[«]

4[3]

265. Jede Zeit hat ihren Erzähler von Tausend und Eine Nacht. Unserer ist jetzt Wagner; es sind Dinge, die man nicht glaubt, nicht für möglich hält — aber sehr gern einmal im Theater sieht, als wären sie wahr.

[«]

4[4]

Die

moralischen Vorurtheile .

[«]

4[5]

WAS ZU VERLERNEN IST.

[«]

4[6]

2. Alle Fortschritte der Individuen werden durch den Zufall der Ehen wieder unnütz gemacht, deshalb ist es mit der Menschheit nichts. Und Gott soll die Ehen schließen!

[«]

4[7]

7. Die Illusionen haben den Menschen auch Bedürfnisse angezüchtet, welche die Wahrheit nicht befriedigen kann.

[«]

4[8]

Byron sagt „hätte Coleridge sein schönes Talent nicht mit transcendentaler Philosophie und deutscher Metaphysik verdorben, so würde er der größte Dichter seiner Zeit geworden sein“

[«]

4[9]

10. Die moralischen Vorschriften werden in gebildeten Zeiten immer unbestimmter, wie auch die Gottesvorstellung immer blasser wird. Es wird der Moral immer mehr Gebiet entrissen (überall wo der Erfolg controlirbar wird und Erkenntniß eintritt, hört der moralische Maaßstab auf) Da flüchtet die Moralität in's „Ideale“ usw.

[«]

4[10]

11. Wie viel Illusion der Mensch zum Wohlleben nöthig hat!

[«]

4[11]

12. Wo man nicht mehr versteht, wird man feierlich. Dies kam der Moral zu Gute.

[«]

4[12]

Wie soll man handeln? Wozu soll man handeln? Aber je höher hinauf, um so willkürlicher wird die Entscheidung: um so mehr muß sie künstlich autoritativ gemacht werden. Zwecke und Mittel pathetisch machen, je weniger sie an sich klar sind.

[«]

4[13]

21. Der Beweis für die Sitten liegt nicht in ihren Folgen, sondern in den Zufällen, welche eine Gemeinde treffen. Wenn Unglück sie trifft, glauben sie entweder Verstöße gemacht zu haben, oder neue Sitten sich angewöhnen zu müssen.

[«]

4[14]

23. Gegen den, der außerhalb der Gemeinde ist, giebt es keine Sitte. Hier tritt Furcht vor dem Individuum, Mitleid mit dem Individuum auf. Innerhalb der Gemeinde ist der Leidende nicht Gegenstand des Mitleids, sondern des Argwohns, er hat sich wohl versündigt. Krankheit ist dämonisch. — Gegen den Feind entsteht das Mitleid auf der Basis der Verachtung, ein nicht-zu-Fürchtender.

[«]

4[15]

24. Die Tugend der Buddhisten ist: zu deinem Leid noch fremdes Leid hinzunehmen (während alles voll Leid ist) Die Tugend Christi: die Sündenstrafe auf sich zu nehmen, und die Tugend des Christen, freiwillig zu leiden nach seinem Vorbild (nicht Mitleiden —) Dies sind Anfänge der Moral mit dem Zwecke individueller Folgen. Dies der Fortschritt. Der
Aberglaube daß sich mit Leiden eine Schuld tilgen lasse — ein mysteriöser
Vorgang, nicht Abschreckung, nicht Rache, sondern Purgation von der Befleckung.
—

[«]

4[16]

25. Jene neue Moral hebt an, wenn die Gemeinde und der Staat nicht mehr in der Furcht vor Feinden leben und die Sitten sich lockern, d.h. das Individuum hervortritt, das Unsittliche. Jetzt werden die individuellen Folgen in den Vordergrund gerückt, die abergläubischen voran.

[«]

4[17]

28. Zwei Moralen der Individuen a) man lebt, um völlig dem vorschwebenden Typus in der Gemeinde gleich zu werden („wie sein Vater“, Spruch der Spartaner)

oder b) man lebt, um sich unter seines Gleichen auszuzeichnen. Im ersten Falle ist das Verschiedensein vom Typus etwas, was als Mangel empfunden wird, und das Ziel ist schwer. Im zweiten Falle ist die Gleichheit als leicht erreichbar gedacht, sie giebt noch keine Ehre.

[«]

4[18]

29. In Deutschland hat man unbändigen Respekt vor ungereiften oder verwilderten Talenten, man nennt sie „Genies“, man ist gegen den malerischen Effekt des Geistes sehr empfänglich, es ist der Geschmack für das Wildromantische. Vollendung Anmuth und Freiheit des Geistes werden nicht „genossen“ — man spricht da von esprit usw.

[«]

4[19]

30. Der Verrückte der Lahme als Lustigmacher. Don Quixote schauderhaftes Beispiel. Hephäst im Olymp.

[«]

4[20]

32. Der Werth einer Sache wird gesteigert, wenn die Verehrung sich anhäuft d.h. wenn man den Nutzen einer Sache für das Individuum aus dem Auge verliert und ins Auge faßt, wie vielen Individuen sie sehr genützt hat (oder zu haben scheint) Man traut ihr jetzt mehr Kräfte zu —

[«]

4[21]

33. Die Naivetät bei den Deutschen! während alle diese verwilderten Talente damit Theater gespielt haben! In Frankreich gieng sie durch den Hof zu Grunde, in

Deutschland durch die Genies (selbst Beethoven)

[«]

4[22]

Das Problem in der Zeit der griechischen Tragödie war: wie konnten diese gräßlichen Dinge eigentlich geschehen, während die Thäter Heroen und keine Verbrecher waren? Dies war die große Übung in der Psychologie Athens.

[«]

4[23]

Die Neigung zu scheußlichen Thematen: Nothzucht, Blutschande usw. — woraufhin?

[«]

4[24]

Ungeschickte Gebärden und Worte der Abweisung werden als Beleidigung empfunden, wenn jemand aus dem tiefsten Gefühle reden möchte z.B. „sagen Sie mir keine Complimente“.

[«]

4[25]

Die Kindesmörderin handelt aus Furcht vor Schande und bringt ihr das größte Opfer. Wenn die Gesellschaft nicht verachtete und schändete, würde das Kind leben bleiben. Adam Bede.

[«]

4[26]

Das Verhehlen der That als moralisch ursprünglich — der Gesellschaft soll sie aus der Welt geschafft werden: ebenso Verhehlung des Übelthäters.

[«]

4[27]

Man kann den Werth der Moralität nur bestimmen indem man sie an etwas mißt z.B. am Nutzen (oder Glück); aber auch den Nutzen muß man wieder an etwas messen — immer Relationen — absoluter Werth ist Unsinn.

[«]

4[28]

Die Vernunft als Ursache der moralischen Gefühle — und der Einfluß der moralischen Gefühle auf die Entwicklung der Vernunft!

[«]

4[29]

Die Anrede „mein Herr“ zeigt, wie sehr allen Menschen die Unterwerfung schmeichelt und wie jeder vor allem stolz und herrschend gedacht werden will.

[«]

4[30]

Schopenhauer, so fern der Verneinung, war doch so anständig, sie nie zu heucheln und keinen Putz daraus zu machen; was ehrgeizige Künstler sofort thun, weil sie dadurch einen Vorrang zu gewinnen hoffen. Die Schauspielerei mit asketischen und mirakulösen Stoffen ist schon ein Stück persönlicher Heuchelei.

[«]

4[31]

Die Rhetorik eine Kunst wie die Architektur — der Nutzen ist die erste Norm (und sobald sie als Kunst bewußt wirkt, hebt sie die Wirkung ihres Nutzens auf oder stellt ihn in Frage. Oder umgekehrt?) Wir sollen dabei nicht an den Nutzen denken, aber unvermerkt dazu geführt werden, daß uns genützt werde.

Nein! Der Rhetoriker und der Schauspieler sind zu vergleichen: 1) geht auf eine Wirkung aus 2) stellt eine Wirkung dar.

[«]

4[32]

Shakespeare und Aeschylus, die vielartigen Dramatiker, beugen sich vor den einartigen höheren Menschen, den Dichtern ihrer Zeit. Goethe beugt sich vor Shakespeare — nicht vor dem Theater-Dichter, sondern, als Anhänger Rousseaus, vor der Natur-Unendlichkeit in ihm. Es ist ein Zeitgeschmack.

[«]

4[33]

Ach der menschliche Intellekt! Ach „Genie“! Es ist nicht so gar viel, einen „Faust“, eine Schopenhauerische Philosophie, eine Eroica gemacht zu haben!

[«]

4[34]

Gerecht sein — nichts! Alles flüssig! Um nur zu sehen brauchen wir Flächen, Beschränktheiten!

[«]

4[35]

Die Thatsache ist der ewige Fluß. Der Staat bemüht sich, aus seinen Bürgern etwas von bleibendem Charakter zu machen, die Moral aus jedem Individuum etwas Festes — Das Gedächtniß ist die Grundlage für diese anscheinende Festigkeit (von Tag zu Tag, von Generation zu Generation), Verachtung gegen den Wechsel gelehrt.

[«]

4[36]

Der blinde Maulwurf stammt vom gut sehenden ab. Wirkung der Dunkelheit auf die Sehnerven.

[«]

4[37]

In der Moral ist selbst die Periode der Hypothesen noch nicht dagewesen: sie ist jetzt gut zu heißen; der Umfang der Möglichkeiten, aus denen die Moralität ihre Entstehung haben könnte, ist jetzt durch Phantasie zu erschöpfen. Ich mache den Anfang; sehr skeptisch!

[«]

4[38]

Irgendwann einmal wird „Vererbung“ eben auch als Schlupfwinkel der Unklarheit und der Mythologie gelten: einstweilen ist es noch etwas.

[«]

4[39]

Die Art, wie der M<ensch> von seinen Mitm<enschen> im Geiste abhängt, ist sehr paradox und gar nicht so von selber einleuchtend.

[«]

4[40]

Göthe that sich etwas darauf zu Gute, was für Mühe nöthig gewesen sei, um gegen Voltaire’s Naturauffassung Stand zu halten. — Er war im Irrthum, und es bezeichnet die Reaktion.

[«]

4[41]

Die Huldigung des Genies vor der Güte bei Schopenhauer war eine schöne Attitüde.

[«]

4[42]

Der Mensch, erstaunlich furchtsam, versucht nur nothgedrungen etwas Neues. Gelingt es, so wiederholt er es, bis es eine Sitte wird und spricht es heilig.

[«]

4[43]

Werden die Contemplativen die Thätigen nicht nothwendig mißverstehen? Ist viel Erkenntniß also von ihnen in Betreff der Geschichte zu erwarten? Aber es giebt zurückgekommene Thätige: deren Sache ist dies.

[«]

4[44]

Das höchste Glück, wie es Plato und Aristoteles erkannten, ist nicht in der intuitiven Erkenntniß (Genialität Schopenhauer’s), sondern der thätige dialektische Verstand ist die Quelle dieses Glücks — Übrigens sind es subjektive

Urtheile, daß hierin das größte Glück liege — aber für solche Subjekte danke ich.

[«]

4[45]

Menschen, die in der Einsamkeit leben, quälen sich oft erstaunlich über ihren Charakter: aber nicht der Charakter, sondern die Einsamkeit ist <es>, woran sie leiden. Wer dies nicht hinnehmen will, der gehe in den Strom der Welt zurück, wo man „seinen Charakter bildet“: während die Einsamkeit ihn verzehrt. — Man gewöhne sich an den Verkehr mit den Todten; dies erhält den Charakter. Nein, man soll sich mit gebildetem Charakter erst in die Einsamkeit begeben — nicht zu früh!

[«]

4[46]

Auf die Welt verzichten, ohne sie zu kennen, wie eine Nonne — dies giebt eine unfruchtbare Einsamkeit, vielleicht eine schwermüthige, entsagende — aber vita contemplativa soll nichts von Entsagung haben, sondern von solchen Naturen gewählt werden, denen die vita practica eine Entsagung wäre, Entsagung von sich selber.

Zuletzt braucht die vita contemplativa nicht einsam zu sein: selbst als Ehe denkbar.

[«]

4[47]

Jemand der starken Kafee getrunken hat, sieht nicht nur im Spiegel gesehen lebhafter aus, sondern er sieht auch sein Bild lebhafter an (sieht mehr als sonst davon)

[«]

4[48]

Sich vor einem Gotte hinwerfen, sich ganz in seine Gnade begeben, noch über sein Almosen überselig zu sein, einem Hunde gleich ihn umwedeln — das hat als höchste Aufgabe des Menschen gegolten! Dadurch ist die Liebe als Moralprincip für alle Zeiten etwas verdächtig geworden. Was ehemals einem Gotte gegeben wurde, das jetzt einem Genie, einem Fürsten; einem Weibe — —

[«]

4[49]

Richard Wagner trägt für mich — zu viel falsche Diamanten,

[«]

4[50]

Nicht das unegoistische Handeln ist (durch Vergessen) aus Vererbung entstanden, sondern das
fortwährende Denken an Andere als Maaß unserer Handlungen.

[«]

4[51]

Wir thun so vieles um der Andern Willen, fast Alles, daß die Handlungen, bei welchen wir einzig an uns denken, Ausnahmen sind: die Egoisten sind die größten Ausnahmen.

[«]

4[52]

Auch die (chinesische) Tugend der Höflichkeit ist eine Folge des Gedankens: ich thue den Anderen wohl, weil es mir so zu Gute kommt — doch so daß dies Weil vergessen worden ist. Nicht aber entsteht Wohlwollen auf dem angegebenen Wege durch Vergessen. — Aber Höflichkeit ist doch sehr benachbart. Die

Chinesen haben die Familienempfindung durchgeführt (Kinder zu den Eltern), die Römer mehr die der Väter zu der Familie (Pflicht

[«]

4[53]

κρεῖττον τ’ἀγαθὸν ἀληθείας, sagen die Neuplatoniker, d.h. nützlicher ist das Nützliche als die Wahrheit — natürlich. Wenn die Erhaltung und Förderung des Glückes die letzte Aufgabe ist, da mag die Wahrheit zusehn, wie sie dem Irrthum im Wettstreit Stand hält. Zuletzt aber wird sich die Menschheit auf die Wahrheit einrichten müssen, wie sie sich auf die Natur einrichtet, obwohl eine Allgegenwart liebevoller Mächte ein angenehmer Glaube gewesen sein mag. Dann wird viel trügliche Hoffnung und also viel Enttäuschung weniger sein, und der Anlaß zum Trösten seltener als jetzt.

[«]

4[54]

Die Philosophen jetzt als Dekorationskünstler der Wissenschaft, sie arrangiren effektvolle Natur.

[«]

4[55]

Grundsätze: es giebt in der Natur keine Zwecke, es giebt keinen Geist außer bei Menschen und menschenartigen Wesen, es giebt keine Wunder und keine Vorsehung, es giebt keinen Schöpfer, keinen Gesetzgeber, keine Schuld, keine Strafe.

[«]

4[56]

Luther läugnet daß Gott Gefallen haben könne an den „gerühmten geistlichen Werken der Heiligen“ — etwas boshaft. Nur an den 10 Geboten.

[«]

4[57]

(Baum<ann> 243) Luther: etwas haben, dem das menschliche Herz in Allem trauen könne d.h. einen Gott haben. Nach Thomas Aquinas braucht der Mensch wegen der Mängel, die er fühlt, einen Höheren, dem er sich unterordnet, und der ihm helfen und leiten kann: Gott. — Beide meinen, es müsse einen Gott geben, weil die Menschen ihn nöthig haben. So auch Fräulein v<on> M<eysenbug>, es wäre das Leben nicht auszuhalten, wenn alles nur eine letzte physische Bedeutung hätte. In Wahrheit ist es umgekehrt:

weil man an Gott oder an die ethische Bedeutung des Daseins gewöhnt ist zu glauben, vermeint man, „der Mensch“ habe sie nöthig, es sei sonst nicht zu leben möglich. — Übrigens ergäben sich daraus höchstens „nothwendige Vorstellungen“ — nicht wäre ein Gott oder die ethische Bedeutung des Daseins damit nöthig.

[«]

4[58]

Unter den contemplativen Naturen haben 1) die religiösen am stärksten gewirkt, den praktischen Menschen das Leben schwer zu machen 2) die Künstler sind gewöhnlich unerträglich als Personen, und dies ist vom Gewinn ihrer Werke abzuziehen 3) die Philosophen waren etwas von beider Art und noch dazu gemischt das Dialektische, wodurch sie langweilig wurden für die Praktiker 4) die Denker — — —

[«]

4[59]

Luther ließ seine Wuth gegen die vita contemplativa aus, nachdem ihm das Mönchsleben mißrathen war und er sich zum Heiligen unfähig fühlte, rachsüchtig und rechthaberisch, wie er war, trat er auf die Seite der vita practica, der Ackerbauer und Schmiede.

[«]

4[60]

Ich glaube daß viele von uns, wenn sie mit ihren enthaltsamen mäßigen Sitten ihrer Sanftmuth ihrem Sinn fürs Rechte in die Halbbarbarei des 6. — 10. Jahrhunderts versetzt würden, als Heilige verehrt würden.

[«]

4[61]

Ach die tiefe Erniedrigung, die mich ergreift, wenn ich die Badegesellschaft sprechen höre, oder in einen Speisesaal junger Männer trete, oder eine Zeitung in die Hand nehme.

[«]

4[62]

Nehmen wir an, daß ein guter Arzt unter Wilde käme, und ließe sich das Zauberer-Wesen gefallen, um wie viel wäre er allen Zauberern überlegen! Ebenso jeder gute Historiker jetzt jedem Propheten!

[«]

4[63]

Zwecke sind meistens ungewollte, aber sehr erwünschte Ergebnisse, mit denen wir nachträglich unsere Handlungsweise vor der Vernunft rechtfertigen.

[«]

4[64]

Etwas, das seit langem besteht, nicht zu Grunde gehen lassen — eine vorsichtige Praxis, weil alles Wachsthum so langsam ist und selbst der Boden so selten günstig zum Pflanzen. Die bestehenden Kräfte umbiegen zu anderen Wirkungen!

[«]

4[65]

Theatralische Musik (— nicht „dramatische Musik“) richtet den Geschmack an der Musik zu Grunde, wie das Theater selber die Freude an der Poesie beeinträchtigt (es fehlt Einsamkeit Natur, wirkliches Leben um uns, es ist ein Luxus und eine Versammlung der Müssiggänger) stimmungslos.

[«]

4[66]

Der gemischte unreine Charakter der Künstler: ehrgeizig und rücksichtslos, in wüthender Rivalität gegen alles, was Ansehen hat, ja selber gegen alles, was tüchtig und achtungswerth ist, und in den Mitteln ohne Bedenken, verleumderisch tückisch — ganz Napoleon, aber man fühlt sich bei ihm in ehrlicher Luft, weil er weiß, was er will und sich nichts über sich vormacht. Die Spekulation auf die Massen, auf die Enthusiasten jeder Art, diese Furcht vor dem Geiste und der moralist<ischen> Wissenschaft (Napoleon litt nicht daß von de Tracy und Cabanis in irgendeinem Sinne geredet wurde) — alles, was die Instinkte der besten Anhänger, der Fanatiker verletzen würde, wird herausgewittert und verunglimpft, als Gegenstand des Hasses selbst im Motiv der Kunst noch gebrandmarkt, und umgekehrt: der Fanatismus die todwüthende Liebe durch die Kunst gepredigt. Im eignen Leben völlig bequem, bekennt man sich zu den extremsten fanatischen Tugenden (wie Keuschheit Heiligkeit unbedingte Treue) — so wird alles eine Schule des Fanatismus, Kunst, Ansichten, Anhänger.

[«]

4[67]

Alle Moralen und Gesetze gehen darauf aus, Gewohnheiten anzupflanzen d.h. für sehr viele Handlungen die Frage nach dem Warum? aufzuheben, so daß sie instinktiv gethan werden. Dies ist auf die Dauer eine große Beeinträchtigung der Vernunft. Sodann ist „Handeln aus Gewohnheit“ ein Handeln aus Bequemlichkeit, auf den nächsten Impuls hin, zugleich eine Furcht vor dem Ungewöhnlichen, vor dem, was die Andern thun, eine Beeinträchtigung des Individuums. Eine Rasse mit starken Instinkten züchten — das will eine Moral.

[«]

4[68]

„Moralische Gefühle“ sagen die Deutschen, „moralische Urtheile“ die Engländer. „Mitleid“ gehört z.B. für St. Mill nicht unter die moralischen Phänomene, sondern unter die der „Liebenswürdigkeit“, es ist Sache der „Sympathie“; und die großen Stoiker haben sie sogar als unmoralisch bezeichnet. Für die Gefühle giebt es kein „du sollst“, sondern nur „ich muß“: aber was wird aus der Pflicht, wenn der Mensch sich sagt „dies muß ich thun, ob ich es soll oder nicht“ „ich kann nicht anders“. Dies bewundert der Deutsche z.B. an Luther: nicht, wie einer sich unter ein Gesetz zwingt, beugt, sondern wie einer trotz allem Gebot und Verbot sich selber treu ist, d.h. man bewundert in Deutschland das individuelle Handeln, wohl weil es dem furchtsamen und gehorsamen Deutschen so selten ist.

[«]

4[69]

Wenn ich sage: „diesen Menschen mag ich, mit ihm sympathisire ich“, so soll das nach Schopenhauer moralisch sein! Und wieder die Antipathie das Unmoralische — als ob nicht aus demselben Grunde einer für diesen sympathisch, für den anderen antipathisch empfände! So wäre der Moralische nothwendigerweise unmoralisch! — Vielmehr hat man Sympathie- und Antipathie-haben nie ins Moralische gerechnet, es ist eine Art Geschmack — und Schopenhauer will, daß wir den Geschmack für alles was lebt hätten? Das müßte ein sehr grober und roher gefräßiger Geschmack sein, der mit allem zufrieden ist!

[«]

4[70]

Wenn ein Idealist der Praxis nicht Skeptiker aus Instinkt ist, so wird er zum Narren der Eitelkeit und hält sich zuletzt für Gottessohn.

[«]

4[71]

Es ist ein Interesse des Menschen, das was er seinem Eigennutze abgerungen hat und dem allgemeinen Besten opfert, mit so hohen Worten wie möglich zu benennen; die, welche wenig opfern, bestehen am strengsten auf der moralischen Prachtrede. Wem es natürlich ist, der will, daß einfach davon gesprochen werde, womöglich etwas zu gering: so fällt es nicht in die Augen und kann still geübt werden. Die Besten haben ein Interesse an der Verkleinerung der moralischen Wortwerthe.

Andere haben die moralischen erhabenen Attitüden nöthig, jene Halbschauspieler, deren Werth in dem liegt, was sie bedeuten, nicht in dem, was sie sind.

[«]

4[72]

Wenn ein Mensch, dessen Leben voll von Ehebruch und Unzucht ist, die Keuschheit verherrlicht, so hat er allen Grund dazu: denn mit derselben wäre sein Leben viel würdiger gewesen; er kennt den Eros nicht anders als einen wilden unersättlichen wüsten Dämon. Aber für wen er etwas anderes ist (für einen Anacreon), für den wird auch die Keuschheit nichts so Verehrungswürdiges an sich sein.

[«]

4[73]

Wie die Natur nicht nach Zwecken verfährt, so sollte der Denker auch nicht nach Zwecken denken d.h. nichts suchen, nichts beweisen oder widerlegen wollen, aber so wie bei einem Musikstück zuhören: er trägt einen Eindruck davon, je wie viel oder wie wenig er gehört hat. Dieser Eindruck entsteht aus einer Vergleichung dessen, was man früher an Eindrücken von Musik gehabt hat, man muß diese Art Sprache verstehen; je feiner man sie versteht, desto größer ist Lust
und Unlust dabei. Der grobe Mensch genießt das Leben wie die Musik jeder Art, wesentlich als Genuß und Lust. — Die feinen Kunstfreuden sowie die feineren Erkenntnisse muß man theuer erkaufen d.h. zu oft durch Enttäuschung Unbehagen leiden. — Die Masse und die Häufigkeit des musikalischen Genusses nimmt mit der Verfeinerung des Geschmacks ab — ist dies ein Gegengrund gegen die Entwicklung der Musik und die Pflege derselben? Und ist es nicht in allem so, auch in der Erkenntniß? An was für Dingen hat ein Kind Erkenntnißfreuden? Und wie groß!

[«]

4[74]

Wir dürften nicht erstaunt sein, wenn einer lehrte, kein Mensch habe bis jetzt das Motiv seines Handelns gekannt, denn zwischen das wirkliche Motiv habe sich das angelernte Scheinmotiv gelegt, seit Menschenanbeginn. Wir sehen und hören so schlecht und sind so eingebildet dazu!

[«]

4[75]

Die vielen Kümmernisse und Ärger der gebildeten Stände, ja der sublimsten Geister —

[«]

4[76]

Als die höheren Triebe werden die bezeichnet, die im Gegensatz zu den verachteten stehen. Man verachtet aber, was keine Furcht einflößt, bei niedrigen Leuten zu haben ist usw. — Es sind ganz verschiedene Dinge zur höheren Menschlichkeit gerechnet worden, entgegengesetzte.

[«]

4[77]

Die Moral die zunächst gar nicht an's Glück der Individuen denkt, vielmehr dasselbe fürchtet und zu dämpfen sucht („Maaß" der Griechen) will etwas, das über die Zeit der Individuen hinausreicht, den Verband mehrerer Generationen und zwar vom Standpunkt der Gemeinde: das Individuum ist der Sündenbock für die Collektiva „Staat" Menschheit usw. „Nur als Ganzes können wir uns erhalten" das ist die Grundüberzeugung. So denken die alten Männer und die Fürsten, welche ihren Nachkommen die Gemeinde gesichert übergeben wollen. „Tugend" ist hier nicht etwas Auszeichnendes, sondern die verlangte Regel, welche kein Lob erntet (wie in militärischen Organisationen) Individuelle Auszeichnung ist überhaupt erst in Griechenland erfunden worden, in Asien gab es nur Fürsten und Gesetzgeber. Die Moral für Individuen trotz der Gemeinde und deren Satzung beginnt mit Sokrates.

[«]

4[78]

Wenn die Moral Tapferkeit Treue Enthaltsamkeit außer der Ehe vorschreibt, so denkt sie nicht an das Glück des Einzelnen als Zweck, an seine geistige und leibliche Gesundheit: vielmehr bringt sie diese dem allgemeinen Wohle zum Opfer. Für die Moral besitzt die geringere Menschlichkeit einer Masse einen Werth, den sie mit der höheren Menschlichkeit Einzelner zu bezahlen kein Bedenken trägt: ebenso in Betreff der Gesundheit, des Glücks. Dabei geht sie von sehr unwissenschaftlichen Voraussetzungen über die Mittel aus, wodurch eine Masse Glück Gesundheit Fortbestand erlangt: sie irrt sich oft genug. Die Änderungen der Moral sind Beweise, daß man sich geirrt hat und es fühlt.

[«]

4[79]

Alle bisherigen Moralen gehen von dem Vorurtheil aus, daß man wüßte, wozu der Mensch da sei: also sein Ideal kenne. Jetzt weiß man, daß es viele Ideale giebt: die Consequenz ist der Individualismus des Ideals, die Leugnung einer allgemeinen Moral.

[«]

4[80]

Viele Menschen sind nur eines sehr geringen Glücks fähig: es ist kein Einwand gegen eine Moral, daß sie diesen nicht mehr Glück geben könne, so wenig es Einwand gegen die Heilkunst ist, daß manche Menschen nicht zu kuriren oder ewig kränklich sind. — Es ist die Lebensauffassung zu wählen, bei der wir unser höchstes Maaß an Glück erreichen: das immer noch sehr klein sein kann.

[«]

4[81]

Wodurch haben sich die adlichen Geschlechter so gut erhalten, zu allen Zeiten? Dadurch daß der junge Mann in der Ehe nicht vor allem Geschlechtsbefriedigungen suchte, und in Folge dessen sich hierin berathen ließ und nicht von der amour-passion oder amour-physique sich fortreißen ließ, unpassende Ehen zu schließen. Erstens waren es in Sachen der Liebe erfahrene junge Männer, welche sich verheiratheten: und dann hatten sie an Repräsentation usw. zu denken, kurz mehr an ihr Geschlecht als an sich zu denken. Ich bin dafür, moralische Aristokratien wieder zu züchten und außerhalb der Ehe etwas Freiheit zu geben.

[«]

4[82]

Es giebt keine Handlung noch Denkweise, die an sich sittlich wären, ohne Rücksicht auf das, was in einem Land und Volk als Sitte gilt. Wohl wäre es möglich daß ein Philosoph die Menschen eines Landes überredet, es anders zu empfinden: also an das „An sich Sittliche“ zu glauben. Damit ist dann diese Denkweise (der Glaube an das Sittliche) zur Sitte geworden: d.h. ein Irrthum gilt hier als sittliches Gebot.

[«]

4[83]

List Betrug Wortbruch Mord Grausamkeit, in Hinsicht auf die Feinde der Gemeinde — gilt als tugendhaft: ein häufiges Behandeln der Feinde als auszeichnend und ruhmgebend.

[«]

4[84]

Bei der Annahme einer ewigen Existenz des Individuums ist der Individualismus extrem, er kennt keine Rücksicht auf bestehende Gemeinwesen, es ist jede Rücksicht unsinnig im Verhältniß zu einer Ewigkeit: kein Compromiß, keine Milde, nicht eine Linie breit ist nachzugeben, wenn es sich darum handelt. Hier ist der Fanatismus des Individuums auf seiner Höhe: dagegen wir mit unseren 70 Jahren dürfen milder sein. Was liegt zuletzt daran ob einer 70 Jahre leidet!

[«]

4[85]

Ein Ideal aufstellen, voranstellen, als Einleitung? Ungestört in ewiger Ruhe, durch sein Vorbild, nicht durch aktives Eingreifen wirken, sich sichtbar werden lassen, nicht lang leben wollen, sondern individuell, durch keine Tugend sich auszeichnen, in keiner Sitte heimisch, ohne Vaterland, leicht angeknüpft an die Bedürfnisse, nicht nörgelnd und verunglimpfend, aber tapfer allerwegen, im Erkennen Anerkennen, und daher versöhnend in der That, ohne Absicht, den großen Worten und dem sittlichen Richten abgeneigt, nicht böse sein über die, welchen manche dieser Einsichten zu häßlich sind und deshalb nicht mit uns weitergehen wollen — vielleicht sind sie feinere Naturen, und Tapferkeit ist keine Tugend, sondern Sache des Temperaments —

[«]

4[86]

Die Historie ist als reaktionäre Macht nach der Revolution aufgetreten (s. St. Mill über Coleridge). Und jetzt? —

[«]

4[87]

Die Naturen welche sich am kräftigsten gegen die Moral gesträubt haben (wohl die Individuen!) müssen noch ihre Ehre haben. Bis jetzt sieht man den Fortschritt nur auf der anderen Seite.

[«]

4[88]

Diese Betrachtung ist nicht für — geschrieben. Herzliches und feines Theilnehmen an den menschlichen Dingen, ohne aufdringlich durch Rathgeben zu werden.

[«]

4[89]

Jene Wirkung der „Erlösung“ übte eine Einbildung: genug daß eine Vorstellung im Stande ist, dem Menschen den Sieg über sein anhängendes unvermeidliches Wesen zu geben und ihn triumphiren zu lassen.

[«]

4[90]

Man könnte die Menschen darnach abschätzen, wie hoch das Glück eines Jeden ist, das ihm überhaupt möglich ist: wiederum, wie viel Glück er mitzutheilen vermag, wie viel Unbehagen und Unglück usw.

[«]

4[91]

Beschäftigt wollen die Menschen noch mehr als glücklich sein. Also ist jeder, der sie beschäftigt, ein Wohlthäter. Die Flucht vor der Langeweile! Im Orient findet sich die Weisheit mit der Langeweile ab, das Kunststück, das den Europäern so schwer ist, daß sie die Weisheit als unmöglich verdächtigen.

[«]

4[92]

Die Wirkung der Musik auf hysterische Personen männlichen und weiblichen Geschlechts kann ungeheuer sein und ganz unabhängig vom Verdienst des Componisten. Elementarische Wirkungen treten häufig bei Wagn<erischer> Musik auf. Die Grenzen der reinen Elemente der M<usik> sind noch nicht erkannt (Bergluft Schönheit

[«]

4[93]

Das Gewissen, insofern es wesentlich unlustvolle Empfindungen erzeugt hat, gehört unter die Krankheiten der Menschheit.

[«]

4[94]

Man beachte wie z.B. ein plötzlicher Regenguß auf verschiedene Personen wirkt: jeder legt das Ereigniß nach Stimmung und Temperament aus. Unsere Schmerzempfindungen scheinen nur Schwächen des Organism zu sein: dieselben Reize führen zur Lust. Es giebt nichts an sich Unglückliches.

[«]

4[95]

„Das Auge kann nie durch das Sehen hervorgerufen worden sein“ Semper. NB. „Nie wird eine Farbe durch Zuchtwahl oder Anpassung hervorgebracht, sondern immer nur eine Färbung, Anordnung der Farben“ Semper

[«]

4[96]

Es herrscht immer noch die Neigung alle hochgeschätzten Dinge und Zustände auf eine noch höhere Ursache zurückzuführen: so daß diese Welt hoher Dinge gleichsam ein Abglanz einer noch höheren sei. Es scheint also die Verminderung einer Eigenschaft den Menschen natürlicher als eine Steigerung: „das Vollkommene kann nicht werden, sondern nur vergehen“ ist eine uralte Hypothese. Erinnerung an eine frühere bessere Welt (Präexistenz) oder Paradies im Anfange oder Gott als Ursache der Dinge — alles setzt die gleiche Hypothese voraus. „Der werdende Gott“ ist der mythologische Ausdruck für die wahren Vorgänge.

[«]

4[97]

„Gehirn im Fuße“, Mollusken theilweise: Ohr im Schwanze, Crustaceen

[«]

4[98]

Die Entsinnlichung in der Moral und das Lob der Heiligkeit ist ein niedrigerer Grad als die hellenische Forderung der Mäßigkeit. Orientalische Wüstheit weiß sich nicht anders zu helfen. Die Verneinung der Welt ist die Consequenz des Dünkels solcher Naturen. — Statt zu herrschen, lieber vernichten, so daß es nichts mehr zu beherrschen giebt: Mittel der äußersten Gefahr.

[«]

4[99]

Es ist vollkommen falsch, daß die großen Geister wesentlich gleich über das Dasein und den Menschen geurtheilt hätten: diese Gleichheit nachzuweisen geht <man> vom Glauben aus, daß die Genie's dem Wesen der Welt näher stünden und insofern auch richtiger d.h. gleichmäßiger sagen müßten, was sie sei. Aber die Genie's haben individuelle Ansichten gehabt — und sich in die Dinge hineingetragen: weshalb sie sich tief widersprechen und immer alle andern vernichten zu müssen glauben.

[«]

4[100]

Es giebt so viele Moralen jetzt: der Einzelne wählt unwillkürlich die, welche ihm am nützlichsten ist (er hat nämlich Furcht vor sich selber) d.h. er muß den Irrthum umarmen, im Grade darnach, daß er ein gefährliches Thier ist. Ehemals wo die Leute Einer Rasse gleich waren, genügte auch Eine Moral.

Jetzt sind die Menschen sich sehr ungleich! Es giebt mehr Individuen als je, man lasse sich nicht täuschen! Nur so malerisch und grob sichtbar sind sie nicht, wie früher.

[«]

4[101]

Da es mehr als je individuelle Maßstäbe giebt, so ist wohl auch die Ungerechtigkeit größer als je. — Der historische Sinn eine moral<ische> Gegenkraft. Das Wehethun durch Urtheile ist jetzt die größte Bestialität, die noch existirt. Es giebt keine allgemeine Moral mehr, wenigstens wird sie immer schwächer, ebenso der Glaube daran unter den Denkern.

Es giebt genug Menschen, welche ohne Moral leben, weil sie dieselbe nicht mehr nöthig haben (wie solche die ohne Arzt Medizin peinliche Prozeduren leben, weil sie gesund sind und entsprechende Gewohnheiten haben)

Moralisch bewußt leben — setzt Fehlerhaftigkeit voraus und deren Druck und Folgen d.h. wir haben unsere Existenzbedingungen noch nicht gefunden und suchen sie noch.

Für das Individuum, soweit es kein Denker ist, hat Moral ein begrenztes Interesse: so lange es ihm nicht wohl, nicht regelmäßig zu Muthe ist, denkt er nach den Ursachen und sucht moralische, da andere ihm als Schlechtgelehrten unbekannt sind. Die Fehler seiner Constitution seines Charakters in die Moralität sich schieben, an seiner Krankheit schuld sein wollen — ist
moralisch!

[«]

4[102]

Wenn einer seine Sitten festgestellt hat, mit denen er seine Umgebung erträgt und die Umgebung ihn erträgt, so ist er sittlich. So lange er schwankt und niemand sich auf ihn verlassen kann, ist er es noch nicht. Der „Sittliche“ wird „berechenbar“ z.B. als Parteimann: daher viel Haß gegen den Unsittlichen.

[«]

4[103]

Der Trost Luthers als die Sache nicht vorwärtsgieng, „Untergang der Welt“. Die Nihilisten hatten Schopenhauer als Philosophen. Alle die extrem Aktiven wollen die Welt in Stücke gehen lassen, wenn sie ihren Willen als unmöglich erkennen (Wotan)

[«]

4[104]

Wir haben nur gegen uns selber wahr zu sein: gegen Andere es zu sein ist Aufopferung, und nur in dem Falle, daß dazu der natürliche Hang in uns ist, ist auch die Wahrheit gegen Andere ein Gebot der Natur, das befriedigt werden will. — Gegen uns selber ist es Selbsterhaltung z.B. unsere physischen Kräfte müssen wir uns richtig vorstellen. Uns im Geistigen einen Sprung zumuthen, zu dem unsere Beine nicht reichen, ebenso im Moralischen ist Anlaß zu Beinbrüchen und den schwersten Schmerzen; unsere Moralität hat das Maaß ihrer Idealität an dem Maaße der uns möglichen Kraft, vorausgesetzt daß wir diese steigern können. Alles Wachsthum muß allmählich, nicht sprungweise geschehen. — Wie viel Elend ist in der Welt, dadurch daß man an sich den Maaßstab einer unmöglichen Moralität legt! Man schämt sich doch nicht, wenn man nicht wie ein Läufer zu laufen vermag: aber in moralischen Dingen sind wir so kindisch, das Fehlen der natürlichen Bedingungen sich zur Schuld und Schande anzurechnen! Als ob wir unser Werk wären! Dies ist auch wirklich die Hypothese, auf der jenes Schamgefühl wuchs.

[«]

4[105]

Die höheren Menschen unterscheiden sich von den niederen wie die höheren Thiere von den niederen, durch die Complicirtheit ihrer Organe und Menge derselben. Sich nach Einfachheit sehnen — d.h. es leichter haben wollen!

Jetzt wird immer noch, namentlich von Künstlern, der Halbbarbar verherrlicht: Kraft Gefühl Unwissenheit natürliche Gebärde und Instinkte — dies ist der malerische Standpunkt „diese Gattung nimmt sich gut aus“ — jetzt ist die Gefahr der Erkrankung und partiellen Verkümmerung so vieler Organe groß.

[«]

4[106]

Jetzt gefällt es, sich hetzen zu lassen und zu hetzen: selbst Künstler wählen den Geist der Unzufriedenheit als die Muse, welche sie begeistert. Sieht man sie dann in ihren Erholungen, so sind sie ganz leer, sie haben keine Kraft daran zu verschwenden und ziehen das Fadeste vor (selbst bedeutende Gelehrte). Es wäre sehr unbillig, darnach die Zeit zu beurtheilen: sie giebt im Vergnügen und der

Erholung nicht sich ganz, geschweige denn ihren besten Theil zu erkennen. So sei man tolerant gegen ihre Kunst, und bedaure die höheren Künstler, denen die Zeit nicht entspricht, wahrlich nicht, weil sie ihrer unwürdig wäre! Das beurtheilt man als Jüngling falsch.

[«]

4[107]

Die Moralisten nahmen die vom Volke verehrte Moral als heilig und wahr und suchten sie nur zu systematisiren, d.h. sie hiengen ihr das Kleid der Wissenschaft um. Den Ursprung zu untersuchen hat kein Moralist gewagt: der rührte an Gott und dessen Boten! Man nahm an, daß die Moral im Munde des Volks entstellt lebe, daß es ihrer „Reinigung“ bedürfe. —

[«]

4[108]

Man ehrt die welche im Denken den Bann der Sitte durchbrachen. Aber die welche es durch die That thaten, verunglimpft man und schiebt ihnen schlimme Motive unter. Dies ist unbillig, mindestens sollte man den Freidenkern dieselben schlimmen Motive unterschieben. — Daß in Verbrechen sehr viel Muth und Originalität des Geistes, Unabhängigkeit bewiesen werden könne, wird verhehlt. Der „Tyrann“ ist vielfach ein freier tapferer Geist, sein Wesen nicht schlechter als das der Furchtsamen, oft besser, weil ehrlicher. Man beantwortet jetzt allgemein die Frage ob die russischen Nihilisten unmoralischer seien als die russischen Beamten zu Gunsten der Nihilisten. — Es sind zahllose Sitten den Angriffen der Freidenker und Freithäter zum Opfer gefallen: unsere jetzige individuelle Denkweise ist das Resultat von lauter Verbrechen gegen die Sittlichkeit. Jeder der das Bestehende angriff, galt als „schlechter Mensch“; die Geschichte handelt nur von diesen schlechten Menschen!

[«]

4[109]

Die Freithäter sind im Nachtheil gegen die Freidenker, weil ihre egoistischen Motive sichtbarer werden als die jener. Aber jene fanden die Befriedigung ihrer egoistischen Motive oft schon im Aussprechen des Verbotenen: so ist das Unmoralische harmloser, und deshalb beschimpft man es nicht. In Hinsicht auf die Quelle ist alles Eins: Napoleon und Christus.

[«]

4[110]

Die Griechen litten nach Aristoteles öfter an einem Übermaaß von Mitleid: daher die nothwendige Entladung durch die Tragödie. Wir sehen, wie verdächtig diese Neigung ihnen vorkam. Sie ist staatsgefährlich, nimmt die nöthige Härte und Straffheit, macht, daß Heroen sich gebärden wie heulende Weiber usw. — In jetziger Zeit will man das Mitleid durch die Tragödie stärken — wohl bekomm's! Aber man merkt nichts davon, daß es da ist, vorher und nachher.

[«]

4[111]

Entweder man gehorcht als Sklave und Schwacher, oder man befiehlt
mit: letzteres der Ausweg aller stolzen Naturen, welche jede Pflicht sich auslegen als Gesetz, das sie sich und den Anderen auferlegen: ob es gleich von außen her ihnen auferlegt wird. Dies ist die große Vornehmthuerei in der Moralität — „ich soll, was ich will“ ist die Formel.

[«]

4[112]

Seit Rousseau hat man die Unmittelbarkeit des Gefühls verherrlicht, sich jemandem an die Brust werfen, seinen Zorn wie seinen Speichel auswerfen usw. Sonderbar, daß alle großen Weisen der Moral das gerade Gegentheil verlangt haben! Zurückhaltung des Gefühls — und daher die Würde im Benehmen des sittlichen Menschen. Es giebt reizende vollkommene Seelen, denen es wohl ansteht, weil sie kein Übermaaß in sich haben: aber das Gesetz nach einem

Mozart machen, heißt doch — — —; wir sind keine Singvögelchen. Auch gute und respektable Gefühle, maaßlos und unmittelbar geäußert, erregen Widerwillen gegen sich: so hat wohl jeder einmal das Mitleiden, das sich nicht in Schranken hält, zu allen Teufeln gewünscht.

[«]

4[113]

Ist es nöthig, die sittlichen Worte beizubehalten? Was haben die Ausdrücke der Alchymie in der Chemie zu suchen?

[«]

4[114]

1) Vorurtheil: die Folgen die man einer geheiligten moralischen Vorschrift nachrühmt, würden auch die Folgen anderer Vorschriften sein: aber man meint, diese Eine allein habe das Privilegium 2) die Folgen sind that<sächlich> gar nicht die Folgen sondern nur ein häufiges post hoc 3) die Folgen sind in Wahrheit die Folgen einer Begleiterscheinung die man übersieht usw.

[«]

4[115]

Da jedes Ding bei längerem Bestehen etwas Würde haben will, so sehen wir auch die Wagnerische Kunst nach allem greifen, was im Stande ist, Würde zu verleihen, Christenthum, Fürsten- und Adelsgunst usw., gar zu gern möchte sie einen Heiligenschein, aber wo sind die Mächte, welche solche zu vergeben hätten!

[«]

4[116]

Dinge, die man dauernd lieb haben will, muß man ein wenig unter ihrem wahren Werthe ansetzen: man darf nie ganz wissen, was sie sind. Wehe dem, der übertreibt! Er verliert jedes Kleinod: falls er nämlich aus der Stimmung der Übertreibung in ihren Gegensatz geräth.

[«]

4[117]

Im Sittlichen muß man nicht an seine äußersten Grenzen gehen: sonst geräth man in den Ekel am Sittlichen.

[«]

4[118]

Kenntniß seiner Kräfte, Gesetz ihrer Ordnung und Auslösung, die Vertheilung derselben, ohne die einen zu sehr, die andern zu wenig zu gebrauchen, das Zeichen der Unlust als unfehlbarer Wink daß ein Fehler, ein Exceß usw. begangen ist — alles in Hinsicht auf ein Ziel: wie schwer ist diese individuelle Wissenschaft! Und in Ermangelung derselben greift man nach dem Volksaberglauben der Moral: weil hier die Recepte schon präparirt sind. Aber man sehe auf den Erfolg — wir sind das Opfer dieser abergläubischen Medizin; das Individuum nicht, sondern die Gemeinde sollte durch ihre Recepte erhalten bleiben!

[«]

4[119]

Was die Werthschätzungen ursprünglicher Völker ausmacht, läßt sich durch keine Phantasie errathen, man muß es erfahren. Bestimmte Gebräuche und der damit verbundene Gedankenkreis sind nicht zu construiren; wenn man von den „natürlichen“ Bedürfnissen und Begehrungen der Menschen redet, so denkt man sich die Sache zu einfach: die intellektuellen Bedürfnisse z.B. sind höchst absonderlich befriedigt worden.

[«]

4[120]

Oft kommen 2 Menschen zusammen, deren Sittlichkeit so schlecht zusammen paßt, daß der eine da ein vacuum hat, wo der andere seine Kraft und Tugend fühlt; sie nennen sich gegenseitig „unsittlich“.

[«]

4[121]

Das, was über die Nothdurft hinausgeht,
höher zu achten, das Entbehrlichere, den Putz usw. ein uralter Trieb: eine gewisse Verachtung gegen das, was den Organismus und das Leben constituirt.
Καλόν Griechen, honestum Römer — sehr sonderbar! das Außerordentliche? Die Moral wollte den menschlichen Handlungen eine Bedeutung geben, einen Putz, einen fremden Reiz, ebenso alle Beziehungen zur Gottheit — ein
intellektueller Trieb äußert sich so, das Leben soll interessant aufgefaßt werden, und ehe man die Wissenschaft hatte, welche gerade alles was zur Nothdurft gehört, im höchsten Maaße interessant machte, glaubte man sich über die Nothdurft erheben zu müssen, um den Menschen interessant zu finden. Deshalb die Annahme geheimnißvoller dämonischer Gewalten in ihm usw. (Namentlich wo die Befriedigung der natürlichen Triebe leicht ist, bei großer Fruchtbarkeit des Bodens usw. trat schnell Geringschätzung gegen das „Natürliche“ ein)

[«]

4[122]

Das Regelmäßige in der Natur, das ist das Berechenbare, dem kann man sich fügen, so daß es unschädlich oder gar nützlich verläuft: so hat man überall wo Regel waltet, an gute wohlthätige Mächte geglaubt (durch eine Verwechslung). Das Böse, das ist das Unberechenbare z.B. der Blitz. Der Mensch ist berechenbar auf Grund der Moral, insofern gut, das fremde Volk unberechenbar, also böse, fremde Sitten werden als böse betrachtet. Die

Übertragung dessen, was uns gut ist, auf das Objekt, das nun gut genannt wird —

[«]

4[123]

Das Gefühl der Sympathie könnte aus dem Gegensatz entstanden sein: die Furcht und die Antipathie gegen das Fremde Andere ist das Natürliche. Nun tritt der Fall ein, wo dies Gefühl schweigt, keine Furcht: wir beginnen dies Ding zu behandeln, wie uns selber.

[«]

4[124]

Der Mensch ist nicht der Erbe aller sympathischen Empfindungen der Thierwelt.

[«]

4[125]

Wenn die Geschlechter sich suchen und locken, entsteht ein Gegensatz von Antipathie: hier ist die Heimat der Moral als sympathischer Regungen. „Mit einander ein Vergnügen haben“ — nach einander verlangen, nicht um sich zu fressen. — Die Moralität als sympathisches Verhalten der Thiere steht im Verhältniß zum Grade ihrer Sinnlichkeit. — Unter Menschen auch? Die Religionen welche Mitleid und Liebe am höchsten geachtet haben, sind unter sehr sinnlichen Völkern entstanden, was sich schon dadurch beweist, daß sie in Bezug auf Sinnlichkeit das asketische Ideal aufstellten: ein Beweis, daß sie sich in dieser Hinsicht maaßlos und ungebändigt fühlten (Inder und Juden)

[«]

4[126]

Die Novelle wirkt stärker als das aufgeführte Schauspiel, weil sie sich der Historie gleichstellt; während das Schauspiel die Illusion fortwährend zerstört; gesetzt ein Schauspieler bringt sie hervor, dann zerstört sie ein anderer, und jedenfalls das Theater und die Menschen um uns. Wie matt, wie wenig überzeugend ist Mozarts Don Juan gegen Mérimées Don Juan! Dann sind wir beim Erzählenhören viel thätiger als beim Anschauen, letzteres erzeugt den Hang zu kritisiren viel öfter. Die Musik wirkt, als fortwährende Begleitung, unter allen Umständen abziehend und störend, auch die beste Musik langweilt zu oft.

[«]

4[127]

Sympathie für jemand, d.h. <ihn> nicht fürchten und Freude von ihm erwarten. Und das soll unegoistisch sein!

[«]

4[128]

Zu verstehen, wie es einem Anderen (oder einem Thiere) zu Muthe ist, ist etwas anderes als mitempfinden, das Wissen des Arztes z.B. und das der Mutter des kranken Kindes — aber die Voraussetzung? Es ist durchaus nicht ein Nachbilden dieses bestimmten Leidengefühls, sondern ein Leiden darüber, daß jemand leidet. Dagegen bezieht sich das Wissen auf die bestimmte Art des Schmerzes. „Seinen Schmerz ihm nachfühlen“ weil man ähnliches erlebt hat ist von der Art des ärztlichen Wissens um den Schmerz — ist nicht das eigentliche Mitleid, das generell mit dem Leide einer Person leidet, nicht mit dem bestimmten Leide. Das Gefühl, jemand leidet, den wir lieben der in unserer Pflege oder Macht steht, ist ganz persönlich, gewöhnlich mit dem Ärger über unsere Ohnmacht verknüpft (beim Mitleid kann die Fähigkeit, sich die Art des Leidens vorzustellen, sehr gering sein).

[«]

4[129]

Aus Mitleid die Freunde schonen gilt als Schwäche und ist der Gegensatz der Tugend, welche Strenge gegen sich gebietet, wo es gemeinnützige Maaßregeln gilt.

[«]

4[130]

In Indien ist das Höchste Contemplation, das Zweite Leben nach den Vorschriften der Kaste —

[«]

4[131]

Die Leidenschaften sind „falsche Urtheile“ nach den Stoikern.

[«]

4[132]

Das erste Christenthum schätzte am höchsten die Eigenschaften, die zur Mission befähigten, um vor dem nahen Ende die Lehre bis an die Grenzen der Erde zu tragen (Ehelosigkeit und Verlassen der Güter) — Weltflucht hieß das griechisch-römische Leben nicht mitmachen, da dies durch und durch auf heidnischer Cultur ruhte. Neuplatonische Grundannahme, daß wir für ein höheres Leben zu leben hätten, die Erde erschien zu niedrig, ingleichen die Cultur. Dieser naive Stolz! „Entrückt- und Erhobensein von der Erde, Berühren des höchsten Weltgrundes im Gefühle“ — eine Art platonischer Erkenntniß — alles Täuschung. Die neuplatonische Ansicht verschmolz mit dem Christenthum, es sind die religiosi, die höheren Menschen. Die Reformation verwarf diese Höheren und leugnete die Erfüllung des sittlichen religiösen Ideals, sie hatte gegen die vita contemplativa viel Bosheit und Widerspruch.

[«]

4[133]

In der Moral fordert man die strengste Theorie von Jedermann.

[«]

4[134]

Dem theoretischen Leben ist die Oberflächlichkeit zu eigen: das praktische ist gründlich und führt immer durch alle nöthigen Mittel zum Ziele oder anders wird das Ziel verfehlt. Dagegen erreicht der Denker oft vermeintlich sein Ziel, und bemerkt die fehlerhaften Wege und Sprünge nicht als solche: er hat zu oft und zu leicht das Gefühl des Gelingens.

[«]

4[135]

Die Keuschheit ist nur für das Alter der Halbjünglinge und Mädchen eine Tugend: an sich eine Perversität, weil es die Gattung vernichten würde. Als individuelle Maßregel im Interesse der Anderen eine Ausnahme: wo nämlich nur die völlige Entsagung den M<enschen> retten kann.

[«]

4[136]

Die Menschheit wird sich in einem Jahrhundert vielleicht schon viel mehr Kraft durch Beherrschung der Natur erworben haben als sie verbrauchen kann und dann wird etwas von Luxushaftem unter die Menschen kommen, von dem wir uns jetzt keine Vorstellung machen können. Gesetzt, der Idealismus der Menschen in ihren Zielen bliebe nicht stehen, so könnten dann großartige Unternehmungen gemacht werden, wie wir sie jetzt noch nicht träumen. Allein die Luftschifffahrt wirft alle unsere Culturbegriffe über den Haufen. Statt Kunstwerke zu schaffen wird man die Natur in großem Maaße verschönern in ein paar Jahrhunderte Arbeit, um z.B. die Alpen aus ihren Ansätzen und Motiven der Schönheit zur Vollkommenheit zu erheben. Dann wird alle frühere Litteratur etwas nach der Enge kleiner Städte riechen. Ein Zeitalter der Architektur kommt, wo man wieder für Ewigkeiten wie die Römer baut. Man wird die zurückgebliebenen Völkerschaften Asiens Afrikas usw. als Arbeiter verwenden, die Bevölkerungen des Erdbodens werden anfangen sich zu mischen. Wenn man an die Vergangenheit denkt, wird man an den düsteren Trübsinn und die träge Beschaulichkeit derselben denken: Feuer und Überschuß an Kraft Folge der gesunden Art zu leben. Um eine solche Zukunft vorzubereiten, müssen wir die Trübsinnigen Griesgrämigen Nörgler Pessimisten separiren und zum Aussterben bringen. Die Politik so geordnet, daß mäßige Intellekte ihr genügen und nicht Jedermann jeden Tag drum zu wissen braucht. Ebenso die wirthschaftlichen Verhältnisse ohne die Gier ob leben und sterben. Zeitalter der Feste.

[«]

4[137]

Ich halte es für möglich, daß ein mit Thatsachen reichlich angefüllter und logisch meisterlicher Geist in einer ungeheuren Aufregung des Intellekts eine unerhörte Masse von Schlüssen hintereinander macht und so zu Resultaten kommt welche ganze Generationen von Forschern erst einholen: ein Phantasiren ist es auch — er wird es büßen müssen.

[«]

4[138]

Bei unsern jetzigen induktiven Forschern ist der Scharfsinn und die Vorsicht geist- und erfindungsreicher (auch phantasievoller) als bei den eigentlichen Philosophen.

[«]

4[139]

Vorurtheil, daß man, um selbständig zu urtheilen einen hohen Rang, eine Macht repräsentiren müsse, daß die Niederen auch nicht frei im Gedanken sein dürfen. „Das will räsoniren, Ansichten haben usw. usw.“, — — — als man, nach seiner Meinung, zu lange über die Ansichten — — —

[«]

4[140]

Es haben doch zu viel Jammerseelen und Kopfhänger sich fortgepflanzt!

[«]

4[141]

Das Glück der Menschen welche sich befehlen lassen (zumal Militärs Beamte): keine völlige Verantwortung in Betreff der Richtung ihrer Thätigkeit, und ein Leichtsinn und Harmlosigkeit, Forderung der strengen Pflichterfüllung (welches der schönere Name für Gehorsam ist, dessen Würde). Auch kluge Christen haben diesen Leichtsinn. Die Wissenschaft entlastet ebenso (Unverantwortlichkeit)

[«]

4[142]

Nichts mit der Wirklichkeit zu thun haben wollen, die Wahre Wirklichkeit in entrückten Gefühlen zu tasten suchen, abweichend zu sein und ohne Verständniß für das Leben: dafür hatte die frühere „Wissenschaft“ ihre Formeln, es war ihr eine vernünftige Tendenz, weil sie an die Hinterwelt glaubte. Dem Dichter concedirt man es, wenn er schöne Narrheiten aus einer „möglichen“ Welt erzählt: sei es daß er selber unsere Welt verachtet, er zahlt für diese Geringschätzung mit seinen Werken. Aber wehe ihm, wenn er uns verführen wollte, uns „über die Welt zu erheben“ d.h. im Handeln zu schwärmen und die angenehme Lügnerei einer müssigen Stunde zur Richterin des Lebens zu machen! Darin sind wir jetzt streng.

[«]

4[143]

Sind nicht alle „erhabenen Gefühle“ jetzt verdächtig geworden, weil die falsche Schwärmerphilosophie sich so nah seit langer Zeit an sie gelegt hat, daß neben einem erhabenen Gefühl fast regelmäßig ein verdrehter Gedanke, ein überspannter Gesichtspunkt aufsteigt! Traurig. Die ästhetische Rücksicht findet noch dazu die phantastischen Gedanken reizvoller als die strengen und angepaßten, und alle Künste bestehen wie auf einem Dogma, daß die intellektuelle Verstiegenheit und die erhabenen Gefühle zusammen leben und sterben. Daß es Erhebung ohne Phantasterei giebt, bitte beweist es täglich und stündlich! Freunde!

[«]

4[144]

Geht man einem moralischen Gefühle nach, so entdeckt man, nach dem Gange desselben durch Nachahmung, endlich eine sehr starke Werthschätzung einer Sache oder Handlung, welche ihren Grund in einer Theorie hat. Also wenn Begriffe die Menschen überreden unterjochen und sie nach ihnen etwas messen: so entsteht als praktisches Resultat ein Begehren oder ein Verabscheuen. Dies wird dann direkt weiter gepflanzt, ohne die dazu gehörige Motivation und oft hinterher mit einer untergeschobenen neuen. Wo es moralische Gefühle giebt, da ist entweder ein Begriff ins Blut übergegangen oder ein Gefühl nachgeahmt.

[«]

4[145]

Alle halten das für moralisch, was ihren Stand aufrechterhält, die Mutter, was ihr Ansehen mehrt, der Politiker, was seiner Partei nützt, der Künstler, was seinem Kunstwerke zur Verewigung verhilft: und der Grad von Geist und Kenntnissen entscheidet, wie weit einer dies Interesse treibt, ob er die Reform der ganzen Welt, ja selbst den Untergang derselben für das sittliche Ziel erklärt, damit er so dem Interesse seines Standes usw. am höchsten nütze. Der Fürst, der Adlige haben Eine Moral mit dem Volksmann, aber ihre Mittel nennen sie gegenseitig unsittlich. „Die Sittlichkeit ist immer bei uns zu Hause“; es fragt sich, wie weit wir dies „bei uns“ ausdehnen.

[«]

4[146]

Blutschande Ehebruch Nothzucht erotische Besessenheit, nach denen nicht nur die französischen Dramatiker des romantischen Geschmacks, sondern auch die deutschen Operncomponisten griffen — Zeichen wovon? Diese Neigung zu mythischen Gräueln, woran auch die Griechen litten, ist jedenfalls ein schlechter Geschmack: schlimm genug, wenn die Philosophie dessen bedarf, um ihre Sätze glaubhaft zu machen.

[«]

4[147]

Wir begreifen nicht, was der andere will, ärgern uns und ihn: entsetzliches Elend in der Familie ist der Grund, und dabei sind es die guten Menschen, welche am meisten sich ärgern, weil sie, was sie nicht verstehen, sich fremd, also böse fühlen.

[«]

4[148]

Da die moralischen Urtheile und Gefühle sehr viel Elend gebracht haben, namentlich die Gewissensbisse, so ist zu fragen: ist dies durch ein größeres Gut aufgewogen? „Die Menschheit existirt durch sie“ zweifelhaft: die thierischen Gattungen existiren ohne sie. Viele Stämme haben gegen ihre Nachbarn wegen der moralischen Unterschiede solche Vernichtungswuth.

[«]

4[149]

In den Wissenschaften der speziellsten Art redet man am bestimmtesten: jeder Begriff ist genau umgrenzt. Am unsichersten wohl in der Moral, jeder empfindet bei jedem Worte etwas Anderes und je nach Stimmung, hier ist die Erziehung vernachlässigt, alle Worte haben einen Dunstkreis bald groß bald eng werdend.

[«]

4[150]

Ein Überdruß am Menschlichen, als ob es immer die alte Komödie sei, ist möglich, für ein erkennendes Wesen ist es eine furchtbare Beschränkung, immer als Mensch erkennen zu müssen, es kann einen intellektuellen Ekel vor dem Menschen geben.

[«]

4[151]

Sehr ehrgeizige Menschen, denen der Zugang zu einem Gebiete der Auszeichnung verschlossen ist z.B. der Feldherrnkunst der Astronomie der Medizin, rächen sich entweder, indem sie diese Dinge und ihre Vertreter geringschätzen und bespötteln oder — sie wähnen, es gäbe für sie einen besonderen „königlichen Weg“ um gleich zur Quintessenz zu kommen. Da bildet man sich hellseherische Kräfte eben ein.

[«]

4[152]

Jenes heiße brennende Gefühl der Verzückten „dies ist die Wahrheit“ dies mit Händen Greifen und mit Augen Sehen bei denen, über welche die Phantasie Herr geworden ist, das Tasten an der neuen anderen Welt — ist eine Krankheit des Intellekts, kein Weg der Erkenntniß.

[«]

4[153]

Erster Grundsatz: erfüllbare und nahe Ideale: also individuelle!

[«]

4[154]

„Ihr braucht nur Märtyrer zu sein, dann seid ihr eurer Sache gewiß!“ — so klang die Stimme der Verführung, mit der man über die Moralforderungen triumphirte. Ein Entschluß wie zum Zahnausziehen!

[«]

4[155]

Ohne leibliche Vollkommenheit — ist denn eine geistige oder sittliche möglich? — Welches Aufpassen beim kränklichen Zustande, wie nöthig das Durchsieben. Übrigens hat das Wieder-gesund-werden vielleicht zu viel vom Rausch der Gesundheit, als daß nicht auch seine Erkenntnisse etwas verdächtig sein sollten.

[«]

4[156]

Der Schiffbrüchige der das Land sieht und an Land zu sein sehr schätzen würde, aber nicht schwimmen kann — was nützt es ihm, an’s Land zu wollen? An unserem Willen liegt es nicht, wenn wir wenig erreichen, sondern an den Kräften oder dem Mangel an Übung: vor allem an Kenntniß unserer Kräfte: sonst würden wir vieles gar nicht wollen.

[«]

4[157]

Der Geist „der Mensch im Menschen“ Philo. (bei dem alles wahre Sein der Wirklichkeit entrückt ist und nur die mit pneumatischer Offenbarung Begnadeten daran Antheil haben)

[«]

4[158]

Die Juden haben das Irdische als das Schwache Vergängliche gegenüber dem Erhabenen im Himmel Thronenden empfunden — in „demüthigster Unterordnung“

Das rein geistige Sein ist eine griechische, nicht jüdische Erfindung. Aber die himmlische und die irdische Welt ist jüdisch.

Die Juden glauben nicht an unerfüllbare Ideale, die „himmlischen Tafeln“ (verwandt mit den platonischen Ideen) verwirklichen sich vollständig, die himmlische Weisheit erscheint adäquat im Gesetz. Anders Plato.

[«]

4[159]

Hellenistisch: für Offenbarung zugänglich durch Enthaltung an Fleisch und Wein. Solche Bedingungen braucht es beim Jüdischen nicht.

[«]

4[160]

Durch die Essener dringt Hellenistisches ein.

[«]

4[161]

Die leibliche Auferstehung ist jüdisches Dogma. Dem Todten bleibt Fleisch und Blut. Beides nimmt am seligen Leben Theil. Ein Märtyrer hofft seine herausgerissenen Eingeweide bei der Auferstehung wieder zu erhalten (2 Macc.)

[«]

4[162]

„Das Fleisch gelüstet wider den Geist πν<εῦμα>> und der Geist wider das Fleisch“ Paulus. „In meinem Fleische wohnt die Sünde“ und das Fleisch wirkt dann auf Geist und Herz, den inneren Menschen.

Die Verbindung von Tod und Sünde! Weil alle starben, müssen alle gesündigt haben.

[«]

4[163]

Nach Philo ist der erste Mensch in höchster Vollkommenheit, ganz weise: er fällt, indem er der geschlechtlichen Begierde nachgiebt, ganz freiwillig.

[«]

4[164]

Jüdisch und auch paulinisch: es giebt eine religiös anhaftende Schuld ohne Wissen und Wollen

ein Zuwiderhandeln gegen das Gesetz begründet Schuld, die zu büßen ist (die Bestimmungen über levitisch Reines und Unreines)

Nach Philo ist Sünde: die bewußte Hingebung des νοῦς an die böse Qualität des Körperlichen — das ist griechisch.

„Das Fleisch muß entfernt werden“ Paulus. Der Widerstand des inneren Menschen bloß mit Kenntniß des Gesetzes und Freude an demselben reicht nicht aus, völlig ohnmächtig. (Er hat also nicht gemeint, daß Wissen und Werthschätzung ausreichen zum effektiven Willen.)

Beweis für Paulus war die Erscheinung bei Damascus: der Lichtglanz Gottes auf dem Angesichte Jesu.

Er hat den sinnlichen sündigen Leib des Menschen angenommen; das menschliche Sündenfleisch. Es ist ἁμαρτία: es beherrscht vor dem Erscheinen des Gesetzes das πνεῦμα ἀν<θρώπου>, ohne dessen Wissen, nach dem Erscheinen des Gesetzes mit Wissen desselben und erzeugt die παράβασις. In Christo aber ein πνεῦμα Θεοῦ, der die ἁμαρτία in einem gefesselten Zustande hielt. Indem Gott die σάρξ Christi tödtete, vernichtete, hat er die ἁμαρτία zum Tode verurtheilt, vernichtet. Die Besiegung der σάρξ nicht durch das Erdenleben Christi sondern durch seinen Leibestod. — Durch die Taufe ist, was an Christo geschehen, am

Getauften mitgeschehen. Die Wirkung sofort. Wenn seine σάρξ gestorben ist, so ist er frei von Sünde. Die radikale Exstirpation der Sünde! Man ist eins geworden mit Christo, mit dem „lebenzeugenden Geiste“ — ergo unsterblich, und das Auferstehen wie Christus auferstanden ist.

Der Mensch, der vom πνεῦμα erfüllt ist, ist gerecht und heilig. Und Luther? Der Fleischesleib ist nicht fort — aber todt.

Der Umstand daß Paulus ermahnt, beweist, daß die σάρξ dem Untergange Preis gegeben ist. Das Absterben der σάρξ nicht zu unterbrechen.

Therapeuten, Essener, später die Ebioniten überlassen die Abtödtung der Sinnlichkeit dem Einzelnen.

Für die Spanne Zeit bis zur Parusie wird der Christ die σάρξ an sich haben.

Paulus kennt 1) keine Auferstehung des Fleisches 2) keine Auferstehung der Unerlösten.

[«]

4[165]

Da das Sünden- und Verworfenheitsgefühl eine Einbildung ist, so giebt es auch Gegenmittel, mit denen es aufgehoben werden kann. Das beständige Leben in einer Idee des Gegentheils, mit Gott eins geworden zu sein. Überhaupt jede starke missionirende todbereite martyrienhafte Existenz ist ein Mittel gegen moralische Desperation: d.h. Wiederherstellung eines ungeheuren Hochmuthes, der Sprung von der Tiefe in die Höhe. „Gerecht und heilig“ gar nicht oder mit Einem Schlage! An Stelle des Besserwerdens das Wunder der Vollkommenheit.

[«]

4[166]

Alle religiös produktiven Naturen haben Gesichte und Entzückungen gehabt. Das beweist gegen die Gesundheit des Religiösen.

[«]

4[167]

Die kosmische Stellung Jesu, der Erlöser der Natur. Sehnsucht nach Vollendung, oft ohne Ausdruck zu finden, Seufzer. Der Rest der Sarx wird ganz entfernt, wir werden „Söhne Gottes“ — bei der Auferstehung.

[«]

4[168]

Da die Moral eine Summe von Vorurtheilen ist, so kann sie durch ein Vorurtheil aufgehoben werden.

[«]

4[169]

Das Gefühl gänzlich gut geworden zu sein ist ebensosehr herstellbar als das, gänzlich verworfen zu sein. Es handelt sich um eine Ausdeutung, eine Anpassung.

[«]

4[170]

Der Fanatismus ein Mittel gegen den Ekel an sich. Was hat Paulus auf dem Gewissen? Die σάρξ hat ihn verleitet zu Unreinheit Bilderdienst und Zauberei (φαρμακεῖα) Feindschaft und Mord, Trunkenheit und Gelage (κῶμοι) Alles Mittel zum Gefühl der Macht.

[«]

4[171]

Wenn dem Gesetze durch Christi Tod genug gethan, kann man sich von ihm emancipirt fühlen. Das gottfeindliche Princip ist vernichtet, indem der Fleischesleib Christi untergeht: nicht nur ist eine Schuld abgetragen — sondern „die Schuld“ an sich aus der Welt verdrängt.

[«]

4[172]

In den vier Hauptbriefen Gedankenarbeit im Kampfe mit dem Judaismus.

[«]

4[173]

Wir würden jetzt die Neigung zu religiösen Verzückungen mit Abführmitteln behandeln.

[«]

4[174]

Wodurch wird im Menschen das Gefühl unbändiger Machterhöhung hervorgebracht? Bramanen: sich mächtige Götter vorstellen und sich Mittel ausdenken, sie in seine Gewalt zu bekommen und als Werkzeuge zu behandeln.

(oder: sich große Menschen in's Gigantische vergrößern und dieselben als Vorstufen für sich selber hinstellen.

[«]

4[175]

Das Gefühl der Macht? Die Askese als Mittel dazu (Vereinigung mit Gott, Verkehr mit Todten usw.) Das der-Welt-absterben ist schon Hochmuth.

[«]

4[176]

Das Gefühl der Macht, insofern man zu einem starken Häuptling Familie Gemeinde Staate gehört — fundamental für Stiftung moralischer

Verbindlichkeit; wir ordnen uns unter, damit wir das Gefühl der Macht haben. — Wer dem Vaterland abgeneigt ist, hat doch in Augenblicken der Gefahr desselben sofort seinen Opfermuth wieder: er will das Gefühl der Ohnmacht nicht.

[«]

4[177]

Übergang aus dem Gefühl der Ohnmacht in das der Macht sehr lustvoll: daher oft die tiefste Demüthigung gesucht. David, um nachher —. Vielleicht jüdisch?
Der geheime Hochmuth des Sklaven: religiös
Z.B. die Abgrenzung gegen die Thiere; der Erde gegen die Sterne.

[«]

4[178]

In Betreff eines Dramas wollen die Deutschen, daß man begreife, was geschieht, die Franzosen, daß man begreife, warum es geschieht; sie sind vernünftiger, erstere bleiben bei der Anschauung und der Freude stehen.

[«]

4[179]

Die erste Wirkung des Glückes ist das Gefühl der Macht: diese will sich äußern 1) gegen uns selber 2) gegen Menschen 3) gegen Vorstellungen von Dingen 4) gegen eingebildete Wesen. Vernichten, verspotten, beschenken.

[«]

4[180]

Die Herrschaft über die Natur, die fixe Idee des 20. Jahrhunderts ist Bramanismus, indogermanisch.

[«]

4[181]

Schauspieler-Genie. Ist es denkbar, daß jemand solchen Unsinn aufstellen kann? — Ich selber habe ihn einstmals aufgestellt. Dulce est desipere in loco. — Sed non hic locus.

[«]

4[182]

Man soll doch die Behauptung, daß Moral Aberglaube ist, nicht damit zu widerlegen glauben, daß man sagt, Moral sei unsäglich nützlich und namentlich gewesen: also ein sehr nützlicher, vielleicht unentbehrlicher Aberglaube.

[«]

4[183]

Das Gefühl der Macht heute eine Seite der Wissenschaft: nicht der Einzelne für sich („Philosoph“) sondern als Glied. Die Fürsten und Völker dienen ihr. — Bramanenthum ist vielleicht zu übertreffen. Was sind die Mittel, die Unabhängigkeit des Einzelnen zu steigern? Das Gefühl der höheren Wesen?

[«]

4[184]

Zu allen Zeiten haben die Menschen darnach gestrebt, zum Gefühl der Macht zu kommen: die Mittel dazu, welche sie erfanden, sind fast die Geschichte der Cultur. Jetzt sind viele dieser Mittel nicht mehr möglich oder nicht mehr räthlich.

[«]

4[185]

Er fühlt sich, sie fühlt sich, es fühlt sich — Mann Frau und Kind.

[«]

4[186]

„Nicht die indischen Götter sind die Geber der Gaben: aus den heiligen Handlungen, aus den Liedern, ja aus deren Metren geht aller Reichthum und alles irdische Glück hervor.“ W<ackernagel>

[«]

4[187]

Die Gegengabe gegen die moralische Einschränkung des Individuums ist die Steigerung seines Gefühls von Macht (als Mitglied einer Gemeinde, später einer höheren geistigeren Menschheit, eines Ordens) Vermöge der moralischen Handlung kann man zaubern. Untergehen mit dem Gefühl der Macht — ein besonderer Kunstgriff, im Sterben siegen („die Materie abschütteln“ usw.)

[«]

4[188]

Die unpersönliche Geistigkeit Gottes ist griechisch, die Juden hatten den Gott ihres Volkes, den Bundesgott, eine Persönlichkeit. Die Christen schwanken, doch mehr jüdisch.

[«]

4[189]

Cyprian „alle außerhalb der Kirche geübte Tugend, selbst das Martyrium, ist werthlos“

„felsenfeste Überzeugungen und todesmuthige Gewißheit“ soll das Christenthum der alten Welt gebracht haben.

[«]

4[190]

Plato im Grunde Pantheist, doch in der Verkleidung des Dualisten.

[«]

4[191]

Die Spirituosen und Narcotica als Mittel zum Gefühl der Macht. Die Berauschungen der Künste, der Feste der Schönheit der Pflicht

[«]

4[192]

Zu wissen daß soundsoviel Personen mit uns sterben als unser nöthiges Gefolge, oder als Gattinnen usw. — giebt ein Gefühl und einen Ausdruck von Macht, der wieder die zukünftigen Opfer stolz macht, als einem so Mächtigen unterthan.

[«]

4[193]

Die Kunst der Schmeichelei vor Gott Fürsten Frauen hat im Werthe eingebüßt; man wünscht jetzt die freie Gefolgschaft oder die widerwillige und verachtet die Knechtsgebärde: es ist so ästhetischer.

[«]

4[194]

Je nachdem das Gefühl der Schwäche (Furcht) oder das der Macht überwiegen, entstehen pessimistische oder optimistische Systeme.

[«]

4[195]

Es ist das klügste, sich auf die Dinge zu beschränken, wo wir ein Gefühl der Macht erwerben können, die auch von Anderen anerkannt wird. Aber die Unkenntniß ihrer selber ist so groß: sie werden durch Furcht und Ehrfurcht auf Gebiete fortgerissen, wo sie nur durch Illusion ein Gefühl der Macht haben können. Reißt der Schleier, so giebt es Neid.

[«]

4[196]

Von außen her sich seine Macht beweisen lassen, an die man selbst nicht glaubt — also durch Furcht in der Unterordnung unter das Urtheil der Anderen — ein Umweg eitler Menschen.

[«]

4[197]

Die große Leidenschaft der M<acht> (Napoleon Cäsar) man muß dabei eitler erscheinen als man ist, es wollen, um das Gefühl der Macht bei den Werkzeugen (Nationen) zu befriedigen. Für mich und mein Volk Macht und nicht nur das Gefühl in uns, sondern die Macht sichtbar außer uns. Weil eine solche Macht das stärkste und erhebendste Gefühl befriedigt, geht die Geschichte hier ihren großen Gang: die Eroberer sind wirklich die Hauptsache, die inneren Vorgänge der Völker, ihre Nothdurftfragen sind Nebensache d.h. werden immer so empfunden: die Völker wollen lieber Wein als Brod.

[«]

4[198]

Die Macht der Wissenschaft baut jetzt ein Gefühl der Macht auf, wie es Menschen noch nicht gehabt haben. Alles durch sich selber. — Was ist dann die Gefahr? Welches wäre die größte Vermessenheit, vorausgesetzt daß die Wissenschaft eben Wissenschaft bleibt?

[«]

4[199]

Die Blase der eingebildeten Macht platzt: das ist das Cardinalereigniß im Leben. Da zieht sich der Mensch böse zurück oder zerschmettert oder verdummt. Tod der Geliebtesten, Sturz einer Dynastie, Untreue des Freundes, Unhaltbarkeit einer Philosophie, einer Partei. — Dann will man Trost d.h. eine neue Blase.

[«]

4[200]

Gegen Jedermann ein spitzes zweischneidiges aufreizendes Wörtchen haben: das sind die, welche es gern haben, wenn die Ochsen schneller laufen und etwas nachhelfen. Aber es giebt Tollkühne, welche jedermann rasend machen wollen, um sich so der Wirkung ihrer Kraft zu freuen.

[«]

4[201]

Die sogenannten Commensalisten fressen ihre Wohnthiere nicht, benutzen sie aber häufig als Mittel, sich die ihnen zuträgliche Nahrung zu schaffen. Hier haben wir eine Schonung zum Zweck der Ernährung.

Etwas Belebtes um sich zu haben, das nicht Furcht einflößt — könnte den Thieren ihre Jungen anempfehlen. Daß sie ernährt werden wollen, wird errathen. Das Gefühl des Eigenthums, der Herrschaft läßt die Eltern dann sehr gereizt erscheinen, wenn man sie ihnen nehmen will. Vergesellschaftung von Thieren ist wohl eine ebenso alte Sache als Pflege der Jungen.

Wie sich auf vielen Thieren Parasiten ansiedeln, welche das Thier nicht los werden kann, so auch auf Menschen — sie unterscheiden sich von den Dienern, daß sie vom Wirthe leben, wider oder mit seinem Willen, ohne ihn zu Grunde giengen: viele Frauen. Ehemals freies Leben und dazu eine Menge Organe, die dann für das Parasitenleben nicht mehr nöthig sind: sie degeneriren und werden rudimentäre Organe. Giebt es so etwas bei Menschen?

[«]

4[202]

Diese Kriege, diese Religionen, die extremen Moralen, diese fanatischen Künste, dieser Parteihaß — das ist die große Schauspielerei der Ohnmacht, die sich selber Machtgefühl anlügt und einmal Kraft bedeuten will — immer mit dem Rückfall in den Pessimismus und den Jammer! Es fehlt euch an Macht über euch!

[«]

4[203]

Ich empfehle Euch die Mäßigkeitsvereine, nicht als ob Ihr eine Kraft hättet, die zu mäßigen wäre, sondern damit ihr nicht zuviel geistige Getränke trinkt, die Euch das Gefühl der Macht auf Stunden und den Ekel an euch auf die Dauer geben.

[«]

4[204]

Die Asketen erlangen ein ungeheures Gefühl von Macht; die Stoiker ebenfalls, weil sie sich immer siegreich, unerschüttert zeigen müssen. Die Epikureer nicht; sie finden das Glück nicht im Gefühl der Macht über sich, sondern der Furchtlosigkeit in Hinsicht auf Götter und Natur; ihr Glück ist negativ (wie nach E<pikur> die Lust sein soll) Gegen die Gefühle der Macht ist das Nachgeben gegen angenehme Empfindungen fast neutral und schwach. Ihnen fehlte deren Herrschaft über die Natur und das daraus strömende Gefühl der Macht. Die Erkenntniß war damals noch nicht aufbauend, sondern sie lehrte sich einordnen und still genießen.

[«]

4[205]

Selbst aus der Geschichte der Moral soll das Gefühl der Macht strömen: unwillkürlich wird sie gefälscht, der Mensch wird herrlich gedacht, als höheres Wesen mit Eigenschaften, welche die Thiere nicht haben. Fast alle Schriften sind der Schmeichelei gegen den Menschen verdächtig.

[«]

4[206]

Wollen wir durch die Wissenschaft den Menschen ihren Stolz wiedergeben, wie sie ihn aus Kriegen davon trugen, so muß die Wissenschaft gefährlicher werden, mehr Aufopferung bedingen: sich selber preisgeben

[«]

4[207]

Man schuf die Götter, nicht nur aus Furcht: sondern wenn das Gefühl der Macht phantastisch wurde und sich selber in Personen entlud.

[«]

4[208]

Der Luxus ist erniedrigend für den Mann der Erkenntniß. Er ist nicht etwa bloß entbehrlich für ihn, sondern er repräsentirt ein anderes Leben als das schlichte und heroische — und wirkt insofern auf die Phantasie lähmend und widersprechend. Wir sind nicht „zu Hause“. Hang zum Luxus geht in die Tiefe eines Menschen: das Überflüssige und Unmäßige für das Auge und Ohr als Wasser, worin ein solcher sich wohl fühlt.

[«]

4[209]

Der Taschenspieler scheint neue Causalität darzustellen, die man noch nicht kennt, das erhebt! Ebenso der Dichter durch seine Bilder und Gleichnisse.

[«]

4[210]

Von der Liebe haben nur solche Menschen so emphatisch und sehnsüchtig gesprochen, die wenig davon hatten. Allgemeine Menschenliebe wäre gar nicht auszuhalten: wenn nach uns nicht einer, nein Hunderte sich so sehnten und bemühten, wie es jetzt die Liebenden thun, da würde jeder nach den Zeiten ohne Liebe zurückverlangen. Gefühl der Macht als Basis des Helfenwollens ist schon gefährlich, weil der vorausgesetzt wird, der sich helfen läßt.

[«]

4[211]

Wo man sich auch nur hinstellt in der Geschichte, es war immer der Augenblick einer tiefen Gährung, wo neue Begriffe über alte siegten: so ist es nicht erst heute.

[«]

4[212]

Ein Zeitalter des Überganges: so heißt unsere Zeit bei Jedermann und jedermann hat damit Recht. Indessen nicht in dem Sinne als ob unserem Zeitalter dies Wort mehr zukomme als irgend einem anderen. Wo wir auch in der Geschichte Fuß fassen, überall finden wir die Gährung, die alten Begriffe im Kampf mit den Neuen; und die Menschen der feinen Witterung, die man ehemals Propheten nannte, die aber nur empfanden und sahen, was an ihnen geschah — wußten es und fürchteten sich gewöhnlich sehr. Geht es so fort, fällt alles in Stücke, nun so muß die Welt untergehen. Aber sie ist nicht untergegangen, die alten Stämme des Waldes zerbrachen, aber immer wuchs ein neuer Wald wieder und zu jeder Zeit gab es eine verwesende und eine werdende Welt.

[«]

4[213]

Wenn doch die Künstler wüßten, was für Phantasie jede größere Erkenntniß zur Voraussetzung hat, wie viel erdacht <werden> und erblühen muß, um unbarmherzig abgeschnitten zu werden! Wir sind ein Fruchtgarten: meint ihr denn, es sei so leicht, die anmuthigsten Erfindungen und Hypothesen einfach zu annulliren? Wir sind gegen uns fast grausam, aber um der Früchte willen, die ihr und Alle haben sollt! Göthe wußte es, was zum wissenschaftlichen Menschen gehört: er ist ein Ideal, in dem alle menschlichen Tüchtigkeiten sich vereinigen wie alle Ströme im Meere. Warum beurtheilt ihr ihn nach den Arbeitern des Geistes? Wir beurtheilen euch ja auch nicht nach euren Farbenreibern und Statisten.

[«]

4[214]

Die Deutschen haben den betrunkenen Scharfsinn der Hegelianer erlebt, welche Göthe zu erklären vermeinten, indem sie ihn in Schaum zerschlugen, und die widerliche Beschränktheit der Anhänger Wagners, welche aus jeder Schwäche ihres Meisters ein Dogma und eine Aufforderung machten, daß hier jeder schwach sein solle.

[«]

4[215]

Trostmittel: mehr zu ertragen haben als alle anderen, das giebt ein Gefühl von Vorrecht, von Macht.

[«]

4[216]

Wie kann das Gefühl von Macht 1) immer mehr substantiell und nicht illusionär gemacht werden? 2) seiner Wirkungen, welche schädigen, unterdrücken, geringschätzen usw. entkleidet werden?

[«]

4[217]

Wer „in Zungen redet“, hat von dem, was er sagt, kein klares Bewußtsein.

[«]

4[218]

Das Herz als jüdischer Begriff, unverständig verfinstert erblindet verhärtet, durch Schmeicheleien zu berückt oder das Gegentheil: seine Funktionen sind die Affekte: das Alte Testament theilt das Vermögen des νοῦς dem Herzen zu: nur Gott vermag in das Herz zu blicken. Das fleischerne Herz: in den Affekten sind die Eingeweide thätig. Ungefähr entspricht es dem Schopenhauerschen „Willen“

[«]

4[219]

Paulus glaubt an einen himmlischen Leibesstoff, den der Auferstehungsleib bekommt.

Paulus fühlt, daß er bei den Korinthern äußerlich sehr schüchtern erschienen ist.

„Das paradoxe Todesschicksal ist der Knoten des Räthsels, hier muß man hinter den Rathschluß Gottes kommen können.“ Zunächst stritt der Tod Christi gegen die Messianität: aber das Wunder bei Damascus bewies sie.

Befreit von der σάρξ, erfüllt von dem πνεῦμα, sind wir nicht mehr unter dem Gesetz. Das Gesetz stellt die ἁμαρτία der σάρξ in ihrer größten Kraft vor Augen, wodurch sie dem Menschen unerträglich wird. „Im Fleische sein“ heißt

„im Gesetze sein“. Dem Bösen absterben ist auch dem Gesetze absterben. — Welchen tiefen Haß trägt hier Paulus ihm nach!

Paulus hat durch mehrere Acten das Gesetz als abgethan erklärt, es war ihm der wichtigste Punkt. Was jetzt ein Christ that, er hatte es nicht mehr am Gesetz zu messen, das war todt, wie die σάρξ. Eine dieser Acten: Christus hatte es erfüllt

Im Gefühle göttlicher Verzeihung und Gnade die eine Argumentation, die andere im Gefühle der innersten Einvergeistung in Christum durch die Taufe. „Aus dem Glauben und durch Gnade“ — das Gesetz sollte die Übertretungen erst provociren.

Der Tod Christi wäre im göttlichen Rathschluß unmöglich, wenn es überhaupt eine Gesetzeserfüllung geben könnte: „Käme die Gerechtigkeit durch’s Gesetz, so wäre er unnütz gestorben“. Sich vom Geiste treiben zu lassen, sich ihm ganz hingeben, ohne den eignen Willen zu befragen —

Das Gesetz ist die Ursache daß ich gestorben bin. Damit bin ich aber dem Gesetz abgestorben. Wenn ein Christ auch sündigt, so doch nicht mehr gegen das Gesetz, er ist außerhalb desselben „Ich lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir. Was ich noch im Fleische lebe, das lebe ich im Glauben an ihn, Wenn ich jetzt das Gesetz wieder aufnehmen wollte (so daß ich mich ihm unterordne), so mache ich Christum zum Mithelfer der Sünde.“

Die ἁμαρτία ist noch da, aber sie ist überwindlich: während unter dem Gesetz die ἁμαρτία unüberwindlich ist: das sündenwirkende Gesetz ist vernichtet (und zwar die Naturnothwendigkeit der Sünde ist vernichtet)

Die Sünde bald als Schwäche und Unvollkommenheit gegen den heiligen Gott — bald als selbstthätiges diabolisches Princip.

p. 204-5 steht die Schärfe der Sache.

[«]

4[220]

Sobald etwas als wahr gilt, hört alles feinere Verstehen auf, z.B. hat die ganze Christenheit ihren Paulus wort- und satzweise zur Erbauung gelesen, aber die eigentliche Dialektik, seine widerstrebenden Gedankengänge, seine eigentliche Noth und crux; also den leidenden und kämpfenden Paulus gar nicht gefaßt: er war todt d.h. er redete inspirirt, als Mundstück Gottes.

[«]

4[221]

Wer ausschließlich einer einzigen Gattung Musik Gehör schenkt, weiß endlich nicht mehr, wie abscheulich sie klingt: mehr noch, er weiß die feineren und guten Sachen nicht mehr von den schwachen und übertriebenen zu unterscheiden und genießt im Einzelnen weniger als man glaubt, im Ganzen freilich hat er das Gefühl der Macht — seine Musik sei die beste Musik und sei durchweg gute Musik: obschon von beidem das Gegentheil wahr ist. Wer nur sich liebt, kann aus dem schlechtesten Geschmack eine Seligkeit empfinden und daraus ein Gesetz, eine Tyrannei machen: le mauvais goût mène au crime.

[«]

4[222]

Wenn die Don Quixoterie unseres Gefühls von Macht einmal uns zum Bewußtsein kommt und wir aufwachen — dann kriechen wir zu Kreuze wie Don Quixote, — entsetzliches Ende! Die Menschheit ist immer bedroht von dieser schmählichen Sich-selbst-Verleugnung am Ende ihres Strebens.

[«]

4[223]

Ich will der fanatischen Selbstüberhebung der Kunst Einhalt thun, sie soll sich nicht als Heilmittel gebärden, sie ist ein Labsal für Augenblicke, von geringem Lebenswerthe: sehr gefährlich, wenn sie mehr sein will.

[«]

4[224]

Die Griechen in alter Zeit hielten Milch und Honig für die Kost der Götter — das waren keine Weintrinkerzeiten. Den Germanengöttern war Meth der Trank, der Unsterblichkeit gab: da haben wir die Trinker. Soma der Eranier ein berauschendes Getränk, das nur im Opfer vorkommt. Also: man bringt im

Gedanken die berauschenden Getränke und die Empfindungen der Unsterblichkeit und Leidlosigkeit in Verbindung. Durch den Genuß des Soma hören für die Sterblichen am Ende der Tage alle Leiden der Sterblichkeit auf, sie gehen zur Seligkeit der Götter über. — Die Entzückung bei Milch und Honig: zu denken an Ninon de Lenclos, welche eine Suppe schon berauschte.

[«]

4[225]

Dionysisch — für uns ist der Wein etwas sehr Nüchternes. Und so suchen wir die Ursache des Dionysischen neben dem Weine und nehmen dessen Wirkung höchstens als Symbol. Umgekehrt! Die Wirkung des Weins war das Neue, was man nur wie ein neues Leben und eine neue Gottheit zu fassen wußte — man verstand andere Erscheinungen darnach symbolisch.

[«]

4[226]

Die epileptische Drehwuth, welche die hysterischen Weiber Griechenlands befiel, wurde mit dem Weintaumel verglichen.

[«]

4[227]

Flössen alle Thränen, die jeden Augenblick auf Erden geweint werden, zusammen, es flösse beständig ein starker Strom durch die „Wiese des Unheils“

[«]

4[228]

Alles ist eitel und vergänglich, nichts dauernder Anstrengung werth; also genieße den Augenblick, das Unheil kommt doch. — Salomo

[«]

4[229]

Sich ein Unglück aus dem Sinn schlagen, durch heftige Arbeit, heftiges Vergnügen. Epicureer.

[«]

4[230]

ein schlimmes Ding nicht sehen wollen, seine Existenz nicht zugestehen, es ableugnen, umdeuten, seine intellektuelle Ehre in die Leugnung setzen — ein Trostmittel.

[«]

4[231]

Paulus ist ein Fanatiker und Ehrenwächter des Gesetzes gewesen und hat ihm genug thun wollen: aber es gieng nicht! Die σάρξ! Und dann das Gesetz selbst, das reizte zur Übertretung! — Er hat einen tiefen Haß ihm nachgetragen: es vernichtet zu sehen durch Chr<isti> Tod war sein Triumph, der unbesiegbare Feind dieses herrschsüchtigen Menschen war besiegt.

[«]

4[232]

Der Wein hat anders auf die Griechen gewirkt als auf unsere alkoholisirten Gehirne. „Unvermischter Wein macht wahnsinnig“ sagten sie.

[«]

4[233]

Falsche Schlüsse: „ich schätze die Menschen gering, folglich schätzen sie mich hoch“ „ich fürchte die Menschen nicht, folglich fürchten sie mich“ — aber die umgekehrten Schlüsse sind ebenso falsch. Das Schließen ist hier eben das Falsche: es ist als ob ein Kind schließt: ich mache die Augen zu, folglich sehen mich die Anderen nicht.

[«]

4[234]

Die Genies, die ihren Anhängern ein Stück Gehirn ausschneiden, gleich Hühnern, so daß diese dann halbtrunken und schwankend die Reflexbewegungen der Anbetung ausführen.

[«]

4[235]

Die Christen verlernten das Lesen, und wie hatte sich das Alterthum, in seinen Philologen, bemüht, es zu lernen! Aber die Bibel!

[«]

4[236]

Ehemals meinte man, wo Wein sei, da sei Gott. Wo Erhebung ist, meint man noch, sei Gott. Ach, Erhebung ist wie Wein: Alcohol und Narcose.

[«]

4[237]

Unglück der Menschheit und Grund ihres langsamen Fortschrittes ist, daß man die erhebenden und erregenden Dinge höher geschätzt hat als die nährenden.

[«]

4[238]

Wenn die Menschheit uns im Werthe sinkt (z.B. bei Krankheit), sinkt auch unsre Achtung vor ihren Institutionen, „der Kranke ist ein Schuft“ und der Heilige auch!

[«]

4[239]

Sagt nicht, daß die Langeweile sie plagt: sie wollen an nichts anbeißen, weil ihr Wille zur Macht nicht weiß, wie er zu sättigen ist — alles andre ist nichts dagegen.

[«]

4[240]

Bei einem Verbrechen: die furchtbare Erniedrigung im Gefühle der Macht, aus einer unbescholtenen eine bescholtene Familie zu werden. Der Gedanke an Feinde quält nie mehr. Nicht Gewissensbisse!

[«]

4[241]

Wesen der Kunst: eine schädliche Funktion wird ausgeübt, ohne daß sie Schaden bringt. Angenehmste Paradoxie.

[«]

4[242]

Racoczi-Marsch der schönste der Welt.

[«]

4[243]

Man verträgt jetzt die Wahrheit schon über jüngste Vergangenheit, weil die Generationen nicht ihre Ansichten auf die vergangenen gründen und so ihre Ehre haben — sondern sie der früheren Ansicht entgegensetzen und so ihr Gefühl von Macht von Unabhängigkeit haben.

[«]

4[244]

Die großen Staatsmänner haben die Phantasie ihres Volkes — dadurch sind sie groß d.h. wirksam: man empfindet im Volk, daß sie das Gefühl von Macht hervorbringen, nach dem man dürstet. Das eine Volk will die Macht mit Prunk und milit<ärischem> Erfolg, ein anderes will sie mit List und diplomatischer Überlegenheit.

[«]

4[245]

Die großen Fürsten und Eroberer sprechen die pathetische Sprache der Tugend, zum Zeichen, daß diese vermöge des Gefühls von Macht, welches sie giebt, unter den Menschen anerkannt ist. Die Unehrlichkeit jeder Politik liegt darin, daß die großen Worte, welche jeder im Munde führen muß, um sich als im Besitz der M<acht> zu kennzeichnen, nicht sich mit den wahren Zuständen und Motiven decken können.

[«]

4[246]

Ach es ist unmöglich, mit der Sprache der Wahrheit zu wirken: Rhetorik ist nöthig, d.h. die alte Gewohnheit, nur bei gewissen Worten und Motiven bewegt zu werden, regiert und verlangt die Verkleidung der Wahrheit.

[«]

4[247]

Ich sehe vom Interesse und von der Eitelkeit des Einzelnen und der Völker ab: aber das Bedürfniß, Macht in sich zu fühlen, verschwenderische aufopfernde hoffende trauende phantastische Empfindungen daraus quellen zu lassen — das treibt die große Politik als gewaltigstes Wasser. Man handelt da gegen sein Interesse, gegen seine Eitelkeit (denn man hat vielleicht Sklavendienste zu thun, damit die Nation das Gefühl der Macht haben könne, oder sein Leben, sein Vermögen seine Ehre in Gefahr zu bringen) (Tugend)

[«]

4[248]

Man darf den Völkern selbst die Ruhe und das Vergnügen nicht anbieten, ohne den Lorbeerkranz darum: als ob es im Gefühle der Macht erlaubt sei, ruhig und vergnügt zu sein, sonst aber nicht: ja als ob es eine Pflicht sei, sich so zu zeigen, weil man so sich mächtig zeige.

[«]

4[249]

Die Falschmünzerei des Machtgefühls und das Bezahlen mit falschen Münzen ist das größte Leiden der Menschheit. Die Völker werden so betrogen, weil sie einen Betrüger suchen: einen aufregenden Wein für ihre Sinne, nicht eine gute Nahrung. Die Regierungen sind das Mittel, dem Volke jenes Gefühl zu geben: Männer aus dem Volke gewählt, geben es viel weniger als glänzende Eroberer, kühne Verschwörer, alte legitime Häuser: sie müssen etwas haben, an dem man sich berauschen kann.

[«]

4[250]

Die Kriege sind einstweilen die größten Phantasieaufregungen, nachdem alle christlichen Entzückungen und Schrecknisse matt geworden sind. Die sociale Revolution ist vielleicht etwas noch Größeres, deshalb kommt sie. Aber ihr Erfolg wird geringer sein als man denkt: die Menschheit kann so sehr viel weniger als sie will, wie es sich bei der französischen Revolution zeigte. Wenn der große Effekt und die Trunkenheit des Gewitters vorbei ist, ergiebt sich, daß man, um mehr zu können, man mehr Kräfte, mehr Übung haben müßte.

[«]

4[251]

Das Christenthum siegte, wie ein starker Wein siegt; das Alterthum betrank sich, weil es sich nicht mehr stark und froh fühlte und sich an große Aufregungen gewöhnt hatte. Die Vorstellung vom Ende der Welt nahm sich angesichts des römischen imperium höchst phantastisch und berauschend aus.

[«]

4[252]

Eigentlich war es für Paulus consequent zu sagen, durch den Tod Chr<isti> und die Vereinigung mit ihm durch die Taufe sei die σάρξ todt und unser Leib somit ein anderer Leib, der himmlische Leib. Aber das war nicht möglich zu sagen, obwohl in einzelnen Moment<en> er es vielleicht glaubte: aber niemand glaubte es ihm! Wenn die Vereinigung also nicht völlig war — wodurch wird sie das? Glaube und Taufe nicht genug. Warum erst bei der Auferstehung? In Nachahmung Chr<isti>! Drei Tage Verwesung?

[«]

4[253]

An der Herrlichkeit Glorie (Ruhm) Gottes theilhaben, Söhne Gottes werden — das ist freilich ein Ziel! Da ist keine Bescheidenheit mehr! Es darf nur ihrer nicht zu Viele geben, sonst ist die Ehre zu gering! Dafür wird gesorgt!

[«]

4[254]

Solche Naturen wie Paulus legen sich alle Erlebnisse nach der Logik ihrer Leidenschaft zurecht. Der Erscheinung von Damasc<us> war der Gedanke vorangegangen: „gesetzt die Christen hätten Recht“ — und er hatte die Vortheile geahnt für seine persönliche Pein — vor allem war es ein neuer Versuch, und der Widerwille gegen seinen bisherigen Zustand wurde zu groß. So sah er „Christus“ — woher wußte er es! warum glaubte er es, wenn die Erscheinung es sagte? „Warum verfolgst du mich“ — es ist nicht vernünftig, sagte sich der kluge Jude.

[«]

4[255]

Paulus als Bekehrer der Heiden: dazu war nöthig „vom Gesetz erlöst zu sein“ — stolzeste Aufgabe — — ach der Heilige Paulus! Man sieht bei ihm durch und durch!

[«]

4[256]

Gehorchen, mehr thun als seine Pflicht ist, Lob ablehnen, stolz sein auf Integrität: deutsch. Jetzt haben wir die wüthend gewordene Eitelkeit, und leider sind einige unsrer hervorragenden Denker und Künstler vorangegangen: jeder will mehr bedeuten als sein und macht für sich „Reclame“.

[«]

4[257]

Warum macht die Cultur schwach? Carthago unterlag dem weniger cultivirten Rom, die hohe arabische Cultur unterlag usw. Weil in der Cultur die Phantasie-

Befriedigung der Macht zu hoch geschätzt und zu leicht gemacht wird: so daß die wahre Macht schwach wird (Macht über sich selbst usw.)

[«]

4[258]

Wie erhob sich das Christenthum über den Begriff eines „erfüllten Judenthums“, einer jüdischen Spezialität, während die Nation dabei blieb, ihr Ideal sei noch nicht erfüllt? — Das ist eigentlich die persönliche Geschichte des Paulus, den es von Juden und Judenchristen davon trieb — er wollte nichts mehr mit dem Gesetz zu thun haben. Daß man Christ werden könne, ohne vorher Jude zu werden — war seine Erfindung. — Übrigens war es ein Irrthum: die Christen sind doch Juden geworden.

[«]

4[259]

Soll man denn in der Welt leben, als habe man die Gebote einer höheren Geisterwelt hier durchzuführen und nichts anderes zu thun? Dies könnte geschehen aus Interesse oder aus Eitelkeit oder aus einem Gefühl der Macht (aus der Überzeugung, man gehöre zu dieser Geisterwelt und führe seine eigenen Bedürfnisse durch) Wenn man aber nicht mehr glaubt? Dann leitet uns unser Interesse, unsere Eitelkeit, unser Gefühl der Macht direkt im Handeln, nicht mehr indirekt. Denn alle älteren Moralen, so heilig sie empfunden werden mögen, sind aus niederer Erkenntniß entsprungen, sie dürfen nicht mehr herrschen.

[«]

4[260]

Unser Leben soll ein Steigen sein von Hochebene zu Hochebene, aber kein Fliegen und Fallen — letzteres ist aber das Ideal der Phantasiemenschen: höhere Augenblicke und Zeiten der Erniedrigung. Diese schlimme Verwöhnung degradirt den allergrößten Theil des eignen Lebens, zugleich lernen wir die anderen Menschen, weil wir sie nicht in der Ekstase sehen, geringschätzen: es ist ungesund, denn wir müssen die moral<isch>en ästhetischen Ausschweifungen bezahlen. Bei tiefem eingewurzeltem Übelbefinden und innerem Mißmuthe muß die Dosis Erhebung immer stärker werden, wir werden zuletzt gleichgültig gegen den Werth und nehmen mit der stärksten Erregung fürlieb. Verfall. — Dieser Prozeß ist in der Geschichte jeder Kunst sichtbar: das klassische Zeitalter ist das, wo Ebbe und Fluth einen sehr zarten Unterschied machen und ein wohliges Gefühl von Kraft die Norm ist: es fehlt immer das, was die tiefsten Erschütterungen hervorbringt: deren Erzeugung gehört in die Periode des Verfalls.

[«]

4[261]

Man glaubte an Napoleon, weil man einen Helfer und Beruhiger nöthig hatte; Paulus glaubte an Christus, weil er ein Objekt nöthig hatte, das ihn concentrirte und dadurch befriedigte. Luther bekämpfte die Geistlichkeit, weil sein ernsthafter Versuch, ihr idealer Ausdruck zu werden, ihm nicht gelungen war, ihm nun überhaupt unmöglich und bei jedermann unmöglich erschien. Er verdächtigte die ganze vita contemplativa mit seinen Erfahrungen: er glaubte an die Bibel, weil er nicht mehr an den Papst glauben wollte; er gab sie in jedermanns Hände und lehrte das allgemeine Priesterthum — er haßte eben die Priesterschaft.

[«]

4[262]

Im tiefsten Kummer, klagend und schreiend in seiner Kammer liegen — und da kommen die Menschen herein, wie das grelle Tageslicht: Aufschreiend und sich das Gesicht verhüllend: ach die Menschen! ach die Menschen!

[«]

4[263]

Herumgehen wie verwandelt, mit einer anderen Schwere der Füßen, beladen mit einer Last, daß man immer niederfallen möchte, die Töne der Andern kommen wie aus einem dicken Nebel, ihre Gründe klingen wie fließende dumpfrauschende Wasser, es ist hell, und dabei die Empfindung der Nacht.

[«]

4[264]

Einem Regiment treu und gewissenhaft gedient zu haben, welches sich zuletzt als ein böses und verhängnißvolles herausstellt — und nicht mehr zurück, nicht mehr rechts und links können — welche Bitterkeit! In der Schlinge seiner arglosen Tugend sich gefangen sehen! Gewissenhaft sein und als sicheren Lohn die Verachtung derer die das Regiment verachten d.h. der Besten ernten! Da auszuharren kann heroischer sein als die Flucht und der Kampf und das Preisgeben der Sicherheit und der Güter.

[«]

4[265]

Es giebt Vorstellungen, welche die Aufgabe des Weins haben: sie erheben vergnügen ermuthigen, aber viel genossen erzeugen sie den Rausch und oft genossen ein Bedürfniß, ohne dessen Befriedigung das Leben oede und unausstehlich wird.

[«]

4[266]

Die moralischen Vorurtheile sind immer noch unentbehrlich: es ist zu bedauern, daß man sie noch nicht entbehren kann, denn die Kräftigung, die sie geben, unterhält die Schwäche und Unkraft, gegen welche sie als Medizin eingenommen werden, am sichersten.

[«]

4[267]

Die Ehre einer Geliebten schonen, indem man sich in einem Kreise, wo man über sie spricht, ihr fast fremd stellt, und jetzt eine Beleidigung ihrer zu hören, welche man nicht rächen darf, um ihren Ruf nicht zu vernichten — gräßlich!

[«]

4[268]

Wer die Krallen jener schönen Katzen erfahren hat, die um die großen Künstler schwärmen, ist nicht mehr der Meinung, daß das Genie den Charakter seiner Umgebung verbessere.

[«]

4[269]

Woran liegt es daß die gemeinen Leute, namentlich im Orient glücklich und ruhig sind? Es fehlen ihnen die falschen Phantasie-Befriedigungen, die geistigen Räusche und Ernüchterungen, sie leben geistig gleichmäßig. Nicht der Geist, sondern die Geistigkeit ist die Gefahr.

[«]

4[270]

Was auf jetzige Deutsche wie berauschend wirkt, das sehe man aus den Themata W<agner>s; was auf frühere, aus Schillers Themata. Man gedenke Corneilles.

[«]

4[271]

Darf ich doch mitreden! Alle die Wahrheiten sind für mich blutige Wahrheiten — man sehe meine früheren Schriften an.

[«]

4[272]

Der Selbstmord ausgeübt an einer ganzen Epoche unseres Lebens, unserer Erfahrungen — alles soll todt sein — und alles soll vergessen sein — alles soll anders gewesen sein als es war! Paulus.

[«]

4[273]

Die Sprache ist undeutlich geworden, weil so große Unklarheit in der Umgrenzung der Begriffe gewüthet hat und das Bedürfniß nach fester Bestimmung nicht gepflanzt ist. Also ist die Aufgabe klar.

[«]

4[274]

Ach die Entwerthung der einfachen Freuden! Die Griechen haben damit angefangen; es sei sclavenhaft, sich mit den ἀναγκαῖα genügen lassen. Fröhlich soll es zugehen! Das niedere Volk hat recht! — Luxus herrscht im Geistigen; daran kranken wir. Die Wahrheit ist: ihr lebt sklavenhaft in eurer Überarbeitung, in eurem Zwange der Gesellschaft, ihr braucht die Geistigkeit als Rausch: und sie bekommt euch schlecht.

[«]

4[275]

Die Menschen jeder Zeit, welche Kunstbedürfnisse haben, vor allem aber eine tiefe schwere Gemüthsart, fallen dem Künstler zu, welcher tief und ernst ist, und sanktioniren ihn, indem sie ihm ihre Tugenden unterschieben: er kommt dem gern entgegen. Aber bewiesen für den Künstler ist damit nichts.

[«]

4[276]

Die Seele erfüllt von häßlichen Erfahrungen, häß<lichen> Befürchtung<en>, da muß man freilich anderes von der Kunst verlangen, Reinigung, Durchschüttelung, Vergessen.

[«]

4[277]

Das Nachdenken und die Erfindsamkeit in Bezug auf die elementaren Reize (in Musik und Farben usw.) gehört zum philosophischen Charakter in unserer Zeit: ebenso wie die Naturtreue der Maler. Man geht so weit man kann und ist radikal.

[«]

4[278]

sie verachten die Form: als ob diese Musik das geringste Interesse hätte, wenn sie nicht sich auf dem Hintergrund, die gegensätzliche Forderung der Form, aufschriebe, gegen ihn abhöbe!

[«]

4[279]

Was ein Künstler an Meinungen Sympathien Antipathien Gewohnheiten Excessen alles nöthig hat, um die Luft sich zu schaffen, in der er seine Produktivität wachsen fühlt, das geht uns alles nichts an: so wenig uns der Boden kümmert, wenn wir Brod essen. Verlangt er freilich, daß wir alles jenes mit ihm theilen, um ganz den Genuß seiner Kunst zu haben, so ist zu antworten, daß der Genuß des größten Kunstwerkes ein einziges verschrobenes Urtheil, eine Verrückung unserer Stellung nicht aufwiegt. Das Kunstwerk gehört nicht zur Nothdurft, die reine Luft in Kopf und Charakter gehört zur Nothdurft des Lebens. Wir sollen uns von einer Kunst losmachen, die ihre Früchte zu theuer verkauft. Hält es ein Künstler nicht in der hellen guten Luft aus, muß er, um seine Phantasie zu schwängern, in die Nebelhöhlen und Vorhöllen hinein, gut: wir folgen nicht. Ebenso wenn er Haß und Neid braucht, um seinem künstlerischen Charakter strenge Treue zu wahren. Ein Künstler ist nicht Führer des Lebens — wie ich früher sagte.

[«]

4[280]

Sich vorstellen, was ein Anderer empfindet, wenn wir dies oder jenes thun — also den Nutzen oder Nachtheil von uns zu berechnen aus dem erschlossenen Nutzen oder Nachtheil eines Anderen, zu welchem ihn unsere Handlung führt — das ist eingeübt im Thierreich in den Mitteln des Schutzes und des Angriffs. Sich die Wirkung auf einen Anderen vorstellen und um des Anderen willen etwas thun — die größte Schule! der Erkenntniß! Dazu hat am wenigsten das instinktive Mitleid geführt, sondern die Angst und deren Phantasie: und ihr Resultat ist vom Hunger (als Ausgang des Angriffs auf ein anderes Wesen) acceptirt worden. Zu errathen, wie es einem zu Muthe ist, aus seinen Gebärden, ob er fliehen oder angreifen will und dergleichen — ohne die höchste Anspannung des Intellekts durch die Noth hätte man das nicht gelernt. Das Mitleid kommt spät, nachdem alles gelernt ist, es spannt den Intellekt nicht an; es ist für die Kenntniß des Menschen ziemlich unproduktiv.

[«]

4[281]

Die Liebe phantasirt über den Anderen: ihr geheimer Impuls ist, im Anderen so viel Schönes als möglich zu entdecken, oder ihn sich so schön als möglich zu denken. Die Illusion ist hier also eher ein Vortheil. Die Furcht will errathen, was der Andere ist, was er kann und will: die Illusion wäre der größte Nachtheil. Also die Erkenntniß des wahren Menschen ist viel mehr durch Furcht als durch Liebe (Mitleid) gefördert worden.

[«]

4[282]

Ich kenne jene schwellende Brust, jenes Herablächeln auf die irdischen Dinge, jenen heißen Strom, den stolzen Tritt des Fußes, jenes glühende verachtende und hoffende Auge —

[«]

4[283]

Wenn man bedenkt, wie viel Schmerz man übernehmen, wie vielen man sich anthun muß, wie fehlerhaft es wäre, die sofortige Befriedigung zu wählen: so ergiebt sich, daß auch im Verhältniß zu anderen Menschen wir Leid machen müssen und nicht gleich befriedigen dürfen d.h. daß das Mitleid uns nicht beherrschen, sondern unsere Einsicht über den Nutzen über das Mitl<eid> herrschen müsse.

[«]

4[284]

Die Männer gründen die Ehe, um das Gefühl der M<acht> zu haben: die Frauen auch (unabhängig sein) Aber sie irren sich beide. Die Liebe ist kein Grund zur Ehe, eher ein Gegengrund: ein tiefes Gefühl verbirgt sich.

[«]

4[285]

Ich habe meine Schriften jederzeit mit meinem ganzen Leib und Leben geschrieben: ich weiß nicht, was „rein geistige“ Probleme sind.

[«]

4[286]

Plato wurde ungeduldig, er wollte am Ende sein. Und warum? Sein Gefühl der Macht wollte Befriedigung, jener starke politische Trieb. Die Kürze unseres Lebens verlangt, daß an einem Punkte die Höhe eintritt und das Ziel erreicht ist:

sonst blieben wir ewig in der Schwebe und das hält ma<n> nicht vor Ungeduld aus. Individuell nothwendig der Anschein der Wahrheit.

[«]

4[287]

Plato hielt sich nicht in der Bahn des Socrates, die ersten Eindrücke des Heraclit schlugen vor, Pythagoras war das geheime neidisch angeschaute Ideal.

[«]

4[288]

Wenn die Alten von Nothwendigkeit: ἀνάγκη reden, so meinen sie das Reich, wo es beliebig zugeht (zufällig), wo nicht auf jede Ursache ihre Wirkung folgen muß. Nur der teleologische Bereich, wo die Gottheit ihre Spuren sichtbar werden läßt, macht eine Ausnahme: der Geist bringt Ordnung und Regelmäßigkeit hinein. — Umgekehrt die neueren, welche im Geiste das Princip der Freiheit sehen, in der Natur den Zwang.

[«]

4[289]

Man glaubte, wenn man die Eigenschaften eines Dinges verallgemeinerte, auf seine Ursache zu kommen: und die allgemeinsten Verallgemeinerungen müßten die Ursache aller Dinge sein. So sollte die Vollkommenheit an sich existiren als Wesen, aus dem dann die Tugenden und die tugendhaften Menschen zu erklären seien.

[«]

4[290]

Ich weiß so wenig von den Ergebnissen der Wissenschaft. Und doch scheint mir bereits dies Wenige unerschöpfbar reich zu sein zur Erhellung des Dunklen und zur Beseitigung der früheren Arten zu denken und zu handeln.

[«]

4[291]

Im hingebenden und trotzigen Gefühle der Jugend hängt man sich gerade an jene Lehrer und Männer, die unseren Kräften fremd sind und sich auf den Gebieten erheben, wo wir unsere Mängel fühlen. So triumphiren wir durch unsere Parteinahme über den Zufall, gerade in dem und jenem arm und niedrig geboren zu sein. Später halten wir uns an unsere starken Seiten, weil wir hier allein tüchtig arbeiten bauen können und Meister werden wollen.

[«]

4[292]

Je mehr wir begreifen, wie unsere Werthschätzungen entstanden sind, um so mehr verringert sich ihr Werth und das Bedürfniß nach neuen Abschätzungen stellt sich heraus. Das Studium der ersten und letzten Fragen z.B. verliert jene centnerschwere Bedeutung, wenn wir sehen, durch welche Irtthümer wir unser gegenwärtiges Befinden und ewiges Heil daran gehängt haben.

[«]

4[293]

Daß sich Schopenhauer's Lehre vom Schopenhauerschen „Willen“ so leicht einschmeichelt, liegt darin, daß wir an das Wesentliche derselben schon eingeübt worden sind — durch den jüdischen Begriff „Herz“, wie er uns durch Luther's Bibel geläufig geworden ist. Die Empfindung, daß uns etwas leicht fällt und an lauter schon vorhandene Empfindungen anknüpft, gilt uns als Zeugniß der Wahrheit.

[«]

4[294]

Hat einer einen jener großen Aufschwünge ins höhere Reich der Geister gemacht und ihn darstellen können, da macht die Menschheit den Versuch, ihn in sich aufzusaugen: d.h. Viele versuchen in der gleichen Richtung zu fliegen und erst spät beruhigt sich die Begierde. Es sind die Moden im großen Stile, namentlich für die Ehrgeizigsten. Es war die Art, wie man ehemals reiste und Abenteuer suchte.

[«]

4[295]

Die Wissenschaften repräsentiren die höhere Sittlichkeit im Vergleich zu den Welträthsellösern und Systembauern: die Mäßigung Gerechtigkeit Enthaltsamkeit Friedfertigkeit Geduld Tapferkeit Schlichtheit Schweigsamkeit usw.

[«]

4[296]

Die Kunst hat auch die Phantasie-Befriedigung: und es ist diese unschuldiger und harmloser als sonst, weil die Schönheit den Maaßstab des Maaßes mitbringt, sodann weil die Musen sagen: „wir lügen“.

[«]

4[297]

Was bestimmt uns zu so raschen Verallgemeinungen, daß wir nach Einem Zuge uns den Menschen denken und schlechterdings niemand sein Bild eines Andern unausgeführt lassen will? Die Furcht und die Gewohnheit der Furcht: „er zeigt diesen Zug — wie, wenn er immer so wäre: Nehmen wir es der Vorsicht halber an, nämlich wenn es ein gefährlicher Zug ist!“

[«]

4[298]

Die Thiere welche durch eine entsetzliche Buntheit aller Augen auf sich ziehen, werden trotzdem sehr in Ruhe gelassen: sie haben alle eine böse Waffe, ein Gift und dergleichen — Gleichniß.

[«]

4[299]

Wenn wir eine Handlung im Gefühle der Macht thun, so nennen wir sie moralisch und empfinden Freiheit des Willens. Handlungen im Gefühle der Ohnmacht gelten als unzurechnungsfähig. Also die begleitende Stimmung entscheidet, ob etwas in die moralische Sphäre gehört „gut oder böse“ ist. Darum dieses unaufhörliche Bemühen um Mittel, diesen Zustand herbeizuführen: es ist der menschliche!

„In Macht Böses thun ist mehr werth als in Ohnmacht Gutes thun“ d.h. das Gefühl der Macht wird höher geschätzt als irgend ein Nutzen und Ruf.

[«]

4[300]

sie begeistern sich in der Jugend einmal und sind dauernd dafür dankbar, während sie den Gegenständen dieser Begeisterung ferner werden: aber an einer Kritik hindert sie die Pietät. Die Heiligsprechung nimmt zu im Verhältniß, daß die Begeisterungszeit ferner wird und wir den Objekten uns entrückt fühlen. „Was uns einmal so erhoben hat, muß die Wahrheit gewesen sein“ „Jetzt stehen wir fern und können es nicht mehr prüfen: aber damals waren wir ganz darin zu Hause.“ Der Wahn, daß was erhebt, wahr ist und daß alles Wahre erheben muß, ist die Folge von der Verachtung des Irdischen Materiellen als des Unwirklichen und <der Verehrung> des Geistigen und des Jenseits als der wahren Welt, von wo aus alle Regungen kommen, die erheben.

Wenn die Geschichte von Christus in diesem Jahrhundert sich ereignet hätte, so würde der für verrückt gelten, der das glaubte, was jetzt noch viele davon glauben.

[«]

4[301]

Alle Griechen (v. Gorgias Plato’s) glaubten, der Besitz der Macht als Tyrann sei das beneidenswertheste Glück: die Ruchlosigkeit desselben vorausgesetzt. Alle waren bemüht, das Entstehen dieses Allerglücklichsten zu verhindern und, wenn er existirte, ihn zu hindern oder zu vernichten. Das höchste Glück, an das jeder glaubte, wurde ganz in das Gefühl der Macht gelegt: dieser Zustand aber als das absolut Unsittliche (Sittenfeindliche d.h. Individuelle Egoistische) behandelt. Man verabscheute und fürchtete den Glücklichen: in seinem Übermuthe schont er niemanden. Allmacht wäre in ihren Augen vollendete Rücksichtslosigkeit und Teufelei, nicht zwar Lust zu schaden, sondern Opferung Aller für die Lust des Tyrannen. Ganz so verfährt nun auch der Tyrann des Geistes, er ist der Glücklichste und Gewissenloseste.

Gerecht sein ein fortwährendes Opfern, nur zu ertragen in Hinsicht auf den Ruhm bei der Gesellschaft (d.h. auf ein Gefühl der Macht): ohne diesen Erfolg gerecht sein wäre das entsetzlichste Loos. Das ist griechisch gedacht. Aber ohne gerecht zu sein (ohne diese Mühen und Aufopferungen) den Lohn der Gerechtigkeit, den Ruhm haben erschien als das größte Glück. Der praktische Ausweg (da der zum Tyrannen gewöhnlich verschlossen war) war: der Schein der Gerechtigkeit: so wie Napoleon in Worten und Handlungen den edleren Trieben seinen Beifall, ja Lohn zollte und so ihren Glanz für sich gewann. Die Gleichheit der Bürger ist das Mittel zur Verhinderung der Tyrannis, ihre gegenseitige Bewachung und Niederhaltung. Hätte man den Ring des Gyges, so wäre ein Jeder ungerecht. — Offenbar haben diese Gleichen über das Glück des Tyrannen wild phantasirt, es war die Begehrlichkeit ihrer Phantasie; noch in der Tragödie ist es des großen Paradoxons, „König sein“ und „unglücklich“; „nicht einmal den Perserkönig beneiden“ Ausdruck. Das Gefühl der Macht reiche aus, alle Mühsalen des Regierens, alle Furcht usw. weit aufzuwiegen (Xenophon’s Hiero ist die sokratische Paradoxie, daß nicht viel am Glück des Tyrannen ist!) Der Tugendhafte sei der glückliche — das klang wie verrückt: die Enthaltung war ja so lästig! Zuletzt blieb eben der Tugendstolz der Stoiker übrig, der König und Weiser ist: das neue Gefühl der Macht: man kann ihn mit nichts unterwerfen, er regiert. — Jede Philosophie hatte ihre herrischen Seiten: die Epicureer triumphirten, den Acheron besiegt zu haben und die Todesfurcht, die Furcht vor der Natur: also Herren der Natur zu sein.

[«]

4[302]

Der Hauptvorwurf Plato’s geht nicht gegen die Sophisten sondern gegen die Dichter: sie lenken die Jünglinge, welche für

Höheres angelegt sind, auf die Bahn des politischen Ehrgeizes — während er sie auf die des philosophischen Ehrgeizes bringen möchte. Die gewöhnliche Art der Befriedigung des Machtgefühls ist der tiefe Schatten, welchen Plato sieht: er will eine andere zeigen. Jetzt könnte man den Vorwurf wiederholen, aber umgekehrt. Die Philosophen befriedigen den Stolz der Jünglinge, wie die Dichter — sie bringen sie ab von der Wissenschaft.

[«]

4[303]

Für mich erdacht und für jene aufgeschrieben, welche einer herzlichen und feinen Antheilnahme an menschlichen Dingen ebenso fähig sind, als sie sich vom zudringlichen Gelüste des Reformators und Sittenpredigers frei wissen — so mögen diese Gedanken — — —

[«]

4[304]

Mill über den platon<ischen> Philos<ophen> der, gleich den Göttern, über die Erde erhaben ist und im Anschauen der wahren Dinge lebt. p. 67.

[«]

4[305]

Die Rangordnung der denkenden Geister ist erst noch zu machen. Bisher hat man die Philosophen zu sehr als Künstler behandelt, ihre Gabe der Darstellung, ihre Phantasie, ihr Coloritgebenkönnen als Argumente ihrer Genialität behandelt: aber den Grad ihrer Gerechtigkeit, Selbstbändigung außer Acht gelassen: eigentlich sie außerhalb der Moral beurtheilt. Ihre Wirkung entschied, und wer auf die empfänglichsten Menschen, solche welchen ihr Dank rhythmisch über die Lippen quoll, wirkte, galt als der größte: also der Begeisterer der Jugend!

[«]

4[306]

Ach diese Erbärmlichen, welche glauben, die Menschheit möchte in Kürze zu klug werden, und es möchte um ihren Einfluß, ihren Ruhm geschehen sein!

[«]

4[307]

Alle jene Wesen, die ihre Leidenschaft verschlingt Werther Tasso Tristan Isolde rufen uns zu: sei ein Mann und folge mir nicht nach! — und das rufen auch die Menschen der philosophischen Leidenschaft, welche individuell höchste Macht durch Erkennen begehren, Alchymisten sowohl wie Platoniker usw.

[«]

4[308]

Der Impuls, sich zu opfern, gilt für gut. Er ist es an sich nicht: wie sollte Schaden thun irgend jemandem (in diesem Falle sich selber) an sich gut sein? Und noch dazu ist dieser Schaden ein so überflüssiger! nichts als ein Gelüst der Herrschsucht und des Trotzes gegen sich, welches sich nicht vernünftig zu befriedigen weiß.

[«]

4[309]

„Wille zum Uriniren“ d.h. es giebt einmal einen Druck und Zwang, zweitens ein Mittel, sich davon zu befreien, drittens eine Gewöhnung, es anzuwenden, nachdem es von dem Verstande an die Hand gegeben ist. An sich hat jener

Zwang und Druck nichts zu thun mit jener Entladung der Harnblase: er sagt nicht „ich will“ sondern nur „ich leide“.

[«]

4[310]

Schopenhauer’s Lehre ist eine verkappte Teleologie, aber die eines bösen und blinden Wesens, welches Zwecke erstrebt, die nicht zu bewundern und nicht zu lieben sind. Schien es bei den früheren Teleologen, als ob der Kopf des Universums und die hellste gerechteste Einsicht in ihm die Welt und die Menschen gemacht habe — wo man nicht begreifen konnte, warum beide nicht um etwas vernünftiger und gerechter ausgefallen sind —, so scheint bei Schopenhauer der Unterleib des Universums die Wurzel der Dinge zu sein: und die Begierden desselben erfinden sich erst einen Intellekt, um sich mit seiner Hülfe bessere Nester zu bauen. Eins ist so falsch wie das Andere: aber das Letztere ist unklarer, weil es vom Wollen redet, ohne von vornherein einen Intellekt anzunehmen, der sich vorstellen konnte was man will: einen solchen Willen in’s Blaue (oder in’s Dasein!) giebt es nicht, es ist ein leeres Wort.

[«]

4[311]

Vita contemplativa.
Fingerzeige und Wegweiser
dahin.

[«]

4[312]

Vom Leben der Denker.
Moralische Fragen.

[«]

4[313]

Vademecum Vadetecum
Gedanken über die individuelle Sittlichkeit.

[«]

4[314]

Die moralischen Vorurtheile.
Das Gefühl der Macht.

[«]

4[315]

Die Erlösung.
Was zu verlernen ist.

[«]

4[316]

Wie sich Räuber und große Faustheldan zu Soldaten verhalten, so Philosophen zu wissenschaftlichen Menschen. Freilich: die ersteren machte man zu Heroen, diese zu Genies!

[«]

4[317]

In den wissenschaftlichen Menschen leben die Tugenden der Soldaten und ihre Art Heiterkeit — es fehlt ihnen die letzte Verantwortlichkeit. Sie sind streng gegen sich, gegen einander und erwarten für das Gute nicht, gelobt zu werden. Sie sind männlicher und haben eine Vorliebe für Gefahr, sie müssen sich tüchtig machen, das Leben für die Erkenntniß aufs Spiel zu setzen: sie hassen die großen Worte und sind harmlos, und etwas geckenhaft.

[«]

4[318]

Ich werde von der größten Krankheit der M<enschen> sprechen und will zeigen, daß sie aus der Bekämpfung anderer Krankheiten entstanden ist: daß das anscheinende Heilmittel auf die Dauer Schlimmeres erzeugt hat, als das ist, was durch dasselbe beseitigt werden sollte.

Werden sich meine Leser einen einzigen Gedanken und diesen in hundert und aberhundert Wendungen und Beleuchtungen gefallen lassen? Aber es ist ein Erforderniß der allgemeinen Gesundheit, und man hat Härteres in ihrem Dienste gethan als ein Buch zu lesen, das nicht zu den unterhaltenden gehört.

[«]

4[319]

schwärmerische mädchenhafte Empfindungen von sogenannter Seligkeit, Träume von bekehrten und geretteten Wüstlingen, Treue bis zum Sprung ins Wasser, und der Geliebte selber etwas Furchtbares Unheimliches, ein Mann unbekannter Unthaten, aber ein Übelthäter ohne Schuld, der zugleich ein verkappter Gott und Prinz ist, — alles in sehr reizvoller Natur — das sind jetzt die Erholungen des eisernen Deutschlands. — Böse Harmonien, wüthende Rhythmen und unsägliches chromatisches Jammern, der Wechsel aller Tonarten als Sinnbild der Unbeständigkeit aller Dinge unter dem Monde — so wird die Wirklichkeit beschrieben.

[«]

4[320]

Ungarische Rhapsodie II — eine so gute und zugleich so ausgelassene Musik, als ob Gott des Teufels geworden sei.

[«]

4[321]

Die „Erkenntinsse mit Einem Schlage“, die „Intuitionen“ sind keine Erkenntnisse, sondern Vorstellungen von hoher Lebhaftigkeit: so wenig eine Hallucination Wahr<heit> is<t.>

[«]

4[322]

Der Dünkel, das Gefühl der Macht ist oft ganz unschuldig und gebärdet sich wie ein Kind, ohne von gut und böse zu wissen.

[«]

4[323]

Ehemals meinte einer Wunder wie weit er von sich aus gekommen sei, heute unterschätzt man eher umgekehrt sein eigenes Zuthun und sieht nur auf sich Gewirktes.

[«]

[5 = Mp XV 1a. Sommer 1880]

5[1]

Er hat nöthig Feindseligkeiten zu säen, damit er berühmt bleibe und es noch mehr werde. Glaubt ihm nicht, er weiß ganz genau, daß er betrügt. Er braucht den Fanatism der Freunde und Feinde, um sich zu belügen.

[«]

5[2]

Das Festhalten tiefer furchtbarer entzückender Empfindungen, das Ausschöpfen derselben aus dem Grunde —

[«]

5[3]

Deutsche Schauspielkunst kommt nicht in Betracht, genug daß sie den Deutschen genügt. Anders steht es in Wien, wo man nie verschmäht hat, von den Italiänern und Franzosen zu lernen: ebenso wie es die österreichischen Musiker gethan haben.

[«]

5[4]

Da ist ein großer Künstler: aber er will größer erscheinen als er ist. Und so sagt man bei jedem fünften Augenblick seiner Kunst: er ist anmaaßend, er maaßt sich etwas an, das Höheren zukommt als er ist: er ist an ihnen ein Räuber, und in

Bezug auf sich selber ist er nicht ehrlich — ihm fehlt nicht die Größe, aber die Naivetät, darum wird ihm so selten wohl: die Spannung ist zu groß.

[«]

5[5]

Begierde! Das ist nichts Einfaches, Elementares! Vielmehr ist eine Noth (Druck Drängen usw.) zu unterscheiden und ein aus Erfahrung bekanntes Mittel, dieser Noth abzuhelfen. Es entsteht so eine Verbindung von Noth und Ziel, als ob die Noth von vornherein zu jenem Ziele hinwolle. Ein solches Wollen giebt es gar nicht. „Mich verlangt zu uriniren“, ist ebenso irrthümlich als „es giebt einen Willen zum Nachttopf“.

[«]

5[6]

Es ist sehr schwer, ein frohes Selbstbewußtsein aufrechtzuerhalten, wenn man auf eigenen und neuen Pfaden geht. Wir können nicht wissen, was wir werth sind, das müssen wir den Anderen glauben; und wenn diese uns nicht richtig beurtheilen können, eben weil wir auf unbekannten Wegen gehen, so werden wir uns selber bedenklich: wir brauchen des frohen ermuthigenden Zurufs. Die Einsamen werden sonst düster und verlieren die Hälfte ihrer Tüchtigkeit, und ihre Werke mit ihnen.

[«]

5[7]

O ich kenne euch, ihr geheimen Lügner, ich sehe euch stehen vor den zwei Wegen und euch für den entscheiden, der zu Entzückungen Hoffnungen Überschwänglichkeiten Betäubungen führt: ich sehe euch jene Miene annehmen als ob ihr euch selbst betrügen wollt, indem ihr euch vorredet, es sei der schwerere härtere Weg, es sei der demüthigere schmalere Weg, es sei der einsamere verrufenere Weg — ihr wißt es im Grunde eures Herzens besser, ihr seid nicht wahrhaftig genug, um so zu handeln wie ihr euch vorredet, aber immer noch wahrhaftig genug, um einen Biß in euch zu spüren. Die Frommen und die Enthusiasten sind gerade die Menschen der Gewissensbisse.

[«]

5[8]

Und wenn es die Entscheidung über euer Leben gilt, wie könnt ihr euch jemand anvertrauen, sei es ein Christus oder Plato oder Goethe! Aber euer Glauben muß so blind, so unbedingt, so fanatisch sein, damit ihr das Lied eures schlechten Gewissens übertönt, damit ihr euch vor euch selber Muth macht mit der Energie eurer Töne und Bewegungen. O ihr Schauspieler vor euch selber!

[«]

5[9]

Gut, wir lassen uns durch die Musik traurig machen und seufzen wie eine Weide im Winde — dann aber plötzlich mit freudigem Lachen schütteln wir das alles von uns und rufen: das vermochte die Musik, Kummer und Thränen ohne Grund! Im Gefühl leben ohne Anlässe des Gefühls zu wissen! Und nun hinein in die wirkliche Welt und unsere Seele ist freier und hat ihre Krankheit schon abgebüßt.

[«]

5[10]

Gefühle zu erregen — das vermag auch die schlechte Musik. Aber daß sie solche bei Dir erzeugt, der du leicht die Musik als geistlos oder überspannt oder lügnerisch oder schauspielerisch empfindest — das macht ihren Werth aus.

[«]

5[11]

Wir sind so dankbar für das Gute und so wenig verwöhnt, wir rechnen einen Musiker, der lauter schlechte Musik und hundert einzelne Takte ersten und schönsten Ranges gemacht hat, unter die großen Musiker.

[«]

5[12]

Vor dem Fatum in uns stehenbleiben, wie Schopenhauer, aber deshalb nicht seine „Erkenntnisse“ modeln: wir müssen auf unserem Intellekt uns über unseren Charakter in die Weite und Höhe schwingen.

[«]

5[13]

Die Menschen hätten in sich schon die Norm, nach der sie zu handeln hätten — die ungeheure Albernheit ist bis auf heutigen Tag noch geglaubt! Das Gewissen! Es ist eine Summe von Empfindungen der Zu- und Abneigung in Bezug auf Handlungen und Meinungen, nachgeahmten Empfindungen, die wir bei Eltern und Lehrern antrafen!

[«]

5[14]

Die Fälschung der Wahrheit zu Gunsten der Dinge, die wir lieben (z.B. auch Gott) — fluchwürdigste Unart bei erleuchteten Geistern, denen die Menschheit zu vertrauen pflegt und die so dieselbe verderben, im Wahne festhalten. Und oft war es ein so schweres Opfer für euch, sacrificium intellectus propter amorem! Ach ich selber habe es gelobt! W<agner> i<n> B<ayreuth>

[«]

5[15]

Wenn die Musik uns eine Empfindung bringt, so muß die Vernunft doch sagen: es ist kein Grund zu diesen Empfindungen, wir werden getäuscht. Es ist wie beim Gähnen, wir gähnen mit, ohne Grund.

[«]

5[16]

Kampf nicht gegen die Dummheiten, sondern gegen die Einbildungen: Beseitigung der eingebildeten Dinge aus den Köpfen: Don Quixote Cervantes

[«]

5[17]

Das allgemeine Merkmal der Zeit: wir wissen, was nie eine Zeit wußte, es gab und giebt eine Unzahl verschiedener Werthschätzungen derselben Dinge, und vielleicht mehrt sich die Zahl, je mehr die selbständigen Menschen an Zahl zunehmen (ihnen entsprachen ehemals selbständige Cultur-Völker) Je verschiedener aber die Werthschätzungen, um so mehr können die Menschen gegen einander austauschen, der geistige und seelische Verkehr nimmt zu. Man lernt die anderen verstehen, um zu wissen, was man ihnen anbieten, was man von ihnen verlangen kann. — Sorge zu tragen, daß keine imaginären Dinge eingeschmuggelt werden, wodurch der Werth aller wahren gefälscht wird. Dies ist das allgemeine Interesse.

[«]

5[18]

Empfindungen die sich auf unwirkliche Dinge beziehen, sind unberechtigt, ohne Recht zur Existenz: weil nur wirkliche Dinge ein Recht haben auf Empfindungen und durch Einmischung erdichteter, ihnen ihr Recht verkürzt wird.

[«]

5[19]

Die Gefährlichkeit der Kunst besteht darin, uns an die eingebildeten Dinge zu gewöhnen, ja ihnen eine höhere Schätzung zuzusprechen: die Halbwahrheiten, die blendenden Einfälle vorzuziehen, kurz den Glanz und den Effekt der Dinge als Beweis ihrer Güte, ja ihrer Realität gelten zu lassen. „Zur Vollkommenheit gehört die Realität“ dieser Denkfehler ist sehr oft gemacht worden. „Was wir stark bewundern, muß wahr sein“

[«]

5[20]

Mich interessirt nichts mehr als wenn einer einen Umweg über ferne Völker und Sterne macht, um schließlich so etwas von sich zu erzählen.

[«]

5[21]

Der Mensch kann die fürchterlichste Verachtung aushalten (wie die Juden), aber er muß das Gefühl der M<acht> irgendworin haben (so diese das Geld)

[«]

5[22]

Der Werth der Kunst ist, daß wir hier einmal die verkehrte Welt gerade sein lassen, unwahres wahr, zur Erholung (das Unwahre wie wahr, das Ungegründete wie gegründet usw.)

[«]

5[23]

Für K<öselitz>: Ihrer Jugend hat die Anerkennung und der Erfolg gefehlt wie das Durchmachen eines regelmäßigen Cursus von Halbjahr zu Halbjahr (?) usw. Darüber haben Sie gegen sich eine Verstreuung überhandnehmen lassen, wie als ob dieses Ich Ihnen nicht genug geboten habe. Die vornehmen jungen Leute wachsen heran im gesellschaftlichen Erfolg: dieser wird die Grundlage ihrer weiteren Unternehmungen, gleichsam das heitere Gefühl. — Sie sind vom gewöhnlichen Wege abgewichen, um auf dem rechten zu gehen: aber dabei giebt es immer Gewissensbisse — G. Sand

[«]

5[24]

Das Christenthum gab jedem das Recht, sich unsäglich wichtig zu nehmen: er ist ein „ewiges Wesen“! ein „Genius“, eine „Persönlichkeit“

[«]

5[25]

Unsere Aufgabe ist, die richtige Empfindung d.h. die welche wahren Dingen und richtigen Urtheilen entspricht zu pflanzen. Nicht heißt das wiederherstellen: denn sie haben nie existirt. Man lasse sich durch das Wort „natürliche oder wirkliche Empfindung“ nicht täuschen! Das bedeutet „volksthümlich“ „uralt“ „allgemein“ — mit der Wahrheit hat es nichts zu thun. Nur auf der Grundlage richtiger Empfindungen können die Menschen sich auf die Dauer und auf alle Entfernungen hin verstehen. Dazu bedarf es neuer Werthschätzungen. Zunächst einer Kritik und Beseitigung der Alten. Das zu Verlernende ist jetzt die nächste Masse die Arbeit giebt.

[«]

5[26]

Die Werthschätzungen auf unrichtiger Grundlage führen einen Vernichtungskrieg gegen einander, aber vielleicht arbeiten alle zusammen doch daran, gewisse Grundimaginationen zu stärken. Deshalb darf man sie sich nicht selber überlassen, sondern muß sie angreifen. NB — Die Aktion, in welche sie den Menschen ziehen, hilft dazu, falsche Maaßstäbe immer wieder zu erzeugen — es wird der Teufel an die Wand gemalt und zuletzt wird man von den gleichen Empfindungen beherrscht, wie die, welche man bekämpft. Also: man soll nicht viel gegen sie kämpfen!

[«]

5[27]

Schopenhauer's Lehre enthält als Kern im Innern den Satz: wir werden durch unsere Begierden gelenkt: nicht durch unsere nützlichen und vernünftigen Interessen, geschweige durch unsere Tugend und Weisheit. Die Welt ist die Begierde.

[«]

5[28]

Das Martyrium beweist für die Wahrhaftigkeit und den Hochmuth.

[«]

5[29]

Das Gefühl des Glückes hat die zwei Formen: das Gefühl der Macht und das Gefühl der Ergebung: letzteres ist das einer Müdigkeit und Abspannung.

[«]

5[30]

Das Chaos unrichtiger Empfindungen, die Anarchie zeitweilig sind Übergangsstufen: für gewisse Gruppen herbeizuführen.

[«]

5[31]

Richtige Empfindungen werden noch höchst verschieden sein: und gemeinsam ist, daß sie keine imaginären Faktoren in sich enthalten, d.h. das was gewogen wird, ist wirklich: verschieden sind die Wagen, nicht das Gewogene.

[«]

5[32]

In vielen Dingen wird man lange nicht empfinden dürfen, weil hier noch nichts Gewisses gesagt ist. Todte Punkte sich hier zu schaffen nothwendig!

[«]

5[33]

Um von den Sünden zu erlösen, empfahl man früher den Glauben an Jesus Christus. Jetzt aber sage ich: das Mittel ist: glaubt nicht an die Sünde! Diese Kur ist radikaler. Die frühere wollte einen Wahn durch einen andern erträglich machen.

[«]

5[34]

Nur ist es nicht so leicht, nicht zu glauben — denn wir selber haben einmal daran geglaubt und alle Welt glaubt oder scheint doch daran zu glauben. Wir müssen nicht nur umlernen, sondern unsere Schätzungen umgewöhnen — es bedarf der Übung!

[«]

5[35]

„Nehmt meine Kunst an: denn dann habt ihr Deutschen eine Kunst, die sich neben der der anderen Nationen sehen lassen kann, „die deutsche Kunst“, — zunächst zwar nur „eine d<eutsche> K<unst“> aber nun soll bewiesen werden, wie gerade diese Kunst dem Wesen der Deutschen entspricht, aus ihm gewachsen ist, Stoffe Gedanken Musik usw.“ — Dies ist Wagner's Art für seinen Ruhm zu sorgen: er will, eine Nation solle für ihn eintreten und ihn in sich und ihren „Ruhm“ aufnehmen. Dies Spiel ist noch nie so offen gespielt worden — Grund, warum es bis jetzt nicht gelungen ist. Später, wenn Wagner todt und seine Schriften vergessen sind, ist so etwas möglich. Inzwischen bemächtigen sich die Musiker aller Völker seiner Musik und in Kürze wird es nicht mehr wie deutsche sondern wie „Musik“ klingen. — Es <ist> die Musik der großen Oper.

[«]

5[36]

Wagner bewirbt sich darum, der deutsche Künstler zu heißen, aber ach, weder die große Oper, noch sein Charakter, sind spezifisch deutsch: weshalb er bis jetzt dem Volke nicht lieb wurde, sondern einer Klasse von Vornehmen und Überbildeten — dem Kreise, dem im vorigen Jahrhundert etwa Rousseau zusagte.

[«]

5[37]

Das Christenthum hat in Frankreich seine vollkommensten Typen erlangt: die Quietisten (Franz von Sales): sie stehen höher als Paulus. Fénelon der vollkommener Christ auf einer antiken Grundlage. Pascal — — —

[«]

5[38]

Man soll die Befriedigung des Triebes nicht zu einer Praxis machen, bei der die Rasse leidet d.h. gar keine Auswahl mehr stattfindet, sondern alles sich paart und Kinder zeugt. Das Aussterben vieler Arten von Menschen ist ebenso wünschenswerth als irgend eine Fortpflanzung. — Und man sollte sich durch diese enge Verbindung mit einer Frau seine ganze Entwicklung durchkreuzen und stören lassen — um jenes Triebes willen!! Wenn man nicht einmal so enge Freundschaften nützlich (im höchsten Sinne) fände! Die „Ergänzung“ des M<annes> durch das Weib zum vollen Menschen ist Unsinn: daraus läßt sich also auch nichts ableiten. — Vielmehr: nur heirathen 1) zum Zwecke höherer Entwicklung 2) und um Früchte eines solchen Menschenthums zu hinterlassen. — Für alle Übrigen genügt Concubinat, mit Verhinderung der Empfängniß. — Wir müssen dieser plumpen Leichtfertigkeit ein Ende machen. Diese Gänse sollen nicht heirathen! Die Ehen sollen viel seltener werden! Geht durch die großen Städte und fragt euch, ob dies Volk sich fortpflanzen soll! Mögen sie zu ihren Huren gehen! — Die Prostitution nicht sentimental! Es soll nicht das Opfer sein, das den Damen oder dem jüdischen Geldbeutel gebracht wird — sondern der Verbesserung der Rasse. Und überdies soll man diese Opferung nicht falsch beurtheilen: die Huren sind ehrlich und thun, was ihnen lieb ist und ruiniren nicht den Mann durch das „Band der Ehe“ — diese Erdrosselung!

[«]

5[39]

Die italiänischen Maler haben die „heilige Geschichte“ so schön zurückübersetzt, alle rührenden Scenen der Familie entdeckt, alle jene Augenblicke, wo ein bedeutender Mensch einen Augenblick für mehrere unvergeßlich macht: bei jedem ihrer Bilder kann man Thränen vergießen. Nur wo die heilige Misere beginnt, da empfindet man nicht mehr mit — das Wissen um die Folgen derselben hält das Gegengewicht.

[«]

5[40]

[+ + +] werthvoller, nach den so selten ausgerundeten Menschen zu sehen, die nicht Monstra mit Höckern und Anmaaßungen sind.

[«]

5[41]

Nur nicht unberufen seine Meinungen aufdringen! Man sage sie und schicke ein kleines Gelächter hinterdrein, es hat noch kein Genie gegeben, dessen Meinungen nicht entbehrlich gewesen wären.

[«]

5[42]

Über die Genies müssen wir umlernen. Ich wüßte nicht, warum fruchtbare Menschen sich nicht still und anspruchslos benehmen sollten (Moltke) oder vielmehr — es ist gegen alle Fruchtbarkeit, seine Person so in das Getümmel der Meinungen zu werfen und selber voller Begehrungen zu sein, die uns unruhig, ungeduldig machen und die Weihe der Schwangerschaft nehmen. Ich höre immer noch jedem Takte an, was für Gebrechen der Musiker hat: sein Mehrbedeuten-wollen, sein Abweisen der Regel, sein Unterstreichen dessen, was er besser macht als Andere, alle Kleinlichkeiten sind fortwährend mit produktiv, wenn erst der Genie-Unsinn in ihm wüthet. Dagegen M<änner> wie Moltke.

[«]

5[43]

[+ + +] versprechen können: und wenn der Eintritt einer Erscheinung nur so sicher ist, wie dieser, so thut es nichts, ob wir sagen „ich will“ „ich werde thun“ statt „es geschieht“, „es wird gethan“. Ehemals versprachen die Medizinmänner ebenso Naturereignisse mit dem „ich will daß die Sonne scheine, daß es regne“ und einstmals wird man einsehen, daß das Wollen in Bezug auf uns selbst ebenso ein Vorurtheil ist. — So beruht die Pflicht auf einem Vorurtheil? Auf einem unberechtigten Stolze?

[«]

5[44]

Sind Vorstellungen wirklich Motive unserer Handlungen? Sind sie nicht vielleicht nur Formen, unter denen wir unsere Handlungen verstehen, ein Nebenher, welches der Intellekt bei solchen Handlungen, die überhaupt von uns bemerkt werden, erzeugt? Die meisten Handlungen werden nicht bemerkt und gehen ohne intellektuelle Reizung vorüber. Ich meine selber: die intellektuelle Handlung, der eigentliche Gehirnprozeß eines Gedankens sei etwas wesentlich Verschiedenes von dem, was uns als Gedanke bemerkbar wird: unsere Vorstellungen, von denen wir wissen, sind der kleinste und schlechteste Theil derer, die wir haben. Die Motive unserer Handlungen liegen im Dunkel, und was wir als Motive glauben, würde nicht ausreichen, einen Finger zu bewegen.

[«]

5[45]

Die Sprache trägt große Vorurtheile in sich und unterhält sie z.B. daß, was mit Einem Wort bezeichnet wird, auch Ein Vorgang sei: Wollen, Begehren, Trieb — complicirte Dinge! Der Schmerz bei allen Dreien (in Folge eines Druckes Nothstand<es>) wird in den Prozeß „wohin?“ verlegt: damit hat er gar nichts zu thun, es ist ein gewohnter Irrthum aus Association. „Ich habe solches Bedürfniß nach dir“ Nein! Ich habe eine Noth, und ich meine, du kannst sie stillen (ein Glauben ist eingeschoben) „ich liebe dich“ nein! es ist in mir ein verliebter Zustand und ich meine, du werdest ihn lindern. Diese Objekt-accusative! ein Glauben ist bei all diesen Empfindungsworten enthalten z.B. wollen hassen usw. Ein Schmerz und eine Meinung in Betreff seiner Linderung — das ist die Thatsache. Ebenso wo von Zwecken geredet wird. — Eine heftige Liebe ist die fanatische hartnäckige Meinung, daß nur die und die Person meine Noth lindern kann, es ist Glaube der selig und unselig macht, mitunter selbst im Besitze noch stark genug gegen jede Enttäuschung d.h. Wahrheit.

[«]

5[46]

Man muß also die Nothstände der Menschheit studiren, aber ihre Meinungen, wie dieselben zu lösen sind, noch mit hineinrechnen: —

Wenn man die Meinung<en> über die Mittel der Linderung verändert, so verändert man die „Bedürfnisse“ den „Willen“ das „Begehren“ der Menschheit. Also: Veränderung der Werthschätzung ist Veränderung des Willens. — Sollte es sich ergeben, daß die Menschheit am meisten an der Unerfüllbarkeit ihres Willens leidet, so ist zu untersuchen, ob der essentielle Schmerz, mit anderen Mitteln gelindert, vielleicht gar nicht zu einem unerfüllbaren Willen es kommen läßt: daß also die Ideale der Menschheit erfüllbar sind und eine andere Werthschätzung über alles Unerfüllbare aufkommen muß.

[«]

5[47]

Wenn einer immer von seinen eigenen Handlungen überrascht wird (wie die wild Leidenschaftlichen) also er keine Vorausberechnung über sich machen kann, dann zweifelt er an seiner Freiheit, und oft redet man da von dämonischen Einflüssen. Also die Regelmäßigkeit, mit der gewisse Vorstellungen und Handlungen in uns folgen, bringt uns auf den Glauben, hier frei zu sein: berechnen zu können, vorherzuwissen! d.h. man leitet aus der Allwissenheit Gottes die Allmacht ab — ein gewöhnlicher Denkfehler. Das Gefühl der Macht im Intellekt<uellen> welches sich beim Vorherwissen einstellt, verknüpft sich unlogisch mit dem, was vorhergewußt wird: als Propheten bilden wir uns ein, Wunderthäter zu sein. Die Thatsache ist: „in dem und dem Falle pflegen wir das zu thun“. Der Schein ist „es ist der und der Fall: ich will jetzt dies thun“. Wollen ist ein Vorurtheil. Es geschieht etwas in uns und durch uns, und ich weiß vorher, was daraus wird und schätze es hoch, daß dies geschieht. Es begiebt sich trotz alledem ohne unsere Freiheit und häufig wider unser oberflächliches Wissen: wir sagen dann erstaunt „ich kann nicht, was ich will“. Wir sehen unserm Wesen nur zu, auch unserm intellektuellen Wesen: alles Bewußtsein streift nur die Oberflächen.

[«]

5[48]

Du suchst nach „schlechtem Gewissen?“ Du findest es bei den Leuten der feigen Sentimentalität, welche die Wahrheit verläugnen um der Liebe willen.

[«]

5[49]

Das Häufigste, was geschieht, ist das Sich-selbst-Belügen. Das intellekt<uelle> Gewissen ist schwach, und das andere G<ewissen> stärker. Reinigung und Kräftigung, nicht Vernichtung von beiden thut noth.

[«]

[6 = N V 4. Herbst 1880]

6[1]

Verglichen mit den Bramanen kennen wir die Menschheit nur in einer ungeheuren Ermattung ihres Kraftgefühls und ihres Glaubens an sich: selbst bei unsern stolzesten Philosophen.

[«]

6[2]

Menschen deren Trieb durch längere Enthaltung nur unmäßig geworden ist, so daß sie dann eben so sehr die Herrschaft darüber verlieren; z.B. Lord Byron im Essen.

[«]

6[3]

Die Geschichte der Wissenschaft zeigt den Sieg der edleren Triebe: es ist sehr viel Moralität in Umlauf in der Praxis der Wissenschaft.

[«]

6[4]

Welche Triebe constituiren das Individuum? Bei einem Grade von Dummheit gehen die I<ndividuen> an einander zu Grunde. Ebenso bei einem Schwinden der fundamentalen Triebe und Ersetzung derselben durch Altruism. Bei gewissen Eigenschaften der anderen I<ndividuen> muß man den Gegensatz oder Fremdheit fühlen oder sie gar nicht fühlen: oder harmonische Nebenklänge oder grundlegende Bewegungen, an denen unsere Bewegungen erst ein Maaß bekommen. Die „Musik der Individuen“ die „Contrapunktik“. Reizvoll kann sein: das Parallellaufen, das Zulaufen zweier Linien in einen Winkel usw. die Arabeske der Linie, die öfter wie neckend die andere gerade Linie berührt und sofort verläßt. Mit W<agner> habe ich mich gekreuzt: wir liefen mit großer Inbrunst auf einander zu, es gab ein Aufleuchten, und darauf mit der gleichen Schnelligkeit wieder auseinander, immer mehr.

[«]

6[5]

Man erreicht einen Höhepunkt seiner Unredlichkeit: und da werden wir uns verhaßt und wenden den Spiegel gegen uns und haben nun Vergnügen auch bei dem Anblick des Häßlichen, denn wir rächen uns dabei, oder haben Ekel an der Sättigung der Berauschung durch Illusionen. — Wahrheitstrieb!

[«]

6[6]

Die Griechen litten am meisten beim Anblick der Häßlichkeit, die Juden bei <dem> der Sünde, die Franzosen beim Anblick des ungeschickten geistarmen brutalen Selbst — deshalb idealisirten sie das Gegentheil — und dieses Ideal bildete sie selber um. Rache für das Leid — Motiv für die Bildung der Götter und künstlerischen Vorbilder. Der Mangel an berückender Sinnlichkeit macht die deutschen Maler zu Enthusiasten des Sinnlichen. Das Leiden an der Gluth der Leidenschaft hat die Italiäner zu Verehrern des kalten künstlichen Formalism gemacht: und zu Verehrern der Jungfrau M<aria> und des Christus. Schopenhauer idealisirte das Mitleiden und die Keuschheit, weil er am meisten von dem Gegentheil litt. „Der unabhängige Mensch“ ist das Ideal des abhängigsten, impressionabelsten. — Dies sind die unerfüllbaren Ideale, wirkliche falsche Phantasmen: ihr Anblick entzückt und demüthigt: dieser Zwitterzustand ist bezeichnend für die Menschen des unerfüllten Ideals. Es ist ihr

Höhepunkt: sie ruhen dann über ihrem Wesen, mit einem verächtlichen Blick nach unten.

[«]

6[7]

Oft wird ein Trieb mißverstanden, falsch gedeutet z.B. der Geschlechtstrieb, der Hunger, die Ruhmsucht. Vielleicht ist die ganze Moral eine Ausdeutung physischer Triebe.

[«]

6[8]

In jener Stunde wo wir nicht wissen, wie bös und wie gut wir uns sind und uns Beides unendlich scheint —

[«]

6[9]

mehr Lügner als falsch.
hart in Worten, furchtsam im Grunde.
tyrannisch und feige zugleich, wie Nap<oleon>

[«]

6[10]

Ah, welche Gewalt, welchen Zauber übt die Wissenschaft auf leidenschaftliche Geister aus! Gewiß sehen sie in ihr eine wunderbare Magie und werden hier zu Phantasten.

Welch schönes Kopfkissen ist der Zweifel für einen wohlgeformten Kopf!

[«]

6[11]

die Kluft, welche uns von dem, der Geld erwerben will Arbeiter Handwerker Künstler trennt, nicht abzuleugnen: von alters her vererbt.

[«]

6[12]

„man muß Zeit haben, um sich lieben zu machen: und selbst wenn ich nichts zu thun hatte, hatte ich das unbestimmte Gefühl, daß ich davon nichts zu verlieren habe“ Napoleon.

[«]

6[13]

Napoleon hat Romane gemacht und seine Träumereien hinterher „am Compaß seines Raisonnements gemessen“ „Durch den Gedanken warf ich mich in eine ideale Welt“

[«]

6[14]

„ich habe immer die Analyse geliebt, und wenn ich ernstlich verliebt war, zerlegte ich meine Liebe Stück für Stück“

[«]

6[15]

die Zeit und die Umstände waren seinen guten Seiten ungünstig, sie brachten sie nicht zur Entwicklung.

[«]

6[16]

„Der Mensch, den man beständig bestechen muß“ sagte Napoleon von Savary, er traute ihm unbedingt, weil er ihn so von allen anständigen Leuten isolirt hatte und ihn in seine Hand gegeben wußte.

vom Intellekt

der vollkommene Diener seines Herrn, Duroc (Duc de Frioul): kalt schweigsam undurchdringlich, er dachte nie außerhalb seiner Aufgaben, er schmeichelte nicht, vollendete Genauigkeit, ein treuer Spiegel der Umgebung für seinen Herrn und des Herrn für seine Umgebung; keine Freunde, kein Bedürfniß der Unterhaltung, kein Vergnügen zu prüfen, ob sein Herr ein großer Mann sei oder nicht, gleichgültig über alles, keine Langeweile, kein Enthusiasmus. Trocken kalt, ganz persönlich, ohne eine Leidenschaft in Bezug auf Andere, geistreich und geschickt in bestimmten Kreisen.

[«]

6[17]

„Nur der Jugend kommt es zu, Geduld zu haben: denn sie hat die Zukunft vor sich“ sagt Napoleon. „Alles war in dieser (ital<ienischen>) Armee zu machen, Menschen und Dinge“

[«]

6[18]

Das Nützliche kann kein letztes Ziel sein, kein Princip der Moralität, das Angenehme auch nicht (welche Art des Angenehmen ist vorzuziehen?) die letzten Ziele sind gar nicht auf einmal durch Begriffe zu erreichen: wir können immer nur Ziele so weit sehen, als wir Triebe vorher haben. Wie weit unsre Triebe wachsen können, weiß niemand.

[«]

6[19]

der trockene und eisige Ton des Unzufriedenen

[«]

6[20]

die unverschämte Form der Marktschreierei, wodurch unsere Zeit alle anderen übertrifft. Nie hat ein athenischer Künstler —

[«]

6[21]

„In Frankreich weiß man niemals Interesse an den Dingen zu nehmen, wenn man Interesse an den Personen nimmt“ Napoleon. Die Gewohnheiten einer alten Monarchie haben euch gewöhnt alles zu personificiren. Ihr wißt nichts ernst zu nehmen, „vielleicht ausgenommen die Gleichheit. Und man würde noch gerne darauf verzichten, wenn Jeder sich schmeicheln könnte der Erste zu sein. Man muß allen die Hoffnung geben, sich zu erheben“

[«]

6[22]

Napoleon sagte, die Zeit in Aegypten sei die schönste seines Lebens gewesen, denn sie war die idealste. Alles was er träumte, konnte er ausführen. Die Civilisation genirte ihn nicht.

[«]

6[23]

Hauptunterschied: den Einen schwebt ein Musterzustand der Dinge außer ihnen vor, wo diese auf das angenehmste für sie auf ihnen gleichsam spielen (die Politiker Socialisten usw.) Den Anderen ein Musterzustand ihrer selber, wo sie auf den äußeren Dingen und Menschen auf das angenehmste für sie spielen: letzteres das Ideal der produktiven Nat<uren> ersteres das der lästig Arbeitenden: sie wollen lieber Passiva sein! Die einen die Herrschsüchtigen und die anderen die Sklaven. Die ersten zweifeln nicht, wenn sie so und so sein werden, daß sie dem Weltinstrument die herrlichsten Töne entlocken werden: und die letzteren zweifeln nicht, daß, wenn alles fest geordnet und frei vom Individuum (dem Herrscher) gemacht wird, alles vorherzusehen ist und sie lauter angenehme Eindrücke vom Leben haben werden. „Ausdrückliche und eindrückliche Menschen“

[«]

6[24]

„Was hat die Revolution gemacht? Die Eitelkeit. Was wird sie beenden? Wiederum die Eitelkeit. Die Freiheit ist ein Vorwand.“

[«]

6[25]

Er endete plötzlich seine Rolle als bonhomme und fügte mit der Trockenheit eines Herrn einen Befehl hinzu, der keine Gelegenheit verliert, zu befehlen.

[«]

6[26]

Napoleons schwache Seite: er konnte nicht den Gedanken der Niederlage irgendworin ertragen. Weil seine Seele ohne Adel war und er die großen Gefühle nicht kannte, welche über ein schlechtes Geschick hinausgehen, wendete er seinen Gedanken von dieser schwachen Partie von sich ab: er heftete dagegen seinen Geist auf seine bewunderungsw<ürdige> Anlage, mit dem Erfolg sich zu vergrößern. Sein Glück war sein persönlicher Aberglaube (Je réussirai!) und der Cult, zu dem er sich gegen dasselbe verpflichtet glaubte, legitimirte in seinen Augen alle Opfer, welche er uns auflegen sollte.

[«]

6[27]

„Der Widerstand gegen das Verbrechen ist derart uns angeboren, daß wir sehr leicht bei einem an die Nothwendigkeit glauben, in der er sich befand es zu begehen.“

[«]

6[28]

Die schwache Anhänglichkeit eintauschen gegen die wirkliche Furcht, welche er einflößte: man bewunderte die Kühnheit seines Spiels.

[«]

6[29]

„Ihr habt andere Zeiten gesehen: ich, ich datire von der, wo ich anfing etwas zu sein“ Napoleon

[«]

6[30]

„Ich habe keinen Haß, ich bin nicht im Stande, etwas aus Rache zu thun: ich entferne einfach, was mich genirt!“ sagte Napoleon in Bezug auf die Hinrichtung des Herzogs von Enghien

[«]

6[31]

Unsere Triebe toben sich in den Listen und Künsten der Metaphysiker aus, sie sind die Apologeten des menschlichen Stolzes: die Menschheit kann ihre verlorenen Götter nicht verschmerzen! Gesetzt, diese Leidenschaft rast sich aus: welcher Zustand der Ermattung, der Blässe, der erloschenen Blicke! Das höchste

Mißtrauen gegen den Intellekt als Werkzeug der Triebe: die Nachgeburt des Stolzes ist die Skepsis. Die peinliche Inquisition gegen unsere Triebe und deren Lügnerei. Es ist eine letzte Rache, in dieser Selbstzermalmung ist der Mensch immer noch der Gott, der sich selber verloren hat. Was folgt auf diese gewaltsame Skepsis? Die Erschöpfung, die zweite Erschöpfung, ein Greisenthum: alle Vergangenheit wird matt empfunden, die Verzweiflung selber wird zur Historie, und zuletzt ist das Wissen um alle diese Dinge noch ein genügender Reiz für diese Greise. —

Diese ganze Geschichte spielt sich in immer wenigeren Köpfen ab. Aber der Verlust des Glaubens wird ruchbar unter allen Übrigen — und nun folgt nach: das Aufhören der Furcht, der Autorität, des Vertrauens, das Leben nach dem Augenblick, nach dem gröbsten Ziele, nach dem Sichtbarsten: eine umgekehrte Bewegung leitet sich ein. Das Vertrauen ist noch am größten für das, was dem früheren Ziele am entgegengesetzt<est>en ist! Ein Versuchen und Experimentiren, ein Gefühl der Unverantwortlichkeit, die Lust an der Anarchie! An die Stelle des Stolzes ist die Klugheit getreten. Die Wissenschaft tritt in ihren Dienst. Eine gemeinere Gattung von Menschen bekommt das Regiment (statt der noblesse oder der Priester): erst die Kaufleute, nachher die Arbeiter. Die Masse tritt auf als herrschend: das Individuum muß sich zur Masse lügen. — Nun werden immer noch solche geboren, die in früheren Zeiten zu der herrschenden Klasse der Priester, Adels, Denker gehört hätten. Jetzt überschauen sie die Vernichtung der Religion und Metaphysik, Noblesse und Individual-Bedeutung. Es sind Nachgeborene. Sie müssen sich eine Bedeutung geben, ein Ziel setzen um sich nicht schlecht zu befinden. Lüge und heimliche Rückflucht zum Überwundenen, Dienst in nächtlichen Tempeltrümmern sei ferne! Dienst in den Markthallen ebenfalls! Sie ergreifen die Theile der Erkenntniß, welche durch das Interesse der Klugheit nicht gefördert werden! Ebenso die Künste, welchen der moderne Geist abhold ist! Sie sind die Beobachter der Zeit und leben hinter den Ereignissen. Sie üben sich, sich frei von der Zeit zu machen und sie nur zu verstehen, wie ein Adler, der darüber fliegt. Sie beschränken sich zur größten Unabhängigkeit und wollen nicht Bürger und Politiker und Besitzer sein. Sie reserviren hinter allen Vorgängen die Individuen, erziehen sie — die Menschheit wird sie vielleicht einst nöthig haben, wenn der gemeine Rausch der Anarchie vorüber ist. Pfui über die, welche sich jetzt zudringlich den Massen als ihre Heilande anbieten! Oder den Nationen! Wir sind Emigranten. — Wir wollen auch das böse Gewissen für die Wissenschaft im Dienste der Klugen sein! Wir wollen bereit sein! Wir wollen Todfeinde derer von den Unseren sein, welche zur

Verlogenheit Zuflucht nehmen und Reaktion wollen! — Es ist wahr, wir stammen von Fürsten und Priestern ab: aber eben deshalb halten wir unsere Ahnen hoch, weil sie sich selber überwunden haben. Wir würden sie schänden, wenn wir ihr Größtes verleugneten! Was gehen uns also die Fürsten und Priester der Gegenwart an, welche durch den Selbstbetrug leben müssen und wollen!

[«]

6[32]

Dieselbe Unsicherheit und Skepsis, die der Schiffer in Betreff seiner Fahrt hat, ob sie gelingt, zur rechten Zeit unternommen, müssen wir in Betreff aller Pflichten haben. Ich bin nicht absolut verpflichtet, so leicht ist es mir nicht gemacht. Wir experimentiren mit unseren Tugenden und guten Handlungen und wissen nicht sicher, daß es die nothwendigen sind, in Hinsicht auf das Ziel. Wir müssen den Zweifel aufrichten und alle moralischen Vorschriften anzweifeln. Überdies sind sie so grob, daß keine wirkliche Handlung einer solchen Vorschrift entspricht: das Wirkliche ist viel complicirter.

[«]

6[33]

Napoleon war heiter, er genoß im Geheimen den kleinen Zwang, welchen das neue Ceremoniell unter uns allen schuf.

[«]

6[34]

„Fremd zu sein jeder Intrigue: fast ein Fehler an Höfen. Was Fürsten am wenigsten verzeihen: daß man in ihren Diensten einige Mittel beobachtet ihrer Macht zu entschlüpfen“

[«]

6[35]

„Es giebt da nicht genug Pomp: es würde nicht Staub in die Augen werfen“ sagte Napoleon zu Herrn von Rémusat, als dieser einen Plan vorlegte wie das neue Kaiserthum zu schmücken sei

[«]

6[36]

„Ich, für mich allein, bin die ganze Revolution“ indem er seine Person erhielt, hütete er dazu alles das, was nützlich war, nicht zu zerstören. Er wollte die Franzosen blenden und betäuben, durch alle Mittel auf einmal. Er liebte den Pomp des alten Regimes, er meinte, daß so der Parvenu noch besser unsichtbar werde.

[«]

6[37]

„Vengeons nous, par en médire“ Montaigne

[«]

6[38]

„Es ist immer nur eine sehr kleine Zahl Menschen die sich erlauben den Erfolg zu tadeln“ Die Schmeicheleien tragen den Sieg über die Kritik davon.

[«]

6[39]

Die Musik hat keinen Klang für die Entzückungen des Geistes; will sie den Zustand von Faust und Hamlet und Manfred wiedergeben, so läßt sie den Geist weg und malt Gemüthszustände, die höchst unangenehm sind ohne Geist und gar nicht zum Ansehen taugen; sie vergröbert und malt die Mißvergnügtheit und den Jammer, vielleicht mit musikalischem Geiste; aber wie schrecklich ist diese Kunst, wenn sie ohne Auswahl das Häßliche malt: welche Martern sind den Tönen zu eigen, den aufdringlichen Tönen! — Liegt es daran, daß unter den Musikern ein feiner und wohlgestalteter Geist überhaupt selten ist? Daß sie das Fühlen in sich nie isoliren und seine Strahlenbrechung und Farbigkeit im Blitz des Gedankens nicht kennen? Sie müssen alle Zustände vergröbern, gleichsam ins Unmenschliche zurückübersetzen: wie als ob die Gedanken und die Worte noch nicht erfunden seien. Dies ist übrigens ein großer Reiz: es ist Urnatur in der Musik: sie gehört in die Zeit, wo man die wilde Natur der Landschaft verehrt und die Hochgebirge entdeckt hat. Einer Gesellschaft, welche den geistigen Genüssen nicht gewachsen ist, welche selbst zu gedankenarm für Gemälde ist, und überhaupt ihre Kopf-Kraft schon verthan hat, wenn sie sich anschickt, sich zu ergötzen, bleibt der Appell an die Gefühle und Sinne: und in diesen bietet der Musiker die anständigste Ergötzung. Schon gemeiner ist der Theatergenuß, mit dem Conterfei menschlicher Vorgänge und dem groben Reize der direkten Nachahmung aufregender Scenen. Ein Schritt weiter: und wir haben, zur Erholung, die Erregung der Triebe durch Getränke, usw. — Der Dichter steht höher als der Musiker, er macht höhere Ansprüche, nämlich an den ganzen Menschen: und der Denker macht noch höhere Ansprüche: er will die ganze ges<ammelte> frische Kraft und fordert nicht zum Genießen sondern zum Ringkampf und zur tiefsten Entsagung aller persönlichen Triebe auf.

[«]

6[40]

Ich habe den Mann geliebt, wie er wie auf einer Insel lebte, sich vor der Welt ohne Haß verschloß: so verstand ich es! Wie fern ist er mir geworden, so wie er jetzt, in der Strömung nationaler Gier und nationaler Gehässigkeit schwimmend, dem Bedürfniß dieser jetzigen, durch Politik und Geldgier verdummten Völker nach Religion entgegenkommen möchte! Ich meinte ehemals, er habe nichts mit den Jetzigen zu thun — ich war wohl ein Narr.

[«]

6[41]

Wenn Napoleon heiter wurde, nahm er Garnisons-Gewohnheiten an und war ohne Maaß.

[«]

6[42]

„Der Zufall bleibt immer ein Mysterium für die mittelmäßigen Geister und wird eine Realität für die höheren Menschen.“ Den Antheil des Zufalls mathematisch genau vorher feststellen: „eine Dezimale mehr oder weniger kann alles ändern“ „Mittelmäßige Leute werden zu einer gewissen Evidenz gebracht durch Umstände, die sie nicht geschaffen haben“

[«]

6[43]

„Pour être un veritable grand homme, il faut réellement avoir improvisé une partie de sa gloire et se montrer au-dessus de l’événement, qu’on a causé.“

[«]

6[44]

„Tacitus ein geschickter Schriftsteller, aber selten ein Staatsmann“

[«]

6[45]

„Wenn Politiker wirklich geschickt sind, verstehen sie, sich zu Herrn ihrer Leidenschaften zu machen, denn sie gehen so weit, die Wirkungen davon zu berechnen“

[«]

6[46]

„der Staatsmann, eine vollkommen excentrische Persönlichkeit, immer allein von der einen Seite mit der Welt auf der anderen“ Während er die Dinge beobachtet und die oft so ungleichen Fäden gleichmäßig in seiner Hand laufen läßt, mit der größten Aufmerksamkeit darauf — wie kann er sich damit amüsiren, gewisse Gefühls-Convenances zu schonen, die für den gewöhnlichen Menschen so wichtig sind! (Bande des Blutes, Affektion usw.)

[«]

6[47]

Die Energie der Spannung (zwischen Liebe und Haß) nie größer als bei Christus. Er hatte mehr als alle Menschen.

odium generis humani

[«]

6[48]

Das Gefühl und Glück der Hingebung — aus dem Ende der Furcht, Eintritt der Sicherheit zu erklären (nicht aus dem weibl<ichen> Trieb)

[«]

6[49]

Macht : Widersprechen Grundlagen der Logik. A⟩⟨B
Ergebung: Zustimmen A = A
die Macht drängt, Verschiedenheit anzuerkennen
die Ergebung will Gleichheit setzen.

[«]

6[50]

Mein Ziel ist nichts für Jedermann, deshalb ist es doch mittheilbar, der Ähnlichen wegen sowohl als weil die Entgegengesetzten daraus Kraft und Lust gewinnen werden, sich ihr Wesen ebenfalls zu formuliren und in wirkenden Geist umzusetzen. Ich will allen, welche ihr Muster suchen, helfen, indem ich zeige, wie man ein Muster sucht: und meine größte Freude ist, den individuellen Mustern zu begegnen, welche nicht mir gleichen. Hol' der Teufel alle Nachahmer und Anhänger und Lobredner und Anstauner und Hingebenden!

[«]

6[51]

„der militärische Ruhm, welcher so lang in der Geschichte lebt, ist der, welcher am schnellsten für die Mitgenossen erlischt" Napoleon nach dem größten Moment seiner Macht (Friede zu Tilsit)

[«]

6[52]

Napoleon sah im Kriege, das Mittel uns zu betäuben oder wenigstens zum Stillschweigen zu bringen.

[«]

6[53]

Der geschlechtliche Reiz im Aufsteigen unterhält eine Spannung, welche sich im Gefühle der Macht entladet: herrschen wollen — ein Zeichen der sinnlichsten Menschen. Der schwindende Hang des Geschlechtstriebes zeigt sich im Nachlassen des Durstes nach Macht: das Erhalten und Ernähren und oft die Lust am Essen tritt als Ersatz ein (Elterntrieb ist Erhalten Ordnen Ernähren, nicht Beherrschen, sondern Wohlthun sich und anderen schaffen) In der Macht ist das Gefühl, gern wehe zu thun — eine tiefe Gereiztheit des ganzen Organismus, welcher fortwährend Rache nehmen will. Die wollüstigen Thiere sind in diesem Zustand am bösesten und gewaltthätigsten, sich selber über ihren Trieb vergessend.

[«]

6[54]

Liebe als Passion ist Verlangen nach absoluter Macht über eine Person: (z.B. wollen, daß man der einzige Gegenstand von Gedanken und Empfindungen sei) Der Liebende sieht die übrige Welt kaum und opfert alle anderen Interessen in diesem Machtdurste. An das Geliebtwerden glauben bringt eine tiefe Sättigung mit sich: „wir werden als absolute Macht empfunden“!

[«]

6[55]

Man muß den aphrodisischen Reiz und die Folgen seiner Befriedung für die Fortpflanzung des Geschlechtes trennen: der Ausdruck „Geschlechtstrieb“ enthält ein Vorurtheil

[«]

6[56]

Die Resorption des Samens durch das Blut ist die stärkste Ernährung und bringt vielleicht den Reiz der Macht, die Unruhe aller Kräfte nach Überwindung von Widerständen, den Durst nach Widerspruch und Widerstand am meisten hervor. Das Gefühl der Macht ist bis jetzt am höchsten bei enthaltsamen Priestern und Einsiedlern gestiegen (z.B. bei den Bramanen)

[«]

6[57]

Das Gefühl der Lust der Ergebung ist vielleicht weiblich — und beider Gefühle sind beide Geschlechter fähig, aber ein Überschuß in jedem besonders. Gott weiß, mit welchen Eigenheiten der geschlechtlichen weiblichen Funktion es zu thun haben mag, daß ihre sinnliche Erregung nicht wesentlich als Wille der Macht sich äußert: beherrscht werden, dienen, sie fühlen sich schwächer durch die Liebe. Die Ernährung des Eierstockes fordert Kraft ab.

[«]

6[58]

Wer tiefer Empfindungen fähig ist, muß auch den heftigen Kampf derselben gegen ihre Gegensätze leiden. Man kann, um ganz ruhig und leidlos in sich zu sein, sich eben nur die tiefen Empfindungen abgewöhnen, so daß sie in ihrer Schwäche eben auch nur schwache Gegenkräfte erregen: die, in ihrer sublimirten Dünne, dann wohl überhört werden und dem Menschen den Eindruck geben, er sei ganz mit sich im Einklange. — Ebenso im socialen Leben: soll alles altruistisch zugehn, so müssen die Gegensätze der Individuen auf ein sublimes Minimum reduzirt werden: so daß alle feindseligen Tendenzen und Spannungen, durch welche das Individuum sich als individuum erhält, kaum mehr wahrgenommen werden können, das heißt: die Individuen müssen auf den blassesten Ton des Individuellen reduzirt werden! Also die Gleichheit weitaus vorherrschend! Das ist die Euthanasie, völlig unproduktiv! Ebenso wie jene Menschen ohne tiefe Empfindungen, die liebenswürdigen ruhigen und sogenannten glücklichen, eben auch unproduktiv sind! Der Werth der Wissenschaft ist, eine ungeheure Gegenkraft zu sein: vielleicht entzündet sich, im Widerspruch zu ihr, wieder die Unlogik und Phantasterei immer von Neuem! — Vielleicht ist dies nöthig!

[«]

6[59]

Die Menschheit hat kein Ziel, ebenso wenig wie die Saurier eins hatten, aber sie hat eine Entwicklung: d.h. ihr Ende ist nicht mehr bedeutend als irgend ein Punkt ihres Weges! NB. Folglich kann man das Gute nicht so bestimmen, daß es das Mittel zum „Ziel der Menschheit“ wäre. Wäre es das, was die Entwicklung möglichst verlängerte? Oder was den Höhepunkt am höchsten brächte (zwischen auf- und absteigen, werden und vergehen)? Aber dies setzte schon wieder ein Maß für den Höhepunkt voraus! Und warum möglichst lang? Auch dies setzt ein Gutes voraus z.B. die Lust des Daseins. — Möglichst viel Lust als Ziel? Aber damit kann man nicht einmal sein Einzelleben dirigiren, denn wir kennen die Quellen der Lust, die Triebe, nicht in Bezug auf ihre innersten Bedürfnisse z.B. ob möglichst viel Lust nicht auch eine ungeheure Unlust voraussetzt? — Oder möglichst wenig Unlust in der Entwicklung? — Darauf strebt jetzt alles hin — aber dies heißt auch eine möglichst unkräftige Entwicklung, eine allgemeine Selbstschwächung, ein blasses Abschiednehmen von der bisherigen Menschheit, bis an die Grenze, wo die Thiere wieder über uns Herr werden! Der matte Dusel ist über dies kein Ideal, welches große Opfer zu veranlassen vermöchte — und doch wäre ein ungeheures Verzichtleisten zu fordern, wenn die Menschheit auf dieses Niveau steigen sollte! Es könnte dies aber wohl, ohne ein Ziel des Strebens zu sein, doch einmal das Ende sein! Oder ein irregewordener Stern erbarmt sich der Menschheit dann!

[«]

6[60]

der höchste Grad von Individualität wird erreicht, wenn jemand in der höchsten Anarchie sein Reich gründet als Einsiedler.

[«]

6[61]

der Durst nach Macht ist bezeichnend für den aufsteigenden Gang der Entwicklung, der Durst nach Hingebung für den absteigenden. Die Freuden des Alters haben im Tiefsten alle diese Hingebung an Dinge, Gedanken, Personen: der Aufstrebende herrscht. — Der Kranke nimmt den Hang des Alters vorweg.

[«]

6[62]

Wir empfinden die Außenwelt immer verschieden, weil sie sich gegen den jedesmal in uns überwiegenden Trieb abhebt: und da auch dieser als etwas Lebendiges wächst und schwindet und nichts Verharrendes ist, so ist im kleinsten

Momente unsere Empfindung der Außenwelt immer werdend und vergehend, also wechselnd.

[«]

6[63]

Das Urtheil ist etwas sehr Langsames im Vergleich zu der ewigen unendlich kleinen Thätigkeit der Triebe — die Triebe sind also immer viel schneller da, und das Urtheil ist immer nach einem fait accompli erst am Platze: entweder als Wirkung und Folge der Triebregung oder als Wirkung des miterregten entgegengesetzten Triebes. Das Gedächtniß wird durch die Triebe erregt, seinen Stoff abzuliefern. — Durch jeden Trieb wird auch sein Gegentrieb erregt, und nicht nur dieser, sondern wie Obertonsaiten noch andere, deren Verhältniß nicht in einem so geläufigen Worte zu bezeichnen ist, wie „Gegensatz“.

[«]

6[64]

Wir empfinden peinlich, daß Jemand uns geringschätzt. In einem hohen Moment der Stimmung sehen wir auf diese peinliche Empfindung hin und zurück, wie auf etwas Fernes, das uns kaum noch angehört, die Empfindung derselben wird fast zum Wissen darum: fast alle Dinge, von denen wir nur diese Empfindung des Wissens darum haben, scheinen uns ferner und außer uns, der leidende oder angenehme Trieb als Fundament darin ist uns kaum mehr bemerkbar. Aber er muß darin sein, das Gedächtniß merkt nur Thatsachen der Triebe: es lernt nur, was in einen Gegenstand eines Triebes verwandelt ist! — Unser Wissen ist die abgeschwächteste Form unseres Trieblebens: deshalb gegen die starken Triebe so ohnmächtig.

[«]

6[65]

In Dingen des Geistes ist Jeder groß, der, als große Ausnahme, die Dinge des Wissens stark empfindet und gegen ferne Dinge sich so verhält wie gegen die nächsten, so daß sie ihm wehe thun, Leidenschaft erregen, große Erhebungen geben können, kurz daß sie mit den stärksten Trieben bei ihm verschmolzen sind. (Redlichkeit z.B. wäre wohl Neugier Stolz Herrschsucht Milde Großmuth Tapferkeit in Bezug auf Sachen, die für die Meisten ganz kalt und abstrakt bleiben) Passion für Abstrakta, und die Unfähigkeit, ein Abstraktum sich fern und gleichgültig zu halten macht den Denker.

[«]

6[66]

Menschen gemartert durch einen Bußredner, wie ein Reh, das in Schlingen sich verfängt und unter wüthendem Rasen stirbt.

[«]

6[67]

Meine **Aufgabe:** alle Triebe so zu sublimiren, daß die Wahrnehmung für das Fremde sehr weit geht und doch noch mit Genuß verknüpft ist: der Trieb der Redlichkeit gegen mich, der Gerechtigkeit gegen die Dinge so stark, daß seine Freude den Werth der anderen Lustarten überwiegt, und jene ihm nöthigenfalls, ganz oder theilweise, geopfert werden. Zwar giebt es kein interesseloses Anschauen, es wäre die volle Langeweile. Aber es genügt die zarteste Emotion!

[«]

6[68]

Napoleon haßte nichts mehr in der Welt, als daß jemand die Fähigkeit zu urtheilen in Bezug auf ihn übte, oder überhaupt nur hatte.

[«]

6[69]

die Ruhe hat ihr gefehlt (Mad. de Staël): nach Rémusat „une privation sans remède pour le bonheur et même pour le talent“.

[«]

6[70]

das Ich ist nicht die Stellung Eines Wesens zu mehreren (Trieben, Gedanken usw.) sondern das ego ist eine Mehrheit von personenartigen Kräften, von denen bald diese, bald jene im Vordergrund steht als ego und nach den anderen, wie ein Subjekt nach einer einflußreichen und bestimmenden Außenwelt, hinsieht. Der Subjektpunkt springt herum, wahrscheinlich empfinden wir die Grade der Kräfte und Triebe, wie Nähe und Ferne und legen uns wie eine Landschaft und Ebene aus, was in Wahrheit eine Vielheit von Quantitätsgraden ist. Das Nächste heißt uns „ich“ mehr als das Entferntere, und gewöhnt an die ungenaue Bezeichnung „ich und alles andere, tu“, machen wir instinktiv das Überwiegende momentan zum ganzen ego und alle schwächeren Triebe stellen wir perspektivisch ferner und machen daraus ein ganzes Du oder „Es“. Wir behandeln uns als eine Mehrheit und tragen in diese „socialen Beziehungen“ alle die socialen Gewohnheiten, die wir gegen Menschen Thiere Gegenden Dinge haben. Wir verstellen uns, setzen uns in Angst, machen Parteiungen, führen Gerichtsscenen auf, überfallen uns, martern uns, verherrlichen uns, machen aus dem und jenem in uns unseren Gott und unseren Teufel und sind so unredlich und so redlich als wir es in Gegenwart der Gesellschaft zu sein pflegen. — Alle socialen Beziehungen auf den Egoismus zurückführen? Gut: für mich ist aber auch wahr daß alle egoistischen inneren Erlebnisse auf unsere eingeübten angelernten Stellungen zu Anderen zurückzuführen sind. Welche Triebe hätten wir, die uns nicht von Anfang an in eine Stellung zu anderen Wesen brächten, Ernährung z.B., Geschlechtstrieb? Das, was Andere uns lehren, von uns wollen, uns fürchten und verfolgen heißen, ist das ursprüngliche Material unseres Geistes: fremde Urtheile über die Dinge. Jene geben uns unser Bild von uns selbst, nach dem wir uns messen, wohl oder übel mit uns zufrieden sind! Unser eigenes Urtheil ist nur eine Fortzeugung der combinirten fremden! Unsere eigenen Triebe erscheinen uns unter der Interpretation der Anderen: während sie im Grunde alle angenehm sind, sind sie doch durch die angelernten Urtheile über ihren Werth so gemischt mit unangenehmen Beigefühlen, ja manche werden als schlechte Triebe jetzt empfunden: „es zieht hin, wohin es nicht sollte“ —während schlechter Trieb eigentlich eine contradictio in adjecto ist. — Was will also Egoismus sagen! Wir können innerhalb unser selber wieder egoistisch oder altruistisch, hartherzig, großmüthig, gerecht milde verlogen sein, wehe thun oder Lust machen wollen: wie die Triebe im Kampfe sind, ist das Gefühl des Ich immer am stärksten dort, wo gerade das Übergewicht ist.

[«]

6[71]

Unbeschreiblicher Ekel, wenn unsere Gebildeten von der Nothwendigkeit einer idealen Bildung und einer Erneuerung der Religion phantasiren! dieses verlogene Gesindel, das bei Musik und Schauspiel wieder religiös werden will und sich in den Kopf setzt, sobald es nur wieder im Herzen zu zittern beginnt, alle Redlichkeit des Kopfes fahren zu lassen und sich kopfüber in den mystischen Schlamm zu stürzen! Recht der Gedanke einer durch Politik und Geldgier verdummten und servil gewordenen Generation!

Denn ob man einem Napoleon oder dem Nationalitätsprincip dient, beides führt zur Sklaverei und zum schließlichen Ekel an sich: wohl dann der Religion! wohl den Künstlern, welche den Anstand einer freien geistigen Haltung nicht angeboren haben! Früher dachte ich: wir sind anderer Art, anderer Herkunft, nichts war mir fremder als mich diesen Strömungen der Nationalität und der Neigung zur Mystik anzubieten! Ich sah sie — mir ekelte damals und jetzt dafür. Allein sein! abseits leben! war immer meine Devise. Was geht es mich an, daß die, welche damals darin mir gleich gesinnt erschienen, jetzt alle sich dort anbieten! Hier die Gespensterfinger des Spiritisten, und der mathematisch-magische Taschenspieler, dort ein gehirnausbrennender Cultus der Musik, dort die wiedererweckten Gemeinheiten einer Judenverfolgung — seht die allgemeine Übung im Hassen

[«]

6[72]

„Diejenigen welche kommen mich zu besuchen werden mir eine Ehre erweisen: diejenigen welche nicht kommen, werden mit ein Vergnügen erweisen“ Augier

[«]

6[73]

Napoleon nach dem ersten italienischen Feldzuge, zu einem Journalisten: denken Sie daran, in den Erzählungen unserer Siege nur von mir, immer von mir zu sprechen, hören Sie?

[«]

6[74]

Alle Moralisten sind einig in der allgemeinen Tendenz, wohin das Handeln streben müsse und was die Wohlfahrt der Menschheit sei —ich finde sie beherrscht von Einem Triebe und voll Vorurtheil darin. Die Herrschaft des Altruismus scheint mir die Menschheit zu Grunde zu richten — ein Absterbeprozeß Euthanasie: — vielleicht dienen also die Moralisten der allgemeinen Entwicklung: aber sie erwarten etwas Umgekehrtes! Ich will den Egoismus aufrichten und jene weise Einsicht, welche dem fremden Individuum nicht gern in’s Geschäft und Wesen greift: nur durch Noth sind wir altruistisch.

[«]

6[75]

Alle Moralisten haben gemeinsame Censuren über gut und böse, je nach sympathischen und egoistischen Trieben. Ich finde gut, was einem Ziele dient: aber das „gute Ziel“ ist Unsinn. Denn überall heißt es „gut wozu?“ Gut ist immer nur ein Ausdruck für ein Mittel. Der „gute Zweck“ ist ein gutes Mittel zu einem Zweck. Jedes Ziel — — —

[«]

6[76]

Die Tugend der Reinlichkeit NB. Wurzel des Triebes der Schönheit

[«]

6[77]

Ein System des Lebens das nur auf Neigungen ruhen soll — Altruism. Aber da müßte das Schicksal nur mit Akkorden auf uns spielen — es hieße die Unvernünftigkeit des Daseins beseitigen und es zur menschlichen Vernunft machen. Und damit jeder nur Harmonien hörte, müßte jeder andere ihm gleich sein und keine anderen Bedingungen haben — so aber würde die Neigung schwach und endlich unnöthig, weil alles schon ohne Erstreben sich anböte.

[«]

6[78]

Geht die edle Unabhängigkeit verloren, so werden alle Talente matt — ob es unter der Tyrannei Napoleon's oder des Altruismus ist: Ende der Genies!

[«]

6[79]

„Mit dem alleinigen Geschmack für das Reale ist man zu nichts gut, weder in einer Farm noch in einem Palaste“

[«]

6[80]

Unser Verhältniß zu uns selber! Mit Egoismus ist gar nichts gesagt. Wir wenden alle guten und schlechten gewöhnten Triebe gegen uns: das Denken über uns, das Empfinden für und gegen uns, der Kampf in uns — nie behandeln wir uns als Individuum, sondern als Zwei- und Mehrheit; alle socialen Übungen (Freundschaft Rache Neid) üben wir redlich an uns. Der naive Egoismus des Thieres ist durch unsere sociale Einübung ganz alterirt: wir können gar nicht mehr eine Einzigkeit des ego fühlen, wir sind immer unter einer Mehrheit. Wir haben uns zerspalten und spalten uns immer neu. Die socialen Triebe (wie Feindschaft Neid Haß) (die eine Mehrheit voraussetzen) haben uns umgewandelt: wir haben „die Gesellschaft“ in uns verlegt, verkleinert und sich auf sich zurückziehen ist keine Flucht aus der Gesellschaft, sondern oft ein peinliches Fortträumen und Ausdeuten unserer Vorgänge nach dem Schema der früheren Erlebnisse. Nicht nur Gott, sondern alle Wesen, die wir anerkennen, nehmen wir, selbst ohne Namen, in uns hinein: wir sind der Kosmos, soweit wir ihn begriffen oder geträumt haben. Die Oliven und die Stürme sind ein Theil von uns geworden: die Börse und die Zeitung ebenso.

[«]

6[81]

Unser waches Leben ist ein Ausdeuten innerer Triebvorgänge mit Hülfe des Gedächtnisses an alles Empfundene und Gesehene: eine willkürliche Bildersprache davon, wie das Träumen von den Sensationen im Schlafen.

[«]

6[82]

Wie das Leben für Andere entsteht! bei einem Diener, der zuerst mit Zwang und Strafen an das Interesse seines Herrn denkt, allmählich fällt ihm das eher ein als sein eigenes, weil er gemerkt hat, daß sein Wohl von dem des Herrn und der guten Stimmung desselben abhängt: endlich sieht er darnach wie der Gärtner nach den Pflanzen, sie sind ihm fortwährend gegenwärtig, gewöhnt, leicht, erleichternd, Grund seiner Freuden und Leiden. So der Stallknecht für sein Pferd, der Gelehrte für sein Thema, der Vater für sein Kind, der Kaufmann für sein Geld. Wir vergessen motivirende Gedanken und leben nach den eingeübten Gefühlen des Angenehmen Gewöhnten — das soll moralisch sein! Gewiß <ist> es für Alle angenehm, Herren und Diener und somit wird es sehr gelobt; folglich viel Phantasterei der Gedanken darum gelegt, damit es als etwas Hohes erscheine!

[«]

6[83]

Wenn unsere Triebe gleich stark sind und nach entgegengesetzten Zielen uns ziehen, entsteht jener Kampf und jene Noth, welche die Moralisten so hoch stellen. Eigentlich ist für Viele die Tugend nichts werth, wenn sie nicht einen solchen Kampf macht d.h. man will, daß die entgegengesetzten Triebe ebenso stark seien! Ein Laokoon, der seine Schlangen zerdrückt! Eine pathetische Attitüde!

[«]

6[84]

Viel Wohlwollen bei denen, welche das Übel leicht vergessen, welche leicht zu erregen und zu beruhigen sind, unfähig einer langen Emotion, eines ernsten Nachdenkens, expansiv, etwas indiskret.

[«]

6[85]

l'entraînement de ma destinée sagte Napoleon

[«]

6[86]

Erhabenheit der Seele! meistens ist es Exaltirtheit!

[«]

6[87]

„streng in ihren Principien oder in den Gefühlen welche ihre Einbildungskraft erzeugt hatte“

[«]

6[88]

die wirksamen Schriftsteller beweisen, daß Worte nur Andeutungen sind, daß man nichts vollenden dürfe und daß die Schriftsteller darin Vortheile vor den Malern haben.

[«]

6[89]

der Geometer Ampère: je crois que le monde extérieur a été créé tout simplement pour nous être une occasion de penser.

[«]

6[90]

Napoleon war Träumer, schweigsam, im Verkehr mit Frauen gezwungen, aber passionirt und hinreißend, obschon fremdartig in seiner ganzen Person, als er jung war. Dann Anfälle einer düsteren und drohenden Eifersucht.

[«]

6[91]

Gleichheit im Humor, Milde und natürliche Heiterkeit machen das glückliche Privatleben. Der letzte Grund: von nichts tief bewegt werden. Man nennt es Philosophie, wenn <sich> diese Indifferenz nicht nur in Bezug auf das, was die Andern interessirt, sondern in der Tribulation des Persönlichen zeigt.

[«]

6[92]

Ihre Einbildungskraft erhitzte sich bei den Pflichten, die ihr auferlegt seien, sie schrieb sich die peinlichsten Opfer vor, gerade weil sie das Unglück hatte den Gemahl nicht zu lieben. Sie war aufmerksam darauf, ihm zu gefallen, als wenn sie ihn geliebt hätte.

[«]

6[93]

Non consilia a casu differo, das Schicksal treibt sie, die Absichten sind schwach.

[«]

6[94]

Napoleon verstand es aus der tiefsten Ruhe in den höchsten Zorn überzugehen, wenn es ihm nützlich schien. „Mein Zorn ist niemals über das da hinausgegangen“ sagte er zum Abbé de Pradt auf seinen Hals deutend (cou). „Er findet ein Mittel seine Leidenschaften zu erheucheln obgleich sie wirklich existiren“ sagte Talleyrand.

[«]

6[95]

Napoleon hatte Anfälle von Empfindung vergoß Thränen, aber es machte ihm hinterdrein immer schlechten Humor. „Wenn mein Blut nicht mit seiner beständigen Langsamkeit schlägt, laufe ich Gefahr, zum Narren zu werden.“ Nach Corvisart hatte er wenige Pulsschläge. Aber er klagte über intraitable Nerven. Er behauptete er verstünde absolut nicht, was es hieße „der Kopf dreht sich mir“

[«]

6[96]

Er hatte ein geheimes Vergnügen Furcht zu erregen und Zittern zu machen. Denn: „die Unruhe reizt den Eifer“, er vermied, sich von Personen und Menschen zufrieden zu zeigen: „une petite terreur de detail war immer im geheimsten Innern seines Palastes“

[«]

6[97]

Er hatte die Miene, die Ruhe ohne Aufhören zu hassen, für sich und die Anderen.

[«]

6[98]

Hatte die Gesellschaft einen ruhigen Gang des Gesprächs, so änderte er plötzlich den Ton durch ein herrisches Wort und stellte den Unterredner wieder auf den Platz vor ihm, nämlich in seine Furcht.

[«]

6[99]

Der wahrhaft Glückliche ist der, welcher sich vor mir im Grund einer Provinz verbirgt und wenn ich sterbe, wird die Welt ein großes ouf! machen.

[«]

6[100]

Wenn er einen Dienst bezahlte, ließ er merken, daß er einen neuen kaufte. Er wollte niemals die Schulden seiner Frau in Ordnung bringen, um Gelegenheiten sich zu erhalten, sie zu beunruhigen.

[«]

6[101]

Napoleons Mutter war von sehr mittelmäßigem Geiste.

[«]

6[102]

romantische Einbildungskraft mit völliger Trockenheit des Herzens verbunden bei Louis Bonaparte. „Seine erheuchelten Tugenden geben mir ebensoviel Hinderniß wie die Laster Luciens“ sagte Napoleon von ihm.

[«]

6[103]

Lafontaine: „Et la grâce plus belle encore que la beauté“.

[«]

6[104]

Die wilden Thiere sollen über sich wegsehen lernen, und in den Andern (oder Gott) zu leben suchen, sich möglichst vergessend! So geht es ihnen besser! Unsere Moraltendenz ist immer noch die der wilden Thiere! sie sollen Werkzeuge großer Maschinerien außer ihnen werden und lieber das Rad drehen als mit sich zusammen sein. Moralität war bisher Aufforderung sich nicht mit sich zu beschäftigen, indem man sein Nachdenken verlegte und sich die Zeit raubte, Zeit und Kraft. Sich niederarbeiten, müdemachen, Joch tragen unter dem Begriff der Pflicht oder der Höllenfurcht — große Sklavenarbeit war die Moralität: mit der Angst vor dem ego.

[«]

6[105]

Es wäre eine Zeit zu denken, wo die Menschheit um die Gattung zu erhalten — und das soll ja eine Pflicht sein! — alle Arten höheren Lebens von sich werfen müßte, und sich auf immer niedrigere beschränken, weil jene zu kostspielig und unfruchtbar machend ausfallen: wie ein alter Mann seinen besten Thätigkeiten entsagen muß, um zu leben. Aber wie! ist denn Leben eine Pflicht! Unsinn! ihr Physiologen! die Menschen sind so erbärmlich geworden, daß auch die Philosophen gar nicht die tiefe Verachtung merken, mit der das Alterthum und das Mittelalter diesen „selbstverständlichen Werth der Werthe, das Leben“ behandeln!

[«]

6[106]

Der Haupterfolg der Arbeit ist die Verhinderung des Müssigganges der gemeinen Naturen, auch z.B. der Beamten, Kaufleute, Soldaten usw. Der Haupteinwand gegen den Socialismus ist, daß er den gemeinen Naturen den Müssiggang schaffen will. Der müssige Gemeine fällt sich und der Welt zur Last.

[«]

6[107]

die Nachtfröste einer Geliebten

[«]

6[108]

Ich schlage das Bild vor: reizt es euch, so werdet ihr es nachahmen müssen. Nicht die Ziele, sondern die Befriedigung des bereits vorhandenen Triebes zwingt zu dieser oder jener Moral. Nicht die Vernunft! wenn nicht im Dienste eines Triebes!

[«]

6[109]

Aus welchen erbärmlichen Elementen der deutsche Socialismus besteht in seinen Führern, ist daraus zu ersehen, daß keiner die volle Enthaltung von geistigen Getränken gefordert hat — und doch ist diese Plage viel verhängnißvoller als irgend ein socialer Druck!

[«]

6[110]

die bösen Triebe sind durchaus nicht unangenehm, sondern böse und gute sind angenehm. Sie werden unangenehm nur durch das 1) Übermaaß und 2) in ihrem Gehemmtsein durch andere Triebe. Beherrscht uns z.B. die Meinung von der Schändlichkeit der Wollust (dem Trieb der Ehe als Grundlage) oder die von den bösen Folgen im Jenseits, so wird dem Trieb uns unangenehm beigemischt, ja er kann wie etwas rein Ekelhaftes empfunden werden. Ebenso kann der Hang zum Mitleid als erbärmliche Schwäche und als unangenehm empfunden werden. Das Denken, maßlos, wirkt als Schmerz, selbst beim Enthusiasten des Denkens; das Übermaaß ist eine erzwungene Äußerung des Triebes, d.h. die Hemmung des vergehenwollenden (müden) Triebes — also auch Hemmung der Entwicklung. Alle Entwicklung lustvoll.

[«]

6[111]

das Genie das Erzeugniß glücklicher Zufälle: seine Bedingungen weiß man nicht voraus. Die reine Begünstigung im Sinne der bisherigen Moralität macht durchaus kein Genie und keine Fruchtbarkeit; von der Erziehung und Verwendung der bösen Triebe und Zufälle weiß die Moral nichts, desto mehr die Praxis. Es ist unmöglich, Genies absichtlich zu fördern — dann müßte man sie durch und durch kennen. Frauen, in ihrer Absicht der Förderung, richten sie gewöhnlich zu Grunde.

[«]

6[112]

Welche entsetzliche Lage früher! Unsicherheit der Erkenntniß auch in der Moral, und ewige Gefahren! Das war eine ruhige unbefangene Art dem Gedanken und der Wahrheit nachzuhängen!! unter der Peitsche der Furcht vor der Hölle! Oder in der Furcht vor der Sünde gegen die ewige Liebe, vor dem Zweifel an der Offenbarung!!

[«]

6[113]

Die paradoxe Tugend z.B. Großmuth als ein Wunder angestaunt und seht verehrt!

Anders jene, die den Zwang eines Triebes fühlen und deren Herrschsucht stolz sich gegen ihn wehrt, die deshalb ins Gegentheil umschlagen.

Anders, die welche mehr von den Befriedigungen erwarteten und, enttäuscht, an dem Triebe sich rächen.

Anders: sich schwach feige gezwungen vor der Todesfurcht fühlen und in Verachtung seiner selbst das Gegentheil von dem thun, was die Todesfurcht räth.

[«]

6[114]

die Motive der Moralgesetzgeber für ein Gesetz und deren Umwandlung in denen, welchen das Gesetz gegeben wird NB

[«]

6[115]

Die angeblichen Wirkungen moralischer Gefühle, während deren Erscheinen selber schon eine Wirkung des beruhigten Nervensystems usw. ist, nicht die Quelle der Beruhigung NB.

[«]

6[116]

Alle Menschen bemühen sich, ihrer Pflicht einen unbedingten Charakter zu geben: sie fühlen sich erniedrigt bei dem Gedanken, daß sie einem Menschen, Fürsten Staate Partei aus Furcht sich opfern und einem anderen Intell<ekt> ihren Intell<ekt> unterordnen: sie wünschen, daß eine nicht mehr beschämende Übergewalt existirt, die ihnen gebietet, sich so unter<zu>ordnen, eine absolute Pflicht, ein Wort Gottes (z.B. seid gehorsam der Obrigkeit) Auch jetzt noch suchen die Moralphilosophen die Ethik endgültig zu fundamentiren: ohne dies, fühlen sie, hat man kein Recht zum großen Pathos, zu schönen Attitüden als Politiker und Socialist. „Man muß ein Wesen haben, dem man unbedingt sich anvertraut“ sagt Luther d.h. wir wollen uns selber unbedingt vertrauen dürfen und unsere Handlungen als indiskutabel und absolut erhaben der Welt gegenüberstellen. Eitelkeit!

[«]

6[117]

Das was uns oft zwingt (und zwar mit dem Gefühl der Zustimmung, obschon es kein angenehmer Zwang ist!) nennen wir Pflicht. Durch häufige Übung entsteht daraus eine angenehme Gewöhnung: und dann ist es Lügnerei, noch von seiner Pflicht zu reden. Aber es geschieht fast immer. Fast jeder stellt seine Thätigkeit als eine unangenehme Sache vor, er will wegen seiner Selbstüberwindung d.h. wegen seiner Macht bewundert werden. Es giebt soviel erlogene Unannehmlichkeit des Daseins! Ebenso viele erlogene Annehmlichkeiten, bei Fürsten Frauen Festen Müssiggängern Reisenden Christen Tugendhaften Völkern Parteien Philosophen Schriftstellern: man stellt sein „Glück“ aus, meist um damit weh zu thun, Neid zu erregen.

[«]

6[118]

Der Versuch sämmtliche moralischen Triebe in den religiösen Tr<ieben> aufzulösen: Gott befiehlt und seinetwegen thut man etwas. Es ist nicht moralisch mehr. Daß man Gott fürchtet oder liebt, ist nicht eine Folge der Moralität, sondern eine Überlegung des Vortheils. Dies ist der christliche Standpunkt. Es soll nur religiöse Handlungen geben, alle Motive sind egoistische, und die religiöse Handlung selber wird aus Egoismus gethan. Oder: jede Handlung ist böse. Also auch die religiöse. Deshalb Gnadenwahl! Dagegen sagen die Quietisten: ich handle nicht mehr um meinetwillen, sondern um Gottes willen. Welcher Tiefstand der Selbstkenntniß! Welche Unredlichkeit gehört dazu! Man ermesse es an der Frau, die sagt „ich thue alles um meines Geliebten willen!“ Es ist nicht wahr! Ja selbst dies „um des G<eliebten> willen“ thut sie um ihrem Triebe zu folgen und nicht seinem. Denn da würde sie handeln wie er: was unmöglich ist. Sie kann nur nach dem Bilde des Geliebten handeln, das sie sich von ihm macht: ihr Erzeugniß wird gewiß nicht = dem Geliebten, sondern ein Stück von ihr.

[«]

6[119]

In jedem kleinsten Augenblick giebt es in uns eine absolute Nothwendigkeit des Geschehens. Könnten wir diese einsehen, so könnten wir sie für jeden Fall mit dem Namen unbedingter Pflicht belegen, wenn wir durchaus uns frei lügen wollten! Wir sagen: ich will, wo wir <sagen> müßten: „ich muß“: und sagten voraus, was eben geschehen wird, mit der Miene eines Wahrsagers und Pflichthelden. Dies wäre die Spitze aller Verlogenheit. Glücklicherweise weiß man jene Causalität nie: und „ich will“ heißt immer „wenn ich kann“. „Es ist meine Pflicht“ heißt: „unter der Bedingung daß ich die Kraft habe, wird es gehen.“ Der Sonne befehlen aufzugehen, wenn sie gerade aufgeht, das ist die Freiheit unserer Tugendhaften. Wenn wir fühlen, daß ein belobtes und beliebtes Motiv in uns wirkt, dann zu sagen „ich will“! (soll heißen: „ich befehle mir“) — — —

[«]

6[120]

da alle unsere Handlungen absolute Nothwendigkeiten sind, und ebenso absolute Unbekannte für uns, so ist jedes „du sollst unbedingt“ in den Wind geredet. Weder können wir anders als wir müssen, noch können wir's im Einzelnen controliren, ob etwas geschehen ist, was wir sollten.

[«]

6[121]

Die unangenehmen, an sich leidenden Individuen sollen die Tendenz zum Staate, zur Gesellschaft, zum Altruismus haben! Und die angenehmen, sich trauenden Individuen sollen den entgegengesetzten Trieb, von jener Moralität **weg**, haben ! NB NB

[«]

6[122]

Die Skepsis hat ihre Parallele: „lieber hungern als etwas Ekelhaftes essen.“ Die Ansichten der Autoritäten sind uns ekelhaft geworden — lieber verhungern! Dies ist eine seltene Passion: die Skepsis ist eine Passion.

[«]

6[123]

Zu wissen, „dies ist gesund, dies erhält am Leben, dies schädigt die Nachkommen“ — ist durchaus noch kein Regulativ der Moral! Warum leben? Warum durchaus froh leben? Warum Nachkommen? — Gesetzt, es wäre dies alles angenehmer als das Gegentheil, sterben, krank sein, ohne Nachkommen isolirt sein: so wäre vielleicht irgend etwas angenehmer als diese Annehmlichkeiten z.B. das Gefühl seiner Ehre oder eine Erkenntniß oder eine Wollust, deretwegen wir das Sterben oder die Krankheit oder die Einsamkeit wählen müßten. Warum die Gattung erhalten? Man verweist uns an die Triebe: aber es giebt weder einen Trieb der Selbsterhaltung, noch einen Trieb der Gattungs-Erhaltung. Das Nichtsein könnte uns werthvoller scheinen als das Sein: dann hat die physiologische Ethik nichts zu sagen. Oder wir uns selber als der Staat, die Gesellschaft, die Menschheit. Was bestimmt denn dies Wertherscheinen? Ein Trieb. Die Moral kann nur befehlen — d.h. durch Furchterregung sich durchsetzen (also mit Hülfe eines Triebes), oder sie kann mit Hülfe eines anderen Triebes sich legitimiren — sie setzt immer schon ihre unmittelbare Bewiesenheit und überzeugende Kraft voraus, sie kommt, wenn der Trieb und die Werthschätzung bestimmter Art schon da ist. Dies gilt von allen Ethiken. Auch ein Trieb, individuell zu leben, ist da: ich denke in seinem Dienste. Andere, die ihn nicht haben, werden zu nichts von mir verpflichtet werden können. „Pflicht“ ist der Gedanke, durch den ein Trieb sich souverän über die anderen Triebe stellt — immer mit Benebelung des Verstandes! mit einem bestochenen Diener!

[«]

6[124]

„Arrangire dich so, daß du das größtmögliche Glück von deinen Eigenschaften hast“ das ist albern! Denn ohne allen Befehl: genau dies erreicht ein Jeder, er mag leben, wie er will — nämlich muß! Daß er Vorschriften und Kenntnisse des Nützlichen erlangt, erwerben will, verlernt, abweist, das alles ist ein nothwendiges Wirken seiner Natur. Die Moral kann nichts thun als Bilder des Menschen aufzustellen wie die Kunst: vielleicht daß sie auf diesen und jenen wirken. Sie kann sie, streng genommen, nicht beweisen. „Höher“ und „tiefer“ — das sind schon Illusionen unter dem Eindruck eines moralischen Musters. Diese Bilder nämlich wirken als Reize, entzünden einen Trieb und verführen den Intellekt, ihm zu dienen. Nun ist unser Intellekt schon in einer bestimmten Höhe, ebenso unser Geschmack: also werden wir sehr viele Bilder abweisen, sie ekeln uns an: in einem gegebenen Augenblick unserer Kräfte können wir nicht anders als diese Bilder nachahmen! Dieser psychologische Zwang erscheint uns oft als „Pflicht“: das Gefühl der unbedingten Nothwendigkeit, der Ausdruck der Causalität. Das innere „Müssen“. Z.B. in Hinsicht auf das Einmaleins, die Mechanik empfinden wir als Denker Pflicht, ebenso bei A = A: Menschen eines schlechten Intellekts fühlen hier den Zwang nicht. Natürlich ist dies subjektive Gefühl des Zwanges eben nur subjektiv.

Viele Personen haben in nichts ein solches strenges Gefühl. Aber der Ekel, der uns befällt, beim Anblick von Maden, ist ein Zwang: einen solchen Zwang verschönern wir uns mit dem Worte Pflicht, wo wir genau wissen, daß gegenstrebende Zwänge da sind.(??)

[«]

6[125]

„Werde ein vernünftigerer freierer gefühlvollerer, vollkommenerer Mensch, strebe nach der Vervollkommnung deiner Gattung“? Worauf dies Gesetz gründen? Auf den Nutzen des Individuums oder des Collectivums.

Manche sagen: alle Fähigkeiten entwickeln, indem man die welche Mittel und Organe sind denen unterordnet, die das eigenthümliche Ziel der Menschen machen. Unsere Natur ist complex: man muß in ihr Thatsachen höherer und niederer Ordnung unterscheiden. Aber wodurch bin ich verpflichtet einem Ziele der Gattung zu folgen, wenn zufällig für mein Individuum die gewöhnliche Ordnung der Ziele und Mittel umgedreht ist? z.B. wenn ich mehr Hang zu den Freuden des Fleisches als denen des Geistes habe und einen eigenen Kopf, und das Bischen Geist eben das Mittel ist für meine Begierden? Hier hilft man mit metaphysischen Einfällen: die wahre Natur des Menschen, seine geistige Bestimmung und dergleichen.

„Du darfst ein Ziel wollen, wenn du es kannst.“ Ohne diese Bedingung: heißt es dem Menschen ein unbedingtes Vermögen geben, eine Kraft ohne Bedingung. Eine unbedingte Pflicht implicirt ein unbedingtes Vermögen sie zu erfüllen: sonst ist es eine Pflicht für ein anderes Wesen als ich, eine in der Luft aufgehängte Pflicht. — Wer von Pflicht und Freiheit redet, setzt metaphysische Principien voraus.

[«]

6[126]

Es ist unwahr, daß die Religion die Moral gegeben hätte — umgekehrt! Wir beweisen die Religion mit der Moral als wahr oder unwahr.

[«]

6[127]

Unsere moralischen Triebe drängen den Intellekt, sie zu vertheidigen und absolut zu nehmen, oder sie neu zu begründen. Unsere Selbsterhalt<ung>striebe treiben den Intellekt, die Moral als relativ oder nichtig zu beweisen. Es ist ein Kampf der Triebe — im Intellekt abgespielt. Der Trieb der Redlichkeit tritt dazwischen — nebst den Trieben nach Aufopferung, Stolz, Verachtung: ich.

[«]

6[128]

„der Erde Lust, der Erde Weh zu tragen“

[«]

6[129]

Unser nervöses Zeitalter prätendirt, daß eine ewige Erregtheit und Ungleichheit der Stimmung die großen Menschen auszeichne: sie wissen nichts von dem gleichmäßigen tiefen mächtigen Strömen nach einem Ziele zu: sie plätschern und machen Getöse und fühlen nicht die Erbärmlichkeit dieser launischen Erregbarkeit.

[«]

6[130]

Der Intellekt ist das Werkzeug unserer Triebe und nichts mehr, er wird nie frei. Er schärft sich im Kampf der verschiedenen Triebe, und verfeinert die Thätigkeit jedes einzelnen Triebes dadurch. In unserer größten Gerechtigkeit und Redlichkeit ist der Wille nach Macht, nach Unfehlbarkeit unserer Person: Skepsis ist nur in Hinsicht auf alle Autorität, wir wollen nicht düpirt sein, auch nicht von unseren Trieben! Aber was eigentlich will denn da nicht? Ein Trieb gewiß!

[«]

6[131]

Wie ein Baum sich entfalten kann, ist nur durch ein Musterexemplar zu beweisen. Ohne solches hat man keinen Begriff, ihn über das herkömmliche Maaß hinaustreiben zu wollen, und ist zufrieden. Die ausgezeichneten Menschen machen die anderen mit sich unzufrieden: — — —

[«]

6[132]

wie Sand zwischen den Zähnen

[«]

6[133]

Ich höre den Ton eifersüchtiger Kater, in diesen neidischen Äußerungen

[«]

6[134]

Der Moralist, der eine Moral gründen will, wird getrieben, einen letzten Zweck anzugeben. „Wenn ihr gesund sein wollt, so müßt ihr mäßig sein. Aber ihr müßt gesund sein wollen: denn es ist eine Bedingung, um glücklich zu sein oder um seine Ziele zu erfüllen oder usw.“ Ein neues Ziel zeigt sich hinter jedem Ziele: und der Moralist endet, den Zweck des Daseins angeben zu müssen. Ich könnte sagen: Zweck des Daseins giebt es nicht, also ist eine Moralität um einen Zweck des Daseins zu erreichen nicht möglich. Aber man glaubte an solche Zwecke: und folglich konnte man eine Moral mit Forderungen gründen. Zuletzt entstehen nothwendig Arten und Gewohnheiten des Lebens und üben einen Zwang aus, wen es unangenehm ist, ihm zu widerstreben.

[«]

6[135]

„Pflicht“ heißt: ein Ziel wollen nicht um eines anderen willen, sondern um seiner selbst willen: also ein absolutes Ziel. Der kategorische Imperativ, ein Befehl ohne Bedingungen. Darauf gründete Kant eine Metaphysik: denn giebt es ein Ziel ohne Bedingung, so kann dies nur das Vollkommene oder das unendliche Gut sein: gäbe es noch etwas Vollkommeneres, oder ein höheres Gut, so wäre es nicht ein Ziel ohne Bedingung. Also: eine metaphysische Annahme zu machen, wie Kant!

[«]

6[136]

„Was ist das Gute für ein Wesen? Die Vollendung seines Zieles. Was ist das Ziel eines Wesens? Die Entwicklung seiner Natur.“ Natur, Ziel, Gut eines Wesens — drei Fragen, die sich logisch nachziehen: so daß das Gut durch das Ziel, das Ziel durch die Natur bestimmt wird. Wenn man die menschliche Natur durch Beobachtung und Analyse kennt, kann man davon das Ziel, das Gut, das Gesetz des Menschen ableiten. Denn das Gute zieht den Gedanken der Verpflichtung nach sich. Vacherot.

Das heißt: das Ziel des Menschen ist die Entwicklung seiner Natur, Mensch sein und nicht Pferd. Das ist nichts! Da hilft man sich mit der „wahren Natur“ einer Natur wie sie ihm sein soll, nicht wie sie ist.

[«]

6[137]

Ein Trieb ist stärker als der andere und bringt ihn sich zum Opfer z.B. wenn eine Mutter für ein Kind hungert und sorgt. Ganz falsch mit Spencer hierin, in der Pflege der Brut und schon in der Zeugung eine Äußerung des altruistischen Triebes zu sehen: nicht daß es ein Anderes ist, macht einen Unterschied. Man opfert seiner Rache z.B. sein eignes Kind. Oder man opfert seinem Kinde seine Rache — je nachdem ein Gefühl stärker ist. Das Opferbringen hat nichts Altruistisches.

[«]

6[138]

Wer sehr abweichend denkt und empfindet, geht zu Grunde, er kann sich nicht fortpflanzen. Somit könnte es für den Grad der Individuation eine Grenze geben. In Zeiten, wo sie peinlich empfunden wird, wie in unserer (und wie in aller bisherigen moralischen Geschichte der Menschheit), vererbt sich der Trieb dazu schlecht. In Zeiten, wo sie lustvoll empfunden wird, übertreibt sie sich leicht und macht die äußerste Isolation (und verhindert dadurch die allgemeine Fruchtbarkeit der Menschheit) Je ähnlicher, desto mehr nimmt die Fruchtbarkeit zu, jeder trifft auf ein genügendes Weibchen: also Übervölkerung im Gefolge der Moral. Je unähnlicher, desto —

[«]

6[139]

Unsere Musterbilder sind construirt nach dem, was uns an uns das meiste Vergnügen machen würde, wenn wir es erreichten, und was wir andererseits für möglich (im Bereich unserer Kräfte und unserer Lage) halten, zu erreichen. Ein Überblick über unsere Lustempfindungen, und über unsere Kraft und den Prozeß nebst Bedingungen ist die Voraussetzung — eine hohe Leistung des Intellekts: meistens wird es eine Verzeichnung sein müssen! Deshalb lassen sich die Meisten ein Musterbild geben: und den Zwang dazu, es nachzubilden („Pflicht“, eine Art geglaubter Kraft, anstatt einer erkannten) Das Verfehlen seines Bildes und die Verfehlung der Nachbildung macht viele schwere Unzufriedenheit — diese Malerei hat auch selten Meister. Man zeichnet sein Leben lang herum, um ein nachbildungsfähiges Muster zu erlangen: wir formen es nach dem, was wir erreicht haben und dekretiren uns als das Muster — oft aus Verzweiflung.

[«]

6[140]

Ehemals fragte man: ist der Gedanke wahr? Jetzt: wie sind wir auf ihn gekommen? Welches war seine treibende Kraft? Entdecken wir's —

[«]

6[141]

Die Zeugung ist eine oft eintretende gelegentliche Folge einer Art der Befriedigung des geschlechtlichen Triebes: nicht dessen Absicht, nicht dessen nothwendige Wirkung. Der Geschlechtstrieb hat zur Zeugung kein nothwendiges Verhältniß: gelegentlich wird durch ihn jener Erfolg mit erreicht, wie die Ernährung durch die Lust des Essens.

[«]

6[142]

Die Verfeinerung der Intelligenz verfeinert auch unsere Bosheit, und die Lust am Intellekt giebt uns zuletzt auch Lust an der verfeinerten Bosheit der Anderen. Der Fortschritt besteht in dem Grade, als der Mensch Bosheit vertragen kann, ohne zu leiden.

[«]

6[143]

Christus trug nicht nur Gott, sondern auch den Satan in seinem Busen: das ist die Gegenrechnung bei diesem moralischen Hyperidealismus: die absolute Verdammung des Menschen, das odium generis humani. — Um die Menschheit eines solchen Opfers eines Gottes werth zu fühlen, mußte man sie in's Tiefste verachten und vor sich herabwürdigen.

[«]

6[144]

die Moralität ist eine Summe von Irrthümern, welche sich an die Triebe angeschmolzen haben, so daß wenn der Irrthum gesagt wird, der Trieb sich regt — übrigens wechselnd und ohne concordia. Diese Irrthümer beziehen sich auf das Handeln des Menschen vom Gesichtspunkt des Lobens- und Tadelnswerthen aus: und hinter Loben und Tadeln liegt die Voraussetzung, daß man den Zweck des Menschen kennt und ebenso daß man die Art des Handelns kennt und daß man an die Freiheit des H<andeln>s glaubt: ebenso daß man an die Identität der Menschen oder bestimmter Gruppen glaubt, also mit gleichwerthigen Pflichten und Handlungen: daß man wisse, was jenem letzten Zweck nützlich ist, was nicht. Es sind lauter Anmaaßungen des Intellekts. Aber die dadurch modificirten Triebe wollen ihre Befriedigung, und dies treibt Moralsysteme auch heraus, immer neue Versuche, diese Triebe nachträglich mit der Wahrheit im Einklang zu finden — während die Naiven Menschen alte anderen Erkenntnisse nach den moralischen Trieben auf ihre Wahrheit hin messen. Das Grundvorurtheil ist: — „das Moralische allein ist wahr“.

[«]

6[145]

NB NB. Es giebt keinen Selbsterhaltungstrieb — sondern das Angenehme suchen, dem Unangenehmen entgehen erklärt alles, was man jenem Triebe zuschreibt. Es giebt auch keinen Trieb als Gattung fortexistiren zu wollen. Das ist alles Mythologie (noch bei Spencer und Littré). Die Generation ist eine Sache der Lust: ihre Folge ist die Fortpflanzung d.h. ohne Fortpflanzung würde sich diese Art Lust und keine Art Lust erhalten haben. Die geschlechtliche Begierde hat nichts mit der Fortpflanzung der Gattung zu thun! Der Genuß der Nahrung hat nichts mit der Erhaltung zu thun!

[«]

6[146]

Zu beweisen, daß egoistischer Herkunft sind a) die Liebe b) die Elternliebe c) der Wahrheitssinn d) die Gerechtigkeit. Allerdings ist die Voraussetzung, daß das

Sinnenbild der Welt in allen Menschen nahezu gleich ist, daß diese Art Irrthum mit höchster Gewalt sich vererbt hat.

[«]

6[147]

Wir können aus allen unseren Kräften viele Gestalten formen, oder auch die Absenz der Gestalt. Es giebt eine gewisse künstlerische Freiheit in der Vorstellung unserer Muster, die wir erreichen können.

[«]

6[148]

„Moralisches Gesetz, Pflicht, moralische Freiheit, Unverletzlichkeit, absoluter Respekt vor der Person“ — alles uns verboten, damit darf man sich nicht nähren. Ebenso Zwecke der Menschheit, Zweck des Individuums — das ist nicht außer ihm zu bestimmen: es ist eine Annahme, ein mehr oder weniger willkürliches Programm — willkürlich in Bezug auf das Material, das zufällige Material seiner Kenntnisse von sich. —

[«]

6[149]

Es giebt kein Gutes, kein Böses an sich. Die „allgemeinen Wahrheiten“ der Moral wollten die Menschen einander identisch formen — durch tief mit den Trieben verbundene Irrthümer. Wie der patriotische Irrthum sie gleich macht in der Beschränktheit von Liebe und nationalem Haß.

[«]

6[150]

„Die wahre Natur des Menschen“ — verbotene Wendung!

[«]

6[151]

Ich bin kein Mittel zu einem Zweck — es giebt in der Natur weder Mittel, noch Zwecke.

[«]

6[152]

Es ist Unsinn, uns als Ursachen zu fassen — was wissen wir von Ursache und Wirkung!

[«]

6[153]

Lust und Schmerz: ist es wahr, daß das individuellste Wesen *von sich am meisten Lust hätte*! Ja, und *noch mehr*, wenn es den Reiz von lauter individuellen Wesen um sich hat. „Wie aber verhindern, daß sie sich einander in die Sphäre greifen?“ Aber warum verhindern! Es muß Feindseligkeit geben, damit das I<ndividuum> ganz herrlich herauskommt, alle bösen Affekte müssen da sein. Die Moralität fortgedacht! Aber die zunehmende Erkenntniß, die zunehmende Lust aneinander, die überlegene Miene bei allen schlimmen Erlebnissen, die Ressourcen der vollen Individuen in Nothfällen, im Kampfe mit dem Unveränderlichen! Zuletzt: es giebt eben nur eine *Zeit* für das *Aufblühen* der Individuation — und vielleicht **muß** die Menschheit an der Moral zu Grunde gehen.

[«]

6[154]

„Du sollst nicht tödten“ — aber fortwährend tödten wir die Gedanken und Produkte Anderer, es ist nöthig, fortwährend lassen wir in uns etwas sterben, damit etwas anderes lebe. Wie das Leben des Menschen mit einem fortwährenden Absterbenlassen Hand in Hand geht: die Menschheit muß sich immer häuten.

[«]

6[155]

Der Geschlechtstrieb macht die großen Schritte der Individuation: für meine Moral wichtig, denn er ist antisocial, und leugnet die allgemeine Gleichheit und den gleichen Werth von Mensch zu Mensch. Er ist der Typus individueller Leidenschaft, die große Erziehung dazu: der Verfall eines Volkes geschieht in dem Maaße als die individuelle Passion nachläßt, und die socialen Gründe bei der Verheirathung überwiegen. — Die Scheidung der Geschlechter ist nicht fundamental, die Zeugung ist nicht essentiell geschlechtlich, und gehört nicht zum Wesen des Lebendigen. Es ist ein sehr starker Ausdruck der individuellen Lust, je höher die Wesen sind, um so stärker wird das Individuelle daran.

„Generation ist die Wiederholung einer Zelle durch sich selber, eine Verlängerung und Reproduktion“ eine Art Überfülle, wo ein Theil der vollkommenen und reichlich ernährten Masse sich trennt und oft folgt eine Fortsetzung der Ernährung auch nach der Abtrennung.

Die Generation ist eine Folge der Ernährung.

[«]

6[156]

Die Wurzel des Verstandes ist A = A? nein! A = B, der Glaube, daß zwei gleiche Dinge da sind. Die höchste Entwicklung des Verstandes geht darauf hin, es zu leugnen und sich selber somit anzuzweifeln und zu beschränken.

[«]

6[157]

Ist das letzte Ziel die Lust oder die Pflicht? so fassen jetzt alle das Problem. Einige sagen, es sei die logische Identität.

Keine Handlung, die überhaupt möglich ist, ist ungereimt, unlogisch im Sinne der Mathem<atiker> Physiker Mechaniker.

[«]

6[158]

Sobald wir den Zweck des Menschen bestimmen wollen, stellen wir einen Begriff vom Menschen voran. Aber es giebt nur Individuen, aus den bisher bekannten kann der Begriff nur so gewonnen sein, daß man das Individuelle abstreift, — also den Zweck des Menschen aufstellen hieße die Individuen in ihrem Individuell werden verhindern und sie heißen, allgemein zu werden. Sollte nicht umgekehrt jedes Individuum der Versuch sein, eine höhere Gattung als den **Menschen** zu erreichen, vermöge seiner individuellsten Dinge? Meine Moral wäre die, dem Menschen seinen Allgemeincharakter immer mehr zu nehmen und ihn zu spezialisiren, bis zu einem Grade unverständlicher für die Anderen zu machen (und damit zum Gegenstand der Erlebnisse, des Staunens, der Belehrung für sie)

[«]

6[159]

Entwickle alle deine Kräfte — aber d.h. entwickle die Anarchie! Gehe zu Grunde!

[«]

6[160]

Unsere Liebe zum Ideal ist die letzte Steigerung des Ernährungstriebes (ebenso Eigenliebe Eigenthumsliebe, das Bedürfniß der Macht, nach Mitteln für Leben und Gesundheit) L<ittré>

[«]

6[161]

Die Entwicklung des Geschlechtstriebes bis zur Höhe der Menschenliebe, des Mitleids, der Aufopferung — nicht ein feindliches, sondern das höchste Gefühl der Menschheit. Littré. Non! non!

[«]

6[162]

Die Identität des einen Menschen mit dem anderen erkennen — soll Grundlage der Gerechtigkeit sein? Dies ist eine sehr oberflächliche Identität. Für die, welche Individuen erkennen, ist Gerechtigkeit unmöglich — ego.

[«]

6[163]

Der Fortschritt der Moral bestünde in dem Überwiegen altruistischer Triebe über egoistische und ebenso der allgemeinen Urtheile über die individuellen? Ist jetzt der locus communis. Ich sehe dagegen das Individuum wachsen, welches sein wohlverstandenes Interesse gegen andere Individuen vertritt (Gerechtigkeit unter Gleichen, insofern es das andere Individuum als solches anerkennt und fördert); ich sehe die Urtheile individueller werden und die allgemeinen Urtheile flacher und schablonenhafter werden. Ich sehe die altruistischen Triebe am stärksten beim groben Egoism der Thiere (es ist eine Gattung von Bejahung der eigenen Lust), der altruistische Trieb ist ein Hinderniß für die Anerkennung des Individuums, er will den Anderen als uns gleich haben und machen. Ich sehe in der staatlichen und gesellschaftlichen Tendenz eine Hemmung für die Individuation, ein Ausbilden des homo communis: aber der gemeine und gleiche Mensch wird nur deshalb so begehrt, weil die schwachen Menschen das starke Individuum fürchten und lieber die allgemeine Schwächung wollen, statt der Entwicklung zum Individuellen. Ich sehe in der jetzigen Moral die Beschönigung der allgemeinen Schwächung: wie das Christenthum die starken und geistigen Menschen schwächen und gleichmachen wollte. Die Tendenz der altruistischen Moral ist der sanfte Brei, der weiche Sand der Menschheit. Die Tendenz der allgemeinen Urtheile ist die Gemeinsamkeit der Gefühle, das ist ihre Armut und Mattigkeit. Es ist die Tendenz nach dem Ende der Menschheit. Die „absoluten Wahrheiten“ sind das Werkzeug der Nivellirung, sie fressen die charaktervollen Formen hinweg.

[«]

6[164]

der Geschlechtstrieb, drängt die Menschen von den anderen Menschen fort, er ist ein wüthender Egoism und keine Quelle socialer Gefühle — nicht altruistisch!!

[«]

6[165]

Das Junge ist abhängig vom Erzeuger, ihm ähnlich, ihm verständlich, unterhaltend, sein Werk — mehr noch, es ist 1. nichts Feindliches, 2. nichts Fremdes, 3. nichts Todtes: diese letzten negativen Gründe mögen erst den Reiz für das Junge geschaffen haben. Es gab so wenig oder nichts in der Welt, welches in diesen 3 Punkten ihm glich.

[«]

6[166]

Die Redlichkeit in Betreff des Eigenthums nöthigt uns zu sagen, daß wir ganz zusammengestohlen sind, und daß wir allzustumpf und unfein hierin empfinden. Das Individuum hat einen falschen Stolz in Bezug auf Stoffe und Farben: aber es kann ein neues Bild malen, zum Entzücken der Kenner — damit macht es sein Vergreifen an den Gütern der Welt wieder gut. Unsere Existenz so auffassen, daß wir etwas dafür zu leisten haben — nicht als

„Schuld“, aber als Vorschuß und Schulden! Wir nähren uns von Allem, es ist billig, daß wir etwas zur Nahrung Aller zurückgeben. (Christus war nicht fein in diesem Gefühle, er theilte als Eigenes mit, was Andere vor ihm erdacht hatten)

[«]

6[167]

Man leidet und verunglimpft Dinge und Menschen! Eine schöne Art Rache zu nehmen!, indem wir unser Urtheil schädigen! Wir sind es, die an uns selber die Rache üben, wenn wir Anderes verunglimpfen und ihm schaden. Wir trüben unsere Seele, gewöhnen sie an das Falschsehen — und endlich — —

[«]

6[168]

Edel: bezeichnet, einer Auswahl angehören, Ausnahme sein. Für andere sich opfern ist ein Gelüst, mit dem man zur Ausnahme wird. In Hinsicht auf alle Anderen, welche dasselbe thun, ist man aber nicht edel, sondern gemein. Unter den „Guten“ ist das Gute nicht als individuell taxirt, sondern als Regel, und wird deshalb nicht angestaunt, nicht gelobt. — Einige sehnen sich nach einer Gemeinschaft, wo ihr Individuellstes als Regel empfunden wird, wo es aufhört I<ndividuellstes> zu sein. Andere sind wüthend bei der Vorstellung solchen Gemeinwerdens. Die Ersten leiden an dem Fatum ihrer Einzigkeit, die Anderen genießen ihre Einzigkeit. Andere merken sie gar nicht.

[«]

6[169]

Zwei Interessen für Sachen: 1. zu wissen, was sie sind 2: was daraus zu machen ist.

[«]

6[170]

Im Ganzen habe ich, wie blind im Wasser schwimmend, mich der Reihe nach der mir nöthigen Nahrung genähert: Schärfung des Intellektes, nachher Aufschwung und Aufopferung des Selbst, nachher Gerechtigkeit und Selbstständigkeit, nachher umsichtige Milde gegen alles Selbständige usw. Nicht mit Urtheil: sondern das Übermaaß trieb mich immer wieder davon und der neue Geschmack that mir wohl. Der Schmerz lehrte mich, die verstreute Freude in deren Dasein würdigen, die Partei lehrte mich die Einsamkeit: der Gelehrte in mir trieb mich den Künstler zu verstehen usw.

[«]

6[171]

Goethes vorsichtige Haltung zur Musik: sehr vortheilhaft, daß die deutsche Neigung zur Unklarheit nicht noch einen künstlerischen Rückhalt bekam.

[«]

6[172]

der angenehme Schauder beim Glockenton

[«]

6[173]

Diese handeln ganz egoistisch, aber ihr moralisches Urtheil ist erzogen, alles sofort unter dem Gesichtspunkt des Löblichen und Tugendhaften zu sehen: sie sind vollendet in ihrer Unredlichkeit gegen sich und präsentiren in der Gesellschaft das „gute Gewissen“. Andere sind höher, aber ihr Urtheil ist pessimistischen Gewohnheiten hingegeben, sie legen sich alles egoistisch aus und sie verachten alles Egoistische. Ihre edelsten Handlungen hinterlassen in ihnen einen Bodensatz von Ekel. Es sind die, welche an eine Tugend glauben, die es nicht giebt und geben kann! Sie sind redlich, aber haben von ihrer Redlichkeit nur Qual, und Ekel an sich: weil ihr Lustgefühl auf Handlungen beschränkt ist, deren sie selber sich nicht fähig wissen: aber sie schließen, es müßten Anderen diese Handlungen möglich sein: was nicht wahr ist. Der welcher sagte „ich habe das Gesetz erfüllt“ war gewiß nicht sehr anspruchsvoll in der Ausdeutung desselben und kein Grübler.

[«]

6[174]

„Du sollst nicht stehlen!“ Aber wo hört denn das Eigenthum auf? Ein Gedanke, ein Antrieb, ein Gesichtspunkt, der Ausdruck eines Bildes, eines Gebäudes, eines Menschen — ist es nicht alles Eigenthum! Und alles stehlen wir fortwährend. Wir stehlen alle Dinge und Sonnen in uns hinein, wir tragen alles für uns fort, was da ist, ja was ehemals geschehen ist. Wir denken nicht an die Anderen dabei. Jeder individuelle Mensch sieht zu, was er alles für sich bei Seite schaffen kann.

[«]

6[175]

Die höhere Natur ist unvernünftiger als die gemeine, und hat einige Lust- und Unlusttriebe so stark, wie jener sie kaum glaublich sind. In Bezug auf diese pausirt ihr Denken mitunter oder tritt ganz in den Dienst. Man spricht von Leidenschaft; ihre Befriedigung ist ihr wichtiger als das Leben. Aber so auch die Trinker die Wollüstigen die Rachsüchtigen. Es muß das Objekt der Leidenschaft sein, was sie adelt und zum Zeichen der höheren Natur macht. Nicht Essen Trinken Wollust: sondern Dinge, welche selten stark empfunden werden z.B. Gedanken, Erkenntniß, das Wohl einer Stadt, eines Staates, der Menschheit, das Heil der Seele, das Glück Anderer. Also etwas, das gewöhnlich kalt läßt, ist hier Objekt der Leidenschaft — das macht die höhere Natur: ihr Geschmack richtet sich auf Ausnahmen. Es ist der individuelle Geschmack, der hier hervortritt: zu begreifen ist so eine Leidenschaft nicht, so wenig das Individuum zu begreifen ist. Die höhere Natur hat eine Singularität der Passionen: sie ist nicht gemein, folglich nicht berechenbar. Ihre Unvernunft ist hierin groß; sie bringt einer Sache die größten Opfer, für die sie allein ein Werthmaaß hat: sie kehrt sich nicht an das Werthmaaß Anderer. Also: ein singuläres Werthmaaß im Gefühle haben macht die höhere Natur: entweder andere Dinge schätzen als geschätzt werden oder Dinge anders schätzen als sie g<eschätzt> w<erden>. — Die gemeinen Naturen glauben nicht an die Verschiedenheit der Maaßstäbe d.h. sie glauben nicht an Individuen. „Ich glaube an Individuen“ — so die höhere Natur? — Und sie betrügt sich oft, insofern sie individuelle Urtheile und Maaßstäbe bei Anderen voraussetzt und nicht jenen praktischen Kniff in der Hand hat, sie als Niveaumenschen zu verstehen (: wie Napoleon, der selber ein solcher war).

Eine Unterart: höhere Naturen, welche überall ihr eigenes Individuum, und ihren Maaßstab des Gefühls voraussetzen, ihre eigene Geschichte also — und nicht das Individuelle anerkennen, ebenso wenig als sie das Gemeine verstehen (z.B. Christus). Sie wissen sich selber nicht als individuell. — Die andere Art: sie wissen sich individuell, sie verstehen Individuen, aber schwer nur die Gemeinheit — diese müssen sie lernen. Vielleicht haben sie selbst die Gluth dafür, die Gemeinheit zu ergründen — es ist eine mögliche Passion (La Rochefoucauld?)

[«]

6[176]

Fortwährend ist eine Bewegung da zur Bildung von Gattungen, von Menschen mit gemeinsamem Gepräge: Städte Staaten Culturen arbeiten darauf hin. Die Statistik ist der Beweis. Die abweichenden Übergangsnaturen (zwischen zwei Gattungen) oder die entartenden sind die individuellen oder die Versuche, innerhalb der Gattungen eine Species aufzustellen.

[«]

6[177]

„Man ist nicht das, was man immer ist, man ist das, was man sehr oft ist“ Rémusat.

[«]

6[178]

Also: nicht das Aufopfern macht den Edlen, damit gehört er erst in die Kategorie des Leidenschaftlichen (wie z.B. der rasend Wollüstige sich aufopfert) es giebt niedrige Leidenschaften d.h. gemeinsame und höhere: individuelle. Der Edle opfert hier eine individuelle Leidenschaft: nicht daß er für Andere sich opfert, macht ihn edel, sondern die Seltenheit dieses Triebes für Andere — eine individuelle Sonderheit, wie viele andere Sonderheiten, die auch edel machen.

[«]

6[179]

Das Christenthum verlangte eigentlich nichts als ein intellektuelles Opfer: daß an Christus geglaubt werde. — Wer solchen Werth darauf legt, daß an ihn geglaubt werde, daß er den Himmel dafür garantirt — muß einen furchtbaren Zweifel gehabt haben? Oder?

[«]

6[180]

Die geflügelte Göttin, die auf einen ehernen Schild deine That einschreibt und welche die Menschen anbeten

[«]

6[181]

dieser kann die Verwandtschaftsgrade nicht fassen, geschweige daß er ein feines Gefühl der Verpflichtung für die verschiedenen hätte! ego

[«]

6[182]

Das Peinlichste für mich ist, mich vertheidigen zu müssen. Dabei werde ich inne, daß ich erst meine Art zu sein mit der Anderer vergleichen müsse und daß ich ihr verständliche Motive unterschieben müsse: daran nicht gewöhnt, weiß ich, daß es mir mißlingt. Ja jede Präsentation meines Bildes durch Andere setzt mich in Verwirrung „das bin ich ganz gewiß nicht!“ ist meine Empfindung; wenn ich mich bedanken wollte, erschien ich mir unredlich.

[«]

6[183]

Die Lehre von der Mäßigung ist eine Beobachtung der Natur, was hoch und stark werden soll, muß seine Kraft immer wie ein Capital vergrößern und darf selber davon nicht leben wollen.

[«]

6[184]

Unsere Gedanken sind als Gebärden anzusehen, unseren Trieben entsprechend, wie alle Gebärden. Darwin’s Theorie ist heranzuführen.

[«]

6[185]

Wie streng ist man gegen Calvin wegen Einer Hinrichtung! Und Christus verwies alle, die nicht an ihn glaubten, in die Hölle — und Menschen, noch furchtbarer als er, fügten hinzu: „mit rückwirkender Kraft“.

[«]

6[186]

Es giebt eine gierige und athemlose Art zu denken. Auch hier ist Moralität nöthig

[«]

6[187]

Die Unabhängigkeit ist kein Genuß mehr, wenn ihr der Stachel fehlt. — Und bei der absoluten Unmöglichkeit eines Blicks auf die Unabhängigkeit verliert die Abhängigkeit ihr Unangenehmes. So bei der Unfreiheit des Willens — wir haben den Stachel der uralten Illusion abzubrechen! dann sind wir ganz froh und zufrieden.

[«]

6[188]

„Das Bedürfniß über seinen Herrn Illusionen zu unterhalten, weil die menschliche Eitelkeit nicht liebt, zu erröthen über den, dem man sich unterworfen hat“

[«]

6[189]

Ein Reich ganz unmenschlicher Necessitäten enthüllt sich immer mehr! Endlich lachen wir selber mit, zu sehen, wie wir ehemals mit unseren Trieben und Triebchen das zu ersetzen und verstehen meinten, mit Neigung und Haß, Wille oder Zweck usw. Die Welt als eine Menschen-Welt ist uns ein Gelächter geworden: wie die Astrologie. Unsere Stellung zu dieser Welt möglichst pathetisch einzunehmen war das Bestreben aller Philosophen: die Idealisten zuletzt wußten uns zur Hauptsache zu machen und die Welt zu einer Art Erzeugniß von uns: als ob der Spiegel sagte: „ohne mich ist nichts, ich bin der Urheber“. Zuletzt sind wir selber in das ungeheure System eingeflochten und bewegen uns in ihm: immer aber bleibt uns noch genug des Unerkannten an uns, und das bleibt der Tummelplatz unseres Hochmuthes. Ja, nachdem wir so viel von der

Position des Menschen in der Welt preisgegeben, findet auf dieser letzten Stätte ein Kampf um die „höchsten Rechte der Menschheit“, einer um Leben und Tod statt. Es ist der ganze Stolz, und alle Triebe dienen ihm dabei! Der höhere Werth der Moralität wird kühn dem ganzen Weltgesetz entgegengesetzt, und menschliche Ziele als Ziel der Welt gesetzt. Mit „gut“ und „schön“ und „wahr“ meint man die Ausnahmestellung, seine Göttlichkeit bewiesen zu haben: die Wissenschaft im Dienste der alten Triebe kämpft und vertheidigt den Gott im Menschen, nachdem sie ihn sonst hat fahren lassen — den freien Gott.

[«]

6[190]

Napoleons Streben gieng nach Macht: er hätte den Frieden vorgezogen, wenn der ihm Vergrößerung der Macht geben würde.

[«]

6[191]

Niemals sich lieben lassen, sondern wo man nicht den Impuls der Gegenliebe fühlt, dann die Liebe des Anderen verhindern, und wenn es nöthig wäre, ihn zu verspotten, ja uns vor ihm zu erniedrigen! Künstler (und Weiber!) werden durch nichts gemeiner als durch das Sich-lieben-lassen. Wir sollen verhindern, daß wir das Ideal eines Anderen werden: so vergeudet er seine Kraft, sich selber sein ganz eigenes Ideal zu bilden, wir führen ihn irre und von sich ab — wir sollen alles thun, ihn aufzuklären oder wegzustoßen. — Eine Ehe eine Freundschaft sollte das Mittel sein, das seltene!! unser eigenes Ideal durch ein anderes Ideal zu stärken: wir sollten das Ideal des Anderen auch sehen und von ihm aus das unsrige!

[«]

6[192]

Wo sind die großen Seelen hin? Was man jetzt so nennt — da sehe ich nicht mehr als Menschen, die mit einem ungeheuren Aufwand von Kraft vor sich selber Komödie spielen, vor sich selber Effekt machen wollen und mit einer kaum erdenklichen Gier nach dem Publikum hinhorchen, weil dessen Applaus und Vergötterung ihnen selber den Glauben an sich geben soll. Ihre Wirkung auf Andere ist für diese durch allzugroße Anstrengung immer Erschöpften eine Kraftbrühe. Es ist eine Krankheitsgeschichte!

[«]

6[193]

In Frankreich hat jede persönliche Beziehung (Liebe Freundschaft) eine Tagesgeschichte. „Beständig veränderlich“ — sonst langweilig. Dies wäre für Italiener eine Marter, sie haben das ruhige Vertrauen, wie Kühe — die geringste Nuance, die sie wahrnehmen — die meisten würden sie nicht wahrnehmen — bringt sie fast um. St<endhal>

[«]

6[194]

„Mist thut mehr Wunder als die Heiligen“ — Sicilien.

[«]

6[195]

In Deutschland fehlt alle moralische Erziehung.

[«]

6[196]

Schweigen lernen und weggehen lernen. Überall wo ein bestimmter Widerspruch zum Leben gehört und unserem Wesen die Luft nimmt, soll man weggehen.

[«]

6[197]

„das Gefühl der Wasserwage und des Perpendikels, das uns eigentlich zu Menschen macht und der Grund aller Eurythmie ist“ Goethe

[«]

6[198]

Es giebt nichts Alberneres als jemanden in dem zu verhöhnen, was die Tüchtigkeit seines Berufs z.B. des Gelehrten ausmacht: wie es die verwöhnten Kinder, die Künstler sich erlauben.

[«]

6[199]

Wirkliche Größe des Charakters bei einem Musiker hat nur S. Bach.

[«]

6[200]

der kaufmännische Geist hat die große Aufgabe, den Menschen, die der Erhebung unfähig sind, eine Leidenschaft einzupflanzen, die ihnen weite Ziele und eine vernünftige Verwendung des Tages giebt, zugleich aber auch sie so aufbraucht, daß sie alles Individuelle nivellirt und vor dem Geiste wie vor einer Ausschweifung schützt. Er bildet eine neue Gattung Menschen, welche die Bedeutung haben wie die Sklaven im Alterthum. Daß sie reich werden, giebt ihnen so lange Einfluß, als die Geistmächtigen ihren Vortheil nicht kennen und Politik machen wollen. Dieser Arbeiterstand zwingt auf die Dauer die höheren Nat<uren> sich auszuscheiden und eine Aristokratie zu bilden.

Einstweilen gehören die Künstler und Gelehrten zu diesem Arbeiterstande, sie dienen ihm, weil sie viel Geld wollen. Die Unfähigkeit der Muße und der Leidenschaft ist Allen zu eigen (folglich eine große Affektation von beiden bei den Künstlern, weil diese durch etwas Ungewöhnliches unterhalten wollen) Das Geldinteresse zwingt ihnen ein politisches Interesse auf, und dies ein religiöses Interesse: sie müssen Theile von sich selber in Abhängigkeit und Respekt erhalten — deshalb die englische Bigotterie, als die des kaufmännischen Geistes.

[«]

6[201]

Was sich nicht vererbt, ist noch wichtiger für die Crystallisation des Charakters als was sich vererbt. Ein edler Charakter d.h. eine Anzahl Gewohnheiten Gesichtspunkte nicht zur Hand haben, die Anderen bequem sind.

[«]

6[202]

Wenn wir essen spazierengehen gesellig oder einsam leben, es soll bis ins Kleinste die hohe Absicht unserer Leidenschaft uns dabei bestimmen, und zwar so daß sie die Vernunft und die Wissenschaft in ihren Dienst genommen <hat> und mit tiefer Gluth die gerade für sie passenden Weisungen von ihr abfragt. Nicht blind seinen wenn auch großen Trieben folgen: sondern die ganze bisherige Erkenntniß heranziehen: so allein denkt man hoch genug von sich: Alles, was bisher erkannt wurde, ist werth deiner Leidenschaft zu dienen. Wer sich leicht mit der Wissenschaft abfindet oder phantastisch wird bei ihrem Gebrauche, hat nicht die Tiefen untrüglicher Ehrfurcht vor seiner Leidenschaft, der kein Opfer zu groß ist. Unser Wesen auf die ganze Welt bisheriger Erfahrungen der Menschheit stützen! — Ihr macht Partei und übt Liebe und Haß — hättet ihr mehr Ehrfurcht vor eurem Werk, hieltet ihr es ernstlich für eine wichtige Angelegenheit, so würde<t> ihr Grauen empfinden, euer Urtheil so zu blenden, ihr müßtet mit Gluth die Erkenntniß befragen und über euch selber redlich werden. Die

Leidenschaft treibt uns immer wieder aus unserer Ruhe hinaus: unser Ideal will immer höhere Bestätigungen und Opfer, und dadurch selber immer wachsen und sich reinigen. — Ihr seid in euch verliebt, aber es ist eine vorübergehende Laune, ein kleines Stückchen Geschlechtstrieb, ihr ahnt es auch, daß man Launen mit Launen befriedigen muß, ihr seid nur beliebig! Oder ihr seid ehrgeizig verliebt in euer Ideal und thut für dasselbe alles, was unter Menschen Aufsehen und Ansehen macht, es ist euch Öffentlichkeit eurer Leidenschaft nöthig, im Stillsten und Geheimsten langweilt ihr euch dabei. Ihr schafft euer Werk, aber das Spiegelbild eurer selbst in den Köpfen Anderer ist das Ziel, das hinter dem Werke steht, es ist ein Vergrößerungsglas, das ihr den Anderen vor die Augen haltet, wenn sie nach euch hinblicken! — Viele machen ihr Werk ordentlich, wie sie es gewöhnt worden sind bei strengen Lehrern, sie sprechen von Pflichtgefühl und fordern Pflicht — aber sie haben einen Gewissensbiß, denn sie sollten nur etwas Außerordentliches thun!

[«]

6[203]

Nicht daß wir den Menschen helfen und nützen wollen: nein, daß wir Freude haben an den Menschen, das ist das Wesentliche am sogenannten guten Menschen und an der Moralität. Es ist das Neue, das Späterreichte. Unsere „guten Handlungen“ verstehen sich bei dieser Freude von selber: wenn wir sie nicht fürchten und nicht anfeinden und doch zahllose Relationen zu ihnen haben, so können die keine anderen sein als solche, welche unsere Freude an ihnen vermehren d.h. wir bemühen uns, sie im Streben nach stilisirter Individualität zu fördern, mindestens den Anblick des Häßlichen (Leidenden) zu beseitigen. Liebe zu den Menschen?? Aber ich sage: Freude an den Menschen! Und damit diese nicht unsinnig ist, muß man helfen, daß es das giebt, was uns erfreut. — Man sieht: die Redlichkeit über uns und die Anerkennung der fremden Natur, die Geschmacksentwicklung, welche den Anblick schöner freudiger Menschen nöthig hat, muß vorausgehen. Hier findet eine Selection statt: wir suchen die aus, die uns Freude machen und fördern sie und fliehen vor den Anderen — das ist die rechte Moralität! Absterbenmachen der Kläglichen Verbildeten Entarteten muß die Tendenz sein! Nicht aufrechterhalten um jeden Preis! So schön die Gesinnung der Gnade gegen die unser Unwürdigen ist, und das Helfen gegen den Schlechten und Schwachen — im Ganzen ist es eine Ausnahme, und es würde die Menschheit dabei im Ganzen gemein werden (wie z.B. durch das Christenthum) Immer ist auf dem natürlichen Triebe zu bauen: „Freude zu machen dem, der uns erfreut, und Leid dem, der uns verdrießt.“ Wir vertilgen die wilden Thiere, und wir züchten die zahmen: dies ist ein großer Instinkt. Wir entarten selber beim Anblick des Häßlichen und der Berührung mit ihm: Schutzdämme aufwerfen! Es nivelliren zu einer Nutzbarkeit! und dergleichen.

Wenn man nur mit denen verkehrt, deren Berührung uns erfreut und erhebt, so werden sich Gruppen und Schichten bilden, die wiederum in einem solchen Verhältniß von näherer oder fernerer Entfremdung stehen. Dies ist sehr gut, ein nothwendiger Bau der Gesellschaft, aus Redlichkeit!

[«]

6[204]

An sich sind die Triebe weder gut noch böse für die Empfindung. Aber es bildet sich doch eine Rangordnung, dadurch daß die Befriedigung einiger mit Furcht verbunden ist, und diese stehen im Gefühle niedriger als die welche lustvoll sind. Dieser Gradunterschied wird im moralischen Urtheil zu einem Gegensatz. Wenn ein Trieb immer mit dem Gefühl des Verbotenen und der Angst befriedigt wird, so entsteht eine Aversion vor ihm: wir halten ihn nun für böse. Wir haben eine Nebenempfindung untrennbar an ihn geknüpft, es ist eine Einheit entstanden. „Eine böse Handlung.“ Wer sich nichts verboten fühlt und alles thut, was er will, der weiß nichts von gut und böse. Wer sich vieles verboten fühlt und nichts davon thut, fühlt sich gut: gleichgültig wer verbietet, ob einer die Gewalt über uns hat oder wir selber! — der vollkommene Mensch verbietet sich sehr viel (unendlich mehr als Andere ahnen können!) und fühlt sich deshalb gut: es ist die kunstvoll gebändigte und umgedeutete Natur: denn sie ist werdend, und nicht um Einmal bauen oder Niederreißen handelt es sich — es ist ein schwebender Garten.

[«]

6[205]

Man soll durchaus nicht in Verhältnissen bleiben, wo unsere kleinlichen Erregungen täglich geübt werden — es ist der stärkste Grund, eine Ehe, eine Partei, eine Freundschaft zu lösen, ein Amt aufzugeben. Wenn du in der Einsamkeit groß bist, so wisse, daß du dich anderwärts verdirbst. Machtvolle Milde — wo diese Stimmung dich ergreift, da bist du in dir — und dort gründe dein Haus!

[«]

6[206]

Ich rede nicht zu den Schwachen: diese wollen gehorchen und stürzen überall auf die Sklaverei los. Wir fühlen uns Angesichts der unerbittlichen Natur immer noch selber als unerbittliche Natur! — Aber ich habe die Kraft gefunden, wo man sie nicht sucht, in einfachen milden und gefälligen M<enschen> ohne den geringsten Hang zum Herrschen — und umgekehrt ist mir der Hang zu herrschen oft als ein inneres Merkmal von Schwäche erschienen: sie fürchten ihre Sklavenseele und werfen ihr einen Königsmantel um (sie werden zuletzt doch die Sklaven ihrer Anhänger, ihres Rufs usw.) Die mächtigen N<aturen> herrschen, es ist eine Nothwendigkeit, sie werden keinen Finger rühren. Und wenn sie bei Lebzeiten in einem Gartenhaus sich vergraben!

[«]

6[207]

Fehler in der Sorrentiner Landschaft. — Oelbaum schöner als die Orange.

[«]

6[208]

Temperanz-Bewegung nöthig für Deutschland: die große Mehrzahl der Verbrechen stehen mit Alcohol in Verbindung und ebenso die Selbstmorde!

[«]

6[209]

Kein deutscher Künstler hat bisher genug Geist gehabt, um seine Praxis zu erklären: die klügsten haben nur verstanden, sie zu beschönigen, wie als ob sie ein schlechtes Gewissen hatten: thatsächlich haben sie ihre Wirkung verdorben, insofern sie ihre Beschränktheit in die Wagschale warfen, ihre Werke sanken dadurch etwas und übten Einfluß auf die geringeren Nachahmer. Begreift man nämlich die Tendenz einer Kunst als eine persönliche Verherrlichung oder Apologie oder Versteckspielerei, so greifen Viele nach ihr, die es nöthig haben, ihre Natur zu verherrlichen oder zu verstecken.

[«]

6[210]

Handlungen, die eine lange Zeit als Ausnahmen empfunden werden und Ehre bringen, werden endlich Übung und gelten dann als anständig. Ebenso könnte die Redlichkeit in Betreff alles Wirklichen einmal Anstandssache werden, und der Phantast einfach als unanständig außer Betracht kommen.

[«]

6[211]

In diesem Jahrhundert haben sich die Franzosen einen Geschmack an der Malerei anerzogen (durch Zeichnen), der dem vorigen Jahrhundert fehlte. Die Italiäner haben ihr Ohr für den Gesang verloren, die Deutschen haben politische Leidenschaft gelernt, die Engländer haben sich an die Spitze der Wissenschaft gestellt.

[«]

6[212]

Unsere Triebe widersprechen sich häufig, darüber ist nichts zu wundern! Vielmehr wenn sie harmonisch sich auslösten, das wäre seltsam. Die

Außenwelt spielt auf unseren Saiten, was Wunders, daß diese oft dissoniren!

[«]

6[213]

Nach Austerlitz war der Krieg mehr das Resultat seines Systems als der Zug seines Geschmacks: — — —

[«]

6[214]

Junge Menschen, deren Leistungen ihrem Ehrgeize nicht gemäß sind, suchen sich einen Gegenstand zum Zerreißen aus Rache, meistens Personen, Stände, Rassen, welche nicht gut Wiedervergeltung üben können: die besseren Naturen machen direkten Krieg; auch die Sucht zu Duellen ist hierher gehörig. Das Bessere ist, wer einen Gegner wählt, der nicht unter seiner Kraft und der achtenswerth und stark ist. So ist der Kampf gegen die Juden immer ein Zeichen der schlechteren, neidischeren und feigeren Natur gewesen: und wer jetzt daran Theil nimmt, muß ein gutes Stück pöbelhafter Gesinnung in sich tragen.

[«]

6[215]

Das Ende aller großen Denker und Künstler ist düster, bei denen die Redlichkeit gegen sich immer abgenommen hat. Das freudige Ausleben und Hineinströmen in die andere Welt fehlt ihnen.

[«]

6[216]

Die Meinungen der Menschen ebenso nothwendig wie ihre Handlungen — aber deshalb nicht „für sie wahr“! Nur eine ungeheure Art, über sich hinaus zu gehen und andere Denkweisen in sich aufzunehmen, giebt uns die Möglichkeit, zwischen wahr <und> falsch zu unterscheiden. Das Ideal! eine Meinung, die unabhängig ist von jedem Persönlichen und deren Schranke eben nur noch „der Mensch“ ist. Es sind die Meinungen, die „dem Menschen“ am nützlichsten sein müssen, seine strenge Relation zu den Dingen (deren Narr er nicht mehr ist.)

Auf die Dauer muß die Menschheit jeden Irrthum furchtbar büßen — denn damit er aufrecht erhalten bleibe, muß eine hundertfache Fälschung anderer Dinge eintreten. Etwa Nicht-einsehenwollen d.h. Verschlechterung der Redlichkeit, Abnahme des Intellekts, Zunahme der Gefährlichkeit des Lebens.

[«]

6[217]

„zu dem kolossalen Schwulst der Pozzo und Bibiena hatte seit 1730 niemand mehr die erforderliche Leidenschaft und Phantasterei.“ J<acob> B<urckhardt>

[«]

6[218]

Unter allen, die sich um Gründung und Verbreitung von Religionen verdient gemacht haben, hat es noch keinen ausgezeichneten Kopf und ebenso wenig einen redlichen Menschen gegeben. Diese großen Massen-Leidenschaften sind von den gröbsten Köpfen, solchen die blinden Glauben an sich haben, wie die Thiere, gemacht worden.

[«]

6[219]

Die Kraft hat die Milde.

[«]

6[220]

das Verlangen nach den Genies wie nach Kraftbrühen.

[«]

6[221]

der kaufmännische Geist und sein Produkt

[«]

6[222]

der Geschmack der englischen Gartenkunst — „die freie Natur mit ihren Zufälligkeiten nachahmen“ J.B. — ist der ganze moderne Geschmack. Solche Menschen wollen die Dichter: während ein anderes Ziel ist, die Menschen „den Gesetzen der Kunst dienstbar machen“. Gegen die elegische Natursentimentalität NB diese habe ich mir abzugewöhnen. „Der Contrast der freien Natur, welche von außen in den italiänischen Garten hineinscheint“ J.B. Grundbedingung des Eindrucks. Solche Menschen des Stils wirken am stärksten unter einer halbwilden Umgebung.

[«]

6[223]

Bei der Liebesleidenschaft kann man sehen, wie weit die Redlichkeit vor uns selber fehlt: ja man setzt das voraus und gründet darauf die Ehe (mit Versprechen, wie sie kein Redlicher gegen sich geben kann!) So früher bei der Treue von Untergebenen gegen Fürsten oder gegen das Vaterland, oder die Kirche: man schwor die Redlichkeit gegen sich feierlich ab!

[«]

6[224]

Wir sind geneigter, von den Dingen das zu glauben, was uns angenehm ist. Die Thiere, welche dazu weniger streng geneigt sind, die vorsichtigen, erhalten sich besser. Die Furchtsamkeit ein erster Schritt der Redlichkeit.

[«]

6[225]

Man sagt „Fortschritt“, meint aber Entwicklung d.h. Werden und Vergehen. Auch das V<ergehen> können wir nur als ein Fortschreiten empfinden: denn es ist mit Lust verknüpft, wie alle Entwicklung. Nur die Hemmung der Entwicklung macht Schmerz.

[«]

6[226]

Jene spitzigen Geschöpfe, welche selbst ihr Wohlwollen nicht ohne Stiche äußern können.

[«]

6[227]

Es bedarf unendlicher Verstellung, um ein liebevoller Mensch zu werden.

[«]

6[228]

Werth der Wissenschaft und Reiz derselben, gegen die Verstellung. Nimmt man sie halb, so versteht man ihren heroischen Zauber nicht.

[«]

6[229]

Wenn in die Seele eines Kindes in einer abergläubischen Umgebung und Zeit der Gedanke fällt „du bist der Sohn Gottes“ und es <von> früh an durch die Frömmigkeit seiner Mutter belehrt wird, daß dieser Gott heilig ist und Heiligkeit will: dazu ein sanftes Temperament und eine glühende visionäre Phantasie, ein durch Enthaltsamkeit und Einsamkeit erzogenes Vertrauen zu sich selber: so einer kann zum Glauben sündlos zu sein kommen, sobald er als Sohn Gottes sich glaubt und somit seinen eigenen Befehlen gehorcht — sublime Art des Stolzes. Als Gesetzgeber ist er dem Gesetz überlegen, er kann Höheres darüber hinaus zeigen, es vollenden: wie ungereimt für ihn, etwas zu thun, das wider seine fixe Idee geht! Von dieser Höhe aus sehnt er sich nach Liebe — die Menschen sollen an ihn glauben: dies ist das Einzige was ihm fehlt, und dafür will er ihnen alles geben, was er kann z.B. Gottes Gnade. Die Kinder, die Armen, die Dummen, die Verachteten, die sich selber Verachtenden sind seine Lieblinge. Er dichtet sich seinen Gott nach seinem Bilde, so daß er Liebe erweisen kann als Gott: er eliminirt und schwächt Vorstellungen, aus denen ein anderer Gott sich ergiebt. Seine Redlichkeit gegen sich ist sehr gering, er hat weder in Bezug auf seinen Glauben als Gottessohn ein feines Gewissen, noch in Bezug auf seine Erkenntniß der Natur und des Menschen. Er belügt sich, ganz im Dienste seiner Leidenschaft: was er nicht kennt, schätzt er nicht, er behandelt sich als Maaß der Dinge, mit der Unerfahrenheit eines einsamen Schäfers, der nur Schafe um sich hat. Sein wunder Punkt ist, daß die Menschen ihm nicht glauben wollen, während er sich selber glaubt: und hierbei wird seine Phantasie grausam und düster, und er dichtet die Hölle für die, welche nicht an ihn gl<auben>. Sein Mangel an Bildung schützt ihn davor, sich die Entstehung einer Leidenschaft vorzustellen und sich selber einmal objektiv zu sehen: er steht nie über sich (wie z.B. Napoleon) Das Furchtbarste, ewig Unsühnbare der Menschen wurde das Verschmähen seiner Liebe — dies ist ein gemeiner Zug. Ebenso seine Verdächtigung der Reichen, des Geistes, des Fleisches — seine Milde und Nachsicht ist kurz und ganz egoistisch.

[«]

6[230]

Bei Erzählern vermeiden die feineren, die Erlebnisse ihrer Helden selber in's Ungeheuerliche, Criminalistische Grobe zu steigern: vielmehr erniedrigen und glätten sie die Ereignisse und zeigen, was feinere Naturen schon an diesem Wenig zu leiden haben: oder daß hier erst ihre Erlebnisse anfangen: für grobe Naturen giebt es da keine Probleme. — Daß man seinem Helden gegenüber festhält, er sei nicht non plus ultra, sondern ein tüchtiger Mensch, zeichnet jeden guten Dichter aus. — Die Halbgötter-geschichten bedürfen wenig Talente, grobe Farben — sie werden der Masse erzählt. Es sind ideale Räuber- und Gespenstergeschichten. — Wer sich in seine Helden und deren Erlebnisse verliebt, ist nicht ersten Ranges — denn er muß arm sein. — Mit prächtigen entzückenden Stoffen und Helden geben sich die Armen ab, welche nicht ohne Weiteres glauben, daß andere sie für reich halten.

[«]

6[231]

Wir erreichen unser Maximum nicht: denn in der Periode des raschesten Wachsthums müssen alle anderen günstigen Bedingungen da sein. Wir sind kurzstämmig und knorrig.

[«]

6[232]

Hüteten wir uns auch gegen Personen vor blinden Liebe- und Haß-Anfällen — wie viel weniger haben wir gut zu machen d.h. einen Irrweg zurückgehen! (wobei unser Weg Zeit verloren hat) Größere Redlichkeit gegen uns selber hält uns in Hut: gewöhnlich geben wir unseren zurückgehaltenen Trieben einmal plötzlich nach, in dieser Liebe und Haß zu Personen.

[«]

6[233]

das Christenthum hat der geistigen Armut das Himmelreich verheißen: aber der erste gebildete und geistreiche Christ hat dem Christenthum seine Dialektik und Rhetorik gegeben, ohne diese wäre es an seiner geistigen Armut zu Grunde gegangen.

[«]

6[234]

Die Triebe haben wir alle mit den Thieren gemein: das Wachsthum der Redlichkeit macht uns unabhängiger von der Inspiration dieser Triebe. Diese Redlichkeit selber ist das Ergebniß der intellektuellen Arbeit, namentlich wenn zwei entgegengesetzte Triebe den Intellekt in Bewegungen setzen. Das Gedächtniß führt uns in Bezug auf ein Ding oder eine Person bei einem neuen Affekt die Vorstellungen zu, die dies Ding oder <diese> Person früher, bei einem anderen Affekt in uns erregte: und da zeigen sich verschiedene Eigenschaften, sie zusammen gelten lassen ist ein Schritt der Redlichkeit d.h. es dem, welchen wir jetzt hassen, nachtragen, daß wir ihn einst liebten und sein früheres Bild in uns mit dem jetzigen vergleichen, das jetzige mildern ausgleichen. Dies gebeut die Klugheit: denn ohne dies würden wir, als Hassende, zu weit gehen und uns in Gefahr bringen. Basis der Gerechtigkeit: wir gestehen den Bildern desselben Dinges in uns ein Recht zu!

[«]

6[235]

Die Übung mehrere Eigenschaften an einem Dinge anzuerkennen, abseits von unserem Affekt, constituirt eine Reihe von festen Dingen, die immer größer wird, und immer feiner. Diese Übung bildet ein Bedürfniß: nach der Erkenntniß der Dinge in ihrer Vielheit: Basis des intellektuellen Triebes.

[«]

6[236]

Die Redlichkeit gegen uns selber ist älter als die R<edlichkeit> gegen Andere. Das Thier merkt, daß es oft getäuscht wird, ebenso muß es sich oft verstellen. Dies leitet es zu unterscheiden zwischen Irren und Wahrsehen, zwischen Verstellung und Wirklichkeit. Die absichtliche Verstellung ruht auf dem ersten Sinne der Redlichkeit gegen sich.

[«]

6[237]

Christus „fromm traurig und egoistisch“

[«]

6[238]

Was heißt „einen Gedanken verstehen“? Er regt eine Vorstellung, diese regt Wahrnehmungen, diese regen Gefühle auf, so giebt endlich der Stein einen dumpfen Ton, wenn er unten im Grunde angelangt ist: diese Erschütterung des Grundes nennen wir „verstehen“. Ursache und Wirkung findet hier nicht statt, nur Association: bei diesem Wort ist diese Vorstellung gewöhnt erregt zu werden: wie das möglich ist, weiß niemand. Unser „Verstehen“ ist etwas Unverständliches, und jene letzte Resonanz in unseren Trieben ist doch nicht mehr als ein neues großes Unbekanntes. —

Lüge ist die Erregung jenes Grundes unseres Nächsten in der Art, daß ein Trieb bei ihm wach wird, zu dessen Befriedigung er nicht kommen kann, weil gerade die Natur der Dinge eine andere ist: also ein unerfüllbares Bedürfniß erregen ist lügen.

[«]

6[239]

Die Menschen sehen allmählich einen Werth und eine Bedeutung in die Natur hinein, die sie an sich nicht hat. Der Landmann sieht seine Felder mit einer Emotion des Werthes, der Künstler seine Farben, der Wilde trägt seine Angst, wir unsere Sicherheit hinein, es ist ein fortwährendes feinstes Symbolisiren und Gleichsetzen, ohne Bewußtsein. Unser Auge sieht mit all unserer Moralität und Cultur und Gewohnheiten in die Landschaft. — Und ebenso sehen wir auf andere Charaktere: sie sind für mich etwas anderes als für dich: Relationen und Phantasmen, unsere Grenzen gegen einander sind darin. — Was heißt da Gerechtigkeit! Die Fülle der Relationen wächst fortwährend, alles was wir sehen und erleben, wird bedeutungstiefer. Beim Anblick der Sonne z.B. — aber eine Unzahl von alten Bedeutungen und Symbolen sterben auch fortwährend ab, es entleert sich zugleich — und wenn wir auf dem Wege der Gerechtigkeit sind, so sterben die willkürlichen phantastischen Auslegungen, womit wir den Dingen wehe und Gewalt thun: denn ihre wirklichen Eigenschaften haben ein Recht, und endlich müssen wir dies höher ehren als uns.

[«]

6[240]

Lob der Philologie: als Studium der Redlichkeit. Das Alterthum gieng am Verfall derselben zu Grunde.

[«]

6[241]

Der verhängnißvolle „Zweite Sinn“ hinter den Naturereignissen, den Erlebnissen, den Begierden, dem Unrecht! Arme Menschheit!

[«]

6[242]

Die „moralische Weltordnung“ — eine Art Astrologie.

[«]

6[243]

Unsere größten Erhebungen Erschütterungen den reinsten Himmel verdanken wir uns selber: wir leihen davon an die Werke der Kunst und so werden sie größer, wir verbessern sie und mitunter verkennen wir sie zu ihren Gunsten.

[«]

6[244]

Redlichkeit in der Kunst — nichts zu thun mit Realismus! Wesentlich Redlichkeit der Künstler gegen ihre Kräfte: sie wollen sich selber nicht belügen, noch berauschen — keinen Effekt auf sich machen, sondern das Erlebniß (den wirklichen Effekt) nachahmen.

[«]

6[245]

Erwägt man, wer zu jeder Zeit den großen Ruhm macht: so wird es wahrscheinlich, daß die ausgezeichnetsten Geister im zweiten oder dritten Range stehen werden: und die besten Meister bleiben unbekannt.

[«]

6[246]

Mein Pathos: das entsetzliche Leid des Sündengefühls nachempfinden NB.

[«]

6[247]

Glaube nur niemand, daß wenn Plato jetzt lebte und platonische Ansichten hätte, er ein Philosoph wäre — er wäre ein religiös Verrückter.

[«]

6[248]

Die schlechte Übung im Sehen und Sehenwollen des Wirklichen hat auch in den Beziehungen der Menschen, in ihrem Urtheil über einander und sich selber eine Mythologie entstehen lassen, die „moralische Welt“.

[«]

6[249]

Der Zweifel, was das Wirkliche ist, macht nicht gegen die Phantasmen geneigter: sondern zerstört allmählich den guten Willen, der zur Ausdichtung eines Phantasmas gehört.

[«]

6[250]

Allgemein hält man keine Handlung für verständlich, außer der nach Zwecken: und überhaupt keine Bewegung in der Welt. Deshalb gieng das frühere Denken darauf aus, alle Bewegung in der Welt als zweckmäßig und zweckbewußt zu erklären (Gott) Es ist der größte Wendepunkt der Philosophie, daß man die Handlung nach Zwecken nicht mehr begreiflich fand, damit sind alle früheren Tendenzen entwerthet.

[«]

6[251]

Wenn wir verantwortlich machen, so setzen wir gleiche Kraft bei den Anderen voraus, und das gleiche Wissen um diese Kraft — was doch Mythologie ist.

[«]

6[252]

Die spontane Masse von Energie unterscheidet die Menschen, nicht ein Individual-Atom. Sodann die eingeübten Bewegungen dieser Masse, durch Vererbung mitgetheilt. Dieselbe Kraft ist es, die bald durch die Muskeln, bald durch die Nerven verbraucht wird.

[«]

6[253]

Der Gedanke ist ebensowohl wie das Wort, nur ein Zeichen: von irgend einer Congruenz des Gedankens und des Wirklichen kann nicht die Rede sein. Das Wirkliche ist irgend eine Triebbewegung.

[«]

6[254]

Jede Handlung ist von dem bleichen Bewußtseinsbild, das wir von ihr während ihrer Ausführung haben, etwas unendlich Verschiedenes. Ebenfalls ist sie von dem vor der That vorschwebenden Bewußtseinsbild (das Ende der Handlung = Zweck und der Weg dahin) verschieden, unzählige Stücke des Wegs, die schließlich gemacht werden, werden nicht gesehen und der Zweck selber ist ein kleines Theilchen von dem wirklichen Erfolg der Handlung. Zwecke sind Zeichen: nichts mehr! Signale! Während sonst die Copie hinter dem Vorbild nachfolgt, geht hier eine Art Copie dem Vorbild voraus. In Wahrh<eit> wissen wir nie ganz, was wir thun z.B. wenn wir einen Schritt thun wollen oder einen Laut von uns geben wollen. Vielleicht ist dies „Wollen“ nur ein bleicher Schatten davon, was wirklich schon im Werden ist, ein nachkommendes Abbild von unserem Können und Thun: mitunter ein sehr falsches, wo wir nicht zu können scheinen, was wir wollen. Unser „Wollen“ war hier ein irregeleitetes Phantasma unseres Kopfes, wir hatten irgend ein Zeichen falsch verstanden. — Wenn einer befiehlt, und wir wollen es thun, finden uns aber zu schwach — ? so gab Furcht (oder Liebe) uns einen Impuls, bei dem sehr viel Kraft in Bewegung gerieth. — Das erste Gelingen auf den ersten Nerven- und Muskelbahnen giebt die verfrühte Vorstellung des Könnens, und daraus resultirt das verfrühte Bild des gewollten Zwecks: die

Zweckvorstellung entsteht, nachdem schon die Handlung im Werden ist!

[«]

6[255]

Der Glaube an uns ist die stärkste Fessel und der höchste Peitschenschlag — und der stärkste Flügel. Das Christenthum hätte die Unschuld des Menschen als Glaubensartikel aufstellen sollen — die Menschen wären Götter geworden: damals konnte man noch glauben.

[«]

6[256]

„Um Härte Kälte Erschöpfung“ flehen — Marter, wenn man seinem Lebensziele nicht mehr traut. „Erhabener Zorn, zuckende Vorwürfe“ — schluchzend einschlafen — in Kälte und Grauen hineinblickend kalt erwachend — „enge Zelle ihres Elends“ — nur ein Blick heraus auf das Leben eines Anderen, nicht mehr. „Die Fülle sympathischer Erfahrung stellte sich als eine Gegenmacht ein“ — Gerechtigkeit seinen eigenen Schmerz verstoßen.

„Bedürfniß der Gerechtigkeit“.

„Das Gute Anderer überschätzen“ blind für die guten Wirkungen, die wir in Anderen hervorrufen.

[«]

6[257]

Wir müssen es dahin bringen, das Unmögliche Unnatürliche Gänzlich-Phantastische in dem Ideale Gottes Christi und der christlichen Heiligen mit intellektuellem Ekel zu empfinden. Das Muster soll kein Phantasma sein!

[«]

6[258]

Für jeden Abfall eines Freundes eine höhere Seele eintauschen.

[«]

6[259]

Habt ihr euch geübt, an Andere zu denken und für sie etwas zu thun, so bleibt, wenn euch unmöglich ist, euer Ziel zu erreichen, sehr viel übrig: nämlich das der Anderen zu fördern. Es ist gut und klug, diese zwei Saiten zum Spielen zu haben. Den Anderen begreifen und auf uns von ihm aus hinzusehen ist unentbehrlich für den Denker.

[«]

6[260]

Ich sehe es eurer Toleranz gegen die Wissenschaft 100 Schritt weit an: ihr meint, ihr habt sie nicht nöthig, ihr bildet euch etwas darauf ein, trotzdem ihr Fürsprecher zu sein, selbst wenn sie gegen eure Meinungen kämpft: — denn ihr habt kein so strenges Gefühl für das Wirkliche, daß es euch quält und martert, sie im Widerspruch zu euch zu finden: ebensowenig ihr gierig umschaut, was alles gegenwärtig erkannt wird und auf dem Wege ist, erkannt zu werden.

[«]

6[261]

Die Übung im Erkennen hat zuletzt ein Bedürfniß der Wahrhaftigkeit erzeugt, welches jetzt eine neue große Macht ist, mit Gefahren und Vortheilen.

Titel vielleicht: „das Bedürfniß der Wahrhaftigkeit."

[«]

6[262]

Allen moralischen Systemen, welche befahlen, wie der Mensch handeln **soll**, fehlte die Kenntniß und Untersuchung, wie der Mensch handelt. Aber man meinte diese Kenntniß zu haben.

[«]

6[263]

Das Bedürfniß der Aktivität trennt uns von der indischen Weisheit.

[«]

6[264]

Auch dem feinsten Gedanken entspricht eine Verhäkelung von Trieben. — Die Worte sind gleichsam eine Claviatur der Triebe, und Gedanken (in Worten) sind Akkorde darauf. Jedoch ist die anregende Kraft des Wortes für den Trieb nicht immer gleich, und mitunter ist das Wort fast nichts als ein Laut.

[«]

6[265]

1. Zeit der Triebe ohne Gedanken 2. Zeit der Triebe mit Gedanken (Urtheilen) Hier werden Triebe und Trieb-Verhäkelungen vorgestellt. Die häufige Wiederholung, das Zustimmen und Verwerfen solcher Vorstellungen, übt eine Rückwirkung auf die Triebe selbst, einige werden sehr geübt, andere außer Übung gesetzt und ausgedorrt. Allmählich entsteht durch ungeheure Übung des Intellekts die Lust an seiner Aktivität: und daraus endlich wieder die Lust an der Wahrhaftigkeit in seiner Aktivität. Urspr<ünglich> sind die intellektuellen Funktionen sehr schwer und mühselig. Nachmachen ist das Beste, Haß gegen das Neue. Spät endlich ist umgekehrt der Ekel am Nachmachen schnell da und die Lust am Neuen und am Wechsel sehr groß.

[«]

6[266]

Die Menschen gehen an der Verfeinerung des Intellekts zu Grunde: physisch und vielleicht auch moralisch. — Wir Glücklichen! Wir sind in dem Reich der Mitte!

[«]

6[267]

Die Vollkommenheit eines Napoleon, eines Cagliostro entzückt; unser Verbrecherthum hat nicht Musterbilder vor sich, sie haben kein fröhliches Gewissen. Ein guter Räuber, ein guter Rächer, Ehebrecher — das zeichnete das italienische Mittelalter und <die> Renaissance aus, sie hatten den Sinn für Vollständigkeit. Bei uns fürchten sich die Tugenden und die Laster, die öffentliche Meinung ist die Macht der Halben und Mittelmäßigen, der schlechten Copien, der zusammengestohlenen Allerweltsmenschen.

[«]

6[268]

Wir wollen keinen Gott aus uns machen, wir gelüsten nicht nach den Idealen früherer Völker. Gerade die Ungöttlichkeit, die Freude an den zahllosen Einzelnen mit höchster Verschiedenheit, die wohl Gegner sein werden, aber wie Griechen und Trojaner!

[«]

6[269]

Der leidenschaftliche Hang, Anderen zu helfen, verleidet das eigene Behagen.

[«]

6[270]

Vor Menschen mit großen Seelen zeigen wir den großen Zusammenhang unser selbst und glauben vor ihnen an denselben mehr als allein. Deshalb sind sie uns nöthig. Unsäglich viele kleine verschobene Linien können wir preisgeben — das thut wohl! Andere können nur diese Kleinigkeiten sehen, vor ihnen müssen wir sie eingestehen oder läugnen, in beiden Fällen ohne Genugthuung.

[«]

6[271]

Mit einem großen Ziele ist man nicht nur seiner Verleumdung, sondern auch einem großen Verbrechen überlegen und erhaben.

[«]

6[272]

Einen Menschen vor niedrigen Erfahrungen zu hüten ist das Schönste — niedrig ohne Rücksicht auf uns, aber auf ihn.

[«]

6[273]

Eine Gattin als Hemmung, ein Gatte als Entartungsmittel.

[«]

6[274]

Unserem ganzen Organism ist das vorschnelle Zuneigen und Abneigen, die Verstellung usw. eingeformt worden: allmählich kann ihm auch die

Wahrhaftigkeit angebildet werden und immer tiefer einwurzeln, mit welchen Wirkungen? Einstweilen ist er ein bewegtes Netz von Lüge und Trug und deren Fangarmen: ganz thierisch-nützlich. Die Erziehung zur Wahrheit — ist sie eine Verbesserung des Thieres, eine höhere Anpassung an die Wirklichkeit? — Unser Wohlwollen Mitleid, unsere Aufopferung, unsere „Moralität“ ruht auf demselben Unterbau von Lüge und Verstellung wie unser Böses und Selbstisches! Dies ist zu zeigen! Der unangenehme, ja tragische Eindruck dieser Entdeckung ist unvermeidlich zunächst. Aber alle unsere Triebe müssen zunächst ängstlicher mißtrauischer werden, allmählich mehr Vernunft und Redlichkeit in sich aufnehmen, hellsichtiger werden und immer mehr so den Grund zum Mißtrauen gegen einander verlieren: so kann einmal eine größere Freudigkeit entstehen, eine fundamentalere: einstweilen wäre diese Freudigkeit nur dem Unredlichen möglich. Resignation und jene heroische Lust am Trotz und am Siege sind die einzigen Formen unserer Freudigkeit: wenn wir Erkennende sind. NB NB NB!!! Wie kommt es nur, daß wir gegen die gründliche Verlogen- und Verstelltheit ankämpfen? Ein Gefühl der Macht, welche in der Entwicklung und im Wirken unseres Intellekts frei wird, treibt uns: es macht Appetit.

[«]

6[275]

Das verfluchte Lehrer- und Reformatoren- und Bußprediger-Pathos „und unsere Pflicht gebeut, die Menschen unglücklich zu machen“.

[«]

6[276]

Die zunehmende Lügnerei der Pathetiker (cfr. Lipiner) oder der Toleranten (Frl. v<on> M<eysenbug>)

[«]

6[277]

Die wortkarge Leidenschaft mit düsteren Augen bei Calvin wird leicht verleumdet. Grazie und Geist in der Leidenschaft wird in Deutschland nicht geglaubt.

[«]

6[278]

in Form einer Tragödie:
1 Der Pfad
2 die furchtbare Aussicht
3 das Ausruhen

[«]

6[279]

Die Todesangst: „ich bin der Holzwurm“
Verlust des Kindes
Verlust der Ehre
Krankheit

[«]

6[280]

In wiefern es nützlich ist zu versuchen den Feind zu lieben? Es bricht das unbefriedigte Gefühl und giebt einen Sieg über uns.

[«]

6[281]

Das höchste Todesziel der Menschheit auszudenken — irgendwann wird sich die Aufgabe darauf concentriren. Nicht leben, um zu leben.

[«]

6[282]

Die Alten trauten den Frauen in der Leidenschaft das eigentlich Unmenschliche und Unglaubliche zu — zur Zeit des Aeschylus.

[«]

6[283]

Wenn jemand zu den Juden übergeht (nach Tacitus) muß er die Götter verachten, seinem Vaterlande entsagen und Eltern Kinder Geschwister verleugnen. Die Seelen derer, die in der Schlacht oder durch Hinrichtung umkommen, sind unsterblich (Märtyrer-Gedanke des Christenthums) Verachtung des Todes daher. Als Kaligula befahl sein Bildniß im Tempel aufzustellen, griffen sie zu den Waffen.

[«]

6[284]

„sie essen mit niemand, schlafen allein und enthalten sich, so geil sie sind, aller fremden Weibsbilder“

„jeder schlechteste Mensch schickte Abgaben und Almosen nach Jerusalem, mit Hintansetzung des Landes, in dem er lebte.“

[«]

6[285]

Tacitus spricht höhnisch davon, wie sehr die Juden (und Christen) dem Aberglauben ergeben seien. Rom gieng in sein Extrem über als es christlich wurde:

es ist ein Zeichen der impotentia der damaligen Menschen, dieses schroffe Umspringen. Die Wuth des Hasses machte zuletzt die Juden (Christen) interessant.

[«]

6[286]

Man nimmt verschiedene „beste Dinge“ vom Urtheile Anderer an (die selber sehr verschieden sind) und entdeckt, daß sie sich widersprechen: d.h. man glaubt sein Gewissen in Unruhe.

[«]

6[287]

Die guten Menschen haben im schweren Augenblick keine Skrupel.

[«]

6[288]

Eine Art Gerechtigkeit: „ich habe sein Glück mit ihm genossen. Nun auch die Zeit seiner Schmach und Schuld.“

[«]

6[289]

So zu leben, daß unsere Energie am größten und freudigsten ist — und dafür alles zu opfern. NB

[«]

6[290]

das metaphysische Bedürfniß ist nicht die Quelle der Religionen, sondern die Nachwirkung nach ihrem Untergange. Man hat sich an die Vorstellung einer anderen Welt gewöhnt und vermißt sie (und aus diesem Triebe können neue Pflanzen aufwachsen „Nachreligionen“) aber das, was zur Annahme einer anderen Welt trieb, waren Irrthümer in der Auslegung bestimmter Vorgänge, also falsche Urtheile des Intellekts. Das „metaphysisches Bedürfniß“ ist das Resultat nicht Ursprung. Durch Mangel an Befriedigung kann es absterben! So giebt es ein Bedürfniß, das Glockenläuten zu hören, welches mit dem ursprünglichen Zweck des Glockenläutens gar nichts zu thun hat. — Man hat sich gewöhnt, die Bedürfnisse an den Anfang zu stellen.

[«]

6[291]

Gegen das Christenthum: die vollkommene Moralität ist weder möglich, **noch wünschenswerth**. Ihr Werth ruht auf falschen Ansichten der Biologie.

[«]

6[292]

Da seit uralters moralische Urtheile gefällt worden sind (als Irrthümer über Handlungen) so haben sich daraus jedenfalls moralische Empfindungen, Neigungen Abneigungen gebildet. Also diese sind wirklich. Aber wie verhalten sie sich zu der Wirklichkeit der Handlungen, über welche die moralischen Urtheile irrthümlich gefällt werden? — Die Handlungen, über welche bei den Menschen zuerst moralische Urtheile gebildet wurden, sind die, welche sich alle bei den Thieren finden: deren Motive somit nicht erst zu schaffen waren. Man wähnte, diese Handlungen zu verstehen, moralische Urtheile sind „Erklärungen derselben nach Zwecken“, ein Ansatz der Wissenschaft. Indem man sie benannte (bös gut gerecht usw.) zweifelte man nicht, sie durch und durch zu verstehen. Socrates gerieht erst in das Mißtrauen, ob er sie verstünde. Aber er zweifelte nicht, daß den Worten gut bös usw. etwas Wesentliches entspräche!

[«]

6[293]

„Wie soll der Mensch handeln?“ Das ist nur nach einem Ideal zu messen, entweder was die Menschheit erreichen soll, oder was der Einzelne erreichen soll. Bisher gab es solche Muster, die vor Völkern herschwebten (theils lebendige, theils erdichtete) oder vor Religionsgemeinden. Oder vor Parteien oder <der vollkommene Kaufmann Soldat> Beamte. Oder vor philosophischen Sekten. Aber immer bisher vor Mehrheiten. Das Ziel ist aber: daß jeder sein Musterbild entwerfe und es verwirkliche — das individuelle Muster. Im Entwerfen alle Zeugungskraft und Jugend und Männlichkeit nöthig, alle Einsicht in seine Kraft, Selbsterkenntniß. Jetzt ist es noch nicht möglich!

[«]

6[294]

Wir müssen unsere Fehler und Triebe nicht abrechnen beim Entwerfen unseres Musters, sondern ihre sublime Form zu finden wissen.

[«]

6[295]

Es kann Tragödie sein! Unsere Milde und Mitleid und — unser Sinn für Wahrhaftigkeit im Kampfe mit einander in Bezug auf die Meinungen Anderer.

[«]

6[296]

Eine Frau, die begreift, daß sie den Flug ihres Mannes hemmt, soll sich trennen — warum hört man von diesem Akt der Liebe nicht?

[«]

6[297]

Mit den Gedanken steht es wie mit den körperlichen Bewegungen: ich muß warten, ob sie sich ereignen, wenn ich sie auch will, es hängt davon ab, ob sie eingeübt sind. Das Wollen ist hier nicht das Vorstellen des Zieles, sondern die Vorstellung logischer Formen (Gegensatz eines Gedankens, parallel, ähnlich, Prämisse Schluß usw.) in der Form des Wunsches. Das Gedächtniß muß den Inhalt geben — Bei Gelegenheit eines Satzes versucht das Gedächtniß zu den einzelnen Worten etwas Zugehöriges anzuhängen, und unser Urtheil entscheidet, ob es dazu paßt und wie. So versucht der Fuß eine Menge Lagen im Augenblick des Stolperns. Wir wählen aus diesen plötzlich auftauchenden Gedanken-Embryonen aus: wie wir aus den zu Gebote stehenden Worten unsere Gedanken in Formel bringen. Das Wesentlichste des Prozesses geht unter unserem Bewußtsein vor sich. Unser **Charakter** entscheidet, ob zugehörige Gedanken wesentlich die des Widerspruchs der Beschränkung der Zustimmung sind: das Entstehen jedes Gedankens ist ein moralisches Ereigniß. — Die logischen Formen erscheinen so als der allgemeinste Ausdruck unserer Triebe, Zuneigung, Widerspruch usw. — Bis in die Zelle hinein giebt es keine Bewegungen als solche „moralischen“ in diesem Sinne.

[«]

6[298]

Wer nach 2 Tagen strengen Fastens einen Schluck Champagner trinkt, der empfindet etwas, das der Wollust ganz nahe kommt. Der Blick eines Menschen, der wochenlang in einer dunklen Höhle gelebt hat, in die Natur ist ein Rausch des Auges. Und nach Jahren wieder unsere Musik zu hören! — Die Asketen wissen allein, was Wollüste sind.

[«]

6[299]

Die Christen, nach Tacitus nicht der Mordbrennerei, aber odio generis humani „des Hasses gegen die Menschheit“ überwiesen. Das ist wahr! „So schuldig sie waren und ob sie schon die härtesten Strafen verdienten“ — „in Rom, wo alles Unnatürliche und Schändliche zusammenfließt“ „wegen Schandthaten flagitia verhaßte Menschen“ (so werden die Christen definirt. Man traute ihnen alles zu — weshalb? Pessimisten

[«]

6[300]

Immer so handeln, daß wir mit uns zufrieden sind — da kommt es auf die Feinheit der Wahrhaftigkeit gegen uns selber an. Zweitens auf den Maaßstab, mit dem wir messen. Ein gutes Gewissen kann also ein sehr starkes Anzeichen von Gemeinheit und intellektueller Grobheit sein: ein schlechtes Gewissen von intellektueller Delikatesse.

Wenn die Anderen mit uns nicht unzufrieden wären, und nicht Vieles schief abliefe, so wäre die Zufriedenheit mit sich selber die Regel. Die unerwarteten unangenehmen Nachwirkungen stören diese Zufriedenheit: beim Unangenehmen suchen wir nach einer Entladung unseres Rachegefühls und treffen damit zumeist uns selber. Das Mißgeschick ist es, das dem Menschen sein böses Gewissen giebt „es hätte anders sein können“. Da tadeln wir uns und schätzen unseren Scharfsinn und unsere Absichten gering. Wären wir nicht M<enschen> der Rache, so wären wir viel zufriedener: wie es im allgemeinen die Frauen sind, da in diesen das Rachegefühl nicht so stark ist. — Das Gewissen wird also durch den Erfolg bestimmt: es verurtheilt nachträglich die Absichten, ja es verfälscht nachträglich die Absichten: die ganze Unmoralität und Unredlichkeit eines Menschen zeigt sich in dem Prozesse, den ihm sein Gewissen macht. Das schlechte Gewissen ist ebenso wie das gute Gewissen eines Menschen so dumm, verleumderisch oder lobrednerisch schmeichlerisch bequem — als der ganze Mensch ist. Man hat ein Gewissen nach seinem Niveau.

[«]

6[301]

Manche sind glücklich mit dem Hintergedanken, daß die Anderen, die nach anderen Principien leben, sich an ihrem Glücke ärgern sollen: sie wollen mit ihrem

Glücke jene widerlegen. (Pique-bonheur)

[«]

6[302]

Plötzliche christliche Strenge läßt auf tiefe innere Nothstände, also begangene Unthaten schließen. — —

[«]

6[303]

Man kann seine Leidenschaften von einem Augenblick an mißverstehen und umtaufen — Wiedergeburt.

[«]

6[304]

Man kann seine Gedanken nicht wiedergeben in Worten, sie sind zu schattenhaft schnell hinter den Empfindungen zu<rück>.

[«]

6[305]

Wenn man noch so genau den Bewegungen siedenden Wassers mit den Augen folgt, man begreift damit das Motiv des Siedens um nichts mehr. So auch bei Handlungen, wenn man das heftig bewegte Netz von Vorstellungen sich klar macht, welche uns dabei überhaupt bewußt werden. Es sind alles Wirkungen, welche auf ein verborgenes Feuer rathen lassen: aber es ist lächerlich, es definiren zu wollen.

[«]

6[306]

Die Bewunderung für die Person Jesu ist wenig bedeutend, wenn sie von der Basis ausgeht, auf welche Christus sich gestellt hat: die tiefe Sündhaftigkeit der Menschen. Was würde ein Grieche um Perikles darüber gedacht haben?

[«]

6[307]

Für einen, der ein Musterbild erreichen will, besteht das Angenehme darin, Menschen zu sehen, die das ihre erreicht haben. Die unreinen unklaren hybriden Gebilde sind ihm peinlich! Das tritt dann an die Stelle von „guten“ und „bösen“ Menschen!

[«]

6[308]

Die allgemeinen öffentlichen Musterbilder, nach denen bisher moralisches Lob und Tadel ertheilt wurde, machten einseitig und ließen eine Menge Eigenschaften unbelobt: man verlor die Anerkennung des Individuums und der schönen Proportion der Kräfte in ihm aus dem Auge. Es war barbarisch: aus jedem Material dasselbe Bild arbeiten wollen!

[«]

6[309]

Die Vorstellung musterhafter Typen wäre ein Hauptverdienst der Künstler: den Sinn für das Einheitliche und Proportionirte zu entwickeln. Der Künstler wählt aus und lobt dadurch! Die Griechen waren groß in der Lust an Charakteristischem: Thukydides und Sophocles Blüthe des Geschmacks!

[«]

6[310]

Kaum spricht man von den „nicht absoluten Wahrheiten“, so begehren alle Schwärmer wieder Eintritt, oder vielmehr: die gutmüthigen Seelen stellen sich an’s Thor und glauben Allen aufmachen zu dürfen: als ob der Irrthum jetzt nicht mehr Irrthum sei! Was widerlegt ist, ist ausgeschlossen!!

[«]

6[311]

Den Unterschied zwischen Juden und Römern drückt Tacitus so aus: „bei ihnen ist alles heilig, was bei uns unheilig ist, so wie gegentheils bei ihnen alles erlaubt ist, was bei uns verabscheut wird“ Diese Paradoxie wurde von den Christen verbreitet, sie machten Propaganda, „sie sind sich unentwegbar treu und unterstützen sich in der Noth, so wie sie alle anderen Menschen als Feinde hassen.“

[«]

6[312]

die durch Verdruß und Sorge vergeudete Energie, bewußt geworden: das Kleinwerden dabei

[«]

6[313]

die Frauen sehen in den Wissenschaften einen Vampyr bei einem Manne.

[«]

6[314]

Den angenehmen Rausch geistiger Getränke, die Lust am Spiel sehe ich mit Geringschätzung an — aber die Griechen?

[«]

6[315]

vor mir selber warnen

[«]

6[316]

Schauer und Umwandlung beim Anblick einer schönen That: wie bei großen Felsen und plötzlichen entzückenden Ausblicken auf eine blühende Vegetation.

[«]

6[317]

Nicht die Handlung sondern unser Urtheil über die Handlung (sei es auch ein Irrthum) macht unser Gewissen, die private Geschichte unsrer selbst

[«]

6[318]

Es ist beschränkt, die Pharisäer als Heuchler aufzufassen, sie leben immer in dem festen Zutrauen zu ihren Handlungen, sie sehen sie nicht tiefer und wahrhaftiger an und kennen durch Gewohnheit bei sich nur gute Motive: die anderen sehen sie nicht, ihr Auge ist dafür blind. — Gesetzt, man setzte ihnen ein neues Auge ein und machte sie mit sich unzufrieden: nun, so mehrte man den allgemeinen Jammer. Die Handlungen blieben dieselben in ihren Wirkungen für Andere, und somit wäre es eine überflüssige Menschenquälerei. Diese will das Christenthum.

[«]

6[319]

Gesetzt, wir empfinden eine Handlung als gut, so spielt sich der ganze Vorgang ab. Was eine Handlung an sich ist, ob nützlich oder schädlich, hat damit nichts zu thun. Deshalb ist es so wichtig, daß die guten Handlungen wirklich ausführbar sind und häufig: sonst die moralische Hölle, und das Moralische als Fernblick auf die Heiligen — auch bewunderungswürdige Beleuchtungen und Färbungen hervorrufend!

[«]

6[320]

Deine Moralität ist Sache deines Glücks. Dein gutes Gewissen ist Sache deines Glücks! Bei manchen Dingen überrascht und in die Öffentlichkeit gebracht, wärst du tief zerstört. Daß dein Charakter sich verbessert, ist Sache des Glücks! Die kleinen Schritte und die zahllosen kleinen Unzufriedenheiten sind am mächtigsten! | Nicht nur Mitleid thut noth, sondern wir müssen Weltbetrachtungen für die Bösen und Unglücklichen machen oder dulden! | An Stelle der Beichtiger müssen wir Philosophien stellen wie Sonnen für jede Art von Menschen, während bis jetzt die höchsten Exemplare am meisten für sich Moralen gemacht haben! |

[«]

6[321]

Was andere von uns denken und wissen, kann plötzlich über uns herstürzen. Was wir von uns wissen (im Gedächtniß haben) ist nicht entscheidend!

[«]

6[322]

Die welche an ihrem Leben und Charakter keine Freude haben, suchen sie vielleicht in ihrem Geiste: wie Sch<openhauer>. Aber wer vollständig ist, sollte doch auch an allem zusammen erst froh werden können! Und wie froh! Wir steigen alle zusammen unseren Berg und wollen nicht einzeln auf dem Gipfel ankommen!

Mancher ersteigt ihn als Charakter aber sein Geist ist der Situation nicht angemessen (z.B. Bismarck).

[«]

6[323]

Sein Erlebniß so streng und wahrhaftig ansehen, wie ein wissenschaftliches Experiment — da darf man nicht von Wundern und „Engel um uns“ und der Hand des Herrn fabeln: das erscheint einem unredlich.

[«]

6[324]

Die That ist durch die Absolution nicht ausgelöscht. Die Vergangenheit ist nicht vergangen, unsere Thaten sind unser Sein und ebenso gehört das zukünftige Thun bereits zu uns. Das Gedächtniß entscheidet nichts.

[«]

6[325]

„Narrenstreiche machen aus einer tiefen und leidenschaftlichen Träumerei“ wie Stendhal sagt. Ist dies das Werk des Genie’s?

[«]

6[326]

„Die Alten haben nichts gethan, um zu schmücken, und das Schöne ist bei ihnen nur la saillie de l’utile.“

[«]

6[327]

Tiefe und Energie des Gefühls, nicht vergessen; Verzeihen ist ein Opfer (nicht ein lässiges gutmüthiges Fahrenlassen eines Gedankens, mit Lust daran daß man ihn nicht mehr zu tragen hat.) Italiänische Einfachheit, fast Kälte als Mantel dieser leidenschaftlichen Naturen.

[«]

6[328]

In Frankreich möchte sich der esprit gerne Genie geben. In Deutschland möchte das Genie sich gerne esprit geben.

[«]

6[329]

„der gespannte Stil“!

[«]

6[330]

Novella d’Andrea lehrte in Bologna (14. Jhd.) Hinter einem Vorhange lehrend wegen ihrer Schönheit.

[«]

6[331]

Das Schöne scheint uns zuletzt nur ein Zustand, den das allseitig Nützliche hervorbringt: ein tiefes Wohlergehen, welches aus allen Linien und Bewegungen unserer Handlungen Worte hervorbricht: eine Harmonie vieler Nützlichkeiten, die zum Klingen kommt.

[«]

6[332]

Das Problem der Wahrhaftigkeit hat noch niemand erfaßt. Das, was gegen die Lüge gesagt wird, sind Naivetäten eines Schulmeisters, und zumal das Gebot „du sollst nicht lügen“!

[«]

6[333]

Jeder ausblühende Gedanke treibt zuletzt seine Art Luxus hervor, es ist seine letzte Erscheinung. In Künsten wie in der Kunst des Verkehrs. Jede reife Cultur hat ihren Luxus. — Aber zeigt mir einen Erfinder einer Idee, der nicht Einfachheit und Dürftigkeit auch äußerlich, auch in Worten hatte. — der luxuriirende Gedanke schreibt sich auf jedes Gefäß, zeichnet sich in jede Gebärde hinein (z.B. Größe und Schlichtheit und Anmuth im alten Athen)

[«]

6[334]

Den Deutschen fehlt es an esprit, weil sie keinen Überschuß von Geist besitzen: haben sie den ihren angewendet, so sind sie arm und sitzen da. Sie hassen ihn, und doch fühlen sie, daß ohne ihn die Geselligkeit eine langweilige Flegelei ist: — daher „Gemüth“.

[«]

6[335]

Das Effekt-machen-wollen ist eine deutsche Krankheit.

[«]

6[336]

Ein Mann mit Geist erhebt sich in Deutschland zu hoch über seine Mitbürger und wird zum Narren; der Nebel umhüllt seinen Kopf. — Er entartet so leicht, weil nichts neben ihm ihn in Schranken hält, er schießt aus nach allen Seiten und ist von einer häßlichen Fruchtbarkeit.

[«]

6[337]

Das Lächerliche ist in Deutschland nicht furchtbar für den, der Geist hat. Denn es ist nicht das Lachen der geistreichen Leute sondern der jungen Esel, welches hier den Begriff des Lächerlichen macht. — Diese Zucht fehlt.

[«]

6[338]

Von einem Gedanken glühen, von ihm verbrannt werden — das ist französisch. Der Deutsche bewundert sich und stellt sich mit seiner Passion vor den Spiegel, und ruft andere hinzu.

[«]

6[339]

Unsere Meinungen: die Haut, die wir uns umlegen, in der wir gesehen werden wollen, oder in der wir uns sehen wollen; das Äußerlichste. Die Schuppenpanzer um die Gedanken eines Menschen. So scheint es. Andererseits ist diese Haut ein Erzeugniß wir wissen nicht welcher Kräfte und Triebe, eine Art Ablagerung, fortwährend sich stückweise lösend und neubildend. — Lautbilder und Sehbilder als Hieroglyphen für bestimmte Eindrücke und Gefühle sind das Material der Meinungen, Verfeinerungen des Ohr- und Gesichtssinnes und eine Relation zwischen beiden.

[«]

6[340]

Unser Bewußtsein hinkt nach und beobachtet wenig auf einmal und während dem pausirt es für Anderes. Diese Unvollkommenheit ist wohl die Quelle, daß wir Dinge glauben und im Werden etwas Bleibendes annehmen: ebenso daß wir an ein Ich glauben. Liefe das Wissen so schnell wie die Entwicklung und so stätig, so würde an kein „Ich“ gedacht.

[«]

6[341]

Es ist eine Beschränktheit, aber so empfinde ich. Das Bedürfniß <nach> Luxus scheint mir immer auf eine tiefe innerliche Geistlosigkeit hinzudeuten; wie als ob jemand sich selber mit Koulissen umstellt, weil er nichts Volles Wirkliches ist, sondern nur etwas, das ein Ding vorstellen soll, vor ihm und vor Anderen. Ich meine, wer Geist habe, könne viel Schmerzen und Entbehrung aushalten und dabei noch glücklich sein, ja er müsse sich im Verhältniß zu einem, der Ehren und Luxus und Kameradschaft nöthig hat, schämen, weil er bei der Vertheilung der Güter zu gut weggekommen ist. Ich habe eine tiefe Verachtung gegen einen Banquier. Wer Luxus um sich hat, nun, mitunter muß er sich so stellen, daß er Anderer wegen hineinpaßt, aber dann soll er auch die Ansichten dieser Anderen haben und ertragen. Freisinnige kühne neue Ansichten halte ich für Schwindel oder eine widerliche Art Luxus, wenn sie nicht zur Armut und zur Niedrigkeit drängen. Mit einer Art von weißer Wäsche hat sich z.B. Las<s>alle für mich widerlegt. Leute mit solchen Bedürfnissen sollten fromm werden und als Magistratspersonen Ansehen erstreben, es giebt so viel Gutes zu erhalten und zu repräsentiren. Aber den Geist sollen sie nicht repräsentiren wollen! Wer geistig reich und unabhängig ist, ist so wie so auch der mächtigste Mensch, es ist, wenigstens für so humane Zeiten, schimpflich, wenn er noch mehr haben will: es sind die Unersättlichen. Einfachheit in Speise und Trank, Haß gegen geistige Getränke — es gehört zu ihm, wie die Getränke zu jenen gehören, welche sagen könnten „das Leben wäre völlig reizlos“ usw. — Es drängt mich zu einer idealen Unabhängigkeit: Ort Gesellschaft Gegend Bücher können nicht hoch genug gewählt werden, und anstatt sich zu akkommodiren und gemein zu werden muß man entbehren können, ohne Dulderfalten.

[«]

6[342]

Auch im Intellektuellen z.B. in der Abschätzung von Meinungen führen wir nicht immer Gründe in's Feld, sondern sehr häufig einen intellektuellen Ekel, weil wir sehen, aus kleinen Anzeichen, wie stumpf und kurz und genügsam einer ist, oder wie weit das Selbstvertrauen des Unwissenden und des Neulings geht. D.h. wir beurtheilen die Methode des Erkennens als: schleimig verwest übelriechend Unrath ausgespieen, wiedergekäut, madenzerfressen, schaal, abgestanden, dumpf usw.

[«]

6[343]

„Ich will dies“: man unterscheidet „Gegenstand, Schätzung des Gegenstands und Übung“, aber im Grunde ist es nicht ein Gegenstand, den man will, sondern ein angenehmer Zustand von uns, der uns in irgend einer Verbindung mit dem Gegenstand vorgekommen ist: und die Schätzung des Gegenstands ist ein Versuch, die thatsächlich angenehme Empfindung zu erklären, dadurch daß wir das Angenehme als Folge einer Einsicht darstellen (z.B. Essen als Stillung des Hungers, als Erhaltung usw.): während die angenehme Empfindung meistens nicht die Folge der Einsicht in die Zweckmäßigkeit ist. „Ich will“ heißt „ich mache etwas mir Angenehmes, soweit ich es machen kann“ Uns schwebt ein Zustand von uns vor (z.B. als Schlagenden Essenden) dies Bild ahmen wir nach.

[«]

6[344]

Gedächtniß hat Ursachen der Moralität — und wir haben es nicht in der Hand! NB.

[«]

6[345]

Neugierde, etwas Nachtheiliges herauszufinden, ebenfalls in Bezug auf die Dinge möglich und schämenswerth. NB

[«]

6[346]

Hauptvergnügen, Andere zu kränken — warum unmoralisch? Necken ist nur ein Grad. Hier ist die Unterscheidung von moralisch und unmoralisch nicht auch ein Gegensatz.

[«]

6[347]

Aber muß denn Moralität, wenn sie nothwendig auf Freiheit ruht nach Kant, überhaupt existirt haben? Genügt nicht die Einbildung der Freiheit? Und wenn diese Einbildung nicht mehr möglich ist, ist dann es absolut nöthig, die Moralität aufrecht zu erhalten? Könnte sie nicht ihre Rolle gespielt haben? (gegen [— — —]

[«]

6[348]

Ich weiß, wie armselig ihr euch neben dem Schwunge dieses Idealism ausnehmt (der den Materialismus und die Skepsis auf seinen Rücken nimmt und gegen die Sonne trägt) aber — ich gehe mit euch um und stelle mich euch gleich, mehr noch, ich mache mich schlecht.

[«]

6[349]

Das Subjektgefühl wächst in dem Maaße, als wir mit dem Gedächtniß und der Phantasie die Welt der gleichen Dinge bauen. Wir dichten uns selber als Einheit in dieser selbstgeschaffenen Bilderwelt, das Bleibende in dem Wechsel. Aber es ist ein Irrthum: wir setzen Zeichen und Zeichen als gleich und Zustände als Zustände.

[«]

6[350]

Nur was wir von Anderen denken und was wir von uns denken, bestimmt unser Verhalten, soweit es bewußt ist. Also die Vorstellung von Anderen und von uns: diese sind aber wieder das Resultat von dem, was die Anderen uns gelehrt und beigebracht haben. Die Interpretation unserer Zustände ist das Werk der Anderen uns angelehrt. Darin bleibt das Moralische hängen, es ist Schatten.

[«]

6[351]

Ich sprach eine halbe Stunde eitel und war zuletzt etwas beschämt und müde — aber ich hatte mich erniedrigen wollen und Jemandem Gelegenheit geben von sich weniger erbärmlich zu denken, durch den Ausruf: ach die erbärmliche Welt! — denn er dachte von mir augenblicklich so, daß er sich nicht mehr vor mir schämte, es erleichterte ihn sichtlich.

[«]

6[352]

das „doppelte Gelächter“ (Epictet) wenn er eine erhabenere Position als er ertragen konnte einnimmt und wieder verläßt. Ach, auch dies wollen wir ertragen, ja wir wollen zum Scheine zurückkehren und unseren Mitmenschen zu ihrem Leben Muth machen, dadurch daß wir ihnen Gelegenheit geben, doppelt über uns zu lachen. — Wir wollen unser Ziel auf Umwegen erreichen und, indem wir uns den Anderen nähern, sie täuschen, um ihretwillen. — Die geradlinigen Wege z.B. Christus Napoleon setzen Verachtung der Menschen voraus, wie weit auch die Liebe Ch<risti> zu den Menschen gieng (denn die gnädige Liebe Chr<isti> ist doch ferne davon, ein Sünder sein zu wollen um der Sünder willen)

[«]

6[353]

Eine Umgebung, vor der man sich gehen läßt, ist das Letzte, was man sich wünschen sollte, eine Art Krone für den Überwinder seiner selbst, der sich selber vollendet hat und Vollendung ausströmen möchte. Andere werden zu Scheusälern. Vorsicht in der Ehe. Der Mangel an Pathos und Form in der Familie, in der Freundschaft ist ein Grund der allgemeinen Erscheinung von Schlumperei und Gemeinheit — man läßt sich gehen und läßt gehen. (Eigenschaften des Gebahrens nicht nur sondern auch der modernen Charaktere.)

[«]

6[354]

Die eigentliche Unverschämtheit der Güte habe ich am besten bei Juden beobachtet. Man denke an die Anfänge des Christenthums.

[«]

6[355]

Mit dem Fürsten der Unterwelt selber habe ich Würfel gespielt.

[«]

6[356]

Skepticismus! Ja, aber ein Scepticismus der Experimente! nicht die Trägheit der Verzweiflung

[«]

6[357]

Die Spannung zwischen dem immer reiner und ferner gedachten Gott und dem immer sündiger gedachten Menschen — einer der größten Kraftversuche der Menschheit. Die Liebe Gottes zum Sünder ist wundervoll. Warum haben die Griechen nicht eine solche Spannung von göttlicher Schönheit und menschlicher Häßlichkeit gehabt? Oder göttlicher Erkenntniß und menschlicher Unwissenheit? Die vermittelnden Brücken zwischen zwei solchen Klüften wären Neuschöpfungen, die nicht da sind (Engel? Offenbarung? Gottessohn?)

[«]

6[358]

Jeden Augenblick kann eine moralische Empfindung so stark werden, daß sie partielle Unfruchtbarkeit erzeugt z.B. der Trieb nach Wahrheit könnte die Kunst tödten und den geselligen feinen Verkehr, ebenso die Beredsamkeit. Die Keuschheit. Die Freigebigkeit. Der Fleiß. Die Reinlichkeit. (Puritaner gegen das Theater. Xenophanes gegen die Agone. Plato

[«]

6[359]

Gesetzt, unsere Cultur müßte die Frömmigkeit entbehren. Sie könnte sie aus sich nicht erzeugen. Eine gewisse letzte innere Entschlossenheit und Beschwichtigung wird fehlen. Mehr als je kriegerische und abenteurerische Geister! Die Dichter haben die Möglichkeiten des Lebens noch zu entdecken, der Sternkreis steht dafür offen, nicht ein Arkadien oder Campanerthal: ein unendlich kühneres Phantasiren an der Hand der Kenntnisse über Thierentwicklung ist möglich. Alle unsere Dichtung ist so kleinbürgerlich-erdenhaft, die große Möglichkeit höherer Menschen fehlt noch. Erst nach dem Tode der Religion kann die Erfindung im Göttlichen wieder luxuriiren.

[«]

6[360]

Eins thut noth: die Isolation der begabten Menschen, ihre Selbsternährung, ihre Abstinenz von Ruf und Amt, die Geringschätzung aller aus großen Menschen-Haufen resultirenden Menschen und Vorgänge. Eine Großstadt-Emeute und -Zeitung ist durch und durch „Schauspiel“, „unecht“.

[«]

6[361]

Unser System angenehmer und unangenehmer Empfindungen verzweigt und verfeinert sich, und unser Gedankenleben auch. Letzteres glaubt lange Zeit das Bewußtsein ganz zu sein und den Grund aller angenehmen und unangenehmen Dinge zu wissen. Naive Leute glauben es noch, daß wir wissen, warum wir wollen. Wir haben auch vor einer Handlung eigentlich nur Möglichkeiten vorzustellen, welche unsere Handlung erklären können, je nach dem Grade unserer Kenntniß von uns: aber was uns bewegt, das wissen wir auch durch die That selber noch nicht, ja nie! Wir interpretiren unsere Handlung vor und nach der That nach dem Kanon unserer Annahmen über menschliche Motive. Diese Interpretation kann das Rechte treffen, aber in der Interpretation selber liegt nichts, was die That wirklich bewegt oder thut. Sich einen Zweck setzen: d.h. einem Triebe ein Gedankenbild entgegenhalten, welches ihn denken soll. Dies ist vollständig nie der Fall! Das Gedankenbild besteht aus Worten, ist etwas höchst Ungenaues, es hat gar keine Hebel, um Bewegungen zu veranlassen — an sich. Nur durch Association, durch eine logisch unzugängliche und absurde Beziehung zwischen einem Gedanken und dem Mechanism eines Triebes (sie begegnen sich vielleicht in einem Bilde z.B. dem eines streng Befehlenden) kann ein Gedanke (z.B. beim Commandowort) eine Handlung „hervorbringen“. Eigentlich ist es ein Nebeneinander. Es ist nichts von Ursache und Wirkung zwischen Zweckbegriff und Handlung, sondern dies ist die **große Täuschung**, als ob es so wäre!

[«]

6[362]

Wir denken in Worten! Weiß man, was Worte sind, wie kann man glauben, daß Denken Bewegungen direkt hervorbringen kann! Es sind lauter kleine Irrthümer, aber unsere Triebe sind so nahe an diese Region des Irrthums angelegt, und jedem Triebe entspricht eine Anzahl dieser bunten willkürlichen Dinge genannt „Worte“, daß ein Wort oft ein Signal ist, keine Ursache, zur Bewegung (wie ein Hornton die Lokomotive stehen macht) Je strenger wir erkennen, je fester wir die Worte begrenzen, es sind Bilder auf dem Spiegel, ja Abbilder dieser Bilder! Der Übergang zur Erkenntniß von Ursache und Wirkung ist nie zu machen. Unser Erkennen ist Beschreiben, mehr oder weniger ungenau, das genaue Nacheinander und Nebeneinander, im Gedächtniß zu einer Art von Bild (einer zeitlosen Einheit) scheinbar vereinigt: — — —

[«]

6[363]

Da hinten im Holze, wo die Bäume noch nichts von der Stadt gehört haben, da fängt der Knabe an, über die Stadt hinweg zu denken.

[«]

6[364]

Unendlichkeit! Schön ist’s „in diesem Meer zu scheitern.“

[«]

6[365]

Alle Triebe ursprünglich relativ zweckmäßig in ihrer Wirkung („gut“ und „böse“). Moral ensteht a) wenn ein Trieb über andere dominirt z.B. Furcht vor einem Gewaltigen oder Trieb zum geselligen Leben. Da müssen schwächere Triebe gespürt, aber nicht befriedigt werden. Die Antworten auf das hier entstehende Warum? sind so roh und falsch wie möglich, aber sie sind Anfang moralischer

Urtheile, einen Werthunterschied der Handlungen zwischen nöthig zulässig unzulässig festsetzend. Einen Trieb haben und vor seiner Befriedigung Abscheu empfinden ist das „sittliche“ Phänomen. Oder z.B. die Liebe zu den Jungen zum Eigenthum, derentwegen man selber hungert, sich Gefahren aussetzt. Junge und Eigenthum sind etwas so Angenehmes: aber wenn man Gründe wollte, so genügte dies nicht zu sagen „sie sind angenehm“ — die Vernunft der Moral ist das Bemühen, die Instinkte zu übersehen und uns den Schein zu geben als ob wir nach Zwecken handelten, also unser Bestes wollten. Thatsächlich ist das Angenehme meistens unser Bestes, aber dies Beste vermochte man nicht zu erfassen, dazu hatte man die Kenntnisse der Natur und des Menschen nicht. Man construirte ein „Bestes“ nach seiner Annahme über Natur und Mensch. Dazu gehört z.B. das Heil der Seele. Oder die Ehre. Oder die Gebote eines Gottes. Der Mensch affektirt überall nach Zwecken zu handeln — diese große Komödie geht durch, er thut „verantwortlich“. Aber zu den Motiven der Instinkte kommen die Zweckbegriffe hinzu und hintendrein und treffen fast nie den bewegenden Punkt. Die menschliche Maschine würde fast stille stehen, falls sie einmal nur von den vermeintlichen Motiven geleitet werden sollte. Auch jetzt noch ist die Täuschung sehr groß.

[«]

6[366]

Nicht die vergessenen Motive und die Gewöhnung an bestimmte Bewegungen ist das Wesentliche — wie ich früher annahm. Sondern die zwecklosen Triebe von Lust und Unlust, man will das Angenehme und nicht wegen des damit zu erlangenden Vortheils, sondern weil die Handlung selber angenehm ist. Der Zweck wird erreicht, aber nicht gewollt. Die Arten von lustvollen Bewegungen, welche dem Zweck der Erhaltung dienen, sind durch Selektion erhalten.

[«]

6[367]

Wenn er mich sehr bäte oder ich erriethe, daß er meiner sehr bedürfte, ich würde, trotz allem besseren Wissen, auf seine Seite treten. Dies wäre meine Schwäche. Lieber uns im Stiche lassen und die, die unser bedürfen! Und wir sind vieler Verstellung fähig: und folglich auch vieler Umbildung und zweiter Ehrlichkeit.

[«]

6[368]

Empfindet ihr nichts von der Noth, gegen einen Menschen Recht zu haben und es öffentlich zu bezeugen? Wird euch Kritik so leicht? Ist es nur, daß ihr euch aufstellt, nachdem jener sich aufstellte? Merkt ihr nicht, daß er euch sein Bestes geben wollte und daß ihr es annehmen solltet, selbst wenn es euch nicht werthvoll, ja schädlich schiene? Aber ihr thut, als solche, die in der Nothwehr leben, ihr habt auch Recht. Mit Mühe haltet ihr euch aufrecht, und jener will euch etwas auflegen, das ihr nicht tragen könntet. Er sagt: ein Geschenk!, ihr sagt: eine Aufgabe

[«]

6[369]

Das Leben von euch Beamten und Politikern hat etwas Rauschendes, ein Bach und Mühlenräder tönen um euch, sie machen mit ihrem Lärm euer Denken kraftlos: wie wollt ihr noch eurer Seele Melodien hören! Ihr werdet hohl und hart: und oberflächlich! Und eure „Pflicht“ wird zum Schrecken für Andere und führt sie irre, es scheint ein edles Selbstopfern, aber es ist nur eine Selbstvergeßlichkeit; von dem Augenblick an, wo das bischen „Selbst“ eben sichtbar werden wollte: mehr Nachlässigkeit als Opfer.

[«]

6[370]

In Anbetracht, daß Jagen die Hauptbeschäftigung war, viele Jahrtausende: so ist auch unser wissenschaftlicher Trieb nichts anderes. Wie Knaben immer auf der Jagd sind.

[«]

6[371]

Wenn ich von Bosheiten Anderer gegen mich höre, so ist eine meiner nächsten Empfindungen eine Art Genugthuung: es scheint mir billig, daß Leute, mit denen ich so wenig übereinstimme, und gegen die ich so viel Recht auf meiner Seite habe, ihrerseits sich einen guten Tag machen. Auch glaube ich es nie an Handlungen und Gedanken fehlen zu lassen, welche diesen Anderen das Gefühl ihrer eigenen Überlegenheit und ein gutes Recht auf dies Gefühl geben. Denn so ist die Natur der Dinge: wir machen mit unseren Fehlern und Versehen viel Freude und vielleicht mehr.

[«]

6[372]

Vor diesem Menschen und beim Denken an ihn fühlen wir Produktivität, ebenso bei dieser Landschaft usw., nach dieser Nahrung.

[«]

6[373]

Wenn wir einen Zweck verfolgen, so würden wir nie mit voller Energie die Mittel handhaben; aber unsere Instinkte geben uns die nöthige Blindheit. Alle Männer des Glaubens sind solche Instinktive, ihr Glaubensartikel ist nicht aus Gründen entstanden: sondern sie haben innerliche unberechenbare Freude an ihm. Die Neigung zu Gedanken wird vererbt und angezogen d.h. zu Gedankentrieben.

[«]

6[374]

Der Mensch handelt immer nach der ihm verhältnißmäßig angenehmsten Vorstellung. Aber diese Rechnung ist oft sehr schwer, und die Übung im Unterscheiden der zahllosen Grade zu gering, namentlich da die Phantasie die Kraft haben müßte, zukünftige Freuden und Leiden als voll anzusetzen, gleich dem gegenwärtigen Genuß, der vielleicht schon in Aktivität ist.

[«]

6[375]

Wenn ich über Motive bestimmter Personen rede, so ist es eine Ehrensache für mich. NB.

[«]

6[376]

Ich will den Leuten keine neue große Last auflegen, sondern ihnen eine Last abnehmen NB

[«]

6[377]

So wenig als möglich Staat! Ich bedarf des Staates nicht, ich hätte mir, ohne jenen herkömmlichen Zwang, eine bessere Erziehung gegeben, nämlich eine auf meinen Leib passende, und die Kraft gespart, welche im Sichlosringen vergeudet wurde. Sollten die Dinge um uns etwas unsicherer werden, um so besser! ich wünsche, daß wir etwas vorsichtig und kriegerisch leben. Die Kaufleute sind es, die uns diesen Ohne-Sorgenstuhl Staat so einladend machen möchten, sie beherrschen mit ihrer Philosophie jetzt alle Welt. Der „industrielle“ Staat ist nicht meine Wahl, wie es die Wahl Spencer’s ist. Ich selber will so viel als möglich Staat sein, ich habe so viele Aus- und Einnahmen, so viele Bedürfnisse, so viel mitzutheilen. Dabei arm und ohne Absicht auf Ehrenstellen, auch ohne Bewunderung für kriegerische Lorbeeren. Ich weiß, woran diese Staaten zu Grunde gehen werden, an dem Nonplusultra-Staat der Socialisten: dessen Gegner bin ich, und schon im jetzigen Staate hasse ich ihn. Ich will versuchen, auch im Gefängnisse noch heiter und menschenwürdig zu leben. Die großen Jammerreden über menschliches Elend bewegen mich nicht, mitzujammern, sondern zu sagen: das fehlt euch, ihr versteht nicht als Person zu leben und habt der Entbehrung keinen Reichthum und keine Lust an der Herrschaft entgegenzustellen. Die Statistik beweist, daß die M<enschen> zunehmen im Gleichwerden d.h. daß —

[«]

6[378]

Um den Menschen umzubilden: müssen wir einmal davon ausgehen, daß unsere Werthschätzung von guten und bösen Handlungen falsch und willkürlich ist, alles muß neu untersucht werden, Jahrhunderte lang, wie es zur Heilung des Körpers noth that, alle Theorien der Medizin gleichmäßig zu verwerfen! Die Instinkte auf diesem Gebiete sind zu entwurzeln, zunächst ist Achtung für den zu pflanzen, welcher hier auf Versuch lebt — es ist die wichtigste Gattung von Mensch, wie für den Arzt das Versuchsthier die wichtigste Gattung von Thier ist.

[«]

6[379]

1) Es ist so schwer den Menschen wehe zu thun! O daß es nöthig ist! Was nützt es mir, mich zu verbergen, wenn ich nicht für mich behalten will, was den Menschen Ärgerniß giebt?

[«]

6[380]

An unseren größten Qualen und Sorgen andere theilnehmen lassen, die dieselben nicht haben, sondern nur leiden machen — ist das nicht grausam? Ist es nicht aus jenem Gefühle entsprungen, welches bei allem Schlimmen was uns trifft, etwas leidend sehen will, eine feine Emanation der Rache? Und ist also nicht die Ehe und die Freundschaft voller Gefahr, weil sie solche Grausamkeit der

Übertragung von Leid fördert? Es ist schwer, ein Leid nicht mitzutheilen — also sollten wir uns die Gelegenheit dazu nehmen und in der Einsamkeit leben.

[«]

6[381]

Ich finde Schopenhauer etwas oberflächlich in seelischen Dingen, er hat sich wenig gefreut und wenig gelitten; ein Denker sollte sich hüten, hart zu werden: woher soll er dann sein Material bekommen? Seine Leidenschaft für die Erkenntniß war nicht groß genug, um ihrethalben leiden zu wollen: er verschanzte sich. Auch sein Stolz war größer als der Durst nach Erkenntniß, er fürchtete für seinen Ruf, im Widerrufen.

[«]

6[382]

Bisher gab es Verherrlicher des Menschen und Verunglimpfer desselben, beide aber vom moral<ischen> Standpunkte aus. La Rochefoucauld und die Christen fanden den Anblick des Menschen häßlich: dies ist aber ein moralisches Urtheil und ein anderes kannte man nicht! Wir rechnen ihn zur Natur, die weder böse noch gut ist und finden ihn dort nicht immer häßlich, wo ihn jene verabscheuten, und da nicht immer schön, wo ihn jene verherrlichten. Was ist hier schön und häßlich? Das Complicirt-Zweckmäßige, was den Verstand irrt und überlistet, das Taschenspielerhafte daran; dann die Ausdrucksfähigkeit und die Macht des Ausdrucks selber: der große Bogen seiner Pläne und Ideale. Seine Geschichte. Seine Art sich zu berauschen. Es ist ein Studium ohne Ende, dieses Thier! Es ist kein Schmutzfleck in der Natur, das haben wir erst hinein gelegt. Wir haben diesen „Schmutz“ zu oberflächlich behandelt. Es gehören Niederländer-Augen dazu, auch hier die Schönheit zu entdecken.

[«]

6[383]

Antike Merkmale: die Freundschaft, die Orakel, die Sklaven, otium, keine Sündengötter und keine gesellschaftliche Scham. Thukydides ist mir der Typus, der mir am nächsten steht: er hat die Freude an den Typen, findet, daß zu jedem Typus ein Quantum von guter Vernunft gehört, und sucht dies zu entdecken: das ist seine praktische Gerechtigkeit.

[«]

6[384]

Auch wenn ich mir Wort für Wort überlege, was ich sagen will und es nachher mit vollem Bewußtsein thue, so ist doch das Gesprochene hundertfältig reicher und anders (z.B. im Tone, in den Pausen, in den begleitenden Gebärden), und das Überlegte daran ist ein kleiner Theil davon. Was ist denn nun das Unüberlegte davon, das Improvisirte?

[«]

6[385]

Großer Unterschied: einem Anderen gefallen wollen, um jenes willen oder um unsertwegen. Uns um seinetwillen lieben — warum moralisch?

[«]

6[386]

Der Selbstmord als Maßstab der Cultur: deutsch. Der Verbrauch der Seife: englisch.

[«]

6[387]

Manche mögen sagen und schreiben, was sie wollen — es ist immer etwas darin von guter Musik. Und bei anderen etwas von schlechter. Bei den Meisten fehlt alle

Musik.

[«]

6[388]

Die feinsten Farben in Litteratur und Musik sind nur beruhigten Menschen sichtbar und voller Lust — was wollen sie in unserer Zeit!

[«]

6[389]

Das Widerwärtige wird jetzt sehr genau gemalt — warum? — Dahin gehört auch der Pessimismus. Nicht Entartung der Sitten, sondern Überbeschäftigung ist der Grund.

[«]

6[390]

Man leidet an der Schande, nicht am Verbrechen. Wenige sind so fein, hier zu unterscheiden.

[«]

6[391]

Das Bedürfniß zu beten, auch das des Bußredens, Lobpreisens, Segnens, Fluchens, alle religiösen Gewohnheiten brechen heraus, sobald ein Mensch pathetisch wird: zum Beweis, daß pathetisch werden heißt eine Stufe zurück treten. Wann sind wir davon am entferntesten? Wenn wir spielen, Geist zeigen und austauschen, freudig-heiter sind und schalkhaft dabei, im Scherz über alles Emphatische in Wort, Ton, Trieb — vielleicht erreichen wir hier einen Vorsprung über unsere Zeit. Der heroische Mensch, der vom Kampf und der

Strapatze und dem Hasse ausruht und sich des Pathos schämt — und dort der Priester!

[«]

6[392]

Der moralische Fanatism der antiken Philosophen hat dem Christenthum vorgearbeitet, es ist viel zu viel Werth auf das Heil der Seele gelegt worden. Wir sind tief unmoralisch im Verhältniß zum Alterthum, und das ist unser Vorzug. Und tief unreligiös gegen das Christenthum.

[«]

6[393]

Die Naturen, welche überhaupt nicht über sich denken, namentlich aber gewisse Dinge an sich nicht ins Auge fassen mögen (Frauen z.B. schon die Thätigkeit des Magens nicht, geschweige den Geschlechtstrieb) — diese deuten sich alle Phänomene anders und wollen den einfachen Grund nicht sehen und nicht zugeben. So erlangt ihre Passion etwas Träumerisches und für sie selber Mystisches, sie unterliegen ihr viel eher und heftiger, weil sie idealistisch von sich denken. Was wissen unvermählte Frauen von dem abartenden Geschlechtstrieb, in ihrer Leidenschaft für die Kunst und gewisse Richtungen derselben, oder im Mitleid oder in der Art von blinder Hingebung an einen Gedanken!

[«]

6[394]

Die Liebe Gottes zum Menschen ist die Ausschweifung des Gedankens von ungeschlechtlich lebenden Menschen, dem Alterthum konnte so etwas nicht einfallen.

[«]

6[395]

Die vollkommene Zufriedenheit (Epiktets und Christus ebenso!) mit allem, was geschieht — denn alles kann er benutzen. Der Weise benutzt es als Werkzeug, nur für die Unweisen giebt es Übel. Die Consequenz wäre freilich, daß die Welt dem Weisen keine Milderung des Übels, keine Beseitig<ung> verdankt. Er begreift das Übel als Übel nicht — das die Folgen der Lehre vom freien Willen! von der absol<uten> Seele!

[«]

6[396]

Das Alterthum schließt mit einem moralischen und religiösen Quietismus — das müde Alterthum und das Individuum allmächtig und einzig sich wichtig haltend, es legt die Ereignisse aller Welt zu seinem Heil aus, alles was geschieht, hat für es Sinn. Es ist die Astrologie, auf Staaten, Naturereignisse, Umgang und den Ziegel auf dem Dach bezogen: alles hat nur für das Individuum einen Sinn, den dies finden kann, davon abgesehen ist es der Aufmerksam<keit> des Weisen unwürdig. Die moralisch-religiöse Benutzung und Ausdeutung des Geschehens — alles andere wurde gleichgültig und verächtlich. Der wissenschaftliche Sinn unterlag!

[«]

6[397]

Erhebt euch und geht, Freunde, schon viel zu lange habt ihr mich reden lassen. Der Wind wird kühler und lebhafter, das Gras auch — diese stille Höhe zittert, und es geht gen Abend. Geht und thut sofort, ich bitte euch, wenn ihr in das Thal kommt, eine kleine Thorheit, damit alle Welt sehe, wessen ihr hier von mir belehrt seid.

[«]

6[398]

Man wird von seinen Meinungen über die Leidenschaften mehr gequält als von den Leidenschaften selber. — Wo die Menschen nicht den Zweck eines Triebes als nothwendig zur Erhaltung mit Händen greifen, wie beim Koth- und Urinlassen, Nahrungnehmen usw., da glauben sie ihn als überflüssig beseitigen zu können z.B. den Trieb zu neiden, zu hassen, zu fürchten. Und das Nicht-loswerden-können betrachten sie als ein Unrecht, mindestens Unglück: während man so bei Hunger und Durst nicht denkt. Er soll uns nicht beherrschen, aber wir wollen ihn als nothwendig begreifen und seine Kraft zu unserem Nutzen beherrschen. Dazu ist nöthig, daß wir ihn nicht in seiner ganzen vollen Kraft erhalten, wie einen Bach, der Mühlen treiben soll. Wer ihn nicht ganz kennt, über den fällt er her, wie nach den Winterzeiten ein Gebirgsbach zerstörend herunterkommt.

[«]

6[399]

Wir können unseren Leidenschaften ein höheres Leben geben, wenn wir ihre direkten Entladungen verhindern. Aber mitunter ist es ekelhaft z.B. beim Geschlechtstrieb.

[«]

6[400]

Die Thatsache war, daß im griechisch-römischen Alterthum der Mensch an seinen Leidenschaften wie an seinen unrechten Handlungen nicht intensiv genug litt, es war zumeist das Leiden von der Art, wie man sagt „wie dumm war ich, dies zu thun!“ Etwas dem Sündengefühle Ähnliches konnte nur bei Philosophen entstehen, auf Grund von der reinen göttlichen Seele und deren Verunreinigungen: nicht nur eine Dummheit und ein wirklicher Nachtheil, sondern ein Gefühl der Erniedrigung und Beschmutzung, eine Beleidigung einer erhabenen Vorstellung von uns. Seine Meinung über die Leidenschaften und das Böse verstörte den Philosophen, nicht so sehr die üblen Folgen. Aber alles ging auf Einem Gleise vorwärts in dieser Richtung, das Christenthum brachte den stärksten Ausdruck, indem es die wirklichen Folgen ganz außer Acht ließ und beinahe als indifferent behandelte. Also die Wirkung des Handelns selber für das Organ des Handelns. Das Ideal Epiktets: sich selber wie einen Feind und Nachsteller immer im Auge haben: der kriegerische Einsiedler, der ein kostbares Gut zu vertheidigen und vor Verderbniß zu wahren hat, nachdem er es errungen hat. Nicht auf die Menschen giebt er Acht, er glaubt sie zu kennen, er hat von dem Interesse des Individuellen keine Ahnung: sie sind die Schatten, das Wahre in ihnen sind ihre Gedanken und Triebe, welche er philosophisch rubrizirt hat. In dieser Geisterwelt lebt er und kämpft seinen Kampf. Er hat nur Freude als Krieger. Ebenso hat das Christenthum keinen Genuß am Menschen. Wir aber rechnen ihn wieder zur Natur und genießen die Natur: wir sind nicht nur gerecht gegen alle Natur, wir finden sie reich, erstaunlich, unerkannt, forschungswürdig. Der Roman und die psychologische Beobachtung aus Lust am Menschen ist unser! Wir verzeihen uns viel mehr, wir verachten uns viel weniger, wir wünschen vieles nicht weg, wenn wir gleich gelegentlich daran leiden. Wir mögen die entsetzliche Simplifikation des tugendhaften Menschen nicht: so wenig wir nur fruchtbare Felder wollen.

[«]

6[401]

Wir können nur die Charaktere begreifen, die wir aus uns bilden können, und nur so viel von ihnen. Wie unser Auge nur sehen kann, wozu es sich geübt hat.

[«]

6[402]

Ich sehe einen Baum und halte es für ein Kind. Ich sehe Gesichtszüge ganz deutlich im Gespräche, aber ich imaginire sie in dieser Schärfe.

[«]

6[403]

Eine Trivialität, die diesem Jahrhundert eigen ist: Gott ist nicht damit zu beweisen, daß einer die Guten belohnen, die Bösen bestrafen muß. Daran, daß dies nöthig sei, glaubt niemand (wie noch Kant) Über Gerechtigkeit denken wir anders.

[«]

6[404]

seinen guten Glauben heirathen

[«]

6[405]

Wer sein höheres Selbst nicht angehört hat, sondern der Gesellschaft dient oder einem Amte oder seiner Familie, der spricht immer von „Pflichterfüllung“ — damit sucht er sich zu beschwichtigen. Namentlich aber **fordert** er von Anderen den Gehorsam gegen die bestehende Ordnung: er rechtfertigt sich, indem er Gewalt vermöge seiner Handlungsart ausübt.

[«]

6[406]

Der neue Gedanke entzückt mich, ich verlerne immer mehr zu empfinden, daß er von mir oder einem anderen ist. Wie albern hierin eifersüchtig zu sein! Und doch welche furchtbare Geschichte für die Verdunkelung des Wahren hat diese Eifersucht!

[«]

6[407]

Die Menschen mit der Maske, die sogenannten Charaktere, die sich nicht schämen, ihre Maske zu zeigen.

[«]

6[408]

2) Durch nachgiebiges Wohlwollen vor sich wieder gut machen, daß man ein großes anmaaßliches Ziel verfolgt: und eitel mit den Eiteln, verliebt mit den Verliebten, häuslich mit den Häuslichen und schwärmerisch mit den Schwärmern sein. An den Einzelnen es sühnen, was wir an Allen sündigen, durch Abweichen, Wehe thun usw. Ja es gern sehen, wenn die Menschen an uns ihre Rache nehmen — es ist billig bei einem solchen übermüthigen Grade von Abweichung.

[«]

6[409]

Ehemals bewies man die Unfreiheit des Willens durch den Hinweis auf die Wahrsager. Dies hat die Lehre in Mißkredit gebracht, als die W<ahrsager> in M<ißkredit> kamen.

[«]

6[410]

Wir verstehen von einem uns fremdartigen Wesen eben nur die Eindrücke, die seine Form auf uns hinterläßt: also wir erleben eine Formveränderung an uns und dieses Negativum verstehen wir als Positiv: wir nennen z.B. den, welcher uns schädlich ist, böse.

[«]

6[411]

Wie grausam wir unsere paar Tugenden den anderen Menschen anrechnen und sie auf diesem Punkte zwicken und plagen! Ich will’s auch mit dem Sinn für Wahrheit menschlich treiben NB. Sobald wir es mit ihm übertreiben und ihn wie im Treibhaus schnell wachsen lassen, so verdirbt uns das Leben, und die Menschen werden uns ekelhaft, ja wir uns selber!

[«]

6[412]

Ursache und Wirkung sind für uns unbegreiflich, weil beide nur als negative Abbilder uns bewußt werden und zwischen denen giebt es nur Succession. Aus solchen Successionen besteht der „Körper" „das Ding". Wir nehmen keine Bewegungen wahr, sondern mehrere gleiche Dinge in einer gedachten Linie, wir nehmen auch keine Zeitdauerlinie wahr; sondern unsere Empfindung hat bewußte Momente (getrennt von einander) und diese fügen wir aneinander, legen sie an sich und bauen so einen bestehenden dauernden Körper aus einzelnen Empfindungen. Aber wie das gleiche Ding in der Bewegung eine Illusion ist, also die Bewegung, welche wir construiren, jedenfalls etwas anderes ist als die „Wirklichkeit" so ist auch dies Gebilde aus mehreren negativen Eindrücken auf uns construirt und zurechtphantasirt, jedenfalls etwas anderes als die Wirklichkeit. Es kann nicht vollständig sein, denn es besteht nur aus Relationen zu uns, und das an uns, wozu es keine Relationen haben kann, verhindert einen vollen Abdruck. Selbst als Abbild ist es nicht vollständig. Sodann hat es zur Voraussetzung, daß das Ding in diesem Augenblick, wo es einen Eindruck auf uns macht, dasselbe Ding ist, welches in einem anderen Augenblick (im „nächsten" — sagen wir, und täuschen uns) wieder einen neuen Eindruck d.h. eine zweite Relation auf uns macht. Ein Baum der lang, dann rund, dann grün usw. erscheint.

[«]

6[413]

Der Raum von drei Dimensionen gehört in die Vorstellung, ebenso wie die Bewegung, die dritte Dimension „vollendet sich nur in der Zeit". Wir binden Flächen zu einer Einheit, die uns nach einander sichtbar werden. Wir selber als erkennende Wesen sind eine immer neue rotirende Kraft und bringen so ein Nacheinander hervor, auch bei festen Objekten.

Wir sind die Bewegten, welche sich um die Dinge bewegen; **wir** stehen nicht still, das Umgekehrte ist wahr von dem, was der Augenschein ist.

[«]

6[414]

„Seien wir nur natürlich! Die Natur ist böse — um so mehr macht sie Effekt“ — so denken die Großen, die alle unverschämt sind!

[«]

6[415]

Wie schwach ist die Verantwortlichkeit bei indirekten oder entfernten Wirkungen! Dagegen fällt die nahe Wirkung furchtbar über uns her, und was um uns geschieht, das macht uns ein Gefühl des Schuldtragens, auch wenn wir nichts dazu können. Optik!

[«]

6[416]

Sobald wir die Gerechtigkeit zu weit treiben und den Felsen unsres Individuums zerbröckeln, unsern festen ungerechten Ausgangspunkt ganz aufgeben, so geben wir die Möglichkeit der Erkenntniß auf: es fehlt dann das Ding, wozu alles Relation hat (auch gerechte Relation) Es sei denn, daß wir alles nach einem anderen Individ<uum> messen, und die Ungerechtigkeit auf diese Weise erneuern — auch wird sie größer sein (aber die Empfindung vielleicht reiner, weil wir sympathisch geworden sind und im Vergessen von uns schon freier)

[«]

6[417]

sie verstecken sich ins Innere und ihr Äußeres wird maskenhaft und wie gelähmt. Ah der Blick — ganz Oberfläche, kalt.

[«]

6[418]

Wir erkennen nur die negative Seite aller wirkenden Dinge, gleichsam wie den Abdruck und Eindruck derselben auf uns: nicht das Wesen dieser Dinge, sondern unsere Natur allein in einer bestimmten Hemmung und Begrenzung!

[«]

6[419]

Ein anderer Mensch wird von uns nicht anders verstanden als durch die Hemmung und Beschränkung, die er auf uns ausübt d.h. als Abdruck in das Wachs unseres Wesens. Wir erkennen immer nur uns selber, in einer bestimmten Möglichkeit der Veränderung; manche Menschen wirken nicht auf uns, weil hier unser Wachs zu hart ist oder zu weich. Und zuletzt erkennen wir die Möglichkeiten **unserer** Strukturverschiebung, nichts mehr.

Ebenso steht der „Mensch an sich“ zu allen übrigen Dingen: sie drücken ihre Form an ihm ab, so weit er sie annehmen kann, und er weiß nichts von ihnen, als durch die Veränderung seiner Form.

[«]

6[420]

Die Zeitdauerempfindung wie die Raumempfindung des Menschen ist gewiß von der jeden Thiers verschieden, ja hierin wird jeder Mensch von jedem Menschen verschieden sein. Eine Stunde ist nie gleich einer anderen Stunde in einem anderen Kopfe: ja auch nie für uns selber wieder. Aber auch die Durchschnittsempfindung einer Stunde ist für jeden Menschen anders! und für alle Menschen zusammen **anders** als für eine Ameise.

[«]

6[421]

Der gute Gedanke ist nur eine Ausnahme, die meisten originellen Gedanken sind Narrheiten. Die gewohnten Gedanken sind deshalb so hoch geachtet, ja zur Pflicht gemacht, weil sie eine Art Bewährung haben, mit ihnen ist der Mensch nicht zu Grunde gegangen. Dies „nicht zu Grunde gehen“ gilt als der Beweis für die Wahrheit eines Gedankens. Wahr heißt „für die Existenz des Menschen zweckmäßig“. Da wir aber die Existenzbedingungen des Menschen sehr ungenau kennen, so ist, streng genommen, auch die Entscheidung über wahr und unwahr nur auf den Erfolg zu gründen. Woran ich zu Grunde gehe, das ist für mich nicht wahr d.h. es ist eine falsche Relation meines Wesens zu anderen Dingen. Denn es giebt nur individuelle Wahrheiten — eine absolute Relation ist Unsinn. Die Art zu denken, die Anspannung und Häufigkeit, die Gegenstände, das Nichtsehenkönnen, Nichtfühlen vieler Dinge alles ist eigentlich eine Bedingung unserer Existenz. Jeder Fehler ist ihr schädlich. Meistens also machen wir Fehler, meistens sind wir fortwährend irgendwie krank durch unser Denken, wir können ja nur experimentiren, und das ganz individuell uns Nothwendige im Erkennen ist die Ausnahme.

[«]

6[422]

Das Wahre an einem historischen Ereigniß: alles geht in Köpfen vor sich, die sich gegenseitig falsch und unvollständig sehen.

[«]

6[423]

Niemals Jemandes Sünden mittheilen! Aber unseren Verkehr abbrechen!

[«]

6[424]

Was an uns bemerkbar ist, das wächst oder verwelkt unter dem Einflusse des Lichtes das von den anderen Menschen auf uns strahlt: gleichsam als ob die Augen der Menschen für uns nothwendige Wärme- und Lichtquellen wären. Als bemerkbar und bemerkt, regulirt sich das Wachsthum nach den Anderen z.B. unsere Haltung Miene. — Dann was wir bemerken, aber andere nicht wissen können! — und endlich das, was auch wir nicht bemerken! Die Grenzen sind verschieden, vieles ist mir im Licht, was anderen im Dunkel ist und entwickelt sich folglich **anders**, z.B. Religiosität, Sinn für Wahrheit, Sympathie, Laster.

[«]

6[425]

Während einer Sonnenfinsterniß fallen die Tagthiere rasch in Schlaf.

[«]

6[426]

Die Nachtthiere werden erst beim Eintreten der Dunkelheit munter. Sie haben so gut entwickelte Augen wie die Tagthiere. Warum fliegen sie nur in der Nacht herum? Die Thiere hängen vom Lichte ab durch Vermittlung der Augen.

[«]

6[427]

„Es war Mode, daß die jungen Frauen, wenn sie Voltaire begegnen, erbleichen, sich aufregen, gerührt und selbst unwohl werden, sich ihm in die Arme werfen, stammeln, weinen, kurz in einen Zustand gerathen, der der leidenschaftlichsten Liebe ähnelt.“ Huldigen!

[«]

6[428]

Die Aneignung der Vergangenheit — wie viel Sympathie, Leidenschaft, Selbstvergessen, ja Selbstverachtung ist nöthig, um die Seele der Vergangenheit wieder entstehen zu lassen! Es ist ein Anfang, es ist eine Schwärmerei dabei, viel Trotz und Fanatism. Voran die Deutschen — worauf weist es! — Zu vergleichen die Reformation Luthers (ebenfalls Historie!): Widerwille gegen die Vernunft, die Helligkeit, das Pietätlose, Traditionslose, gegen den Mangel an festem Halt.

Aber die Historie, aus dem genannten Motiv betrieben, bringt eine ungewollte Wirkung! Die Vergangenheit bewies nicht, **was man suchte**!

[«]

6[429]

Alle die Relationen, welche uns so wichtig sind, sind die der Figuren auf dem Spiegel, nicht die wahren. Die Abstände sind die optischen auf dem Spiegel, nicht die wahren. „Es giebt keine Welt wenn es keinen Spiegel giebt“ ist Unsinn. Aber alle unsere Relationen, mögen sie noch so exakt sein, sind Beschreibungen des Menschen, nicht der Welt: es sind die Gesetze dieser höchsten Optik, von der uns keine Möglichkeit weiter führt. Es ist nicht Schein, nicht Täuschung, sondern eine Chiffreschrift, in der eine unbekannte Sache sich ausdrückt, — für uns ganz deutlich, für uns gemacht, unsere menschliche Stellung zu den Dingen. Damit sind uns die Dinge verborgen.

[«]

6[430]

Die Fliege die nicht durch das Glas kann

[«]

6[431]

Wir sehen den Spiegel nicht anders als die darauf sich spiegelnde Welt —

[«]

6[432]

Der Mensch verhüllt uns die Dinge.

[«]

6[433]

Auf diesem Spiegel geht es regelmäßig zu, ein Ding folgt immer wieder auf das andere — wir nennen's Ursache und Wirkung, aber begreifen können wir nichts, weil wir die Bilder der Ursache und der Wirkung allein sehen.

Wir reden, als ob es seiende Dinge gebe, und unsere Wissenschaft redet nur von solchen Dingen. Aber ein seiendes Ding giebt es nur nach der menschlichen Optik; von ihr können wir nicht los. Etwas Werdendes, eine Bewegung an sich ist uns vollends unbegreiflich. Wir bewegen **nur** seiende Dinge — daraus besteht unser Weltbild auf dem Spiegel. Denken wir uns die Dinge fort, so auch die Bewegung. Eine bewegte Kraft ist Unsinn — für uns.

Versuchen wir den Spiegel an sich zu betrachten, so entdecken wir nichts als Dinge. Wollen wir die Dinge fassen, so kommen wir zuletzt wieder auf nichts als den Spiegel.

Unser Denken ist wirklich nichts als ein sehr verfeinertes zusammenverflochtenes Spiel des Sehens Hörens Fühlens, die logischen Formen sind physiologische Gesetze der Sinneswahrnehmungen. Unsere Sinne sind entwickelte Empfindungscentra mit starken Resonanzen und Spiegeln.

[«]

6[434]

Wenn wir beachten, zu welchen Irrungen uns die Sinne am liebsten verführen, können wir errathen, welcher Art ihre Grundirrthümer sein werden (z.B. der Glaube an Körper

[«]

6[435]

Ein Spiegel, auf dem die Dinge nicht als Flächen sondern als Körper sich zeigen.

[«]

6[436]

Der Enthusiasm nimmt sich bei denen ganz anders aus, welche sich vergessen müssen, um glücklich zu sein — Selbstentäußerung. Die Übung des Bewußtseins ist bei ihnen dem Glücksgefühl entgegengesetzt und sie nehmen an, daß der Verstand und die Gluth der Empfindung sich ausschließen. Mit scharfen Adlersaugen sich aufschwingen — das können sie nicht, sie wollen Blindheit, Überwältigtsein!

[«]

6[437]

Wir wähnen, allmählich stelle sich die Wahrheit fest — aber nur der Mensch in seiner Relation zu anderen Kräften stellt sich fest. Es bildet sich die Fülle der Relationen aus: d.h. die Fülle von Beschränktheiten und Irrthümern. Es sind keine absoluten Irrthümer, sondern von der Art der optischen. Wir fördern die Wissenschaft? nein, den Menschen! er wird fester dauerhafter dadurch.

[«]

6[438]

Wäre nach irgend einem Moralsystem streng gelebt worden, so wäre die Menschheit zu Grunde gegangen. Ebenso am Christenthum. Wir leben noch durch die Unmoralität.

[«]

6[439]

Wir thun nicht mehr mit der Erkenntniß als die Spinne mit Netz und Jagd und Aussaugen: wir stellen unsere Bedürfnisse und deren Befriedigung fest, dazu gehören Sonne Sterne und Atome, es sind Umwege zu uns, ebenso die Ablehnung eines Gottes. Auf die Dauer leiden wir Schaden an jeder fehlerhaften Relation (Annahme einer Relation) Deshalb hat an sich unsere Erkenntniß keinen Werth: es sind lauter optische Gesetze (gleichnißweise) Der Mensch selber, in seinem Raum von 5 Fuß Länge, ist eine willkürliche Annahme, auf Schwäche der Sinnesorgane hin construirt.

[«]

6[440]

Das Nachbilden (Phantasiren) wird uns leichter als das Wahrnehmen, Neupercipiren: weshalb überall wo wir meinen, bloß wahrzunehmen (z.B. Bewegung) schon unsere Phantasie mithilft, ausdichtet und uns die Anstrengung der vielen Einzelwahrnehmungen erspart. Diese Thätigkeit wird gewöhnlich übersehen, wir sind nicht leidend bei den Einwirkungen anderer Dinge auf uns, sondern sofort stellen wir unsere Kraft dagegen. Die Dinge rühren unsere Saiten an, wir aber machen die Melodie daraus.

[«]

6[441]

Unser Erkennen und Empfinden ist wie Ein Punkt im Systeme: wie Ein Auge, dessen Sehkraft und Sehfeld langsam wächst und mehr umfaßt. Damit ändert sich nichts in der wirklichen Welt, aber diese beständige Thätigkeit des Auges versetzt alles in eine beständige wachsende hinzuströmende Thätigkeit

Wir sehen unsere Gesetze in die Welt hinein und wiederum können wir diese Gesetze nicht anders fassen als die Folge dieser Welt auf uns. Der Ausgangspunkt ist die Täuschung des Spiegels, wir sind lebendige Spiegelbilder.

Was ist also Erkenntniß? Ihre Voraussetzung ist eine irrthümliche Beschränkung, als ob es eine Maaßeinheit der Empfindung gebe; überall wo Spiegel und Tastorgane vorkommen, entsteht eine Sphäre. Denkt man sich diese Beschränktheit weg, so ist Erkenntniß auch weggedacht — ein Auffassen von „absoluten Relationen“ ist Unsinn. Der Irrthum ist also die Basis der Erkenntniß, der Schein. Nur durch die Vergleichung vieler Scheine entsteht Wahrscheinlichkeit, also Grade des Scheins. — Ebenso ist die Sprache eine angebliche und geglaubte Basis von Wahrheiten: der Mensch und das Thier bauen zunächst eine neue Welt von Irrthümern auf und verfeinern diese Irrthümer immer mehr, so daß zahllose Widersprüche entdeckt werden und dadurch die Menge der möglichen Irrthümer verringert wird, oder der Irrthum weitergetrieben wird. „Wahrheit“ giebt es eigentlich nur in den Dingen, die der Mensch erfindet z.B. Zahl. Er legt etwas hinein und findet es nachher wieder — das ist die Art menschlicher Wahrheit. Sodann sind die meisten Wahrheiten thatsächlich nur **negative** Wahrheiten „dies und das ist jenes nicht“ (obschon meist positiv ausgedrückt.) Letztes ist die Quelle alles Fortschrittes der Erkenntniß. Die Welt ist also für uns die Summe der Relationen zu einer beschränkten Sphäre irriger Grundannahmen. Die Gesetze der Optik sind sämmtlich Irrthümer, ebenso die des Ohrs. Gesetzt, es giebt zahllose empfindende Punkte in dem Dasein: jeder hat eine Sphäre, wie weit und wie stark er Relationen wahrnimmt, d.h. eine Sphäre der Beschränktheit und des Irrthums. Ebenso hat jede Kraft ihre Sphäre, sie wirkt so weit und so stark und nur auf dies und jenes, auf anderes nicht, eine Sphäre der Beschränktheit. Ein eigentliches Wissen um alle diese Sphären und Beschränktheiten ist ein unsinniger Gedanke, weil hier ein Empfinden ohne ein „wie weit“ „wie stark“ „auf dies und jenes“ gedacht werden soll: und ebenso eine Kraft ohne Grenzen, und zugleich mit allen Grenzen, die alle Relationen schafft — das wäre eine Kraft ohne bestimmte Kraft, ein Unsinn. — Also die Beschränktheit der Kraft, und das immer weiter in Verhältniß Setzen dieser Kraft zu andern ist „Erkenntniß“. Nicht Subjekt zu Objekt: sondern etwas Anderes.

Eine optische Täuschung von Ringen um uns, die gar nicht existiren, ist die Voraussetzung. Erkenntniß ist wesentlich Schein.

[«]

6[442]

Unsere Handlungen sind, da wir Skeptiker sind, Experimente, Rechnungen mit einigen unbekannten Größen — also sehr interessant, weil es nicht alberne Äußerungen unserer Macht sind, die, wenn sie mißrathen, uns ärgern, sondern Versuche, irgend worüber einen Aufschluß zu erhalten, durch den Erfolg. Wir lassen uns weder durch unsere Handlungen noch durch unsere Erfolge tyrannisiren.

[«]

6[443]

Bei dem nimmt sein wohlwollender Trieb zu, wenn sein Gefühl der Macht zunimmt: seine Freudigkeit und seine größere Verantwortung machen ihn ausspähend nach guten Handlungen.

[«]

6[444]

Wir glauben Alle, in der Empfindung des Neides, Hasses usw. zu wissen, was Neid Haß usw. ist — ein Irrthum! ebenso im Denken: wir glauben zu wissen, was Denken ist. Aber wir erleben einige Symptome einer uns wesentlich unbekannten Krankheit und meinen, hierin eben bestehe die Krankheit. Alle moralischen Zustände bemessen und nennen wir nach dem, was wir dabei bewußt empfinden — und auch dies nicht fein, sondern ganz grob. — Nun haben wir gelernt, daß wir das Wollen nach Zwecken fundamental mißverstehen. Es ist also auch möglich, daß wir alle moralischen Affekte mißverstehen; daß wir die Symptome schon falsch auslegen, nämlich nach den Vorurtheilen der Gesellschaft, welche ihren Nutzen und Schaden im Auge hat.

[«]

6[445]

Moralische Zustände sind physiologische Zustände — deutlich z.B. bei der Liebe. Fast alle wesentlich angenehm, wesentlich nöthig für den Organismus des Einzelnen.

[«]

6[446]

Die Liebe, die auf Einen ablegt, was Vielen zukommt, ist trotzdem verherrlicht, als antiegoistische Macht: als was sie gröblich angesehen erscheint und weil sie wohlthun will. Indessen: sie entzieht allen übrigen Menschen und Dingen beinahe alles Interesse, und häuft dies auf Einen; ihre Folge ist also nicht-wohlthuend, im Ganzen betrachtet.

[«]

6[447]

Die Musiker und Schriftsteller, die immer etwas vorstellen, was sie nicht sind, die Rhetoriker und Schauspieler

[«]

6[448]

Diese Dinge kennt ihr als Gedanken, aber eure Gedanken sind nicht eure Erlebnisse, sondern das Nachklingen von denen Anderer: wie wenn euer Zimmer zittert, wenn ein Wagen vorüberfährt. Ich aber sitze im Wagen, und oft bin ich der Wagen selber.

[«]

6[449]

Die Sünden-Betonung hat den egoistischen Gedanken an die persönlichen Folgen jeder Handlung hundertfach verschärft, und davon abgelenkt, die Folgen für Andere auszudenken. Das Unrecht gegen Gott — dadurch ist die Gedankenlosigkeit über Handlungen und allgemeine Nachwirkung<en> derselben für <die> Menschheit großgeworden. Die Reue der Gewissensbiß! Der Christ denkt nicht an den Nächsten, er ist ungeheuer mit sich beschäftigt.

[«]

6[450]

Wenn wir ein Buch nicht um des Anderen Willen zu lesen wissen, wie arm wird es sein! Wir müssen es empfinden wie der Autor — ist das moralisch? — Die ganze Küste mit Gebirge Meer und Oelbäumen und bezaubernden einsamen Pinien, alles müssen wir entdecken. Und so aus uns herausgehend können wir auch mit den Menschen umgehen, als ihre Bereiser und Entdecker, Gutes und Böses ihnen erweisen, damit sie die ihnen eigene Schönheit zeigen, sonnenhaft oder gewitterhaft.

Bleiben wir in uns hängen, woran sollen wir wachsen und reicher werden! Zur Nahrung haben wir die Lust an Fremdem, eben andere Nahrung nöthig. Die Lust am Menschen ist unserer Nahrung wegen nöthig —

[«]

6[451]

Die Freundschaft höher hinaufheben NB. Emerson p. 149

[«]

6[452]

NB. Die brüderliche Empfindung mit den großen Geistern aufnehmen und die Rivalität ablehnen! Keine Isolation!

[«]

6[453]

Das Herz wird zusammengeschnürt, wenn man ansieht, wie die Menschen sich ihrer Antipathie gegen etwas gar nicht schämen. Wer sich selber haßt, den haben wir zu fürchten, wir sind die Opfer seiner Rache. Wir müssen ihn zur Liebe zu sich verführen.

[«]

6[454]

Der unverschämte Egoismus der Liebe, das allein Besitzenwollen das allein Geschätzt-werden-wollen — es hätte nicht diesen Ruf, wenn es nicht so angenehm wäre!

[«]

6[455]

Handlungen werden als sittlich erst dann empfunden, wo ihre Nützlichkeit nicht mehr eingesehen wird: also befohlene, vererbte, geheiligte Nützlichkeit. Wohl wird mit Strafe und Lohn gewinkt: aber nicht um der Strafe und des Lohnes willen werden sie gefordert, sondern weil eine Autorität sie fordert, aus **unbekannten** Gründen!

[«]

6[456]

Es ist nicht wahr, daß gut und schlecht die Ansammlung von Erfahrungen über „zweckmäßig und unzweckmäßig“ ist. Alle bösen Triebe sind in eben so hohem Grade zweckmäßig und arterhaltend als die guten! NB. gegen Spencer. Auch das, was der Gemeinschaft zweckmäßig ist, ist nicht der einzige Gesichtspunkt. Das wichtigste: blindes Gehorchen, wo befohlen wird, und Übergang der Furcht in Verehrung. Heiligung des Verehrten!

[«]

6[457]

Zur Geschichte der
Redlichkeit.

[«]

6[458]

Vertraulichkeiten
mit dem nächsten Freunde und dem
nächsten Feinde.

[«]

6[459]

Die Leidenschaft der
Redlichkeit.

[«]

6[460]

Die Emigranten.

[«]

6[461]

Passio Nova
oder
Von der Leidenschaft der Redlichen.

[«]

[7 = N V 6. Ende 1880]

7[1]

Das Christenthum hat gelehrt 1) ein ungeheures Mißtrauen gegen uns 2) und Menschenkenntniß — diese Vorsprünge haben wir vor dem Alterthum.

[«]

7[2]

Nur in der tiefen Dunkelheit sind wir ganz wir selber: das Berühmtwerden umstellt uns mit Menschen und ihrem Verlangen an uns. Man muß seinen Ruhm ins Meer werfen.

[«]

7[3]

Das Christenthum hat das Niedrigkeitsgefühl (die Demuth) gut genannt und eine Leidenschaft daraus gemacht! Dadurch sich gehoben!

[«]

7[4]

„Mit 40 Jahren ist man ein Kameel, mit 70 ein Affe“ Spanier

[«]

7[5]

Auch wir dürfen unseren Geschmack haben: aber es ist nicht mehr der ewige der nothwendige Geschmack! Und jede Zeit glaubte es von dem ihren! Nur wir dürfen es nicht! Ein ganz neuer Zustand!

[«]

7[6]

„Auf die Dauer sieht man nur die Anblicke der Natur, welche unserer Art, das Glück zu suchen, analog sind: der Eine nur Erhabenes, der andere die feinen und seltenen Gesichtspunkte. Der ganze Rest ist ihm langweilig.“ St<endhal>

[«]

7[7]

Die Unächtheit ist mitunter nur ein harter Ausdruck für jene Passivität, vermöge <deren> ein M<ann> wie ein Weib immer Kinder zu Tage bringt, die ihrem Vater ähnlich sehen, und nicht ihm selber! Passive Künstler wie Liszt. Auch Denker welchen alle Arten von Wirklichkeit männlich imponiren und ebenso Liebe einflößen. Der Kampf gegen diese Passivität wird häufig von der Eitelkeit geführt. Dann aber auch von dem Gewissen der Treue, denn sie wird oft gebrochen. Es giebt eine **listige** Gattung superiorer Naturen, welche über dieser Passivität stehen, sie gewähren lassen wie eine Leidenschaft, aber ihnen Gelegenheiten machen: so eignen sie sich Erfahrungen an, denen andere Denker fremd bleiben.

[«]

7[8]

Die Plage durch die Begierde ist an sich nicht so groß, wenn man sie für nichts Böses hält. So wenig als der Stuhldrang uns tiefe Seelennoth macht.

[«]

7[9]

Diesen Gedanken muß ich nachfolgen, Tag und Nacht: sie überfallen mich in meinen Träumen. Ich bin nicht unter den wüthensten Schmerzen vor ihnen sicher gewesen. Es giebt kein Band der Sympathie, welches nicht zerrisse, sobald diese Unerbittlichen ihre Hand daran legen. Es ist ein trauriges, erhebendes und süßes Ding um dieses Verstricktsein — ich zweifle, ob vielen Menschen das Leben so bejahungswerth wie mir erschienen ist, umhüllt von tiefem melancholischen Feuer und Rauche.

[«]

7[10]

Die Abneigung der griechischen Kunst gegen das Schreckliche: man hatte wirkliche Übel genug.

[«]

7[11]

M<ichel> Angelo nahm seinem Gotte die Güte und Gerechtigkeit und machte einen Gott des Schreckens und der Rache daraus — er machte ihn logisch.

[«]

7[12]

Ein Amt ist gut: man legt es zwischen sich und die Menschen, und so hat man sein ruhiges und listiges Versteck und kann thun und sagen, was Jedermann von uns zu erwarten für sein Recht hält. Auch ein frühzeitiger Ruhm kann so benutzt werden: vorausgesetzt, daß hinter ihm, unhörbar, „unser eigenes Selbst wieder mit sich frei spielen und über sich lachen kann“.

[«]

7[13]

Die Unabhängigkeit ist die Entsagung der Herrschsüchtigen, denen nichts zu beherrschen gegeben ist als sich selber. Es ist die Brutstätte der größten Herrschbegier, denn wir können uns zu einem Unendlichen ausweiten und auf dies Unendliche wieder unsere Herrscherkraft ausdehnen. Seine Leidenschaften für das Unendliche hervorschießen lassen, so daß wir deren Sieger werden!

[«]

7[14]

Die Deutschen wechseln ab mit Hingebung an das Ausländische und einem rachesüchtigen Verlangen nach Originalität, (Rache für ihre Scham beim Rückblick) — und die ganz unbedenklich guten Deutschen, welche produktiv sind, sind Vermittler gewesen und haben europäisch gearbeitet (wie Mozart und die Historiker usw.) — Die Deutschen, zum Beweise, daß ihre Originalität nicht Sache der Natur, sondern des Ehrgeizes ist, meinen, sie liege in der völligen und faustdicken Verschiedenheit: aber so dachten Griechen nicht gegen den Orient, noch Römer gegen Griechen, noch Franzosen gegen Römer und Renaissance — und wurden original (man ist es nämlich zuerst nicht! sondern man ist roh!)

[«]

7[15]

Diese ganze Philosophie — ist sie mehr als ein Trieb zu beweisen, daß reife Früchte, ungesäuertes Brod, Wasser, Einsamkeit, Ordnung in allen Dingen mir am besten schmecken und am zuträglichsten sind? Also ein Instinkt nach einer richtigen Diät in Allem? Und eine milde Sonne! Da nähere ich mich meiner Art Erhabenheit, welche keine düstere und anspruchsvolle ist, sondern ein heimliches und einsames Schwärmen eines Schmetterlings hoch an den Felsenufern eines Sees, wo viele gute Pflanzen und Blumen wachsen? Unbekümmert darum, daß es vielleicht das Leben Eines Tages ist, und daß die Nacht zu kalt für meine geflügelte Gebrechlichkeit ist?

[«]

7[16]

„Klima oder Temperament machen die Kraft der Sprungfeder: Sitte oder Erziehung geben ihr den Sinn.“ Richtung!

[«]

7[17]

Euer Cultus der Kraft ist alles Andere, nur kein Beweis von Kraft, wie bei M<ichel> Angelo! Ihr gebt euch hin, ihr wollt Kraft dabei trinken, ihr seid müde eurer Schwäche —

[«]

7[18]

Wie die Italiäner sich eine Musik aneignen, dadurch daß sie dieselbe in ihre Leidenschaft hineinziehen — ja diese Musik wartet darauf, so persönlich interpretirt zu werden, und hat davon mehr als von aller Kunst der Harmonie — so lese ich die Denker und ihre Melodien singe ich nach: ich weiß, hinter allen den kalten Worten bewegt sich eine begehrende Seele, ich höre sie singen, denn meine eigene Seele singt, wenn sie bewegt ist.

[«]

7[19]

Plan.

1. Cap. Wir glauben, es sei der Gegensatz einer Leidenschaft: aber es thut wohl, und deshalb beginnen wir den Kampf gegen die Leidenschaften zu Gunsten der Vernunft und Gerechtigkeit. Wir Arglosen!

2. Cap. Wir entdecken plötzlich, daß es alle Merkmale der Leidenschaft selber trägt. Wir leiden bei dieser Erkenntniß, wir trachten nach dem ungetrübten ewigen

stillen Lichte des Weisen. Aber wir errathen: auch dieses Licht ist leidenschaftliche Bewegung, aber sublimirt, für Grobe unerkennbar.

3 Cap. Wir suchen uns der Knechtschaft zu entziehen, wir beugen uns anderen Leidenschaften (Kunst) Wir suchen sie durch Zerlegung zu tödten, durch Ableitung ihres Ursprungs. Wir entdecken dabei, wie überhaupt Leidenschaften entstehen, wie sie veredelt werden und wirken.

4 C<ap.> Die Rückwirkung von außen beginnt: alles, was wir selber dagegen eingewendet haben, um uns los zu machen, alle unsere Irrthümer kehren von außen her auf uns los, als Zerfall mit Freunden usw. Es ist eine neue und unbekannte Leidenschaft. Ihre düstere Seligkeit! sie läßt uns tragen! sie wirkt Einsamkeit, sie enthüllt uns die Denker!

[«]

7[20]

Einer der Menschen, den ich am höchsten verehrte, ist mir von dem Augenblicke an verächtlich erschienen, wo er, der von den Forderungen Erlebnissen Tragödien der Erkenntniß einen Begriff haben konnte, wegen gewisser ihm unangenehmer Wirkungen der Erkenntniß die Wissenschaft vorzog zu verunglimpfen. Nur wir, die wir so Unendliches durch sie leiden, lieben sie immer noch! — Was ist das dort für eine verfluchte Weichlichkeit gegen sich und Mangel an Ernst! Nicht zu hassen, nur zu verachten!

[«]

7[21]

Kant: der Mensch ist ein moralisches Wesen: folglich ist er 1) frei 2) unsterblich 3) giebt es eine belohnende und strafende Gerechtigkeit: Gott. — Aber das moralische Wesen ist eine Einbildung, also: — — —

[«]

7[22]

Man soll das Erhabene nicht zu theuer kaufen (wie die Heiligkeit Gottes)

[«]

7[23]

In Frankreich wurde die Originalität gefährlich und verächtlich und langweilig (unter L<ouis> 14) daher (nicht aus Bequemlichkeit wie die D<eutschen>) das Modell.

[«]

7[24]

1) Unterschiede anerzogener Urtheile, die aus einer Art zweiter Natur stammen und der ersten fremd oder widerstrebend sind: meistens sind sie etwas linkisch und befangen, aber insofern sie einen Sieg ausdrücken, lieben wir sie fast mehr als die mühelosen Früchte unseres Gartens (und taxiren ihren Werth im Allgemeinen höher, es ist das was unser Klima gerade noch hat ertragen können, südlichere Vegetation scheint es dem Einen, nördlichere dem Anderen) Die hier verwendete Kraft geht freilich der Pflege unserer ersten Natur ab! Und das ist oft gut, wo diese selber schon üppig treibt! „Gerechtigkeit“ ist eine Sache für überreichlich angelegte Menschen! Also für die Kraft, die in Gefahr ist, sich nicht bändigen zu können! Andere möchten gern als solche übervolle Nat<uren> gelten und zeigen sich gern ungebändigt: es giebt für Hypokriten dieser Art eine zweite feinere Feinheit! — durch Bändigungs-Versuche zu verrathen, daß etwas zu bändigen ist.

[«]

7[25]

Damit ein Künstler oder Denker seine Art zur Vollendung bringe, muß er wohl den Glauben haben, der eine Ungerechtigkeit und Beschränktheit gegen den Glauben Anderer ist. Denn er muß mehr darin sehen und etwas Größeres als es ist: sonst wendet er seine ganze Kraft nicht auf. Es wird durch die lange Reibung der Ausführung unendlich viel von dem Entzückenden abgerieben, das der erste Gedanke hat: darum muß die Entzückung viel größer sein als billig ist — sonst reicht sie nicht bis zu Ende!

[«]

7[26]

Woher kommt es, daß das Christenthum die Grausamkeit gegen die Thiere in Europa verbreitet hat, trotz seiner Religion des Mitleidens? Weil es viel mehr als dies auch eine Religion der Grausamkeit gegen Menschen ist.

[«]

7[27]

Damit einer aufrichtig sich der Gerechtigkeit im Großen, gegen Menschen und Dinge, hingiebt, muß in ihm ein prototypischer Vorgang da sein: er muß zwei Gewalten oder mehrere im Kampfe fühlen und den Untergang keiner, ebenso wenig wie den Fortgang des Kampfes wünschen. So erfährt er in sich die Nöthigungen zu einem Vertrag, mit Rechten der verschiedenen Gewalten gegen einander: und auch eine durch Gewöhnung an die Achtung dieser Rechte begründete Lust an dem Gerechtsein. Sein inneres Erlebniß strahlt nach außen. Vielleicht daß einer auch von außen her nach innen zu solchem gerechten Sinn kommt. Schonung ist die Praxis der Gerechtigkeit: vieles sehen, aber nicht bemerken wollen, vieles ertragen, aber, um des allgemeinen Friedens willen, freudig dazu sehen — es kann ein Stoicism werden, der wie ein Epicureism aussieht.

[«]

7[28]

Die griechische Anmuth war so streng, daß sie uns heute als Würde erscheinen möchte. Und die antike gravitas eines Philosophen oder Staatsmannes würden wir kaum aushalten. Unsere Künstler, welche sich wunder was auf das schöne Sich-gehen-lassen einbilden, würden im Auge des Stoikers wie ungezogene Knaben erscheinen.

[«]

7[29]

Pascal's Gespräch mit Jesus ist schöner als irgend etwas im neuen Testament! Es ist die schwermüthigste Holdseligkeit, die je zu Worte gekommen ist. An diesem Jesus ist seitdem nicht mehr fortgedichtet worden, deshalb ist nach Port-Royal das Christenthum überall im Verfall.

[«]

7[30]

Ich kann mich ganz so behandeln wie ein Gärtner seine Pflanzen: ich kann Motive von mir entfernen, dadurch daß ich mich von einem Orte und Gesellsch<aft> entferne, ich kann Motive in meine Nähe stellen. Ich kann den Hang, so gärtnerhaft gegen mich zu verfahren, künstlich pflegen oder verdorren machen.

[«]

7[31]

Die Unglückl<ichen> die mit Einem Male die Tugend, durch eine Umwandlung erreichen wollen! Und verzweifeln, bei einem Rückfall! Während Übung den Meister macht.

[«]

7[32]

Sympathie und Mitgefühl waren schwer in wilden kriegerischen Zeiten zu erregen — damals hatte der Dramatiker eine Aufgabe! Aber in unserem allzusensibeln Zeitalter ist wirklich der Cultus des Mitempfindens der kläglichste aller Culte — als ob nicht viel zu viel mitempfunden würde! Als ob nicht selbst die Handlung viel mehr durch Mitempfindung als durch Empfindung geleitet würde!

[«]

7[33]

eigene „Seele“ will ich sagen für Individualit<ät>
M<enschen> ohne eigene Seele
M<enschen> ohne Seele

[«]

7[34]

Die eigene Seele.

Auch Kant, so dürftig sich seine Seele neben der Pascal’s ausnimmt, hat einen ähnlichen Hintergedanken bei allen Bewegungen seines Kopfes: den Intellekt zu entthronen, das Wissen zu köpfen — zu Gunsten des christlichen Glaubens! Und immer muß es der christliche Glaube sein! als ob nicht wenn das Wissen geköpft wäre, alle Arten Glauben zugänglich würden!

[«]

7[35]

Schopenhauer begriff nicht die Passion, sondern nur den allgemeinen Geschlechtstrieb und dessen Schrullen (aber die Passion ist die Leistung des Individuums, unter Italiänern folglich häufig, unter Deutschen schwach). In der Liebe ist der Deutsche gemein.

[«]

7[36]

Die Anmuth ist das Ausruhen starker Seelen. Die schwachen wollen umstrickt gefesselt verführt sein, sie finden die Anmuth wirkungslos und fade und begehren nach Excitantien (Emotionen)

[«]

7[37]

Es giebt so viele Art<en> angenehmer Empfindung, daß ich verzweifle, das höchste Gut zu bestimmen. Neulich schien es mir das Schweben und Fliegen.

[«]

7[38]

Das „Ding“ eine Simplification. Nun will der Mensch sich selber begreifen, da hat er vor allem Worte nöthig: wenn er so und soviel Dinge am Menschen nennt, meint er zuletzt den Menschen als Summe dieser Dinge zu haben, zu begreifen.

[«]

7[39]

Täglich erstaune ich: ich kenne mich selber nicht!

[«]

7[40]

Ich meine nicht, daß die Redlichkeit gegen sich etwas so absolut Hohes und Reines sei: aber mir ist dabei wie bei einem Erforderniß der Reinlichkeit. Es mag einer sein, was er will, Genie oder Schauspieler — nur reinlich! (H. Heine hat etwas Reines.)

[«]

7[41]

Die prachtvollen Leiber der antiken Statuen erscheinen schön, weil angenehm, weil nützlich (immer der Gedanke an Krieg!)

[«]

7[42]

Der kleinstädtische „Geist“

[«]

7[43]

Die Erhebung des Mitleidens zu etwas Gutem, christlich-buddhistisch.

[«]

7[44]

Die Sachen oder der Effekt der Sachen war viel höher.

[«]

7[45]

„Was liegt an mir!“ ist der Ausdruck der wahren Leidenschaft, es ist der äußerste Grad, etwas außer sich zu sehen.

[«]

7[46]

Der Realism in der Kunst eine Täuschung. Ihr gebt wieder, was euch am Dinge entzückt, anzieht — diese Empfindungen aber werden ganz gewiß nicht durch die realia geweckt! Ihr wißt es nur nicht, was die Ursache der Empf<indungen> ist! Jede gute Kunst hat gewähnt, realistisch zu sein!

[«]

7[47]

In Bezug auf den stärksten Trieb, der zuletzt unsere Moralität regulirt, müssen wir die Frage: warum? lassen (z.B. wer Stolz in seinem Fundamente hat)

[«]

7[48]

Das „du mußt“ in ein „du sollst“ umzuempfinden — ist das Kunststück! Umgekehrt als für den gewöhnlichen Menschen, der das „du mußt“ nicht begreift.

[«]

7[49]

Vom Thiere und von der Pflanze müssen wir lernen, was Blühen ist: und darnach in Betreff des Menschen umlernen. Jene bleichen ausgemergelten zeugungsunfähigen, an ihren Gedanken leidenden Menschen können nicht mehr Ideale sein. Es muß eine Entartung in uns gewesen sein, die einen so schlechten Geschmack hervortrieb. Ich bekämpfe diesen schlechten Geschmack.

[«]

7[50]

Ist denn kein Ausweg! Nirgends ein Gesetz, welches wir nicht nur erkennen, sondern auch über uns erkennen!

[«]

7[51]

Der Reiz der bekämpften Schwierigkeit (Wagner) und der Reiz der überwundenen Schwierigkeit (durch künstliche Figuren hindurch ein Gefühl z.B. die Liebe noch zum Ausdruck bringen z.B. Petrarca)

[«]

7[52]

Es kommt in der Wirklichkeit nichts vor, was der Logik streng entspräche.

[«]

7[53]

Ich bin nicht im Stande, irgend eine Größe anzuerkennen, welche nicht mit Redlichkeit gegen sich verbunden ist: die Schauspielerei gegen sich flößt mir Ekel ein: entdecke ich so etwas, so gelten mir alle großen Leistungen nichts; ich weiß, sie haben überall, und im tiefsten Grunde, diese Schauspielerei. — Dagegen ist die Schauspielerei nach außen (z.B. Napoleon's) mir begreiflich: wahrscheinlich ist sie vielen Leuten nöthig. — Dies ist eine Beschränktheit.

[«]

7[54]

Manche Menschen sind einfacher, aber meistens ist wohl das Individuum unerkennbar und ineffabile. Folglich ist das Muster nothwendig eine Täuschung! Wenn ich das Material des Baues in Masse und Art nicht kenne, was sind Baupläne! Und wie beschränkt macht uns dieses ewige Nachdenken über das ego! Man hätte für die Kenntniß der Welt nicht Zeit! Und wäre gar diese Kenntniß erst ein Mittel zur Erkenntniß des ego, so kämen wir nie zur Aufgabe selber! Und zuletzt diese Verliebtheit in unser eigenes Muster ist eine Unfreiheit mehr!

[«]

7[55]

der heilige Zorn (Juden und Dramatiker), der heilige Neid (Griechen ἀγών) — Affek<te> als gut empfunden (auch bei Hesiod)

[«]

7[56]

Was nach wissenschaftlichen strengen Causalbegriffen uns wirklich gut ist (z.B. unbedingter Glaube usw.) das ist vielleicht eben durch die Strenge des wissenschaftlichen Geistes uns nicht mehr möglich! (Gegen Spencer's harmlose Gläubigkeit an die Harmonie von Wissen und Nutzen)

[«]

7[57]

Ohne es zu merken, genießen wir die vertrauensvol<lste> Ruhe in der Welt, wie als ob sie eine Vorsehung wäre: mitten in unserem kalten Fatalism empfinden wir eine warme Luft von älteren, religiösen Empfindungen. Unsere erschreckende Mündigkeit! In die Welt hinein gestoßen!

[«]

7[58]

Die Unterscheidung von höher und niedrig<er> in Bezug auf den Körper und die Organe ist nicht die Unterscheidung der Wissenschaft! Sondern je weniger wir etwas von der Thätigkeit eines Organs sehen, um so höher stellen wir es. Oder riechen! Oder fühlen! Der Ekel entscheidet! über hoch und niedrig! Nicht der Werth! Hier ist ein Anfang der moral<ischen> Unterscheidungen gefunden! NB

[«]

7[59]

Der Gelehrte unter dem Joche 1) der Kirche 2) der Höfe 3) der galanten Gesellschaft 4) der Jugenderziehung 5) der kaufmännisch-industriellen Interessen 6) der Nationen — dies ist seine Geschichte! Dann die Vereinzelten! Montaigne Stendhal usw.

[«]

7[60]

Die Vorstellung: „dieser Gedanke könnte nicht wahr sein!“ **erschüttert** mich. „Er wird als nicht wahr gelten“ — läßt mich kalt, ich setze es voraus: denn sie haben nicht so viel Zeit und Leidenschaft zuzusetzen wie ich.

[«]

7[61]

Der moral<ische> Jargon in unserem Munde würde uns beleidigen oder lächerlich stimmen. Es bleiben uns nur Handlungen zum Ausdruck. Und falls Schriften diese Handlungen sind, —

[«]

7[62]

Wie verhält sich das Muster zu unserer Entwicklung? zu dem, was wir nothwendig erreichen müssen? Ist das Muster günstigsten Falls eine Vorwegnahme? Aber wozu dann nöthig?

Es ist eine sicher und lange ausgeführte Vorstellung vom „Ich“, die uns am lustvollsten ist und als Motiv wirkt zu thun und zu lassen (die Meisten haben keines!) Wenn es nicht ausführbar ist, ja wenn es nicht ausgeführt wird, so ist es fehlerhaft entworfen, aus Unkenntniß von uns. Jedenfalls ist es ein nothwendiges Produkt aller unserer Fähigkeiten: bei dem einen eine leere

Phantasterei, bei dem anderen eine schöne Dichtung, bei dem dritten ein architektonischer Entwurf — und hier giebt es wieder alle Arten von Geschmack der Architektur. Ein Versuch, unser unendlich complicirtes Wesen in einer Simplification zu sehen und zu begreifen. Ein Bild für ein „Ding“.

[«]

7[63]

Arbeit, jetzt gut, sonst böse. Die 2 heroischen Zeitalter bei Hesiod, die Rückseite, gut und böse.

[«]

7[64]

Christenthum und Judenthum: das Ideal außer uns gesetzt, mit höchster Macht und befehlend! und belohnend und strafend! — Wie hoch muß ein Jeder stehen, um dies sich selber zu leisten! Und wie wenig willkürlich wird ihm das Bild von sich erscheinen müssen! Darf er sich als dessen Schöpfer fühlen?! Kaum!

[«]

7[65]

Ist es möglich, das Gewissen in die Sprache unseres Musters mit uns zu verwandeln? Dann gienge es. Sehr selten! Aber dies ist kein Einwand!

[«]

7[66]

Der autonome Mensch ist sehr selten. „Der M<ensch> unter Satzungen“ und die „N<atur> selbst unt<er> Gesetzen.“

[«]

7[67]

Heiterkeit empfinden, wenn wir uns unter unserem eigenen Ceremoniell genirt fühlen.

[«]

7[68]

da die M<enschen> sich ändern, ändert sich das Bild der Geschichte fortwährend NB.

[«]

7[69]

Man lobt und tadelt nach einem Muster (nennt moralisch oder unmoralisch) Vorher geht die Unterwerfung unter ein Muster. Gew<öhnlich> ist der, welcher Gewalt über uns hat, und nach seinem Willen lobt und tadelt, das Muster, es kostet am wenigsten Erfindung und Geist. Also: die sich als Ziel aufstellenden Individuen haben zuerst die Muster aufgestellt. Moral d.h. „ein Muster außerhalb“ gab es nur für die Schwächeren.

[«]

7[70]

Ich will nur mit Menschen umgehen, welche ihr eigenes Muster haben und nicht in mir es sehen. Denn dies machte mich für sie verantwortlich und zum Sklaven.

[«]

7[71]

Keine falsche Nothwendigkeit annehmen — das hieße sich unnützem Wahn unterwerfen und wäre sklavisch — daher Erkenntniß der Natur! — Aber dann nichts gegen die Nothwendigkeit wollen! Es hieße Kraft vergeuden und unserem Ideal entziehen, überdies die Enttäuschung statt des Erfolges wollen — NB.

[«]

7[72]

Ich habe die Menschen durchsucht und mein Ideal nicht unter ihnen gefunden.

[«]

7[73]

Moralisch sein d.h. ein Ziel setzen und daraus alle unsere Handlungen logisch deduziren. Aber unsere Natur hat weder dies Ziel, noch hat sie diese selbe Logik! Deshalb läuft die Moral darauf hinaus, uns über die Natur zu täuschen d.h. uns von ihr führen zu lassen und uns etwas dabei vorzureden als ob wir sie führten.

[«]

7[74]

„Die Nothwendigkeit des Ungewissen für uns: das Herz soll schlagen, die Muskeln zittern vor erwartender Thätigkeit. Alle Fragen gelöst außer Einer: alle würden wie die Wespen sich an diesen Einen Punkt hängen“

[«]

7[75]

Wie ein Trieb, je nachdem man ihn lobt oder tadelt, als gut oder böse empfunden wird, an der Liebe zu zeigen (bei Griechen, bei asketischen Christen, in der christlichen Ehe usw.)

Alle Idealisirung eines Triebes beginnt damit, daß man ihn unter die lobenswerthen Dinge rechnet. Wink für die Zukunft?? NB

Den Neid, den Haß, dabei zu verbessern. Zu beachten, wie verschieden das Mitleid geworden ist.

[«]

7[76]

Die Thiere haben Gefühl der Macht d.h. Grausamkeit — und Glück der Ergebung d.h. Ruhe Trägheit NB.

[«]

7[77]

Die Römer haben die Eitelkeit honestas gut genannt und hoch gehoben!

[«]

7[78]

Scheinbar ist alles jetzt viel sicherer, die Welt viel fester (wegen der vielen streng bewiesenen Wahrheiten) Aber ehemals glaubte man mehr an den Irrthum als jetzt an die Wahrheit; wir sind unendlich vorsichtiger, skeptischer und folglich unter Umständen phantastischer als ehemals. Wir können ganz andere Träume träumen als die früheren!

[«]

7[79]

Einfluß des Fliegens! — nicht mehr in den Ebenen! Auf den Stil selbst!

[«]

7[80]

Allseitig geübte Verachtung der Welt: alle Befriedigung hier abgewiesen oder bitterböse empfunden — so drängt sich alle Begierde der Befriedigung in Einen Kanal: Leben jenseits der Welt!

[«]

7[81]

Ich werde des Gil Blas nicht müde: ich athme auf, keine Sentimentalität, keine Rhetorik wie bei Shakespeare.

[«]

7[82]

Wenn wir uns von der unlösbaren Aufgabe der sittlichen Autonomie und der unhaltbaren Aufgabe der Sittlichkeit als allgem<einem> Gesetze, voll Ekel wegwenden, zur Erkenntniß der Natur: sofort empfängt uns das Problem der Pflicht wieder: unsere Stellung zu den Dingen ist eine moralische, wenn wir sie wirklich erkennen wollen: also eine unhaltbare auf die Dauer! aber wir können uns lange Zeit darüber täuschen. Wir werden instinktiv uns von den höchsten Problemen abwenden, und uns dort aufhalten, wo die Täuschung einer morallosen Erkenntniß leicht ist (wir verwenden hier eine uns natürlich gewordene Moralität, als ob diese etwas Natürliches und Außermoralisches wäre!)

[«]

7[83]

das Princip „das Wohl der Mehrzahl geht über das Wohl der Einzelnen“ genügt um die Menschheit alle Schritte bis zur niedersten Thierheit zurück machen zu lassen. Denn das Umgekehrte („der Einzelne mehr werth als die Masse“) hat sie erhoben

[«]

7[84]

Die moral<ischen> Urtheile über die Handlungen entscheiden über deren Moralität: diese ist etwas relativ Äußerliches. Von innen gesehen sind die Handlungen anders als gut und böse. Wohl aber können die m<oralischen> Urth<eile> uns zu Handlungen bestimmen und in ihrer Ausführung beeinflussen, wie eine allgegenwärtige Polizei, die auch die Handlungen nicht thut, über welche sie wacht. Ganze Gattungen von Handlungen können dabei aussterben: das m<oralische> Urth<eil> gehört unter die Frage nach dem Zweckmäßigen — sind die moral<ischen> Urtheile bisher im Interesse der menschlichen Entwicklung gewesen? Welche nicht? Ist das Ablehnen des mor<alischen> Urth<eils> nicht ein Nachtheil der Menschheit? Aber bisher war der Glaube an mor<alische> Urth<eile> da!

[«]

7[85]

Das Leben für Andere eine unendlich angenehme Erholung für die stark egoistischen Menschen (dazu gehören auch die moral<ischen> Selbstquäler)

[«]

7[86]

passionner les détails NB.

[«]

7[87]

Stendhal: der „gute Geschmack“, wie man stirbt, einen Rivalen tödtet, Banquerott macht usw. zur Zeit der Mad. d’Épinay.

[«]

7[88]

Das Alterthum wirkte als reizvoller Zwang auf die überschäumende Kraft der Renaissancemenschen. Man unterwarf sich dem Stile, man empfand die besiegte Schwierigkeit, nicht natürlich zu sein, es war die Handlungsweise von starken M<enschen> welche gegen sich stolz und herrschsüchtig sind. Nicht zu verwechseln mit dem feigen Sklavensinne ängstlicher Gelehrter!

[«]

7[89]

„il faut être comme un autre“ ehemals verehrt und produktiv, jetzt verachtet und erniedrigend für den, der darnach empfindet.

[«]

7[90]

Etwas zu schreiben, das in ein paar Jahren alle Bedeutung verloren hat — das wird mir unmöglich, mir vorzustellen. Es ist wohl ein Zeichen von Beschränktheit. Denn alles, was ich selber überlebe, gilt mir immer noch wichtig als Denkmal eines Zustandes, der mir werthvoll war. Ich wünsche mein Alter umringt von solchen Denkmälern.

[«]

7[91]

Ich bin passionirt für die Unabhängigkeit, ich opfere ihr alles — wahrscheinlich weil ich die abhängigste Seele habe und an allerkleinsten Stricken mehr gequält werde als andere an Ketten.

[«]

7[92]

Die Aversion gegen Kraft, tiefen Ernst, und Anschein der Güte ist modern. Folglich sind wir Deutschen und ich antik. p. 278 St<endhal> Peint<ure>

[«]

7[93]

Ein König, der seinem Thron entsagte und in voller Armut als Weiser lebte; ein Volksführer, der seine Rache opferte usw.

[«]

7[94]

Die Deutschen sind bequem und nehmen daher gerne ein Muster, es erspart das Denken.

[«]

7[95]

Die Veredelung der alltäglichen Gewohnheiten. Früher beim Priester theilweise, sein Gang, sein Handerheben, seine Stimme. Dann am Hofe: die Lust sich zu beherrschen und seine Empfindungen nicht merken zu lassen (oder in ein seidenes Gewebe eingehüllt) wurde groß. — Aber was heißt jetzt veredeln, dem Ideal dienen! Welchem Ideal! Sofort müssen wir ein Ideal haben! Und woher nehmen und nicht stehlen! — Das meine ist: eine nicht das Auge beleidigende Unabhängigkeit, ein gemilderter und verkleideter Stolz, ein Stolz, welcher sich abzahlt an die Anderen, dadurch daß er nicht um ihre Ehren und Vergnügungen conkurrirt und den Spott aushält. Dies soll meine Gewohnheiten veredeln: nie gemein und stets leutselig, nicht begehrlich aber stets ruhig strebend und aufwärts fliegend, einfach, ja karg gegen mich, aber milde gegen Andere. Ein leichter Schlaf, ein freier ruhiger Gang, kein Alkohol, keine Fürsten, noch andere Berühmtheiten, keine Weiber und Zeitungen, keine Ehren, kein Umgang außer dem der höchsten

Geister und ab und zu des niederen Volkes — dies ist unentbehrlich, wie der Anblick von mächtiger und gesunder Vegetation — die bereitesten Speisen, welche uns nicht in das Gedränge begehrlichen und schmatzenden Gesindels bringen, womöglich selbst bereitete oder der Bereitung nicht entbehrende.

Ideale der Art sind die vorwegnehmenden Hoffnungen unserer Triebe, nichts weiter. So gewiß wir Triebe haben, arbeiten diese auch in unserer Phantasie eine Art Schema von uns selber, wie wir sein sollen, um unsere Triebe recht zu befriedigen — dies ist idealisiren. Auch der Schurke hat sein Ideal: nicht gerade für uns erbaulich. Es hebt ihn! auch!

[«]

7[96]

Wie sich alles verschoben hat! Diese Epiktete dachten nur an sich — jetzt würde man ihnen fast das Prädikat „moralisch“ absprechen, in der üblichen Verherrlichung des Denkens an Andere. Aber es ist wahr: habt ihr an euch einen so häßlichen oder langweiligen Gegenstand, so denkt doch ja an Andere! Der Altruism ist dann sehr angenehm. — Hingebung, Loswerden vom „Ich“. Es scheint, daß die Menschen wenig Freude an sich haben, wenn sie so außer sich wegsehen und das als das Beste schätzen. Ob — man mehr nützt, indem man den Anderen hilft (doch nur sehr oberflächlich oder tyrannisch-umbildend) oder indem man aus sich etwas formt, was die Anderen gern sehen, einen schönen ruhigen in sich abgeschlossenen Garten — ich weiß es nicht. — Aber man will dem Leben alle Gefährlichkeit nehmen, daran **soll** jeder helfen!

[«]

7[97]

Den Arbeitern zu sagen, sie sollen sparen usw., ist albern. Man sollte ihn lehren, das Leben zu genießen, wenig zu brauchen, vergnügt zu sein, sich so gering wie möglich zu belasten (mit Weib und Kind), nicht zu trinken, kurz philosophisch zu sein und die Arbeit so weit reduziren als sie unterhält, über alles zu spotten, cynisch und epikureisch zu sein. Die Philosophie gehört in diese Kreise.

[«]

7[98]

Für die Künste ist ein Zustand der Wildheit und der kämpfenden Individuen besser als die allzugroße Sicherheit —

[«]

7[99]

Das Lächerliche hat keine Dauer. Die Zeitgenossen Molière's lachten ihr bitteres Lachen, wenn sie einen sich verfehlen sahen in der Nachahmung des Modells.

[«]

7[100]

Die staunenerregende Häßlichkeit des amerikanischen Lebens (in allen Novellen Bret Harte's), aber lachen können sie und es giebt in allem Naivetät und Sich-gehen-lassen. Selbst die Schurkerei bekommt eine so ganze Form und die Nähe von Wildheit und Revolverschüssen und Marine giebt kräftigen Athem.

[«]

7[101]

Die griechischen Tugenden sind Ideale solcher Menschen die zuviel vom Gegentheil haben — sie phantasiren und übertreiben vom Werth der Besonnenheit Klugheit Gerechtigkeit Tapferkeit. Die Menschen welche dieses Ideal verwirklichen (Epictet) sind nicht in ihren Göttern vorgebildet, vielmehr deren Gegensatz!

Die griechische Tugend wurde eine Sache des ἀγών's, man war neidisch auf einander. Die Unbeweglichkeit als Ideal: in der Zeit, wo man schon zu empfindsam geworden war und die Leiden und Umschwünge zu groß (Zeit des Thukydides) Zur Statue werden: während die Tragiker die Statue (des Gottes oder Heros) hatten zu Menschen werden lassen.

[«]

7[102]

Es ist mein Fleiß und mein Müssiggang, meine Überwindung und mein Nachhängen, meine Tapferkeit und mein Zittern, es ist mein Sonnenlicht und mein Blitz aus dunklem Wolkenhimmel, es ist meine Seele und auch mein Geist, mein schweres ernstes granitenes Ich, das aber wieder zu sich sprechen kann „was liegt an mir!“

[«]

7[103]

Ein Interesse an den Dingen („Die Wittwe ihres Sohns“) und nicht an dem Reiz der Dinge macht den Denker ersten Ranges d.h. allerdings Reiz der Dinge für andere Dinge = Relation, aber nicht die zum Menschen oder gar zum Individuum.

[«]

7[104]

Das vornehme Aussehen entsteht dadurch, daß der Körper, mehrere Geschlechter hindurch, Muße hatte, um allen Anforderungen des Stolzes gemäß sich zu bewegen: nicht also durch die Bewegungen eines Handwerks oder um gemeinen Gesellen zu befehlen, gezwungen und gewöhnt wurde, gemeine und erniedrigende Gesten oder Töne hervorzubringen: gemein d.h. nicht unserem Individ<uum> und seinem Stolze angemessen. Wenn der Stolz sehr hoch gieng, ins Geistigste, so entsteht englische Majestät, Güte und Größe gemischt: denn der höchste Stolz beugt sich väterlich und gütig zu den Anderen und versteht sich nicht anders als herrschend und fürsorgend. — An unseren politischen parvenus fehlt eben dies: man glaubt nicht an ihr natürliches eingeborenes Herrschen und Fürsorgen für Andere.

[«]

7[105]

Seltsam! Ich werde in jedem Augenblick von dem Gedanken beherrscht, daß meine Geschichte nicht nur eine persönliche ist, daß ich für Viele etwas thue, wenn ich so lebe und mich forme und verzeichne: es ist immer als ob ich eine Mehrheit wäre, und ich rede zu ihr traulich-ernst-tröstend.

[«]

7[106]

Alle diese Heiligen sind Egoisten und wie sollte es einer nicht sein, dem mit der Hölle gedroht wird! Es geht über alle Kraft und alle Vernunft hinaus, an Andere zu denken in solcher Lage! Bei Pascal ist der tiefste Egoismus: auch alle Verzückungen sind es.

[«]

7[107]

Diese Partei hat den guten Willen zur Exaltation und Expansion noch mehr als die Kraft: denn sonst würde sie umgekehrt sich bemühen, diesen furchtbaren Drang zu bändigen und an ihm leiden.

[«]

7[108]

Die Handeltreibende Klasse — sie versteht alles zu taxiren, ohne es zu machen d.h. sie versteht sich auf die Bedürfnisse des Consumenten, also nicht **ihn** selber —

hat darin ein Schema für ihre Art Cultur: überall Nachfrage und Angebot und demnach der Werth einer Sache, eines Menschen! Dies macht sie mir widerlich!

[«]

7[109]

Das Bewußtsein eines Kranken über seine Krankheit (und über die öffentliche Meinung, die sie erregt) hat sich ganz **geändert** (namentlich bei dem Geisteskranken) und folglich auch viele Wirkungen der Krankheit.

[«]

7[110]

Nicht an das Mitleiden der Götter wandten sich die Griechen, sondern an ihre Dankbarkeit oder sie versprachen etwas. Die erbärmliche Rolle des Bettlers vor den Göttern war nicht anständig.

[«]

7[111]

Zeichen des nächsten Jahrhunderts: 1) das Eintreten der Russen in die Cultur. Ein grandioses Ziel. Nähe der Barbarei, Erwachen der Künste. Großherzigkeit der Jugend und phantastischer Wahnsinn und wirkliche Willenskraft. 2) die Socialisten. Ebenfalls wirkliche Triebe und Willenskraft. Association. Unerhörter Einfluß Einzelner. Das Ideal des armen Weisen ist hier möglich. Feurige Verschwörer und Phantasten ebenso wie die großen Seelen finden ihres Gleichen. — Es kommt eine Zeit der Wildheit und Kraftverjüngung. 3) die religiösen Kräfte könnten immer noch stark genug sein zu einer atheistischen Religion à la Buddha, welche über die Unterschiede der Confession hinweg striche, und die Wissenschaft hätte nichts gegen ein neues Ideal. Aber allgemeine Menschenliebe wird es nicht sein! Ein neuer Mensch muß sich zeigen. — Ich selber bin ferne davon und wünsche es **gar** nicht! es ist aber wahrscheinlich.

die **individuelle Opferung** zu massenhaft bei Socialisten und Anderen erzeugt einen zusammenfassenden Ausdruck! **Großmuth**! und die kaufmännische kalte Klugheit wird ihre Reaktion haben in einer absoluten Verachtung der Klugheit und des Respektabeln: folglich sehr viel Narrheit.

[«]

7[112]

„Bossuet, ein Hypokrit voller Talent, der in Gegenwart Louis XIV ein geheimes Entzücken hatte, alle Arten Geister, auf die er so eitel war ravaler.“ Bei Stendhal.

[«]

7[113]

Eindruck der Engländer auf die schwärmerischen Deutschen!!

[«]

7[114]

„Die Zeit, welche der kalte Mensch braucht, solche Wahrheiten zu sehen (das Auszeichnende am Anderen Rivalen usw.) verwendet das Genie seine Erfolge vorzubereiten.“ NB.

[«]

7[115]

Ah ich bin es müde Meinungen über Meinungen zu haben oder gar zu hören! Ich will selber vor den Dingen Recht und Unrecht haben.

[«]

7[116]

Verstehen, so weit es einem Jeden möglich ist — d.h. eine Sache so bestimmt als möglich sich auf uns abgrenzen lassen, so daß sie unsere Form an der Grenze bestimmt und wir uns ganz genau bewußt werden, wie angenehm und unangenehm uns bei dieser Bestimmung zu Muthe wird. Also unsere Triebe fragen, was sie zu einer Sache sagen! Dagegen uns trieblos und ohne Lust und Unlust verhalten, mit einer künstlichen Anaesthesie — das kann kein Verstehen geben, sondern dann fassen wir eben mit dem Rest von Trieben, der noch nicht todt ist, die Erscheinung auf d.h. so matt und flach wie möglich, wohl aber können wir mitunter unsere Triebe der Reihe nach hintereinander über dieselbe Sache befragen und die Urtheile vergleichen — z.B. über ein Weib, einen Freund.

[«]

7[117]

Ich finde an nichts genug Freude — da fange ich an, mir selber ein Buch nach dem Herzen zu schreiben.

[«]

7[118]

(zu Seite vorher) die allgemeine Militärtüchtigkeit, die höhere Schätzung der Kraft.

[«]

7[119]

Den civilen Muth ersticken, war die Aufgabe Richelieu's und L<ouis> 14's (Stendhal)

[«]

7[120]

Die furia francese bricht aus, wenn die Eitelkeit einmal überwunden wird von der Hitze des Blutes: erhabene Tollheiten. Stendhal.

[«]

7[121]

Vereiterung, Gährung und Ausscheidung — ekelhaft und abstoßend — die Empfindungen haben durch eine Symbolik auch Menschen und Handlungen erregt. So entstand der Begriff „niedrig“ d.h. ekelhaft — moralischer Grundstock!

Dann wird das Leichte verachtet — wiederum ein Anlaß, höher und nieder zu unterscheiden! Das Starke und das Schwache sodann — das Plötzliche und das Alltägliche usw. Das Thierische usw. Bei allen diesen Unterscheidungen der Empfindung in Bezug auf Handlungen ist die wirkliche Relevanz auf Erhaltung des Lebens, die strenge Causalität ganz außer Acht geblieben: also die **wirkliche** Bedeutung einer Handlung! Sondern nach nebensächlichen Gesichtspunkten („angenehm“ in verschiedenen Arten) NB.

[«]

7[122]

Nicht um eines Zieles willen leben wir der Erkenntniß, sondern der erstaunlichen und häufigen Annehmlichkeiten im Suchen und Finden derselben.

[«]

7[123]

Ich glaube, ich stelle mir die Freuden der Weisheit und Gerechtigkeit zu hoch vor — wie die Griechen. Ich bin bezaubert bei allem, was dorthin winkt — wahrscheinlich weil ich sehr leidenschaftlich bin! — Ich bin äußerst mißtrauisch gegen die beredten Verehrer der Leidenschaftlichkeit — ich muthmaaße, sie möchten gern etwas vorstellen. — Die Griechen lebten in der Gefahr: sie verehrten in der Kraft, der Ruhe der Gerechtigkeit ihre Erholung, ihr

Aufathmen, ihr Fest. Sie wollten nicht die Emotion noch — nur in der Tragödie, die des Mitleids (weil sie für gewöhnlich hart waren).

[«]

7[124]

Eine Gesundheit voller unbegreiflicher plötzlicher Umdrehungen und Fallthüren — ein tiefes Mißtrauen unterhaltend, und jede glückliche Stunde mit einem **absichtlichen** Leichtsinn und Augenverschließen vor der Zukunft — sonst ist Glück nicht möglich

[«]

7[125]

Faust und Hamlet sind Denker, mit denen sich die deutschen Philosophen auseinandersetzen!!

[«]

7[126]

Dieser Gang ist so gefährlich! Ich darf mich selber nicht anrufen, wie ein Nachtwandler, der auf den Dächern lustwandelt, ein heiliges Anrecht hat, nicht bei Namen genannt zu werden. „Was liegt an mir!“ dies ist die einzige tröstende Stimme, die ich hören will.

[«]

7[127]

Zur Vorrede. Was habe ich gethan? Für mein Alter gesorgt: für die Zeit, wo die Seele nichts Neues mehr unternimmt, die Geschichte ihrer Abenteuer und Seefahrten verzeichnet. So wie ich die Musik mir aufspare für die Zeit, wo ich blind bin.

[«]

7[128]

Ich mag nicht mit Menschen verkehren, weil ich ihr Gesicht nicht sehen kann, und ohne das ist ihr Reden mir verdächtig oder unverständlich, oder — ich rede allein, was mir hinterdrein Scham einflößt.

[«]

7[129]

Der Christ (namentlich der müssige!) auf der Jagd nach seinen Sünden — um dann das große Drama der Verzweiflung und der Gnade wieder zu durchleben. Eine schrecklich schöne Art, sich zu unterhalten und dabei mag aus der Welt werden, was da wolle — das „ewige Heil“ geht über alles.

[«]

7[130]

Die Anbetung der πόλις: man kannte sich zu gut, um zu wissen, wie wild und tyrannisch man sei, sobald die πόλις aufhört: die Enthüllung der korkyräischen Seele. Man betet die Stärke die Gerechtigkeit die Güte an, der Genuß als Resultat des bürgerlichen Friedens. Die Nähe des Vulkans machte die Alten gerade hier so hochgestimmt und empfindsam.

[«]

7[131]

Thukydides und Sophocles Vertreter der sophistischen Cultur.

[«]

7[132]

Der Heißhunger darnach, sein Leben an etwas zu setzen, wird erwachen, sobald Dinge da sind, die diesem Durste entsprechen.

[«]

7[133]

Nie etwas zurückhalten, was gegen dich gesagt werden kann! Gelobe es dir! NB

[«]

7[134]

„Kein Ding ist würdig der Anstrengung, welche man daran setzt, es zu erlangen.“ Stendhal

[«]

7[135]

Ein Weib mit einer großen Seele und einem ihr nicht unebenbürtigen Geiste, stark genug um zu fliegen und fein genug, um durch ein Nadelöhr zu kriechen —

[«]

7[136]

Wer hielte jetzt noch Lessings ebenso altkluge als abergläubische Erziehung des Menschengeschl<echtes> aus!

[«]

7[137]

Bäurisch, sehnsüchtig nach M<enschen>, rachsüchtig gegen die Geselligkeit und deren Gesetze, bald tiefe Verzweiflung, bald plötzliche Trunkenheit lebend, versteckt, gegen seines Gleichen tyrannisch und überstreng, karg mit seiner Aufmerksamkeit, immer getrieben, ohne Zeit zur Muße, ohne Wissen um seine Liebenswürdigkeit, ohne Liebe und Erbarmen für sich, glühend in seinem Werke und mit dem Hammer wie ein Feind auf seinen Marmor zuschlagend, niemals Schauspieler und so redlich in seinen guten wie in seinen bösen Blicken.

[«]

7[138]

Das Unpersönlich-nehmen des Denkens ist überschätzt! Ja es ist bei den stärksten Naturen das Gegentheil wahr! So aber hat man eine Brücke zur Moral gemacht!!

[«]

7[139]

Ihr werdet nicht zu Don Juans der Erkenntniß, weil ihr nicht Consequenz genug und Charakter habt.

[«]

7[140]

„Es hilft nichts: um die vollkommene Ruhe der antiken Skulptur zu empfinden, muß man keusch sein. Man muß die Leidenschaften in aller ihrer Heftigkeit malen können, um jene Ruhe darzustellen.“ Stendhal

[«]

7[141]

Ich hasse den Ruhm, der nur die Liebe der Frauen, Ansehen Reichthum Glück bringt. Ich will nicht klug, mäßig, weise sein! Einsam, wild — — —

[«]

7[142]

„Soll man das Leben nach der Länge alberner Tage abschätzen? Oder nach der Zahl starker Freuden?“

[«]

7[143]

„Wie die Leidenschaften malen, wenn man sie <nicht> kennt! Und wie Zeit für das Talent finden, wenn man sie im Herzen klopfen fühlt!“

[«]

7[144]

Et odoratus est deus suavitatem.

[«]

7[145]

„In den Andern können wir uns nur selber schätzen. Die Urtheile großer Künstler über die Werke ihrer Nebenbuhler sind nur Commentare ihres eigenen Stils.“ Stendhal

[«]

7[146]

Man muß verstehen, die Hand von seinem Werke zu thun.

[«]

7[147]

Hat die Menschheit dasselbe Verfahren, wie die griechischen Künstler, welche um einen Gott auszudrücken ihren Statuen das Allzumenschliche der Muskeln usw. nahmen? die sämmtlichen Details wegnahmen? Ist der große Mensch ein Mensch, dessen Details hinweggedacht werden, vermöge der zwingenden vergötternden Gewalt seines Ganzen? Ist so die Tugend entstanden daß man das Mikroskop des Blickes abwandte, also unredlicher sah? Ist so die Gottheit vom Menschen gebildet, daß er immer mehr Menschliches übersah?

[«]

7[148]

„Die vier Linien, der Riß der Zeichnung ist das Erste in der Erfindung der Großen; die guten Arbeiter dagegen machen sofort die Minutien.“ Stendhal

[«]

7[149]

„Der antike Schmerz war schwächer als der unsere“ Stendhal

[«]

7[150]

So lange ihr die Schönheit im Apollo findet, müßt ihr die dazu gehörige Moral suchen: jene Schönheit paßt nicht zur christlichen!

[«]

7[151]

Lord Byron Rousseau Richard Wagner waren das einzige Objekt ihrer eigenen Aufmerksamkeit — „diese schlechte Gewohnheit ist der Aussatz der Civilisation“ sagt Stendhal.

„In Folge dessen übertrieb er seine Leiden.“

„Immer occupirt von sich und von dem Eindruck, den er auf andere hervorbrachte.“ „Er verstand sich nicht in einen Anderen umzuformen, der wenigst dramatische Autor.“

[«]

7[152]

Die Gewissensbisse Byrons waren eine Affektation mehr, sie machten Mode.

[«]

7[153]

Sich nicht vor sich selber schämen, wie die Figuren W. Scott’s. Stendhal. Dies ist christlich und sehr stark vererbt!

[«]

7[154]

Es ist nicht möglich, außer der Moral zu leben: aber für den Erkennenden ist die Moral unmöglich. Moral als ein Regulativ im Verhalten der Triebe zu einander. Aber woher soll das kommen! Es kann zuletzt doch nur von einem Triebe inspirirt sein, der die Oberhand hat! Und wer kann dies entdecken! (Stolz usw.) Aus der erkannten Natur können wir keinen Antrieb nehmen. NB.

[«]

7[155]

Das Kleine Nächste streng nehmen und den Menschen im Leiblichen sehr fördern — sehen, was für eine Ethik ihm davon wächst — abwarten! die ethischen Bedürfnisse müssen uns auf den Leib passen! — Aber die Athleten!

[«]

7[156]

Ich erinnere mich kaum noch der Zeit, wo ich Gewissensbisse hatte. Zwischen meinem Träumen und meinem Wachen ist fast Gleichgewicht: nur daß meine Narrheiten in den Handlungen des Traumes und mehr in den Gedanken des Tages hervortreten — doch in gleicher Art. Auch denke ich viel in den Träumen, und nicht viel vernünftiger als jetzt.

[«]

7[157]

„Die Zeit heilt jeden Kummer“: die Zeit thut gar nichts. Vielmehr sind es die Befriedigungen vieler Triebe, die allmählich eintreten und Vergessenheit bringen — es ist das Mittel Epikurs gegen die großen Schmerzen: sich den Vergnügungen ergeben (die Schweinejagd bei Pascal nach dem Tode eines Sohnes) Auch die „Tröstungen der Religion und Philosophie“ gehören unter diese abziehenden Vergnügungen: ihr Werth besteht vor allem in den Beschäftigungen mit ihnen und dem Nachdenken usw.

[«]

7[158]

Die Vorstellung, daß etwas Fürchterliches an uns gekettet ist, färbt alle Empfindungen um. Oder: ein verbannter Gott zu sein, oder Schulden früherer Zeiten abzubüßen. Alle diese schrecklichen Geheimnisse um uns — machten uns vor uns sehr interessant! aber ganz egoistisch! Man konnte und durfte nicht von sich wegsehen! Das leidenschaftliche Interesse für uns verlieren und die

Leidenschaft außer uns wenden, gegen die Dinge (Wissenschaft) ist jetzt möglich. Was liegt an mir! Das hätte Pascal nicht sagen können.

[«]

7[159]

Ich will es dahin bringen, daß es der heroischen Stimmung bedarf, um sich der Wissenschaft zu ergeben! NB

[«]

7[160]

„de l’amour“ symbolice!

[«]

7[161]

Die Mitempfindung erzwingen können — ist das der Wahn des Machtlüsternen? des Grausamen? Stendhal. Oder ist umgekehrt die Begierde nach Mitempfindung ein Verlangen der Machtlüsternheit? —

[«]

7[162]

Ihr gewöhnt euch an die große Unruhe des Lebens, an den kopf- und seelenfressenden Fleiß, an die Betäubtheit — und meint zuletzt, es sei nicht anders möglich zu leben — ihr seid es eben gewohnt und tragt euer Joch! Es ist anders möglich.

[«]

7[163]

Einsamkeit, viel freie Natur
Einfachheit und Billigkeit
Gesundheit
selten und gewählterer Verkehr im Lesen und in der Freundschaft
Kein unsinniger Fleiß
Zeit und Stimmung für Erhebungen des Herzens

[«]

7[164]

Eurem Besten euer Bestes an Kraft und Zeit widmen! Nichts Bestes läßt sich erzwingen!

[«]

7[165]

Man hat mir etwas vom ruhigen Glück der Erkenntniß vorgeflötet — aber ich fand es nicht, ja ich verachte es, jetzt wo ich die Seligkeit des Unglücks der Erkenntniß kenne. Bin ich je gelangweilt? Immer in Sorge, immer ein Herzklopfen der Erwartung oder der Enttäuschung! Ich segne dieses Elend, die Welt ist reich dadurch! Ich gehe dabei den langsamsten Schritt und schlürfe diese bitteren Süßigkeiten.

Ich will keine Erkenntniß mehr ohne Gefahr: immer sei das tückische Meer, oder das erbarmungslose Hochgebirge um den Forschenden!

[«]

7[166]

Ich will nie zum Widersprechen herausfordern: vielmehr: helft, mit mir das Problem zu gestalten! Sobald ihr gegen **mich** empfindet, versteht ihr meinen Zustand und folglich meine Argumente nicht! Ihr müßt das Opfer derselben Leidenschaft sein!

[«]

7[167]

Gesundheit meldet sich an 1) durch einen Gedanken mit weitem Horizonte 2) durch versöhnliche tröstliche vergebende Empfindungen 3) durch ein schwermüthiges Lachen über den Alp, mit dem wir gerungen.

[«]

7[168]

— das allzu-persönlich-Nehmen aller Probleme, Finsterniß, schlechter Weg, üble Herberge für den Wanderer und das ganze ewige Wanderer-Elend [+] Menschen!!!

[«]

7[169]

Unsere Leidenschaften sind die Vegetation die den Felsen nackter Thatsachen sofort wieder zu umkleiden beginnt. Das ewige Spiel!

[«]

7[170]

Weder gut noch böse!!!

[«]

7[171]

Ja, wir gehen an dieser Leidenschaft zu Grunde! Aber es ist kein Argument gegen sie. Sonst wäre ja der Tod ein Argument gegen das Leben des Individuums. Wir müssen zu Grunde gehen, als Mensch wie als Menschheit! Das

Christenthum zeigte die Eine Art, durch Aussterben und Verzicht auf alle rohen Triebe. Wir kommen durch Verzicht auf das Handeln, das Hassen das Lieben ebendahin, auf dem Wege der Leidenschaft der Erkenntniß. Friedliche Zuschauer — bis nichts mehr zu sehen ist! Verachtet uns deshalb, ihr Handelnden! Wir werden eure Verachtung anschauen —: los von uns, von der Menschheit, von der Dingheit, vom Werden —

[«]

7[172]

Ich meinte, das Wissen tödte die Kraft, den Instinkt, es lasse kein Handeln aus sich wachsen. Wahr ist nur, daß einem neuen Wissen zunächst kein eingeübter Mechanism zu Gebote steht, noch weniger eine angenehme leidenschaftliche Gewöhnung! Aber alles das kann wachsen! ob es gleich heißt auf Bäume warten, die eine spätere Generation abpflücken wird — nicht wir! Das ist die Resignation des Wissenden! Er ist ärmer und kraftloser geworden, ungeschickter sein Handeln, gleichsam seiner Glieder beraubt — er ist ein Seher und blind und taub geworden!

[«]

7[173]

Auch die Genießenden wollen noch ihre Moralität (ihren Muth ihren Fleiß) dabei bewundern: deshalb haben die schweren Autoren, die künstlichen Dichter und Musiker so viel Studium so viel Bewundern! Marini. Mit dem naiven Stil, das Höchste in der Kunst, darf man diese Prätension nicht machen, Jeder wähnt, es sei leicht Rafael zu verstehen, und deshalb wird auch der, welcher weiß, daß dem nicht so ist, doch nicht mit solchem Heldeneifer darangehen: es fehlen die dankbaren Zuschauer zu seinem Schauspiel!

[«]

7[174]

Eure Seele ist nicht stark genug, so viele Kleinheiten der Erkenntniß, so viel Geringes und Niedriges mit in die Höhe hinaufzutragen! So müßt ihr euch über die Dinge belügen, damit ihr eures Kraft- und Größengefühls nicht verlustig geht! Anders Pascal und ich. — Ich brauche mich der kleinen erbärmlichen Details nicht zu entäußern — ich will ja keinen Gott aus mir machen.

[«]

7[175]

Jüdisch — eine Religion des Schreckens, der Verachtung und gelegentlich der Gnade (wie alte Patriarchen)

Griechisch — eine Religion der Freude an der Kraft, an der eigenen Vollkommenheit, gelegentlich eine Religion des Neides gegen die Allzuhochhinauswollenden (Agamemnon Achill)

[«]

7[176]

„Irrsinnig“ eine so ungewisse Grenze, wie gut und schön! und „lächerlich“ und „schamhaft“

[«]

7[177]

Die Ehrlichkeit der großen Männer des Glaubens an sich beweist sich nur durch die furchtbaren Trübsale ihres Zweifels an sich: wo dies nicht sichtbar ist, sind es Verrückte oder Schauspieler.

[«]

7[178]

Vertrauen wir den Trieben, sie werden schon wieder Ideale schaffen! wie es die Liebe immerfort thut. Und dann: von Zeit zu Zeit durch Stolz einen Trieb unterdrücken — sofort bekommen alle anderen eine neue Färbung. Das Spiel kann lange fortgesetzt werden, wie Sonnenschein und Nacht.

[«]

7[179]

Die Wissenschaft kann durchaus nur zeigen, nicht befehlen (aber wenn der allgemeine Befehl gegeben ist, in welche Richtung? dann kann sie die Mittel angeben) den allgemeinen Befehl der Richtung kann sie nicht geben! Es ist Photographie. Aber es bedarf der schaffenden Künstler: das sind die Triebe!

[«]

7[180]

Ich gebe meinem Hange zur Einsamkeit nach, ich kann nicht anders: „ob<gleich> ich es nicht nöthig hätte“ — wie die Leute sagen. Aber ich habe es nöthig. Ich verbanne mich selber.

[«]

7[181]

Jener plötzliche Haß gegen das, was ich liebte. Jene Schüchternheit und jenes „was liegt an mir“!

[«]

7[182]

Ich habe Mozart für heiter gehalten — wie tief muß ich melancholisch sein! Daher meine **Begierde**!! nach Helle Reinlichkeit Heiterkeit Schmuckheit

Nüchternheit, meine Hoffnung, daß alles dies mir die Wissenschaft geben werde! sie!

[«]

7[183]

Jetzt machen Franzosen und Italiäner den Deutschen das Gewaltthätige und die bewußte Häßlichkeit in der Musik nach — es sind diese die nöthigen Gegenfarben, um die sublimirtesten himmlischen Reigen und Eröffnungen paradiesischer Zauber in Tönen errathen zu lassen: da muß die physische Marter des Ohrs vorher nicht gering gewesen sein und — für den Himmel hat man erst den rechten Geschmack nach dem Fegefeuer. Das wußten die Älteren nicht! Sie verlangten, daß einer, der Musik hören wolle, verliebt oder noch besser passionirt sei! Jetzt gilt als der beste vorbereitende Zustand: die Verzweiflung, der Weltüberdruß. Gefühllos geworden durch das eigene Elend und für alles Elend, lassen wir die Marter über uns ergehen — und sind unsäglich dankbar, nachher uns gerührt und erschüttert zu finden! Mitleiden mit uns und allen Leidenden ist das Glück, welches diese Musik verspricht.

[«]

7[184]

Der Selbstbetrug Pascals: er geht schon von christlichen Prädispositionen aus. Die „bösen Lüste“! Die Bedeutung des Todes! Denken wir doch so an den Tod, wie an den Tod bei Thieren — so ist die Sache nicht so furchtbar. Zum Tode verurtheilt — das ist nichts so Schlimmes an sich: nur beim Verbrecher macht es uns so schreckliche Empfindungen, wegen der Schande. Pascal war nicht vorsichtig genug, er wollte beweisen! — die Verführungskunst des Christenthums.

[«]

7[185]

Das Christenthum hat die Übel der menschlichen Lage übertrieben d.h. sie erst geschaffen. Pascal thut noch das Äußerste.

[«]

7[186]

Der Stolze und Unabhängige fühlt sich tief erbittert beim Mitleiden „lieber gehaßt als bemitleidet“.

[«]

7[187]

Man denke ja nicht, daß etwa Gesundheit ein festes Ziel sei: was hat das Christenthum die Krankheit vorgezogen und mit guten Gründen! Gesund ist fast ein Begriff wie „schön“ „gut“ — höchst wandelbar! Denn das Sich-wohl-fühlen tritt in Folge langer Gewohnheit bei entgegengesetzten Zuständen des Leibes ein!

[«]

7[188]

Alcohol: die Deutschen, die jetzt auf unverschämte Weise geldgierig geworden sind, Politik lieber als Arbeit wollen, und Sklaven des nationalen Dünkels <sind> — drei Quellen der Verdummung

[«]

7[189]

Ich habe keine Personen kennengelernt, welche eine solche Ehrfurcht einflößen, wie die griechischen Philosophen.

[«]

7[190]

Pascal's Passion will sich als nothwendig für Jedermann, als das einzig Nöthige beweisen.

[«]

7[191]

Ich habe die Verachtung Pascals und den Fluch Schopenhauer's auf mir! Und kann man anhänglicher gegen sie gesinnt sein als ich! Freilich mit jener Anhänglichkeit eines Freundes, welcher aufrichtig bleibt, um Freund zu bleiben und nicht Liebhaber und Narr zu werden!

[«]

7[192]

Das sind Aphorismen! Sind es Aphorismen? — mögen die welche mir daraus einen Vorwurf machen, ein wenig nachdenken und dann sich vor sich selber entschuldigen — ich brauche kein Wort für mich

[«]

7[193]

Freude bei schönen Gärten und Häusern, daß es Leute giebt, welche für diese Art Liebe Dauer haben und daß ich diese Gärten und Häuser nicht habe — doppelte Freude!

[«]

7[194]

Das Schöne — darunter verstehen die Amerikaner jetzt das Ruhig-Rührende. Es ist dem geschäftlichen Ernste und der praktischen Erwägung der Folgen, der

Trockenheit und der Leidenschaft des Jagens Gewinnens und Sich-Besinnens entgegen

[«]

7[195]

Die Deutschen meinen, daß die Kraft sich in Härte und Grausamkeit offenbaren müsse, sie unterwerfen sich dann gerne und mit Bewunderung: sie sind ihre mitleidige Schwäche, ihre Empfindlichkeit für alle Nichtse auf einmal los und genießen andächtig den Schrecken. Daß es Kraft giebt in der Milde und Stille, das glauben sie nicht leicht. Sie vermissen an Goethe Kraft und meinen, Beethoven habe mehr: und darin irren sie!!

[«]

7[196]

Die Anhänger Wagner's wollen an ihre Befähigung der Exaltation und Expansion glauben machen — in einem nüchternen Zeitalter kein geringer Ehrgeiz! Aber es ist kein nüchternes: so müssen sie execediren!

[«]

7[197]

Der Trieb der Erkenntniß ist noch jung und roh und folglich gegen die älteren und reicher entwickelten Triebe gehalten, häßlich und beleidigend: alle sind es einmal gewesen! Aber ich will ihn als Passion behandeln und als etwas, womit die einzelne Seele bei Seite gehen kann, um hülfreich und versöhnlich auf der Welt zurückzubleiben: einstweilen thut Weltentsagung wieder noth, aber keine asketische!

[«]

7[198]

Zeitalter Louis XIV: der Zauber einer Unterwürfigkeit unter eine künstliche Form empfunden von starken Seelen, wie sie damals waren (sie waren voller Haß und Neid untereinander und durften es nicht zeigen. Sie hatten eine Lust der Rache bei diesem Zwang des Dichters und seiner Helden, ihre Gefühle schwer ausdrücken zu dürfen. Das „Natürliche“ hätte sie empört: was gelte sonst ihre Unnatur! Nur nicht peuple!): das ist schwer jetzt zu genießen! Anders bei den Griechen! welche sehr anhänglich an die Sitte waren und höchst vorsichtig gegen die Neuerung (dafür auch den feinsten Gaumen für jeden kleinen neuernden Zug hatten!)

[«]

7[199]

Was nennen die Anhänger Wagner’s einen „musikalischen Menschen“? Und was Andere und ehemals! Fast Gegensätze! Also Vorsicht!

[«]

7[200]

Was ich an mir vermisse: jenes tiefe Interesse für mich selber. Ich stelle mich zu gerne außer mir heraus und gebe allem zu leicht Recht, was mich umgiebt. Ich werde schnell müde, beim Versuch, mich pathetisch zu nehmen. Ich habe nie tief über mich nachgedacht.

[«]

7[201]

Die Deutschen haben das Wort „Leidenschaft“ kaum hundert Jahre — sie haben es dem Griechischen nachgemacht, ein Übersetzer hat es gefunden. —

[«]

7[202]

Tiefes Gelb der Gebäude und das schwarze Grün der Cypressen darüber — ein Kloster, und invalide Soldaten darin.

[«]

7[203]

Wir suchen die Situationen, welche unsere Kraft auf das Höchste anspannen: aber dies sind oft entgegengesetzte: dieser sucht Einsamkeit und bemüht sich aus dem Munde der Menschen zu entschlüpfen. Und jener präsentirt sich einer Nation und fühlt sich am meisten durch die Vorstellung getrieben, daß diese in ihm sich selber verehren wolle — er kann es nicht hoch genug treiben. Ein dritter will seiner Geliebten gefallen, und da er sie für etwas Unvergleichliches hält, thut er sich nie genug. — Andere suchen die Situationen, welche ihnen erlauben träge zu sein.

[«]

7[204]

Ich hasse jene unfeinen Menschen, welche kaum daß wir uns ihnen genähert haben, mit ihrer tölpelhaften Herrschsucht auf uns ihre Hand legen, wie als ob wir Geräthschaften und Werkzeug für sie seien. Schon der Anspruch, daß sie nunmehr meinen, uns zu kennen und ein Urtheil fällen zu dürfen, ist eine Unverschämtheit des schlechtesten Geschmacks. Es ist die Art der geistigen Parvenus; die adelige Natur ist nicht in ihrem Grunde.

sie haben keinen Begriff von der Herablassung, welche nöthig ist, um ihnen von uns aus Ehre und Auszeichnung zu erweisen, mögen sie nun sein, wer sie wollen

[«]

7[205]

Zum Plan.

Ein Bild des Griechenthums als der Zeit, die die meisten Individualitäten hervorgebracht hat. Die fortlebende Renaissance!

Polemik gegen mittelalterlich, höfisch, liberal-parlamentarisch, socialistisch. Ich sehe die socialistischen Körper sich bilden, unvermeidlich! Sorgen wir, daß auch die Köpfe für diese Körper anfangen zu keimen! jene Organisationen bilden den zukünftigen Sklavenstand, mit allen ihren Führern — aber darüber erhebt sich eine Aristokratie vielleicht von Einsiedlern! Es ist die **Zeit des Gelehrten** vorbei, der wie alle Anderen lebt und glaubt (als Werkzeug der Kirchen, der Höfe, der kaufmännischen Parteien usw.)! Der große Heroism thut wieder noth!

Die einzige erobernde Macht großen Stils ist Rußland (ohne dies Erobernwollen sind die Staaten kastrirt! Es gehört dazu, überschüssige Kraft nach außen zu wenden!) Folglich wird es Europa nöthigen sich zu einigen. Aber der Socialism ergreift den endlichen Ekel dieses Kriegszustands ohne Ende und überbrückt die Völker- und Dynastienhader! Wir gehen wilderen Zeiten entgegen! Das ist ein Vorzug, denn diese übernervöse Gegenwart ist nichts mehr werth, eine Reinigung vom Hyperchristlich-Moralischen thut noth, ein Zu-Grunde-gehen und Ohnmächtig-werden der Eleganten Unkräftigen Verzärtelten, usw.!

[«]

7[206]

Vom Willen zur Macht wird kaum mehr gewagt zu sprechen: anders zu Athen!

[«]

7[207]

Was trieb die Alten, Stoiker zu werden (da keine Höllenstrafen, keine Verachtung des Menschen, keine göttliche Heiligkeit ihnen die Entsagung nothwendig machte)? Die furchtbare Möglichkeit großer plötzlicher Leiden, und die furchtbare Kraft ihrer Leidenschaften — sie litten an sich und an der Welt der Unsicherheit (Sklave und Cäsar!) Dann der Ehrgeiz, in der Tugend die Ersten zu sein — Neid. Es war ein Mittel, bis an die Höfe hinauf beachtet und angerufen zu werden als Tröster.

[«]

7[208]

Pascal verspricht, im geheimen Blatt, Gott „sogar seine Rache zu opfern“.

[«]

7[209]

Unwissende Menschen, die nichts anderes gesehen haben, machen aus ihren Gewohnheiten für ihre Umgebung einen Zwang, ein Gesetz — so wachsen die Jungen auf in Verehrung dagegen — das ist das Neue: so wird die Sitte „sittlich“.

[«]

7[210]

Jede Leidenschaft (im historischen Verlaufe) so hoch pflegen, bis sie ihre individuelle Blüthe zeigt. NB.

[«]

7[211]

Wir haben es in der Hand, unser Temperament wie einen Garten auszubilden. Erlebnisse hineinpflanzen, andere wegstreichen: eine schöne stille Allée der Freundschaft gründen, verschwiegener Ausblicke auf den Ruhm sich bewußt sein, — Zugänge zu allen diesen guten Winkeln seines Gartens bereit halten, daß er uns nicht fehle, wenn wir ihn nöthig haben!

[«]

7[212]

Die intellektuelle Großmuth besteht darin, den Durst nach absoluter Gültigkeit und nach ewigen Dingen zu brechen durch die Einsicht in die Relativität und Liebe zum Kurzlebenden und Wechselnden (statt Verachtung dafür). Ein Stück Grausamkeit.

[«]

7[213]

Es ist Mythologie zu glauben, daß wir unser eigentliches Selbst finden werden, nachdem wir dies und jenes gelassen oder vergessen haben. So dröseln wir uns auf bis ins Unendliche zurück: sondern uns selber machen, aus allen Elementen eine Form gestalten — ist die Aufgabe! Immer die eines Bildhauers! Eines produktiven Menschen! Nicht durch Erkenntniß, sondern durch Übung und ein Vorbild werden wir selber! Die Erkenntniß hat bestenfalls den Werth eines Mittels!

[«]

7[214]

Apollo und die Moral der Mäßigkeit gehören zusammen: wer Wagner's ideale Schönheit fände, würde sie gedunsen riesenhaft und nervös machen müssen.

[«]

7[215]

Die sittliche Delikatesse und der hohe Geschmack in den Erzählungen von Jesus wird vielleicht von uns nicht abzuschätzen sein, weil wir damit geimpft worden sind, daß hier der höchste Geschmack des Guten sei. Was würde Aristoteles empfinden! Und Buddha!

[«]

7[216]

Die Deutschen geben sich den Eindrücken ohne Kampf hin, aus Schwäche — deshalb hat gerade bei ihnen eine Religion des Mitleids so wenig Werth, weil sie der allgemeinen Schwäche schmeichelt, statt ihr zu widerstreben. Kant war es, der mit seinem kategorischen Imperativ dem Deutschen nützlich war. Jene Schwäche hat jetzt in der Musik ihren frappantesten Ausdruck bekommen — das unendlich Herumschweifen der Seele nach Emotionen, die äußerste Nervosität als Folge. Wir leiden daran, hinterdrein. Und was für Würzen braucht eine so empfindliche Rasse! die gröbsten! es ist die Rasse der Trunkenbolde! Vielleicht hat dies Trinken sie so schwach und sentimental gemacht. — Lob des Soldatenthums, entgegengesetzt dem Künstlerthum und seiner Schmeichelgier.

[«]

7[217]

Den M<enschen> auf Ein ewiges Ideal beschränken — Stoiker Christenthum Kant Comte — dies ist der noch nicht erstorbene Classicismus. Absolute Moral!

[«]

7[218]

eine angenehme Handlung thue ich nicht, weil ihr Zweck, ihr Ende eine angenehme Empfindung mit sich bringt: sie ist nicht Mittel zu diesem Ende. Sondern das Angenehme ist so in sie gedrungen, daß sie sofort, nicht erst am Ende, angenehm ist. Mit den Zwecken machen wir Menschen uns vernünftiger als wir sind! „Warum schmeckt uns diese Speise? Quem in finem?“ Keine Antwort! — Überall wo unsere Triebe reden, ist der „Zweck“ eine Großthuerei!

[«]

7[219]

Habt ihr es nicht erlebt? man thut sein Äußerstes an Selbstüberwindung und kommt wie ein halber Leichnam aber siegesfroh aus seinem Grabe — und die guten Freunde meinen, wir seien recht lustiger und absonderlicher Laune, merken nichts, aber meinen ein Recht zu haben, mit uns ihren Scherz zu treiben? Ich glaube, die Jünger in Gethsemane schliefen nicht, aber sie lagen im Grase und spielten Karten und lachten

[«]

7[220]

Warum haben wir gerade bei der schwersten und schmerzhaftesten Art von Wissen und Kunstform unsere Freude? Warum schämen wir uns bei jeder flachen und leichteren? Es ist Stolz, besiegte Schwierigkeiten, der Wille, vor uns selber zum Helden zu werden!

[«]

7[221]

Es giebt einen christlichen Zug im alten Testament — man begreift die Entstehung des Gottes der Liebe!

[«]

7[222]

Socrates' Skepsis in Betreff alles Wissens um die Moral ist immer noch das große Ereigniß — man hat es sich aus dem Sinne geschlagen.

[«]

7[223]

Was ist denn nun der wirkliche Unterschied des Guten und Schlechten in Bezug auf ihre gemeinsamen Triebe? Der Schlechte fühlt sein Urtheil über gut und böse als dasselbe wie das seiner Umgebung und thut das Böse, indem er Scham vor dem Urtheil Anderer und vor sich selber hat. — Widerspruch im Wissen und Thun. Oder er stellt sich gut, um diese Vortheile zu haben und im Geheimen die Vortheile des Bösen. — Dies ist alles nichts! was macht sein Nervensystem anders, daß er diesen Widerspruch erträgt oder aufsucht?

[«]

7[224]

Die Liebe zur Brut nichts Einfaches! wie man glaubt! sondern Produkt, Besitz, Unterhaltung, etwas Ungefährliches, etwas Unterwürfiges, worüber man herrscht, etwas Warmes — viele Gründe zur Annehmlichkeit!

[«]

7[225]

Unsere Sicherstellung des Nächsten durch sociale Maßregeln beweist nicht mehr Mitleiden, aber mehr Vorsicht und Kälte.

[«]

7[226]

Der Anblick der Welt wird erst erträglich, wenn wir sie durch den sanften Rauch des Feuers angenehmer Leidenschaften hindurch sehen, bald verborgen als einen Gegenstand des Errathens, bald verkleinert und verkürzt bald undeutlich, aber immer veredelt. Ohne unsere Leidenschaften ist die Welt Zahl und Linie und Gesetz und Unsinn in alledem das widerlichste und anmaaßlichste Paradoxum.

[«]

7[227]

„Wir kommen nie zum Kern der Dinge“: ich sage, wir kommen nie zum letzten Zipfel unserer Leidenschaften und sehen höchstens vermittelst der Einen über die andere hinaus.

[«]

7[228]

Für Racine war den Leidenschaften edel nachhängen schon eine Ausschweifung, man muß ihn mit Port Royal im Hintergrunde lesen.

[«]

7[229]

Mir thut das amerikanische Lachen wohl, diese Art von derben Seeleuten wie Marc Twain. Ich habe über nichts Deutsches mehr lachen können.

[«]

7[230]

„Classicism der Moral“ herrscht noch. Seinem Gefühl hier folgen: das thaten auch die Anhänger der 3 Einheiten.

[«]

7[231]

Die moralischen Phänomene machen die Geschichte der Krankheiten durch: erst etwas von außen her, Wirkungen übernatürlicher Mächte. Dann ganz menschlich, aber etwas *für sich*, das „Moralische“. Endlich erkennt man, daß es ebenso ungenau bezeichnete Vorgänge sind, wie die Krankheiten (über welche Jeder seine Meinung hat, und der *Verständigste* sich dadurch auszeichnet zu schweigen) — *daß die Zeit der großen Skepsis da ist!* Es giebt nichts „Moralisches an sich“: es sind Meinungen *von Trieben erzeugt* und *diese Triebe wieder beeinflussend.*

[«]

7[232]

„aufgezogen in angeblich philosophischen Systemen, welche nur eine dunkle und schlecht geschriebene Poesie sind, aber in moralischer Hinsicht von der höchsten und heiligsten Sublimität. Sie haben vom Mittelalter nicht den Republikanismus, das Mißtrauen und den Dolchstoß geerbt, sondern einen starken Hang zum Enthusiasm und zum guten Glauben. Dafür bedürfen sie alle 10 Jahre einen neuen großen Mann, der alle anderen auslöschen muß.“

[«]

7[233]

Der Hauptfehler Pascals: er meint zu beweisen daß das Christenthum wahr ist, weil es nöthig ist — das setzt voraus, daß eine gute und wahre Vorsehung existirt, welche alles Nöthige auch wahr schafft: es könnte aber nöthige Irrthümer geben! Und endlich! Die Nöthigkeit könnte nur so erscheinen, weil man sich an den Irrthum schon so gewöhnt hat, daß er wie eine 2te Natur gebieterisch geworden ist.

[«]

7[234]

Der Zustand Pascal’s ist eine Passion, und hat ganz die Anzeichen und Folgen von Glück Elend und tiefstem dauerndem Ernste. Deshalb ist es eigentlich zum Lachen, ihn so gegen die Passionen stolz zu sehen — es ist eine Art von Liebe, welche alle anderen verachtet und den Menschen bemitleidet, ihrer zu entbehren.

[«]

7[235]

Was sind mir Freunde, welche nicht wissen, wo unser Schweres und wo unser Leichtes liegt! Es giebt Stunden, in denen wir unsere Freundschaften wiegen.

[«]

7[236]

Man wird älter, und ist nur schwer noch von einer Gegend, und führe sie die berühmtesten Namen, zu überzeugen. Ich habe fehlerhafte Linien bei Sorrent gesehen. Die bleichsüchtige Schönheit des lago maggiore im Spätherbst, welche alle Linien vergeistigt und die Gegend halb zur Vision macht, entzückt mich nicht, aber redet traulich-traurig zu mir — ich kenne dergleichen nicht nur aus der Natur.

[«]

7[237]

Ich muß zu den Dingen reden, ich bin zu lange allein und ohne Zwiegespräch gewesen; ich will ihnen schmeicheln und ihnen Gutes nachsagen.

[«]

7[238]

Charakterzüge der Deutschen 1) sie exaltiren sich durch die Meditation, statt sich zu beruhigen 2) sie sterben vor Begierde, einen Charakter zu haben. Stendhal

[«]

7[239]

Die Hoffnung hatte für die Alten ein anderes Aussehen als für uns — Hesiod. Ebenso der Neid. Bei andern Völkern hat die Lüge ein Ansehen (z.B. noch bei Napoleon) Die Fähigkeit zu trinken ist unter Deutschen oft ehrenvoll.

[«]

7[240]

Für Aeschylus war das Weib in der Leidenschaft etwas Abscheuliches und Schauerliches, wie die Thiere des Meeres — etwas Unzeigbares.

[«]

7[241]

Die Urtheile über Mozart verschieben sich, nach der Entwicklung der Musik, d.h. sie treffen seinen Charakter und sein Temperament — dieses scheint sich zu wandeln in Folge der neuen Beleuchtung und der Gegensätze, die er immer wieder erhält. Ein Wink für Künstler und Denker aller Art! Am urtheilfähigsten sind einzelne Zeitgenossen, die alles miterkämpft und <sich über alles> mitgefreut haben, was der große Schöpfer gegeben hat.

[«]

7[242]

Plato hat den Erkenntnißtrieb als idealisirten aphrodisischen Trieb geschildert: immer dem Schöneren nach! Das höchste Schöne offenbart sich dem Denker! Dies ist doch ein psychologisches Faktum: er muß beim Anblick und Denken seiner Allgemeinheiten einen sinnlichen Genuß gehabt haben, der ihn an den aphrodisischen erinnerte.

[«]

7[243]

Die Worte bleiben und machen uns zu Narren, so daß wir Verschiedenes gleich benennen und hinterher meinen, es sei dasselbe (z.B. ridiculum)

[«]

7[244]

Die Entstehung der Abgrenzung moralischer Handlungen von allen übrigen Handlungen. Wichtig! Essen Gehen ist nicht moralisch: Wo hört die Indifferenz auf?

[«]

7[245]

Die Verachtung und die Achtung hat die Dinge in den Augen der Menschen geformt, bald so, bald so. Die erste macht erbleichen verkümmern, folglich den Hang darnach absterben und die Phantasie auf diesem Gebiete müde oder giftig werden. Die Andere umgekehrt.

[«]

7[246]

Diese Naivetät aller Moralisten jetzt! sie glauben, die Empfindungen für Andere, die sympathischen seien an sich moralisch! sie merken nichts, daß es nur eine Stufe der Cultur ist, welche diese Empfindungen in der Schätzung voranstellt: andere haben andere, ja die entgegengesetzten vorangestellt! „An sich" moralisch! — Man lobt die Mitleidigen, man tadelt die Hartherzigen — jetzt! Schon die Worte werden mit diesem Beigeschmack empfunden. Und doch hätten die Stoiker den unbeugsamen unbeweglichen Menschen, auf den kein Anblick Eindruck macht, gelobt und den Mitleidigen getadelt! Und das war wohl auch eine Moral! die etwas Größeres geleistet hat als die unsere!

[«]

7[247]

In England meint man Wunder, wie freisinnig die höchste Nüchternheit in Sachen der Moral mache: Spencer, Stuart Mill. Aber schließlich thut man nichts als seine moralischen Empfindungen zu formuliren. Es erfordert etwas ganz anderes: wirklich anders einmal empfinden zu können und Besonnenheit hinterher zu haben, um dies zu analysiren! Also neue innere Erlebnisse, meine werthen Moralisten!

[«]

7[248]

Ich sage zu oft „ihr“? Aber die Dinge reden zu mir und ich antworte ihnen, sie haben mich verwöhnt.

[«]

7[249]

Der Mangel am Edelmüthigen in den Voraussetzungen des Christenthums 1) wozu mußte die Gerechtigkeit Gottes ein Opfer haben? Der Martertod Chr<isti> war nicht nöthig außer bei einem Gott der Rache (der sich überdieß den Stellvertreter gefallen läßt: ohne Generosität!) 2) wozu ist der Glaube an Chr<istus> nöthig, wenn es sein Wille ist, den Menschen zu helfen! 3) wozu der deus absconditus!

[«]

7[250]

der servile Idealismus Gellert’s, der schwärmerische Schillers, der leben- und thatenlüsterne des jungen Deutschlands, der malerisch-mystische Wagners, der Idealism der Unterwelts-Schatten: der meine!

[«]

7[251]

Die Sünde erfinden und dann den erlösenden Zustand ist die unvergleichlichste Leistung der Menschheit. Diese Tragödie macht die anderen sehr blaß!

[«]

7[252]

Euer Leben sei durch eine hohe Gartenmauer von der Landstraße getrennt: und wenn der Rosenduft aus euren Gärten hinüber weht, so mag jenen anderen das Herz einmal sehnsüchtig werden.

[«]

7[253]

Seid ihr nie erröthet, wie es euch durch den Kopf flog, jenes Ding, dem ihr euer Herz geschenkt habt, sei eures Herzens nicht würdig? und schämtet ihr euch nicht gleich hinterher über euer Erröthen und batet dem geliebten Dinge euren unverschämten Stolz ab?

[«]

7[254]

Pascal hat keine nützlichen Leben vor Augen, sondern lauter vergeudete, es ist alles egoistische Privatsache. Daß aus dieser Summe von Thätigkeiten sich eine neue Generation erzeugt, mit ihren Leidenschaften Gewohnheiten und Mitteln (oder Nicht-Mitteln) sie zu befriedigen — das sieht er nicht. Immer nur den Einzelnen, nicht das Werdende.

[«]

7[255]

Für viele Maler war schön der Ausdruck der Frömmigkeit. Und da eine gewisse Armut an Fleisch, eine peinliche Haltung an den Frommen zu sehen war, übertrug<en> diese die Empfindung des Schönen auch gerade auf diese Formen. Eine sehr lange und strenge Gewohnheit würde zuletzt sogar den Geschlechtssinn irre führen: der sehr fern davon ist, unbewußte Zweckmäßigkeiten zu Gunsten des zu Erzeugenden zu verfolgen.

[«]

7[256]

Zum Plan.

Wodurch ist das Bedürfniß nach einem festen Halt so groß geworden? Weil wir angelehrt worden sind, uns zu mißtrauen: d.h. weil wir keine Leidenschaft mehr haben dürfen, ohne schlechtes Gewissen! Durch diese Verlästerung unseres Wesens ist der Trieb nach Gewißheit außer uns so groß geworden: 1) religiöser Weg 2) wissenschaftlicher Weg 3) Hingebung an Geld Fürsten Parteien christliche Sekten usw.: welche wir fanatisch nehmen müssen, also falsch verstehen müssen, damit sie uns das Begehrte leisten. Die Juden hatten diese Verachtung von sich und vom Menschen überhaupt!

Ziel: 1) die noch so sehr sichergestellte Welt ist zuletzt einer individuellen Messung unterworfen: so lange wir forschen, können wir das Indiv<iduum> oft ausschließen: zu dem was wir zuletzt finden, giebt es immer eine subjektive Stellung! 2) wir müssen stolz genug von uns denken, um eine subjektive Stellung nur zu wirklichen Dingen einzunehmen, nicht zu Schemen! und lieber den Zweifel und die Meerfahrt ertragen als zu schnell Gewißheit wollen! 3) die Ehre der eigenen Seele wieder herstellen!

[«]

7[257]

Sobald ihr den christlichen Glauben oder eine Metaphysik zu Hülfe nehmt, dort wo eure Wissenschaft aufhört, so nehmt ihr euch die Kraft des Heroismus: und eure Wissenschaftlichkeit ist tief erniedrigt! Ihr höchster Accent steht nicht mehr euch zu! Ihr seid kalt und nicht mehr bewegt, ihr opfert nichts! Daher der abscheuliche Anblick des „Gelehrten“ — er war ohne Großartigkeit der letzten Absichten, er gieng nicht ans Ende, sondern knickte dort um und warf sich der Kirche oder dem Regimente oder der öffentlichen Meinung in die Hände, oder der Dichtkunst oder Musik. Er bedarf jener Entsagung —

[«]

7[258]

Man lernt zu sprechen, aber man verlernt zu schwätzen, wenn man ein Jahr lang schweigt.

[«]

7[259]

Bist du denn ruhmbegierig? Ich habe es nie geglaubt. Aber das fällt mir auf, daß ich es unerträglich finde, nicht mit dem beschäftigt und verwachsen zu sein, was mir das Wichtigste auf der Welt scheint. — Als ich dies von der Kunst nicht mehr glaubte, trat ich sehr abgekühlt bei Seite, mit einer Art von Haß — sie schien mir eine Betrügerin, die mich dem Wichtigsten entziehen wollte.

[«]

7[260]

Pascal glaubte, daß die kleine Périer durch die wirkliche Stimme Christi geheilt worden sei cette voix sainte et terrible, qui étonne la nature et qui console l'église.

[«]

7[261]

„der Demosthenes der passionirten Logik“

[«]

7[262]

Vergleich mit Pascal: haben wir nicht auch unsere Stärke in der Selbstbezwingung, wie er? Er zu Gunsten Gottes, wir zu Gunsten der Redlichkeit?

Freilich: ein Ideal, die Menschen der Welt und sich selber entreißen, macht die unerhörtesten Spannungen, ist ein fortgesetztes Sichwidersprechen im Tiefsten, ein seliges Ausruhen über sich, in der Verachtung alles dessen, was „ich“ heißt. Wir sind weniger erbittert und auch weniger gegen die Welt voller Rache, unsere Kraft auf einmal ist geringer, dafür brennen wir auch nicht gleich Kerzen zu schnell ab, sondern haben die Kraft der Dauer.

[«]

7[263]

Ihr Stolz war durch ihre Schüchternheit verbittert.

[«]

7[264]

Die große Frage, ob es in der M<ensch>h<eits>-C<ultur> eine Kreisbewegung giebt, kleine und große? Wir im ersten?

[«]

7[265]

Der Zauber der Dialektik für eine poetisch-ungestüme und springende Seele wie Plato’s. Der Zauber des Halbdunkels im Christenthum für Pascal’s helle logische Seele — das ist schwer nachzufühlen

[«]

7[266]

Die großen moralischen Naturen entstehen in Zeiten der Auflösung, als Selbstbeschränker. Zeichen des Stolzes, es sind die regierenden Naturen (Heraclit Plato usw.) in einer veränderten Welt, wo sie nur sich zu regieren haben. Ganz anders die Moralität der Unterwerfung.

[«]

7[267]

Das Vergnügen der Gesellschaft Molière’s, wenn einer sich enthüllt und nicht mehr täuscht, wenn der Charakter sich verräth — die Verachtung zugleich gegen den, der seine Rolle nicht festzuhalten versteht — das tiefe Verständniß alles Komödienspielens im Leben, ja der Glaube daß es die Aufgabe sei Komödiant zu sein und daß alles Lächerliche darin bestehe daß ein Komödiant sich verräth!

[«]

7[268]

Die Naivetät ist keine deutsche Eigenschaft. Aber eine altfranzösische!

[«]

7[269]

Aristoteles: „im Allgemeinen thun die Menschen das Böse, wenn sie es können.“

[«]

7[270]

In Inquisitionsländern wagt der Gewohnheitssünder nicht sich dem Abendmahle zu entziehen, aus Furcht denunzirt zu werden, excommunicirt, am Ende wie Jesus der Häresie verdächtigt und von der Justiz verfolgt zu werden — deshalb sind da die laxesten Casuisten entstanden.

War man zu streng, so wurde die Lauterkeit des Bekenntnisses beseitigt und das Bekenntniß selbst zu Null gemacht — das mächtige Mittel zur Erhaltung der Kirche. (Auch gegen sich sind die rigorösesten Menschen am verlogensten)

Der Ostracismus der Tugend (des Jansenismus)

[«]

7[271]

Zu sagen: „es ist Gott, der dies in mir thut,“ wie Pascal, ist nicht den Menschen zu nichte machen und Gott an seine Stelle setzen: sondern die Gnade die er anruft, ist die höchste Anstrengung der menschlichen Natur. Gott nennt er was er Exaltirtes und Reineres in sich fühlt.

[«]

7[272]

„Die Seele zurückziehen von der Welt, um sie sich selber sterben zu machen, um sie einzig und unveränderlich an Gott zu knüpfen — das ist nur einer allmächtigen Hand möglich.“ Pascal

[«]

7[273]

Der große Condé Richelieu Pascal
Bossuet nennt La Bruyère — — —

[«]

7[274]

Auch in den Siegen über uns selbst gehört ein gutes Theil dem Zufall an: deshalb sehen wir mit scharfer Kritik auf die siegreichen Tugendhaften und finden mitunter den Geist derselben in der moralischen Taktik nicht auf der Höhe ihres Glücks.

[«]

7[275]

Napoleon der Machtlüsterne giebt den Typus des Stoikers, nach innen gesehen: durchzuführen NB. die Theile seines Wesens, die er durch Verführung unterworfen, behandelt er hinterdrein kalt und gleichgültig despotisch.

[«]

7[276]

„Und alle diese Freiheit des Blicks ist zu nichts nütze?“ Wie? Ist ein Teleskop zu nichts nütze?

[«]

7[277]

Die großen Unthiere der Eitelkeit, welche die Kraft haben uns anzuziehen, doch nicht uns zu halten.

[«]

7[278]

Pascal gegen die Jesuiten: das ist Demosthenes gegen Philipp: da sieht man die Abirrung vom allgemeinen Interesse der Menschheit!

[«]

7[279]

Ich halte es nicht in Deutschland aus, der Geist der Kleinheit und der Knechtschaft durchdringt alles, bis in die kleinsten Stadt- und Dorfblätter herab und ebenso hinauf bis zum achtenswerthesten Künstler und Gelehrten — nebst einer gedankenarmen Unverschämtheit gegen alle selbständigen Menschen und Völker. Dazu ist man eilig und ängstlich für die Gegenwart, mißtrauisch für das Kommende und gegen einander so vorwurfsvoll, und schlägt sich mit einem pomphaften Scheingenuß die Sorgen scheinbar aus dem Kopfe.

[«]

7[280]

Es giebt wirklich Menschen welche eine Sache damit geehrt zu haben glauben, daß sie dieselbe deutsch nennen. Es ist der Gipfel der nationalen Verdummung und Frechheit.

[«]

7[281]

Unser Nachtheil nach dem Christenthum: nach jenem unerhörten Sich-ausspannen aller Muskeln und Kräfte unter dem höchsten Stolze sind wir alle verurtheilt, die Schwächeren Geschwächteren darzustellen: es sei denn, daß wir eine unerhörte Art von Männlichkeit gewönnen, welche diesen Zustand der menschlichen Erniedrigung noch stolzer als das Christenthum zu tragen wüßte. Kann hierzu uns nicht die Wissenschaft dienen? Wir müssen dem Phantasie-Effekt des Christenthums für die edelmüthigen Naturen etwas Überbietendes entgegenstellen — eine Entsagung und Strenge!

[«]

7[282]

Das Verlangen nach Ruhe nicht falsch zu deuten mit Pascal! und das nach Bewegung!

[«]

7[283]

Glückliches Zeitalter der Russen! Energie des Willens und Übergang zu den Künsten!

[«]

7[284]

Wenn ich den Anblick eines fremden Nothstandes oder Glücksstandes nicht mehr ertrage und handle, um dem abzuhelfen, sei es daß ich mich entferne, sei es daß ich das fremde Loos abändere (wenn schon der Gedanke daran mich quält): so ist ein gleichartiger Vorgang da. Daß mir fremdes Glück weh thut, während einem Anderen sein Anblick wohl thut: dies wäre ein Unterschied (ebenso der Anblick fremder Unabhängigkeit). Wehethun: ein Ausdruck, daß wir unsere Entwicklung gehemmt fühlen. Wir fühlen uns einer Kraft geraubt: ebenso andere Menschen beim Anblick des fremden Unglücks. Das Mitgefühl macht uns leidend, der Neid ebenso: beide sind uns nachtheilig. Freude an fremdem Unglück und fremdem Glück ist uns vortheilhaft, eine Quelle stärkerer Entwicklung (N<apoleon> wurde heiter, als er seinen Hof durch ein neues Ceremoniell genirt fand) Der Leidende Andere wird erbittert über unsere Freude an seinem Leide und verunglimpft einen solchen: er als die Quelle des Urtheils, des tadelnden und lobenden, er verlangt Gleichgefühl, aber er selber **übt es nicht**, sonst würde er den Sich-freuenden an seinem Leide nicht tadeln, sondern sich mit ihm freuen (wie die, welche mit über sich lachen) d.h. er gesteht durch seine Praxis zu, daß der Andere ein Recht hat, zu sein, wie er ist, so wie er ein Recht habe, sich über ihn zu ärgern. Es ist unangenehm für die Anderen, „aber an sich nicht verwerflich“! wie alles Bittere und Schmerzhafte in der Natur.

Der welcher sich im Glück fühlt und sieht, daß der Andere darüber leidet (als Neidischer) verlangt nicht, daß dies sich ändre; er genießt es, aber er genießt es auch, wenn der Andere sich mitfreut, d.h. sein Glück macht ihn bereitwillig, sich das Verhalten des Anderen zu einer Vermehrung seines Glücks auszulegen. Sein Unglück, im Verhalten des Anderen eine Erleichterung zu suchen: indem man es ihm mitzutragen giebt oder indem man sich durch Tadel über ihn erhebt. Der Haß gegen den Nicht-Mitleidigen ist wesentlich Rache: also die Forderung des Mitleidens ebenfalls, es ist der nothwendig hervorgerufene Gefühls-Gegensatz zu jenem Haß.

[«]

7[285]

Zur Ableitung des Mitleids.

Sobald das Mitleiden gefordert und gelobt wird, so bekommt es einen moralischen Charakter als gut. Man giebt sich ihm hin, man scheut nicht seine Kundgebung — unter anderen Verhältnissen gilt es als Schwäche. Die Philosophen sehen im Mitleiden wie in jedem Sich-verlieren an einen schädigenden Affekt eine Schwäche. Es vermehrt das Leid in der Welt: mag <es> indirekt das Leiden vermindern, diese Folge darf es **nicht** im Wesen rechtfertigen! Gesetzt, es **herrschte**: so gienge sofort die Menschheit zu Grunde.

Dagegen vermehrt die Mitfreude die Kraft der Welt. Die Freude an dem Individuum, welches selber, was ihm auch geschehe, die Freude an sich oben erhält, ist ein sehr hoher Gedanke! Man muß helfen, um sich wieder mitfreuen zu können — aber seine Seele so lang im Zaume haben und kalt stellen, daß sie nicht vom Jammer angesteckt werde: wie der rechte Arzt.

Es giebt ein auszeichnendes Mitleiden, welches außerordentlich entlegene Arten des Leidens erfaßt: es ist zu ehren als Zeichen eines hohen Intellektes, nicht an sich!

Daß wir dem gut sind, der uns Mitleiden bezeugt, ist eine Erbärmlichkeit: wir sollten sagen: seid tapfer, daß mein Leid euch nicht eure freudige Art nimmt: wir sollten wünschen, den Ausblick auf das freudige Element um uns nicht zu verlieren! Aber wir sind Tyrannen!

[«]

7[286]

Die Freude unserer Feinde an unserem Unglück mitgenießen ist möglich.

[«]

7[287]

Vielen Erkenntnissen wissen die Menschen nichts Kräftigendes abzugewinnen, es sind verbotene Speisen z.B. mein Buch.

[«]

7[288]

Es ist eine Feinheit, seine Beispiele der Geschichte und der Wissenschaften gemäß der allgemeinen Unkenntniß und Mangelhaftigkeit an Wissen zu wählen — sonst beweist man nichts und erweckt Haß, weil man beschämt. Man muß niedersteigen zu den Armen an Geiste, nicht in den Gedanken und Zielen, aber im Material. Mit lauter ungeheuer bekannten Dingen argumentiren: es ist überdies Stolz, denn die großen Wahrheiten sollen nicht mit Thatsachen aus dem Winkel und der gelehrten Grübelei bewiesen werden.

[«]

7[289]

Ich höre euren Sirenengesang, ihr Weisen! Ach, nichts bewegt mich so! Aber ich sage euch: ihr selber habt ihn euch vorgesungen, ihr wart wie ich! Ihr waret die Narren dieser schönen Paradiese „Gerechtigkeit, Mäßigung“: in Wahrheit sind es Utopien.

[«]

7[290]

Um in der Kunst ein Mittel der Macht zu sehen: wie muß man da die Dinge verdrehen oder den Umsturz des Bestehenden erstreben! Wie viel Enttäuschung!

[«]

7[291]

wie im Drama sein inneres Leiden sehen ist ein höherer Grad als nur leiden.

[«]

7[292]

Compensation des Dichters, seine Leiden und die Lust des Ausdrucks derselben

[«]

7[293]

Das Zusammenbrechen der Berechnungen eines Greises ist mitleidwürdiger als

—

den Vorwand seines Lebens und Wirkens verlieren, z.B. seine Kinder

[«]

7[294]

1) O über das Sündengefühl! Wie hat es das Leid vermehrt! 2) wie hat es von der natürl<ichen> Folge der Schuld den Blick abgewandt, also die Vernunft in der Anwendung auf das Leben stillgestellt! 3) wie hat es egoistisch gemacht und die Folgen für Andre (auch durch Vererbung) sich aus dem Sinne schlagen heißen!

[«]

7[295]

Ihr glaubt nicht mehr Leidenschaft für etwas empfinden zu können, weil es nur kurz lebt oder weil es relativ werthvoll ist! Denkt doch an die Liebe zu einem Weibe! Zu Geld! Zu Ehrenstellen! Wenn es auch keinen ewigen Geschmack, keine ewige Schönheit und Tugend giebt, so kann das kurze Gebilde erst recht Entzücken erregen, um es <zu> umarmen, es so gut es geht, dem Strom zu entreißen! Es mischt sich von nun an die Zärtlichkeit für das Hinfällige hinein!! NB.

[«]

7[296]

Wir werden leicht trocken, weil wir nur für die Feinheiten der seelischen Bewegungen ein Auge haben. Der große train!

[«]

7[297]

Warum für Dinge Gesetze diktiren wollen, die wir nur aus zweiter Hand kennen! „Wollt ihr denn durchaus universal sein? Überlaßt doch diese bizarre Prätension den armen Teufeln, welche nicht selber etwas Eigenes sind.“ Stendhal

[«]

7[298]

Wenn die Menschen über die Heftigkeit ihrer unverkleideten Triebe erröthen, da ändert sich die Kunst. Die Kundgebung tiefer Gefühle gilt als plump und roh. Zuerst ceremoniöse Manieren. Dann heitere Manieren, noch freier von jedem Gefühl (Louis XV): aller Enthusiasme und alle Energie verschwinden!

[«]

7[299]

Den Menschen des Mittelalters unsere Sensibilität und Sympathie leihen.

[«]

7[300]

Das Gefühl der Macht, das Jemanden aus dem Staube erhebt, Findelkinder zu Erben macht usw. ist ganz gleichwerthig mit der Grausamkeit „ich kann thun, was ich will“ namentlich in Hinsicht auf den welchen es ärgert.

[«]

7[301]

Die D<eutschen> haben die Bewunderung für das Fremdartige — aus Langeweile; die Franzosen die Eitelkeit — aus Langeweile — die Italiäner Liebe Haß usw. — aus Langeweile.

Der Franzose höhnt das Fremdartige, Gegenstand des Lächerlichen.

[«]

7[302]

Die Leidenschaft der Erkenntniß kann ein tragisches Ende nehmen: fürchtet ihr Euch? Wie bei jeder Leidenschaft! — Gewöhnlich aber habt ihr Gelehrten gar keine Leidenschaft, sondern eine Gewohnheit gegen eure Langeweile! — Die Stellung der verschiedenen Völker dazu! —

[«]

7[303]

Die Wissenschaft kann weder beweisen, daß alle M<enschen> gleich sind, noch daß ein Verfahren nach diesem Grundsatz auf die Dauer nützlich ist.

[«]

7[304]

„Wissenschaft!“ Was ist sie! Alle Kräfte in ihre Dienste! Die Erfahrung der Menschheit aus ihren Trieben, und ein Trieb, von den Trieben zu wissen.

[«]

7[305]

Die Sitten spiegeln die Ereignisse von 100 Jahren wieder — nicht die der Gegenwart.

[«]

7[306]

Die (nord)deutsche Cultur stammt nicht von einem Adel wie die französische, sondern von Lehrern (Professoren Organisten usw.) und Predigern. Ganz andere Unterwerfung, immer mit dem Hintergedanken, daß es etwas Höheres giebt als Fürsten (Luther). Bewunderung für das Fremdartige eines Fürsten, einer Staatsleitung, des Heeres: naiv. Man läßt sich drücken, aber nimmt Rache in Gedanken über die Dinge. — Wie unfruchtbar ist der Adel! das **deutsche** Rasse-Element

[«]

7[307]

Das schnelle Tempo in der Musik und im Leben schleift viele Charaktere und Handlungen aus: wenn sie nicht unerträglich werden sollen: nämlich der Wechsel der Affekte — das schnelle Tempo ist die Sache der dauernden Stimmungen, des ἦθος.

[«]

7[308]

Der deutsche Adel: selbst im Luxus, im Pomp, Gartenkunst Baukunst Manieren unproduktiv

[«]

7[309]

Und wenn wir uns auch für die schwierigsten Fälle der moralischen Rechnung und Vorrechnung nicht trauten, so meinten wir doch alle das moralische Einmaleins zu kennen und hielten uns hierin für sicher

[«]

7[310]

Meine Gedanken sind meine Ereignisse geworden: das Andere ist die Krankheits-Geschichte jeden Tags.

[«]

7[311]

Ein Sturm: ich empfinde ihn gegen 4 Stunden vorher, bei dem heitersten Himmel. Ist er da, so verbessert sich mein Zustand.

[«]

7[312]

Das augenblickliche politische Übergewicht Deutschland’s ist nicht aufrecht zu erhalten: es verdankt es der Willenskraft eines Einzelnen, der außerdem von dem schwachen Charakter aller Deutschen so überzeugt war daß er weder Parteien noch Fürsten fürchtete. Sie mögen die beste Organisation und den trefflichsten Gehorsam haben — aber die Befehlenden werden in diesem Lande so selten geboren, und noch seltener, die welche befehlen und Geist haben. — Deshalb ist die Überlegenheit eine große Gefahr — sie erzieht in der Anmaaßung und in den Ansprüchen. — Mit Parteien kann man machen, was man will, wenn man nämlich will: aber velle non discitur. Und wahrhaftig, es gehört nicht einmal der Wille eines Richelieu dazu, sondern der eines Bismarck, das will sagen, ein viel launischeres und leidenschaftlicheres Ding.

[«]

7[313]

Der friedliebende Deutsche, man kann auf seine Unterwerfung vor dem Regimente und der Religion rechnen — weil er die wirkliche Unruhe und Gefahr haßt: um so mehr bedarf er leichter gefährlich scheinender Schwärmereien, um sich als Held vorzukommen. Er wechselt damit sehr oft, weil er nicht die That will!

[«]

[8 = N V 5. Winter 1880–81]

8[1]

Religion der Tapferkeit

1. Die Leidenschaft der Redlichkeit.
2. Die grösste Frage.
3. Tapferkeit und nichts mehr.

[«]

8[2]

1) das verschiedene Wachsthum der Triebe unter dem Klima der verschiedenen moralischen Grundurtheile
2) Gründe der Verschiedenheit des moralischen Urtheils
3) Irrthümlichkeit und Wahn aller moralischen Urtheile
4) Kann die Wissenschaft Ziele geben? Nein
5) Die individuelle Moral: unsere Triebe nach unserem Ideal formirt und mit Hülfe der Wissenschaft. (Als Künstler unser Ideal schaffen.
6) die günstigen politischen und socialen Verhältnisse für diese Einsiedler!

[«]

8[3]

Mitleiden Grausamkeit.
Liebe Wollust
Neid Ehrgeiz Wetteifer.
Rache Gerechtigkeit.

Lächerlich original
Feigheit Demuth
Verstellung Schauspieler.
Mord Krieg
Raub Betrug Kaufmann
Sklave Soldat Beamter.
Verrückt Dichter Heiliger
Weisheit „Klugheit“

[«]

8[4]

Wachsthum gegen das verwerfende Urtheil kann geleitet sein:

a) durch Furcht (deren Wirkungen bei Darwin NB.)
b) durch Stolz und Trotz (Rache und Grausamkeit)

darnach verschieden: es ist Sache des Temperaments

[«]

8[5]

Aufzählung der moralischen Vorurtheile.

[«]

8[6]

NB Einleitung: Alle meinen, die gegenwärtigen moralischen Gefühle seien die moralischen Gefühle überhaupt. Aber es sind die jüdischen.

[«]

8[7]

NB wenn die jetzige Moralität sich fortentwickelt, geht die Menschheit daran zu Grunde. Aber das Gegentheil ist die Behauptung, ja der Anlaß, sie weiter zu entwickeln. Hier stelle ich das große Fragezeichen hin! Ist die Civilisation der Weg zum Glück, zur höchsten Leidenschaft und Fruchtbarkeit?

[«]

8[8]

Wir bedürfen einer heroischen Erkenntniß! um die große praktische Frage vorzubereiten: **ob** noch mehr Gleichheit zu pflanzen!

[«]

8[9]

Ob man nun an das Mitleid als Wunder und Quelle der Erkenntniß glaubt oder an das Blut des heiligen Januarius: ich meine dann immer noch in einem halb wahnsinnigen Zeitalter zu leben.

[«]

8[10]

Aus Mitleid mit den Anderen uns religiös stellen? Pfui! Wir müssen sie zu unserer Tapferkeit erheben! Und dies ist möglich! Sei es selbst durch den Fatalism!

[«]

8[11]

Allmählich wächst die Einsicht und man läßt die Hand davon, die menschliche Cultur zu fördern und zu regieren: man müßte zu viel Böses thun! NB. NB.

[«]

8[12]

Das Glück wird auf entgegengesetzten Wegen erreicht, daher läßt sich keine Ethik bestimmen (gegen Spencer)

[«]

8[13]

Die Empfindungen welche wir für gewisse Sitten und Sittlichkeiten haben, die Gründe dafür, welche im Umlauf sind, haben gar nichts mit dem Ursprunge, den Entstehungsgründen derselben zu thun NB.

[«]

8[14]

der Klassicism und die Förderung der Gleichheit, die Lust der Unterwerfung unter eine absolute Norm: zur Zeit des Augustus: Rückkehr zu den griechischen alten Mustern. (Moralischer Klassicism: Rückkehr zu Socrates und Stoa. Christus als absolute Norm. Der Hof. Alles auf die Ewigkeit gebaut. Vergil — Homer. Alle gleich unter Einem Herrn. Das neue ridiculum: „anders als Alle sein!“ Letzter Grund: die Individuen haben sich ausgetobt und der Hochmuth wendet sich gegen sich innerlich. (Pascal) (auch Goethe)

[«]

8[15]

Ich bin glücklich, keine moralische Erziehung gehabt zu haben (außer der durch Vorbilder)

[«]

8[16]

Keine Erziehung, wirkliche Bedürfnisse erhalten Energie. Was soll aus der civilisirten Welt werden! Sand und Schleim!

[«]

8[17]

„alle großen Interessen mit Ironie behandeln“ weil man keine Zeit hat, sie tief zu nehmen — jetzt europäisch

[«]

8[18]

so kindlich wie Pascal und unsere Theologen, welche bei Wissen und Glauben unwillkürlich meinen, bei Glauben handle es sich immer und allein um den christlichen Glauben

[«]

8[19]

Nur zu solchen über Moral zu sprechen, welche sich mit der Lebensweise vieler Thiere vertraut gemacht haben.

[«]

8[20]

Wir gehen häßlichen schmerzhaften Scenen aus dem Wege, wir wollen nicht mitleiden. Das sind die feineren Naturen. Die gröbere geht allem nach, was aufregt und die Langeweile vertreibt; um jeden Zank, jede Prügelei sammelt sich ein Kreis. — Wo der Trieb zu helfen da ist, da wird das unangenehme Gefühl des Mitleidens überwunden: und weil dabei regelmäßig das angenehme Gefühl, seinen

Trieb befriedigen zu können, entsteht, meint man selber, das Mitleiden sei angenehm. Das Helfen kann auch nur ein Trösten sein. Der Glaser bei einem Hagel!

[«]

8[21]

Gegen das Schreien und Hülfeflehen war man verächtlich gestimmt (Aeschylus Septem)

Aber Prometheus!

[«]

8[22]

Manfred: niemandem das Recht geben ihn zu strafen, zu begnadigen, zu bemitleiden („es <ist> nicht so schwer zu sterben, alter Mann“).

[«]

8[23]

Schlau und fröhlich, wie eine Eidechse in der Sonne

[«]

8[24]

Z<acharias> Werner und Kleist und Brentano

[«]

8[25]

der Sitte folgen und endlich sich an sie gewöhnen — das heißt doch unredlich sein! NB feige sein! faul sein! Quelle der Moralität!!!

[«]

8[26]

Natürlich — unnatürlich — ist nichts! Die Griechen haben die Liebe innerhalb desselben Geschlechtes zu dem höchsten Grade von Idealität gehoben: sie hießen die Knabenliebe eben gut.

[«]

8[27]

Welche Gemeinheit! Gott will Liebe von den Menschen — und hat für die, welche sie versagen, die Hölle in Bereitschaft! Wie Tiberius und Nero! Ist es nicht achtbar, einem solchen Tyrannen sich zu weigern?

Gott als der Gerechte und der Richter ist kein Gegenstand der Liebe! Es ist undelikat! Er hätte sich des Richtens **begeben müssen**! Christus empfand nicht fein genug! In diesen Dingen sind wir reifer! Wenn Gott der Gegenstand der Liebe sein wollte, so — — —

[«]

8[28]

Wie kommt es, daß die Deutschen keinen Geist haben! Sie empfinden langsam, und lassen ihre Empfindung nicht reif werden, sie kreuzen sie durch Beruf oder alltägliche Dinge: so machen sie sich mittelmäßig, sie bleiben immer wie unreife Früchte.

1) sie verstehen nicht Muße zu haben
2) sie nehmen ihre Erlebnisse nicht ernst, als wichtig genug des allgemeinen Nachdenkens
3) sie lesen zu viel und sind eifrig servil gegen eine herrschende Partei oder Hof
4) sie machen Musik, nicht um eine Passion zu ertragen und sich zu erleichtern, sondern um sich aufzuregen!!! Deshalb brauchen sie die leidenschaftlichste Musik.

[«]

8[29]

Die Deutschen möchten gar zu gern große Leidenschaften haben — nun, es thut nichts, wenn sie dieselben ohne Grimassen nicht darzustellen wissen, auf die Dauer werden sie sie haben! Dann werden sie auch erkennen, daß zwar Kraft das Erste ist, daß es aber Arten der Kraft giebt, welche ohne Grimassen sind.

[«]

8[30]

Je weniger sie etwas durchdacht und sich selber zur Klarheit gebracht haben, um so unverschämter streichen sie die Farben des Gefühls auf, im Vertrauen, daß der Deutsche zuletzt immer an einen Gott glaubt, weil er jemanden unverständlich und erhaben sich gebärden sieht.

[«]

8[31]

Pascal rieth, sich an das Christenthum zu gewöhnen, man werde spüren, daß die Leidenschaften schwinden. Dies heißt: seine Unredlichkeit sich bezahlt machen und sich ihrer freuen.

[«]

8[32]

Mitleiden predigen — das wäre etwas für Künstler an einen harten streng persönlichen, vom dunklen Ernst der Leidenschaft beherrschten Menschen! so wirkte die Musik in Neapel ehemals! — Aber auf diese allzubeweglichen Seelen! Pfui!

[«]

8[33]

Mein früherer Stil: weite Perspektiven, viel Verhülltes, Geheimnißvolles Wunderbares. Die Thatsachen aufblitzend, wie scheinbare Erhellungen dieser Geheimnisse. Grundglaube: das Wesen nicht mittheilbar, eine gehobene ahnungsvolle Stimmung macht Offenbarungen. Die Nüchternheit schadet **diesem** Verständniß. Die contemplative Ruhe und die Erinnerung an Furchtbares und Sehnsüchtiges wechseln ab.

[«]

8[34]

Mein Zweifel an der Civilisation: sie nimmt die Gefahren, die großen Passionen, die Nothwendigkeit großer Menschen — man sollte nur Schutzwehren haben und Städte an den Vesuv gebaut: so ist die Fruchtbarkeit und der Genuß am größten!

[«]

8[35]

Der Werth des Altruism ist nicht das Ergebniß der Wissenschaft; sondern die Menschen der Wissenschaft lassen sich durch den jetzt vorherrschenden Trieb verleiten, zu glauben, daß die Wissenschaft den Wunsch ihres Triebes bestätige. (cf. Spencer).

[«]

8[36]

Gesetzt die Wissenschaft kräftigt ihr Ansehen und herrscht: ihr sollt eine Schätzung der Lüge und der Fähigkeit zu erdichten erleben, wie noch nie! Ebenso wie das Christenthum vielleicht jetzt mehr gilt, als irgendwann! selbst bei seinen Gegnern!

[«]

8[37]

Vielleicht weiß das schon alle Welt: aber ich weiß es erst seit gestern, da fiel es mir ein! Und nun lebe ich so fort, jeden Tag nur meine gestrige Entdeckung auf der Seele und bereit, sie an die Wand zu schreiben, damit alle Welt sich mit mir ihrer erfreue. — Welche Narrheit!

[«]

8[38]

Eines Tags fand ich die Musik arm und unverschämt, sie wollte mir meine Gedanken rauben und mir vormachen, sie sei — — —

[«]

8[39]

Die Veränderung der Bedeutung der Worte in Korkyra tritt im Großen immer ein! Der bürgerliche Friede zieht ganz andere Geschmäcke groß, anderes ist da angenehm und nützlich und folglich **gelobt**.

[«]

8[40]

Aber wenn wir unsere Leidenschaften wachsen lassen, so damit auch, wie wir wissen, die „Cristallisation“: ich meine, wir werden unredlich und begeben uns freiwillig in den Irrthum?

[«]

8[41]

Wenn wir nicht mehr moralisch loben und tadeln wollen, so werden die Triebe nicht weiter entwickelt?

[«]

8[42]

immer melancholisch — aber ein Princip der Tapferkeit von Kindheit an macht, daß ich viele kleine Siege habe und in Folge dessen heiterer bin als es meiner M<elancholie> geziemt.

[«]

8[43]

Ich habe mein Ziel und meine Leidenschaft: ich will von der Kunst nichts als daß sie mir dasselbe verklärt zeige oder mich ergötze, ermuntere, zeitweilig abziehe. Das erste ist meine Art von Religion: ich sehe mein Ideal von anderen geliebt und verklärt und in die Wolken aufgetragen: ich bete mit ihnen!

Nicht soll die Kunst mich mir selber entführen, nicht mich vor dem Ekel retten.

[«]

8[44]

Die Liebe bei R<ichard> W<agner> vampyrisch geschildert, mit dem Trumpf, die ganze Welt im Glück auszustechen — und gleichsam arm zu machen, alles mögliche Glück für sich in Besitz zu nehmen und gleichsam sich an allem, was ist, zu rächen (wofür? dafür daß es uns nicht ebenso liebt wie diese Senta Brünnhilde usw.)

[«]

8[45]

Die verfluchten Neigungen zum Behaglichen und Gemüthlichen verurtheilen die Deutschen zur Mittelmäßigkeit des Geistes und machen sie unfähig, in allen großen Dingen mitreden zu dürfen: z.B. über die Frage des Glücks. Stört man sie auf, so sind sie das verstimmteste und kleinlichste Volk, mit jener kurzathmigen Rachgier der Mittelmäßigen, jeden Augenblick wehe thun zu müssen.

[«]

8[46]

Die „Liebe zum Menschengeschlecht“ mit Hülfe einer vernünftigen Erziehung — Stuart Mill, zum Todtlachen!

[«]

8[47]

Nach der Civilisation verlangen die, welche sehr in Angst sind. In der Civilisation zufrieden sind die Schwachen, die Feigen, die Faulen, die Geächteten, die Gewöhnlichen: Gleichheit als Ziel, endlich als Zustand. Der Sand. Die Moralität (christlich-jüdisch) ist jetzt die der Civilisation. Napoleon und das französische Volk nach der Revolution. Wer war mit der Organisation zufrieden?

[«]

8[48]

Wo Heroismus ist, da giebt es kein Verbrechen mehr. Denn der Glaube, daß etwas gut ist, ist beim Heroismus.

[«]

8[49]

mit jener Festigkeit, welche der hat, der auf seinem Platze steht, und der Leutseligkeit, welche er gegen Alle empfindet

[«]

8[50]

Die Deutschen haben Mißtrauen, daß man ihnen Leidenschaften zutraue — deshalb machen sie sofort Grimassen und Excesse, nicht aus der Stärke des Affektes, sondern um sich Glauben zu verschaffen. Derart sind selbst die Leidenschaften bei R<ichard> W<agner>: so, daß man im Leben Jeden für toll halten müßte, der dergestalt seinen Empfindungen nachläuft (Ekel genügt, um jemanden zu tödten) Es fehlt ganz der Genuß, den man ehedem moralisch nannte: daß einer sein Pferd zu reiten verstehe, daß es schön kühn leidenschaftlich sei wie sein Reiter, letzterer aber die Schönheit Kühnheit Leidenschaft durch seine Vernunft hindurch leuchten lasse, welche alles mäßigt und zum Ansehen erträglich macht. Bei dem wahnsinnigen Jagen jener Rosse hat man Schwindel und Erschöpfung.

[«]

8[51]

Klassicism: der Genuß, so viele Andere sich unterwerfen zu sehen und den innerlichen Kampf sich dazu zu denken macht die Unterwerfung leicht, man nimmt es scheinbar frivol, um den Genuß zu haben, die Ernstesten und Hochmüthigsten zu Kreuze kriechen zu sehen! nämlich auf ihre Individualität Verzicht leisten!

[«]

8[52]

Der Reiz aller Bußprediger, die große **Macht** öffentlich zu verachten! der Reiz aller Hochmächtigen zur tiefsten Erniedrigung und Hingebung und Abstinenz — dämonischer Zauber!

[«]

8[53]

Neue Tapferkeit: zur Verachtung der Ehre! des Ruhms! des Namens! — wir bezahlen uns selber und verachten das, was Andere uns an Ruhm geben könnten!

[«]

8[54]

die völlige Unfähigkeit des Gesang<s> hat den Sinn für Melodie vernichtet — jetzt das Dramatische und der Naturlaut!

[«]

8[55]

Denken macht Fehler. Es ist nämlich der umgekehrte Weg der Gewöhnung, vom Schwächsten hinauf. Die Veränderung der Moral sehr wohl möglich, wie die des Geschmacks: nur Übung!

[«]

8[56]

Naivetät des Moralischen gieng durch das Christenthum (und vorher durch Socrates) verloren, wie die französische Naivetät unter L<ouis> 14. — aus gleichen Gründen.

[«]

8[57]

Die Grausamkeit und ihre Lust bei dem Starken, der sich selber bricht und einem Gesetz (Fürst Christenthum) unterwirft. Vorher ließ er sie an Anderen aus, indem er ihr Schicksal gestaltete (gut oder schlimm — es ist Grausamkeit, Freude den Thon zu kneten.)

[«]

8[58]

Heiligkeit: man kann das Bewußtsein daran gewöhnen, das was in den Eingeweiden, im Blute vor sich geht nicht mehr zu merken oder anders (himmlisch) auszulegen.

[«]

8[59]

Eine Handlung wird getadelt, weil sie uns (oder dem Ganzen, zu dem wir uns rechnen) schändlich oder ehrverletzend scheint: im umgekehrten Falle lobt man sie. Folglich ist sie nicht an sich gut oder böse.

[«]

8[60]

Ich habe keinen Begriff von mir aus von einem M<enschen> welcher so sein will, wie es der gute Ton verlangt und der nicht zu lieben zu hassen zu urtheilen wagt, bevor er nicht weiß, wie hier der gute Ton befiehlt. Ich habe also gewiß keinen guten Ton! Ja ich verachte jeden, der sein will wie ein Andrer! der hinblickt, um zu sehen, was die Andren zu seinem Thun sagen! der immer an die Anderen denkt, nicht um ihnen zu nützen, sondern um vor ihnen nicht lächerlich zu sein — wäre er lächerlich, so würde er ihnen Vergnügen machen! entsetzlich! — Aber warum sollten wir nicht zu lachen geben! Wir selber haben den Vortheil davon, wenn unsere Mitmenschen guter Dinge sind! — „Aber sie achten nicht mehr, wenn sie lachen!“ — Aber warum sollen sie mich fürchten? Und wehe mir, wenn etwas Lächerliches an mir genügt, um mir meine eigene Achtung vor mir zu nehmen! Dies aber geschieht bei den Eiteln, die sich vernichten möchten, nach einem Etikettefehler.

[«]

8[61]

NB Ein Zeitalter der Barbarei beginnt, die Wissenschaften werden ihm dienen! — Sehen wir zu, wie wir das Höhere, den Extrakt unseres jetzigen Erkennens, doch erhalten: durch eine Gemeinschaft freier Einzelner welche sagen

1) es giebt keinen Gott
2) keinen Lohn und Strafe für Gutes und Böses (sittliche Welt)
3) gut und böse gelten je nach dem Ideal und der Richtung, in der wir leben: der beste Theil davon ist uns vererbt, zudem ist es möglich, daß diese Urtheile selbst in Bezug auf die Förderung des jeweiligen Ideals falsch sein können. Das Ideal ist die Vorwegnahme der Hoffnungen unserer Triebe (der herrschenden Triebe)

um sich in der Barbarei trotzdem zu erhalten, wird diese Gemeinde rauh und tapfer sein müssen — asketische Vorbereitung

[«]

8[62]

„Gesundheit“ nicht zu definiren als fest. Ein Ideal von dem Zustand, in dem jeder am besten thun kann, was er am liebsten thut: aber der Wilde ein Salonheld und der Gelehrte werden einen ganz verschiedenen Zustand wünschen! — Wir leiden immer noch an den „klassischen“ Begriffen, die wir kaum für die Poesie losgeworden sind. Man sagt der Apoll ist „schöner“ als ein Fresko in Athen!

[«]

8[63]

Der Zustand der Menschheit ist immer noch ein sehr früher, und einige der für sie wichtigsten Fragen sind noch nicht einmal aufgeworfen worden. — Unsere jetzige Wissenschaft hantiert mit einigen Vorurtheilen, wie als ob die Menschheit darüber immer einig sein werde: z.B. über den Werth der sympathischen Handlung, über irdisches Wohlergehen in Bezug auf Gesundheit usw. Aber, wenn ein anderes Ideal entsteht, ein anderer Trieb zur Herrschaft kommt, so hat die Wissenschaft wieder diesem sich unterzuordnen! Ich versuche die Grundvorurtheile der jetzigen Wissenschaft zu errathen! Es ist das Europäerthum!

[«]

8[64]

Sie nennen es meinen Muth, Andere werden es meine Schamlosigkeit nennen. Das Loben und Tadeln trifft nicht die Sache, sondern ein Verhältniß des Lobenden oder Tadelnden zu dieser Sache.

[«]

8[65]

Mit den schönen Stimmen und deren Ausbildung und Genuß gieng der Genuß der Melodie verloren: und diese selber! Die Klaviervirtuosen kamen und führten die Harmonie ein. Jetzt ahmt das Orchester deren Leistungen nach: und daneben stellt sich die Barbarei des theatralischen Effekts auf die Leidenschaften und inspirirt die Componisten. Dies ist gröber als der Zauber des Virtuosen.

[«]

8[66]

Dieselben Eigenschaften der Passionen können für oder gegen sie gewendet werden, je nach unserem allgemeinen Hang, z.B. ihr tiefer Ernst, ihre Bezauberung über die Realität, ihr absolutes Vertrauen-verlangen usw.

[«]

8[67]

Ich habe oft geglaubt daß ich die Menschen belehren könne — und eine aus Stolz und Liebe gemischte Empfindung gegen sie gehabt. Jetzt, am Schlusse, sehe ich ein, daß ich nichts zu lehren habe, aber daß ich von Herzen bitte, es möchte solche geben, welche mich würdigten von ihnen zu lernen: denn die Fragen, die ich mir aufgeworfen habe, sind mächtig und — — —

[«]

8[68]

Häckel: die Disposition, die Descendenz-Theorie und die unitarische Philosophie anzunehmen, bilde den besten Maaßstab für den Grad der geistigen Superiorität unter den Menschen: er nennt die Engländer und die Deutschen: er läßt die Franzosen weg (Lamarck und Comte!

[«]

8[69]

Das Leben der Frauen hat eine sehr anreizende Paradoxie: es läuft auf einen Akt hinaus, der das gerade Gegentheil aller Schamhaftigkeit und ihres ganzen durch Erziehung angestrebten Denkens ist. Was Wunder, daß für sie alles Mirakel wird, was mit dieser Paradoxie zusammenhängt!

[«]

8[70]

Die Sprachen als das Werk Einzelner oder von Priesterschaften — wie die Religionen.

[«]

8[71]

Wie ist das außerordentliche Vergnügen zu erklären, das Comte bei altruistischen Empfindungen hatte? Amour?

[«]

8[72]

Der Genuß in Ceremonien und Formalitäten groß bei jungen Civilisationen: für die Künste zu beachten!

[«]

8[73]

Für Menschen gesagt, die nicht gedacht haben: man überläßt sich dem Mitleiden, nicht **damit** es angenehme Empfindungen errege (dies wäre nicht wahr, außer bei ganz einzelnen Menschen) sondern weil es immer angenehme Empfindungen erregt hat: so wie das Thier die Brut liebt usw. man bejaht es, wenn es bereits da ist!

[«]

8[74]

„Le long espoir et les vastes pensées“ Lafontaine.

[«]

8[75]

Was gehen mich die an, welche eine alberne Gereiztheit zeigen, wenn überhaupt das Mitleiden nicht ohne Weiteres angebetet wird!

[«]

8[76]

So lange alle menschlichen socialen moralischen Bande abstreifen, bis wir tanzen und springen können wie die Kinder

[«]

8[77]

Ich habe den Geist Europas in mich genommen — nun will ich den Gegenschlag thun!

[«]

8[78]

Die Edlen ἐσϑλοί die Wahrhaften die sich nicht zu verstellen brauchen! Als Mächtige und Individuen!

[«]

8[79]

die Existenz der Kirche giebt den Freigeistern noch Freiheit vor der Wissenschaft NB jetzt noch!

[«]

8[80]

In Deutschland hat man fast das Bedürfniß und daher auch den Sinn der unschuldigen Musik verloren man denkt der Zeiten, wo auch die guten Frauen sich nicht genügend für die Nacht vorbereitet zu haben glaubten, wenn nicht der Schlaftrunk, ein schwerer heißer überwürzter Wein vor ihnen stand.

[«]

8[81]

Gegen Schopenhauer: er hat die Miene eines M<enschen> der zufrieden mit sich ist, so gut zu reden wie die Personen Racines und Schillers (nach Stendhal)

Gut, er ist voll von Leidenschaft, aber zunächst ist er zufrieden damit, schön zu sprechen.

[«]

8[82]

Wie kommt man darauf, jemanden zu ehren, weil er eines tiefen und mannichfaltigen Mitleids fähig ist und leicht dazu erregt wird? Er muß unglücklicher sein als die Anderen und immer darauf aus, die Anderen zu trösten, aufzuhelfen usw.— also sein Unglücklichsein ist angenehm 1) weil es eine Wirkung unserer Leiden zeigt 2) weil es die Aussicht auf Abhülfe des Leidens, auf Milderung zeigt. Wir ehren ihn, weil er anders ist als wir erwarten? — aber warum verachten wir ihn nicht? Weil, wenn wir ihn nicht ehrenwerth empfinden, unsere Wirkung auf ihn nichts Lustvolles für uns hat. Es ekelt uns, Eindruck auf erbärmliche Seelen zu machen. Es geht also unsere geheime Neigung dahin, ihn uns als tüchtigen guten achtungswerthen Menschen zu denken. Außerdem wollen wir nicht von schlechten Gesellen bemitleidet sein; es setzt uns vor uns herab! Also: wann demüthigt das Bemitleidetwerden nicht? Wenn es erhebt! Das thut es, wenn ein hochansehnlicher Mensch (durch Herz Geist Stellung usw.) oder ein Gott mit uns empfindet — also wenn eine Gleichsetzung stattfindet, die uns zu Ehren gereicht (wodurch wir uns höher gehoben fühlen!!) Also: wir ehren gern den Mitleidenden, damit wir den Genuß an unserer eigenen Erhebung haben können! oder weil!

[«]

8[83]

Die Begeisterung, welche in Deutschland sofort zur Verdummung und zur Servilität führt

[«]

8[84]

Das Ergebniß aller absoluten Moral wäre die äußerste Verkümmerung des Menschen ja Vernichtung. Sie wird nicht durch das Glück bewiesen!

[«]

8[85]

Bei unseren größten Männern muß man immer noch sagen: möchten sie etwas mehr Genie haben und etwas weniger Schauspieler sein!

[«]

8[86]

Wie deutsche Maler jetzt malen, deutsche Musiker componiren, deutsche Dichter dichten: man hört die Anmaaßung, die Schauspielerei der Größe heraus.

[«]

8[87]

Was heißt „wollen“? die Frauen können nach Willen weinen. Die Männer können auch weinen wollen, aber der Effekt bleibt aus. Was macht den Unterschied? Es fehlt die Übung des Mechanismus. — Man kann deutlich sprechen wollen, aber niemand versteht uns. — Also der Erfolg oder Nicht-Erfolg gehört nicht zum Begriff „Wille“ — restirt also: begehren d.h. Vorstellung und Werthschätzung haben.

[«]

8[88]

Sehr gute Zeit für die Freigeister — und nicht benutzt!

[«]

8[89]

Zeitalter der nachgemachten Originalität. (als Reizmittel)

[«]

8[90]

Vortheil der Einsamkeit: wir lassen unsere ganze Natur, auch ihre Verstimmungen gegen unser Hauptobjekt los und nicht an anderen Dingen und Menschen: so leben wir es durch!

[«]

8[91]

Warum ich der Leidenschaft ins Wort falle?

Ich könnte volltönend und heftig und hinreißend meine Sache vorbringen, wie ich sie empfinde — aber hinterher bin ich halbtodt und leidend, auch voller Verdruß, über Übertreibungen Auslassungen usw. Andere haben in der Leidenschaft erst ihren Geist ganz: ich in der unterdrückten und bekämpften Leidenschaft. Es thut mir alles wohl, was mich an diesen meinen Zustand erinnert!!

[«]

8[92]

der Glaube an die Verwerflichkeit des Egoism hat die Menschen geschwächt. Die griechischen Philosophen lehrten den Glauben an die Dummheit der Nichtphilosophen als Ursache ihres Unglücks.

[«]

8[93]

Es fehlen nur noch die großen überzeugenden Menschen — sonst ist alles zu einer völligen Veränderung vorbereitet, Principien, Mißtrauen, Auflösung aller Verträge, die Gewöhnung, ja das Bedürfniß der Erschütterung, die Unzufriedenheit.

[«]

8[94]

Religion nouvelle
1) für seltene Momente aufgespart
2) Verehrung der Aufopferungslust
3) kein Gott, kein Jenseits, keine Belohnung und Bestrafung
4) kein Beschuldigen mehr, keine Gewissensbisse, aber Vernunftbisse
5) das Ich restituirt.
6) das Schöne empfunden als das sich opfernde Ich
7) keine allgemeine Menschenliebe, sondern Herrschaft der Triebe
8) die höchste Klugheit als Norm genommen, als gemein und nicht verehrt deshalb, weil gewöhnlich
9) die Unklugheit der Großmuth bewundert. Das Mitleiden immer Schwäche und Erholung — concedirt
10) nicht als Opferung für Andre verehrt, sondern als voller Sieg des einen Affektes über die anderen, so daß wir das Leben, die Ehre usw. ihm weihen: also die Fülle der Passion ist das Wesentliche.

[«]

8[95]

Als ich mich analysirte nach Fundamenten religiöser Empfindung, fand ich Tapferkeit als das erhebendste Gefühl.

[«]

8[96]

W<agner> dessen Fehler ist, nicht stolz genug zu sein, um die Schmeichler zu verabscheuen.

[«]

8[97]

Nie hat sich der Zorn zu so düsterer Majestät und solchem Reichthum erhabener Nuancen entfaltet als bei den Juden. Was ist ein zürnender Zeus gegen einen zürnenden Jehova! Sie haben es von ihren Propheten auf ihn übertragen. Der Zorn wurde heilig und gut dadurch. Und mitunter brach durch diese Gewitterwolken ein Strahl väterlicher Güte — in einer solchen Landschaft hat Christus seinen Regenbogen, seine Himmelsleiter des Gottes zum Menschen geträumt: nirgends wo anders hätte man dies gekonnt als unter dem Volk der Propheten!

[«]

8[98]

Die Wissenschaft hat viel Nutzen gebracht, jetzt möchte man, im Mißtrauen gegen die Religionen und Verwandtes, <sich> ihr ganz unterwerfen. Aber Irrthum! Sie kann nicht befehlen, Weg weisen! sondern erst wenn man weiß wohin?, kann sie nützen. Im Allgemeinen ist es Mythologie zu glauben, daß die Erkenntniß immer das was der Menschheit am nützlichsten und unentbehrlichsten sei, erkennen werde — sie wird eben so sehr schaden können als nützen — die höchsten Formen der Moralität sind vielleicht unmöglich bei voller Helle.

[«]

8[99]

Mitleid empfinden und nicht helfen können ist äußerst bitter. Sublimirung der Grausamkeit: Mitleid erregen. Gott leidend zu machen Bestreben des Christen

[«]

8[100]

Schön: jeder nennt das schön, was entweder der sichtbare Ausdruck dessen ist, was ihm angenehm (nützlich) ist oder die Erinnerung daran erweckt oder gewöhnlich mit ihm verbunden erscheint.

[«]

8[101]

Derselbe Trieb entwickelt sich als Feigheit, unter dem Eindruck des Tadels, der dieser Handlung folgt: und als Demuth unter dem Eindruck des Lobes. NB. Vielleicht sollte ich nicht von Sublimirung reden, es giebt zwei Arten der Entwicklung, eine verkümmernde mit Widersprüchen des Gefühls sich vollziehende und eine blühende, sich selber des Guten bewußte. (Das Böse als Melancholie

[«]

8[102]

Feuer im Leibe, Schnee auf dem Haupte und den Mund voll schwarzer Dämpfe wie der Aetna — Savonarola

[«]

8[103]

Die langen Nachschatten des Christenthums (auch die Philosophen wie Socrates haben mitgeholfen): sie haben die Menschen überzeugt vom Altruism als der Quelle des Glücks und ihre Sprungfedern matt gemacht (die persönliche Passion) indem sie das gute Zutrauen dazu genommen haben. Alle Moral ist seitdem auf Sympathie aus: das Christenthum überbieten mit allgemeiner Menschenliebe — das bringt Sand und Brei hervor! Sein Fundament zertrümmern — Aufgabe der Wissenschaft! D.h. freilich, nach jetzigem Begriff: die Menschen böse machen, egoistisch usw.

[«]

8[104]

Erstaunt über den Trieb, der ihn zu beherrschen scheinen wollte, ärgerte er sich, brüskirte seinen Trieb so sehr als möglich, und, sofort zerstreut, wenn er ihn erlegt hatte, machte er sich frei davon, indem er das Bekenntniß seines Erfolges publizirte.

[«]

8[105]

Eine einzige Idee bringt bei ihm 1000 andere hervor, das geringste Wort trieb seine Unterhaltung in hohe Regionen, wo die gesunde Logik ihm nicht immer folgte, aber der Geist unaufhörlich sich bemerkbar machte. Er hatte nicht das Bedürfniß des Zweiten, um sich zu erhitzen. Er gieng sofort sehr weit, aber aufmerksam, ob man ihm gefolgt wäre.

[«]

8[106]

cette civilisation, die immer ein wenig „seine persönliche Feindin“ war, nach Talleyrand.

[«]

8[107]

„Es giebt nichts Edles und nichts Niederes in der Welt“. Je suis lâche, moi, essentiellement lâche. Napoleon war über honneur **erhaben**!

[«]

8[108]

„Ich gebe mein Wort, es giebt in mir kein Widerstreben, etwas zu thun, was die Welt eine entehrende Handlung nennt.“

[«]

8[109]

Meine geheimen Neigungen, après tout die der Natur, gewissen Affektationen von Größe entgegengesetzt, mit denen ich mich dekoriren muß, geben mir unendliche Hülfsquellen, um mit dem Glauben aller Welt ein Spiel zu treiben (zu täuschen die, welche prätendiren, mich zu kennen)

[«]

8[110]

Die Musik hat noch keinen zürnenden Gott dargestellt. W<agner>s Wotan leidet an der Schwäche des deutschen Charakters, er will zu vielerlei und nichts völlig bestimmt. Sein Zorn ist gar nicht zu nennen neben dem des Michel Angelo’schen Gottes — dafür hatte dieser auch nur diesen Einen Gedanken im Kopfe.

[«]

8[111]

„Soldaten, ganz vom Siege erregt, stellen sich in eine so stolze Region, von wo man sie mit Mühe herabsteigen lassen kann.“

[«]

8[112]

Die Furcht um alle Despoten ist, einen Vorwurf zu empfangen, wenn man im Geringsten etwas versieht: man bringt weder Gefühle noch Geist mehr hervor, denn man findet nicht mehr Gelegenheit, ein Gefühl oder die geringste Reflexion auszutauschen. So wurden die verschiedensten Personen gleichgestellt und endlich gleich. Der Despot mit Plänen nach außen, dedaignirt die kleinen Erfolge, die er auf seine Umgebung hätte erringen können; wenn er noch so viel Verführungskunst verwendet hat, sie sich zu unterwerfen: ist es geschehen, so denkt er nicht daran, sein Joch und sich angenehm zu machen.

[«]

8[113]

die Herrschaft der Frauen habe die Könige von Frankreich geschwächt: an Napoleon’s Hofe sollten sie nur Zierath sein.

[«]

8[114]

Napoleon war überzeugt, daß die Frauen in Frankreich mehr Geist hätten als die Männer — er sagte es oft. Die Erziehung, die man ihnen gebe, disponire sie zu einer gewissen Geschicklichkeit, gegen die man sich vertheidigen müsse.

[«]

8[115]

Napoleon nannte dévouement: den, der seine ganze Person, alle seine Gefühle, alle seine Meinungen gebe: er wiederholte, es sei nöthig, uns hinzugeben bis zu der kleinsten unserer alten Gewohnheiten, um nicht mehr als Einen Gedanken zu haben: den seines Interesses und seines Willens.

[«]

8[116]

„Ich habe das Recht, auf alle Ihre Klagen durch ein unsterbliches Moi zu antworten. Ich bin abseits von aller Welt, ich nehme Bedingungen von niemand an“ „Sie müssen sich allen meinen Phantasien unterwerfen und es ganz einfach finden, wenn ich mir ähnliche Zerstreuungen gebe“

[«]

8[117]

„das Metier des Kriegs macht eine Aufrichtigkeit der Generale, daß sie selbst ihre neidischesten Affektionen zeigen: die Gewohnheit, den Feind offen zu bekämpfen, giebt ihnen die Gewohnheit nichts zu verschleiern, sie sehen in allen Oppositionen eine Feldschlacht“

[«]

8[118]

Einen gigantischen Plan: bereit ihn zu entwerfen, bereit ihn auszuführen; von Zeit zu Zeit die Basen für ihn legend. Durch diesen einzigen Gedanken bewegt: losgelöst von allen Eindrücken zweiten Ranges, die sein Projekt hätten aufhalten können. Durch die Weite seines durchdringenden Scharfsinns und die Zähigkeit seines Willens der außerordentl<ichste> Mensch. Im Falle sein Ziel das Wohl der Menschheit gewesen wäre, der größte Mensch.

[«]

8[119]

von Unruhe verzehrt, von Verdacht und Mißtrauen, Sklave seiner inneren Leidenschaften, alle Macht fürchtend, selbst die, welche er geschaffen hatte.

[«]

8[120]

Die grosse Frage.

[«]

[9 = M II 2. Winter 1880–81]

Die Pflugschar.
Gedanken
über die moralischen Vorurtheile.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

9[1]

Suche doch ja der Ausländer die Naivetät oder gar die Ursprünglichkeit nicht mehr bei den Deutschen! In Frankreich ist die Naivetät durch den Hof erstickt worden, in Deutschland durch die „Genie’s“ — man hat gar zu lange mit ihr Theater gespielt und Krieg geführt. Das vermochte der verfluchte neidische Dünkel in allen jenen Genie’s, welche den Franzosen ihren Geist und ihre anmuthige Beweglichkeit und den Griechen ihre Ursprünglichkeit nicht verzeihen konnten und die „deutsche Naivetät“ dagegen ins Feld führten. Aber es giebt nicht nur Gespenster, welche verschwinden, wenn man von ihnen spricht, sondern auch wirkliche Eigenschaften, bei Völkern und Einzelnen.

[«]

9[2]

Keine Unzufriedenheit mit sich selber ertragen mögen ist oft das Zeichen einer widerlichen Weichlichkeit — aber man preist es als moralisch an! Wir müssen eines Zieles halber viele Schmerzen zu ertragen wissen, ja Schmerzen aufsuchen und freiwillig erwählen, wenn das Ziel solche Mühsal nöthig hat. Haben wir denn einen Bund mit dem Schicksal gemacht, daß unser Schiff keinen Schiffbruch leide? Unsere Reise durch keine Wüste führe?

[«]

9[3]

„Mögen die Menschen uns erhalten, während wir für sie sorgen und denken: sonst werden es die Vögel und die Bienen thun. — Aber wir sind zu stolz, um „belohnt“ werden zu können: und zu ernst beschäftigt, um Zeit und Gefälligkeit für den Ruhm zu haben.“ — So sangen einst die philosophischen Musen.

[«]

9[4]

Über das Wetter, über Krankheiten und über Gut und Böse glaubt Jeder mitreden zu können. Es ist das Zeichen der intellektuellen Gemeinheit.

[«]

9[5]

Allen moralischen Systemen, welche befehlen, wie man handeln solle, fehlte die Kenntniß, wie man handelt — aber alle meinten sie zu haben, wie jeder Mensch es meint.

[«]

9[6]

Ist man mit einem großen Ziele nicht bloß über seine Verleumdung erhaben, sondern auch über sein Unrecht? Sein Verbrechen? — So scheint es mir. Nicht daß man es durch sein Ziel heiligte: aber man hat es groß gemacht.

[«]

9[7]

Was könnten die Deutschen ihrem Schopenhauer verdanken? Daß er den gläsernen und glitzernden Idealismus edler allgemeiner Worte und stolzer Gefühle vernichtete, welchen namentlich Schiller und sein Kreis verbreitet haben und den man am besten aus dem Briefwechsel Wilhelm von Humbold<t>s mit Schiller kennen lernt — jenen falschen „Classicismus“, der einen innerlichen Haß gegen die natürliche Nacktheit und schreckliche Schönheit der Dinge hatte und unwillkürlich mit edel verstellten Gebärden und edel verstellten Stimmen in Bezug auf alles (Charaktere Leidenschaften Zeiten Sitten) eine verkleidete und nur vorgebliche Nacktheit und Gräcität, eine Art Canova-Stil forderte: welches Alles — es ist eine ganze Summe edler Halbheiten — Goethen sehr aus der Nähe quälte, ohne daß er anders dagegen verfuhr als es seine Art war, mild widerstrebend, schweigend, wegsehend, auf seinem besseren und eigenen Wege sich bestärkend. Schopenhauer der Grobe hat die Teufelei der Welt wieder sichtbar werden lassen — er kam nicht ganz so weit, auch die Teufelei des Guten und die Schönheit und Güte der Teufelei zu entdecken und aufzudecken. — Jedenfalls wäre man jetzt sehr rückständig, wenn man nach Schopenhauer noch wie Schiller empfinden würde: aber freilich dem gegenwärtigen Deutschen, wie er wirklich seitdem geworden ist, damit immer noch hundertfach überlegen!

[«]

9[8]

Wie oft wird grob und aufsehenerregend die Ehe gebrochen, bloß um den moralischen oder rechtlichen Zustand herbeizuführen, in dem eine unerträglich gewordene Ehe gelöst werden könne!

[«]

9[9]

Über die möglichen Motive deiner Freunde und Feinde nachdenken soll für dich ebenso eine Ehrensache sein, wie über diese Personen öffentlich zu urtheilen.

[«]

9[10]

Du weißt wohl, es ist eine Ehrensache, öffentlich über den Charakter und die Motive eines Menschen zu reden. Freund! Es ist auch eine Ehrensache, über sie bei dir nachzudenken!

[«]

9[11]

[…] Kaum klingt es jetzt glaublich, daß etwas Entgegengesetztes auch als gut gelten will und gegolten hat — „ich“ mehr und stärker sagen als die gewöhnlichen Menschen, sich selber gegen sie durchsetzen, sich stemmen gegen jeden Versuch, uns zum Werkzeug und Gliede zu machen, sich unabhängig machen, auf die Gefahr hin, die Anderen sich zu unterwerfen oder zu opfern, wenn die Unabhängigkeit nicht anders zu erreichen ist, einen Nothzustand der Gesellschaft jenen billigen ungefährlichen einheitlichen Wirthschaften vorziehen, und die kostspielige verschwenderische durchaus persönliche Art zu leben als Bedingung betrachten, damit „der Mensch“ höher mächtiger fruchtbarer kühner ungewöhnlicher und seltener werde — damit die Menschheit an Zahl abnehme und an Werth wachse.

[«]

9[12]

In den Sitten überleben uns unsre Ereignisse und Gedanken: falls sie kräftig genug waren Sitten zu bilden: aber wer dürfte in die Sitten der Gegenwart wie in einen Spiegel der Gegenwart sehen: wir müssen also in den Sitten der Gegenwart die Menschen und Dinge vor hundert und mehr Jahren suchen, nicht uns und unsre Erlebnisse: an diesen werden vielleicht unsre Enkel zu tragen haben!

[«]

9[13]

[…] dann muß man auch die deutschen langweiligen Frauen mit in den Kauf nehmen: welche zugleich trägen, mit sich zufriedenen Geistes als auch lebhaft, empfindlich und nachträgerisch sind. Aber auch ihnen sagt man nach, daß sie in außerordentlichen Lagen stark wie Löwinnen sind und fein genug, um durch ein Nadelöhr zu kriechen.

[«]

9[14]

Der Mönch, der sich entweltlicht, durch Armut Keuschheit Gehorsam, der namentlich mit der letzteren Tugend, aber im Grunde mit allen dreien auf den Willen zur Macht Verzicht leistet: er tritt nicht sowohl aus der „Welt“ als vielmehr aus einer bestimmten Cultur heraus, welche im Gefühl der Macht ihr Glück hat. Er tritt in eine ältere Stufe der Cultur zurück, welche mit geistigen Berauschungen und Hoffnungen den Entbehrenden Ohnmächtigen Vereinsamten Unbeweibten Kinderlosen schadlos zu halten suchte.

[«]

9[15]

[…] die vollkommene Erkenntniß würde uns muthmaaßlich kalt und leuchtend wie ein Gestirn um die Dinge kreisen lassen — eine kurze Weile noch! Und dann wäre unser Ende da, als das Ende erkenntnißdurstiger Wesen, welche am Ziehen von immer feineren Fäden von Interessen ein Spinnen-Dasein und Spinnen-Glück genießen — und die zuletzt vielleicht freiwillig, den dünnsten und zartesten Faden selber abschneiden, weil aus ihm kein noch feinerer sich ziehen lassen will. —

[«]

9[16]

Das Genie wird verkannt und verkennt sich selber, und dies ist sein Glück! Wehe, wenn es sich selber erkennt! Wenn es in die Selbstbewunderung, den lächerlichsten und gefährlichsten aller Zustände verfällt! Es ist ja am reichsten und fruchtbarsten Menschen nichts mehr, wenn er sich bewundert, er ist damit tiefer hinabgestiegen, geringer geworden als er war — damals, wo er sich noch an sich selber freuen konnte! Wo er noch an sich selber litt! Da hatte er noch die Stellung zu sich wie zu einem Gleichen! Da gab es noch Tadel und Mahnung und Scham! Schaut er aber zu sich hinauf, so ist er sein Diener und Anbeter geworden und darf nichts mehr thun als gehorchen, das heißt: sich selber nachmachen! Zuletzt schlägt er sich mit seinen eigenen Kränzen todt; oder er bleibt vor sich selber als Statue übrig, das heißt als Stein und Versteinerung!

[«]

9[17]

„Es giebt so viele Morgenröthen, die noch nicht geleuchtet haben.“

Rigveda.

[«]

[10 = Mp XV 1b. Frühjahr 1880 — Frühjahr 1881]

10[A1]

Ja wir wollen daß die Menschen mäßig und anständig und gerecht leben — aber Alle? Das wage ich nicht zu entscheiden. Die Menschheit <würde> zu rasch zu Ende sein!

[«]

10[A2]

Unser Genie und unsere Tugend wächst mit unserem Haß.

[«]

10[A3]

Wenn sehr lüderliche M<enschen> endlich es satt haben und zu Predigern der Keuschheit werden, so ist dies ganz ehrlich — sie kennen die fürchterliche Seite der Sache (wie Sophocles dem Perikles einmal die Lehre gab:) allein oder behalten sie nur in Erinnerung, das Ekelhafte und Selbstverächtliche daran. — Dann giebt es wirklich M<enschen>, die die Wollust aus Hörensagen kennen und entsetzlich fürchten — auch diese predigen Keuschheit, nach der Bibel.

[«]

10[A4]

die große Oper, französisch-italiänisch-jüdischer Herkunft

[«]

10[A5]

Die Unfälle und tiefen Leiden sind durch nichts auszuschließen. Sollen wir darauf unser ganzes Leben und Sinnen einrichten? ἀταραξία. Möglich ist sie. Aber tapfer ist sie nicht! (Semitisch.) — Aber nein! Wir wollen nicht uns das Gute verderben, und schließlich haben wir Ein Mittel — — — —.

[«]

10[A6]

Pfui, solche wohlfeilen Tugenden! Ein paar Blätter gegen Thierquälerei schreiben!

[«]

10[A7]

Das Pathos des dramatischen Künstlers ist Gegenstand des Spottes wenn es sich anders als auf der Bühne zeigt — er ist vor allem eben Schauspieler.

[«]

10[A8]

Man muß die Probe machen, wer von den Freunden und denen, welchen „unser Wohl am Herzen liegt“, Stand hält: behandelt sie einmal grob.

[«]

10[A9]

Gedächtniß: wir merken, daß wir uns der Sache nähern, wir erreichen eine Empfindung, die wir, als wir die Sache dachten, gelegentlich auch hatten.

[«]

10[A10]

Wir sehen die Dinge leichtfertig, wenn wir uns so einseitigen Betrachtungen hingeben und fanatisch thun — es ist unsere Art Leichtfertigkeit. Wir wissen wohl, daß es ungründlich ist. Ein Künstler dagegen würde, wenn er so weit käme, Wunders meinen, wie streng und ernsthaft er geworden sei.

[«]

10[A11]

Es giebt in Bezug auf Sachen Hingebung (von der aus Deduction) und Stolz (Induction)

[«]

10[A12]

Das merkwürdigste Buch? NB

[«]

10[A13]

Napoleon sagte oft, er allein habe den Gang der Revolution aufgehalten, nach ihm werde sie ihn fortsetzen. — „Er kannte seine Zeit ganz genau und bekämpfte sie fortwährend.“ „Er hat den Sinn aller Worte umgewandelt und alle Parteien entarten gemacht.“ R<émusat>

[«]

10[A14]

Oft ist es nöthig, sich mit jemand zu verbünden, um ihn zu unterdrücken. Wenn wir als die besten Kenner von jemandem gelten, so wiegt unser Abfall furchtbar schwer.

[«]

10[A15]

Dienste bezahlen, so daß nicht mehr von ihnen gesprochen wird. — Übertriebene Belohnungen erzeugen Pretentionen, aber keine Erkenntlichkeit. R<émusat>

[«]

10[A16]

Die Seelen seiner Umgebung erheben, indem man seinen Glanz mit ihnen theilt! Napoleon gab nichts ab, er war eifersüchtig, er wollte allen Glanz haben — so verkleinerte er seine Umgebung und verstimmte sie.

[«]

10[B17]

Die unmittelbare Nachahmung eines Gefühls und nachherige Unterschiebung eines Anlasses

Musik Däm<merung>

Woher diese Übung? Die Furcht hat dazu genöthigt, alle Gebärden nachzumachen, um Rückschlüsse über die Empfindung zu haben (beim Feinde)

Innervation der Gesichter furchtsamer und gefallsüchtiger Frauen

Diese Fähigkeit nimmt ab unter stolzen selbstherrlichen Menschen — sie nimmt zu in ängstlichen Zeitaltern (das Verständniß der nachahmenden Künste wächst da)

[«]

10[B18]

Woran liegt es, daß ich immer nach Menschen **dürste**, welche nicht Angesichts der Natur, eines Ganges auf den befestigten Höhen über Genua, klein werden! Weiß ich sie nicht zu finden?

[«]

10[B19]

Die Aufgeregtheit, das Nervöse — ist eine fortwährende Ängstlichkeit.

[«]

10[B20]

Wir lernen die Dinge nicht mehr kennen, weil keine Gefahr uns zwingt, sie kennen zu müssen. Es wird eine Liebhaberei daraus: und an ihrer Stelle auch eine Faulheit.

[«]

10[B21]

Alles zusammenzustellen, worin ich vergebe. Über den Sünden stehen, sie zugeben.

[«]

10[B22]

Die Epicureer Melancholiker mit schwachem Magen — daher ihre „Baucheslust“

[«]

10[B23]

Horaz und Katull übersetzten aus dem Griechischen und machten alles Fremdartige zeitgemäß und rom-gemäß, mindestens rom-bekannt. Kein Romanticismus also!

[«]

10[B24]

die Sache ist weder Raub noch Räuber werth ego

[«]

10[B25]

Unsere erste Freude bei einem Dichter ist, einem Gedanken, einer Empfindung zu begegnen, die wir auch haben; z.B. Horaz, wenn er von seinem Landgut redet. Dann daß er unsere Gedanken so hübsch sagt! — er ehrt uns damit!

[«]

10[B26]

Träume: die Kröte essen. — „Alpa Alpa, wer trägt seine Asche zu Berge?“ — der blutige Mond.

[«]

10[B27]

Ich bin oft beschämt darüber, wie gut ich es jetzt habe, und es spornt mich gewaltig an, zu denken, was Einer mit dieser Ruhe machen könnte — und ich!

[«]

10[B28]

Der Kriegszustand der Seele beginnt erst! Mag werden draus, was da wolle: vorwärts! Falschheit verachten, alles Leiden heiter ertragen, was dabei uns trifft, im Hagel mit nacktem Leibe gehen — das Unrecht, das wir uns selber thun, verachten und ertragen — er spottet über „Gesundheit“ „Wohlbefinden“ usw.

[«]

10[B29]

Auch beim Geringsten, was wir absichtlich thun, z.B. kauen, ist das Allermeiste unabsichtlich. Die Absicht bezieht sich auf ein ungeheures Reich von Möglichkeiten.

[«]

10[B30]

Instinktiver die Menschen errathen. Carnot enthüllte Jourdan, Hoche, Bonaparte.

[«]

10[B31]

Als ich Schopenhauer gleich meinem Erzieher feierte hatte ich vergessen, daß bereits seit langem keines seiner Dogmen meinem Mißtrauen Stand gehalten hatte; es kümmerte mich aber nicht, wie oft ich „schlecht bewiesen“ oder „unbeweisbar“ oder „übertrieben“ unter seine Sätze geschrieben hatte, weil ich des mächtigen Eindrucks dankbar genoß, den Schopenhauer selber, frei und kühn vor die Dinge, gegen die Dinge hingestellt, auf mich seit einem Jahrzehnd geübt hatte. Als ich später Richard Wagner meine Verehrung bei einem festlichen Anlaß darbrachte, hatte ich wiederum vergessen, daß seine ganze Musik für mich auf einige hundert Takte, hierher und dorther entnommen, zusammengeschrumpft war, welche mir am Herzen lagen und denen ich am Herzen lag — es wird wohl noch jetzt der Fall sein

— und nicht weniger hatte ich vergessen über dem Bilde dieses Lebens — dieses mächtigen, in eigenem Strome und gleichsam den Berg hinanströmenden Lebens — zu sagen, was ich von Richard Wagner in Ansehung der Wahrheit hielt. Wer möchte nicht gern anderer Meinung als Schopenhauer sein, habe ich immer gedacht — im Ganzen und Großen: und wer könnte Einer M<einung> mit Richard Wagner sein, im Ganzen und im Kleinen!

[«]

10[B32]

Ce qui importe, ce ne sont point les personnes: mais les choses. Carnot.

Als (nach Victor Hugo) Napoleon perça sous Bonaparte, trat Carnot mit ihm in den Kampf, er sprach gegen das Consulat auf Lebenszeit er votirte für die Erhaltung der Republik. 1814 vergaß er das Kaiserthum, um sich zu erinnern, daß das Vaterland in Gefahr ist. Napoleon sagt „Carnot ich habe Sie zu spät kennen gelernt.“ „Niemand hat mir so sehr den Eindruck der wahren Größe gegeben als Carnot“ Niebuhr

[«]

10[B33]

Zuspruch an einen Freund. Es ist noch nicht zu spät für dich, zur Größe des Charakters zu kommen.

[«]

10[B34]

ausgleichende Naturen, welche unter Franzosen und Amerikanern den Haß gegen Deutsche, unter Deutschen den Haß gegen die Juden in sich durch ein absichtliches Wohlwollen ersetzen — nicht aus Widerspruch, sondern aus einen Bedürfniß der Gerechtigkeit. So gegen ganze geschichtliche Perioden gestimmt!

[«]

10[B35]

Zehn Jahre Lehrer und nie gestraft.

[«]

10[B36]

Heißes Wasser, im Freien und im Gehen geistig arbeiten, reinliche und sparsame Gewohnheiten, Vormittag in freier Luft und Zeiteintheilung von soldatischer Strenge. Abendliche Abrechnung im Geiste der älteren Philosophen.

[«]

10[B37]

Wir glauben das Fatum nicht, bei schwachen Personen und wechselnden Dingen.

Unsere Meinungen über das Fatum sind Fatum.

Die Welt der Zweckmäßigkeit ist als Ganzes ein **Stück** der unzweckmäßigen vernunftlosen Welt.

1. Wollten wir das wirkliche Dasein intellektuell oder 2. moralisch abschätzen: so erscheint es niedrig intellektuell und niedrig moralisch. Und es wäre ein Ekel zu leben! Thun wir also diese Prädikate heraus aus der Welt! Auch das Individuum als ganzes ist so dumm und so unmoralisch wie die übrige Welt und selbst das beste Individuum darin!

Also entweder zu Grunde gehen wollen! oder loben und tadeln verlernen. **Indifferenz**

Preis der todten Welt. Die Triebe und ihre Entwicklung zeigt **zuletzt** ihre Unvernunft, sie widersprechen sich (in der Form des Intellekts, der das Dasein nicht mag) wie der Schmerz dasselbe zeigt.

Unsere Klugheit ist dem Dasein gewachsen

[«]

10[B38]

Menschen um sich aussuchen, unter denen man sein ideales Menschthum bewahren und zeigen kann. Sich zuerst die Aufgabe leichter machen, und dann fremdere Menschen allmählich in den Kreis hineinnehmen. — Zuerst aber seinen Kreis bilden, andere fortjagen.

Vielleicht führen wir so Zustände herbei, die die Selektions-Zweckmäßigkeit erst in Jahrtausenden und einer viel geschwächteren Menschheit bietet! (wie ihr Maaß von Intellekt nun einmal ist! = die Lichtverschwendung der Sonne usw.)

[«]

10[B39]

Ich bin peinlich gerecht, weil es die Distanz aufrecht erhält.

[«]

10[B40]

ich halte die Nähe eines Menschen nicht aus, der spuckt

[«]

10[B41]

Welche Eigenschaften des Menschen ungünstig für Selection sind, also von Weibern nicht bevorzugt werden? Bücher sind Mittel, sie doch fortzupflanzen.

[«]

10[B42]

Auch bei den Menschen Experimente möthig, wie bei Darwinism!

[«]

10[B43]

Irrsinn ohne Wahnvorstellungen (Affective Insanity)
a) Impulsiver Irrsinn, wo man willenlos folgen muß.
Manie sans délire
(vielleicht als abortive oder maskirte Epilepsie?)

[«]

10[B44]

Der Neger versteckt den Fetisch, wenn er etwas nicht sehen soll, unter seinem Kleide.

[«]

10[B45]

Bei den Südsee-Insulanern ist der Adel unsterblich, die Bürgerlichen nicht.

[«]

10[B46]

1) Mein Erfolg bei den Schwarmgeistern: dessen war ich bald müde und mißtrauisch

2) ich habe nie über Nicht-Beachtung geklagt und kenne das Gefühl nicht.

3) ich hoffe schrittweise den höheren Naturen näher zu kommen, weiß aber kaum, wo sie sind und ob sie da sind! Bisher habe ich immer auch meine Lobredner und Tadler überwunden, wenn ich eine Stufe weiterging (und mich überwand)

[«]

10[B47]

die Erhabenen suchen sich nachzuheben, dorthin, wo ihre Phantasie Halt machte — sie möchten so gerne über sich hinaus.

[«]

10[B48]

Spencer meint, die Menschheit sei unvermerkt zu allem Richtigen gelangt, was ihr noth thut — zu Urtheilen, die mit der Wahrheit stimmen!! Unsinn! Das Gegentheil!

[«]

10[B49]

Bismarck, dessen Verdienst ist den Deutschen das Vergnügen an den europäischen Partei-Schablonen zu verleiden.

[«]

10[B50]

welche Heiterkeit ist jetzt möglich! wir haben die Gespenster verjagt und uns zur Unvernunft das Recht erworben: wir wollen nicht mehr klüger sein als die Welt es ist!

[«]

10[B51]

Der Einzelne kann jetzt wirklich ein Glück erreichen, das der Menschheit unmöglich ist. Ehemals Adel: jetzt gehört nur dazu, daß man die Anderen als Sklaven fühlt, als unseren Dünger

[«]

10[B52]

Ich wünsche der Wissenschaft etwas die Feierlichkeit zu nehmen — es ist jetzt eine Lustbarkeit geworden, da keine Sorgen hinter ihr sind. Ich glaube, es ist bald ein Überschuß von Geist da, der verschwendet werden muß!

[«]

10[B53]

Bis jetzt machen wir uns die Dinge noch schwer (z.B. bei der Übervölkerung), weil wir nicht wagen, unsere neuen Werthschätzungen durchzuführen. Man muß es bald dem Leben anmerken, daß mit einem Überschuß von Geist gelebt wird!

[«]

10[C54]

1. § Mensch der Erkenntniss, sein Werden, seine Aussichten.
2. § Ur-Moral
3. § Christenthum
4. § Zeit-Moral (Mitleid).
5. § Orientirung über die nächste Umgebung, Stände Völker usw.
6. § Aphorismen über die Affecte.

[«]

10[D55]

Zuerst hat man in seinen intellektuellen Leidenschaften den guten Glauben: als die bessere Einsicht sich regt, tritt der Trotz auf, wir wollen nicht nachgeben. Der Stolz sagt, daß wir genug Geist haben, um auch unsere Sache zu führen. Der

Hochmuth verachtet die Einwendungen, wie einen niedrigen trockenherzigen Standpunkt. Die Lüsternheit zählt sich die Freuden im Genießen noch auf und bezweifelt sehr, daß die bessere Einsicht so etwas leisten kann. Das Mitleid mit dem Abgott und seinem schweren Loose kommt hinzu, es verbietet seine Unvollkommenheiten so genau anzusehen: dasselbe und noch mehr thut die Dankbarkeit. Am meisten die vertrauliche Nähe, die Treue in der Luft des Gefeierten, die Gemeinsamkeit von Glück und Gefahr. Ach, und sein Vertrauen auf uns, sein Sichgehenlassen vor uns, es scheucht den Gedanken, daß er Unrecht habe, wie einen Verrath, eine Indiskretion von uns.

[«]

10[D56]

Wenn das Gute an sich gut wäre, so wäre es eine Beschränkung von Gottes Allmacht: er schafft alles, dies gebietet und jenes verbietet er dem Geschaffenen, die Kraft zu beiden hat er ihm gegeben. Wäre es an sich gut und böse, so hätte Gottes Gebot und Verbot keine Nothwendigkeit. Wäre das An-sich zu erkennen, so brauchte der Mensch Gott und Priester nicht. Folglich dekretiren diese: die Moral ist nur von Gottes Befehl aus, nicht aus Nutzen oder Nachtheilen des Handelnden zu begreifen. Sie wehren diesen Standpunkt der Kritik der Handlungen ab.

[«]

10[D57]

„Frühstücks-Schönheit“

[«]

10[D58]

Ist denn die Moralität eines Priesters eine größere, weil er das Interesse der Kirche fortwährend zur Richtschnur hat, und sein eigenes dagegen zurücksetzt? Ist nicht dieses Empfinden als großer Complex nur eine stolzere Art von

Selbstigkeit? Und ebenso bei der Mutter in Bezug auf ihr Kind? Bürger in Bezug auf den Staat? Diese „Entselbstung“ ist ganz scheinbar: man lebt für **seine** Passion! und opfert etwas Geringeres von sich!

[«]

10[D59]

Den Menschen der sympathischen und uninteressirten Handlungen als den moralischen anzusehen ist eine Mode, an der das Christenthum für Europa Schuld sein mag. Sonst gilt der sich stark verantwortlich fühlende, für sein Heil und sein höchstes Interesse für moralisch, der „ich“ noch mehr sagt als alle Anderen: selbst wenn er die Anderen dabei sich opfert, wie die großen Eroberer. Niemandem schaden, und ihm so viel als möglich nützen, sich aber am meisten — dies hat nicht als moralisch gegolten, weil man es für unmöglich ansah. Und mit Recht! So ist die Natur der Dinge nicht, daß man zwei entgegengesetzte Passionen zum Einklang bringen könnte. Indem wir da sind und indem wir uns durchsetzen und auf das Höchste ausbilden, müssen wir unsere Interessen für höher achten als andere und daraus die Kraft nehmen: man kann keinen Schritt weit thun, ohne irgend das Interesse eines Anderen zu verletzen. Schon weil wir es nicht genug kennen können, ist eine Richtschnur nach dem Interesse jedes Einzelnen und aller Anderen unmöglich. Ja, gegen uns selber ist es ebenso: was wir zu unserem Hauptinteresse dekretiren, das lebt auf Unkosten der anderen Interessen von uns. In uns selber ist jene Unmöglichkeit schon bewiesen. Die „Rechtlichkeit“ die Schonung fremder Rechte ist nur in einem sehr groben Sinne möglich. Ihre Quelle ist eine feinere Ungerechtigkeit, es ist eine Existenzbedingung für einen sehr groben Begriff von „Existenz“! Aber das Existiren-wollen ist schon ungerecht.

[«]

10[D60]

Es ist eine solche Anpassung wie sie Spencer im Auge hat denkbar, doch so daß jedes Individuum zu einem nützlichen Werkzeuge wird und sich auch nur so fühlt: also als Mittel, als Theil — also mit Aufhebung des

Individualismus, nach dem einer Zweck und eine Ganzheit sein will, und zwar in beiden eine Einzigkeit! Diese Umbildung ist möglich, ja vielleicht läuft die Geschichte dahin! Aber dann werden die Einzelnen **immer schwächer —** es ist die Geschichte vom Untergang der Menschheit, wo das Princip der Uninteressirtheit des vivre pour autrui und die Socialität herrschen! Sollen die Einzelnen stärker werden, so muß die Gesellschaft ein Nothzustand bleiben und große Veränderungen immer zu erwarten haben: eine vorläufige Existenz immerfort führen.

[«]

10[D61]

Ein Schritt weiter im Sinn für Wirklichkeit und er unterdrückt den abenteuernden Sinn, den Flug in's Freie, es erscheint als unerlaubt, auf so weniges Wissen, auf so schwache Analogien hin zu behaupten und auf diese Behauptungen hin zu vermuthen. Die spontane Überkraft geht im Joch der Vorsichtsmaßregeln, Aufsammlung des Materials, Skepsis in der Beurtheilung der einzelnen Materialstücke. Also — die intellektuelle Immoralität ist nothwendig, bis zu irgend einem undefinirbaren Grade.

[«]

10[D62]

Bei Milton und Luther, wo die Musik zum Leben gehört, ist die mangelhafte fanatische Entwicklung des Verstandes und die Unbändigkeit des Hassens und Schimpfens vielleicht mit durch die Undisciplin der Musik herbeigeführt.

[«]

10[D63]

In wiefern der Handelnde gegen sich gewissenlos ist? —

Der Verstand, der die dritte vierte fünfte Folge einer That voraus erwägt, muß trotzdem irgendwo Halt machen und auf Unsicherheiten hin handeln d.h. mit dem

Gefühle der unvollkommenen Einsicht in die Folgen doch thun als ob er sicher wäre in Bezug auf die Folgen: riskiren mit der Miene der Entschlossenheit und unbedingten Einsicht d.h. schauspielern oder sich selber täuschen, sein intellektuelles Gewissen zum Schweigen bringen.

[«]

10[D64]

Der ungerechte Untergrund bei den Edelsten z.B. bei Christus

[«]

10[D65]

Die sämmtlichen moralischen Qualitäten bei jedem Menschen in verschiedenen Verhältnissen: es sind Namen für unbekannte constitutive Verhältnisse der physischen Faktoren.

[«]

10[D66]

Nothwendigkeit, eine wachsende füllende Erregung durch eine ausleerende Erregung (Wuth auslassen, Rachegedanken usw.) auszulösen. Beispiel: der Kopfkranke, der ein lautes Fest in der Nähe hat und endlich, weil der Schmerz zu groß ist, seine Gedanken auf einen Feind richtet und ihm im Geiste wehe thut: oder auch mit Fäusten sich selber schlägt. Hier ist etwas Unmoralisches das physisch gebotene Heilmittel gegen Wahnsinn: ein Beispiel, wie die unmoralischen Handlungen den Werth von Gesundheitsfaktoren haben.

[«]

10[D67]

Objekt und Subjekt — fehlerhafter Gegensatz — kein Ausgangspunkt für das Denken! Wir lassen uns durch die Sprache verführen.

[«]

10[D68]

Jean Gerson: „Gott will gewisse Handlungen nicht, weil sie gut sind, sondern sie sind gut, weil er sie will, ebenso wie andere böse sind, weil er sie verbietet.“ Die Jesuit<en>.

[«]

10[D69]

Der Zweck der Handlung und der Zweck des Handelnden zu unterscheiden.

[«]

10[D70]

Escobar: „in Wahrheit, wenn ich an die Verschiedenheit des moralischen Gefühls denke, so denke ich, es ist das eine glückliche Wirkung (effet) der Vorsehung, denn die Verschiedenheit der Meinung hilft uns, das Joch des Herrn angenehmer zu tragen.“

[«]

10[D71]

Der beste und geistigste Mensch hat den groben beleidigenden Anblick des betrügenden und absichtlich sich bejahenden Menschen (auf Unkosten der Anderen) vor seinen Augen entfernt, er hat sich in so feine und schleierhafte Sphären zurückgezogen, wo jenes Element engelhaft erscheint. Er ist der feinste Ungerechte, er hat verstanden, den Augenschein gegen seine Ungerechtigkeit zu haben.

[«]

10[D72]

99 Theile alles „Schaffens“ ist Nachmachen, in Tönen oder Gedanken. Diebstahl, mehr oder weniger bewußt.

[«]

10[D73]

Seid zehnmal kalt und unfreundlich gegen Jemanden, endlich ist es euer Gesetz, euer tägliches Quantum.

[«]

10[D74]

Der übermäßige Gebrauch von Musik und geistigen Getränken, durch welchen die Verstandeskräfte eines Volkes leiden, während seine Affekte zunehmen — so daß, nach den zuverlässigsten Aufstellungen, die Deutschen an Selbstmördern alle V<ölker> übertreffen, und zwar im Verhältniß zu dem Reinerwerden der Rasse.

[«]

10[D75]

Wir sind in das Zeitalter der diplomatischen Kunstfertigkeit eingetreten. Niemand glaubt mehr an ein Versprechen, an eine gründliche Untersuchung von Nothständen, an dauerhafte unveränderte Lage der Machtverhältnisse, man improvisirt und arbeitet mit verstellter Begünstigung bald dieser bald jener Meinung und Partei. Der Zweck heiligt die unheiligen Mittel nicht mehr, aber man vergißt sehr schnell.

[«]

10[D76]

Wir können unsere „geistige Thätigkeit“ ganz und gar als Wirkung ansehen, welche Objekte auf uns üben. Das Erkennen ist nicht die Thätigkeit des Subjekts, sondern scheint nur so, es ist eine Veränderung der Nerven, hervorgebracht durch andere Dinge. Nur dadurch daß wir die Täuschung des Willens herbeibringen und sagen „ich erkenne“ im Sinne von „ich will erkennen und folglich thue ich es“ drehen wir die Sache um, und sehen im Passivum das Aktivum. Aber auch das Wort Passiv-activ ist gefährlich!

[«]

10[D77]

Jene Formen der Erkenntniß sind Erzeugnisse aus den Wirkungen anderer Dinge auf uns. Wir statten alle Dinge mit ihnen aus, weil alle Dinge uns mit ihnen ausgestattet haben. Unsere Thätigkeit ist scheinbar produktiv.

[«]

10[D78]

Wie klein ist der Kreis des Idealismus bei den jungen Männern! Sie denken über Umgang Ehre Beförderung Einfluß so gering. Ja, sie sind in allem banaler, weil ihre Energie und ihr Schwung für jeden kleinen Bereich verbraucht wird. Und wie täuschen sie, wenn der Blick des Anderen darauf fällt!

[«]

10[D79]

Das Vervollständigen (z.B. wenn wir die Bewegung eines Vogels als Bewegung zu sehen meinen) das sofortige Ausdichten geht schon in den Sinneswahrnehmungen los. Wir formuliren immer ganze Menschen aus dem, was wir von ihnen sehen und wissen. Wir ertragen die Leere nicht — dies ist die

Unverschämtheit unserer Phantasie: wie wenig an Wahrheit ist sie gebunden und gewöhnt! Wir begnügen uns keinen Augenblick mit dem Erkannten (oder Erkennbaren!) Das spielende Verarbeiten des Materials ist unsere fortwährende Grund-Thätigkeit, Übung also der Phantasie. Man denke als Beweis, wie mächtig diese Thätigkeit ist, an das Spielen des Sehnervs bei geschlossenem Auge. Ebenso lesen wir, hören wir. Das genaue hören und sehen ist eine sehr hohe Stufe der Cultur — wir sind noch fern davon. Die Lügnerei wird noch gar nicht darin gefühlt! Dieses spontane Spiel von phantasirender Kraft ist unser geistiges Grundleben: die Gedanken erscheinen uns, das Bewußtwerden, die Spiegelung des Prozesses im Prozeß ist nur die verhältnißmäßige Ausnahme — vielleicht ein Brechen am Contraste.

[«]

10[D80]

Sacharj. 9,9. J<esus> soll einziehen auf der lastbaren Eselin und dem Eselsfüllen. Die erstere — das sind die Juden, die an ihn glauben, sie haben das Joch des Gesetzes getragen. Das Füllen sind die Heiden, die gesetzlos lebten: aber Christus legte ihnen die Zügel seines Worts auf, da legten sie sich willig nieder und ließen sich alles, was er wollte, aufladen.

Das Abendmahl (eucharistische Mahl). Das Opfer des Weizenmehlkuchens war angeordnet für die, welche sich vom Aussatze reinigen wollten.

[«]

10[D81]

Der Kampf um die Deutung des alten Testaments: nach alexandrinischer Methode wurde es ganz als ein Buch christlicher Lehre gedeutet.

Im Kampfe mit den Juden, welche die messianischen Stellen anders auslegten. Justin spottet über deren exegetische Kunststücke.

[«]

10[D82]

Eine Welt ohne Subjekt — kann man sie denken? Aber man denke sich jetzt alles Leben auf einmal vernichtet, warum könnte nicht alles andere ruhig weiter sich bewegen und genau so sein, wie wir es jetzt sehen? Ich meine nicht, daß es so sein würde, aber ich sehe nicht ein, warum man es sich nicht denken könnte. Gesetzt die Farben seien subjektiv — nichts sagt uns, daß sie nicht objektiv zu denken wären. Die Möglichkeit daß die Welt der ähnlich ist, die uns erscheint, ist gar nicht damit beseitigt, daß wir die subjektiven Faktoren erkennen.

Das Subjekt wegdenken — das heißt sich die Welt ohne Subjekt vorstellen wollen: ist ein Widerspruch: ohne Vorstellung vorstellen! Vielleicht giebt es hunderttausend subjektive Vorstellungen. Unsere menschliche wegdenken — da bleibt die der Ameise übrig. Und dächte man sich alles Leben fort und nur die Ameise übrig: hienge wirklich an ihr das Dasein? Ja, der Werth des Daseins hängt an den empfindenden Wesen. Und für die Menschen ist Dasein und werthvolles Dasein oft ein- und dasselbe.

[«]

10[D83]

Der Mensch entdeckt zuletzt nicht die Welt, sondern seine Tastorgane und Fühlhörner und deren Gesetze — aber ist deren Existenz nicht schon ein genügender Beweis für die Realität? Ich denke, der Spiegel beweist die Dinge.

[«]

10[D84]

Sie machen's sich leicht und suchen mich aus dem Übergange in's andere Extrem zu verstehen — sie merken nichts von dem fortgesetzten Kampfe und den gelegentlichen wonnevollen Ruhepausen im Kampfe, merken nicht, daß diese früheren Schriften solchen entzückten Stillen, wo der Kampf zu Ende schien, entsprungen sind und wo man über ihn schon nachzudenken und sich zu beruhigen begann. Es war eine Täuschung. Der Kampf ging weiter. Die extreme Sprache verräth die Aufregung, die kurz vorher tobte und die Gewaltsamkeit, mit der man die Täuschung festzuhalten suchte.

[«]

10[D85]

Der höchste Werth des phantasirenden Denkens (das Einige wohl auch gleich das produktive Denken nennen) ist, Möglichkeiten auszudenken und ihre Mechanismen des Gefühls einzuüben, welche später als Werkzeuge verwandt werden können zur Ergründung des wirklichen Seins. Es muß dies durch alle möglichen Versuche gleichsam erst errathen und als Beute des Zufalls entdeckt werden. Alle Mechanismen bei der großen Arbeit der strengen Forschung sind zuerst als „die Wahrheit“ selber aufgestellt und eingeübt worden. Dichter und Metaphysiker sind insofern immer noch höchst wünschenswerth, sie suchen nach der möglichen Welt und finden hier und da etwas Brauchbares. Es sind Versuchsstationen ebenfalls. Blinde Thiere, die fortwährend um sich greifen und etwas zu essen versuchen, entdecken Nahrungsmittel (gehen aber auch leichter zu Grunde oder entarten) Andere Thiere leben von den anerkannten Nahrungsmitteln.

[«]

10[D86]

Man hatte auf Seiten der Heidenchristen durchaus kein Verständniß für Vorrecht Israel’s und für alttestamentliche Institutionen.

[«]

10[D87]

NB Fortsetzung der freisten Erkenntniss und Leben mit provisorischem Charakter!

[«]

10[D88]

19. Jahrhundert, Reaktion: man suchte die Grundprincipien alles dessen, was Bestand gehabt hatte, und suchte dies als wahr zu beweisen. Bestand, Fruchtbarkeit und gutes Gewissen galten als Indicium der Wahrheit! Dies die conservative Gesinnung: sie sammelte alles, was noch nicht erschüttert war, sie hatte den Egoismus der Besitzenden als stärksten Einwand gegen die Philosophie des 18. Jahrhunderts: für die Nichtbesitzenden und Unzufriedenen hatte man noch die Kirche, auch wohl die Künste (für einzelne sehr Begabte auch die Genieverehrung als Dank, wenn sie für die conservativen Interessen arbeiteten) Mit der Geschichte (neu!!!) bewies man, man begeisterte für die großen fruchtbaren Complexe, (Nationen!!!) Culturen genannt. Man warf einen ungeheuren Theil des Forschungseifers und ebenso des Verehrungssinns auf die Vergangenheit: die neuere Philosophie und die Naturwissenschaft giengen dieses Theils verlustig! — — jetzt neuer **Rückschlag**! Die Historie bewies zuletzt etwas anderes als man wollte: sie erwies sich als das sicherste Vernichtungsmittel jener Principien. Darwin. Anderseits der skeptische Historismus als Nachwirkung, das Nachempfinden. Man lernte in der Geschichte die bewegenden Kräfte besser kennen, nicht nur „schöne“ Ideen! Der Socialismus begründet sich historisch, ebenfalls die nationalen Kriege aus Historie!

[«]

10[E89]

Handeln und denken wie Viele Alle giebt ein Gefühl von Macht. „So wie Keiner“ — ist ein Zeichen vom G<efühl> d<er> M<acht>. — Die moralischen Vorschriften sind Nothbehelfe für die Indiv<iduen> welche sich nicht streng individuell erkennen und eine Norm außer sich haben müssen.

[«]

10[E90]

Pflicht ein Zwang, bei dem unser Ind<ividuum> theilweise zu kurz kommt, theilweise zustimmt.

[«]

10[E91]

Es ist nicht nöthig, die Thiere zu lieben, um die Menschen zu hassen. Wie Schopenhauer. Man denke an Voltaire, den Ersten, der —

[«]

10[E92]

W<agner> der Erste unserer Zeit der hohe Ziele aus der Vereinigung von Künsten erstrebt. Er hat das Experimentiren auf diesem Gebiete angefangen.

[«]

10[E93]

Unsere Sinnenwelt ist gar nicht wirklich vorhanden, sie widerspricht sich: sie ist ein Trug der Sinne. Aber was sind dann die Sinne? Die Ursachen des Betrugs müssen real sein. Aber wir wissen von den Sinnen nur durch die Sinne, und dies gehörte mithin in die Welt des Truges. Somit trügt etwas, was wir nicht kennen, und sein erster Trug sind die Sinne. Unsere Vielheit gehört dazu: aber wie könnten wir Trugbilder zum Wissen um den Trug kommen? Wie könnte ein Traumbild wissen, daß es zum Traume gehöre? — Wir müssen folglich auch das sein, was trügt: d.h. wir müssen auch real sein, nicht als Individuen, sondern als Einheit hinter den Vielen und zwar muß dorther unser Bewußtsein stammen, daß die Welt ein Trug ist, im rein Logischen: dies sind wir selber irgendwie. Aber wie kann das Wahre Wahrhafte die Ursache der Trugwelt sein? — Es muß sie nöthig haben: vielleicht ist das Wahre gequält wie ein Künstler und sucht eine Erlösung in lustvollen Vorstellungen und Bildern, eine Abziehung — die Wahrheit ist vielleicht der Schmerz, und der Schein ist eine Milderung, der Wechsel ist das

Sichherumwerfen des schwer Leidenden, der eine bessere Lage sucht. Vielleicht aber auch ist das Wahre voller Lust und strömt über in Phantasien wie ein Künstler (Geburt der Tragödie) Die Welt ein aesthetisches Phänomen, eine Reihe von Zuständen am erkennenden Subjekt: eine Phantasmagorie nach dem Gesetze der Causalität. Daß der intellektuelle Prozeß erst am Thierreich hervortritt und ohne Thiere keine Welt da sein könnte, gehört mit hinein in jenes Theaterspiel, das das Subjekt sich selber spielt: es ist ein Wahn. Die Geschichte ist eine Vermeintlichkeit — nichts mehr; die Causalität das Mittel, um tief zu träumen, das Kunststück, um über die Illusion sich zu täuschen, der feinste Apparat des artistischen Betruges.

[«]

10[E94]

Die verkehrte Welt: die Brutstätte des Fanatismus.

Für gewöhnlich im Unglauben leben und handeln, wie der Christ — aber in einzelnen Momenten sein Leben und sich selber verurtheilen — dieser fluchwürdige Zustand, in dem das Leben nichts taugen darf, damit die Phantasterei weniger fremdartiger Minuten die Bedeutung des Daseins aufzuschließen scheine! Wir wollen diese Denkweise welche in dem kleinen oder großen Irrsinn den Richter und Verurtheiler des Daseins erkennt, nicht mehr in der Philosophie dulden und uns dagegen sträuben daß sie unter dem Schleier der Kunst geborgen weiter lebe. — Sind wir hier ohne Toleranz? Von neuem fanatisch? — Man sehe erst zu, was wir thun wollen: nichts mehr und nichts weiter als uns nicht mehr um die verkehrte Welt kümmern.

[«]

10[E95]

Die Welt, soweit wir sie erkennen können, ist unsere eigene Nerventhätigkeit, nichts mehr.

[«]

10[E96]

Die anderen Religionen sind gegen die wirklichen Übel, das Christenthum gegen die moralischen Übel (zum Theil eingebildete)

[«]

10[F97]

Die Müdigkeit bringt für den Denker einen Vortheil mit sich: sie läßt auch jene Gedanken hervorlaufen, die wir uns sonst, bei mehr Haltung und folglich bei mehr Verstellung, nicht eingestehen würden. Wir werden lässig, uns selber etwas vorzumachen, und siehe! da kommt die Wahrheit über uns.

[«]

10[F98]

Amor und Psyche. — Wenn das Auge gar zu unverschämt in das Vergnügen der Sinne blickt, so ist das Vergnügen sehr schnell etwas Widerliches. Man muß es wie die Griechen verstehen, Götter und Phantastereien einzumischen und die groben Augen einzuhüllen; man muß vergessen können oder mindestens Vieles nie geradezu mit Namen nennen; das Vergnügen muß den Intellekt beschleichen, wenn er schläft oder träumt.

[«]

10[F99]

„Du bist glücklich! Jedesmal wenn dein Charakter auf die Höhe seiner Fluth kommt, kommt auch dein Intellekt auf die seine.“ B: Du vergißt etwas!

[«]

10[F100]

Die Eigenschaften eines Dinges erregen unsere Empfindungen z.B. daß es grau ist, und die Gestalt, die Art von Bewegung, vor allem sein Vorhandensein als Körper und Substanz — alles ist mit Lust- und Unlustempfindungen und folglich mit Vertrauen, Neigung, Lust zur Annäherung oder Furcht usw. verknüpft. Dasselbe Ding kann uns vermöge seiner verschiedenen Eigenschaften anziehen und Furcht einflößen. — Daß seine Eigenschaften aber solche Empfindungen erregen, das ist Urtheil — und dies Urtheil setzt Erfahrungen voraus und Glauben an Gleichheit in den Erfahrungen. Zuletzt aber setzt auch die älteste Erfahrung wieder Urtheil voraus, also Auslegung eines Reizes, so daß er entweder lust- oder schmerzvoll ist. „Vermehrt dieser Reiz unsere Kraft oder vermindert er sie?“ Kurz, ein Urtheil ist die Quelle, daß Kraftgefühl dabei entsteht oder sich vermindert. — Also die Wirkungen der Dinge sind zuletzt angenehm oder unangenehm, je nachdem wir an die Förderung unserer Kraft dabei glauben oder nicht. Dieser Glaube aber kann nicht wieder auf Erfahrung zurückgehen, sondern müßte — aus dem dabei entstehenden Kraftgefühl seinen Ursprung nehmen. Man glaubt an Kraft, wo man das Kraftgefühl hat. Kraftgefühl gilt als Beweis von Kraft. Nach diesem Beweis wandelt sich die Reizempfindung in Lust: — also: Alle Eigenschaften eines Dinges sind in Wahrheit Reize in uns, welche theils das Kraftgefühl mehren, theils es vermindern: jedes Ding ist eine Summe von Urtheilen (Befürchtungen, Hoffnungen, einiges flößt Vertrauen ein, anderes nicht) Je mehr wir nun die Physik kennen, um so weniger phantastisch wird diese Summe von Urtheilen (die falschen Subsumirungen fallen weg z.B. alles was schwarz ist, ist gefährlich) — Zuletzt begreifen wir: ein Ding ist eine Summe von Erregungen in uns: weil wir aber nichts Festes sind, ist ein Ding auch keine feste Summe. Und je mehr wir Festigkeit in die Dinge zu legen wissen, — — —

[«]

10[F101]

Zum Beweise dafür, daß ein Skeptiker mitunter sehr ausgelassener Schwärmereien bedarf, um dann wieder besänftigt ins Land des „Vielleicht-und-Vielleicht-auch-nicht“ zurückzukehren: will ich erzählen, welche Sätze mir jüngst meine schwärmenden Tauben aus den Wolken heimgebracht haben. Erstens: die gewöhnlichste Form des Wissens ist die ohne Bewußtheit. Bewußtheit ist Wissen um ein Wissen. Empfindung und Bewußtheit haben alles Wesentliche gemeinsam und mögen dasselbe sein. Die erste Entstehung einer Empfindung ist die Entstehung eines Wissens um ein Wissen: ein Vorgang, der nichts Schwieriges und Geheimnißvolles enthält, da er dem Wissen nur eine Veränderung der Richtung giebt — und dazu reichen zufällige Anstöße aus, die man vielleicht errathen kann. Bevor es Empfindung gab, gab es längst — nämlich immer — Wissen: Wiedererkennen und Schließen als seine Funktionen. Das Wissen ist die Eigenschaft aller treibenden Kräfte — es kommt auf Eins hinaus zu sagen, es sei die Eigenschaft der Materie, vorausgesetzt, daß man weiß, was Materie ist: die treibende Kraft als das Vorurtheil unserer Sinne gedacht: so daß Kraft und Materie Eins sind, entweder als ein An sich bezeichnet oder, nach der Relation zu unseren Sinnen, als Grenze unseres Empfindens für die Kraft bezeichnet. Die treibenden Kräfte sind nichts Letztes und der Analyse schlechthin Widerstrebendes, wie Schopenhauer meinte, der sie als den „Willen“ verstand: wir können in ihnen noch das Wissen begrifflich absondern als ihre Eigenschaft: ohne Wiedererkennen und Schließen giebt es keinen Trieb, kein Treiben und Wollen. Der Intellekt (und nicht die Empfindung) ist „dem Wesen der Dinge“ eingeboren; Empfindung ist ein Zufall in der Geschichte seiner Richtungen und nichts an sich Neues. Um die ersten Sätze der Mechanik zu verstehen, muß man den treibenden Kräften ein Wiedererkennen und Schließen geben — aber keine Bewußtheit darum, keine Empfindung. Das Wiedererkennen und Schließen aber setzt Mehrheit, aber Einartigkeit von Kräften voraus, mindestens Zweiheit. Der Irrthum im Wiedererkennen und Schließen ist erst möglich, seit es Empfindung giebt. — So! Nun fliegt zurück, ihr Tauben und gebt den Wolken, was der Wolken ist!

[«]

[11 = M III 1. Frühjahr–Herbst 1881]

11[1]

Gleichgültig sich gegen Lob und Tadel machen; Recepte dafür. Dagegen einen Kreis sich stiften, der um unsere Ziele und Maaßstäbe weiß und der Lob und Tadel für uns bedeutet.

[«]

11[2]

Den Begriff der Ernährung erweitern; sein Leben nicht falsch anlegen, wie es die thun, welche bloß ihre Erhaltung im Auge haben.

Wir müssen unser Leben nicht uns durch die Hand schlüpfen lassen, durch ein „Ziel“ — sondern die Früchte aller Jahreszeiten von uns einernten.

Wir wollen nach den Andern, nach allem, was außer uns ist, trachten als nach unserer Nahrung. Oft auch sind es die Früchte, welche gerade für unser Jahr reif geworden sind. — Muß man denn immer nur den Egoismus des Räubers oder Diebes haben? Warum nicht den des Gärtners? Freude an der Pflege der Andern, wie der eines Gartens!

[«]

11[3]

Ehemals glaubte man, in der Alchymie, mit moralischen Begriffen (Verwandtschaft Freundschaft Trieb usw.) alles zu erklären. Das Reich der Moral wird immer kleiner.

Ein einzelnes Medikament (z.B. Chinin) und seine „moralischen“ Wirkungen zum Beispiel gebrauchen!

[«]

11[4]

La Rochef<oucauld> irrt sich nur darin, daß er die Motive, welche er für die wahren hält, niedriger taxirt als die anderen angeblichen; d.h. er glaubt im Grunde noch an die andern und nimmt den Maaßstab daher; er setzt den Menschen herab, indem er ihn gewisser Motive für unfähig hält.

[«]

11[5]

Unser Instinkt der Triebe greift in jedem Falle nach dem nächsten ihm Angenehmen: aber nicht nach dem Nützlichen. Freilich ist in unzähligen Fällen (namentlich wegen der Zuchtwahl) das dem Triebe Angenehme eben auch das Nützliche! — Der Mensch, hochmütig auch wo er Gründen und Zwecken nachspürt, macht im Moralischen die Augen zu vor dem Angenehmen: er gerade will, daß sein Handlungen als Consequenz der vernünftigen Absicht auf daurenden Nutzen erscheinen: er verachtet das Momentan-Angenehme —: obschon gerade dies der Hebel aller seiner Kräfte ist.

Das Kunststück des glücklichen Lebens ist, die Lage zu finden, in der das Momentan-Angenehme auch das daurend-Nützliche ist, wo die Sinne und der Geschmack dasselbe gut heißen, was die Vernunft und Vorsicht gut heißt.

[«]

11[6]

Die Lebensweise der Frauen, welche im Wesentlichen ernährt werden und nicht arbeiten, könnte sofort in eine philosophische Existenz umgewandelt werden! Aber man sehe sie vor einem Schauladen voller Putz und Wäsche!

[«]

11[7]

Hauptgedanke! Nicht die Natur täuscht uns, die Individuen und fördert ihre Zwecke durch unsre Hintergehung: sondern die Individuen legen sich alles Dasein nach individuellen d.h. falschen Maaßen zurecht; wir wollen damit Recht haben und folglich muß „die Natur“ als Betrügerin erscheinen. In Wahrheit giebt es keine individuellen Wahrheiten, sondern lauter individuelle Irrthümer — das Individuum selber ist ein Irrthum. Alles was in uns vorgeht, ist an sich etwas Anderes, was wir nicht wissen: wir legen die Absicht und die Hintergehung und die Moral erst in die Natur hinein. — Ich unterscheide aber: die eingebildeten Individuen und die wahren „Lebens-systeme“, deren jeder von uns eins ist — man wirft beides in eins, während „das Individuum“ nur eine Summe von bewußten Empfindungen und Urtheilen und Irrthümern ist, ein Glaube, ein Stückchen vom wahren Lebenssystem oder viele Stückchen zusammengedacht und zusammengefabelt, eine „Einheit“, die nicht Stand hält. Wir sind Knospen an Einem Baume — was wissen wir von dem, was im Interesse des Baumes aus uns werden kann! Aber wir haben ein Bewußtsein, als ob wir Alles sein wollten und sollten, ein Phantasterei von „Ich“ und allem „Nicht-Ich“. Aufhören, sich als solches phantastisches ego zu fühlen! Schrittweise lernen, das vermeintliche Individuum abzuwerfen! Die Irrthümer des ego entdecken! Den Egoismus als Irrthum einsehen! Als Gegensatz ja nicht Altruismus zu verstehen! Das wäre die Liebe zu den anderen vermeintlichen Individuen! Nein! Über „mich“ und „dich“ **hinaus**! **Kosmisch empfinden!**

[«]

11[8]

Der Egoismus als der allgemeine „Größenwahn“ — ebenso abzuleiten — physiologisch.

[«]

11[9]

Die bösen aber unentbehrlichen Triebe ebenso zu züchten, wie den der Verstellung (in der Kunst) also unschädlich. Die Parallele zur „Kunst“ zu suchen!

[«]

11[10]

Das Erkennenwollen der Dinge, wie sie sind — das allein ist der gute Hang: nicht das Hinsehen nach Anderen und das Sehen mit anderen Augen — das wäre ja nur ein Ortswechsel des egoistischen Sehens! Wir wollen uns von der großen Grundverrückheit heilen, alles nach uns zu messen: Selbstliebe ist ein falscher zu enger Ausdruck; Selbsthaß und alle Affekte sind fortwährend thätig mit diesem kurzen Sprunge; als ob alles zu uns hinstrebe. Man geht durch die Gassen und meint, jedes Auge gelte uns: und was wäre es, wenn ein Auge und ein Wort uns wirklich gilt! — nicht mehr, als es uns angeht, wenn der Blick und das Wort einem Zweiten gilt — wir sollten persönlich eben so gleichgültig sein können! Vermehrung der Gleichgültigkeit! Und dazu Übung, mit anderen Augen sehen: Übung, ohne menschliche Beziehungen, also sachlich zu sehen! Den Menschen-Größenwahn kuriren! Woher kommt er? Von der Furcht: alle geistige Kraft mußte immer schnell zum persönlich-Sehen zurückspringen. Es ist schon das thierische Leiden. Die höchste Selbstsucht hat ihren Gegensatz nicht in der Liebe zum Andern!! Sondern im neutralen sachlichen Sehen! Die Leidenschaft für das trotz allen Personen-Rücksichten, trotz allem „Angenehmen“ und Unangenehmen „Wahre“ ist die höchste — darum Seltenste bisher!

[«]

11[11]

Man muß den Menschen Muth zu einer neuen großen **Verachtung** machen z.B. der Reichen, der Beamten usw. Jede unpersönliche Form des Lebens muß als gemein und verächtlich gelten.

A. Wie viel brauche ich, um gesund und angenehm für mich zu leben?

B. Wie erwerbe ich dies so, daß das Erwerben gesund und angenehm ist und meinem Geiste zu Statten kommt, zumal als Erholung?

c. Wie habe ich von den Anderen zu denken, um von mir möglichst gut zu denken und im Gefühle der Macht zu wachsen?

d. Wie bringe ich die Anderen zur Anerkennung meiner Macht?

e. Wie organisirt sich der neue Adel als der Machtbesitzende Stand? Wie grenzt er die Anderen von sich ab, ohne sie sich zu Feinden und Widersachern zu machen?

[«]

11[12]

Das was einer zweckbewußten Handlung vorhergeht, im Bewußtsein z.B. das Bild des Kauens dem Kauen, ist gänzlich unbestimmt: und wenn ich es wissenschaftlich genauer mache, so ist dies auf die Handlung selber ohne Einfluß. Eine Unzahl von einzelnen Bewegungen werden vollzogen, von denen wir vorher gar nichts wissen, und die Klugheit der Zunge z.B. ist viel größer als die Klugheit unseres Bewußtseins überhaupt. Ich leugne, daß diese Bewegungen durch unseren Willen hervorgebracht werden; sie spielen sich ab, und bleiben uns unbekannt — auch ihren Prozeß vermögen wir nur im Symbolen (des Tastsinns Hörens Sehens von Farben) und in einzelnen Stücken und Momenten zu fassen — sein Wesen, eben so wie der fortdauernde Verlauf bleiben uns fremd. **Vielleicht stellt die Phantasie** dem wirklichen Verlaufe und Wesen etwas **entgegen**, eine **Erdichtung**, die wir gewohnt sind als das Wesen zu nehmen.

[«]

11[13]

Wir hören wenig und unsicher, wenn wir eine Sprache nicht verstehen, die um uns gesprochen wird. Ebenso bei einer Musik, die uns fremd ist, wie die chinesische. Das Guthören ist also wohl ein fortwährendes Errathen und Ausfüllen der wenig wirklich wahrgenommenen Empfindungen. Verstehen ist ein erstaunlich schnelles entgegenkommendes Phantasiren und Schließen: aus zwei Worten errathen wir den Satz (beim Lesen): aus einem Vokal und 2 Consonanten ein Wort beim Hören, ja viele Worte hören wir nicht, denken sie aber als gehört. — Was wirklich geschehen ist, ist nach unserem Augenschein schwer zu sagen; — denn wir haben fortwährend dabei gedichtet und geschlossen. Ich habe öfter beim Sprechen mit Personen ihren Gesichtsausdruck so deutlich vor mir, wie ihn meine Augen nicht wahrnehmen können: es ist eine Fiktion zu ihren Worten, die Auslegung in Gebärden des Gesichts.

Ich vermuthe, daß wir nur sehen, was wir kennen; unser Auge ist in der Handhabung zahlloser Formen fortwährend in Übung: — der größte Theil des Bildes ist nicht Sinneneindruck, sondern Phantasie-Erzeugniß. Es werden nur kleine Anlässe und Motive aus den Sinnen genommen und dies wird dann ausgedichtet. Die Phantasie ist an Stelle des „Unbewußten“ zu setzen: es sind nicht unbewußte Schlüsse als vielmehr hingeworfene Möglichkeiten, welche die Phantasie giebt (wenn z.B. Sousreliefs in Reliefs für den Betrachter umschlagen).

Unsere „Außenwelt“ ist ein Phantasie-Produkt, wobei frühere Phantasien als gewohnte eingeübte Thätigkeiten wieder zum Bau verwendet werden. Die Farben, die Töne sind Phantasien, sie entsprechen gar nicht exakt dem mechanischen wirklichen Vorgang, sondern unserem individuellen Zustande. — —

[«]

11[14]

Das Ich — nicht zu verwechseln mit dem organischen Einheitsgefühle. —

[«]

11[15]

Unklar listig gewaltsam und von früher her verwöhnt, durch geringe und servile Umgebung. — er hält die Unklarheit über alle Principien aufrecht, um sich bald so bald so seinem Vortheile gemäß zu stellen.

[«]

11[16]

Angebliche Zweckmäßigkeit der Natur — bei der Selbstsucht, dem Geschlechtstrieb, wo man sagt, sie benutze das Individuum, bei der Lichtausströmung der Sonne usw. — alles Erdichtungen! Es ist vielleicht die letzte Form einer Gottes-Vorstellung — aber dieser Gott ist nicht sehr klug und sehr unbarmherzig. Leopardi hat die böse Stiefmutter Natur, Schopenhauer den „Willen“. — Vielleicht kann man mit solchen anscheinenden Zweckthätigkeiten die Zweckthätigkeit des Menschen aufhellen. Es wird etwas erreicht, und das was erreicht wird und das was dazu alles geschieht, ist von dem Bilde, welches vorher im Kopfe des Wollenden ist, total verschieden — es führt keine Brücke hinüber. „Ich esse, um mich zu sättigen“ — aber was weiß ich von dem, was Sättigung ist! In Wahrheit wird die Sättigung erreicht, aber nicht gewollt — die momentane Lustempfindung bei jedem Bissen, so lange Hunger da ist, ist das Motiv: nicht die Absicht „um“, sondern ein Versuch bei jedem Bissen, ob er noch schmeckt. Unsere Handlungen sind Versuche, ob dieser oder jener Trieb daran seine Freude habe, bis in's Verwickelste hinein, spielende Äußerungen des Dranges nach Thätigkeit, welche wir durch die Theorie der Zwecke mißdeuten und falsch verstehen. Wir bewegen unsere Fangarme — und dieser oder jener Trieb findet in dem, was wir fangen, seine Beute und macht uns glauben, wir hätten beabsichtigt, ihn zu befriedigen.

[«]

11[17]

Sein schlechter Charakter folgt ihm auf die höchsten Gipfel seines Genie's. —

[«]

11[18]

Umfang der dichterischen Kraft: wir können nichts thun, ohne nicht vorher ein freies Bild davon zu entwerfen — (ob wir freilich nicht nicht wissen, wie sich dies Bild zur Handlung verhält, die Handlung ist etwas Wesentlich-Anderes und verläuft in uns unzugänglichen Regionen). Dies Bild ist sehr allgemein, ein Schema — wir meinen, es sei nicht nur die Richtschnur, sondern die bewegende Kraft selber. Zahllose Bilder haben keine Aktivität nach sich, davon sehen wir ab: die Fälle, wo sich hernach etwas begiebt, was „wir gewollt“ haben, bleiben im Gedächtniß. — Aller unserer Entwicklung läuft ein Idealbild voraus, das Erzeugniß der Phantasie: die wirkliche Entwicklung ist uns unbekannt. Wir müssen dies Bild machen. Die Geschichte des Menschen und der Menschheit verläuft unbekannt, aber die Idealbilder und deren Geschichte scheint uns die Entwicklung selber. Die Wissenschaft kann sie nicht schaffen, aber die Wissenschaft ist eine Hauptnahrung für diesen Trieb: wir scheuen auf die Dauer alles Unsichere Erlogene, diese Furcht und dieser Ekel fördern die Wissenschaft. Jener dichterische Trieb soll errathen, nicht phantasiren, aus wirklichen Elementen etwas Unbekanntes errathen: er braucht die Wissenschaft d.h. die Summe des Sicheren und Wahrscheinlichen, um mit diesem Material dichten zu können. Dieser Vorgang ist schon im Sehen. Es ist eine freie Produktion in allen Sinnen, der größte Theil der sinnlichen Wahrnehmung ist errathen. Alle wissenschaftlichen Bücher langweilen, die diesem errathen wollenden Triebe kein Futter geben: das Sichere thut uns nicht wohl, wenn es nicht Nahrung für jenen Trieb sein will!

[«]

11[19]

Vielleicht lassen sich alle moralischen Triebe auf das Haben-Wollen und Halten-wollen zurückführen. Der Begriff des Habens verfeinert sich immer, wir begreifen immer mehr, wie schwierig es ist zu haben und wie sich das scheinbare Besitzthum immer noch uns zu entziehen weiß — so treiben wir das Haben in’s

Feinere: bis zuletzt das völlige Erkennen des Dinges die Voraussetzung ist, um es zu erstreben: oft genügt uns das völlige Erkennen schon als Besitz, es hat keinen Schlupfwinkel mehr vor uns und kann uns nicht mehr entlaufen. Insofern wäre Erkenntniß die letzte Stufe der Moralität. Frühere sind z.B.: ein Ding sich zurecht phantasiren und nun zu glauben, daß man es ganz besitze, wie der Liebende mit der Geliebten, der Vater mit dem Kinde: welcher Genuß nun am Besitz! — aber uns genügt da der Schein. Wir denken uns die Dinge, die wir erreichen können, so, daß ihr Besitz uns höchst werthvoll erscheint: wir machen den Feind, über den wir zu siegen hoffen, für unseren Stolz zurecht: und ebenso das geliebte Weib und Kind. Wir haben zuerst eine ungefähre Berechnung was wir alles überhaupt erbeuten können — und nun ist unsere Phantasie thätig, diese zukünftigen Besitzthümer uns äußerst werthvoll zu machen (auch Ämter Ehren Verkehr usw.). Wir suchen die Philosophie, die zu unserem Besitz paßt d.h. ihn vergoldet. Die großen Reformatoren, wie Muhammed, verstehen dies, den Gewohnheiten und <dem> Besitz der Menschen einen neuen Glanz zu geben — nicht „etwas Anderes“ sie erstreben zu heißen, sondern das was sie haben wollen und können, als etwas Höheres zu sehen (mehr Vernunft und Weisheit und Glück darin zu „entdecken“ als sie bis jetzt darin fanden). — Sich selber haben wollen: Selbstbeherrschung usw.

[«]

11[20]

Hauptfrage: wonach ist die Werthtafel der Güter gemacht und verändert worden? So daß ein Eigenthum begehrenswerther als ein anderes schien?

Was leicht zu haben war (wie z.B. Nahrung) wurde verhältnißmäßig unterschätzt. Die Werthtafel stimmt gar **nicht** mit den Graden des Nutzens (gegen Spencer).

[«]

11[21]

Die Geschichte des Ichgefühls zu beschreiben: und zu zeigen, wie auch im Altruismus jenes Besitzenwollen das Wesentliche ist. Zu zeigen, wie nicht im Begriff „Nicht-ich und Ich“ der Hauptfortschritt der Moral liegt, sondern im schärfer-Fassen des Wahren im Anderen und in mir und in der Natur, also das Besitzenwollen immer mehr vom Scheine des Besitzes, von erdichteten Besitzthümern zu befreien, das Ichgefühl also vom Selbstbetruge zu reinigen. Vielleicht endet es damit, daß statt des Ich wir die Verwandtschaften und Feindschaften der Dinge erkennen, Vielheiten also und deren Gesetze: daß wir vom Irrthum des Ich uns zu befreien suchen (der Altruismus ist auch bisher ein Irrthum). Nicht „um der Anderen willen“, sondern „um des Wahren willen leben“! Nicht „ich und du!“ Wie könnten wir „den Anderen“ (der selber eine Summe von Wahn ist!) fördern dürfen! Das Ichgefühl umschaffen! Den persönlichen Hang schwächen! An die Wirklichkeit der Dinge das Auge gewöhnen. Von Personen soviel wie möglich vorläufig absehen! Welche Wirkungen muß dies haben! Über die Dinge Herr zu werden suchen und so sein Besitzen-wollen befriedigen! Nicht Menschen besitzen wollen! — Aber heißt dies nicht auch, die Individuen schwächen? Es ist etwas Neues zu schaffen: nicht ego und nicht tu und nicht omnes!

NB. Keinen Besitz in der Jugend erstreben müssen und wollen!: ebenso kein Ansehen, um über Andere zu befehlen — diese beiden Triebe gar nicht zu entwickeln! Uns von den Dingen **besitzen lassen** (nicht von Personen) und von einem möglichst großen Umfange wahrer Dinge! Was daraus wächst, ist abzuwarten: wir sind Ackerland für die Dinge. Es sollen Bilder des Daseins aus uns wachsen: und wir sollen so sein, wie diese Fruchtbarkeit uns nöthigt zu sein: unsere Neigungen Abneigungen sind die des Ackerlandes, das solche Früchte bringen soll. Die Bilder des Daseins sind das Wichtigste bisher gewesen — sie herrschen über die Menschheit.

[«]

11[22]

Die Erziehung des Genius.

[«]

11[23]

NB! Die Wissenschaft lieben, ohne an ihren Nutzen zu denken! Aber vielleicht ist sie ein Mittel, den Menschen in einem unerhörten Sinne zum Künstler zu machen! Bisher sollte sie dienen. — Eine Reihenfolge schöner Experimente ist einer der höchsten Theatergenüsse.

[«]

11[24]

NB. „Der chemische Prozeß ist stets größer als der Nutzeffekt“ Mayer. „Durch gute Dampfmaschinen wird ungefähr 1/20, durch Geschütze 1/10, durch Säugethiere 1/5 der Verbrennungswärme in mechanischen Effekt umgesetzt.“ Zur Verschwendung der Natur! Dann die Sonnenwärme bei Proctor! Der Staat im Verhältniß zu seinem Nutzen! Der große Geist! Unsere intellektuelle Arbeit im Verhältniß zu dem Nutzen, den die Triebe davon haben! Also keine falsche „Nützlichkeit als Norm“! Verschwendung ist ohne Weiteres kein Tadel: sie ist vielleicht nothwendig. Auch die Heftigkeit der Triebe gehört hierher.

[«]

11[25]

Die Innervation „übt ihre Herrschaft über die Muskelaktion aus, wahrscheinlich ohne merklichen Aufwand einer physischen Kraft, ohne eine elektrische Strömung und ohne einen chemischen Prozeß überhaupt“ nach Mayer — „wie der Kraftaufwand des Maschinisten etwas verschwindend Kleines ist.“ (Contakt — Einfluß der motorischen Nerven.)

[«]

11[26]

Die Sinne der Menschen im Fortschritt der Civilisation sind schwächer geworden, Augen und Ohren: weil die Furcht geringer wurde und der Verstand feiner. Vielleicht wird mit der Vermehrung der Sicherheit die Feinheit des Verstandes nicht mehr nöthig sein: und abnehmen: wie in China! In Europa hat der Kampf gegen das Christenthum, die Anarchie der Meinungen und die Concurrenz der Fürsten Völker und Kaufleute bis jetzt den Verstand verfeinert.

[«]

11[27]

Wir treten in das Zeitalter der Anarchie: — dies aber ist zugleich das Zeitalter der geistigen und freiesten Individuen. Ungeheuer viel geistige Kraft ist in Umschwung. Zeitalter des Genies: bisher verhindert durch Sitten Sittlichkeit usw.

[«]

11[28]

Verstimmung als verhinderte Auslösung. Grundsatz: nicht die Auslösungen, so gewaltsam sie auch sein mochten, gaben der Menschheit den meisten Schaden, sondern die Verhinderung derselben. Verstimmung, krankhafte Mißgefühle haben wir zu beseitigen — aber dazu gehört der Muth, das Schreckliche der Auslösungen anders und günstiger zu beurtheilen. Attentate sind besser als schleichende Verdrießlichkeiten. Morde Kriege usw. offene Gewalt das Böse der Macht soll gut heißen: wenn das Böse der Schwäche von jetzt ab böse zu nennen ist.

[«]

11[29]

Irrthum der positiven Philosophie nachzuweisen: sie will die Anarchie der Geister vernichten, und sie wird den dumpfen Druck unbefriedigter Auslösung hervorbringen (wie China)!

[«]

11[30]

Über die Beschäftigung mit der Wissenschaft giebt es noch keine schöne und gesunde Sitte. Man überträgt gedankenlos die Gewohnheiten anderer Beschäftigungen z.B. des Beamten, Commis, Gärtners, Arbeiters. Der Adel ist deshalb im Großen so fruchtbar, weil er vornehme Sitten hinzubrachte: die vornehmste ist, die Langeweile aushalten zu können. In der That, der wissenschaftliche Mensch muß sich täglich mehrere Stunden auf sich beschränken und da oft die Gedanken nicht gleich kommen, viel Langeweile ohne Ungeduld hinnehmen. Die Inder verstanden dies!

[«]

11[31]

Viele unserer Triebe finden ihre Auslösung in einer mechanischen starken Thätigkeit, die zweckmäßig gewählt sein kann: ohne dies giebt es verderbliche und schädliche Auslösungen. Haß Zorn Geschlechtstrieb usw. können an die Maschine gestellt werden und nützlich arbeiten lernen, z.B. Holz hacken oder Briefe tragen oder den Pflug führen. Man muß seine Triebe ausarbeiten. Das Leben des Gelehrten erfordert namentlich so etwas. Einige Stunden des Tages sollen nothwendig dem Nachdenken entzogen werden. Aller Mißmuth ist auszulösen: Handarbeit in der Nähe! Oder der Lauf Sprung Ritt. Man könnte als Denker sehr gut noch Pferde zureiten. Oder commandiren.

[«]

11[32]

Die allgemeine Geschichte der Wissenschaft giebt zuletzt einen Begriff wie die gewöhnlichsten geistigen Verrichtungen zu Stande kommen.

[«]

11[33]

NB! Im Moleküle könnte <sich> immer noch die Geschichte des Sonnensystems abspielen und Wärme durch Fall und Stoß sich erzeugen.

[«]

11[34]

Die Chinesen: ohne Scham, ohne Vorurtheile, geschwätzig, maßvoll: ihre Leidenschaften Opium Spiel Weiber. Sie sind reinlich.

[«]

11[35]

Sich die Vortheile eines Todten verschaffen — es kümmert sich Keiner um uns, weder für noch wider. Sich wegdenken aus der Menschheit, die Begehrungen aller Art verlernen: und den ganzen Überschuß von Kraft auf das **Zu**schauen verwenden. Der unsichtbare Zuschauer sein!!

[«]

11[36]

Wir sind irgendwie in der Mitte — nach der Größe der Welt zu und nach der Kleinheit der unendlichen Welt zu. Oder ist das Atom uns näher als das äußerste Ende der Welt? — Ist für uns die Welt nicht nur ein Zusammenfassen von Relationen unter einem Maaße? Sobald dies willkürliche Maaß fehlt, zerfließt unsere Welt!

[«]

11[37]

Wir kennen a) die Motive der Handlung nicht; b) wir kennen die Handlung, die wir thun, nicht; c) wir wissen nicht, was daraus wird. Aber wir glauben von allen dreien das Gegentheil: das vermeintliche Motiv, die vermeintliche Handlung und die vermeintlichen Folgen gehören in die uns bekannte Geschichte des Menschen, sie wirken aber auch auf seine unbekannte Geschichte ein, als die jedesmalige Summe von drei Irrthümern.

In jedem Falle giebt es nicht Eine Handlung, die zu thun ist, sondern so viele als es Ideale des vollkommenen Menschen giebt. Nützlich, verderblich — ist kein „An-sich“; die Ideale sind Dichtungen auf mehr oder weniger geringe Kenntniß des Menschen. — Ich leugne die absolute Sittlichkeit, weil ich ein absolutes Ziel des Menschen nicht kenne. Man muß den gesunden Zustand kennen, um den krankhaften zu erkennen — aber Gesundheit selber ist eine Vorstellung, die nach dem Vorhandenen sich in uns erzeugt. Spencer p. 302. „Übergangszustände durchdrungen von dem auf Nichtanpassung beruhenden Elend“: sagt Spencer — und doch könnte gerade dies Elend das Nützlichste sein!

[«]

11[38]

Ich suche für mich und meines Gleichen den sonnigen Winkel inmitten der jetzt wirklichen Welt, jene sonnigen Vorstellungen, bei denen uns ein Überschuß von Wohl kommt. Möge dies Jeder für sich thun und das Reden ins Allgemeine, für die „Gesellschaft“ bei Seite lassen!

[«]

11[39]

Mit sich behaftet wie mit einer Krankheit — so fand ich die Begabungen.

[«]

11[40]

Die Voraussetzung des Spencerschen Zukunfts-Ideals ist aber, was er **nicht sieht**, die allergrößte Ähnlichkeit aller Menschen, so daß einer wirklich im alter sich selber sieht. Nur so ist Altruismus möglich! Aber ich denke an die immer bleibende Unähnlichkeit und möglichste Souveränität des Einzelnen: also altruistische Genüsse müssen selten werden, oder die Form bekommen der Freude am Anderen, wie unsere jetztige Freude an der Natur.

[«]

11[41]

Die Entstehung des Denkers und die Gefahren, an denen eine solche Entstehung gewöhnlich ihr Ende findet. 1) die Eltern wollen ihres Gleichen aus ihm machen 2) man gewöhnt ihn an Beschäftigungen, die ihm die Kraft und die Zeit zum Denken wegnehmen; Berufe usw. 3) man erzieht ihn zu einer kostspieligen Lebensweise, der er nun wieder viel Kraft zuwenden muß, um die Mittel dazu zu schaffen 4) man gewöhnt ihn an Freuden, welche die des Denkens farblos erscheinen lassen, und an eine Stimmung der Unbehaglichkeit in Gegenwart der Denker und ihrer Werke 5) der Geschlechtstrieb will ihn antreiben, sich mit einem Weibe zu verbinden und fürderhin für die Kinder zu leben — nicht mehr für sich selber 6) seine Begabung bringt Ehren mit sich: und diese führen ihn zu einflußreichen Personen, welche ein Interesse haben, aus ihm ein Werkzeug zu machen 7) die Lust, im Erfolge einer Wissenschaft, macht ihn von den weiteren Zielen abtrünnig: er bleibt an den Mitteln kleben und vergißt den Zweck. — Daraus lassen sich die Maximen der Erziehung des unabhängigen Denkers ableiten. Und Vorschriften, um diese Vorschriften auf ’s wirksamste einzuprägen (namentlich Entfernung von der Gefahr, Zwang zu denken durch sonstige Unbeschäftigungen usw.) Mir liegt an der Erhaltung meiner Art!! —

[«]

11[42]

Die ganze Tyrannei der Zweckmäßigkeit der Gattung einmal darzulegen! Wie! Wir sollten sie gar noch fördern? Sollten nicht vielmehr dem

Individuum soviel nur möglich zurückerobern? Alle Moralität soll darin aufgehen: was vererbbar auf die ganze Gattung ist, soll den Werth ausmachen? — Sehen wir doch auf die zufällige Würfe hin, die dabei vorkommen müssen — ob da nicht manches vorkommt, was dem Gattungs-Ideal, gesetzt es werde einmal erreicht, zuwiderläuft!

[«]

11[43]

Diese Verherrlicher der Selektions-Zweckmäßigkeit (wie Spencer) glauben zu wissen, was begünstigende Umstände einer Entwicklung sind! und rechnen das Böse nicht dazu! Und was wäre denn ohne Furcht Neid Habsucht aus dem Menschen geworden! Er existirte nicht mehr: und wenn man sich den reichsten edelsten und fruchtbarsten Menschen denkt, ohne Böses — so denkt man einen Widerspruch. Von allen Seiten wohlwollend behandelt und selber wohlwollend — da müßte ein Genie furchtbar leiden, denn alle seine Fruchtbarkeit will egoistisch sich von den Anderen nähren, sie beherrschen, aussaugen usw. Kurz, wenn jetzt der Tugendhafte an der Stärke des Egoismus leidet, so dann an der Stärke des Altruismus: alles Thun wird ihm vergällt, weil es seinem Haupthange zuwiderläuft und ihm böse vorkommt. Für sich etwas thun, bei Seite bringen, schaffen — das wäre alles mit bösem Gewissen: Lust stellte sich ein, wenn man seine Schaffensgelüste zurückdrängte und allgemein empfände. Es wäre so auch ein schönes ruhendes von allen Seiten ernährtes und erblühendes Menschenthum möglich, aber ein ganz anderes als unser bestes Menschenthum — für das auch Einiges geltend zu machen ist.

Übrigens könnte man als Individuum dem ungeheuer langsamen Prozeß der Selection zuvorkommen, in vielen Stücken und vorläufig den Menschen in seinem Ziele zeigen — mein Ideal! Die ungünstigen Umstände bei Seite thun, indem man sich bei Seite thut (Einsamkeit) Auswahl der Einflüsse (Natur Bücher hohe Ereignisse) darüber nachzudenken! Nur wohlwollende Gegner im Gedächtniß behalten! Selbständige Freunde! Alle tieferen Stufen der Menschheit aus seinem Gesichtkreis bannen! Oder sie nicht sehen und hören wollen! Blindheit Taubheit des Weisen!

[«]

11[44]

Die Vorwegnehmenden. — Ich zweifle, ob jener Dauermensch, welchen die Zweckmäßigkeit der Gattungs-Auswahl endlich produzirt, viel höher als der Chinese stehen wird. Unter den Würfen sind viele unnütze und in Hinsicht auf jenes Gattungsziel vergängliche und wirkungslose — aber höhere: darauf laßt uns achten! Emancipiren wir uns von der Moral der Gattungs-Zweckmäßigkeit! — Offenbar ist das Ziel, den Menschen ebenso gleichmäßig und fest zu machen, wie es schon in Betreff der meisten Thiergattungen geschehen ist: sie sind den Verhältnissen der Erde usw. angepaßt und verändern sich nicht wesentlich. Der Mensch verändert sich noch — ist im Werden.

[«]

11[45]

Die größten Einwirkungen übersehen wir nicht: wir können immer noch die Rasse zu Grunde richten, denn wir messen die Wirkungen nach Individuen, höchstens nach Jahrhunderten. Ob z.B. der Kaffé oder der Alkohol nicht Gifte sind, die in der regelmäßigen Weise eingenommen, wie es geschieht, in 2000 Jahren die Menschheit vernichtet haben?

[«]

11[46]

„Rudimentäre Menschen“ solche, die jetzt der Zweckmäßigkeit der Art nicht mehr dienen: aber keine selbsteigenen Wesen geworden sind.

Unzweckmäßig in Hinsicht auf die Art, noch nicht in Hinsicht auf kleine Complexe, und nicht in Hinsicht auf das Individuum! Sind die Zwecke des Individuums nothwendig die Zwecke der Gattung? Nein. Die individuelle Moral: in Folge eines zufälligen Wurfs im Würfelspiel ist ein Wesen da, welches seine Existenzbedingungen sucht — nehmen wir dies ernst und seien wir nicht Narren, zu opfern für das Unbekannte!

[«]

11[47]

Der Eigenthumstrieb — Fortsetzung des Nahrungs- und Jagd-Triebs. Auch der Erkenntnißtrieb ist ein höherer Eigenthumstrieb.

[«]

11[48]

Die Menschen bleiben bei den Mitteln hängen, wenn deren Erreichung ihnen Lust macht. Rohde.

[«]

11[49]

Wer das Schöne nicht erreicht, sucht das Wilderhabene, weil da auch das Häßliche seine „Schönheit“ zeigen darf. Ebenso sucht er die wilderhabene Moralität.

[«]

11[50]

Im Heroismus ist der Ekel sehr stark (ebenso im Uneigennützigen — man verachtet die Beschränktheit des „Ich“ — der Intellekt hat seine Expansion). Die Schwäche des Ekels bezeichnet die industrielle und utilitarische Cultur.

[«]

11[51]

Zwei Ursprünge der Kunst 1) auf eine unschädliche Weise getäuscht zu werden (Taschenspieler Schauspieler Erzähler usw.) auch Architektur als ob der Stein redete (von dem Haus- oder Tempeleinwohner) 2) auf eine unschädliche Weise überwältigt werden: Rausch, Musik, Lyrik usw. Zuerst Besorgniß Verwunderung, daß nichts Böses erfolgt, keine Gefahr da ist — bei Beiden. So werden die Zustände, die am meisten **gefürchtet** werden und den höchsten Reiz ausüben, erstrebenswerth: Täuschung und Überwältigung. So von Seiten der Genießenden aus betrachtet.

[«]

11[52]

Der Zins („Wucher“) und das böse Gewissen.
Das Theater und das böse Gewissen.

[«]

11[53]

Reinigung der Seele. — **Erster** Ursprung von höher und niedriger.

Das aesthetisch-Beleidigende am innerlichen Menschen ohne Haut — blutige Massen, Kothgedärme, Eingeweide, alle jene saugenden pumpenden Unthiere — formlos oder häßlich oder grotesk, dazu für den Geruch peinlich. Also weggedacht! Was davon doch heraustritt, erregt Scham (Koth Urin Speichel Same) Frauen mögen nicht vom Verdauen hören. Byron eine Frau nicht essen sehen (So gehen die Hintergedanken ihren Weg) Dieser durch die Haut verhüllte Leib, der sich zu schämen scheint! Das Gewand an den Theilen, wo sein Wesen nach außen tritt: oder die Hand vor den Mund halten beim Speichelauswerfen. Also: es giebt Ekel-erregendes; je unwissender der Mensch über den Organismus ist, um so mehr fällt ihm rohes Fleisch Verwesung Gestank Maden zusammen ein. Der Mensch, soweit er nicht Gestalt ist, ist sich ekelhaft — er thut alles, um nicht daran zu denken. — Die Lust, die ersichtlich mit diesem innerlichen Menschen zusammenhängt, gilt als niedriger — Nachwirkung des aesthetischen Urtheils. Die Idealisten der Liebe sind Schwärmer der schönen

Formen, sie wollen sich täuschen und sind oft empört bei der Vorstellung von Coitus und Samen. — Alles Peinliche Quälende Überheftige hat der Mensch diesem innerlichen Leibe zugeschrieben: um so höher hob er das Sehen Hören die Gestalt das Denken. Das Ekelhafte sollte die Quelle des Unglücks sein! — Wir lernen den Ekel um!

Zweiter Ursprung der Unterscheidung von höher und niedriger. Alles Furchteinflößende als das Mächtigere gilt als höher; alles Andere als niedriger oder gar verächtlich. Als **Höchstes** — Furcht einflößen und doch wohlthun und wohlwollen!

[«]

11[54]

Welches sind die tiefen Umwandlungen, welche aus den Lehren kommen müssen, daß kein Gott für uns sorgt und daß es kein ewiges Sittengesetz giebt (atheistisch-unmoralische Menschheit)? daß wir Thiere sind? daß unser Leben vorbeigeht? daß wir unverantwortlich sind? der Weise und das Thier werden sich nähern und einen neuen Typus ergeben!

[«]

11[55]

Die, welche den Vortheil von der hülfreichen wohlwollenden Gesinnung haben, haben sie so verherrlicht! Das Lob eine Folge des Nutzens! Und der Wohltäter ließe es sich gefallen, mit Lob entschädigt zu werden?

[«]

11[56]

Wie entsteht Trieb, Geschmack, Leidenschaft? Letztere opfert sich andere Triebe, die schwächer sind (anderes Verlangen nach Lust) —: das ist nicht unegoistisch! Ein Trieb beherrscht die anderen, auch den sogenannten

Selbsterhaltungstrieb! „Heroismus“ usw. sind **nicht** als Leidenschaften **verstanden** worden, sondern weil sie den Anderen sehr nützlich waren, als etwas Höheres Edleres Anderes! — da die meisten anderen Leidenschaften den Anderen gefährlich waren. Dies war sehr kurzsichtig! Auch der Heroismus der Vaterlandsliebe der Treue der „Wahrheit“, der Forschung usw. ist den Anderen höchst gefährlich — sie sind nur zu dumm, das zu sehen! sie würden die unegoistischen Tugenden sonst in den Bann thun, in den die Habsucht der Geschlechtssinn, Grausamkeit Eroberungslust usw. gehören. Aber jene wurden gut genannt und empfunden, und allmählich ganz von den edleren und reineren Gefühlen durchtränkt — und **idealisirt**! ideal gemacht! So wurde die Arbeit, die Armut, der Zins, die Päderastie, zu verschiedenen Zeiten entwürdigt, zu anderen Zeiten ideal gemacht.

[«]

11[57]

Die Menschen bewundern und loben die Handlungen eines Anderen, die für ihn selber unzweckmäßig erscheinen, sofern sie ihnen nützlich sind. (Unzweckmäßigkeit in Hinsicht auf Genuß oder Nutzen.) Früher verstand man Genuß oder Nutzen sehr gemein und eng: und wer z.B. für gloria etwas that, war schon unzweckmäßig nach der Meinung der groben Menschen, der Masse. Weil man **feinere** Arten von Genuß nicht sah, hat man das Reich des Uneigennützigen so groß angenommen. Der Mangel an psychologischer Feinheit ist ein Grund von **vielem** Loben und Bewundern! Weil die Masse keine Leidenschaft hat, so hat sie die Leidenschaft bewundert, weil sie mit Opfern verknüpft und unklug ist — den **Genuß** der Leidenschaft konnte man sich nicht vorstellen, man leugnete ihn. Die Menge **verachtet** alles Gewöhnliche, Leichte, Kleine.

[«]

11[58]

Vor allem Wohl- und Wehethun steht die Frage: wer ist das Andere, wer ist der Andere? kurz die Erkenntniß der Welt! Wozu wohlthun und wehethun — muß erst entschieden sein! Bisher geschah alles Wohl- und Wehethun im **Irrthum**, als ob man wisse, was? und wozu? Die Schätzung des Wohlwollens ist erst noch zu beweisen, namentlich der Grad!

[«]

11[59]

Nicht das Glück, sondern die möglichst lange Erhaltung ist der Inhalt aller bisherigen Moral der Gemeinde und Gesellschaft (ja auf Kosten des Glücks aller Einzelnen). Also auch nicht der Nutzen. Wer hat das Interesse der Erhaltung? Die Häuptlinge an der Spitze von Familien, Ständen usw. welche fortleben wollen im Fortleben ihrer Institutionen, welche ihr Machtgefühl in die Ferne treiben. Alle Alten: wer sein persönlich zu kurzes oder noch kurzes Leben stark empfindet, sucht sich einzudrücken in die Seele und Sitte der neuen Generation und so fortzuleben, fortzuherrschen. Es ist Eitelkeit. — Das Individuum gegen die Gesellschafts-Moral und abseits von ihr — wenn die größte Gefahr für Alle vorüber ist, können einzelne Bäume aufwachsen mit ihren Existenzbedingungen.

[«]

11[60]

Neuer Blick auf die Welt in Hinsicht auf Intelligenz und Güte. Ist die Menschheit eine Ausnahme? Ist im Ganzen ihr Grad von Intelligenz und Güte gleichen Ranges wie der in der Natur? Ja. — Nun aber haben wir die „Zweckmäßigkeit“ und „Intelligenz“ der Natur zu verstehen — sie ist gar nicht da! Ebenso wenig das Unegoistische! Von da auf die Menschheit zurückzuschließen: vielleicht ist auch unsere Zweckmäßigkeit nur eine Summe günstiger Zufälle, und unsere „Güte“ ebenfalls ein Irrthum. Aus den großen Schriftzügen der Natur unsere kleine Schrift zu verstehen suchen! — Wir können eine Reihe von Nacheinander’s angeben, die zu einem Zwecke führen — aber 1) es ist nicht die vollständige Reihe, sondern eine erbärmliche Auswahl 2) wir können kein Glied der Reihe aus freien Stücken machen, wir wissen nur mehr oder weniger, daß es sich machen wird. Wo wir zweckmäßig sind, handeln wir trotzdem unwissend über Mittel und Zweck, im Ganzen gesehen. Über diesen Fatalismus kommen wir nicht hinaus.

[«]

11[61]

Die Menschen haben mit Verwunderung wahrgenommen, daß Mancher seinen Vortheil vernachlässigt (in der Leidenschaft, oder aus Geschmack): sie waren blind für die inneren Vortheile des Stolzes, der Stimmung usw. und hielten diese Menschen entweder für 1) toll oder 2) für gut, falls nämlich ihnen daraus ein Vortheil erwuchs: sie bilden nun den Glauben aus, die Handlungen werden gethan allein, um ihnen wohlzuthun. Die Verherrlichung solcher Handlungen und Menschen hatte den Werth, zu ähnlichen persönlich unzweckmäßigen Handlungen anzutreiben. Der Egoismus derer, welche Hülfe und Wohltat brauchen, hat das Unegoistische so hoch gehoben!

[«]

11[62]

Die Jesuiten vertraten gegen Pascal die Aufklärung und die Humanität.

[«]

11[63]

neue Praxis.

Den anderen Menschen zunächst wie ein Ding, einen Gegenstand der Erkenntniß ansehen, dem man Gerechtigkeit widerfahren lassen muß: die Redlichkeit verbietet, ihn zu verkennen, ja ihn unter irgend welchen

Voraussetzungen zu behandeln, welche erdichtet und oberflächlich sind. Wohlthun ist dasselbe, wie eine Pflanze sich in's Licht rücken, um sie besser zu sehen — auch Wehethun kann ein nöthiges Mittel sein, damit die Natur sich enthülle. Nicht Jeden als Menschen behandeln, sondern als so und so beschaffenen Menschen: erster Gesichtspunkt! Als etwas, das erkannt sein muß, bevor es so und so behandelt werden kann. Die Moral mit allgemeinen Vorschriften thut jedem Individuum Unrecht. Oder giebt es Mittel der Vorbereitung der Erkenntniß, die auf jedes Wesen zuerst anwendbar sind, als Vorstufe des Experimentes? — Wie wir mit den Dingen verkehren, um sie zu erkennen, so auch mit den lebenden Wesen, so mit uns. — Aber bevor wir die Erkenntniß haben oder nachdem wir einsehen, daß wir sie nicht uns verschaffen können, wie dann handeln? Und wie, wenn wir sie erkannt haben? — Als Kräfte für unsere Ziele sie verwenden — wie anders? So wie es die Menschen immer machten (auch wenn sie sich unterwarfen: sie förderten ihren Vortheil durch die Macht dessen, dem sie sich unterwarfen) — Unser Verkehr mit Menschen muß darauf aus sein, die vorhandenen Kräfte zu entdecken, die der Völker Stände usw. — dann diese Kräfte zum Vortheil unserer Ziele zu stellen (eventuell sie sich gegenseitig vernichten lassen, wenn dies noth tut).

Neu: die **Redlichkeit** leugnet den Menschen, sie will keine moralische allgemeine Praxis, sie leugnet gemeinsame Ziele. Die Menschheit ist die **Machtmenge**, um deren Benutzung und Richtung die Einzelnen **conkurriren**. Es ist ein Stück Herrschaft über die Natur: vor allem muß die Natur erkannt, dann gerichtet und benutzt werden. — Mein Ziel wäre wieder die Erkenntniß? eine Machtmenge in den Dienst der Er<kenntniß> stellen?

[«]

11[64]

Nach meinem Ziele über höhere und niedere Eigenschaften abschätzen — alle Urtheile als Vorurtheile auf diesem Gebiete behandeln. Es soll mir gleichgültig sein, was über die Keuschheit gedacht ist — gesetzt sie ist besser für die Erkenntniß, so wird sie empfohlen. Alle Dinge auf ihren Werth für das Erkennen hin prüfen, z.B. die Kunst die politischen Zustände usw. den Handel.

[«]

11[65]

Aufgabe: die Dinge sehen, wie sie sind! Mittel: Aus hundert Augen auf sie sehen können, aus vielen Personen! Es war ein falscher Weg, das Unpersönliche zu betonen und das Sehen aus dem Auge des Nächsten als moralisch zu bezeichnen. Viele Nächste und aus vielen Augen und aus lauter persönlichen Augen sehen — ist das Rechte. Das „Unpersönliche“ ist nur das geschwächt-Persönliche, Matte — kann hier und da auch schon nützlich sein, wo es eben gilt, die Trübung der Leidenschaft aus dem Auge zu entfernen. Die Zweige der Erkenntniß, wo **schwache** Persönlichkeiten nützlich sind, am besten angebaut (Mathematik usw.). Der beste Boden der Erkenntniß, die starken mächtigen Naturen, werden erst spät für das Erkennen erobert (urbar gemacht usw.) — Hier sind die treibenden Kräfte am größten: aber das gänzliche Verirren und Wildwerden und Aufschießen in Unkraut (Religion und Mystik) ist immer noch das Wahrscheinlichste (die „Philosophen“ sind solche mächtigen Naturen, die für die Erkenntniß noch nicht urbar sind; sie erbauen, tyrannisiren die Wirklichkeit, legen sich hinein. Überall, wo Liebe Haß usw. **möglich** sind, war die Wissenschaft noch ganz **falsch**: hier sind die „Unpersönlichen“ ohne Augen für die wirklichen Phänomene, und die starken Naturen sehen nur sich und messen alles nach sich. — Es müssen sich neue Wesen bilden.

[«]

11[66]

„Die Wahrheit um der Wahrheit willen“ suchen — oberflächlich! Wir wollen nicht betrogen werden, es beleidigt unseren Stolz.

[«]

11[67]

Die Schädlichkeit der „Tugenden“, die Nützlichkeit der „Untugenden“ ist nie in voller Breite gesehen worden. Ohne Furcht und Begierde — was wäre der Mensch! Ohne Irrthümer gar!

[«]

11[68]

In wiefern der Sinn der Redlichkeit die phantastische Gegenkraft der Natur zu reizen vermag! Ob wirklich die Menschen nüchterner werden? — Wir **begreifen** ja nur durch ein phantastisches Vorwegnehmen und Versuchen, ob die Realität zufällig in dem Phantasiebild erreicht ist; namentlich in der Historie, usw. Thukydides und Tacitus müssen Dichter sein. Selbst in der Wissenschaft der einfachsten Vorgänge ist Phantasie nöthig (z.B. Mayer) — aber hier kann noch die **Täuschung** entstehen, als ob Nüchternheit produktiv wäre!

[«]

11[69]

Die Leidenschaft der Erkenntniß sieht sich als Zweck des Daseins — leugnet sie die Zwecke, so sieht sie sich als werthvollstes Ergebniß aller Zufälle. Wird sie die Werthe leugnen? sie kann nicht behaupten, der höchste Genuß zu **sein**? Aber nach **ihm** zu suchen? das genußfähigste Wesen auszubilden, als Mittel und Aufgabe dieser Leidenschaft? Die Sinne steigern und den Stolz und den Durst usw.

Einen Berg hinuntersteigen, die Gegend mit den Augen umarmen, eine ungestillte Begierde dabei. Die leidenschaftlich Liebenden, welche die Vereinigung nicht zu erreichen wissen (— bei Lucrez) Der Erkennende verlangt nach Vereinigung mit den Dingen und sieht sich abgeschieden — dies ist seine Leidenschaft. Entweder soll sich alles in Erkenntniß auflösen oder er löst sich in die Dinge auf — dies ist seine Tragödie (letzteres sein Tod und dessen

Pathos. Ersteres sein Streben, alles zu Geist zu machen —: Genuß die Materie zu besiegen, zu verdunsten, zu vergewaltigen usw. Genuß der Atomistik der mathematischen Punkte. Gier!

[«]

11[70]

Grundfalsche Werthschätzung der empfindenden Welt gegen die todte. Weil wir sie sind! Dazu gehören! Und doch geht mit der Empfindung die Oberflächlichkeit, der Betrug los: was hat Schmerz und Lust mit dem wirklichen Vorgange zu schaffen! — es ist ein Nebenher, welches nicht in die Tiefe dringt! Aber wir nennen's das Innere und die todte Welt sehen wir als äußerlich an — grundfalsch! Die „todte“ Welt! ewig bewegt und ohne Irrthum, Kraft gegen Kraft! Und in der empfindenden Welt alles falsch, dünkelhaft! Es ist ein Fest, aus dieser Welt in die „todte Welt“ überzugehen — und die größte Begierde der Erkenntniß geht dahin, dieser falschen dünkelhaften Welt die ewigen Gesetze entgegenzuhalten, wo es keine Lust und keinen Schmerz und Betrug giebt. Ist dies Selbstverneinung der Empfindung, im Intellekte? Der Sinn der Wahrheit ist: die Empfindung als die äußerliche Seite des Daseins zu verstehen, als ein Versehen des Seins, ein Abenteuer. Es dauert dafür kurz genug! Laßt uns diese Komödie durchschauen und so genießen! Laßt uns die Rückkehr in's Empfindungslose nicht als einen Rückgang denken! Wir werden ganz wahr, wie vollenden uns. Der Tod ist umzudeuten! Wir versöhnen <uns> so mit dem Wirklichen d.h. mit der todten Welt.

[«]

11[71]

In dem Grade als die Welt zähl- und meßbar sich zeigt, also zuverlässig — erhält sie Würde bei uns. Ehedem hatte die unberechenbare Welt (der Geister — des Geistes) Würde, sie erregte mehr Furcht. Wir aber sehen die ewige **Macht** ganz wo anders. Unsere Empfindung über die Welt **dreht sich um**: **Pessimismus** des Intellekts.

[«]

11[72]

Herrliche Entdeckung: es ist nicht alles unberechenbar, unbestimmt! Es giebt Gesetze, die über das Maaß des **Individuums** hinaus wahr bleiben! Es hätte ja ein anderes Resultat ergeben **können**!

Das Individuum nicht mehr als die ewige Sonderbarkeit und ehrwürdig! Sondern als die complicirteste Thatsache der Welt, der höchste **Zufall**. Wir glauben auch an seine Gesetzmäßigkeit, ob wir sie schon nicht sehen. — **Oder?** Als entzogen der Erkennbarkeit, aber ein Mittel der Erkenntniß, auch Hinderniß der Erkenntniß — nicht verehrungswürdig, etwas dubiös!

[«]

11[73]

Wir können weder des Bösen noch der Leidenschaften entbehren — die vollständige Anpassung Aller an Alles und Jedes in sich (wie bei Spencer) ist ein Irrthum, es wäre die tiefste Verkümmerung. — Das schönste leiblich mächtigste Raubthier hat die stärksten Affekte: sein Haß und seine Gier in dieser Stärke werden für seine Gesundheit nöthig sein, und wenn befriedigt, diese so prachtvoll entwickeln. Selbst zum Erkennen brauche ich alle meine Triebe, die guten wie die bösen und wäre schnell am Ende, wenn ich nicht gegen die Dinge feindlich mißtrauisch grausam tückisch rachsüchtig und mich verstellend usw. sein wollte. Alle großen Menschen waren durch die Stärke ihrer Affekte groß. Auch die Gesundheit taugt nichts, wenn sie nicht großen Affekten gewachsen ist, ja sie nöthig hat. Große Affekte concentriren und halten die Kraft in Spannung. Gewiß sind sie oft Anlaß, daß man zu Grunde geht — aber dies ist kein Argument gegen ihre nützlichen Wirkungen im Großen. — Unsere Moralität will aber das Gegentheil, liebenswürdige und creditfähige Zahler und Borger.

[«]

11[74]

Der Schaden der Tugenden ist noch nicht nachgewiesen!

[«]

11[75]

Wir können nur intellektuelle Vorgänge begreifen: also an der Materie das, was sichtbar hörbar fühlbar wird — werden kann! d.h. wir begreifen unsere Veränderungen im Sehen, Hören, Fühlen, welche dabei entstehen. Wofür wir keine Sinne haben, <das> existirt für uns nicht — aber deshalb braucht die Welt nicht zu Ende zu sein. Elektricität — z.B. unser Sinn sehr schwach entwickelt. — Auch an einer Leidenschaft, einem Triebe begreifen wir nur den intellektuellen Vorgang daran — nicht das physiologische, wesentliche, sondern das Bischen Empfindung dabei. Alles zu Willen aufzulösen — sehr naive Verdrehung! — da freilich wäre alles verständlicher! Das war aber immer die Tendenz, alles in einen intellektuellen oder empfindenden Vorgang zu **reduziren —** z.B. auf Zwecke usw.

[«]

11[76]

Veränderung der Werthschätzung — ist meine Aufgabe.

Der Leib und der Geist
die Leidenschaft
das Böse
die Gemeinde — Moral
Leben und Tod
Gewissen Strafe Sünde
Lob und Tadel
Zwecke Willen
Gleichgültigkeit
das Leben als Verirrung.

[«]

11[77]

Der Mensch, als das wahnsinnig gewordene Thier: lebt in lauter Wahn, bis jetzt, mehr als irgend wer geahnt hat. So fand ich ihn vor.

[«]

11[78]

Die aesthetischen Urtheile (der Geschmack, Mißbehagen, Ekel usw.) sind das, was den Grund der Gütertafel ausmacht. Diese wiederum ist der Grund der moralischen Urtheile.

[«]

11[79]

Das Schöne, das Ekelhafte usw. ist das ältere Urtheil. Sobald es die absolute Wahrheit in Anspruch nimmt, schlägt das aesthetische Urtheil in die moralische Forderung um.

Sobald wir die absolute Wahrheit leugnen, müssen wir alles absolute Fordern aufgeben und uns auf aesthetische Urtheile zurückziehen. Dies ist die Aufgabe — eine Fülle aesthetischer gleichberechtigter Werthschätzungen zu creiren: jede für ein Individuum die letzte Thatsache und das Maaß der Dinge.

Reduktion der Moral auf Aesthetik!!!

[«]

11[80]

Die Erkenntniß hat den Werth 1) die „absolute Erkenntniß“ zu widerlegen 2) die objektive zählbare Welt der nothwendigen Aufeinanderfolge zu entdecken.

[«]

11[81]

Es giebt für uns nicht Ursache und Wirkung, sondern nur Folgen („Auslösungen“) NB.

[«]

11[82]

1.

Die Weisen müssen das Monopol des Geldmarktes sich erwerben: darüber erhaben durch ihre Lebensweise und Ziele und Richtung gebend für den Reichthum — es ist absolut nöthig, daß die höchste Intelligenz ihm die Richtung giebt.

2.

Die Ehe. Unsere meisten Ehefrauen sind zu hoch gestellt. — Geschlechtsbefriedigung soll nie das Ziel der Ehe sein. — Eine Arbeiterbevölkerung braucht gute Hurenhäuser. — Zeitehen.

3.

Der Selbstmord als übliche Todesart: neuer Stolz des Menschen, der sich sein Ende setzt und eine neue Festfeier erfindet — das Ableben.

[«]

11[83]

Die Wissenschaft von 1650-1800 wollte die Weisheit und Güte Gottes erweisen: das Umgekehrte was das Ergebniß. Jetzt ist man versucht, einem Reste von Gott, einem mangelhaften Intellekt, listige und böse Umwege zum Guten usw. zuzugestehen. Aber 1) es zeigen sich ganz verschiedene Grade von Unvernunft 2) und ebenso von Güte: es würde ein Wesen ohne Charakter sein. Wozu ein solches Wesen annehmen? — Weder gut noch böse ist die Welt! Und der Mensch also! —

[«]

11[84]

Unsere ganze Welt ist die Asche unzähliger lebender Wesen: und wenn das Lebendige auch noch so wenig im Vergleich zum Ganzen ist: so ist alles schon einmal in Leben umgesetzt gewesen, und so geht es fort. Nehmen wir eine ewige Dauer, folglich einen ewigen Wechsel der Stoffe an —

[«]

11[85]

Forscher wie Lecky können den Verfall einer Meinung nach ihrer größten Herrschaft nie erklären. Die Meinungen (auf der Basis des Geschmacks) sind große Krankheiten über viele Geschlechter hin, physiologisch endlich ausheilend und absterbend — und die Meinungen selber sind nur der uns bekannte Ausdruck eines physiologischen Vorganges. Es giebt individuelle und überindividuelle Krankheiten. Man muß die Menschen studiren, in welchen die Gegenmeinung oder die Skepsis auftaucht: ein neues physiologisches Merkmal ist in ihnen, wahrscheinlich der Keim einer anderen Krankheit. — Die Menschen als die wahnsinnigen Thiere.

[«]

11[86]

Die Thatsache an der Hexerei ist, daß ungeheuere Massen Menschen damals die Lust empfanden, Anderen zu schaden und sich schädigend zu denken, ebenfalls in Gedanken sinnlich auszuschweifen und sich mächtig im Bösen und Gemeinsten zu fühlen. Woher das? — ist die Frage.

[«]

11[87]

Jene Menschen mit der Tugend der Unbeugsamkeit Selbstüberwindung Heroismus zeigen in ihrem gefühllosen harten und grausam ausschweifenden Denken und Handeln an Anderen, wo diese Tugend ihr Fundament hat. Sie handeln gegen Andere wie sie gegen sich handeln — aber weil letzteres den Menschen nützlich und selten scheint, folglich verehrungswürdig ist, ersteres sehr peinlich ist, zerlegt man sie in gute und böse Hälften! Zuletzt ist diese gefühllose Härte wahrscheinlich im Großen der Menschheit sehr nützlich gewesen, es erhielt die Ansichten und Bestrebungen aufrecht und gab ganzen Völkern und Zeiten eben jene Tugenden der Unbeugsamkeit Selbstüberwindung Heroismus, machte sie groß und stark und herrschend.

[«]

11[88]

Ich muß nicht nur die Lehre von der Sünde, sondern auch die vom Verdienste (Tugend) aufgeben. Wie in der Natur — es bleiben die aesthetischen Urtheile! „ekelhaft, gewöhnlich, selten, anziehend, harmonisch, schroff, grell, widerspruchsvoll, quälend, entzückend“ usw. Diese Urtheile sind aber auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen! „selten“ was wirklich selten ist. Vieles „Gewöhnliche“ als höchst werthvoll, mehr als das Seltene usw.

[«]

11[89]

Das Wehethunwollen, die Lust an der Grausamkeit — hat eine große Geschichte. Die Christen in ihrem Verhalten gegen die Heiden; Völker gegen ihre Nachbarn und Gegner; Philosophen gegen Menschen anderer Meinung; alle Freidenker; die Tagesschriftsteller; alle Abweichend-Lebenden, wie die Heiligen. Fast alle Schriftsteller. Selbst in den Kunstwerken sind solche Züge, welche die

Absicht auf die Nebenbuhler eingiebt. Oder wie bei Heinrich von Kleist, welcher mit seiner Phantasie dem Leser Gewalt anthun will; auch Shakespeare. — Ebenso alles Lachen, und die Komödie.

Ebenso die Lust an der Verstellung: große Geschichte. —

Ist der Mensch deshalb böse?

[«]

11[90]

Die Menschen des Mittelalters, die unbeugsamen, würden uns verachten, wir sind unter ihrem Geschmack.

[«]

11[91]

Ein großer Schritt in der Grausamkeit, sich an geistigen statt an leiblichen Martern zu genügen und gar am Vorstellen dieser Martern und nicht-mehr-sehen-wollen.

[«]

11[92]

Die Hexen wollten den Schaden sehen, die christlichen Verfolger und Inquisitoren auch, auch Gott vor der Hölle. Dies der Einfluß der Barbaren (Deutschen) auf Europa — ein Rückschritt. Die Sklaven haben die Demuth und die Barbaren die Grausamkeit in's Christenthum gebracht.

[«]

11[93]

Es wird fortwährend von uns sehr viel empfunden und sehr viel gedacht (erinnert, phantasirt), was nicht zum Bewußtsein kommt. Es ist geringerer und schwächerer Qualität, und reicht aus.

[«]

11[94]

An die Moralgläubigen.

Deus nudus est,
Seneca.

[«]

11[95]

Deus nudus est sagt Seneca. Ich fürchte, er steckt ganz in Kleidern. Und noch mehr: Kleider machen nicht nur Leute, sondern auch Götter.

[«]

11[96]

Meint ihr, ein Grieche, dem man unsere Cultur schildert, werde dieselbe bewundern oder ersehnenswerth finden? Oder selbst ein Wilder? Jeder Zustand hat sein Ideal aus sich: ein ganz anderer ist immer eine Art Widerspruch zu diesem Ideal und deshalb peinlich und verächtlich. Wonach soll der Begriff „Fortschritt der Cultur“ gemessen werden! Jeder meint, er sei auf der Höhe und sein Ideal sei das Ideal der Menschheit. Die Geschichte dieser Geschmacke an Idealen! — Auch fehlt an jedem Ideal das, was einem anderen Ideal seinen Werth, seine Schmackhaftigkeit für seine Verehrer giebt. Nun, giebt es denn einen Fortschritt der Küche? Ja, innerhalb einzelner Kreise, Völker Städte Familien, das Ideal entwickelt sich. — Das freie Individuum hat seinen Privatgeschmack, es muß sehr stark sein, sonst wird es ein Gelüstchen sein und nicht mehr, im Verhältniß zu Familien- und Volksgeschmack.

[«]

11[97]

Die Entstehung **vieler** freier Individuen bei den Griechen: Ehe nicht der Wollust wegen. Übung und Ausbildung der Kunst des coi<tus>. Die Knabenliebe als Ableitung von der Weiber-verehrung und -verzärtelung — und somit Verhinderung der Übernervosität und Schwäche der Weiber. Der Wettkampf und die Billigung des Neides. Die einfache Lebensweise. Die Sklaven und die Taxation der Arbeit. Die Religion keine Moralpredigerin, also Sitten freilassend, im Ganzen. Die Tödtung des embryo; Beseitigung der Früchte unglücklicher coitus. usw.

[«]

11[98]

Von jedem Augenblick im Zustand eines Wesens stehen zahllose Wege seiner Entwicklung offen: der herrschende Trieb aber heißt nur einen einzigen gut, den nach seinem Ideale. So ist das Bild Spencer's von der Zukunft des Menschen nicht eine naturwissenschaftliche Nothwendigkeit, sondern ein Wunsch aus jetzigen Idealen heraus.

[«]

11[99]

Was ist Toleranz! Und Anerkennung fremder Ideale! Wer ganz tief und stark sein eigenes Ideal fördert, kann gar nicht an andere glauben, ohne sie abschätzig zu beurtheilen — Ideale geringerer Wesen als er ist. Die absolute Höhe unseres Maaßstabes ist eben der Glaube an das Ideal. — Somit ist Toleranz historischer Sinn sogenannte Gerechtigkeit ein Beweis des Mißtrauens gegen ein eigenes Ideal, oder das Fehlen desselben. Was ist also wissenschaftlicher Sinn? Vielleicht das Verlangen nach einem Ideale und der Glaube, hier den Weg zum Absoluten, zum unwidersprechlichen Ideale zu haben: also unter der Voraussetzung, daß man kein Ideal hat und daran leidet! — Bei Vielen mag es die Rache sein, dafür daß sie kein Ideal haben, indem sie die anderen zerstören. Es giebt eine Schauspeilerei (wie bei Bacon) als ob man ein

Ideal hätte. „Die Wahrheit um ihrer selber willen“ ist eine Phrase, etwas ganz Unmögliches, wie die Liebe des Nächstens um seiner selber willen.

[«]

11[100]

Geschichte der Grausamkeit; der Verstellung; der Mordlust (letztere im Abtödten von Meinungen, Aburtheilen über Werke, Personen, Völker, Vergangenheit — der Richter ist ein sublimirter Henker.)

[«]

11[101]

Ich sehe in dem, was eine Zeit als böse empfindet, das was ihrem Ideale widerspricht, also einen Atavismus des ehemaligen Guten: z.B. eine gröbere Art von Grausamkeit Mordlust als heute vertragen wird. Irgendwann war die Handlung jedes Verbrechers eine Tugend. Aber jetzt empfindet er selber sie mit dem Gewissen der Zeit — er legt sie böse aus. Alles oder das Meiste, was Menschen thun und denken, als böse auslegen, geschieht dann, wenn das Ideal dem menschlichen Wesen überhaupt nicht entspricht (Christenthum): so wird alles Erbsünde, während es eigentlich Erbtugend ist.

[«]

11[102]

Unglückseliger! Du hast nun auch das Leben des Einsamen, Freien durchschaut: und wieder, wie ehedem, hast du dir den Weg dazu eben durch dein Erkennen verschlossen.

Ich will alles, was ich verneine, ordnen und das ganze Lied absingen: es giebt keine Vergeltung keine Weisheit keine Güte keine Zwecke keinen Willen: um zu handeln, mußt du an Irrthümer glauben; und du wirst noch nach diesen Irrthümern handeln, wenn du sie als Irrthümer durchschaut hast.

[«]

11[103]

Was ist Moralität! Ein Mensch, ein Volk hat eine physiologische Veränderung erlitten, empfindet diese im Gemeingefühl und deutet sie sich in der Sprache seiner Affekte und nach dem Grade seiner Kenntnisse aus, ohne zu merken, daß der Sitz der Veränderung in der Physis ist. Wie als ob einer Hunger hat und meint, mit Begriffen und Gebräuchen, mit Lob und Tadel ihn zu beschwichtigen!

[«]

11[104]

Höflichkeit ein verfeinertes Wohlwollen, weil es die Distanz anerkennt und angenehmen fühlen läßt, über welche der grobe Intellekt sich ärgert oder welche er nicht sieht.

[«]

11[105]

In den gelobtesten Handlungen und Charakteren sind Mord Diebstahl Grausamkeit Verstellung als nothwendige Elemente der Kraft. In der verworfensten Handlungen und Charakteren ist Liebe (Schätzung und Überschätzung von etwas, dessen Besitz man begehrt) und Wohlwollen (Schätzung von etwas, dessen Besitz man hat, das man sich erhalten will)

Liebe und Grausamkeit nicht Gegensätze: sie finden sich bei den besten und festesten Naturen immer bei einander. (Der christliche Gott — eine sehr weise und ohne moralische Vorurtheile ausgedachte Person!)

Die Menschen sehen die kleinen sublimirten Dosen nicht und leugnen sie: sie leugnen z.B. die Grausamkeit im Denker, die Liebe im Räuber. Oder sie haben gute Namen für alles, was an einem Wesen hervortritt, das ihren Geschmack befriedigt. Das „Kind“ zeigt alle Qualitäten schamlos, wie die Pflanze ihre Geschlechtsorgane — beide wissen nichts von Lob und Tadel. Erziehung ist Umtaufen-lernen oder Anders-fühlen lernen.

[«]

11[106]

„Nützlich-schädlich“! „Utilitarisch“! Diesem Gerede liegt das Vorurtheil zu Grunde als ob es ausgemacht sei, wohin sich das menschliche Wesen (oder auch Thier Pflanze) entwickeln solle. Als ob nicht abertausend Entwicklungen von jedem Punkte aus möglich wären! Als ob die Entscheidung, welche die beste höchste sei, nicht eine reine Sache des Geschmacks sei! (Ein Messen nach einem Ideale, welches nicht das einer anderen Zeit, eines anderen Menschen sein muß!)

[«]

11[107]

Wie werthvoll ist es, daß der Mensch so viel Freude beim Anblick oder Empfinden von Schmerz erlernt hat! Auch durch den Umfang der Schadenfreude hat sich der Mensch hoch erhoben! (Freude auch am eigenen Schmerz — Motiv in vielen Moralen und Religionen.)

[«]

11[108]

Es giebt keinen Selbsterhaltungstrieb!

[«]

11[109]

Diese Toleranzprediger! Ein Paar Dogmen („fundamentale Wahrheiten“) nehmen sie doch immer aus! Sie unterscheiden sich nur in der Meinung darüber von den Verfolgern, was für das Heil nothwendig sei.

Sich an die Vernunft halten wäre schön, wenn es eine Vernunft gäbe! Aber der Tolerante muß sich von seiner Vernunft, ihrer Schwäche abhängig machen! Dazu: es ist zuletzt nicht einmal diese, welche den Beweisen und Widerlegungen ihr Ohr schenkt und entscheidet. Es sind Neigungen und Abneigungen des Geschmacks. Die Verfolger sind gewiß nicht weniger logisch gewesen als die Freidenker.

[«]

11[110]

Die Gleichgültigkeit! Ein Ding geht uns nichts an, darüber können wir denken, wie wir mögen, es giebt keinen Nutzen und Nachtheil für uns — das ist ein Fundament des wissenschaftlichen Geistes. Die Zahl dieser Dinge hat immer zugenommen; die Welt ist immer gleichgültiger geworden — so nahm die unparteiliche Erkenntniß zu, welche allmählich ein Geschmack wurde und endlich eine Leidenschaft wird.

[«]

11[111]

Paracelsi mirabilia. Nacherzählt von F. N. — Von allem Wunderbaren — so erzählte mir Paracelsus — was ich je sah und hörte, ist Eins das Erstaunlichste, und ich muß nicht nur ein muthiges Herz wie ein Löwe, sondern auch die unschuldige Geduld eines Lammes dazu haben, es gerade so zu berichten, wie es sich zugetragen hat. Denn gesetzt, es wäre das Blendwerk eines mir übel wollenden Geistes gewesen, so gab es nie für mich eine ärgere Versuchung: und sprach das, was mir erschien, die Wahrheit —

[«]

11[112]

Das Wesen jeder Handlung ist dem Menschen so unschmackhaft wie das Wesentliche jeder Nahrung: er würde lieber verhungern als es essen, so stark ist sein Ekel zumeist. Es hat Würzen nöthig, wir müssen zu allen Speisen verführt werden: und so auch zu allen Handlungen. Der Geschmack und sein Verhältniß zum Hunger, und dessen Verhältniß zum Bedürfniß des Organismus! Die moralischen Urtheile sind die Würzen. Der Geschmack wird aber hier wie dort als das angesehen, was über den Werth der Nahrung, Werth der Handlung entscheidet: der größte Irrthum!

Wie verändert sich der Geschmack? Wann wird er laß und unfrei? Wann ist er tyrannisch? — Und ebenso bei den Urtheilen über gut und böse; eine physiologische Thatsache ist der Grund jeder Veränderung im moralischen Geschmack; diese physiologische Veränderung ist aber nicht etwas, das nothwendig das dem Organismus Nützliche jeder Zeit forderte. Sondern die Geschichte des Geschmacks ist eine Geschichte für sich, und ebenso sehr sind Entartungen des Ganzen als Fortschritte die Folgen dieses Geschmacks. Gesunder Geschmack, kranker Geschmack — das sind falsche Unterscheidungen — es giebt unzählige Möglichkeiten der Entwicklung: was jedesmal zu der einen hinführt, ist gesund: aber es kann widersprechend einer anderen Entwicklung sein. Nur in Hinsicht auf ein Ideal, das erreicht werden soll, giebt es einen Sinn bei „gesund“ und „krank“. Das Ideal aber ist immer höchst wechselnd, selbst beim Individuum (das des Kindes und des Mannes!) — und die Kenntniß, was nöthig ist, es zu erreichen, fehlt fast ganz.

Wir gehen unserem Geschmack nach und benennen es mit den erhabensten Worten, als Pflicht und Tugend und Opfer. Das Nützliche erkennen wir nicht, ja wir verachten es, wie wir das Innere des Leibes verachten, alles ist uns nur erträglich wenn es sich in eine glatte Haut versteckt.

[«]

11[113]

Beim Geschmack ergab sich nebenbei, ob ein Mittel tödtete, ob es sättigte usw. — nicht wie es auf die Dauer genommen wirkte (auf Generationen hin). Auch wußte man nicht, wie ungleichmäßig der Körper unterhalten wurde und wie diese starken Schwankungen wirkten. Die Depression in Folge mangelhafter Ernährung oder Verdauung bestimmt das Ideal.

[«]

11[114]

Die Weihung ist gegeben worden der Beutelust, der Gefräßigkeit, der Wollust, der Grausamkeit, der Verstellung, der Lüge, der Schwäche, der Tollheit, dem Veitstanz, der Betrunkenheit, der Empfindsamkeit, der Faulheit, der Unwissenheit, dem Nichtsbesitzen, der Geistesöde, der Schadenfreude, der Furcht — allen entgegengesetzten Eigenschaften, die irgendwo Geschmack und unüberwindliche Neigung erzeugt hat (jedesmal lästerte und ekelte man sich vor dem Gegensatze und nannte ihn schlecht oder niedrig)

[«]

11[115]

Im Wohlwollen ist verfeinerte Besitzlust, verfeinerte Geschlechtslust, verfeinerte Ausgelassenheit des Sicheren usw.

Sobald die Verfeinerung da ist, wird die frühere Stufe nicht mehr als Stufe, sondern als Gegensatz gefühlt. Es ist leichter, Gegensätze zu denken, als Grade.

Ein noch so complicirter Trieb, wenn er einen Namen hat, gilt als Einheit und tyrannisirt alle Denkenden, die nach seiner Definition suchen.

[«]

11[116]

Seien wir nicht Sklaven von Lust und Schmerz, auch in der Wissenschaft! Schmerzlosigkeit, ja Lust beweist nicht Gesundheit — und Schmerz ist kein Beweis gegen Gesundheit (sondern nur ein starker Reiz).

[«]

11[117]

Die moralischen Urtheile sind Epidemien, die ihre Zeit haben.

[«]

11[118]

Es bildet sich ein Sklavenstand — sehen wir zu, daß auch ein Adel sich bildet.

[«]

11[119]

„Wissenschaft“ angeblich auf der Liebe zur Wahrheit um ihrer selbst willen! Angeblich beim reinen Schweigen des „Willens“! In Wahrheit sind alle unsere Triebe thätig, aber in einer besonderen gleichsam staatlichen Ordnung und Anpassung an einander, so daß ihr Resultat kein Phantasma wird: ein Trieb regt den anderen an, jeder phantasirt und will seine Art Irrthum durchsetzen: aber jeder dieser Irrthümer wird sofort wieder die Handhabe für einen anderen Trieb (z.B. Widerspruch Analyse usw.) Mit allen den vielen Phantasmen erräth man endlich fast nothwendig die Wirklichkeit und Wahrheit, man stellt so viele Bilder hin, daß endlich eins trifft, es ist ein Schießen aus vielen vielen Gewehren nach Einem Wilde; ein großes Würfelspielen, oft nicht in Einer Person, sondern in Vielen, in Generationen sich abspielend: wo dann Ein Gelehrter eben auch nur Ein Phantasma durchführt und wenn es von einem anderen zu Nichte gemacht ist, so hat sich die Zahl der Möglichkeiten (in der die Wahrheit stecken muß) **verkleinert** — ein Erfolg! Es ist eine Jagd. Je mehr Individuen einer in sich hat, um so mehr wird er allein Aussicht haben, eine Wahrheit zu finden — dann ist der Kampf in ihm: und alle Kräfte muß er dem einzelnen Phantasma zu Gebote stellen und später wieder einem anderen entgegensetzten: große Schwungkraft, großen Widerwillen am Einerlei, vielen und plötzlichen Ekel muß er haben. — Jene Naturen, welche nur vergleichen, was Andere Einzelne schon phantasirt haben, bedürfen vor allem der Kälte: diese reden von der „Kälte der Wissenschaft“, es sind die Unproduktiven, eine wichtige Classe Menschen, da sie den Austausch zwischen den Producenten herstellen, eine Art Kaufleute, sie schätzen den Werth der Produkte ab. Auch diese Fähigkeit kann in Einem Menschen, der sonst produktiv ist, zuletzt noch da sein. Aber auch noch eine wichtige

Fähigkeit: den **Genuß** an allen den verworfenen Phantasmen, das Schauspiel ihres Kampfes usw. zu haben — die Natur darin sehen.

[«]

11[120]

Ich habe alle meine Galle nöthig zur Wissenschaft. —

[«]

11[121]

Fortwährend arbeitet noch das Chaos in unserem Geiste: Begriffe Bilder Empfindungen werden **zufällig** neben einander gebracht, durch einander gewürfelt. Dabei ergeben sich Nachbarschaften, bei denen der Geist stutzt: er erinnert sich des Ähnlichen, er empfindet einen Geschmack dabei, er hält fest und arbeitet an den Beiden, je nachdem seine Kunst und sein Wissen ist. — Hier ist das letzte Stückchen Welt, wo etwas Neues combinirt wird, wenigstens soweit das menschliche Auge reicht. Und zuletzt wird es im Grunde eben auch eine neue allerfeinste chemische Combination sein, die wirklich im Werden der Welt noch nicht ihres Gleichen hat.

[«]

11[122]

Die sämmtlichen thierisch-menschlichen Triebe haben sich bewährt, seit unendlicher Zeit, sie würden, wenn sie der Erhaltung der Gattung schädlich wären, untergegangen sein: deshalb können sie immer noch dem Individuum schädlich und peinlich sein — aber die Gattung's-Zweckmäßigkeit ist das Princip der erhaltenden Kraft. Jene Triebe und Leidenschaften ausrotten ist erstens am Einzelnen unmöglich — er besteht aus ihnen, wie wahrscheinlich im Bau und <in> der Bewegung des Organismus dieselben Triebe arbeiten; und zweitens hieße es: Selbstmord der Gattung. Der Zwiespalt dieser Triebe ist ebenso nothwendig wie aller Kampf: denn das Leiden kommt für die

Erhaltung der Gattung so wenig in Betracht, wie der Untergang zahlloser Individuen. Es sind ja nicht die vernünftigsten und direktesten Mittel der Erhaltung, die denkbar sind, aber die einzig wirklichen. — Im Einzelnen sind die Triebe sehr oft unzweckmäßig zusammengewürfelt, dann geht das Individuum daran zu Grunde; im Ganzen ist das Ergebniß die Erhaltung der Gattung. — Das Loben und Tadeln derselben, der zeitweilige Geschmack an diesen und jenen ist ein ziemlich **oberflächliches** Phänomen, abhängig vom Bewußtsein über „nützlich“ „schädlich“ — welches sehr unwissenschaftlich ist! — Deshalb waren die verabscheuten Triebe doch thätig, unter anderem Namen oder unbeachtet. Es kommt nicht gar zu viel auf die Ethiken an, die geherrscht haben!

[«]

11[123]

Woher diese Änderungen des Geschmacks im Moralischen? Geht es in die Tiefe? Wie der Appetitmangel bei der Ernährung, wie das Gefühl des Ekels und des Unangenehmen bei Fäulniß Rauch usw.? Ist es, daß für einen Zustand (eines Volkes Menschen) sein Geschmack im Verhältniß des Zweckmäßigen steht? Oder wenigstens des zweckmäßig Geglaubten? — Drückt er aus „dies bedarf ich jetzt, jenes bedarf ich nicht?“ — Oder sind es wechselnde Gewöhnungen, wie der Geschmack an Speisen, hervorgerufen durch die vorhandene leichtere Befriedigung an dieser und jener, so daß Gewöhnung Reiz und Verlangen entsteht und am Entgegengesetzten und Fremden das Entgegengesetzte empfunden wird? Oder Beides?

[«]

11[124]

Wenn ein Trieb intellektueller wird, so bekommt er einen neuen Namen, einen neuen Reiz und neue Schätzung. Er wird dem Triebe auf der älteren Stufe oft entgegengestellt, wie als sein Widerspruch (Grausamkeit z.B.) — Manche Triebe z.B. der Geschlechtstrieb sind großer Verfeinerungen durch den Intellekt fähig (Menschenliebe, Anbetung von Maria und Heiligen, künstlerische Schwärmerei; Plato meint, die Liebe zur Erkenntniß und Philosophie sei ein sublimirter Geschlechtstrieb) daneben bleibt seine alte direkte Wirkung stehen.

[«]

11[125]

Vom Leben erlöst zu sein und wieder todte Natur werden kann als Fest empfunden werden — vom Sterbenwollenden. Die Natur lieben! Das Todte wieder verehren! Es ist nicht der Gegensatz, sondern der Mutterschooß, die Regel, welche mehr Sinn hat als die Ausnahme: denn Unvernunft und Schmerz sind bloß bei der sogenannten „zweckmäßigen“ Welt, im Lebendigen.

[«]

11[126]

Die stärksten Individuen werden die sein, welche den Gattungsgesetzen widerstreben und dabei nicht zu Grunde gehen, die Einzelnen. Aus ihnen bildet sich der neue Adel: aber zahllose Einzelne müssen bei seiner Entstehung zu Grunde gehen! Weil sie allein die erhaltende Gesetzlichkeit und die gewohnte Luft verlieren.

[«]

11[127]

Merkwürdige Thätigkeit des Intellekts! Beim Geschlechtstrieb begehrt eine Person nach der anderen als dem Mittel, um den Samen los zu werden oder das Ei zu befruchten. Dies gerade weiß der Intellekt nicht: er fragt: warum dies Begehren? er erwägt was alles eine Person begehrenswerth macht und sagt jetzt: es muß jene Person diese begehrenswerth machenden Eigenschaften alle haben! — so schließt er und glaubt nun mehr so fest daran, wie wir im Traum an das Traumbild glauben. Das Glauben an seine Schlüsse ist charakteristisch. Bei allen Affekten ist der Intellekt dermaaßen thierisch-primitiv, wie im Traume. — Diese thierischen Schlüsse für alle Affekte nachzuweisen. — Was ist denn die Skepsis? Wann und in welchem Zustande wird denn der Intellekt so fein, so mißtrauisch gegen seine Schlüsse? so wenig traumhaft?

[«]

11[128]

Jetzt hat man den Kampf überall wieder entdeckt und redet vom Kampfe der Zellen, Gewebe, Organe, Organismen. Aber man kann sämmtliche uns bewußte Affekte in ihnen wiederfinden — zuletzt, wenn dies geschehen ist, drehen wir die Sache um und sagen: das was wirklich vor sich geht bei der Regsamkeit unserer menschlichen Affekte sind jene physiologischen Bewegungen, und die

Affekte (Kämpfe usw.) sind nur intellektuelle Ausdeutungen, dort wo der Intellekt gar nichts weiß, aber doch alles zu wissen meint. Mit dem Wort „Ärger“ „Liebe“ „Haß“ meint er das Warum? bezeichnet zu haben, den Grund der Bewegung; ebenso mit dem Worte „Wille“ usw. — Unsere Naturwissenschaft ist jetzt auf dem Wege, sich die kleinsten Vorgänge zu verdeutlichen durch unsere angelernten Affekt-Gefühle, kurz eine Sprechart zu schaffen für jene Vorgänge: sehr gut! Aber es bleibt eine Bilderrede.

[«]

11[129]

Fähigkeit, intelligent zu hören!

[«]

11[130]

Unsere Triebe und Leidenschaften sind ungeheuere Zeiträume hindurch in Gesellschafts- und Geschlechtsverbänden gezüchtet worden (vorher wohl in Affen-Heerden): so sind sie als sociale Triebe und Leidenschaften stärker als individuelle, auch jetzt noch. Man haßt mehr, plötzlicher, unschuldiger (Unschuld ist den ältest vererbten Gefühlen zu eigen) als Patriot als als Individuum; man opfert schneller sich für die Familie als für sich: oder für eine Kirche, Partei. Ehre ist das stärkste Gefühl für Viele d.h. ihre Schätzung ihrer selber ordnet sich der Schätzung Anderer unter und begehrt von dort seine Sanktion. — Dieser nicht individuelle Egoismus ist das Ältere, Ursprünglichere; daher so viel Unterordnung, Pietät (wie bei den Chinesen) Gedankenlosigkeit über das eigene Wesen und Wohl, es liegt das Wohl der Gruppe uns mehr am Herzen. Daher die Leichtigkeit der Kriege: hier fällt der Mensch in sein älteres Wesen zurück. — Die Zelle ist zunächst mehr Glied als Individuum; das Individuum wird im Verlauf der Entwicklung immer complicirter, immer mehr Gliedergruppe, Gesellschaft. Der freie Mensch ist ein Staat und eine Gesellschaft von Individuen. — Die Entwicklung der Heerden-Thiere und gesellschaftlichen Pflanzen ist eine ganz andere als die der einzeln lebenden. — Einzeln lebende Menschen, wenn sie nicht zu Grunde gehen, entwickeln sich zu Gesellschaften, eine

Menge von Arbeitsgebieten wird entwickelt, und viel Kampf der Triebe um Nahrung Raum Zeit ebenfalls. Die Selbstregulirung ist nicht mit Einem Male da. Ja, im Ganzen ist der Mensch ein Wesen, welches nothwendig zu Grunde geht, weil es sie noch nicht erreicht hat. Wir sterben alle zu jung aus tausend Fehlern und Unwissenheiten der Praxis. — Der freieste Mensch hat das größte Machtgefühl über sich, das größte Wissen über sich, die größte Ordnung im nothwendigen Kampfe seiner Kräfte, die verhältnißmäßig größte Unabhängigkeit seiner einzelnen Kräfte, den verhältnißmäßig größten Kampf in sich: er ist das zwieträchtigste Wesen und das wechselreichste und das langlebendste und das überreich begehrende, sich nährende, das am meisten von sich ausscheidende und sich erneuernde.

[«]

11[131]

Eine Bewegung tritt ein 1) durch einen direkten Reiz z.B. beim Frosch, dem man die Großhirnhemisphäre ausgeschnitten hat und dem das Automatische fehlt 2) durch Vorstellung der Bewegung, durch das Bild des Vorgangs in uns. Dies ist ein höchst oberflächliches Bild — was weiß der Mensch vom Kauen, wenn er das Kauen sich vorstellt! — aber unzählige Male ist dem durch Reiz hervorgebrachten Vorgange das Bild des Vorgangs in Auge und Gehirn gefolgt und schließlich ist ein Band da, so fest, daß der umgedrehte Prozeß eintritt: sobald jenes Bild entsteht, entsteht die entsprechende Bewegung, das Bild dient als auslösender Reiz.

Damit ein Reiz wirklich auslösend wirkt, muß er stärker sein als der Gegenreiz, der immer auch da ist z.B. die Lust der Ruhe der Trägheit muß aufgehoben werden. So wirkt das Bild eines Vorgangs nicht immer als auslösender Reiz, weil ein wirklicher Gegenreiz da ist, der stärker ist. Wir reden da von „Wollen-und-nicht-können“ — der Gegenreiz ist häufig nicht in unserem Bewußtsein, wir merken aber eine widerstrebende Kraft, die dem Reiz des Bildes und sei es noch so deutlich die Kraft entzieht. Es ist ein Kampf da, obschon wir nicht wissen, wer kämpft. Wille, der zur That führt, tritt ein, wenn der widerstrebende Reiz schwächer ist — wir merken immer etwas von einem Widerstande, und das giebt,

falsch gedeutet, jenes Nebengefühl von **Sieg** beim Gelingen des Gewollten. In dieser falschen Deutung haben wir den Ursprung vom Glauben an den freien Willen. „Wir“ sind es nicht, die ihre Vorstellung zum Siege bringen — sondern sie siegt, weil der Gegenreiz schwächer ist. Aber gar, daß der Mechanismus vor sich geht, hat gar nichts mit unserer Willkür zu thun — wir kennen ihn nicht einmal! Wie könnten wir ihn auch nur „wollen“! Was ist z.B. das Ausstrecken unseres Arm’s für unser Bewußtsein!!

[«]

11[132]

Die Vernunft! Ohne Wissen ist sie etwas ganz Thörichtes, selbst bei den größten Philosophen. Wie phantasirt Spinoza über die Vernunft! Ein Grundirrthum ist der Glaube an die Eintracht und das Fehlen des Kampfes — dies wäre eben Tod! Wo Leben ist, ist eine genossenschaftliche Bildung, wo die Genossen um die Nahrung den Raum kämpfen, wo die schwächeren sich anfügen, kürzer leben, weniger Nachkommen haben: Verschiedenheit herrscht in den kleinsten Dingen, Samenthierchen Eiern — die Gleichheit ist ein großer Wahn. Unzählige Wesen gehen am Kampf zu Grunde, — einige seltne Fälle erhalten sich. — Ob die Vernunft bisher im Ganzen mehr erhalten als zerstört hat, mit ihrer Einbildung, alles zu wissen, den Körper zu kennen, zu „wollen“ — ? Die Centralisation ist gar keine so vollkommene — und die Einbildung der Vernunft, dies Centrum zu **sein** ist gewiß der größte Mangel dieser Vollkommenheit.

[«]

11[133]

Wir können nur „wollen“, was wir gesehen haben — also seit der Ausbildung des Auges giebt es erst Vorstellungen im Gedächtniß, und diesen, wenn sie stark genug reizen, folgen dann Handlungen. Vorher sind afferente Reize nöthig, um die Handlungen hervorzubringen.

[«]

11[134]

Wenn wir die Eigenschaften des niedersten belebten Wesens in unsere „Vernunft“ übersetzen, so werden moralische Triebe daraus. Ein solches Wesen assimilirt sich das Nächste, verwandelt es in sein Eigenthum (Eigenthum ist zuerst Nahrung und Aufspeicherung von Nahrung), es sucht möglichst viel sich einzuverleiben, nicht nur den Verlust zu compensiren — es ist **habsüchtig**. So wächst es allein und endlich wird es so reproduktiv — es theilt sich in 2 Wesen. Dem unbegrenzten Aneignungstriebe folgt Wachsthum und Generation. — Dieser Trieb bringt es in die Ausnützung des Schwächeren, und in Wettstreit mit ähnlich Starken, er kämpft d.h. er **haßt**, fürchtet, verstellt sich. Schon das Assimiliren ist: etwas Fremdes sich gleich machen, tyrannisiren — **Grausamkeit**.

Es ordnet sich unter, es verwandelt sich in Funktion und verzichtet auf viele ursprüngliche Kräfte und Freiheiten fast ganz, und lebt so fort — Sklaverei ist nothwendig zur Bildung eines höheren Organismus, ebenso Kasten. Verlagen nach „Ehre“ ist — seine Funktion anerkannt wissen wollen. Der Gehorsam ist Zwang Lebensbedingung, schließlich Lebensreiz. — Wer am meisten Kraft hat, andere zur Funktion zu erniedrigen, herrscht — die Unterworfenen aber haben wieder ihre Unterworfenen — ihre fortwährenden Kämpfe: deren Unterhaltung bis zu einem gewissen Maaße ist Bedingung des Lebens für das Ganze. Das Ganze wiederum sucht seinen Vortheil und findet Gegner. — Wenn alle sich mit „Vernunft“ an ihren Posten stellen wollten und nicht fortwährend so viel Kraft und Feindseligkeit äußern wollten, als sie brauchen, um zu leben — so fehlte die treibende Kraft im Ganzen: die Funktionen ähnlichen Grades kämpfen, es muß fortwährend Acht gegeben werden, jede Laßheit wird ausgenützt, der Gegner wacht. Ein Verband muß streben überreich zu werden (Übervölkerung), um einen neuen zu produziren (Colonien), um zu zerfallen in 2 selbständige Wesen. Mittel, dem Organismus Dauer, ohne das Ziel der Fortpflanzung, zu geben, richten ihn zu Grunde, sind unnatürlich — wie jetzt die klugen „Nationen“ Europa’s. — Fortwährend scheidet jeder Körper aus, er secernirt das ihm nicht Brauchbare an den assimilirten Wesen: das was der Mensch verachtet, wovor er Ekel hat, was er böse nennt, sind die Excremente. Aber seine unwissende „Vernunft“ bezeichnet ihm oft als böse, was ihm Noth macht, unbequem ist, den Anderen, den Feind, er **verwechselt** das Unbrauchbare und das Schwerzuerwerbende Schwerzubesiegende Schwer-Einzuverleibende. Wenn er „mittheilt“ an Andere, „uneigennützig“ ist — so ist dies vielleicht nur die Ausscheidung seiner unbrauchbaren **faeces**, die er aus sich wegschaffen muß, um nicht daran zu leiden. Er weiß, daß dieser Dünger dem fremden Felde nützt und macht sich eine Tugend aus seiner „Freigebigkeit“. — „Liebe“ ist Empfindung für das Eigenthum oder das, was wir zum Eigenthum wünschen.

[«]

11[135]

„Wirkung.“ Der Reiz, den Einer ausübt, die Anregung, die er giebt, bei der Andere ihre Kräfte auslösen (z.B. der Religionsstifter) ist gewöhnlich mit der Wirkung verwechselt worden: man schließt aus großen Kraft-Auslösungen auf große „Ursachen“. Falsch! Es können unbedeutende Reize und Menschen sein: aber die Kraft was angesammelt und lag zur Explosion bereit! — Blick auf die Weltgeschichte!

[«]

11[136]

Wenn ein Forscher zu ungemeinen Resultaten kommt (wie Mayer) so ist dies noch kein Beweis für ungemeine Kraft: zufällig wurde sein Talent an dem Punkte thätig, wo die Entdeckung vorbereitet war. Hätte ein Zufall Mayer’n zum Philologen gemacht, er hätte mit dem gleichen Scharfsinn Namhaftes geleistet, aber nichts, deswegen er „zum Genie“ ausposaunt würde. — Nicht die Resultate beweisen den großen Erkennenden: auch nicht einmal die Methode, indem über diese zu jeder Zeit verschiedene Lehren und Ansprüche existiren. Sondern die Menge, namentlich des Ungleichartigen, des Beherrschen großer Massen und das Unificiren, das mit neuem Auge Ansehn — des Alten usw.

[«]

11[137]

Moses Mendelsohn dieser Erzengel der Altklugheit meinte in Betreff der Zwecke, Spinoza werde doch nicht so närrisch gewesen sein, sie zu leugnen! —

[«]

11[138]

Unser Gedächtniß beruht auf dem Gleichsehen und Gleichnehmen: also auf dem Ungenausehen; es ist ursprünglich von der größten Grobheit und sieht fast alles gleich an. — Daß unsere Vorstellungen als auslösende Reize wirken, kommt daher, daß wir viele Vorstellungen immer als das Gleiche vorstellen und empfinden, also auf dem groben Gedächtniß, welches gleichsieht, und der Phantasie, welche aus Faulheit **gleich** dichtet, was in Wahrheit verschieden ist. — Die Bewegung des Fußes als Vorstellung ist von der darauf folgenden Bewegung höchst verschieden!

[«]

11[139]

Im kleinsten Organism bildet sich fortwährend Kraft und muß sich dann auslösen: entweder von sich aus, wenn die Fülle da ist, oder es kommt ein Reiz von außen. Wohin die Kraft sich wendet? sicher nach dem Gewohnten: also wohin die Reize leiten, dahin wird auch die spontane Auslösung sich bewegen. Die häufigeren Reize erziehen **auch** die Richtung der spontanen Auslösung.

[«]

11[140]

Oh die falschen Gegensätze! Krieg und „**Frieden**“! Vernunft und Leidenschaft! Subjekt Objekt! Dergleichen giebt es nicht!

[«]

11[141]

Die Wiederkunft des Gleichen.

Entwurf.

1. Die Einverleibung der Grundirrthümer.
2. Die Einverleibung der Leidenschaften.
3. Die Einverleibung des Wissens und des verzichtenden Wissens. (Leidenschaft der Erkenntniss)
4. Der Unschuldige. Der Einzelne als Experiment. Die Erleichterung des Lebens, Erniedrigung, Abschwächung — Übergang.
5. Das neue Schwergewicht: die ewige Wiederkunft des Gleichen. Unendliche Wichtigkeit unseres Wissen's, Irren's, unsrer Gewohnheiten, Lebensweisen für alles Kommende. Was machen wir mit dem Reste unseres Lebens — wir, die wir den grössten Theil desselben in der wesentlichsten Unwissenheit verbracht haben? Wir lehren die Lehre — es ist das stärkste Mittel, sie uns selber einzuverleiben. Unsre Art Seligkeit, als Lehrer der grössten Lehre.

Anfang August 1881 in Sils-Maria,
6000 Fuss über dem Meere und viel höher über allen
menschlichen Dingen! —

Zu 4) Philosophie der Gleichgültigkeit. Was früher am stärksten reizte, wirkt jetzt ganz anders, es wird nur noch als Spiel angesehn und gelten gelassen (die Leidenschaften und Arbeiten) als ein Leben im Unwahren principiell verworfen, als Form und Reiz aber ästhetisch genossen und gepflegt, wir stellen uns wie die Kinder zu dem, was früher den Ernst des Daseins ausmachte. Unser Streben des Ernstes ist aber alles als werdend zu verstehen, uns als Individuum zu verleugnen, möglichst aus vielen Augen in die Welt sehen, leben in Trieben und Beschäftigungen, **um** damit sich Augen zu machen, zeitweilig sich dem Leben überlassen, um hernach zeitweilig über ihm mit dem Auge zu ruhen: die Triebe unterhalten als Fundament alles Erkennens, aber wissen, wo sie Gegner des Erkennens werden: in summa **abwarten**, wie weit das Wissen und die

Wahrheit sich **einverleiben** können — und in wiefern eine Umwandlung des Menschen eintritt, wenn er endlich nur noch lebt, um zu erkennen. — Dies ist Consequenz von der Leidenschaft der Erkenntniß: es giebt für ihre Existenz kein Mittel, als die Quellen und Mächte der Erkenntniß, die Irrthümer und Leidensch<aften> auch zu erhalten, aus deren Kampfe nimmt sie ihre erhaltende Kraft. — Wie wird dies Leben in Bezug auf seine Summe von Wohlbefinden sich ausnehmen? Ein Spiel der Kinder, auf welches das Auge des Weisen blickt, Gewalt haben über diesen **und** jenen Zustand — und den Tod, wenn so etwas nicht möglich ist. — Nun kommt aber die schwerste Erkenntniß und macht alle Arten Lebens furchtbar bedenkenreich: ein absoluter Überschuß von Lust **muß** nachzuweisen sein, sonst ist die Vernichtung unser selbst in Hinsicht auf die Menschheit als Mittel der Vernichtung der Menschheit zu wählen. Schon dies: wir haben die Vergangenheit, unsere und die aller Menschheit, auf die Wage zu setzen und auch zu überwiegen — nein! dieses Stück Menschheitsgeschichte wird und muß sich ewig wiederholen, das dürfen wir aus der Rechnung lassen, darauf haben wir keinen Einfluß: ob es gleich unser Mitgefühl beschwert und gegen das Leben überhaupt einnimmt. Um davon nicht umgeworfen zu werden, darf unser Mitleid nicht groß sein. Die Gleichgültigkeit muß tief in uns gewirkt haben und der Genuß im Anschauen auch. Auch das Elend der zukünftigen Menschheit soll uns nichts angehn. Aber ob wir noch leben wollen, ist die Frage: und wie!

Zu erwägen: die verschiedenen erhabenen Zustände, die ich hatte, als Grundlagen der verschiedenen Capitel und deren Materien — als Regulator des in jedem Capitel waltenden Ausdrucks, Vortrags, Pathos, — so eine Abbildung meines Ideals gewinnen, gleichsam durch Addition. Und dann höher hinauf!

[«]

11[142]

Rede ich wie einer, dem es offenbart worden ist? So verachtet mich und hört mir nicht zu. — Seid ihr noch solche welche Götter nöthig haben? Hat eure Vernunft noch keinen Ekel dabei, so billig und schlecht sich speisen zu lassen?

[«]

11[143]

„Aber wenn alles nothwendig ist, was kann ich über meine Handlungen verfügen?“ Der Gedanke und Glaube ist ein Schwergewicht, welches neben allen anderen Gewichten auf dich drückt und mehr als sie. Du sagst, daß Nahrung Ort Luft Gesellschaft dich wandeln und bestimmen? Nun, deine Meinungen thun es noch mehr, denn diese bestimmen dich zu dieser Nahrung Ort Luft Gesellschaft. — Wenn du dir den Gedanken der Gedanken einverleibst, so wird er dich verwandeln. Die Frage bei allem, was du thun willst: „ist es so, daß ich es unzählige Male thun will?“ ist das größte Schwergewicht.

[«]

11[144]

Es wäre entsetzlich, wenn wir noch an die Sünde glaubten: sondern was wir auch thun werden, in unzähliger Wiederholung, es ist unschuldig. Wenn der Gedanke der ewigen Wiederkunft aller Dinge dich nicht überwältigt, so ist es keine Schuld: und es ist kein Verdienst, wenn er es thut. — Von allen unseren Vorfahren denken wir milder als sie selber dachten, wir trauern über ihre einverleibten Irrthümer, nicht über ihr Böses.

1. Die mächtigste Erkenntniß.
2. Die Meinungen und Irrthümer verwandeln den Menschen und geben ihm die Triebe — oder: die einverleibten Irrthümer.
3. Die Nothwendigkeit und die Unschuld.
4. Das Spiel des Lebens.

[«]

11[145]

Die neue Erziehung hat zu verhindern, daß die Menschen Einer ausschließlichen Neigung verfallen und zum Organ werden, gegenüber der natürlichen Tendenz zur Arbeitstheilung. Es sollen die herrschenden überschauenden Wesen geschaffen werden, die dem Spiel des Lebens zuschauen und es mitspielen, bald hier, bald dort, ohne allzuheftig hineingerissen zu werden. Ihnen muß schließlich die Macht zufallen, ihnen wird sie anvertraut, weil sie keinen heftigen, ausschließlich auf Ein Ziel gerichteten Gebrauch davon machen. Zunächst giebt man ihnen das Geld in die Hand, zum Zweck der Erziehung (die ersten Erzieher müssen sich selber erziehen!), dann weil Geld in ihren Händen am sichersten ist (überall sonst wird es verbraucht für überheftige einseitige Tendenzen). So bildet sich eine neue regierende Kaste.

[«]

11[146]

Der Widerwille gegen das Leben ist selten. Wir erhalten uns darin und sind selber am Ende und in schweren Lagen einverstanden damit, nicht aus Furcht vor Schlimmerem, nicht aus Hoffnung auf Besseres, nicht aus Gewohnheit (die Langeweile wäre) nicht wegen der gelegentlichen Lust — sondern wegen der Abwechslung und weil im Grunde nichts eine Wiederholung ist, aber an Erlebtes erinnert. Der Reiz des Neuen und doch an den alten Geschmack Anklingenden — wie eine Musik mit vielem Häßlichen.

[«]

11[147]

Eine neue Lehre trifft zu allerletzt auf ihre besten Vertreter, auf die altgesicherten und sichernden Naturen, weil in ihnen die früheren Gedanken mit der Fruchtbarkeit eines Urwalds durcheinandergewachsen und undurchdringlich sind. Die Schwächeren Leereren Kränkeren Bedürftigeren sind die, welche die neue Infektion aufnehmen — die ersten Anhänger beweisen nichts gegen eine Lehre. Ich glaube, die ersten Christen waren das unausstehlichste Volk mit ihren „Tugenden“.

[«]

11[148]

Die Welt der Kräfte erleidet keine Verminderung: denn sonst wäre sie in der uendlichen Zeit schwach geworden und zu Grunde gegangen. Die Welt der Kräfte erleidet keinen Stillstand: denn sonst wäre er erreicht worden, und die Uhr des Daseins stünde still. Die Welt der Kräfte kommt also nie in ein Gleichgewicht, sie hat nie einen Augenblick der Ruhe, ihre Kraft und ihre Bewegung sind gleich groß für jede Zeit. Welchen Zustand diese Welt auch nur erreichen kann, sie muß ihn erreicht haben und nicht einmal, sondern unzählige Male. So diesen Augenblick: er war schon einmal da und viele Male und wird ebenso wiederkehren, alle Kräfte genau so vertheilt, wie jetzt: und ebenso steht es mit dem Augenblick, der diesen gebar und mit dem, welcher das Kind des jetzigen ist. Mensch! Dein ganzes Leben wird wie eine Sanduhr immer wieder umgedreht werden und immer wieder auslaufen — eine große Minute Zeit dazwischen, bis alle Bedingungen, aus denen du geworden bist, im Kreislaufe der Welt, wieder zusammenkommen. Und dann findest du jeden Schmerz und jede Lust und jeden Freund und Feind und jede Hoffnung und jeden Irrthum und jeden Grashalm und jeden Sonnenblick wieder, den ganzen Zusammenhang aller Dinge. Dieser Ring, in dem du ein Korn bist, glänzt immer wieder. Und in jedem Ring des Menschen-Daseins überhaupt giebt <es> immer eine Stunde, wo erst Einem, dann Vielen, dann Allen der mächtigste Gedanke auftaucht, der von der ewigen Wiederkunft aller Dinge — es ist jedesmal für die Menschheit die Stunde des Mittags.

[«]

11[149]

Auch die chemischen Qualitäten fließen und ändern sich: mag der Zeitraum auch ungeheuer sein, daß die jetzige Formel einer Zusammensetzung durch den Erfolg widerlegt wird. Einstweilen sind die Formeln wahr: denn sie sind grob; was ist denn 9 Theile Sauerstoff zu 11 Theilen Wasserstoff! Dies 9:11 ist vollends unmöglich genau zu machen, es ist immer ein Fehler bei der Verwirklichung, folglich eine gewisse Spannweite, innerhalb deren das Experiment gelingt. Aber ebenfalls innerhalb derselben ist die ewige Veränderung, der ewige Fluß aller Dinge, in keinem Augenblick ist Sauerstoff genau dasselbe wie im vorigen, sondern etwas Neues: wenn auch diese Neuheit zu fein für alle Messungen ist, ja die ganze

Entwicklung aller der Neuheiten während der Dauer des Menschengeschlechts vielleicht noch nicht groß genug ist, um die Formel zu widerlegen. — Es giebt so wenig Formen, wie Qualitäten.

[«]

11[150]

Wir können uns das Werden nicht anders denken als den Übergang aus einem beharrenden „todten“ Zustand in einen anderen beharrenden „todten“ Zustand. Ach, wir nennen das „Todte“ das Bewegungslose! Als ob es etwas Bewegungsloses gäbe! Das Lebende ist kein Gegensatz des Todten, sondern ein Spezialfall.

[«]

11[151]

Unsere Annahme, daß es Körper Flächen Linien Formen giebt, ist erst die Folge unserer Annahme, daß es Substanzen und Dinge, Beharrendes giebt. So gewiß unsere Begriffe Erdichtungen sind, so sind es auch die Gestalten der Mathematik. Dergleichen giebt es nicht — wir können eine Fläche, einen Kreis, eine Linie ebenso wenig verwirklichen als einen Begriff. Die ganze Unendlichkeit liebt immer als Realität und Hemmniß zwischen 2 Punkten.

[«]

11[152]

Wenn nicht alle Möglichkeiten in der Ordnung und Relation der Kräfte bereits erschöpft wären, so wäre noch keine Unendlichkeit verflossen. Weil dies aber sein muß, so giebt es keine neue Möglichkeit mehr und alles muß schon dagewesen sein, unzählige Male.

[«]

11[153]

Unser Intellekt ist nicht zum Begreifen des Werdens eingerichtet, er strebt die allgemeine Starrheit zu beweisen, Dank seiner Abkunft aus Bildern. Alle Philosophen haben das Ziel gehabt, zum Beweis des ewigen Beharrens, weil der Intellekt darin seine eigene Form und Wirkung fühlt.

[«]

11[154]

Nichts ist congruent in der Wirklichkeit, denn es giebt da keine Flächen.

[«]

11[155]

Unsere Sinne zeigen uns nie ein Nebeneinander sondern stets ein Nacheinander. Der Raum und die menschlichen Gesetze des Raumes setzen die Realität von Bildern Formen Substanzen und deren Dauerhaftigkeit voraus, d.h. unser Raum gilt einer imaginären Welt. Vom Raum, der zum ewigen Fluß der Dinge gehört, wissen wir nichts.

[«]

11[156]

Im Grunde ist die Wissenschaft darauf aus, festzustellen, wie der Mensch — **nicht** das Individuum — zu allen Dingen und zu sich selber empfindet, also die Idiosyncrasie Einzelner und Gruppen auszuscheiden und das beharrende Verhältniß festzustellen. Nicht die Wahrheit, sondern der Mensch wird erkannt und zwar innerhalb aller Zeiten, wo er existirt. D.h. ein Phantom wird construirt, fortwährend arbeiten alle daran, um das zu finden, worüber man übereinstimmen muß, weil es zum Wesen des Menschen gehört. Dabei lernte man, daß Unzähliges nicht wesenhaft war, wie man lange glaubte, und daß mit der Feststellung des Wesenhaften nichts für die Realität beweisen sei als daß die Existenz des Menschen bis jetzt vom Glauben an diese „Realität“ abgehangen hat (wie Körper Dauer der Substanz usw.) Die Wissenschaft setzt also den Prozeß nur fort, der das Wesen der Gattung constituirt hat, den Glauben an gewisse Dinge endemisch zu machen und den Nichtglaubenden auszuscheiden und absterben zu lassen. Die erreichte Ähnlichkeit der Empfindung (über den Raum, oder das Zeitgefühl oder das Groß- und Kleingefühl) ist eine Existenzbedingung der Gattung geworden, aber mit der Wahrheit hat es nichts zu thun. Der „Verrückte“, die Idiosyncrasie beweisen nicht die Unwahrheit einer Vorstellung, sondern deren Abnormität; es läßt sich mit ihr nicht für eine Masse leben. Es ist der Masseninstinkt, der auch in der Erkenntniß waltet: ihre Existenzbedingungen will sie immer besser erkennen, um immer länger zu leben. Uniformität der Empfindung, ehemals durch Gesellschaft Religion erstrebt, wird jetzt durch die Wissenschaft erstrebt: der Normalgeschmack an allen Dingen festgestellt, die Erkenntniß, ruhend auf dem Glauben an das Beharrende, steht im Dienst der gröberen Formen des Beharrens (Masse Volk Menschheit) und will die feineren Formen, den idiosyncrasischen Geschmack ausscheiden und tödten — sie arbeitet gegen die Individualisirung, den Geschmack, der nur für Einen Lebensbedingung ist. — Die Gattung ist der gröbere Irrthum, das Individuum der feinere Irrthum, es kommt später. Es kämpft für seine Existenz, für seinen neuen Geschmack, für seine relativ einzige Stellung zu allen Dingen — es hält diese für besser als den Allgemeingeschmack und verachtet ihn. Es will herrschen. Aber da entdeckt es, daß es selber etwas Wandelndes ist und einen wechselnden Geschmack hat, mit seiner Feinheit geräth es hinter das Geheimniß, daß es kein Individuum giebt, daß im kleinsten Augenblick es etwas Anderes ist als im nächsten und daß seine Existenzbedingungen die einer Unzahl Individuen sind: der unendlich kleine Augenblick ist die höhere Realität und Wahrheit, ein Blitzbild aus dem ewigen Flusse. So lernt es: wie alle genießende Erkenntniß auf dem groben Irrthum der Gattung, den feineren Irrthümern des Individuums, und dem feinsten Irrthum des schöpferischen Augenblicks beruht.

[«]

11[157]

Hüten wir uns, diesem Kreislaufe irgend ein Streben, ein Ziel beizulegen: oder es nach unseren Bedürfnissen abzuschätzen als langweilig, dumm usw. Gewiß kommt in ihm der höchste Grad von Unvernunft ebenso wohl vor wie das Gegentheil: aber es ist nicht darnach zu messen, Vernünftigkeit oder Unvernünftigkeit sind keine Prädikate für das All. — Hüten wir uns, das Gesetz dieses Kreises als geworden zu denken, nach der falschen Analogie der Kreisbewegung innerhalb des Ringes: es gab nicht erst ein Chaos und nachher allmählich eine harmonischere und endlich eine fest kreisförmige Bewegung aller Kräfte: vielmehr alles ist ewig, ungeworden: wenn es ein Chaos der Kräfte gab, so war auch das Chaos ewig und kehrte in jedem Ringe wieder. Der Kreislauf ist nichts Gewordenes, er ist das Urgesetz, so wie die Kraftmenge Urgesetz ist, ohne Ausnahme und Übertretung. Alles Werden ist innerhalb des Kreislaufs und der Kraftmenge; also nicht durch falsche Analogie die werdenden und vergehenden Kreisläufe z.B. der Gestirne oder Ebbe und Fluth Tag und Nacht Jahreszeiten zur Charakteristik des ewigen Kreislaufs zu verwenden.

[«]

11[158]

Hüten wir uns, eine solche Lehre wie eine plötzliche Religion zu lehren! Sie muß langsam einsickern, ganze Geschlechter müssen an ihr bauen und fruchtbar werden, — damit sie ein großer Baum werde, der all noch kommende Menschheit überschatte. Was sind die Paar Jahrtausende, in denen sich das Christenthum erhalten hat! Für den mächtigsten Gedanken bedarf es vieler Jahrtausende — lange lange muß er klein und ohnmächtig sein!

[«]

11[159]

Drücken wir das Abbild der Ewigkeit auf unser Leben! Dieser Gedanke enthält mehr als alle Religionen, welche dies Leben als ein flüchtiges verachten und nach einem unbestimmten anderen Leben hinblicken lehrten.

[«]

11[160]

Diese Lehre ist milde gegen die, welche nicht an sie glauben, sie hat keine Hölle und Drohungen. Wer nicht glaubt, hat ein flüchtiges Leben in seinem Bewußtsein.

[«]

11[161]

Nicht nach fernen unbekannten Seligkeiten und Segnungen und Begnadigungen ausschauen, sondern so leben, daß wir nochmals leben wollen in Ewigkeit so leben wollen! — Unsere Aufgabe tritt in jedem Augenblick an uns heran.

[«]

11[162]

Damit es irgend einen Grad von Bewußtsein in der Welt geben könne, mußte eine unwirkliche Welt des Irrthums — entstehen: Wesen mit dem Glauben an Beharrendes an Individuen usw. Erst nachdem ein imaginäre Gegenwelt im Widerspruch zum absoluten Flusse entstanden war, konnte auf dieser Grundlage etwas erkannt werden — ja zuletzt kann der Grundirrthum eingesehn werden worauf alles beruht (weil sich Gegensätze denken lassen) — doch kann dieser Irrthum nicht anders als mit dem Leben vernichtet werden: die letzte Wahrheit vom Fluß der Dinge verträgt die Einverleibung nicht, unsere **Organe** (zum Leben) sind auf den Irrthum eingerichtet. So entsteht im Weisen der Widerspruch des Lebens und seiner letzten Entscheidungen; sein Trieb zur Erkenntniß hat den Glauben an den Irrthum und das Leben darin zur Voraussetzung.

Leben ist die Bedingung des Erkennens. Irren die Bedingung des Lebens und zwar im tiefsten Grunde Irren. Wissen um das Irren hebt es nicht auf! Das ist nichts Bitteres!

Wir müssen das Irren lieben und pflegen, es ist der Mutterschooß des Erkennens. Die Kunst als die Pflege des Wahnes — unser Cultus.

Um des Erkennens willen das Leben lieben und fördern, um des Lebens willen das Irren Wähnen lieben und fördern. Dem Dasein eine ästhetische Bedeutung geben, unseren Geschmack an ihm mehren, ist Grundbedingung aller Leidenschaft der Erkenntniß.

So entdecken wir auch hier eine Nacht und einen Tag als Lebensbedingung für uns: Erkennen-wollen und Irren-wollen sind Ebbe und Fluth. Herrscht eines absolut, so geht der Mensch zu Grunde; und zugleich die Fähigkeit.

[«]

11[163]

Der politische Wahn, über den ich eben so lächle, wie die Zeitgenossen über den religiösen Wahn früherer Zeiten, ist vor allem Verweltlichung, Glaube an die Welt und Aus-dem-Sinn-Schlagen von „Jenseits“ und „Hinterwelt“. Sein Ziel ist das Wohlbefinden des **flüchtigen** Individuums: weshalb der Socialismus eine Frucht ist, d.h. die flüchtigen **Einzelnen** wollen ihr Glück sich erobern, durch Vergesellschaftung, sie haben keinen Grund zu warten, wie die Menschen mit ewigen Seelen und ewigem Werden und zukünftigem Besserwerden. Meine Lehre sagt: so leben, daß du wünschen mußt, wieder zu leben ist die Aufgabe — du wirst es jedenfalls! Wem das Streben das höchste Gefühl giebt, der strebe: wem Ruhe das höchste Gefühl giebt, der ruhe; wem Einordnung Folgen Gehorsam das höchste Gefühl giebt, der gehorche. Nur **möge** er bewußt darüber werden, **was** ihm das höchste Gefühl giebt und kein Mittel scheuen! Es gilt die Ewigkeit!

[«]

11[164]

Ich rede von Instinkt, wenn irgend ein Urtheil (Geschmack in seiner untersten Stufe) einverleibt ist, so daß es jetzt selber spontan sich regt und nicht mehr auf Reize zu warten braucht. Es hat sein Wachsthum für sich und folglich auch seinen nach außen stoßenden Thätigkeits-Sinn. Zwischenstufe: der Halbinstinkt, der nur auf Reize reagirt und sonst todt ist.

[«]

11[165]

Wir wollen ein Kunstwerk immer wieder erleben! So soll man sein Leben gestalten, daß man vor seinen einzelnen Theilen denselben Wunsch hat! Dies der Hauptgedanke! Erst am Ende wird dann die Lehre von der Wiederholung alles Dagewesenen vorgetragen, nachdem die Tendenz zuerst eingepflanzt ist, etwas zu schaffen, welches unter dem Sonnenschein dieser Lehre hundertfach kräftiger gedeihen kann!

[«]

11[166]

Das Ähnliche ist kein Grad des Gleichen: sondern etwas vom Gleichen völlig Verschiedenes.

[«]

11[167]

Wie kann man dem Nächsten Kleinen Flüchtigen Bedeutung geben? A) Indem man es als Wurzel der Gewohnheiten begreift B) als ewig und ebenfalls Ewiges bedingend.

[«]

11[168]

Wer auf den Geist säet, pflanzt Bäume, die sehr spät groß werden. Das was sich vom Vater auf den Sohn vererbt, sind die geübtesten Gewohnheiten (nicht die geschätztesten!) Der Sohn verräth den Vater. Der Fleiß eines Gelehrten ist entsprechend der Thätigkeit seines Vaters: z.B. wenn dieser immer am Comtoir ist oder wenn er nur wie ein Landgeistlicher „arbeitet“. Die Griechen der höheren Stände wurden so individuell produktiv, weil sie keinen gedankenlosen Fleiß vererbt bekamen.

[«]

11[169]

Gegen alle wilden Energien wehren wir uns so lange, als wir sie nicht zu benutzen wissen (als Kraft) und so lange nennen wir sie böse. Nachher aber nicht mehr! Frage: wie macht man Verbrechen nützlich? Wie macht man seine eigene Wildheit nützlich?

[«]

11[170]

Ich will gegen die Kunst der Kunstwerke eine höhere Kunst lehren: die der Erfindung von Festen.

[«]

11[171]

Ich erkenne etwas Wahres nur als Gegensatz zu einem wirklich lebendigen Unwahren: so kommt das Wahre ganz kraftlos, als Begriff, zur Welt und muß sich durch Verschmelzung mit lebendigen Irrthümern erst Kräfte geben! Und darum muß man die Irrthümer leben lassen und ihnen ein großes Reich zugestehen. — Ebenso: um individuell leben zu können, muß erst die Gesellschaft hoch gefördert sein und fort und fort gefördert werden — der Gegensatz: im Bunde mit ihr bekommt das Individuelle zuerst einige Kraft. — Endlich erscheint ein Punkt, wo wir über das Individuelle und Idiosynkratische hinauswollen: aber nur im Bunde mit dem Individuum, dem Gegensatze, können wir diesem Streben Kräfte verleihen.

[«]

11[172]

Wie geben wir dem inneren Leben Schwere, ohne es böse und fanatisch gegen Anders-denkende zu machen? Der religiöse Glaube nimmt ab und der Mensch lernt sich als flüchtig begreifen und als unwesentlich, er wird endlich dabei schwach; er übt sich nicht so im Erstreben, Ertragen, er will den gegenwärtigen Genuß, er macht sich’s leicht — und viel Geist verwendet er vielleicht dabei.

[«]

11[173]

Wie unkräftig war bisher alle physiologische Erkenntniß! während die alten physiologischen Irrthümer spontane Kraft bekommen haben! Lange lange Zeit können wir die neuen Erkenntnisse nur als Reize verwenden — um die spontanen Kräfte zu entladen.

[«]

11[174]

Wie das Böse abgenommen hat! Ehemals setzte man die Absicht zu schaden in jedem Naturereigniß voraus!

[«]

11[175]

Wie gemein hat sich das Christenthum gegen das Alterthum benommen, indem es dasselbe ganz durchteufelte! Gipfel aller verleumderischen Bosheit!

[«]

11[176]

Sklaven-Arbeit! Freien-Arbeit! Erstere Arbeit ist alle Arbeit, die nicht um unserer selber willen gethan wird und die keine Befriedigung in sich hat. Es ist viel Geist noch zu finden, damit ein Jeder seine Arbeiten sich befriedigend gestalte.

[«]

11[177]

Das Zeitalter der Experimente! Die Behauptungen Darwin's sind zu prüfen — durch Versuche! Ebenso die Entstehung höherer Organismen aus den niedersten. Es müssen Versuche auf 1000de von Jahren hin geleitet werden! Affen zu Menschen erziehen!

[«]

11[178]

Es ist ein falscher Gesichtspunkt: um die Gattung zu erhalten, werden unzählige Exemplare geopfert. Ein solches „Um“ giebt es nicht! Ebenso giebt es keine Gattung, sondern lauter verschiedene Einzelwesen! Also giebt es auch keine Opferung, Verschwendung! Also auch keine Unvernunft dabei! — Die Natur will nicht die „Gattung erhalten“! Thatsächlich erhalten sich viele ähnliche Wesen, mit ähnlichen Existenzbedingungen leichter als abnorme Wesen.

[«]

11[179]

Während in sehr vielen Fällen das erste Kind einer Ehe einen genügenden Grund abgiebt, keine weiteren Kinder in die Welt zu setzen: wird doch die Ehe dadurch nicht gelöst, sondern trotz des voraussichtlichen Nachtheils neuer Kinder (zum Schaden aller Späteren!) festgehalten! Wie kurzsichtig! Aber der Staat will und wollte keine bessere Qualität, sondern Masse! Deshalb liegt ihm an der Züchtung der Menschen nichts! — Einzelne ausgezeichnete Männer sollten bei mehreren Frauen Gelegenheit haben, sich fortzupflanzen; und einzelne

Frauen, mit besonders günstigen Bedingungen, sollten auch nicht an den Zufall Eines Mannes gebunden sein. Die Ehe wichtiger zu nehmen! Weil der Staat nicht mehr nöthig ist.

[«]

11[180]

Man redet dem Luxus jetzt das Wort als dem stärksten Reizmittel auf Arme, Arbeit-Geplagte und Verheirathete: <um> seinetwillen streben sie nach Reichthum: man befeindet die Zufriedenheit und die idyllische Philosophie als Schädiger des National-Reichthums und der -Arbeitskraft. Möglichst viel Reichthum, möglichst viel Neid und Unlust, möglichst viel Concurrenz! In reichen Staaten seien die Künste am besten gefördert worden, durch Luxusmenschen, die Kunst ein Mittel, den Neid der Niederen zu erregen, als ein Stück Luxus. — Andererseits soll ihr Emporwachsen im Luxus eine **Apologie** des Luxus und der Absicht auf Unzufriedenheit sein: Künste vorübergehend die Unlust solcher Zustände beschwichtigend und betäubend, jedenfalls verherrlichend.

[«]

11[181]

Ein M<ensch> sinkt in meiner Achtung 1) wenn er 200-300 Thaler jährlich hat und trotzdem Kaufmann Beamter oder Soldat noch wird, bei der Wahl eines Lebensberufs 2) wenn er soviel verdient und trotzdem ein noch zeitraubenderes Amt sucht (auch als Gelehrter). Wie! Sind das intellektuelle Menschen! Sich verheirathen wollen und den Sinn des Lebens darüber verlieren!

[«]

11[182]

Ein starker freier M<ensch> empfindet gegen alles Andere die Eigenschaften des **Organismus**

1) Selbstregulirung: in der Form von Furcht vor allen fremden Eingriffen, im Haß gegen den Feind, im Maaßhalten usw.
2) überreichlicher Ersatz: in der Form von Habsucht Aneignungslust Machtgelüst
3) Assimilation an sich: in der Form von Loben Tadeln Abhängigmachen Anderer von sich, dazu Verstellung List, Lernen, Gewöhnung, Befehlen Einverleiben von Urtheilen und Erfahrungen
4) Sekretion und Excretion: in der Form von Ekel Verachtung der Eigenschaften an sich, die ihm nicht mehr nützen; das Überschüssige mittheilen Wohlwollen
5) metabolische Kraft: zeitweilig verehren bewundern sich abhängig machen einordnen, auf Ausübung der anderen organischen Eigenschaften fast verzichten, sich zum „Organe“ umbilden, dienen-können
6) Regeneration: in der Form von Geschlechtstrieb, Lehrtrieb usw.

Nun würde man irren, diese organischen Eigenschaften zuerst bei dem Menschen vorauszusetzen: vielmehr bekommt er diese alle zuletzt, als freigewordener Mensch. Er hat dagegen begonnen als Theil eines Ganzen, welches seine organischen Eigenschaften hatte und den Einzelnen zu seinem Organe machte — so daß durch unsäglich lange Gewöhnung die Menschen **zunächst** die Affekte der Gesellschaft gegen andere Gesellschaften und Einzelne und alles Lebende und Todte empfinden, und nicht als Individuen! Z.B. er fürchtet und haßt stärker und am stärksten als Mitglied eines Geschlechtes oder Staates, nicht seinen persönlichen Feind, sondern den öffentlichen; ja er empfindet den persönlichen Feind wesentlich als einen öffentlichen (Blutrache) Er zieht in den Krieg, um seinen Staat und Häuptling zu bereichern und zum Überersatz zu verhelfen, mit jeder persönlichen Gefahr der Verkümmerung Entbehrung Verstümmelung. Er assimilirt als Mitglied seiner Gesellschaft Fremdes an sich, lernt für deren Wohl; er verachtet was von Eigenschaften nicht mehr zum Bestande der Gesellschaft nützt, er stößt die höchsten Individuen von sich, wenn sie diesem Nutzen widersprechen. Er verwandelt sich zum Organ im Dienste seiner Gesellschaft durchaus und macht von allen Eigenschaften nur den dadurch eingeschränkten Gebrauch: **richtiger**: er hat jene anderen Eigenschaften noch nicht und erwirbt sie erst als Organ des Gemeinwesens: als Organ bekommt er die ersten Regungen der sämmtlichen Eigenschaften des Organischen. Die Gesellschaft erzieht erst das

Einzelwesen, formt es zum Halb- oder Ganz-Individuum vor, sie bildet sich **nicht** aus Einzelwesen, nicht aus Verträgen solcher! Sondern höchstens als Kernpunkt ist ein Individuum nöthig (ein Häuptling) und dieser auch nur im Verhältniß zu der tieferen oder höheren Stufe der Anderen „frei“. Also: der Staat unterdrückt ursprünglich nicht etwa die Individuen: diese existiren noch gar nicht! Er macht den Menschen überhaupt die Existenz möglich, als Heerdenthieren. Unsere Triebe Affekte werden uns da erst gelehrt: sie sind nichts Ursprüngliches! Es giebt keinen „Naturzustand“ für sie! Als Theile eines Ganzen nehmen wir an dessen Existenzbedingungen und Funktionen Antheil und einverleiben uns die dabei gemachten Erfahrungen und Urtheile. Diese gerathen später mit einander in Kampf und Relation, wenn das Band der Gesellschaft zerfällt: er muß in sich die Nachwirkungen des gesellschaftlichen Organismus ausleiden, er muß das Unzweckmäßige von Existenzbedingungen Urtheilen und Erfahrungen, die für ein Ganzes paßten, abbüßen und endlich kommt er dahin, seine Existenzmöglichkeit als Individuum durch Neuordnung und Assimilation Excretion der Triebe in sich zu schaffen. Meistens gehen diese Versuchs-Individuen zu Grunde. Die Zeiten, wo sie entstehen, sind die der Entsittlichung, der sogenannten Corruption d.h. alle Triebe wollen sich jetzt persönlich versuchen und nicht bis dahin jenem persönlichen Nutzen angepaßt zerstören sie das Individuum durch Übermaaß. Oder sie zerfleischen es, in ihrem Kampfe mit einander. Die Ethiker treten dann auf und suchen dem Menschen zu zeigen, wie er doch leben könne, ohne so an sich zu leiden — meistens, indem sie ihm die alte bedingte Lebensweise unter dem Joche der Gesellschaft anempfehlen, nur so daß an Stelle der Gesellschaft ein Begriff tritt — es sind Reaktionäre. Aber sie erhalten Viele, wenn gleich durch Zurückführung in die Gebundenheit. Ihre Behauptung ist, es gebe ein ewiges Sittengesetz; sie wollen das individuelle Gesetz nicht anerkennen und nennen das Streben dahin unsittlich und zerstörerisch. — Unvermeidlich überwiegen bei einem, der frei werden will, die Funktionen an Kraft, mit denen er (oder seine Vorfahren) der Gesellschaft gedient haben: diese hervorragenden Funktionen lenken und fördern oder beschränken die übrigen — aber alle hat er nöthig, um als Organism selber zu leben, es sind Lebensbedingungen!

Aber wir sind lange Mißgestalten, und dem entspricht das viel größere Mißbehagen der frei werdenden Individuen — im Vergleich zur älteren abhängigen Stufe und das massenhafte Zugrundegehen.

[«]

11[183]

Haupttendenzen: 1) die Liebe zum Leben, zum eigenen Leben auf alle Weise pflanzen! Was auch jeder Einzelne dafür erdenkt, das wird der Andere gelten lassen, und eine neue große Toleranz dafür sich aneignen müssen: so sehr es oft wider seinen Geschmack geht, wenn der Einzelne wirklich die Freude am eigenen Leben mehrt!

2) Eins sein in der Feindschaft gegen alles und Alle, die den Werth des Lebens zu verdächtigen suchen: gegen die Finsterlinge und Unzufriedenen und Murrköpfe. Diesen die Fortpflanzung verwehren! Aber unsere Feindschaft muß selber ein Mittel zu unserer Freude werden! Also lachen, spotten, ohne Verbitterung vernichten! Dies ist unser Todkampf.

Diess Leben — dein ewiges Leben!

[«]

11[184]

Dem wirklichen Verlaufe der Dinge muß auch eine wirkliche Zeit entsprechen, ganz abgesehn von dem Gefühle langer kurzer Zeiträume, wie sie erkennende Wesen haben. Wahrscheinlich ist die wirkliche Zeit unsäglich viel langsamer als wir Menschen die Zeit empfinden: wir nehmen so wenig wahr, obschon auch für uns ein Tag sehr lang erscheint, gegen denselben Tag im Gefühl eines Insekts. Aber unser Blutumlauf könnte in Wahrheit die Dauer eines Erd- und Sonnenlaufs haben. — Sodann empfinden wir uns wahrscheinlich als viel zu groß und haben darin unsere Überschätzung, daß wir ein zu großes Maaß in den Raum hineinempfinden. Es ist möglich, daß alles viel kleiner ist. Also die wirkliche Welt kleiner, aber viel langsamer bewegt, aber unendlich reicher an Bewegungen als wir ahnen.

[«]

11[185]

Der Egoism ist etwas Spätes und immer noch Seltenes: die Heerden-Gefühle sind mächtiger und älter. Z.B. noch immer schätzt sich der Mensch so hoch als die Anderen ihn schätzen (Eitelkeit) Noch immer will er gleiche Rechte mit den Anderen und hat ein Wohlgefühl bei dem Gedanken daran, auch wenn er die Menschen gleich behandelt (was doch der Gerechtigkeit des suum cuique sehr zuwiderläuft!) Er faßt sich gar nicht als etwas Neues in's Auge, sondern strebt sich die Meinungen der Herrschenden anzueignen, ebenfalls erzieht er seine Kinder dazu. Es ist die Vorstufe des Egoismus, kein Gegensatz dazu: der Mensch ist wirklich noch nicht mehr individuum und ego; als Funktion des Ganzen fühlt er seine Existenz noch am höchsten und am meisten gerechtfertigt. Deshalb läßt er über sich verfügen, durch Eltern Lehrer Kasten Fürsten, um zu einer Art **Selbstachtung** zu kommen — selbst in der Liebe ist er viel mehr der Bestimmte als der Bestimmende. Gehorsam Pflicht erscheint ihm als „die Moral“ d.h. er verherrlicht seine Heerdentriebe, indem er sie als schwere Tugenden hinstellt. — Auch im erwachten Individuum ist der Urbestand der Heerdengefühle noch übermächtig und mit dem guten Gewissen verknüpft. Der Christ mit seinem extra ecclesiam nulla salus ist grausam gegen die Gegner der christlichen Heerde; der Staatsbürger verhängt schreckliche Strafen über den Verbrecher, nicht als ego, sondern aus dem alten Instinkte — die That der Grausamkeit des Mordes der Sklaverei (Gefängniß) beleidigt ihn nicht, sobald er sie vom Heerdeninstinkt aus ansieht. — Alle freieren M<enschen> des Mittelalters glaubten, vor allem sei das Heerdengefühl zu erhalten, das seltene Individuum müsse in dieser Hinsicht Verstellung üben, ohne Hirten und den Glauben an allgemeine Gesetze gehe alles drunter und darüber. Wir glauben das nicht mehr — weil wir gesehen haben, daß der Hang zur Heerde so groß ist, daß er immer wieder durchbricht, gegen alle Freiheiten des Gedankens! Es giebt eben noch sehr selten ein ego! Das Verlangen nach Staat, socialen Gründungen, Kirchen usw. ist nicht schwächer geworden. v<ide> die Kriege! Und die „Nationen“!

[«]

11[186]

Die griechischen Gesetzgeber haben den agon so gefördert, um den Wettkampfgedanken vom Staate abzulenken und die politische Ruhe zu gewinnen. (Jetzt denkt man an die Concurrenz des Handels) Das Nachdenken über den Staat sollte durch agonale Erhitzung abgelenkt werden — ja turnen und dichten sollte man — dies hatte den Nebenerfolg, die Bürger stark schön und fein zu machen. — Ebenso förderten sie die Knabenliebe, einmal um der Übervölkerung vorzubeugen (welche unruhige verarmte Kreise erzeugt, auch innerhalb des Adels) sodann als Erziehungsmittel zum agon: die Jungen und die Älteren sollten bei einander bleiben, sich nicht trennen und das Interesse der Jungen festhalten — sonst hätte sich der Ehrgeiz der abgesonderten Älteren auf den Staat geworfen, aber mit Knaben konnte man nicht vom Staate sprechen. So benutzte vielleicht Richelieu die Galanterie der Männer, um die ehrgeizigen Triebe abzulenken und andere Gespräche als über den Staat in Curs zu bringen.

[«]

11[187]

Woran gieng die alexandrinische Cultur zu Grunde? Sie vermochte mit all ihren nützlichen Entdeckungen und der Lust an der Erkenntniß dieser Welt doch dieser Welt, **diesem Leben nicht** die letzte Wichtigkeit zu geben, das Jenseits blieb wichtiger! Hierin umzulehren jetzt immer noch die Hauptsache — vielleicht wenn die Metaphysik eben dies Leben mit dem schwersten Accent trifft — nach meiner Lehre!

[«]

11[188]

Im Allgemeinen ist die Richtung des Socialism wie die des Nationalismus eine Reaktion, gegen das Individuellwerden. Man hat seine Noth mit dem ego, dem halbreifen tollen ego: man will es wieder unter die Glocke stellen.

[«]

11[189]

Die Amöben-Einheit des Individuums kommt zuletzt! Und die Philosophen giengen von ihr aus, als ob sie bei Jedem da sei! — Die Sittlichkeit ist der Hauptgegenbeweis: überall wo das Individuum auftritt, tritt die Sittenverderbniß auf d.h. der individuelle Maaßstab von Lust und Unlust wird zum ersten Male gehandhabt, und da zeigt sich, wie innerhalb des Einzelnen die Triebe noch gar nicht gelernt haben sich anzupassen, die Einheit ist noch nicht da, oder in Form der gröbsten Gewaltherrschaft Eines Triebes über die anderen — so daß das Ganze gewöhnlich zu Grunde geht! — Damit beginnt die Zeit der freien Menschen — zahllose gehen zu Grunde. — Im Anblick davon rufen die „Weisen“ die alte Moral an und suchen sie als angenehm und nützlich für den Einzelnen zu beweisen.

[«]

11[190]

Ein labiles Gleichgewicht kommt in der Natur so wenig vor, wie zwei congruente Dreiecke. Folglich auch kein Stillstand der Kraft überhaupt. Wäre der Stillstand möglich, so wäre er eingetreten!

[«]

11[191]

Die Heerden-Menschen und die selbsteignen Menschen: letztere zuerst als Hirten. —

[«]

11[192]

Schadenwollen als Tendenz ist jetzt im Kampfe der Parteien (der politischen und auch der wissenschaftlichen) seines Tadels entkleidet, ebenso in der Concurrenz der Kaufleute, der Staaten: man untersagt sich gewisse Mittel, aber nicht die Tendenz! Kritik gegen alles geübt ist eine letzte Machtäußerung der Einflußlosen — eine Fortsetzung der Hexerei

Nützenwollen durch Gebete und Erhöhung der Phantasie galt ehemals für eine Hauptbeschäftigung des Menschen, einen Gott vergewaltigen und bestimmen zum Guten — es ist das Seitenstück zur Magie: einen Teufel vergewaltigen und zwingen zum Bösen: was wohl auch eine Hauptbeschäftigung war. Das Schwelgen im Wollen und im Bilde der erreichten Absicht und der Glaube, daß dies das Mittel zur Erreichung der Absicht sei: darin waren Alle einmüthig. Man glaubte an einen geheimen Weg außer dem der That und der Mechanik, um zum gleichen Ziel zu kommen.

[«]

11[193]

Spinoza: wir werden nur durch Begierden und Affekte in unserem Handeln bestimmt. Die Erkenntniß muß Affekt sein, um Motiv zu sein. — Ich sage: sie muß Leidenschaft sein, um Motiv zu sein.

ex virtute absolute agere = ex ductu rationis agere, vivere, suum Esse conservare. „von Grund aus nicht anderes suchen als den eigenen Nutzen“ „Niemand strebt um eines anderen Wesens willen das eigene Sein zu erhalten.“ „Das Streben nach Selbsterhaltung ist die Voraussetzung aller Tugend.“

„Die Menschen sind sich gegenseitig am nützlichsten, wenn jeder seinen eigenen Nutzen sucht.“ „Kein einzelnes Wesen in der Welt ist dem Menschen so nützlich, als der Mensch der nach der Richtschnur seiner Vernunft ex ductu rationis lebt.“

„Gut ist alles, was der Erkenntniß wahrhaft dient; schlecht dagegen alles, was sie hindert.“

Unsere Vernunft ist unsere größte Macht. Sie ist unter allen Gütern das Einzige, das alle gleichmäßig erfreut, das keiner dem anderen beneidet, das jeder dem Anderen wünscht und um so mehr wünscht als er selbst davon hat. — Einig sind die Menschen nur in der Vernunft. Sie können nicht einiger sein als wenn sie vernunftgemäß leben. Sie können nicht mächtiger sein als wenn sie vollkommen übereinstimmen. — Wir leben im Zustande der Übereinstimmung mit Anderen und mit uns selbst jedenfalls mächtiger als in dem des Zwiespalts. Die Leidenschaften entzweien; sie bringen uns in Widerstreit mit den anderen Menschen und mit uns selbst, sie machen uns feindselig nach außen und schwankend nach innen. — **ego**: das Alles ist **Vorurtheil**. Es giebt gar keine Vernunft der Art, und ohne Kampf und Leidenschaft wird alles schwach, Mensch und Gesellschaft.

(„Die Begierde ist das Wesen des Menschen selbst, nämlich das Streben, kraft dessen der Mensch in seinem Sein beharren will.“

„Jeder ist in dem Grade ohnmächtig als er seinen Nutzen d.h. seine Selbsterhaltung außer Acht läßt.“

„Das Streben nach Selbsterhaltung ist die erste und einzige Grundlage der Tugend.“

Es giebt im Geiste keinen freien Willen, sondern der Geist wird, dies oder jenes zu wollen, von einer Ursache bestimmt, die ebenfalls von einer anderen bestimmt ist, und diese wiederum von einer anderen, und so fort bis ins Endlose.

Der Wille ist das Vermögen zu bejahen und zu verneinen: nichts Anderes.

Dagegen ich: Voregoismus, Heerdentrieb sind älter als das „Sich-selbst-erhalten-wollen“. Erst wird der Mensch als Funktion entwickelt: daraus löst sich später wieder das Individuum, indem es als Funktion unzählige Bedingungen des Ganzen, des Organismus, **kennen gelernt** und allmählich sich einverleibt hat.

[«]

11[194]

Die Jesuiten hielten es mit dem Empirismus, Anhänger des Gassendi, Gegner des Descartes (den sie mit den Gründen des Sensualismus angreifen): wie Pater Bourdin. Also sie sind für Thomas Aristoteles Gassendi — gegen Augustin Plato Descartes Idealismus. (Congregation der Väter des Oratorium Jesu und ebenso Port-Royal) Pascal

Arnold Geulinx (in Niederlanden geboren 1625): impossibile est ut is faciat, qui nescit quomodo fiat. Quod nescio, quomodo fiat, id non facio. — Qua fronte dicam, id me facere quod quomodo fiat nescio? — Mein Wille soll sich nicht weiter erstrecken als mein Vermögen. Ubi nihil vales, ibi nihil velis.

Virtus est amor rationis. — Amor rationis hoc agit in amante, ut se ipse deserat, a se penitus recedat. Humilitas est incuria sui. Partes humilitatis sunt duae: inspectio sui et despectio sui.

Malebranche: „Betrachte man die Sinne als falsche Zeugen in Betreff der Wahrheit, aber als treue Rathgeber in Rücksicht auf die Erhaltung und den Nutzen des Lebens!“ Wir irren, sobald unser Denken in die Abhängigkeit von den Sinnen geräth, wenn der Geist vom Körper sich abhängig macht. Sünde ist es, welche diese Abhängigkeit verschuldet. Das Erkennenwollen durch die Sinne, die Quelle des Irrthums — ist Sünde. Irrthum durch die Sünde verursacht! Der Irrthum wird durch Abkehrung von Gott möglich, durch Unterwerfung unter das Joch des Körpers.

Spinoza oder Teleologie als Asylum ignorantiae.

[«]

11[195]

Mittag und Ewigkeit.

Fingerzeige zu einem neuen Leben.

Zarathustra, geboren am See Urmi, verliess im dreissigsten Jahre seine Heimat, gieng in die Provinz Aria und verfasste in den zehn Jahren seiner Einsamkeit im Gebirge den Zend-Avesta.

[«]

11[196]

Die Sonne der Erkenntniß steht wieder einmal im Mittag: und geringelt liegt die Schlange der Ewigkeit in ihrem Lichte — — es ist eure Zeit, ihr Mittagsbrüder!

[«]

11[197]

Zum „Entwurf einer neuen Art zu leben“

Erstes Buch im Stile des ersten Satzes der neunten Symphonie. Chaos sive natura: „von der Entmenschlichung der Natur“. Prometheus wird an den Kaucasus angeschmiedet. Geschrieben mit der Grausamkeit des Κράτος, „der Macht“.

Zweites Buch. Flüchtig-skeptisch-mephistophelisch. „Von der Einverleibung der Erfahrungen.“ Erkenntniss = Irrthum, der organisch wird und organisirt.

Drittes Buch. Das Innigste und über den Himmeln Schwebendste, was je geschrieben wird: „vom letzten Glück des Einsamen“ — das ist der, welcher aus dem „Zugehörigen“ zum „Selbsteignen“ des höchsten Grades geworden ist: das vollkommene ego: nur erst dies ego hat Liebe, auf den früheren Stufen, wo die höchste Einsamkeit und Selbstherrlichkeit nicht erreicht ist, giebt es etwas anderes als Liebe.

Viertes Buch. Dithyrambisch-umfassend. „Annulus aeternitatis.“ Begierde, alles noch einmal und ewige Male zu erleben.

Die unablässige Verwandlung — du musst in einem kurzen Zeitraume durch viele Individuen hindurch. Das Mittel ist der unablässige Kampf.

Sils-Maria 26. August 1881

„allem Hübschen und Gefälligen aus dem Wege gehen, als ein weltverachtender Gewaltmensch“ sagt J. Burckhardt bei Palazzo Pitti)

[«]

11[198]

Die große Form eines Kunstwerks wird an’s Licht treten, wenn der Künstler die große Form in seinem Wesen hat! An sich die große Form ist albern und verdirbt die Kunst, es heißt den Künstler zur Heuchelei verführen oder das Große und Seltene zur Conventions-münze umstempeln wollen. Ein ehrlicher Künstler, der diese gestaltende Kraft in seinem Charakter nicht hat, ist ehrlich, sie auch nicht in seinen Werken haben zu wollen: — wenn er sie überhaupt leugnet und verunglimpft, so ist dies begreiflich und mindestens zu entschuldigen: er kann da nicht über sich. So Wagner. Aber die „unendliche Melodie“ ist ein hölzernes Eisen — „die nicht Gestalt gewordene, fertig gewordene Gestalt“ — das ist ein Ausdruck für das Unvermögen der Form und eine Art Princip aus dem Unvermögen gemacht. Dramatische Musik und überhaupt Attitüden- Musik verträgt sich freilich am besten mit der formlosen, fließenden Musik — ist deshalb aber niederer Gattung.

[«]

11[199]

Gehorsam Funktionsgefühl Schwächegefühl haben den Werth „des **Unegoistischen**“ aufgebracht: namentlich als man die vollkommene Abhängigkeit von Einem Gotte glaubte. Verachtung gegen sich selber, aber einen Zweck dafür suchen, daß man doch thätig ist, nämlich sein **muß**: also um Gottes willen, und schließlich, als man an den Gott nicht mehr glaubte, um des Anderen willen: eine Einbildung, ein mächtiger Gedanke, der den Menschen das Dasein leichter machte. Auch unsere Zustände wollen Sklaverei, und das Individuum soll gehemmt werden — daher Cultur des Altruismus. In Wahrheit handelt man „unegoistisch“, weil es die Bedingung ist, unter der allein man noch fortexistirt d.h. man denkt an die Existenz des Anderen gewohnheitsmäßig eher als an die eigne (z.B. der Fürst an das Volk, die Mutter an das Kind) weil sonst der Fürst nicht als Fürst, die Mutter nicht als Mutter existiren könnte: sie wollen die Erhaltung ihres Machtgefühls, wenn es auch die beständige Aufmerksamkeit und zahllose Selbstopferung zu Gunsten der Abhängigen fordert: oder, in anderen Fällen, zu Gunsten der Mächtigen, wenn unsere Existenz (Wohlgefühl, z.B. im Dienste eines Genie’s usw.) nur so behauptet wird.

[«]

11[200]

Rechte: der Mächtigere stellt die Funktionäre gegen einander fest: und Pflichten: der Mächtigere stellt die Funktionäre gegen sich fest: jeder hat etwas zu leisten, und um dies **regelmäßig** zu erlangen, verzichtet der Mächtigere auf weitere Eingriffe, und fügt sich selber einer Ordnung: es gehört dies zur Selbstregulirung. In Bezug auf die Pflichten der Funktionen stimmt der Mächtige und die Funktion überein. Es ist nichts „Unegoistisches“ daran.

[«]

11[201]

Das modern-wissenschaftliche Seitenstück zum Glauben an Gott ist der Glaube an das All als Organismus: davor ekelt mir. Also das ganz Seltene, unsäglich Abgeleitete, das Organische, das wir nur auf der Kruste der Erde wahrnehmen, zum Wesentlichen Allgemeinen Ewigen machen! Dies ist immer noch Vermenschung der Natur! Und eine verkappte Vielgötterei in den Monaden, welche zusammen den All-Organism bilden! Mit Voraussicht! Monaden, welche gewisse mögliche mechanische Erfolge wie das Gleichgewicht der Kräfte zu verhindern wissen! Phantasterei! — Wenn das All ein Organismus werden könnte, wäre es einer geworden. Wir müssen es als Ganzes uns gerade so entfernt wie möglich von dem Organischen denken! Ich glaube, selbst unsere chemische Affinität und Cohärenz sind vielleicht spät entwickelte, bestimmten Epochen in Einzelsystemen zugehörige Erscheinungen. Glauben wir an die absolute Nothwendigkeit im All, aber hüten wir uns, von irgend einem Gesetz, sei es selbst ein primitiv mechanisches unserer Erfahrung, zu behaupten, dies herrsche in ihm und sei eine ewige Eigenschaft. — Alle chemischen Qualität können geworden sein und vergehen und wiederkommen. Unzählige „Eigenschaften“ mögen sich entwickelt haben, für die uns, aus unserem Zeit- und Raumwinkel heraus, die Beobachtung nicht möglich ist. Der Wandel einer chemischen Qualität vollzieht sich vielleicht auch jetzt, nur in so feinem Grade, daß er unserer feinsten Nachrechnung entschlüpft.

[«]

11[202]

Das Maaß der All-Kraft ist bestimmt, nichts „Unendliches“: hüten wir uns vor solchen Ausschweifungen des Begriffs! Folglich ist die Zahl der Lagen Veränderungen Combinationen und Entwicklungen dieser Kraft, zwar ungeheuer groß und praktisch „unermeßlich“, aber jedenfalls auch bestimmt und nicht unendlich. Wohl aber ist die Zeit, in der das All seine Kraft übt, unendlich d.h. die Kraft ist ewig gleich und ewig thätig: — bis diesen Augenblick ist schon eine Unendlichkeit abgelaufen, d.h. alle möglichen Entwicklungen müssen schon dagewesen sein. Folglich muß die augenblickliche Entwicklung eine Wiederholung sein und so die, welche sie gebar und die, welche aus ihr entsteht und so vorwärts und rückwärts weiter! Alles ist unzählige Male dagewesen, insofern die Gesammtlage aller Kräfte immer wiederkehrt. Ob je, davon abgesehen, irgend etwas Gleiches dagewesen ist, ist ganz unerweislich. Es scheint, daß die Gesammtlage bis in’s Kleinste hinein die Eigenschaften neu bildet, so daß zwei verschiedene Gesammtlagen nichts Gleiches haben können. Ob es in Einer Gesammtlage etwas Gleiches geben kann, z.B. zwei Blätter? Ich zweifle: es würde voraussetzen, daß sie eine absolut gleiche Entstehung hätten, und damit hätten wir anzunehmen, daß bis in alle Ewigkeit zurück etwas Gleiches bestanden habe, trotz aller Gesammtlagen-Veränderungen und Schaffung neuer Eigenschaften — eine unmögliche Annahme!

[«]

11[203]

Prüfen wir, wie der Gedanke, daß sich etwas wiederholt, bis jetzt gewirkt hat (das Jahr z.B. oder periodische Krankheiten, Wachen und Schlafen usw.) Wenn die Kreis-Wiederholung auch nur eine Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit ist, auch der Gedanke einer Möglichkeit kann uns erschüttern und umgestalten, nicht nur Empfindungen oder bestimmte Erwartungen! Wie hat die Möglichkeit der ewigen Verdammniß gewirkt!

[«]

11[204]

Die **Lage**, in der die Menschen sich befinden, zur Natur und zu Menschen, macht ihre Eigenschaften — es ist wie bei den Atomen.

[«]

11[205]

Hüten wir uns zu glauben, daß das All eine Tendenz habe, gewisse Formen zu erreichen, daß es schöner, vollkommener, complicirter werden wolle! Das ist alles Vermenschung! Anarchie, häßlich, Form — sind ungehörige Begriffe. Für die Mechanik giebt es nichts Unvollkommenes.

[«]

11[206]

Es ist Alles wiedergekommen: der Sirius und die Spinne und deine Gedanken in dieser Stunde und dieser dein Gedanke, daß Alles wiederkommt.

[«]

11[207]

Wie fremd und überlegen thun wir hinsichtlich des Todten, des Anorganischen, und inzwischen sind wir zu drei Viertel eine Wassersäule, und haben anorganische Salze in uns, die über unser Wohl und Wehe vielleicht mehr vermögen als die ganze lebendige Gesellschaft!

[«]

11[208]

Die Philosophen haben es gemacht, wie die Völker: ihre enge Moral in das Wesen der Dinge hineingelegt. Das Ideal jedes Philosophen soll auch im An-sich der Dinge stecken.

[«]

11[209]

Heerdenmenschen und Sondermenschen!

[«]

11[210]

Das Unorganische bedingt uns ganz und gar: Wasser Luft Boden Bodengestalt Elektricität usw. Wir sind Pflanzen unter solchen Bedingungen.

[«]

11[211]

Meine Aufgabe: die Entmenschung der Natur und dann die Vernatürlichung des Menschen, nachdem er den reinen Begriff „Natur“ gewonnen hat.

[«]

11[212]

Alle Gewöhnungen (z.B. an eine bestimmte Speise, wie Kaffe, oder eine bestimmte Zeiteintheilung) haben auf die Dauer das Ergebniß, Menschen bestimmter Art zu züchten. Also blicke um dich! Prüfe das Kleinste! Wohin will es? Gehört es zu deiner Art, zu deinem Ziele?

[«]

11[213]

Das unendlich neue Werden ist ein Widerspruch, es würde eine unendlich wachsende Kraft voraussetzen. Aber wovon sollte sie wachsen! Woher sich ernähren, mit Überschuß ernähren! Die Annahme, das All sei ein Organism, widerstreitet dem Wesen des Organischen.

[«]

11[214]

Freunde des Salzes sind keine „Fleischfresser“. Es giebt immer Vornehm- und Reichthuer, welche verbergen möchten, daß wenig Fleisch gegessen wird: man gebe Acht, ob die Personen viel oder wenig Salz brauchen!

[«]

11[215]

Thee ein fader oder strenger oder unbedeutender Geruch und Geschmack: folglich soll man die Blumen hinzuthun!

[«]

11[216]

Die Speisen (z.B. Zwiebeln und Reiz-Narcotica wie Taback) beweisen daß nicht Lust und die Vermeidung der Unlust, sonder das Gereiztwerden dem Menschen am wichtigsten ist. Reiz ist an sich etwas Anderes als Lust und Unlust (oder letztere sind seine Extreme)

[«]

11[217]

Wir haben zeitweilig die Blindheit nöthig und müssen gewisse Glaubensartikel und Irrthümer in uns unberührt lassen — so lange sie uns im Leben erhalten.

Wir müssen gewissenlos sein in Betreff von Wahrheit und Irrthum, so lange es sich um das Leben handelt — eben **damit** wir das Leben dann wieder im Dienste der Wahrheit und des intellektuellen Gewissens verbrauchen. Dies ist unsere Ebbe und Fluth, die Energie unserer Zusammenziehung und Ausbreitung.

[«]

11[218]

Fortpflanzung oft ohne jede individuelle Neigung.

[«]

11[219]

Diese Sklaven sind oft müde und regelmäßig müde — deshalb nehmen sie mit ihren Vergnügungen so fürlieb (was das seltsamste Merkmal unserer Zeit ist) Ihre Bier- und Weinstuben, ihr Maaß angenehmer Unterhaltung, ihre Feste, ihre Kirchen — alles ist so mittelmäßig, denn es darf da nicht viel Geist und Kraft verbraucht werden, also auch nicht gefordert werden — man will sich ausruhen. — Ja! Otium! Das ist der Müssiggang solcher, die noch alle Kraft bei sich haben.

[«]

11[220]

Der mächtigste Gedanke verbraucht viele Kraft, die früher anderen Zielen zu Gebote stand, so wirkt er umbildend, er schafft neue Bewegungsgesetze der Kraft, aber keine neue Kraft. Darin beruht aber die Möglichkeit, die einzelnen Menschen in ihren Affekten neu zu bestimmen und zu ordnen.

[«]

11[221]

Die Sklaverei ist allgemein sichtbar, obwohl sie sich dies nicht eingesteht; — wir müssen darnach streben, überall zu sein, alle Verhältnisse derselben zu kennen, alle ihre Meinungen am besten zu vertreten, so allein können wir sie beherrschen und benutzen. Unser Wesen muß verborgen bleiben: gleich dem der Jesuiten, welche eine Diktatur in der allgemeinen Anarchie ausübten, aber sich als Werkzeug und Funktion einführten. Welches ist unsere Funktion, unser Mantel der Sklaverei? Lehrerthum? — Die Sklaverei soll nicht vertilgt werden, sie ist nothwendig. Wir wollen nur zusehen, daß immer wieder solche entstehen, für welche gearbeitet wird, damit diese ungeheure Masse von politisch-commerciellen Kräften nicht umsonst sich verbraucht. Selbst schon, daß es Zuschauer und Nicht-mehr-Mitspieler giebt!

[«]

11[222]

Aus dem Geiste der Funktion heraus denken jetzt die Philosophen darüber nach, die Menschheit in Einen Organism zu verwandeln — es ist der Gegensatz meiner Tendenz. Sondern möglichst viele wechselnde verschiedenartige Organismen, die zu ihrer Reife und Fäulniß gekommen ihre Frucht fallen lassen; die Individuen, von denen zwar die meisten zu Grunde gehen, aber auf die Wenigen kommt es an. — Der Socialismus ist eine Gährung, welche eine Unzahl von Staats-experimenten ankündigt, also auch von Staats-Untergängen und neuen Eiern. Das Reifwerden von jetzigen Staaten geschieht schneller; die militärische Gewaltsamkeit wird immer größer.

[«]

11[223]

Ich empfinde die Mühe Schwerfälligkeit und das Geisthabenwollen in jeder Wendung!

[«]

11[224]

Wir haben den Blitz unschädlich gemacht: wir müssen erfinderisch sein, um ihn nützlich zu machen, ihn arbeiten zu lassen.

[«]

11[225]

Das „Chaos des Alls“ als Ausschluß jeder Zweckthätigkeit steht nicht im Widerspruch zum Gedanken des Kreislaufs: letzterer ist eben eine unvernünftige Nothwendigkeit, ohne irgend eine formale ethische ästhetische Rücksicht. Das Belieben fehlt, im Kleinsten und im Ganzen.

[«]

11[226]

Der **Egoismus** ist noch unendlich schwach! Man nennt so die Wirkungen der heerdenbildenden Affekte, sehr ungenau: Einer ist habgierig und häuft Vermögen (Trieb der Familie des Stammes), ein Anderer ist ausschweifend in Venere, ein Anderer eitel (Taxation seiner selbst nach dem Maaßstabe der Heerde), man spricht vom Egoismus des Eroberers, des Staatsmanns usw. — sie denken nur an sich, aber an „sich“, soweit das ego durch den heerdenbildenden Affekt entwickelt ist. Egoismus der Mütter, der Lehrer. Man frage nur einmal, wie Wenige gründlich prüfen: warum lebst du hier? warum gehst du mit dem um? Wie kamst du zu dieser Religion? Welchen Einfluß übt diese und jene Diät auf dich? Ist dies Haus für dich gebaut? usw. Nichts ist seltener als die Feststellung des ego vor uns selber. Es herrscht das Vorurtheil, man kenne das ego, es verfehle nicht, sich fortwährend zu regen: aber es wird fast gar keine Arbeit und Intelligenz darauf verwandt — als ob wir für die Selbsterkenntniß durch eine Intuition der Forschung überhoben wären!

[«]

11[227]

Hier das Gebirge zeigt seine 3 Höcker: mit einem schärferen Glase sehe ich eine Menge neuer Höcker, die Linie wird bei jedem schärferen Glase immer neu, die alte zum willkürlichen Phantasma. Endlich komme ich an den Punkt wo die Linie nicht mehr zu beobachten ist, weil die Bewegung der Verwitterung unserem Auge entgeht. Die Bewegung aber hebt die Linie auf!

[«]

11[228]

Wir können uns nur wenig im Großen schützen: ein Komet kann jeden Augenblick die Sonne zertrümmern, oder eine elektrische Kraft kann auftreten, in der mit Einem Male das Sternensystem zerschmilzt. Was ist „Statistik“ in diesen Dingen! Wir haben für Erde und Sonne vielleicht ein Paar Millionen Jahre, in denen so etwas nicht geschehen ist: es beweist gar nichts. — Zur Vernatürlichung des Menschen gehört die Bereitschaft auf das absolut Plötzliche und Durchkreuzende.

Die plötzlichen Dinge haben die Menschen an einen falschen Gegensatz gewöhnt, sie nennen es dauernd regelmäßig, usw. — aber Plötzliches ist fortwährend im Kleinsten da, in jedem Nerv; und es ist eben regelmäßig, ob es auch in der Zeit uns unberechenbar erscheint. Dauernd ist das, dessen Veränderungen wir nicht sehen, weil sie zu allmählich und zu fein für uns sind.

[«]

11[229]

Wenn wir allmählich die Gegensätze zu allen unsern Fundamentalmeinungen formuliren, nähern wir uns der Wahrheit. Es ist zunächst eine kalte todte Begriffswelt; wir verquicken sie mit unseren anderen Irrthümern und Trieben und ziehn so ein Stück nach dem anderen in das Leben hinein. In der Anpassung an die lebenden Irrthümer kann allein die zunächst immer **todte** Wahrheit zum Leben gebracht werden.

[«]

11[230]

Die Menschen reden von Magenkranken und meinen die, welche an der Verdauung leiden — als ob der Magen allein das Verdauende sei! Und die Gebildeten reden vom „Magensaft“. — Es ist sehr gut, daß solche Irrthümer nicht auf die Organisation wirken, wir wären längst zu Grunde gegangen. — Und durch die Heilmethode und Diät-Unsinn haben sie todtgefährlich genug gewirkt! —

[«]

11[231]

Die Nebeneinanderexistenz von 2 ganz Gleichen ist unmöglich: es würde die absolut gleiche Existenzgeschichte voraussetzen, in alle Ewigkeit zurück. Dies aber setzte die allgemeine absolut gleiche Entstehungsgeschichte voraus d.h. es müßte alles Andere auch absolut gleich in allen Zeiten sein d.h. der ganze Rest müßte fortwährend sich wiederholen, in sich und losgelöst von den 2 Gleichen. — Aber ebenso kann man mit Einer Verschiedenheit schon die absolute Verschiedenheit und Ungleichheit im Nebeneinander beweisen: eine Loslösung ist undenkbar; wenn Eins sich ändert, so geht die Nachwirkung in Alles hindurch.

[«]

11[232]

Unendlich viele Kraftlagen hat es gegeben, aber nicht unendlich verschiedene: letzteres setzte eine unbestimmte Kraft voraus. Sie hat nur eine „Zahl“ von möglichen Eigenschaften.

[«]

11[233]

Die Mechanik nimmt die Kraft als etwas absolut Theilbares: aber sie muß erst jede ihrer Möglichkeiten an der Wirklichkeit controliren. Es ist bei jener Kraft eben nichts in gleiche Theile theilbar; in jeder Lage ist sie Eigenschaft, und Eigenschaften kann man nicht halbiren: weshalb es nie ein Gleichgewicht der Kraft gegeben hat

[«]

11[234]

Es ist wunderbar, daß für unsere Bedürfnisse (Maschinen Brücken usw.) die Annahmen der Mechanik ausreichen, es sind eben sehr große Bedürfnisse, und die „kleinen Fehler“ kommen nicht in Betracht.

[«]

11[235]

Bewegung können wir nicht ohne Linien uns denken: ihr Wesen ist uns verhüllt. „Kraft“ in mathematischen Punkten und mathematischen Linien — ist die letzte Consequenz, und zeigt den ganzen Unsinn. — Es sind zuletzt praktische Wissenschaften, ausgehend von den Fundamentalirrthümern des Menschen, daß es Dinge, und Gleiches giebt.

[«]

11[236]

v. Analysis d<er> W<irklichkeit>

Wir können dieselbe Bewegung als Ton Farbe Wärme Elektricität empfinden. Die Empfindung macht die Eigenschaften der Dinge für uns so bunt und mannigfaltig. In Wahrheit könnte alles viel einfacher und anders sein! Wie unterscheiden wir zwischen roth und blau, wie wirkt es anders auf das Gemüth, nam<entlich> von Irren! — und doch! Die Empfindung macht die Klüfte, die Differenzen viel größer als sie in der Natur sind.

[«]

11[237]

„Urbild“ ist eine Fiktion wie Zweck, Linie usw. Das der Gestalt nach Ähnliche wird in der Natur nie erstrebt, sondern es entsteht, wo wenig verschiedene Grade in der Quantität der Kräfte walten. „Wenig“ verschieden für uns! und „ähnlich“ für uns!

Ähnliche Qualitäten, sollten wir sagen, statt „gleich“ — auch in der Chemie. Und „ähnlich“ für uns. Es kommt nichts zweimal vor, das Sauerstoff-atom ist ohne seines Gleichen, in Wahrheit, für uns **genügt** die Annahme, daß es unzählige gleiche giebt.

[«]

11[238]

Die M<enschen> und die Philosophen haben früher in die Natur hinein den Menschen gedichtet — entmenschlichen wir die Natur! Später werden sie mehr in sich selber hineindichten, an Stelle von Philosophieen und Kunstwerken wird es Ideal-menschen geben, welche alle 5 Jahre aus sich ein neues Ideal formen.

[«]

11[239]

49 Centner weniger — atmosph<ärischer> Druck hier in der Höhe von 6000 Fuß: lasse ich meine Empfindung zu Worte kommen, so sagt sie dagegen: „zwei Pfund weniger zu tragen als drunten am Meere — und vielleicht nicht einmal so viel weniger!“

[«]

11[240]

Erst müssen die Menschen die neue Begierde lernen — und dazu muß Jemand da sein, der sie ihnen erregt, ein Lehrer: ich vertraue, daß sie dann schon fein und erfindsam genug sein werden, die Wege zur Befriedigung der Begierde selber zu finden — schritt- und versuchsweise, wie sie es gewöhnt sind. — Es thut nichts, wenn mein Vorschläge „unpraktikabel“ sind — sie sollen nur dem Appetit Reiz geben (z.B. die Behandlung der Verbrecher).

[«]

11[241]

Wenn unsere Affekte das Mittel sind, um die Bewegungen und Bildungen eines gesellschaftlichen Organism zu unterhalten, so würde doch nichts fehlerhafter sein als nun zurückzuschließen, daß im niedrigsten Organism es eben auch die Affekte seien, welche hier selbstreguliren, assimiliren, exkretiren umwandeln, regeneriren — also Affekte auch da vorauszusetzen, Lust Unlust Willen Neigung Abneigung. Es wäre ein so toller Fehler als wenn man, nach der Thatsache des Blutumlaufs im menschlichen Körper, <auf> einen ähnlichen Blutumlauf für die niedrigsten Organismen schließen wollte. — Unsere Affekte setzen Gedanken und Geschmäcker voraus, diese ein Nervensystem usw.

[«]

11[242]

Wir sehen, so weit als wir empfinden — Empfindung ist aber Idiosynkrasie, also ist auch Sehen (Umkreis und Grad der Deutlichkeit) Idiosynkrasie

[«]

11[243]

Sonderbar: das worauf der Mensch am stolzesten ist, seine Selbstregulirung durch die Vernunft, wird ebenfalls von dem niedrigsten Organism geleistet, und besser, zuverlässiger! Das Handeln nach Zwecken ist aber thatsächlich nur der allergeringste Theil unserer Selbstregulirung: handelte die Menschheit wirklich nach ihrer Vernunft d.h. nach der Grundlage ihres Meinens und Wissens, so wäre sie längst zu Grunde gegangen. Die Vernunft ist ein langsam sich entwickelndes Hülfsorgan, was ungeheure Zeiten hindurch glücklicherweise wenig Kraft hat, den Menschen zu bestimmen, es arbeitet im Dienste der organischen Triebe, und emancipirt sich langsam zur Gleichberechtigung mit ihnen — so daß Vernunft (Meinung und Wissen) mit den Trieben kämpft, als ein eigener neuer Trieb — und spät, ganz spät zum Übergewicht.

[«]

11[244]

Die Temperaments-Unterschiede sind vielleicht durch die verschiedene Vertheilung und Masse der unorganischen Salze mehr als durch alles andere bedingt. Die biliösen Menschen haben zu wenig schwefelsaures Natrium, den melancholischen Menschen fehlt es an schwefel- und phosphorsaurem Kali; zu wenig phosphorsaurer Kalk bei den Phlegmatikern. Die muthigen Naturen haben einen Überfluß von phosphorsaurem Eisen.

[«]

11[245]

Wäre ein Gleichgewicht der Kraft irgendwann einmal erreicht worden, so dauerte es noch: also ist es nie eingetreten. Der augenblickliche Zustand widerspricht der Annahme. Nimmt man an, es habe einmal einen Zustand gegeben, absolut gleich dem augenblicklichen, so wird diese Annahme nicht durch den augenblicklichen Zustand widerlegt. Unter den unendlichen Möglichkeiten muß es aber diesen Fall gegeben haben, denn bis jetzt ist schon eine Unendlichkeit verflossen. Wenn das Gleichgewicht möglich wäre, so müßte es eingetreten sein. — Und wenn dieser augenblickliche Zustand da war, dann auch der, der ihn gebar und dessen Vorzustand zurück — daraus ergiebt sich, daß er auch ein zweites drittes usw. Mal schon da war — ebenso daß er ein zweites drittes Mal da sein wird — unzählige Male, vorwärts — und rückwärts. D.h. es bewegt sich alles Werden in der Wiederholung einer bestimmten Zahl vollkommen gleicher Zustände. — Was alles möglich ist, das kann freilich dem menschlichen Kopfe nicht überlassen sein auszudenken: aber unter allen Umständen ist der gegenwärtige Zustand ein möglicher, ganz abgesehen von unserer Urtheils-Fähigkeit oder Unfähigkeit in Betreff des Möglichen — denn es ist ein wirklicher. So wäre zu sagen: alle wirklichen Zustände müßten schon ihres Gleichen gehabt haben, vorausgesetzt, daß die Zahl der Fälle nicht unendlich ist, und im Verlaufe unendlicher Zeit nur eine endliche Zahl vorkommen mußte? weil immer von jedem Augenblick rückwärts gerechnet schon eine Unendlichkeit verflossen ist? Der Stillstand der Kräfte, ihr Gleichgewicht ist ein denkbarer Fall: aber er ist nicht eingetreten, folglich ist die Zahl der Möglichkeiten größer als die der Wirklichkeiten. Daß nichts Gleiches wiederkehrt, könnte nicht durch den Zufall, sondern nur durch eine in das Wesen der Kraft gelegte Absichtlichkeit erklärt werden: denn, eine ungeheure Masse von Fällen vorausgesetzt, ist die zufällige Erreichung des gleichen Wurfs wahrscheinlicher als die absolute Nie-Gleichheit.

[«]

11[246]

Grundgedanke der Handels-Kultur: die niedere Masse mit ihrem kleinen Besitz wird unzufrieden gemacht durch den Anblick des Reichen, sie glaubt, der Reiche sei der Glückliche. — Die arbeitende überarbeitete selten ruhende Sklavenmasse glaubt, der Mensch ohne körperliche Arbeit sei der Glückliche (z.B. schon der Mönch — daher die Sklaven so gern Mönche wurden). — Der von Begierden Geplagte und selten Freie glaubt, der Gelehrte und Unbewegliche und auch Geistliche sei der Glückliche. — Der hin- und hergerissene Nervöse glaubt, der Mensch der großen Einen Leidenschaft sei der Glückliche. — Der Mensch, welcher kleine Auszeichnungen kennen gelernt hat, meint, der Geehrteste sei der Glückliche. Es ist das selten und in geringem Grade Besessene, was die Phantasie der Menschen zum Bilde des Glücklichen aufreizt — nicht das was ihnen fehlt — das Fehlen erzeugt Gleichgültigkeit gegen den Gegensatz des Fehlens.

[«]

11[247]

Es giebt im Moleküle Explosionen und Veränderungen der Bahn aller Atome, und plötzliche Auslösungen von Kraft. Es könnte auch mit Einem Moment unser ganzes Sonnensystem eine solchen Reiz erfahren, wie ihn der Nerv auf den Muskel ausübt. Daß dies nie geschehen sei oder geschehen werde, ist nicht zu beweisen.

[«]

11[248]

Hypothese auf die Dauer mächtiger als irgend ein Glaube — vorausgesetzt, daß sie viel länger stehen bleibt als ein rel<igiöses> Dogma.

[«]

11[249]

Kühnheit nach Innen und Bescheidung nach Außen, nach allem „Außen“ — eine deutsche Vereinigung von Tugenden, wie man ehemals glaubte, — habe ich bisher am schönsten bei schweizerischen Künstlern und Gelehrten gefunden: in der Schweiz, wo mir überhaupt alle deutschen Eigenschaften bei weitem reichlicher weil bei weitem geschützter aufzuwachsen scheinen als im Deutschland der Gegenwart. Und welchen Dichter hätte Deutschland dem Schweizer Gottfried Keller entgegenzustellen? Hat es einen ähnlichen wegesuchenden Maler wie Böcklin? Einen ähnlichen weisen Wissenden wie J. Burckhardt? Thut die große Berühmtheit des Naturforschers Häckel der größeren Ruhmwürdigkeit Rütimeyers irgend welchen Eintrag? — um eine Reihe guter Namen nur zu beginnen. Immer noch dort wachsen Alpen- und Alpenthalpflanzen des Geistes, und wie man zur Zeit des jungen Goethe sich aus der Schweiz selbst seine hohen deutschen Antriebe holte, wie Voltaire Gibbon und Byron dort ihren übernationalen Empfindungen nachzuhängen lernten, so ist auch jetzt eine zeitweilige Verschweizerung ein rathsames Mittel, um ein wenig über die deutsche Augenblicklichkeits-Wirtschaft hinauszublicken.

[«]

11[250]

Nicht Reue! sondern Böses durch eine gute Handlung gut machen!

[«]

11[251]

Im Lohengrin giebt es viele blaue Musik. Wagner kennt die opiatischen und narkotischen Wirkungen und braucht sie gegen die ihm gut bewußte nervöse Zerfahrenheit seiner musikalischen Erfindungskraft.

[«]

11[252]

Ich bin immer erstaunt, ins Freie tretend zu denken, mit welcher herrlichen Bestimmtheit alles auf uns wirkt, der Wald so und der Berg so und daß gar kein Wirrwarr und Versehen und Zögern in uns ist, in Bezug auf alle Empfindungen. Und doch muß die allergrößte Unsicherheit und etwas Chaotisches dagewesen sein, erst in ungeheuren Zeitstrecken ist das Alles so fest vererbt; Menschen, die wesentlich anders empfanden, über Raumentfernung, Licht und Farbe usw. sind bei Seite gedrängt worden und konnten sich schlecht fortpflanzen. Diese Art, anders zu empfinden, muß in langen Jahrtausenden als „die Verrücktheit“ empfunden und gemieden worden sein. Man verstand sich nicht mehr, man ließ die „Ausnahme“ bei Seite zu Grunde gehen. Eine ungeheure Grausamkeit seit Beginn alles Organischen hat existirt, alles ausscheidend, was „anders empfand“. — Die Wissenschaft ist vielleicht nur eine Fortsetzung dieses Ausscheidungsprozesses, sie ist völlig unmöglich, wenn sie nicht „den Normalmenschen“ als oberstes, mit allen Mitteln zu erhaltendes „Maaß“ anerkennt! — Wir leben in den Überresten der Empfindungen unserer Urahnen: gleichsam in Versteinerungen des Gefühls. Sie haben gedichtet und phantasirt — aber die Entscheidung, ob eine solche Dichtung und Phantasma leben bleiben durfte, war durch die Erfahrung gegeben, ob sich mit ihr leben lasse oder ob man mit ihr zu

Grunde gehe. Irrthümer oder Wahrheiten — wenn nur **Leben** mit ihnen möglich war! Allmählich ist da ein undurchdringliches Netz entstanden! Darein verstrickt kommen wir ins Leben, und auch die Wissenschaft löst uns nicht heraus.

[«]

11[253]

Wenn die moralischen Leiden das Leben schwer gemacht haben — es hängt daran, daß es durchaus nicht möglich ist, eine moralische Empfindung relativ zu nehmen; sie ist wesentlich unbedingt, wie die Körper uns unbedingt erscheinen, insgleichen der Staat, die Seele, das Gemeinwesen. Wir mögen uns noch so sehr das Gewordensein von dem allen vorhalten: es wirkt auf uns als Ungewordenes, Unvergängliches und legt absolute Pflichten auf. „Der Nächste" ebenfalls, wie weise wir auch über ihn sind. Der Trieb zum Unbedingtnehmen ist sehr mächtig angezüchtet.

[«]

11[254]

Es gäbe kein Leiden, gäbe es nichts Organisches d.h. ohne den Glauben an **Gleiches** d.h. ohne diesen Irrthum gäbe es keinen Schmerz in der Welt!

[«]

11[255]

Die Wissenschaft hat immer mehr das Nacheinander der Dinge in ihrem Verlaufe festzustellen, so daß die Vorgänge für uns praktikabel werden (z.B. wie sie in der Maschine praktikabel sind) Die Einsicht in Ursache und Wirkung ist damit nicht geschaffen, aber eine Macht über die Natur läßt sich so gewinnen. Der Nachweis hat bald sein Ende, und eine weitere Verfeinerung hätte keinen Nutzen für den Menschen. — Bis jetzt war dies die große Errungenschaft des Menschen, in vielen Dingen die ihm mögliche Genauigkeit in der Beobachtung des Nacheinander zu erreichen und so für seine Zwecke nachahmen zu können.

[«]

11[256]

Unsere Eltern wachsen noch in uns nach, ihre später erworbenen Eigenschaften, die im Embryon auch vorhanden sind, brauchen Zeit. Die Eigenschaften des Vaters damals als er Mann war, lernen wir erst als Mann kennen.

[«]

11[257]

Ich habe hoch über Wagner die Tragödie mit Musik gesehen — und hoch über Schopenhauer die Musik in der Tragödie des Daseins gehört.

[«]

11[258]

Zur „Kur des Einzelnen.“

1) er soll vom Nächsten und Kleinsten ausgehen und die ganze Abhängigkeit sich feststellen, in die hinein er geboren und erzogen ist
2) ebenso soll er den gewohnten Rhythmus seines Denkens und Fühlens, seine intellektuellen Bedürfnisse der Ernährung begreifen
3) Dann soll er Veränderung aller Art versuchen, zunächst um die Gewohnheiten zu brechen (vielen Diätwechsel, mit feinster Beobachtung
4) er soll sich geistig an seine Widersacher einmal anlehnen, er soll ihre Nahrung zu essen versuchen. Er soll reisen, in jedem Sinne. In dieser Zeit wird er „unstät und flüchtig“ sein. Von Zeit zu Zeit soll er über seinen Erlebnissen ruhen — und verdauen.

5) Dann kommt das Höhere: der Versuch, ein Ideal zu dichten. Dies geht dem noch Höheren voraus — eben dies Ideal zu leben.

6. Er muß durch eine Reihe von Idealen hindurch.

[«]

11[259]

Grundsatz: das was verehrt werden soll darf nicht angenehm sein. Folglich — — —

[«]

11[260]

Es giebt einen Theil der Nacht, von dem ich sage „hier hört die Zeit auf!“ Nach allen Nachtwachen, namentlich nach nächtlichen Fahrten und Wanderungen hat man in Bezug auf diesen Zeitraum ein wunderliches Gefühl: er war immer viel zu kurz oder viel zu lang, unsere Zeitempfindung fühlt eine Anomalie. Es mag sein, daß wir es auch im Wachen zu büßen haben, daß wir jene Zeit gewöhnlich im Zeitenchaos des Traums zubringen! genug, Nachts von 1—3 Uhr haben wir die Uhr nicht mehr im Kopf. Mir scheint, daß eben dies auch die Alten ausdrückten, mit intempestiva nocte und ἐν ἀωρονυκτί (Aeschylus) „da in der Nacht, wo es keine Zeit giebt“; und auch ein dunkles Wort Homers zur Bezeichnung des tiefsten stillsten Theils der Nacht lege ich mir etymologisch auf diesen Gedanken hin zurecht: mögen die Übersetzer es immerhin mit „Zeit der Nachtmelke“ wiedergeben — wo in aller Welt hat man je die Kühe Nachts um Ein Uhr gemolken! Wo war man dermaßen thöricht!

[«]

11[261]

Es ist unsere Aufgabe, die Reinheit der Musik festzuhalten und zu verhüten, daß sie, nachdem sie in der Form des Barockstils und nach langer Einverleibung jetzt ungeheurer plötzlicher Wirkungen fähig gemacht ist, jetzt zu mystischen halbreligiösen Zwecken mißbraucht wird: — jeder kommende Hexenmeister und Cagliostro wird versuchen, mit Musik und Spiritismus zu wirken, und es sind Wiedererweckungen religiöser und sittlicher Instinkte auf diesem Wege möglich — vielleicht daß man dem christlichen Abendmahle wieder eine innere Gluth durch Musik zu geben versuchen wird. — Daß sie keine Worte nöthig hat, ist ihr größter Vorsprung vor der Dichtkunst, welche an die Begriffe appellirt und folglich an die Philosophie und Wissenschaft stößt —: aber man merkt es nicht, wenn uns die Musik von der Philosophie und Wissenschaft weg führt, verführt!

[«]

11[262]

Die Geschichte der Philosophie ist bis jetzt erst kurz: es ist ein Anfang, sie hat noch keine Kriege geführt und die Völker zusammengeführt; das höchste ihres Vorstadium's sind die kirchlichen Kriege, das Zeitalter der Religion ist noch lange nicht zu Ende. Später wird man philosophische Meinungen einmal so als Lebens- und Existenzfragen nehmen wie bisher mitunter religiöse und politische — der Geschmack und der Ekel in Meinungen wird so groß, daß man nicht mehr leben will, so lange noch eine andere Meinung besteht. Die ganze Philosophie wird vor diesem Forum des Massen-Geschmacks und Massen Ekels durchgelebt werden — wahrscheinlich gab es vor dem Zeitalter der Religionen auch schon vorlaufende, aber gänzlich gleichgültige religiöse Einzelne, entsprechend den vorlaufenden und gleichgültigen einzelnen Philosophen. — Als „Wahrheit“ wird sich immer das durchsetzen, was nothwendigen Lebensbedingungen der Zeit, der Gruppe entspricht: auf Dauer wird die Summe von Meinungen der Menschheit einverleibt sein, bei welchen sie ihren größten Nutzen d.h. die Möglichkeit der längsten Dauer hat. Die wesentlichsten dieser Meinungen, auf denen die Dauer der Menschheit beruht, sind ihr längst einverleibt, z.B. der Glaube an Gleichheit Zahl Raum usw. Darum wird sich der Kampf nicht drehen — es kann nur ein Ausbau von diesen irrthümlichen Grundlagen unserer Thierexistenz sein. — Wichtig als bedeutendstes Denkmal des Dauergeistes ist die chinesische Denkweise. — Es wird also schwerlich die Geschichte der „Wahrheit“ werden, sondern die eines organischen Irrthümer-Aufbaus, welcher in Leib und Seele übergeht und die Empfindungen und Instinkte endlich beherrscht. Es wird eine fortwährende Selection des zum Leben Gehörigen geübt. Der Anspruch auf Lebenserhaltung wird immer tyrannischer an die Stelle des „Wahrheitssinnes“ treten d.h. er wird den Namen von ihm erhalten und festhalten. — Leben wir Einzelnen unser Vorläufer-Dasein, überlassen wir den Kommenden Kriege um unsere Meinungen zu führen — wir leben in der Mitte der menschlichen Zeit: **größtes Glück**!

[«]

11[263]

Tiefster Irrthum in der Beurtheilung der Menschen: wir schätzen sie ab nach ihren Wirkungen, mit dem Maaße effectus aequat causam. Aber der Mensch übt nur Reize auf andere Menschen aus, es kommt darauf <an>, was in anderen Menschen vorhanden ist, daß das Pulver explodirt oder daß der Reiz fast nichts ausmacht. Wer würde ein Streichholz darnach abschätzen, daß es in seiner Nachwirkung eine Stadt zerstörte! So machen wir es aber! Die Wirkungen beweisen, welche Elemente in den anderen Menschen der Zeit da waren: daß er einen Reiz ausübte: und mit welchen Mitteln und mit was für eigentlichen Absichten, muß man noch fragen! — Es ist Teleologie zu glauben, daß der Große eben den vorhandenen zur Explosion bereiten Elementen zur Zeit kommen muß. Wichtig ist jedenfalls, daß die anreizende Kraft eines Menschen nach seinem Tode übrig bleiben kann, durch seine Werke oder durch die Fabel, die von seinem Leben sich bildet: darauf sollen die denken, welche auf die Zeit keinen „Reiz“ üben.

Zuletzt: wir irren ebenso über die Dinge, weil wir sie nach den Wirkungen in uns beurtheilen: wie verschieden scheint uns Blau und Roth, und es handelt sich um etwas mehr oder weniger Länge des Nerven! Oder dieselben chemischen Bestandtheile so und so der Lage nach gestellt ergeben Verschiedenes, und wie empfinden wir diese Verschiedenheit! Wir messen alles nach der Explosion, die ein Reiz in uns hervorruft, als groß klein usw.

[«]

11[264]

Der Stoß ist nicht die erste mechanische Thatsache, sondern daß etwas da ist, welches stoßen kann, jener Aggregat-Heerdenzustand von Atomen, der nicht gleich Staub ist, sondern zusammenhält: hier ist gerade Nicht-Stoß und trotzdem Kraft, nicht nur des Gegenstrebens, Widerstands, sondern vor allem der Anordnung, Einordnung, Anhänglichkeit, überleitenden und zusammenknüpfenden Kraft. So ein Klümpchen kann nachher als Ganzes „stoßen"!

[«]

11[265]

Das völlige Gleichgewicht muß entweder an sich eine Unmöglichkeit sein, oder die Veränderungen der Kraft treten in den Kreislauf sein, bevor jenes an sich mögliche Gleichgewicht eingetreten ist. — Dem Sein „Selbsterhaltungsgefühl" zuschreiben! Wahnsinn! Den Atomen „Streben von Lust und Unlust"!

[«]

11[266]

Man aß das Fleisch nicht, weil man nicht die Seelen von Menschen verspeisen wollte, es war also nur ein Abscheu vor der Menschenfresserei, bei Pythagoras wie den Indern. Nicht Mitleiden mit den Thieren! Schmerz-machen durch Tödtung ist gar nicht nöthig: und in Hinsicht auf den wahrscheinlichen natürlichen Tod hat der Mensch, der die Thiere tödtet, im Allgemeinen das Loos der Thierwelt **gemildert**, zumal sie keine Voraussehung des Todes haben. — Wer nicht „von Lebendem" leben will, möge sich der Pflanzen auch enthalten! — Das Mitleiden der christlichen Heiligen war das Mitleiden mit Wesen, in denen der Teufel wohnt — nicht mit dem „Lebendigen".

[«]

11[267]

„Die Unsittlichkeit“ des Boc<c>accio ist indischen Ursprungs.

[«]

11[268]

Damit es überhaupt ein Subjekt geben könne, muß ein Beharrendes da sein und ebenfalls viele Gleichheit und Ähnlichkeit da sein. Das unbedingt Verschiedene im fortwährenden Wechsel wäre nicht festzuhalten, an nichts festhaltbar, es flösse ab wie der Regen vom Steine. Und ohne ein Beharrendes wäre gar kein Spiegel da, worauf sich ein Neben- und Nacheinander zeigen könnte: der Spiegel setzt schon etwas Beharrendes voraus. — Nun aber glaube ich: das Subjekt könnte entstehen, indem der Irrthum des Gleichen entsteht z.B. wenn ein Protoplasma von verschiedenen Kräften (Licht Elektricität Druck) immer nur Einen Reiz empfängt und nach dem Einen Reiz auf Gleichheit der Ursachen schließt: oder überhaupt nur Eines Reizes fähig ist und Alles Andere als Gleich empfindet — und so muß es wohl im Organischen der tiefsten Stufe zugehen. Zuerst entsteht der Glaube an das Beharren und die Gleichheit außer uns — und später erst fassen wir uns selber nach der ungeheuren Einübung am Außer-uns als ein Beharrendes und Sich-selber-Gleiches, als Unbedingtes auf. Der Glaube (das Urtheil) müßte also entstanden sein **vor** dem Selbst-Bewußtsein: in dem Prozeß der Assimilation des Organischen ist dieser Glaube schon da — d.h. dieser Irrthum! — Dies ist das Geheimniß: wie kam das Organische zum Urtheil des Gleichen und Ähnlichen und Beharrenden? Lust und Unlust sind erst Folgen dieses Urtheils und seiner Einverleibung, sie setzen schon die gewohnten Reize der Ernährung aus dem Gleichen und Ähnlichen voraus!

[«]

11[269]

Ehemals dachte man, zur unendlichen Thätigkeit in der Zeit gehöre eine unendliche Kraft, die durch keinen Verbrauch erschöpft werde. Jetzt denkt man die Kraft stets gleich, und sie braucht nicht mehr unendlich groß zu werden. Sie ist ewig thätig, aber sie kann nicht mehr unendliche Fälle schaffen, sie muß sich wiederholen: dies ist mein Schluß.

[«]

11[270]

Reiz und veranlassendes Ding von Anbeginn an verwechselt! Die Gleichheit der Reize gab dem Glauben an „gleiche Dinge“ den Ursprung: die dauernd gleichen Reize schufen den Glauben an „Dinge“, „Substanzen“.

In der Art, wie die Erstlinge organischer Bildungen Reize empfanden und das Außer-sich beurtheilten, muß das lebenserhaltende Princip gesucht werden: derjenige Glaube siegte, erhielt sich, bei dem das Fortleben möglich wurde; nicht der am meisten wahre, sondern am meisten nützlichen Glaube. „Subjekt“ ist die Lebensbedingung des organischen Daseins, deshalb nicht „wahr“, sondern Subjekt-Empfindung kann wesentlich falsch sein, aber als einziges Mittel der Erhaltung. Der Irrthum Vater des Lebendigen!

Dieser Urirrthum ist als ein Zufall zu verstehen! Zu errathen!

In den entwickeltsten Zuständen begehen wir immer noch den ältesten Irrthum: z.B. stellen wir uns den Staat als Ganzes Dauerndes Wirkliches als Ding vor und demgemäß ordnen wir uns ihm ein, als Funktion. Ohne die Vorstellung des Protoplasma von einem „dauernden Dinge“ außer ihm gäbe es keine Einordnung, keine Assimilation.

Es giebt sehr wenig Reize gegenüber den wahren vielen reizenden Veranlassungen — darauf wurde der älteste Irrthum basirt.

[«]

11[271]

Im Walde wächst der Baum schnell, im Verlangen nach Luft und Licht, aber „er treibt wenig Wurzeln und ist deshalb wenig dauerhaft: während die Bäume, bei welchen Licht und Luft freien Zutritt haben, jahrhundertelang stehen: die Tiefe und Ausbreitung der Wurzeln steht im Verhältniß zur Dauerhaftigkeit. Aber folglich langsames Aufsteigen!“

[«]

11[272]

Mein Gegensatz zum Geiste des Handels, als dem Geiste der Epoche.

[«]

11[273]

Ich möchte, Deutschland bemächtigte sich Mexico’s, um auf der Erde durch eine musterhafte Forstkultur im conservativen Interesse der zukünftigen Menschheit den Ton anzugeben. — Die Zeit kommt, wo der Kampf um die Erdherrschaft geführt werden wird — er wird im Namen philosophischer Grundlehren geführt werden. Schon jetzt bilden sich die ersten Kräftegruppen, man übt sich ein in dem großen Princip der Bluts-und Rassenverwandtschaft. „Nationen“ sind viel feinere Begriffe als Rassen, im Grunde eine Entdeckung der Wissenschaft, die man jetzt dem Gefühle einverleibt: Kriege sind die großen Lehrmeister solcher Begriffe und werden es sein. — Dann kommen sociale Kriege — und wieder werden Begriffe einverleibt werden! Bis endlich die Begriffe nicht mehr nur Vorwände, Namen usw. für Völkerbewegungen abgeben, sondern der mächtigste Begriff sich durchsetzen muß.

Die socialen Kriege sind namentlich Kriege gegen den Handelsgeist und Einschränkungen des nationalen Geistes. Klimatische Entscheidungen über Bevölkerungen und Rassen in Amerika. — Slavisch-germanisch-nordische Cultur! — die geringere, aber kräftigere und arbeitsamere!

[«]

11[274]

Fortwährend findet ein Fortschritt in der klimatischen Anpassung statt, und jetzt ist er ungeheuer beschleunigt, weil die Ausscheidung der ungeeigneten Personen so leicht ist: und ebenfalls weil jetzt die Anpassung durch die Wissenschaft unterstützt wird (z.B. Wärme, Grundwasser usw.).

Die thierischen Gattungen haben meistens, wie die Pflanzen, eine Anpassung an einen bestimmten Erdtheil erreicht, und haben nun darin etwas Festes und Festhaltendes für ihren Charakter, sie verändern sich im Wesentlichen nicht mehr. Anders der Mensch, der immer unstet ist und sich nicht Einem Klima endgültig anpassen will, die Menschheit drängt hin zur Erzeugung eines allen Klimaten gewachsenen Wesens (auch durch solche Phantasmen wie „Gleichheit der Menschen“): ein allgemeiner Erdenmensch soll entstehen, deshalb verändert sich der Mensch noch (wo er sich angepaßt hat z.B. in China bleibt er durch Jahrtausende fast unverändert). Der überklimatische Kunstmensch, der die Nachtheile jedes Klima’s zu compensiren weiß und die Ersatzmittel für das, was dem Klima fehlt (z.B. Öfen), in jedes Klima schleppt — ein anspruchsvolles, schwer zu erhaltendes Wesen! Die „Arbeiternoth“ herrscht dort, wo das Klima im Widerspruch zum Menschen steht! und nur Wenige die Ersatzmittel sich schaffen können (im Kampfe natürlich, und tyrannisch).

In den gebildeten Kreisen des Nordens herrscht das Winter-Siechtum. — Vielleicht daß die Öfen eine dauernde Vergiftung herbeiführen! Gegen Franzosen gesehn, erscheint der Deutsche, wie ein verkümmerter Ofenhocker.

[«]

11[275]

Kein Verächter der Wollust sein!

[«]

11[276]

Die Verwandlung des Menschen braucht erst Jahrtausende für die Bildung des Typus, dann Generationen: endlich läuft ein Mensch während seines Lebens durch mehrere Individuen.

Warum sollen wir nicht am Menschen zu Stande bringen, was die Chinesen am Baume zu machen verstehen — daß er auf der einen Seite Rosen, auf der anderen Birnen trägt?

Jene Naturprozesse der Züchtung des Menschen z.B., welche bis jetzt grenzenlos langsam und ungeschickt geübt wurden, könnten von den Menschen in die Hand genommen werden: und die alte Tölpelhaftigkeit der Rassen, Rassenkämpfe Nationalfieber und Personeneifersuchten könnte, mindestens in Experimenten, auf kleine Zeiten zusammengedrängt werden. — Es könnten ganze Theile der Erde sich dem bewußten Experimentiren weihen!

[«]

11[277]

Es wären Nasen denkbar, deren Geruchsnerven erst von den Auswürfen eines Vulkans gekitzelt würden. Thatsächlich scheinen sich die Oberflächen aller Dinge, welche riechen, im Zustande beständiger Explosion zu befinden; die Kraft, mit der die kleinen Massen ausgesandt werden, muß ungeheuer sein — ich denke z.B. an die Wirkung des Campfers auf Wasser. — So ist die Erde immer von dicken Wolken feinster Materien umhüllt: ohne dies würde der Wasserdampf sich nicht zu Wolken ballen können.

[«]

11[278]

Um vom Großen auf das Kleine zu schließen: wir sehen überall Strömungen wirken, das sind aber keine Linien! So wird es auch wohl im Reich der Atome sein, die Kräfte strömen und üben dabei den Druck ebenso sehr horizontal aus als in Hinsicht auf das, worauf sie stoßen. Eine Linie ist eine Abstraktion im Verhältniß zu dem wahrscheinlichen Thatbestand: wir können mit keinem Zeichen eine bewegte Kraft malen, sondern isoliren begrifflich 1) die Richtung 2) das Bewegte 3) den Druck usw. In der Wirklichkeit giebt es diese isolirten Dinge nicht!

[«]

11[279]

Das Princip „um des Nächsten willen etwas thun“ ist entweder ein Atavismus des Gefühls, zur Zeit, wo das Band mit der Gemeinde schwach geworden ist oder ein unklares Gefühl des Heerdensinnes, welches an Menschen außerhalb der Gemeinschaft, weil diese so fern sind, gar nicht denkt und beim Nächsten nur das Mitglied der Gemeinschaft im Auge hat (z.B. bei „Freiheit“ und „Gleichheit“ wo man gewiß nicht an die Hottentotten denkt) Oder es ist eine Maske für jenes Gefühl: es soll eine Gemeinschaft gebildet werden, z.B. die christliche. Wo jenes Princip auftritt, will man meistens Gemeinden bilden z.B. die Anhänger Comte’s.

[«]

11[280]

Die Gesetze sind nicht der Ausdruck vom Charakter eines Volks: ich meine, die Fehler im Charakter, so wie sie den Mächtigsten erscheinen (als Hindernisse ihrer Macht und Absichten) werden hervorgehoben. Zudem stehen sie fest und das Volk entwickelt sich: so daß sehr bald ein Mißverhältniß entsteht.

[«]

11[281]

Erst das Nacheinander bringt die Zeitvorstellung hervor. Gesetzt, wir empfänden nicht Ursachen und Wirkungen, sondern ein continuum, so glaubten wir nicht an die Zeit. Denn die Bewegung des Werdens besteht nicht aus ruhenden Punkten, aus gleichen Ruhestrecken. ◎ Die äußere Peripherie eines Rades ist ebenso wie die innere Peripherie, immer bewegt und, obschon langsamer, doch im Verlgeich zur schneller bewegten inneren, nicht ruhend. Zwischen langsamer und schneller Bewegung ist mit der „Zeit“ nicht zu entscheiden. Im absoluten Werden kann die Kraft nie ruhen, nie Unkraft sein: „langsame und schnelle Bewegung derselben“ mißt sich nicht an einer Einheit, welche da fehlt. Ein continuum von Kraft ist ohne Nacheinander und ohne Nebeneinander (auch dies setzte wieder menschlichen Intellekt voraus und Lücken zwischen den Dingen). Ohne Nacheinander und ohne Nebeneinander giebt es für uns kein Werden, keine Vielheit — wir könnten nur behaupten, jenes continuum sei eins, ruhig, unwandelbar, kein Werden, ohne Zeit und Raum. Aber das ist eben nur der menschliche Gegensatz.

[«]

11[282]

Welche Glaubensartikel sind zur **Veredelung** des Menschen unentbehrlich? — Zunächst um nicht zur Wildheit und Unsocietät zurückzufallen. Es könnte auch hier unentbehrliche Irrthümer geben.

[«]

11[283]

Jesus war ein großer Egoist.

[«]

11[284]

Das Machtgefühl erst erobernd, dann beherrschend (organisirend) — es regulirt das Überwundene zu seiner Erhaltung und dazu erhält es das Überwundene selber. — Auch die Funktion ist aus Machtgefühl entstanden, im Kampf mit noch schwächeren Kräften. Die Funktion erhält sich in der Überwältigung und Herrschaft über noch niedrigere Funktionen — darin wird sie von der höheren Macht unterstützt!

[«]

11[285]

Ehemals dachte ich, unser Dasein sei der künstlerische Traum eines Gottes, alle unsere Gedanken und Empfindungen im Grunde seine Erfindungen im Ausdichten seines Drama's — auch daß wir meinten, „ich dächte“ „ich handelte“ sei sein Gedanke. Die Gesetzmäßigkeit der Natur wäre als Gesetzmäßigkeit seiner Vorstellungen begreiflich — oder auch es genügte, daß er uns als solche dächte, welche die Natur so empfinden wie wir sie empfinden. — Kein glücklicher, sondern eben ein Künstler-Gott!

[«]

11[286]

Ohne die ungeheure Sicherheit des Glaubens und Bereitwilligkeit des Glaubens wäre Mensch und Thier nicht lebensfähig. Auf Grund der kleinsten Induktion zu verallgemeinern, eine Regel für sein Verhalten machen, das einmal Gethane, das sich bewährt hat, als das einzige Mittel zum Zweck glauben — das, im Grunde die grobe Intellektualität, hat Mensch und Thier erhalten. Unzählig oft sich so zu irren und am Fehlschluß leiden ist lange nicht so schädigend im Ganzen als die Skepsis und Unentschlossenheit und Vorsicht. Den Erfolg und den Mißerfolg als Beweise und Gegenbeweise gegen den Glauben betrachten ist menschlicher Grundzug: „was gelingt, dessen Gedanke ist wahr“. — Wie sicher steht in Folge dieses wüthenden gierigen Glaubens die Welt vor uns! Wie sicher führen wir alle Bewegungen aus! „Ich schlage“ — wie sicher empfindent man das! — Also die niedrige Intellektualität, das unwissenschaftliche Wesen ist Bedingung des Daseins, des Handelns, wir würden verhungern ohne dies, die Skepsis und die Vorsicht sind erst spät und immer nur selten erlaubt. Gewohnheit und unbedingter Glaube, daß es so sein muß wie es ist, ist Fundament alles Wachsthums und Starkwerdens. — Unsere ganze Weltbetrachtung ist so entstanden, daß sie durch den Erfolg bewiesen wurde, wir können mit ihr leben (Glaube an Außendinge, Freiheit des Wollens). Ebenso wird jede Sittlichkeit nur so bewiesen. — Da entsteht nun die große Gegenfrage: es kann wahrscheinlich unzählige Arten des Lebens geben und folglich auch des Vorstellens und Glaubens. Wenn wir alles Nothwendige in unserer jetzigen Denkweise feststellen, so haben wir nichts für das „Wahre an sich“ bewiesen, sondern nur „das Wahre für uns“ d.h. das Dasein-uns-Ermöglichende auf Grund der Erfahrung — und der Prozeß ist so alt, daß Umdenken unmöglich ist. Alles a priori gehört hierher.

[«]

11[287]

Die Auflösung der Sitte, der Gesellschaft ist ein Zustand, in dem das neue Ei (oder mehrere Eier) heraustreten — Eier (Individuen) als Keime neuer Gesellschaften und Einheiten. Das Erscheinen der Individuen ist das Anzeichen der erlangten Fortpflanzungsfähigkeit der Gesellschaft: sobald es sich zeigt, stirbt die alte Gesellschaft ab. Das ist kein Gleichniß. — Unsere ewigen „Staaten“ sind etwas Unnatürliches. — Möglichst viel Neubildungen! — Oder umgekehrt: zeigt sich die Tendenz zur Verewigung des Staates, so auch Abnahme der Individuen und Unfruchtbarkeit des Ganzen: deshalb halten die Chinesen große Männer für ein nationales Unglück; sie haben die ewige Dauer im Auge. Individuen sind Zeichen des Verfalls.

[«]

11[288]

Es ist in der Wollust etwas Berauschendes, dies haben die alten Religionen benutzt. Und noch jetzt suchen Dichter und Musiker durch Erregung erotischer Nachempfindungen diesen Theil berauschender Kraft sich zu Nutze zu machen. — Die Künstler wirken mit allen möglichen Wirkungsmitteln, sehr unbefangen.

[«]

11[289]

Erst zwingt der Zwang etwas oft zu thun, und später entsteht das Bedürfniß, nachdem der Zwang einverleibt ist (z.B. zu gehen, wenn das Thier nicht mehr schwimmen kann, ist erst Zwang, und Gegensatz des Verlangens: später wird es Bedürfniß)

[«]

11[290]

Der letzte Nutzen der Erkenntniß und Wissenschaft ist, die Loslösung neuer Eier vom Eierstocke zu ermöglichen und immer neue Arten entstehen zu lassen: denn die Wissenschaft bringt die Kenntnisse der Erhaltungsmittel für neue Individuen. — Ohne Fortschritte der Erkenntniß würden neue Individuen immer schnell zu Grunde gehen, die Existenzbedingungen wären zu schwer und zufällig. Schon die Qual des inneren Widerspruchs!

[«]

11[291]

Es giebt wahrscheinlich viele Arten von Intelligenz, aber jede hat ihre Gesetzmäßigkeit, welche ihr die Vorstellung einer **anderen** Gesetzmäßigkeit unmöglich macht. Weil wir also keine Empirie über die verschiedenen Intelligenzen haben können, ist auch jeder Weg zur Einsicht in den Ursprung der Intelligenz verschlossen. Das allgemeine Phänomen der Intelligenz ist uns unbekannt, wie haben nur den Spezialfall, und können nicht verallgemeinern. Hier allein sind wir ganz Sklaven, selbst wenn wir Phantasten sein wollten! Andererseits wird es von jeder Art Intelligenz aus ein Verständniß der Welt geben müssen — aber ich glaube, es ist nur die zu Ende geführte Anpassung der Gesetzmäßigkeit der einzelnen Art Intelligenz — sie führt sich selber überall durch. Jede Intelligenz glaubt an sich

[«]

11[292]

Man gehe einmal rückwärts. Hätte die Welt ein Ziel, so müßte es erreicht sein: gäbe es für sie einen (unbeabsichtigten) Endzustand, so müßte er ebenfalls erreicht sein. Wäre sie überhaupt eines Verharrens und Starrwerdens fähig, gäbe es in ihrem Verlaufe nur Einen Augenblick „Sein“ im strengen Sinn, so könnte es kein Werden mehr geben, also auch kein Denken, kein Beobachten eines Werdens. Wäre sie ewig neu werdend, so wäre sie damit gesetzt <als> etwas an sich Wunderbares und Frei- und Selbstschöpferisch-Göttliches. Das ewige Neuwerden setzt voraus: daß die Kraft sich selber willkürlich vermehre, daß sie nicht nur die Absicht, sondern auch die Mittel habe, sich selber vor der Wiederholung zu hüten, in eine alte Form zurückzugerathen, somit in jedem Augenblick jede Bewegung auf diese Vermeidung <zu> controliren — oder die Unfähigkeit, in die gleiche Lage zu gerathen: das hieße, daß die Kraftmenge nichts Festes sei und ebenso die Eigenschaften der Kraft. Etwas Un-Festes von Kraft, etwas Undulatorisches ist uns ganz undenkbar. Wollen wir nicht ins Undenkbare phantasiren und nicht in den alten Schöpferbegriff zurückfallen (Vermehrung aus dem Nichts, Verminderung aus dem Nichts, absolute Willkür und Freiheit im Wachsen und in den Eigenschaften) —

[«]

11[293]

In Hinsicht auf alle unsere Erfahrung müssen wir immer skeptisch bleiben und z.B. sagen: wir können von keinem „Naturgesetz“ eine ewige Gültigkeit behaupten, wir können von keiner chemischen Qualität ihr ewiges Verharren behaupten, wir sind nicht fein genug, um den muthmaaßlichen absoluten Fluß des Geschehens zu sehen: das Bleibende ist nur vermöge unserer groben Organe da, welche zusammenfassen und auf Flächen hinlegen, was so gar nicht existirt. Der Baum ist in jedem Augenblick etwas Neues: die Form wird von uns behauptet, weil wir die feinste absolute Bewegung nicht wahrnehmen können: wir legen eine mathematische Durchschnittslinie hinein in die absolute Bewegung, überhaupt Linien und Flächen bringen wir hinzu, auf der Grundlage des Intellekts, welches der Irrthum ist: Annahme des

Gleichen und des Beharrens, weil wir nur Beharrendes sehen können und nur bei Ähnlichem (Gleichem) uns erinnern. Aber an sich ist es anders: wir dürfen unsere Skepsis nicht in die Essenz übertragen.

[«]

11[294]

Der Wohlstand, die Behaglichkeit, die den Sinnen Befriedigung schafft, wird jetzt begehrt, alle Welt will vor allem das. Folglich wird sie einer geistigen Sklaverei entgegengehen, die nie noch da war. Denn dies Ziel ist zu erreichen, die größten Beunruhigungen jetzt dürfen nicht täuschen. Die Chinesen sind der Beweis, daß auch Dauer dabei sein kann. Der geistige Cäsarismus schwebt über allem Bestreben der Kaufleute und Philosophen.

[«]

11[295]

Unsere jetzige Erziehung hat den Werth einer Art Wanderzwangs in der Zeit des Mittelalters und der Zünfte. Das Gegengewicht, es sich zu Hause nach heimatlichem Werthmaße bequem einzurichten wirkte ehemals. Jetzt wirkt die Absicht auf Sinnen-Wohlstand und daneben das Bild aller anderen Culturen, welche etwas wollten über oder wider den Sinnenwohlstand.

Der Zunftzwang lehrte lernen: endlich ist ein individueller Lerntrieb entstanden, durch Vererbung. Das Lernen ist ursprünglich saurer als alle Arbeit, daher gehaßt. Die Gelehrten haben daher im Mittelalter ein Übergewicht.

[«]

11[296]

Wer das fremde Blut haßt oder verachtet, ist noch kein Individuum, sondern eine Art menschliches Protoplasma.

[«]

11[297]

Werde fort und fort, der, der du bist — der Lehrer und Bildner deiner selbst! Du bist kein Schriftsteller, du schreibst nur für dich! So erhältst du das Gedächtniß an deine guten Augenblicke und findest ihren Zusammenhang, die goldne Kette deines Selbst! So bereitest du dich auf die Zeit vor, wo du sprechen mußt! Vielleicht daß du dich dann des Sprechens schämst, wie du dich mitunter des Schreibens geschämt hast, daß es noch nöthig ist, sich zu interpretiren, daß Handlungen und Nicht-Handlungen nicht genügen, dich mitzutheilen. Ja, du willst dich mittheilen! Es kommt einst die Gesittung, wo viel-Lesen zum schlechten Tone gehört: dann wirst du auch dich nicht mehr schämen müssen, gelesen zu werden; während jetzt jeder, der dich als Schriftsteller anspricht, dich beleidigt; und wer dich deiner Schriften halber lobt, giebt dir ein Zeichen, daß sein Takt nicht fein ist, er macht eine Kluft zwischen sich und dir — er ahnt gar nicht, wie sehr er sich erniedrigt, wenn er dich so zu erheben glaubt. Ich kenne den Zustand der gegenwärtigen Menschen, wenn sie lesen: Pfui! Für diesen Zustand sorgen und schaffen zu wollen!

[«]

11[298]

Wenn man um Meinungen uneins ist und Blut vergießt und opfert, so ist die Cultur hoch: da sind Meinungen zu Gütern geworden.

[«]

11[299]

Hellwald, Häckel und Consorten — sie haben die Stimmung der Spezialisten, und eine Froschnasen-Weisheit. Das kleine Gehirnstückchen, welches der Erkenntniß ihrer Welt geöffnet ist, hat mit ihrer Gesamtheit nichts zu schaffen, es ist ein Ecken- Talentchen, wie wenn einer zeichnet, ein anderer klavierspielt; sie erinnern mich an den alten ehrlichen David Strauß, der ganz harmlos erzählt, wie er sich erst zwicken und zwacken muß, um sich selber festzustellen, ob er noch eine Empfindung für das allgemeine Dasein habe. Diese Spezialisten haben sie nicht und sind deshalb so „kalt“; Bildungskamele, auf deren Höckern viel gute Einsichten und Kenntnisse sitzen, ohne zu hindern, daß das Ganze doch eben nur ein Kamel ist.

[«]

11[300]

Pflanzenkost und Wein — das wäre die verrückteste aller möglichen Lebensweisen!

[«]

11[301]

Ohne Phantasie und Gedächtniß gäbe es keine Lust und keinen Schmerz. Die dabei erregten Affekte verfügen augenblicklich über vergangene ähnliche Fälle und über die schlimmen Möglichkeiten, sie deuten aus, sie legen hinein. Deshalb steht ein Schmerz im Allgemeinen ganz außer Verhältniß zu seiner Bedeutung für das Leben — er ist unzweckmäßig. Aber dort, wo eine Verletzung nicht vom Auge oder dem Getast wahrgenommen wird, ist sie viel weniger schmerzhaft, da ist die Phantasie ungeübt. An den Fingern ist der Schmerz am größten, an Zähnen, am Kopfe usw.

[«]

11[302]

Das Großartige in der Natur, alle Empfindungen des Hohen Edlen Anmuthigen Schönen Gütigen Strengen Gewaltigen Hinreißenden, die wir in der Natur und bei Mensch und Geschichte haben, sind nicht unmittelbare Gefühle, sondern Nachwirkungen zahlloser uns einverleibter Irrthümer, — es wäre alles kalt und todt für uns, ohne diese lange Schule. Schon die sicheren Linien des Gebirgs, die sicheren Farbenabstufungen, die verschiedene Lust an jeder Farbe sind Erbstücke: irgendwann war diese Farbe weniger mit gefahrdrohenden Erscheinungen verknüpft als eine andere und allmählich wirkte sie beruhigend (wie das Blau)

[«]

11[303]

Der Egoism ist verketzert worden, von denen die ihn übten (Gemeinden Fürsten Parteiführern Religionsstiftern Philosophen wie Plato); sie brauchten die entgegengesetzte Gesinnung bei den Menschen, die ihnen Funktion leisten sollten. — Wo eine Zeit ein Volk eine Stadt hervorragt, ist es immer, daß der Egoismus derselben sich bewußt wird und kein Mittel mehr scheut (sich nicht mehr seiner selber schämt). Reichthum an Individuen ist Reichthum an solchen, die sich ihres Eigenen und Abweichenden nicht mehr schämen. Wenn ein Volk stolz wird und Gegner sucht, wächst es an Kraft und Güte. — Dagegen die Selbstlosigkeit verherrlichen! und zugeben, wie Kant, daß wahrscheinlich nie eine That derselben gethan worden sei! Also nur, um das entgegengesetzte Princip herabzusetzen, seinen Werth zu drücken, die Menschen kalt und verächtlich, folglich gedankenfaul gegen den Egoismus stimmen! — Denn bisher ist es der Mangel an feinem planmäßigen gedankenreichen Egoismus gewesen, was die Menschen im Ganzen auf einer so niedrigen Stufe erhält! Gleichheit gilt als verbindend und erstrebenswerth! Es spukt ein falscher Begriff von Eintracht und Frieden, als dem nützlichsten Zustande. In Wahrheit gehört überall ein starker Antagonismus hinein, in Ehe Freundschaft Staat Staatenbund Körperschaft gelehrten Vereinen Religionen, damit etwas Rechtes wachse. Das Widerstreben ist die Form der Kraft — im Frieden wie im Kriege, folglich müssen verschiedene Kräfte und nicht gleiche dasein, denn diese würden sich das Gleichgewicht halten!

[«]

11[304]

Saugt eure Lebenslagen und Zufälle aus — und geht dann in andere über! Es genügt nicht, Ein Mensch zu sein, wenn es gleich der nothwendige Anfang ist! Es hieße zuletzt doch, euch aufzufordern, beschränkt zu werden! Aber aus Einem in einen Anderen übergehen und eine Reihe von Wesen durchleben!

[«]

11[305]

Unendlich neue Veränderungen und Lagen einer bestimmten Kraft ist ein Widerspruch, denke man sich dieselbe noch so groß und noch so sparsam in der Veränderung, vorausgesetzt, daß die ewig ist. Also wäre zu schließen 1) entweder sie ist erst von einem bestimmten Zeitpunkte an thätig und wird ebenso einmal aufhören — aber Anfang des Thätigseins zu denken ist absurd; wäre sie im Gleichgewicht, so wäre sie es ewig! 2) oder es giebt nicht unendlich neue Veränderungen, sondern ein Kreislauf von bestimmter Zahl derselben spielt sich wieder und wieder ab: die Thätigkeit ist ewig, die Zahl der Produkte und Kraftlagen endlich.

[«]

11[306]

Die Natur baut nicht für das Auge, die Form ist ein zufälliges Ergebniß. Man denke, daß in einer Eizelle alle Atome ihre Bewegungen machen, daß Formen nur für Augen existiren und daß Atome ohne Augen sie auch nicht wollen können.

[«]

11[307]

Schopenhauern war wohl ein Gedanke Spinoza's im Herzen hängen geblieben: daß das Wesen jedes Ding's appetitus sei und daß dieser appetitus darin bestehe, im Dasein zu beharren. Dies leuchtete ihm einmal auf und leuchtete ihm so ein, daß er den Vorgang „Wille" nie mehr sorgfältig überdacht hat (ebenso wenig wie alle seine Grundbegriffe — er war in Betreff derer ohne Zweifel, weil er ohne rechte Vernunft und Empirie zu ihnen gekommen war).

[«]

11[308]

Wie unregelmäßig ist die Milchstraße! (Vogt. p 110)

[«]

11[309]

Beobachten, wie eine Lust entsteht, wie viel Vorstellungen zusammenkommen müssen! und zuletzt ist es Eines und Ganzes, und will nicht mehr als Vielheit sich erkennen lassen. So könnte es mit jeder Lust jedem Schmerz sein! Es sind Gehirnphänomene! Aber längst uns einverleibte und jetzt nur als Ganzes sich präsentirende Vielheiten! Warum thut ein geschnittener Finger wehe? An sich thut er nicht wehe (ob er schon „Reize“ erfährt), der dessen Gehirn chloroformirt ist, hat keinen „Schmerz“ im Finger. Sollte erst das Urtheil über die Verletzung eines funktionirenden Organs, von Seiten der vorstellenden Einheit, nöthig gewesen sein? Ist es die Einheit, welche allein die Schädigung sich vorstellt und — jetzt sie uns als Schmerz zu empfinden giebt, indem sie dorthin, wo der Schade geschehen, die stärksten **Reize** schickt? Könnte also auch die Absicht auf Flucht Abwehr Vorsicht Rettung in dem Schmerz stecken? Mittel, weiterem Schaden vorzubeugen? Zugleich Wuth über die Verletzung, Rachegefühl in Einem? Alles **zusammen** — Schmerz? So **uns** zum Bewußtsein kommend, als Durcheinander und Einheit des Gefühls?

[«]

11[310]

Er schämte sich seiner Heiligkeit und verkleidete sie.

[«]

11[311]

Ist nicht die Existenz irgendwelcher Verschiedenheit und nicht völliger Kreisförmigkeit in der uns umgebenden Welt schon ein ausreichender **Gegen**beweis gegen eine gleichmäßige Kreisform alles Bestehenden? Woher die

Verschiedenheit innerhalb des Kreises? Woher die Zeitdauer dieser ablaufenden Verschiedenheit? Ist nicht alles viel zu mannichfaltig um aus Einem entstanden zu sein? Und sind nicht die vielen chemischen Gesetze und wieder organischen Arten und Gestalten unerklärbar aus Einem? Oder aus Zweien? — Gesetzt, es gäbe eine gleichmäßige „Contraktionsenergie" in allen Kraftcentren des Universums, so fragt sich, woher auch nur die geringste Verschiedenheit entstehen könnte? Dann müßte sich das All in zahllose völlig gleiche Ringe und Daseinskugeln lösen, und wir hätten zahllose völlig gleiche Welten **neben einander**. Ist dies nöthig für mich, anzunehmen? Zum ewigen Nacheinander gleicher Welten ein ewiges Nebeneinander? Aber die Vielheit und Unordnung in der bisher uns bekannten Welt widerspricht, es kann nicht eine solche universale Gleichartigkeit der Entwicklung gegeben haben, es müßte auch für unseren Theil ein gleichförmiges Kugelwesen ergeben haben! Sollte in der That die Entstehung von Qualitäten keine gesetzmäßige an sich sein? Sollte aus der „Kraft" Verschiedenes entstehen können? Beliebiges? Sollte die Gesetzmäßigkeit, welche wir sehen, uns täuschen? Nicht ein Urgesetz sein? Sollte die Vielartigkeit der Qualitäten auch in unserer Welt eine Folge der absoluten Entstehung beliebiger Eigenschaften sein? Nur daß sie in unserer Weltecke nicht mehr vorkommt? Oder eine Regel angenommen hat, die wir Ursache und Wirkung nennen, ohne daß sie dies ist (**ein zur Regel gewordenes Belieben**, z.B. Sauerstoff und Wasserstoff chemisch)??? Sollte diese „Regel" eben nur eine längere **Laune** sein?---

[«]

11[312]

Wer nicht an einen Kreisprozeß des Alls glaubt, muß an den willkürlichen Gott glauben — so bedingt sich meine Betrachtung im Gegensatz zu allen bisherigen theistischen! (s. Vogt p. 90.)

[«]

11[313]

Was ich als **Gegen**hypothese gegen den Kreisprozeß **einwende**:

Sollte es möglich sein, die Gesetze der mechanischen Welt ebenso als Ausnahmen und gewissermaßen Zufälle des allgemeinen Daseins abzuleiten, als eine Möglichkeit von vielen unzähligen Möglichkeiten? Daß wir zufällig in diese mechanische Weltordnungs-Ecke geworfen sind? Daß aller Chemismus wiederum in der mechanischen Weltordnung die Ausnahme und der Zufall ist und endlich der Organismus innerhalb der chemischen Welt die Ausnahme und der Zufall? — Hätten wir als allgemeinste Form des Daseins wirklich eine noch nicht mechanische, den mechanischen Gesetzen entzogene (wenn auch nicht ihnen unzugängliche) Welt anzunehmen? Welche in der That die allgemeinste auch jetzt und immer wäre? So daß das Entstehen der mechanischen Welt ein gesetzloses Spiel wäre, welches endlich eben solche Consistenz gewänne, wie jetzt die organischen Gesetze für unsere Betrachtung? So daß alle unsere mechanischen Gesetze nicht ewig wären, sondern geworden, unter zahllosen andersartigen mechanischen Gesetzen, von ihnen übrig geblieben, oder in einzelnen Theilen der Welt zur Herrschaft gelangt, in anderen nicht? — Es scheint, wir brauchen ein Belieben, eine wirkliche Ungesetzmäßigkeit, nur eine Fähigkeit gesetzlich zu werden, eine Urdummheit, welche selbst für Mechanik nicht taugt? Die Entstehung der Qualitäten setzt das Entstehen der Quantitäten voraus, und diese wieder könnten nach tausend Arten von Mechanik entstehen.

[«]

11[314]

Unsere höheren Schmerzen, die sogenannten Schmerzen der Seele, deren Dialektik wir oft noch sehen, beim Eintreten irgend eines Ereignisses, sind langsam und auseinandergezogen, im Vergleich zum niederen Schmerz (z.B. bei einer Verwundung), dessen Charakter Plötzlichkeit ist. Aber letzterer ist eben so complicirt und dialektisch im Grunde, und intellektuell — das Wesentliche ist, daß viele Affekte auf einmal losstürzen und auf einander stürzen — dies plötzliche Wirrsal und Chaos ist für das Bewußtsein der physische Schmerz. — Lust und Schmerz sind keine „unmittelbaren Thatsachen“, wie Vorstellung es ist.

Eine Menge Vorstellungen, in Triebe einverleibt, sind blitzschnell bei der Hand und gegen einander. Das Umgekehrte ist bei der Lust, die Vorstellung, ebenso schnell zur Hand, sind in Harmonie und Ausgleichung und — dies wird vom Intellekt als Lust empfunden.

[«]

11[315]

Es hat unzählige modi cogitandi gegeben, aber nur die welche das organische Leben vorwärts brachten, haben sich erhalten — werden es die feinsten gewesen sein? — Die Simplifikation ist das Hauptbedürfniß des Organischen; die Verhältnisse viel gedrängter sehen, Ursache und Wirkung ohne die vielen Mittelglieder fassen, vieles Unähnliche ähnlich finden — das war nöthig — so fand ein unvergleichlich größeres Suchen nach Nahrung und Assimilation statt, weil der Glaube, daß etwas zur Nahrung zu finden sei, viel öfter erregt wurde — ein großer Vortheil im Wachsthum des Organischen! Das Begehren vertausendfacht durch die vertausendfachte Wahrscheinlichkeit der Befriedigung, die Organe des Suchens gestärkt —: das Irren und Sichvergreifen mag ins Unzählige wachsen, aber die günstigen Griffe werden **häufiger**! Der „Irrthum“ ist das Mittel zum glücklichen Zufall!

[«]

11[316]

Die **letzten** Organismen, deren Bildung wir sehen (Völker Staaten Gesellschaften), müssen zur Belehrung über die ersten Organismen benutzt werden. Das Ich-bewußtsein ist das letzte, was hinzukommt, wenn ein Organismus fertig fungirt, fast etwas Überflüssiges: das Bewußtsein der Einheit, jedenfalls etwas höchst Unvollkommenes und Oft-Fehlgreifendes im Vergleich zu der wirklich eingeborenen einverleibten arbeitenden Einheit aller Funktionen. Unbewußt ist die große Hauptthätigkeit. Das Bewußtsein erscheint erst gewöhnlich, wenn das Ganze sich wieder einem höheren Ganzen unterordnen will — als Bewußtsein zunächst dieses höheren Ganzen, des Außer-sich. Das Bewußtsein entsteht in

Bezug auf das Wesen, dem wir Funktion sein könnten — es ist das Mittel, uns einzuverleiben. So lange es sich um Selbsterhaltung handelt, ist Bewußtsein des Ich unnöthig. — So wohl schon im niedersten Organismus. Das Fremde Größere Stärkere wird als solches zuerst vorgestellt. — Unsere Urtheile über unser „Ich“ hinken nach, und werden nach Einleitung des Außer-uns, der über uns waltenden Macht vollzogen. Wir bedeuten uns selber das, als was wir im **höheren** Organismus gelten — allgemeines Gesetz.

Die Empfindungen und die Affekte des Organischen sind alle längst fertig entwickelt, bevor das Einheits-gefühl des Bewußtseins entsteht.

Älteste Organismen: chemische langsame Prozesse, in noch viel langsameren wie in Hüllen eingeschlossen, von Zeit zu Zeit explodirend und dann um sich greifend und dabei neue Nahrung an sich ziehend.

[«]

11[317]

Ihr sagt: „jene Irrthümer waren für jene Stufe nothwendig, als Heilmittel — die Kur des Menschengeschlechts hat einen nothwendig-vernünftigen Verlauf!“ In diesem Sinne leugne ich die Vernünftigkeit. Es ist zufällig, daß dieser und jeder Glaubensartikel siegte, nicht nothwendig — dieselbe Heilwirkung wäre vielleicht auch von einem anderen ausgegangen. Aber vor allem! Die Folge der Heilwirkungen ist sehr beliebig, sehr unvernünftig gewesen! Zudem brachten fast alle eine tiefe andere Erkrankung mit sich! Diese ganze Kur der Menschheit ist aber von ihr vertragen worden — das ist das Merkwürdigste! Es war gewiß nicht die Vernünftigste, noch die einzig-mögliche! Aber möglich war sie!

[«]

11[318]

Ihr meint, ihr hättet lange Ruhe bis zur Wiedergeburt — aber täuscht euch nicht! Zwischen dem letzten Augenblick des Bewußtseins und dem ersten Schein des neuen Lebens liegt „keine Zeit“ — es ist schnell wie ein Blitzschlag vorbei, wenn es auch lebende Geschöpfe nach Jahrbillionen messen und nicht einmal messen könnten. Zeitlosigkeit und Succession vertragen sich miteinander, so bald der Intellekt weg ist.

[«]

11[319]

Intellektuell gemessen, wie irrthumvoll ist Lust und Schmerz! Wie falsch wäre geurtheilt, wenn man nach dem Grade von Lust oder Schmerz auf den Werth für das Leben schließen wollte! Im Schmerz ist so viel Dummheit wie in den blinden Affekten, ja es ist Zorn Rache Flucht Ekel Haß Überfüllung der Phantasie (Übertreibung) selber, der Schmerz ist die ungeschieden zusammengeflossene Masse von Affekten, ohne Intellekt giebt es keinen Schmerz, aber die niedrigste Form des Intellekts tritt da zu Tage; der Intellekt der „Materie“, der „Atome“. — Es giebt eine Art, von einer Verletzung überrascht zu werden (wie jener der auf dem Kirschbaum sitzend eine Flintenkugel durch die Backe bekam), daß man gar nicht den Schmerz fühlt. Der Schmerz ist Gehirnprodukt.

[«]

11[320]

Begreift man, wie auch jetzt noch das Leben im Großen (im Gange der Staaten Sittlichkeiten usw.) durch Irrthümer gezeugt wird: wie die Irrthümer aber immer höher und feiner werden müssen: so wird es wahrscheinlich, daß das, was ursprünglich das Leben zeugte, eben der denkbar gröbste Irrthum war — daß zuerst sich dieser Irrthum entwickelt hat und daß überhaupt die ältesten, und am besten einverleibten Irrthümer es seien, auf denen der Fortbestand der Gesellschaft beruht. Nicht die Wahrheit, sondern die Nützlichkeit und Erhaltefähigkeit von Meinungen hat sich im Verlauf der Empirie beweisen müssen; es ist ein Wahn, dem auch unsere jetzige Erfahrung widerspricht, daß die möglichste Anpassung an den wirklichen Sachverhalt die lebengünstigste Bedingung sei. — Es kann sehr viele Ansätze zu Vorstellungen über die Dinge gegeben haben, die wahrer waren (und es giebt deren immer noch) aber sie gehen zu Grunde, sie wollen sich nicht mehr einverleiben — das Fundament von Irrthümern, auf dem jetzt alles ruht, wirkt auswählend, regulirend, es verlangt von allem „Erkannten“ eine Anpassung als Funktion — sonst scheidet es dasselbe aus. — Innerhalb jedes kleinen Kreises wiederholt sich der Prozeß: es werden viele Ansätze zu neuen Meinungen gemacht, aber eine Auswahl findet statt, das Lebendige und Im-Leben-bleiben-Wollende entscheidet. Meinungen haben nie etwas zu Grunde gerichtet — aber bei allem Zugrundegehen schießen die Meinungen frei auf, die bisher unterdrückt wurden. Jede neue Erkenntniß ist schädigend, bis sie sich in ein Organ der alten verwandelt hat und die Hierarchie von Alt und Jung in derselben anerkennt — sie muß lange embryonal-schwach bleiben; Ideen treten oft spät erst in ihrer Natur auf, sie hatten Zeit nöthig, sich einzuverleiben und groß zu wachsen.

[«]

11[321]

Die Unwahrheit muß aus dem „eigenen wahren Wesen“ der Dinge ableitbar sein: das Zerfallen in Subjekt und Objekt muß dem wirklichen Sachverhalt entsprechen. Nicht die Erkenntniß gehört zum Wesen der Dinge, sondern der Irrthum. Der Glaube an das Unbedingte muß ableitbar aus dem Wesen des esse, aus dem allgemeinen Bedingtsein sein! Das Übel und der Schmerz gehören zu dem, was wirklich ist: aber nicht als dauernde Eigenschaften des esse. Denn Übel und Schmerz sind nur Folgen des Vorstellens, und daß das Vorstellen eine ewige und allgemeine Eigenschaft alles Seins ist, ob es überhaupt dauernde Eigenschaften geben kann, ob nicht das Werden alles Gleiche und Bleibende ausschließt, außer in der Form des Irrthums und Scheins, während das Vorstellen selber ein Vorgang ohne Gleiches und Dauerndes ist? — Ist der Irrthum entstanden als Eigenschaft des Seins? Irren ist dann ein fortwährendes Werden und Wechseln?

[«]

11[322]

Je höher der Intellekt, um so mehr nimmt der Umfang von Schmerz und Lust zu, Bereich und Grade.

[«]

11[323]

Wie ganz irrthümlich ist die Empfindung! Allen unseren Bewegungen auf Grund von Empfindungen liegen Urtheile zu Grunde — einverleibte Meinungen über bestimmte Ursachen und Wirkungen, über einen Mechanismus, über unser „Ich“ usw. Alles ist aber falsch! Trotzdem: wir mögen es besser wissen, so bald wir praktisch handeln, müssen wir wider das bessere Wissen handeln und uns in den Dienst der Empfindungs-Urtheile stellen! Das ist die Stufe der Erkenntniß, welche noch viel älter ist als die Stufe der Sprach-Erfindung — meist thierisch!

[«]

11[324]

Vorstellen selber ist kein Gegensatz der Eigenschaften des esse: sondern nur sein Inhalt und dessen Gesetz. — Gefühl und Wille sind uns nur als Vorstellungen bekannt, somit ist ihre Existenz nicht bewiesen. Wenn sie als Inhalt der Vorstellung und nach dem Gesetz der Vorstellung uns allein bekannt sind, so müssen sie uns als gleich ähnlich beharrend usw. erscheinen. In der That, jedes Gefühl wird als etwas irgendwie Dauerndes von uns gefaßt (ein plötzlicher Schlag?) und nicht als etwas an sich Neues und Eigenes, sondern dem Bekannten Ähnliches und Gleiches.

[«]

11[325]

Wir würden ohne die Annahme einer der wahren Wirklichkeit entgegengesetzten Art des Seins nichts haben, an dem es sich messen und vergleichen und abbilden könnte: der Irrthum ist die Voraussetzung des Erkennens. Theilweises Beharren, relative Körper, gleiche Vorgänge, ähnliche Vorgänge — damit verfälschen wir den wahren Thatbestand, aber es wäre unmöglich, von ihm irgendetwas zu wissen, ohne ihn erst so verfälscht zu haben. Es ist nämlich so zwar jede Erkenntniß immer noch falsch, aber es giebt doch so ein Vorstellen, und unter den Vorstellungen wieder eine Menge Grade **des Falschen**. Die Grade des Falschen festzustellen und die Nothwendigkeit des Grundirrthums als der **Lebens**bedingung des vorstellenden Seins — Aufgabe der Wissenschaft. Nicht wie ist der Irrthum möglich, heißt die Frage, sondern: wie ist eine Art Wahrheit trotz der fundamentalen Unwahrheit im Erkennen überhaupt möglich? — Das vorstellende Sein ist **gewiß**, ja unsere einzige Gewißheit: was es vorstellt und wie es vorstellen muß, ist das Problem. Daß das Sein vorstellt, ist kein Problem, es ist eben die Thatsache: **ob** es ein anderes als ein vorstellendes Sein überhaupt giebt, ob nicht Vorstellen zur Eigenschaft des Seins gehört, ist ein Problem.

[«]

11[326]

Ich lerne immer mehr: das Unterscheidende zwischen Menschen ist, wie lange sie eine hohe Stimmung bei sich erhalten können. Manche kaum eine Stunde, und bei Einigen möchte man zweifeln, ob sie hoher Stimmungen fähig sind. Es ist etwas Physiologisches daran.

[«]

11[327]

Frauen, die allzu lebhaft sind und den Eindruck davon dämpfen möchten, wählen blaue Farben: und ebenso giebt es in Büchern blaue Farbentöne, mit denen ihr Urheber seine springende Reizbarkeit zu balanciren sucht.

[«]

11[328]

Ein Mensch, der täglich so viele Giftbrühen in sich hinunterzuwürgen hat, ist immer zu bewundern, wenn er Zeiten großer Empfindungen kennt und nicht überhaupt einen principiellen Ekel am „Großen“ hat.

[«]

11[329]

Die Antinomie: „die Elemente in der gegebenen Wirklichkeit, welche dem wahren Wesen der Dinge fremd sind, können aus diesem nicht herstammen, müssen also hinzugekommen sein — aber woher? da es außer dem wahren Wesen nichts giebt — folglich ist eine Erklärung der Welt ebenso nöthig als unmöglich.“ Dies löse ich so: das wahre Wesen der Dinge ist eine Erdichtung des vorstellenden Seins, ohne welche es nicht vorzustellen vermag. Jene Elemente in der gegebenen Wirklichkeit, welche diesem erdichteten „wahren Wesen“ fremd sind, sind die Eigenschaften des Seins, sind nicht hinzugekommen. Aber auch das vorstellende Sein, dessen Existenz an den irrthümlichen Glauben gebunden ist, muß entstanden sein, wenn anders jene Eigenschaften (die des Wechsels, der Relativität) dem esse zu eigen sind: zugleich muß Vorstellen und Glauben an das Selbstidentische und Beharrende entstanden sein. — Ich meine, daß schon alles Organische das Vorstellen voraussetzt.

[«]

11[330]

Grundgewißheit.

„Ich stelle vor, also giebt es ein Sein“ cogito, ergo **est**. — Daß ich dieses Vorstellende Sein bin, daß Vorstellen eine Thätigkeit des Ich ist, ist nicht mehr gewiß: ebenso wenig alles was ich vorstelle. — Das einzige Sein, welches wir kennen, ist das vorstellende Sein. Wenn wir es richtig beschreiben, so müssen die Prädikate des Seienden überhaupt darin sein. (Indem wie aber das Vorstellen selber als Objekt des Vorstellens nehmen, wird es da nicht durch die Gesetze des Vorstellens getränkt, gefälscht, unsicher? —) Dem Vorstellen ist der Wechsel zu eigen, nicht die Bewegung: wohl Vergehen und Entstehen, und im Vorstellen selber fehlt alles Beharrende; dagegen stellt es zwei Beharrende hin, es glaubt an das Beharren 1) eines Ich 2) eines Inhaltes: dieser Glaube an das Beharrende der Substanz d.h. an das Gleichbleiben Desselben mit sich ist ein Gegensatz gegen den Vorgang der Vorstellung selber. (Selbst wenn ich, wie hier ganz allgemein vom Vorstellen rede, so mache ich ein beharrendes Ding daraus) An sich klar ist aber, daß Vorstellen nichts Ruhendes ist, nichts Sich selber Gleiches Unwandelbares: das Sein also, welches uns einzig verbürgt ist, ist wechselnd, nicht-mit-sich identisch, hat Beziehungen (Bedingtes, das Denken muß einen Inhalt haben, um Denken zu sein). — Dies ist die Grundgewißheit vom Sein. Nun behauptet das Vorstellen gerade das Gegentheil vom Sein! Aber es braucht deshalb nicht wahr zu sein! Sondern vielleicht ist dies Behaupten des Gegentheils eben nur eine Existenzbedingung dieser Art von Sein, der vorstellenden Art! Das heißt: es wäre das Denken unmöglich, wenn es nicht von Grund aus das Wesen des esse verkennte: es muß die Substanz und das Gleiche behaupten, weil ein Erkennen des völlig Fließenden unmöglich ist, es muß Eigenschaften dem Sein andichten, um selber zu existiren. Es braucht kein Subjekt und kein Objekt zu geben, damit das Vorstellen möglich ist, wohl aber muß das Vorstellen an Beide glauben. — Kurz: was das Denken als das Wirkliche faßt, fassen muß, kann der Gegensatz des Seienden sein!

[«]

11[331]

Wir sind milder und menschlicher! Alle Milde und Menschlichkeit aber besteht darin, daß wir den Umständen viel zurechnen und nicht mehr Alles der Person! und daß wir den Egoismus vielfach gelten lassen und ihn nicht als das Böse und Verwerfliche an sich mehr betrachten (wie er in der Gemeinde geachtet wurde). Also: im Nachlassen unseres Glaubens an die absolute Verantwortlichkeit der Person und unseres Glaubens an die Verwerflichkeit des Individuellen besteht unser Fortschritt aus der Barbarei!

[«]

11[332]

Ihr sagt: „gewisse Glaubenssätze sind der Menschheit heilsam, folglich müssen sie geglaubt werden“ (so hat jede Gemeinde geurtheilt). Aber das ist **meine** That, zum ersten Male die Gegenrechnung gefordert zu haben! — also gefragt zu haben: welches unsägliche Elend, welche Verschlechterung der Menschen dadurch entstanden ist, daß man das Ideal der Selbstlosigkeit aufstellte, also den Egoismus böse hieß und als böse empfinden ließ!! — dadurch daß man den Willen des Menschen frei hieß und ihm die volle Verantwortlichkeit zuschob somit die Verantwortlichkeit für alles Egoistische — „Böse genannte“ — d.h. Naturnothwendige seines Wesens: so machte man ihm einen schlechten Ruf und ein schlechtes Gewissen: — dadurch daß man einen heiligen Gott über den Menschen dachte und damit allem Handeln das böse Wesen eindrückte, und zwar je feiner und edler ein Mensch empfand? — Das Nachlassen dieser furchtbaren Glaubenssätze und das Nachlassen im Zwängen und Erzwingen des Glaubens überhaupt hat die Barbarei verscheucht! — Freilich: eine noch frühere Barbarei, eine gröbere konnte nur durch jene „heilsamen“ Wahnartikel verscheucht werden!

[«]

11[333]

Jedes Vorstellen kommt mit Hülfe des Gedächtnisses zu Stande, und ist das Produkt unzähliger Erfahrungen Urtheile Irrthümer Lüste Unlüste vergangner Momente im Menschen: ob es auch noch so plötzlich auftritt. Wenn ich mir einen Gebirgssee vorstelle, so arbeitet bei mir eine ganz andere Vergangenheit an dieser Vorstellung als wenn ein Berliner ihn sich vorstellt. Oder: „Kirche“ „Philosoph“ „Edelmann“ „Tagedieb“ usw.

[«]

11[334]

Jede Lust und Unlust ist jetzt bei uns ein höchst complicirtes Ergebniß, so plötzlich es auftritt; die ganze Erfahrung und eine Unsumme von Werthschätzungen und Irrthümern derselben steckt darin. Das Maaß des Schmerzes steht nicht im Verhältniß zur Gefährlichkeit; unsere Einsicht widerspricht. Ebenso ist das Maaß der Lust nicht im Verhältniß zu unserer jetzigen Erkenntniß — wohl aber zur „Erkenntniß“ der primitivsten und längsten Vorperiode von Mensch- und Thierheit. Wir stehen unter dem Gesetze der Vergangenheit d.h. ihrer Annahmen und Werthschätzungen.

[«]

11[335]

Nur die Arten von Annahmen, mit denen ein Weiterleben möglich war, haben sich erhalten — dies die älteste Kritik, und lange die einzige! Dadurch sind die gröbsten Irrthümer uns einverleibt, unausrottbar — denn sie verhinderten oft nicht das Weiterleben. Ob eine Annahme auf die Dauer Schaden brachte (z.B. die Annahme, daß ein Getränk gesund sei, doch das Leben auf die Dauer verkürzte), das kam nicht in Betracht. Die Kurzlebigkeit des Menschen mag die Folge fehlerhafter einverleibter Annahmen sein.

Am Beginn aller geistigen Thätigkeit stehen die gröbsten Annahmen und Erdichtungen, z.B. Gleiches Ding Beharren. Sie sind gleichaltrig mit dem Intellekte und er hat sein Wesen danach gemodelt. — Nur die Annahmen blieben, mit denen sich das organische Leben vertrug.

[«]

11[336]

An E.R.

Leg ich mich aus, so leg ich mich hinein
So mög ein Freund mein Interprete sein.
Und wenn er steigt auf seiner eignen Bahn,
Trägt er des Freundes Bild mit sich hinan.

Februar 1882.

[«]

11[337]

Gaya Scienza.

Albas	Morgenlieder
Serenas	Abendlieder
Tenzoni	Streitlieder
Sirventes	Lob- und Rügelieder
Sontas	Lieder der Freude
Laïs	Lieder des Leides

[«]

11[338]

Die zukünftige Geschichte: immer mehr wird dieser Gedanke siegen — und die nicht daran Glaubenden müssen ihrer Natur nach endlich aussterben!

Nur wer sein Dasein für ewig wiederholungsfähig hält, bleibt übrig: unter solchen aber ist ein Zustand möglich, an den noch kein Utopist gereicht hat!

[«]

11[339]

Seid ihr nun vorbereitet? Ihr müßt jeden Grad von Skepsis durchlebt haben und mit Wollust in eiskalten Strömen gebadet haben — sonst habt ihr kein Recht auf diesen Gedanken; ich will mich gegen die Leichtgläubigen und Schwärmerischen wohl wehren! Ich will meinen Gedanken im Voraus vertheidigen! Er soll die Religion der freiesten heitersten und erhabensten Seelen sein — ein lieblicher Wiesengrund zwischen vergoldetem Eise und reinem Himmel!

[«]

11[340]

1) Ungeheure Thatsache: alle unsere moralischen Urtheile sind aus den entgegengesetzten hervorgegangen: wie ist dies geschehen?

2) wie ist das ältere moralische Urtheil entstanden?

[«]

11[341]

Die Strafe nicht entehrend, so lange sie auch den unabsichtlichen Schädiger trifft.

[«]

11[342]

Gewissensbiß auch nach unbeabsichtigtem Frevel. Z.B. Oedipus.

wesentlich: Ekel vor sich selber!

aesthetische Grundnatur des Urtheils.

[«]

11[343]

Gegen Spencer: „so ist es nicht zweckmäßig“ — das ist kein moralisches Urtheil

„Es ist nicht recht, obwohl es zweckmäßig ist“

„es erniedrigt mich“ „es macht Grauen und Ekel vor mir.“

Die Rücksicht auf den eigenen Nutzen **oder** den der Gesellschaft macht die Sache immer noch nicht „moralisch“! „Es ist schädlich für die Andern, nützlich für mich“ — was muß geschehen, damit dies als „erniedrigend“, als ekelhaft empfunden wird? — An und für sich ist es die rechte Handlung die natürliche, bei der alles grünt und gedeiht.

Der freie Wille, das Wissen um die **Zwecke** der Handlungen wurden als unmoralisch empfunden: ist Heerdeninstinkt. Das Wissen hat das schlechte Gewissen für sich gehabt.

[«]

11[344]

In der Heerde keine Nächstenliebe: sondern Sinn für das Ganze und Gleichgültigkeit gegen den Nächsten. Diese Gleichgültigkeit ist etwas sehr Hohes!

[«]

11[345]

In welchem Satze und Glauben drückt sich am besten die entscheidende Wendung aus, welche durch das Übergewicht des wissenschaftlichen über den religiösen götter-erdichtenden Geist eingetreten ist? Wir bestehen darauf, daß die Welt, als eine Kraft, nicht unbegrenzt gedacht werden darf — wir verbieten uns den Begriff einer unendlichen Kraft, als mit dem Begriff „Kraft“ unverträglich.

[«]

11[346]

der Mensch die Natur in Dienste nehmend und überwältigend

der wissenschaftliche Mensch arbeitet im Instinkt dieses Willens zur Macht und fühlt sich gerechtfertigt

Fortschritt im Wissen als Fortschritt in der Macht (aber nicht als Individuum). Vielmehr macht dieser sklavenmäßige Verbrauch des Gelehrten das Individuum niedriger.

[«]

11[347]

Antagonism: Erhöhung und Verstärkung des Typus!
Erhöhung und Verstärkung seiner einzelnen Organe und Funktionen.

[«]

11[348]

An und für mich — wozu? —

[«]

[12 = N V 7. Herbst 1881]

12[1]

Nachts, vor dem bestirnten Himmel:
— Oh dieser todtenstille Lärm! —

[«]

12[2]

Wortspiele:
Ridicultur eines Menschen
der geistige Nachtisch jetzt für Viele: Gorgon-Zola
— in der Grotte seiner Nymphe Ärgeria.

[«]

12[3]

Genua, dieser entfärbte Süden.

[«]

12[4]

Künstler, die mit ihrem Antreiben und ihrem Verlangen zu wirken wissen, während sie nicht im Stande sind, selber ihre Ziele zu erreichen. Aber sie theilen den Impuls mit — und mitunter hat der Andere die mächtigere Thatkraft im Erreichen oder wenigstens Voraussehen des Ziels.

[«]

12[5]

die Wissensch<aft> stellt auf, worin der Mensch festgeworden ist (nicht worin die Dinge — obschon sie sich so ausdrückt, jetzt!) Die Polypen werden sich des ungeheuren Gebirgs bewußt, das sie gebaut haben das aus ihnen besteht, daß sie ein lebendiges Gebirge von furchtbarer Festigkeit sind.

[«]

12[6]

Diese furchtbare Realität, diese Furchtbarkeit der Realität ist ebenso ersichtlich bei den moralischen Phänomenen wie den physikalischen, ja deutlicher: wie hier [+] im Grunde alles **Dichtung**! **Dies habe ich zu beweisen! —** Es ist wie im Traum, es übt die ganz reale Macht aus, der Glaube daß hier wirkliches ist (z.B. bei einem Mord, einer Hinrichtung, einem Leichenbegängniß)

[«]

12[7]

Ohne die Vorstellung anderer Wesen als Menschen sind bleibt alles Kleinstädterei, Klein-Menschelei. Die Erfindung der Götter und Heroen war unschätzbar. Wir brauchen Wesen zur Vergleichung, selbst die falsch ausgelegten Menschen, die Heiligen und Heroen sind ein mächtiges Mittel gewesen. Freilich: dieser Trieb verbrauchte einen Theil der Kraft, welche auf die Findung des eigenen Ideals verwendet werden konnte. — Aber eigene-Ideale-suchen war nichts für frühere Zeiten, das Wichtigste war den Menschen nicht mehr unter ein Mittelmaaß hinabsinken zu lassen und dazu diente, daß er wie angeschmiedet wurde an ein allgemeines Menschenbild, daß Selbstlosigkeit ihm gepredigt wurde.

[«]

12[8]

Wie habe ich den Menschen gesucht, der höher ist als ich, und der mich wirklich übersieht! Ich fand ihn nicht. Ich darf mich nicht mit W<agner> vergleichen — aber ich gehöre einem höheren Range an, abgesehen von der „Kraft“.

[«]

12[9]

Wenn wir nicht aus dem Tode Gottes eine großartige Entsagung und einen fortwährenden Sieg über uns machen, so haben wir den Verlust zu tragen.

[«]

12[10]

Das neue Problem: ob nicht ein Theil der Menschen auf Kosten des anderen zu einer höheren Rasse zu erziehen ist. Züchtung — — — —

[«]

12[11]

Zuletzt: unsere idealistische Phantasterei gehört auch zum Dasein und muß in seinem Charakter erscheinen! Es ist nicht die Quelle, aber deshalb ist es doch vorhanden. Unsere höchsten und verwegensten Gedanken sind Charakterstücke der „Wirklichkeit“. Unser Gedanke ist von gleichem Stoffe wie alle Dinge.

[«]

12[12]

Wir verachten den Besitzlosen — darum auch den, der sich selber nicht beherrschen kann, der sich selber nicht besitzt. Er ist, nach unserer Empfindung, nicht als Egoist verächtlich, sondern als Wetterfahne von Impulsen und Mangel an Selbst.

[«]

12[13]

An einem klugen rücksichtslosen Spitzbuben und Verbrecher tadeln wir nicht seinen Egoismus als solchen, der sich auf die feinste Weise äußert, sondern daß dieser sich auf so niedere Ziele richtet und auf sie beschränkt. Sind die Ziele groß, so hat die Menschheit einen anderen Maaßstab und schätzt „Verbrechen“ nicht als solche, selbst die furchtbarsten Mittel. — Das Ekelhafte ist, ein guter Intellekt im Dienste einer erbärmlichen Anspruchslosigkeit des Geschmacks — wir ekeln uns vor der **Art** ego, nicht an sich vor dem ego.

[«]

12[14]

Die Musik repräsentirt jetzt Gefühle — sie erregt sie nicht!

[«]

12[15]

unorganische Materie, ob sie gleich meist organisch war, hat nichts gelernt, ist immer ohne Vergangenheit! Wäre es anders, so würde es nie eine Wiederholung geben können — denn es enstände immer etwas aus Stoff mit neuen Qualitäten, mit neuen Vergangenheiten.

[«]

12[16]

Verschiedenes bei gleicher Musik erleben!

[«]

12[17]

Ein Ding, ganz allein, würde gar nicht existiren — es hätte gar keine Relationen. Z.B. mein Buch.

[«]

12[18]

Ich stelle mich vor mir selber erzürnt über die Kälte und Vernachlässigung, die ich von Freunden erfahre — im tiefsten Grunde läßt mich dies unbewegt, und ich wünschte fast, es zu einem Motiv zu machen, das mich etwas erregte. Ich suche Gründe gegen die Langeweile und finde nicht viel.

[«]

12[19]

Daß ein Mensch manche Dinge nicht begehrt, nicht liebt, das rechnen wir ihm an als Zeichen seiner Niedrigkeit und Gemeinheit. „Selbstlosigkeit" als Gegenstück — er liebt manche Dinge und bringt andere Triebe zum Opfer, die den meisten Menschen nicht begreiflich als Gegenstand solcher Liebe sind — deshalb nehmen sie das Wunder der „Selbstlosigkeit" an!

[«]

12[20]

Die Menschen haben die Liebe immer mißverstanden — sie glauben hier selbstlos zu sein, weil sie den Vortheil eines anderen Wesens wollen, oft wider ihren eigenen. Wollen sie dafür jenes andere Wesen **besitzen**? Oft nicht einmal!

[«]

12[21]

Das erste Buch als Grabrede auf den Tod Gottes. —

[«]

12[22]

Hundert Tannhäuser. — An Wotan nicht zu glauben! Ausdeutung der Vergangenheit

[«]

12[23]

Dieser einsamste der Einsamen, der Mensch, sucht nun nicht mehr einen Gott, sondern einen Genossen. Dies wird der mythenbildende Trieb der Zukunft sein. Er sucht den Freund des Menschen.

[«]

12[24]

Diese Welt die wir geschaffen haben, oh wie haben wir sie geliebt!

Wie tief-fremd ist uns die durch die Wissenschaft entdeckte Welt!

[«]

12[25]

Opfer bringen wir fortwährend. Bald siegt diese Neigung über die andere und deren Anforderungen, bald jene. Du würdest erstaunen, wenn ich vorrechnete, wie viel Opfer jeder Tag mich kostet.

[«]

12[26]

Alles was der Mensch aus sich heraus gelegt hat, in die Außenwelt, hat er dadurch sich fremd gemacht und immer mehr: so daß es nun wie ein Nicht-Ich wirkt, und alle moralischen Prädikate trägt und erträgt, die der Mensch sich selber nicht beizulegen wagt. „Natur“. So hat er sich erniedrigt und verarmt: je reicher sein Außer-sich wurde (Farbe Bewegung ebenso wie Schönheit Linie Erhabenheit).

[«]

12[27]

Während es dem Melancholiker allzusehr an phosphorsaurem Kali in Blut und Gehirn gebricht, sieht er den Grund seines Mangelgefühls und seiner Depression in den moralischen Zuständen der Menschen, der Dinge, seiner selber!!!

[«]

12[28]

Kinder die ein Gedächtniß für Strafen haben, werden tückisch und heimlich. Aber zumeist vergessen sie — und so bleiben sie in der Unschuld.

[«]

12[29]

Wir kommen über die Ästhetik nicht hinaus — ehemals glaubte ich, ein Gott mache sich das Vergnügen, die Welt anzusehen: aber wir haben das Wesen einer Welt, welche die Menschen allmählich geschaffen haben: ihre Ästhetik.

[«]

12[30]

Musik — eine verkappte Befriedigung der religiosi. Vom Worte absehen! Das ist ihr Vortheil! Ja auch von Bildern! Damit sich der Intellekt nicht schäme! So ist es gesund und eine Erleichterung für jene Triebe, welche doch befriedigt sein wollen!

[«]

12[31]

nach der Wahrheit jagen — es ist auch nur eine Form der Jagd nach dem Glücke

[«]

12[32]

Ach, nun müssen wir die Unwahrheit umarmen und der Irrthum wird jetzt erst zur Lüge, und die Lüge vor uns wird zur Lebensnothwendigkeit!

[«]

12[33]

Ach, ich bin hinter die Maskerade der großen Männer, der großen Erfolge, der großen Verluste gekommen. Es ist alles perspektivisch zu betrachten — wenn man sich nicht unter die Kleinen einordnet, so hat man nichts davon als Lärm und Anlaß zu Lachen und Herzbrechen.

[«]

12[34]

Meine Aufgabe: alle die Schönheit und Erhabenheit, die wir den Dingen und den Einbildungen geliehen, zurückfordern als Eigenthum und Erzeugniß des Menschen und als schönsten Schmuck, schönste Apologie dessen. Der Mensch als Dichter, als Denker, als Gott, als Macht, als Mitleid. O über seine königliche Freigebigkeit, womit er die Dinge beschenkt hat, um sich zu verarmen und elend zu fühlen! Das ist seine größte „Selbstlosigkeit“, wie er bewundert und anbetet und nicht weiß und wissen will, daß er schuf, was er bewundert. — Es sind die Dichtungen und Gemälde der Urmenschheit, diese „wirklichen“ Naturscenen — damals wußte man noch nicht anders zu dichten und zu malen, als indem man in die Dinge etwas hineinsah. Und diese Erbschaft haben wir gemacht. — Es ist diese erhabene Linie, die Gefühl von trauernder Größe, dies Gefühl des bewegten Meeres alles erdichtet von unseren Vorfahren. Dieses Fest- und Bestimmtsehen überhaupt!

[«]

12[35]

Wie kommt es, daß wir unsere stärkeren Neigungen auf Unkosten unserer schwächeren Neigungen befriedigen? — An sich, wenn wir eine Einheit wären, könnte es diesen Zwiespalt nicht geben. Thatsächlich sind wir eine Vielheit, welche sich eine Einheit eingebildet hat. Der Intellekt als das Mittel der Täuschung mit seinen Zwangsformen „Substanz“ „Gleichheit“ „Dauer“ — er erst hat die Vielheit sich aus dem Sinne geschlagen.

[«]

12[36]

Die Musik ist mein und unser Vorläufer — so persönlich sprechen und so gut und edel! Unsäglich <vieles> hat noch kein Wort gefunden und keinen Gedanken — das beweist unsere Musik — nicht, daß kein Gedanke und kein Wort da zu finden wäre.

[«]

12[37]

nox intemp<esta> wo Ursache und Wirkung aus den Fugen gekommen zu sein scheinen und jeden Augenblick etwas aus dem Nichts entstehen kann. (Richard Wagner hat es in „Hagens Wacht“ in Musik gesetzt)

[«]

12[38]

Diese Schönheit und Erhabenheit der Natur, vor der jeder Mensch klein erscheint, haben wir erst in die Natur hineingetragen — und folglich um diesen Theil die Menschheit beraubt. Sie muß es büßen.

[«]

12[39]

Wo wir etwas ganz Schätzenwerthes zu erkennen glauben und es erwerben und erhalten wollen, also im Eigenthum-Verlangen, erwachen unsere edelsten Triebe. Der Liebende ist ein höherer Mensch: obschon er mehr Egoist ist als je. Aber 1. sein Egoismus ist concentrirt, 2. der Eine Trieb ist entschieden siegreich über die anderen und bringt das Außergewöhnliche hervor.

[«]

12[40]

Das Bollwerk der Wissenschaft und ihrer Vernunft-Allgemeinheit muß erst errichtet sein, dann kann die Entfesselung der Indi<viduen> vor sich gehen: es darf keinen Irrthum dabei geben, weil die Grenzen der Vernünftigkeit vorher festgesetzt und ins Gewissen und den Leib einverleibt wurden. Erst Einverleibung der Wissenschaft — dann:

[«]

12[41]

Mein Gefühl unterscheidet höhere und niedere Menschen: was und wie es da unterscheidet, will ich einmal so hart und bestimmt wie möglich aussprechen.

[«]

12[42]

Eins ist immer nöthiger als das Andre.

[«]

12[43]

Handlungen durch welche wir einen Affekt befriedigen (sei es der der Liebe Neigung Abneigung gegen Jemanden) nennt man nicht „selbstlos“, es sei denn im ungenauen Sprachgebrauch. Der Liebende bejaht ersichtlich sich selbst mehr als je — und wenn er auf die Handlungen der Liebe und Aufopferung verzichten muß, so leidet er sehr — Das Problem ist hier nicht — wir thun auch anscheinend selbstlose Handlungen, gegen gleichgültige, selbst unangenehme Personen und Sachen. Darüber mein [—]. — Aber das Problem bleibt: wie kann man Jemanden lieben? Gar einen Bruder? Einen solchen Bruder.

[«]

12[44]

Der Denker, der seine Stille gewöhnlich zwischen zwei Lärmen zu finden hat, wenn er sie überhaupt zu finden weiß!

6. Okt. 1881.

[«]

12[45]

Wie viele verschiedene Lebensalter haben unsere moralischen Qualitäten!

[«]

12[46]

Was wird aus dem Überschuß von göttlichen Gefühlen? Oder giebt es den nicht?

[«]

12[47]

Gespräche in der Einsamkeit.

[«]

12[48]

12 Sommer.

[«]

12[49]

Spott bei dem ruhig Genießenden, als Zeichen daß der Geist nicht einschlummert! Haß aber — — —

[«]

12[50]

Aber die Welt, die die Wissenschaft entdeckt — woher stammt die? Wäre alles von uns, so dürfte es so etwas gar nicht geben! Oder ist es nur unsere vergessene Welt? War alles einmal Oberfläche und Haut und Gegenstand des Bewußtseins, bis es eine neue Oberfläche und Haut gab und die alte vergessen wurde?

[«]

12[51]

ästhetische Urtheile sind Überreste unserer Urtheile über glücklich-unglücklich z.B. in einer Landschaft der Reichthum an Farben, an Genießbarem, an Ruhe, an festen Linien — es sind alles die Abzeichen und Symbole eines Menschen, der uns einst als der Glückliche galt. So andere Male die leidenschaftliche Gegend — wir hielten auch die Leidenschaft für den Zustand des Glückes. Die fromme Gegend, die heilige Gegend, die verehrte Gegend, die alterthümliche, die kindliche, die weibliche, die stolze, die schlafende

[«]

12[52]

Wenn ich von Plato Pascal Spinoza und Goethe rede, so weiß ich, daß ihr Blut in dem meinen rollt — ich bin stolz, wenn ich von ihnen die Wahrheit sage — die Familie ist gut genug, daß sie nicht nöthig hat, zu dichten oder zu verhehlen; und so stehe ich zu allem Gewesenen, ich bin stolz auf die Menschlichkeit, und stolz gerade in der unbedingten Wahrhaftigkeit

[«]

12[53]

Für die Gedankenlosen bedarf es einer abgekürzten Philosophie und Moral: Gott. Nämlich wenn die bösen Stunden kommen!

[«]

12[54]

Hohe Zimmer!

Viele dumme Frauen halten Milch für keine Nahrung, wohl aber Rüben.

[«]

12[55]

Ein Weib ist das Geschöpf, welches seinen Feind und Räuber lieben soll — und liebt.

[«]

12[56]

An einem schlechten Hange zu Grunde gehen — nicht so schlimm! Phantasterei über das Böse wie über den Schmerz aufzudecken!!

[«]

12[57]

Inwiefern jeder hellere Gesichtskreis als Nihilism erscheint

[«]

12[58]

Wir Aesthetiker höchsten Ranges möchten auch die Verbrechen und das Laster und die Qualen der Seele und die Irrthümer nicht missen — und eine Gesellschaft von Weisen würde sich wahrscheinlich eine böse Welt hinzuerschaffen. Ich meine, es ist kein Beweis gegen die Künstlerschaft Gottes, daß das Böse und der Schmerz existirt — wohl aber gegen seine „Güte“? — Aber was ist denn Güte? Das Helfenwollen und Wohlthunwollen, welches ebenfalls solche voraussetzt, denen es schlechter geht! und die schlechter sind!

[«]

12[59]

Es genügen außerordentlich kleine Veränderungen der Werthschätzung, um ganz ungeheuer verschiedene Werthbilder zu bekommen (Anordnung der Güter)

[«]

12[60]

Wir sind nicht die Reste und Überbleibsel der Menschheit (wie wir dies gewiß von der organisch werdenden Welt sind) Vieles Neue kann von uns noch ausgehen, was den Charakter der Menschheit verändert.

[«]

12[61]

Wer erfindet uns das tragische Ballet mit Musik? Besonders nöthig bei Völkern, die nicht singen können und die sich durch die dramatische Musik die Kehlen gebrochen haben!

[«]

12[62]

„ich habe meinen Regenschirm vergessen“

[«]

12[63]

Ursache und Wirkung. Wir verstehen darunter im Grunde eben das, was wir denken, wenn wir uns selber als Ursache eines Schlages usw. denken. „Ich will“

ist Voraussetzung, eigentlich ist es der Glaube an eine magisch wirkende Kraft, dieser Glaube an Ursache und Wirkung — der Glaube, daß alle Ursachen so persönlich-wollend sind, wie der Mensch. Kurz, dieser Satz a priori ist ein Stück Urmythologie — nichts mehr!

[«]

12[64]

Wir dürfen nicht wider den Strich die Vernunft der Menschheit entwickeln, aber es ist auch dafür gesorgt, daß wir es nicht können.

[«]

12[65]

die versöhnenden Menschen sind mir fatal

[«]

12[66]

das aschgraue Licht, das der Mond von der erleuchteten Erde erhält

[«]

12[67]

Der Schmerz ist wegen seiner großen Nützlichkeit so ausgebildet worden — er ist ebenso nützlich wie die Lust

[«]

12[68]

Emerson

Ich habe mich nie in einem Buch so zu Hause und in meinem Hause gefühlt als — ich darf es nicht loben, es steht mir zu nahe.

[«]

12[69]

Die Masken fallen einem bei der ital<ienischen> Musik ein.

[«]

12[70]

Ich will das Ganze als eine Art Manfred und ganz persönlich schreiben. Von den Menschen suche ich weder „Lob noch Mitleid noch Hülfe“ — ich will sie vielmehr „durch mich überwältigen“.

[«]

12[71]

durch Alcohol bringt man sich auf Stufen der Cultur zurück, die man überwunden hat. Alle Speisen haben irgend eine Offenbarung über die Vergangenheit, aus der wir wurden.

[«]

12[72]

Nein! Ich will nicht älter sein als ich bin. Es wird vielleicht einmal noch die Zeit kommen, wo auch die Adler scheu zu mir aufblicken müssen (wie zum h<eiligen> Johannes)

[«]

12[73]

Schriftgelehrte — Naturgelehrte

[«]

12[74]

Daß alles und jedes Geschehen die Folge von Willensakten sei und damit erklärt oder nicht weiter erklärbar — diesen Glauben haben die Wilden mit Schopenhauer gemeinsam: er hat ehemals alle Menschen beherrscht, und es war ein bloßer Atavismus, ihn noch im 19. Jahrhundert in der Mitte Europas, zu haben und zu predigen. Das Gegentheil — daß bei allem Geschehen der Wille nicht betheiligt ist, so sehr er es scheint — ist nahezu bewiesen! (Und das für das unsäglich kleine Stück Geschehens, wo überhaupt ein Wille betheiligt sein könnte!)

[«]

12[75]

Ich wehre mich dagegen, Vernunft und Liebe, Gerechtigkeit und Liebe von einander zu trennen, oder gar sich entgegenzustellen und der Liebe den höheren Rang zu geben! Liebe ist comes, bei Vernunft und Gerechtigkeit, sie ist die Freude an der Sache, Lust an ihrem Besitz, Begierde sie ganz zu besitzen und in ihrer ganzen Schönheit — die aesthetische Seite der Gerechtigkeit und Vernunft, ein Nebentrieb.

Nachdem wir Vernunft und Gerechtigkeit haben, müssen wir die Leitern zerbrechen, die uns dazu führten; es ist die traurige Pflicht, daß diese höchsten Ergebnisse uns zwingen, gleichsam die Eltern und Voreltern vor Gericht zu laden. Gegen die Vergangenheit gerecht zu sein, sie wissen wollen, in aller Liebe! Hier wird unsere Vornehmheit auf die höchste Probe gestellt! Ich merke es, wer mit rachsüchtigem Herzen vom Christenthum redet — das ist gemein!

[«]

12[76]

Die Wissenschaft giebt uns unseren adeligen Stammbaum, unsere Heraldik: sie giebt uns die Vorfahren. Im Vergleich zu uns waren alle bisherigen Menschen „Eintagsfliegen“ und Pöbel, der nur ein kurzes Gedächtniß hatte.

Das historische Gefühl ist das Neue, da wächst etwas ganz Großes! Zunächst schädlich, wie alles Neue! Es muß sich lange einleben, ehe es gesund wird und große Blüthe treibt! Wir hören, was unsere Vorfahren — Helden alles besaßen — wir müssen vieles fahren lassen, aber allen Verlusten höhere Erwerbungen entgegenstellen.

Vernunft und Gerechtigkeit sind am schwersten zu würdigen, weil jung und schwach und oft schädigend!

[«]

12[77]

Gott ist todt — wer hat ihn denn getödtet? Auch dies Gefühl den Heiligen Mächtigsten getödtet zu haben, muß noch über einzelne Menschen kommen — jetzt ist es noch zu früh! zu schwach! Mord der Morde! Wir erwachen als Mörder! Wie tröstet sich ein solcher? Wie reinigt er sich? Muß er nicht der allmächtigste und heiligste Dichter selber werden?

[«]

12[78]

Unsere Gesetze sind Versuche, aus Papier den weisen Mann zu machen, der allen Umständen gewachsen ist und dessen Gerechtigkeit so groß ist wie seine Unerschrockenheit — ach, wo ist das ehrfurchterweckende Gesicht des Gesetzgebers hin, welcher mehr bedeuten muß als das Gesetz, nämlich den Wunsch, es aus Liebe und Ehrfurcht heilig zu halten?

[«]

12[79]

Ich habe eine Herkunft — das ist der Stolz, entgegengesetzt der cupido gloriae. Es ist mir nicht fremd, daß Zarathustra — — —

[«]

12[80]

Das Originelle des Menschen ist, daß er ein Ding sieht, das alle nicht sehen.

[«]

12[81]

Die Unbefriedigten müssen etwas haben, an das sie ihr Herz hängen: z.B. Gott. Jetzt, wo dieser fehlt, bekommt z.B. der Socialismus viele solche, die ehemals sich an Gott geklammert hätten — oder patria (wie Mazzini). Ein Anlaß zu großartiger Aufopferung, und einer öffentlichen (weil sie disciplinirt und fest hält, auch Muth macht!) soll immer da sein! Hier ist zu erfinden!

[«]

12[82]

Wir selber müssen, wie Gott, gegen alle Dinge gerecht gnädig sonnenhaft sein und sie immer neu schaffen, wie wir sie geschaffen haben.

[«]

12[83]

Man überträgt fälschlich Empfindungen (die bei jetzigen Zuständen z.B. Ehe erklärlich sind) auf Urzeiten, wo die Ehe anders war und gar nicht Liebe der Gatten unter sich hervorbringen konnte!

[«]

12[84]

R<ichard> W<agner> wollte eine große Cultur, um einen Platz für seine Kunst zu haben — aber es fehlte ihm der neue Gedanke. So machte er Anleihen überall: zuletzt christliche Empfindungen, wenn auch noch nicht christliche Gedanken etc.

[«]

12[85]

Aufgeben die niederen Grade der Macht, um zu höheren zu kommen

[«]

12[86]

Mir als Mann ist die träumerische Beschaffenheit der Welt zuwider — aber ich sage als Mann die Wahrheit, auch die zuwidere.

[«]

12[87]

Jene Art von Egoism, welche uns treibt, etwas um des Nächsten Willen zu thun oder zu lassen.

[«]

12[88]

Situationen zu sammeln

[«]

12[89]

Erster Satz meiner Moral: man soll keine Zustände erstreben, weder sein Glück, noch seine Ruhe, noch seine Herrschaft über sich. Der Zustand soll immer nur comes, nie dux virtutis sein! Warum? — Auch nicht „das Ideal" — sondern jede kleine und große Handlung so erhaben und so schön wie möglich und auch sichtbar ausführen! Die Art und Weise soll uns unterscheiden!

[«]

12[90]

Die Wissensch<aft> fliegt auf einmal so rasch aufwärts, daß ihre Jünger kaum Athem holen können — und eben in der allzu dünnen Luft wird es ihnen wehe, so weit und rein ihr Blick auch reicht. Die Menschheit muß es nachholen — sie muß es, wie sie es bisher gethan hat! Alle Klugheit und Vernunft auf der unser Leben jetzt ruht, ist die Entdeckung Einzelner gewesen und ganz allmählich der Menschheit aufgedrungen, aufgezwungen, angeübt, einverleibt worden — so daß es jetzt wie zum unverrückbaren Wesen des Menschen zu gehören scheint!

[«]

12[91]

Wer die Ernährung z.B. oder die Heizung studirt, lernt eine Menge Verhaltungsmaßregeln. Ehemals gehörten alle diese Regeln unter die „Moral" — jetzt ist der Unterricht nicht mehr so feierlich und das Heil der Seele ist nicht daran geknüpft. Wie die Magie unendlich von der Wissenschaft übertroffen ist an Kraft und Kunststücken — so:

[«]

12[92]

Wir alten eingefleischten Wagnerianer sind doch die dankbarsten Bellini- und Rossini-Hörer.

[«]

12[93]

Ich sehe das Mißverhältniß von Wissenschaft und Mensch fortwährend — es schwindet nie aus meinem Gesichte: gab es etwas Ähnliches? Priester und Mensch, Prophet und Mensch, Fürst und Mensch, Richter und Mensch. Jedesmal schien die Forderung das Individuum aufzuheben

[«]

12[94]

Die Fiorituren und Cadenzen in der Musik sind wie süßes Eis im Sommer.

[«]

12[95]

Nach dem periodischen Stile greifen alle, wie nach einem Gewande, welche sich nicht nackt zeigen wollen — sei es nun, daß sie ungestaltet sind, sei es, daß sie sich allzu schamhaft gewöhnt haben. Ihre Gedanken sind scheu und linkisch ohne Hülle — das Wenige von Anmuth, dessen sie fähig sind, zeigt sich erst, wenn die Falten der Periode ihnen Muth und Glauben an die eigene Würde geben. Dies wollen wir an ihnen ertragen und selbst gutheißen: nur bitten wir diese Mantelträger und Faltenreichen aus sich kein Gesetz der Moral und Schönheit zu machen: der periodische Stil ist und bleibt ein Nothbehelf und — — —

[«]

12[96]

M<eine> Brüder! Verbergen wir es uns nicht! Die Wiss<enschaft> oder, ehrlicher geredet, die Leidenschaft der Erkenntniß ist da; eine ungeheure neue wachsende Gewalt, dergleichen noch nie gesehen worden ist, mit Adlersschwung, Eulenaugen und den Füßen des Lindwurms — ja sie ist schon jetzt so stark, daß sie sich selber als Problem faßt und fragt: „wie bin ich nur möglich unter Menschen! Wie ist der Mensch fürderhin möglich mit mir!“

[«]

12[97]

Diese Leidenschaft der Erk<enntniß> fällt sich selber an, sie fragt nach ihrem Warum? Nach ihrem „Woher?“ — und — — —

[«]

12[98]

die Menschheit ist schlechter geworden

[«]

12[99]

Das Gefühl moralischer Geringschätzung ist jetzt gewöhnlich!

[«]

12[100]

ein Ungeheuer von Zeitenlänge, für das wir Spracharmen wieder kein Wort mehr bereit halten — wir müßten da sagen: eine kleine Ewigkeit von Zeit —

[«]

12[101]

Hier bin ich dies lebende Muschelthier, unter all den Felsen am Gestade

[«]

12[102]

Wer die Tragödie moralisch genießt, der hat noch einige Stufen zu steigen.

[«]

12[103]

Die beste Musik ist wenig, wenn nicht ein Sänger, eine Sängerin uns durch Stimme und Kunst in sanfte Trunkenheit versetzt — und in diesem Falle wird geringe Musik unsäglich gehoben!

[«]

12[104]

Sind diese Dinge denn wichtig? Ich gehe durch große Städte und finde Keinen der sie dafür halten würde — oder solche die es heucheln — von Berufs wegen. Wichtig ist aber, daß sie es nicht mehr wichtig nehmen! Savonarola in Florenz ist vorüber! ganz!

[«]

12[105]

Der Bauende fragt: wer gilt dafür, den besten Geschmack als Baumeister zu haben? Dessen Geschmack will ich haben — und er gewöhnt sich daran, es wird sein Bedürfniß. So bekommen Städte endlich einen Geschmack

[«]

12[106]

Das Glück, breite und langsame Treppe

[«]

12[107]

Die Gedanken der Alten wirken ungeheuer, weil sich der Glaube an die Alten seit Jahrhunderten angesammelt hat. Meine Gedanken betreffen zu hohe und schwere Dinge als daß sie ohne den größten persönlichen Druck wirken können —

[«]

12[108]

Wenn dieser M<ensch> nicht ein großer Tugendhafter wird, so wird er fürchterlich sein, sich und Anderen. Bei Anderen lohnt es sich nicht, wenn sie sich so heftig um die Tugend bemühen — sie werden durch ihre Mittelmäßigkeit sogar die Tugend um ihr Ansehen bringen.

[«]

12[109]

Ist nicht Alles Alles bereit für diese Revolution? Die Lage ist zu schildern.

[«]

12[110]

Paradoxie im Weibe und seiner Erziehung — sehr geheimnißvoll und interessant. — Diesen Sinn hat alle Moral

[«]

12[111]

Es giebt keine Parteilichkeit für das Lebende oder gegen das Todte in der Natur. Wenn etwas lebend nicht erhalten bleibt, so ist kein Zweck verfehlt!

der Charakter „nützlich“ „zweckmäßig“ ist accessorisch, menschlich

[«]

12[112]

„Wenn Z<arathustra> die Menge bewegen will, da muß er der Schauspieler seiner selbst sein“

„Zarathustra’s Müssiggang ist aller Laster Anfang“

[«]

12[113]

Giebt es denn in der ganzen Welt jetzt einen Menschen, der so wie ich am Meere sitzt und —

[«]

12[114]

Genueser Müssiggang.

Wenn ich recht beobachtet habe, so bin ich hier der einzige Müssiggänger.

[«]

12[115]

Die Mittelstände streben mit allem Eifer die Arbeiter in ihre Lage zu bringen: sind sie denn glücklicher?

[«]

12[116]

An den eigentlichen Misojuden (wie W<agner>) ist mir eher die Verwandtschaft mit dem Jüdischen als die Unähnlichkeit aufgefallen — es ist eine ungeheure Eifersucht. Die Deutschen zerfielen jetzt in Juden und Misojuden, d.h. — — —

[«]

12[117]

Eine neue Art Verdummung — durch die Lust am Thun und Unternehmen.

[«]

12[118]

Ein M<ensch> mit bleichem Gesicht, tief gebückt über meinem Tische. Diese Vorstellung dauerte einen Augenblick: im nächsten nahm ich eine Katze wahr, ein paar Schritte weiter

[«]

12[119]

Die Musik als die Kunst der Morgenröthe!

[«]

12[120]

Was R<ichard> W<agner> werth ist, das wird uns erst der sagen, der den besten Gebrauch von ihm macht. Einstweilen haben wir W<agner> geglaubt, was er gern geglaubt haben möchte

[«]

12[121]

Chamfort in seiner Weise, der Einen Augenblick lachen, und viele Augenblicke nachdenken macht.

[«]

12[122]

Veredelung der Prostitution

[«]

12[123]

Zu Ehren der alten Frauen

[«]

12[124]

in Deutschland, wo die besten Stimmen durch die häßliche Sprache ruinirt werden so daß zuletzt schöne Blasinstrumente übrig bleiben und nicht mehr —

[«]

12[125]

Die Ehe hat das schlechte Gewissen gehabt — sollte man es glauben? Ja man soll es glauben

[«]

12[126]

Meine Kunst, das Pathetische zu mildern und zu brechen.

[«]

12[127]

Ich nehme mir die Freiheit, mich zu vergessen. Warum nicht widersprechen!

[«]

12[128]

Du widersprichst heute dem, was du gestern gelehrt hast — Aber dafür ist gestern nicht heute, sagte Zarathustra.

[«]

12[129]

Zum Äußersten bereit

Alle Arten tapferer M<enschen> um — — —

ein unsägliches Wehgefühl, daß das Leben so wegfließt.

Eines Tages sagte ich mir: es kommt alles wieder, und dieser wundervolle Tropfen Schwermuth im Glücke des Eroberers ist vielleicht das Schönste.

Zu seinem Jünger sagte er: „das ist die purpurne Schwermuth, die schönste Muschel, die du am Meere des Daseins auflesen kannst

das Gefühl des nahen Abschieds, die Abendbeleuchtung der Dinge

für **Könige**

[«]

12[130]

Du bist hart gegen dein früheres Ideal und die Menschen, mit denen es dich verband. — In der That, ich bin über sie hinweg gestiegen, um nach einem höheren

Ideale umzuschauen. Es war eine Treppe für mich — und jene meinten, ich wolle mich auf ihr zur Ruhe setzen.

[«]

12[131]

Man brachte 2 Jünglinge zu Z<arathustra>. „dieser wird jede Sache mittelmäßig machen — dieser wird nicht wehethun wollen, er ist nicht heroisch-grausam genug.“

[«]

12[132]

Nicht Gattungs- sondern Heerden-Egoismus

[«]

12[133]

barbarisch, gerade die Schwäche einer Sache zu nehmen, das Gegentheil, eine Sache so zu nehmen, daß man an Stelle ihrer Schwäche die eigene Stärke zu stellen weiß und sie so beschenkt

[«]

12[134]

die furchtbaren Schreie Zeichen Rätsel alles womit die Verdauung der Menschheit nicht fertig wird, — der „Koth des Daseins“ ist der fruchtbarste Dünger gewesen

[«]

12[135]

Wer viel siegt, muß viel Gegner gehabt haben. Alle unsere Kräfte wollen fortwährend kämpfen. Die Moral will: zu allererst Gegner! und Krieg!

[«]

12[136]

Wie vielen edlen und feinen Ziegen bin ich auf Reisen begegnet! sagte Z<arathustra>.

[«]

12[137]

Verdi ist arm an den Erfindungen schöner Sinnlichkeit und läßt gar noch merken, daß er äußerst sparsam mit ihnen umzugehen hat. Aber er hat sein Publikum mit seinen paar Einfällen fest — sie sind alle ärmer geworden wie er und wollen trotzdem nichts anderes, ganz wie er — so ist er ihr Mann und Meister. Auch W<agner> hat eine arme Sinnlichkeit und eine in Bezug auf Melodie an's Verrückte streifende Widerspenstigkeit in der Armut — aber wie hat er daraus sich eine Brücke zum Ideal zu bauen gewußt!

[«]

12[138]

W<agners> Musik gleicht der Wolke — und man muß von der Art der Rosenkranz und Güldenstern sein, um, gleich einigen Aesthetikern, in dieser Wolke ein Kameel zu sehen und nicht mehr

[«]

12[139]

Von den deutschen Dichtern hat Clemens Brentano am meisten Musik im Leibe

[«]

12[140]

Heroismus ist die Kraft, Schmerz zu leiden und zuzufügen.

[«]

12[141]

Der Stoicismus im gefaßten Ertragen ist ein Zeichen gelähmter Kraft, man stellt eine Trägheit gegen den Schmerz auf die Wage — Mangel an Heroismus, der immer kämpft (nicht leidet) der den Schmerz „freiwillig aufsucht“.

[«]

12[142]

„Wie ertrug ich nur bisher zu leben!“ auf dem Posilipp als Wagen rollte — Abendlicht

[«]

12[143]

Es liegt wenig an Menschen, welche einen Gruß auf der Straße eher erwidern als sie die Person erkennen

[«]

12[144]

den Thee oder sein Wasser „mediterranisiren“ (durch Orangenwasser)

[«]

12[145]

Jener Kaiser hält sich beständig die Vergänglichkeit aller Dinge vor, um sie nicht zu wichtig zu nehmen und ruhig zu bleiben. Auf mich wirkt die Vergänglichkeit ganz anders — mir scheint alles viel mehr werth zu sein als daß es so flüchtig sein dürfte — mir ist als ob die kostbaren Weine und Salben ins Meer gegossen würden.

[«]

12[146]

Wenn unser Glück uns nicht verleumden soll, müssen wir sichtbare Gebrechen an uns tragen.

[«]

12[147]

Edel: in wiefern ein anderes Maaß des Moralischen als das des Mitleids? der Höhere — der Grad von Verachtungsfähigkeit

Man kann fragen: war die Moral ein Mittel der Veredelung des Menschen? Was ist da „Veredelung“? Eine feinere Art der Moralität selber? — „Höher von sich denken“? —

vorausverkündende Verbrechen

[«]

12[148]

Ohne das Gefühl „ich bin verantwortlich“ — was wird aus dem Menschen? Ohne den Glauben an das Gewissen — was wird aus ihm? Denn er kann Gewissensbisse haben, aber skeptisch gegen sie sein, wie gegen andere Triebe, die sich regen

[«]

12[149]

Wallfahrten als die Badereisen der Armen — und die Kirchen ihr Pallast und ihre Vornehmheit

[«]

12[150]

Inschrift des Dichters-Zimmers

[«]

12[151]

der gedankenreichste Autor dieses Jahrh<underts> ist bisher ein Amerikaner gewesen (leider durch deutsche Philosophie verdunkelt — Milchglas)

Drei Irrthümer 1) die Vergeltung — — —

[«]

12[152]

Goethe der auch über seine Leidenschaften Buch führt.

[«]

12[153]

Ich gehe immer noch allem Leuchtenden nach — und du legst die Hand über die Augen, wenn du aussiehst.

[«]

12[154]

Ich schwimme auf der obersten Welle.

[«]

12[155]

Übler Geruch ein Vorurtheil. Alle Ausscheidungen ekelhaft — warum? Als übelriechend? Warum übel? sie sind nicht schädlich. Speichel Schleim Schweiß Same Urin Koth Hautreste, Nasenschleimhäute usw. Es ist unzweckmäßig! — Der Ekel mit der Verfeinerung zunehmend. Die Verrichtungen, die daran sich knüpfen, auch ekelhaft. — Ekel als Brechreiz zu verstehen: die Ausscheidungen erregen Reiz, die Nahrung auszuscheiden unverdaut (wie ein Gift) Urtheil vom Standpunkte der Genießbarkeit aus: dies ist nicht zu essen! Grundurtheil der Moral.

[«]

12[156]

Solche welche das Alter, gleich einem edlen Wein, immer geistiger und süßer macht — Menschen wie Goethe und Epikur — denken auch an ihre erotischen Erlebnisse zurück.

[«]

12[157]

Hier schwieg Z<arathustra> von Neuem und versank in tiefes Nachsinnen. Endlich sagte er wie träumend: „Oder hat er sich selber getötet? Waren wir nur seine Hände?“

[«]

12[158]

Um die Schönheit dieser Frau ganz zu sehen, muß man sie mit schwachen Augen ansehen: um aber ihren Geist ganz zu sehen, wird man das schärfste

Augenglas anwenden müssen — denn sie verbirgt ihn aus Eitelkeit in ihrem Gesichte, so weit er nur zu verbergen ist: denn Geist macht Frauen alt.

[«]

12[159]

Glück, o Glück, du schönste Beute,
immer nah, nie nah genug,
immer morgen, nur nicht heute, —
ist dein Jäger dir zu jung?
Bist du wirklich Pfad der Sünde,

aller Sünden
lieblichste Versündigung

[«]

12[160]

Jedes Ding an jedem Dinge meßbar: aber außerhalb der Dinge giebt es kein Maaß: weshalb an sich jede Größe unendlich groß und unendlich klein ist.

Dagegen giebt es vielleicht eine Zeiteinheit, welche fest ist. Die Kräfte brauchen bestimmte Zeiten, um bestimmte Qualitäten zu werden.

[«]

12[161]

ich würde mich nicht vermissen!

[«]

12[162]

Die Morgenröthe hat geleuchtet — aber wo ist die Sonne? Dieser Tag wird Sturm bringen — Sturmwolken ziehen um den Horizont.

[«]

12[163]

der einfachste Organismus ist der vollkommene — alle complicirteren sind fehlerhafter und unzählige der höheren Art gehen zu Grunde. Heerden und Staaten sind die höchsten uns bekannten — sehr unvollkommenen Organismen. Endlich entsteht, hinter dem Staate, das menschliche Individuum — das höchste und unvollkommenste Wesen, welches in der Regel zu Grunde geht und die Gebilde aus denen es entsteht zu Grunde richtet. Das ganze Pensum der Heerden- und Staatentriebe ist in seinem Innern concentrirt. Er kann allein leben, nach eigenen Gesetzen — er ist kein Gesetzgeber und **will** nicht herrschen. Sein Machtgefühl schlägt nach innen. Die sokratischen Tugenden!

[«]

12[164]

Trost für die welche zu Grunde gehen! ihre Leidenschaften als ein unglückliches Lotterieloos betrachten. Sehen, daß die meisten Würfe mißlingen müssen, daß das Zugrundegehen so nützlich ist als das Werden. Keine Reue. Selbstmord abkürzend.

[«]

12[165]

Ein Wort für die, welche an Gott glauben — sie mögen erwägen, ob ein Gott die Vernichtung von irgend etwas wollen kann oder überhaupt kann — ob dies nicht eben das göttliche Unvermögen ist

[«]

12[166]

Die Gehirn-Unruhe, welche der Wein — und sei es ein Eßlöffel voll bei mir hervorbringt, ist mir unausstehlich.

[«]

12[167]

* Jugend hat keine Tugend

[«]

12[168]

Es könnte noch immer eine Musik kommen, gegen welche die ganze Wagnerische Kunst unter den Begriff und die Rechtfertigung des recitativo secco fiele: und der welcher der sublimen Frage nach der Moralität der Musik nachhängt, wird auch jene Möglichkeit in Betrachtung zu ziehen haben.

[«]

12[169]

Feindschaft Machtgelüst Grausamkeit Neid Rache Spott- und Tadelsucht Lüge Hang zur Wollust und zum Besitz

[«]

12[170]

Voltaires edler Anstand und Zierlichkeit

[«]

12[171]

Malherbe sagt zu seinem Beichtvater, der ihm von der Seligkeit in plumpen und niedrigen Wendungen sprach: „Genug! lassen wir das! Ihr schlechter Stil macht mir Ekel.“

[«]

12[172]

Jener Indier, welcher sich in den Kopf gesetzt hatte, wenn er seinen Urin abschlage, werde er ganz Disnajan unter Wasser setzen.

[«]

12[173]

„diese gegenwärtige Brücke ist allhier gebaut worden“ ländliche Einfalt

[«]

12[174]

Freundschaft — verschieden von der Liebe

[«]

12[175]

Der Cardinal Richelieu wollte gern heilig gesprochen werden

[«]

12[176]

Von wem hast du das Alles gelernt, fragte Saadi einen weisen Mann. „Von dem Blinden, der den Fuß nicht eher in die Höhe hebt, als bis er zuvor den Boden, auf den er treten soll, mit dem Stocke untersucht hat“

[«]

12[177]

Posilipp und all die Blinden, denen das Auge geöffnet wird.

[«]

12[178]

Meine Gedanken sollen mir anzeigen, wo ich stehe, aber sie sollen nicht mir verrathen, wohin ich gehe — ich liebe die Unwissenheit um die Zukunft und will nicht an der Ungeduld und dem Vorwegnehmen verheißener Dinge zu Grunde gehen.

Ich falle, bis ich auf den Grund komme — und will nicht mehr sagen: „ich forsche nach dem Grunde!“

Meine unsichtbare Natur ist vielleicht im Grunde weitsichtig und langathmig: mein Geist aber ist vielleicht zu kurz für sie, er errafft mit schnellem Blicke einige ihrer letzten Zipfel und kann nicht satt werden, sich über deren Buntheit und scheinbaren Unverstand zu wundern.

[«]

12[179]

„aus diesem Kelche schäumt Unendlichkeit“.

[«]

12[180]

Sophokles giebt oder schafft jeder Person Recht.

[«]

12[181]

Ich habe nicht Kraft genug für den Norden: dort herrschen die schwerfälligen und künstlichen Seelen, die so beständig und nothwendig an Maßregeln der Vorsicht arbeiten als der Biber an seinem Bau. Unter ihnen habe ich meine ganze Jugend verlebt! das fiel über mich her, als ich zum 1. Male den Abend über Neapel heraufkommen sah, mit seinem sammtnen Grau und Roth <des> Himmels — wie ein Schauder Mitleid mit mir, daß ich mein Leben damit anfieng, alt zu sein, und Thränen und das Gefühl, noch gerettet zu sein, im letzten Augenblick.

ich habe Geist genug für den Süden

[«]

12[182]

Ein M<ensch> der ohne alle Liebe und Theilnahme an Anderen ist, ist in meinen Augen einer, der nicht erwerben will, sich einen Genuß verbietet oder der Klugheit ermangelt, es fehlt ihm an Abwechslung, ein armer M<ensch>

[«]

12[183]

Züchtung der Griechen.

Die Männer schöner als die Frauen.

[«]

12[184]

Grillparzer: „Schiller geht nach oben, Goethe kommt von oben“
Unterscheidung der höheren Naturen

[«]

12[185]

Spencer meint, das eigentlich Moralische sei, die wirklichen natürlichen Folgen einer Handlung in Betracht zu ziehen — nicht Lob Tadel Strafe. Aber dies „in Betracht ziehen“ war unmoralisch! Die That wird gethan, was dabei auch herauskommt! — Die Rücksicht auf die gesammten Folgen einer That ist nie bisher verlangt worden — und wer sie verlangte, würde die Menschen stille stehen machen. Die Folgen sind unsäglich und unerforschlich: die nächsten Folgen würden durch die ferneren überwogen werden: jedes Verbrechen ließe sich so begründen.

[«]

12[186]

Das Individuum war lange „unmoralisch“ — es versteckte sich folglich, z.B. das Genie (wie Homer) unter dem Namen eines Heros. Oder man machte einen Gott verantwortlich.

[«]

12[187]

„Der höhere Mensch mehr werth als der erkennende, der gemein und dumm sein kann. Es liegt nichts an den Leistungen. Als Werkzeug und Funktion ist der Mensch am werthvollsten — die Genie’s sind selten.“

[«]

12[188]

Man übt sich, lange bevor man weiß, was man später einmal zu sagen hat, die Gebärde, die Haltung, den Stimmklang, den Stil ein, welcher dazu am besten sich eignet: die aesthetischen Triebe und Vorneigungen der Jugend sind die Ankündigungen von etwas, das mehr als aesthetisch ist. Seltsam!

[«]

12[189]

Wir wollen es nicht machen, wie Wagners Wotan, der mit ungeheurer Wichtigkeit die alte Erda aus ihrem Schlafe weckt, um ihr zu sagen, daß sie weiter schlafen könne. Und auch nicht wie Wagners Parsifal — ein Arzt, der zwar seine Patientin heilt, doch so daß diese gleich nach der Heilung stirbt — und zwar mit rückwirkender Kraft; denn irgend ein alter Großvater muß auch deshalb noch sterben. Ja, wir wollen Aufwecker und Ärzte sein, doch so daß die Aufgeweckten nicht wieder einschlafen müssen und die Geheilten nicht an der Heilung zu Grunde gehen.

[«]

12[190]

Lob Voltaires

[«]

12[191]

Welches Erstaunen macht mir M<arc> Aurel und welches Grazian!

[«]

12[192]

Eine ganz andere Aeternisirung — der Ruhm geht in einer falschen Dimension vorwärts. Wir müssen die ewige Tiefe hinein legen, die ewige Wiederholbarkeit.

[«]

12[193]

* Irren wir nicht im oeden All umher?

[«]

12[194]

Die lange Liebe ist deshalb möglich — auch wenn sie glücklich ist — weil ein Mensch nicht leicht zu Ende zu besitzen, zu Ende zu erobern ist — es thun sich immer neue, noch unentdeckte Gründe und Hinterräume der Seele auf, und auch nach diesen streckt sich die unendliche Habsucht der Liebe aus. — Aber die Liebe endet, sobald wir das Wesen als begrenzt empfinden.

Der Conflikt der langen und der kurzen Leidenschaft entsteht, wenn der Eine den Anderen zu Ende zu besitzen glaubt und der Andere noch nicht — da wendet jener sich ab, entzieht sich und reizt nun durch die Ferne den Anderen noch mehr auf, neue Werthe zu suchen — zuletzt oft mit dem Entschluß, ihn lieber zu tödten, als einen Anderen in den Besitz kommen zu lassen. — Glücklicherweise haben die Dinge keine Seele; sonst sähen wir fortwährend diesen Conflikt: und die Natur, wenn sie den unendlichen M<enschen> wirklich geliebt hätte, würde ihn längst aus Liebe aufgezehrt haben — sei es auch nur um ihn nicht z.B. einem Gotte zur Beute zu lassen.

[«]

12[195]

Zu jeder Moral gehört eine gewisse Art von Analyse der Handlungen: jede ist falsch. Aber jede Moral hat ihre Perspektiven und Beleuchtungen — ihre Lehre von den „Motiven“.

[«]

12[196]

„Jeder thue, was er für Pflicht hält“ — damit hätten wir den Rückschritt und Stillstand.

[«]

12[197]

Man nennt es Erkennen: in Wahrheit geht der lieb<ende> Mensch — — —

[«]

12[198]

Nichts ist weiser als ein Sprüchwort — sagte der Seeigel, als ihn die Sonne stach: da machte er davon sofort fünfundzwanzig.

[«]

12[199]

Der gute Mensch

1. der seine (legale) Pflicht thut	aber auch	1. der seinem Herzen folgt
2. der Tapfere		2. der Milde Versöhnliche
3. der Sich selber beherrschende		3. der mit guter Natur, ohne Zwang
4. der pietätvolle		4. der Wahrheitsfreund
5. der fromme		5. der sich-selber gehorchende
6. der Vornehme, Edle		6. der nicht-verachtende
7. der gutmüthige		7. der Kämpfe- und Siegbegierige

immer auch der Gegensatz dazu ist gut genannt worden

[«]

12[200]

Verachtung des Schauspielers (wirkt auf ihn zurück, selbst auf Shakespeare, Voltaire Befreier.

[«]

12[201]

so lange wir jung sind und unser selber noch nicht gewiß, ist die Gefahr nicht gering, daß uns die Wissenschaft durch die Wissenschaftlichen verleidet werde — oder die Kunst durch die Künstler — oder gar das Leben durch uns selber.

[«]

12[202]

Gott

Wir haben ihn mehr geliebt als uns und ihm nicht nur unseren „eingeborenen Sohn“ zum Opfer gebracht.

Ihr macht es euch zu leicht, ihr Gottlosen! Gut, es mag so sein, wie ihr sagt: die Menschen haben Gott geschaffen — ist dies ein Grund, sich nicht mehr um ihn zu kümmern? Wir haben bisher umgekehrt geschlossen, Gott, weil er die — — —

Ach Freund, was haben denn die Menschen seit Jahrtausenden gethan als sich um ihren Gott gekümmert usw. Wenn er nun trotzalledem nicht leben kann, und keine Nahrung ihn mehr bei Kräften erhält — : so — — —

[«]

12[203]

Das war ein stolzer Mensch! „Lieber sterben als einen Wohlthäter haben“ — sprach’s und sprang ins Wasser. Eine halbe Stunde später hatte er eine Wohlthäter und lebte: ein armer Arbeiter war ihm nachgesprungen und hinderte ihn zu sterben.

[«]

12[204]

Logik im Diebstahl. Dieb sein können. — Jeder kauft so billig als er kann: d.h. Jeder bestiehlt seinen Nächsten, so lange als es dieser sich eben gefallen lassen muß.

[«]

12[205]

Ich stehe still, ich bin auf einmal müde. Voran, scheint es, geht es abwärts, blitzschnell, in irgend einen Abgrund — ich mag nicht hinsehen. Hinter mir ragt das Gebirge. Ich greife zitternd nach einem Halt. Wie! ist alles um mich plötzlich zum Gestein und Absturz geworden? Hier dies Gesträuch — es zerbricht in meiner Hand und vergilbte Blätter und ärmliche Würzelchen rieseln abwärts. Mich schaudert und <ich> schließe das Auge. — Wo bin ich? Ich sehe in eine purpurne Nacht, sie zieht mich an sich und winkt mir — wie ist mir doch? was geschah, daß die Stimme dir plötzlich versagt und du dich wie verschüttet fühlst unter einer Last trunkener und undurchsichtiger Gefühle? Woran leidest du jetzt? — ja ich leide — das ist das rechte Wort! — Welcher Wurm biß mich ins Herz?

[«]

12[206]

Ich dachte an das Zeitalter als ich heute einen Menschen sah, der vor einem plötzlich dahinrollenden Wagen mit einem Entrechat auswich.

[«]

12[207]

Die Beängstigungen einer feigen furchtsamen und argwöhnischen Seele, die Unfähigkeit, irgend einen boshaften Einfall zurückzuhalten, wenn er Geist hatte, machen die Komödie in R<ousseau>'s Leben aus.

[«]

12[208]

Ich bin am verbindlichsten gegen Leute, die mich sehr gut kennen (mich selber eingerechnet): gegen einen Fremden bin ich vorsichtig, bis er meiner Vorgebirge und Klippen gewahr geworden ist: ich will nicht, daß er sich an mir stoße und sich über sich selber dabei verdrieße.

[«]

12[209]

Gewissensbisse bei der Anrufung der staatlichen Gerechtigkeit (statt der Rache)
beim Eingehen der Ehe
bei der Arbeit
beim Aufsuchen eines Lehrers
der Kaufmann
der Schauspieler

[«]

12[210]

Nun, ich wüßte schon eine Kur für einen so leckerhaft gewordenen Gaumen! — Die wäre? — Er sollte einmal eine Kröte verschlucken. Darauf würden ihm schon so gute Dinge, wie das Lob ist, auch wieder gut schmecken!

[«]

12[211]

Die Verteidiger der Vorurtheile müssen sehr viel Geist haben, wenn sie nicht an diese Vorurtheile glauben — und hat einer so viel davon, so bekämpft er gewöhnlich die Vorurtheile.

[«]

12[212]

Letzte Klugheit. Er fürchtet den Neid der Götter und der Guten: er versteht sich darauf, sein Verdienst durch seine Thorheiten in Frage zu stellen und dergestalt wieder gut zu machen.

[«]

12[213]

Ego als gefühlter Gegensatz der Heerde (Selbst — Heerde) und das Heerdenstück-Gefühl, welches sich nicht zu unterscheiden vermag vom Interesse der Heerde — nicht zu verwechseln!

[«]

12[214]

Die Menschen werden so reich, weil die Dinge nicht so viel werth sind, die ihnen gefallen, — sie sind nicht erfinderisch in der Freude.

[«]

12[215]

Wer du auch sein magst, geliebter Fremdling, dem ich hier zum ersten Male begegne: nimm diese frohe Stunde wahr und die Stille um uns und über uns und laß dir von einem Gedanken erzählen, der vor mir aufgegangen ist, gleich einem Gestirne und der zu dir und zu Jedermann hinunterleuchten möchte, wie es die Art des Lichtes ist.

[«]

12[216]

Für diesen Gedanken wollen wir nicht 30 Jahre Gloria mit Trommeln und Pfeifen und 30 Jahre Todtengräberarbeit und dann eine Ewigkeit der Todtenstille, wie bei so vielen berühmten Gedanken.

Schlicht und fast trocken, der Gedanke muß nicht die Beredtsamkeit nöthig haben.

Merkst du nicht — es wird plötzlich stille stille, stille um dich —

[«]

12[217]

Grausamkeit ist das Heilmittel des verletzten Stolzes.

[«]

12[218]

Der Irrthum beim Gelobtwerden besteht darin, daß der, welcher gelobt wird, dem Worte des Lobenden seinen Begriff dieses Wortes unterlegt und nicht den des Lobenden, — den er ja zumeist gar nicht kennen kann. Gewöhnlich aber ist der Begriff im Kopfe des Lobenden etwas viel Geringeres Matteres Ärmeres als im Kopfe des Gelobten: so daß der letztere sich oft genug sehr verdrießen müßte zu wissen, was eigentlich an ihm und seinem Werke gelobt worden ist.

[«]

12[219]

Der Magen, moralisch beschrieben

Themata vorschlagen.

[«]

12[220]

⁎ Es sind vorläufige Abrechnungen mit dem, was mich am meisten im Leben gehemmt und gefördert hat, Versuche, von Einigem loszukommen, dadurch daß ich

es verunglimpfte oder verherrlichte (— ach, die Dankbarkeit im Guten und Bösen hat mir immer viel zu schaffen gemacht!

So weit ich etwas von meinen Zeitgenossen weiß, habe ich von Schopenhauer und Wagner den besten Gebrauch gemacht: vielleicht nicht zu ihrem Vortheil, denn ich habe sie um einen Zoll zu tief kennengelernt.

Ich könnte sie Juvenilia et Juvenalia nennen, deutlich genug wie ich meine, aber in einer Latinität, welche mich erröthen macht. Viel Jugendliebe und Jugendhaß ist darin, in allen Arten.

Geburt der Tragödie

1) gegen Wagner's Satz „die Musik ist Mittel zum Zweck“ und zugleich Apologie meines Geschmacks an Wagner
2. gegen Schopenhauer und die moralische Deutung des Daseins — ich stelle **darüber die aesthetische**, ohne die moralische zu leugnen oder zu ändern.

[«]

12[221]

Köselitz: Eckermann über Voltaire „zu vornehm war er — — —

[«]

12[222]

Es ist die alte Geschichte
„Wenig Wolle und viel Geschrei“,
so meinen solche, sie kommt zu Gesichte —
Wie's geschieht, zwei Mal oder drei.

[«]

12[223]

Incipit tragoedia.

[«]

12[224]

„Musik Dichter Denker et hoc genus omne.“
Gelegenheiten Beobachtungen und Fragen von F. N.

[«]

12[225]

Zarathustra’s Müssiggang.
Von F.N.
flüssig feurig glühend — aber hell:
das letzte Buch —

es soll majestätisch und selig einherrollen. — So sprach Z<arathustra> „ich klage nicht an, ich will selbst die Ankläger nicht anklagen“

[«]

12[226]

Von dem Augenblicke an, wo dieser Gedanke da ist, verändert sich alle Farbe, und es giebt eine andere Geschichte.

[«]

12[227]

Stellen des Glückes zu sammeln z.B. Em<erson>

[«]

12[228]

Philosophie des Überflüssigen. Gegen die Aufopferung als schädlich auf die Dauer.

[«]

12[229]

Colonie — Corruption.

[«]

12[230]

Form nur fürs Auge.

[«]

12[231]

Friedrich Nietzsche
am Ende seines zweiten
Aufenthalts in Genua
[lux mea crux]
[crux mea lux]

[«]

[13 = Emerson-Exemplar. Herbst 1881]

13[1]

Jene Irrthümer waren bei jener Stufe nothwendig als Heilmittel: die Erziehung des Menschengeschlechts als Kur hat einen nothwendig-vernünftigen Verlauf. — So sagt ihr.

In diesem Sinne leugne ich die Nothwendigkeit. Es ist zufällig, daß dieser und jener Glaubensartikel siegte — dieselbe Heilwirkung wäre von einem anderen auch ausgegangen. Und vor allem! die Folge der Heilwirkung ist sehr beliebig, sehr unvernünftig! Fast immer ist eine tiefe Erkrankung die Folge des neuen Glaubens und nicht eine Kur!

[«]

13[2]

Ihr lebt wie Betrunkene durchs Leben, besinnungslos — und mitunter fallt ihr die Treppe hinab und zerbrecht euch nicht die Glieder, wegen eurer Betrunkenheit und Besinnungslosigkeit. — Hier liegt **unsere** Gefahr! Unsere Muskeln sind nicht matt und leiden furchtbar viel mehr als eure!

[«]

13[3]

Saugt eure Lebenslagen und Zufälle aus — und geht dann in andere über! Es genügt nicht, Ein Mensch zu sein! Das hieße euch auffordern, beschränkt zu werden! Aber von Einem zum Andern!

[«]

13[4]

Die Fähigkeit zum Schmerz ist ein ausgezeichneter Erhalter, eine Art von Versicherung des Lebens: dies ist es, was der Schmerz erhalten hat: er ist so nützlich als die Lust — um nicht zu viel zu sagen. Ich lache über die Aufzählungen des Schmerzes und Elends, wodurch sich der Pessimismus zurecht beweisen will — Hamlet und Schopenhauer und Voltaire und Leopardi und Byron.

„Das Leben ist etwas, das nicht sein sollte, wenn es sich nur so erhalten kann!“ — sagt ihr. Ich lache über dies „Sollte“ und stelle mich zum Leben hin, um zu helfen, daß aus dem Schmerze so reich wie möglich Leben wachse — Sicherheit, Vorsicht, Geduld, Weisheit, Abwechslung, alle feinen Farben von hell und dunkel, bitter und süß — in allem sind wir dem Schmerz verschuldet, und ein ganzer Kanon von Schönheit Erhebung Göttlichkeit ist erst recht möglich in einer Welt tiefer und wechselnder und mannigfaltiger Schmerzen. Das, was euch über das Leben richten heißt, kann nicht Gerechtigkeit sein — denn die Gerechtigkeit würde wissen, daß der Schmerz und das Übel — — — Freunde! Wir müssen den Schmerz in der Welt mehren, wenn wir die Lust und die Weisheit mehren wollen.

[«]

13[5]

Willst du ein allgemeines gerechtes Auge werden? So musst du es als einer, der durch viele Individuen gegangen ist und dessen letztes Individuum alle früheren als Funktionen braucht.

[«]

13[6]

Sei eine Platte von Gold — so werden sich die Dinge auf dir in goldner Schrift einzeichnen.

[«]

13[7]

Oh über unsre Habsucht! Ich fühle Nichts von Selbstlosigkeit, vielmehr ein Alles begehrendes Selbst, welches durch viele Individuen — wie durch seine Augen sieht und wie mit seinen Händen greift, ein auch die ganze Vergangenheit zurückholendes Selbst, welches nichts verlieren will, was ihm überhaupt gehören könnte.

[«]

13[8]

Wir ehren und schützen alle Machtansammlungen, weil wir sie einst zu erben hoffen — die Weisen. Wir wollen ebenso die Erben der Moralität sein, nachdem wir die Moral zerstört h<aben>

[«]

13[9]

Es ist viel zu antworten, wenn ein Räthsel aufgegeben wird und zu glauben, es gelöst zu haben — schon bei dem Muthe der Antwort auf das Räthsel des Lebens hat sich bisweilen die Sphinx hinabgestürzt.

[«]

13[10]

Meine Art krank und gesund zu sein, ist ein gutes Stück meines Charakters — es rechtfertigt sich und mich.

[«]

13[11]

Gesetzt, mein Buch existirte nur noch in den Köpfen der Menschen, so wäre alles in gewissem Sinn aus **deren** Gedanken und Wesen — es wäre eine „Summe von Relationen“. Ist es darum nichts mehr? Gleichniß für alle Dinge. Ebenso unser „Nächster“.

Daß ein Ding in eine Summe von Relationen sich auflöst, beweist nichts gegen seine Realität.

[«]

13[12]

Meine Philosophie — den Menschen aus dem Schein herauszuziehen auf jede Gefahr hin! Auch keine Furcht vor dem Zugrundegehen des Lebens!

[«]

13[13]

Warum ziehn die entgegengesetzten Naturen mich am heftigsten an? Sie lassen mich das Voll-werden-müssen fühlen, sie gehören in mich hinein.

[«]

13[14]

Der wirkliche Mensch ist weit zurück hinter dem embryonischen, der aus ihm erst in 3 Geschlechtern entsteht.

[«]

13[15]

Alle Formen sind unser Werk — wir sprechen uns aus in der Art, wie wir die Dinge jetzt erkennen müssen.

[«]

13[16]

Was habe ich gelernt, bis heute (15. Oktober 1881)? Mir selber aus allen Lagen heraus wohlzuthun und Anderer nicht zu bedürfen.

[«]

13[17]

Was gehen mich die Irrthümer der Philosophen an!

[«]

13[18]

Charakter = Organismus.

[«]

13[19]

Das neue Große nicht über sich, nicht außer sich sehen, sondern aus ihm eine neue Funktion unser selbst machen.

Wir sind der Ozean, in den alle Flüsse des Großen fließen müssen.

Wie gefährlich ist es, wenn der Glaube an die Universalität unser selbst fehlt! Viel Art von Glauben thut noth.

[«]

13[20]

Vom Kleinsten Nächsten auszugehen:

1) die ganze Abhängigkeit sich feststellen, in die man hineingeboren und erzogen ist
2) den gewohnten Rhythmus unsres Denkens, Fühlens, unsere intellektuellen Bedürfnisse und Nahrungsweisen

3) Versuche der Veränderung, zunächst mit den Gewohnheiten zu brechen (zb. Diät
Sich geistig an seine Widersacher einmal anlehnen, in ihrer Luft zu leben versuchen
reisen, in jedem Sinn
„Unstet und flüchtig“ — eine Zeit.
Von Zeit zu Zeit über seinen Erfahrungen ruhen, verdauen.
4) Versuche der Idealdichtung und später des Ideal-Lebens.

[«]

13[21]

jenseits von Liebe und Haß, auch von Gut und Böse, ein Betrüger mit gutem Gewissen, grausam bis zur Selbstverstümmlung, unentdeckt und vor aller Augen, ein Versucher, der vom Blut fremder Seelen lebt, der die Tugend als ein Experiment liebt, wie das Laster.

[«]

13[22]

Hier sitzest du, unerbittlich wie meine Neubegier, die mich zu dir zwang: wohlan, Sphinx, ich bin ein Fragender, gleich dir: dieser Abgrund ist uns gemeinsam — es wäre möglich, daß wir mit Einem Munde redeten?

[«]

[14 = M III 5. Herbst 1881]

14[1]

Das ist etwas Neues an der jetzigen Musik, wie ich sie eben hörte! Sie repräsentirt Gefühle, sie erregt sie nicht mehr — man ist zufrieden mit ihrer Hülfe zu verstehen! Wie bescheiden!

[«]

14[2]

Wie kalt und fremd sind uns bisher die Welten, welche die Wissenschaft entdeckte! Wie verschieden ist z.B. der Leib, wie wir ihn empfinden, sehen, fühlen, fürchten, bewundern und der „Leib“ wie ihn der Anatom uns lehrt! Die Pflanze, die Nahrung, der Berg und was uns nur die Wissenschaft zeigt — alles ist eine wildfremde eben entdeckte neue Welt, der größte Widerspruch mit unserer Empfindung! Und doch soll allmählich „die Wahrheit“ sich in unseren Traum verketten und — wir sollen einmal wahrer träumen! — — — —

[«]

14[3]

Es ist eine ganz neue Lage — auch sie hat ihre Erhabenheit, auch sie kann heroisch aufgefaßt werden: obschon es noch Niemand gethan hat. Die wissenschaftlichen Menschen gewiß nicht: es sind landläufige Seelen, mit einem von ihrem Empfinden abgeschlossenen Reiche ihrer geistigen Thätigkeit: für sie ist die Wissenschaft vornehmlich etwas Strenges, Kaltes, Nüchternes — kein erschütternder Ausblick, kein Wagniß, kein Alleinstehen gegen alle Dämonen und Götter. Die Wissenschaft geht sie nichts an — das giebt ihnen die Fähigkeit dazu! Hätten sie Furcht oder Witterung des Ungeheuren — so ließen sie die Hand davon. Diese Art Wissenschaft ist es allein, welche bisher der Staat gefördert hat! — das Streben nach Erkenntniß ohne Heroism, als Geschäft, nützliche Verwendung der Verstandeskräfte usw.

[«]

14[4]

Nachts, bei bestirntem Himmel regt sich wohl ein Gefühl, wie armselig unsere Fähigkeit zum Hören ist. Oh dieser todtenstille Lärm! —

[«]

14[5]

Jetzt komme ich mir wie Einer vor, der gelernt hat, mit allen Winden zu fahren — und seine Straße! Heute bin ich ganz in meiner Genueser Kühnheit und weiß kaum, wohinaus ich noch alles fahren soll —: es ist als ob das Dasein mir zu eng wäre und als ob ich ein neues entdecken oder schaffen müßte. Ich brauche Raum, eine sehr große weite unbekannte unentdeckte Welt, es ekelt mich sonst.

[«]

14[6]

Warum finde ich die Menschen nicht unter den Lebenden, die höher hinaus schauen als ich und mich unter sich sehen müssen? Habe ich denn nur schlecht gesucht? — Und es verlangt mich so gerade nach Solchen!!

[«]

14[7]

Mit meinen halbblinden und arbeitsscheuen Augen gehe ich jetzt die Wege am liebsten, wo meine Füße nicht mehr zu denken brauchen — ich kann und mag nicht mehr im Gebirge und in schlecht gepflegten Kleinstädten wohnen, wo Leben und Stolpern zusammengehört.

[«]

14[8]

Diese ganze Welt, die uns wirklich etwas angeht, in der unsere Bedürfnisse Begierden Freuden Hoffnungen Farben Linien Phantasien Gebete und Flüche wurzeln — diese ganze Welt haben wir Menschen geschaffen — und haben es vergessen, so daß wir nachträglich noch einen eigenen Schöpfer für alles das erdachten, oder uns mit dem Probleme des Woher? zerquälten. Wie die Sprache das Urgedicht eines Volkes ist, so ist die ganze anschauliche empfundene Welt die Urdichtung der Menschheit, und schon die Thiere haben hier angefangen zu dichten. **Das** erben wir alles auf einmal, wie als ob es die Realität selber sei.

[«]

14[9]

Diese ganze Welt, die wir geschaffen haben, oh wie haben wir sie geliebt! Alles was Dichter empfinden gegen ihr Werk, ist nichts gegen die zahllosen Ausströmungen des Glücks, welche die Menschen in unvordenklichen Zeiten empfunden haben, als sie die Natur erfanden.

[«]

14[10]

Wo finden wir, wir Einsamsten der Einsamen, wir Menschen — denn das werden wir sicher einmal sein, durch die Nachwirkung der Wissenschaft — wo finden wir einen Genossen für den Menschen! Ehedem suchten wir einen König, einen Vater, einen Richter für Alles, weil es uns an rechten Königen, rechten Vätern, rechten Richtern mangelte. Nachmals werden wir den Freund suchen — die Menschen werden selbsteigene Herrlichkeiten und Sonnenkreise geworden sein — aber einsam. Der mythenbildende Trieb geht dann aus nach dem Freunde.

[«]

14[11]

Ich würde wünschen, auch nur einmal mit einem Menschen zusammengetroffen zu sein, welcher bei Allem, was ihm unter die Hände kam, sich fragte: „könnte dies nicht verbessert werden?“ Die Mahlzeiten und die Diät und die Eintheilung des Tages usw.

[«]

14[12]

So wie unsere großen und kleinen Städte jetzt sind, muß ein Denker es jetzt verstehen, seine Stelle zwischen zwei Lärmen zu finden — oder er wird sie nicht finden und aufhören, Denker zu sein. Das antike Rom hatte mehr Humanität für die Denker als unsere Welt! —

[«]

14[13]

So leben wir Alle! — wir reißen die Dinge gierig an uns und haben unersättliche Augen dabei, dann nehmen wir eben so gierig aus ihnen heraus, was uns schmeckt und dienlich ist — und endlich überlassen wir den Rest — alles womit unser Appetit und unsere Zähne nicht fertig geworden sind — den anderen Menschen und der Natur, namentlich aber alles, was wir verschlangen, ohne es uns einverleiben zu können —: unsere Excremente. Darin sind wir unerschöpflich wohlthätig und durchaus nicht geizig: wir düngen die Menschheit mit diesem Unverdauten unseres Geistes und unserer Erfahrungen.

[«]

14[14]

Überall wo verehrt, bewundert, beglückt, gefürchtet, gehofft, geahnt wird, steckt noch der Gott, den wir todt gesagt haben — er schleicht sich allerwegen herum und will nur nicht erkannt und bei Namen genannt sein. Da nämlich erlischt er wie Buddha's Schatten in der Höhle — er lebt fort unter der seltsamen und neuen Bedingung, daß man nicht mehr an ihn glaubt. Aber ein Gespenst ist er geworden! Freilich!

[«]

14[15]

Im Grunde haben alle Civilisationen jene tiefe Angst vor dem „großen Menschen", welche allein die Chinesen sich eingestanden haben, mit dem Sprichwort „der große Mensch ist ein öffentliches Unglück". Im Grunde sind alle Institutionen darauf hin eingerichtet, daß er so selten als möglich entsteht und unter so ungünstigen Bedingungen als nur möglich ist heranwächst: was Wunder! Die Kleinen haben für sich, für die Kleinen gesorgt!

[«]

14[16]

Die Erlaubniß, Kinder zu zeugen, sollte als eine Auszeichnung verliehen werden, und auf jedem Wege dem so üblichen geschlechtlichen Verkehre der Charakter eines Mittels der Fortpflanzung genommen werden: sonst werden immer mehr die niedrig gesinnten Menschen die Oberhand bekommen — denn die höheren Geister sind nicht zu eifrig in erotischen Dingen. Wohl sind dies die Tapferen und Kriegerischen — und ihnen verdankt man im Ganzen die bessere Art von Menschen, die noch bestehen. Kommt aber der Handels-Geist zur Übermacht über den kriegerischen, so — Gegen Verbrecher sei man wie gegen Kranke: auch darin, daß man es verabscheut, sie sich fortpflanzen zu machen. Dies ist die erste allgemeine Verbesserung der Sitten, welche ich wünsche: der Kranke und der Verbrecher sollen nicht als fortpflanzbar anerkannt werden.

[«]

14[17]

So will ich es doch eingestehen — ich stelle mich vor mir selber erzürnt über die gelegentliche Kälte und Vernachlässigung, die ich von Freunden und ehemaligen Vertrauten erfahre — im tiefsten Grunde läßt dies alles mich unbewegt, und das Gefühl dieser gewöhnlichen Unbewegtheit ist es, welches mich mitunter wünschen macht, es möchte etwas recht stark mich erschüttern und herumreißen. Ich suche ein Mittel gegen die Langeweile, wenn ich mich erzürnt über solche Dinge stelle, und es gelingt mir schlecht damit — ich bin **euch** gut und bleibe der Mensch des versöhnlichsten Herzens! —

[«]

14[18]

Es ist eine Haupterkenntniß, daß bei der Werthschätzung aller Dinge der Mensch allem Gewöhnlichen und noch mehr allem schlechthin Unentbehrlichen einen niederen Werth gab. Das Gewöhnliche war dem Ungemeinen entgegengesetzt, als das „Gemeine“ —: das Unentbehrliche als ein Zwang dem, was der freie Mensch sich willkürlich verschaffen kann oder nicht kann, dem Überflüssigen, Luxushaften des Lebens. So wurde alles, was nöthig ist und alles, was üblich ist, zum Geringen: alles Fatum wurde Gemeinheit. Laune Willkür freier Wille der aristokratische Hang des Herrschenden und beliebig Befehlenden, die Leidenschaft für alles Seltene Schwer-zu-erlangende — das war das Merkmal des höheren Menschenthums: damit erst glaubte der Mensch nicht mehr Thier zu sein. Die Klugheit und die Erfahrung zwar schrieben ihre Gesetze dem Handelnden vor und wiesen unerbittlich auf das Nöthige und das Übliche hin — aber die höhere Empfindung trennte sich oft genug von der Klugheit und gab dem Unnöthigen und dem Ungewöhnlichen und daher meisthin auch Unklugen den Vorrang. So ist auf die Dauer der Boden unseres Lebens und unserer ganzen Lebensart — das ist und bleibt doch immer das Nöthige und Gewohnheitsmäßige — von den höheren Empfindungen entkleidet worden! Essen und Wohnen und Zeugen, der Handel, der Erwerb, das Geschäft ja selbst das gesellschaftliche Leben hat sich vom Ideale abgetrennt — und die Sorge für sich selber, selbst in ihrer feinsten Form, ist mit einem Makel behaftet, welchen der Tadel des Egoismus und das Lob der Selbstlosigkeit zu verstehen giebt.

[«]

14[19]

Sich mit Jemandem verbünden, um ihn damit zu unterdrücken oder in die Dunkelheit zu drängen — ein Kunststück der Politiker aller Zeiten welches feiner ist als sich einen Anderen zum Rivalen umschaffen, damit man durch seine schon fest begründete Berühmtheit selber zum Ruhme komme.

[«]

14[20]

Der Stolze haßt es zu zittern und nimmt Rache an dem, der ihn zittern gemacht hat: dies ist der Grund seiner Grausamkeit. Er hat die größte Lust, den vor sich zu sehen, vor dem er nun nicht mehr zittert, ob er ihm schon das Schmählichste und Schmerzhafteste anthut. — Der Stolze gesteht sich das nicht ein, was ihm drückend ist, so lange er nicht die Möglichkeit sieht, Rache für diesen Druck zu nehmen. Sein Haß schießt im Augenblick hervor, wenn diese Möglichkeit ihm zu Gesichte kommt. Alle Starken, die sich selber brechen und einem Gesetze unterwerfen, sind grausam: früher machte es ihnen einen ähnlichen Genuß, den Willen Anderer zu brechen und den Thon nach ihrem Willen zu kneten. Alle Verkannten, Zurückgesetzten, Gelangweilten sind grausam, denn ihr Stolz ist immer gereizt. Auch alle Schwachen sind grausam, und gerade darin, daß sie Mitleiden bei den Anderen wollen. Das heißt: sie fordern, daß auch die Anderen leiden, wenn sie leiden und schwach sind. Daher ist es nur das halbe Unglück socios habuisse malorum. Endlich: wie grausam sind alle Künstler, denn sie wollen mit allen Mitteln, daß ihre Erlebnisse Gewalt üben und bekommen, daß ihre Leiden zu unseren Leiden werden! Und gar die Bußprediger, welche darin ihren dämonischen Stachel und Reiz spüren, daß sie die große Macht öffentlich verachten, daß sie die Hochmächtigsten wie die Niedrigsten zur gleichen Zerknirschung und Abstinenz treiben wollen — das ist eine Grausamkeit des

Stolzes ohne Gleichen! Kurz die Menschen haben viel Genuß an der Grausamkeit, sie ist das üblichste aller Vergnügen, so sehr auch der „Grausame“ gelästert wird!

[«]

14[21]

Oh über diesen neuen Ehrgeiz der Gegenwärtigen! Es ist unter ihren Künstlern das Zeitalter der nachgeahmten Originalität und namentlich der nachgeahmten Leidenschaften: sie haben nämlich die alte Furcht vor dem Auslande, man möchte ihnen nicht genug Leidenschaft und überhaupt nicht die Leidenschaften zutrauen, deshalb machen sie sofort Grimassen und Ausschweifungen in Ton und Gebärde, nicht aus der Stärke ihres Affektes heraus, sondern um sich Glauben an <die> Stärke ihres Affektes zu schaffen. Ihre Theaterfiguren wie die Gestalten auf ihren Gemälden laufen den Leidenschaften so nach, daß man Jeden für toll halten würde, der es so im Leben machte. Es steht zu befürchten, daß diese öffentliche Schule auch die D<eutschen> dahin treibt, sich im Leben z.B. in der Politik wie toll zu gebärden. Ihre ehemaligen Neigungen zum Behaglichen und Gemüthlichen machen ihnen jetzt Scham; sie argwöhnen, daß man sich mit solchen Neigungen zur Mittelmäßigkeit des Geistes verurtheilt habe und unfähig sei, in großen Dingen mitzureden z.B. über die Frage des Glücks. Man will jetzt nicht das Glück selber, aber man will jedenfalls den Stolz, zu den letzten Richtern und Meßkünstlern des Glücks zu gehören — man hat den Ehrgeiz des Geistes und der Leidenschaft zugleich. So zum Beispiele in Betreff des Glücks der Liebe: daraus machen die deutschen Künstler jetzt ein vampyrisches Gebilde: ihre „Liebe“ will im Glück die ganze Welt ausstechen, austrinken und gleichsam trocken zurücklassen: und wenn ihr dies nicht gelingt, so will sie wenigstens an allem, was noch von Glück sonst übrig bleibt, Rache nehmen. Aber dies ist die Liebe im Irrenhause — oder sie gehört ins Irrenhaus: oder sie macht ein Irrenhaus. —

[«]

14[22]

Beim Klavierspiel ist die Hauptsache, daß man den Gesang singen läßt und die Begleitung begleiten läßt. Ich vertrage eine Musik, worin nicht in dieser

Weise zwischen Musik und Begleitung geschieden ist, jetzt nur noch als ein kurzes Zwischenspiel, als einen idealen Lärm, der uns begierig nach dem Wiederbeginn des Gesanges macht.

[«]

14[23]

Die Menschenstimme ist die Apologie der Musik.

[«]

14[24]

Mit welcher Dankbarkeit blickt der altgewordene Goethe auf die erotischen Empfindungen aller Arten, wie sie ihm das Leben geboten hatte! Es war eine schlechte Stunde, als Sophokles von dem Eros wie von einem wüthenden Dämon sprach — entweder ist dieser liebenswürdigste aller Athener gegen sich selber zu liebenswürdig und in Folge davon zeitweilig bösartig und tückisch und seiner überdrüssig gewesen: — oder, noch wahrscheinlicher, er schmähte den Gott und ließ ihn entgelten daß er ihn verlassen hatte.

[«]

14[25]

Wohin ist Gott? Was haben wir gemacht? haben wir denn das Meer ausgetrunken? Was war das für ein Schwamm, mit dem wir den ganzen Horizont um uns auslöschten? Wie brachten wir dies zu Stande, diese ewige feste Linie wegzuwischen, auf die bisher alle Linien und Maaße sich zurückbezogen, nach der bisher alle Baumeister des Lebens bauten, ohne die es überhaupt keine Perspektive, keine Ordnung, keine Baukunst zu geben schien? Stehen wir denn selber noch auf unseren Füßen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und gleichsam abwärts, rückwärts, seitwärts, nach allen Seiten? Haben wir nicht den unendlichen Raum wie einen Mantel eisiger Luft um uns gelegt? Und alle Schwerkraft verloren, weil es für uns kein Oben, kein Unten mehr giebt? Und wenn wir noch leben und Licht trinken, scheinbar wie wir immer gelebt haben, ist es nicht gleichsam durch das Leuchten und Funkeln von Gestirnen, die erloschen sind? Noch sehen wir unsren Tod, unsere Asche nicht, und dies täuscht uns und macht uns glauben, daß wir selber das Licht und das Leben sind — aber es ist nur das alte frühere Leben im Lichte, die vergangne Menschheit und der vergangne Gott, deren Strahlen und Gluthen uns immer noch erreichen — auch das Licht braucht Zeit, auch der Tod und die Asche brauchen Zeit! Und zuletzt, wir Lebenden und Leuchtenden: wie steht es mit dieser unserer Leuchtkraft? verglichen mit der vergangner Geschlechter? Ist es mehr als jenes aschgraue Licht, welches der Mond von der erleuchteten Erde erhält?

[«]

14[26]

Es ist noch zu früh, das ungeheure Ereigniß ist noch nicht zu den Ohren und Herzen der Menschen gedrungen — große Nachrichten brauchen lange Zeit, um verstanden zu werden, während die kleinen Neuigkeiten vom Tage eine laute Stimme und eine Allverständlichkeit des Augenblicks haben. Gott ist todt! Und wir haben ihn getödtet! Dies Gefühl, das Mächtigste und Heiligste, was die Welt bisher besaß, getödtet zu haben, wird noch über die Menschen kommen, es ist ein ungeheures neues Gefühl! Wie tröstet sich einmal der Mörder aller Mörder! Wie wird er sich reinigen!

[«]

[15 = M III 4a. Herbst 1881]

15[1]

Dies ist mir bewußt geworden: in welcher seltsamen Vereinfachung der Dinge und Menschen leben wir! wie haben wir es uns leicht und bequem gemacht, und unsern Sinnen einen Freipaß für oberflächliche Beobachtung, unserm Denken für die tollsten muthwilligsten Sprünge und Fehlschlüsse gegeben! Das Bild, welches allmählich die Wissenschaft ausführt, ist nicht aus anderen Erkenntnißquellen geschöpft: dieselben Sinne, dasselbe Urtheilen und Schließen, aber gleichsam moralisch geworden, stoisch geduldig, tapfer, gerecht, unermüdlich, nicht zu beleidigen, nicht zu entzücken. Es sind gute Sinne, es ist gutes Denken, was in der Wissenschaft arbeitet. Und diese Wissenschaft deckt nun endlich auch dem guten Menschen seine Oberflächlichkeit und seine Fehlschlüsse auf, die Grundlagen seiner Werthschätzungen, auch seinen Aberglauben, daß der moralische Mensch die Menschheit so weit entwickelt habe: der unmoralische Mensch hat nicht weniger Antheil — und selbst in der Wissenschaft sind fortwährend in feinen Dosen Feindschaft Mißtrauen Rache Widerspruchssinn List Argwohn thätig und nöthig: in aller ihrer Tapferkeit, Gerechtigkeit und ἀταραξία ist dieses böse Element. Wenn die einzelnen Forscher nicht einseitig eingenommen für ihren Einfall wären, wenn sie nicht ihre Unterhaltung haben wollten, ihre Mißachtung fürchteten — wenn sie sich nicht gegenseitig durch Neid und Argwohn in Schranken hielten, so fehlte der Wissenschaft ihr gerechter und tapferer Charakter. Aber als Ganzes erzieht sie zu gewissen Werthschätzungen — die res publica der Gelehrten erzwingt eine gewisse moralische Handlungsweise, mindestens den Ausdruck derselben: sie sublimirt das Böse zu Tugenden!

[«]

15[2]

Ich gestehe, die Welt, wie sie sich mir nach reiflichstem Besinnen darstellt, dieses fortwachsende Phantom der Menschenköpfe, an dem wir alle in voller Blindheit arbeiten, dichten, lieben, schaffen — dies ist ein Resultat, welches eigentlich meinem männlichen Instinkt zuwider ist: daran mögen sich Frauen und Künstler gemäß ihren Instinkten und ihrer Verwandtschaft mit allem Phantomhaften ergötzen. Ich fürchte bei seinem Anblick für die männlichen Tugenden und weiß nicht recht, wobei sich noch Tapferkeit und Gerechtigkeit und harte geduldige Vernünftigkeit geltend machen soll, wenn alles so werdend, so phantastisch, so unsicher, so grundlos ist. Nun, wenigstens dies soll uns bleiben: als Männer wollen wir uns doch eben diese Wahrheit sagen, wenn sie nun einmal Wahrheit ist, und sie nicht vor uns verhehlen! Auch dem Anatomen ist der Cadaver oft zuwider — aber seine Männlichkeit zeigt sich im Beharren. Ich will erkennen.

[«]

15[3]

Dies ist zum Verzweifeln: aus der Geschichte lehrt man uns, daß alle großen Menschen höchst ungerecht waren, und daß ohne die unbedenkliche Überschätzung ihres Gedankens und Entwurfs, ohne eine tiefe innerliche ungebrochene fraglose Ungerechtigkeit sie nicht zu ihrer Größe gekommen wären — auch Jesus nicht, der wahrlich die Menschen nicht gerecht beurtheilt hat. Wie! Und nun sollte also die von uns geforderte Erziehung zur Gerechtigkeit, wie man uns entgegenhält, die Menschen abhalten groß zu werden? Ihnen den großartigen Zug und Schwung und beinahe allen Instinkt nehmen? Und man müßte vielmehr solchen, die zur Größe bestimmt seien, die Augen zuhalten und die Schlinge des Wahns um den Hals werfen und dankbar sein, wenn ihr Schicksal ihre Augen ganz blind macht? — Es sei, wie es sei: wir wollen gerecht werden und es darin so weit treiben als es uns irgend möglich ist. Vielleicht auch hat man uns getäuscht, und viele jener großen M<enschen> waren nicht groß, sondern eben nur ungerecht, und andere von ihnen eben dadurch, daß auch sie ihre Gerechtigkeit so weit trieben, als ihre Einsicht, ihre Zeit, ihre Erziehung, ihre Gegner es ihnen möglich machten. Sie glaubten an ihre Gerechtigkeit vielleicht sicherer als wir an ihre Ungerechtigkeit!

[«]

15[4]

Die Menschen haben Gott geschaffen, es ist kein Zweifel: sollen wir deshalb nicht an ihn glauben? Er hat den Glauben so nöthig zum Leben: seien wir doch barmherzig!

[«]

15[5]

Die Sonne gieng hinter das Meer, und die Felsen, auf denen sie tagsüber sich ausgeruht hatte, athmen einen warmen Hauch aus.

[«]

15[6]

Vieles muß man so genießen wie die Südamerikaner ihren Thee — sie trinken ihn, ohne ihn dabei zu sehen: denn er wird fortwährend schwärzer. Wir schmecken auch die Farben aller Nahrungsmittel — ein Gleichniß.

[«]

15[7]

Ist es denn „die Wahrheit“, welche allmählich durch die Wissenschaft festgestellt wird? Ist es nicht vielmehr der Mensch, welcher sich feststellt — welcher eine Fülle von optischen Irrthümern und Beschränktheiten aus sich gebiert oder aus einander ableitet, bis die ganze Tafel beschrieben ist und der Mensch in seinen Beziehungen zu allen übrigen Kräften feststeht — die Wissenschaft führt den ungeheuren Prozeß nur weiter, der mit dem ersten organischen Wesen begann, sie ist eine schaffende bildende constitutive Gewalt und kein Gegensatz zur schaffenden bildenden constitutiven Gewalt, wie die Schlechtunterrichteten glauben. Wir fördern die Wissenschaft — meine Freunde! das heißt auf die Dauer unbedingt nichts anderes als: wir fördern den Menschen und machen ihn fester und unwandelbarer, so sehr auch zeitweilig der Augenschein gegen uns ist, und so gewiß wir Vielem, worin beschränktere Zeiten alle menschliche Festigkeit und Dauer begründet sahen, den Grund unter den Füßen wegziehen z.B. der üblichen Moral.

[«]

15[8]

An einem jeden Moralsysteme wäre die Menschheit zu Grunde gegangen, wenn im Großen nach ihm gelebt worden wäre — das ist leicht einzusehen: die Menschheit besteht noch vermöge ihrer unüberwindlichen „Unmoralität“. Aber, was vielleicht weniger einleuchtet und doch nicht weniger gewiß ist: auch der Einzelne, der nach seinem Glauben vollkommen war als Vollstrecker seines moralischen Willens, ein Jesus, ein Epiktet, ein Zarathustra, ein Buddha, auch ein Solcher hat ebenso nur vermöge der tiefsten und gründlichsten „Unmoralität“ gelebt und fortgelebt, so wenig ihm dieselbe ins Bewußtsein getreten ist.

[«]

15[9]

Zuletzt thun wir nicht mehr mit der Erkenntniß als die Spinne mit Netze-weben und Jagd und Aussaugen thut: sie will leben vermöge dieser Künste und Thätigkeiten und ihre Befriedigung haben — und ebendies wollen auch wir, wenn wir Erkennenden Sonnen und Atome erhaschen festhalten und gleichsam feststellen — wir sind da auf einem Umwege zu uns hin, zu unseren Bedürfnissen, welche auf die Dauer bei jeder fehlerhaften unmenschlichen und rein willkürlichen Perspektive ungesättigt bleiben und uns Noth machen. Die Wissenschaft hat ein feines Gehör für den Nothschrei der Bedürfnisse, und oft ein prophetisches Gehör. Um die Dinge so zu sehen, daß wir dabei unsere Bedürfnisse befriedigen können, müssen wir unsere menschliche Optik bis in ihre letzten Folgen treiben. Du Mensch selber, mit deinen fünf bis sechs Fuß Länge — du selber gehörst in diese Optik hinein, du bist auf die Schwäche deiner Sinnesorgane hin von dir construirt — und wehe, wenn es anders wäre, wenn unsere Organe noch schwächer wären, und das Auge nicht einmal die Hand erreichte oder sie in einer so unbestimmten

Ferne schweben sähe, daß eine Gesammtconstruktion des Menschen für den Menschen selber unmöglich wäre — Unsere Erkenntniß ist keine Erkenntniß an sich und überhaupt nicht sowohl ein Erkennen als ein Weiterschließen und Ausspinnen: es ist die großartige seit Jahrtausenden wachsende Folgerung aus lauter nothwendigen optischen Irrthümern — nothwendig, falls wir überhaupt leben wollen — Irrthümern, falls alle Gesetze der Perspektive Irrthümer an sich sein müssen. Unsere Gesetze und Gesetzmäßigkeiten sind es, die wir in die Welt hineinlegen — so sehr der Augenschein das Umgekehrte lehrt und uns selber als die Folge jener Welt, jene Gesetze als die Gesetze derselben in ihrer Wirkung auf uns zu zeigen scheint. Unser Auge wächst — und wir meinen, die Welt sei im Wachsen. Unser Auge, welches ein unbewußter Dichter und ein Logiker zugleich ist! Welches jetzt einen Spiegel darstellt, auf dem sich die Dinge nicht als Flächen, sondern als Körper zeigen — als seiend und beharrend, als uns fremd und unzugehörig, als Macht neben unserer Macht! Dieses Spiegel-Bild des Auges malt die Wissenschaft zu Ende! — und damit beschreibt sie ebenso die bisher geübte Macht des Menschen als sie dieselbe weiter übt — unsere dichterisch-logische Macht, die Perspektiven zu allen Dingen festzustellen, vermöge deren wir uns lebend erhalten.

[«]

15[10]

Die gewöhnlichen Gedanken (und alles was man unter gesundem Menschenverstand begreift) genießen deshalb eine so hohe Achtung und werden deshalb im Grunde Jedermann zur Pflicht gemacht, weil diese Art zu denken eine große Bewährung für sich hat: mit ihr ist die Menschheit nicht zu Grunde gegangen: dies genügt, um die Menschheit zu dem Schlusse zu bringen — sie schließt so gern und so schnell! — daß der gesunde Menschenverstand die Wahrheit für sich habe. „Wahr“ — das ist im Allgemeinen nur so viel als: zweckmäßig zur Erhaltung der Menschheit. Woran ich zu Grunde gehe wenn ich es glaube — wird da geschlossen — das ist für mich nicht wahr — es ist eine willkürliche ungehörige Relation meines Wesens zu anderen Dingen.

[«]

15[11]

Es giebt auch für die Moral eine Art von Optik. Wie schwach verantwortlich fühlt sich der Mensch für seine indirekten und entfernten Wirkungen! Und wie grausam und übertreibend fällt die nächste Wirkung, die wir üben, über uns her — die Wirkung, die wir sehen, für die unser kurzes Gesicht eben noch scharf genug ist! Wie tragen wir an einer Schuld, bloß weil sie so nahe vor unserem Auge steht! Wie messen wir die Schwere verschieden nach der Entfernung!

[«]

15[12]

Ehemals bewies man die Lehre von der Unfreiheit des Willens, indem man unbedenklich auf die Wahrsager hinwies, welche auch noch bei den skeptischen Philosophen einen guten Glauben fanden: die Kunst der Wahrsagerei aber setzt eine Welt voraus, welche nichts als Fatum ist, und folglich fand diese Welt ebenfalls einen guten Glauben. Als aber die Wahrsager in Mißkredit kamen, kam mit ihnen auch die Lehre von der Unfreiheit des Willens in Mißkredit: gemäß einer falschen Art zu schließen, welche üblicher ist als die rechte Art.

[«]

15[13]

Wir Modernen, seien wir noch so religiös oder moralisch, sind tief unreligiös im Verhältniß zu den Religiösen des Mittelalters und tief unmoralisch im Verhältniß zu den Moralisten des Alterthums. Die antiken Philosophen hatten sammt und sonders einen moralischen Fanatismus und eine siegreiche Unbedenklichkeit im Glauben an ihr „Heil der Seele“, daß sie das Alterthum schließlich in üblen Ruf und in Zweifel an sich selber brachten: jener übermäßige Werth, welchen sie auf das „Heil der Seele“ legten, war die nützlichste Vorbereitung des Christenthums, welches ihre Erbschaft machte, ohne dafür sich erkenntlich zu zeigen. (Die religiösen Menschen sind niemals durch Erkenntlichkeit ausgezeichnet gewesen.)

[«]

15[14]

So wie ich vom Leben und der Welt denke: sitze ich gleichsam inmitten eines tragischen Hausraths, und wohin ich blicke, sind Anreizungen, Tragödien zu dichten — ja kaum kann ich verhindern, daß diese feierlichen und leidenschaftlichen Masken nicht selber Tragödie spielen und mich in ihr Spiel hineinlocken: ein solcher Drang ist um mich jetzt.

[«]

15[15]

„Und was wird nach dem Ende der Moral?“ Oh ihr Neugierigen! Wozu schon jetzt so fragen! Aber laufen wir einmal schnell darüber hin — schnell! — sonst würden wir fallen — denn hier ist alles Eis und Glätte.

Alle und jede Handlungsweise, welche die Moral fordert, wurde von ihr auf Grund mangelhafter Kenntniß des Menschen und vieler tiefer und schwerer Vorurtheile gefordert: hat man diesen Mangel und diese Erdichtung nachgewiesen, so hat man die moralische Verbindlichkeit für diese und jene Handlungen vernichtet — es ist kein Zweifel! — und zwar schon deshalb, weil die Moral selber vor allem Wahrheit und Redlichkeit fordert und somit sich selber die Schnur um den Hals gelegt hat, mit welcher sie erwürgt werden kann — werden muß: der Selbstmord der Moral ist ihre eigene letzte moralische Forderung! — Immerhin könnte damit die Forderung, daß dies zu thun und jenes zu lassen ist, noch nicht vernichtet sein, nur der moralische Antrieb würde fürderhin fehlen — und nur für den Fall, daß es eben keinen weiteren Antrieb für eine Handlungsweise geben sollte, als diesen, wäre die Forderung selber mit der Moral erdrosselt. Nun melden sich aber die Utilitarier und zeigen auf den Nutzen hin, als Anlaß zur gleichen Forderung — auf den Nutzen als den nöthigen Umweg zum Glücke; die Aesthetiker sodann welche im Namen des Schönen und Hohen oder des guten Geschmacks (was dasselbe ist) die Forderung wiederholen; es erscheinen die Freunde der Erkenntniß und zeigen, daß so und so zu leben die beste Vorbereitung zum Erkennen sei und daß es nicht nur von schlechtem Geschmacke zeugen würde, sondern von Widerspänstigkeit gegen die Weisheit, wenn man anders, im Widerspruch zu jenen ehemaligen Forderungen der Moral, leben wollte. — Und zuletzt strömen die Idealisten aller Grade herbei und zeigen auf das Gebilde hin, das vor ihnen herschwebt: „ach, dies Gebilde zu erreichen, zu umarmen, es wie ein Siegel auf uns eindrücken und fürderhin dies Bild sein — was würden wir nicht alles thun und lassen um dessentwillen! Was ist uns Nutzen und Geschmack und Weisheit, was sind uns Gründe und Grundlosigkeit gegen diese Begier nach unserem Ideal, nach diesem meinem Ideale!“ — und so stellen sie jene Forderung wieder her, jeder für sich — als Mittel seiner Begier, als Labsal seines Durstes.

[«]

15[16]

Feinere Sinne und einen feineren Geschmack haben, an das Ausgesuchte und Allerbeste wie an die rechte und natürliche Kost gewöhnt sein, eines starken und kühnen Körpers genießen, der zum Wächter und Erhalter und noch mehr zum Werkzeug eines noch stärkeren, kühneren, wagehalsigeren, gefahrsuchenderen Geistes bestimmt ist: wer möchte nicht, daß dies Alles gerade sein Besitz, sein Zustand wäre! Aber er verberge sich nicht: mit diesem Besitz und diesem Zustand ist man das leidensfähigste Geschöpf unter der Sonne, und nur um diesen Preis kauft man die Auszeichnung, auch das glücksfähigste Geschöpf unter der Sonne zu sein! Die Fülle der Arten des Leides fällt wie ein unendlicher Schneewirbel auf einen solchen Menschen, wie ebenfalls an ihm die stärksten Blitze des Schmerzes sich entladen. Allein unter dieser Bedingung, von allen Seiten und bis ins Tiefste hinein dem Schmerze immer offen zu stehen, kann er den feinsten und höchsten Arten des Glücks offen stehen: als das empfindlichste reizbarste gesundeste wechselndste und dauerhafteste Organ der Freude und aller gröberen und feineren Entzückungen in Geist und Sinnen: wenn nämlich die Götter ihn nur ein wenig in Schutz nehmen und nicht aus ihm (wie leider gewöhnlich!) einen Blitzableiter ihres Neides und Spottes auf die Menschheit machen. An solchen Menschen war Athen ein paar Jahrhunderte lang sehr reich, zu anderen Zeiten einmal Florenz, und noch neuerlicher Paris. Und, im Angesichte solcher letzten und höchsten Erzeugnisse der bisherigen Cultur, gilt immer noch der gute Glaube der Aufklärer, daß Glück, mehr Glück die Frucht der wachsenden Aufklärung und Cultur sein werde, und Niemand setzt hinzu: auch Unglück, mehr Unglück, mehr Leidensfähigkeit, vielartigeres und größeres Leid als je! — Warum doch brachen die philosophischen Schulen Athen’s im 4. Jahrhundert gerade inmitten der höchsten bisher erreichten Aufklärung und Cultur so mächtig hervor und warum suchten sie, Jede auf ihre Weise, den damaligen Athenern eine harte zum Theil fürchterliche oder mindestens überaus beschwerliche und kümmerliche Lebensweise und als Ziel Schmerzlosigkeit und eine Art von Starrheit aufzureden? Sie hatten die leidensfähigsten Menschen um sich und gehörten zu ihnen — sie verzichteten allesammt auf das Glück im Schooß dieser höchsten Cultur, weil dieses „Glück“ nicht ohne die Bremse Schmerz und deren ewige Anstachelung zu haben war! Daß, gut gerechnet, ein der Erkenntniß und dem nil admirari geweihtes Leben selbst unter den härtesten Entbehrungen und Unbequemlichkeiten erträglicher sei als das Leben der Glücklichen Reichen Gesunden Gebildeten Genießenden Bewundernden Bewunderten einer solchen „höchsten Cultur“, — mit dieser Paradoxie führte sich die Philosophie in Athen ein und fand im Ganzen doch sehr viel Gläubige und Nachsprecher! und gewiß nicht nur unter den Freunden des Paradoxen! — Man kann die Seltsamkeit dieser Thatsache nicht lange genug ansehen. — — — —

[«]

15[17]

Im Alterthum hatte jeder höhere Mensch die Begierde nach dem Ruhme — das kam daher, daß jeder mit sich die Menschheit anzufangen glaubte und sich genügende Breite und Dauer nur so zu geben wußte, daß er sich in alle Nachwelt hinein dachte, als mitspielenden Tragöden der ewigen Bühne. Mein Stolz dagegen ist „ich habe eine Herkunft“ — deshalb brauche ich den Ruhm nicht. In dem, was Zarathustra, Moses, Muhamed Jesus Plato Brutus Spinoza Mirabeau bewegte, lebe ich auch schon, und in manchen Dingen kommt in mir erst reif an’s Tageslicht, was embryonisch ein paar Jahrtausende brauchte. Wir sind die ersten Aristokraten in der Geschichte des Geistes — der historische Sinn beginnt erst jetzt.

[«]

15[18]

Vergessen wir nicht: der neue Trieb ist eben neu — noch schwach gebrechlich, oft kindisch, oft schädigend, ohne feinere Wahl, so daß er mitunter die geringeren Naturen befällt und sich vor den großen Naturen scheut: er wirkt oft wie eine Krankheit, ist herb, bitter — was Wunders, daß er falsch beschrieben wird, weil man den Baum aus seinen Früchten nicht zu errathen weiß und das neue Gewächs nach seiner frühsten Gestalt mit bekannten Gewächsen und deren Wirkungen vergleicht: man sagt wohl, es sei ein Giftstrauch.

[«]

15[19]

Ist es nicht ein Grad der Entweihung, wenn der Liebende denkt „nicht eigentlich nach dieser Geliebten verlange ich, sondern nach Liebe“ — ist nicht jede Verallgemeinerung des Ziels eine Entweihung? Ja schon dies ist grob und beleidigend „ich verlange nach dieser Geliebten“ — sondern die Sprache der Leidenschaft will nur Weniges, nur Einmaliges, nur ein Zeichen und Symbol. Schon alles Ganze als Ziel zu nennen ist Entweihung. Das Ideal muß zu groß als Ganzes sein — du sollst nur einzelne Strahlen abpflücken dürfen.

[«]

15[20]

Zuerst das Nöthige — und dies so schön und vollkommen als du kannst! „Liebe das, was nothwendig ist“ — amor fati dies wäre meine Moral, thue ihm alles Gute an und hebe es über seine schreckliche Herkunft hinauf zu dir.

[«]

15[21]

Die beiden größten Gegner des Augenscheins sind Copernicus und Boscovich, beides Polen und beides Geistliche — letzterer erst hat den Stoff-Aberglauben vernichtet, mit der Lehre vom mathematischen Charakter des Atoms

[«]

15[22]

Chamfort — ein Mensch von großem Charakter und tiefem Geiste — aber weder für seinen Charakter noch für seinen Geist ist die Stunde der Wiedererkennung gekommen. Die Tugenden müssen erst immer ein Paar machen — sonst glauben ihnen die Menschen nicht. Mirabeau nannte ihn seinen besten Freund: „Chamfort ist von meinem Schlage an Kopf und Herz.“

[«]

15[23]

Die Gebärden des plötzlichen Schreckens sind keineswegs eine Sprache des Schreckens, als ob er sich mittheilen wollte — sondern die nächsten Vorsichtsmaßregeln und deshalb sehr verschieden: ich lernte dies als ein Wagen plötzlich auf mich zu fallen drohte.

[«]

15[24]

Wie verschieden empfindet man das Geschäft und die Arbeit seines Lebens, wenn man damit der Erste in der Familie ist oder schon der Vater und Großvater dasselbe getrieben haben! Es ist viel mehr innere Noth, ein viel plötzlicherer Stolz dabei, aber das gute Gewissen ist dafür noch nicht geschaffen, und wir empfinden etwas als „beliebig“ daran.

[«]

15[25]

Die Nesselsucht: jetzt eine Krankheit, scheint mir ursprünglich ein Vertheidigungszustand der Haut zu sein, gegen Insekten und dergleichen, aus der Zeit her, wo der Mensch noch längere und härtere Haare hatte: vielleichte konnte der Mensch diesen Zustand kleiner Hautverhärtungen willkürlich herbeiführen: jetzt ein Atavismus. Bei manchen Menschen entsteht es wenn sie gewisse Früchte z.B. Erdbeeren essen: vielleicht weil die Insekten, gegen die man ehemals so sich schützte, gerade um diese Früchte schwärmten und man das Schutzmittel anwendete, um diese Früchte genießen zu können?

[«]

15[26]

Alle Leidenschaft trübt den Blick 1) für das Objekt 2) für den damit Behafteten. Und nun! Paradoxie! Leidenschaft der Erkenntniß, welche gerade die Erkenntniß erkennen will und ebenso den von der Leidenschaft Befallenen! Unmöglich!!! Ist die schöne Unmöglichkeit vielleicht ihr letzter Zauber?

[«]

15[27]

Müssen nicht gerade die besten Menschen die bösesten sein? Die, bei denen das Wissen und Gewissen am feinhörigsten und kräftigsten ausgebildet ist, so daß sie alles, was sie thun, als ungerecht empfinden und sich selber als die Immer-bösen, Immer-ungerechten, als die Nothwendig-bösen? Wer sich aber so empfindet, ist es auch!

[«]

15[28]

Wer sich im Gebirge verklettert hat, muß sich vor Allem hüten, die Gefahr seiner Lage nicht für größer zu halten als sie ist!

[«]

15[29]

Im Norden hat man eine Furcht vor den warmen Farben — sie gelten da als gemein, als pöbelhaft. Darin gehöre ich also zum Pöbel — aber im Süden nicht mehr!

[«]

15[30]

Das Erste, was man in einer fremden Sprache zu lernen hat, sind die Höflichkeiten des fremden Landes — das Zweite sind die Namen der Bedürfnisse. Aber erst das Zweite — im schlimmsten Falle kommt man schon mit den Höflichkeiten aus: wer läßt einen Höflichen (dem es nicht an Anstand und Geld fehlt) hungern?

[«]

15[31]

Wenn man die Lotterien verwünscht, so vergißt man gewöhnlich, wie viel Glück und heitere Horizonte die angenehmen Hoffnungen Aller zusammen ausmachen! Und wie viel ärmer ein Volk ohne Lotterien ist — nämlich an angenehmen Empfindungen! Die Enttäuschung ist eine einmalige und wird ziemlich schnell abgeschüttelt — aber wie oft träumt man vom Gewinnste und macht Pläne! Wie mehrt es den Geschmack an Unternehmungen!

[«]

15[32]

Nein, dazu bin ich nicht gemacht, das Gewissen der Menschen noch zu beschweren! Ich will daß sie ihres Glückes mehr Acht haben, „aller der hundert Quellen“ selbst in der Wüste! wie ein deutscher Dichter sagt — und daß sie selber von ihrem Unglücke Unvermögen und Untugenden besser denken als bisher — sie nützen damit ebenfalls, und wahrscheinlich sogar liegen da ihre eigenen Lust- und Glücks- und Kraft- und Tugendbedingungen.

[«]

15[33]

Was wir lieben, soll an sich selber keine Flecken finden —: so will es der Egoismus dieser feinsten Besitzlust, welche Liebe heißt.

Gesetzt, man ist der Liebhaber einer Sängerin, mit was für ängstlichen Ohren hört man da sie vor irgend welchen Zuhörern singen! Man urtheilt fein und überfein, keineswegs voreingenommen, verliebt, verklebt: vielmehr entgeht uns keiner ihrer kleinsten Fehler, kein noch so flüchtiges Ausgleiten oder Ausbleiben; wir wissen, wenn auch die Zuhörer jubeln und klatschen, daß für die Sängerin selber nicht Alles so klang und lief, wie ihr feinstes Gewissen es verlangt hat — und weil wir fühlen, daß ihr selber all ihr kleines und großes Mißlingen bewußt ist, leiden wir unbeschreiblich dabei und sind dankbar und gerührt über alles, was ihr gelungen. So geht es auch mit Meistern einer Kunst, welchen wir Freund sind; um ihretwillen sind wir an ihrem Gelingen erquickt, ja wir geben allen eigenen Geschmack auf, sobald uns ihre Art, sich selber zu schmecken, erst zum Bewußtsein gekommen ist.

[«]

15[34]

Im Grunde ist die Moral gegen die Wissenschaft feindlich gesinnt: schon Sokrates war es, und zwar deshalb, weil sie Dinge für wichtig nimmt, die mit gut und böse nichts zu thun haben, folglich dem „Gut und Böse“ Gewicht nehmen — die Moral will, daß ihr alle Kraft des Menschen zu Gebote stehe; sie hält es für die Verschwendung eines, der nicht reich genug dazu ist, wenn man sich um Sterne und Pflanzen bekümmert.

[«]

15[35]

Diese griechischen Philosophen der strengen Observanz hatten in sich die Wahl, böse Thiere zu werden oder strenge und freudenarme Thierbändiger: so schon Sokrates. Sie waren klug genug, um zu begreifen, daß wer ein menschliches Raubthier wird, fortwährend sich selber zuerst zerreißt. Aber nun glaubten sie, daß Jedermann so wie sie selber in Gefahr sei, dies Raubthier zu werden — dies ist der große Glaube aller großen Moralisten, ihre Macht und ihr Irrthum! — Der Glaube an die Nähe der furchtbaren Thierheit bei Jedem. — Es waren schwerlich schöne Menschen.

[«]

15[36]

Unser Auge und unsre Ästhetik sitzen auch an der Tafel, und viele feine Leckerbissen bleiben uns vorenthalten, weil das Auge sagt „dies sieht abscheulich aus“, „diese Linien sind meinem Geschmack fremd“. Bei der Auster — und selbst diese ist Vielen etwas Unmögliches — ist es die edle Arbeit der Schale, welche für die ekle schlüpfrige Masse Fürsprache einlegt und gleichsam das Auge bittet, nicht hinzusehn, wenn sie hinuntergeschluckt werden soll. — Vielleicht bleiben uns aus dem gleichen Grunde die besten Frauen vorenthalten, die wahren Leckerbissen an Güte und Kraft der Seele. Ein Paar andere Linien (oder, wie die Physiologen sagen, etwas Fett mehr oder weniger — das

[«]

15[37]

Die Vernunft in der französischen Revolution — das ist die Vernunft Chamforts und Mirabeau’s — die Unvernunft daran: das ist die Unvernunft Rousseau’s.

[«]

15[38]

Ist dies meine Aufgabe: déniaiser les savants? Sie wußten nicht, was sie thaten und dachten nicht viel daran, aber sie hatten einen albernen Hochmuth bei allem ihrem Thun, als ob in ihnen die Tugend selber zur Welt gekommen sei.

[«]

15[39]

Der Geschmack ist stärker als alle Moral; ich kann nicht neben einem Menschen leben, der fortwährend ausspuckt, oder seine Suppe ißt — lieber wollte ich mit einem Diebe oder Meineidigen zusammen wohnen. Ehemals wurden die Neuerer des Gedankens so peinlich empfunden, als eine Sache wider den Anstand.

[«]

15[40]

Meine Gedanken betreffen zu hohe und ferne Dinge, sie könnten nur wirken, wenn der stärkste persönliche Druck hinzukäme. Vielleicht wird der Glaube an meine Autorität erst durch Jahrhunderte so stark, um die Menschen zu vermögen, ohne Beschämung, das Buch dieser Autorität so streng und ernst zu interpretiren, wie einen alten Classiker (z.B. Aristoteles). — Der Glaube an den Menschen muß wachsen, damit sein Werk nur den nöthigen Grad von entgegenkommender Intelligenz findet: der Glaube also und das Vorurtheil. Deshalb bestand man ehemals so auf „Inspiration“: jetzt — — — —

[«]

15[41]

Das Meer nimmt ab, der Mensch das feste Land nimmt immer zu — aber weil er nur sieht, daß sich Alles verändert, so glaubt und fühlt er umgekehrt und meint, seine Unfestigkeit sei im Wachsen und er werde schließlich dem Meere nicht mehr Widerstand leisten können. — Die Langsamkeit der Vorgänge in der Geschichte des Menschen ist nicht dem menschlichen Zeitgefühl angemessen — und die Feinheit und Kleinheit alles Wachsens spottet der menschlichen Sehkraft. Deshalb wird sie immer nur ein Glaubensartikel sein: diese wirkliche Menschengeschichte! und deshalb hat sie so schweren Kampf gegen alle anderen Glaubensartikel, sie kann sich gleichfalls nicht ad oculos demonstriren. — Ja, wider alle unsere „Wahrheiten“ spricht der Augenschein und wird dabei leicht zum Advokaten alles Scheins und selbst der Lüge.

[«]

15[42]

Ich dachte mir das mir fürchterlichste Leben aus: das eines Höflings Anwalts Zolleinnehmers Registrators Kassenbeamten Königs Krämers Hausdieners und aller jener, deren Überschuß an Leistung im Warten besteht — Warten, bis Jemand kommt und spricht — während es nicht möglich ist sich inzwischen besser zu beschäftigen („es geht wider die Pflicht“) Nun bemerke ich, daß die allermeisten überhaupt beschäftigten Menschen in den großen Städten gerade so beschäftigt sind und sich darauf hin ausbilden — daß also dieses pflichtmäßige Warten ihnen sehr erträglich scheinen muß.

[«]

15[43]

Aus der Ferne und im Auslande sieht man die Dinge der Heimat nicht gerade schwarz oder weiß, aber gewiß nicht so bunt als sie wirklich sind: man vereinfacht die Farben. Als Beispiel einer großen Vereinfachung der Farben gebe ich dies Urtheil: „die Deutschen zerfallen jetzt in Juden und Misojuden: letztere möchten gar zu gerne wirkliche Deutsche sein.“

[«]

15[44]

Ist es nicht zum Lachen, daß man noch an ein heiliges unverbrüchliches Gesetz glaubt „du sollst nicht lügen“ „du sollst nicht tödten“ — in einem Dasein, dessen Charakter die beständige Lüge, das beständige Tödten ist! Welche Blindheit gegen das wirkliche Wesen dieses Daseins muß es hervorgebracht haben, daß man mit jenen Gesetzen allein leben zu können glaubte! Wie viel Blindheit über uns selber! Welches Mißdeuten aller unserer Absichten und Ausführungen! Wie viel pathetische Lüge, wie viel Todtschlag der Ehrlichen — d.h. Vernichtung derer, die böse zu sein und sich zu scheinen wagten — ist dadurch wieder in die Welt gekommen! Die Moralität ist selber nur durch Unmoralität so lange in Kredit geblieben.

[«]

15[45]

Der Luxus ist die Form eines fortwährenden Triumphes — über alle die Armen Zurückgebliebenen Ohnmächtigen Kranken Begehrlichen. Nicht daß man viel von den Dingen des Luxus selber genießt — was hat der Triumphator von den Gold-Rädern und den angeketteten Sklaven seines Wagens! — aber man genießt es, daß der Wagen über Unzählige weg geht und sie drückt oder zerdrückt.

[«]

15[46]

Die Menschheit wäre ausgestorben, wenn der Geschlechtstrieb nicht einen so blinden unvorsichtigen eilfertigen gedankenlosen Charakter hätte. An sich ist ja seine Befriedigung durchaus nicht mit der Fortpflanzung der Gattung verbunden. Wie unsäglich selten ist der coitus die Absicht der Fortpflanzung! — Und ebenso steht es mit der Lust am Kampf und der Rivalität: nur ein Paar Grade Erkältung der Triebe mehr — und das Leben steht still! Es ist an eine hohe Temperatur und an eine Siedehitze der Un-Vernunft gebunden.

[«]

15[47]

Man hat gut reden von aller Art Immoralität! Aber sie aushalten können! Z.B. würde ich ein gebrochenes Wort oder gar einen Mord nicht aushalten: langes oder kürzeres Siechthum und Untergang wäre mein Loos! ganz abgesehen vom Bekanntwerden der Unthat und von der Bestrafung derselben.

[«]

15[48]

Sähest du feiner, so würdest du alles bewegt sehen: wie das brennende Papier sich krümmt, so vergeht alles fortwährend und krümmt sich dabei.

[«]

15[49]

Gott war bisher verantwortlich für jedes Lebendige, das entstand — man konnte nicht errathen, was er mit ihm vorhatte; und gerade dann, wenn dem Lebendigen das Zeichen des Leidens und der Gebrechlichkeit eingeprägt war, vermuthete man, daß es schneller als andere Wesen von der Lust am „Leben“ und an der „Welt“ geheilt werden solle, und dergestalt mit einem Merkmal der Gnade und der Hoffnung gezeichnet sei. Sobald man aber nicht mehr an Gott und an die Bestimmung des Menschen für ein Jenseits glaubt, wird der Mensch verantwortlich für alles Lebendige, das leidend entsteht und das zur Unlust am Leben vorherbestimmt ist. „Du sollst nicht tödten“ — gehört in eine Ordnung der Dinge, wo ein Gott über Leben und Tod bestimmt.

[«]

15[50]

Freunde, sagte Z<arathustra> das ist eine neue Lehre und herbe Medizin, sie wird euch nicht schmecken. Macht es also, wie es kluge Kranke machen — trinkt sie in einem langen Zuge hinunter und schnell etwas Süßes und Würziges hinterdrein, das euren Gaumen wieder rein spüle und euer Gedächtniß betrüge. Die Wirkung wird trotzdem nicht ausbleiben: denn ihr habt nunmehr „den Teufel im Leibe“ — wie euch die Priester sagen werden, welche mir nicht hold sind.

[«]

15[51]

Habt ihr kein Mitleiden mit der Vergangenheit? Seht ihr nicht, wie sie preisgegeben ist und von der Gnade dem Geiste der Billigkeit jedes Geschlechtes wie ein armes Weibchen abhängt? Könnte nicht jeden Augenblick irgend ein großer Unhold kommen, der uns zwänge, sie ganz zu verkennen, der unsre Ohren taub gegen sie machte oder gar uns eine Peitsche in die Hand gäbe, sie zu mißhandeln? Hat sie nicht dasselbe Loos wie die Musik, die beste Musik, die wir haben? Ein neuer böser Orpheus, den jede Stunde gebären könnte, wäre vielleicht im Stande, uns durch seine Töne zu überreden, wir hätten noch gar keine Musik gehabt und das Beste sei, allem, was bisher so hieß, aus dem Wege zu laufen.

[«]

15[52]

„Du kommst zu früh!“ — „du kommst zu spät“ — das ist das Geschrei, um alle die, welche für immer kommen, sagte Z<arathustra>.

[«]

15[53]

„Gut von den Menschen denken — das begreift sich bei dir! sie verstellen sich in deiner Gegenwart und werden vielleicht sogar besser — genug du lernst sie so kennen, als ob sie Spiegel wären, in denen du selber wiederstrahlst.“ Auf Reisen! ego.

[«]

15[54]

Du fühlst, daß du Abschied nehmen wirst, bald vielleicht — und die Abendröthe dieses Gefühls leuchtet in dein Glück hinein. Achte auf dieses Zeugniß: es bedeutet, daß du das Leben, und dich selber liebst und zwar das Leben, so wie es bisher dich getroffen und dich gestaltet hat — und daß du nach Verewigung desselben trachtest. non alia sed haec vita sempiterna!

Wisse aber auch! — daß die Vergänglichkeit ihr kurzes Lied immer wieder singt und daß man im Hören der ersten Strophe vor Sehnsucht fast stirbt, beim Gedanken, es möchte für immer vorbei sein.

[«]

15[55]

Ich glaube, man verkennt den Stoicismus. Das Wesentliche dieser Gemüthsart — das ist er, schon bevor die Philosophie ihn sich erobert hat — ist das Verhalten gegen den Schmerz und die Unlust-Vorstellungen: eine gewisse Schwere Druckkraft und Trägheit wird auf das äußerste gesteigert, um den Schmerz wenig zu empfinden: Starrheit und Kälte sind der Kunstgriff, Anaesthetika also. Hauptabsicht der stoischen Erziehung, die leichte Erregbarkeit zu vernichten, die Zahl der Gegenstände, die überhaupt bewegen dürfen, immer mehr einschränken, Glauben an die Verächtlichkeit und den geringen Werth der meisten Dinge, welche erregen, Haß und Feindschaft gegen die Erregung, die Passion selber als ob sie eine Krankheit oder etwas Unwürdiges sei: Augenmerk auf alle häßlichen und peinlichen Offenbarungen der Leidenschaft — in summa: Versteinerung als Gegenmittel gegen das Leiden, und alle hohen Namen des Göttlichen der Tugend fürderhin der Statue beilegen. Was ist es, eine Statue im Winter umarmen, wenn man gegen Kälte stumpf geworden ist? — was ist es, wenn die Statue die Statue umarmt! Erreicht der Stoiker die Beschaffenheit, welche er haben will — meistens bringt er sie mit und wählt deshalb diese Philosophie! — so hat er die Druckkraft einer Binde, welche Unempfindlichkeit hervorbringt. — Diese Denkweise ist mir sehr zuwider: sie unterschätzt den Werth des Schmerzes (er ist so nützlich und förderlich als die Lust), den Werth der Erregung und Leidenschaft, er ist endlich gezwungen, zu sagen: alles wie es kommt, ist mir recht, ich will nichts anders — er beseitigt keinen Nothstand mehr, weil er die Empfindung für Nothstände getödtet hat. Dies drückt er religiös aus, als volle Übereinstimmung mit allen Handlungen der Gottheit (z.B. bei Epictet).

[«]

15[56]

ich berühre kaum noch die äußersten Spitzen der Wellen — das Dasein, in dem ich schwimmen sollte, ist wie außer mir und ich fühle mit einem Schauder der Wonne seine spielende Haut: bin ich zum fliegenden Fisch geworden ? —

[«]

15[57]

Als ich eben aufblickte, glaubte ich, schnell wie ein Blitz, neben meinem Tische einen bleichen Menschen, tief gebückt zu sehen: im nächsten Moment, wo das Auge schärfer dies Objekt fassen wollte, sehe ich ein paar Schritte weiter von dem Tische eine Katze: deren Farben hatte meine Phantasie benutzt und ebenfalls eine andere Perspektive vorausgesetzt. In einem lebhaften Gespräch sehe ich das Gesicht der Person oftmals mit der äußersten Deutlichkeit und voll des feinsten Muskelspiels und Augen-Ausdrucks, je nach den Gedanken, die sie äußert oder die ich bei ihr hervorzurufen glaube: mein wirkliches Sehvermögen kann diese Feinheiten nicht sehen und muß also eine Erdichtung sein. Wahrscheinlich macht die Person ein ganz anderes Gesicht oder gar keines. —

[«]

15[58]

Mir ist nie einen Augenblick der Gedanke gekommen, daß etwas von mir Geschriebenes nach ein paar Jahren einfach todt sei und somit einen Erfolg in der Bälde haben müsse, wenn es einen Erfolg haben wolle. Ohne je den Gedanken der gloria gehabt zu haben, ist mir nie der Zweifel aufgestiegen, daß diese Schriften länger leben als ich. Dachte ich je an Leser, so immer nur an verstreute, über Jahrhunderte hin ausgesäete Einzelne: und mir geht es nicht so wie dem Sänger, dem erst ein volles Haus die Stimme geschmeidig, das Auge ausdrucksvoll, die Hand gesprächig macht.

[«]

15[59]

Was die Praxis betrifft: so betrachte ich die einzelnen moralischen Schulen als Stätten des Experiments, wo eine Anzahl von Kunstgriffen der Lebensklugheit gründlich geübt und zu Ende gedacht wurden: die Resultate aller dieser Schulen und aller ihrer Erfahrungen gehören uns, wir nehmen einen stoischen Kunstgriff deshalb nicht weniger gern an, weil wir schon epikureische uns zu eigen gemacht haben. Jene Einseitigkeit der Schulen war sehr nützlich, ja sie war für die Feststellung dieser Experimente unentbehrlich. Der Stoicism z.B. zeigte, daß der Mensch sich willkürlich eine härtere Haut und gleichsam eine Art Nesselsucht zu geben vermöge: von ihm lernte ich mitten in der Noth und im Sturm sagen: „was liegt daran?“ „was liegt an mir?“ Vom Epikureism nahm ich die Bereitwilligkeit zum Genießen und das Auge dafür, wo alles uns die Natur den Tisch gedeckt hat.

[«]

15[60]

Dazu sehe ich schlecht und meine Phantasie ist (im Traum und im Wachen) an Manches gewöhnt und hält manches für möglich, was Anderen nicht immer bereit sein würde. — Ich fliege im Traum, ich weiß, daß es mein Vorrecht ist, ich erinnere mich darin nicht eines Zustandes, wo ich nicht zu fliegen vermöchte. Jede Art von Bogen und Winkeln mit einem leichten Impuls auszuführen, eine fliegende Mathematik — das ist ein so eignes Glück, daß es gewiß bei mir die Grundempfindung des Glücks auf die Dauer durchtränkt hat. Wenn es mir ganz wohl zu Muthe werden will, bin ich immer in einem solchen freien Schweben, nach Oben nach unten willkürlich, ohne Spannung das Eine und ohne Herablassung und Erniedrigung das Andere. „Aufschwung“ — so wie Viele dies beschreiben ist mir zu muskelhaft und gewaltsam. — Ich verstehe die Korybanten und selbst das dionysische Wesen am besten als Versuche von ungeflügelten Thieren, sich Flügel einzubilden und sich über die Erde zu heben. Lärm gewaltsamster Bewegung wie ein ungeheures Flügelschlagen — es wirkt zuletzt fast als ob sie in der Höhe wären.

[«]

15[61]

Überall, wo ein Hof gemacht wird, halte ich es nicht <aus>: wozu bunt wie ein Flamingo stundenlang im flachen Wasser stehen! Alle Höflinge betrachten das Sitzen als ein Glück des „Lebens nach dem Tode“.

[«]

15[62]

Mit Einem Klange mitleidig spöttisch und verführerisch zu sein — verstehen nur die Frauen.

[«]

15[63]

Im kleinen und erbärmlichen Leben klingen trotzdem die Akkorde des großen Lebens vergangener Menschen hindurch: jede Werthschätzung hat in großen Bewegungen einzelner Seelen ihre Herkunft.

[«]

15[64]

Und wie ein Liebhaber spricht: ihre Kälte macht meine Erinnerungen erstarren: habe ich jemals dies Herz an mir glühen und klopfen gefühlt? — so - - -

[«]

15[65]

Vielleicht muß man jetzt bei den Kaufleuten die Eigenschaften suchen, die ehedem die Menschen groß machten — ungestümen Ehrsinn Unternehmungsgeist usw. auch den Corporationsgeist.

[«]

15[66]

Jüdisch ist im Ganzen die Moralität Europas — eine tiefe Fremdheit trennt uns immer noch von den Griechen. Aber die Juden haben ebenso sehr als sie den Menschen verachteten und als böse und verächtlich zugleich empfanden, ihren Gott reiner und ferner als irgend ein Volk gestaltet: sie nährten ihn mit all dem Guten und Hohen, was in der Brust des Menschen wächst — und diese seltsamste aller Aufopferungen hat allmählich eine Kluft zwischen Gott und Mensch entstehen lassen, die furchtbar empfunden wurde. Nur bei Juden war es möglich, ja nothwendig, daß sich endlich ein Wesen in diese Kluft hineinwarf — und wieder mußte es „der Gott“ sein, der dies that, dem man allein etwas Hohes zutraute: jener Mensch selber, welcher sich als Mittler fühlte, mußte sich erst als Gott fühlen, um diese Mittler-Aufgabe sich zu stellen. Wo die Kluft weniger groß war, da konnte auch wohl ein Mensch ohne völlig übermenschlich zu sein, sondern als Heros dazwischen treten und das Wohlgefühl verbreiten, welches vielleicht das höchste der älteren Menschheit war: Einklang und Übergang von Gott zu Mensch zu sehen.

[«]

15[67]

Warum überkommt mich fast in regelmäßigen Zeiträumen ein solches Verlangen nach Gil Blas und wiederum nach den Novellen Mérimées? Hat mich nicht Carmen mehr bezaubert als irgend eine Oper, in der mir diese geliebte Welt (die ich im Grunde nur auf halbe Jahre verlasse) wiederklingt?

[«]

15[68]

Hinter jeder Tragödie steckt etwas Witziges und Widersinniges, eine Lust am Paradoxon, z.B. das Schlußwort der letzten tragischen Oper: „ja ich habe sie getödtet, meine Carmen, meine angebetete Carmen!“ Diese Art von Pfeffer fehlt dem Epos ganz — es ist unschuldiger und wendet sich an kindlichere und plumpere Geister, denen alles Saure Bittre und Scharfe noch widersteht. Tragödie ist ein Vorzeichen, daß ein Volk witzig werden will, — daß der esprit seinen Einzug halten möchte.

[«]

15[69]

„Nützen, nützlich“: dabei denkt jetzt jeder an Klugheit Vorsicht Kälte Mäßigung usw., kurz an Seelenzustände, die dem Affekt entgegengesetzt sind. Trotzdem muß es ungeheure Zeiten gegeben haben, wo der Mensch das ihm Nützliche nur unter der Anregung der Affekte that und wo ihm die Klugheit und Vernunftkälte noch überhaupt fehlte. Damals redete das höchste utile noch die Sprache der Leidenschaft, der Verrücktheit, des Schreckens: ohne eine so gewaltige Beredsamkeit war es nicht möglich, den Menschen zu etwas „Nützlichem“ — d.h. zu einem Umweg des „Angenehmen“ d.h. zu einem zeitweiligen Vorziehen des Unangenehmen — zu bestimmen. Die Moral war damals noch nicht die Eingebung der Klugheit — man mußte gleichsam die Vernunft und gewöhnliche Art zu wollen für eine Zeit verlernen, um in diesem Sinne etwas Moralisches zu thun.

[«]

15[70]

Ich will meine Heraldik und ein Wissen um den ganzen adeligen Stammbaum meines Geistes haben — erst die Historie giebt ihn. Ohne dieselbe sind wir Alle Eintagsfliegen und Pöbel: unsere Erinnerung geht bis zum Großvater — bei ihm hört die Zeit auf.

[«]

15[71]

„Wer mit 40 Jahren nicht Misanthrop ist, der hat die Menschen nie geliebt“, pflegte Chamfort zu sagen.

[«]

15[72]

Balzac: pour moraliser en littérature, le procédé a toujours été de montrer la plaie. —

[«]

[16 = M III 6a. Dezember 1881 — Januar 1882]

16[1]

Fortsetzung der „Morgenröthe“.

Genova, Januar 1882.

[«]

16[2]

Man ist erst dann genesen, wenn man Arzt und Krankheit vergessen hat.

[«]

16[3]

Ich will nur Eine Gleichheit: die, welche die äußerste Gefahr und der Pulverdampf um uns giebt. Da haben wir Alle Einen Rang! Da können wir Alle miteinander lustig sein!

[«]

16[4]

Ihr beklagt euch darüber, daß ich schreiende Farben gebrauche? Nun, ich nehme die Farben aus der Natur — was kann ich für die Natur! — Aber ihr sagt, es sei dies meine Natur und nicht die eure und die aller Welt! Und ihr habt vielleicht Recht: vielleicht habe ich eine Natur, welche schreit — „wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser.“ Wäret ihr selber dieses frische Wasser, wie gefällig würde euch meine Stimme klingen! Aber ihr seid verdrießlich darüber, mir nicht von meinem Durste helfen zu können — und ihr möchtet vielleicht mir so gerne helfen? — —

[«]

16[5]

Bin ich denn ein Forscher? Ich bin nur schwer: ich falle, falle, immerfort — bis ich auf den Grund komme.

[«]

16[6]

Unsere Tugenden müssen gleich den Versen Homer's kommen und gehen.

[«]

16[7]

Jene haben nöthig, Nacht zu machen, um ihr Licht leuchten zu lassen — was hätte ich mit ihnen zu thun, der ich nicht zum Nachtlicht tauge? Ja, ich leugne öfter als gut ist die Nacht, wo sie nicht erst zu machen ist.

[«]

16[8]

Die würdigste Vorstellung von den Göttern hatten die Epicureer. Wie könnte das Unbedingte irgend etwas mit dem Bedingten zu schaffen haben? Wie könnte es dessen Ursache oder dessen Gesetz oder dessen Gerechtigkeit oder dessen Liebe und Vorsehung sein! „Wenn es Götter giebt, so kümmern sie sich nicht um uns“ — dies ist der einzige wahre Satz aller Religions-Philosophie.

[«]

16[9]

„Aber wohin fließen denn zuletzt alle Flüsse des Großen und Größten am Menschen? Giebt es für sie allein keinen Ozean?“ — Sei dieser Ozean: so giebt es einen.

[«]

16[10]

Wenn man über Jemand hinweg steigt, so ist es schwer, ihm dabei nicht zu hart zu erscheinen. Niemand wird dir das Recht einräumen, in ihm nichts als eine Stufe zu sehen. — Aber du mußt die ganze Treppe hinauf!

[«]

16[11]

Recept wider die Medizin. — „Das sind lauter neue Lehren und lauter neue Medizinen — sagt ihr mir; das will uns nicht schmecken!“ Nun, macht es nur so, wie es alle klugen Kranken machen — trinkt den Trank in einem langen Zuge hinunter und dann schnell noch etwas Süßes und Würziges hinterdrein, das euch den Gaumen wieder rein spüle und euer Gedächtniß betrüge! Die „Wirkung“ wird trotzdem nicht ausbleiben — dessen seid versichert! Denn ihr habt nunmehr „den Teufel im Leibe“, wie alle alten Medizinmänner euch sagen werden.

[«]

16[12]

Egoismus! Wenn wir uns nicht zu allererst und fortwährend um uns selber drehten, wir hielten es nicht aus, irgend einer Sonne nachzulaufen!

[«]

16[13]

Man hat ein feines Ohr für Kettengeklirr, wenn man jemals eine Kette getragen hat.

[«]

16[14]

Wer Ruhm haben will, muß sich bei Zeiten darauf einüben, ohne Ehre leben zu können.

[«]

16[15]

Vorwärts! Sobald ich hier Halt machen wollte, würde ich glauben, ich hätte mich verstiegen — ich habe keinen Gewinn dabei, stehen zu bleiben, aber die furchtbare Möglichkeit, daß der Schwindel mich packt. Vorwärts also!

[«]

16[16]

Nachwirkung der ältesten Religiosität. — Wir glauben alle steif und fest an Ursache und Wirkung; und manche Philosophen nennen diesen Glauben wegen seiner Steif- und Festigkeit eine „Erkenntniß a priori“ — zweifelnd und erwägend, ob nicht hier vielleicht eine Erkenntniß und Weisheit übermenschlicher Herkunft anzunehmen sei: jedenfalls finden sie den Menschen in diesem Punkte unbegreiflich-weise. Nun scheint mir aber die Herkunft dieses unbezwinglichen Glaubens ziemlich durchsichtig und eher ein Gegenstand zum Lachen als zum Stolz-thun. Der Mensch meint, wenn er etwas thut, zum Beispiel einen Schlag ausführt, er sei es, der da schlage, und er habe geschlagen weil er schlagen wollte, kurz, sein Wille sei die Ursache. Er merkt gar nichts von einem Problem daran, sondern das Gefühl des Willens genügt ihm, um die Verknüpfung von Ursache und Wirkung sich verständlich zu machen. Von dem Mechanismus des Geschehens und der hundertfältigen feinen Arbeit, die abgethan werden muß, damit es zu dem Schlage kommt, ebenso von der Unfähigkeit des

Willens an sich, auch nur den geringsten Theil dieser Arbeit zu thun, weiß er nichts. Der Wille ist ihm eine magisch wirkende Kraft: der Glaube an den Willen als an die Ursache von Wirkungen ist der Glaube an magisch wirkende Kräfte, an den unmittelbaren Einfluß von Gedanken auf unbewegte oder bewegte Stoffe. Nun hat ursprünglich der Mensch überall, wo er ein Geschehen sah, einen Willen als Ursache gedacht, kurz: persönlich wollende Wesen im Hintergrunde wirkend geglaubt — der Begriff der Mechanik liegt ihm ganz ferne. Weil aber der Mensch ungeheure Zeiten lang nur an Personen geglaubt hat (und nicht an Stoffe, Kräfte, Sachen usw.), ist ihm der Glaube an Ursache und Wirkung zum Grundglauben geworden, den er überall, wo etwas geschieht, anwendet — auch jetzt noch, instinktiv und als ein Stück Atavismus ältester Abkunft. Die Sätze „keine Wirkung ohne Ursache“, „jede Wirkung wieder Ursache“ erscheinen als Verallgemeinerungen viel engerer Sätze: „wo gewirkt wird, da ist gewollt worden“ „es kann nur auf wollende Wesen gewirkt werden“ „es giebt nie ein reines folgenloses Erleiden einer Wirkung, sondern alles Erleiden ist eine Erregung des Willens“ (zur That, Abwehr, Rache, Vergeltung) — aber in den Urzeiten der Menschheit waren diese und jene Sätze identisch, die ersten nicht Verallgemeinerungen der zweiten, sondern die zweiten Erläuterungen der ersten: alle auf der Grundlage des Gedankens „Natur ist eine Summe von Personen.“ Wäre hingegen der Menschheit die ganze Natur von vornherein als etwas Unpersönliches, folglich Nicht-Wollendes vorgekommen, so würde sich der umgekehrte Glaube — des fieri e nihilo, der Wirkung ohne Ursache — gebildet haben: und vielleicht hätte er dann den Ruf übermenschlicher Weisheit. — Jene „Erkenntniß a priori“ ist also keine Erkenntniß, sondern eine eingefleischte Urmythologie aus der Zeit der tiefsten Unkenntniß!

[«]

16[17]

A: „Die Art, wie er mich öffentlich mißversteht, beweist mir, daß er mich nur gar zu gut verstanden hat.“ — B: „Nimm es von der besten Seite! Du bist bei ihm gewaltig in der Achtung gestiegen; er hält es bereits nöthig, dich zu verleumden.“

[«]

16[18]

Wer den Fleiß seines Vaters erheblich überbieten will, wird krank; und ebenso steht es mit allen Tugenden — unsere Aufgabe ist immer, eine Tugend auf der Höhe, in der sie uns vererbt ist, zu erhalten, denn in dieser Höhe gehört sie zu unserer Gesundheit: sie zu steigern — — —

[«]

16[19]

Nachkommen haben — das erst macht den Menschen stätig, zusammenhängend und fähig, Verzicht zu leisten: es ist die beste Erziehung. Die Eltern sind es immer, welche durch die Kinder erzogen werden, und zwar durch die Kinder in jedem Sinne, auch im geistigsten. Unsere Werke und Schüler erst geben dem Schiffe unseres Lebens den Compaß und die große Richtung.

[«]

16[20]

„Die besten Dinge sind ihm unschmackhaft geworden!“ — Nun, dagegen giebt es ein Heilmittel: er sollte einmal eine Kröte verschlucken!

[«]

16[21]

Was geschah mir gestern an dieser Stelle? Ich war noch nie so glücklich, und die Fluth des Daseins warf mir mit den höchsten Wellen des Glückes ihre kostbarste Muschel zu, die purpurne Schwermuth. Wozu war ich nicht bereit! Welcher Gefahr hätte ich nicht getrotzt! Erschien mir nicht der Raum zu eng — — —

[«]

16[22]

„Ja! Ich will nur das noch lieben, was nothwendig ist! Ja! Amor fati sei meine letzte Liebe!“ — Vielleicht treibst du es so weit: aber vorher wirst du erst noch der Liebhaber der Furien sein müssen: ich gestehe, mich würden die Schlangen irre machen. — „Was weißt du von den Furien! Furien — das ist nur ein böses Wort für die Grazien.“ — Er ist toll! —

[«]

16[23]

Ihr Selbsteigenen! Ihr Selbstherrlichen! Jene Alle, deren Wesen die Zugehörigkeit ist, jene Ungezählten Unzähligen arbeiten nur für euch, wie es auch dem Oberflächlichen anders erscheinen möge! Jene Fürsten Kaufleute Beamte Ackerbauer Soldaten, die sich vielleicht über euch hinaus glauben — sie Alle sind Sklaven und arbeiten mit einer ewigen Nothwendigkeit nicht für sich selber: niemals gab es Sklaven ohne Herren — und ihr werdet immer diese Herren sein, für die da gearbeitet wird: ein späteres Jahrhundert wird schon das Auge für dieses Schauspiel haben! Laßt jenen doch ihre Ansichten und Einbildungen, mit denen sie ihre Sklaven-Arbeit vor sich selber rechtfertigen und verhehlen — kämpft nicht gegen Meinungen, welche eine Barmherzigkeit für Sklaven sind! Aber haltet immer fest, daß diese ungeheure Bemühung, dieser Schweiß Staub und Arbeitslärm der Civilisation für die da sind, die dies Alles zu benutzen wissen, ohne mit zu arbeiten: daß es Überschüssige geben muß, welche mit der allgemeinen Überarbeit erhalten werden, und daß die Überschüssigen der Sinn und die Apologie des ganzen Treibens sind! So seid denn die Müller und laßt von diesen Bächen euch die Räder umdrehen! Und beunruhigt euch nicht über ihre Kämpfe und das wilde Tosen dieser Wasserstürze! Was für Staats- und Gesellschaftsformen sich auch ergeben mögen, alle werden ewig nur Formen der Sklaverei sein — und unter allen Formen werdet ihr die Herrschenden sein, weil ihr allein euch selber gehört, und jene immer Zubehöre sein müssen!

[«]

[17 = M III 7. Exzerpte aus Emersons „Essays“. Anfang 1882]

17[1]

In jeder Handlung ist die abgekürzte Geschichte alles Werdens. ego.

[«]

17[2]

Ich höre wohl die Lobpreisungen der Welt, aber sie sind nicht für mich: ich höre in ihnen nur das meinem Ohre viel lieblicher tönende Lob des Charakters, dem ich nachstrebe, und das ich in jedem Wort, in jedem Faktum vernehme — im dahineilenden Flusse und im wogenden Korne.

[«]

17[3]

Das, was ich heute thue, hat eine so tiefe Bedeutung als irgend etwas Vergangenes.

[«]

17[4]

Ich will die ganze Geschichte in eigner Person durchleben und alle Macht und Gewalt mir zu eigen machen, mich weder vor Königen noch irgend einer Größe beugen.

[«]

17[5]

Der schaffende Instinkt der Seele zeigt sich in dem Nutzen, den wir aus der Geschichte zu ziehn wissen: es giebt nur Biographie. Jeder Mensch muß seine ganze Aufgabe erkennen. — Dieses planlose rohe widersinnige Dort und Damals soll verschwinden und an seine Stelle das Jetzt und Hier treten.

[«]

17[6]

Aus den Resten unserer Thierheit sich seinen kostbarsten Schmuck machen: wie der Isis nichts als die mondförmigen Hörner von ihrer Verwandlung geblieben sind.

[«]

17[7]

Wer kann einen Baum zeichnen, ohne Baum zu werden!

[«]

17[8]

Der Künstler hat die Macht, die in anderen Seelen schlummernde Thatkraft zu erwecken.

[«]

17[9]

Das wahre Gedicht ist des Dichters Seele: da liegt der genügende Beweisgrund für die letzte Verzierung selbst. St. Peter ist eine lahme Copie.

[«]

17[10]

Die Genien im Walde warten, bis der Wanderer vorüber ist.

[«]

17[11]

Wenn das Auge durch die Natur schon an ungeheure Dimensionen gewöhnt ist, kann die Kunst keinen kleineren Maßstab anlegen, ohne sich selber zu degradiren. (Höhlen —)

[«]

17[12]

Bei einem durch einen Fichtenwald gehauenen Weg der Dome gedenken: der Wald hat einen überwältigenden Einfluß auf den Erbauer geübt.

[«]

17[13]

Das geistige Nomadenthum ist die Gabe der Objektivität oder die Gabe überall Augenweide zu finden. Jeder Mensch, jedes Ding ist mein Fund, mein Eigenthum: die Liebe, die ihn für Alles beseelt, glättet seine Stirn.

[«]

17[14]

Es muß meinem Auge unmöglich sein, mit schielenden Blicken hin und dahin zu sehen: sondern immer muß ich den ganzen Kopf mit drehen — so ist es vornehm.

[«]

17[15]

Weder der Dichter noch der Held können auf das Wort oder die Gebärde eines Kindes von oben herab sehen. Ein kindliches Wesen neben angeborener Energie. Ein Wesen, das so wenig seine Drangsaale achtet, ganz versunken, ein hoher Almosen-Empfänger, im Namen Gottes bittend.

[«]

17[16]

Zur Verehrung verpflichtet sein ist ihm drückend, er möchte dem Schöpfer das Licht stehlen und getrennt von ihm leben.

[«]

17[17]

Wenn ein Gott zu den Menschen kommt, so kennen sie ihn nicht.

[«]

17[18]

Es ist viel, zu antworten, wenn ein solches Räthsel aufgegeben wird: und es ist viel, zu glauben, solch ein Räthsel gelöst zu haben. Schon bei dem Muthe der Antwort auf das Räthsel des Lebens stürzt sich die Sphinx hinab (ego).

[«]

17[19]

Er soll ein Tempel des Ruhms sein, er soll einhergehen, in einem Gewande, das ganz und gar mit Malereien wunderbarer Begebenheiten und Erfahrungen bedeckt.

[«]

17[20]

Deinem eignen Gedanken Glauben schenken — glauben, daß was für dich in deinem innersten Herzen wahr ist, auch für alle Menschen wahr sei: das ist Genie.

[«]

17[21]

In jedem Werke des Genies erkennen wir unsere eignen verstoßenen Gedanken wieder: sie kommen zurück zu uns mit einer gewissen entfremdenden Majestät.

[«]

17[22]

Es giebt eine Zeit in der Entwicklung jedes Menschen, wo er zur Überzeugung gelangt, daß Neid nur Unwissenheit, Nachahmung Meuchelmord ist: daß obgleich das weite All voll des Guten ist, ihm auch kein Samenkörnchen zukommen kann, als durch seine Mühe, die er auf das Stück Land verwendet.

[«]

17[23]

Wir drücken uns meist nur halb aus und schämen uns des göttlichen Gedankens, der durch uns repräsentirt wird. — Man muß sein ganzes Herz der Arbeit hingegeben haben: im bloßen Versuch verläßt uns unser Genie; keine Muse, keine Hoffnung steht uns bei.

[«]

17[24]

Den uneinigen, mißtrauischen Geist, die hohe Kunstfertigkeit, auszurechnen, was der Festigkeit und den Mitteln zu unserem Vorhaben entgegen stehen könnte: den haben die Kinder nicht; sieht man in ein Kinderangesicht, so wird man verlegen. Sie kehren sich an nichts, alles richtet sich nach ihnen; ihnen machen die Folgen oder die Interessen Anderer niemals Kummer: sie geben ein eigenmächtiges unverfälschtes Verdikt. Sie suchen nicht dir zu gefallen: du mußt ihnen den Hof machen.

[«]

17[25]

Immer wieder von Neuem aus demselben unbestechlichen, unerschrockenen Standpunkte der Unschuld aus seine Wahrnehmungen machen — das ist furchterregend: die Macht solcher unsterblichen Jugend wird gefühlt.

[«]

17[26]

Kein Gesetz kann mir geheiligt sein als das meiner Natur. Einzig recht ist das, was mir naturgemäß ist, und allein unrecht, was gegen meine Natur ist.

[«]

17[27]

Daß ich allein an das denke, was mir als mein Rechtes erscheint, aber nicht an das, was die Leute dazu denken — bezeichnet den Unterschied zwischen Erhabenheit und Niedrigkeit. Dies ist um so härter, weil du solche, die deine Pflicht besser zu kennen glauben als du selbst, überall finden wirst.

Groß ist der, der mitten im Gewühl der Welt mit vollkommener Klarheit die Freiheit, die uns die Einsamkeit gewährt, festhält.

[«]

17[28]

Wenn die Armen und die Unwissenden mit erregt werden, wenn die unverständige thierische Masse knurrt und das Gesicht verzerrt — da bedarf es großer Seele, um dies auf göttliche Weise und als Kleinigkeit bei Seite zu schieben. NB.

[«]

17[29]

Der Mensch kann seiner Natur nicht Gewalt anthun: der Charakter, vorwärts, rückwärts, kreuzweise gelesen, sagt mir dasselbe. Was sind die höchsten Gebirge gemessen an der gesammten Erdkugel!

[«]

17[30]

Charakterstärke tritt von selber ein: die vergangenen Tage voll Tugend übertragen ihr geistiges Wohlsein auf dich. Durch das Bewußtsein einer großen Reihe von Siegen kommt das majestätische Wesen des Helden.

[«]

17[31]

Ehre ist deswegen etwas so Achtungswerthes, weil es nichts von heute ist: es ist immer eine alte Tugend.

[«]

17[32]

Der rechte Mann ist der Mittelpunkt der Dinge: er nimmt von der ganzen Schöpfung Besitz, er erinnert an keinen Anderen, alle Umstände werden von ihm in

Schatten gestellt, er bedarf unendlichen Raum, Zahlen und Zeit, um seine Gedanken auszuführen: — die Nachwelt folgt wie eine Prozession seinen Schritten.

[«]

17[33]

Die Handlungen der Könige haben die Welt unterrichtet: sie handeln aus einem weiten Gesichtspunkt: sie lehren durch kolossale Symbolik, welche Achtung ein Mensch dem Menschen schuldet: Es gab immer freudige Anhänglichkeit an den, der sich nach selbstgeschaffenen Gesetzen bewegte, sich seine Werthtafel von Menschen und Dingen machte und die vorhandene umstieß und das Gesetz in seiner Person darstellte.

[«]

17[34]

Die Geschichte ist eine Ungereimtheit und Injurie, wenn sie mehr sein will als eine erheiternde Erzählung und Parabel meines Seins und Werdens. — Mit rückgewandtem Auge bejammert er die Vergangenheit oder steht auf den Spitzen der Zehen, etwas von der Zukunft zu erspähen. Aber er sollte mit der Natur in der Gegenwart leben, erhaben über die Zeit.

[«]

17[35]

Tugend ist innere Stärke: ein Mensch, der zur schöpferischen Urkraft durchdringt, überwältigt nach dem Gesetz der Natur alle Städte Völker Könige, die Reichen und die Dichter.

[«]

17[36]

Was wir lieben, das ist unser: aber durch das Verlangen darnach berauben wir uns desselben.

[«]

17[37]

Die Macht, die die Menschen besitzen, mir Verdruß zu machen gebe ich ihnen selber. Laß dich nicht so tief hinab, behaupte deine Würde; laß dich nicht einen Augenblick auf ihre Zustände auf ihr Geschrei ein: laß das Licht deines inwendigen Gesetzes in die Verwirrung dringen.

[«]

17[38]

Es verlangt ein gottähnliches Wesen von dem, der sich von den gewöhnlichen Motiven der Humanität los gemacht hat. Hochherzigkeit Willenstreue und ein klarer Verstand: das müssen seine Eigenschaften sein, wenn er sich selber Lehre Gesellschaft und Gesetz sein will: so daß ein einfacher Vorsatz bei ihm ebenso viel ist wie bei Anderen die eiserne Nothwendigkeit. p. 57.

[«]

17[39]

Unser Haushalt ist bettelarm; unsre Kunst, unsre Beschäftigungen, unsre Heirathen — wir haben sie nicht gewählt, sondern die Gesellschaft hat für uns gewählt. Den stürmischen Kampf mit dem Schicksal, wo unsre innere Kraft geboren wird, den scheuen wir.

[«]

[18 = Mp XVIII 3. Februar–März 1882]

500 Aufschriften
auf Tisch und Wand
für Narrn
von
Narrenhand.

[«]

18[1]

Wer stolz ist, haßt sogar das Pferd,
Das seinen Wagen vorwärts fährt.

[«]

18[2]

Schreibkugel ist ein Ding gleich mir: von Eisen
Und doch leicht zu verdrehn zumal auf Reisen.
Geduld und Takt muss reichlich man besitzen
Und feine Fingerchen, uns zu benuetzen.

[«]

18[3]

Hier rollte Gold hier spielte ich mit Golde —
In Wahrheit spielte Gold mit mir — ich rollte!

[«]

18[4]

Die Dichter hatten ehedem einen andern Begriff von Eigenthum: das Gedächtniss war die Mutter aller Musen. Das Neue galt als Inspiration. Man fühlte sich wenig verantwortlich.

[«]

18[5]

Emerson sagt mir nach dem Herzen: Dem Poeten dem Philosophen wie dem Heiligen sind alle Dinge befreundet und geweiht, alle Ereignisse nützlich, alle Tage heilig, alle Menschen göttlich.

[«]

18[6]

Aus dem Paradiese.
„Gut und Böse sind die Vorurtheile
Gottes“ — sprach die Schlange und floh in Eile.

[«]

18[7]

So wie jeder Sieger spricht,
Sprichst du: „Zufall giebt es nicht.“
Gestern sprachst du also nicht,
Niemand weiß was ihm geschicht.

[«]

[19 = M III 6b. Frühjahr 1882]

19[1]

Zwei kategorische Imperative. — Gewiß! Man muß ein Knochengerüst haben — sonst hat das liebe Fleisch keinen Halt! Aber ihr Herrn ohne Fleisch, ihr Knochengerippe der Stoa, eure Predigt sollte lauten: „man muß auch Fleisch an den Knochen haben!“

[«]

19[2]

„Dies habe ich zu hoch geschätzt und zu theuer bezahlt — wie so Vieles! ich wähnte zu bezahlen und ich beschenkte. Ich bin arm geworden, weil ich an einige Dinge geglaubt habe, als seien sie überaus schätzenswerth — ach, und so wie ich bin, werde ich immer noch ärmer werden!“

[«]

19[3]

Omnia naturalia affirmanti sunt indifferentia, neganti vero vel abstinenti aut mala aut bona.

[«]

19[4]

Seine Gesellschaft zu finden wissen.

Mit Witzbolden ist gut zu witzeln:
Wer kitzeln will ist leicht zu kitzeln.

[«]

19[5]

Aus der Tonne des Diogenes.

„Nothdurft ist wohlfeil, Glück ist ohne Preis:
Drum sitz’ ich statt auf Gold auf meinem Steiß.“

[«]

19[6]

Timon spricht:

„Nicht zu freigebig: nur Hunde
scheißen zu jeder Stunde!“

[«]

19[7]

Schlußreim.

Eine ernste Kunst ist Lachen
Soll ich’s morgen besser machen,
Sagt mir: macht’ ich’s heute gut?
Kam der Funke stets vom Herzen?
Wenig taugt der Kopf zum Scherzen,
Glüht im Herzen nicht die Gluth.

Wagt’s mit meiner Kost, ihr Esser!
Morgen schmeckt sie euch schon besser,
Und schon übermorgen — gut!

Wollt ihr dann noch mehr, so machen
Meine alten sieben Sachen
Mir zu sieben neuen Muth.

[«]

19[8]

Lebensregeln.

Das Leben gern zu leben
Mußt du darüber stehn!
Drum lerne dich erheben!
Drum lerne — abwärts sehn!

Den edelsten der Triebe
Veredle mit Bedachtung:
Zu jedem Kilo Liebe
Nimm Ein Gran Selbstverachtung!

Bleib nicht auf ebnem Feld,
Steig nicht zu hoch hinaus!
Am schönsten sieht die Welt
Von halber Höhe aus.

[«]

19[9]

Desperat.

Fürchterlich sind meinem Sinn
Spuckende Gesellen!
Lauf’ ich schon, wo lauf’ ich hin?
Spring’ ich in die Wellen?

Alle Münder stets gespitzt,

Gurgelnd alle Kehlen,
Wand und Boden stets bespritzt —
Fluch auf Speichelseelen!

Lieber lebt’ ich schlecht und schlicht
Vogelfrei auf Dächern,
Lieber unter Diebsgezücht,
Eid- und Ehebrechern!

Fluch der Bildung, wenn sie speit!
Fluch dem Tugendbunde!
Auch die reinste Heiligkeit
Trägt nicht Gold im Munde.

[«]

19[10]

Nausikaa-Lieder.

Gestern, Mädchen, ward ich weise,
Gestern ward ich siebzehn Jahr: —
Und dem gräulichsten der Greise
Gleich’ ich nun — doch nicht auf’s Haar!

Gestern kam mir ein Gedanke —
Ein Gedanke? Spott und Hohn!
Kam euch jemals ein Gedanke?
Ein Gefühlchen eher schon!

Selten, daß ein Weib zu denken
Wagt, denn alte Weisheit spricht:
Folgen soll das Weib, nicht lenken;
Denkt sie, nun, dann folgt sie nicht

Was sie noch sagt, glaubt’ ich nimmer;
Wie ein Floh, so springt’s, so sticht’s!
„Selten denkt das Frauenzimmer,

Denkt es aber, taugt es nichts!“

Alter hergebrachter Weisheit
Meine schönste Reverenz!
Hört jetzt meiner neuen Weisheit
Allerneuste Quintessenz!

Gestern sprach’s in mir, wie’s nimmer
In mir sprach — nun hört mich an:
„Schöner ist das Frauenzimmer,
Interessanter ist — der Mann!“

[«]

19[11]

Sanctus Januarius
Weib Gott und Sünde
Kunst und Schrift
Sinnsprüche

[«]

19[12]

Die fröhliche Wissenschaft.

1. Sanctus Januarius.
2. Über Künstler und Frauen.
3. Gedanken eines Gottlosen.
4. Aus dem „moralischen Tagebuche“.
5. „Scherz List und Rache“. Sinnsprüche.

[«]

19[13]

Lieder und Sinnsprüche.

Takt als Anfang, Reim als Endung,
Und als Seele stets Musik:
Solch ein göttliches Gequiek
Nennt man Lied. Mit kürzrer Wendung,
Lied heißt: „Worte als Musik“.

Sinnspruch hat ein neu Gebiet:
Er kann spotten, schwärmen, springen,
Niemals kann der Sinnspruch singen;
Sinnspruch heißt: „Sinn ohne Lied“. —

Darf ich euch von Beidem bringen?

[«]

19[14]

Sanctus Januarius.
Von
Friedrich Nietzsche

Meinen Freunden
als
Gruss und Geschenk.

[«]

[20 = M III 3a. Frühjahr–Sommer 1882]

20[1]

NARREN-BUCH
Lieder und Sinnsprüche
von
Friedrich Nietzsche

[«]

20[2]

Man hat immer nur Eine Tugend — oder keine.

[«]

20[3]

Die moralischen Worte sind in den verschiedensten Zeiten eines Volkes dieselben: dagegen ist das Gefühl, welches sie begleitet, wenn sie ausgesprochen werden, immer im Wandel. Jede Zeit färbt dieselben alten Worte neu: jede Zeit stellt einige dieser Worte in den Vordergrund und andere zurück — nun, dies sind bekannte Dinge! Man erlaube mir einige Bemerkungen über den moral<ischen> Sprachgebrauch von heute zu machen. — In den Kreisen, in denen ich gelebt habe, unterscheidet man gute Menschen, edle Menschen, große Menschen. Das Wort Gut gebraucht man nach den wechselndsten Gesichtspunkten: ja sogar nach entgegengesetzten: wie ich gleich des Genaueren zeigen werde. Wer edel genannt wird, wird damit als ein Wesen bezeichnet, das mehr als gut ist — nicht als besonders gut sondern als verschieden vom guten Menschen und zwar so, daß er mit diesem Worte einer höheren Rangklasse eingereiht wird. Ein großer Mensch braucht nach dem jetzigen Sprachgebrauche weder ein guter noch ein edler Mensch zu sein — ich erinnere mich nur Eines Beispiels, daß ein Mensch dieses Jahrhunderts alle drei Prädikate bekommen hat, und selbst von seinen Feinden — Mazzini.

[«]

[21 = M III 2a. Sommer 1882]

Studien aller Art
zu
„die fröhliche Wissenschaft.“
(la gaya scienza)

[«]

21[1]

Die Einleitung aus dem Gesichtspunkte des Troubadours.

[«]

21[2]

Man hat mich gelehrt, die Herkunft meines Blutes und Namens auf polnische Edelleute zurückzuführen, welche Niëtzky hießen und etwa vor hundert Jahren ihre Heimat und ihren Adel aufgaben, unerträglichen religiösen Bedrückungen endlich weichend: es waren nämlich Protestanten. Ich will nicht leugnen, daß ich als Knabe keinen geringen Stolz auf diese meine polnische Abkunft hatte: was von deutschem Blute in mir ist, rührt einzig von meiner Mutter, aus der Familie Oehler, und von der Mutter meines Vaters, aus der Familie Krause, her, und es wollte mir scheinen, als sei ich in allem Wesentlichen trotzdem Pole geblieben. Daß mein Äußeres bis jetzt den polnischen Typus trägt, ist mir oft genug bestätigt worden; im Auslande, wie in der Schweiz und in Italien, hat man mich oft als Polen angeredet; in Sorrent, wo ich einen Winter verweilte, hieß ich bei der Bevölkerung il Polacco; und namentlich bei einem Sommeraufenthalt in Marienbad wurde ich mehrmals in auffallender Weise an meine polnische Natur erinnert: Polen kamen auf mich zu, mich polnisch begrüßend und mit einem ihrer Bekannten verwechselnd, und Einer, vor dem ich alles Polenthum ableugnete und welchem ich mich als Schweizer vorstellte, sah mich traurig längere Zeit an und sagte endlich „es ist noch die alte Rasse, aber das Herz hat sich Gott weiß wohin gewendet.“ Ein kleines Heft Mazurken, welches ich als Knabe componirte, trug die Aufschrift „Unsrer Altvordern eingedenk!“ — und ich war ihrer eingedenk, in mancherlei Urtheilen und Vorurtheilen. Die Polen galten mir als die begabtesten und ritterlichsten unter den slavischen Völkern; und die Begabung der Slaven schien mir höher als die der Deutschen, ja ich meinte wohl, die Deutschen seien erst durch eine starke Mischung mit slavischem Blute in die Reihe der begabten Nationen eingerückt. Es that mir wohl, an das Recht des polnischen Edelmanns zu denken, mit seinem einfachen Veto den Beschluß einer Versammlung umzuwerfen; und der Pole Copernikus schien mir von diesem Rechte gegen den Beschluß und den Augenschein aller andern Menschen eben nur den größten und würdigsten Gebrauch gemacht zu haben. Die politische Unbändigkeit und Schwäche der Polen, ebenso wie ihre Ausschweifung waren mir eher Zeugnisse für ihre Begabung als gegen dieselbe. An Chopin verehrte ich namentlich, daß er die Musik von den deutschen Einflüssen, von dem Hange zum Häßlichen, Dumpfen, Kleinbürgerlichen, Täppischen, Wichtigthuerischen freigemacht habe: Schönheit und Adel des Geistes und namentlich vornehme Heiterkeit, Ausgelassenheit und Pracht der Seele, insgleichen die südländische Gluth und Schwere der Empfindung hatten vor ihm in der Musik noch keinen Ausdruck. Mit ihm verglichen, war mir selbst Beethoven ein halbbarbarisches Wesen, dessen große Seele schlecht erzogen wurde, so daß sie das Erhabene vom Abenteuerlichen, das Schlichte vom Geringen und Abgeschmackten nie recht zu unterscheiden gelernt hat. (Unglücklicherweise, wie ich jetzt hinzufügen will, hat Chopin einer gefährlichen Strömung des französischen Geistes zu nahe gewohnt, und es giebt nicht wenige Musik von ihm, welche bleich, sonnenarm, gedrückt und dabei reich gekleidet und elegant daherkommt — der kräftigere Slave hat die Narkotica einer überfeinerten Cultur nicht von sich abweisen können.)

[«]

21[3]

1. Das Überflüssige abgeben. Die Aufopferung auf die Dauer der Gesammtheit schädlich.
2. Gewissensbisse bei der Anrufung des
   Staates (statt der Rache)

Arbeit
Ehe
Lehrer Scham
Kaufmann Handwerker Zins
Schauspieler
große Männer

3. Züchtung der Rasse bei den Griechen. Veredelung der Prostitution. 34. 38b. 39b. 72
4. Der freiwillige Tod als Fest. 27. 73b
5. Die Menschen zur letzten Consequenz treiben und die mit der Verneinung des Werthes zwingen, auf Fortpflanzung zu verzichten, p. 70 (vgl. Nr. 11 Note)
6. Homer: das versteckte Individuum
7. Die Kriege der Zukunft. 45.
8. Neue Rangordnung der Geister: nicht mehr die tragischen Naturen voran.
9. Kein Erkenntnißtrieb, die Intell<igenz> im Dienst der verschiedenen Triebe 41. 45.
10. Die Vorbereitung des Gedankens p. 79.
11. Art seiner Ausbreitung, 79. 57. 58b 62, 67, 72

Das „Wissen um die Zukunft hat immer züchtend gewirkt — so daß die Hoffen-Dürfenden übrig bleiben.

12. Als Richtschwert der Religionen. Antichrist.
13. Werthtafel der Güter woher? 11b.
14. Der letzte Werth des Daseins ist nicht Folge der Einsicht, sondern Zustand, Voraussetzung der Erkenntniß.
15. Neue Werthschätzungen — meine Aufgabe
    Leib und Geist
    Leidenschaft Ehe 66
    Das Böse
    Gemeinde — Moral.
    Leben und Tod
    Gewissen Strafe Sünde
    Lob und Tadel

Zwecke Willen
Gleichgültigkeit 53

16. Unrecht gutmachen — positiv sein
17. Vom Schaden der Tugenden.
18. Voraussetzung der absoluten Moral: meine Werthschätzung die endgültige! Machtgefühl! 52b.
19. Der Weise und der Goldmarkt. 56.
20. Hexerei — Benutzung jeder Macht. Bekehrung. 74.
21. Machtgefühl und Funktion. 33b, 66,
22. Macht, Funktion — und Gewissen.
23. Ursache und Wirkung. Beschreibung. 34b.
24. Wollust im Dienst der Religion. Ebenso Genuß der Mahlzeit. Weihung p. 40
25. Wissenschaftlicher Sinn — Verlangen nach einer absoluten Moral. Toleranz? p. 35. 38.
26. Böse — Atavism des Guten von ehemals. 36. 37b.
27. Elemente der Kraft p. 32.
28. Geschmack, nicht Nutzen giebt den Werth p. 39. 40.
29. Der Mensch unter den Thieren p. 43b
30. Alle Triebe zur Erhaltung der Gattung da 57. 43. 44.
31. Wir schätzen die Menschen ab nach ihren Wirkungen p. 44. 50. Resultat kein Beweis für Kraft 50.
32. Protoplasma und Moral. 45. 48. 58.
    Der Kampf als das Wesen des Friedens.
32. Unsere Triebe Heerdentriebe 46.
33. Freiheit des Willens p. 47.
34. die einzelnen Kräfte der Erkenntniß als Gifte p. 48.
35. Kur des Einzelnen p. 49b
36. Was die niedrigere Cultur von der höheren nimmt Schopenhauer’s Benutzung)
37. die geringeren Grade und die Unzufriedenheit, p. 55b
38. Hütet euch! p. 55. 61. 71b
39. Jetzt Zeit, an die Unschuld zu glauben! 56.
40. Geschichte des Widerwillens gegen das Leben p. 56.
41. Erheben wir uns — statt zu strafen!

42. Einverleibung des Irrthums. 64. 62
43. wie gering ist der Egoismus! p. 63b, 71,
44. Ein Gegenmittel gegen das Glücksstreben des flüchtigen Individuums thut noth p. 63. 65. 72.
45. Gegen die Apologeten des Luxus 66.
46. Wagner's Kunst durch Schopenhauer falsch. 66. Erst meine Philosophie ist recht dafür. Siegfried.
47. Der freie Mensch als Vollendung des Organischen p. 67. 73.
48. das All kein Organismus p. 73.
49. Unegoistisch 74b
50. die große Form im Wesen als Bedingung der großen Form im Kunstwerk. 76.
51. Die idealisirende Macht der Gewissensbisse. Auf die geglaubten Motive, nicht auf die wirklichen, kommt es an bei der Veredelung.
52. Meine Art von „Idealismus“ darzustellen — und dazu die absolute Nothwendigkeit auch des gröbsten Irrthums. Alle Empfindung enthält Werthschätzung; alle Werthschätzung phantasirt und erfindet. Wir leben als Erben dieser Phantastereien: wir können sie nicht abstreifen. Ihre „Wirklichkeit“ ist eine ganz andere als die Wirklichkeit des Fallgesetzes.
53. In der „Kraft“ muß der Widerspruch sein, logisch zu reden. Der Kampf usw. Als Einheit und als Seiendes gäbe es keine Veränderung.
54. Es giebt keinen Stoff, keinen Raum (keine actio in distans), keine Form, keinen Leib und keine Seele. Kein „Schaffen“, kein „Allwissen“ — keinen Gott: ja keinen Mensch.
55. Chaos sive Natura. 71b 73b 70b 63b 55 43b 23a.

[«]

21[4]

Verantwortlichkeit lange getrennt vom „Gewissen“.

[«]

21[5]

verschiedene Triebe werden so befriedigt, daß wir uns als unterlegen fühlen. Unser ganzer Stolz und Muth wird matt im Bewußtsein der kleinsten Niederlagen an jedem Tage

[«]

21[6]

Steh ich erst auf Einem Beine
Steh ich balde auch auf zweien

[«]

21[7]

Will<s>t jung du bleiben, werde balde alt

[«]

21[8]

Erfahrung fährlich
jähling<s> geht die Zeit

[«]

21[9]

um das Gehör ist es gar ein zärtlich Ding

[«]

21[10]

ein Wachslicht herniederwerfen, daß es ausgelöscht wird
[—] mit einem kleinen Glöcklein läuten

[«]

21[11]

Im Zustande der Schwangerschaft verbergen wir uns und sind furchtsam: denn wir fühlen, daß es uns schwer fällt, uns jetzt zu vertheidigen, noch mehr daß es dem, was wir mehr lieben als uns selber schädlich sein würde, wenn wir uns vertheidigen müßten.

[«]

21[12]

Seltsames Loos des Menschen! Er lebt 70 Jahr und meint, etwas Neues und Niedagewesenes während dieser Zeit zu sein — und doch ist er nur eine Welle, in der die Vergangenheit der Menschen sich fortbewegt, und er arbeitet immer an einem Werke von ungeheurer Zeitdauer, so sehr er sich auch als Tagesfliege fühlen mag. Denn: er hält sich für frei, und ist doch nur ein aufgezogenes Uhrwerk, ohne Kraft, dieses Werk auch nur deutlich zu sehen, geschweige denn, es zu ändern, wie und worin er wollte.

[«]

21[13]

Wenn die Scham die Ursache der Liebe ist: überall wo eine Befriedigung des Triebes verwehrt wird, entsteht ein neuer Zustand, und eine gewisse züchtigere Qual und Befriedigung, es wird so ein Ideal zum Keimen gebracht — etwas sinnlich-Übersinnliches.

[«]

[Fragmente 1882–1884]

[«]

[1 = N V 9a. N VI 1a. Tautenburger Aufzeichnungen für Lou von Salomé. Juli–August 1882]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110]

[2 = N V 9b. Sommer–Herbst 1882]

[5] [10] [15] [20] [25] [30]
[35] [40] [45] [50]

[3 = Z I 1. Sommer–Herbst 1882]

[4 = N V 9c. N VI 1b. N V 8. November 1882 — Februar 1883]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150] [160] [170] [180]
[190] [200] [210] [220] [230] [240]
[250] [260] [270] [280]

[5 = Z I 2a. Mp XV 3a. November 1882 — Februar 1883]

[5] [10] [15] [20] [25] [30] [35]

[6 = M III 3b. Winter 1882–83]

[7 = M III 4b. Frühjahr–Sommer 1883]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150] [160] [170] [180]
[190] [200] [210] [220] [230] [240]

[250] [260] [270]

[8 = Mp XVII 1a. Sommer 1883]

[5] [10] [15] [20] [25]

[9 = N VI 2. Mai–Juni 1883]

[5] [10] [15] [20] [25] [30]
[35] [40] [45] [50] [55]

[10 = N VI 3. Juni–Juli 1883]

[5] [10] [15] [20] [25]
[30] [35] [40] [45]

[11 = N VI 4. Juni–Juli 1883]

[5] [10] [15] [20]

[12 = Z I 3. Sommer 1883]

[5] [10] [15] [20] [25] [30]
[35] [40] [45]

[13 = Z I 4. Sommer 1883]

[5] [10] [15] [20] [25] [30] [35]

[14 = M III 2b. Sommer 1883]

[2] [5]

[15 = N VI 5. Sommer–Herbst 1883]

[5] [10] [15] [20] [25] [30]
[35] [40] [45] [50] [55] [60]

[16 = Z II 1a. Herbst 1883]

[10] [20] [30] [40] [50]
[60] [70] [80] [90]

[17 = N VI 6. Herbst 1883]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70] [80]

[18 = N VI 7. Herbst 1883]

[5] [10] [15] [20] [25] [30]
[35] [40] [45] [50] [55] [60]

[19 = N VI 8. Herbst 1883]

[5] [10] [15]

[20 = Z II 2. Herbst 1883]

[5] [10] [15]

[21 = Mp XV 3b. Herbst 1883]

[3] [6]

[22 = Z II 3a. Ende 1883]

[4] [8]

[23 = Z II 4. Ende 1883]

[5] [10]

[24 = Mp XVII 1b. Winter 1883–1884]

[5] [10] [15] [20] [25] [30] [35]

[1 = N V 9a. N VI 1a. Tautenburger Aufzeichnungen für Lou von Salomé. Juli–August 1882]

1[1]

„solitudo continuata dulcescit.“ Madonna del Sasso. (Locarno)

[«]

1[2]

Widerlegung der Moral? —

Die Moral ist die Sache jener, welche sich von ihr nicht frei machen können: für sie gehört sie eben deshalb unter die „Existenz-Bedingungen“. Existenz-Bedingungen kann man nicht widerlegen: man kann sie nur — nicht haben!

[«]

1[3]

Grundsätze.

Der letzte physikalische Zustand der Kraft, den wir erschließen, muß auch nothwendig der erste sein.

Die Auflösung der Kraft in latente Kraft muß die Ursache der Entstehung der lebendigsten Kraft sein. Dem einen Zustand der Negation muß der Zustand der höchsten Position folgen.

Raum ist wie Materie eine subjektive Form. Zeit nicht.

Raum ist erst durch die Annahme leeren Raumes entstanden. Den giebt es nicht. Alles ist Kraft.

Bewegtes und Bewegendes können wir nicht zusammen denken, aber das macht Materie und Raum. Wir isoliren.

Die Entwicklung eines Dinges erlaubt Rückschlüsse auf die Entstehung des Dings.

Alle Entwicklung ist eine Entstehung.

Materie, Stoff ist eine subjektive Form.

Wir können uns Nichts anders als stofflich denken. Auch Gedanken und Abstrakta bekommen von uns eine sehr verfeinerte Stofflichkeit, die wir vielleicht ableugnen: nichts destoweniger haben sie eine solche. Wir haben uns daran gewöhnt, diese feine Stofflichkeit zu übersehn und vom „Immateriellen“ zu reden. Ganz wie wir todt und lebendig, logisch und unlogisch usw. getrennt haben. Unsere Gegensätze verlernen — ist die Aufgabe.

[«]

1[4]

Auch die Begriffe sind entstanden. Woher? — Hier giebt es Übergänge.

[«]

1[5]

Personen, die man zu einem Unternehmen benutzt hat, welches mißrathen ist, soll man doppelt belohnen.

[«]

1[6]

Willst du lange jung bleiben, werde spät jung.

„Wer in seinem Urtheile über Andere zu streng ist, den halte ich für schlecht“ — sage ich mit Demosthenes.

[«]

1[7]

„Suaviter in re, fortiter in me.“

[«]

1[8]

Glaube aller Wieder-Erstandenen. — Wer früh einmal gestorben ist, stirbt lange nicht zum zweiten Male.

[«]

1[9]

Leben nach dem Tode. — Wer Gründe hat, an sein „Leben nach dem Tode“ zu glauben, muß seinen „Tod“ während seines Lebens ertragen lernen.

[«]

1[10]

Spät jung. — Spät jung erhält lang jung.

[«]

1[11]

Das Ideal. — Das Auge sieht Alles außer sich: und so sehen wir auch unser Ideal immer noch vor uns, wenn wir es auch schon erreicht haben!

[«]

1[12]

Begriff und Gefühl „edel“ hat eine andere Vorgeschichte als Begriff und Gefühl „gut“.

[«]

1[13]

Vademecum. Vadetecum
Von F. Nietzsche
Erste Gesammtausgabe

Inhalt:
Menschliches Allzumenschliches. Mit Anhang
Der Wanderer und sein Schatten
Morgenröthe
Die fröhliche Wissenschaft.

[«]

1[14]

Die Pflugschar.
Ein Werkzeug zur Befreiung
des Geistes.

Erste Gesammt-Ausgabe.
in 2 Bänden

Inhalt:
Menschliches Allzumenschliches. Mit Anhang:
Vermischte Meinungen und Sprüche.
Der Wanderer und sein Schatten.

[«]

1[15]

An - - -

Freundin! — sprach Columbus — traue
Keinem Genueser mehr!
Immer starrt er in das Blaue,
Fernstes lockt ihn allzusehr!

*

Muth! Auf offnem Meer bin ich,
Hinter mir liegt Genua.
Und mit dir im Bund gewinn ich
Goldland und Amerika.

*

Stehen fest wir auf den Füßen!
Nimmer können wir zurück.
Schau hinaus: von fernher grüßen
Uns Ein Tod, Ein Ruhm, Ein Glück!

[«]

1[16]

über vornehmliche oder ausschließliche Pflanzenkost

Menschen der heftigen Affekte, ehrgeizige gehässige wollüstige Menschen mögen in der That sich die Frage stellen, ob für sie nicht auch wenig Fleisch schon zu viel ist, obschon mir viel wichtiger als die Frage, was sie essen sollen, jene andere Frage gilt: wieviel, das heißt hier: wie wenig.

[«]

1[17]

Wie Freund sich reißt von Freundesbrust.
Wohlan! Noch hast du deine Pein!

[«]

1[18]

Was liegt an meinem Buche, wenn es nicht aushält, wenigstens sub specie trecentorum annorum betrachtet zu werden?

[«]

1[19]

Freigeister.
Stil.
Moralisch und organisch.
Selbstsucht und Nächstensucht.
Heroismus.
Die Wirkung des Gedankens an die Zukunft der Welt.
Gott und Teufel.

[«]

1[20]

Zur Moral des „Ich“.

Die Schwierigkeit, sich verständlich zu machen. An Viele ist es unmöglich.

Jede Handlung wird mißverstanden. Und man muß, um nicht fortwährend gekreuzt zu werden, seine Maske haben. Auch um zu verführen…

Lieber mit solchen umgehen, die bewußt lügen, weil nur sie auch mit Bewußtsein wahr sein können. Die gewöhnliche Wahrhaftigkeit ist eine Maske ohne Bewußtsein der Maske.

Das „Ich“ unterjocht und tödtet: es arbeitet wie eine organische Zelle: es raubt und ist gewaltthätig. Es will sich regeneriren — Schwangerschaft. Es will seinen Gott gebären und alle Menschheit ihm zu Füßen sehen.

Die befreiten Ich’s kämpfen um die Herrschaft.

[«]

1[21]

Dies ist kein Buch: was liegt an Büchern!
Was liegt an Särgen und Leichentüchern!
Dies ist ein Wille, dies ist ein Versprechen,
Dies ist ein letztes Brücken-Zerbrechen,
Dies ist ein Meerwind, ein Ankerlichten,
Ein Räderbrausen, ein Steuer-Richten,
Es brüllt die Kanone, weiß dampft ihr Feuer,
Es lacht das Meer, das Ungeheuer —

[«]

1[22]

mit schönen Worten nennen, nachdem die Selbstsucht böse sein soll

[«]

1[23]

daß die semitische Rasse zur indoeuropäischen gehört, glaube ich G. I. Ascoli und E. Rénan.

[«]

1[24]

Das Leben eines heroischen Menschen enthält die abgekürzte Geschichte mehrerer Geschlechter in Bezug auf Vergottung des Teufels. Er macht den Zustand des Ketzers, der Hexe, des Wahrsagers, des Skeptikers, des Schwachen, des Gläubigen und Überwältigten durch.

[«]

1[25]

Wer selber den Willen zum Leiden hat, steht anders zur Grausamkeit; indem er wehethut, hält er das Wehethun nicht an und für sich für schädlich und schlecht.

[«]

1[26]

„Jesus sah Jemanden am Sabbat arbeiten und sagte zu ihm: wenn du weißt, was du thust, so bist du selig; wenn du’s aber nicht weißt, so bist du verflucht und ein Übertreter des Gesetzes.“

Lucas, 6,4. alte Hdschr.

[«]

1[27]

Die vorhandene Welt von Kräften leitet zurück auf einen einfachsten Zustand dieser Kräfte: und ebenso vorwärts auf einen einfachsten Zustand, — könnten und müßten beide Zustände nicht identisch sein? Aus einem System bestimmter Kräfte, also aus einer meßbar sicheren Kraft kann sich keine Unzähligkeit der Zustände ergeben. Nur bei der falschen Annahme eines unendlichen Raums, in welchen sich die Kraft gleichsam verflüchtigt, ist der letzte Zustand ein unproduktiver, todter. Der einfachste Zustand ist zugleich — und +

[«]

1[28]

Stellen wir uns auf den strengsten Standpunkt der Moralität, z.B. der Ehrlichkeit so ist schon der Verkehr mit den Dingen, alle die Glaubensartikel unseres gewöhnlichen Handelns unmoralisch (z.B. daß es Körper gebe.

Insgleichen, daß Mensch = Mensch sei zu glauben, an Stelle der Atomistik der Individuen.

Alles wird so zur Unredlichkeit. Und gesetzt, wir erkennen, das Leben ist Unredlichkeit, also Unmoralität — so ist das Leben zu verneinen.

Ebenso die unbedingte Gerechtigkeit bringt zur Einsicht, daß Leben wesentlich ungerecht ist.

Consequenz der äußersten Moralität der Erkenntniß: Verlangen nach Vernichtung.

Aber nun kommt erlösend die Kritik der Moral und Moralität: sie bringt sich selber um.

Also: das Leben ist nicht zu verneinen, denn die Moral steht nicht über ihm, sie ist todt. Der Exceß der Moral hat ihren Gegensatz, das Böse, als nothwendig und nützlich bewiesen, und als Quelle des Guten.

Haben wir damit das Gute aufzugeben? Nein, gerade nicht! Denn unsere Redlichkeit braucht nicht mehr so streng zu sein. Thatsächlich sind es die Guten nicht.

[«]

1[29]

Das Bedürfniß des Gemüthes ist nicht zu verwechseln mit dem Bedürfniß nach Gemüth: das einige sehr kalte Personen haben.

[«]

1[30]

Der Hund bezahlt Wohlwollen mit Unterwerfung. Die Katze genießt sich selber dabei und hat ein wollüstiges Kraftgefühl: sie giebt nicht zurück.

[«]

1[31]

Zur Erklärung der sogenannten „spiritistischen Erscheinungen“. Ein Theil der intellektuellen Funktionen des Mediums verlaufen ihm unbewußt: sein Zustand ist darin hypnotisch (Trennung eines wachen und schlafenden Intellekts) Auf diesen unbewußten Theil concentrirt sich die Nervenkraft. — Es muß zwischen den durch die Hände verbundenen Personen eine elektrische Leitung nach dem Medium zu stattfinden, vermöge dessen Gedanken einer jeden Person in das Medium übergehen. Eine solche Leitung von Gedanken ist nicht wunderbarer als die Leitung vom Gehirne zum Fuße, im Fall eines Stolperns, innerhalb Eines Menschen. Die Fragen werden durch die Intellektualität der betheiligten Personen beantwortet: wobei das Gedächtniß oft etwas leistet und bietet, was für gewöhnlich vergessen scheint. Folge der nervösen Emotion. — Es giebt kein Vergessen. — Auch unbewußter Betrug ist möglich: ich meine, ein betrügerisches Medium fungirt mit allerlei betrügerischen Manipulationen, ohne darum zu wissen: seine Art Moralität äußert sich instinktiv in diesen Handlungen. — Zuletzt geht es immer so zu, bei allen unseren Handlungen. Das Wesentliche verläuft uns unbewußt, und der Schelm ist sich unbewußt hundertmal mehr und häufiger Schelm als bewußt.

Elektricitäts-Erscheinungen, kalte Ströme, Funken sind möglich dabei. Gefühle Angefaßt-werden können die Sache der Täuschung sein, Hallucinationen der Sinne: wobei möglich ist, daß es für mehrere Personen Hallucinat<ions>-Einheit giebt. (Wie bei den alten orgiastischen Culten)

Der Glaube an die Wiederbegegnung mit Todten ist die Voraussetzung des Spiritismus. Es ist eine Art Freigeisterei. Wirkliche Fromme haben diesen Glauben nicht nöthig. (Buckle über Unsterblichkeit)

[«]

1[32]

Advocatus diaboli

Neue Vorstellungen von Gott und Teufel. Die unbedingte Erkenntniß ist ein Wahnsinn der Tugend-Periode; an ihr gienge das Leben zu Grunde. Wir müssen die Lüge, den Wahn und Glauben, die Ungerechtigkeit heiligen. Wir müssen uns von der Moral befreien, um moralisch leben zu können. Meine freie **Willkür**, **mein selbstgeschaffenes Ideal** will diese und jene Tugend von mir d.h. den Untergang in Folge der Tugend. Das ist Heroismus.

[«]

1[33]

Das National-Princip wird die Muhamedaner die Inder entfesseln.

[«]

1[34]

Was macht denn z.B. die Prostitution so schädlich, schleichend, ihrer selber unsicher? Nicht „das Böse an sich“ in ihr, sondern die schlechte Meinung, mit der sie behandelt wird. Dies gegen die Statistiker. Man sollte den **Guten** nachrechnen, daß die gröbere und feinere Nachwirkung ihrer Urtheile das innere und äußere Elend der Menschen ausmacht. Und dann nehmen sie dieses Elend als Beweis dafür, daß sie Recht haben, als Beweis der Natur und Kraft! Das schlechte Gewissen vergiftet die Gesundheit.

Die Ehe als die erlaubte Form der Geschlechtsbefriedigung.
Der Krieg als die erlaubte Form des Nachbar-Mordes.
Die Schule als die erlaubte Form der Erziehung.
Justiz als die erlaubte Form der Rache.
Religion als die erlaubte Form des Erkenntnißtriebes.

Die Guten als die Pharisäer, die Bösen mit schlechtem Gewissen und unterdrückt lebend. Was ist denn Ausschweifung aller Art mehr als die Consequenz der Unbefriedigung so Vieler an den erlaubten Formen? Was ist das meiste Verbrecherthum anders als Unvermögen oder Unlust zur

Heuchelei der „Guten“? Mangel an Erziehung der starken Triebe? Es giebt dafür nur Gegner und Verächter.

[«]

1[35]

Vom Glück des Pharisäers.

Seine Selbst-Überwindung. Die Herstellung des **„sittlichen“** Handelns unter allen Umständen und die Einübung, sich fortwährend solche Motive allein im Bewußtsein zu erhalten und die wirklichen Motive falsch (nämlich sittlich) zu benennen.

Es ist die uralte Übung innerhalb der Heerde: die eigentliche Unredlichkeit, bei sich nur die erlaubten Urtheile und Empfindungen zu sehen. Diese allen Guten gemeinsame Übung bringt die Uniformität der gemeinsamen Handlungen hervor: es giebt ihnen ihre ungeheure Kraft, an so wenige Motive bei sich und dem Nächsten zu glauben, und nur an gute.

Der Pharisäer ist der Urtypus des erhaltenden Menschen, immer nöthig.

Gegensatz:

die starken Bösen
und die schwachen Bösen, die sich so fühlen.

Aus ihnen entsteht mitunter der Sich-selber-Gute, der zum Gott gewordene Teufel.

[«]

1[36]

Leiden verringern und sich selber dem Leiden (d.h. dem Leben) entziehen — das sei moralisch?

Leiden schaffen — sich selber **und Anderen** — um sie zum höchsten Leben, dem des Siegers zu befähigen — wäre mein Ziel.

[«]

1[37]

Es ist ekelhaft, große Menschen durch Pharisäer verehrt zu sehen. Gegen diese Sentimentalität.

[«]

1[38]

Auch das Rückwärts-gehen und Verfallen, beim Einzelnen und bei der Menschheit, muß seine Ideale erzeugen: und immer wird man glauben, fortzuschreiten. Das Ideal „Affe“ könnte irgendwann einmal vor der Menschheit stehen — als Ziel.

[«]

1[39]

Meine Virtuosität: das zu ertragen, was mir unangenehm ist, ihm gerecht zu sein, ja artig dagegen — Mensch und Erkenntniß. Darin bin ich am besten geübt.

[«]

1[40]

Ich habe eine Neigung, mich bestehlen, ausbeuten zu lassen. Aber als ich merkte, daß alles darauf aus war, mich zu täuschen, gerieth ich in den Egoismus.

[«]

1[41]

Aus der vollendeten alten Moralität heraus verlangte mich nach der Selbstsucht.

[«]

1[42]

Warum liebe ich die **Freigeisterei**? Als letzte Consequenz der bisherigen Moralität. Gerecht sein gegen Alles, über Neigung und Abneigung hinweg, sich selber in die Reihe der Dinge einordnen, über sich sein, die Überwindung und der Muth nicht nur gegen das Persönlich-Feindliche, Peinliche, auch in Hinsicht auf das Böse in den Dingen, Redlichkeit, selbst als Gegnerin des Idealismus und der Frömmigkeit, ja der Leidenschaft, sogar in Bezug auf die Redlichkeit selber; liebevolle Gesinnung gegen Alles und Jedes und guter Wille, seinen Werth zu entdecken, seine Berechtigung, seine Nothwendigkeit. Auf Handeln verzichten (Quietismus) aus Unvermögen zu sagen: „es soll anders sein“ — in Gott ruhen, gleichsam in einem werdenden Gotte.

Als **Mittel** dieser Freigeisterei erkannte ich die Selbstsucht als nothwendig, um nicht in die Dinge hinein verschlungen zu werden: als Band und Rückhalt. Jene Vollendung der Moralität ist nur möglich in einem Ich: insofern es sich lebendig, gestaltend, begehrend, schaffend verhält, und in jedem Augenblick dem Versinken in die Dinge widerstrebt, erhält es sich seine Kraft, immer mehr Dinge in sich aufzunehmen und in sich versinken zu machen. Die Freigeisterei ist also im Verhältniß zum Selbst und zur Selbstsucht ein Werden, ein Kampf zweier Gegensätze, nichts Fertiges, Vollkommenes, kein Zustand: es ist die Einsicht der Moralität, nur vermöge ihres Gegentheils sich in der Existenz und Entwicklung zu erhalten.

[«]

1[43]

1. Unzufriedenheit mit uns selber. Gegenmittel gegen die Reue. Die Verwandlung der Temperamente (z.B. durch die Anorganica). Der gute Wille zu dieser Unzufriedenheit. Seinen Durst abwarten und voll werden lassen, um seine Quelle zu entdecken.
2. Der Tod umzugestalten als Mittel des Sieges und Triumphes.
3. Die Geschlechtsliebe, als das Mittel zum Ideal (Streben in seinem Gegensatz unterzugehen.) Liebe zur leidenden Gottheit.

4. Die Krankheit, Verhalten zu ihr, Freiheit zum Tode.
5. Die Fortpflanzung als die heiligste Angelegenheit. Schwangerschaft, Schaffung des Weibes und des Mannes, welche im Kinde ihre Einheit genießen wollen und ein Denkmal daran stiften.
6. Mitleiden als Gefahr. Die Gelegenheiten schaffen, damit Jeder sich selber helfen könne und es ihm freistehe, ob geholfen werden solle.
7. Die Erziehung zum Bösen, zum eigenen „Teufel“.
8. Der innere Krieg, als „Entwicklung“.
9. „Arterhaltung“ und der Gedanke der ewigen Wiederkunft.
10. In wiefern jeder geschaffene Gott sich wieder einen Teufel schafft. Und das ist nicht der, aus dem er entstanden ist. (Es ist das benachbarte Ideal, mit dem er kämpfen muß)

[«]

1[44]

Staat hat seine Moral dem I<ndividuum> einverleibt.

Willkür vielleicht der gelobteste Name einmal für Moral

[«]

1[45]

Stil

Das Erste, was noth thut, ist Leben: der Stil soll leben.

Der Stil soll jedes Mal dir angemessen sein in Hinsicht auf eine ganz bestimmte Person, der du dich mittheilen willst.

Man muß erst genau wissen: „so und so würde ich dies sprechen und vortragen“ — bevor man schreiben darf. Schreiben soll nur eine Nachahmung sein.

**

Weil dem Schreibenden viele Mittel des Vortragenden fehlen, so muß er im Allgemeinen eine sehr ausdrucksreiche Art von Vortrag zum Vorbilde haben: das Abbild davon, das Geschriebene wird nothwendig schon viel blässer (und dir natürlicher) ausfallen.

Der Reichthum an Leben verräth sich durch Reichthum an Gebärden. Man muß Alles, Länge Kürze der Sätze, die Interpunktionen, die Wahl der Worte, die Pausen, die Reihenfolge der Argumente — als Gebärden empfinden lernen.

*

Vorsicht gegen die Periode! Zur Periode haben nur die Menschen ein Recht, die einen langen Athem auch im Sprechen haben. Für die Meisten ist die Periode eine Affektation.

Der Stil soll beweisen, daß man an seine Gedanken glaubt, und sie nicht nur denkt, sondern empfindet.

**

Je abstrakter die Wahrheit ist, die man lehren will, um so mehr muß man erst die Sinne zu ihr verführen.

Der Takt des guten Prosaikers besteht darin, dicht an die Poesie heranzutreten, aber niemals zu ihr überzutreten. Ohne das feinste Gefühl und Vermögen im Poetischen selber kann man diesen Takt nicht haben.

*

Es ist nicht artig und klug, seinem Leser die leichteren Einwände vorwegzunehmen. Es ist sehr artig und klug, seinem Leser es übrig zu lassen, die Quintessenz unserer Weisheit selber auszusprechen.

[«]

1[46]

G. Sand, Brief von 1868 an Maxime Du Camp.

„Faites un mariage d’amitié pour avoir des enfants. L’amour ne procrée guère. Quand vous verrez devant vous un être, que vous aimerez plus que vous-mêmes, vous serez heureux. Mais ce n’est pas la femme que l’on peut aimer plus que soi-même, c’est l’enfant, c’est l’être innocent, c’est le type divin, qui disparaît plus ou moins en grandissant, mais qui, durant quelques années, nous ramène à la possession d’un idéal sur la terre.“

[«]

1[47]

Der Mann hat im Hintergrunde aller seiner Empfindungen für ein Weib immer noch die Verachtung für das weibliche Geschlecht.

[«]

1[48]

Gegen die moralische Empörung.

Dieselbe Grausamkeit wie in Religionskriegen. „Die Verachtung des Mitmenschen“ als Gegenstand von Christi Entrüstung (er wurde gegen die Pharisäer ungerecht).

(Das Böse muß erhalten bleiben!)

[«]

1[49]

Wer das Ideal eines Menschen geschaut hat, empfindet den wirklichen Menschen als dessen Carikatur.

[«]

1[50]

1. Die weibliche Beurtheilung der Affekte.
   — der einzelnen Tugenden und Laster von Mann und Weib.
   Weib und Arbeit

Weib und Staat
Weib und Ruhm.

2. Das weibliche Urtheil und der Glaube des Weibes in Betreff seines Urtheils.
3. Die verhehlte Wirklichkeit und — — —
4. Die Unwirklichkeit, welcher ein Weib sich verpflichtet fühlt, als wahr zu behaupten.
5. Die Verführung der Anderen zur guten Meinung über uns, und das Sich-Beugen vor dieser Meinung als einer Autorität.
6. Tempo der weiblichen Affekte.
7. Schwangerschaft als der Cardinalzustand, welcher allmählich das Wesen des Weibes überhaupt gestaltet hat. Relation aller weiblichen Denk- und Handlungsweisen dazu.
8. Die Pflege der Kinder theils zurückbildend — theils allzu sehr entkindlichend. Weiblicher Rationalismus.
9. Verschiedenheit der weiblichen und männlichen Herrschsucht.
10. Das weibliche Gefühl der Vollkommenheit — im Gehorchen.
11. Was als unweiblich empfunden wird. Geschichte.
12. Verneinen zerstören hassen sich rächen: warum das Weib darin barbarischer ist als der Mann.
13. Sinnlichkeit von Mann und Frau verschieden.

[«]

1[51]

Zur Wieder-Entstehung der Welt.

Aus zwei Negationen entsteht eine Position, wenn die Negationen Kräfte sind. (Es entsteht Dunkel aus Licht gegen Licht, Kälte aus Wärme gegen Wärme usw.)

[«]

1[52]

Wirf deine Worte deinen Thaten voraus: verpflichte dich selber durch die Scham vor gebrochnen Worten.

[«]

1[53]

Nur der Unbeugsame darf von sich selber schweigen.

[«]

1[54]

Wir sind gegen Andere aufrichtiger als gegen uns selber.

[«]

1[55]

In Bezug auf alle Wahrheit geht es uns wie in Hinsicht auf den inneren Leib.

[«]

1[56]

Ursprünglich war die Lüge moralisch. Man gab die Meinungen der Heerde vor.

[«]

1[57]

Um sich gut zu unterhalten, sucht der Eine einen Geburtshelfer für seine Gedanken, und der Andere einen, dem er helfen kann.

[«]

1[58]

Bei jedem Gespräch zu dreien ist einer überflüssig und verhindert damit die Tiefe des Gesprächs.

[«]

1[59]

Wer uns nicht produktiv macht, wird uns sicher gleichgültig. Wen wir produktiv machen, den lieben wir deshalb noch nicht.

[«]

1[60]

Wie die Guten sich die großen Menschen imagin<iren>. Gegen ihre Sentimentalität.

[«]

1[61]

Ideal bilden, d.h. seinen Teufel zu seinem Gotte umschaffen. Und dazu muß man erst seinen Teufel geschaffen haben.

[«]

1[62]

Alles Gute ist aus einem Bösen geworden.

[«]

1[63]

Wer nach Größe strebt, hat Gründe in der Quantität seine Vollendung und Befriedigung zu haben. Die Menschen der Qualität streben nach Kleinheit.

[«]

1[64]

Der Zustand der absoluten Erkaltung in Bezug auf alle bisher geglaubten Werthe ist vorhergehend dem der Erhitzung.

[«]

1[65]

Ich bin der advocatus diaboli und der Ankläger Gottes.

[«]

1[66]

Der Mensch ist eine zu unvollkommene Sache. Liebe zu einem Menschen würde mich zerstören.

[«]

1[67]

Grausamkeit in dem Genuß am Mitleiden. Das Mitleiden ist am stärksten, je tiefer wir den Anderen kennen und lieben. Folglich wird der Liebende, welcher gegen den, welchen er liebt, grausam ist, am meisten Genuß von der Grausamkeit haben. Gesetzt, wir lieben uns selber am meisten, so wäre der höchste Genuß des Mitleidens die Grausamkeit gegen uns. **Heroisch** = das ist das Streben nach dem absoluten Untergange in seinen Gegensatz, die Umschaffung des Teufels in Gott: das ist dieser Grad von Grausamkeit.

[«]

1[68]

Die Existenz-Bedingungen eines Wesens, sobald sie sich als ein „Soll“ repräsentiren, sind seine Moral.

[«]

1[69]

Wie der Teufel zu Gott wird.

[«]

1[70]

Zur Philosophie der Wiederkunft.

über heroische Größe als einzigen Zustand der Vorbereitenden.
(Streben nach dem absoluten Untergange, als Mittel, sich zu ertragen.)

Funktion-Werden-Wollen: weibliches Ideal der Liebe. Das männliche Ideal ist Assimilation und Überwältigung oder Mitleid (Anbetung des leidenden Gottes).

absolute Gleichgültigkeit über die Meinungen Anderer (weil wir ihre Maaße und Gewichte kennen): aber als Meinung über sich selber Gegenstand des Mitleidens.

Wir dürfen nicht Einen Zustand wollen, sondern müssen periodische Wesen werden wollen = gleich dem Dasein.

ich habe den ganzen **Gegensatz** einer **religiösen Natur** absichtlich ausgelebt. Ich kenne den Teufel und **seine** Perspektiven für Gott.

„Gut“ und „Böse“ als Lust- und Unlustempfindungen. Unentbehrlich. Aber für Jeden sein Böses.

Wer nicht den Weg zu seinem Ideale findet, lebt leichtsinniger und frecher als der, welcher gar kein Ideal hat.

Dem Weh thun, den wir lieben — ist die eigentliche Teufelei. In Bezug auf uns selber ist es der Zustand des heroischen Menschen — die höchste Vergewaltigung. Das Streben in den Gegensatz gehört hierzu.

[«]

1[71]

„Idealist“ als Gegensatz des redlichen und furchtlosen Erkennenden. Die Urtheile des Idealisten machen mir Ekel, sie sind ganz unbrauchbar.

[«]

1[72]

Freude am Schaden des Anderen ist etwas Anderes als Grausamkeit, letztere ist Genuß im Mitleiden, und hat ihre Höhe, wenn das Mitleiden am höchsten ist (dann, wenn wir den lieben, den wir foltern).

Wenn ein Anderer dem, welchen wir lieben, das Wehe zufügte, dann würden wir rasend vor Wuth, das Mitleid wäre ganz schmerzhaft. Aber wir lieben ihn: und wir thun ihm wehe. Dadurch wird das Mitleid ein ungeheurer Reiz: es ist der Widerspruch zweier entgegengesetzter starker Triebe, der hier als höchster Reiz wirkt.

Selbstverstümmelung und Wollust neben einander ist das Gleiche. Oder hellstes Bewußtsein und Bleischwere und Unbeweglichkeit nach Opium.

[«]

1[73]

Allgemeine Frage: wie wirken widersprechende Empfindungen, also eine Zweiheit? Wie verwandte, als Zweiheit? (Abschwächend?)

Die höchste Liebe zum Ich, wenn sie als Heroismus sich äußert, hat Lust zum Selbst-Untergange neben sich, also Grausamkeit, Selbst-Vergewaltigung.

Die, welche die Menschheit liebten, thaten ihr am wehesten.

Die unbedingte Hingebung und das Gerneleiden vom Geliebten, die Begierde mißhandelt zu werden. Hingebung wird zum Trotz gegen sich.

Andererseits der Liebgehabte, welcher das Liebende quält, sein Machtgefühl genießt, und um so mehr, als er sich selber dabei tyrannisirt: es ist eine doppelte Ausübung von Macht. Machtwille wird hier zum Trotz gegen sich.

[«]

1[74]

Der Freigeist als der religiöseste Mensch, den es jetzt giebt.

[«]

1[75]

Gott hat Gott getödtet.

[«]

1[76]

Die Moral starb an der Moralität.

[«]

1[77]

Der gläubige Mensch ist der Gegensatz des religiösen Menschen.

[«]

1[78]

Voraussetzung der Zeugung sollte der Wille sein, ein Abbild und Fortleben der geliebten Person haben zu wollen: und ein Denkmal der Einheit mit ihr, ja eine Vollendung des Triebes nach Einheit, durch ein neues Wesen. — Sache der Leidenschaft und nicht der Sympathie.

[«]

1[79]

Die hohe und ehrliche Form des Geschlechtsverkehrs, die der Leidenschaft, hat jetzt noch das böse Gewissen bei sich. Und die gemeinste und unredlichste das gute Gewissen.

[«]

1[80]

Die Verworrenheit der Mittel, die Ehe aufrecht zu erhalten: das Weib glaubt, prädestinirt nur für diese zu sein. In Wahrheit ist Alles gemeiner Zufall, und hundert andere Männer thäten ihr ebenso gut. Sie will gehorchen: sie arbeitet für den Mann und denkt und sagt: „was habe ich alles für dich gethan!“ — aber es war nicht für „dich“, sondern für irgend einen, der ihren Trieben in den Wurf kam. — Der Beruf und die tägliche Arbeit trennt die Gatten und hält so die Erträglichkeit aufrecht. — Weil die Männer und Frauen früher nicht erfahren haben, was eigentlich Freundschaft ist, so sind sie auch nicht enttäuscht über den Verkehr: weder die Liebe, noch die Freundschaft ist ihnen bekannt. Die Ehe ist auf verkümmerte Halbmenschen eingerichtet.

[«]

1[81]

Eitel — beleidigt
vorsichtig — in Acht nehmen
unmoralisch — verachten.

[«]

1[82]

Er tödtet, wenn er sonst nicht leben kann.
Er raubt, wenn er einen Gegenstand nöthig hat oder einen Menschen (Ehe).
Er lügt, wenn er verborgen bleiben will um seines Zieles willen.

[«]

1[83]

Mittag und Ewigkeit
Entwurf einer heroischen Philosophie.

[«]

1[84]

Menschen, die nach Größe streben, sind gewöhnlich böse Menschen: es ist ihre einzige Art, sich zu ertragen.

[«]

1[85]

Wie lange (wie viel Jahrhunderte) dauert es, bis eine Größe den Menschen als Größe sichtbar wird und leuchtet — ist mein Maaßstab der Größe. Bisher sind wahrscheinlich **alle** die Größten gerade verborgen geblieben.

[«]

1[86]

Wer das Große nicht mehr in Gott findet, findet es überhaupt nicht vor und muß es leugnen oder — schaffen — schaffen helfen.

[«]

1[87]

Die ungeheure Erwartung in Betreff der Geschlechtsliebe verdirbt den Frauen das Auge für alle weiteren Perspektiven.

[«]

1[88]

Heroismus — das ist die Gesinnung eines Menschen der ein Ziel erstrebt, gegen welches berechnet er gar nicht mehr in Betracht kommt. Heroismus ist der gute Wille zum absoluten Selbst-Untergang.

Der Gegensatz des heroischen Ideals ist das Ideal der harmonischen All-Entwicklung: ein schöner Gegensatz und ein sehr wünschenswerther! Aber nur ein Ideal für gute Menschen!

[«]

1[89]

In allem Verkehr von M<enschen> dreht es sich nur um Schwangerschaft.

[«]

1[90]

Wenn fünf Menschen zusammen reden, muß immer ein sechster sterben.

[«]

1[91]

Alle Mädchen glauben, daß ein Mann nur dann Freundschaft mit einem Weibe schließt, weil er nicht mehr erreichen konnte.

[«]

1[92]

Wer das Hohe eines M<enschen> nicht sieht, sieht dessen Niedriges zu nahe und mit allzuscharfen Augen.

[«]

1[93]

Wenn die Talente nachlassen, werden die moralischen Eigenschaften eines M<enschen> sichtbarer.

[«]

1[94]

Die Männer gelten als grausam, aber die Weiber sind es. Die Weiber gelten als gemüthvoll, aber die Männer sind es.

[«]

1[95]

Ah, wie ich der tragischen Gesichter und Worte satt bin!

[«]

1[96]

Schilling, span<ische> Grammatik, Leipzig, Glockner.

[«]

1[97]

Soll das Band nicht reißen,
Mußt du mal drauf beißen.

[«]

1[98]

Gelegentlich habe ich eine ungeheure Geringschätzung der Guten — ihre Schwäche, ihr Nichts-Erleben-Wollen, Nichts-sehen-wollen, ihre willkürliche Blindheit, ihr banales Sich-Drehen im Gewöhnlichen und Behaglichen, ihr Vergnügen an ihren „guten Eigenschaften“ usw.

[«]

1[99]

Hitzig Untersuchungen über das Gehirn Berlin 1874.
Animal Depravity (Quarterly Journal of Science 1875
415—430.
Lilienfeld Gedanken über die Socialwissenschaft.

[«]

1[100]

Cosa bella e mortal,
passa e non dura!!!

[«]

1[101]

Columbus novus.

Dorthin will ich, und ich traue
Mir fortan und meinem Griff!
Offen ist das Meer: in’s Blaue
Treibt mein Genueser Schiff.

**

Alles wird mir neu und neuer
Hinter mir liegt Genua.
Muth! Stehst du doch selbst am Steuer,
Lieblichste Victoria!

(Sommer 1882)

[«]

1[102]

Der Baum spricht.

Zu einsam wuchs ich und zu hoch:
Ich warte: worauf wart’ ich doch?

**

Zu nah ist mir der Wolken Sitz:
Ich warte auf den ersten Blitz.

[«]

1[103]

An das Ideal.

Wen liebt ich so wie dich, geliebter Schatten!

Ich zog dich an mich, in mich — und seitdem
Ward ich beinah zum Schatten, du zum Leibe.
Nur daß mein Auge unbelehrbar ist,
Gewöhnt, die Dinge außer sich zu sehen:
Ihm bleibst du stets das ew’ge „Außer-mir“.
Ach, dieses Auge bringt mich außer mich!

[«]

1[104]

„Die fröhliche Wissenschaft“.
(Sanctus Januarius)

Dies ist kein Buch: was liegt an Büchern!
An diesen Särgen und Leichentüchern!
Vergangnes ist der Bücher Beute:
Doch hierin lebt ein ewig Heute.

[«]

1[105]

Im Gebirge.
(1876.)

Nicht mehr zurück? Und nicht hinan?
Auch für die Gemse keine Bahn?
**
So wart’ich hier und fasse fest,
Was Aug’ und Hand mich fassen läßt!
**
Fünf Fuß breit Erde, Morgenroth,
Und unter mir — Welt, Mensch und — Tod.

[«]

1[106]

An die Freundschaft.

Heil dir, Freundschaft!
Meiner höchsten Hoffnung
Erste Morgenröthe!
Ach, ohn’ Ende
Schien oft Pfad und Nacht mir,
Alles Leben
Ziellos und verhaßt!
Zweimal will ich leben,
Nun ich schau’ in deiner Augen
Morgenglanz und Sieg,
Du liebste Göttin!

[«]

1[107]

Das Wort.

Lebend’gem Worte bin ich gut:
Das springt heran so wohlgemuth,
Das grüßt mit artigem Genick,
Ist lieblich selbst im Ungeschick,
Hat Blut in sich, kann herzhaft schnauben,
Kriecht dann zum Ohre selbst den Tauben,
Und ringelt sich und flattert jetzt,
Und was es thut — das Wort ergetzt.
Doch bleibt das Wort ein zartes Wesen,
Bald krank und aber bald genesen.
Willst ihm sein kleines Leben lassen,
Mußt du es leicht und zierlich fassen,
Nicht plump betasten und bedrücken,
Es stirbt oft schon an bösen Blicken —
Und liegt dann da, so ungestalt,

So seelenlos, so arm und kalt,
Sein kleiner Leichnam arg verwandelt,
Von Tod und Sterben mißgehandelt.
Ein todtes Wort — ein häßlich Ding,
Ein klapperdürres Kling-Kling-Kling.
Pfui allen häßlichen Gewerben,
An denen Wort und Wörtchen sterben!
[Tautenburger Aufzeichnungen für Lou von Salomé]

[«]

1[108]

1.

Menschen, die nach Größe streben, sind gewöhnlich böse Menschen; es ist ihre einzige Art, sich zu ertragen.

2.

Wer das Große nicht mehr in Gott findet, findet es überhaupt nicht vor und muß es entweder leugnen oder — schaffen (schaffenhelfen)

<3.>

[+++]

4.

Die ungeheure Erwartung in Betreff der Geschlechtsliebe verdirbt den Frauen das Auge für alle fernen Perspektiven.

5.

Heroismus — das ist die Gesinnung eines Menschen, der ein Ziel erstrebt, gegen welches gerechnet er gar nicht mehr in Betracht kommt. Heroismus ist der gute Wille zum absoluten Selbst-Untergange.

6.

Der Gegensatz des heroischen Ideals ist das Ideal der harmonischen All-Entwicklung — ein schöner Gegensatz und ein sehr wünschenswerther! Aber nur ein Ideal für grundgute Menschen (Goethe z.B.)

Liebe ist für Männer etwas ganz Anderes als für Frauen. Den Meisten wohl ist Liebe eine Art Habsucht; den übrigen Männern ist Liebe die Anbetung einer leidenden und verhüllten Gottheit.

Wenn Freund Rée dies läse, würde er mich für toll halten.

Wie geht es? — Es gab nie einen schöneren Tag in Tautenburg als heute. Die Luft klar, mild, kräftig: so wie wir Alle sein sollten.

Von Herzen
F. N.

[«]

1[109]

Zur Lehre vom Stil.

1.

Das Erste, was noth thut, ist Leben: der Stil soll leben.

2.

Der Stil soll dir angemessen sein in Hinsicht auf eine ganz bestimmte Person, der du dich mittheilen willst. (Gesetz der doppelten Relation.)

3.

Man muß erst genau wissen: „so und so würde ich dies sprechen und vortragen“ — bevor man schreiben darf. Schreiben muß eine Nachahmung sein.

4.

Weil dem Schreibenden viele Mittel des Vortragenden fehlen, so muß er im Allgemeinen eine sehr ausdrucksvolle Art von Vortrage zum Vorbild haben: das Abbild davon, das Geschriebene, wird schon nothwendig viel blässer ausfallen.

5.

Der Reichthum an Leben verräth sich durch Reichthum an Gebärden. Man muß Alles, Länge und Kürze der Sätze, die Interpunktionen, die Wahl der Worte, die Pausen, die Reihenfolge der Argumente — als Gebärden empfinden lernen.

6.

Vorsicht vor der Periode! Zur Periode haben nur die Menschen ein Recht, die einen langen Athem auch im Sprechen haben. Bei den Meisten ist die Periode eine Affektation.

7.

Der Stil soll beweisen, daß man an seine Gedanken glaubt, und sie nicht nur denkt, sondern empfindet.

8.

Je abstrakter die Wahrheit ist, die man lehren will, um so mehr muß man erst die Sinne zu ihr verführen.

9.

Der Takt des guten Prosaikers in der Wahl seiner Mittel besteht darin, dicht an die Poesie heranzutreten, aber niemals zu ihr überzutreten.

10.

Es ist nicht artig und klug, seinem Leser die leichteren Einwände vorwegzunehmen. Es ist sehr artig und sehr klug, seinem Leser zu überlassen, die letzte Quintessenz unsrer Weisheit selber auszusprechen.

F. N.
Einen guten Morgen,
meine liebe Lou!

[«]

1[110]

„Ja, ein schwaches Geschlecht!“ — so reden die Männer von den Frauen, so reden auch die Frauen von sich selber: aber wer glaubt, daß sie bei dem gleichen Worte das Gleiche denken? Doch lassen wir einmal die Männer hierüber denken, was sie wollen; was meint für gewöhnlich ein Weib, wenn es von der Schwäche seines Geschlechts spricht? —

Schwäche fühlen — das ist ihm nicht nur einen Mangel an Kraft fühlen, sondern vielmehr: ein Bedürfniß nach Kraft fühlen. Es sucht nach Kraft, es blickt nach außen dabei, es will sich anlehnen, es ist ganz Fühlhorn für Alles, woran es sich anlehnen könnte, es schlingt sich verlangend auch um das, was zur Stütze ungeeignet ist und versucht sich daran zu halten, ja es täuscht sich gerne über die Kraft alles Anderen, Fremden außer ihm — es glaubt in dem Grade an die Kraft außer sich als es an die Schwäche in sich glaubt. Das Gefühl der Schwäche, im äußersten Maaße empfunden, findet geradezu überall Stärke und dichtet Kraft in jedes Außer-sich hinein, mit dem es sich berührt: und wenn das Auge widersprechen sollte, so wird das Auge — zugemacht!

Dies ist in der That der Zustand, in dem das schwache Geschlecht sich befindet, und nicht nur in Beziehung auf die Männer seiner Umgebung, sondern auch in Beziehung auf Religion und Sitte: das schwache Weib glaubt an seine Unmöglichkeit, ungestützt stehen zu können und verwandelt alles, was es leiblich oder geistig umgiebt, in Stützen — es will nicht sehen, was dies Alles wirklich ist, es will nicht prüfen, ob das Geländer, an dem es über den Fluß geht, wirklich hält, es glaubt an das Geländer, weil es an seine Schwäche und Angst glaubt. Woran ein solches Weib sich anlehnt, das ist unter allen Umständen nicht die erkannte Kraft, sondern die erwartete, gewünschte und erdichtete Kraft: und je größer sein Gefühl der Schwäche war, um so mehr Kraft wird es an dem fühlen wollen, das ihm „Halt giebt“. Das schwächste Weib wird aus jedem Manne einen Gott machen: und ebenso aus jedem Gebot der Sitte und Religion etwas Heiliges, Unantastbares, Letztes, Anbetungswürdiges. Es liegt auf der Hand, daß für die

Entstehung der Religionen das schwache Geschlecht wichtiger ist als das starke. Und, so wie die Weiber sind, würden sie sich, wenn man sie allein ließe, aus ihrer Schwäche heraus nicht nur beständig „Männer“ erschaffen, sondern auch „Götter“ — und beide, wie zu vermuthen steht, einander ähnlich —: als Ungeheuer von Kraft!

[«]

1[111]

Vom Weibe.

1. Das weibliche Urtheil und der Glaube (Aberglaube) des Weibes in Betreff seines Urtheils.
2. Die weibl<iche> Beurtheilung der
   Affekte,
   der einzelnen Tugenden und Laster,
3. Das weibl<iche> Urtheil über
   Mann und Weib,
   Staat und Natur,
   Arbeit, Muße, usw.
4. Was von der Wirklichkeit sich das Weib verhehlt.
5. Worin es sich verpflichtet fühlt, eine Unwirklichkeit, die es als solche kennt, doch als wirklich zu behaupten.
6. Tempo der weiblichen Affekte
7. Die Pflege der Kinder, theils zurückbildend und hemmend, theils allzusehr entkindlichend (der weibl<iche> Rationalism)
   In wiefern die Weiber den Mann als Kind behandeln.
8. In wiefern das Weib die Anderen zur guten Meinung über sich verführt und trotzdem sich dann vor dieser Meinung beugt (als vor einer Autorität)
9. Geschichte dessen, was vom Weibe als unweiblich empfunden wird, — je nach Volk und Sittenzustand.
10. Der weibl<iche> Glaube an irgend eine oberste weibl<iche> Tugend, welche da sein müsse, damit irgend eine höhere Natur des Weibes erreicht

werden könne — und der thatsächl<iche> Wechsel dieser „obersten Tugenden“.

11. Gefühl der Vollkommenheit und Wesens-Vollendung z.B. beim Dienen, Gehorchen
12. Schwangerschaft als der Cardinalzustand, welcher allmählich, im Verlauf der Zeiten, das Wesen des Weibes festgestellt hat. Relation aller weiblichen Denk- und Handlungsweisen dazu.
13. Verneinen, zerstören, allein sein, kämpfen, verachten, sich rächen: warum das Weib in alledem barbarischer ist als der Mann usw. usw. usw.

[«]

[2 = N V 9b. Sommer–Herbst 1882]

2[1]

Metteyya

[«]

2[2]

Carus, vergl<eichende> Psychologie

[«]

2[3]

Vogt 19185
Lindau 18772
Wilbrandt 18761

[«]

2[4]

Die Moral der Ausgewählten oder die freie Moral.

Wir als die Erhalter des Lebens.

Unvermeidlich entstehend die Verachtung und der Haß gegen das Leben. Buddhismus. Die europäische Thatkraft wird zum Massen-Selbstmord treiben. Dazu: meine Theorie der Wiederkunft als furchtbarste Beschwerung.

Wenn wir nicht uns selber erhalten, geht Alles zu Ende. Uns selber durch eine Organisation.

Die Freunde des Lebens.

Nihilismus als kleines Vorspiel.

Unmöglichkeit der Philosophie.

Wie der Buddhismus unproduktiv und gut macht, so wird auch Europa unter seinem Einfluß: **müde**!

Die Guten, das ist die Ermüdung.

Die Versöhnung, das ist die Ermüdung.

Die Moral, das ist die Ermüdung.

Die guten Sitten (z.B. Ehe) das ist die Ermüdung.

Gegen die Idealisten.

[«]

2[5]

Das, was kommt.

Das eigentliche Streben ins Nichts.

Kriege über das Princip von Besser-Nichtsein-als-Sein.

(A)

Erste Consequenz der Moral: das Leben ist zu verneinen.

Letzte Consequenz der Moral = die Moral selber ist zu verneinen.

(B)

Also: fällt die erste Consequenz dahin
Befreiung der Selbstsucht,
Befreiung des Bösen,
Befreiung des Individuums.

Die neuen Guten („ich will“) und die alten Guten („ich soll“).

Befreiung der Kunst als Abweisung der unbedingten Erkenntniß. Lob der Lüge.

Rückgewinnung der Religion.

(C)

Durch alle diese Befreiung wächst der Reiz des Lebens. Seine innerste Verneinung, die moralische, ist beseitigt. — Damit Anfang vom Untergange. Die Nothwendigkeit der Barbarei, wohin z.B. auch die Religion gehört. Die Menschheit muß in Cyklen leben, einzige Dauerform. Nicht die Cultur möglichst lange, sondern möglichst kurz und hoch. — **Wir** im **Mittage**: Epoche.

(D)

Was bestimmt die Höhe der Höhen, in der Geschichte der Cultur? Der Augenblick, wo der Reiz am größten ist. Gemessen daran, daß der mächtigste Gedanke ertragen, ja geliebt wird.

[«]

2[6]

Das, was kommt.
Eine Prophetie.

A. Selbstbesiegung der Moral.
B. Befreiung.
C. Mitte und Anfang vom Untergange.
D. Kennzeichen des Mittags.
E. Der freiwillige Tod.

[«]

2[7]

Schlange, sprach Zarathustra, du bist das klügste Thier unter der Sonne — du wirst wissen was ein Herz stärkt — mein kluges Herz — ich weiß es nicht. Und du Adler, du bist das stolzeste Thier unter der Sonne, nimm das Herz und trage es dorthin, wohin es verlangen wird — das stolze Herz — ich weiß es nicht.

[«]

2[8]

M<enschen> die nicht nöthig haben viel zu lügen, thun sich etwas darauf zu Gute, daß sie wenig lügen.

[«]

2[9]

Und kündet mir doch ihr Thiere: Steht schon die Sonne im Mittag? Ringelt sich schon die Schlange welche Ewigkeit heißt? Blind wird Zarathustra.

Mir gereicht Jegliches immer zum Tode. Wer will mein Schicksal sein? Ich liebe jedes Schicksal. Selig wird Zarathustra!

Nichts weiß mehr Zarathustra, nichts erräth mehr Zarathustra.

[«]

2[10]

Immer zurückgeben: nichts geschenkt annehmen, außer als Auszeichnung und Zeichen, daß wir die Liebenden anderer Personen an solchen erkennen und durch **unsere** Liebe ausgleichen.

[«]

2[11]

Den Menschen die Moral nehmen weil sie davon so schlechten Gebrauch machen: und ihnen harte Gefühle auflegen — „du sollst“— soldatisch —

[«]

2[12]

Bekenne dich zu **etwas** z.B. „ich will gerecht sein“. Nur eine Sünde: Feigheit.

[«]

2[13]

Armut an Liebe verkleidet sich gern als Entbehrung des Liebens-Würdigen.

[«]

2[14]

Vermöge der Liebe sucht der Mann die unbedingte Sklavin, das Weib die unbedingte Sklaverei — Liebe ist das Verlangen nach einer vergangenen Cultur und Gesellschaft.

[«]

2[15]

Gegen einen unabhängigen Menschen, welcher es verschmäht, Leithammel zu sein, nährt der moralische Mensch einen Verdacht, als ob er ein schweif<endes> Raubthier sei.

[«]

2[16]

Das Eisen haßt den Magneten, wenn der M<agnet> das Eisen nicht ganz an sich ziehen kann.

[«]

2[17]

Nicht was uns hindert, geliebt zu werden, sondern was uns hindert ganz zu lieben, hassen wir am meisten.

[«]

2[18]

Wer aus sich kein Hehl macht, empört.

[«]

2[19]

„Unglückseliger, dein Gott ist zerborsten und zerbrochen, und Schlangen hausen in ihm. Und nun liebst du selbst diese Schlangen noch um seinetwillen.“

[«]

2[20]

Von unseren Feinden wollen wir nicht geschont werden — und ebensowenig von denen, die wir von Grund aus lieben.

[«]

2[21]

Nimm dich vor dem in Acht: er redet nur, um nachher hören zu dürfen: — und du hörst eigentlich nur, weil es nicht angeht, immerfort zu sprechen — d.h. du hörst schlecht und jener hört gut.

[«]

2[22]

Die Hündin Sinnlicheit, die einen Bissen Fleisch abhaben will, weiß gar artig um einen Bissen Geist zu betteln.

[«]

2[23]

Sie giebt nie, sie vergilt nicht einmal — sie entgegnet nur.

[«]

2[24]

Es giebt gebende Naturen, es giebt zurückgebende.

[«]

2[25]

Die eigentlich gerechten Menschen sind unbeschenkbar — sie geben alles zurück.

[«]

2[26]

Es ist in der Mittheilung einer Erkenntniß immer etwas Verrath.

[«]

2[27]

In allem Schreiben ist Schamlosigkeit.

[«]

2[28]

Wer Gott liebt, der züchtigt ihn.

[«]

2[29]

Die Oberflächlichen müssen immer lügen, weil sie keinen Inhalt haben.

[«]

2[30]

Erziehen: d.h. unter allen Umständen zum Lügen erziehen.

[«]

2[31]

Der Wahrhaftige endet damit zu begreifen, daß er immer lügt.

[«]

2[32]

Lüge ist nicht nur wider sein Wissen reden, sondern auch wider sein Nichtwissen reden.

[«]

2[33]

Es ist vornehmer, sich Unrecht zu geben als Recht zu behalten.

[«]

2[34]

Die Lüge ist die Menschenfreundlichkeit des Erkennenden.

[«]

2[35]

Selbstmord

[«]

2[36]

Gerechtigkeit nur gegen Dinge möglich.

[«]

2[37]

Unsere Wirkungen als nothwendige Täuschungen.

[«]

2[38]

Getheiltes Unrecht ist halbes Recht.

[«]

2[39]

p. 200 Mensch<liches>, Allz<umenschliches>
p 77 Morgenröthe
167,8 Fr<öhliche> Wissenschaft

[«]

2[40]

Furchtbare Consequenz, wenn man die Menschen nur um Gottes Willen liebt.

[«]

2[41]

„Aber wie konntest du so handeln! sagte ein Freund zu einem sehr klugen M<enschen> — es war eine Dummheit.“ Es ist mir auch schwer genug geworden, entgegnete dieser.

[«]

2[42]

Wer hinauf zur letzten Erkenntniß will, muß auch die Wahrhaftigkeit hinter sich lassen. Der Zaun der Erkenntniß ist durchaus nicht von der Moralität aus zu ersteigen.

[«]

2[43]

„Das Leben um der Erkenntniß willen“, das auf dem Kopfe *stehen*-wollen ist vielleicht etwas Tolles — aber wenn es ein Zeichen der Freude ist, so mag es hingehen, es sieht da nicht übel aus ein Ele<phant, welcher versucht auf seinem Kopfe zu stehen.>

[«]

2[44]

Für einen guten Ruf zahlt man gewöhnlich zu viel: nämlich sich selber.

[«]

2[45]

Die Gefahr des Weisen liegt darin, daß er sich in die Unvernunft verliebt.

[«]

2[46]

Liebe zum Weibe! Wenn sie nicht das Mitleiden mit einem leidenden Gotte ist, so ist sie der Instinkt für das verborgene Thier im Weibe.

[«]

2[47]

Der Prüfstein für eine Natur ist nicht die Art, wie sie liebt, sondern wenn sie sich geliebt weiß, tritt alle ihre Gemeinheit oder Höhe ans Licht.

[«]

2[48]

Ich verwundere mich mehr über einen Tadel als über ein Lob; ich verachte das Lob mehr als den Tadel.

[«]

2[49]

Die moral<ische> Entrüstung ist die perfideste Art der Rache.

[«]

2[50]

Ich mag das Mitleid nur im Gesichte eines Siegreichen. Wenn diese Erbärmlichen, deren Anblick wehthut, gar noch mitleidige Gesichter machen, — — —

Mitleid mag etwas für Götter sein, aber einem Helden geziemt es fröhlich zu sein über der Trübsal um ihn herum.

[«]

[3 = Z I 1. Sommer–Herbst 1882]

3[1]

Auf hoher See.
Ein Sentenzen-Buch
von
Friedrich Nietzsche.

„Dorthin will ich! Und ich traue
„Mir fortan und meinem Griff.
„Offen ist das Meer, ins Blaue
„Treibt mein Genueser Schiff.
„Alles wird mir neu und neuer,
„Weit hinaus glänzt Raum und Zeit —
„Heil dir, Schiff! Heil deinem Steuer!
„Um dich braust die Ewigkeit!“ —

Schweigsame Reden
Ein Sentenzen-Buch.

„Jenseits von gut und böse.“
Sentenzen-Buch.

„il sait goûter sa vie
en paresseux sensé qui pond sure ses plaisirs.“
(Duc de Nevers.)

1. A: Was bedeutet die Gerechtigkeit? B: Meine Gerechtigkeit ist Liebe mit sehenden Augen. A: Aber bedenke, was du sagst: diese Gerechtigkeit spricht Jeden frei, ausgenommen den Richtenden! Diese Liebe trägt nicht nur alle Strafe, sondern auch alle Schuld! B: So soll es sein!

2. Spät jung erhält lang jung. Man muß die Jugend nicht bei den Jungen suchen.

3. Wenn die Talente eines Menschen nachlassen, werden seine moralischen Eigenschaften sichtbarer; und nicht immer sind es Sterne, die bei dieser einbrechenden Nacht sichtbarer werden.

4. Wer das Hohe eines Menschen nicht zu sehen vermag, hat gerade deshalb ein Luchsauge für dessen Niedriges.

5. Es giebt auch eine Zudringlichkeit des Erkennenden: sie ist verurtheilt, von allen Dingen nur den Vordergrund zu sehen.

6. Wenn fünf Menschen zusammen reden, muß immer ein sechster sterben.

7. Gott erstickte an der Theologie; und die Moral an der Moralität.

8. Die, welche bisher den Menschen am meisten liebten, thaten dem Menschen immer am wehesten: sie forderten von ihm das Unmögliche, gleich allen Liebenden.

9. So sprach ein Heiliger: „ich liebe Gott — denn der Mensch ist eine zu unvollkommene Sache. Liebe zu einem Menschen würde mich zerstören."

10. Die Zeit ist da, in der der Teufel der Advokat Gottes sein muß: wenn anders er selber fortbestehen will.

11. „Du bist gegen Alles, was bisher Werth hatte, kalt geworden, du bist kälter als Eis — aber wer dich jetzt anrührt, sagt du seist glühend geworden: und zieht schnell seinen Finger zurück, im Glauben, du habest ihn verbrannt. Und es wird bald Menschen geben, welche dich aufsuchen, um sich an dir zu wärmen."

12. Es ist verrätherisch, wenn Jemand nach Größe strebt. Die Menschen der besten Qualität streben nach Kleinheit.

13. Wer uns nicht fruchtbar macht, wird uns sicher gleichgültig. Wen wir aber fruchtbar machen, den lieben wir deshalb noch lange nicht.

14. Der Dritte ist immer der Kork, welcher verhindert, daß das Gespräch von Zweien in die Tiefe sinkt: was, unter Umständen, ein Vortheil ist.

15. Wirf deine Worte deinen Thaten voraus: verpflichte dich selber durch die Scham vor gebrochnen Worten.

16. Es ist Weiber-Art, seine Nächsten zu einer guten Meinung über sich zu verführen und dann an diese Meinung wie an eine Autorität zu glauben.

17. Im Verneinen, Zerstören, Hassen, Sich-Rächen ist das Weib barbarischer als der Mann.

18. Die Opfer, die wir bringen, beweisen nur, wie wenig werth uns jedes andre Ding wird, wenn wir Etwas lieben.

19. Was wir am liebsten thun, von dem möchten wir, daß es als das gelte, was uns am schwersten werde.

20. Die Weiber haben im Hintergrunde alles ihres Ehrgeizes als Weiber immer noch die Verachtung für „das Weib“.

21. Das, was wir an einem Menschen erkennen, das entzünden wir an ihm auch; und wer nur die niedrigen Eigenschaften eines Menschen erkennt, hat auch eine anreizende Kraft für dieselben und bringt sie zur Entladung. Die Affekte deiner Nächsten gegen dich sind die Kritik deiner Erkenntniß, nach Höhe und Niedrigkeit.

22. Seinem Affekte einen Namen geben ist schon ein Schritt über den Affekt hinaus. Die tiefste Liebe z.B. weiß sich nicht zu benennen und fragt sich wohl: „bin ich nicht Haß?“

23. Die männlichen und die weiblichen Affekte sind im Tempo verschieden: deshalb hören Mann und Weib nie auf, sich mißzuverstehen.

Mit aller Kenntniß anderer Menschen kommt man nicht aus sich hinaus, sondern immer mehr in sich hinein.

24. Wir machen es auch im Wachen wie im Traum: immer erfinden und erdichten wir erst die Menschen, mit denen wir verkehren — und vergessen sofort, daß sie erfunden und erdichtet sind.

25. Man wird auch für seine Tugenden bestraft.

26. Das Bedürfniß des Gemüths ist nicht zu verwechseln mit dem Bedürfniß nach Gemüth, das einige kalte Personen haben.

27. Wer nicht nöthig hat, zu lügen, thut sich etwas darauf zu Gute, nicht zu lügen.

28. Die Weiber verstehen die Kinder besser, aber die Männer sind kindlicher als die Weiber.

29. Der Gläubige hat seinen natürlichen Widersacher nicht im Freigeiste, sondern im religiösen Menschen.

30. Am meisten werden die Schaffenden gehaßt: denn es sind die gründlichsten Vernichter.

31. Der Pharisäismus ist nicht eine Entartung an den guten Menschen, sondern eine Bedingung von deren Gut-Sein.

32. Wir lieben das Leben, nicht weil wir leben, sondern weil wir an’s Leben gewöhnt sind.

33. Man soll auch von Zeit zu Zeit seine Tugenden schlafen lassen.

34. Du glaubst an dein „Leben nach dem Tode“? So mußt du lernen, während deines Lebens todt zu sein.

35. Unsere Mängel sind unsere besten Lehrer: aber gegen die besten Lehrer ist man immer undankbar.

36. „Reden wir nicht davon!“ — „Freund, hiervon dürfen wir nicht einmal schweigen.“

37. Was weiß der von Liebe, der nicht gerade das verachten mußte, was er liebte!

38. Von sich absehen ist nöthig, um gut zu sehen.

39. „Die Menschen sind nicht gleich!“ — So spricht — die Gerechtigkeit.

Man glaubt an vieles nur deshalb nicht, weil man nicht an die Erklärung glaubt, die im Schwange ist.

40. Wer die Leidenschaft zur Gerechtigkeit hat, empfindet auch seinen schmerzhaftesten Affekt noch als eine Erleichterung.

41. Schwere, schwermüthige Menschen werden gerade durch das was Andere schwer macht wie Haß und Liebe leichter und kommen an ihre Oberfläche herauf.

42. Seifenblasen und Schmetterlinge und was ihrer Art unter Menschen ist scheinen mir am meisten vom Glücke zu wissen: diese leichten, thörichten beweglichen zierlichen Seelchen flattern zu sehen — das rührt mich zu Thränen und Versen.

43. „Hast du deinen Teufel gesehen?“ — „Ja, schwer ernst tief gründlich pathetisch: so stand er da, recht als genius gravitationis, durch den alle Wesen und Dinge — fallen.“

44. Wer mit dem ganzen Geschlechte Mitleid hätte, müßte von jedem Einzelnen als hart und tyrannisch empfunden werden.

45. Eine Sache, die sich aufklärt, hört auf, uns zu interessiren. Nimm dich also in Acht, daß du dir nicht selber zu aufgeklärt wirst!

46. Man muß verstehen Schwamm zu sein, wenn man von einem vollen übervollen Menschen geliebt sein will.

Hier steckt die häufigste Art der Unredlichkeit der Erkennenden: sie leugnen die Facta.

47. Wer das Ideal eines Menschen geschaut hat, empfindet den wirklichen Menschen als dessen Carikatur.

48. Der Eine sucht einen Geburtshelfer für seine Gedanken, der Andre einen, dem er helfen kann: so entsteht ein gutes Gespräch. Wehe aber, wenn zwei Geburtshelfer zusammen stoßen! Sie haben nicht umsonst ihre Zangen!

49. Wer den Weg zu seinem Ideale nicht zu finden vermag, lebt leichtsinniger und frecher als der, welcher gar kein Ideal hat.

50. Der Teufel hat die besten Perspektiven für Gott: deshalb hält er sich von ihm so ferne — er ist nämlich ein Freund der Erkenntniß.

51. „Soll das Band nicht reissen,
Mußt du mal drauf beißen.“

Die Ehe, die verlogenste und heuchlerischeste Art des Geschlechter-Verkehrs, mag für solche recht sein, welche weder der Liebe noch der Freundschaft fähig sind und sich und Andere gerne über diesen Mangel täuschen möchten: dazu haben ja Staat und Religion die Ehe heilig gesprochen, und welche, weil sie in Beidem keine Erfahrung haben, auch durch die Ehe nicht enttäuscht werden können.

52. Die Gefahr des Weisen liegt darin, daß er gerade am meisten verführt ist, sich in das Unvernünftige zu verlieben.

53. Liebe zum Weibe! Wenn sie nicht Mitleiden mit einem leidenden Gotte ist, so ist sie der Instinkt, welcher nach dem im Weibe verborgenen Thiere sucht.

54. Die moralische Entrüstung ist die perfideste Art der Rache.

55. Fröhlich inmitten aller gemeinen Trübsal sein ist Sache des Helden: und nicht aus Mitleiden, sondern aus Reichthum giebt er ab und „opfert sich“, — wie man es nennt.

56. Eigennutz und Leidenschaft sind mit einander verheiratet: diese Ehe nennt man Selbstsucht: diese unglückliche Ehe!

57. Wie? du willst nicht nach deinen Wirkungen, sondern nach deinen Absichten gemessen werden? Aber deine Absichten selber stammen aus deinen Wirkungen.

58. Alles, was lange bedacht wird, wird bedenklich.

59. Fürchterliche Erlebnisse geben zu rathen, ob der, welcher sie erlebt, nicht etwas Fürchterliches ist: vielleicht ohne daß er es weiß.

60. Die Ehe ist die verlogenste Form des Geschlechter-Verkehrs; und eben deshalb hat sie das gute Gewissen auf ihrer Seite.

61. Für seinen guten Ruf opfert man gewöhnlich zu viel: nämlich sich selber.

Wer ein Führer der Menschen werden will, muß ihnen eine gute Zeit als ihr gefährlichster Feind gelten wollen.

62. Die Menschen laufen Jedem nach, der ihnen einzureden weiß, sie hätten ihren Weg verloren: es schmeichelt sie so, zu hören, daß sie überhaupt einen Weg haben.

63. Die großen Gedanken, die „aus dem Herzen“, die kleinen die aus dem Unterleibe kommen: schlecht gedacht sind sie Beide.

64. „Große Gedanken“? Mein Freund, das sind Gedanken, die dich aufblasen und groß machen: der Blasebalg ist nichts Großes!

Nicht, wie Jemand liebt verräth das Gemeine oder Hohe seiner innersten Natur — die Liebe ist nämlich in allen Stücken vielmehr Lügnerin als Verrätherin! Aber man gebe Acht, wie Einer sich benimmt, wenn er geliebt wird! — Und für Manche, die Grund hatten unerkannt zu bleiben, war es die Feinheit ihres Schicksals, daß sie nie geliebt wurden.

65. Das Leben um der Erkenntniß willen ist vielleicht etwas Tolles: aber doch ein Zeichen von Frohmüthigkeit. Der Mensch dieses Willens ist so lustig anzusehen wie ein Elephant, welcher versucht auf seinem Kopfe zu stehen.

66. „Aber wie konntest du so handeln! — sagte ein Freund zu einem sehr klugen Menschen — es war eine Dummheit!“ — Es ist mir auch schwer genug geworden, entgegnete dieser.

67. Jesus von Nazareth liebte die Bösen, aber nicht die Guten: der Anblick von deren moralischer Entrüstung brachte selbst ihn zum Fluchen. Überall wo gerichtet wurde, nahm er Partei gegen die Richtenden: er wollte der Vernichter der Moral sein.

68. Jesus sagte zu den Menschen: „liebt Gott, wie ich ihn liebe, als sein Sohn: was geht uns Söhne Gottes die Moral an!“

69. Ihr meint, ihr suchtet „die Wahrheit“! Ihr sucht eine Führer und wollt euch gerne commandiren lassen!

70. Warum so abseits? — „Ich fand Keinen, dem ich noch gehorchen könnte und Niemanden, dem ich befehlen möchte.“

71. Ein Hirt hat immer auch noch einen Leithammel nöthig.

72. Die Liebe bringt die hohen und seltenen Eigenschaften eines Menschen ans Licht; insofern täuscht sie über ihn (ihn selber am meisten). Aber, wer nicht getäuscht sein will, habe Acht, was geschieht, wenn ein Mensch sich geliebt weiß, aber nicht liebt: da verräth eine Seele selbst ihren Bodensatz.

73. Über seine Wahrhaftigkeit kam noch Niemand ganz zur Erkenntniß.

74. Man hat den Blitz unschädlich gemacht: aber das genügt nicht, er soll lernen, für uns zu arbeiten. — So denke ich über alles „Böse“, in dir und in mir.

75. Der christliche Gott, der Gott der Liebe und Grausamkeit, ist eine sehr klug und ohne moralische Vorurtheile ausgedachte Person: recht ein Gott für Europäer, welche sich die Erde unterthan machen wollen.

76. Was eine Zeit als böse empfindet, worin sie den Widerspruch mit ihrem Ideale erkennt, das ist in Wahrheit ein Nachschlag dessen, was ehemals als gut galt und gleichsam der Atavismus eines alten Ideals. Erbsünde — das ist unter allen Umständen = Erbtugend.

77. Aus dem Auge aller Richtenden blickt der Henker.

78. Wenn man sich über gut und böse erhoben hat, sieht man auch in der Tragödie nur eine unfreiwillige Komödie.

79. Philosophische Systeme sind die bescheidenste Form, in der Jemand von sich selber reden kann — eine undeutliche und stammelnde Form von Memoiren.

80. Die tragischen Naturen zu Grunde gehen sehen und noch lachen können, über das tiefste Verstehen, Fühlen und Mitleiden mit ihnen hinweg — ist göttlich.

81. „Es ist kein Zweifel, von den Gläubigen dieser Sache wird viel gelogen und betrogen: folglich ist Alles an dieser Sache Betrügerei und Lüge“ — so schließen die Oberflächlichen. Wer den Menschen tiefer kennt, wird umgekehrt schließen: „folglich ist an dieser Sache etwas Wahres: ihre Gläubigen verrathen so, wie sicher

sie sich fühlen, und wie ihnen jeder Köder gut dünkt, wofern er nur Jemanden zu ihrer Sache lockt.“

82. Die Unschuld der Lüge ist das Zeichen des guten Glaubens an eine Sache.

83. Man muß einen Menschen schlafend gesehen haben: sonst weiß man nicht, wie er aussieht. Das Gesicht deines Freundes, das du zu kennen glaubst, ist dein Gesicht, auf einem unvollkommenen und rauhen Spiegel.

84. Was macht es, ob ihr einem Gotte oder Teufel schmeichelt, ob ihr vor einem Gotte oder Teufel winselt? Ihr seid nur Schmeichler und Winsler!

85. Wer von Grund aus feige ist, ist gewöhnlich klug genug, sich die sogenannte Liebenswürdigkeit anzueignen.

86. Die Folgen unsrer Handlungen fassen uns am Schopfe, sehr gleichgültig dagegen, daß wir uns inzwischen „gebessert“ haben.

87. Befehlerische Menschen werden auch ihrem Gotte befehlen, so sehr sie ihm zu dienen glauben.

88. Es wäre eine hochmoralische Verlogenheit denkbar, in der der Mensch seinen Geschlechtstrieb sich nur als die Pflicht, Kinder zu zeugen, zum Bewußtsein bringt.

89. Er nennt es Treue gegen seine Partei: aber es ist nur seine Bequemlichkeit welche ihn nicht mehr aus diesem Bette aufstehen läßt.

90. Wenn uns eine Tugend endlich gewohnt wird, sollte man auch den guten Geschmack haben, sie nun nicht mehr Tugend, sondern „Geschmack“ zu nennen.

91. Es giebt Kameradschaft: möge es auch Freundschaft geben!

92. Wenn die Mitleidigen die Scham vor sich verlieren und uns sagen, Mitleid sei die Tugend selber: so hat man mit ihnen Mitleid.

93. Ein edler Mensch steht den Guten immer im Wege: sie beseitigen ihn oft gerade dadurch, daß sie sagen, er sei gut.

94. Um den Helden herum wird alles Tragödie; um den Halbgott herum — Alles Satyrspiel.

95. Grausamkeit ist eine versetzte und geistiger gewordene Sinnlichkeit.

96. Verbrecher werden von den moralischen Menschen als Zubehör Einer einzigen That behandelt — und sie selber behandeln sich so, je mehr diese Eine That die Ausnahme ihres Wesens war: sie wirkt wie der Kreidestrich um die Henne. — Es giebt in der moralischen Welt sehr viel Hypnotismus.

97. „Hohe Empfindungen“, „erhabene Gesinnung“ nennt ihr es: ich sehe nicht mehr als Lüsternheit nach Höhe und die Krämpfe eines moralischen Ehrgeizes.

98. Dein Schritt verräth, daß du noch nicht auf deiner Bahn schreitest, man müßte dir ansehen, daß du Lust zu tanzen hättest. Der Tanz ist der Beweis der Wahrheit.

99. „Ernst“, „streng“, „moralisch“ — so nennt ihr ihn. Mir scheint er böse und ungerecht gegen sich selber, immer bereit, uns dafür zu strafen und an uns den Henker zu spielen — und verdrossen darüber, daß wir es ihm nicht erlauben.

100. „Hohe Empfindungen“! — In der Höhe fühlt man sich nicht hoch, sondern tief und endlich einmal auf festem Grunde: sofern man wirklich die Unschuld der Höhe hat.

101. Durch den guten Willen zu helfen, mit zu leiden, sich zu unterwerfen, persönliche Ansprüche aufzugeben, werden auch die unbedeutenden und oberflächlichen Menschen vielleicht für das Auge etwas Erträgliches: man soll ihnen ja nicht ausreden, dieser Wille sei „die Tugend selber“.

102. Moral ist jetzt die Ausrede für die Überflüssigen und Zufälligen, für das geistes- und kraftarme Gewürm, was nicht leben sollte — Moral ist insofern Barmherzigkeit: denn sie sagt zu Jedem „du bist doch etwas sehr Wichtiges“: was freilich eine Lüge ist.

103. Daß „ein thörichtes Weib mit Güte des Herzens hoch über dem Genie steht“, das klingt sehr artig — im Munde des Genie’s. Es ist seine Höflichkeit — es ist auch seine Klugheit.

104. Die Eitelkeit Anderer geht uns dann wider unseren Geschmack, wenn sie wider unsere Eitelkeit geht.

105. Man liebt immer nur seine Begierde und nicht das Begehrte.

106. Die natürlichen Folgen einer Handlung werden wenig erwogen, so lange öffentliche Strafen und Beschimpfungen unter diesen Folgen sind. Hier fließt die große Quelle aller Oberflächlichkeit.

107. Die Frauen gehen mit ihrer Liebe auf den los, der ihnen Furcht einflößt: das ist ihre Art von Tapferkeit.

108. „Einer ist doch noch zuviel um mich“ — denkt der Einsame. Einmal eins ist zwei.

109. Wir lieben den Nutzen nur als das Fuhrwerk unserer Neigungen: und finden eigentlich den Lärm seiner Räder unausstehlich.

110. „Sich ganz so geben, wie man ist“: das mag die Auszeichnung bleiben, die wir unserem Freunde vorbehalten — mit dem Erfolge, daß er uns deswegen zum Teufel wünscht.

111. Man ist oft zwar seiner Handlung gewachsen, aber nicht seinem Bilde der gethanen Handlung.

112. Die schönsten Farben, in denen die Tugenden leuchten, sind die Erfindung derer, welche ihrer ermangelten. Woher stammt z.B. der sammtene Glanz der Güte und des Mitleides? — Gewiß nicht von den Guten und Mitleidigen.

113. Es kommt in der Welt-Geschichte nur auf die großen Verbrecher an, eingerechnet jene Vielen, welche eines großen Verbrechens fähig waren, aber durch Zufall es nicht thaten.

114. „Religiöser Mensch“, „Narr“, „Genie“, „Verbrecher“, „Tyrann“ — das sind schlechte Namen und Einzelheiten an Stelle eines Unnennbaren.

115. Das schlechte Gewissen ist die Steuer, welche die Erfindung des guten Gewissens den Menschen auflegt.

116. Du willst gerecht sein? Unglückseliger, wie willst du Jedem das Seine geben? — Nein, das will ich nicht. Ich gebe Jedem das Meine: das ist genug für einen, der nicht der Reichste ist.

117. Die Einsamkeit macht uns härter gegen uns und sehnsüchtiger gegen die Menschen: in Beidem verbessert sie den Charakter.

118. Man ist am strengsten gegen seinen Gott: er darf nicht sündigen!

Gott erdachte die Teleologie der Schwangerschaft: da erdachte er das Weib.

119. „Ich glaube an nichts mehr“. — Dies ist die richtige Denkweise eines schöpferischen Menschen.

120. La Rochefoucauld blieb auf halbem Wege stehen: er leugnete die „guten“ Eigenschaften des Menschen — er hätte auch die „bösen“ leugnen sollen.

Wenn der moralische Skeptiker beim Mißtrauen gegen die Moral angelangt ist, so bleibt ihm noch ein Schritt zu thun — die Skepsis gegen sein Mißtrauen. Leugnen und Vertrauen — das giebt einander die Hände.

121. Der Glaube in der Form, der Unglaube im Inhalt — das macht den Reiz der Sentenz aus — also eine moralische Paradoxie.

122. Wir verzeihen unseren Gegnern von Grund aus ihre — Fehlgriffe.

123. Wie? Du willst dich selber erkennen? Lerne vielmehr dein Glück erkennen!

124. Wünsche will ich, nichts als Wünsche: und immer an Stelle der Erfüllung einen neuen Wunsch.

125. Der kostspieligste Luxus, dem sich bisher die Menschheit hingab, ist der Glaube an etwas Unwirkliches, an die Selbstlosigkeit. Denn er entwerthete das Wirklichste, die Selbstsucht. — Seitdem ist alles Glück Sehnsucht.

126. Der tiefe Haß ist auch ein Idealist: ob wir aus unserem Gegner dabei einen Gott oder einen Teufel bilden, jedenfalls thun wir ihm damit zu viel Ehre an.

127. Auch im Hasse giebt es Eifersucht: wir wollen unseren Feind für uns allein haben.

128. Die Lösung für das Räthsel „Weib“ ist nicht die Liebe, sondern die Schwangerschaft.

129. Unser Glaube an Andere verräth, worin wir gern an uns selber glauben möchten.

130. „Das Herz gehört zu den Eingeweiden“ — sagte Napoleon. Die Eingeweide des Kopfes liegen im Herzen.

131. Jede heftige Erwartung überlebt ihre Erfüllung, wenn sie eher eintritt, als man erwartete. Dieser Freund kam zwei Tage zu früh: seine Anwesenheit ist mir unglaubwürdig.

132. Der Reiz der Erkenntniß wäre gering, wenn nicht auf dem Wege zu ihr so viel Scham zu überwinden wäre.

133. „Die Erkenntniß um ihrer selber willen“ — das ist der letzte Fallstrick, den die Moral legt: damit verwickelt man sich noch einmal vollständig mit ihr.

„Alle Frauen sind entweder Vögel oder Katzen oder Kühe“ — man sehe ihren Blick darauf an.

Was ist das beste Leben? Zu Tode gekitzelt werden.

134. Wo der Baum der Erkenntniß steht, ist immer noch das Paradies.

135. „Die Moral selber war der erste Sündenfall: die Moral selber ist die Erbsünde“ — so denkt jeder Erkennende.

136. Er hat gelernt, sich auszudrücken — aber man glaubt ihm seitdem nicht mehr. Man glaubt nur den Stammelnden.

137. Ich würde nur an einen Gott glauben, der zu tanzen verstünde.

138. Gewissensbisse erziehn zum Beißen.

139. Den kalten Menschen glaubt man ihre Thorheiten nicht.

Pfui über das gebildete Gesindel, welches sich zu sagen schämt: „Hier fühle ich nichts!“ „Hier weiß ich nichts.“

Der Erkennende lebt unter Menschen nicht wie unter Thieren, sondern als unter Thieren.

140. Die Neigung zum Tragischen nimmt mit der Sinnlichkeit ab oder zu: sie gehört jedem Jüngling und jungen Manne.

141. Im Lobe ist viel mehr Zudringlichkeit als im Tadel.

142. Viel guter Wille zum Leben — aber zu wenig Wille zum Leiden — das macht den Behaglichen.

143. Der Einwand, das Mißtrauen, der Seitensprung sind Anzeichen der Gesundheit: alles unbedingte Streben gehört in die Pathologie.

144. Wer die Unfreiheit des Willens fühlt, ist geisteskrank: wer sie leugnet, ist dumm.

145. Was aus Liebe gethan wird, das ist nicht moralisch, sondern religiös.

146. Ein Talent haben ist nicht genug: man muß auch die Erlaubniß haben, es zu haben.

147. Man nehme sich vor den Menschen der moralischen Entrüstung in Acht: sie haben den Stachel der feigen, vor sich selber maskirten Bösartigkeit.

148. Der christliche Gott, der „die Liebe“ ist, entstand in Zeiten, wo die Liebe noch zu wenig göttlich war.

149. Gute und böse Menschen — das ist mir gleich: aber die Feiglinge und die Liebenswürdigen verachte ich.

Die Stärke eines Guten liegt nicht in seiner Güte, sondern darin, daß sein Böses stark ist.

150. Wer von Grund aus Lehrer ist, nimmt alle Dinge nur in Bezug auf seine Schüler ernst — sogar sich selber.

151. „Sei wenigstens mein Feind“: so spricht die wahre Ehrfurcht, die nicht um Freundschaft zu bitten wagt.

Wenn du nicht zuerst und unter allen Umständen Furcht einflößest, so wird dich Niemand so ernst nehmen, um dich endlich zu lieben.

152. Für den Erkennenden hört alles Eigenthums-Recht auf.

Wenn die Guten moralisiren, erregen sie Ekel: wenn die Bösen moralisiren, so erregen sie Furcht.

153. Nach dem Rausch des Sieges entsteht immer ein Gefühl des großen Verlustes: unser Feind, unser Feind ist todt! Wir beklagen selbst den Verlust eines Freundes nicht so tief — und daher lauter!

154. Der Mensch der Erkenntniß muß nicht nur seine Feinde lieben, sondern auch seine Freunde hassen können.

155. Es ist ein Fehler des Geschmacks, wenn der Mensch der Erkenntniß sich noch als „moralischer Mensch“ aufputzt: ihm soll man gerade ansehen, daß er die Moral „nicht nöthig hat“.

156. Alles ist bei ihm ernte-reif: aber ihm fehlt die Sichel — und so rauft er Ähren und ist ärgerlich.

157. Der Eine reist, weil er sich sucht, und der Andere, weil er sich verlieren möchte.

158. Nicht durch Zorn, sondern durch Lachen tödtet man.

159. Der Irrsinn ist selten bei Einzelnen — aber bei Gruppen, Parteien, Völkern, Zeiten die Regel: — und deshalb redeten bisher die Historiker nicht vom Irrsinn. Aber irgend wann werden die Ärzte Geschichte schreiben.

160. Wenn wir lieben, schaffen wir Menschen nach dem Ebenbilde unseres Gottes: und dann erst hassen wir unseren Teufel von Grund aus.

161. Es ist nicht leicht möglich, ein Buch zu finden, das uns so viel lehrte wie das Buch, welches wir machen.

162. Wer „den Leser“ kennt, schreibt gewiß nicht mehr für Leser — sondern für sich, den Schreiber.

163. Im Gebirge ist der nächste Weg von Gipfel zu Gipfel: aber du mußt dazu lange Beine haben! — Sentenzen sind Gipfel.

164. Es genügt nicht etwas wieder gut zu machen, man muß auch sich selber wieder gut machen, sich selber wieder gut werden, zum Beispiel durch eine kleine überflüssige Bosheit oder Wohlthat.

165. Jedem das Seine geben: das wäre die Gerechtigkeit wollen und das Chaos erreichen.

166. Hier diese Beiden haben im Grunde denselben schlechten Geschmack: aber der Eine von ihnen möchte sich und uns überreden, daß es der beste sei. Und der Andere schämt sich seines Geschmacks und möchte sich und uns überreden, daß er einen anderen und besseren habe — unseren Geschmack. Von einer dieser zwei Arten sind alle Bildungs-Philister.

Wo nur immer man freiwillig Leiden auf sich nimmt, hat man damit auch den freien Willen, sich wohlzuthun: und wer dies leugnet — — —

167. Wehe, wenn die Guten, die ewigen Pharisäer, Geschichte treiben! Sie überpinseln die großen Menschen der Vergangenheit so lange, bis sie dick und brav wie gute Menschen aussehen.

Die Moral brüstet sich die Bekämpferin des Übels zu sein — — —

168. Noch ein Jahrhundert Zeitungen — und alle Worte stinken.

169. Nicht wenn die Wahrheit schmutzig ist, sondern wenn sie seicht ist, steigt der Erkennende ungern ins Wasser.

170. An die Sceptiker. — Wer allzu müde wird, legt sich zuletzt auch auf Schnee schlafen — hüte dich zu weit zu gehen.

171. Wer <auf> hohe Berge steigt, lacht über alle tragischen Gebärden.

172. Die Luft dünn und rein, die Gefahr nahe — und der Geist voll einer fröhlichen Bosheit: so paßt es gut zu einander.

173. Der Muth vernichtet Gespenster, aber schafft Kobolde.

174. Der Gedanke an den Selbstmord ist ein sehr starkes Trostmittel. Man kommt damit gut über die „böse Nacht“ hinweg.

175. Es giebt Gefühle, die uns tödten wollen; gelingt es ihnen aber nicht, so müssen sie selber sterben.

176. Unserem stärksten Triebe, dem Tyrannen in uns, unterwirft sich nicht nur unsere Vernunft, sondern auch unser Gewissen. Haben wir aber unter den Trieben keinen solchen Tyrannen, so bewerben sich die einzelnen Triebe ebenso um die Gunst der Vernunft als um die Gunst des Gewissens —: und Vernunft und Gewissen werden fast souverän.

177. Unsere Selbstmörder machen den Selbstmord verrufen, — nicht umgekehrt!

178. Es ist vornehmer, sich Unrecht zu geben als Recht zu behalten — namentlich wenn man Recht hat.

179. Die Lüge kann die Menschenfreundlichkeit des Erkennenden sein.

180. Der Wahrhaftige endet damit, zu begreifen, daß er immer lügt.

181. Bei vielen Frauen ist wie bei Hypnotischen der Intellekt nur plötzlich und stoßweise da und in unerwarteter Kraft: der Geist kommt dann „über sie“ und scheinbar nicht aus ihnen. Daher ihre dreiäugige Klugheit in verflochtenen Dingen —, daher auch ihr Glaube an Inspiration.

182. Es giebt Vieles an den Bösen, das mich ekelt, aber auch Vieles an den Guten: und wahrlich nicht eben ihr „Böses“!

183. „Es ist nicht genug den Verbrecher zu strafen, wir sollten ihn auch noch mit uns versöhnen und ihn segnen: oder liebten wir ihn nicht, als wir ihm wehe thaten?

Litten <wir nicht> daran, ihn als Werkzeug zur Abschreckung benutzen zu müssen?“

184. Ob nicht überall wo eine Freundschaft durchaus nicht in Liebe übergehen will, ein Natur-Gegensatz wie zwischen Hund und Katze zu Grunde liegt?

185. Man muß vergelten, Gutes und Schlimmes: aber warum gerade an der Person, die uns Gutes oder Schlimmes that?

186. Die Strafe sollte so beschaffen sein, daß man sie nach einer Übertretung als sein Recht und seine Ehre in Anspruch nimmt.

187. Nicht nur der lügt, welcher wider sein Wissen redet, sondern erst recht der, welcher wider sein Nicht-Wissen redet. — Die zweite Art der Lüge ist so gewöhnlich, daß man nicht einmal mehr über sie stolpert: der menschliche Verkehr ist auf sie eingerichtet.

188. Erziehen: das heißt für gewöhnlich „zum Lügen erziehen“.

189. Wer Gott liebt, der züchtigt ihn.

190. Die eigentlich gerechten Menschen sind unbeschenkbar: sie geben Alles zurück. Weshalb sie den Liebenden ein Greuel sind.

191. Man liebt seine Erkenntniß nicht genug mehr, sobald man sie mittheilt.

192. Die Hündin Sinnlichkeit, die ein Stück Fleisch abhaben will, weiß gar artig um ein Stück Geist zu betteln.

193. Die Dichter sind gegen ihre Erlebnisse schamlos; sie beuten sie aus.

194. Ob du dich oder mich verräthst, du gehörst zu den Verräthern. An die Schriftsteller.

195. Nimm dich vor dem in Acht: er redet nur, um nachher hören zu dürfen, — und du hörst eigentlich nur, weil es nicht angeht, immerfort zu reden: d.h. du hörst schlecht, und er hört nur zu gut.

196. Von unsren eigentlichen Feinden wollen wir nicht geschont werden: und ebensowenig von denen, die wir von Grund aus lieben.

197. Unglückseliger, dein Gott ist zerborsten und zerbrochen, und die Schlangen hausen in ihm — und nun liebst du gar noch diese Schlangen um seinetwillen!

198. Wer aus sich kein Hehl macht, empört.

199. Das Eisen haßt den Magneten, wenn der Magnet das Eisen nicht ganz an sich ziehen kann — und doch zieht.

200. Nicht was uns hindert geliebt zu werden, sondern was uns hindert ganz zu lieben, hassen wir am meisten.

Man haßt an seinem Nächsten, daß er nicht unser Ideal haben kann.

201. Wenn wir unser selber satt werden und <uns> nicht mehr lieben mögen, so ist zur Kur die Nächstenliebe anzurathen: insofern die Nächsten sehr bald uns nöthigen werden, an unsere „Liebenswürdigkeit“ zu glauben.

202. „Unser Nächster ist nicht unser Nachbar“: so denken alle Politiker und Völker.

203. Du würdest an dieser Tugend zu Grunde gehen, mein Freund: aber der Himmel schenkte dir eine zweite, die dich bisweilen der ersten untreu macht.

204. Mit der Liebe zu einer Person will man den Neid gegen sie überspringen.

205. Wir stellen uns alle einfältiger als wir sind — und zwar auch vor uns selber.

206. Große Verbindlichkeiten machen uns nicht dankbar, sondern rachsüchtig.

207. Man lädt sich gerne einen Zeugen ein, wenn man von sich selber reden will: das nennt man „Umgang mit Menschen“.

208. Wir gewöhnen uns das Böse verächtlich zu finden, wenn wir nur in der Gesellschaft schwacher und kleinlicher Personen leben: an großen Menschen hat das Böse etwas Begeisterndes.

209. Armut an Liebe verkleidet sich gern als Entbehrung des Liebens-Würdigen.

210. Vermöge der Liebe sucht der Mann die unbedingte Sklavin, das Weib die unbedingte Sklaverei. Liebe ist das Verlangen nach einer vergangenen Cultur und Gesellschaft — sie weist nach dem Orient zurück.

211. Das Unrecht soll der auf sich nehmen, der es tragen kann: so will es die Menschlichkeit.

212. Getheiltes Unrecht ist halbes Recht.

Die giftigsten Pfeile werden dem nachgesandt, der von einem Freunde sich losmacht, ohne ihn selbst nur zu beleidigen.

213. Nach einem Zwiespalt. — „Man mag mir sagen, was man will, um mir wehe zu thun: man kennt mich zu wenig, um zu wissen, was mir am meisten wehe thut."

214. Die Liebe zu Einem ist eine Barbarei, ausgeübt auf Unkosten aller Übrigen und ein Schaden der Erkenntniß. Sondern Viele sollst du lieben: — da zwingt dich die Liebe zur Gerechtigkeit gegen Jeden: und folglich zur Erkenntniß eines Jeden. Die Liebe zu Vielen ist der Weg zur Erkenntniß.

215. Die Grausamkeit des Gefühllosen ist der Gegensatz des Mitleidens; die Grausamkeit des Gefühlvollen ist die höhere Potenz des Mitleidens.

216. Was wir ohne Gründe glauben gelernt haben, ist am schwersten durch Gründe zu erschüttern.

217. Wer von Natur keusch ist, denkt nicht hoch von der Keuschheit, einige Eitelkeits-Narren abgerechnet. Ihre Vergötterer sind die, welche Gründe haben zu wünschen, sie möchten keusch sein oder gewesen sein — die Schweine der Circe.

218. Wem die Keuschheit sehr schwer fällt, dem ist sie gewiß auch zu widerrathen.

219. Herzensbedürfnisse. — Die Thiere, welche eine Brunstzeit haben, verwechseln nicht so leicht ihr Herz und ihre Begierde: wie es die Menschen und namentlich die Weibchen thun.

220. Das Weib will es vor sich selber nicht Wort haben, wie sehr sie in einem Geliebten „den Mann“ (einen Mann) liebt: deshalb vergöttlicht sie „den Menschen“ in ihm — vor sich und Andern.

Das „Ich“ unterjocht raubt tödtet und thut jede Gewaltthat: mit alledem will es nichts als seiner Schwangerschaft dienen: damit es einen Gott gebäre und alle Menschheit ihm zu Füßen sehe.

221. An diesem Menschen ist nicht sein Äußeres, sondern sein Inneres hinzugelogen: er will durchaus nicht Schein und Oberfläche scheinen, was er doch ist.

222. Der heroische Mensch der Erkenntniß vergöttert seinen Teufel: und auf dem Wege dazu macht er den Zustand des Ketzers der Hexe des Wahrsagers, des Skeptikers, des Weisen Inspirirten und Überwältigten durch, und ertrinkt zuletzt in seinem eignen Meere.

223. Wenn man erst den Willen zum Leiden hat, so ist es nur ein Schritt, um auch den Willen zur Grausamkeit zu haben — und zwar sowohl als Recht wie als Pflicht.

224. Es dauert lange, bis man zum zweiten Male stirbt: das gilt von Jedem, der nach seinem Tode wieder zum Leben kam.

225. Auch wenn ein Volk rückwärts geht, läuft es einem Ideale nach: es glaubt immer an ein Vorwärts.

226. Die Neigung, sich herab zu setzen, sich bestehlen belügen und ausbeuten zu lassen, kurz die Demuth kann die Scham eines Gottes unter Menschen sein.

227. Wer als Gott das Gute neu schafft, den haben die Bewahrer des alten Guten immer für einen Teufel ausgegeben.

228. Nur der Lasterhafte ist unglücklich, bei dem das Bedürfniß zum Laster zusammen mit dem Ekel vor dem Laster wächst — und niemals von ihm überwachsen wird.

229. Man hat schlecht dem Leben zugeschaut, wenn man noch nicht die Hand gesehen hat, die auf eine schonende Weise — tödten wollte.

Nicht was du im Leben alles gethan hast, sondern was du jedesmal über das Gethane gedacht hast, bestimmt deine jetzige Zufriedenheit und Unzufriedenheit mit dir selber.

230. Eine kleine Rache ist zumeist etwas Menschlicheres als gar keine Rache.

231. Wer sich selber verachtet, ehrt sich doch immer noch mit dem Gedanken, daß er sich jetzt wenigstens nicht belügt.

232. Freund, alles, was du liebtest, hat dich enttäuscht: die Enttäuschung wurde endlich deine Gewohnheit: und deine letzte Liebe, die du „Liebe zur Wahrheit“ nennst, ist vielleicht eben die Liebe zur Enttäuschung.

Das Unvermögen zu lügen ist durchaus noch nicht Liebe zur Wahrheit. Vielmehr ist in jeder Liebe das Vermögen zu lügen — auch in der Liebe zur Wahrheit.

233. Er schüttelt sich, blickt um sich, streicht mit der Hand über den Kopf — und man nennt ihn immer einen Erkennenden. Aber Freiheit vom Fieber ist noch nicht Erkenntniß.

234. „Wo ist ein Meer, in dem man wirklich noch ertrinken kann? nämlich ein Mensch!“ — dieser Schrei klingt durch unsere Zeit.

Der Besitz der Wahrheit ist nicht schrecklich sondern langweilig wie jeder Besitz.

235. In der Bosheit begegnet sich der Übermüthige mit dem Schwächling: aber sie mißverstehen sich.

236. Wem ein Widerwille gegen das Erhabene zu eigen ist, findet nicht nur das Ja, sondern auch das Nein schon zu pathetisch: — er gehört nicht zu den verneinenden Geistern, und wenn er auf deren Wege geräth, so macht er plötzlich einmal Halt und läuft fort — in die Büsche der Skepsis.

237. Im Kampfe giebt man wohl sein Leben dran; aber der Siegende ist versucht, sein Leben wegzuwerfen. In jedem Sieg ist Verachtung des Lebens.

238. „Ich fliehe nicht die Nähe der Menschen: gerade die Ferne, die ewige Ferne zwischen Mensch und Mensch treibt mich in die Einsamkeit.“

Unbezwingliches Bedürfniß nach etwas und zugleich Ekel davor — das macht das Gefühl des Lasterhaften.

239. Auch die Wahrheit verlangt, gleich allen Weibern, daß ihr Liebhaber um ihretwillen zum Lügner werde, — aber nicht ihre Eitelkeit verlangt dies, sondern ihre Grausamkeit.

240. „Das habe ich gethan“ sagt mein Gedächtniß; „das kann ich nicht gethan haben“ sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich giebt das Gedächtniß nach —

241. Kalt auf die Dinge sehen, so daß sie nackt und ohne Flaum und Farbe daliegen, — das nennt sich „Liebe zur Wahrheit“, und ist nur die Ohnmacht zu lügen.

242. Die Fieberkranken sehn nur Gespenster der Dinge, und die Fieberlosen nur Schatten der Dinge: und Beide brauchen die gleichen Worte.

243. „Ich horchte nach Widerhall — und ich hörte nur Lob“.

244. Gegenliebe entdecken sollte uns eigentlich über das geliebte Wesen ernüchtern: wie kann es so thöricht sein, an dich zu glauben?

245. „Was man lieben muß, warum muß man das immer zugleich auch hassen? Ist nicht Liebe die größte aller Qualen?“ Deshalb muß der Mensch überwunden werden.

246. Hast du die dumpfe Gleichgültigkeit des Negers gesehen, mit der er seine schweren inneren Krankheiten aushält, während du durch dieselben fast zur Verzweiflung gebracht würdest: dies gibt dir zu denken, daß, abseits von dem oberen Zehntausend des Geistes, überhaupt in der Menschheit wenig Schmerz vorhanden ist.

247. „Mein Glück beginnt, wenn ich mich unter mir, als ein Wesen neben anderen Wesen, sehe.“

248. Unser Zeitalter ist ein aufgeregtes Zeitalter, und eben deshalb kein Zeitalter der Leidenschaft; es erhitzt sich fortwährend, weil es fühlt, daß es nicht warm ist — es friert im Grunde. Ich glaube nicht an die Größe aller dieser „großen Ereignisse“, von denen ihr sprecht.

249. Der Erkennende fühlt sich als die Thierwerdung Gottes.

250. Jetzt ist es erst der Widerhall, durch den die Ereignisse „Größe“ bekommen — der Widerhall der Zeitungen.

251. Arme Künstler! Was verlangt denn das nervöse Gesindel von euch? Nicht auferbaut sondern umgeworfen will es werden!

252. Nicht die Stärke, sondern die Andauer der hohen Empfindung macht die hohen Menschen: sie sollen nicht mit den Menschen der moralischen Krämpfe verwechselt werden!

253. Und nochmals. — Redlich gegen uns selber, und wer sonst uns Freund ist, muthig gegen den Feind, großmüthig gegen die Besiegten, höflich gegen Alle.

254. Wer keinen eignen Willen hat, will wenigstens alles besser wissen.

255. Ursprünglich Heerde und Heerden-Instinkt; das Selbst als Ausnahme, Unsinn, Wahnsinn von der Heerde empfunden.

256. Der Weise als Astronom. — So lange du die Sterne noch fühlst als ein „Über-dir“, fehlt dir noch der Blick der Erkenntniß: für diese giebt es kein Über und Unter mehr.

257. Man kann mit Jemandem so verwandt sein, daß man alles, was jener wirklich thut und erleidet, in seinem Traum ihn thun und erleiden sieht: weil man es selber thun und erleiden könnte.

258. Hat man Charakter, so hat man auch sein typisches Erlebniß, das immer wieder kommt.

Die Menschen zerfallen in solche, welche einer fürchterlichen Handlung fähig sind und in solche die es nicht sind.

259. Es sind grundverschiedene Menschen: diese, welche Scham bei der Ebbe ihres Gefühls (in Freundschaft oder Liebe) empfinden, und jene, welche sich der Fluth schämen.

Eben dadurch daß die Passion des Einen von zwei Liebenden ihren Höhepunkt überschreitet und sinkt, steigt die des Anderen etwas länger aufwärts als sie sonst gestiegen sein würde: die Curve des länger Liebenden.

260. Ob jemand zu den Guten oder Bösen gehört, das liegt durchaus nicht an seinen Handlungen, — sondern an seiner Meinung über diese Handlungen.

261. Wenn die Selbstsucht erst einmal größer klüger feiner erfinderischer geworden ist, wird die Welt „selbstloser“ aussehen.

262. Wer das Auge des Denkers stark zu empfinden vermag, der hat dabei jenen schrecklichen Eindruck, welchen jene Thiere machen, deren Auge sich langsam wie an einem Stiele aus dem Kopfe herausschiebt und um sich blickt.

263. Auch der Heilige bedarf der Vernichtung der Moral: damit er thun kann, wozu er Lust hat.

264. Wer sein Ideal erreicht, kommt eben damit über dasselbe — hinaus.

265. Ein Mensch mit Genie ist unausstehlich, wenn er nicht mindestens noch zweierlei besitzt: Dankbarkeit und Reinlichkeit.

266. Das, was die Liebe giebt, darf man nicht zurückgeben und vergelten wollen: im Meere der Liebe soll aller Trieb zur Vergeltung ertrunken sein.

267. Wie wolltet ihr gegen mich gerecht sein? — sagte der Heilige. Ich erwähle eure Ungerechtigkeit als den mir angemessenen Theil.

268. Der Mensch des Erhabenen wird beim Anblick des Erhabenen frei, fest, breit, ruhig, heiter: aber der Anblick des vollkommenen Schönen erschüttert ihn und wirft ihn um: vor ihm verneint er sich selber.

269. Wer im Erhabenen nicht zu Hause ist, fühlt das Erhabene als etwas Unheimliches und Falsches.

270. Mancher Pfau versteckt vor Aller Augen seinen Pfauenschweif: und nennt es seinen „Stolz“.

271. Seltsam! Sobald ich mir einen Gedanken verschweigen und fernhalten will, kommt mir gewiß dieser Gedanke in leibhafter Gestalt, als Mensch, entgegen, und ich muß nun mit diesem „Engel Gottes“ artig thun!

272. Es ist unmenschlich, da zu segnen, wo Einem geflucht wird. Lieber doch ein wenig mitfluchen!

273. Ich sah manche Wahrheit siegen, aber stets durch die wohlwollende Unterstützung von hundert Irrthümern.

274. Wenn Skepsis und Sehnsucht sich begatten, entsteht die Mystik.

Wessen Gedanke nur Ein Mal die Brücke zur Mystik überschritten hat, kommt nicht davon ohne ein Stigma auf allen seinen Gedanken.

275. Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reicht bis in die letzte Höhe seines Geistes hinauf.

276. Mit seinen Grundsätzen will man seine Gewohnheiten tyrannisiren, oder rechtfertigen, oder ehren, oder beschimpfen, oder verbergen. Menschen mit gleichen Grundsätzen wollen damit doch wahrscheinlich noch etwas ganz Verschiedenes.

277. Wille — das ist eine Annahme, welche mir nichts erklärt. Für den Erkennenden giebt es kein Wollen.

278. Immer noch fehlt der umgekehrte La Rochefoucauld: der, welcher zeigt, wie die Eitelkeit und Selbstsucht der Guten gewisse Eigenschaften des Menschen verrufen und endlich böse und schädlich — gemacht hat.

279. Vergilt nicht Böses mit Gutem: denn das würde beschämen, sondern beweise, daß man dir etwas Gutes angethan hat.

280. In aller Bewunderung ist etwas Schrecken und Flucht vor uns selber — ja mitunter sogar Selbstverleugnung, Selbst-Leugnung.

281. Wer sich selber verachtet mag erwägen, daß er nicht nur der Verachtete, sondern auch der Verächter ist: er mag sich also als Verächter achten!

282. So du weißt, was du thust, bist du selig. So du es aber nicht weißt, bist du verflucht und ein Frevler am Gesetz — sagte Jesus zu einem, der den Sabbat brach — ein Wort für alle Brecher und Verbrecher.

283. Unser plötzlich ausbrechender Widerwille gegen uns selber kann ebensogut das Resultat eines verfeinerten Geschmacks — als eines verdorbenen Geschmacks sein.

284. „Wille zur Wahrheit!“ Reden wir nicht mehr so einfältig und großthuerisch! Wir wollen die Welt uns denkbar, womöglich sichtbar machen — ja machen! — Alle Physik ist auf Sichtbar-Machung aus.

285. Wille und Intellekt (oder wie man sagt, Herz und Kopf) — das ist Mann und Weib; zwischen ihnen handelt es sich immer um Liebe, Zeugung, Schwangerschaft. Und wohlgemerkt, das Herz ist hierbei der Mann, und der Kopf das Weib!

286. Er ist einsam und hat nichts als seine Gedanken: was Wunder, daß er oft gegen sie zärtlich und neckisch ist und sie an den Ohren zupft! — Aber ihr Plumpen sagt, er sei ein Skeptiker.

287. „Die Liebe Gottes zu den Menschen ist seine Hölle“ — sagte der Teufel. „Wie kann man sich aber auch in die Menschen verlieben!“

288. Indem wir fortwährend uns üben, es mit allerlei Mitmenschen auszuhalten, üben wir uns unbewußt darin, uns selber auszuhalten: was eigentlich die unbegreiflichste Leistung des Menschen ist.

289. Nicht die Größe des menschlichen Egoismus ist das Schwert, das über der Menschheit hängt, sondern umgekehrt dessen Schwäche, vermöge deren die Menschheit gar zu leicht ihrer selber satt werden könnte.

290. Unter friedlichen Umständen fällt der kriegerische Mensch über sich selber her — in Ermangelung von anderen Feinden.

291. Schaffen: das heißt etwas aus uns hinausstellen, uns leerer, ärmer und liebender machen. Als Gott die Welt geschaffen hatte, da war er nichts mehr als ein hohler Begriff — und Liebe zum Geschaffenen.

292. „Hier ist die Insel des Einsamen. Und alles Werdende Schweifende Suchende Flüchtige soll mir hier willkommen sein! Gastfreundschaft ist nunmehr meine einzige Freundschaft! Ich liebe alles Werdende!"

293. Die Liebe zum Leben ist beinahe der Gegensatz der Liebe zum Lang-Leben. Alle Liebe denkt an den Augenblick und die Ewigkeit — aber nie an „die Länge".

294. „Meine Liebe erregt Furcht, sie ist so anspruchsvoll! Ich kann nicht lieben, ohne zu glauben, der, den ich liebe sei bestimmt, etwas Unsterbliches zu thun. Und er erräth was ich glaube — was ich fordere!"

295. Der Erkennende vermeidet die Selbsterkenntniß und läßt seine Wurzeln in der Erde stecken.

296. Das Verständlichste an der Sprache ist nicht das Wort selber, sondern Ton, Stärke, Modulation, Tempo, mit denen eine Reihe von Worten gesprochen werden — kurz die Musik hinter den Worten, die Leidenschaft hinter dieser Musik, die Person hinter dieser Leidenschaft: alles das also, was nicht geschrieben werden kann. Deshalb ist es nichts mit Schriftstellerei.

297. Gang und Gangart. — Ich habe gehen gelernt: seitdem lasse ich mich laufen.

298. Der freie Geist. — Wer fliegen kann, weiß daß er sich zum Fortfliegen nicht erst stoßen lassen muß; wie alle ihr festgesessenen Geister es nöthig habt, um überhaupt „fort zu kommen".

299. Sich seiner Unmoralität schämen: das ist eine Stufe auf dem Wege, an dessen Ende man sich auch seiner Moralität schämt.

300. Man liebt von Grund aus und dauernd allein seine Kinder oder Werke: und die Liebe zu sich selber ist immer ein Symptom.

301. Manche Naturen wird man nie entdecken, es sei denn, daß man sie zuerst erfindet.

302. „Der Umgang mit Menschen verdirbt den Charakter, namentlich wenn man keinen hat“ — sagte Timon.

303. „Du kennst die W<eiber> nicht: wie kommt es, daß du bisweilen über sie recht hast?“ — Bei den W<eibern> ist kein Ding unmöglich.

304. Es fehlt noch überall an Selbstsucht.

305. Wer Sentenzen schreibt, will nicht gelesen, sondern auswendig gelernt werden.

306. Auch noch in der Befriedigung ihrer Begierde (nach Nahrung Weib Besitz, Ehre Macht) handeln die meisten Menschen als Heerdenvieh und nicht als Personen — selbst wenn sie Personen sind.

307. Es gereicht mir Alles zum Besten: wer hat Lust mein Schicksal zu sein? Ich liebe jedes Schicksal.

308. Das Zeitalter der größten Ereignisse wird trotz alledem das Zeitalter der kleinsten Wirkungen sein, wenn die Menschen von Gummi und allzu elastisch sind.

309. „Vor jeder Handlung quält es mich, daß ich nur ein Würfelspieler bin — ich weiß nichts mehr von Freiheit des Wollens. Und nach jeder Handlung quält es mich, daß die Würfel nun zu meinen Gunsten fallen: bin ich denn ein falscher Spieler?“ — Skrupel eines Erkennenden.

310. Mit der Rache würde man auch die Dankbarkeit verlernen müssen: aber nicht die Liebe.

311. Lieben-Wollen verräth Selbstmüdigkeit und Sattheit an sich, Geliebt-werden-wollen aber Selbst-Verlangen, Selbst-Sucht. Der Liebende schenkt sich weg; der welcher geliebt werden will, möchte sich selber geschenkt bekommen.

312. Mit den Gründen, durch die man die Strafe eines Verbrechens rechtfertigt, kann man auch das Verbrechen rechtfertigen.

313. Reife des Mannes: das heißt den Ernst wiedergefunden haben, den man als Kind hatte, beim Spielen.

„Ella guardava suso, ed io in lei“ Dante. Und ich in ihr!

314. Jetzt erst bin ich einsam: ich verlangte nach Menschen, ich suchte nach Menschen — ich fand immer nur mich — und nach mir verlangt mich nicht mehr!

Kleine Menschen sind des Bösen unfähig: sie können folglich weder gute noch böse Menschen werden. (Das Gute aber ist ein verkleinertes Böses?)

Etwas wollen und es durchsetzen: gilt als Zeichen des starken Charakters. Aber etwas nicht einmal wollen und es doch durchsetzen, ist den Stärksten eigenthümlich, welche sich als fleischgewordenes Fatum fühlen.

Wer immer Kind bleibt, bleibt damit auch der unschuldige Egoist, und wird mehr gehaßt als ein Gegenstand des Neides und Hasses für die „schuldigen“ Egoisten.

315. Ich liebe die Menschen: und am meisten dann, wenn ich diesem Triebe widerstrebe.

316. Das Weib versucht zu lieben, wo es fühlt, gehorchen und dienen zu müssen: es ist sein Kunststück, um das Joch leichter zu tragen.

317. „Liebe mich!“ — ein Gott, der so zu dem Menschen redet, ist toll geworden — vor Eifersucht.

318. Man haßt nicht, wenn man gering schätzt, sondern nur indem man gleich und hoch schätzt.

319. Man erschrickt bei der Vorstellung, plötzlich erschreckt zu werden.

320. Nicht das Verbrechen des Verbrechers, sondern seine Feigheit und Albernheit nach dem Verbrechen läßt uns überhaupt verächtlich von Verbrechern denken.

321. Das Böse kommt erst dann in Verruf, wenn es mit dem Niedrigen und Ekelhaften verwechselt wird. Bis dahin zieht es an und reizt zur Nachahmung.

322. Allen Frauen, denen die Sitte und die Scham die Befriedigung des Geschlechtstriebes untersagt, ist die Religion, als eine geistigere Auslösung erotischer Bedürfnisse, etwas Unersetzbares.

<323.> Meine Liebe zum Menschen hat Ebbe und Fluth: und jeder einzelne geliebte Mensch ist für diese Liebe nur eine Gelegenheits-Ursache. Dies zu erkennen betrübt.

324. Man umarmt aus Menschenliebe mitunter einen Einzelnen, weil man nicht Alle umarmen kann: aber man darf das dem Einzelnen nicht verrathen!

Das Gute ist das kleine Böse: deshalb ist es kleinen Menschen so leicht, gute Menschen zu werden.

325. Man liebt den Nächsten immer auf Unkosten des Ferneren.

„Der schwächere Mensch ist der bessere“ — sagen unsere Moralprediger.

Die schwachen Menschen sagen „ich muß“ die starken „es muß“.

Das Weib begeht zehnmal weniger Verbrechen als der Mann — folglich ist es moralisch zehnmal besser: sagt die Statistik.

326. Die Unschuld des Egoismus ist dem Kinde eigen: und so ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nie in dies Himmelreich kommen.

327. Man sollte vom Leben scheiden, wie Odysseus von Nausicaa schied — mehr segnend als verliebt.

328. Man handelt wohl für seinen Nächsten, aber man schafft nicht für ihn: so sagt die Ehrlichkeit aller Schaffenden.

329. Höher als die Nächstenliebe steht die Liebe zu den Fernen, Zukünftigen: und höher als alle Liebe zu Personen steht die Liebe zu Sachen.

330. „Feind“ will ich sagen, aber nicht „Verbrecher“: „Gewürm“ will ich sagen, aber nicht „Schuft“: „Kranker“ will ich sagen, aber nicht „Ungeheuer“; „Narr“ will ich sagen, aber nicht „Sünder“.

331. Allen Feiglingen die Fortpflanzung verhindern: daß sollte die negative Moral der Weiber sein.

332. Nicht die Menschen — aber der Mensch ist es, den der Einsame liebt: und wenn diese Menschen-Liebe in ihm sich angehäuft und gestaut hat, dann stürzt sie wie ein Strom über irgend einen Menschen her, der ihm in den Sinn kommt — gleichgültig ob es sein Feind oder Freund ist.

333. Du sagst „ich liebe mich“, „ich verachte mich“, „ich bedaure mich“ — mein Freund und Gottesleugner, ich will dir dein „Ich“ nicht streitig machen, aber dies dein Mich ist ebenso erdichtet und erfunden, wie irgend ein Gott es ist — du mußt es auch leugnen.

334. Mitleid und zartes Gefühl für den Nächsten unter die Moral (oder gar als die Moral) zu rechnen, ist ein Zeichen von Eitelkeit, vorausgesetzt daß man selber von Natur mitleidig und zartfühlend ist, — also ein Mangel an Stolz und Vornehmheit der Seele.

Der Cultus des Mitleidens ist nur anständig für Menschen, welche es nicht aus ihrer Erfahrung kennen.

335. Wenn man sein Gewissen dressirt, so küßt es uns zugleich wenn es beißt.

336. Die Moral ist die Wichtigthuerei des Menschen vor der Natur.

337. „Vielleicht erfand ein Teufel die Moral, um die Menschen durch Stolz zu quälen: und ein zweiter Teufel nimmt sie ihnen irgendwann einmal, um sie durch Selbst-Verachtung zu quälen.“

338. „Es giebt keinen Menschen, denn es gab keinen ersten Menschen“: so schließen die Thiere.

339. Die Vertraulichkeit des Überlegenen erbittert, weil sie nicht zurückgegeben werden darf. Dagegen ist Höflichkeit ihm anzurathen, d.h. der beständige Anschein, als ob er etwas zu ehren habe.

340. Ich begreife nicht, wozu man nöthig hat zu verleumden. Will man Jemandem schaden, so braucht man ja nur über ihn irgend eine Wahrheit zu sagen.

341. Man weiß von Jedermann immer etwas zu viel.

342. Wir loben nur, was nach unserem Geschmack ist — d.h. wir loben, wenn wir loben, immer nur unseren Geschmack — was auch wider allen guten Geschmack geht.

343. Der Mensch allein widerstrebt der Richtung der Gravitation: er möchte beständig nach oben — fallen.

344. Die Leiter meiner Gefühle ist lang, und ich sitze gar nicht ungern auf ihren niedrigsten Stufen, gerade weil ich oft zu lange auf den höchsten sitzen muß: da bläst nämlich der Wind scharf und das Licht ist oft zu hell.

345. Die Eifersucht ist die geistreichste Leidenschaft und trotzdem noch die größte Thorheit.

346. In der Flamme der Eifersucht wendet man gleich dem Skorpione den vergifteten Stachel gegen sich selber — doch ohne den Erfolg des Skorpions.

347. Nicht daß du mich belogst, sondern daß ich dir nicht mehr glaubte, hat mich erschüttert.

348. Ich soll vergeben? Aber ich mache dir nicht zum Vorwurfe, was du dir vorwirfst: wie könnte ich dir also vergeben?

349. Viel von sich reden ist auch ein Mittel sich zu verbergen.

350. Es ist leichter seinem Feinde zu vergeben als seinem Freunde.

351. Der Haß gegen das Böse ist der Prunkmantel, mit dem der Pharisäer seine persönlichen Antipathien verkleidet.

Musik ist bei Frauen eine Form der Sinnlichkeit.

Die Frauen sind viel sinnlicher als die Männer, gerade weil sie sich der Sinnlichkeit als solcher bei weitem nicht so bewußt werden wie diese.

352. In der Musik von heute giebt es eine tönende Einheit von Religion und Sinnlichkeit: und folglich mehr Weib als jemals in der Musik war.

Ich und Mich sind immer zwei verschiedene Personen.

353. Seit ich das Meer im Sturme und über ihm einen reinen leuchtenden Himmel sah, mag ich alle die sonnenlosen, umwölkten Leidenschaften nicht mehr, die kein anderes Licht kennen, als den Blitz.

354. Alle Menschen des Erfolgs verstehen sich auf die schwere Kunst, zur rechten Zeit zu — gehen.

Man gefällt durch den Geist, den man zu kosten giebt: aber man wird gefürchtet um des Geistes willen, den man verschluckt. In dem Augenblick, wo du gefällst, erwäge, wie nah der Augenblick ist, wo du — — —

355. Nicht ihre Menschenliebe, sondern die Ohnmacht ihrer Menschenliebe verhindert die Christen von heute, Scheiterhaufen für die Ketzer aufzurichten.

356. Ihr glaubt, wie ihr sagt, an die Nothwendigkeit der Religion! Seid ehrlich! Ihr glaubt nur an die Nothwendigkeit der Polizei, und fürchtet euch vor Räubern und Dieben für euer Geld und eure Ruhe!

357. Wie moralisch und erhaben wird man jedesmal, wenn man gute Aussicht hat, damit wehe zu thun!

358. Vornehmheit im Gehorchen, Freiheit unter Zwang und Gesetz, Verachtung gegen die sich aufbäumenden Gelüste des Sklaven: das sind die Abzeichen der ersten Kaste „Mensch“.

359. Elf Zwölftel aller großen Männer der Geschichte waren nur Repräsentanten einer großen Sache.

Der Blick der Menschheit war bisher zu stumpf, zu erkennen, daß die mächtigsten Menschen große Schauspieler waren.

360. Bei Lebzeiten wird man nur berühmt, wenn man auch der Schauspieler seiner Tugend ist.

361. „Er mißfällt mir“. — Warum? — „Ich bin ihm nicht gewachsen.“ — Hat je ein Mensch so geantwortet?

362. Auch bei seinem Hunger nach Menschen sucht man vor Allem eine bequeme Nahrung, wenn sie auch nur wenig nahrhaft ist: gleich den Kartoffeln.

364. Die Auflehnung ist die vornehmste Attitüde des Sklaven.

365. „Man muß aufhören, sich essen zu lassen, wenn man am besten schmeckt“ — so heißt das Geheimniß der Frauen, welche lange geliebt werden.

366. Schauspieler des Großen ohne Bewußtsein der Schauspielerei wirken wie ächte Größen und haben vor ihnen sogar — den Glanz voraus.

367. Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!

In der Art, wie und was man ehrt, zieht man immer eine Distanz um sich.

368. Nicht was er des Tages gegen mich thut und aussinnt, beunruhigt mich: aber daß ich Nachts in seinen Träumen vorkomme — das macht mir Grauen.

369. Vermöge der Musik genießen sich die Affekte selber.

370. Die Probe des starken Charakters besteht darin, daß er, wenn der Entschluß einmal gefaßt ist, auch den besten Vernunft-Gründen dagegen unzugänglich bleibt: also ein periodischer Wahnsinn.

371. „Was ist Freiheit? — Euer gutes Gewissen“ — sagte Periander, der siebente Weise.

„Ich könnte dies oder das oder jenes thun, alles würde lehrreich sein, zumal wenn es mir mißriethe und mich in Noth brächte“ — so denkt und redet der freie Geist, der Liebhaber der Erkenntniß: er lacht darüber, wenn man ihm deshalb Willens-Schwäche und Unvernunft vorwirft.

372. Hatte ich je einen Gewissensbiß? — Mein Gedächtniß schweigt auf diese Anfrage still.

373. Moral ist eine vorwissenschaftliche Form, sich mit der Erklärung unserer Affekte und Zustände abzufinden. Moral verhält sich zu einer einstmaligen Pathologie der Gemeingefühle, wie Alchemie zu Chemie.

374. Es giebt gar keine moralischen Phänomene; sondern nur eine moralische Interpretation gewisser Phänomene (— eine irrthümliche Interpretation!)

375. Der Verbrecher ist gewöhnlich seiner That nicht gewachsen, er widerruft und verleumdet sie.

376. „Lieber zu Bett liegen und sich krank fühlen, als etwas thun müssen" — nach diesem heimlichen Grundsatze leben alle Selbstquäler.

377. Die Wahrnehmung, daß ich mit Anderen übereinstimme, macht mich leicht mißtrauisch gegen das, worüber wir übereinstimmen.

378. Dem Erkennenden ist die pia fraus noch mehr wider den Geschmack als die impia fraus.

379. Man nehme sich vor der sancta simplicitas in Acht: sie ist es, die das Holz zu allen Scheiterhaufen gehäuft hat.

380. Einst vertrat die religiöse Erklärung die naturwissenschaftliche: und noch jetzt vertritt die moralische Erklärung die physiologische. Wer wenig denkt und gelernt hat, schiebt Alles zurück in die Moral, seine Verstimmungen durch Wetter, Unverdaulichkeit, Blutarmut, seine Bedürfnisse nach Entleerung oder Ersatz, seinen Mißerfolg, Überdruß, Unzufriedenheit, Unsicherheit.

381. Wenn du laut sagen wolltest, was du Alles schon in Gedanken gethan hast, so würde Jedermann schreien: „weg mit diesem ekelhaften Gewürme! Es schändet die Erde" — und Jedermann würde vergessen haben, daß er ganz dasselbe auch in seinen Gedanken gethan habe. — So moralisch macht uns Offenherzigkeit.

In der Moralität äußert sich, physiologisch zu reden, der Assimilationstrieb der Schwachen hin zu den Starken.

382. „Ich liebe sie und deshalb wünsche ich, daß sie liebt — aber warum gerade mich? ich liebe mich selber nicht genug dazu" — so spricht die göttliche Liebe aus dem Manne.

Du willst ihn bezaubern? So stelle dich vor ihm verlegen.

383. Das Verlangen nach Gegenliebe ist Eitelkeit und Sinnlichkeit.

384. Menschen, die gegen sich mißtrauisch sind, wollen mehr noch geliebt sein als lieben, um einmal, für einen Augenblick wenigstens, an sich glauben zu dürfen.

Ein Gott, der liebt, ist es nicht würdig, sich lieben zu lassen: lieber will er noch gehaßt werden.

385. Die Liebe zum Übermenschen ist das Heilmittel gegen das Mitleid mit den Menschen: an letzterem müßte die Menschheit sehr schnell zu Grunde gehen.

386. Ein kleines Mehr von Mitleid unter den Menschen, und die Verzweiflung am Leben stünde vor der Thür.

387. „Liebe deinen Nächsten“ — d.h. zu alleroberst: „laß deinen Nächsten laufen!“ — Und gerade dieser Theil der Tugend ist der schwerste!

388. Das kleine Leiden verkleinert uns, das große vergrößert uns. Der Wille zum großen Leiden sollte also eine Forderung der Selbstsucht sein.

389. Lieber böse Gesellschaft als kleine!

390. Ein bezauberndes Werk! Aber wie unausstehlich, daß sein Schöpfer uns immer daran erinnert, es sei sein Werk. Weiß er denn nicht, daß „der Vater“ immer eine komische Person ist?

391. Vieles kleines Glück beschenkt uns mit vielem kleinen Elend: und verdirbt damit den Charakter.

392. Alle Behaglichkeit sollte man nur benutzen wie ein Kranker das Bett: zur Genesung.

393. Sehr klugen Personen glaubt man ihre Verlegenheit nicht.

394. Der M<ensch> ist das Thier mit rothen Backen: er hat sich allzu oft zu schämen gehabt. „Ich bin zum Schauen und nicht zum Glauben vorherbestimmt, alle Gläubigen sind mir etwas Fremdes und Lärmendes.“

395. Es giebt einen Übermuth der Güte, welcher sich wie Bosheit ausnimmt. Unsere Eitelkeit ist gerade dann am schwersten zu verletzen, wenn eben unser Stolz verletzt worden ist.

396. Diese zwei Weibspersonen, Vergangenheit und Zukunft, machen jetzt einen solchen Lärm, daß die Gegenwart vor ihnen davonläuft.

397. Aus einem „ich habe Lust“ ein „du sollst“ machen, die Gewohnheit zur Tugend, die Sitte zur Sittlichkeit umprägen: das ist eine feine alte uralte Falschmünzerei — und ich verstehe mich heute noch auf sie.

398. „Du sollst“ klingt den Meisten angenehmer als „ich will“: in ihren Ohren sitzt immer noch der Heerden-Instinkt.

399. In einem bestimmten krankhaften Zustand kann man gar nicht anders, als geizig sein. Geiz ist ein Affekt. Ihr liebt mir die Nüchternheit des Geistes zu sehr: auch dieser Geiz ist Krankheit.

400. Wir werden mißtrauisch, nicht weil wir einen Grund dazu finden, sondern „wir finden immer einen Grund dazu“, mißtrauisch zu sein, wenn wir mißtrauisch werden.

401. Unter Umständen ist der allgemeine Schaden geringer, wenn einer seine Affekte an Anderen als wenn er sie an sich selber ausläßt: namentlich gilt dies von den schöpferischen Menschen, deren Nutzen in die Ferne geht.

402. Wehe wenn die Menschen nicht ihre kleinen boshaften Gedanken hätten! Wie viel Lust mehr haben sie dabei, wie viel Wehe-Thun ersparen sie uns dabei!

403. Der Mensch ist immer noch mehr Affe als irgend ein Affe.

404. Das Herz ist es, das begeistert: und der Geist ist es, der beherzt und kalt in der Gefahr macht. Oh über die Sprache!

405. Wie? Ein großer Mann? Ich sehe in ihm nur den Schauspieler seines eignen Ideals.

Die Selbstsucht ist bei Dieben, Räubern, Wucherern und Spekulanten im Grunde anspruchslos und bescheiden genug: man kann ja nicht leicht weniger von den Menschen wollen als wenn man nur ihr Geld will.

406. Faust, die Tragödie der Erkenntniß? Wirklich? Ich lache über Faust.

407. Die höchsten tragischen Motive sind bisher unbenutzt geblieben: die Dichter wissen von den 100 Tragödien des Gewissens nichts aus Erfahrung.

408. Man spricht von den Ursachen der Affekte und meint ihre Gelegenheiten.

409. Er hat seiner Erkenntniß Menschen geopfert und ist auf nichts so stolz als auf diese Grausamkeit gegen sich selber.

410. Mitleid wirkt an dem Erkennenden beinahe zum Lachen, wie zarte Haut an einem Riesen.

411. Lange und große physische Schmerzen erziehen zum Tyrannen.

412. Man muß sowohl mitleidig als grausam sein, um eins von Beiden sein zu können.

413. Nicht Wenige, die ihren Teufel austreiben wollten, fuhren dabei selber in die Säue.

414. Der „Lobende“ stellt sich meistens, als gäbe er zurück: in Wahrheit will er beschenkt werden.

415. Im Affekt enthüllt sich nicht der Mensch, sondern sein Affekt.

Unsere Augen hören feiner als unsere Ohren: wir verstehen und schmecken lesend besser als hörend — bei Büchern wie bei Musik.

416. Das Concubinat ist corrumpirt durch — die Ehe.

417. Das Christenthum vergiftete den Eros: er starb zwar nicht daran, aber entartete zum „Laster“.

Voller Leidenschaften aber herzlos und schauspielerisch: so waren die Griechen, so waren selbst die griechischen Philosophen, wie Plato.

418. Nur bei herzlosen Menschen ist die Innigkeit ächt und beinahe eine Sache der Scham.

419. Ein Bischen Neid im Ursprunge — und hinterdrein eine große Liebe? So entsteht eine Explosion durch die Reibung eines Zündhölzchens.

420. Wenn die Göttin Musik in Worten, statt in Tönen, reden wollte, so würde man sich die Ohren zuhalten.

421. Sich über ein Lob freuen ist bei diesen eine Eitelkeit des Geistes, bei jenen ein Merkmal von Höflichkeit des Herzens.

422. Man lügt mit der Zunge, aber mit dem Munde und Maule sagt man die Wahrheit — so urtheilt der Physiognomiker.

423. Die Sinnlichkeit übereilt das Wachsthum der Liebe, so daß die Wurzel schwach bleibt und die ganze Pflanze leicht auszureißen ist.

424. In einigen Menschen ist ein tiefes Bedürfniß nach ihrem Feinde: bei ihm allein giebt es auch einen Haß auf den ersten Blick.

425. Mein Auge sieht die Ideale anderer Menschen, und dieser Anblick entzückt mich oft: aber ihr Kurzsichtigen denkt dann, es seien meine Ideale!

426. Die Moral aller Gesellschaft lautet, daß Vereinsamung Schuld sei.

427. Fast in jedem Lebenden steckt ein Parasit.

428. Wenn man über einen Menschen umlernen muß, so rechnet man ihm die Unbequemlichkeit, die er einem damit macht, hart an.

429. In der Leutseligkeit ist nichts von Menschenhaß, aber eben deshalb allzuviel Menschenverachtung.

430. Man vergilt einem Lehrer schlecht, wenn man immer „der Schüler“ bleibt.

431. Es ist wie mit einem Baum: je mehr er hinauf im die Höhe und Helle will, um so stärker streben seine Wurzeln nach der entgegengesetzten Richtung: ihr Wille geht einwärts, abwärts, ins Dunkle, Tiefe, Breite — in’s „Böse“, wie man sagt.

432. Ihr nennt es die Selbstzersetzung Gottes: es ist aber nur seine Häutung: — er zieht seine moralische Haut aus! Und ihr sollt ihn bald wiedersehn, jenseits von gut und böse.

433. Ein Volk ist der Umweg der Natur, zu 5, 6 großen Männern.

434. Bei patriotischen Festen gehören auch noch die Zuschauer zu den Schauspielern.

435. Auch das Häßliche hat sein häßliches Prunkmäntelchen: es heißt „das Erhabene“.

436. Was ist gut? — „Das, was zugleich hübsch und rührend ist“ — antwortete ein kleines Mädchen.

Wenn Gott ein Gott der Liebe ist, so müßte der Gewissensbiß ein Gottesbiß und folglich ein Biß aus Liebe sein.

437. Muthig, unbekümmert, spöttisch und sogar etwas gewaltthätig: so will uns die Weisheit: sie ist ein Weib und — liebt immer nur einen Kriegsmann.

438. Viel Soldaten und doch wenig Männer! Viel Uniform und noch viel mehr Uniformität.

439. „Die Erntezeit ist wieder vorüber: der Wind weht über die leeren Felder, und jetzt scheint mir auch die glücklichste Ernte ein ungeheurer Verlust“ — so empfindet jeder schöpferische Mensch.

440. Zweierlei will der ächte Mann: Gefahr und Spiel. Deshalb will er das Weib, als das gefährlichste Spielzeug.

441. Die Aufgabe des Weibes ist, das Kind im Manne zu entdecken und zu erhalten.

442. Man will die Emancipation des Weibes und erreicht dabei nur die Entmännlichung des Mannes.

443. Der Mann soll zum Kriege erzogen werden, und das Weib dazu, die Erholung des Kriegers zu sein: alles Andere ist Thorheit.

444. Mit dem Wort „Gelehrter“ bezeichnet man sowohl die Soldaten des Geistes als — leider — auch die Strumpfwirker des Geistes.

Keine erbärmlichere Gesellschaft giebt es als die von Gelehrten: jene Wenigen abgerechnet, die militärische Gelüste im Leibe und Kopfe haben.

Es giebt zu wenig Männer: und daher vermännlichen sich die Weiber.

445. Es ist eine Feinheit, daß Gott griechisch lernte, als er Schriftsteller werden wollte, und ebenso dies, daß er es nicht besser lernte!

Dieser Denker ist kälter als Eis, folglich verbrennt man sich an ihm die Finger und hält ihn leicht für glühend.

[«]

3[2]

Pinie und Blitz.

Hoch wuchs ich über Mensch und Thier;
Und sprech ich — Niemand spricht mit mir.
**
Zu einsam wuchs ich und zu hoch:
Ich warte: worauf wart' ich doch?
**
Zu nah ist mir der Wolken Sitz, —
Ich warte auf den ersten Blitz.
**

[«]

3[3]

Portofino.

Hier sitz ich wartend — wartend? Doch auf nichts,
Jenseits von gut und böse, und des Lichts
Nicht mehr gelüstend als der Dunkelheit,
Dem Mittag Freund und Freund der Ewigkeit.
**

[«]

3[4]

Auf hohem Meere.

Freundin — sprach Columbus — traue
Keinem Genuesen mehr!
Immer starrt er in das Blaue,
Fernstes zieht ihn allzusehr!

**

Wen er liebt, den lockt er gerne
Weit hinaus aus Raum und Zeit — —
Über uns glänzt Stern bei Sterne,
Um uns braust die Ewigkeit.

**

[«]

[4 = N V 9c. N VI 1b. N V 8. November 1882 — Februar 1883]

4[1]

Wir stehen vor der größten Erregung — und hinter ihr der Rückschlag! die Sehnsucht ins Nichts! — Und **wir** wollen weder in dieser Erregung noch in dieser Sehnsucht zu Grunde gehen — wir Freunde des Lebens.

[«]

4[2]

Ich habe von allen Europäern, die leben und gelebt haben, die umfänglichste Seele: Plato Voltaire — — — es hängt von Zuständen ab, die nicht ganz bei mir stehen, sondern beim „Wesen der Dinge“ — ich könnte der Buddha Europas werden: was freilich ein Gegenstück zum indischen wäre.

[«]

4[3]

Zu allen ersten Begegnungen gehört Glück und irgend ein gutes Vogelzeichen.

[«]

4[4]

Es geht eine falsche Rede: „wer sich selber nicht erlöst, wie kann der die Anderen erlösen?“ Wenn ich den Schlüssel zu deinen Ketten habe, warum müßte dein und mein Schloß dasselbe sein?

Im Kriege seid ihr heilig und wenn ihr mordet und brennt.

„Ein-Form“ nennen sie’s, was sie tragen: Einförmigkeit ist’s was sie damit bedecken.

Schlafen sollt ihr wieder — und besser träumen.

Diese Grausamkeit sitzt in meinen Eingeweiden. Seht, ich bin böse.

Ihr sagt: die Sache sei es die den Krieg heilige? Der Krieg ist es, der die Sache heiligt!

Heerden sind nichts Gutes, auch nicht wenn sie dir nach laufen.

Der Hirt ist ein vergoldetes Werkzeug der Heerde.

[«]

4[5]

Vernunft ist auch noch im Weisesten die Ausnahme: Chaos und Nothwendigkeit und Wirbel der Sterne — das ist die Regel.

Man muß aus dem Tode ein Fest machen und dabei ein wenig boshaft gegen das Leben sein: ein Weib, das uns verlassen will, uns!

Was die Helden betrifft, so denke ich nicht so gut von ihnen: immerhin: es ist die annehmbarste Form des Daseins, nämlich wenn man keine andere Wahl hat.

[«]

4[6]

Wir haben beide etwas für uns: du die Affekte ich die Gründe.
Aus meinem eignen Gifte mache ich Balsam für meine Gebresten.
Ich melke deine Euter, geliebte Trübsal!

Es gab viele Gottmenschen auf Erden: und jeder Gottmensch schuf seinen Gott.
Es giebt nicht ärgere Feindschaft auf Erden als zwischen Gottmenschen und ihren Göttern.

Ihr Brüder, ich habe mich enthüllt: ich schäme mich nicht, mich nackt zu zeigen.
Scham heißt der Unhold, der sich zu dem Menschen gesellte, als es ihn über die Thiere hinaus gelüstete.

Es steht den Menschen frei, an Zarathustra zu glauben: was geht das Zarathustra an?

[«]

4[7]

Halbgott.
Held.
Mann.
Kind.
Bin ich doch ein Genosse der Mit-Thiere.

[«]

4[8]

Ich komme euch zu helfen — und ihr beklagt euch, daß ich nicht mit euch weinen will.

[«]

4[9]

Ich weiß dies längst: Menschen von der Art, wie meine M<utter> und S<chwester> müssen meine natürlichen Feinde sein — daran ist nichts zu ändern: der Grund liegt im Wesen aller Dinge. Es verdirbt mir die Luft, unter solchen M<enschen> zu sein und ich habe viel Selbstüberwindung nöthig.

[«]

4[10]

An die Männer. Dies ist die Lehre von der Heiligkeit.
An die Weiber. Jenseits von gut und böse.
An die Kinder. Mittag und Ewigkeit.
Zarathustra unter Thieren. Die sieben Einsamkeiten.

[«]

4[11]

Ich würde an jedem einzelnen meiner Affekte zu Grunde gegangen sein. Ich habe immer einen gegen den anderen gesetzt.

[«]

4[12]

Es soll für mich keinen Menschen geben, vor dem ich Ekel oder Haß habe.

[«]

4[13]

„Wie Brahma lebt man allein; wie ein Gott lebt man zu Zweien; wie ein Dorf lebt man zu Dreien; wo es mehr sind, ist es ein Lärm und ein Getümmel.“

Rede nicht wie ein Mensch zu Thieren, sagt ihr, — — —

Meine stärkste Eigenschaft ist die Selbstüberwindung. Aber ich habe sie auch am meisten nöthig — ich bin immer am Abgrunde.

Ich rede und das Kind spielt: kann man ernsthafter sein als wir Beide es jetzt sind?

[«]

4[14]

Ich bin nicht groß genug, diese Empfindungen nicht zu haben: aber ich bin groß genug, mich ihrer nicht zu schämen.

[«]

4[15]

Es lebt Niemand, der mich loben dürfte.

Für Mann „ich will“ für Frau „ich muß“

Ich gehöre zum Geschlecht der Jähzornigen, der Wollüstigen, der Rachsüchtigen und der Glaubens-Wüthigen — fast vergaß ich’s selber.

[«]

4[16]

Die Moral ist durch die Freigeisterei auf ihre Spitze getrieben und **überwunden**.

Ich rede zu Männern, sprach Zarathustra — heißet die Weiber davongehen.

[«]

4[17]

So sprach der Narr: einem neuen Geiste die alten Opfer bringen, die alte Seele durch einen neuen Leib umwandeln.

Blut begründet nicht; Blut erlöst auch nicht. Ich mag jene Liebesma<h>le nicht, — — —

[«]

4[18]

Der beste Mann ist böse, das beste Weib ist schlecht.

Liebe war es zum Hirt und Heerde, die schuf den Nutzen nun als gut und heilig:
Liebe war es zum Kinde und Geschlecht: diese Liebe war Zorn gegen die Frevler an der Liebe Aller, und Schuld war Frevel an der Liebe Aller.

Aus der Liebe schufen sie Gut und Böse: und nicht aus der Klugheit, denn älter ist Liebe als Klugheit.

Nützlich war einst, was die Liebe Aller gebot: und wessen Liebe die mächtigste war, den schuf sich die Heerde zum Hirt.

Klein war noch die Liebe zum Nächsten, verachtet das Ich: und über Alles war Heerde.

[«]

4[19]

Ich ehre alle M<enschen> ich verachte allein die Pharisäer.

[«]

4[20]

Eines Morgens stieg Zarathustra auf einen Berg: als er allein mit sich war, rühmte er sich also: dich, mein Buch, — — —

Die Menschheit hat kein Ziel: sie kann sich auch ein Ziel geben — nicht für das Ende, nicht die Art erhalten, sondern sie **aufheben**.

Und alles Volk soll sprechen: heilig ist dieser Verbrecher.

Der Schöpfer (Erkennende), der Mittheiler (der Künstler), der Vereinfacher (der Liebende).

Ertragt meine Tugend! (als eine Übermacht).

Staat und Gesellschaft sind für Einige nicht nöthig: aber diese müssen sie ertragen und sich, so gut es geht, entziehen.

Sparsamkeit dessen, der nicht lieben kann.

[«]

4[21]

Ein unheimliches und ruhmloses Ziel.

[«]

4[22]

(Eines Tages rühmte Zarathustra sich selbst und sprach also)

Drei Eigenschaften müssen sie vereinigen: wahr sein, sich mittheilen wollen und können und mitwissend sein (zur Einheit)

die Jünger der heiligen Selbstsucht
oder eins von den dreien
oder nur ein Mittel sein können von den dreien.

er soll sagen: ich bin böse, ich erhalte die Kraft des Bösen.

Es soll jeder sein Sein zum Zwecke des Planes machen.

Es gab bisher keinen Zweck: auf, so nehmen wir uns einen.

Reden zu Gunsten: der Eitelen, der Grausamen, u.s.w.

Das höchste Vergnügen: das, was wir müssen, auch das, was wir wollen. Also sich aufnehmen in den großen Plan.

[«]

4[23]

Alles Schaffen ist Mittheilen.
Der Erkennende der Schaffende der Liebende sind Eins.

[«]

4[24]

1000 Formeln für die Wiederkunft (ist die Drohung).

[«]

4[25]

Die Geburt der Übermenschen.

[«]

4[26]

Die Guten als die nothwendigen Pharisäer.

Auch hier giebt es einen Gegensatz wie zwischen Religiösen und Gläubigen.

Die das Gute Schaffenden haben ihren Gegensatz in den Bewahrenden des Guten.

Der Punkt, wo einer den Muth bekommt, sein Böses als sein Gutes zu empfinden z.B. der Christ seine „Feigheit“.

[«]

4[27]

Die Guten fast werthlos jetzt.

Auf die Bösen mit religiösem Willen kommt es an! Und immer war es so!

[«]

4[28]

Ich muß ein Engel sein, wenn ich leben will: ihr habt nicht so harte Bedingungen.

[«]

4[29]

Daß eure Aufklärung auch zugleich eine Morgenröthe sei.

Irrthum im Verbrechen.

nicht die angenehmen Gefühle nennt man gut — sondern die vollen mächtigen Zustände

Heiß machte sie, was sie einst verehrten.

eure Noth sollt ihr wieder und neu bestimmen: das was schon ist heiße euch Nothwendigkeit.

[«]

4[30]

Wer am Fuße der höchsten Alpen wohnt, sieht ihren Gipfel nicht: verzeiht — — —

[«]

4[31]

Man wird auch für seine Tugenden bestraft.

[«]

4[32]

Liebesmahle heißen sie’s, wenn man seinen Erlöser aus Liebe auffrißt.

Blut und Gründe-scheuen gründet Kirchen.

[«]

4[33]

Aber was redest du nicht von den Gläubigen des rechten Glaubens? Was bedeutet dein Schweigen? — Zarathustra lächelte und sagte nur das Wort „Ehre den Besiegten!“

[«]

4[34]

Wenn das Mitleid nicht eine harte Schale zu durchbrechen hat — —

Mitleid setze ich voraus: es ist eine Gehirn- und Nervenkrankheit, grausam zu sein.

Schweigen kann man nur, wenn man Pfeil und Bogen hat: sonst schwätzt und — zankt man.

ich möchte der Welt ihren herzbrechenden Charakter nehmen

[«]

4[35]

Nicht der Finger Gottes ist es, der dir die Kehle eindrückt. Einst, so sagt man, trat Gott an die Sterbenden: da wurde ihm wehe und gräßlich.

[«]

4[36]

Wenig Gewissen des Geistes hat der Schauspieler: er glaubt an das, womit er am stärksten glauben macht.

Schaffende sind nur die Schätzenden und die Erfinder der neuen Werthe: um sie allein dreht sich die Welt. Wer den neuen Werthen Glauben macht, der heißt dem Volke aber „Schaffender“ —

[«]

4[37]

Wer die niedrigen Eigenschaften eines Menschen sieht, hat gewöhnlich auch eine anreizende Kraft für dieselben und bringt sie zur Entladung.

Als Schaffender läufst du von dir selber weg — du hörst auf, dein Zeitgenosse zu sein.

Der Ekel vor dem Schmutze kann so groß sein, daß er uns hindert, uns zu reinigen.

Die Thoren wollen es besser als gut haben.

[«]

4[38]

Was muß ich thun, damit ich selig werde? Sei selig und thue, was du thun mußt.

Man gewinnt etwas lieb: und kaum liebt man es von Grund aus, so spricht der Tyrann, das höhere Selbst zu uns: „gerade das gieb mir zum Opfer!“ — und wir geben’s ihm.

Ich rathe nicht zur Arbeit, sondern zum Kampfe — ich rathe nicht zum Frieden, sondern zum Siege. Eure Arbeit sei ein Kampf, euer Frieden sei ein Sieg.

Ich weckte euch aus eurem Schlaf, denn ein Alp drückte euch. Und nun sagt ihr: „was sollen wir nun thun! Alles ist Nacht.“ — ihr Undankbaren!

Alles am Weibe ist Räthsel — alles am Weibe hat Eine Lösung: Schwangerschaft.

Willst du das Leben leicht haben, so bleibe immer bei der Heerde. Vergiß dich über der Heerde! Liebe den Hirten und ehre das Gebiß seines Hundes!

Verstehst du zu bellen und zu beißen, nun — so sei der Hund der Heerde: so machst du dir das Leben leicht.

Ich kenne alles Gute und alles Böse: ich kenne auch das was jenseits des Guten und des Bösen ist.

Gut und Böse sind die Vorurtheile Gottes — sagte die Schlange. Aber auch die Schlange war ein Vorurtheil Gottes.

Die Kirche ist der Stein am Grabe eines Gottmenschen: sie will, daß er nicht wieder auferstehe.

Ich liebe mich wie meinen Gott: wer könnte mich einer Sünde zeihen? Ich kenne nur Sünden an meinem Gotte: wer aber kennt meinen Gott? —

[«]

4[39]

Mittag und Ewigkeit.
Also sprach
Zarathustra.

[«]

4[40]

Was erhält mich am Leben? Die Schwangerschaft: und jedesmal wenn das Werk geboren war, hing das Leben an einem dünnen Fädchen.

Ich habe mich versteckt. Ich will meinen Ekel ihnen verschweigen, diesen Kleinen. Das ist mir am schwersten geworden: aber sie sind unschuldig, wie Gras und Kraut.

Man ist immer nur für das eigene Kind schwanger.

Ihr sagt „das ist dunkel“. Ich stellte euch eine Wolke vor die Sonne. Aber seht wie die Ränder der Wolke glühen und licht werden!

Seht nicht in die Sonne! Der Mond ist noch zu hell für euer nächtliches Auge!

Ihr sollt den Frieden lieben als ein Mittel zu einem neuen Kriege!

Im Kriege schweigt die Rache; im Kriege stirbt das Persön<liche>.

[«]

4[41]

Lüge und Verstellung — das Mittel aller Erziehung.

Was sollte ich auf eine furchtbare Weise Spaaß machen?

„Du hast mich überwunden“ Sieh zu, daß ich dir eine Schwinge und kein Hemmschuh sei!

[«]

4[42]

Es gab einmal einen alten rechtschaffenen Gott; der hatte Hand und Fuß, und auch ein Herz: und viel Zorn und Liebe war in seinen Eingeweiden.

Und siehe, die Liebe spielte ihm einen Streich und er verliebte sich in die Menschen: so daß diese Liebe ihm zur Hölle wurde.

Was that dieser alte rechtschaffne Gott? Er überredete ein menschliches Weib, daß es ihm einen Sohn gebäre: und dieser Sohn Gottes rieth den Menschen nichts als dies: „liebt Gott! wie ich ihn liebe! Was gehen uns Söhne Gottes die Guten und Gerechten an!“

Und einem Eifersüchtigen gleich verfolgte der alte rechtschaffene Gott die Menschen mit seiner Liebe.

Glaubt ihr, daß es ihm gelang? Auf die Dauer überredete er gerade die, welche von den Menschen er nicht mochte, die Guten und Gerechten.

„Kirche“ nannten sie sich und Auserwählte: und schwätzten viel von ihrer Liebe zu Gott — die Liebes-Armen!

Da brach dem alten rechtschaffenen Gott das Herz: und es gieng ihm wie seinem Sohne: er starb am Kreuze des Mitleidens. Wahrlich diese Guten und Gerechten sind verderblich der Lust am Leben, und nicht nur alten rechtschaffenen Göttern.

„Dreierlei soll stets bei uns sein — so sagten sie immer — die Wahrheit, das Geld und die Tugend: also lieben wir Gott.“

„Auserwählte sind wir, und auf der Erde die Überirdischsten.“

[«]

4[43]

Was wir am liebsten thun, von dem möchten wir, daß es als das gälte, was uns am schwersten werde: und vor uns selber.

Unsere Opfer beweisen nur, wie wenig werth uns jedes Ding ist, wenn wir etwas lieben.

Die moralischen Zustände und Strebungen sind nur Mittel der Erkenntniß, die unmoralischen auch.

Das Vergnügen im Erkennen ist ein äußerst intensives Glauben. Bringt man es nicht dazu, so giebt es ein Erkennen-Wollen nach Reizen, z.B. als Begierde nach

Sicherheit oder Neuigkeit oder Begierde nach Begehrenswerthem, was zu entdecken wäre.

Da die Erkennenden allein von der Erkenntniß redeten, so ist viel Verlogenheit dabei — sie hatten ein Interesse daran, es als den werthvollsten Zustand erscheinen zu lassen.

Liebhaber der Erkenntniß! Und du hast noch nicht einmal einen Menschen getödtet, um dies Gefühl kennen zu lernen!

Die vollkommene Erkenntniß der Nothwendigkeit würde alles „Soll“ aufheben — aber auch die Nothwendigkeit der „Solls“ begreifen, als Consequenz der Unkenntniß.

[«]

4[44]

Glücklich wie ein Elephant wenn er versucht sich auf den Kopf zu stellen.

Du hast nicht den Muth, dich zu verbrennen und zu Grunde zu gehen: und so wirst du niemals ein Neues. Das, was uns heute Flügel Farbe Kleid und Kraft ist, soll morgen nur Asche sein.

Die Ehe mag für solche recht sein, welche weder der Liebe noch der Freundschaft fähig sind — für die Allermeisten also — und vielleicht auch für die ganz Seltenen, welche Beider zugleich fähig sind.

[«]

4[45]

Eine andere Tugend giebt es, eine lohnsüchtige und sie will gut bezahlt sein, hier oder in einem Nicht-Hier und nennt dies „Gerechtigkeit“.

Oh ihr Freunde der schenkenden Tugend, laßt uns Hohn tanzen aller lohnsüchtigen Tugend.

Aber das lerntet ihr noch nicht von mir: wie man Hohn tanzt.

[«]

4[46]

Das, was uns Wärme oder Licht oder Schall oder Wurf der Gestirne ist — anderen Sinnen als menschlichen mag <es> etwas Anderes sein: aber niemals wird es Güte oder Weisheit oder Liebe sein.

Nächstenliebe. Wenn der Nutzen das Räderwerk ist.

[«]

4[47]

um euch herum ist der entartende Sinn, und „Alles ist ohne Noth“

[«]

4[48]

Gemeinschaft (nicht Heerde)
seine Überwindungen
Tafel
schwer

Daß meine Thiere mir ohne [—] willig [—] Geleit.

[«]

4[49]

Die Auslegungen 1) Irrthum der ersten Ursache, ein Gott als Gegensatz gedacht (— — —

Verfehlt ist dein Leben: du bist wie ein Höfling.

wo eure Armut und Nüchternheit zum Himmel schrie daß ein Blitz euch mit seiner Zunge lecke!

sie schossen einen Pfeil glühender Liebe in das All.

Nicht das Nicht-Wissen des Menschen ist das Erbärmliche: das Erbärmliche ist der Mensch!

Wissenschaft nur als eine Askese.

Ausnützung des Zufälligen — Vieldeutigkeit als Bedingung vieler Arten Leben — folglich Indifferenz zum Wesen

Wie ist es möglich, daß ihr engen Seelen mitdenkt?

[«]

4[50]

Erhitzt euch nicht! Sie nehmen euch das Geld weg! und es giebt wichtigere Dinge, die auch den Ärmeren zugänglich sind. Jesus als Opfer ohne Geld!

[«]

4[51]

Ascetismus des Geistes als Vorbereitung zum Schaffen. Absichtliche Verarmung der schaffenden Triebe.

[«]

4[52]

Es giebt Prediger: die lehren das Leiden. Sie dienen euch, ob sie gleich euch hassen.

Ich rede nicht zu Euch wie zu dem Volke. Für jene ist das Höchste, sich zu verachten und zu vernichten: das zweithöchste sich unter einander zu verachten und zu vernichten.

[«]

4[53]

Auf jede Wirkung folgt eine Wirkung — dieser Glaube an die Causalität hat seinen Sitz im stärksten der Instinkte, in dem der Rache.

Man verwechsele nicht: Schauspieler gehen am Ungelobtsein, ächte Menschen am Ungeliebtsein zu Grunde.

Der Gegensatz des Schauspielers ist nicht der ehrliche Mensch sondern der heimliche selbstverlogene Mensch.
(gerade unter ihnen sind die meisten Schauspieler)

[«]

4[54]

„Es giebt Helden im Bösen, wie im Guten“ — im Munde eines La Rochefoucauld ist dies eine vollkommene Naivität.

Sehen und doch nicht glauben ist die Cardinal-Tugend des Erkennenden.

In dem Bestreben, sich selber nicht zu erkennen sind die gewöhnlichen Menschen sehr fein und listig.

In D<eutschland> ehrt man das Wollen weit mehr als das Können: es ist die rechte Gegend für die Unvollkommenen und Prätensiösen.

[«]

4[55]

Der Anblick des naiven Menschen ist eine Wollust, wofern er von Natur aus böse ist und Geist hat.

Die schlauen Menschen sind gewöhnlich einfache und nicht complicirte Menschen.

Labyrinth.
Ein labyrinthischer Mensch sucht niemals die Wahrheit, sondern immer nur seine Ariadne — was er uns auch sagen möge.

[«]

4[56]

Daß ein M<ensch> uns bequem fällt, rechnen wir gerne seiner und unserer Moralität zu Gute.

Die Skepsis an allen moralischen Werthen ist ein Symptom davon, daß eine neue moralische Werthtafel im Entstehen ist.

Es ist ein Fortschritt des intellektuellen Geschmacks, wenn man sich auch seines Bösen nicht mehr schämt.

Keine Phrase bereit haben, um seine Philosophie zu bestechen —

Verachtung dessen, was ich thue, und Verachtung dessen, was ich bin.

Die Kirche ist nichts als eine von Grund aus verlogene Art des St<aat>es.

Das männliche Thier ist grausam gegen das, was es liebt — nicht aus Bosheit, sondern weil es in der Liebe zu heftig sich selber fühlt und gar nicht mehr Gefühl für das Gefühl des Anderen übrig hat.

[«]

4[57]

Wer arm an Liebe ist, ist geizig selbst mit seiner Höflichkeit.

In Sachen der Ehre sind die Frauen grob und schwerfällig.

Will man einen Freund haben, so muß man auch für ihn Krieg führen wollen d.h. man muß Feind sein können.

Sie hatten heute den guten Willen freundlich zu sein: aber wie armselig waren sie dabei, wie wenig Erfindung!

Ich unterscheide unter den philosophischen Menschen zwei Gattungen: die einen sinnen immer über ihre Vertheidigung nach, die anderen über einen Angriff auf ihre Feinde.

Der Held ist heiter — das mißfällt den Tragödien-Dichtern.

Bei höhnischen Menschen quillt das Gefühl selten heraus, aber immer sehr laut.

Es ist erstaunlich, zu welcher Thorheit selbst die Sinnlichkeit durch die Liebe verleitet werden kann, wie die Sinnlichkeit allen guten Geschmack verliert, und das Häßliche schön heißt, sobald ihr die Liebe zuredet.

[«]

4[58]

Die sogenannten Liebenswürdigen wissen uns auf die kleine Münze der Liebe herauszugeben.

Alle welche noch nicht verlernt haben ihre Erlebnisse zu verdauen, haben auch die Faulheit des Verdauenden nicht verlernt: sie indigniren damit, in dieser Zeit der Hast und des Gedrängs.

Für das Weib giebt es einen einzigen Ehrenpunkt; daß es glauben muß mehr zu lieben als es geliebt wird. Jenseits dieses Punktes beginnt sofort die Prostitution.

Die Grausamkeit gegen den, welchen sie nicht liebt.

Wille zum Selbst, Selbstsucht ist eine feine und spät entwickelte Spezialität des Willens zur Lust: insofern jener Wille zur Lust ein Selbst ist.

„Du“ ist älter als „ich“ und auch im Ich noch fortlebend.

„Ich“ — das ist eine Hülfs-Hypothese zum Zweck der Denkbarkeit der Welt — ganz wie Stoff und Atom.

[«]

4[59]

Sobald die Klugheit sagt: „thue das nicht, es wird dir übel ausgelegt“ — habe ich ihr immer entgegengehandelt.

Ein schlechter Ruf

Das utile ist immer nur Mittel, sein Zweck ist jedenfalls das dulce. Die Utilitarier sind dumm.

Sie lieben mich nicht: ist dies ein Grund, sie nicht zu segnen?

Siehe! Jetzt eben ward die Welt vollkommen.

[«]

4[60]

sit tibi terra levis: will man einem in Deutschland wohl, so wünscht man ihm, daß er die Erde recht schwer finden möge.

[«]

4[61]

Grundform
Es wäre nicht auszuhalten: deshalb sind folgende Erleichterungen des Lebens nöthig.
Weg mit Gut und Böse!
Möglichste Zufriedenheit mit sich!
Tragische Menschen zurück!
Schonung der starken Affekte!

Die Erlösung des vielfachen Menschen.

Nicht anders handeln, sondern anders von sich denken!

Die Eitelkeit des Erhabenen!

gegen die Grausamkeit des Heroischen.

alle diese Verbesserungen des Lebens sind nutzlos, weil die Werthschätzungen nicht verändert sind z.B. Gesundheit.

gegen die „Allzuschnellen“.

[«]

4[62]

Die kleinen Diebe, die kleinen Verleumder, die kleinen Hämischen und Ehrabschneider sollte man vernichten — nicht die Mörder

gegen Mücken und Flöhe soll man kein Mitleid haben.

Verächtliche und furchtbare Menschen.

Man soll den Wald schonen, man soll die Bösen schonen.

[«]

4[63]

Giebt es Eigenthum für den Erkennenden? Wahrlich, ich vergaß es — oder verlernte ich’s?

[«]

4[64]

Unsere bösen Affekte haben auch ein Gewissen und ärgern sich, wenn sie sich haben überwinden lassen.

Das Gewissen ist ein Bauchredner, wenn es spricht, glauben wir nicht mehr, daß seine Stimme aus uns komme.

Die Religion will die Menschen fröhlich machen und an Stelle des „du sollst“ ein „ich muß“ setzen: sie will von der Menschen-Unmöglichkeit in der Moral befreien.

Jetzt bin ich gerecht — bedeutet in vielen Fällen „jetzt bin ich gerächt“.

Seine Neigungen und Abneigungen als seine Pflicht auslegen ist die große Unreinlichkeit der „Guten“.

Dem unglücklich Liebenden redet sein Stolz zu, die Geliebte verdiene es gar nicht, von ihm geliebt zu werden. Aber ein höherer Stolz sagt ihm: „Niemand verdient geliebt zu werden. — Du liebst sie nur nicht genug!“

[«]

4[65]

Nicht durch Gegenliebe hört das Unglück des unglücklich Liebenden auf, sondern durch Mehr-Liebe.

Wenn wir einen Menschen los sein wollen, so brauchen wir uns nur vor ihm zu verkleinern — das wirkt sofort auf seine Eitelkeit und er läuft davon.

So lange du auch noch angefeindet wirst, bist du noch nicht über deine Zeit hinaus — sie darf dich gar nicht sehen können, so hoch und ferne sollst du ihr sein.

[«]

4[66]

Zarathustra giebt immer mehr je weniger er angenommen wird.
„Geizig war ich — ihr hattet Recht, mich zu verschmähen!“
Reihenfolge der Themata zu machen nach ihrer Menschenfreundlichkeit.
er wird **verbannt**.

[«]

4[67]

Seinen Affekt besiegen heißt in den meisten Fällen, ihn zeitweilig hemmen und aufstauen: also die Gefahr größer machen.

Die Meisten, welche einen Verunglückten aus der Gefahr retten, trieb nicht das Mitleid, sondern der Muth und die Gefahr.

Die Tollkühnheit hat mehr große Thaten gethan als die Nächstenliebe.

Erst macht der Mensch sich die Welt denkbar — wir sind noch dabei —: und wenn er sie einmal verstanden hat, und er fühlt daß sie nunmehr sein Werk ist — ach, und nun muß er sein Werk lieben, wie jeder Schöpfer!

Der Mann ist, so lange es Männer giebt, auf Krieg und Jagd eingeübt: deshalb liebt er jetzt die Erkenntniß als die umfänglichste Gelegenheit für Krieg und Jagd. Was ein Weib an der Erkenntniß überhaupt lieben könnte, müßte etwas Anderes — — —

[«]

4[68]

Aus seiner Erbitterung gegen einen Menschen macht man sich die moralische Empörung zurecht — und bewundert sich dann: und aus dem Müdewerden seines Hasses die Vergebung — und bewundert sich noch einmal.

Man hat zum Verkehre mit Menschen die Lüge nicht mehr nöthig, wenn man genug der Wahrheiten hat: mit ihnen kann man sie betrügen und verführen, wohin man nur will.

[«]

4[69]

Der höchste Muth des Erkennenden zeigt sich nicht da, wo er Staunen und Schrecken erregt — sondern da, wo von den Nicht-Erkennenden er als oberflächlich, niedrig, feige, gleichgültig empfunden werden muß.

Der Erkennende muß es auch verstehen, sich seinen eigenen Siegeskranz aufzusetzen: er kann nicht warten, weil es ihn zu neuen Verwandlungen drängt.

[«]

4[70]

Die Leidenschaft zweier Personen für einander — das sind unter allen Umständen zwei Leidenschaften, und mit verschiedenen Curven Höhepunkten Schnelligkeiten: ihre Linien können sich kreuzen, nicht mehr.

Man sagt Lust und denkt an die Lüste, man sagt Sinn und denkt an die Sinnlichkeit, man sagt Leib und denkt an den Unterleib — und so hat man drei gute Dinge um ihre Ehre gebracht.

Die bürgerlichen und die ritterlichen Tugenden verstehen einander nicht und verleumden sich.

Auch unser Lernen und unser Fleiß sind Sache der Begabung.

Daß Jedermann lesen lernen darf und liest, das ruinirt auf die Dauer nicht nur die Schriftsteller sondern sogar die Geister überhaupt.

[«]

4[71]

Er that mir Unrecht — das ist schlimm. Aber daß er vor mir gar noch sein Unrecht abbitten will, das ist zum Aus-der Haut-fahren!

Es gehört ein sehr guter Charakter dazu, die unangenehmen Folgen einer kleinen Thorheit nicht seinem Charakter zur Last zu legen.

Um die unangenehmen Folgen der eignen Thorheit wirklich seiner Thorheit und nicht seinem Charakter zur Last zu legen: dazu gehört mehr Charakter als die Meisten haben.

Sind wir auch nur einen Schritt über das Mittelmaaß menschl<icher> Güte hinaus, so werden unsere Handlungen getadelt.

Ihr sagt „das gefällt mir“ und meint mich zu loben! — Oh ihr Narren wie ihr mir damit gefallt!

Der wissenschaftliche Mensch hat Ein Loos mit dem Seildreher: er spinnt seinen Faden länger, geht aber dabei selber — rückwärts.

[«]

4[72]

Das Leben ist schwer zu tragen: dazu hat man Vormittags den Trotz und Nachmittags die Ergebung nöthig

Ich bin zerstreut: mein Appetit kommt erst nach der Mahlzeit.

An einer Theorie ist ihre Widerlegbarkeit wahrlich nicht der geringste Reiz.

Den constitutionellen Königen gab man die Tugend — sie können nicht mehr „Unrecht thun“ — aber man nahm ihnen dafür die Macht. Seitdem wollen sie nichts als Krieg — warum doch?

Wenn man das Glück hat obskur zu bleiben, so soll man sich auch die Freiheit nehmen, die das Dunkel giebt und namentl<ich> „gut munkeln“.

[«]

4[73]

Ich hasse die Biedermänner viel mehr als die Sünder!

Liebe ich die Musik? Ich weiß es nicht — auch hasse ich sie zu oft. Doch liebt mich die Musik — und sobald mich jemand verläßt, springt sie herzu und will geliebt sein.

Wie spät zum Leuchten kommen?

Bald seinen Nacken munter zu stemmen, wie als ob das ganze Gewicht der Welt auf uns gelegt werden sollte — und bald zu zittern wie eine Rosenknospe, der ein Tröpfchen Thau schon zu schwer wiegt. Meine Brüder und Schwestern, thut mir doch nicht so zärtlich! wir sind allesammt hübsche lastbare Esel und Eselinnen, und durchaus keine Rosenknospen welche zittern.

[«]

4[74]

Damit es des Hemmschuhs bedürfe, bedarf es vorerst des Rades.

Ich habe etwas zu lange in der Nähe des Todes gelebt um mich noch vor dem Leben zu fürchten.

Solche M<enschen> nenne ich „Summen“

[«]

4[75]

Schauspieler nenne ich sie (die Mittheilenden)

Der Übermensch hat aus Überfülle des Lebens jene Erscheinungen der Opiumraucher und den Wahnsinn und den dionysischen Tanz: er leidet nicht an den Nachwehen.

Zu Vielem führt die Krankheit jetzt, was an sich nicht Symptom der Krankheit ist: zur Vision.

Nicht eure Sünde — eure Nüchternheit schreit zum Himmel.

Befreit uns von der Sünde und gebt uns den Übermuth wieder!

Der bleiche Verbrecher im Kerker und Prometheus dagegen!

Entartung!

„Wir wollen ein Wesen erschaffen“ wir wollen alle dran Theil haben, es lieben, wir wollen schwanger sein alle — und uns ehren und achten deshalb.

Wir müssen ein Ziel haben, um dessentwillen wir uns alle einander liebhaben! **Alle** sonstigen Ziele sind vernichtenswerth!

[«]

4[76]

Einen Philos<ophen> verstanden haben und von ihm überzeugt sein.

Heute verwandle ich alles in Gold, gieb mir, was du willst — Schicksal!

Laßt euch nicht täuschen! Die thätigsten Völker sind jetzt die müdesten! Sie haben nicht mehr Kraft genug zur Faulheit!

Das einzige Glück liegt im Schaffen: ihr Alle sollt mitschaffen und in jeder Handlung noch dies Glück haben!

Ihr sollt Chaos in euch bewahren: die Kommenden wollen sich daraus formen!

Erlösung vom ewigen Flusse.

[«]

4[77]

Man thut seine Thaten oft als ein Opiat gegen seine Vergangenheit.

Sein Liebstes thun, ohne es mit großen Worten zu nennen — kann Heroismus sein. Scham vor den erhabenen Gebärden.

„Ich folge“ — nicht „ich will“.

„Ich konnte nichts entbehren als ich den Übermenschen schuf. Alles euer Böses und Falsches, eure Lüge und eure Unwissenheit — alles ist in seinem

Samen.“

(Gegen die reine Pflanzenkost) Wollen wir denn Lämmerseelen und schwärmerische Jungfräulein schaffen? Löwen wollen wir und Ungeheuer an Kraft und Liebe.

Der Mensch sei ein Anlaß zu etwas, das nicht Mensch mehr ist.

Nicht uns entweltlichen — sondern die Welt überwältigen und uns in ihr.

Ich will aus der Zeugung und aus dem Tode ein Fest machen.

[«]

4[78]

Wir müssen so gut grausam als mitleidig sein: hüten wir uns kleiner zu werden als die Natur!

Ich lehre sowohl das Mitleiden als die Grausamkeit: ich lehre aber auch daß zu beiden Geist gehört, und Ziel.

Wir müssen die Erde für den Übermenschen bereit machen und Thier und Pflanzen
ich impfe euch mit dem Wahnsinn

Für die Kleinen ist da was ihr zu viel an Liebe habt.

Ihr seht sie auf der Bühne, aber ihr müßt sie im Leben sehen und nicht etwa da gering achten.

Eure besten Dinge taugen nichts, ohne ein Schauspiel.

Die moralischen Menschen haben ihre Selbstgefälligkeit beim Gewissensbiß.

[«]

4[79]

Ihr führt Krieg? Ihr fürchtet euch vor einem Nachbarn? So nehmt doch die Grenzsteine weg — so habt ihr keinen Nachbarn mehr.

[«]

4[80]

Mit der Todtenfeier zu beginnen.

Ich sehe etwas Furchtbares voraus. Chaos am nächsten, Alles Fluß.

1. Nichts, was an sich werth hat — nichts, was befiehlt „du sollst“.
2. Es ist nicht auszuhalten — wir müssen das Schaffen dem Anblick dieser Vernichtung entgegenstellen.
3. Diesen wandelnden Zielen müssen wir Ein Ziel entgegenstellen — es schaffen.
4. Als Stoff haben wir Alles Einverleibte, darin sind wir nicht frei. Diesen Stoff fassen, begreifen (durch Wissenschaft).
5. Den Übermenschen schaffen, nachdem wir die ganze Natur auf uns hin gedacht, denkbar gemacht haben.
6. Wir können nur etwas uns ganz Verwandtes lieben: wir lieben am besten ein erdachtes Wesen. Gegen ein Werk und ein Kind braucht die Liebe nicht befohlen zu werden. Vortheil des Übermenschen.

[«]

4[81]

Ich will das Leben nicht wieder. Wie habe’s ich ertragen? Schaffend. Was macht mich den Anblick aushalten? der Blick auf den Übermenschen, der das Leben bejaht. Ich habe versucht, es selber zu bejahen — Ach!

[«]

4[82]

An’s Leben zu denken soll die Sache der Erholung sein: sonst nur an Aufgaben.

Mémoires:

Primum vivere begriff ich, und was gehört alles zum vivere!

erkennen um zu leben — früher: um das Leben zu verneinen.

[«]

4[83]

Die Auflösung der Moral führt in der praktischen Consequenz zum atomistischen Individuum und dann noch zur Zerteilung des Individuums in Mehrheiten — absoluter Fluß.

Deshalb ist jetzt mehr als je ein Ziel nöthig und Liebe, eine neue Liebe.

[«]

4[84]

Die Gefahr der Umkehr zur Thierheit ist da. Wir schaffen allen Gestorbenen nachträglich Recht und geben ihrem Leben einen Sinn, wenn wir den Übermenschen aus diesem Stoffe formen und der ganzen Vergangenheit ein Ziel geben.

Wenn ich nicht die Menschen liebte, wie hielte ich Zarathustra aus?

Ehrt mir die Schauspieler und sucht die besten nicht auf der Bühne!

Peitsche.

[«]

4[85]

Als Zarathustra dies gesagt hatte, winkte ihm ein Mütterchen und sprach: „Nun will ich gerne sterben, denn mein Mund hat Zarathustra nichts mehr zu lehren.“

Fürchtet euch nicht vor dem Fluß der Dinge: dieser Fluß kehrt in sich selber zurück: er flieht sich selber nicht nur zweimal.

Alles „es war“ wird wieder ein „es ist“. Allem Zukünftigen beißt das Vergangene in den Schwanz.

Wo das „Soll“ nicht mehr gefühlt wird, —

Entstehung der Liebe — Liebe als Folge der Moral.

[«]

4[86]

Ich habe alle diese wilden Hunde noch bei <mir>, aber in meinem Keller. Ich will sie nicht einmal bellen hören.

Winkte ihm ein Mütterchen und sagte: Nun sterbe ich ruhig ich habe Zarathustra erlebt.

[«]

4[87]

Es kommt Niemand zu mir. Und ich selber — ich gieng zu allen und ich kam zu Niemand.

[«]

4[88]

Am Tage vor dem letzten Tage sandte Zarathustra die Jünger heim, die ihm Geleit gegeben hatten und sprach also zu ihnen:
Die Stätte, der Zarathustra gelacht hatte, muß [— —]

Jedes Ding hat 2 Gesichter: eins des Vergehens, eins des Werdens.

Je mehr Individuum, um so weiter soll die Heerde, zu der es gehört.

Der bon gôut der Erkenntniß reicht in die höchste Stufe der Moralität.

Wenn ihr einen Begriff von der Qual der Verantwortlichkeit der höheren Menschen hättet!

[«]

4[89]

Von der Moral der höheren Menschen.

Alles, was sonst Moral ist, ist hier Liebe geworden.

Aber nun beginnt ein neues „Du sollst“ — die Erkenntniß des Freigeistes — die Frage nach den höchsten Zielen.

[«]

4[90]

So wie wir die Moral nicht mehr nöthig haben, so — auch nicht mehr die Religion. Das „ich liebe Gott“ — die einzige alte Form des Religiösen — ist in die Liebe eines Ideals umgesetzt — ist schöpferisch geworden — lauter Gott-Menschen.

Moral ist nöthig: wonach werden wir handeln, da wir doch handeln müssen? Und was wir gehandelt haben, müssen wir schätzen — wonach?

Irrthum in der Genesis nachweisen ist kein Argument gegen die Moral. Moral ist eine Lebensbedingung. „Du sollst“

Von der Heiligung der Leidenschaften.

Er gehorcht, so viel er kann.

Ich habe auf der schmalsten Stufe des Lebens gelebt.
Solche Leiden wie die meinigen sind die Leiden des Vergrabenen.

Jede höhere Handlung ist ein mannichfacher Bruch des Sittengesetzes.

Lehren auch den Nutzen und <die> Vernunft? Dazu sind wir lange nicht vernünftig genug.

[«]

4[91]

Der Reihe nach alle Leidenschaften gelten lassen, aber heiligen.

Ich wollte wissen, nun treffen mich mein Loos (Vivisection) und mein Schmerz über den stummen Blick des Hundes.

Seid menschlich gegen die Schaffenden, es fehlt ihnen an Nächstenliebe.

Der Tiefe. — Du vergiebst heute, was man an dir that. Aber du hast es noch gar nicht erlebt: nach einem halben Jahre wirst du es nie mehr vergeben und vergessen.

[«]

4[92]

Erst wenn der Geist in die Moral fährt, geht der Teufel los.

Die M<enschen> haben sich die Moral erst genommen, auch wir können uns eine Moral geben!

„Was ist das Schwerste?“
Dies Alles habe ich gethan, sprach Zarathustra, und gebe es heute billig — um eines Mädchens Lächeln.

Und hast du den Menschen nichts mehr zu sagen?
Nein, sagte Zarathustra, der Becher ist leer. Und als er das gesagt hat<te>, gieng er seines Weges und allein. Seine Jünger aber weinten.

Hütet euch dem Einsiedler wehe zu thun. Der Einsiedler ist wie ein tiefer Brunnen: leicht ist es, einen Stein hinein zu werfen, aber wie willst du ihn wieder herausbringen? Der Einsiedler vergiebt niemals.

einen Pfeil der Verachtung mehr in seinen Köcher stecken.

rupfen

[«]

4[93]

Gebt euch nicht zu erkennen! Und müßt ihr es, nun so erzürnt, aber beschämt nicht!

Habe ich euch zu rathen, wie man sich gegen Einbrecher und Halsabschneider wehrt? ich rede zu solchen, welche ihrer Tugenden müde sind und sich gern einmal bestehlen und verleumden lassen, um ihrer Tugend ein Fest zu machen. —

[«]

4[94]

Vergeßt mir dies nicht! Ich hieß die M<enschen> den Übermenschen schaffen, ich lehrte Mittag und Ewigkeit und die Erlösung vom Flusse, und meine Lehre ist: das Für Alle ist älter und eher gut geworden als das „für mich“; ihr müßt das „für mich“ erst noch heiligen.

Ihr sollt eure Sinne nicht tödten sondern heiligen — unschuldig machen.

Da sagte alles Volk: wir sollen den Vernichter der Moral vernichten —

Man muß auch als Thier vollkommen sein, will man als Mensch vollkommen werden.

Ihr werdet immer nur die Moral haben, die zu eurer Kraft paßt.

Der Übermensch, der Einsam-Wandler, der Scheue, — — —

[«]

4[95]

ein Jünger — das ist weder ein Kind noch ein Werk“, hier schwieg Zarathustra und sah verwandelt vor sich hin und mit einem harten Blicke. Seine Jünger aber traten auf ihn zu und fr<agten> ihn: „hast du uns nichts mehr anzuvertrauen — daß wir es mit uns heimbringen?“

Zarathustra gieng fürbaß bis er zu seiner Höhle und Gebirge kam: da fand er auch seinen Adler und seine Schlange. Als <er> aber die Höhle und die Thiere begrüßt hatte, wurde er auf Ein Mal sehr alt.

Damals sagte man sich unter dem Volke: es ist nicht das Schlimmste Zarathustra in die Hände zu fallen, aber nachts von ihm zu träumen.

Er besann sich lange und sprach kein Wort, während seine Thiere vor ihm warteten und der Vormittag durch das Gebirge gieng. Plötzlich veränderten sich seine Augen. Es war um die Stunde des Mittags, da fühlte er mit der Hand um sich und sagte: — — —

[«]

4[96]

Das Unrecht soll der auf sich nehmen, der dazu f<ähig ist.>
Gefahren des Einsamen.
Pinie

Das Alles that ich und trage es auf mir — Lächeln eines Kindes

[«]

4[97]

Hier wehet der Geist eines Helden — geh still vorbei. Er litt zu viel; er ist immer noch Willens, gerade dafür leiden zu machen.

[«]

4[98]

Möge er selber seiner Seele gnädig sein.

[«]

4[99]

Ich verlange alle Thaten der Aufopferung, der Güte, der heiligen Selbstsucht von euch und zu alledem sollt ihr sagen: „macht nichts Großes daraus! Es ist allein mein Geschmack!“ Und ich verlange noch mehr, daß ihr der Erkenntniß nachgeht, weil ich weiß daß sie wider euren Geschmack ist, daß ihr sagt: „wir müssen wohl so sein“, aber dies unser Muß soll kein Gesetz sein und den Anderen nicht zum Schatten und Ärgerniß werden.

[«]

4[100]

Meine Brüder, ich weiß keinen Trost für das Weib als ihr zu sagen: „auch du kannst den Übermenschen gebären“.

Was habt ihr mit den Wölfen und Katzen gemein? welche immer nur nehmen und nicht geben und lieber noch stehlen als daß sie nehmen?
Ihr seid die immer Schenkenden.

[«]

4[101]

Alle eure Schwächen und Laster folgen euch noch in eurer Erkenntniß! Ein Buch ist schwer zu lesen: aber wer die Augen hat — — —

[«]

4[102]

Schlecht behandelt werden ist euer Loos: eure Rache wird nicht gefürchtet. Dafür versinkt ihr nicht ganz in der Zeit.

[«]

4[103]

Mitleid in Hinsicht auf den Übermenschen (Jünger — Cap<itel>).

(Cap<itel>) könnte ich den Übermenschen sehen! er sieht mich nicht, er sieht seine Vision.

(Cap<itel>) Das Gute — kein Gott gab es euch, und führt euch nicht in ein besseres Jenseits; es läßt sich nicht begründen; und ist eitler Irrthum. Also nur: „ich will!“

Die Liebe zu dem gegenwärtigen Menschen zu schildern (zum Genie) — wie es quält! wenn man es in die Ferne rückt und dann das Zerrbild sieht! **(Cap<itel>)**

[«]

4[104]

Ihr sagt, ihr glaubt an Zarathustra. Aber was geht das Zarathustra an? Ihr seid meine Brüder: ich liebe euch nicht zu sehr: ein Bruder das ist weder ein Kind noch ein Werk.

Ich liebe die freien Geister wenn sie auch freie Herzen sind. Mir ist der Kopf wie das Eingeweide des Herzens. Was ein Herz annimmt, das muß der Kopf verdauen und zu Gedanken machen.

Lieber noch zürnt als daß ihr beschämt!
Und wenn euch geflucht wird, so gefällt es mir nicht, daß ihr dann segnen wollt: besser ist es ein wenig mitzufluchen. Hol mich der Teufel!

Ich empfehle allen Märtyrern zu überlegen, ob nicht die Rachsucht sie zum Äußersten trieb.

[«]

4[105]

eure Dichter Bücher Schauspieler sollen euch den Mangel an Visionen unfühlbar machen — sie machen euch noch ärmer! Es sind nicht meine Visionen! Und die Dichter sollen lügen!

Ich will mit der Kunst nichts zu thun haben — außer der, die einen fröhlich macht! Aus Lust und Überlust! Die Lüge in der Kunst ist das Böse aus Übermuth!

Ich will euer Schreien nicht hören! Ja jetzt seid ihr „wahr“!

Umwerfen!

[«]

4[106]

Das ist ein Gegengrund, und ich bin dir dankbar. Nun aber widerlege mir noch den Gegengrund, Freund!

Es entzückt mich dich zu sehen, sprach Zarathustra, und doch bist du es <nicht>, der mich entzückt, sondern du bist mir ein — — —

Dies ist die Stunde des Sommers, eine Stunde und nicht mehr. Du bist mir ein Hochgebirge: fest wie Eis, viel Sturm und Gewölk…

[«]

4[107]

ich will mit ihnen nicht hassen und nicht lieben: ich kann ihren Schrei und ihr Glück nicht hören.

[«]

4[108]

NB. **Mit der höchsten Leidenschaft auszuführen:** thöricht ist der Liebende (getäuscht) und er vermag seine Liebe nicht mitzutheilen.

Lieblos ist der Erkennende und unmittheilsam.

Lieblos und thöricht ist der Schauspieler.

[«]

4[109]

sie verstehen mich nicht — aber schauerlich ist’s, sie laufen zum beliebten Orte.

an die Gerichte sich zu wenden ist schon ein Zeichen von Verachtung.

[«]

4[110]

Man ist stolz anzubeten, wenn man nicht Götze sein kann.

wenn die Brunst das W<eib> anfällt und sie die Bilder von M<ännern> —
Seht jenes blasse Weib; ich möchte ihr noch lieber in die Hände, obwohl sie mordlustige Hände hat, als in ihre Träume gerathen.

Wem begegnet Zarathustra zuerst? Er freut sich, sie wieder zu ertragen.

(Cap<itel>) Ich gieng in die Einsamkeit, weil ich den Menschen lieben wollte, aber immer hassen mußte. Endlich liebte ich den Übermenschen — seitdem ertrage ich die Menschen. Ich will ihnen eine neue Hoffnung bringen! Und eine neue Furcht — sagte Zarathustra.

[«]

4[111]

Es gab eine Zeit, wo mich ein Ekel vor mir selber anfiel: Sommer 1876. Die Gefahr des Irrsinns, das schlechte wissenschaftliche Gewissen über die Einmischung der Metaphysik, das Gefühl der Übertreibung, das Lächerliche im „Richterthum“ — also die Vernunft herstellen, und in der größten Nüchternheit, ohne metaphysische Voraussetzungen zu leben versuchen. „Freigeist“ — über mich weg!

[«]

4[112]

als ich jung war

Dies Alles gebe ich heute willig dahin — um das Lächeln eines Kindes. Man muß auch seine Jugend überwinden, wenn man wieder Kind sein will.

Bin ich's in Wahrheit, den ihr verehrt? Und wenn ich's bin — hütet euch daß euch nicht eine Bildsäule erschlage.

[«]

4[113]

Jetzt erscheint der Mörder als krank: so sehr sind die moralischen Urtheile einverleibt.

ergreifende Dinge sammeln.

[«]

4[114]

An mitleidigen Menschen ist die Härte eine Tugend.

[«]

4[115]

Blut ist ein schlechter Zeuge für eine Wahrheit: Blut vergiftet eine Lehre, so daß sie Haß wird.

[«]

4[116]

Als ich jung war, hatte ich einen Hang, mir wehe zu thun: man nannte es meinen Hang zum Erhabenen.

Sich von Gras und Eicheln der Erkenntniß nähren.

Der Mensch soll die Mitte zwischen der Pflanze und dem Gespenste sein.

Ich liebe alle diese schweren Tropfen, wie sie einzeln aus der dunklen Wolke niederfallen, die den Blitz in sich birgt: dieser Blitz heißt der Übermensch.

[«]

4[117]

Das Kind in uns soll auch den Löwen in uns überwältigen — sprach Zarathustra.

Ich gebe nicht Almosen — dazu bin ich nicht arm genug — sagt Zarathustra.

Ich bin eine Stütze und ein Geländer am Strom — fasse mich wer mich fassen kann! Eine Krücke bin ich nicht

sich erniedrigen und seinem Hochmuth wehethun: seine Thorheit beichten lassen, um seiner Weisheit zu spotten.

Ich verbiete euch an diese metaphysischen Dinge zu glauben: Mißtrauen ziemt sich da, und Einsicht, woher ehemals die Werthschätzung dieser Fragen kam. Durchaus menschlich muß unsere Denkweise sein!

[«]

4[118]

Moldenhauer
Mainländer

[«]

4[119]

aber so du mir zuhören willst, so nimm von dem Meinen hinweg, was alles zu dir gehört.

[«]

4[120]

Der Einsiedler mit verbissenen Zähnen — er hob mit Unlust die Zähne auseinander.

Wie ist es möglich sich mitzutheilen? Wie kann man gehört werden? Wann komme ich aus der Höhle in’s Freie? Ich bin der Versteckteste aller Versteckten.

[«]

4[121]

Seht weg! Erhebt euch in höheres Licht! Kein **Mitleidiger** liebt den Übermenschen!

[«]

4[122]

Hier saß ich wartend —
Jenseits von gut und böse, bald des Lichts
Genießend bald des Schattens: ganz nur Spiel
Ganz Meer, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel.

[«]

4[123]

Ach unser Gutes! — wir ehren unsere Vorfahren.

[«]

4[124]

Aus Ihren Themen klingt immer etwas heraus wie Verzweiflung. H<einrich> K<öselitz>

[«]

4[125]

Cap<itel>: von der Abweisung des Martyriums.

[«]

4[126]

Der Mensch eine Atomgruppe vollständig in seinen Bewegungen ahhängig von allen Kräfte-Vertheilungen und -Veränderungen des Alls — und andererseits wie jedes Atom unberechenbar, ein An-und-für-sich.

Bewußt werden wir uns nur als eines Haufens von Affekten: und selbst die Sinneswahrnehmungen und Gedanken gehören unter diese Offenbarungen der Affekte.

[«]

4[127]

Die tragischeste aller Geschichten mit einer himmlischen Lösung.

Zarathustra schrittweise größer werdend — seine Lehre schrittweise entfaltend mit diesem Größerwerden.

Die „Wiederkehr“ wie eine Abendsonne über der letzten Katastrophe aufleuchtend.

[«]

4[128]

hülflos, ohne Geist sich aus ihren Sünden zu helfen — die Lage steht „fest“ für sie

Wenn man sehr leidet, so wird man bescheiden genug, um eitel zu sein.

„Ich weiß keinen Grund dagegen“ — aber dies „ich weiß nicht“ ist leider kein Grund dafür! Ich weiß so Vieles nicht —

[«]

4[129]

Man lobt, wenn man lobt, immer sich selber: man tadelt, wenn man tadelt, immer das Andere.

Ich liege nieder eingehüllt durch eine dicke Melancholie — mein Leben hängt an kleinen Zufällen.

(Cap<itel>) Haltet euch die Seele frisch kühl (gegen das Mitleid)

Mitleid, wenn es stark ist, eine Höllen-Empfindung.

Mord aus höchster Liebe zu den Menschen.

[«]

4[130]

Wie gut du heilst, Heiland. Das waren ihre Worte. Denn das Weib liebte Zarathustra.

[«]

4[131]

Wir dichten da nicht: wir rechnen. Aber damit wir rechnen können, hatten wir zuerst gedichtet.

Ich erlebe nichts mehr: ich bin auch über Erlebnisse erhaben.

Ihr Kalten und Nüchternen, ihr kennt die Entzückungen der Kälte nicht!

Ich löse dich von der Kette: stirb! — und man sah das Weib lächeln indem es starb.

Als Zarathustra diese Worte des Weibes gehört hatte, verhüllte er sein Haupt und stützte sich.

Ist nicht dies Mitleiden eine Hölle? Ist nicht diese Inbrunst eine Flamme?

sagten die Richter mit Einer Stimme: dieser Mensch ist des Wahnsinns: er gehe, wohin ihm beliebt: und daß er nicht bleibe. Da beschloß Zarathustra bei sich die Heimkehr zur Höhle und zu seinen Thieren.

[«]

4[132]

„Wiederkunft“ gelehrt — „ich vergaß das Elend“. Sein Mitleiden nimmt zu. Er sieht, daß die Lehre nicht zu ertragen ist.
Höhepunkt: der heilige Mord. Er erfindet die Lehre vom Übermenschen.
Heimkehr: Einkehr beim Einsiedler „was lehrst du nicht die Härte? Und den Haß gegen das Kleine?“
Zarathustra: das lehre du! Ich bin das nicht mehr! war ich, als ich zu den Menschen kam. Ich bin zu arm dazu geworden, — ich gab Alles fort, auch meine Härte. — So denken die Einsiedler: Ich beschwöre dich bei der zuckenden Lippe und der Furche der Qual auf der Stirn, bei dem Lächeln der Sterbenden — er weint. (So lebe Gott) Gott ist todt: und es ist an der Zeit, daß der Übermensch lebt.

[«]

4[133]

Den Begriff der Gerechtigkeit erheben umbilden — oder beweisen, daß das menschliche Handeln nothwendig ungerecht ist.

man kann sich außerhalb einer bestimmten Werthschätzung stellen, aber nicht außerhalb aller Werthschätzung.

die Moral abschätzen — wonach?

[«]

4[134]

Es ist schon möglich, sich selber auszuhalten: aber wie hält man seinen Nächsten aus? er leidet zu viel.

ich wußte nicht, wie arm sie sind — ich wußte nicht, daß Nehmen schöner ist als Geben. —

Ist nicht Mitleid die Hölle Gottes? Und starb er vielleicht an dieser Inbrunst?

[«]

4[135]

Bei der Blutrache: Grundgefühl wie alle die den Staat repräsentiren: Ehrfurcht vor einem tiefen Leiden eines Geschlechtes und Concession an dies Gefühl.

wenn wir das Schädliche mit Grauen oder Ekel verbinden, entsteht das Gefühl bös, schlecht.

Es giebt immer Menschen, welche die gefährlichen Posten lieben: und ohne hier die Beweggründe für diese Liebe zu untersuchen, oder gar ohne Weiteres zu loben — der Freigeist — —

[«]

4[136]

Mit der Moral über uns ist das Leben gar nicht auszuhalten — wenn man kein Pharisäer ist und einen freien Blick hat — deshalb habe ich sie vernichtet.

Ein Haufen Affekte, ein primum mobile, aber in seiner Bewegung verschoben und zerdrückt durch alles, was sich bewegt.

um mich zu bejahen, vernichtete ich die Moral: ich zeigte, daß überall es den Schöpfer gab und Tyrannen zugleich. Aber das Zugleich ist nicht nöthig, weil die Heerde — — —

[«]

4[137]

Alle Ziele sind vernichtet. Die Menschen müssen sich eins geben. Es war ein Irrthum, daß sie eins hätten: sie haben sie sich Alle gegeben. Aber die Voraussetzungen für alle früheren Ziele sind vernichtet.

Die Wissenschaft zeigt den Fluß, aber nicht das Ziel: sie giebt aber Voraussetzungen, denen das neue Ziel entsprechen muß.

[«]

4[138]

Jeder Mensch ist eine schöpferische Ursache des Geschehens, ein primum mobile mit einer originalen Bewegung.

[«]

4[139]

Als Gott sich selber begriff, schuf er sich selber und seinen Gegensatz.

Wie habt ihr den Weg vom Wurm zum Menschen gemacht! und Vieles in euch ist noch Wurm und ein Gedächtniß eures Weges.

[«]

4[140]

Eisumschläge. — Mein Ekel an den Menschen war zu groß geworden. Ebenso der Gegen-Ekel an der moralischen Arroganz meines Idealismus. Ich näherte mich dem Verachteten, ich suchte in mir alles das, was ich verachtete: ich wollte meine Gluth dämpfen. Ich nahm die Partei gegen alle die Ankläger der Menschheit — ich entriß ihnen und mir das Recht zu hohen Worten.

Der kritische Trieb wollte das Leben —

Heroismus, darin, von der geringsten Kost zu leben: Wüste.

Heroismus, sich den intellektuellen Trieb selber zu erniedrigen, als Affekt auszudenken.

Ich verunglimpfte die Affekte um nachher zu sagen: ich hatte einen Affekt, nichts mehr!

Das Leben unter der Moral gar nicht auszuhalten. (Bedeutung Wagners schon früher)

[«]

4[141]

W<agner> der übrig bleiben wird als ein M<ensch> der im Ungeschmack der Anmaaßung am weitesten gegangen ist.

[«]

4[142]

ich leugne moralische Triebe, aber alle Affekte und Triebe sind durch unsere Werthschätzungen gefärbt; in uns concurriren ganz verschiedene Schätzungen. Consequenz: die Vielheit der Moralen zu begreifen.

ein beständiges Loben und Tadeln.

unsere Affekte moralisch redend
unsere Gemeingefühle moralisch redend
unsere intellektuellen Freuden <moralisch redend>

unsere Krankheiten treten als moralisches Phänomen auf
alles am Menschen ein Verbrechen, was uns gefällt oder mißfällt
aller Nutzen
Landschaft
Bett
eine Art von Krankheit moralis
andere moralische Affekte im Vordergrund bei schlechten Tagen

[«]

4[143]

Alles was wir nicht so empfinden, geht uns wenig an. Wir vergessen es fortwährend.

Das Loben und Tadeln unserer Affekte, das Wertabschätzen also, nenne ich „Moral“.

Mit der Erklärung der Töne ist noch nicht die Musik erklärt — oder gar widerlegt.

Es giebt Zeiten empörender Gleichgültigkeit gegen ein Menschenleben. Der Gegensatz dazu ist die Blutrache.

Erleichtern: so hält man sich selber erst aus — und wird aus Mitleiden wahnsinnig.

[«]

4[144]

Mit festen Schultern steht er gestemmt gegen das Nichts: und wo Raum ist, da ist Sein.

[«]

4[145]

Ganz Meer, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel
Ein Kind, ein Spielzeug
Und plötzlich werden Eins zu Zwei
Und Zarathustra gieng an mir vorbei.

[«]

4[146]

ich gehe als Richter und Henker an mir zu Grunde.

[«]

4[147]

„Gut zu etwas“, „schlimm für etwas“: ursprünglich sind alle moralischen Urtheile Urtheile über Mittel zu Zwecken. Aber man vergaß allmählich die Zwecke, und „gut“ „schlecht“ blieb übrig — als ob es an sich etwas Gutes geben könnte. Man lobte und tadelte immer in Hinsicht auf einen Zweck: endlich aber leugnete man den Zweck, um **ganz voll** loben und tadeln zu können, als nämlich Gefühle wie Verehrung Liebe oder Ekel sofort bei diesen Mitteln empfunden wurden.

Der Affekt also ist es, der das „Gute an sich“ geschaffen hat und „das Böse an sich“.

Wie es nun auch stehen möge mit diesen einverleibten „moralischen Gefühlen“ — aus der Geschichte der moralischen Gefühle ergiebt sich, daß keine Gütertafel, kein letzter Zweck stehen geblieben ist — alles ist widerlegt. Wir haben eine ungeheure Kraft moralischer Gefühle in uns, aber keinen Zweck für Alle. Unter sich sind sie im Widerspruch — sie **stammen** aus verschiedenen Gütertafeln, — — —

Es giebt eine ungeheure moralische Kraft, aber es giebt kein Ziel mehr, in dem alle Kraft verwendet werden könnte.

[«]

4[148]

Was können Alle? Loben und tadeln. Dies ist der Wahnsinn des Menschen, des wahnsinnigen Thiers.

Ich sage daß der Flaum zum Apfel gehört, ich sage daß die Lüge zum Leben gehört.

Man thut viel Unrecht — und nicht nur wenn man wehe thut sondern durch Loben Wohlthat Mitleid — man vergilt nicht, wo es nöthig wäre!

[«]

4[149]

Es giebt nur Eine Vernunft. Und es giebt nur Ein Gemüth? Eine vollkommen menschliche Ausdeutung des Weltprozesses muß zugleich — oder: für jede Phase des menschlichen Gemüths ist eine tröstliche Ausdeutung des Weltverlaufs möglich gewesen.

[«]

4[150]

Es ist fürchterlich, zu sehen, wie ungerecht die Dinge sind. Aber da ist der Trost, daß wir die Schöpfer der Gerechtigkeit sind und daß wir an uns selber leiden.

[«]

4[151]

Moralität — der Inbegriff aller uns einverleibten Werthschätzungen: was soll aus dieser ungeheuren Summe von Kraft werden? Nur insofern interessirt mich die

Frage, wie diese Schätzungen entstanden sind.

[«]

4[152]

Was wißt ihr davon, wie ein Wahnsinniger die Vernunft liebt?

[«]

4[153]

(Cap<itel>) Rede an die Geistigsten.
(Cap<itel>) das verhüllte Leben.

[«]

4[154]

Sie haben nie den Augenblick erlebt, der ihnen sagt „wir sind erbärmlich“

dieser alte Gottmensch konnte nicht lachen.

Ein Ebräer Namens Jesus war bisher der beste Liebende.

[«]

4[155]

Nicht diesen M<enschen> den ich bisher verehrte verwarf ich: sondern das, um dessentwillen ich ihn bisher verehrte.

[«]

4[156]

Schluß des Abschnittes. Und auch dieses Leiden der Wahrhaftigkeit wählte ich mir.

[«]

4[157]

Du hast ihre Ideale gesehen — nun zerbrich sie selber und sei hart! Mitleid.

[«]

4[158]

Form: dieser M<ensch> ist auf dem Kasten angekommen, der keinen Boden und keine Wände hat.

[«]

4[159]

Wie! Ihr wollt diese dürftigen Menschen verewigen? In Ketten aneinander schließen? Laßt sie doch zu Grunde gehn! Socialisten was sind uns Reiche und Arme!

[«]

4[160]

Wenn dies ohne Zeit in die Welt blickt, wird alles Krumme gerade

Wenn du blau siehst was nützt es dir dich selber zu überreden und zu sagen: es ist grau!

verachten

[«]

4[161]

Es ist schwer, über das Weib etwas Falsches zu sagen: bei den Weibern ist kein Ding unmöglich — antwortete Zarathustra.

[«]

4[162]

Der letzte Mensch — er hüstelt und genießt sein Glück.

[«]

4[163]

Der Mensch bestimmt stehen zu bleiben, als der Überaffe, Bild des letzten Menschen, der der ewige ist.

[«]

4[164]

Es giebt genug: die wissen nichts Besseres auf Erden als mit einem Weibe zusammen zu liegen.

[«]

4[165]

Der M<ensch> ist eine Sache, die überwunden werden soll: was hast du dazu gethan? Was gehen mich eure guten bösen M<enschen> an?

[«]

4[166]

Was nützt es den Geist frei zu machen, wenn er dann keine Flügel hat, um davonzufliegen?

[«]

4[167]

Letztes Gespräch mit dem Einsiedler.

— ich lobe dich daß du nicht mein Schüler wurdest.

Einsiedler: ich verachte die Menschen zu sehr, ich liebe sie zu sehr — ich halte sie nicht aus — ich muß mich zu sehr in Beidem verstellen.

ich bringe ihnen eine neue Liebe und eine neue Verachtung — den Übermenschen und den letzten Menschen.

Ich verstehe dich nicht — das was du ihnen bringst, sie nehmen es nicht an. Laß sie erst betteln um ein Almosen!

Zarathustra: — — —

Aber sie brauchen nur Almosen, sie sind nicht reich genug, um deine Schätze brauchen zu können.

Ich mache Lieder und singe sie, ich lache und weine, wenn ich meine Lieder mache.

Diesen Mann habe ich nichts mehr zu lehren.

[«]

4[168]

Diese wollen Würfel spielen und jene wollen rechnen und zählen und jene wieder wollen immer Wellen und Tänze der Wellen sehen — sie nennen’s Wissenschaft und schwitzen dabei.

Aber es sind Kinder die ihr Spiel wollen. Und wahrlich, es ist eine schöne Kinderei, und etwas Lachen würde dem Spiele nicht schaden

[«]

4[169]

Zweck des Ascetismus: seinen Durst voll werden lassen, das eigene Schaffen muß sich stauen.

[«]

4[170]

Es giebt viel an der Welt zu rechnen: aber die Welt auszurechnen — das ist lästig.

[«]

4[171]

Der Gegensatz des Übermenschen ist der letzte Mensch: ich schuf ihn zugleich mit jenem.

Alles Übermenschliche erscheint am Menschen als Krankheit und Wahnsinn.

Man muß schon ein Meer sein, um einen schmutzigen Strom in sich aufzunehmen ohne schmutzig zu werden.

[«]

4[172]

Als ich den Zweck dachte, dachte ich auch den Zufall.

Es muß möglich sein die Welt nach Zwecken und die Welt durch Zufall zu erklären: ebenso als Denken, ebenso als Wollen, ebenso als Bewegung, ebenso als Ruhe: ebenso als Gott und ebenso als Teufel. Denn das Alles ist das Ich.

Es sind nicht unsere Perspektiven, in denen wir die Dinge sehen; aber es sind Perspektiven eines Wesens nach unserer Art, eines größeren: in dessen Bilder wir hineinblicken.

[«]

4[173]

Um das zu lernen, beschloß ich die zu hassen die ich liebte, das zu tadeln was ich bisher lobte und zu sehen, was an den Bösen erst Gutes und an den Guten Böses sei. Gerechtigkeit nannte ich's.

Endlich fand ich das Schwerste: nicht zu lieben und nicht zu hassen, nicht zu loben und nicht zu tade<ln> und zu sagen: es giebt nichts Gutes und nichts Böses.

Als ich das gefunden hatte, gieng ich in die Wüste.

[«]

4[174]

Die Welt steht fertig da, eine goldene Schale des Guten — aber der schaffende Geist will auch das Geschaffene noch schaffen — der erfand die Zeit, und nun rollt die Welt auseinander und rollt wieder in großen Ringen in sich zusammen — als ein Werden des Guten durch das Böse.

[«]

4[175]

Ihr seid mir zu grob: ihr könnt nicht an kleinen Erlebnissen zu Grunde gehen.

[«]

4[176]

„Und doch redet Alles anders zu mir als zu euch.“

An dem Punkte wo eure Redlichkeit aufhört, hinzusehen, sieht euer Auge nicht mehr hin.

[«]

4[177]

Geschichte = Entwicklung der Zwecke in der Zeit: so daß immer höhere aus den niedrigen wachsen. Zu erklären, warum immer höhere Formen des Lebens entstehen müssen. Darüber sind ja die Teleologen und die Darwinisten eins, daß es geschieht. Aber das Ganze ist eine **Hypothese**, auf Grund der Wertschätzungen — und zwar neuerer Werthschätzungen. Das Umgekehrte, daß Alles bis zu uns herab Verfall ist, ist ebenso beweisbar. Der Mensch und gerade der Weiseste als die höchste Verirrung der Natur und Selbstwiderspruch (das leidendste Wesen): bis hieher sinkt die Natur. Das Organische als Entartung.

[«]

4[178]

In meinem Horste und Forste. Zarathustra 4.

[«]

4[179]

Werthe ansetzen das heißt ebenso Unwerthe ansetzen. Um die Glückseligkeit der Werthschätzungen zu haben — muß man alles Böse mitnehmen und alle Unlust der Verachtung.

Dieser sagt: alle Welt ist Gedanke — Wille — Krieg — Liebe — Haß: meine B<rüder> ich sage euch: alles dies einzeln ist falsch, alles dies zusammen ist wahr.

[«]

4[180]

Die Menschheit muß ihr Ziel über sich hinaus legen — aber nicht in eine falsche X-Welt, sondern in ihre eigene Fortsetzung.

Die Frage: wie etwas *wird* hat für mich immer dann Sinn wegen der Frage, was werden *soll*.

[«]

4[181]

Was der Affe für uns ist, der Gegenstand einer schmerzlichen *Scham* — das sollen *wir* für den Übermenschen sein.

[«]

4[182]

Wie müßte man zu Euch reden, damit ihr verstündet! Man müßte euch *krank* machen!

[«]

4[183]

Sobald der Wille auftritt hat das Gefühl den Eindruck der *Befreiung*. Das nennt man Freiheit des Willens. Das Gefühl ist nämlich *leidend gedrückt* — und sobald der Wille auftritt *pausirt* es und leidet nicht

[«]

4[184]

Kaum seid ihr geboren, so fangt ihr auch schon an zu sterben.

[«]

4[185]

Mitleid und Liebe Gegensatz der Moral. Darin keine Gerechtigkeit! Kein Gehorsam, keine Pflicht! Keine Wahrheitsliebe und Redlichkeit! Dazu Verlassen des eigenen Wegs — **Charakter der** Leidenschaft — und ihre Unvernunft.

[«]

4[186]

Habe ich nicht einen neuen Geruch und eine neue Farbe erfunden? — Also sprach Zarathustra.

Das Meer trug dich: — — —

Wer von euch hat die umfänglichste Seele
Seiltänzer auf die niedrigste Stufe setzen.

[«]

4[187]

Und wohin ich auch steige, überallhin folgt mir mein Hund, der heißt „Ich“.

[«]

4[188]

Das Ich erst in der Heerde. Gegensatz dazu: im Übermenschen ist das Du vieler Iche von Jahrtausenden zu Eins geworden. (also die Individuen sind jetzt zu Eins geworden

[«]

4[189]

Das Ich enthält auch eine Mehrzahl von Wesen (wie in der Heerde) kein Widerspruch. Ebenso als Mehrheit von Kräften. Mitunter pausirend — unsichtbar, wie der Strom der Elektricität.

Strebt sich zu verdichten, ist am stärksten als Diamant, am schöpferischsten? Wirklich? Als Volk noch mehr?

[«]

4[190]

Sie gehen zu den Kohlenbrennern und reden ihnen von der ewigen Qual.

[«]

4[191]

Rede mit einem Könige (Cap<itel>).

[«]

4[192]

Die Geschichte der großen Augenblicke — dahin gehört auch die Lehre vor den Kohlenbrennern.

[«]

4[193]

Und wenn ihr das Kleine nicht zertreten könnt, wenn ihr nicht Fliegenwedel sein wollt: so geht in die <Einsamkeit.>

[«]

4[194]

unser Auge sieht falsch, es verkürzt und zieht zusammen: ist das ein Grund, das Sehen zu verwerfen und zu sagen: es ist nichts werth?

[«]

4[195]

Aber glaubt ihr daß Zarathustra fand, was er suchte? Glaubt ihr daß ein Blinder gerade Wege geht? — Und so geschah es, daß Zarathustra diesmal nicht untergieng.

[«]

4[196]

Die Krankheit ist ein plumper Versuch zum Zwecke der Gesundheit. Kürzt diesen Versuch ab!

[«]

4[197]

das Machtgefühl, Wetteifer aller Ich's, den Gedanken zu finden der über der Menschheit stehen bleibt, als ihr Stern — das Ich ein primum mobile.

[«]

4[198]

Ziel: auf einen Augenblick den Übermenschen zu erreichen. **Dafür** leide ich alles! Jene Dreiheit!

Das ruhigste äußere Leben, weil sich so viel ereignet!

[«]

4[199]

Ist es nicht gleichgültig, daß möglichst Viele M<enschen> möglichst lange leben?

Ist das Glück dieser Vielen nicht eine verächtliche Sache und keine Rechtfertigung des Daseins?

Der Sinn deines Lebens sei, das Dasein zu rechtfertigen — und dazu mußt du nicht nur des Teufels Anwalt, sondern sogar der Fürsprecher Gottes vor dem Teufel sein.

[«]

4[200]

Er liebte die Menschen weil Gott sie liebt. Er wollte sie erlösen, um Gott zu erlösen.

Liebe zu den Menschen war das Kreuz, an welches er geschlagen wurde; er wollte Gott aus seiner Hölle erlösen: welche ist die Liebe Gottes zu den Menschen.

[«]

4[201]

Denn die Menschen hören schwer: und wer klug ist, zerschlägt ihnen die Ohren, daß sie anfangen mit den Augen zu hören.

lachten sie nicht mehr sondern sahen Zarathustra an.

und überall Oberfläche, — — —

[«]

4[202]

Rede an den Felsen — ich liebe es, daß er nicht spricht. Seine Schweigsamkeit ist würdig (Alles moralisch)

[«]

4[203]

Das Ich weiß nichts von sich in der Pflanze: es zerspaltet sich bei der Zeugung; es ist in Vielen eins (Heerde) es erlischt hier — was liegt daran? Der Zufall des Ichs (bei verschiedenen Wesen) gleichgültig.

[«]

4[204]

(das verhüllte Leben)
ein bleicher Jüngling
Manchen wirst du nie entdecken
Pinie

(der letzte Mensch: eine Art Chinese)

So oft ihn sein Geist trieb, gieng Zarathustra auf einen Berg und schrieb unterwegs seine Sprüche auf. Und einmal, als er mit sich allein war, rühmte er sich und sprach

ihr sollt sein wie Bäume die über dem Meere hängen und sich biegen von — — —

Allein geht er; denn seine Gestalten umringen ihn, die er nur sieht. Und trifft er seines Gleichen, so umarmen sich ihre Geister, und mit 4 Augen sehen sie dieselben Gestalten.

das Gerechte ist, daß ich alledem ein Recht zu schaffen suchte, was mir im Grunde zuwider war

ein Baum: die Blätter losmachen und ihnen eine kleine Bewegung geben und ebenso die Wurzel und die Zweige u.s.w.

Der Einsiedler sah ihn lange an — — —

Zarathustra, sagte der Einsiedler, du bist arm geworden — und wenn ich ein Almosen von dir wollte, würdest du mir es wohl geben?

[«]

4[205]

Bei aller Moral handelt es sich, höhere Zustände des Leibes zu **erfinden** oder zu **suchen**, wo bisher getrennte Fähigkeiten zusammen möglich sind.

[«]

4[206]

Horcht nicht darauf, was gut und böse ist — geht den Weg zu eurem Guten, und schafft euer Böses und Gutes. Es giebt 1000 noch nicht begangene Wege!

[«]

4[207]

Im Menschen hausen viele Geister wie Thiere des Meeres — die kämpfen mit einander um den Geist „Ich“: sie lieben es, sie wollen, daß es sich ihnen auf den Rücken setze, sie hassen sich einander um dieser Liebe willen.

— das Ich, das bewegliche Kätzchen mit dem silbernen Thieresfrohsinn.

Wann litt je ein Ertrinkender an Durst!

und wieder quiekt das Kätzchen Ich und wieder ist Einer glücklich und wieder sind alle neidisch.

Ein schöner Trost für solche, die jung genug dazu sind, sagte das alte Weibchen.

Bin ich gemacht, Bußprediger zu sein? Bin ich gemacht zu rasseln gleich einem Priester und einer Pauke?

[«]

4[208]

Ich lehre euch den Übermenschen: die große Verachtung müßt ihr euch selber lehren.

[«]

4[209]

(Cap<itel>) Die Bruderschaft der Rechtfertiger.

[«]

4[210]

Sie haben im Guten und Bösen nicht die Scham des Geistes: und loben und tadeln als ob

und im Geiste haben sie nicht die Scham des Guten und Bösen:

Sie werfen die Bilder um und sagen: es giebt nichts Hohes und Anbetungswürdiges — weil sie selber kein Bild und keinen Gott schaffen können.

Hört doch die Verachtung aus ihrer Wuth gegen die Bilder — die große Verachtung gen sich selber!

Ich liebe die verschwenderischen Seelen: sie geben nicht zurück und wollen keinen Dank denn sie schenken immer.

da gehn sie für sich fort

[«]

4[211]

Ich erkläre auch eure Tugenden aus dem Zukünftigen.

Nicht eure Tugenden verwerfe ich, sondern eure Tugendhaften.

Der Freund als der beste Verächter und Feind.

Wie wenige sind würdig!

Das Gewissen des Freundes sein. Jede Erniedrigung bemerken. Gewissen nicht nur moralisch zu nehmen: auch Geschmack, auch als Verbleiben in seinen Grenzen.

Der Freund als Dämon und Engel. Sie haben für einander das Schloß zur Kette. In ihrer Nähe fällt eine Kette ab. Sie erheben sich einander. Und als ein Ich von Zweien nähern sie sich dem Übermenschen und jauchzen über den Besitz des Freundes, weil er ihnen den zweiten Flügel giebt, ohne den der eine nichts nützt.

[«]

4[212]

Es ist kühl, die Wiese liegt im Schatten, die Sonne gieng.

Ist es nicht ungereimt zu leben? Müßten wir nicht mehr Vernunft haben, um aus dem Leben eine Vernunft zu machen?

Meine Brüder, verzeiht der Seele Zarathustras daß es Abend ist.

[«]

4[213]

Das Erfinden von Zuständen

Es ist an der Zeit, daß der Mensch sich ein Ziel stecke. Noch ist er zum höchsten Ziele reich und wild genug. Ich sage euch: ihr habt noch Chaos und Anprall der Gestirne in euch, um einen Sternentanz gebären zu können.

Einst aber wird der Mensch zu arm geworden sein, einst wird er selbst zur Wuth der Verachtung nicht genug Rad und Schwung sein.

[«]

4[214]

Unsere Verachtung des M<enschen> trieb uns hinter die Sterne. Religion, Metaphysik, als Symptom einer Begierde, den Übermenschen zu schaffen.

[«]

4[215]

Schwanger geht die Menschheit, wunderlich sind die Schwangern!

[«]

4[216]

(Cap<itel>) Beweise dich mir! Welches ist deine Pflicht?

[«]

4[217]

1. Die Hervorhebung von **Zuständen** und das Streben nach ihnen. Bedeutung für den Leib.
2. Diejenige Auffassung des Ich von sich selber entsteht, bei der der Heerden-Typus erhalten bleibt.
3. Übelbefinden und das Böse.
   Das Ausbrechen ganzer moralischer Strömungen als Correcturen des Leibes.
   Was bedeutet Ascetismus?
   Buddhismus und Mönchthum als Herstellung gesunder Leiber (gegen die vernichtenden und schwächenden Affekte).
   Moral als eine Gleichnißsprache über eine unbekannte Region der leiblichen Zustände. — Hier <ist> noch ganz von Wille und Zweck die Rede und von gar nichts Anderem.

1. Die Anpassung der leiblichen Begierden an einander.
2. Die Anpassung des Leibes an ein Klima bringt Moralen zum Ausdruck.
3. Der Leib der herrschenden Kaste bringt eine Moral.
4. Der Leib für die nöthige Arbeit und Vielheit der Arbeit.
5. Die Erhaltung des Typus bringt eine Moral hervor. Das Zu-Grunde-Gehende des Typus und die Unmoralität.

also scheinbar ohne chemische Mittel den Leib verändern — — in Wahrheit handelt es sich bei der Moral <darum,> die chemische Beschaffenheit des Leibes zu verändern.

Ungeheurer Umweg. In wiefern es möglich ist, direkter zu gehen?

„Gesundheits-Begriff und Ideal abhängig vom Ziele des Menschen“ — ? aber das Ziel selber ist ein Ausdruck einer bestimmten Beschaffenheit des Leibes und deren Bedingungen.

Der Leib und die Moral.

[«]

4[218]

Und er wußte seine Tugend nicht zu überwinden.
Der Löwe in ihm zerriß das Kind in ihm: und endlich fraß der Löwe sich selber.
Grausam war dieser Held und wild — — —
Seht, ich lehre euch die Liebe zum Übermenschen.
— — — lud er auf sich und zerbrach unter der Last.

[«]

4[219]

Leidenschaften = Zustände unserer Organe und deren Rückwirkung auf das Gehirn — mit einem Suchen nach Auslösung.

[«]

4[220]

Man nannte ihn einen Weisen, aber er war es nicht.

[«]

4[221]

Die Stellung der Religion zur Natur war ehemals die umgekehrte: die Religion entsprach der populären Auffassung der Natur.

Jetzt ist die populäre Auffassung die materialistische. Folglich muß das von der Religion, was jetzt da ist, so zum Volke reden: materialistisch.

[«]

4[222]

rechtwinklig am Leibe, mit starkem Nacken
den Bändiger des Löwen durch den Löwen umbringen

[«]

4[223]

Ihr sollt nicht viele Tugenden haben wollen — ihr seid nicht reich genug dazu. Eine Tugend ist schon viel Tugend: damit sie lebe, müßt ihr schon zu Grunde gehen.

[«]

4[224]

Ich lebe, damit ich erkenne: ich will erkennen, damit der Übermensch lebe.

Wir experimentiren für ihn!

[«]

4[225]

Der durchgängig schöpferische Charakter alles Geschehens — — —

Die Freiheit des Willens ist viel besser bewiesen als Ursache und Wirkung (eigentlich ist Ursache Wirkung nur eine populäre Folgerung)

[«]

4[226]

Wir sind zu geduldig gegen schlechte Luft: und du selber bist Anderen schlechte Luft.

Drei oder 2.

Wer uns nicht fruchtbar macht

[«]

4[227]

Ein Aufsuchen desjenigen an der Wahrheit was mir wehethut, und Alles opfern, eine ungeheure Spannung
nichts im Kopfe als eine persönliche Moral: und mir ein Recht dazu zu schaffen ist der Sinn aller meiner historischen Fragen über Moral. (Es ist nämlich schrecklich schwer, dies Recht sich zu schaffen!)

[«]

4[228]

Ich liebe die Menschen welche ihre Tugend zu Grunde richtet.
seht, ich zeige euch die Brücke zum Übermenschen!
<Ich liebe die,> welche ihre Seele verschwenden, die nicht danken und nie zurückgeben, weil sie immer schenken.

[«]

4[229]

Der die Zukünftigen rechtfertigt und die Vergangenen erlöst.

Und wer mitleidig ist, soll aus seinem Mitleiden sich Pflicht und Verhängniß schaffen, und wer treu ist, dem soll Treue seine Pflicht und sein Verhängniß werden — und du kannst nicht Geist genug für deine Tugend haben.

Dein Leben sei ein Versuch — dein Mißlingen und Gelingen sei ein Beweis: aber sorge dafür, daß man wisse, was du versucht und bewiesen hast.

sie sagten: laßt uns der Welt absterben, sie suchten ihr Heil hinter den Sternen — sie fanden das Wort nicht vom Übermenschen. Sie verleumdeten ihre Gesundheit, — — —

Vieles macht mir Ekel an euren Guten und wahrlich nicht ihr Böses.

Ich wollte, sie hätten einen Wahnsinn, an dem sie zu Grunde giengen, wie der bleiche Verbrecher an seinem Wahnsinn,

ich wollte, ihr Wahnsinn hieße Mitleid oder Treue oder Gerechtigkeit.

Aber sie haben ihre Tugend, um lange zu leben, — — —

damals war der Zweifel, das Suchen nach Gerechtigkeit, das Mitleid mit dem Freunde — — —

[«]

4[230]

Und sein Gelehrter soll ein Büßer des Geistes sein.

Und seine Rede mißfiel Allen, doch Einem gefiel sie.

Umgang.

Der Gelehrte.

Ruf zum Alleinstehen und Sich-lossagen!

[«]

4[231]

Das Recht zu meinen eigenen Werthen — woher nahm ich das? Aus den Rechten aller alten Werthe und den Grenzen dieser Werthe.

[«]

4[232]

Sinn der Ehe: ein Kind, das einen höheren Typus darstellt als die Eltern.

NB. sie müssen dich verachten, wenn du über sie hinweg gehst — sie verstehen nicht das Über-Sich.

Du sehnst dich nach Liebe — aber nein, du mußt Verachtung tragen lernen.

An's Geld hängt ihr euer Herz und verliert für euch selber euer Herz. Eisenbahn und Staat ist der Nutzen Vieler und das Verhängniß.

Denen, die **nicht** zu den Vielen gehören.
Ihr verliert eure Vorsicht, eure Luchsaugen und eure Bärentatzen.

[«]

4[233]

Die Worte des Werthes sind Fahnen dort aufgepflanzt, wo eine neue Seligkeit erfunden wurde — ein neues Gefühl.

[«]

4[234]

Zuweilen will ich von dir: daß du klug seist von Grund aus und daß du stolz seist von Grund aus: dann wird dein Stolz immer deiner Klugheit zur Seite gehen. Du wirst die Pfade der Thorheit gehen: aber ich beschwöre auch deine Thorheit, daß sie den Stolz zu ihrem Geleit immer nehme. Willst du aber thöricht sein — — —

Rathe ich euch die Nächstenliebe? Lieber noch rathe ich Nächstenfurcht und Fernstenliebe.

Ich entdeckte ein neues Land im Menschen
wo die Seele überwallt

ihr zeigt mir den Pinsel und den Farbento<p>f und sagt: wir haben das Bild widerlegt.

Die Gesellschaft verdirbt.

die träumende Zukunft

Ihr flieht euch selber: und immer gerathet ihr aus dem Regen der Selbstverachtung unter die Traufe der Nächstenliebe.

Auch noch die Katzen und die Wölfe sollen mir Vorbild sein: sie halten ihr Selbst fester.

(Fliegenwedel) gegen den täglichen kleinen Ärger.

[«]

4[235]

Ein Gott, der sich schlecht beweist, ist so gut als ein Gott, der sich gar nicht beweist.

Das ist ein Gott, der sich gar nicht oder schlecht beweist.

Wenn 100 beieinander stehen, verliert ein Jeder seinen Verstand und bekommt einen anderen.

Oh diese armseligen Freundschaften! Soviel sie ihren Freunden leisten, soviel verspreche ich noch meinen Feinden zu leisten — und will nicht ärmer geworden sein.

[«]

4[236]

Und wie ein Kind mit dem kleinen Fuße eine Scherbe vor sich hin treibt, so thöricht stößt uns das Leben vorwärts.

[«]

4[237]

Ja, mit Schwerem beladen, eilte ich in meine Wüste: da aber fand ich erst mein Allerschwerstes.

seiner eigenen Tugend Schmied und Ambos, seines eigenen Werthes Richter und Prüfstein zu sein.

Vieles Schwere giebt es und als ich jung war, forschte ich viel nach dem Schwersten.

Ja, ich lief in die Wüste — und erst dort in der einsamsten Wüste, fand ich mein Allerschwerstes.

Dieses Schwerste — das wurde das Liebste mir, einem Gotte gleich lehrte ich mein Schwerstes ehren.

seufzte tief und sprach nicht mehr.

[«]

4[238]

Und wenn einer euch ein großes Unrecht thut, so sorgt nur dafür, daß ihr dem, der es that, auch ein kleines thut, so ist es menschlich.

[«]

4[239]

Und du glaubst, daß die Gerechtigkeit dir schon nachhinken werde?

[«]

4[240]

Es ist mehr Vernunft in deinem Leibe als in deiner Vernunft. Und auch das, was du deine Weisheit nennst, — wer weiß wozu dein Leib gerade diese Weisheit nöthig hat.

[«]

4[241]

Ich erkannte, daß Hirten und Heerdenzüchter diese Tafeln schufen: also gründeten sie Leben und Dauer ihrer Heerden.

[«]

4[242]

Ja, alle diese Last trug ich! Ich kniete nieder und lud alle diese Last auf mich, einem Kameele gleich beugte ich das Haupt und eilte fort in die Wüste.

Wo sind die Wahrheiten welche leiden machen? rief ich.

Der erste war der Drache und sprach: „Unwerth ist aller Dinge Werth“, „Widerspruch ist im Herzen aller Werthe“

Da erkannte ich den Ursprung von Gut und Böse: und daß das Ziel der Menschheit fehle.

Mir das Recht zu geben, die Dinge mit neuen Namen und Werthen zu nennen, war das Schwerste.

Alle Pflanzen neidete ich — ich neidete auch alle Gespenster.

Mit den höheren Werthen die Gütertafeln zerbrechen

die eigenen Tafeln stellte ich neben die anderen — welcher Muth und Schrecken war das!

[«]

4[243]

ihr seid die Verächter des Leibes

[«]

4[244]

Ich sah mir das Auge dieser Größten an und kroch in ihre Seele. Ach!!! — Schilderung der Genies und Heiligen. Bei der Frage ob es schon gegeben habe! — Gab es welche, so wußte die Erde nichts darum.

[«]

4[245]

Am meisten verehrt werden die Prediger des langsamen Todes.

[«]

4[246]

(Cap<itel>) Was wurde Zarathustra am **schwersten**? Sich von der alten Moral zu lösen.

[«]

4[247]

Cap<itel>. Wollt ihr Lohn? Es ist mir das Maaß eurer Tugend, **was** ihr als Lohn wollt!

[«]

4[248]

Eine neue Farbe gab ich <der> Erde — den Schleier einer neuen Hoffnung breitete ich um die Erde.

[«]

4[249]

Blut gründet Kirchen: was hat Blut mit Wahrheit zu schaffen! Und wollt ihr Recht vor mir haben, so beweist mir mit Gründen und nicht mit Blute.

[«]

4[250]

(Cap<itel>) Die Kleinen. Geht fort in die Einsamkeit, ihr könnt den kleinen Tropfenfall nicht aushalten.

[«]

4[251]

und plötzlich schlägt es die Augen auf, die Augen des Kindes und der Blüthe. Was ist geschehen? Die Hand eines Schaffenden berührte es. Die Sonne eines Schaffenden errieth den verborgenen Gott.

[«]

4[252]

Zur Erde hernieder und in ihre Hütten führte ich die Verflogenen: in der Höhe lehrte ich tief sein.

[«]

4[253]

Sagt, wo sind sie hin, diese lieben Weisen? Fallen ihnen nicht die Augen zu? — Hier und da giebt es noch Solche um dich: die predigen mit sanfter Stimme vom Guten und Bösen.

Selig sind diese Schläfrigen.

[«]

4[254]

Gab es schon Übermenschen? Werth unserer Cultur.

[«]

4[255]

sie spinnen am Rande des Irdischen und ihre feinen Augen werden blind in dieser Dämmerung.

[«]

4[256]

Tausend Arten zu leben erfinden — nicht mehr bloß für Heerden!

[«]

4[257]

Kost und Küche verräth sie — das ist das Gemeine! Wir müssen lernen, das Gemeine zu adeln.

[«]

4[258]

sich sehnen und fragen und nur Tränen vergießen u.s.w. — Gegen die Religiösen.

es ist nicht mehr redlich. Zum Glauben reicht es nicht!

Folglich: Entsagung **nach dieser Seite**!

[«]

4[259]

Euren herrschenden Gedanken will ich hören und nicht nur daß ihr einem Irrsinn entronnen seid.

Seid ihr solche, die einem Irrsinn entrinnen dürfen? Oder warft ihr euren letzten Werth fort, als ihr eure Dienstbarkeit wegwarft…

Frei, wovon? — was schert es noch Zarathustra, wenn euer Auge scheel blickt bei der Frage: frei wozu?

Euren herrschenden Gedanken will ich hören, daß er euch vor mir freispreche! — oder ich werde euch meine Gedanken wie Geißeln um eure Ohren schlagen.

[«]

4[260]

Eine Sonne, um die sich die Schlange der Erkenntniß ringelt.

[«]

4[261]

„das Irdische“ — ihr müßt lernen, es anders empfinden.

Die falschen Werthmaaße beseitigen, die aus einer unbekannten Welt genommen sind

Der Mensch steht hoch — — viell<eicht> gelingt plötzlich ein höheres Wesen!

[«]

4[262]

(Cap<itel>) Die angebliche Liebe Gottes und „alles für unser Bestes“

[«]

4[263]

Das Gute es will sich durch das Alte erhalten

[«]

4[264]

Sie möchten gerne entlaufen: sie können aber zu anderen Sternen keine Wege finden, so glauben sie, es gäbe unterirdische Wege — ganz andere Arten und gleichsam Schleichwege. — Die seltenen Zustände wurden als überirdisch empfunden. Wonne und Krampf zusammen.

Ihr seid mir an Liebe nicht reich genug, für die Liebe zum All!

Unsere Gefühle — das ist die ganze menschliche Vergangenheit bis zu dir und mir: die geschaffenen Werthe.

Unsere höheren Gefühle — wir müßten sie ausrotten, wenn wir nicht ein neues Ziel ihnen geben!

Ohne diese trübe Wolke am Himmel hättest du auch die trübe Erkenntniß nicht!

[«]

4[265]

Meine Richtung der Kunst: nicht dort weiter dichten, wo die Grenzen sind! sondern die Zukunft des Menschen! Viele Bilder müssen da sein, nach denen gelebt werden kann!

[«]

4[266]

Gegen die Hinterweltler.

Dein Leben ein Versuch und Denkmal deines Versuchs.

Künstler wirkten dazu, daß das Leben nicht verbessert wurde. Der Künstler selber meistens das Opfer seiner Werke.

Büßer des Geistes
der Schaffende

[«]

4[267]

Es ist ein Opfer darin, diese Hinter-Welt aufzugeben. Männlichkeit!
Das Irdische genügt uns nicht — folglich das Himmlische — Fehlschluß.

Die Natur verbietet euch dies Eindringen!

Im Anfang eine runzlige Knolle, und eine böse Wurzel mit mehreren Giften getröpfelt — jedes Gefühl.

[«]

4[268]

ein Schaffender ist, der neue Werthe schafft. Aber der Künstler nicht!

[«]

4[269]

die Zusammenkunft der Einzelnen (Fest)

[«]

4[270]

Einen Bogen habe ich, Götter! Welch ein Bogen — gegen Götter selbst ein guter Bogen!

[«]

4[271]

Die große Probe: bist du bereit, das Leben zu **rechtfertigen**? Oder das Sterben für dich?

Auf der niedrigsten Stufe es noch aushalten.

Manchem führte Krankheit diesen zweiten Weg.

Entsagung.

Die große Mitte. — Die Entscheidung über Leben- und Sterben-wollen.

[«]

4[272]

Staat und Kirche und alles, was sich auf Lügen gründet, dient den Predigern des Todes.

[«]

4[273]

ihr meint, im Dunklen müsse die Lösung eures Räthsels sein! Aber seht das Schicksal eines Wurmes an. In eurem Ziele und eurer Hoffnung liegt die Lösung: euer Wille ist's!

Kein Gott mischte je sich ein! Aber ihr unterwarft euch zu viel dem Herkömmlichen, auch der Natur.

Aber der Wissende sieht, wie jede Liebe und Sonne sich den häßlichen Unkräutern neigte.

[«]

4[274]

In den kleinsten Sand steckte mancher Vogel Strauß seinen Kopf.

[«]

4[275]

Wenn du von einer niederen Tugend zu einer höheren schreitest — — —

Eure Würde will ich euch erst geben: ihr sollt die Büßer des Geistes sein!

Ruinen soll man nicht zerstören: Gras und Rosen und winzige Kräuter und was sie immer schmückt von Lebendigem, das Alles zerstört auch das Todte.

Dieses Ich ist noch am besten bewiesen, dieses Ich, das sich selber widerspricht.

Wahrlich die Welt ist gut verborgen vor den M<enschen>. Der Bauch des Seins wird nie zu den M<enschen> reden!

Wozu sagte ich euch das? So wurde der Lügner zum Wegweiser des Übermenschen

Scheidung

[«]

4[276]

Der Entschluß. Unzählige Opfer muß es geben. Ein Versuch.

[«]

4[277]

Das süßeste Weib ist noch bitter von Geschmack.

[«]

4[278]

Wenn der Nutzen Vieler unser Nutzen ist, so sollen wir’s nicht Tugend nennen, wenn wir Vielen nutzen. Zur Nächstenliebe.

[«]

4[279]

Entschlagt euch doch dieser falschen Sternguckerei!
Der Bauch des Seins wird nie zu euch reden.

[«]

4[280]

3 Verwandl<ungen>
Schlaf und Tugend
1001 Ziel
die Verächter des Leibes.
Hinterwelt.
die eigne Tugend.
Vom bleichen Verbrecher
der Baum am Berge
Lesen und Schreiben.
Prediger des Todes.
Der neue Götze.
Einsamkeit Z<arathustra’s> 1.
Freund.
Soldaten.
Nächstenliebe.
Keuschheit.
Weg des Schaffenden.
Weiber.
Natterbiß.
Ehe.
Tod.
von der heiligen Selbstsucht.

[«]

[5 = Z I 2a. Mp XV 3a. November 1882 — Februar 1883]

5[1]

1. Wille zum Leben? Ich fand an seiner Stelle immer nur Wille zur Macht.

2. Der beständige Feuereifer für eine Sache, und sei es die höchste, die eigene, verräth, wie alle Dinge, die auf unbedingtem Glauben beruhen, einen Mangel an geistiger Vornehmheit: deren Abzeichen ist nämlich immer — der kühle Blick.

3. Ich empfinde alle Menschen als schädlich, welche dem, was sie lieben, nicht mehr Gegner sein können: sie verderben damit die besten Dinge und Personen.

4. Es giebt Personen, welche Jedermann zu einem Ja oder Nein in Bezug auf ihre ganze Person nöthigen möchten: zu ihnen gehörte Rousseau: ihr Leiden am Größenwahn stammt aus ihrem wahnsinnigen Mißtrauen gegen sich.

5. Man muß auch die Jugend in sich überwinden, wenn man wieder Kind werden will.

6. Mit seinen Absichten rationalisirt man sich seine unverständlichen Triebe: wie es z.B. der Mörder thut, der seinen eigentlichen Hang, zum Morde nämlich, damit vor seiner Vernunft rechtfertigt, daß er dabei einen Raub zu machen oder eine Rache zu nehmen beschließt.

7. Das Vergnügen, das alle Moral bisher gewährte und noch gewährt — also das, was sie bisher erhalten hat — liegt darin, daß sie Jedermann das Recht giebt, ohne lange Prüfung, zu loben und zu tadeln. Und wer hielte das Leben aus, ohne zu loben und zu tadeln!

8. Dies ist die crux der moralischen Pessimisten: wollten sie ernstlich den Nächsten in seiner Erlösung fördern, so müßten sie sich entschließen, ihm das Dasein zu verleiden, also sein Unglück <zu> sein; sie müßten aus Mitleid — böse werden!

Wäre es wahr, daß das Leben nicht verdient bejaht zu werden, so triebe der moralische Mensch gerade durch seine Selbstverleugnung und Hülfsbereitschaft Mißbrauch mit seinem Nächsten, — zu seinem persönlichsten Vortheil.

9. Ich will wissen, ob du ein schaffender oder ein umsetzender Mensch bist, in irgend einem Betrachte: als Schaffender gehörst du zu den Freien, als Umsetzender bist du deren Sklave und deren Werkzeug.

10. Möglichst viel und dies möglichst schnell: das will die große Geistes- und Gefühlskrankheit, welche bald „Gegenwart“ bald „Bildung“ genannt wird, in Wahrheit aber ein Vorzeichen der Schwindsucht ist.

11. Weib und Genie arbeiten nicht. Das Weib war bisher der höchste Luxus der Menschheit. In allen Augenblicken, wo wir unser Bestes thun, arbeiten wir nicht. Arbeit ist nur ein Mittel zu diesen Augenblicken.

12. Nicht gegen das, was uns zuwider ist, sondern gegen das, was uns gar nichts angeht, sind wir am unbilligsten.

13. So wie wir auch nur einen Schritt über das Mittelmaaß menschlicher Güte hinausgehen, erregen unsere Handlungen Mißtrauen. Die Tugend ruht nämlich „in der Mitte“.

14. Ihr sagt „das gefällt uns“ und meint mich zu loben. Oh ihr Narren! Wie sehr ihr mir damit gefallt!

15. Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was Einer mit seinem Blute schreibt. Darin liebe ich das Buch.

Seiner Affekte hat man sich nicht zu schämen, dazu sind sie zu unvernünftig.

16. Für den, der viel von seiner Vernunft beschwert wird, ist der Affekt eine Erholung; nämlich als eine Unvernunft.

17. Dieses Jahrhundert liebt es, den geistigsten Männern einen Geschmack für unreife, geistig arme und demüthige Volks-Weiberchen zuzusprechen, den Geschmack Faustens für Gretchen — dies zeugt wider den Geschmack des Jahrhunderts und seiner geistigsten Männer.

18. Schlimm genug! Die Zeit zur Ehe kommt viel früher als die Zeit zur Liebe: letztere gedacht als das Zeugniß der Reife, bei Mann und Weib.

19. Wenn ein Weib einen Mann angreift, so ist es nur um sich vor einem Weibe zu verteidigen. Wenn ein Mann mit einem Weibe Freundschaft schließt, so meint es, er thue es, weil er nicht mehr erreichen könne.

20. Es ist unmöglich, zu leiden, ohne irgendwen es entgelten zu lassen; schon jede Klage enthält Rache.

21. Meine Brüder und Schwestern, thut mir doch nicht so zärtlich! Wir sind allesammt hübsche lastbare Esel und Eselinnen und wahrlich keine zitternden Rosenknospen, denen ein Tropfen Thau schon ein Zuviel dünkt!

22. Das Leben ist schwer zu tragen: aber wozu hätte man auch Vormittag<s> seinen Trotz und Nachmittags seine Ergebung?

23. Ich bin erstaunt: mein Hunger kommt oft erst nach der Mahlzeit.

24. An einer Theorie ist es wahrlich nicht der geringste Reiz, daß sie widerlegbar ist.

25. Diesen constitutionellen Königen gab man die Tugend: sie können seitdem nicht mehr „Unrecht thun“ — aber man nahm ihnen dafür die Macht.

26. Wenn man das Glück hat, obskur zu bleiben, so soll man sich auch die Freiheiten nehmen, die das Dunkel giebt und namentlich „gut munkeln“.

27. Um die unangenehmen Folgen der eigenen Thorheit wirklich seiner Thorheit und nicht seinem Charakter zur Last zu legen — dazu gehört mehr Charakter als die Meisten haben.

28. Der wissenschaftliche Mensch hat Ein Loos mit den Seildrehern: er zieht seinen Faden immer länger, geht aber selber dabei — rückwärts.

29. Nicht in seine Hände zu gerathen ist mir das Schlimmste: sondern in seine Gedanken.

30. Vieles erleben: Vieles Vergangene dabei miterleben; Vieles eigene und fremde Erleben als Einheit erleben: dies macht die höchsten Menschen; ich nenne sie „Summen“.

31. Man hat den Tod nahe genug, um sich nicht vor dem Leben fürchten zu müssen.

32. Damit es des Hemmschuhs bedürfe, bedarf es vorerst des Rades. Die Guten sind der Hemmschuh: sie halten auf, sie erhalten.

<33.> Die Biedermännerei geht mir wider den Geschmack.

<34.> Nach 300 Jahren zum Leuchten kommen — ist meine Ruhmsucht.

<35.> Liebe ich die Musik? Ich weiß es nicht: auch hasse ich sie zu oft. Doch liebt mich die Musik, und sobald Jemand mich verläßt, springt sie herzu und will geliebt sein.

<36.> Sie lieben mich nicht: ist dies ein Grund, sie nicht zu segnen?

37. „Siehe! Jetzt eben ward die Welt vollkommen“: so denkt jedes Weib wenn es aus ganzer Liebe gehorcht.

38. Man soll das Böse schonen, wie man den Wald schonen soll. Es ist wahr, daß durch das Lichten und Ausroden des Waldes die Erde wärmer wurde — —

39. Gegen Mücken und Flöhe soll man kein Mitleid haben. Man thäte recht, die kleinen Diebe, die kleinen Verleumder und Ehrabschneider zu hängen.

40. Man soll den verächtlichen Menschen nicht durch ein Wort mit dem furchtbaren Menschen zusammenkoppeln.

41. Das Böse und der große Affekt erschüttern uns und werfen alles um, was morsch und klein an uns ist: ihr müßt erst versuchen, ob ihr nicht groß werden könnt.

42. Unser Zartgefühl hält uns in der Verstellung und macht uns gedrückt, sagen wir frei: „so **gefällt** es mir — was gehn mich Gründe an!“

43. In Bezug auf die meisten Wahrheiten haben Frauen ein Gefühl, als ob einer ihnen unter die Haut gucken wolle.

44. Außer unserer Fähigkeit zu urtheilen besitzen wir auch noch unsere Meinung von unserer Fähigkeit zu urtheilen.

45. Du hast den Muth nicht, dich zu verbrennen und zu Asche zu werden: so wirst du niemals neu, und niemals wieder jung!

46. Die Ehe ist für die durchschnittlichen Menschen ausgedacht, welche weder der großen Liebe noch der großen Freundschaft fähig sind, die Meisten also: aber auch <für> jene ganz Seltenen, welche sowohl der Liebe als der Freundschaft fähig sind.

47. Ihr Liebhaber der Erkenntniß! Was habt ihr denn bis jetzt aus Liebe für die Erkenntniß gethan? Habt ihr schon gestohlen und gemordet, um zu wissen, wie es einem Diebe und Mörder zu Muthe ist?

48. Auch über den Werth des Erkennens ist gelogen worden: die Erkennenden sprachen von ihm stets zu ihrer Vertheidigung — sie waren stets zu sehr die Ausnahmen und beinahe die Verbrecher.

49. Dicht an den Freund herantreten, aber nicht zu ihm übertreten! Man <soll> in seinem Freunde auch den Feind ehren.

50. Je abstrakter die Wahrheit ist, die du lehren willst, um so mehr mußt du auch die Sinne zu ihr verführen.

51. Die Feinheit des Mitleids besteht darin, daß es erräth, ob der Leidende Mitleid wolle.

52. „Gehorsam“ und „Gesetz“ — das klingt aus allen moralischen Gefühlen heraus. Aber „Willkür“ und „Freiheit“ könnte am Ende noch der letzte Klang der Moral werden.

53. Das Kind als Denkmal der Leidenschaft zweier Personen; Wille zur Einheit bei Zweien.

54. Man muß seinen Durst abwarten und voll werden lassen: sonst wird man nie seine Quelle entdecken, die nie die eines Anderen sein kann!

55. Du mußt auch deinen Teufel groß ziehen: damit du die kleinen Teufeleien los wirst.

56. Die großen Epochen unsres Lebens liegen dort, wo wir den Muth gewinnen, unser Böses als gut umzutaufen.

57. Auch die Wahrhaftigkeit ist nur eins von den Mitteln zur Erkenntniß, eine Leiter — aber nicht die Leiter.

58. Der Wille, einen Affekt zu überwinden ist zuletzt doch nur der Wille eines anderen Affektes.

59. Wer selber den Willen zum Leiden hat, steht anders zur Grausamkeit: er hält sie nicht an sich für schädlich und schlecht.

60. Personen, die man bei einem Unternehmen benutzt hat, das mißrathen ist, soll man doppelt belohnen.

61. Heroismus — das ist die Gesinnung eines Menschen, welcher ein Ziel erstrebt gegen das gerechnet er gar nicht mehr in Betracht kommt. H<eroismus> ist der gute Wille zum Selbst-Untergange.

62. Die ungeheure Erwartung in Betreff der Geschlechtsliebe verdirbt den Frauen alle weiteren Perspektiven.

63. Wer das Große nicht mehr in Gott findet, findet es überhaupt nicht mehr — er muß es leugnen oder schaffen.

64. Die unbedingte Liebe enthält — auch die Begierde mißhandelt zu werden: sie ist dann Trotz gegen sich selber, und aus der Hingebung wird zuletzt selbst der Wunsch der Selbst-Vernichtung: „Gehe unter in diesem Meere!“

65. Wollust und Selbstverstümmelung sind nachbarliche Triebe. Es giebt auch unter den Erkennenden Selbstverstümmler: sie wollen durchaus nicht Schaffende sein.

66. Es giebt Naturen, welche kein Mittel finden sich zu ertragen als indem sie nach ihrem Untergange streben.

67. Je näher du der völligen Erkaltung kommst, in Bezug auf alles bisher Werthgeschätzte, um so mehr näherst du dich auch einer neuen Erhitzung.

68. Alles Gute ist die Verwandlung eines Bösen: jeder Gott hat einen Teufel zum Vater.

69. „Was muß ich thun, damit ich selig werde?“ Das weiß ich nicht, aber ich sage dir: sei selig und thue dann, wozu du Lust hast.

70. Man gewinnt etwas lieb: und kaum hat man es von Grund aus lieb gewonnen, so ruft jener Tyrann in uns: „gerade das gieb mir zum Opfer“ — und wir geben’s.

71. Ich rathe nicht zur Arbeit, sondern zum Kampfe, ich rathe nicht zum Frieden sondern zum Siege. Eure Arbeit sei ein Kampf, euer Friede ein Sieg.

72. Ich weckte euch aus dem Schlafe: denn ich sah, daß ein Alp euch drückte. Und nun seid ihr mißmuthig und sagt mir: „was sollen wir nun thun? Alles ist noch Nacht!“ — ihr Undankbaren! Schlafen sollt ihr wieder und besser träumen!

73. Jede Kirche ist der Stein am Grabe eines Gottmenschen: sie will durchaus, daß er nicht wieder auferstehe.

Alles am Weibe ist ein Räthsel, alles am Weibe hat Eine Lösung: sie heißt Schwangerschaft.

74. Gut und Böse sind die Vorurtheile Gottes — sagte die Schlange. Aber auch die Schlange selber war ein Vorurtheil Gottes.

75. Was kann es helfen! Du verstehst nun einmal nichts anderes als bellen und beißen — so sei denn wenigstens mein Hund — sagte Zarathustra.

76. Ich kenne alles Böse und alles Gute — ich kenne auch, was jenseits des Bösen und des Guten ist — sagte Zarathustra.

77. Heute liebe ich mich wie meinen Gott: wer könnte mich heute einer Sünde zeihen? Ich kenne nur Sünden an meinem Gotte; wer aber kennt meinen Gott?

78. Willst du das Leben leicht haben? So bleibe immer bei der Heerde und vergiß dich über der Heerde. —

79. Im Kriege schweigt die Rache von Person zu Person.

80. Ihr sollt den Frieden lieben als das Mittel zum neuen Kriege!

81. Seht nicht in die Sonne! Der Mond ist noch zu hell für eure nächtigen Augen!

82. Ihr sagt: „das ist dunkel“. Und in Wahrheit: ich stellte euch eine Wolke vor die Sonne. Aber seht ihr nicht, wie die Ränder der Wolke schon glühen und licht werden?

83. Man ist nur für das eigene Kind schwanger.

84. Da stehen sie da, die Kleinen, wie Gras und Kraut und Gestrüpp — unschuldig an ihrer Erbärmlichkeit. Und nun schleiche ich mich durch sie hindurch und zertrete so wenig ich kann — aber der Ekel frißt mir dabei am Herzen.

85. Was erhielt mich denn? Immer nur die Schwangerschaft. Und jedesmal wenn das Werk geboren war, hieng mein Leben an einem dünnen Faden.

86. Der Ekel vor dem Schmutze kann so groß werden, daß er uns hindert, uns zu reinigen.

87. Als Schaffender lebst du über dich hinweg — du hörst auf, dein Zeitgenosse zu sein.

88. Ach, ihr wolltet es besser als gut haben! Das ist eure Thorheit.

89. Man kann nur schweigen, wenn man Pfeil und Bogen hat: sonst schwätzt und zankt man.

90. Daß ihr mitleidig seid setze ich voraus: ohne Mitleid sein heißt krank im Geiste und Leibe sein. Aber man soll viel Geist haben, um mitleidig sein zu dürfen! Denn euer Mitleid ist euch und Allen schädlich.

91. Ich liebe das Mitleiden, das sich unter einer harten Schale birgt: ich liebe das Mitleiden, um des willen man sich einen Zahn ausbeißt.

92. Es geht eine falsche Rede: „wer sich selber nicht erlösen kann, wie könnte der Andere erlösen?“ Aber wenn ich den Schlüssel zu deiner Kette habe, warum müßte dein und mein Schloß dasselbe sein?

93. Im Kriege erst seid ihr heilig, und wenn ihr Räuber und grausam seid.

94. („Eine Form“ nennen sie’s, was sie tragen: Einförmigkeit ist’s was sie damit bedecken.)

95. Ich liebe etwas: und kaum liebe ich es von Grund aus, so sagt der Tyrann in mir: „gerade das will ich zum Opfer“. Diese Grausamkeit ist in meinen Eingeweiden. Seht: ich bin böse.

96. Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage: der Krieg ist es, der jede Sache heiligt!

97. Vernunft ist auch in mir eine Ausnahme, sagte Zarathustra: Chaos und Nothwendigkeit und Wirbel der Sterne — das ist auch in der weisesten Welt die Regel.

98. Man sollte aus seinem Tode ein Fest machen, und sei es auch nur aus Bosheit gegen das Leben: gegen dieses Weib, das uns verlassen will — uns!

99. Wir haben Beide etwas für uns: wie schön ist es da zu streiten — du hast die Leidenschaft, ich die Gründe!

100. Ich bin nicht groß genug — diese Empfindungen nicht zu haben: aber ich bin groß genug, mich ihrer nicht zu schämen.

101. „Es lebt Niemand, der mich loben dürfte. Und wen dürfte Zarathustra nicht loben?“

102. Aus meinem eigenen Gifte mache ich Balsam für meine Gebresten: und ich melkte die Milch aus dem Euter meiner Trübsal.

103. Ich habe mich enthüllt und schäme mich nicht, so nackt dazustehen. Scham heißt der Unhold, der sich zu den Menschen gesellte, als es sie über die Thiere hinaus gelüstete. („Rede an die Thiere“)

104. Es steht den Menschen frei, an Zarathustra zu glauben: aber was geht das Zarathustra an?

105. Ich kam euch zu helfen, und ihr beklagt euch, daß ich nicht mit euch weinen will.

106. Jeder Gottmensch schuf seinen eigenen Gott: und es giebt keine ärgere Feindschaft auf Erden als die zwischen Göttern.

107. Bekenne dich zu deinem Willen und sprich zu uns Allen „nur dies will ich sein“: hänge dein eigenes Gesetz der Strafe über dich auf: wir wollen ihre Vollstrecker sein!

108. Seid ihr zu schwach, euch selber Gesetze zu geben: so soll ein Tyrann auf euch sein Joch legen und sagen: „gehorcht, knirscht und gehorcht“ — und alles Gute und Böse soll im Gehorsam gegen ihn ertrinken.

109. Gieb zurück und vergilt; vergilt reichlich, Gutes und Schlimmes — sei spröde im Annehmen, zeichne aus dadurch, daß du annimmst.

110. Nimm dich vor den Katzen in Acht: sie geben nie, sie vergelten nicht einmal — sie entgegnen nur und schnurren dabei.

111. Sagt mir, ihr Vögel, die ihr weit herum kommt und viele Verborgene seht: wer hat unter allen Menschen die umfänglichste Seele? wie kleine Länder sind die umfänglichsten Seelen

112. Du hast noch die volle Unschuld der Bewunderung: du glaubst nicht daran, je bewundert werden zu können.

113. Ich rede und das Kind spielt: wer kann ernsthafter sein, als wir Beide es sind?

114. Du hast dich selber überwunden: aber warum zeigst du dich mir nur als den Überwundenen? Ich will den Siegreichen sehen: wirf Rosen in den Abgrund und sprich: „Hier mein Dank dem Unthiere, dafür daß es mich nicht zu verschlingen wußte!“

115. Da sitzest du am Strande, frierst und hungerst: es ist nicht genug sein Leben zu retten!

116. Wer würde es mir glauben, sprach Zarathustra, daß ich zum Geschlechte der Jähzornigen gehöre, und zu dem der Wollüstigen, der Glaubens-Wüthigen, der Rachsüchtigen? Aber der Krieg hat mich geheiligt.

117. Das Glück des Mannes heißt „ich will“, das Glück des Weibes „ich muß“.

118. Unten im Grunde ist auch der beste Mann böse: unten im Grunde ist auch das beste Weib schlecht.

119. Ich muß ein Engel sein, wenn ich nur leben will: aber ihr lebt unter anderen Bedingungen.

120. Wer zu seinem Gotte spricht: ich will dir auch mit all meiner Bosheit dienen — ist der frömmste Mensch.

121. Du sagst, ich solle dein Lehrer sein! Sieh zu, daß ich deine Schwinge sei und nicht dein Hemmschuh.

122. Wie sollte ich auf eine so furchtbare Weise Spaaß machen?

Was kümmert mich das Schnurren dessen, der nicht lieben kann, gleich der Katze?

123. Manche That wird gethan, um eine andere That damit zu vergessen: es giebt auch opiatische Handlungen. Ich bin dazu da, daß ein Anderer vergessen wird.

124. Ich thue mein Liebstes und eben deshalb scheue ich mich, es mit hohen Worten zu nennen: ich will nicht <zu> glauben wagen, es sei ein erhabener Zwang, ein Gesetz, dem ich gehorche: ich liebe mein Liebstes zu sehr als daß ich mich ihm gezwungen zeigen möchte.

125. Nicht eure Sünde — eure Nüchternheit schreit gen Himmel.

126. Ihr seid mir zu arm an Leben geworden: nun wollt ihr, daß die Sparsamkeit die Tugend selber sei.

127. Goldne Zeit, da man den Übermuth für die Quelle des Bösen hielt!

128. Ihr sollt Chaos in euch bewahren: alle Kommenden müssen Stoff haben, um sich daraus zu formen.

129. Laßt euch nicht täuschen! Die thätigsten Völker haben die meiste Müdigkeit in sich, ihre Unruhe ist Schwäche — sie haben zum Warten und zur Faulheit nicht mehr Inhalt genug.

130. Gieb mir heute einmal den bösesten Wurf deiner Würfel, Schicksal. Heute verwandle ich Alles in Gold.

131. Es kommt Niemand mehr zu mir. Und ich selber: ich gieng zu Allen, aber ich kam zu Niemand!

132. Ans Leben zu denken soll die Sache der Erholung sein: sonst nur an unsere Aufgaben!

133. Wir müssen so gut grausam als mitleidig sein: hüten wir uns, ärmer zu werden als die Natur es ist!

134. „Ich konnte nichts entbehren als ich den Übermenschen schuf. In seinem Samen ist noch alles euer Böses und Falsches, eure Lüge und eure Unwissenheit.“

135. Der Mensch sei der Ansatz zu etwas, das nicht Mensch mehr ist! Arterhaltung wollt ihr? Ich sage: Art-Überwindung!

136. Will ich denn Lammseelen und schwärmerische Jungfräulein schaffen? Löwen will ich und Ungeheuer an Kraft und Liebe.

137. So weit soll es kommen, daß die obersten Feste des Menschen die Zeugung und der Tod sind!

138. Wir müssen nicht nur die Erde, sondern auch Thiere und Pflanzen für den Übermenschen bereit machen.

139. Die besten Dinge taugen nichts ohne einen Schauspieler, der sie erst „aufführt“.

140. „Man muß euch mit dem Wahnsinn impfen“ — sagte Zarathustra.

141. Ich habe alle diese wilden Hunde noch bei mir, aber in meinem Keller. Ich will sie nicht einmal bellen hören.

142. Ans Leben zu denken soll Sache der Erholung sein: sonst soll man nur an Aufgaben denken.

143. Ehret mir die Schauspieler und sucht die besten ja nicht auf der Bühne!

144. Wenn ich nicht die Menschen liebte, wie hielte ich Zarathustra aus?

145. Ihr führt Krieg? Ihr fürchtet euren Nachbar? So nehmt doch die Grenzsteine weg: so habt ihr keinen Nachbarn mehr. Aber ihr wollt den Krieg: und darum erst setztet ihr die Grenzsteine.

146. „So will ich leben, bestrahlt von den Tugenden einer Welt, die noch nicht da ist.“

147. Jedes Ding hat zwei Gesichter, eins des Vergehens, eins des Werdens.

148. Dieser gute feine strenge Sinn im Erkennen, aus dem ihr durchaus euch keine Tugend machen wollt, ist die Blüthe vieler Tugenden: aber das „du sollst“ ist nicht mehr zu sehen, aus dem er entsprang, die Wurzel ist unter der Erde.

149. Die Liebe ist die Frucht des Gehorsams: aber oft liegen Geschlechter zwischen Frucht und Wurzel: und die Freiheit ist die Frucht der Liebe.

150. Je freier und fester das Individuum ist, um so anspruchsvoller wird seine Liebe: endlich sehnt es sich nach dem Übermenschen weil Alles Andere seine Liebe nicht stillt.

151. Gebt euch nicht zu erkennen! Und müßt ihr es, so erzürnt, aber beschämt nicht!

152. Kam ich denn euch zu rathen, wie man sich gegen Einbrecher und Halsabschneider wehrt? Ich rede zu solchen, die ihrer Tugend müde sind und welche sich wohl einmal auch bestehlen und tödten lassen.

153. Und hast du den Menschen nichts mehr zu sagen? fragten seine Jünger. „Nein, sagte Zarathustra, der Becher ist leer.“ Und als er das gesagt hatte, gieng er seines

Weges, allein. Die ihn aber gehen sahen, weinten.

154. Hütet euch den Einsiedler zu beleidigen: er vergiebt nie. Der Einsiedler ist wie ein tiefer Brunnen: es ist leicht, einen Stein in ihn zu werfen: wie aber wolltest du den Stein wieder herausholen, wenn er erst auf den Grund fiel?

155. Seid menschlich gegen die Schaffenden! Es ist in ihrer Art, daß sie arm an Nächstenliebe sind.

156. Bevor man vergeben kann, muß man erst erleben, was einem angethan ist: und bei tiefen Menschen dauern alle Erlebnisse lange.

157. In jeder Handlung eines höheren Menschen ist euer Sittengesetz hundertfach gebrochen.

158. Ich kann auf der schmalsten Stufe des Lebens noch stehen: aber wer wäre ich, wenn ich diese Kunst euch zeigte? Wollt ihr einen Seiltänzer sehn?

159. Ah, wie weich seid ihr gebettet! Ihr habt ein Gesetz — und einen bösen Blick gegen den, der gegen das Gesetz auch nur denkt. Wir aber sind frei: was wißt ihr von der Qual der Verantwortlichkeit gegen sich selber! —

160. Ich lehre euch die Erlösung vom ewigen Flusse: der Fluß fließt immer wieder in sich zurück, und immer wieder steigt ihr in den gleichen Fluß, als die Gleichen.

161. Dies lehrte ich mich: die Menschen haben sich alle Moral gegeben: obschon sie jetzt glauben, sie hätten sie nur genommen. Wohlan! Auch wir können uns noch ein Gutes und ein Böses geben!

162. Was ist dem Menschen am schwersten zu thun? Die zu lieben, die uns verachten: von unserer Sache lassen, wenn sie ihren Sieg feiert: um der Wahrheit willen der Ehrfurcht widersprechen; krank sein und den Tröster abweisen; in kaltes und schmutziges Wasser steigen; mit Tauben Freundschaft schließen; dem Gespenste die Hand reichen, wenn es uns fürchten macht: — dieß Alles, sagte Zarathustra, habe ich gethan und trage es auf mir: und dies Alles gebe ich heute weg um ein Geringes — um das Lächeln eines Kindes.

163. Erkennen wollte ich: grausam mußte ich sein. Floh ich die Rache? Wußte ich nicht um die stummen Augen aller Verletzten?

164. Man soll auch als Thier vollkommen sein — sagte Zarathustra.

165. Man ist stolz anzubeten, wenn man nicht Götze sein kann.

166. Ich liebe die freien Geister, wenn sie auch freie Herzen sind. Mir ist der Kopf wie der Magen des Herzens — aber man soll einen guten Magen haben. Was das Herz annimmt, das muß der Kopf verdauen.

167. Ein Talent haben ist nicht genug: man muß auch die Erlaubniß haben, es zu haben!

168. Mitleid eine Höllen-Empfindung: Mitleid ist selbst das Kreuz, an das der geschlagen wird, der die Menschen liebt.

169. Haltet euch die Seele frisch und kühl und rauh! Die laue Luft der Gefühlvollen, die matte schwüle Luft der Sentimentalen sei ferne von euch!

170. „Eingehüllt in dicke Schwermuth: mein Leben hängt an kleinen Zufällen.“ Der Einsiedler.

171. Wenn man sehr leidet, so wird man wohl selbst bescheiden genug, einmal eitel zu sein — sagte der Einsiedler: er hob mit Unlust seine Zähne auseinander, die er sonst verbissen hatte.

172. „Ich gebe nicht Almosen — dazu bin ich nicht arm genug“ — sagte Zarathustra.

173. Ich bin eine Stütze und ein Geländer am Strom: fasse mich, wer mich fassen kann! — Eine Krücke bin ich nicht.

174. „Der Mensch soll die Mitte zwischen der Pflanze und dem Gespenst sein.“

175. Blut ist ein schlechter Zeuge für Wahrheit: Blut vergiftet eine Lehre, so daß sie ein Haß wird.

176. An mitleidigen Menschen ist die Härte eine Tugend.

177. Morden-Wollen, Hassen, Mißtrauen sind jetzt begleitende Phänomene körperlicher Erkrankung: so sehr sind die moralischen Urtheile uns einverleibt. —

In wilden Zeitaltern erscheint vielleicht die Feigheit und das Mitleid als Symptom der Erkrankung. Vielleicht können auch Tugenden Symptome sein; — — —

178. Das ist der Mensch: eine neue Kraft, eine erste Bewegung: ein aus sich rollendes Rad; wäre er stark genug, er würde die Sterne um sich herumrollen machen.

179. Mit festen Schultern steht der Raum gestemmt gegen das Nichts. Wo Raum ist, da ist Sein.

180. Ihr habt mir gesagt, was der Ton und das Ohr ist: aber was geht dies die Künstler der Töne an? Habt ihr die Musik damit erklärt — oder gar widerlegt?

181. Es giebt keine sittlichen Triebe, aber alle Triebe sind durch unsere Werthschätzungen gefärbt.

182. Was ist Leben? Ein beständiges Lob und Tadeln.

183. Wenn zum Schädlichen sich das Grauen gesellt, entsteht das Böse; wenn der Ekel, das Schlechte.

184. Zarathustra: „So lange eure Moral über mir hieng, athmete ich wie ein Erstickender. Und so erwürgte ich diese Schlange. Ich wollte leben, deshalb mußte sie sterben.

185. Was ist der Mensch? Ein Haufen von Leidenschaften, welche durch die Sinne und den Geist in die Welt hineingreifen: ein Knäuel wilder Schlangen, die selten des Kampfes müde werden: dann blicken sie in die Welt, um da ihre Beute zu machen.

186. Man kann nicht leben, ohne zu schätzen: aber man kann leben ohne zu schätzen, was ihr schätzt.

187. Da liegt nun das Blei ihrer Schuld auf ihnen: sie sind so unbehend, so steif: wenn sie nur den Kopf schütteln könnten, würde es herab rollen. Aber wer bewegt diese Köpfe?

188. Ich will euch zwingen, menschlich zu denken: eine Nothwendigkeit für die, welche Menschen denken können. Für euch würde eine Nothwendigkeit der Götter

nicht wahr sein.

189. Ungeheuer ist die Kraft des Lobens und Tadelns: aber wo ist das Ziel, in welches diese Kraft verschlungen werden könnte?

190. Und was zu schlecht war zum Fraß der Hunde — das gerade warft ihr noch eurem Gotte vor. Starb er vielleicht an eurer Nahrung?

191. Euren Seelen fehlt der Weihrauch der Scham: aber zum guten Apfel gehört auch sein Flaum.

192. Wenn Unwetter heraufziehn, sollst du deine Beschlüsse schlafen legen.

193. Man soll nur da Götter befragen, wo allein Götter antworten können.

194. Bevor das Schicksal uns trifft, soll man es führen wie ein Kind und — ihm die Ruthe geben: hat es uns aber getroffen, so soll man es zu lieben suchen.

195. Gottlos schien es den Älteren von uns und unersättlich gierig, in den Eingeweiden der Erde nach Schätzen zu wühlen.

196. Hüte dich Todte zu erwecken, daß dich nicht der Blitz treffe.

197. Der größte Frevel ist der Frevel am Menschen, nachdem es keine Götter mehr giebt: und für die Eingeweide der unerforschbaren Dinge das Menschliche geringschätzen.

198. Werde nothwendig! Werde hell! Werde schön! Werde heil!

Dieser liebt den Vogel in seinem Fluge und jener sieht nur Morgenröthen und Meere.

199. Hütet euch die Särge der Lebenden zu versehren

200. sich um der großen Gegenstände willen regen und sonst langsam sein und — — —

201. Liebe ich die Vergangenheit? Ich vernichtete sie um zu leben. Liebe ich die Gegenwärtigen? Ich sehe von ihnen weg, um leben zu können.

202. Nicht glauben können auf lange!: das Wissen verliert im Augenblick der Eroberung seinen Werth. Also schaffen!

203. Ein höheres Wesen als wir selber sind zu schaffen, ist unser Wesen. **Über** uns hinaus schaffen! Das ist der Trieb der Zeugung, das ist der Trieb der That und des Werks. — Wie alles Wollen einen Zweck voraussetzt, so setzt der Mensch ein Wesen voraus, das nicht da <ist>, das aber den Zweck seines Daseins abgiebt. Dies ist die Freiheit alles Willens! Im Zweck liegt die Liebe, die Verehrung, das Vollkommensehen, die Sehnsucht.

Lob des Waldes. Heilig sei dieser Baum, wo ich dich dachte

Gewöhnung zur Dankbarkeit.

ihr sollt nicht tödten, bevor das Thier nicht nickt.

Verurtheilt dazu, Henker zu sein, ihr Gelehrten!

204. Ich fürchtete mich unter Menschen: es verlangte mich unter Menschen und nichts stillte mich. Da ging ich in die Einsamkeit und schuf den Übermenschen. Und als ich ihn geschaffen, ordnete ich ihm den großen Schleier des Werdens und ließ den Mittag um ihn leuchten.

205. Unsterblich ist der Augenblick, wo ich die Wiederkunft zeugte. Um dieses Augenblicks willen ertrage ich die Wiederkunft.

206. Was ist es, das den Dingen Sinn, Werth, Bedeutung verlieh? Das schaffende Herz, welches begehrte und aus Begehren schuf. Es schuf Lust und Weh. Es wollte sich auch mit dem Wehe sättigen. Wir müssen alles Leiden, das gelitten worden ist, von Menschen und Thieren, auf uns nehmen und bejahen, und ein Ziel haben, in dem **es** Vernunft erhält.

207. Es giebt keine Erlösung für den, der am Dasein leidet als nicht-mehr-an-seinem-Dasein-zu-leiden. Wie erreicht er das? Durch den schnellen Tod oder durch die lange Liebe.

208. Jede Handlung schafft uns selber weiter, sie webt unser buntes Gewand. Jede Handlung ist frei, aber das Gewand ist nothwendig. Unser Erlebniß — das ist unser Gewand.

209. Begehren ist das Glück: Sättigung als Glück ist nur der letzte Augenblick des Begehrens. Ganz Wunsch sein ist Glück, und immer wieder ein neuer Wunsch.

210. Ich rede mit dir, meine Weisheit, unter 4 Augen: ich will, ich begehre, ich liebe — und darum lobe ich das Leben. Wenn ich nicht schüfe, sondern nur erkannte, würde ich es hassen.

211. Die Nicht-That, das Gehen-Lassen, das Nicht-schaffen, das Nicht-Zerstören — das ist mein Böses. Der Erkennende als der Nicht-Begehrende auch.

212. Das Leere, das Eine, das Unbewegte, das Volle, die Sättigung, das Nichts-Wollen — das wäre mein Böses: kurz: der Schlaf ohne Traum.

213. Erkennen ist ein Begehren und Durst: Erkennen ist ein Zeugen. Liebe zum Leiblichen und zur Welt ist die Folge des Erkennens als eines Willens. Als ein Schaffen ist alles Erkennen ein Nicht-erkennen. Das Durch-schauen wäre der Tod, der Ekel, das Böse. Es giebt gar keine Form des Erkennens als die des Erst-schaffens. Subjekt sein —

214. Die größte Gefahr ist der Glaube an das Wissen und Erkanntsein d.h. an das Ende des Schaffens. Dies ist die große Müdigkeit. „Es ist nichts.“

215. Alles Erkennen hat als Schaffen kein Ende. Jedem Menschen müßte eine Erklärung der Welt entsprechen, die ganz ihm gehörte: ihm als einer ersten Bewegung. Wir wollen immer uns nicht zu uns bekennen und schielen nach der Heerde.

216. Unrecht wird erst recht dort gethan, wo wir Jemandem Wohl thun: Recht und Unrecht hat nicht mit Wohl und Wehe, sondern mit Nutzen und Schaden zu thun.

217. Man wird euch die Vernichter der Moral nennen: aber ihr seid nur die Erfinder von euch selber.

218. Das sind meine Feinde: die wollen umwerfen und sich selber nicht aufbauen. Sie sagen: „alles das ist ohne Werth“ — und wollen selber keinen Werth schaffen.

219. „der Erwachte“ bin ich: und ihr — kaum seid ihr geboren, so fangt ihr auch schon an zu sterben.

220. Was können Alle? — Loben und tadeln. Dies ist die Tugend des Menschen, dies ist der Wahnsinn des Menschen.

221. Man thut immer Unrecht — sagt die Gerechtigkeit — und nicht nur wenn ihr euch wehethut, sondern auch wenn ihr euch wohlthut, liebt und nützt. Man vergilt nicht, man schadet durch Lob und Liebe, weil sie nicht vergelten.

222. Was wißt ihr davon, wie ein Wahnsinniger die Vernunft liebt, wie ein Fieberkranker das Eis liebt!

223. In der Wissenschaft, im Erkennen sind die Triebe heilig geworden: „der Durst nach Lüsten, der Durst nach Werden, der Durst nach Macht“. Der erkennende Mensch ist in der Heiligkeit weit über sich hinaus.

224. Ich war in der Schule: ich lebte zur Erkenntniß. Da reinigte sich meine Seele, Alle Begierden wurden heilig. Es ist die Vorschule: die Einsamkeit des Erkennenden. So wie zu den Sachen sollt ihr euch zu den Menschen verhalten: eure Liebe soll über allen einzelnen Sachen und einzelnen Menschen sein.

225. Der Wille zum Leiden: ihr müßt zeitweilig in der Welt leben, ihr Schaffenden. Ihr müßt beinahe zu Grunde gehen — und hinterdrein euer Labyrinth und eure Verirrung segnen. Ihr könnt sonst nicht schaffen, sondern nur absterben. Ihr müßt eure Auf- und Untergänge haben. Ihr müßt euer Böses haben und zeitweilig wieder auf euch nehmen. Ihr ewig Wiederkehrenden, ihr sollt selber aus euch eine Wiederkehr machen.

226. Schaffen ist Erlösung vom Leiden. Aber Leiden ist nöthig für den Schaffenden. Leiden ist sich-Verwandeln, in jedem Geborenwerden ist ein Sterben. Man muß nicht nur das Kind, sondern auch die Gebärerin sein: als der Schaffende.

227. Man muß vergehen wollen, um wieder entstehen zu können — von einem Tage zum anderen. Verwandlung durch hundert Seelen — das sei dein Leben, dein Schicksal:

Und dann zuletzt: diese ganze Reihe noch einmal wollen!

228. Seht ihn an, ob er ein reines Auge und einen Mund ohne Verachtung hat. Seht ihn an, ob er geht, wie ein Tänzer.

229. Ihr müßt oft Alles verlassen, euer Weib, euer Land, eure Nützlichkeit: ihr müßt in eurem Leben die Sonne stillstehen heißen.

230. Euer Leben in den Lüsten ist eine Selbstpeinigung: und beides sind Krankheiten und Unwürdigkeiten.

231. Dem soll man dienen, der durch unseren Dienst zunimmt an Geist Selbstüberwindung und Erfindung neuer Aufgaben: — so wirst du als Dienender dir selber am besten genützt haben.

232. Zürnt denen nicht, welche denken, wie es untergehenden Menschen ziemt zu denken: sie hängen an ihrem Strohhalm von Leben und wissen wenig vom Leben, als daß man dran hängt und daß es wenig Sinn hat dran zu hängen: die Untergehenden haben wenig Werth — das ist der Kern ihrer „Weisheit“

233. Ihr habt euch noch gar nicht entschlossen zum Leben, sondern fürchtet euch und zittert, wie Kinder vor dem Wasser, in das sie tauchen sollen. Und inzwischen verläuft eure Zeit, und ihr trachtet nach Lehrern, die euch sagen: „fürchtet und zittert vor dem Meere, welches Leben heißt“ — und ihr heißt dies Lehren gut und sterbt frühe.

234. Der Werth des Lebens liegt in den Werthschätzungen: Werthschätzungen sind Geschaffenes, nichts Genommenes, Gelerntes, Erfahrenes. Das Geschaffene muß vernichtet werden, um dem neu-Geschaffenen Platz zu machen: zum Lebenkönnen der Werthschätzungen gehört ihre Fähigkeit, vernichtet zu

werden. Der Schöpfer muß immer ein Vernichter sein. Das Werthschätzen selber aber kann sich nicht vernichten: das aber ist das Leben.

234. „Das Leben ist ein Leiden?“ — Habt ihr Recht: nun, so ist euer Leben ein Leiden! — so sorgt, daß ihr aufhört; daß das Leben aufhört, welches nichts als Leiden ist. Eure Moral heißt: „du sollst dich selber tödten“, „du sollst dich selber davon stehlen“.

235. Und auch jene, welche sich vom Leben abwandten und Freude und Frieden dadurch fanden - - - sie fanden es, indem sie ein Bild eines solchen Lebens schufen, als Schaffende! - - - als Schaffende machtet ihr eurem Leiden ein Ende! Und liebtet so euer Leben!

236. Ihr wähnt frei zu sein von den Sätzen der Erkennenden: aber ihr vermögt euch nicht zu bewegen ohne nach unseren Schätzungen zu greifen, ihr Hülflosen! Noch weniger daß ihr schaffen könntet! Es gehört zum Glück der Armut, dieser Wahn einer Freiheit! Ein Trost für Gefangene! Eine Wohlthat für Blindgeborene!

237. Das Thier weiß nichts von seinem Selbst, es weiß auch nichts von der Welt.

238. Ich bin zu voll: so vergesse ich mich selber, und alle Dinge sind in mir, und nichts giebt es mehr als alle Dinge. Wo bin ich hin?

239. Die fest verknoteten Empfindungen, die immer wieder kehren („relativ eine Zeit zusammenhalten“) werden von uns als die rohen Dinge und Wirklichkeiten angesehn: zunächst unser Leib. Aber „alle Eigenschaften dieser Dinge bestehn aus unseren Empfindungen und Vorstellungen“.

240. Wir sollen ein Spiegel des Seins sein: wir sind Gott im Kleinen.

241. Das Zukünftige ist eben so eine Bedingung des Gegenwärtigen wie das Vergangene. „Was werden soll und werden muß, ist der Grund dessen, was ist.“

242. Sollte ich das Alles geschaffen haben? War es die Bewegung meines Ich, die dies ordnete, wie sie die Bewegung eines Leibes geordnet hat? Bin ich nur ein Tropfen von dieser Kraft?

243. Ich begreife nur ein Wesen, welches zugleich Eins ist und Vieles, sich verändert und bleibt, erkennt, fühlt, will — dies Wesen ist meine Urthatsache.

244. Als ich die Lust an der Wahrheit haben wollte, erfand ich die Lüge und den Schein — das Nahe und Ferne, Vergangene und Künftige, das Perspektivische. Da legte ich in mich selber die Dunkelheit und den Trug und machte mich zu einer Täuschung vor mir selber.

245. Vieles am Menschen ist zu lieben: aber der Mensch ist nicht zu lieben. Der Mensch ist eine zu unvollkommene Sache: Liebe zum Menschen würde mich tödten.

246. Nicht diesen Menschen den ich liebte verwarf ich: sondern das, um dessentwillen ich ihn liebte, verwarf ich.

247. Blicke in die Welt, wie als ob die Zeit hinweg sei: und dir wird Alles Krumme gerade werden.

248. Wenn du blau siehst, was nützt es dir dich selber zu überwinden und zu dir zu sprechen: du sollst nicht blau sehn!

249. Diese wollen Würfel spielen und jene wollen zählen und rechnen, und diese dort wollen tanzen sehn: sie nennen’s Wissenschaft und schwitzen dabei. Aber es sind Kinder, die ihr Spiel wollen — und wahrlich, es ist eine schöne Kinderei, und etwas Lachen würde dem Spiele nicht schaden.

250. Alle Zeichen des Übermenschlichen erscheinen als Krankheit oder Wahnsinn am Menschen.

251. Man muß schon ein Meer sein, um einen schmutzigen Strom in sich aufzunehmen, ohne unrein zu werden.

252. Als ich den Zweck dachte, dachte ich auch den Zufall und die Thorheit.

253. Ihr seid mir zu grob: ihr könnt nicht an kleinen Erlebnissen zu Grunde gehen.

254. Nicht wo euer Auge aufhört zu erkennen, sondern schon dort wo eure Redlichkeit aufhört, da sieht das Auge nichts mehr.

255. Was der Affe für uns ist, ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham: das soll der Mensch für den Übermenschen sein.

256. Wie müßte man zu euch reden, damit ihr verstündet! Erst wenn ihr krank werdet, bekommt ihr Ohren.

257. Sobald der Wille auftritt, hat das Gefühl den Eindruck der Befreiung. Das Gefühl ist nämlich leidend — und sobald der Wille auftritt, pausirt es und leidet nicht. Das nennt man Freiheit des Willens.

258. Wie schwer ward mir da die Welt — dem Thier gleich, das im Meer gelebt hat und nun ans Land mußte: wie soll es nun seinen eignen Körper schleppen!

258. Habe ich nicht eine neue Farbe und einen neuen Geruch erfunden?

259. Wo man euch zwingt, klein zu empfinden, da sollt ihr nicht leben. Man vergeudet sein Leben nicht schlimmer als mit kleinen Umgebungen.

260. Seid ihr zu weich und ekel, Fliegen und Mücken zu tödten, so geht in die Einsamkeit und die frische Luft, wo es keine Fliegen und Mücken giebt: und seid selber Einsamkeit und frische Luft!

Euer armer Leib — Unwissenheit der Gesetze der Natur.

261. Die Krankheit ist ein plumper Versuch, zur Gesundheit zu kommen: wir müssen mit dem Geiste der Natur zu Hülfe kommen.

262. Meine Brüder, die Natur ist dumm: und so weit wir Natur sind, sind wir alle dumm. Auch die Dummheit hat einen schönen Namen: sie nennt sich Nothwendigkeit. Kommen wir doch der Nothwendigkeit zu Hülfe!

263. Was liegt daran, daß möglichst viele Menschen möglichst lange leben? Ist ihr Glück eine Rechtfertigung alles Daseins? Und nicht viel mehr eine verächtliche Sache?

264. Und wenn du das Dasein rechtfertigen willst, so mußt du nicht nur des Teufels Anwalt, sondern auch Gottes Anwalt vor dem Teufel sein.

265. Rede an den Felsen. Ich liebe es, daß du nicht sprichst. Deine Schweigsamkeit hat Würde. (Alles moralisch empfinden in der Natur: aller Werth liegt darin)

Rede an einen König.

266. Die Welt steht fertig da — eine goldne Schale des Guten. Aber der schaffende Geist will auch das Fertige noch schaffen: da erfand er die Zeit — und nun rollte die Welt auseinander und rollt wieder in großen Ringen in sich zusammen, als das Werden des Guten durch das Böse, als die Gebärerin der Zwecke aus dem Zufalle.

267. Es giebt genug, die nichts Besseres wissen auf Erden als mit einem Weibe zusammen zu liegen. Was wissen die vom Glück!

Mit unsichtbaren Fäden wird man am festesten gebunden.

268. Wenn ich ein Gefühl ehre, so wächst die Ehre in das Gefühl hinein.

269. Was liegt an eurer Tugend, wenn ihr nicht den Moment erlebt habt, wo ihr den Menschen in euch tief verachtetet, aus Liebe zu dem Übermenschen? Und eure Tugend mit verachtetet?

270. In der Geschichte der Menschheit sind die großen Verachtungen die Ereignisse: als die Quelle der großen Begehrung nach dem Übermenschen. Laßt euch nicht betrügen — ehemals wollte man denn wohl in das Jenseits oder Nichts oder mit Gott eins werden!? Alle diese bunten Worte dienten um auszudrücken, daß der Mensch seiner satt sei — nicht seiner Leiden, sondern seiner gewöhnlichen Art zu empfinden.

271. Die Stunde der großen Verachtung erwarten: das ist die Auszeichnung. Die Anderen dienen nur zur Bildung des letzten Menschen.

272. Der Gedanke ist nur ein Zeichen, wie das Wort nur ein Zeichen für den Gedanken ist.

273. Einstmals war das Ich in der Heerde versteckt: und jetzt ist im Ich noch die Heerde versteckt.

[«]

5[2]

Zweierlei lehre ich euch; ihr sollt den Menschen überwinden, und ihr sollt wissen, wenn ihr ihn überwunden habt: ich lehre euch den Krieg und den Sieg. (Cap<itel>)

[«]

5[3]

Es ist kühl, die Wiese liegt im Schatten, die Sonne gieng. Ist es nicht ungereimt zu leben?

Müßte man nicht mehr Vernunft haben, um aus dem Leben eine Vernunft zu machen?

Meine Brüder, verzeiht der Seele Zarathustra's, daß es Abend ist.

[«]

5[4]

Verwerfe ich denn eure Tugenden? Ich verwerfe eure Tugendhaften.

[«]

5[5]

Ich erkläre auch eure Tugenden aus dem Zukünftigen.

[«]

5[6]

So bald in der Heerde das Gefühl wächst und schwillt, nähert es sich der Heerde.

Zuerst wurde das „Für Alle“ heilig, dann das „Für den Anderen“ endlich das „für meinen Gott“.

[«]

5[7]

Ich liebe die verschwenderischen Seelen: sie gehen nicht zurück und wollen auch keinen Dank — denn sie schenken immer.

[«]

5[8]

Ich lehre euch den Übermenschen: wo ist mein Bruder, der ihn die große Verachtung lehrt?

[«]

5[9]

Sie werfen die Bilder um und sagen: es giebt nichts Hohes und Anbetungswürdiges — weil sie selber kein Bild und keinen Gott schaffen können.

Erbarmt euch ihrer! Hört doch die Verachtung aus ihrer Wuth gegen die Bilder — die große Verachtung gegen sich selber!

[«]

5[10]

(cap<itel>) „die Bruderschaft der Rechtfertiger.“

[«]

5[11]

Es ist furchtbar, im Meere vor Durst zu sterben: müßt ihr denn eure Weisheit so salzen, daß sie nicht wie gutes Wasser schmeckt?

[«]

5[12]

Schwanger geht die Menschheit, wunderlich sind ihre Schmerzen.

[«]

5[13]

Unsere Verachtung des Menschen trieb uns hinter die Sterne und ließ uns nach einem Gotte herumsuchen.

[«]

5[14]

Der Gelehrte soll ein Büßer des Geistes sein

[«]

5[15]

Sie sagten „laßt uns der Welt absterben“, sie suchten ihr Heil hinter den Sternen, sie fanden das Wort nicht vom Übermenschen.

[«]

5[16]

Dein Leben sei ein hundertfältiger Versuch: dein Mißlingen und Gelingen sei ein Beweis: und sorge dafür, daß man wisse, was du versucht und bewiesen hast.

[«]

5[17]

Ich liebe den, der die Zukünftigen rechtfertigt und die Vergangenen erlöst: während er an den Gegenwärtigen zu Grunde geht.

Ich liebe den, der aus seiner Tugend seine Pflicht und sein Verhängniß macht.

Ich liebe den, der nicht einen Tropfen Geist übrig behält und ganz der Geist seiner Tugend ist:

Ich liebe den, der seine Seele verschwendet, der nicht Dank haben will und nicht zurückgiebt, weil er immer schenkt.

Ich liebe den, der das Unrecht solcher auf sich nimmt, die es nicht tragen können

Ich liebe den, der lebt, damit er erkenne und der erkennen will, damit der Übermensch lebe.

Ich liebe den, welcher der Welt nicht absterben will und nicht hinter den Sternen sein Heil sucht: den der das Wort vom Übermenschen verstanden hat.

Ich liebe den, dessen Seele tief ist auch in der Verwundung und der an einem kleinen Erlebnisse zu Grunde gehen kann.

Ich liebe den, der zu voll ist, so daß er sich selber vergißt, und alle Dinge in ihm sind: aber er wird zu Grunde gehen.

Ich liebe den, der freien Geistes ist, wie er auch freien Herzens ist: und der Kopf sei ihm nur das Eingeweide des Herzens.

Ich liebe den, der so mitleidig ist, daß er aus der Härte seine Tugend und seinen Gott macht.

Ich liebe den, der goldne Worte seinen Thaten vorauswirft und immer noch mehr hält als er verspricht.

Ich liebe den, welcher sich schämt, daß die Würfel immer zu seinen Gunsten fallen und welcher sich fragt: bin ich denn ein falscher Spieler?

Ich liebe den, welcher seinem Gegner nicht nur seine Fehlgriffe verzeiht, sondern auch seinen Sieg.

Ich liebe den, welcher seinen Gott züchtigt, weil er seinen Gott liebt.

Ich liebe den, welcher nicht Lohn, sondern Strafe und Untergang von seiner Tugend erwartet.

Ich liebe den, welcher im Nächsten den leidenden Gott sieht, der in ihm versteckt ist und sich des Thiers schämt, welches an ihm sichtbar war.

[«]

5[18]

Ihr sollt nicht zu viele Tugenden haben wollen. Eine Tugend ist schon viel Tugend: und man muß reich genug sein auch nur für Eine Tugend. Damit sie lebe, sollt ihr zu Grunde gehen.

[«]

5[19]

Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden: Giftmischer sind es und Verächter des Lebens: ob sie es wissen oder nicht, Absterbende sind es und Selbst-Vergiftete.

Einst war der Frevel an Gott der größte Frevel: aber Gott starb, und damit starben auch diese Frevelhaften. An der Erde zu freveln ist jetzt das Furchtbarste, und die Eingeweide der unerforschlichen Dinge höher zu achten als den Sinn der Erde.

[«]

5[20]

Dein Leben sei ein hundertfältiger Versuch: dein Mißlingen und Gelingen sei ein Beweis; und sorge dafür, daß man wisse, was du versucht und bewiesen hast.

[«]

5[21]

Es giebt Wollüstlinge des Geistes: es giebt Büßer des Geistes.

[«]

5[22]

Nicht wo das Auge aufhört zu erkennen, sondern schon dort wo eure Redlichkeit aufhört, da sieht das Auge nichts mehr.

[«]

5[23]

Diese wollen Würfel spielen und jene wollen zählen und rechnen, und diese dort wollen tanzen sehen: sie nennen’s Wissenschaft und schwitzen dabei

Aber es sind Kinder, die ihr Spiel wollen, — und wahrlich, es ist eine schöne Kinderei, und etwas Lachen würde den Spielenden lieblich zu Gesichte stehn.

[«]

5[24]

Wenn ihr den Zweck denkt, müßt ihr auch den Zufall und die Thorheit denken.

[«]

5[25]

Der Einwand, das Mißtrauen, der Seitensprung sind Zeichen des gesunden Geistes. Alles Unbedingte verräth den Kranken.

[«]

5[26]

Als ich die Lust an der Wahrheit haben wollte, da erfand ich die Lüge und den Schein, das Nahe und das Ferne, das Vergangene und das Künftige; da legte ich in mich selber den Trug und die Dämmerung.

[«]

5[27]

Ich war in der Wüste, ich lebte nur als Erkennender. Dem Erkennenden reinigte sich die Seele, und der Durst nach Macht und alle Begierde wurden ihm heilig. Als

Erkennender stieg ich weit über mich hinaus in der Heiligkeit und Tugend.

[«]

5[28]

Unheimlich ist das menschliche Sein und immer noch ohne Sinn: ein Hanswurst kann ihm zum Verhängniß werden.

Wozu lebt dieser? Wozu stirbt jener? Niemand kann es wissen, denn es giebt kein Wozu darin.

Ehedem hielt man die Hand auf, wenn der Tod kam, und sagte „ein Geschenk von Oben“.

Es gab diesen Geber gar nicht, ein Ziegelstein vom Dach war das Geschenk: Unwissenheit war alle Vernunft im Sterben.

Ich will die Menschen den Sinn ihres Seins lehren: welches ist der Übermensch.

[«]

5[29]

Liebe und Gerechtigkeit gegen die Dinge sei eure Schule.

[«]

5[30]

Ihr verhüllt eure Seele: Nacktheit wäre Schande für eure Seele. Oh daß ihr lerntet, warum ein Gott nackt ist! Er hat sich nicht zu schämen. Er ist mächtiger nackt!

Der Körper ist etwas Böses, die Schönheit ist eine Teufelei; mager, gräßlich, verhungert, schwarz, schmutzig, so soll der Leib aussehen

Am Leibe zu freveln das gilt mir als ein Freveln an der Erde und am Sinn der Erde. Wehe dem Unseligen, dem der Leib böse und die Schönheit teuflisch scheint!

[«]

5[31]

Hinter deinen Gedanken und Gefühlen steht dein Leib und dein Selbst im Leibe: die terra incognita. Wozu hast du diese Gedanken und diese Gefühle? Dein Selbst im Leibe will etwas damit.

[«]

5[32]

Der Ascetismus des Geistes (an die Geistigsten)
der Freund (der ideale Umgang)
die Einsamkeit
der Leib philosophirt
der Schaffende
Gefahr in der Predigt des Leidens
Gegen die Geringschätzung des Lebens
im Erkennen heiligen sich die Triebe
das Ziel der Menschheit fehlt bisher
Rechtfertigung aller Vergangenheit
der Mittheilende als Bruchstück
der Liebende als Bruchstück
der Erkennende als Bruchstück
die gegenwärtige Cultur nicht zu hoch taxiren!
die Leidenschaften einmal als Gesundheit
die Keuschheit
Ruhe lehren und innere Arbeit. Gegen die „Arbeit“.
der Verbrecher.
Vergeltung
sittliche Empörung und Vergebung.
der Lobende
das Weib
Mittel der Selbst-Überwindung
die Wissenschaftlichen
der Tod
die Wiederkunft
Heerde und Ich
der langsame Ruhm
Kritik der Moral und ihr Sinn

das Urtheil in der Lust
Widerspruch in euren Idealen
wir müssen auch unser Gegenstück wollen den Pharisäer.
der versteckte Mensch
der letzte Mensch
Rede an einen König.
der Übermensch

Erfindung von Festen
Büßer des Geistes — als Reiniger von ihren Affekten
Große Entscheidung zwischen Tod und Leben
Schauspieler und Schaffende.
die neue Kunst als 1000 Arten zu leben (zuerst Unabhängigkeit! ein Gedanke, der sich seine Freien erzwingt)
das Leben ein Versuch des Erkennenden
das Gemeine, Nächste, Irdische adeln! (Kost Küche)
Einsamkeit und Leben — Schlaf und Wachen (Leben als Wille zum Leiden (— schaffen —)
die höchste Erkenntniß: der neue Schätzer.
der langsame Ruhm
Kritik der Moral und ihr Sinn: wir wollen uns über Lob und Tadel erheben!
Wahnsinn als Vorzeichen.
Vergeltung — ihr wollt Lohn?
Heimatlos.
die Bescheidenheit zum Stolze machen.
neue Kriege.
ob es schon Übermenschen gab?

[«]

5[33]

Es genügt nicht, etwas wieder gut zu machen: man muß sich selber wieder gut machen, sich selber wieder gut werden, z.B. durch eine kleine überflüssige Bosheit oder Wohlthat.

Bevor man vergeben kann, muß man erst erleben, was einem angethan ist. Und bei tiefen Menschen dauern alle Erlebnisse lange.

Es ist leichter seinem Feinde zu vergeben als seinem Freunde.

Ich soll vergeben? Aber ich mache dir nicht zum Vorwurfe, was du dir vorwirfst: wie könnte ich also vergeben?

Nicht daß du mich belogst, sondern daß ich dir nicht mehr glaubte hat mich erschüttert.

Aus seiner Erbitterung gegen einen Menschen macht man sich seine moralische Empörung zurecht — und bewundert sich dabei; und aus dem Müdewerden seines Hasses macht man sich die Vergebung zurecht — und bewundert sich noch einmal.

Er that mir Unrecht, das ist schlimm. Aber daß er nun gar noch sein Unrecht von mir abbitten will, das ist schlimmer, das ist zum Aus-der-Haut-fahren.

Hütet euch, den Einsiedler zu beleidigen! Der vergiebt nie! Der Einsiedler ist wie ein tiefer Brunnen — es ist leicht, einen Stein in ihn zu werfen. Wie aber willst du den Stein wieder herausholen, wenn er erst auf den Grund fiel?

[«]

5[34]

Alle Ziele sind vernichtet: die Werthschätzungen kehren sich gegen einander,

man nennt den gut, der seinem Herzen folgt, aber auch den, der nur auf seine Pflicht hört

man nennt den milden, versöhnlichen gut, aber auch den tapferen unbeugsamen strengen.

man nennt den gut, der ohne Zwang gegen sich ist, aber auch den Helden der Selbstüberwindung

man nennt den unbedingten Freund des Wahren gut, aber auch den Menschen der Pietät, den Verklärer der Dinge

man nennt den sich selber gehorchenden gut, aber auch den frommen

man nennt den Vornehmen, Edlen gut, aber auch den, der nicht verachtet und herabblickt

man nennt den gutmüthigen, dem Kampfe ausweichenden gut, aber auch den Kampf- und Siegbegierigen

man nennt den, der immer der erste sein will, gut, aber auch den, der nichts vor irgend Einem voraus haben will.

[«]

5[35]

ich begreife nicht, wozu man nöthig hat, zu verleumden. Will man Jemandem schaden, so braucht man ja nur über ihn irgend eine Wahrheit zu sagen.

Man weiß von Jedermann immer zu viel.

Wir loben nur was nach unserem Geschmack ist d.h. wir loben nur unseren Geschmack.

die geistreichste Leidenschaft

Antipathie gegen eine Person sich zur Tugend machen

In der Flam<me> der Eifer<sucht> wendet man den vergifteten Stachel gegen sich selber, gleich dem Skorpion — doch ohne s<einen> Erfolg

Wenn ich merke daß Jemand mich belügt, so jammerte mich nicht, daß er mich belügt, sondern daß er lügt.

[«]

[6 = M III 3b. Winter 1882–83]

6[1]

Ascetism: nur die Vernunft ausbilden

sich die kleinen Freuden eingestehen, welche die Erkenntniß macht — alle anderen von sich abwehren.

Grausamkeit, sich die schmutzige Entstehung aller der höchsten Dinge einzugestehn

Versuch, vom Menschen abzusehn und ihn als Punkt im Werden zu fassen — nicht alles auf ihn hin zu construiren.

zu Gunsten der kleinen festen harten Wahrheiten — soldatische Strenge Schlichtheit

Hohn gegen das Beseligende in den „Wahrheiten" ebenso gegen die schöne Form. Religion Moral und Kunst zur Oberfläche der Dinge

Metaphysik als im Zusammenhang mit Geister- und Gespensterglauben: auch mit der schlechten Interpretation der Gesichtspunkt des Glücks als schädlich für die Wissenschaft.

woher der Werth der Metaphysik stammt? Aus Irrthümern und Leidenschaften.

Nicht vom Ungewissesten sich abhängen lassen

sich die Schwäche unseres Schließens eingestehn: der Traum.

das starke Gefühl beweist nichts für die Wahrheit des Geglaubten.

Versuch einer Betrachtungsart, in der Substanz und Freiheit des Willens Irrthümer sind: auch das Ich als geworden gedacht. Die Welt als Irrthum.

Mißtrauen gegen die metaphysische Welt wegen der Schwierigkeit der Probleme.

Es hört mit dem Glauben an ewige Grundwahrheiten alle Ruhe auf, man sorgt nicht mehr über seine Zukunft hinaus, weil andere Dinge dann nöthig sein werden.

Zeitalter der Vergleichung: ein Auswählen aus den Sittlichkeiten. Untergang der niederen Sittlichkeiten.

Cultus des Irrthums: er hat den Menschen so zart, tief, erfinderisch gemacht. Die Welt als Irrthum ist so bedeutungsreich und wundervoll.

wir sind von vorn herein unlogische und ungerechte Wesen — ohne dies giebt es kein Leben.
alle Ansätze über den Werth des Lebens falsch.
Letzte Ziellosigkeit. Vergeudung.
allgemeine Verzichtleistung: immer besser erkennen, über den Schätzungen schweben einziger Trost.

Resultat: ich brauche an Nichts zu glauben
Die Dinge sind unerkennbar.
ich brauche nicht an meiner Ungerechtigkeit zu leiden.
Verzweiflung durch Skepsis beseitigt
ich erwarb mir das Recht zu schaffen
das Recht gut zu heißen
das Recht, nicht anzuknüpfen an das Vergangene
zuletzt: in dem ganzen Treiben entdeckte ich lebendige Moral, treibende Kraft. Ich hatte nur gewähnt, jenseits von gut und böse zu sein.
Die Freigeisterei selber war moralische Handlung
1) als Redlichkeit
2) als Tapferkeit
3) als Gerechtigkeit
4) als Liebe

ich behielt mich übrig als Werthansetzenden

ich that nichts als die bisherige Praxis der Moral zu kritisiren. Das Aufstellen der moralischen Urtheile selber ist ein Stück dieser Praxis.
das Ansetzen von Zwecken als eine Existenzbedingung als Bedingung davon, daß eine Existenz in die andere **über**geht.
Heerde — Individuum.

[«]

6[2]

1. Ascetismus — Versuch ohne Moral zu leben.

2. Resultat: wir haben selber Moral getrieben, weiter getrieben — das Leben in uns hat uns genöthigt.
3. Der Schaffende und der Werthansetzende.
   Heerde und Individuum.
   Alles was geschieht, entspricht nicht dem Urtheile des Werthes.
4. Versuch eines Standpunkts jenseits von Gut und Böse.

[«]

6[3]

Ascetism: Versuch sich von der Moral zu befreien

Wechsel, ja Gegensatz der moralischen Urtheile (keine ewige Norm)
es hat gar keine moralischen Handlungen gegeben: wenn man sie als freie und als unegoistische bezeichnet.

das, was uns böse gilt (Ungerechigkeit) ist eine Bedingung zu existiren.

bei der Kritik unserer besten Handlungen finden wir Elemente, die dem Bösen zugehören, ganz nothwendig.

alle Moralsysteme sind widerlegt: und jedenfalls ist ihr Werth abhängig von der Wahrheit ihrer letzten Behauptungen: diese sind unsicher.

In unseren Schätzungen selber sind eine Menge entgegengesetzter moralischer Systeme erhalten.
(unsere Urtheile hinter den Empfindungen sind widersprechend.)

Es giebt zuletzt kein Ziel mehr: die Moral ist nicht mehr der Weg zum Himmel: auch nicht mehr zum Himmel auf Erden Qual der Gewissensbisse) Sie steht und fällt nicht mehr mit Staaten und Völkern.

Furchtbarer Rückblick auf die Qual der Menschheit. Sie war nahe daran, das Leben aus moralischer Unbefriedigung aufzugeben.

[«]

6[4]

1) Ascetischer Versuch sich von der Moral zu befreien: warum? praktische Consequenz zunächst: soldatische Armut, Nähe des Todes. Freigeist.

2) Aber jetzt erkennen wir die Freigeisterei selber als Moral.

In wiefern.

Alle Empfindungen sind moralisch gefärbt. Was wir thaten, war eine Kur, ein Mittel zum Leben. Moral erschien als eine Existenzbedingung.

3) der neue freiere Blick für Moral als Existenz- und Förderungsbedingung des Lebens.

Heerde — Entwicklung des Ichs. Keine Vergeltung usw.

4) Versuch eines Jenseits von Gut und Böse.

[«]

[7 = M III 4b. Frühjahr–Sommer 1883]

7[1]

Zur Einleitung.

Absolute Ehrlichkeit — bis jetzt fehlend bei Moralisten. Jede Schwäche des Charakters wird sich an der Untersuchung kundgeben.

Sodann historischer Sinn.

Tapferkeit gegen die eigenen Neigungen zur Werthschätzung.

Altes Ziel: die Erzeugung höherer Menschen, die Verwendung der Menschenmassen als Mittel dazu.

Zum Plane.

Jede objektive Verbindlichkeit fehlt. Die Übereinstimmung Aller ein lebensfeindliches Princip.

Es sind Befehle von Individuen: eine unbewußte Sklaverei

es ist eine Forderung der Ehrlichkeit, was man der Nützlichkeit wegen thut, auch als solche zu bezeichnen.

Motive der Ehrlichkeit usw. liegen in den Antrieben der Mächtigen: in derselben Sphäre wächst auch die Emancipation von der Moral.

Unverantwortlichkeit positiv wenden: wir wollen unser Bild vom Menschen durchsetzen. Daß man's **kann**! — ist die Sache! Wer sich unterworfen fühlt, gehört in die niedere Ordnung. Es muß „Sklaven" geben.

Man übersah bisher das Individuelle als schöpferisch: man sah nur Verbrecher usw. man übersah den Haupt-Verbrecher

Homer Michel Angelo.

Möglichste Verschiedenheit der Individuen! Entfesselung des Kampfes!

Man will zu einer Ethik: und weil man vom Egoismus aus sie nicht glaubt finden zu können, flüchtet man zur Autorität, zum Herkommen.

der sittliche Geschmack ist eine Sache ohne Gründe — aber er ist entstanden einmal als Zwang, in Folge von anderen Trieben, welche ein bestimmtes Urtheil und Werthschätzen aufnöthigten.

Wo wir unsre Gefühle nicht mehr wegen ihrer Complizirtheit der Entstehung abzuleiten wissen, da setzen wir sie an als etwas Anderes: so sind die aesthetischen ethischen moralischen metaphysischen Triebe zu verstehen.

Wir empfinden einen Namen und meinen, ihm entspreche etwas Neues.

NB. Die moral<ische> Denkweise **folgt** unsrer Handlungsweise, aber führt sie nicht!

Wo kein Trieb zum Gehorchen da ist, da hat ein „Du sollst“ keinen Sinn.

So wie wir sind — so werden wir widerspenstig bei einem „Du sollst“. Unsere Moral muß heißen „ich will“.

[«]

7[2]

Der Egoism des Einzelnen greift **thatsächlich** so weit als er kann und Kraft hat —: es ist Unsinn, sich zu fürchten vor den Folgen des Egoist<ischen> Princips. Niemand wird durch Principien in Schranken gehalten!

[«]

7[3]

Zu schreiben und nicht zu fragen, welche Dauer jetzt alles Geschriebene hat, wäre sehr oberflächlich!

[«]

7[4]

Die Sicherheit unsrer Handlungsweise ist außer allem Verhältniß zur Güte unsrer Gründe, so und so zu handeln!

[«]

7[5]

von Socrates an die Tugend ohne Scham (in Concurrenz) und als Gegenstand der Klugheit hat sie Scham nicht nöthig! Eine Art Selbst-Erniedrigung der Tugend —

[«]

7[6]

Kritik des „Guten“, ja des Besten! Skepsis sehr berechtigt!

Meine Gesamtrichtung geht nicht auf Moral — was ehedem Sünden-Bewußtsein, das wende ich auch gegen den Intellekt, die Tugend, das Glück, die Kraft des Menschen.

Aus einer wesentlich außermoralischen Betrachtungsweise kam ich zur Betrachtung der Moral aus der Ferne.

Die Bedingungen zu errathen, unter denen die zukünftigen Menschen leben — weil ein solches Errathen und Vorwegnehmen die **Kraft** eines Motivs hat: die Zukunft als das, was wir wollen, wirkt auf unser Jetzt.

Die Unmoralität unserer Zeit in ihrem Besten (z.B. dem Mangel an Pietät gegen Natur)

[«]

7[7]

Reden an meine Freunde.

Ich habe mich immer darum bemüht, die Unschuld des Werdens mir zu beweisen: und wahrscheinlich wollte ich so das Gefühl der völligen „Unverantwortlichkeit“ gewinnen — mich unabhängig machen von Lob und Tadel, von allem Heute und Ehedem: um Ziele zu verfolgen, die sich auf die Zukunft der Menschheit beziehen.

Die erste Lösung war mir die aesthetische Rechtfertigung des Daseins. Indessen: „rechtfertigen“ selber sollte nicht nöthig sein! Moral gehört in’s Reich der Erscheinung.

Die zweite Lösung war mir die objektive Werthlosigkeit aller Schuld-Begriffe und die Einsicht in den subjektiven, nothwendig ungerechten und unlogischen Charakter alles Lebens.

Die dritte Lösung war mir die Leugnung aller Zwecke und die Einsicht in die Unerkennbarkeit der Causalitäten.

die Erlösung durch den Schein: das principium individuationis mit aller Moral für das Individuum eine erlösende Vision.

Moral Mittel, innerhalb der Individuation zu bleiben und nicht in das Urleiden zurückverschlungen zu werden.

die Kunst als die „eigentlich metaphysische Thätigkeit des Menschen“.

daß das „Leben im Grunde der Dinge trotz allem Wechsel der Erscheinungen unzerstörbar mächtig und lustvoll sei“ p. 54. als Trost der Tragödie.

Ihn rettet die Kunst (vor einer Verneinung des Willens): und durch die Kunst rettet ihn sich das Leben.

Ein Protest gegen den Pessimismus: vom Standpunkte der Griechen aus. Der „tiefsinnige und zum zartesten und schwersten Leiden einzig befähigte“ Grieche.

Die Musik als die bei weitem lebendigste **Kunst**.

Die Aufgabe der Musik in einem zerdachten Zeitalter, das denkmüde ist:

p. 82 Die Wissenschaft immer wieder an ihre Grenzen geführt muß in Kunst umschlagen — das, was sie führt, ist der Wahn, sie könne das Dasein corrigiren.

Sokrates durch Wissen und Gründe der Todesfurcht enthoben.

die Bestimmung der Wissenschaft, das Dasein als begreiflich und damit als gerechtfertigt erscheinen zu machen: wozu zuletzt, wenn die Gründe nicht reichen, auch der Mythus dienen muß — auf den ist es abgesehen im Grunde!

Wäre jene Summe von Kraft nicht auf Erkenntniß verwendet worden, sondern auf die praktischen Ziele der Völker und Menschen, so wäre die Lust am Leben so abgeschwächt, daß eine Ethik der Vernichtung aus Mitleid hätte entstehen können (Die Inder zu schwach und passiv selbst in ihrem Mitleiden) die tragische Erkenntniß **braucht** die Kunst, „die in’s Unaufhellbare starrt“

Die Kunst als abhängig dargestellt von der Entwicklung der Erkenntniß: sie bricht dort heraus, wo die Erkenntniß sich selber verzehrt.

Wir sollen die Lust nicht in den Erscheinungen, sondern hinter ihnen suchen.

p. 92 Quintessenz.

p. 102. die Selbstvernichtung der Erkenntniß und Einsicht in ihre letzten Grenzen war das, was mich für Kant und Schopenhauer begeisterte. Aus dieser Unbefriedigung glaubte ich an die Kunst.

Ich meinte, ein neues Zeitalter für die Kunst sei gekommen. Ich empfand das Resultat der Philosophie als ein tragisches Ereigniß: **wie aushalten!**

Mir schien W<agner> ein Mittel, die D<eutschen> dem Christenthum zu entfremden

sein altersmüdes Werk Parsifal spricht auch nicht dagegen noch weniger die blindwüthigen Verehrer mit ihren geschundenen Knien und Gehirnen.

Glaube an die Wiedergeburt der griechischen Welt p. 117.

„ein anderes Sein und eine höhere Lust, zu denen sich der kämpfende Held nicht durch seine Siege, sondern durch seinen Untergang vorbereitet“ p. 120.

„Erst ein mit Mythen umstellter Horizont schließt eine ganze Culturbewegung zur Einheit ab“ p. 132.

p. 136 antichristlich — in diesem Sinne,
p. 142 „ „ „ deutsche Hoffnung

[«]

7[8]

Das ganze 18te Jahrhundert hatte die tiefste Verachtung gegen die **gothische** Baukunst Lecky I 199.

Dieses Jahrhundert hatte seinen Geschmack. Der Mailänder Dom als Gegenstand des Spottes.

Unser Jahrhundert muß viele jener Empfindungen wieder gewonnen haben, aus denen jene Kirchen entstanden sind —

Die Verkennung Homers s. bei — — —
die Beurtheilung des Laokoon bei Winckelmann.

[«]

7[9]

Mitleiden. Zunächst **Nachbilden eines fremden Schmerzes**. **Darauf** muß nun eine Reaktion erfolgen

entweder gewaltsames Sich-aus-dem-Sinne-schlagen, Da-von-laufen (wie beim Anblick einer ekelhaften Wunde

oder positives Beseitigen und Vernichten des uns Wehethuenden, also mit Eingriff in die Sphäre des Leidenden, von ihm als Hülfe usw. interpretirt.

Über jedes Leiden sind wir empört, wenn es sinnlos ist, „unverdient“ ist (unsre Gewohnheit zu tadeln und strafen wirkt hier als verletzter Trieb: das Bild Leidenden ist ein Angriff auf die Grundlagen dieses Triebs) Wir reagiren gegen diese Empörung mit „Hülfe“ usw.

Sodann: — wir schaudern, wir selber fühlen die Gefährlichkeit, Unsicherheit Plötzlichkeit des Unglücks „es ist unglaublich!“ — unser Sinn für das Harmonische und Logische ist empört.

wo wir fühlen helfen zu können, erwacht unser Machtgefühl, daher der Pflichteifer, die Anspannung, der Heroismus bei dem Retten von Verunglückten; die Lust an einer Gelegenheit, tapfer zu sein usw.

Liebe, Zärtlichkeit sind nicht nothwendig dabei!

[«]

7[10]

Hartmann p. 776. die Souveränität des Individuums fällt bei ihm mit egoistischen Klugheitsrücksichten, welche der Willkür Schranken setzen, zusammen! Das charakterisirt!!

[«]

7[11]

Der Nächste als unser Erzeugniß

die Züge ihm gegeben, auf welche unsre Triebe **reagiren**. Das ganze Bild ein uns nützliches Erzeugniß: das uns Wohlthätige, Schädliche usw. ist herausgekehrt — zum Zwecke der Assimilation oder der Flucht.

Was ist also „Nächstenliebe“?

Der Nächste an sich unerkennbar, sondern nur nach uns zu erschließen, und dies gemäß unsrer Feinheit und Grobheit von Beobachtung: unserer Übereiltheit im Schließen (Sache der Furcht oder der Sehnsucht) usw.

Wir bekämpfen in unseren Feinden das uns Schädlich-Scheinende: was unserem Wachsthum, unserem Fortleben hinderlich ist, was uns die Luft verdirbt: wir bekämpfen also **unsre** Triebe des Mißtrauens, der Spannung — d.h. eine Art Triebe beseitigt eine andre.

[«]

7[12]

Die Juden durch die aegyptische Gefangenschaft verdorben.

[«]

7[13]

Die Architektur: das Ferne nahe zu bringen (Peterskirche)

anderes Princip: möglichstes Streben in die Ferne.

[«]

7[14]

Man haßt den am meisten, der uns zu Empfindungen zurückverführt, über die wir mit größter Anstrengung Sieger wurden: der uns nach dem Siege an unsre

Feinde verräth: wie es dem geht, der noch zur Rache verführt wird, nachdem er vergeben hat.

[«]

7[15]

das Gewissen verändert <sich> nach der Umgebung, in der wir leben; insofern das Gefühl der Nicht-Übereinstimmung der Werthschätzung bei uns den Trieb der Furcht, Skepsis, des Verschweigens, der Verstohlenheit usw. erzeugt: diese Triebe entladen sich allmählich sofort bei unseren Regungen und verwandeln unser Gewissen in ein böses Gewissen.

[«]

7[16]

Wagner hat viele Wohlthaten von seinen Zeitgenossen empfangen: aber er meinte, die grundsätzliche Ungerechtigkeit gegen Wohlthäter gehöre zum „großen Stile“: er lebte immer als Schauspieler und im Wahne der Bildung, wie sie Schauspieler zu haben pflegen. Ich selber bin vielleicht sein größter Wohlthäter gewesen. Es ist möglich, daß in diesem Falle das Bild länger lebt als der, welchen es abschilderte: das liegt darin, daß in meinem Bilde noch Raum ist für eine ganze Anzahl wirkliche Wagners: und vor Allem für viel reicher begabte und reiner wollende.

[«]

7[17]

Wer unter Deutschen lebt, muß sich schon glücklich schätzen, Einen zu finden, der von jener idealistischen Selbst-Belügnerei und Farbenblindheit sich freihält, welche die Deutschen lieben und beinahe als Tugend selber verehren. (Die Franzosen mit ihrem Montaigne La Rochefoucauld Pascal Chamfort Stendhal sind eine viel reinlichere Nation des Geistes) Dies war meine Freude, als ich Rée kennen lernte: er redete von der Moral, so weit er von ihr wußte, und ohne sich

Etwas auf seine Moral-Triebe einzubilden. Freilich: er wußte von ihr nicht viel und dies fast nur aus Hören-sagen: und er meinte zuletzt am Ende, Moral selber sei Hören-sagen.

[«]

7[18]

Seit Kant ist alles Reden von Kunst, Schönheit, Erkenntniß, Weisheit vermanscht und beschmutzt durch den Begriff „ohne Interesse".

Mir gilt als schön (historisch betrachtet): was an den verehrtesten Menschen einer Zeit sichtbar wird, als Ausdruck des Verehrungs-**Würdigsten**.

[«]

7[19]

Es war ein Verdienst des Helvétius, eine Sache der Bravheit, sich der Lust (intérêt) anzunehmen (so Socrates mit dem Nutzen): ganz wie Epicur (im Gegensatz zu der Lust am Paradoxen, wie bei Mandeville): und es war vielleicht plaisir zu sagen, wie Stendhal wünschte, ihm doch schon zu verletzend (für den moralischen Geschmack, aus dem er selber erwuchs)

[«]

7[20]

Wie die Optik hinter dem Sehen herhinkt, so die Moralistik hinter der Moralität.

Die Einzelbeobachtungen sind bei weitem das Werthvollste.

Eine moral<ische> Grundfehler-Theorie ist meist der Ursprung der großen philosophischen Systeme: es soll etwas bewiesen werden, wozu die Praxis des Philosophen stimmt (Spinoza z.B.) (Schopenhauer Ausnahme — noblesse darin)

[«]

7[21]

Meine Forderung: Wesen hervorzubringen, welche über der ganzen Gattung „Mensch“ erhaben dastehen: und diesem Ziele sich und „die Nächsten“ zu opfern.

Die bisherige Moral hatte ihre Grenze innerhalb der Gattung: alle bisherigen Moralen waren nützlich, um der Gattung zuerst unbedingte Haltbarkeit zu geben: wenn diese erreicht ist, kann das Ziel höher genommen werden.

Die eine Bewegung ist unbedingt: die Nivellirung der Menschheit, große Ameisen-Bauten usw. (Dühring zu charakterisiren als außerordentlich ärmlich und typisch-gering, trotz seinen pathetischen Worten)

Die andere Bewegung: meine Bewegung: ist umgekehrt die Verschärfung aller Gegensätze und Klüfte, Beseitigung der Gleichheit, das Schaffen Über-Mächtiger.

Jene erzeugt den letzten Menschen. Meine Bewegung den Übermenschen.

Es ist durchaus **nicht** das Ziel, die letzteren als die Herren der Ersteren aufzufassen: sondern: es sollen zwei Arten neben einander bestehen — möglichst getrennt; die eine wie die epikurischen Götter, sich um die andere nicht kümmernd.

Grundsätze: es hat keine moralischen Handlungen gegeben. Und es ist jede Moral unmöglich: ebenso wie jede moralische Handlung.

Aber Geschichte dessen, was bisher als moralische Handlung gegolten hat: und wahre Bedeutung desselben. Und Geschichte der Entstehung dieser Geltungen.

Sie gehen alle vom Glauben aus, daß die Moralität selber da sei, mindestens als bewußter Maaßstab (wie bei Kant), daß es bekannt sei, was gut und böse ist.

Die wesentliche Unerkennbarkeit.

Es wird nothwendig Etwas erreicht: aber schon ein Wissen darum ist unmöglich, also auch ein Vorherwissen!

Wichtigster Gesichtspunkt: die **Unschuld** des Werdens zu gewinnen, dadurch daß man die **Zwecke** ausschließt. Nothwendigkeit, Causalität — nichts mehr! Und alles das als Verlogenheit zu bezeichnen, dort von „Zweck“ zu reden, wo immer ein nothwendiges Resultat vorliegt! Die Geschichte kann niemals „die Zwecke“ beweisen: denn allein klar ist, daß, was Völker und Einzelne **gewollt** haben, immer etwas wesentlich Anderes war als das, was erreicht wurde — kurz, daß alles Erreichte dem Gewollten absolut incongruent ist (z.B. Kauen als „Absicht“ und „Aktion“)

Geschichte der „Absichten“ ist etwas Anderes als Geschichte der „Thatsachen“: — in der Moral. Es ist das **gemeinste Vorurtheil**, welches von der Handlung nicht mehr sieht als was an ihr sich mit dem Beabsichtigten Zwecke deckt. Es ist dieses Augenmerk auf Zwecke ein Zeichen der tiefen Stufe des Intellekts — alles Wesentliche, die Handlung selber und das Resultat werden **übersehen**!

[«]

7[22]

Bei meiner Wanderung durch die vielen feineren und gröberen Moralen, fand ich gewisse Züge regelmäßig immer mit einander wiederkehrend und an einander geknüpft: so daß sich mir endlich zwei Grundtypen verriethen: es giebt Herren-Moral und Sklaven-Moral. Ich füge hinzu, daß in Zeiten höherer Cultur Versuche der Vermittlung beider Moralen zum Vorschein kommen, noch öfter ein Durcheinander derselben, ja bisweilen ein hartes Nebeneinander — sogar im selben Menschen, innerhalb Einer Seele.

Erste Frage: wo sind die moralischen Werthschätzungen entstanden? Im Allgemeinen unter Aristokraten, unter einer herrschenden Art, welche sich ihres Unterschieds gegen eine beherrschte bewußt wird.

Im Allgemeinen bedeutet das moralische Werthschätzen, daß sich eine höhere Art Mensch gegen eine niedrigere als höhere bewußt wird.

Die Nöthigung, sie zu bilden, bestand einmal im Verhältniß zu den Unterworfenen, dann im Verhältniß zur Tugend. Im ersten Falle wird an den Eigenschaften das Auszeichnende, Seltene, Edle, Abhebende hervorgehoben, im anderen Falle das Schwere in der Erlangung und Festhaltung des vornehmen Typus, kurz in der Arbeit zur Tugend.

Zweite Frage. Was folgt im Allgemeinen aus der Thatsache, daß die Herrschenden es sind, welche den Begriff „gut“ bestimmen?

Es giebt in der That eine Menge von Zügen, die bei den verschiedensten Moralen wiederkehren: der Grund liegt darin, daß die Züge des

Mächtigen darin sind.

Der Unmoralische ist im Allgemeinen der Verächtliche (nicht der „Böse“).

Dies geht bis in die letzte Consequenz: selbst der, welcher, gleich mir, die moralischen Werthschätzungen selber unter einander abschätzt, will sich damit als einen höheren Menschen abscheiden von denen, welche unter hergebrachten Werthschätzungen es aushalten zu leben.

Es sind die erhobenen stolzeren Zustände, welche als „gut“ bezeichnet werden:

Verachtung des Feigen, Ängstlichen

Verachtung des an enge Nützlichkeit Denkenden, Kleinlichen

Verachtung des Mißtrauischen, der Schwüre haben will

Verachtung des Armen, Bettelnden, Sich-Erniedrigenden, Sklaven- und Hunde-Art, welche sich mißhandeln läßt.

Ehre dagegen dem Gefühl der Fülle und des Überströmens: reich genug, um dem Unglücklichen zu helfen,

Ehre für den, welcher Macht über sich selber hat, zu reden und zu schweigen versteht, zu befehlen und zu gehorchen versteht

Ehre der Weisheit, welche den langen Nutzen ins Auge zu fassen versteht und lange Beschlüsse festhalten kann

Ehre dessen, der nicht gefallen will, weil er sich gefällt: des Stolzen.

Ehrerbietung gegen die Älteren
gegen das Herkommen

die Ehrerbietung gegen die Frauen ist modern: es fehlt etwas die Achtung vor dem Alter.

ἀμύνεσϑαι „Abwehr“ in der Rache.

Fähigkeit zur langen Dankbarkeit und Rache.

Wiedervergeltung als Wahn der Gerechtigkeit. —

wer gleichgültig gegen eine schwere Kränkung bleibt, ist verächtlich… aber: „der ist der beste Mann, der die meisten Beleidigungen zu ertragen weiß“ Menander.

aber nicht nachzutragen geneigt! —

vollkommene Verschiedenheit in der Beurtheilung von Handlungen gegen Gleiche und gegen die Wesen niedrigen Ranges.

der Freund

Der Feind gilt nicht als verächtlich: deshalb haben die bösen Handlungen als Feindes-Handlungen eine andere Schätzung.

In sofern Feindschaft noth thut, muß auch der Sinn dazu erhalten bleiben, also in gewissem Sinn gepflegt werden.

(so die Lüge bei den Spartanern)

die Härte, Grausamkeit usw.

Man muß Feinde haben als Abzugsgräben solcher Affekte, wie Neid, Streitsucht — um gut Freund sein zu können.

der **Mächtige** urtheilt: wer mir schadet, ist an sich schädlich. Er ist der höchste Werthbestimmer.

(Werth der Franzosen: ihr Takt hinsichtlich der Scham)

Nun ist eine zweite Wendung möglich: die der Schamlosigkeit: die allgemeine Lust an der Bestie Mensch, an der Thatsache der Illusionen

Unter den Beherrschten wird das Böse **„schlecht“** .

Vorstellung einer großen Rache (Tertullian)

[«]

7[23]

Das Logische, die Zeit, der Raum müßten von uns produzirt sein: Unsinn! Wenn der Geist ihren Gesetzen sich fügt, so ist es, weil sie thatsächlich wahr sind, wahr an sich! Daß wir an diese Wahrheit glauben, absolut, das ist die Folge davon, daß die Abnormen aussterben: der Fehler an diesen Wahrheiten rächt sich.

Wie müßte das Gleichartige in der Moral aussehen, wenn die Schwächeren, Beherrschten und Gedrückten moralisiren?

Wenn die Vergewaltigten, Gedrückten, Leidenden, Unfreien, ihrer-selber-Ungewissen, Müden moralisiren: was wird das Gleichartige ihrer moralischen Unterscheidungen sein? Wahrscheinlich wird ein Argwohn zum Ausdruck kommen; vielleicht eine Verurtheilung des Menschen mitsammt seiner Lage.

Ein abgünstiger Blick für die Tugenden der Mächtigeren: feine Skepsis und Mißtrauen gegen alles „Gute“ wird dort geehrt und Verkleinerung des Glücks der Mächtigen und des Lebens.

Hervorkehrung der Eigenschaften, vermöge deren sich Leidende das Leben erleichtern: Ruhm des Mitleidens, aber aus anderen Gründen, als wenn die Mächtigen es rühmen (die Nützlichkeit ist der Grund)

Ruhm der Demuth und Verfeinerung dieses Gesichtspunktes in allgemeiner Unterwerfung unter die Gesetze des Daseins: Vorliebe für „Unfreiheit des Willens“ — der Mensch durch und durch abhängig.

Eine Art Rache liegt in der Hervorkehrung der entgegengesetzten Tugenden: so wird gelobt Abstinenz, willkürliche Peinigung, Einsamkeit, geistige Armut: und mit der Zukunft verbindet man die Apathie.

Diese ganze Moral-Wendung ist in Europa jüdisch.

Gesetzt, eine solche Gesinnung kommt allmählich zur Herrschaft und Menschen mit ihr werden die Herrschenden: so ist die Folge eine ungeheure moralische Verlogenheit (oder Schamlosigkeit).

(das Plebejische in den griechischen Moralisten Socrates)

Dies geschah im europäischen Priesterthum. Im englischen Utilitarism, in Kant, Schopenhauer.

[«]

7[24]

Da Rée von dem Grundsatze ausgeht, gut sei allein das, was Einer nicht um seiner selber willen thue: so hat er sich in der lächerlichsten Weise selber die Schnur um den Hals gelegt, wenn er der Gesellschaft das Recht geben will, von dem Satze „der Zweck heiligt das Mittel“ Gebrauch zu machen. Denn mit allem Strafen von Verbrechen will die Gesellschaft ihre Erhaltung und Förderung — das ist kein Zweifel. Folglich ist ihr Zweck kein guter, kein heiliger: folglich kann ihr Zweck nicht ihre bösen Mittel heiligen.

Wer an „gut“ und „böse“ hängen bleibt, kann nicht strafen: ebenso wer an „verdient“ und „nicht verdient“ glaubt: alledem gegenüber muß man die absolute Kausalität aufstellen. — Nur wenn man als höhere Art Mensch sich die Macht nimmt, die geringere zu unterdrücken, in Zaum zu halten, jedenfalls ihr auf alle Weise Feindschaft zu machen: verstehe ich alles „Strafen“. Es ist Unterdrückung — mit dem Worte Recht treibt man Pharisäismus. Ich wüßte nicht, woher es abzuleiten wäre, daß das Stärkere, Höhere seine Macht gegen das Geringere ausüben dürfte: noch weniger, warum es das nicht dürfte.

Überall, wo das Höhere nicht das Mächtigere ist, fehlt etwas am Höheren selber: es ist nur ein Stück und Schatten erst.

[«]

7[25]

Schmerz und Lust sind nur Begleiterscheinungen.

Der Hunger hat nicht als Ziel Befriedigung des Appetits: sondern der Prozeß, dessen Merkmal für uns Hunger heißt, ist überhaupt kein Trieb und kein Zustand der Empfindung: es ist ein chemischer Zustand, in dem die Affinität zu anderen Dingen vielleicht größer ist.

Wie armselig steht es mit unserer Einsicht in alles Wirkliche, wenn wir an Lust und Unlust als die einzige Sprache desselben gebunden sind!

„Trieb“ ist nur eine Übersetzung in die Sprache des Gefühls aus dem Nichtfühlenden:

„Wille“: das ist das, was in Folge jenes Vorgangs unserem Gefühle sich mittheilt — also bereits eine Wirkung, und nicht der Anfang und die Ursache.

Unser Sprechen ist ein Mischmasch zweier Sphären.

„Zweck und Mittel“ — ist nur aus der Sprache des Gefühls genommen.

Also sämmtliche Funktionen gehen ihren Gang: aber wie wenig merken wir davon! — Und doch meinen wir, mit „Zwecken“, mit Glückseligkeits-Streben unser Handeln zu erklären!

[«]

7[26]

Nicht „das Glück folgt der Tugend“ — sondern der Mächtigere bestimmt seinen glücklichen Zustand erst als Tugend.

Die bösen Handlungen gehören zu den Mächtigen und Tugendhaften: die schlechten niedrigen zu den Unterworfenen.

Der mächtigste Mensch müßte der böseste sein, insofern er sein Ideal an allen Menschen durchsetzt gegen alle ihre Ideale und sie zu seinem Bilde umschafft — der Schaffende.

Böse heißt hier: hart schmerzhaft aufgezwungen

[«]

7[27]

Solche Menschen wie Napoleon müssen immer wieder kommen und den Glauben an die Selbstherrlichkeit des Einzelnen befestigen: er selber aber war durch die Mittel, die er anwenden mußte, corrumpirt worden und hatte die noblesse des Charakters verloren. Unter einer anderen Art Menschen sich durchsetzend hätte er andere Mittel anwenden können und so wäre es nicht nothwendig, daß ein Cäsar schlecht werden müßte.

[«]

7[28]

Der gemeinen Masse zur Herrschaft zu verhelfen ist natürlich das einzige Mittel, ihre Art zu veredeln: aber erst als herrschende, nicht im Kampfe um die Herrschaft dürfte man darauf hoffen. Der Kampf entfesselt vielmehr ihre tiefste Gemeinheit.

So ist eine zeitweilige Herrschaft der Juden das einzige Mittel, sie zu veredeln.

[«]

7[29]

„Wir handeln nach ‚Zwecken'“ (nach Vorstellungen zu erwartender angenehmer Gefühle) — so sagen wir. In Wahrheit geschieht etwas ganz Anderes, Unbewußtes und Unwißbares: den kleinsten Theil dessen, was geschieht, fassen wir in's Auge beim Worte „Zweck und Mittel“ — und auch den legen wir erst aus als Zweck und Mittel.

Wir reden so als ob die Gefühle Ursachen wären und Ursachen sein **könnten** im Reich des Nicht-Fühlenden.

Die Bilder und Reflexe eines Prozesses werden von uns als Prozeß selber verstanden und ausgedeutet.

Das ist unser größter Irrthum, zu meinen, die Wirklichkeit eines Vorgangs werde durch Lust und Schmerz **bewiesen**, hier gehe es am realsten zu.

Die Gefühle als Begleit-Erscheinungen können uns wohl die Folge der Vorgänge lehren, von denen sie Bilder sind: aber **nicht** die **Causalität dieser Folge**.

[«]

7[30]

Wer Anderen nützt, warum soll der besser sein als wenn er sich nützt? Doch nur, wenn der Nutzen, den er Anderen erweist, in einem absoluten Sinn höherer Nutzen ist als der welchen er sich erweist. Sind die Anderen weniger werth, so wird er, wenn er sich nützt, selbst auf Unkosten der Anderen, Recht handeln.

Alles Gerede von „Nutzen“ setzt schon voraus, daß das, was den Menschen nützlich ist, definirt sei: mit anderen Worten, Nützlich **wozu**! d.h. der Zweck des Menschen ist schon voraus genommen. Erhaltung, Glücklichmachen usw. wenn das Zwecke sind: so sind doch auch unter Umständen die Gegentheile die höheren Zwecke z.B. bei einer pessimistischen Ansicht vom Leben und Leiden.

Also ein Glaube ist schon vorausgesetzt — beim Lobe des Uneigennützigen: daß das ego nicht verdiene, dem ego Anderer vorgezogen zu werden? Dem widerstreitet aber die höhere Taxation des Uneigennützigen: gerade es wird ja angenommen, daß er eine seltnere Art sei. Weshalb soll nun der seltnere höhere Mensch sich aus dem Auge verlieren? — Er soll’s gar nicht, es ist eine Dummheit, aber er thut’s: und die anderen haben den Vortheil davon und sind ihm dafür dankbar: sie loben ihn. — Also die Egoisten loben den Unegoistischen, weil er so dumm ist, ihren Vortheil seinem Vortheile voranzustellen: weil er so handelt, wie sie nicht handeln würden — aber zu ihren Gunsten.

[«]

7[31]

Nach Spinoza: „sofern der Mensch die Vernunft anwendet, hält er nur das für **nützlich**, was zum Erkennen führt“.

[«]

7[32]

Der Alleinherrscher und der Sklave (ersterer zum Gotte geschraubt, letzterer in eben dem Maaße sinkend)

[«]

7[33]

Daß in allen „Sinnes-Eindrücken“ wir nicht nur passiv, sondern sehr aktiv sind, auswählend, verbindend, ausfüllend, auslegend — es handelt sich um die Ernährung wie bei der Zelle: um Assimilation und Umstellung des Ungleichartigen.

[«]

7[34]

die engen Mittel der Erkenntniß „der ist beruhigt, bezähmt, entsagend, geduldig, gesammlet“ die näheren: Vedastudium, Opfer, Almosen, Büßen, Fasten — ein Mittel zur Erreichung der Erkenntniß.

[«]

7[35]

Spinoza nahm mit seiner Ethik Rache am jüdischen Gesetz: „das Individuum kann thun, was es will“: ähnlich wie Paulus.

[«]

7[36]

Kant suchte die äußerste Gebärde des moralischen Stolzes als er allen Eudämonismus verwarf: der absolute Gehorsam: das Ideal eines Unterworfenen und Gedrückten, der allen Werth dorthinein setzt, wozu die Gehorchenden die beste Vorübung haben — und nur ja keine „Lust“!

[«]

7[37]

„Illusionen sind nöthig, nicht nur zum Glück, sondern zur Erhaltung und Erhöhung des Menschen: insonderheit ist gar kein Handeln möglich ohne Illusion. Selbst jeder Fortschritt der Erkenntniß ist durch die Illusion erst möglich: folglich muß der Quell der Illusion unterhalten werden, falls wir erkennen, gut handeln und wachsen wollen“ — so dachte ich einst.

Gäbe es eine absolute Moral, so würde sie verlangen, daß unbedingt der Wahrheit gefolgt werde: folglich, daß ich und die Menschen an ihr zu Grunde gehen. — Dies mein Interesse an der Vernichtung der Moral. Um leben und höher werden zu können — um den Willen zur Macht zu befriedigen, müßte jedes absolute Gebot beseitigt werden. Für den mächtigsten Menschen ist auch die Lüge ein erlaubtes Mittel, beim Schaffen: ganz so verfährt die Natur.

[«]

7[38]

Die Moral der Klugheit bei unterdrückten Naturen ausgebildet: bis dahin, daß das Verbrechen, welches verborgen bleibt und wohlthätige Folgen für den Thäter hat, tugendhaft sei.

Das Erstreben der Lust als Ziel der Moral ist schon charakteristisch für unterdrückte und leidende Naturen. Die **vorhandene** Lust schätzt die Dinge ab bei den Mächtigen: das hohe Gefühl wird da intellektuell.

Eudämonism Hedonism Utilitarianism als Zeichen der Unfreiheit, ebenso alle Klugheits-Moral.

Heroism als Zeichen der Freiheit. „Fingerzeige einer heroischen Philosophie.“

Zum Heroism gehört dann auch der herzliche Antheil am Kleinen, Idyllischen.

[«]

7[39]

Man muß die Moral nicht bei den Schriftstellern über Moral suchen (noch weniger die Moralität!), die Moralisten sind in der großen Mehrheit Gedrückte Leidende Ohnmächtige Rachsüchtige — ihre Tendenz ist ein Bischen Glück: Kranke, welche meinen, Genesung sei Alles.

[«]

7[40]

Aus La Rochefoucauld schimmert eine sehr noble Denkart der damaligen Gesellschaft hindurch: er selber ist ein enttäuschter Idealist, der nach Anleitung des Christenthums die häßlichen Namen der damaligen Triebfedern hervorsucht.

[«]

7[41]

Die moralische Complizirtheit der Seele durch Christenthum und Ritterlichkeit gehört mit zum Charakter Louis XIV und seiner Zeit: die Griechen (Homer) erscheinen zu schlicht und einfältig, auch ihren Seelen nach.

[«]

7[42]

Bei der Freizügigkeit des Verkehrs können Gruppen gleichartiger Menschen sich zusammenthun und Gemeinwesen gründen. Überwindung der Nationen.

Die Raubthiere und der Urwald beweisen, daß die Bosheit sehr gesund sein kann und den Leib prachtvoll entwickelt. Wäre das Raubthierartige mit innerer Qual behaftet, so wäre es längst verkümmert und entartet.

Der Hund (der so viel klagt und winselt) ist ein entartetes Raubthier, ebenso die Katze. Eine Unzahl gutmüthiger gedrückter Menschen beweisen, daß die Gutartigkeit mit einem Herunterkommen der Kräfte verbunden ist: die ängstlichen Empfindungen überwiegen! und bestimmen den Organismus.

Man muß also das Böse, welches als Überfeinerung und Stimulans, als Folge physischer Entartung auftritt (Grausamkeits-Wollust usw.) und den moralischen Stumpfsinn bei moral insanity nicht in den Vordergrund stellen!

Das Gute zu betrachten, wie es als Zeichen der Entartung auftritt — als religiöser Wahnsinn z.B. als Philanthropie usw.: überall wo der gesunde Egoismus nachläßt und Apathie oder Ascese erstrebt werden. Der „Heilige“ als Ideal leiblicher Verkümmerung, auch die ganze Brahman-Philosophie ein Zeichen der Entartung.

a) Die höhere Art: — — —
b) Die niedrigere Art: — — —
c) Die Entartenden: ihr „Gutes“
ihr „Böses“.

[«]

7[43]

„Niemand will sie geschenkt: so muß sie sich schon verkaufen!“ — sagte ich

[«]

7[44]

Ich betrachte die griechische Moralität als die höchste bisherige; was mir bewiesen damit ist, daß sie <es> mit ihrem leiblichen Ausdruck auf das

Höchste bisher gebracht hat.

Dabei aber meine ich die thatsächliche Volks-Moralität, — nicht die von den Philosophen vertretene: mit Socrates beginnt der Niedergang der Moral: es sind lauter Einseitigkeiten in den verschiedenen Systemen, die ehemals Glieder eines Ganzen waren — es ist das auseinandergefallene ältere Ideal. Dazu kommt der vorherrschend plebejische Charakter, es sind Menschen ohne Macht, bei Seite Gestellte, Gedrückte usw.

In der neueren Zeit hat die italienische Renaissance den Menschen am höchsten gebracht: „der Florentiner“ — aus ähnlichen Gründen. Man sieht auch da die einzelnen Bedingungen, **neben** den vollkommenen und ganzen Menschen, wie Bruchstücke: z.B. „der Tyrann“ ist ein solches Bruchstück: der Kunstliebhaber.

Vielleicht war der Provençale schon ein solcher Höhepunkt in Europa — sehr reiche, vielartige, doch von sich beherrschte Menschen, die sich ihrer Triebe nicht schämten.

[«]

7[45]

Luther verräth in der Art, wie er Feind ist, seine bäurische Abkunft und Gemeinheit, Mangel an Vornehmheit.

Napoleon corrumpirt im Kampf um die Macht, wie Bismarck. Ich hoffe auf kleine „Tyrannen“ für’s nächste Jahrhundert.

[«]

7[46]

Stendhal citirt als Sprüchwort der Coulissen: „Telle trouve à se vendre, qui n’eût pas trouvé à se donner.“

[«]

7[47]

„Moral als Zeichensprache.“

[«]

7[48]

Die Anfänge des moralischen Urtheilens (also der Moral —), welches spät, vielleicht um Jahrtausende später gekommen ist als die Moralität, kann man sich gewiß nicht leicht ärmlich genug denken: daher hatte ich Vergnügen, zu sehen, wie R<ée> auf ein paar Klugheiten, ein paar Irrthümer, ein paar Vergeßlichkeiten das ganze wundervolle gothische Bauwerk der Moral aufzubauen unternahm! ich selber hatte andere Grundlagen: aber die Tendenz, daß es möglichst schlechte sein müßten, hatten wir gemeinsam.

[«]

7[49]

Wie vernagelt und unwissenschaftlich da noch alles zugeht — siehe die erste Seite Lecky!

[«]

7[50]

Kriegstüchtig und gebärtüchtig: das entscheidet zunächst und zuhöchst.

[«]

7[51]

Es ist die Forderung der noblesse, daß Gleiches mit Gleichem vergolten wird, auch in der Rache: die Sache eines Solchen, der auch im Affekte sich noch

Grenzen setzt — ebenso noch in der Dankbarkeit. Aber was hat der Staat mit dieser noblesse zu schaffen!

[«]

7[52]

Die freieste Handlung ist die, wo unsre eigenste stärkste feinstens eingeübte Natur hervorspringt und so, daß zugleich unser Intellekt seine dirigirende Hand zeigt. — Also die willkürlichste und doch vernünftigste Handlung!

[«]

7[53]

das Argument gegen die Rache aus dem unfreien Willen wäre auch ein Argument gegen die Dankbarkeit: man vergilt Wohlthaten nicht, weil der Thäter unfrei war.

[«]

7[54]

Lohn und Strafe verderben den Blick für die natürlichen Folgen jeder Handlung.

[«]

7[55]

Wie kann der Staat Rache übernehmen! Erstens ist er kalt und handelt nicht im Affekt: was der Rache-Übende thut. Dann ist er keine Person, am wenigsten eine noble Person: kann also auch nicht im Maßhalten (im „Gleiches mit Gleichem“) seine noblesse und Selbstzucht beweisen. Drittens nimmt er gerade das weg an der Rache, was zur Wiederherstellung der verletzten Ehre dient: das freiwillige Preisgeben des Lebens, die Gefährlichkeit um der Ehre willen. Er würde also nur dem unnobel denkenden Verletzten eine Genugthuung bieten, dem Nobleren im Gegentheil die Wiederherstellung seiner Ehre rauben. — Endlich: er setzt Schamlosigkeit des Verletzten voraus: der von seiner Verletzung öffentlich reden muß! Die „Klage“ ist ja eine Forderung, die der Staat macht! Aber der edle Mensch leidet schweigend. — Also nur die gemeinen Naturen können im Staate das Werkzeug der Vergeltung sehen. Daher der erbitterte Kampf für die Blutrache gegen den Staat. — Pasquale Paoli mußte deshalb die Hingebung an das Ganze als das Noblere — als ein Opfer! — hinstellen und das Verzichtleisten auf die Blutrache fordern, als eine höhere Selbstüberwindung: deshalb setzte er Beschimpfung auf den, der sich rächt.

Der Staat gewährt Schutz dem Schwächeren, der sich selber gegen den Übelthäter nicht schützen kann: also Strafen sind zuerst Sicherheitsmaßregeln, auch insofern sie abschrecken. Er will nicht, daß **man sich selber wehrt** — er fürchtet nicht die Rache, sondern die souveräne Gesinnung!

Also: die Unterordnung unter die Gerechtigkeit des Staates ist eine **Aufopferung**, nicht eine Nützlichkeit für edlere Menschen. Somit muß der Staat selber als eine höhere Empfindung gewirkt haben: kurz, **älter** als die Einordnung unter die Gerechtigkeits-Übung des Staates muß der Glaube an die Heiligkeit (Ehrwürdigkeit) des Staates sein: älter und stärker! In Bezug auf Kinder und Sklaven hält der Vornehme lange seine Hoheit fest: seine Souverainetät also. — Nicht Gesichts-Punkte der Klugheit, sondern Impulse des Heroismus sind in der Entstehung des Staates mächtig gewesen: der Glaube, daß es etwas Höheres giebt als Souverainetät des Einzelnen. Da wirkt die Ehrfurcht vor dem Geschlechte und den Ältesten des Geschlechts: ihm bringt der Jüngere sein Opfer. Die Ehrfurcht vor den Todten und den überlieferten Satzungen der Vorfahren: ihnen bringt der Gegenwärtige sein Opfer. — Da wirkt die Huldigung vor einem geistig Überlegenen und Siegreichen: das Entzücken, seinem Musterbilde leibhaft zu begegnen: da entstehen Gelöbnisse der Treue. — Es ist nicht der Zwang, und nicht die Klugheit, welche die älteren Staatsformen aufrecht erhält: sondern das Fortströmen nobler Regungen. Der Zwang würde gar nicht auszuüben sein, und die Klugheit ist vielleicht noch zu wenig individuell entwickelt. — Eine gemeinsame Gefahr giebt vielleicht den

Anlaß zum Zusammenkommen: und das Gefühl der neuen gemeinsamen Macht hat etwas Hinreißendes und ist eine Quelle nobler Entschließungen.

[«]

7[56]

Einstmals hatte man die Theorie vom Staat als einer berechnenden Nützlichkeit: jetzt hat man die Praxis dazu! — Die Zeit der Könige ist vorbei, weil die Völker ihrer nicht mehr würdig sind: sie wollen nicht das Urbild ihres Ideals im Könige sehen, sondern ein Mittel ihres Nutzens. — Das ist die ganze Wahrheit!

[«]

7[57]

Der Mensch möchte gern etwas haben, wie höchsten Zweck, letztes Ziel, absolute Pflicht, <absolutes> Soll: das Verlangen darnach ist die Ursache der vielen Moralen. Aber was ist die Ursache dieses Verlangens? Wohl Vielerlei z.B. — jeder einzelne Trieb des Menschen hat wohl das Verlangen, wenn er sich des Intellekts bemächtigt hat, als letzter Herr und Zwecksetzer aller menschlichen Dinge zu gelten. In den Moralen haben sich die verschiedensten Triebe ihre Denkmäler gesetzt.

[«]

7[58]

Es giebt Moralen, welche ihren Urheber vor Anderen rechtfertigen sollen: andere sollen ihn beruhigen und zufrieden machen; mit anderen will er sich selber an’s Kreuz schlagen; mit anderen will er an den Anderen Rache üben; mit anderen will er sich verstecken; mit anderen will er sich verklären, sei es vor sich oder anderen; mit anderen will er sich empor und vorwärts bringen; mit anderen will er an der Menschheit Macht und Schöpferkraft ausüben; mit anderen will er gehorchen, mit anderen herrschen und demüthigen. Mit anderen will er vergessen oder sich vergessen machen. Genug, die Moralen sind auch nur eine Zeichensprache der Affekte.

[«]

7[59]

nicht die Absicht, sondern gerade das Unabsichtliche daran macht den Werth oder Unwerth einer Handlung aus.

[«]

7[60]

Die Moralen als Zeichensprache der Affekte: die Affekte selber aber eine Zeichensprache der Funktionen alles Organischen.

[«]

7[61]

Ganz abgesehen vom Werthe solcher Behauptungen: wie „es giebt einen kategorischen Imperativ!“ kann man immer noch fragen: was sagt eine solche Behauptung von dem Behauptenden aus.

[«]

7[62]

Jetzt erst dämmert es den Menschen auf, daß die Musik eine Zeichensprache der Affekte ist: und später wird man lernen, das Trieb-system eines Musikers aus seiner Musik deutlich zu erkennen. Er meinte wahrlich nicht, daß er sich damit verrathen habe. Das ist die Unschuld dieser Selbstbekenntnisse, im Gegensatz zu allen geschriebenen Werken.

Aber es giebt auch bei den großen Philosophen diese Unschuld: sie sind sich nicht bewußt, daß sie von sich reden — sie meinen, es handle sich „um die Wahrheit“ — aber es handelt sich im Grunde um sie. Oder vielmehr: der in ihnen gewaltigste Trieb bringt sich an’s Licht, mit der größten Schamlosigkeit und Unschuld eines Grundtriebes — er will Herr sein und womöglich der Zweck aller Dinge, alles Geschehens! Der Philosoph ist nur eine Art Gelegenheit und Ermöglichung dafür, daß der Trieb einmal zum Reden kommt.

Es giebt viel mehr Sprachen als man denkt: und der Mensch verräth sich viel öfter als er wünscht. Was redet nicht! — aber es giebt der Hörenden immer noch Wenige, so daß der Mensch seine Bekenntnisse gleichsam in den leeren Raum hinein plaudert: er ist ein Vergeuder mit seinen „Wahrheiten“, wie die Sonne es mit ihrem Lichte ist. — Ist es nicht Schade, daß der leere Raum keine Ohren hat?

Es giebt Ansichten, da empfindet der Mensch: „das ist allein wahr und richtig und wahrhaft menschlich; wer anders denkt, irrt“ — das nennt man religiöse und sittliche Ansichten. Es ist klar, daß hier der souveräne Trieb redet, der stärker ist als der Mensch. Jedesmal glaubt hier der Trieb, die Wahrheit und den höchsten Begriff „Mensch“ zu haben.

Es giebt wohl viele M<enschen>, in denen ein Trieb nicht souverän geworden ist: in denen giebt es keine Überzeugungen. Dies ist also das erste Characteristicum: Jedes geschlossene System eines Philosophen beweist, daß in ihm Ein Trieb Regent ist, daß eine feste Rangordnung besteht. Das heißt sich dann: „Wahrheit“. — Die Empfindung ist dabei: mit dieser Wahrheit bin ich auf der Höhe „Mensch“: der Andere ist niedrigerer Art als ich, mindestens als Erkennender.

Bei rohen und naiven Menschen herrscht die Überzeugung auch in Betreff ihrer Sitten, ja ihrer Geschmäcker: es ist der bestmögliche. Bei Culturvölkern herrscht eine Toleranz hierin: aber um so strenger hält man fest an seinem höchsten Maßstab für Gut und Böse: darin will man nicht nur den feinsten Geschmack haben, sondern den allein berechtigten.

Dies ist die allgemein herrschende Form der Barbarei, daß man noch nicht weiß, Moral ist Geschmacks-Sache.

Im Übrigen wird in diesem Bereiche am meisten gelogen und geschwindelt: die moralistische Litteratur und die religiöse ist die verlogenste. Der herrschende Trieb, er mag sein welcher er wolle, handhabt List und Lüge gegen die anderen Triebe, um sich oben zu erhalten.

Neben den Religionskriegen her geht fortwährend der Moral-Krieg: d.h. Ein Trieb will die Menschheit sich unterwerfen; und je mehr die Religionen aussterben, um so blutiger und sichtbarer wird dies Ringen werden. Wir sind im Anfange!

[«]

7[63]

Die Apperzeption ist zuerst nur Thätigkeit („willkürliche“ Bewegungen!)

[«]

7[64]

Meine Theorie: in jeder Handlung eines Menschen wird die ganze Entwicklung des psychischen Lebens durchgemacht

schon die Sinneswahrnehmungen sind Handlungen: damit etwas wahrgenommen werden kann, muß eine aktive Kraft bereits fungiren, welche den Reiz annimmt, wirken läßt und als solchen Reiz sich anpaßt und modifizirt.

Es ist eine Thatsache, daß sich immerfort etwas absolut Neues erzeugt. „Ursache und Wirkung“ ist nur die populäre Verallgemeinerung von „Mittel und Zweck“ d.h. einer noch populäreren logischen Funktion, der Nichts in der Wirklichkeit entspricht. Es giebt keine Enderscheinungen, außer für ein Wesen, welches schon Anfang und Ende geschaffen hat.

Es erzeugt sich auch in der geistigen Entwicklung immer etwas Neues. Die Empfindung und die Vorstellung sind absolut nicht aus einander ableitbar. Gedanke und Gefühl!

[«]

7[65]

Die „willkürliche“ Bewegung der niedersten Organismen ist — — —

[«]

7[66]

Erstens: wie macht man den Menschen herrschend über sich?
zweitens: wie — — —

[«]

7[67]

Es ist durchaus nicht das Wünschenswertheste, alles verdauen zu können, was die Vergangenheit hervorbrachte: so wünschte ich, Dante gienge uns gründlich wider Geschmack und Magen.

[«]

7[68]

Hamlet für eine Spitze des menschlichen Geistes anzusehen — das heiße ich bescheiden über Geist und Spitzen urtheilen. Vor allem ist es ein mißrathenes Werk: sein Urheber würde es mir wohl lachend eingestehen, wenn ich’s ihm ins Gesicht sagte.

[«]

7[69]

Warum hat sich neben dem Straf-Recht nicht auch ein Lohn-Recht entwickelt? Warum übernahm der Staat nicht auch die Dankbarkeit der Einzelnen gegen die Anderen?

„Recht“, nach Ihering, die Sicherung der Lebensbedingungen der Gesellschaft in der Form des Zwanges.

Nicht an sich ist eine Handlung böse, sondern insofern usw.

z.B. der Friedlose kann bußlos getödtet werden

das Martern und Foltern von Seiten des Staates

das Stehlen bei Aegyptern

Collectiv-Gewissen und -Verantwortlichkeit.

Nicht die Schuld wird gestraft.

Das Verbrechen als Mißgeschick.

Schlecht (verächtlich) und böse zu unterscheiden.

Die Moral bei den Mächtigen und den Unterworfenen.

Ungeheure Complizirtheit der Entstehung der gegenwärtigen moralischen Werthbestimmung: aber **Einheit** als Gefühl.

Wer nicht strafen will wegen Freiheit des Willens, darf auch nicht loben, danken, zürnen: der Grundglaube aller Affekte im Verkehre ist — — —

[«]

7[70]

Rachegefühl ist Bewußtsein des Geschädigtseins, einmal thatsächlich, zweitens in seinem Glauben an seine Macht (Vernunft, Furchtbarkeit usw.) Beides will einen Gegenakt, also: 1) Abwehr, 2) Ersatz, und 3) Herstellung des Machtgefühls: **ganz abgesehen noch vom Glauben an die Schuld des Thäters**. Das Rachegefühl hat mit dem Glauben an Freiheit des Willens nichts zu thun.

[«]

7[71]

Organisch — moralisch.

Freiheit des Willens.
Böse als die Vorstufe einer Güte.

[«]

7[72]

„Was für mich gut ist, ist an sich gut“ ist nur das Urtheil des Mächtigen, der gewohnt ist, Werth zu geben.

[«]

7[73]

Daß überhaupt moralisirt wird, ist vielleicht noch nie als Problem gefaßt worden. Ist es nothwendig, daß die Menschen immer moralisiren werden? Oder könnte nicht Moral aussterben, wie das astrologische und das alchemistische Nachdenken ausgestorben sind oder aussterben? Nothwendig wofür? Für das Leben? Aber daß man ohne moralisches Urtheilen leben könne, beweisen die Pflanzen und die Thiere. Oder für das Glücklich-leben? Die ebengenannten Thiere beweisen, daß man jedenfalls glücklicher leben könne als Mensch — auch ohne Moral. Also kann die Moral weder nothwendig sein für das Leben überhaupt, noch für das Glücklicher-werden: um nicht schon so weit zu gehen, die Moral verantwortlich zu machen dafür, daß der Mensch mehr leidet als das Thier: — das Mehr-leiden könnte ja andere Gründe haben und die Moral vielleicht ein Mittel sein, das sehr-viel-mehr-Leiden zu verhüten. Aber sicher ist, daß wenn Glücklicher- und Leidloser-werden das Ziel wäre, das wir uns zu stecken hätten: die langsame Verthierung rationell wäre: wozu jedenfalls auch das Ablassen von den moralischen Urtheilen gehörte. Wenn der Mensch also nicht nur leben und nicht glücklicher leben will: was will er denn? Nun sagt die Moral: so und so soll gehandelt werden — warum „soll“? Also die Moral muß es wissen: dies Warum, dies Ziel, welches weder Leben überhaupt noch Glücklicher-werden ist. — Aber sie weiß es nicht! sie widerspricht sich! **Sie befiehlt**, aber sie vermag sich nicht zu rechtfertigen. — Das Befehlen ist das Wesentliche daran!

Also wozu Moral? Weg mit allem „du sollst“!

[«]

7[74]

Das Gefühl der „Schlechtigkeit“ ist ganz anders auf jener Stufe, wo die Schuld nicht eigentlich an die Absicht geknüpft wird: Oedipus (mehr Befleckung und Unglück)

Eigentlich giebt es bei der vornehmen Moral kein „Schlechtes“: „das Böse“ aber hat immer noch etwas Ehrfurcht- oder Mitgefühl-Einflößendes.

[«]

7[75]

Handlungen z.B. Stehlen werden mit ganz anderen Gefühls- und Urtheilsgruppen begleitet, wenn sie als erlaubt gelten.

Man kann durch Vergleichung der Völker beweisen, daß dies hier als gut und dort als schlecht empfunden wird: aber der Gegensatz selbst von „gut“ und „schlecht“ ist überall vorhanden: nur daß die Handlungen anders einrubrizirt werden. — Doch giebt es auch Verschiedenheiten des Gesammt-Urtheils gut und schlecht!

[«]

7[76]

Die Thiere folgen ihren Trieben und Affekten: wir sind Thiere. Thun wir etwas Anderes? Vielleicht ist es nur ein Schein, wenn wir der Moral folgen? In Wahrheit folgen wir unseren Trieben, und die Moral ist nur eine Zeichensprache unsrer Triebe? Was ist „Pflicht“ „Recht“ das „Gute“, das „Gesetz“ — welches Triebleben entspricht diesen abstrakten Zeichen?

Wenn die Moral sagt: „du sollst besser werden“ — warum „besser“? — Es läßt sich weder aus dem Leben noch dem Glücklicherleben beweisen. Folglich der unbeweisbare Imperativ der Befehl ohne Zweck — das wäre Moral?

Aber „besser“ — ist ohne Zweck gar nicht zu denken.

[«]

7[77]

Woraus wird gehandelt? Das ist meine Frage. Das wozu? wohin? ist etwas Zweites. Entweder aus Lust (überströmendem Kraftgefühl, welches sich austhun muß) oder aus Unlust (Hemmung des Machtgefühls, welches sich befreien oder entschädigen muß) Die Frage: wie soll gehandelt werden? wird gestellt: als ob mit dem Handeln erst etwas erreicht werden solle: aber das Nächste ist das Handeln selber als der Erfolg, das Erreichte, abgesehen von den Folgen des Handelns.

Also nicht um des Glücks wegen oder Nutzens wegen oder um Unlust abzuwehren handelt der Mensch: sondern eine gewisse Kraftmenge giebt sich aus, ergreift etwas, woran sie sich auslassen kann. Das, was man „Ziel“, „Zweck“ nennt, ist in Wahrheit das Mittel für diesen unwillkürlichen Explosions-Vorgang.

Und Ein und dieselbe Kraftgefühls-Menge kann sich auf tausend Weisen entladen: dies ist „Freiheit des Willens“ — das Gefühl, daß im Verhältniß zu der nothwendigen Explosion hundert von Handlungen gleich gut dienen. Das Gefühl einer gewissen Beliebigkeit der Handlung in Betreff dieser Spannungs-Erleichterung.

Meine Lösung: der Grad des Kraftgefühls befruchtet den Geist; der führt viele Ziele vor, wählt sich ein Ziel aus, dessen Folgen für das Gefühl ausspannend sind: also giebt es eine doppelte Entladung: einmal in der Vorwegnahme eines ausspannenden Ziels, sodann im Handeln selber.

„wenn ich Jenes thäte, so würde ich mich verachten, so würde ich unglücklich sein.“ Dies wäre also: eine That nicht thun wegen der Folgen für meine Empfindung.

Helvétius meint, wir fragen im Grunde, wenn uns die Möglichkeit einer Handlung aufsteigt, „was werden die Folgen dieser Handlung für meine Empfindung sein?“

Stendhal sur l’amour v. p. 252.

Aber das erste Faktum ist, daß ihm diese Möglichkeit auftaucht: der Edle sieht Etwas, wovon eine gemeine Seele keine Idee hat.

Ein überströmendes geladenes Kraftgefühl ist da: das vorgestellte Ziel der Handlung giebt eine Vorwegnahme der Ausspannung und reizt dadurch noch mehr zur Entladung; die folgende Handlung giebt die eigentliche Ausspannung.

So ist es! Das vorgestellte Ziel steigert die Begierde der Entladung auf 's Höchste.

Also: **das Glück**, „le plaisir“ als Ziel des Handelns ist nur ein Steigerungsmittel der Spannung: es darf nicht verwechselt werden mit dem Glück, das in der Action selber liegt. Das finale Glück ist sehr bestimmt; das Glück in der Action würde durch hundert solche bestimmte Glücksbilder zu bezeichnen sein.

Also: das „damit“ ist eine Illusion: „ich thue dies, um davon das Glück einzuernten“. So steht es nicht. Der Handelnde vergißt die eigentliche treibende Kraft und sieht **nur** das „Motiv“.

„Das Glück im erreichten Ziele“ ist selber eine Ausgeburt der Kraft-Spannung: ein gleichnißweises Vorwegnehmen und sich-selber-Steigern. Der Eudämonismus ist also eine Folge ungenauer Beobachtung. Man handelt nicht um des Vergnügens willen: das ist aber die Illusion des Handelnden.

[«]

7[78]

Dühring Cursus p. 147, „der mechanische Zustand des Körpers ein Theilzustand der kosmischen Mechanik“

[«]

7[79]

„Ich darf nicht strafen — denn er kann nichts dafür“ — dies „ich darf nicht“ heißt: ich würde unvernünftig handeln, wie als ob ich einen Baum strafen wollte, der jemanden getödtet hat.

[«]

7[80]

Die Furchtsamen, mit starker Phantasie, welche bereit wären, sich selbst zu unterwerfen und sehr leicht zu versöhnen — treiben aus Furcht und aus Phantasie der Furcht den Gedanken ihrer Gefährdung immer weiter und nehmen deshalb leicht eine übermäßige, vernichtende **Rache** — die Rache für ein zum größten Theil nur gefürchtetes Leiden.

[«]

7[81]

Das organische Wesen hat 1) die Kraft, chemisch sich anzueignen 2) gewisse Explosionen, welche diese chemischen Prozesse reguliren. Wenn sich zufällig dies Beides zu einander findet, daß das zeitliche Eintreten und <die> Kraft dieser Explosionen wirkt als Regulativ der aneignenden und ausscheidenden Prozesse, so entsteht ein organisches Wesen. Dies ist also die Folge von jenen älteren Arten von Wesen: solchen regelmäßig Explodirenden und solchen Wachsthums-Prozessen.

[«]

7[82]

Der Klagende will sich nicht eingestehen, wie nützlich ihm der Schmerz war. Darin zeigt sich sein Rachetrieb: er will mit Worten dem wehethun und an dem seine Macht auslassen, was ihn verwundete.

[«]

7[83]

Wie viel mehr wir im Wohlgefühle leben, verräth sich darin daß der Schmerz so viel **stärker** empfunden wird als die einzelne Lust.

[«]

7[84]

Wahrheit und Muth nur bei Freien. (Wahrheit eine Art von Muth)

Der Übelthäter als ein Unglücklicher: Form der Humanität.

Knechtschaft macht schlecht.

auf die meisten Verletzungen reagirt man nicht, sondern unterwirft sich. (Fehlt bei Dühring!)

[«]

7[85]

vornehm — gut

Eigenschaften von Personen — später auf die Handlungen übertragen.

[«]

7[86]

1) Kampf der Theile um Raum
um Nahrung
sei es mit oder ohne Reizeinwirkung
2) direkter Kampf mit Zerstörung oder Assimilation des schwächeren.
3) die kräftigeren liefern mehr Nachkommen als die schwächeren

den Vorsprung haben immer die, welche bei leichterer Affinität sich leichter regeneriren und weniger verbrauchen

bessere Fähigkeit, sich zu ernähren und geringerer Verbrauch für die eigenen Bedürfnisse — moralisch zu wenden! — günstige Vorbedingungen des Wachsthums und somit der Alleinherrschaft.

Bei Nahrungsmangel werden die am ersten aussterben und verhungern, die am meisten Nahrung verbrauchen.

Vorsprung bei denen, welche bei der Reizeinwirkung am wenigsten rasch sich verzehren, vielmehr wo die Assimilation der Nahrung und Regeneration dadurch gestärkt werden, ja durch den Reiz bis zur Übercompensation gekräftigt werden.

Moralisch: der Werth des **Schmerzes**, der Verletzung

Widerstandsfähigkeit gegen Druck giebt Vorrang

[«]

7[87]

Muth, Scham, Zorn haben nichts an sich mit Begriffen zu thun

physiologische Thatsachen, deren Name und seelischer Begriff nur Symbol ist

Was sagt die Sprache aus von den Namen der Affekte?

ira

Was heißt es: einen Menschen umändern durch Moral? also physiologisch durch häufige Furcht oder hohe Wallungen Ermattung

Die Einwirkungen der Krankheiten auf die Affekte zu studiren.

[«]

7[88]

meine Aufgabe: die guten Triebe so zu stellen, daß sie Hunger bekommen und sich bethätigen müssen.

[«]

7[89]

Über das Vorhandensein höchst vollkommener Anpassungs-Mechanismen Roux p. 43 Übergang der Thiere aus dem Wasser

[«]

7[90]

Erst im Manne wird das Familien-Typische völlig sichtbar; am wenigsten bei leicht erregbaren, anregbaren Jünglingen. Es muß erst Stille eingetreten sein und die Zahl der Einwirkungen von außen her kleiner: oder andrerseits die Anregbarkeit bedeutend nachgelassen haben. — So sind altwerdende Völker beredt über ihr Typisches und geben es deutlicher zu erkennen als in ihrer Jugendblüthe.

[«]

7[91]

Der Kampf führt zum Übrigbleiben der Besten.

[«]

7[92]

Wetteifer der Staatsbürger unter einander, immer die Tüchtigsten gelangen zu einem durchgreifenden Einflusse: so besteht der Staat.

Relative Selbständigkeit der Theile selbst in den höchsten Organismen Roux p 65.

[«]

7[93]

Über die thatsächliche vorhandene Ungleichheit Roux. 69.

[«]

7[94]

Wie Zelle neben Zelle physiologisch steht, so Trieb neben Trieb. Das allgemeinste Bild unseres Wesens ist eine Vergesellschaftung von Trieben, mit fortwährender Rivalität und Einzelbündnissen unter einander. Der Intellekt Objekt des Wettbewerbes.

[«]

7[95]

Wenn eine Qualität der Zelle chemisch so beschaffen ist, die Assimilation die Zersetzung übersteigt, also Übercompensation des Verbrauchten, Wachsthum eintritt: so begründet diese wichtige Eigenschaft die Herrschaft über die anderen Q<ualitäten>.

Wir kennen keinen Organism, keine Zelle, welche nicht in einem Stadium ihres Lebens diese Kraft hätte: ohne sie könnte sich das Leben nicht ausbreiten.

Der Kampf um Nahrung und Raum findet in der Zelle statt, sobald eine Ungleichheit in den Bestandtheilen ist.

Prozesse, die durch Zufuhr von Reizen in ihrer Lebensfähigkeit erhöht werden, in der Assimilation namentlich: wo also der Reiz eine trophische, die Ernährung hebende Wirkung hat — Grundbedingung bei den Pflanzen, deren Ernährung ganz von Sonnenlicht und Wärme abhängt (auch das elektrische Licht bringt rasche Entfaltung und Fruktifikation.

Also Einfluß der Reize auf die schnellere Assimilation — in der Moral: Vermehrung der Macht da, wo eine Fülle feinster Verletzungen vorkommen und dadurch das Bedürfniß der Aneignung gesteigert wird. (Vielmehr mit fremden ausländischen Vorstellungen — Griechen.)

Die leichter erregbare Substanz nimmt mehr Reiz auf.

[«]

7[96]

Recht — der Wille ein jeweiliges Machtverhältniß zu verewigen. Zufriedenheit damit ist die Voraussetzung. Alles, was ehrwürdig ist, wird hinzugezogen, das Recht als das Ewige erscheinen zu lassen.

[«]

7[97]

Praktische Consequenz. Umänderung der Charactere. Züchtung an Stelle des Moralisirens.

mit direkter Einwirkung auf den Organism zu arbeiten statt mit der indirekten der ethischen Zucht. Eine andere Leiblichkeit schafft sich dann schon eine andere Seele und Sitte. Also Umdrehen!

das plebejische Mißtrauen gegen die Affekte bei Socrates: sie sind häßlich, wild — also zu unterdrücken — deshalb hat Epicur die Vornehmheit voraus, vor den Stoikern. Diese aber sind populärer verständlich.

Ebenso ist der christliche Heilige ein plebejisches Ideal.

[«]

7[98]

Es entstehen Prozesse, wo der Reiz nothwendig wird, zum Lebensreiz wird: sonst tritt Schwinden und Verfall ein.

Es sind die höchsten Prozesse.

Alles dies geschieht ohne den Kampf der Individuen.

Das Auslesen im Kampf der Individuen wird diejenigen Eigenschaften zur dauernden Erhaltung auswählen, welche sich für das ganze Individuum nützlich erweisen.

Also: es müssen viele Arten Moral entstehen — der Kampf ihrer Träger und der Sieg bringt die Art Moral zu dauernder Erhaltung, welche dem Mächtigsten zum Leben nützlich und unentbehrlich ist.

Unzählige Ansätze zu moralischen Werthschätzungen müssen gemacht worden sein, je nach der Ausbildung einzelner starker Grundgefühle:

Absolute Forderung, daß die beste Moral mit den mächtigsten Individuen verbunden sein muß: wer sind diese?

Alle Staaten und Gemeinden sind etwas Niedrigeres als das Individuum, aber nothwendige Arten seiner Höherbildung.

[«]

7[99]

Die „höhere Vernunft“ in der **Klage** ist, daß der Mensch einen Schmerz immer noch vertieft: daß er nicht zu schnell ihn fahren läßt — um so höhere Kräfte zieht er dann heran, der plastische Bildner seiner selber!

[«]

7[100]

Fein wissen, was uns wehethut und wie leicht ein Anderer uns wehethut, und gleichsam seine Gedanken vorherbestimmen, daß er auf keine uns schmerzhaften Wege geräth: dies ist bei vielen Liebenswürdigen die Hauptsache: sie machen Freude und lassen den Anderen Freude ausströmen — weil sie sehr den Schmerz fürchten. „Zartgefühl“ heißt man’s. — Wer eine abweichende härtere Natur hat, hat keine Nöthigung, sich dergestalt in den Anderen zu versetzen und thut ihm öfter wehe; er setzt diese leichte Schmerzfähigkeit nicht voraus.

[«]

7[101]

das aristokratische Princip sich selber steigernd erfindet immer eine höhere Art unter den Höheren. Der Mächtige wird immer mehr zu dem Seiner-selber-Mächtigen, Kraftausströmenden: man sieht, daß die Vornehmheit viele Grade hat — und etwas im Einzelnen Menschen selbst Wachsendes ist.

[«]

7[102]

Die Macht in der Vorstellung derer, die sie zu fürchten hatten.

[«]

7[103]

Die Lust an Seines-Gleichen, als seinen Vervielfältigungen, ist nur möglich, wenn man an sich selber Lust hat. Je mehr dies aber der Fall ist, um so mehr geht das Fremde uns wider den Geschmack: der Haß und Ekel am Fremden ist gleich groß wie die Lust an sich.

Aus diesem Haß und Ekel ergiebt sich, daß man vernichtet und kalt bleibt gegen alles Fremde.

Hat man aber an sich selber Unlust, so kann dies als Brücke zu einem allgemeinen Menschen-Mitleid und Annäherung benutzt werden 1) man verlangt nach dem Anderen, daß wir uns über ihm vergessen: Geselligkeit bei Vielen 2) man vermuthet, daß der Andere auch Unlust an sich habe: und nimmt man es wahr, so erregt er nicht mehr Neid „wir sind gleich“ 3) wie wir uns ertragen, trotz der Unlust an uns, so gewöhnen wir uns, auch „unsersgleichen“ zu ertragen. Wir verachten nicht mehr; Haß und Ekel nehmen ab: Annäherung. So ist auf die Lehre der allgemeinen Sündhaftigkeit und Verwerflichkeit der Mensch sich näher gerückt. Selbst die thatsächlich Mächtigen werden mit anderer Phantasie angesehen: „es sind arme elende Menschen im Grunde“.

[«]

7[104]

Menschen, die wandelnde Gesetzgebungen sind

als Geschmack tritt das Urtheil „gut“ in uns auf: so tyrannisch und sicher, wie ein Geschmack für saure Gurken oder wie ich es in der Nähe eines spuckenden Menschen nicht aushalte.

[«]

7[105]

Menschen, die wandelnde Gesetzgebungen sind

als Geschmack tritt das Urtheil „gut“ in uns auf: so tyrannisch und sicher, wie ein Geschmack für saure Gurken oder wie ich es in der Nähe eines spuckenden Menschen nicht aushalte.

[«]

7[106]

nicht den Affekt der Distance verlieren!

[«]

7[107]

Erobern — ist die natürliche Consequenz einer überschüssigen Macht: es ist dasselbe wie das **Schaffen** und **Zeugen**, also das Einverleiben seines eigenen Bildes in fremden Stoff. Deshalb muß der höhere Mensch schaffen d.h. sein Höhersein Anderen aufdrücken, sei es als Lehrer, sei es auch als **Künstler**. Denn der Künstler will sich **mittheilen** und zwar seinen Geschmack: ein Künstler für sich ist ein Widerspruch. Ebenso steht es mit den Philosophen: sie wollen ihren Geschmack an der Welt herrschend machen — deshalb lehren und **schreiben** sie. Überall wo überschüssige Macht da ist, will sie erobern: dieser Trieb wird häufig Liebe genannt, Liebe zu dem, an welchem sich der erobernde Instinkt auslassen möchte. — Der Eitle will gefallen, er will nach dem Geschmack Anderer sein: darin zeigt sich der Mangel an schaffender Kraft — er ist „leer“. Der Unwahre der Heuchler fürchtet sich vor dem Geschmack Anderer, selbst der Kluge, Vorsichtige: ein Mangel an überschüssiger Kraft ist hier die Voraussetzung. Während das Unbedenkliche Übermüthige Trotzige Unbesorgte Aufrichtige Übereilte Unvorsichtige leicht bei der Menge der Kraft sind, welche die Spannung zu groß macht und die Handlungen schnell heraustreibt — wider die Nützlichkeit. Hieraus erklärt sich auch, warum die Klugheits-Rücksicht nicht in gutem Rufe bei den Mächtigen steht: es ist leicht ein Anzeichen von Kraft-Mangel, klug zu sein. Andrerseits ist die unkluge Handlung unter Umständen nobel: und daher vielleicht auch das Lob des Uneigennützigen: der Uneigennützige d.h. der welcher **nicht** klug und vorsichtig handelt, sondern wie Einer, der überströmt — was liegt ihm daran, wohin? Der Berechnende wird verachtet: aber der, welcher für das Ganze der Gemeinde **berechnet, um so mehr bewundert**. Denn man nimmt an, daß man nicht überflüssiger Weise „klug“ ist: denken gilt als schwer.---

So entsteht das **Lob der Weisheit**: als das Lob dessen, der viel gut und leicht denkt, rechnet, abwägt, und nicht aus Klugheit um des Nutzens willen, sondern aus Liebe zur Gemeinde, zur Verewigung ihrer Gedanken und Institutionen. Es ist etwas Seltenes!

[«]

7[108]

Die Furcht vor der Macht als produktive Gewalt. Hier ist das Reich der Religion. Andererseits erscheint es als höchstes Streben des Menschen, mit dem Mächtigsten, was es giebt, **Eins** zu werden. Dies ist der Ursprung z.B. des Brahmanismus: erzeugt innerhalb der Kaste der Herrschenden, als phantastische Weiterbildung des Machtbedürfnisses, wahrscheinlich, weil seine Entladung in Kriegen fehlt.

Die Verschmelzung mit der Gottheit kann Gier nach der höchsten Wollust sein (weiblich-hysterisch bei manchen Heiligen) oder Gier nach höchster Ungestörtheit und Stille und Geistigkeit (Spinoza) oder Gier nach Macht usw. Oder selbst die Consequenz der rathlosesten Furchtsamkeit: es ist die einzige Rettung und Flucht, sich in Gott zu flüchten. Das Raffinirteste ist wohl „Überwindung der Gnade“ bei den Mystikern.

[«]

7[109]

Das bewußte Beabsichtigen wird bei einer schädlichen Handlung in’s Auge gefaßt, an sich nicht als „böse“, sondern insofern es die Gefährlichkeit des Fremden, des Feindes viel größer erscheinen läßt. „Er will mir böse“, oder „er will böse“.

So lange der Feind empfunden wird, fehlt noch das Merkmal des Schmählichen Verächtlichen in der bösen Handlung. Erst wenn der Übelthäter zugleich sich als schädlich und erbärmlich beweist, wird eine Handlung moralisch verworfen. Die Moral beginnt also mit der Verachtung.

[«]

7[110]

Der, welcher viel und mit Bewußtsein lügt, und in Lagen lebt, wo es gefährlich und schwer ist zu lügen, ist eben deshalb auch in einem außerordentlichen Grade verfeinert für die Wahrheit: während Idealisten und Alltags-Gute fortwährend in einem Nebel über sich und ihr Wollen leben und im Grunde niemals die Wahrheit sagen können: — ihr „Geschmack“ ist nicht fein genug dazu.

[«]

7[111]

Wer als Dichter mit baarem Golde zahlen will, muß mit seinen Erlebnissen zahlen: deshalb verbittet sich aber der Dichter seine nächsten Freunde als Interpreten — sie errathen, indem sie zurückrathen. Aber sie sollten bewundern, **wo**-hinaus einer kommt, auf dem Wege seiner Leiden — sie sollten vorwärts und hinauf blicken lernen und nicht zurück, hinab. —

[«]

7[112]

Gesetzt, daß die Strafen proportional wehe thun sollen der Größe des Verbrechens, müßten sie auch proportional der Empfindlichkeit für Schmerz jedem

Verbrecher zugemessen werden d.h. es dürfte eine vorherige Bestimmung der Strafe für ein Vergehen gar nicht geben!

[«]

7[113]

„Der Gute“ entsteht nur am Gefühl eines Gegensatzes: das ist der zugleich ihm Schädliche und doch **Verächtliche**. Das Bemühen der Gesetzgeber ist, vielen Handlungen diesen Charakter zu verleihen, daß sie verächtlich erscheinen, mit Schmach verbunden sind: daß in Einem Gefühl eine Handlung und die an sie geknüpfte Schmach erscheint. — Bei uns ist im Ganzen das gesamte Verbrecherthum so empfunden. Anders ist es, wo der Verbrecher bewundert wird oder durch großen Heroismus und Verachtung von Gefahr einen Überschuß zu seinen Gunsten gewinnt. Der Ketzer z.B. und alle Sektirer erwerben sich oft Achtung, gegen die Verachtung, welche ihnen zuerst entgegenkommt. Man sieht: man hat mit einer Macht zu thun.

[«]

7[114]

Die Gemeinsucht ist älter als die Selbstsucht, jedenfalls lange Zeit stärker. Die Verschiedenheit der Gesinnung war in der That nicht groß: und so rechnete man bei dem Werthe der Handlungen gar nicht nach Gesinnungen, sondern nach Folgen. Die Art glaubte an sich und ihre Gesinnung wie an eine Naturthatsache: man setzte sich ohne Weiteres bei jedem Nächsten voraus — man dachte über Handlungen gar nicht weiter nach, „sie verstanden sich alle von selber“.

[«]

7[115]

Die Menschen handeln ganz anders als sie reden: auch die Moralisten machen es so. **Wozu** Moralisiren? Seid doch ehrlich! Die Hauptsache ist, daß wir es müssen. Alle „wozu's“ sind Spiegelfechterei und Hinzugelogenes.

[«]

7[116]

„stellvertretende Tugend“

[«]

7[117]

Die Natur will nichts, aber sie erreicht immer Etwas: wir wollen Etwas und erreichen immer etwas Anderes. Unsre „Absichten“ sind nur „Zufälle“. —

[«]

7[118]

Wenn die Menschen Alles thun für ihr Glück und doch thatsächlich wenig Geist darauf verwenden, was ihnen Glück bringt: so ergiebt sich, daß ihnen Nachdenken eine große Unlust ist.

[«]

7[119]

Große Menschen wie Cäsar Napoleon sind lebendige Arten! Alles Andere Regieren ist nachgemacht.

[«]

7[120]

39) Unsre Handlungen formen uns um: in jeder Handlung werden gewisse Kräfte geübt, andre nicht geübt, zeitweilig also vernachlässigt: ein Affekt bejaht sich immer auf Unkosten der anderen Affekte, denen er Kraft wegnimmt. Die Handlungen, die wir am meisten thun, sind schließlich wie ein festes Gehäuse um uns: sie nehmen ohne Weiteres die Kraft in Anspruch, es würde anderen Absichten schwer werden, sich durchzusetzen. — Eben so formt ein regelmäßiges Unterlassen den Menschen um: man wird es endlich Jedem ansehn, ob er sich jedes Tags ein paarmal überwunden hat oder immer hat gehn lassen. — Dies ist die **erste Folge jeder Handlung**, sie baut an uns fort — natürlich auch leiblich.

40) Zu jeder Handlung gehört nun auch eine Meinung bei uns **über uns** in Bezug auf diese Handlungen. Unsre Meinung über uns ist ebenso eine Folge jeder Handlung — sie baut an der Gesammtschätzung, die wir von uns haben, ob schwach, stark usw. lobenswerth tadelnswerth, ob wir das Urtheil Anderer zu scheuen haben, ob wir uns in jedem Lichte zeigen können. Vielleicht gewöhnt man sich, sich selber zu belügen: die Folge davon, die absichtlich fehlerhafte Taxation und die Verrenkung des Auges, das Falschsehen, muß sich natürlich zuletzt wieder in den Handlungen zeigen. Die Falschheit gegen uns, der Mangel an Vertrauen gegen uns, die Furcht vor uns, die Verachtung von uns — alle die Affekte der ohnmächtigen Naturen verändern fortwährend auch den Leib. Das Bewußtsein des Mangels an Selbst-Beherrschung, der **unnoble** Ausdruck kommt hinein — und selbst wenn Einer allein auf einer Insel lebte.

[«]

7[121]

38) Vollkommen abgesehen von allen Mitmenschen giebt es eine fortwährende Veränderung im Werthe des Menschen, ein Besser- oder Schlechterwerden:

1) weil jede Handlung an seinem Affekt-Systeme baut
2) weil die mit jeder Handlung verbundene Taxation an ihm baut und wieder die Ursache der späteren Handlungen wird.

Das Gemeine, Unnoble wächst — oder nimmt ab usw.

Der Gemeinheit entspricht ein vollkommnes leibliches Substrat, und wahrlich nicht bloß in Gesichtszügen!

[«]

7[122]

NB. Absurdität alles Lobens und Tadelns

[«]

7[123]

der Stolz der Schwachen ist so fein, weil sie fürchten, man glaubt nicht an ihre Energie und Kraft.

[«]

7[124]

Wie kurz ist das her, daß Kant allen Ernstes vorschlug, man solle nur Handlungen thun usw.!

[«]

7[125]

Ich habe mich für meine eigene Person daran gewöhnt, in allem moralischen Urtheilen eine stümperhafte Art Zeichensprache zu sehen, vermöge deren sich gewisse physiologische Thatsachen des Leibes mittheilen möchten: an solche, welche dafür Ohren haben. Aber wer hatte bisher dafür Ohren!

Daß nun in der That bisher die Ohren dafür fehlten oder falsche Ohren und falsche Auslegungen <da waren>, und das Bewußtsein sich Jahrtausende vergeblich bemüht hat und sich selber auslegte — dies ist ein Beweis dafür.

Und so glaube ich, daß es eine Zukunft für das Verständniß der Moral giebt, und daß an dieses bessere Verstehen sich Hoffnungen für die Verbesserung des menschlichen Leibes anhängen dürften.

[«]

7[126]

37) Wer einigermaßen sich vom Leibe eine Vorstellung geschaffen hat — wie viele Systeme da zugleich arbeiten, wie viel für einander und gegen einander gethan wird, wie viel Feinheit in der Ausgleichung usw. da ist: der wird urtheilen, daß alles Bewußtsein dagegen gerechnet Etwas Armes und Enges ist: daß kein Geist nur annähernd ausreicht für das, was vom Geiste hier zu leisten wäre und vielleicht auch daß der weiseste Sittenlehrer und Gesetzgeber sich plump und anfängerhaft inmitten dieses Getriebes von Krieg der Pflichten und Rechte fühlen müßte. Wie wenig wird uns bewußt! Wie sehr führt dies Wenige zum Irrthum und zur Verwechslung! Das Bewußtsein ist eben ein Werkzeug: und in Anbetracht, wie viel und Großes ohne Bewußtsein geleistet wird, nicht das nöthigste, noch das bewunderungswürdigste. Im Gegentheil: vielleicht giebt es kein so schlecht entwickeltes Organ, kein so vielfach fehlerhaftes, fehlerhaft arbeitendes: es ist eben das letzt-entstandene Organ, und also noch ein Kind — verzeihen wir ihm seine Kindereien! Zu diesen gehört außer vielem Anderen die Moral, als die Summe der bisherigen Werthurtheile über Handlungen und Gesinnungen der Menschen.

Also müssen wir die Rangordnung umdrehen: alles Bewußte ist nur das Zweit-Wichtige: daß es uns näher und intimer ist, wäre kein Grund, wenigstens kein moralischer Grund, es anders zu taxiren. Daß wir das Nächste für das Wichtigste nehmen, ist eben das alte Vorurtheil. — Also umlernen! in der Hauptschätzung! Das Geistige ist als Zeichensprache, des Leibes festzuhalten!

[«]

7[127]

Moralität ein Versuch der Affekte, sich einander bewußt zu werden.

[«]

7[128]

34) Die Schätzung der Autorität nimmt zu im Verhältniß der Abnahme schaffender Kräfte

[«]

7[129]

35) Die falschen Gegensätze. Alle Stufen sind noch neben einander vorhanden (oder viele) — aber die höhere will nicht die niedere Stufe als Weg und Mittel anerkennen — sie soll ihr Gegensatz sein! Dies ist der Affekt der Distanz! Wer ihn nicht besitzt oder zeigt, erregt die größten Verwechslungen z.B. Epicur.

[«]

7[130]

36) Dasselbe z.B. Selbstbeherrschung eines Menschen erweckt bei dem Einen den Gedanken „vor dem mußt du dich vorsehen, der denkt kalt an Nutzen und Hinternutzen“ — und ein Anderer denkt dabei „vor dem darfst du dich gehen lassen und dich zeigen, wie du bist — er wird nicht maßlos werden“ Mehrdeutigkeit aller Eigenschaften, je nach Klugheits- oder Schönheits-Hoheits-Rücksichten.

[«]

7[131]

Die Zukunft der Moral-Wissenschaft

Indem ich für einige Zeit Abschied von den moralischen Problemen nehme, will ich, um der Gefahr willen, daß ich selber nicht mehr Zeit finde, auf dieses Gebiet zurückzukommen, denen einige Winke geben usw.

[«]

7[132]

ob sich denn die höhere Art nicht besser und schneller erreichen lasse als durch das furchtbare Spiel von Völkerkriegen und Revolutionen? —
ob nicht mit Ernährung
Züchtung
Ausscheidung bestimmter Versuchs-Gruppen

[«]

7[133]

Unser Leib ist etwas viel Höheres Feineres Complicirteres Vollkommneres Moralischeres als alle uns bekannten menschlichen Verbindungen und Gemeinwesen: die Kleinheit seiner Werkzeuge und Diener ist kein billiges Argument dagegen! Was Schönheit betrifft, so steht seine Leistung am höchsten: und unsre Kunstwerke sind Schatten an der Wand gegen diese nicht nur scheinende, sondern lebendige Schönheit!

[«]

7[134]

Die Expansion im Zustande der Lust (bei Mainländer, p. 64). Es will „seinen Zustand zeigen und sich Anderen — wenn es gienge der ganzen Welt — enthüllen“ Umarmen, Hüpfen, Tanzen, Springen, Lachen, Schreien, Jauchzen, Singen, Sprechen — Ich sehe eine überschüssige Kraft, die sich ausgeben will

In der Unlust circa so: „der Glanz der Augen erlöscht, die Mienen werden weiß, die Glieder regungslos oder ziehen sich zusammen. Die Stirnhaut runzelt sich, die Augen schließen sich, der Mund wird stumm, die Hände ballen sich, der Mensch kauert, fällt in sich ein.“

Die Temperatur verändert sich: die Extremitäten werden kalt: in Lust und im Zorne heißer.

[«]

7[135]

Cardinale Fragen: lassen sich die Temperamente verändern?
33) Die Willensqualitäten sind „Einritzungen zu vergleichen, in welche der Wille beim geringsten Anlaß fließt: sie haben sich zu Kanälen erweitert“ „Aber schon der Säugling zeigt, unter bloßen Einritzungen, große Vertiefungen: Charakter (seine Form der Temperamente)“

[«]

7[136]

Willensqualitäten.

Neid	Wohlwollen
Habgier	Freigebigkeit
Grausamkeit	Barmherzigkeit
Geiz	Verschwendungssucht
Falschheit	Treue
Hoffahrt	Demuth
Trotz	Verzagtheit
Herrschsucht	Milde
Unbescheidenheit	Bescheidenheit
Gemeinheit	Edelmuth
Starrheit	Geschmeidigkeit
Feigheit	Kühnheit
Ungerechtigkeit	Gerechtigkeit
Verstocktheit	Offenheit
Heimtücke	Biederkeit
Frechheit	Schamhaftigkeit
Wollüstigkeit	Mäßigkeit
Niederträchtigkeit	Ehrbegierde
Eitelkeit	Heiligkeit.

„Stimmungen“

Zustände des Willens

„gefühlte Bewegungen“

Lebensgefühl (Gleichmuth) — seine Modifikationen:

Freude
Muth
Hoffnung
Liebe
Haß
Verzweiflung
Furcht
Trauer.

Doppelbewegungen

Zorn, Wuth (der Wille strömt erst zurück, concentrirt sich (Haß), und strömt plötzlich dann nach der Peripherie, um zu zerstören)

[«]

7[137]

30) Der Ausgangspunkt des Lobens und Tadelns: der schwache Mensch lobt und tadelt, weil so und so gelobt und getadelt wird: der starke legt sich als Maaßstab an. Ebenso spricht es für die Moralisten und ihr eigenes Gefühl von Macht — ob sie Gesetzgeber sich fühlen oder als Lehrer von gegebenen Gesetzen.

Bei dem Utilitarier-Kampf sind beide Parteien einmüthig —?

Bentham fühlt sich als Gesetzgeber, Rée als Beherrschter.

[«]

7[138]

„Der Zustand unsrer Muskeln bestimmt in weiterer Ausdehnung unser Gemeingefühl der Gesundheit und Kraft, der Müdigkeit, Krankheit und Schwäche — bei allen Bewegungen unseres Körpers wissen wir mit erstaunlicher Genauigkeit (wie beim Sehakt) die Größe der Contraktion, zu welcher wir unsre Muskeln zwingen, zu schätzen. Wir kennen auch die verschiedenen Lagen der Muskeln, selbst wenn sie in Ruhe sind: das ermüdete und besonders das gelähmte Glied fühlen wir schwer.“

[«]

7[139]

Kalte Gegenstände scheinen schwerer zu wiegen als warme vom selben Gewicht (nach Weber)

Wenn 2 Empfindungen in hinreichend kürzerem Zwischenraum auf derselben Stelle folgen, so werden sie mit einander verschmolzen: ebenso wenn Empfindungen an zu nahe aneinandergelegenen Stellen der Haut entstehen.

[«]

7[140]

Liebe: das kräftigste Ausströmen, der Wille möchte seine Sphäre durchbrechen, zur ganzen Welt werden.

Liebe auf Grund der Willensqualität Herrschsucht
auf Grund des Herzens
auf Grund der Qualität Ruhmbegierde (als Lustgefühl geistiger Überlegenheit)
auf Grund der Treue (als Freundschaft)

[«]

7[141]

Die fehlerhaften Vereinfachungen: z.B. als Mittel Etwas sehen, wobei man 100 dabei übersieht.

[«]

7[142]

NB. ein moralisches Gefühl etwas sehr Complicirtes. Darin liegt es, daß es so anders wirkt, „gut“ zu sagen als „nützlich“, weil 50 Ingredienzien noch eingemischt sind.

[«]

7[143]

Das Unbedingte ist nur logisch gezogen aus dem Bedingten, wie das Nichts aus dem Sein. — Als „unbedingend“ —

[«]

7[144]

27) Die ganze Ehrfurcht, die wir bisher in die Natur gelegt haben, müssen wir auch empfinden lernen bei der Betrachtung des Leibes: es ist erbärmlich, sich von „groß“ und „klein“ so tyrannisiren zu lassen! Was der Wald, das Gebirge uns zu sagen hätten — und die fernen Himmelskörper „die uns in die Einsamkeit rufen“ (Emerson) — „diese Entzückungen sind heilsam, sie machen uns nüchtern“.

[«]

7[145]

28) Der Sinn unsrer Gärten und Palläste (und insofern auch der Sinn alles Begehrens nach Reichthümern) ist, die Unordnung und Gemeinheit aus dem Auge sich zu schaffen und dem Adel der Seele eine Heimat zu bauen.

Die Meisten freilich glauben, sie werden höhere Naturen, wenn jene schönen ruhigen Gegenstände auf sie eingewirkt haben: daher die Jagd nach Italien und Reisen usw. alles Lesen und Theater-besuchen. Sie wollen sich formen lassen — das ist der Sinn ihrer Cultur-Arbeit!

Aber die Starken Mächtigen wollen formen und nichts Fremdes mehr um sich haben!

29) So gehen auch die Menschen in die große Natur, nicht um sich zu finden, sondern um sich in ihr zu verlieren und vergessen. Das „Außer-sich-sein“ als Wunsch aller Schwachen und Mit-sich-Unzufriedenen.

[«]

7[146]

Vortheil der kalten Naturen: sie folgen ihrem Interesse als einer kälteren Sache.

[«]

7[147]

Nichts annehmen, wogegen wir nichts zurück zu geben haben und die Scham und Lust bei allem Guten, das wir erfahren — ist vornehm. „Sich lieben lassen“ ist gemein.

[«]

7[148]

Das Mitleiden der Mutter mit dem Kinde ist fast das mit uns selber: so fühlt der Künstler mit seinem Werke und dessen Schicksalen. Da giebt es nichts Vornehmes: es giebt auch Mitleiden mit uns selber — es ist etwas vollkommen Verschiedenes vom Leide selber!

[«]

7[149]

Mit „Zwecken und Mitteln“ redet man eine Zeichensprache: man bezeichnet aber nur das **Nebensächliche der Handlung** damit (ihr Verhältniß zu den Begleit-Erscheinungen Lust und Schmerz)

[«]

7[150]

24) Die Verachtung des Körpers ist die Folge der Unzufriedenheit mit ihm: und die Überschätzung des Geistes und der moralischen Gesetze ist der Zustand solcher, welche gern etwas Höheres werden wollen und im Wandeln unter „ewigen Werthen“ glauben, größer zu werden. Alles dies Verlangen nach Unvergänglichem ist die Folge der Unzufriedenheit — hier ist der Wille zur Cultur, als ein Verlangen des „Unzufriedenen mit sich“.

[«]

7[151]

25) Schönheit des Leibes — das ist von den Künstlern zu oberflächlich gefaßt worden: dieser Oberflächen-Schönheit müßte eine Schönheit im ganzen Getriebe des Organismus nachfolgen — insofern reizen die höchsten Bildner zur Erschaffung schöner Menschen: das ist der Sinn der Kunst — sie macht unzufrieden, wer sich vor ihr beschämt fühlt, und schaffenslustig, wer Kraft genug hat. Die Folge eines Dramas ist: „so will ich auch sein, wie dieser Held“ — Anregung der schöpferischen, auf uns selber gewendeten Kraft!

Epicur verhält sich zur Stoa, wie Schönheit zur Erhabenheit: aber man müßte mindestens Stoiker sein, um diese Schönheit überhaupt erst erblicken zu können! um auf sie neidisch sein zu können!

[«]

7[152]

26) Unsre Zeit mit ihrem Streben, den zufälligen Nöthen abzuhelfen, vorzubeugen und die unangenehmen Möglichkeiten vorweg zu bekriegen, ist eine Zeit der Armen. Unsere „Reichen“ — das sind die Ärmsten! Der eigentliche Zweck alles Reichthums ist vergessen!

[«]

7[153]

Teichmüller p. 204 das Ich vergleicht seinen ideellen Vorstellungsinhalt und findet das Bewußtsein des Vorher (oder eines in der Erinnerung gegebenen Inhaltes)

Also bei allen Zeitempfindungen ist das Ich thätig. „Die Akte Erinnerung Empfindung und Erwartung unzeitlich zusammenfassen und vergleichen — das ist Thätigkeit des Ich.“

[«]

7[154]

Gegen Kant. Natürlich bin ich auch mit dem Schönen, das mir gefällt, durch ein Interesse verbunden. Aber es liegt nicht nackt vor. Der Ausdruck von Glück Vollkommenheit Stille, selbst das Schweigende, Sich-Beurtheilen-Lassende des Kunstwerks — redet alles zu unsren Trieben. — Zuletzt empfinde ich nur als „schön“, was einem Ideal („dem Glücklichen“) meiner eigenen Triebe entspricht z.B. Reichthum, Glanz, Frömmigkeit, Machtausströmung, Ergebung kann verschiedenen Völkern zum Gefühle „schön“ werden.

[«]

7[155]

20) Groß genug, um das Verachtete zu vergolden: geistig genug, um den Leib als das Höhere zu begreifen — das ist die Zukunft der Moral!

Wir müssen die Erhabenheit, vor der wir uns in der Natur beugen, in unsern Absichten und Willen begehren — wir sollen die Erlöser der Natur und nicht ihre Vergöttlicher sein! „Vergöttlichung der Natur“ — das ist die Folge der Armut, Scham, Angst, Thorheit!

Unsre Handlungen sollen **falsch** verstanden werden, wie Epicur falsch verstanden wird! Es charakterisirt jeden Propheten, daß er bald verstanden wurde

— es setzt ihn herab! Wir müssen erst Menschen haben, deren **Bedeutung** nach Jahrhunderten sichtbar wird — unser „Ruhm“ bisher war etwas armseliges! — Ich will lange nicht verstanden sein.

Andrerseits müssen wir es tragen, falsch zu verstehen und mehr zu sehen als da ist: oh ihr, die ihr nicht mehr thut als den „großen Menschen“ zu verstehen! Eure Kraft sollte die sein, noch hundert Meilen höhere Wesen über ihm zu sehen! Und das nenne ich Idealität: einen Sonnenaufgang zu sehen, wo — eine Kerze angezündet wird!

Das wäre der höchste Glanz auf dem Tode, daß er uns weiter führt in die andre Welt, und daß wir Lust haben an allem Werdenden und darum auch an unsrem Vergehen!

[«]

7[156]

21) Die vornehme Empfindung ist es, welche **verbietet**, daß wir nur Genießende des Daseins sind: sie empört sich gegen den Hedonismus — wir wollen etwas dagegen **leisten**! Aber der Grundglaube der Masse ist es, daß für Nichts man leben müsse — das ist ihre Gemeinheit.

[«]

7[157]

Das Urtheil über den Menschen vom Standpunkt des Thieres aus! Sind wir nicht ihm Parasiten?

[«]

7[158]

22) Das Parasitische als Grundkern der gemeinen Gesinnung.

das Gefühl, nichts zu empfangen, ohne zurückzugeben oder damit etwas zurückzuempfangen, ist die vornehme Gesinnung.

Nichts umsonst! Keine „Gnaden“! Aber auch keine Leiden, keine — — —

[«]

7[159]

23) „Für den Weisen verwandelt sich die Natur in ein ungeheures Versprechen“ Emerson. Nun, du selber bist Natur und versprichst mit ihr das Ungeheure und hütest dich wohl, dein eignes Geheimniß vorschnell auszukundschaften!

[«]

7[160]

18) Die Götter als Ursache des Bösen (Sünde und Leid) I 232
Woher kam denn das Schlechte bei „den Guten“?
Aus einer Verdunkelung der Einsicht — und diese häufig Werk der Götter.

[«]

7[161]

19) Aidos ist die Regung und Scheu, nicht Götter, Menschen und ewige Gesetze zu verletzen: also der Instinkt der Ehrfurcht als habituell bei dem Guten. Eine Art Ekel vor der Verletzung des Ehrwürdigen.

Die griechische Abneigung gegen das Übermaß, in dem freudigen I<nstinkt der> Hybris, <gegen> die Überschreitung seiner Grenzen, ist sehr vornehm — und altadelig! Es ist die Verletzung des Aidos ein schrecklicher Anblick für den, welcher an Aidos gewöhnt ist.

κόρος = ὕβρις Übersättigung, Berauschtsein vom Glück

Hybris und Zorn schließen sich aus (Eudem. Ethik 1149 b), denn Hybris setzt eine freudige, Zorn eine schmerzliche Beschaffenheit voraus.

Die Freien, Mässigen erfanden den Wettkampf als die immer wachsende Verfeinerung jenes Macht-Äußerungsbedürfnisses: durch den

Wettkampf wurde der Hybris vorgebeugt: welche durch lange Unbefriedig<ung> des Machtgelüstes entsteht.

Neid — der Schmerz über das gegenwärtige oder vergangene Glück der Freunde: ganz griechisch gedacht!

Wenn Zorn „süßer als Honig“ ist — süßer als Zorn — — —

[«]

7[162]

Wer sehr leidet, auf den wird der Teufel neidisch und weist ihn hinaus in den Himmel.

[«]

7[163]

14) Wenn Sclaven Philosophie treiben

Was sind sklavische Naturen? Solche die nicht wissen, was gut und gerecht ist, sagt Sokrates. Nach Theognis ist einen Freund verrathen Zeichen einer sklavenhaften Gesinnung.

Ihre Abhängigkeit macht es ihnen unmöglich, wahrhaft zu sein I, 266

[«]

7[164]

Sehr merkwürdig. Plato, Timaeus p. 86 usw. (I 281) die Krankheiten der Seele durch fehlerhafte Beschaffenheit des Körpers veranlaßt: Aufgabe der Erzieher und Staaten sei, hier zu heilen. Wenn die Heilung nicht rechtzeitig bewirkt werde, seien die Erzieher und Staaten und nicht die Kranken verantwortlich zu machen. - - -

[«]

7[165]

„Krankhafte Neigung zum Tempelraube“ griechisch.

[«]

7[166]

Wie wenig Phantasie haben wir für das Leid, das wir Anderen anthun!

[«]

7[167]

16) Die Sklaverei in der Gegenwart: eine Barbarei! Wo sind die, für welche sie arbeiten? — Man muß nicht immer Gleichzeitigkeit der beiden sich complementirenden Kasten erwarten.

Der Nutzen und das Vergnügen sind Sklaven-Theorien vom Leben: der „Segen der Arbeit“ ist eine Verherrlichung ihrer selber. — Unfähigkeit zum otium.

[«]

7[168]

15) Greisenhafte Denkungsart: nach Aristoteles Mißtrauen, Mangel an Stärke der Empfindung, Furchtsamkeit, bei allem nach dem Nutzen und nicht nach der moralischen Würdigkeit zu fragen.

Die wahre Freude des Alters besteht in dem Geehrtwerden sagt Pericles. (Simonides meinte in der Lust am Gewinn.)

[«]

7[169]

Die Herkunft der Moral.

Die Moralisten selber gehören unter die Thatsachen der Moralität.
Wenn Vornehme Moral treiben
Wenn Sklaven und Weiber Vergeltung
Wenn Greise
Wenn Kranke und Entartende
Wenn Thatlose
Wachsthum und Untergang einer Moral, Bedingungen
Moral<ischer> Instinkt.
organische Funktion des Guten und Bösen
Gewissen

[«]

7[170]

Kampf der verschiedenen Moralen ein Mittel ihrer Ausbildung. Stehenbleibende Moralen (chinesische)

[«]

7[171]

12) **Mitleid:** von mir zurückgeführt auf unwillkürliche Nachahmung der Zeichen, die man sieht.

[«]

7[172]

13) Die Handlungen, welche das Wohl der Gemeinde, des Organismus constituiren, sind nicht um dieses Zweckes willen entstanden: alle moralischen Gewohnheiten haben eine Vorgeschichte — jede Art Handlung hat ursprünglich einen anderen Zweck und Sinn. — Wie das Sehen nicht die Absicht bei der Entstehung des Auges war, und wie das Auge wieder benutzt worden ist zum Ausdruck des Gefühls:

[«]

7[173]

Mittel, sich auszudrücken, sich mitzutheilen — ursprünglich aber war nicht die Absicht da, sich mitzutheilen, sondern alles Mittheilen ist eigentlich ein Annehmen-Wollen, ein Fassen und Aneignen-wollen (mechanisch). Den Anderen sich einverleiben — später den Willen des Andern sich einverleiben, sich aneignen, es handelt sich um Eroberung des Andern. Sich mittheilen, ist also ursprünglich seine Gewalt über den Anderen ausdehnen: diesem Trieb ist eine alte Zeichensprache zu Grunde liegend — das Zeichen ist das (oft schmerzhafte) Einprägen eines Willens auf einen anderen Willen

sich zu verstehen geben durch Stöße (Ameisen)

NB. Auch die Verletzungen des Anderen sind Zeichensprache des Stärkeren

So ist Verstehen ursprünglich eine Leidempfindung und Anerkennen einer fremden Macht. Schnell, leicht verstehen wird aber sehr rathsam (um möglichst wenig Püffe zu bekommen)

das schnellste gegenseitige Verständniß ist das wenigst schmerzhafte Verhältniß zu einander: deshalb wird es erstrebt (

negative Sympathie — ursprünglich die Schöpferin der Heerde.

[«]

7[174]

8) Moralische Betrachtungsweise der Handlungen — die organischen Funktionen der Individuen, bei welchen nicht das I<ndividuum> Zweck ist, sondern ein höheres Princip (das höhere Princip kann eine Gemeinde sein): oder vielmehr: Versuch einer Umbildung in organische Funktionen. Fortwährend, wo Lebendiges zusammenkommt, entsteht das Einwirken auf einander und ein Zusammentreten mit dem Versuche, ob da ein Organismus sich bilden kann. So M<ensch> zu M<ensch>.

Man soll aber auch die schlechten Handlungen auf diese Funktions-Eigenschaft ansehen! ihre Nützlichkeit in diesem außerindividuellen Sinne! Der Organismus besteht durch Kampf!
10) NB. Die Begleit-Erscheinungen haben sich vielfach verwandelt: manches ist jetzt mit Unlust verbunden, ehedem mit Lust. Auch die großen Einfälle der Klugheit mögen ehemals den Eindruck der Inspiration gemacht haben: ganz andere Taxation der Klugheit, als dämonisch.
11) Die Lust im Schaden-Thun; Bosheit, Verleumdung, Verfeindung aus Passion. Mord-Lust. Unter welchen Umständen natürlich? Wann pathologisch? Atavismus?

[«]

7[175]

9) Sind denn die Gesetze gegen die Bösewichter gemacht? Gegen die Neuerer und nicht gegen die Bösewichter und Schlechten!

Der „Schlechte“ ist erst das Contrast-Erzeugniß des Guten.

So ist auch das moralische Gewissen etwas Spätes, gleichzeitig mit dem schlechten Gewissen das gute (beständiges **Wohlgefühl** an seinen Impulsen!) also **aktiv**!

[«]

7[176]

Das Streben nach Glück wird alberner Weise von den Menschen als Streben nach Genuß interpretirt; und die erlahmende Genußfähigkeit gilt als Argument gegen den Egoismus. Hartmann p 591.

[«]

7[177]

Complicirtheit des jetzigen Moral<ischen> Gefühls. Im jetzigen Gefühl: „sittlich“ ist vorhanden: der verehrende Trieb, der hülfreiche, der vornehme, der ergebene, der muthige, der fromme, der Trieb zum Nützlichen Zweckmäßigen, zum Gemeinnützlichen

[«]

7[178]

4) Vom moralischen Instincte. Am größten bei sehr alten unveränderten Völkern.

Wir erben nicht die Kenntnisse unsrer Vorfahren, wie die Thiere: in Folge großen Wechsels der Lebensweise Roux 37 — aber bei allen stehenbleibenden Völkern ist doch Etwas derart vorhanden, gerade die moralischen Instinkte sind Resultate vieler gleichartiger Erfahrungen, innerhalb von wenig bewegten Völkern. Geht die große Bewegung los, so gehen die Instinkte bald flöten. Es sind eine Anzahl erprobter Verhaltungsmaßregeln (Haltungen und Gebärden zunächst, wie der Vertheidigung, Ehrfurcht usw.), auf die man instinktiv geräth.

[«]

7[179]

Epicurische Theorie. Schmerz tritt ein, wenn ein Begehren, ein Wunsch in seiner Befriedigung gehemmt wird. Lust, die Wegräumung des Hindernisses — negativ. Lust suchen — wäre Unsinn, etwas Negatives suchen! Sondern nicht-leiden wäre das Ziel! Wo Lust ist, ist eine frühere Unlust vorauszusetzen.

[«]

7[180]

6) Wo die Machtmittel nicht groß genug sind, tritt die Einschüchterung auf, Terrorismus: insofern ist alles Strafen um der Abschreckung willen ein

Zeichen, daß die positive ausströmende Tugend der Mächtigen nicht groß genug ist: ein Zeichen der Scepsis an der eigenen Macht.
7) Eine Macht muß fest auf den Füßen stehen und ihren Schwerpunkt haben. Gegenstück dazu: Schmidt, II 269. Dem entspricht eine Art Moralität. —

[«]

7[181]

5) Thatlosigkeit: Aufathmen ist schon das Höchste! Otium besten Falls — nicht Schaffen!

[«]

7[182]

NB. Der Egoismus ist kein Moralprincip, kein „Du sollst!“ denn es ist das einzige „Du mußt“.

[«]

7[183]

Das Problem vom Kampfe verschiedener Moralen: der hellenische Gedanke im Kampfe mit dem athenischen. Die Gemeinde und die Großmacht.II p. 273.
1) Kampf der Moralen

Die Mannhaftigkeit der Nation geht unter p. 274: wie sich das in der Cultur ausdrückt. Epicur.

[«]

7[184]

Die Schönheit theilt der anschauenden Seele die Schwungkraft mit, die zur **Erzeugung** edler Gedanken befähigt. Plato.

[«]

7[185]

II 353 es ist **schimpflich**, nach Socrates, wenn man Gutes nicht vergelten könne. Es giebt also „kein harmloses Hinnehmen“ in der griechischen Freundschaft. Seine Freundschaften durch **Erweisen von Gutem gründen**! Pericles — Athen. wichtig!
2) Macht-Moral.

[«]

7[186]

Es giebt eine fortlaufende Kette von Verletzung aus Verletzung, auch im Kleinen: in Kriegen weiß man nicht mehr, wer der Übelthäter ist. Blutrache ist nur der stärkste Ausdruck aller solchen Vorgänge unter Gleichen.
3 Vergeltung

[«]

7[187]

Über das Leiden der Feinde sich freuen ist nicht ungerecht — Socrates II p 357.

[«]

7[188]

Diogenes: man bedürfe zur Tugend entweder tüchtiger Freunde oder heftiger Feinde.

[«]

7[189]

Der Haß moralisch, der Neid nicht.

Das Glück in der Schädigung der Feinde p 362.

[«]

7[190]

Kampf der Gewebe muß zum Gleichgewicht zwischen den Theilen führen, oder das Ganze geht zu Grunde.

Gewebe welche zu lebenskräftig sind, auch wenn sie noch so nützlich wären, richten das Ganze zu Grunde. Die Geschwülste z.B. sind solche mit abnormer Lebenskraft ausgestattete Gewebe: sie entfalten sich auf Kosten der Nahrung und des Raumes der Anderen und zerstören das Ganze.

Schon durch abnorme **Schwächung** des einen Gewebes kann das andere das Übergewicht erhalten.

Mangel an Gleichgewicht zwischen den Geweben führt rasch zum Tode der Individuen und zur Elimination derselben und ihrer nachtheilhaften Qualität aus der Reihe der Lebenden: bloß Zustände des Gleichgewichts bleiben übrig: so würde eine harmonische Einheit des ganzen Organism gezüchtet durch Selbst-Elimination des Abweichenden.

Der Kampf der Gewebe wird zu einem regulirenden Princip: Princip der funktionellen Selbstgestaltung der zweckmäßigsten Größenverhältnisse.

[«]

7[191]

Zu den mächtigsten Faktoren des Fortschritts eines Staates gehört nicht nur der Kampf mit Nachbarvölkern und die Entwicklung zur Wehrfähigkeit: sondern auch die Concurrenz der Mitglieder eines Standes und die Concurrenz der Stände selber

[«]

7[192]

Das Stille-werden vor dem Schönen ist ein tiefes **Erwarten**, ein Hörenwollen auf die feinsten, fernsten Töne — wir benehmen uns einem Menschen ähnlich, der ganz Ohr und Auge wird: die Schönheit hat uns etwas zu sagen, **deshalb** werden wir **stille** und denken an nichts, an was wir sonst denken. Die Stille, jenes Beschauliche, Geduldige ist also eine **Vorbereitung, nicht mehr**! So steht es mit aller Contemplation: —

Aber die Ruhe darin, das Wohlgefühl, die Freiheit von Spannung? Offenbar findet ein sehr **gleichmäßiges** Ausströmen von unserer Kraft dabei statt: wir passen uns dabei gleichsam den hohen Säulengängen an, in denen wir gehen, und geben unsrer Seele solche Bewegungen, welche durch Ruhe und Anmuth Nachahmungen dessen sind, was wir sehen. So wie uns eine edle Gesellschaft Inspiration zu edlen Gebärden giebt.

[«]

7[193]

Zuerst Assimilation an das Werk, **später** Assimilation an dessen Schöpfer, der nur in Zeichen redete!

[«]

7[194]

„Bisher hat man alle guten Eigenschaften eines Organismus bloß aus der Auslese im Kampf ums Dasein unter den Individuen abgeleitet!“

[«]

7[195]

Die Abwehr des Fremden, den Reiz nicht gestaltend wirken lassen — sondern eine harte Haut, ein feindseliges Gefühl dagegen zu stellen: für die Meisten eine Nothdurft zur Erhaltung. Aber der reichste Heilige lebt unter Verbrechern wie in seinem Elemente.

— die Freisinnigkeit der Moral hat also ihre Grenze dort, wo einer den Reiz des Fremden nur schädigend empfindet, nicht anregend.

Wer reich ist in seiner Heiligkeit, der ist unter den Bösesten gut zu Hause: und alles Neinsagen gehört den Armen.

[«]

7[196]

der aktiven quantitativen und qualitativen Nahrungs-Auswahl der Zellen, welche die ganze Entwicklung bestimmen, entspricht, daß der Mensch sich auch die Ereignisse und Reize auswählt, also aktiv verfährt unter all dem zufällig auf ihn Eindringenden — gegen Vieles also abwehrt. Roux p. 149.

[«]

7[197]

Der Parasit zwingt den Wirth, ihn mit einem Capillarnetz und zugehörigen größeren Gefäß zu umspinnen p. 151.

[«]

7[198]

Triebe sind höhere Organe, wie ich’s verstehe: Handlungen Empfindungen und Gefühlszustände in einander verwachsen, sich organisirend, ernährend — — —

[«]

7[199]

Die Bösen als rudimentär Schneider p. 29.

[«]

7[200]

Eitelkeit und Trieb zur Auszeichnung entgegengesetzten Ursprungs.

Wie das Wort als congruent galt mit dem Dinge, so galt auch das, was man redet von einem Menschen, für congruent mit ihm: man zweifelte nicht an der absoluten Erkenntniß (Erkanntheit) eines Menschen. Deshalb war die Meinung über Einen absolut bestimmend: und Eitelkeit ist jetzt nur ein Atavismus: ursprünglich war der Trieb noch nicht so erniedrigt (der Eitle ist jetzt gegen sich selber skeptisch) Ehemals gab es den Gedanken nicht, daß einer einen Werth für sich, einen verborgenen Werth haben könne. Sich um die gute Meinung bemühen — war identisch mit „gut sein“. — Der Eitle ordnet sich unter und will gefallen; der nach Auszeichnung Trachtende will als sich überordnend empfunden werden, er will bewundert werden.

[«]

7[201]

Moral für Moralisten.

Die bisherigen Moralisten lassen sich nach ihrem vorwiegenden Hange so von einander unterscheiden: die Einen haben ihr Augenmerk darauf, wie unter Menschen gehandelt wird; die Andern, wie gehandelt werden soll. Aber was diesen beiden Arten gemeinsam ist erkennt man, sobald man das Wörtchen wie? sich von ihnen Allen erklären läßt. „Nach welchen Motiven wird gehandelt? Das fragen wir“: so sagen die Einen. „Nach welchen Motiven soll gehandelt werden: das fragen wir“ so sagen die Andern. Daß nach Motiven gehandelt wird, wo überhaupt gehandelt wird, das ist ihre gemeinsame Voraussetzung: das ist ihr gemeinsamer Irrthum; sie Alle haben den Vordergrund der ganzen moralischen Landschaft am schlechtesten beobachtet ja übersehen — die Thatsache, daß gehandelt wird, und werden muß, und daß die sogenannten Motive nicht dafür die Erklärung abgeben.

[«]

7[202]

Die thatsächliche Moralität ist unendlich feiner, complicirter, geistiger, als die theoretische; letztere steht noch plump und verlegen in den Anfängen.

[«]

7[203]

Alle erhaltenden Mächte haben Jesuitism an sich: sie glauben, die Wahrheit ist da, es darf nicht gesucht werden. „Das Recht“ z.B. soll da sein!!

[«]

7[204]

Die Nützlichkeit ein sehr hohes Princip! Ja nicht zu unterschätzen! Aber sie bezieht sich auf die Mittel („Unterzwecke“) — die Werthschätzung und die Gütertafel muß schon da sein!

[«]

7[205]

Aus Hunger ein vergiftetes Brod lieber essen als nicht essen!

[«]

7[206]

Wille als Streben nach Lust: setzt voraus, daß Wollen selber nach seinem Ende begehrt. Hartmann.

[«]

7[207]

Das, was durch eine Handlung erreicht wird, wird ins Auge gefaßt: das Motiv soll liegen in der Vorstellung vom Resultat der Handlung (z.B. einem erreichten Gemüthszustand)

[«]

7[208]

„Was der Mensch ohne Reflexion ohne Weiteres will, ist Lust: ‚Glück‘ eine vielseitige, erschöpfende und andauernde Lust.“ (Hartmann).

[«]

7[209]

Bei Epicur kommt alles auf das richtige Abwägen von Lust gegen Unlust an: folglich ist φρόνησις die Haupttugend, das Fundament: Klugheits-Moral.

Die Bedeutung der sinnlichen Lust ist, uns von Begierden und Bedürfnissen zu befreien, welche die ἀταραξία der Seele stören.

Glückseligkeit als Endzweck des Einzellebens. Aristoteles und Alle!

Also es ist die Herrschaft des Zweckbegriffs, die alle Moralisten bisher verdorben hat. „Es muß doch ein ‚Wozu?‘ des Lebens geben!“

Daß auch das vernünftige bewußte Leben hinein gehört in die Entwicklung des zwecklosen Lebens — ego.

[«]

7[210]

Die eigentliche Schätzung des Lebens hängt von den überwiegend herrschenden Stimmungen ab: die Arier, als sie nach dem asiatischen Süden kamen, empfanden alles Handeln als Leiden und alle Gefühle ebenso: tiefe Ruhe im Schatten höchster Balsam. Es ist eine fehlerhafte Entscheidung über den Wohnort bis ins Höchste verfeinert und zur Entscheidung über den Werth des Lebens gemacht. (Selbst die Entstehung des Staats eine Sache der Ermüdung!)

[«]

7[211]

Es bilden sich auf Grund der Triebe höhere Organe aus und diese Organe kämpfen mit einander um die Nahrung, die Reize — — —

Die Hand des Klavierspielers, die Leitung dorthin und ein Bezirk des Gehirns bilden zusammen ein Organ (welches sich abschließen muß, um sich stark contrahiren zu können). Getrennte Theile des Körpers telegraphisch verbunden — d.h. Trieb.

Schopenhauer hat noch den unbewußten Zweck dazu gebracht!

[«]

7[212]

Das Wesentliche an allem Handeln ist zwecklos oder indifferent gegen eine Vielheit von Zwecken.

[«]

7[213]

Verzicht auf irdische Glückseligkeit zu Gunsten der himmlischen tausendfach größeren ist ein gutes Geschäft. Christenthum und seine Klugheit!

gut bei Hartmann p 26.

Lohn und Strafe bei Christus.

Es ist eine Thorheit, nicht das Christenthum anzunehmen.

[«]

7[214]

Man soll Gutes im Verborgenen thun, damit es nicht hier belohnt werde Lucas 14 (12—14) — es könnte einem sonst der himmlische Lohn entschlüpfen.

[«]

7[215]

Je hoffnungsloser und wilder die irdischen Zustände, um so besser wird an die jenseitige Vergeltung geglaubt: da einer auf irdisches Glück nicht rechnen kann. Je abergläubischer das Volk, um so besser wird an die Hölle geglaubt.

[«]

7[216]

Strafe bei Unfreiheit des Willens unsinnig? Aber dann dürften wir auch nichts versprechen, uns zu nichts verpflichten usw. nichts thun. Daß wir mit Sicherheit von uns viel versprechen können, darauf hin giebt man uns Rechte d.h. Vortheile. Man giebt uns Nachtheile, wenn wir nicht halten, was wir versprachen: oder man compensirt die früher darauf hin gegebenen Vortheile nachträglich. (Strafe hier als nachträgliche Compensation der uns erwiesenen Vortheile, ein Zurücknehmen der gesellschaftlichen Sicherheit usw., Versetzung in den Zustand der Feindschaft. Die Gesellschaft ist bei ihrer Rechnung betrogen: sie nimmt so viel als sie nehmen kann von der Macht des Frevlers zum Entgelt, z.B. Zwangsarbeit usw.)

[«]

7[217]

Ich sagte heute „oh das ist ein guter Mensch!“ Dabei hatte ich das Gefühl als ob ich einen schönen reifen vollen Apfel mit sanfter Haut in der Hand hätte: ein Gefühl der Zärtlichkeit, wie als ob es mich zu ihm zöge: ein Gefühl der Sicherheit, wie als ob ich hier unter einem Baume ruhen dürfe: ein Gefühl der Verehrung, als ob ein Gegenstand da sei, den man nur mit den saubersten Händen fassen dürfe: ein Gefühl von Sattwerden, wie als ob ich aus einer Unbefriedigung mit Einem Male erlöst werde. Also entsprach dem moralischen Urtheile „gut“ ein Zustand an mir, welcher beim Denken an einen gewissen Menschen eintrat. Es ist dasselbe, wie wenn ich einen Stein „hart“ nenne.

[«]

7[218]

Wenn Glückseligkeit unmöglich ist (Hegesias), so ist das Ziel des Lebens Leidlosigkeit: ohne Zweck konnte man’s nicht fassen!

[«]

7[219]

Gemeinsam das Streben aller antiken Philos<ophen> nach Geistesfreiheit und Abbrechen jeder Sklavenkette. Es ist der Atavism der Vornehmheit der Müssigen, die nichts mehr zu thun haben und sich selber zersetzen.

[«]

7[220]

Den Ursachen des Schmerzes bis zur letzten Consequenz ausweichen — das ist die Praxis. Da behält man das ganz **leere** Leben übrig und das Denken darüber. Da fragt sich: dann giebt es keine Erlösung vom Leben?

[«]

7[221]

Dieser Glaube an Zwecke führt zum Pessimismus.

Umdrehung: der Zweck ist, sich nicht glücklich zu fühlen; der Mensch wird von den Irrwegen des Lebens zurückgeführt; je mehr man leidet, wird der wahre Zweck erreicht „ein Anstrich von Absichtlichkeit ist hierin nicht zu erkennen“ Schopenhauer. Hartmann p. 42 „Moralität ein Palliativ vor der Entschließung zur Radicalkur“ p. 43 „die bösen Handlungen an uns eigentlich eine Wohlthat“.

[«]

7[222]

Die Werthlosigkeit des Lebens ist erkannt im Cynismus, aber hat sich noch nicht gegen das Leben gewendet.

Nein: viel kleine Überwindungen und ein loses Maul befriedigen da!

[«]

7[223]

Teichmüller: die Gefühle der Lust oder Unlust sind Zeichen für die Stellung, welche das Ich als Ganzes der einzelnen Thätigkeit gegenüber einnimmt: alles dies ist Wille, so fern wir auf das Ich als den Einen Beziehungspunkt hinblicken: die beiden gegensätzlichen Grundformen: das Begehren und das Verabscheuen. Blicken wir auf den Anderen Beziehungspunkt hin, so bleibt die Thätigkeit selber als solche unbewußt, ihr zugehöriges Was wird aber jedesmal bewußt, und so wird dies Was zum Zeichen für das, was wir bezeichnen wollen. Entsprechend dem Verabscheuen und Begehren nennen wir den zugehörigen ideellen Beziehungspunkt ein Übel oder ein Gut und bezeichnen ihn durch den Inhalt der zugehörigen Empfindungen oder Anschauungen. Alle Bilder unsrer Anschauung und alle unsere Thätigkeiten stehen in gewissen regelmässigen Beziehungen z.B. das Anschauungsbild der Rose und die Empfindung des Duftes. So bezeichnet schon das Kind das Eine als Mittel, das Andere als Erfolg.

[«]

7[224]

Erster Unsinn: alles Leben ist Wollen eines Zweckes

der Egoism ist Wille zum eigenen Glücke

Zweiter Unsinn: Moralisch ist, einem fremden Willen dienen und Selbstverläugnung.

also der Zweck des Lebens liegt nicht im Glücke: erste Einsicht!

der Zweck des sittlichen Lebens soll im Willen eines Anderen liegen.

Aber was ist denn dieser Wille des Anderen wieder als ein Wille zur Befriedigung?

Meine Ansicht: die Absichten Wünsche Zwecke sind sekundär — „das Streben nach Glück“ ist thatsächlich gar nicht allgemein da aber gar ein Streben nach fremdem Glück und Nichtstreben nach eigenem („Verläugnung“) ist erst gar **nicht möglich**, während ein theilweises Streben nach eigenem Glück möglich ist.

Bei allem Handeln kommt Viel heraus auch für die Andern!

Der einzelne Wille verfolgt den Zweck: Glück — unmöglich, es zu finden!

Also hat der einzelne Wille einen anderen Willen sich als Zweck vorzusetzen, er ist Mittel für einen Zweck eines Anderen —

Aber, Herr von Hartmann! Sofern er einen Willen überhaupt **fördert**, sei es den des Nächsten oder des Weltprozesses — so arbeitet er ja an der Verlängerung des Elends: und zwar nachdem er begriffen hat, daß aller Wille wesentlich elend ist! Somit ist seine Förderung entweder Wahnsinn oder Bosheit.

Hier ist aber der zweite Unsinn vorausgesetzt, daß ein unegoistisches Handeln möglich ist.

Der erste Unsinn: alles Handeln ist ein Wollen von Befriedigungen

der zweite Unsinn: es giebt ein unegoistisches Handeln ein Handeln als Nichtwollen des eigenen Selbst, aber **Wollen** eines fremden Selbst!

[«]

7[225]

Das Ziel-setzen selber ist eine Lust — eine Masse Kraft des Intellektes giebt sich aus im Mittel-Zweck-denken!

[«]

7[226]

Wollen ein drängendes Gefühl sehr angenehm! Es ist die Begleit-Erscheinung alles Ausströmens von Kraft.

ebenso schon alles Wünschen an sich (ganz abgesehen vom Erreichen)

[«]

7[227]

Man verkenne doch ja nicht den tiefen Mangel an noblesse des Gefühls in Christus, sein Jüdisches, das gute Geschäft und den Ärger über die Dummheit, es sich entgehen zu lassen! Die Europäer haben so viel edlere Gefühle hinein gelegt!

[«]

7[228]

Wir wählen die facta aus, wir interpretiren sie — unbewußt. Die Wünsche, die an uns hängen bleiben —

Gegen unsre Zwecke gerechnet und gegen alles bewußte Wollen, giebt es eine gewisse größere Vernunft, in unserem ganzen Handeln, viel mehr Harmonie und Feinheit als wir bewußt uns zutrauen.

[«]

7[229]

Wir haben uns von der logischen Mania der Alten noch nicht freigemacht, sie schätzten nichts mehr als die Dialectik — so auch „Absichten“ „ Zwecke“.

[«]

7[230]

Die meisten Menschen sind gar keiner Erlebnisse fähig: sie lebten nicht genug in der Einsamkeit — das Ereigniß wird durch Neues gleich fortgespült. Der tiefe Schmerz ist selten und eine Auszeichnung. Im gewöhnlichen Leben steckt mehr Klugheit als im Stoicismus. — Die Abwehr des Schmerzes.

[«]

7[231]

alle unsere Zwecke nehmen sich, aus einer gewissen Ferne gesehen, als Versuche und Würfe aus — es wird experimentirt.

Wir müssen am Willkürlichen Unlogischen in unseren besten Zwecken festhalten!

Wir würden nie handeln, wenn wir alle Folgen uns vorstellten.

[«]

7[232]

Willens-Schwäche als Folge der Desorganisation und Zeichen des Verfalls.

[«]

7[233]

Kant sagt: diese Sätze des Grafen Verri (1781 sull'indole del piacere e del dolore) unterschreibe ich mit voller Überzeugung

il solo principio motore dell'uomo è il dolore. Il dolore precede ogni piacere

il piacere non è un essere positivo.

[«]

7[234]

„Sein Leben fühlen, sich vergnügen — sich continuirlich getrieben fühlen aus dem gegenwärtigen Zustand herauszugehen, der also ein ebenso oft wiederkehrender Schmerz sein muß."

[«]

7[235]

„Der vernünftige Wille darf nur Schmerz vermindern und Bedürfnisse unterdrücken." —

[«]

7[236]

Cardanus schloß, man müsse soviel als möglich Leiden aufsuchen, um durch ihre Beseitigung sich eine größere Summe von Lust zu schaffen.

[«]

7[237]

„Alle Handlungen der Larven kurz vor der Verpuppung gehen nicht auf die eigene Erhaltung, sondern auf die des fertigen Insektes hinaus, sie entsprechen nicht den Bedürfnissen des Larvenstadiums, sondern denen des vollständig entwickelten Thiers“ usw. Schneider I p. 58

[«]

7[238]

Der höchste Gesichtspunkt des **Jesuitismus** auch des socialistischen:

Beherrschung der Menschheit zum Zweck ihrer Beglückung

Beglückung der Menschheit durch Aufrechterhaltung der Illusion, des Glaubens

Dazu meine Gegenbewegung: —

Beherrschung der Menschheit zum Zweck ihrer **Überwindung** .

Überwindung durch Lehren, an denen sie zu Grunde geht, **ausgenommen die welche sie aushalten**

Grundirrthum bisher: „alle Handlungen des Menschen sind zweckbewußt.“

„der Zweck des Menschen ist die Arterhaltung und nur insofern auch die Erhaltung seiner Person“ — jetzige Theorie.

So steht es auch bei sehr individuellen Menschen, wir sorgen für unsere zukünftigen Bedürfnisse!

[«]

7[239]

Urform aller Schutzbewegungen, bei unangenehmer Berührung sich zusammen zu ziehen, alle Theile an sich zu ziehen. Was entspricht dem psychologisch? Die Sammlung: der Schmerz concentrirt uns.

Der Trieb, etwas zu verstecken ist Scham, ein Schutztrieb: auch sich verstecken wollen, wo Colibri z.B. roth werden dabei (ist Wirkung der Angst!)

Der Mensch wird durch seine Instinkte geleitet: die Zwecke sind nur im Dienste der Instinkte gewählt. Instinkte aber sind alte Gewohnheiten des Handelns, Arten, seine vorhandene Kraft auszugeben.

Man soll das Resultat, was ein Instinkt erreicht, nicht „Zweck“ nennen!

Seinen Trieben völlig freien Lauf lassen: häufig aber widerstreben sie sich. Das thatsächliche Leben ist ein Ringen der Instinkte, ein Wachsen der Einen, ein Abnehmen der Anderen.

„Verbrauch der aufgespeicherten Nervenkraft.“

„Welche Vorstellung führt zur Aktion? Die, welche den stärksten Trieb erweckt. Welche ist das? Die, welche die größten Annehmlichkeiten verspricht, die angenehmste. Das ist nicht eine Regel, die Ausnahmen zuläßt, sondern ein Gesetz, und hierin beruht die Abhängigkeit des menschlichen Willens“ Schneider p. 75

!! Aber der Trieb selber rief erst **diese** Vorstellung hervor! — sage ich.

Also: die Triebe entscheiden über die Verwendung der aufgehäuften Kraft, nicht darüber, **daß überhaupt gehandelt wird**. Das wie? ist Sache der Triebe.

Also: wenn der Trieb ins Bewußtsein tritt, so verspricht er Lust. Die versprochene Lust als Ursache der Handlung? — Nicht des Handelns überhaupt, sondern nur der bestimmten Richtung des Handelnden! So auch Stendhal.

Also: wo Vorstellungen zur Aktion führen, da muß der Mensch der Vorstellung folgen, welche am meisten Lust verspricht: der stärkste Trieb entscheidet über die Wahl.

Demnach ist die Moral zu verändern 1) es muß zuerst die Kraftvermehrung ins Auge gefaßt werden 2) zu zweit die Kraft-Verwendung, das Wie?

Der erste Gesichtspunkt bisher übersehen.

[«]

7[240]

Erste Thatsache: die Gesellschaft tödtet, foltert, beraubt. der Freiheit, des Vermögens: übt Gewalt durch Beschränkung der Erziehung; durch Schulen; lügt, trügt, stellt nach (als Polizei) — alles dies kann also nicht an sich als schlecht gelten. — Sie will ihre Erhaltung und Förderung — das ist kein heiliger Zweck: sie kämpft darum gegen andere Gesellschaften. — Also um des Nutzens willen geschieht dies Alles. Aber toll! Gerade diese Handlungen sollen mit besonderer Würde und Ehrerbietung angesehen werden: als „Recht“, Sittlichkeit, Erhaltung und Pflege des Guten. Daß hier Vieler Nutzen über den Weniger gesetzt wird, das hätte nur Sinn bei der Voraussetzung, daß der Einzelne nicht mehr Werth haben könne als die ganze Gesellschaft! Von vornherein ist aber hier die Absicht, solche Einzelne gar nicht entstehen zu machen: das Bild des Menschen ist schon da, welches man als Maaßstab für die Erhaltung des gemeinen Nutzens nimmt. Die Voraussetzung der Gesellschaft muß sein, daß sie den höchsten Typus „Mensch“ repräsentire und daraus ihr Recht ableitet, alles ihr Feindliche als das an sich Feindliche zu bekämpfen. — Ohne diesen Glauben an sich ist die Gesellschaft „unmoralisch“ in jedem Sinne. Im Glauben aber bestimmt sie erst, was moralisch sein soll, — so hat es Sinn!

[«]

7[241]

(Zweck heiligt das Mittel.)

Es giebt Handlungen, die wir niemals uns erlauben werden, auch nicht als Mittel zum höchsten Zweck z.B. Verrath eines Freundes.

Lieber zu Grunde gehen und einiges Vertrauen haben, daß es günstigere Lagen giebt, unseren höchsten Zweck durchzuführen. — Nun aber was ist denn das für ein höchster Zweck, eine Gemeinde, einen Staat zu erhalten! Die Handlung eines Menschen, der den Staat opfert, um nicht Verräther an seinem Ideal zu sein, kann die höchste Leistung sein, derentwegen die ganze Existenz dieses Staates erst für die Nachwelt in Betracht kommt!

[«]

7[242]

Voraussetzung des bisherigen Staates: „der Mensch soll sich nicht entwickeln, das Maaß ist da! “ Die katholische Kirche (die älteste aller Staatsformen in Europa) repräsentirt den alten Staat jetzt am besten!

[«]

7[243]

Zum Handel gehört Patriziat: also ein Gegengewicht.

[«]

7[244]

Beseitigung der parasitischen Menschen ist Sinn der Strafe.

Vögel, welche einem Büffel die Parasiten abwehren, davon leben, — dankbar dadurch, daß sie ihm die Ankunft eines Feindes anzeigen. — Bedeutung der Polizei. Espinas p. 159.

[«]

7[245]

Ohne Unterlaß beschäftigt auf einander zu hören und zu achten und dabei das Gefühl der Sicherheit — p 162.

[«]

7[246]

Zuneigung die Folge eines dringenden Bedürfnisses

[«]

7[247]

Strafen auf den Krieg zurückzuführen in ihrer Art und Wesen oder auf Opferkulte (Menschenopfer)

In einem Fall ist Rückkehr zum Vor-Gemeindezustand, im anderen die Verhöhnung der Götter der Grundgedanke der Strafe. Post I, 201

Eine Strafe, welche Unfreie trifft, wird **dadurch** entehrend z.B. Prügelst<rafe>. Die, welche Freie trifft, wird **dadurch** lange geadelt. Post I 214.

[«]

7[248]

„— die einzige direkte Werthschätzung, welche man voraussetzt, ist die des sinnlichen Wohlbefindens, und alles Andere glaubt man bloß durch Anknüpfung an diesen direkten Willen indirekt zur Effektivität zu bringen. Befolgung des Rechtes, der Moral, der Religion soll durch Hinweis auf diesseitige oder jenseitige Wohlfahrt hervorgelockt werden“ Baumann p. 32.

Allgemeiner Glaube an den Werth des sinnlichen Wohlbefindens: alles Handeln soll ein Weg und Umweg dahin sein.

[«]

7[249]

Die Verbote der Gesetze haben nur Sinn, wenn es überflüssig ist, etwas auf diesem Wege, der verboten ist zu erreichen: also wenn es einen anderen Weg giebt, — d.h. zu allen Verboten gehören ganz bestimmte Versprechungen und Gewährungen.

[«]

7[250]

Das Schwergewicht verschiebt sich im Wort, im Gebrauch, im Respekt —

[«]

7[251]

„das Wohl Aller mit Ausschluß des eigenen.“ Hartmann p 605 erbärmliche Hypokrisie!

[«]

7[252]

Daß zwischen einem Schurken und einem Ehrenmanne der Unterschied nicht nur in ein paar verschieden gedrillten Gehirnbewegungen besteht —

[«]

7[253]

Charakter-Stärke. Sehr viel Reize annehmen und sie tief wirken lassen, sehr viel sich bei Seite ziehen zu lassen, fast bis zum Verlieren, sehr viel leiden und — trotzdem seine Gesammtrichtung durchsetzen.

Die gewöhnlichen Charakter-Starken sind kalt, flach und ohne Mitempfindung: sie nehmen auch keinen Menschen in Besitz. Plastische Kraft.

[«]

7[254]

Unsere Willkür ist da am größten, wo unsere Übung und unsere spontane Kraft am größten ist: es ist die schnellste Folgsamkeit und Gewandtheit des Gehorchenden (freier Wille am stärksten empfunden, wo wir am schöpferisch-unbedingtesten sind) Baumann p. 18.

[«]

7[255]

Ein Sentenzen- und Citaten-Buch
ein Anekdoten-Buch.
Ein Thatsachen-Buch.
Scherze.

[«]

7[256]

Egoismus ist kein Princip, sondern die Eine Thatsache.

[«]

7[257]

Vom Zwecke aus gesehen ist bei jeder Handlung so viel verschwendet wie bei der Sonnenhitze, die in das Weltall strahlt.

[«]

7[258]

Das Individuum als Frucht des Gemeinwesens, nicht immer als Mittel.

[«]

7[259]

Jeder Zustand erlaubt eine Betrachtung, als ob er Zweck gewesen sei, oder als Mittel oder als Irrweg beim Experiment.

[«]

7[260]

Befriedigung des Triebes ist nicht im Resultat der Thätigkeit, sondern im Thun zu suchen.

Glück wäre das Gleichgewicht der auslösenden Thätigkeiten aller Triebe.

[«]

7[261]

Experiment als wirklicher Charakter unseres Lebens und jeder Moral: etwas Willkürliches muß daran sein!

[«]

7[262]

Ursprung des Christenthums unter Armen-Vereinen. Baumann p. 22 göttliche Hülfe und gegenseitige Unterstützung.

[«]

7[263]

Die Vorstellung eines freudigen nützlichen Resultats der Handlung wirkt freudig, anregend, das Blut strömt lebhafter. Insofern hat der Zweck einer Thätigkeit noch eine anregende, lusterregende Kraft während des Handelns.

Also: die Thätigkeit des Triebes ist mit Lust verknüpft. Das Ziel der Thätigkeit wird vorgestellt und wirkt ebenfalls Lust, auch Vermehrung der Thätigkeit (das Ziel ist die Thätigkeit eines **anderen** Triebes). Aber der Trieb selber will nicht ein Resultat seines Thuns. Unser Verstandes-Trieb freilich hat im Setzen des Zwecks seine Lust — das ist seine Thätigkeit; ebenfalls in dem Ausdenken der Mittel — logische Lust in allem Handeln.

In jeder Handlung sind viele Triebe thätig.
Mindestens
1) der im Thun sich befriedigt
2) der im Setzen von Zweck und Mittel sich befriedigt
3) der im Vorwegnehmen des Erfolgs sich befriedigt.

Der Trieb befriedigt sich d.h. er ist thätig, indem er sich der Reize bemächtigt und sie umbildet. Um sich ihrer zu bemächtigen, muß er kämpfen: d.h. einen anderen Trieb zurückhalten, dämpfen. In Wahrheit besteht er immer als Thätiger: aber seine Ernährung bringt größere Kraftmengen mit sich, so daß auch seine Kraftleistung verschieden sein muß. Der Trieb selber ist aber nichts Anderes als ein bestimmtes **Thätig** sein: eine Personification.

[«]

7[264]

Wirkung von Lohn und Strafe p. 31 Baumann.

[«]

7[265]

Der Reiz ist an sich weder Lust noch Unlust, wohl aber kann er von Lust oder Unlust begleitet sein ein Mittleres das nicht Lust und nicht Unlust wäre kann es nicht geben! — was „nicht Lust“ ist ist dann eben nicht Lust!

[«]

7[266]

Wille als das Gestaltende?

[«]

7[267]

Befriedigung: das Wort setzt Unfrieden voraus und erweckt ein Vorurtheil.

[«]

7[268]

1. Unschuld des Werdens: ohne Zweck.
2. Handlung, Trieb, Lust, freier Wille.
   der Haushalt unsrer Triebe geht einstweilen weit über unsre Einsicht.
   die wesentlich fehlerhafte Selbstbeobachtung bei allen Handelnden ist in die Moral übergegangen.
3. Der Typus der Moral unter Mächtigen.
4. Der Typus der Moral unter Unfreien.
5. Das individuum und die Gemeinde.
   „Individuum als Resultat“. Collektiv-Gewissen.
6. Strafe, Rache, die Verantwortlichkeit. (Zweck heiligt Mittel)
7. Die zwei Bewegungen in der Zukunft.
   Moral als Zeichen-Sprache des Leibes.
8. Die Aneignung der Geschichte unter der Leitung der Reize und der Triebe — es giebt keine „objektive Historie“.
9. Böse eine Vorstufe des Guten: das Schöpferische und Schaffende: die neue Werthschätzung und ihre Geschichte. Die organische Funktion des Bösen. (Die Menschheit als Kraftmasse, welche wächst und sich ausgeben muß)
10. „Das Leben für Andere“ und das „Unegoistische“

Hartmann, p. 593

[«]

7[269]

Viel weniger Absicht in unseren Thaten als wir vorgeben (Eitelkeit in der Annahme von Zwecken!). Emerson, p. 99.

[«]

7[270]

Die Zukunft der Menschlichkeit nicht jener zärtliche Begriff. Dagegen p. 599.

[«]

7[271]

Mit einem „um zu“ bringt man die Handlung um ihren Werth.

[«]

7[272]

„Gut“ „schlecht“ entspricht Zuständen des Urtheilenden.

[«]

7[273]

Das Individuum als Vielheit.

[«]

7[274]

Ausgang: die Leugnung der moralischen Bedeutsamkeit — Geburt der Tragödie.

[«]

[8 = Mp XVII 1a. Sommer 1883]

8[1]

Die Tonga-Insulaner schneiden die kleinen Finger ab, als Opfer.

2

Im Orient bedeckt eine Frau, im Bade überrascht, das Gesicht — so ist es dezent!

Die Scham verbietet in China der Frau den Fuß zu zeigen, unter den Hottentotten muß sie nur den Nacken verhüllen.

Weiß ist in China Trauerfarbe.

Die alten Culturvölker Amerikas kannten den Gebrauch der Milch nicht.

Der Chinese ißt sehr viel Gerichte in sehr kleinen Portionen.

Nr. 29.

Man will sich nicht die Fehler eines Thiers aneignen z.B. die Feigheit des Hirsches (auf Borneo) — Weiber und Kinder dürfen davon essen.

Auch Fledermäuse Kröten Würmer Larven Raupen werden gegessen. Gemästete Ratten Leckerbissen der Chinesen. „Das Tigerherz zu essen macht trutzig“ (Java) Hundeleber macht klug.

Unsinnige Massen Reis ißt z.B. der Siamese.

[«]

8[2]

— wie der weißköpfige Adler stolz und ruhig über dem Sturze des Niagara sitzt und oft in seine wilden Nebel hineintaucht

— wie der Albatros auf Wochen hin dem Meere sich anvertraut: der König der Vögel

— wie der Condor der Anden in der lautlosen Höhe (der über eine Stunde ohne mit den Flügeln zu schlagen durch die Luft segeln kann)

Ruhe des Fliegenden

[«]

8[3]

Welche Verschiedenheit sehen wir im Gehen Schwimmen und Fliegen! Und doch ist es ein und dieselbe Bewegung: nur ist die Tragkraft der Erde eine andere als die des Wassers, und die des Wassers eine andere als die der Luft! So sollen wir auch als Denker fliegen lernen — und nicht vermeinen, damit Phantasten zu werden!

[«]

8[4]

Die Autorität des Junkers Christoph bei Shakespeare: „ich bin ein großer Rindfleischesser, und ich glaube, das thut meinem Witz Schaden!“

[«]

8[5]

Strafen bei den Germanen: einen Mühlstein auf’s Haupt fallen lassen (mythisch), das Viertheilen durch Pferde, Zertreten durch Pferde; in Oel oder Wein gesotten (14. und 15. Jahrhundert) werden; ebenso im Mittelalter Lebendigbegraben, Vermauern, Verhungern. Das Rädern (rein germanisch), das Schinden (Riemenschneiden aus der Haut). Mit Honig bestreichen und den Fliegen und der heißen Sonne übergeben. Das rechte Bein und den linken Arm abhauen. Nase, Ohren, Lippen, Zunge, Zähne, Augen, Geschlechtstheile.

[«]

8[6]

Weiber-Verwandtschaft: Kinder gehören nicht in die Familie des Vaters, sondern des Bruders ihrer Mutter. Der Vater gehört zu einer anderen Familie: Vater und Sohn in feindseligem Verhältniß. Der Vater heirathet in eine fremde Familie hinein und in ihr ist er lediglich Erzeuger, und kaum mehr als ein Sklave. — Die Vaterschaft nichts Selbstverständliches, sondern ein spät erreichtes Rechtsinstitut. Das sittliche Band zwischen Vater und Kind fehlt! Der Vater gilt nicht als blutverwandt mit seinen Kindern. Die Nabelschnur ist das Band der Familie.

In den Verbänden von Blutsverwandten giebt es weder ein individuelles Verbrechen, noch individuelles Eigenthum, noch Ehe. Nur das Geschlecht hat Rechte und Pflichten. Weiber sind wie Kinder Gemeingut. Ja es giebt Zustände, wo es keine Verwandtschaft von Person zu Person giebt, sondern Gruppen verwandt sind. — Gruppen-Ehen.

Rechtsubjekte sind jetzt die sogenannten „natürlichen Personen“, die Einzelnen: sie sind die Träger von Rechten und Pflichten.

Ein alter Chinese sagte, er habe gehört, wenn Reiche zu Grunde gehen sollen, so hätten sie viele Gesetze.

Die Ehe mit schlechtem Gewissen: das Weib muß, bevor es heirathet, eine Zeit des Hetärism durchmachen, es muß entjungfert sein. Es muß sich den Stammesgenossen preisgeben, bevor es Einem Manne gehört. Letzter Rest das jus primae noctis der Häuptlinge oder auch Priester (wie bei den Buddhisten in Cambodja)

Die Hetäre steht in manchen Theilen Afrika’s, in Indien und in Java in hohem Ansehen, sie ist den Volksgöttern treu geblieben. —

Hier erhält der Mann mit der Frau zugleich sämmtliche Schwestern, dort haben sämmtliche Brüder Eine Frau.

Bei den Thieren sind die Weibchen nicht geschmückt, die Schönheit gehört den Männchen zu — die Begehrenden und Kämpfenden werden schön.

das Weib macht bei uns „Eroberungen“

Die höhere Schönheit der Weiber unter Menschen beweist, daß die Weiber hier die kämpfenden und begehrenden sind; sie verstehen sich leicht darauf, den Mann zu erobern. Bei den Thieren nimmt die männliche Intelligenz zu durch den Geschlechtstrieb. —

In Athen waren die Männer schöner als die Frauen — nach Cicero: dies ist aber wohl eine Folge der großen Arbeit an der Schönheit, unter Einwirkung der Päderastie.

Mit der Entstehung der individuellen Ehe entsteht die neue Pflicht, nach der Brüder und Schwestern, Schwiegervater und Schwiegertochter, Schwiegermutter und Schwiegersohn, Schwager und Schwägerin nicht mit einander sprechen, essen, ja sich nicht ansehen dürfen. — Früher hat man oft Mutter und Tochter zusammen geheirathet. — Feindseligkeit und Kälte gehört zu den Pflichten überall, wo individuelle Pflichten entstehen. Mit der Liebe tritt immer die Abneigung zugleich auf. Menschenliebe im Allgemeinen ist bisher nicht ohne einen ungeheuren Haß dagewesen.

Eheliche Treue erscheint lange als unmoralisch.

Das Weib ein Eigenthum, welches der Stärkere jederzeit dem Schwächeren nehmen kann. Wettkampf der Stärke entscheidet. Nur die Häuptlinge und Priester haben die schönen Frauen. Junge Leute müssen sich mit alten Weiblein begnügen. — Der Raub die regelmäßige Form zu einem Weib zu gelangen.

der Verlobungsring der Rest der Kette, mit der die Geraubte weggeschleppt wurde

Zwischen Ehegatten ursprünglich die höchste „Kälte und Indifferenz“. Das Weib ist gekauft oder geraubt. Dazu der geheime Gewissensvorwurf, daß die Ehe etwas Naturwidriges und Unsittliches ist: die Gatten leben wesentlich getrennt, nicht Gemeinschaft von Tisch und Bett. Trennung der Geschlechter Grundgedanke der chinesischen Ehe. Das Haus <hat> zwei Theile: im äußeren wohnt der Mann, im inneren die Frau. Die Thür soll sorgfältig verschlossen werden. Jeder soll allein sterben. Es ist die durchgeführte separatio quoad thorum et mensam.

Höhere Verbände von Geschlechtsgenossenschaften: Viele kleine Gemeinwesen ohne alle Verbindung mit einander, oft durch große Wälder getrennt, einem Fürsten Gehorsam und Abgaben leistend, der in die innere Verwaltung der kleinen Gemeinden nicht eingreift (Indien und Sumatra heute noch). Nach innen möglichst fest geschlossen ist so ein Gemeinwesen: die griechische πόλις.

Älteste Scheidung der Stände nach dem Alter: **Pietät**.

Die Tupinambazes mästeten ihre Kriegsgefangenen an langen Seilen und versahen sie mit Beischläferinnen, bis sie fett genug zum Fraße waren.

[«]

8[7]

Der Scherz und Übermuth an anderen Personen trug ehedem einen für uns schauderhaften Charakter: namentlich an Kriegsgefangenen. An Verrückten: noch der Don Quixote! Das Lachen ist ursprünglich die Äußerung der Grausamkeit.

[«]

8[8]

Eine Person ursprünglich: Priester Zauberer Arzt Richter Häuptling. Regen Friede gut Wetter gute Erndte fette Kälber — aber auch Mißwachs Seuche Mißerfolg im Kriege oder auf der Jagd, schlechtes Wetter.

Verachtung des Greisenalters wegen der Schwäche für Krieg und Jagd.

Tödtung von Zwillingen, wenigstens von Einem. Man sucht in Zwillingen den Beweis vom Ehebruche (z.B. bei den Cariben) Auch die Germanen dachten so. — Diese Vielheit gilt als thierähnlich, gleich Ratten und Hündinnen.

Hier und da da gilt es als Schande, Töchter zu gebären.

Altgermanisch: das Kind liegt auf dem Boden, bis der Vater erklärt, ob er es leben lassen will oder nicht. Hebt er es nicht auf, so wird es ausgesetzt — ganz wie bei den Fidschi-insulanern

Die Häuptlinge haften für die Handlungen der Weiber und Kinder, für den Schaden, den Sklaven und Thiere verrichten. Für ein von den Seinen verwirktes Blutgeld; er muß Schulden derselben bezahlen. Verlobungsgelder. Ein ganz andres Gewissen entsteht bei solchen Personen. Auch jetzt noch bei Fürsten und Staatsmännern.

Die Verantwortlichkeit lange getrennt vom Gewissen!

[«]

8[9]

Typus der primitiven Geschlechtsgenossenschaft: eine Gruppe von Verwandten, von der gleichen Stammmutter her, in vollständiger Weiber-, Kinder- und Vermögensgemeinschaft lebend, so daß jede individuelle Ehe, jede individuelle Vater- und Elternschaft fehlt; alle Genossen gleich nahe verwandt, alles Eigenthum, bewegliches und unbewegliches als gemeinsam, alle Arbeit gemeinsam;

aller Erlös gemeinsam verzehrt, alle Schulden gemeinsame Schulden der Genossenschaft, alle Blutsfreunde für jeden Blutrache übend und von der Blutschuld eines Blutfreundes mitgetroffen. Fremde durch Adoption aufgenommen.

Über den Geschlechtern stehen Geschlechterverbände und Stämme. Die Hausverwandtschaft grundverschieden davon als Vereinigungen von Abkömmlingen desselben Stammvaters. Schwerlich ein primitives Gebilde: Corporation Gruppe von Männern und Weibern, Kindern und Sklaven, vereinigt unter der patriarchalischen Gewalt eines Häuptlings oder Hausvaters. Mit eigenen Göttern, Recht Regierung, unveräußerlichem Boden. Nicht an die Existenz der einzelnen Genossen gebunden, Forterhaltung der Hausgemeinschaft erste Pflicht: und Zwang sich von einem unfruchtbaren Weibe zu scheiden: Strafbarkeit des Coelibats: bei Impotenz des Mannes war die Frau verpflichtet, sich von einem Verwandten des Mannes ein Kind zu schaffen.

Überall wo die Organisation auf dem Blutbande beruht, giebt es Blutrache: das Gesammtleben des Verbandes kommt zum Ausdruck, als unverständliche und über das Individuum hinausreichende Kraft, Gegenstand religiöser Verehrung. Grundtendenz: **zwischen zwei Geschlechtern** wird das Gleichgewicht wiederhergestellt; das Verschulden des Einzelnen ist gleichgültig, es ist Krieg zwischen Geschlechtern. Mit dem sich bildenden Staatswesen schmilzt die Blutrache zu einem Racheakt gegen den Thäter zusammen.

Voraussetzung der Blutrache ist zunächst, daß sie eine Familien-Angelegenheit ist: die Gaugenossenschaft oder der Staat mischt sich zunächst nicht ein. Aber sie setzt die höhere Organisation schon voraus: es ist Zweikampf zwischen Gleichgeordneten, Einem Ganzen Zugehörigen. Die Feindschaft gegen die Familie des Blutschuldigen ist grundverschieden von der Feindschaft gegen alles, was nicht zur höheren gemeinsamen Organisation gehört. Es fehlt die Verachtung, der Glaube an die tiefere Rasse des Feindes: in der Blutrache ist Ehre und Gleichberechtigung.

Friedloslegung: ein Genosse wird aus der Friedensgenossenschaft ausgestoßen; er ist jetzt vollkommen rechtlos. Leben und Gut können <ihm> von Jedermann genommen werden. Der Übelthäter kann bußlos von Jedermann erschlagen werden. Grundgefühl: tiefste Verachtung, Unwürdigkeit z.B. noch im moslemischen Recht bei Ketzerei oder Schmähung des Propheten: während es bei Mord und Körperverletzung lediglich Blutrache und friedensgenossenschaftliche Bußen kennt. Es ist Ächtung: Haus und Hof wird zerstört, Weiber und Kinder und wer im Hause wohnt, wird vernichtet, z.B. im peruanischen Inkareiche, wenn eine Sonnenjungfrau sich mit einem Manne vergieng, mußte ihre ganze Verwandtschaft es mit dem Leben büßen, das Haus ihrer Eltern wurde dem Erdboden gleichgemacht usw. Ebenso in China, wenn ein Sohn den Vater tödtet.

Also: Vergehen, welche die Existenz der Gemeinde aufs Spiel setzen, fordern die Friedloslegung heraus: der verdorbene Sproß wird ausgetilgt. Was als eine solche heillose und grundverächtliche Handlung angesehen wird, richtet sich nach dem, was als Existenz-Bedingung der Gemeinde gilt — und kann folglich bei verschiedenen Gemeinden sehr verschieden sein.

In der Praxis entstehen Milderungen aller Art, z.B. man läßt ihm Zeit, sich durch die Flucht zu entziehn. Verbannung und Vermögensconfiskation sind die letzten Ausläufer. Namentlich die beschimpfenden Strafen haben hier ihren Ursprung.

Friedensgenossenschaft: Schutz- und Trutzverbände, in denen sich die Genossen gegenseitig Leben und Gut verbürgen, in denen der Fried<ens>brecher aus dem Frieden ausgestoßen wird, in denen Kinder, Weiber, Gut und Schuld gemeinsam sind — älteste Form.

Staatliche Bildung: ein von der Basis der Blutverwandtschaft gelöstes Königthum, ein öffentliches Staatsrecht, individuelles Eigenthum, individuelle Verhaftung für Verbrechen und Schulden — späteste Form. —

Je bestimmter eine organische Einheit z.B. eine Gemeinde Heerde sich zum Bewußtsein kommt, um so stärker ist ihr Haß gegen das Fremde. Die Sympathie mit dem Zugehörigen und der Haß gegen das Fremde wachsen mit einander.

In Hinsicht auf die Continuität des gemeinschaftlichen Lebens und die Menge Gedanken, welche es in Anspruch nimmt: wie gering ist der Umfang, den die auf das Einzelwesen selbst bezüglichen Zwecke und Bilder in ihm einnehmen! Die socialen Triebe überwiegen bei weitem die individuellen. Die Thiere führen zu ihrem eignen Schaden Handlungen aus, die der Gruppe nützen.

Die thierische Gesellschaft beruht, um uns der jetzigen moralischen Sprache zu bedienen (aber grundverschiedenen Empfindungen entsprechend), auf Liebe, Beständigkeit der Zuneigungen, Erziehung der Jungen, Arbeit, Sparsamkeit, Muth, Gehorsam bei den Schwachen, Besorgniß bei den Starken, Aufopferung bei Allen. Keine Gesellschaft kann sich erhalten, ohne solche Eigenschaften, und in der erhaltenen werden diese Triebe vererbt: sie würden bei einem Grad von Stärke die Gesellschaft matt machen: aber es entwickeln sich antagonistische Kräfte innerhalb, in dem Grade als nach außerhalb Sicherheit eintritt. Und im vollendeten Zustand der Ruhe nach außen löst sich die Gesellschaft in Individuen auf: es bildet sich die Spannung, die früher zwischen Gemeinde und Gemeinde war. Damit erst giebt es Mitleid — als Empfindung zwischen Individuen, die sich als solche fühlen. (Die altruistischen Handlungen jener einheitlichen Urgesellschaften haben ein Ichgefühl zur Voraussetzung, aber ein Collektiv-Ich und sind grundverschieden vom Mitleiden.) Vielleicht empfand ein Geschlecht zu einem anderen Geschlecht innerhalb eines größeren Verbandes zuerst etwas wie Mitleid und Achtung, also nicht gegen Individuen. Hier ist der Ursprung des Mitleidens. Ich meine: die Blutrache ist die älteste Form dieser Achtung vor einem anderen Geschlecht: als Gegensatz zum absoluten Gefühl der Feindschaft.

[«]

8[10]

Auch die „Wilden“ sind unsäglich hoch entwickelte Menschen, gegen die längsten Zeiten gerechnet.

[«]

8[11]

Der Mensch mehr als jedes Thier ursprünglich altruistisch — daher seine langsame Entwicklung (Kind) und hohe Ausbildung, daher auch die außerordentliche letzte Art von Egoism. — Die Raubthiere sind viel individueller.

[«]

8[12]

Atavism: wonnevolles Gefühl, einmal unbedingt gehorchen zu können.

„Du sollst dich ausbeuten, bestehlen, belügen lassen“ — Grundgefühl des katholischen Priesterstaats, speziell vollkommen im Jesuitism. sacrificio dell’intelletto uralt und ursprünglich — doch nicht als Opfer empfunden, sondern das Gegentheil als Qual

[«]

8[13]

Ja die Philosophie des Rechts! Das ist Eine Wissenschaft welche, wie alle moralischen Wissenschaften, noch nicht einmal in den Windeln liegt! Man verkennt z.B. immer noch, auch unter frei sich denkenden Juristen, die älteste Bedeutung der Strafe — man kennt sie gar nicht: und so lange die Rechtswissenschaft sich nicht auf einen neuen Boden stellt, nämlich auf Historie und Völker-Vergleichung, wird es bei dem unseligen Kampfe von grundfalschen Abstraktionen verbleiben, welche heute sich als „Philosophie des Rechts“ vorstellen und die sämtlich vom gegenwärtigen M<enschen> abgezogen sind. Dieser gegenwärtige M<ensch> ist aber ein so verwickeltes Geflecht, auch in Bezug auf seine rechtl<ichen> Werthschätzungen, daß er die verschiedensten Ausdeutungen erlaubt.

[«]

8[14]

Meine erste Lösung: **die dionysische Weisheit**.

Dionysisch: zeitweilige Identification mit dem Princip des Lebens (Wollust des Märtyrers einbegriffen).

Lust an der Vernichtung des Edelsten und am Anblick, wie er schrittweise in’s Verderben geräth

als Lust am **Kommenden Zukünftigen**, welches triumphirt über das **Vorhandene noch so Gute**

[«]

8[15]

Die Griechen als Menschenkenner.

Das Vereinfachen, die Abneigung gegen das Complizirte, und die kleinen Details

Das Logisiren, das Voraussetzen des logisch-Begreiflichen auch im Charakter

Das Idealisiren („schön und jung“), die Abneigung gegen das Nicht-Typische, das unbewußte Lügen (es fehlt das Partei-Nehmen gegen sich selber, eine gewisse Großmuth)

Die politische Nöthigung, sich gemeinverständlich zu geben: der Mangel an versteckten Individuen II 398, an verhaltenen Gefühlen (die als thatenscheu Verrufenen II 401).

Der Wettkampf. Empfindung, mit der jeder Philosoph seine Gegner niederkämpfen wollte — durch den praktischen Beweis, daß er der Glücklichste sei. „Tugend ist Glück“ — das hat von Sokrates an alle psychologische Beobachtung gefälscht; sie vertheidigen sich (der „Thatsachen-Sinn“ ist nur als Reaktion im Agon mit dem mythischen Sinne gewachsen, nicht als ursprüngliche Kraft).

(Sie sind vielleicht einfacher gewesen? — Aber die ungeheure Fülle von verschiedenen Individuen.)

Die Vornehmheit (γενναῖος so viel wie „naiv“!): das instinktive Handeln und Urtheilen gehört zur guten Art; das Sich-selber-Annagen und -Zersetzen ist unnobel.

Ihr Wille zum „Allgemein-Menschlichen“, auch zunächst allgemein Griechischen — ihr Gegensatz-Gefühl zum Barbaren

Der böse Mensch genießt theils Verehrung, theils Mitleid; er ist sich selber noch nicht von Würmern zerfressen — die ganze zerstörende aufwühlende Selbst-Verachtung fehlt.

Die „unnütze“ Kraftvergeudung (im Agon jeder Art) als Ideal, auf welches der Staat hinstrebt (gegen die Römer); sie verstehn die Antriebe aus gedrückten Lagen wenig während der Inder (Brahmane) durch den Mangel an Initiative empfindet „alles Handeln ist Leiden“.

Stoicism wäre in einer moralistisch aufgeklärten Welt gar nicht möglich gewesen. — Jedes Wort von B. Grazian oder La Rochefoucauld oder Pascal hat den ganzen griechischen Geschmack **gegen** sich.

sie schimpfen und lassen sich's dabei wohl sein (Homer's Sophocles' Epicur's Pessimismus — das „Ausweichen" als „göttlich" empfunden).

also: sie leiden im höchsten Grade, aber sie reagiren dagegen mit um so höherem Selbstgenuß im Schaffen und auch im Reden von Dingen, die wohl thun.

es ist das für Schmerz empfindlichste Volk, aber ihre plastische Kraft in der Benutzung des Schmerzes ist außerordentlich: dazu gehört auch eine Mäßigung in der Rache am Schmerz, im Wühlen im Schmerz: eine Nöthigung zur siegreichen Attitüde, als Kur. Folglich sind sie geneigt, unredlich zu sein gegen das Leiden: und so ist „ihr Gemüth" weniger sichtbar geworden, um so mehr die überwindenden Affekte, die helle Geistigkeit und die Tapferkeit. Die Schmähsucht nöthigte, die Leidenschaften zu verbergen.

Thukydides als höchstes Beispiel des Beiseite-Tretens von der nationalen Abneigung gegen die anatomische Behandlung.

In der Zeit der höchsten Produktivität an Gestalten, Gegensätzen (wie dionysisch-apollinisch) fehlt noch die Reflexion: die Thatsachen stehen da.

Die bildende Kunst kommt viel später. Man kann die Philosophie von Socrates an hinzu rechnen — ein Trieb aus der Vielheit zu wenig Typen zurückzukehren.

leibhafte Darstellung des höchsten Menschen Ziel der Philosophen.

Absoluter Mangel einer Geschichte der moralischen Werthschätzungen bei den Philosophen.

Widerwille gegen das Geltenlassen eines anderen Typus.

(man sehe Plato: er verneint alles andere Große! Homer, die bildenden Künste, die Prosa, Perikles — und um Sokrates zu ertragen, bildet er ihn um!)

Allgemeiner Eindruck: eine gewisse Oberflächlichkeit des Psychologischen (gegen Shakespeare und Dante und Goethe, gegen alle Franzosen von Montaigne bis Balzac, gegen Grazian (die christliche Scepsis) Italiäner J<acob> B<urckhardt> auch die Inder sind tiefer in der Analyse des leidenden Menschen).

Aber vielleicht waren sie noch einfachere Menschen? Diese Vorstellung paßt zur „Jugend der Menschheit" usw.

Hier gerade ist die Gefahr eines Hauptirrthums und Fehlschlusses. Gesetzt, die bildenden Künste der Griechen wären untergegangen und wir wären auf die Urtheile der Philosophen beschränkt: welcher Fehlschluß!

Und ebenso: all ihr aesthetisches Urtheilen ist tief unter dem Niveau ihres Schaffens.

Es wäre also eine Diskrepanz **möglich**: daß die Menschenkenntniß der Griechen äußerst zurücksteht gegen den thatsächlichen Reichthum an Typen und Individuen: daß sich ihre „Menschlichkeit“ nur wenig zum Bewußtsein gekommen ist.

Wahrscheinlich haben niemals so viel verschiedene Individuen auf einem so kleinen Raum zusammengesteckt und sich eine solche wetteifernde Vollendung ihrer Eigenthümlichkeiten erlaubt.

Betrachten wir aber die nationalen Eigenthümlichkeiten ihres Intellekts: so wird es wahrscheinlich, daß die Kenntniß der Menschen bei ihnen gehemmt geblieben ist. Alle ihre größten Kräfte wirkten hierin hemmend. Dies ist mein Thema.

Plato’s freie Art, mit Socrates zu verfahren (wie sein Kopf in Neapel)

Die freie Art, sich Socrates zurecht zu machen (Xenophon ebenso)

das Untergehn des Individuums in Typen (Homer Orpheus usw.)

Widerwille gegen das Exakte. Poesie viel höher als Geschichte: jene behandle den Menschen im Allgemeinen, diese seine Einzelheiten. Darum Poesie mehr geeignet den Menschen kennen zu lernen. „Die wesentlichen Dinge wiederholen sich, es giebt nichts Neues, es giebt keine Entwicklung“ — ist ächtgriechisch. Es fehlt alles Nachdenken über die verschiedenen Zukünfte. Was liegt an Anachronismen! an große Personen fliegen hundert Züge an und bleiben kleben.

Schluß. Das ganze hellenische Wesen ist tiefer zu nehmen. Mit Zeugnissen ist wenig zu machen. Die historischen Thatsachen, die Handlungen sind wichtiger z.B. für ihre Ethik, als alle ihre Worte. Wir müssen das hellenische Wesen erst noch errathen: es ist noch wesentlich fremd.

wir giengen ihnen gegen den Geschmack
unsre Menschenkenntniß schamlos
unsre Technik ὕβρις gegen die Natur
unsre Wissenschaft kleinlich-krämerisch

unwahrhaftig, weil so Vieles bei uns nicht Sichtbarkeit hat II 399.

allgemeines Leiden der Modernen: „Selbstverkleinerung“ p. 399.

Einleitung

Triebe ihres Intellekts und ihrer Sinne

1) Das Vereinfachen (sie sind so begreiflich), Lust am Übersehen der Nebenzüge, Energie Einen Zug zum Schwerpunkte zu machen.
2) Das Logisiren: eine Art Bezauberung (Dialektik als etwas Göttliches. Vers der Antigone).
3) Das Idealisiren („schön und jung“) das Gefühl das wir in der großen Natur befriedigen, befriedigen sie vor dem Menschen.

Triebe und Gefühle aus der politischen Sphäre

4) Das Gefühl der Vornehmheit man traute sich die richtige Selbstschätzung zu II 397. Unbillig gegen die Bescheidenen. Nemesis: sich großer Dinge für würdig halten, deren andere nicht würdig sind.
5) Die politische helle Luft, die Nöthigung, gemeinverständlich sich zu geben.

der am besten entwickelte Instinkt ihrer gesammten Moralität

6) Das agonale Gefühl, welches vor einem Publikum siegen will und diesem Publikum verständlich sein muß. (Weshalb noch so verschiedene Individuen das „Allgemein-Menschliche“ an sich übermäßig bekennen.

Beurtheilung des erwachenden „Thatsachen-Sinnes“ als Consequenz selbst des Agons. Lob des Thukydides.

Im Munde eines Griechen ist es eine Paradoxie, wenn er in der Kugel die Spitze des Vollkommenen sehen wollte, sie mögen Wölbung und Rundung nicht.

Ihr Naturgefühl ist dem religiösen viel verwandter als das unsrige. Bei uns ist immer die Hauptsache, daß wir vom Menschen erlöst sind — wir suchen nach Gefühlen, die wir unter Menschen nicht haben.

Ich habe das Griechenthum entdeckt: sie glaubten an die ewige Wiederkunft! Das ist der Mysterien-Glaube!

(Stelle des Cratylus)

Plato meint, die Todten im Hades seien rechte Philosophen, vom Leibe erlöst.

γνῶθι σαυτόν, aber nicht den Menschen
mit Hintergedanken lesen.
πρόσθε Πλάτων, ὄπισθέν τε Πλάτων μέσση τε Χίμαιρα.

Zwecke.

Ihre Schwäche deutet auf ihre Stärke hin.

Es sind Schauspieler. Wollen und Sein fällt zusammen für ihren Intellekt.

[«]

8[16]

Der höhere Mensch,
seine Selbst-Erlösung und Selbst-Erhaltung.

[«]

8[17]

der Sinn für Wahrheit bei Mächtigen (bei Unterdrückten als Rache, Rechtfertigung — Spinoza).

Selbst-Überwindung der Moral.

[«]

8[18]

die Arterhaltung als Moralprincip umgemünzt!

[«]

8[19]

Die absolute Nothwendigkeit ganz von Zwecken zu befreien: sonst dürfen wir auch nicht versuchen und uns opfern und gehen lassen! Erst die Unschuld des Werdens giebt uns den größten Muth und die größte Freiheit!

[«]

8[20]

Ich schreibe für mich selber: und welchen Sinn hätte Schreiben in diesem zerschriebenen Zeitalter? wenig: denn abgesehen von den Gelehrten versteht Niemand mehr zu lesen, und auch die Gelehrten — — —

[«]

8[21]

Unser Zeitalter hat sich neue Augen eingesetzt, um überall das Leiden zu sehen: und mit einer ungeheuren hypnotischen Starrheit des Blicks, die nur Einmal in der Geschichte bisher ihres Gleichen hatte, und das Auge der Beschauer in die gleiche Richtung zwingt — — —

Als ich jung war, gehörte ich im Grunde zu den Welt-Verleumdern und Pessimisten; wie es billig und verzeihlich in einem Zeitalter ist, das dazu gemacht scheint, gerade Jünglinge zum Verzweifeln zu bringen. Der Jüngling, je mehr er an seinem eigenen Werden leidet, will in’s Ganze, Volle und Fertige; er will vor Allem Sicherheit, Halt: dies Zeitalter aber ist durch Gedanken aller Zeiten zerdacht, mißtrauisch, mit einem Mißtrauen, das unter Menschen noch nicht da war, und daher oft denkmüde, oft mißtrauensmüde, oft greisenhaft und „vorläufig“ in seinem Ja und in seinem Nein: es denkt nämlich in jedem Falle e<in> Ja, wo — — —

Da wirkt denn der entschlossene Protest eines Einzelnen wie Schopenhauers gegen das ganze Dasein als eine Erlösung: es vereinfacht

[«]

8[22]

Jeder Mensch, dem wir begegnen, erregt gewisse Triebe bei uns (Furcht Zutrauen usw.) Ununterbrochene Bewegung unsres Trieblebens durch die Außenwelt (Natur): ganz abgesehn noch von dem ununterbrochenen Auf- und Einnehmen elektrischer atmosphärischer Wirkungen.

[«]

8[23]

die Guten

Da jeder Trieb unintelligent ist, so ist „Nützlichkeit“ gar kein Gesichtspunkt für ihn. Jeder Trieb, indem er thätig ist, opfert Kraft und andere Triebe: er wird endlich gehemmt; sonst würde er Alles zu Grunde richten, durch Verschwendung. Also: das „Unegoistische“ Aufopfernde Unkluge ist nichts Besondres — es ist allen Trieben gemeinsam — sie denken nicht an den Nutzen des ganzen ego (weil sie nicht denken!) sie handeln „wider unseren Nutzen“, gegen das ego und oft für das ego — unschuldig in Beidem!

[«]

8[24]

Man sucht das Bild der Welt in der Philosophie, bei der es uns am freiesten zu Muthe wird; d.h. bei der unser mächtigster Trieb sich frei fühlt zu seiner Thätigkeit. So wird es auch bei mir stehn!

[«]

8[25]

Unsinn aller Metaphysik als einer Ableitung des Bedingten aus dem Unbedingten.

Zur Natur des Denkens gehört es, daß es zu dem Bedingten das Unbedingte hinzudenkt, hinzuerfindet: wie es das „Ich“ zur Vielheit seiner Vorgänge hinzudenkt, hinzuerfindet: es mißt die Welt an lauter von ihm selbst gesetzten Größen: an seinen Grund-Fiktionen wie „Unbedingtes“, „Zweck und Mittel“, Dinge, „Substanzen“, an logischen Gesetzen, an Zahlen und Gestalten.

Es gäbe nichts, was Erkenntniß zu nennen wäre, wenn nicht erst das Denken sich die Welt dergestalt umschüfe zu „Dingen“, Sich-selbst-Gleichem.

Erst vermöge des Denkens giebt es Unwahrheit.

Das Denken ist unableitbar, ebenso die Empfindungen: aber damit ist es noch lange nicht als ursprünglich oder „an sich seiend“ bewiesen! sondern nur festgestellt, daß wir nicht dahinter können, weil wir nichts als Denken und Empfinden haben.

[«]

8[26]

Die Unschuld des Werdens.
Ein Wegweiser zur Erlösung von der Moral.
Von
Friedrich Nietzsche.

Einleitung.

I. Die Grundirrthümer der Moral.
II. Moralität als Zeichensprache.
III. Die Überwindung der Moral und ihr Ersatz.

[«]

8[27]

Wer die Vernünftigkeit vorwärts stößt, treibt damit die entgegengesetzte Macht auch wieder zu neuer Kraft, die Mystik und Narrheit aller Art.

In jeder Bewegung zu unterscheiden

1) daß sie theilweise Ermüdung ist von einer vorhergegangenen Bewegung (Sattheit daran, Bosheit der Schwäche gegen sie, Krankheit

2) daß sie theilweise eine neu aufgewachte, lange schlummernde, aufgehäufte Kraft ist, freudig, übermüthig, gewaltthätig: Gesundheit.

[«]

[9 = N VI 2. Mai–Juni 1883]

9[1]

Zu heftig strömt dein Quell; er leert zugleich den Becher, indem er ihn füllen will.

Gräten und Muscheln und was sonst an spaßhaften Dingen vom Tisch des Lebens abfällt

Deine Wohlthaten sollen fallen wie der Thau auf das Gras, dann, wenn die Nacht am verschwiegensten ist.

Gerade von dir, dem ich alles Böse zutraue, erwarte und will ich das Gute

Du sollst Nutzen und Nothdurft heißen, was Nothdurft und Nutzen ist und den Namen der Tugend heilig halten.

Nicht Grund, noch Zweck deines Handelns macht dein Handeln gut, sondern ob deine Seele dabei zittert und erglänzt.

Was wäre eine Gnade üben, wenn es nicht hieße: eine Ungerechtigkeit auf sich nehmen?

Sind deine Schultern stark genug dazu, wohlan, so nimm fremdes Unrecht zu dem deinen hinzu: und man soll deine Gnade preisen.

Erkennen: das heißt: alle Dinge zu unserem Besten verstehen!

„Ich will“, „du sollst“, „er muß“ — also verstehen sie Ich Du und Er.

Herrisch tritt das Erlebniß auf mich zu: aber kaum ist es erlebt, so liegt es auch schon auf den Knien.

Fühlst du den Durst und den heißen Athem der Sonne? Sie will am Meere saugen. Siehst du die Begierde des Meeres sich heben mit tausend Busen? Es will geküßt und gesaugt sein vom Durste der Sonne

[«]

9[2]

Um an den Schopenhauerschen Willen zu glauben — dazu gehört ein sehr guter Wille zum Glauben!

[«]

9[3]

Helle der Mitternacht war um mich, Einsamkeit sah mich mit trunknem müdem Auge an.

— schrie meine Stimme aus mir —

Todtenstille schlief und röchelte im Schlafen.

Da lag die Schlaflosigkeit und die Mitternacht mit trunknem Auge.

Da lag die Einsamkeit und neben ihr die Todtenstille: beide schliefen und röchelten.

[«]

9[4]

Gott Lückenbüßer.

Hin zur Unsterblichkeit

[«]

9[5]

Von der Scham des Schenkenden.

Über Gerechtigkeit (Proletarier).

Vom Rausche.

Die neueren Klöster usw.

Historische Bildung — „ich spreche frei“.

Redlichkeit der Erbärmlichen.

Genie’s!

„Strafen“ als Feindschaft gegen die Feinde unseres Ideals.

„Ehe“ auf Zeit —

[«]

9[6]

die Thür zu werfen

wie lächerlich wäre es, wenn ihr euch zu mir bekehren wolltet!

Ihr kommt zu mir, und ich will euch nicht: aber wie ich geben muß, so müßt ihr nehmen!

„Mensch der Partei“ — will ich zum Schimpfe machen.

Ein weißer Stier will ich sein und die Pflugschaar ziehn: wo ich liege, soll Ruhe sein und die Erde nach Erde riechen.

Wild schlägt der Adler seine Flügel: aber seine Brandung bricht sich an meinem Willen.

Sie erleben nichts mehr: ihre Haut wird nur geritzt. Wie Mücken sitzen auf ihrer Haut die Ereignisse. — So bleibt der M<ensch> jetzt schwer und sich gleich, wie ein Stein in der Sonne.

Kirche: verfälschtes Licht, versüßter Ernst des Weihrauchs, Verführung zu falschen Ängsten, ich mag die Seele nicht, die zu ihrem Gotte hinauf — kniet.

Wie in ein Auge, sah ich in das Leben.

Mönch im Monde, feuchtwangiger! Nimmer nenne ich dich den „Mann“ im Monde! Lüstern schleichst du von Fenster zu Fenster um alle dunkeln Ecken! du eifersüchtigster aller Kater: eifersüchtig auf alle Liebenden grinsest du hinein ins Fenster.

[«]

9[7]

Sie wollen mit ihren Tugenden ihren Feinden die Augen auskratzen.

Sie lästern, weil sie nicht schaffen können.

Sie — — —

[«]

9[8]

Die Tänze Zarathustra’s.

[«]

9[9]

Ich wollte der Philosoph der unangenehmen Wahrheiten sein — 6 Jahre lang!

[«]

9[10]

Zu lange gehörte ich der Einsamkeit: so verlernte ich das Schweigen.

Mund bin ich worden ganz und gar und Brausen eines Bachs aus hohen Felsen: hinab will ich meine Rede stürzen in die Thäler.

Verhaßt sind mir alle Nacht- und Grabwächter und wer sonst in düstere Hörner tutet.

Ich sehne mich und schaue — und nun kommst du, mein Adler: hast du Niemanden gesehen, — — —

Ich lache eures freien Willens, und auch eures unfreien: keinen Willen giebt es. Aus Schmerz und Gedanken gebiert sich ein Wahn — den nennen wir „Wille“.

[«]

9[11]

Ich blicke hinab in das Meer: still steht es und tückisch blickt mir aus ihm ein Bild entgegen.

Ein kostbares Bild mit weißen Brüsten hält es in seinen Armen: träge und tückisch schleicht es über den Sand, daß — — —

also locken mich Meer und Bild der Zukunft

Träge und tückisch wich das Meer von seinen weißen Brüsten.

Halb begrub es der Sand und halb die Eifersucht der Welle.

[«]

9[12]

Determinimus ist so zu beseitigen:

ich will mich dem Urtheile bestimmter M<enschen> unterwerfen: es soll meine Erziehung sein, mich anspornen und abschrecken — alles als Mittel, ein Ideal durchzusetzen und zur Herrschaft zu bringen.

Organisch = moralisch ist die Lösung des moralischen Problems.

Man ehrt erst einen Einzelnen, insofern er einen Typus ausdrückt: z.B. „der Priester“, „der Held“ usw. — später erst, insofern er „er allein“ ist.

Moral giebt es, welche Tugend dahin stellt, daß einer nicht Individuum, sondern Typus werde! daß er schließlich für die Empfindung zusammenfällt mit einem verehrten Typus des Volkes.

[«]

9[13]

Des Ringes Durst, sich wieder zu erreichen — ihn dürste ich.

[«]

9[14]

Noch war euch der Geist keine Sorge und Herzeleid: noch ist euer Brod des Lebens nicht vom Gedanken durchsäuert.

Als Jäger zog Zarathustra aus, häßliche Wahrheiten zu jagen.

Der Zeiger rückte und die Uhr meines L<ebens> holte Athem: dann sprach sie: nun kam die Stunde, Erlösung zu predigen von Erlösern.

[«]

9[15]

Wie ich alles Menschliche zu verstehen suchte, auch die Erbärmlichen und Mittelmäßigen einst

Hier und da wird auch der Erbärmliche redlich: da soll man auf seine Stimme hören und in seinen Sumpf steigen.

Und auch ich setzte mich einst ins Schilfrohr und hörte den Frosch der Erbärmlichkeit seine Bekenntnisse machen.

Von besserem Stoffe wollt ihr sein? Ich sage euch, ihr versteht euch nur besser zu belügen.

Er kam zu uns, er lebte unter uns — wir selber waren seine Unterwelt.

Glaube es mir, Z<arathustra> starb und ist nicht mehr. Ein Stern erlosch in oedem Raum: aber sein Licht — — —

[«]

9[16]

Zerbrecht mir diese göttlichen grinsenden Larven! war ich der Narr eines göttlichen Grinsens und vergaß <ich> die Eingeweide mit denen die Larven gestopft waren?

Zerreißt mir die Häute, auf denen die Seele eines Gottes zu spielen schien!

Schlangen-Eingeweide und -Unflath vergeht aus dem versteckten Leib der Eidechse: der gethürmte geringelte übelriechende

In eines Gottes Larve verkroch sich ein greulicher Ringelwurm.

heilige Gelächter

[«]

9[17]

Ihr seht nur meine Funken: aber ihr seht den Ambos nicht, der ich bin.

Und lieber will ich auf Ochsenhäuten schlafen als auf dem Bett eurer Bequemlichkeit und Liebe, — — —

Werkzeuge und Uhren seid ihr mir: so will ich euch mit meinem Spotte aufziehen, und ihr sollt mir dabei schnurren.

Nicht mit schlangenhaarigem Schrecken will ich euch in Steine verwandeln: durch mein Schild „Schönheit“ schütze ich mich vor euch. Am Bild des Schönsten sollt ihr mir stumm werden.

Mit dem Drachen der Zukunft kämpfe ich: und ihr Kleinen, ihr sollt mit Regenwürmern kämpfen.

[«]

9[18]

Ihr seid geschickt und habt kluge Finger: aber ihr versteht es nicht, eine Faust zu machen!

Erst wenn sich eure klugen Finger in die Faust verkriechen, will ich an eure Kraft glauben.

Golden blitzt sein Auge: ein goldener Kahn schwimmt darin auf dunklen Gewässern:

In seinen Augen senkt und hebt <er> sich wieder beim Tanzen und ihr, die ihn tragen — — —

Dürres Gras und Steppe seid ihr mir: aber ich will laufende Feuer aus euch machen und Verkünder mit Flammenzungen.

Als dieser Mond aufgieng, meinte ich, daß er eine Sonne gebären wolle: so breit und trächtig lag er am Horizonte.

Aber ein Lügner ist er mir, dieser Unfruchtbare, mit seiner Schwangerschaft und weder ein Weib ist er, noch Mann.

[«]

9[19]

ein fremder Hahn, nach dem die Hennen beißen

wie ein Mond gieng er auf, aber faul blieb er liegen am Horizonte.

Wer sich aufs Pferd versteht, versteht sich auch auf den Sattel.

[«]

9[20]

That ich euch am wehsten, als ich mir am liebsten that?

ich that Buße für meine Ungerechtigkeit: ungerechter noch war mein Verehren als mein Verachten.

Ich that Buße mit Nachtwachen für 1000 Lügen des Verehrenden und den Willen seines Auges zur Blindheit.

Mit 1000 Bosheiten nahm ich Rache an aller Verschönerei und Schwarmgeisterei.

Weit verhaßter seid ihr unbewußte Lügner mir als mir die wissenden Lügner sind.

Weil ihr über das, was ist, lügt, darum entsteht euch nicht der Durst nach dem, was werden soll.

[«]

9[21]

sie erstickten an ihrem Nichts: ich gab ihnen ihr Nichts zu fressen.

Sie verdarben an ihrem eigenen Anblick: ich hielt ihrer Häßlichkeit meinen Spiegel vor

Als sie an ihrem Nichts untergiengen und ihr Bild nicht ertrugen, hatten sie ihren höchsten Augenblick.

Und um euch zu vergiften bedürfte ich gläserner Handschuhe

[«]

9[22]

La vie est une tragédie pour ceux qui sentent, et une comédie pour ceux, qui pensent. Horace Walpole.

[«]

9[23]

Ihr wollt nichts davon hören, daß Einer über euren Köpfen wandelt. Und so legt ihr Holz und Erde und Unrath über eure Köpfe: so dämpft ihr die Rede meiner Schritte. Aller Menschen Fehl und Dumpfheit legt ihr zwischen mich und euch: Fehlboden heißt ihr das in euren Häusern. Aber trotzdem wandle ich über euren Gedanken, und sie sollen selber auf meinen Fehlern wandeln.

Ihr beschämt euch durch breite Treppen für göttlich Steigende: und so wie über euch sich hier die Bogen brechen und wider einander spielen — — —

ihr legtet eure Sehnsucht dem fernen Monde in den Mund: auch über die Worte sehntet ihr euch hinweg und hinauf!

Jene nannten Gott, was ihnen widersprach: ihre Heldenart, den Menschen in sich also zu brechen: aber die Zeit ist um, daß der Mensch sich selber ans Kreuz schlug.

Alle die welche schaffen, suchen nach neuen Sprachen: müde wurden sie einer abgelaufenen dünnen Zunge: zu lange schon wandelte der Geist auf diesen Sohlen.

Wenn Schönheit nicht zu eurer Nothdurft gehört, was ist mir eure Sucht zum Schönen!

Nicht die Sattheit, sondern die Schönheit soll das Ende des Verlangens sein

So wie ihr seid, seid ihr nur als Ruinen erträglich: und das was euch zu Grunde richtet, Blitz und Tropfenfall und Unkraut: euer Unglück und Ungemach rechtfertigt euer Dasein.

Mit Bergen sollt ihr bauen lernen: es ist noch wenig, Berge bloß zu versetzen.

Eure Sprüche — „kleine Wahrheiten“ in der Nähe des Sumpfes: und irgend ein kalter Frosch sitzt darin.

[«]

9[24]

Mag immerhin mein Adler eine Gefahr für kleine weiße Schafe sein und Raubvogel heißen!

Kennt ihr den Schrecken des Einschlafenden? Bis in die Zehn hinein erschrickt er, darob, daß der Traum beginnt — und oft wacht er vom Schrecken auf.

Dem soll eure Tugend dienen und fronen, um dessentwillen ihr euch am meisten verachtet. Dies allein soll der Dienst und Nutzen eurer Tugend sein!

Was sind mir eure Vater- und Mutterländer? Ich liebe allein meiner Kinder Land, an ihnen will ich gut machen daß ich meiner Väter Kind bin.

Einen Fisch wollte ich fangen und warf ein Netz ins Meer — aber ich zog einen Götter-Kopf herauf: einen Stein gab das Meer mir dem Hungrigen.

eine göttliche Mummerei ist die Natur.

Asche und Gluth weht mich an

laufende Feuer

trocknes Gras

Geknister

[«]

9[25]

Vieles muß zu einer moralischen Handlung zusammenkommen
1) eine starke Spontaneität
2) die äußerste Spannung des Ich-willens
es ist die höchste Gattung organischer Funktionen.

[«]

9[26]

Ich verlange auch noch Anmuth von dem Großgesinnten.

[«]

9[27]

das Dionysische als die mir zugänglichste Seite des Alterthums.

[«]

9[28]

Genie und Stümperei

[«]

9[29]

Corsica und Italien.

Demokratie als Verfall des Staats.

Den Juden ihr Geld nehmen und ihnen eine andere Richtung geben.

das Dionysische als Zugang zu den Griechen.

eine ungeheure Masse hoher Empfindungen, zu denen noch die Gedanken fehlen und die Ziele den Menschen über sich hinaus steigern, gleich den Griechen, nicht unleibliche Phantasmata.

[«]

9[30]

Noch drückt eure Sünden-Fluth die Erde

Ich komme daher wie ein starker Wind: und also rathe ich meinen Verächtern: hütet euch gegen den Wind zu — speien.

Kaum erhob sich das leibliche Ungethüm aus düsterem Schlamme

Bad und Weihung der Erde heiße ich dies Fest

sich selber sein einziger Zeitgenoß!

Ihr wollt die Krankheit entkräften und entkräftet mir dazu den Kranken, ihr Afterärzte und Heilande!

Wenn der, welcher befehlen könnte, überredet und seine königlichen Hände unter dem Mantel birgt: Höflichkeit heiße ich dies.

Meine wilde Weisheit wurde trächtig auf einsamen Bergen: auf rauhem Gestein gebar sie ihr Junges. Nun läuft sie närrisch durch die harte Wüste und sucht für ihr Jüngstes nach sanftem Rasen, meine alte wilde Weisheit.

[«]

9[31]

Ich glaubte der Reichste zu sein: nun verschenkte ich mich selber.

Ich berühre nicht einmal ihre Haut der Seele!

Immer einsamer und verbannter: immer heißer an Liebe und Hinwollen zu den Menschen.

Die 7 Einsamkeiten.

Alle typischen Leiden des Reformators; und seine Tröstungen.

1) Trost: auf das nächste Jahrtausend lege ich meine Hand.

2) Ich lebe wie in anderen Zeiten: meine Höhe giebt mir Verkehr mit Einsamen und Verkannten aller Zeit<en>

3) Ich hasse nicht ich wehre mich mit der Schönheit.

[«]

9[32]

Mit vielen kleinen Pulvern kann man den Muthigen zum Feigling machen: aber auch den Feigling zum Muthigen.

Kosmische Abhängigkeit

Geh still und mit schlafendem Schwerte an diesen Feinden vorüber: wer sie angreift, der besudelt sich.

Dem Büffel gleich nahe dem Meere und näher noch dem Walde lebe ich.

[«]

9[33]

Triebe hat man so lange wie möglich zu leugnen — **Grundsatz** der moral-physiolog<ischen> Forschung.

Was **jetzt** macht, daß wir einen Menschen schätzen, hat es immer gemacht. Erst M<enschen> dann erst Handlungen zu Ehren gekommen

[«]

9[34]

Wie ertrüg ich es, wenn ich nicht den Übermenschen mehr liebte als euch?

Wozu gab ich euch den 100fältigen Spiegel?

Ich überwand auch die Liebe zu euch mit der Liebe zum Übermenschen.

Und wie ich euch ertrage, so müßt ihr euch ertragen, aus Liebe zu dem Ü<bermenschen>.

Ihr seid mir der Stein, in dem das erhabenste aller Bildwerke schläft

Und wie mein Hammer nach euch schlägt, so sollt ihr mir selber nach euch schlagen: der Hammerruf soll das schlafende Bild aufwecken.

Menschen, die sich verbergen wollten und sich des reinen Himmels schämten, schufen sich diese süß riechenden Höhlen.

Und erst wenn Gras und rother Mohn auf zerstörten Mauern wuchert, will ich diesen Stätten wieder mein Herz zuwenden.

[«]

9[35]

Grabgesänge am Vulkan
Die Stille der Natur — der Donner.
Goldener Sarg.

[«]

9[36]

§ Erlösung von Erlösern lehrt Zarathustra.

§ großmüthig gegen die Erde? nein, gerecht.

§ „Ich spreche frei: denn **ich** hätte auch so gehandelt“ — historische Bildung, mir gräßlich! es heißt: „ich dulde mich selber — folglich!“

„Du sollst? Ich will“

[«]

9[37]

Jedesmal, daß ich eine scharfe Brille aufsetze, wundere ich mich, wie häßlich die M<enschen> sind und wie man es unter ihnen aushält.

[«]

9[38]

Der Sinn der Causalität wird immer schwächer, nach rückwärts (z.B. Mythen) Folglich müssen die Conceptionen über das Innere besonders wenig vernünftig sein.

Die ältesten Annahmen müssen die dümmsten sein

[«]

9[39]

„Wille“ ist ein Begriff, um alle unsere Leidenschaften zu vereinigen.

Leidenschaften sind Gefühle, um gewisse körperliche Zustände, die wir nicht dem Körper zuschreiben, zu bezeichnen.

„Gemeingefühle“

Moralische Gefühle sind Leidenschaften von Werthurtheilen umgewandelt.

Einfluß des Urtheils auf das Gefühl (selbst bei Lust und Schmerz)

Lust und Schmerz sind Werthurtheile

[«]

9[40]

Wie oberflächlich und arm ist alles Innere:

z.B. Zweck (Bild des Kauens und wirkliches Kauen)

z.B. ein Begriff vom Pferd im Vergleich zu einem Pferde,

z.B. das Gefühl der Wärme im Vergleich zu dem, was geschieht

z.B. das Ich im Vergleich zum „Selbst“

z.B. Sehen im Vergleich zur Mechanik des Sehens,

z.B. Gefühl des Herzschlags im Vergleich zu seiner Mechanik

[«]

9[41]

Es giebt nur **leibliche** Zustände: die geistigen sind Folgen und Symbolik.

Äußere und innere Welt zu trennen wie die Metaphysiker thun, ist schon ein Sinnen-Urtheil.

Auge Ohr sind auch „äußere Welt“.

Gefühle sind uns gegeben und die äußere Welt: und selbst die Gefühle lokalisirt in dieser.

Alle Sinnes-Eindrücke nenne ich „Reize“.

„Schein“ hat nur Sinn für das Auge.

„Die Metaphysik der Metaphysik“ zeigen!

Das Sein der Dinge wird erschlossen: folglich müssen wir schon eine Meinung haben was Sein ist. **Die kann** ein Irrthum sein! z.B. Ich.

[«]

9[42]

Das Alberne der Moral in ihrer Werthabschätzung nach der Schwierigkeit.

Die „innere Welt“ ist viel dünner und kürzer als die mechanische. Überschätzung!

Die unegoistische Handlung eine Selbsttäuschung und Kurzsichtigkeit. „Abkürzung“

Reinigung der inneren Welt.

Es muß irgendwann religiöse ästhetische und moralische Auffassung eins gewesen sein.

Bezeichnung und Werthschätzung unserer leiblichen Zustände — wie?

[«]

9[43]

Ich mußte die Moral aufheben, um meinen moralischen Willen durchzusetzen.

Gesetzt, es gilt die Moral, so darf ich nicht den Nächsten durch mein Richterthum vergewaltigen. Dann auch nicht terrorisiren (abschrecken)

Ja, er ist unschuldig

Ringen um die Macht! Mein Ideal durchsetzen, auf die Weise, die aus meinem Ideal folgt!

Die Handlungen eines Menschen sind schlechterdings nicht aus seinen Motiven zu erklären.

Die Individuen wirken fort in den Antrieben.

Der höhere Geist an einem schwächlichen nervösen Charakter gebunden — ist zu beseitigen.

Die Verachtung des Machtgewinns und -Einflusses ist wider das Princip des Organischen.

[«]

9[44]

1. Leidenschaften = Tugenden und Laster.
2. Die Wertmaaße (das wissenschaftliche Werthmaß fehlte bisher)

Heerde und Einzelne.

Furcht oder Hoffnung treten zu einem Schmerz- oder Lustgefühl hinzu — so bei allen Leidenschaften.

Zorn (und alle Affekte) zuerst ein Zustand des Körpers: der interpretirt wird. Später erzeugt die Interpret<ation> frei den Zustand.

[«]

9[45]

nicht nöthig und nicht einmal überflüssig sie nehmen den Mund voll; man soll meinen, das Herz gehe ihnen über.

Ein Stern gieng unter und verschwand — aber sein Licht ist noch unterwegs, und wann wird es aufhören, unterwegs zu sein?
Bist du ein Stern? So mußt du auch wandern und heimatlos sein.

§ die Gottes-Mord-Büßer und ihr Fest

Euch muß erst der Hunger nach eurer Erkenntniß gelehrt werden.

In der Zehe trägt der Tänzer sein Ohr.

Sich widerstreben ist auch süß und das Haar buschlicher Gefühle zurückzukämmen.

§ den M<enschen> das Gefühl „Strafe“ und „Schuld“ verleiden

[«]

9[46]

Man muß alles Organische überwinden. Wenig und oft!

Wie wollte ich leben, wenn ich nicht voraus schaute — über euch hinweg!

Fürchtet den Zurückgezogenen! Zum Springen bereitet sich der Tiger!

Verehren ist selber eine Leidenschaft: ebenso wie das Beschimpfen. Durch Verehren wurden die „Leidenschaften“ zu Tugenden.

Ein unbedingtes „Soll“ kann ich mir nur selten zurufen: also keine Autorität! Der „moralische Sinn“ Kants ist nichts! Das ist die Eitelkeit welche will, daß ein „Soll“ Aller Welt „Soll“ ist!

[«]

9[47]

Körperschaften — abseits vom Staate.

Unsere Gedanken kommen als Reize irgend woher. (Nichts mit „angenehm“ und „unangenehm“ zu thun.)

An den Schwachen taxire ich das Gute und das Schlimme gleich.
Der Stärkere als der Edlere.

Für die Einzelerziehung.

Die Arbeiter sollen einmal leben wie jetzt die Bürger: aber **über** ihnen die **höhere Kaste**, sich auszeichnend durch Bedürfnißlosigkeit! also ärmer und einfacher, doch im Besitz der Macht.

Recht, seinen eigenen ganz individuellen Straf-Ansatz zu machen.

Willst du dein Eigenstes das individuum **nicht** vertreten, sondern widersprichst du ihm, so gehört der Widerspruch **in** die individuelle „Verantwortlichkeit“ —

[«]

9[48]

Die einflußreichsten Menschen sind die verborgensten.

Cultur ist nur ein dünnes Apfelhäutchen über einem glühenden Chaos.

Die Menschen nicht gleich: also spricht die Gerechtigkeit.

Nicht das Nützliche, sondern das Schwere bestimmt den Werth: der Edle ist das Resultat vieler Arbeit.

Individuum est aliquid novum: man hat keine Handlung mit Jemandem gemeinsam.

Wille ein Wahn.

Die Wahrheit thut weh, weil sie einen Glauben zerstört: nicht an sich.

Erfinder neuer Zustände der Seele sind die eigentlichen Erfinder: man sucht diese Zustände nachzuahmen

Dühring: niemand wünscht sich eine solche geifervolle Seele. Deshalb zieht seine Philosophie nicht an.

Machtgefühl. — Glück ist nicht das Ziel: sondern eine ungeheure Kraft im Menschen und in der Menschheit will sich ausgeben, will schaffen, es ist eine fortwährende Kette von Explosionen, die keineswegs das Glück zum Ziel haben.

Wollt ihr denn bezahlt sein?

„wie ein süßer Geruch“ — aber sie mußte sterben.

[«]

9[49]

Reinigung von der Rache ist meine Moral. §
„Wann loderte je solche Flamme? (wie Zarathustra)
Ich hasse den, der vor uns her humpelt.
Wer vorwärts geht und den Kopf rücklings dreht —

Das Meer, das seinen Pfauenschweif sich zur Lust auf dem weichen Sande aufrollt.

[«]

9[50]

§ der Proletarier („Dühring“)

§ Rausch. Seine gemeine Form im Bußkrampf. Warnen vor Dionysus!

[«]

9[51]

Wir finden bei den verschiedenen Menschen dieselbe Zahl von Leidenschaften: diese aber verschieden genannt, geschätzt und dadurch verschieden gerichtet. Gut und Böse unterscheiden sich durch die verschiedene Rangordnung der Leidenschaften unter einander und die Herrschaft der Ziele.

[«]

9[52]

Ihr meint, Alles sei das wilde Spiel von Riesen? Aber ein Wort, das auf Taubenflügeln kommt, leitet den Willen dieser Wilden: Die stille Quelle

[«]

9[53]

Nacht ist es — nun reden
lauter alle springenden Brunnen
— und auch du, meine Seele
bist ein springender Brunnen.
Nacht ist es — nun erst erwachen
alle Lieder der Liebenden.
Und auch du, meine Seele, bist
das Lied eines Liebenden.

[«]

9[54]

Weihrauch einer Verbrennung.

[«]

9[55]

Das allerbeste Wissen reicht kaum aus zum Glauben.

[«]

9[56]

— der Traum
— der Proletarier

— Rausch. Seine gemeinste Form der Gewissenskrampf
— Erlösung von Erlösern
— „ich spreche frei: denn ich hätte auch so gehandelt."
— großmüthig gegen die Erde? nein, gerecht!
— Wollt ihr bezahlt sein?
— Vernichtung und Auferstehung der Moral.

[«]

9[57]

Daniel Darc, bréviaire du Parisien (Ollendorf éditeur)
Brehm
Moldenhauer

[«]

9[58]

Sammlung erhabener Zustände und Gegenstände.

[«]

9[59]

Nr 343 V<ermischte> M<einungen> und Sp<rüche>

[«]

[10 = N VI 3. Juni–Juli 1883]

10[1]

indem ich emporstrebte gegen meine Last, verjüngte ich mich: und gerade als ich härter in mir wurde, lernte ich noch die Anmuth.

erfinderisch in den kleinen Schlauheiten und lüstern nach Käufern warteten sie: mit abgemagerten Seelen und arm an Hoffnungen.

[«]

10[2]

Wild warf sich mein Strom in Irrnisse und unwegsame Schluchten: aber wie sollte es zugehen, daß ein Strom nicht zum Meere käme?

Einen See fand ich, einen Einsiedler und Selbstgenügsamen: aber mein Strom warf sich in diesen See <und> riß ihn mit sich zum Meere.

[«]

10[3]

wie Cäsar. unbeweglich.

Ihr kennt mich nicht

Ich gab euch die schwerste Last — daß die Schwächlinge daran zu Grunde gehen — zur Züchtung.

Nicht Mitleiden!

ich will mich und euch formen und verwandeln

wie ertrüge ich's sonst!

als mein Ich **euch** träumte

[«]

10[4]

Wehe dem Menschen und Übermenschen, der nicht eine Höhe hat, welche auch noch über dem Mitleiden ist!

Die kleinste Kluft steht zwischen mir und dir: aber wer schlug je Brücken über die kleinsten Klüfte!

Gespräch mit dem Höllenhund. (Vulkan)

Auf Asche schreite ich empor den Aschenberg gen Abend: lang und länger wird mein Schatten.

Im veilchenblauen Meer liegt fern ein Kahn: der Schiffer kreuzt sich, der mich schreiten sieht

Jetzt fährt zur Hölle Zarathustra — sagt er schaudernd: lange schon rieth ich auf dies Ende!

Du irrst, Fischer, ganz und gar! Der Teufel holt mich nicht: doch Zarathustra holt sich jetzt den Teufel.

[«]

10[5]

deine Knie beten an, aber das Herz weiß nichts davon.

Erlösung zu **bringen**

Dort ist die Gräberinsel, dort sind auch die Gräber meiner Jugend: dahin will ich einen immergrünen Kranz des Lebens tragen.

Meiner Jugend gedachte ich heute ich gieng meine Gräberstraße auf Trümmern saß ich zwischen rothem Mohn und Gras — auf meinen eigenen Trümmern.

zur Insel der Abgeschiedenen fahrend auf schlafendem Meere

Noch lebst du, altes geduldiges Eisenherz: und in dir lebt auch noch das Unerlöste, Ungeredete meiner Jugend.

[«]

10[6]

Jesus — wie ein süßer Geruch.

Die Erhaltung des Geschlechts ist garantirt: aber was liegt **daran**!

Erlöser
Philosophen. Erkennende. Wissenschaftler.
Genius
Freigeister.
Romantiker.
Künstler.
Eroberer „starker Wille“ verhöhnt
Staatsmänner
Heilige:

Treue
Wahrhaftigkeit
Mitleid.
Gerechtigkeit.
Tapferkeit
Gehorsam.

Und wenn du kein Vogel bist, so hüte dich, dich über einem Abgrunde zu lagern.

Ich kann nicht mehr abwärts zu euch: mein Auge selber schwindelt und blindet, den Weg zu sehen, den ich aufwärts ging.

[«]

10[7]

Schwarz und schwärzend ist die Kunst der Tarantel: Taranteln aber heiße ich die Lehrer der „schlimmsten Welt“

[«]

10[8]

Dem Leben hatte ich abgesagt: zum Nacht- und Grabwächter war ich worden auf der Bergburg des Todes.

Da droben hütete ich seine Särge in dumpfen Gewölben: voll standen sie von solchen Siegeszeichen: aus gläsernen Särgen blickte mich das überwundene Leben an.

Ich selber bin wie der Wind der die Thore aus einander bricht zu Todtenkammern. Ich selber bin wie der Sarg voller bunter Bosheiten und Engel<s>fratzen, ich selber bin das Gelächter des Lebens in mitternächtlicher Todtenkammer.

[«]

10[9]

dieser jauchzt darob, daß Rache noch in der Gerechtigkeit geübt ist: und jener daß in der Rache noch Gerechtigkeit geübt werde. (Dühring und der Corse)

Wenn es Götter gäbe: wie hielte ich es aus, kein Gott zu sein! Aber es giebt keine Götter.

[«]

10[10]

So geschah mir einst: ich träumte meinen schwersten Traum, und ich dichtete träumend mein düsterstes Räthsel.

Aber siehe, mein Leben selber deutete diesen Traum. Siehe, mein Heute erlöste mein Sonst und den in ihm gefangenen Sinn.

Und so geschah’s zuletzt auch: dreimal scholl Donner durch die Nacht zu mir, es heulten drei Mal die Gewölbe.

Alpa, rief ich, Alpa, Alpa. W<er> t<rägt> <seine> A<sche> z<u> B<erge>? Welch überwundenes Leben kommt zu mir, dem Nacht- und Grabwä<chter>

Als ich euch träumte, tr<äumte> ich meinen schwersten Traum.

Also will ich euer Schrecken sein — eure Ohnmacht und euer Wachwerden.

[«]

10[11]

Preis der Kühlen Vernunft
der Schaffende preist Armut des Geistes und Skepsis
süßer Geruch
Hochsommer

Der Muth zum Fordern des Außerord<entlichen> ist seltener als der Muth, es zu leisten.

Stärke und Länge des Entschlusses und Genügsamkeit (Einsicht in die irdische Unvollk<ommenheit>

[«]

10[12]

Süß und matt wie der Geruch alter Mädchen ihr Gelehrten.

Ihr Erlöser, was versteht ihr denn vom Menschen!

Und warum wollt ihr nicht euch — zu mir ködern?

Aber keine Stimme antwortete.

Ach, ihr wißt nicht wie ich Einsamer den Stimmen gut bin, die von Menschen her ein Wind oder ein Vogel zu mir trug. Trunken bin ich worden noch über häßliche Stimmen.

Alpa! schrie ich, so rede doch Stimme. Alpa! schrie meine Furcht und Sehnsucht aus mir.

[«]

10[13]

Wie leicht nimmt man die Last einer Entschuldig<ung> auf sich, so lange man nichts zu verantworten hat.

Aber ich bin verantwortlich.

[«]

10[14]

Ihr Mitleidigen, wenn ihr euch aus der Höhe zu den Menschen herabwerft, was darf euch an gebrochenen Gliedmaßen gelegen sein!

[«]

10[15]

Aber es schwieg, furchtbar und doppelt schwieg es. Ach, ihr kennt sie nicht, die doppelte Stille, die herzverschnürende!

Alpa! schrie ich. Alpa! Alpa! Die Furcht vor der doppelten Stille schrie aus mir.

[«]

10[16]

Gebückt im dumpfen dunklen Schachte arbeiten, das ist den Gefangenen das härteste Loos.

[«]

10[17]

Wohin er gieng? Wer weiß es?
Aber gewiß ist's daß er untergieng.
Ein Stern erlosch im oeden Raum.

Das Unvergängliche — das ist nur ein Gleichniß, und die Dichter lügen zu viel.
Sie wissen auch zu wenig und sind schlechte Lerner: so müssen sie schon lügen.

Und am liebsten ist ihnen das Reich der Wolken: da setzen sie ihre bunten Bälge darauf und heißen sie Götter,

Und wenn sie in einem Garten liegen unter Bäumen oder an einem Felsenhang vor den Blumen einsam reden, so meinen sie ihre zärtl<iche> Empf<indung> sei Erkenntniß.

Sie glauben alle daß die Natur in sie verliebt sei und horchen immer herum auf ihre Schmeichelreden.

[«]

10[18]

Wagt doch euch selber zu glauben! Wie soll man euch sonst glauben! Wer sich selber nicht gl<aubt> lügt immer!

Wollen befreit! — so lehre ich euch F<reiheit> d<es> W<illen>s

[«]

10[19]

Dies Lachen zerbrach mich, und zerriß mir die Eingeweide, und schlitzte mir das Herz auf.

Starker Wille? Einen langen Willen brauche ich, ein herzenshartes ewiges Entschlossensein.

[«]

10[20]

Alles Schaffen ist Umschaffen — und wo schaffende Hände wirken, da ist viel Sterben und Untergehen.

Und nur das ist Sterben und in Stücke gehen: ohne Erbarmen schlägt der Bildner auf den Marmor.

Daß er das schlafende Bild aus dem Stein erlöse, darum muß er ohne Erbarmen sein: — darum müssen wir Alle leiden und sterben und Staub werden.

Aber wir selbst sind die Bildner auch in dem Dienst seines Auges: oft erzittern wir selber vor der schaffenden Wildheit unserer Hände.

[«]

10[21]

Wer von euch Dichtern hat nicht seinen Wein verfälscht? Manch giftiger Mischmasch birgt sich in euren Kellern.

Wollt ihr den Regenbogen sehen und die Brücke des Übermenschen? Eben jetzt ist es Zeit.
Noch rauscht die Wetterwolke, aber schon scheint die Sonne wieder.

[«]

10[22]

Prophezeiung.

Einst werde ich meinen Sommer haben: und es wird ein Sommer sein, wie in hohen Bergen.
Ein Sommer, nahe dem Schnee, nahe dem Adler, nahe dem Tode.

[«]

10[23]

Das ist dein Unverzeihlichstes: du hast die Macht und willst nicht herrschen.
Siehst du denn nicht, wessen sie alle am meisten bedürfen. Das ist der, welcher befehlen kann.
Wille — — —

[«]

10[24]

Ihr seid hungrigen Geistes: so nehmt mir diese Wahrheit flugs zum Imbiß: das Unvergängliche — das ist nur ein Gleichniß.

[«]

10[25]

der Übermensch völlig über die bisherige Tugend hinaus, hart aus Mitleid, — der Schaffende, der ohne Schonung seinen Marmor schlägt.

Zur letzten Rede Zarathustra’s.

[«]

10[26]

Das große Spiel zu spielen — die Existenz der Menschheit dransetzen, um viell<eicht> Etwas Höheres zu erreichen als die Erhaltung der Gattung.

Z<ur> l<etzten> Red<e>

[«]

10[27]

ich erreiche euch spät — wie die griechischen Künstler jetzt erst.

Aesch<ylus>

[«]

10[28]

Gespräch mit dem Feuer-Hund
Hohn über sein Pathos
gegen die Revolution

[«]

10[29]

Hohn über Revolutionen und Vesuve. Etwas von der Oberfläche

[«]

10[30]

Euch treibt noch kein starker Wind und Wille

Zu steif seid ihr mir noch und zu gerade im Rücken

Ach, daß ihr erst gebläht und rund wie ein Segel über die See gienget, zitternd im Ungestüm eures Willens!

Dann sollt ihr mir schön heißen und recht gerüstet!

[«]

10[31]

Nun ist die Zeit erhitzt, Brand ist ihre Luft — nun gehen alle nackend, Gute und Böse! ein Fest des Erkennenden ist diese Welt ohne Kleider.

Staaten zerbersten

Erdbeben

alles wird sichtbar

Taine

Was macht die Erde beben: die stillen Worte der Heiligen

Sturm-Bosheit.

Jauchzen, daß alles sichtbar wird und birst.

Es wird mir so wohl!

Ende aller Sitten und Heimlichkeiten.

Götterdämmer —

Es giebt nichts Ewiges!

[«]

10[32]

Kalt strömt tiefe Erkenntniß, eiskalt sind ihre tiefsten Brunnen: so ist es Labsal heißen Händen und Handelnden.

[«]

10[33]

Ich liebe das Brausen des schlechten Rufes, wie das Schiff die von ihm aufgeregte Welle. Ich gehe leichter, wenn um mein Kiel der Weg — — —

[«]

10[34]

Aber wie ich von euch aufwachte und zu mir kam, also sollt auch ihr von euch aufwachen — und zu mir kommen!

Erlöser? Binder und Bändiger nenne ich euch!

mit bescheidener Hand dem Quell zu nahen

[«]

10[35]

Wahrlich, ich sage euch: wo immer Gräber sind, da waren auch immer Auferstehungen!

Rede dein Wort und zerbrich an ihm. Was liegt an dir!

[«]

10[36]

Allem Reinlichen bin ich hold:
euch, den Mittlern und Mischern, euch Halb- und Halben sage ich das: ihr seid nicht reinlich

wie könnt’ ich euch Versöhnern hold sein!

[«]

10[37]

Noch gab es keine Übermenschen. Nackt sah ich Beide, den größten und den kleinsten Menschen: und Beide fand ich noch — allzumenschlich!

[«]

10[38]

Ihr spielt, und ihr wollt, daß man eurem Spiele zuschaut — euch Alle heiße ich Schauspieler.

Ob ihr euch Dichter oder Tänzer oder Diener des öffentlichen Nutzens und des Volkes Stimme nennt —

Ob ihr lehrt oder malt oder tönt oder „Schwarz auf Weiß“ spielt: — einen Namen wollt ihr euch machen.

Mutter Eitelkeit

Der Gegensatz solcher, die ihren Namen auswischen und ihren Kopf verstecken möchten — daß ihre Aufgabe sie nicht sehe und an ihnen vorüberlaufe.

[«]

10[39]

und nur wenn ich mir zur Last bin, fallt ihr mir schwer.

[«]

10[40]

1 Gelächter über sittliche Weltordnung. „bezahlt“
2 Tanzlied
3 Traum.

4 Feuerhund
5 Mittler.
6 Preis der kühlen Vernunft
7 Büßer des Geistes.
8 Viele Gesellschaften (an die Eroberer = Gründer)
9 Dichter Genies Schauspieler
10 Gelehrte
11 unter Stücken wandeln!
12 Philosophen
13 Gleichheits-Socialisten
14 Freisprecher
15 Pessimisten

[«]

10[41]

Von den Krämern
den Neugierigen
Genügsamen (Mystikern)
von der Eitelkeit der Reinlichen
Von den Götzen-Bildnern.
Von den Schwarzkünstlern
Freisprechern.
Versöhnern. Mittlern
Es gab noch keine Übermenschen.

[«]

10[42]

Lust des Windes Mistral
der Pflugschaar
der Höhe

des Lebens
des Jahreszeitenwechsels (Ring) Organisch
des Stroms
der Morgenröthe
des reinen Himmels
Elektrizität.

Lust als Mutter der Schmerzen.

[«]

10[43]

Hauptlehre: die Natur ist wie der Mensch: irrt usw.

Vermenschlichung der Natur.

[«]

10[44]

Also, schließe ich, ist der Glaube an die Zeit, gut für die Gesundheit. (Pessimisten zuletzt)

Drei Einsamkeiten giebt es: die des Schaffenden, des Wartenden und die der Scham.

Ich weiß das Wort und Zeichen des Übermenschen: aber ich zeige es nicht, ich zeige es mir selber nicht.

Was thatet ihr? („Fest des Lebens“) — — „So ist es aus dem Geiste Zarathustra’s“

Die Lehre zuerst vom **Gesindel** gut geheißen, zuletzt von den höchsten Menschen.

Wir wollen wie Z<arathustra> leben, in Scham vor einer großen Wahrheit.

[«]

10[45]

I Act. Die Versuchungen. Er hält sich nicht für reif. (Ausgewähltes Volk)
Einsamkeit aus Scham vor sich
II Act. Zarathustra incognito dem „großen Mittage“ beiwohnend
Wird erkannt
III. Act. Katastrophe: alle fallen ab nach seiner Rede.
Er stirbt vor Schmerz.
IV Act. Leichenfeier
„Wir tödteten ihn“

überredet die Gründe

[«]

10[46]

Zu 1). Er weigert sich. Endlich durch die Kinderchöre in Thränen.

Ein Narr!

2 Könige führen den Esel.

Zu 2) Als der Zug nicht weiß, wohin sich wenden, kommen die Gesandten aus der Peststadt. Entscheidung. Wie im Wald. Feuer auf dem Markte symbol<ische> Reinigung.

Vernichtung der Großstadt das Ende

ich will die Frommen verführen.

[«]

10[47]

Zarathustra auf den Ruinen einer Kirche sitzend Act 4

der Mildeste muß der Härteste werden — und daran zu Grunde gehen.

Mild gegen den Menschen, hart um des Übermenschen willen

Collision.

anscheinende Schwäche.

er prophezeit ihnen: die Lehre der Wiederkehr ist das Zeichen.

Er **vergißt sich** und lehrt **aus dem** Übermenschen **heraus** die Wiederkehr: der Übermensch hält sie aus und züchtigt damit.

Bei der Rückkehr aus der Vision stirbt er daran

[«]

[11 = N VI 4. Juni–Juli 1883]

11[1]

schlafloser Qual blutend

[«]

11[2]

Von den Gelehrten.
Vom Lande der Bildung.
Vom Gesindel.
Die Todtenfeier.

[«]

11[3]

Wer von uns Beiden ist der größere Narr?
Zarathustra antwortete: der von uns, welcher den Anderen dafür hält.

Welches ist die fruchtbarste Mutter der Trauerspiele?
Die verletzte Eitelkeit.

Wer von uns Beiden ist der Glücklichste?
<Der> dem sein Unglück am besten mißrathen ist.

Das ist mein Abgrund und meine Gefahr, daß ich in diese Höhe stürze — und wahrlich nicht in eure Tiefe!

[«]

11[4]

Laßt sehen, ob nicht die Löwin zärtlich brüllen lernt! —

Ach, daß ich's verstünde, euch mit Hirtenflöten zu mir zurück zu locken! Ach, daß die Löwin zärtlich brüllen lernte!

[«]

11[5]

Der Ärger darob, daß die Nothwendigkeit ehern ist und daß uns der rückwirkende Wille versagt ist:

Ingrimm darob, daß die Zeit in die Zukunft abfließt und nicht zur Mühle des Vergangenen sich zwingen läßt!

Daß Etwas leidet, erquickt uns —: das ist unsere älteste Thorheit.

[«]

11[6]

W<agner> wendet sich an die, welche man mit Gründen mißtrauisch macht, aber mit erhabenen Gebärden überzeugt.

[«]

11[7]

Es ist mir niemals völlig ernst mit den Menschen. Ich lache zu bald wieder über einen Feind, als daß er sehr viel bei mir gutzumachen hätte. Aber ich könnte leicht im Affekt tödten.

[«]

11[8]

Es ist etwas Fundamental-Fehlerhaftes im Menschen — er muß überwunden werden. Versuche!

[«]

11[9]

Dühring. Es ist ihm genug, wenn er ein Paar gereizte und gespreizte Worte hinzugefügt hatte: das hält er für „geistreich“

[«]

11[10]

III Zarathustra kommen vor:
der Büßer des Geistes
Der Gottes-Mörder.
die Müden
Die Bienenstöcke

[«]

11[11]

Wenn das Haus brennt, vergißt man sogar das Mittagsessen — sagte der Feuerhund.

Ja, und holt es nachher auf der Asche nach.

[«]

11[12]

Dies ist wahre Tugend, die nicht um sich selber weiß — so lehrtet ihr mich die Lehre.

seitdem fand ich die wahre Bescheidenheit auf Heiden und Hecken und überall:
überall gleich der Heidelbeere wächst sie, wo sonst nichts Gutes wächst.

[«]

11[13]

a Die Todtenfeier
b Vom Feuerhunde
c die stillste Stunde

[«]

11[14]

Bei jeder Handlung wird viel erreicht, woran wir nicht denken.

[«]

11[15]

Zu stolz und scheu ist noch dein Wille. Willst du gut haben —
Bienenstöcke werden sie bauen wie Thürme von Babel.

[«]

11[16]

Und mag Alles, was an unseren Wahrheiten zerbrechen kann, zerbrechen! Es giebt noch manche Welt zu bauen!

[«]

11[17]

Vom Gesindel

Von den Taranteln
der Wahr<sager>
Die Todtenfeier

[«]

11[18]

Unmuth des Schenkenden
Von Gut und Böse.
Gespräch mit dem Könige
Von großen Ereignissen
Die stillste Stunde

[«]

11[19]

Sieg über den Geist der Schwere

[«]

11[20]

ein Baustil für diese Seele

[«]

11[21]

einzelne absonderliche Heilige kommen auch, auch ein Narr.

[«]

[12 = Z I 3. Sommer 1883]

12[1]

„Böse Weisheit.“
Sprüche und Sprüchwörtliches
von
Friedrich Nietzsche.

Pfeile.
Sprüche und Sprüchwörtliches
von
Friedrich Nietzsche.

1. Öffentliche Meinungen — private Faulheiten.

2. Überzeugungen sind gefährlichere Feinde der Wahrheit als Lügen.

3. Viele sind hartnäckig in Bezug auf den einmal eingeschlagenen Weg, Wenige in Bezug auf das Ziel.

4. Erst muß die Schlange zum Drachen geworden sein, damit Einer an ihr zum Helden werden könne.

5. Gar nicht von sich reden ist eine sehr vornehme — Heuchelei.

6. Nicht wenn es gefährlich ist, die Wahrheit zu sagen, findet sie am seltensten Vertreter —, sondern wenn es langweilig ist.

7. Wir sind so gern in der freien Natur, weil diese keine Meinung über uns hat.

8. Die Unvernunft einer Sache ist kein Grund gegen ihr Dasein, vielmehr eine Bedingung desselben.

9. Die eherne Nothwendigkeit, von der die Menschen reden, ist gewöhnlich weder ehern, noch nothwendig.

10. Wenn man viel hineinzustecken hat, hat ein Tag hundert Taschen.

11. Wer schlecht hört, hört immer noch Einiges dazu.

12. Man ist am meisten in Gefahr, überfahren zu werden, wenn man eben einem Wagen ausgewichen ist.

13. Warten macht unmoralisch.

14. Der Jünger eines Märtyrers leidet mehr als der Märtyrer.

15. Der Vortheil des schlechten Gedächtnisses ist, daß man dieselben guten Dinge mehr mal zum ersten Male genießt.

16. Ein Beruf ist das Rückgrat des Lebens.

17. Die Güte einer Ehe bewährt sich dadurch, daß sie einmal eine Ausnahme verträgt.

18. Wenn man keinen guten Vater hat, so soll man sich einen anschaffen.

19. Man empfindet die Langeweile nicht, wenn man niemals ordentlich arbeiten gelernt hat.

20. Einige Männer haben über die Entführung ihrer Frauen geseufzt, viele darüber, daß Niemand sie ihnen entführen wollte.

21. Es ist zu bezweifeln, ob ein Vielgereister irgendwo in der Welt häßlichere Gegenden gefunden hat als im menschlichen Gesichte.

22. Muthige Leute überredet man dadurch zu einer Handlung, daß man dieselbe gefährlicher darstellt als sie ist.

23. Das beste Mittel, verlegenen Leuten zu Hülfe zu kommen, ist, daß man sie entschieden lobt.

24. Man kann höchst passend reden und doch so, daß alle Welt über das Gegentheil schreit: nämlich dann, wenn man nicht zu aller Welt redet.

25. Der Phantast verleugnet die Wahrheit vor sich, der Lügner nur vor Anderen.

26. Jeder Genießende meint, dem Baume habe es an der Frucht gelegen; aber ihm lag am Samen.

27. Wer Jemandes Ideal geschaut hat, ist dessen unerbittlicher Richter und gleichsam sein böses Gewissen.

28. Die Anhänger eines großen Mannes pflegen sich zu blenden, um sein Lob besser singen zu können: arme Singvögel!

29. Was ist Genie? Ein hohes Ziel und die Mittel dazu wollen.

30. Das Schlechte gewinnt durch die Nachahmung an Ansehen, das Gute verliert dabei, namentlich in der Kunst.

31. Man muß sein Licht zu verdunkeln verstehen, um die Mücken und Bewunderer loszuwerden.

32. Es ordnet dich tief unter jenen, daß du die Ausnahmen festzustellen suchst, jener aber die Regel.

33. Jeder Meister hat nur Einen Schüler: und der gerade wird ihm untreu. Denn er ist auch zur Meisterschaft bestimmt.

34. Es spricht nicht gegen die Reife eines Geistes, daß er einige Würmer hat.

35. In der Einsamkeit frißt sich der Einsame selbst auf, in der Vielsamkeit fressen ihn die Vielen. Nun wähle.

36. Anders liebt der Gesell, anders der Meister den Meister.

37. Man wird die Menge nicht eher zum Hosiannah-Rufen bringen, als bis man auf einem Esel in die Stadt einreitet.

38. Unsere Anhänger vergeben es uns nie, wenn wir gegen uns selber Partei ergreifen.

39. Das Weib ist der Müssiggang des Schöpfers an jedem siebenten Tage.

40. Man muß sich in Acht nehmen, nicht zu zeitig scharf zu werden, weil man damit zu zeitig — dünn wird.

41. Wen man lange im Vorzimmer seiner Gunst stehn läßt, der geräth in Gährung und wird sauer.

42. Die Eitelkeit ist am Stolzen die Maske der Höflichkeit.

43. Der Witz ist das Epigramm auf den Tod eines Gefühls.

44. Eine gute Sentenz ist zu hart selbst für den Zahn der Zeit.

45. Ein gutes Buch macht auch noch seine Gegner geistreich.

46. In der Kunst können heilige Mittel einen niederträchtigen Zweck heiligen.

47. Wenn dein Werk den Mund aufthut, sollst du selber das Maul halten.

48. Was man euch in Stücken geben muß, braucht deshalb noch nicht Stückwerk zu sein.

49. Gute Gedanken, die zu rasch auf einander folgen, verdecken sich einander „die Aussicht“.

50. Aufopferung ist bei jeder Handlung, bei der besten wie bei der schlechtesten.

51. Ob man einen Schlangenzahn habe, weiß man nicht eher, als bis Jemand die Ferse auf uns gesetzt hat.

52. Findet Jemand in einem geschenkten Sack Vortheil auch nur ein Korn Demüthigung, so macht er doch noch eine böse Miene zum guten Spiel.

53. Man weiß von Jedermann etwas zu Viel.

54. Die Mutter der Ausschweifung ist nicht die Freude, sondern die Freudlosigkeit.

55. Besser noch, sich mit schmutzigem Wasser waschen als unrein bleiben.

56. Alles, was Gold ist, glänzt nicht: es ist zu mild dafür.

57. Man soll die Gerüste wegnehmen, wenn das Haus gebaut ist.

58. Etwas Gesundheit ab und zu ist das beste Heilmittel.

59. Der gefährlichste Anhänger ist der, dessen Abfall die ganze Partei vernichten würde — also der beste Anhänger.

60. Die größte Almosenspenderin ist die Feigheit.

61. Die Menschen drängen sich zum Lichte, nicht um besser zu sehen, sondern um besser zu glänzen.

62. Bevor man „den Menschen sucht", muß man die Laterne gefunden haben.

63. Jedes Wort ist ein Vorurtheil.

64. Für den Freund des gesuchten Stils ist der gefundene Stil eine Ohrenqual.

65. Wenn die Tugend geschlafen hat, wird sie frischer aufstehn.

66. Der Asket macht aus der Tugend eine Noth.

67. Unter den Verbrechern soll man nicht die Schufte suchen, sondern unter denen, die nichts „verbrechen".

68. Die witzigsten Autoren erzeugen ein unmerkliches Lächeln.

69. Die Antithese ist die enge Pforte, durch welche sich am liebsten der Irrthum zur Wahrheit schleicht.

70. Mit einem Talente mehr steht man unsicherer als mit einem weniger.

71. Man vergißt seine Schuld, wenn man sie einem Anderen gebeichtet hat.

72. „Soll das Band nicht reißen — mußt du mal drauf beißen."

73. Je höher wir uns erheben, um so kleiner erscheinen wir denen, welche nicht fliegen können.

74. Wie gut klingen schlechte Musik und schlechte Gründe, wenn man auf einen Feind los marschirt!

75. Zur Meisterschaft eines Meisters gehört es, seine Schüler vor sich zu warnen.

76. Warum sieht der Mensch die Dinge nicht? Er steht sich selber im Wege; er verdeckt die Dinge.

77. Wer seinen Gegner tödten will, mag erwägen, ob er ihn nicht gerade dadurch bei sich verewigt.

78. Immer noch hilft gegen die Liebe in den meisten Fällen jenes alte Radikalmittel: die Gegenliebe.

79. Manche Menschen haben das beste Recht, so und so zu handeln. Aber wenn sie sich darob vertheidigen, glaubt man's nicht mehr.

80. Von allen Trostmitteln thut Trostbedürftigen nichts so wohl als die Behauptung, für ihren Fall gebe es keinen Trost.

81. Lebhafte Naturen lügen nur einen Augenblick: nachher haben sie sich selber belogen und sind überzeugt und rechtschaffen.

82. Sich mitten unter die Feinde werfen kann das Merkmal der Furcht und Feigheit sein.

83. Der Furchtsame weiß nicht, was Alleinsein ist: hinter seinem Stuhle steht immer ein Feind.

84. Wir wollen nicht mehr die Ursachen zu Sündern und die Folgen zu Henkern machen.

85. Man soll die Bettler abschaffen; denn man ärgert sich, ihnen zu geben, und ärgert sich, ihnen nicht zu geben.

86. Gelehrte: so nennt man heute sowohl die Soldaten des Geistes als — leider — auch die Strumpfwirker des Geistes.

87. Das Herz ist es, das begeistert: und der Geist ist es, der beherzt und kalt in der Gefahr macht. Oh die Sprache!

88. Man lügt mit der Zunge, aber mit dem Munde und Maule sagt man trotzdem die Wahrheit.

89. Der Mensch ist das Thier mit rothen Backen: der Mensch ist das Thier, welches sich oft hat schämen müssen.

90. Viel von sich reden ist auch ein Mittel sich zu verbergen.

91. Ihr glaubt, wie ihr sagt, an die Nothwendigkeit der Religion? Seid ehrlich! Ihr glaubt nur an die Nothwendigkeit der Polizei.

92. Die Frauen sind sinnlicher als die Männer, aber sie wissen weniger um ihre Sinnlichkeit.

93. Moral ist eine Wichtigthuerei des Menschen vor der Natur.

94. Wir loben, was nach unserem Geschmack ist: d.h., wir loben, wenn wir loben, unseren Geschmack: geht das nicht wider allen guten Geschmack?

95. Es giebt gar keine M<enschen>: denn es gab keinen ersten M<enschen> — so schließen die Thiere.

96. Auch Gott hat seine Hölle, sagte der Teufel: das ist seine Liebe zu den Menschen.

97. Wer sein Ideal erreicht, kommt ebendamit über dasselbe — hinaus.

98. Mancher Pfau versteckt vor Aller Augen seinen Pfauenschweif und nennt das — seinen Stolz.

99. Mitunter siegt endlich die Wahrheit, es ist kein Zweifel: irgend ein Irrthum hat für sie gekämpft.

100. Der Erkennende fühlt sich als die Thierwerdung — Gottes.

101. Ich horchte auf Widerhall, und ich hörte nur — Lob.
Mancher wird erst nach seinem Tode groß — durch den Widerhall.

102. Arme Künstler! Ihr wolltet sie erbauen, und dies Gesindel will gerade — umgeworfen werden!

103. Der Glaube macht selig, zumal der Glaube an uns.

104. „Unser Nächster ist nicht unser Nachbar, sondern dessen Nachbar“ so denken alle Völker.

105. Große Verbindlichkeiten machen nicht dankbar, sondern rachsüchtig.

106. Wer zu weit geht, legt sich zuletzt aus Müdigkeit gar auf Schnee schlafen: gleich dem Skeptiker.

107. Gewissensbisse erziehen zum Beißen.

108. Im Lobe ist viel mehr Zudringlichkeit als im Tadel.

109. Den kalten Menschen glaubt man ihre Dummheiten nicht.

110. Der Erkennende lebt unter Menschen nicht wie unter Thieren, sondern — als unter Thieren.

111. Wir vergeben unseren Gegnern von Grund aus nur — ihre Fehlgriffe.

112. Aus den Augen aller Richtenden blickt der Henker.

113. Die Folgen unserer Handlungen fassen uns am Schopfe, sehr gleichgültig dagegen, daß wir uns inzwischen „gebessert“ haben.

114. „Aber wie konntest du so handeln? Es war eine Dummheit!“ — „Es ist mir auch schwer genug geworden.“

115. Wehe! Du hast sein Ideal geschaut! Nun wirst du an ihm selber fürderhin nur seine Carikatur sehen.

116. Der Mensch würde sich für einen Gott halten, wenn er keinen Unterleib hätte.

117. Mitleiden mit der Menschheit — das wäre Tyrannei gegen jeden Einzelnen.

118. Von sich absehen ist nöthig um gut — zu sehen.

119. „Die Menschen sind nicht gleich!“ — So spricht die Gerechtigkeit.

120. Wer das Hohe eines Menschen nicht sieht, sieht dessen Niedriges aus allzugroßer Nähe.

121. Wenn das Talent eines Menschen sich verdunkelt, werden seine moralischen Eigenschaften sichtbarer: und nicht immer sind es Sterne, die dabei sichtbar werden.

122. In der Ermüdung werden wir auch von längst überwundenen Begriffen angefallen.

123. Daß es ein Vergessen giebt, ist noch nie bewiesen worden: sondern nur daß uns Mancherlei nicht einfällt, wenn wir wollen.

124. Der Glaube an Ursache und Wirkung hat seinen Sitz im stärksten der Instinkte, in dem der Rache.

125. Daß uns Jemand bequem fällt, rechnen wir seiner Moralität zu Gute.

126. In dem Bestreben, sich selber nicht zu erkennen, sind auch die gewöhnlichen Geister noch sehr fein.

127. Sehen und doch nicht glauben — ist die erste Tugend des Erkennenden; der Augenschein ist sein größter Versucher.

128. Was ist „Kirche“? — Eine von Grund aus verlogene Art des Staates.

129. Sein Gold ungemünzt bei sich tragen ist unbequem; so thut der Denker, der keine Formeln hat.

130. Wer es redlich mit den Menschen meint, ist geizig selbst noch mit seiner Höflichkeit.

131. „Der Held ist heiter“ — das entgieng bisher den Tragödiendichtern.

132. Das utile ist nur ein Mittel; sein Zweck ist immer irgend ein dulce — seid doch ehrlich, meine Herren Dulciarier!

133. Unsre schlimmen Eigenschaften lassen es uns entgelten, wenn sie sich von der Tugend haben überwinden lassen.

134. „Jetzt bin ich gerecht“ — „jetzt bin ich gerächt“: das klingt gleich und klingt oft nicht nur gleich. —

135. Man hat nie: denn man ist nie. Man gewinnt oder verliert beständig.

136. Besser noch bös gethan als klein gedacht!

137. Die Schweine der Circe beten die Keuschheit an.

138. Man kann im Meere vor Durst verschmachten, und ebenso inmitten allzu gesalzener Wahrheiten.

139. Zum Verdauen gehört, von Gesundheitswegen, eine Art Faulheit. Auch zum Verdauen eines Erlebnisses.

140. Stehlen ist oft seliger als nehmen.

141. In jeder Klage ist Rache.

142. Nicht daß du mich belogst, sondern daß ich dir nicht mehr glaube, hat mich erschüttert.

143. Über Gut und Böse glaubt sich Jedermann „Kenner“, und irrt sich.

144. Der Lobende stellt sich meistens als gäbe er zurück: in Wahrheit will er beschenkt werden.

145. Es entkindlicht die Weiber, daß sie sich mit Kindern immer als deren Erzieher abgeben.

146. Man liebt von Grund aus nur sein Kind oder sein Werk.

147. Wer uns nicht fruchtbar macht, wird uns sicher gleichgültig.

148. „Man handelt wohl für seinen Nächsten, aber man schafft nicht für ihn“: so denken alle Schaffenden.

149. Der Zorn enthüllt nicht den Menschen, sondern den Zorn.

150. Wer von seiner Zeit angefeindet wird, ist noch nicht weit genug über sie hinaus — oder hinter ihr zurück.

151. „Wo giebt es noch ein Meer, in dem man ertrinken könnte!“ — dieser Schrei geht durch unsre Zeit.

152. Es giebt viele Grausame, die nur zu feige zur Grausamkeit sind.

153. Man muß auch seine Jugend überwinden, wenn man wieder Kind werden will.

154. „Nur die Heißen kennen die Entzückungen der Kälte“: so sprach ein Freigeist.

155. Nicht gegen das, was uns zuwider ist, sondern gegen das was uns gar nichts angeht, sind wir am unbilligsten.

156. An einer Theorie ist es wahrlich nicht ihr geringster Reiz, daß sie — widerlegbar ist.

157. „Gut und böse sind die Vorurtheile Gottes“ — sagte die Schlange.

158. Man soll nur da Götter befragen, wo allein Götter antworten können.

159. Mancher findet sein Herz nicht eher, als bis er — seinen Kopf verliert.

160. Die Dinge: das sind nur die Grenzen des Menschen.

161. Manches wird uns durchsichtig: aber deshalb können wir noch lange nicht — hindurch.

162. Das Befehlen ist schwerer zu erlernen als das Gehorchen.

163. Nicht unsere Handlungen, sondern unsere und Andrer Meinungen über unsere Handlungen — machen aus uns gute oder böse Menschen.

164. Daß die Wahrheit einfach ist, behauptet der Irrthum. error veritate simplicior

165. Ubi pater sum, ibi patria.

166. Man darf eher noch eine Bitte als einen Dank abweisen.

167. Bei uns beschmutzt die Strafe noch mehr als das Verbrechen.

168. An sich ist die Wahrheit keine Macht: wenn sie sich nicht auf die Seite der Macht schlägt, geht sie gewiß zu Grunde.

169. Das zeigt den Meister, daß er sich weder vergreift, noch zögert.

170. Was hat den M<enschen> so verstört? Nicht die Dinge, nicht die Meinungen über die Dinge — sondern die Meinungen über Dinge, die es gar nicht giebt!

171. Das Unvergängliche ist nur ein Gleichniß.

172. Es giebt eine Härte, welche als Stärke verstanden werden möchte.

173. Wenn der Mensch eben sehr geehrt worden ist und gut gegessen hat, ist er am mildthätigsten.

174. Wir beobachten feiner, ob Andere unsere Schwächen wahrnehmen als wir selbst die Schwächen Anderer beobachten.

175. Erst der Träger macht die Tracht.

176. Den Stil verbessern — das heißt den Gedanken verbessern — und gar nichts weiter!

177. Die schwächste Seite an einem klassischen Buche ist, daß es zu sehr in der Muttersprache seines Urhebers geschrieben ist.

178. Wir legen erst dann besonderen Werth auf den Besitz einer Tugend, wenn wir deren Abwesenheit bei unserem Gegner bemerkt haben.

179. Alles kleine Glück soll man benutzen wie ein Kranker das Bett: zur Genesung — und sonst gar nicht.

180. Das Vergnügen an kleinen boshaften Gedanken erspart den Menschen viele große böse Handlungen.

181. Lange und große Schmerzen machen tyrannisch.

182. Wenn man seinen Teufel nicht groß zieht, macht einen die kleine Teufelei — klein.

183. Seinem Freunde soll man eine Ruhestätte sein, aber ein hartes Bett, ein Feldbett.

184. Mißlingt etwas, so soll man seinem Mithelfer die Hülfe doppelt bezahlen.

185. Sei spröde im Annehmen! Zeichne aus damit, daß du annimmst!

186. Wer immer giebt, wird dabei leicht schamlos.

187. Wann sah je ein großer Mensch so dick und brav wie ein guter Mensch aus!

188. „Ich vergebe es dir, was du mir thatest: aber daß du es dir thatest, wie könnte ich das vergeben!“ — so sprach ein Liebender.

189. Du sagst „das gefällt mir“ und meinst mich damit zu loben. Aber du gefällst mir nicht —!

190. Liebe zu sich selber ist ein Merkmal der Schwangerschaft.

191. Für den sehr Einsamen ist schon Lärm ein Trost.

192. Um den Halbgott herum wird auch noch der Held ein Ding zum Lachen.

193. „Wie viel Jahrzehnte dauert es, bis er zum Leuchten kommt?“ Mit dieser Frage mißt man die Ferne und Höhe eines Menschen.

194. Die ungeheure Erwartung in Betreff der Liebe verdirbt den Frauen den Blick für alle anderen — Fernen.

195. „Man ist nur für das eigne Kind schwanger“: so spricht die Selbstsucht aller Schaffenden.

196. Er hat noch die volle Unschuld der Bewunderung: d.h. er dachte noch nicht daran, daß er selber einmal bewundert werden könnte.

197. Manches Dasein hat keinen Sinn, es sei denn den, ein anderes Dasein vergessen zu machen. Und ebenso giebt es opiatische Handlungen.

198. Ein Einsamer sprach: „ich ging wohl zu den Menschen, aber ich langte niemals an!“

199. Wer das Dasein rechtfertigen will, muß auch Gottes Anwalt vor dem Teufel sein können.

200. Wer weder der Liebe, noch der Freundschaft fähig ist, der findet am sichersten seine Rechnung — bei der Ehe.

[«]

12[2]

Oft hängt sich die Dummheit einen schöneren Namen um und nennt sich Nothwendigkeit.

[«]

12[3]

In dem, was ihr Natur heißt, ist viel Thorheit und plumpes Tasten: euer Geist aber gehört wahrlich zu dieser „Natur“.

[«]

12[4]

Alles Fühlende leidet und ist in Gefängnissen: aber das Wollende kommt als Befreier und Freudebringer — also lehre ich euch „Freiheit des Willens“.

[«]

12[5]

Schon dort, wo eure Redlichkeit aufhört, sieht euer Auge nichts mehr: oh ich kenne euren Willen zur Blindheit!

[«]

12[6]

Willst du alles Gerade krumm dir machen: so denke, die Zeit sei hinweg und die Vergänglichkeit sei eine Lüge.

Dies zu denken ist der schlimmste Wahnsinn: ein Wirbel wird es selbst deinen Gebeinen sein und Erbrechen deinem Magen.

[«]

12[7]

Sie wollen Würfel spielen mit den kleinsten Würfelchen oder tanzen sehn, was schwer zu sehn ist: die Zwerge des Daseins, die lustigen Urkörperchen: aber sie nennen's Wissenschaft und schwitzen dabei.

Aber Kinder sind es mir, die ihr Spiel wollen: und wenn etwas Lachen bei ihrem Spiele wäre, so wollte ich ihre „fröhliche Wissenschaft“ gutheißen.

[«]

12[8]

Verknotete straffgezogene Gefühle, die euch nicht mehr als Knoten gelten: und oft Wiederkehrendes, an dessen ewige Wiederkunft ihr glaubt: das ist euer „Wirkliches“, euer bester Aberglaube.

Erst als ich an der Wahrheit die Lust erfand, erfand ich auch Trug und Schein: aus solcher Lust her legte ich Nahe und Ferne in die Dinge.

[«]

12[9]

Alle Schätzungen sind geschaffen: jede Schätzung vernichtet. Aber das Schätzen selber, wie könnte dies vernichtet werden! Ist doch das Leben selber — Schätzen!

Schätzen ist Schmecken.

Über den Geschmack sei nicht zu streiten? Oh ihr Thoren, alles Leben ist Schmecken und Geschmack und Streit um Geschmack und Schmecken!

[«]

12[10]

Ihr wähnt frei zu sein: aber ihr dreht euch nach unseren Drähten. Werthe und Meinungen hausen über und in euch: von uns den Schätzenden seid ihr aufgezogen worden, ihr Uhrwerke!

[«]

12[11]

Und wenn ihr frei werden wollt, so müßt ihr nicht nur die lästigen Ketten von euch werfen: die Stunde muß kommen, wo ihr vor euren Liebsten flieht.

Dein Weib mußt du verlassen können, dein Land, deinen Nutzen, deinen werthesten Glauben: und eine Zeitlang soll die Sonne deines Lebens dir untergehen.

[«]

12[12]

Und wer der Erfinder seiner selber ist, der gilt lange als ein Verlorener.

[«]

12[13]

Der Schlaf ohne Traum — das wäre mir das höchste Böse. Und alles letzte Wissen heiße ich meine höchste Gefahr.

[«]

12[14]

Erkennen: das ist mir Begehren und Durst und Schätzen und Kampf der Werthe. Als ein Schaffen muß aber alles Erkennen auch ein Nicht-Erkennen sein.

Durchschauen, durch das vergängliche Netz und den letzten Schleier — das wäre die große Müdigkeit und aller Schaffenden Ende.

Aber glaubt es mir, meine Freunde: es giebt nichts Unvergängliches: es ist nur ein Gleichniß!

[«]

12[15]

Wunsch sein von Grund aus und als ein Adler nach fernen Küsten schweben: das heiße ich Glück.

[«]

12[16]

Zwei Wege giebt es, vom Leid euch zu erlösen: den schnellen Tod und die lange Liebe.

[«]

12[17]

Als ich den Übermenschen geschaffen hatte, ordnete ich um ihn den großen Schleier des Werdens und ließ die Sonne über ihm stehen im Mittage.

[«]

12[18]

Werde hell! Werde heil! Werde nothwendig!

[«]

12[19]

Der Trieb zur Zeugung, zum Zwecke, zur Zukunft, zum Höheren — das ist die Freiheit in allem Wollen. Nur im Schaffen giebt es Freiheit.

[«]

12[20]

Ihr Wissenden, sorgt nur, daß es euch nicht an der Scham gebreche! Denn zum guten Apfel gehört auch der Flaum.

[«]

12[21]

Den Älteren von uns schien es gottlos, in den Eingeweiden der Erde nach Schätzen zu wühlen: nun giebt es neue Unersättliche!

[«]

12[22]

Als du beim Schädlichen Grauen fühltest, da sagtest du: das ist „Böse“: aber als du Ekel fühltest, da entstand „das Schlechte“.

[«]

12[23]

Tugend als das schließliche Resultat vieler aufgewendeten Arbeit und Bemühung; doch zumeist erst an späteren Individuen hervortretend. „Begabung“ ist dasselbe — ein gut eingeübter Mechanismus.

[«]

12[24]

Urtheilen: das ist eine Empfindung bejahen — d.h. eine Empfindung wiedererkennen (was Vergleichen und Gedächtniß voraussetzt).

[«]

12[25]

Die innere Welt aufräumen! Da giebt es noch viele falsche Wesen! Mir genügen Empfindung und Denken. Das „Wollen“ als etwas Drittes ist eine Einbildung. Überhaupt alle Triebe, Verlangen, Verabscheuen usw. sind keine „Einheiten“, sondern anscheinende „einfache Zustände.“ Hunger: das ist ein Unlustgefühl und ein Wissen um das Mittel seiner Beendigung. Es kann auch ohne Wissen sich eine Folge von Bewegungen des Organismus ausgebildet haben, welche zweckmäßig zur Beseitigung des Hungers sind: die Anregung dieses Mechanismus wird beim Hunger mitgefühlt.

[«]

12[26]

Das Bild vor einer Handlung ist kein Begriff derselben, sondern ein Ideal ----

[«]

12[27]

Wie sich die Organe aus einem Organ mehrfach ausbilden, z.B. aus der Haut das Nervensystem und Gehirn: so muß auch alles Fühlen und Vorstellen und Denken ursprünglich eins gewesen sein: also die Sinnesempfindung eine späte

Einzel-Erscheinung. Im Unorganischen muß diese Einheit vorhanden sein: denn das Organische beginnt mit der Trennung bereits. Die Wirkung des Unorganischen auf einander ist zu studiren (sie ist immer eine Wirkung in die Ferne, also ein „Erkennen“ ist nothwendig allem Wirken vorher: das Ferne muß percipirt werden. Der Tast- und Muskelsinn muß sein Analogon haben:)

[«]

12[28]

Die Bewegungen des Fußes beim Gehen und Ausgleiten — sind sie wirklich Folgen bewußter zweckmäßiger Setzungen so und so? Aber selbst alle bewußte Übung ist nicht das, was man glaubt. Die meisten Bewegungen im Einüben sind Versuche, und der Intellekt bejaht die gelungenen, er erzeugt sie nicht. Diese Bejahung ist sehr oberflächlich, weil sein Bild des Vorganges sehr vag ist. — Damit erklären sich die unzähligen Feinheiten nicht: die eingeübt, versucht und bejaht sein müßten von einem unendlich feineren Intellekt und von ganz anderen Sinnesorganen gesehen sein müßten als wir sie haben. — Somit erklärt der Intellekt nicht jene Zweckmäßigkeiten; ebensowenig „Übung“.

[«]

12[29]

Alle Moral ist eigentlich nur eine Verfeinerung der Maaßregeln, welche alles Organische nimmt, um sich anzupassen und doch zu ernähren und Macht zu gewinnen. Das Verhältniß eines Menschen zu einem anderen ist eines mechanischen Ausdrucks fähig, als einer Veränderung der Bewegungs-Kurve seines Wesens.

Auch die feinsten Bewußtseins-Veränderungen müssen erst mechanisch möglich sein, ehe sie eintreten können. Somit ist auch die Willensäußerung abhängig von der mechanischen Vorbedingung.

[«]

12[30]

Bleiben wir doch stehen beim Willens-Gefühl! Was wird uns als „Wille“ bewußt? Da erkennen wir, daß Wille nur eine Hypothese ist. Sie könnte wahr sein — oder auch nicht.

Es giebt nicht mehr „Wille“ als was uns davon bewußt wird. D.h. zu gewissen Erscheinungen des Bewußtseins haben wir den Willen hinzugedichtet: wie „Materie“ zu anderen.

[«]

12[31]

Alles Organische unterscheidet sich vom Anorganischen <dadurch>, daß es Erfahrungen aufsammelt: und niemals sich selber gleich ist, in seinem Prozesse. — Um das Wesen des Organischen zu verstehen, darf man nicht seine kleinste Form für die primitivste halten: vielmehr ist jede kleinste Zelle **jetzt** Erbe der ganzen organischen Vergangenheit.

[«]

12[32]

Die Menge der Ausgleichungseinrichtungen im Körper p. 195.

[«]

12[33]

Das Bewußtsein lokalisirt auf der Oberfläche der beiden Hemisphären. — Jede gemachte „Erfahrung“ ist eine mechanische und chemische Thatsache, die nicht stillstehen kann, sondern „lebt“: nur wissen wir nichts davon!

[«]

12[34]

Wo wir Leben haben, da setzen wir „Geist“ voraus: aber der uns bekannte Geist ist völlig unvermögend, irgend etwas zu thun. Wie armselig ist jedes Bewußtseins-Bild! Es wird wohl selber nur Wirkung sein von einer Veränderung, welche nun eine weitere Veränderung (Handlung) nach sich zieht. Jede Handlung, die wir „wollen“, ist ja durchaus nur als Schein der Erscheinung, von uns vorgestellt. —

Alles Bewußtsein nur eine **Neben**äußerung des Intellekts(?) Das, was uns bewußt wird, kann zu Nichts die Ursache abgeben.

Man vergleiche nur Verdauung und das, was wir davon empfinden!

[«]

12[35]

Wille ist uns nur bekannt als etwas Bewußtes. Jene plötzlichen Explosionen aber werden damit verdunkelt und unklar gemacht wenn man sie mit einer solchen „Innenwelt“ versieht.

[«]

12[36]

Cherubini von Gluck und Haydn, Spontini von Gluck, Beethoven, als Dramatiker, von Cherubini abhängig: Gluck von Lully und Rameau. Wagner von Euryanthe (während er Gluck vorgiebt).

[«]

12[37]

Unser Intellekt kann durchaus nicht die Mannichfaltigkeit eines klugen Zusammenspiels fassen, geschweige hervorbringen, das z.B. der Verdauungsprozeß ist. Es ist das Zusammenspiel sehr vieler Intellekte! Überall, wo ich Leben finde, finde ich schon dies Zusammenspielen! Und auch ein Herrscher ist in den vielen Intellekten da. — Sobald wir aber uns die organischen Handlungen als mit Hülfe vieler Intellekte ausgeführt denken: werden sie uns ganz unverständlich. Vielmehr müssen wir den Intellekt selber als eine letzte Consequenz jenes Organischen denken.

[«]

12[38]

Das Wesen der Vererbung ist uns ganz dunkel. Warum wird eine Handlung beim zweiten Male „leichter“? Und „wer“ empfindet diese Erleichterung? Und hat diese Empfindung irgend etwas damit zu thun, daß beim zweiten Male die Handlung ebenso gethan wird? Da müßte ja die Empfindung verschiedener möglicher Handlungen vor dem Thun vorgestellt werden!

[«]

12[39]

Das mächtige organische Princip imponirt mir so, gerade in der Leichtigkeit, mit der es unorganische Stoffe sich einverleibt. Ich weiß nicht, wie diese Zweckmäßigkeit einfach durch Steigerung zu erklären ist. Eher würde ich glauben, es gäbe ewig organische Wesen. —

[«]

12[40]

Höre mich eine kleine Weile, oh Zarathustra — sagte eines Tages ein Schüler — es geht mir Etwas im Kopfe herum; oder fast möchte ich glauben, mein Kopf gehe um Etwas herum, also daß er sich im Kreise dreht.

Was ist denn das, unser Nächster? Etwas an uns, Veränderungen an uns, die uns bewußt geworden sind: ein Bild ist unser Nächster.

Aber was sind wir selber? Sind wir selber nicht auch nur Bild? Ein Etwas an uns, Veränderungen an uns, die uns bewußt geworden sind?

Unser Selbst, von dem wir wissen: ist nicht auch das nur ein Bild, ein Außer-uns, Äußeres, Äußerliches? Immer rühren wir nur an das Bild, und nicht an uns selber.

Sind wir uns selber nicht eben so fremd und eben so nah als der Nächste?

Wahrlich, wir haben ein Bild vom Menschen — das machten wir aus uns. Und nun wenden wir's auf uns selber an, — uns zu verstehen! Ach ja, verstehen!

Schlimm, zum Schlimmsten steht es mit unsrem Selbst-verständniß!

Unsre stärksten Gefühle: so weit es Gefühle sind, sind sie ein Äußeres, Äußerliches, Bildliches: Gleichnisse sind sie.

Und was wir innere Welt sonst nannten: ach, arm und trügerisch und hohl und dichterisch ist sie am meisten!

[«]

12[41]

des Glücks der Tugend und der Vernunft der Menschen bin ich müde: ihrer großen Menschen, ihrer Erlöser, Befreier, Dichter, Weisen, ihrer Gerechten Guten Mitleidigen Stillen Versöhnlichen Begeisterten.

[«]

12[42]

Die Wissenschaftlichen
Ascetismus des Geistes — an die Geistigsten. „Büßer“
Heerde und Ich. Verantwortlichkeit.
der Pharisäer.
Erfinder von Festen.
das Nächste adeln
Kritik der Moral: um uns unabhängig von Lob und Tadel zu machen
Vergeltung im Jenseits? Ihr wollt bezahlt sein?
Heimatlos.
Reinigung von der Rache meine Moral.
Die Einflußreichsten lebten am verborgensten.
Cultur — das dünne Apfelhäutchen!
Die Menschen nicht gleich!

der Edle das Resultat vieler Arbeit
Erfinder neuer Zustände der Seele die eigentlichen Erfinder. Man ahmt sie nach.
Macht will sich ausgeben: nicht Glück.
„wie ein süßer Geruch“
die Schwachen sind die Gefahr
die höhere Kaste, mächtiger aber ärmer.
Unser Ideal durchsetzen — Ringen um die Macht, auf die Weise, wie es aus dem Ideale folgt.
Die Individuen leben fort in den Antrieben. Ruhm.
Reinigung der inneren Welt und Lernen nöthig!
Die Gottes-Mord-Büßer und ihr Fest.
Den Menschen das Gefühl „Schuld“ und „Strafe“ verleiden!

[«]

12[43]

Ich will nicht vermischt und verwechselt sein

Es giebt solche, die predigen meine Lehre vom Leben: aber zugleich sind sie Prediger der Gleichheit: mit denen will ich nicht vermischt und verwechselt sein

Die Menschen sind nicht gleich: so redet die Gerechtigkeit. Solches sage ich euch zum andern Male.

Das Leben aber, als es mir sein Gesetz im Geheimsten kündete, das fügte hinzu: „und die Menschen sollen auch nicht gleich sein!“

Immer ungleicher sollen sich die Menschen werden — um des Übermenschen willen! — also will es meine Liebe selber!

Wovon der Vater schwieg, das kommt im Sohn zur Rede. Und oft ist der Sohn nur der enthüllte Wahnsinn des Vaters.

Ein vergrämter Dünkel, ein verhaltener Neid: im Sohn kommt’s als Flamme heraus und Wahnsinn der Rache.

Das heiße mir Gerechtigkeit — so sagt dieser Wahnsinn — daß ich Rache übe und Beschimpfung an Allen, die mir nicht gleich sind.

Und „Wille zur Gleichheit“ — das soll der Name für Tugend werden: mein Tugend-Geschrei erhebe sich gegen Alles, was Macht hat!

Er predigt Leben, um denen wehezuthun, die sich selber vom Leben abkehren: denn sie sind mächtiger als er und reineren Herzens.

Aber vom Leben abgekehrt sitzt er selber in seiner Höhle: und nicht heiße ich's Leben, der Spinne gleich Netze stricken und Fliegen fressen.

Zu heftig strömt immer sein Quell der Rache: und er leert immer zugleich den Becher, indem er ihn füllen will.

Diese Höflichkeit soll auch noch in der Rede sein: der, welcher befehlen könnte, birgt seine königlichen Hände unter dem Mantel, er überredet durch seine Schönheit, statt zu befehlen.

„Alles an der Welt mißfällt mir: so denkt er — am meisten aber, daß ich Allen mißfalle“. Darum redet er von der Zukunft.

Zuletzt:

Er geht wider meinen Geschmack: dies ist mein bester Grund, mit dem ich gegen ihn streite.

Über den Geschmack sei nicht zu streiten? Oh ihr Thoren, alles Leben ist Streit um Schmecken und Geschmack und muß es sein.

Und ich selber, meine thörichten Freunde! — was bin ich denn, wenn ich nicht das bin, worüber zu streiten ist: ein Geschmack!

Im Bauche des Wallfisches sitzt dieser Verkünder des Lebens: der Wallfisch, gegen den er predigt, der hält ihn verschluckt.

Ich will seine Heimlichkeiten ans Licht bringen: dann lache ich ihm ins neidische Antlitz mein Gelächter der Höhe.

Nicht mit schlangenhaarigem Schrecken will ich mich gegen eure Lehre wehren, ihr Prediger der Gleichheit: allein durch mein Schild Schönheit schütze ich mich vor euch!

Das liebe ich am Winde, daß er unsichtbar ist: und so nur möchte ich sichtbar werden, wie eine Flamme an den Masten sichtbar wird: — mit Staunen sehen einsame Schiffende das gute Zeichen

Er möchte, daß man ihn für einen Gott hielte: aber dazu müßte er sein Gesicht verbergen und sich in den Schleier der Isis hüllen.

Aber ich sage euch: wer von seiner Zeit angefeindet wird, der ist noch nicht weit genug über sie hinaus.

Der Tyrannen-Wille schreit aus ihm nach Gleichheit: eine Tyrannen-Lüge und Verführung ist sein Wort „Gleichheit“

Daß der Mensch erlöst werde von der Rache — das, wahrlich, ist der Regenbogen des Übermenschen und eine Brücke zur höchsten Hoffnung.

[«]

12[44]

„Wir haben Bären das Tanzen zu lehren: aber muß man dazu selber ein Tanzbär sein?“

Damit wollt ihr mir sagen, ihr Lehrer: „wir wollen Erzieher sein: aber wir selber sind nicht Erzogene.“

Daß ich nicht eure Eitelkeit verletze, ihr Lehrer! Zu viel Trauerspiel sah ich schon wachsen aus verletzter Eitelkeit.

[«]

12[45]

Wettstreit der Affekte.

[«]

12[46]

Geschichte der Werthurtheile über Lebensmittel.

Welchen Werth hat es, daß so und so gehandelt (gegessen) worden ist — und nicht anders?

[«]

12[47]

Gelehrte.
Dichter.
Große Ereignisse.
Wahrsager.
Von der Erlösung.
Menschen-Klugheit.
stillste Stunde.

[«]

12[48]

Es handelt sich gar nicht um ein Recht des Stärkeren, sondern Stärkere und Schwächere sind alle darin gleich, sie dehnen ihre Macht aus, so weit sie k<önnen>

[«]

12[49]

Höhere M<enschen> als Napoleon
Affekte in ihnen
Gegenseitige Taxation
Mitleid und Gemeinsinn

[«]

[13 = Z I 4. Sommer 1883]

13[1]

Zarathustra's
Heilige Gelächter.

Der Zeiger rückte, die Uhr meines Lebens holte Athem: nie hörte ich solche Stille um mich: also daß ich erschrak.

Dann sprach es ohne Sprache zu mir: die Stunde kam dir, Erlösung zu predigen von Erlösern.

Noch war euch der Geist keine Sorge und Herzeleid: sauer wohl war eures Lebens Brod, aber noch nicht von Gedanken durchsäuert.

Als Jäger zog Zarathustra aus, häßliche Wahrheiten zu jagen: finster kam er oft aus dem Walde heim.

Dein Erkennen, o Mensch, das ist: dir zum Besten alle Dinge drehen und deuten. Deuter und Dreher seid ihr mir alle, ihr Erkennenden!

Herrisch kam das Erlebniß, aber mein Wille sprach zu ihm: da lag es schon bittend auf den Knien.

Fühlst du den Durst und den heißen Athem der Sonne nicht? Am Meere will sie saugen und seine Tiefe zu sich in die Höhe trinken.

Und nun hebt sich die Begierde des Meers mit tausend Brüsten. Geküßt und gesaugt will es sein vom Durste der Sonne: Luft will es werden und Höhe und Fußpfad des Lichtes. Also, der Sonne gleich, liebt der Erkennende das Leben: das Tiefste will er hinauf zu seiner Höhe tragen.

Trägt nicht der Tänzer sein Ohr in der Zehe?

Bist du ein Stern? So mußt du auch wandern wollen, du Unstäter, und ohne Heimat sein.

Still ist der Grund meines Meeres: wer erriethe wohl, daß er scherzhafte Ungeheuer birgt!
Unerschütterlich ist meine Tiefe: aber sie glänzt von schwimmenden Räthseln und Gelächtern.

Siehe, wie das Weib sich selber widerstrebt und wie sie den Kamm wider ihres goldenen Haares Trotz und Willen führt!

Sie nehmen den Mund voll: und nun sollen wir wähnen, daß ihnen das Herz übergehe.

Euch, ihr Gegenwärtigen, nehme ich nicht zu ernst: dünn und durchsichtig seid ihr mir: zerrissene Schleier, durch welche die Ewigkeit blickt. Und wie wollte ich unter euch leben, wenn ich nicht schaute, was hinter und vor euch ist!
Nöthig fand ich euch nicht: nicht einmal überflüssig dünkt ihr mir. Wahrlich, wenig ist an euch zum Überfließen.

Ein Stern gieng unter und verschwand: aber sein Licht ist noch unterwegs. Und sagt mir doch: wann wird es nicht mehr unterwegs sein?

Ist nicht das Meer der Pfau der Pfauen? Auf weichem Sand rollte es sich den silbernen Schweif auf, den Spitzenfächer von Silber und Seide: wann wird es seiner müde werden? Also liebt sich selber das Leben.

Mitternacht sah mich mit trunknen Augen an: Einsamkeit kauerte neben ihr und röchelnde Todtenstille, die Schlimmste meiner Freundinnen.

Und ewig gleich des Ringes Durst, ist auch mein Durst nach mir: sich wieder zu erreichen, dreht und ringt sich jeder Ring.

Zum Lachen seid ihr mir, ihr Humpelnden! Doch hütet euch vor dem, der Eile und Willen hat: daß ihr nicht seine Ferse erfahrt!

Willst du allen Schreitenden zum Anstoß werden? So geh ihnen entgegen und drehe dabei noch den Kopf nach deinem Rücken!

Fürchtet den Zurückgezognen! Fürchtet den Tiger, der sich zum Sprunge bereitet!

Zu heftig strömte bisher dein Quell: er leerte immer zugleich den Becher, dadurch daß er ihn füllen wollte.

Stille. Bescheidenheit in der Höhe.

Zum Schmuck will ich mir das machen, was vom Tisch des Lebens abfällt: und mit Gräten und Muscheln und Stachelblättern will ich geschmückter sein als ihr!

Deine Wohlthaten sollen fallen, wie der Thau auf das Gras, dann, wenn die Nacht am verschwiegensten ist.

Alles Böse traue ich mir zu: darum will ich gerade von mir das Gute!

Ob ihr euch selber als Dichter preist oder als Tänzer: ob ihr des Volkes Stimme euch nennt und die Diener der gemeinen Wohlfahrt.

Ob ihr lehrt oder malt oder tönt oder das Spiel „Schwarz auf Weiß“ spielt:

Kinder seid ihr mir Alle Einer Satzung und Gier: die spricht „du sollst dir einen Namen — machen“.

Aber Andere giebt es, Seltenere, die haben einen Namen: aber sie möchten ihn verlieren und aus allen Tafeln löschen.

Ihren Kopf verstecken sie in Gebüsche und Höhlen oder sie taufen sich mit Lügennamen: daß ihre furchtbare Herrin sie verkenne und zornig an ihnen vorübereile.

Welches ist die furchtbare Herrin, von der sie <nicht> gefunden sein wollen?

Das heiße ich Gnade und gnädigen Sinn, fremdes Unrecht auf seine Schulter heben und unter einer doppelten Last keuchen.

Nicht Grund und Zweck deines Handelns machte dein Handeln gut: sondern daß dabei deine Seele zittert und glänzt und überwallt.

„der Gelehrte“

Nun stehst du da, so mager in den Rippen, daß du dich über dich selber wunderst.

Und also sprichst du: hat wohl da ein Gott, als ich schlief, mir heimlich Etwas entwendet? Wahrlich, genug entwendete er mir, sich ein Weibchen daraus zu bilden.

Wundersam ist die Armut meiner Rippen!

Seht ihn, wie er schwillt und überschwillt von Mitleiden mit allem, was Mensch heißt: ganz schon ist sein Geist ertrunken in seinem Mitleiden; bald wird er große Thorheiten thun.

Ich komme daher wie ein starker Wind; und solchen Rath rathe ich meinen Verächtern: hütet euch gegen den Wind zu — speien!

Die Krankheit wolltet ihr entkräften und ihr habt mir den Kranken entkräftet, ihr Afterärzte und Heilande!

Zu hoch und steil wohne ich über euch: auf dem Baume Zukunft baute ich mein Nest, mir selber mein einziger Zeitgenosse.

Wenn der, welcher befehlen könnte, überredet und seine königlichen Hände unter dem Mantel birgt: Höflichkeit heiße ich das.

Meine wilde Weisheit wurde trächtig auf einsamen Bergen: auf rauhen Steinen gebar sie ihr Junges, Jüngstes.

Nun läuft sie närrisch durch die harte Wüste und sucht und sucht nach sanftem Rasen — meine alte wilde Weisheit.

Auf eurer Herzen sanften Rasen, meine Freunde! — auf eure Liebe möchte sie ihr Liebstes betten! Doch wie geschieht mir?

Was Alle wissen, wird von Allen vergessen; und gäbe es keine Nacht, wer wüßte noch, was Licht wäre!

Wahrlich ich sage euch: Das Unvergängliche ist nur ein Gleichniß. (Des Rings Durst

Wir verachten alles, was sich erklären läßt. Irgend eine Dummheit hat sich überraschen lassen und stand nackend da vor ihrem Erklärer.

Saht ihr wirklich je einen Menschen, der that, was ihm nützlich ist?

Ein Gott, der uns liebte, hätte um unsertwillen einige Thorheiten thun müssen! Was ist mir euer Lob der „Weisheit“ eures Gottes!

Dein Glück ist noch jung: habe Geduld mit ihm!

Es ist schlechte Luft um euch: das machen die Gedanken, die jetzt in der Luft liegen.

Ein Bild sah ich jüngst im Meere, einer Göttin Bild: träge und tückisch schlich die Welle um ihre weißen Brüste.
Halb begrub sie der Sand und halb die Eifersucht der Welle.

Zu lange gehörte ich der Einsamkeit: so verlernte ich das Schweigen.
Mund bin ich worden ganz und gar und Brausen eines Bachs aus hohen Felsen: hinab will ich meine Rede stürzen in die Thäler.

Verhaßt seid ihr mir Alle, ihr Nacht- und Grabwächter und wer nur immer in düstre Hörner tutet.

Ich lache eures freien Willens und auch eures unfreien: Wahn ist mir das, was ihr Willen heißt, es giebt keinen Willen.

Aus Schmerzen und Gedanken gebar sich dieser Wahn, den ihr Wille heißt. Und weil kein Wille ist, so ist auch kein Müssen.

Wohl zog ich den Schluß: nun aber zieht er mich!

Das härteste Fell hat die Demuth.

Auch, was wir unterließen, webt am Gewebe aller Zukunft: auch das Nichts selber ist aller Weber Webemeister.

Mancher wird seiner selber müde: und nun erst beginnt sein Glück.

Wenn du gut fahren willst, so spanne noch ein Eselein vor die Rosse deines Willens!

Verwundet bin ich von meinem Glücke: alle Leidenden sollen mir Ärzte sein!

Wer sich selber nicht glaubt, lügt immer.

Wenn dein Haß und deine Eifersucht einmal faul werden und ihre Glieder strecken: wird deine Gerechtigkeit munter und reibt sich die verschlafnen Augen.

„der Erkennende“
Mit abgemagerten Tugenden und brüchig an der Seele saß er allzulange im Schatten: also — verhungerte er an seinen Erwartungen.

„der Große“
Als ich mich von mir selber abwandte, da erst sprang ich über meinen eignen Schatten: und wahrlich, meine Freunde, mitten hinein in meine Sonne!

Bin ich nicht ein Bescheidener? Am Fuße wohne ich meiner Höhe und niemals noch sah ich meine Gipfel: unüberredbar ist meine Demuth. Aller Geist kommt zu — mir: ich liebe ihn, daß er mein Geist sein will.

Man raubte mir, was ich von Grund aus liebte: nun fließt meine Liebe über in Strömen, abwärts nach Abend und Morgen; aus schweigsamem Gebirge und Gewittern des Schmerzes rauscht meine Seele in die Thäler.

(„Erkennende“)
Mit dem Geiste selber habt ihr geschachert, mit Schacher habt ihr euer Blut vergiftet: verblutend nur könnt ihr euch von eurem Gifte heilen!

„Genie“ Lebte je ein Übermensch?

In eines Gottes Larve verkroch sich ein greulicher Ringelwurm: allzulang war ich der Narr von göttlichen Häuten: Schlangengeringel war das Eingeweide, mit denen sie gestopft waren!
Und ich meinte eines Gottes Seele spielen zu sehen: Schlangen-Unflath und schlimmen Geruch verbarg mir die Maske. Einer Eidechse List schlich mit göttlicher Larve herum!

Das Gelächter zu heiligen und wie ein buntes Gezelt über die Welt zu ziehn — dazu kam ich: einen neuen Himmel mit Sternen zu schaffen und neue Nacht-Herrlichkeiten, und wenn ich schwärzere Nächte euch schaffen mußte, so brachte ich mich euch.

Ich sehne mich und schaue in die Ferne: auf dich, mein Adler, lege ich die Hand, nun sage mir, was das Fernste war, das Adler-Augen sahen!

„Es giebt sich“ sagt ihr mir? Nein, meine Brüder, es nimmt sich und wird immer mehr sich nehmen!

(Gegenwärtige)
Und wer Berge zu versetzen weiß, versetzt auch die Thäler und Niederungen.

Niesen sollt ihr mir ob meines Getränks, und meine schäumenden Weine sollen eure Nasen kitzeln und wollüstig machen.

Vorüber rauschte die Welle, und das Kind weint, weil sie sein Spielwerk in den Abgrund riß: aber dieselbe Welle schüttete ihm hundert andere Spielwerke aus im weichen Sande. Also weint mir nicht, meine Brüder, ob meinem Vorübergehen.

Über den Geschmack sei nicht zu streiten? Oh ihr Thoren, alles Leben ist Streit um Schmecken und Geschmack und soll es sein!

Ich rieche den Geruch eures Staubes, eure Seelen wurden lange nicht gelüftet.

Nicht an eure Ohren: an eure Hände richte ich meine Lehre. Thut gleich mir: nur der Thäter lernt: und nur als Thäter werde ich auch euer Lehrer sein. Besser, ihr macht mir schlecht nach, als daß ihr die Hände ruhen laßt und anbetet!

Wahrlich ich liebe die schwülen Geister so wenig als die erkälteten: kommen sie aber zusammen, so entsteht, was — ich liebe, ein brausender Windzug.

Auf einem Eilande glaubte ich zu landen: aber ein Ungethüm war es, welches schlief.

Noch sah ich keinen Untergang, der nicht Zeugung und Empfängniß war.

Daß ein Blitz in eure Speisen schlüge, und eure Mäuler Feuer fressen müßten! —

Noch schritt ich nicht durch Feuer für meine Lehre: aber meine Lehre schritt heraus aus meinem Feuer.

Der Mensch war es, der zwei Jahrtausende am Kreuze hieng: und ein gräßlicher Gott trieb seine Grausamkeit und nannte sie Liebe.

„Alles an der Welt mißfiel mir: am meisten aber mißfiel mir mein Mißfallen an Allem.“

Manchen Abschied nahm ich schon: aber ich warf nicht die Thüre zu — und so hörten eure stumpfen Ohren nichts davon.

Wie lächerlich ist mir Jeder, der Jemanden zu sich bekehren will!

Ihr kommt zu mir, ob ich euch will oder nicht: aber wie ich euch geben muß, so müßt ihr von mir nehmen — mich nehmen!

Ein weißer Stier will ich sein und schnaubend und brüllend der Pflugschaar vorangehn: und wie meine Ruhe sich in die Sonne legt, soll mein Glück nach Erde riechen.

Wild schlägt mein Adler seine Flügel gegen meinen Willen: aber seine Brandung bricht sich an diesem Felsen.

Was ist ihnen noch „Erleben“? Wie Mücken sitzen die Ereignisse auf ihnen, ihre Haut wird noch zerstochen, aber ihr Herz weiß nichts mehr davon.

Ich mag diesen blassen fetten Mond nicht: wahrlich, ich fand ihn noch immer nicht den „Mann“ im Monde. Ein Mönch ist er mir nur, ein feuchtwangiger, ein lüsterner: lüstern schleicht er um alle dunklen Ecken und blickt in halb geschlossene Fenster — er, der eifersüchtigste aller Kater, die Nachts über Dächer wandeln! Auf alle Liebenden ist er eifersüchtig, der blasse fette Mönch im Monde!

Nacht ist’s: wieder über den Dächern
Wandelt des Mondes feistes Antlitz.
Er, der eifersüchtigste aller Kater,
Allen Liebenden blickt er eifersüchtig
Dieser blasse fette „Mann im Monde“.
Lüstern schleicht er um alle dunklen Ecken,
Lehnt sich breit an halbverschlossene Fenster,
Einem lüsternen fetten Mönche gleich, geht
Frech er Nachts auf verbotenen Wegen.

Oh über dies verfälschte Licht, diese versüßte dumpfe Luft! Hier wo die Seele in ihre Höhe nicht fliegen darf, sondern nur hinauf zur Höhe — knien soll.

Oh Leben! Wie in ein Auge blicke ich in dich.
Was ich von dir sehe, das ist, daß du mich ansiehst: was ich von dir errathe, das ist, daß du mich errathen hast!

Winter ist es, heut will ich tanzen. Ich habe Gluth genug für diesen Schnee; auf den Berg will ich steigen, da mag meine Gluth mit dem kalten Winde ringen.

Bin ich nicht die Wetterscheide? Kommen alle Winde nicht zu mir und fragen mich nach meinem Willen? Auf alles Kommende werde ich meine Hand legen.

Ihr meint, Alles das sei wildes Spiel von Riesen und Ungeschick von Riesenfäusten? Aber ein Wort, das auf Taubenfüßen kommt, lenkt den Willen dieser Wilden — ein Wort vom Werthe: und von dem Stillsten her kommen solche Worte gegangen.

Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen; und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.
Nacht ist es, nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden: und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden.

Brand und Verbrennung ist mein Leben: und länger als das Opfer lebt der Weihrauch seiner Opferung. Weit über das Meer fliegt sein Duft: er erschüttert den einsam Schiffenden.

Hier ist Herbst und Ernte und Überfluß und Nachmittag und ferne Meere: aber jetzt gerade muß ich Vogel sein und über euch fort nach Mittag fliegen: aus eurem Herbste heraus wahrsage ich euch euren Winter und eure eisige Armut.

Seid redlich: ich errieth, woran ihr am besten glaubt. Nun will ich, daß all euer Erkennen diesem besten Glauben diene!

Zu langsam läuft meine Rede. In deinen Wagen springe ich, Sturm, und auch dich will ich noch peitschen mit meiner Bosheit: wie ein Schrei und ein Jauchzen wollen wir über weite Meere hin fahren.

Voraus wirft die Vollendung ihren Schatten: Schönheit heiße ich diesen Schatten — das Leichteste und Stillste aller Dinge kam zu mir als Schatten des Übermenschen.

Dem Rüssel gleich des Ebers soll mein Wort den Grund eurer Seelen aufwühlen: Pflugschaar will ich heißen.

Was geschieht mir? Meine Brunnen versiegten und mein Meer wich zurück: will mein Grund zerreißen und mich in die eigene Tiefe hinunterschlingen?

— Hin zur Unsterblichkeit! Via Appia.

Und wo euer Verstand eine Lücke hat, da stellt ihr flugs den ärmsten aller Lückenbüßer hinein: „Gott“ ist sein Name.

Im dunklen Gewitter will ich verschwinden: und für meinen letzten Augenblick will ich Mensch zugleich und Blitz sein.

Mein süßestes Wort wird euch jetzt zum Sauerteige: ihr gährt mir von Rache: und erst wenn ihr mir ganz durchsäuert seid und übergeschwollen und aufgegangen von eurer Bosheit und Rache, will ich euch schmackhaft finden.

Ich will eure Heimlichkeiten ans Licht bringen: darum lache ich euch ins Antlitz mein Gelächter der Höhe.

Dunkel ist mir euer Antlitz, ihr Handelnden: eurer Hände Schatten spielt auf ihm, versteckt ist mir der Sinn eures Auges.

Ein Gedanke, der im Granit verschlafen auf seinen Erwecker wartet.

Im Bauche des Wallfisches werde ich zum Verkünder des Lebens.

Ich sah euch Alle nackt: und was scheidet mir noch euch Gute und euch Böse!

Meine Seligkeit kommt wie ein Sturmwind: und ohne es zu wollen, schleudert sie den Ungeschickten, der vor ihr nicht zu fliehn weiß, an harte Mauern.

Er sinkt, und seine Teufel ziehn ihn: und jemehr er sinkt, umso glühender leuchtet sein Auge und die Begierde zu seinem Gotte.

Gegenwärtige
Ihr rauscht gegen mich auf, denn ich schlage euch mit meinem Ruder — und doch müßt ihr auch meinen Nachen in die Unsterblichkeit tragen.

Das Leben ist es, das auch ins Leben schneidet: an der eignen Qual mehrt es sich das eigne Wissen.

Ein Kind soll mir den Spiegel halten, auf dem die Welt geschrieben steht.

Er löst seine Räthsel, aber erlöst sie nicht: sie fliegen nicht empor zu himmlischen Kindern verwandelt.

Meine Gedanken sind Farben: meine Farben sind Gesänge.

Meine Knie zitterten mir zum ersten Male, als ich meinen Weg fand und gieng: und wer es sah, sagte mir: du verlerntest den Weg, nun verlernst du auch das Gehen.
Nun verlernte ich auch den Willen: gewohnt zu steigen werde ich gehoben und von dem Aether hinaufgezogen an goldenen Fäden.

Schlief ich je auf meinem Ruhm ein? Wie ein Bett von Stacheln war mir jeder Ruhm.

Hinweg über euch Menschen lockt mich alle Schönheit: fort von allen Göttern lockt mich alle Schönheit: so warf ich Anker auf offenem Meere und sagte: „hier sei einst die Insel des Übermenschen!“

Und wenn eure Schönheit nicht selber Buße predigt, was wird euer Wort vermögen!

Mit dem Nacken eines Stiers — und den Augen eines Engels will ich euch!

Blind wurde ich.
Meine Blindheit und das Tappen und Tasten des Blinden, mag euch noch von der Macht der Sonne erzählen, die ich sah.

Daß einst die Erkenntniß gelernt habe, still zu lächeln und ohne Eifersucht ob der Schönheit

Frei standet ihr allem Geiste, eine Frei- und Freudestätte des Geistes. Nun aber will ich’s so: nicht nur besetzen — besitzen soll eure Stadt meine Tugend; Besessene sollt ihr werden meiner Tugend.

Ungeduldig ertrug ich den Winter: nun spielt gar des Aprils Bosheit mit meiner Ungeduld, und oft schäume ich über bei seiner zögernden Trübsal und seinen — spöttischen Schneeflocken.

Zum ersten Male brachte ich wieder den Gerechten, den Helden, den Dichter, den Erkennenden, den Wahrsager, den Führer zusammen: über den Völkern stellte ich mein Gewölbe hin: Säulen, auf denen auch ein Himmel ruht — stark genug, einen Himmel zu tragen. (So soll der Übermensch sprechen!)

Die Gerechtigkeit trat vor mich hin: da zerbrach ich meine Götzen und schämte mich. Einer Buße unterwarf ich mich und zwang mein Auge dorthin zu sehn, wohin es ungern sah: und Liebe dorthin zu tragen.

die höchste Art der Leidenschaft, die stillgewordene strömende

(Schluß) — und jeder, der einst leiden soll, fühlte vorher schon einmal sich gesalbt und durch Thränen geweiht zum Opferthier. Ihr nennt es mein „Glück“ —

Aus der Fülle der Einfalt strömt ihm seine Macht. „Wehe, soll ich denn ein Gott werden?“ — sprach er.

dem Wasserfall gleich, der noch im Sturze zögert —

mit Menschlichem wollen wir die Natur durchdringen und sie von göttlicher Mummerei erlösen. Wir wollen aus ihr nehmen, was wir brauchen, um über den Menschen hinaus zu träumen. Etwas, das großartiger ist als Sturm und Gebirge und Meer soll noch entstehen — aber als Menschensohn!

Schwer und knarrend kommt ihr daher gleich Wägen, die Steine abwärts fahren: aber gerade mit aller eurer Würde verrathet ihr, daß es bergab geht mit euch — die Tiefe zieht euch zu sich!

mit einer abgelaufenen spitzgewordenen Zunge

Einen Fisch wollte ich fangen und warf mein Netz ins Meer — aber da zog ich eines alten Gottes Kopf herauf: also gab mir dem Hungrigen das Meer einen Stein.

Was sind mir eure Vater- und Mutterländer! Ich liebe allein meiner Kinder Land, das unentdeckte, nach dem ich meine Segel übers Meer laufen und suchen heiße: also will ich an meinen Kindern gut machen, daß ich meiner Väter Kind bin.

Nur dem allein soll eure Tugend nützlich werden, um dessentwillen ihr euch und euren Nutzen verachtet. Sonst sei Verachtung der Nützlichkeit im Blick eurer Tugend.

Ein reißender Räuber und Raubvogel ist mein Adler: mag er allen weißen kleinen Schafen eine Gefahr heißen!

Kennt ihr den Schrecken des Einschlafenden? Bis in die Zehe hinein erschrickt er, darüber daß der Boden weicht und der Traum beginnt — und oft wacht er wieder von diesem Schrecken auf.

Eure Sprüche und kleinen Wahrheiten wuchsen wohl in der Nähe der Sümpfe? Immer doch höre ich aus ihnen einen kalten Frosch quaken.

Mit Bergen sollt ihr neu bauen lernen: es ist noch wenig, daß ihr Berge versetzen könnt, ihr Erkennenden! Und wer Berge versetzt, versetzt auch die Niederungen.

Wie wärt ihr zu ertragen, wenn eure kalte Nothdurft und Ohnmacht nicht vom Blitz zerbrochen, und vom bunten Unkraut verhüllt wäre! Als Trümmer und Opfer eurer Unglücke sollt ihr ein Recht haben im Dasein!

Nicht ein Geschmack, sondern ein Hunger soll euch Schönheit sein: Eure Nothdurft soll euch Schönheit heißen: oder ich will euch nicht.

Nicht in der Sattheit soll euer Verlangen schweigen und untertauchen, sondern in der Schönheit —: der Schatten kommender Götter soll euch stille machen.

Was suchen doch alle Schaffenden? Neue Sprachen suchen sie Alle: müde wurden sie immer der alten Zungen: nicht mehr will ihnen der Geist auf diesen allzu abgelaufenen dünnen Sohlen einhergehen.

Euer Blick nach fernen Meeren, eure Begierde, den Felsen und seine Spitze zu betasten — eine Sprache ist es nur für eure Sehnsucht. Menschen sucht nur euer Blick und eure Begierde, und das, was mehr ist als Mensch!

Jene nannten Gott, was ihnen widersprach und wehe that: so war es die Art dieser Helden. Und nicht anders wußten sie ihren Gott zu lieben, als indem sie den Menschen ans Kreuz schlugen.

Und also laßt uns Feinde sein, meine Freunde! So wie über euch sich die Bogen der Gewölbe brechen und wider einander spielen:

wie Lichter und Schatten über euch göttlich sicher und schön sind in ihrer Feindschaft: also sollen eure und eurer Freunde Gedanken göttlich sicher und schön sein in ihrer Feindschaft.

Ihr wollt nichts davon hören, daß Einer über euren Köpfen wandelt. Und so legt ihr Holz und Erde und Unrath zwischen ihn und eure Köpfe — also dämpft ihr die Rede seiner Schritte.

Aller Menschen Fehl und Schwäche legt ihr zwischen mich und euch: Fehlboden heißt ihr das in euren Häusern.

Aber trotzdem wandle ich mit meinen Gedanken über euren Köpfen: und selbst wenn ich auf meinen eignen Fehlern und Fehlböden wandeln wollte, würde ich noch über euch sein und euren Köpfen!

Und nun glüht auch noch das Eis und die Unschuld meiner Gipfel.

Ihr Umstürzer, begreift ihr noch nicht, was Umstürzen thut? Im Schlamm eurer Verachtung lag die umgestürzte Bildsäule: — und gerade aus eurer Verachtung erwachte ihr plötzlich das Leben wieder und lebendige Schönheiten.

Mit göttlicheren Zügen und leidend-verführerisch stand sie auf, ihr Umstürzer der Bildsäule! — und sie dankte euch noch für ihre Vergöttlichung!

Dionysos auf einem Tiger: der Schädel einer Ziege: ein Panther. Ariadne träumend: „vom Helden verlassen träume ich den Über-Helden“. Dionysos ganz zu verschweigen!

Der Auslegung bedarf jede That: allen Räthselrathern winkt sie. Neue Worte und Weisen gab ich den Auslegern: daß sie die Wetterzeichen des Menschen besser reden machen.

Ich bin ein Seher: aber unerbittlich folgt meinem Schauen das Gewissen: also bin ich auch der Deuter meiner Gesichte.

Schwarze Teiche, aus denen heraus der süße Trübsinn der Unke singt: das seid ihr mir, ihr Priester. Wer von euch vertrüge es, sich nackt zu zeigen!

Ihr thut gut, euren Leichnam schwarz auszuschlagen, und aus euren Reden klingt mir die übel gewürzte Dumpfheit von Todtenkammern.

Wie hasse ich den verlogenen Krampf eurer Demuth! Eurem Kniefall sehe ich die Gewohnheiten der Sklaven an, ihr Speichellecker eures Gottes!

Als gestern der Mond aufgieng, wähnte ich, daß er eine Sonne gebären wolle: so breit und trächtig lag er am Horizonte.

Aber ein Lügner war er mit seiner Schwangerschaft: und weder an den Mann im Monde glaube ich mehr noch wahrlich auch an das Weib im Monde. — Dies Gleichniß gebe ich euch, den Schwärmern und Mondhaften.

Unfruchtbar und vergilbt kam er empor, und immer kleiner wurde er, immer bleicher und falscher blickte er im Steigen. Wahrlich sein schlechtes Gewissen blickte aus ihm, dem Lüsternen.

Nach dieser Erde ist er lüstern, und schämt sich noch dieser Lüsternheit, gern möchte er seinen Blicken Heiligkeit und Entsagung geben.

Und wenn ihr auch breit und trächtig am Horizonte liegt: wahrlich, ihr werdet mir keine Sonne gebären! (Romantiker)

Lüstern nach der Erde: doch euer schlechtes Gewissen beißt euch in eurer Lüsternheit: so wählt ihr die Wehmuth.

Dürres Gras und Steppe seid ihr mir: aber ich will laufende Feuer aus euch machen und Verkünder mit Flammenzungen.

Wie in ein Auge, schaue ich in dich, Leben!

Gold blitzt aus seinem Auge: ein goldener Kahn schwimmt darin auf dunklen Gewässern. Seht mir doch: es hebt und senkt sich der Tanz dieses Goldes!

Ihr seid geschickt und habt kluge Finger. Aber ihr versteht es nicht, eine Faust zu machen.

Erst wenn sich eure klugen Finger in eine Faust verkrochen haben, will ich an eure Kraft glauben.

Das Gewürm, mit dem ich kämpfe, das habe ich mir zum Drachen erst geschaffen: so jung und klein war es noch und so kämpfe ich den Kampf mit eurer Zukunft.

Aber, wenn ihr kämpfen und siegen wolltet, so müßte ich euch erst die Drachen von heute in Regenwürmer verwandeln!

Werkzeuge und Uhren seid ihr mir und nichts mehr: so will ich euch mit meinem Spotte aufziehn, und ihr sollt mir dabei schnurren!

Und lieber noch will ich auf Ochsenhäuten schlafen als auf dem Bette eurer Bequemlichkeit und Liebe.

Ihr seht nur meine Funken: aber ihr seht den Ambos nicht, der ich bin, ihr errathet nicht die Grausamkeit meines Hammers.

Nicht mit schlangenhaarigem Schrecken will ich euch zu Steinen und Stummen verwandeln: allein durch mein Schild „Schönheit“ schütze ich mich vor euch.

Hört ihr Schall und Gelächter dieses Schildes? Der Schönheit heiliges Gelächter ist es: an ihm sollt ihr mir stumm werden!

Ich weiß euch zu reiten: und wer sich gut aufs Pferd versteht, versteht sich wohl auch auf den Sattel.

Noch gleiche ich dem Hahn auf fremdem Gehöfte, nach dem die Hennen beißen.

Ein Brand und eine Gefahr will ich heißen allen trockenen Seelen: glühende Asche soll vor mir herstäuben.

Einsam bin ich wieder und verbannt. Durch meine Freunde bin ich verbannt in meine Einsamkeit und durch die, welche mich lieben. So will ich denn zu meinen Feinden reden.

Zu denen will ich reden, die mich hassen: ob ich sie vielleicht besser zu mir überrede als meine Freunde.

Und also gelüstet mich heute nach meinen Feinden, wie mich einst nach aller Wahrheit gelüstete. Wahrheit hieß ich einst Alles das, was mir weh und am wehsten that.

Alle Bosheiten meiner Seele will ich ausgießen gegen meine Freunde: ob ich so vielleicht meine Feinde zu dem verführe, was mich führt.
Auf eure Liebe? Ach, nun kommt's mir zurück, das gräßliche Wissen — wer war's, der mich in die Wildniß trieb und zum Wilde machte?
Umsonst! Umsonst! Ihr selber triebt ja den Wilden hinaus: zum Höhlenbär machte mich ja der Freunde Wille.
Ach, wer war's, der mich einsam machte und wild und zum Höhlenbär der Wildniß?
Ach, wer verbannte mich unter lieblose Steine und Unwetter

Riefen nicht Nein! drei Donner und drei schlagende Blitze zur Mitternacht?

Und wenn ich in mein Bilderbuch sehe, sollen Hund und Kind mir über die Achsel sehen.

Die Anmuth gehört zur Großmuth des Großgesinnten.

Den Büffeln gleich achte ich euch, nahe dem Sande, näher noch dem Gestrüpp, am nächsten aber dem Sumpfe.

Mit vielen kleinen Pulvern kann man den Muthigen zum Feigling kuriren.

An diesem Feinde sollst du still und mit schlafendem Schwerte vorübergehen. Hüte dich ihn anzugreifen! denn wer ihn angreift, der besudelt sich.

Die Krankheiten der Sonne erlebe ich, der Erdgeborene, als eigene Verfinsterung und der eigenen Seele Sündfluth.

Ich glaubte der Reichste zu sein und glaube es noch: aber Niemand nimmt von mir. Also leide ich am Wahnsinn des Gebenden.

Ich rühre nicht an ihre Seele: und bald werde ich nicht einmal mehr ihre Haut erreichen. Die letzte kleinste Kluft ist am schwersten zu überbrücken. That ich nicht euch am wehsten, als ich mir am liebsten that?

Meine Liebe und mein Heißhunger nach ihnen wächst mit meiner Verbannung, und selbst mein Wahnsinn von Liebe macht mich noch ihnen ferner und unverständlicher.

Aber ich bin ein Verbannter: sie haben die Augen von mir gewendet. Und ich rühre selbst nicht mehr an die Haut ihrer Seele.

Ach, und nun wächst mein Hunger nach ihnen, seit ich der Verbannte heiße: und dieser Wahnsinn von Liebe macht mich noch fremder und fürchterlicher.

Meine Redelust. Gegen die Schweigsamen.

Mit erhobener Brust und denen gleich, welche den Athem an sich halten: also seid ihr, ihr Erhabenen! schweigsam.

Schönheit heiße ich die Offenbarung des Guten für die Sinne: meines Guten! für meine — Sinne! Und was Geist war, wird jetzt mir nur gleichsam Geist!

Nun ist mir meine Hoffnung übersatt geworden: da hörte sie auf zu hoffen (nicht mehr gehöre ich zu den Hoffenden).

Zu weit hinein flog ich in die Zukunft, ein Grauen überfiel mich. Als ich endlich um mich sah, siehe, da war die Zeit mein einziger Zeitgenosse. So sehnte ich mich nach euch, den Gegenwärtigen.

Und auch wer für sich selber Gift bereiten will, muß Handschuhe von Glas anziehen.

Ich gab ihnen ihr Nichts zu fressen; da erstickten sie an ihrem Nichtse.

Ich hielt ihrer Häßlichkeit den Spiegel vor: da ertrugen sie ihren eigenen Anblick nicht: an dem bösen Blick ihres Auges kamen sie selber zu Schaden.

Ich that Buße für alle diese Ungerechtigkeit; ungerechter noch war mein Verehren als mein Verachten.

So blind ihr schon seid: größer fand ich in euren Augen den Willen zur Blindheit.

Ach, ich kenne die blauen Abend-Fernen eurer Falschheit: lieber noch als eure Lüge wahrlich ist mir die Lüge dessen, der um sein Lügen weiß!

Und schwerer noch als meinen Stolz würdet ihr meine Bescheidenheit ertragen, wenn sie einmal reden wollte.

Zwischen zwei Gefahren läuft mein schmaler Weg: eine Höhe ist meine Gefahr, die heißt „Über-Muth“, ein Abgrund ist meine Gefahr, die heißt „Mitleiden“.

„Wie will ich Athem holen und die Glieder strecken, wenn ich meine Last auf die letzte Höhe getragen haben werde!“ — so dachte oft der Held unterwegs. Aber als er oben war und die Last niederwarf, da that er nicht so — da bezwang er auch noch seine Müdigkeit: und hierbei lief ihm ein göttlicher Schauer über den Leib.

Allzugroß und -lang war die Spannung meiner Wolke: zwischen Blitz und Donner warf sie endlich Eis und Hagelschauer in die Tiefe: gewaltig hob sich da ihre Brust, gewaltig blies sie über die Berge ihren Sturm hin — so kam ihr Erleichterung.

Wahrlich, einem Sturm gleich kommt mein Glück und meine Freiheit: Aber ihr meint, der Böse selber rase über euren Häuptern!

Den Arm über das Haupt gelegt: so ruht der Held aus, so überwindet er noch sein Ausruhen.

Heute will ich meine Sklaven freigeben und selber ihr Diener und ihre Kurzweil sein: das Getränk der Freiheit soll ihnen zu Kopf und Herz steigen.

Ihr Gegenwärtigen, ihr liegt mir nun einmal im Vordergrunde: wenn ihr mir nicht Ruinen bedeuten wollt, wie wollte ich euch auf meinem Bilde ertragen! Und das Beste an euch ist mir euer Unkraut!

Die Feigen fallen vom Baume: sie sind süß und gut. Und indem sie fallen, reißt ihnen die rothe Haut. Ein Nordwind bin ich reifen Feigen.

Fürchtet ihr euch vor der Inbrunst der Töne, ihr Harfner und Dichter? Gespenster-Hauch und -Huschen ist mir all euer Harfen-Klingklang: mit dürren Händen rührt ihr in dürre Saiten, aber wann hättet ihr je ein Herz mitgerissen? — wenn es nicht das Erbarmen mit eurer Armut mitriß!

Daß ihr mir nicht des Weibes Bildniß verwischt und verwascht, ihr Zeitgemäßen!

Wie hoch ich wohne? Niemals noch — wenn ich stieg — zählte ich die Treppen bis zu mir: — doch soviel weiß ich von meiner Höhe: mein Dach und Fach beginnt da, wo alle Treppen aufhören.

— den man noch an den Haaren in den Himmel ziehen muß!

Gleich Mehlsäcken staubt ihr um euch, ihr Gelehrten, und unfreiwillig! Doch wer erriethe, daß euer Staub her vom Korne stammt und von der gelben Wonne der Sommerfelder?

Dem Helden ist das Schöne aller Dinge Schwerstes: gerade dem Helden ist das Schöne unerringbar und unerreichbar.

Ein wenig mehr, ein wenig weniger: dies gerade ist hier Viel, das gerade ist hier das Meiste.

Mit Donnerschlägen und himmlischen Feuerwerken muß man zu schlaffen und schlafenden Sinnen reden: aber der Schönheit Lichter reden leise, sie schleichen sich nur in die aufgewecktesten Seelen.

Von besserem Stoffe dünkt ihr euch, ihr Schwärmerischen? Aber ich sage euch, ihr versteht euch nur besser auf Kleider und Verkleidung, ihr wißt schlechten Stoff gut zu bemänteln!

Hier und da wird auch der Erbärmliche redlich: selten genug geschieht's! — Da soll man auf seine Stimme hören und in seinen Sumpf steigen.
Und auch ich setzte mich einst ins Schilfrohr und also hörte ich den Frosch der Erbärmlichkeit seine Bekenntnisse machen.

Und im Stolz über eine Handvoll Gerechtigkeit begeht ihr Frevel an allen Dingen und ertränkt die Welt mit den Wässern eurer Ungerechtigkeit.

Stundenlang stehen sie auf der Straße und sehen die Leute an, die vorübergehen: und Andere ihrer Art sitzen müßig auf ihren Stuben und sehen die Gedanken an, die an ihnen vorübergehen. Ich lache über diese Beschaulichen.

Sagt ihnen Nein und speit dabei aus: so werden sie schnell sich zu Boden werfen und eure Speichel lecken. Aber unter Bescheidenen wird jeder Priester frech: seine

Demüthigung nimmt Rache an allen Demüthigen. Niemand ist rachgieriger als die Demuth des Priesters.

Mit lässigen Muskeln und schön, wie es einem Gnadenreichen zukommt: und wahrlich: was ist Schönheit, wenn es nicht das Sichtbarwerden der Gnade ist?
Wenn die Übermacht gnädig wird und ihre Gnade herabkommt ins Sichtbare: Schönheit heiße ich solches Herabkommen.

Über dem trüben Meere eurer Seele ist nie die Sonne aufgegangen: und noch weniger kennt ihr ihre Seligkeit im Untergange.

Mein Mitleiden ist zum Mörder geworden: und als ich den Menschen am meisten liebte, habe ich den Menschen an’s Kreuz geschlagen.

Ärmer bin ich jetzt als irgend ein Mensch: der Becher ward leer. Meine Reichthümer sind dahin: nun wahrlich, Mensch bin ich selber wieder geworden.

Ich erlöste sie von ihren Erlösern. — Aber wie könnte es der Übermensch ertragen, die Menschen zu verstehen! So muß man die Menschen überreden, ihn zu schaffen und um seinetwillen zu Grunde zu gehen: daß er leben könne?

Die Gefahr des Übermenschen ist das Mitleiden. Hüten wir uns, ihm das Mitleiden mitzugeben! — Aber **meine Seligkeit** ist es jetzt, **unterzugehen**. (Aus der letzten Rede)

Mit ihren Tugenden wollen sie ihren Feinden die Augen auskratzen. Sie erheben sich, weil sie Andre erniedrigen wollen.

Ich will nur am Gewaltigen die Sanftmuth als seine Selbstüberwältigung, und lache des Schwächlings, der sich „gut“ glaubt, weil er lahme Tatzen hat.

Wann war je ein großer Mensch sein eigener Anhänger und Liebhaber? Trat er doch von sich selber beiseite, als er auf die Seite der Größe trat!

Eine Macht wohl will ich sein, aber kein grober Treiber und Dränger: aber wo ein Wind hin zieht, will ich in ihm mitziehn: und bin ich sonst unsichtbar, so will ich an den Masten einsamer Schiffender und Entdecker als Flamme sichtbar werden.

Der Säule gleich sollst du in die Höhe wachsen, zarter und schlanker, aber innerlich härter und mit angehaltnem Athem: also strebt die Säule aufwärts.

„So will ich gerne sterben! Und abermals sterben! Und leben, um also zu sterben!“ Und noch indem sie starb, lächelte sie: denn sie liebte Zarathustra.

Ein Gewitter murrte vom Himmel, unsichtbar noch.
Da erscholl ein Donner: und darauf kam eine Stille — wie mit furchtbaren Ringeln umwand und band uns diese Stille: die Welt stand still.

Dann verkündet das Weib das Kommen von Adler und Schlange. Das Zeichen. Allgemeine Flucht. Die Pest.

Sie zog den Arm Zarathustras an ihre Brust.

Und wiederum geschah das Athmen des Abgrundes: er stöhnte und brüllte sein Feuer herauf.

Hier ist der Tarantel Höhle: willst du sie sehn? So summe das Gesumme einer Fliege. Hier hängt ihr Netz: rühre daran, daß es erzittert.

Tanzen will ich dich lehren verzückte Tänze: denn du bist mir aller Menschen Schwermüthigster worden. Durch Wahnsinn will ich deinen Schwersinn heilen.

Er stellte ein nacktes Bild eines Gottes hin: also sehnt sich auch der Südlichste noch nach einem (zweiten) Süden.

Du bist mir eine Tarantel: und schwarz sitzt auf deinem Rücken der Tarantel Dreieck und Wahrzeichen. Beiße mir diese Oberflächlichen mit deinem giftigen Bisse, daß ihre Seelen mir erst Tiefe und Schwermuth und schwarzen Schorf erhalten.
An die Lehrer des Pessimismus.

[«]

13[2]

1 Act. Zarathustra unter Thieren. Die Höhle.

Das Kind mit dem Spiegel. (Es ist Zeit!)
Die verschiedenen Anfragen, sich steigernd. Zuletzt verführen ihn die Kinder mit Gesang.
2 Act. Die Stadt, Ausbruch der Pest. Aufzug Zarathustra's, Heilung des Weibes. Frühling.
3 Act. Mittag und Ewigkeit.
4 Act. Die Schiffer.
Scene am Vulkan, Zarathustra unter Kindern sterbend.
Todtenfeier.

Vorzeichen.

zu 3.) Zarathustra sah und hörte nichts, er war entzückt.

Dann schrittweise zurück in das furchtbarste Wissen. Die Empörung der Jünger, Fortgehen der Liebsten, Zarathustra sucht sie zu halten. Die Schlange züngelt nach ihm. Er widerruft, Übermaß des Mitleidens, der Adler flieht. Jetzt die Scene des Weibes, an dem wieder die Pest ausbricht. Aus Mitleid tödtet er. Er umarmt den Leichnam.

Darauf das Schiff und die Erscheinung am Vulkan. „Zarathustra geht zur Hölle? Oder will er nun die Unterwelt erlösen?“ — So verbreitet sich das Gerücht, er sei auch der Böse.

Letzte Scene am Vulkan. Volle Seligkeit. Vergessen. Vision des Weibes (oder des Kindes mit dem Spiegel) Die Jünger schauen in das tiefe Grab. (Oder Zarathustra unter **Kindern** an Tempelresten.)

Die größte aller Todtenfeiern macht den Schluß. Goldener Sarg in den Vulkan gestürzt.

[«]

13[3]

Setzt einen Heiligen auf ein Schiff: das Meer selber wird vor ihm flüchten und brüllen vor Furcht. Also bringt der Ruhigste der Menschen den Sturm: und wer Wind war und Welle, wird mit eiligen Füßen vor mir davonlaufen.

Wohl bin ich ein Wald und eine Nacht von Cypressen: aber wer sich vor meinem Dunkel nicht scheut, der findet auch Rosenhänge unter meinen Cypressen.

Helle Augen will ich euch geben und Grausen vor dem Wirklichen: so sollt ihr lernen mir nachzuschweben in ferne Zukünfte.

Und zürnt mir nicht, wenn ich diesen kleinen Gott ein wenig peitsche: er schlief mir hier am Brunnen ein, der Tagedieb; er haschte wohl zu viel nach Schmetterlingen?

„Wohl brach ich die Ehe: aber zuerst brach mich die Ehe“ sagte das Weib.

„Nun wurde ich zum See mit weißen Rosen: die Winde der Höhe spielen mit mir und lachen gleich Kindern. Was vergaß ich nicht! Wer vergaß mich nicht! Und oft noch vergesse ich sogar meine Vergessenheit.“ Zarathustra unter Kindern.

Der ferne Fels wirft mir mein Wort zurück und spottet also meines Vergessens — schon vergaß ich’s ja, was ich etwa in die Ferne rief. Ach, was vergaß ich nicht!

„Er war schon in der Unterwelt?“ —

„Gewißlich war er das: war er doch unter uns! Der Mensch, der Mensch allein ist die Unterwelt!“

„Zarathustra ist todt? Ihr wißt nicht, was ihr sagt! Sehen wir ihn nicht schreiten! Wahrlich, er will noch die Unterwelt erlösen und ans Licht bringen.“ — „Er geht zur Hölle, der Teufel holt ihn!“ „Glaubt mir es auf mein Wort, der Teufel holt ihn nicht — wie vermöchte er das!, aber er holt sich noch den Teufel!“ — Die Schiffer. Schluß.

„In eine Grube von Schnee warf ich meinen Geist.“

Und wenn dir nicht die Sterne vom Himmel fallen wollen, so wirf deine Sterne nach dem Himmel: das sei deine ganze Bosheit.

„Ich rede: denn ich sah. Nun muß ich ganz Mund sein: denn jüngst war ich ganz Auge und Unschuld des Spiegels“ So spricht der Künstler.

„Du weißt es doch, Pana mein Kind, mein Sternlein, mein Goldohr — du weißt es doch, daß auch ich dich lieb habe?“

Die Liebe zu mir hat dich überredet, ich sehe es: aber noch verstehe ich den Willen deiner Liebe nicht, Pana! —

Als er aber seine Schlange gegen sich züngeln sah, da verwandelte sich langsam, langsam sein Gesicht: widerwillig sprang ihm das Thor der Erkenntniß auf: wie ein Blitz flog es hinein in die Tiefen seines Auges und wieder wie ein Blitz: es fehlte noch ein Augenblick, und er hätte gewußt — — Als das Weib diese Verwandlung sah, schrie es auf wie aus der höchsten Noth. „Stirb Zarathustra" —

Mit seiner Linken drängte er den Adler zurück, der gegen ihn mit dem Ungestüm seiner Flügel schlug: er schrie, wie einer der zur Flucht räth; gern hätte er ihn davon getragen. Zu seiner Rechten auf dem Tische der Felsplatte

Wer nur Zuschauer des Lebens sein will, der mag sich hüten, dort zu sitzen, wo die Sonne auf die Stufen brennt: es sei denn, daß er blind werden wolle.

„Und was soll ich mit deinem Messer thun, Pana? Soll ich die gelben Trauben vom Weinstock schneiden? Siehe, welche Fülle um mich ist!"

Und auch die Nächte soll er euch nicht untergehen, sondern blutroth, gleich einer Mitternachtsonne, am Horizonte bleiben.

Menschen, die sich verbergen wollten und sich des reinen Himmels zu schämen hatten, schufen sich diese süß duftenden Höhlen.

Und erst wenn Gras und rother Mohn auf den Mauern wuchert und der Himmel durch zerbrochne Decken blickt, will ich diesen Stätten eures Gottes mein Herz zuwenden.

Wie hätte ich es ertragen, wenn ich nicht den Übermenschen mehr liebte als euch!

Wozu gab ich euch doch den hundertfältigen Spiegel? Und die ewigen Blicke?

Ich überwand auch die Liebe zu euch mit der Liebe zum Übermenschen.

Und wie ich euch ertrage, so müßt ihr euch selber ertragen, aus Liebe zum Übermenschen.

Ihr seid mir der Stein, in dem das erhabenste aller Bildwerke schläft: es giebt keinen anderen Stein.

Und wie mein Hammer nach euch schlägt, so sollt ihr mir selber nach euch schlagen! Der Hammerruf soll das schlafende Bild aufwecken!

Und wenn ich auf mein wildestes Roß steigen will, so hilft mir mein Speer am besten hinauf: der ist meines Fußes bereitester Diener.

Die beste Maske, die wir tragen, ist unser eigenes Gesicht.

Gräberstraßen: dorthin zu führen, wo es am schönsten heitersten und hellsten ist. Nicht an düstre Orte.

Und wenn ich meiner eignen Schönheit den Spiegel vorhalte, schaudert meine Seele vor göttlichen Begierden: und Anbetung ist noch in meiner Eitelkeit.

Und Könige sollen noch den Esel meiner Weisheit führen.

Und als ich im Schlafe lag, da fraß ein Schaf an dem Epheukranze meines Hauptes!

Indem ich emporstrebte wider meine Last, verjüngte ich mich: und gerade als ich härter wurde in mir, lernte ich auch noch die Anmuth.

Erfinderisch in kleinen Schlauheiten und lüstern nach solchen, deren Klugheit auf lahmen Füßen geht: so stehen und warten sie vor ihrem Krame, diese Krämer!

Wehe allen Liebenden, die nicht auch eine Höhe haben, welche auch über Liebe und Mitleiden ist.

Auf Asche schreit' ich empor den Aschenberg, gen Abend: lang und länger wird mein Schatten.

Im veilchenblauen Meere zur Tiefe liegt ein Kahn: sein Schiffer starrt nach mir hinauf die Hand am Auge.

Jetzt fährt zur Hölle Zarathustra — so sagt der Fährmann schaudernd und schlägt sein Kreuz.

Laß mir das Kreuz, du irrtest! Noch holt mich nicht der Teufel, Fährmann! vielleicht daß ich mir den Teufel hole!

Zum mindesten soll sein Höllenhund mir Rede stehen: eine Antwort will ich aus dem Abgrunde seines Rachens.

Feuer und Asche soll er herauf mir stöhnen und brüllen: so mag ich's gerne, daß mir Unthiere antworten.

Wenige verstehen es, vornehm zu bleiben auch in der Verehrung: und lieber noch sehe ich den Schamlosen und seine Unschuld als die verrenkten Augen eurer Andacht und Huldigung!

Nun steht nur noch die kleinste Kluft zwischen mir und dir: aber wehe! Wer schlug je eine Brücke über die kleinsten Klüfte?

Deine Knie beten an und deine Hände sind Lobpreisung: aber dein Herz weiß nichts davon.

In die Höhe warf ich mich einst mit gebenden Händen: aber als ich niederfiel, fiengen drei Lanzen mich auf — also gieng ich als Opfer meinen Weg zur Erde aus der Höhe.

in den Unterkiefer des Wolfs setzte ich meinen Fuß: so riß ich ihm den Rachen auf.

lachend sterben die Könige des Nordens —

ein Band gewoben aus dem Barthaar einer Jungfrau und dem Schalle eines Katzentritts —

Wer hält mir die Schale vor das Antlitz, daß das Gift der Natter hinein träufe?

Ich will nicht, daß aus der Weisheit ein Kranken- und Armenhaus für schlechte Dichter werde.

Als ob es nur Einen Steg zur Zukunft gäbe: gleich Schafen drängen sie sich über ihren Steg.

„der Erkennende zum Schaffenden gemacht“!

Und was schiert es euch, wenn sich mein Strom in Irrnisse wirft und unwegsame Schluchten: denn wie sollte ein Strom nicht zum Meere den Weg finden?

Wohl fand ich in mir einen See: ein Einsiedler ist der und ein Selbstgenügsamer: in den warf sich mein Strom der Liebe: und nun reißt er den See mit sich fort zum Meere!

„Wir haben gar keine Meinung, wenn man uns nicht eine Meinung giebt: und man giebt sie uns.

Wir haben gar keine Stärke, wenn man uns nicht stark wähnt: und Jedermann wähnt uns stark“ — die Erbärmlichen Gegenwärtigen.

Ich ertrage und trage euch, noch fand ich euch immer leichtgewichtig. Und selbst wenn ich unter meiner eigenen Last keuche, beladen mit mir selber, was thut es, daß ihr Käfer und Flügelwürmer euch noch auf mein Bündel setzt!

gegen die „Moral“

Und als ich statt des reinen „ich will“ aus plumpen Mäulern mir „du sollst“ entgegenrufen hörte, da begann meine Gefahr: ich haßte mein reines „ich will“ aus plumpen Mäulern —

Ich vernichtete euer Gut und Böse, ich zerriß diese Stricke: so allein lernte ich die Liebe zu meinem Guten.

Schwarz und schwärzend ist die Kunst aller Taranteln: Taranteln aber heiße ich die Schwarzkünstler des Geistes, welche die Lehrer „der schlechtesten Welt“ heißen.

Wenn es Götter gäbe, wie hielt ich’s aus, kein Gott zu sein? Aber es giebt keine Götter.

Seine Seele jauchzt im Verborgenen darob, daß Rache noch in aller Gerechtigkeit geübt wird: und die meine darob, daß noch in aller Rache ein Funken vom Ambos der Gerechtigkeit abspringt.

In große Worte seid ihr verliebt wie in bunte Bälge: und auf Teppichen von Lügen versteht euer Fuß sich ein Fest zu machen, ihr Weichlinge! (Idealisten)

Ihr Mitleidigen, wenn ihr euch von der Höhe zu den Menschen herabwerft, was darf euch an gebrochnen Gliedmaßen gelegen sein!

Aber es schwieg: furchtbar und doppelt schwieg es. Ach, ihr kennt sie nicht, die doppelte Stille, die herzzerschnürende.

Alpa! schrie ich. Die Furcht und Sehnsucht schrie aus mir: eine Stimme wollte ich wieder hören

Eine Stimme von Menschen her, wie sie ein Wind oder ein Vogel davon trägt.

Starker Wille? Das ist viel, doch nicht genug. Einen langen starken Willen brauche ich, ein herzenshartes ewiges Entschlossensein.

Wie dies Lachen mir die Fenster brach! Wie es mir die Eingeweide zerriß und das Herz aufschlitzte!

Das ist dein Unverzeihlichstes: du hast die Macht, und du willst nicht herrschen.

Siehst du denn nicht, wessen sie alle am meisten bedürfen? Das ist der, welcher befehlen kann.

Sie wollen Alle die Last nicht tragen des Unbefohlenen, aber das Schwerste leisten sie, wenn du ihnen befiehlst.

Selten ist der Wille, der Ungeheures fordert: leichter findest du den, welcher es thut.

Euch treibt noch kein starker Wind und Wille: zu steif steht ihr mir noch da und zu geraden Rückens.

Ach, daß ihr erst gerundet und gebläht über das Meer giengt, dem Segel gleich, und zitternd vor dem Ungestüm und Athem eines Willens!

Nun ist alle Luft erhitzt, Brand ist der Athem der Erde. Nun geht ihr Alle nackend, ihr Guten und Bösen! So hat der Erkennende sein Fest.

Ja, das ist die Welt ohne Kleider. Was hat die Erde beben gemacht? Sind es nicht die stillsten Worte eines Heiligen?

Kalt strömt jede tiefe Erkenntniß, eiskalt sind die innersten Brunnen: und also ist es Labsal allen heißen Händen und Handelnden.

Ich liebe das Brausen des schlechten Rufs: wie das Schiff den Widerspruch der Welle gern hört, durch den sein Kiel sich bricht. Leichter ist mir mein Weg, wenn um mich der Widerstand schäumt.

Aber wie ich von euch aufwachte und zu mir kam, so heiße ich auch euch wach zu werden und von euch aufzuwachen.

Und warum wolltet ihr nicht, auch — meine Brüder — „zu mir kommen?“

Nahe dem Quelle mit bescheidener Hand: so füllt er sie dir am leichtesten.

Erlöser? Binder waret ihr und Bändiger: das soll man euch zu Ehren sagen.

Heut bin ich Menschen-müde, heut sollen mir die Thiere lieb sein. Und händevoll Liebe habe ich heute an sie wegzuwerfen.

Ach, daß ich ein Säemann und Gärtner unter Thieren sein könnte! Wohl fände ich da noch Erdreich, auf dem Stolzeres wüchse als das Wesen, deß ich müde wurde.

Rede dein Wort nur! Zerbrich an ihm! Was liegt an dir und deiner Bescheidenheit!

Unberedbar ist meine Bescheidenheit.

Ihr wolltet beweisen, daß euer Großvater Recht hatte und daß die Wahrheit immer bei den Großvätern war.

Mehr Volk ist nämlich der Großvater stets als irgend ein Enkel.

Ihr blickt zurück, auch wenn ihr vorwärts geht: und oft muß man euch wider den Leib rennen.

Gern wohl baut ihr an der Stadt der Zukunft: aber dazu bestellt ihr die Grabmäler und Würden vergangener Welten.

[«]

13[4]

„Tödte ihn, wenn du die Macht dazu hast“ — rief Zarathustra auf eine furchtbare Weise abermals; und sein Blick durchbohrte die Gedanken des Königs.

Ich erkenne Zarathustra, sagte der König mit Lächeln: wer verstünde wohl gleich Zarathustra auf eine stolze Weise sich zu erniedrigen? Aber das, was du aufhobst, war ein Todesurtheil.

— und <er> las langsam daraus und mit halber Stimme, wie als ob er mit sich allein sei: des Todes schuldig — Zarathustra, des Volks Verführer.

— trat er nachsinnend einige Schritte zurück, bis hinein in die Nische des Fensters; er sprach kein Wort und sah auch Zarathustra nicht an. Endlich wendete er sich zum Fenster.

Du hast es gesagt, König: das Bild, das vor dem Volke hergeht, das Bild, an dem sie Alle zu Bildnern werden: das Bild soll dem Volke der König sein!

Es ist nicht mehr die Zeit für Könige: die Völker sind es nicht mehr werth, Könige zu haben.

Vernichten, vernichten sollst du, oh König, die Menschen, vor denen kein Bild herläuft: das sind aller Menschheit schlimmste Feinde!

Zertritt das Gewürm, das den Schaffenden —

Und sind die Könige selber solche, so vernichte oh König, die Könige, so du es vermagst!

Meine Richter und Fürsprecher des Rechts sind überein gekommen, einen schädlichen Menschen zu vernichten; sie fragen mich, ob ich dem Rechte seinen Lauf lassen wolle oder der Gnade vor dem Rechte.

Was ist das Schwerere zu wählen für einen König, die Gnade oder das Recht?

Das Recht, antwortete der König; denn er war milden Sinns.

So wähle das Recht und laß die Gnade den Gewaltmenschen, als ihre eigene Überwältigung!

Als er aber zum Fenster hinausblickte, da sahe er etwas, darob die Farbe seines Angesichtes sich verwandelte.

Zarathustra, sagte er mit der Höflichkeit eines Königs, vergieb, daß ich dir nicht gleich antwortete. Du gabst mir einen Rath: und wahrhaftig, ich hörte gern schon auf ihn! — Aber er kommt zu spät! — Mit diesen Worten zerriß er das Pergament und warf es auf den Boden. Schweigend giengen sie voneinander.

Was der König aber von seinem Fenster aus gesehen hatte, das war das Volk: das Volk wartete auf Zarathustra.

[«]

13[5]

Nicht um das Recht kämpft ihr Alle, ihr Gerechten, sondern darum, daß eure Bild<er> vom Menschen siegen.

Und daß an meinem Bild vom Übermenschen alle eure Bilder vom Menschen zerbrechen: siehe, das ist Zarathustra's Wille zum Rechte.

[«]

13[6]

An die Lehrer der Gleichheit.

Ihr wollt nichts davon hören, daß Einer über euren Köpfen wandelt. Und so legt ihr Holz und Erde und Unrath zwischen ihn und eure Köpfe.

Also dämpft ihr die Rede meiner Schritte.

Aller Menschen Fehl und Schwäche legt ihr zwischen mich und euch: Fehlboden heißt ihr das in euren Häusern

Aber trotzdem wandle ich mit meinen Gedanken über euren Köpfen: und selbst wenn ich auf meinen eignen Fehlern wandeln wollte, würde ich noch über euch sein und euren Köpfen.

Denn die Menschen sind nicht gleich — so spricht die Gerechtigkeit. Und was ich will, dürftet ihr nicht wollen.

Mit ihren Tugenden wollen sie ihren Feinden die Augen auskratzen: sie erheben sich, weil sie Andere erniedrigen wollen.

„Jetzt bin ich gerecht“ „jetzt bin ich gerächt“ — das klingt gleich und klingt oft nicht nur gleich!

Seine schlimmen Eigenschaften lassen es ihn entgelten, wenn sie sich haben von der Tugend überwinden lassen

In jeder seiner Klagen ist Rache.

Ich will alle eure Heimlichkeiten ans Licht bringen: darum lache ich euch ins Angesicht mein Gelächter der Höhe.

Mein süßestes Wort soll euch zum Sauerteig werden: ihr sollt mir gähren von Rache.

Und erst wenn ihr übergegangen über den Topf und aufgegangen seid in eurer Bosheit, will ich euch schmecken und schmackhaft finden.

[«]

13[7]

Die Götzen-Bildner.

Wenn euer Haß und eure Eifersucht einmal faul werden und ihre Glieder strecken: dann erst wird eure Gerechtigkeit munter und reibt sich die verschlafnen Augen.

Niesen sollt ihr mir ob meines Getränks: mein schäumender Wein soll eure Nase kitzeln und wollüstig machen.

Das Gelächter zu heiligen und wie ein buntes Gezelt über die Welt zu ziehn —

und wenn ich euch schwärzere Nächte schaffen mußte, so brachte ich euch auch neue Sterne und neue Nachtherrlichkeiten.

Dem Rüssel gleich des Ebers soll mein Wort den Grund eurer Seelen aufwühlen: Pflugschaar will ich heißen.

So blind ihr schon seid: größer fand ich in euren Augen ihren Willen zur Blindheit.

Ach, ich kenne die blauen Fernen eurer Falschheit: und lieber als eure Lüge ist mir noch die Lüge dessen, der um sein Lügen weiß.

Schon dort, wo eure Redlichkeit aufhört, sieht euer Auge nichts mehr.

Die beste Maske, die wir tragen, ist unser eigen Gesicht.

Was ist es damit, daß sie die Götter nackt bildeten? — So sehnt sich der Südlichste noch nach neuen Süden.

[«]

13[8]

Die Büßer des Geistes.

Bist du ein Stern? So mußt du auch wandern wollen und ohne Heimat sein, du Unstäter!

Nun steht er da, so mager in den Rippen, daß er sich über sich selber wundert.

Und also spricht er: „Hat wohl da ein Gott, als ich schlief, mir heimlich Etwas entwendet?

Wahrlich, genug entwendete er mir, sich ein Weibchen daraus zu bilden. Wundersam ist die Armut meiner Rippen.“

Die Gerechtigkeit trat vor mich hin: da zerbrach ich meine Götzen und schämte mich.

Einer Buße unterwarf ich mich: ich zwang mein Auge dorthin zu sehen, wohin es ungern sah — und Liebe dorthin zu tragen.

Und wer für sich gelber Gift bereiten will, muß Handschuhe von Glas anziehn.

Ungerechter noch war mein Verehren als mein Verachten.

Die Feigen fallen von den Bäumen: sie sind gut und süß. Und indem sie fallen, reißt ihnen die rothe Haut. Ein Nordwind bin ich reifen Feigen.

Und im Stolz über eine Handvoll Gerechtigkeit begingt ihr Frevel an allen Dingen, und ertränktet die Welt mit den Wässern eurer Ungerechtigkeit.

Und was mir Geist einst hieß, ist mir nur noch gleichsam Geist.

Man kann im Meere vor Durst verschmachten und ebenso inmitten allzugesalzener Wahrheiten.

Wer zu weit geht, legt sich zuletzt sogar auf Schnee schlafen — aus Müdigkeit.

Gewissensbisse erziehn zum Beißen.

Mitunter siegt wirklich die Wahrheit: irgend ein Irrthum hat für sie gekämpft.

Der Mensch ist das Thier mit rothen Backen: der Mensch ist das Thier, welches sich zu oft hat schämen müssen.

Lüstlinge giebt es des Geistes: es giebt auch Büßer des Geistes.

[«]

13[9]

Der kürzeste Sommer.

Zu heftig strömte bisher mein Quell: er leerte immer zugleich den Becher, dadurch daß er ihn füllen wollte.

Dies Alles ist noch April und Mai und Juni: und wie ich bin, nahe dem Schnee, nahe den Adlern, nahe dem Tode werde ich einen Sommer haben, kurz, heiß, schwermüthig und überselig.

Ach über die zögernde Trübsal meines Frühlings! Ach über die Bosheit meiner Schneeflocken im Juni!

Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden.

Wenn ich dunkel wäre und nächtig, wie wollte ich nach Licht dürsten und Licht trinken!

Ich würde euch segnen, ihr kleinen Funkelsterne und Lichtwürmer und hinunterschlucken.

Aber nun bin ich ganz vom Licht umgürtet und verschwende es um mich: ach, ich kenne die Lust des Nehmens nicht.

Und oft sagte ich mir „Stehlen ist wohl noch seliger als nehmen?“ — so redete ich aus großer Ferne.

[«]

13[10]

Wo ich Leben sah, fand ich Willen zur Macht: und auch noch im Willen des Dienenden fand ich Willen zur Macht.

Man unterwirft sich dem Großen, um über Kleine Herr zu sein: diese Lust überredet uns zur Unterwerfung.

Was nicht ist, das kann nicht wollen! Was aber Dasein hat — wie könnte dies noch — „zum Dasein wollen!“

Ihr meint, die Dinge zu kennen und alle Dinge: so setzt ihr Werthe an und Gütertafeln. Dies ist der Aberglaube aller Schätzenden

Ihr seid mir nur ein Fluß, auf dem ein Nachen weiterschwimmt: im Nachen aber sitzen die vermummten Werthschätzungen, die feierlichen.

So beginnt die ehrliche Wissenschaft: sie fragt: was ist? und nicht: was ist es werth?

Was für den Menschen da ist, so daß der Mensch erhalten bleibt: das ist unsre Grenze.

Auch dein Ideal ist noch nicht deine Grenze: weiter reicht deine Kraft als die Sehnsucht deines Auges.

Die Sonne gieng lange schon hinunter, die Wiese ist feucht, von den Wäldern her kommt Kühle: ein Unbekanntes ist um mich und blickt nachdenklich auf mich hin. Wie, du lebst noch! Warum lebst du noch?

Was uns von innen her bewegt, das staunen wir an, als unbegreiflich: nun erfinden wir Ton und Wort dafür — und nun meinen wir, auch, es sei begreiflich worden. Dieser Aberglaube ist in Allem, was tönt: der Wahn des Ohres.

Wille zur Wahrheit? Oh meine weisesten Brüder, das ist ein Wille zur Denkbarkeit der Welt!

Sichtbar werden soll auch die Welt im Kleinsten noch: dann meint ihr zu begreifen: das ist die Thorheit des Auges.

Reden wir davon: ob es gleich schlimm ist; davon schweigen ist fürchterlich!

Andere Meere sah ich, unglaubwürdig schien mir ihr Blau, eine Schminke schien es mir auf zottigen Häuten: grau und gräßlich floß das Blut darunter. Aber hier ist das Blut des Meeres — blau.

Nichts ist kostspieliger als ein falscher Wahn über Gut und Böse!

„Der gute Mensch ist unmöglich: im Leben selber ist Ungüte Wahn und Ungerechtigkeit. Und dies wäre der letzte Wille zur Güte, alles Leben zu verneinen!“

Mit eurem Gut und Böse habt ihr euch das Leben verleidet, euren Willen müde gemacht; und euer Schätzen selber war das Zeichen des absteigenden Willens, der zum Tode sich sehnt.

[«]

13[11]

Der Weg durch viele Seelen.

Ich komme daher wie ein starker Wind: und diesen Rath rathe ich meinen Feinden: hütet euch gegen den Wind — zu spein!

Durch hundert Seelen ging ich meinen Weg, manchen Abschied nahm ich schon, ich kenne die herzbrechenden letzten Stunden.

So aber will es mein Schicksal. Oder daß ich euch redlich rede: solch Schicksal will — mein Wille!

Wer ein Finder seiner selber werden will, muß lange als ein Verlorener gelten.

Wann war je ein großer Mensch sein eigner Anhänger und Liebhaber? trat er doch eben von sich bei Seite, als er auf die Seite — der Größe trat!

In dunkle Gewitter will ich verschwinden: und für den letzten Augenblick will ich Mensch zugleich und Blitz sein!

Wohl zog ich den Schluß: nun zieht er mich.

Vorüber rauschte die Welle: das Kind weint, weil sie sein Spielzeug mit in die Tiefe riß.

Aber dieselbe Welle schüttet ihm hundert neue Spielwerke aus im weichen Sande. Also weint mir nicht ob meinem Vorübergehen!

Und ewig, gleich des Ringes Durst, ist auch mein Durst nach mir: sich wieder zu erreichen, ringt und dreht sich jeder Ring.

Herrisch kam das Erlebniß: aber mein Wille sprach: da lag es schon bittend auf den Knien.

Manchen Abschied nahm ich schon, aber ich warf nicht die Thüre zu: so hörten eure stumpfen Ohren nichts davon.

[«]

13[12]

Von den Freisprechenden.

Daß ein Blitz in eure Speisen schlüge und eure Mäuler eine Zeitlang Feuer fressen müßten!

Einen Fisch wolltet ihr fangen, und warft euer Netz ins Meer. Aber da zogt ihr eines alten Gottes Kopf herauf.

Also gab euch den Hungrigen das Meer einen Stein: da ließt ihr davon.

Da liegt immer die Göttin: träge und tückisch schleicht die Welle um ihre weißen Brüste.

Halb begrub sie der Sand und halb die Eifersucht der Welle.

Eure Sprüche und kleine Wahrheiten wuchsen wohl in der Nähe der Sümpfe? Immer doch höre ich aus ihnen einen Frosch quacken!

Ihr seid geschickt und habt kluge Finger: aber ihr versteht es nicht, eine Faust zu machen.

Erst wenn sich eure klugen Finger in eure Faust verkrochen haben, will ich an eure Kraft glauben.

Werkzeuge und Uhren seid ihr mir und nicht mehr! So will ich euch mit meinem Spotte aufziehn und ihr sollt mir dabei schnurren.

„So war es immer! So wird es immer sein!“

Und lieber noch will ich auf Ochsenhäuten schlafen als auf den Betten eurer Bequemlichkeit.

Man weiß von Jedermann Etwas zuviel.

[«]

13[13]

Gegen die Mittler.

Allem Reinlichen bin ich hold: wie könnte ich euch Versöhnern hold sein!

All ihr Mittler und Mischer, ihr Halb- und Halben, ihr hochgespannten Versöhner — ihr seid nicht reinlich!

Wie sich göttlich hier die Gewölbe und Bogen brechen, im Ringkampfe: wie mit Licht und Schatten sie wider einander spielen, die göttlich Spielenden:

Also sicher und schön laßt uns auch Feinde sein, meine Freunde! Göttlich — wollen wir wider einander spielen!

Ihr Verdunkeler, ihr fragt, was aus euch wird, wenn ihr die Wahrheit sagt —

aber die Wahrheit soll die Welt zerbrechen, damit die Welt gebaut werde!

Man soll sein Herz erziehen: dadurch daß man es bezwingt.

Wer sein Herz gehen läßt, dem geht bald der Kopf durch.

Es ist vornehm, sich seiner besten Dinge zu schämen, weil wir sie allein haben.

„Ich ärgere mich: denn du hast Unrecht“ — so denkt der Liebende.

Ich liebe das Leben: ich verachte den Menschen. Aber um des Lebens willen will ich ihn vernichten.

[«]

13[14]

Gesellen und Gesellschaften.

Euch, ihr Gegenwärtigen, nehme ich nicht zu ernst: dünn und durchsichtig seid ihr mir!

Zerrissene Schleier, durch welche die Zukunft blickt; halboffene Thüren, an denen Todtengräber warten!

Und wie wollte ich unter euch leben, wenn ich nicht schaute, was vor euch ist!

Nöthig fand ich euch nicht, nicht einmal überflüssig dünkt ihr mir: wenig ist an euch — zum Überfließen!

Ihr rauscht gegen mich auf, denn ich schlage euch mit meinem Ruder: und doch müßt ihr meinen Nachen in die Unsterblichkeit tragen.

Und manches Weib sprach zu mir: „Wohl brach ich die Ehe: aber zuerst brach mich die Ehe.“

Und wenn ich euch von Grund aus lieben soll, so müßt ihr mein Kind oder Werk sein.

Wer uns nicht fruchtbar macht, wird uns sicher gleichgültig.

Man handelt wohl für seinen Nächsten, aber man schafft nicht für ihn.

Zu stolz und scheu ist noch dein Wille! wenn du gut fahren willst, so spanne dir ein Eselein vor die Rosse deines Willens!

Bienenstöcke werden sie bauen gleich Thürmen von Babel

[«]

13[15]

Neue Lebensweisen.

Was sind mir eure Vater- und Mutterländer? Ich liebe allein meiner Kinder Land, das unentdeckte, nach dem ich meine Segel übers Meer laufen und suchen heiße.

An meinen Kindern will ich gut machen, daß ich meiner Väter Kind bin: und also die Vergangen<heit> erlösen.

Wunsch sein von Grund aus und ein Vogel nach fernen Küsten: das ist mir Glück.

Ob die Wahrheit euch oder mir nützt oder schadet — was gehts mich an! Laßt uns Menschen schaffen, denen die Wahrheit nützt!

[«]

13[16]

Von den Schauspielern.

Ist nicht das Meer der Pfau der Pfauen? Noch vor dem häßlichsten aller Büffel rollt es seinen Schweif hin, nimmer wird es seines Spitzenfächers von Silber und Seide müde.

Trutzig blickt der Büffel dazu, dem Sande nahe in seiner Seele, näher noch dem Dickicht, am nächsten aber dem Sumpfe: was ist ihm Schönheit und Meer und Pfauen-Zierath!

Dieses Gleichniß gebe ich euch den Schauspielern. Wahrlich, euer Geist selber ist der Pfau der Pfauen und ein Meer von Eitelkeit.

Zuschauer will euer Geist: solltens auch Büffel sein!

Ihr spielt: und wollt, daß euren Spielen zugeschaut werde — euch Alle heiße ich Schauspieler.

Ob ihr euch selber als Dichter preist oder als Tänzer, ob ihr des Volkes Stimme euch nennt und die Diener der gemeinen Wohlfahrt:

Ob ihr lehrt oder malt oder tönt oder das Spiel „Schwarz auf Weiß“ spielt, das armselige:

Eine Satzung und Gier spricht aus all eurem Thun: „ich will mir einen Namen machen! — so spricht sie.

Der Glaube macht selig — so sagt ihr Alle — zumal der Glaube an uns!

Ich horchte auf Wiederhall, aber ich hörte nur Lob.

Ich wollte sie bauen und aufbauen — aber das Gesindel will gerade umgeworfen werden!

Viel von sich reden ist auch ein Mittel sich zu verbergen.

[«]

13[17]

Von den Taranteln.

Hier ist der Tarantel Höhle: willst du sie sehn? So summe das Gesumm einer Fliege.

Hier hängt ihr Netz: rühre daran, daß es erzittert.

Du bist mir eine Tarantel: und schwarz sitzt auf deinem Rücken dein Dreieck und Wahrzeichen.

Beiße mir diese Oberflächlichen mit deinem giftigsten Bisse, daß ihre Seele erst Tiefe und Schwermuth und schwarzen Schorf erhalte.

Zu weit hinein flog ich in die Zukunft, ein Grauen überfiel mich.

Und als ich um mich sah, siehe, da war die Zeit mein einziger Zeitgenoß. Da sehnte ich mich nach euch, den Gegenwärtigen!

Schwarz und schwärzend ist die Kunst aller Taranteln: also heiße ich die Schwarzkünstler des Geistes, welche die Lehrer „der schlechtesten Welt“ sind.

Willst du alles Gerade dir krumm machen? So denke, die Zeit sei hinweg und die Vergangenheit sei eine Lüge.

Dies zu denken ist der schlimmste Wahnsinn, und Tarantel-Gift. Ein Wirbel wird es selbst deinem Gebein sein und ein Erbrechen deinem Magen.

[«]

13[18]

Von den Dichtern.

Das Unvergängliche — das ist nur ein Gleichniß; und die Dichter lügen zuviel.

Sie wissen auch zu wenig und sind schlechte Lerner: so müssen sie schön lügen.

Und am liebsten sind ihnen Wolken: darauf setzen sie ihre bunten Bälge und heißen sie Götter.

Und wenn sie im Grase liegen unter Bäumen, und ihnen zärtliche Regungen kommen: so meinen sie immer, die Natur selber sei in sie verliebt.

Und sie komme, ihnen Heimliches zu sagen und Schmeichelreden; ja die Dichter blähen und brüsten sich ob solcher Vertraulichkeit vor allen Sterblichen.

Er sinkt und seine Teufel ziehn ihn: aber je mehr er sinkt, um so glühender leuchtet sein Auge und die Begierde zu seinen Göttern.

Ich weiß euch zu reiten und neue Sättel aufzulegen. Und wer sich auf das Pferd versteht, versteht sich wohl auch auf den Sattel.

Ihr Harfner und Dichter, was wußtet ihr bisher von der Inbrunst der Töne!

Gespenster-Hauch und -Huschen ist mir all euer Harfen-kling-klang: mit dürren Händen rißt ihr in dürre Saiten!

Und wenn euch nicht die Sterne vom Himmel fallen wollen, so werft eure Sterne an den Himmel: und das sei eure ganze Bosheit!

Wir loben nur, was nach unserem Geschmack ist: d.h. wir loben, wenn wir loben, immer unseren Geschmack: was doch wider allen guten Geschmack ist!

Sie meinten kühn zu sein, wenn sie sagten: „es ist nichts mit allem Wissen“.

„Langeweile und Wollüste“ — daraus schrieben sie die Geschichte des Erkennenden.

hitzig nach Dingen, die sich alte Weiber erzählen

„Gelobt sei der Nichtswissende und geistig Arme!“

was nicht mehr in eurem Hörer ist, darnach macht ihr ihm Sehnsüchte und Gewissensbisse: aber ich sage euch: ihr solltet ihm nach dem „Noch-Nicht“ Durst machen!

Wer schafft, liebt sich selber darin; so muß er sich auch am tiefsten hassen — er ist ausschweifend in diesem Hasse.

„Gelobt seien die geistig Armen, sonderlich wenn es junge Weibchen sind!“

Wer von euch Dichtern hätte nicht seinen Wein verfälscht? Manch giftiger Mischmasch geschah in euren Kellern.

[«]

13[19]

Unter Krüppeln.

Und leben will ich noch unter Krüppeln lieber als unter diesen vermeintlichen Ganzen.

Voraus wirft die Vollendung ihren Schatten: Schönheit heiße ich diesen Schatten.

Das Leichteste und Stillste aller Dinge kam zu mir als Schatten des Übermenschen.

Auch Gott hat seine Hölle — sagte der Teufel: das ist seine Liebe zu den Menschen.

[«]

13[20]

Von der Scham des Schenkenden.
Von dem Geschrei nach Gleichheit, gegen die Umstürzer
Von dem Rausche (Bußkrämpfe) Priester.
Vom Freisprechen („historische Bildung“)
Von der Redlichkeit der Erbärmlichen.
Von den Genie’s.
Von der Ehe auf Zeit. Ehebrecherin
Von neuen Gesellschaften und Klöstern.
Vom Strafen als dem Feindsein gegen die Feinde.
Wollt ihr denn bezahlt sein?
Vernichtung der Moral.
Der Traum.
Kosmische Abhängigkeit. Vermenschlichung der Natur.
Erlösung von Erlösern.
Ihr müßt erst lernen, nach der Erkenntniß zu hungern.
Die Gottes-Mord-Büßer und ihr Fest.
Reinigung von der Rache.
Von der Indiskretion der Priester.
Jagd auf die häßlichen Wahrheiten.
Größte Todtenfeier — hin zur Unsterblichkeit
Die Entsagung vom Metaphysischen als Forderung der Tugend — als Aufopferung.
Die glückseligen Inseln. „Südlich“.
Von der Bescheidenheit.
Werth des Pessimisten.
Wahnsinn des Gebenden.

Die Gelehrten.
Die Gegenwärtigen.
Gelächter der Höhe. Glück des Säemanns.
Stille des Heiligen.
Die Verführungen (Kind mit Spiegel)
Schönheit.
Mitleiden.
Idealisten.
die Frommen verführen
(Stirb Zarathustra!)
der Scheiterhaufen (Groß-Stadt)

[«]

13[21]

Die typischen Leiden des Reformators und auch seine Tröstungen. — Die sieben Einsamkeiten.

Er lebt wie über den Zeiten: seine Höhe giebt ihm Verkehr mit den Einsamen und Verkannten aller Zeiten.

Er wehrt sich nur noch mit seiner Schönheit.

Er legt seine Hand auf das nächste Jahrtausend.

Seine Liebe nimmt zu und die Unmöglichkeit, mit ihr wohlzuthun.

[«]

13[22]

1. Vorrede und erste Reden Zarathustras.
Noch drei Theile:
2. Die Gelächter der Höhe.
(Glück des Säemanns.)
3. Zarathustra sucht seine Verlorenen.
(oder die 7 Einsamkeiten)
4. Mittag und Ewigkeit.

[«]

13[23]

Die Eigenschaften des Übermenschen schrittweise sichtbarer werdend.

Die Gelächter der Höhe — die Höhlen S.A.’s.

Zur letzten Scene die Erscheinung bei Stromboli.

Rede des Weibes. „Wie gut du heilst, Heiland!“

Immer zehn Jahre dazwischen. Einsamkeit.

Beim Beginn des letzten Buchs erscheint ein Kind mit einem Spiegel in der Höhle Zarathustra’s, als erstes Zeichen seines Siegs.

[«]

13[24]

Lob der Vernunft und ihrer Kühle.

Als Schaffender es loben, daß unsre Weisheit als Thorheit, unser Reichthum als Armut entdeckt ist.

Durst! Wenn ich satt wäre, wozu sollte ich schaffen! Rechtfertigung des Leidens.

Hochsommer im Gebirge.

süßer Geruch, Schwermuth, auf einen plötzlichen Tod, Abend im Walde, wo Elfen laufen.

der große Mensch „fiel“

Hymnus auf das Organische: Zarathustra fühlt sich Allem Lebendigen verwandt in seinem Willen, tiefstes Verstehen der Natur und des Moralischen.

Zarathustra sagt „ich bin die Lust“
des Windes Mistral
der Elektrizität
der Höhe
des Jahreszeitenwechsels (Ring)
des reinen Himmels
der Morgenröthe
des Stromes
des organischen Lebens

Durst der Sonne nach <dem> Meere
Pflugschaar

(als Überredung)
Lebensweise: so sich zu nähren, daß wir uns nach unserem Bilde schaffen.
Die Wollüstigen Hassenden mögen Pflanzen essen.

[«]

13[25]

Zuerst: Gelächter der Höhe. Traum. Nachspiel.
Gelächter über Erlöser und Mitleidige Mittler Versöhner
sittliche Weltordnung („bezahlt“)
Idealisten „Götzen-Bildner“
Umstürzer — Verneiner. Gespräch mit dem Feuerhund.
Dichter
Genies. Von den Pfauen.
Gelehrte
Gebildete
Freisprechende
Gleichheits-Socialisten
Pessimisten Tarantel „Schwarzkünstler des Geistes“.
Metaphysiker
Erkennende — „Strom“
(„ich bin der Sarg voller Bosheiten und Larven des Lebens“)
Gesellschaft
gegen „langes Leben auf Erden“ — „Hochsommer“ — „reiner Himmel“
Priester und Kirchen
Erhabene (für die Schönheit)
Krämer
Genügsame (Natur-Mystiker)
Eitelkeit der Reinlichen
Neugierige
Romantiker (Mond). „Wehmüthige“ durch rasende Tänze zu heilen, Scham abwerfen und hinterher die Brücken zur Verstellung abgebrochen finden.

[«]

13[26]

Es gab noch keine Übermenschen!

[«]

13[27]

Schauspieler.
Taranteln.
Feuerhund.
Der Traum.
Freisprechende.
Büßer des Geistes
„Bezahlt“
Sommer im Gebirge.
neue Gesellschaft.
Lebensweise.
Durch viele Seelen
unter Stücken wandeln
die kühle Vernunft
Organisch — moralisch.
Mittler.
Auf einen großen Todten.

[«]

13[28]

Die Todtenfeier.
Von den Beschaulichen.
Von den Schauspielern.
Erlösung von den Erlösern.
Der Traum.
Von den berühmten Weisen.
Die Helden und die Schönheit.

Von den Taranteln.
Hochsommer.
Gespräch mit dem Feuerhund.

[«]

13[29]

Feuerhund.
Von den Taranteln.
Die Büßer des Geistes.
Unter Krüppeln.
Von den Freisprechenden.
Von den Predigern der Gleichheit.
Neue Lebensweisen.
Gesellen und Gesellschaften.

[«]

13[30]

Das Kind mit dem Spiegel.
Das Nachtlied.
Das Tanzlied.
Der Wahrsager.
Die Todtenfeier.
Von den Göttern.
Von den berühmten Weisen.
Von den Erhabenen.
Von den Gegenwärtigen.
Von den Gelehrten.
Von den Beschaulichen.
Von Gut und Böse.
Die stillste Stunde.
Von den Priestern.
Von den Dichtern.
Von den Mitleidigen.

Vom Gesindel.
Von den Tugendhaften.
Von großen Ereignissen
Von der Menschen-Klugheit

[«]

13[31]

Von den Taranteln.
Gespräch mit dem Könige.
Unter Krüppeln.

[«]

13[32]

Von den Dichtern.
Von den Beschaulichen.
Die Todtenfeier.
Von der Menschen-Klugheit.
Vom Lande der Bildung.
Von den Gelehrten.
Von den Erhabenen.
Das Tanzlied.
Der Wahrsager.
Von Gut und Böse.
Unter Krüppeln.
Gespräch mit dem Könige.
Die stillste Stunde.

[«]

13[33]

Von den glückseligen Inseln
Vom Gesindel.

Von den Taranteln.
Von den berühmten Weisen.
das Nachtlied.
das Tanzlied
das Grablied.
Von <der> Selbst-Überwindung.
Erhabene.
<Vom> Lande der Bildung.
unbefleckte Erkenntniß.
Gelehrte.
Dichter.
große Ereignisse.
Wahrsager
Erlösung.
M<enschen>-Klugheit.
St<illste> Stunde.

[«]

13[34]

Von den Beschaulichen.
Von den Gelehrten.
Von den Erhabenen.
Vom Lande der Bildung.
Von den Dichtern.
Von der Menschen-Klugheit.
Der Wahrsager.
Von der Erlösung.
Die stillste Stunde.

[«]

13[35]

Von der unbefleckten Erkenntniß.
Von den Gelehrten.

Von den Dichtern.
Der Wahrsager.
Von großen Ereignissen.
Von der Menschen-Klugheit.
Von der Erlösung.

[«]

13[36]

Das Kind mit dem Spiegel.
Von den Erhabenen.
Von den Beschaulichen.
Von den Priestern.
Von den berühmten Weisen.
Das Tanzlied.
Die Todtenfeier.
Die stillste Stunde.

[«]

[14 = M III 2b. Sommer 1883]

14[1]

Philosophie der Zukunft.

Von der Unschuld des Werdens.
Leib und Geist.
Moralisch und Organisch.
Ein Jahrtausend der Versuche.
Kunst.
Die Freien und die Unfreien.
Erziehung und Ernährung.
Mann und Weib.
Der freie Tod.
Die neue Rangordnung.
Die Griechen als Menschenkenner.
Die Musik und die Philosophie.

usw. usw.
lauter Vorträge und Reden.

[«]

14[2]

Vom Bösen: d.h. die niederen Wesen wollen ein Übergewicht über die höheren ausüben, dadurch daß sie die einzelne Eigenschaft des Höheren (z.B. sein Vertrauen) mißbrauchen.

Das Böse ist: Mißbrauch der Tugend anderer Wesen, die höher geartet sind (Schmarotzerthum).

Eine organisirende Gewalt ersten Ranges z.B. Napoleon muß im Verhältniß zu der **Art** sein, welche organisirt werden soll (d.h. es kommt wenig darauf an, ob er „noble“ Gefühle hat: genug daß er das, was an den Vielen das Stärkste und Bestimmendste ist, ganz und voll schätzt.)

Mißbrauch der zurückgebliebenen Eigenschaften des Anderen, im Ganzen Edleren — Schmarotzer. (Weiber)

Die Menschheit hat zur Natur im Ganzen das Verhältniß berechnender Nützlichkeit: aber was empört uns, wenn der einzelne Mensch den Anderen für sich ausbeutet? — Die Voraussetzung ist, daß er nicht werthvoll genug ist. Gesetzt aber, er gilt als werthvoll genug (z.B. als Fürst), so wird er zu ertragen sein und giebt eine Art Glück („Gottergebenheit“)

Man wehrt sich gegen die Ausbeutung durch niedrigere Wesen als man selber ist.

So wehre ich mich gegen den heutigen Staat, Bildung usw.

Böse ist ein Urtheil über andere Wesen zunächst: nennen wir etwas an uns böse, so ist es ein Gleichniß — wir wollen einen von uns niedriger taxirten Trieb nicht den Herrn spielen sehn, — es ist noch lange nicht nöthig ihn zu negiren, aber er soll seinen untergeordneten Platz behaupten und nicht mehr!

[«]

14[3]

An der Spitze der Staaten soll der höhere Mensch stehn: alle anderen Formen sind Versuche, einen Ersatz seiner sich selber beweisenden Autorität zu geben. (Das alte Gesetz bekommt erst seine Heiligkeit, wenn es an gesetzgeberischen Kräften fehlt.)

Alle niedrigeren Triebe müssen da sein und in einer frischen Kraft, wenn die höchsten bestehen und in Fülle bestehen wollen: nur muß die Herrschaft über das Ganze in fester Hand sein! sonst ist die Gefahr zu groß! — Im Hinblick auf diese Gefahr hat man die niedrigen Eigenschaften ganz tödten wollen (aber sich dabei betrogen: der Christ behielt seine Affekte bei, aber wendete sie anders, wie der Cyniker sein Schimpfmaul beibehielt) oder sie „sanft“ klug machen wollen und darum die höchsten impetus nicht mehr gutheißen mögen z.B. Epicuräer.

[«]

14[4]

Die Menschheit hat noch viel mehr vor sich — wie könnte sich aus der Vergangenheit das Ideal überhaupt mehr nehmen lassen! Vielleicht immer noch im Verhältniß zum Jetzt, das vielleicht eine Niederung ist.

[«]

14[5]

Der Mißbrauch der Macht durch die römischen Kaiser hat für Europa die Moralbegriffe **verrückt**: die Moral der Ohnmächtigen ist zum Siege gelangt: — Folge, eine ungeheure Falschmünzerei.

Die wahre Quelle hoher Empfindungen ist in der Seele der Mächtigen. Selbstzeugniß der Freude an sich und seinem Thun ist der Ursprung aller Werthschätzungen — Glaube an sich.

[«]

[15 = N VI 5. Sommer–Herbst 1883]

15[1]

Nun, heitre Himmel der Ewigkeit berücken meine Sinne, der Tropfen Thau

Beschwörung des Gegners.

Werth des Menschen

1) die Fülle, Vielheit
2) die Gesammt-Macht
3) die Mittheilungs-Kraft

[«]

15[2]

Ich hasse die Menschen, die nicht zu vergeben wissen.

[«]

15[3]

Wenn nur Ein Augenblick der Welt wiederkehrte, — sagte der Blitz — so müßten alle wiederkehren

absolute Nothwendigkeit als Schild mit Bildwerken geschaut!

(cap<itel>) astronomisches Bild der Welt

(cap<itel>) Jenseits der Mitte des Lebens — das Leben ist geopfert.

[«]

15[4]

Zarathustra's Consequenz ist daß der Mensch, um den Gedanken nicht zu fühlen, zum Thier zurück sich bilden muß.

Oder zum Übermenschen (Züchtung durch Wahl des Ortes Geschlechter Nahrung usw.) Bruch mit der Vergangenheit (unhistorische Denkweise **nothwendig** für ihn

eine Art „Volk“ bilden
den Irrthum nicht loswerden! als Lebensbedingung!

NB. Tragödien im Leben aufführen und sie genießen!

[«]

15[5]

Auflösung des „freien Willens“ und der Verantwortlichkeit in ein **Vorhersagen** und einen Grad von Wahrscheinlichkeit nach unserer Kenntniß von uns selber.

Mein Grauen über den „Schuldigen“ ist Grauen, mich als Vorhersager getäuscht zu haben.

[«]

15[6]

Zarathustra will keine Vergangenheit der Menschheit verlieren, alles in den Guß werfen. Verwandlung der Kraft.

[«]

15[7]

Zarathustra III. A) plötzlich über sich hellsichtig. Was schenken! Was die Menschen glücklich machen! Was Freunde! Was Liebe! Stolz ist es, daß er Wahrheit redet! **Seine** große Verachtung kommt.

1 (cap<itel>) er sucht seine Thiere und findet sie nicht mehr. Verzweiflung des Einsamen. Kann nicht mehr zurück!

2 (cap<itel>) Versuchung des Selbstmordes

3 (cap<itel>) Reue. Vergessen der Vergangenheit. Befehlen als Versuch und Würfelspiel.

In der letzten Rede muß sich auch das Grablied **erfüllen**! — z.B. die gute Stunde

sich den Schaffenden Erntenden Feiernden zugesellen: das geschieht in dem Ausrufe: was habt ihr gethan?

4 cap<itel> Gewitter Regenbogen Löwin — Tauben

Zuletzt: Willst du?

„Nicht ich — aber ich möchte schaffen den, der sagt: Ja.“

Zuletzt kommen die Thiere am Himmel (Stolz und Klugheit kehren zurück)

(cap<itel>) IV **Festordnung**, aus dem ganzen System der Weltbetrachtung her
Jedes Capitel in <Zarathustra> 3 schließen: „Zarathustra, willst du dies noch einmal?“

[«]

15[8]

Moldenhauer
Scott Kloster-Abt
Haller altspan.
Pindar
Coleridge.
Zinzendorf
v<on> d<er> Goltz
Meister E<c>kart und Mystiker
Swedenborg

[«]

15[9]

Zarathustra 3 als vulkanischer Ausbruch.

Zarathustra 4 „ich bin Einer, dem man Schwüre schwört.“

Der Mensch ist etwas Flüssiges und Bildsames — man kann aus ihm machen, was man will.

30 Jahre fest bleiben.

Zarathustra 4. der Sonne gleich sollt ihr sein — und was thut nicht die Sonne!

[«]

15[10]

Typus des Gesetzgebers.

seine Entwicklung und seine Leiden.

Welchen Sinn hat es Gesetze geben?

der allgemeine Typus des G<esetzgebers>, der **vielen** Gesetzgebern der Herold ist.

Hauptlehre: auf jeder Stufe es zur Vollkommenheit und zum **Wohlgefühl** bringen — nicht springen!

Erst die Gesetzgebung. Nach der Aussicht auf den Übermenschen auf schauerliche Weise die Lehre der Wiederkunft: jetzt erträglich!

[«]

15[11]

im Geistigen fehlt Ursache und Wirkung (Spiegel)

[«]

15[12]

Jeden tiefen Sonnenglanz und Behagen als Gleichniß und Vorzeichen zu genießen — nicht an sich!

weil wir ein Wesen schaffen sollen, an dem alles sich erblindet.

[«]

15[13]

(cap<itel>) Feste anordnen
Fest der kosmischen Bezeichnungen
Erdefest
Freundschaftsfest
gr<oßer> Mittag.

Grabe, Wurm!

Oh, wie wollte ich dem fluchen, wenn er irgend einem Menschen — ähnlich wäre!

Aber nicht einmal die Erleichterung des Fluches!

Hohn über „Vertrauen zum Leben“!

[«]

15[14]

Zarathustra 4 Lehre der Mitfreude.

Zarathustra 3. Anfang. Mein vorzeitiges Glück schuf mir Wolken und Schatten

[«]

15[15]

Ich will Apostel und noch keine stillen Winkel und Gemeinden.

[«]

15[16]

Brause Wind, Brause! Nimm alles Behagen von mir!

[«]

15[17]

gefoltert von meinem Glück — es ist sonst gleich wieder vorbei!

ich werfe die Angel über mein Haupt, weit hinaus ins Meer der Zukunft

Zarathustra 3. gegen die Behaglichkeit des **Weisen** — gegen die „fröhliche Wissenschaft“

Der Untergang der glückseligen Inseln weckt ihn! Glück in seinem Mißerfolge. Größtes Leid bei der Einsicht, den bisherigen Ertrag des Lebens **verloren** zu haben: der ganz große Mißerfolg! — Endlich beschließt er seine Lehre hundertfach zu lehren!

[«]

15[18]

Du hast dir das Menschliche verleidet? Aber um des Menschen willen nein!

Nun bin ich hellsichtig, mein diamantnes Schwert zerhaut jede Finsterniß. Zu lange war ich hellsüchtig.

Ein unendlicher Prozeß kann gar nicht anders gedacht werden als **periodisch**

3. Warum triebst du sie nicht auseinander? Sie hatten sich gefunden, nun, es war an der Zeit Andere zu suchen.

Gute Tage müssen auf guten Füßen gehn.

[«]

15[19]

Gesetze als Rückgrat — an ihnen arbeitend und fortschaffend

Zarathustra giebt das Muster **wie** man sich zum Gesetze zu verhalten hat, indem er das Gesetz der Gesetze die Moral aufhebt durch höhere

die Erfüllbarkeit größer als vorher (dem Individuum die Deutung zugänglich)

NB. **es muß erfüllbar** sein <und> aus der Erfüllung **muß** ein höheres Ideal und dessen Gesetz wachsen!

[«]

15[20]

Sobald ihr glaubt, es gäbe neben der absoluten Causalität noch einen Gott oder einen Zweck — so ist der Gedanke an die Necessität unerträglich.

[«]

15[21]

Zarathustra 3. Der böse Dämon aus Güte ist die Consequenz jeder Teleologie.

Zarathustra 3.
— Hym<nus> Bescheidenheit
— Hym<nus> Einsamkeit
Erfolglosigkeit und ihr Trost.

zum **Schluß**.

Zarathustra ist selber der Weise geworden, der sich seiner Thorheit freut und der Arme, der sich seines Reichthums freut.

der Thor und der glückliche Arme — als Besitzer der ungeheuren **Seligkeit** der Hoffenden und Sehnenden und Wahrsagenden

Zarathustra 3. Ich verbarg den schlimmsten Einwand gegen das Leben: es ist, auf die Dauer, langweilig

der neue Heilige die Natur heiligend

der neue Künstler.

Die Erlösung der Bösen

Zarathustra 3.

Herrschen? gräßlich! Ich will nicht meinen Typus aufnöthigen. Mein Glück ist die Vielheit!

Problem!

Zum agon aufrufen! gerade die, welche sich gern verstecken möchten, die Stillen, Frommen, — Bewerbung um Herrschaft!

Einsamkeit nur Mittel der Erziehung!

gegen alle bloß Genießenden!

Auch die Einsamkeit fällt unter diesen Gesichtspunkt!

Selbstüberwindung und alle Tugend hat gar keinen Sinn außer als Mittel zur Ausbildung der herrschenden Kraft.

[«]

15[22]

Zarathustra 3 zur Verführung der Herrschsüchtigen, Vornehmen — tiefste Verachtung der Bequemen Ruhesüchtigen

[«]

15[23]

Mein Freund, du bist wie der Kork, gemacht für das Licht und für die Oberfläche aller Meere — man hieß dich einen Glücklichen

[«]

15[24]

Zarathustra 3 Ja, wenn du das könntest! Z<arathustra> —

Zarathustra 3. er preist die Umfänglichkeit der Seele — er hat an allen guten und bösen Dingen geleckt.

[«]

15[25]

Ich liebe mich mit einer schlechten und wankelmüthigen Liebe — und mitunter denke ich, ich verdiene wohl eine bessere Liebe, als ich sie mir schenke.

[«]

15[26]

Eure falsche Liebe zur Vergangenheit ist ein Raub an der Zukunft (göttliche Herkunft der Werthe)

[«]

15[27]

Zarathustra 3. wenn du auch nur dein Ideal willst, mußt du alle Welt dazu zwingen.

du erniedrigst deine Handlung, wenn sie nur um eines Zwecks Willen gethan wird

Die Masse muß man zu ihrer Vernunft zwingen und selbst zu ihrem Nutzen noch peitschen

Zarathustra — ich verlernte das Mitgefühl mit mir.

das Selbst vergessen. Emerson p. 237.

Zarathustra 3

der Schenkende der Schaffende der Lehrende — das sind Vorspiele des Herrschenden.

Welchem Unglück bin ich nicht gewachsen? Man erlebt immer nur sein Unglück.

Zarathustra 3. gegen die Autorität. Als keine Stimme mehr redete, machtet ihr ein Gesetz daraus.

Zarathustra 4. Eine Kraft, die du denken kannst, muß endlich sein und bestimmt — aber unvergänglich.

[«]

15[28]

Man soll seine Feinde nicht segnen: aber es kommt die Zeit, wo man keine Freunde mehr hat, und dann segnet man noch, daß man ihnen nicht fluchte!

[«]

15[29]

Jeder Gedanke, wie die flüssige Lava, baut um sich selber eine Burg und erdrückt sich mit „Gesetzen“.

[«]

15[30]

Nicht mein Meer fällt, mein Land wächst, meine neue Gluth hebt es empor.
Selig der, welcher über seinen Erfolg hinauf wächst.
An diesem Gedanken ziehe ich die Zukunft hinter mir her.
Aus alten Sternen-Trümmern einen neuen bilden.

[«]

15[31]

Nicht den Menschen wohlzuthun — das Dasein selber zu vollenden, mich als Vollender zu schauen

3. Der grösste Schmerz: die nutzlose Vergeudung Zarathustra’s als **ewig** wiederholt.

Lösung: noch einmal versuchen!

Nicht ihre Sünden und Schwächen, sondern alle ihre Vollkommenheiten trug ich, als ich am meisten von allen Menschen litt.

[«]

15[32]

(cap<itel>) Vom Glück des Weisen an seiner Thorheit (das Nichtwissen der letzten Ergebnisse —)

(cap<itel>) Vom Reichthum des Armen (die ewige Sehnsucht)

[«]

15[33]

Egoism und Individualism

Egoism fälschlich nach Berechnung, Calcül und den Altruism als unberechnend bezeichnend aber den kalten Calcül auf Seiten des Staatsmannes auch!

[«]

15[34]

der mich mit unsichtbaren Blitzen anbläst.

Du wolltest schenken aus deinem Überflusse: aber wie du ein Schaffender sein mußt, mußt du auch dich selber wegschenken.

Und wahrlich, du selber bist das Beste aus deinem Überflüssigen

Da liegt ein solcher, der sich sein Recht <zu> nehmen weiß — wer wäre da, der es dem geben könnte!

Wie könnte ich den Menschen um des Menschen willen lieben!

[«]

15[35]

3. Zarathustra meine Sünden bringe ich dir zum Opfer und werfe es auf dich (erschüttert)

an den Gedanken — Gott — Hammer

Stehst du hoch genug, so **mußt** du erziehen, zu Dir hinauf ziehen!

Hinrichtung der Götter.

(cap<itel>) Lob der urbestimmten Natur

[«]

15[36]

Wo Gefahr ist, bin ich dabei und wachse aus der Erde.

Unter dem Feuer der Geschütze exerciren, die nach einem fernen Ziele hinwegschießen.

„Ein Reisender in Waffen, ungeduldig, daß ihn Jemand aufhalten könne.“

Man soll weder den Sieger noch den Besiegten ausruhen lassen, als Feldherr

gelassen werden, wenn die große Gefahr kommt.

„ich will es thun oder sterben“

„Ohne Zorn siegt man in nichts“ Aristoteles.

schön und furchtbar anzusehen Zarathustra 4 Schluß.

Hinter den Heeren ein vernünftiges Schreckensregiment.

„die Irrthümer, die aus Gutmüthigkeit entstehen, sind in gefährlichen Dingen die schlimmsten“ Clausewitz

Muth aus Ehrgefühl und Eigenliebe nicht zu verwechseln mit dem organischen Muth: ein Zwang, bei dem man viel von seiner Fähigkeit einbüßt.

„List besser als Gewalt“.

„Wie klein ist diese Erde für einen großen Ehrgeiz!“

„Liebe zum Ruhm das wahre Verdienst eines Fürsten“ Friedrich.

[«]

15[37]

„Ich vertheile all mein Haben — nun habe ich nichts als die große Hoffnung übrig“ Zarathustra 4

Zarathustra 4. Bedarf ich denn ihrer? Aber sie bedürfen meiner!

[«]

15[38]

Gebräuche, die das Blut in Wallung halten und hart gegen den Anblick von Leiden machen, nöthig zur Erziehung.

Vernichtungstrieb, unerbittlich hart

[«]

15[39]

Den Glauben der Menge achten und sie mit ihm gängeln — selber skeptisch man muß auch den Glauben beherrschen.

Vorsicht und Mißtrauen bezüglich der Sicherheit der eigenen Person schließt Todesverachtung nicht aus.

„wo sich's um's Leben handelt soll man nicht einmal seiner Mutter trauen“

Dies ist mein heimliches Panzerhemd.

„Täuschen ist Alles im Kriege“ die Haut der Füchse.

„die Meinung ist die Hälfte der Wirklichkeit“ Nap<oleon>.

Wo es sich um ein großes Wohl handelt, dazu soll man seinen Ruf aufsparen.

Adel List Kühnheit Tapferkeit Entschlossenheit Voraussicht Beharrlichkeit tiefe Überlegung

Absichtlichkeit des Wahns, Günstlinge der Götter zu sein, um auf die Massen zu wirken

Den Göttern zu Hülfe kommen!

„Die Menschen sind zu aufgeklärt, man kann nichts Großes mehr vollbringen“ Nap<oleon>.

Vorherbestimmung aller Ereignisse. „Alle großen Dinge hängen an Einem Haar“ Nap<oleon>

ihr Temperament wirft sie aus der Passivität des Fatalismus hinaus „zu Pferde, den Säbel in der Hand, selbst zum Schicksal zu werden“.

[«]

15[40]

Mit „um zu“ hat man einen Zwang geschaffen und die Freiheit vernichtet. Zur Erlösung von den Zwecken.

[«]

15[41]

Der Vollkommene nützt so wenig mit Absicht als er mit Absicht schadet.

[«]

15[42]

Ideal des Arztes

das Leben geopfert. Wie ein Ringkämpfer auf alles Andere verzichtet und nicht einmal des Sieges sicher ist

das epikurische Glück als das des Genesenden

[«]

15[43]

Ich will meine Ereignisse haben, und sollte ich ihnen Gewalt anthun.

Sie wollen geliebt sein, diese Schwachen!

Nicht daß du den Götzen umwarfst, sondern den Götzendiener in dir —

Und muß ich schuldig sein, so will ich, daß alle meine Tugenden noch vor meiner Schuld auf den Knien liegen

Es liegt ein Glück im Schooß der Dinge, daß all mein Glück Schatten um seine Lichter wirft.

[«]

15[44]

Schluß 3. Gefühl der Vergeudetheit und Resignation — „du bist zu früh“

Zarathustra 4. allgemeiner Ausbruch des moral<ischen> Sinnes, vulkanisch — man bedarf Zarathustra’s

[«]

15[45]

Zarathustra kocht in seinem eigenen Safte.

Seine Entschließung als größte Entscheidung über das Loos der Menschheit empfunden.

„das All zum Einklang zur Versöhnung und zur Erkenntniß bringen“ die menschliche Seele das größte Kunstwerk darin.

Größtes Bewußtsein der Wichtigkeit!

das All sucht nicht seine Erlösung, aber es findet sie.

[«]

15[46]

Zarathustra 3. Vorwärts, Lahmfuß Schleichhändler — oder ich springe usw.
so schrie es mich an.
Das Leben selber schuf diesen für das Leben schwersten Gedanken, es will über sein höchstes Hinderniß hinweg!

Der Narr.
Der König. kommen als große Menschen in Verzweiflung
Das Weib.

[«]

15[47]

das Volk wie das Kind kann nur glauben: was es glauben soll —

dieser gute Realismus der Betrachtung auch bei Rée in Betreff der Moral.

[«]

15[48]

Zarathustra 4 die neue Rangordnung der Menschen

die schlechten (starken

usw. (schwachen

die vielfachen, mit dem Willen zum Leiden und Verirren und Versuchen, aus ihrer Bahn weichend, zurückkehrend — den ungeheuersten Weg nicht fürchtend

den Himmel frei zu machen.

Heitere Tiefe, wo selbst der Stern zum Flecken wird.

3 Problem: Mein Wille wohlzuthun (auch mir!) zwingt mich ganz zu schweigen.

Aber mein Wille zum Übermenschen heißt mich reden und selbst die Freunde zu opfern.

Zarathustra 4. Was uns schlecht gilt, ausbeuten der Schwachen, den Edlen verleiten zur That, der er sich schämen muß. Großer Fluch gegen die Freunde!

Ich lag im Sonnenschein: da kam eine schwärzeste Wolke. Wie ein Trichter lag sie über mir, aufgestützt gegen die Sonne.

Die Sonne selber war es, — — —

Dieser Gedanke springt über mich hinweg!

Zarathustra 3. Nach einigen Capiteln der Angst und Unschlüssigkeit Heraufbeschwörung des großen Gedankens.

Schluß: Ich habe den Hammer! — Glückseligkeit!

Und wenn das Gewürm euch Ekel macht, daß ihr einen Schritt seinetwegen schneller emporsteigt — so soll es zu Recht bestehen!

[«]

15[49]

der kalte Egoismus — ausbeuten der Schwachen: warum geht es wider die Empfindung?

dieselbe Person wird von unseren verschiedenen Trieben verschieden empfunden

[«]

15[50]

Erkennen, ein Wahn.

Auch die Naturgesetze nur lange Angewohnheiten.

Vorausgesetzt, daß einer einen starken Willen hat, so ist eine skeptische Philosophie die beste, um seinen Willen so gut als möglich zur That zu bringen.

Lauter Schnellzüge!
die Reichen zu warm gekleidet
Moralität der Schwachen als mimicry — „einnehmen“ wollen.

[«]

15[51]

die Mittel nicht um des Zwecks willen allein wollen!

Gewissen ist das Gefühl, in dem uns die Rangordnung unsrer Triebe zum Bewußtsein kommt.

[«]

15[52]

Unbewußtes Gedächtniß
Behaglichkeit (als möglichst andauerndes Glück der alten Philosophen)
Gegen alle Metaphysik genügt Scepsis

[«]

15[53]

Alle Seligkeit in die Scepsis (der Zweifel am Pessimismus) zu legen

[«]

15[54]

(cap<itel>) der Un-Bequemliche als Lebensprincip (Eine Tugend!)

[«]

15[55]

Beschränktheit des moral<ischen> Gesichtspunkts — jedes Individuum wirkt am ganzen kosmischen Wesen mit — ob wir es wissen oder nicht — ob wir es wollen oder nicht!

[«]

15[56]

(cap<itel>) Schmelz- und Umschmelzprozeß des Frommen Priesters.

[«]

15[57]

(cap<itel>) der Herolds-**Aufruf** an die Einzelnen (und ihre Ideale)

[«]

15[58]

Gesetz für Gesetzgeber
Aus Betenden müssen wir Segnende werden!

[«]

15[59]

die Herrschsüchtigen

die — — —

[«]

15[60]

Hartmann V<ermischte> Schr<iften>
Ranke Päpste
Wellhausen
v<on> d<er> Goltz
Dreher
Moldenhauer
Zinzendorf
Bentham-Benecke

Der Buddhism von Kern
Leipzig Otto Schulze

[«]

[16 = Z II 1a. Herbst 1883]

16[1]

Die Natur muß nach Analogie des Menschen vorgestellt werden, als irrend, versuchend, gut und böse — als kämpfend und sich überwindend.

[«]

16[2]

Drei Einsamkeiten giebt es, die des Schaffenden, die des Wartenden, die der Scham. — Ich weiß das Wort und Zeichen des Übermenschen; aber ich sage es nicht, ich verhehle es vor mir selber. — In Scham vor einer großen Wahrheit leben.

[«]

16[3]

In Act II kommen die verschiedenen Gruppen und bringen ihr Geschenk. „Was thatet ihr?“ — Sie sagen es. — „So ist es aus dem Geiste Zarathustras gethan.“

Die Lehre der Wiederkunft wird zuerst das Gesindel anlächeln, das kalt und ohne viel innere Noth ist. Der gemeinste Lebenstrieb giebt zuerst seine Zustimmung. **Eine große Wahrheit gewinnt sich zuallerletzt die höchsten Menschen:** dies ist das Leiden der Wahrhaftigen.

Act I. Einsamkeit aus Scham vor sich: Ein unausgesprochener Gedanke, dem er sich zu schwach fühlt (zu wenig hart) Die Versuchungen, ihn darüber zu täuschen. Die Boten des ausgewählten Volks laden ihn zum Feste des Lebens.

Act II. Er wohnt incognito dem Feste bei. Er verräth sich, als er sich zu geehrt findet.

Act III. Im Glück verkündet er den Übermenschen und dessen Lehre. Alle fallen ab. Er stirbt, als die Vision ihn verläßt, vor Schmerz darüber, welches Leid er geschaffen.

Todtenfeier. „Wir tödteten ihn“ — Mittag und Ewigkeit.

[«]

16[4]

Der Mildeste muß der Härteste werden: und daran zu Grunde gehn. Dies das psychologische Problem.

Herrisch kam das Erlebniß: aber mein Wille sprach zu ihm — da lag es schon bittend auf den Knien.

Trägt nicht der Tänzer sein Ohr in den Zehen?

Noch lebt uns Zarathustra’s Tugend! Ein Stern gieng unter im oeden Raume: aber sein Licht ist noch unterwegs und wandelt — und wann wird es nicht mehr unterwegs sein?

Willst du den Schreitenden zum Anstoß werden? So humple vor dem her, der Eile hat.

Auch was wir unterließen, webt am Gewebe aller Zukunft: auch das Nichts selber ist Weber und Webemeister.

Mancher wird seiner selber müde: und nun erst beginnt sein Glück, das ihm aufgespart war.

Niesen sollt ihr mir noch ob meines Getränkes, und meine schäumenden Weine sollen eure Nase kitzeln und wollüstig machen.

„Es giebt sich“: sagt eure Bequemlichkeit? Nein, es nimmt sich und wird immer mehr sich nehmen.

[«]

16[5]*

Die tiefe Unfruchtbarkeit des 19. Jahrhunderts. Ich bin keinem Menschen begegnet, der wirklich ein neues Ideal gebracht hätte. Am längsten hat mich der Charakter der deutschen Musik zu hoffen verleitet. Ein stärkerer Typus, in dem unsere Kräfte synthetisch gebunden sind — mein Glaube. Anscheinend ist Alles décadence. Man muß dies Zu-Grunde-gehen so leiten, daß es den Stärksten eine neue Existenzform ermöglicht.

* *1888 entstanden*

[«]

16[6]

Keine Ungeduld! Der Übermensch ist unsre nächste Stufe! Dazu, zu dieser Beschränkung, gehört Mäßigkeit und Männlichkeit.

[«]

16[7]

Thut gleich mir: nur der Thäter lernt — nur als Thäter werde ich auch euer Lehrer sein.

Daß ein Blitz in eure Speisen schlüge und eure Mäuler Feuer fressen lernten!

Mit seinen Flügeln peitscht der Stolz meines Adlers meinen Willen: aber an diesem Felsen bricht sich auch des Stolzes Brandung.

Bin ich nicht die Wetterscheide? Kommen alle Winde nicht zu mir und künden mir ihren Willen?

Im dunklen Gewitter will ich verschwinden: und für meinen letzten Augenblick will ich Mensch zugleich und Blitz sein.

Ihr rauscht gegen mich auf — aber was thut es! Ich schlage euch mit meinem Ruder: ihr müßt mir doch den Nachen zur Unsterblichkeit tragen!

Schlief ich je auf meinem Ruhm ein? Wie ein Bett von Stacheln war mir jeder Ruhm.

Vielleicht als Zarathustra III: Dies ist das Buch der sieben Einsamkeiten.

„Und nun glüht auch noch das Eis und die Unschuld meiner Gipfel.“

Dürres Gras und Steppe seid ihr mir: aber ich will laufende Feuer aus euch machen und Verkünder mit Feuerzungen.

Gold blitzt ihm im dunklen Auge: ein goldner Kahn schwimmt drin auf schwarzen Gewässern.

Ihr seid klug und habt kluge Finger: aber erst wenn sich eure Finger in eure Faust verkrochen haben, will ich auch an eure Kraft glauben.

Ich weiß euch meine bunten Decken aufzulegen: und wer sich aufs Pferd versteht, versteht sich wohl auch auf den Sattel.

Noch gleiche ich dem Hahn auf fremdem Gehöfte, nach dem auch die Hennen beißen.

Es ist mehr Ungerechtigkeit im Verehren als im Verachten.

Wie hoch ich wohne? Niemals noch zählte ich, wenn ich stieg, die Treppen bis zu mir: wo alle Treppen aufhören, da beginnt mein Dach und Fach.

Man wird dich noch an den Haaren in deinen Himmel ziehn müssen!

Von besserem Stoffe dünkt ihr euch, ihr Schwärmerischen? Daß ihr euch nur nicht bloß besser auf Kleider und Verkleidung versteht! Ihr wißt euren Stoff besser zu bemänteln!

Bin ich sonst unsichtbar, so will ich doch an den Masten einsamer Schiffer und Entdecker sichtbar werden — als Flamme und Zeichen der Hoffnung.

Stand nicht die Welt still? Wie mit furchtbaren Ringeln umwand und band mich diese Stille!

Das Weib sagte: „wohl brach ich die Ehe. Aber zuerst brach mich die Ehe!“

Den, der uns liebt, zu verführen, daß er thut, worüber er Scham leidet vor sich und uns — das ist das Grausamste der Grausamen.

Und wenn dir nicht die Sterne vom Himmel fallen wollen, so wirf deinen Stern nach dem Himmel — das sei deine ganze Bosheit!

Und wer sich aus der Höhe zu den Menschen herabwirft: was darf dem an gebrochenen Gliedmaßen gelegen sein?

Ihr blickt zurück auch, wenn ihr vorwärts geht: und oft muß man euch wider den Leib rennen.

Ich horchte auf Wiederhall, aber ich hörte nur Lob.

Viel von sich reden ist auch ein Mittel sich zu verbergen.

Wer uns nicht fruchtbar macht, wird uns sicher gleichgültig.

Man handelt wohl für seinen Nächsten, aber man schafft nicht für ihn.

Mitunter siegt wirklich die Wahrheit: irgend ein Irrthum hat für sie gekämpft.

Schon dort, wo eure Redlichkeit aufhört, sieht euer Auge nichts mehr.

Seine schlimmen Eigenschaften lassen es ihn entgelten, wenn sie sich haben von der Tugend überwinden lassen.

Er überredet so, daß er die Gründe selber überredet, ihm nachzulaufen.

[«]

16[8]

Daß Zarathustra die höchste Noth erreicht und damit erst sein höchstes Glück: er wird schrittweise unglückseliger und glücklicher. Im Augenblick, wo Beides aufs Furchtbarste contrastirt, geht er zu Grunde. Zum Plane.

[«]

16[9]

„Dies sind die Reden Zarathustra’s von den sieben Einsamkeiten“ —: darin soll dargestellt werden, wie die **Noth** parallel wächst mit dem Glücke. Das Schenken, so wie das Schaffen zeigt sein **andres** Gesicht. Die Härte in der Tugend: die Qual in Mitleid und Gerechtigkeit: die Vereinsamung und Heimatlosigkeit für den Freund der Kommenden: das Schaffen als ein Zaubern bringt eine **Entzauberung** mit sich in Bezug auf alles, was **da** ist: die Unlust an den höchsten Exemplaren entfremdet uns denen, an welchen doch gearbeitet werden muß: usw.

[«]

16[10]

Mir die ganze Immoralität des Künstlers in Hinsicht auf meinen Stoff (Menschheit) zu erobern: dies war die Arbeit meiner letzten Jahre.

Die geistige Freiheit und Freudigkeit mir zu erobern, um schaffen zu können und nicht durch fremde Ideale tyrannisirt zu werden. (Im Grunde kommt wenig darauf an, wovon ich mich loszumachen hatte: meine Lieblings-Form der Losmachung aber war die künstlerische: d.h. ich entwarf ein Bild dessen, was mich bis dahin gefesselt hatte: so Schopenhauer, Wagner, die Griechen (Genie, der Heilige, die Metaphysik, alle bisherigen Ideale, die höchste Moralität) — zugleich ein Tribut der Dankbarkeit.

[«]

16[11]

Es that Noth, mich von dem Wahne zu erlösen, daß die Natur verlernen müsse, **Ziele zu haben**.

Lösung von der Weltmüdigkeit: Dafür jetzt meine Lehre von der Erlösung des Menschen von sich selber.

„sie haben erkannt, und es ekelt sie zu handeln p 35 Geburt der Tragödie. „sie rettet die Kunst — und durch die Kunst rettet sie sich das Leben.“ **Grundgedanke.** Mein weiteres Leben ist die Consequenz.

Künstler (Schaffender), Heiliger (Liebender) und Philosoph (Erkennender) in Einer Person zu werden: — mein praktisches Ziel!

Die Bescheidung: um Raum und Kraft und Muth zum Schaffen zu finden. (Begrenzung auf das Menschliche, im Gegensatz zu „Weltprozeß“ und „Hinterwelt“)

Um mir Freiheit von den alten Idealen zu schaffen: wandte ich mich mit Wohlwollen hin nach den entgegengesetzten Idealen: ich suchte das Beste auch an dieser Zeit heraus.

Ich machte mich los: von der Bildung, von der bisherigen Art der Gelehrten

„Pessimist des Intellekts.“

„intellektuales Gewissen“ Entstehung: „das Wahre ursprünglich nützlicher und ehrebringender. Vermischte Meinungen und Sprüche p. 13.

Mein Hohn gegen die Weltprozeßler-Unbescheidenheit, mein Unglaube an einen „Trieb nach Erkenntniß in sich“, ich ließ den historischen Sinn nur aus drei Trieben entstehen. — War alles schon vorhanden.

Haß gegen den Kantischen Obscurantismus, gegen die Kantische Lehre vom interesselosen Wohlgefallen und Schweigen des Willens.

[«]

16[12]

Danke dem, der da nimmt!

[«]

16[13]

Habe Mitleiden mit deinem Fuße, daß er nicht auf Moorast trete: Den, der seinen Freund verräth, sollst du nicht einmal mit dem Fuße treten.

[«]

16[14]

Zur **Überwindung** der bisherigen Ideale (Philosoph, Künstler, Heiliger) that eine Entstehungs-Geschichte noth.

An Stelle des Heiligen-Liebenden stellte ich den, der alle Phasen der Cultur liebevoll-gerecht nachempfindet: den historischen Menschen der höchsten Pietät.

An Stelle des Genies setzte ich den Menschen, der über sich selber den Menschen hinausschafft (neuer Begriff der Kunst (gegen die Kunst der Kunstwerke)

An Stelle des Philosophen setzte ich den freien Geist, der dem Gelehrten, Forscher, Kritiker überlegen ist und über vielen Idealen noch leben bleibt: der ohne Jesuit zu werden, trotzdem die unlogische Beschaffenheit des Daseins ergründet: der Erlöser von der Moral.

Schopenhauer als Erzieher p. 60 „Erst, wenn wir, in der jetzigen oder in einer kommenden Geburt, selber in jenen erhabenen Orden der Philosophen, der Künstler und der Heiligen aufgenommen sind, wird uns auch ein neues Ziel unserer Liebe und unseres Hasses gesteckt sein — einstweilen haben wir unsere Aufgabe.“

Der Werth des Irrthums (Wahns)
des Vergessens
endlich der Werth des Bösen
der Feindschaft

[«]

16[15]

Meine Differenzen mit Rée: Grundgegensatz Gebundenheit an ein Herkommen und Lösung davon — nicht „Egoistisch“ und „Unegoistisch“

Es fehlt ihm der historische Blick für die außerordentliche Verschiedenheit in den Werthtafeln des Guten.

M<enschliches,> A<llzumenschliches> p. 79.

Andere Ableitung des Gerechtigkeitsgefühls und der Eitelkeit.

Ich bekämpfe den Gedanken, daß der Egoismus schädlich und verwerflich ist: ich will dem Egoism das gute Gewissen schaffen.

Ich behaupte, daß der Heerden-Instinkt das ursprünglich Stärkere und Mächtigere ist: daß das Individuell-Handeln (das Nicht-nach-dem-Herkommen-handeln) als böse empfunden worden ist.

sie sagen: nur als Gewohnheit etwas verwerflich finden — — —

Rée meint, der Nutzen sei etwas Geringeres: seine ganze Betrachtungsart steht unter dem moralischen Vorurtheil.

p. 47 „wenn bei den Strafen nichts daran erinnert, daß sie ein Abschreckungsmittel sind, so muß der Schein entstehn, als ob sie eine Vergeltung sind.“ Warum? Was ist denn Vergeltung? Er meint, das Gerechtigkeitsgefühl entstehe, weil etwas Vergeltung scheint. Aber der Begriff Vergeltung ist nicht untersucht. Auch, daß alle Strafe aus der Rache entsteht, übersehen.

„Handlungen, die nothwendig sind, können nicht vergolten werden“ p. 49 Gewiß können sie das! Er meint, sie sollten es nicht, es wäre unbillig! d.h. er steht selber unter den moralischen Voraussetzungen.

Gerechtigkeits-Gefühl d.h. verlangen, daß ein vergeltendes Leid geschehe. — Nach Rée die Folge von 2 Irrthümern: 1) daß die Strafe Vergeltung scheint 2) daß man den Willen für frei hält.

Er meint, man würde nicht vergelten, wenn man den Nächsten für unfrei hielte. Nun denke man, was hier vergelten ist: zunächst hindern, hemmen, daß das Schädigen fortgeht. Man vergilt einem fallenden Steine nicht. — Er hat Recht.

Fehlerhaft ist bei Rée, das Gerechtigkeitsgefühl aus dem Strafen und nach dem Strafen entstehn zu lassen: während die Strafen aus ihm entstanden sind.

Unserem Schädiger muß vergolten werden, weil er das Bewußtsein unserer Macht gemindert hat: es ist ein Verbrechen an unserer Selbst-Schätzung.

Es genügt durchaus nicht: einen moralisch guten Zweck haben nur die das Wohl Anderer ihrer selber wegen wollen, sondern was für ein Wohl.

Ihn interessirt nur die Entstehung der Urtheile „gut“ und „böse“ — aber die bestimmte Beschaffenheit dieser Handlungen, ihre wirkliche Nützlichkeit (im Verhältniß zu der vermeinten) interessirt mich.

Moral zuerst Selbstverherrlichung des Mächtigen und der herrschenden Kaste.

Lust-Unlust sind Begleit-Erscheinungen, keine Zwecke.

[«]

16[16]

Irrlicht auf einem Sumpfe.

[«]

16[17]

Ersatz der Rache: sobald man begriffen hat, daß der Eingriff in unser Machtgefühl es war, was uns so kränkte, soll man darüber nachdenken, wie man sich eine Steigerung des Machtgefühls schafft. Es ist eine Geistes-Armut, dabei stehn zu bleiben, daß man den Schädiger selber schädigt und mehr schädigt. Dies ist aber noch der Fall bei unserem Straf-Recht. Hier ist das Gemeinde-Machtgefühl beleidigt, wenn Jemand das Gesetz bricht: eine kühne Unternehmung, eine noble Handlung zum Besten des Gemeinwesens könnte recht wohl dagegen gerechnet werden! Es sollten Einzelne einen Schaden so wieder gut machen, den andere Einzelne stiften: gleichsam als überschüssige Gutthäter. — Ist aber der Einzelne beleidigt, so soll er sich eine Stufe höher begeben und so sein Machtgefühl herstellen und erweitern. Die ganze Gemeinheit der Elenden soll ein Sporn und eine Leiter der Edlen werden. — Aber man soll nicht einzelne Handlungen vergelten: Handlungen sind Symptome des ganzen Wesens — es giebt keine einmaligen Handlungen. Sobald ich erkenne: „ein Mensch ist dessen fähig“ — so ist meine Gesammt-Stellung zu ihm verändert: von jetzt ab gilt er mir als Feind und ich will ihn nicht nur bekämpfen, sondern vernichten. — „Er gehört nicht mehr zu uns“ ist unsere Maßregel.

Mein Programm: Beseitigung der Strafe: für **uns**. Unsinn in der Wiedervergeltung. (Ist etwas Böse, so thut ja der Wiedervergelter ebenfalls das

Böse.) Nicht abschrecken ist der Zweck, sondern sich schützen vor weiterem Schaden (nebst Ärger darüber, daß wir zu arglos waren)

[«]

16[18]

Gegen Rée: wo Leid ist, da ist etwas gethan worden, was wider den Nutzen war — in der Natur, etwas Zweckwidriges.

[«]

16[19]

Wenn es wahr ist, daß der Gesichtspunkt der Gemeinde-Nützlichkeit den Werth des Uneigennützigen bestimmt hat: so bleibt jetzt noch zu fragen: ist das Urtheil wahr, berechtigt? Ist der Wohlwollende nützlich?

[«]

16[20]

Wo Lebendiges ist, da giebt es plötzliche Explosionen von Kraft: das subjektive Gefühl ist „freier Wille“ dabei. Die Zahl und die Mächtigkeit dieser Explosionen bestimmt zunächst den Werth eines Lebendigen: dann die diesen Explosionen gegebene Richtung. Wenn wir von „Motiven zum Handeln“ reden, meinen wir immer nur „die Motive zur Richtung“.

[«]

16[21]

Ziel: Höherbildung des ganzen Leibes und nicht nur des Gehirns!

[«]

16[22]

Über die Massen müssen wir so rücksichtslos denken wie die Natur: sie erhalten die Art.

[«]

16[23]

Hinter meiner ersten Periode grinst das Gesicht des Jesuitismus: ich meine: das bewußte Festhalten an der Illusion und zwangsweise Einverleibung derselben als Basis der Cultur. Oder aber: **Buddhismus** und Verlangen in's Nichts (der Schopenhauerische Widerspruch zwischen Theorie und Praxis unhaltbar). Der ersten Gefahr ist W<agner> erlegen.

[«]

16[24]

NB! **Geschichte des höheren Menschen.** Die Züchtung der besseren Menschen ist ungeheuer viel schmerzhafter. Ideal der dabei nöthigen Opfer bei Zarathustra zu demonstriren: Verlassen von Heimat, Familie, Vaterland. Leben unter der Verachtung der herrschenden Sittlichkeit (verachtet). Qual der Versuche und Fehlgriffe. Lösung von allen den Genüssen, welche die älteren Ideale boten (man empfindet sie theils feindlich, theils fremd auf der Zunge)

[«]

16[25]

Der Genuß im Wehethun, weil es eine Steigerung des Machtgefühls mit sich bringt: am größten, wenn eine Verminderung vorherging — also in der Rache.

Der Genuß im Wohlthun ist auf ganz gleicher Basis erwachsen — und Großmuth ist eine sublimirte Rache und daher ein sehr großer Genuß.

[«]

16[26]

Jedes Lebendige greift so weit um sich mit seiner Kraft, als es kann und unterwirft sich das Schwächere: so hat es seinen Genuß an sich. Die zunehmende „Vermenschlichung“ in dieser Tendenz besteht darin, daß immer feiner empfunden wird, wie schwer der Andere wirklich einzuverleiben ist: wie die grobe Schädigung zwar unsere Macht über ihn zeigt, zugleich aber seinen Willen uns noch mehr entfremdet — also ihn weniger unterwerfbar macht.

[«]

16[27]

Die moralische Werthschätzung bezieht sich zuerst auf die Unterscheidung von höheren und niederen Menschen (oder Kasten) Moral ist zuerst Selbst-Verherrlichung der Mächtigen: und in Hinsicht auf die Unmächtigen Verachtung. Nicht „gut“ und „böse“, sondern „edel“ und „gemein“ ist die ursprüngliche Empfindung. **Dann** erst werden die unterscheidenden Handlungen und Eigenschaften edel genannt, und die ihnen entgegengesetzten gemein.

[«]

16[28]

Der Dieb handelt nicht, um den Genuß einer Macht zu haben, er versetzt sich nicht in die Wirkung hinein, die seine Handlung im Anderen hervorbringt. Ebenso wenig der Räuber, oder wer den Anderen tödtet, um ihm Etwas zu nehmen. Aber sie verrathen, daß sie sich vor uns fürchten, deshalb — — —

[«]

16[29]

In wie fern ist Verletzung Unrecht? — Es entsteht bei der Verletzung das Bedürfniß nach Vergeltung: was ist das? Nicht zu verwechseln, das Gefühl, einen Feind erkannt zu haben, dem wir das weitere Schädigen unmöglich machen. Oder die Absicht, das uns Genommene zurückzuerhalten oder ein Äquivalent. Eine Erbitterung ist noch dabei. An sich wird der Feind nicht als schlecht empfunden: aber fast immer ist bei dem Verletzten ein Selbst-Vorwurf: wir waren zu sorglos, unsere Waffen waren nicht in Ordnung, wir hätten uns längst für gewarnt halten können usw. Dieser Verdruß über uns selber — also eine geringere Achtung vor uns — ist der Hauptgrund der Erbitterung in der Rache: und auch der Anlaß zur Feinheit in der Ausführung der Rache.

Daß Alles bezahlt wird und für jedes Ding ein Äquivalent existirt, hat die Phantasie dazu geführt, auch ein Äquivalent von Schaden zu erdenken: und von Vergeltung zu reden. Aber im Grunde ist es auf etwas Andres abgesehn, auf **viel mehr** als eine Abzahlung. Vergeltung ist nur eine Heuchelei und Schönfärberei des sich Rächenden. „Schuld“.

Das Gefühl der Rachelust hört auf, wenn der Verletzer sich demüthigt, den Schaden gut macht: damit ist er besiegt.

Das Absichtliche im Schädigen ist ursprünglich nicht in’s Auge gefaßt: sondern daß man beschädigt ist und um wie viel. Die Strafe folgt darauf. Das Schädigen wird vergolten — ist die älteste Form, nicht die feindselige Gesinnung. Die Empörung entsteht über die Schädigung also über den Erfolg des Feindes, nicht über die Feindseligkeit. Es ist das Gefühl des Besiegten — das Verlangen nach Vergeltung: nicht das Gefühl, daß Unrecht geschehn sei.

Rache, das Verlangen nach Vergeltung ist nicht das Gefühl, daß Unrecht geschehn sei, sondern daß ich besiegt bin — und daß ich mit allen Mitteln jetzt meine Geltung wieder herstellen muß.

Unrecht entsteht erst, wo ein Vertrag gebrochen ist, wo also Friede und Treue verletzt wird. Dies ist die Empörung über eine unwürdige Handlung, unwürdig der vorausgesetzten Gleichheit der Empfindungen. Also etwas Gemeines, Verächtliches muß daran sein, das auf eine niedrigere Stufe weist. Die Gegen-Absicht kann nur die sein, das unwürdige Wesen auf diese tiefere Stufe zu setzen: also ihn von uns zu trennen, auszustoßen, zu erniedrigen, Schmach anzuthun. Sinn der Strafe.

Der Sinn der Strafe ist nicht abzuschrecken, sondern in der gesellschaftlichen Ordnung Jemanden niedriger zu setzen: er gehört nicht mehr zu den uns **Gleichen**.

Jede Maßregel, die dies bewirkt, ist ausreichend. „Ächtung“. In dieser Richtung muß sich das Strafwesen entwickeln!

[«]

16[30]

Zarathustra 3: Die Anderen dürfen **gehorchen**: und ihre Eitelkeit verlangt, daß sie nicht abhängig von großen Menschen, sondern von „Principien“ erscheinen.

[«]

16[31]

Die Erbitterung über uns selber, bei der Rache, setzt sich bei geringeren Naturen sehr schnell um in Empörung gegen den Feind und den Wunsch, ihn etwas Verächtlichen zu beschuldigen

[«]

16[32]

Die Vergewaltigung und der Übermuth des Mächtigen in Hinsicht auf den Unterworfenen: die Entwicklung der Klugheit und der Vermenschlichung geht dahin, diese Vergewaltigung und diesen Übermuth immer geistiger werden zu lassen. Aber wie sollte die Macht sich nicht selber genießen wollen!

Das höchste Verhältniß bleibt das des Schaffenden zu seinem Material: das ist die letzte Form des Übermuths und der Übermacht. So erst ist die organische Form zu Ende gebracht: also gleich wie der Leib abhängig ist von den Willens-Impulsen und dabei sich selber genießt, wenn er am besten beherrscht wird.

[«]

16[33]

Die Erlösung von der Moral.

Organisch-moralisch (Wettstreit der Affekte und Überherrschaft eines Affektes über den Intellekt)

Rache, Unrecht, Strafe.

Wer an gut und böse glaubt, der kann niemals das Böse als Mittel zum Guten behandeln; und jede teleologische Weltbetrachtung, die nicht mit der Sittlichkeit absolut bricht, ist verloren.

Es könnte eine Geschichte der Werthurtheile über Lebensmittel geben: dabei bestünde vollkommen noch die Frage: welchen Werth hat es daß so und so gegessen worden ist? — So bleibt die Frage: welchen Werth hat es, daß so und so zeither gehandelt worden ist?, getrennt von der Frage: was hat man bisher den Handlungen für Werthe zugemessen? — Die Geschichte der bisherigen Werthschätzungen und ihrer Gründe ist etwas anderes als die Schätzung selber.

Kein Mensch wird sagen: daß der Stein falle, das sei Moral. Nun denn! der Mensch steigt — und das ist auch nicht Moral!

Das Collectiv-Gewissen. Der Atavismus in der Schätzung des Unegoistischen.

[«]

16[34]

Der Schwächere giebt nach und unterwirft sich, wenn die Rache Unsinn ist.

[«]

16[35]

„Was Zarathustra bestimmt hat, wird geschehen: wie sollte seine große Seele ihren Entschluß ändern können!“

[«]

16[36]

Halten wir fest, daß der Mensch das Raubthier aller Raubthiere ist! Man sagt, er liebe sich selber: aber das ist herzlich wenig Liebe!

[«]

16[37]

Zarathustra erkennt, daß er auch nicht für seine Freunde da ist „Wer sind meine Freunde!“ Weder fürs Volk, noch für Einzelne! Weder für Viele noch für Wenige! Die Freundschaft zu überwinden! Zeichen seiner Selbst-Überwindung im Anfang von III

Emerson p. 426 Schilderung des Weisen.

[«]

16[38]

Als er Pana erräth, stirbt Zarathustra vor Mitleid mit ihrem Mitleid. Vorher der Augenblick der großen Verachtung (höchste Seligkeit!)

Alles muß in Erfüllung gehn, namentlich alles aus der Vorrede.

[«]

16[39]

Der letzte Verhalt, das feinste Stillschweigen verhindert allen großen Erfolg: sobald der M<ensch> vollkommen der Wahrheit ist, bewegt er die ganze Natur. III Theil Zarathustra

[«]

16[40]

Es handelt sich um mehr als Schenken: um **Schaffen**, um Vergewaltigen! Grundgedanke der zweiten Einsamkeit (Beginn vom III.)

Unsere „Geschenke“ sind gefährlich!

[«]

16[41]

Beherrschung der Menschheit zum Zweck ihrer Überwindung

Überwindung durch Lehren, an denen sie zu Grunde geht, **ausgenommen die, welche sie aushalten**.

[«]

16[42]

Zuerst wenden sich Alle von Zarathustra ab (dies schrittweise zu schildern!). Zarathustra entzückt, merkt nichts. Pana will ihn tödten. Im Augenblick, wo sie den Dolch führt, versteht Zarathustra alles und stirbt am Schmerz über dieses Mitleiden. Dies ist deutlich zu machen!

[«]

16[43]

Die „Wahrheit“, die „Vernichtung der Illusionen“, „auch der moralischen Illusion“ — als das **große Mittel** der **Überwältigung** der Menschheit (ihrer

Selbstzerstörung!) III Theil.

NB. Alle hier an Zarathustra dargestellten Leiden der Entwicklung sind viel mehr als Leiden des höheren Menschen an seinen Besuchern darzustellen.

[«]

16[44]

„Aus Liebe that ich das größte Leid: nun schmelze ich weg an dem Leide das ich that —

[«]

16[45]

Als alle fort sind, streckt Zarathustra nach der Schlange die Hand aus: „was räth mir meine Klugheit?“ — sie sticht ihn. Der Adler zerreißt sie, der Löwe stürzt sich über den Adler. Als Zarathustra den Kampf seiner Thiere sah, starb er.

[«]

16[46]

Man hat keine Zeit für mich? Gut, so werde ich warten. Was liegt an einer Zeit, die „keine Zeit hat“!

[«]

16[47]

Zarathustra’s Dankgebet eines Genesenden.

[«]

16[48]

Zarathustra als „Herbst“, als „Pflugschar“ usw. — verschiedene Melodien!

[«]

16[49]

Rede auf die Unschuld des Werdens. Seligpreisung sub specie aeterni.

Die Weihung des Kleinsten.

Die Gelobenden.

Die neuen Könige.

Das Zerbrechen der Tafeln. (Aus Theil 4 Anfang von Scene 3)

Der große Mensch als Rival mit der großen Natur.

Die zwei Bewegungen (zum letzten Menschen und zum Übermenschen).

Die Erlösung der Bösen.

Eine viel längere Jugend, in vielen Ländern und Gewerben und Künsten umher, als Kind.

Die neuen Lehrer als Vorstufe der höchsten Bildner (ihren Typus aufdrückend)

Die schwerste Erkenntniß als Hammer.

Lob der Barmherzigkeit (zu Gunsten der Kommenden)

Heraufbeschwören der Feinde! (wir haben sie um unseres Ideals willen nöthig!

Unsere ebenbürtigen Feinde in Götter verwandeln und so uns heben und verwandeln!

Einheit des Schaffenden, Liebenden, Erkennenden in der Macht.

Der Wille zum Leiden — zum Tiefnehmen des Leidens, als Mittel der Verwandlung.

Der Parasit als der Schlechte. Wir dürfen nicht nur Genießende des Daseins sein — unvornehm.

Das frohlockende Gewissen: als Gebet.

Gegen Lob und Tadel. Nach Jahrhunderten leuchten; Vorausbestimm<ung> der Zukunft.

Die Überwältigung der Vergangenheit: und dann das heilende Vergessen, der göttliche Umkreis.

Das heilige Lachen.

Das Trost-Lied (nach meiner Musik).

Die Lehre der Wiederkehr ist der Wendepunkt der Geschichte.

[«]

16[50]

Einsamkeit *für eine Zeit* nothwendig, damit das Wesen ganz und durchdrungen werde — ausgeheilt und hart.

Neue Form der Gemeinschaft: sich kriegerisch behauptend. Sonst wird der Geist matt. Keine „Gärten“, und bloßes „Ausweichen vor den Massen“. Krieg (aber ohne Pulver!) zwischen verschiedenen Gedanken! und deren Heeren!

Neuer Adel, durch Züchtung. Die Gründungs-Feste von Familien.

Der Tag neu eingetheilt; die körperlichen Übungen für alle Lebensalter. Der Wettkampf als Princip.

Die Geschlechts-Liebe als Wettkampf um das Princip im Werdenden, Kommenden. — Das „Herrschen“ wird gelehrt, geübt, die Härte ebenso wie die Milde. Sobald ein Zustand meisterlich gekonnt wird, muß ein neuer erstrebt werden.

Sich durch die Bösen belehren lassen und auch ihnen Gelegenheit geben zu Wettkämpfen. Die Entartenden zu benutzen. — Das soll das Recht der *Strafe* sein, daß der Frevler *benutzt* werden darf, als Experiment-Objekt (zu neuer Ernährung): dies ist die *Weihe* der Strafe, daß hier zum höchsten Nutzen der Kommenden einer *verbraucht* wird.

Wir *schonen* unsere neue Gemeinde, weil sie die Brücke zu *unserem* Ideale der Zukunft ist. Und *für* sie arbeiten wir und lassen die Anderen arbeiten.

Wohnorte.
Art der Gemeinschaft.
Kriege.
Der neue Adel.
Die Versuche (Strafen usw.)
Das Weib im Weibe erlösen.
Die vielen Seelen-Wanderungen des Einzelnen. Lange Jugend.
Die Zeit zur Einsamkeit.

Die Wahl der Wohn-Orte neu (Inder als warnendes Beispiel!)

Das Weib im Weibe erlösen!

Die körperliche Stärke soll auf der Seite des größten Gedankens sein — so lange muß Krieg sein zwischen den verschiedenen Gedanken!

[«]

16[51]

Plan zu III Zarathustra.

Zarathustra 3: der **Übergang** vom **Freigeist** und Einsiedler zum **Herrschen**-Müssen: das Schenken verwandelt sich — aus dem Geben entstand der Wille, Zwang-zum-Nehmen zu üben. Die Tyrannei des Künstlers zuerst als Selbst-Bezwingung und -Verhärtung!

Psychologie des Herrschenden. (Das Verlangen nach den Freunden entpuppt sich als Verlangen nach Werkzeugen des Künstlers!)

Zarathustra 3: zuerst Flucht vor der „unaussprechlichen Wahrheit“ Skepsis, Verhöhnung seiner selber, willkürliche Blindheit, zunehmendes Elend, Schwächegefühl. Die 7 Einsamkeiten — Versuch, irgendwo in einer vergangenen Welt-Betrachtung unterzukommen, auszuruhen. Die Einwände gegen seine Lehre präsentiren sich. Die Verführer auch. (Einzuschieben: „das Trost-Lied“.)

Das schwerste Leid ist, nicht um seiner Willen, sondern daß seine Liebsten an seiner Lehre verbluten. — Aber zugleich erhebt sich Zarathustra nach diesem Erlebniß zur größten Härte gegen sich und die Nächsten und denkt nur noch an die „Zukunft“.

Zuletzt der Löwe als drittes Thier Zarathustra’s — Symbol seiner **Reife** und **Mürbe**.

„Dankgebet des Genesenden“: Damit schließt Theil 3.

[«]

16[52]

Die Liebe zu den Freunden möchte Zarathustra zwingen, seine große Wahrheit zurückzuhalten: auch nachdem er sie sich selber eingestanden hat. — Das ist das Problem des Herrschenden: **er opfert die, welche er liebt, seinem Ideale**.

[«]

16[53]

Der Bund der sich Opfernden auf Zarathustra's Grabe. Vorher sind sie geflohen: jetzt, als sie ihn gestorben finden, werden sie die Erben seiner Seele und heben sich auf seine Höhe. (Dies die letzte Scene im Zarathustra 4 — „der große Mittag" — heiter — tiefer Himmel)

[«]

16[54]

Alles warnt Zarathustra, weiter zu reden: Vorzeichen. Er wird unterbrochen. Einer tödtet sich, einer wird wahnsinnig. Stimmung eines göttlichen Übermuths im Künstler —: es muß an's Licht. Als er zugleich die Wahrheit der Wiederkehr und den Übermenschen gezeigt hat, überwältigt ihn das Mitleiden.

Bei ihm zunehmende Erhebung (bei dieser Erhebung macht er alle Stufen des **Bösen** durch — aber um seines Zieles willen. Er ist da der **Lehrer** des Bösen, der Härte usw.) und „Alpenglühen" — bei seinen Zuhörern zunehmende Verdüsterung. Zuletzt Regen usw.

[«]

16[55]

Plan zum 4. Zarathustra.

1. Der Sieges-Zug, die Pest-Stadt, der symbolische Scheiterhaufen. 30
2. Die Verkündungen der Zukunft: seine Schüler erzählen ihre Thaten. 30

3. Die letzte Rede mit Vorzeichen, Unterbrechungen, Regen, Tod. 30
4. Der Bund auf seinem Grabe — die Gelobenden — der große Mittag — ahnungsvoll-heiter und schauerlich. 30

[«]

16[56]

„Willst du dies noch einmal?“

Hellsichtig über sein Schenken und Lehren, über die Liebe zu seinen Freunden.

Die höchste Verantwortlichkeit fühlt er auf sich liegen.

Was Glück!

Wille zum Leiden und Charakter-Stärke des Wegs (die Kalten, Harten, Parasitischen).

Ein Experiment jedes wirkliche Leben!

Die Moral bisher aus Schwäche: man wollte Autorität und erdichtete sich die Rückenlehnen.

Der Widerspruch der Güte und des Schöpferischen: das ist das Problem der Weisheit.

[«]

16[57]

Auch die Triebe der zukünftigen Menschheit sind schon da und verlangen ihre Befriedigung — ob wir sie gleich noch nicht bewußt kennen. So giebt es auch im großen Individuum eine anscheinende Sorge für noch nicht vorhandene Bedürfnisse.

[«]

16[58]

Dies sind die Reden von den sieben Einsamkeiten, welche Zarathustra zu seinem Herzen redete, als er seine Freunde verlassen hatte und auch seine Thiere; und damals hätte er gerne sich selber verlassen.

[«]

16[59]

Man soll das Weib im Weibe freigeben!

[«]

16[60]

Es ist nicht genug, eine Lehre zu bringen: man muß auch noch die Menschen gewaltsam verändern, daß sie dieselbe annehmen! — Das begreift endlich Zarathustra.

[«]

16[61]

Die Vergangenheit in uns zu überwinden: die Triebe neu combiniren und alle zusammen richten auf Ein Ziel: — sehr schwer! Es sind durchaus nicht nur die bösen Triebe, welche zu überwinden sind — auch die sogenannten guten Triebe müssen überwältigt werden und neu geweiht!

Die Versuchungen:

auszuruhen in der vergangenen Welt-Betrachtung.

Die spöttische Skepsis und Selbst-Zersetzung: was könntest du denn „schaffen“!

„du bist nicht stark genug! Überlaß es Stärkeren!“ Genieße deine Müdigkeit selber! Bewundre dich!

überrede dich, daß dein Mitleiden die Tugend ist und daß du dem Glück Anderer deine Erkenntniß opferst.

Gesteh dir doch ein, was dieser Wille zum Schaffen ist — Herrschsucht, welche sich nicht auf dem nächsten Weg befriedigen kann. „Freunde?“ Du willst Werkzeuge haben!

Und warum denn diese Wahrheit reden! Selbst wenn du glauben dürftest, daß es Wahrheit ist! Es giebt ja keine Verbindlichkeit mehr für dich! Keine „Pflicht zur Wahrheit“!

Du verleidest Allen den Genuß des Vorhandenen, du bist der Lehrer der großen Müdigkeit selber!

du entkräftest die Tugend und machst sie weniger gelobt, also weniger begehrt. Du selber raubst der Menschheit die Kraft, mit der sie nach dem Ziele laufen könnte!

[«]

16[62]

Der Grad von psychologischer Feinheit entscheidet, ob einer seine Handlungen gut oder böse auslegt. Und nicht nur Feinheit, sondern seine Rachsucht, Verstimmung, Gutartigkeit, Leichtsinnigkeit usw.

[«]

16[63]

NB. Der Gedanke selber wird im dritten Theil nicht ausgesprochen: nur vorbereitet.
Zuerst: Kritik alles bisher Gelehrten.

Welche Trostmittel ihm abhanden gekommen sind.
der Glaube und das Zutrauen zu einer höchsten Weisheit und Güte
der Glaube an das Gute, die Stimme der Pflicht usw.

Das böse Gewissen (an das beste Gewissen setzt sich Furcht Selbst-Mißtrauen, Skepsis, Verschweigen-Müssen, Verstellung an usw.)

Das Lied des Fliegenden.

Der Mensch als Rival der großen Natur.

Furcht vor den Folgen der Lehre: die besten Naturen gehen vielleicht daran zu Grunde? Die schlechtesten nehmen sie an?

Lösung Zarathustra III: du mußt dich über die Moral erheben, du hast sie durchschaut — deine ganze Trübsal war ihre Folge.

es giebt kein andres Mittel, wie der Mensch sich selber überwindet.

Das geringste Verschweigen lähmt seine ganze Kraft: er fühlt, daß er einem Gedanken bisher ausgewichen ist, — der stürzt nun mit ganzer Kraft über ihn her! Es ist ein Ringkampf: wer ist stark genug, Zarathustra oder der Gedanke?

Wozu Wahrheit? — Es ist der stärkste Trieb geworden, der Wille zur Wahrheit! Zarathustra kann nicht anders!

— und ob ich von jetzt an rückwärts zähle oder vorwärts: ich halte den Streifen der Unendlichkeit in der Hand und — — —

Die Thoren sagen: „aber da wäre ja eine Unendlichkeit schon vollendet“: doch man soll reinlich sein im Scheiden der Worte und nicht einmal Anfang nennen, was man das andere Mal Ende nennt.

Seine Beruhigung: es läßt sich die Wirkung nicht voraussehn!

der größte Gedanke wirkt am langsamsten und spätesten!

seine nächste Wirkung ist ein Ersatz für den Unsterblichkeitsglauben: er mehrt den guten Willen zum Leben?

Vielleicht ist er nicht wahr: — mögen Andere mit ihm ringen!

[«]

16[64]

1. Die Einsamkeit in Scham und Schwäche und Schweigen vor einem großen Gedanken.

Wozu Wahrheit!

2. Die Einsamkeit, der alle alten Trostgründe abhanden gekommen sind.

3. Die Einsamkeit mit den Versuchungen.

4. Die Einsamkeit ohne Freunde, ja mit dem Bewußtsein, die Freunde zu opfern.

5. Die Einsamkeit der höchsten Verantwortlichkeit.

6. Die Einsamkeit in der Ewigkeit, jenseits der Moral: der Schöpferische und die Güte. Es giebt keine Lösung als ein anderes Wesen zu schaffen, das

nicht so leidet wie wir.

Determinism: „Ich bin für alles Kommende ein fatum!“ — ist meine Antwort auf Determinismus!

7. Die Einsamkeit des Kranken. Trostlied. Müdewerden, Stillwerden. Geheiligt durch Leiden.

13 S<eiten> jede. Jedes Mal der überwindende Gedanke am Schluß.

NB. Alle Bedenken sind Zeichen des Willens zum Leiden, ein Vertiefen des Schmerzes: als der Schmerz am höchsten ist, **wirft ihn Z<arathustra> ab**:

größter Schluß-Moment (der Löwe): **ich will!!!**

Hymnus am Ende: der Siegreiche. (10 Seiten)

[«]

16[65]

Der dritte Theil ist die Selbst-Überwindung Zarathustras, als Vorbild der Selbst-Überwindung der Menschheit — zu Gunsten des Übermenschen.

Dazu ist die Überwindung der Moral nöthig.

Du opferst deine Freunde — sie sind tief genug, um dran zu Grunde zu gehn: und sie haben den Gedanken nicht geschaffen (was mich noch hält!)

Dies als letztes Gegen-Argument, welches sich Zarathustra entgegenstellt — der stärkste Feind. Jetzt wird Zarathustra reif.

Im Theil 4 stirbt Zarathustra, als er den Schmerz seiner Freunde merkt: und sie ihn verlassen. — Aber nach seinem Tode kommt sein Geist über sie.

Die Institutionen als Nachwirkungen großer Einzelner und als Mittel, die großen Einzelnen einzusenken und einzuwurzeln — bis endlich Früchte entstehen.

[«]

16[66]

Ringkampf um die Verwendung der Macht, welche die Menschheit repräsentirt! Zarathustra ruft zu diesem Ringkampfe auf. (4 Th<eil> Reden Zarathustra’s)

[«]

16[67]

Die eudämon<istisch->socialen Ideale führen die Menschen zurück — sie erzielen vielleicht eine sehr nützliche Arbeiter-Spezies — sie erfinden den idealen Sklaven der Zukunft — die niedere Kaste, die nicht fehlen darf!

Das „Glück der Erkennenden“ und ihre bisherige **Stumpfheit** gegen die Ergebnisse der Erkenntniß — Spottlied.

[«]

16[68]

Die kurze Triebkraft der Künstler — sie bleiben bei dem Abbilde ihres Ideals stehn und folgen dem Ideale nicht selber mehr nach — Spottlied. Und gar die Empfänger! Es sollten Lehrer sein — diese Künstler!

[«]

16[69]

Wie viel opfert der Feldherr, Fürst, der Sich-selber-Verantwortliche — das ist hoch zu ehren!

[«]

16[70]

Thatsächlich versuchen die Menschen immer, den großen Einzelnen sich entbehrlich zu machen durch Körperschaften usw. Aber sie hängen ganz ab von jenen Vorbildern.

[«]

16[71]

Der Conflikt des Herrschenden ist die Liebe zu den Fernen in ihrem Kampf mit der Liebe zu den Nächsten.

Schöpfer-sein und Güte sind nicht Gegensätze, sondern Ein- und dasselbe aber mit fernen **oder** nahen Perspektiven.

[«]

16[72]

Die Schwachen müssen gehorchen.

[«]

16[73]

Maaß und Mitte zu finden im Streben über die Menschheit hinaus: es muß die höchste und kraftvollste Art des Menschen gefunden werden! Die höchste Tendenz fortwährend **im Kleinen darstellen —** Vollkommenheit, Reife, rothbäckige Gesundheit, mildes Ausströmen von Macht. Wie ein Künstler an dem Tagewerk arbeiten, an jedem Werke uns zur Vollkommenheit bringen, der beste Bruder sein. Die Ehrlichkeit in dem Motive-Sich-Eingestehn, wie es dem Mächtigen geziemt.

NB. mit Wahnsinn der Sehnsucht ist alles zu verderben!

[«]

16[74]

NB. Die inneren Schwierigkeiten des 3. Theils müssen zuletzt als gar nicht nöthig dastehn: sie selber müssen sich aufheben vor der **General-Einsicht**.

[«]

16[75]

Jedes Opfer, das der Herrschende bringt, wird hundertfach aufgewogen.

[«]

16[76]

General-Einsicht vielleicht: das Organische selber ist das Gesetz, wir können gar nicht anders — Determinism absolut. Die vielen Möglichkeiten, die wir sehen, verwirren uns.

[«]

16[77]

Die größte Masse Kraft des Einzelnen ist so verschwendet, wie die der Sonne. Oder?

[«]

16[78]

Ein Faktum, ein Werk ist für jede Zeit und jede neue Art von Mensch von neuer Beredsamkeit. Die Geschichte redet immer neue Wahrheiten.

[«]

16[79]

Zarathustra 3. Diese ganze **Noth**, im Widerwillen gegen das Leiden, kam aus dem Gefühl, daß die Kraft noch nicht zureichte — ein Instinkt der Schwäche, der zunächst am Handeln hinderte (selbst das Aussprechen des Gedankens hinderte!) — Der Wille zum Leiden ist sofort da, wenn die Macht **groß genug** ist.

„Die stillste Stunde“ war eine Versucherin.

[«]

16[80]

NB. Die Stimmung Zarathustra’s nicht wahnsinnig-ungeduldig nach dem Übermenschen!

sie hat **Ruhe**, kann **warten**, aber alles Thun hat **Sinn** bekommen, als Weg und Mittel dorthin — und muß **gut** und **vollkommen** gethan werden.

Ruhe des großen Stroms!!! Weihung des Kleinsten!!! alle Unruhe, heftiges Sehnen, aller Ekel ist im Theil 3 darzustellen und zu **überwinden**!

(Sanftmuth, Milde des 1 und 2 Theils), usw. alles Zeichen der noch nicht ihrer selber sicheren Kraft!)

Mit der Genesung Zarathustra’s steht **Cäsar** da, unerbittlich, gütig — zwischen Schöpfer-sein, Güte und Weisheit ist die Kluft vernichtet. Helle, Ruhe, keine übertriebene Sehnsucht, Glück im recht angewendeten, verewigten Augenblick!

[«]

16[81]

Jenseits der Mitte des Lebens — unwiederruflich geopfert — nicht mehr zurück!

[«]

16[82]

(4) Reden: die große Ehrlichkeit in Betreff der Moral — wie es dem Mächtigen gemäß ist

Sammlung ergreifender Dinge des Lebens

[«]

16[83]

(Zarathustra 3.)

Recapitulation: der Übermensch auf alle Weise zu schaffen. Aber du verliebst dich in deine Freunde und dich selber! Der Gedanke brachte uns eine Last.

1. Die Hellsichtigkeit.
   auf dem Meere herumgeschlagen
2. Heraufbeschwörung der Wahrheit.
3. Jenseits der Mitte des Lebens — unwiederruflich geopfert.
4. Hohnlied auf die Pessimisten.
5. Ich als fatum.
6. Die große Natur und der Mensch.
7. Lied des Fliegenden.
8. Was Freunde! Lob der Freunde (die untergiengen) der stillen schaffenden Weltverschönerer Preis der Hoffnung — jetzt erst!
9. jenseits von Gut und Böse
10. Hohn auf die, welche Vertrauen gegen das Leben haben.
11. Hohn auf die Künstler.
12. Mitgefühl mit den Herrschenden und ihren Leiden.
13. Die Skepsis als Versuchung.
14. Wahrheit — Lüge.
15. Oh daß der da wäre, dem ich fluchen könnte!
16. Gespräch mit dem Blitze. ich selber der Wahrsager
17. Einsicht, daß das Gefühl der Schwäche seinen Geist führt.
18. Er sucht, im Verlangen nach Mitgefühl, seine Thiere auf und findet die Höhle zerstört.
19. Zarathustra's „große Verachtung“.

20. Versuchung zum Selbstmord. Die Schlange im Hochgebirge.
21. Krankheit. Vergessen.
22. Regenbogen. Löwin mit Taubenschwarm. Lob der urbestimmten Natur, die sich alles zum Glücke macht.
    gegen die Einsiedelei

[«]

16[84]

(Zarathustra 4.)

1. Die Einladung.
2. Der Siegeszug.
3. Danklied der Genesenden.
4. Der große Mittag.
5. Die neue Gemeinschaft. Ich fand den Menschen niedrig geworden, kleine Tugenden, kleine Schlechtigkeiten.
6. Wohin? (Die Wohnorte)
7. Der neue Adel und seine Erziehung. (Vielheit und Einheit) (Mächtige und die Kleinen)
8. Das Weib im Weibe
9. Die Bienenstöcke und die Arbeiter. Die Kleinen und ihre Tugenden
10. Eintheilung der Zeit und des Tages. Einsamkeit. Die Nahrungssimplicität. „Arm und Reich“ überbrückt.
11. Die neuen Kriege (gegen die bloß Genießenden).
12. Strafe und die Bösen. Die neue Barmherzigkeit zu Gunsten der Kommenden. Die Bösen als Zerstörer ehrwürdig, denn Zerstören ist nöthig. Dann als Quelle von Kraft.
13. Das Leben als Versuch: das Glück im Errathen oder Versuchen (Scepsis). Der Tod und die Lust, sich selber als Hemmniß des Lebens weichen zu sehn.
14. Das Zerbrechen der Tafeln. Der idealische „Gesetzgeber“. Heroldsruf.
15. Das Ich geheiligt. „Selbst-sucht und Herrsch-Sucht“ vor Allem. Teichm<üller> p. 131. Alle Triebe, bisher verketzert, weil zu stark an falscher Stelle,

rehabilitirt.

16. Die Erlösung der Vergangenen. Der große Mittag vollgestopft mit vereinigten Gegensätzen.
17. Lob der kühlen dialektischen Vernunft, als königlich = stark dem Gefühl. Das dankbare Auge. Abwehr des Ungeheuren.
18. Die Heiligung des Lachens und des Tanzes. (der Leib als Zeuge des Wachsens)
19. Die Ordnung der Feste.
20. Die Unschuld des Werdens. Der Kampf mit dem Zufalle. die neue „Unsterblichkeit“ „Wille zum Leiden“
21. Die große Frage.
22. Die Gelobenden.

[«]

16[85]

Zur Genesung des Zarathustra im Schlusse des dritten Theils.

Zarathustra wie ein Gott darüber sinnend, ob er seinen Gedanken den Menschen mittheilt. Welche Motive empfindet ein Gott gegen Menschen?

Die Religion umzudeuten von diesem Standpunkte: der Gott in seiner Beziehung zu den Menschen.

Zarathustra 3. „Ich selber bin glücklich“ — als er die Menschen **verlassen** hat, kehrt er zu sich zurück. Wie eine Wolke weicht es von ihm. Typus, wie der Übermensch leben muß, wie ein Epicurischer Gott.

ein göttliches Leiden ist der Inhalt des 3. Zarathustra.

der menschliche Zustand des Gesetzgebers wird nur herangezogen zum Beispiel

seine heftige Liebe zu seinen Freunden erscheint ihm als Krankheit — er ist wieder ruhig.

Als die Einladungen kommen, weicht er milde aus.

Hauptlehre: In **unserer** Macht steht die Zurechtlegung des Leides zu einem Segen, des Giftes zu einer Nahrung. Wille zum Leiden.

Das Menschliche flog mich an, ihr Schatten lag um mich, da fühlte ich Schwäche.

16[86]

Herrschen? Meinen Typus Andern aufnöthigen? Gräßlich! Ist mein Glück nicht gerade das Anschauen vieler Anderer? Problem.

Gerade jene zum Wettkampfe um Macht aufrufen, welche sich gerne verstecken und für sich leben möchten — auch die Weisen, Frommen, Stillen im Lande! Hohn über ihre genießende Einsamkeit!

Alle schöpferischen Naturen ringen um Einfluß, auch wenn sie allein leben — „Nachruhm“ ist nur ein falscher Ausdruck für das, was sie wollen.

Die ungeheure Aufgabe des Herrschenden, der sich selber erzieht — die Art Menschen und Volk, über welche er herrschen will, muß in ihm vorgebildet sein: da muß er erst Herr geworden sein!

Alle Tugend und Selbstüberwindung hat nur Sinn als Vorbereitung des Herrschenden!

Gegen alle **bloß** Genießenden! Auch die Einsamkeit als Selbstgenuß, selbst die des Selbstquälers.

Ein diamantenes Schwert zerhaut mir jede Finsterniß: nun bin ich hellsichtig worden — war ich doch allzu lange ein Hellsüchtiger!

Gute Tage wollen auf guten Füßen gehen.

Forderung: das neue Gesetz muß erfüllbar sein — und aus der Erfüllung muß die Überwindung und das höhere Gesetz wachsen. Zarathustra giebt die Stellung zum Gesetz, indem er das „Gesetz der Gesetze“, die Moral aufhebt.

Gesetze als Rückgrat.

an ihnen arbeiten und schaffen, indem man sie vollzieht. Bisheriger Sklavensinn vor dem Gesetze!

Zarathustra ist selber der Weise geworden, der sich seiner Thorheit freut und der Arme, der sich seines Reichthums freut. Scene: der Narr und der Arme in 4.

Nicht Ein Ideal des Weisen, sondern hundert Ideale des Thoren will ich aufstellen! Zarathustra 4.

Gegen die bärbeißige schauspielerische stoische Herrlichkeit des „Weisen“.

Typus des Gesetzgebers, seine Entwicklung und sein Leiden.

Welchen Sinn hat es überhaupt, Gesetze zu geben?

Zarathustra ist der Herold, der viele Gesetzgeber aufruft.

(Zu 4) Erst die Gesetzgebung. Dann, nachdem durch dieselbe die Aussicht auf Erzeugung des Übermenschen gegeben ist — großer schauerlicher Augenblick! Zarathustra verkündet die Lehre der Wiederkunft — die jetzt erst **erträglich** ist, ihm selber zum ersten Male!

[«]

16[87]

Wenn die Mitmenschen nur eine Art von unseren Empfindungen sind: so ist folglich Herrschaft nur eine Art von Selbst-Beherrschung: und der Wille, Herr zu sein, ist = der höchsten Besiegung von eigener Furcht und Mitleid und Verwandlung des Anderen in unsere Funktion — also Herstellung eines Organismus.

[«]

16[88]

Die Rechte, die ich mir erobert habe, werde ich <dem> Anderen nicht geben: sondern er soll sie sich rauben! gleich mir — und mag sie nehmen und mir abzwingen! Insofern muß ein Gesetz da sein, welches von mir ausgeht, als ob es Alle zu meinem Ebenbilde machen wolle: damit der Einzelne sich im Widerspruch mit ihm entdecke und stärke.

Neue Taxation des Menschen: voran die Frage:

wie viel Macht ist in ihm?

wie viel Vielheit von Trieben?

wie viel Fähigkeit mitzutheilen und aufzunehmen?

Der Herrschende als höchster Typus.

Die Vergangenheit befruchten und die Zukunft zeugen — das sei mir Gegenwart!

Zarathustra selber der Possenreißer, der über den armen Seiltänzer hinwegspringt — zu 3) Hohn gegen sich.

Erste Scene von 3) vielleicht „der Wanderer“ und ein Gespräch mit dem **Blitze**, der **plötzlich** aufhellt: so hellt sich ihm plötzlich sein Wille auf.

Hohn gegen die sklavenhafte Unterwerfung in der Moral (unter das alte Gesetz irgend eines Menschen)

Ein langdauerndes Individuum bilden (ein Volk), um seine Gedanken in Fleisch Blut und Wille zu übersetzen

Wer ein Recht sich nimmt, wird dies Recht dem Anderen nicht geben — sondern ihm Gegner sein, indem er es sich nimmt: die Liebe des Vaters, der dem Sohn widerstrebt.

Der große Erzieher wie die Natur: er muß Hindernisse thürmen, damit sie überwunden werden.

Gegen alle Genießenden: — unvornehm, sich zum Leben nur so zu stellen! Alles Genießen als Ausruhen hinzunehmen! So erst wahrer Genuß!

Wir werden am härtesten für unsere Tugenden bestraft.

Der Mensch macht eine Handlung werthvoll: aber wie sollte die Handlung den Menschen werthvoll machen!

Es ist kühl, der Mond scheint, keine Wolke steht am Himmel, — es lohnt sich nicht zu leben.

[«]

16[89]

Zarathustra 3 Anfang. Recapitulation. Du willst den Übermenschen lehren — aber du hast dich in deine Freunde und dich selber verliebt und aus dem Leben ein Labsal gemacht. Die glückseligen Inseln verweichlichen dich — nun wirst du trübe und leidenschaftlich und schiltst auf deine Feinde. Anzeichen der Schwäche: du weichst einem Gedanken aus.

Aber du sollst die Welt überreden und den Menschen überreden, sich zu zertrümmern.

(Der Reformator in seiner eigenen Gemeinde erschlaffend: seine Feinde sind nicht stark genug. So muß sein größter Feind entstehn, ein Gedanke.

Der Gedanke als Einwand gegen das Leben und Fortleben)

[«]

16[90]

Reue: das ist Rache an sich selber.

und diesen Rath rathe ich meinen Feinden und allen Spuckern und Speiern:

als der Lehrer der großen Verachtung (Im Vorletzten)
Wie ertrüge ichs sonst, euch die große Verachtung zu lehren? —

[«]

[17 = N VI 6. Herbst 1883]

17[1]

Und wenn du das Leben einst nicht aushalten kannst, mußt du suchen, es lieb zu gewinnen — solches nämlich war immer der Kunstgriff der Weisesten.

Wahrlich ihrer Kunst kühnster Griff war es, gerade dann an einen Gott zu glauben, wenn sie den Teufel sich zu nahe spürten.

Sie lernten die Namen tauschen: und so täuschten sie sich über die Dinge — siehe da die ganze Kunst der Weisesten!

Zum Eigennutz sind die Meisten zu wahnsinnig — ihr Glück macht sie alle wahnsinnig.

Sie opfern Alles für Eins — das ist irgend eine Liebe; dieser Eigensinn und Eigen-Hang hängt über Allen.

Aus ihrer Liebe quillt ihr heißer Wahnsinn — der aber ist ein schlechter Rechner und verachtet die Krämer-Tugenden.

Die Krämer-Tugend aber und des Krämers geldklebrige Finger und kaltes Auge — das ist noch unter der Würde des Thieres.

Alles was bezahlt werden kann ist wenig werth: diese Lehre speie ich den Krämern ins Gesicht.

Es giebt Dinge, ob es schon die Krämer nicht wissen — in deren Nähe Geld wie eine Schamlosigkeit klingt.

Geld geht durch alle Finger: darum lerne mit Handschuhen Geld angreifen.

Gelobt sei die kleine Armut: denn alle Krämer trachten nach großem Reichthum.

[«]

17[2]

Die Krämer
Die Lehrer } sie sind alle einander werth
Die Werkzeuge }
Die Fürsten.
Von den Bösen (den Herrschsüchtigen — das ist das Merkmal des Bösen)

[«]

17[3]

Wer sich stets viel geschont hat, der kränkelt zuletzt noch an seiner vielen Schonung.

Er redet rauh — aber nicht aus rauher Seele: jeder Windzug macht ihn heiser reden, diesen Zärtling!

Das beste fruchtbarste Land zuletzt (von den Bösen)

[«]

17[4]

Zarathustra macht sich lustig über die bisherigen Angriffe auf die Bösen und Selbstsüchtigen, Leidenschaftlichen (zu Gunsten der Schwächlinge)

[«]

17[5]

Und oft lehrt man den Verzweifelnden nicht anders Stärke, als indem man ihm von seiner Schwäche redet.

Vielfraße die Einen, die Anderen Schmeckerlinge — verächtlich Beide!

Zeuger und Züchter

[«]

17[6]

Gegen den **Lärm**

Durch Nahrung kannst du die Seele gestalten und umgestalten

mit Salzen Bädern und Bewegungen — wie solltest du nicht kranken Seelen Heilung bringen?

Einst machte man über dem Mörser noch Schwüre und Beschwörungen

Um die Seele zu ändern, muß man den Leib ändern.

Heilige Eisenspäne und Knochensplitter, ägyptische Nächte in Kästen verschlossen,

die Kohlen aufs Feuer geworfen, haben es völlig erstickt: es war schon zu klein

[«]

17[7]

O diese engen dumpfen Krämer-Seelen! Wenn das Geld in den Kasten springt, springt der Krämer mit hinein.

Wessen Seele eine Geldkatze und wessen Glück schmutzige Papiere waren — wie möchte dessen Blut je rein werden?

Bis ins zehnte Geschlecht noch fließt es matt und giftig und faulig riechend.

matt und schaumicht

[«]

17[8]

Man hat es verlernt: es giebt keine Tugend für Alle,

es giebt höhere und niedere Menschen: gleiche Rechte für Alle ist die ausbündigste Ungerechtigkeit.

[«]

17[9]

Von den Krämern.
Von den Eintags-Lehrern.
Von den Fürsten.
Von den Gesetzen.
Von den Frommen.
Von der Schnelligkeit.
Der große Fluch.
Die Stadt.
— Von der Wissenschaft — Besuch des Narren. — Höhnisch.
— Zarathustra sucht die Höhle. Symbol.
— Einsiedler. — Rede.

[«]

17[10]

Und wenn ich nicht leben kann, wie ich Lust habe, so habe ich keine Lust zu leben — so denkt noch der Heiligste.

Will denn ein Trieb befriedigt sein? Will er von sich selber Freiheit und Frieden? Wollte irgend ein Wille jemals Nicht-wollen?

Daß er schaffe, das ist aller Triebe Treiben: und wohl auch daß er eine Weile sich ausschlafe — <um> ganz sich schaffend auszuwachen!

Aber ihr mißkehrtet des Willens Wesen zum Widerwillen und Wider-Sich-wollen

ihr mißdeutet<et> des müden Willens Stimme

Ist denn der Schlaf eine Erfindung zum Tode? Und wer schlafen will, wäre ein Sterbens-Müder? Schnaufen und schnarchen kann der Lebendigste.

Schreib- und Schreihälse, hastige Müssiggänger, dampfende Ehrgeizige, Aufdringlinge und Unverschämte.

„Die Alltags-Tugend genügt“ — man muß Bescheidenheit lernen auch in der Tugend

[«]

17[11]

Von der Verkleinerung.
Die große Stadt. als ein Scheiterhaufen auf dem verbrannt wird:
1) der tiefe Gedanke usw.

unbehülflich wie ein Leichnam

[«]

17[12]

Hütet euch, ihr Reichsten: eure kleine Wohlthätigkeit macht ungeduldig und empört mehr als aller Geiz: ihr tröpfelt gleich bauchichten Flaschen mit allzuengen Hälsen — oft brach man schon solchen Flaschen die Hälse.

Dieser Nachbar und seine kleine Noth, diese Stadt und ihr kleines Glück — das bröckelt dir langsam deine Stärke ab; du verlernst es, großes Wehe zu machen.

[«]

17[13]

Vergnügte Säue oder sterbende Fechter — giebt es denn keine andere Wahl?

Ein lüsternes Auge über eine gallichte Seele

Wenn man das Todte aufgräbt, wird immer viel Lebendiges krank; unter dem Schutte wohnen Krankheiten und schlimme Dünste.
Die Todtengräber graben sich Krankheiten an, — — —

Wir fangen als Nachahmer an und enden damit uns nachzuahmen — dies ist die letzte Kindheit.

Das Mitleiden des Größten ist hart, gleich dem Händedruck des Riesen.

Ich wollte ihnen ein Licht sein, aber ich habe sie blind gemacht; so klagt jede Sonne, sie sticht die Augen aus.

Wie komme ich durch das Stadtthor? sagte Zarathustra — ich verlernte es, Zwerg zu sein.

Das Größte an dem Großen ist das Mütterliche: der Vater ist nur ein Zufall.

Daß sie gebären müssen, heißt ihnen Zukunft; sie verstehen nicht, was ihr Glück wird — sie brüsten sich keiner „Freiheit“.

Von meinen Schnee-Gipfeln abwärts finde ich jede Blume, ich bin Allzu-Mensch, ich bin auch noch Fast-Thier.

Meine Raserei noch ist mir gehorsam

und nicht immer kommen die Kindlein zu dem, der sie kommen läßt.

Ihr hustet, aber das ist kein Einwand gegen starke Winde.

Euer Maul brüllt: Essen und Trinken! Euer Bauch brüllt dazu, Viel! Euer lüsternes Auge: gut!

Ach, sagte Zarathustra, ich kann mir die Hölle nicht erlassen — die Unterwelt, wo alles Todte wider mich aufsteht, und auch die Schatten noch reden: Leben ist Folterung.

Eure Krankheiten treten gegen euch auf und verklagen euch ob der Tugenden, deren ihr euch brüstet: und was euch nicht auf den Leib paßt, wie sollte das ein — — —

An euren öffentlichen Meinungen seid ihr kränker noch als an euren öffentlichen Mädchen: und das gerade sind eure heimlichsten Krankheiten.

Es ist eine große Heuchelei unter euch: die welche befehlen, heucheln die Tugenden der Gehorchenden.

Zum Herrschen geboren, aber wo hätte ich einen Lehrer finden sollen des Herrschens? So suche ich zu überreden, wo ich befehlen sollte!
Überreden aber ist die Schmeichelei des Höheren gegen den Niederen und des Herrn gegen — — —

Und erst wenn Alles nach unserem Willen geht, geht auch Alles nach unserem Wunsche.

Es windet sich wie vor einer Marter: es redet nicht, es thut sich die Marter an, stumm zu sein.

Oh Zarathustra Fürsprecher des Lebens! Du mußt auch Fürsprecher des Leidens sein!
Die Menschen müssen böser werden. Zarathustra 4 dies ist mir das größte Leid — ich muß sie böser machen!

und wo ich die langen Finger des Krämers sehe, ziehe ich's vor, den Kürzeren zu ziehen.

Die schwarze traurige See liegt vor dir — auch darüber mußt du hinweg!

unter Zwergen zu leben
Eingedrückte Häuser sehe ich — ein Kind nahm sie wohl aus der Schachtel. Ein<ge>drückte Seelen

Im Dunkeln fühlt man die Zeit anders als im Hellen.

verdorben durch viele kleine Erfolge — er hat immer leichtes Spiel gehabt — vertraulich und offenherzig, aber niedrig gleich einer Thür, durch die ein Großer nicht hineingeht.

Die weise Vergeßlichkeit und die Kunst, mit jedem Wind zu segeln — zwei neue Tugenden.

Erst wer nach seinem Ziele fährt, hat Fahrwinde.

Den Zufall überlisten und an der Hand führen — lasset den Zufall zu mir kommen, er ist unschuldig wie ein Kindlein.

Die Lehre vom Leben Zarathustra 4 furchtbar-dithyrambisch
Samen des Lebens ausgeworfen von Stern zu Stern.

Schönheit verhüllt den Mann

— glatt und hart zu werden muß man seine heimliche Einsamkeit mit unter das Gedränge bringen.

„es thut weh, also ist es schlecht“ — dies ist der älteste und jüngste Schluß und aller gemeinen Dinge Gemeinstes.

Seit ich diesen Ursprung des Schlechten verstand, lache ich über alles Geschwätz um Gut und Schlecht.

Jenseits des Guten und des Schlechten

Ich ehre die Tugend, wenn sie die Vorsicht des Schwangeren ist: aber was geht mich die Tugend der Unfruchtbaren an!

[«]

17[14]

die Schonung unser selber, das weise Vergessen, die Seligkeit des Hoffenden, die Milde dessen, der auch noch sein Alleinsein verbirgt, — — —

Die Furcht hat die Menschen zahm gemacht: ihre Schwäche wuchs aus der Furcht vor ihrem Ungeheuer „Selbst- und Herrschsucht“.

Was heulst du denn also durch die Nacht, du Ungeheuer? Du windest dich, du quälst dich? Was könnte dir Trost bringen?

Einen schlechten Schlaf schläfst du, ein böser Traum kam dir, du stöhnst unter bösen Gedanken.

Ihr meint es gut mit euch und selbst noch mit mir, nun — was soll ich euch mit meinen Schmerzen wehethun!

An euch wäre durch mich viel zu verderben und wenig gut zu machen: laßt mich schweigen!

Ich bin traurig mit dir und mir gram um deinetwillen: ach daß ich <nicht> stark genug bin, dich von bösen Träumen zu erlösen!

Die Augen stehen dir offen, schlafende, halbtodte, traurige Augen: der Mund steht dir offen, ein gurgelnder erstickender Ton

die Furcht vor dir hatte sie gelähmt — die Ehrfurcht läßt ihre Füße wieder gehen

warmer Athem, die Glieder gestreckt

schlaftrunken — ein offenes Auge und doch kein Blick darin, er — sich selber verloren — etwas suchend, verdrießlich

ich traue dir mehr noch im Sturme

deine unzähligen Rachen und gefletschten Zähne

So liegt mein Schicksal vor mir dem Meere gleich, in dunkler Traurigkeit, verdrossen, vergreist, noch schlaftrunken, mit offenem Munde, träumend.

Ach das Auge offen, und noch kein Blick darin, warm athmend, <sich> umwindend, schlurfend

[«]

17[15]

Da ist die schwarze traurige See, gleich meinem Schicksale liegt sie vor mir — ein offenes Auge, aber noch schlafsüchtig und noch kein Blick nach mir darin.

Ach, mit warmem Athem athmet das Meer, gleich meinem Schicksale, es windet sich auf seinem Klippen-Kopfkissen, und stöhnt vor bösen Erwartungen.

Ich bin traurig mit dir, du dunkles Ungeheuer und mir selber noch gram um deinetwillen. Ach, daß ich nicht Stärke genug habe, dich von bösen Träumen zu lösen!

— Was thust du, Zarathustra? Willst du dem Meere Trost singen? Wurdest du schon deiner eignen Zukunft ein mitleidender Zuschauer?

Ach, du bist ein liebreicher Narr und Vertrauens-Überreicher! selbst zu allem Furchtbaren! Zu jedem Ungethüm kommst <du> noch es zu streicheln!

Ein Hauch von warmem Athem, ein wenig weiches Gezottel um die Tatze: und schon quellen Locktöne aus deiner Flöte — sehnsüchtig bist <du> wahrlich nach allem Lebendigen!

Besser, du traust deinem Schicksale, du Vertrauens-seliger, wenn es wie ein Meer aus tausend Mäulern brüllt — besser noch sein Zähnefletschen gegen dich im Sturme, als solche schwangere nächtliche Verdrossenheit!

Deine Zärtlichkeit zu allem Lebenden ist deine Gefahr, oh Zarathustra! Und wehe dir, wenn du keinen schaffenden Willen hättest!

Alle Schaffenden müssen harte Hämmer werden! Heran zu mir, du furchtbarster Schmied, der den Hammer selber hart schmiedet.

[«]

17[16]

Nun ist Alles wohlgethan! Denn die Krämer tragen Säbel und Schnauzbärte, und selber das Regiment ist bei den Krummbeinigen.

Nun ist Alles wohltgethan!

Die besten Regenten ohne Principien, als Beglückung Vieler — und meine besten Freunde unter ihnen

Es gelüstete ihn nicht nach Verbrechen, sein Geschmack war zu heil und hell zu solchen Gelüsten.

Aber er schonte sich auch nicht und verbrach Verbrechen, nun nämlich gieng er die kürzesten Wege.

Und wenn die gerade Linie gar kein Weg ist, so muß der kürzeste Weg schon die ungerade sein

Ein Schiffbruch erst speit ihn an sein Land der Verheißung

Die größte Gefahr liegt hinter uns — dort hinaus wo die glückseligen Inseln sind

Ich halte nichts von Beten, mehr noch von Fluchen: und jetzt heiße ich euch, alle feigen Teufel fluchen, die winseln und Hände falten und beten wollen.

das Meer ist toll geworden — ein schneeweißes Unget<hüm> ist gerade noch Schnee genug, um sich selber voll und toll zu trinken.

Nun redet ihr mir vom Beten

Ziegen Gänse und andere Kreuzfahrer, geführt vom heiligen Geiste

man wird dich aufschlitzen, man glaubt du habest Gold verschluckt

Ich bin Zarathustra der Gottlose: wer ist gottloser als ich?

das Erzählen um das Feuer am Abend (statt der Lehre)

sich selber die Krone aufs Haupt setzend mit einer Stimme wie ein Schieferstift.

sie kriechen überall hin gleich den Läusen

das Gelüste liebt das Zwielicht: das Abenteuer giebt den Tag billig.

Wehe, wer wollte ihnen Unterhaltung schaffen, wenn diese nicht mehr ihr Unterhalt wäre!
Sie müssen mit dem wilden Thier Hunger kämpfen, sonst wäre ihre Unterhaltung die von wilden Thieren an — uns.

Es giebt Anstellige und Angestellte, es giebt Selbständige — die müssen sich selber stellen.

Also lobe ich mich selber für mein Theil. Nun kam an euch die Reihe, mich zu loben.

die Siechen und Süchtigen

vergrünt und vergrämt

was um euch wohnt, dessen seid ihr bald angewöhnt: und wo man lange sitzt, da wachsen Sitten.

und immer werde ich bei euch sein wie Oel bei Wasser — obenauf, es sei denn, daß man uns arg durcheinander schüttelt.

knechtisch und geknickt

Ihr nennt es Stelzen — aber es sind die starken Füße des Stolzes

Er geht auf und schwillt über alle Ränder: hat sein Schicksal ihn wohl angesäuert?

der Widerspänstige ist sich selber ein schlecht Gespons

„von Ohngefähr“ — das ist kein guter Adel, ob er schon der älteste ist

Trompeter und andere Schmetterlinge

[«]

17[17]

Bei Allem, was licht und stark und gut ist

ein „schöpferisches Wehe ist Weisheit“ Güte
ein Mittel und Werkzeug, gleich — — —

Nächst jedem Kaufladen sah ich einen Saufladen
da suchen sie Wein
Und wer Wärme nicht bei gebranntem Wein findet, sucht sie bei brennenden Weibern.

Ein Schiffbruch spie ihn ans Land.

[«]

17[18]

In Zarathustra 4 kein **„Ich“**!

[«]

17[19]

Was lästerst du gegen dich selber?

[«]

17[20]

eine kleine verkrochene Gemeinde, und ihr übel verkleideter Dünkel

Z<arathustra> der Gottlose?
Man verfolgt dich, man hat einen Preis auf deinen Kopf gesetzt

Wohlan, man mag uns gut verfolgen: bisher war immer der Erfolg bei gut Ver<folgten>

[«]

17[21]

Woher kommt uns Zarathustra? Wer sind ihm Vater und Mutter? Schicksal und Lachen sind Zarathustras V<ater> und Mutter: das grause Schicksal und das liebliche Lachen erzeugten sich solchen Sprößling.

Heiterkeit als der heimliche Vorgenuß des Todes.

„Ich suche Zarathustra. Zarathustra ist mir verloren gegangen.

[«]

17[22]

der Wille zum Bösen wie er heller und schöner wird
von den Widerspänstigen
Ursprung von Tugend
Kam ich, auf das Laster zu lästern und vor Taschendieben zu warnen?

[«]

17[23]

Der Himmel steht in Flammen und das Meer speit nach mir

[«]

17[24]

gemein und gering genug für die geringsten Vortheile, lesen sie noch den Kehricht ihres Glückes aus.

Reich sind sie: aber ihre Augen bleiben Diebes-Augen.

steckt sie in gute Kleider — nun sind es vermummte Lumpensammler und Aasvögel.

Fluch — die Brüderschaft von Haß und Blitzstrahl

Ich gieng den Ursprüngen nach — das entfremdete mich allen Verehrungen: und es wurde fremd um mich und einsam.

Aber endlich heimlich schlug das Verehrende selber wieder aus — und siehe! es erwuchs mir mein Baum der Zukunft —:

Nun sitze ich in seinem Schatten.

[«]

17[25]

gut verfolgt, schlecht erwischt!

faulichtes, lauichtes, schaumichtes Blut

ihr wolltet den Menschen entwildern, aber ihr habt ihn schwach gemacht

den Wolf machtet ihr zum Hunde und den Menschen selber zu des Menschen bestem Hausthier.

[«]

17[26]

Von den Schreib-und Schreihälsen

[«]

17[27]

die höchste Spannung der Vielheit von Gegensätzen zur Einheit zu bringen — Ziel.

die einzelnen Triebe verketzern und tödten für den, der sie nicht zur schönen Einheit bringen kann — niedrigere Moralen — ihr Werth.

die höchste Dialektik und, ihr ganz gewachsen, die Stärke des Gefühls.
das Furchtbarste: Herrschsucht und Selbstsucht Heiligen

[«]

17[28]

Chor der Narren „wir waren einst Weise“

[«]

17[29]

die stürmische Bewegung — und Ein Ziel und Ruhe auf jeder Stelle der Bahn

Zarathustra fand die Menschen niedrig geworden vor.

der Böse als Zerstörer ehrwürdig — das Zerstören ist nothwendig.

Selbst-Liebe und Selbstverachtung — Synthese.

„Wer ist von uns Versucher?“ sagte Zarathustra und lächelte — denn es kam ihm eine Erinnerung.

den großen Mittag mit gelösten Gegensätzen vollstopfen.

Es ist die Zeit der kleinen Leute

[«]

17[30]

Es giebt Schauspieler wider Wissen und Schauspieler wider Willen.

Einige wollen: aber die Meisten werden nur gewollt.

In der linksten Zehe noch mehr Sinn für das Rechte haben als sie in ihrem Kopfe.

So lange die Selbstsucht von Grund aus für böse gilt, werdet ihr ehrlicher Weise nie Etwas Gutes aus ihr ableiten können — und ehrlicher Weise müßt ihr Alles aus ihr ableiten. Daher habe ich das Organisch-Moralische.

[«]

17[31]

Zarathustra 4 zuletzt: Erfüllungen
Zarathustra 1 Vorrede: die Armen (Geringen Überflüssigen) als die Reichen, die Weisen froh zeitweilig sich unwissend und thöricht zu fühlen (Narren zu werden — **Narrenfest**)
Chöre der Armen
der Narren

Zarathustra 3, 1 Vorgefühl, daß Furchtbares geschieht.
3, 2 tiefste Schein-Ruhe des Wanderers
die schmerzlichsten Dinge sammeln

[«]

17[32]

nicht für seinen Glauben, aber für seinen Zweifel verbrannt werden!

Du reitest schnell zum Ziele; aber dein lahmer Fuß wird zu gleicher Zeit mit dir anlangen!

Moral sei, dem Nächsten Gutes zu thun? Aber da müßtest du schon wissen, was ihm gut ist!

[«]

17[33]

Von den Dienern

a) die Reichen
b) die Könige
Priester und Kaufleute herrschen jetzt.

[«]

17[34]

Es giebt eine geheime Einsicht: man hat die großen Verbrechen nicht mehr nöthig — aber viele kleine.

ich will gar nicht „das Glück der Anderen“! — ihr Unbehagen und Verzweifeln unter Umständen viel eher noch!

Was! „Wahrheit“ sagen! Ich will mein Gefühl ausdrücken und mich nicht **verbergen**. Sp<encer> D<ata of> Eth<ics> p. 269.

Egoismus kein Widerspruch mit der heroischen Denkweise!

Großmüthigkeit, wie viel fremde und feindselige Gedankenkreise ihr über euch Gewalt bekommen laßt, ihr Denker!

eingefangen in ihr enges Herz

[«]

17[35]

Tief mißtrauisch gegen das Schicksal, bereit zu plötzlichen Entschlüssen, schlecht regiert

Liebe ich die Menschen? Liebe ich mich? Aber sie gehören zu meinem Vorhaben, gleich mir.

[«]

17[36]

Zarathustra 3 Von der Langen-Weile.

[«]

17[37]

Viel Altruismus habe ich nöthig, **um** meines ego willen und seine Lust zu haben.

ἀκρασία !!

[«]

17[38]

Dies ist die Wahl, vor die ich mich gestellt habe: was ich nicht vorher gewollt habe, das **muß** ich nachher **wollen** (gut-machen, einfügen — verdauen — aber zusehen, ob ich's kann!

[«]

17[39]

§ den Armen reich machen Emerson p. 383.

§ Seligkeit im größten Umfang der Seele, größte Leiter auf und nieder

gegen den steifen „Weisen" erlösend.

Die Welt — **eines Gottes Ausgelassenheit**

Sünde als Selbst-Aufhebungs-Genuß.

[«]

17[40]

ihr überseht, welch Ungeheures jeder organische Vorgang schon ist, welche Einheit von Gegensätzen.

Sich wieder in die Gegensätze stürzen, nach einem trunknen Augenblick der Versöhnung.

die umfänglichste Seele, die sich am weitesten in sich verirren kann
der Weiseste, der sich in das Meer der Thorheit stürzt
der Nothwendigste, der sich in die Zufälle stürzt
der Seiende, der im Werden
der Habende, der will
sich immer wieder annähern und immer wieder fliehen
die Seele, **der Alles Spiel ist**

[«]

17[41]

§ <Zarathustra> 4 Was ist schlecht?
§ <Zarathustra> 4 die höchste Seele Schilderung des Übermenschen

Seht ihr nicht, wie Zeit nur ein Übermuth und Raum eine Ausgelassenheit ist? Und welcher Muthwille von Freiheit kann muthwilliger sein als mein rollendes Rad von Grund und Folge?

sie wollen daß ihnen Niemand wehe thue: so kommen sie ihm zuvor und thun ihm wohl — diese Feiglinge!

[«]

17[42]

Epictet als **Gegensatz**

[«]

17[43]

11245 Reclus.

[«]

17[44]

Der Warner: Zarathustra! Es ist Alles bereit zu Grunde zu gehn. Rede den Deinen zu, sich zu retten und ihre selbstgenugsame Einsamkeit aufzugeben.

Zarathustra: Man versammle mir die Meinen und lasse Herolde rufen, daß sie kommen zum großen Mittage.

[«]

17[45]

Recept zur Gewöhnlichkeit
Thut, was ihr wollt, aber hütet euch damit anzustoßen,
Thut, was ihr könnt, aber hütet euch, damit aufzufallen.

[«]

17[46]

sie wollen spielen lernen, und haben noch nicht einmal den Ernst gelernt.

Man könnte schon fliegen — aber erst mußt du wissen, wie ein Engel zu tanzen.

In der Tugend keine Sprünge! Aber für jeden einen anderen Weg! Doch nicht zum Höchsten Jeder! Wohl aber kann Jeder eine Brücke und Lehre sein für die Anderen!

[«]

17[47]

Vielleicht ist so über den Sinn und Werth der Kunst und Künstler zu denken, wie ich hier thue, gerade jetzt nicht erlaubt: vielleicht so darüber zu schreiben wie ich schreibe — noch weniger: vielleicht habe ich manches zu büßen.

[«]

17[48]

Ein kleines Licht, aber doch ein großer Trost

das tiefe Mißtrauen (gegen die Natur) nöthig

die Erzeugung starker Menschen.

Thut, was ihr wollt — vorausgesetzt daß ihr solche seid, die wollen können und nicht gewollt werden.

Liebt euren Nächsten gleich euch selber, vorausgesetzt daß ihr euch selber liebt

[«]

17[49]

Der jetzige Durchschnittsmensch ist mein größter Feind — ich verdanke es Rée daß ich ihn kennen lernte.

Er hatte keinen Ch<arakter>: was hilft's? So mußte er sich einen stehlen.

[«]

17[50]

Nicht an Gott glauben.

Folglich gehen die Dinge nicht, wie Gott will. (Gegen die feige Ergebenheit, die die Menschen **schwach** gemacht hat: dagegen lehre ich ein tiefes Mißtrauen.)

[«]

17[51]

Zarathustra 3. Er wundert sich: was hat denn die Menschen so klein gemacht?

Gegensatz zu seinen Freunden

die moralischen Worte als Schauspieler-Mittel sich zu vergrößern.

sein Ekel nimmt immer zu

wie selig <bin> ich, daß ich meine Freunde habe und mein Gedanke in ihnen lebt!

vernarren

Das Glück will nicht gesucht, sondern gefunden sein.
Was man hat, soll man nicht noch suchen.

Wer nichts zu thun hat, dem macht ein Nichts zu schaffen.

Was ich euch thun will, das könntet ihr mir nicht thun! Und was ich nicht will, daß ihr mir thut, warum sollte ich dies euch nicht thun?

[«]

17[52]

§ gegen die Bedenklichkeit der Gerechtigkeit
§ gegen die Milde, als ob man die Überflüssigen schonen müßte! „Ach, wie nothwendig ist all das Überflüssige!“ sagt ihr mir
§ gegen die Schwäche, hervorgebracht durch Vertrauen. Ich lehre tiefes Mißtrauen.
§ gegen die Ängstlichkeit vor Blutvergießen
kurz: gegen alle Moral als schwächend.
§ gegen die Gemeinden à la Herrenhuter — Christen.
Zu Zarathustra 4. Erst müßt ihr als Zerstörer Kraft gewinnen!

[«]

17[53]

sie werden immer schwächer — seit ich sie nicht sah.

Hohn auf meine seligen Inseln, wohin Einige geflüchtet sind — auf die Dauer gleichgültig!

Zu Zarathustra 4) Es ist die höchste Zeit, die Flamme wieder aufzuschüren.

Gott aufzugeben ist jetzt nöthig: die Menschheit würde sonst zu **matt**.

[«]

17[54]

Trotz in der Selbst-Erniedrigung, soweit gehend, bis er tödtliche Rache am Zeugen verlangt

darum muß Gott sterben!

Auch die Thiere neu: so will ich selber noch einmal, von neuem.

Zarathustra 4. Allgemeine Revolution — das Versinken der Inseln als Vorzeichen.

[«]

17[55]

Zarathustra 3. Der Trost des Heiligen empört Zarathustra, er erkennt, woher die Schwäche.

Wohlan! Noch Ein Mal!

Der Heilige: Du willst das Alles noch einmal? und geht.

Darauf beschwört Zarathustra den schwersten Gedanken.

<Zarathustra> 3. Schwäche deine Gefahr!

<Zarathustra> 3. Eines Teufels Fratze.

<Zarathustra> 3. War die Reise nöthig?

Das Glück läuft mir nach: das kommt davon, daß ich nicht den Weibern nachlaufe — und das Glück ist ein Weib.

[«]

17[56]

Es ist noch zu früh für Zarathustra: bisher war ich noch mein eigener Vorläufer

Um die Mitte der Bahn entsteht der Übermensch.

der Erfolg aller gut verfolgten Dinge

Meine Gräber öffneten sich: mein lebendig begrabener Schmerz stand wieder auf — unter Leichengewändern hatte er sich ausgeschlafen, um sich nun auszuwachen.

nicht durch fremden Schlamm waten

<Zarathustra> 4 Höchster Moment: im Namen alles Seins noch ein Mal!

[«]

17[57]

Der Gedanke, daß die Moral den Gesetzgebern ihren Ursprung verdankt und daß — — —

[«]

17[58]

Hütet euch vor allem halben Wollen: seid entschlossen zur Trägheit und zur That. Und wer Blitz sein will, muß lange Wolke sein.

Das lange Schweigen müßt ihr lernen: und Niemand soll euch in den Grund sehen. Aber nicht weil euer Wasser trübe ist und euer Antlitz verschlossen ist, sondern weil euer Grund zu tief ist.

[«]

17[59]

Und wer um die Tugenden der Starken wirbt, soll auf die Tugenden der Schwachen verzichten: und in eurem Verzicht sei kein Verachten.

Wie willst du tanzen lernen, wenn du nicht einmal gehen lerntest! Und über dem Tanzenden ist noch der Fliegende und seine Seligkeit

Schon fühle ich daß ich träume: so bin ich wohl nahe am Aufwachen?

Man soll nur stehlen, wo man nicht rauben kann: so redet das Gesetz der Ehre unter Schelmen.

[«]

17[60]

Recept 1) den Willen kräftigen
2) keine Lüsternkeit
3) schweigen lernen
4) Einsamkeit lernen
5) das tiefe Mißtrauen und das tiefe Vertrauen
6) seinen Feind suchen, seinen Freund aber finden.

[«]

17[61]

Ich will daß du kein Ding thust mit „um“ und „weil“ und „damit“ sondern jedes Ding um des Dinges selber willen und ihm zuliebe.

Der Zweck ist es, der jedes Ding und Thun entheiligt: denn was zum Mittel werden muß, wird entheiligt

[«]

17[62]

Pflanze dich **ein** — als neue Pflicht
Lob des **Zufalls**, als er seine Freunde sucht

Lehre vom langen Willen an Stelle des Glücks
Die alten Werthe vernichtet

[«]

17[63]

So viel Güte, so viel Schwäche! Es ist noch nicht Zeit, gütig zu sein.
§ Von der Gemeinschaft der Feiglinge
Dein Stein wird mürbe!
dem Willen ein Rückgrat schaffen
§ Unsere Würde als ein ewiger Typus
§ die Wissenschaft lehrt ihn nichts als ihre Flüchtigkeit und Vergänglichkeit

[«]

17[64]

Selbst in Gefängnisse verflog sich meiner Freiheit Neubegierde.

[«]

17[65]

Fluch darüber, daß die Besten sich zurückzogen, ohne Kinder.

[«]

17[66]

Zarathustra 3 Ein Zögern ist in dir: dies schuf — — —

Bescheiden ein kleines Glück umarmen und dabei schon bescheiden nach einem anderen kleinen Glücke schielen.

Wehe, du wolltest ihn kaufen, aber du botest zu wenig und so hast du seine Tugend stärker gemacht!

[«]

17[67]

Mein Glück stand heiß über mir im Mittage <und> sog durstig an meinem Meere, ich liebe die starken Winde und weiß auch, wohin sie gehen und woher sie brausen. Bald werde ich ein starker Sturm sein

seinen Willen einpflanzen, daß er ein langer Wille werde, und ein hoher Baum mit breiten Ästen.

§ ich will nicht, daß die Tugenden der Starken verwechselt werden.

[«]

17[68]

Rede Napoleon's — Verachtung der M<enschen>, er treibt seine Nation ins Höchste und erweckt den Gedanken wieder, daß ein Volk nur leben dürfe, wenn es den Glauben an sein höheres Recht zu finden habe.

hart	machen	statt mild
lang	—	statt flüchtig
stolz	—	statt bescheiden

Gewissen

Pfeil geritzt —

Redet mir nicht von Ereignissen! Es wird sich euch nie etwas ereignen als ihr euch selber

[«]

17[69]

§ <Zarathustra> 4 die große Verachtung Angesichts der Ewigkeit des Individuums.

Darauf erlösend: seht! ich lehre euch den Übermenschen

§ <Zarathustra> 3 sie haben Alle keinen Glauben an ihr höheres Recht — Völker Weise usw.

Schluß von Zarathustra 3 „Herauf abgründlicher Gedanke! Jetzt bin ich dir gewachsen! „Stein-hart-machen. Du bist mein Hammer! —

Seligkeit der urbestimmten Natur — Hymnus.

<Zarathustra> 3 Anfang. Du hast Vieles schon gelassen —

Lange Grabrede mit Hohn zuletzt

Ehre den Herrschsüchtigen die ihre Verachtung ausließen an den schwachen Menschen.

[«]

17[70]

Und wer die Menschen bisher am meisten verachtete — war er nicht dadurch immer ihr größter Wohlthäter?

Nehmt das Kind weg — sein Blick tödtet!

[«]

17[71]

in eine schwarze Wolke gewickelt — bringe ich euch die Pest?

die ewige Zufriedenheit warf sich in ihren Gegensatz

[«]

17[72]

die Journalisten als Leichenräuber den Halbtodten und Todten etwas abnehmend

Zarathustra 4 „laß sie zu mir kommen!“

„Du bringst gute Botschaft: der Sumpf bewegt sich“

Wenn nicht der höchste M<ensch> Herr des Volkes ist, werden die Krämer Herr sein.

Sprich früh und abends: ich verachte die Krämer, ich will ihre Finger zerbrechen.
Lieber noch Händel als Händler!

gegen die Lehrer, die keine Vorbilder sind

Schluß
Siehe, das ist die Sel<igkeit> wider Willen

[«]

17[73]

A. Blanqui
l'éternité par les astres
Paris 1872.

[«]

17[74]

die Leiden des Höheren an der Unvollkommenheit der Niederen
<das Leiden> Gottes an der M<ensch>h<eit>
ihr habt verstanden, bei ihnen den Ehrgeiz zu erdrosseln: unter euch die letzten zu sein — deß gelüstete sie mehr als die ersten
Das Leiden des höheren Menschen ist nicht sein Niederes, sondern daß es noch Höheres giebt

[«]

17[75]

Zarathustra 3. einsam gottlos furchtbar fürchterlich soll Zarathustra dem Einsiedler erscheinen —

der raubende Löwe der Wahn und Willkür im Heiligsten findet

[«]

17[76]

Feinde sich schaffen immer geistigere — oder alles wird matt

Bin ich denn gekommen die Menschen glücklich zu machen?

Wer Lust sucht, wird wenig finden — sei es auch für Andere

Die Lust ist ein Weib: sie läuft dem nach, der sie verschmäht.

[«]

17[77]

Zarathustra 3 Anfang. <Zarathustra> ist zufrieden — die Saat steht gut.
Er hat viel vor mit seinen Jüngern: erst müssen sie **reifen**.

[«]

17[78]

ihr rechnet das Glück aus und vergeßt dabei alle Zukünftigen
Falsche Rechnung in Betreff des Glückes — man muß das Unglück wollen.
das Glück der Gegenwärtigen zum Opfer bringen für die zukünftigen Menschen.
Fragt die Frauen: man gebiert nicht, weil es einem Vergnügen macht.

[«]

17[79]

Es wird Eigenschaften an unserem Intellekte geben, die ihm als einem Intellekte zukommen, und andere, die ihm als einem menschlichen Intellekte zukommen: das ist jetzt die eigentliche Streitigkeit, und man darf da nicht müde thun, sondern trennen zweifeln und zu lernen geben

[«]

17[80]

nicht den Werth der Dinge nach Begleit-Erscheinungen abschätzen z.B. das Gebären nach den Schmerzen! Da wäre es ja schlecht!

„Da ist Etwas, das mir befehlen will. Warum ringen wir mit einander, laßt sehen, wer der Stärkere ist!“ so entsteht der Böse.

Ach meine Schwermuth! Und wenn ich es doch noch zum Lächeln bringe — die Engel sollen schmelzen in Thränen, wenn sie dies Lächeln sehen. Nachmittags, wenn alles Licht stille wird.

Nun lebt Keiner mehr, der mich liebt; wie sollte ich noch das Leben lieben!

dieser Gedanke! wenn er mich nur mit seinen Fingerspitzen berührt, so zittere ich und erröthe — und das Herz schlägt mir bis zur Kehle hinauf.

ich weiß es nun und hin glücklich und müde darin geworden — nun „sei’s genug!“ — So ihr — ich aber will thun, was ich euch denken hieß
Künstler

ihr Herz war höflich auch gegen arge Zufälle — sie nahmen es als eine Weisheit für Igel, gegen das Schicksal stachlicht zu sein.

Hier ist Etwas, das befiehlt — und nicht einmal eine lebendige Seele mit Augen und Augen-Blitzen, sondern — — —

Wenn die Stunden leichten Fußes über uns hinweg laufen, des Nachmittags, da wo auch alles Licht stiller wird —

Das Meer liegt lang da und hingestreckt: und ohne Scham in blauer Nacktheit?

Und wenn mir die Leiter fehlt, so steige ich auf meinen eignen Kopf

Zarathustra, sagte der Steuermann, das gefällt mir nicht!

Die Losreißung an meiner Trennung von W<agner> zu schildern.

Es ward mir so still — dies erst ist Stille: <wenn> Niemand an mich denkt und alle von mir sprechen.

Er ist unerschütterlich: und wenn er klagt, so ist es mehr eine Nachsicht gegen euch und ein Mantel, den er um seine Härte schlägt.

Ach, mein Joch ist schwer! das Joch der höchsten Sucht.
Ich suchte immer nur mein Heim, das ist meine schwerste Heimsuchung.

[«]

17[81]

Es ist fehlerhaft, im Altruismus eine Verfeinerung des Egoismus zu sehen. Dies hieße es zu hoch stellen.

Die Triebe, deren Wirken am stärksten selbstsüchtig genannt wird, sind es am wenigsten, z.B. die Begierden des Essens Geschlechtes und Reichthums. Hier ist an Ein Selbst noch nicht gedacht, sondern nur an die Erhaltung eines Exemplars „Mensch“.

Die Beschränkung dieser Begierden (oder eine Erschwerung ihrer Befriedigung!) ist eine Folge der Sucht nach Selbst, des Gefühls von Selbst.

die gemeinen Triebe wollen zuerst und allein befriedigt sein auf Kosten der anderen.

[«]

17[82]

— und die Töne der Glocke auf weichen Schuhen laufen —

Und wenn der Frost unsere Seelen knacken und knirschen macht, so frohlocken wir: und wir loben das Land nicht, wo Butter und Honig — fließt.

In einem Leib von Eis geborgen ein kostbarer Tropfen süßen scharfen Weins — das ist mir das Glück — ja wenn es Götter gäbe, sie wären mir auf diesen Tropfen neidisch!

Und wenn Einer sich gar in unsere Sonne legen will, so lachen wir voller Zweifel und fragen uns: sind wir gemacht, glücklich zu machen!

Glück ist uns die große Ausnahme und Verwunderung: wir fürchten uns vor ihm und uns in ihm, wir stoßen es zärtlich vor uns her, gleich einem mißtrauischen Liebenden.

[«]

17[83]

listig gleich Thüren die heimlich aufgehen, daß der diebische Wind hindurch husche

[«]

17[84]

Seht doch diesen reinen Himmel an! Hat er nicht alle Sterne in sich hinein geschluckt und aufgetrunken — und doch hat er seine Unschuld wieder gefunden.

Mein Glück stieg einst zu Thale, daß es sich eine Unterkunft suchte, mein süßes brennendes Eigen-Glück, da fand ich diese reinen Seelen aufgethan, gleich gastfreundlichen Thoren.

Wehe, da rührt er sich und wurmt mich, mein alberner Wurm und Abgrund von Gedanke!

[«]

17[85]

Zarathustra, sagte der E<insiedler>, ich hielt dich bisher für einen Weisen, aber was mich über Alles an dir verwundert, ich sehe nun, daß du auch klug bist. Das Schlimmste liegt hinter uns — du aber bist entkommen.

und sah ihn mit einem schielenden Auge an.

tölpelhafte Tugenden

[«]

17[86]

Wenn ich mich erst dessen überwunden habe, wer wird mich dann noch überwinden? Also wird dieser Sieg meiner Vollendung Siegel sein!

wie könnte ich's wagen dich aufzurufen und anzuschauen!

[«]

17[87]

Dann erst wenn Zarathustra seines größten Schmerzes Meister wurde, wird er um Sieg mit seinem größten Drachen kämpfen.

Flüchtlinge und Schiffbrüchige waren es, die neue Länder entdeckten: Halbzerstörte waren von je die Eroberer.

Zarathustra, wenn wir deinethalben nicht zu Grunde gehen, so werden wir deinethalben davonkommen. Aber so schlimme Dinge sah ich noch nie, das Schlimmste aber liegt hinter uns.

Der Steuermann aber der Zarathustra zuletzt hatte reden hören entblößte sein Haupt und sagte ehrerbietig — — —

[«]

17[88]

La gaya scienza ist durchaus nöthig für einen, der so denkt wie ich und solches will.

[«]

17[89]

Ehre und Vollendung dir oh Zarathustra!

[«]

[18 = N VI 7. Herbst 1883]

18[1]

Wenn du nicht beten kannst, warum fluchst du nicht wenigstens? Siehst du nicht, daß wir ums Leben ringen?
Ich fürchte dich, weil du lachst, während wir um das Leben ringen: du siehst aus wie Einer, der seines Lebens gewiß ist.
Oder seines Sterbens — sagte Zarathustra.

Und wenn wir davon kommen, will ich sagen „es ist kein Gott — und Zarathustra hat mich's gelehrt."

Ich vergebe dir dein Mißtrauen ich gebe dir aber nichts für dein Vertrauen.

Ich fand einen Übermuth in allen Dingen, den hieß ich göttlich. Und weil ich diesen Übermuth auch in meiner Seele fand, heiße ich auch meine Seele göttl<ich.>

Du glaubst an Wunder und Wundermänner; die rechte Noth würde dich auch noch beten lehren. Die alten Falschmünzer des Geistes haben auch deinen Verstand falsch gemünzt.

Er legt auf Jahrtausende die Hand.

[«]

18[2]

Vom Getümmel.
4. Als Zarathustra einst durch einen Schiffbruch ans Land gespien wurde und einst auf einer Welle ritt, wunderte er sich: „wo bleibt mein Schicksal? Ich weiß

nicht, wo hinaus ich soll. Ich verliere mich selber.“ Er wirft sich ins Getümmel. Dann von Ekel überwältigt sucht er **etwas** zum **Trost —** sich

[«]

18[3]

der Fliegende (als Entdecker, der auf ein Jahrtausend seine Hand legt)

[«]

18[4]

4. Von den Kleinen.
5. Krämer
usw.

[«]

18[5]

Daß die Würfel gegen uns fallen können, ist dies ein Grund, nicht Würfel zu spielen? Vielmehr — hier ist der Pfeffer.

[«]

18[6]

Zarathustra prüft mit schmerzlicher Erregung den Gewaltigen, den Narren, den Fliegenden, darauf ob er sich darin wieder findet — umsonst!

Erst nachdem er vom Tod der Freunde weiß

In keinem Menschen findet er sich — so sucht er die Thiere.

§ großer **Hohn** auf sich als Fürsprecher des Lebens

3. Erzählung des Steuermanns. Entsetzliche Nacht Zarathustras.

4. Heiterkeit.

[«]

18[7]

Ich mag die düstern Duckmäuser und Molche nicht. Auch Irrlichtern bin ich gram und allem, was vom Sumpfe stammt.

Ist denn das Leben ein Sumpf?

[«]

18[8]

Ein kleines Lied, aber ein großer Trost für den der es singen kann: und wahrlich ein guter Singvogel muß es sein!

[«]

18[9]

Ein Überfluß an Leid war in ihm: das brach heraus und strömte hin nach einem Meer des Väterlichen.

Das Meer alles Väterlichen hieß er Gott — rechte Männer nannten ihn drob Gottesläster<er.>

[«]

18[10]

Ach, meine Seele, wie wurdest du so hart gegen den der dich überreich geliebt hat!

[«]

18[11]

selbstherrlich selbsthörig noch ungehört — und Held zugleich

[«]

18[12]

Wenn Gold klingelt, da blinzelt die Hure. Und es giebt mehr Huren als Goldstücke. Wer käuflich ist, den heiße ich Hure. Und es giebt mehr Käufliche als Goldstücke.

[«]

18[13]

Ich verachte das Leben am besten: und ich liebe das Leben am meisten: darin ist kein Widersinn — Widerspruch.

Herzensqual

[«]

18[14]

§ Mein Kopf ist närrisch, aber mein Herz ist weise.

§ Alles geht und vergeht — alles kommt zurück.
— und das Gehen und Vergehen kommt selber zurück
Dieses Jetzt da war schon — ungezählte Mal war es schon

Diese Lehre ward noch nie gelehrt. Wie? Ungezählte Male ward sie schon gelehrt — ungezählte Male lehrte sie Zarathustra.

[«]

18[15]

Der Schmerz lehrt Hühner und Künstler gackern. Fragt die Weiber: man gebiert nicht, weil es Vergnügen macht.

Einen Scheiterhaufen sah ich gethürmt: mürbe und gedrückt wartete er des Funkens: seine eigene Schwere drückte ihn

Den Knaben blies er sein Verlangen zu: mit trockenem Gaumen röchelte er sein Wort, aber die Knaben hörten ihn nicht

Zu Knaben muß man schreien: mit Gewalt immer ihrer Ohren und Augen Thür aufreißen

[«]

18[16]

In der dümmsten Welt hat schon eine kleine Vernunft unsägliches Vergnügen.

Ich weiß oft nicht mehr, was ich von mir weisen soll; ich stürze mich lieber hinein und versuche mich.

Die Kraft, in mich zu verwandeln, immer im Wachsen. Gesetzt, es gäbe einen Gott, so könnte die Welt gar nicht dumm genug für ihn gedacht werden.

[«]

18[17]

großmüthig den Schmerz betrachten — oft wird das dritte Geschlecht erst mit unserem Schmerze **fertig** d.h. eine neue Kraft wuchs ihm.

großmüthig in Hinsicht auf die Zukünftigen — und das ist der Großmuth des Schaffenden, der sein Werk mehr liebt als sein Heute.

die Zufriedenen am meisten gefährlich (zufrieden mit den gegebenen Idealen) gar die zufriedenen Düsterlinge.

[«]

18[18]

Kam ich denn, auf Laster zu lästern? Und vor Taschen- und Tagesdieben zu warnen?

Kam ich nicht, sie meine Reichthümer zu lehren und alle Übersehnsucht meiner Fülle

[«]

18[19]

Von den Fürsten.
Von den Lehrern.
Von den Bösen.
Vom Ruhm.
Gespräch mit dem Blitze

[«]

18[20]

Von der großen Sehnsucht.
Von göttlichen Begierden.
Von der Schwangerschaft.

[«]

18[21]

meine Feinde hinter ihr Thor zu drängen und Blässe auf ihres Thores Wange zu malen

Der Weg durch alle 7 Einsamkeiten: endlich die Schlange

[«]

18[22]

Lehrte ich dich nicht — den Übermenschen?

[«]

18[23]

Was wißt ihr von der Wollust! Was könntet ihr von der Wollust wissen!

Ein Andres ist Wollust ein Andres Gebären. Fragt die Weiber: man gebiert nicht weil es V<ergnügen> macht

Der Schmerz macht Künstler und Hühner gackern. Die Wollust schweigt — nun hört mein Wort vom Ruhm.

so wartet gesegneten Leibes, zufreud- und zufrieden, die Schwangere.

[«]

18[24]

Hast du deine Tugend in den Ohren, so sieh zu wie du das lärmende Leben aushältst. Wir werden am meisten für unsere Tugenden bestraft.

[«]

18[25]

Mein Schicksal, hüte mich vor allen kleinen Siegen! Spare mich auf, daß ich Einmal siege — groß wie das Schicksal.

Mit dir rede ich, Schickung meiner Seele, Schicksal

daß ich überrasche und nie erwartet werde, wie ein Geist erscheint

daß ich die Furcht nicht begreife, sondern der größten Gefahr bedarf um des Ekels loszuwerden, den das Leben einflößt.

[«]

18[26]

Wie viel Höhlen hat das Leben!

Unsere Gewohnheit an Höhlen, unsere Sehnsucht darnach — ein Gang durch finstere Schläuche

[«]

18[27]

Du Blitz, schneidender Demant, Gold-Zickzack! Antworte mir, daß ich sehe, ob du nur zum Schein schneidend und scharf bist.

Für einen Denker nahm ich dich oft — weil, gleich dir, der Gedanke durch Wolken geht: und gleich dir weckt der Gedanke den Donner auf, der hinter Wolken schläft und grollt.

[«]

18[28]

Am wachen Tage lernte ich das Gehen: auf festen Füßen leicht durch den wachen Tag gehen.

Im Schlafen und Träumen — sag mir, was lernte ich, daß mir wohl zu Muthe ist auch im Schlafen und Träumen?

[«]

18[29]

NB wenn ich hinauf die Joche ging
ein Herold aller Mittags-Brüder

[«]

18[30]

Duckmäuser, Mausefallen

— Bin ich denn ein listiger Geld-Krämer und Klingelbeutel?

Auch in der alten guten Zeit brachte jeder Tag mir eine schlimme Zeitung

Diesen Übermuth der Weisheit fand ich in allen Dingen: daß sie alle Dinge auf den Füßen der Narren gehen heißt.

So wenig Vernunft als möglich: mehr nimmt sie nicht mit in ihrem Schnappsack, diese übermüthige Weisheit, wenn sie tagsüber ihr Feld bestellt und über Land geht.

So w<enig> V<ernunft> a<ls> m<öglich> — das ist, artiger geredet: Zufall. Auf den Füßen des Zufalls laufen alle Dinge hinweg und zurück — — —

Glück und Unschuld sind die schamhaftesten Dinge auf Erden: beide wollen nicht gesucht sein. Man soll sie haben — und man soll nicht einmal wissen, daß man sie hat.

ihre Gedanken stellen sich mir entgegen: ihr Sinn ist ein Wider-Sinn, ihr Witz ein Doch- und Aber-Witz — aber stehen und gehen sie nicht — — —

Alles redet, alles verräth, und was heute noch röchelndes Gespenst ist, ist morgen schon ein Trompeter-Stück auf Märkten

Mein Fuß ist ein Pferdefuß: und ich trabe und trapple damit über Stock und Stein, bei Tag und Nacht kreuz- und querfeldein und bin des Teufels bei allem schnellen Laufen vor Lust

Meine Hand ist eine Narrenhand: wehe allen Tischen und Wänden und wo sonst ein Platz gelassen ist für Narren-Wahrheiten

Mein Mundwerk ist des Volkes: fremd rede ich allen Federfüchsen und Tintenfischen

[«]

18[31]

Vom Willen zum Leiden
Von der Seligkeit wider Willen.
Vor Sonnen-Aufgang
Von der Selbstverkleinerung.
Das Winterlied
Vom Vorübergehen

Die Heimkehr des Einsamen.
Das andere Tanzlied.

[«]

18[32]

Selbstsucht: ein Schmutz- und Schmähwort für die Art alles Lebendigen, — daß es wachsen und über sich hinaus schaffen will

daß jedwedes Ding schwanger geht mit seiner Zukunft — das Gelüst der Schwangeren und sich selber oft ein Wunder in seinen Gelüsten ist

[«]

18[33]

Sein Glück heißt der Mächtige Tugend — sein strömendes überströmendes Glück, sein herrschendes Schenken.

[«]

18[34]

Alles redet, alles wird zerredet; und was heute noch zu hart für den Zahn der Zeit scheint, wird morgen schon zerschabt und zerschunden aus hundert Mäulern hängen.

Alles redet, alles wird überhört; man mag seine Weisheit mit Glocken einläuten, die Krämer auf dem Markte werden sie mit Pfennigen überklingeln.

Alles redet, Niemand will zuhören. Alle Wasser rauschen zum Meere, jeder Bach hört nur sein eignes Rauschen.

Alles redet, Niemand will verstehen. Alles fällt ins Wasser, Nichts aber fällt in tiefe Brunnen.

Alles redet, alles richtet zu recht. Unrecht wird verfolgt — gut verfolgt, aber schlecht erwischt.

Alles redet, nicht<s> geräth, alles gackert, aber Niemand will Eier legen.

Oh meine Brüder! Daß ihr nicht Stille von mir lernt! Und Einsamkeit!

Alles redet, Niemand weiß zu sagen. Alles läuft, Niemand lernt mehr gehen.

Alles redet, Niemand hört mich singen: Oh daß ihr Stille von mir lerntet! Und das Leiden der Einsamkeit!

[«]

18[35]

Mit den Göttern ist es lange schon zu Ende: sie haben sich selber todt — gelacht.

Dies geschah, als das gottloseste Wort von einem Gott selber ausgieng — das Wort: du sollst keinen anderen Gott haben neben mir: ein alter Grimmbart von Gott vergaß sich also.

So ärmlich war nie ein Gott in seiner Eifersucht, daß er gebot: „du sollst keinen anderen Gott haben neben mir!“

Und alle Götter lachten damals und wackelten auf ihren Stühlen und riefen: „Ist das nicht eben Göttlichkeit, daß es Götter, aber keinen Gott giebt?“

Du Schalksnarr Zarathustra, wie göttlich hast du zu dem letzten Menschen geredet, der noch an Gott glaubt!

[«]

18[36]

Und als ich mein Schwerstes that und selig und müde meiner Überwindung Siege feierte, da schrien sie — unversehens hätte ich ihrer Eitelkeit auf die Zehen getreten.

Sie wollen Alle aus sich eine Satzung machen: und wer nur klettern kann, der gebeut: „du sollst nicht fliegen“.

Ich bin hart gegen mich: und oft nehme ich noch Rache für diese Härte, damit daß ich das Unrecht Anderer schone — ihr U<nrecht> gegen mich!

Und wenn es auch eure Schuld ist: ich nehme es auf mich und heiße es meine Schuldigkeit.

[«]

18[37]

Und wie könnte ich dir dein Wollen ausreden, du Löwen-Williger! Denn ich lese all dein Wollen in deinen Augen.

[«]

18[38]

Ich segne dich, oh Zarathustra, wie als ob du mit mir Eines Gottes und ein Kind gleicher Hoffnung wärest.

So wie ich dich sehe — wie könntest du Übles wollen? Ob ich gleich nicht deine Sprache verstehe

Das ist nun deine Sprache: und es nimmt mich Wunder, solltest du mit solcher Rede jemanden zu dir überreden — es sei denn Leichname und Possenreißer

Und eher glaube ich noch, daß du die Thiere zu dir überredest als die Menschen: sonderlich deine eigenen Thiere! diese häßliche Schlange da und den rauschenden Vogel!

Also sprach der Einsiedler, denn er fürchtete sich vor den Thieren Zarathustras: und als die Schlange eben ein wenig den Kopf hervorstreckte, siehe, da machte er einen Sprung und entfloh.

Also schieden sie von einander wie 2 K<naben> lachen<d.>

[«]

18[39]

Dies ist mein Wort das mich erwürgen wollt!!

Dies ist meine Schlange, die mir in den Schlund schlich

[«]

18[40]

Mein Schwerstes lernte ich im Verborgenen thun: wer hatte Augen dafür, als ich allein in furchtbare neue Meere mich einschiffte?

Und als ich allen geliebten Götzen den Rücken wandte, wer sah mich gehn! Ungesehen schritt ich hinaus in den Brand der Wüsten.

[«]

18[41]

Die Besiegelung

[«]

18[42]

Und immer, wenn ich meiner Einsamkeit gedachte, immer war es doch, wenn ich aus der Ferne sprach „oh gute Einsamkeit!“

[«]

18[43]

„Der Mensch ist Etwas, das überwunden werden muß“: das klingt meinen Ohren wie eine lachende tanzende Weisheit. Aber sie meinen, ich heiße sie, — zum Kreuze kriechen!

Freilich: bevor man tanzen lernt, muß man gehen lernen.

[«]

18[44]

Um der Zukunft willen leben §
das Zerbrechen der Tafeln

[«]

18[45]

Erlösung! Aus spie ich den Schlangenkopf!
Erlösung! Den Willen lehrte ich auch das Zurückwollen
stillste Stunde Zarathustra du bist reif — Löwin Tauben

Jedes Mal die Mitte wenn der Wille zur Zukunft entsteht:
das größte Ereigniß steht bevor!

Fülle und Liebsal
Oh Liebsal meines Herzens!

[«]

18[46]

Oder fürchteten sie sich vor meinem Fluchen? — denn mein Fluch ist die Brüderschaft von Haß und Blitzstrahl

Kleine Vortheile haben sie klein gemacht — und nun lesen sie noch gar den Kehricht guter Zufälle aus!

Kaum hatte sie das Schicksal ein wenig angesäuert — da giengen sie auf und schwollen über alle Ränder

Dieser in kleiner verkrochner Gemeinde, Dunst und Dünkel aller Betbrüder
weich flüchtig bescheiden

[«]

18[47]

Daß ich eine gute Handvoll Muth zum Leben habe: das macht, ich habe einen kleinen Schlüssel bei mir — der führt zum Nichts.

Daß ich eine gute Handvoll Muth zum Nichts habe — das macht: ich weiß, daß alles Nichts — — —

Die Handvoll Kraft, mein Ich — der Spott vom All der Kräfte!

Was ich will? — Muth machen zum kleinen Schlüssel für die Mißrathenen

Muth den Wenigen, ihren Willen gegen die Viel zu Vielen durchzusetzen

Höheres zu dichten und schaffen als der Mensch bisher war

völlig ohne Verantwortung, in das Sein zu schiffen, die Seligkeit zu lehren, welche sagt: ich will das noch Ein Mal um dieses Augenblickes <willen.>

[«]

18[48]

Ring der Ringe

I wenn ich je träumte, die Mitte und Mittag der Menschheit zu sein.
II wenn ich wie Alpenglühen alles Vergangene-Große zurückholte und zum Leuchten brachte.
III wenn ich wie Wachs die Zukunft formte.
IV wenn ich die Tafeln brach und den Berg hinab warf.
V wenn ich je hinaus fuhr — Übermuth Scepsis.

[«]

18[49]

Der Mensch ist Etwas das überwunden werden muß: das ist die Lehre vom Leben als der großen Selbst-Überwindung.

[«]

18[50]

Ich bin ein Gesetzgeber, ich schreibe Neues auf meine Tafeln: den Gesetzgebern selber bin ich Gesetz und Tafel und Herolds-Aufruf.

[«]

18[51]

Bin ich der Fürsprecher des Lebens — nun, so muß ich auch noch seiner ewigen Wende Nicht-Fürsprecher sein! —

Eine Wiederkehr des Größten und Kleinsten und des ganzen Knäuels und Knotens von Grund und Folge.

[«]

18[52]

Meine Klugheit gieng weg von mir, diese spröde Katze: mein Stolz rauschte in die Lüfte! der sucht sich Abenteuer.

Da sitze ich nun mit meiner Thorheit — die Welt still wie ein Garten, die Luft müde vor vielen Wohlgerüchen.

Welche liebe Noth macht mir meine Thorheit: sie will gar nicht stille sitzen und purzelt immer vom Stuhle — wird sie je ihrer selber müde werden?

Sie wird auch ihres Singens nicht müde: die Weise aber hat sie von den Kindern gelernt, Abends, wenn die purpurne Seligkeit am Himmel hängt.

Ich vergebe ihr, denn sie weiß nicht, was sie singt: und weil ich so allein bin, singe ich ihren Unsinn mit — verzweifelnd, wie oft sie dabei vom Stuhle fällt.

[«]

18[53]

Ich fand auf meinem Gange
seine langen Esels-Ohren —
ich fand auch meine Schlange,
die hatte den Kopf verloren.

[«]

18[54]

aufgespart hattest du alle deine purpurnen und smaragdnen Seligkeiten
Wetterleuchten meines Glückes

[«]

18[55]

Dühring — ein M<ensch> der durch sich selber von seiner Denkweise abschreckt und als ewig kläffender und beißlustiger Kettenhund vor seine Philosophie sich hingelegt hat.

[«]

18[56]

der überwundene Mensch selber war der Vater des Übermenschen.

Also lehre ich und werde deß nicht müde: der Mensch ist Etwas, das überwunden werden muß: denn siehe, ich weiß es, daß er überwunden werden kann — ich schaute ihn, den Übermenschen.

[«]

18[57]

„Habe ich Zeit, auf meine Thiere zu warten? Wenn es meine Thiere sind, so werden sie mich zu finden wissen“ Zarathustras Schweigen

„bei mir dem Einsiedler sucht ihr Worte der letzten Ruhe: die letzte Ruhe der tiefen Welt — ach, ist sie eines Einsiedlers Höhe?

Und wenn mir ihr Wort durch Ohr und Mark und Bein geht, sucht und findet sie also noch Freunde?“

Oh Zarathustra — sprach darauf der Einsiedler — das ist nur deine Sprache: die verstehe ich nicht: — und damit wirst du eher noch die Thiere überreden als die Menschen.

[«]

18[58]

Wie viel Wärme verstehen wir — zurückzuhalten

[«]

18[59]

Eins! Mitternacht hebt an — herauf aus tiefer Welt geht ihr Lied durch Ohr und Mark und Bein.

Zwei! Tief ist alles Weh, doch tiefer noch die Lust und legt <sie> die Hand dir auf die Brust — das geht durch Mark und Bein.

[«]

18[60]

Denn welche Sonnen wären hinuntergegangen, die einst dir noch glühten auf der Höhe und der Unschuld deiner Gipfel!

[«]

18[61]

Was dem Weinstock und dem Sturm gemeinsam ist, ein Unaussprechliches — darin sollst auch du Weinstock und Sturm sein.

[«]

18[62]

verhungert beinahe an seinen Erwartungen,
auf dunklen Pfaden, über welchen mir die Hoffnung wetterleuchtet

[«]

18[63]

3.
Ende

[«]

[19 = N VI 8. Herbst 1883]

19[1]

Trost 1) daß so Vieles nicht zu errathen ist
2) daß so Viel gut zu machen ist.

Liebe fürsprechend für einen Bösen Leidenden.

Meer-Pfade

alte Tafeln **zerbrechen**

[«]

19[2]

§ Weißt du noch oh Zarathustra wie du zum ersten Mal unter M<enschen> warst im Walde, wie die Vögel über dir schrien, wie du die große Verlassenheit fühltest
2) die große Verlassenheit unter Gefährten, als du des Schenkens müde wurdest
3) die große Verlassenheit der stillsten Stunde
Zum Unterschied von der Einsamkeit

[«]

19[3]

Die Schwärmer und die Dämmerlinge und was Alles zwischen Abend und Nacht fliegt, kriecht und auf lahmen Beinen humpelt.

[«]

19[4]

Kiesel-Kauer heiße ich die Allzufriedenen Allzufreundlichen:
Schweinemägen — so heiße ich diese Kieselkauer
und beten zu Allem als zu ihrem Gotte —
das ist Vielfraß-Geschmack, Allfraß-Geschmack —

[«]

19[5]

Oh meine Brüder, um der Bosheit halber will ich es einmal wie kleine Hinterweltler treiben: seht, ich zeichne sie hier in den Sand! Mag Einer kommen und sie aus dem Sande auflesen!

Manche macht schon irgend ein Glaube selig: wohlan, so greifen sie!

Oh meine Brüder. Es sind solche unter euch, die verstehen es, ein Ding zu nichte zu lachen — auszulachen! Und wahrlich, man tödtet gut durch Lachen!

Solche heiße ich nach meinem Beispiel thun: ihnen kam ich als ihr Vorspiel.

Und solchen, die durchaus keine Ruhe haben, es sei denn sie sehen endlich die Welt von hinten, rathe ich:

sollte die Welt nicht eines Gottes Ausgelassenheit sein?

[«]

19[6]

im Lachen nämlich werden alle bösen Triebe heilig: daß aber alles Schwere leicht werde —

[«]

19[7]

Und jedes Mal daß der Löwe lachte, fühlte Zarathustra sich bewegt wie noch nie zuvor, so daß er nach seinem Herzen griff: denn es war ihm immer, als ob ein Stein ihm vom Herzen falle und noch ein Stein und wieder ein Stein.

[«]

19[8]

Heimkehr.
Das andere Tanzlied.
Beschwörungen.
Der Genesende.
Die alten und neuen Tafeln.
Einsiedler.

[«]

19[9]

Du regst dich, dehnst dich? — Du röchelst. Es giebt nichts Neues mehr — röchelst du — laß mich schlafen!

Das ist es: es giebt nichts Neues mehr, das bist du selber abgründiger Gedanke: jetzt bist du wach!

[«]

19[10]

Ihr müßt auch siegen wollen; also es ist nicht genug, Kämpfer zu sein und Lanzknecht des Lebens:

Also sage ich Friesen oder Sachsen ins Ohr: daß ihr siegt, ihr müßt auch siegen wollen!

Das Leben warb euch einst zu seinen Lanzknechten — das ist wahr: nun aber rathe ich euch, das Leben euch zum Knecht zu werben.

[«]

19[11]

Was man nicht hat, aber nöthig hat, das soll man nehmen: also nahm ich mir das gute Gewissen.

[«]

19[12]

Ich bin unter ihnen wie der Diamant unter Küchen-Kohlen: sie glauben mir nicht, wenn ich sage: Oh meine Brüder! Wir sind so Nah-Verwandte!

[«]

19[13]

Dem Meere hold und Allem, was Meeres-Art ist, und am holdesten, wenn es mir gerade widerspricht —

[«]

19[14]

Von neuen Königen.

„Ein Sturm kommt in Bälde herauf“ — so spricht sich schüttelnd meine Seele, die Wahrsagerin: in ihr nämlich gehen schon die kommenden Stürme um.

(Städte und Reiche und Könige der großen Verachtung)

Und vor dem Sturme her hinkt die lange Dämmerung, die todesmüde, todestrunkene Traurigkeit, welche mit gähnendem Munde redet. „Alles ist gleich, Alles ist leer, Alles war“ — so gähnt sie und schleppt den Fuß und kann nicht schlafen noch sterben vor Müdigkeit.

[«]

19[15]

Oder wer ist es, den du liebst?

Dreh-Orgler!

segnen d.h. dem Zufall eine schöne Seele geben.

Wahl: vorher und nachher
gestaltende Kraft gegen das Vergangene
Ruhe des Wartenden
Muth des Wagenden
Rein d.h. ohne Zwecke.

[«]

19[16]

Wald-Thiere
Von zukünftigen Gesängen
deiner Sehnsucht zuzuhorchen

[«]

[20 = Z II 2. Herbst 1883]

20[1]

Du gehst den Weg der Größe: nun ist für dich Abgrund und — Gipfel in Einem beschlossen.

Schaue dich nicht um: das sei dein bester Muth, daß es hinter dir keinen Pfad mehr giebt.

Hier soll dir keiner nachschleichen: wo dein Fuß nur schritt, da ist der Weg ausgelöscht und darüber geschrieben „Unmöglichkeit“.

Nun ist das deine letzte Zuflucht worden, was bisher deine letzte Gefahr war.

Die Zeit ist abgeflossen, wo du noch Wunsch sein durftest: was du jetzt noch bist, soll Hand und Wille und Griff des Wollens sein.

Einige wollen, aber die Meisten werden nur gewollt.

Und alles Gute sollst du dir gewähren als einem, der es sich auch versagen könnte.

Es giebt Schauspieler wider Wissen und Schauspieler wider Willen.

Daß wir unsere Unsterblichkeit ertragen könnten — das wäre das Höchste.

Bin ich dazu gekommen, die kleinen Leute ihre kleinen Tugenden zu lehren? Sie wissen sie schon selber zu finden und rechnen es mir hart an, daß mich ihr Fund nicht neidisch macht.

[«]

20[2]

Auf dem Meere.

Rede auf seine Freunde. ich wollte sie schonen, sie nicht als Apostel herumsenden, ich wurde zu liebevoll gegen sie — nun habe ich sie eben dadurch vernichtet.

Umsonst bisher!

Das Leben über die Mitte unwiederbringlich geopfert.

Der furchtbarste Gedanke einer ewigen Wiederkehr der Vergeudung.

Die vergeudete Menschheit (und alles Ringen und Grosse ein ewig zielloses Spiel) (Schlange und Hirt)

Die Seligkeit wider Willen (der Genesende und die Lust an der Oberfläche)

Sehen in der großen Natur.

Sucht seine Thiere, im Verlangen nach Mitgefühl.

Hellsichtigkeit über sein Schenken-wollen. Wanderer, Blitz.

Mitgefühl mit den Tyrannen und Volks-Schöpfern.

„Ich versuche es noch einmal“ Lösung. — Scepsis gegen allen Pessimismus gewendet. — Vergessen, Neubeginn, wie bei allen prophetischen Menschen.

Jenseits von Gut und Böse (Schluss) zu Allem bereit.

[«]

20[3]

Entwurf zu Zarathustra 3.

1. Auf dem Meere. „Blase Wind.“ Columbisch. Ahnungen, treibende Kräfte, wohin?

Unwiederbringlich geopfert. Der Wanderer. Spätherbst.

2. Die Raststätte. Das Glück des Freigeistes. Auch an seine Freunde nicht gebunden (du hast sie freigemacht!) Was ist Einer! Der „Wanderer“. Zögere in deinem Glücke! Stimmung der „fröhlichen Wissenschaft“ und Kritik.

3. Die Todtenfeier und die Rede auf die Freunde. Das Zärtlichste des Einsamen.

4. Vertrieben, flüchtig, verachtet. Alles Elend der Religionsstifter, das von außen kommt, zusammenfassen.

5. Vergeudet! Nutzlos! Elend, das von innen kommt.

6. Hellsichtig über sein „Schenken“ und seine „Liebe“. — Das ist seine Selbstsucht, sich als goldene Kette und Schloß vieler Selbste zu fühlen — das verräth den Herrschenden. — **Ziel:** die Einheit des Vielfachsten, die Schönheit des Häßlichsten, die Nothwendigkeit des Zufälligsten persönlich darstellen. Der Staat als Mittel.

7. Es bleibt ihm nur übrig, sich selber zu tyrannisiren — mit einem unbeschränkten Willen zum Leiden. Hohn auf die bisherigen Pessimisten.

8. Die wehethuendste Wahrheit (Möglichkeit) herauf beschworen. Wie, wenn du dies ewig wieder erlebtest!

9. Die große Natur und der Mensch.

10. Hohn auf die dem Leben Vertrauenden. Oh daß es einen gäbe, dem ich fluchen könnte!

11. Jenseits von „gut“ und „böse“ — die Tartüfferie der Schwachen. Spencer 2 p 110

12. Hohn auf die Künstler: die sich im Bilde, das sie schaffen, ausruhen. — Wahrer Sinn vom Ruhme: ich will ein Sporn sein und blutig ritzen alle Kommenden.

13. Hohn auf das Vergnügen der Erkennenden. „nüchtern und gemein“

14. Letzte Steigerung: die vergeudete Menschheit. Mitgefühl mit den Herrschenden und ihrer Noth, und Hohn über sie.

15. Er sucht seine Thiere. Höhle zerstört. Tiefste Vereinsamung.

16. Er zerreißt seine Schlange, der Hirt stirbt, er kämpft mit seinem Adler.

17. Krankheit. Fiebertraum „der Fliegende“.

18. Der Einsiedler als Versucher.

19. Der Genesende. Von der Seligkeit wider Willen.

20. Der Wille: versuchen wir’s noch einmal! Die Scepsis gegen den Pessimismus gewendet.

21. Die Erscheinungen: Regenbogen, Löwin mit Taubenschwarm, die Kinderchöre.

22. Hymnus auf die urbestimmte Natur. „ich als fatum.“

[«]

20[4]

So lange noch gehandelt werden soll, also befohlen wird: ist noch nicht die Synthesis (die Aufhebung des moralischen Menschen) da. Nicht anders können: Triebe und befehlende Vernunft über den Zweck hinaus: sich selber genießen im Thun. Teichmüller p. 55.

der Wille selber ist zu überwinden — alles Gefühl der Freiheit nicht aus dem Gegensatz des Zwangs mehr schöpfen!

Natur werden!

Irrthum des Aristoteles p 65

denn die Begierde bewegt nicht und die befehlende Vernunft bewegt nicht.

der Wille bewegt nicht, sondern er ist eine Begleit-Erscheinung.

[«]

20[5]

Gegen die Epicur<äer> — sie haben sich befreit von einem Irrthum und genießen die Freiheit als ehemals Gefangene. Oder sie haben einen Gegner, auf den sie eifersüchtig waren, überwunden oder geglaubt zu überwinden, ohne Mitgefühl mit dem, welcher nicht sich gefangen sondern geborgen fühlte, noch auch mit dem Leide der Überwundenen.

[«]

20[6]

Die niedrigsten Menschen, **abzuschätzen** nach ihrer Wirkung auf die „großen Menschen".

1) die Schmarotzer — die welche sich in die Schwächen der Starken und Großen einnisten

2) die Wehseligen, welche gleich Mücken den Großen viel kleines Leid machen und sie so verkleinern — auch den heiteren Himmel durch ihr Jammern trüben.

3) die Gutmüthigen, welche nicht zu widerstehen wissen und ihn als Befehlenden verderben: sie machen ihn zu einem Verachtenden.

4) die Behaglichen: sie machen das Leben kleinlich in der Lust

[«]

20[7]

„Tapfer ist, wer erduldet, fürchtet oder wagt, was man soll und weswegen man es soll und wie man es soll und wann man es soll“ Arist<oteles>

Befreier vom Wahne „Gott“ und noch mehr vom Wahne „Gott und Mensch“.

Bescheidung als Erden-Bewohner die ewige Bedeutung des Individuums. ego.

[«]

20[8]

Nicht klagen à la Hamlet! NB.

Plan zu Zarathustra 3.

1 Zarathustra auf dem Meere.

2–10 Zarathustra hört vom Tod der seligen Inseln.
Reden gegen seine wahren Feinde.
Die erschütternde Wirkung seines Lobes auf seine Freunde:
die Stadt umgeworfen, Zarathustra muß sich **losreißen**: er verachtet ihre **Schwäche darin**. fürchterlicher Ausbruch seiner Verachtung, und Lob der Tyrannen und der Bösesten

11–12 Z<arathustras> Einsamkeit. Umsonst! Es ist zu spät! Tod des Knaben mit der Schlange. — Symbol.

13 Zarathustra sucht krank, entsetzt seine Höhle. Seine Thiere fliehn und erkennen ihn nicht, die Höhle ist zertrümmert.

14–20 Rede des Einsiedlers. Zarathustra sieht, daß im Gott-Vertrauen die letzte Quelle alles Schwachwerdens liegt. Noch Ein Mal! Entschluß.

21–22 Heraufbeschwörung des furchtbarsten abgründlichsten Gedankens. Die vorbestimmte Natur — Hymnus.

Seligkeit wider Willen (wie ein Eifersüchtiger das geliebte Weib vor sich her stößt und zärtlich noch in der Härte ist)

[«]

20[9]

Zarathustra 3.

Mehrere Reden am „Grabe“

warum mußten sie fort von euch?

Zuletzt Mitgefühl mit allen Herrschern und Tyrannen, die an den schwachen Menschen ihre Verachtung ausließen (sie trieben ihren eigenen Willen ins Höchste)

sie (Volk, Weise, Gute) haben alle keinen Glauben mehr, ein Vorrecht auf höheres Menschenthum zu haben — ihren innersten Zweifel decke ich auf!

„ich will nicht, daß die Tugenden der Starken verwechselt werden mit denen der Schwachen.“

Fluch, daß die Besten sich zurück ziehen müssen!

Von der Herrschaft der Feiglinge.

zur Charakteristik der Freunde (rührendstes **Lob zuletzt**!

1. den Willen kräftigen
2. keine Lüsternheit
3. schweigen lernen
4. Einsamkeit
5. das tiefe Mißtrauen und das tiefe Vertrauen
6. seinen Feind suchen, seinen Freund aber finden.

[«]

20[10]

Zarathustra 4.

Der König und der Narr geben einen Begriff, daß das Kommen Zarathustra’s nöthig ist.

Zarathustra schließt immer engere Kreise: große Reden, worin er ausschließt. Immer kleinere Kreise, auf höheren Bergen.

Zunächst werden 1) die Schmarotzer, dann 2) die Heuchler 3) die Schwachen Gutmüthigen dann 4) die unbewußten Heuchler der Moral ausgeschlossen.

Letzte Scene: Schilderung der höchsten Seele, die am tiefsten hinunter kann, der umfänglichsten, die sich am weitesten verirren kann, der nothwendigsten, die sich in Zufälle stürzt, der Seienden, die ins Werden sich verliebt; der Habenden, welche verlangt und will; der sich immer wieder Fliehenden und wieder Einholenden: ganz Selbst-Liebe und darum ganz in Allem: der alles Spiel ist; Weisheit, die sich ins Meer der Thorheit stürzt: Lachen und Tränen: die Welt, eines Gottes Ausgelassenheit: Erlösung von allen einmaligen steifen „Weisen“ usw. — Sünde selber als Genuß der Selbst-Aufhebung.

Alle Wesen nur **Vorübungen** in der Vereinigung **Einverleibung** von Gegensätzen.

Die Erlösung vom Zufalle: was ich habe geschehen lassen, das weiß ich hinterdrein **mir** gut **machen**: und deshalb hinterdrein wollen, was ich nicht vorher wollte.

ganz in sich Ziel

Darauf erzählt Zarathustra, aus dem Glück des Übermenschen heraus, das **Geheimniß** daß Alles wiederkehrt.

Wirkung. Pana will ihn tödten.

Er begreift endlich, macht alle Wandlungen durch, bis zur siegreichsten, als er aber sie zerbrochen liegen sieht — lacht. Steigt lachend aufwärts auf den Fels: aber dort angekommen stirbt er glücklich.

Hinreißende Wirkung des Todes: die Gelobenden.

[«]

20[11]

Vom Einen Siege.

So wie ich ihn einst siegen und sterben sah: den Freund, der göttliche Augenblicke und Blitze in meine dunkle Jugend warf —

muthwillig und tief, voranstürmend zur Freude noch im Sturm der Schlacht, voranblutend im Leide, und wo der erwählten Fahne Feinde nahten, —

unter Sterbenden der Heiterste, unter Siegenden der Schwerste, nachdenklich-vordenklich auf seinem Schicksal stehend — erbebend darob, daß er siegte, lachend darob, daß er sterbend siegte —

befehlend, indem er starb: — und er befahl, daß man vernichte und nicht schone —

Oh du mein Wille, mein In-Mir, Über-mir! du meine Nothwendigkeit! Gieb, daß ich also siege — und spare mich auf zu diesem Einen Siege!

Bewahre und spare mich auf und hüte mich vor allen kleinen Siegen, du Schickung meiner Seele und Wende aller Noth, du meine Nothwendigkeit!

[«]

20[12]

Kenne ich nicht, gleich dir, alle Heiterkeit — auch die Heiterkeit, die im Vorgenuß des nahen Todes ist: denn die große Bürde, die ich trug, ließ mich oft in großen Gefahren jauchzen

kleine verkrochne Gemeinde und Dunst und Dünkel aller Betbrüder — sie alle bedürfen der Stuben und Kämmerchen zu ihrem Beten!

Du bist gleich mir „von Ohngefähr“ das ist der älteste Adel der Welt.

und nicht nach ihrem Lande der Verheißung will ich dem Geiste folgen, den sie heilig heißen: ich sah immer Ziegen und Gänse voran unter seinen Kreuzfahrern

vertraulich und offenherzig, aber gleich Thoren, durch die nur Niedriges eingeht.

[«]

20[13]

Die feierlichen Schnurrpfeifer, die mit Tönen düstere Lehren und Lügen predigen.

Ich wollte, ich sähe schon die Feuersäule, in der sie verbrannt wird: denn solche Feuersäulen müssen dem großen Mittage vorangehn.

Wie viel Höhlen hat das Leben
Vor Sonnenaufgang.

[«]

20[14]

Ich fand einen Übermuth in allen Dingen, den heiße ich göttlich. Ich fand diesen Übermuth auch in meiner Seele.

Diesen Übermuth der Weisheit fand ich in allen Dingen, daß sie alle Dinge auf den Füßen von Narren gehen heißt.

So wenig Vernunft als möglich: mehr nimmt sie nicht mit in ihren Schnappsack, wenn sie über Land geht und tagsüber ihr Feld bestellt.

Auf den Füßen des Zufalls laufen alle Dinge — hinweg und zurück und hinauf zur Weisheit,

— das ist ihre selige Sicherheit, daß sie alle Dinge nur mit dem Zufalle zu sich gängelt.

[«]

20[15]

Von unschuldigen Dingen am liebsten genährt und von Wenigen, bereit und ungeduldig, davonzufliegen: wie sollte nicht Etwas an mir von Vogel-Art sein?

Dem Geist der Schwere todfeind auch noch mit dem Leibe: wohin folgte ihm nicht meine Feindschaft! Wohin flog und verflog sich nicht mein geflügelter Tod-Haß!

[«]

20[16]

{ Wahrsager
Vernichter
Schaffender
Verbinder
Entdecker (Meer)

Tänzer — Lacher
Fliegender — Siegender

[«]

[21 = Mp XV 3b. Herbst 1883]

21[1]

(Zu 3.)

Heraufbeschwörung der schwersten Wahrheit.
Hohnlied auf alle bisherigen Pessimisten.
Hohnlied auf die Religionen und ihre Fluchtversuche.
Hohnlied auf Socialisten Jesuiten und Epicureer.
Hohnlied auf die Künstler bisher.
Mitgefühl und Ehre vor allen großen Gesetzgebern Feldherren und Eroberern.
Was Freunde!
Überwindung der Natur durch die großen Menschen.
Lied des Fliegenden.
Trostlied des Kranken — Müde: still werden. Wille zum Leiden.
„ich bin das Fatum“
„jenseits der Moral“, über alles Lob hinweg.
die Skepsis als Versuchung
der Selbstmord als Versuchung
Hymnus des Genesenden.
Das Land sich erobern, das wir verdienen sei es jetzt, in welchen Händen es wolle

[«]

21[2]

Plan zu Zarathustra 3.

Die Einsamkeit in Scham und Schweigen vor dem größten Gedanken. Den Thieren ausweichend

<Die Einsamkeit> eines einzigen Willens, der vor Jedermann sich verbirgt, der aber Jedermann erhebt

Die Einsamkeit

ohne Freunde, ja mit dem Gefühle, sie geopfert zu haben.

Die Einsamkeit, der alle Trostgründe abhanden gekommen sind, Hohnlied auf allen bisherigen Pessimismus (weit über alle bisherigen Denkweisen hinaus).

Die Einsamkeit und die Versuchungen. Hohnlied auf die bisherigen Fluchtversuche der Religion

Die Einsamkeit der höchsten Verantwortlichkeit. Hohnlied auf Socialisten und Jesuiten und Epicureer.

Die Einsamkeit jenseits der Moral, in den ewigen Perspektiven. Überwindung der großen Natur durch den Menschen. Lied des Fliegenden.

Die Einsamkeit des Kranken. Trostlied. Müde- und Stillwerden. Geheiligt durch Leiden. Der Wille zum Leiden und zur Vertiefung des Leidens.

„Ich will!" Hymnus des Genesenden und Siegreichen. Der lachende Löwe und der Taubenschwarm. (Ein Versuch — mehr nicht! er selber und sein Gedanke) Die 4 Thiere (Stolz mit Klugheit — Macht mit Milde) kommen — sie nähern sich einander

[«]

21[3]

Plan zu Zarathustra 4.

1. Die Einladung.
2. Der Siegeszug. Die Peststadt. Der Scheiterhaufen (die alte Cultur verbrannt).
3. Das Frühlingsfest mit Chören.
4. Rechenschaft vor Zarathustra: „was thatet ihr?" (erfandet ihr?) Art der Gemeinschaft (wie in Corsica).
5. Wohn-Orte.
6. Kriege und Ringkämpfe.
7. der neue Adel.

8. die Versuche (mit den Bösen, „Strafen“ usw.)
9. das Weib im Weibe erlösen
10. die Sklaven (Bienenstöcke) Ruhe ertragen lernen. Mehr Maschinen. Umgestaltung der Maschine in’s Schöne
11. die Zeit zur Einsamkeit. Eintheilung des Tages.
12. die lange Jugend und die Verwandlungen.

Darauf die großen Reden Zarathustra’s, gleich Gebeten.

einige absonderliche Heilige kommen auch als Jünger; auch ein Narr (Epicur?)

13. Die Heiligung des Lachens. Zukunft des Tanzes. Sieg über den Geist der Schwere.
14. Die Unschuld des Werdens.
15. Die Weihung des Kleinsten.
16. Das Zerbrechen der Tafeln. Lob der kühlen Vernunft!
17. Die Erlösung der Bösen und von den moralischen Richtern!
18. Das Heraufbeschwören des Feindes.
19. Die neuen Könige — als Vorbild-Lehrer.
20. Das ewige „Ich“ und seine Heiligung. Determinismus und seine Lösung. Es giebt keine Moral und absolute Veranwortlichkeit, wir setzen sie für uns an
    Seligsprechung der Triebe
21. **Entscheidender Moment:** Zarathustra fragt die ganze Masse am Feste: „wollt ihr das Alles noch einmal?“ — alles sagt **„Ja!“**
    Er stirbt vor Glück dabei.
    (der Himmel heiter, tief)
    (ahnungsvoll, heiter, schauerlich)
    (tiefste Stille, die Thiere um Zarathustra, er hat das Haupt verhüllt, die Arme über die Felsplatte gebreitet — scheint zu schlafen)
    der heulende Hund
    etwas Leuchtendes Furchtbares Stilles geht ihnen allen über ihre Gedanken weg
    Den Schluß bilden die Reden der Gelobenden an seiner Leiche.

Die Gelobenden.

22. usw. Der große Mittag als Wendepunkt — die zwei Wege. Der Hammer zur Überwältigung des Menschen: höchste Entfaltung des Individuums, so daß es an sich zu Grunde gehen muß (und nicht, wie bisher, an Diätfehlern!) (wie der Tod in die Welt kam!)

Was Glück!

Der Schaffende als der Selbst-Vernichter. Schöpfer aus Güte und Weisheit. Alle bisherige Moral überboten!

Zuletzt die Gelöbnisse — furchtbare Schwüre!

[«]

21[4]

Chor der Gottlosen (Überwindung der Kirchen)
Chor der Redlichen (Überwindung der moralischen Tartüfferie)
Chor der Büßer des Geistes (Überwindung der idealistischen Eitelkeit)
Der Orden vom Harten Herzen (Überwindung des Mitleidens)
Die Schalks-Narren.

1. Neue Rangordnung der Menschen und neue Vertheilung der Rechte.
2. Die Nothwendigkeit der Sklaven.

Besucher bei Zarathustra man ruft ihn um Hülfe

1) allgemeiner Sklaven-Aufstand
2) die Verweichlichung der Herzen, Schwäche
3) die Verdüsterung und die Verrücktheit

das Glück der Gemeinde (aber die Einsamen genießen es!)
das Glück der Wahrhaftigen (gegen all die Mühsal des Versteckspielens).

Die Vorzeichen.
der Brand der großen Stadt.

[«]

21[5]

Endlich als Raum: unendlich als Zeit.

mit der Unzerstörbarkeit ist die Ewigkeit gegeben und die Anfangslosigkeit
mit der Bestimmtheit eine Grenze der Vielheit neuer Formen.

[«]

21[6]

Der Mensch ist das, was überwunden werden muß. Hier halte ich den Hammer, der ihn überwindet!

Dieser Gesichtspunkt beseligt Zarathustra am Schluß des III. Theiles
er wird dabei reif.

die bisherigen Ausflüchte und Fluchtversuche vor dem größten Gedanken:
Nirvana, der Gedanke an das Nichts beseligend.
die wunderhafte Umschaffung im Jenseits und dann ewiges Fortleben (im Christenthum)
die Verthierung, als bien public — Consequenz der Eudämonisten Socialisten Jesuiten.
die absolute Skepsis an unserem Geiste und praktisches Sich-gehen-lassen. „Was weiß ich vom Handeln!“

Der Determinismus: ich selber bin das Fatum und bedinge seit Ewigkeiten das Dasein.

Viele Triebe kämpfen in mir um die Oberherrschaft.

darin bin ich ein Abbild alles Lebendigen und kann es mir erklären.

Plötzlich öffnet sich die furchtbare Kammer der Wahrheit. Es giebt eine unbewußte Selbstbehütung, Vorsicht, Verschleierung, Schutz vor der schwersten Erkenntniß: so lebte ich bis jetzt. Ich verschwieg mir Etwas; aber das rastlose Heraussagen und Wegwälzen von Steinen hat meinen Trieb übermächtig gemacht. Nun wälze ich den letzten Stein: die furchtbarste Wahrheit steht vor mir.

I. Beschwörung der Wahrheit aus dem Grabe.
Wir schufen sie, wir weckten sie auf: höchste Äußerung des Muthes und des Machtgefühls.

Hohn über allen bisherigen Pessimismus!

Wir ringen mit ihr — wir entdecken, daß unser einziges Mittel, sie zu ertragen das ist, ein Wesen zu schaffen, das sie erträgt: es sei denn, daß wir uns freiwillig wieder blendeten und blind gegen sie machten. Aber das vermögen wir nicht mehr!

der Schlange den Kopf abbeißen!

Wir schufen den schwersten Gedanken — nun laßt uns das Wesen schaffen, dem er leicht und selig ist!

Um schaffen zu können, müssen wir selber uns größere Freiheit geben als je uns gegeben wurde; dazu Befreiung von der Moral und Erleichterung durch Feste (Ahnungen der Zukunft! die Zukunft feiern, nicht die Vergangenheit! Den Mythus der Zukunft dichten! In der Hoffnung leben!) Selige Augenblicke! Und dann wieder den Vorhang zuhängen und die Gedanken zu festen, nächsten Zielen wenden!

[«]

[22 = Z II 3a. Ende 1883]

22[1]

Allein mit mir und meinem frohlockenden Gewissen

Auf einem Inselchen hattest du deine Freunde bei einander und deine Feinde unter ihnen: wie süß ist es zu lieben und zu hassen!

Muß der Vater nicht dem Sohne auch noch in seinem Besten widerstreben? Und wer je sich ein Recht nahm, wird aus Liebe dies Recht auch dem eigenen Sohne nicht geben.

Wir werden am härtesten für unsere Tugenden bestraft. Und also lerne rathen, wo deine Tugend liegt: dort wo du am härtesten bestraft worden bist.

Einsame Tage wollen auf tapferen Füßen gehen.

Hellsichtig wurde ich: ein diamantenes Schwert zerhaut mir jede Finsterniß.

Der Widerglanz ihres Glücks flog wie Schatten über mich: und als sie sich stark fühlten und sicheren Fußes, schlich Mißtrauen an mich heran und sein Geschwister, die Schwäche.

Man soll das Weib im Weibe erlösen! Und nach dem Mann möge das Weib begehren, aber nicht nach dem Männlichen!

Noch hat man keine Zeit für mich. Aber was liegt an einer Zeit, die keine Zeit für Zarathustra hat!

Man sagt mir, der Mensch liebe sich selber? Ist dies wahr? Ich fand den Menschen auch gegen sich noch immer als das Raubthier aller Raubthiere.

„Was Zarathustra bestimmt hat, wird geschehen: wie sollte seine große Seele ihren Entschluß ändern können!“

Habe Mitleiden mit deinem Fuße, daß er nicht auf Morast trete: und also sollst du den, der seinen Freund verrieth, nicht einmal mit dem Fuße treten.

Daran erkenne ich den Überreichen: er dankt dem, welcher von ihm nimmt.

Das ist mir erst der wahre Redner und Über-Redner, der die Gründe selber überredet, daß sie ihm nachlaufen.

Schnell genug reitest du zu deinem Ziele: aber dein lahmer Fuß sitzt auch mit zu Pferde und wird zu gleicher Zeit mit dir anlangen.

Dies ist meine Furcht für dich: gerade wenn du auf deiner Höhe bist, wirst du stolpern!

Es giebt Schauspieler wider Wissen und Schauspieler wider Willen.

Einige wollen, aber die Meisten werden nur gewollt.

Die Zeit ist abgeflossen, wo du noch Wünsche haben durftest.

Die kleinen Tugenden sind nöthig für die kleinen Leute: aber wer überredet mich zu glauben, daß die kleinen Leute nöthig sind!

Du bist auf ihre Tugenden nicht neidisch — das vergeben sie dir niemals!
Du gehst den Weg der Größe: nun ist für dich Abgrund und Gipfel in Einem beschlossen.
Schaue dich nicht mehr um: das sei dein bester Muth, daß es hinter dir keinen Weg mehr giebt.
Hier soll dir keiner nachschleichen: wo dein Fuß nur schritt, da ist der Weg ausgelöscht und darüber geschrieben: Unmöglichkeit.
Nun ist das deine letzte Zuflucht worden, was bisher dir deine letzte Gefahr hieß.

Dies ist seine Narrheit: er kann alle Warner und Vogelstimmen nicht aushalten — er läuft in seinen Abgrund, weil er vor ihm gewarnt wurde.

„Zufall“ nennen es die Schwachen. Aber ich sage euch: was könnte zu mir fallen, was nicht meine Schwere zwänge und an sich zöge?

Seht doch, wie ich mir jeden Zufall erst in meinem Safte koche: und wenn er gar ist, heißt er mir „mein Wille und Schicksal“.

Was meinem Leib und Willen fremd ist an meinem Zufalle, wie könnte ich ihm Gastfreundschaft bieten! Seht doch, nur Freunde kommen zum Freunde.

Aus meinem Glücke selber flogen warnende Vögel auf.

Herrisch kam das Erlebniß: aber mein Wille sprach zu ihm — da lag es schon bittend auf den Knien.

Willst du dem Schreitenden zum Anstoß werden? Willst du vor dem herhumpeln, der Eile hat?

Dem, der rückwärts schaut und vorwärts geht, soll man wider den Leib rennen: daß er seine Augen nicht mit seinen Füßen länger Lügen strafe.

„Es giebt sich“ sagt ihr Bequemen: aber die Bequemlichkeit selber nimmt sich immer und wird immer mehr sich nehmen!

Auch was wir unterließen, webt am Gewebe aller Zukunft: auch unser Nichts ist Webemeister und Netzespinnerin.

Mancher ward seiner selber müde: und da erst holte ihn sein Glück ein, das ihm aufgespart war — aber er lief immer auf zu raschen Füßen!

Niesen sollt ihr mir noch ob meines Getränkes: meine schäumenden Weine sollen eure Nasen kitzeln und wollüstig machen.

Fragt meinen Fuß, ob mir eure Weise gefällt: trägt doch der Tänzer sein Ohr in der Zehe.

Dies ist meine letzte Menschlichkeit: ich der Mildeste bin zum Härtesten geworden —

Schlief ich je auf meinem Ruhm ein? Wie ein Bett von Stacheln war mir jeder Ruhm.

Bin ich nicht die Wetterscheide? Kommen alle Winde nicht zu mir und künden mir ihren Willen?

Und nun glüht auch noch das Eis und die Unschuld meiner Gipfel.

Noch gleiche ich dem Hahn auf fremden Gehöfte, nach dem auch die Hennen beißen.

Es ist mehr Ungerechtigkeit in eurem Verehren als in eurem Verachten

Thut gleich mir: nur der Thäter lernt; und nur als Thäter will ich euch Lehrer sein.

Daß ein Blitz in eure Speisen schlüge! Daß eure Mäuler erst lernten, Feuer fressen!

Ihr rauscht gegen mich auf gleich Wellen: aber ich schlage euch mit meinem Ruder auf die Köpfe. Seht, ihr tragt meinen Nachen in die Unsterblichkeit.

Hier steht mein Wille: an ihm bricht sich noch meines Stolzes Brandung.

Laufende Feuer will ich aus euch machen und Verkünder mit Feuerzungen: aber bisher wart ihr nur dürres Gras und Steppe.

Im dunklen Auge blitzt ihm Gold: ein goldner Kahn schwimmt darin auf schwarzen Gewässern.

Schauspieler haben keine Zeit, auf Gerechtigkeit zu warten: und oft sah ich mir die Ungeduldigen darauf an, ob es nicht Schauspieler seien.

Sie Alle wollen bestehn — und nennen dies Gerechtigkeit. Und „ins Gleiche bringen“ —
— zu viel schonen — das sind die Einen: zu viel nachgeben — die Anderen.

Man soll nur stehlen, wenn man nicht rauben kann: so redet die Stimme der Ehre unter Schelmen

Schon fühle ich, daß ich träume: so bin ich wohl nahe dem Aufwachen?

Wie willst du tanzen lernen, wenn du nicht erst gehen lerntest? Aber über dem Tanzenden ist noch der Fliegende und die Seligkeit des Oben und Unten.

Und wer um die Tugenden der Starken wirbt, muß nicht nach den Tugenden der Schwachen begehrlich blicken, sondern streng an diesen hübschen Mägden vorübergehen.

Ach, daß du glaubst verachten zu müssen, wo du nur verzichtetest!

Eines Tages merkte ich, daß ich meine Geduld verloren hatte: da gieng ich aus, sie zu suchen — und ich suchte gut. Aber glaubt ihr wohl, meine Freunde, daß ich sie wieder gefunden hätte? Im Gegentheil: doch fand ich so viel unterwegs auf meiner Reise, daß ich euch davon erzählen muß — und ich schwöre euch's zu, jetzt gleich bei unsrer ersten Ausfahrt, daß ihr dabei eure Geduld verlieren werdet. — Und meint ja nicht, daß ich's anders will: denn das Beste von dem Allen, was ich inzwischen lernte und fand, ist eben dies: „es ist für Viele an der Zeit, die Geduld zu verlieren“.

Und zumal für Euch, meine Freunde!

Hütet euch vor allem Halben Wollen und seid entschlossen zur Trägheit wie zur That.

Und wer einst Blitze werfen will, muß lange als Wolke am Himmel hängen.

Das lange Schweigen müßt ihr lernen; und Niemand soll euch in den Grund sehen.

Und nicht das sind die besten Schweiger, die ihr Antlitz verschleiern und ihr Wasser trüben, daß man nicht hindurch schaue.

Sondern die Hellen, die Wackern, die Durchsichtigen sind die besten Schweiger, deren Grund so tief ist, daß er auch durch das hellste Wasser nicht verrathen wird.

An ihnen nämlich verräth sich das Schweigen nicht als Schweigen.

Es ist noch zu früh für mich: bisher war ich nur mein eigner Vorläufer und Herolds-Ruf.

Nicht sollst du durch fremden Schlamm waten: sondern hier ist es deine Kunst, flüchtig wie ein göttlicher Blick der Verachtung über sie weg zu laufen.

Alle gut verfolgten Dinge hatten bisher Erfolg.

Meine Gräber öffneten sich, mein lebendig begrabner Schmerz stand wieder auf. Unter Leichengewänder hatte er sich verborgen, um ganz sich auszuschlafen — um nun, wehe mir, sich ganz auszuwachen!

Mein Glück läuft mir nach, sagte Zarathustra — das kommt davon, daß ich nicht den Weibern nachlaufe: und das Glück ist ein Weib.

Und so weit erniedrigte sich der Mensch vor Gott und trieb seinen Trotz gegen sich, daß er jetzt eine tödtliche Rache haben will: und so mußte der, welcher alles schaute, sterben!
Die Rache am Zeugen — —

Das ist die Arglist in der Scham: sie will bei sich selber glauben, daß sie nur der Gewalt weicht; und was sie am liebsten möchte, soll nur ein Nachgeben sein und die Verzweiflung des Schwächeren.

Wer nichts zu thun hat, dem macht ein Nichts zu schaffen.

Was ich nicht will, daß ihr mir thut, warum sollte ich dies nicht euch thun dürfen? Und wahrlich, das, was ich euch thun muß, gerade das könntet ihr mir nicht thun!

Sie haben alle keinen Charakter: was half's! sie mußten sich einen stehlen.

Thut immerhin, was ihr wollt: aber seid erst solche, die wollen können!
Liebt immerhin euren Nächsten gleich euch selber: aber seid erst solche, die sich selber lieben

Ein kleines Licht, aber doch ein großer Trost für den Schiffer, den die Nacht an das wilde Meer verrathen will.

Vergessen: das ist eine göttliche Fertigkeit. Und wer in die Höhe will und fliegen will, muß viel Schweres in die Tiefe werfen und sich leicht machen — das heiße ich göttliche Leicht-Fertigkeit.

Aus der Ferne denkt man übel von einander. Aber zwei Menschen beisammen — wie sollten sie sich nicht wohlwollen!

Die Einsamkeit reift: sie pflanzt nicht.

Wehe, du wolltest ihn kaufen, aber du hast zu wenig geboten, und nun hast du seine Tugend stärker gemacht, weil sie einmal Nein gesagt hat.

Bescheiden ein kleines Glück umarmen und dabei bescheiden schon nach einem neuen kleinen Glücke schielen —

Selbst in Gefängnisse verflog sich meine Freiheit und ihre Neubegierde.

So viel Güte, so viel Schwäche sehe ich: und ihr seid rechtlich und artig miteinander wie Sandkörnchen.

Der Zweck ist es, der jedes Ding und Thun entheiligt: denn was ist Heiligkeit, wenn sie nicht im Herzen und Gewissen des Dings und Thuns sitzt!
Ich will, daß du kein Ding thust mit „um“ und „weil“ und „damit“ — sondern jedes Ding um des Dings Willen und ihm zu Liebe.

Und wenn Einer bisher die Menschen abgründlich verachtete — war er nicht eben dadurch immer ihr größter Wohlthäter?

„Was will diese düstere Wolke von Mensch? Will er uns die Pest bringen!“
„Nehmt die Kinder weg: solche Augen versengen junge Seelen.“

Ihr redet falsch von Ereignissen und Zufällen! Es wird sich euch nie Etwas Andres ereignen, als ihr euch selber! Und was ihr Zufall heißt — ihr selber seid das, was euch zufällt und auf euch fällt!

Mein Glück stand heiß über mir im Mittage, meine Sonne trank durstig am Meere — nun kommt eine Nacht von Wolken daher und plötzliche Winde.
Wohl weiß ich, woher Winde kommen und wohin sie brausen

seinen Willen einpflanzen, daß er ein hoher Baum werde und ein Schattenbringer für ferne Geschlechter noch — ein langer Wille!

Was ist denn das, was ihr euer Gewissen nennt? Nicht ein Gesetz, sondern daß ihr ein Gesetz nöthig habt und einen Arm, der euch halte, ihr Trunkenen Stolperer!

„weich, flüchtig, bescheiden“

soll ich dastehn und über die Metze Glück schimpfen? Oder über die „Stiefmutter Natur“?

Mit Loben und Tadeln ziehst du einen Zaun um dich.

Und wenn du das Leben nicht aushalten kannst, mußt du suchen, es lieb zu gewinnen — solches nämlich war immer der Kunstgriff der Weisesten.

Ihrer Kunst kühnster Griff war es, wenn sie den Teufel sich zu nahe fühlten, an Gott zu glauben.

Sie lernten die Namen tauschen: und so täuschten sie sich über die Dinge. Siehe da die ganze Kunst der Weisesten!

Zum Eigennutz sind die Meisten zu wahnsinnig: ihr Glück macht sie alle wahnsinnig.

Sie opfern Alles für Eins — das ist irgend eine Liebe. Dieser Eigensinn und Eigen-Hang hängt über Allen.

Aus ihrer Liebe quillt ihnen ihr heißer Wahnsinn: der aber ist ein schlechter Rechner und verachtet die kalten Krämer-Tugenden.

Die Krämer-Tugend nämlich, des Krämers geldklebriger Finger und lüsternes Auge — das ist noch unter der Würde des Thieres.

Alles, was bezahlt werden kann, ist wenig werth: diese Lehre speie ich den Krämern ins Gesicht.

Geld geht durch alle Finger: darum lerne mit Handschuhen Geld angreifen und Wechsler.

Gelobt sei die kleine Armut: denn alle Krämer trachten nach großem Reichthum.

Wo Geld klingelt, da herrscht die Hure.

Wer sich stets viel geschont hat, der kränkelt zuletzt an seiner vielen Schonung.

Er redet rauh, aber nicht aus rauher Kehle; jeder Windzug macht ihn heiser reden, diesen Zärtling!

Und oft lehrt man den Verzweifelnden nicht anders Stärke als indem man ihm von seiner Schwäche spricht.

Vielfraße die Einen, die Andern Schmeckerlinge — verächtlich Beide.

Zeuger und Züchter.

Oh diese engen Krämer-Seelen! Wenn das Geld in den Kasten springt, springt des Krämers Seele mit hinein.

Wessen Seele eine Geldkatze und wessen Glück schmutzige Papiere waren — wie möchte dessen Blut je rein werden?

Bis ins zehnte Geschlecht noch wird es matt und faulicht fließen: der Krämer Nachkommen sind unanständig.

Von den Schreib- und Schreihälsen. Von den Eintags-Lehrern.

Weiche von mir, mein Versucher, sagte Zarathustra zu dem Alten und küßte ihm dabei die zitternde Hand; er lächelte bei seinen eignen Worten, denn ihm kam eine Erinnerung.

Es ist die Zeit der kleinen Leute.

In der linksten Zehe noch mehr Sinn für das Rechte haben als jene in ihrem Kopfe.

Chor der Narren d.h. der Weisen, die zeitweilig sich unwissend und thöricht fühlen

Chor der Armen d.h. der Geringen Überflüssigen, deren Joch leicht ist. — Emerson p. 283.

Nicht für seinen Glauben, sondern für den Zweifel an seinem Glauben verbrannt werden —

Ich will nicht mehr verbergen, wie ich fühle: was redet ihr mir von Wahrheit!

Sein Geist ist eingefangen in den Käfig seines engen Herzens.

Liebe ich denn die Menschen? Aber sie gehören zu meinem Vorhaben — das aber ist meine ganze Liebe.

Mißtrauisch und geschwürig, bereit zu plötzlichem Willen, entschlossener Warter und Lauerer

Was ich nicht vorher gewollt habe, das muß ich nachher wollen — eine andere Wahl ist mir nicht gestellt worden.

Gegen die steifen Weisen, von ihnen erlösend — die Seele, der Alles Spiel wird.

Sie wollen, daß ihnen Niemand wehethue: so kommen sie Jedem zuvor und thun ihm wohl — diese Feiglinge!

„Thut, was ihr wollt, aber hütet euch damit aufzufallen! Thut, was ihr könnt, aber hütet euch damit anzustoßen!“ Recept zur Gewöhnlichkeit.

Es giebt in der Tugend keine Sprünge.

seinen Feind suchen, seinen Freund finden

Recept: lang wollen, keine Lüsternheit, schweigen lernen, Einsamkeit lernen, tiefes Mißtrauen lernen

der Stein wird mürbe

dem Willen ein Rückgrat schaffen — durch eine Organisation

Fluch darüber, daß die Besten sich zurückziehn ohne Kinder.

Dem Gottes-Mörder, dem Verführer der Besten, dem Freund der Bösen

Wer die Menschen bisher am meisten verachtete, war er nicht eben dadurch ihr größter Wohlthäter?

— Leichenräuber, die diesen Todten und Halbtodten noch Etwas abzustehlen wissen

Lieber noch Händel als Händler!
Sprich früh und Abends: „ich verachte den Krämer, ich will ihm die langen Finger zerbrechen“.

Das Leiden des höheren Menschen ist nicht sein Niederes, sondern daß er weiß: „es giebt noch Höheres“. In die Höhe gedrückt, gleich dem Balle — das nennen sie „steigen“.

Ihr habt ihren Ehrgeiz erdrosselt! Unter euch die letzten zu sein gelüstete sie mehr als die ersten!

„Die Lust ist ein Weib, sie läuft dem nach, der sie verschmäht.“

Ihr rechnet das Glück Aller aus und habt die Zukünftigen dabei vergessen — das Glück der Meisten!

Fragt doch die Weiber! Man gebiert nicht, weil es Vergnügen macht.

„Es will mir befehlen? Wohlan, ringen wir mit einander: vielleicht ist mein Wille der Stärkere!“ — zur Entstehung der Bösen.

Nun lebt Keiner mehr, den ich liebe; wie sollte ich noch das Leben lieben!

Die Engel schmelzen in Thränen, wenn sie ihn lächeln sehn

Müde und glücklich, gleich jedem Schaffenden am siebenten Tage.

Mein Herz war höflich auch gegen arge Zufälle: gegen das Schicksal stachlicht zu sein dünkte mich eine Weisheit für Igel.

Schon laufen die Stunden leichten Fußes über unsere Herzen

Und wenn mir die Leiter fehlte, stieg ich immer auf meinen eigenen Kopf.

Das erst ist Stille: Niemand denkt an mich und Alle reden von mir.

Ich suchte mich und wo mein Ich heim sein dürfe — das war meine schwerste Heimsuchung.
Ich suchte mein schwerstes Joch: da fand ich meine Selbst-Sucht.

Er ist unerschütterlich, und wenn er klagt, so ist es mehr noch Nachsicht gegen euch und ein Mantel, den er um seine Härte breitet.

Ich lobe das Land nicht, wo Butter und Honig — fließt.

„Das Schlimmste liegt hinter uns“

„ich hielt dich für einen Weisen — was mich aber über Alles an dir verwundert, das ist deine Klugheit.

tölpelhafte Tugenden

„Ich will leben, wie ich Lust habe, oder ich habe keine Lust zu leben“ — so denkt noch der Heiligste.

Wo ich immer fürchtete, werde ich endlich wünschen — oh abgründlicher Gedanke, jetzt lerne ich noch, den Abgrund lieben!

Selbst- und Herrschsucht trieb die Lüge in die höchste Höhe.

Sieh<st> du doch das Gestein der höchsten Berge an? Hat es sich nicht unter den Meeren gebildet?

Hütet euch, ihr Reichsten: an euch empört die kleine Wohlthätigkeit mehr als der große Geiz. Ihr tröpfelt gleich bauchichten Flaschen mit allzu engen Hälsen — oft brach man solchen Flaschen schon die Hälse.

Dieser Nachbar und seine kleine Noth, diese Stadt und ihre kleine Luft — das bröckelt dir täglich deine Stärke ab. Wie wolltest du hier lernen, großes Wehe zu machen!

Unbehülflich wie ein Leichnam

„Seien wir auch in der Tugend bescheiden! Mit Behagen verträgt sich nur die bescheidene Tugend“ —

Schreib- und Schreihälse, dampfende Ehrgeizige, Aufdringlinge und Unverschämte —

Will denn ein Trieb, wie ihr lehrt, „befriedigt“ sein? Will er frei von sich selber sein und Frieden haben? Wollte jemals ein Wille das Nicht-Wollen?

Daß er schaffe, das ist aller Triebe Treiben: und wenn er eine Weile schläft, so schläft er sich nur aus, um nachher — sich auszuwachen.
Man muß sich ausschlafen, um sich auszuwachen.

Aber ihr mißkehrtet des Willens Wesen zum Widerwillen und Wider-sich-wollen, ihr mißdeutetet immer des müden Willens Stimme und das Schnaufen und Schnarchen des schlafenden.

Ist denn Schlaf eine Erfindung zum Tode? Und wer schlafen will, wäre ein Sterbensmüder? Schnaufen und schnarchen kann auch der Lebendigste.

Gleiches Recht für Alle — das ist die ausbündigste Ungerechtigkeit; denn dabei kommen die höchsten Menschen zu kurz.

Immer wurde Gerechtigkeit am besten gelobt: sie hat das Lob der Meisten — derer, die gleiches Recht nicht haben durften!

Er brütet auf seinem Mißgeschick wie auf einem Ei.

Oh du Erkennender, auch du hast eine Zudringlichkeit! Und das soll dein Lohn sein, daß du immer aller Dinge Vordergrund siehst!

Sein Geist läßt nach — nun wird sein Gutes und Schlimmes sichtbarer: er wird dunkler — ach daß es nur neue Sterne wären, was jetzt sichtbarer wird!

[«]

22[2]

Plan zu Zarathustra 3.

Am Meere (früh Nachts)
Von der Seligkeit wider Willen.
Von der verkleinernden Tugend.
Vom Scheiterhaufen.
Die Selbst-Erkenntniß Zarathustra’s (als Verrath an den Freunden) Jetzt bricht das Unheil los.
Erzählung.
Vertheidigung Zarathustra’s:
1) von den Gesetzgebern und Fürsten
2) von den Krämern
3) von den Eintags-Lehrern
4) von den Frommen

der große Fluch
Erzählung.
Trost des Narren — von der Wissenschaft — alles Eins, gleich usw.
Zarathustra sucht das Letzte, was ihn liebt: umsonst.
Gespräch mit dem Blitze. Ewiges „Umsonst!“
Der Knabe und die Schlange
Zarathustra krank. Der Heilige
Z<arathustras> Antwort für den Heiligen.
Der Entschluß.
Lob der urbestimmten Natur als fatum.
Der Gang des Genesenden.

[«]

22[3]

Es ist verrätherisch, nach Größe streben: wer sie hat, strebt nach Güte.

Die tiefste Liebe weiß nicht sich einen Namen zu geben und fragt sich wohl: „Bin ich nicht Haß?“ — Wenn man einmal — — —

Machen wir es nicht im Wachen wie im Traume? Immer erfinden und erdichten wir erst den Menschen, mit dem wir verkehren — und einen Augenblick nachher schon haben wir das vergessen.

Wann werden Mann und Weib aufhören, sich mißzuverstehen? Ihre Leidenschaften gehen einen verschiedenen Schritt, — sie messen die Zeit nach anderem Maße.

Von sich absehen lernen ist nöthig, um weit zu sehen.

Und wer an sein Leben nach dem Tode glaubt, lernte gewiß auch, im Leben todt zu sein.

Der Gläubige haßt am besten nicht den freien Geist, sondern den neuen Geist, der einen neuen Glauben hat.

Schwere, schwermüthige Menschen werden durch Haß und Liebe leichter: sie kommen da an ihre Oberfläche.

Die Sache klärt sich auf: nun geht sie uns nichts mehr an. Hüte dich, daß du über dich selber nicht zu aufgeklärt wirst!

Mitleid mit dem ganzen Geschlecht — das führt zur Härte mit jedem Einzelnen.

Die fürchterlichen Erlebnisse suchen sich die Fürchterlichen.

Auch ich bin Erz vom ehernen Schicksale: so empfand ich immer, wenn ihr das Schicksal nanntet.

Er hat seinen eignen Gott für sich: aber seit ich den sah, fand ich in ihm nur den Affen seines Gottes.

Es giebt einen Grad von eingefleischter Verlogenheit, den nennt man „das gute Gewissen“.

Sie laufen dem nach, der ihnen einredet, sie hätten den Weg verloren. Es schmeichelt sie, zu hören, daß sie einen Weg hatten.

Die großen Gedanken, die aus dem Herzen und die kleinen, die aus dem Kopfe kommen — schlecht gedacht sind sie Beide.

Du willst nach deinen Absichten bemessen sein und nicht nach deinen Wirkungen? Aber woher hast du denn deine Absichten? Aus deinen Wirkungen!

Wer den Weg zu seinem Ziele nicht zu finden wußte, lebt frecher und leichtsinniger als der, welcher gar kein Ziel hat: er will seinen Verlust verscherzen und verschmerzen.

Die Gefahr des Weisen ist, sich in die Thorheit zu vernarren.

Er opfert sich, aber nicht aus Mitleiden, sondern aus Reichthum: er giebt ab, er giebt sich ab!

Der Teufel, der ein Freund der Erkenntniß, hält sich von Gott fern: erst aus der Ferne hat man den Blick für Götter.

Die Liebe bringt Hohes und Seltenes, was in einem Menschen ist, ans Licht: insofern verschönert sie — sie täuscht über ihn (ihn selber am meisten!) Aber gieb Acht, was geschieht, wenn Einer sich geliebt weiß, aber nicht liebt: da verräth eine Seele selbst ihren Bodensatz.

Nicht nur die Heerde, auch der Hirt hat einen Leithammel nöthig.

Warum so abseits? — Ich finde Niemanden mehr, dem ich gehorchen könnte und Niemanden auch, dem ich befehlen möchte.

Ein Elephant, der versucht auf seinem Kopf zu stehen.

Ihr meint, Alles sei gethan, wenn ihr den Blitz unschädlich gemacht habt? Aber ich will, daß er für mich arbeite. — So denke ich über alles Böse in dir und mir.

Die Unschuld in der Lüge ist das Zeichen des guten Glaubens an eine Sache.

Man liebt immer nur seine Begierde und nicht das Begehrte.

Im Dunkeln fühlt man die Zeit anders als im Hellen.

Und wo ich der Krämer lange Finger sehe, ziehe ich's vor, den Kürzeren zu ziehn.

Da liegt die schwarze traurige See — auch darüber mußt du hinweg! Zarathustra 3.

Eingedrückte Häuser, blödsinnig gleich einem Kinder-Spielzeug: daß sie ein Kind doch wieder in die Schachtel steckte! — eingedrückte Seelen

Vertraulich und offensinnig, aber niedrig gleich Thüren, die nur Niederes einlassen.

Verdorben durch viele kleine Erfolge — immer hat er leichtes Spiel gehabt: er hat den besten Ernst nicht kennen gelernt.

Die Menschen müssen böser werden — dies ist das größte Leid des Erkennenden! Und wer höhere Menschen schaffen will, muß sie auch böser machen — das ist das Leiden des Schaffenden und Gütigen!

Oh Zarathustra Fürsprecher des Lebens! Du mußt auch Fürsprecher des Leidens sein! Ich kann dir die Hölle nicht erlassen — die Unterwelt muß wider dich aufstehn, die Schatten müssen noch Zeugniß ablegen: „Leben ist Folterung“.

Ein lüsternes Auge — die Zukost zu einer gallichten Seele

Wenn sich die große Stadt selber aufs Land trägt, so bringt sie nicht Dünger dem Lande, sondern Fäulniß und Greuel.

Wo hörte ich den belehrt und erzogen, der einst befehlen soll? Mit den Lehren des Gehorsams mußte er sich bei den Gehorchenden einschmeicheln und einheucheln.

Eure Tugenden passen euch nicht auf den Leib: eures Leibes Krankheiten verklagen eure Tugenden, deren ihr euch brüstet.

An öffentlichen Meinungen krank wie an öffentlichen Mädchen: und das gerade sind eure heimlichsten Krankheiten.

Es ist eine große Heuchelei unter euch: die welche befehlen, heucheln die Tugenden der Gehorchenden.

Ich suche zu überreden, wo ich befehlen sollte: das will meine schlechte Erziehung. Solch Überreden ist nicht besser als Schmeicheln — hier schmeichelt der Höhere dem Niederen.

Wenn Alles nach unserem Willen geht, geht es auch nach unserem Wunsche.

Alles Vergangene ist eine Schrift mit hundert Sinnen und Deutungen und wahrlich! ein Weg zu vielen Zukünften! wer aber der Zukunft Einen Sinn giebt, der bestimmt auch die Eine Deutung des Vergangenen.

„Es ist noch nicht Zeit für mich, Narr zu sein“ sagt Zarathustra, als der Narr sagt: „Wirf Alles von dir, tanze und sei menschlich gegen dich und uns!“

Des Einen Einsamkeit ist die Flucht des Kranken, des Anderen Einsamkeit die Flucht vor dem Kranken.

Diese machen das Volk wahnsinnig und strotzend, so daß das Gefäß überläuft — sie dienen dem Tyrannen: und jene machen, daß der Tyrann strotzt und springt und platzt — so dienen sie dem Volke.

Dieser lacht wie ein Blitz — aber hinterdrein grollt er wie ein langer Donner.

Vergnügte Säue oder sterbende Fechter — habt ihr keine andere Wahl?

Die Todtengräber graben sich Krankheiten an; unter altem Schutte ruhn schlimme Dünste. Man soll den Morast nicht aufrühren.

Er ahmt sich selber nach — das ist seine zweite Kindheit.

Das Mitleiden des Größten ist hart, gleich dem Händedruck eines Riesen.

Klagt nicht die Sonne: „ich wollte ihnen Licht sein, aber ich stach ihnen die Augen aus — ich habe sie geblendet!

„Wie komme ich durch das Stadtthor? Ich verlernte es, unter Zwergen zu leben.“

Das Größte an den Großen ist das Mütterliche. — Der Vater — das ist immer nur ein Zufall.

Meine Raserei noch ist mir gehorsam.

Unterhalb meiner Gipfel und meines Schnees finde ich alle Gürtel des Lebendigen

und nicht immer kommen die Kindlein zu dem, der sie kommen läßt.

Ihr hustet und meint, das sei ein Einwand gegen starke Winde.

„Wir wollen essen“ brüllt ihr: euer Bauch setzt dazu „Viel!“, euer lüsternes Auge: „Gut!“

Was ist aller gemeinen Dinge Gemeinstes? Ein Schluß, aller Schlüsse ältester und jüngster Schluß: „Es thut weh, also ist es schlecht“.

Seit ich dies „also“ verstand und diesen Ursprung des Schlechten, lache ich über all euer „Gut und Schlecht“! Jenseits eures „Gut und Schlecht“ tönt mein Gelächter.

Den Mann versteckt die Schönheit.

Glatt und hart zu werden muß man in’s Gedränge hinein, aber seine heimliche Einsamkeit mit nehmen.

Wie Samen des Lebens ausgeworfen von Stern zu Stern?

Furchtbarer Dithyramb des Lebens in Zarathustra 4.

Lasset den Zufall zu mir kommen! Er ist unschuldig wie ein Kindlein.

Den Zufall überlisten und an der Hand führen.

Nur wer weiß, wohin er fährt, weiß auch, was sein Fahrwind ist.

Zwei neue Tugenden — die weise Vergeßlichkeit und die Kunst, die Segel nach dem Wind zu stellen.

Die Weiber vermännlichen sich: es giebt der Männer zu wenig.

In der Leutseligkeit ist viel Menschenverachtung, aber nichts von Menschenhaß und -Liebe.

Wenn der Teufel sich häutet, fällt auch sein Name mit ab.

Der Gewissensbiß ein Gottesbiß und wenn dieser Gott ein Gott der Liebe ist — ein Biß aus Liebe?

Ich sehe ihren Stern, und bin entzückt: aber nun meinen sie gar, es sei mein Stern.

Hört nicht, was sie sagen — aber seht ihr Maulwerk an! Mit der Zunge lügen sie vielleicht, mit dem Munde sagen sie doch die Wahrheit!

Und wozu ist alle Natur geschaffen, wenn nicht dazu, daß ich Zeichen habe, mit denen ich zu den Seelen reden kann!

Nun ist Alles wohlgethan! Denn jetzt tragen die Krämer Säbel und Schnauzbärte, und selber das Regiment ist zu den Krummbeinigen kommen.

Das ist die schwarze traurige See, gleich meinem eignen Schicksale liegt sie vor mir —

Ach diese schwangere nächtliche Verdrossenheit! Ein offenes Auge, aber noch schlaftrunken und fremd noch ist sein Blick nach mir darin.

Mit warmem Athem athmet das Meer mich an, gleich meinem Schicksale, und windet sich auf seinen Klippen-Kopfkissen, es stöhnt wie vor bösen Erwartungen —

Ich bin traurig mit dir, du dunkles Ungeheuer und mir selber noch gram um deinetwillen. Ach daß ich nicht Stärke genug habe, dich von bösen Träumen zu lösen! —

Was thust du Zarathustra? Willst du dem Meere Trost singen? Wurdest du schon deiner eigenen Zukunft ein mitleidiger Zu- und Vorschauer?

Was thust du, liebreicher Narr, du Vertrauensüberseliger? Aber immer kamst du vertraulich zu allem Furchtbaren, jedes Ungethüm wolltest du noch streicheln.

Ein Hauch warmen Athems, ein wenig weiches Gezottel an der Tatze: — und schon quollen Locktöne aus deiner Flöte, sehnsüchtig nahtest du immer allem Lebendigen!

Nun sollst du mir dies Ungeheuer kennen lernen!

Besser, du traust deinem Schicksale, wenn es wie ein Meer aus 1000 Mäulern brüllt, besser noch seine Zähne fletschen gegen dich im Sturme, als solche schwangere nächtliche Verdrossenheit.

Nichts Böseres giebt es als ein schlafendes Meer und ein schwangeres Schicksal: wie willst du über diese schwarze Fluth hinweg, wenn du nicht böser und schwärzer sein willst als sie?

Was dir auch nun noch begegne, das kommt dir als dein Schicksal: die Zeit ist abgelaufen, wo dir auch noch ein Zufall begegnen konnte!

Wenn du nicht beten kannst, warum fluchst du nicht wenigstens?

Ich fürchte dich, weil du lachst, während wir um das Leben ringen — du siehst aus, wie Einer, der seines Lebens gewiß ist.

Seines Lebens oder seines Sterbens — sagte Zarathustra.

Und wenn wir davonkommen, will ich sagen: „es ist kein Gott, und Zarathustra hat michs gelehrt“.

Ich vergebe dir dein Mißtrauen, ich gebe dir aber keinen Heller für dein Zutrauen.

Du glaubst noch an Wunder und Wundermänner, die rechte Noth würde dich auch noch beten lehren. Die alten Falschmünzer des Geistes haben auch deinen Verstand falsch gemünzt —

Es ekelt mich, noch bin ich kaum 3 Tage fern von — — —

Heiterkeit als der heimliche Vorgenuß des Todes — es enthebt uns der großen Bürde unserer Aufgabe.

Zarathustra: Woher kommt Zarathustra? Wer ist ihm Vater und Mutter? „Schicksal und Lachen sind Zarathustra’s Vater und Mutter; das grause Schicksal und das liebliche Lachen erzeugten sich zusammen solchen Sprößling.“

Der Himmel steht in Flammen, das Meer speit nach ihm

eine kleine verkrochne Gemeinde und Dunst und Dünkel aller Betbruderei

[«]

22[4]

Scene auf dem Schiff.
Eindruck der Verkleinerung des Menschen. Seine Angst nimmt zu.
Tod und Untergang der Inseln.
Zarathustra sucht sich selber im Getümmel:
bei den Widerspänstigen (Bösen)
den Gewaltsamen
den Bildnern
den Entdeckern
den Narren

[«]

22[5]

Kam ich denn, um vor Taschendieben zu warnen und auf die Laster zu lästern?

Man verfolgt dich
Wohlan: so verfolge man mich gut: bisher war der Erfolg nur bei Gut-Verfolgten.

Sie werden ihres Hassens und Wüthens satt und haben auf einsamer Straße Licht-Gesichte, die ihnen zureden: „Warum nicht endlich lieben!" —
Es giebt eine so süße Wuth der Liebe!"

Ein Schiffbruch spie ihn ans Land, auf dem Rücken einer Welle kam er geritten in sein Land der Verheißung.

Bei Allem, was licht und stark und gut ist — dieser Gott — — —

Nächst jedem Kaufladen sah ich einen Saufladen: ihre Seele fröstelt, sie möchten Wärme finden bei gebrannten Weinen oder auch bei brennenden Weibern.

Wisse, für den Schaffenden ist Weisheit und Güte keine Eigenschaft, sondern ein Mittel und Zustand

der Widerspänstige, sich selber ein schlechter — Ehegespons

„Von Ohngefähr" — kein guter Adel, ob es schon der älteste ist.

Trompeter und andere Schmetterlinge

„Dein Schicksal hat dich etwas angesäuert — nun gehst du auf und schwillst über alle Ränder" — sagt der Narr zu Zarathustra.

Ihr nennt es Stelzen — aber es sind die starken Füße des Stolzes — lange Füße!

Knechtisch und geknickt, anbrüdig und anrüchig, vergrünt und vergrämt

„wie sollte ich nicht unter euch sein, wie Oel bei Wasser — immer obenauf! — man müßte uns schon arg durcheinander schütteln, daß es anders stünde" sagt Zarathustra zum Kapitän, der sich über seine Heiterkeit wundert.

was um euch wohnt, das wohnt sich bald euch an: Gewöhnung wird daraus. Und wo man lange sitzt, da wachsen Sitten.

die Siechen und Süchtigen

„So lobe ich mich selber für meinen Theil, und es soll mir genügen. Nun kam an euch die Reihe, mich zu loben.“

Es giebt Anstellige und Angestellte — aber es giebt auch Selbständige, die müssen sich selber stellen — oder sie fallen um.

— sie fallen über euch, gleich Bildsäulen von Halbgöttlichen!

Ich bin Zarathustra der Gottlose: der da spricht: wer ist gottloser denn ich? so will ich sein Jünger werden.

immer mußte ein Solcher sich selber die Krone aufsetzen — immer fand er die Priester zu feig

Erzählen Abends um’s Feuer

gegen den Lärm — er schlägt Gedanken todt

mit einer Stimme, wie ein Schieferstift

überall hin, wo es krank und grindig ist, kriechen sie, gleich den Läusen — warum sollte man sie nicht knacken!

die größte Gefahr liegt hinter uns — dort hinaus, wo die glückseligen Inseln sind. Wir sind noch zur rechten Zeit aufgebrochen.
„Oder zu spät“ sagte Zarathustra.

allen feigen Teufeln in euch fluchen, die gerne winseln und Hände falten und anbeten möchten.

Ziegen Gänse und andere Kreuzfahrer, geführt vom heiligen Geiste

„man wird dich noch aufschlitzen, Zarathustra: du siehst aus, wie einer, der Gold verschluckt hat“

Wehe, wer wollte ihnen Unterhaltung schaffen, wenn diese nicht mehr ihr Unterhalt wäre?

Sie müssen gegen das wilde Thier Hunger kämpfen — sonst wäre ihre Unterhaltung die eines wilden Thiers an — uns.

Ihre Langeweile wäre die Bruthenne hier

Gemein und gering genug für die kleinsten Vortheile, lesen sie auch noch den Kehricht guter Zufälle aus

Reich sind sie — aber ihre Augen bleiben Diebesaugen. Lumpenhändler. Aasvögel.

Mein Fluch — die Brüderschaft vom Haß und Blitzstrahl.

Ich ging den Ursprüngen nach: da entfremdete ich mich allen Verehrungen — es wurde fremd um mich und einsam.

Aber das Verehrende selber in mir — heimlich schlug es aus; da erwuchs mir der Baum, in dessen Schatten ich sitze, der Baum der Zukunft.

„Ich bin der Verehrer der Zukunft“

gut verfolgt, schlecht erwischt

faulichtes lauichtes schaumichtes Blut

den Wolf machtet ihr zum Hunde und den Menschen selber zu des Menschen Hausthier

[«]

22[6]

Ich ehre die Tugend, wenn sie die Vorsicht der Schwangeren ist: aber eure Tugenden sind die Tugenden solcher, die nie gebären werden.

Alle großen Dinge gehen krumm: aber man muß sie mit großen Augen sehn: das war ihr Muth, krumm nach Einem Ziele zu gehn.

Krumm gehen große Menschen und Ströme zu ihrem Ziele: krumm, aber zu ihrem Ziele. Das ist ihr bester Muth, daß sie sich noch vor dem Krummen fürchten.

[«]

22[7]

kriegstüchtig, gebärtüchtig: so will ich Mann und Weib:

Es ist nicht der beste Geschmack, der Alles zu schmecken weiß: ich liebe die widerspänstigen wählerischen Magen und Zungen, die „Ich“ sagen.

Niemand will sie geschenkt: so muß sie sich schon verkaufen!

Herrschen — und nicht mehr Knecht eines Gottes sein — dies Mittel blieb zurück den Menschen zu veredeln

[«]

22[8]

Vom Willen zum Leide.
Vom Gesicht und Räthsel.
Von der Seligkeit wider Willen.
Vor Sonnen-Aufgang.
Von der verkleinernden Tugend.
Vom Vorübergehen.
Das Winterlied.
Von den Abtrünnigen.
Die Heimkehr.
Von den drei Bösen.
Vom Geist der Schwere.
Die Beschwörung.
Der Genesende.
Von der großen Sehnsucht.
Von alten und neuen Tafeln
Und noch ein Mal!
Das andre Tanzlied.

Vom Ring der Ringe.

[«]

[23 = Z II 4. Ende 1883]

23[1]

Eine kleine unschuldige Geschichte, die aber viel Unfug gestiftet hat: ich erzähle sie euch, — den Unfug mögt ihr euch selber erzählen!

Es gab einmal einen Knaben, dem sagte man mit Blicken und Reden: „was dein Vater ist, das ist nicht dein rechter Vater!“

Das verdroß das Kind und machte es nachdenken; und endlich sagte es sich zu seinem Herzen, ganz heimlich: „es giebt wohl nichts Schöneres in der Welt als einen rechten Vater?

Und als das Kind beten lernte, war seine erste Bitte „Gott, gieb mir doch einen rechten Vater!“

Das Kind aber wuchs und mit dem Kinde seine heimliche Liebe und sein Gebet: unter Frauen und Priestern erwuchs der Jüngling: —

Ein Jüngling, unter Frauen und Priestern tief geworden und scheu vor der Liebe und noch vor dem Worte „Liebe“

tief geworden und durstig nach dem Thau der Liebe, gleich dem Thymian in der Nacht —

durstig und zitternd vor seinem Durste und der Nacht freund, weil die Nacht voller Scham und duftenden Weihrauchs ist —

Nach dem Weihrauche der Priester duftete selber seine Seele und nach der Unschuld der Frauen: sie schämte sich aber dieses Duftes noch.

Und wie sonst ein Jüngling betend begehrt, daß ein Weib ihn liebe, so begehrte er betend nach der Liebe eines Vaters und schämte sich auch seines Gebetes noch.

Da geschah es, daß sein Gebet einst in lichte Wolken zerfloß und Worte aus lichten Wolken stiegen: „Siehe, das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“

Ist dies möglich! sprach der Jüngling. Ich der liebe Sohn dessen, den ich eben um einen Vater bat? Gott mein Vater! Ist dies möglich?

Dieser alte allmächtige Stirnrunzler und Lippen-Aufwerfer von Judengotte — ist mein Vater! Kann das möglich sein?

Aber er sagt es selber und log noch nie: was kann ich thun! Ihm muß ich's glauben!

Bin ich aber sein Sohn, so bin ich Gott: bin ich aber Gott, wie bin ich Mensch? — Es ist nicht möglich — aber ihm muß ich's glauben!

Der Mensch an mir — das ist wohl nur seiner Liebe Nothdurft: denn wie ich nach dem Vater, so dürstete er wohl nach seinen Kindern.

Daß ich Mensch bin, das ist wohl der Menschen wegen: ich soll sie zu meinem Vater locken —

— sie zur Liebe locken: oh diese Thoren, die man zur Liebe erst noch locken muß!

Sie sollen Gott lieben: das ist eine leichte Lehre und ein Wohlgefallen — ein leichtes Joch wird uns Gottes-Kindern aufgelegt: wir sollen thun, was wir am liebsten thun.

Diese Lehre und Weisheit ist leicht zu fassen: auch die Armen im Geiste dürfen die Hände nach ihr ausstrecken

Manches am Menschen ist wenig göttlich: wenn man Koth läßt, wie soll man dabei Gott sein?

Aber schlimmer noch ist <es> mit dem anderen Kothe, der Sünde heißt: den wollen die Menschen gar noch bei sich behalten und nicht von sich lassen.

Nun aber muß ich's glauben: man kann Gott sein und doch Koth lassen: so lehre ich sie, ihren Koth lassen und Götter werden.

[«]

23[2]

Eine alte Weisheit trank ich jüngst, einen unvordenklich alten starken Wein der Weisheit.

[«]

23[3]

Vom Ruhme.

Ein Andres ist Wollust, ein Andres Gebären. Fragt die Weiber! Man gebiert nicht, weil es Vergnügen macht.

Der Schmerz macht Hühner und Künstler gackern. Die Wollust stammelt —: nun hört mich mein Wort vom Ruhme stammeln.

Wollust ist es, auf Jahrtausende seine Hand zu drücken wie auf Wachs. Wollust, auf den Willen von Jahrtausenden zu schreiben wie auf Erz.

Wollust ist es, Sterne der Zukunft im Becher seines Willens zu schmelzen; Wollust, Welten auf die Teppiche der Ewigkeit huldigend vor sich auszuschütten.

[«]

23[4]

Eins! Mitternacht hebt an! Fern her geweht, herauf aus tiefer Welt — bei mir, dem Einsiedler sucht ihr Wort die letzte Ruhe?

Zwei! Die letzte Ruhe der tiefen Welt — ist sie denn eines Einsiedlers Höhe? Sucht sie, wenn mir ihr Klang durch Ohr und Mark und Bein geht — sucht und findet sie also noch ihren Frieden?

Drei!

[«]

23[5]

Von den Wegen des Erkennenden.

„Wie kamst du, oh Zarathustra zu deiner Weisheit: hast du sie erflogen? — so fragt ihr mich — auf daß wir dir ablernen, wie wir zu unserer Weisheit fliegen möchten?“

Gut fragtet ihr: gut sollt ihr auch belehrt sein. Dem guten Frager ist schon halb geantwortet.

Auf vielerlei Weg und Weise kam ich zu meiner Wahrheit, nicht auf Einer Leiter und Treppe stieg ich zur Höhe, wo meine Augen in meine Ferne schweifen.

Und niemals fragte ich Menschen: ich fragte und versuchte die Wege selber. Ein Versuchen und Fragen war all mein Gehen.

Unter Menschen war ich immer der Gut-Verborgene: ob ich stieg oder flog oder stand und zögerte: sie sahen mich nicht mit ihren Augen.

Sie hörten mich nicht mit ihren Ohren: und oft horchte ich auf Wiederhall aber ich hörte nur — Lob.

Ich sagte es ihnen in’s Ohr, als ich mich in neue furchtbare Meere einschiffte: also verbarg ich’s? Nun aber, als ich vor ihren Augen in neue furchtbare Wüsten wanderte — wer sah mich wandern?

Und wenn ich mit Strickleitern in manches Fenster kletterte, mit hurtigen Beinen manchen Mast erritt: der Gut-Verborgene blieb ich ihnen auch mit meinen Bosheiten und Abenteuern.

Eine boshafte Seligkeit dünkte mich’s oft, auf den höchsten Masten, gleich einer Flamme sitzen: ein kleines Licht zwar, aber doch ein großer Trost für verschlagene Schiffer und Schiffbrüchige.

Eine andere Seligkeit und Bosheit lernte ich, wenn mir ein Thauwind kam: daß mein Strom stieg und stieg und mein Eis sich thürmte — da jauchzte ich.

Genug fand ich der Schwachen und Zärtlichen — sie heißen sich gut und thun auch mit der Tugend zärtlich; genug auch der Heuchler, die den Namen der Gerechtigkeit mißbrauchen.

Die Selbst-Verlogenen hörte ich zu mir reden, denen die Lüge unschuldig auf Herz und Lippe sitzt; auch mancher Schmarotzer drängte sich lüstern um das Mahl meiner Weisheit.

[«]

23[6]

Erst wenn ihr dürstet, sollt ihr trinken: und erst wenn der Geist euch treibt, sollt ihr tanzen. Und lernt erst lügen, damit ihr versteht, was Wahrheit-reden ist!

Der Hunger erst soll euch zur Wahrheit zurücktreiben: und wenn ihr voll seid der guten Weine der Wahrheit, werdet ihr auch tanzen wollen.

[«]

23[7]

Vorspiel.

Oh meine Brüder! Daß ihr erst Stille von mir lerntet! Und Einsamkeit!

[«]

23[8]

Vom letzten Troste.

Siehe, wie Alles zur Werkstatt für schaffende Seelen hergerichtet ward: alles was schaffenden Seelen unentbehrlich ist, ist im Überflusse da: so auch der **Schmerz**.

[«]

23[9]

3. Von der Selbst-Verkleinerung
Das Winterlied.
Vom Vorübergehn.
Von den Herrschern.
Von den Genießenden.
Von den Bildnern.
Von den Bösen.
Von den Gesetzgebern
Von den Entdeckern.
Vor Sonnen-Aufgang (Gelöbniß)
Vom Gesicht des Einsamsten.
Das andere Tanzlied.
Von der Einsamkeit.
Von der großen Sehnsucht.
Vom Lachen und Fliegen.
Gespräch mit dem Blitze.
Von der Ewigkeit.
Vom freien Willen. (Hinab!)

1. Vom Willen zum Leiden
2. Von der Seligkeit wider Willen.
Vom Vorübergehen.
Vor Sonnen-Aufgang.
Ja! Und Amen!
Von der großen Sehnsucht.

Das andere Tanzlied.
Hinab!
Das Winterlied.

Von der Schwangerschaft.
Von der Einsamkeit.
Vom Ruhme.
Vom Herrscher.
Von (Lehrern) Bildnern.
Von den Bösen.
Gespräch mit dem Blitze.
Vom Gesicht des Einsamsten.
Vom Lachen (und dem Geist der Schwere).
Lied des Fliegenden.
Von den Gesetzgebern (Zerbrechen der Tafeln)
Von den Genießenden.
Von den Entdeckern (Zufall)

[«]

23[10]

1. Vom Willen zum Leiden.
2. Vom geschauten Räthsel.
3. Von der Seligkeit wider Willen.
4. Vor Sonnen-Aufgang.
5. Von der verkleinernden Tugend („Mächtige“).
6. Von den Abtrünnigen.
7. Vom Vorübergehen.
8. Vom Einen Siege.
9. Von den Wegen der Erkennenden.
10. Das Winterlied.
11. Von der großen Sehnsucht.
12. Die Heimkehr.
13. Von den drei Bösen.
14. Das andere Tanzlied.

15. Die neuen Tafeln.
16. Vom Geist der Schwere.
17. Von der Genesung.
21. Und noch ein Mal!
22. Vom Ring der Ringe.
(18—20 fehlt)

— Vom Willen zum Leiden.
Vom geschauten Räthsel.
— Von der Seligkeit wider Willen
— Vor Sonnen-Aufgang.
— Von der verkleinernden Tugend
— Von den Abtrünnigen.
— Vom Vorübergehn.
Vom Willen zum Siege.
— Das Winterlied.
Von der großen Sehnsucht.
— Die Heimkehr.
— Von den drei Bösen.
— Das andere Tanzlied.
— Die neuen Tafeln
— Vom Geist der Schwere.
— Der Genesende.
Und noch ein Mal!
Vom Ring der Ringe.

die Beschwörung
Vom Gesicht des Einsamsten.
Vom Willen zum Ringe.
Von der großen Sehnsucht.
Und noch Ein Mal!
Vom Ring der Ringe.

Vom Troste in der Großmuth („Schmerz“)
Abschaffung der Sünde (weil kein Gott)
(Gleichniß allein)

Vom letzten Troste
Ohne Sünde.
Von Fürsten und Völkern —

[«]

[24 = Mp XVII 1b. Winter 1883–1884]

24[1]

Daß es schwer ist, den Griechen nahe zu kommen, daß man sich ihnen sogar ferner fühlt, wenn man sie lange betrachtet hat: dies ist der Satz und der ganz persönliche Seufzer, mit dem ich meine Betrachtung über die Griechen als Menschenkenner anheben will. Man kann eine gute Weile im entgegengesetzten Glauben mit ihnen leben

und wir lernen, daß unser Befremden noch lehrreicher ist als unser Gefühl der Vertraulichkeit

vielleicht würde ein Grieche in der Art, mit der wir zur Entdeckung des Menschen in die Tiefe gegraben haben, eine Unfrömmigkeit gegen die Natur, einen Mangel an Scham empfinden. Umgekehrt sind wir befremdet — γνώμη; zu hören „wenn das Wissen da ist, muß das Handeln folgen“ und daß Tugend Glückseligkeit sein soll, das klingt uns so fremd und unglaubwürdig, daß wir hinsehen, ob es nicht nur zum Spaaß gesagt sei. Es ist als ob sie dem Intellekte noch eine Haut gegeben hätten.

[«]

24[2]

philosophische Nachwirkung des Alterthums:

— „Zweck“

— Gott und Mensch (der Standpunkt **vor** Copernicus)

— Lust als Motiv

— die Logik, die Überschätzung des Bewußtseins.

— die Seele

es giebt so wenig „Ding an sich“ als es „absolute Erkenntniß“ geben kann.

An Stelle der Grundwahrheiten stelle ich Grundwahrscheinlichkeiten — vorläufig angenommene **Richtschnuren**, nach denen gelebt und gedacht wird

diese Richtschnuren nicht willkürlich, sondern entsprechend einem Durchschnitt einer Gewöhnung.

Die Gewöhnung ist die Folge einer Auswahl, welche meine verschiedenen Affekte getroffen haben, welche sich alle dabei wohlbefinden und erhalten wollten.

[«]

24[3]

die schaffende Kraft zu betrachten
wie viel sie aufopfert vom Organismus (oft zerstörend)
wie sie, schwanger machend, einen anderen Organismus verwandelt und in größte Gefahr bringt.

Die Grade der schaffenden Kraft

1) der Schauspieler, eine Figur aus sich machend, z.B. la Faustin
2) der Dichter
der Bildner
der Maler
3) der Lehrer — Empedocles
4) der Eroberer
5) der Gesetzgeber (Philosoph)

überall ist erst der Typus noch zu finden, außer auf den niedrigsten Stufen: es ist noch nicht die Leidens- und Freudensgeschichte nachgewiesen. Die falschen Stellungen z.B. der Philosoph, sich außerhalb stellend — aber das ist nur ein zeitweiliger Zustand und nöthig für das Schwangersein.

[«]

24[4]

Die ewige Wiederkunft.

Ein Buch der Prophezeiung.

1. Darstellung der Lehre und ihrer theoretischen Voraussetzungen und Folgen.
2. Beweis der Lehre.
3. Muthmaaßliche Folgen davon, daß sie geglaubt wird (sie bringt Alles zum Aufbrechen)
   a) Mittel, sie zu ertragen
   b) Mittel, sie zu beseitigen
4. Ihr Platz in der Geschichte, als eine Mitte.
   Zeit der höchsten Gefahr.
   Gründung einer Oligarchie über den Völkern und ihren Interessen: Erziehung zu einer allmenschlichen Politik.
   Gegenstück des Jesuitismus.

[«]

24[5]

Zur Entstehung der Logik

ursprüngliches Chaos der Vorstellungen

die Vorstellungen, die sich mit einander vertrugen, blieben übrig die größte Zahl gieng zu Grunde — und geht zu Grunde.

Schaffen — als Auswählen und Fertig-Machen des Gewählten. (Bei jedem Willens-akte ist dies das Wesentliche

[«]

24[6]

in Bezug auf deutsche Cultur habe ich das Gefühl des Niedergangs immer gehabt.

das hat mich oft unbillig gegen das ganze Phänomen der europäischen Cultur gemacht, daß ich eine niedergehende Art kennen lernte.

Kant<s> greisen- und chinesenhafte Musik ist Ausklingen,

Die Deutschen kommen immer spät hinterdrein: sie tragen etwas in die Tiefe, z.B.

Abhängigkeit vom Ausland (sehr polyphon!): z.B. Kant — Rousseau —
Sensualisten Hume — Swedenborg
Schopenhauer — Inder und Romantik, Voltaire.

Wagner — französischer Cultus des Grässlichen und der grossen Oper, Paris und Flucht in Urzustände. (die Schwester-ehe

Gesetz der Nachzügler (Provinz nach Paris, Deutschland nach Frankreich,

wie so gerade Deutsche das Griechische entdeckten

je stärker man einen Trieb entwickelt, um so **anziehender** wird es, sich einmal in seinen Gegensatz zu **stürzen**.

Stil des **Verfalls** bei Wagner: die einzelne Wendung wird souverän, die Unterordnung und Einordnung wird zufällig. Bourget p 25.

[«]

24[7]

die beiden größten (von Deutschen gefundenen) philosophischen Gesichtspunkte

der des Werdens, der Entwicklung

der nach dem Werthe des Daseins (aber die erbärmliche Form des deutschen Pessimismus erst zu überwinden!

von mir in entscheidender Weise zusammengebracht

alles wird und kehrt ewig wieder

— entschlüpfen ist nicht möglich!

Gesetzt, wir könnten den Werth beurtheilen, was folgt daraus?

der Gedanke der W<iederkunft> als auswählendes Princip, im Dienste der Kraft (und Barbarei!!)

Reife der Menschheit für diesen Gedanken.

Aufklärung darüber, daß es kein Ding an sich und

Die großen } 1) keine Erkenntniß an sich giebt!
2) kein Gut und Böse an sich!

Negationen. 3) kein Ziel und keine Herkunft!

Das Wesen des Organischen ist der unverfänglichste Begriff.

Die Zwecke als Begleit-Erscheinung der Bedürfnisse. Auch die Philosophien: unser Bedürfniß ist jetzt die Welt zu entmoralisiren: sonst könnte man nicht mehr leben. Die absolute „Unfreiheit des W<illens>“ erregt, moralisch gedeutet, Widerwillen.

[«]

24[8]

Nach der Seite des Machtgefühls unterscheiden sich die Menschen in

A) Erbärmliche: solche, denen die kleinsten Befriedigungen schon genügen. Die Eiteln, auch die „Guten“.
B) die Unbefriedigten, die von außen her die Befriedigung wollen
C) Die sich selber machtvoll Glaubenden
D) usw.

[«]

24[9]

Psychologie des Irrthums

Wenn wir etwas thun, so entsteht ein Kraftgefühl, oft schon vor dem Thun, bei der Vorstellung des zu Thuenden (wie beim Anblick eines Feindes, eines Hemmnisses, dem wir uns gewachsen glauben): immer begleitend. Wir meinen instinktiv, dies Kraftgefühl sei Ursache der Handlung, es sei „die Kraft“. Unser Glaube an Kausalität ist der Glaube an Kraft und deren Wirkung; eine Übertragung unsres Erlebnisses; wobei wir Kraft und Kraftgefühl identificiren. — Nirgends aber bewegt die Kraft die Dinge, die empfundene Kraft „setzt nicht die Muskeln in Bewegung“. „Wir haben von einem solchen Prozeß keine Vorstellung, keine Erfahrung.“ — „Wir erfahren ebensowenig, wie die Kraft als Bewegendes, die Nothwendigkeit einer Bewegung.“ Die Kraft soll das Zwingende sein! „Wir erfahren nur, daß eins auf das andere folgt — weder Zwang erfahren wir, noch Willkür, daß eins auf das andere folgt.“ Die Kausalität wird erst durch die

Hineindenkung des Zwangs in den Folgevorgang geschaffen. Ein gewisses „Begreifen“ entsteht dadurch d.h. wir haben uns den Vorgang angemenschlicht, „bekannter“ gemacht: das Bekannte ist das Gewohnheitsbekannte des mit Kraftgefühl verbundenen menschlichen Erzwingens.

[«]

24[10]

„Nothwendigkeit kann freilich auch bedeuten „jedesmal wenn A eintritt, wird B folgen. Grad von Wahrscheinlichkeit (Gewißheit), womit der Eintritt der Folge erwartet werden darf. Diese Gewißheit beruht auf der Erfahrung: immer ist B auf A gefolgt, niemals auf A ein non-B. Begriffliche Unterstützung dadurch, daß Folgevorgänge, die mit AB gleichartig sind, zur Herstellung der Gewißheit der Folge von A und B herbeigezogen werden.“

„Die Kraftempfindung kann auch nicht aus Bewegung hervorgehen. Empfindung überhaupt kann nicht aus Bewegung hervorgehen.

Auch dafür spricht nur eine scheinbare Erfahrung: in einer Substanz (Gehirn) wird durch übertragene Bewegung (Reize) Empfindung erzeugt. Aber erzeugt? Wäre denn bewiesen, daß die Empfindung dort noch gar nicht existirt? so daß ihr Auftreten als Schöpfungsakt der eingetretenen Bewegung aufgefaßt werden müßte? Der empfindungslose Zustand dieser Substanz ist nur eine Hypothese! keine Erfahrung! — Empfindung also Eigenschaft der Substanz: es giebt empfindende Substanzen.“

„Erfahren wir von gewissen Substanzen, daß sie Empfindung nicht haben? Nein, wir erfahren nur nicht, daß sie welche haben. Es ist unmöglich, die Empfindung aus der nicht empfindenden Substanz abzuleiten.“ — Oh der Übereilung!

[«]

24[11]

„Ich will gehen“: aber 1) ich muß gehen, und das Wollen ist nur ein Nebenbei, welches durchaus keine Bewegung hervorbringt, ein Bild vorher. 2) Dies Bild ist unglaublich roh und unbestimmt im Vergleich zu dem, was geschieht, es ist begrifflich und ganz allgemein, so daß unzählige Wirklichkeiten sich darunter decken. Also kann es nicht Ursache des Geschehens sein. — Zwecke zu eliminiren.

[«]

24[12]

Wenn der Offizier befiehlt „präsentirt's Gewehr“, thun es die Soldaten. Er befiehlt, sie wollen es nun. In Wirklichkeit ist das, was sie nun thun, bei Jedem etwas Verschiedenes: aber für grobe Organe sieht es gleich aus. Wer nach Zwecken handelt, findet sie oft erfüllt: d.h. er sieht grob und kennt das wirkliche Geschehen gar nicht. Daß die Welt des Geschehens unserem unvollkommenen Bilde vom Geschehen entspricht, mit ihm sich deckt, ist der Glaube der Zwecklehrer. Je weniger Wissen, um so leichter erhält sich der Glaube.

[«]

24[13]

„Es mußte in der Ausbildung des Denkens der Punkt eintreten, wo es zum Bewußtsein kam, daß das, was man als Eigenschaften der Dinge bezeichnete, Empfindungen des empfindenden Subjekts seien: damit hörten die Eigenschaften auf, dem Dinge anzugehören. Es blieb „das Ding an sich“ übrig. Die Unterscheidung zwischen Dinge an sich und des Dings für uns basirte auf der älteren naiven Wahrnehmung, die dem Dinge Energie beilegte: aber die Analyse ergab, daß auch die Kraft hineingedichtet worden ist, und ebenso — die Substanz. „Das Ding afficirt ein Subjekt?“ Wurzel der Substanzvorstellung in der Sprache, nicht im Außer-uns-seienden! Das Ding an sich ist gar kein Problem!
Das Seiende wird als Empfindung zu denken sein, welcher nichts Empfindungsloses mehr zu Grunde liegt.
In der Bewegung ist kein neuer Inhalt der Empfindung gegeben. Das Seiende kann nicht inhaltlich Bewegung sein: also Form des Seins.

NB. Die Erklärung des Geschehens kann versucht werden einmal: durch Vorstellung von Bildern des Geschehens, die ihm voranlaufen (Zwecke)
zweitens: durch Vorstellung von Bildern, die ihm nachlaufen (die mathematisch-physikalische Erklärung.

Beide soll man nicht durch einander werfen. Also: die physische Erklärung, welche die Verbildlichung der Welt ist aus Empfindung und Denken kann nicht selber wieder das Empfinden und Denken ableiten und entstehen machen: vielmehr muß die Physik auch die empfindende Welt consequent **als ohne Empfindung und Zwecke** construiren — bis hinauf zum höchsten Menschen. Und die teleologische ist nur eine Geschichte der Zwecke und nie physikalisch!

[«]

24[14]

Eine Vielheit von Kräften, verbunden durch einen gemeinsamen Ernährungs-Vorgang, heißen wir „Leben“. Zu diesem Ernährungs-Vorgang, als Mittel seiner Ermöglichung, gehört alles sogenannte Fühlen, Vorstellen, Denken, d.h. 1) ein Widerstreben gegen alle anderen Kräfte 2) ein Zurechtmachen derselben nach Gestalten und Rhythmen 3) ein Abschätzen in Bezug auf Einverleibung oder Abscheidung.

1. Der Mensch ist ein formenbildendes Geschöpf.

Der Mensch glaubt an „Sein“ und an Dinge, weil er ein formen- und rhythmenbildendes Geschöpf ist.

Die Gestalten und Formen, die wir sehen und in denen wir die Dinge zu haben glauben, sind alle nicht vorhanden. Wir vereinfachen uns und verbinden irgend welche „Eindrücke“ durch Figuren, die wir schaffen.

Wer sein Auge zumacht, entdeckt, daß ein formenbildender Trieb fortwährend sich übt, und daß Unzähliges da versucht wird, dem keine Wirklichkeit entspricht.

2. Der Mensch ist ein rhythmen-bildendes Geschöpf. Er legt alles Geschehen in diese Rhythmen hinein, es ist eine Art, sich der „Eindrücke“ zu bemächtigen.

3. Der Mensch ist eine widerstrebende Kraft: in Hinsicht auf alle anderen Kräfte

Sein Mittel, sich zu ernähren und die Dinge sich anzueignen, ist, sie in „Formen“ und Rhythmen zu bringen: das Begreifen zuerst nur Schaffen der „Dinge“. Erkenntniß ein Mittel der Ernährung.

[«]

24[15]

Die Wissenschaft fragt nicht, was uns zu diesem Wollen trieb: sie leugnet vielmehr, daß gewollt worden ist, und meint, daß etwas ganz Anderes geschehen sei — kurz daß der Glaube an Wille und Zwecke eine Illusion sei. Sie fragt nicht nach den Motiven der Handlung, als ob diese uns vor der Handlung im Bewußtsein gewesen wären: sondern sie zerlegt erst die Handlung in eine mechanische Gruppe von Erscheinungen und sucht die Vorgeschichte dieser mechanischen Bewegung — aber nicht im Fühlen Empfinden Denken. **Daher** kann sie nie die Erklärung nehmen: die Empfindung ist ja eben ihr Material, das erklärt werden soll. — Ihr Problem ist eben: die Welt zu erklären ohne zu Empfindungen als Ursachen zu greifen: denn das hieße ja: als Ursachen der Empfindungen die Empfindungen ansehen. Ihre Aufgabe ist schlechterdings nicht gelöst.

Also: entweder kein Wille — die Hypothese der Wissenschaft — oder freier Wille. Letztere Annahme das herrschende Gefühl, von dem wir uns nicht losmachen können, auch wenn die Hypothese bewiesen wäre.

Der populäre Glaube an Ursache und Wirkung ist auf die Voraussetzung gebaut, daß der freie Wille Ursache ist von jeder Wirkung: erst hierher haben wir das Gefühl der Causalität. Also darin liegt auch das Gefühl, daß jede Ursache nicht Wirkung ist, sondern immer erst Ursache — wenn der Wille die Ursache ist. „Unsere Willensakte sind nicht nothwendig“ — das liegt im Begriff „Wille“. Nothwendig ist die Wirkung nach der Ursache — so fühlen wir. — Es ist eine Hypothese, daß auch unser Wollen in jedem Falle ein Müssen sei. Aber Wollen: = Zweck-Wollen. Zweck enthält eine Werthschätzung. Woher stammen die Werthschätzungen? Ist eine feste Norm von „angenehm und schmerzhaft“ die Grundlage?

Aber in unzähligen Fällen machen wir erst eine Sache schmerzhaft dadurch daß wir unsere Werthschätzung hineinlegen.

Umfang der moralischen Werthschätzungen: sie sind fast in jedem Sinneseindruck mitspielend. Die Welt ist uns gefärbt dadurch.

Wir haben die Zwecke und die Werthe hineingelegt: wir haben eine ungeheure latente Kraftmasse dadurch in uns: aber in der Vergleichung der Werthe ergiebt sich, daß Entgegengesetztes <als> werthvoll galt, daß viele Gütertafeln existirten.

also nichts „an sich“ werthvoll

bei der Analyse der einzelnen Gütertafeln ergab sich ihre Aufstellung als die Aufstellung von Existenzbedingungen beschränkter Gruppen (und oft irrthümlichen): zur Erhaltung.

bei der Betrachtung der jetzigen Menschen ergab sich, daß wir sehr verschiedene Werthurtheile handhaben, und daß keine schöpferische Kraft mehr darin ist — die Grundlage: „die Bedingung der Existenz“ fehlt dem moralischen Urtheile jetzt. Es ist viel überflüssiger, es ist lange nicht so schmerzhaft. — Es wird willkürlich. Chaos.

Wer schafft das Ziel, das über der Menschheit stehen bleibt und auch über dem Einzelnen? Ehemals wollte man mit der Moral erhalten. Aber Niemand will jetzt mehr erhalten, es ist nichts dran zu erhalten. Also eine versuchende Moral, sich ein Ziel geben.

Art-Erhaltende

[«]

24[16]

Über die Herkunft unsrer Werthschätzungen.

Wir können uns unsern Leib räumlich auseinanderlegen, und dann erhalten wir ganz dieselbe Vorstellung davon wie vom Sternensysteme, und der Unterschied von organisch und unorganisch fällt nicht mehr in die Augen

Hymnus auf die Werth-Schätzung.

Ehemals erklärte man die Sternbewegungen als Wirkungen zweckbewußter Wesen: man braucht dies nicht mehr, und auch in Betreff des leiblichen Bewegens und sich-Veränderns glaubt man lange nicht mehr mit dem zweckesetzenden Bewußtsein auszukommen. Die allergrößte Menge der Bewegungen hat gar nichts mit Bewußtsein zu thun: auch nicht mit Empfindung. Die Empfindungen und Gedanken sind etwas äußerst Geringes und Seltenes im Verhältniß zu dem zahllosen Geschehn in jedem Augenblick. Umgekehrt nehmen wir wahr, daß eine Zweckmäßigkeit im Kleinsten Geschehn herrscht, der unser bestes Wissen nicht gewachsen ist, eine Vorsorglichkeit, eine Auswahl, ein Zusammenbringen, Wieder-Gut-Machen usw. Kurz, wir finden eine Thätigkeit vor, die einem ungeheuer viel höheren und überschauenden Intellekte zuzuschreiben wäre als der uns bewußte ist. Wir lernen von allem Bewußten geringer denken: wir verlernen uns für unser Selbst verantwortlich zu machen, da wir als bewußte, zwecksetzende Wesen nur der kleinste Theil davon sind. Von den zahlreichen Einwirkungen in jedem Augenblick z.B. Luft Elektrizität empfinden wir fast nichts: es könnte genug Kräfte geben, welche, obschon sie uns nie zur Empfindung kommen, uns fortwährend beeinflussen. Lust und Schmerz sind ganz seltene und spärliche Erscheinungen gegenüber den zahllosen Reizen, die eine Zelle, ein Organ auf eine andere Zelle, ein anderes Organ ausübt.

Es ist die Phase der Bescheidenheit des Bewußtseins. Zuletzt verstehen wir das Bewußte Ich selber nur als ein Werkzeug im Dienste jenes höheren überschauenden Intellekts: und da können wir fragen, ob nicht alles bewußte Wollen, alle bewußten Zwecke, alle Werthschätzungen vielleicht nur **Mittel** sind, mit denen etwas wesentlich Verschiedenes erreicht werden soll, als innerhalb des Bewußtseins es scheint. Wir meinen: es handele sich um unsre Lust und Unlust - - - aber Lust und Unlust könnten Mittel sein, vermöge deren wir etwas zu leisten hätten, was außerhalb unseres Bewußtseins liegt - - - Es ist zu zeigen, wie sehr alles Bewußte auf der Oberfläche bleibt: wie Handlung und Bild der Handlung verschieden ist, wie wenig man von dem weiß, was einer Handlung vorhergeht: wie phantastisch unsere Gefühle „Freiheit des Willens“ „Ursache und Wirkung“ sind: wie Gedanken nur Bilder, wie Worte nur Zeichen von Gedanken sind: die Unergründlichkeit jeder Handlung: die Oberflächlichkeit alles Lobens und Tadelns: wie wesentlich **Erfindung** und **Einbildung** ist, worin wir bewußt leben, wie wir in allen unseren Worten von Erfindungen reden (Affekte auch), und wie die Verbindung der M<ensch>heit auf einem Überleiten und Fortdichten dieser Erfindungen beruht: während im Grunde die wirkliche Verbindung (durch Zeugung) ihren unbekannten Weg geht. Verändert wirklich dieser Glaube an die gemeinsamen Erfindungen die Menschen? Oder ist das ganze

Ideen- und Werthschätzungswesen nur ein Ausdruck selber von unerkannten Veränderungen? Giebt es denn Willen, Zwecke, Gedanken, Werthe wirklich? Ist vielleicht das ganze bewußte Leben nur ein Spiegelbild? Und auch wenn die Werthschätzung einen Menschen zu bestimmen scheint, geschieht im Grunde etwas ganz Anderes? Kurz: gesetzt, es gelänge, das Zweckmäßige im Wirken der Natur zu erklären ohne die Annahme eines zweckesetzenden Ich's: könnte zuletzt vielleicht auch unser Zweckesetzen unser Wollen usw. nur eine Zeichensprache sein für etwas Wesentlich-Anderes — nämlich Nicht-Wollendes und Unbewußtes? Nur der feinste Anschein jener natürlichen Zweckmäßigkeit des Organischen, aber nichts Verschiedenes davon?

Und kurz gesagt: es handelt sich vielleicht bei der ganzen Entwicklung des Geistes um den Leib: es ist die **fühlbar** werdende Geschichte davon, daß ein höherer Leib sich bildet. Das Organische steigt noch auf höhere Stufen. Unsere Gier nach Erkenntniß der Natur ist ein Mittel, wodurch der Leib sich vervollkommnen will. Oder vielmehr: es werden hunderttausende von Experimenten gemacht, die Ernährung, Wohnart, Lebensweise des Leibes zu verändern: das Bewußtsein und die Werthschätzungen in ihm, alle Arten von Lust und Unlust sind Anzeichen dieser Veränderungen und Experimente. Zuletzt handelt es sich gar nicht um den Menschen: er soll überwunden werden.

[«]

24[17]

Bei der Entstehung der Organismen denkt er sich zugegen: was ist bei diesem Vorgange mit Augen und Getast wahrzunehmen gewesen? Was ist in Zahlen zu bringen? Welche Regeln zeigen sich in den Bewegungen? Also: der Mensch will alles Geschehen sich als ein Geschehen für Auge und Getast zurechtlegen, folglich als Bewegungen: und will Formeln finden die ungeheure Masse dieser Erfahrungen zu vereinfachen. Reduktion alles Geschehens auf den Sinnenmenschen und Mathematiker.

Es handelt sich um ein Inventarium der menschlichen Erfahrungen: gesetzt, daß der Mensch, oder vielmehr das menschliche Auge und Begriffsvermögen, der ewige Zeuge aller Dinge gewesen sei.

[«]

24[18]

Die Wissenschaft — das war bisher die Beseitigung der vollkommenen Verworrenheit der Dinge durch Hypothesen, welche alles „erklären“ — also aus dem Widerwillen des Intellekts an dem Chaos. — Dieser selbe Widerwille ergreift mich bei Betrachtung meiner selber: die innere Welt möchte ich auch durch ein Schema mir bildlich vorstellen und über die intellektuelle Verworrenheit herauskommen. Die Moral war eine solche Vereinfachung: sie lehrte den Menschen als erkannt, als bekannt. — Nun haben wir die Moral vernichtet — wir selber sind uns wieder völlig dunkel geworden! Ich weiß, daß ich von mir nichts weiß. Die Physik ergiebt sich als eine Wohlthat für das Gemüth: die Wissenschaft (als der Weg zur Kenntniß) bekommt einen neuen Zauber nach der Beseitigung der Moral — und weil wir hier allein Consequenz finden, so müssen wir unser Leben darauf einrichten, sie uns zu erhalten. Dies ergiebt eine Art praktischen Nachdenkens über **unsere Existenzbedingungen** als Erkennende.

[«]

24[19]

Moral der Wahrhaftigkeit in der Heerde. „Du sollst erkennbar sein, dein Inneres durch deutliche und constante Zeichen ausdrücken — sonst bist du gefährlich: und wenn du böse bist, ist die Fähigkeit dich zu verstellen, das Schlimmste für die Heerde. Wir verachten den Heimlichen Unerkennbaren. — Folglich mußt du dich selber für erkennbar halten, du darfst dir nicht verborgen sein, du darfst nicht an deinen Wechsel glauben.“ Also: Die Forderung der Wahrhaftigkeit setzt die Erkennbarkeit und die Beharrlichkeit der Person voraus. Thatsächlich ist es Sache der Erziehung, das Heerden-Mitglied zu einem bestimmten Glauben über das Wesen des Menschen zu bringen: sie macht erst diesen Glauben und fordert dann darauf hin „Wahrhaftigkeit“.

[«]

24[20]

Der Glaube an **„Affekte“**. Affekte sind eine Construktion des Intellekts, eine Erdichtung von Ursachen, die es nicht giebt. Alle körperlichen Gemeingefühle, die wir nicht verstehen, werden intellektuell ausgedeutet, d.h. ein Grund gesucht, um sich so oder so zu fühlen, in Personen, Erlebnissen usw. also etwas Nachtheiliges Gefährliches Fremdes wird gesetzt als wäre es die Ursache unserer Verstimmung: thatsächlich wird es zu der Verstimmung hinzugesucht, um der Denkbarkeit unseres Zustandes willen. — Häufige Blutzuströmungen zum Gehirn mit dem Gefühl des Erstickens werden als Zorn **interpretirt**: die Personen und Sachen, die uns zum Zorn reizen, sind Auslösungen für den physiologischen Zustand. — Nachträglich, in langer Gewöhnung, sind gewisse Vorgänge und Gemeingefühle sich so regelmäßig verbunden, daß der Anblick gewisser Vorgänge jenen Zustand des Gemeingefühls hervorbringt und speziell irgend jene Blutstauung, Samenerregung usw. mit sich bringt: also durch die Nachbarschaft: „der Affekt wird erregt“ sagen wir dann.

In „Lust, und „Unlust“ stecken bereits Urtheile: die Reize werden unterschieden, ob sie dem Machtgefühl förderlich sind oder nicht.

[«]

24[21]

Der Glaube an das Wollen. Es ist Wunder-Glaube, einen Gedanken als Ursache einer mechanischen Bewegung zu setzen. Die Consequenz der Wissenschaft verlangt, daß, nachdem wir die Welt in Bildchen uns denkbar gemacht haben, wir auch die Affekte Begehrungen Willen usw. uns denkbar machen d.h. sie **leugnen** und als Irrthümer des Intellekts behandeln.

[«]

24[22]

Das Beschimpfende ist erst so in die Strafe gekommen, daß gewisse Bußen an verächtliche Menschen (Sklaven z.B.) geknüpft wurden. Die welche am meisten bestraft wurden, waren verächtliche Menschen, und schließlich lag im Strafen etwas Beschimpfendes. —

[«]

24[23]

Wir finden als das Stärkste und fortwährend Geübte auf allen Stufen des Lebens das Denken, in jedem Percipiren und scheinbaren Erleiden auch noch! Offenbar wird es dadurch am mächtigsten und anspruchsvollsten und auf die Dauer tyrannisirt es alle anderen Kräfte. Es wird endlich „die Leidenschaft an sich“.

[«]

24[24]

— — — so wäre Selbstlosigkeit Förderung der Bosheit. Tugend wäre Thorheit und Selbstwidersprechen. Wer die Menschen besser machen wollte, könnte es nicht mit den Mitteln seiner Güte, sondern im Widerstreben gegen seine wohlwollenden Neigungen.

[«]

24[25]

die höchste Billigkeit und Milde als Zustand der Schwächung (das neue Testament und die christliche Urgemeinde)

(als volle bêtise bei den Engländern Darwin, Wallace sich zeigend).

Eure Billigkeit, ihr höheren Naturen, treibt euch zum suffrage universel usw., eure „Menschlichkeit“ zur Milde gegen Verbrechen und Dummheit. Auf die **Dauer** bringt ihr damit die Dummheit und die Unbedenklichen zum Siege.

(Behagen und Dummheit — Mitte) (z.B. Bismarck —

Äußerlich: Zeitalter ungeheurer Kriege, Umstürze, Explosionen

Innerlich: immer größere Schwäche der Menschen. Die Ereignisse als Excitantien. Der Pariser als das europäische Extrem.

Consequenz.

1) Die Barbaren,

zuerst natürlich unter der Form der bisherigen Cultur (z.B. Dühring)

2) Die souveränen Individuen (wo barbarische Kraft-Mengen und die Fessellosigkeit in Hinsicht auf alles Dagewesene sich kreuzen)

Zeitalter der größten Dummheit, Brutalität und Erbärmlichkeit der Massen und der höchsten Individuen.

[«]

24[26]

Im Innersten: nicht wissen, wohinaus? Leere.

Versuch, mit Rausch darüber hinwegzukommen.

Rausch als Musik

Rausch als Grausamkeit im tragischen Genuß des Zugrundegehens des Edelsten.

Rausch als blinde Schwärmerei für einzelne Menschen (oder Zeiten) (als Haß usw.)

Versuch, besinnungslos zu arbeiten, als Werkzeug der Wissenschaft.

das Auge offen machen für die vielen kleinen Genüsse z.B. auch als Erkennender. Bescheidenheit gegen sich.

die Bescheidung über sich zu generalisiren, zu einem Pathos

die Mystik, der wollüstige Genuß der ewigen Leere.

die Kunst um ihrer selber willen „le fait“, das „reine Erkennen“ als Narcosen des Ekels an sich selber.

irgendwelche beständige Arbeit, irgend ein kleiner dummer Fanatismus

das Durcheinander aller Mittel — Krankheit durch allgemeine Unmäßigkeit. (Die Ausschweifung tödtet das Vergnügen.)

1) Willensschwäche als Resultat.

2) extremer Stolz und die Demüthigung kleinlicher Schwäche im Contrast gefühlt.

[«]

24[27]

Moral für Moralisten.

1 Wenig Wissen um unsere Wirkungen
falsche Voraussetzungen über unsere Beweggründe
2 Wechsel der moralischen Namen; das Nichtsehenwollen bei den Guten.
3 Motive der Moralisten, Selbst-Erkenner, Beichtiger usw.
4 Gesundheit und Krankheit und ihr Ausdruck bei Guten und Bösen. Der Leib als Lehrmeister. Die Moral als Zeichensprache.
5 Böse als organische Funktion. Die Guten als Entartung, Stehenbleiben usw. „Altruismus“.
6 Gewissen der Gemeinde und des Einzelnen. Zuletzt der Einzelne als Mehrheit.
7 Die Zukunft der Moralität. Die Religionen.

[«]

24[28]

Meine Neuerungen.

Weiter-Entwicklung des Pessimismus
der Pessimismus des Intellects.
die moral<ische> Kritik, Auflösung des letzten Trostes
Erkenntniss der Zeichen des Verfalls
umschleiert durch Wahn jedes starke Handeln
die Cultur isolirt, ungerecht, dadurch stark

1.) Mein Anstreben gegen den Verfall und die zunehmende Schwäche der Persönlichkeit. Ich suchte ein neues Centrum.

2.) Unmöglichkeit dieses Strebens erkannt!

3.) **Darauf** ging ich weiter in der Bahn der Auflösung, — darin **fand** ich für Einzelne **neue** Kraftquellen. Wir **müssen** Zerstörer sein! — —

ich erkannte, dass der Zustand der Auflösung, in der **einzelne** Wesen sich vollenden **können wie nie — ein** Abbild und **Einzelfall** des **allgemeinen Daseins ist**. Theorie des **Zufalls**, die Seele ein auslesendes und sich nährendes Wesen äusserst klug und schöpferisch **fortwährend** (diese schaffende Kraft gewöhnlich übersehn! nur als „passiv“ begriffen)

ich erkannte die active Kraft das Schaffende inmitten des Zufälligen

— Zufall ist selber nur das Aufeinanderstossen der schaffenden Impulse

Gegen die lähmende Empfindung der allgemeinen Auflösung und Unvollendung hielt ich die ewige Wiederkunft!

[«]

24[29]

Furcht vor dem Tode als Europäische Krankheit.

Furcht leicht anzuzüchten,

sogar den dummen Fischen

Heerdenthiere hauptsächlich furchtsam,

fein im Hören von Noth-Signalen.

Moral-Urtheile (Furcht und Abneigung) sehr verschieden früh eingetrichtert. Die Art **gegen** andre Urtheile einzunehmen, allen Lehrern der Tugend gemeinsam.

[«]

24[30]

Die Skepsis mit den heroischen Gefühlen verknüpfen

Skepsis der Schwäche und die des Muthes

Einen Menschen ohne Moral imaginiren, der überall auch das entgegengesetzte Urtheil hervorruft

Napoleon.

[«]

24[31]

Mitleid und Liebe zur Menschheit als Entwicklung des Geschlechtstriebes.

Gerechtigkeit als Entwicklung des Rachetriebes.

Tugend als Lust am Widerstande, Wille zur Macht.

Ehre als Anerkennung des Ähnlichen und Gleichmächtigen.

der Widerwille gegen die berechnenden Frösche

Alle Tugenden physiologische Zustände namentlich die organischen Hauptfunktionen als nothwendig, als gut empfunden.

Alle Tugenden sind eigentlich verfeinerte Leidenschaften und erhöhte Zustände.

[«]

24[32]

Unfreiheit oder Freiheit des Willens? Es giebt keinen Willen.

Das Individuum ist etwas ganz Neues und Neuschaffendes.

[«]

24[33]

Das Individuum ist etwas Absolutes, alle Handlungen ganz sein eigen.

Die Werthe für seine Handlungen entnimmt er zuletzt doch sich selber: weil er auch die überlieferten Worte sich ganz individuell deuten muß. Die Auslegung der Formel ist mindestens persönlich, wenn er auch keine Formel schafft: als Ausleger ist er immer noch schaffend.

[«]

24[34]

Alle Handlungen müssen erst mechanisch als möglich vorbereitet sein, bevor sie gewollt werden. Oder: der „Zweck“ tritt im Gehirn zumeist erst auf, wenn alles vorbereitet ist zu seiner Ausführung. Der Zweck ein „innerer“ „Reiz“ — nicht mehr.

Es giebt keinen „Willen“: das ist nur eine vereinfachende Conception des Verstandes, wie „Materie“.

[«]

24[35]

Unsre Sinnesorgane als Ursachen der Außenwelt? Aber sie selber sind ja auch erst Wirkungen unsrer „Sinne“. — Unser Bild vom Auge ist ein Erzeugniß des Auges.

[«]

24[36]

1) Es giebt keinen Stoff — kein Atom p. 53

2) Es giebt keinen Raum. (Das Vorurtheil der „Leere von Stoff“ hat erst die Annahme von Räumen geschaffen.

3) Ursache und Wirkung giebt es auch nicht. Sondern: wenn hier eine Spannung eintritt, so muß in der ganzen übrigen Welt eine Entspannung eintreten. (Daß die Spannung eintritt, ist wieder die „Folge“ einer Entspannung anderswo.) Aber unmöglich kann es ein Nacheinander sein: sondern zugleich nimmt hier die Spannung zu, und dort die Spannung ab. Die Vorgänge, die wirklich miteinander zusammenhängen, müssen absolut gleichzeitig verlaufen. Wir nehmen einen einzelnen Punkt heraus als „Wirkung“ z.B. das Fallen eines Menschen bei einem Schusse. Aber das ist eine ungeheure Kette zusammenhängender „Wirkungen“. Wenn Zeit nöthig wäre, zur „Wirkung“, so gäbe es ein plus **ohne** das dazugehörige minus, mindestens für Augenblicke: d.h. die Kraft wäre bald mehr bald weniger

Vogt p. 654

wir haben einen lebendigen Rhythmus vorauszusetzen, nicht Ursache und Folge!

4) wir dürfen kein Erschaffen annehmen, weil mit diesem „Begriff“ sich nichts begreifen läßt. Kraft, die nicht da ist, plötzlich aus dem Nichts schaffen: das ist gar keine Hypothese! (gegen Vogt S. 2 usw.)

5) Wir können aus den „moralischen Trieben“ des Menschen die Entstehung des Organismus erkennen, von diesem werdenden Vorgang zurückschließen auf das Werden der niedersten Organismen. Moral-Triebe sind die Geschichte von Selbstregulirung und Funktions-Bildung eines Ganzen (Staat Gemeinde): wie wird der Einzelne zum Gefühl der Funktion gebracht?

Das Individuum ist ein Ei. Colonie-Bildung ist die Aufgabe jedes Individuums

[«]

24[37]

Omnia naturalia facienti sunt indifferentia, sed abstinenti vel neganti bona aut mala.

[«]

[Fragmente 1884–1885]

[«]

[25 = W I 1. Frühjahr 1884]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150] [160] [170] [180]
[190] [200] [210] [220] [230] [240]
[250] [260] [270] [280] [290] [300]
[310] [320] [330] [340] [350] [360]
[370] [380] [390] [400] [410] [420]
[430] [440] [450] [460] [470] [480] [490]
[500] [510] [520]

[26 = W I 2. Sommer–Herbst 1884]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150] [160] [170] [180]
[190] [200] [210] [220] [230] [240]
[250] [260] [270] [280] [290] [300]
[310] [320] [330] [340] [350] [360]
[370] [380] [390] [400] [410] [420]
[430] [440] [450] [460]

[27 = Z II 5a. Sommer–Herbst 1884]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70] [80]

[28 = Gedichte und Gedichtfragmente. Herbst 1884]

[5] [10] [15] [20] [25] [30] [35]
[40] [45] [50] [55] [60] [65]

[29 = N VI 9. Herbst–Anfang 1885]

[5] [10] [15] [20] [25] [30] [35]
[40] [45] [50] [55] [60] [65]

[30 = Z II 5, 83. Z II 7b. Z II 6b. Herbst 1884 — Anfang 1885]

[4] [8] [12]

[31 = Z II 8. Winter 1884–1885]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70]

[32 = Z II 9. Winter 1884–85]

[5] [10] [15] [20]

[33 = Z II 10. Winter 1884–85]

[34 = N VII 1. April–Juni 1885]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70]
[80] [90] [100] [110] [120] [130]
[140] [150] [160] [170] [180] [190]
[200] [210] [220] [230] [240] [250]

[35 = W I 3a. Mai–Juli 1885]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70] [80]

[36 = W I 4. Juni–Juli 1885]

[5] [10] [15] [20] [25] [30]
[35] [40] [45] [50] [55] [60]

[37 = W I 6a. Juni–Juli 1885]

[5] [10] [15]

[38 = Mp XVI 1a. Mp XVI 2a. Mp XV 2b. Juni–Juli 1885]

[5] [10] [15] [20]

[39 = N VII 2a. Z I 2b. August–September 1885]

[5] [10] [15] [20]

[40 = W I 7a. August–September 1885]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70]

[41 = W I 5a. August–September 1885]

[5] [10] [15]

[42 = Mp XVII 2a. August–September 1885]

[4] [8]

[43 = Z I 2c. Herbst 1885]

[44 = Mp XVII 2b. Herbst 1885]

[4] [8]

[45 = W I 6b. Herbst 1885]

[4] [7]

[25 = W I 1. Frühjahr 1884]

25[1]

Die
ewige Wiederkunft.

Eine Wahrsagung.

Von
Friedrich Nietzsche.

Erstes Hauptstück:
„Es ist Zeit!“

[«]

25[2]

(Nizza, März 1884.)

Meine nächsten Aufgaben:

Moral für Moralisten.

Selbst-Erlösung.

Die ewige Wiederkunft.
Dionysische Tänze und Fest-Lieder.

[«]

25[3]

„Das Paradies ist unter dem Schatten der Schwerter.“ Orient<alisch>

[«]

25[4]

„Geradezu stossen die Adler“ Olof Haraldssons Saga.

[«]

25[5]

„Wer der Wahrheit zu nahe auf dem Fuße folgt, läuft Gefahr, daß ihm einmal der Kopf eingeknickt wird.“ englisches Sprüchwort

[«]

25[6]

Die ewige Wiederkunft
Eine Wahrsagung.

Erstes Hauptstück.
„Es ist Zeit!“

Zweites Hauptstück.
Der große Mittag.

Drittes Hauptstück.
Die Gelobenden.

[«]

25[7]

1.

Meine Freunde, ich bin der Lehrer der ewigen Wiederkunft.

Das ist: ich lehre, daß alle Dinge ewig wiederkehren und ihr selber mit —, und daß ihr schon unzählige Male dagewesen seid und alle Dinge mit euch; ich lehre, daß es ein großes langes ungeheures Jahr des Werdens giebt, das, wenn es abgelaufen, ausgelaufen ist, gleich einer Sanduhr immer wieder umgedreht wird: so daß alle diese Jahre sich selber gleich sind, im Kleinsten und im Größten.

Und zu einem Sterbenden würde ich sprechen: „Siehe, du stirbst und vergehst jetzt und verschwindest: und da ist Nichts, das von dir als ein „Du“ übrig bliebe, denn die Seelen sind so sterblich wie die Leiber. Aber dieselbe Gewalt von Ursachen, welche dich dies Mal schuf, wird wiederkehren und wird dich wiederschaffen müssen: du selber, Stäubchen vom Staube, gehörst zu Ursachen, an denen die Wiederkehr aller Dinge hängt. Und wenn du einstmals wiedergeboren wirst, so wird es nicht zu einem neuen Leben oder besseren Leben oder ähnlichen Leben sein, sondern zu einem gleichen und selbigen Leben, wie du es jetzt beschließest, im Kleinsten und im Größten.“

Diese Lehre ist noch nicht auf Erden gelehrt worden: nämlich auf der diesmaligen Erde und im diesmaligen großen Jahre.

* * *

2.

„Dans le véritable amour c’est l’âme, qui enveloppe le corps“.

[«]

25[8]

Wer in unsrer Zeit jung war, der hat zu Viel erlebt: vorausgesetzt, daß er zu den Wenigen gehört, die noch tief genug sind zu „Erlebnissen“. Den Allermeisten nämlich fehlt jetzt diese Tiefe und gleichsam der rechte Magen: sie kennen daher auch die Noth jenes rechten Magens nicht, welcher mit jedem Erlebniß „fertig werden“ muß, die größten Neuigkeiten fallen durch sie hindurch. Wir Andern haben zu schwere, zu mannichfache, zu überwürzte Kost hinunterschlucken müssen, als wir jung waren: und wenn wir schon den Genuß an seltsamen und unerhörten Speisen voraus haben vor den Menschen einfacherer Zeiten, so kennen wir das eigentliche Verdauen, das Erleben, Hineinnehmen, Einverleiben fast nur als Qual.

[«]

25[9]

Meine Freunde, wir haben es hart gehabt, als wir jung waren; wir haben an der Jugend selber gelitten wie an einer schweren Krankheit. Das macht die Zeit, in die wir geworfen sind, — die Zeit eines großen immer schlimmeren Verfallens und Auseinanderfallens, welche mit allen ihren Schwächen und noch mit ihrer besten Stärke dem Geiste der Jugend entgegen wirkt. Das Auseinanderfallen, also die Ungewißheit ist dieser Zeit eigen: nichts steht auf festen Füßen und hartem Glauben an sich: man lebt für morgen, denn das Übermorgen ist zweifelhaft. Es ist Alles glatt und gefährlich auf unsrer Bahn, und dabei ist das Eis, das uns noch trägt, so dünn geworden: wir fühlen Alle den warmen unheimlichen Athem des Thauwindes — wo wir noch gehen, da wird bald Niemand mehr gehen können.

Ich habe einsam gelebt und mich tüchtig und herzhaft in den Mantel der Einsamkeit gewickelt: das gehört zu meiner Klugheit. Es ist jetzt sogar viel List nöthig, um sich selber zu erhalten, selber oben zu erhalten. Jeder Versuch, es in der Gegenwart, mit der Gegenwart auszuhalten, jede Annäherung an die Menschen und Ziele von heute, ist mir bisher mißrathen; und ich habe die verborgene Weisheit meiner Natur angestaunt, welche bei allen solchen Versuchen sofort durch Krankheit und Schmerz mich wieder zu mir selber zurück ruft.

Es versteht sich von selber, daß ich Alles das kenne, was man die Leiden des Genies nennt: die Verkennung, Vernachlässigung, die Oberflächlichkeit jeden Grades, die Verdächtigung; ich weiß, wie Manche uns wohl zu thun glauben, wenn sie uns in „bequemere“ Lagen, unter geordnete zuverlässigere Menschen zu bringen suchen; ich habe den unbewußten Zerstörungs-Trieb bewundert, den alle Mittelmäßigkeit gegen uns bethätigte, und zwar im besten Glauben an ihr Recht dazu. In manchen allzu erstaunlichen Fällen habe ich mich meines alten Trostes vertröstet: dies ist — französisch zu reden — la bêtise humaine — ein Ding, das mich im Grunde immer mehr ergötzt als verdrossen hat. Es gehört zu der großen Narrethei, deren Anblick uns höhere Menschen am Leben festhalten läßt. Und wenn mein Auge sich nicht täuscht: so ist hundert Mal mehr Dummheit in allem menschlichen Handeln als geglaubt wird. Insgleichen aber ist der Anblick der tiefen feinen ihrer selber sicheren, ihrer selber aber gänzlich unbewußten Heuchelei unter allen guten dicken braven Menschen für den, der sie sehen kann, ein Ding zum Entzücken: und im Gegensatz zur bêtise humaine ist hier die unbewußte Verschlagenheit entzückend.

[«]

25[10]

Die Leidenschaften benutzen wie den Dampf zu Maschinen. Selbst-Überwindung.

[«]

25[11]

Als Knabe war ich Pessimist, so lächerlich dies klingt: einige Zeilen Musik aus meinem zwölften, dreizehnten Lebens-Jahre sind im Grunde von Allem, was ich an rabenschwarzer Musik kenne, das Schwärzeste und Entschiedenste. Ich habe bei keinem Dichter oder Philosophen bisher Gedanken und Worte gefunden, die so sehr aus dem Abgrunde des letzten Neinsagens herauskämen, in dem ich selber zeitweilig gesessen habe; und auch was Schopenhauer betrifft, bin ich den Glauben nicht losgeworden, daß er zwar viel guten Willen zum P<essimismus> gehabt hat, aber auch einen viel besseren Widerwillen: den hat er nicht genug zu Worte kommen lassen, Dank jenem dummen Genie-Aberglauben, den er von den Romantikern gelernt hatte, und Dank seiner Eitelkeit, welche ihn zwang, auf einer Philosophie sitzen zu bleiben, die aus seinem 26ten Lebensjahre stammte und auch zu diesem Lebensalter gehört — wie wir Alle recht aus dem Grunde wissen, nicht wahr, meine Freunde?

[«]

25[12]

Wie groß das Gefühl der Unsicherheit ist: das verräth sich am meisten in dem Entzücken an kleinen festen Tathsachen (eine Art von „fait-alisme“, welcher jetzt über Frankreich herrscht) — eine Art Wahnsinn, die auf Erden noch nicht da war: und nicht nur die Wissenschaft, sondern auch ein großer Theil der gegenwärtigen Kunst entstammt diesem Bedürfniß. Es verkleidet sich oft: z.B. in die Forderung der Unpersönlichkeit des Künstlers — das Werk selber soll ihn nicht verrathen, sondern wie ein getreuer Spiegel irgend ein factum bis ins Kleinste wiedergeben, feststellen: aber dies Bedürfniß selber nach solchen facten, die Stand halten, gleichsam wie Schmetterlinge festgeheftet sind vom Sammler — ist etwas sehr Persönliches. Am Mährchen und der Féerie haben wir das entgegengesetzte Gelüst, von Menschen, die selber sich festgeheftet fühlen mit Sitten und Urtheilen. — Zur Seite geht ein grobes Tasten nach nächstem **Genuß**: „das Nächste“ wird das Wichtigste.

[«]

25[13]

Es sind uns, wie noch nie irgendwelchen Menschen, Blicke nach allen Seiten vergönnt, überall ist kein Ende abzusehn. Wir haben daher ein Gefühl der ungeheuren Weite — aber auch der ungeheuren Leere voraus: und die Erfindsamkeit aller höheren Menschen besteht in diesem Jahrhundert darin, über dies furchtbare Gefühl der Oede hinwegzukommen. Der Gegensatz dieses Gefühls ist der Rausch: wo sich gleichsam die ganze Welt in uns gedrängt hat und wir am Glück der Überfülle leiden. So ist denn dies Zeitalter im Erfinden von Rausch-Mitteln am erfinderischesten. Wir kennen alle den Rausch, als Musik, als blinde sich selber blendende Schwärmerei und Anbetung vor einzelnen Menschen und Ereignissen, wir kennen den Rausch des Tragischen d<as> ist die Grausamkeit im Anblick des Zugrundegehens, zumal wenn es das Edelste ist, was zu Grunde geht: wir kennen die bescheideneren Arten des Rausches, die besinnungslose Arbeit, das sich-Opfern als Werkzeug einer Wissenschaft oder politischen oder geldmachenden Partei; irgend ein kleiner dummer Fanatismus, irgend ein unvermeidliches Sichherumdrehen im kleinsten Kreise hat schon berauschende Kräfte. Es giebt auch eine gewisse excentrisch werdende Bescheidenheit, welche das Gefühl der Leere selber wieder wollüstig empfinden läßt: ja einen Genuß an der ewigen Leere aller Dinge, eine Mystik des Glaubens an das Nichts und ein Sich-Opfern für diesen Glauben. Und welche Augen haben wir uns als Erkennende gemacht für alle die kleinen Genüsse der Erkenntniß! Wie verzeichnen wir und führen gleichsam Buch über unsre kleinen Genüsse, wie als ob wir mit dem Summiren des vielen kleinen Genusses ein Gegengewicht gegen jene Leere, eine Füllung jener Leere erlangen könnten —: wie täuschen wir uns mit dieser summirenden Arglist!

[«]

25[14]

Es giebt Menschen, welche man mit erhabenen Gebärden überzeugt, aber mit Gründen mißtrauisch macht.

[«]

25[15]

Mit Feindschaften war es mir niemals lange ernst. Im Augenblick zwar, zumal unter dem Eindrucke eines bedeckten Himmels könnte ich leicht Jemanden tödten — ich habe mich einige Male schon gewundert, daß ichs noch nicht gethan habe. Aber ich lache zu bald wieder, als daß ein Feind sehr viel bei mir gutzumachen hätte. Überdieß bin ich aus letztem Grunde davon überzeugt, daß ich meinen feindselig erregten Gefühlen mehr zu danken habe als den freundschaftlichen.

[«]

25[16]

Der europäische Pessimismus ist noch in seinen Anfängen: er hat noch nicht jene ungeheure sehnsüchtige Starrheit des Blicks, in welchem das Nichts sich spiegelt, wie er sie einmal in Indien hatte, es ist noch zu viel Gemachtes und nicht „Gewordenes“ daran, zu viel Gelehrten- und Dichter-Pessimismus: ich meine ein gutes Theil darin ist hinzu erdacht und hinzu erfunden, ist „geschaffen“, aber nicht Ursache, gemacht und nicht „geworden“.

Es gab denkendere und zerdachtere Zeiten als die unsere ist: Zeiten, wie zum Beispiel jene, in der Buddha auftrat, wo das Volk selbst, nach Jahrhunderte alten Sekten-Streitigkeiten, sich endlich so tief in die Klüfte der philosophischen

Lehrmeinungen verirrt fand, wie zeitweilig Europäische Völker in Feinheiten des religiösen Dogma's. Man wird sich am wenigsten wohl durch die „Litteratur“ und die Presse dazu verführen lassen, vom „Geiste“ unserer Zeit groß zu denken: zu alledem beweisen die Millionen Spiritisten und ein Christenthum mit Turnübungen von jener schauerlichen Häßlichkeit, die alle englischen Erfindungen kennzeichnet, giebt bessere Gesichtspunkte — ein Zeugniß gegen sich selber.

[«]

25[17]

Als es mit der besten Zeit Griechenlands vorbei war, kamen die Moral-Philosophen: von Sokrates an nämlich sind alle griechischen Philosophen zuerst und im tiefsten Grunde Moral-Philosophen. Das heißt: sie suchen das Glück — schlimm, daß sie es suchen mußten! Philosophie: das ist von Sokrates an jene höchste Form der Klugheit, welche sich nicht vergreift beim persönlichen Glück. Haben sie wohl viel davon gehabt? Wenn ich denke, daß der Gott Plato's ohne Lust und Schmerz ist und der höchste Weise sich ihm nähert: so ist das ein persönliches Urtheil: Plato empfand das volle Gleichgültigsein als seine größte Wohlthat: sie wurde ihm wohl selten genug zu Theil! Aristoteles dachte sich seinen Gott als rein erkennend, ohne jegliches Gefühl von Liebe: und er selber hatte wohl so seine besten Augenblicke, wenn er kalt und hell (und freudig) den wollüstigen Schwindel der höchsten Allgemeinheiten genoß. Die Welt als System empfinden und das als Gipfel des menschlichen Glücks: wie verräth sich da der schematische Kopf! Und Epikur: was genoß er denn, als daß der Schmerz aufhörte? — das ist das Glück eines Leidenden und auch wohl Kranken.

[«]

25[18]

Die Verbrecher im Gefängniß schlafen gut; keine Gewissensbisse. Verlogenheit. Bei Frauen nervöse Anfälle to „break out“ (schreien schimpfen fluchen, Alles zerbrechen)

[«]

25[19]

Viele Halb-Wilde (brave gesunde Jäger Fischer, mit viel unehelichen Kindern) werden in einer civilisirten Gesellschaft zu Verbrechern, namentlich weil Arbeit fehlt, und sie in schlechte Gesellschaft gerathen. Ihre Kinder vornehmlich stellen ein Contingent; verbunden mit Personen des Verbrecher-Typus. Rasche Entartung.

[«]

25[20]

Ich empfinde häufig „Mitleid“, wo gar kein Leiden da ist, sondern wo ich eine Verschwendung und ein Zurückbleiben sehe hinter dem, was hätte werden können. So z.B. in Bezug auf Luther. Welche Kraft und verschwendet auf was für Probleme!

[«]

25[21]

Ein gutes Capitel hätte ich über die Vielheit von Charakteren zu schreiben, die in Jedem von uns steckt: und man soll Versuche machen, einige erscheinen zu lassen d.h. eine zusammengehörige Gruppe von Eigenschaften durch klug angeordnete Umstände, Umgebungen, Studien, Entschlüsse zeitweilig zu begünstigen, so daß sie sich aller vorhandenen Kräfte bemächtigen. Andere Eigenschaften werden dabei nicht oder wenig ernährt und bleiben zurück: denen können wir später einmal Luft machen.

[«]

25[22]

Ein gutes Capitel „die Kritik von Eltern, Lehrern, Vaterland, Heimat“ — als Anfang der Befreiung, zunächst der Zweifel.

[«]

25[23]

„Von der Kraft des Willens“, den Mitteln, sie zu stärken und zu schwächen.

[«]

25[24]

„Über die Verschwendung unsrer Leidenschaften“ und wie wir uns leicht an eine dürftige Art ihrer Befriedigung gewöhnen.

Der Ascetism als Mittel, unsre Neigungen zu concentriren und zu stauen.

Balzac und Stendhal empfehlen allen produktiven Menschen die Keuschheit.

In Hinsicht darauf, was produktive Menschen zuoberst und -erst noth<wendig> haben um nicht an den Würmern des Geistes zu leiden — Eier legen, gackern und Eier brüten mit Grazie in inf<initum>, im Bilde zu sprechen

[«]

25[25]

Vom Clima Genua’s sagt Michelet „admirable pour tremper les forts“. Gênes est bien la patrie des âpres génies nés pour dompter l’océan et dominer les tempêtes. Sur mer, sur terre que d’hommes aventureux et de sage audace!

[«]

25[26]

Balzac über W. Scott. 1838 nach 12jähriger Bekanntschaft: Kenilworth in Hinsicht auf Plan das Meisterstück („der größte, der vollständigste, der außerordentlichste von allen“): les eaux de St. Ronan das Meisterstück und Hauptwerk comme détail et patience du fini. Les Chroniques de la Canongate comme sentiment. Ivanhoe (le premier volume s’entend) comme chef-d’oeuvre

historique. L’Antiquaire comme poésie. La prison d’Edimbourg, comme intérêt. — „Auprès de lui, lord Byron n’est rien ou presque rien.“ — „Scott grandira encore, quand Byron sera oublié.“ — „Le cerveau de Byron n’a jamais eu d’autre empreinte que celle de sa personnalité, tandis que le monde entier a posé devant le génie créateur de Scott et s’y est miré pour ainsi dire.“

[«]

25[27]

„Je comprends, comment la continence absolue de Pascal et ses immenses travaux l’ont amené à voir sans cesse un abîme à ses côté<s>“ —

[«]

25[28]

Notice biographique sur Louis Lambert „ein Werk, wo ich mit Goethe und Byron habe kämpfen wollen, mit Faust und Manfred“. „Il jettera peut-être, un jour ou l’autre, la science dans des voies nouvelles.“

[«]

25[29]

Über Stendhal „un des esprits les plus remarquables de ce temps“. „Er hat sich zu wenig um die Form gekümmert“ „er schreibt wie die Vögel singen“ „notre langue est une sorte de madame Honesta, qui ne trouve rien de bien que ce qui est irréprochable, ciselé, léché.“ La Chartreuse de Parme ein wunderbares Buch, „le livre des esprits distingués.“

[«]

25[30]

„je n’ai pas de continuité dans le vouloir. Je fais des plans, je conçois des livres et, quand il faut exécuter, tout s’échappe.“

[«]

25[31]

In Betreff der Chartr<euse> „ich würde unfähig sein, sie zu machen. Je fais une fresque et vous avez fait des statues italiennes.“ „Alles ist original und neu.“ Schön wie l’italien, und wenn Macchiavell in unseren Tagen einen Roman schriebe, so würde es die Chartreuse sein. „Vollkommen klar.“ „Vous avez expliqué l’âme de l’Italie.“

[«]

25[32]

Zu lesen Custine’s Roman Ethel. Sie gehören mehr zur Litteratur idée als zur littérature imagée: also zum 18ten Jahrhundert durch die Beobachtung à la Chamfort et à l’esprit de Rivarol par la petite phrase coupée.

Scribe kennt das Metier, aber er kennt die Kunst nicht. Er hat Talent, aber kein dramatisches Genie; es fehlt völlig an Stil!

[«]

25[33]

Einsamkeit, Fasten und geschlechtliche Enthaltsamkeit — typische Form, aus der die religiöse Neurose entsteht. Äußerste Wollust und äußerste Frömmigkeit im Wechsel. Fremdartige Betrachtung gegen sich: als ob sie Glas wären oder 2 Personen.

[«]

25[34]

Balzac „tiefe Verachtung für alle Massen". „Es giebt vocations, denen man gehorchen muß: irgend etwas Unwiderstehliches zieht mich zum Ruhme und zur Macht." 1832.

„mes deux seuls et immenses désirs, être célèbre et être aimé."

[«]

25[35]

Wollte man Gesundheit, so würde man das Genie abschaffen. Ebenfalls den religiösen Menschen. Wollte man Moralität, **ebenfalls**: Abschaffung des Genies.

Die Krankheit.
Das Verbrechen. } und ihre Cultur-Mission.
Das Laster }
Die Lüge.

[«]

25[36]

Bevor wir an's Handeln denken dürfen, muß eine unendliche Arbeit gethan sein. In der Hauptsache aber ist das kluge Ausnützen der gegebenen Lage wohl unsre beste rathsamste Thätigkeit. Das wirkliche Schaffen solcher Bedingungen, wie sie der Zufall schafft, setzt eiserne Menschen voraus, die noch nicht gelebt haben. Zunächst das persönliche Ideal durchsetzen und verwirklichen!

Wer die Natur des Menschen, die Entstehung seines Höchsten **begriffen** hat, schaudert vor dem Menschen und flieht alles Handeln: Folge der vererbten Schätzungen!!

Daß die Natur des Menschen böse ist, ist mein Trost: es verbürgt die Kraft!

[«]

25[37]

Mißverständniß des Raubthiers: sehr gesund wie Cesare Borgia! Die Eigenschaften der Jagdhunde.

[«]

25[38]

Die Abnahme an Geist in diesem Jahrhundert. Die Pantoffel-Manier der englischen Gelehrten. Macchiavell hat die Helligkeit des Alterthums. Der französische esprit ist eine Art Rococo des Geistes — aber doch ein véritabler goût!

Goethe langweilig und „undulatorisch“.

Die englischen Gelehrten huldigen dem Zeitschriften-Genius und seiner tiefen Mittelmäßigkeit.

[«]

25[39]

Verhältniß von Mittelmäßigkeit zur Tugend — Aristoteles hat den fatalen Thatbestand angenehm empfunden!

[«]

25[40]

Plato — das Ungriechische an ihm, die Verachtung des Leibes, der Schönheit usw. Es ist eine Vorstufe des Mittelalters — Jesuitismus der Erziehung und Despotismus. Er wird charakterisirt durch seinen „indifferenten“ Gott —: Lust und Unlust sind ihm schon peinlich. Offenbar fastete er und lebte enthaltsam.

[«]

25[41]

Den Zustand meiner Jugend fand ich sehr gut beschrieben in de Custine, mémoires et voyages. Er war 18 Jahre alt (1811)

je n’aspire qu’à des affections puissantes et sérieuses p. 25.

[«]

25[42]

„Ce n’est pas par vanité, que le génie veut des encouragements, c’est par modestie, par défiance de lui-même.“ De Custine.

[«]

25[43]

„L’homme de génie pressent, l’homme de talent raconte: mais nul ne se sent et n’exprime dans le même moment. Le vrai malheureux ne peut que se taire: son silence est l’effet et la preuve même de son infortune.“ De Custine.

[«]

25[44]

„Tant d’intérêts à ménager, tant de mensonges à écouter avec cet air de dupe, première condition de la politesse sociale, fatiguent mon esprit sans l’occuper.“ De Custine.

[«]

25[45]

Madame de Lambert sagte zu ihrem Sohn „mon ami, ne vous permettez jamais que les folies, qui vous feront grand plaisir.“

„un crime, quand on y est poussé par une puissance qui vous paraît irrésistible, trouble moins la conscience qu’une faiblesse volontaire et vaniteuse.“ De Custine.

[«]

25[46]

Madame de Boufflers: „il n'y a de parfaits que les gens, qu'on ne connaît pas".

[«]

25[47]

Gerade die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft macht die Schwierigkeit erklärlich, die er findet zu handeln. Er ist in solcher Höhe des Gedankens angelangt, daß, für ihn, das intellektuelle Leben vom aktiven Leben durch einen Abgrund getrennt ist. Il (Werner) est l'Allemagne personnifiée. (1811)

[«]

25[48]

„Geboren in einer Periode, deren Meisterwerk René ist — muß ich mich der unfreiwilligen Tyrannei entledigen, die er auf mich ausübt": De Custine 1811. Chateaubriand's Einfluß.

[«]

25[49]

„Die Unruhe des Geistes ist unersättlich wie das Laster." De Custine.

[«]

25[50]

Der Nachtheil des Reisenden (des Cosmopolitismus des Gelehrten auch) gut bei De Custine, I p. 332—3. Beraubt der Billigung und der Überwachung, sucht er eine Stütze in der Verachtung der Menschen. Seine oberflächlichen Studien zeigen ihm das, was auf der Oberfläche ist: Fehler und Lächerlichkeiten. Wird er alt, so ist er unfähig geworden, tiefe Neigungen keimen zu lassen.

[«]

25[51]

Das Alterthum hatte jene kleine Dosis von Christenthum schon in sich, welche dem Aufblühen der Künste gut ist. Der Katholicismus aber war eine barbarische Vergröberung davon: ein Kirchenvater aus einem Plato gemacht!

[«]

25[52]

„noblesse tragique, cette dignité, égalité de style, nos gestes peu naturels, notre chant ampoulé“ — in England als Affektation erscheinend. Der Franzose empfindet das englische Theater als ignoble.

„Bei Shakespeare herrscht der Sinn des Wahren über den <des> Schönen. Sein Stil, bisweilen erhaben, ist unter seinen Conceptions, selten befreit er sich von den Fehlern seines Jahrhunderts: les concetti, la recherche, la trivialité, l’abondance des paroles.“

[«]

25[53]

Die anziehende Kraft furchtbarer (vernichtender) Dinge: der Schwindel, sich in die Abgründe der Zukunft zu stürzen —

[«]

25[54]

quelque philosophe morose finira peut-être par oser dire de la liberté moderne, qu’elle consiste dans la double faculté de mentir aux autres et de se mentir à soi-même (1822).

[«]

25[55]

Über Walter Scott: er erkennt mehr das Werk eines „Décorateur, als das eines Malers“. Er malt, was sich den Blicken bietet: die Analyse der Gefühle échappe à cette plume, qui n’est jamais qu’un pinceau. — Seine Poesie ist nicht l’expression immédiate de ce qui se passe dans son âme, er entschlüpft der Manier nicht, weil il ne prend pas lui-même assez de part à ce qu’il dit. „Anschein der Wahrheit.“ Man wünscht sublime Züge, wo die Seele sich mit Einem Wort enthüllt. — Er ist der Rossini de la littérature — er wählt mit nicht genug Geschmack die Einzelheiten, die am bemerkenswerthesten sind. Seinen Bildern fehlt die Perspektive — zuviel Objekte im Vordergrund, parce qu’il ne sait pas prendre un parti pour la lumière. Es sind Prozession — nicht eine Handlung, für welche der Künstler allen Anschauern den einzigen richtigen point de vue giebt. An Stelle des Genies histor<ischer> Instinkt. Durch sein Talent, Illusion zu schaffen, wird er der populärste Autor des temps peu consciencieux où nous vivons. Sein Verdienst eine Revolution: er hat besser als irgend jemand vor ihm das Problem des histor<ischen> Romans gelöst. „pour avoir su ramener, si <ce> n’est le sentiment, au moins la **mode** du vrai dans le siècle du faux.“

[«]

25[56]

„Die Vernunft macht es wie alle Sklaven: sie verachtet friedliebende Herren und dient einem Tyrannen. Mitten im Kampfe mit heftigen Leidenschaften läßt sie uns im Stich; sie vertheidigt uns nur gegen kleine affections.“

[«]

25[57]

Über das moderne Sklaventhum De Custine II p. 291.

[«]

25[58]

Zur Sonntags-Heiligung: on a rendu le délassement si pénible, qu’il fait aimer la fatigue - - - „sie kommen zurück in ihre Häuser, ganz glücklich zu denken, daß morgen die Arbeit wieder losgeht“

[«]

25[59]

Die großen englischen Schauspieler wie Kean haben die höchste Einfachheit der Gesten und das seltene Talent, mit Wahrheit die heftigsten Affekte auf ihrer höchsten Stufe nachzuahmen.

Kean hatte auch in der Deklamation Einfachheit: im Gegensatz zu der Schule Kemble’s, der un chant ampoulé eingeführt hatte très peu favorable aux grands effets tragiques.

„Die Natur auf der That zu ertappen, in Zuständen wo sie am schwersten zu beobachten ist“ — sein Talent.

[«]

25[60]

„Das Herz des Franzosen im Theater verhärtet sich wenn man es zu sehr rühren will. Es liebt die Ideen eines Autors zu vervollständigen: in England fürchtet man, etwas zu rathen zu haben“

[«]

25[61]

„Die Poesie als eine Art Reaktion des Ideals contre le positif: je mehr die Seele gedrückt ist, um so mehr Kraft braucht sie in ihrem élan vers l’idéal. Der revolutionäre Geist wesentlich antipoetisch: denn die Poesie will sich an der Wirklichkeit rächen, dazu thut eine solide Basis noth, gegen welche sie ankämpft. Der conservative Geist ist in so fern günstig der Entwicklung des Génies: die Phantasie fliegt da aufwärts: Poesie und Glaube sind nur die Ahnung einer besseren Welt." C<ustine>. Zur Erklärung Byron's in einer rechnenden Nation.

[«]

25[62]

„Die eingeborene Pedanterie der Engländer treibt Alles zum Extrem: die Ordnungsliebe wird minutie; le goût pour l'élégance puérilité („Kinderei"), das Bedürfniß nach Bequemlichkeit wird zu Egoismus, der Stolz zu Vorurtheile gegen die Nachbarn, die Thätigkeit zur Rivalität usw.

[«]

25[63]

Le comfort drinnen, la „fashion draußen — die tödtlichen Feinde des Glücks und der Ruhe der Engländer. Das Bedürfniß der Mode ist nur das Bedürfniß beneidet oder bewundert zu sein."

[«]

25[64]

Der Fluch, der den Menschen zur Arbeit verdammt, ist ihm auf der Stirn geschrieben. „Les Anglais sont des galériens opulens."

[«]

25[65]

Kein Geschmack: das Resultat einer großen Intelligenz, die an einen kleinlichen esprit geknüpft ist und hartnäckig in der Neuerung ist. L'esprit de détail, l'attention aux petites choses produit le soin, mais „weder das Große noch das Schöne dans les arts."

[«]

25[66]

L'esprit frondeur als Element aufgenommen in die Verfassung — das treibt zum Paradoxon. „Man schätzt die Dinge nicht wie sie an sich sind, sondern nach ihren Beziehungen zur herrschenden Macht."

[«]

25[67]

Die aufgeklärten Völker urtheilen schlechter über Menschen und Dinge: ihre présumption ist die Ursache.

[«]

25[68]

„Die Meinungen wechseln da vollständig und prompt par pur esprit de parti. Aus Haß gegen ein Ministerium weiß schwarz nennen, ist verhängnißvoller für die Moral als eine weitgetriebene soumission.

Der Gehorsam läßt uns, weit getrieben, auf Rechte verzichten: l'esprit de révolte läßt uns Pflichten opfern."

[«]

25[69]

„Die Gewohnheiten regulär, die sentiments romanhaft."

[«]

25[70]

NB. Das Überhandnehmen der sklavischen Gesinnung in Europa: der große Sklaven-Aufstand. (ego)

Der Sklave im Regiment.

Das Mißtrauen gegen alle noblesse des Gefühls, Herrschaft der gröbsten Bedürfnisse. Die moralische Verlogenheit.

Das Sklaven-Mißverständniß der Cultur und des Schönen. Mode, Presse, suffrage universel, faits — er erfindet immer neue Formen des sklavischen Bedürfnisses.

Der niedere Mensch sich empörend z.B. Luther gegen die sancti

die Unterwerfung unter die facta, als Wissenschaft der Sklaven.

[«]

25[71]

Die zunehmende Verdummung und Vergemeinerung Europa's.

Nachwuchs des Adels l'homme supérieur immer mehr angefeindet.

die moralistische Cultur der Spanier und Franzosen im Zusammenhang mit dem Jesuitism. Dieser wird mißverstanden.

Das Fehlen aller moralischen Praktik; Gefühle statt Principien.

[«]

25[72]

„il souffre, il succombe au lieu de combattre et de vaincre. Was soll man mit einem Gefühl gegen eine Passion machen! l'attaque et la défense viendraient de la même source! Wenn der Feind im Herzen ist, dann Autorität, Gewohnheit, dann Gehorsam, Erniedrigung, Regel, Disciplin, Gesetz, Übungen, selbst anscheinend puériles, dann ein Anderer als wir, ein Priester, ein Beichtiger, dessen Stimme unsere schweigen macht: das hat man nöthig, um uns vor uns selber zu retten." C<ustine>. „Wenn man unsinnig wird, genügt es nicht, um sich nicht zu tödten, daß man geträumt hat, ein christlicher Philosoph zu sein: wie es die Mehrzahl der Protestanten sind, die denken."

[«]

25[73]

Es thut also noth: eine Art Erzieher und Retter, auch Zufluchts-Stätten außerhalb der gewöhnlichen Welt, hartes Leben, viele Erfindungen der Askese zur Selbst-Beherrschung. Schutz vor der Sklaven-Gemeinheit und dem Pharisäismus.

[«]

25[74]

Höhepunkte der Redlichkeit: Macchiavell, der Jesuitismus, Montaigne, Larochefoucauld

die Deutschen als Rückfall in die moralische Verlogenheit

[«]

25[75]

„Die gemeinen Naturen täuschen sich über die noblen: sie errathen deren Motive nicht.“!

[«]

25[76]

„Die Fähigkeit, uns selber zu vergessen, die Hingebung, die Aufopferung — all das Verdienst so seltener Gaben ist verloren für den, welcher nicht weiß, sich geliebt zu machen, wenn er liebt. Diese leidenschaftlichen Seelen werden dann undankbar: sie profitiren von ihrer Civilisation, um sie zu verläumden. Wo können sie denn leben, wenn nicht in den Wäldern und nicht in der Welt!“

[«]

25[77]

„Wo sind die vollständigeren Charaktere in unserer Welt? Die Darstellung der Tugend in moral<ischen> Büchern hat alle Geister gefälscht, alle Herzen verhärtet, welche nur auf Eine Art gerührt werden.“

„il ne faudra pas moins d’une ère toute entière de cynisme littéraire, pour nous débarrasser des habitudes d’hypocrisie.“

[«]

25[78]

„Ruhm dem Starken, den unsere Zeit als den Chef der romantischen Schule preist — Victor Hugo“ 1835.

[«]

25[79]

„l’amour exalté de la vérité est la misanthropie des bons coeurs“

[«]

25[80]

Aus dem Zeitalter der religiösen Heuchelei sind wir in die Zeit der moralischen Heuchelei hinübergegangen. „Eine der Wohlthaten des représent<atif> gouvernem<ent> ist genau dies, die Ehrgeizigen zu zwingen, die Maske der Moral und Menschlichkeit vorzunehmen. Aber warum dann sich ereifern über die Geistlichkeit, welche, so lange sie herrschte, die Civilisation unterstützte mit ganz ähnlichen Mitteln? — Den Priestern soll man nicht ihren Ehrgeiz vorwerfen, sondern wollen ohne zu können. Sie täuschen sich über ihre Zeit: darum thun sie Schaden.“

In der Welt giebt es gar nicht Gute und Böse: diese sind immer à part. Die übermenschlichen Tugenden sind insociables und ebenso die großen Verbrechen. Aber in allen Gesellschaften giebt es zurückgebliebene und „fortgeschrittene“ Geister. Sie haben dieselbe Passion: aber die ersteren bedienen sich, um über ihre persönlichen Absichten zu täuschen, der Worte, deren Hohlheit die Welt schon kennt: und die Anderen reden, zu den gleichen Zwecken, eine Sprache, die die Masse noch täuscht: sie hat den Schlüssel zu diesen Worten nicht.

Das ist der Unterschied zwischen den Mittelmäßigen und den höheren Geistern: die letzteren verstehen im Grunde die Sprache ihrer Zeit: die ersteren bemerken die Lüge nur in der Sprache ihrer Voreltern. Über „ewiges Heil“ „Hölle“ „Paradies“ charité ist man aufgeklärt; unsere Enkel werden es über Philanthropie, liberté, privilégés, progrès sein.

„Die Reformatoren einer Epoche sind die Conservatoren einer anderen. Dasselbe génie kann betrachtet werden comme créateur ou comme radoteur.“

[«]

25[81]

„Das Wahre ist niemals wahrscheinlich.“

[«]

25[82]

„Der luxe sollte nur dort erlaubt sein, wo die Armen guten Humor haben“: er verdirbt die, welche ihn beneiden.

[«]

25[83]

„— les apôtres modernes, les auteurs philosophes, mentent plus que les prêtres qu’ils ont détrônés sans les remplacer.“

[«]

25[84]

Es ist das Zeitalter der Verlogenheit: die moralische Güte ist das, was affichirt wird. Man wehrt sich gegen La Rochefoucauld und das Christenthum —: der große Sklaven-Aufstand.

Festzustellen: der Mensch ist böse — ist das furchtbarste Raubthier, in Verstellung und Grausamkeit.

Festzustellen: daß er noch böse ist, enthält die Hoffnung. Denn der gute Mensch ist die Caricatur, welche Ekel macht: er läuft dem Ende immer voraus.

[«]

25[85]

Die Verdummung, auch in der Wissenschaft. Die Anspruchslosigkeit in der Verehrung Darwins. Die Bescheidenheit in der Politik usw.

[«]

25[86]

Tendenz des Trauerspiels nach Schopenhauer II 495. „Was allem Tragischen den eigenthümlichen Schwung zur Erhebung giebt, ist das Aufgehen der Erkenntniß, daß die Welt, das Leben, kein wahres Genügen geben könne, mithin unserer Anhänglichkeit nicht werth sei: darin besteht der tragische Geist: er leitet demnach zur Resignation hin.“ — Oh wie anders redet Dionysos zu mir! — Schopenhauer: „weil die Alten noch nicht zum Gipfel und Ziel des Trauerspiels, ja der Lebensansicht überhaupt gelangt waren“.

[«]

25[87]

Große Dichter haben viele Personen in sich: manche nur Eine, aber eine große! —

[«]

25[88]

Die Furcht — sklavenhaft.
Der mindeste Aufwand an Geist (Nachahmung)
Die Gleichgültigkeit und der Haß gegen das Seltne.
Die Häßlichkeit. Das Durcheinander der Stile.
Das ausbrechende Bedürfniß der Lüge — Epidemie.
} Zeitalter der Verlogenheit

[«]

25[89]

Das Wesentliche am Künstler und Genie: der Schauspieler. Kein Mensch besitzt zur gleichen Zeit Ausdruck und Gefühl; Worte und Wirklichkeit. Der tiefe égoisme unter der Sprache der sensibilité.

[«]

25[90]

„Mangel an Delikatesse in der Wahl der Mittel des Erfolgs, Mißbrauch der Invektive, Haß auf das, was da ist, Gleichgültigkeit gegen das, was sein wird — gemeinsam den französischen Schriftstellern der letzten 100 Jahre (1835) Rückkehr zum wilden Leben predigen mit einer Feder, von der man Ruhm und Glück in der socialen Welt erwartet — ist eine Undankbarkeit und eine Kinderei.“

[«]

25[91]

„L’effet ordinaire du désespoir est de rendre l’énergie à ceux, qui sont témoins de cette maladie morale“

[«]

25[92]

„die Frauen immer weniger civilisirt als die Männer: im Grunde der Seele wild; sie leben im Staate wie die Katzen im Hause, immer bereit zur Thür oder zum Fenster hinauszuspringen und in ihr Element zurückzukehren“

[«]

25[93]

Das Moralische d.h. die Affekte — als identisch mit dem Organischen der Intellekt als „Magen der Affekte.“

[«]

25[94]

Die Identität im Wesen des Eroberers, Gesetzgebers und Künstlers — das Sich-hinein-bilden in den Stoff, höchste Willenskraft, ehemals sich als „Werkzeug Gottes“ fühlend, so unwiderstehlich sich selber erscheinend. Höchste Form des Zeugung-Triebes und zugleich der mütterlichen Kräfte. **Die Umformung der Welt**, um es in ihr aushalten zu können — ist das Treibende: folglich als Voraussetzung ein ungeheures Gefühl des Widerspruchs. Bei den Künstlern genügt schon sich mit Bildern und Abbildern davon zu umgeben z.B. Homer unter den „erbärmlichen Sterblichen“. Das „Los-sein-von-Interesse und ego“ ist Unsinn und ungenaue Beobachtung: es ist vielmehr das Entzücken, jetzt in unserer Welt zu sein, die Angst vor dem Fremden loszusein!

[«]

25[95]

Ich habe die Erkenntniß vor so furchtbare Bilder gestellt, daß jedes „epikureische Vergnügen“ dabei unmöglich ist. Nur die dionysische Lust reicht aus — **ich habe das Tragische erst entdeckt.** Bei den Griechen wurde es, dank ihrer moralistischen Oberflächlichkeit, mißverstanden. Auch Resignation ist nicht eine Lehre der Tragödie! — sondern ein Mißverständniß derselben! Sehnsucht in's Nichts ist Verneinung der tragischen Weisheit, ihr Gegensatz!

[«]

25[96]

Meine Voraussetzungen: 1) keine End-„Ursachen". Selbst bei menschlichen Handlungen erklärt die Absicht das Thun gar nicht.

2) die „Absicht" trifft das Wesen der Handlung nicht, folglich ist die moralische Beurtheilung der Handlungen nach Absichten **falsch**.

3) „Seele" als Vielheit der Affekte, mit Einem Intellekte, mit unsicheren Grenzen.

4) die mechanische Welt-Erklärung hat alles, auch das organische Leben ohne Lust Unlust Denken usw. zu erklären: also keine „beseelten Atome"! — sie sucht für das Auge alles Geschehen anschaulich zu machen. „Berechenbarkeit" zu praktischen Zwecken will sie! —

5) Es giebt gar keine selbstlosen Handlungen!

[«]

25[97]

Die Frage nach unserem „Wohl" ist durch das Christenthum und den Buddhism **vertieft**: dagegen ist die Engländerei blödsinnig-alltäglich: der Engländer meint „comfort". Die Welt nicht nach unseren persönlichsten Begleit-Gefühlen messen, sondern wie als ob sie ein Schauspiel wäre und wir zum Schauspiel gehörten!

[«]

25[98]

„Im Zeitalter der öffentlichen liberté: die Franzosen von heute werden schwerfällig und dumm und kalt, wenn sie en public sind: aus Furcht, sich Feinde zu machen, werden sie da zu tiefen Diplomaten und raffinirten Heuchlern. Ohne esprit, ohne Urtheil und klug aus Furcht. Sklaverei des Individuums.“ C<ustine>.

[«]

25[99]

An großen Viehheerden zu studiren:

Die steigende Vergrößerung des Menschen besteht darin, daß die Führer, die „Vor-Ochsen“, die Seltenen entstehen. „Gut“ nennen sich die Mitglieder der Heerde: das Hauptmotiv in der Entstehung der Guten ist die Furcht. Verträglichkeit, dem-Anderen-Zuvorkommen mit Güte, sich-Anpassen vieles Abwehren und Vorbeugen von Noth, mit stiller Erwartung, daß es uns gleich vergolten wird, Vermeiden der Feindseligkeit, Verzicht auf Furcht-Einflößen — das Alles, **lange nur Heuchelei der Güte, wird endlich Güte**.

[«]

25[100]

Alles Loben, Tadeln, Belohnen Strafen erscheint mir erst gerechtfertigt, wenn es als Wille der bildenden Kraft erscheint: also absolut losgelöst von der moralischen Frage „darf ich loben strafen?“ — mithin völlig unmoralisch. Ich lobe tadle belohne strafe, damit der Mensch nach meinem Bilde sich verwandle; denn ich weiß, **daß** mein Loben Strafen usw. eine verwandelnde Kraft hat. (Dies vermöge der Wirkung auf Eitelkeit Ehrgeiz Furcht und alle Affekte bei dem Gelobten und Bestraften.) So lange ich noch mich selber unter das moralische Gesetz stelle, dürfte ich nicht loben und strafen.

[«]

25[101]

Von den Mitteln der Verschönerung. Eine Albernheit, die dem alten Kant zur Last zu legen ist: „es gefällt ohne Interesse.“ Und da weist Mancher noch mit Stolz darauf hin, daß er beim Anblick einer griechischen Venus usw. Dagegen habe ich den Zustand beschrieben, den das Schöne hervorbringt: das Wesentlichste ist aber vom Künstler auszugehn. Sich den Anblick der Dinge erträglich zu machen, sie nicht zu fürchten, und ein scheinbares Glück in sie hineinlegen — Grundempfindung, daß der glückliche, Sich selber Liebende Mensch kein Wehethäter ist. — Dieses Umdeuten des Thatsächlichen in’s Glückliche „Göttliche“ hat nun der Mensch auch auf sich verwandt: diese<s> Mittel der Selbst-Verschönerung und der Verschönerung des Menschen überhaupt ist Moral. Darin ist: 1) Wegsehn 2) Sehen, was gar nicht da ist — Zusammenfassen Vereinfachen 3) Sich verstellen, so daß Vieles nicht sichtbar wird 4) sich verstellen, so daß das Sichtbarwerdende einen falschen Schluß ergiebt. — Das Produkt ist der „gute Mensch“, wozu immer eine Gesellschaft gehört. Es ist also im Wesen der Moral Etwas, das wider die Redlichkeit geht: weil sie Kunst ist. Wie ist es nun möglich, daß es eine „Redlichkeit“ giebt, welche die Moral selber zersetzt? — 1) Diese Redlichkeit muß aus dem Thatsachen-Sinn abzuleiten sein: nämlich man hat zu viel Schaden gehabt von dieser Heuchelei der Verschönerung, die Geschädigten reißen die Maske herunter 2) es giebt einen Genuß des Häßlichen, wenn es furchtbar ist: die Emotion des furchtbaren Anblicks der wahren menschlichen Natur ist oft gesucht worden von den Moralisten 3) der christliche Affekt der Selbst-Zerstörung, der Widerspruch gegen alles Verschönernde hat gearbeitet: die Lust der Grausamkeit. 4) der alte Sklaven-Sinn, welcher sich niederwerfen will und schließlich vor der nackten „Thatsache“ niederwirft, nachdem nichts übrig geblieben ist, Vergötterung der facta, der Gesetze usw. ein Ausruhen nach langer Arbeit der Zerstörung von Göttern, Aristokratien, Vorurtheilen usw., und Folge eines Blicks ins Leere)

Das Gesammt-Resultat aller Moralisten: der Mensch ist böse — ein Raubthier. Die „Verbesserung“ geht nicht auf den Grund, und ist mehr äußerlich, das „Gute“ ist wesentlich Decoration, oder Schwäche.

Dabei aber standen die Moralisten selber unter der Nachwirkung der moral<ischen> Urtheile, oder des Christenthums, der Welt-Verneinung: Niemand noch hat ein Vergnügen an diesem Resultat gehabt. Das heißt: sie haben die Werthschätzung der „Guten“ selber!

„Man muß den Menschen verschönern und erträglich machen“: dagegen sagte das Christenthum und der Buddh<ismus> — man muß ihn verneinen. Es hat also im Grunde nichts so gegen sich als den guten Menschen: **den** haßt es am meisten. Deshalb suchen die Priester Selbst-Zerstörung des Genusses an sich mit allen Mitteln.

Die griechischen Philosophen suchten nicht anders „Glück“ als in der Form, **sich** schön zu finden: also aus sich die Statue zu bilden, deren Anblick wohlthut (keine Furcht und Ekel erregt)

Der „häßlichste Mensch“ als Ideal weltverneinender Denkweisen. Aber auch die Religionen sind noch Resultate jenes Triebs nach Schönheit (oder es aushalten zu können): die letzte Consequenz wäre — die absolute Häßlichkeit des Menschen zu fassen, das Dasein ohne Gott, Vernunft usw. — reiner Buddhismus. Je häßlicher, desto besser.

Diese extremste Form der Welt-Verneinung habe ich gesucht. „Es ist alles Leiden“, es ist alles **Lüge**, was „gut“ scheint (Glück usw.) Und statt zu sagen „es ist alles Leiden“ habe ich gesagt: es ist alles Leiden-machen, Tödten, auch im besten Menschen.

„Es ist alles Schein“ — es ist alles Lüge

„Es ist alles Leiden“ — es ist alles Wehe-Thun, Tödten, Vernichten, Ungerecht-Sein

Das Leben selber ist ein Gegensatz zur „Wahrheit“ und zur „Güte“ — ego

Das Leben-Bejahen — das selber heißt die Lüge bejahen. — Also man kann nur mit einer absolut unmoralischen Denkweise leben. Aus dieser heraus erträgt man dann auch wieder die Moral und die Absicht auf Verschönerung. — Aber die Unschuld der Lüge ist dahin!

Die Griechen als Schauspieler. Ihr „Idealismus“.

Die Ver-Griechung einmal darstellen als Roman. Rückwärts — auch die Sinnlichkeit, immer höher strenger. Endlich bis zur Offenbarung des Dionysischen. Entdeckung des Tragischen: „Bock und Gott“.

[«]

25[102]

In wiefern die absolute Wissenschaftlichkeit noch Etwas von Christenthum an sich trägt, eine Verkleidung ist — —

[«]

25[103]

A) Zuerst: der Verfall der modernen Seele in allen Formen
in wiefern von Socrates an der Verfall beginnt —
meine alte Abneigung gegen **Plato**, als antiantik.
die „moderne Seele“ war schon da!
B) Darzustellen: die zunehmende Härte
Sinnen-Kraft
Schamlosigkeit.
das Unhistorische
Wettkampf
Gefühl gegen das
Barbarische
Haß des Unbestimmten
Ungeformten
der Wölbung
die Schlichtheit
der Lebensweise.
Götter schaffen,
als seine höhere
Gesellschaft.
C) — — —

[«]

25[104]

Auf die Schule des romantisme ist in Frankreich gefolgt l’école du document humain. Der Urheber des Ausdrucks ist Edmond de Goncourt.

wissenschaftliche Hysterie — sage ich.

Consequenz: die wissenschaftliche Lust des Menschen an sich selber. —

Das Unwissenschaftliche daran ist die Lust am Ausnahmefall.

[«]

25[105]

Man muß von den Kriegen her lernen: 1) den Tod in die Nähe der Interessen zu bringen, für die man kämpft — das macht uns ehrwürdig 2) man muß lernen, Viele zum Opfer bringen und seine Sache wichtig genug nehmen, um die Menschen nicht zu schonen. 3) die starre Disciplin, und im Krieg Gewalt und List sich zugestehn.

[«]

25[106]

Die Perspektiven der griechischen Moralisten: die Moralität die Folge von Urtheilen (und von falschen Urtheilen) — „warum?“ falsche Frage und Entwicklung, das eigene Glück als Ziel alles Handelns (es muß das höchste Glück sein als Folge der höchsten Einsicht — voller Hypocrisie folglich) — die Schamlosigkeit im Präsentiren der Tugend (Vergöttlichung bei Plato) das Verleumden aller unbewußten Regungen, die Verachtung der Affekte —

unbewußt streben sie alle nach der schönen Bildsäule — sie wollen vor Allem Tugend repräsentiren, es ist das große Schauspielerthum der Tugend.

aber sie sind Kinder ihrer Zeit — nicht mehr tragische Schauspieler, nicht Darsteller des Heroen-thums, sondern „Olympier“, oberflächlich. Viel plebejischer Ehrgeiz und Parvenu-thum ist darin. „Rasse“ soll nichts sein: das Individuum fängt mit sich an.

Viel Ausländerei — der Orient, der Quietismus, die semitische Erfindung von der „Heiligkeit“ wirken.

Eifersucht auf die bildenden Künste

[«]

25[107]

Die **alte** Sittlichkeit hat jenen Grundglauben, daß es mit den Menschen rückwärts geht: daß Glück Kraft Tugend sehr fern von uns sind. Es ist das Urtheil derer, welche die Auflösung sehen und im Starrwerden das Heil.

Ziel aller großen Moralisten bisher: eine endgültige Form „Denkweise“ zu schaffen — in China, im Brahmanenthum, in Peru, im Jesuitism, auch Aegypten; auch Plato wollte es. Eine Kaste schaffen, deren Existenz mit dem Starrwerden der moral<ischen> Urtheile verknüpft ist, als Lebens-Interesse — die Klasse der Guten und Gerechten.

[«]

25[108]

„Die französische Revolution hat eine Gesellschaft geschaffen, sie sucht noch ihr gouvernement“. —

[«]

25[109]

„1789: die Menschen „des guten Willens“, von denen die Bibel redet, schienen zum ersten Male die Herren der Dinge der Erde. Ein Volk, sanft, vertrauend, gewohnt seit Jahrhunderten geduldig zu leiden und von seinen Führern Lösung seiner Noth zu erwarten: eine mittlere Klasse, reich, aufgeklärt, honnet; eine noblesse, welche ihren Stolz hinein setzt, Privilegien fahren zu lassen, von der Philosoph<ie> entzückt, glühend für das öffentliche Wohl; ein Clerus, von liberalen Ideen durchdrungen: ein König bereit die Willkür-Macht zu vernichten und restaurateur de la liberté française zu werden“ —

Und warum mißräth Alles? Weil alle diese guten Leute willensschwach waren! le roi trop défiant, trop faible; die Königin in blindem Haß gegen die révol<ution>, die noblesse durch die Gefahr der Krone zu ihren alten Instinkten zurückgerufen, sieht jetzt in ihr einen Irrthum und comme une lâcheté ses concessions premières (ja! das ist die Art der Schwachen!) la maladresse janséniste macht einen unheilvollen Versuch, die Kirche durch den Staat zu organisiren und entfremdet so die Geistlichkeit: und auf dem Lande und den

Städten gab es lange aufgehäuften Todhaß gegen die Feudalzeit (jetzt noch größer als die Furcht vor dem „rothen Gespenst“)

[«]

25[110]

Napoleon einer anderen Art Wesen zugehörig, bei denen die Kraft der Berechnung, die Macht der Combinationen, die Fähigkeit der Arbeit unsäglich entwickelter ist als bei uns, während man vergeblich gewisse moralischen Qualitäten suchen würde, die bei uns gewöhnlich sind: — „fremd den Ideen der Gerechtigkeit, wenig gemacht die Geschichte und seine Zeit selber zu begreifen, ganz vom persönlichen Interesse beherrscht und dick blind über dies Interesse: Mangel an Unterscheidung von Gut und Böse, cette soif impérieuse de succès, absolute Gleichgültigkeit gegen die Mittel, alles das, was Verbrecher macht —: in moralischer Beziehung nicht besser und schlechter als unsers Gleichen. Aber was ihm am meisten fehlte, die wunderbarste Lücke: la grandeur d’âme (magnanimité) die noble Eigenschaft, die oft im Erfolge selber ihren Ursprung nimmt und sich mit unserem Glück in gleichem Schritt entwickelt und die schrittweise oft vulgären und des moralischen Sinnes entblößten Naturen auf die Höhe der Ereignisse hebt à la hauteur de la destinée imprévue. Gewiß, Größe der Conception existirte bei ihm, wenn das Maaßlose groß heißt (das was außer Proportion zu den Mitteln ist, mit denen wir hier unten handeln)

Größe der Seele ist nicht: daß er, sonst so hart, nicht zu seinen Stunden indulgent war, bisweilen bonhomie bienveillante, welche die Menge bei ihren Herren immer mit bonté verwechselt: aber ces rares relâchements eines immer gespannten Geistes, cette facilité intermittente d’un coeur indifférent.

Er sah in Frankreich, „diese rührende Creatur voll sublimer Instinkte, aber unter dem Gewicht seiner Leiden und Fehler niedergesunken“ nur seine Beute. Der erste Consul war vor das größte Schauspiel gestellt, er hätte die tiefste und désinteressée émotion fühlen müssen vor dieser Scene, die einzig in der Geschichte ist: denn Caesar fand eine alte und ausathmende Republik vor sich. Aber er dachte an sich!

esprit mal cultivé, imagination méridionale — er nahm bald Cäsar bald Karl den Großen als Modell, imbu surtout du féticisme monarchique, il rêve pourpre, trône et couronne pour les siens, fast wie jene Barbarenchefs, welche glaubten sich zu vergrößern, indem sie den Hof von Constantinopel nachahmten.

[«]

25[111]

Zeigen, wo Alles es Grausamkeit giebt: wo Habsucht: wo Herrschsucht usw.

[«]

25[112]

Erste Frage: die Herrschaft der Erde — angelsächsisch. Das deutsche Element ein gutes Ferment, es versteht nicht zu herrschen. Die Herrschaft in Europa ist nur deshalb deutsch, weil es mit ermüdeten greisen Völkern zu thun hat, es ist seine Barbarei, seine verzögerte Cultur, die die Macht giebt.

Frankreich voran in der Cultur, Zeichen des Verfalls Europa's. Rußland muß Herr Europas und Asiens werden — es muß colonisiren und China und Indien gewinnen. Europa als das Griechenland unter der Herrschaft Roms.

Europa also zu fassen als Cultur-Centrum: die nationalen Thorheiten sollen uns nicht blind machen, daß in der höheren Region bereits eine fortwährende gegenseitige Abhängigkeit besteht. Frankreich und die deutsche Philosophie. R. Wagner von 1830—50 und Paris. Goethe und Griechenland. Alles strebt nach einer Synthese der europäischen Vergangenheit in höchsten geistigen **Typen** — — — —

— eine Art **Mitte**, welche das Krankhafte an jeder Nation (z.B. die wissenschaftliche Hysterie der Pariser) ablehnt.

Die **Gewalt** ist einmal getheilt zwischen Slaven und Angelsachsen. Der geistige Einfluß könnte in den Händen des typischen Europäers sein (dieser zu vergleichen dem Athener, auch dem Pariser — siehe die Schilderung Goncourt's in Renée Mauperin) Bisher sind die Engländer dumm, die Amerikaner werden nothwendig oberflächlich (Hast) — — — —

Wenn aber Europa in die Hände des Pöbels geräth, so ist es mit der europäischen Cultur vorbei! Kampf der Armen mit den Reichen. Also ist es ein letztes Aufflackern. Und bei Zeiten bei Seite schaffen, was zu retten ist! Die Länder bezeichnen, in welche sich die **Cultur zurückziehen** kann — durch eine gewisse Unzugänglichkeit, z.B. Mexico. — — — —

[«]

25[113]

Sklavenhafte Moral
Herrenhafte Moral } und ihr Gegensatz der Werthe.

Grausamkeit
Wollust
Herrschsucht } und was davon in den Guten ist, und in Gerechtigkeit, Mitleid, Wahrhaftigkeit, Treue, Fleiß usw.
Habsucht
Neid

Krankhafte Tugenden und Tugendhafte — und das Gesunde am Raubthier.

Unverhältnißmäßig wenig Bewußtsein über unsere Wirkungen. (Die Absichten und Zwecke als willkürliches Auslesen von Wirkungen)

Falsche Voraussetzungen über unsere Beweggründe (Grund-Zweifel: ob unsere bewußten Gefühle und Gedanken „bewegen“)

Der Leib als Lehrmeister: Moral Zeichensprache der Affekte.

Der Schaden der Guten: Die Guten als zweiten Ranges, Entartung. Verdummung, Haß auf geistige Entwicklung.

Individuum und Gemeinde.

Das „Individuum“ als Vielheit und Wachsthum.

„Böse“ als organische Funktion. Mitleiden. Für Andere.

Die Religionen als Moralen mit Voraussetzung anderer Welten: aber herrenhaft oder sklavenhaft.

[«]

25[114]

In wiefern unsere jetzt übliche Ordnung der Werthe auf lauter falsche Voraussetzungen hinausläuft: Ursprung der herrschenden Grundschätzungen. NB!

[«]

25[115]

Die Deutschen verderben, als Nachzügler, den großen Gang der europäischen Cultur: Bismarck Luther z.B.; neuerdings, als Napoleon Europa in eine Staaten-Association bringen wollte (der einzige Mensch, der stark genug dazu war!), haben sie mit den „Freiheits-Kriegen“ Alles vermanscht und das Unglück des Nationalitäten-Wahnsinns heraufbeschworen (mit der Consequenz der Rassenkämpfe in so altgemischten Ländern wie Europa!) So haben Deutsche (Carl Martell) die saracenische Cultur zum Stehen gebracht —: immer sind es die Zurückgebliebenen!

[«]

25[116]

Die seiende Welt ist eine Erdichtung — es giebt nur eine werdende Welt. — So könnte es sein! Aber setzt die Erdichtung nicht den Dichter als seiend voraus? — Vielleicht ist die erdichtete andere Welt erst eine Ursache davon, daß der Dichter sich für seiend hält und gegenüberstellt. — Wenn das Wesentliche des Fühlens und Denkens ist, daß es Irrthümer („Realitäten“) ansetzen muß:

Es giebt Fühlen und Denken: wie ist es aber in der Welt des Werdens nur möglich? — Die negativen Eigenschaften Oberflächlichkeit Stumpfheit der Sinne Langsamkeit des Geistes haben sich in positive Kräfte verwandelt (das Böse ist auch hier der Ursprung des Guten.)

ein Bild setzen, fertig machen auf Grund weniger Indicien, etwas als blei<b>end setzen, weil man die Veränderung nicht sieht.

Die Fähigkeit zu leben begünstigt durch diese dichtende Kraft.

[«]

25[117]

Man hat für „unpersönlich“ angesehen, was der Ausdruck der mächtigsten Personen war (J. Burckhardt mit gutem Instinkt vor dem palazzo Pitti): „Gewaltmensch“ — ebenso Phidias — das Absehen vom Einzel-Reize. — Aber die Herren möchten sich gerne verstecken und loswerden z.B. Flaubert (Briefe)

[«]

25[118]

Man muß gut und böse sein! Und wer nicht gut aus Schwäche war, war auch immer böse in hervorragendem Grade.

[«]

25[119]

Nach Absichten einen Menschen abschätzen! Das wäre als wenn man einen Künstler nicht nach seinem Bilde, sondern nach seiner Vision taxirte! Wer hat nicht seine Mutter getödtet, seinen Freund verrathen, wenn es auf Gedanken ankommt! Man würde in einer artigen Einsamkeit leben, wenn Gedanken tödten könnten!

[«]

25[120]

Wir enthalten den Entwurf zu **vielen** Personen in uns: der Dichter verräth sich in seinen Gestalten. Die Umstände bringen Eine Gestalt an uns heraus: wechseln die Umstände sehr, so sieht man an sich auch zwei, drei Gestalten. — Von jedem Augenblick unseres Lebens aus giebt es noch viele Möglichkeiten: der Zufall spielt immer mit! — Und gar in der Geschichte: die Schicksale jedes Volks sind nicht nothwendig in Hinsicht irgend einer Vernunft: es liegen in jedem Volke viele Volks-Charaktere, und jedes Ereigniß nährt den einen mehr als den anderen

[«]

25[121]

Die zahme Barbarei

Die thatsächliche Barbarei Europa's — und zunehmend:

die Verdummung („der Engländer“ als Normal-Mensch sich anlegend)

die Verhäßlichung („Japanisme“) (der revoltirende Plebejer)

die Zunahme der sklavischen Tugenden und ihrer Werthe („der Chinese“)

die Kunst als neurotischer Zustand bei den Künstlern, Mittel des Wahnsinns: die Lust an dem Thatsächlichen (Verlust des Ideals)

die Deutschen als Nachzügler (in der Politik der Centralisation des Monarchischen, wie Richelieu: in der Philosophie mit Kant Skepsis (zu Gunsten der Biedermännerei und Beamten-Tugend), mit Hegel Pantheism zu Gunsten der Staats-Anbetung, mit Schopenhauer Pessimism zu Gunsten der christlichen Mystik „Pascalismus“),

die schlechte Ernährung des ganzen europäischen Südens. England's bessere Gesellschaft ist durch Ernährung voran,

„der gute Mensch“ als das Heerdenvieh, aus dem Raubthier umgewandelt,

die historische Krankheit als Mangel der bildenden idealen Kraft — „Gerechtigkeit“ bleibt übrig und „Unschädlichkeit“ im äußerlichen Sinne.

Es ist die zahme Barbarei, die heraufzieht!

die Geltung der Dummen, der Frauen usw.

[«]

25[122]

Man will den Leser zur Aufmerksamkeit zwingen „vergewaltigen“: daher die vielen packenden kleinen Züge des „Naturalisme“ — das gehört zu einem demokratischen Zeitalter: **grobe** und durch Überarbeit ermüdete Intellekte sollen gereizt werden!

[«]

25[123]

Ich halte diese Gemeinheit Shakespeare's und Balzac's mit Mühe aus: ein Geruch von pöbelhaften Empfindungen, ein Cloaken-Gestank von Großstadt, kommt überall her zur Nase.

[«]

25[124]

Ich will die Weiber wieder zurückformen: die Sand und M<adame> de Staël beweisen gegen sie. (Sévigné und Eliot sollten mehr sein als Schriftstellerninen und waren es auch — zum Theil Nothbehelf) Ich verdamme sie zum Handel: der commis soll in Verachtung!

[«]

25[125]

Maler wie Dickens, V. Hugo, Gautier — auch dies heißt das Wort mißverstehn.

Der Gegensatz des Malers ist der Beschreiber (wie Balzac)

[«]

25[126]

(Taine über Balzac:)

„Die Tugend als Umformung oder Entwicklungsstufe einer Leidenschaft oder einer Gewohnheit“: l'orgueil, la raideur d'esprit, la niaiserie obéissante, la vanité, le préjugé, le calcul. Die Laster dienen dazu sie zu bilden (wie ein Parfum mit substances infectes) Der liebt die Armen wie ein Spieler das Spiel: Jener ist treu wie ein Hund. Der rechtschaffene aus Geschäftsstolz, Enge von Geist und Erziehung. Alle die kleinen Misères, die großen Häßlichkeiten des Tugendhaften.

Die reinste Quelle der Tugend: la grandeur d’âme (M<arc> Aurel) und la délicatesse d’âme (P<rincesse> de Clèves)

[«]

25[127]

Früher suchte man Gottes Absichten in der Geschichte: dann eine unbewußte Zweckmäßigkeit z.B. in der Geschichte eines Volkes, eine Ausgestaltung von Ideen usw. Jetzt erst hat man, durch Betrachtung der Thier-Geschichte, angefangen, den Blick für die Geschichte der Menschheit sich zu schaffen: und die erste Einsicht ist daß es keinen Plan bisher <gab>, weder für den Menschen, noch für ein Volk. Die allergröblichsten Zufälle sind das Gebieterische im Großen gewesen — sie sind es noch.

Bei jedem noch so zweckbewußten Thun ist die Summe des Zufälligen Nicht-Zweckmäßigen Zweck-Unbewußten daran ganz überwiegend, gleich der unnütz ausgestrahlten Sonnen-Gluth: das was Sinn hätte, ist verschwindend klein.

[«]

25[128]

„Nützlich“ ist nur ein Gesichtspunkt für die Nähe: alle fernen Folgen sind nicht zu übersehen, und jede Handlung kann gleich nützlich und gleich schädlich taxirt werden.

[«]

25[129]

1. Alle bisherigen Werthschätzungen stammen aus Zuständen tiefster Unwissenheit.

2. In den gegenwärtigen Schätzungen gehn die verschiedensten Moralen durch einander.

[«]

25[130]

Rousseau, in seiner Bevorzugung der Armen, der Frauen, des Volks als souverän, ist ganz in der christlichen Bewegung darin: alle sklavenhaften Fehler und Tugenden sind an ihm zu studiren, auch die unglaublichste Verlogenheit. (Der will Gerechtigkeit lehren!)

Sein Gegenstück Napoleon — antik, Menschen-Verächter

[«]

25[131]

Wer bisher mit dem M<enschen> im großen Stile zu thun hatte, taxirte ihn nach den Grund-Eigenschaften: es hat keinen Sinn, die zarteren Nuancen zu berücksichtigen. So that es Napoleon. Er machte sich nichts aus den christlichen Tugenden, nahm sie als gar nicht vorhanden (— er hatte ein Recht dazu)

[«]

25[132]

Dies Jahrhundert, wo die Künste begreifen, daß die Eine auch Wirkungen der anderen hervorbringen kann: ruinirt vielleicht die Künste! z.B. mit Poesie zu malen (Victor Hugo, Balzac, W. Scott usw.

mit Musik poetische Gefühle erregen (Wagner)

mit Malerei poetische Gefühle, ja philosophische Ahnungen zu erregen (Cornelius)

mit Romanen Anatomie und Irren-Heilkunde treiben usw.

[«]

25[133]

„ce talent (Philosophie der Geschichte) ne consistait pas, à l’allemande, dans l’improvisation risquée de théories sublimes“ Taine

[«]

25[134]

Princip:	1) Tiefe Verachtung gegen die an der Presse Arbeitenden.
die **Eroberung** der Menschheit:	2) Eine Gattung von Wesen zu schaffen, die den Priester Lehrer und Arzt ersetzen.
„die Herren der Erde“:	3) Eine Geistes- und Leibes-Aristokratie, die sich züchtet und immer neue Elemente in sich hinein nimmt und gegen die demokratische Welt der Mißrathenen und Halbgerathenen <sich> abhebt.

[«]

25[135]

In diesem Zeitalter, wo man begreift, daß die Wissenschaft anfängt, Systeme bauen, ist Kinderei. Sondern lange Entschlüsse über Methoden fassen, auf Jahrhunderte hin! — denn die Leitung der menschlichen Zukunft **muß** einmal in unsere Hand kommen!

— Methoden aber, die aus unserem Instinkte von selber kommen, also regulirte Gewohnheiten, die schon bestehen

z.B. Ausschluß der Zwecke.

[«]

25[136]

Darstellung der Maschine „Mensch“

Cap. I. Im Gesammt-Geschick der Menschheit herrschte absolut der Zufall: aber die Zeit kommt, wo wir Ziele haben müssen!!

Cap. II. die Ziele sind nicht da, die Ideale widersprechen sich — sie sind Consequenzen viel engerer Verhältnisse und auch aus zahllosen Irrthümern geboren. Kritik der Werthe — Selbstzersetzung der Moral.

Cap. III. Bisheriges Mißverständniß der Kunst: sie schaute rückwärts. Aber sie ist die Ideal-bildende Kraft — Sichtbarwerden der innersten Hoffnungen und Wünsche

[«]

25[137]

Ich schreibe für eine Gattung Menschen, welche noch nicht vorhanden ist: für die „Herren der Erde“.

Die Religionen als Tröstungen, Abschirrungen gefährlich: der Mensch glaubt sich nun ausruhen zu dürfen.

Im Theages Plato’s steht es geschrieben: „jeder von uns möchte Herr womöglich aller Menschen sein, am liebsten Gott.“ Diese Gesinnung muß wieder da sein.

Engländer, Amerikaner und Russen — — — —

[«]

25[138]

Der große Landschafts-Maler Turner, der statt zu den Sinnen, zur Seele und zum Geiste reden will — philosophische und humanitäre Epopeen. Er hielt sich für den ersten der Menschen, und starb toll. „In Mitte eines Sturms, die Sonne in den Augen, den Schwindel im Kopf“ so fühlt sich der Zuschauer. „In Folge der tiefen Aufmerksamkeit auf le moral de l’homme ist seine optische sensibilité désaccordée. Unangenehm fürs Auge! Übertrieben, brutal, schreiend, hart, dissonant.“ Taine.

[«]

25[139]

„Die Kunst will höhere Bewegungen hervorbringen, das Sinn-Vergnügen ist nur die Basis des Eindrucks, aber es muß mit Freude begleitet sein 1) Gefühl der Liebe für das gemalte Objekt 2) Begriff der Güte einer höheren Intelligenz 3) ein Aufschwung von Dankbarkeit und Verehrung für diese Intelligenz: Ruskin Freund Turners“

[«]

25[140]

NB. Der höchste Mensch als Abbild der Natur zu concipiren: ungeheurer Überfluß, ungeheure Vernunft im Einzelnen, als Ganzes sich verschwendend, gleichgültig dagegen: — —

[«]

25[141]

Ingres: l’inventeur au 19me siècle de la photographie en couleur pour la reproduction des Pérugin et des Raphaël. Delacroix c’est l’antipôle — Bild der décadence dieser Zeit, le gâchis, la confusion, la littérature dans la peinture, la peinture dans la littérature, la prose dans les vers, les vers dans la prose, les passions, les nerfs, les faiblesses de notre temps, le tourment moderne. Des éclairs du sublime dans tout cela.

Delacroix eine Art Wagner.

[«]

25[142]

M<anette> Salomon I p. 197.

Delacroix — er hat Alles versprochen, Alles angekündigt. Seine Bilder? foetus von Meisterwerken; der Mensch, der, après tout, am meisten Leidenschaften erregen wird comme tout grand incomplet. Ein fieberhaftes Leben in allem, was er schafft, une agitation de lunettes, un dessin fou — — er sucht la boulette du sculpteur, le modelage de triangles qui n’est plus contour de la ligne d’un corps, mais l'expression, l'épaisseur du relief de sa forme — harmoniste désaccordé, tragische Unterfarben, Höllendämpfe wie bei Dante. Es giebt keine Sonne. — Ein großer Meister für unsere Zeit aber, im Grunde la lie de Rubens.

[«]

25[143]

Das Beste, was gegen die Ehe gesagt ist vom Gesichtspunkt des schaffenden Menschen Man<ette> Salomon I 200 sq. und 312.

[«]

25[144]

1840 geht der romantisme einen Verband mit der Litteratur ein. peintres poètes. Vager Symbolism dantesque bei den Einen. Andere, mit deutschem Instinkt, durch die Lieder jenseits des Rheins verführt, wurden träumerisch, melancholisch, Walpurgis-Nacht. Ary Scheffer an der Spitze, malt weiße und lichte Seelen geschaffen durch Gedichte: Engel. Le sentimentalisme. Am anderen Ende un peintre de prose, Delaroche: geschickter Theater-Arrangeur, Schüler Walter Scotts und Delavigne's, mit täuschenden Lokal-Farben — aber das Leben fehlt. — Solche Maler im Grund sterile Persönlichkeiten: sie könnten keinen Strom schaffen, keine eigentliche Schule. — Die Landschaft blieb gering geschätzt: sie hatte die Ideen der Vergangenheit gegen sich. Niemand wagte sich an das moderne Leben, Niemand zeigte den jungen Talenten ce grand côté dédaigné de l'art: la contemporanéité. — In dieser Ermüdung, und Verachtung der anderen Gattungen, schlossen sich alle Jungen an die beiden extremen Naturen an — die viel kleinere Zahl an Delacroix (le beau expressiv —), die Meisten an Ingres comme sauveur du Beau de Raphaël, römische Schule.

[«]

25[145]

Rückkehr des Menschen zur nature naturelle, in der sich alte Culturen erfrischen. — Bruch mit der historischen Landschaft.

[«]

25[146]

Wir wollen doch ja uns die Vortheile nicht entgehen lassen, die es hat, das Meiste nicht zu wissen und in einem kleinen Welt-Winkel zu leben. Der Mensch darf Narr sein — er darf sich auch Gott fühlen, es ist Eine Möglichkeit unter so vielen!

[«]

25[147]

Man wird mir sagen, daß ich von Dingen rede, die ich nicht erlebt, sondern nur geträumt habe: worauf ich antworten könnte: es ist eine schöne Sache, so zu träumen! Und unsere Träume sind zu alledem viel mehr unsere Erlebnisse als man glaubt — über Träume muß man umlernen! Wenn ich einige Tausend Mal geträumt habe zu fliegen — glaubt ihr nicht, daß ich auch im Wachen ein Gefühl und ein Bedürfniß vor den Meisten M<enschen> voraus haben werde — und — — —

[«]

25[148]

Ich mußte Zarathustra, einem Perser, die Ehre geben: Perser haben zuerst Geschichte im Ganzen Großen gedacht. Eine Abfolge von Entwicklungen, jeder präsidirt ein Prophet. Jeder Prophet hat seinen hazar, sein Reich von tausend Jahren. „ — — —

[«]

25[149]

Die Solidarität des jüdischen Volks als Grundgedanke: man dachte nicht an eine Vertheilung nach den Verdiensten des Einzelnen. Renan I p. 54. Keine persönliche Vergeltung nach dem Tode: das Hauptmotiv der Märtyrer ist die reine Liebe zum Gesetz, der Vortheil, welchen ihr Tod dem Volke bringen wird.

[«]

25[150]

Luc. 6, 25 der Fluch auf die, welche lachen —

[«]

25[151]

„Seid gute Bankhalter!“ Dem Armen geben — das ist Gott leihen.

[«]

25[152]

Die Europäer verrathen sich durch die Art, wie sie colonisirt haben—

[«]

25[153]

Jesus, mit der Melancholie der schlechten Ernährung.

[«]

25[154]

„Schön“ — c’est une promesse de bonheur. Stendhal. Und das soll „unegoistisch“ sein! „désintéressé“!

Was ist da schön? Gesetzt, daß St<endhal> recht hätte, wie!

[«]

25[155]

Man muß sich klar machen, was eigentlich die Meisten interessirt: was aber die **höheren Menschen** interessirt, das erscheint den niederen **un**interessant, folglich die Hingebung daran etwas „Unegoistisches“!

Der Sprachgebrauch der modernen Moralität ist durch die niederen Menschen gemacht, die den Blick von unten herauf zur Moralität heben:

„aufopfernd“ — aber wer wirklich Opfer bringt, weiß, daß es keine Opfer waren!

wer liebt, der erscheint schon anti-egoistisch! Aber das Wesen des ego-Gefühls zeigt sich ja nur im Haben-wollen, — man giebt weg, um zu haben (oder zu erhalten) Wer sich weggiebt, der will etwas damit erhalten, was er liebt.

[«]

25[156]

Jesus: will, daß man an ihn glaubt, und schickt Alles in die Hölle, was widerstrebt. Arme, Dumme, Kranke, Weiber eingerechnet Huren und Gesindel, Kinder — von ihm bevorzugt: unter ihnen fühlt er sich wohl. Das Gefühl des Richtens gegen alles Schöne Reiche Mächtige, der Haß gegen die Lachenden. Die Güte, mit ihrem größten Contrast in Einer Seele: es war der böseste aller Menschen. Ohne irgend welche psychologische Billigkeit. Der wahnsinnige Stolz, welcher die feinste Lust an der Demuth hat.

[«]

25[157]

Die höchsten Menschen leiden am meisten am Dasein — aber sie haben auch die größten Gegen-Kräfte.

[«]

25[158]

Den ungeheuer zufälligen Charakter aller Combinationen erweisen: daraus folgt, daß jede Handlung eines Menschen einen unbegränzt großen Einfluß hat auf alles Kommende. Dieselbe Ehrfurcht, die er, rückwärts schauend, dem ganzen Schicksal weiht, hat er sich selber mit zu weihen. **Ego fatum**.

[«]

25[159]

Den vollkommenen Pessimism imaginiren (Schopenhauer hat ihn verdorben?) Unerkennbarkeit. — in wie fern betrübend? (nur für eine dogmatisch geübte Menschheit!)

der Gedanke des Todes: „Todesfurcht“ angezüchtet, „europäische Krankheit“ (Mittelalterliche Todes-Sucht)

die Nutzlosigkeit alles Ringens — betrübend unter Voraussetzung moralischer Grundurtheile d.h. wenn etwas festgehalten wird als Maaßstab, — es könnte auch Anlaß zum Lachen sein!

der vollkommene Pessimism wäre der, welcher die Lüge begreift, aber zugleich unfähig ist, sein Ideal abzuwerfen: Kluft zwischen Wollen und Erkennen. Absoluter Widerspruch — der Mensch ein Dividuum zweier feindseligen Mächte, die zu einander nur Nein sagen.

Begehren absolut unentrinnbar, aber zugleich als dumm begriffen und geschätzt (d.h. ein zweites Gegen-Begehren!)

es gehört also zum Pessimism, daß er an gebrochenen, zweitheiligen Wesen hervortritt — es ist ein Zeichen des Verfalls — als Zeit-Krankheit. Das Ideal wirkt nicht belebend, sondern hemmend.

[«]

25[160]

Die Consequenzen absterbender Rassen verschieden z.B. pessimistische Philosophie, Willens-Schwäche

wollüstige Ausbeutung des Augenblicks, mit hysterischen Krämpfen und Neigung zum Furchtbaren

Zeichen des Alters kann auch Klugheit und Geiz sein (China), Kälte.

Europa unter dem Eindrucke einer sklavenhaft gewöhnten furchtsamen Denkweise: eine niedrigere Art wird siegreich — seltsames Widerstreiten zweier Principien der Moral.

[«]

25[161]

„Gleich den unsterblichen Göttern die Freunde, die Anderen alle
Aber als Nieten zu achten, des Nennens nicht würdig, noch Zählens.“

[«]

25[162]

Die Deutschen sind vielleicht nur in ein falsches Klima gerathen! Es ist Etwas in ihnen, das hellenisch sein könnte — das erwacht bei der Berührung mit dem Süden — Winckelmann Goethe Mozart. Zuletzt: wir sind noch ganz jung. Unser letztes Ereigniß ist immer noch Luther, unser einziges Buch immer noch die Bibel. Die Deutschen haben noch niemals „moralisirt“. Auch die Nahrung der Deutschen war ihr Verhängniß: die Philisterei

[«]

25[163]

Charakteristik des Europäers: der Widerspruch zwischen Wort und That: der Orientale ist sich treu im täglichen Leben.

Wie der Europäer Colonien gegründet hat, beweist seine Raubthier-Natur.

Der Widerspruch erklärt sich daraus, daß das Christenthum die Schicht, aus der es wuchs, verlassen hat.

Dies ist unsere Differenz mit den Hellenen: ihre Sittlichkeit ist in den herrschenden Kasten gewachsen. Thukydides' Moral ist die gleiche, die überall bei Plato explodirt.

Ansätze zur Ehrlichkeit z.B. in der Renaissance: jedes Mal zum Besten der Künste. M<ichel> Angelo's Conception Gottes als „Tyrannen der Welt" war ehrlich.

Das Übergewicht des Weibes folgt daraus: und folglich eine ganz lügnerische „Schamhaftigkeit." Es gehört beinah Verderbniß der Weiber dazu (wie in Paris), daß die Schriftsteller ehrlicher werden. — Der sklavenhafte Charakter der Moralität als einer von außen her gekommenen, nicht von uns geschaffenen, erzeugt fortwährend neue Formen ähnlicher Sklavereien z.B. die aesthetische (in Bezug auf das Alterthum) Es gehört fast Verderbniß des Charakters und Schwäche dazu beim Europäer, daß er sich von den Autoritäten emancipirt und „Geschmack" gewinnt.

Unsere „Allschmeckerei" ist die Folge der verschiedenen Moralen: wir sind in der „historischen Krankheit".

[«]

25[164]

Das „Objektiv-sein-wollen" z.B. bei Flaubert ist ein modernes Mißverständniß. Die große Form, die von allem Einzelreiz absieht, ist der Ausdruck des großen Charakters, der die Welt sich zum Bilde schafft: der von allem „Einzelreiz weit absieht" — Gewalt-Mensch. Es ist Selbst-Verachtung aber bei den Modernen, sie möchten wie Schopenhauer sich in der Kunst „los werden" — hineinflüchten in's Objekt, sich selber „leugnen". Aber es giebt kein „Ding an sich" — meine Herren! Was sie erreichen, ist Wissenschaftlichkeit oder Photographie d.h. Beschreibung ohne Perspektiven, eine Art chinesischer Malerei, lauter Vordergrund und alles überfüllt. — In der That ist sehr viel Unlust in der ganzen modernen historischen und naturhistorischen Wuth — man flüchtet vor sich und auch vor dem Ideal-bilden, dem Besser-machen, dadurch daß man sucht, wie Alles gekommen ist: der Fatalism giebt eine gewisse Ruhe vor dieser Selbst-Verachtung.

Die französischen Romanschriftsteller schildern Ausnahmen und zwar theils aus den höchsten Sphären der Gesellschaft, theils aus den niedrigsten — und die Mitte, der bourgeois, ist ihnen allen gleich verhaßt. Zuletzt werden sie Paris nicht los.

[«]

25[165]

Negativer Charakter der „Wahrheit“ — als Beseitigung eines Irrthums, einer Illusion. Nun war die Entstehung der Illusion eine Förderung des Lebens — —

[«]

25[166]

Man soll in der Historie ja nicht nach Nothwendigkeit in Hinsicht auf Mittel und Zweck suchen! Es ist die Unvernunft des Zufalls die Regel! Die große Summe der Ereignisse repräsentiren Grund-Begierden eines Volks, eines Standes — das ist wahr! Im Einzelnen geht alles blind und dumm zu. Wie in einem Bache ein Blatt seinen Weg läuft, ob es schon hier und da aufgehalten wird.

[«]

25[167]

Die Personen des Thucydides reden in Sentenzen des Thukydides: sie haben, nach seinem Begriff, den höchstmöglichen Grad von Vernunft, um ihre Sache durchzuführen. Da entdeckte ich den Griechen (manche Worte aus Plato dazu)

[«]

25[168]

Erst Bilder — zu erklären, wie Bilder im Geiste entstehen. Dann Worte angewandt auf Bilder. Endlich Begriffe, erst möglich, wenn es Worte giebt — ein

Zusammenfassen vieler Bilder unter etwas Nicht-Anschauliches, sondern Hörbares (Wort) Das klein Bischen Emotion, welches beim „Wort“ entsteht, also beim Anschauen ähnlicher Bilder, für die Ein Wort da ist — diese schwache Emotion ist das Gemeinsame, die Grundlage des Begriffs. Daß schwache Empfindungen als gleich angesetzt werden, als dieselben empfunden werden, ist die Grundthatsache. Also die Verwechslung zweier ganz benachbarten Empfindungen in der Constatirung dieser Empfindungen — wer aber constatirt? Das Glauben ist das Uranfängliche schon in jedem Sinnes-Eindruck: eine Art Ja-sagen erste intellektuelle Thätigkeit! Ein „Für-wahr-halten“ im Anfange! Also zu erklären: wie ein „für-wahr-halten“ entstanden ist! Was liegt für eine Sensation hinter „wahr“?

[«]

25[169]

„Il n’a pas peur d’être de mauvais goût, lui.“ Stendhal.

[«]

25[170]

Die Frau bei den Griechen von Homer bis Pericles immer mehr zurückgedrängt: dies gehört zur Cultur der Griechen — eine gewisse Gewalt geübt gegen die weichen milden Gefühle. Ausbrechen der Gegenströmung z.B. Pythagoras und die Thiere. Der Schwache Leidende Arme — es giebt Sklaven-Aufstände, die Armut treibt zum Äußersten (Thucydides) Sonst sind alle großen Verbrechen die des Bösen aus Stärke.

[«]

25[171]

Grund-Irrthum: wir legen unsere moral<ischen> Gefühle von heute als Maaßstab an und messen darnach Fortschritt und Rückschritt. Aber jeder dieser

Rückschritte wäre für ein entgegengesetztes Ideal ein Fortschritt.

„Vermenschlichung“ — ist ein Wort voller Vorurtheile, und klingt in meinen Ohren beinahe umgekehrt als in euren Ohren.

[«]

25[172]

Für die stete Wiederholung — ∪ — ∪ usw. den Rhythmus der Reim-Dichtung sind wir musikalisch zu anspruchsvoll (vom mißverstandenenen Hexameter noch abgesehen!) Wie wohl thut uns schon die Form Platens und Hölderlins! Aber viel zu streng für uns! Das Spiel mit den verschiedensten Metren und zeitweilig das Unmetrische ist das Rechte: die Freiheit, die wir bereits in der Musik, durch R<ichard> W<agner>, erlangt haben! dürfen wir uns wohl für die Poesie nehmen! Zuletzt: es ist die einzige, die stark zu Herzen redet! — Dank Luther!

[«]

25[173]

Die Sprache Luthers und die poetische Form der Bibel als Grundlage einer neuen deutschen Poesie: — das ist meine Erfindung! Das Antikisiren, das Reim-wesen — alles falsch und redet nicht tief genug zu uns: oder gar der Stabreim Wagners!

[«]

25[174]

Eine Kriegs-Erklärung der höheren Menschen an die Masse ist nöthig! Überall geht das Mittelmäßige zusammen, um sich zum Herrn zu machen! Alles, was verweichlicht, sanft macht, das „Volk“ zur Geltung bringt oder das „Weibliche“, wirkt zu Gunsten des suffrage universel d.h. der Herrschaft der niederen Menschen. Aber wir wollen Repressalien üben und diese ganze Wirthschaft (die in Europa mit dem Christenthum anhebt) ans Licht und vor’s Gericht bringen.

[«]

25[175]

Goethe’s vornehme Isolirtheit — es bedarf für die Höchstgeborenen eine Art Burgen- und Raubritterthum. Ich will mich Napoleon’s annehmen: er gehört in seiner Verachtung der „christlichen Tugenden“ und der ganzen moralischen Hypokrisie zum Alterthum (Thucydides). Friedrich der Große vielleicht — aber als Deutscher zu sehr Mensch der Hintergedanken mit Hinter-seelen.

[«]

25[176]

Die Tartüfferie der Macht seit dem das Christentum siegreich war. Der „christliche König“ und „Staat“. Geschichte des Machtgefühls.

[«]

25[177]

Der Character der Europäer zu beurtheilen nach ihrem Verhältniß zum Ausland, im Colonisiren: äußerst grausam

[«]

25[178]

Die Ritterlichkeit als die errungene Position der Macht: ihr allmähliches Zerbrechen (und zum Theil: Übergang in’s Breitere Bürgerliche). Bei La Rochefoucauld ist Bewußtsein über die eigentlichen Triebfedern der noblesse des Gemüths da — und christlich verdüsterte Beurtheilung dieser Triebfedern.

Fortsetzung des Christenthums durch die französische Revolution. Der Verführer ist Rousseau: er entfesselt das Weib wieder, das von da an immer interessanter — leidend dargestellt wird. Dann die Sklaven und M<istre>ss Stowe. Dann die Armen und die Arbeiter. Dann die Lasterhaften und Kranken — alles das wird in den Vordergrund gestellt (selbst um für das Genie einzunehmen, wissen sie seit 500 Jahren es nicht anders als den großen Leidträger darzustellen!) Dann kommt der Fluch auf die Wollust (Baudelaire und Schopenhauer), die entschiedenste Überzeugung, daß Herrschsucht das größte Laster ist, vollkommene Sicherheit darin, daß Moral und désintéressement identische Begriffe sind, <daß das> „Glück Aller“ ein erstrebenswerthes Ziel <sei> (d.h. das Himmelreich Christi). Wir sind auf dem besten Wege: das Himmelreich der Armen des Geistes hat begonnen.

Zwischenstufen: der Bourgeois (in Folge des Geldes parvenu) und der Arbeiter (in Folge der Maschine)

Vergleich der griechischen Cultur und der französischen zur Zeit Louis XIV. Entschiedener Glaube an sich selber. Ein Stand von Müssigen, die es sich schwer machen und viel Selbstüberwindung üben. Die Macht der Form, Wille, sich zu formen. „Glück“ als Ziel eingestanden. Viel Kraft und Energie hinter dem Formenwesen. Der Genuß am Anblick eines so leicht scheinenden Lebens. — Die Griechen sahen den Aeg<yptern> wie **Kinder** aus.

[«]

25[179]

Der Mensch, als organisches Wesen, hat Triebe der Ernährung (Habsucht)
Triebe der Ausscheidung (Liebe) (wozu auch die Regeneration gehört)
NB Hier nur die Innere Welt ins Auge gefaßt!
und im Dienste der Triebe einen Apparat der Selbstregulirung (Intellekt) (dahin gehört die Assimilation der Nahrung, der Ereignisse, der Haß usw.

[«]

25[180]

Mein Begriff von „Aufopferung“. Ich mag diese Hypocrisie nicht! Natürlich, um durchzusetzen, was mir am Herzen liegt, werfe ich viel weg: manches auch, das mir „auch am Herzen liegt“! Aber die Hauptsache ist immer: dieses Wegwerfen ist nur Folge, Neben-Consequenz — die Hauptsache ist, daß mir Etwas mehr als alles Andere am Herzen liegt.

[«]

25[181]

Die Fülle pöbelhafter Instinkte unter dem jetzigen aesthetischen Urtheil der französischen Romanschriftsteller. — Und zuletzt: es giebt viel Verborgenes, was sie nicht heraussagen wollen, ganz wie bei R<ichard> W<agner> 1) ihre Methode ist leichter bequemer, die wissenschaftliche Manier der Stoff-Masse und der Colportage, es bedarf des großen Principien-Lärms, um diese Thatsache zu verhüllen — aber die Schüler errathen es, die geringeren Talente 2) der Mangel an Zucht und schöner Harmonie in sich macht ihnen das Ähnliche interessant, sie sind neugierig mit Hülfe ihrer niedrigen Instinkte, sie haben den Ekel und die Aegide nicht 3) ihr Anspruch auf Unpersönlichkeit ist ein Gefühl, daß ihre Person mesquin ist z.B. Flaubert, selber seiner satt, als „bourgeois“ 4) sie wollen Viel verdienen und Skandal machen als Mittel zum großen momentanen Erfolg.

[«]

25[182]

Die Psychologie dieser Herren Flaubert ist in summa falsch: sie sehen immer nur die Außen-Welt wirken und das ego geformt (ganz wie Taine?) — sie kennen nur die Willens-Schwachen, wo désir an Stelle des Willens steht.

[«]

25[183]

Ich will einmal zeigen, wie Schopenhauers Mißverständniß des Willens ein „Zeichen der Zeit“ ist — es ist die Reaction gegen die Napoleonische Zeit, man glaubt nicht mehr an Heroen d.h. Willensstärke. (In „Stello“ steht das Bekenntniß: „es giebt keine Heroen und Monstra“ — antinapoleonisch)

[«]

25[184]

Die Malerei an Stelle der Logik, die Einzel-Beobachtung, der Plan, das Überwiegen des Vordergrundes, der tausend Einzelheiten — alles schmeckt nach den Bedürfnissen nervöser Menschen, bei R<ichard> W<agner> wie bei den Goncourts.

R<ichard> W<agner> gehört in die französische Bewegung: Helden und Monstra, extreme Passion und dabei lauter Einzelheiten, momentaner Schauder.

[«]

25[185]

(Psychologie)

§ Über „Inneres“ und „Äußeres“ umzulernen.

§ „Sein“ unbeweisbar, weil es kein „Sein“ giebt. Aus dem Gegensatz zum „Nichts“ ist der Begriff Sein gebildet.

§ Begriffe entstehn, als Hörbilder, die eine Vielheit von symbolischen Seh-Bildern zusammenfassen.

§ Affekte als Gegenstück zu physiologischen Gruppen, die eine Art von Einheit des Werdens, einen periodischen Verlauf haben.

§ Der Intellekt als Mittelreich der Sinne, die Impressionen mit Hülfe des alten Materials verarbeitend, eine Art Magen aller Affekte (welche ernährt werden wollen.)

§ Wille? Das eigentliche Geschehen alles Fühlens und Erkennens ist eine Explosion von Kraft: unter gewissen Bedingungen (äußerste Intensität, so daß ein Lustgefühl von Kraft und Freiheit dabei entsteht) nennen wir dies Geschehn „Wollen“.

§ „Zweck“ als vages Bild, ungenügend zu bewegen.

§ Das Aufeinanderwirken der Gedanken (im Logischen) ist scheinbar — es ist ein Kampf der Affekte.

§ Die Verschwendung von Kraft der wesentliche Charakter auch bei den zweckmäßigsten Handlungen.

§ Ursache und Wirkung — diese ganze Kette ist eine Auswahl vorher und hinterdrein, eine Art Übersetzung des Geschehens in die Sprache von unseren Erinnerungen, die wir zu verstehen meinen.

[«]

25[186]

Der Anblick großer Gebärden als Ursachen großer Handlungen — Folge von Corneille und Racine.

[«]

25[187]

Voltaire, als er Mahomet mißverstand, ist in der Bahn gegen die höheren Naturen; Napoleon hatte Recht, sich zu entrüsten.

[«]

25[188]

Napoleon: Religion als Stütze guter Moral, wahrer Principien, guter Sitten. Et puis l'inquiétude de l'homme est telle, qu'il lui faut ce vague et ce merveilleux qu'elle lui présente. Es ist besser, er sucht es da, als bei Gaunern und Cagliostro's.

[«]

25[189]

Die Bergpredigt: il se disait ravi, extasié de la pureté, du sublime et de la beauté d'une telle morale.

[«]

25[190]

„J’ai refermé le gouffre anarchique et débrouillé le chaos. J’ai dessouillé la révolution, ennobli les peuples et raffermi les rois. J’ai excité toutes les émulations, récompensé tous les mérites et reculé les limites de la gloire. Tout cela est bien quelque chose!“

[«]

25[191]

Zur Erklärung der Erfolge Muhamet’s in 13 Jahren: „vielleicht gab es lange Bürgerkriege vorher (meint Napoleon) unter welchen sich große Charaktere, große Talente, unwiderstehliche Impulsionen usw. gebildet hatten —“

[«]

25[192]

Die „erste Ursache“ ist, wie „das Ding an sich“, kein Räthsel, sondern ein Widerspruch.

[«]

25[193]

Die Nachtheile der Vereinsamung, da der sociale Instinkt am besten vererbt ist — die Unmöglichkeit, noch sich selber zu bestätigen durch anderer Zustimmung, das Gefühl von Eis, der Schrei „Liebe mich“ — die cas pathologiques wie Jesus. Heinrich von Kleist und Goethe (Käthchen von Heilbronn)

[«]

25[194]

Andrea Doria — Eins liegt ihm am Herzen, dem opfert er Alles Andere. Verräther seiner Freunde, Freund seiner Feinde. Ganz vereinsamt und eisig. Der Hund. Grausam gegen seine Neffen.

[«]

25[195]

Idealisten — z.B. am Himmel das Maaß, die Ordnung, die ungeheure Art von System und Einfachheit schaudernd-bewundernd, stellen die Dinge fern, sehen das Einzelne hinweg. Die Realisten wollen den entgegengesetzten Schauder, den des Unzählig-Vielen: deshalb überhäufen sie den Vordergrund, ihr Genuß ist der Glaube an den Überreichthum der schöpferischen Kräfte, die Unmöglichkeit, zählen zu können.

[«]

25[196]

Vielheit der Eigenschaften und deren Band — mein Gesichtspunkt. Die Doppel-Zwillings-Kräfte z.B. bei Wagner Poesie und Musik; bei den Franzosen Poesie und Malerei; bei Plato Poesie und Dialektik usw. Die Vereinzelung einer Kraft ist eine Barbarei — „umgekehrte Krüppel“.

[«]

25[197]

Der Natur-Geschmack des vorigen Jahrhunderts erbärmlich. Voltaire Ferney. Caserta. Rousseau Clarens!

[«]

25[198]

Die höheren Naturen haben alle Verbrechen begangen: nur daß sie nicht so thierisch-sichtbar sind. Aber Verrath, Abfall, Tödtung, Verleugnung usw.

[«]

25[199]

Den ganz großen Menschen ist die Lippe über ihr Innerstes geschlossen — keine Möglichkeit, Jemandem zu begegnen, dem sie sich öffneten — Napoleon z.B. Düster —

[«]

25[200]

Wie sich die aristokratische Welt immer mehr selber schröpft und schwach macht! Vermöge ihrer noblen Instinkte wirft sie ihre Vorrechte weg und vermöge ihrer verfeinerten Über-Cultur interessirt sie sich für das Volk, die Schwachen, die Armen, die Poesie des Kleinen usw.

[«]

25[201]

Man muß die Grade wieder aufrichten und es unmöglich machen, daß ein dummes Weib einen höheren Rang von Moral beanspruchen kann.

[«]

25[202]

Die Gegensätze sich paarend wie Mann und Weib zur Zeugung von Etwas Drittem — Genesis der Werke des Genie's!

[«]

25[203]

Mißverständniß der gloria, als Motiv der Schaffenden gedacht!! Vanité ist Heerden-Instinkt, Stolz Sache des Vor-Ochsen.

[«]

25[204]

„l'amour, nach Napoleon, l'occupation de l'homme oisif, la distraction du guerrier, l'écueil du souverain."

[«]

25[205]

Charakter des Franzosen: immer les Gaulois d'autrefois: la légèreté, la même inconstance et surtout la même vanité. Wann werden wir sie endlich gegen ein wenig Stolz eintauschen können!

[«]

25[206]

„Die Menschen sind nicht undankbar: aber der Wohlthäter erwartet meist zu viel".

Er sagt, die Menschen verändern sich, im Guten wie im Bösen,

Er meint, die allermeisten Handlungen sind nicht Charakter-Handlungen, sondern Moment-Handlungen, welche nichts für den Charakter beweisen.

[«]

25[207]

Die Wohlthaten, die wir empfangen, sind bedenklicher als alle Unglücke: man will Macht auf uns ausüben. — Es sollte zu den Vorrechten gehören, Wohl zu thun.

Die griechische Empfindung, welche das „Zurückgeben*können*“ streng nahm, war vornehm.

[«]

25[208]

Das Unglück in der großen Hypocrisie *aller* alten Moral-Philosophen. Sie übten die Phantasie der Menschen darauf ein, von einander Tugend und Macht zu trennen. Macht erscheint als *Anspruch auf Glück* — **das** ist noch antik daran, Nachklang der aristokratischen Grundform. Von Sokrates an wird trotzdem die ἀρετή *falsch* verstanden, — sie mußte sich immer wieder erst begründen und wollte es doch nicht individuell thun! sondern tyrannisch „gut für *Alle*!“ Versuch kleiner Staaten-Gründungen im Staate: wie jetzt bei den Muhamedanern Nord-Afrikas.

[«]

25[209]

Ich bin keinem begabten Menschen begegnet, der mir nicht gesagt hätte, er habe das Gefühl der Pflicht verloren oder es nie besessen. Wer jetzt nicht starken Willen hat —

[«]

25[210]

Die ehemaligen Mittel, *gleichartige* dauernde Wesen durch lange Geschlechter zu erzielen: unveräußerlicher Grundbesitz, Verehrung der Älteren (Ursprung des Götter- und *Heroen*glaubens als der Ahnherren)

Jetzt gehört die *Zersplitterung des Grundbesitzes* in die entgegengesetzte Tendenz: eine *Zeitung* (an Stelle der täglichen *Gebete*) Eisenbahn Telegraph. Centralisation einer ungeheuren Menge verschiedener Interessen in Einer Seele: die *dazu* sehr stark und verwandlungsfähig sein muß.

[«]

25[211]

Es bedarf einer Lehre, stark genug, um züchtend zu wirken: stärkend für die Starken, lähmend und zerbrechend für die Weltmüden.

Die Vernichtung der verfallenden Rassen. Verfall Europa's.

Die Vernichtung der Sclavenhaften Werthschätzungen.

Die Herrschaft über die Erde, als Mittel zur Erzeugung eines höheren Typus.

Die Vernichtung der Tartüfferie, welche „Moral" heisst. (Das Christenthum als eine hysterische Art von Ehrlichkeit hierin Augustin, Bunyan)

Die Vernichtung des suffrage universel: d.h. des Systems, vermöge dessen die niedrigsten Naturen sich als Gesetz den höheren vorschreiben.

Die Vernichtung der Mittelmässigkeit und ihrer Geltung. (Die Einseitigen, Einzelne — Völker z.B. Engländer. Dühring. Fülle der Natur zu erstreben durch Paarung von Gegensätzen: Rassen-Mischungen dazu.)

Der neue Muth — keine a priorischen Wahrheiten (solche suchten die an Glauben Gewöhnten!) sondern freie Unterordnung unter einen herrschenden Gedanken, der seine Zeit hat z.B. Zeit als Eigenschaft des Raums usw.

[«]

25[212]

„Hungriger Männer Schnack ist langweilig."

[«]

25[213]

Die Tartüfferie (unter allen herrschenden Schichten) in Europa (oder die Moral unter dem Eindruck des Christenthums)

Die Hysterie in Europa (Müssiggang, geringe Nahrung, wenig Bewegung — bricht in religiösen Wahnsinn aus wie bei den Indern. Mangel an geschlechtlicher Befriedigung.) Vortheil, daß sich die religiosi nicht fortpflanzten.

Die Pedanterie des Sclaven und Nichtkünstlers als Glaube an die Vernunft, die Zweckmäßigkeit. Tritt auf als Nachwirkung der aesthetischen Zeitalter (welche lehren alles einfacher sehen als es ist: Oberflächlichkeit der griechischen Moralisten, insgleichen der Franzosen des 18ten Jahrhunderts

Jetzt bei den Engländern als Moral (die Zufriedenheit mit der Comfort-Existenz, das Problem, glücklich zu leben, scheint ihnen gelöst: das spiegelt sich wieder in ihrer Denkweise.

Das Sklavenmäßige als Verlangen nach Autorität.

Luther.

[«]

25[214]

Meine Vollendung des Fatalismus:

1) durch die ewige Wiederkunft und Präexistenz

2) durch die Elimination des Begriffs „Wille“.

[«]

25[215]

Physikalisches Problem, den Zustand zu erfinden, der + und — ist.

[«]

25[216]

Der Mangel an mächtigen Seelen, auch bei den Weisen.

Tartüfferie der Erkennenden vor sich selber: „Erkenntniß um ihrer selber willen!“

Objektivität — als modernes Mittel, sich loszuwerden, aus Geringschätzung (wie bei Flaubert)

die Logiker und Mathematiker und Mechaniker und ihr Werth. Wie viel Schwindel auch da herrscht!

Die Schauspielerei der Alten: Socrates, der Pöbel sieht in der Tugend sein Ideal d.h. das Glück in der Befreiung von schmerzbringenden überheftigen pöbelhaften Begierden. Die Begierdenlosigkeit als Ziel der Erkenntniß. („Alles hat wenig Werth“ muß als Resultat kommen)

Der Mangel der mächtigen
der vornehmen
der reichen und vielfachen } Seele bei den Philosophen bisher.
der gesunden

[«]

25[217]

Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier. Von Strinnholm. Übers<etzung> v<on> Frisch. (Hamburg, Perthes 1839.

[«]

25[218]

Werth des Antisemitismus, die Juden zu treiben, sich höhere Ziele zu stecken und ein Aufgehen in nationale Staaten zu niedrig zu finden.

[«]

25[219]

Die Bewaffnung des Volks — ist schließlich die Bewaffnung des Pöbels.

[«]

25[220]

Menschen wie mir zu nützen ist schwer: ich lerne immer mehr, wie viel Oberflächlichkeit und Dreistigkeit in den Handlungen steckt, mit denen man mir

„wohl zu thun“ glaubt.

Ich liebe seit lange keinen Menschen mehr: die paar vorzüglichen Talente, denen ich förderlich sein kann, will ich mir nicht durch Albernheiten einer tückischen Gans rauben lassen — dies Förderlich-sein ist beinahe meine einzige Genugthuung, die ich bisher aus dem Verkehre gehabt habe.

[«]

25[221]

Die Aufgabe ist, eine herrschende Kaste zu bilden, mit den umfänglichsten Seelen, fähig für die verschiedensten Aufgaben der Erdregierung. Alle bisherigen Einzel-Fähigkeiten in Eine Natur zu centralisiren.

Stellung der Juden dazu: große Vorübung in der Anpassung. Sie sind einstweilen die größten Schauspieler darum; auch als Dichter und Künstler die glänzendsten Nachmacher und Nachfühler. Was ihnen anderseits fehlt. Wenn erst das Christenthum vernichtet ist, wird man den Juden gerechter werden: selbst als Urhebern des Christenthums und des höchsten bisherigen Moral-Pathos.

[«]

25[222]

Das 20te Jahrhundert hat zwei Gesichter: eines des Verfalls. Alle die Gründe, wodurch von nun an mächtigere und umfänglichere Seelen als es je gegeben hat (vorurtheilslosere, unmoralischere) entstehen könnten, wirken bei den schwächeren Naturen auf den Verfall hin. Es entsteht vielleicht eine Art von europäischem Chinesenthum, mit einem sanften buddhistisch-christlichen Glauben, und in der Praxis klug-epikureisch, wie es der Chinese ist — reduzirte Menschen.

[«]

25[223]

Der Grundtrieb des englischen Philosophirens ist Comfortismus.

[«]

25[224]

Wenn es zu deiner Gesundheit nöthig ist, wohlan! was liegt daran! Aber mache keinen Lärm darum! Es ist lächerlich, begeistert von grünen Gemüsen zu reden — wer so thut, hat wenig im Kopfe!

[«]

25[225]

Die Erd-Regierung ist ein nahes Problem. Die radikale Frage ist: muß es Sklaverei geben? Oder vielmehr: es ist gar keine Frage, sondern die Thatsache: und nur der verfluchte englisch-europäische Cant macht — — —

In Wahrheit giebt es immer Sklaverei — ob ihr es wollt oder nicht! Z.B. der preußische Beamte. Der Gelehrte. Der Mönch.

[«]

25[226]

Der Tod. Man muß die dumme physiologische Thatsache in eine moralische Nothwendigkeit umdrehen. So leben, daß man auch zur rechten Zeit seinen Willen zum Tode hat!

[«]

25[227]

Die ewige Wiederkunft.
Meinen Brüdern geweiht.
Aber wo seid ihr, meine Brüder?

Einleitung.

Was haben eigentlich bisher Philosophen gewollt? Rückblick von den Brahmanen an.

Ich will den Gedanken lehren, welcher Vielen das Recht giebt, sich durchzustreichen — den großen züchtenden Gedanken.

[«]

25[228]

Die Frage der Ehe. Einrichtung zu treffen für den Schaffenden: denn da ist ein Antagonismus zwischen Ehe und Werk.

[«]

25[229]

Hauptthema. Die Intelligenz muß Herr sein über das Wohlwollen: es muß neu abgeschätzt werden, und der grenzenlose Schaden, der fortwährend durch Akte des Wohlthuns gethan wird. Ironie der Mutterliebe.

[«]

25[230]

Über „Völker“ führen die Sprachen irr: die auch am meisten der höheren Erkenntniß schaden.

[«]

25[231]

Die Irrthümer über das Gleiche und Ähnliche 1) weil es gleich aussieht 2) weil es gleich sich bewegt 3) weil es gleiche Töne von sich giebt.

[«]

25[232]

Die Nothwendigkeit der Sklaverei.

[«]

25[233]

Der Bildner (Abweisung des bisherigen „Idealismus“ und seiner Spielerei mit Bildern. Es handelt sich um den Leib.

[«]

25[234]

In Europa sind die Juden die älteste und reinste Rasse. Deshalb ist die Schönheit der Jüdin die höchste.

[«]

25[235]

Die Affen sind zu gutmüthig, als daß der Mensch von ihnen abstammen könnte.

[«]

25[236]

Die Zähmung des Menschen ist bisher als „Moral“ mißverstanden.

[«]

25[237]

Eine unbeschreiblich milde feste entschlossene und herzliche Betrachtung aller Dinge im I Zarathustra.

[«]

25[238]

„Philosophie der Zukunft“

1. Die moralische Tartüfferie.
2. Die Nothwendigkeit der Sklaverei (der Mensch als Werkzeug —)
3. Der Verfall Europa’s.

[«]

25[239]

Die Freiheit des Willens von 2 entgegengesetzten Antrieben aus gelehrt: „liberum arbitrium kann nie gezwungen werden, denn wo Zwang ist, ist keine Freiheit, und wo keine Freiheit, da ist kein Verdienst“ — aber die anderen schließen: „da giebt es keine Schuld“. Die Ersten wollen aus Stolzgefühl, die anderen aus „Sündengefühl“ und „Demuth“ den Satz vom freien Willen.

[«]

25[240]

Es gab in Deutschland bisher noch keine Cultur, sondern immer nur mystische Separatisten. Immer nur Einzelne — das ist Trost!

[«]

25[241]

Die Musik als Nachklang von Zuständen, deren begrifflicher Ausdruck Mystik war — Verklärungs-Gefühl des Einzelnen, transfiguration. Oder: die Versöhnung der inneren Gegensätze zu etwas Neuem, Geburt des Dritten.

[«]

25[242]

Zur Signatur des Sklaven: die Werkzeug-Natur, kalt, nützlich, — ich betrachte alle Utilitarier als unwillkürliche Sklaven. Menschen-**Bruchstücke** — das zeichnet die Sklaven.

[«]

25[243]

Erster Grundsatz: keine Rücksicht auf die Zahl: die Masse, die Elenden und Unglücklichen gehen mich wenig an — sondern die ersten und gelungensten Exemplare, und daß sie nicht aus Rücksicht für die Mißrathenen (d.h. die Masse) zu kurz kommen

Vernichtung der Mißrathenen — dazu muß man sich von der bisherigen Moral emancipiren.

[«]

25[244]

Wir müssen das Christenthum auch noch aus vieler Musik heraushören und es überwinden.

[«]

25[245]

Einzelne Werkzeuge.

1. Die Befehlenden Mächtigen — welche nicht lieben, es sei denn die Bilder, nach denen sie schaffen

die Vollen Vielfachen Unbedingten, welche das Vorhandene überwinden

2. Die Freigelassenen Gehorsamen — Liebe und Verehrung ist ihr Glück (Aufhebung ihrer Unvollständigkeit im Anblick des Höheren)

3. Die Sklaven „Knechtsart“ — Behagen ihnen zu schaffen, Mitleiden unter einander

[«]

25[246]

Im ersten Theil ist der Verfall und seine Nothwendigkeit klarzumachen! In wiefern der Sklave Herr geworden ist, ohne die Tugenden des Herrn zu haben

der Adel ohne das Fundament der Abkunft und Reinhaltung

die Monarchen, ohne die ersten Menschen zu sein.

[«]

25[247]

Zu I) die Verzweiflung und Unsicherheit in aller Form kommt an Zarathustra heran — er giebt die Erklärung.

„Du bist ein Sklave“ sagt er zum Könige, auch zum Philosophen.

Wer soll der Erde Herr sein? Das ist der **Refrain** meiner praktischen Philosophie.

Was ist da zu verwundern? Ihr habt den Sklaven zum Herrn gemacht. Refrain.

„der kleinste Mensch“

„wo geschahen mehr Thorheiten als bei den Mitleidigen“ sagt Zarathustra zum Weibe

„Vaterland und Volk“ — wie die Sprache irre führt!

[«]

25[248]

„Deutschland, Deutschland über Alles“ — ist vielleicht die blödsinnigste Parole, die je gegeben worden ist. Warum überhaupt Deutschland — frage ich: wenn es nicht Etwas will, vertritt, darstellt, was mehr Werth hat, als irgend eine andere bisherige Macht vertritt! An sich nur ein großer Staat mehr, eine Albernheit mehr in der Welt.

[«]

25[249]

Letzte Rede: Hier der Hammer, der die Menschen überwindet

ist der Mensch mißrathen? wohlan, erproben wirs, ob er diesen Hammer aushält!

dies ist der große Mittag

der Untergehende segnet sich

er wahrsagt vom Untergang Zahlloser Einzelner und Rassen

ich bin das fatum

ich habe das Mitleiden überwunden — Jauchzen des Künstlers beim Geschrei des Marmors.

die Thiere und die Pflanzen ertragen diesen Gedanken (er wendet sich an seine Thiere)

„Fort von mir!“ — lachend geht er davon.

Im letzten Theile wird Zarathustra immer fremder, ferner, stiller in seinen Reden. Endlich versinkt er in das tiefste Schweigen — 7 Tage lang. Während dem entsteht die Empörung, der stumme Druck bei den Jüngern.

— ihre Loslösung, das Auseinanderfliehen, Gewitter und Sturm. Das Weib will ihn tödten, als seine letzten Jünger entschlossen sind, ihm ihr Nein zu sagen.

[«]

25[250]

Leo Gfrörer — „Gustav Adolf“
Walter Rogge „parlament<arische> Grössen“

[«]

25[251]

Für das Princip „Deutschl<and> D<eutschland> über Alles“ oder für das deutsche Reich sich zu begeistern, sind wir nicht dumm genug.

[«]

25[252]

Es hat nicht Jeder das Recht, über Jedes zu reden: ebenso wie nicht Jedes in jede Hand genommen werden darf. Ich nenne <das> „die Maul- und Klauen-Seuche“

[«]

25[253]

Wie kann man nur dem Einzelnen Freiheit geben wollen gleich Luther in den höchsten Dingen! Zuletzt ist der Instinkt der Heerde stärker und sie fallen sofort wieder in die Knechtschaft (z.B. die Protestanten vor den erbärmlichsten kleinen Fürsten, — ein Bedientenvolk —)

[«]

25[254]

Die Werthschätzungen der Kirche sind die von Sklaven. Die tiefe Verlogenheit ist europäisch. Wer auf Europäer im großen Umfange wirken will, hat bisher die moral<ische> Tartüfferie nöthig gehabt (z.B. der erste Napoleon in seinen Proklamationen, neuerdings R. Wagner vermöge seiner Attitüden-Musik).

Das „Wohl der Meisten“ als Princip selbst bei Fürsten!

[«]

25[255]

Die Zukunft ist kaum in’s Auge bisher gefaßt worden, außer bei den Römern.

[«]

25[256]

Im Orient erstarrten Völker unter der Herrschaft Eines Sittengesetzes. Europa lebendig geblieben unter der Herrschaft von 2 entgegengesetzten.

Die Geschichte Europas seit der römischen Kaiserzeit ist ein Sklavenaufstand.

[«]

25[257]

Ohne Platonismus und Aristotelismus keine christliche Philosophie.

[«]

25[258]

Begriff des Mystikers: der an seinem eigenen Glück genug und zuviel hat und sich eine Sprache für sein Glück sucht, — er möchte davon wegschenken!

[«]

25[259]

Man vergleiche die Wikinger zu Hause und in der Ferne: ehernes und goldenes Zeitalter, je nach dem Gesichtspunkt. Ebenso der große Mensch der Renaissance! Der Wurm des Gewissens ist eine Sache für den Pöbel, und eine wahre Verderbniß vornehmer Gesinnung.

Jeder großgesinnte Mensch hat alle Verbrechen gethan; ob juristisch, das hängt mit der Milde und Schwäche der Zeit zusammen. Aber man denke an Luther usw. Und Christus — der die, welche ihn nicht liebten, in der Hölle braten ließ!

Daß man viele schlimme Handlungen thut und aushält, emporgehalten durch Größe der Denkweise, welche sich nicht fürchtet vor der Verurtheilung des Rufes — eine ursprüngliche Festigkeit und Größe, abgesehen von angelernten Werthschätzungen. (Bei Rée fehlen alle ursprünglichen Menschen)

Bismarck zu charakterisiren.

Ebenso Napoleon — ein Wohlgefühl sonder Gleichen gieng durch Europa: das Genie soll Herr sein, der blödsinnige „Fürst“ von ehedem erschien als Caricatur. — Nur die Dümmsten opponirten, oder die, welche den größten Nachtheil von ihm hatten (England)

Man versteht große Menschen nicht: sie verzeihen sich jedes Verbrechen, aber keine Schwäche. Wie Viele bringen sie um! Jedes Genie — was für eine Wüstenei ist um ihn!

Wer der Mensch „seines Verbrechens“ wird, steht eben nicht erhaben genug über dem Urtheil.

[«]

25[260]

Der Weg der Freiheit ist hart. 1 Th<eil>

[«]

25[261]

Das hohe Individuum giebt sich alle die Rechte, welche der Staat sich erlaubt — zu tödten, zu vernichten, zu spioniren usw. Die Feigheit und das schlechte Gewissen der meisten Fürsten hat den Staat erfunden und die Phrase vom bien public. Der rechte Mann hat es immer als Mittel in seiner Hand benutzt, zu irgend einem Zwecke.

Die Cultur ist nur in vornehmen Culturen entstanden — und bei Einsiedlern, welche um sich Alles niederbrannten mit Verachtung.

[«]

25[262]

Idealismus des Sclaven, der der **Lügner** ist: grösster Typus davon ein Papst!

[«]

25[263]

Der moderne Socialismus will die weltliche Nebenform des Jesuitismus schaffen: Jeder absolutes Werkzeug. Aber der Zweck ist nicht aufgefunden bisher. Wozu!

[«]

25[264]

Die Nihilisten sollten sich nicht erniedrigen durch europäische Ziele: sie wollen nicht mehr Sklaven sein —

[«]

25[265]

Es hat nicht Jeder das Recht zu jedem Problem z.B. Dühring, Luther — dafür Gedanken- und Preßfreiheit. —

[«]

25[266]

Es galt mir als Zeichen von „Armut am Geiste“, Schopenhauer und Hartmann in Einem Athem <zu> nennen.

[«]

25[267]

Krankheit und Gedrücktheit bringen eine Art von Irrsinn hervor: ebenso harte mechanische Arbeit.

[«]

25[268]

Der Bauer als die gemeinste Art von noblesse: weil er am meisten von sich abhängig ist. Bauernblut ist noch das beste Blut in Deutschland: z.B. Luther Niebuhr Bismarck

Wo ist eine vornehme Familie, in deren Blut nicht venerische Ansteckung und Verderbniß ist?

Bismarck ein Slave. Man sehe nur die Gesichter der Deutschen an (man begreift die Verwunderung Napoleons, als er den Dichter des Werther sah und einen Mann zu sehen bekam!): alles, was männliches überströmendes Blut in sich hatte, gieng in's Ausland: über die erbärmliche zurückbleibende Bevölkerung, das Bedienten-Seelen-Volk, gieng vom Ausland her eine Verbesserung, zumal durch Slavenblut.

Der märkische Adel und der preußische Adel überhaupt (und der Bauer gewisser nord-deutscher Gegenden) enthält gegenwärtig die männlichsten Naturen in Deutschland.

Daß die männlichsten Männer herrschen, ist in der Ordnung.

[«]

25[269]

Wir sind ja keine albernen Keuschheits-Fasler: wenn man ein Weib braucht, wird man schon ein Weib finden, ohne darum Ehen zu brechen und Ehen zu gründen.

[«]

25[270]

1 Grundsatz: es giebt keinen Gott. Er ist so gut widerlegt, als irgend ein Ding. Man muß ins „Unbegreifliche" flüchten, um seine These durchzusetzen. Folglich ist es von jetzt ab Lüge oder Schwäche, an Gott zu glauben.

2 Grundsatz: die männlichsten Männer sollen herrschen, und nicht die Halb-Weiber, die Priester und Gelehrten: — gegen die katholische Schwärmerei Comte's

3 Grundsatz: jenseits der Herrschenden, losgelöst von allen Banden, leben die höchsten Menschen: und in den Herrschenden haben sie ihre Werkzeuge.

Krieger, Land-Bauern, Stadt-Industrie, am tiefsten die Händler.

[«]

25[271]

Der Bauer in Luther schrie über die Lüge des „höheren Menschen“ an den er geglaubt hatte: „es giebt gar keine höheren Menschen“ — schrie er.

[«]

25[272]

Bismarck wollte mit dem Parlament für den leitenden Staatsmann einen Blitzableiter schaffen, eine Kraft gegen die Krone und unter Umständen einen Hebel zur Pression auf das Ausland: — er hat da auch seinen Sünden- und Unfallsbock.

[«]

25[273]

Nach dem Grade der Unabhängigkeit von Ort und Zeit nimmt die noblesse zu. Menschen der höchsten Cultur, aus starken Leibern, stehen über allen Souveränen.

[«]

25[274]

Der zahme Mensch und der gezähmte Mensch — das ist die große Masse.

[«]

25[275]

Wer das Opfer Einer Leidenschaft ist, steht nicht hoch genug: er sollte ihr ent — — —

[«]

25[276]

Die Zukunft unserer Erziehungs-Anstalten
der recht verstandene R. Wagner
der recht verstandene Schopenhauer. Ihn ekelt an, was mich anekelt.

[«]

25[277]

Entschluß. Ich will reden, und nicht mehr Zarathustra

[«]

25[278]

Die Bösen, das sind mir namentlich die, welche als Könige usw. das falsche Bild des mächtigsten Menschen geben, auf Macht von Heeren, Beamten gestützt (selbst Genie's ohne innere Vollendung wie Friedrich der Große und Napoleon), welche die Frage wozu? entstehen lassen.

[«]

25[279]

bien public ist das Sirenenlied: damit werden die niedrigen Instinkte geködert.

[«]

25[280]

Die noble Einfachheit des Spaniers, sein Stolz.

[«]

25[281]

Lob der Nihilisten: lieber vernichten und selber zu Grunde gehn!

[«]

25[282]

„Stil.

Nachahmung — als Talent des Juden. „Sich anpassen an Formen“ — daher Schauspieler, daher Dichter wie Heine und Lipiner.

[«]

25[283]

Ehedem suchte man sein zukünftiges Heil auf Kosten seines gegenwärtigen. So lebt jeder Schaffende in Hinsicht auf sein Werk. Und die große Gesinnung will nun, daß in Hinsicht auf die Zukunft des Menschen ich auf Kosten gegenwärtigen Behagens lebe

[«]

25[284]

Das Lob des dévouement und héroisme zu verachten — aus Verachtung gegen die Lobenden des Mitleidens bin ich beinah hart geworden.

[«]

25[285]

Mein Haß gegen die großen Phrasen in Bezug auf mich. Wer könnte es mit seiner Phantasie erreichen, was ich alles mir bisher im Leben zugemuthet habe und welche Opfer ich gebracht habe, auch unter was für Widerständen ich meinen harten Gang weiter gegangen bin, eingerechnet, daß ich, was Länge und Stärke körperlicher Martern betrifft, vielleicht zu den erfahrensten Menschen gehöre. Und nun mich plötzlich wieder zu sehen in dem verkleinerten Aspekt durch die verkleinernden Augen von Verwandten Freunden, kurz von Jedermann, überschüttet von Verdächtigungen, ebenso wie von Vorwürfen der Schwäche, nebst Ermahnungen. — Und wer hätte auch nur das Recht mich zu ermuthigen!

[«]

25[286]

den Deutschen einen höheren Rang unter den Völkern geben — weil der Zarathustra deutsch geschrieben ist.—

[«]

25[287]

Egoismus! Aber noch Niemand hat gefragt: was für ein ego! Sondern jeder setzt unwillkürlich das ego jedem ego gleich. Das sind die Consequenzen der Sklaven-Theorie vom suffrage universel und der „Gleichheit“.

[«]

25[288]

Bei der Schönheit bleibt das Auge sehr an der Oberfläche. Aber es muß Schönheit noch in jedem inneren Vorgange des Leibes geben: alle seelische Schönheit ist nur ein Gleichniß, und etwas Oberflächliches gegen diese Menge von tiefen Harmonien.

[«]

25[289]

Meine Rede gegen die Bösen (welche den Sklaven schmeicheln —)
die Weltverleumder
die Guten (welche glauben, daß Wohlthun leicht sei und für Jedermann)
(gegen die Pfaffenluft, auch die Pfarrhäuser-Luft

[«]

25[290]

Zeitalter der Versuche.

Ich mache die große Probe: wer hält den Gedanken der ewigen Wiederkunft aus? — Wer zu vernichten ist mit dem Satz „es giebt keine Erlösung", der soll aussterben. Ich will Kriege, bei denen die Lebensmuthigen die Anderen vertreiben: diese Frage soll alle Bande auflösen und die Weltmüden hinaustreiben — ihr sollt sie ausstoßen, mit jeder Verachtung überschütten, oder in Irrenhäuser sperren, sie zur Verzweiflung treiben usw.

[«]

25[291]

Man verstehe doch recht: die Nächstenliebe ist ein Recept für solche, welche schlimm gefahren sind in der Mischung der Eigenschaften. Ihre Verehrer wie Comte geben zu verstehen, daß sie sich satt haben.

[«]

25[292]

Man hat mit der grandiosen Paradoxie „der Gott am Kreuze" allen guten Geschmack in E<uropa> auf Jahrtausende verdorben: <es> ist ein schauerlicher Gedanke, ein Superlativ des Paradoxen! Ebenso wie die Hölle bei einem Gott der Liebe. Es kam da ein esprit barroco auf, gegen welchen das Heidenthum sich nicht mehr aufrecht halten konnte

[«]

25[293]

Daß wir wieder Homer empfinden, betrachte ich als den größten Sieg über das Christenthum und christliche Culturen: daß wir die christliche Verzärtelung, Verhäßlichung, Verdüsterung, Vergeistigung **satt** haben

[«]

25[294]

Man muß an der Kirche die Lüge empfinden, nicht nur die Unwahrheit: so weit die Aufklärung ins Volk treiben, daß die Priester alle mit schlechtem Gewissen Priester werden — —

— ebenso muß man es mit dem Staate machen. Das ist **Aufgabe der Aufklärung**, den Fürsten und Staatsmännern ihr ganzes Gebahren zur absichtlichen Lüge zu machen, sie um das gute Gewissen zu bringen, und die **unbewußte Tartüfferie aus dem Leibe des europäischen Menschen wieder herauszubringen**.

[«]

25[295]

„Die Todesfurcht ist eine Europäer-Art von Furcht." orientalisch.

[«]

25[296]

Die neue Aufklärung. Gegen die Kirchen und Priester

gegen die Staatsmänner
gegen die Gutmüthigen Mitleidigen
gegen die Gebildeten und den Luxus
in summa gegen die Tartüfferie.

gleich Macchiavell.

[«]

25[297]

Socrates: der gemeine Mensch: schlau: durch klaren Verstand und starken Willen Herr über sich werdend: Humor des Siegreichen: im Verkehr mit Vornehmen immer merkend, daß sie nicht sagen können warum (es gehört zur Vornehmheit, daß die Tugend ohne Warum? geübt wird —) Vorher die Wissenschaft bei lauter vornehmen Männern!

In der Beurtheilung seines Todes: eine Art Falschheit, weil er seinen Willen zum Tode verbirgt: sodann bringt er eine Schmach über sein Vaterland. Doch mehr Egoist als Patriot.

Die Dialektik ist plebejisch ihrer Herkunft nach: der Fanatismus Plato's der einer **poetischen** Natur für ihr Gegenstück. Zugleich merkt er, als **agonale** Natur, daß hier das Mittel zum Siege gegeben ist gegen alle Mitkämpfer, und daß die Fähigkeit selten ist.

[«]

25[298]

Vom Range. Die schreckliche Consequenz der „Gleichheit" — schließlich glaubt jeder das Recht zu haben zu jedem Problem. Es ist alle Rangordnung verloren gegangen.

[«]

25[299]

Unsere Voraussetzungen: kein Gott: keine Zwecke: endliche Kraft. Wir wollen uns hüten, den Niedrigen die ihnen nöthige Denkweise auszudenken und vorzuschreiben!!

[«]

25[300]

Sinn der Religion: die Mißrathenen und Unglücklichen sollen erhalten werden, und durch Verbesserung der Stimmung (Hoffnung und Furcht) vom Selbstmord abgehalten werden.

Oder bei den Vornehmen: ein Überschuß von Dank und Erhebung, welcher zu groß ist, als daß er einem Menschen dargebracht werden könnte

[«]

25[301]

Ausbruch meines Ekels gegen die Unverschämtheit, mit der selbst Gänse sich das Recht geben, über „Gut“ und „Bös“ bei den großen Menschen zu reden.

[«]

25[302]

Bauernjungen, zu Priestern gemacht, nach dem Kloster riechend

[«]

25[303]

die deutsche Philosophie, welche nach dem Tübinger Stift riecht

[«]

25[304]

„Nichts ist wahr, alles ist erlaubt“.

[«]

25[305]

Zarathustra „ich nahm euch Alles, den Gott, die Pflicht, — nun müßt ihr die größte Probe einer edlen Art geben. Denn **hier** ist die Bahn den Ruchlosen offen — seht hin!

— das Ringen um die Herrschaft, am Schluß die Heerde mehr Heerde und der Tyrann mehr Tyrann als je.

— kein Geheimbund! Die Folgen meiner Lehre müssen fürchterlich wüthen: aber es sollen an ihr Unzählige zu Grunde gehen.

— wir machen einen Versuch mit der Wahrheit! Vielleicht geht die Menschheit dran zu Grunde! Wohlan!

[«]

25[306]

I Theil. Der Berg zuletzt umdampft von Trübsal und Noth
alle Arten Umögliche flüchten zu ihm — ein Heer von Narren um mich!
— Von der Sclaven-Religion
— vom Range.
— die Gottlosen, aus Ehrlichkeit kommen zu ihm

[«]

25[307]

1 Grundsatz. Alle bisherigen Werthschätzungen sind aus falschem vermeintlichem Wissen um die Dinge entsprungen: — sie verpflichten nicht mehr, und selbst wenn sie als Gefühl, instinktiv (als Gewissen) arbeiten.

2 Grundsatz. Anstatt des Glaubens, der uns nicht mehr möglich ist, stellen wir einen starken Willen über uns, der eine vorläufige Reihe von Grundschätzungen festhält, als heuristisches Princip: um zu sehn, wie weit man damit kommt.

Gleich dem Schiffer auf unbekanntem Meere. In Wahrheit war auch all jener „Glauben“ nichts Anderes: nur war ehemals die Zucht des Geistes zu gering, um unsere großartige Vorsicht aushalten zu können.

3 Grundsatz. Die Tapferkeit von Kopf und Herz ist, was uns europäische Menschen **auszeichnet**: erworben im Ringen von vielen Meinungen. Größte Geschmeidigkeit, im Kampfe mit spitzfindig gewordenen Religionen, und eine herbe Strenge, ja Grausamkeit. Vivisection ist eine Probe: wer sie nicht aushält, gehört nicht zu uns (und gewöhnlich giebt es auch sonst Zeichen, daß er nicht zu uns gehört z.B. Zöllner.)

4 Grundsatz. Die Mathematik enthält Beschreibungen (Definitionen) und Folgerungen aus Definitionen. Ihre Gegenstände existiren nicht. Die Wahrheit ihrer Folgerungen beruht auf der Richtigkeit des logischen Denkens. — Wenn die Mathematik angewendet wird, so geschieht dasselbe, wie bei den „Mittel- und Zweck“-Erklärungen: es wird das Wirkliche erst zurechtgemacht und vereinfacht (**gefälscht — —**)

5 Grundsatz. Das am meisten von uns Geglaubte, alles a priori ist darum nicht gewisser, daß es so stark geglaubt wird. Sondern es ergiebt sich vielleicht als eine Existenz-Bedingung unserer Gattung — irgend eine Grund-Annahme. Deshalb könnten andere Wesen andere Grundannahmen machen z.B. 4 Dimensionen. Deshalb könnten immer noch all diese Annahmen falsch sein — oder vielmehr: in wie fern könnte irgend Etwas „an sich wahr“ sein! Dies ist der Grund-Unsinn!

6 Grundsatz. Es gehört zur erlangten Männlichkeit, daß wir uns nicht über unsere menschliche Stellung betrügen: wir wollen vielmehr unser Maaß streng durchführen und das **größte Maaß von Macht über die Dinge anstreben**. Einsehen, daß die Gefahr ungeheuer ist: das der Zufall bisher geherrscht hat —

7 Grundsatz. Die Aufgabe der Erdregierung kommt. Und damit die Frage: **wie** wir die Zukunft der Menschheit wollen! — Neue Werthtafeln nöthig. Und Kampf gegen die Vertreter der alten „ewigen“ Werthe als höchste Angelegenheit!

8 Grundsatz. Aber woher nehmen wir unseren Imperativ? Es ist kein „du sollst“, sondern das „ich muß“ des Übermächtigen, Schaffenden.

[«]

25[308]

Die Philosophen haben gesucht, die Welt in 1) Bilder (Erscheinungen) oder 2) Begriffe aufzulösen oder in 3) Willen — kurz in irgend Etwas uns am Menschen Bekanntes — oder sie der Seele gleichzusetzen (als „Gott“)

Das Volk hat „Ursache und Wirkung“ von dem als bekannt geltenden Verhältniß des menschlichen Handelns in die Natur gelegt. „Freiheit des Willens“ ist die Theorie zu einem Gefühl.

Eine Sache, deren subjektive Herkunft erkannt ist, ist damit noch nicht bewiesen als „nichtseiend“, z.B. Raum, Zeit usw.

Die Wissenschaft der Mathematik löst die Welt in Formeln auf. Das heißt, sie — — —

Man muß dagegen festhalten, was Begriffe und Formeln nur sein können: Mittel der Verständlichung und Berechenbarkeit, die praktische Anwendbarkeit ist Ziel: daß der Mensch sich der Natur bedienen könne, die vernünftige Grenze.

Wissenschaft: die Bemächtigung der Natur zu Zwecken des Menschen —

— das Überschüssige Phantasiren bei Metaphysikern Mathematikern abschneiden: obwohl es nothwendig ist, als ein Experimentiren darauf hin, was vielleicht zufällig dabei erwischt wird.

Die größte Masse geistiger Arbeit in der Wissenschaft verschwendet — auch hier noch waltet das Princip der größtmöglichen Dummheit.

Grundsatz bei der Erklärung aller menschlichen Geschichte: die Anstrengungen sind unendlich viel größer als der Ertrag.

[«]

25[309]

Grundsatz: wie die Natur sein: zahllose Wesen zum Opfer bringen können, um Etwas mit der Menschheit zu erreichen. Man muß studiren, **wie** thatsächlich irgend ein großer Mensch zu Stande gebracht worden ist. Alle bisherige Ethik ist grenzenlos beschränkt und lokal: blind und verlogen gegen die wirklichen Gesetze außerdem noch. Sie war da, nicht zur Erklärung, sondern zur **Verhinderung** gewisser Handlungen: geschweige denn zur Erzeugung

Wissenschaft ist eine gefährliche Sache: und bevor wir nicht ihrethalben verfolgt werden, ist es Nichts mit ihrer „Würde.“ Oder gar wenn man in die Volksschule Wissenschaft trägt: und jetzt gar die Mädchen und die Gänse anfangen, wissenschaftlich zu schnattern; das liegt daran, daß sie immer mit moralischer Tartüfferie betrieben wurde.

Damit will ich ein Ende machen.

Alle Voraussetzungen der bestehenden „Ordnung“ widerlegt.

1. Gott widerlegt: weil alles Geschehen weder gütig noch klug noch wahr ist;

2) weil „gut“ und „böse“ keine Gegensätze sind und die moralischen Werthe sich verwandeln

3) weil „wahr“ und „falsch“ beide nöthig sind — Täuschenwollen wie Sich-täuschen-lassen eine Voraussetzung des Lebendigen ist

4) „unegoistisch“ gar nicht möglich. „Liebe“ falsch verstanden. „Gebet“ gleichgültig; „Ergebung“ gefährlich.

[«]

25[310]

Daß unsere Sinnesorgane selber nur Erscheinungen und Folgen unserer Sinne sind und unsere leibliche Organisation eine Folge unserer Organisation, scheint mir etwas Widerspruchsvolles oder mindestens ganz unbeweisbares. Daß tartarus stibiatus mich erbrechen macht, hat mit allen „Erscheinungen“ und „Meinungen“ nichts zu thun.

Die Photographie ist ein genügender Gegenbeweis gegen die gröblichste Form des „Idealismus“.

[«]

25[311]

Woher der Sinn für Wahrheit? Erstens: wir fürchten uns nicht, abzuweichen 2) er vermehrt unser Machtgefühl, auch gegen uns selber.

[«]

25[312]

die Welt „vermenschlichen“ d.h. immer mehr uns in ihr als Herren fühlen —

[«]

25[313]

Fühlen, Begreifen, Wollen wären in Bezug auf die unsäglich kleine Bewegtheit der Atome gar nicht möglich, wenn nicht zu ihrem Wesen gehörten, das Zusammennehmen, Vergröbern, Verlängern, Gleichansetzen.

Das Bild und der Begriff entsteht, indem eine produktive Kraft einige gegebene Reize gestaltet: eine „Erscheinung“ macht

[«]

25[314]

In der Mathematik giebt es kein Begreifen, sondern nur ein Feststellen von Nothwendigkeiten: von Verhältnissen, welche nicht wechseln, von Gesetzen im Sein.

Eine mechanische Weltanschauung d.h. eine solche, bei der zuletzt auf ein Begreifen verzichtet wird, wir „begreifen“ nur, wo wir Motive verstehen. Wo es keine Motive giebt, da hört das Begreifen auf.

Meine Absicht in Betreff auch der zweckmäßigsten Handlungen ist zu zeigen, daß unser „Begreifen“ auch da ein Schein und Irrthum ist.

[«]

25[315]

Capitel: über das „Begreifen“ von Handlungen.

[«]

25[316]

Das Ideal ist, das complicirteste aller Maschinenwesen zu construiren, entstanden durch die dümmste aller möglichen Methoden.

[«]

25[317]

Vor dem Kunstwerk kann man sich gehn lassen. Vor dem großen Menschen nicht! Daher die Pflege der Künste bei den Unterworfenen, die sich eine Welt der Freiheit schaffen — die Künstler sind meistens solche, welche nicht Herrscher sind.

Die Herrscher lieben die Kunst, weil sie Abbilder von sich wollen.

[«]

25[318]

Lange p 822 „eine Wirklichkeit, wie der Mensch sie sich einbildet, und wie er sie ersehnt, wenn diese Einbildung erschüttert wird: ein absolut festes, von uns unabhängiges und doch von uns erkanntes Dasein — eine solche Wirklichkeit giebt es nicht.“ Wir sind thätig darin: aber das giebt dem Lange keinen Stolz!

nichts trügerisches, wandelndes, abhängiges, unerkennbares also wünscht er sich — das sind Instinkte geängstigter Wesen und solcher, die noch moralisch beherrscht sind: sie ersehnen einen absoluten Herrn, etwas Liebevolles Wahrheit-Redendes — kurz diese Sehnsucht der Idealisten ist moralisch-religiös vom Sklavengesichtspunkte aus.

Umgekehrt könnte unser Künstler-Hoheits-Recht darin schwelgen, diese Welt geschaffen zu haben

„subjektiv nur“, aber ich empfinde umgekehrt: wir haben’s geschaffen!

[«]

25[319]

Formend — das ist der Trieb des Sittlichen: Typen zu bilden: dazu sind Gegensätze der Schätzung nöthig.

Formen sehen oder ausrechnen ist unser größtes Glück — es ist auch unsere längste Übung.

[«]

25[320]

In allen ästhetischen Urtheilen stecken sittliche. P<eter> G<ast> ist zu gutmüthig, um Ein Wollen seinem Satze aufzuprägen, er giebt nach.

[«]

25[321]

Der große Stil besteht in der Verachtung der kleinen und kurzen Schönheit, ist ein Sinn für Weniges und Langes.

[«]

25[322]

Zarathustra wartend

1) Anzeichen der größten Verwirrung. „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt“

2) Er verkündet seine E<wige> W<iederkunft>. Unwille, Klage — bis zum Attentat. Zarathustra lacht, ist glücklich, denn er bringt die große Krisis

3) die Weltmüden ziehn davon, die Schaar wird kleiner. Ihr theilt er seine Lehre mit, um zum Übermenschen den Weg zu finden und doch guter Dinge zu sein

Heiter wie im Feldlager. Festzüge usw.

[«]

25[323]

Die ewige Wiederkunft.
Mittag und Ewigkeit.

1. Es ist Zeit!
2. Der grosse Mittag.
3. Die Gelobenden.

Wahrsagung
von der ewigen Wiederkunft

[«]

25[324]

Sehen und Hören setzt voraus ein Sehen-lernen, Hören-lernen ganz bestimmter Formen.

[«]

25[325]

Daß in der morphologischen Kette der Thiere das Nervensystem und später das Gehirn sich entwickelt: giebt einen Anhaltepunkt — es entwickelt sich das Fühlen, wie sich später das Bilder-schaffen und Denken entwickelt. Ob wir es schon noch nicht begreifen: aber wir sehen, daß es so ist. Wir finden es unwahrscheinlich, Lust und Schmerz schon in alles Organische zu versetzen: und es ist immer noch auch beim Menschen der Reiz eine Stufe, wo beides nicht da ist.

[«]

25[326]

Wir sind mißtrauisch, vom „Denkenden“ „Wollenden“ Fühlenden in uns auszugehen. Das ist ein Ende und jedenfalls das Verwickeltste und Schwerst-Verständliche.

[«]

25[327]

Die Entstehung der subjektiven Raum- Zeit- Kraft- Causalitäts- Freiheitsempfindung, gesetzt sie sei erkannt: ebenso die Entstehung des Bildes (d.h. von Formen Gestalten), der Begriffe (d.h. Erinnerungszeichen für ganze Gruppen von Bildern mit Hülfe von Lauten): alle diese subjektiven Erscheinungen machen keinen Zweifel an der objektiven Wahrheit von den logischen mathematischen mechanischen chemischen Gesetzen. Eine andere Sache ist unsere Fähigkeit, uns auszudrücken über diese Gesetze: wir müssen uns der Sprache bedienen.

[«]

25[328]

Die Sprache vollerer Naturen finden — ihr Bild der Welt wiederstrahlen —

[«]

25[329]

Den Charakter zu einer Denkweise finden, wie meine ist: mechanisch, der Zufall, die Lust an schönen Gebilden, am Zerbrechen (weil es Werden ist) kluges Benützen, den Zufall ausbeuten, unverantwortlich, tapfer, ohne Steifigkeit

[«]

25[330]

Mittheilung von Zuständen — da reicht die Prosa lange nicht aus — die Wissenschaft aber kann nur den wissenschaftlichen Zustand mittheilen und soll nichts Anderes!!

Von der Vielheit der Sprache (durch Bilder Töne) als Mittel des volleren Menschen, sich mitzutheilen.

[«]

25[331]

Zarathustra nach dem seine Jünger erschreckt sich abgewendet haben und er lachend übermenschlich-sicher seine Mission ausgedrückt hat: — — mit tiefster Zärtlichkeit sie zu sich rufend, gleichsam zurückkehrend aus der höchsten Entfremdung und Ferne: väterlich.

[«]

25[332]

Zusammenhang des Aesthetischen und Sittlichen: der große Stil will Einen starken Grundwillen und verabscheut am meisten die Zerfahrenheit.

Der Tanz und eine leichte Entwicklung aus einer Phase in die andere ist äußerst gefährlich — ein Schwertertanz. Denn die grobe Consequenz und Hartnäckigkeit geben dem Individuum sonst die Dauerhaftigkeit.

Am schwersten vereinigt: Ein Wille, Stärke des Grundgefühls und Wandel der Bewegungen (Verwandlungen)

[«]

25[333]

Alles Organische, das „urtheilt", handelt wie der Künstler: es schafft aus einzelnen Anregungen Reizen ein Ganzes, es läßt Vieles Einzelne bei Seite und schafft eine simplificatio, es setzt gleich und bejaht sein Geschöpf als seiend. Das Logische ist der Trieb selber, welcher macht, daß die Welt logisch, unserem Urtheilen gemäß verläuft.

Das Schöpferische — 1) Aneignende 2) Auswählende 3) Umbildende Element — 4) das Selbst-Regulirende Element — 5) das Ausscheidende.

[«]

25[334]

Es giebt durch viele Generationen von Arten hindurch eine Nothwendigkeit, die schon im ersten Keim liegt: gesetzt daß die Bedingungen der Ernährung sich günstig hinzufinden, ist das organische Geschöpf für alle seine Zukunft bedingt: der Zeitpunkt des Eintretens der einzelnen neuen Formen (z.B. Nerven) hängt von den Zufällen der Ernährung ab.

NB. Steigerung des Lebens nach der Dauer der Gestirne.

[«]

25[335]

Der große Mensch fühlt seine Macht über ein Volk, sein zeitweiliges Zusammenfallen mit einem Volke oder einem Jahrtausende: diese Vergrößerung im Gefühl von sich als causa und voluntas wird mißverstanden als „Altruismus“ —

— es drängt ihn nach Mitteln der Mittheilung: alle großen Menschen sind **erfinderisch** in solchen Mitteln. Sie wollen sich hineingestalten in große Gemeinden, sie wollen Eine Form dem Vielartigen, Ungeordneten geben, es reizt sie das Chaos zu sehn

— Mißverständniß der Liebe. Es giebt eine sklavische Liebe welche sich unterwirft und weggiebt: welche idealisirt und sich täuscht — es giebt eine göttliche Liebe, welche verachtet und liebt und das geliebte umschafft, **hinaufträgt**. —

— jene ungeheure Energie der Größe zu gewinnen, um, durch Züchtung und anderseits durch Vernichtung von Millionen Mißrathener, den zukünftigen Menschen zu gestalten und nicht zu Grunde zu gehen an dem Leid, das man schafft, und dessen Gleichen noch nie da war! —

— Gesinnung der Mißrathenen, sich zu opfern: das der Sinn der Orden, welche sich Keuschheit geloben.

— der Genuß an Formen in den bildenden Künsten: sie theilen einen Zustand des Künstlers mit (ruhig-verehrend). Der Musiker ist von den Affekten bewegt, ohne daß er Objekte dazu sieht — und theilt seinen Zustand mit. Viel umfänglicher als die Zustände des Malers.

[«]

25[336]

Zur Psychologie.

1. Jedes „ethische“ Gefühl, das uns zum Bewußtsein kommt, wird vereinfacht, je mehr es bewußt wird d.h. es nähert sich dem Begriff an. An sich ist es vielfach, ein Zusammenklingen vieler Töne.

2. Die „innere“ Welt ist unfaßbarer als die äußere: das Miterklingen vieler Obertöne läßt sich durch die Musik deutlich machen, die ein Abbild giebt.

3. Damit in einer mechanischen Weltordnung etwas gewußt werden kann, muß ein Perspectiv-Apparat da sein, der 1) ein gewisses Stillestehen 2) ein Vereinfachen 3) ein Auswählen und Weglassen möglich macht. Das Organische ist eine Vorrichtung, an welcher sich Bewußtsein entwickeln kann, weil es selber zu seiner Erhaltung dieselben Vorbedingungen nöthig hat.

4. Die innere Welt muß in Schein verwandelt werden, um bewußt zu werden: viele Erregungen als Einheit empfunden usw. Vermöge welcher Kraft hören wir einen Akkord als Einheit und noch dazu die Art des Instrumentklanges, seine Stärke, sein Verhältniß zum Eben-Gehörten usw.?? Die ähnliche Kraft bringt jedes Bild des Auges zusammen.

5. Unsere fortwährende Einübung von Formen, erfindend, vermehrend, wiederholend: Formen des Sehens, Hörens und Tastens.

6. Alle diese Formen, welche wir sehen, hören, fühlen usw. sind nicht vorhanden in der Außenwelt, welche wir mathematisch-mechanisch feststellen.

7. Meine Vermuthung, daß alle Eigenschaften des Organischen selber uns deshalb aus mechanischen Gründen **unableitbar** sind, weil wir selber erst antimechanische Vorgänge hineingesehen haben: wir haben das Unableitbare erst hineingelegt.

8. Vorsicht, das sehr Complicirte nicht als etwas Neues zu behandeln.

[«]

25[337]

Für einen vollen und rechtwinkligen M<enschen> ist eine so bedingte und verklausulirte Welt, wie die Kants, ein Greuel. Wir haben ein Bedürfniß nach einer groben Wahrheit; und wenn es diese nicht giebt, nun, so lieben wir das Abenteuer und gehen aufs Meer

— zu beweisen, daß die Consequenzen der Wissenschaft gefährlich sind, meine Aufgabe. „Es ist vorbei mit „gut“ und „böse“ — “

— im Zeitalter des suffrage universel ist der Ton der Unehrerbietigkeit am höchsten, mit der jetzt der Philosoph behandelt wird: alle Gänse schnattern ja bereits mit! — man lese z.B. das philosophische Geschnatter der George Sand oder der Frau John Stuart Mill. Nun, ich ziehe vor, seine Stellung gehaßt und gefährlich zu machen: man soll ihm fluchen, wenn man ihn nicht anders zu ehren weiß!

— der Kampf mit der Sprache.

[«]

25[338]

Es wird erzählt <daß> der berühmte Stifter des Christenthums vor Pilatus sagte „ich bin die Wahrheit“; die Antwort des Römers darauf ist Roms würdig: als die größte Urbanität aller Zeiten.

[«]

25[339]

„Gott“ im Alterthum anders empfunden, ganz und gar ohne den monotheistisch-moralischen Beigeschmack. — Priap in den Gärten, als Vogelscheuche. Ein Hirt dankbar für die Fruchtbarkeit der Heerde z.B.

Die Masse Dankbarkeit in der griechischen Religion. Später, im Pöbel, überwuchert die Furcht: Epicur und Lucrez.

[«]

25[340]

Grundsatz. Wenn es sich um bien public handelte, so wäre der Jesuitism im Recht, ebenso das Assassinenthum; ebenso das Chinesenthum.

[«]

25[341]

Grundsatz. Mit allen Kräften die stillstehenden ewigen Werthschätzungen umwerfen! Große Aufgabe.

[«]

25[342]

Die Revolution, Verwirrung und Noth der Völker ist das Geringere in meiner Betrachtung, gegen die Noth der großen Einzelnen in ihrer Entwicklung. Man muß sich nicht täuschen lassen: die vielen Nöthe aller dieser Kleinen bilden zusammen keine Summe, außer im Gefühle von mächtigen Menschen.

An sich denken, in Augenblicken großer Gefahr: seinen Nutzen ziehen aus dem Nachtheile Vieler: — das kann bei einem sehr hohen Grade von Abweichung ein Zeichen großen Charakters sein, der über seine mitleidigen und gerechten Empfindungen Herr wird.

[«]

25[343]

Wenn ein inferiorer Mensch seine alberne Existenz, sein viehisch-dummes Glück als Ziel faßt, so indignirt er den Betrachter; und wenn er gar andere Menschen zum Zweck seines Wohlbefindens unterdrückt und aussaugt, so sollte man so eine giftige Fliege todtschlagen.

Der Werth eines Menschen soll beweisen, was für Rechte er sich nehmen darf: die „Gleichstellung“ geschieht aus Mißachtung der höheren Naturen und ist ein Verbrechen an ihnen.

Dadurch, daß ein Mensch die Förderung einer Familie, eines Volkes usw. auf sich nimmt, gewinnt er an Bedeutung, vorausgesetzt, daß seine Kraft es ihm erlaubt, sich eine solche Aufgabe zu setzen. Ein Mensch, der nichts hat, als viehische Begierden im Leibe, sollte nicht das Recht zur Heirath haben.

Die Rechte, die ein Mensch sich nimmt, stehn im Verhältniß zu den Pflichten, die er sich stellt, zu den Aufgaben, denen er sich gewachsen fühlt.

Die allermeisten Menschen sind ohne Recht zum Dasein, sondern ein Unglück für die höheren: ich gebe den Mißrathenen noch nicht das Recht. Es giebt auch mißrathene Völker.

Die alberne „Humanität“! Gegen die Thiere gerechnet, mag sich der Mensch als Mensch bei „Seines-Gleichen“ fühlen. Aber als Mensch vor Menschen —

[«]

25[344]

Die **Entartung der Herrscher und der herrschenden Stände** hat den größten Unfug in der Geschichte gestiftet! Ohne die römischen Cäsaren und die römische Gesellschaft wäre der Wahnsinn des Christenthums nicht zur Herrschaft gekommen.

Wenn die geringeren Menschen der Zweifel anfällt, ob es höhere Menschen giebt, da ist die Gefahr groß! Und man endet zu entdecken, daß es auch bei den geringen, unterworfenen, geistesarmen Menschen Tugenden giebt und daß vor Gott die Menschen gleich stehn: was das non plus ultra des Blödsinns bisher auf Erden gewesen ist! Nämlich die höheren Menschen maßen sich selber schließlich nach dem Tugend-Maaßstab der Sklaven — fanden sich „stolz“ usw. — fanden alle ihre höheren Eigenschaften als verwerflich!

— als Nero und Caracalla oben saß, entstand die Paradoxie: der niedrigste Mensch ist mehr werth als der da oben! Und ein Bild Gottes brach sich Bahn, welches möglichst entfernt war vom Bilde der Mächtigsten — der Gott am Kreuze!

— die Römer haben bisher das größte Unglück Europas verschuldet, das Volk der Unmäßigkeit — — sie haben Extreme zur Herrschaft gebracht und extreme Paradoxien, wie den „Gott am Kreuze“

— man muß erst die Unterscheidung lernen: für die Griechen, wider die Römer — das heiße ich antike Bildung

[«]

25[345]

Ursachen des Pessimismus

die Sklaven-Moral im Vordergrund „Gleichheit“
die gemeinsten Menschen haben alle „Vortheile“ für sich
die Entartung der Herrscher und herrschenden Stände
die Nachwirkung der Priester und Weltverleumder.
die Mitleidigen und Empfindelnden: Absenz der Härte,
— die Schonung der Mißrathenen
die Ziellosigkeit, weil der große Mensch fehlt, dessen Anblick schon das Dasein rechtfertigt.
die falschen Ideale, vom Einen Gott her, „vor Gott Alle Sünder“
die armen dürren Geister, feige dazu

[«]

25[346]

Man muß den Stolz des Unglücks lernen —

[«]

25[347]

Seneca als eine Culmination der antiken moralischen Verlogenheit — ein würdevoller Spanier, wie Grazian

[«]

25[348]

Die Wurzel alles Üblen: daß sklavische Moral gesiegt hat, der Sieg der Demuth, Keuschheit, absoluten Gehorsams, Selbstlosigkeit —

— die herrschenden Naturen wurden dadurch 1) zur Heuchelei 2) zur Gewissensqual verurtheilt — die schaffenden Naturen fühlten sich als Aufrührer gegen Gott, unsicher, und gehemmt durch die ewigen Werthe

— die Barbaren zeigten, daß **Maaßhalten-können** bei ihnen nicht zu Hause war: sie fürchteten und verlästerten die Leidenschaften und Triebe der Natur: — ebenso der Anblick der herrschenden Cäsaren und Stände.

— es entstand anderseits der Verdacht, daß alle Mäßigung eine Schwäche sei oder Alt- und Müdewerden (so hat La Rochefoucauld den Verdacht, daß „Tugend“ ein schönes Wort sei bei solchen, welchen das Laster keine Lust mehr mache)

— das Maaßhalten selber war als Sache der Härte, Selbstbezwingung, Askese geschildert, als Kampf mit dem Teufel usw. das natürliche Wohlgefallen der aesthetischen Natur am Maaße der **Genuß** am Schönen des Maaßes war übersehen oder verleugnet, weil man eine antieudämonistische Moral wollte

In summa: die besten Dinge sind verlästert worden (weil die Schwachen oder die unmäßigen Schweine ein schlechtes Licht darauf warfen) — und die besten Menschen sind verborgen geblieben und haben sich oft selber verkannt.

[«]

25[349]

Die Ausrottung der „Triebe“

die Tugenden, die unmöglich sind oder

die Tugenden, welche bei Sclaven, von Priestern beherrscht, am schätzenswerthesten sind

die verfaulten herrschenden Stände haben das Bild des Herrschenden verdorben der „Staat“, als Gericht übend, ist eine Feigheit, weil der große Mensch fehlt, an dem gemessen werden kann.

— zuletzt wird die Unsicherheit so groß, daß die Menschen schon vor jeder Willenskraft, die befiehlt, in den Staub fallen

NB. Hohn über die Könige mit den Tugenden kleiner Bürgersleute

[«]

25[350]

Man redet so dumm vom Stolze — und das Christenthum hat ihn gar als sündlich empfinden machen! Die Sache ist: wer Großes von sich verlangt und erlangt, der muß sich von denen sehr fern fühlen, welche dies nicht thun — diese Distanz wird von diesen Anderen gedeutet als „Meinung über sich“: aber jener kennt sie nur als fortwährende Arbeit, Krieg, Sieg, bei Tag und Nacht: von dem Allen wissen die Anderen nichts!

[«]

25[351]

Die Lehre μηδὲν ἄγαν wendet sich an Menschen mit überströmender Kraft — nicht an die Mittelmäßigen.

Die ἐγκράτεια und ἄσκησις ist nur eine Stufe der Höhe: höher steht die „goldene Natur“.

„Du sollst“ — unbedingter Gehorsam bei Stoikern, in den Orden des Christenthums und der Araber, in der Philosophie Kant’s (es ist gleichgültig, ob einem Oberen oder einem Begriff).

Höher als „du sollst“ steht „ich will“ (die Heroen); höher als „ich will“ steht „ich bin“ (die Götter der Griechen)

Die barbarischen Götter drücken nichts von der Lust am Maaße aus — sind weder einfach, noch leicht, noch maaßvoll.

[«]

25[352]

Zu Zarathustra: „die Goldenen“ als höchste Stufe.

[«]

25[353]

NB. Die Schlichtheit im Leben, Kleiden, Wohnen, Essen, zugleich als Zeichen des höchsten Geschmacks: die höchsten Naturen bedürfen des Besten, daher ihre Schlichtheit!

Die üppigen bequemen Menschen, ebenso die prunkvollen sind lange nicht so unabhängig: sie haben an sich selber auch keine so ausreichende Gesellschaft.

In wie fern der stoische Weise und noch mehr der Mönch ein Exceß ist, eine barbarische Übertreibung — —.

[«]

25[354]

— die Fürsten sind unter allen Umständen Menschen zweiten Ranges: die ganz hohen Menschen herrschen über Jahrtausende und können sich nicht für die gegenwärtigen Dinge so interessiren. Die Fürsten sind ihre Werkzeuge oder schlaue Hunde, welche sich als Werkzeuge stellen.

Über dem Bilde des Fürsten (als Werkzeug des Weisen) das Bild des höchsten Weisen zu zeigen.

[«]

25[355]

Rangordnung: der die Werthe bestimmt und den Willen von Jahrtausenden lenkt, dadurch daß er die höchsten Naturen lenkt, ist der höchste Mensch.

[«]

25[356]

Das, was gemeinhin dem Geiste zugewiesen wird, scheint mir das Wesen des Organischen auszumachen: und in den höchsten Funktionen des Geistes finde ich nur eine sublime Art der organischen Funktion (Assimilation Auswahl Secretion usw.)

Aber der Gegensatz „organisch“ „unorganisch“ gehört ja in die Erscheinungswelt!

[«]

25[357]

Die großen geistigen Thätigkeiten krankhaft als Beherrschtsein von Einem Gedanken; Mangel von Spontaneität — eine Art Hypnotismus. Sie entnerven und machen willensschwach unter anderen Umständen.

Ob bei dem Gehorsam nicht oft so etwas ist wie Hypnotismus?

[«]

25[358]

NB. Grundsatz: jedes Erlebniß, in seine Ursprünge zurückverfolgt, setzt die ganze Vergangenheit der Welt voraus. — Ein factum gut heißen, heißt Alles billigen!

Aber indem man Alles billigt, billigt man auch alle vorhandenen und gewesenen Billigungen und Verwerfungen!

[«]

25[359]

Der größte Theil unserer Erlebnisse ist ungewußt und wirkt.

[«]

25[360]

Die Herrschaft über sich ist das Gleichgewicht vieler aufgehäuften Erinnerungen und Motive — eine Art Frieden unter feindlichen Kräften.

voluntas ist ein zuletzt mechanisches unbedingtes Übergewicht, ein Sieg, der ins Bewußtsein tritt.

[«]

25[361]

Die Einübung des Auges in Formen: muthmaaßlich auch des Ohres und Getastes. Ebenso zeigt uns der Traum, wie sehr wir andere Personen sein könnten — wir machen es sehr gut nach.

[«]

25[362]

Die **schöpferische** Kraft — nachbildend, bildend, formend, sich übend — der von uns repräsentirte Typus ist eine unserer Möglichkeiten — wir könnten viele Personen noch darstellen — wir haben das Material dazu in uns. — Unsre Art Leben und Treiben als eine Rolle zu betrachten — eingerechnet die Maximen und Grundsätze - - - wir suchen einen **Typus** darzustellen, instinktiv — wir wählen aus unserem Gedächtniß aus, wir verbinden und combiniren die facta des Gedächtnisses.

[«]

25[363]

Der Einzelne enthält viel mehr Personen, als er glaubt. „Person“ ist nur eine Betonung, Zusammenfassung von Zügen und Qualitäten.

[«]

25[364]

Das Mißverständniß der Handlung, durch falsche untergeschobene Motive.

[«]

25[365]

NB. In wie fern unser bewußtes Leben durch und durch falsch und ein Schleier ist.

[«]

25[366]

Lügen, um zu lügen, ist der primitive Hang: in allen pöbelhaften Zeitaltern.

Herrschen, um zu herrschen, und nicht, wie Helvétius meint, um die Genüsse zu haben.

[«]

25[367]

— allgemeiner Mangel an Kenntniß der Natur

[«]

25[368]

Der Philosoph weiß nicht, welche Motive ihn zum Forschen drängen.

[«]

25[369]

Von der Oberflächlichkeit des Bewusstseins

[«]

25[370]

Pessimismus des 19ten Jahrhunderts als Folge der Pöbel-Herrschaft.
Le plaisir im 18ten Jahrhundert.

[«]

25[371]

Ursache und Wirkung ist keine Wahrheit, sondern eine Hypothese — und zwar eine solche, mit der wir die Welt uns vermenschlichen, unserem Gefühle näher bringen („Willen“ wird hineinempfunden)

— mit der atomistischen Hypothese machen wir die Welt unserem Auge und unserer Berechnung zugleich zugänglich

— es ist das Maaß des wissenschaftlich starken Geistes, wie sehr er aushält, den Wahn absoluter Urtheile und Schätzungen abzuweisen oder noch nöthig zu haben. Nämlich nicht unsicher werden! Und eine solche Hypothese mit einem zähen Willen festhalten und dafür leben!

[«]

25[372]

Man hat immer die Hauptsache **vergessen**: warum will denn der Philosoph erkennen? Warum schätzt er die „Wahrheit“ höher als den Schein? Diese Schätzung ist älter als jedes cogito, ergo sum: selbst den logischen Prozeß vorausgesetzt, giebt es etwas in uns, welches ihn bejaht und sein Gegentheil verneint. Woher der Vorzug? Alle Philosophen haben vergessen zu erklären, warum sie das Wahre und das Gute schätzen, und Niemand hat versucht, es mit dem Gegentheil zu versuchen. Antwort: das Wahre ist nützlicher (den Organismus erhaltender) — aber nicht an sich angenehmer

Genug, gleich im Anfang finden wir den Organismus als Ganzes, mit „Zwecken“, redend — also schätzend

[«]

25[373]

der Wohlgeschmack einer Speise ist die Folge ihrer Zuträglichkeit!

[«]

25[374]

Inwiefern der Mensch ein Schauspieler ist.

Nehmen wir an, der einzelne Mensch bekomme eine Rolle zu spielen: er findet sich nach und nach hinein. Er hat endlich die Urtheile, Geschmäcker, Neigungen, die zu seiner Rolle passen, selbst das dafür zugestandene übliche Maaß von Intellekt: —

— einmal als Kind, Jüngling, usw. dann die Rolle, die zum Geschlecht gehört, dann die der socialen Stellung, dann die des Amtes, dann die seiner Werke —

Aber, giebt ihm das Leben Gelegenheit zum Wechsel, so spielt er auch eine andere Rolle. Und oft sind in Einem Menschen nach den Tagen die Rollen verschieden z.B. der Sonntags-Engländer und der Alltags-Engländer. An Einem Tage sind wir als Wachende und Schlafende sehr verschieden. Und im Traume erholen wir uns vielleicht von der Ermüdung, die uns die Tags-Rolle macht, — und stecken uns selber in andere Rollen.

Die Rolle durchführen d.h. Wille haben, Concentration und Aufmerksamkeit: vielmehr noch negativ — abwehren, was nicht dazu gehört, den andringenden Strom andersartiger Gefühle und Reize, und — unsere Handlungen im Sinne der Rolle thun und besonders interpretiren.

Die Rolle ist ein Resultat der äußeren Welt auf uns, zu der wir unsere „Person“ stimmen, wie zu einem Spiel der Saiten. Eine Simplifikation, Ein Sinn, Ein Zweck. Wir haben die Affekte und Begehrungen unserer Rolle — das heißt wir unterstreichen die, welche dazu passen und lassen sie sehen.

Immer natürlich à peu près.

Der Mensch ein Schauspieler.

[«]

25[375]

Wir haben viele Typen in uns. Wir coordiniren unsere Inneren Reize so wie die äußeren zu einem Bilde oder einem Verlaufe von Bildern: als Künstler.

Die Oberflächlichkeit unserer Typen, wie unserer Urtheile, Begriffe, Bilder.

[«]

25[376]

Der Raum beim Haschisch-rauchen viel ausgedehnter, weil viel mehr gesehn wird im gleichen Zeitraum als sonst. Abhängigkeit des Raumgefühls von der Zeit.

[«]

25[377]

Man muß „erkennen an sich“ ebenso widerspruchsvoll finden wie „erste“ Ursache und wie „Ding an sich“.

Der Erkenntniß-Apparat als Verkleinerungsapparat: als Reduktions-Apparat in jedem Sinne. Als Mittel des Ernährungs-Apparates.

[«]

25[378]

Die Instinkte als Urtheile auf Grund früherer Erfahrungen: nicht von Lust- und Unlust-Erfahrungen: denn die Lust ist erst die Form eines Instinkt-Urtheils (ein Gefühl von vermehrter Macht oder: wie wenn sich die Macht vermehrt hätte) **Vor** den Lust- und Unlustgefühlen giebt es Kraft- und Schwächegefühle im Ganzen.

[«]

25[379]

Als nachahmendes Thier ist der Mensch oberflächlich: es genügt ihm, wie bei seinen Instinkten, der Anschein der Dinge. Er nimmt Urtheile an, das gehört zu dem ältesten Bedürfniß, eine Rolle zu spielen.

Entwicklung der mimicry unter Menschen, vermöge seiner Schwäche. Das Heerdenthier spielt eine Rolle, die ihm anbefohlen wird.

[«]

25[380]

Wollen das ist befehlen, etwas Seltenes deshalb, schlecht vererbt.

[«]

25[381]

Starker Wille erklärlich bei kalten Menschen und schwacher Wille bei heißen. Das Erstaunliche ist: ein glühender Affekt und ein kalter heller Kopf und Wille.

[«]

25[382]

Die Gefahr des Menschen steckt darin, wo seine Stärke ist: er ist unglaublich geschickt darin, sich zu erhalten, selbst in den unglücklichsten Lagen. (Dazu gehören selbst die Religionen der Armen Unglücklichen usw.) So erhält sich das Mißrathene viel länger und verschlechtert die Rasse: weshalb der Mensch, im Vergleich zu den Thieren, das krankhafteste Thier ist. Im großen Gange der Geschichte muß aber das Grundgesetz durchbrechen und der Beste zum Siege kommen: vorausgesetzt, daß der Mensch mit dem allergrößten Willen die Herrschaft des Besten durchzusetzen sucht.

[«]

25[383]

Ich erlaube nur den Menschen, die wohlgerathen sind, über das Leben zu philosophiren. Aber es giebt mißrathene Menschen und Völker: denen muß man das Maul stopfen. Man muß ein Ende machen mit dem Christenthum — es ist die größte Lästerung auf Erde und Erdenleben, die es bisher gegeben hat — man muß mißrathenen Menschen und Völkern das Maul stopfen.

Man muß mit dem Christenthum ein Ende machen — es war und ist die größte Lästerung auf Erde und Erdenleben, welche es bisher gab —

[«]

25[384]

Aus der Ferne gesehen: Schopenhauer's Philosophie giebt zu verstehen, daß es unsäglich viel dümmer zugeht als man glaubt. Darin steckt ein Fortschritt der Einsicht.

[«]

25[385]

Unseren Glauben an den Leib, unsere Gefühle von Lust und Schmerz und dergleichen muß man festhalten: man muß hierin nicht versuchen, umzuwerfen. Der Widerspruch einiger Logiker und Religiösen hat sie selber nicht davon losgemacht — er kommt nicht in Betracht. Die Verurtheilung des Leibes als Merkmal der mißrathenen Mischung ebenso die Verurtheilung des Lebens: Zeichen der Besiegten.

[«]

25[386]

Vom Ursprung der Kunst. Die Fähigkeit zu lügen und sich zu verstellen am längsten entwickelt: Gefühl der Sicherheit und der geistigen Überlegenheit dabei beim Täuschenden. Bewunderung des Zuhörers: beim Erzähler, wie als ob er dabei gewesen wäre. Ebenso Sicherheit des Zuhörers, zu wissen, daß es Täuschung ist und daß diese gefährliche Kunst nicht zu seinem Schaden geübt wird. Bewunderung übermenschlicher Beihülfe. — Beim Dichter häufig Entfremdung seiner Person: er fühlt sich „verwandelt“. Ebenso beim Tänzer und Schauspieler, mit nervösen Krisen, Hallucinationen usw. Künstler auch jetzt noch lügenhaft und gleich Kindern. Unfähigkeit, zwischen „wahr“ und „Schein“ zu scheiden.

[«]

25[387]

Vom Ursprunge der Religion. Menge von Hallucinationen und von allen möglichen Hysterien, nicht nur „diabolischen“. Die Sichtbarkeit der Götter ist Voraussetzung. Die Religionsstifter fühlen sich selber durch Krämpfe, Amnesie, Verlust des Willens begläubigt.

[«]

25[388]

Der Glaube an die Furchtbarkeit des „Nach dem Tode“ ist antik und die Grundlage des Christenthums. Die Armen-Vereine mit ihrer „Brüderliebe“ die andere Grundlage. Das Verlangen nach Rache an allem, was Macht hatte, die dritte. — Eine populäre Form des stoischen Weisen, der glücklich ist im größten „Unglück“: die plötzlichen Heilungen von Hysterischen, die Schmerzlosigkeit bei Verwundungen — —

[«]

25[389]

Wille — ein Befehlen: insofern aber diesem bewußten Akte ein unbewußter zu Grunde liegt, brauchen wir uns auch nur diesen wirksam zu denken. Aber bei einem Befehl an einen Gehorchenden? Das Wort des Befehls wirkt nicht als Wort, nicht als Laut, sondern als das, was sich verbirgt hinter dem Laut: und vermöge dieser Aktion wird etwas fortgeleitet. Aber die Reduktion der Laute auf „Schwingungen“ ist doch nur der Ausdruck desselben Phänomens für einen anderen Sinn — keine „Erklärung“. Hinter der „sichtbaren“ Schwingung verbirgt sich wieder der eigentliche Vorgang.

Die Wissenschaft ist darauf aus, dieselben Phänomene durch verschiedene Sinne zu interpretiren und alles auf den deutlichsten Sinn, den optischen, zu reduziren. So lernen wir die Sinne kennen — der dunklere wird durch den helleren erleuchtet.

Die Bewegungen von Molekülen sind eine Consequenz des Gesichtssinnes und des Tastsinnes. — Wir verfeinern die Sinne — wir erklären Nichts. Hinter jedem „Willen“ „Fühlen“ setzen wir einen Bewegungs-Prozeß voraus, der für das Auge dasselbe wäre.

[«]

25[390]

Der Schmerz: nicht der Reiz als solcher, sondern im Intellekt erst gemacht zum Schmerz. Man muß sich ihn durch Vererbung wachsen denken — eine Summe von vielen Urtheilen: „dies ist gefährlich, bringt Tod, verlangt Defensive, größte Aufmerksamkeit“, ein Befehl „weg davon! gieb Acht!“ eine große plötzliche Erschütterung als Resultat.

[«]

25[391]

Der physische Schmerz ist erst die Folge eines seelischen Schmerzes: dieser aber: Plötzlichkeit, Angst, Kampfbereitschaft, eine Menge von Urtheilen und Willensakten und Affekten in Einen Augenblick concentrirt, als große Erschütterung und in summa als Schmerz empfunden und projicirt an die Stelle hin.

Affekte aller Art, deren Urtheile und die resultirenden Willensakte sind Eins im Augenblick des Schmerzes: die Attitüden der Vertheidigung sofort mit dem Schmerz da. Folge einer großen Nerven-Erschütterung (des Centrums): welche lange nachklingt.

[«]

25[392]

Verwandlung aller Vorgänge in optische Phänomene: und endlich wieder dieser Phänomene in reine Begriffs- und Zahlen-Phänomene.
Dies ist der Gang in der Geschichte: man glaubt zu verstehen, wenn man will: wenn man fühlt: wenn man sieht: wenn man hört: wenn man es in Begriffe umsetzt: wenn man es in Zahlen und Formeln umsetzt.

„Alles ist Wille“	„Alles will“
„Alles ist Lust oder Unlust“	„Alles leidet“
„Alles ist Bewegung“	„Alles fließt“
„Alles ist Laut“	„Alles klingt“
„Alles ist Geist“	„Alles ist Geist“
„Alles ist Zahl“	„Alles ist Zahl“

Also: die Verwandlung aller Vorgänge in unsere uns bekannte Welt, kurz: in uns — das ist bisher „Erkenntniß“.

[«]

25[393]

Der Mensch als eine Grenze darzustellen.

[«]

25[394]

Der Werth der Atomistik ist: Sprache und Ausdrucksmittel zu finden für unsere Gesetze.

[«]

25[395]

Die Wissenschaft der Natur ist „Menschen-Kenntniß“ in Bezug auf die allgemeinsten Fähigkeiten des Menschen.

[«]

25[396]

Die Vergangenheit ist für jeden von uns eine andre: insofern er eine Linie hindurchzieht, eine Vereinfachung (wie bei Mitteln und Zwecken).

[«]

25[397]

Werthschätzungen entstehen aus dem, was wir als Existenzbedingungen glauben: wandeln sich unsere Existenzbedingungen oder unser Glaube darin, dann auch die Werthschätzungen.

[«]

25[398]

Erhaltung der Gemeinde (des Volkes) ist meine Correktur statt „Erhaltung der Gattung“.

[«]

25[399]

Furcht vor dem Tode ist vielleicht älter als Lust und Schmerz, und Ursache vom Schmerze.

[«]

25[400]

Schmerz — ein Vorwegnehmen der Consequenzen einer Wunde, die Gefühl der Kraftverminderung mit sich bringt? — Nein, eine Erschütterung.

[«]

25[401]

Vom Haschisch-Genuß und vom Träumen weiß man, daß die Schnelligkeit der geistigen Vorgänge ungeheuer ist. Offenbar bleibt uns der größte Theil davon erspart, ohne bewußt zu werden.

Es muß eine Menge Bewußtseins und Willen's in jedem complizirten organischen Wesen geben: unser oberstes Bewußtsein hält für gewöhnlich die anderen geschlossen. Das kleinste organ<ische> Geschöpf muß Bewußtsein und Willen haben.

[«]

25[402]

Der heftigste Reiz ist an sich kein Schmerz: sondern in jener Erschütterung, welche wir fühlen, ist das nervöse Centrum erkrankt, und das erst projicirt den Schmerz an die Stelle des Reizes. Diese Projektion ist eine Schutz- und Defensiv-Maßregel. In der Erschütterung sind eine Menge Affekte: Überfall, Furcht, Gegenwehr, Ärger, Wuth, Vorsicht, Nachdenken über Sicherheitsmaßregeln — die Bewegungen des ganzen Körpers resultiren hieraus. Schmerz ist eine tiefe Gemüthsbewegung, mit einer Unmasse von Gedanken auf Einmal; eine Erkrankung durch Verlust des Gleichgewichts und momentane Überwältigung des Willens.

[«]

25[403]

Ich setze Gedächtniß und eine Art Geist bei allem Organischen voraus: der Apparat ist so fein, daß er für uns nicht zu existiren scheint. Die Thorheit Häckels, zwei Embryons als gleich anzusetzen!

Man muß sich nicht täuschen lassen durch die Kleinheit — das Organische nicht entstanden.

[«]

25[404]

Was für Eigenschaften man haben muß, um Gott zu entbehren — was für welche, um „die Religion des Kreuzes“? Muth, Strenge des Kopfes, Stolz, Unabhängigkeit und Härte, keine Grübelei, Entschlossenheit usw. Vermöge eines Rückgangs siegt immer wieder das Christenthum. — Gewisse Zeitumstände müssen günstig sein.

[«]

25[405]

Regulative Voraussetzungen.

1. Die Entbehrlichkeit Gottes.
2. Gegen die Tröster und Kreuzes-Tröstungen.
3. Das Bewußte als oberflächlich.
4. Kritik der guten Menschen.
5. Kritik der Genie’s.
6. Kritik der Religionsstifter.
7. Kritik der Mächtigen.
8. Die Rassen und die Colonisation.
9. Der Geschlechtstrieb.

10. Die Sklaverei.
11. Kritik der griechischen Cultur.
12. Geist der Musik.
13. Geist der Revolution.
14. Erdregierung.
15. Feste.
16. Das Mitleiden.
17. Strafe, Lohn, Bezahlung.

Meine Aufgabe: die Menschheit zu Entschlüssen zu drängen, die über alle Zukunft entscheiden!
Höchste Geduld — Vorsicht — den **Typus** solcher Menschen **zeigen** , welche sich diese Aufgabe stellen dürfen!

[«]

25[406]

Unsere Ableitung des Zeitgefühls usw. setzt immer noch die Zeit als absolut voraus.

[«]

25[407]

Alle unsere Religionen und Philosophien sind Symptome unseres leiblichen Befindens: — daß das Christenthum zum Sieg kam, war die Folge eines allgemeinen Unlust-Gefühls und einer Rassen-Vermischung (d.h. eines Durch- und Gegeneinanders im Organismus)

[«]

25[408]

Ehrfurcht vor den Instinkten, Trieben, Begierden, kurz alledem, dessen Grund man nicht völlig durchschaut! Es sind Kräfte da, welche stärker sind als alles, was formulirt werden kann am Menschen. Aber ebenso **Furcht** und **Mißtrauen** gegen dies Alles, weil es das Erbe sehr verschieden**werthiger** Zeiten und Menschen ist, das wir da in uns herumschleppen!

— daß die höchste Kraft, als Herrschaft über Gegensätze, den Maaßstab abgiebt: —

der menschliche Leib ist ein viel vollkommeneres Gebilde als je ein Gedanken- und Gefühlssystem, ja viel höher als ein Kunstwerk — —

[«]

25[409]

— das Kunstwerk als ein Zeugniß unserer Lust an der Vereinfachung, an dem Fort-Schaffen durch Concentration unter Ein Gesetz

— der Intellekt ein Abstractions-Apparat

— das Gedächtniß: alles, was wir erlebt haben, lebt: es wird verarbeitet, zusammengeordnet, einverleibt.

[«]

25[410]

Entwicklung der Grausamkeit: Freude im Anblick des Leidenden — auch bei blutigen Culten als **Götter**freude vorausgesetzt (die Selbstverstümmelung).

der Anblick des Leidens erregt das Mitgefühl, und der Triumph des Mächtigen, Gesunden, Sicheren genießt sich als Lust an diesem eigenen Leiden — wir sind stark genug, um uns wehethun zu können! Die Lebens-Sicheren genießen also die Tragödie (vielleicht bei den Griechen der Glaube an Wiederkunft? als Gegengewicht)

[«]

25[411]

Unterschied von niederen und höheren Funktionen: Rangordnung der Organe und Triebe, dargestellt durch Befehlende und Gehorchende.

Aufgabe der Ethik: die Werthunterschiede als physiologische Rangordnung von „höher“ und „nieder“ („wichtiger, wesentlicher, unentbehrlicher, unersetzlicher“ usw.)

[«]

25[412]

Die Hinter-Absichten bei den Philosophen z.B. die Scheinbarkeit der Welt (Brahmanen, Eleaten, Kant) hervorzuziehen: irgend eine Unzufriedenheit moral<ischer> Natur, als etwas Lügenhaftes: ein Werthurtheil. — Für einen sehr Übermüthigen könnte sogar der Schein als solcher entzücken.

[«]

25[413]

Die Vertröstungen auf das Jenseits haben den Werth, Viele Schwer- und Mühsam-Lebende im Leben zu erhalten: die Mißrathenen zu propagiren: was (wie bei Rassen-Mischungen) werthvoll an sich sein kann, weil später einmal eine Rasse rein wird.

Der ganze innere Widerstreit der Gefühle, das Bewußtsein der übermächtigen Triebe, die Schwäche vor der Außenwelt — das sind sehr häufige Thatsachen, aber der Charakter des Lebens bringt es mit sich, daß die zahlreichsten Exemplare mißrathen. Womit haben sich nun die An-sich-Leidenden das Leben doch acceptabel gemacht?
Hoffnung
Verlästerung des Lebens
Verlästerung des Menschen — von sich selber

Widerstand gegen eine Gattung von Menschen als Ursache der Noth
Weniger-leiden-machen: Anaesthetika.
Gar-nicht-leiden: Exstasen, Feste.

seinem Schmerze Luft machen, Orgie der Trübsal

[«]

25[414]

Wie theuer machen sie sich bezahlt dafür, daß sie verehren!

[«]

25[415]

1 Th<eil>. alle Arten von Anzeichen der Weltflucht sammeln: und deren Motive:
die Anbrüchigen
die in-sich-Haltlosen
die Erfolglosen usw.
wie die Trübsal böse macht: sie verdirbt die Musik

[«]

25[416]

Mit dem Schlusse seines Lebens hat R<ichard> W<agner> sich durchgestrichen: unfreiwillig gestand er ein, daß er verzweifelte und sich vor dem Christenthum niederwarf.

Ein Überwundener! — Das ist ein Glück: denn welche Confusion hätte sonst sein Ideal noch hervorgebracht! Die Stellung zum Christenthum entschied mich — zugleich über allen Schopenh<auerianismus> und den Pessimismus.

W<agner> hat vollkommen Recht, wenn er sich vor jedem tiefen Christen in den Staub wirft: er steht wirklich viel tiefer als solche Naturen! — Nur soll er sich nicht beikommen lassen, die ihm überlegenen **höheren** Naturen zu seiner Attitüde herabzuziehen!

Sein Intellekt, ohne Strenge und Zucht, war sklavisch an Sch<openhauer> gebunden: gut!

[«]

25[417]

„Le public! le public! Combien faut il de sots pour faire un public?“

[«]

25[418]

Ducis sagte „tout notre bonheur n’est qu’un malheur plus ou moins consolé“.

[«]

25[419]

Ich will etwas über die Propheten und Psalmen und Hiob sagen: und das neue Testament.

— über Beethoven abhängig vom Gefühle Rousseaus — dessen Ausklingen.

— von der Rangordnung, z.B. Montaigne im Verhältniß zu Luther

— die prachtvollen Franzosen als noble Menschen

— über Napoleon und seinen Einfluß auf das 19te Jahrhundert.

— über R<ichard> W<agner>. Schluß ein vae victis! Menschen der Art thun recht, sich vor dem Kreuze zu erniedrigen.

— die Gebrüder Goncourt, Mérimée, Stendhal.

— ein Religionsstifter kann unbedeutend sein, ein Streichholz, nichts mehr!

— die Araber in Spanien, die Provençalen: Lichtpunkte

— auch zu Gunsten Louis XIV und Corneille’s

— La Rochefoucauld

— wer die Masse ansieht, hat immer den Eindruck des Unsinnes, des Mißrathenen: wie Z<arathustra> im Anblick des **Volks**!

— die Symptome des religiösen Affects (Heils-Armee) (die religiöse Ecstasis)

— die Neurosen der schöpferischen Schauspieler, verwandt mit den Hysterischen

— alle sehr reichen, ungeordneten M<änner> bekommen einen sittlichen Charakter durch den Einfluß des Weibes, das sie lieben

— erst durch die Berührung des Weibes kommen Viele Große auf ihre große Bahn: sie sehen ihr Bild im vergrößernden und vereinfachenden Spiegel.

— es giebt sehr viel gelungene Einzelne!

— die Corsen und Spanier prachtvolle Männlichkeit.

— eine Geschichte der deutschen Bewegung

— alle wahren Germanen giengen in's Ausland; das jetzige Deutschland ist eine vor-slavische Station und bereitet dem panslavistischen Europa den Weg.

— Kasernen-Depression

— Louis XIV und dagegen die Renaissance!

— die noblen Illusionen, deren ein Volk wie die Franzosen fähig sind z.B. vor Napoleon — dies charakterisirt! Und die Deutschen — Scepsis!

— der Erotismus und die Schwärmerei vom Kreuze neben einander

[«]

25[420]

Der Glaube an die Lust im **Maaßhalten** fehlte bisher — diese Lust des Reiters auf feurigem Rosse!

— Die Mäßigkeit schwacher Naturen mit der Mäßigung der starken verwechselt!

[«]

25[421]

— Der Unsinn in der Mutterliebe. Alle Liebe, wo nicht die Einsicht entsprechend groß ist, richtet Unheil an.

[«]

25[422]

— Die Weiber unter Vormundschaft. Eigenthum.

— Vorzug der weiblichen Erziehung des vorigen Jahrhunderts bei den Franzosen. Madame Roland als die alberne „Bürgerin", bei der die Eitelkeit auf weibl<ich->pöbelhafte Art eklatirt.

[«]

25[423]

— das Vertrauen in die Weltordnung („in Gott“) als Ausfluß nobler Gefühle

— die Vertrauensseligkeit des vorigen Jahrhunderts. Ducis. Zärtlichkeit, Schwung, Delikatesse — Beethoven.

— Mozart städtisch-social-höfisch —: Haydn ländlicher, vielleicht Zigeuner-Blut (schwarz) „Heide“ (paganus)?

[«]

25[424]

Lange „liegt etwa die Begreiflichkeit der Dinge darin, daß man von seinem Verstand grundsätzlich nur einen mittelmäßigen Gebrauch macht?“ — gegen die Bayreuther.

[«]

25[425]

— Die Gemeinsamkeit unserer Sinnes-Urtheile ist auch der Ausgangspunkt für unsere moralischen und ästhetischen Werthschätzungen.

[«]

25[426]

— Grundproblem der „Ethik“.

Leid- und Lustmachen: mitleiden, wehethun — das setzt alles schon eine Werthschätzung von Leid und Lust voraus. „Nützlich“, „schädlich“ sind höhere Begriffe: es kann sein, daß ich wehethun (und „auf schlechte Weise“ wohlthun!) muß, um zu nützen. Gar im weiteren Sinne: es könnte sein, daß ich die ganze Immoralität brauchte, um im großen Sinne zu nützen.

Aber was ist ursprünglicher, Lust und Leid — oder „nützlich und schädlich“?

Ist vielleicht alles Schmerz- und Lustempfinden erst eine Wirkung des Urtheils „nützlich, schädlich“ (gewohnt, sicher, ungefährlich, bekannt usw.)?

Im Urtheil über gewisse Dinge sehen wir Ekel verschwinden: die Harmonie der Töne ursprünglich ohne Lust. Der Genuß an Linien vielfach unbegreiflich. Der Genuß an Formeln, an dialektischen Bewegungen entsteht erst.

Wenn aber Lust und Unlust erst Resultate von Werthschätzungen sind, so liegen die Ursprünge der Werthschätzung nicht in den Empfindungen. Die Urtheile „höhere“ und „niedere Funktionen“ müssen schon in allen organischen Gebilden da sein, lange vor allen Lust- und Unlust-Empfindungen.

Die Rangordnung ist das erste Resultat der Schätzung: im Verhältniß der Organe zu einander müssen schon alle Tugenden geübt werden — Gehorsam, Fleiß, Zu-Hülfekommen, Wachsamkeit — es fehlt ganz der Maschinen-Charakter in allem Organischen (Selbst-Regulirung).

[«]

25[427]

NB. das Princip der Erhaltung des Individuums (oder „die Todesfurcht“) ist nicht aus Lust- und Unlust-Empfindungen abzuleiten, sondern etwas Dirigirendes, eine Werthschätzung, welche schon allen Lust- und Unlust-Gefühlen zu Grunde liegt.

— Noch mehr gilt dies von der „Erhaltung der Gattung“: aber dies ist nur eine Folge des Gesetzes der „Erhaltung des Individuums“, kein ursprüngliches Gesetz.

— Erhaltung des Individuums: d.h. voraussetzen, daß eine Vielheit mit den mannichfaltigsten Thätigkeiten sich „erhalten“ will, nicht als sich-selber-gleich, sondern „lebendig“ — herrschend — gehorchend — sich ernährend — wachsend —

Alle unsere mechanischen Gesetze sind aus uns, nicht aus den Dingen! Wir construiren nach ihnen die „Dinge“.

Die Synthese „Ding“ stammt von uns: alle Eigenschaften des Dinges von uns. „Wirkung und Ursache, ist eine Verallgemeinerung unseres Gefühls und Urtheils.

Alle die Funktionen, welche die Erhaltung des Organismus mit sich bringen, haben sich allein erhalten und fortpflanzen können.

Die intellektuellen Thätigkeiten haben sich allein erhalten können, welche den Organismus erhielten; und im Kampfe der Organismen haben sich diese intellektuellen Thätigkeiten immer verstärkt und verfeinert, d.h. — — —

NB. — der Kampf als Herkunft der logischen Funktionen. Das Geschöpf, welches sich am stärksten reguliren, discipliniren, urtheilen konnte — mit der größten Erregbarkeit und noch größerer Selbstbeherrschung — ist immer übrig geblieben.

[«]

25[428]

Grundsatz: das, was im Kampf mit den Thieren dem Menschen seinen Sieg errang, hat zugleich die schwierige und gefährliche krankhafte Entwicklung des Menschen mit sich gebracht. Er ist das noch nicht festgestellte Thier.

[«]

25[429]

Welche „Tugenden“ der Kampf der Thiere gezüchtet hat?

(Gehorsam bei der Heerde — Muth Initiative Einsicht bei den Führern.)

[«]

25[430]

Die Rangordnung hat sich festgestellt durch den Sieg des Stärkeren und die Unentbehrlichkeit des Schwächeren für den Stärkeren und des Stärkeren für den Schwächeren — da entstehen getrennte Funktionen: denn Gehorchen ist ebenso eine Selbst-Erhaltungs-Funktion als, für das stärkere Wesen, Befehlen.

[«]

25[431]

Ob es im menschlichen Organismus, zwischen den verschiedenen Organen, „Mitleid“ giebt? Gewiß, im höchsten Grade. Ein starkes Nachklingen und Um-sich-greifen eines Schmerzes: eine Fortpflanzung des Schmerzes, doch nicht des gleichen Schmerzes. (Aber ebenso steht es ja auch bei den Individuen unter einander!)

[«]

25[432]

Wir können alles das, was noth thut, um den Organismus zu **erhalten**, als „moralische Forderung“ fassen: es giebt ein „Du sollst“ für die einzelnen Organe, das ihnen vom befehlenden Organe zukommt. Es giebt Unbotmäßigkeit der Organe, Willens- und Charakter-Schwächen des Magens z.B.

— Es herrscht da nicht eine mechanische Nothwendigkeit - - -? es wird manches befohlen, was nicht völlig geleistet werden kann (weil die Kraft zu gering ist) Aber oft äußerste Anspannung des Magens z.B. um seine Aufgabe zu vollenden — ein Willens-Aufgebot, wie wir dies selber an uns kennen bei schweren Aufgaben. Die Anstrengung und ihr Grad ist **nicht** aus bewußten Motiven zu begreifen: Gehorsam ist am Organe nicht ein sich abspielender Mechanismus - - -?

[«]

25[433]

Das „Höher“ und „Niedriger“, das Auswählen des Wichtigeren, Nützlicheren, Dringlicheren, besteht schon in den niedrigsten Organismen. „Lebendig“: d.h. schon schätzen: —

In allem Willen ist schätzen — und Wille ist im Organischen da.

[«]

25[434]

Die ganze vorhandene Welt ist auch ein Produkt unserer Werthschätzungen — und zwar der gleichgebliebenen. —

[«]

25[435]

Die hohen Menschen: die Nothwendigkeit des Mißverständnisses, die allgemeine Zudringlichkeit der Menschen von heute, ihr Glaube über jeden großen Menschen mitreden zu dürfen. Ehrfurcht - - -

— das dumme Gerede vom Genie usw. Das Gefühl der unbedingten Überlegenheit, der Ekel vor der Prostration und Sklaverei. Was sich aus dem Menschen machen läßt: das geht ihn an. Die Weite seines Blicks

[«]

25[436]

(nicht von Ursachen des Wollens, sondern von Reizen des Wollens sollte man reden)

Wollen d<as ist> befehlen: befehlen aber ist ein bestimmter Affekt (dieser Affekt ist eine plötzliche Kraftexplosion) — gespannt, klar, ausschließlich Eins im Auge, innerste Überzeugung von der Überlegenheit, Sicherheit, daß gehorcht wird — „Freiheit des Willens“ ist das „Überlegenheits-Gefühl des Befehlenden“ in Hinsicht auf den Gehorchenden: „ich bin frei, und Jener muß gehorchen“.

Nun sagt ihr: der Befehlende selber muß - - -

[«]

25[437]

Die Moralen Kants, Schopenhauers gehen, ohne es zu merken, schon von einem moral<ischen> Kanon aus: der Gleichheit der Menschen, und daß was für den Einen Moral ist, es auch für den Anderen sein müsse. Das ist aber schon die Consequenz einer Moral, vielleicht einer sehr fragwürdigen.

Ebenso setzt die Verwerfung des Egoismus schon einen moral<ischen> Kanon voraus: warum wird er verworfen? Weil er als verwerflich gefühlt wird. Aber das ist schon die Wirkung einer Moral und keiner sehr durchdachten!

— Und daß man eine Moral will, setzt schon einen moral<ischen> Kanon voraus! Man sollte doch Ehrfurcht haben vor dieser **einverleibten** Moral der Selbsterhaltung! Sie ist bei weitem das feinste System der Moral!

Die thatsächliche Moralität des Menschen in dem Leben seines Leibes ist hundert Mal größer und feiner als alles begriffliche Moralisiren es war. Die vielen „Du sollst", die fortwährend in uns arbeiten! Die Rücksichten von Befehlenden und Gehorchenden unter einander! Das Wissen um höhere und niedere Funktionen!

Der Versuch zu machen, alles Zweckmäßig-Scheinende als das **allein** Leben-Erhaltende und folglich allein Erhaltene zu fassen — —

Wie der Zweck sich zum eigentlichen Vorgang verhält, so das moral<ische> Urtheil zu dem wirklichen vielfältigeren und feineren Urtheilen des Organismus — nur ein Ausläufer und Schlußakt davon.

[«]

25[438]

1) Wir wollen unsere Sinne festhalten und den Glauben an sie — und sie zu Ende denken! Die Widersinnlichkeit der bisherigen Philosophie als der größte Widersinn des Menschen.

2) die vorhandene Welt, an der alles Irdisch-Lebendige gebaut hat, daß sie so scheint (dauerhaft und langsam bewegt) wollen wir weiter bauen — nicht aber als falsch wegkritisiren!

3) unsere Werthschätzungen bauen an ihr, sie betonen und unterstreichen. Welche Bedeutung hat es, wenn ganze Religionen sagen: „es ist alles schlecht und falsch und böse!" Diese Verurtheilung des ganzen Prozesses kann nur ein Urtheil von Mißrathenen sein!

4) freilich, die Mißrathenen könnten die Leidendsten und Feinsten sein? Die Zufriedenen könnten wenig werth sein?

5) man muß das künstlerische Grundphänomen verstehen, welches Leben heißt — den bauenden Geist, der unter den ungünstigsten Umständen baut: auf die langsamste Weise - - - der **Beweis** für alle seine Combinationen muß erst neu gegeben werden: es erhält sich.

[«]

25[439]

Vor Allem: ohne Eile! Langsam! die Eroberung erst sicher stellen! Nach dem Vorbilde Rußlands! Und guter Dinge sein auf jeder Station!

[«]

25[440]

Der Anblick der Massen und der Lehrer der Massen verdüstert! —

[«]

25[441]

Warum die Ethik am meisten zurückgeblieben? Denn noch die letzten berühmten Systeme sind Naivetäten! Ebenso die Griechen! Die Lehren des Christenthums von der Sünde sind hinfällig geworden wegen des Hinfalls Gottes.

— unsere Handlungen gemessen an unserem Vorbilde! Aber daß wir ein Vorbild haben und ein solches, ist schon Folge einer Moral.

— der Jude, der sich an seinem Gotte maß — das hatte im Hintergrunde den Willen, sich selber zu verachten, und sich auf Gnade und Ungnade vor ihm niederzuwerfen. — Selbst Jesus wehrte sich dagegen, gut genannt zu werden. „Keiner ist gut, als Gott“, sagte er. Daß ihn Niemand einer Sünde zeihen konnte, ist etwas anderes: dies beweist nichts gegen die Kritik vor seinem Gewissen. Ein Mensch, der sich absolut gut fühlt, müßte geistig ein Idiot sein.

— dieses Auf-Gnade-und-Ungnade-sich-niederwerfen ist im Christenthum orientalisch: nicht vornehm!

— das Sklavenhafte an den jetzigen Juden, auch an den Deutschen —

— Dies Sich-gleich-setzen, im Mitleiden, ist bereits die Consequenz eines moral<ischen> Urtheils: kein Grundphänomen und nicht überall: überdies ist es in der Seele des Heerden-Wesens ein anderes als in der Seele des Mächtigen: eigentlich nur ein Gefühl unter Gleichen —: für den Geringeren ist der leidende Höhere ein Grund zum Wohlgefühl und Übergefühl.

— „die philosophischen wie die religiösen Systeme sind darüber einig, daß die ethische Bedeutsamkeit der Handlungen zugleich eine metaphysische sein müsse“ usw. usw. Schopenhauer, Gr<undlage> der Moral p. 261. Perikles vor dem Tode: die Gedanken nehmen eine moralische Richtung.

Nun, im Falle des Pericles: er erwägt seinen Nachruf bei seinen Bürgern. Der Schüler des Anaxagoras war Freigeist. — Es liegt auf der Hand, daß, weil diese Systeme das Leben der Seele glauben, sie im Momente des Todes ein Urtheil über den Werth des vollbrachten Lebens veranlassen: — was für ein ferneres Leben werden wir haben?

Belohnung der Guten und Bestrafung der Bösen im Jenseits war das Zuchtmittel, welches die Religionen anwendeten, eine Art Vollendung der Welt-Ordnung, ein Ausgleich gegenüber den Thatsachen.

[«]

25[442]

Der Charakter eines guten Menschen „an sich selbst“: „daß er weniger als die Übrigen einen Unterschied zwischen sich und Anderen macht“ Schopenhauer l.c. 265.

[«]

25[443]

Die bisherigen Ethiker haben keine Vorstellung, wie sie unter ganz bestimmten Vorurtheilen der Moral stehen: sie meinen alle schon zu wissen, was gut und böse ist.

Socrates wußte es nicht: aber alle seine Schüler definirten es d.h. sie nahmen an, es sei da, und es handle sich, es gründlich zu beschreiben. **Wie!** Wenn ich sagte: **ist** es denn da? Hat man schon überlegt, wonach hier zu messen ist? Und andererseits: vielleicht wissen wir überhaupt nicht genug, **um** den Werth der Handlungen abschätzen zu können! Genug, daß wir versuchsweise für lange Zeiten nach Einer Moral leben!

[«]

25[444]

Wie viel betrüben wir uns über Leiden, die wir nicht gelitten, sondern verursacht haben! Aber es ist unvermeidlich; und wir sind nicht deshalb mit uns unzufrieden, außer in Zuständen der Schwäche und des Mißtrauens in unser Recht dazu!

[«]

25[445]

Bisheriger Verlauf der Philosophie: man wollte die Welt erklären, aus dem, was uns selber klar ist — wo wir selber glauben zu **verstehen**. Also bald aus dem Geiste oder der Seele, oder dem Willen, oder als Vorstellung, Schein, Bild, oder vom Auge aus (als optisches Phänomen, Atome, Bewegungen) oder Leibe, oder aus Zwecken, oder aus Stoß und Zug d.h. unserem Tastsinn. Oder aus unseren Werthschätzungen heraus, als Gott der Güte Gerechtigkeit usw., oder aus unseren aesthetischen Werthschätzungen. Genug, auch die Wissenschaft thut, was der Mensch immer gethan: etwas von sich, das ihm als verständlich, als wahr gilt, zur Erklärung benutzen alles Anderen — Vermenschlichung in summa. Es fehlt noch die große Synthese und auch die Einzel-Arbeit ist noch ganz im Werden z.B. die Reduction der Welt auf optische Phänomene (Atome) Wir legen den Menschen hinein — das ist Alles, wir schaffen immerfort diese vermenschlichte Welt. Es sind Versuche darüber, welches Verfahren am meisten Schluß-Kraft hat (z.B. mechanisch)

[«]

25[446]

Jemandem nicht zürnen, der uns schadet, weil alles nothwendig ist — das wäre selber schon Folge einer Moral: welche hieße „du sollst dich gegen das Nothwendige nicht empören“. — Es ist unvernünftig: aber wer sagt: „Du sollst vernünftig sein!“

[«]

25[447]

Redlichkeit, als Consequenz von langen moralischen Gewöhnungen: die Selbst-Kritik der Moral ist zugleich ein moralisches Phänomen <ein> Ereigniß der Moralität.

[«]

25[448]

Die Methode der mechanischen Weltbetrachtung ist einstweilen bei weitem die redlichste: der gute Wille zu allem, das sich controlirt, alle logischen Control-Funktionen, alles das was nicht lügt und betrügt, ist da in Thätigkeit.

[«]

25[449]

Die vorläufigen Wahrheiten.

Es ist etwas Kindisches oder gar eine Art Betrügerei, wenn jetzt ein Denker ein Ganzes von Erkenntniß, ein System hinstellt — wir sind zu gut gewitzigt, um nicht den tiefsten Zweifel an der Möglichkeit eines solchen Ganzen in uns zu tragen. Es ist genug, wenn wir über ein Ganzes von Voraussetzungen der Methode übereinkommen — über „vorläufige Wahrheiten“, nach deren Leitfaden wir arbeiten wollen: so wie der Schiffahrer im Weltmeer eine gewisse Richtung festhält

[«]

25[450]

Das, was im Menschen am besten entwickelt ist, das ist sein Wille zur Macht — wobei sich ein Europäer nicht gerade durch ein paar Jahrtausende einer erlogenen, vor sich selber verlogenen Christlichkeit täuschen lassen muß.

[«]

25[451]

Philosophie als Liebe zur Weisheit. Hinauf zu dem Weisen als dem Beglücktesten, Mächtigsten, der alles Werden rechtfertigt und wieder will.

— nicht Liebe zu den Menschen oder zu Göttern, oder zur Wahrheit, sondern Liebe zu einem Zustand, einem geistigen und sinnlichen Vollendungs-Gefühl: ein Bejahen und Gutheißen aus einem überströmenden Gefühle von gestaltender Macht. Die große Auszeichnung.

wirkliche Liebe!

[«]

25[452]

Befehle „so **sollt** ihr schätzen!“ sind die Anfänge aller moralischen Urtheile — ein Höherer Stärkerer gebietet und verkündet sein Gefühl als Gesetz für Andere.

Aus dem Nutzen her würde man nicht das Verehren ableiten können. Zuerst sind Menschen verehrt worden: der Glaube an Götter tritt in den Vordergrund, wenn der Mensch immer weniger „verehrenswerth“ erscheint — also der Glaube an „Urväter“ oder an die Entscheidungen ehemaliger Richter.

[«]

25[453]

Zarathustra im 2ten Theil als Richter

die grandiose Form und Offenbarung der Gerechtigkeit, welche gestaltet, baut und folglich vernichten muß (sich selber dabei entdeckend, überrascht, plötzlich das Wesen des Richtenden zu erkennen)

Hohn dagegen: „zerbrecht den Guten und Gerechten“ — schreit das Weib, das ihn mordet

[«]

25[454]

„Der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß“ — es kommt auf das tempo an: die Griechen bewunderungswürdig: ohne Hast,

— meine Vorfahren Heraclit Empedocles Spinoza Goethe

[«]

25[455]

A) Es bestehen moralische Werthschätzungen. Kritik: wo? seit wie lange? wo giebt es andere? wird es noch andere geben?

B) Erklärung des Ursprungs dieser Werthschätzungen.
Zurückführung auf andere Werthe.
Werthe und physiologische Wichtigkeit usw.
Loben, Tadeln (Ruhm)
Mächtige Sklaven

C) Kritik dieser Werthschätzungen. Widersprüche.
woraus nehme ich die Kritik? Vorsicht, sie nicht wieder aus der Moral zu nehmen. „Nützlich“
Gesetzt, man nähme sie aus der Moral selber, Beweis, daß sie kurzsichtig sind.
Die Grundvorurtheile und was alles übersehn ist.

D) das Problem ist erst gestellt. Bisher eine Art Astrologie — des Glaubens, daß die kosmischen Vorgänge in engem Bezug zu uns stehn.
Die Moralphilosophen selber sind Symptome. Selbst-Vernichtung der Moral.

[«]

25[456]

NB. „Ich bedarf dessen Allen nicht: aber ich nehme es wie ein Geschenk. Ich weihe es als der Nehmende“ — so Zarathustra über viele Güter des Lebens.

[«]

25[457]

Wir wollen Erben sein aller bisherigen Moralität: und nicht von Neuem anfangen. Unser ganzes Thun ist nur Moralität, welche sich gegen ihre bisherige Form wendet.

[«]

25[458]

„**Könnt** ihr schwören? seid ihr eurer gewiß genug dazu?“ fragt Zarathustra.

[«]

25[459]

Das Princip, vermöge dessen der Mensch über die Thiere Herr geworden ist, wird auch wohl das Princip sein, welches „den höchsten Menschen“ festsetzt: Macht, Klugheit, Warten-können, Verabredung, Strenge, Krieger-Affekte.

[«]

25[460]

Alle Werthschätzungen sind Resultate von bestimmten Kraftmengen und dem Grad Bewußtheit davon: es sind die perspektivischen Gesetze je nach dem Wesen eines Menschen und Volkes — was nah, wichtig, nothwendig ist usw.

Alle menschlichen Triebe, wie alle thierischen sind unter gewissen Umständen als Existenz-Bedingungen ausgebildet und in den Vordergrund gestellt worden. Triebe sind die Nachwirkungen lange gehegter Werthschätzungen, die jetzt instinktiv wirken, wie als ein System von Lust- und Schmerzurtheilen. Zuerst Zwang, dann Gewöhnung, dann Bedürfniß, dann natürlicher Hang (Trieb)

[«]

25[461]

Das Gefühl — eine Folge von Werthschätzungen. Sensorium commune

[«]

25[462]

Weil wir die Erben von Menschengeschlechtern sind, die unter den verschiedensten Existenz-Bedingungen gelebt haben, enthalten wir in uns eine Vielheit von Instinkten. Wer sich für „wahrhaftig“ giebt, ist wahrscheinlich ein Esel oder ein Betrüger.

Die Verschiedenheit der thierischen Charaktere: durchschnittlich ist ein Charakter die Folge eines Milieu — eine fest eingeprägte **Rolle**, vermöge deren gewisse Facta immer wieder unterstrichen und gestärkt werden. Auf die Länge hin entsteht so Rasse: d.h. gesetzt daß die Umgebung sich nicht ändert.

Bei dem Wechsel der Milieu’s entsteht ein Hervortreten der überall nützlichsten und anwendbarsten Eigenschaften — oder ein Zugrundegehen. Es zeigt sich als Assimilations-Kraft auch in ungünstigen Lagen, zugleich aber als Spannung, Vorsicht, es fehlt die Schönheit in der Gestalt.

Der Europäer als eine solche Über-Rasse. Ebenso der Jude; es ist zuletzt eine herrschende Art, obwohl sehr verschieden von den einfachen alten herrschenden Rassen, die ihre Umgebung nicht verändert hatten.

Überall beginnt es mit dem Zwang (wenn ein Volk in eine Landschaft kommt). Die Natur, die Jahreszeiten, die Wärme und Kälte usw. das Alles ist zunächst ein tyrannisirendes Element. Allmählich weicht das Gefühl des Gezwungenseins —

[«]

25[463]

Wir sind Gestalten-schaffende Wesen gewesen, lange bevor wir Begriffe schufen. Der Begriff ist am Laute erst entstanden, als man viele Bilder durch

Einen Laut zusammenfaßte: mit dem Gehör also die optischen inneren Phänomene rubrizirte.

[«]

25[464]

NB. Die Begriffe „gut“ usw. sind aus den Wirkungen entnommen, welche „gute Menschen“ ausüben: —
— selbst bei der Selbst-Beurtheilung. —

[«]

25[465]

Der Mensch unerkannt, die Handlung unerkannt. Wenn nun trotzdem über Menschen und Handlungen geredet wird, wie als ob sie erkannt wären, so liegt es daran, daß man über gewisse Rollen übereingekommen ist, welche fast Jeder spielen kann.

[«]

25[466]

Die Entwicklung der Raubsucht
der Lüge und Verstellung
der Grausamkeit
des Geschlechtstriebes
des Mißtrauens
der Härte
der Herrschsucht
} zu hochgeschätzten Dingen

— andererseits die Veränderung der Werthschätzung böser Qualitäten, sobald sie Existenz-Bedingungen sind.
vielleicht Rückführung aller Begehrungen auf den Hunger.

[«]

25[467]

Vivisection — das ist der Ausgangs-Punkt! Es kommt Vielen jetzt zum Bewußtsein, daß es manchen Wesen weh thut, wenn erkannt werden soll!! Als ob es je anders gewesen wäre! Und was für Schmerzen!! Feiges weichliches Gesindel!

[«]

25[468]

Ausgangspunkt: es liegt auf der Hand, daß unsere stärksten und gewohntesten Urtheile die längste Vergangenheit haben, also in unwissenden Zeitaltern entstanden und fest geworden sind — daß alles, woran wir am besten glauben, wahrscheinlich gerade auf die schlechtesten Gründe hin geglaubt worden ist: mit dem „Beweisen“ aus der Erfahrung haben es die Menschen immer leicht genommen, wie es jetzt noch Menschen giebt, die die Güte Gottes aus der Erfahrung zu „beweisen“ vermeinen.

[«]

25[469]

„Zu-Gericht-sitzen.“

Von allen Urtheilen ist das Urtheil über den Werth von Menschen das beliebteste und geübteste — das Reich der größten Dummheiten. Hier einmal Halt zu gebieten, bis es als eine Schmutzigkeit, wie das Entblößen der Schamtheile, gilt — meine Aufgabe. Um so mehr als es die Zeit des suffrage universel ist. Man soll sich geloben, hier lange zu zweifeln und sich zu mißtrauen, nicht „an der Güte des Menschen“, sondern an seiner Berechtigung, zu sagen „Dies ist Güte!“

[«]

25[470]

„Der Sinn für Wahrheit“ muß, wenn die Moralität des „Du sollst nicht lügen“ abgewiesen ist, sich vor einem anderen Forum legitimiren. Als Mittel der Erhaltung von Mensch, als Macht-wille.

— ebenso unsere Liebe zum Schönen ist ebenfalls der gestaltende Wille. Beide Sinne stehen bei einander — der Sinn für das Wirkliche ist das Mittel, die Macht in die Hand zu bekommen, um die Dinge nach unserem Belieben zu gestalten. Die Lust am Gestalten und Umgestalten — eine Urlust! Wir können nur eine Welt begreifen, die wir selber gemacht haben.

[«]

25[471]

Das Gutheißen unserer Begrenztheit des Erkennens — die Vortheile dabei: es ist viel Muth und Lust da möglich. Das Seufzen und die Pascalsche Scepsis sind schlechtes Blut.

— das Christenthum als die Wirkung des entarteten schlechten **Blutes**

[«]

25[472]

bonus = φαν: der Glänzende, Hervorscheinende?
malus man-lus (Manlius) = μαν der Verrückte?
böse cf. bass der Starke?
gut Gothe (Gott) „der Göttliche“ ursprüngliche Bezeichnung der Vornehmen Gothen.
(oder gobt der Geber? wie optimus?) wird der Gott als der Gute (optimus) oder der Gute als göttlich bezeichnet?
optimus op- der Schenkende?

[«]

25[473]

Archimedes beim Baden ein Grundgesetz der Hydraulik findend

Goethe: „mein ganzes inneres Wirken erwies sich als eine lebendige Heuristik, welche, eine unbekannte geahnete Regel anerkennend, solche in der Außenwelt zu finden und — in die Außenwelt einzuführen trachtet“.

[«]

25[474]

Die Pharisäer thaten Recht, Jesus zu verurtheilen. Ebenso die Athener.

[«]

25[475]

Goethe. „Ein Jeder leidet, der nicht für sich selbst genießt. Man handelt für Andere, um mit Anderen zu genießen.“

[«]

25[476]

Goethes Erklärung des „deutschen Gemüths“ „Nachsicht mit Schwächen, fremden und eignen.“

[«]

25[477]

Wer so steht wie ich, verliert, mit Goethe zu reden, „eines der größten Menschenrechte, nicht mehr von Seinesgleichen beurtheilt zu werden“.

[«]

25[478]

„Die Meisterschaft gilt oft für Egoismus“ Goethe.

[«]

25[479]

Vellejus Paterculus I 9,3 virum in tantum laudandum, in quantum intellegi virtus potest.

[«]

25[480]

Goethe: „wir Alle sind so bornirt, daß wir immer glauben Recht zu haben; und so läßt sich ein außerordentlicher Geist denken, der nicht allein irrt, sondern sogar Lust am Irrthum hat.“

[«]

25[481]

Chi non fa, non falla „irrt nicht“.

[«]

25[482]

„Magna ingenia conspirant.“

[«]

25[483]

Die moral<ischen> Werthurtheile sind vielmehr dreiste Werthzulegungen — und Werth-Aberkennungen — im Grunde eine sehr geringe Leistung der Urtheilsfähigkeit.

[«]

25[484]

Die Wege der Freiheit.

— Sich seine Vergangenheit abschneiden (gegen Vaterland, Glaube, Eltern, Genossen

— der Verkehr mit den Ausgestoßenen aller Art (in der Historie und der Gesellschaft)

— das Umwerfen des Verehrtesten, das Bejahen des Verbotensten — die Schadenfreude in großem Stile an Stelle der Ehrfurcht

— alle Verbrechen thun

— Versuch, neue Schätzungen

Gerechtigkeit als bauende ausscheidende vernichtende Denkweise, aus den Werthschätzungen heraus: höchster Repräsentant des Lebens selber.

Weisheit und ihr Verhältniss zur Macht: einstmals wird sie einflußreicher sein — bisher war der Irrthum, die Pöbel-Werthschätzung auch im Weisen noch zu groß!

[«]

25[485]

Um Gerathenes und Mißrathenes zu unterscheiden, ist der Leib der beste Rathgeber, mindestens ist er am besten zu studiren.

[«]

25[486]

Die verschiedenen moral<ischen> Urtheile sind bisher nicht auf die Existenz der Gattung „Mensch“ zurückgeführt: sondern auf die Existenz von „Volk“ „Rassen“ usw. — und zwar von Völkern, welche sich gegen andere Völker behaupten wollten, von Ständen, welche sich scharf von niederen Schichten abgrenzen wollten.

[«]

25[487]

Man soll Jedem die Frage zugestehn: ist meine Existenz, gegen meine Nichtexistenz gerechnet, ein Ding, das gerechtfertigt werden kann?

[«]

25[488]

Grundeinsicht: die „guten“ und die „bösen“ Eigenschaften sind im Grunde dieselben — beruhen auf den gleichen Trieben der Selbst-Erhaltung, der Aneignung, Auswahl, Absicht auf Fortpflanzung usw.

[«]

25[489]

Der Weise und die Künste. (Er hat sie alle in sich)
Der Weise und die Politik.
Der Weise und die Erziehung.
Der Weise und die Geschlechter.
— als ein Wesen, dessen Einfluß spät erst zu spüren ist.
Unabhängig, geduldig, ironisch —

[«]

25[490]

[«]

25[491]

Die nothwendige Verborgenheit des Weisen: sein Bewußtsein, unbedingt nicht verstanden zu werden, sein Macchiavellismus, seine Kälte gegen das Gegenwärtige.

— die absolute Unverträglichkeit der Weisheit mit dem „Wohl der Massen“: „Preßfreiheit“ „öffentlicher Unterricht“ — das Alles verträgt sich bloß bei gröblichster Täuschung über den Charakter der Weisheit. Sie ist das gefährlichste Ding der Welt!

— natürlich gilt mir eine Ehe ohne alle Sanction als einzig für den Weisen berechtigt. Es ist eine Komödie, wenn er sich anders dazu stellt, was unter Umständen rathsam z.B. Goethe.

— Grundsatz, daß alle Zustände darauf eingerichtet sind, ihn unmöglich zu machen: die Ehrfurcht vor dem Weisen ist untergraben durch die Religionen, durch das suffrage universel, die Wissenschaften! Man muß erst lehren, daß diese Religionen Pöbel-Angelegenheit sind, im Vergleich zur Weisheit! Man muß die vorhandenen Religionen vernichten, nur, um diese absurden Schätzungen zu beseitigen, als ob ein Jesus Christus überhaupt neben einem Plato in Betracht käme, oder ein Luther neben einem Montaigne!

[«]

25[492]

Von der Rang-Ordnung.

Wo „moralisch“ geurtheilt wird, höre ich die feindseligen Instinkte, Abneigungen, verletzte Eitelkeiten, Eifersucht
Worte wählen — es ist eine Maskerade in Worten —

— ich fand es unmöglich, die „Wahrheit“ zu lehren, wo die Denkweise niedrig ist.

Zukünftiges Zeitalter der großen Kriege. Das Mißtrauen auf die Dauerhaftigkeit. Das Bestechen aller Parteien und Interessirten, die Anwendung aller schlechten Mittel

[«]

25[493]

— nur die Liebe soll richten — — Refrain
die schaffende Liebe, die sich selber über ihren Werken vergißt —

[«]

25[494]

Zu demonstriren, daß einige Menschen bei Seite gehen müssen

[«]

25[495]

Wir heißen eine Eigenschaft an einem Thier „böse“ und finden doch seine Existenz-Bedingung darin! Für das Thier ist es sein „Gutes“ — es ist gesund und stark darin, zum Zeichen dafür! — Also: man nennt Etwas „gut“ und „böse“ im Verhältniß zu uns, **nicht** zu sich! d.h. die Grundlage von „gut“ und „böse“ ist egoistisch.

— Aber der Egoismus der Heerde!

Jedes Nützliche ist nothwendig auch ein Schädliches, im Verhältniß zu anderen Dingen. „Ein guter Mensch“ — das ist Eine Seite angesehn. Auf die Ferne beurtheilt, ist es ein Heerden-Mensch, schwach, und leicht zu täuschen und zu Grunde zu richten, auch geistig gehorsam, nicht schöpferisch.

[«]

25[496]

Sich niederwerfen vor dem, was man nicht hat, wenn man sich schlecht fühlt bei allem, was man hat z.B. Wagner: er glaubt ans Glück der unbegrenzten Hingebung, des unbegrenzten Zutrauens, das Glück des Mitleidenden, des Keuschen — Alles das kennt er nicht aus Erfahrung! Daher die Phantasterei!

[«]

25[497]

Die schlechte Manier zu verehren, etwa Shakespeare und Beethoven, um den Gedanken vorzubereiten, er sei die Vereinigung von Beiden.

[«]

25[498]

Es hat mich freier gemacht — jede tiefe Verunglimpfung, jede Verkennung: immer weniger will ich von den Menschen: immer mehr kann ich ihnen geben. Das Abschneiden jedes einzelnen Bandes ist hart, aber ein Flügel wächst mir statt des Bandes.

— unbedingt in seinem Rechte sein: Mitleiden meine Schwäche, die ich überwinde. Es ist gut, wenn der abscheulichste Mißbrauch meines Mitgefühls und meiner Schonung mich endlich belehrt, daß ich hier nichts zu thun habe.

[«]

25[499]

— die „Umwandlung“ eines Menschen durch eine herrschende Vorstellung ist das psychologische Urphänomen, auf welches das Christenthum gebaut ist; es sieht darin „ein Wunder“. Wir - - -

Ich glaube ganz und gar nicht daran, daß ein Mensch auf Ein Mal ein hoher wertvoller Mensch wird; der Christ ist mir ein ganz gewöhnlicher Mensch mit ein paar anderen Worten und Werthschätzungen. Auf die Dauer wirken freilich diese Worte und Werke und schaffen vielleicht einen Typus: der Christ als die verlogenste Art Mensch. Daß er moralisch redet, das verdirbt ihn durch und durch: man sehe Luther. Ein greulicher Anblick, weichlich-sentimental, furchtsam, aufgeregt - - - komisch! wie der „Wahrheitssinn“ erwacht und gleich wieder einschläft!

— ich scheide mich von jeder Philosophie ab, dadurch daß ich frage: „gut?“ „wozu!“ und „gut?“ warum nennt ihr das so?

Das Christenthum hat „gut“ und „böse“ acceptirt und nichts hier geschaffen.

[«]

25[500]

Weisheit
und Liebe zur Weisheit

Prolegomena zu einer Philosophie der Zukunft.
Von
Friedrich Nietzsche.

Amor fati.

[«]

25[501]

Kalt, schlau, lustgierig, schadenfroh — man kann fast alle Prozeduren eines Philosophen auf Charakterfehler zurückführen — —

[«]

25[502]

Es kommt vor, daß Ich einen uneigennützigen Menschen schätze und auszeichne: nicht etwa weil er uneigennützig ist, sondern nur weil er ein Recht darauf zu haben scheint, einem anderen Menschen auf seine eigenen Unkosten zu nützen: und an einem, der zum Herren geschaffen ist, wird Selbstverleugnung und Uneigennützigkeit — — — Es fragt sich immer, wer es ist und wer Jener ist. Der unbedingte Hang zur Uneigennützigkeit würde uns nur als Zeichen der Heerden-Natur gelten

[«]

25[503]

Von der höchsten Stufe der Moralität: sie wendet den Blick gegen sich selber, versuchsweise.

[«]

25[504]

Die Liebe zur Weisheit.
Die Missrathenen und Blutverderbten. (Gegen das Christenthum)
Der Weise, und die Güter des Lebens.

[«]

25[505]

Diese perspektivische Welt, diese Welt für das Auge, Getast und Ohr ist sehr falsch, verglichen schon für einen sehr viel feineren Sinnen-Apparat. Aber ihre Verständlichkeit Übersichtlichkeit, ihre Praktikabilität, ihre Schönheit beginnt aufzuhören, wenn wir unsere Sinne verfeinern: ebenso hört die Schönheit auf, beim Durchdenken von Vorgängen der Geschichte; die Ordnung des Zwecks ist schon eine Illusion. Genug, je oberflächlicher und gröber zusammenfassend, um so werthvoller, bestimmter, schöner, bedeutungsvoller erscheint die Welt. Je tiefer man hineinsieht, um so mehr verschwindet unsere Werthschätzung — die Bedeutungslosigkeit naht sich! Wir haben die Welt, welche Werth hat, geschaffen! Dies erkennend erkennen wir auch, daß die Verehrung der Wahrheit schon die Folge einer Illusion ist — und daß man mehr als sie die bildende, vereinfachende, gestaltende, erdichtende Kraft zu schätzen hat — was Gott war

„Alles ist falsch! Alles ist erlaubt!“

Erst bei einer gewissen Stumpfheit des Blicks, einem Willen zur Einfachheit stellt sich das „Schöne“, das „Werthvolle“ ein: an sich ist es, ich weiß nicht was.

[«]

25[506]

Ist der Hang zum Wahren wirklich der Sinn des guten Menschen? was für eine gründliche Verlogenheit gehört z.B. dazu, um das neue Testament zu machen!

[«]

25[507]

Alle Physik ist nur Symptomatik.

[«]

25[508]

Es ist unmöglich, die Existenz von Individuen zu erweisen. Es ist nichts an der „Persönlichkeit“ fest.

[«]

25[509]

Es wäre eine Erklärung unserer „Welt“ aus „falschen Annahmen“ möglich. Alles nur perspektivisch, nur in Hinsicht auf die Erhaltung kleiner organischen Wesen.

[«]

25[510]

„Der gute Mensch“ ein gefährliches Ding, ein Zeichen der Erschöpfung — mattwerdender Egoismus.

[«]

25[511]

Marc Aurel’s Bekenntnisse sind für mich ein komisches Buch.

[«]

25[512]

Der religiöse Affekt ist die interessanteste Krankheit, der der Mensch bisher verfiel. Sein Studium macht einem die gesunden Menschen beinahe langweilig und widrig.

[«]

25[513]

Man muß das Sein leugnen.

[«]

25[514]

Die Entstehung des Gedächtnisses ist das Problem des Organischen. Wie ist Gedächtniß möglich?

Die Affekte sind Symptome der Formation des Gedächtniß-Materials — fortwährendes Fortleben und Zusammenwirken.

[«]

25[515]

In wie weit Einer auf Hypothesen hin leben, gleichsam auf unbegrenzte Meere hinausfahren kann, statt auf „Glauben“ ist das höchste Maaß der Kraftfülle. Alle geringeren Geister gehen zu Grunde.

[«]

25[516]

Katzen-Egoismus.

Es giebt einen Hunde-Egoismus im Menschen und einen Katzen-Egoismus: die wählen entgegengesetzte Mittel. Der erste ist hingebend und begeistert —

[«]

25[517]

Lust und Unlust sind Bejahungen und Verneinungen.

Urtheile sind 1) Glauben „das ist so“ und 2) „das hat den und den Werth“

Lust und Unlust sind Wirkungen der Gesamt-Intelligenz, Folge von kritischen Urtheilen, die wir als Lust oder Schmerz fühlen.

[«]

25[518]

— nach P. Secchi kann der Raum nicht unbegrenzt sein, da kein aus einzelnen Körpern zusammengesetztes Ding unendlich sein kann und weil ein unendliches von zahllosen Sternen bevölkertes Himmelsgewölbe wie die Sonne nach seiner ganzen Ausdehnung leuchtend erscheinen müßte —

[«]

25[519]

Maupertuis schlug vor, um das Wesen der Seele zu erforschen, möge man Vivisectionen mit Patagoniern machen. Jeder ächte rechte Moralist behandelt sich als Patagonier.

[«]

25[520]

Die Werthschätzungen nicht von Lust und Unlust abhängig: es ist der Werth nach der Erhaltung des Ganzen gemessen: also nach etwas Zukünftigem, was vorgestellt wird, nach Zwecken.

Lust und Unlust sind erst Folgen von Zweck-Urtheilen. Werthschätzungen von Ereignissen in Bezug auf ihre Folgen.

Alle Erhaltungs-Tendenzen sind nicht aus der Mechanik abzuleiten: sie setzen eine Vergegenwärtigung des Ganzen vor — seine Ziele, Gefahren und Förderungen; das niedrigere, gehorchende Wesen muß sich bis zu einem Grade auch die Aufgabe des höheren vorstellen können. Mit Lust und Unlust wird das einzelne Erlebniß charakterisirt in Hinsicht auf die Erhaltung.

[«]

25[521]

Unverständige Meinungen haben überall Bürgerrecht. Unverständliches erst in mir

[«]

25[522]

Die Welt des Guten und Bösen ist nur scheinbar.

[«]

25[523]

Gegen die Genügsamkeit

Zarathustra I

Das Kleinwerden und Schämen der Mächtigen

— der Mangel, erhebende Menschen zu sehen.
— die Häßlichkeit der Plebejer
— der Neid und die Kleinlichkeit des Plebejers
— der Sieg der moralischen Tartüfferie.
— die Gefahr, daß die Weltregierung in die Hände der Mittelmäßigen fällt
— das Ersticken aller höheren Naturen.

ego als Ablenkung vom eudämonologischen Gesichtspunkt
— historisch.

[«]

25[524]

gegen die Gleicheit
gegen die moral<ische> Tartüfferie
gegen das Christenthum und Gott
gegen das Nationale — der gute Europäer.

[«]

25[525]

Ein Gott der Liebe könnte eines Tags sprechen, gelangweilt durch seine Tugend: „versuchen wir’s einmal mit der Teufelei!“ Und siehe da, ein neuer Ursprung des Bösen! Aus Langeweile und Tugend!

[«]

25[526]

Eine Meinung, gesetzt auch daß sie unwiderlegbar ist, braucht noch nicht wahr zu sein.

[«]

[26 = W I 2. Sommer–Herbst 1884]

26[1]

Das Vorläufige
und die Vorläufer

[«]

26[2]

Skeptische Einreden.

[«]

26[3]

Die großen Philosophen sind selten gerathen. Was sind denn diese Kant, Hegel, Schopenhauer, Spinoza! Wie arm, wie einseitig! Da versteht man, wie ein Künstler sich einbilden kann, mehr als sie zu bedeuten. Die Kenntniß der großen Griechen hat mich erzogen: an Heraclit Empedocles Parmenides Anaxagoras Democrit ist mehr zu verehren, sie sind voller. Das Christenthum hat es auf dem Gewissen, viele volle Menschen verdorben zu haben z.B. Pascal und früher den Meister Eckart. Es verdirbt zuletzt gar noch den Begriff des Künstlers: es hat eine schüchterne Hypocrisie über Raffael gegossen, zuletzt ist auch sein verklärter Christus ein flatterndes schwärmerisches Mönchlein, das er nicht wagt, nackt zu zeigen. Goethe steht gut da.

[«]

26[4]

„Die Menschen lieben aus Dankgefühl, aus überströmendem Herzen, weil man dem Tode entronnen ist“ Lagarde p. 54. gegen die „Humanität“.

[«]

26[5]

Der Vortheil der Kirche, wie der Rußlands ist: sie können warten.

[«]

26[6]

Eine Religion, an deren Thür der Ehebruch Gottes steht (bei ihm ist ja kein Ding unmöglich!)

[«]

26[7]

— den Nächsten, den Feind selber lieben, weil Gott so thut — „er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ Aber das thut er gar nicht.

[«]

26[8]

— Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Feuerbach, Strauß — alles Theologen.

[«]

26[9]

— ich bin dazu gedrängt, im Zeitalter des suffrage universel, d.h. wo Jeder über Jeden und Jedes zu Gericht sitzen darf, die Rangordnung wieder herzustellen.

[«]

26[10]

Bei altgewordenen Völkern große Sinnlichkeit, z.B. Ungarn, Chinesen, Juden, Franzosen (denn die Kelten waren schon ein Culturvolk!) —

[«]

26[11]

Die ächten Beduinen der Wüste und die alten Wikinger —

[«]

26[12]

NB. Die bestgeglaubten a priorischen „Wahrheiten“ sind für mich — Annahmen bis auf Weiteres z.B. das Gesetz der Causalität sehr gut eingeübte Gewöhnungen des Glaubens, so einverleibt, daß nicht daran glauben das Geschlecht zu Grunde richten würde. Aber sind es deswegen Wahrheiten? Welcher Schluß! Als ob die Wahrheit damit bewiesen würde, daß der Mensch bestehn bleibt!

[«]

26[13]

Ich muß das schwierigste Ideal des Philosophen aufstellen. Das Lernen thut’s nicht! Der Gelehrte ist das Heerdenthier im Reiche der Erkenntniß, welcher forscht, weil es ihm befohlen und vorgemacht worden ist.

[«]

26[14]

Es giebt an sich keinen Sinn für Wahrheit; aber weil ein starkes Vorurtheil dafür spricht, es sei nützlicher, die Wahrheit zu wissen als sich täuschen zu lassen, wird die Wahrheit gesucht — während in vielen anderen Fällen sie gesucht wird, weil sie vielleicht nützlicher sein könnte — sei es zur Vermehrung der Macht, des Reichthums, der Ehre, des Selbstgefühls.

[«]

26[15]

Auch hinter den eigentlichen Freunden der Wahrheit, den Philosophen arbeitet eine ihnen oft unbewußte Absichtlichkeit: sie wollen von vorn herein eine gewisse, so und so beschaffene „Wahrheit“ — und oft genug haben sie ihre innersten Bedürfnisse verrathen, indem sie ihren Weg zu ihrer „Wahrheit“ giengen.

[«]

26[16]

Der arme Schopenhauer! E. von Hartmann hat ihm die Beine, auf denen er einher gieng, und Richard Wagner gar noch den Kopf abgeschnitten!

[«]

26[17]

Wir können vom Willen nur das erkennen, was an ihm erkennbar ist — also vorausgesetzt, daß wir uns als Wollende erkennen, muß am Wollen etwas Intellektuales sein.

[«]

26[18]

Ein Erkenntniß-Apparat, der sich selber erkennen will!! Man sollte doch über diese Absurdität der Aufgabe hinaus sein! (Der Magen, der sich selber aufzehrt!

—)

[«]

26[19]

Wie Winckelmann am Laokoon gleichsam am Ende des Alterthums den Sinn für dasselbe sich erwarb, so R<ichard> W<agner> an der Oper, der schlechtesten aller Kunstgattungen, den Sinn für Stil d.h. Einsicht, daß es nicht möglich ist, Künste zu isoliren.

[«]

26[20]

— der demagogische Charakter der Kunst Wagners: zuletzt mit der Consequenz, daß er sich vor Luther beugte, um Einfluß zu bekommen.

[«]

26[21]

— die deutsche Musik steht nicht außerhalb der Cultur-Bewegung: in Mozart ist sehr viel Rococo und jene Zärtlichkeit des 18ten Jahrhunderts. In Beethoven die Luft von Frankreich her, die Schwärmereien, aus denen die Revolution entsprang: immer Nachklang, Ausklang. W<agner> und die Romantik.

— wie steht es mit dem Zusammenhang der Musik und der bildenden Kunst? Und der Poesie? Verhältnißmäßige Einsamkeit des Musikers, er lebt weniger mit, seine Erregungen sind Nachklänge früherer Gefühle.

Es fehlt immer noch der große Stil in der Musik; und es ist dafür gesorgt, daß er jetzt nicht wächst!

[«]

26[22]

Alles, was ich über R<ichard> W<agner> gesagt hatte, ist falsch. Ich empfand es 1876 „es ist an ihm Alles unächt; was ächt ist, wird versteckt oder dekorirt. Es ist ein Schauspielen, in jedem schlimmen und guten Sinn des Worts.“

[«]

26[23]

Sich so fernstellen von den moralischen Phänomenen, wie der Arzt dem Hexenglauben und der Lehre „vom Griff des Teufels“ fernsteht.

[«]

26[24]

Der Schmerz, die Ungewißheit, die Bosheit: zu diesen Dreien stehen die Heerden-Menschen sehr verschieden.

[«]

26[25]

Die Vortheile in dieser Zeit. „Nichts ist wahr: Alles ist erlaubt.“

[«]

26[26]

Ich betrachte Verbrecher, gestrafte und nicht gestrafte, als Menschen, an denen man Versuche machen kann. Schutz, nicht Besserung, nicht Strafe!

[«]

26[27]

— ein Volk, welches sich der Intelligenz eines Luther unterordnet!

[«]

26[28]

NB. Es sind gute Perspectiven: lauter ganz große Erschütterungen bereiten sich vor. Erwäge ich, was die französische Revolution erregt hat — auch Beethoven ist ohne sie nicht zu denken, ebensowenig Napoleon. So hoffe ich, daß alle Grundprobleme aufgedeckt werden und man gründlich über die Albernheiten des neuen Testaments oder über Hamlet und Faust, die beiden „modernsten Menschen“, hinauskommt.

[«]

26[29]

Ich habe mich in eine gute helle Höhe gehoben: und Mancher, der mir, als ich jung war, wie ein Stern über mir leuchtete, ist mir nun fern — aber unter mir z.B. Sch<openhauer> W<agner>.

[«]

26[30]

Man soll nicht bauen, wo es keine Zeit mehr ist. Das Jauchzen der großen Bewegung: und ich bin, der sieht, worum es sich handelt: um alles „Gut“ und „Böse“.

[«]

26[31]

R<ichard> W<agner> zu beschreiben — Versuch einer Dictatur. Aber zuletzt strich er sich selber durch, unfähig zu einer eigenen Gesammt-Conception. Die „Entzückungen“ des Protestantischen Abendmahls verführten ihn!

Montaigne — — —

[«]

26[32]

„Welt-Eroberung.“ Auf welchem Wege der Mensch sich bisher die Dinge zu unterwerfen suchte:

— die Grenzen, wo er nicht weiter konnte und sich unterwarf (Moira) — „Gott“. Die „Herrscher“ noch einmal als Welt-Herrscher in die Dinge hineingeträumt.

— Tröstungen. Ergebung.

[«]

26[33]

„Der Frieden als Trugbild.“ „Befriedigung“

[«]

26[34]

Tags ist der untere Intellekt dem Bewußtsein verschlossen. Nachts schläft der höhere Intellekt, der untere tritt ins Bewußtsein (Traum)

[«]

26[35]

Wie im Traume zum Kanonenschuß die Ursache gesucht wird und der Schuß erst hinterdrein gehört wird (also eine Zeit-Umkehrung stattfindet: diese Zeitumkehrung findet immer statt, auch im Wachen. Die „Ursachen“ werden nach der „That“ imaginirt; ich meine, unsere Zwecke und Mittel sind Folgen eines Vorganges??)

Wie sicher wir eingeübt sind, nichts ohne Ursache zu glauben, das zeigt das eben erwähnte Phänomen: wir acceptiren den Kanonenschuß erst, wenn wir uns die Möglichkeit ausgedacht haben, wie er entstanden ist, d.h. allem eigentlichen Erleben geht eine Zeit voraus, wo die zu erlebende Thatsache motivirt wird.

— dies könnte in der Bewegung jedes Nervs, jedes Muskels der Fall sein.

Also in jeder sogenannten Sinneswahrnehmung giebt es ein Urtheil, welches den Vorgang, bevor er ins Bewußtsein „eintritt“, bejaht oder verneint

Alles organische Leben ist als sichtbare Bewegung coordinirt einem geistigen Geschehen.

Ein organisches Wesen ist der sichtbare Ausdruck eines Geistes.

[«]

26[36]

Das Nervensystem und das Gehirn ist ein Leitungssystem und ein Centralisationsapparat zahlloser Individual-Geister von verschiedenem Range. Das Ich-Geistige selber ist mit der Zelle schon gegeben.

Vor der Zelle giebt es keine Ich-Geistigkeit, wohl aber entspricht allem Gesetzmäßigen d.h. dem Relationscharakter alles Geschehens nur ein Denkvorgang (Gedächtniß und Schluß)

[«]

26[37]

Wo es keinen Irrthum giebt, dies Reich steht höher: das Unorganische als die individualitäts-lose Geistigkeit. Das organische Geschöpf hat seinen Seh-Winkel vom Egoismus, um erhalten zu bleiben.

— es darf nur soweit denken als es seiner Erhaltung frommt.

— ein Dauerprozeß mit Wachsthum, Zeugung usw.

[«]

26[38]

Die Gedanken sind Kräfte. Die Natur ergiebt sich als eine Menge von Relationen von Kräften: es sind Gedanken, logische absolut sichere Prozesse, es fehlt alle Möglichkeit des Irrthums. Unsere Wissenschaft hat den Gang gemacht, überall logische Formeln und nichts weiteres ausfindig zu machen.

— alle diese Bewegungsvorgänge, die wir sehen oder fast sehen (Atome), sind Consequenzen

1. Die unzerstörbare Einerleiheit der Kraft, der Raum mit der Funktion Kraft. Alles Mechanik.

2. Die Mechanik im Grunde Logik.

3. die Logik unableitbar. Wie ist der Irrthum möglich? richtiger: Erhaltungsgesetze für Dauer-Prozesse setzen perspektivische Illusion voraus.

[«]

26[39]

„der gerechte Mensch“ für den Betrachter sehr erquicklich, Ruhe gebend: sich selber aber eine furchtbare Qual

[«]

26[40]

Kunst — die Freude, sich mitzutheilen (und zu empfangen von einem Reicheren) — durch Gestalten die Seelen formen —

[«]

26[41]

Dies Bedürfniß, fertig die Erkenntniß um sich zu haben, ist bei einer sehr entschlossenen Natur nicht vorhanden —

[«]

26[42]

Ich stelle das Problem von der Rangordnung (Plato) des Künstlers neu; zugleich bilde ich den Künstler so hoch ich kann. Thatsächlich finden wir alle Künstler unterworfen unter große geistige Bewegungen, nicht deren Leiter: oft Vollender z.B. Dante für die katholische Kirche. R<ichard> W<agner> für die romantische Bewegung. Shakespeare für die Freigeisterei Montaigne's,

Die höheren Formen, wo der Künstler nur ein Theil des Menschen ist — z.B. Plato, Goethe, G<iordano> Bruno. Diese Formen gerathen selten.

[«]

26[43]

Alle philosophischen Systeme sind überwunden; die Griechen strahlen in größerem Glanze als je, zumal die Griechen vor Socrates.

[«]

26[44]

Die Umkehrung der Zeit: wir glauben die Außenwelt als Ursache ihrer Wirkung auf uns, aber wir haben ihre thatsächliche und unbewußt verlaufende Wirkung erst zur Außenwelt verwandelt: das, als was sie uns gegenüber steht, ist unser Werk, das nun auf uns zurückwirkt. Es braucht Zeit, bevor sie fertig ist: aber diese Zeit ist so klein.

[«]

26[45]

Unsere Werthschätzungen stehen im Verhältniß zu unseren geglaubten Lebensbedingungen: verändern sich diese, so verändern sich unsere Werthschätzungen.

[«]

26[46]

Coordination statt Ursache und Wirkung

[«]

26[47]

Der Weg zur Weisheit.
Fingerzeige zur Überwindung der Moral.

Der erste Gang. Besser verehren (und gehorchen und lernen) als irgend Einer. Alles Verehrenswerthe in sich sammeln und miteinander kämpfen lassen. Alles Schwere tragen. Asketismus des Geistes — Tapferkeit Zeit der Gemeinschaft.

Der zweite Gang. Das verehrende Herz zerbrechen (als man am festesten gebunden ist). Der freie Geist. Unabhängigkeit. Zeit der Wüste. Kritik alles Verehrten (Idealisirung des Unverehrten), Versuch umgekehrter Schätzungen.

Der dritte Gang. Große Entscheidung, ob tauglich zur positiven Stellung, zum Bejahen. Kein Gott, kein Mensch mehr über mir! Der Instinkt des Schaffenden, der weiß, wo er die Hand anlegt. Die große Verantwortung und die Unschuld. (Um Freude irgendworan zu haben, muß man Alles gutheißen.) Sich das Recht geben zum Handeln.

[«]

26[48]

1. Die Überwindung der bösen kleinlichen Neigungen. Das umfängliche Herz, man erobert nur mit Liebe.

(R<ichard> W<agner> warf sich vor einem tiefen liebevollen Herzen nieder, ebenso Schopenhauer. Dies gehört zur ersten Stufe.) Vaterland, Rasse, alles gehört hierher.

2. Die Überwindung auch der guten Neigungen.

unvermerkt solche Naturen wie D<ühring> und W<agner> oder Sch<openhauer> als noch nicht einmal auf dieser Stufe stehend!

3. Jenseits von Gut und Böse. Er nimmt sich der mechanischen Weltbetrachtung an und fühlt sich nicht gedemüthigt unter dem Schicksal: er ist Schicksal. Er hat das Loos der Menschen in der Hand.

Nur für Wenige: die Meisten werden schon im 2ten Weg zu Grunde gehen. Plato Spinoza? vielleicht gerathen? Sich endlich das Recht geben zum Handeln.

Sich hüten vor Handlungen, die nicht mehr zur erreichten Stufe passen z.B. das Helfen-wollen bei Solchen, die nicht bedeutend genug sind — dies ist falsches Mitleid.

[«]

26[49]

NB. „Bewußtsein“ — in wie fern die vorgestellte Vorstellung, der vorgestellte Wille, das vorgestellte Gefühl (das uns allein bekannte) ganz oberflächlich ist! „Erscheinung“ auch unsere innere Welt!

[«]

26[50]

Maassstab. Wie viel hält Einer von der Wahrheit aus, ohne zu entarten! Und ohne durch Widerspruch und Feindseligkeit und Mißverstehen zur Verzweiflung gebracht zu werden? Auch nicht durch die Dummheit der Liebe derer, die ihn verehren?

[«]

26[51]

Welches schlimme Schicksal hat Schopenhauer gehabt! Seine Ungerechtigkeiten fanden Übertreiber (Dühring und Richard Wagner), seine Grundeinsicht vom Pessimismus einen Berliner unfreiwilligen Verkleinerer (E. von Hartmann)!

[«]

26[52]

Wir meinen, unser bewußter Intellekt sei die Ursache aller zweckmäßigen Einrichtungen in uns. Das ist grundfalsch. Nichts ist oberflächlicher als das ganze Setzen von „Zwecken“ und „Mitteln“ durch das Bewußtsein: es ist ein Apparat der Vereinfachung (wie das Wort-reden usw.), ein Mittel der Verständigung, practicabel, nichts mehr — ohne Absicht auf Durchdringung mit Erkenntniß.

[«]

26[53]

„Zufall“ — in großen Geistern Fülle von Conceptionen und Möglichkeiten, gleichsam Spiel von Gestalten, daraus Auswahl und Anpassung an früher Ausgewähltes. — Die Abhängigkeit der niederen Naturen von den erfinderischen ist unsäglich groß — einmal darzustellen, wie sehr alles Nachahmung und Einspielen der angegebenen Werthschätzungen ist, die von großen Einzelnen ausgehen. Z.B. Plato und das Christenthum. Paulus wußte schwerlich, wie sehr alles in ihm nach Plato riecht.

[«]

26[54]

Capitel. Vom Werthe des menschlichen Erkenntniss-Apparates. Erst langsam stellt sich heraus, was er leisten und nicht leisten kann: namentlich wie weit alle seine Ergebnisse in innerem Zusammenhang stehen oder sich widersprechen.

[«]

26[55]

Capitel. Wenn man nicht einen bestimmten Standpunkt hat, ist über den Werth von keinem Dinge zu reden: d.h. eine bestimmte Bejahung eines bestimmten Lebens ist die Voraussetzung jedes Schätzens.

[«]

26[56]

Man lobt und tadelt von sich aus: wer von höheren Gesichtspunkten aus den Lobenden übersieht, findet es unschmeichelhaft, von ihm gelobt zu werden.

[«]

26[57]

NB. In wiefern es nöthig ist, für den Menschen höchsten Ranges, von den Vertretern einer bestimmten Moral tödtlich gehaßt zu werden. Wer die Welt liebt, den müssen alle Einzelnen verdammen: die Perspektive ihrer Erhaltung fordert, daß es keinen Zerstörer aller Perspectiven giebt.

[«]

26[58]

NB. Die erste Grenze alles „Sinnes für Wahrheit“ ist — auch für alle niederen belebten Geschöpfe — was nicht ihrer Erhaltung dient, geht sie nichts an. Die zweite: die Art und Weise ein Ding zu betrachten, welche ihnen am nützlichsten ist, wird vorgezogen und allmählich erst, durch Vererbung, einverleibt. Dies ist auch durch den Menschen noch keineswegs anders geworden: höchstens könnte man fragen, ob es nicht entartende Rassen gäbe, welche sich so zu den Dingen stellen, wie es der inneren Absichtlichkeit auf Untergang hin gemäß ist — also wider das Leben. Aber das Absterben des Veralteten oder Mißrathenen gehört selber in die Consequenz der Erhaltung des Lebens: weshalb Greise greisenhaft und ächte Christen weltfeindlich urtheilen mögen.

An sich wäre es möglich, daß zur Erhaltung des Lebenden gerade Grund-Irrthümer nöthig wären, und nicht „Grund-Wahrheiten“. Es könnte z.B. ein Dasein gedacht werden, in welchem Erkennen selber unmöglich wäre, weil ein Widerspruch zwischen absolut Flüssigem und der Erkenntniß besteht: in einer solchen Welt müßte ein lebendes Geschöpf erst an Dinge, an Dauer usw. glauben, um existiren zu können: der Irrthum wäre seine Existenz-Bedingung. Vielleicht ist es so.

[«]

26[59]

In wessen Vorfahren die Liebe eine wichtige Angelegenheit war, der wird es spüren, wenn er verliebt ist und sich, zu seinem Erstaunen vielleicht, so benehmen, wie seine Vorfahren es getrieben haben: es fängt schwerlich **Einer** eine veritable Passion an — sondern auch Leidenschaften müssen erzogen und angezüchtet werden, die Liebe sogut wie die Herrschsucht und der Egoismus.

[«]

26[60]

Überall, wo große Zweckmäßigkeit ist, haben wir im Bewußtsein **nicht** die Zwecke und Mittel. Der Künstler und sein Werk, die Mutter und das Kind — und ebenso mein Kauen, Verdauen, Gehen usw., die Oekonomie der Kräfte am Tage usw. — alles das ist ohne Bewußtsein.

Daß etwas zweckmäßig vor sich geht z.B. der Prozeß des Verdauens, das wird durch die Annahme eines hundertfältig verfeinerten Erkenntnißapparates nach Art des bewußten Intellekts noch keineswegs erklärt: er könnte der Aufgabe, die thatsächlich geleistet wird, nicht angemessen gedacht werden können, weil viel zu feine Verhältnisse (in Zahlen) in Betracht kämen. Der zweite Intellekt würde immer noch das Räthsel ungelöst lassen. Wenn man sich nicht durch „groß“ und „klein“ in zeitlichen Verhältnissen täuschen läßt, ist der Vorgang einer einzelnen Verdauung gerade so reich an einzelnen Vorgängen der Bewegung, wie der ganze Prozeß des Lebendigen überhaupt: und wer für letzteren keinen leitenden Intellekt annimmt, braucht ihn auch für ersteren nicht anzunehmen.

[«]

26[61]

Der ganze Erkenntniß-Apparat ist ein Abstraktions- und Simplifikations-Apparat — nicht auf Erkenntniß gerichtet, sondern auf Bemächtigung der Dinge: „Zweck“ und „Mittel“ sind so fern vom Wesen wie die „Begriffe“. Mit „Zweck“ und „Mittel“ bemächtigt man sich des Prozesses (— man erfindet einen Prozeß, der faßbar ist!), mit Begriffen aber der „Dinge“, welche den Prozeß machen.

[«]

26[62]

Das Wesen einer Handlung ist unerkennbar: das was wir ihre „Motive“ nennen, bewegt Nichts — es ist eine Täuschung, ein Nacheinander als ein Durcheinander aufzufassen.

[«]

26[63]

Mit der „Freiheit des Willens“ fällt die „Verantwortlichkeit“ dahin. Es bleiben aber alle moralischen Fragen übrig: wie steht das Lebendige zur „Wahrheit“? Zu einem anderen Lebendigen? Und wenn aus Irrthum gestraft und belohnt wurde, warum dürfte dann nicht weiter gestraft und belohnt werden? Was ist gegen einen „Willen zur Unwahrheit“ einzuwenden? Und woher die Schätzung des Uneigennützigen Gerechten? — Genug, der ganze Thatbestand der bisherigen moralischen Stellung des Lebendigen, 1) der Thatbestand der Schätzungen und 2) die Ursache der Werthschätzungen bliebe noch festzustellen. Wobei sich die Frage ergäbe 3), ob es einen Maaßstab giebt **über** allen bisherigen Werthschätzungen, eingerechnet die Frage, ob die zwei ersten Probleme ohne dies lösbar sind — und warum **ich** sie überhaupt stelle.

[«]

26[64]

Die großen Probleme vom Werth des Werdens gestellt durch Anaximander und Heraclit — also die Entscheidung darüber, ob eine moralische oder eine ästhetische Schätzung überhaupt erlaubt ist, in Bezug auf das Ganze.

Das große Problem, welchen Antheil der Zwecke-setzende Verstand an allem Werden hat — von Anaxagoras

Das große Problem, ob es ein Sein giebt — von den Eleaten; und was Alles Schein ist.

Alle großen Probleme sind vor Socrates gestellt:

Socrates: die Einsicht als Mittel zur moralischen Besserung, das Unvernünftige in den Leidenschaften, das Unzweckmäßige im Schlecht-sein.

Plato sagt, nein! Die Liebe zum Guten bringt die moralische Besserung mit sich; die Einsicht aber ist nöthig zur Erfassung des Guten.

Socrates sucht nicht die Weisheit, sondern einen Weisen — und findet ihn nicht — aber dies Suchen bezeichnet er als sein höchstes Glück. Denn es gäbe nichts Höheres im Leben als immer von Tugend zu sprechen.

[«]

26[65]

Vielleicht ist das, was wir als das Gewisseste fühlen, am entferntesten vom „Wirklichen“. Im Urtheile steckt ein Glaube „so und so ist es“; wie, wenn gerade das Glauben selber die nächste Thatsache wäre, die wir feststellen können! Wie ist Glauben möglich??

[«]

26[66]

Pythagoras gründet einen Orden für Vornehme, eine Art Tempelherrn-Orden.

[«]

26[67]

— Heraclit: die Welt eine absolute Gesetzlichkeit: wie könnte sie eine Welt der Ungerechtigkeit sein! — also eine moralische Beurtheilung „die Erfüllung des Gesetzes“ ist absolut; der Gegensatz ist eine Täuschung; auch die schlechten Menschen ändern nichts daran, so wie sie sind, erfüllt sich an ihnen die absolute Gesetzlichkeit. Die Nothwendigkeit wird hier moralisch verherrlicht und gefühlt.

[«]

26[68]

Bisher sind beide Erklärungen des organischen Lebens nicht gelungen, weder die aus der Mechanik, noch die aus dem Geiste. Ich betone letzteres. Der Geist ist oberflächlicher als man glaubt. Die Regierung des Organismus geschieht in einer Weise, für welche sowohl die mechanische Welt, als die geistige nur symbolisch zur Erklärung herangezogen werden kann.

[«]

26[69]

Der Gedanke, daß das Lebensfähige allein übrig geblieben ist, ist eine Conception ersten Ranges.

[«]

26[70]

Zuletzt könnte die Unerkennbarkeit des Lebens eben darin liegen, daß alles an sich unerkennbar ist und wir nur begreifen, was wir erst gebaut und gezimmert haben; ich meine auf dem Widerspruche der ersten Funktionen des „Erkennens“ mit dem Leben. Je erkennbarer etwas ist, um so ferner vom Sein, um so mehr Begriff.

[«]

26[71]

Egoismus als das perspektivische Sehen und Beurtheilen aller Dinge zum Zweck der Erhaltung: alles Sehen (daß überhaupt etwas wahrgenommen wird, dies Auswählen) ist schon ein Werthschätzen, ein Acceptiren, im Gegensatze zu einem Zurückweisen und Nicht-sehen-wollen.

[«]

26[72]

Werthschätzungen stecken in allen Sinnes-Thätigkeiten. Werthschätzungen stecken in allen Funktionen des organischen Wesens.

Daß Lust und Unlust ursprüngliche Formen der Werthschätzung sind, ist eine Hypothese: vielleicht sind sie erst Folgen einer Werthschätzung.

Das „Gute“ ist, von zwei verschiedenen Wesen aus gesehen, etwas Verschiedenes.

Es giebt ein Gutes, das die Erhaltung des Einzelnen; ein Gutes, das die Erhaltung seiner Familie oder seiner Gemeinde oder seines Stammes zum Maaße hat — es kann ein Widerstreit im Individuum entstehen, zwei Triebe.

Jeder „Trieb“ ist der Trieb zu „etwas Gutem“, von irgend einem Standpunkte aus gesehen; es ist Werthschätzung darin, nur deswegen hat er sich einverleibt.

Jeder Trieb ist angezüchtet worden als zeitweilige Existenz-Bedingung. Er vererbt sich lange, auch nachdem er aufgehört hat, es zu sein

Ein bestimmter Grad des Triebes im Verhältniß zu anderen Trieben wird, als erhaltungsfähig, immer wieder vererbt; ein entgegengesetzter verschwindet

[«]

26[73]

Das „Unegoistische“. Die Vielheit der Personen (Masken) in Einem „Ich“.

[«]

26[74]

Das Gesetz der Causalität a priori — daß es geglaubt wird, kann eine Existenzbedingung unserer Art sein; damit ist es nicht bewiesen.

[«]

26[75]

Zur Einleitung.

§ 1. Die schwierigste und höchste Gestalt des Menschen wird am seltensten gelingen: so zeigt die Geschichte der Philosophie eine Überfülle von Mißrathenen, von Unglücksfällen, und ein äußerst langsames Schreiten; ganze Jahrtausende fallen dazwischen und erdrücken, was erreicht war, der Zusammenhang hört immer wieder auf. Das ist eine schauerliche Geschichte — die Geschichte des höchsten Menschen, des Weisen. — Am meisten geschädigt ist gerade das Gedächtniß der Großen, denn die Halb-Gerathenen und Mißrathenen verkennen sie und besiegen sie durch „Erfolge“. Jedes Mal, wo „die Wirkung“ sich zeigt, tritt eine Masse Pöbel auf den Schauplatz; das Mitreden der Kleinen und der Armen im Geiste ist eine fürchterliche Ohren-Marter für den, der mit Schauder weiß, daß das Schicksal der Menschheit am Gerathen ihres höchsten Typus liegt. — Ich habe von Kindesbeinen an über die Existenz-Bedingungen des Weisen nachgedacht; und will meine frohe Überzeugung nicht verschweigen, daß er jetzt in Europa wieder möglich wird — vielleicht nur für eine kurze Zeit

§ 2. Was muß im Weisen zusammenkommen? Da begreift man, warum er so leicht mißräth, ganz abgesehen von den äußeren Bedingungen.

§ 3. Die Welt der Meinungen — wie tief das Werthschätzen in die Dinge geht, ist bisher übersehen: wie wir in einer selbstgeschaffenen Welt stecken, und auch in allen unseren Sinnes-Wahrnehmungen noch moralische Werthe liegen.

— Beschränktheit des Gesichtskreises des Kantischen Idealismus (zuletzt von ihm selber widerlegt: was geht uns die Wahrheit an, wenn es sich um unsere höchsten Werthschätzungen handelt — „man muß dann dies und jenes glauben“ meinte Kant)

[«]

26[76]

Es ist ein Problem, ob Lust und Unlust primitivere Thatsachen sind als Urtheil „nützlich“ „schädlich“ für das Ganze.

[«]

26[77]

Reiz begrifflich abzutrennen von „Lust“ und „Unlust“

[«]

26[78]

Schopenhauer bekennt das „besondere Vergnügen“, die praktische Vernunft und den kategorischen Imperativ Kants „als völlig unberechtigte, grundlose und erdichtete Annahmen nachzuweisen und somit die Moral wieder ihrer alten, gänzlichen Rathlosigkeit zu überantworten“ (Grundlage der Moral p. 116)

[«]

26[79]

Bedingungen des Weisen.
Man muß sich durch Schuld aller Art aus der Gesellschaft lösen.

[«]

26[80]

Die Entwicklung des Organischen ergiebt eine große Wahrscheinlichkeit, daß der Intellekt aus sehr kleinen Anfängen gewachsen ist, also auch geworden ist: die Sinnesorgane sind nachweisbar entstanden, vor ihnen gab es noch keine „Sinne“. Es fragt sich, was immer dagewesen sein muß: z.B. welche Eigenschaften hat das Embryon, daß sich schließlich auch das Denken im Verlaufe seiner Entwicklung entwickelt? —

[«]

26[81]

Wir haben keine Ahnung bisher von den inneren Bewegungs-gesetzen des organischen Wesens. „Gestalt“ ist ein optisches Phänomen: abgesehen von Augen Unsinn.

[«]

26[82]

Hauptsatz: keine rückläufigen Hypothesen! Lieber ein Zustand der ἐποχή! Und möglichst viel Einzel-Beobachtungen! Zuletzt: wir mögen erkennen, was wir wollen, hinter allen unseren Arbeiten steht eine Nützlichkeit oder Unnützlichkeit die wir **nicht** übersehen. Es giebt darin kein Belieben, sondern alles ist absolut nothwendig: und das Loos der Menschheit ist längst entschieden, weil es schon ewig dagewesen ist. Unsre eifrigste Anstrengung und Vorsicht gehört mit hinein in das fatum aller Dinge; und ebenso jede Dummheit. Wer sich vor diesem Gedanken verkriecht, der ist eben damit auch fatum. Gegen den Gedanken der Nothwendigkeit giebt es keine Zuflucht.

[«]

26[83]

Welches ist der wünschenswertheste nützlichste Glaube? (wenn einmal es nicht auf Wahrheit ankommt) könnte man fragen. Aber da muß man weiter fragen: nützlich wozu?

[«]

26[84]

Kant sagt p. 19 R<osenkranz>, „der moralische Werth einer Handlung liege durchaus nicht in der Absicht, in der sie geschah, sondern in der Maxime, die man befolgte.“ „Wogegen (Schopenhauer Grundlage der Moral p. 134) ich zu bedenken gebe, daß die Absicht allein über moralischen Werth oder Unwerth einer That entscheidet, weshalb die selbe That, je nach ihrer Absicht, verwerflich oder lobenswerth sein kann“ usw.

ego: aber was er mit der That wollte, ob dies lobens- oder tadelnswerth ist, hängt doch von der Maxime ab, die der Lobende oder Tadelnde hat, und folglich von der Beurtheilung der Maxime, nach welcher der Handelnde gehandelt hat: ist es nämlich nicht die gleiche, so empört sich der gewöhnliche Mensch gegen den Handelnden, er setzt aber voraus, daß er gleich die Handlungen schätzt. Kant hat Recht, daß weil es verschiedene Maximen giebt, und von verschiedenem moralischen Werthe, der Werth einer Handlung zuletzt immer zur Frage nach dem Werthe der ihr zu Grunde liegenden Maxime zurückführt.

Sch<openhauer> ist ebenso sicher zu wissen, was gut und böse ist, wie Kant — das ist der Humor der Sache.

[«]

26[85]

Das Befehlen und das Gehorchen ist die Grundthatsache: das setzt eine Rang-Ordnung voraus

Sch<openhauer> p. 136 „Das Princip oder der oberste Grundsatz einer Ethik ist der kürzeste und bündigste Ausdruck für die Handlungsweise, die sie vorschreibt oder, wenn sie keine imperative Form hätte, die Handlungsweise welcher sie eigentlichen moralischen Werth zuerkennt, — also das ὅ, τι der Tugend. Das Fundament einer Ethik hingegen ist das διότι der Tugend, der Grund jener Verpflichtung oder Anempfehlung oder Belobung, also das διότι der Tugend. — Das ὅ, τι so leicht, das διότι so entsetzlich schwer.“

„Das Princip, der Grundsatz, über dessen Inhalt alle Ethiker eigentlich einig sind: neminem laede, immo omnes quantum potes juva — das ist eigentlich der Satz, welchen zu begründen alle Sittenlehrer sich abmühen — das eigentliche Fundament der Ethik, welches man wie den Stein der Weisen seit Jahrtausenden sucht.“

Die Schwierigkeit, diesen Satz zu beweisen, ist freilich groß: er ist albern und sklavenhaft-sentimental.

neminem laede warum nicht?

neminem enthält eine Gleichsetzung aller Menschen: da aber die Menschen nicht gleich sind, so ist hierin eine Forderung enthalten, sie als gleich zu setzen. Also: „behandle jeden Menschen als Deinesgleichen“ ist Hintergrund dieser Moral. „Nutzen“ enthält die Frage „nützlich wozu?“ also schon eine Werthschätzung und Ziel. Unter Umständen könnte, um Allen zu nützen, es nöthig sein Vielen zu schaden: also der erste Theil falsch sein. Es ist lächerlich, ein „Wohl- und Wehethun“ an sich zu glauben, wenn man Philosoph ist. Ein Schmerz und Verlust bringt uns oft den größten Gewinn, und „es ist sehr gut, schlimme Feinde zu haben“, wenn aus dir etwas Großes werden soll. —

also: erste Frage, ob die Moral praktikabel, ausfühbar ist. Aber wie kann ich „Allen nützen“!

Es giebt Augenblicke in Schopenhauer, wo er der Sentimentalität Kotzebue’s gar nicht fern steht — auch spielte er täglich Flöte: das sagt Etwas.

[«]

26[86]

Schopenhauer hat sich mit Recht lustig gemacht über Kants „Zweck an sich“ „absolutes Soll“ „absoluter Werth“ als über Widersprüche: er hätte das „Ding an sich“ hinzuthun sollen.

[«]

26[87]

Wo die Gleichgültigkeit beginnt, bei lebenden Wesen, im Verhältniß zur Außenwelt —

[«]

26[88]

Der Weise am wenigsten durch starre Einförmigkeit des Blicks ausgezeichnet: so lange — — —

[«]

26[89]

Die ausgezeichneten Geister mißrathen leichter; ihre Leidensgeschichte, ihre Krankheiten, ihre Empörung über das dreiste Tugend-Gequieke aller sittlichen Gänseriche usw. Alles ist gegen sie verschworen, es erbittert sie, überall nicht am Platze zu sein. — Gefahr in demokratischen Zeitaltern. Absolute Verachtung als Sicherheits-Maaßregel.

[«]

26[90]

Was erreicht worden ist in der Erkenntniß, ist Sache des Philosophen, festzustellen; und nicht nur darin, sondern überhaupt! Die Geschichte als die große Versuchs-Anstalt: die bewußte Weisheit vorzubereiten, welche zur Erd-Regierung noththut. Das Zusammen-denken des Erlebten —

[«]

26[91]

Bei einem Überschusse von belebenden ergänzenden Kräften glänzen selbst die Unglücksfälle mit dem Glanze einer Sonne und erzeugen ihre eigene Tröstung: umgekehrt, alle die tiefe Niedergeschlagenheit, die Gewissensbisse, die langen bitteren Nächte treten ein bei geschwächten Leibern (oft wird noch die Nahrung verweigert)

[«]

26[92]

Das Unfreiwillige im Denken.

Der Gedanke taucht auf, oft vermischt und verdunkelt durch ein Gedränge von Gedanken. Wir ziehen ihn heraus, wir reinigen ihn, wir stellen ihn auf seine Füße und sehen, wie er geht — alles sehr geschwinde! Wir sitzen dann über ihn zu Gericht: denken ist eine Art Übung der Gerechtigkeit, bei der es auch Zeugenverhör giebt. Was bedeutet er? fragen wir und rufen andere Gedanken herbei: das heißt: Der Gedanke also wird nicht als unmittelbar gewiß genommen, sondern nur als ein Zeichen, ein Fragezeichen. Daß jeder Gedanke zuerst vieldeutig und schwankend ist, und an sich nur ein Anlaß zu mehrfacher Interpretation und willkürlicher Festsetzung, ist eine Erfahrungssache jedes Beobachters, der nicht an der Oberfläche bleibt. — Der Ursprung des Gedankens ist uns verborgen; es ist eine große Wahrscheinlichkeit, daß er ein Symptom eines umfänglicheren Zustandes ist, gleich jedem Gefühl —: darin daß gerade er kommt und kein anderer, daß er gerade mit dieser größeren oder minderen Helligkeit kommt, mitunter sicher und befehlerisch, mitunter unsicher und einer Stütze bedürftig, im Ganzen immer beunruhigend und aufregend, fragend — für das Bewußtsein ist jeder Gedanke ein Stimulans — in dem Allen drückt sich irgend Etwas von einem Gesammt-Zustand in Zeichen aus. — Ebenso steht es mit jedem Gefühle — es bedeutet uns nicht an sich Etwas; es wird, wenn es kommt, von uns interpretirt, und oft wie seltsam interpretirt! Man erwäge alle die Nöthe der Gedärme, die krankhaften Zustände des nervus sympathicus, und des ganzen sensorium commune —: nur der anatomisch Unterrichtete räth dabei auf die rechte Gattung von Ursachen; jeder Unwissende aber sucht in solchen Schmerzen eine moralische Erklärung und schiebt dem thatsächlichen Anlasse zu Verstimmungen einen falschen Grund unter, indem er im Umkreis seiner Erlebnisse nach unangenehmen Erfahrungen und Befürchtungen, nach einem Grund sucht, sich schlecht zu befinden. — Auf der Folter bekennt sich fast Jedermann schuldig: im Schmerz, dessen Ursache man nicht weiß, fragt sich der Gefolterte so lange und inquisitorisch, bis er sich oder Andere als schuldig findet, wie z.B. die Purit<aner> den ihrer unvernünftigen Lebensweise häufig anhaftenden Spleen sich moralisch, als Gewissensbiß, auslegten.

[«]

26[93]

Die Handlung eines höheren Menschen ist unbeschreiblich vielfach in ihrer Motivierung: mit irgend einem solchen Wort, wie „Mitleid“, ist gar nichts gesagt. Das Wesentlichste ist das Gefühl „wer bin ich? wer ist der andere im Verhältniß zu mir — Werthurtheile fortwährend thätig.

[«]

26[94]

Über das Gedächtniß muß man umlernen: es ist die Menge aller Erlebnisse alles organischen Lebens, lebendig, sich ordnend, gegenseitig formend, ringend mit einander, vereinfachend, zusammendrängend und in viele Einheiten verwandelnd. Es muß einen inneren Prozeß geben, der sich verhält wie die Begriffsbildung aus vielen Einzelfällen: das Herausheben und immer neu Unterstreichen des Grundschemas und Weglassen der Neben-Züge. — So lange etwas noch als einzelnes factum zurückgerufen werden kann, ist es noch nicht eingeschmolzen: die jüngsten Erlebnisse schwimmen noch auf der Oberfläche. Gefühle von Neigung Abneigung usw. sind Symptome, daß schon Einheiten gebildet sind; unsre sogenannten „Instinkte“ sind solche Bildungen. Gedanken sind das Oberflächlichste: Werthschätzungen, die unbegreiflich kommen und da sind, gehen tiefer — Lust und Unlust sind Wirkungen complizirter von Instinkten geregelter Werthschätzungen.

[«]

26[95]

Da Haß, Neigung, Begierde, Zorn, Herrschsucht usw. noch da sind, kann man vermuthen, daß sie ihre Functionen der Erhaltung haben. Und „der gute Mensch" — ohne die mächtigen Affekte des Hasses, der Empörung, des Ekels, ohne Feindschaft ist eine Entartung, oder eine Selbst-Betrügerei.

[«]

26[96]

Die plumpe Pedanterie und Kleinstädterei des alten Kant, die groteske Geschmacklosigkeit dieses Chinesen von Königsberg, der aber doch ein Mann der Pflicht und ein preußischer Beamter war: und die innere Zucht- und Heimatlosigkeit Sch<openhauer>'s, der aber für den mitleidigen Biedermann sich begeistern konnte, gleich Kotzebue: und Mitleid für die Thiere kannte, gleich Voltaire.

[«]

26[97]

wer Freude an einem außerordentlichen Geiste hat, muß auch die Bedingungen lieben, unter denen er entsteht — die Nöthigung der Verstellung, Ausweichung, Ausbeutung der Gelegenheit; und das, was geringeren Naturen Widerwillen, im Grunde Furcht einflößt, zumal wenn sie den Geist als solchen hassen —

[«]

26[98]

Grundstellung: der Mangel an Ehrfurcht vor großen Geistern, aus vielen Gründen und auch daraus, daß es an großen Geistern fehlt. Die historische Manier unsrer Zeit ist zu erklären aus dem Glauben, daß Alles dem Urtheile eines Jeden freisteht.

Das Merkmal des großen Menschen war die tiefe Einsicht in die moralische Hypocrisie von Jedermann (zugleich als Consequenz des Plebejers, der ein Kostüm sucht).

[«]

26[99]

Es ist mein Trost, daß noch alle großen Menschenkenner sagen: „der Mensch ist böse“ — und wo es einmal anders lautete, da war dem Einsichtigen sofort deutlich „der Mensch ist dort schwach“.

Die Schwächung des Menschen war die Ursache der Revolutionen — der Sentimentalität.

[«]

26[100]

Was fehlte den Philosophen a) historischer Sinn
b) Kenntniß der Physiologie
c) ein Ziel gegen die Zukunft hin

Eine Kritik zu machen, ohne alle Ironie und moralische Verurtheilung.

[«]

26[101]

Ein prachtvoller Intellekt ist die Wirkung einer Menge moralischer Qualitäten z.B. Muth, Willenskraft, Billigkeit, Ernst — aber zugleich auch von vieler πολυτροπία, Verstellung, Verwandlung, Erfahrung in Gegensätzen, Muthwille, Verwegenheit, Bosheit, Unbändigkeit.

Damit ein prachtvoller Intellekt entstehe, müssen die Vorfahren eines Menschen in hervorragendem Grade beides gewesen sein, böse und gut, geistig und sinnlich.

[«]

26[102]

Daß ein guter Mensch einen außerordentlichen Geist haben könne, müßte immer erst noch bewiesen werden: die großen Geister waren bisher böse Menschen.

[«]

26[103]

Diese guten friedfertigen fröhlichen Menschen haben keine Vorstellung von der Schwere derer, welche von Neuem die Dinge wägen wollen und zur Wage heranwälzen müssen.

[«]

26[104]

Die Menge der Mißrathenen erschüttert, noch mehr die Behaglichkeit und Sicherheit (der Mangel an Mitgefühl für die ganze Entwicklung „Mensch“) — wie Alles schnell zu Grunde gehen kann!

[«]

26[105]

Es ist nicht zu verwundern, daß ein paar Jahrtausende nöthig sind, um die Anknüpfung wieder zu finden — es liegt wenig an ein paar Jahrtausenden!

[«]

26[106]

Der Erkennende hat Freude an allen seinen schlechten Affekten, Begierden, Handlungen; er benutzt Krankheiten, Demüthigungen, er läßt den Schmerz tief graben und springt dann plötzlich zurück, sobald er seine Erkenntniß hat.

[«]

26[107]

Die Absicht, den guten Menschen darzustellen, hat bisher am meisten der Erkenntniß der Philosophen geschadet. Große Verlogenheit, am größten bei den Moralisten.

[«]

26[108]

Darüber giebt es heute keine wesentliche Verschiedenheit des Urtheils, was gut und was böse ist. Man fragt nur, warum giebt es keine wesentliche Verschiedenheit. Daß es so und so ist, daran zweifelt man nicht. — Socrates fragt „warum?“ aber auch er zweifelt nicht — und es gehört bisher zur Eitelkeit des Menschen, daß er wisse, warum er etwas thue — daß er auf bewußte Motive handle. — Von Plato an glaubte jeder, es genüge „gut“ „gerecht“ usw. zu definiren, da wisse man’s, und nun müsse man darnach handeln.

[«]

26[109]

NB. Werden gute, gerechte Menschen mit Recht gelobt? 1) Hat der Lobende ein Recht, überhaupt zu urtheilen? 2) Ist sein Urtheil richtig — und nach welchem Maaßstabe richtig?

[«]

26[110]

Es ist viel bisher geurtheilt und verurtheilt worden, wo das Wissen fehlte z.B. über Hexen; oder bei der Astrologie. Es hat sich viel „Urtheilen mit bestem Gewissen“ als unberechtigt ergeben. Könnte es nicht mit „gut“ und „böse“ so sein, da die Begründung bisher eigentlich keine Kritik in sich schloß — man stimmte überein.

Auch könnte man fragen: sind die Guten für die Entwicklung neuer und starker Typen nützlicher oder die Bösen? Sind die Guten für die Erkenntniß nützlicher

usw. Sind die Guten gesünder und ausdauernder, in Hinsicht auf Erhaltung einer Rasse?
— Sind sie im Verhältniß zum Glück heiterer oder trübseliger?
— Der äußerst vielfältige, vielspältige Thatbestand erst hinzustellen. Sind sie für die Künste nützlicher? Für die Dauer des menschlichen Geschlechts?

Vor allem: was ist das Merkmal, daß Einer gut oder böse ist? Ist es ein Verhalten in sich? Oder zu Anderen?

[«]

26[111]

Der Weise erschrickt, wenn er dahinter kommt, wie wenig den Allermeisten an der Wahrheit liegt, welche sich für gute Menschen halten — und er wird sich vornehmen, die tiefste Verachtung gegen die ganze moralische Tugend-Sippschaft zu wenden. Der Schlechte ist ihm lieber. — Was hat er für Opfer gebracht! Und nun merkt er, daß die Menschen glauben zustimmen oder nein sagen zu können. — Ein Buch, das „gefällt“!

[«]

26[112]

Ich habe eine tiefe Verachtung gegen alles moralische Urtheilen, Loben und Verurtheilen —

In Bezug auf das gewöhnliche moralische Urtheilen frage ich 1) ist der Urtheilende überhaupt berechtigt zu urtheilen? 2) hat er Recht oder Unrecht, so zu urtheilen?

steht er hoch genug

hat er Einsicht, Phantasie, Erfahrung genug, sich ein Ganzes vorzustellen

[«]

26[113]

NB außerhalb der Städte leben!

[«]

26[114]

Es giebt keine unmittelbaren Thatsachen! Es steht mit Gefühlen und Gedanken ebenso: indem ich mir ihrer bewußt werde, mache ich einen Auszug, eine Vereinfachung, einen Versuch der Gestaltung: das eben ist bewußt werden: ein ganz **aktives** Zurechtmachen.

Woher weißt du das?—

wir sind uns bewußt der Arbeit, wenn wir einen Gedanken, ein Gefühl scharf fassen wollen — mit Hülfe von Vergleichung (Gedächtniß).

Ein Gedanke und ein Gefühl sind Zeichen irgend welcher Vorgänge: nehme ich sie absolut — setze ich sie als unvermeidlich eindeutig, so setze ich zugleich die Menschen als intellektuell gleich — eine zeitweilig erlaubte Vereinfachung des wahren Thatbestandes.

[«]

26[115]

Wir arbeiten mit **allen Kräften**, uns von der Unfreiheit zu überzeugen: um uns so frei vor uns selber zu fühlen wie vor der Natur — — Es kostet die äußerste Anstrengung, ein Gefühl dieser Art aufrecht zu erhalten und nicht herauszufallen.

[«]

26[116]

Der „Unwerth“ eines Menschen ist nur ein Unwerth in Hinsicht auf bestimmte Zwecke (der Familie Gemeinde usw.): man soll ihm einen Werth geben und ihn empfinden machen, daß er nützlich ist z.B. der Kranke als Mittel der Erkenntniß; der Verbrecher als Vogelscheuche usw. Die Lasterhaften als Gelegenheiten, an ihnen usw.

[«]

26[117]

Um mich zu erhalten, habe ich meine schirmenden Instinkte, von Verachtung, Ekel, Gleichgültigkeit usw. — sie treiben mich in die Einsamkeit: in der Einsamkeit aber, wo ich alles als nothwendig verbunden fühle, ist mir jedes Wesen göttlich.

NB. um irgend Etwas schätzen und lieben zu können, muß ich es begreifen als absolut nothwendig verbunden mit allem, was ist — also um seinetwillen muß ich alles Dasein gutheißen und dem Zufalle Dank wissen, in dem so kostbare Dinge möglich sind.

Könnten wir die günstigsten Bedingungen voraussehen, unter denen Wesen entstehen vom höchsten Werthe! Es ist tausend Mal zu complizirt, und die Wahrscheinlichkeit des Mißrathens sehr groß: so begeistert es nicht, danach zu streben! — Scepsis.

— Dagegen: Muth, Einsicht, Härte, Unabhängigkeit, Gefühl der Unverantwortlichkeit können wir steigern, die Feinheit der Wage verfeinern und erwarten, daß günstige Zufälle zu Hülfe kommen.—

[«]

26[118]

— alle Tendenzen haben nur auf einen gewissen Gesichtskreis hin Sinn z.B. es ist werthvoll, wenn die Vernunft verfeinert wird, es ist auch werthvoll, wenn sie vergröbert wird: der Weise begreift die Nothwendigkeit entgegengesetzter Maaßstäbe, er will den buntesten Zufall unter vielen Gegensätzen.

— Um zu leben, muß man schätzen. Etwas schätzen hat als Consequenz alles gutheißen, also auch das Geringgeschätzte, Verabscheute: d.h. zugleich schätzen und nichtschätzen. — Scepsis, also das Recht- und Unrechtschätzen als sich bedingend schätzen.

[«]

26[119]

Einsicht: bei aller Werthschätzung handelt es sich um eine bestimmte Perspective: Erhaltung des Individuums, einer Gemeinde, einer Rasse, eines Staates, einer Kirche, eines Glaubens, einer Cultur

— vermöge des Vergessens, daß es nur ein perspektivisches Schätzen giebt, wimmelt alles von widersprechenden Schätzungen und folglich von widersprechenden Antrieben in Einem Menschen. Dies ist der Ausdruck der Erkrankung am Menschen, im Gegensatz zum Thiere, wo alle vorhandenen Instinkte ganz bestimmten Aufgaben genügen.

— dies widerspruchsvolle Geschöpf hat aber an seinem Wesen eine große Methode der Erkenntniß: er fühlt viele Für und Wider — er erhebt sich zur Gerechtigkeit — zum Begreifen jenseits des Gut- und Böseschätzens.

Der weiseste Mensch wäre der reichste an Widersprüchen, der gleichsam Tastorgane für alle Arten Mensch hat: und zwischeninnen seine großen Augenblicke grandiosen Zusammenklangs — der hohe Zufall auch in uns!

— eine Art planetarischer Bewegung —

[«]

26[120]

Fragen eines Fragwürdigen.

[«]

26[121]

Ich habe ein Mißtrauen gegen alle moralischen Menschen: ihr Mangel an Selbst-Erkenntniß und Selbst-Verachtung macht mich nicht nur gegen ihren Verstand ungeduldig — ihr Anblick beleidigt mich.

[«]

26[122]

Der Mann von hoher Seele ist nicht geneigt zur Bewunderung, denn das Größte ist ihm ja eigen und verwandt, es giebt für ihn nichts Großes. — Die äußeren Güter Reichthum Macht kommen nicht in Betracht, sie sind ja nicht von eigenem Werthe, sondern nur zu Besserem nützlich.

„Der Hohe, dem man die Bewunderung durch nichts Anderes als Verehrung ausdrücken kann, wird durch diese Ehren nicht sonderlich erfreut (weil sie immer zu gering sind, für den Werth seiner Tugend): aber er wird sie nicht ablehnen, weil die Menschen ihm ja doch nichts Größeres zu geben im Stande sind.“

[«]

26[123]

Spaaß und Scherz dient der Erholung, ist eine Art Heilung, wodurch wir wieder Kraft zu neuer Thätigkeit bekommen.

„besser ist das Ernste“ — ist Aristotelisch.

[«]

26[124]

Daß ein unbegrenzter Wille zur Erkenntniß eine große Gefahr ist, haben noch Wenige begriffen. Das Zeitalter des suffrage universel lebt unter den gutmüthigen und schwärmerischen Voraussetzungen des vorigen Jahrhunderts.

[«]

26[125]

Es gab noch niemals genug Mißtrauen bei den Denkern. Vielleicht war es eine große Gefahr für die Erkenntniß, daß man Tugend und Erkenntniß zusammen finden wollte. Die Dinge sind über die Maaßen bösartig eingerichtet — im Gleichniß zu reden.

[«]

26[126]

Man arbeitet mit Voraussetzungen z.B. daß Erkenntniß möglich ist.

[«]

26[127]

Von der Vielartigkeit der Erkenntniß. Seine Relation zu vielem Anderen spüren (oder die Relation der Art) — wie sollte das „Erkenntniß“ des Anderen sein! Die Art zu kennen und zu erkennen ist selber schon unter den Existenz-Bedingungen: dabei ist der Schluß, daß es keine anderen Intellekt-Arten geben könnte (für uns selber) als die, welche uns erhält, eine Übereilung: diese thatsächliche Existenz-Bedingung ist vielleicht nur zufällig und vielleicht keineswegs nothwendig.

Unser Erkenntniß-Apparat nicht auf „Erkenntniß“ eingerichtet.

[«]

26[128]

Während ich will, geschieht eine veritable Bewegung: sollte diese mir unbekannte Bewegung nicht als causa efficiens zu betrachten sein? Der Willens-Akt ist ja selber der Abschluß eines „Kampfs der Motive“ — diese selber aber — — —

Verwerfung der causae finales

Verwerfung der causae efficientes: sie sind ebenfalls nur Versuche, uns einen Vorgang — — —

[«]

26[129]

„Laub und Gras, Glück, Segen und Regen.“

[«]

26[130]

Geschichte der Werthschätzungen.
Vornehm
Hart

[«]

26[131]

causa efficiens } beides nur Mittel
causa finalis } der Verständlichung.

[«]

26[132]

Ich denke mir die bösesten kaltblütigsten erbarmungslosesten Menschen.

[«]

26[133]

Befreiung von der Moral:
1) durch Handlungen
2) — — —

[«]

26[134]

NB. Mit Zweckgemäßheit beweist man den Zweck noch nicht.

Bei der Thatsache, daß überall in Sitte und Recht es einen Zweck giebt, ist nicht gezeigt, daß er bezweckt ist bei der Entstehung und oft ist er unzweckmäßig in Hinsicht auf die Mittel eines solchen Zwecks.

Widerspruch in Mitteln geringer Intelligenz und Zweck höchster Intelligenz.

[«]

26[135]

Die secundären Eigenschaften der Dinge unter dem züchtendem Einflusse des uns Nützlichen und Schädlichen (also nicht „an sich angenehm“ „unangenehm“, manche Farben bevorzugt: es entwickeln sich unter Umständen Nerven usw. Sinnesorgane usw. Warm, Schwer usw.).

[«]

26[136]

„Ein Mensch von bestimmter Beschaffenheit“ (nicht grausam) — das ist Unsinn, denn nur in lauter Relationen hat er überhaupt eine Beschaffenheit!

[«]

26[137]

Wie weit auch unser Intellekt eine Folge von Existenzbedingungen ist — wir hätten ihn nicht, wenn wir ihn nicht nöthig hätten und hätten ihn nicht so, wenn wir ihn nicht so nöthig hätten, wenn wir auch anders leben könnten.

[«]

26[138]

Die Anpassung an immer neue Verhältnisse und also das Übergewicht der Vererbung und Dauerfähigkeit auf Seiten der anpassungsfähigsten Wesen, der klügsten berechnendsten Einzelnen.

[«]

26[139]

Jenseits von Gut und Böse.

Versuch einer aussermoralischen
Betrachtung der
moralischen Phaenomena.

1. Zurückführung der moralischen Werthschätzungen auf ihre Wurzeln.

2. Kritik der moralischen Werthschätzungen.

3. Die practische Überwindung der Moral.

[«]

26[140]

1) Das Gefühl der Macht
2) Herren- und Sklaven-Moral

[«]

26[141]

Auszugehen von dem Individuum als Vielheit (Geist als Magen der Affekte) so auch Gemeinde.

1. Die Existenz-Bedingungen einer Gemeinde in Gestalt von Werth-Urtheilen über Menschen und Handlungen erscheinend.

2. Die Bedingungen der Fort- oder Zurück-Bildung des Typus in Gestalt von Werthurtheilen.

3. Heerden- und Führer-Tugenden, entgegengesetzt.

[«]

26[142]

Erhaltung einer Art — und Weiterentwicklung.

— Naturen, in denen sich dieser Begriffsunterschied als Widerspruch verkörpert

Problem

Erfindungen, um Erfahrungen zu ersparen (ein vergangenes Leben abzukürzen in immer kürzere Formeln)

Der Philosoph als Herr, aber nicht in seiner Zeit.

Bei Menschen wie Napoleon ist jedes Absehen von sich eine Gefahr und Einbuße: sie müssen ihr Herz verschlossen halten — ebenso der Philosoph. Zarathustra.

Es geht furchtbar zufällig zu: immer mehr Vernunft hineinbringen! Vorsicht usw.

[«]

26[143]

Die Liebe zu Jemandem ist an sich so wenig (und so v<iel>) werthvoll als der Haß oder die Rache. Es giebt in der Liebe so viel Blindheit der Hingebung, so viel Noth und Nöthigung, nämlich durch das Unbehagen im Entbehren der anderen Person, so viel Sklaven-Sinn (im Ertragen aller Art von schlechter Behandlung) — es giebt etwas so Verderbliches und Verderbendes in der Liebe, daß die geliebte Person meistens an Geist und Kraft und Vorsicht durch das Geliebt-werden herunter geht. — Die Mutterliebe an sich nicht werthvoll. — Wie etwas äußerst zweckmäßig sein kann, ohne deshalb auf einen Intellekt zurückzugehn, der deshalb zu verehren wäre: so sind viele Handlungen äußerst nützlich für die Erhaltung der Gesellschaft, oder eines Volkes, aber nicht um dieser Erhaltung willen gethan, noch weniger um ihretwillen entstanden: sie werden irrthümlich verehrt, weil man irrthümlich sie auf die guten Folgen hin abschätzt.

[«]

26[144]

Die Unabhängigen.

[«]

26[145]

Wonach mißt man den Werth (einer Handlung) im Verhältniß zu anderen Handlungen?

Nach dem Erfolge (wie weit erkennbar?) (auch nach dem wahrscheinlichen Erfolge) (auch nach dem Gefühl beim Erfolge)
Nach dem Thäter.
nach der Ausführung
Nach dem begleitenden Gefühle.
Nach der Absicht (abgesehen, ob man's erreichte)

der Werth einer Handlung, insofern sie Mittel ist (wie weit wohlgewählt oder zufällig als Mittel)

Hauptproblem: wie weit reicht die Erkennbarkeit einer Handlung?

[«]

26[146]

Wo man kein Mißtrauen haben muß, sich gehen lassen darf, Wohlwollen und Gutmüthigkeit aus Augen und Gebärden redet, wo vielleicht gar unsre Fähigkeiten gern oder mit Bewunderung entgegengenommen werden, da pflegt Mancher sein Behagen in ein Lob solcher Menschen zu verwandeln: er nennt sie gut und möchte gern auch ihrem Urtheilsvermögen eine gute Censur geben — man hat sein Vergnügen dabei, hier sich selber zu täuschen.

[«]

26[147]

Die große Complicirtheit der Mittel zu einem „Zwecke“ giebt immer Anlaß zum Argwohne, ob hier eine freie Vernunft anordnend gewirkt habe.

[«]

26[148]

„Niemand will freiwillig das Schlimme.“ Bei Plato ist das Schlimme das, was einem schädlich ist.

[«]

26[149]

Gerechtigkeit, als Funktion einer weit umherschauenden Macht, welche über die kleinen Perspektiven von gut und böse hinaus sieht, also einen weiteren Horizont des Vortheils hat — die Absicht, etwas zu erhalten, was mehr ist als diese und jene Person.

[«]

26[150]

Wenn man das herausschält, was allen Thatsachen gemeinsam ist, die Grundformen der äußersten Abstraktion — kommt man da auf „Wahrheiten“? Es gab bisher diesen Weg zur Wahrheit, die Verallgemeinerung — man entdeckte so nur die Grundphänomene des Intellekts. Wirklich?

[«]

26[151]

Die Fähigkeit eines guten vorurtheilsfreien außermoralischen Sehens und Urtheilens ist auszeichnend selten.

[«]

26[152]

Wissentlich und willentlich lügen ist mehr werth als unwillkürlich das Wahre zu sagen — da hat Plato Recht. Obwohl die gewöhnliche Werthschätzung umgekehrt ist: nämlich man hält es für leicht die Wahrheit zu sagen. Aber das ist nur für die plumpen und oberflächlichen Menschen, die nicht mit feinen Dingen zu thun haben, so einfach

[«]

26[153]

Von der Entstehung des Philosophen.

1. Das tiefe Unbehagen unter den Gutmüthigen — wie unter Wolken — und das Gefühl, bequem und nachlässig zu werden, auch eitel. Es verdirbt. — Will man sich klar machen, wie schlecht und schwach hier das Fundament ist, so reize man sie und höre sie schimpfen.

2. Überwindung der Rachsucht und Vergeltung, aus tiefer Verachtung oder aus Mitleid mit ihrer Dummheit.

3. Verlogenheit als Sicherheits-Maßregel. Und noch besser Flucht in seine Einsamkeit.

[«]

26[154]

Ich habe überall hin geblickt — aber ein „Du sollst“ ist nicht mehr zu finden für Menschen wie mich. Es versteht sich, daß in einem bestimmten Falle z.B. bei einer Wanderung durch Wildnisse ich jedem gehorchen würde, welcher die Fähigkeit hätte, hier befehlen zu dürfen, durch größere Erfahrung. Ebenso einem Arzte. Einem höheren Geiste würde ich mich unterwerfen, in Betreff der Werthschätzungen: einstweilen sage ich „ich will“; und warte darauf, daß mir noch einmal ein höherer Geist über den Weg läuft.

[«]

26[155]

Es ist die Zeit der Gelobenden: — freie Treue-Gelübde zu Gunsten irgend einer Tugend: nicht, weil diese Tugend befiehlt, sondern weil ich sie mir befehle.

Der Werth der Tugenden für den Erkennenden.

Der Nachtheil der Tugenden für den Erkennenden. Die Benutzung des Bösen, der Ausgestoßenheit, des Verurtheiltseins. Man wird nicht Führer, wenn man nicht erst gründlich von der Heerde ausgestoßen ist

[«]

26[156]

Der Prozeß des Lebens ist nur dadurch möglich, daß viele Erfahrungen nicht immer wieder gemacht werden müssen, sondern in irgend einer Form einverleibt werden — das eigentliche Problem des Organischen ist: wie ist Erfahrung möglich? Wir haben nur Eine Form des Verständnisses — Begriff, der allgemeinere Fall, in dem der spezielle liegt. In einem Falle das Allgemeine Typische sehen scheint uns zur Erfahrung zu gehören — insofern scheint alles „Lebendige“ nur mit einem Intellekte uns denkbar zu werden. Nun giebt es aber die andere Form des Verständnisses — es bleiben nur die Organisationen übrig, welche gegen eine große Menge von Einwirkungen sich zu erhalten und zu wehren wissen.

[«]

26[157]

Zur Entstehung des menschlichen Bewußtseins könnte man die Entstehung des Heerden-Bewußtseins benutzen. Denn zuletzt ist ja der Mensch auch eine Vielheit von Existenzen: sie haben sich diese gemeinsamen Organe, wie Blutcirculation, Concentration der Sinne, Magen usw. nicht zu diesen Zwecken geschaffen, sondern zufällige Bildungen, welche den Nutzen ergaben, besser das Ganze zu erhalten, sind besser entwickelt worden und erhalten geblieben. Das Zusammenwachsen von Organismen, als Mittel, das einzelne Wesen länger zu erhalten —

— wo Annäherung Anpassung am größten sind, ist die Wahrscheinlichkeit der Erhaltung am größten.

[«]

26[158]

Ich will nicht besorgt sein: der Schutz tiefer Bücher liegt jetzt darin, daß die Meisten keine Zeit haben, sie tief zu nehmen, gesetzt sie hätten selbst die Kraft dazu. Der Mißbrauch der Erkenntniß —

[«]

26[159]

Sch<openhauer> hat es stark und lustig genug gesagt, wie es nicht genug sei, nur mit dem Kopfe Philosoph zu sein.

[«]

26[160]

Die Entstehung des Philosophen ist vielleicht die gefährlichste aller Entstehungen: indem ich hier Einiges davon heraus nehme und „zum Besten gebe“, glaube ich ganz und gar nicht diese Gefährlichkeit zu vermindern: und zuletzt hat alle Mittheilung der Erkennenden eben nur den Sinn, zu verhüten, daß nicht jeder neue Erkennende alle die Erfahrungen erst wieder zu machen habe, die schon gemacht sind.

[«]

26[161]

Man könnte noch so Ungünstiges über die Herkunft der moralischen Werthschätzung nachgewiesen haben: jetzt, wo diese Kräfte da sind, können sie verwendet werden und haben als Kräfte ihren Werth. Ebenso wie eine Herrschaft auf List und Gewalt zurückgehn kann: aber der Werth, den sie hat, liegt darin, daß sie eine Herrschaft ist. — Es wäre denn die Sache so, daß alle Kraft der moralischen Werthschätzungen gebunden wäre an die Rechtmäßigkeit ihrer Herkunft oder überhaupt an einen bestimmten Glauben über deren Herkunft: so daß dann, mit dem Durchschauen eines Irrthums, die Kraft der Überzeugung vom Werthe dahinfiele. Indessen: wir sind in allen Stücken auf optische Irrthümer und Werthschätzungen eingerichtet. Die unzureichende Kenntniß eines Beefsteaks wird Niemanden hindern, es sich schmecken zu lassen.

[«]

26[162]

Die Weiber sind viel sinnlicher als die Männer (obschon die angezüchtete Schamhaftigkeit ihnen selber daraus ein Geheimniß macht): für die es zuletzt wichtigere Funktionen gibt als die geschlechtliche. Aber wenn sich ein schöner Mann einem Weibe nähert — Weiber sind überhaupt unfähig, sich ein Verhältniß zwischen Mann und Weib zu denken, das nicht eine Spannung der Geschlechtlichkeit mit sich brächte.

[«]

26[163]

1. Bedeutung der Frage nach der Geschichte der moralischen Empfindungen.
2. Die Möglichkeit eines Wegfalls dieser moralischen Urtheile zu erwägen. Ob Einzelne ihrer entrathen. — Als Zeichen des Verfalls bei Verbrechern.

[«]

26[164]

Die Geschichte der Werthschätzungen und die Entwicklung der Erkennbarkeit der Handlung geht nicht Hand in Hand.

[«]

26[165]

Werth nach dem Erfolge.

Gewöhnlich mißt man den Werth einer Handlung nach einem willkürlichen einzelnen Gesichtspunkte z.B. Werth einer Handlung für mein jetziges oder allgemeines Wohlbefinden

— oder für meine Vergrößerung, Vermehrung von Concentration Selbst-Beherrschung oder Gefühls-Umfänglichkeit (Mehrung der Erkenntniß)

— oder in Hinsicht auf Förderung meines Leibes, meiner Gesundheit Gewandtheit Rüstigkeit

— oder für das Wohl meiner Kinder oder Gemeinde oder Land oder Fürst oder Vorgesetzte oder Amt oder Garten oder Landwirthschaft.

— und jeder Andere kann meine Handlung noch auf sein Wohl usw. ansehn.

auch läßt sich fragen, worauf eine Handlung nicht Einfluß hat

[«]

26[166]

Der Werth einer Handlung liegt in ihrer Alltäglichkeit oder Seltenheit oder Schwierigkeit — Gesichtspunkt der Vergleichung von Handlung mit anderen Handlungen

die Art des Geschehens, wie weit willkürlich oder gehemmt, unterstützt, durch den Zufall vielleicht,

als Glied in einer Kette — und wie gut ausgeführt oder wie halb und unklar.

[«]

26[167]

Meine Werthschätzung der Religionen.

Ursprung jener Moral, welche Ausrottung der sinnlichen Triebe und Verachtung des Leibes fordert: eine Nothmaßregel solcher Naturen, welche nicht Maaß zu halten wissen und welche nur die Wahl haben, Wüstlinge und Schweine oder aber Asketen zu werden. Als persönlicher Ausweg wohl zu gestatten; ebenso wie eine christliche oder buddhistische Denkweise bei solchen, welche sich als Ganzes mißrathen fühlen; man muß es ihnen schon nachsehen, daß sie eine Welt verleumden, in der sie schlecht weggekommen sind. — Aber das ist Sache unserer Weisheit, solche Denkweisen und Religionen als große Irren- und Zuchthaus-Anstalten zu beurtheilen.

[«]

26[168]

Der Mensch, ein vielfaches, verlogenes, künstliches und undurchsichtiges Thier, allen anderen Thieren durch Klugheit und List unheimlich und furchteinflößend — gebärdet sich oberflächlich, sobald er moralisirt.

[«]

26[169]

Seht euch vor! Martyrium und Angegriffenheit verdirbt leicht den reinen Sinn zur Wahrheit: ihr werdet halsstarrig und macht euch blind gegen Einwände! Geht auch den Anfeindungen aus dem Wege!

[«]

26[170]

Wissenschaft — Umwandlung der Natur in Begriffe zum Zweck der Beherrschung der Natur — das gehört in die Rubrik „Mittel“

aber der Zweck und Wille des Menschen muß ebenso wachsen, die Absicht in Hinsicht auf das Ganze

[«]

26[171]

Plato und Aristoteles giengen energisch darauf los, das Reich der Begriffe **fest**zustellen — es war ein Mißverständniß

ein Gegen-Reich zu schaffen d.h. eine Statistik und Werthabschätzung.

[«]

26[172]

der höchste Mensch, der die hellsten und schärfsten Augen, die längsten Arme und das härteste entschlossenste Herz hat, der Mensch der bewußtesten weitesten Verantwortlichkeit

[«]

26[173]

Wenn ich mich jetzt nach einer langen freiwilligen Vereinsamung wieder den Menschen zuwende, und wenn ich rufe: wo seid ihr meine Freunde? so geschieht dies um großer Dinge willen.

ich will einen neuen Stand schaffen: einen Ordensbund höherer Menschen, bei denen sich bedrängte Geister und Gewissen Raths erholen können; welche gleich mir nicht nur jenseits der politischen und religiösen Glaubenslehren zu leben wissen, sondern auch die Moral überwunden haben.

[«]

26[174]

Bei allen Fragen nach der Herkunft von Sitten Rechten und Sittlichkeiten muß man sich wohl hüten, die Nützlichkeit, welche eine bestimmte Sitte oder S<ittlichkeit> hat, sei es für die Gemeinde, sei es für den Einzelnen, auch als Grund ihrer Entstehung anzusehn; wie es die Naiven der historischen Forschung machen. Die Nützlichkeit selber nämlich ist etwas Wechselndes, Schwankendes; es wird in alte Formen ein Sinn immer wieder hineingelegt, und der „zunächstliegende Sinn“ einer Institution ist oft am letzten erst in sie hinein gebracht. Es steht da wie bei den „Organen“ der organischen Welt; auch da glauben die Naiven, daß das Auge um des Sehens willen entstanden sei.

[«]

26[175]

Es ist eine Sache der Ehrlichkeit und zwar einer sehr mäßigen und keineswegs bewunderungswürdigen Ehrlichkeit, vom Glauben an Gott sich rein zu erhalten; und was ehemals z.B. noch zu Pascals Zeiten eine Forderung des intellekt<uellen>

Gewissens war, kann heute als ein Verbot desselben Gewissens in jedem kräftigen Manneskopfe und Mannesherzen gelten. Die gedankenlose Art, ohne Prüfung überlieferte Meinungen anzulernen und verehren zu lernen, ebenso die Verehrung für das, was unsere Väter geglaubt haben und endlich eine Furchtsamkeit vor den Folgen der Gottlosigkeit — das ist die Ursache

[«]

26[176]

Wer den Werth menschlicher Handlungen nur nach den Motiven Absichten mißt, muß auch als Forscher der Entstehung der Moralität darauf bestehen, daß die Moralität der Menschheit so viel werth sei als die Absichten, welche bei den primitiven moralischen Werthschätzungen, bei den Erfindern derselben gewaltet haben. „Warum ist der Uneigennützige gelobt worden?“

[«]

26[177]

Es giebt eine Überzahl von Familien und Geschlechtern, welche eine Art zu schätzen eben nur fortpflanzen und fortvererben: aber man soll die starken prüfenden und selbständigen Naturen nicht übersehen, welche sich einer Werthschätzung erst nach einer Kritik unterwerfen und noch öfter sie negiren und auflösen. Es giebt auch einen fortlaufenden Strom verneinender und prüfender Kräfte in der Entwicklung des moralischen Urtheilens.

[«]

26[178]

Der Fatalismus und seine Beweisbarkeit.

(causa efficiens ebenfalls wie c<ausa> f<inalis> nur eine populäre Auswahl und Vereinfachung)

Die Erkennbarkeit der Handlungen. Das Wesen der Handlungen wird erschlossen aus Zeugen.

Gut und Böse als perspectivisch.

Entstehung des Gefühls „Schuld“. Was ist Strafe?

Die Beurtheilung von „ich“ und „Gemeinde“, neuerdings „der Nächste“

[«]

26[179]

„Verantwortlich für etwas“ als Freiheit des Willens verstanden (Heerden-Auffassung!)

„Unverantwortlich, sein eigener Herr“

„vor Niemandem sich verantworten müssen“ diese Art Freiheit des Willens geht bis Plato, als Erbschaft der noblesse — absolute Unschuld.

„Herr seiner Tugenden, Herr seiner Schuld“ wie Manfred

Unschuld wegen der Beherrschtheit durch das fatum ist die Sklavenauffassung. Der Stolz regt sich, wenn der Mensch für seine Verdienste als Urheber gelten will.

— aber Homers Stolz und aller Inspirirten, nicht selber Urheber, sondern Werkzeuge eines Gottes zu sein!

— man wird für den Erfolg bestraft, nicht für die Absicht — als Schadenanstifter. Da giebt es noch nicht „Schuld“ im subjektiven Sinne.

[«]

26[180]

Es giebt Grundthatsachen, auf denen überhaupt die Möglichkeit des Urtheilens und Schließens ruht — Grundformen des Intellekts. Damit aber sind es Wahrheiten, — es könnten Irrthümer sein.

[«]

26[181]

Hymnus auf das fatum und das Glück der Unverantwortlichkeit.

[«]

26[182]

Verschiedenheit der Moralen

1) vom Gesichtspunkte der Fortentwicklung innerhalb des gleichen Stammes (primitive höhere)

2) vom Gesichtspunkte des gleichzeitigen Nebeneinanderherrschens verschiedener Moralen (z.B. 2 Stände)

Bedingungen des Daseins überhaupt.
Bedingungen der Entwicklung zum Höheren:
a) in Hinsicht auf Gemeinden
b) in Hinsicht auf Einzelne.

[«]

26[183]

Wie von Alters her der Mensch in tiefer Unbekanntschaft mit seinem Leibe lebt und an einigen Formeln genug hat, um darüber sich mitzutheilen: so steht es mit den Urtheilen über den Werth von Menschen und menschlichen Handlungen. Ein paar ganz äußerliche und nebensächliche Punkte werden festgehalten und übertrieben betont.

[«]

26[184]

Herren-Moral und Sklaven-Moral.

Wie kostspielig sind alle diese Werthschätzungen der Sittlichkeit! Z.B. die Ehe wird jetzt bezahlt durch die tief greifende Verleumdung und innere Verderbniß des anderen Geschlechts-Verkehrs!

Alle Heerden-Werthschätzungen sind ebenso sehr gegen die niedrigen Naturen gerichtet als gegen die Ausnahms-Weisen, Höheren Naturen.

[«]

26[185]

Damit daß Einer verrufen und von der Heerde in Bann gethan ist, ist er auch jener Verlogenheit enthoben, welche zu den ersten Verpflichtungen des Heerden-Gewissens gehört: und steckt Einer voll von bösen Trieben, wie Socrates, nach seinem eignen Zeugnisse, so leidet er wenigstens an dem nicht, was die Jammergeschichte des guten Menschen ausmacht

[«]

26[186]

Capitel über den Einfluß der Werthschätzungen auf die Entwicklung der Affekte.

Zu unterscheiden: warum wird thatsächlich moralisch so und so geurtheilt? Und welchen Werth hat dies Urtheilen?
Die Voraussetzungen alles moralischen Urtheilens:

a) die Erkennbarkeit der Handlung (Gleichartigkeit von Handlungen, Möglichkeit einer begrifflichen Bestimmung)
b) die Verschiedenheit des moralischen Werths von allen sonstigen Werthen.

Damit aber, daß thatsächlich diese Voraussetzungen von jeher gemacht sind, sind sie nicht bewiesen. Es könnte stehn, wie bei der Astrologie. Dann bliebe noch übrig die Darstellung der bisherigen Art Moral, nebst der Untersuchung ihrer Ursprünge.

[«]

26[187]

Werth des Menschen im Verhältniß zu Thieren oder zu niedersten Wesen.

[«]

26[188]

Ich sah mich um, aber sah bisher keine schlimmere Gefahr für alle Erkenntniß als die moralische Heuchelei: oder, um gar keinen Zweifel zu lassen, jene Heuchelei, welche Moral heißt.

[«]

26[189]

Moral als Heuchelei.

Wenn, bei fortschreitender Verfeinerung der Nerven, gewisse harte und grausame Strafen nicht mehr verhängt oder geradezu abgeschafft werden, so geschieht dies, weil die Vorstellung solcher Strafen den Nerven der Gesellschaft mehr und mehr wehe thut: nicht die wachsende Rücksicht auf den Verbrecher, nicht eine Zunahme der brüderlichen Liebe, sondern eine größere Schwäche beim Anblick von Schmerzen bringt diese Milderung des Strafcodex zu Wege.

[«]

26[190]

Bösartige und verrufene Menschen können der moralischen Erkenntniß ausgezeichnete Dienste leisten, vorausgesetzt daß sie überhaupt Geist und Geistigkeit genug haben, um Lust am Erkennen zu fühlen: während die Schwäche und Folgsamkeit des guten Menschen, sein Mangel an Mißtrauen, sein Hinwegsehenwollen, sein Nicht-genau-sehen-wollen, seine Furcht vor dem Wehethun, das mit allem Seciren von Fleisch und Seele verbunden ist, ebenso viele Gefahren für die moralische Erkenntniß sind. Schon daß einer, durch den Bann, den die Gesellschaft auf ihn legt, sich von der Verlogenheit enthoben fühlt, zu der, als zur ersten Pflicht und Bedingung ihres Daseins, jede Heerde jeden Heerden-Menschen anleitet — — —

[«]

26[191]

Man muß sich zu einer solchen Denkweise (wie die christliche ist) den idealen, ganz zu ihr geschaffenen Menschen denken — Pascal z.B. Denn für den durchschnittlichen Menschen giebt es auch immer nur ein Surrogat-Christenthum, selbst für solche Naturen, wie Luther — er machte sich ein Pöbel- und Bauern-Christenthum zurecht.

[«]

26[192]

Das Leben ist höchst räthselhaft; bisher glaubten alle großen Philosophen durch eine entschlossene Umkehrung des Blicks und der Werthschätzungen eine Lösung zu erzielen. — Ebenso glaubten alle daß für die niedrigen Intellekte ein Surrogat geboten bliebe, z.B. Moral, Glaube an Gott, Unsterblichkeit usw. (Seelenwanderung)

Die Hauptsache ist, daß eine solche Umkehr nicht nur eine Denkweise, sondern eine Gesinnungsweise ist: für Menschen, die einer umwälzenden Gesammt-Werthschätzung nicht fähig sind, — höchster Grad der Selbst-Bestimmung — ist alles gelehrte Wissen um solche Systeme fruchtlos. — Die Fruchtlosigkeit der philosophischen Denkweise, z.B. bei Kant Schopenhauer R. Wagner usw.

[«]

26[193]

Darin, daß die Welt ein göttliches Spiel sei und jenseits von Gut und Böse — habe ich die Vedantaphilos<ophie> und Heraclit zum Vorgänger.

[«]

26[194]

Gebotene und verbotene Werke = gut und böse.

[«]

26[195]

Es liegt in der Art der menschlichen Entwicklung, daß ein formales „Du sollst dies und jenes thun, dies und jenes lassen“ uns wohl eingeboren sein mag — ein Gehorsams-Instinct, der nach einem Inhalte begehrt; je mehr einer sklavisch oder weiberhaft ist, um so stärker wird dieser Instinkt sein. Nämlich bei den Anderen, Selteneren wird dieser Instinct durch einen anderen überwogen — einen Willen zu befehlen, voranzugehen, mindestens allein zu sein (dies ist die mildeste Form der befehlerischen Natur —)

Wie weit andere Tugend-Instincte angeboren sein mögen —

[«]

26[196]

Es wird aus dem Bösen (Bös-Empfundenen) etwas „Gutes“ (als Gut-Empfundenes); und wiederum kann manches Gute, wenn wir auf eine höhere Stufe steigen, in uns als Böse empfunden werden, z.B. der Fleiss für den vollkommenen Künstler, der Gehorsam für den zum Befehlen Gelangten, die Hingebung und die Gnade für den Vertreter großer persönlicher Ziele (Napoleon) Alle diese edelmüthigen Gefühle, welche der junge N<apoleon> mit seiner Zeit gemein hatte, waren Verführungen und Versuchungen, welche die Ausschließliche Verwendung der Kraft in Einer Richtung schwächen wollten.

[«]

26[197]

Daß man sich Tugenden zulegen und Fehler ablegen könne, ist kein Zweifel: was geschieht da eigentlich?

[«]

26[198]

Die Vergeltung der Werke an dem Thäter — ein Grundgedanke der Vedantaphilos<ophie>. Die ganze Welt selber ist nur die Vergeltung der Werke an dem Thäter — aber sie beruht auf dem Nicht-Wissen.

[«]

26[199]

„Ihn suchen die Brahmanen zu erkennen durch Vedastudium, durch Opfer, durch Almosen, durch Büßen, durch Fasten: die eigenen Mittel der Erkenntniß sind: Gemütsruhe, Bezähmung, Entsagung, Geduld, Sammlung“ — Mittel zu einer mystischen Intuition als der höchsten Seligkeit des Menschen.

[«]

26[200]

Nämlich: was ist thatsächlich der höchste Glücks-Zustand des Menschen? Das hat in den verschiedensten Systemen den Maaßstab abgegeben. Haschisch

[«]

26[201]

Daß auch die Empfindung des Schmerzes auf Illusion beruht p. 448

[«]

26[202]

NB. Für wen es nicht mühsam ist, sich den Zustand der gewöhnlichen Menschen vorzustellen, der ist kein höherer Mensch. Aber insofern ein Philosoph es wissen muß, wie der gewöhnliche Mensch beschaffen ist, muß er dieses Studium treiben: da hat mir z.B. Rée genützt, der mit ausgezeichneter Redlichkeit, und ohne das Errathen höherer Zustände, welches Künstler haben, bei allen eine Gemeinheit —

[«]

26[203]

Die Grenzen des Menschen. Der Versuch zu machen, wie hoch und weit man den Menschen treiben kann:

— die Unlust am Menschen verleitete die Brahmanen, Plato usw. nach einer außermenschlichen göttlichen Daseinsform zu trachten — jenseits von Raum Zeit Vielheit usw. Die Unlust bezog sich auf das Inconstante, Täuschende, Wechselnde, „Stinkende“ usw. Thatsächlich gab den Anlaß zur Lösung 1) die Ecstase 2) der tiefe Schlaf.

— nun könnte aber auch einmal das Lust- und Machtgefühl des Menschen nach einer weiteren Daseinsform trachten — eine Denkweise suchen, welche auch dem Inconstanten, Täuschenden, Wechselnden usw. sich gewachsen fühlte — die schaffende Lust. Grundsatz dabei: das Unbedingte kann nicht das Schaffende sein. Nur das Bedingte kann bedingen.

— Thatsächlich ist die vorhandene Welt, die uns etwas angeht, von uns geschaffen — von uns d.h. von allen organischen Wesen — sie ist ein Erzeugniß des organischen Prozesses, welcher dabei als produktiv-gestaltend, werthschaffend erscheint. Von ihm als Ganzem aus gesehen: ist alles Gut und Böse nur perspektivisch für Einzelnes oder einzelne Theile des Prozesses; im Ganzen aber ist alles Böse so nothwendig wie das Gute, der Untergang so nothwendig wie das Wachsthum

— die Welt des Unbedingten, wenn es existirte, wäre das Unproduktive.

aber man muß endlich begreifen, daß Existent und Unbedingt widersprechende Prädikate sind.

[«]

26[204]

Die schöpferische Kraft (Gegensätze bindend, synthetisch)

[«]

26[205]

Alle welche etwas repräsentiren z.B. Fürsten Priester usw. müssen so und so zu scheinen suchen, wenn sie nicht so und so sind — das geschieht fortwährend in den kleinsten Verhältnissen, denn im Verkehr mit Menschen repräsentirt Jeder immer Etwas, irgend einen Typus — darauf beruht der menschliche Verkehr, daß Jeder sich möglichst eindeutig, gleichdeutig benimmt: damit nicht zu viel Mißtrauen nöthig ist (eine Vergeudung geistiger Kraft!)

Man stellt sich in Verhältnisse, wo unsre geistige Aufmerksamkeit und Vorsicht nicht allzusehr angespannt wird — und schimpft, wenn es anders ist, gegen Jeden, der uns dazu zwingt.

Die großen Unruhe- Mißtrauen-stifter, die uns zwingen alle Kräfte zusammenzunehmen, werden furchtbar gehaßt — oder man unterwirft sich ihnen blindlings (es ist dies eine Ausspannung für beunruhigte Seelen —

— um keine solche souveränen Schrecklichen zu haben, erfindet man Democratie, Ostracismus, Parlamentarismus, — aber die Sache liegt in der Natur der Dinge.

Wenn der Abstand der Menschen sehr groß von einander ist — so bilden sich Formen darnach.

Daß die hochbegabten Naturen gehorchen lernen, ist schwer; denn nur höher begabten und vollkommeneren Naturen gehorchen sie, aber wie, wenn es diese nicht giebt!

[«]

26[206]

Wie wir unverstandene körperliche Zustände als moralische Leiden auslegen — an uns, an unseren Mitmenschen uns dafür rächen —

[«]

26[207]

Es entspricht dem Verhalten des Weisen in gewissem Sinn das Verhalten des Organism gegen die Außenwelt, speziell ist der Intellekt prachtvoll als regierende, abhaltende, ordnende Macht, kalt bleibend unter dem Sturm von Eindrücken.

[«]

26[208]

Die tausend Räthsel um uns würden uns nur interessiren, nicht quälen, wenn wir gesund und heiter genug im Herzen wären.

[«]

26[209]

Der uralte Fehlschluß auf eine erste Ursache, auf einen Gott, als Ursache der Welt. Aber unser eigenes Verhalten zur Welt, unser tausendfältig schaffendes Verhalten in jedem Augenblick zeigt richtiger, daß Schaffen zu den unveräußerlichen und beständigen Eigenschaften der Welt selber gehört: — um die Sprache der Mythologen nicht zu verschmähen.

[«]

26[210]

Die Nachahmenden

[«]

26[211]

Den Magen und seine Thätigkeit moralisch beurtheilen: ursprünglich ist alles Geschehen moralisch interpretirt worden. Das Reich des „Wollens und Werthschätzens“ immer kleiner geworden.

[«]

26[212]

Man muß wirklich drüber hinaus sein, sich zu ärgern über die Verurtheilung durch kleine niedrige Naturen — es giebt aber viel Affectation dieses „drüber hinaus“

[«]

26[213]

Der Anschein der erreichten Tugend wird uns zur Pflicht gemacht: jeder mäßig Redliche gienge zu Grunde unter allgemeiner Verachtung.

[«]

26[214]

Was das Weib betrifft, so neige ich zur orientalischen Behandlung: die ausnahmsweisen Weiber selber beweisen immer nur das Gleiche — Unfähigkeit zur Gerechtigkeit und unglaublich reizbare Eitelkeit. Man soll nichts an ihnen zu ernst nehmen, ihre Liebe am wenigsten: zum mindesten soll man wissen, daß die treuest und leidenschaftlichst Liebenden gerade eine kleine Untreue zur Erholung nöthig haben, ja zur Ermöglichung der Dauer der Liebe.

[«]

26[215]

Daß man liebt (verzeiht, nachsieht usw.), weil man nicht stark, fest genug ist, feind zu sein, wehe zu thun durch seine Feindschaft — daß man lieber liebt als gerecht-neutral bleibt, weil es uns zu kalt und unheimlich wird, so allein stehn zu bleiben — daß man lieber die Entehrung erträgt als Jemandem böse zu sein — sehr weiblich!

[«]

26[216]

Ein Intellekt nicht möglich ohne die Setzung des Unbedingten. Nun giebt es Intellekte und in ihnen das Bewußtsein des Unbedingten. Aber das letztere als Existenz-Bedingung des Intellekts: — jeden Falls kann das Unbedingte dann nichts Intellektuelles sein: das Funktioniren des Intellekts, das Existiren des Intellekts auf eine Bedingung hin spricht gegen die Möglichkeit des Unbedingten als Intellekt.

— Schließlich könnte das Logische möglich sein in Folge eines Grundirrthums, eines fehlerhaften Setzens (Schaffens, Erdichtens seines Absoluten)

[«]

26[217]

Ich sage: der Intellekt ist eine schaffende Kraft: damit er schließen, begründen könne, muß er erst den Begriff des Unbedingten geschaffen haben — er glaubt an das, was er schafft, als wahr: dies das Grundphänomen.

Über die Bedingungen des logischen Denkens:

[«]

26[218]

Daß wir solchen Menschen zu gefallen wünschen, die wir verehren, ist nicht Eitelkeit — gegen Rée.

[«]

26[219]

Zarathustra 1.
Überwindung der Eitelkeit
Ehrfurcht

[«]

26[220]

2. Zarathustra.

Große kosmische Rede „ich bin die Grausamkeit“ „ich bin die List“ usw. Hohn auf die Scheu, die Schuld auf sich zu nehmen — Hohn des Schaffenden — und alle Leiden — böser als je einer böse war usw. Höchste Form der Zufriedenheit mit seinem Werk — er zerbricht es, um es immer wieder zusammen zu fügen. Buddha p. 44, 46.

neue Überwindung des Todes, des Leides und der Vernichtung

der Gott, der sich klein (eng) macht und sich hindurchdrängt durch die ganze Welt (das Leben immer da) — Spiel, Hohn — als Dämon auch der Vernichtung.

[«]

26[221]

Zu: Theil 2

Aussermoralische Betrachtung

	1	wahr		verlogen
gut und böse	2	als rein	und	unrein Buddha, p. 50
	3	verehrlich		verächtlich p. 296
	4	als vornehm	und	niedrig
	5	nützlich		schädlich
gut	6	als sich Los-Lösen von der Welt		
		weltentsagend		
		(nicht „handelndes Gestalten“) p. 50		
		böse = weltlich		
	7	geboten		verächtlich p. 296
	8	unegoistisch		egoistisch
	9	arm (Ebion)		reich
		elend		glücklich
<gut>	10	Umkehrung:		besitzend, reich (auch arya)
				(im Eranischen, und übergehend ins Slavische.

rein = glücklich } p. 50
böse = unglücklich }

die höchste **Kraft**, im Brahman<ismus> und Christenthum — sich abzuwenden von der Welt. p. 54.

[«]

26[222]

Zarathustra 1. furchtbare Spannung: Zarathustra **muß** kommen oder alles auf Erden ist verloren.

[«]

26[223]

Zarathustra 3. die große Weihung des neuen Arzt- Priester- Lehrer-Wesens, welches dem Übermenschen vorangeht.

[«]

26[224]

Unegoistische Handlungen sind unmöglich; „unegoistischer Trieb“ klingt mir in die Ohren wie „hölzernes Eisen“. Ich wollte, daß irgendwer den Versuch machte, die Möglichkeit solcher Handlungen zu beweisen: daß sie existiren, daran glaubt freilich das Volk und wer ihm gleich steht — etwa wie der, welcher Mutterliebe oder Liebe überhaupt etwas Unegoistisches nennt.

Daß übrigens die Völker die moralische Werthtafel „gut“ und „böse“ immer als „unegoistisch“ und „egoistisch“ ausgelegt hätten, ist ein historischer Irrthum.

Vielmehr ist gut und böse als „geboten“ und „verboten“ — „der Sitte gemäß oder zuwider“ — viel älter und allgemeiner.

Daß mit der Einsicht in die Entstehung der moralischen Werthurtheile noch nicht eine Kritik und Werthbestimmung derselben gegeben ist — ebenso wenig eine Qualität durch Kenntniß der quantitativen Bedingungen, unter denen sie entsteht, erklärt ist.

[«]

26[225]

Übung im Gehorsam: die Schüler des Brahmanen. Die Tempelherrn-Gelübde, die Assasinen.

Die Vergöttlichung des Machtgefühls im Brahmanen: interessant daß es in der Krieger-Kaste entstanden und erst übergegangen ist auf die Priester.

[«]

26[226]

Die Erkenntniß ist ihrem Wesen nach etwas Setzendes, Erdichtendes, Fälschendes:

[«]

26[227]

„Wissenschaft“ (wie man sie heute übt) ist der Versuch, für alle Erscheinungen eine gemeinsame Zeichensprache zu schaffen, zum Zwecke der leichteren Berechenbarkeit und folglich Beherrschbarkeit der Natur. Diese Zeichensprache, welche alle beobachteten „Gesetze“ zusammenbringt, erklärt aber nichts — es ist nur eine Art kürzester (abgekürztester) Beschreibung des Geschehens.

[«]

26[228]

Die ungeheure Masse von Zufälligem Widerspruch Disharmonischem Blödsinnigem in der jetzigen Menschen-Welt weist hin auf die Zukunft: es ist, von der Zukunft aus gesehen, das ihr jetzt nothwendige Arbeits-Feld, wo sie schaffen, organisiren und harmonisiren kann. — Ebenso im Weltall

[«]

26[229]

Von der Augenscheinwelt führen die Brahmanen und Christen ab, weil sie dieselbe für böse halten (fürchten —) aber die Wissenschaftlichen arbeiten im Dienste des Willens zur Überwältigung der Natur.

[«]

26[230]

Über wie viel Zufälliges bin ich Herr geworden! Welch schlechte Luft blies mich an, als ich Kind war! Wann waren die Deutschen dumpfer ängstlicher muckerhafter kriecherischer als in jenen fünfziger Jahren, in denen ich Kind war!

[«]

26[231]

NB. Der bisherige Mensch — gleichsam ein Embryon des Menschen der Zukunft — alle gestaltenden Kräfte, die auf diesen hinzielen, sind in ihm: und weil sie ungeheuer sind, so entsteht für das jetzige Individuum, je mehr es zukunftbestimmend ist, **Leiden**. Dies ist die tiefste Auffassung des Leidens: die gestaltenden Kräfte stoßen sich.

Die Vereinzelung des Individuums darf nicht täuschen — in Wahrheit fließt etwas fort unter den Individuen. Daß es sich einzeln fühlt, ist der mächtigste **Stachel** im Prozesse selber nach fernsten Zielen hin: sein Suchen für sein Glück ist das Mittel, welches die gestaltenden Kräfte anderseits zusammenhält und mäßigt, daß sie sich <nicht> selber zerstören.

[«]

26[232]

Nicht „Menschheit“, sondern Übermensch ist das Ziel! Mißverständniß bei Comte!

[«]

26[233]

Das Glück höherer Wesen auf Sternen (bei Dühring) eine feinere Ausflucht vor der irdischen Unbefriedigung! Gleich den Hinter- und Überweltlern!

[«]

26[234]

Die Hoffnungslosigkeit in Bezug auf die Menschen — mein Ausweg! Das Ziel, welches die Engländer sehen, macht jede höhere Natur **lachen**! Es ist nicht begehrenswerth — viel Glückliche geringsten Ranges ist beinahe ein widerlicher Gedanke.

[«]

26[235]

An den Wind Mistral.
Eine Rhapsodie.

[«]

26[236]

Die Erkenntniß wird, bei höherer Art von Wesen, auch neue Formen haben, welche jetzt noch nicht nöthig sind.

[«]

26[237]

„Ohne meine Pfeile wird das Troja der Erkenntniß nicht erobert“ — sage ich Philoctet.

[«]

26[238]

Der Philosoph die höhere Species, aber viel mißrathener bisher. Der Künstler die niedere, aber viel schöner und reicher entwickelt!

[«]

26[239]

Zum Plan.

A. Die regulativen Hypothesen
B. Das Experiment
C. Die Beschreibung (an Stelle der angeblichen „Erklärung“)
} im Vordergrund meine Philosophie: Inhalt des ersten Theils.

die zugehörigen Seelen-Zustände als bisherige höchste Errungenschaften (von mir für mich)

Philosophie als Ausdruck eines außerordentlich hohen Seelen-Zustandes.

[«]

26[240]

Die Erklärer von Dichtern mißverstehen, daß der Dichter Beides hat, die Realität und die Symbolik. Ebenso den ersten und den zweiten Sinn eines Ganzen. Ebenso Lust an dem Schillernden, Zwei-, Dreideutigen, auch die Kehrseite ist gut.

[«]

26[241]

Erster Theil.

Die neuen Wahrhaftigen.

Überwindung des Dogmatischen : der zugehörige höhere
und des Dünkels Seelen-zustand
Überwindung des Sceptikers der Schwäche.
A. die regulativen Hypothesen
B. das Experiment.
C. die Beschreibung

das neue Macht-Gefühl: der mystische Zustand, und die hellste kühnste Vernünftigkeit als ein Weg dahin

Zweiter Theil.

Jenseits von Gut und Böse.

[«]

26[242]

Galiani meint, der Mensch sei das einzige religiöse Thier. Aber in der Art, wie ein Hund sich vor dem Menschen wälzt, erkenne ich die Art der „Gottseligen“ wieder, wenn auch vergröbert.

[«]

26[243]

Die neue Rangordnung.
Vorrede zur Philosophie der ewigen
Wiederkunft.

Immer strenger fragen: für wen noch schreiben? — Für Vieles von mir Gedachte fand ich keinen reif; und Zarathustra ist ein Beweis daß Einer mit der größten Deutlichkeit reden kann, aber von Niemandem gehört wird. — Ich fühle mich im Gegensatz zur Moral der Gleichheit.

Die Ungleichheit der Menschen

Λ

---

1. Führer und Heerde. (Bedeutung des Isolirten) Ironie gegen Moralisten
2. Vollständige Menschen und Bruchstücke (Problem des Weibes z.B., auch des wissenschaftlichen Menschen)
3. Gerathene und Missrathene (letztere vielleicht die höheren in der Anlage, auch bei Völkern und Rassen. Problem: indogermanisch und semitisch, letztere süden-näher NB. religiöser, würdevoller mehr raubthier-Vollkommenheit, weiser — erstere muskelkräftiger kälter gröber schwerer, verderbbar)
4. Schaffende und „Gebildete“ („höhere Menschen,“ allein die Schaffenden)

Die Ungleichheit der Schaffenden

Λ

---

5. Die Künstler (als die kleinen Vollender) aber in allen Werthschätzungen abhängig.
6. Die Philosophen (als die Umfänglichsten, die Überblicker, Beschreiber im Großen) (aber in allen Werthschätzungen abhängig), schon sehr viel mißrathener.
7. Die Heerden-Bildner (Gesetzgeber) die Herrschenden, ein sehr mißrathener Typus (sich zum Werthmesser nehmend, kurze Perspective)
8. Die Werthe-Setzenden (Religionsstifter) **äußerstes** Mißrathen und Fehlgreifen.
9. Ein fehlender Typus: der Mensch, welcher am stärksten befiehlt, führt, neue Werthe setzt, am umfänglichsten über die ganze Menschheit urtheilt und Mittel zu ihrer Gestaltung weiß — unter Umständen sie opfernd für ein höheres Gebilde. Erst wenn es eine Regierung der Erde giebt, werden solche Wesen entstehen, wahrscheinlich lange im höchsten Maaße mißrathend.

Die Ungleichheit der höheren Menschen

Λ

---

10. Das Gefühl der Unvollkommenheit, höher oder schwächer, unterscheidet (Werth der„Sündengefühle“

Das Gefühl nach Vollkommenem hin, als Bedürfniß vorherrschend (Werth der Frommen, der Einsiedler, Klöster, Priester)

Die Kraft, etwas Vollkommenes irgend worin gestalten zu können (Werth der „schönen Seelen“, der Künstler, der Staatsmänner)

(Dionysische Weisheit) Die höchste Kraft, alles Unvollkommene, Leidende als nothwendig (ewig-wiederholenswerth) zu fühlen aus einem Überdrange der schöpferischen Kraft, welche immer wieder zerbrechen muß und die übermüthigsten schwersten Wege wählt (Princip der größtmöglichsten Dummheit, Gott als Teufel und Übermuth-Symbol)

Der bisherige Mensch als Embryon, in dem sich alle gestaltenden Mächte drängen — Grund seiner tiefen Unruhe — — — — der schaffendste als der leidendste?

[«]

26[244]

Zur Vorrede.

Zur Ehrfurcht erziehen, in diesem pöbelhaften Zeitalter, welches selber im Huldigen noch pöbelhaft ist, für gewöhnlich aber zudringlich und schamlos (auch mit seinem „Wohlthun“ und „Mitleiden“) Eine Vorrede zum Fortscheuchen der Meisten. Ja, ich habe keinen, an den ich denke — es sei denn jene ideale Gemeinde, welche sich Zarathustra auf den glückseligen Inseln erzogen hat.

[«]

26[245]

Der beständige Blick nach dem Vollkommenen hin, und daher Ruhe — was Schopenhauer als aesthetisches Phänomen beschreibt, ist auch das Charakteristische der Gläubigen. Goethe (an Rath Schlosser): „wahrhaft hochachten kann man nur, wer sich nicht selbst sucht… ich muß gestehn, selbstlose Charaktere dieser Art in meinem ganzen Leben nur da gefunden zu haben, wo ich ein festgegründetes religiöses Leben fand, ein Glaubensbekenntniß, das einen unwandelbaren Grund hatte, gleichsam auf sich selbst ruhte, nicht abhieng von der Zeit, ihrem Geiste, ihrer Wissenschaft“.

(das Orientalische, das Weib macht hier diese Wirkung —)

[«]

26[246]

In diesem Jahrhundert der oberflächlichen und geschwinden Eindrücke ist das gefährlichste Buch nicht gefährlich: es sucht sich die fünf, sechs Geister die tief genug sind. Im Übrigen — was schadet es, wenn es diese Zeit zerstören hilft!

[«]

26[247]

Die Amerikaner zu schnell verbraucht — vielleicht nur anscheinend eine zukünftige Weltmacht.

[«]

26[248]

Leibnitz ist interessanter als Kant — typisch deutsch: gutmüthig, voll edler Worte, listig, geschmeidig, schmiegsam, ein Vermittler (zwischen Christenthum und der mechanistischen Weltansicht), ungeheuer verwegen für sich, verborgen unter einer Maske und höfisch-zudringlich, anscheinend bescheiden.

[«]

26[249]

Die Franzosen tief artistisch — das Durchdenken ihrer Cultur, die Consequenz im Durchführen des schönen Anscheines — spricht gar nicht gegen ihre Tiefe ---

[«]

26[250]

Plato dachte: was man befiehlt als von Gott aus, z.B. wenn man die Geschwister-Ehe verbietet als ein Greuel für Gott: er meint, das unbedingte Verbieten sei der genügende Erklärungsgrund für die moralischen Urtheile. Kurzsichtig!

[«]

26[251]

Man bewunderte den Unabhängigen im Alterthum, Niemand klagte über den „Egoismus“ des Stoikers.

[«]

26[252]

Jedes Volk hat seine eigene Tartüfferie

[«]

26[253]

„Hier ist die Aussicht frei, der Blick erhoben.“

[«]

26[254]

Das Problem von Freiheit und Unfreiheit des W<illens> gehört in die Vorhöfe der Philosophie — für mich giebt es keinen Willen. Daß der Glaube an den Willen nothwendig ist, um zu „wollen“ — ist Unsinn.

[«]

26[255]

Geringschätzung gegen das jetzige Deutschland, welches nicht Takt genug hat, solche Klatschbasen-Bücher, wie das von Jans<s>en, einfach abzulehnen: wie es sich „den alten und neuen Glauben“ des alten, sehr alten und gar nicht neuen Strauß hat aufschwätzen lassen.

[«]

26[256]

Zum Titel: „Eine Wahrsagung“.

Ich glaube, ich habe Einiges aus der Seele des höchsten Menschen errathen — vielleicht geht Jeder zu Grunde, der ihn erräth, aber wer ihn gesehen hat, muß helfen, ihn zu ermöglichen.

Grundgedanke: wir müssen die Zukunft als maaßgebend nehmen für alle unsere Werthschätzung — und nicht **hinter** uns die Gesetze unseres Handelns suchen!

[«]

26[257]

Complementäre Menschen — wo?

[«]

26[258]

Vorrede:
von der Rangordnung des Geistes

Von der Ungleichheit der Menschen

a) Führer und Heerde
b) Vollständige und Bruchstücke
c) Gerathene und Missrathene
d) Schaffende und „Gebildete“ vor Allem aber „Ungebildete“ und Tölpel bis in den letzten Grund hinein

Von der Ungleichheit der höheren Menschen (nach der Seite der Kraftmenge)

a) nach dem Gefühle der Unvollkommenheit, als entscheidend
b) Gefühl nach dem Vollkommenen hin
c) die Kraft irgend etwas Vollkommenes gestalten zu können
d) höchste Kraft, auch das Unvollkommene als nothwendig zu fühlen, aus Überdrang der gestaltenden Kraft (dionysisch)

Von der Rangordnung der Werthe-Schaffenden (in Bezug auf das Werthe-setzen)

a) die Künstler
b) die Philosophen
c) die Gesetzgeber
d) die Religionsstifter
e) die höchsten Menschen als Erd-Regierer und Zukunft-Schöpfer. (zuletzt sich zerbrechend —)

[«]

26[259]

Philosophie der ewigen Wiederkunft.
Ein Versuch der Umwerthung aller Werthe.

[«]

26[260]

In diesem pöbelhaften Zeitalter soll der vornehm geborene Geist jeden Tag mit dem Gedanken der Rangordnung beginnen: hier liegen seine Pflichten, hier seine feinsten Verirrungen

[«]

26[261]

Mißverständnisse im großen Stile z.B. der Ascetism als Mittel der Selbst-Erhaltung für wilde allzu erregliche Naturen. Die la Trappe als „Zuchthaus“, zu dem man sich selber verurtheilt (gerade unter Franzosen begreiflich, wie das Christenthum in der geilen Luft der südeuropäischen Hellenisirung). Der Puritanismus hat als Hintergrund die Überzeugung von der gründlichen eigenen Gemeinheit, vom allgegenwärtigen „inneren Vieh“ (ego) — und der düstere trockene Stolz des puritanischen Engländers will, daß mindestens Jeder ebenso schlecht von seinem „inwendigen Menschen“ denken soll wie er selber denkt!

Die Sitten und Lebensweisen sind als bewiesene Mittel der Erhaltung gefaßt worden — darin erstes Mißverständniß und Oberflächlichkeit. Zweites Mißverständniß: es sollen nunmehr die einzigen Mittel sein.

Fromme — Bewußtsein eines höheren Zusammenhangs aller Erlebnisse

[«]

26[262]

Mißverständniß des Egoismus: von Seiten der gemeinen Naturen, welche gar nichts von der Eroberungslust und Unersättlichkeit der großen Liebe wissen, ebenso von den ausströmenden Kraft-Gefühlen, welche überwältigen, zu sich zwingen, sich an’s Herz legen wollen — der Trieb des Künstlers nach seinem Material. Oft auch nur sucht der Thätigkeits-Sinn nach einem Terrain. — Im gewöhnlichen „Egoismus“ will gerade das „nicht-ego“, das tiefe

Durchschnittswesen, der Gattungsmensch seine Erhaltung — das empört, falls es von den Selteneren, Feineren und weniger Durchschnittlichen wahrgenommen wird. Denn diese urtheilen: „wir sind die **Edleren**! Es liegt mehr an unserer Erhaltung als an der jenes Viehs!“

[«]

26[263]

Alle bisherigen Moralen betrachte ich als aufgebaut auf Hypothesen über Erhaltungs-Mittel eines Typus — aber die Art des bisherigen Geistes war noch zu schwach und ihrer selber zu ungewiß, um eine Hypothese **als** Hypothese zu fassen und doch als regulativisch zu nehmen — es bedurfte des **Glaubens**

[«]

26[264]

NB. Wie bisher die Menschen sich höhere Gestalten, als der Mensch ist, vorgestellt haben — —

[«]

26[265]

NB. Über die Schreie der Gebärerin wegen all der Unreinheit. Fest der Reinigung für die größten Geister nöthig!

[«]

26[266]

Der Schwächere Zartere als der Edlere.

[«]

26[267]

die ungeheure idealisirende Kraft, welche das Christenthum anwandte, um körperliche Unlust-Zustände und barbarische Unordnungs-Gefühle zu ertragen — sie deutet<e> alles seelisch um.

[«]

26[268]

Die Menschen müssen in dem Maaße gebunden werden, als sie nicht frei von sich aus laufen können. Moral-Revolutionen z.B. während des Christenthums sind 1) gegen entnervte verwüstete greise Völker gerichtet 2) gegen die gräßliche Roheit der Barbaren.

[«]

26[269]

Zarathustra muß seine Jünger zur Erd-Eroberung aufreizen — höchste Gefährlichkeit, höchste Art von Sieg: ihre ganze Moral eine Moral des Kriegs — unbedingt Siegen wollen

[«]

26[270]

An die höheren Menschen.
Herolds-Rufe eines Einsiedlers.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

26[271]

Die Menschen wollen ihre Handlungen und die Art ihres Handelns

1) entweder verherrlichen — daher Moral der Verherrlichung

2) oder rechtfertigen und verantworten (vor einem forum, sei dies die Gemeinde oder die Vernunft oder das Gewissen —) also die Handlung muß erklärbar, aus vernünftig-bewußten Motiven entstanden sein — und ebenso die ganze Handlungs-Weise

3) oder verurtheilen, verkleinern, um so sich zu vergewaltigen oder um Mitleiden zu erregen und davonzukommen bei den Mächtigen.

[«]

26[272]

Im organischen Prozeß

1) überreichlicher Ersatz — falscher Ausdruck und teleologisch gefärbt

2) Selbst-Regulirung, also die Fähigkeit der Herrschaft über ein Gemeinwesen vorausgesetzt d.h. aber, die Fortentwicklung des Organischen ist nicht an die Ernährung angeknüpft, sondern an das Befehlen und Beherrschen-können: ein Resultat nur ist Ernährung.

[«]

26[273]

Der Wille zur Macht in den Funktionen des Organischen.

Lust und Unlust und ihr Verhältniß zum Willen zur Macht.

Angeblicher Altruism und der Wille zur Macht. Mutterliebe z.B. und Geschlechtsliebe

Die Entwicklung der Gefühle aus dem Grundgefühle.

Unfreiheit und Freiheit des Willens.

Strafe und Lohn (der stärkere Typus als der höhere scheidet von sich ab und zieht an sich an)

Pflicht und Recht.

[«]

26[274]

Zurückführung der Generation auf den Willen zur Macht (! er muß also auch in der angeeigneten **un**organischen Materie vorhanden sein!): das Auseinandertreten des Protoplasma im Falle, daß eine Form sich gestaltet, wo das Schwergewicht an 2 Stellen gleich vertheilt ist. Von jeder Stelle aus geschieht eine zusammenziehende, zusammenschnürende Kraft: da zerreißt die Zwischen-Masse. Also: die Gleichheit der Machtverhältnisse ist Ursprung der Generation. Vielleicht ist alle Fortentwicklung an solche entstehende Macht-Äquivalenzen gebunden.

[«]

26[275]

Die Lust ist eine Art von Rhythmus in der Aufeinanderfolge von geringeren Schmerzen und deren Grad-Verhältnissen, eine Reizung durch schnelle Folge von Steigerung und Nachlassen, wie bei der Erregung eines Nerven, eines Muskels, und im Ganzen eine aufwärts sich bewegende Curve: Spannung ist wesentlich darin und Ausspannung. Kitzel.

Die Unlust ist ein Gefühl bei einer Hemmung: da aber die Macht ihrer nur bei Hemmungen bewußt werden kann, so ist die Unlust ein nothwendiges Ingrediens aller Thätigkeit (alle Thätigkeit ist gegen etwas gerichtet, das überwunden werden soll) Der Wille zur Macht strebt also nach Widerständen, nach Unlust. Es giebt einen Willen zum Leiden im Grunde alles organischen Lebens (gegen „Glück“ als „Ziel“)

[«]

26[276]

Wenn zwei organische Wesen zusammenstoßen, wenn es nur Kampf gebe um das Leben oder die Ernährung: wie? Es muß den Kampf um des Kampfes willen geben: und Herrschen ist das Gegengewicht der schwächeren Kraft ertragen, also eine Art Fortsetzung des Kampfs. Gehorchen ebenso ein Kampf: so viel Kraft eben zum Widerstehen bleibt.

[«]

26[277]

Gegen den Erhaltungs-Trieb als radikalen Trieb: vielmehr will das Lebendige seine Kraft auslassen — es „will“ und „muß“ (beide Worte wiegen mir gleich!): die Erhaltung ist nur eine Consequenz.

[«]

26[278]

Die Tugendhaften wollen uns (und mitunter auch sich selber) glauben machen, sie hätten das Glück erfunden. Die Wahrheit ist, daß die Tugend von den Glücklichen erfunden worden ist.

[«]

26[279]

Daß in den Folgen der Handlungen schon Lohn und Strafe liegen — dieser Gedanke einer immanenten Gerechtigkeit ist grundfalsch. Übrigens steht er im Widerspruch mit der Vorstellung einer „Heils-Ordnung“ in den Erlebnissen und Folgen: wonach schlimme Dinge aller Art als besondere Gunstbezeugungen eines Gottes, der unser Bestes will, aufzufassen sind. — Warum Leid auf eine Übelthat folgen soll, ist an sich nicht begreiflich: in praxi läuft es sogar darauf hinaus, daß auf eine Übelthat eine Übelthat folgen solle. — Daß einer, der anders ist als wir, es schlecht haben müsse, ist ein Gedanke der Vertheidigung, eine Nothwehr der herrschenden Caste, ein Mittel der Züchtung, — aber nichts besonders „Edles“. — Alle möglichen solchen Vorstellungen über „immanente Gerechtigkeit“, „Heilsordnung“, ausgleichende „transcendente Gerechtigkeit“ gehen jetzt in jedem Kopfe herum — sie bilden das Chaos der modernen Seele mit.

[«]

26[280]

Wir stehen anders zur „Gewißheit“. Weil am längsten die Furcht dem Menschen angezüchtet worden ist, und alles erträgliche Dasein mit dem „Sicherheits-Gefühl“ begann, so wirkt das jetzt noch fort bei den Denkern. Aber sobald die äußere „Gefährlichkeit“ der Existenz zurückgeht, entsteht eine Lust an der Unsicherheit, Unbegrenztheit der Horizont-Linien. Das Glück der großen Entdecker im Streben nach Gewißheit könnte sich jetzt in das Glück verwandeln, überall die Ungewißheit und das Wagniß nachzuweisen.

Ebenso ist die Ängstlichkeit des früheren Daseins der Grund, weshalb die Philosophen so sehr die Erhaltung (des ego oder der Gattung) betonen und als Princip fassen: während thatsächlich wir fortwährend Lotterie spielen gegen dies Princip. Hieher gehören alle Sätze des Spinoza: d.h. die Grundlage des englischen Utilitarismus. v. das braune Heft.

[«]

26[281]

Die dummen Moralisten haben immer die Veredelung angestrebt ohne zugleich die Basis zu wollen: die leibliche Veradlichung (durch eine „vornehme“ Lebensweise otium, Herrschen, Ehrfurcht usw.) durch edel-vornehme Umgebung von Mensch und Natur, endlich sie haben an’s Individuum gedacht und nicht an die Fortdauer des Edlen durch Zeugung. Kurzsichtig! Nur für 30 Jahre und nicht länger!

[«]

26[282]

Je nachdem ein Volk fühlt: „bei den Wenigen ist das Recht, die Einsicht, die Gabe der Führung usw.“ oder „bei den Vielen“ — giebt es ein oligarchisches Regiment oder ein demokratisches.

Das Königthum repräsentirt den Glauben an Einen ganz Überlegenen, einen Führer Retter Halbgott. Die Aristokratie repräsentirt den Glauben an eine Elite-Menschheit und höhere Kaste. Die Demokratie repräsentirt den Unglauben an große Menschen und an Elite-Gesellschaft: „Jeder ist jedem gleich“ „Im Grunde sind wir allesamt eigennütziges Vieh und Pöbel“

[«]

26[283]

Um den Gedanken der Wiederkunft zu ertragen:
ist nöthig Freiheit von der Moral,
neue Mittel gegen die Thatsache des Schmerzes (Schmerz begreifen als Werkzeug, als Vater der Lust — es giebt kein summirendes Bewußtsein der Unlust)
der Genuß an aller Art Ungewißheit Versuchhaftigkeit, als Gegengewicht gegen jenen extremen Fatalismus
Beseitigung des Nothwendigkeitsbegriffs
Beseitigung des „Willens“
Beseitigung der „Erkenntniß an sich“

größte Erhöhung des Kraft-Bewußtseins des Menschen, als dessen, der den Übermenschen schafft.

[«]

26[284]

1. Der Gedanke: seine Voraussetzungen, welche wahr sein müßten, wenn er wahr ist
was aus ihm folgt

2. als der schwerste Gedanke: seine muthmaßliche
Wirkung, falls nicht vorgebeugt wird
d.h. falls nicht alle Werthe umgewerthet werden

3. Mittel ihn zu ertragen

die Umwerthung aller Werthe
nicht mehr die Lust an der Gewißheit sondern an der Ungewißheit
nicht mehr „Ursache und Wirkung“, sondern das beständig Schöpferische
nicht mehr Wille der Erhaltung, sondern der Macht usw.
nicht mehr die demüthige Wendung „es ist alles nur subjektiv“, sondern „es ist auch unser Werk!“ seien wir stolz darauf!

[«]

26[285]

Von der Heuchelei der Philosophen.

die Griechen: verbergen ihren agonalen Affekt, drapiren sich als „Glücklichste“ durch die Tugend, und als Tugendhafteste (zwiefache Heuchelei)

(Sokrates, siegreich als der plebejisch Häßliche unter den Schönen und Vornehmen, der Niederredende unter einer Stadt von Rednern, der Besieger seiner Affekte, der gemeine kluge Mann mit dem „Warum?“ unter dem Erbadel — verbirgt seinen Pessimismus)

die Brahmanen wollen im Grunde Erlösung von dem müden lauen unlustigen Daseins-Gefühle
Leibnitz Kant Hegel Schopenhauer, ihre deutsche Zwei-Natur
Spinoza und der rachsüchtige Affekt, die Heuchelei der Überwindung der Affekte
Die Heuchelei der „reinen Wissenschaft“, der „Erkenntniß um der Erkenntniß willen“

[«]

26[286]

Ich, wie ein Elephanten-Weibchen, mit einer langen Schwangerschaft behaftet, so daß mich wenige Dinge noch angehn, sogar nicht einmal — pro pudor — das „Reich“

[«]

26[287]

Versteht ihr wohl meine neue Sehnsucht, die nach dem Endlichen? dessen, der den Ring der Wiederkunft schaute —

[«]

26[288]

NB das fortwährende Schöpferische, statt des einmaligen, vergangenen

[«]

26[289]

Zarathustra 3
 die Unstäten, die ewigen Wanderer
 der das Gehirn des Blutegels — — —
 der Häßliche, der sich maskiren will
 die Heuchler des Glücks
 die Sehnsucht nach dem Endlichen, nach Scholle und
  Winkel
 der neidische abgemagerte Arbeiter und Streber
 die Allzu-Nüchternen mit der Sehnsucht zum Rausche,
  der einst sie befriedigt.
  die Über-Nüchterten
 die Zerstörer

Nothschrei der höheren Menschen?
 Ja, der mißrathenden —

[«]

26[290]

Bei dem Willen zur Grausamkeit ist es zunächst gleichgültig, ob es die Grausamkeit an uns oder an Anderen ist. Genuß am Leiden **lernen** — — das Teufelische gehört wie das Göttliche zum Lebendigen und seiner Existenz.

[«]

26[291]

Montaigne I p. 174

„die Gesetze des Gewissens, welche unserem Vorgeben nach aus der Natur entspringen, entspringen vielmehr aus der Gewohnheit. Jeder verehrt in seinem Herzen die in seinem Lande gebilligten und eingeführten Meinungen und Sitten, so daß er sich denselben nicht ohne Gewissensbisse entziehen kann und denselben niemals ohne einiges Vergnügen gemäß handelt.“

[«]

26[292]

Vom Aberglauben der Philosophen.
Von der Mittheilbarkeit der Meinungen.

[«]

26[293]

Die neue Aufklärung.
Eine Vorbereitung
zur „Philosophie der ewigen Wiederkunft“.

[«]

26[294]

Es ist nicht genug, daß du einsiehst, in welcher Unwissenheit Mensch und Thier lebt; du mußt auch noch den Willen zur Unwissenheit haben und hinzulernen. Es ist dir nöthig, zu begreifen, daß ohne diese Art Unwissenheit das Leben selber unmöglich wäre, daß sie eine Bedingung ist, unter welcher das Lebendige allein sich erhält und gedeiht: eine große, feste Glocke von Unwissenheit muß um dich stehn

[«]

26[295]

Der Wille zur Unwissenheit.
Der Wille zur Ungewißheit.
Der Wille zur Unwahrheit.

Der Wille zur Macht.
Der Wille zum Leiden.
Der Wille zur Grausamkeit.
Der Wille zur Vernichtung.
Der Wille zur Ungerechtigkeit.

Der Wille zum Häßlichen.
Der Wille zum Unmäßigen.
der Wille zum Rausche
der Wille zur Erstarrung

[«]

26[296]

Beseitigung des Willens, des freien und unfreien.
des „Muß“ und der „Nothwendigkeit“
der „Erkenntniß an sich“ und des „Dinges an sich“
des Erkennens um des Erkennens willen
des „Guten und Bösen“

die Heuchelei der Philosophen.

Die Guten.

Die Künstler.

Die Frommen und Gottseligen.

[«]

26[297]

Jenseits von Gut und Böse.

Der Philosoph als höherer Künstler.

Die neue Rangordnung

Vom Aberglauben.

Der schwerste Gedanke.

Die Lebens-Ermöglichung des Weisen.

Die gesellschaftliche Verborgenheit des Weisen.
Seine Ernährung.
Seine Geschlechtlichkeit.
Mittheilbarkeit seiner Meinungen.
Das Über-Nationale, der gute Europäer.
Schüler, usw. Grade der Einweihung.

[«]

26[298]

Die neue Aufklärung.
Ein Vor- und Für-Wort
zur Philosophie der ewigen Wiederkunft.

Vom Aberglauben unter den Philosophen.
Jenseits von Gut und Böse.
Der Philosoph — ein höherer Künstler.
Die neue Rangordnung.

Die Ermöglichung des neuen Philosophen.
Der schwerste Gedanke als Hammer.

[«]

26[299]

Dies ist ein Zeitalter, in dem der Pöbel immer mehr zum Herrn wird und pöbelhafte Gebärden des Leibes und Geistes überall schon Hausrecht erlangt haben, an den Höfen und bei den liebenswürdigsten Frauen —: ich meine sogar nicht nur „an“ und „bei“, sondern „innen und drinnen“.

mein Garten, mit seinem vergoldeten Gitterwerk, muß sich nicht nur gegen Diebe und Strolche schützen: seine schlimmsten Gefahren kommen ihm von seinen zudringlichen Bewunderern. „Ich will meine Einsamkeit haben“ — so gelobt sich der Weise, ich will meine Einsamkeit mit den Zähnen festhalten, mit einem goldenen Gitter vergittern —

[«]

26[300]

Die Philosophen eingenommen **gegen**

von instinktiven Werthbestimmungen geleitet, in denen sich frühere Culturzustände spiegeln (gefährlichere

1) den Schein
2) den Wechsel
3) den Schmerz
4) den Tod
5) das Körperliche, die Sinne
6) das Schicksal und die Unfreiheit
7) das Zwecklose

NB. alles Menschliche, noch mehr das Thierische, noch mehr das Stoffliche

sie glauben an

die absolute Erkenntniß
die Erkenntniß um der Erkenntniß willen
Tugend und Glück im Bunde
Erkennbarkeit der menschlichen Handlungen

die falschen Gegensätze z.B. Lust und Schmerz
gut und böse
die Verführungen der Sprache

[«]

26[301]

Wille zur Wahrheit und Gewißheit entspringen aus Furcht in der Ungewißheit.

[«]

26[302]

kein Stoff (Boscovich)
kein Wille
kein Ding an sich
kein Zweck

[«]

26[303]

Der Muth würde sicher keine Tugend heißen, wenn er zu den häufigen Thatsachen des Menschen gehörte, wie das freiwillige Abgeben von Urin: was, so viel ich verstehe, der liebe Spencer et hoc genus omne, unter die Äußerungen des Altruismus zu rechnen bereit sind.

[«]

26[304]

Die paar guten Bücher, die von diesem Jahrhundert übrig bleiben werden, richtiger: die mit ihren Ästen über dies Jahrhundert hinweg reichen, als Bäume, welche nicht in ihm ihre Wurzeln haben — ich meine das Mémorial von St. Helena und Goethes Gespräche mit Eckermann

[«]

26[305]

Am wenigsten habe ich wohl Lust, meine Meinung auszusprechen über — die Mittheilbarkeit der Meinungen (oder über die „Mittheilbarkeit der Wahrheit“, wie alle tugendhaften Heuchler in diesem Falle sich ausdrücken würden) Daß ich dies eigens hier noch ausspreche, geht beinahe schon über die Grenze hinaus, welche ich mir in dem angegebenen Bereiche gezogen habe.

[«]

26[306]

Es giebt auch jetzt noch viel mehr heitere Dinge auf Erden, als die Pessimisten eingestehen; z.B. E<duard> von H<artmann> selber. Die Laokoon-gruppe, von drei Clown’s und ebenso vielen Regenschirmen dargestellt, erheitert mich nicht so, wie dieser Eduard mit seinen Problemen „ringend“.

[«]

26[307]

Deutsche Lyriker, namentlich wenn es Schwaben sind, z.B. Uhland mit den Gefühlen eines Burgfräuleins herausgeputzt, oder Freiligrath als —

Oder Hölderlin — — —

[«]

26[308]

NB. Vollkommen klar darüber, ob man diese Welt der Sinne bejaht und fortsetzen will!

Kant überwunden.

Entdeckung des Alterthums fortgesetzt.

Eigentlicher Zweck alles Philosophirens die intuitio mystica.

[«]

26[309]

Der allerliebste circulus vitiosus: wenn unsere Sinnes-Organe erst Resultate unserer Sinne sind, wären alle Beobachtungen derselben als Ursachen unsinnig falsch!

[«]

26[310]

Über Gesundheit und Krankheit Genie Neurose, Dionysisch.

[«]

26[311]

Endlich — will man seine Meinungen nicht mehr los lassen: man hat eine Ahnung von der Spärlichkeit unseres Gartens bekommen, und erwartet nicht viel Gutes Neues mehr zu erwerben — man entschließt sich zu lieben, was man bereits hat. Und wehe dem, der uns jetzt solche liebgewollte Meinungen nehmen will.

[«]

26[312]

Die Religion alle starken überraschenden plötzlichen fremdartigen Impulse als von außen kommend interpretirend.

Moralität ist nur als Ein Mittel zur Religion hinzugekommen (ein Mittel zur Vergewaltigung der Götter oder zur Erreichung ekstatischer Zustände)

Mißverständniß des Leibes: der Rausch, die Wollust, die Grausamkeits-Ekstase als Vergöttlichung, als Einswerden mit einem Gotte.

Grunddifferenz des Alterthums: die Geschlechtlichkeit religiös verehrt; und folglich auch die Werkzeuge.

Die Ekstasen sind verschieden bei einem frommen erhabenen edlen Menschen gleich Plato — und bei Kameltreibern, welche Haschisch rauchen und — — —

Grundverwandlung der Religion:

1) man will den Gott zwingen zu thun was uns lieb ist — Gebet z.B.
2) man ergiebt sich in den Willen Gottes

Ersteres ist die vornehme Form, 2) ist die Sklaven-Form.

[«]

26[313]

„Selbst-Erhaltung“ nur Nebenfolge, nicht Ziel! Spinoza’s Nachwirkung!

[«]

26[314]

Buratti, und sein Einfluß auf Byron.

[«]

26[315]

Das Gefühl im Süden z.B. bei Stendhal „Reise in Frankreich“ ausgedrückt — worin besteht es?

[«]

26[316]

NB. Welche Prüfungen fehlen (an Stelle der nur intellektuellen oder fachmäßigen)?

Die richtigen Widerlegungen sind physiologische (leibliche) also Beseitigungen von Denkweisen.

[«]

26[317]

Ich muß orientalischer denken lernen über Philosophie und Erkenntniß. Morgenländischer Überblick über Europa.

[«]

26[318]

Der höhere Mensch.

Von den Philosophen.
Von den Heerden-Führern.
Von den Frommen.
Von den Tugendhaften.
Von den Künstlern.

Kritik des höheren Menschen

[«]

26[319]

Die Europäer bilden sich im Grunde ein, jetzt den höheren Menschen auf der Erde darzustellen

[«]

26[320]

Die guten Europäer.
Vorschläge zur Züchtung eines neuen Adels.
Von
Friedrich Nietzsche

[«]

26[321]

Es giebt 1) monologische Kunst (oder im „Zwiegespräch mit Gott“)
2) gesellschaftliche Kunst, société vorausgesetzt, eine feinere Art von Mensch.
3) demagogische Kunst z.B. Wagner für das deutsche „Volk“, Victor Hugo

[«]

26[322]

Wo für das Volk geschwärmt wird, da horchen immer gleich die Frauen hin, sie fühlen, das ist ihre Sache

[«]

26[323]

Die Gelehrten, und ihre Selbst-Überschätzung. Woher? Es ist auch da eine Emancipation der niederen Art, welche nicht mehr an die höhere glaubt.

[«]

26[324]

Der große Pöbel- und Sklavenaufstand

die kleinen Leute, welche nicht mehr an die Heiligen und großen Tugendhaften glauben (z.B. Christus, Luther usw.

die Bürgerlichen, welche nicht mehr an die höhere Art der herrschenden Kaste glauben (z.B. Revolution)

die wissenschaftlichen Handwerker, welche nicht mehr an die Philosophen glauben

die Weiber, welche nicht mehr an die höhere Art des Mannes glauben.

[«]

26[325]

Jenseits von Gut und Böse.
Vorrede zu einer Philosophie
der ewigen Wiederkunft.
Von Friedrich Nietzsche.

[«]

26[326]

Der Sensualismus und der Hedonismus des vorigen Jahrhunderts ist die beste Erbschaft, welche dies Jahrhundert gemacht hat: hinter hundert Klauseln und feinen Mummenschanzen.

Hedonism = Lust als Princip.

Lust als Maaßstab thatsächlich gefunden bei den Utilitariern (Comfort-Engländer).

Lust als regulatives Princip (thatsächlich nicht gefunden) bei den Schopenhauerianern

von Hartmann ein oberflächlicher Querkopf, der den Pessimism durch Teleologie vermanscht und eine Behaglichkeits-Philosophie daraus machen will (nähert sich darin den Engländern an.

Das, was auf den Pessimismus folgt, ist die Lehre von der **Sinn**losigkeit des Daseins

daß Lust und Schmerz keinen Sinn haben, daß Hedone kein Princip sein kann

Dies im nächsten Jahrhundert.

Lehre der großen Müdigkeit.

Wozu? Es lohnt sich nichts!

[«]

26[327]

Der Wille wird erschlossen — ist keine unmittelbare Thatsache, wie Schopenhauer will. Ob mit Recht erschlossen, bleibt zu fragen — —

[«]

26[328]

Der Glaube an die „Sinne“ ist die Grundlage aller Wissenschaft, wie alles Lebens. Damit ist nichts über die Berechtigung zu diesem Glauben ausgemacht, Fehlgriffe der Sinne (blau statt roth) sind kein Argument dagegen, daß ein Blatt grün ist. Die Entstehung eines farbenbildenden Sinnes in einer farblosen Welt ist ein Unsinn von Gedanke.

Beschreibung und Feststellung der Thatsachen.

[«]

26[329]

Aus seinen Ursachen läßt sich ein Ding nicht errathen, d.h. ein Ding = seinen Wirkungen. Die Kenntniß der Ursachen eines Dinges giebt keine Kenntniß seiner Wirkungen, d.h. keine Kenntniß des Dinges.

[«]

26[330]

Tief interessirt für Wahrheit — woher? Dem Christenthum verpflichtet — Pascal

[«]

26[331]

die verschiedenen Grade des Genusses für „wahr“

z.B. Kant und Schelling
Macchiavell und Seneca
Stendhal und Walter Scott
Plato und Hafis

[«]

26[332]

1 Wozu schwört man sich, erkennen zu wollen? „das Wahre lieber als das Unwahre“
2 Wozu will man (wirklich) erkennen?
3 Wozu soll man erkennen? und es ist wahr?! daß man das Wahre lieber will?

[«]

26[333]

Es giebt heute so viele oberflächliche Denker, welche beruhigt sind, eine Sache auf Gewöhnung und Vererbung zurückgeführt und damit erklärt zu haben. Aber „wie ist Gewohnheit möglich? Wie ist Vererbung möglich?“

[«]

26[334]

Der Glaube an die Wahrheit.

Das Ausschweifende und Krankhafte an Vielem, was sich bisher „Wille zur Wahrheit“ nannte.

Mit schreckhaftem Ernste haben die Philosophen vor den Sinnen und dem Trug der Sinne gewarnt. Der tiefe Antagonismus der Philosophen und der Freunde des

Trugs, der Künstler, geht durch die griechische Philosophie: „Plato gegen Homer“ — ist die Parole der Philosophen!

Aber Keiner hat auch die Kehrseite, die Untauglichkeit der Wahrheit zum Leben und die Bedingtheit des Lebens durch perspektivische Illusion begriffen. — Es ist eine der gefährlichsten Übertreibungen, das Erkennen nicht im Dienste des Lebens, sondern an sich, um jeden Preis, zu wollen: wie der Wollüstling seinen Trieben folgt, an sich, ohne die Controle der heilsamen anderen Instinkte, wenn es nicht eine Dummheit ist, — — —

[«]

26[335]

Kann man sich für dieses deutsche Reich interessiren? Wo ist der neue Gedanke? Ist es nur eine neue Macht-Combination? Um so schlimmer, wenn es nicht weiß, was es will. Frieden und Gewähren-lassen ist gar keine Politik, vor der ich Respekt habe. Herrschen und dem höchsten Gedanken zum Siege zu verhelfen — das Einzige, was mich an Deutschland interessiren könnte. Was geht es mich an, daß Hohenzollern da sind oder nicht da sind? — England’s Klein-Geisterei ist die große Gefahr jetzt auf der Erde. Ich sehe mehr Hang zur Größe in den Gefühlen der russischen Nihilisten als in denen der englischen Utilitarier. Ein In-einander-wachsen der deutschen und der slavischen Rasse, — auch bedürfen wir der geschicktesten Geldmenschen, der Juden, unbedingt, um die Herrschaft auf der Erde zu haben.

[«]

26[336]

1) der Sinn für Realität

2) Bruch mit dem englischen Princip der Volks-Vertretung, wir brauchen Vertretung der großen Interessen

3) wir brauchen ein unbedingtes Zusammengehen mit Rußland, und mit einem neuen gemeinsamen Programm welches in Rußland keine englischen Scheinwesen zur Herrschaft kommen läßt. Keine amerikanische Zukunft!

4) eine europäische Politik ist unhaltbar, und die Einengung gar in christliche Perspectiven ein ganz großes Malheur. In Europa sind alle gescheuten Leute Sceptiker, ob sie es sagen oder nicht.

Ich denke, wir wollen uns weder in christliche noch in amerikanische Perspektiven einengen.

[«]

26[337]

buona femmina e mala femmina vuol bastone (Sacchetti Nov. 86)

[«]

26[338]

hinc mihi quidquid sancti gaudii sumi potest horis omnibus praesto est. Petrarca, famil. XIX 16.

[«]

26[339]

Der Wille, sich nicht täuschen zu lassen und der Wille sich täuschen zu lassen — — aber der Philosoph? Der Religiöse? Der Künstler?

[«]

26[340]

Giebt es noch Philosophen? In Wahrheit ist viel Philosophisches in unserem Leben, namentlich bei allen wissenschaftlichen Menschen, aber Philosophen selber giebt es so wenig noch, als es ächten Adel giebt. Warum?

[«]

26[341]

Wie die Franzosen die Höflichkeit und den Esprit der französischen Gesellschaft widerspiegeln, so die Deutschen etwas vom tiefen träumerischen Ernst ihrer Mystiker und Musiker und ebenso von ihrer Kinderei. Im Italiäner ist viel republikanische Vornehmheit und Kunst, sich gut und stolz zu geben, ohne Eitelkeit.

[«]

26[342]

Man glaubt nicht mehr an Philosophen, auch unter den Gelehrten; das ist die Scepsis eines **demokratischen** Zeitalters, das die höhere Art Menschen ablehnt. Die Psychologie des Jahrhunderts ist wesentlich gegen die höheren Naturen gerichtet: man will ihnen ihre Menschlichkeiten nachrechnen.

[«]

26[343]

Pythagoras war der Versuch eines antidemokratischen Ideals, unter den stürmischen Bewegungen zur Volksherrschaft hin.

[«]

26[344]

Der „Richter“. Einem Solchen bleibt es nicht erspart, zu befehlen: sein „du sollst“ ist nicht abzuleiten aus der Natur der Dinge, sondern weil er das Höhere sieht, muß er es durchsetzen und erzwingen. Was liegt ihm am Zugrundegehen! Er opfert unbedenklich — Stellung des Künstlers zum Menschen: der große Mensch muß befehlen und die Werthschätzung, die er hat, einführen, auflegen, gebieten. Anders sind alle früheren Werthschätzungen auch nicht entstanden. Aber sie sind alle jetzt unmöglich für uns, ihre Voraussetzungen sind falsch.

[«]

26[345]

„Strafen“: dafür ein Rang-anweisen, ein Herabsetzen im Verhältniß zu unserem Ideal. Nicht aber ein Erhaltenwollen Vieler auf Unkosten Einzelner, überhaupt kein Gesichtspunkt der Gesellschaft!

[«]

26[346]

Mit „Glück“ als Ziel ist nichts zu machen, auch mit dem Glücke eines Gemeinwesens nicht. Es handelt sich, eine Vielheit von Idealen zu erreichen, welche im Kampf sein müssen, das ist aber nicht das Wohlbefinden einer Heerde, sondern ein höherer Typus. Dieser aber wird nicht erreicht durch das Wohlbefinden der Heerde! so wenig als der einzelne Mensch auf seine Höhe kommt durch Behaglichkeit und Entgegenkommen.

„Gnade“, „Liebe gegen die Feinde“, „Duldung“, „gleiches“ Recht (!) sind alles Principien niederen Ranges. Das Höhere ist der Wille über uns hinweg, durch uns, und sei es durch unseren Untergang schaffen.

[«]

26[347]

Es ist verkannt worden, daß alle moralischen „Du sollst“ von einzelnen Menschen geschaffen sind. Man hat einen Gott oder ein Gewissen haben wollen, um sich der Aufgabe zu entziehen, welche Schaffen vom Menschen fordert. Die Schwäche oder die Faulheit ist verborgen hinter der christlich-katholischen Denkweise. — Damit der Mensch aber Ideale schaffen kann, muß er lernen und wissen usw.

[«]

26[348]

Die Schule der „Objektiven“ und „Positivisten“ zu verspotten. Sie wollen um die Werthschätzungen herum kommen, und nur die facta entdecken und präsentiren. Aber man sehe zu z.B. bei Taine: im Hintergrunde hat er Vorlieben: für die starken expressiven Typen z.B., auch für die Genießenden mehr als für die Puritaner.

[«]

26[349]

Ein böses Buch einmal zu machen, schlimmer als Macchiavell und jener sehr deutsche und mild-boshafte unterthänigste Teufel von Mephistopheles!

Seine Eigenschaften: grausam (Lust am Zusehen, wie ein schöner Typus zu Grunde geht)
verführerisch (einladend zur Lehre, daß man das Eine und auch das Andere sein müsse)
spöttisch gegen die Tugenden des Mönchs, des Philosophen, den wichtigthuerischen Künstler usw., auch den guten braven Heerden-Menschen
vornehm gegen das Neugierige, Zudringliche, Pöbelhafte der Erkennenden, ebenso gegen das Zopfige, Duckmäuserhafte; kein Lachen, kein Zorn.

[«]

26[350]

Wie solch ein Wort Einem durch das Herz geht!

— „zu allem Land und Meer hat unsere Kühnheit sich den Weg gebrochen, überall sich unvergängliche Denkmale im Guten und Bösen gründend“ — sagt Pericles.

[«]

26[351]

Wo, in pöbelhafter Art, Eine Begierde die Oberherrschaft führt (oder überhaupt die Begierden), da giebt es keinen höheren Menschen. Es versteht sich, daß ein Solcher (wie z.B. Augustin oder Luther) auch gar nicht die höheren Probleme kennt, die alle eine viel kühlere Höhe voraussetzen. Das ist Alles rein persönliche Noth bei Augustin und Luther. Es ist die Frage eines Kranken nach einer Kur. Die Religionen mögen wesentlich solche Thierbändigungs-Anstalten oder Irren-Anstalten <sein> für solche, die sich nicht selber beherrschen können. — Es ist komisch, diese Noth um den Geschlechtstrieb z.B. auch in Wagner’s Parcival und Tannhäuser.

[«]

26[352]

Ich interessire mich nicht

1) für den nationalen Staat, als etwas Ephemeres gegenüber der demokratischen Gesamtbewegung.
2) für die Arbeiter-Frage, weil der Arbeiter selber nur ein Zwischenakt ist.
3) für die Differenzen der Religion und Philosophie, weil sie in der Hauptsache Eins sind, nämlich über gut und böse — wo ich zweifle.
4) für die Denkweisen, welche nicht den Leib und die Sinne festhalten, und die Erde
5) nicht für die l’art pour l’art, die Objektiven usw.

[«]

26[353]

Gebet um Blindheit
Moral ist vernichtet: factum darstellen! Es bleibt übrig: „ich will“
Neue Rangordnung. Gegen die Gleichheit.
An Stelle des Richters und des Strafenden der Schaffende.
unsere gute Lage, als Erntende

die höchste Verantwortlichkeit — mein Stolz!

Heraufbeschwören des Bösesten.

der Gesetzgeber und Politiker

die Frommen (warum unmöglich?)

erst den Leib hoch bilden: es findet sich da schon die Denkweise. Plato.

bisher, nach langer kosmopolitischer Umschau, der Grieche als Mensch, der es am weitesten brachte. Europa.

[«]

26[354]

die Naivetät Plato’s und des Christenthums: sie glaubten, zu wissen, was „gut“ ist. Sie hatten den Heerden-Menschen errathen, — nicht den schaffenden Künstler. Schon bei Plato ist der „Heiland“, der zu den Leidenden und Schlechten niedersteigt, erfunden. Er hat keinen Blick für die Vernunft und Nothwendigkeit des **Bösen**.

[«]

26[355]

Nicht das Gute, sondern der Höhere! Plato ist mehr werth als seine Philosophie! Unsere Instinkte sind besser als ihr Ausdruck in Begriffen. Unser Leib ist weiser als unser Geist! Wenn Plato jener Büste in Neapel glich, so haben wir da die beste Widerlegung alles Christenthums!

[«]

26[356]

Socrates, scheint es, war dahinter gekommen, daß wir moralisch nicht in Folge eines logischen Räsonnements handeln — und er fand selber es nicht. Daß Plato und Alle nach ihm glaubten, sie hätten es, und das Christenthum auf diese platonische niaiserie sich hat taufen lassen, das war bisher der größte Anlaß für die Unfreiheit in Europa.

[«]

26[357]

Socrates, der sagt „ich weiß nicht, was gut und böse ist“ war klüger als Plato: der definirt es! Aber Plato stellt es dar, den höheren Menschen.

[«]

26[358]

Das falsche Germanenthum bei R<ichard> W<agner> (und die gründliche psychologische Falschheit dieser höchst „modernen“ Mischung von Brutalität und Verzärtelung der Sinne) ist mir ebenso zuwider wie das falsche Römerthum bei David, oder das falsche englische Mittelalter Walter Scotts.

[«]

26[359]

Das Problem der Wahrhaftigkeit. Das Erste und Wichtigste ist nämlich der Wille zum Schein, die Feststellung der Perspectiven, die „Gesetze“ der Optik d.h. das Setzen des Unwahren als wahr usw.

Das Problem der Gerechtigkeit. Das Erste und Mächtigste ist nämlich gerade der Wille und die Kraft zur Übermacht. Erst der Herrschende stellt nachher „Gerechtigkeit“ fest d.h. er mißt die Dinge nach seinem Maaße; wenn er sehr mächtig ist, kann er sehr weit gehen im Gewährenlassen und Anerkennen des versuchenden Individuums

Das Problem des Mitleidens. Erst ein tiefer Instinkt der Grausamkeit, ein Genuß an fremden Leiden, muß großgezüchtet sein. Denn vorerst ist die ungeheure Indifferenz gegen alles „Außer-uns“ da. Die Mitempfindung feinerer Art ist eine abgeschwächte Grausamkeit.

Das Problem des guten Menschen. Der Heerden-Mensch, der die Eigenschaften, welche social machen, vorzieht und lobt. Die entgegengesetzten Eigenschaften werden von herrschenden Menschen geschätzt, nämlich an ihrem eigenen Wesen: Härte, kaltes Blut, kalter Blick, kein Entgegenkommen, Thatsachen-Blick, Blick für große Fernen und nicht für das Nächste und den Nächsten usw.

[«]

26[360]

Wie mir die Socialisten lächerlich sind, mit ihrem albernen Optimismus vom „guten Menschen“, der hinter dem Busche wartet, wenn man nur erst die bisherige „Ordnung“ abgeschafft hat und alle „natürlichen Triebe“ losläßt.

Und die Gegenpartei ist ebenso lächerlich, weil sie die Gewaltthat in dem Gesetz, die Härte und den Egoismus in jeder Art Autorität nicht zugesteht. „Ich und meine Art“ will herrschen und übrig bleiben: wer entartet, wird ausgestoßen oder vernichtet — ist Grundgefühl jeder alten Gesetzgebung.

Man haßt die Vorstellung einer höheren Art Menschen, mehr als die Monarchen. Anti-aristokratisch: das nimmt den Monarchen-Haß nur als Maske und — — —

[«]

26[361]

Vermännlichung der Weiber ist der rechte Name für „Emancipation des Weibs“. Das heißt, sie formen sich nach dem Bilde, welches der Mann jetzt abgiebt, und begehren seine Rechte. Ich sehe darin eine Entartung im Instinkte der jetzigen Weiber: sie müßten wissen, daß sie ihre Macht zu Grunde richten, auf diesem Wege. — Sobald sie sich nicht mehr erhalten lassen wollen und ernsthaft Concurrenz mit dem Manne im bürgerlich-politischen Sinne machen, folglich auch auf jene milde und nachsichtig-schonende Behandlungsart verzichten wollen, mit der sie bisher behandelt wurden, so — —

[«]

26[362]

Im Orient und im Athen der besten Jahrhunderte schloß man die Frauen ab, man wollte die Phantasie-Verderbniß des Weibes nicht: das verdirbt die Rasse, mehr als der leibliche Verkehr mit einem Manne.

[«]

26[363]

Auf germanische Ursitte und Urkeuschheit nützt es nicht, sich zu berufen: es giebt keine Germanen mehr, es giebt auch keine Wälder mehr.

[«]

26[364]

Ich bin keinem Menschen begegnet, mit dem ich auf meine Art hätte über Moral reden können: keiner war mir bisher ehrlich und verwegen genug dazu. Daran mag Einiges die Sache des Zufalls sein: z.B. daß ich zu viel unter Deutschen gelebt habe, welche von jeher, in aller Unschuld, moralische Tartüffs gewesen sind, mehr als alles Andere. In der Hauptsache aber glaube ich, daß die Verlogenheit in moralischen Dingen zum Charakter dieses demokratischen Zeitalters gehört. Ein solches Zeitalter nämlich, welches die große Lüge „Gleichheit der Menschen“ zum Wahlspruch genommen hat, ist flach, eilig, und auf den Anschein bedacht, daß es mit dem Menschen gut stehe, und daß „gut“ und „böse“ kein Problem mehr sei.

[«]

26[365]

Moral „du sollst“ als falsche Ausdeutung von bestimmten Triebgefühlen.

[«]

26[366]

Die Stärksten an Leib und Seele sind die Besten — Grundsatz für **Zarathustra** — aus ihnen die höhere Moral, die des Schaffenden: den Menschen nach seinem Bilde umzuschaffen. Das will er, das ist seine Ehrlichkeit.

[«]

26[367]

Zarathustra 5.
Die singende Säule, welche ein Strahl der Morgensonne trifft.

[«]

26[368]

Bei einer außerordentlichen Aufregung wirken heftige Schmerzen (Selbst-Verwundungen) nur als Stimulantia.

[«]

26[369]

Vorausgesetzt, daß man sich von den Naivetäten Kant's frei gemacht hat, welcher dort, wo er Instinkte, im Geistigen und Moralischen, entdeckt, sofort schloß, „das ist nicht von dieser Welt". Die gleiche Naivetät herrscht noch bei den Engländern den „Instinktiven" und „Intuitiven".

Aber wo ich bedenklich werde, das ist: alle die physiologisch-historischen Forscher der Moral urtheilen: weil die moralischen Instinkte so und so reden, so sind diese Urtheile in Bezug auf die Erhaltung der Gattung wahr d.h. nützlich: weil sie übrig geblieben sind! Auf gleiche Weise sage ich, daß die unmoralischen Instinkte wahr sein müssen: nur prägt sich darin etwas anderes aus als gerade der Wille zur Erhaltung, nämlich der Wille zum Vorwärts, zum Mehr, zum — — — Ist denn Erhaltung das Einzige, was ein Wesen will?

Und ihr denkt „Erhaltung der Gattung", ich sehe nur, „Erhaltung einer Heerde, einer Gemeinde".

[«]

26[370]

Man ist reicher als man denkt, man trägt das Zeug zu mehreren Personen im Leibe, man hält für „Charakter“, was nur zur „Person“, zu Einer unserer Masken, gehört. Die meisten unserer Handlungen kommen nicht aus der Tiefe, sondern sind oberflächlich: wie die meisten vulkanischen Ausbrüche: man muß sich durch den Lärm nicht täuschen lassen. Das Christenthum hat darin Recht: man kann einen neuen Menschen anziehen: freilich, dann noch einen neueren. Man irrt, wenn man einen Menschen nach einzelnen Handlungen beurtheilt: einzelne Handlungen erlauben keine Verallgemeinerung.

[«]

26[371]

Eine Philosophie, welche nicht verspricht, glücklicher und tugendhafter zu machen, die es vielmehr zu verstehen giebt, daß man in ihrem Dienste wahrscheinlich zu Grunde geht, nämlich in seiner Zeit einsam wird, verbrannt und abgebrüht, durch viele Arten von Mißtrauen und Haß hindurch muß, viele Härte gegen sich selber und leider auch gegen Andere nöthig macht: eine solche Philosophie schmeichelt sich niemandem leicht an: man muß für sie geboren sein — und ich fand noch Keinen, der es war (sonst würde ich keine Gründe haben dies zu schreiben) Zum Entgelt verspricht sie einige angenehme Schauder; wie sie dem kommen, der von ganz hohen Bergen aus eine Welt neuer Aspekte sieht; und sie macht nicht am Ende blödsinnig, was die Wirkung des Kantschen Philosophirens war (man ist grausam genug gewesen, neuerdings noch das übrig gebliebene Hauptwerk seines Blödsinns festlich herauszugeben — was ist doch unter Deutschen möglich!)

[«]

26[372]

So wie ich über moralische Dinge denke, bin ich zu langem Stillschweigen verurtheilt gewesen. Meine Schriften enthalten diesen und jenen Wink; ich selber stand kühner dazu; schon in meinem 25. Jahre verfaßte ich für mich ein pro memoria „über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne“. Ich bin sogar mit Menschen umgegangen, welche sich auf ihre Art mit Moral beschäftigten: sie werden mir bezeugen, daß ich nie auf meine Art mit ihnen von Moral gesprochen habe. Jetzt, wo ich einen freieren Überblick über diese Zeit habe, und Vieles mir erlaube, was ich früher für unerlaubt gehalten hätte, sehe ich keine Gründe mehr, hinter dem Berge zu halten. „Daß die ‚Wahrheit’ in diesen Dingen schädlich ist“, um mich der Sprache der moralischen Hypokriten zu bedienen, und daß sie Viele zu Grunde richten kann, gebe ich zu: aber „schädlich sein“ und „zu Grunde richten“ gehört so gut zu den Aufgaben des Philosophen wie „nützlich sein“ und „aufbauen“.

[«]

26[373]

Es giebt einen Hang zur Wahrheit: so unwahrscheinlich es klingt: bei einigen Menschen wenigstens. Es giebt auch einen entgegengesetzten Hang z.B. bei den Künstlern. Und wir wollen froh darüber sein, es ist aus Beiden viel Gutes und Schlimmes gewachsen. Im Ganzen ist der zweite Hang wichtiger, es hat gute Gründe daß die Philosophen selten sind, und daß ihr Einfluß stark zurückgedämmt wird.

[«]

26[374]

Aus der Selbstbespiegelung des Geistes ist noch nichts Gutes gewachsen. Erst jetzt, wo man auch über alle geistigen Vorgänge sich am Leitfaden des Leibes zu unterrichten sucht z.B. über Gedächtniß, kommt man von der Stelle.

[«]

26[375]

Der alte Kant stellt einige geistige Instinkte fest, welche vor allem Räsonnement und vor aller Sinnesthätigkeit wirken: ebenso später einen moralischen Instinkt, nämlich den, zu gehorchen. Daß damit eine Brücke geschlagen sei zu „einer anderen Welt“, war eine Übereilung. Selbst wenn festgestellt wäre, daß die Existenz des Menschen an diese Instinkte geknüpft ist, ist über ihre „Wahrheit“ nichts ausgemacht. Es ist eben unsere Welt.

[«]

26[376]

Meine Philosophie bringt den siegreichen Gedanken, an welchem zuletzt jede andere Denkweise zu Grunde geht. Es ist der große züchtende Gedanke: die Rassen, welche ihn nicht ertragen, sind verurtheilt; die, welche ihn als größte Wohlthat empfinden, sind zur Herrschaft ausersehn.

[«]

26[377]

Die intellektuelle Charakterlosigkeit

Als Richard Wagner mir gar von dem Genusse zu sprechen begann, den er dem christlichen Abendmahle (dem protestantischen) abzugewinnen wisse, da war es aus mit meiner Geduld. Er war ein großer Schauspieler: aber ohne Halt, und inwendig die Beute von allen Sachen, welche stark berauschen. Er hat alle Wandlungen durchgemacht, welche die guten Deutschen seit den Tagen der Romantik durchgemacht haben: Wolfsschlucht und Euryanthe, Schauer-Hoffmann, dann „Emancipation des Fleisches“ und Durst nach Paris, dann den Geschmack für große Oper, für Meyerbeersche und Bellinische Musik, Volkstribune, später Feuerbach und Hegel — die Musik sollte aus der „Unbewußtheit“ heraus, dann die Revolution, dann die Enttäuschung, und Schopenhauer, und eine Annäherung an deutsche Fürsten, dann Huldigungen vor Kaiser und Reich und Heer, dann auch vor dem Christenthum, welches seit dem letzten Kriege und seinen vielen „Todtenopfern“ wieder in Deutschland zum guten Geschmack gehört —, mit Verwünschungen gegen die „Wissenschaft“.

[«]

26[378]

Allen seinen natürlichen Hängen zu widerstehen und es zu versuchen, ob nicht auch vom entgegengesetzten Hange Etwas in uns ist: eine nützliche Sache, obwohl sie viel Unbehagen mit sich bringt. Wie wenn ein Mensch aus einer gewohnten trockenen Luft in ein feuchtes Klima versetzt wird. Es verlangt einen unerschütterlichen Willen — und wenn meine Denkweise nichts verlangt als dies, so ist es schon ein Grund, weshalb sie wenige Anhänger haben wird. Ein solcher starker und doch geschmeidiger Wille ist zu selten.

[«]

26[379]

Das Volk von Willensschwachen (wie Sainte-Beuve) hat einen innerlichen Widerwillen vor der entgegengesetzten Rasse z.B. vor Stendhal.

[«]

26[380]

Wie viel viehische Gemeinheit im Engländer, daß er jetzt noch nöthig hat, mit aller Gewalt das utile zu predigen! Es ist sein höchster Gesichtspunkt: sein dulce ist gar zu gering. — Auch die Heils-Armee!

[«]

26[381]

„une croyance presque instinctive chez moi, c’est que tout homme puissant ment, quand il parle, et à plus forte raison, quand il écrit.“ préface „Vie de Napoleon“ p. XV Stendhal.

[«]

26[382]

Man spricht mir bei Tisch von Eugen Dühring, man „entschuldigt“ Vieles, denn, sagt man: er ist blind. Wie? Ich bin’s beinahe. Homer war es ganz. Muß man deshalb schlechter Laune sein? Und voller Würmer? Und aussehen, wie ein Tintenfaß? Eugen Dühring hat neuerdings uns sein Leben erzählt: er hat keinen Verdruß vergessen, keine Kränkung von Kindesbeinen an, ich glaube, er kann stundenlang schlechte kleine kleinliche Geschichtchen von seinen Lehrern und Gegnern erzählen, von der Zeit her, wo er noch nicht blind <war>: zum Mindesten macht er ein Gesicht darnach, wenn anders das Bild gut ist, mit dem er sein Buch geschmückt und seine Philosophie widerlegt hat. — Er sagt uns, daß das Bild gut ist.

[«]

26[383]

Nachwirkungen des alten Gottes 1) —

So wenig ich mit dem bekannt bin, was heute unter Deutschen philosophirt wird: so bin ich, Dank einigen glücklichen Zufällen, dahinter gekommen, daß in Deutschland jetzt es an der Mode ist, zwar nicht an Schöpfung der Welt, aber doch an einen Anfang zu denken: man wehrt sich gegen eine „Unendlichkeit nach hinten“ — Sie verstehen doch meine abgekürzte Formel? Darin stimmen Mainländer, Hartmann, Dühring usw. überein. Den unanständigsten Ausdruck für die entgegengesetzte Ansicht, daß die Welt ewig ist, hat Mainländer gefunden, ein Apostel der unbedingten Keuschheit, gleich Richard Wagner.

Nachwirkungen des alten Gottes 2) ewig neu.

[«]

26[384]

Raum eine Abstraktion: an sich giebt es keinen Raum, namentlich giebt es keinen leeren Raum. Vom Glauben an den „leeren Raum“ stammt viel Unsinn.

—

[«]

26[385]

Daß wir einen Zeitinstinkt haben, einen Raum-Instinkt, einen Gründe-Instinkt; das hat nichts mit Zeit Raum und Causalität zu thun.

[«]

26[386]

Sieg der antiteleologischen mechanistischen Denkweise als regulativer Hypothese 1) weil mit ihr allein Wissenschaft möglich ist 2) weil sie am wenigsten voraussetzt und unter allen Umständen erst ausprobirt werden muß: — was ein paar Jahrhunderte braucht 3) — — —

[«]

26[387]

Kampf gegen Plato und Aristoteles.

[«]

26[388]

Hegel’s gothische Himmelstürmerei (— Nachzüglerei). Versuch, eine Art von Vernunft in die Entwicklung zu bringen: — ich am entgegengesetzten Punkte, sehe in der Logik selber noch eine Art von Unvernunft und Zufall. Wir bemühen uns <zu begreifen>, wie bei der allergrößten Unvernunft, nämlich ganz ohne Vernunft die Entwicklung bis herauf zum Menschen vor sich gegangen ist.

[«]

26[389]

Gegen den Altruismus: derselbe ist eine Illusion.
Das désintéressement in der Moral (Schopenhauer Comte)
in der Erkenntnißlehre (die „Objektiven“ — wie Taine),
in der Kunst (die ideale Schönheit, an welche z.B. Flaubert glaubt)

[«]

26[390]

Als ich 12 Jahre alt war, erdachte ich mir eine wunderliche Drei-Einigkeit: nämlich Gott-Vater, Gott-Sohn und Gott-Teufel. Mein Schluß, war, daß Gott, sich selber denkend, die zweite Person der Gottheit schuf: daß aber, um sich selber denken zu können, er seinen Gegensatz denken mußte, also schaffen mußte. — Damit fieng ich an, zu philosophiren.

[«]

26[391]

Die vielen falschen „Gegensätze“ (über die Verwandlung der Affekte, ihre Genealogie usw.

[«]

26[392]

Unzählig viele Einzelne höherer Art gehen jetzt zu Grunde: aber wer davon kommt, ist stark wie der Teufel. Ähnlich wie zur Zeit der Renaissance.

[«]

26[393]

Der Schauspieler.

Der historische Sinn: davon hat Plato und alle Philosophie keinen Begriff. Es ist eine Art von Schauspieler-Kunst, zeitweilig eine fremde Seele anzunehmen: Folge der großen Rassen- und Völker-Mischungen, vermöge deren in Jedem ein Stück von Allem ist, das war. Ein Künstler-Sinn, auf dem Gebiete der Erkenntniß. Zugleich ein Zeichen von Schwäche und Mangel der Einheit.

Exotismus, Cosmopolitismus usw. Romantik. Der Sinn hat sich verschärft, z.B. jetzt ist Walter Scott uns nicht mehr möglich. Ebensowenig Richard Wagner.

Rousseau, George Sand, Michelet, Sainte-Beuve — ihre Art von Schauspielerei. Die einen vor dem Volke, andere (wie Voltaire) vor der Gesellschaft.

Ganz andere Schauspieler die Mächtigen, wie Napoleon, Bismarck.

[«]

26[394]

Wissen Sie, was ein Sumpf ist? — Der Zufall erlaubte es mir, wieder alles das bei einander zu sehen, was Richard Wagner und seine Leute zusammen in Worten gepredigt haben: in den übel berufenen Bayreuther Blättern. Sehen Sie, das ist ein Sumpf: Anmaaßung, Unklarheit, Unwissenheit und — Geschmacklosigkeit durcheinander. Wie der Alte singt, so zwitschern die Jungen; darüber wird sich Niemand wundern. Und wäre es nur ein Gesang! Aber es ist ein Gewinsel, die Wichtigthuerei eines alten Oberpriesters, der sich vor nichts mehr fürchtet als vor hellen deutlichen Begriffen. Und das will in Dingen der Philosophie und Historie mitreden! — Il faut être sec, sagt, mir nach dem Herzen, mein Freund Stendhal. Man soll den Morast nicht aufrühren. Man soll auf Bergen wohnen: also sprach mein Sohn Zarathustra.

[«]

26[395]

Es scheint, ich bin etwas von einem Deutschen einer aussterbenden Art. Gut deutsch sein heißt sich entdeutschen — habe ich einmal gesagt: aber das will man mir heute nicht zugeben. Goethe hätte mir vielleicht Recht gegeben.

[«]

26[396]

Pour être bon philosophe, il faut être sec, clair, sans illusion. Un banquier, qui a fait fortune, a une partie du caractère requis pour faire des découvertes en philosophie, c'est-à-dire pour voir clair dans ce qui est. Nicht täuschen wollen — das ist etwas ganz Anderes, das mag moralisch sein. Sich nicht täuschen lassen, namentlich wenn man den größten Hang dazu hat!

[«]

26[397]

Stendhal präcisirt (18. Dezember 1829) die moralischen Probleme.

Was sind die Motive der menschlichen Handlungen: est-ce la recherche du plaisir, comme dit Virgile (trahit sua quemque voluptas) Est-ce la sympathie? Was ist der Gewissensbiß? Kommt er von Gesprächen, die wir gehört haben? ou naît-il dans la cervelle, comme l'idée de becqueter le blé qui vient au jeune poulet?

[«]

26[398]

Die Vergeistigung als Ziel gesetzt: so ist die scharfe Gegensetzung von Gut und Böse, Tugend und Laster ein Zucht-Mittel, den Menschen zum Herrn über sich zu machen, eine Vorbereitung zur Geistigkeit. — Aber wenn nicht Versinnlichung dabei ist, so wird der Geist sehr dünn.

[«]

26[399]

Die Deutschen sind ein gefährliches Volk: sie verstehen sich auf das Berauschen. Gothik, vielleicht auch Rococo (nach Semper), der historische Sinn und Exotismus, Hegel, Richard Wagner — Leibnitz auch heute noch gefährlich —

die Bedientenseele (idealisirt als Gelehrten- und Soldatentugend) auch als historischer Sinn. Die Deutschen mögen wohl das gemischteste Volk sein.

„das Volk der Mitte“, die Erfinder des Porzellans und einer chinesenhaften Art von Geheimräthen.

[«]

26[400]

Das tiefe Wohlwollen gegen alle Dinge. Es kostet mich eine Komödie, auf Menschen, die ich kenne, böse zu sein: vorausgesetzt daß ich nicht krank bin.

[«]

26[401]

Auch ein Philosoph muß sich zusprechen, wie jener Diplomat: „mißtrauen wir unseren ersten Regungen: sie sind fast immer gut“.

[«]

26[402]

Bismarck: so fern von der deutschen Philosophie als ein Bauer oder ein Korpsstudent. Mißtrauisch gegen die Gelehrten. Das gefällt mir an ihm. Er hat alles weggeworfen, was ihm die dumme deutsche Bildung (mit Gymnasien und Universitäten) hat beibringen wollen. — Und er liebt ersichtlich eine gute Mahlzeit mit starkem Wein mehr als die deutsche Musik: welche meist nur eine feinere weibsartige Hypokrisie und Vermäntelung für die alte deutsche Manns-Neigung zum Rausche ist. Er hat seine braven Beschränktheiten festgehalten, nämlich die gegen Gott und König: und später noch, wie billig, die Beschränktheit hinzugefügt, welche jeder hat, der etwas geschaffen hat, die Liebe zu seinem Werk (ich meine zum deutschen Reich)

[«]

26[403]

Michelet: schwitzende Sympathie, etwas Pöbelhaftes daran, wie als ob er den Rock auszöge, vor einer Arbeit. Volks-Tribun: er kennt auch die Raubthier-Wuthanfälle des Volks. Alles, was mir gefällt, ist ihm fremd. Montaigne so gut als Napoleon. Seltsam, auch er, der arbeitsame sittenstrenge Mensch, hat die neugierige Geschlechts-Lüsternheit des Galliers.

[«]

26[404]

Sainte-Beuve — stille Wuth aller feineren Franzosen über die „furchtbare Dummheit“ —: möchte gern verleugnen, daß ihm alle Philosophie fehlt, ebenso aller Charakter, ja sogar, was nach Beiden nicht Wunder nimmt, aller feste Geschmack in artibus et litteris. Er weiß weder mit den starken Seiten Voltaire’s, noch mit Montaigne, Charron, Chamfort, Larochefoucauld, Stendhal zurecht zu kommen: — Er ärgert sich nämlich, mit einer Art Neid, über die Thatsache, daß diese Menschenkenner alle auch noch einen Willen und Charakter im Leibe haben.

[«]

26[405]

Die Art Hölderlin und Leopardi: ich bin hart genug, um über deren Zugrundegehen zu lachen. Man hat eine falsche Vorstellung davon. Solche Ultra-Platoniker, denen immer die Naivetät abgeht, enden schlecht. Irgend Etwas muß derb und grob sein am Menschen: sonst geht er auf eine lächerliche Weise zu Grunde vor lauter Widersprüchen mit den einfachsten Thatsachen: z.B. mit der Thatsache, daß ein Mann von Zeit zu Zeit ein Weib nöthig hat, wie er von Zeit zu Zeit eine rechtschaffene Mahlzeit nöthig hat. Zuletzt haben die Jesuiten herausgebracht, daß Leop<ardi> — — —

[«]

26[406]

In meiner Jugend, wo ich Vielerlei war, zum Beispiel auch Maler, habe ich einmal ein Bild von Richard Wagner gemalt, unter dem Titel: Richard Wagner in Bayreuth. Einige Jahre später sagte ich mir: „Teufel! es ist gar nicht ähnlich“. Noch ein paar Jahre später antwortete ich „um so besser! um so besser!“ — In gewissen Jahren des Lebens hat man ein Recht, Dinge und Menschen falsch zu sehen, — Vergrößerungsgläser, welche die Hoffnung uns giebt.

Als ich 21 Jahre alt war, war ich vielleicht der einzige Mensch in Deutschland, der diese Zwei, der zugleich Richard Wagner und Schopenhauer mit Einer Begeisterung liebte. Einige meiner Freunde wurden angesteckt.

Im Grunde bin ich durch Händel — — —

Als Knabe liebte ich Händel und Beethoven: aber Tristan und Isolde kam, als ich 17 Jahre alt war, hinzu, als eine mir verständliche Welt. Während ich damals den Tannhäuser und Lohengrin als „unterhalb meines Geschmacks“ empfand: Knaben sind in Sachen des Geschmacks ganz unverschämt stolz.

[«]

26[407]

Der Gesetzgeber der Zukunft.

Menschen, vor denen das Bild einer ungeheuren Aufgabe aufzudämmern beginnt, suchen ihr zu entrinnen: und man wird die kühnsten und verwegensten Versuche bei großen Menschen finden, irgendwohin zu entschlüpfen, z.B. sich einzureden a) die Aufgabe ist schon gelöst b) oder sie ist unlösbar c) oder ich bin zu schwach für sie d) meine Pflicht, meine Moralität weist sie ab als unmoralisch — e) oder sich fragen: wer muthet mir diese Aufgabe zu? Niemand. Skepsis gegen alle schweren Missionen. — Vielen gelingt es auszuweichen, es giebt ein feines schlechtes Gewissen für solche. Zuletzt ist es eine Frage der Kraft: wie groß fühlt man seine **Verantwortlichkeit**?

Nachdem ich lange mit dem Worte „Philosoph“ einen bestimmten Begriff zu verbinden suchte, fand ich endlich, daß es zwei Arten giebt 1) solche welche irgend einen großen Thatbestand festzustellen suchen 2) solche, welche Gesetzgeber der Werthschätzungen sind. Die Ersten suchen sich der vorhandenen oder vergangenen Welt zu bemächtigen, indem sie das Geschehen in Zeichen zusammenfassen: ihnen liegt daran, alles übersichtlich, überdenkbar, faßbar, handlich zu machen — sie dienen der Aufgabe des Menschen, alle Dinge zu seinem Nutzen zu verwenden. Die Zweiten aber befehlen und sagen: so soll es sein! sie bestimmen erst den Nutzen, was Nutzen des Menschen ist; sie verfügen über die Vorarbeit der wissenschaftlichen Menschen, aber das Wissen ist ihnen nur ein Mittel zum Schaffen. In der That ist ihre Lage ungeheuer, und sie haben sich oft die Augen zugebunden z.B. Plato, als er einst vermeinte, das Gute nicht festzusetzen, sondern es als etwas Ewiges vorzufinden. Und in gröberen Formen, nämlich bei den Religionsstiftern, ist ihr „Du sollst“ ihnen als Befehl ihres Gottes zugekommen: wie im Falle Muhameds, ihre Gesetzgebung der Werthe galt ihnen als eine „Eingebung“, und daß sie sie ausführten, als ein Akt des Gehorsams. —

Sobald nun jene Vorstellungen dahingefallen sind 1) die von Gott 2) die von ewigen Werthen: entsteht die Aufgabe des Gesetzgebers der Werthe in furchtbarer Größe. Die Mittel der Erleichterung, welche man früher hatte, sind dahin. Das Gefühl ist so schrecklich, daß ein solcher Mensch Zuflucht sucht

1) beim absoluten Fatalismus: die Dinge gehn ihren Gang und der Einfluß des Einzelnen ist gleichgültig

2) beim intellektuellen Pessimismus: die Werthe sind Täuschungen, es giebt an sich gar kein „Gut und Böse“ usw. Aber der intellektuelle Pessimismus wirft auch den Fatalismus um, er zeigt, daß das Gefühl „Nothwendigkeit“ und „Causalität“ erst von uns hineingelegt worden ist,

3) bei der absichtlichen Selbst-Verkleinerung.

2.

Der Entschluß

3.

Das neue Problem: das Mittel der Mittheilung, und die ganze Frage der Wahrhaftigkeit

4.

Das Problem der Züchtung, weil ein Einzelner zu kurz lebt.

[«]

26[408]

Es ist sehr gleichgültig, ob nun mein damaliges Bild des Künstlers oder des Philosophen, in Hinsicht auf das vielleicht zufällig mir dargebotene Subjekt (Richard Wagner), falsch ist: vielleicht, daß der Irrthum sogar ins Ungeheuerliche geht, was liegt daran!

Nach langen Jahren, welche aber nichts weniger waren als lange Unterbrechungen, fahre ich fort, auch öffentlich das wieder zu thun, was ich für mich immer thue und immer gethan habe: nämlich Bilder neuer Ideale an die Wand zu malen.

[«]

26[409]

Wie kommen Menschen zu einer großen Kraft und zu einer großen Aufgabe? — Alle Tugend und Tüchtigkeit am Leibe und an der Seele ist mühsam und im Kleinen erworben worden, durch viel Fleiß, Selbstbezwingung, Beschränkung auf Weniges, durch viel zähe treue Wiederholung der gleichen Arbeiten, der gleichen Entsagungen: aber es giebt Menschen, welche die Erben und Herren dieses langsam erworbenen vielfachen Reichthums an Tugenden und Tüchtigkeiten sind — weil, auf Grund glücklicher und vernünftiger Ehen und auch glücklicher Zufälle, die erworbenen und gehäuften Kräfte vieler Geschlechter nicht verschleudert und versplittert, sondern durch einen festen Ring und Willen zusammengebunden sind. Am Ende nämlich erscheint ein Mensch, ein Ungeheuer von Kraft, welches nach einem Ungeheuer von Aufgabe verlangt. Denn unsere Kraft ist es, welche über uns verfügt: und das erbärmliche geistige Spiel von Zielen und Absichten und Beweggründen nur ein Vordergrund — mögen schwache Augen auch hierin die Sache selber sehen.

[«]

26[410]

Der Glaube an Ursache und Wirkung, und die Strenge darin ist das Auszeichnende für die wissenschaftlichen Naturen, welche darauf aus sind, die Menschen-Welt zu formuliren, das Berechenbare festzustellen. Aber die mechanistisch-atomistische Welt-Betrachtung will Zahlen. Sie hat noch nicht ihren letzten Schritt gethan: der Raum als Maschine, der Raum endlich. — Damit ist aber Bewegung unmöglich: Boscovich — die dynamische Welt-Betrachtung

[«]

26[411]

Daß die mechanistisch-atomistische Entwicklung nur ein System von Zeichen schaffen will: sie verzichtet auf Erklärungen, sie giebt den Begriff „Ursache und Wirkung“ auf.

[«]

26[412]

Kant's Ruhm ist heute ins Unbillige hinaufgetrieben, weil die vielen Kritiker eines kritischen Zeitalters ihre Cardinal-Tugend in ihm wiederfanden: sie loben sich, wenn sie vor Kant huldigen. Aber alle bloß kritischen Naturen sind zweiten Ranges, gehalten gegen die großen Synthetiker: an sie streift der unermeßliche Ehrgeiz Hegel's, der deshalb immer noch im Auslande als der größte deutsche Geist empfunden wird.

Schopenhauers Ruhm hängt ebenfalls von der Zeit ab: eine verdrossene hoffnungslose entblätterte Zeit hat seine Denkweise hochgehoben, die 50er Jahre Deutschlands. In Frankreich „blüht“ er jetzt. Sein Ruhm ist übertrieben. In ihm ist ein Zug Mystik und Unklarheit mehr als bei Kant: damit verführt er unsere d<eutschen> Jünglinge. — Anderseits bringt er für unsere schlecht erzogene Jugend mancherlei Wissenschaft und interessirt; auch citirt er gute Bücher und leidet, ebenso wenig als Friedrich der Große und Bismarck, an jener niaiserie allemande, die dem Ausländer an unseren besten Köpfen auffällt (selbst an Goethe) Er ist einer der bestgebildeten Deutschen, das will sagen ein Europäer. Ein guter Deutscher — man verzeihe mir's, wenn ich es zehnmal wiederhole — ist kein Deutscher mehr. —

Fichte, Schelling, Hegel Feuerbach Strauß — das stinkt Alles nach Theologen und Kirchenvätern. Davon ist Schopenhauer ziemlich frei, man athmet bessere Luft, man riecht sogar Plato. Kant schnörkelhaft-schwerfällig: man merkt, daß die

Griechen noch gar nicht entdeckt waren. Homer und Plato klangen nicht in diese Ohren.

[«]

26[413]

Die Naturwissenschaften haben sich ins Bockshorn jagen lassen mit der Rede von der „Erscheinungswelt“; es waltet da ein ganz mythologischer Begriff „reines Erkennen“, mit dem da gemessen wird. Das ist „hölzernes Eisen“ so gut wie „Ding an sich“. Die bisherigen Philosophen haben als ihr Hauptproblem meistens eine contradictio in adjecto.

[«]

26[414]

Unsere Werthschätzungen bestimmen welche Dinge überhaupt wir acceptiren und wie wir sie acceptiren. Diese Werthschätzungen aber sind eingegeben und regulirt von unserem Willen zur Macht.

[«]

26[415]

„Die Attitüde (Drama) ist das Ziel; die Musik nur ein Mittel zur Verstärkung ihres Eindrucks“ — ist die Praxis Richard Wagner’s

[«]

26[416]

Daß so etwas wie Spinozas amor dei wieder erlebt werden konnte, ist sein großes Ereigniß. Gegen Teichmüller’s Hohn darüber, daß es schon da war! Welch Glück, daß die kostbarsten Dinge zum zweiten Male da sind! — Alle Philosophen! Es sind Menschen, die etwas Außerordentliches erlebt haben

[«]

26[417]

Ich freue mich der militärischen Entwicklung Europa's, auch der inneren anarchistischen Zustände: die Zeit der Ruhe und des Chinesenthums, welche Galiani für dies Jahrhundert voraussagte, ist vorbei. Persönliche männliche Tüchtigkeit, Leibes-Tüchtigkeit bekommt wieder Werth, die Schätzungen werden physischer, die Ernährung fleischlicher. Schöne Männer werden wieder möglich. Die blasse Duckmäuserei (mit Mandarinen an der Spitze, wie Comte es träumte) ist vorbei. Der Barbar ist in jedem von uns bejaht, auch das wilde Thier. Gerade deshalb wird es mehr werden mit den Philosophen. — Kant ist eine Vogelscheuche, irgendwann einmal!

[«]

26[418]

Mérimée sagt von einigen lyrischen Gedichten Pouschkin's „griechisch durch Wahrheit und Einfachheit, très supérieurs pour la précision et la netteté“.

[«]

26[419]

Wie die Pasta einmal gegen Mérimée bemerkte: „man hat seit Rossini keine Oper gemacht, welche Einheit hätte und wo die Stücke alle zusammenhalten. Das, was Verdi z.B. macht, gleicht alles einer Harlekins-Jacke.“

[«]

26[420]

In Allem, was Goethe gemacht hat, sagt Mérimée, giebt es eine Mischung von Genie und von deutscher niaiserie (gut! das ist deutsch!) „moquirt er sich über sich selber oder über die Anderen?“ — Wilhelm Meister: die schönsten Dinge von der Welt abwechselnd mit den lächerlichsten Kindereien.

[«]

26[421]

Après tout, il y a de bons moments, et le souvenir de ces bons moments est plus agréable que le souvenir des mauvais n’est triste. Mérimée.

[«]

26[422]

„Der Einfluß der Frauen, nicht vom Christenthum her, sondern vom Einfluß der nordischen Barbaren auf die römische Gesellschaft. Die Germanen hatten exaltation, sie liebten die Seele. Die Römer liebten nur den Leib. Es ist wahr, daß die Weiber lange Zeit keine Seele hatten. Sie haben sie noch nicht im Orient — schade! “ Mérimée.

[«]

26[423]

In der Fremde leben ist für den alten Griechen das größte aller Malheurs. Aber gar darin sterben: es giebt nichts Erschrecklicheres für seine Einbildungskraft. Mérimée.

[«]

26[424]

Der erste Sinnen-Eindruck wird bearbeitet vom Intellekt: vereinfacht, nach früheren Schematen zurechtgemacht, die Vorstellung der Erscheinungswelt ist als Kunstwerk unser Werk. Aber das Material nicht — Kunst ist eben das, was die Hauptlinien unterstreicht, die entscheidenden Züge übrig behält, Vieles wegläßt. Dies absichtliche Umgestalten in etwas Bekanntes, dies Fälschen —

„Historischer Sinn“ ist dasselbe: ist den Franzosen gut gelehrt durch Taine, die Hauptthatsachen voran (Rangordnung der facta feststellen ist das Produktive des Historikers). Das Nachfühlen-können, die Impression haben ist freilich die Voraussetzung: **deutsch**.

[«]

26[425]

Weshalb der Philosoph selten geräth: zu seinen Bedingungen gehören Eigenschaften, die gewöhnlich einen Menschen zu Grunde richten:

1) eine ungeheure Vielheit von Eigenschaften, er muß eineAbbreviatur des Menschen sein, aller seiner hohen und niederen Begierden: Gefahr der Gegensätze, auch des Ekels an sich
2) er muß neugierig nach den verschiedensten Seiten sein — Gefahr der Zersplitterung
3) er muß gerecht und billig im höchsten Sinne sein, aber tief auch in Liebe Haß (und Ungerechtigkeit)
4) er muß nicht nur Zuschauer, sondern Gesetzgeber sein — Richter und Gerichteter (insofern er eine Abbreviatur der Welt ist)
5) äußerst vielartig, und doch fest und hart. Geschmeidig.

[«]

26[426]

Die Philosophen der Zukunft.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

26[427]

Petronius: hellster Himmel, trockene Luft, presto der Bewegung: kein Gott, der im Miste liegt; nichts Unendliches, nichts Lüstern-Heiliges, nichts vom Schweine des St. Antonius. Wohlwollender Hohn; ächter Epicureismus; — — —

[«]

26[428]

„Wird es überhaupt noch Philosophen geben? Oder sind sie überflüssig? Es ist genug jetzt als Überrest von ihnen in Fleisch und Blut von uns allen. Man wird auch keine Religionsstifter mehr haben: es sterben die größten Thiere aus.“ — Dagegen sage ich: — — —

[«]

26[429]

Aus dem Unbedingten kann nichts Bedingtes entstehen. Nun aber ist alles, was wir kennen, bedingt. Folglich giebt es gar kein Unbedingtes, es ist eine überflüssige Annahme.

[«]

26[430]

Kein idealistischer Philosoph läßt sich über sein Mittagessen täuschen, als sei es nur eine perspektivische und von ihm ausgedachte Erscheinung.

[«]

26[431]

Daß „Kraft“ und „Raum“ nur zwei Ausdrücke und verschiedene Betrachtungsarten derselben Sache sind: daß“leerer Raum“ ein Widerspruch ist, ebenso wie „absoluter Zweck“ (bei Kant), „Ding an sich“ (bei Kant) „unendliche Kraft“ „blinder Wille“ — — —

[«]

26[432]

Wenn ich an meine philosophische Genealogie denke, so fühle ich mich im Zusammenhang mit der antiteleologischen, d.h. spinozistischen Bewegung unserer Zeit, doch mit dem Unterschied, daß ich auch „den Zweck“ und „den Willen“ *in uns* für eine Täuschung halte; ebenso mit der mechanistischen Bewegung (Zurückführung aller moralischen und aesthetischen Fragen auf physiologische, aller physiologischen auf chemische, aller chemischen auf mechanische) doch mit dem Unterschied, daß ich nicht an „Materie“ glaube und Boscovich für einen der großen Wendepunkte halte, wie Copernicus; daß ich alles Ausgehen von der Selbstbespiegelung des Geistes für unfruchtbar halte und ohne den Leitfaden des Leibes an keine gute Forschung glaube. Nicht eine Philosophie als *Dogma*, sondern als vorläufige Regulative der *Forschung*.

[«]

26[433]

Einem Menschen wie Sie sind, kann diese Philosophie nicht gefährlich sein. Ich glaube überhaupt nicht daran, daß Philosophien gefährlich sind. Die Menschen sind so und so — wozu sollte ich deutlicher reden! — und brauchen Kleiderchen und Masken um sich dennoch schön zu präsentiren: zu diesen Masken gehören die Philosophien.

[«]

26[434]

Eine *untergehende* Welt ist ein Genuß, nicht *nur* für den Betrachter (sondern auch für den Vernichtenden). Der Tod ist nicht nur nothwendig, „häßlich“ ist nicht genug, es giebt Größe, Erhabenheit aller Art bei untergehenden Welten. Auch Süßigkeiten, auch Hoffnungen und Abendröthen. Europa ist eine untergehende Welt. Demokratie ist die *Verfalls-Form* des Staates.

[«]

26[435]

Montaigne, als Schriftsteller, ist oft „auf dem Gipfel der Vollkommenheit durch Lebhaftigkeit, Jugend und Kraft. Il a la grâce des jeunes animaux puissants. — L’admirable vivacité et l’étrange énergie de sa langue. Er gleicht Lucrez pour cette jeunesse virile. Un jeune chêne tout plein de sève, d’un bois dur et avec la grâce des premières années“. Doudan.

[«]

26[436]

„Ich fange an zu glauben, cette race douce, énergique, méditative et passionnée hat immer nur in den Büchern existirt.“ Doudan, über die Deutschen.

[«]

26[437]

Ich halte, mit Doudan, die große Mehrzahl der Musiker für Charlatans und auch für dupes —

chantaient déjà, faute d’idées.

[«]

26[438]

Was soll man von dem französischen Geschmack halten! Doudan sagt: c’est un bruit dans les oreilles et un petit mal de coeur indéfinissable qu’on n’aime pas à sentir.

[«]

26[439]

„Motu quiescunt“ — vom Glück der Aktivität, „la volonté désennuie“ Doudan.

[«]

26[440]

Nur der echte Philosoph ist ein verwegenes Thier und spricht zu sich wie Turenne: „Carcasse, tu trembles? Tu tremblerais bien davantage, si tu savais où je te mène.“

[«]

26[441]

Die Bewunderung für Cicero: c’est une aimable et noble créature. Le petit parvenu d’Arpinum est tout simplement le plus beau résultat de toute la longue civilisation qui l’avait précédé. Je ne sais rien de plus honorable pour la nature humaine que l’état d’âme et d’esprit de Cicéron. Doudan.

l’habitude d’admirer l’inintelligible au lieu de rester tout simplement dans l’inconnu: was für ravages hat sie in den Geistern der neuen Zeit hervorgebracht! Doudan.

Er hatte zwischen sich und der Natur aucun de ces fantômes imposants, mais informes, qui ravissaient Saint Antoine dans le désert et Saint Ignace de Loyola dans le monde.

„il y a quelque chose de Cicéron dans Voltaire“

[«]

26[442]

Der deutsche Mystiker

Die großen Selbst-Bewunderungen und die großen Selbst-Verachtungen und -Verkleinerungen gehören zu einander: der Mystiker, der sich bald Gott, bald Wurm fühlt. Was hier fehlt, ist das Selbst-Gefühl. Es scheint mir daß Bescheidenheit und Stolz eng zu einander gehören, und nur Urtheile je nach dem, wohin man blickt. Das Gemeinsame ist: der kalte sichere Blick der Schätzung in beiden Fällen. Es gehört übrigens zur guten Diät, nicht unter Menschen zu leben, mit denen man sich gar nicht vergleichen darf, sei es aus Bescheidenheit, sei es aus Stolz. Diese Diät ist eine aristokratische Diät. Gewählte Gesellschaft — lebende und todte. — Fatum ist ein erhebender Gedanke für den, welcher begreift, daß er dazu gehört.

[«]

26[443]

In Pascal zum ersten Mal in Frankreich la raillerie sinistre et tragique, — „la comédie et la tragédie tout ensemble“. Von den Provinciales.

[«]

26[444]

Von Genua sagt Doudan: On peut porter là les grandes tristesses sans souffrir d’aucun contraste.

[«]

26[445]

Schleiermacher: die deutschen Philosophen

[«]

26[446]

Renan, von dem Doudan sagt: „er giebt den Leuten seiner Generation, was sie in allen Sachen wollen, des bonbons, qui sentent l’infini“. „Ce style rêveur, doux, insinuant, tournant autour des questions sans beaucoup les serrer, à la manière des petits serpents. C’est aux sons de cette musique-là, qu’on se résigne à tant s'amuser de tout, qu'on supporte des despotismes en rêvassant la liberté.“

[«]

26[447]

Über Taine „mais que cela est rouge, bleu, vert, orange, noir, nacré, opale, iris et pourpre!… c'est une boutique de marchand de couleurs. Mit Mirabeau le père sagen: quel tapage de couleurs!

[«]

26[448]

Das Auge, wenn es sieht, thut genau dasselbe, was der Geist thut um zu begreifen. Es vereinfacht das Phänomen, giebt ihm neue Umrisse, ähnelt es früher Gesehenem an, führt es zurück auf Früher-Gesehenes, bildet es um, bis es faßlich, brauchbar wird. Die Sinne thun dasselbe wie der „Geist“: sie bemächtigen sich der Dinge, ganz so wie die Wissenschaft eine Überwältigung der Natur in Begriffen und Zahlen ist. Es giebt nichts darin, was „objektiv“ sein will: sondern eine Art Einverleibung und Anpassung, zum Zweck der Ernährung.

[«]

26[449]

Ich fand noch keinen Grund zur Entmuthigung. Wer sich einen starken Willen bewahrt und anerzogen hat, zugleich mit einem weiten Geiste, hat günstigere Chancen als je. Denn die Dressirbarkeit der Menschen ist in diesem demokratischen Europa sehr groß geworden; Menschen welche leicht lernen, leicht sich fügen, sind die Regel: das Heerdenthier, sogar höchst intelligent, ist präparirt. Wer befehlen kann, findet die, welche gehorchen müssen: ich denke z.B. an Napoleon und Bismarck. Die Concurrenz mit starkem und unintelligentem Willen, welcher am meisten hindert, ist gering. Wer wirft diese Herren „Objektiven“ mit schwachem Willen, wie Ranke oder Renan, nicht um!

[«]

26[450]

Gelehrte. Diese „Objektiven“, Nur-Wissenschaftlichen sind zuletzt gewissenhaft und lobenswerth und bleiben in den Grenzen ihres Vermögens, von irgend einer hochgeschätzten Sache zu zeigen, daß etwas Widersinniges dahinter ist, <sie> folglich, intellektuell gemessen, weniger Werth hat als man durchschnittlich glaubt. Nämlich, über logische Werthgrade fühlen sie sich allein berechtigt, mitzuurtheilen, mitzureden; sie selber haben keinen anderen Werth als logisch zu sein.

[«]

26[451]

Man muß zu heftigen Bewunderungen fähig sein, und mit Liebe vielen Sachen ins Herz kriechen: sonst taugt man nicht zum Philosophen. Graue kalte Augen wissen nicht, was die Dinge werth sind; graue kalte Geister wissen nicht, was die Dinge wiegen. Aber freilich: man muß eine Gegenkraft haben: einen Flug in so weite hohe Fernen, daß man auch seine bestbewunderten Dinge tief, tief unter sich sieht, und sehr nahe dem, was man vielleicht verachtete. — Ich habe meine Proben gemacht, als ich mich nicht durch die große politische Bewegung Deutschlands, noch durch die künstlerische Wagners, noch durch die philosophische Schopenhauers von meiner Hauptsache habe abspänstig machen lassen: doch ward es mir schwer, und zeitweilig war ich krank daran.

[«]

26[452]

Ich will Niemanden zur Philosophie überreden: es ist nothwendig, es ist vielleicht auch wünschenswerth, daß der Philosoph eine seltene Pflanze ist. Nichts ist mir widerlicher als die lehrhafte Anpreisung der Philosophie, wie bei Seneca oder gar Cicero. Philosophie hat wenig mit Tugend zu thun. Es sei mir erlaubt zu sagen: daß auch der wissenschaftliche Mensch etwas Grundverschiedenes vom Philosophen ist. — Was ich wünsche, ist, daß der ächte Begriff des Philosophen in Deutschland nicht ganz und gar zu Grunde gehe. Es giebt so viele halbe Wesen aller Art in Deutschland, welche ihr Mißrathensein gern unter einem so vornehmen Namen verstecken möchten.

[«]

26[453]

Was die Dinge werth sind abzuschätzen: dazu genügt nicht, daß man sie kennt: ob es schon nöthig ist. Man muß ihnen Werth zugestehen dürfen, geben und nehmen dürfen, genug, man muß Einer sein, der das Recht hat, Werthe zu vergeben. Daher heute die vielen „Objektiven“: sie sind bescheiden und ehrlich, sich das Recht abzustreiten.

[«]

26[454]

Victor Hugo: reich und überreich an pittoresken Einfällen, mit Maler-Augen auf alles Sichtbare sehend, ohne Geschmack und Zucht, flach und demagogisch, sklavisch vor allen klingenden Worten auf dem Bauch, ein Volks-Schmeichler, mit der Evangelisten-Stimme für alle Niedrigen, Mißrathenen, Unterdrückten, aber ohne eine Ahnung von intellektuellem Gewissen und vornehmer Größe. Sein Geist wirkt auf die Franzosen in der Art eines alkoholischen Getränks, das zugleich berauscht und dumm macht. Die Ohren klingen Einem, wenn sein betäubendes Geschwätz losgeht: und man leidet, wie wenn ein Eisenbahn-Zug uns durch einen dunklen Tunnel fährt.

Flaubert: falsche Gelehrsamkeit. Emphase.

Von Rossini: kein Schauspieler kam ihm gleich, wenn er den Barbier von Sevilla sang. Einer der geistreichsten Menschen.

[«]

26[455]

„Die großen Worte, die Monstra von Ereignissen — zunehmend. Immer gab es sonst, in barbarischen unwissenden absurden Zeitaltern eine Art Compensation durch einige ganz große Menschen. Jetzt schnelles tiefes nivellement aller Intelligenzen.“

[«]

26[456]

Daß ein Beefsteak nur eine Erscheinung sein soll, eigentlich aber das Ding an sich, so etwas wie das Absolutum oder der liebe Gott: das glaube, wer — — —

[«]

26[457]

Bismarck: Bauer, Corps-Student: nicht gemütlich, nicht naiv, Gott sei Dank! Kein Deutscher, wie er „im Buche steht“!

[«]

26[458]

Was ich lache über Flaubert, mit seiner Wuth über den bourgeois, der sich verkleidet, ich weiß nicht als was! Und Taine, als M. Graindorge, der durchaus Weltmann, Frauenkenner usw. sein will!

[«]

26[459]

Meine Schulung zum Mißtrauen, zum μέμνησο ἀπιστεῖν — auch etwas zum Auslachen!

[«]

26[460]

Problem: die Werthe „gut“ „böse“ „lobenswerth“ usw. werden angelernt. Aber „feig“ „muthig“ „Hallunke“ „Geduldig“ werden angeboren und einverleibt. In Folge davon ist lernen und lernen etwas Verschiedenes: ein Charakter nimmt entgegen, ein anderer läßt sich etwas aufzwingen, ein dritter giebt nach, macht nach, ist Affe. Es giebt viel Widerstreben bei Anderen, bei mir z.B. viel gutwilliges Sich-Stellen, als ob ich annehme: während ich meine Entscheidung verschob: es war nur „vorläufig“ und „zeitweilig“. Für mich allein glaubte ich an nichts davon. Ich habe keinen Menschen kennen gelernt, den ich in den allgemeinsten Urtheilen als Autorität empfunden hätte: während ich ein tiefes Bedürfniß nach einem solchen Menschen hatte.

[«]

26[461]

Der Unfug Kant’s mit „Erscheinung“. Und wo er keine Erklärung findet, ein Vermögen anzusetzen! Dieser Vorgang war’s, worauf hin der große Schelling-Schwindel losgieng.

[«]

26[462]

Eine gute Anzahl höherer und besser ausgestatteter Menschen wird wie ich hoffe, endlich so viel Selbstüberwindung haben, um den schlechten Geschmack für Attitüden und die sentimentale Dunkelheit von sich abzuthun, und gegen Richard Wagner ebenso sehr als gegen Schopenhauer <sich wenden>. Diese Deutschen verderben uns, sie schmeicheln unseren gefährlichsten Eigenschaften. Es liegt in Goethe, Beethoven und Bismarck eine kräftigere Zukunft vorbereitet, als in diesen Abartungen der Rasse. Wir haben noch keine Philosophen gehabt.

[«]

26[463]

Die Corsen sind nicht liebenswürdig: und wer zur Heerde gehört, ärgert sich darüber.

[«]

26[464]

Wenn Kant die Philosophie zur „Wissenschaft“ reduziren wollte, so war dieser Wille eine deutsche Philisterei: an der mag viel Achtbares sein, aber gewiß noch mehr zum Lachen. Daß die „Positivisten“ Frankreichs, oder die „Wirklichkeits-Philosophen“ oder die „wissenschaftlichen Philosophen“ an den jetzigen deutschen Universitäten ganz in ihrem Rechte sind, wenn sie sich als philosophische Arbeiter, als Gelehrte im Dienste der Philosophie benehmen, ist in schönster Ordnung. Ebenso daß sie nicht über sich selber hinaus sehen können und den Typus „Philosoph“ nach ihrem Bilde sich zurechtmachen.

[«]

26[465]

Mittag und Ewigkeit.

Eine Philosophie der ewigen Wiederkunft.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

26[466]

Adventavit asinus
Pulcher et fortissimus.
Mysterium.

[«]

26[467]

Jenseits von Gut und Böse.
Briefe
an einen philosophischen Freund Satis.

„Satis sunt mihi pauci, satis
est unus, satis est nullus.“

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

26[468]

Was ist vornehm?
Gedanken über die Rangordnung von Mensch und Mensch.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

26[469]

Aber den — kenne ich nicht. Oft, wahrlich, mochte ich glauben, auch er wäre nur eine schöne Heiligen-Larve

[«]

[27 = Z II 5a. Sommer–Herbst 1884]

27[1]

Das Nachdenken über „Freiheit und Unfreiheit des Willens“ hat mich zu einer Lösung dieses Problems geführt, die man sich gründlicher und abschließender gar nicht denken kann — nämlich zur Beseitigung des Problems, vermöge der erlangten Einsicht: es giebt gar keinen Willen, weder einen freien noch einen unfreien.

[«]

27[2]

Unter gewissen Umständen folgt auf einen Gedanken eine Handlung: zugleich mit dem Gedanken entsteht der Affekt des Befehlenden — zu ihm gehört das Gefühl von Freiheit, das man gemeinhin in den „Willen“ selbst verlegt (während es nur eine Begleiterscheinung des Wollens ist)

[«]

27[3]

Alle physiologischen Vorgänge sind darin gleich, daß sie Kraftauslösungen sind, welche, wenn sie in das sensorium commune gelangen, eine gewisse Erhöhung und Verstärkung mit sich führen: diese, gemessen an drückenden, lastenden Zuständen des Zwangs, werden als Gefühl der „Freiheit“ ausgedeutet.

[«]

27[4]

Die Selbstüberwindung, welche der Forscher auf dem Gebiete der Moral von sich fordert, ist die, nicht voreingenommen gegen Zustände und Handlungen zu sein, die er zu verehren angelernt ist; er muß, solange er Forscher ist „sein verehrendes Herz zerbrochen haben“.

[«]

27[5]

Wer die Bedingungen eingesehn hat, unter denen eine moral<ische> Schätzung entstanden ist, hat ihren Werth damit noch nicht berührt: es sind viele nützliche Dinge, und ebenso wichtige Einsichten auf fehlerhafte und unmethodische Weise gefunden worden; und jede Qualität ist noch unbekannt, auch wenn man begriffen hat, unter welchen Bedingungen sie entsteht.

[«]

27[6]

Bei allem Utilitarism ist im Hintergrunde das wozu nützlich? (nämlich Glück: will sagen englisches Glück mit comfort und fashion Wohlbehagen, ἡδονή) als bekannte Sache angesetzt; also ist er ein verkappter verheuchelter Hedonismus. Aber da müßte erst bewiesen sein, daß Wohlbefinden Wohlfahrt „an sich“ bei einem Gemeinwesen oder selbst bei der Menschheit Ziel und nicht Mittel sei! Die persönliche Erfahrung lehrt, daß Unglücks-Zeiten hohen Werth haben — und ebenso steht es mit Unglücks-Zeiten von Völkern und der Menschheit.

die Furcht und der Haß auf den Schmerz ist pöbelhaft.

[«]

27[7]

Das Gefühl entsteht erst bei einer gewissen Stärke des Reizes: es ist der Moment, wo das Central-Organ das Verhältniß des Reizes zum gesamten Organismus constatirt und mit „Lust, oder „Schmerz“ dem Bewußtsein erkennbar macht: also ein Erzeugniß des Intellekts, so gut wie Farbe, Ton, Wärme usw.

[«]

27[8]

Der Mensch als Vielheit: die Physiologie giebt nur die Andeutung eines wunderbaren Verkehrs zwischen dieser Vielheit und Unter- und Einordnung der Theile zu einem Ganzen. Aber es wäre falsch, aus einem Staate nothwendig auf einen absoluten Monarchen zu schließen (die Einheit des Subjekts)

[«]

27[9]

Es giebt so viel verlorenes Unglück — so verloren, wie der größte Theil der Sonnenwärme im Weltraum

[«]

27[10]

Der außerordentliche Mensch lernt durch Unglück, wie wenig Werth all die Würdigkeit und Ehrenhaftigkeit der ihn Beurteilenden hat. Sie platzen — wenn man sie in ihrer Eitelkeit verwundet — ein intolerantes beschränktes Vieh kommt zum Vorschein.

[«]

27[11]

Seelengröße nicht zu trennen von geistiger Größe. Denn sie involvirt Unabhängigkeit; aber ohne geistige Größe soll diese nicht erlaubt sein, sie richtet Unfug an, selbst noch durch Wohlthun-wollen und „Gerechtigkeit“-üben. Die geringen Geister haben zu gehorchen — können also nicht Größe haben.

[«]

27[12]

Es ist nichts, hart sein wie ein Stoiker, mit der Unempfindlichkeit hat man sich losgelöst. Man muß den Gegensatz in sich haben — die zarte Empfindung und die Gegenmacht, nicht zu verbluten, sondern jedes Unglück wieder plastisch „zum Besten zu wenden“.

[«]

27[13]

Das „Heil der Seele“ ist ein viel vollerer Begriff als das Glück, von dem alle Moralisten schwätzen. Es soll gemeint fein die ganze wollende schaffende fühlende Seele und deren Heil — nicht nur eine Begleit-Erscheinung wie „Glück“ usw. — Das Begehren nach „Glück“ charakterisirt die halb- oder nichtgerathenen Menschen, die ohnmächtigen — alle andern denken nicht an’s „Glück“, sondern ihre Kraft will heraus.

[«]

27[14]

„Freier oder unfreier Wille“.
Unegoistische Handlungen.
„Alles erlaubt“ (wie dem Staate)
Die Tartüfferie in Europa.
Der religiöse Affekt.
Das höchste Machtgefühl bisher.
„Wissenschaft“ als Mittel, ökonomisch zu denken
Die bisher souverän gewordenen Werthe.
Nützlichkeit der „Guten“. (Heerdenthiere)
Physiologie der Moral.

[«]

27[15]

„Die Menschen sind gleich“ und „das Wohl der Gemeinde steht höher als das Wohl des Einzelnen“ und „durch das Wohl des Einzelnen wird nothwendig auch das Gemeinde-Wohl am besten gefördert“ und „je besser es vielen Einzelnen geht, um so größer ist die gesammte Wohlfahrt“ — dies sind die landläufigen von England her kommenden Beschränktheiten. Es ist der Heerden-Instinkt, der hier zu Begriffen zu Worten kommt.

Nun lehrte umgekehrt das Christenthum, daß das Leben eine Prüfung und Erziehung der Seele sei, und daß in allem Wohlbefinden Gefahr sei. Es begriff den Werth des Übels.

[«]

27[16]

Ich lehre: daß es höhere und niedere Menschen giebt, und daß ein Einzelner ganzen Jahrtausenden unter Umständen ihre Existenz rechtfertigen kann — d.h. ein voller reicher großer ganzer Mensch in Hinsicht auf zahllose unvollständige Bruchstück-Menschen.

[«]

27[17]

Ich lehre: die Heerde sucht einen Typus aufrecht zu erhalten und wehrt sich nach beiden Seiten, ebenso gegen die davon Entartenden (Verbrecher usw.) als gegen die darüber Emporragenden. Die Tendenz der Heerde ist auf Stillstand und Erhaltung gerichtet, es ist nichts Schaffendes in ihr.

[«]

27[18]

Die angenehmen Gefühle, die der Gute Wohlwollende Gerechte in uns einflößt (im Gegensatze zu der Spannung, Furcht, welche der große neue Mensch hervorbringt) sind unsere persönlichen Sicherheits-Gleichheits-Gefühle: das Heerdenthier verherrlicht dabei die Heerden-Natur und empfindet sich selber dann wohl. Dies Urtheil des Wohlbehagens maskirt sich mit schönen Worten — so entsteht „Moral“.

Man beobachte aber den Haß der Heerde gegen den Wahrhaftigen —

[«]

27[19]

Der bestimmteste Wille (als Befehl) ist eine vage Abstraktion, in welcher unzählige Einzelfälle einbegriffen sind und also auch unzählige Wege zu diesen Einzelfällen. Was bringt nun die Auswahl des Einen Falles zu Stande, der wirklich eintritt? Thatsächlich gehören eine Unzahl von Individuen zur Ausführung, die alle in einem ganz bestimmten Zustand sind, als der Befehl gegeben wird — sie müssen ihn verstehen und auch ihre spezielle Aufgabe dabei d.h. es muß immer von neuem bis ins Kleinste hinein befohlen (und gehorcht) werden und dann erst, wenn der Befehl zergliedert ist in die Unzahl kleiner Unterbefehle kann die Bewegung vor sich gehen, die von dem letzten und kleinsten Gehorchenden anhebt — also eine Umkehrung findet statt, wie beim Kanonenschuß-Traum.

Hier ist die Voraussetzung gemacht, daß der ganze Organismus denkt, daß alle organischen Gebilde Theil haben am Denken Fühlen Wollen — folglich daß das Gehirn nur ein enormer Centralisations-Apparat ist.

[«]

27[20]

Nach Glück suchen? Das kann ich nicht. Glücklich machen? Aber es giebt für mich so viel Wichtigeres.

[«]

27[21]

Bei Lust und Unlust wird zuerst die Thatsache abtelegraphirt an die nervösen Centren, dort der Werth der Thatsache (der Verletzung) bestimmt, darauf der Schmerz an die Stelle lokalisirt, wo die Verletzung stattfand und so das

Bewußtsein auf diese Stelle aufmerksam gemacht, und durch den Grad und die Qualität des Schmerzes angewiesen, wie schnell die Hülfe noth thut. — Wie schnell das geschieht — denn die Gegenbewegungen z.B. bei einem Fehltritte kommen erst infolge eines Willens-Aktes vom Bewußtsein her und müssen nun erst alle die Einzel-Befehle feststellen, — und dann die Ordnung der Bewegungen in umgekehrter Folge vor sich gehn!

Also: zu jeder Lust und Unlust ist Denken nöthig (ob es schon nicht zum Bewußtsein kommt) und sofern Gegenhandlungen dadurch veranlaßt werden, auch Wille.

[«]

27[22]

Ein Mensch, der weder an Geld noch an Ehre noch an Gewinnung von einflußreichen Verbindungen, noch von Ämtern je gedacht hat — sollte der wohl die Menschen kennen?

[«]

27[23]

Zarathustra 1 alle Arten höherer Menschen und deren Bedrängniß und Verkümmerung (einzelne Beispiele z.B. Dühring, zu Grunde gerichtet durch Isolation) — im Ganzen das Schicksal der höheren Menschen in der Gegenwart, die Art, wie sie zum Aussterben verurtheilt erscheinen: wie ein großer Hülfeschrei kommt es zu den Ohren Zarathustra's. Alle Art von wahnsinniger Entartung höherer Naturen (z.B. Nihilismus) kommt an ihn heran.

Zarathustra 2. — „die Lehre der ewigen Wiederkehr“ — zunächst zerdrückend für die Edleren, scheinbar das Mittel, sie auszurotten — denn die geringeren, weniger empfindlichen Naturen bleiben übrig? „Man muß diese Lehre unterdrücken und Zarathustra tödten.“

Zarathustra 3 „ich gab euch den schwersten Gedanken: vielleicht geht die Menschheit daran zu Grunde, vielleicht erhebt sie sich, dadurch daß die überwundenen lebensfeindlichen Elemente ausscheiden.“ „Nicht dem Leben zu zürnen, sondern euch!“ — Bestimmung des höheren Menschen als des Schaffenden. Organisation der höheren Menschen, Erziehung der zukünftigen Herrschenden als Thema von Zarathustra 3. Eure Übermacht muß ihrer selber froh werden im Herrschen und Gestalten. „Nicht nur der Mensch auch der Übermensch kehrt ewig wieder!“

[«]

27[24]

Freiheit und Machtgefühl. Das Gefühl des Spiels bei der Überwindung großer Schwierigkeiten, z.B. vom Virtuosen; Gewißheit seiner selber, daß auf den Willen die genau entsprechende Aktion folgt — eine Art Affekt des Übermuthes ist dabei, höchste Souveränität des Befehlenden. Es muß das Gefühl des Widerstandes, Druckes dabei sein. — Dabei ist aber eine Täuschung über den Willen: nicht der Wille überwindet den Widerstand — wir machen eine Synthese zwischen 2 gleichzeitigen Zuständen und legen eine Einheit hinein.

Der Wille als Erdichtung.

1) man glaubt, daß er selber bewegt (während er nur ein Reiz ist, bei dessen Eintritt eine Bewegung beginnt
2) man glaubt, daß er Widerstände überwindet
3) man glaubt, daß er frei und souverän ist, weil sein Ursprung uns verborgen bleibt und weil der Affekt des Befehlenden ihn begleitet
4) weil man in den allermeisten Fällen nur will, wenn der Erfolg erwartet werden kann, wird die „Nothwendigkeit“ des Erfolgs dem Willen als Kraft zugerechnet.

[«]

27[25]

Lust als das sich fühlbar machende Anwachsen des Machtgefühls.

Lust und Schmerz sind etwas Verschiedenes und nicht Gegensätze.

[«]

27[26]

Die Vielheit der Triebe — wir müssen einen Herrn annehmen, aber der ist nicht im Bewußtsein, sondern das Bewußtsein ist ein Organ, wie der Magen.

[«]

27[27]

Am Leitfaden des Leibes erkennen wir den Menschen als eine Vielheit belebter Wesen, welche theils mit einander kämpfend, theils einander ein- und untergeordnet, in der Bejahung ihres Einzelwesens unwillkürlich auch das Ganze bejahen.

Unter diesen lebenden Wesen giebt es solche, welche in höherem Maaße Herrschende als Gehorchende sind, und unter diesen giebt es wieder Kampf und Sieg.

Die Gesammtheit des Menschen hat alle jene Eigenschaften des Organischen, die uns zum Theil unbewußt bleiben <zum Theil> in der Gestalt von Trieben bewußt werden.

[«]

27[28]

Das verschiedene Werthgefühl, mit dem wir diese Triebe von einander abheben, ist die Folge ihrer größeren oder geringeren Wichtigkeit, ihrer thatsächlichen Rangordnung in Hinsicht auf unsere Erhaltung.

[«]

27[29]

Je nach der Umgebung und den Bedingungen unseres Lebens tritt ein Trieb als der höchstgeschätzte und herrschendste hervor; das Denken Wollen und Fühlen macht sich ihm insbesondere zum Werkzeuge.

[«]

27[30]

Ist die absolute Bedingung des Menschen eine Gemeinschaft, so wird der Trieb an ihm, vermöge dessen die Gemeinschaft erhalten wird, am kräftigsten entwickelt. Je unabhängiger er ist, um so mehr verkümmern die Heerden-Instinkte.

[«]

27[31]

NB. Unter bestimmten Veränderungen der Quantitäten entsteht das, was wir als verschiedene Qualität empfinden. So ist es auch im Moralischen. Hier entstehn Nebengefühle des Wohlthätigen, Nützlichen bei dem, der eine menschliche Eigenschaft in einem gewissen Quantum wahrnimmt; verdoppelt, verdreifacht, hat er Furcht vor ihr - - -

[«]

27[32]

Der Werth einer Handlung hängt davon ab, wer sie thut und ob sie aus seinem Grunde oder aus seiner Oberfläche stammt: d.h. wie tief sie individuell ist.

[«]

27[33]

Der Werth einer Handlung ist bestimmbar, wenn der Mensch selber erkennbar ist: was im Allgemeinen zu leugnen sein wird.

[«]

27[34]

Wir schließen auch bei uns selber auf die Ursprünge einer Handlung aus Zeichen: solche sind unsere der That voranlaufenden Affekte, Vorbilder, Zwecke usw.

Daß eine Handlung einem Zwecke gemäß sich entwickelt, ist oft der Fall: aber der Zweck ist dabei nicht Ursache, sondern Wirkung derselben Vorgänge, welche die eigentliche Handlung bedingten.

[«]

27[35]

Wo alles noch ungestaltet liegt, da ist unser Arbeitsfeld für menschliche Zukunft!

[«]

27[36]

Die Naturwissenschaft will mit ihren Formeln die Überwältigung der Naturkräfte lehren: sie will nicht eine „wahrere“ Auffassung an Stelle der empirisch-sinnlichen setzen (wie die Metaphysik)

[«]

27[37]

Grundlegung der Moral.

Die Vorurtheile der Heerde.	keine
Die Vorurtheile der Mächtigen.	Gewissens-Heuchelei
Die Vorurtheile der Unabhängigen.	

I.

Erkennbarkeit des Menschen.
Rangordnung der Triebe
Vom Willen.

„Unegoistisch“.
Strafen und Belohnen
Höhere und niedere Menschen. Rangordnung.
„Menschheit.“ und die angebliche Nützlichkeit der Guten.
„Zweck“.
Der religiöse Affekt und die Moral.
Physiologie der Moral.
Die Gegenwart
Rechte und Pflichten.
Der Geschlechtstrieb
Die Tapferkeit
Die Treue.

[«]

27[38]

Alles Leben beruht auf dem Irrthum — wie ist Irrthum möglich?

[«]

27[39]

Für die Zeit der Luft-schiffahrt, wo die unwillkürliche gegenseitige Beaufsichtigung durch den Nächsten wegfällt, ist der Mensch nicht gut genug

[«]

27[40]

Die Bequemlichkeit, Sicherheit, Furchtsamkeit, Faulheit, Feigheit ist es, was dem Leben den gefährlichen Charakter zu nehmen sucht und alles „organisiren“ möchte — Tartüfferie der ökonomischen Wissenschaft

Die Pflanze Mensch gedeiht am kräftigsten, wenn die Gefahren groß sind, in unsicheren Verhältnissen: aber freilich gehn eben da die Meisten zu Grunde.

Unsere Stellung in der Welt der Erkenntniß ist unsicher genug — jeder höhere Mensch fühlt sich als Abenteurer.

[«]

27[41]

Wollte man heraus aus der Welt der Perspective, so gienge man zu Grunde. Auch ein Rückgängig-machen der großen bereits einverleibten Täuschungen zerstört die Menschheit. Man muß vieles Falsche und Schlimme gutheißen und acceptiren.

[«]

27[42]

1) Von der Verstellung vor „Seines-gleichen“ als Ursprung der Heerden-Moral.
   Furcht. Sich-Verstehn-wollen. Sich-gleich-geben.
   Gleich-werden — Ursprung des Heerden-Thiers. (Hier der Sinn der Convention, der Sitten) Immer noch allgemeine Hypocrisie
   Moralität als Putz und Schmuck, als Verkleidung der schämenswerthen Natur.
2) Von der Schmeichelei vor dem Mächtigsten als Quelle der Sklaven-Moral (Verwandtschaft von Schmeichelei Verehrung Übertreibung Sich-im-Staube-wälzen und Sich-selber-Verkleinern
   — der Heerde gegenüber das ideale Heerden-Thier (gleich)
   — dem Mächtigen gegenüber das verehrendste nützlichste Werkzeug (sclavenhaft) „ungleich“
   (dies ergiebt eine zwiefache Heuchelei)

[«]

27[43]

Wenn die großen Menschen fehlen, so macht man aus den vergangenen großen Menschen Halbgötter oder ganze Götter: das Ausbrechen von Religion beweist, daß der Mensch nicht mehr am Menschen Lust hat (— „und am Weibe auch nicht“ mit Hamlet) Oder: man bringt viele Menschen auf Einen Haufen, als Parlamente und wünscht, daß sie gleich tyrannisch wirken.

[«]

27[44]

Das „Tyrannisirende“ ist die Thatsache großer Menschen: sie machen die Geringeren dumm.

[«]

27[45]

Lieber gefährdet und bewaffnet leben, als unter dieser feigen gegenseitigen Heerden-Freundlichkeit!

[«]

27[46]

Alle Menschen auf die bisher etwas ankam, waren böse.

[«]

27[47]

Man soll bei den Philosophen darauf Acht haben: irgend ein Ekel, ein Satthaben steckt dahinter, z.B. bei Kant Schopenhauer Indern. Oder: ein Wille zur Herrschaft wie bei Plato.

[«]

27[48]

Die Betrachtung des Werdens zeigt, daß Täuschung und Sich-täuschen-wollen, daß Unwahrheit zu den Existenzbedingungen des Menschen gehört hat: man muß den Schleier einmal abziehn.

[«]

27[49]

Die Nothwendigkeit der Heerden-bildung besteht in der Furchtsamkeit (der Schwächeren?) — die wohlwollenden Gefühle bei der Berührung mit dem Nächsten, wenn er, statt zu schaden oder zu drohen, sich „gütig“ zeigt

[«]

27[50]

Die Entwicklung der List, der Widerspänstigkeit, in der Erkenntniß.

[«]

27[51]

Falsche Auslegung der Mutterliebe durch die, welche den Vortheil davon haben — und durch die Mütter selber.

[«]

27[52]

Ein Tiger, der einen ungeschickten Sprung thut, schämt sich vor sich selber.

[«]

27[53]

Lust — ein Verhältniß-Gefühl von diversen Graden von Unlust — also an Erinnerung und Vergleichen geknüpft!

[«]

27[54]

Wohlwollen auf erster Stufe: nicht-wehethun-wollen.

[«]

27[55]

Welche Wohlthat, daß so vieles in der Natur zählbar und berechenbar ist — kurz daß unser fälschender beschränkter Menschen-Verstand nicht alle Gesetze vorgeschrieben hat - - -

[«]

27[56]

Moral unter dem Gesichtspunkt der Verstellung (gleich-stellen), List und Heuchelei („sich nicht zu erkennen geben“) — als Fälschung des Gemüths-Ausdrucks (Selbstbeherrschung) um ein Mißverständniß zu erwecken
unter dem Gesichtspunkt des Schmucks, der Verkleidung Verschönerung, Schmeichelei
unter dem Gesichtspunkt der Selbst-Täuschung zum Zweck des Sicherheits-Gefühls
unter dem Gesichtspunkt der Selbst-Verherrlichung zum Zweck des Schrecken-Einflößens
unter dem Gesichtspunkt des Unbehagens und des Mißrathens, theils als Rache an sich, theils als Rache an den Andern.
unter dem Gesichtspunkt des unbedingt Befehlenden oder Gehorchenden

unter dem Gesichtspunkt des Sich-Los-lösenden Einzelnen.
unter dem Gesichtspunkt der Zähmung, oft unbeabsichtigt
unter dem Gesichtspunkt der Züchtung einer bestimmten Art von Menschen (Gesetzgeber und Fürsten als Züchter, auch die öffentliche Meinung.)

Jenseits von Gut und Böse: zur Erziehung der Herrscher-Naturen, welche die höchsten Pflichten zu erfüllen haben.

[«]

27[57]

NB. Zwei-Deutigkeit eines Organs entsprechend auf Zwei-Deutigkeit des Ganzen —

[«]

27[58]

Die ewige Wiederkunft.
Eine Wahrsagung.

Erster Theil. Der schwerste Gedanke.
Zweiter Theil. Jenseits von Gut und Böse.
Dritter Theil. Mensch und Übermensch.

[«]

27[59]

Der Mensch hat, im Gegensatz zum Thier, eine Fülle gegensätzlicher Triebe und Impulse in sich groß gezüchtet: vermöge dieser Synthesis ist er der Herr der Erde. — Moralen sind der Ausdruck lokal beschränkter Rangordnungen in dieser vielfachen Welt der Triebe: so daß an ihren Widersprüchen der

Mensch nicht zu Grunde geht. Also ein Trieb als Herr, sein Gegentrieb geschwächt, verfeinert, als Impuls, der den Reiz für die Thätigkeit des Haupttriebes abgiebt.

Der höchste Mensch würde die größte Vielheit der Triebe haben, und auch in der relativ größten Stärke, die sich noch ertragen läßt. In der That: wo die Pflanze Mensch sich stark zeigt, findet man die mächtig gegen einander treibenden Instinkte (z.B. Shakespeare), aber gebändigt.

[«]

27[60]

Die Erziehung zu jenen Herrscher-Tugenden, welche auch über sein Wohlwollen und Mitleiden Herr werden, die großen Züchter-Tugenden („seinen Feinden vergeben“ ist dagegen Spielerei) den Affekt des Schaffenden auf die Höhe bringen — nicht mehr Marmor behauen! — Die Ausnahme- und Macht-Stellung jener Wesen, verglichen mit der der bisherigen Fürsten: der römische Cäsar mit Christi Seele.

[«]

27[61]

N.B. Wenn man die Bedingungen des Entstehens kennt, kennt man das Entstandene noch nicht! Dieser Satz gilt in der Chemie, wie im Organischen.

[«]

27[62]

NB. Von der Oberflächlichkeit des Geistes! — nichts ist gefährlicher als das Selbstgenugsame „Nabel-beschauen“ des Geistes, wie bei den Brahmanen.

[«]

27[63]

NB. Alle Empfindungen, alle Sinnes-Wahrnehmungen sind ursprünglich in irgend einem Verhältniß zur Lust oder Unlust der organischen Wesen: grün, roth, hart, weich, hell, dunkel bedeuten etwas in Hinsicht auf ihre Lebensbedingungen (d.h. den organischen Prozeß) Thatsächlich sind viele von ihnen „gleichgültig“ d.h. weder lust- noch schmerzhaft geworden, ihr Lust- und Unlust-Untergrund ist jetzt verblichen. Aber an dem Künstler kommt sie wieder heraus! — Ebenso bedeuten alle Formen und Gestalten ursprünglich etwas in Hinsicht auf Lust und Unlust des lebenden Geschöpfes (— sie bedeuten Gefahr, Ekel, Behagen, Sicherheit, Freundschaft, Frieden). — Ich meine, es stecken bestimmte Schätzungen, bestimmte Vorstellungen über Nützlichkeit und Schädlichkeit in allen Empfindungen, z.B. beim Ekel noch ersichtlich. Lust und Unlust als Zuneigung oder Abneigung — ?

[«]

27[64]

Wir empfinden nur alles das von den Dingen, was uns irgendwie angeht (oder angieng) — der ganze organische Prozeß zieht in uns sein Resultat. „Erfahrung“ d.h. das Resultat aller jener Reaktionen, wo wir auf etwas außer oder in uns reagirt haben. — Wir haben unsere Reaktion verschmolzen mit dem Dinge, welches auf uns agirte.

[«]

27[65]

Die gewöhnlichen Irrthümer: wir trauen dem Willen zu, was zahlreiche und complicirte eingeübte Bewegungen ermöglichen. Der Befehlende verwechselt sich mit seinen gehorsamen Werkzeugen (und deren Willen)

[«]

27[66]

Muß nicht überall der umgekehrte Prozeß da sein z.B. beim Klavierspieler, der Wille zuerst, dann die entsprechende Vertheilung der Aufgaben an die subordinirten Willen, dann das Anheben der Bewegung von der letzten untersten Gruppe aus — dem gröbsten Mechanismus bis hinauf in die feinsten Tast-Nerven?

Nämlich: Akkord, Stärke, Ausdruck, alles muß vorher schon da sein —: Gehorsam muß da sein und Möglichkeit zu gehorchen!

[«]

27[67]

Zum Plan

(Wir sind mitten im Feststellen von Thatsachen)

Beschreibung, nicht Erklärung. (z.B. Morphologie als Beschreibung des Nacheinanders)

Letzte Absicht solcher Beschreibung: praktische Bewältigung, im Dienste der Zukunft.

Vorläufige Menschen und Methoden — Abenteuer (thatsächlich ist alles in der Geschichte ein Versuchen)

Eine solche vorläufige Conception zur Gewinnung der höchsten Kraft ist der Fatalismus (ego — Fatum) (extremste Form „ewige Wiederkehr“)

Um ihn zu ertragen, und um nicht Optimist zu sein, muß man „gut“und „böse“ beseitigen.

Meine erste Lösung: die tragische Lust am Untergange des Höchsten und Besten (es wird als beschränkt empfunden in Hinsicht des Ganzen): doch ist dies Mystik in Ahnung eines noch höheren „Guten“

Meine zweite Lösung: das höchste Gute und Böse fallen zusammen.

[«]

27[68]

Dadurch, daß ich die subjektive Entstehung zeige z.B. vom Raum usw., ist die Sache selber weder widerlegt, noch bewiesen. Gegen Kant — —

[«]

27[69]

Zur Empfindung gehört Dauer: die Zeit ist „Sach-Zeit“, ist causal - - -

[«]

27[70]

Was am complicirtesten ist, enthält mehr Anlaß zum Vertrauen als das Einfache (z.B. das Geistige —) Der Leib als Leitfaden.

[«]

27[71]

Zarathustra 1. Zarathustra unter Thieren zu denen redend, die ihn besuchen — Theorie der Moral nach zoologischen Gesichtspunkten.

Zarathustra 2. Höchster Fatalismus doch identisch mit dem Zufalle und dem Schöpferischen. (Keine Werthordnung in den Dingen! sondern erst zu schaffen.)

[«]

27[72]

Wenn einer, aus Sprache und Geschichte, die Entstehung der menschlichen Ansichten über Ernährung ergründete und die Genesis und den Verlauf dieser „Werth-Urtheile“ darstellte — so hätte er über den **Werth** der Ernährung für den Menschen noch gar nichts ausgemacht. Und ebenso wäre eine Kritik der thatsächlichen Arten der Ernährung in der Geschichte auch damit noch nicht gegeben. Ebenso steht es mit der Moral: die Entstehung der moralischen Urtheile ist zu beschreiben — damit ist das thatsächliche Verhalten des Menschen die Geschichte seiner Moralität noch nicht beschrieben, noch weniger aber kritisirt. Am wenigsten aber ist der Werth der Handlungen überhaupt damit schon gegeben, daß die Geschichte der Urtheile über Handlungen gegeben wird. - - -

[«]

27[73]

seelische Gefühle — leibliche (Begleit- und Folgezustände
Schmerz ist leiblich.

[«]

27[74]

Ich betrachte alle metaphysischen und religiösen Denkweisen als Folge einer Unzufriedenheit am Menschen eines Triebes nach einer höheren, übermenschlichen Zukunft — nur daß die Menschen sich in's Jenseits flüchten wollten: statt an der Zukunft zu bauen. Ein Mißverständniß der höheren Naturen, die am häßlichen Bilde des Menschen leiden.

[«]

27[75]

Dühring, oberflächlich, sieht überall Corruption — ich empfinde vielmehr die andere Gefahr des Zeitalters, die große Mittelmäßigkeit; es gab nie so viel Rechtlichkeit und Gutartigkeit.

[«]

27[76]

Von der Unehrlichkeit der Philosophen, etwas abzuleiten, was sie von vornherein als gut und wahr glauben (Tartüfferie z.B. Kant praktische Vernunft)

[«]

27[77]

Ich will das höchste Mißtrauen gegen mich erwecken: ich rede nur von erlebten Dingen und präsentire nicht nur Kopf-Vorgänge.

[«]

27[78]

Mißverständniß meiner Jugend: ich hatte mich noch nicht ganz von der Metaphysik losgemacht — aber das tiefste Bedürfniß nach einem andern Bilde des Menschen. An Stelle der Sündhaftigkeit erlebte ich ein viel volleres Phänomen — ich durchschaute die Armseligkeit in aller modernen Zufriedenheit.

„alles Falsche an den Dingen an's Licht zu bringen“ p. 49.
— ich als ernsthafter Fortsetzer des Schopenhauerschen Pessimismus.

[«]

27[79]

Die neue Aufklärung.

1. Die Aufdeckung der Grundirrthümer (hinter denen die Feigheit Trägheit und Eitelkeit des Menschen stehen) z.B. in Betreff der Gefühle (und des Leibes)
die Verirrung der rein Geistigen
die Causalität
die Freiheit des Willens
das Böse
das Thier im Menschen.
Moralität als Zähmung
Mißverständniß der Handlungen „aus Motiven“
Gott und Jenseits als fehlerhafte Griffe des gestaltenden Dranges
„reine Erkenntniß“ „Wahrheitstrieb“

„das Genie“

Gesammt-Gefühl: an Stelle der Sündhaftigkeit das allgemeine Mißrathensein des Menschen

2. Die zweite Stufe: die Entdeckung des schöpferischen Triebes, auch in seinen Verstecken und Entartungen.

(„Unser Ideal ist nicht das Ideal“, Taine Eng<lische> L<itteratur> 3 p 47)

Hegel-Geist — Schopenhauer-Wille

Die versteckten Künstler: die Religiösen Gesetzgeber Staatsmänner als umbildende Mächte: Voraussetzung: schöpferische Unzufriedenheit, ihre Ungeduld — statt am Menschen fortzubilden machen sie Götter und Helden aus vergangenen Größen

3. Die Überwindung des Menschen.

neue Auffassung der Religion

meine Sympathie mit den Frommen — es ist der erste Grad: ihr Ungenügen an **sich** —

die Selbst-Überwindung als Stufe der Überwindung des Menschen

[«]

27[80]

Die ewige Wiederkunft.
Eine Wahrsagung.

Grosse Vorrede.

Die neue Aufklärung — die alte war im Sinne der demokratischen Heerde. Gleichmachung Aller. Die neue will den herrschenden Naturen den Weg zeigen — inwiefern ihnen alles erlaubt ist, was den Heerden-Wesen nicht freisteht:

1 Aufklärung in Betreff „Wahrheit und Lüge“ am Lebendigen.
2 Aufklärung in Betreff „Gut und Böse“
3 Aufklärung in Betreff der gestaltenden umbildenden Kräfte (die versteckten Künstler)
4 Die Selbst-Überwindung des Menschen. (die Erziehung des höheren Menschen)
5 Die Lehre der ewigen Wiederkunft als Hammer in der Hand der mächtigsten Menschen, — — —

[«]

27[81]

Hat schon je ein Mensch auf dem Wege der Wahrheit gesucht wie ich es bisher gethan habe — nämlich allem widerstrebend und zuwiderredend, was meinem nächsten Gefühle wohl that? und — — —

[«]

27[82]

Die ewige Wiederkunft.

Erstes Hauptstück. Die neuen Wahrhaftigen.
Zweites Hauptstück. Jenseits von Gut und Böse.
Drittes Hauptstück. Die versteckten Künstler
Viertes Hauptstück. Die Selbst-Überwindung des Menschen
Fünftes Hauptstück. Der Hammer und der grosse Mittag.

[«]

[28 = Gedichte und Gedichtfragmente. Herbst 1884]

[Z II 5b]

[«]

28[1]

Allen Schaffenden geweiht.

Welt-Unabtrennliche
Laßt uns sein!
Das Ewig-Männliche
Zieht uns hinein.

[«]

28[2]

jeder Buckel krümmt sich schiefer —
jeder Christ treibt Juden-Schacher —
die Franzosen werden tiefer —
und die Deutschen täglich flacher!

[«]

28[3]

Sonnen-Bosheit.

Bei abgehellter Luft,
Wenn schon des Thaus Tröstung
Zur Erde nieder quillt,
Unsichtbar, auch ungehört — denn zartes Schuhwerk trägt
Der Tröster Thau, gleich allen Milden —
Gedenkst du da, gedenkst du, heißes Herz,
Wie einst du durstetest,
Nach himmlischem Thaugeträufel
Versengt und müde durstetest,
Dieweil auf sanften Gras-Pfaden
Schweigsam abendliche Sonnenblicke
Durch dunkle Bäume um dich liefen,
Boshafte Sonnen-Gluthblicke,
So aber fragte dich die Sonne schweigend:
Was trägst du Narr
Eine zerrissene Larve?
Eine Götter-Larve? Wem rissest du sie vom Gesichte?
Schämst du dich nicht, unter Menschen nach Göttern
lüstern hinauszuschnüffeln?
Wie oft schon!

Der Wahrheit Freier? also stöhnte ich —
Nein! Nur ein Dichter!
Nach Larven lüstern, selbst verkleidet.
Zerrissene Larve selber! Götter-Larventrug!

Bei abgehellter Luft,
wenn schon des Monds Sichel
grün zwischen Purpurröthen
und neidisch hinschleicht
— mit jedem Schritte heimlich
an Rosen-Hängematten
hinsichelnd bis sie sinken
nacht-abwärts blaß versinken
dieweil er röther
stets und röther,
schlechter That sich schämend, — — —

[«]

28[4]

Die Wüste wächst: weh, wer zur Wüste ward!
Wüste ist Hunger, der nach Leichen scharrt.
Ob Quell und Palme sich hier Nester baun —
Der Wüste Drachenzähne kaun und kaun
Denn Sand ist Zahn an Zahn, vielfräßige Pein
Bringt kinnladenhaft hier Stein auf Stein
reibt ewig hier
Kinnladen nimmer müd — — —
Vielfräßiger Hunger malmt hier Zahn an Zahn
Der Wüste Drachenzähne — — —
Sand ist Gebiß, ist Drachen-Zähnesaat
Das malmt und malmt — das malmt sich nimmer matt — — —
Sand ist die Mutter die ihr Kind gekaut
Mit fliegendem Dolche in deren Haut — — —

[«]

28[5]

Du Stachel Schmerz, wie weit wirst du mich treiben?
Schon hab’ ich Himmel umgestürzt
Mit neuen Himmeln, Würzen überwürzt
Die Götter ehrten — siegreich dir zu bleiben!
Du Stachel Schmerz, dem ich die Hand verkürzt
Dem ich die muntren Katzenfüße lähmte
Was that ich einst, das mich beschämte
— — —Knoten geschürzt
— — — zähmte
— — — Fell
— — — -eiben
— — — anbequemte
— — — schnell

— — — treiben

[«]

28[6]

Baum im Herbste

Was habt ihr plumpen Tölpel mich gerüttelt
Als ich in seliger Blindheit stand:
Nie hat ein Schreck grausamer mich geschüttelt
— Mein Traum, mein goldner Traum entschwand!

Nashörner ihr mit Elephanten-Rüsseln
Macht man nicht höflich erst: Klopf! Klopf?
Vor Schrecken warf ich euch die Schüsseln
Goldreifer Früchte — an den Kopf.

[«]

28[7]

auf neuem Weg zum alten Griechenthum
ich dachte in dir den Deutschen zu erlösen
dein Siegfried-Zerrbild Parsifal!

[«]

28[8]

Fern brummt der Donner übers Land
Der Regen tropft und tropft:
Geschwätzig früh schon, der Pedant,
Dem Nichts das Maul mehr stopft.
Der Tag schielt boshaft nach mir hin
Löscht mir die Lampe aus!
Oh gute Nacht! Oh Einsamkeit!

Oh Buch! Oh Tintenfaß!
Nun wird mir alles grau und leid

[«]

28[9]

Nun, da der Tag
Des Tages müde ward, und aller Sehnsucht Bäche
Von Neuem Trost plätschern,
auch alle Himmel, aufgehängt in Gold-Spinnetzen,
zu jedem Müden sprechen: „ruhe nun“, —
was ruhst du nicht, du dunkles Herz,
was stachelt dich zu fußwunder Flucht

weß harrest du?

du Verzweifelnder! Weißt du auch, —
wie viel Muth machst du denen,
die dir zuschaun

ach wie du klagst!   wohin meine Flucht?
Ach wen du weidest!
Gefangne noch weidest du.
Wie sicher ist den Unstäten
doch ein Gefängniß!
wie ruhig schlafen verbrecherische
Seelen, eingefangen —

Nun, da die Maus den Berg gebar —

Wo bist du Schöpferisches?

Oh wärmt mich! liebt mich
gebt heiße Hände
erschreckt ob meines Eises nicht!
Zu lange gespensterhaft auf Gletschern — — —

umhergetrieben, aufgewirbelt
auf welchem Spiegel habe ich nicht gesessen —
ich Staub auf allen Oberflächen
außer sich, vor Hingebung
dem Hunde gleich

Hohl, Höhle, voller Gift und Nachtgeflügel
umsungen und umfürchtet,
einsam —.

Ihr Wegelagerer! Euer bin ich nun!
Was wollt ihr Lösegelds?
Wollt Viel — so räth mein Stolz.
Und redet kurz — das räth mein andrer Stolz.

Ich liege still —
ausgestreckt,
Halbtodtem gleich, dem man die Füße wärmt
— die Käfer fürchten sich vor mir

ihr fürchtet mich? Ihr fürchtet den gespannten Bogen nicht?
Wehe es könnte Einer seinen Pfeil dranlegen

[«]

28[10]

Nun wird mir Alles noch zu Theil
Der Adler meiner Hoffnung fand
Ein reines, neues Griechenland
Der Ohren und der Sinne Heil —

Aus dumpfem deutschem Ton-Gedräng
Mozart Rossini und Chopin
Ich seh nach griechischen Geländen
Das Schiff dich, deutscher Orpheus, wenden.

Oh zögre nicht nach südlichen Geländen,

Glücksel’gen Inseln, griechischem Nymphen-Spiel
Des Schiffs Begierde hinzuwenden
Kein Schiff fand je ein schöner Ziel —

Nun wird mir alles noch zu Theil
Was je mein Adler mir erschaute —:
Ob manche Hoffnung schon vergraute.
— Es sticht dein Klang mich wie ein Pfeil
Der Ohren und der Sinne Heil,
Das mir vom Himmel niederthaute

Der Ton, der auf mich niederthaute

Hinaus, zu griechischen Geländen
Das schönste Musen-Schiff zu wenden

[«]

28[11]

Arthur Schopenhauer.

Was er lehrte ist abgethan,
Was er lebte, wird bleiben stahn:
Seht ihn nur an!
Niemandem war er unterthan!

[«]

28[12]

1) Ihr Wege-lagernden Gedanken
Fleiß ehemals
Qual des Schaffens
2) nach Liebe suchend — und immer die Larve,
die verfluchte Larve finden und zerbrechen müssen!

[«]

28[13]

Die Liebe ist’s die mich mitgehen heißt,
Die heiß ersehnte!

[«]

28[14]

Schafe.

Den Adler seht! sehnsüchtig starr
blickt er hinab in den Abgrund,
in seinen Abgrund, der sich dort
in immer tiefere Tiefen ringelt!
Plötzlich, geraden Flugs,
scharfen Zugs
stürzt er auf seine Beute.
Glaubt ihr wohl, daß es Hunger ist?
Eingeweiden-Armut? —
Und auch Liebe ist es nicht
— was ist ein Lamm einem Adler!
er haß<t> die Schafe
Also stürze ich mich
abwärts, sehnsüchtig,
auf diese Lämmer-Heerden
zerreißend, blutträufend,
Hohn gegen die Gemächlichen
Wuth gegen Lämmer-Dummheit — — —

[«]

28[15]

— die Sträflinge des Reichthums
ihre Gedanken klirren gleich schweren Ketten

[«]

28[16]

sie erfanden die heilige lange Weile
und die Begierde nach Mond- und Werkeltagen

[«]

28[17]

Seid kurz: gebt mir zu rathen
oder ihr ermüdet den Stolz meines Geistes

[«]

28[18]

Hartnäckige Geister, fein und kleinlich

[«]

28[19]

kuhmüthiges Wohlwollen

[«]

28[20]

Die Bösen liebend.

Ihr fürchtet mich?
Ihr fürchtet den gespannten Bogen?

Wehe, es könnte Einer seinen Pfeil darauf legen!

Ach, meine Freunde?
Wohin ist, was man gut hieß!
Wohin sind alle „Guten“!
Wohin, wohin ist die Unschuld aller dieser Lügen!
Die einst den Menschen schauten
so sehr Gott als Bock

Der Dichter, der lügen kann
wissentlich, willentlich
Der kann allein Wahrheit reden

„Der Mensch ist böse“
so sprachen noch alle Weisesten —
mir zum Troste.

sündlich-gesund und schön
gleich buntgefleckten Raubthieren

wer gleich Katzen und Weibern
in der Wildniß heimisch ist,
und durch Fenster springt

was still starr kalt glatt macht,
was zum Bilde und zur Säule macht,
was man vor Tempeln aufstellt,
zur Schau aufstellt
　　— Tugend —?

[«]

28[21]

Der Wahrheit Freier? Sahst du ihn?
Still, starr, kalt, glatt,
Zum Bilde worden und zur Säule, aufgestellt
Vor Tempeln — sprich,

Deß gelüstet dich?
Nein, Larven suchst du
Und Regen-Bogen-Häute
Wild-Katzen-Muthwille, der durch Fenster springt,
hinaus in allen Zufalls Wildniß!
Nein, Urwald brauchst du,
deinen Honig zu schlürfen,
sündlich-gesund und schön
gleich buntgefleckten Raubthieren

[«]

28[22]

Die Weltmüden

denkendere Zeiten, zerdachtere Zeiten
als unser Heut und Gestern ist

ohne Weiber, schlecht genährt
und ihren Nabel beschauend
— des Schmutzes Holde
Übelriechende!
also erfanden sie sich die Wollust Gottes

bei bedecktem Himmel
wo man Pfeile und tödtende Gedanken
nach seinen Feinden schießt,
da verleumdeten sie die Glücklichen

sie lieben ach! und werden nicht geliebt
sie zerfleischen sich selber
weil Niemand sie umarmen will.

ihr Verzweifelnden! wie viel Muth
macht ihr denen, die euch zuschauen!

sie verlernten Fleisch essen,

mit Weiblein spielen,
— sie härmten sich über die Maaßen.

wie sicher ist dem Unstäten auch
ein Gefängniß!
wie ruhig schlafen die Seelen
eingefangner Verbrecher!
Am Gewissen leiden nur
Gewissenhafte!

[«]

28[23]

Jenseits der Zeit.

Diese Zeit ist wie ein krankes Weib
laßt sie nur schreien, rasen, schimpfen und Tisch und Teller zerbrechen.

umhergetrieben, aufgewirbelt
— auf allen Oberflächen habt ihr schon gesessen,
auf allen eiteln Spiegeln schon geschlafen
— Staub

solche macht man mit Gründen mißtrauisch
mit erhabnen Gebärden überzeugt man sie

Zurück! Ihr folgt mir zu nahe auf den Füßen!
Zurück, daß meine Wahrheit euch nicht den Kopf zertrete!

erreglich gleich greisen Völkern
an Gehirn und Schamtheilen

außer sich, dem Hunde gleich, vor Hingebung

[«]

28[24]

Es erhob sich ein Geschrei um Mitternacht
— das kam von der Wüste her

[«]

28[25]

Lob der Armut.

Den Sträflingen des Reichthums,
deren Gedanken kalt
wie Ketten klirren, gilt mein Lied

[«]

28[26]

        Oh gute Zeit, die jetzt mir blüht
        Oh feierliche große Jahreszeit —
        Vom Nord zum Süd
Die Götter-Gäste — fremd und unbekannt,
        die Namenlosen
        Ihr göttlich-königlichen Gäste
Von aller Höhe strömt mir Verkündigung
Gleich Wohlgerüchen
        Gleich ahnungsvollen Winden läuft
Vom Nord zum Süd
        Mein Herz, dem seine Festzeit blüht

Einsiedler soll nicht länger einsam sein!

Die Zeit ist nahe, die feierliche schöne große Jahreszeit,
wo meine Gäste kommen — des Jahres Mitte,
nun gleiche ich dem Liebenden
dessen Sehnsucht Stunden abzählt,
der späht und steht und sieht, unmuthig-selig,
bis er, gedrückt von engen Stuben,

sich in des Zufalls dunkle Gasse wirft
— Und wenn der Wind des Nachts an’s Fenster klopft,
Mit Blüthen-Zweigen boshaft Schläfer weckend

[«]

28[27]

6. Der Dichter — Qual des Schaffenden

Ach, Wegelagerer! Nun bin <ich> euer
Was wollt ihr, Lösegelds?
Wollt Viel — so räth mein Stolz — und redet kurz: das räth mein anderer Stolz
zu rathen lieb’ ich: leicht ermüdet’s mich

wohin meine Flucht?

Ich liege still,
ausgestreckt,
Halbtodtem gleich, dem man die Füße wärmt
— die Käfer fürchten sich vor meinem Schweigen
— ich warte

Alles heiße ich gut
Laub und Gras, Glück, Segen und Regen

[«]

28[28]

von eurem Kommen
von eurem Nahen
— sie lieben mich

Sie warten Alle — Allen sprach ich ja
von euch, ihr

[«]

28[29]

Sind die Dinge nicht gemacht
spitz für Tänzerfüße

langsam kommt, wie Trampelthiere,
Mensch und Mensch vorüber

[«]

28[30]

Hohl, Höhle, voller Nacht-Geflügel
Umsungen und umfürchtet

[«]

28[31]

Hier saß ich sehend, sehend — doch hinaus!
Die Finger spielend im zerpflückten Strauß
Und wenn die Thräne aus dem Lide quoll
Schamhaft-neugierig: ach wem galt sie wohl!

Da — — —

Hier saß ich liebend, liebend — unbewegt,
Dem See gleich, der — — —
Wer diesen Spiegel-See als Zauber sieht:
Drin eint sich Milch und Veilchen und Granit.

[«]

28[32]

1 Das rothe Blatt
Daß mir Vieles Gute nicht entschlüpft und ich undankbar scheide

2 an den Vormittag.
3 allen Gefängnissen entschlüpft (Ehe Amt 1 Ort usw.)
4 südliche Musik
5 an die Griechen (in Verhältniß zu Deutschen)
6 an die Christen (ich habe das Christenthum nicht nöthig)
7 Haß gegen die Engeländer (dagegen deutsch-russisch)
8 Sehnsucht nach einer hohen Seele
9 Honigopfer-Dank
10 gegen den Frühling (Hohn)
11 Lob des kriegerischen Geistes als mich vorbereitend
12 der ernsteste Knabe — oh daß du im Alter Kind wirst!
13 an Schopenhauer als den philosophischen Jüngling
14 an Napoleon (Corsica) wo ist der Mann von Granit?
15 Von der langen Leiter
16 Mit Jedermann leutselig, auch mit Gräsern noch
17 Humor eines, der über Alles **gesiegt** hat.
18 Hohnlied über die Oberflächlichkeit der Menschen
19 Der Verborgenste (Hohn eines ewig-unvermerkt Maskirten)
20 An den Schlaf (3 Stunden Abwartens, segnend)
21 kein Märtyrer! Dafür auch zu listig, ich entschlüpfe! (und ich habe es schlimmer gehabt als ihr Alle!)
22 der gute Europäer
23 die Mitternachts-Abreise
24 Calina braunroth, alles zu scharf in der Nähe
im höchsten Sommer. Gespenstisch (meine jetzige Gefahr!)
25 an Richard Wagner
[Z II 7a]

[«]

28[33]

„Mittags-Gedanken.“
Von
Friedrich Nietzsche.

1 An Napoleon (Corsica: wo ist der Mann von Granit?)
2 Von der längsten Leiter
3 Mit Jedermann leutselig, auch noch mit Gräsern.
4 Humor eines, der über Alles gesiegt hat.
5 Hohnlied über die Oberflächlichkeit der Menschen.
6 Der Verborgenste (Hohn über die ewig-unvermerkte Maskerade)
7 An den Schlaf (drei Stunden Abwartens. Ihn segnend)
8 Kein Märtyrer! (Dafür auch zu listig: ich entschlüpfe. Und doch habe ich’s schlimmer gehabt als Alle!
9 Die guten Europäer.
10 Die Abreise um Mitternacht.
11 Calina: meine jetzige Gefahr, im höchsten Sommer, gespenstisch, braun-roth, alles zu scharf in der Nähe
12 An Richard Wagner.
13 Das rothe Blatt (daß mir vieles Gute nicht entgehe und ich undankbar scheide!
14 An den Vormittag.
15 allen Gefängnissen entschlüpft (wie Amt, Ehe usw.)
16 An die Griechen (gegen die Deutschen)
17 Südliche Musik
18 an die Christen (ich habe euer Christenthum nicht nöthig)
19 Haß gegen die Engländer (dagegen deutsch-russisch
20 Sehnsucht nach einer hohen Seele.
21 Honig-Opfer. Große Danksagung.
22 gegen den Frühling (Hohn).
Bitte um Blindheit (an die Sonne
23 Lob des kriegerischen Geistes — mich vorbereitend.
24 Der ernsteste Knabe (d.h. daß du im Alter Kind wirst!)
25 An Schopenhauer (als an den philosophischen Jüngling).

[«]

28[34]

Dem Fleißigen neid' ich seinen Fleiß:
goldhell und gleich fließt ihm der Tag herauf
goldhell und gleich zurück,
hinab ins dunkle Meer, —
und um sein Lager blüht Vergessen, gliederlösendes.

[«]

28[35]

Des Nachts — was schlägt mir an das Fenster?

[«]

28[36]

Das Honig-Opfer.

Bringt Honig mir, eis-frischen Waben-Goldhonig!
Mit Honig opfr' ich Allem, was da schenkt,
Was gönnt, was gütig ist —: erhebt die Herzen!

[«]

28[37]

Herolds Rufe

reich an Geist
aus Nichts und Witz geschaffen

[«]

28[38]

Der du eifersüchtig des Nachts auf meinen Athem horchst
und in meine Träume schleichen möchtest

[«]

28[39]

Einst — wie fern dies Einst! und ach! süß das Wort schon
„Einst“, verirrtem Glockentone gleich,
da kam der Tag, die Pflicht, die Pflugschaar,
des Stiers Gebrüll, — — —

[«]

28[40]

Oh die ihr spielt,
Ihr Kinder im Walde, ihr lachenden,
Flieht nicht davon — nein! schützt mich,
Versteckt das gehetzte Wild,
Bleibt, hört! Denn was mich hetzt,
seit grauem Morgen durch alle Irrniß hetzt,
sind’s Jäger? Wegelagerer? sind’s Gedanken?
Nicht weiß ich’s noch,
doch Kinder sehen
und Kinderspiele — — —

[«]

28[41]

Der schönste Leib — ein Schleier nur,
In den sich schamhaft — Schönres hüllt —

[«]

28[42]

An Hafis.
Frage eins Wassertrinkers.

Die Schenke, die du dir gebaut,
  ist größer als jed<es> Haus,
Die Tränke, die du drin gebraut,
  die trinkt die Welt nicht aus.
Der Vogel, der einst Phönix war,
  der wohnt bei dir zu Gast,
Die Maus, die einen Berg gebar,
  die — bist du selber fast!
Bist Alles und Keins, bist Schenke und Wein,
  Bist Phönix, Berg und Maus,
Fällst ewiglich in dich hinein,
  Fliegst ewig aus dir hinaus —
Bist aller Höhen Versunkenheit,
  Bist aller Tiefen Schein,
Bist aller Trunkenen Trunkenheit
  — wozu, wozu dir — Wein?
    [Z II 6a]

[«]

28[43]

So sprach ein Weib voll Schüchternheit
Zu mir im Morgenschein:
„Bist schon du selig vor Nüchternheit
Wie selig wirst du — trunken sein!“

[«]

28[44]

Wer hier nicht lachen kann, soll hier nicht lesen!
Denn, lacht er nicht, faßt ihn „das böse Wesen“.

[«]

28[45]

An die deutschen Esel.

Dieser braven Engeländer
Mittelmäßige Verständer
Nehmt ihr als „Philosophie“?
Darwin neben Goethe setzen
Heißt: die Majestät verletzen —
majestatem Genii!

aller mittelmäßigen Geister
Erster — das sei ein Meister,
und vor ihm auf die Knie!
Höher ihn herauf zu setzen
Heißt — — —

[«]

28[46]

Heil euch, biedere Engländer
Eurem Darwin heil, verständ er
Euch so gut wie als sein Vieh!

Billig ehrt ihr Engeländer
Euren Darwin hoch, verständ er
Auch nicht mehr als Zucht von Vieh.

Nur — zu Goethen ihn zu setzen
Heißt die Majestät verletzen
Majestatem genii!

[«]

28[47]

Beim Anblick eines Schlafrocks.

Kam, trotz schlumpichtem Gewande,
Einst der Deutsche zu Verstande,
Weh', wie hat sich Das gewandt!
Eingeknöpft in strenge Kleider
Überließ er seinem Schneider,
Seinem Bismarck — den Verstand!

[«]

28[48]

An Richard Wagner.

Der du an jeder Fessel krankst,
Friedloser, freiheit-dürst'ger Geist,
Siegreicher stets und doch gebundener,
Verekelt mehr und mehr, zerschundener,
Bis du aus jedem Balsam Gift dir trankst —
Weh! Daß auch du am Kreuze niedersankst,
Auch du! Auch du — ein Überwundener!

Vor diesem Schauspiel steh' ich lang
Gefängniß athmend, Gram und Groll und Gruft,
Dazwischen Weihrauch-Wolken, Kirchen-Huren-Duft
Hier wird mir bang:
Die Narrenkappe werf' ich tanzend in die Luft!
Denn ich entsprang — —

[«]

28[49]

An Spinoza.

Dem „Eins in Allem“ liebend zugewandt,
Ein amor dei, selig, auf Verstand —
Die Schuhe aus! Welch dreimal heilig Land! — —
Doch unter dieser Liebe fraß
ein heimlich glimmender Rachebrand:
— am Judengott fraß Judenhaß! —
— Einsiedler, hab ich dich erkannt?

[«]

28[50]

Für falsche Freunde.

Du stahlst, dein Auge ist nicht rein —
Nur Einen Gedanken stahlst du? — Nein,
Wer darf so frech bescheiden sein!
Nimm diese Handvoll obendrein —
Nimm all mein Mein —
Und friß dich rein daran, du Schwein!

[«]

28[51]

Römischer Stoßseufzer.

Nur deutsch! Nicht teutsch! So will’s jetzt deutsche Art.
Nur was den „Babst“ betrifft, so bleibt sie — hart!

[«]

28[52]

Der „ächte Deutsche“.

„Ô peuple des meilleurs Tartuffes,

Ich bleibe dir treu, gewiß!“
— Sprach’s, und mit dem schnellsten Schiffe
Fuhr er nach Cosmopolis.

[«]

28[53]

Das neue Testament.

Dies das heiligste Gebet-
Wohl- und Wehe-Buch?
— Doch an seiner Pforte steht
Gottes Ehebruch!

[«]

28[54]

Räthsel.

Löst mir das Räthsel, das dies Wort versteckt:
„Das Weib erfindet, wenn der Mann entdeckt — —“

[«]

28[55]

Der Einsiedler spricht.

Gedanken haben? Gut! — so sind sie mein Besitz.
Doch sich Gedanken machen, — das verlernt’ ich gern!
Wer sich Gedanken macht — der ist besessen
und dienen will ich nimmer und nie.

[«]

28[56]

Entschluß.

Will weise sein, weil’s mir gefällt
Und noch nach eignem Ruf.
Ich lobe Gott, weil Gott die Welt
So dumm als möglich schuf.

Und wenn ich selber meine Bahn
So krumm als möglich lauf’ —
Der Weiseste fieng damit an,
Der Narr — hört damit auf.

[«]

28[57]

Die Welle steht nicht still,
Nacht liebt lichten Tag —
Schön klingt das Wort „ich will“
Schöner noch „ich mag!“

Alle ewigen Quell-Bronnen
Quellen ewig hinan:
Gott selbst — hat er ja begonnen?
Gott selbst — fängt er immer an?

[«]

28[58]

Der Wanderer.

Es geht ein Wandrer durch die Nacht
Mit gutem Schritt;
Und krummes Thal und lange Höhn —

Er nimmt sie mit.
Die Nacht ist schön —
Er schreitet zu und steht nicht still,
Weiß nicht, wohin sein Weg noch will.

Da singt ein Vogel durch die Nacht:
„Ach Vogel, was hast du gemacht!
Was hemmst du meinen Sinn und Fuß
Und gießest süßen Herz-Verdruß
In’s Ohr mir, daß ich stehen muß
Und lauschen muß — —
Was lockst du mich mit Ton und Gruß?“ —

Der gute Vogel schweigt und spricht:
„Nein, Wandrer, nein! Dich lock’ ich nicht
Mit dem Getön —
Ein Weibchen lock’ ich von den Höhn —
Was geht’s dich an?
Allein ist mir die Nacht nicht schön.
Was geht’s dich an? Denn du sollst gehn
Und nimmer, nimmer stille stehn!
Was stehst du noch?
Was that mein Flötenlied dir an,
Du Wandersmann?“

Der gute Vogel schwieg und sann:
„Was that mein Flötenlied ihm an?
Was steht er noch? —
Der arme, arme Wandersmann!“

[«]

28[59]

Im deutschen November.

Dies ist der Herbst: der — bricht dir noch das Herz!

Fliege fort! fliege fort! —
Die Sonne schleicht zum Berg
Und steigt und steigt
und ruht bei jedem Schritt.

Was ward die Welt so welk!
Auf müd gespannten Fäden spielt
Der Wind sein Lied.
Die Hoffnung floh —
Er klagt ihr nach.

Dies ist der Herbst: der — bricht dir noch das Herz.
Fliege fort! fliege fort!
Oh Frucht des Baums,
Du zitterst, fällst?
Welch ein Geheimniß lehrte dich
Die Nacht,
Daß eis'ger Schauder deine Wange,
Die Purpur-Wange deckt? —

Du schweigst, antwortest nicht?
Wer redet noch? — —

Dies ist der Herbst: der — bricht dir noch das Herz.
Fliege fort! fliege fort! —
„Ich bin nicht schön
— so spricht die Sternenblume —
Doch Menschen lieb' ich
Und Menschen tröst' ich —
sie sollen jetzt noch Blumen sehn,
nach mir sich bücken
ach! und mich brechen —
in ihrem Auge glänzet dann
Erinnerung auf,
Erinnerung an Schöneres als ich: —
— ich seh's, ich seh's — und sterbe so." —

Dies ist der Herbst: der — bricht dir noch das Herz!

Fliege fort! fliege fort!

[«]

28[60]

Am Gletscher.

Um Mittag, wenn zuerst
Der Sommer in's Gebirge steigt,
Der Knabe mit den müden, heißen Augen:
Da spricht er auch,
Doch sehen wir sein Sprechen nur.
Sein Athem quillt wie eines Kranken Athem quillt
In Fieber-Nacht.
Es geben Eisgebirg und Tann' und Quell
Ihm Antwort auch,
Doch sehen wir die Antwort nur.
Denn schneller springt vom Fels herab
Der Sturzbach wie zum Gruß
Und steht, als weiße Säule zitternd,
Sehnsüchtig da.
Und dunkler noch und treuer blickt die Tanne,
Als sonst sie blickt
Und zwischen Eis und todtem Graugestein
Bricht plötzlich Leuchten aus — —
Solch Leuchten sah ich schon: das deutet mir's. —

Auch todten Mannes Auge
Wird wohl noch Ein Mal licht,
Wenn harmvoll ihn sein Kind
Umschlingt und hält und küßt:
Noch Ein Mal quillt da wohl zurück
Des Lichtes Flamme, glühend spricht
Des Todten Auge: „Kind!
Ach Kind, du weißt, ich liebe dich!" —
Und glühend redet Alles — Eisgebirg

Und Bach und Tann —
Mit Blicken hier das selbe Wort:
„Wir lieben dich!
Ach Kind, du weißt, wir lieben, lieben dich!“

Und er,
Der Knabe mit den müden heißen Augen,
Er küßt sie harmvoll,
Inbrünst’ger stets,
Und will nicht gehn;
Er bläst sein Wort wie Schleier nur
Von seinem Mund,
Sein schlimmes Wort
„mein Gruß ist Abschied,
mein Kommen Gehen,
ich sterbe jung.“

Da horcht es rings
Und athmet kaum:
Kein Vogel singt.
Da überläuft
Es schaudernd, wie
Ein Glitzern, das Gebirg.
Da denkt es rings —
Und schweigt — —

Um Mittag war’s,
Um Mittag, wenn zuerst
Der Sommer ins Gebirge steigt,
Der Knabe mit den müden heißen Augen.

[«]

28[61]

„Der Wanderer und sein Schatten.“

Ein Buch

Nicht mehr zurück? Und nicht hinan?
Auch für die Gemse keine Bahn?

So wart' ich hier und fasse fest,
Was Aug' und Hand mich fassen läßt!

Fünf Fuß breit Erde, Morgenroth,
und unter mir — Welt, Mensch und Tod!

[«]

28[62]

Yorick als Zigeuner.

Dort der Galgen, hier die Stricke
und des Henkers rother Bart,
Volk herum und gift'ge Blicke —
Nichts ist neu dran meiner Art!
Kenne dies aus hundert Gängen,
Schrei's euch lachend in's Gesicht:
Unnütz, unnütz, mich zu hängen!
Sterben? Sterben kann ich nicht!

Bettler ihr! Denn euch zum Neide,
ward mir, was ihr — nie erwerbt:
Zwar ich leide, zwar ich leide —
Aber ihr — ihr sterbt, ihr sterbt!
Auch nach hundert Todesgängen
Bin ich Athem, Dunst und Licht —
Unnütz, unnütz, mich zu hängen!
Sterben? Sterben kann ich nicht!

Einst erklang, in Spaniens Ferne
Mir das Lied zum Klapperblech,
Trübe blickte die Laterne,
Hell der Sänger, froh und frech.

Froh gedacht' ich meiner bösen
Feinde da mit sel'gem Hohn:
Kann ein Fluch euch nicht erlösen,
Thut's ein heller Freuden-Ton.

[«]

28[63]

Yorick-Columbus.

Freundin! sprach Columbus, traue
Keinem Genueser mehr!
Immer starrt er in das Blaue —
Fernstes lockt ihn allzusehr!
Fremdestes ist nun mir theuer!
Genua — das sank, das schwand —
Herz, bleib kalt! Hand halt das Steuer!
Vor mir Meer — und Land? — und Land?
Dorthin will ich — und ich traue
Mir fortan und meinem Griff.
Offen ist das Meer, ins Blaue
Treibt mein Genueser Schiff.
Alles wird mir neu und neuer,
Weit hinaus glänzt Raum und Zeit —
Und das schönste Ungeheuer
Lacht mir zu: die Ewigkeit

[«]

28[64]

Der Freigeist.

Abschied
„Die Krähen schrei'n
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:

Bald wird es schnei’n —
Wohl dem, der jetzt noch — Heimat hat!
Nun stehst du starr,
Schaust rückwärts ach! wie lange schon!
Was bist du Narr
Vor Winters in die Welt — entflohn?
Die Welt — ein Thor
Zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer Das verlor,
Was du verlorst, macht nirgends Halt.
Nun stehst du bleich,
Zur Winter-Wanderschaft verflucht,
Dem Rauche gleich,
Der stets nach kältern Himmeln sucht.
Flieg’, Vogel, schnarr’
Dein Lied im Wüsten-Vogel-Ton! —
Versteck’, du Narr,
Dein blutend Herz in Eis und Hohn!
Die Krähen schrei’n
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnei’n,
Weh dem, der keine Heimat hat!“
Antwort.
Daß Gott erbarm’!
Der meint, ich sehnte mich zurück
In’s deutsche Warm,
In’s dumpfe deutsche Stuben-Glück!
Mein Freund, was hier
Mich hemmt und hält ist dein Verstand,
Mitleid mit dir!
Mitleid mit deutschem Quer-Verstand!

[«]

28[65]

Dich lieb’ ich, Gräbergrotte!

Dich, Marmor-Lügnerei!
Ihr macht zum freisten Spotte
Mir stets die Seele frei.
Nur heute steh' ich, weine,
Lass' meinen Thränen Lauf
Vor dir, <du> Bild im Steine,
Vor dir, du Wort darauf!

Und — Niemand braucht's zu wissen —
Dies Bild — ich küßt' es schon.
Es giebt so viel zu küssen:
Seit wann küßt man denn — Thon!
Wer Das zu deuten wüßte!
Wie! Ich ein Grabstein-Narr!
Denn, ich gesteh's, ich küßte
Das lange Wort sogar.

[«]

28[66]

2.

Freund Yorick, Muth!
Und wenn dich dein Gedanke quält,
Wie jetzt er thut,
Heiß' Das nicht — „Gott“! Denn, weit gefehlt,
Es ist ja nur dein eigen Kind,
Dein Fleisch und Blut,
was dich da drangsalirt und quält,
Dein kleiner Schelm und Thu-nicht-gut!
— Sieh zu, wie ihm die Ruthe thut!

Und kurz, Freund Yorick! laß die düstre
Philosophie — und daß ich hier
Noch einen Spruch als Medizin
Und Haus-Recept ins Ohr dir flüstre

— mein Mittel gegen solchen spleen —:
„Wer seinen ‚Gott‘ liebt, züchtigt ihn.“

[«]

28[67]

Dort der Galgen, hier die Stricke,
Henker hier, und Henkers Art,
Rothe Nasen gift’ge Blicke —
Und des Priesters Würden-Bart:
Kenne euch aus hundert Gängen —
Spei’ euch gerne in’s Gesicht —
Wozu hängen?
Sterben? Sterben — lernt’ ich nicht.

Bettler ihr! Denn, euch zum Neide
Mir ward, was ihr — nie erwerbt.
Zwar ich leide, zwar ich leide
Aber ihr — ihr sterbt, ihr sterbt!
Auch nach hundert Todesgängen
Find’ ich mich zurück zum Licht —
Wozu hängen?
Sterben? Sterben — lernt’ ich nicht.

Also klang, in Spaniens Ferne,
Mir das Lied zum Klapper-Blech.
Düster blickte die Laterne,
Hell der Sänger, froh und frech.
Wie ich horchend in die Tiefe
Meiner tiefsten Wasser sank,
Dünkte mich’s, ich schliefe, schliefe
Ewig heil und ewig krank.

[«]

[29 = N VI 9. Herbst–Anfang 1885]

29[1]

Solche macht man mit Gründen mißtrauisch; aber mit erhabenen Gebärden überzeugt man sie.

— erreglich gleich greisen Völkern an Gehirn und Schamtheilen

— was geht mich euer Glaube an, an dessen Thür der Ehebruch Gottes steht!

— ihr folgt mir zu nahe auf dem Fuße: seht euch vor, daß ich euch nicht einmal den Kopf eintrete!

— geraden Flugs und Zugs, gleich stoßenden Adlern

— euer Paradies ist „unter dem Schatten der Schwerter“

— sehnsüchtig starr blickt er in den Abgrund — den Abgrund, der sich hinab in immer tiefere Tiefen ringelt.

— wie sicher ist dem Unstäten auch ein Gefängniß! Wie seelenruhig schlafen doch die Verbrecher!

— ich lache zu bald wieder: ein Feind hat wenig bei mir gutzumachen.

— bei bedecktem Himmel, wenn man Pfeile und tödtende Gedanken nach seinen Feinden schießt.

— denkendere Zeiten, zerdachtere Zeiten, als unser Heut und Gestern ist

— diese Zeit ist wie ein krankes Weib: laßt sie nur schrein, schimpfen, rasen und Tisch und Teller zerbrechen!

— in fernsten und kältesten Gedanken umgehend, wie ein Gespenst auf Gletschern

— ohne Weiber, schlecht genährt und ihren Nabel beschauend: also erfanden sie sich die Wollust Gottes.

— „der Mensch ist böse“: so sprachen noch alle Weisesten, mir zum Troste.

— sinnlich-gesund und schön, gleich buntgefleckten Raubthieren

— einem Winde bin ich gleich, der alle Himmel hell und alle Meere brausen macht.

— umhergetrieben, aufgewirbelt, ihr Reisenden, auf allen Oberflächen habt ihr einmal geschlafen, ihr, Staub auf allen Fensterscheiben und eitlen Spiegeln!

— das Unglück schweigt: und wer von seinem Unglück erst singen kann, der flog auch über sein Unglück weg.

— seid kurz, gebt mir zu rathen: oder ihr ermüdet meinen Stolz des Geistes.

— sie erfanden die heilige längste Langeweile und die Begierde nach Montagen und Werkeltagen.

— hier drehen sich furchtbare Dinge: schon gelüstet den Schwindelnden, sich in den Abgrund der Zukunft zu stürzen.

— die Sträflinge des Reichthums: ihre Gedanken klirren gleich kalten Ketten.

— Hartnäckige Geister, fein und kleinlich

— Das ist der Hang der Kleinen: sie möchten das Große herabziehn, herabschmeicheln.

— außer sich, dem Hunde gleich, vor Hingebung

— ach, sie fallen zurück in die großen Worte und die schwachen Thaten: ach, sie heißen sich wieder Tugendhafte!

— sie lieben, ach! und werden nicht geliebt! sie zerfleischen sich selber, weil Niemand sie umarmen will.

— du bist zu reich, du verdirbst zu Viele: denn du machst zu Viele neidisch!

— es steht schlimm: mancher meinte zu lügen und traf da erst die Wahrheit.

— ihr Verzweifelnden! Wie viel Muth macht ihr denen, die euch zuschauen!

— gleich Katzen und Weibern in der Wildniß heim sein und durch Fenster springen.

— sie haben sich ihren Gott und ihre Welt aus Nichts geschaffen: was wunders, daß —

— ihr sagtet nicht genug. Wie? Es ist Alles Schein? Es ist alles Lüge! Wie? Es ist alles Leiden und Untergang? Es ist alles Leiden- und Untergehen-Machen!

— habt ihr ihn schon erfunden, den häßlichsten Menschen? Ohne Gott, Güte, Geist —

— Ach, meine Freunde! Wohin ist das Gute und die Guten! Wohin ist die Unschuld dieser Lügen!

— die einst den Menschen schauten, so sehr Gott als Bock

— Wie! Tugend ist das, was still starr, kalt, glatt, was zum Bilde und zur Säule macht? Was sich an Tempeln zur Schau aufstellt?

— ihr fürchtet den gespannten Bogen: wehe, es könnte Einer einen Pfeil darauf legen.

— Wer nicht lügen kann, wissentlich und willentlich, wie sollte der je lernen, Wahrheit reden!

— er härmt sich über die Maaßen und nährt sich kümmerlich; er verlernte Fleisch essen und mit artigen Weiblein spielen.

— ungeschickt und scheu gleich einem Tiger nach mißrathenem Sprunge

Mensch — ein langer Strick; und ihr wollt mich überreden, ich sei der Knoten, der hinein geknüpft ist? (Zarathustra lachend.)

im Traume einen schlafenden Hund wecken: beide fahren sich an wie Todfeinde — und doch sind beide nur Erschrockene!

bringt Honig heran, eisfrischen Waben-Goldhonig! Mit Honig opfr' ich allem, was schenkt, was gönnt, was gütig ist — erhebt die Herzen!

dem Fleißigen neid' ich seinen Fleiß: goldhell und gleich fließt ihm der Tag herauf — und fern hinaus in dämmernde Ewigkeiten.

Einst — ach, wie fern dies Einst! wie süß, verirrten Glockenschlägen gleich im Walde, wie süß das Wort schon!

mit fliegenden Dolchen geschrieben — „Von alten und neuen Tafeln“

— „Kuhmüthiges Wohlwollen“

— der Tag klingt ab

— Distelköpfe, Tüftel-Tröpfe

— Särge und Sägespähne

— gleich überschnellen Spinnenaffen —

schnell hinein, schnell hinaus, wie bei einem Kaltwasserbade

Es ist Zeit und Überzeit, daß ich aufbreche

Schwindhunde rings um mich und schmächtiges Gezücht

[«]

29[2]

Paul Grundprincipien der Sprachwissenschaft
Sanders
Leuthold, Rückert, Hebbel
Keller, altdeutsche Dichter (Leihb<ibliothek> Antiqu<ariat>)
Englische Lyriker?

[«]

29[3]

Angesichts eines Menschen, der uns fremd ist, gehen uns die Fragen durch den Kopf: wer ist er? was will er? was kann er? — und je nach den Antworten, die wir auf diese Fragen gewinnen, bestimmen wir den Werth dieses Menschen. Sind wir selber unabhängig, einflußreich, mächtig, so bestimmen wir dabei sofort seinen Werth als Werth für uns: sind wir abhängig und irgend einer Heerde und Gemeinschaft eingeordnet, so bedeutet unsere Frage nach seinem Werth: welchen Werth hat er für uns, d.h. die Heerde?

[«]

29[4]

(Es fehlt mir 1) Köchin
2) Musiker
3) Vorleser
4) eine Art Ceremonienmeister)

Wahrscheinlichkeit des Erfolgs: Pyramidenhaft. Breite Anlage meines Lebens. Benutzung der Mißerfolge

Als erster Erfolg: Köselitz (mein Geschmack) — als zweiter (moralischer Effekt) Stein.

Finanzen: bei Overbeck
in Naumburg
bei Schmeitzner.

Was haben wir erreicht? **festgestellt**?

1) meine Wohnorte
  a) dem Engadin verdanke ich Leben,
  Zarathustra
  b) Nizza verdanke ich die Beendigung des Zarathustra
  c) beide Orte gehören gut zu meiner Aufgabe: Nizza als kosmopolitisch, Sils als hochgebirgig

(Beide sollen zu dem Eindruck von mir beitragen. —)
Grundsätzlich — nicht in Deutschland leben, weil Europäische Mission.

— nicht unter Universitäten —

— meine Vorgänger: Schopenhauer und Richard Wagner bewähren sich als europäische Bewegungen.

Vielleicht möglich an beiden Orten eine Art Lehr-Thätigkeit.

Was bleibt zu erfinden zunächst?
Verborgenheit. Erholungs-Orte. Calmirende Mittel.

[«]

29[5]

An die höheren Menschen.

Herolds-Rufe
von
Friedrich Nietzsche.

[«]

29[6]

Jede Tugend hat ihre Kehrseiten und Einbußen

[«]

29[7]

zu lehren:
1) Isolation
2) gegen die Politik-Macherei
3) Wille der Erd-Regierung
4) nicht sich mit den Gutmüthigen und nicht mit den Selbst-Gerechten zu verwechseln

5) nationen-verbindend
6) gegen die Mächtigen und Reichen falls sie den Glauben an die höheren Menschen erschüttert haben — so wie die Kirche den Glauben an die Heiligen
7) gegen den Gott als Motiv der Ergebung und des Nachlassens
8) die höchsten Typen am meisten mißrathen

Tod aller Unvergänglichen.
Kraft, Wildheit, Energie, keine Milde
Gluth, Drama

[«]

29[8]

Das Alleinsein mit einem großen Gedanken ist unerträglich.

Plan. Ich suche und rufe Menschen denen ich diesen Gedanken mittheilen darf, die nicht daran zu Grunde gehen.

Begriff des höheren Menschen: wer am Menschen leidet und nicht nur an sich, wer nicht anders kann als an sich auch nur „den Menschen“ schaffen

— gegen alles genüßliche Beiseitegehen und Schwärmen der Mystiker.
— gegen die „Arrangirten“.
— wir Mißrathenen! Höchster Typus! uns zu erlösen ist „den Menschen selber“ erlösen: das ist unser „Egoismus“!

4. Zarathustra. Dies sind die Lieder Zarathustras, welche er sich selber zusang, daß er seine letzte Einsamkeit ertrüge:

[«]

29[9]

Ihr habt mich mit Ketten gebunden: aber selbst meine Henker sollen noch meine Jünger werden.

[«]

29[10]

sie sind schlecht gegen mich — aber deshalb will ich sie nicht verlassen; sie denken klein von mir: so will ich zusehn, wie ich sie selber vergrößere.

[«]

29[11]

— die Wellen steigen höher und höher: bald wird mein Nachen nicht mehr im Trocknen sitzen
— der auch Eseln Flügel giebt und Löwinnen melkt
— zur Stunde, wo Mittag auf den Fluren ruht: kein Hirt bläst da die Flöte
— Lieder des unbekannten Gottes
— entwölktes Schweigen (Alpenglühn) (Einsiedler)
— süßliche Hunde

[«]

29[12]

1. Herolds-Rufe.
2. Am großen Mittage.
3. Heuchelei der Guten.
4. Die Gelobenden.

[«]

29[13]

Von der Heuchelei der Guten.

1) Motive: ihr führt mich zum Gericht — ich aber mache euch zu meinen Aposteln und dem Esel gebe ich Flügel
2) Lieder der Höhe, allen Zukünftigen geweiht. Entwölktes Schweigen
3) ich nehme euch in den Arm — ach, ich sehe die epileptische Zuckung des eigenen Kindes
4) wo bleibt ihr? — da füllt es sich um mich mit Krüppeln

5) alle Zukunft kämpft unerlöst in mir und euch — wie sollten wir nicht mißgeformt sein!
6) an die Frommen. Sie fühlen das höhere Band der Ereignisse und die absolute Bedeutung der Person und sich als mißrathen. — Wenn alle Dinge ein fatum sind, so bin ich auch allen Dingen fatum.

[«]

29[14]

(4)

Das Honig-Opfer.

Besuch — Versuchungen (und Anzeichen) Riecht das nahende Elend
der Dichter
der besessene Jüngling
der König (der Staatsmann „Bauer“)
der Narr der großen Stadt
das Weib (sucht den Mann —)
der Wahrsager

{ Sendet die Thiere auf Kundschaft.
Die siebente Einsamkeit.

Der Heilige „noch Ein Mal?“ Entschluß.

Löwe und Taubenschwarm.

Die Botschaft.

Abschied von der Höhle: Losreißung aus der Einsamkeit. Ewige Wiederkehr jedes guten Dings.

[«]

29[15]

der sterbende Zarathustra hält die Erde umarmt. — Und obgleich es Niemand ihnen gesagt hatte, wußten sie alle, daß Zarathustra todt war.

[«]

29[16]

An diesen alten Völkern ist nichts zu halten — sie mögen sich gegen einander stemmen und sträuben: von unten herauf sind sie gleich d.h. sie sind jetzt alle des Pöbels.

Sprache und Zeitungen —

[«]

29[17]

1 Ausnützung, der Vielen durch die Besten
2 Die Einsiedler zerfallen in Cyniker und Stoiker
— worin ihr Verbrauch an Kraft
ihr Mangel an Kraft
3 unsere Gegner die Lehrer der absoluten Moral.

[«]

29[18]

die Ehrfurcht vor Gott ist die Ehrfurcht vor dem Zusammenhang aller Dinge und Überzeugung von höheren Wesen als der Mensch ist.

Götter bilden —

nach Göttern sich und Andere bilden —

Der Künstler ist Götter-Bildner (er liest das Gelungene aus, unterstreicht es usw.)

[«]

29[19]

Zarathustra sagt seinen Thieren „wir müssen uns für Gäste bereit machen“.

[«]

29[20]

Der Instinkt in moralischen Dingen bedarf wie in künstlerischen des feinsten ausgebildeten auswählenden Geschmacks. Die meisten menschlichen Handlungen sind „nicht zum Ansehen“ für mich.

[«]

29[21]

Zarathustra zuerst von den Mißrathenen eingeladen — er weist sie ab „ihr wollt nicht mit mir feiern sondern euch durch mich retten.

Endlich kommen seine „Glückseligen“

[«]

29[22]

„Wer liebt mich noch“ — ein erfrierender Geist
Ein Epileptischer
Ein Dichter
Ein König

[«]

29[23]

Zarathustras tiefe Geduld und Zuversicht, daß die Zeit kommt.
Die Gäste: der Wahrsager verbreitet schwarzen Pessimismus.
die Milde gegen die Verbrecher (wie bei der fr<anzösischen> Revolut<ion>)
Die Zeichen: die brennende große Stadt
Versuchungen zur Rückkehr **vor** der **Zeit** — durch Erregung von **Mitleid**.
Nachricht vom Untergang der Insel
Endlich: ich will es erst noch erfragen, ob sie leben
— sendet den Adler aus —
Herolds-Rufe an die Einsamen

Doppelte Reihe der Zeichen
1) vom Verfall der Menschen
2) vom Vorhandensein großer Einzelner
Mit euch kann ich nicht Herr werden.

[«]

29[24]

Der Wanderer (Wißbegierige)
Der König.
Der Wahrsager.
Der Jüngling vom Berge.
Der Narr der großen Stadt.
Der Heilige (zuletzt).
Die Kinderschaar.
Der Dichter

[«]

29[25]

Gegensatz darzustellen zwischen den Mißrathenen (Vereinsamten) und dem zusammen erwachsenen ausgewählten „Volke“

[«]

29[26]

Zarathustra: ich bin so übervoll des Glückes und habe Niemanden, dem ich abgeben, und nicht einmal den, dem ich danken könnte. So laßt mich euch, meinen Thieren, Dank darbringen.

1. 1. Zarathustra seinen Thieren dankend und sie auf Gäste vorbereitend. Heimliche Geduld des Wartenden und tiefe Zuversicht auf seine Freunde.

2 — 9. 2. Die Gäste als Versuchungen, die Einsamkeit aufzugeben: ich bin nicht gekommen, den Leidenden zu helfen usw. (franz<ösische> Malerei)
3. der Einsiedler-Heilige Fromme.
10 — 14. 4. Zarathustra sendet seine Thiere aus auf Kundschaft. Allein, ohne Gebet, — und ohne die Thiere.
Höchste Spannung!
15. 5. „sie kommen!“ Als der Adler und die Schlange reden, kommt der Löwe hinzu — er weint!
16. Abschied für immer von der Höhle. (Eine Art Festzug!) Er geht mit den 4 Thieren entgegen, bis zur Stadt - - -

[«]

29[27]

Zögern der Jünger. „Wir halten es schon mit dieser Lehre aus, aber die Vielen werden wir damit zerstören?“

Zarathustra lacht: „ihr sollt der Hammer sein, ich gab euch den Hammer in die Hand

[«]

29[28]

Alle Tugend ist erworbene Tugend, es giebt keine zufällige Tugend. Von Vätern her angesammelt —

[«]

29[29]

Das Problem der Einsamkeit mit und ohne Gott — dies Beten, Danken, Lieben verschwendet ins Leere

[«]

29[30]

der Wahrsager: ich entdeckte die geheime Müdigkeit aller Seelen, den Unglauben, Nichtglauben — scheinbar lassen sie sich's gut gehen — sie sind müde. Sie glauben alle nicht an ihre Werthe.

Und auch du, Zarathustra! Es genügte ein kleiner Blitz, dich zu zerbrechen!

Gut, aber da bleiben — — —

[«]

29[31]

sprach alles noch Ein Mal (wiederkehrend wie das **Medusen-Haupt**

[«]

29[32]

Erste Scene. Zarathustra ist thöricht mit seinen Thieren, bringt das Honig-Opfer, vergleicht sich mit der Pinie, dankt auch seinem Unglück, lacht über seinen weißen Bart

Überrascht vom Wahrsager
Gründe der großen Müdigkeit

Evangelium der Leidenden, bisher ihre Zeit.

Gleichheit.

Heuchelei.

[«]

29[33]

Zarathustra 5: volle Anerkennung des Menschlichen in Betreff der sichtbaren Welt — Abweisung der idealistischen Philosophie und Erklärung aus Sattheit, Widerwillen am Menschen. — Die „Falschheit“ in den Dingen zu erklären als Resultat unserer schaffenden Kraft!

[«]

29[34]

„Für euch Glück und Knechtschaft!“

[«]

29[35]

Unbewußt-Schaffendes und Künstlerisches in der Welt der Erscheinungen auch bewußt

Unbewußte Lügner

Die ganze unbewußte Seite unserer Moralität, z.B. unsere unbewußte Heuchelei

[«]

29[36]

Veredelung — Veradelung.

[«]

29[37]

Ob die Macht bei den Vielen oder bei den Wenigen sei, das Gefühl so oder so bestimmt eine oligarchische oder ochlokratische Form.

[«]

29[38]

trockne ausgetrunkene Seelen

[«]

29[39]

die 2 Könige mit dem Esel
Pöbel, der nicht zu verehren lernt

der froheste Mann — Wahrsager Verdüsterung
der große ganze Mensch — das kranke Genie
der Pöbel-feind — 2 Könige
der Schöne-Vornehme — Arzt, Entartung und Schwäche
der Nicht-Heuchler — Büsser des Geistes Verlogenheit
die zitternden Leiber
Schaar der Hülfeflehenden
„Hört jetzt das Genie!“
Zarathustra voll Ekel schweigt.
die Seele der Trompeter
die Heuchler des Glücks

[«]

29[40]

Die neue Aufklärung.
Eine Vorbereitung
zur Philosophie der ewigen Wiederkunft.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

29[41]

die Macht ist böse: wir sind nicht groß genug auch zu ihrem Bösen.

Der Schaffende ist ein Vernichter: wir sind nicht groß genug zum Schaffen und Vernichten.

[«]

29[42]

Kleines Gutmachen großen Mißrathens.

[«]

29[43]

oh Zarathustra, du bist der Erste und Einzige dem das Schicksal des Menschen am Herzen liegt: wir wissen schon, wer du bist. Ehemals nahmen es darin auch die Schwersten leicht: siehe, sprachen sie, das geht über unser Vermögen und Vorhersehen, da mag Gott selber zusehen

Du aber sprichst: „Vermögen? Vorhersehen? Was geht mich’s an! Versuchen wir’s! Alles hängt hier am Vorherthun!“

[«]

29[44]

Daß auch Andere sorgen **lernen** für des Menschen Zukunft, daß sie stumm bleiben, das Gewinsel los werden über uns und den Nachbarn und das Heute und bei all der Noth

[«]

29[45]

Du wartest daß dir Arme und Beine und Werkzeuge wachsen deines Werkes — daß dir Kinder wachsen und Erben

[«]

29[46]

Aber ich sollte besser sagen: dein gutes Gewissen, nämlich dein Rest von Redlichkeit. Ein kleiner Rest wohl, denn du bist ein Falschmünzer schon

[«]

29[47]

Und wer einen Namen dafür will, der mag es heißen: „die Versuchung Zarathustra’s“.

(Schluß)

[«]

29[48]

Das Beste habe ich nicht mit ihnen gemein.

[«]

29[49]

Auch noch in dieser Demuth ist ein Korn Kunst und Heuchlerei; aber das was ich sehe, was ich mit allen Sinnen rieche — du hast an dir selber Ekel.

Du bist deiner selber satt und müde.

[«]

29[50]

Der wilde Jäger.

Du Nachtwind in den Schluchten, was sprichst du?

[«]

29[51]

Zum Papst: du hast schöne Hände. Die Hände eines Solchen, der viel Segen ausgetheilt hat.

Zarathustra zu seinen Gästen — ihr werdet in die Höhe gedrückt, zu mir; das Volk sagt „ihr steigt“

der gute Europäer „ich habe alle Verbrechen begangen. Ich liebe die gefährlichsten Gedanken und die gefährlichsten Weiber.

Der Papst: ihr verkennt mich: ich darf aufgeklärter als ihr sein. Lieber ihn in der Gestalt verehren als in gar keiner Gestalt!

Der welcher sprach: „Gott ist ein Geist“ — der machte bisher den größten Schritt und Sprung zum Unglauben; solch Wort ist auf Erden nicht leicht wieder gut zu machen.

Zarathustra zum freiwilligen Bettler: „du hast gewißlich irgend einen Überfluß: gieb mir davon ab!“

Daran erkenne ich Zarathustra.

— Willst du von meinem Überflusse an Ekel?

— sie tanzen wohl zum Besten der Armen, es ist jede Scham vor dem Unglücke dahin

— Der Gewissenhafte

Dicht neben dem Blutegel beginnt meine Unwissenheit: aber ich verlernte, mich deshalb zu schämen.

[«]

29[52]

Höherer Mensch

im Zeitalter, wo die Zufriedenheit des Pöbels herrscht, ist der Ekel das Abzeichen der höheren Menschen

[«]

29[53]

Und wenn ich einmal mit Wölfen heulen muß, so heule ich besser als ein Wolf.

[«]

29[54]

Wer ein einziges Erlebniß wieder haben will, muß alle sich wieder wünschen.

[«]

29[55]

Ich bin ein Worte-macher: was liegt an Worten! was liegt an mir!

[«]

29[56]

Thut gleich mir: so lernt ihr, was ich lernte: nur der Thäter lernt.

Stellt euch auf den Markt, daß ihr lernt, was Pöbel und Pöbel-Lärm ist: bald soll euch Hören und Sehen vergehn.

was um mich wohnt, das wohnt sich bald auch ein.

Hat euch einmal eine Tugend überredet und überwunden: so wißt und zürnt nicht darob: all das Schlimme in euch will seine Rache dafür haben: —

Am härtesten nämlich, ihr höheren Menschen, werdet ihr immer für eure Tugend bestraft.

[«]

29[57]

W<anderer>

Das Heimweh, nicht nach einem Heim, nicht nach einem Vaterhause und Vaterlande, denn ich hatte Beides nicht: sondern das Weh darob, daß ich kein Heim habe.

[«]

29[58]

ihr seid heute die höheren Menschen, der Fromme, dem sein Gott starb, der Übergütige in der Zeit des Pöbels, der Wanderer ohne Ziel und Heim-Kehr, der Wissende und Gewissenhafte, der entzauberte Zauberer, der an sich selber zerbricht, der gepurpurte König, der Null ist und Zehn bedeutet

ihr gepurpurten Könige, die ihr Nullen seid und Zehn bedeutet, ihr Gewissenhaften des Geistes — — —

Auch ohne Geld, oh Zarathustra, auch ohne Geld! Nichts macht häßlicher als kein Geld haben!

Seien wir allesammt froh und guter Dinge: und was Gott betrifft, ihr höheren Menschen, so mag ihn — der Teufel holen!

[«]

29[59]

Wenn den Einsamen die große Furcht anfällt, wenn er läuft und läuft, und nicht weiß wohin?

wenn schlimme Stürme brüllen, wenn der Blitz gegen ihn zeugt, wenn seine Höhle ihn mit Gespenstern fürchten macht —

Den Dichterlingen und Faulthieren sei's gesagt: wer nichts zu schaffen hat, dem macht ein Nichts zu schaffen.

[«]

29[60]

Die letzte Sünde

[«]

29[61]

das Frohlocken dieser höheren Menschen kam ihm wie ein Thauwind: seine Härte schmolz. Sein Herz zitterte bis in die Wurzel

[«]

29[62]

Hier kreist die Zukunft, hier klafft der Abgrund, hier kläfft der Höllenhund, hier schwindelt dem Weisesten.

[«]

29[63]

Das Honig-Opfer.
Der Wahrsager.
Der Dichter.
Die Könige.
Der Heilige.

Die siebente Einsamkeit.
Unter neuen Thieren.
Die Botschaft der Glückseligen.
Abschied von der Höhle.

[«]

29[64]

— Und wieder liefen Monde und Jahre dahin, und Zarathustras Haar wurde weiß, aber Zarathustra saß an seiner Höhle, sah hinaus, achtete der Zeit nicht. Die Welt hatte Zarathustra’s vergessen: hatte er auch der Welt vergessen?

Kommt mir nicht zu nahe, wenn ihr euch an mir wärmen wollt — ihr möchtet euch sonst die Herzen versengen. Ich bin überheiß und zwinge mit Mühe meine Flammen, daß sie mir nicht aus dem Leibe brechen.

Man hat dir die Pfoten gebunden: nun kannst du nicht kratzen, du Kratz-Katze!

mit durstigen ausgedörrten Schwertern, welche zu lange an der Wand glänzten und — — —
mit Schwertern, gleich rothgefleckten Schlangen

[«]

29[65]

1. Die Geburt der Tragödie.
2. Unzeitgemässe Betrachtungen.
3. Menschliches, Allzumenschliches.
4. Der Wanderer und sein Schatten.
5. Morgenröthe.
6. Die fröhliche Wissenschaft.
7. Also sprach Zarathustra.
8. Dionysos oder: die heiligen Orgien

[«]

29[66]

Mittag und Ewigkeit.

Von
Friedrich Nietzsche.

Zweiter Theil:
die Herolds-Rufe.

Mittag und Ewigkeit.

Von
Friedrich Nietzsche.

Dritter Theil:
der Namenlose segnet.

[«]

29[67]

von Ouwaroff, Nonnos von Panopolis der Dichter.
Letourneau physiologie des passions (in der biblioth<èque> des sciences contemporaines)
Amiel journal intime tom. II Mém<oires> I Viel Castel
Guyau, esquisse d’une morale (Paris Alcan)
Wellhausen, Skizzen I/Berlin Reimer 1884
Adolf Schöll, Goethe
„ Ges. Aufsätze z<ur> Klass. Litt. (Berlin, Hertz)
Gozzi Casanova Goldoni De Brosses Mayer 4 B<ände>

[«]

[30 = Z II 5, 83. Z II 7b. Z II 6b. Herbst 1884 — Anfang 1885]

30[1]

Möge Europa bald einen großen Staatsmann hervorbringen, und der, welcher jetzt, in dem kleinlichen Zeitalter plebejischer Kurzsichtigkeit, als „der große Realist“ gefeiert wird, klein dastehen.

[«]

30[2]

Zum ersten Theil: meine Werthschätzung in die Logik einführen z.B. Hypothese gegen Sicherheit usw.

[«]

30[3]

Wo darf ich heimisch sein? Darnach suchte ich am längsten, dies Suchen blieb meine stäte Heimsuchung.

Wozu sich in häßliche Sprachen verlieben, weil unsere Mütter sie sprachen? Warum dem Nachbar gram sein, wenn an mir und an meinen Vätern so wenig zu lieben ist!

[«]

30[4]

1 Zarathustra
2 der Wahrsager
3 der erste König
4 der zweite König
5 der häßlichste Mensch.
6 der Gewissenhafte.
7 der gute Europäer
8 der freiwillige Bettler.
9 der alte Papst
10 der schlimme Zauberer.

[«]

30[5]

Es gereicht einem Zeitalter nicht immer zum Vorwurf, wenn es seinen größten Geist nicht erkennt und für das erstaunlichste Gestirn, das aus seiner eigenen Nacht emporsteigt, kein Auge hat. Vielleicht ist dieser Stern bestimmt, viel ferneren Welten zu leuchten; vielleicht wäre es sogar ein Verhängniß, wenn er zu früh erkannt würde — es könnte sein, daß damit das Zeitalter von seiner Aufgabe weggelockt <würde> und dadurch wieder einem kommenden Zeitalter Schaden zufügte: dadurch daß es ihm eine Arbeit übrig ließ, die bereits hätte abgethan sein sollen und welche vielleicht gerade den Kräften dieses kommenden Zeitalters weniger angemessen ist

[«]

30[6]

Kritik der moralischen
Werthschätzungen.

[«]

30[7]

Aber Zarathustra, ein Wort zu guter Zeit! Du hast mich heute zu deinem Abendmahle eingeladen: ich hoffe, du willst mich nicht mit solchen Reden abspeisen?

ein ganzer Esel voll guten Weins

Hast du keine verborgene Quelle, wo Wein fließt

zwei Lämmer

Wer mit essen will, muß auch Hand anlegen; hier giebt es Lämmer zu schlachten und Feuer zu zünden

wie Wilde im Walde

der Dichter soll uns singen

Die Begrüßungen.
Das Abendmahl.
Der Improvisator.
Die Räthsel der Thiere.
Das Lied des Lachenden.

[«]

30[8]

Der Bezauberer.

Ich bin müde; umsonst suchte ich zeit Lebens einen großen Menschen. Aber es giebt auch keinen Zarathustra mehr.

Ich erkenne dich, sagte Zarathustra ernst, du bist der Bezauberer Aller, aber mich dünkt, du hast dir selber allein den Ekel eingeerntet.

Es ehrt dich, daß du nach Größe strebtest, aber es verräth dich auch: du bist nicht groß.

Wer bist du? sagte er mit entsetzten und feindseligen Blicken, wer darf so zu mir reden? —

Dein böses Gewissen — antwortete Zarathustra und wandte dem Bezauberer den Rücken.

[«]

30[9]

Im Leben todt, ins Glück vergraben, — wer so — — — wie viele Male muß der noch auferstehen!

Oh Glück, ich kam durch Haß und Liebe selber zu meiner Oberfläche: zu lange hieng ich in einer schweren Luft von Haß und Liebe: die schwere Luft trieb und schob mich wie einen Ball

Heiter, wie Einer der seinen Tod voraus genießt.

Steht nicht die Welt eben still? Wie mit dunklen Zweigen und Blättern umwindet mich diese Stille,

Willst du singen, oh meine Seele? Aber das ist die Stunde, wo kein Hirt die Flöte bläst. Mittag schläft auf den Fluren.

die goldene Trauer aller, die zu viel Gutes geschmeckt haben.

Wie lange schlief ich mich aus? Wie viel länger darf ich nun mich auswachen!

[«]

30[10]

Die Nöthigung bei großer Gefahr, sich verständlich zu machen, sei es um sich einander zu helfen oder um sich zu unterwerfen, hat nur vermocht, jene Art Urmenschen einander anzunähern, welche mit ähnlichen Zeichen ähnliche Erlebnisse ausdrücken konnten; waren sie zu verschieden, verstanden sie sich, beim Versuche einer Verständigung durch Zeichen, falsch: so gelang die Annäherung, also endlich die Heerde nicht. Daraus ergiebt sich, daß im Großen und Ganzen die Mittheilbarkeit der Erlebnisse (oder Bedürfnisse oder Erwartungen) eine auswählende, züchtende Gewalt ist: die ähnlicheren Menschen bleiben übrig. Die Nöthigung zu denken, die ganze Bewußtheit, ist erst auf Grund der Nöthigung, sich zu verständigen, hinzugekommen. Erst Zeichen, dann Begriffe, endlich „Vernunft“, im gewöhnlichen Sinn. An sich kann das reichste organische Leben ohne Bewußtsein sein Spiel abspielen: so bald aber sein Dasein an das Mit-Dasein anderer Thiere geknüpft ist, entsteht auch eine Nöthigung zur Bewußtheit. Wie ist diese Bewußtheit möglich? Ich bin fern davon, auf solche Fragen Antworten (d.h. Worte und nicht mehr!) auszudenken; zur rechten Zeit fällt mir der alte Kant ein, welcher einmal sich die Frage stellte: „wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?“ Er antwortete endlich, mit wunderbarem „deutschem Tiefsinn“: „durch ein Vermögen dazu“. — Wie kommt es doch, daß das Opium schlafen macht? Jener Arzt bei Molière antwortete: es ist dies die vis soporifica. Auch in jener

Kantischen Antwort vom „Vermögen“ lag Opium, mindestens vis soporifica: wie viele deutsche „Philosophen“ sind darüber eingeschlafen!

[«]

30[11]

Wissen und Gewissen.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

30[12]

Meine Freunde, ihr versteht euren Vortheil nicht: es ist nur Dummheit, wenn höhere Menschen an dieser Zeit leiden: sie haben es nie besser gehabt.

[«]

30[13]

Geburt der Tragödie.

Im Anfang des Jahres 1872 erschien in Deutschland ein Buch, das den befremdlichen Titel führte: „die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ und nicht bloß durch seinen Titel reichlich Anstoß zu Verwunderung und Neugierde gab. Man erfuhr, daß sein Urheber ein junger Philologe sei, insgleichen daß gegen ihn von Seiten philologischer Handwerker, und vielleicht sogar auf Anregung irgend eines philologischen Schulhauptes und Kuhhirten — — —

— ein unabhängiges selbstgenugsames Buch, dem die Zeichen einer mystischen Seele aufgeschrieben waren, ohne Absicht auf — — —

— voll Jugend und Ungeschick, schwül, übervoll, aussi trop allemand — in dem sich fast entgegengesetzte Begabungen drängten und stießen, auch

— mit einer Geistigkeit, welche auf die Sinne wirkt

— man gesteht sich mit einigem Schauder ein (vorausgesetzt daß man an der Haut empfindlich ist —) daß hier Jemand von der unheimlichen Welt der dionysischen Dinge wie aus Erfahrung redet, wie nach großer Nähe und Berührung zurückgekehrt aus dem fremdesten aller Länder, nicht alles sagend, nicht alles verschweigend, unter die Kutte und Kaputze des Gelehrten versteckt und nicht genug versteckt.

und Richard Wagner errieth aus der Tiefe jenes wahrsagerischen Instinktes heraus, der so sehr in Widerspruche zu seiner mangelhaften und zufälligen Bildung stand, daß er jenem verhängnißvollen Menschen begegnet sei, der das Schicksal der deutschen und nicht nur der deutschen Cultur in den Händen habe.

[«]

[31 = Z II 8. Winter 1884–1885]

31[1]

Die practische Überwindung der Moral.

[«]

31[2]

In Zarathustra 4 ist nöthig: genau zu sagen, weshalb jetzt die Zeit des großen Mittags kommt: also eine Zeitschilderung, durch die Besuche gegeben, aber interpretirt von Zarathustra.

In Zarathustra 4 ist nöthig: genau zu sagen, weshalb das „ausgewählte Volk“ erst geschaffen werden mußte — es ist der Gegensatz der wohlgerathenen höheren Naturen im Gegensatz zu den Mißrathenen (durch die Besucher charakterisirt): nur an diese kann sich Zarathustra über die letzten Probleme mittheilen, nur ihnen kann er die Thätigkeit zu dieser Theorie zumuthen (sie sind stark und gesund und hart genug dazu, vor allem edel genug!) und ihnen den Hammer über die Erde in die Hand geben.

In Zarathustra ist also zu schildern:

1) die äußerste Gefahr des höheren Typus (wobei Zarathustra an sein erstes Auftreten erinnert)
2) die Guten nehmen jetzt gegen den höheren Menschen Partei: das ist die gefährlichste Wendung! (— gegen die Ausnahme!)
3) die Vereinsamten, Nicht-Erzogenen, Sich-falsch-Erklärenden entarten, und ihre Entartung wird als Gegengrund gegen ihre Existenz empfunden („Genie-Neurose!“)
4) Zarathustra muß erklären, was er gethan hat, als er zur Auswanderung rieth nach den Inseln, und wozu er sie besuchte (1. und 2.) (— sie waren noch

nicht reif für seine letzten Offenbarungen?)

[«]

31[3]

In Zarathustra 6 die große Synthesis des Schaffenden, Liebenden, Vernichtenden

[«]

31[4]

In Zarathustra 4: der große Gedanke als Medusenhaupt: alle Züge der Welt werden starr, ein gefrorener Todeskampf.

[«]

31[5]

Sprachst du von dir oder von mir? Aber ob du nun mich oder dich verriethest, du gehörst zu den Verräthern, du, der Dichter!

— schamlos gegen das, was du lebtest, dein Erlebniß ausbeutend, dein Geliebtestes zudringlichen Augen preisgebend, dein Blut in alle trocken ausgetrunknen Becher eingießend, du Eitelster!

[«]

31[6]

das Genie sieht Zarathustra wie die Verkörperung seines Gedankens

[«]

31[7]

Endlich: öffne deine Augen, sieh die ganze Wahrheit: Sein oder Nichtsein des höheren Menschen!!

[«]

31[8]

„Dies nun, o Zarathustra ist dein Elend! Täusche dich nicht: der Anblick der Vielen machte dich düster, weil sie bescheiden und niedrig sind? Aber die Einsamen sind viel mehr mißrathen" — Dagegen führt Zarathustra die Gründe an

1) vom großen Fehlgriff des Mitleidens — man hat alles Schwache Leidende erhalten

2) man hat „gleich und gleich" gelehrt und dadurch die Einsiedler um das gute Gewissen gebracht — zur Heuchelei genöthigt und zum Kriechen

3) die herrschenden Stände haben den Glauben an den höheren Menschen schlecht repräsentirt, zum Theil vernichtet

4) das ungeheure Reich des Häßlichen, wo der Pöbel herrscht: da kleidet sich die vornehmste Seele in Lumpen und will lieber noch die Häßlichkeit übertreiben

5) Es fehlt alle Erziehung für sie; sie müssen sich verpanzern und entstellen, um etwas von sich zu retten.

in summa: der Nothschrei des höheren Menschen an Zarathustra. Zarathustra ermahnt sie zur Geduld, schaudert selber über sich: „es ist Nichts, was ich nicht selber erlebt habe!", vertröstet sich <auf> seine Glückseligen und begreift: „es ist höchste Zeit". Unmuth ausbrechend und Hohn über seine Hoffnungen in Betreff der Glückseligen. „Du willst uns nicht helfen? Verhilf uns zu einer großen Rache!" Du bist hart gegen die Unglücklichen! — Ziehen ab.

Mißtrauen und Angst bei Zarathustra zurück geblieben. Er sendet die Thiere aus.

[«]

31[9]

Zarathustra 4. (Plan.)

1. Das Honig-Opfer.
2. Nothschrei des höheren Menschen. Schwarm. (c. 50 Seiten)
3. Zarathustra's Mitleiden auf der Höhe — aber hart; bleibt bei seiner Aufgabe — „es ist nicht Zeit“
4. Verhöhnung Zarathustra's. Abzug, während der Wahrsager einen Stachel zurückläßt.
5. Sendet die Thiere aus, voll Angst.
6. Siebente Einsamkeit: — zuletzt „Medusenhaupt“. (c. 40 Seiten)
7. Der Heilige besiegt ihn. Krisis. Plötzlich aufspringend. (Scharfer Contrast der frommen Ergebung)
8. „An die große Natur.“ Siegeslied.
9. Löwe und Taubenschwarm. Rückkehr der Thiere (begreift, daß alle Vorzeichen da sind). Die Botschaft.
10. Letzter Abschied von der Höhle (das Tröstliche der ewigen Wiederkunft zeigt zum ersten Mal sein Gesicht)

[«]

31[10]

1 der Unstäte, Heimatlose, Wanderer — der sein Volk verlernt hat zu lieben, weil er viele Völker liebt, der gute Europäer.

2 der düstere ehrgeizige Sohn des Volkes, scheu, einsam, zu allem bereit, der Einsamkeit wählt, um nicht Zerstörer zu sein — bietet sich als Werkzeug an

3 der Verehrer der facta, „das Gehirn des Blutegels“, voll schlechten Gewissens aus Übermaaß, will sich los sein! Das feinste intellektuelle Gewissen

4 der Dichter, im Grunde nach wilder Freiheit gelüstend wählt die Einsamkeit und die Strenge der Erkenntniß.

5 der häßlichste Mensch, welcher sich dekoriren muß (historischer Sinn) und immer ein neues Gewand sucht: er will seinen Anblick erträglich machen und geht endlich in die Einsamkeit, um nicht gesehen zu werden — er schämt sich.

6 der Erfinder neuer Rausch-Mittel, Musiker, der Bezauberer, der endlich vor einem liebevollen Herzen sich niederwirft und sagt: nicht zu mir! sondern

zu jenem will ich euch führen!“

7 der Reiche, der Alles weggegeben und Jeden fragt: „bei dir ist irgendein Überfluß: gieb mir davon!“ als Bettler

8 Die Könige, der Herrschaft entsagend: wir suchen den, der würdiger ist zu herrschen!“

9 das Genie (als Anfall von Wahnsinn) erfrierend aus Mangel an Liebe „ich bin kein Gedanke und auch kein Gott“ — große Zärtlichkeit „Man muß ihn mehr lieben!“

10 die Schauspieler des Glücks

11 die zwei Könige, gegen die „Gleichheit“: es fehlt der große Mensch und folglich die Ehrfurcht

12 die Guten   und ihr Wahn
13 die Frommen   „für Gott“ das ist mein
14 die „Für sich’s“ und Heiligen   „für mich“.

Bedürfniß nach unbegrenztem Vertrauen, Atheism, Theismus
schwermüthig-entschlossen

das Medusenhaupt

[«]

31[11]

Entwurf.

— Das Honigopfer.
— Der Nothschrei.
Gespräch mit den Königen.
Der gute Europäer — erzählt von den Unfällen auf dem Meer.
Das Hirn des Blutegels.
Der freiwillige Bettler.
— Der Bezauberer.
Der häßlichste Mensch. (Volk.)
— Die Begrüßung.
— Das Abendmahl.
— Das Lied des Zauberers.

Von der Wissenschaft.
Von dem höheren Menschen.
— Die Rosenrede.
Der Einsiedler erzählt den Untergang.
Von der 7 Einsamkeit.
Der Erfrierende.
Der Schwur.
Der letzte Besuch der Höhle: Botschaft der Freu<n>de. Dort schläft er. Morgens steht er auf. Der lachende Löwe.
— große Verwandlung und Verhärtung: in wenigen Worten. „Ich“ vermeiden.

18:110 6
108
—
8
10 zu machen

[«]

31[12]

Wohin willst du? fragte er laut, und seine Stimme kam fremd und verwandelt zu ihm zurück. — „Ich weiß es nicht“

Und deine Thiere — wo sind deine Thiere?

Oh Zarathustra nun lebt keiner mehr, den du liebst! — er warf sich auf den Boden hin, und schrie vor Schmerz und grub seine Hände in den Boden.

Und Alles war umsonst!

[«]

31[13]

Wenn mir etwas mißräth: bin ich deshalb mißrathen? Und mißrathe ich selber, was liegt an mir? Ist der Mensch deshalb mißrathen?

Das ist Krankheit und Fieber.

[«]

31[14]

der lachende Löwe — „noch vor 2 Monden hätte dies zu sehn mir das Herz im Leibe umgedreht

[«]

31[15]

Ihr kamt gerade noch vor dem Thorschluß meines Herzens: ich vergab es euch noch nicht, daß ihr in der 12ten Stunde erst hinein wollt.

[«]

31[16]

1 Bis zur vollständigen Enthüllung des Einsiedlers.
2 Aus der siebenten Einsamkeit.
3 Entschluß, „Willst du das Alles noch einmal, all dies Warten usw. — “ ich will! (Geht ab schwarz in die Nacht)
4. Am frühesten Morgen. Der lachende Löwe, die Botschaft, aber hart und streng, aber glühend.

[«]

31[17]

Zarathustra zerbricht sein Herz gegen seine Freunde
gegen seine Thiere.
gegen alles, was er geliebt hat
ganz Wille zum Mittag.

Schluß: **Dithyrambisches Zerbrechen seines Herzens**

[«]

31[18]

(sage ihnen, daß ich schon neue Freunde habe —

[«]

31[19]

(du bist jünger als diese Kinder. Ist das die zweite Kindheit, von der man mir sprach? Zarathustra 6)

[«]

31[20]

Also stand Zarathustra auf wie eine Morgensonne, die aus den Bergen kommt: stark und glühend schritt er daher — hin zum großen Mittage, nach dem sein Wille begehrte, und hinab zu seinem Untergange.

[«]

31[21]

Der Löwe aber leckte die Thränen, welche auf die Hände Zarathustras niedertropften. Sein Herz war im Innersten bewegt und umgewendet, aber er sprach kein Wort. Man sagt aber, daß der Adler, eifersüchtig, dem Treiben des Löwen zugeschaut habe usw.

Endlich erhob sich Zarathustra von dem Steine, auf dem er geruht hatte: wie eine Morgensonne stand er auf, die aus den Bergen kommt, stark und glühend, zum usw.

[«]

31[22]

1 Mitternachts.
2 Aus der siebenten Einsamkeit.
3 Die Genesung.
4 Der Schwur auf der Hand des Einsiedlers.
5. Die Botschaft der Freunde und der lachende Löwe.

[«]

31[23]

— Dasselbe bezeugt auch der Löwe, aber nur zur Hälfte: denn er ist auf Einem Auge blind.

[«]

31[24]

— und sie lachten beide aus vollem Halse. „Was wissen wir Dichter uns doch zu putzen und aufzustutzen! Ich meine usw.

[«]

31[25]

— ein Trieb der Selbst-Zerstörung: nach Erkenntnissen greifen, die einem allen Halt und alle Kraft rauben

[«]

31[26]

— wenn ihr das Gesetz von Lust und Unlust über euch fühlt und kein höheres: nun, wohlan, so wählt euch die angenehmsten und nicht die wahrscheinlichsten Meinungen: wozu bei euch Atheismus!

[«]

31[27]

— so wie die niederen Menschen zu Gott aufsahen, sollten wir billigerweise einmal zu meinem Übermenschen aufsehen. Zarathustra 6.

[«]

31[28]

— der Gegensatz von Atheism und Theism ist nicht: „Wahrheit“ und „Unwahrheit“, sondern daß wir uns eine Hypothese nicht mehr gestatten, die wir Anderen recht gern noch gestatten (mehr noch!) Die Frömmigkeit ist die einzig erträgliche Form des gemeinen Menschen: wir wollen, daß das Volk religiös wird, damit wir nicht Ekel vor ihm empfinden: wie jetzt, wo der Anblick der Massen ekelhaft ist.

[«]

31[29]

— wir stellen uns gefährlicher hin und geben uns vielmehr dem Schmerze, dem Gefühl der Entbehrung hin: unser Atheismus ist ein Suchen nach Unglück, wofür die gemeine Art Mensch gar kein Verständniß im Leibe hat.

[«]

31[30]

Mittag und Ewigkeit.
Von
Friedrich Nietzsche.
Erster Theil: die Versuchung Zarathustra’s.

[«]

31[31]

Bei abgehellter Luft, wenn schon des Thaus Tröstung zur Erde niederquillt, unsichtbar, auch ungehört —

— denn zartes Schuhwerk trägt der Tröster Thau,

gedenkst du da, gedenkst du, heißes Herz, wie einst du durstetest, nach himmlischen Thränen und Thaugeträufel versengt und müde durstetest?

— dieweil auf gelben Gras-Pfaden boshaft abendliche Sonnenblicke durch schwarze Bäume um dich liefen, blendende Sonnenblitze, schadenfrohe.

Der Wahrheit Freier du? — so höhnten sie — Nein! Nur ein Zauberer! Ein Thier, ein listiges raubendes, schleichendes, das lügen muß,

das wissentlich willentlich lügen muß, nach Beute lüstern, bunt verlarvt, sich selber Larve, sich selbst zur Beute —

Das — der Wahrheit Freier? Nein! Nur Narr! Nur Dichter! Buntes redend, aus Narren-Larven bunt herausschreiend, herumsteigend auf lügnerischen Regenbogen-Dunst-brücken —

nicht still gleich denen, die du sahst, starr, glatt, kalt, zum Bilde worden, zur Gottes-Säule, aufgestellt vor Tempeln, eines Gottes Thürwart —

nein, feindselig solchen Wahrheits-Standbildern, voll Katzen-Muthwillens, der durch jedes Fenster springt in jeden Zufall, in jeder Wildniß heimischer als vor Tempeln,

jedem Urwalde sehnlicher zuschnüffelnd, daß du drin mit lüsternen Lefzen liefest, gleich buntgefleckten Raubthieren sündlich-gesund und schön, selig-höhnisch und selig-blutgierig.

Oder dem Adler gleich, der lange starr in Abgründe blickt, in seine Abgründe, die sich hinab in immer tiefere Tiefen ringeln,

dann, plötzlich, geraden Zugs, gezückten Flugs, hinab auf Lämmer stoßen, jach hinab, heißhungrig, gram allen Lammsseelen und was nur blickt mit schafmäßigem krauswolligem Lämmer-Wohlwollen:

— also adlerhaft, pantherhaft sind des Zauberers Sehnsüchte, sind deine Sehnsüchte unter tausend Larven, du Narr! du Dichter!

Der du den Menschen schautest so Gott als Schaf: den Gott zerreißend im Menschen und das Schaf im Menschen zerreißend lachen —

Das, Das ist deine Seligkeit! Eines Panthers und Adlers Seligkeit! Eines Zauberers und Narren Seligkeit! — —

Bei abgehellter Luft, wenn schon des Monds Sichel grün zwischen Purpurröthen und neidisch hinschleicht,

— dem Tage feind, mit jedem Schritte heimlich an Rosen-Hängematten hinsichelnd, bis sie sinken, nacht-abwärts blaß hin-absinken: —

so sank ich selber einstmals aus meinem Wahrheits-Wahnsinn, aus meinen Tages-Sehnsüchten, des Tages müde, krank vom Lichte — sank abwärts, abendwärts, schattenwärts,

von Einer Wahrheit verbrannt und durstig: — gedenkst du noch, gedenkst du, heißes Herz, wie da du durstetest? —

daß ich verbannt sei von aller Wahrheit! Nur Narr! Nur Dichter! — —

[«]

31[32]

Wer wärmt mich, wer liebt mich noch? Gebt heiße Hände, gebt Herzens-Kohlenbecken!

Hingestreckt, schaudernd, Halbtodtem gleich, dem man die Füße wärmt, geschüttelt, ach! von unbekannten Fiebern, zitternd vor spitzen eisigen Frost-Pfeilen —

von dir gejagt, Gedanke! Unnennbarer, Verhüllter, Schöpferischer! Du Jäger hinter Wolken!

Darniedergeblitzt von dir, du plötzlich Auge, das mich aus Dunklem anblickt

— so liege ich, biege mich, winde mich, gequält von allen ewigen Martern, getroffen von dir, grausamster ewiger Jäger, du unbekannter Gott!

Triff tiefer, triff Ein Mal noch! Zerstich, zerbrich dies Herz! Was soll dies Martern mit zähnestumpfen Pfeilen?

Was blickst du wieder, der Menschen-Qual nicht müde, mit schadenfrohen Götter-Blitz-Augen? Nicht tödten willst du? Nur martern, martern?

Der du auch des Nachts heranschleichst, mich eifersüchtig athmen hörst, mein Herz behorchst, in meine Träume einsteigst,

in meine Träume gespitzte Zweifel und Pfeile werfend, herz-zerstechende: allzeit bereiter Henker-Gott, wozu!

Wozu mich martern? Was willst du dir erfoltern? Was willst du, daß ich rede?

Oder soll ich dem Hunde gleich vor dir mich wälzen, hingebend-begeistert-außer-mir dir Liebe zuwedeln?

Umsonst! Stich weiter, grausamster Stachel! Nein, kein Hund — dein Wild nur bin ich, grausamster Jäger!

Dein stolzester Gefangner, du Räuber hinter Wolken! Sprich endlich, was willst du, Wegelagerer, von mir? —

Du Blitz-Verhüllter, Unbekannter, sprich, du mein Gedanke: was willst du, unbekannter — Gott? —

Wie? Lösegeld? Was willst du Lösegelds? Verlange Viel — das räth mein Stolz. Und rede kurz — das räth mein andrer Stolz!

Haha! Mich willst du? Mich — mich ganz? Haha! Und marterst mich, Narr, der du bist, zermarterst meinen Stolz?

Gieb Liebe mir — wer wärmt mich noch, wer liebt mich noch! Gieb heiße Hände, gieb Herzens-Kohlenbecken —

gieb mir dem Einsamsten, den Kälte selbst nach Feinden, nach Feinden schmachten lehrt — gieb, ja ergieb, grausamster Feind mir — dich!

— Ha! Davon! Da floh er selber, mein letzter einziger Genoß! mein großer Feind! Mein Unbekannter! Mein Henker-Gott!

Nein! komm zurück, mit allen deinen Martern! Zum letzten aller Einsamen — oh komm zurück!

all meine Thränenbäche strömen zu dir den Lauf! Und meine letzte Herzens-Flamme — dir glüht sie auf! Oh komm zurück, mein unbekannter Gott! Mein letztes Glück! — —

[«]

31[33]

— wie der Hirt über die Rücken wimmelnder Schafheerden hinblickt: ein Meer grauer kleiner wimmelnder Wellen.

— knirschend schlage ich an das Ufer eurer Flachheit, knirschend wie eine wilde Woge, wenn sie widerwillig in den Sand beißt —

— süßliche schmeichelnde Hunde

— willfährig, lüstern, vergeßlich: sie haben's alle nicht weit zur Hure.

— begeistert für grünes Gemüse, und den fleischlichen Freuden abhold

— diese Dinge sind fein: wie so dürftet ihr darnach mit Schafsklauen greifen? Jeglich Wort gehört nicht in jedes Maul: aber wehe über diese kranke sieche Zeit! Wehe über die große Maul- und Klauenseuche.

— Hohl, Höhle, voller Nachtgeflügel, umsungen und umfürchtet

— „diese Dichter! sie schminken sich noch, wenn sie ihrem Arzte sich nackt zeigen!“ (Und als Zarathustra hierauf nicht Nein sagte, sondern lächelte, siehe, da hielt der Dichter flugs seine Harfe schon im Arme und that den Mund weit auf zu einem neuen Liede.

— ein grüner Blitz von Bosheit sprang aus seinen Augen, er öffnete den Mund und schloß ihn wieder.

— der Abend kommt übers Meer: auf schweren grünen Wogen heranreitend wiegt er sich, der Sehnsüchtige, in seinen purpurnen Sätteln —

— an die Erde gelehnt, wie ein Schiff, das müde in seine stille Bucht einlief: da genügt's, daß eine Spinne spinnt vom Lande zu ihm ihren Faden, keiner stärkeren Taue braucht es da noch!

[«]

31[34]

— „Oh meine Thiere! Mein großes Glück macht mich drehen! Ich muß schon tanzen, — daß ich nicht umfalle!

— sie liegen auf dem Bauche vor kleinen runden Thatsachen, sie küssen Staub und Koth zu ihren Füßen: und frohlocken noch: „Hier endlich ist Wirklichkeit!“

— ihr redet mir von eurer Hoffnung? Aber ist sie nicht kurzbeinig und schieläugig? Sieht sie nicht immer um die Ecke, ob dort nicht schon die Verzweiflung warte?

— Und wer von euch sagt noch ehrlich für sein Übermorgen gut? Wer — darf noch schwören? Wer bleibt noch fünf Jahr in Einem Haus und Einer Meinung?

— der Mensch ist böse: so sprechen noch alle Weisesten mir zum Troste: ach, wenn es nur heute noch wahr ist!

— weshalb kam ich doch hier auf diese Höhe! Wollte ich nicht endlich einen großen M<enschen> sehen? Und siehe da, ich finde einen vergnügten alten Mann

— mürbe Gräber, welche ihre Todten nicht mehr halten können. Wehe, da wird es bald Auferstehungen abgeben!

— vom Honig: „ich bedarf deiner nicht, aber ich nahm dich an wie ein Geschenk des Lebens: als der Nehmende weihe ich dich

— daß ein Blitz in ihre Speise schlüge und ihre Mäuler lernten Feuer fressen!

[«]

31[35]

— beharrlich und einem Bauern gleich so grob wie listig

— Menschen des „guten Willens“? Unverläßlich

— fragt die Weiber: man gebiert nicht weil es Vergnügen macht!

— man wird am härtesten für seine Tugenden bestraft.“

— „es ist kühl, der Mond scheint, keine Wolke steht am Himmel: es lohnt sich nicht zu leben, oh Zarathustra!“

— Mancher ward seiner selber müde: und siehe, da erst kam das Glück zu ihm, das auf ihn gewartet hatte von Anbeginn.“

— Bin ich denn eine Wetterscheide? Alle Wolken aber kommen zu mir und wollen eine Auskunft —

— ich sammle mich gleich einer wachsenden Wolke und werde stiller und dunkler: so thun alle, welche den Blitz gebären sollen.

— „ihr wollt euch an mir wärmen? Kommt mir nicht zu nahe, rathe ich euch: — ihr möchtet euch sonst die Hände versengen. Denn seht doch, ich bin überheiß. Mit Mühe zwinge ich meine Flammen, daß sie mir nicht aus dem Leibe brechen.“

— Man hat dir die Pfoten gebunden, du Kratz-Katze, nun kannst du nicht kratzen und blickst Gift mit deinen grünen Augen!

— mit ausgedorrten blitzblanken Schwertern, welche zu lange durstig an der Wand hiengen: sie funkeln vor Begierde sie möchten wieder Blut trinken

— und die Schwerter liefen durch einander gleich rothgefleckten Schlangen

— ich horchte auf Wiederhall, ach! und ich hörte nur Lob.

[«]

31[36]

— Thut gleich mir, lernt gleich mir: nur der Thäter lernt.

— im Verehren ist mehr des Ungerechten noch als im Verachten

Bezauberer — ich weiß euch schon bunte Decken aufzulegen: und wer sich aufs Pferd versteht, versteht sich wohl auch auf’s Satteln.

— und wenn du dem Himmel gram bist, wirf deine Sterne hinauf in den Himmel —: das sei deine ganze Bosheit!

— steht nicht die Welt eben still? Wie mit furchtbaren Ringeln umwindet mich diese Stille!

— ihr wußtet euch gut zu bemänteln, ihr Dichter!

— er hat sich von der Tugend überwinden lassen: und nun nimmt all sein Schlimmes in ihm Rache dafür.

— hier bist du blind, denn hier hört deine Redlichkeit auf

— ich horchte auf Wiederhall, aber ich hörte nur Lob

— er warf sich aus seiner Höhe herab, die Liebe zu den Niedrigen verführte ihn —: nun liegt er mit gebrochenen Gliedmaaßen

— er redet viel von sich, das war sein Kunststück, sich selber zu verbergen.

— Heil! Wie kam es doch, daß die Wahrheit hier einmal zum Siege kam? Ein starker Irrthum kam ihr zu Hülfe.

— er ward mir gleichgültig, er machte mich nicht fruchtbar

— wie arm ist der Mensch! Man sagt mir, er selber liebe sich: ich, wie arm ist auch diese Liebe noch!

— mit diesen Schwertern zerschneide ich noch jede Finsterniß!

[«]

31[37]

— und wer geboren hat, ist krank.

— ihr Schaffenden alle, an euch ist viel Unreinliches: das macht, daß ihr Mütter sein müßt.

— der Schmerz macht Hühner und Dichter gackern

— ein neues Kind, ein neuer Schmutz. Und wer geboren hat, soll sich reinigen.

— auf den Stelzen seines Stolzes

— wie wenn man Oel und Wasser durcheinander schüttelt

— was um euch wohnt, das wohnt sich bald auch in uns ein.

— die Selbständigen, — ihr müßt euch selber stellen lernen oder ihr fallt um.

— ich selber setzte mir diese Krone auf: keine Hand war sonst stark genug dazu

— mit Diebsaugen, ob sie schon im Reichthum sitzen. Und manche von ihnen nenne ich Lumpensammler und Aasvögel.

— krumm gehen alle großen Dinge zu ihrem Ziele und machen Buckel und schnurren vor Glück wie Katzen. Seht doch, ob ihr den Muth hättet, wie ein Strom krumm zu gehn.

— deine Tugend ist die Vorsicht der Schwangeren: du schützest und schonst deine heilige Frucht und Zukunft.

— ein Schiffbruch spie ihn wieder ans Land

Bezauberer — ihr werdet bald wieder beten lernen. Die alten Falschmünzer des Geistes haben auch euren Geist falsch gemünzt.

[«]

31[38]

— er weiß nicht mehr, wohin? auf dem Lande regnet es Feuer, und das Meer speit ihn aufs Land zurück.

— heiter wie einer, der heimlich seinen Tod voraus genießt

— nur wer weiß, wohin er fährt, weiß auch, was sein Fahrwind ist

— wenn der Teufel sich häutet, fällt auch sein Name ab: der ist auch Haut.

— das Mütterliche verehrt mir. Der Vater ist immer nur ein Zufall.

— vergiß nicht deine Einsamkeit mit ins Gedränge zu nehmen

— du wolltest ihr Licht sein, aber du hast sie geblendet. Deine Sonne selber stach ihnen die Augen aus.

— nun brüllt die Unterwelt, alle Schatten zeugen wider dich und schreien: Leben — das ist Folterung! — und doch willst du dem Leben fürsprechen?

— lüsterne Augen und andre Zukost gallichter Seelen

— wo ich lange Finger machen sehe, ziehe ich’s vor den Kürzeren zu ziehen

— der Teufel hält sich von Gott fern, denn er ist ein Freund der Erkenntniß.

— glückselig und wunderlich, einem Elephanten gleich, der versucht auf dem Kopfe zu stehen.

— es ist nicht genug, daß der Blitz nicht mehr schadet: er soll lernen für mich arbeiten.

[«]

31[39]

— er redet ihnen ein, sie hätten den Weg verloren — dieser Schmeichler! Es schmeichelt ihnen, daß sie einen Weg hätten.

— er hat sein Ziel verloren: wehe, wie wird er seinen Verlust verscherzen und verschmerzen!

Bezauberer — es verräth dich, daß du nach Größe strebst: du bist nicht groß.

— die tiefste Liebe, welche ihren Namen nicht weiß und fragt: „bin ich nicht Haß?“

— im Leben todt, verborgen, vergraben, versteckt: oh Zarathustra, wie viele Male wirst du noch auferstehn!

— das klärte sich auf: nun geht es mich nichts mehr an. Hüte dich! einst könntest du über Zu-Viel aufgeklärt sein!

— nicht den freien Geist, sondern den neuen Geist hassen die Gebundenen mit ihrem besten Hasse.

— oh Glück, ich kam durch Haß und Liebe zu meiner Oberfläche: zu lange hieng ich in der Tiefe gleich allen Schweren und Schwermüthigen

— ich schlief mich lange aus, um mich länger — auszuwachen.

— ausbündig ungerecht, denn sie wollen gleiches Recht für Alle

— er brütet mit Recht so lange auf seinem Mißgeschick: in diesem häßlichen Ei verbirgt sich ein schöner Vogel.

— er möchte, daß endlich die Sternbilder seiner Tugend leuchten: dazu hat er seinen Geist verdunkelt und eine neue Nacht sich vorgehängt.

— unbehülflich wie ein Leichnam

— „und die vier Thiere sprachen: Amen“

[«]

31[40]

— Auch der Heiligste denkt: „ich will leben, wie ich Lust habe — oder ich habe keine Lust mehr zu leben“.

— ihr Überreichen, ihr tröpfelt gleich bauchichten Flaschen aus allzuengen Hälsen: solchen Flaschen brach man oft schon die Hälse, hütet euch!

— die kleine Wohlthätigkeit empört, wo kaum die größte verziehen wird.

— wo ich immer fürchtete, werde ich endlich noch wünschen! Man lernt es, zuletzt seinen Abgrund lieben.

— was mich an einem Weisen am meisten wundert, das ist, wenn er einmal klug ist.

— selig und müde, gleich jedem Schöpfer am siebenten Tage

Europäer — wo darf ich heimisch sein? darnach suchte ich am längsten, dies Suchen bleibt meine stäte Heimsuchung

— „wir kommen, um den frohesten Mann des Jahrhunderts zu sehen“

— er ist unerschütterlich; und wenn er klagt, thut er es mehr aus Nachsicht gegen euch als gegen sich.

— seine Härte vermäntelt durch leutselige Art

— lieber noch Händel als Händler!

— sie sagen von ihm: „er steigt“; aber er wird dem Balle gleich durch euch in seine Höhe gedrückt — durch eure und meine schwere Luft, daß er an euch leidet, das macht ihn steigen.

— hier ist selber der Ehrgeiz erdrosselt; es gelüstet sie eher noch die Letzten zu sein als die Ersten.

[«]

31[41]

— ihr vergaßet die Zukünftigen, als ihr rechnetet: ihr vergaßet das Glück der Meisten.

— nun lebt keiner mehr, den ich liebe: wie sollte ich noch mich selber ertragen!

— in der Tugend giebt es nur Sprünge und Flüge: da soll Niemand —

— er suchte seinen Feind und fand seinen Freund

— ihr Leichen-Räuber, die ihr allen diesen Todten noch etwas abzustehlen wißt!

— eurem Willen ein Rückgrat schaffen

— dem Gottes-Mörder, dem Verführer der Guten

— voll tiefen Mißtrauens, überwachsen vom Moose der Einsamkeit, langen Willens, ein Schweigsamer, der Feind aller Lüsternen —

— und wer sie (am tiefsten) abgründlich verachtete, war er nicht eben dadurch ihr größter Wohlthäter?

— „in ihrem Kopfe ist weniger Sinn für das Rechte als in meiner linksten Zehe“

— mißtrauisch und geschwürig, bereit zu plötzlichem Wollen, ein Lauerer und Horcher

— ich wollte es nicht vorher; so muß ich es schon nachher wollen — alles muß ich also „gut machen“.

— ihr Käfiche und enge Herzen, wie wolltet ihr freien Geistes sein!

ihr Rauchkammern und verdumpften Stuben

Gewissenhafter — nicht für seinen Glauben wird er von innenher verbrannt, sondern daß er zu seinem Glauben keinen Wunsch finden konnte

[«]

31[42]

— liebe ich denn die Menschen? Aber sie gehören zu meinem Werke.

— oh ihr Weisen, die ihr lerntet ob eurer Thorheit zu frohlocken! Oh ihr Armen, Geringen, Überflüssigen, deren Joch leicht ist! Em<erson> 283

— als aber der Alte so sprach, griff Zarathustra nach seiner Hand, welche zitterte und küßte sie „Weiche von mir, mein Versucher“, sprach er dann und lächelte — denn mitten in seinem Schmerz kam ihm eine scherzhafte Erinnerung.

— die Eintags-Lehrer und andre Schmeiß-Fliegen.

— enge Seelen, Krämer-Seelen! Denn wenn das Geld in den Kasten springt, springt des Krämers Seele mit.

— Vielfraße oder Schmeckerlinge der Erkenntniß

— wo Gold klingelt, wo die Hure herrscht

— Geld und Wechsler soll man mit Handschuhen angreifen: und alles, was durch alle Finger geht.

— zum Eigennutz sind die Meisten zu dumm

— irgend eine Liebe ist ihr Wahnsinn; sie opfern Alles für Eins

— willst du diese kaufen, so biete nicht zu wenig: sonst sagen sie „Nein“ und gehen gebläht davon, mit gestärkter Tugend, als die „Unbestechlichen“.

— mein Freund, die Tugend thut kein Ding mit „um“ und „weil“ und „damit“; sie hat kein Ohr für solche kleinen Worte.

[«]

31[43]

— ihr Dichterlinge und Faulthiere, wer nichts zu schaffen hat, dem macht ein Nichts zu schaffen!

— leicht und fertig, ein flug-bereiter, ein göttlich Leicht-Fertiger

— was ich euch thun muß, das könntet ihr mir nicht wieder thun: es giebt keine Vergeltung!

— die Einsamkeit reift: aber sie pflanzt nicht.

— sie verfolgen mich? Wohlan, so lernen sie mir folgen. Aller Erfolg war bisher bei den Gut-Verfolgten.

— ich laufe flüchtig über euch hinweg, wie ein Blick über Schlamm.

— er sah meine tiefste Schmach, an dem Zeugen will ich allein meine Rache haben

— Gott, der Alles sah, mußte sterben: der Mensch ertrug es nicht, daß dieser Zeuge lebte.

— ein Schamhafter, den man dazu zwingen und nothzüchtigen muß, was er am liebsten möchte.

— ungeduldig wie ein Schauspieler: der, der hat keine Zeit, auf die Gerechtigkeit zu warten

— ihr Starken, nun blickt ihr gar noch begehrlich nach den Tugenden der Schwachen: aber an diesen hübschen Mägden sollt ihr streng vorübergehen!

— du fühlst nicht einmal, daß du träumst: oh, so bist du noch ferne vom Aufwachen!

— Bin ich nicht die Wetterscheide? Kommen alle Winde nicht zu mir und fragen mich nach meinem Ja und Nein?

[«]

31[44]

Mann des Volks — er strebt ins Verbotene: das ist der Ursprung aller seiner Tugend.

— schnell genug reitest du zu deinem Ziele: aber dein lahmer Fuß sitzt auch mit zu Pferde. Wenn du vom Pferde springst — dort, auf deiner Höhe gerade wirst du stolpern!

— daran erkenne ich den Überreichen: er dankt dem, der nimmt.

— einsame Tage wollen auf tapfern Füßen gehn

— ein neuer Frühling quillt in allen meinen Ästen, der heißt Genesung. Ich höre die Stimme des Südwinds und schäme mich: nach dunklen dichten Blättern begehrt die Scham meines jungen Glücks.

— schwimmend in Billigkeit und Milde, ihrer Dummheit froh und daß Glück auf Erden so wohlfeil ist

— ausgetrunkne trockne Seelen Hefe auf dem Grund, und sandige Flußbetten

Heimatloser — wie sicher ist dem Unstäten auch ein Gefängniß! Wie ruhig schlafen eingefangene Verbrecher!

Bezauberer — solche, die man mit erhabenen Gebärden überzeugt, aber mit Gründen mißtrauisch macht

— erreglich an Hirn und Schamtheilen gleich Juden und Chinesen

— euer Glaube, an dessen Thür der Ehebruch Gottes steht

— zu nahe folgt ihr mir, ihr Zudringlichen und auf dem Fuße: unversehens werde ich euch einmal den Kopf eintreten! (spricht die Wahrheit zu dem Gewissenhaften)

— eures Friedens Sonne dünkt immer mich zu schwül: lieber noch sitze ich im Schatten meiner Schwerter

[«]

31[45]

— einem Winde gleich, der alle Himmel hell und alle Meere brausen macht

— umhergewirbelt, umhergetrieben, ihr Unstäten; auf allen Oberflächen habt ihr einmal geschlafen, als Staub saßet ihr auf allen Spiegeln und Fensterscheiben

— er singt: da flog er wohl auch über sein Unglück weg, der f<reie> Vogel? Denn der Unglückliche schweigt.

— gebt mir zu rathen: mit eurem Bewei<sen> ermüdet ihr den Hunger meines Geistes.

— sie erfanden sich die heiligste Langeweile und die Begierde nach Mond- und Werkeltagen

— hier kreisen und drehen sich furchtbare Dinge, hier klafft der Abgrund hier kläfft der Höllenhund, der Zukunft heißt, hier wird die weiseste Seele schwindlig.

— ihr Sträflinge des Reichthums, klirren nicht eure Gedanken gleich kalten Ketten?

— ohne Weiber, übel genährt, Nabel-beschauerisch und Athemzüge abzählend, die Langweiligen: was konnten sie sich Besseres erfinden als die Wollust Gottes?

— in fernsten und kältesten Gedanken umgehend, wie ein Gespenst auf Winterdächern, zur Zeit, wo der Mond sich in den Schnee legt

— einer, bei dem Feinde wenig gut zu machen haben: denn er lacht zu bald wieder.

— wer in der Tugend zu Heim- und Hause ist, redet mit ihr vertraulicher spöttischer.

[«]

31[46]

Zarathustra: man muß seinen Gott aus der Ferne sehen: nur so nimmt er sich gut aus. Darum hält sich der Teufel von Gott fern, denn er ist ein Freund des schönen Scheins.

[«]

31[47]

Der Bezauberer.

vor Tugenden und Entsagungen auf den Knieen, gleich dem Pöbel, sonderlich aber vor der großen Keuschheit: vor der betete ich und warf mich hin.

Was mir fremd war, was <ich> nie kennen durfte, sprach ich heilig: meine Nase roch am liebsten das mir Unmögliche

Zarathustra sagt: Viel Pöbels mag wohl in dir sein: wer da zu Heim- und Hause ist, redet vertraulicher, spöttischer

[«]

31[48]

— diese Schwerfälligen Geängstigten, welche ihr Gewissen grunzen macht: denn sie leiden immer an ihrem inneren Vieh.

— bei bedecktem Himmel, wenn man Pfeile und tödtende Gedanken nach seinen Feinden schießt

— denkendere Zeiten, zerdachtere Zeiten, als unser Heut und Gestern ist

— diese Zeit: ist sie nicht wie ein krankes Weib, das rasen schreien schimpfen und Tisch und Teller zerbrechen muß, daß es endlich wieder Ruhe habe?

— hartnäckige Geister, fein und kleinlich

— oh wie traurig seid ihr Alle! Oh wie traurig sind eure Hanswürste noch!

— ihr Verzweifelnden, wie viel Muth macht ihr allen denen, die euch zureden!

— es steht schlimmer als ihr denkt: mancher meinte zu lügen und siehe, da traf er erst die Wahrheit!

— du bist zu reich, oh Zarathustra, du verdirbst zu Viele, du machst uns Alle neidisch!

— sie lieben ach! und werden nicht geliebt; sie zerfleischen sich selber, weil niemand sie umarmen will. „Ist denn Nichts an mir zu lieben?“ so schreit ihre Verzweiflung.

— das ist so der Hang der kleinen Seelen: sie möchten das Große zu sich herabschmeicheln, daß es mit ihnen zu Tische sitze.

[«]

31[49]

— ach, sie fallen zurück in die starken Worte und die schwachen Thaten! Ach, sie heißen sich wieder Tugendhafte!

— sie haben sich einst ihren Gott aus Nichts geschaffen: was Wunders, daß er ihnen zu nichte wurde

— Ihr sagt „Wehe! es ist alles Schein!“ Aber es ist alles Lüge. Ihr sagt: „Alles ist Leiden und Untergehen!“ Aber ihr sagt immer nicht genug: denn Alles will leiden machen und untergehen machen!

— ohne Gott, ohne Güte, ohne Geist — wir haben ihn erfunden, den häßlichsten aller Menschen!

— ach, meine Brüder! Wohin ist das Gute und der Glaube der Guten! Wohin ist die Unschuld aller dieser Lügen!

— ungeschickt und scheu, einem Tiger ähnlich, dem sein Sprung mißlang.

— er verlernte Fleisch essen und mit artigen Weiblein spielen, er härmt sich über die Maaßen

— einst —: ach wie fern dies Einst! Wie süß das Wort schon „Einst“, verirrten Glockenschlägen gleich, in dichten Wäldern —

— ja, Mensch, Mensch — das ist ein langer Strick, und Zarathustra heißt der Knoten, der hineingeknüpft wurde! (der Wahrsager)

Fabel — wie ein Wanderer der von fernen Dingen träumt unversehens auf einsamer Straße einen schlafenden Hund anstößt: wie Todfeinde fahren da die Beiden sich an, diese zwei zum-Tod-Erschreckten! Und doch im Grunde: wie wenig fehlte, daß sie einander streicheln und liebkosen!

— der Tag klingt ab, es ist Zeit und Überzeit, daß wir aufbrechen

[«]

31[50]

— Distelköpfe, Tüftel-Tröpfe

— übereilig gleich springenden Spinnen-Affen

— zwischen Särgen und Sägespähnen

— Schwindhunde und schmächtiges Gezücht rings um mich

— ein kaltes Bad: willst du da hinein mit deinem Kopf und Herzen? Oh wie bald wirst du als rother Krebs dastehn!

— der Fleißige, Treuliche, dem der Tag goldhell und gleich heraufließt

— umringt von dämmernden Ewigkeiten, und über mir entwölktes Schweigen.

— der den Eseln Flügel giebt und aus seinen Anklägern seine Fürsprecher macht, der Löwinnen melkt

— die Wellen um mich steigen höher und höher: bald soll mein Nachen nicht mehr auf dem Trocknen sitzen.

— ihr habt mich mit Ketten gebunden, aber Henker und Folterer sind Gründe, mit denen man am besten überredet, wenn uns das Maul verbunden ist

— sie denken klein von mir: sie nehmen Rache darum daß ich sie größer machen wollte!

— zur Stunde, wo kein Hirt die Flöte bläst: denn der Mittag schläft auf den Fluren.

— ein Weib, das an dem, was es liebt, leiden will

freiwilliger Bettler — jene alte pfiffige Frömmigkeit, welche sprach „den Armen geben das ist Gott leihen: seid gute Bankhalter!“

Und wenn ich deines Glaubens wäre, so wollte ich auch deines Wandels sein.

denn sein Wille verlangte nach dem großen Mittage und nach seinem Untergange

[«]

31[51]

— Ihr heißt mich einen Aufopfernden? Aber wer je Opfer brachte, weiß, daß es nicht Opfer waren, was er brachte.

— ein Ungeheuer von Überfluß und Vernunft, ein Verschwender mit tausend Händen, gleichgültig darin gleich einer Sonne

— es gab einst Einen, der sprach: „ich bin die Wahrheit“, und nie wurde einem Unbescheidenen höflicher geantwortet als ihm.

Dichter — mein Sinn und meine Sehnsucht geht auf Weniges und Langes: wie verachte ich eure kleinen kurzen Schönheiten!

— „nichts ist wahr, alles ist erlaubt“, so redet ihr? ach! also ist auch diese Rede wahr, was liegt daran, daß sie erlaubt ist!

— durch Bilder Tänze Töne und Schweigsamkeiten reden: und wozu wäre alle Welt da, wenn nicht alle Welt zu Zeichen und Gleichniß wäre!

— da stehen sie da, die schweren granitnen Katzen, die Werthe aus Urzeiten: wer vermag sie umzuwerfen!

— ein großer Mensch, ein Solcher, der um seiner Sache willen sein Mitleiden hinwirft und sein billiges Herz zu zerbrechen weiß: der es wagt und von sich erlangt, Viele und Vieles zu opfern, damit Er gedeihe —

— aufgerichtet zur Säule in der Wüste großen Unglücks, starr stier geworden und steinern

— still in seiner goldbraunen Traurigkeit, als einer, der zu viel Gutes geschmeckt hat

— mein Herren-Reich von tausend Jahren, mein hazar —

— weißt du das nicht? In jeder Handlung die du thust ist alles Geschehens Geschichte wiederholt und abgekürzt

ihr Sinn ist ein Wider-Sinn, ihr Witz ist ein Doch- und Aber-Witz

[«]

31[52]

— eifersüchtig auch im Hasse: du willst deinen Feind für dich allein haben!

— wie wenig reizte die Erkenntniß, wenn nicht auf dem Wege zu ihr so viel Scham zu überwinden wäre!

— ihr liebt den Nutzen als das Fuhrwerk eurer Neigungen: aber ist nicht der Lärm seiner Räder auch euch noch unerträglich?

— der Schritt verräth, ob einer schon auf seiner Bahn schreitet: und wer seinem Ziel näher kommt, der tanzt.

— ihr redet von eurer Treue: aber eure bequeme Art ist es, die nicht will, daß ihr aus eurem Bette aufsteht.

— deine Tugend ward dir lieb: so heiße sie nunmehr auch nicht mehr Tugend, sondern deinen Geschmack — so nämlich will es guter Geschmack!

— aber Zarathustra, sagte die Schlange, du Kluger, wie konntest du so handeln! Das war eine Dummheit! — „Es ist mir auch schwer genug geworden“.

— dein böses Gewissen in dir: das ist die Stimme deiner ältesten Vorvordern, die dir zuredet. „Erbsünde“, mein Freund, das ist gewißlich ein Beweis deiner Erbtugend.

— was redet ihr doch von hohen Gefühlen! In der Höhe fühle ich mich tief und fest und endlich auf meinem Grund und Heim-Boden.

— ein Lehrer von Grund aus, ein Solcher, der alle Dinge nur um des Schülers willen ernst nimmt, und sich selber auch.

— Geist haben ist nicht genug: man muß ihn noch sich nehmen, und dazu gehört viel Muth.

[«]

31[53]

— oh über den wunderlichen und grausamen Gott, den ihr als „die Liebe“ preist! als der Gott entstand, war wohl alle Liebe noch wenig göttlich?

— kalte kühle Menschen, solche denen man ihre Thorheiten nicht glauben will

— wer von Herzen willig und wohl ist, der liebt auch die Seitensprünge: wehe aber allen den Unbedingten! es ist eine kranke Art.

— ist nicht das Loben zudringlicher als alles Tadeln?

— ohne Gründe habt ihr dies einst glauben gelernt: wie könnte ich wohl durch Gründe dies euch umwerfen!

— „ich liebe meinen Gott von Grund aus: wie dürfte ich wollen, daß er mich wieder liebte! Er soll nicht so thöricht sein an mich zu glauben! wie alle Liebenden thun.

— ihr Fieberkranken seht alle Dinge als Gespenster, und ihr Fieberlosen als leere Schatten: und doch braucht ihr Beide die gleichen Worte!

— mein Gedächtniß sagt: „das that ich“, mein Stolz aber sagt dazu „das konnte ich nicht thun“ und bleibt unerbittlich. Zuletzt — giebt das Gedächtniß nach!

— er hat kalte vertrocknete Augen, vor ihm liegt jedwedes Ding entfedert nackt und farbenlos: und nun meint ihr, seine Ohnmacht zur Lüge sei „Liebe zur Wahrheit!“

— ihr saht schlecht dem Leben zu, wenn ihr den noch nicht schautet, der mit schonenden Händen — tödtet!

— er schüttelt sich, blickt um sich, streift mit der Hand über den Kopf — und nun heißt ihr ihn einen Erkennenden! Aber Freiheit vom Fieber ist noch nicht Erkenntniß.

[«]

31[54]

— der Erkennende von heute, welcher lehrt: einst wollte Gott zum Thier werden: siehe das ist der Mensch: — ein Gott als Thier!

— die große Liebe will nicht zurückgeben und vergelten, im Meere der großen Liebe ist die Vergeltung ertrunken.

— lernt mir doch endlich: „jeglich schlimmes Ding hat gute Kehrseiten.“

— ihr Ertrinkenden alle, meint ihr, ich wüßte nicht, was ihr hier wolltet? euch an einen starken Schwimmer anklammern, der ich selber bin.

— meint ihr, ich wollte es dem höheren Menschen leichter machen und bequemere Pfade zeigen? Immer mehr dieser eurer Art sollen zu Grunde gehn, und immer besser will ich selber darüber lachen lernen

— ihr würdet den Stärksten noch mit euch hinab in die Tiefe ziehn: so blind und blöde greift ihr nach einem Retter!

— ich lernte größeres Unheil sehen und bin darob, daß ihr schreit, nicht unlustig.

— was geht mich euer Elend an! Meine Sünde hieße: Mitleiden mit euch!

— meint ihr, ich sei da gut zu machen, was ihr schlecht machtet?

— nun werfe ich meine goldnen Angelruthen weit hinaus in dies dunkle Meer: schwirrend beißt ihr Pfeil hinein in den Bauch seiner Trübsal.

— nun ködere ich mir die wunderlichsten Menschen-Fische, nun will ich mein goldbraunes Gelächter darob haben, was alles da unten miß- und krummgeboren wird

— thue dich auf, du unreiner Schooß der Menschen-Narrheit! Du abgründliches Meer, wirf mir deine buntesten Ungethüme und Glitzer-Krebse zu

[«]

31[55]

Ihr Miesler und Wunderlichen, ihr Mißrathenen, was gienge mich noch euer Elend an, wenn nicht auch daran es Viel zu lachen gäbe! Mitleiden mit euch —: so hieße die Eine Sünde, die mir noch übrig blieb

Ihr Ertrinkenden alle, meint ihr, ich wüßte nicht, was ihr von mir auf meiner Höhe wolltet: das Meer schlingt euch hinab: nun wollt ihr euch an einen starken Schwimmer anklammern?

Und wahrlich, so blind und wild greift ihr mit Arm und Bein nach einem Retter, daß ihr den Stärksten noch in eure Tiefe hinabzöget!

Dazu lache ich nun, ein starker Schwimmer, der keinen kleinen Finger euch mehr entgegenstreckt: denn, griffet ihr ihn, so würdet ihr auch noch Hand und Herz dazu nehmen.

Das ist euer Unbescheidnes, daß ihr leben, leben wollt, ob ich gleich an euch zu Grunde gienge

[«]

31[56]

„Ihr Könige und du Einer Esel!“

[«]

31[57]

das Haar Zarathustra’s schwarz werdend (Löwe und Taubenschwarm)

[«]

31[58]

— es lief eine Sehnsucht durch die Lande und klopfte allen Einsiedlern an die Thür und sprach „Lebt denn Zarathustra noch?“

[«]

31[59]

— Dem guten Frager ist schon halb geantwortet.

[«]

31[60]

— Man muß seine Augen auch hinter dem Kopfe haben!

31[61]

Gespräch mit den Königen

— „Ich sehe Könige vor mir: aber ich suche den höheren Menschen.“

— Mit dem Schwerte dieses Wortes zerhaust du unseres Herzens Finsterniß

— wir sind nicht die Ersten und müssen es bedeuten: dieser Betrügerei sind wir zuletzt satt und ekel geworden

— lernt mir endlich doch: „jeglich schlimmes Ding hat zwei gute Kehrseiten“

— oh Zarathustra, in ihrem Kopfe ist weniger Sinn für das Rechte als in deiner linksten Zehe.

— unter solchem Gesindel erdrosselt sich der Ehrgeiz selber: hier gelüstet es einen mehr, den Letzten zu bedeuten als dieses Volkes Ersten.“

— dem guten Frager ist halb schon geantwortet. —

— seht doch, wie dies kam und kommen mußte: man muß sein Auge auch hinter dem Kopfe haben!

— ausbündig ungerecht: denn sie wollen gleiches Recht für Alle

— beharrlich, einem Bauern gleich so grob wie listig

— sie klammern sich an Gesetze an, und möchten Gesetze „festes Land“ heißen: denn sie sind der Gefahr müde, aber im Grunde suchen sie einen großen Menschen, einen Steuermann, vor dem sich die Gesetze selber auswischen

— die große Maul und Klauenseuche — feine Dinge — sie greifen mit Schafsklauen darnach. Jeglich Wort gehört nicht in jedes Maul.

süßliche schmeichelnde Hunde, wenn sie verehren

ihre Weiber: willfährig, lüstern, vergeßlich — sie haben’s alle nicht weit zur Hure.

Und wer von ihnen sagt noch ehrlich für sein Übermorgen gut? Wer — darf noch schwören und versprechen? Wer von ihnen bleibt noch fünf Jahr in Einem Hause und Einer Meinung?

Menschen des guten Willens, aber unverläßlich, und nach Neuem gelüstig, diese Käfiche und engen Herzen, diese Rauchkammern und verdumpften Stuben — sie wollen freien Geistes sein —

sie fühlen sich vom Pöbel nach Leib und Herzen und möchten das verstecken <und> gerne das Vornehme an- und überziehn: Erziehung nennen’s <sie> — sie treiben’s eifrig sie reden vom Glück der Meisten und opfern ihnen alle Zukünftigen

sie haben ihre Tugend, man kann sie nicht für jeden Preis kaufen. Biete nicht zu wenig, sonst sagen sie „Nein!“ und gehen gebläht davon, gestärkt in ihrer Tugend. „Wir sind die Unbestechlichen!“

die Eintagslehrer und andre Schmeißfliegen

und oft sind sie gleich jener Schamhaften, welche <man> zu dem, was sie am liebsten möchte, noch zwingen und nothzüchtigen muß.

— seines Friedens Sonne dünkte mich schwül und flau: lieber noch sitze ich im Schatten geschwungener Schwerter.

— schwimmend in Billigkeit und Milde, ihrer Dummheit froh und daß Glück auf Erden so wohlfeil ist

[«]

31[62]

Das Abendmahl.

Also sprach der König und Alle traten auf Zarathustra zu und erwiesen ihm abermals ihre Ehrfurcht; Zarathustra aber schüttelte das Haupt und wehrte ihnen mit der Hand.

„Willkommen hier! sprach er zu seinen Gästen. Von Neuem heiße ich euch willkommen, ihr Wunderlichen! Auch meine Thiere grüßen euch, voller Ehre und voller Furcht: noch niemals nämlich sahen sie so hohe Gäste!

Doch seid ihr mir keine kleine Gefahr — so raunen mir meine Thiere zu. „Nimm dich in Acht vor diesen Verzweifelnden!“ spricht mir die Schlange am Busen; — vergebt ihrer Liebe zu mir diese scheue Vorsicht!

Von Ertrinkenden spricht mir heimlich meine Schlange: das Meer zieht sie hinab — da möchten sie sich gern an einen starken Schwimmer anklammern.

Und wahrlich, so blind und wild greifen Ertrinkende mit Armen und Beinen nach einem Retter und Gutwilligen, daß sie den Stärksten mit in ihre Tiefe hinabziehn. Seid ihr — solche Ertrinkende?

Den kleinen Finger strecke ich euch schon entgegen. Wehe mir! Was werdet ihr nun noch von mir nehmen und an euch reißen!“ —

Also sprach Zarathustra und lachte dabei voller Bosheit und Liebe, während er mit der Hand den Hals seines Adlers streichelte: der nämlich stand neben ihm, gesträubt, und wie als ob er Zarathustra gegen seine Besucher zu schützen hätte.

Dann aber reichte er dem Könige zur Rechten die Hand, daß dieser sie küsse, und begann von Neuem, herzhafter noch als vorher: — — —

[«]

31[63]

Das Abendmahl.
Das Lied des Lachenden.

Die Begrüßung.
Das Abendmahl.
Die Improvisation.
Die Rosenrede.

[«]

31[64]

Als aber Zarathustra seine Gäste dergestalt wieder fröhlich fand und durcheinander redend, verließ er sie und trat leisen Schrittes hinaus vor seine Höhle. „Sie sind glücklich, ich habe sie geheilt, sprach er zu seinem Herzen: wie gut will dieser Tag enden, der so schlimm begann! Da kommt schon der Abend über das Meer, heranreitend wiegt er sich, der Sehnsüchtige, in seinen purpurnen Sätteln. Der Himmel blickt klar dazu, die Welt liegt tief: oh all ihr Wunderlichen, die ihr zu mir kamt, ihr thatet Recht damit: es lohnt sich schon, bei mir zu leben!“ —

Also sprach Zarathustra zu seinem Herzen und wurde immer stiller: inzwischen aber war Einer nach dem Andern von den Gästen Zarathustra’s aus der Höhle hinausgetreten; und das, was sie hier draußen sahen, machte endlich Jeden von ihnen stille. So standen sie bei einander, sich stumm die Hände reichend und hinausblickend: da aber kam aus der Tiefe heimlich der Klang jener alten schweren Brummglocke, jener Mitternachts-Glocke Zarathustra’s, deren Schläge er gerne abzählte und mit Reimen absang, und auch dies Mal kam sie schwer beladen mit Lust und Wehe: — da schauerte ihnen Allen das Herz.

Zarathustra aber, welcher Alles wohl errieth, sprach mit Bosheit sowohl als mit Liebe, ohne sie anzusehn, vielmehr wie Einer, der zu sich allein redet, wenig laut, aber deutlich genug: „Oh seht mir doch diese Verzweifelnden! Oh seht mir doch diese Verzweifelnden!“

— Sobald aber seine Gäste dies Wort hörten, wurden sie sich mit Einem Male ihrer Verwandlung und Genesung bewußt: da lachten sie über sich selber und Alle sprangen auf Zarathustra zu, dankend, verehrend und liebend oder ihm die Hände küssend, so wie es der Art eines Jeden zu eigen war: also daß auch Einige weinten. Der Wahrsager aber tanzte vor Vergnügen; und wenn er auch, wie Manche meinen, damals voll süßen Weins war, so war er sicherlich noch voller des süßen Lebens und hatte aller Lebens-Müdigkeit abgesagt. Zarathustra gab Acht darauf, wie der Wahrsager tanzte und zeigte mit dem Finger darnach: dann aber entriß er sich mit Einem Male dem Gedränge der Dankenden und Liebenden und nahm seine Zuflucht zu einer schroffen Klippe, an der er einige Schritte emporkletterte, indem er sich im Steigen einige Rosen und Rosenranken abriß. Von dieser Höhe her und, wie eben gesagt, mit Rosen in den Händen, nahm er an jenem Abende zum letzten Male das Wort: hinabschauend auf diese Schaar von Verzweifelten, welche nicht mehr zweifelten, von Ertrinkenden, welche auf gutem festem Lande standen, lachte er aus ganzem Herzen, wand die Rosen zum Kranze und sprach die Rede, welche man heißt:

Die Rosen-Rede.

Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: ich selber setze mir diese Krone auf, ich selber sprach heilig mein Gelächter. Keinen Anderen fand ich heute stark genug dazu.

Wie gut doch, daß ihr zu meiner Höhe kamt, Dies zu schaun! Wie danke ich’s eurer Sorge und Sehnsucht, welche Berge stieg und am rechten Orte anfragte: „Lebt denn Zarathustra noch?“

Einem guten Frager ist halb schon geantwortet. Und wahrlich eine ganze gute Antwort ist das, was nur hier ihr mit Augen seht: Zarathustra lebt noch und mehr als je:

— Zarathustra der Tänzer, Zarathustra der Leichte, der mit den Flügeln winkt, ein Flugbereiter, allen Vögeln zuwinkend, bereit und fertig, ein göttlich Leichtfertiger — ich selber setzte mir diese Krone auf!

— Zarathustra der Wahrsager, Zarathustra der Wahr-Schweiger, kein Ungeduldiger, kein Unbedingter, einer der Sprünge und Seitensprünge liebt — ich selber setzte mir diese Krone auf!

Schüttelt mich zusammen mit allen Erden-Thränen und allem Menschen-Jammer: immer werde ich wieder obenauf sein wie Oel auf Wasser.

Und bin ich der Erde einmal gram: des Himmels Sterne reißt da meine Bosheit noch herab zur Erde — das ist so die Art aller Zarathustra-Rache.

Und wenn es auf Erden auch Moor und Trübsal giebt und ganze Meere schlimmen Schlammes: wer leichte Füße hat, läuft über Schlamm noch dahin — schnell wie über gefegtem Eise.

Und wenn ich Feinde brauche und selber oft mein schlimmster Feind bin: Feinde haben wenig bei mir gut zu machen, ich lache zu schnell wieder nach jedem Unwetter

Und ob ich schon in vieler Wüste war und Wüsten-Wildniß: zum Wüsten-Heiligen ward ich nicht, noch stehe ich nicht da starr, stumpf, steinern, eine Säule: vielmehr — ich schreite.

Der Schritt verräth, ob Einer schon auf seiner Bahn schreitet. So seht mich gehen! Wer aber seinem Ziele nahe kommt, der — tanzt!

Krumm kommen alle guten Dinge ihrem Ziele nahe, gleich Katzen machen sie da Buckel, sie schnurren innewendig vor ihrem nahen Glücke: alle guten Dinge lachen!

Welches war hier auf Erden bisher die größte Sünde? Das war das Wort dessen, der sprach: „Wehe denen, die hier lachen!“

Fand er zum Lachen auf der Erde selber keine Gründe? So suchte er nur zu schlecht: ein Kind findet hier noch Gründe. Oh daß er sich doch selber — gefunden hätte!

Der — liebte nicht genug, sonst hätte er auch uns noch geliebt, die Lachenden. Aber er haßte uns und höhnte uns nur; Heulen und Zähneklappern verhieß er uns, den Lachenden!

Wo man ihn nicht liebte, diesen Unbedingten, da wollte er gleich sieden und braten. Er selber liebte nicht genug: sonst hätte er weniger begehrt, daß man — ihn liebe.

Geht aus dem Wege allen solchen Unbedingten! Das ist eine arme kranke Art, eine Pöbel-Art. Sie sehen schlimm diesem Leben zu, sie haben schwere Füße und Herzen.

Erhebt eure Herzen, meine Brüder, hoch! höher! aber vergeßt mir auch die Beine nicht! Erhebt auch eure Beine, ihr guten Tänzer, und besser noch: ihr steht auch auf eurem Kopfe!

Es giebt auch im Glücke schweres Gethier, es giebt Plumpfüßler von Anbeginn. Wunderlich mühen sie sich ab, solche Glückselige, einem Elephanten gleich, der sich müht, auf dem Kopf zu stehn.

Besser aber noch, närrisch sein vor Glücke als vor Unglücke! Besser plump tanzen als lahm gehn! So lernt mir doch meine Weisheit ab: „Jedwedes schlimme Ding hat zwei gute Kehrseiten.“

So verlernt mir doch das Trübsal-blasen und alle Nachtwächter-Traurigkeit! Oh wie traurig dünken mich heute die Hanswürste noch! Dies Heute ist des Pöbels: so verlernt mir doch dies — Heute!

Dem Winde thut mir gleich, der hier aus seinen Berghöhlen herunter stürzt. Nach seiner eignen Pfeife will er tanzen, die Meere zittern und hüpfen unter seinen tanzenden Fußtapfen.

Der den Eseln Flügel giebt, der Löwinnen melkt: ehrt mir doch diesen unbändigen guten Geist, der allem Heute und allem Pöbel wie ein Sturmwind kommt, —

— der Distel- und Diftelköpfen feind ist und allen kleinen mürrischen Unkräutern, diesen wilden guten freien Sturmwind, der allen Schwer- und Schwarzsichtigen, Schwärsüchtigen Staub in die Augen bläst:

— der die Pöbel-Schwindhunde haßt und alles mißrathene düstere Gezücht: ehrt mir doch diesen Geist aller freien Geister, diesen lachenden Sturm, welcher über Meeren und Trübsalen wie auf Wiesen tanzt.

Hinaus, hinaus nun, du Wildfang und Unband! Von wem redest du doch? Fliege fern hinaus, du guter Brausewind! Wie ein Schrei und ein Jauchzen fliege über weite Meere, bis du die glückseligen Inseln findest —

— grüße meine Kinder auf ihren Inseln, bringe ihnen den Gruß eines Nachbarn der Sonne, eines Nachbarn des Schnees, eines Nachbarn des Adlers, bringe ihnen zum Gruß die Liebe ihres Vaters!

Meine Kinder, meine Wohl-Geborenen, meine neue schöne Art: was zögern meine Kinder auf ihren Inseln?

Ward es nicht Zeit und höchste Zeit — so blase ihnen ins Ohr, du guter Sturmgeist — daß sie endlich zu ihrem Vater kommen? Warte ich nicht auf meine Kinder als Einer, deß Haar weiß und greis ward?

Hinaus, hinaus, du unbändiger guter Sturmgeist! Stürze hinab ins Meer aus deinen Berghöhlen, spute dich und segne vor Abend meine Kinder noch —

segne sie mit meinem Glücke, mit diesem Rosenkranz-Glücke! Wirf diese Rosen über ihre Inseln hin, wie ein Fragezeichen, welches fragt: „Woher kam solch Glück?“

— bis sie fragen lernen: „Lebt unser Vater noch? Wie, lebt unser Vater Zarathustra noch? Liebt unser alter Vater Zarathustra seine Kinder noch?“

Locke meine Kinder zu mir mit meinem besten Glücke! Ködere sie hinauf zu meiner treulichen goldbraunen Vater-Sehnsucht! Träufle auf sie den Honig einer langen langen Vaterherzens-Liebe!

Der Wind bläst, der Wind bläst, der Mond scheint, — oh meine fernen fernen Kinder, was weilt ihr nicht hier, bei eurem Vater? Der Wind bläst, keine Wolke steht am Himmel, die Welt schläft. — Oh Glück! Oh Glück!

Kaum aber hatte Zarathustra diese Worte gesprochen, da erbebte er bis in die Wurzel seines Herzens: denn er merkte, als er zu seinen Füßen hinabblickte, daß er ganz allein war. Er hatte seine Gäste vergessen — hatten seine Gäste auch ihn vergessen? „Wo seid ihr? Wo seid ihr?“ rief Zarathustra in die Nacht hinaus: aber die Nacht schwieg. —

„Wo seid ihr? Wo seid ihr, meine Thiere?“ rief Zarathustra abermals in die Nacht hinaus. Aber auch seine Thiere blieben stumm — —

[«]

31[65]

Das Lied des Zauberers.
Von der Wissenschaft.
Die Rosenrede.

[«]

31[66]

Die Glücklichen sind neugierig.

[«]

31[67]

Und wenn ihr mich euren Herrn und Meister nennt: so will ich’s euch in Reimen sagen, was dieser Meister von sich selber denkt.

Also nämlich schrieb ich einst über meine Hausthür, ich meine über den Eingang dieser Höhle: — — —

[«]

31[68]

Auf dieser Erde giebt es kein größeres Unglück als wenn die Mächtigen der Erde nicht auch die ersten Menschen sind. Da nämlich wird alles schief falsch und — — —

Wenn aber alles falsch wird, was Wunders, wenn dann der Pöbel trachtet Herr zu sein? Dann spricht die Pöbel-Tugend „siehe, ich allein bin Tugend!

Solches geschieht zwischen Heut und Morgen: wie das aber kam und kommen mußte — — —

[«]

31[69]

ich will d<eutsch> und deutlich mit euch reden

Bis jetzt weiß ich wenig mit euch anzufangen — Das Beste ist noch, daß wir mit einander schmausen.

[«]

31[70]

die 2 Könige
der freiwillige Bettler
der Zauberer
der Gewissenhafte des Geistes
der häßlichste Mensch
der Papst außer Dienst
der Wanderer
der Mittags<schläfer>

[«]

[32 = Z II 9. Winter 1884–85]

32[1]

Zurückführung der moralischen Werthschätzungen auf ihre Wurzeln.

[«]

32[2]

Er sprach für uns Alle, du erlöstest uns vom Ekel — dies ist eine der schlimmsten Krankheiten dieser schlimmen Zeit

Zarathustra: welches Geschenk brachtet ihr mir — ihr könnt selber nicht wissen, was ihr mir eben schenktet!

du lehrst einen neuen Adel zu züchten
du lehrst Colonien gründen und die Staaten-Krämer-Politik verachten
dir liegt am Schicksal des Menschen
du führst die Moral über sich hinaus (Überwindung des Menschen, nicht nur „gut und böse“ Sündenbewußtsein)

Zarathustra’s Rede vom höheren Menschen

ihr müßt die Vortheile dieser schlimmen Zeit ausfindig machen.

[«]

32[3]

Die gute Mahlzeit.

Von den höheren Menschen.
Das Lied des Zauberers.
Von der Wissenschaft.
Die Rosenrede.

[«]

32[4]

Zum „häßlichsten Menschen“

Verzage nicht, oh meine Seele, ob des Menschen! Lieber weide noch dein Auge an allem seinem Bösen, Seltsamen und Furchtbaren!

„Der Mensch ist böse“ — so sprachen zu meinem Troste mir noch aller Zeiten Weiseste. Oh daß das Heute mich seufzen lehrte: „Wie! Ist es auch noch wahr?“

„Wie? Ist dieser Trost dahin?“ Also seufzte mein Kleinmuth. Nun aber tröstete mich dieser Göttlichste.

[«]

32[5]

Pöbel, das will heute sagen: Mischmasch. Darin ist Alles in Allem durcheinander: Hallunken und Heilige und Junker und Juden und Gott und jeglich Vieh aus der Arche Noah.

Und diese Frauen von heute — sind sie nicht auch rechte schlechte Pöbel-Frauen? willfährig, genüßlich, vergeßlich, mitleidig, — sie haben’s alle nicht weit zur Hure.

— Meine Freunde, so ihr Solches euren Frauen einmal erzählt, so sagt schicklich und gütlich dazu: „Du allein nämlich, meine Liebste, bist die Ausnahme. Und Zarathustra läßt dich grüßen.“

[«]

32[6]

Du schlimmer alter Zauberer, das ist dein Bestes und Redlichstes was ich an dir ehre: daß du endlich deiner müde wurdest und aussprachst: „ich bin nicht groß“. Spät genug kamst du zu dieser Redlichkeit.

Du Friedloser, Falscher, Unerlösbarer, wie manche Stunde flüsterte dir dein Teufel zu: „mache vorerst doch an dich glauben, sprich, du gerade könntest sie erlösen, du bist falsch genug dazu!“

[«]

32[7]

Aber nun laßt mir diese große Kinderstube, meine Höhle und kommt heraus! Kühlt hier draußen euren heißen Übermuth und lernt stille werden vor Glück.

Die Nacht blickt klar, der Mond scheint, keine Wolke steht am Himmel: fragt mich, fragt euch, ihr Wunderlichen, ob es sich lohnt — zu leben!

Zarathustra aber sprach die Worte, die er schon Ein Mal gesprochen, damals als er dem Leben sein Jawort gab für die Ewigkeit, und die Ewigkeit für dieses selbe und gleiche Leben: seine Stimme aber hatte sich verwandelt.

Und alle, die Zarathustra’s Frage hörten, antworteten darauf mit ihrem Herzen, keiner aber sprach ein Wort. So standen sie bei einander, sich stumm bei den Händen haltend und hinausblickend. Da — — —

[«]

32[8]

Das Heimweh ohne Heim. Der Wanderer.

1 : also daß wenig mir zum ewigen Juden fehlt, es sei denn, daß ich weder ewig und auch nicht Jude bin.
2 — was um mich wohnt, das wohnt sich bald auch ein.
3 — wenn der Teufel sich häutet, fällt auch sein Name ab: der ist auch Haut.
4 — nur wer weiß, wohin er fährt, weiß auch, was sein Fahrwind ist
5 — er hat sein Ziel verloren: wehe, wie wird er seinen Verlust verscherzen und verschmerzen!
6 — er redet ihnen ein, sie hätten den Weg verloren — dieser Schmeichler! Es Schmeichelt ihnen, daß sie einen Weg haben sollen!

7 — das klärte sich auf: nun geht es mich nichts mehr an. — Hüte dich, du könntest über zu-Viel aufgeklärt werden!
8 — auch der Heiligste denkt: „ich will leben, wie ich Lust habe — oder ich habe keine Lust mehr zu leben!
9 — wo darf ich heimisch sein? Darnach suchte ich am Längsten: das Suchen blieb meine stäte Heimsuchung.
10 — ich wollte es nicht vorher, so muß ich es schon nachher wollen — Alles muß ich also „gut machen“
11 — nun lebt keiner mehr — den ich liebe: wie sollte ich noch mich selber ertragen!
12 — diese Käfiche und engen Herzen — wie wollten sie freien Geistes sein! Und wer nicht alle Verbrechen gethan hat, wie —
13 — die Eintagslehrer und andere Schmeißfliegen
14 — wo Gold klingelt, wo die Hure herrscht, wo man nur mit Handschuhen greifen und angreifen darf
15 — die Allzuschamhaften, die man noch zu dem zwingen und nothzüchtigen muß, was sie am liebsten möchten
16 — erreglich an Hirn- und Schamtheilen, gleich Juden und Chinesen
17 — solche, die man mit erhabenen Gebärden überzeugt, aber mit Gründen mißtrauisch macht
18 — wie sicher ist dem Unstäten auch ein Gefängniß! Wie ruhig schlafen eingefangene Verbrecher!
19 „siehe dich vor, daß du der Wahrheit nicht zu nahe auf dem Fuße folgst: sie dürfte dir sonst den Kopf eintreten!
20 „Wie? Du nennst dich einen freien Geist? Hast du schon alle Verbrechen gethan? dein verehrendes Herz zerbrochen?
21 — ausgetrocknete sandige Seelen, trockne Flußbetten: wie — freie Geister?
22 — er strebte ins Verbotene: das ist der Ursprung aller seiner Tugend.
23 — bist du in fernsten und kältesten Gedanken umgegangen, einem Gespenste gleich auf Winterdächern?
24 — aufgewirbelt, umhergetrieben, unstät: auf allen Oberflächen habe ich schon einmal geschlafen, als Staub saß ich schon auf jedem Spiegel, jeder Fensterscheibe
25 es steht schlimmer als ihr denkt: mancher meinte zu lügen, und da erst traf er die Wahrheit! —
26 — diese Schwerfälligen Geängstigten, welche ihr Gewissen grunzen macht: denen gleiche ich nicht

27 — was macht Europa? — Oh das ist ein krankes wunderliches Weibchen: das muß man rasen schreien und Tisch und Teller zerbrechen lassen, sonst hat man nimmer vor ihm Ruhe: ein Weib, das an dem, was es liebt, leiden will.
28 — denkendere Zeiten, zerdachtere Zeiten, als unser Heut und Gestern ist
29 — ach, wohin ist das Gute und der Glaube der Guten! Ach, wohin ist die Unschuld aller dieser edlen Lügen!
30 — der Gott, den sie sich einst aus Nichts geschaffen — was Wunders! er ist ihnen nun zu Nichts geworden
31 — übereilig gleich springenden Spinnaffen
32 — ein kaltes Bad — willst du da hinein mit deinem Kopf und Herzen? Oh wie bald wirst du als rother Krebs dastehen! (Zarathustra sieht einen feuerrothen Menschen kommen)
33 — zwischen Särgen und Sägespähnen leben; ich hatte keine Lust zum Handwerk der Todtengräber
34 — „nichts ist wahr! alles ist erlaubt!“ ich habe alle Verbrechen begangen: die gefährlichsten Gedanken, die gefährlichsten Weiber
35 — einst gieng mein Sinn auf Weniges und Langes: aber wo fände sich das heute! so verachte ich denn die kleinen kurzen Schönheiten nicht
36 — wie wenig reizte die Erkenntniß, wenn nicht auf dem Wege zu ihr so viel Scham zu überwinden wäre —
37 — die Erkennenden von heute, welche lehren: einst geschah’s, daß Gott zum Thier werden wollte —: Gott selbst als Thier: siehe, das ist der Mensch!
38 — ein freier Geist, aber ein schwacher Wille; Flatter-Flügel, aber ein gebrochenes Rückgrat
39 — bald sperren sie sich, bald zerren sie sich, diese lieben Vaterländer

1, 9, 24, 2, 39, 13, 14
6, 5, 4, 35, 8, 37, 30
38, 11, 10
21, 32, 33, 23, 27, 16, 28
15, 36, 22, 20, 34, 7, 25, 3, 16, 26, 29
18, 12
19

Der gute Europäer

1, 9, 24, 2 (lachend über die Vaterländer) Heimatlos, Herumstreicher 13, 14 genüßlich 8
6, 5, 4, 35 ziellos, durch Nichts im Zaum gehalten 37, 30
38 schwachen Willens 11, 10
21, 32, 33 an die stärksten (stimulantesten) Gedanken, die kältesten Bäder 23 gewohnt:
27 voraus: das heißt Europäerthum
16, 28 und greise Völker gleich Juden
15, 36 (Scham überwinden — — 22, 20 Verbrechen des Gedankens 34 „alles ist erlaubt“
7, 25, 3, 16, 26, 29 voller Hohn über die Moral
18, 12 Gefahr in einen Käfich sich selber einzufangen
19 des Geistes müde, verekelt

[«]

32[9]

Der Wissen- und Gewissenhafte.

— Ein Erkennender von heute, welcher fragt: was ist doch der Mensch? Gott selber als Thier? Einstmals nämlich, dünkt mich, wollte Gott zum Thiere werden.

— kalte kühle Menschen, solche denen man ihre Thorheiten nicht glauben will: man legt sie schlimm aus als schlimme Klugheiten.

— ohne Gründe habt ihr dies einst glauben gelernt: wie könnte ich wohl durch Gründe euch diesen Glauben umwerfen!

— ist nicht das Loben zudringlicher als alles Tadeln? Ich verlernte auch das Loben, es fehlt darin an Scham.

— diese Wissen- und Gewissenhaften; wie sie mit schonender Hand — tödten!

— ihr Gedächtniß sagt „das that ich“, ihr Stolz aber sagt „das konntest du nicht thun“: und läßt sich nicht erbitten. Zuletzt — giebt ihr Gedächtniß nach.

— er hat kalte vertrocknende Augen, vor ihm liegt jedwedes Ding entfedert und ohne Farbe, er leidet an seiner Ohnmacht zur Lüge und heißt sie „Wille zur Wahrheit“!

— er schüttelt sich, blickt um sich, streicht mit der Hand über den Kopf, und nun läßt er sich einen Erkennenden schelten. Aber Freiheit vom Fieber ist noch nicht „Erkenntniß“.

— die Fieberkranken sehen alle Dinge als Gespenster, und die Fieberlosen als leere Schatten — und doch brauchen sie beide die gleichen Worte.

— Aber du Kluger wie konntest du so handeln! Es war eine Dummheit! — „Es ist mir auch schwer genug geworden.“

— Geist haben ist heute nicht genug: man muß ihn noch sich nehmen, sich Geist „herausnehmen“; dazu gehört viel Muth.

— es giebt auch solche, die verdorben sind zum Erkennen, weil sie Lehrer sind: sie nehmen nur um des Schülers Willen die Dinge ernst und sich selber mit.

— da stehen sie da, die schweren granitnen Katzen, die Werthe aus Urzeiten: und du, oh Zarathustra, du willst sie umwerfen?

— ihr Sinn ist ein Wider-Sinn, ihr Witz ist ein Doch- und Aberwitz.

— jene Fleißigen Treulichen, denen jeder Tag goldhell und gleich herauffließt

— wie ein Wanderer, der von fernen Dingen träumt, unversehens auf einsamer Straße einen schlafenden Hund anstößt: wie Todfeinde fahren Beide sich an, zum Tod erschreckt. Und doch! wie wenig fehlt im Grunde daß sie einander streichen, liebkosten, trösten: diese zwei Einsamen!

— hartnäckige Geister, fein und kleinlich

— gieb mir zu rathen: dein Beweisen ermüdet den Hunger meines Geistes.

— du fühlst noch nicht einmal, daß du träumst: oh, da bist du noch fern vom Aufwachen!

— mein Freund, die Tugend thut kein Ding mit „um“ und „weil“ und „damit“ sie hat kein Ohr für solche kleinen Worte.

— voll tiefen Mißtrauens, überwachsen vom Moose der Einsamkeit, langen Willens, ein Schweigsamer, du Feind aller Lüsternen

— nicht für seinen Glauben wird er verbrannt, von innen her, mit kleinem grünem Holze: sondern dafür, daß er zu seinem Glauben heute keinen Muth mehr finden kann

— unbehülflich wie ein Leichnam, im Leben todt, vergraben, versteckt: er kann nicht mehr stehen, dieser Kauernde, Lauernde: wie könnte er jemals — auferstehen!

— es ist nicht genug, daß der Blitz nicht mehr schadet, er soll lernen, für mich zu arbeiten.

— du wolltest ihnen Licht sein, aber du hast sie geblendet. Deine Sonne selber stach ihnen die Augen aus.

— wie geschah es doch, daß die Wahrheit hier zum Siege kam? Kam ihr wohl ein starker Irrthum zu Hülfe?

— hier bist du blind, denn hier hört deine Redlichkeit auf.

— sie liegen auf dem Bauche vor kleinen runden Thatsachen, sie küssen Staub und Koth zu ihren Füßen, sie frohlocken: „hier ist endlich Wirklichkeit!“

[«]

32[10]

Der freiwillige Bettler.

Erst dann kehrte ich zur Natur zurück

— Gehörst du zu denen, welche begeistert sind für grünes Gemüse, allen Freuden des Fleisches abhold? predige Bergpredigten und Philosophie fürs liebe Vieh

— sie sind kalt: daß ein Blitz in ihre Speisen schlüge und ihre Mäuler lernten Feuer fressen!

— meiner selber ward ich müde: und siehe, da erst kam mein Glück zu mir, das auf mich gewartet hatte seit Anbeginn.

— sie sitzen da mit gebundenen Pfoten, diese Kratz-Katzen, nun können sie nicht kratzen, aber sie blicken Gift aus grünen Augen.

— mancher schon warf sich aus seiner Höhe herab. Das Mitleiden mit den Niedrigen verführte ihn: nun liegt er da mit gebrochnen Gliedmaßen.

— was half es, daß ich so that! Ich horchte auf Wiederhall, aber ich hörte nur Lob.

— [1]mit Diebsaugen, ob sie schon im Reichthum sitzen. Und Manche von ihnen nenne ich Lumpensammler und Aasvögel.

— [1]ich sah sie, wie sie’s von ihren Vätern her gewohnt sind, lange Finger machen: da zog ich’s vor, den Kürzeren zu ziehn.

— [1]lüsterne Augen, gallichte Seelen

— [1]lieber noch Händel als diese Händler! Mit Handschuhen soll man Geld und Wechsler angreifen!

— [1]die kleine Wohlthätigkeit empört, wo die größte kaum verziehen wird.

— [1]ihr Überreichen, ihr tröpfelt gleich bauchichten Flaschen, aus allzuengen Hälsen: hütet euch, solchen Flaschen brach Ungeduld oft schon die Hälse!

— [1]ich schämte mich des Reichthums, als ich unsre Reichen sah, ich warf von mir was ich hatte und warf mich dabei selber hinaus in eine Wüste.

2 — Mein werther Fremdling, wo weiltest du? Treibt heute nicht Jedermann Schacher? sie sind allesammt selber käuflich, nur nicht für jeden Preis: willst du sie aber kaufen, so biete nicht zu wenig, du stärkst sonst ihre Tugend. Sie sagen dir sonst Nein! und gehn gebläht davon, als die Unbestechlichen — alle diese Eintagslehrer und Papier-Schmeißfliegen!

— enge Seelen, Krämer-Seelen: denn wenn das Geld in den Kasten springt, springt des Krämers Seele mit hinein.

— „Daran erkenne ich den Überreichen: er dankt dem, der nimmt“ sagt Zarathustra.

— [1]Sträflinge des Reichthums, deren Gedanken kalt gleich Ketten klirren.

— [1]sie erfanden sich die heiligste Langeweile und die Begierde nach Mond- und Werkel-Tagen

— wie ein Wanderer, der von fernen Dingen träumt, unversehens einen schlafenden Hund auf einsamer Straße anstößt:

wie Todfeinde fahren da die Beiden sich an, beide zum Tod erschreckt: und doch, im Grunde: wie wenig fehlte, daß die Beiden sich streichelten und liebkosten, die zwei Einsamen!

— nicht aus jener alten pfiffigen Frömmigkeit, welche sprach, „den Armen geben, das ist Gott leihen. Seid gute Bankhalter!“

— ihr liebt den Nutzen als das Fuhrwerk eurer Neigungen, aber ist der Lärm seiner Räder euch nicht unerträglich? Ich liebe das Unnützliche.

— [1]ihre Weiber: willfährig lüstern vergeßlich: sie haben’s alle nicht weit zur Hure.

Ich liebe die Stille, und jene lieben den Lärm, darum — — —

[«]

32[11]

Vom höheren Menschen.

„So ihr nicht werdet wie die Kinder“ — Nein! Nein! Drei Mal Nein! Das ist vorbei. Wir wollen auch gar nicht ins Himmelreich.

Männer sind wir worden, so wollen wir das Erden-Reich.

(Nein! Nein! Drei Mal Nein! Was Himmel-Bimmel-bamm! Bam! Wir wollen nicht ins Himmelreich: das Erden-reich soll unser sein!)

„ihr werdet in die Höhe gedrückt, zu mir: mag das Volk sprechen „ihr steigt“. Ihr seid mir — Gedrückte!

— im Zeitalter, wo die Zufriedenheit des Pöbels herrscht, und wo der Ekel schon den höheren Menschen bezeichnet:

[«]

32[12]

Die sieben Einsamkeiten.

Und wenn ich einmal mit Wölfen heulen muß, so mache ich’s gut genug; und mitunter sagte ein Wolf: „du heulst besser als wir Wölfe“.

[«]

32[13]

Der Rundgesang.

Als sie aber lange so gestanden hatten und die Heimlichkeit der Nacht ihnen näher und näher ans Herz kam, da geschah das, was an jenem erstaunlichen langen Tage das Erstaunlichste war. Zuerst nämlich begann der häßlichste Mensch von Neuem zu gurgeln und zu schnauben: als er es aber bis zu Worten gebracht hatte, da kam eine Frage klar und deutlich aus seinem Munde, die Allen, die sie hörten, das Herz im Leibe umdrehte.

Meine Freunde insgesamt, sprach der häßlichste Mensch, was dünket euch? Um dieses Tags Willen — ich bin’s zum ersten Male zufrieden, daß ich dies ganze Leben lebte.

Und daß ich soviel bezeuge, ist mir noch lange nicht genug. Es lohnt sich auf der Erde zu leben; Ein Tag mit Zarathustra zusammen lehrte mich die Erde lieben.

„War Das — das Leben? will ich zum Tode sprechen. Wohlan! Noch Ein Mal! Um Zarathustra’s Willen!“

Meine Freunde, was dünket euch? Wollt ihr nicht gleich mir zum Tode sprechen: „War Das — das Leben? Um Zarathustra's Willen — wohlan! Noch Ein Mal!“ —

Und du unser Arzt und Heiland — laß uns, oh Zarathustra, fürderhin mit dir gehen!

Also sprach der häßlichste Mensch; es war aber nicht lange vor Mitternacht.

Da griff Zarathustra ungestüm nach seiner Hand, preßte sie in seine Hände und rief erschüttert aus, mit der Stimme eines Solchen, dem ein kostbares Geschenk und Kleinod unversehens vom Himmel fällt:

„Wie? Du sprichst das, mein Freund? Dies ist dein Wille? Dies ist dein ganzer letzter bester größter Wille? Wohlan! Sprich es noch Ein Mal!“ — —

Und der häßlichste Mensch that, wie ihm geheißen wurde: sobald aber die andern höheren Menschen sein Gelöbniß hörten, wurden sie sich mit Einem Male ihrer Verwandlung und Genesung bewußt, und wer ihnen dieselbe geschenkt habe: da sprangen sie auf Zarathustra zu, dankend, verehrend, liebkosend oder ihm die Hände küssend, so wie es der Art eines Jeden gegeben war: also daß Einige lachten, Einige weinten. Der alte Wahrsager aber tanzte vor Vergnügen, und wenn er auch, wie Manche meinen, damals voll süßen Weins war, so war er sicherlich noch voller des süßen Lebens und hatte aller Müdigkeit abgesagt. Es giebt sogar Solche, die erzählen, daß damals der Esel getanzt habe; der häßlichste Mensch nämlich habe ihm vorher Wein zu trinken gegeben statt Wasser, damals als er ihn als seinen neuen Gott anbetete. Dies mag sich nun so verhalten oder auch anders — und wahrlich, nicht alle, welche die Historie Zarathustras erzählen, werden's glauben —: gewißlich aber wäre der häßlichste Mensch auch dieser Schlechtigkeit fähig gewesen.

Zarathustra selber aber gab Acht darauf, wie der Wahrsager tanzte und zeigte mit den Fingern darnach; dann aber entriß er sich mit Einem Rucke dem Gedränge der Liebenden und Verehrenden, legte den Finger an den Mund und gebot Stille. Um jene tiefe Nachtstunde war es, daß Zarathustra den großen Rundgesang anstimmte, in welchen seine Gäste der Reihe nach einfielen; der Esel aber, der Adler und die Schlange horchten zu, ebenso wie die Höhle Zarathustras zuhörte und die Nacht selber. Dieser Rundgesang aber lautete also:

Erhebt eure Herzen, meine Brüder, hoch! höher! — aber vergeßt mir auch die Beine nicht! Erhebt auch eure Beine, ihr guten Tänzer, und besser noch, ihr steht auch auf eurem Kopfe!

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!

Da fiel der alte Wahrsager ein: „Es giebt auch im Glücke schweres Gethier, es giebt Plumpfüßler von Anbeginn. Wunderlich mühn sie sich ab, einem Elephanten gleich, der sich müht, auf dem Kopf zu stehn.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der häßlichste Mensch ein: „Besser noch, plump tanzen als auf lahmen Beinen gehn, besser närrisch sein vor Glücke als Unglücke. Dies aber ist Zarathustras beste Wahrheit: auch das schlimmste Ding hat zwei gute Kehrseiten.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der alte Zauberer ein: „Nun verlernte ich das Trübsal-Blasen und alle Nachtwächter-Traurigkeit. Dem Winde will ich’s gleich thun, der alle Himmel hell und alles Meer brausen macht: Zarathustra will ich’s nunmehr gleich thun.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der König zur Rechten ein: „Schüttelt mich zusammen mit allen Erden-Thränen und Menschen-Jammer, immer wieder werde ich obenauf sein wie Oel auf Wasser. Das aber lernte ich diesem Zarathustra ab.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der König zur Linken ein: „Und muß ich der Erde einmal gram sein: des Himmels Sterne reißt da meine Bosheit noch herab zur Erde: das ist so die Art aller Zarathustra-Rache.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der gute Europäer ein: „Und wenn es auf Erden auch Moore und Trübsal giebt und ganze Meere schwarzen Schlamms: wer leichte Füße hat, gleich Zarathustra, läuft über Schlamm noch dahin, schnell wie über gefegtem Eise.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der freiwillige Bettler ein: „Der Schritt verräth, ob Einer schon auf seiner Bahn schreitet: seht Zarathustra gehn! Wer aber seinem Ziele nahe kommt, der — tanzt.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der Gewissenhafte des Geistes ein: „Krumm kommen alle guten Dinge ihrem Ziele nahe, gleich Katzen machen sie da Buckel, sie schnurren innewendig vor ihrem nahen Glücke, alle guten Dinge lachen.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der alte Papst ein: „Welches war hier auf Erden bisher die größte Sünde? Das war das Wort dessen, der sprach: „Wehe denen, die hier lachen!“
Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

[«]

32[14]

Die letzte Sünde.

1.

Aber was geschah damals mit Zarathustra selber? — Ja, wer möchte das errathen, was sich in jener Nacht mit ihm zutrug! — Er fiel nämlich, als er das Glück seiner höheren Menschen sah, mit einem Male nieder wie ein Eichbaum, der lange vielen Holzschlägern widerstanden hat —, schwer, plötzlich, zum Schrecken für die selber, welche ihn fällen wollten. Die Axt aber, die Zarathustra darniederschlug — Mitleiden hieß diese Axt, Mitleiden mit dem Glück dieser höheren Menschen.

2.

Die höheren Menschen stürzten hinzu, als er so zu Boden lag, daß sie ihm wieder aufhülfen: aber schon sprang er von selber empor, stieß alle von sich, die sich um ihn drängten und schrie: „Fort! Fort! Fort!“ „Laßt mich davon“, schrie er, so schmerzlich und schrecklich, daß seinen Freunden das Herz erstarrte; und ehe nur eine Hand sich ausstreckte, ihn zurückzuhalten, zog er sein Gewand über den Kopf, lief in die schwarze Nacht hinaus und war verschwunden.

Da nun standen seine Freunde eine lange Weile betäubt und stumm, denn sie waren in diesen Bergen fremd, und niemand hätte um diese Stunde auch nur hundert Schritt weit einen Weg gefunden. Es gieng nämlich gegen Mitternacht. So traten sie, als sie sich nicht zu helfen und zu rathen wußten, endlich wieder in die Höhle Zarathustra’s, ob sie ihnen gleich traurig und kalt dünkte, und ertrugen daselbst die Nacht, mit wenig Schlaf und vielen schlimmen Gedanken und Gespenstern.

Es geschah aber um die Stunde der ersten Früh-Dämmerung, daß jener Wanderer, welcher sich den Schatten Zarathustra's nannte, seine Gefährten heimlich verließ und vor der Höhle nach dem Verlorenen ausspähete. Und nicht lange darauf rief er in die Höhle hinein: „dort kommt Zarathustra!“ Da warfen sie Alle den Schlaf und die schlimmen Gedanken von sich und sprangen auf, voller Hoffnung, daß es nun wieder Tag werde. Als sie aber mit einander ausspäheten — und auch der Esel war mit ihnen hinausgegangen und spähete nach Zarathustra — siehe, da gewahrten sie in der Ferne ein seltsames Schauspiel. Zarathustra kam nämlich des Wegs herauf, langsam, langsam: bisweilen stand er still und blickte zurück: hinter ihm aber schritt ein mächtiges gelbes Thier, gleich Zarathustra selber zögernd, langsamen Ganges und oft zürückblickend. Immer aber wenn Zarathustra den Kopf nach ihm umwandte, kam es einige Schritte schneller vorwärts, dann aber zögerte es wieder. Was geschieht da? fragten sich da die höheren Menschen, und ihre Herzen klopften; denn sie argwöhnten, daß dieses mächtige gelbe Thier ein Löwe des Gebirges sei. Und siehe, plötzlich wurde der Löwe ihrer gewahr: da stieß er ein wildes Gebrüll aus und sprang auf sie los: also daß diese alle mit Einem Mund aufschrieen und davon flohen. Und in Kürze war Zarathustra allein und stand staunend am Eingange seiner Höhle. „Was geschah mir doch?“ sagte er zu seinem Herzen, während der starke Löwe schüchtern sich an seine Kniee drängte. „Was hörte ich doch eben für einen Nothschrei!“ Da aber kam ihm die Erinnerung, und er begriff mit Einem Male Alles, was geschehen war. Hier ist der Stein, sprach er frohlockend, auf dem saß ich gestern am Morgen: da hörte ich den gleichen Schrei. Oh ihr höheren Menschen, es war ja euer Nothschrei!

Und meine Noth war's vor der jener alte Wahrsager gestern am Morgen mich warnte; zu meiner letzten Sünde wollte er mich verführen, zum Mitleiden mit eurer Noth!

Aber euer Glück war meine Gefahr —: Mitleiden mit euerm Glücke, das — errieth er nicht! Oh was erriethen diese höheren Menschen wohl von mir!

Wohlan! sie sind davon — und ich gieng nicht mit ihnen: oh Sieg! oh Glück! Dies gerieth mir gut!

Du aber, mein Thier und Wahrzeichen, du lachender Löwe, du bleibst bei mir! Wohlan! Wohlauf! Du kamst mir zu Ehren und zur rechten Zeit, du bist mein drittes Ehren-Thier!

Also sprach Zarathustra zu dem Löwen und setzte sich auf den Stein nieder, an dem er Tags zuvor gesessen hatte, mit einem tiefen Aufathmen —: da aber blickte er fragend in die Höhe — er hörte nämlich über sich den scharfen Ruf seines Adlers.

Meine Thiere kehren zurück, meine zwei alten Ehrenthiere, rief Zarathustra und frohlockte in seinem Herzen: Erkunden sollten sie, ob meine Kinder unterwegs sind und zu mir kamen. Und wahrlich, meine Kinder kamen, denn der lachende Löwe kam. Oh Sieg! Oh Glück!

[«]

32[15]

Das Zeichen.

Des Morgens aber nach dieser Nacht sprang Zarathustra von seinem Lager auf, gürtete sich die Lenden und kam heraus aus seiner Höhle, glühend und froh, wie die Morgensonne, die aus dunklen Bergen kommt.

„Sie schlafen noch, rief er, während ich wache — das sind nicht meine rechten Gefährten, diese höheren Menschen.

Höhere als sie müssen kommen, Hochgemuthere, Freiere, Hellere — lachende Löwen müssen zu mir kommen: was geht mich all dies kleine kurze wunderliche Elend an!

Deß warte ich nun, deß warte ich nun“ — und indem Zarathustra so sprach, setzte er sich nachdenklich auf den Stein vor seiner Höhle.

„Wer soll der Erde Herr sein? so begann er wieder. Nun! Diese da wahrlich nicht — lieber noch zerschlüge ich Diese da mit meinem Hammer. Ich selber aber bin ein Hammer.

Sie halten es gerade auf der Erde aus, wenn man sie mit Erdenlust lüstern macht, ihnen herzhaft zuspricht. Wie! auf dieser Erde es nur — aushalten? Um der Erde Willen schäme ich mich solcher Reden.

Lieber will ich doch wilde böse Thiere um mich als diese zahmen Mißrathenen; wie selig will ich sein, wieder die Wunder zu sehen, die heiße Sonne ausbrütet —

— alle die reifen und wohlgerathenen Thiere, deren die Erde selber stolz ist. Mißrieth ihr der Mensch bisher? Wohlan! Aber der Löwe gerieth.“

Und wieder versank Zarathustra in ferne Gedanken und Länder und in das Schweigen, das auch dem eignen Herzen aus dem Wege geht und keinen Zeugen hat.

[«]

32[16]

Das Honig-Opfer.
Der Nothschrei.
Gespräch mit den Königen.
Der Wanderer.
Der freiwillige Bettler.
Der Papst außer Dienst.
Der Büßer des Geistes.
Der Gewissenhafte.
Der häßlichste Mensch.
Der Mittagsschläfer.
Die Begrüßung.
Das Abendmahl.
Vom höheren Menschen.
Das Lied des Zauberers.
Von der Wissenschaft.
Der Nachtisch-Psalm.
Der Auferstandene.
Mitternachts.
Der wilde Jäger.
Der lachende Löwe.

[«]

32[17]

Der gute Europäer.
Was ist Deutsch?
Die Tartüfferie der Guten.
Die großen Geister. Der Philosoph.
Künstler und Betrüger.
Der Pessimist des Intellekts.
Geist und Besitz 310.

Von der Herrschaft der Wissenden 318
Zur Heilkunst.

[«]

32[18]

Von der großen Politik.
Was ist deutsch?
Gegen den Begriff „Strafe“.
Zur Heilkunst.
Gegen die Nächsten-Liebe.
Die großen Geister.
Von den Griechen.
Christen und Heilige.
Die Tartüfferie in der Moral.
Gegen unsere Erziehung.
Heerden-Moral.

[«]

32[19]

Staatsdienst und Staatsdiener.
Gelehrte — Verkehrte.
Was von den Griechen zu lernen ist
Vom Aberglauben der Philosophen.
Der gute Europäer (Socialismus)
Gottlos, N. 125
Gegen Mitleiden und Nächstenliebe

[«]

32[20]

Zu Gunsten des Adels.
Gegen die Aufhebung der Sklaverei.
Gegen die Socialisten, Nr. 235
Vom Tode des Staates.
Moral als Heerden-Instinkt.
Der große Mann.
Die Unvernunft in der Strafe.
Wie verlogen die Künstler sind.
Gegen die Pessimisten und andere — — —
Der gute Mensch und die Verdummung.
Der Werth falscher Auslegung, Nr. 126
Der feine Obscurantism
Was ist deutsch.
Mißverständniß des Genies.

[«]

32[21]

Aus der Tiefe quillt herauf ein Geruch, der keinen Namen hat, ein heimlicher Geruch der Ewigkeit

Oh Mitternacht! Oh Ewigkeit!

[«]

32[22]*

Die nihilistische Katastrophe:

Zeichen: Überhandnehmen des Mitleids
die geistige Übermüdung und Zuchtlosigkeit
Lust oder Unlust — darauf reduzirt sich Alles —

Gegenbewegung gegen die Kriegs-Glorie

Gegenbewegung gegen die Abgrenzung und Nationen-Feindschaft
„Fraternität“…
die Religion unnützlich geworden, so weit sie noch Fabeln und harte Sätze redet

Ungeheure Besinnung:
gleichsam an einer alten Festung
* *Anfang 1888 entstanden*

[«]

[33 = Z II 10. Winter 1884–85]

33[1]

Die gute Mahlzeit.

Es war um die Mitte dieses langen Abendmahls, welches schon des Nachmittags begonnen hatte: da sagte Jemand: „Hört, wie der Wind draußen saust und pfeift! Wer möchte jetzt gern draußen in der Welt sein! Es ist gut, daß wir in Zarathustra's Höhle sitzen.

Denn, ob sie schon eine Höhle ist, so ist sie doch, für Schiffe, wie wir sind, ein guter sicherer Hafen. Wie gut, daß wir hier — im Hafen sind!"

Als diese Worte gesprochen waren, sagte Niemand eine Antwort, Alle aber sahen sich an. Zarathustra selber jedoch erhob sich von seinem Sitze, prüfte seine Gäste der Reihe nach mit einer leutseligen Neubegierde und sprach endlich:

„Ich wundere mich über euch, meine neuen Freunde. Ihr seht wahrlich nicht aus wie Verzweifelnde. Wer glaubte es wohl, daß ihr kürzlich hier in dieser Höhle nothschriet!

Mich dünkt, ihr taugt euch selber schlecht zur Gesellschaft, ihr macht einander das Herz unwirsch, wenn ihr bei einander sitzt? Es muß wohl Einer zu euch kommen, der euch lachen macht —

— ein guter fröhlicher Hanswurst, ein Tänzer mit Kopf und Beinen, ein Wind und Wildfang, irgend ein alter Narr und Zarathustra — was dünket euch?"

Bei diesen Worten erhob sich der König zur Rechten und sprach: „Rede nicht mit solchen kleinen Worten von deinem eigenen Namen, oh Zarathustra! du thust damit unsrer Ehrfurcht wehe.

Siehe, wir wissen wohl, wer das macht, daß wir schon nicht mehr nothschrein! und weshalb unser Auge und Herz offen und entzückt steht und unser Muth muthwillig wird.

Oh Zarathustra, nichts wächst Erfreulicheres auf Erden als ein starker hoher Wille: der ist ihr schönstes Gewächs. Eine ganze Landschaft erquickt sich an Einem solchen Baume.

Dem Pinien-Baum vergleiche ich, wer gleich dir, oh Zarathustra, aufwächst: lang, schweigend, hart, allein, besten biegsamsten Holzes, herrlich —

— zuletzt aber hinausgreifend mit starken grünen Ästen nach seiner Herrschaft, starke Fragen fragend vor Winden und Wettern und was auf Höhen heimisch ist,

— stärker antwortend, ein Befehlender, ein Siegreicher: oh wer sollte nicht, solche Gewächse zu schaun, auf hohe Berge steigen?

Deines Baumes hier, oh Zarathustra erlabt sich auch der Düstere, der Mißrathene, an deinem Anblicke wird auch der Unstäte sicher und heilt sein Herz.

Wie gut doch, daß wir erst also Noth schrien: so mußten wir hinauf zu deinem Anblicke! Wie danken wir's nun allem Ekel, aller schweren Luft, daß sie uns fragen und suchen und steigen lehrten, —

— fragen lehrten am rechten Orte, in der rechten Höhe: „Lebt denn Zarathustra noch? Wie lebt Zarathustra noch?“

Einem guten Frager ist halb schon geantwortet. Und wahrlich, eine ganze gute Antwort ist das, was wir hier mit Augen sehn: Zarathustra lebt noch, und mehr als je, —

— Zarathustra der Tänzer, Zarathustra der Leichte, der mit den Flügeln winkt, ein Flugbereiter, allen Vögeln zuwinkend, bereit und fertig, ein göttlich Leichtfertiger,

— Zarathustra der Lachende, Zarathustra der Schweiger, kein Ungeduldiger, kein Unbedingter, einer, der Sprünge und Seitensprünge liebt,

— der die Krone des Lachens trägt, eine Rosenkranz-Krone. Du selber nämlich, oh Zarathustra, setztest dir diese Krone auf's Haupt, kein Andrer wäre heute stark genug dazu!

Und ob du gleich Schlimmeres schautest und Schwärzeres als irgend ein Schwarz-Seher und durch deine Höllen noch kein Heiliger gegangen ist,

— ob du gleich neue Nächte um dich hülltest und gleich eisigem düsterem Nebel hinein in neue Abgründe stiegst: immer wieder spanntest du endlich dein buntes Zelt über dich,

— dein Lachen spanntest du aus über Nacht und Hölle und Nebel-Abgrund; und wo dein hoher starker Baum steht, da darf der Himmel nicht lange dunkel sein.“

Hier aber unterbrach Zarathustra die Rede des Königs, legte ihm den Finger auf den Mund und sagte: „Ja diese Könige! —

— sie verstehen sich auf's Huldigen und die großen Worte: sie selber sind's gewohnt! Aber was soll dabei aus meinen Ohren werden!

Meine Ohren werden dabei klein und kleiner, seht ihr nicht? sie verkriechen sich nämlich vor allen großen Prunkreden.

Und wahrlich, ihr Könige, mit solchem Lobe könntet ihr den Stärksten umwerfen, einen solchen Becher Weins soll man Niemandem zutrinken. Es sei denn mir: denn ich trotze jedem Lobe, Dank meiner ehernen Stirn —

Dank meinem ehernen Willen: der aber heischt harte hohe ferne Dinge von <mir>: den erreicht Lob und Ehre nicht.

Und dies ist wahr: zum Wüsten-Heiligen ward ich nicht, ob ich schon in vieler Wüste lebte und Wüsten-Wildniß, noch stehe ich nicht da, starr, stumpf, steinern, eine Säule.

Dem Baume gleiche ich den du meintest, einem hohen starken Baume, dies ist wahr: knorrig und gekrümmt und mit biegsamer Härte stehe ich über dem Meere, ein lebendiger Leuchtthurm.

Und gerne will ich, meine neuen Freunde, euch als ein solcher Baum zuwinken, breitästig, starkwillig: kommt herauf zu mir, will ich sprechen, und schaut mit mir in diese weiten Fernen!

[«]

33[2]

Zum „Noch Ein Mal!“

Da geschahen der Reihe nach Dinge, von denen Eins seltsamer als das Andre war.

— und ob er schon mit den Zähnen knirschte und die Lippen zusammenschloß, überkam ihn doch das Mitleiden wie eine schwere Wolke und Betäubung.

Da — der Adler! — Wo bin ich!

Er entflieht.

[«]

[34 = N VII 1. April–Juni 1885]

34[1]

Gai saber.
Selbst-Bekenntnisse.
Von
Friedrich Nietzsche.

S<elbst-Bekenntnisse>: Im Grunde ist mir das Wort zu feierlich: ich glaube bei mir weder an das Bekennen noch an das Selbst.

Im Grunde ist das Wort mir zu feierlich: wollte ich das Buch aber so nennen, wie es mir besser gefiele, „500 000 Meinungen“, so würde es meinen Lesern zu possenhaft klingen. In Rücksicht also auf meine Leser — — —

Hohe Erziehung.

Die höchste Erziehung.

Gedanken über die Philosophen der Zukunft.

Vermuthungen über die Ph<ilosophen> der Zukunft.

[«]

34[2]

Ich werde Jahr für Jahr offenherziger, in dem Maaße, in welchem mein Blick für dieses neunzehnte Jahrhundert, für dies Jahrhundert der großen mor<alischen> Tartüfferie, tiefer und tiefer wird: ich finde immer weniger Gründe, heute — hinter dem Berge zu halten. Welche Meinungen könnten heute gefährlich sein! wo nichts mehr „in tiefe Brunnen“ fällt! Und wären sie gefährlich und zerstörerisch: es ist wünschenswerth daß Vieles umfällt, damit Vieles gebaut werden muß

[«]

34[3]

In meiner Jugend hatte ich Unglück: es lief mir ein sehr zweideutiger M<ensch> über den Weg: als ich ihn als das erkannte, was er ist, nämlich ein großer Schauspieler, der zu keinem Ding ein ächtes Verhältniß hat (selbst zur Musik nicht): war ich so angeekelt und krank, daß ich glaubte, alle berühmten M<enschen> seien Schauspieler gewesen sonst wären sie nicht berühmt geworden, und an dem, was ich „Künstler“ nannte, sei eben das Hauptsächliche die schauspielerische Kraft.

[«]

34[4]

Wie verkleidet hatte ich das zum Vortrag gebracht, was ich als „dionysisch“ empfand! Wie gelehrtenhaft und eintönig, wie bei weitem nicht gelehrt genug, um auch nur die Wirkung hervorzubringen, einigen Generationen von Philologen ein neues Feld der Arbeit zu eröffnen! Dieser **Zu**gang zum Alterthum ist nämlich am besten verschüttet; und wer sich eingebildet hat, besonders über die Griechen weise zu sein, Goethe z.B. und Winckelmann, hat von dorther nichts gerochen. Es scheint, die griechische Welt ist hundertmal verborgener und fremder, als sich die zudringliche Art heutiger Gelehrten wünschen mag. Wenn hier je erkannt werden soll, so gewiß nur das Gleiche durch das Gleiche. Und wiederum — nur Erlebnisse aus aufspringenden Quellen — die geben auch jenes neue große Auge, das Gleiche in der vergangenen Welt wiederzuerkennen.

[«]

34[5]

NB. Die größten Ereignisse gelangen am schwersten den Menschen zum Gefühl: z.B. die Thatsache, daß der christliche Gott „todt ist“, daß in unseren Erlebnissen nicht mehr eine himmlische Güte und Erziehung, nicht mehr eine göttliche Gerechtigkeit, nicht überhaupt eine immanente Moral, sich ausdrückt. Das ist eine furchtbare Neuigkeit, welche noch ein paar Jahrhunderte bedarf, um den Europäern zum Gefühl zu kommen: und dann wird es eine Zeitlang scheinen, als ob alles Schwergewicht aus den Dingen weg sei. —

[«]

34[6]

Ich habe mich durch das glänzende Erscheinen des deutschen Reichs nicht täuschen lassen. Ich nahm als Hintergrund, als ich meinen Zarathustra schrieb, einen Zustand in Europa, bei dem auch in Deutschland dasselbe schauerliche und schmutzige Parteitreiben herrscht, welches wir heute schon in Frankreich finden.

[«]

34[7]

Hat man je schon einem Weibskopfe „Tiefe“ zugestanden? Ich habe vor keinem Weibskopfe bisher Respekt gehabt. D’Epinay im Vergleich mit Galiani!

Und Gerechtigkeit, — ist jemals diese — — —

[«]

34[8]

Die Italiäner allein in der blutigen Satire ächt und ursprünglich. Von Buratti an, der dem Genie Byron die entscheidende Wendung gab. Selbst an Carducci ist nichts, was nicht Deutsche oder Franzosen besser gemacht hätten.

[«]

34[9]

Ich kenne mich nicht: die Aufforderung zur Selbst-Erkenntniß scheint mir ein göttlicher Spaaß oder eine griechische Kinderei (niaiserie): sie sind reich daran! — Hat Einer aber über 500 Dinge seine Meinungen gesagt, so ist es möglich, daß Andere ihn „erkennen“. Wohlan!

[«]

34[10]

Affectation der „Wissenschaftlichkeit“ z.B. „Femininisme“, aber auch: deutscher Zeitschriften-„Revuen-Styl“

[«]

34[11]

Unsere Zeit zehrt und lebt von der Moralität früherer Zeiten.

[«]

34[12]

Pascal beleidigt durch die Vorstellung daß das Wetter, daß helle und heitere Himmel auf ihn Einfluß habe. Jetzt — ist die Theorie des Milieu am bequemsten! alles übt Einfluß, das Resultat ist der Mensch selber.

[«]

34[13]

Dinge, mit denen mein Magen schlecht oder gar nicht fertig wird: Kartoffeln, Schinken, Senf, Zwiebeln, Pfeffer, alles in Fett gebackene, Blätterteig, Blumenkohl, Kohl, Salat, alle geschmälzten Gemüse, Wein, Würste, Buttersauce am Fleisch, Schnittlauch, frische Brotkrume, alles gesäuerte Brod

Alles auf dem Rost Gebratene, alles Fleisch saignant, Kalb, Rostbeef, Gigot, Lamm, Eidotter u<nd> Milch auch Schlagsahne, Reis, Gries, gekochte warme Äpfel, grüne Erbsen Bohnen Carotten Wurzeln Fisch, frische Butter braune Weiß-Brodkruste.

[«]

34[14]

Die Art offener und herzhafter Vertraulichkeit, wie man sie heute, in einem demokratischen Zeitalter, nöthig hat, um beliebt und geachtet zu sein — kurz das, worauf hin man heute als „rechtschaffener Mensch“ behandelt wird: das giebt einem Moralisten viel zu lachen. Alle tiefen Menschen genießen hier ihre Art Erleichterung; es macht so viel Vergnügen, Komödie zu spielen und — — —

[«]

34[15]

Die Alten lasen laut.

[«]

34[16]

Unter unmäßigen Menschen, z.B. engländischem Pöbel, gewinnt natürlich die Lehre der Enthaltsamkeit ungeheure Kraft. Unter Mäßigen ist sie eine Sache zum Lachen.

[«]

34[17]

Dionysisch. Welche unglückliche Schüchternheit, von einer Sache als Gelehrter zu reden, von der ich hätte als „Erlebter“ reden können. Und was geht den, der zu dichten hat, die „Ästhetik“ an! Man soll sein Handwerk treiben, und die Neugierde zum Teufel jagen!

[«]

34[18]

Das XX. Jahrhundert.

Der Abbé Galiani sagt einmal — — — da ich nun durchaus nicht die unkriegerischen Ansichten meines verstorbenen Freundes Galiani theile, so fürchte ich mich nicht davor, Einiges vorherzusagen und also, möglicherweise, damit die Ursache von Kriegen heraufzubeschwören.

[«]

34[19]

Eine ungeheure Besinnung, nach dem schrecklichsten Erdbeben: mit neuen Fragen.

[«]

34[20]

NB. Die vorletzten Jahrhunderte lehnten die Gothik als eine Barbarei ab (der Gothe war damals synonym mit dem Barbaren): das vorletzte Jahrhundert lehnte Homer ab. Darin liegt ein Geschmack: ein starker Wille zu seinem Ja und seinem Nein. — Die Fähigkeit, Homer wieder genießen zu können, ist vielleicht die größte Errungenschaft des europäischen Menschen, — aber sie ist theuer genug bezahlt.

[«]

34[21]

Baudelaire, ganz deutsch bereits, eine gewisse hyper-erotische Ankränkelung abgerechnet, welche nach Paris riecht

[«]

34[22]

Taine, der die Kühnheit der Erfindung hatte, zwischen Hegel und Henri Beyle das Typische zu finden, seine Methode, welche wesentlich heißt: die Geschichte kann nur durch Begriffe begriffen werden; die Begriffe aber muß der historische Mensch schaffen: und die Geschichte, wo es nur 4, 5 Faktoren giebt, ist am begreiflichsten.

[«]

34[23]

die Maskerade des bourgeois, z.B. als Salambô und als heiliger Antonius

[«]

34[24]

Manche, im Grunde flache und leichte Wesen — Völker sowohl wie Einzelne — haben ihre schätzenswerthesten und höchsten Augenblicke, wenn sie einmal, zu ihrer Verwunderung, schwer und schwermüthig werden. Ebenso ist vielleicht für das Vieh von Pöbel, welches ehemals im englischen Puritanismus oder heute als englische Heils-Armee moralisch zu grunzen anfieng — der Bußkrampf ihre höchste Leistung von „Humanität“; das soll man billig anerkennen. —

Aber Andere werden höher, wenn sie leichter werden! Es ist kein Zweifel: wenn eine Art Mensch ganze Geschlechter hindurch als Lehrer Ärzte Seel-sorger und Vorbilder gelebt hat, und ohne beständig nach Geld oder Ehre oder Stellungen auszublicken: so entsteht endlich ein höherer feinerer und geistigerer Typus. Insofern ist der Priester, vorausgesetzt daß er sich durch kräftige Weiber fortpflanzt, eine Art der Vorbereitung für die einstmalige Entstehung höherer Menschen.

[«]

34[25]

Solche dogmatische Menschen wie Dante und Plato sind am fernsten und vielleicht dadurch am reizvollsten: die in einem zurechtgezimmerten und festgeglaubten Hause der Erkenntniß wohnen. Der Erste in seinem eigenen, der Andere im christlich-patristischen.

Es gehört eine ganz verschiedene Kraft und Beweglichkeit dazu, in einem unvollendeten System, mit freien unabgeschlossenen Aussichten, sich festzuhalten: als in einer dogmatischen Welt. Leonardo da Vinci steht höher als Michelangelo, Michelangelo höher als Rafael.

[«]

34[26]

Man lobt unter den Gebildeten von Heute (welche alle pro pudor! Zeitungen lesen) die tiefen Menschen. Aber was dürften die, welche tiefe Menschen zu loben im Stande sind, selber von der Tiefe wissen! — Es sind gefährliche Menschen: daran ist gar nicht zu zweifeln. Man pflegt doch sonst die Abgründe nicht zu loben!

[«]

34[27]

Briefe
an einen philosophischen Freund.
Bei Gelegenheit
von Also sprach Zarathustra.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

34[28]

Aberglaube: an das Seiende zu glauben, an das Unbedingte, an den reinen Geist, an die absolute Erkenntniß, an den absoluten Werth, an das Ding an sich! In diesen Ansätzen steckt überall eine contradictio.

[«]

34[29]

Skeptische Einreden.

[«]

34[30]

Die Wahrnehmung der Sinne geschieht uns unbewußt: alles, was uns bewußt wird, sind schon bearbeitete Wahrnehmungen

[«]

34[31]

Die große Loslösung macht er für sich — nicht, daß er sie von Anderen verlangt oder gar seine Pflicht drin sähe, sie Anderen mitzutheilen und aufzudringen

[«]

34[32]

Die große Ebbe seit Jahrtausenden in der Erfindung von Werthen

[«]

34[33]

Die Gesetzgeber der Zukunft.

1. Die Herkunft.
2. Der gebundenste Geist.
3. Die grosse Loslösung.
4. Das Leiden am Menschen.
5. Der neue Wille.
6. Der Hammer.

[«]

34[34]

Acedia bei mir — umgekehrt wie bei den Mönchen. Ich ärgere mich über das übergroße Mitleiden bei mir: ich freue mich, wenn mein ego wach und guter Dinge ist.

[«]

34[35]

1. Abälard wollte in die kirchliche Autorität Vernunft bringen: schließlich fand Descartes, daß alle Autorität nur in der Vernunft sei.

2. Die Selbst-Überwindung der Vernunft inneres Problem Pascals — zu Gunsten des christlichen „Glaubens."

[«]

34[36]

Das Problem des „Glaubens" ist eigentlich: ob der Instinkt mehr Werth hat als das Räsonnement, und warum!

Unter den vielen Streiten über „Wissen und Glauben", Util<itarismus> und Intuitionismus verbirgt sich diese Frage der Werthschätzung.

Socrates hatte sich naiv auf Seiten der Vernunft gestellt, gegen den Instinkt. (Im Grunde aber war er doch allen moralischen Instinkten gefolgt, nur mit einer falschen Motivirung: als ob die Motive aus der Vernunft kämen. Ebenso Plato usw.)

Unwillkürlich suchte Plato, daß die Vernunft und der Instinkt dasselbe wollen. Ebenso bis auf heute Kant, Schopenhauer, die Engländer.

Im „Glauben“ ist der Instinkt des Gehorsams gegen die höchste Autorität vorangestellt, also Ein Instinkt. Der kategorische Imperativ ist ein gewünschter Instinkt, wo dieser Instinkt und die Vernunft Eins sind.

[«]

34[37]

Kant, ein feiner Kopf, eine pedantische Seele

[«]

34[38]

NB. Man vergebe mir diese anmaaßliche Behauptung: genau weil ich eine höhere und tiefere, auch wissenschaftlichere Auffassung des Weibes habe, als die Emancipatoren und Emancipatricen desselben, wehre ich mich gegen die Emancipation: ich weiß besser, wo ihre Stärke ist, und sage zu ihnen: „sie wissen nicht, was sie thun“. Sie lösen ihre Instinkte auf! mit ihren jetzigen Bestrebungen.

[«]

34[39]

Bentham und der Utilitarismus ist abhängig von Helvétius — der ist das letzte große Ereigniß der Moral. In der deutschen Philosophie (Kant Schopenhauer) ist es immer noch „Pflicht“ oder „Instinkt des Mitleidens“ — die **alten** Probleme seit Sokrates (d.h. Stoicismus oder Christenthum, Aristokratie des Individuums oder Heerden-Güte)

[«]

34[40]

Ich brauche

a) Jemanden, der meinen Magen überwacht
b) Jemanden, der mit mir lachen kann und einen ausgelassenen Geist hat.
c) Jemanden, der stolz auf meine Gesellschaft ist u<nd> „der Andere“ auch die richtige façon des Respekts gegen mich erhält
d) Jemanden, der mir vorliest, ohne ein Buch zu verdummen

[«]

34[41]

Plaire — das große Geheimniß des französischen Willens, und im Grunde der Heerden-Moral. „Mitleid-haben“, Altruismus, ist die hypokritische Ausdrucksweise dafür.

[«]

34[42]

NB. Bisher gehörten die meisten Künstler (eingerechnet die Historiker), selbst einige der größten, unter die Bedienten (sei es von Ständen oder Fürsten oder Frauen oder „Massen“), nicht zu reden von ihrer Abhängigkeit von Kirche und Moralgesetz. So hat Rubens die vornehme Welt seiner Zeit porträtirt, aber nach einem ihr vorschwebenden Geschmack, nicht nach seinem Maaß der Schönheit, — im Ganzen also wider seinen Geschmack. Darin war van Dyk vornehmer: welcher allen denen, die er malte, etwas von dem beilegte, was er selber bei sich am höchsten ehrte: er stieg nicht hinab, sondern zu sich herauf, wenn er „wiedergab“.

Die sklavische Unterthänigkeit des Künstlers vor seinem Publikum (wie sie selbst Sebastian Bach in unsterblich beleidigenden Worten dem Widmungsschreiben seiner Hohen Messe anvertraut hat) ist aus der Musik heraus vielleicht schwerer zu erkennen, aber sie steckt umso tiefer und gründlicher darin. Man würde es nicht aushalten, mir zuzuhören, wenn ich hierüber meine Beobachtungen mittheilen wollte.

[«]

34[43]

NB. Das langsame Hervortreten und Emporkommen der mittleren und niederen Stände (eingerechnet der niederen Art Geist und Leib), welches schon vor der französischen Revolution reichlich präludirt und ohne Revolution ebenfalls seinen Weg vorwärts gemacht hätte, im Ganzen also das Übergewicht der Heerde über alle Hirten und Leithämmel, bringt mit sich

1) Verdüsterung des Geistes: Das Beieinander eines stoischen und frivolen Anscheins von Glück, wie es vornehmen Culturen eigen ist, nimmt ab: man läßt viel Leiden sehn und hören, welche man früher ertrug und verbarg.

2) die moralische Hypokrisie, eine Art, sich durch Moral auszeichnen zu wollen, aber durch die Heerden-Tugenden Mitleid Fürsorge Wohlthaten, welche nicht außer dem Heerden-Vermögen erkannt und gewürdigt zu werden <pflegen>

3) die wirkliche große Menge von Mitleiden und Mitfreude, das Wohlgefallen im großen Beieinander, wie es alle Heerden haben — „Gemeinsinn", „Vaterland", alles, wo das Individuum nicht in Betracht kam

[«]

34[44]

Diderot zeigte sich, nach Goethe's Urtheil, wahrhaft deutsch (Saint Ogan p. 248) in Allem, was die Franzosen tadelten. Aber auch die Neapolitaner, nach Galiani, acceptirten seinen Geschmack vollständig.

[«]

34[45]

Baudelaire, von deutschem Geschmack, wenn ihn irgend ein Pariser haben kann, empfindet deutsch, wenn er Victor Hugo nicht aushält und ihn einen „Esel von Genie" nennt.

[«]

34[46]

Wenn ich etwas von einer Einheit in mir habe, so liegt sie gewiß nicht in dem bewußten Ich und dem Fühlen Wollen Denken, sondern wo anders: in der erhaltenden aneignenden ausscheidenden überwachenden Klugheit meines ganzen Organismus, von dem mein bewußtes Ich nur ein Werkzeug ist. — Fühlen Wollen Denken zeigt überall nur Endphänomene, deren Ursachen uns gänzlich unbekannt sind: das Aufeinanderfolgen dieser Endphänomene, wie als ob eines aus dem anderen folgte, ist wahrscheinlich nur ein Schein: in Wahrheit mögen vielleicht die Ursachen solchergestalt an einander gebunden sein, daß die End-Ursachen nur den Eindruck logischen oder psychologischen Verbandes machen. Ich leugne, daß ein geistiges oder seelisches Phänomen direkte Ursache ist von einem anderen geistigen oder seelischen Phänomen: ob es gleich so scheint. Die wahre Welt der Ursachen ist uns verborgen: sie ist unsäglich complicirter. Der Intellekt und die Sinne sind ein vor allem vereinfachender Apparat. Unsere falsche, verkleinerte, logisirte Welt der Ursachen ist aber die Welt, in welcher wir leben können. Wir sind soweit „erkennend“, daß wir unsere Bedürfnisse befriedigen können.

Das Studium des Leibes giebt einen Begriff von den unsäglichen Complikationen.

Wenn unser Intellekt nicht einige feste Formen hätte, so wäre nicht zu leben. Aber damit ist für die Wahrheit aller logischen Thatsachen nichts bewiesen.

[«]

34[47]

Die listige Selbst-Verkleinerung des Socrates, um damit seinen Gegner arglos und sicher zu machen, so daß er sich gehn läßt und gerade heraus sagt, was er denkt: ein Kunstgriff des Pöbel-manns! Die Logik war nicht zu Hause in Athen.

[«]

34[48]

NB. Etwas hellerer Kopf und etwas guter Wille: und man hält es nicht mehr aus, aus Gründen des Geschmacks, seine Erlebnisse „zu Ehren Gottes“ zurecht zu deuten, ich meine, überall die Spuren seiner Fürsorge, Warnung, Bestrafung, Erziehung zu sehn. Ebenso wie ein guter Philologe (und überhaupt jeder philologisch geschulte Gelehrte) einen Widerwillen gegen falsche Text-Ausdeutungen (z.B. die der protestantischen Prediger auf den Kanzeln — weshalb die gelehrten Stände nicht mehr in die K<irche> gehn —) hat, ebenso, und nicht infolge großer „Tugend“ „Redlichkeit“ usw., geht einem die Falschmünzerei der religiösen Interpretation aller Erlebnisse gegen den Geschmack. —

[«]

34[49]

Unsere Lust an Einfachheit, Übersichtlichkeit, Regelmäßigkeit, Helligkeit, woraus zuletzt ein deutscher „Philosoph“ so etwas wie einen kategorischen Imperativ der Logik und des Schönen entnehmen könnte — davon gestehe ich einen starken Instinkt als vorhanden zu. Er ist so stark, daß er in allen unseren Sinnesthätigkeiten waltet und uns die Fülle wirklicher Wahrnehmungen (der unbewußten —) reduzirt, regulirt, assimilirt usw. und sie erst in dieser zurechtgemachten Gestalt unserem Bewußtsein vorführt. Dies „Logische“, dies „Künstlerische“ ist unsere fortwährende Thätigkeit. Was hat diese Kraft so souverain gemacht? Offenbar, daß ohne sie, vor Wirrwarr der Eindrücke, kein lebendes Wesen lebte.

[«]

34[50]

(Ich sehe nicht ein, warum das Organische überhaupt einmal entstanden sein muß — —)

[«]

34[51]

In der Chemie zeigt sich, daß jeder Stoff seine Kraft so weit treibt als er kann, da entsteht etwas Drittes.

Die Eigenschaften eines Kindes sind aus der allergenauesten Kenntniß von Vater und Mutter nicht abzuleiten. Denn es sind die Wirkungen des Dritten auf uns, diese Eigenschaften: die Wirkungen des Ersten aber und die Wirkungen des Zweiten d.h. ihre Eigenschaften sind unmöglich zu addiren, als „Wirkungen des Dritten“

[«]

34[52]

Die Kette der Ursachen ist uns verborgen: und der Zusammenhang und die Abfolge der Wirkungen giebt nur ein Nacheinander: mag dasselbe auch noch so regelmäßig sein, damit begreifen wir es nicht als nothwendig. — Doch können wir hinter einander verschiedene Reihen solcher Aufeinanderfolgen constatiren: z.B. beim Klavierspiel das Aufeinander der angeschlagenen Tasten, das Aufeinander der angeschlagenen Saiten, das Aufeinander der erklingenden Töne.

[«]

34[53]

Kritik des Instinkts der Ursächlichkeit.

Der Glaube, daß eine Handlung auf ein Motiv hin geschieht, ist instinktiv allmählig generalisirt worden, zu den Zeiten, wo man alles Geschehen nach Art bewußter lebender Wesen imaginirte. „Jedes Geschehn geschieht auf Grund eines Motivs: die causa finalis ist die causa efficiens“ —

Dieser Glaube ist irrthümlich: der Zweck, das Motiv sind Mittel, uns ein Geschehn faßlich praktikabel zu machen. — Die Verallgemeinerung war ebenfalls irrthümlich und unlogisch.

Kein Zweck.

Kein Wille.

[«]

34[54]

Die umgekehrte Zeitordnung.

Die „Außenwelt“ wirkt auf uns: die Wirkung wird ins Gehirn telegraphirt, dort zurechtgelegt, ausgestaltet und auf seine Ursache zurückgeführt: dann wird die Ursache projicirt und nun erst kommt uns das Factum zum **Bewußtsein**. D.h. die „Erscheinungswelt“ erscheint uns erst als Ursache, nachdem „sie“ gewirkt hat und die Wirkung verarbeitet worden ist. D.h. wir kehren beständig die Ordnung des Geschehenden um. — Während „ich“ sehe, sieht es bereits etwas Anderes. Es steht wie bei dem Schmerz.

[«]

34[55]

Der Glaube an die Sinne. Ist eine Grundthatsache unseres Intellekts, er nimmt von ihnen entgegen das Roh-Material, welches er auslegt. Dies Verhalten zum Rohmaterial, welches die Sinne bieten, ist, moralisch betrachtet, nicht geleitet von der Absicht auf Wahrheit, sondern rein von einem Willen zur Überwältigung, Assimilation, Ernährung. Unsere beständigen Funktionen sind absolut egoistisch, machiavellistisch, unbedenklich, fein. Befehlen und Gehorchen auf’s Höchste getrieben, und damit vollkommen „gehorcht“ werden kann, hat das einzelne Organ viel Freiheit.

Der Irrthum im Glauben an Zwecke.

Wille — eine überflüssige Annahme.

Die umgekehrte Zeit-Ordnung.

Kritik des Glaubens an Ursächlichkeit.

Der Glaube an die Sinne, als Grundthatsache unseres Wesens.

Die Central-Gewalt — darf nicht wesentlich verschieden sein von dem, was sie beherrscht.

Die Geschichte der Entstehung erklärt die Eigenschaften nicht. Letztere müssen schon bekannt sein. Historische Erklärung ist Reduktion auf ein uns gewohntes Aufeinander: durch Analogie.

[«]

34[56]

Die mechanistische Welt-Erklärung ist ein Ideal: mit so wenig als möglich möglichst viel zu erklären, d.h. in Formeln zu bringen. Nöthig noch: die Leugnung des leeren Raumes; der Raum bestimmt und begrenzt zu denken; ebenso wie die Welt als ewig sich wiederholend.

[«]

34[57]

Wie ein Volks-Charakter, eine „Volks-Seele“ entsteht, das giebt Aufschluß über die Entstehung der Individual-Seele. Zunächst wird eine Reihe von Thätigkeiten ihm aufgezwungen, als Existenz-Bedingungen, an diese gewöhnt es sich, sie werden fester und gehen mehr in die Tiefe. Völker, welche große Wandelungen erleben und unter neue Bedingungen gerathen, zeigen eine neue Gruppirung ihrer Kräfte: dies und jenes tritt heraus und bekommt Übergewicht, weil es jetzt nöthiger ist zur Existenz, z.B. der praktische nüchterne Sinn am jetzigen Deutschen. Aller Charakter ist erst Rolle. Die „Persönlichkeit“ der Philosophen — im Grunde persona.

[«]

34[58]

Die Zahl ist unser großes Mittel, uns die Welt handlich zu machen. Wir begreifen so weit als wir zählen können d.h. als eine Constanz sich wahrnehmen läßt.

[«]

34[59]

Durch moralische Hinterabsichten ist der Gang der Philos<ophie> bisher am meisten aufgehalten worden.

[«]

34[60]

Auch innerhalb unserer Welt der Sinne, wenn wir sie nur verschärfen oder verschärft denken, ergiebt sich eine Welt, welche ganz anders auf unser Gefühl wirkt

[«]

34[61]

Das Vorurtheil der Ursächlichkeit
das Vorurtheil des Willens
das Vorurtheil des Zwecks
das Vorurtheil der Persönlichkeit

Erkenntniß: ein falscher Begriff d.h. ein Begriff, zu dessen Aufstellung wir kein Recht haben.

Beseitigung 1) des Willens
2) der Zwecke als „wozu“ und „wodurch“
3) folglich auch der Ursächlichkeit
(welche aus Beidem sich ableitet)

[«]

34[62]

„Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?“ — „durch ein Vermögen dazu“ war die berühmte Kantische Antwort, welche Vielen solche Genugthuung gegeben hat.

[«]

34[63]

Die nützlichsten Begriffe sind übrig geblieben: wie falsch sie auch immer entstanden sein mögen.

[«]

34[64]

Im ersten Buche der Glaube an die Wahrheit zu erschüttern: Wahrhaftigkeit ist nützlich, aber nur in einem kleinen Quantum, vor allem bei solchen, welche nichts zu verantworten haben. Ebenso die Achtung vor den Philosophen.

[«]

34[65]

Die allgemeine Vergröberung des europäischen Geistes, ein gewisses täppisches Geradezu, welches sich gerne als Geradheit, Redlichkeit oder Wissenschaftlichkeit rühmen hört: das gehört der Herrschaft des Gedankens des demokratischen Zeitgeistes und seiner feuchten Luft: noch bestimmter — es ist die Wirkung des Zeitungslesens. Bequemlichkeit will man oder Betrunkenheit, wenn man liest: bei weitem das Meiste, was gelesen wird, ist Zeitung oder Zeitungs-Art. Man sehe unsere Revuen, unsere gelehrten Zeitschriften an: jeder, der da schreibt, redet wie vor „ungewählter Gesellschaft“, und läßt sich gehn, oder vielmehr sitzen, auf seinem Lehnstuhle. — Da hat es Einer schlimm, welcher am meisten Werth auf die Hinter-gedanken legt und mehr als alles Ausgesprochene die Gedankenstriche in seinen Büchern liebt. — Die Freiheit der Presse richtet den Stil zu Grunde und schließlich den Geist: das hat vor 100 Jahren schon Galiani gewußt. — Die „Freiheit des Gedankens“ richtet die Denker zu Grunde. — Zwischen Hölle und Himmel, und in der Gefahr von Verfolgungen Verbannungen ewigen Verdammnissen und ungnädigen Blicken der Könige und Frauen war der Geist biegsam und verwegen geworden: wehe, wozu wird heute der „Geist“!

[«]

34[66]

Immer ironice: es ist eine köstliche Empfindung, einem solchen wahrhaftigen Denker zuzusehn. Aber es ist noch angenehmer, zu entdecken, daß dies Alles Vordergrund ist, und daß er im Grunde etwas Anderes will und auf sehr verwegene Weise will. Ich glaube, daß der Zauber des Socrates der war: er hatte eine Seele und dahinter noch eine und dahinter noch eine. In der vordersten legte sich Xenophon schlafen, auf der zweiten Plato und auf der dritten noch einmal Plato, aber Plato mit seiner eigenen zweiten Seele. Plato selber ist ein Mensch mit vielen Hintertheilen und Vordergründen.

[«]

34[67]

NB. Unser Zeitalter ist in seinen wesentlichsten Instinkten skeptisch: fast alle feineren Gelehrten und Künstler sind es, ob sie es sich schon nicht gerne zugeben. Der Pessimismus, des Nein-sagens<,> ist nur für die Bequemlichkeit des Geistes leichter: unser feuchtes Zeitalter mit demokratischer Luft ist vor allem bequem. Wo der Geist delikater ist, sagt er: „ich weiß nicht“; und „ich traue mir und Niemandem mehr“ und „ich weiß nicht mehr, wo aus, noch ein“, und „hoffen — das ist eine Phrase für Verlogene oder für demagogische Redner und Künstler“. Skepsis — ist der Ausdruck einer gewissen physiologischen Beschaffenheit, wie sie bei einer großen Kreuzung vieler Rassen nothwendig entsteht: die vielen vererbten Werthschätzungen sind mit einander im Kampf, stören sich gegenseitig am Wachsen. Die Kraft, welche hier am meisten abhanden kommt, ist der Wille: deshalb große Furcht vor der Verantwortlichkeit, weil Niemand für sich selber gut sagen kann. Versteck unter Gemeinschaften, „Eine Hand deckt die andere“ heißt es da. So bildet sich eine Heerden-Art aus: und wer einen starken befehlerischen und verwegenen Willen hat, kommt unbedingt auch zur Herrschaft in solchen Zeiten.

[«]

34[68]

Man klagt, wie schlimm es bisher die Philosophen gehabt haben: die Wahrheit ist, daß zu allen Zeiten die Bedingungen zur Erziehung eines mächtigen verschlagenen verwegenen unerbittlichen Geistes günstiger waren als heute. Heute hat der Demagogen-Geist, wie auch der Gelehrten-Geist günstige Bedingungen. Aber man sehe doch unsere Künstler an: ob sie an einer Zuchtlosigkeit fast nicht alle zu Grunde gehen. Sie werden nicht mehr tyrannisirt, so lernen sie auch nicht mehr, sich selber tyrannisiren. Wann war das Weib so gering, wie heute! Alles wird schwächer, weil Alles es bequem haben will. — Ich bin durch die härteste Schule körperlicher Schmerzen gegangen: und das Bewußtsein, darunter mich selber festgehalten zu haben und schweigsam — —

[«]

34[69]

Die feinsten Köpfe des vorigen Jahrhunderts, Hume und Galiani, alle mit Staatsdiensten vertraut: ebenso Stendhal Tocqueville

[«]

34[70]

Hume fordert (um mit Kants Worten zu reden) die Vernunft auf, ihm Rede und Antwort zu geben, mit welchem Rechte sie sich denkt: daß etwas so beschaffen sein könne, daß, wenn es gesetzt ist, dadurch auch etwas anderes nothwendig gesetzt werden müsse, denn das sagt der Begriff der Ursache. Er bewies unwidersprechlich, daß es der Vernunft ganz unmöglich sei, a priori und aus Begriffen eine solche Verbindung zu denken usw. — Aber die Thorheit war, nach Gründen für das Recht der Begründung zu fragen. Er that das Thun, welches er eben prüfen wollte.

[«]

34[71]

Die Lüge des Erziehers z.B. bei Kants kategorischem Imperativ. „Sollte Gott doch ein Betrüger sein, trotz Descartes?“

[«]

34[72]

NB. Wahrhaftig, moralisch-streng und häßlich gehört zusammen: das hat das Christenthum gut gefühlt. Der schöne Mensch kann weder wahrhaftig, noch gütig sein, nur ausnahmsweise.

[«]

34[73]

Was uns ebenso von Kant, wie von Plato und Leibnitz trennt: wir glauben an das Werden allein auch im Geistigen, wir sind historisch durch und durch. Dies ist der große Umschwung. Lamarck und Hegel — Darwin ist nur eine Nachwirkung. Die Denkweise Heraklit's und Empedokles' ist wieder erstanden. Auch Kant hat die contradictio in adjecto „reiner Geist“ nicht überwunden: wir aber.

[«]

34[74]

Der menschliche Horizont. Man kann die Philosophen auffassen als solche, welche die äußerste Anstrengung machen, zu erproben, wie weit sich der Mensch erheben könne, besonders Plato: wie weit seine Kraft reicht. Aber sie thun es als Individuen; vielleicht war der Instinkt der Cäsar<en>, der Staatengründer usw. größer, welche daran denken, wie weit der Mensch getrieben werden könne, in der Entwicklung und unter „günstigen Umständen“. Aber sie begriffen nicht genug, was „günstige Umstände“ sind. Große Frage: wo bisher die Pflanze „Mensch“ am prachtvollsten gewachsen ist. Dazu ist das vergleichende Studium der Historie nöthig.

[«]

34[75]

Es ist merkwürdig, wie die Stoiker und fast alle Philosophen keinen Blick für die Ferne haben. Und dann wieder die Dummheit der Socialisten, welche immer nur die Bedürfnisse der Heerde repräsentiren.

[«]

34[76]

Die mechanistische Vorstellung, als regulatives Princip der Methode voranzustellen. Nicht als die bewiesenste Weltbetrachtung, sondern als die, welche die größte Strenge und Zucht nöthig macht und am meisten alle Sentimentalität bei Seite wirft. Zugleich eine Probe für das physische und seelische Gedeihen: mißrathene willensschwache Rassen gehen daran zu Grunde, durch Sinnlichkeit oder durch Melancholie oder, wie Inder, durch Beides.

[«]

34[77]

Großes Lob auf das Christenthum als die ächte Heerden-Religion.

[«]

34[78]

Mittag und Ewigkeit.

1. Frei zum „wahr“ und „unwahr“
2. frei zum „gut“ und „böse“
3. frei zum „schön“ und „häßlich“
4. der höhere Mensch als der mächtigere, und die bisherigen Versuche: „es ist die rechte Zeit“.
5. der Hammer — eine Gefahr, an der der Mensch zerbrechen kann.

[«]

34[79]

Kant meinte, mit seiner Kategorien-Tafel in der Hand „das ist das Schwerste was jemals zum Behufe der Metaphysik unternommen werden konnte.“ — man mißverstehe doch ja nicht, wo er seinen Stolz hatte.

[«]

34[80]

Derbheit und Delikatesse zusammen bei Petronius, auch bei Horaz: mir am angenehmsten. Es gehört zum griechischen Geschmack. Homer war den Menschen um La Rochefoucauld herum zu derb, sie konnten das Triviale nicht genießen. Sie hielten eine gewisse hohe Empfindung bei sich fest, wie jetzt viele Deutsche, und verachte<te>n sich, wenn etwa ein Genuß an niederen Sphären in ihnen sich regt<e>. Aristophanes ist das Gegenstück: nihil humani — ist antik.

[«]

34[81]

An die Spitze zu stellen: auch die Instinkte sind geworden, sie beweisen nicht<s> für das Übersinnliche, nicht einmal für das Animalische, nicht einmal für das typisch-Menschliche.

Daß der Geist geworden ist und noch wird, daß, unter zahllosen Arten des Schließens und Urtheilens, die uns jetzt geläufigste irgendwie uns am nützlichsten ist und sich vererbt hat, weil die so denkenden Individuen günstigere Chancen hatten: daß damit Nichts über „wahr“ und „unwahr“ bewiesen ist, — — —

[«]

34[82]

— Anti-Kant.

„Vermögen, Instinkt, Vererbung, Gewohnheit“ wer mit solchen Worten etwas zu erklären meint, muß heute bescheiden und überdies schlecht geschult sein. Aber am Ausgange des vorigen Jahrhunderts wüthete es. Galiani erklärte alles aus Gewohnheiten und Instinkten. Hume erklärte den Causalitätssinn aus der Gewohnheit; Kant, mit großer Ruhe sagte: „es ist ein Vermögen“. Alle Welt war glücklich, besonders als er auch noch ein moralisches Vermögen entdeckte. Hier lag der Zauber seiner Philosophie: die jungen Theologen des Tübinger Stifts giengen in die Büsche — alle suchten nach „Vermögen“. Und was fand man nicht Alles! Schelling taufte es „die intellektuale Anschauung“, ein Vermögen für’s „Übersinnliche“. Schopenhauer meinte an einem schon bereits genügend geschätzten Vermögen, am Willen, dasselbe gefunden zu haben und mehr, nämlich „das Ding an sich“. In England entstanden die Instinktivisten und Intuitionisten der Moral. Es war die alte Sache vom Glauben und Wissen, eine Art „formaler Glaube“ welcher irgend einen Inhalt in Anspruch nahm. Die Geschichte geht wesentlich die Theologen an. Im Stillen wird Leibnitz wieder lebendig, und hinter Leibnitz — Plato. Die Begriffe als ἀνάμνησις usw. Diese skeptisch beginnende Bewegung ist in der That gegen die Scepsis gerichtet, sie hat einen Genuß in der Unterwerfung

[«]

34[83]

NB. Das Lästigste, was die Schriften unklarer, schlecht geschulter und unphilologischer Geister an sich haben, ist noch nicht einmal ihre mangelhafte Schlußfähigkeit und der unfeste wackelnde Gang ihrer Logik. Es ist die Unfestigkeit der Begriffe selber, für welche sie sich der Worte bedienen: diese Menschen haben nur ungestaltete schwimmende Kleckse von Begriffen im Kopfe. — Den guten Autor aber zeichnet nicht nur die Kraft und Bündigkeit seiner Satz-Form aus: sondern man erräth, man riecht, falls man der Mensch feiner Nüstern ist, daß ein solcher Schriftsteller sich beständig zwingt und übt, vorerst seine Begriffe auf strenge Weise festzustellen und fester zu machen, also mit seinen Worten eindeutige Begriffe zu verbinden: und, bevor das nicht gethan ist, nicht schreiben mag! — Übrigens giebt es manchen Zauber auch im Unsicheren, Dämmernden, Halblichten: so wirkte vielleicht Hegel auf das Ausland am meisten durch seine Kunst, in der Weise eines Betrunkenen von den aller nüchternsten und kältesten Dingen zu reden. Dies war wirklich in dem großen Reiche der Berauschungen eine der seltsamsten, die je erfunden wurden, — und recht eigentlich eine Sache der deutschen Genialität! Denn wir haben, wohin nur Deutsche und deutsche „Tugenden“ gedrungen sind, überall auch die Lust und Begierde der groben und feinen Alcoholica hingetragen und mitgebracht. — Vielleicht gehört hierhin auch die berückende Gewalt unserer deutschen Musik.

[«]

34[84]

NB. Was Plato und im Grunde alle Nach-Sokratiker thaten: das war eine gewisse Gesetzgebung der Begriffe: — sie stellten für sich und ihre Jünger fest „das und das **soll** unter uns bei diesem Worte gedacht und gefühlt werden“: — damit lösten sie sich am bestimmtesten aus ihrer Zeit und Umgebung los. Es ist dies eine der Arten feinen Ekels, mit dem sich höhere, anspruchsvollere Naturen gegen die unklare Menge und ihren Begriffs-Wirrwarr empören:

[«]

34[85]

Was ist denn diese ungeheure Macht, welche dermaaßen seit 2 Jahrtausenden die Philosophen narrt und die Vernunft der Vernünftigen zu Falle bringt? Jener Instinkt, jener Glaube, wie ihn das Christenthum verlangt: das ist der Heerden-Instinkt selber, der Heerden-Glaube des Thiers „Mensch“, das Heerden-Verlangen nach der vollkommenen Unterwerfung unter eine Autorität — (dasselbe, was aus dem deutschen Heerden-Instinkte heraus Kant den „kategorischen Imperativ“ getauft hat.) In der That ist es die größte Erleichterung und Wohlthat, für gefährdete schwankende zarte schwache Heerden-Thiere, einen absolut Befehlenden, einen Leithammel zu bekommen: es ist ihre erste Lebensbedingung. Die Brahmanen verstanden sich auf diese Erleichterung, die Jesuiten ebenfalls, fast in allen Klöstern ist der Grund-Hang dieser: endlich einmal der ewigen Agitation, welche das Selbst-Sich-Befehlen mit sich bringt, los zu werden. Dieser Instinkt zum Glauben ist auch der eigentlich weibliche Instinkt; und wenn die Weiber Einen unerbittlichen Lehrer finden, der von ihnen Gehorsam und Niederwerfung will, oder auch nur einen Künstler, der das Weib in der Attitüde seiner

„Vollkommenheit“, als anbetendes hingebendes hingegebenes Geschöpf, als Opfer zeigt, wie z.B. R<ichard> W<agner>, da sind sie vor Glück „außer sich“: nämlich in ihrem letzten Instinkte vor sich selber bestätigt und befriedigt. — In schwächerer Form sieht man es an den Franzosen, die, als die liebenswürdigsten Europäer, auch die heerdenmäßigsten sind: es wird ihnen nur wohl, wenn sie vor ihrem esprit es sich erlauben dürfen, einmal „unbedingt zu gehorchen“: wie vor dem Napoleon. Oder auch vor „den Ideen der französischen Revolution“ — oder auch vor Victor Hugo (welcher sein langes Leben lang diesem allerschönsten Heerden-Instinkte immer im Namen der Freiheit schöne Worte und Prunkmäntel umgehängt hat). — Das Alterthum war, als das Christenthum kam, inwendig durch Gegensätze der Werthschätzungen hin- und hergerissen (in Folge der physiologischen Bedingung des unsinnigen Gleichheits-Begriffs civis Romanus oder von jener unsinnigen Staats-Erweiterung des imperium Romanum) und das Christenthum gab die große Erleichterung.

[«]

34[86]

Worte sind Tonzeichen für Begriffe: Begriffe aber sind mehr oder weniger sichere Gruppen wiederkehrender zusammen kommender Empfindungen. Daß man sich versteht, dazu gehört noch nicht, daß man dieselben Worte gebraucht: man muß dieselben Worte auch für dieselbe Gattung innerer Erlebnisse brauchen — und man muß diese **gemeinsam** haben. Deshalb verstehen sich die Menschen Eines Volkes besser: oder, wenn Menschen lange in ähnlichen Bedingungen des Climas, der Thätigkeiten, der Bedürfnisse zusammen gelebt haben, so gewinnt eine gewisse Gattung von solchen ihnen allen nächstverständlichen Erlebnissen die Oberhand: das schnelle Sich-Verstehn ist die Folge. Und das Sich-Verheirathen, und die Vererbung ist wieder die Folge davon. Es ist das Bedürfniß, schnell und leicht seine Bedürfnisse verstehn zu geben, was Menschen am festesten an einander bindet. Andererseits hält Nichts eine Freundschaft, Liebschaft fest, wenn man dahinter kommt, daß man bei den Worten Verschiedenes meint. Welche Gruppen von Empfindungen im Vordergrund stehn, das bedingt nämlich die Werthschätzungen: die Werthschätzungen aber sind die Folge unserer innersten Bedürfnisse. —

Dies ist gesagt, um zu erklären, warum es schwer ist, solche Schriften wie die meinigen zu verstehen: die inneren Erlebnisse, Werthschätzungen und Bedürfnisse sind bei mir anders. Ich habe Jahre lang mit Menschen Verkehr gehabt und die Entsagung und Höflichkeit so weit getrieben, nie von Dingen zu reden, die mir am Herzen lagen. Ja ich habe fast nur so mit Menschen gelebt. —

[«]

34[87]

Wir bilden uns ein, daß das Befehlende, Oberste in unserem Bewußtsein stecke. Zuletzt haben wir ein doppeltes Gehirn: die Fähigkeit, etwas von unserem Wollen, Fühlen, Denken selber zu wollen, zu fühlen und zu denken fassen wir mit dem Wort „Bewußtsein“ zusammen.

[«]

34[88]

NB. Jene gesetzgeberischen und tyrannischen Geister, welche im Stande sind, einen Begriff fest zu setzen, fest zu halten, Menschen mit dieser geistigen Willenskraft, welche das Flüssigste, den Geist, für lange Zeit zu versteinern und beinahe zu verewigen wissen, sind befehlende Menschen im höchsten Sinne: sie sagen „ich will das und das gesehen wissen, ich will es genau so, ich will es dazu und nur dazu“. Diese Art gesetzgeberischer Menschen hat nothwendig zu allen Zeiten den stärksten Einfluß ausgeübt: ihnen verdankt man alle typischen Ausgestaltungen des Menschen: sie sind die Bildner — und der Rest („die Allermeisten“ M<enschen> in diesem Falle —) sind gegen sie gehalten nur Thon.

[«]

34[89]

Die festgesetztesten Bewegungen unseres Geistes, unsere gesetzmäßige Gymnastik z.B. in Raum- und Zeit-Vorstellungen, oder in dem Bedürfniß nach „Begründung“: dieser philosophische habitus des menschlichen Geistes ist unsere eigentliche Potenz: also daß wir in vielen geistigen Dingen nicht mehr anders können: was man psychologische Nothwendigkeit nennt. Diese ist geworden: und zu glauben, unser Raum, unsere Zeit, unser Causalitäts-Instinkt sei etwas, das auch abgesehn vom Menschen Sinn habe, ist nachgerade eine Kinderei.

[«]

34[90]

Ich bin feindselig 1) gegen die Entsinnlichung: sie stammt von den Juden, von Plato, der durch Aegypter und Pythagoreer verdorben war (und diese durch Buddhisten)

Dem provençalischen Geiste, der heidnisch geblieben ist, ich meine „nicht germanisch“, verdankt man die Vergeistigung des amor der Geschlechtsliebe: während es das Alterthum nur zu einer Vergeistigung der Päderastie gebracht hat.

2) gegen alle Lehren, welche ein Ende, eine Ruhe, einen „Sabbat aller Sabbate“ ins Auge fassen. Solche Denkweisen kennzeichnen gährende, leidende, oft auch absterbende Rassen, z.B. solche Verse, wie bei R<ichard> W<agners> „Nibelungen“

[«]

34[91]

„Gewohnheit“: das bedeutet bei einem sklavisch gesinnten Menschen etwas Anderes als bei einem Vornehmen.

[«]

34[92]

Man verdankt der christlichen Kirche

1) eine Vergeistigung der Grausamkeit: die Vorstellung der Hölle, die Foltern und Ketzergerichte, die Autodafés sind doch ein großer Fortschritt gegen die prachtvolle aber halb blödsinnige Abschlächterei in den römischen Arenen. Es

ist viel Geist, viel Hintergedanke in die Grausamkeit gekommen. — Sie hat viele Genüsse erfunden.

2) sie hat den Europäer-Geist fein und geschmeidig gemacht, durch ihre „Intoleranz“. Man sieht es sofort, wie in unserem demokratischen Zeitalter, mit der Freiheit der Presse, der Gedanke plump wird. Die Deutschen haben das Pulver erfunden — alle Achtung! Aber sie haben es wieder quitt gemacht: sie erfanden die Presse. Die antike Polis war ganz ebenso gesinnt. Das römische Reich ließ umgekehrt große Freiheit im Glauben und Nichtglauben: mehr als heute irgend ein Reich läßt: die Folge war sofort die allergrößte Entartung Vertölpelung und Vergröberung des Geistes. — Wie gut nimmt sich Leibnitz und Abälard, Montaigne, Descartes und Pascal aus! Die geschmeidige Verwegenheit solcher Geister zu sehn ist ein Genuß, welchen man der Kirche verdankt. — Der intellektuelle Druck der Kirche ist wesentlich die unbeugsame Strenge, vermöge deren die Begriffe und Werthschätzungen als festgestellt, als aeternae behandelt werden. Dante giebt einen einzigen Genuß dadurch: man braucht unter einem absoluten Regimente keineswegs beschränkt zu sein. Wenn es Schranken gab, so waren sie um einen ungeheuren Raum gespannt, Dank Plato: und man konnte sich darin bewegen, wie Bach in den Formen des Contrapunkts, sehr frei. — Baco und Shakespeare widern fast an, wenn man diese „Freiheit unter dem Gesetz“ gründlich schmecken gelernt hat. Ebenso die neueste Musik im Vergleich zu Bach und Händel.

[«]

34[93]

Wie sich Friedrich der Grosse beständig über den „féminisme“ in der Regentschaft seiner Nachbarstaaten lustig macht, so Bismarck über den „Parlamentarismus“: es ist ein neues Mittel, zu machen, was man will.

[«]

34[94]

Der Anblick des jetzigen Europäers giebt mir viele Hoffnung: es bildet sich da eine verwegene herrschende Rasse, auf der Breite einer äußerst intelligenten

Heerden-Masse. Es steht vor der Thür, daß die Bewegungen zur Bindung der letzteren nicht mehr allein im Vordergrunde stehn.

[«]

34[95]

Gegen den falschen Idealismus, wo durch übertriebene Feinheit sich die besten Naturen der Welt entfremden. Wie schade, daß der ganze Süden Europas um die Vererbung jener gebändigten Sinnlichkeit gekommen ist, durch die Abstinenz der Geistlichen! Und daß solche Shelleys, Hölderlins, Leopardis zu Grunde gehn, ist billig, ich halte nicht gar viel von solchen Menschen. Es ergötzt mich, an die Revanchen zu denken, welche die derbe Natürlichkeit der Natur bei solcher Art Menschen nimmt z.B. wenn ich höre, daß L<eopardi> früher On<anie> trieb, später impotent war.

[«]

34[96]

NB. Ein großer Mensch, ein Mensch, welchen die Natur in großem Stile aufgebaut und erfunden hat, was ist das? Erstens: er hat in seinem gesamten Thun eine lange Logik, die ihrer Länge wegen schwer überschaubar, folglich irreführend ist, eine Fähigkeit, über große Flächen seines Lebens hin seinen Willen auszuspannen und alles kleine Zeug an sich zu verachten und wegzuwerfen, seien darunter auch die schönsten „göttlichsten“ Dinge von der Welt. Zweitens: er ist kälter, härter, unbedenklicher und ohne Furcht vor der „Meinung“; es fehlen ihm die Tugenden, welche mit der „Achtung“ und dem Geachtetwerden zusammenhängen, überhaupt alles, was zur „Tugend der Heerde“ gehört. Kann er nicht führen, so geht er allein; es kommt dann vor, daß er Manches, was ihm auf dem Wege begegnet, angrunzt. 3) er will kein „theilnehmendes“ Herz, sondern Diener, Werkzeuge, er ist, im Verkehre mit Menschen, immer darauf aus, etwas aus ihnen zu machen. Er weiß sich unmittheilbar: er findet es geschmacklos, wenn er „vertraulich“ wird; und er ist es gewöhnlich nicht, wenn man ihn dafür hält. Wenn er nicht zu sich redet, hat er seine Maske. Er lügt lieber, als daß er die Wahrheit redet: es kostet mehr Geist und Willen. Es ist eine Einsamkeit in ihm, als etwas

Unerreichbares für Lob und Tadel, als eine eigene Gerichtsbarkeit, welche keine Instanz über sich hat.

[«]

34[97]

Was ich an dem Deutschen gerne wahrnehme, das ist seine Mephistopheles-Natur: aber, die Wahrheit zu sagen, man muß sich einen höheren Begriff vom d<eutschen> M<ephistopheles> machen, als Goethe, <der> nöthig hatte, um seinen „innewendigen Faust“ zu vergrößern, seinen M<ephistopheles> zu verkleinern. Der wahre deutsche Mephistopheles ist viel gefährlicher, kühner, böser, verschlagener und folglich offenherziger: man denke sich das Innewendige von Friedrich dem Großen. Oder von jenem viel größeren Friedrich, von jenem Hohenstaufen Friedrich 2. — Der ächte deutsche Mephistopheles steigt über die Alpen, glaubt, daß ihm dort Alles zugehört. Deshalb wird ihm wohl, wie es Winckelmann wohl wurde, wie Mozarten. Er betrachtet Faust und Hamlet als Carikaturen, die zum Lachen erfunden sind, insgleichen Luther. Goethe hatte gute deutsche Augenblicke, wo er über das Alles innewendig lachte. Aber dann fiel er selber wieder in die feuchten Stimmungen zurück.

Das Erstaunen Napoleon’s, als er einen deutschen Dichter sah und — einen Mann fand! Er hatte erwartet, einen deutschen Dichter zu finden! —

Der Deutsche ist umfänglich: an die eine Seele hat sich eine zweite angebaut, es giebt Höhlen, Zwischengänge, er kann oberflächlich scheinen, die Offenheit und Biederkeit gehört zu den Kunstfertigkeiten des Deutschen. — „Gutmüthig und tückisch“ ist bei anderen M<enschen> eine Unmöglichkeit; aber man lebe nur eine Zeitlang unter Schwaben! —

[«]

34[98]

Ein Zeitalter der Demokratie treibt den Schauspieler auf die Höhe, in Athen, ebenso wie heute. R<ichard> W<agner> hat bisher Alles darin überboten, und einen hohen Begriff vom Schauspieler erweckt, der Schauder erwecken kann.

Musik, Poesie, Religion, Cultur, Buch, Familie, Vaterland, Verkehr — alles vorerst Kunst, will sagen Bühnen-Attitüde!

[«]

34[99]

Schweine-Deutsch! Verzeihung! Zeitungs-deutsch! Da lese <ich> Friedrich Albert Lange, ein braves Thier, welches man sogar, in Ermangelung braverer Thiere, deutschen Jünglingen anempfehlen darf: aber er schreibt zum Beispiel: „Mit dem Lobe der Gegenwart verbindet sich der Cultus der Wirklichkeit. Das Ideale hat keinen Cours; was sich nicht naturwissenschaftlich und geschichtlich legitimiren kann, wird zum Untergang verurtheilt.“ Wozu lernt man eigentlich auf deutschen Schulen lateinisch und griechisch: wenn man nicht einmal den Ekel vor einem solchen schmutzigen Mischmasch lernt! Und welche Begeisterung haben gerade die eigentlichen Deutsch-Verderber erregt, ehemals Hegel, neuerdings Richard Wagner, allerjüngst Eugen Dühring!

[«]

34[100]

Schrecklich zu denken, wenn ich durch meine Gedanken über das Weib irgend eine Schriftstellerin, nachdem sie sich und die Welt schon genugsam mit ihren Büchern gequält hat, zu dem Rachegedanken treiben könnte, zu Kindern zu kommen!

[«]

34[101]

„Wenn ein Weib zu Kindern kommen will, läßt es gewöhnlich nicht die Kindlein zu sich kommen, sondern die Männer!“ sagte eine alte Hebamme.

[«]

34[102]

— Man gebe Acht darauf, ob das, was die Deutschen ihre Litteratur nennen, nicht zum besten Theile auf Pfarrerssöhne zurückgeht. — Nun liegt in dieser Abkunft der deutschen Prosa von vornherein die Wahrscheinlichkeit, daß die feierlichen, würdevollen, langsamen, gravitätischen Gattungen am besten gepflegt sind: daß es am Allegro oder gar am Presto fehlen wird. Die außerordentliche Munterkeit eines Stils, wie il principe (ganz abgesehn vom Ernste seiner Angelegenheit), die Kürze Kraft, eine Art Lust am Gedräng schwerer Gedanken, giebt einen Nachhall florentinischer Beredsamkeit, namentlich der Advokaten. Auch in Voltaire ist Advokaten-Geschick höchsten Ranges, Advokaten-tempo. Das schnellste tempo das ich vorfand bei einem Schriftsteller, ist bei Petronius: der läuft wie ein geschwinder Wind und ist folglich nicht lüstern: er ist zu lustig dazu.

[«]

34[103]

Die Deutschen.
Vermuthungen und Wünsche
von
F. N.

[«]

34[104]

NB. Die Deutschen, von denen ich hier nur rede, sind etwas Junges und Werdendes: ich trenne sie ab von den Deutschen der Reformation und des dr<eißigjährigen> Krieges und will nicht an der Geschichtsfälscherei Antheil haben, welche über diese Kluft hinwegspringt: wie als ob damals nichts geschehen wäre. Daß sich in dem 16. Jahrhundert etwas mit ihnen zugetragen hat, was dem Untergang einer früheren Rasse gleich kommt, wird sich schwerlich leugnen lassen: diese Erscheinung der Entmuthigung, der Feigheit, der Greisenhaftigkeit, des Chinesischen Zopfes, im Bilde zu reden — das muß im Ganzen die Folge einer furchtbaren Blutverderbniß gewesen sein, hinzugerechnet, daß die männlichen Männer fort und fort in's Ausland giengen und im Auslande starben oder verdarben. Andererseits hat damals eine unfreiwillige Mischung mit wenig verwandten Rassen stattgefunden: die Unzucht des Krieges war, nach allen Beschreibungen, über die Maaßen unheilvoll. Es gab wohl hier und da noch Reste einer stärkeren Rasse: z.B. ist der Musiker Händel, unser schönster Typus eines Mannes im Reiche der Kunst, ein Zeugniß davon: oder, um ein Weib zu nennen — Frau Professor Gottsched, welche mit Fug und Recht eine gute Zeit lang über die deutschen Professoren das Scepter geführt hat, — man sehe sich doch die Bilder von Beiden an! Manche Gegenden reinigten sich schneller und kamen zur Gesundheit im Ganzen zurück, z.B. Hannover Westphalen Holstein, — da sitzt auch heute noch eine brave bäuerliche und phlegmatische Rasse. — Am schlimmsten stand es wohl mit dem deutschen Adel: der war am tiefsten geschädigt. Was davon zu Hause blieb, litt am Alcoholismus, was hinaus gieng und zurückkam, an der Syphilis. Bis heute hat er in geistigen Dingen wenig mitgeredet; und selbst was Bismarck betrifft, so ist seine Urgroßmutter aus dem Leipziger Professorenstande. —

[«]

34[105]

Der Deutsche — nicht zu reden von den blödsinnigen deutschthümelnden Jünglingen, welche auch heute noch von „germanischen Tugenden“ faseln — seine mystische Natur. Es gab noch keine deutsche Bildung: es gab Einsiedler, welche sich mit erstaunlichem Geschick verborgen zu halten wußten, inmitten der gröbsten Barbarei.

[«]

34[106]

Der deutsche Schreibe-stil.
Mephistopheles.

[«]

34[107]

Brutalität und dicht dabei krankhafte Zärtlichkeit des sinnlichen Gefühls bei R<ichard> W<agner> — ist höchst Pariserisch.

[«]

34[108]

Ich nehme die demokratische Bewegung als etwas Unvermeidliches: aber als etwas, das nicht unaufhaltsam ist, sondern sich verzögern läßt. Im Großen aber nimmt die Herrschaft des Heerden-Instinkts und <der> Heerden-Werthschätzungen, der Epicureisme und das Wohlwollen mit einander zu: der Mensch wird schwach, aber gut und gemüthlich.

[«]

34[109]

NB. Die Parlamente mögen für einen starken und biegsamen Staatsmann äußerst nützlich sein, er hat da etwas, worauf er sich stützen kann — jedes solche Ding muß widerstehn können! — wohin er viele Verantwortung abwälzen kann! Im Ganzen aber wünschte ich, daß der Zahlen-Blödsinn und der Aberglaube an Majoritäten sich noch nicht in D<eutschland> wie bei den lateinischen Rassen festsetzte; und daß man endlich auch noch etwas in politicis erfinde! Es hat wenig Sinn und viel Gefahr, die noch so kurze und leicht wieder ausrottbare Gewohnheit des allgemeinen Stimmrechts tiefer Wurzel schlagen zu lassen: während seine Einführung doch nur eine Noth- und Augenblicks-Maaßregel war.

[«]

34[110]

Mir scheint das erfinderische Vermögen und die Anhäufung von Willens-Kraft am größten und unverbrauchtesten bei den Slaven zu sein, Dank einem absoluten Regimente: und ein slavisches Erd-Regiment gehört nicht zu dem

Unwahrscheinlichsten. Die Engländer wissen die Consequenzen ihrer eigenen starrköpfigen „Selbst-Herrlichkeit“ nicht zu überwinden, sie bekommen auf die Dauer immer mehr die homines novi ans Ruder und zuletzt die Weiber ins Parlament. Aber Politik treiben ist zuletzt auch Sache der Vererbung: es fängt keiner an, aus einem Privatmann ein Mensch mit ungeheurem Horizonte zu werden.

[«]

34[111]

Die Deutschen sollten eine herrschende Kaste züchten: ich gestehe, daß den Juden Fähigkeiten innewohnen, welchen ihre Ingredienz bei einer Rasse, die Weltpolitik treiben soll, unentbehrlich ist. Der Sinn für Geld will gelernt, vererbt und tausendfach vererbt sein: jetzt noch nimmt es der Jude mit dem Amerikaner auf.

[«]

34[112]

Ich zeige auf etwas Neues hin: gewiß, für ein solches demokratisches Wesen giebt es die Gefahr des Barbaren, aber man sieht sie nur in der Tiefe. Es giebt auch eine andere Art Barbaren, die kommen aus der Höhe: eine Art von erobernden und herrschenden Naturen, welche nach einem Stoffe suchen, den sie gestalten können. Prometheus war ein solcher Barbar. —

[«]

34[113]

Kein Volk von „Politikern von Beruf“, von Zeitungslesern!

[«]

34[114]

— — — Die Kleinheit und Erbärmlichkeit der deutschen Seele war und ist ganz und gar nicht eine Folge der Kleinstaaterei: man ist bekanntlich in noch viel kleineren Staaten stolz und selbstherrlich gewesen und nicht die Großstaaterei an sich macht die Seele freier und männlicher. In wessen Seele ein sklavischer Imperativ „du sollst und mußt knieen!“ eine unfreiwillige Nackenbeugung gebietet vor Ehren-Titeln, Orden, gnädigen Blicken von Oben hinunter, der wird sich in einem „Reiche“ nur noch tiefer bücken und den Staub vor dem großen Landesvater nur noch inbrünstiger auflecken, als er es vor dem kleinen that; daran ist nicht zu zweifeln. — Man sieht den Italiänern der unteren Stände es heute noch an, daß aristokratische Selbstgenugsamkeit und männliche Zucht und Gewißheit ihrer selber zur längsten Geschichte ihrer Stadt gehört und ihnen am besten vorgemacht worden ist; ein armer Gondoliere in Venedig ist immer noch eine bessere Figur als ein Berliner wirklicher Geheimrath, und zuletzt gar noch ein besserer Mann: das greift man mit den Fingern. Man frage darüber bei den Weibern an.

[«]

34[115]

Die Bedienten-Seele.
Die Blut-Verderbniß.
Die moralische Tartüfferie.
Das „Gemüth“.
Die Unklarheit.
Die Verzögernden.
Muthmaßung über das Südländische.
Die Häßlichkeit.
Die Hinter-Seele.
Die Abhängigkeit von Frankreich.
Der deutsche Professor und der Offizier.
Die niaiserie allemande.
Der deutsche Schreibestil.
Die Einsiedler.
Das „Ewig-Weibliche“ am deutschen Manne.
Der Rausch und die Musik.
Der „historische Sinn“.
Der Schauspieler.

Die Bequemlichkeit (Philister) und der Krieg.

Die Philosophen.

Der Pessimismus. (Vergleich mit Frankreich).

Mehr Heerdenthier als je — aber es giebt günstige Bedingungen auch für Einzelne.

[«]

34[116]

Das Achtbarste an Kant ist, daß er über die Leibnitzische Verführung hinwegkam und das Beste vom vorigen Jahrhundert, den Sensualismus festhielt.

[«]

34[117]

NB. Schopenhauer, in seiner Jugend durch die Romantiker verführt und von seinen besten Instinkten abgelenkt, war im Grunde Voltairianer mit Kopf und Eingeweiden, und recht ein Kind des vorigen Jahrhunderts — im Übrigen aber durch die Griechen und durch Goethe über den französischen Geschmack hinausgeführt — und vor allem — kein Theolog! Die „Unveränderlichkeit des Charakters“, auf deutsch vielleicht die Faulheit, und andererseits der Glaube an die Unfehlbarkeit des Genie’s (auf deutsch vielleicht die Eitelkeit) brachte ihn dazu, seine „Jugendsünde“, ich meine seine Metaphysik des Willens, vorzeitig heilig zu sprechen; und sich selber nicht mehr zu „entwickeln“. Ein M<ensch> von seiner Begabung und inneren discordia hatte das Zeug zu fünf „besseren“ Systems im Kopfe, und eines immer wahrer und falscher als das andre.

[«]

34[118]

Wir verstehn einen „causalen“ Zusammenhang nicht, wir sehen aber, daß ein Factum, um constatirt zu werden, mehrere Facta in sich begreifen <soll>. Unsere Analyse stellt ein Nacheinander auf. Die Zahlen, die sich dabei ergeben, bedeuten nichts für den Zusammenhang jener Erscheinungen unter sich, sondern können irreführen: weil der Mensch in manchen Instinkten festgestellt ist, ergiebt sich eine Ähnlichkeit der Zahlenverhältnisse im Bezug zu ihm.

[«]

34[119]

Stehen unsere Gedanken in einem causalen unmittelbaren Verhältnisse zu anderen? Oder ist deren logische Verbindung ein Schein? Ich meine, eine Folge davon, daß die veranlassenden Vorgänge jedes dieser Gedanken in einer Verbindung stehn, welche sich uns als „Schluß“ und dergleichen darstellt. Es sind lauter Endglieder? — Oder giebt es ein unmittelbares Einwirken eines Gedankens auf einen anderen? Ein „Verursachen“ hier wenigstens?

[«]

34[120]

Die Erscheinungswelt „leerer Schein und Trug“, das Causalitäts-Bedürfniß, welches zwischen Erscheinungen Verbindungen herstellt, ebenfalls „leerer Schein und Trug“ — damit kommt die moralische Verwerfung des Trügerischen und Scheinbaren zu Wort. Man muß darüber hinweg gehn. Es giebt keine Dinge an sich, auch kein absolutes Erkennen, der perspectivische, täuschende Charakter gehört zur Existenz.

[«]

34[121]

Daß meine Werthschätzung oder Verurtheilung eines Menschen noch keinem anderen Menschen ein Recht giebt zu der gleichen Werthschätzung oder Verurtheilung: — es sei denn, daß er mir gleich steht und gleichen Ranges ist. Die entgegengesetzte Denkweise ist die der Zeitungen: daß die Werthschätzungen von Menschen und Sachen Etwas „an sich“ seien, zu denen Jeder wie nach seinem

Eigenthume greifen dürfe. Hier ist eben die Voraussetzung, das Alle gleichen Ranges sind. — Wahrhaftig sein ist eine Auszeichnung

[«]

34[122]

Daß Etwas Entstandenes nicht erkannt ist, wenn man seine Entstehung (Vater und Mutter) kennt: sondern daß man es schon kennen muß, um in den Entstehungs-Bedingungen etwas „Verwandtes“ zu entdecken — und daß dies meist ein Schein ist: — in Wahrheit ist ja das Wiedererkennen des väterlichen und mütterlichen Elements im Kinde nur bei einem Aggregat möglich, und unwillkürlich suchen wir, um zu erklären, etwas Neues nur als ein Aggregat, eine Zusammenordnung zu fassen d.h. die Analyse bezieht sich nicht auf die wirkliche Entstehung, sondern auf eine fingirte, gar nicht geschehene „mechanische“ Zusammenordnung und Addition. Der Erklärende nimmt die Thatsachen dümmer und einfacher als sie sind.

[«]

34[123]

Daß der Mensch eine Vielheit von Kräften ist, welche in einer Rangordnung stehen, so daß es Befehlende giebt, aber daß auch der Befehlende den Gehorchenden alles schaffen muß, was zu ihrer Erhaltung dient, somit selber durch deren Existenz bedingt ist. Alle diese lebendigen Wesen müssen verwandter Art sein, sonst könnten sie nicht so einander dienen und gehorchen: die Dienenden müssen, in irgend einem Sinne, auch Gehorchende sein, und in feineren Fällen muß die Rolle zwischen ihnen vorübergehend wechseln, und der, welcher sonst befiehlt, einmal gehorchen. Der Begriff „Individuum“ ist falsch. Diese Wesen sind isolirt gar nicht vorhanden: das centrale Schwergewicht ist etwas Wandelbares; das fortwährende Erzeugen von Zellen usw. giebt einen fortwährenden Wandel der Zahl dieser Wesen. Und mit Addiren ist überhaupt nichts gemacht. Unsere Arithmetik ist etwas zu Grobes für diese Verhältnisse und nur eine Einzel-Arithmetik.

[«]

34[124]

Die Logik unseres bewußten Denkens ist nur eine grobe und erleichterte Form jenes Denkens, welches unser Organismus, ja die einzelnen Organe desselben, nöthig hat. Ein Zugleich-denken z.B. ist nöthig, von dem wir kaum eine Ahnung haben. Vielleicht ein Künstler der Sprache: das Zurückrechnen mit der Schwere und Leichtigkeit der Silben, das Vorausrechnen, zugleich das Analogie-suchen von der Schwere des Gedankens mit den lautlichen resp. den physiologischen Kehlkopf-Bedingungen, geschieht zugleich — aber freilich nicht als bewußt.

Unser Causal-Gefühl ist etwas ganz Grobes und Vereinzeltes gegen die wirklichen Causal-Gefühle unseres Organismus. Namentlich ist das „Vorher“ und „Nachher“ eine große Naivetät.

Zuletzt: wir mußten alles erst erwerben für das Bewußtsein, einen Zeitsinn, Raum-sinn, Causal-sinn: nachdem es ohne Bewußtsein lange schon viel reicher existirt hatte. Und zwar eine gewisse einfachste schlichteste reduzirteste Form: unser bewußtes Wollen, Fühlen, Denken ist im Dienste eines viel umfänglicheren Wollens Fühlens und Denkens. — Wirklich?

Wir wachsen fortwährend noch, unser Zeit- Raumsinn usw. entwickelt sich noch.

[«]

34[125]

Es läßt sich nichts voraussagen, aber bei einer gewissen Erhöhung des Typus Mensch kann eine neue Kraft sich offenbaren, von der wir bisher nichts wußten. (Nämlich eine Synthesis von Gegensätzen?)

[«]

34[126]

Der Seufzer Kleist's über die schließliche Unerkennbarkeit —

[«]

34[127]

Wir sind Anfänger im Lernen z.B. mit unserer Art Logik. Oder unseren Leidenschaften. Oder unserer Mechanik. Oder unserer Atomistik, welche der ehrlichste Versuch ist, die Welt für das Auge zu construiren, und für den zählenden arithmetischen Verstand (also anschaulich und berechenbar)

[«]

34[128]

Unsere „Mittel und Zwecke“ sind sehr nützliche Abbreviaturen, uns Vorgänge handlich, überschaulich zu machen.

[«]

34[129]

1. Der Wille zur Wahrheit.

2. Jenseits von Gut und Böse.

3. Der Mensch als Künstler.

4. Von der hohen Politik.

5. Der züchtende Gedanke.

[«]

34[130]

Das abstrakte Denken ist für Viele eine Mühsal, für mich, an guten Tagen, ein Fest und ein Rausch.

[«]

34[131]

Wie ein Feldherr von vielen Dingen nichts erfahren will und erfahren darf, um nicht die Gesamt-Überschau zu verlieren: so muß es auch in unserem bewußten Geiste vor Allem einen ausschließenden wegscheuchenden Trieb geben, einen auslesenden, welcher nur gewisse facta sich vorführen läßt. Das Bewußtsein ist die Hand, mit der der Organismus am weitesten um sich greift: es muß eine feste Hand sein. Unsere Logik, unser Zeitsinn, Raumsinn sind ungeheure Abbreviatur-Fähigkeiten, zum Zwecke des Befehlens. Ein Begriff ist eine Erfindung, der nichts ganz entspricht; aber Vieles ein wenig: ein solcher Satz „2 Dinge, einem dritten gleich, sind sich selber gleich“ setzt 1) Dinge 2) Gleichheiten voraus: beides giebt es nicht. Aber mit dieser erfundenen starren Begriffs- und Zahlenwelt gewinnt der Mensch ein Mittel, sich ungeheurer Mengen von Thatsachen wie mit Zeichen zu bemächtigen und seinem Gedächtnisse einzuschreiben. Dieser Zeichen-Apparat ist seine Überlegenheit, gerade dadurch, daß er sich von der Einzel-Thatsache möglichst weit entfernt. Die Reduktion der Erfahrungen auf Zeichen, und die immer größere Menge von Dingen, welche also gefaßt werden kann: ist seine höchste Kraft. „Geistigkeit“ als Vermögen, über eine ungeheure Menge von Thatsachen in Zeichen Herr zu sein. Diese geistige Welt, diese Zeichen-Welt ist lauter „Schein und Trug“, ebenso schon wie jedes „Erscheinungsding“ — und der moral<ische> M<ensch> empört sich wohl! (wie für Napoleon nur die wesentl<ichen> Instinkte des Menschen bei seinen Rechnungen in Betracht kamen und er von den ausnahmsweisen ein Recht hatte, keine Notiz zu nehmen z.B. vom Mitleiden — auf die Gefahr hin, hier und da sich zu verrechnen)

[«]

34[132]

Was ist denn „wahrnehmen“? Etwas-als-wahr-nehmen: Ja sagen zu Etwas.

[«]

34[133]

NB. Es ist etwas Krankhaftes am ganzen bisherigen Typus der Philosophen, es mag viel an ihm mißrathen sein. Statt sich und die Menschen höher zu führen, gehen die Philosophen am liebsten bei Seite und suchen, ob es nicht einen anderen Weg gäbe: das ist vielleicht an sich schon das Anzeichen eines entartenden Instinkts. Der wohlgerathene Mensch freut sich an der Thatsache „Mensch“ und am Wege des Menschen: aber — er geht weiter!

[«]

34[134]

Was mein Werth-Urtheil ist, ist es nicht für einen Anderen. Das Annehmen von Werth-Urtheilen wie von Kleidungsstücken ist trotzdem die häufigste Thatsache: so entsteht von außen her erst Haut, dann Fleisch, endlich Charakter: die Rolle wird Wahrheit.

[«]

34[135]

Diesen deutschen Idealisten habe ich oft zugesehn, sie aber nicht mir! — sie wissen und riechen nichts davon, was ich weiß, sie gehen ihren sanften Schlendergang, sie haben das Herz voll anderer Begierden als ich: sie suchen andere Luft, andere Nahrung, anderes Behagen. Sie sehen hinauf, — ich sehe hinaus, — wir sehen nie das Gleiche.

— Mit ihnen umzugehn ist mir verdrießlich. Sie mögen an ihrem Leibe schon die Reinlichkeit lieben: aber ihr Geist ist ungewaschen, ihr „folglich“ riecht mir faul, sie entrüsten sich, wo bei mir die fröhliche Neugierde anhebt, sie haben sich die Ohren nicht ausgewischt, wenn ich bereit bin, mein Lied zu singen.

[«]

34[136]

— Dieser Sokrates, der schlaue Gründe dafür suchte, so zu handeln, wie die Sitte anbefahl, war ganz nach dem Herzen der „delphischen Priesterschaft“! und seine Bekehrung des Plato war das Meisterstück seiner Verführungs-Kunst. Die angelernten Begriffe als göttlichen Ursprungs, die volksthümlichen Werthschätzungen als die ewigen und unvergänglichen: — aber sie, für ein feineres Geschlecht, neu aufzuputzen, ihnen den Pfeffer und Beifuß der dialektischen Freude beizugesellen, sie unter einer geschwätzigen und verliebten Jugend zur Entzündung <von> Rede- und That-Wetteifer zu benutzen —

[«]

34[137]

— Sie sind mir so fremd: ich müßte ihnen, um mit ihnen zu leben, immer gerade das Entgegengesetzteste lehren, von dem, was ich für wahr halte und was mir erquicklich scheint: und unter ihnen erdachte ich das Sprüchwort „nicht nur das Gold, auch das Leder glänzt“.

[«]

34[138]

In Deutschland hat es immer an Geist gefehlt, und die mittelmäßigen Köpfe kommen da schon zu den höchsten Ehren, weil sie schon selten sind. Was am besten geschätzt wird, das ist Fleiß und Beharrlichkeit und ein gewisser kaltblütiger kritischer Blick; und um solcher Eigenschaften willen ist deutsche Philologie, deutsches Kriegswesen über Europa Meister geworden.

[«]

34[139]

NB. Für feinere und klügere Ohren klingt fast jedes Lob einer Tugend lächerlich: sie hören noch keine Tugend heraus z.B. wenn einer „bescheiden“ genannt wird (falls er sich richtig abschätzt!) oder daß einer „wahrhaftig“ heißt (falls er nicht getäuscht sein will!) oder „mitleidig“ (falls er ein weiches nachgebendes Herz hat) <oder> keusch (falls er ein Frosch ist und andererseits doch nicht gern an Sümpfen lebt)

[«]

34[140]

NB. Es giebt <eine> Arglosigkeit der wiss<enschaftlichen> M<enschen>, welche an Blödsinn grenzt: sie haben keinen Geruch davon, wie gefährlich ihr Handwerk ist, sie glauben im Grunde ihres Herzens, daß „Liebe zur Wahrheit“ und „das Gute, Schöne und Wahre“ ihre eigentliche Angelegenheit sei. Ich meine nicht „gefährlich“ in Hinsicht auf die auflösenden Wirkungen, sondern in Hinsicht auf das ungeheure Schwergewicht der Verantwortlichkeit, welches Einer auf sich fühlt, welcher zu merken beginnt, daß alle Werthschätzungen, nach denen die Menschen leben, auf die Dauer den Menschen zu Grunde richten.

[«]

34[141]

NB. Die entmännlichende und vielleicht entmannende Wirkung des vielen Betens gehört auch unter die Schädigungen des deutschen Wesens seit der Reformation. Es ist eine Sache schlechten Geschmacks unter allen Umständen, viel zu bitten, statt viel zu geben: die Mischung demüthiger Servilität mit einer hoffärtig-pöbelhaften Zudringlichkeit, mit der sich z.B. der heilige Augustin in seinen confessiones vor Gott wälzt, erinnert daran, daß der Mensch vielleicht nicht allein unter den Thieren das religiöse Gefühl hat: der Hund hat für den Menschen ein ähnliches „religiöses Gefühl“. — Der betende Verkehr mit G<ott> züchtet die erniedrigende Stimmung und Attitüde, welche auch in unfrommen Zeiten, durch Vererbung, noch ihr Recht behauptet: die Deutschen erstarben bekanntlich vor Fürsten oder vor Parteiführern oder vor der Phrase „als unterthänigster Knecht“. Es soll damit vorüber sein.

[«]

34[142]

NB. Es ist mir nie in den Sinn gekommen, sämmtliche Tugenden aus dem Egoismus „abzuleiten“. Ich will erst bewiesen haben, daß es „Tugenden“ sind und nicht nur zeitweilige Erhaltungs-Instinkte bestimmter Heerden und Gemeinden.

[«]

34[143]

Diese weichliche Angst vor dem „gräßlichen Fanatismus“

[«]

34[144]

NB. — er bewegte und schloß wieder die Lippen und blickte wie Einer, der noch Etwas zu sagen hat und zögert, es zu sagen. Und es dünkte denen, welche ihm zusahen, daß sein Gesicht dabei leise erröthet sei. Dies dauerte eine kleine Weile: dann aber, mit Einem Male, schüttelte er den Kopf, schloß freiwillig die Augen — und starb. —

Also geschah es, daß Zarathustra untergieng.

[«]

34[145]

Er führt seine Freunde immer höher, auch an seine Höhle und endlich auf den hohen Berg: da stirbt er.

segnend: Gräberinsel Höhle.

Die Stationen: und jedes Mal Reden.

Mittag und Ewigkeit
Von

Friedrich Nietzsche.

Erster Theil:
die Heroldsrufe.

Zweiter Theil:
die Verkündigung.

Dritter Theil:
die Gelobenden.

Vierter Theil:
Aufgang und Untergang.

[«]

34[146]

Einem, dem daran gelegen ist, unter welchen Bedingungen die Pflanze „Mensch“ am kräftigsten in die Höhe wächst, — einem solchermaaßen Beschäftigten ist das Erscheinen einer neuen politischen Macht, falls sie nicht auf neue Gedanken sich stellt, noch kein Ereigniß: er hat kaum Zeit, näher zuzusehn.

Man mißverstehe mich nicht: ich wollte mit diesem Buche erklären, weshalb die Entstehung des deutschen Reiches mir gleichgültig geblieben ist: ich sehe einen Schritt weiter in der Demokratisirung Europas und auch einen Schritt weiter in der moral<ischen> Verlogenheit Europas. — nichts mehr, nichts Neues. Die Demokratie aber ist die Form eines Verfalls des Staates, einer Entartung der Rassen, eines Übergewichts der Mißrathenden: das habe ich schon Ein Mal gesagt.

[«]

34[147]

Ein Mensch, dem fast alle Bücher oberflächlich geworden sind, der vor wenigen Menschen der Vergangenheit noch den Glauben übrig hat, daß sie Tiefe genug besessen haben, um — nicht zu schreiben, was sie wußten.

Ich habe so viele verbotene Dinge gedacht und bin dort guter Dinge und immer zu Hause gewesen, wo auch rechtschaffenen und tüchtigen Geistern der Athem ausgeht: so sehe ich es immer mit Erstaunen, wenn ich noch etwas mitzutheilen finde. Ob ich gleich recht gut weiß, daß mir meine Gedankenstriche lieber sind als meine mitgetheilten Gedanken.

Wie viele Gelehrte könnte ich beschäftigen; und wenn ich vielleicht in einzelnen Fällen dies gethan habe —

Der Übelstand, den es hat, Gelehrte auf Gebiete zu treiben, wo Freiheit, Feinheit und Unbedenklichkeit noth thun, liegt darin, daß sie nicht über sich hinaus sehen können — daß sie dort keine Augen haben, wo sie keine Erlebnisse <haben.> Um z.B. darzustellen, was das moralische Gewissen ist, dazu müßte Einer tief und verwundet und ungeheuer sein wie das Gewissen Pascals und dann noch jenen ausgespannten Himmel von heller und boshafter Geistigkeit besitzen, welche von oben herab dieses Gewimmel von Erlebnissen übersieht, ordnet und auslacht.

Als ich jünger war, meinte ich, daß mir einige hundert Gelehrte fehlten, welche ich wie Spürhunde in die Gebüsche — ich meine in die Geschichte der menschlichen Seele — treiben könnte, mir mein Wild aufzujagen. Inzwischen lernte ich, daß zu den Dingen, welche meine Neugierde reizen, auch Gehülfen schwer zu finden sind.

[«]

34[148]

Ich glaube zu fühlen, daß Socrates tief war — seine Ironie war vor Allem die Nöthigung, sich oberflächlich zu geben, um überhaupt mit Menschen verkehren zu können —; daß Caesar Tiefe hatte: insgleichen vielleicht jener Hohenstaufe Friedrich der Zweite: sicherlich Leonardo da Vinci; in nicht geringem Grade Pascal, der nur dreißig Jahr zu früh starb, um aus seiner prachtvollen bitterbösen Seele heraus über das Christenthum selber hohnzulachen, wie er es früher und jünger über die Jesuiten gethan hat.

[«]

34[149]

NB. Ich ehre M<ichel> Angelo höher als Raffael, weil er, durch alle christlichen Schleier und Befangenheiten seiner Zeit hindurch, die Ideale einer vornehmeren Cultur gesehn hat, als es die christlich-raffaelische ist: während Raffael treu und bescheiden nur die ihm gegebenen Werthschätzungen verherrlichte und keine weitersuchenden, sehnsüchtigen Instinkte in sich trug. M<ichel> Angelo aber sah und empfand das Problem des Gesetzgebers von neuen Werthen: ebenso das Problem des Siegreich-Vollendeten, der erst nöthig hatte, auch „den Helden in sich“ zu überwinden; den zu Höchstem gehobenen Menschen, der auch über sein Mitleiden erhaben ward und erbarmungslos das ihm Unzugehörige zerschmettert und vernichtet, — glänzend und in ungetrübter Göttlichkeit. M<ichel> A<ngelo> war, wie billig, nur in Augenblicken so hoch und so außerhalb seiner Zeit und des christlichen Europas: zumeist verhielt er sich condescendent gegen das Ewig-Weibliche am Christenthum; ja es scheint, daß er noch zuletzt gerade vor diesem zerbrach und das Ideal seiner höchsten Stunden aufgab. Es war nämlich ein Ideal, dem nur der Mensch der stärksten und höchsten Lebens-Fülle gewachsen sein kann, nicht aber ein altgewordener Mann! Im Grunde hätte er ja das Christenthum von seinem Ideale aus vernichten müssen! Aber dazu war er nicht Denker und Philosoph genug. — L<eonardo> da Vinci hat vielleicht allein von jenen Künstlern einen wirklich überchristlichen Blick gehabt. Er kennt „das Morgenland“, das innewendige so gut als das äußere. Es ist etwas Über-Europäisches und Verschwiegenes an ihm, wie es Jeden auszeichnet, der einen zu großen Umkreis von guten und schlimmen Dingen gesehn hat.

[«]

34[150]

NB. Schopenhauer, ein rechtschaffner Denker, insgleichen kein übler Schriftsteller über philosophische Gegenstände, wenngleich für sich selber kein Philosoph: in Hinsicht auf die jetzige Jugend (und auch auf solche Alte, welche in ihren Ansprüchen an Schärfe der Begriffe, Helle des Himmels und — Wissenschaftlichkeit bescheiden sind) noch nicht zu ersetzen, denn er lehrt Verehrung, wo er selber verehrt hat, vor dem kritischen Geiste Kants, vor Goethe, vor den Griechen, vor den freigeistischen Franzosen; zu seiner Zeit war er vielleicht der best-gebildete Deutsche, mit einem europäischen Horizonte: es giebt selbst Augenblicke, wo er mit morgenländischen Augen sieht. Der Pessimismus, wie er ihn verstand, ist ebenfalls kein kleiner Lehrmeister der Verehrung auf

Gebieten, wo Verehrung nicht zu Hause war: z.B. vor dem indischen Alterthum, vor dem alten eigentlichen Christenthum, dem katholischen, gegen welches die protestantische Schul-Erziehung den Geschmack <zu> wenden pflegt.

[«]

34[151]

Über das „Genie“. Wie wenig Begabung z.B. bei R<ichard> W<agner>! Gab es je einen Musiker, der in seinem 28. <Jahre> so arm war (nicht so unentwickelt, unaufgeschlossen, sondern so arm), daß er auf Meyerbeer neidisch war — so arg neidisch, um sich sein Leben-lang darüber zu ärgern? und folglich, mit der Folgerichtigkeit „schöner Seelen“, es ihm sein Lebenlang nachzutragen? Andererseits lernt man, wie Kant mit Recht Fleiß und Beharrlichkeit als das rühmt usw.

[«]

34[152]

Unter guten Musikern gilt Verdi für reich, gegen W<agner> berechnet: der Gründe hatte, sparsam zu sein und seine „Erfindungen“ gut „anzulegen“, Wucher mit „Leitmotiven“ zu treiben und sein „Gold“ bei sich zu behalten, daß man darauf hin einen tausendfach zu großen Credit genießt: hat es W<agner> den Juden abgelernt?

[«]

34[153]

NB. Ein Weib will Mutter sein; und wenn sie das nicht will, ob sie es schon sein könnte, so gehört sie beinahe in’s Zuchthaus: so groß ist dann gewöhnlich ihre innewendige Entartung.

[«]

34[154]

NB. Deutschland hat nur Einen Dichter hervorgebracht, außer Goethe: das ist Heinrich Heine — und der ist noch dazu ein Jude. Aber in Frankreich ebenso wie in Italien, Spanien und England und wo man nur — — —; er hatte den feinsten Instinkt für die blaue Blume „deutsch“, freilich auch für den grauen Esel „deutsch“. Die Pariser behaupten außerdem, daß er mit 2 anderen Nicht-Parisern die Quintessenz des Pariser Geistes darstelle<.>

[«]

34[155]

Über die Philosophen.
Über die Weiber.
Über die Musiker.
Über die Völker.
Über die Gelehrten.
Über die Schriftsteller.
Über die Frommen.
Über Heerden — und Heerden-Instinkte.
„der gute Mensch“
Über die Herrschenden.
Über die alten Griechen.
Dionysos — Diabolus.

Die guten Europäer.
Ein Beitrag zur Beschreibung
der europäischen Seele.

[«]

34[156]

Eine Vorrede über Rangordnung.

Dies sind meine Urtheile: und ich gebe, dadurch daß ich sie drucke, so noch Niemandem das Recht, sie als die seinen in den Mund zu nehmen: am wenigsten halte ich sie für „öffentliches Gemeingut“, und ich will dem auf die Finger klopfen, der sich an ihnen vergreift. Es giebt Etwas, das in einem Zeitalter des „gleichen Rechts für Alle“ unangenehm klingt: das ist Rangordnung.

[«]

34[157]

NB. Zur Erklärung jenes innerlichen verwegenen Scepticismus in Deutschland, der daselbst größer und seiner selber gewisser ist als in irgend einem Lande Europa’s, gehört jene Thatsache, daß die protestantische Geistlichkeit immer an Kindern fruchtbar gewesen ist und gleich Luther, nicht nur auf der Kanzel ihre Stärke gehabt hat: und aus dem gleichen Grunde, aus dem Machiavell den Scepticismus der Italiäner ableitet — sie haben den Stellvertreter Gottes und seinen Hof immer zu nahe vor Augen gehabt — haben Allzuviele von den deutschen Philosophen und Gelehrten als Kinder von Predigern und sonstigem Kirchen-Zubehör dem „Priester“ zugesehn — und glauben folglich nicht mehr an Gott. Der Protestantismus ist von vorn herein wesentlich Unglaube an den „Heiligen“; die deutsche Philosophie ist wesentlich Unglaube an die homines religiosi und die Heiligen zweiten Ranges, an alle die Land- und Stadtpfarrer, hinzugenommen die Theologen der Universität — und insofern mag die deutsche Philosophie eine Fortsetzung des Protestantismus sein.

[«]

34[158]

NB. Die Außen-Welt ist das Werk unserer Organe folglich ist unser Leib, ein Stück Außenwelt, das Werk unserer Organe — folglich sind unsere Organe das Werk unserer Organe. Dies ist eine vollständige reductio ad absurdum: folglich ist die Außenwelt nicht das Werk unserer Organe.

[«]

34[159]

Pfeile.
Gedanken über und gegen die
europäische Seele

Das Recht der Vorrechte.

[«]

34[160]

Pfeile.
Gedanken
über und gegen die deutsche Seele.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

34[161]

NB. Ein tüchtiger Handwerker oder Gelehrter nimmt sich gut aus, wenn er seinen Stolz bei seiner Kunst hat und genugsam damit und zufrieden auf das Leben blickt; und nichts hingegen ist jämmerlicher anzuschauen, als wenn ein Schuster oder Schulmeister, mit leidender Miene, zu verstehen giebt, er sei eigentlich für etwas Besseres geboren. Es giebt gar nichts Besseres als das Gute! und das ist: irgend eine Tüchtigkeit haben und aus ihr schaffen, virtù, im italiänischen Sinne des Renaissance.

[«]

34[162]

NB. Heute, in der Zeit wo der Staat einen unsinnig dicken Bauch hat, giebt es in allen Feldern und Fächern, außer den eigentlichen Arbeitern noch „Vertreter“ z.B.

außer den Gelehrten noch Litteraten, außer den leidenden Volksschichten noch schwätzende prahlerische Thu-nichts-gute, welche jenes Leiden „vertreten“, gar nicht zu reden von den Politikern von Berufswegen, welche sich wohl befinden und „Nothstände“ vor einem Parlament mit starker Lunge „vertreten“. Unser modernes Leben ist äußerst kostspielig durch die Menge Zwischenpersonen; in einer antiken Stadt dagegen, und im Nachklang dann noch in mancher Stadt Spaniens und Italiens, trat man selber auf und hätte nichts auf einen solchen modernen Vertreter und Zwischenhändler gegeben — es sei denn einen Tritt!

[«]

34[163]

Der kirchliche Druck von Jahrtausenden hat eine prachtvolle Spannung des Bogens geschaffen, insgleichen der monarchische: die beiden versuchten Entspannungen (statt mit dem Bogen zu schießen) sind 1) der Jesuitism 2) die Demokratie. Pascal ist das herrliche Anzeichen von jener furchtbaren Spannung: er lachte die Jesuiten todt. — Ich bin zufrieden mit despotischen Zuständen, vorausgesetzt, daß man mit gemischten Rassen zu thun hat, wo immer eine Spannung überhaupt gegeben ist. Freilich: die Gefahr solcher Versuche ist groß. — Die europäische Demokratie ist nicht oder <ist nur> zum kleinsten Theile eine Entfesselung von Kräften, sondern vor Allem eine Entfesselung von Sich-gehen-lassen, von Bequem-haben-wollen, von inneren Faulheiten. Ebenso die Presse.

[«]

34[164]

Die europäische D<emokratie> ist zum kleinsten Theile eine Entfesselung von Kräften: vor Allem ist sie eine Entfesselung von Faulheiten, von Müdigkeiten, von Schwächen.

[«]

34[165]

Der Spiegel.
Eine Gelegenheit zur Selbstbespiegelung
für Europäer.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

34[166]

Das Gemeinsame in der Entwicklung der Europäer-Seele ist z.B. zu merken bei einer Vergleichung Delacroix’ und R<ichard> W<agners>, der Eine peintre-poète, der Andere Ton-Dichter, nach der Differenz der französischen und deutschen Begabung. Aber sonst gleich. Delacroix übrigens auch sehr Musiker — und Coriolan-Ouverture. Sein erster Interpret Baudelaire, eine Art R<ichard> W<agner> ohne Musik. Der Ausdruck expression von Beiden vorangestellt, alles Übrige geopfert. Von Litteratur abhängig Beide, höchst gebildete und selbst schreibende Menschen. Nervös-krankhaft-gequält, ohne Sonne.

[«]

34[167]

In jedem Sinnes-Urtheil ist die ganze organische Vorgeschichte thätig: „das ist grün“ z.B. Das Gedächtniß im Instinkt, als eine Art von Abstraction und Simplification, vergleichbar dem logischen Prozeß: das Wichtigste ist immer wieder unterstrichen worden, aber auch die schwächsten Züge bleiben. Es giebt im organischen Reiche kein Vergessen; wohl aber eine Art Verdauen des Erlebten.

[«]

34[168]

Die Guten, ihr Verhältniß zur Dummheit.
Erziehung und Züchtung.
Das liberum „nego“. „vorläufig Nein!“

Verehrung, Zorn und Tapferkeit

[«]

34[169]

Die Abzählbarkeit gewisser Vorgänge z.B. vieler chemischen, und eine Berechenbarkeit derselben giebt noch keinen Grund ab, hier an „absolute Wahrheiten“ zu tasten. Es ist immer nur eine Zahl im Verhältniß zum Menschen, zu irgend einem festgewordenen Hang oder Maaß im Menschen. Die Zahl selber ist durch und durch unsere Erfindung.

[«]

34[170]

Ein logischer Vorgang, von der Art, wie er „im Buche steht“, kommt nie vor, so wenig als eine gerade Linie oder zwei „gleiche Dinge“. Unser Denken läuft grundverschieden: zwischen einem Gedanken und dem nächsten waltet eine Zwischenwelt ganz anderer Art z.B. Trieb zum Widerspruch oder zur Unterwerfung usw.

[«]

34[171]

Synthetische Urtheile a priori sind wohl möglich, aber sie sind — falsche Urtheile.

[«]

34[172]

Nux et crux.
Eine Philosophie für gute Zähne.

[«]

34[173]

Jede Philosophie, wie sie auch entstanden sein möge, dient zu gewissen Erziehungs-Zwecken z.B. zur Ermuthigung oder zur Besänftigung usw.

[«]

34[174]

Das Gute eine Vorstufe des Bösen; eine gelinde Dosis des Bösen: —

[«]

34[175]

Wenn Einer sich um die Andern und nicht um sich kümmert, kann das ein Zeichen der Dummheit sein: so denkt „das Volk“ bonhomie.

[«]

34[176]

Die Moralen und Religionen sind das Haupt-Mittel, mit dem man aus dem Menschen gestalten kann, was Einem beliebt: vorausgesetzt, daß <man> einen Überschuß von schaffenden Kräften hat und seinen schaffenden Willen über lange Zeiträume durchsetzen kann, in Gestalt von Gesetzgebungen und Sitten. Indem ich über die Mittel nachsann, den Menschen stärker und tiefer zu machen als er es bisher war, erwog ich vor Allem, mit Hülfe welcher Moral dergleichen bisher bewerkstelligt worden ist. Das Erste, was ich begriff, war, daß man dazu die in Europa übliche Moral nicht gebrauchen kann, von der freilich die Philosophen und Moralisten Europa’s meinen, es sei die Moral selber und allein — ein solches Philosophen-Unisono ist in der That der beste Beweis dafür, daß jene Moral wirklich herrscht. — Denn diese Moral ist der eigentliche Heerden-Instinkt, welcher Behagen, Ungefährlichkeit, Leichtigkeit des Lebens ersehnt und als letzten hintersten Wunsch sogar den hat, aller Führer u<nd> Leithammel entrathen zu können. Ihre beiden am besten gepredigten Lehren heißen: „Gleichheit der Rechte“ und „Mitgefühl für alles Leidende“ — und das Leiden selbst wird von allen Heerden-Thieren als etwas genommen, das man abschaffen muß. Wer aber darüber nachdenkt, wo und wie die Pflanze Mensch bisher am kräftigsten und schönsten emporwuchs, wird im Gegensatz zur europäischen Heerden-Moral und Geschichts-Fälscherei so viel aus der Geschichte entnehmen, daß dazu die Gefährlichkeit seiner Lage gesteigert, sein Erfindungs- und Verstellungsgeist durch langen Druck und Zwang herausgefordert werden muß, und daß folglich Härte, Grausamkeit, Verschwiegenheit, Ungemüthlichkeit, Ungleichheit der Rechte, Krieg, Erschütterung aller Art, kurz der Gegensatz aller Heerden-Ideale noth thut. Daß eine Moral mit solchen umgekehrten Absichten nur in Anknüpfung an das bestehende Sittengesetz und unter dessen Worten und Prunkmantel gelehrt werden könne und angepflanzt werden könne, daß also viele Übergangs- und Täuschungsformen zu erfinden sind, und daß, weil das Leben Eines Menschen viel zu kurz zur Durchführung eines so langwierigen Willens ist, Menschen angezüchtet werden müssen, in denen einem solchen Willen Dauer durch viele Generationen verbürgt wird: dies begreift sich so gut als das lange nicht leicht aussprechbare Und-so-weiter dieser Gedanken. Eine Umkehrung der Werthe bei einer bestimmten starken Art von Menschen vorherbereitend und unter ihnen eine Menge im Zaum gehaltener und verläumdeter Instinkte zu entfesseln: darüber nachdenkend erwog ich, welche Art Mensch unwillkürlich und unbewußt schon der also gestellten Aufgabe bisher gearbeitet hat. Ich fand die Pessimisten, indem ihre Unzufriedenheit mit Allem sie auch zur Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen mindestens logisch nöthigt: deshalb begünstigte ich Schopenhauer und die langsam über Europa aufdämmernde Kenntniß der indischen Philosophien. Auch ein Alpdruck ist ein Mittel, Menschen plötzlich aufzuwecken. — Insgleichen hatte ich ein Wohlgefallen an gewissen unersättlich-dualistischen Künstlern, welche wie Byron unbedingt an die Vorrechte höherer Menschen glauben und unter der Verführung der Kunst bei ausgesuchten Menschen die Heerden-Instinkte übertäuben und die entgegengesetzten wachrufen. Drittens ehrte ich die Philologen und Historiker, welche die Entdeckung des Alterthums fortsetzten, weil in der alten Welt eine andere Moral geherrscht hat als heute und in der That der Mensch damals unter dem Banne seiner Moral stärker böser und tiefer war: die Verführung, welche vom Alterthum her auf stärkere Seelen ausgeübt wird, ist wahrsch<einlich> die feinste und unmerklichste aller Verführungen.

Diese ganze Denkweise nannte ich bei mir selber die Philosophie des Dionysos: eine Betrachtung, welche im Schaffen Umgestalten des Menschen wie der Dinge den höchsten Genuß des Daseins erkennt und in der „Moral“ nur ein Mittel, um dem herrschenden Willen eine solche Kraft und Geschmeidigkeit zu geben, dergestalt sich der Menschheit aufzudrücken. Ich betrachte Religionen und Erziehungs-systeme darauf hin, wie weit sie Kraft ansammeln und vererben; und nichts scheint mir wesentlicher zu studiren, als die Gesetze der Züchtung, um nicht die größte Menge von Kraft wieder zu verlieren, durch unzweckmäßige Verbindungen und Lebensweisen.

[«]

34[177]

Ich bin abgeneigt 1) dem Socialismus, weil er ganz vom Heerden-Blödsinn des „Guten Wahren Schönen“ und von gleichen Rechten träumt: auch der Anarchismus will, nur auf brutalere Weise, das gleiche Ideal 2) <dem> Parlamentarismus und Zeitungswesen, weil dies die Mittel sind, wodurch das Heerdenthier sich zum Herrn macht.

[«]

34[178]

Mein Augenmerk darauf, an welchen Punkten der Geschichte die großen M<enschen> hervorspringen. Die Bedeutung langer despotischer Moralen: sie spannen den Bogen, wenn sie ihn nicht zerbrechen.

[«]

34[179]

Daß es eine Entwicklung der ganzen Menschheit gäbe, ist Unsinn: auch gar nicht zu wünschen. Das viele Gestalten am Menschen, die Art Vielartigkeit des Menschen herauszuholen, ihn zu zerbrechen, wenn eine Art von Typus ihre Höhe gehabt hat — also schaffend und vernichtend sein — dünkt mich der höchste Genuß, den Menschen haben können. Plato war gewiß nicht so beschränkt, als er die Begriffe als fest und ewig lehrte: aber er wollte, daß dies geglaubt werde.

[«]

34[180]

Nicht mehr Vernunft in die ganze Geschichte des Menschen legen als in der übrigen Welt ist: Vieles ist möglich, aber man darf es nicht auf zu lange wollen. Der Zufall zerbricht alles wieder.

Der Mensch als ein Schauspiel: das ist der **historische Sinn** — aber er enthält ein gefährliches Element, der Mensch lernt sich fühlen als der Gestaltende, welcher nicht nur zusieht und zusehen will. Der Deutsche - - -

— es versteht sich, daß öffentlich und heimlich von allen organischen Grund-Absichten des M<enschen> nur unter tausend Maskeraden geredet wird: man lese eine Rede Bismarcks.

NB. — der geistige Mensch, der bisweilen hinter die Masken gesehen hat und zu sehen versteht, der überhaupt begriffen hat, wie sehr alles Maske ist — ist billigerweise darüber in bester Laune. Geistigkeit ist der Kitzel eines ewigen Carnevals, sei es nun, daß wir selber dabei mitspielen oder nur gespielt werden.

— der historische Sinn und der geographisch-klimatische Exotismus neben einander.

[«]

34[181]

So will ich, als ein müssiger Mensch, der nichts Besseres zu thun hat, meinen Freunden einmal erzählen, was ich mir unter der Philosophie des Dionysos denke: denn daß auch Götter philosophiren, scheint mir eine würdige und fromme Vorstellung, an der auch der Gläubigste noch seine Freude haben kann. Ich werde vielleicht, dem Geschmacke meiner Freunde nach, in der Freimüthigkeit meiner Erzählung zu weit gehn: dieser Gott selber aber ist, im Zwiegespräch mit mir, viel weiter gegangen und ich würde, falls ich ihm schöne heuchlerische Prunknamen zulegen dürfte, viel Rühmens von meinem Muthe, von meiner Ehrlichkeit

Wahrhaftigkeit Redlichkeit „Liebe zur Wahrheit“ und dergleichen, zu machen haben. Aber mit allem diesem schönen Plunder und Prunk weiß ein solcher Gott nichts anzufangen — zu meiner Rechtfertigung genügen zwei Worte, welche man freilich in Deutschland nicht leicht „ins Deutsche“ übersetzt: gai saber.

Behalte dies doch für dich und deinesgleichen: ich habe keinen Grund, meine „Blöße“ zu decken. Genug, es ist eine ganz unverschämte Art von Gottheit.

Es war Frühling, und alles Holz stand in jungem Safte: als ich so durch den Wald gieng und über eine Kinderei nachdachte, schnitzte ich mir eine Pfeife zurecht, ohne daß ich recht wußte, was ich that. Sobald ich aber sie zum Mund führte und pfiff, erschien der Gott vor mir, den ich seit langem schon kenne.

Nun, du Rattenfänger, was treibst du da? Du halber Jesuit und Musikant —, beinahe ein Deutscher!

Ich wunderte mich, daß mir der Gott auf diese Art zu schmeicheln suchte: und nahm mir vor, gegen ihn auf der Hut zu sein.

Ich habe alles gethan, sie dumm zu machen, ließ sie in Betten schwitzen, gab ihnen Klöße zu fressen, hieß sie trinken, bis sie sanken, machte sie zu Stubenhockern und Gelehrten, gab ihnen erbärmliche Gefühle einer Bedientenseele ein

Du scheinst mir Schlimmes im Schilde zu führen, die M<enschen> zu Grunde zu richten?

Vielleicht, antwortete der Gott; aber so, daß dabei Etwas für mich herauskommt.

— Was denn? fragte ich neugierig. —

Wer denn? solltest du fragen. Also sprach zur mir Dionysos.

[«]

34[182]

Dionysos.
Versuch einer göttlichen Art, zu
philosophiren.
Von
Friedrich Nietzsche

[«]

34[183]

Wie kommt es doch, daß die Weiber ihre Kinder lebendig gebären? Ich meinte immer, die armen Thiere müßten, bei der geringen Beschaffenheit ihrer Widerstands-Kräfte, erstickt zur Welt kommen. Die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, wie geschrieben steht: oder, wie sind lebendige Kinder a priori möglich? — Und indem ich so fragte, erwachte ich völlig aus meinem dogmatischen Schlummer, gab dem Gotte einen Stoß vor den Bauch, und fragte, mit dem Ernste eines Chinesen aus Königsberg: „In summa: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?“ „Durch ein Vermögen dazu“ antwortete der Gott und hielt sich den Bauch.

[«]

34[184]

Hegel: die Neigung der Deutschen sich selber zu widersprechen — daraus eine Gothik,

Wagner: der kein Ende <zu> finden wußte und auch dies zu einem Princip machte: auch eine Gothik.

[«]

34[185]

Nicht die wirkliche historische Bedeutung Kants fälschen! Er selber war stolz auf seine Kategorientafel und das Vermögen dazu entdeckt zu haben: seine Nachfolger waren stolz darauf, solche Vermögen zu entdecken, und der Ruhm der deutschen Philosophie im Auslande bezog sich darauf: namentlich die intuitive und instinktive Erfassung der „Wahrheit“ war es, was den Ruhm der Deutschen machte. Ihre Wirkung gehört unter die große Reaction. Eine Art Ersparniß von wissenschaftlicher Arbeit, ein direkteres Zuleibegehn an die „Dinge“ selber — eine Abkürzung des Weges der Erkenntniß:

dieser Traum berauschte! — In der Hauptsache bringt Schopenhauer dasselbe Entzücken hervor: nur nicht bei zufriedenen spinozistisch gesinnten M<enschen> sondern bei Unzufriedenen: er packt „den Willen“ oder vielmehr die Velleität die „Willelei“, die Begehrlichkeit oder Sinn und Verstand

[«]

34[186]

„Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen“ Schiller „die Künstler“.

[«]

34[187]

Die Entwicklung des Bewußtseins als eines Regierungs-Apparates: nur für die Verallgemeinerungen zugänglich. Schon das, was das Auge zeigt, kommt in’s Bewußtsein als verallgemeinert und zurechtgemacht.

[«]

34[188]

Vorrede: die Rangordnung der Menschen.

1. Erkenntniß als Wille zur Macht.
2. Jenseits von Gut und Böse
3. Die versteckten Künstler.
4. Die große Politik.
5. Der Hammer.

[«]

34[189]

die Sinnlichkeit, welche bei kleinen blassen Juden oder Parisern so lächerlich erscheint, und beinahe comme une neurose —

[«]

34[190]

im vorigen Jahrhundert bekam die bonté das gute Gewissen auf ihre Seite, welches lange bei ganz anderen Gefühlen war

[«]

34[191]

Mittag und Ewigkeit.
Eine Philosophie der ewigen Wiederkunft.

Von
Friedrich Nietzsche.

Vorrede:	von der menschlichen Rangordnung.
Erster Theil:	Wissen und Gewissen.
Zweiter Theil:	Jenseits von Gut und Böse.
Dritter Theil:	Die versteckten Künstler.
Vierter Theil:	hohe Politik.
Fünfter Theil:	der Hammer (oder Dionysos).

[«]

34[192]

Vorrede. Für wen?
Das Erfinderische.
Der Umfang der Seele.
Die Tiefe.
Die Kraft der Verwandlung.
Die befehlende Kraft.

Die Härte.
Das Wissen: Lust des Eroberers
Die große Verantwortlichkeit.
Die Kunst der Masken. Transfiguration.
Die Kraft der Mittheilung.
— das Dionysische —

[«]

34[193]

Die Skeptiker der Moral erwägen nicht, wie viel moralische Werthschätzung sie in ihrer Skepsis tragen: ihr Zustand ist beinahe ein Selbstmord der Moral und vielleicht sogar eine Verklärung derselben.

[«]

34[194]

Woher sollen wir die Werthschätzungen nehmen? Vom „Leben“? Aber „höher, tiefer, einfacher, vielfacher“ — sind Schätzungen, welche wir erst ins Leben legen. „Entwicklung“ in jedem Sinne ist immer auch ein Verlust, eine Schädigung; selbst die Spezialisirung jedes Organs. Die Optik der Selbst-Erhaltung und des Wachsthums.

Optik des Wachsthums.

Daß die Zerstörung einer Illusion noch keine Wahrheit ergiebt, sondern nur ein Stück Unwissenheit mehr:

Wissen und Gewissen.
Eine Moral für Moralisten.
Von
Felix Fallax.

[«]

34[195]

Die Philosophen 1) hatten von jeher das wunderbare Vermögen zur contradictio in adjecto.

2) sie trauten den Begriffen ebenso unbedingt als sie den Sinnen mißtrauten: sie erwogen nicht, daß Begriffe und Worte unser Erbgut aus Zeiten sind, wo es in den Köpfen sehr dunkel und anspruchslos zugieng.

NB. Was am letzten den Philosophen aufdämmert: sie müssen die Begriffe nicht mehr sich nur schenken lassen, nicht nur sie reinigen und aufhellen, sondern sie allererst machen, schaffen, hinstellen und zu ihnen überreden. Bisher vertraute man im Ganzen seinen Begriffen, wie als einer wunderbaren Mitgift aus irgend welcher Wunder-Welt: aber es waren zuletzt die Erbschaften unserer fernsten, ebenso dümmsten als gescheutesten Vorfahren. Es gehört diese Pietät gegen das, was sich in uns vorfindet, vielleicht — zu dem moralischen **Elemente** im **Erkennen**. — Zunächst thut die absolute Scepsis gegen alle überlieferten Begriffe noth (wie sie vielleicht schon einmal Ein Philosoph besessen hat — Plato: natürlich <hat er> das Gegentheil gelehrt — —)

[«]

34[196]

Hier kommt eine Philosophie — eine von meinen Philosophien — zu Worte, welche durchaus nicht „Liebe zur Weisheit“ genannt sein will, sondern sich, aus Stolz vielleicht, einen bescheidneren Namen ausbittet: einen abstoßenden Namen sogar, der schon seinerseits dazu beitragen mag, daß sie bleibt, was sie sein will: eine Philosophie für mich — mit dem Wahlspruch: satis sunt mihi pauci, satis est unus, satis est nullus. — Diese Philosophie nämlich heißt sich selber: die Kunst des Mißtrauens und schreibt über ihre Haustür: μέμνησ’ἀπιστεῖν.

[«]

34[197]

Ihr demonstrirt aus dem Elend des Weibs heraus, daß man seine Lage verbessern müsse: aber ich wollte, ihr thätet es auf Grund seiner besseren Lage und Kraft

[«]

34[198]

Die großen Tugenden, die Verantwortlichkeit.
„Die Guten“ als ein Hintergrund der demokratischen socialistischen Bewegung.

[«]

34[199]

1) Zarathustra gefangen —
   Anklagerede gegen ihn, als Verführer
   großer Gegensatz zwischen der ungeheuren Unsicherheit und dem kleinen Menschen
   Zarathustra preist die Entronnenen (große Krisis bei ihm)
   er überredet die Väter zu einem Gedächtniß-feste
   Hinzuströmen aller Aristokraten von allen Enden der Erde
   Zuletzt kommen die Kinder selber.
2) die Rangordnung der Menschen: er scheidet die Hinzuströmenden nach Gruppen von sich ab, er bezeichnet zugleich damit die Grade der Erziehung des Menschen (durch Generationen)
3) Vor der kleinsten Auswahl: die Gesetzgeber der Zukunft, mit den großen Tugenden (Verantwortlichkeit), der Hammer.
4) der Abschied: die Wiederkunft als Religion der Religionen: tröstlich.

Zarathustra gefangen, kritisirt die Lage der Entronnenen.
es strömt hinzu (zugleich sein Publicum abscheidend) zuletzt kommt die Schaar.
Die Rangordnung als Stufen der Erziehung des Menschen (durch viele Generationen)
die höchsten Gesetzgeber, mit dem Hammer.
Darstellung der großen Tugenden.

der Abschied.

[«]

34[200]

Der Philosoph hat viele Vordergrund-Tugenden nöthig und namentlich prunkvolle Worte: wie Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Liebe zur Wahrheit.

[«]

34[201]

Der Gesetzgeber der Zukunft.
die menschliche Rangordnung.

Jenseits von Gut und Böse.

Der Philosoph als Künstler.

Dionysos.

[«]

34[202]

Die Herren der Erde.
Gedanken über Heute und Morgen.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

34[203]

Der Zustand Europa's im nächsten Jahrhundert wird die männlichen Tugenden wieder heranzüchten: weil man in der beständigen Gefahr lebt. Die „allgemeine

Militär-Pflicht“ ist schon heute das sonderbare Gegengift gegen die Weichlichkeit der demokratischen Ideen: erwachsen aus dem Kampf der Nationen (Nation — Menschen, die Eine Sprache sprechen und dieselben Zeitungen lesen, heißen sich heute „Nationen“ und wollen gar zu gern auch, gemeinsamer Abkunft und Geschichte sein: was aber auch bei der ärgsten Fälscherei der Vergangenheit nicht gelungen ist.)

[«]

34[204]

Meine Freunde, womit bin ich doch seit vielen Jahren beschäftigt? Ich habe mich bemüht, den Pessimismus in die Tiefe zu denken, u<nd> aus der halb christlichen, halb deutschen Enge und Einfalt zu erlösen, in der er mir, in der Philosophie Schopenhauers, zuerst entgegentrat: so daß der Mensch dieser Denkweise auch dem höchsten Ausdruck des Pessimismus gewachsen ist. Ich habe insgleichen ein umgekehrtes Ideal gesucht — eine Denkweise, welche die übermüthigste lebendigste und weltbejahendste aller möglichen Denkweisen ist: ich fand sie im Zuendedenken der mechanistischen Weltbetrachtung; es gehört wahrlich der allerbeste humor von der Welt dazu, um eine solche Welt der ewigen Wiederkunft, wie ich sie durch meinen Sohn Z<arathustra> gelehrt habe — also uns selber in ewigem da capo mit begriffen — auszuhalten. Schließlich ergab sich für mich, daß die weltverneinendste aller möglichen Denkensarten die ist, welche das Werden, Entstehen und Vergehen an sich schon schlecht heißt und welche nur das Unbedingte, Eine, Gewisse, Seiende bejaht: ich fand, daß Gott der vernichtendste und lebensfeindlichste aller Gedanken ist, und daß nur durch die ungeheuerliche Unklarheit der lieben Frommen und Metaphysiker aller Zeiten die Erkenntniß dieser „Wahrheit“ so lange hat auf sich warten lassen.

Man vergebe mir, daß ich selber ganz und gar nicht Willens bin, auf eine dieser beiden Denkweisen zu verzichten — ich müßte denn auf meine Aufgabe verzichten, welche entgegengesetzte Mittel braucht. Es ist, zum Zugrunderichten oder zum Verzögern und Vertiefen von Menschen und Völkern, zeitweilig (unter Umständen für ein Paar Jahrtausende), eine pessimistische Denkweise vom höchsten Werthe; und wer im großen Sinne die Ansprüche des Schaffenden erhebt, wird auch die Ansprüche des Vernichters erheben und vernichtende Denkweisen unter Umständen lehren müssen. In diesem Sinne heiße ich das bestehende Christenthum und den Buddhismus, die beiden umfänglichsten Formen jetziger Welt-Verneinung, willkommen; und, um entartenden und absterbenden Rassen z.B. den Indern, und den Europäern von heute den Todesstich zu geben, würde ich selber die Erfindung einer noch strengeren, ächt nihilistischen Religion oder Philosophie in Schutz nehmen.

Nach dem, was ich vorher sagte, lasse ich wohl Niemanden darüber in Zweifel, welche Bedeutung ich in einer solchen Religion dem Gedanken „Gott“ beilegen würde. — Die besten Nihilisten unter den Philosophen waren bisher die Eleaten. Ihr Gott ist die beste und gründlichste Darlegung vom buddhistischen Nirvana; Sein und Nichts ist da identisch.

[«]

34[205]

Was Richard Wagner betrifft: so habe ich die Enttäuschung vom Sommer 1876 nicht überwunden, die Menge des Unvollkommenen, am Werke und am Menschen, war mir auf Ein Mal zu groß; — ich lief davon. Später begriff ich, daß die gründlichste Loslösung von einem Künstler die ist, daß man sein Ideal geschaut hat. Nach einem solchen Blicke, wie ich ihn in jungen Jahren gethan habe — Zeugniß ist meine übrig gebliebene kleine Schrift über Richard Wagner — blieb mir nichts übrig, als, knirschend und außer mir, von dieser unausstehlichen „Wirklichkeit“ — wie ich sie mit Einem Male sah — Abschied zu nehmen. — Daß er, alt geworden, sich verwandelte, geht mich nichts an: fast alle Romantiker dieser Art enden unter dem Kreuze — ich liebte nur den Wagner, den ich kannte, d.h. einen rechtschaffnen Atheisten und Immoralisten, der die Figur Siegfrieds, eines sehr freien Menschen, erfunden hat. Seither hat er noch, aus dem bescheidenen Winkel seiner Bayreuther Blätter heraus, genugsam zu verstehen gegeben, wie hoch er das Blut des Erlösers zu schätzen wisse, und — man hat ihn verstanden. Viele Deutsche, viele reine und unreine Thoren aller Art glauben seitdem erst an R<ichard> W<agner> als ihren „Erlöser“. Dies geht mir Alles wider den Geschmack. —

Es versteht sich von selber, daß ich Niemandem so leicht das Recht zugestehe, diese meine Schätzung zur seinigen zu machen; und allem unehrerbietigen Gesindel, wie es am heutigen Leibe der Gesellschaft gleich Läusen wimmelt, soll es gar nicht erlaubt sein, einen solchen großen Namen, wie der R<ichard> W<agner>s ist, überhaupt in das Maul zu nehmen, weder im Lobe, noch im Widerspruche.

[«]

34[206]

Jahrmarkts-Jahrhundert:

[«]

34[207]

Der Gesetzgeber der Zukunft.
Charakteristik Europa's als verfallend. Jahrmarkt.
Die große Ebbe seit Jahrtausenden in der Erfindung von Werthen.

Meine zeitweilige Ermuthigung durch die Musik: was ich unter „dionysisch“ verstand. R<ichard> W<agner>.
Die Loslösung von der Moral.

Pessimismus zu Ende denken und ebenso den Optimismus.

Die Deutschen. Hartmann
Dühring
Bismarck
R<ichard> W<agner>

[«]

34[208]

NB. „Der Kampf um's Dasein“ — das bezeichnet einen Ausnahme-Zustand. Die Regel ist vielmehr der Kampf um Macht, um „Mehr“ und „Besser“ und „Schneller“ und „Öfter“.

[«]

34[209]

diese unsere Welt von heute, unser Zeitalter des großen Bumbum, welches, mit seinem Jahrmarkts-Geschmack, selbst an Ereignissen das Ungeheure, Lärmendere gelten läßt und schließlich: solche Ereignisse hervorbringt

[«]

34[210]

Giebt es denn ein 19. Jahrhundert? Oder nicht vielmehr nur ein verdünntes verdummtes und schrecklich in die Länge gezogenes achtzehntes? Was ist denn Großes geschehen, und geschaffen, was nicht vor 1800 geschehen und geschaffen ist? Obschon manche Frucht, die im 18. Jahrhundert wuchs und reifte, erst in diesem vom Baum gefallen ist. Nehmt die französische Revolution und Napoleon hinweg aus der Politik — damit nehmt ihr die Demokratie und die — — —, den französischen Sensualismus und Hedonismus, nebst deutsch-englischem Scepticismus, aus der Philosophie — — —

[«]

34[211]

Der mächtige Nachklang der tragischen Ereignisse jener französischen Generation der dreißiger und vierziger Jahre, zu der auch, mit richtigem Instinkt, sich Richard Wagner gesellt, jene prachtvolle und krankhafte Art von Unersättlichen, welcher Beethoven in Tönen Byron in Worten präludirte: die Wirkung des Ungeheuren auf M<enschen>, deren Nerven- und Willenskraft schon zu schwach dafür war

[«]

34[212]

— das große Silentium — im Jahrmarkts-Zeitalter
— die Segnung der Gesetzgeber (auch „ihr sollt euch Feinde sein")
— aus der Seele ihrer Entwicklung: wie sie ihrer ungeheuren Aufgabe entlaufen wollen.

— Analyse des Heerdenthieres. Man muß mehr Menschen opfern, als je für Kriege
— die großen schauerlichen Gedenkfeste.
— Mitgefühl mit den großen Menschen aller Zeiten, uns nicht hinab steigen lassen!
— da es keinen Gott mehr giebt, ist die Einsamkeit nicht mehr zu ertragen: der hohe Mensch muß an's Werk.
— wollt ihr den Leib, die Sinne usw.
— Lob der kühlen Vernunft, als Labsal für Menschen des Labyrinths
— der Herr vieler Philosophien, mächtig zum tiefsten Pessimismus und höchster Welt-Verklärung.
— die Melancholiker haben die Heiterkeit nöthig.

[«]

34[213]

Gai saber.
Versuch einer göttlichen Art zu philosophiren.
Von
Friedrich Nietzsche.

1. Wissen und Gewissen.
2. Moral für Moralisten.
3. Gedanken über Heute und Morgen.
4. Von der Rangordnung.

[«]

34[214]

Selbst-Verklärung.
Die Guten und die Bösen
Das 20. Jahrhundert.

[«]

34[215]

Eugen Dühring, mit allen Tugenden und Fehlern eines Stubengelehrten und Pöbel-Manns geziert, wozu auch der schlechte Geschmack aller seiner Attitüden gehört.

[«]

34[216]

NB. A) Es giebt Stunden, sehr helle lustige Feststunden des guten Gewissens, wo wir das ganze prachtvolle Geschwätz der bisherigen Menschen von der Moral nicht anders zu bezeichnen wissen, als mit den Worten: „höherer Schwindel“.

Die Reichs-Narrheit

B) Die Unwissenheit in allem unserem Loben und Tadeln, Schätzen und Verurtheilen, Lieben und Hassen macht Scham: das ist das Leiden jedes tiefen Menschen. Noch einen Schritt weiter: und auch diese Scham macht Scham: und endlich — lachen wir uns aus.

[«]

34[217]

NB. Wir stehen mitten drin zu entdecken, daß der Augenschein und die nächste beste Wahrscheinlichkeit am wenigsten Glauben verdienen: überall lernen wir die Umkehrung: z.B. daß die geschlechtliche Zeugung im Reiche alles Lebendigen nur der Ausnahme-Fall ist: daß das Männchen im Grunde nichts mehr als ein entartetes verkommendes Weibchen ist: — oder daß alle Organe an thierischen Wesen ursprünglich andere Dienste geleistet haben als die, auf Grund deren wir sie „Organe“ nennen: überhaupt daß alles anders entstanden ist als seine schließliche Verwendung zu vermuthen giebt. Die Darstellung dessen, was ist, lehrt noch nichts über seine Entstehung: und die Geschichte der Entstehung lehrt noch nichts über das, was da ist. Die Historiker aller Art täuschen sich darin fast allesammt: weil sie vom Vorhandenen ausgehn und rückwärts blicken. Aber das Vorhandene ist etwas Neues und ganz und gar nicht Erschließbares: kein Chemiker könnte voraussagen, was aus 2 Elementen bei ihrer Einigung würde, wenn er es nicht schon wüßte!

[«]

34[218]

NB. Es ist gar nicht möglich, daß ein Mensch nicht die Eigenschaften seiner Eltern und Voreltern habe: was auch der Augenschein dagegen sagt. Gesetzt, man kennt Einiges von den Eltern, so ist ein Schluß auf das Kind erlaubt: so wird z.B. irgend eine viehische Unenthaltsamkeit, irgend ein tölpelhafter Neid — Beides zusammen macht den pöbelhaften Typus aus — auf das Kind übergehen müssen, so sicher wie verderbtes Blut, und das Kind wird Mühe haben, solche Vererbung zu verhehlen. Daher das Talent zum Schauspieler in den Menschen niederer Abkunft größer ist, als bei Vornehmen: und ebenso die Tartüfferie der „Tugend“.

[«]

34[219]

Jenen oberflächlichen und tölpelhaften Gelehrten, welche unverschämt genug sind, sich als „freie Geister“ zu fühlen, gilt alles als Feigheit oder Verrath an der Wahrheit, Schwächlichkeit des Willens, was zur Krankheits-Geschichte der höheren Menschen gehört: jenes Sich-Unterwerfen, Vor-sich-Furcht-haben — — —

[«]

34[220]

Die christlichen Gefühle mit der griechischen Schönheit und womöglich noch mit dem modernen Parlamentarismus zu versöhnen — das mag sich heute etwa in Rom „Philosophie“ nennen. — Dazu ist viel Feinheit im Kopfe nöthig und andererseits viel mehr Schwärmerei.

[«]

34[221]

Das Beste, was Deutschland gegeben hat, kritische Zucht — Kant, F. A. Wolf, Lessing, Niebuhr usw. Abwehr des Scepticismus — Strenge und beherzter Muth, die Sicherheit der Hand, welche das Messer führt, Lust am Neinsagen und Zergliedern. Gegenbewegung: die Romantik, mit Richard Wagner als letztem Romantiker synthetisch, — — —

[«]

34[222]

NB. Die Verschiedenheit der Menschen ist so groß.
Die Urtheile, welche ich bisher in meinem ganzen Leben über Menschen gehört habe, die ich kannte, lagen gewöhnlich so weit von dem ab, was ich bei mir selber für wahr hielt, daß ich endlich für meinen Hausgebrauch die Maxime machte: „es ist indiscret, über Menschen nicht zu lügen“. Sonderlich macht es mir Verdruß, daß etwas, dessentwegen mir ein M<ensch> gefällt, sobald ich es mit Namen nennen wollte, sofort auch seinem „Rufe“ Schaden bringen würde.

[«]

34[223]

NB. Grundsatz: es giebt etwas wie Verfall in allem, was den modernen Menschen anzeigt: aber dicht neben der Krankheit stehen Anzeichen einer unerprobten Kraft und Mächtigkeit der Seele. Dieselben Gründe, welche die Verkleinerung der Meisten hervorbringen, treiben die Stärkeren und Selteneren bis hinauf zur Größe.

[«]

34[224]

Oh Teufel über das Gequack! Die Deutschen prahlen wieder einmal mit ihrer berühmten „deutschen Tugend“, von der die Historie schlechterdings nichts weiß.

Am schlimmsten treiben es einige Antisemiten, hinzugezählt was am Sumpfe des Bayreuther Meisters sitzen geblieben ist.

[«]

34[225]

Wahlspruch: ich habe keine Zeit für mich, — vorwärts!

[«]

34[226]

NB. Sphinx.

Reduktion auf das Urtheil: „dies ist nicht wahr". Folgt der Imperativ: „folglich darfst du es nicht für wahr halten!" Oder heißt es wirklich: „folglich kannst du es nicht mehr für wahr halten"? — Nun sehen wir fortwährend z.B. den Sonnen-Auf- und Untergang und glauben, was wir als unwahr wissen. Ganz so steht es überall. Ein „du darfst nicht," wäre ein Imperativ, der das Leben verneinte. Folglich muß man betrügen und sich betrügen lassen.

[«]

34[227]

Jenen R<ichard> W<agner>, welchen man heute in Deutschland verehrt und mit all dem prahlerischen Plunder der schlimmsten Deutschthümelei verehrt: jenen R<ichard> W<agner> kenne ich nicht, ja — daß ich meinen Verdacht ausspreche — den hat es nie gegeben: das ist ein Phantom.

[«]

34[228]

Zum schlechten Geschmack der heutigen D<eutschen> rechne ich: die tugendhafte Deutschthümelei, welche die Geschichte gegen sich hat und die Scham gegen sich haben sollte

[«]

34[229]

NB. Grundirrthum aller Historiker: die facta sind alle viel kleiner als daß sie zu fassen wären.

[«]

34[230]

Der Versucher.

Es giebt vielerlei Augen. Auch die Sphinx hat Augen: und folglich giebt es vielerlei „Wahrheiten“, und folglich giebt es keine Wahrheit.

[«]

34[231]

Die feinste beweglichste Geistigkeit mit hunderttausend Fühlhörnerchen, durch jeden Anhauch geformt und fortgeblasen, bei völliger Zersplitterung des Willens — ist etwas sehr Lächerliches. Wie bei den feinen Parisern, welche seufzen, weil alles auf sie einstürmt.

[«]

34[232]

Als ich jung war, bin ich einer gefährlichen Gottheit begegnet, und ich möchte Niemandem das wieder erzählen, was mir damals über die Seele gelaufen ist — sowohl von guten als von schlimmen Dingen. So lernte ich bei Zeiten schweigen, so wie, daß man reden lernen müsse, um recht zu schweigen: daß ein Mensch mit Hintergründen Vordergründe nöthig habe, sei es für Andere, sei es für sich selber:

denn die Vordergründe sind Einem nöthig, um von sich selber sich zu erholen, und um es Anderen möglich zu machen, mit uns zu leben.

[«]

34[233]

Zeichen des unwissenschaftlichen Menschen: er hält eine Meinung für wahr, wenn sie ihm schmeichelt, und er sich in ihrem Lichte gut ausnimmt.

[«]

34[234]

NB. Es ist immer noch nicht der Gegen-Beweis dafür erbracht, ob gut sein nicht ein Zeichen geistiger Rückbildung ist und ob Tugend, als Gefühl und Hochgefühl, nicht zu den Symptomen beginnenden Blödsinns, mindestens zu seinen Anfällen gehört. Wir finden bei einem Überblick der Geschichte die geistige Rückbildung überall, wo das Heerdenthier Mensch zum Übergewicht kommt, und dem einzeln oder rudelweise schweifenden Raubthier Mensch die Bedingungen des Lebens erschwert werden: wir finden immer an demselben Punkte der Entwicklung die „guten“ Menschen. Bei allen Völkern „dumm bis zur Heiligkeit“.

[«]

34[235]

NB. Jede Moral ist eine Gewohnheit der Selbst-Verherrlichung: vermöge deren eine Art von Mensch ihrer Art und ihres Lebens froh wird: sie wehrt den Einfluß von Menschen anderer Art damit von sich ab, daß sie dieselben als „unter sich“ fühlt.

[«]

34[236]

NB. Daß ein Weib vieles zu Kleine und Wunderliche beständig im Kopf haben muß und sich neben den Aufgaben der Männer nothwendig als komisch empfindet — die häßlichen Frauen abgerechnet, welchen viele Sorgen erspart sind in Küche Bett und Kinderstube und neuerdings Bücher „legen“ wie eine Henne Eier legt —, und daß allen unternehmenden und tiefen Männern es eine Wohlthat ist, Wesen zu begegnen, welche oberflächlich heiter und zu angenehmen Begierden anstellig sind, damit der düstere Anschein des Lebens sich ihnen mildere. Man muß es in aller Tiefe nachempfinden, welche Wohlthat das Weib ist.

[«]

34[237]

Antisemiten und anderes in den Grund verlogenes Gesindel, das die großen Worte nöthig hat, vor sich selber mehr noch als vor aller Welt

[«]

34[238]

Und lieber gleich einer schwarzen halbzerstörten Feste allein auf seinem Berge sitzen, nachdenklich und still genug; also daß sich die Vögel selbst vor dieser Stille fürchten:

[«]

34[239]

Daß es moralisch ist, zu thun, was unser Interesse erheischt, das suchen die Engländer sich zu beweisen, von Bentham an, der es von Helvetius übernommen hat. Und das allein soll Moral sein, und darauf hin soll die Moral entstanden sein. Was, historisch, ganz unsinnig ist: und auch jetzt geht der Geschmack dagegen. Umgekehrt: früher suchten alle Philos<ophen> zu beweisen, daß neminem laede, immo omnes quantum potes juva das Fundament der Ethik sei, welches man wie den Stein der Weisen seit Jahrtausenden sucht. — Daß das thatsächliche Verhalten der Menschen moralisch sei, suchen sich die Engländer zu überreden. Daß der Heerden-Instinkt die Moral selber und allein sei, ehemals — —

Wichtig NB. — von Helvetius an!

[«]

34[240]

Das Problem „Mensch“.
Von
Friedrich Nietzsche.

1. Der Irrweg der Philosophen.
2. Der Irrweg der Moral-Prediger.
3. Die Rangordnung der Menschen.
   wonach? wie sehr sie die Kraft haben, die furchtbare Naturthatsache Mensch zu ertragen und trotzdem —
4. Das Problem — wohin? Es bedarf eines neuen Terrorismus.

[«]

34[241]

NB. Wie viele falsche Ausdeutungen der Dinge hat es schon gegeben! Man erwäge, was alle Menschen sich vom Verband der Ursachen und Wirkungen denken müssen, welche beten: denn Niemand wird uns überreden, aus dem Gebet das Element „Bitte“ und den Glauben, daß es Sinn hat zu bitten, daß es „erhört“ werden könne — wegzustreichen. Oder jene andere Ausdeutung, in der die Schicksale eines Menschen ihm „geschickt“ sind zu seiner Besserung, Ermahnung, Bestrafung, Warnung; oder jene dritte Ausdeutung, daß im Verlaufe der Dinge selber Recht und Gerechtigkeit liege, und hinter allem causalen Geschehen noch eine Art von kriminalistischem Hinter-Sinn. — So könnte auch die gesammte moral<ische> Ausdeutung unseres Handelns nur ein ungeheures Mißverständniß sein: wie es ganz ersichtlich die moral<ische> Ausdeutung alles natürlichen Geschehens gewesen ist.

[«]

34[242]

Ein rechtlicher besonnener mildherziger tüchtiger M<ensch>, ein Mann mit dem „Herzen am rechten Flecke“ — es thut uns wohl, in seiner Nähe zu sein. Aber warum sollte dieser ungefährliche M<ensch>, welcher uns wohlthut, mehr für uns werth sein, als der gefährliche, unerkennbare, unberechenbare, welcher uns zwingt auf der Hut zu sein? Unser Wohlgefühl beweist nichts. Frage: ob es unter den großen M<enschen> je einen von der geschilderten ungefährlichen Art gegeben hat?

[«]

34[243]

NB. Der Mensch höchster Geistigkeit und Kraft fühlt sich jedem Zufalle gewachsen, aber auch ganz in den Schneeflocken der Zufälle darin; er leugnet die Vernünftigkeit in jedem Nacheinander und zieht das Zufällige darin mit Spott ans Licht.

— Ehemals glaubte man nur an Zwecke: es ist eine Vertauschung eines Irrthums mit einem anderen, daß man heute nur an causae efficientes glaubt. Es giebt weder causae finales, noch efficientes: in Beidem haben wir einen falschen Schluß aus einer falschen Selbstbeobachtung gemacht: 1) wir glauben, durch Wollen zu wirken 2) wir glauben mindestens, zu wirken. Freilich: ohne diesen Glauben gäbe es nichts Lebendiges: braucht er deshalb aber schon — wahr zu sein?“

[«]

34[244]

NB. „Erkennen“ ist der Weg, um es uns zum Gefühl zu bringen, daß wir bereits etwas wissen: also die Bekämpfung eines Gefühls von etwas Neuem und Verwandlung des anscheinend Neuen in etwas Altes.

[«]

34[245]

„die Verbrecher höchsten Ranges sind dem Capitol ebenso nahe als dem tarpejischen Felsen“ hat, glaube ich, Mirabeau gesagt.

[«]

34[246]

Das Leben als ein wacher Traum; je feiner und umfänglicher ein Mensch ist, um so mehr fühlt er die ebenso schauerliche als erhabene Zufälligkeit an seinem Leben, Wollen, Gelingen, Glück, Absicht heraus; er schaudert, wie der Träumer, der einen Augenblick fühlt „ich träume“. Der Glaube an die causale Necessität der Dinge ruht auf dem Glauben, daß wir wirken; sieht man die Unbeweisbarkeit des Letzteren ein, so verliert man etwas den Glauben an jenes Erste. Es kommt hinzu, daß „Erscheinungen“ unmöglich Ursachen sein können. Ein ungewohntes Ding zurückzuführen auf schon gewohnte Dinge, das Gefühl der Fremdheit zu verlieren — das gilt unserem Gefühl als Erklären. Wir wollen gar nicht „erkennen“, sondern nicht im Glauben gestört werden, daß wir bereits wissen.

[«]

34[247]

Etwas kann unwiderlegbar sein: deshalb ist es noch nicht wahr.

Das Ganze der organischen Welt ist die Aneinanderfädelung von Wesen mit erdichteten kleinen Welten um sich: indem sie ihre Kraft, ihre Begierden, ihre Gewohnheiten in die Erfahrungen außer sich heraus setzen, als ihre Außenwelt. Die Fähigkeit zum Schaffen (Gestalten Erfinden Erdichten) ist ihre Grundfähigkeit: von sich selber haben sie natürlich ebenfalls nur eine solche falsche erdichtete vereinfachte Vorstellung.

„Ein Wesen mit der Gewohnheit zu einer Art von Regel im Traume“ — das ist ein lebendiges Wesen. Ungeheure Mengen solcher Gewohnheiten sind schließlich so hart geworden, daß auf ihnen hin Gattungen leben. Wahrscheinlich stehen sie in einem günstigen Verhältniß zu den Existenzbedingungen solcher Wesen.

Unsere Welt als Schein, Irrthum — aber wie ist Schein und Irrthum möglich? (Wahrheit bezeichnet nicht einen Gegensatz zum Irrthum, sondern die Stellung gewisser Irrthümer zu anderen Irrthümern, etwa daß sie älter, tiefer einverleibt sind, daß wir ohne sie nicht zu leben wissen und dergleichen.)

Das Schöpferische in jedem organischen Wesen, was ist das?

— daß alles, das, was jedem seine „Außenwelt“ ist, eine Summe von Werthschätzungen darstellt, daß grün, blau, roth, hart, weich, vererbte Werthschätzungen und deren Abzeichen sind.

— daß die Werthschätzungen in irgend einem Verhältniß zu den Existenzbedingungen stehn müssen, doch lange nicht so, daß sie wahr wären, oder präcis wären. Das Wesentliche ist gerade ihr Ungenaues Unbestimmtes, wodurch eine Art Vereinfachung der Außenwelt entsteht — und gerade diese Sorte von Intelligenz ist günstig zur Erhaltung.

— daß der Wille zur Macht es ist, der auch die unorganische Welt führt, oder vielmehr, daß es keine unorganische Welt giebt. Die „Wirkung in die Ferne“ ist nicht zu beseitigen: etwas zieht etwas anderes heran, etwas fühlt sich gezogen. Dies ist die Grundthatsache: dagegen ist die mechanistische Vorstellung von Druck und Stoß nur eine Hypothese auf Grund des Augenscheins und des Tastgefühls, mag sie uns als eine regulative Hypothese für die Welt des Augenscheins gelten!

— daß, damit dieser Wille zur Macht sich äußern könne, er jene Dinge wahrnehmen muß, welche er zieht, daß er fühlt, wenn sich ihm etwas nähert, das ihm assimilirbar ist.

— die angeblichen „Naturgesetze“ sind die Formeln für „Machtverhältnisse“ von — — —

Die mechanistische Denkweise ist eine Vordergrunds-Philosophie. Sie erzieht zur Feststellung der Formeln, sie bringt eine große Erleichterung mit sich,

— die verschiedenen philosophischen Systeme sind als Erziehungsmethoden des Geistes zu betrachten: sie haben immer eine besondere Kraft des Geistes am besten ausgebildet; mit ihrer einseitigen Forderung, die Dinge gerade so und nicht anders zu sehen.

[«]

34[248]

Dionysos.

Dionysos als Erzieher.
Dionysos als Betrüger.
Dionysos als Vernichter.
Dionysos als Schöpfer.

[«]

34[249]

Das Muster einer vollständigen Fiction ist die Logik. Hier wird ein Denken erdichtet, wo ein Gedanke als Ursache eines anderen Gedankens gesetzt wird; alle Affekte, alles Fühlen und Wollen wird hinweg gedacht. Es kommt dergleichen in der Wirklichkeit nicht vor: diese ist unsäglich anders complicirt. Dadurch daß wir jene Fiction als Schema anlegen, also das thatsächliche Geschehen beim Denken gleichsam durch einen Simplificationsapparat filtriren: bringen wir es zu einer Zeichenschrift und Mittheilbarkeit und Merkbarkeit der logischen Vorgänge. Also: das geistige Geschehen zu betrachten, wie als ob es dem Schema jener regulativen Fiction entspräche: dies ist der Grundwille. Wo es „Gedächtniß“ giebt, hat dieser Grundwille gewaltet. — In der Wirklichkeit giebt es kein logisches Denken, und kein Satz der Arithmetik und Geometrie kann aus ihr genommen sein, weil er gar nicht vorkommt.

Ich stehe anders zur Unwissenheit und Ungewißheit. Nicht, daß etwas unerkannt bleibt, ist mein Kummer; ich freue mich, daß es vielmehr eine Art von Erkenntniß geben kann und bewundere die Complicirtheit dieser Ermöglichung. Das Mittel ist: die Einführung vollständiger Fictionen als Schemata, nach denen wir uns das geistige Geschehen einfacher denken als es ist. Erfahrung ist nur möglich mit Hülfe von Gedächtniß: Gedächtniß ist nur möglich vermöge einer Abkürzung eines geistigen Vorgangs zum Zeichen.

Die Zeichenschrift.

Erklärung: das ist der Ausdruck eines neuen Dinges vermittelst der Zeichen von schon bekannten Dingen.

[«]

34[250]

Daß wir wirkende Wesen, Kräfte sind, ist unser Grundglaube. Frei: heißt „nicht gestoßen und geschoben, ohne Zwangs**gefühl**“.
NB. Wo wir einem Widerstande begegnen und ihm nachgeben müssen, fühlen wir uns unfrei: wo wir ihm nicht nachgeben sondern ihn zwingen, uns nachzugeben, frei. D.h. es ist das Gefühl unseres **Mehr** von Kraft, welches wir mit „Freiheit des Willens“ bezeichnen: das Bewußtsein davon, daß unsere Kraft zwingt, im Verhältniß zu einer Kraft, welche gezwungen wird.

[«]

34[251]

Im Wollen ist ein Affekt.

[«]

34[252]

Erkenntniß: die Ermöglichung der Erfahrung, dadurch daß das wirkliche Geschehen, sowohl auf Seiten der einwirkenden Kräfte, als auf Seiten unserer gestaltenden, ungeheuer vereinfacht wird: so daß es ähnliche und gleiche Dinge zu geben scheint. Erkenntniß ist **Fälschung** des Vielartigen und Unzählbaren zum Gleichen, Ähnlichen, Abzählbaren. Also ist Leben nur vermöge eines solchen Fälschungs-Apparates möglich. Denken ist ein fälschendes Umgestalten, Fühlen ist ein fälschendes Umgestalten, Wollen ist ein fälschendes Umgestalten —: in dem Allem liegt die Kraft der Assimilation: welche voraussetzt einen Willen, etwas uns gleich zu machen.

[«]

34[253]

Wahrheit ist die Art von Irrthum, ohne welche eine bestimmte Art von lebendigen Wesen nicht leben könnte. Der Werth für das Leben entscheidet zuletzt. Sehr gemeine und tugendhafte M<enschen> — — —

[«]

34[254]

Ich habe ihn geliebt und Niemanden sonst. Er war ein Mensch nach meinem Herzen, so unmoralisch, atheistisch, antinomistisch, welcher einsam lief und nie daran glauben mochte, daß — — —

[«]

34[255]

NB. Eine neue Denkweise — welche immer eine neue Meßweise ist und das Vorhandensein eines neuen Maaßes, einer neuen Empfindungs-Scala voraussetzt, welche immer ein ächter G<laube> ist — will sich durchsetzen und sagt mit ihrem Feuer der ersten Liebe zu allem, was ihr widerstrebt: „das ist falsch“. In diesem Kampfe verfeinert sie sich, lernt sich vertheidigen und hat nöthig, um zu besiegen, dem Gegner seine Waffen abzulisten und seine Kunst abzulernen. „Das ist falsch“ heißt ursprünglich „ich glaube nicht daran“; noch feiner zugesehn „ich fühle nichts daran, ich mache mir nichts daraus“.

[«]

34[256]

Ich habe manche nicht unbedenkliche Versuche gemacht, um mir Menschen heranzulocken, denen ich von so seltsamen Dingen reden könnte: alle meine Schriften waren bisher ausgeworfene Netze: ich wünschte Menschen mit tiefen reichen und ausgelassenen Seelen mir dazu einzufangen.

An wen sich wenden? Meinen längsten Versuch machte ich an jenem vielfachen und geheimnißvollen Menschen, dem vielleicht von den Menschen dieses Jahrhunderts die meisten guten und schlimmen Dinge über die Seele gelaufen sind, an R<ichard> W<agner>. Später gedachte ich die deutsche Tugend zu „verführen“ — denn es ist mir gut bekannt, wie gefährlich es in den Zwanziger Jahren in einem Deutschen zugeht. Noch später machte ich mir eine Sprache für verwegene Mannsköpfe und Mannsherzen zurecht, die irgendwo in einem Winkel der Erde auf meine wunderlichen Dinge warten mochten. Endlich — doch man wird es nicht glauben, zu welchem „endlich“ ich gelangte. Genug, ich erdichtete „Also sprach Zarathustra“.

Soll ich es gestehen? Ich fand Keinen bisher, aber immer wieder irgend eine wunderliche Form jener „rasenden Dummheit“, welche sich gerne noch als Tugend anbeten lassen möchte: ich nenne sie am liebsten „die moralische Tartüfferie“, ehre sie als das Laster unseres Jahrhunderts und bin bereit, ihr hoch hundert Fluchworte beizugesellen.

[«]

34[257]

Tiefe und ferne M<enschen> haben ihre Vordergründe: und zu Zeiten haben sie nöthig, sich zu geben, als ob sie nur Vordergrund wären.

[«]

34[258]

Einsam inmitten guter Freunde und getreuer Nachbarn, lächelnd und erstaunt über ihre „rasende Dummheit“, über das zudringliche Wohlwollen.

[«]

34[259]

Tiefe und ausgelassene Geister!

[«]

[35 = W I 3a. Mai–Juli 1885]

35[1]

Ein Moralist ist das Gegenstück eines Moral-Predigers: nämlich ein Denker, welcher die Moral als fragwürdig, fragezeichenwürdig, kurz als Problem nimmt. Ich bedaure hinzufügen zu müssen, daß der Moralist, eben deshalb, selber zu den fragwürdigen Wesen gehört.

[«]

35[2]

Der historische Sinn: die Fähigkeit, die Rangordnung von Werthschätzungen schnell zu errathen, nach welchen ein Volk, eine Gesellschaft, ein Mensch lebt —, die Beziehung dieser Werth-Schätzungen zu den Lebens-Bedingungen, das Verhältniß der Autorität der Werthe zur Autorität der wirkenden Kräfte (das vermeintliche meistens noch mehr als das wirkliche): dies Alles in sich nachbilden können macht den historischen Sinn.

[«]

35[3]

Manche der aesthetischen Werthschätzungen sind fundamentaler als die moralischen z.B. das Wohlgefallen am Geordneten, Übersichtlichen, Begrenzten, an der Wiederholung —, es sind die Wohlgefühle aller organischen Wesen im Verhältniß zur Gefährlichkeit ihrer Lage, oder zur Schwierigkeit ihrer Ernährung. Das Bekannte thut wohl, der Anblick von etwas, dessen man sich leicht zu bemächtigen hofft, thut wohl usw. Die logischen, arithmetischen und geometrischen Wohlgefühle bilden den Grundstock der aesthetischen

Werthschätzungen: gewisse Lebens-Bedingungen werden als so wichtig gefühlt, und der Widerspruch der Wirklichkeit gegen dieselben so häufig und groß, daß Lust entsteht beim Wahrnehmen solcher Formen.

[«]

35[4]

Die Verfeinerung der Grausamkeit gehört zu den Quellen der Kunst.

[«]

35[5]

Moral ist die Lehre von der Rangordnung der Menschen, und folglich auch von der Bedeutsamkeit ihrer Handlungen und Werke für diese Rangordnung: also die Lehre von den menschlichen Werthschätzungen in Betreff alles Menschlichen. Die meisten Moral-Philosophen stellen nur die gegenwärtige herrschende Rangordnung dar; Mangel an historischem Sinne einerseits, andrerseits sie werden selber von der Moral beherrscht, welche das Gegenwärtige als das Ewig-Gültige lehrt. Die unbedingte Wichtigkeit, die blinde Selbstsucht, mit der sich jede Moral behandelt, will, daß es nicht viele Moralen geben könne, sie will keine Vergleichung, auch keine Kritik: sondern unbedingten Glauben an sich. Sie ist also im Wesen antiwissenschaftlich — und der vollkommene Moralist müßte schon deshalb unmoralisch sein, jenseits von Gut und Böse. — Aber ist Wissenschaft dann noch möglich? Was ist das Suchen nach Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, wenn nicht etwas Moralisches? Und ohne diese Werthschätzungen und ihre entsprechenden Handlungen: wie wäre Wissenschaft möglich? Die Gewissenhaftigkeit im Wissen weg — wohin ist die Wissenschaft? Ist Scepsis der Moral nicht ein Widerspruch, insofern die höchste Verfeinerung der moralischen Ansprüche hier gerade aktiv ist: sobald der Sceptiker diese feinen Werthabschätzungen des Wahren nicht mehr als maaßgebend fühlt, so hat er keinen Grund mehr zu zweifeln und zu forschen: es müßte denn der Wille zum Wissen noch eine ganz andere Wurzel haben als die Wahrhaftigkeit. —

[«]

35[6]

„Seele“: zur Bezeichnung eines Systems von Werthschätzungen und Werthaffekten.

[«]

35[7]

Wenn Philosophen unter sich zusammenkommen, so fangen sie damit an, vielen schönen Plunder von sich zu werfen; vor allem, sie nennen sich nicht mehr „Philosophen“ und hängen „die Liebe zur Weisheit“ wie eine steife Amtstracht und Maskerade an den Nagel. „Wir sind Freunde des Mißtrauens, so sagen sie zu einander, wir wollen uns nicht betrügen lassen. Daß wir Niemanden betrügen wollen, — das soll man freilich von uns glauben, dazu müssen wir alle Welt feierlich überreden. Denn unter uns geredet: — — —

[«]

35[8]

Die Starken und die Schwachen.

Gedanken und Gedankenstriche
eines guten Europäers.

[«]

35[9]

Diese guten Europäer, die wir sind; was zeichnet uns vor dem M<enschen> der Vaterländer aus?

Erstens: wir sind Atheisten und Immoralisten, aber wir unterstützen zunächst die Religionen und Moralen des Heerden-Instinktes: mit ihnen nämlich wird eine Art Mensch vorbereitet, die einmal in unsere Hände fallen muß, die nach unserer Hand begehren muß.

Jenseits von Gut und Böse, aber wir verlangen die unbedingte Heilighaltung der Heerden-Moral.

Wir behalten uns viele Arten Philosophie vor, welche zu lehren noth thut: unter Umständen die pessimistische, als Hammer; ein europäischer Buddhismus könnte vielleicht nicht zu entbehren sein.

Wir unterstützen wahrscheinlich die Entwicklung und Ausreifung des demokratischen Wesens: es bildet die Willens-Schwäche aus: wir sehen im „Socialism" — einen Stachel, der vor der Bequemlichkeit — — —

Stellung zu den Völkern. Unsere Vorlieben; wir geben Acht auf die Resultate der Kreuzung.

Abseits, wohlhabend, stark: Ironie auf die „Presse" und ihre Bildung. Sorge, daß die wissenschaftlichen Menschen nicht zu Litteraten werden. Wir stehen verächtlich zu jeder Bildung, welche mit Zeitungslesen oder gar -schreiben sich verträgt.

Wir nehmen unsere zufälligen Stellungen (wie Goethe, Stendhal) unsere Erlebnisse als Unterkunfts-Hütten, wie sie ein Wanderer braucht und hinnimmt — wir hüten uns, heimisch zu werden.

Wir haben eine disciplina voluntatis vor unseren Mitmenschen voraus. Alle Kraft verwendet auf Entwicklung der Willens-kraft, eine Kunst, welche uns erlaubt, Masken zu tragen, des Verstehens jenseits der Affekte (auch „übereuropäisch" denken, zeitweilig)

Vorbereitung dazu, die Herren der Erde zu werden; die Gesetzgeber der Zukunft. Zum Mindesten aus unseren Kindern. Grundrücksicht auf die Ehen.

[«]

35[10]

Dieselben Bedingungen, welche die Entwicklung des Heerdenthieres vorwärts treiben, treiben auch die Entwicklung des Führer-Thiers.

[«]

35[11]

Bei der „Emancipation des Weibes“ wollen die Weiber, welche nicht zu Gatten und Kindern kommen, die Gesammtstellung des Weibes zum Manne wesentlich beeinflussen d.h. die mißrathenden Elemente (welche der Zahl nach überall im Übergewicht sind) wollen die Stellung der Art ändern d.h. zu Gunsten der Zahl soll die Qualität der Art verringert werden. (Man denke nur über die Eine Consequenz nach: daß nun auch die häßlichen Weiber die Befriedigung ihrer Triebe durch die Männer verlangen — der unbewußte treibende Grund dieser Bewegung) Oder, bei der G<eorge> Sand, die nie Männer genug hatte und die, welche sie hatte, bald satt bekam.

[«]

35[12]

Der Unsinn der größten Zahl als der größeren Vernunft zeigt sich am verhängnißvollsten, wenn man erwägt, in wiefern Alles Gute, Wohlgerathene, Glückliche, Geistig-Geistliche auf Erden, kurz alles, wodurch das durchschnittliche Mißrathen und Mißwollen — — —

[«]

35[13]

Europa ist zuletzt ein Weib: und die Fabel lehrt, daß so ein Weib sich unter Umständen von gewissen Thieren fortschleppen läßt. Ehemals, zur Zeit der Griechen, von einem Stier. Heute — der Himmel behüte mich, das Thier zu nennen.

[«]

35[14]

Was sind diese guten Europäer, von denen du redest und noch mehr schweigst als redest? Was zeichnet sie vor uns, den guten Vaterländlern, aus?

[«]

35[15]

Zum Plan. Einleitung.

1. die organischen Funktionen zurückübersetzt in den Grundwillen, den Willen zur Macht, — und aus ihm abgespaltet.
2. denken, fühlen, wollen in allem Lebendigen
   was ist denn Lust anderes als: eine Reizung des Machtgefühls durch ein Hemmniß (noch stärker durch rhythmische Hemmungen und Widerstände) — so daß es dadurch anschwillt: Also in aller Lust ist Schmerz einbegriffen. — Wenn die Lust sehr groß werden soll, müssen die Schmerzen sehr lange, und die Spannung des Bogens ungeheuer werden.
3. der Wille zur Macht sich spezialisirend als Wille zur Nahrung, nach Eigenthum, nach Werkzeugen, nach Dienern —
   Gehorchen und Herrschen: der Leib.
   — der stärkere Wille dirigirt den schwächeren. Es giebt gar keine andere Causalität als die von Willen zu Willen. Es ist bisher noch gar keine mechanistische — — —
4. die geistigen Funktionen: Wille zur Gestaltung, zur Anähnlichung usw.

Anhang. Die grossen Missverständnisse der Philosophen.

[«]

35[16]

Man möchte vielleicht einmal versucht sein, die Frage aufzuwerfen, ob sich nicht alle großen Menschen unter die bösen Menschen rechnen lassen.

[«]

35[17]

Der Mensch, in welcher Lage er auch sich befinden möge, braucht eine Art Werthschätzungen, vermöge deren er seine Handlungen, Absichten und Zustände vor sich selber und namentlich vor seiner Umgebung rechtfertigt d.h. selbstverherrlicht. Jede natürliche Moral ist der Ausdruck der Zufriedenheit einer Art von Menschen mit sich selber: und wenn man Lob nöthig <hat>, hat man auch immer eine übereinstimmende Werthtafel nöthig, auf der die Handlungen am höchsten geschätzt sind, deren wir am fähigsten sind, worin unsere eigentliche Kraft sich ausdrückt. Wo unsere Kraft ist, damit wollen wir auch gesehn und geehrt werden.

[«]

35[18]

(50)

Ob man nicht ein Recht hat, alle großen Menschen unter die bösen zu rechnen? Im Einzelnen ist es nicht immer aufzuzeigen. Oft ist ihnen ein meisterhaftes Versteckspielen möglich gewesen, so daß sie die Gebärden und Äußerlichkeiten großer Tugenden annahmen. Oft verehrten sie die Tugenden ernsthaft und mit einer leidenschaftlichen Härte gegen sich selber, aber aus Grausamkeit — dergleichen täuscht, aus der Ferne gesehn. Manche verstanden sich selber falsch, als sie — — — nicht selten fordert eine große Aufgabe große Qualitäten heraus z.B. die Gerechtigkeit. Das Wesentliche ist: die Größten haben vielleicht auch große Tugenden, aber gerade dann noch deren Gegensätze. Ich glaube, daß aus dem Vorhandensein der Gegensätze, und aus deren Gefühle, gerade der große Mensch, der Bogen mit der großen Spannung, entsteht

[«]

35[19]

Man muß sich los machen von der Frage: was ist gut? was ist mitleidig? — sondern „was ist der Gute, der Mitleidige?“ fragen.

[«]

35[20]

Eine Moral war bisher zu allererst der Ausdruck eines conservativen Willens zur Züchtung einer gleichen Art, mit dem Imperativ: „Es soll allem Variiren vorgebeugt werden; es soll der Genuß an der Art allein übrig bleiben“. Hier werden eine Anzahl von Eigenschaften lange festgehalten und großgezüchtet, und andere geopfert; alle solche Moralen sind hart (in der Erziehung, in der Wahl des Weibes, überhaupt gegen die Rechte der Jugend usw.) Menschen mit wenigen, aber sehr starken und immer gleichen Zügen sind das Resultat. Diese Züge stehen in Beziehung zu den Grundlagen, auf denen solche Gemeinwesen sich durchsetzen und gegen ihre Feinde behaupten können.

Auf Ein Mal reißt das Band und der Zwang einer solchen Zucht (— es giebt zeitweilig keine Feinde mehr —): das Individuum hat keine solche Schranke mehr, es schießt wild auf, ein ungeheures Zugrundegehen steht neben einem herrlichen, vielfachen, urwaldhaften Emporwachsen. Es entsteht für die neuen Menschen, in welche jetzt das Verschiedenste vererbt wird, eine Nöthigung, sich selber eine individuelle Gesetzgebung zu machen, angemessen für ihre absonderlichen Bedingungen und Gefahren. Es erscheinen die Moralphilosophen, welche gewöhnlich irgend einen häufigeren Typus darstellen und mit ihrer disciplina einer bestimmten Art von Mensch Nutzen schaffen.

[«]

35[21]

Ich habe nie Geist und Mühe auf Fragen verschwendet, wie: was ist gut? was ist schlecht? — jeder dieser Philosophen nahm sich als typischen Menschen und wollte sich gegen alle anders Gearteten durchsetzen: sie treten in den Kampf mit diesem ihrem Glauben an ihr Ideal. Auch ihre Moral ist die der Selbst-Zufriedenheit, aber des Individuums.

[«]

35[22]

Man weiß aus den Erfahrungen der Züchter, daß Arten, denen ein Übermaaß von Nahrung und jede Art Sorgfalt und Schutz zu Theil wird, in der stärksten

Weise zur Variation des Typus neigen und reich an Wundern und Monstrositäten (auch an m<onströsen> Lastern) sind. Nun sehe man einmal eine Aristokratie als eine Veranstaltung zum Zweck der Züchtung an: lange Zeit fehlt jenes Übermaaß der günstigen Bedingungen, sie hat Noth, sich überhaupt durchzusetzen, sie hat beständige Gefahr um sich, Furcht festzuhalten. Dazu fühlt sie als nothwendig, daß eine bestimmte Art von Eigenschaften (Tugenden) vor allen und zuoberst erhalten werden muß: sie unterdrückt zu Gunsten dieser Tugenden alle übrigen, sie fühlt diese Tugenden als Existenzbedingungen. Endlich entsteht eine Glückslage, der große Zwang ist nicht mehr nöthig: und sofort tritt, in dem Treibhaus ihrer Cultur, eine ungeheure Menge von Varietäten und Monstren (Genie's eingerechnet) auf: mitunter geht an deren Kampfe das Gemeinwesen zu Grunde.

Die Art-Varietäten (als Abartung, theilweise Entartung) treten auf, wo günstige Bedingungen des Lebens da sind: die Art selber aber tritt auf, wird fest und stark unter dem langen Kampf mit immer gleichen ungünstigen B<edingungen>.

Die Sorge für die Erhaltung der Art, ihrer treuen Wiederholung, ihrer wesentlichen Gleichförmigkeit ist eingegeben durch Liebe für diese Art, Bewunderung derselben durch Vergleichung mit ihrer Umgebung, also Zufriedenheit damit: Grundlage aller Aristokratien, man ist glücklich in seiner Art und will sich selber fortsetzen durch gleiche Nachkommenschaft: aber man muß auf dieser Stellung erhalten werden durch beständig wiederkehrende Gefährdung, und durch den Vergleich mit nahen, niedriger stehenden Wesen. Der Gedanke an einen „Fortschritt“ und ebenso der Gedanke an „gleiche Rechte Aller“ muß fehlen: Erhaltung des Typus, Genuß aller typischen Züge und sonst Widerwille (auch gegen alles Fremde) möglichst den Vorfahren gleichen als dirigirende Moral: Trauer beim Gedanken der Veränderung und Varietät.

Nun aber giebt es leidende, unterdrückte, halb mißrathende, kranke mit sich unzufriedene Arten: wenn auch sie nach Lehrern, Tröstern und gleichsam Ärzten dürsten, wenn auch sie sich eine Moral schaffen: wonach werden sie am liebsten greifen und verlangen? Vor allem nicht nach Erhaltung ihrer leidenden Art, oder ihres Zustandes. Sondern „fort davon! Und lieber Irgend wo anders hin!“ Im Ganzen wird ihre Moral sich also wie eine Art Selbst-Verneinung ausnehmen: ihre liebste Praxis wird die „Selbstlosigkeit“, der Ekel vor sich, die Abkehr vom Egoistischen — und ihr größter Haß wendet sich gegen die Glücklichen, Stolzen, Siegreichen! Daneben die Entzückungen des Gefühls, welche in der Hingebung, Aufopferung, im Vergessen-seiner-selber, in der Liebe liegen: von der hündischen

Schwanzwedelei des Sclaven bis hinauf zur mystischen „Vereinigung mit Gott“. Thatsächlich wird so eine Art von Leidenden und Halbgerathenden im Leben erhalten, und gewissermaaßen lebensfähig gemacht: und indem sie Anpassung an Einander vor allem lernt, entsteht ein niedriger, aber ein lebensfähiger Typus. Zum Beispiel der jetzige Europäer, so wie der Chinese. Die Verkleinerung des Menschen: aber wenn Alle ihre Kräfte zusammenthun, werden sie über die vornehme Rasse Herr: und da diese selber oft von ihren noblen Instinkten her zum Wegwerfen ihrer harten Existenz verführt sind (auch von ihren glückbedürftigen Instinkten), oder selber entartet sind, so daß sie nicht mehr an sich glauben, so geschehen dann z.B. solche großen Thorheiten wie die Vorspiele der französischen Revolution. Dann tritt eine Art Übergewicht der Vielzahl, folglich der geringsten Art Mensch über die Ausgesuchten u<nd> Seltenen ein, ein demokratischer Grund-Geschmack aller Werthschätzung, bei dem zuletzt der Glaube an große Dinge und Menschen sich in Mißtrauen, endlich in Unglauben verwandelt und zur Ursache davon wird, daß das Große ausstirbt.

[«]

35[23]

Der Durst nach großen und tiefen Seelen — und immer nur dem Heerdenthier zu begegnen!

[«]

35[24]

1) ist der „Philosoph“ heute noch möglich? Ist der Umfang des Gewußten zu groß? Ist die Unwahrscheinlichkeit nicht sehr groß, daß er nicht zum Überblick kommt, und zwar je gewissenhafter er ist? Oder zu spät, wenn seine beste Zeit vorbei ist? Oder beschädigt, vergröbert, entartet, so daß sein Werthurtheil nichts mehr bedeutet? — Im andern Fall wird er zum „Dilettanten“ mit tausend Fühlhörnerchen und verliert das große Pathos, die Ehrfurcht vor sich selber, — auch das gute feine Gewissen. Genug, er führt nicht mehr, er befiehlt nicht mehr. Wollte er es, so müßte er zum großen Schauspieler werden, zu einer Art von philosophischem Cagliostro.

2) was bedeutet uns heute noch philosophisch leben weise-sein? Ist es nicht fast ein Mittel, sich gut aus einem schlimmen Spiele herauszuziehn? Eine Art Flucht? Und wer dergestalt abseits und einfach lebt, ist es wahrscheinlich, daß er damit seiner Erkenntniß den besten Weg gewiesen hat? Müßte er es nicht persönlich mit dem Leben auf 100 Arten versucht haben, um über seinen Werth mitreden zu können? Genug, wir glauben, daß Einer ganz und gar „unphilosophisch“, nach den bisherigen Begriffen, gelebt haben muß, vor allem nicht als scheuer Tugendhafter — um über die großen Probleme aus Erlebnissen heraus zu urtheilen. Der Mensch der umfänglichsten Erlebnisse, der sie zu allgemeinen Schlüssen zusammendrängt: müßte er nicht der mächtigste Mensch sein? — Man hat den Weisen zu lange mit dem wissenschaftlichen, und noch länger mit dem religiös-gehobenen Menschen verwechselt.

[«]

35[25]

Problem: viele Arten von großen Menschen sind vielleicht nicht mehr möglich? Z.B. der Heilige. Vielleicht auch der Philosoph. Endlich das Genie? Die ungeheuren Distanz-Verhältnisse zwischen Mensch und Mensch haben vielleicht abgenommen? Mindestens hat das Gefühl dieser Distanz abgenommen, und das bringt als Wirkung eine weniger schroffe Haltung und Zucht mit sich, vermöge deren es der Mensch auch nicht mehr so hoch bringt, wie ehedem. — Wir bedürfen eines neuen Begriffs der Größe des Menschen; welcher wir fähig sind, und von der die Meisten von uns tief abgetrennt sind. Voilà: diese demokratische Welt verwandelt Jeden in eine Spezialität, also ist heute Größe das Universal-sein. Sie schwächt den Willen, also ist Stärke des Willens heute Größe. Sie entwickelt das Heerdenthier, also gehört Alleinstehn und Auf-eigene-Faust-leben heute zur Größe zu rechnen. Der umfänglichste Mensch, allein gehend, ohne Heerden-Instinkte, und mit einem unbezwinglichen Willen, welcher ihm erlaubt, viele Verwandlungen zu haben und unersättlich in neue Tiefen des Lebens zu tauchen. — Wir müssen die Größe des Menschen dort suchen, wo wir am wenigsten zu Hause sind. Für Zeitalter der Energie ist der sanfte entsagende beschauliche Mensch die große Ausnahme; es gehörte große innere Zucht und Härte dazu, um aus einem halbwilden Thiere zu einem Socrates zu werden. Der Indifferentism des Epicur wirkt fast wie eine Verklärung. Wir kommen zu entgegengesetzten Idealen: und zuerst haben wir die alten Ideale für uns selber zu zertrümmern.

[«]

35[26]

Dionysos.
Buch der Wahrsagung.

[«]

35[27]

Unsere Psychologen, deren Blick unwillkürlich nur an dem Symptom der décadence hängen bleibt, lenken immer wieder unser Mißtrauen wider den Geist.

[«]

35[28]

Neue Barbaren. Man sieht immer nur die schwächenden verzärtelnden verkränkelnden Wirkungen des Geistes: aber
es kommen nun: Die Cyniker. Vereinigung der geistigen Überlegenheit mit
Die Versucher. Wohlbefinden und Überschuß von Kräften.
Die Eroberer.

[«]

35[29]

Die Epochisten, die Ephectiker.

Er bleibt gern vor offenen Problemen stehn und ist ironisch gegen die schnellen Hypothesen gestimmt; er lehnt die Art Befriedigung ab, welche das Rund-machen, das Voll-machen, das Ausstopfen eines Lochs mit irgend welchem Werg mit sich bringt. So verhält er sich, nicht aus seiner Schwäche heraus, sondern aus seiner Stärke: er geht nicht gleich zu Grunde, wenn er den Halt solcher „Geländer“ entbehrt, welche z.B. heute den Pessimisten als ihre Stütze dienen. — Grundthatsache: daß es in den moralischen Gebieten noch an jeder Wissenschaft fehlt, mehr noch an jedem Materiale zur Wissenschaft. Die praktischen Hinter-Absichten unterbinden dem Forscher die Adern. Es ist die Zeit für das Suchen der allerweitesten regulativen Hypothesen, um an ihnen Material zu sammeln.

Also ist hier noch lange nicht eigentliche strenge Ephexis der Wissenschaft möglich; wir sind im Vorstadium. Die Verschärfung der methodischen Ansprüche wird später kommen. Die Wissenschaften entwickeln sich keineswegs gleichzeitig: sondern wie die Organe ihr schnelleres oder langsameres Wachsthum, Reifwerden haben, so steht es hier. Es liegt auf der Hand, daß die Wissenschaft, welche am weitesten zurück sein wird, die ist, welcher man am längsten widerstrebt hat, mit dem Glauben, hier dürfe gar nicht geforscht werden. Hier sei die Wahrheit da, hier sei der Glaube an sie Pflicht — noch jetzt bäumt sich das „moralische Bewußtsein“ mitunter selbst im Gewande einer Art „Philosophie“ gegen das Recht einer Analysis der Moral auf. Und unsere letzten Moralforscher sind gründlich eben davon überzeugt: hier habe die Wissenschaft nur den Thatbestand zu ergründen, nicht zu kritisiren.

[«]

35[30]

1. das Problem der Moral sehen und zeigen — das scheint mir die neue Aufgabe und Hauptsache. Ich leugne, daß dies in der bisherigen Moralphilosophie geschehn ist.

[«]

35[31]

Man muß nicht Wissenschaftlichkeit affektiren, wo es noch nicht Zeit ist, wissenschaftlich zu sein; aber auch der wirkliche Forscher hat die Eitelkeit von sich zu thun, eine Art von Methode zu affektiren, welche im Grunde noch nicht an der Zeit ist. Ebenso Dinge und Gedanken, auf die er anders gekommen ist, nicht mit einem falschen Arrangement von Deduction und Dialektik zu „fälschen“. So fälscht Kant in seiner „Moral“ seinen innewendigen psychologischen Hang; ein neuerliches Beispiel ist Herbert Spencer’s Ethik. — Man soll die Thatsache, wie uns unsere Gedanken gekommen sind, nicht verhehlen und verderben. Die tiefsten und unerschöpftesten Bücher werden wohl immer etwas von dem aphoristischen und plötzlichen Charakter von Pascals Pensées haben. Die treibenden Kräfte und Werthschätzungen sind lange unter der Oberfläche; was hervorkommt, ist Wirkung.

[«]

35[32]

Ich wehre mich gegen alle Tartüfferie von Wissenschaftlichkeit:

1) in Bezug auf die Darlegung, wenn sie nicht der Genesis der Gedanken entspricht,

2) in den Ansprüchen auf Methoden, welche vielleicht zu einer bestimmten Zeit der Wissenschaft noch gar nicht möglich sind,

3) in den Ansprüchen auf Objektivität, auf kalte Unpersönlichkeit, wo, wie bei allen Werthschätzungen, wir mit jedem Worte von uns und unseren inneren Erlebnissen erzählen. Es giebt lächerliche Arten von Eitelkeit z.B. Saint-Beuve’s, der sich zeitlebens geärgert hat, hier und da wirklich Wärme und Leidenschaft im „für“ und „wider“ gehabt zu haben und es gern aus seinem Leben weggelogen hätte.

[«]

35[33]

(51)

Man giebt sich heute gern den Anstrich einer sehr bunten und vielgestaltigen Ankünstelung von Wissenschaftlichkeit — begreiflich in einem so unächten Jahrhundert, wo „gleiche Rechte“ auch „das Gefühl gleicher Ansprüche“ nach sich ziehen z.B. auch den Anspruch, wissenschaftlich sein zu können, falls man es nur will. Fast alle Litteraten glauben es von sich; mehr noch, es gehört jetzt zum Ehrgeiz der Romanschriftsteller.

[«]

35[34]

Nichts Kläglicheres als die moralistische Litteratur im jetzigen Europa. Die utilitarischen Engländer voran, plump wie Hornvieh in den Fußtapfen Bentham's wandelnd, wie er selber schon in den Fußtapfen des Helvetius wandelte; kein neuer Gedanke, nicht einmal eine wirkliche Historie des Früher-Gedachten, sondern immer die alte moral<ische> Tartüfferie, das englische Laster des cant unter der neuen Form der Wissenschaftlichkeit nebst geheimer Abwehr von Gewissensbissen, wie sie eine Rasse von ehemaligen Puritanern anzufallen pflegen. — Sie möchten sich um jeden Preis überreden, daß man dem eignen Nutzen nachgehen müsse, insofern gerade damit dem allgemeinen Nutzen, dem Glück der Meisten, am besten gedient werde: also daß das Streben nach englischem „Glück“, ich meine nach comfort und fashion auf dem rechten Pfade der Tugend sei: ja daß, so weit es in der Welt Tugend gegeben habe, sie im derartigen Streben nach eignem, folglich auch allgemeinem Glück bestanden habe: Niemand von allen diesen schwerfälligen, im Gewissen beunruhigten Heerden-Thieren — denn das sind sie allesammt — will etwas davon wissen, daß es eine Rangordnung der Menschen giebt, folglich Eine Moral für Alle eine Beeinträchtigung der höchsten Menschen ist, daß, was dem Einen billig ist, durchaus noch nicht dem Anderen es sein kann; daß vielmehr das „Glück der Meisten“ für Jeden ein Ideal zum Erbrechen ist, <der> die Auszeichnung hat, nicht zu den Meisten zu gehören. — Von Frankreich her ist neuerdings noch die oberflächliche Gegenüberstellung Comte's vom Altruismus und Egoismus — aber es giebt gar keinen Altruismus! — nach England gedrungen; und nun sehen wir z.B. bei Herbert Spencer den Versuch, auch damit wieder sich zu vertragen, mit einem solchen schlechten Willen, irgend einen Begriff noch streng zu nehmen, daß nunmehr **Urin-lassen** in England bereits schon unter die altruistischen Thätigkeiten gehören dürfte. In Deutschland — wo man noch nicht einmal mit der moralistischen Naivetät Schopenhauer's fertig zu werden versteht, hat E. von H<artmann> neuerdings den Comte'schen Gedanken ins Breite getreten — in die Breite von 871 Seiten — ; und, ohne daß irgend ein Deutscher darüber gelacht hat, vorne den Egoismus feierlich und förmlich zur Thür hinausgeworfen, um ihn hinten, im Namen des „Altruismus“, wieder hereinzunöthigen. In der That, man kann sich die unheimliche Thatsache einer fast plötzlichen Verdummung der Völker Europa's — sichtbar so gut im jetzigen Deutschland und England, wie in Frankreich und Italien — nicht besser sich zu Gemüthe führen als durch ein Blättern in ihren moralistischen Büchern. Ich wüßte höchstens 3 kleine Schriften herauszuheben (obwohl auch in diesen nichts Fundamentales gesagt ist):

Einmal das Buch eines deutschen Juden, Paul Rée, das den Titel führt — Es verdient seiner Form wegen Auszeichnung und trägt etwas von jenem ächt-philosophischen habitus an sich, dem Stendhal einmal einen scharfen Ausdruck gegeben hat: — — — Rée nimmt mit feiner Hand die strengeren Geschmacks-Gewohnheiten der alten französischen Moralisten wieder auf — sein Buch kommt wie ein erquicklicher Geruch aus jener „guten alten Zeit“, fern von allen erbaulichen Hinterabsichten, nach welchen deutsch geschriebene Moral-Bücher zu riechen pflegen —: leider hat er auch dieselben Mängel, wie jene Franzosen, den engen Horizont, die Armseligkeit des Wissens; seine Hypothesen sind wohlfeil und in den Wind geredet; es fehlt ihm gänzlich „der historische Blick und Takt“, das will sagen, die eigentliche und einzige Tugend, welche die deutsche Wissenschaft des 19. Jahrhunderts vor allen älteren Wissenschaften voraus hat. Zuletzt ist es ein Buch, welches „Appetit macht“.

Zweitens nenne ich das feine, schwermüthig-herzhafte Buch eines Franzosen — — —, welches freilich, wie fast Alles, was jetzt aus Paris kommt, zum Übermaaß zu verstehen giebt, wo eigentlich heute der Pessimismus zu Hause ist: (nämlich nicht in Deutschland) Und was hilft aller Positivismus und das entschlossene Kniebeugen vor den „petits faits“! Man leidet in Paris wie an kalten Herbstwinden, wie an einem Frost großer Enttäuschungen, als ob der Winter kommt, der letzte, endgültige Winter — und die Besten und Tapfersten, wie jener brave Guyau, <zittern und schaudern dabei, auch wenn sie eine noch so gute Miene zu ihrem „positivisme“ machen: wer glaubt es ihnen, wozu sie uns mit Ironie überreden möchten, daß jenes Zittern und Schaudern noch zu den Reizen und Verführungskünsten des Lebens gehöre? Freilich: „das Schaudern ist der Menschheit schönster Theil“ — das hat Goethe gesagt, und Goethe — durfte es sagen! Aber ein Pariser? — Endlich zeichne ich die polemische Schrift eines deutschen Halb-Engländers aus, welche genug Geist, Säure und Wissenschaft enthält, um jene Vereinigung von bêtise und Darwinismus, welche Herbert Spencer unter dem Titel: „Data of Ethics“ in die Welt gesetzt hat, gründlich zu „zersetzen“: Rolph, Biologische Probleme 1881. Freilich, vom Polemischen abgesehen ist an dem Buche nichts zu loben; und im Grunde beleidigt hier, ebenso wie bei dem Buche, welches er bekämpft, das Mitreden-wollen unbedeutender Menschen auf Gebieten, wo nur eine ausgesuchte Art von Erkennenden und „Erlebten“ ohne Unbescheidenheit zu Worte kommt.>

[«]

35[35]

Was mich am gründlichsten von den Metaphysikern abtrennt, das ist: ich gebe ihnen nicht zu, daß das „Ich“ es ist, was denkt: vielmehr nehme ich das Ich selber als eine Construktion des Denkens, von gleichem Range, wie „Stoff“ „Ding“ „Substanz“ „Individuum“ „Zweck“ „Zahl“: also nur als regulative Fiktion, mit deren Hülfe eine Art Beständigkeit, folglich „Erkennbarkeit“ in eine Welt des Werdens hineingelegt, hineingedichtet wird. Der Glaube an die Grammatik, an das sprachliche Subjekt, Objekt, an die Thätigkeits-Worte hat bisher die Metaphysiker unterjocht: diesem Glauben lehrte ich abschwören. Das Denken setzt erst das Ich: aber bisher glaubte man, wie das Volk, im „ich denke“ liege irgend etwas von Unmittelbar-Gewissem und dieses „Ich“ sei die gegebene Ursache des Denkens, nach deren Analogie wir alle sonstigen ursächlichen Verhältnisse „verstünden“. Wie sehr gewohnt und unentbehrlich jetzt jene Fiktion auch sein mag, das beweist nichts gegen ihre Erdichtetheit: es kann etwas Lebensbedingung und trotzdem falsch sein.

[«]

35[36]

Frei geworden von der Tyrannei der „ewigen“ Begriffe, bin ich andrerseits fern davon, mich deshalb in den Abgrund einer skeptischen Beliebigkeit zu stürzen: ich bitte vielmehr, die Begriffe als Versuche zu betrachten, mit Hülfe deren bestimmte Arten des Menschen gezüchtet und auf ihre Erhaltbarkeit und Dauer — — —

[«]

35[37]

Die Falschheit eines Begriffs ist mir noch kein Einwand gegen ihn. Darin klingt unsere neue Sprache vielleicht am fremdesten: die Frage ist, wie weit er lebenfördernd, lebenerhaltend, arterhaltend ist. Ich bin sogar grundsätzlich des Glaubens, daß die falschesten Annahmen uns gerade die unentbehrlichsten sind, daß ohne ein Geltenlassen der logischen Fiktion, ohne ein Messen der Wirklichkeit an der erfundenen Welt des Unbedingten, Sich-selber-Gleichen der Mensch nicht leben kann, und daß ein Verneinen dieser Fiktion, ein praktisches Verzichtleisten auf sie, so viel wie eine Verneinung des Lebens bedeuten würde. Die Unwahrheit als Lebensbedingung zugestehn: das heißt freilich auf eine schreckliche Weise die gewohnten Werthgefühle von sich abthun — und hier, wenn irgend wo, gilt es, sich an der „erkannten Wahrheit“ nicht zu „verbluten“. Man muß sofort in dieser höchsten Gefahr die schöpferischen Grund-Instinkte des Menschen heraufrufen, welche stärker sind als alle Werthgefühle: die, welche die Mütter der Werthgefühle selber sind und im ewigen Gebären über das ewige Untergehn ihrer Kinder ihre erhabene Tröstung genießen. Und zuletzt: welche Gewalt war es denn, welche uns zwang, jenem „Glauben an die Wahrheit,“ abzuschwören, wenn es nicht das Leben selber war und alle seine schöpferischen Grund-Instinkte? — so daß wir also es nicht nöthig haben, diese „Mütter“ heraufzubeschwören: — sie sind schon oben, ihre Augen blicken uns an, wir vollführen eben, wozu deren Zauber uns überredet hat.

[«]

35[38]

— Und was die eigentl<iche> Philos<ophie> im jetzigen Frankreich betrifft: man glaube ja nicht, daß diese braven Positivisten will sagen Empiriker aus der Schule Comte’s, oder die Nachkommen Stendhal’s Montesquieu’s Condillac’s — Erben des Besten, was das 18. Jahrhundert hatte — wie Taine, einen Gegensatz zu der skeptischen Stimmung des Jahrhunderts ausmachen.

[«]

35[39]

Mittag und Ewigkeit.

1. Von der Rangordnung.
2. Die Gesetzgeber. (Züchtung neuer herrschender Kasten)

3. Vom Ring der Ringe. Oder: „der Spiegel“.
4. Die großen Segnungen.

[«]

35[40]

Mittag und Ewigkeit.
Gesichte und Wahrsagungen.

[«]

35[41]

Mittag und Ewigkeit.
Wahrsagungen
eines Zukünftigen.

Erster Theil:
von der Rangordnung.

Zweiter Theil:
von den Herren der Erde.

Dritter Theil:
vom Ring der Ringe.

Vierter Theil:
vom neuen Sterben.

[«]

35[42]

— bis wir auch uns mit gutem Stolze das Wort zurufen dürfen, welches Pericles seinen Athenern in jener Grabrede zurief: zu allem Land und Meer hat unsere

Kühnheit sich den Weg gebrochen, überall sich unvergängliche Denkmale im Guten und Schlimmen gründend.

[«]

35[43]

Zuletzt wehren wir uns noch gegen die Menschenkenntniß solcher Sainte-Beuve's und Renan's, gegen diese Art Seelen-Aushorchung und -Anschnüffelung, wie sie von diesen unmännlichen Genüßlingen des Geistes ohne Rückgrat gehandhabt wird: es scheint uns gegen die Scham zu gehen, wenn sie mit neugierigen Fingern an den Geheimnissen von Menschen oder Zeiten herumtasten, welche höher, strenger, tiefer waren und in jedem Betracht vornehmer als sie selber: so daß sie nicht so leicht ihre Thüren irgend welchen herumschweifenden Halbweibern aufgethan hätten. Aber dieses neunzehnte Jahrhundert, welches alle feineren Instinkte der Rangordnung eingebüßt hat, weiß nicht mehr den ungewünschten Eindringlingen und Thore-Erbrechern auf die Finger zu schlagen; ja es ist stolz auf seinen „historischen Sinn“, vermöge dessen es dem schwitzenden Plebejer erlaubt wird, vorausgesetzt, daß er mit gelehrten Folter-Werkzeugen und Fragebogen kommt, sich auch in die Gesellschaft von höchster Unnahbarkeit einzudrängen, unter die Heiligen des Gewissens so gut als unter die ewig verhüllten Herrschenden des Geistes. Unter dem historischen Sinn und Wissen ihm liegt mehr Scepsis verborgen als man zunächst sieht: eine beleidigende Scepsis gegen die Rangverschiedenheit von Mensch und Mensch gewendet, und derselbe unverschämte Anspruch auf „Gleichheit“ wird sogar in Hinsicht auf die Todten ausgedehnt, welchen sich die bezahlten Diener der öffentlichen Meinung jetzt gegen jeden Lebenden herausnehmen.

Wir aber sind keine Sceptiker —, wir glauben noch an eine Rangordnung der Menschen und Probleme und warten die Stunde ab, wo sich diese Lehre vom Range und von der Ordnung der pöbelhaften Gesellschaft von heute wieder in's breite Gesicht einschreiben wird. Vielleicht ist diese Stunde auch unsere Stunde.

Sind wir vielleicht, wenn wir keine Sceptiker sind, Kritiker oder „Kriticisten“? Und wenn wir den Versuch und die Lust am Versuche durch unseren Namen noch besonders unterstrichen haben, geschieht das etwa deshalb, weil wir uns des Experimentes in einem weiten und gefährlichen Sinne, aber zum Behufe einer tiefer verstandenen Kritik, zu bedienen lieben? Sind wir vielleicht, im Geheimen, zum Besten unserer Erkenntniß, als Experimentirende gezwungen weiter zu gehen als es der weichmüthige und verzärtelte Geschmack des Jahrhunderts gutheißen kann? In der That, wir möchten nicht alle jene Eigenschaften entbehren, welche den Kritiker vom Skeptiker abheben: die Sicherheit der Werthmaaße, die bewußte Handhabung einer Einheit von Methode, der gewitzte Muth, das Alleinstehen- und sich verantworten können; ja wir gestehen eine Lust am Neinsagen und Zergliedern, eine gewisse Grausamkeit der Hand zu, welche das Messer sicher führt, auch wenn das Herz dabei blutet. Wir sind härter —, und vielleicht nicht nur gegen uns, — als „humane“ Menschen wünschen mögen; wir lassen uns nicht mit der „Wahrheit“ ein, weil sie uns „gefällt“ oder „erhebt“ oder „begeistert“ — unser Glaube ist vielmehr gering, daß die Wahrheit je solche angenehmen Gefühle mit sich bringen könnte. Es klingt vielen Ohren peinlich wenn wir sagen: gerade dort springt unser Mißtrauen hervor, wo unser Gefühl zu schönen Wallungen emporsteigt; wir lächeln, wenn Jemand etwas damit zu beweisen glaubt, daß er sagt: „aber dieser Gedanke erhebt mich: wie sollte er nicht wahr sein?“ Oder: „dieses Werk entzückt mich: wie sollte es nicht schön sein?“ Oder: „dieser Künstler vergrößert mich: wie sollte er nicht groß sein?“ Wir haben vielmehr mit den Kritikern —

[«]

35[44]

Aberglaube über den Philosophen, Verwechslung mit dem wissensch<aftlichen> Menschen. Als ob die Werthe in den Dingen steckten und man sie nur festzustellen hätte. In wiefern sie unter gegebenen Werthen forschen (ihr Haß auf Schein, Leib usw.) Schopenhauer in Betreff der Moral. (Hohn über den Utilitarier) Zuletzt geht die Verwechslung so weit, daß man den Darwinismus als Philosophie betrachtet: und jetzt ist die Herrschaft bei den wissenschaftlichen Menschen.

Auch die Franzosen wie Taine suchen oder meinen zu suchen ohne die Werthmaße schon zu haben. Die Niederwerfung vor den „Facten“, eine Art Cultus. Thatsächlich vernichten sie die bestehenden Werthschätzungen.

Erklärung dieses Mißverständnisses. Der Befehlende entsteht selten, er mißdeutet sich selber. Man will durchaus die Autorität von sich ablehnen und in die Umstände setzen. — In Deutschland gehört die Schätzung des Kritikers in die Geschichte der erwachenden Männlichkeit. Lessing usw. (Napoleon über Goethe) Thatsächlich ist diese Bewegung durch die deutsche Romantik wieder rückgängig gemacht: und der Ruf der deutschen Philosophie bezieht sich auf sie, als ob mit ihr die Gefahr der Scepsis beseitigt sei, und der Glaube bewiesen werden könne. In Hegel kulminiren beide Tendenzen: im Grunde verallgemeinerte er die Thatsache der deutschen Kritik und die Thatsache der deutschen Romantik — eine Art von dialektischem Fatalismus, aber zu Ehren des Geistes, thatsächlich mit Unterwerfung des Philosophen unter die Wirklichkeit. — Der Kritiker bereitet vor: nicht mehr!

Mit Schopenhauer dämmert die Aufgabe des Philos<ophen>, daß es sich um eine Bestimmung des Werthes handele: immer noch unter der Herrschaft des Eudämonismus (Spott über Hartmann) das Ideal des Pessimismus.

[«]

35[45]

Der Philosoph als Gesetzgeber, als Versucher neuer Möglichkeiten, seine Mittel.
  Er benutzt die Religion. Das neue Testament — was das Christenthum kann.
Sein Gegensatz: die Moral der Heerdenthiere.
  Ebenso die Freidenker usw.
  Wie sich die Heerdenthiere heute den „Höheren Menschen“ denken: an V. Hugo zu zeigen.
Meine Vorbereiter: Schopenhauer.
  in wie fern ich den Pessimismus vertiefte und durch die Erfindung seines höchsten Gegensatzes erst ganz mir zum Gefühl brachte.
  Sodann: die ideal<en> Künstler, jener Nachwuchs aus der Napoleonischen Bewegung.
  Sodann: die höheren Europäer, Vorläufer der großen Politik.
  Sodann: die Griechen und ihre Entstehung. Ich gab Winke in der „Geburt der Tragödie“ über das Verhältniß von „Noth“ und „Kunst“.
  Die Deutschen und der Geist.
Die persönliche Erziehung des Philosophen: die Einsamkeit.
  Das Dionysische.

[«]

35[46]

Paete, non dolet! Paete, dieser Pessimismus thut nicht weh! Paete, Eduard beißt nicht! Paete, sieh mich an: bin ich nicht freundlich blau, ja sogar preußisch blau; Paete, in der That, ich lasse gar nichts zu wünschen übrig

Paete, non dolet! Paete, dieser Pessimismus thut nicht weh! Paete, deine Arria beißt nicht! Paete: Eduard ist voller Kenntniß behaglich, human, freundlich, sogar reichsfreundlich, sogar preußisch-blau, kurz Eduard ist ein Mädchen für Alles und sein Pessimismus läßt gar nichts zu wünschen übrig

Ich war damals im Irrthum: ich meinte E<duard> v<on> H<artmann> sei ein feiner überlegener Kopf und Spaaßvogel, der sich über die pessimistische Verlegenheit des Zeitalters lustig mache; ich fand die Erfindung seines „Unbewußten“ so boshaft, so witzig, es schien mir eine rechte Mausefalle für die Trübseligen und Dummen des philosophischen Dilettantismus, wie er sich mehr und mehr über Deutschland ausbreitet. Nun aber bleibt man dabei, mich zu versichern, daß er es ernst meine: und man zwingt mich beinahe, daran zu glauben: sollte er aber damit aufhören, für mich erheiternd zu sein? Sollte ich aufhören müssen zu lachen, wenn diese Arria wieder und wieder ihrem Paetus zuredet, sich nicht vor dem Dolche, ich meine vor dem Hartmannschen Pessimismus, zu fürchten? Paete, ruft sie zärtlich, non dolet!

[«]

35[47]

§ Keine Kritiker. Die Verlegenheit. Endlich „der wissenschaftliche Mensch“. Engländer.

§ Weder Pessimisten noch Optimisten. Schopenhauer’s große Stellung — daß die Zerstörung einer Illusion noch keine Wahrheit ergiebt, sondern nur ein Stück Unwissenheit mehr, eine Erweiterung unseres „leeren Raums“, einen Zuwachs unserer inneren „Oede“ —

§ Grundgedanke: die neuen Werthe müssen erst geschaffen werden — dies bleibt uns nicht erspart! Der Philosoph muß wie ein Gesetzgeber sein. Neue

Arten. (Wie bisher die höchsten Arten (z.B. Griechen) gezüchtet wurden: diese Art „Zufall“ bewußt **wollen**)

§ Seine Mittel: Religionen, Moralen

§ Bedeutung des Christenthums.

§ Bedeutung der demokratischen Denkweise.

§ Freidenker, zu dieser Bewegung gehörig? Victor Hugo.

§ Unbewußte Gegenbewegungen: Napoleon, die 30er, R<ichard> W<agner>.

§ Der neue Philosoph kann nur in Verbindung mit einer herrschenden Kaste entstehen, als deren höchste Vergeistigung. Die große Politik, Erdregierung in der Nähe; vollständiger Mangel an Principien dafür — (Ironie auf den leeren deutschen Geist)

§ Der Europäer und seine Bildung.

§ Periode der großen Versuche. Menschen, mit einem eignen Werth-Kanon. Institutionen zur Züchtung höherer Menschen,

§ Das „Einstweilen“ der Philosophen. Ihre Einsamkeit.

§ Das „Jenseits von Gut und Böse“ vorbereiten. Zustand der „Moral“.

15 § Dionysos.

15:100 | 6

3 große Seiten jeder Abschnitt

[«]

35[48]

Vorrede.

Es liegt mir heute wenig daran, ob ich in Bezug auf R<ichard> W<agner> und Schopenhauer Recht oder Unrecht gehabt habe: habe ich mich geirrt, nun, mein Irrthum gereicht weder den Genannten, noch mir selber zur Unehre. Gewiß ist es, daß es mir, in jenen jungen Tagen, eine ungeheure Wohlthat war, meine idealischen Farben, in welchen ich die Bilder <des> Philosophen und <des> Künstlers schaute, nicht ganz ins Unwirkliche, sondern gleichsam auf vorgezeichnete Gestalten aufmalen zu können; und wenn man mir den Vorwurf gemacht hat, daß ich die Genannten mit einem vergrößernden Auge gesehen habe, so freue ich mich dieses Vorwurfs — und meiner Augen noch dazu. Zum Mindesten sollte der

Leser der zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung nicht darüber im Ungewissen sein, wie wenig mir immer an der Wahrheit gelegen hat und — — —

Was ich damals geschrieben — und weniger geschrieben als gemalt habe, noch dazu hitzig und, wie mich heute dünkt, in einem nicht unbedenklichen und verwegenen Alfresco: das würde dadurch noch nicht wahrer werden, daß ich es nunmehr, wo vielleicht Hand und Auge etwas hinzugelernt haben, noch einmal zarter, bunter und strenger darstellte. Jedes Lebensalter versteht „Wahrheit“ auf seine eigene Weise; und wer mit jungen und brausenden Sinnen und großen Ansprüchen vor jene Gemälde tritt, wird an ihnen so viel Wahrheit finden, als er zu sehn im Stande ist.

Meine vier ersten U<nzeitgemäßen> B<etrachtungen>, denen ich nunmehr, nach zehn Jahren, eine fünfte, sechste und siebente zugeselle, waren Versuche, die Art Menschen an mich heranzulocken, welche zu mir gehören: also Angelruthen, ausgeworfen nach „Meines-Gleichen“. Damals war ich jung genug, um mit ungeduldiger Hoffnung auf einen solchen Fischfang zu gehen. Heute — nach hundert Jahren, wenn ich die Zeit nach meinem Maaße messen darf! — bin ich immer noch nicht alt genug, um jede Hoffnung, jede Geduld verloren zu haben. Wie fremd klingt es mir auch heute noch in den Ohren, wenn ein Greis seine Erfahrung in diese Worte drängt: — — —

So spricht Goethe: sollte er Recht haben? Wie wenig Vernunft hätte es dann, so alt u<nd> so vernünftig wie Goethe zu werden! Und es wäre billig, wie die Griechen ihr Urtheil über das Alter abzulernen: — sie haßten das Altwerden mehr als den Tod, und liebten es zu sterben, wenn sie fühlten, daß sie auf jene Art anfiengen vernünftig zu werden. Inzwischen hat auch die Jugend ihre eigne Art Vernunft: eine Vernunft, welche an Leben, Liebe und Hoffnung glaubt

[«]

35[49]

Was R<ichard> W<agner> betrifft: so gab es einen Augenblick meines Lebens, wo ich ihn mit Heftigkeit von mir stieß. Weg von mir! — das schrie ich. Diese Art Künstler ist gerade darin unzuverlässig, wo ich keinen Spaaß verstehe. Er versuchte sich mit dem bestehenden Christenthum zu „arrangiren“, indem er die linke Hand dem protestantischen Abendmahle entgegenstreckte — er hat mir von den

Entzückungen gesprochen, die er dieser Mahlzeit abzugewinnen wisse — die rechte Hand aber zu gleicher Zeit der katholischen Kirche; er bot ihr seinen „Parsifal“ an und gab sich für alle, die Ohren haben, als „Römling“ in partibus infidelium zu erkennen.

[«]

35[50]

Die Denkgesetze als Resultate der organischen Entwicklung — eine fingirende setzende Kraft muß angenommen werden — ebenfalls Vererbung und Fortdauer der Fiktionen.

[«]

35[51]

In einer Welt des Werdens, in der Alles bedingt ist, kann die Annahme des Unbedingten, der Substanz, des Seins, eines Dinges usw. nur ein Irrthum sein. Aber wie ist Irrthum möglich?

[«]

35[52]

Das Nacheinander immer deutlicher zeigen heißt Erklärung: nicht mehr!

[«]

35[53]

Wahrnehmen auch für die unorganische Welt einräumen und zwar absolut genau: da herrscht „Wahrheit“! Mit der organischen Welt beginnt die Unbestimmtheit und der Schein.

[«]

35[54]

Daß eine Gleichgewichts-Lage nie erreicht ist, beweist, daß sie nicht möglich ist. Aber in einem unbestimmten Raum müßte sie erreicht sein. Ebenfalls in einem kugelförmigen Raum. Die **Gestalt** des Raumes muß die Ursache der ewigen Bewegung sein, und zuletzt aller „Unvollkommenheit“.

Daß „Kraft“ und „Ruhe“ „Sich-gleich-bleiben“ sich widerstreiten. Das Maaß der Kraft als Größe als fest, ihr Wesen aber flüssig, spannend, zwingend, — — —

[«]

35[55]

„Zeitlos“ abzuweisen. In einem bestimmten Augenblick der Kraft ist die absolute Bedingtheit einer neuen Vertheilung aller ihrer Kräfte gegeben: sie kann nicht still stehn. „Veränderung“ gehört ins Wesen hinein, also auch die Zeitlichkeit: womit aber nur die Nothwendigkeit der Veränderung noch einmal begrifflich gesetzt wird.

[«]

35[56]

Die Zeit ist nicht a priori gegeben. Spir 2, p. 7.
unlogischer Charakter unserer Erkenntniß der Körper. cf. 2 p. 93.

[«]

35[57]

Daß es gleiche Dinge, gleiche Fälle giebt, ist die Grundfiktion schon beim Urtheil, dann beim Schließen.

[«]

35[58]

In der chemischen Welt herrscht die schärfste Wahrnehmung der Kraftverschiedenheit. Aber ein Protoplasma, als eine Vielheit von chemischen Kräften, hat eine unsichere und unbestimmte Gesammt-Wahrnehmung eines fremden Dings.

[«]

35[59]

Der Übergang aus der Welt des Anorganischen in die des Organischen ist der aus festen Wahrnehmungen der Kraftwerthe und Machtverhältnisse in die der unsicheren, unbestimmten. weil eine Vielheit von mit einander kämpfenden Wesen (= Protoplasma) sich der Außenwelt gegenüber fühlt.

[«]

35[60]

Der rastlose Wille zur Macht oder zur beständigen Schöpfung oder zur Verwandlung oder zur Selbst-Überwältigung

[«]

35[61]

„die sogenannte Zeit eine bloße Abstraction, weder objektiv daseiend, noch eine nothwendige und ursprüngliche Vorstellungsart des Subjekts“ <Spir> 2. p. 15.

[«]

35[62]

Die Deutschen haben keine Cultur: sie sind nach wie vor von Paris abhängig — die Ursache ist, sie haben noch keinen Charakter.

Unsere großen Menschen bezeichnen keine Rasse, sondern Einzelne.

Was ist aber das, was ich ehemals ausnahm und worauf ich Hoffnungen gründete, die deutsche Musik?

[«]

35[63]

NB. Das Mißverständniß über Richard Wagner ist heute in Deutschland ungeheuer: u<nd> da ich dazu beigetragen habe, es zu vermehren, will ich meine Schuld abtragen und versuchen, es zu verringern

[«]

35[64]

NB. Es gab zwei Jahrhunderte lang nur einen Gegensatz von französischer und ital<ienischer> Musik.

Im Kampfe Glucks mit Piccini verschärfte er sich und kam auf seine Spitze: Gluck wurde hierbei durchaus als Vertreter des französischen Geschmacks empfunden — als Vertreter des Vornehmen, Pomphaften und Rationalistischen.

Die Deutschen als Musiker haben bald nach Frankreich bald nach Italien hingehorcht: einen eigenen deutschen Geschmack in der Musik giebt es auch heute noch nicht

Es scheint mir, daß Wagner noch einmal den französischen Geschmack zum Übergewicht über den italianisirenden gebracht hat d.h. über Mozart, Haydn, Rossini, Bellini, Mendelssohn, aber es ist der Geschmack Frankreichs von 1830: die Litteratur Herr geworden über die Musik wie über die Malerei. „Programm-musik“, das „sujet“ voran!

[«]

35[65]

Beethoven gehört zu Rousseau und zu jener humanitären Strömung, welche der Revolution theils vorauslief, theils verklärend nachlief, noch mehr aber zu dem

Hauptereigniß des letzten Jahrtausends, dein Erscheinen Napoleons.

Mozart die Gesellschaft des Rococo-Zeitalters voraussetzend

[«]

35[66]

Unterschied zwischen Schauspielern, wie Schiller und Wagner und — — —

Goethe isolirt, zwischen Pietismus und Griechenthum, zweifelhaft, ob er nicht französisch schreiben soll.

Lessing — Bayle

Friedrich der Große begierig nach Frankreich

der Friedrich II. nach maurisch-morgenländischer Aufklärung

Leibnitz zwischen Christenthum Platonismus und Mechanik.

Bismarck von Napoleon III. lernend und Cavour

[«]

35[67]

Wenn die Mechanik nur eine Logik ist, so folgt auch für sie, was für alle Logik gilt: sie ist eine Art Rückgrat für Wirbelthiere, nichts an-sich-Wahres.

[«]

35[68]

Zum Ring der Ringe.

NB. Zu der Kraft, die sich wandelt und immer die gleiche bleibt, gehört eine Innenseite, eine Art Charakter von Proteus-Dionysos, sich verstellend und sich genießend in der Verwandlung. Die „Person“ als Täuschung zu begreifen: thatsächlich ist die Vererbung der Haupteinwand, insofern eine Unzahl von formenden Kräften aus viel früheren Zeiten ihren fortwährenden Bestand machen: in Wahrheit kämpfen sie in ihr und werden regirt und gebändigt — ein Wille zur

Macht geht durch die Personen hindurch, er hat die Verkleinerung der Perspective, den „Egoismus“ nöthig, als zeitweilige Existenz-Bedingung; er schaut von jeder Stufe nach einer höheren aus.

Die Verkleinerung des wirkenden Princip's zur „Person“, zum Individuum.

[«]

35[69]

NB. Wie viel Einer aushält von der Wahrheit, ohne zu entarten, ist sein Maaßstab. Ebenso wie viel Glück — — ebenso wie viel Freiheit und Macht!
Zur Rangordnung

[«]

35[70]

Die strengste Schule nöthig, das Unglück, die Krankheit: es gäbe keinen Geist auf Erden, auch kein Entzücken und Jauchzen. — Nur großgestimmte gespannte Seelen wissen, was Kunst, was Heiterkeit ist.

[«]

35[71]

Z<arathustra> kann nur beglücken, wenn er erst die Rangordnung hergestellt hat.

[«]

35[72]

NB. Es muß viele Übermenschen geben: alle Güte entwickelt sich nur unter seines Gleichen. Ein Gott wäre immer ein Teufel! Eine herrschende Rasse. Zu

„die Herrn der Erde.“

[«]

35[73]

I. Zarathustra kann nur beglücken, nachdem die Rangordnung hergestellt ist. Zunächst wird diese gelehrt.

II. Die Rangordnung durchgeführt in einem Systeme der Erdregierung: die Herrn der Erde zuletzt, eine neue herrschende Kaste. Aus ihnen hier und da entspringend, ganz epikurischer Gott, der Übermensch, der Verklärer des Daseins.

III. Die übermenschliche Auffassung der Welt. Dionysos.

IV. Von dieser größten Entfremdung liebend zurückkehrend zum Engsten und Kleinsten, Zarathustra alle seine Erlebnisse segnend und als Segnender sterbend.

[«]

35[74]

Z<arathustra> 5.

1. Großer Trompeten-Herolds-Lärm. Glück der lauten Töne! Zarathustra I. Ich bin jener prädestinirte Mensch, der die Werthe für Jahrtausende bestimmt. Ein Verborgener, ein überallhin Gedrungener, ein Mensch ohne Freunde, der jede Heimat, jedes Ausruhen von sich gestoßen. Was den großen Stil macht: **Herr** werden über sein Glück wie sein Unglück: ein — — —
2. Mein Geschenk ist erst zu empfangen, wenn die Empfänger da sind: dazu Rangordnung. Die größten Ereignisse werden am spätesten begriffen. — Insofern muß ich Gesetzgeber sein.
3. Die Zeit seines Auftretens: die gefährlichste Mitte, wo es hingehen kann zum „letzten Menschen“,aber auch —

   — charakterisirt durch das größte Ereigniß: Gott ist todt. Nur merken die Menschen noch nichts davon, daß sie nur von ererbten Werthen zehren.

Die allgemeine Nachlässigkeit und Vergeudung.

4. — Grundeinsicht: „gut“ und „böse“ wird jetzt als vom Auge des „Heerdenthiers“ betrachtet. Gleichheit der Menschen als Ziel. Dagegen ich. (Der Eine Gott als Vorbereitung der Heerden-Moral!)
der Lehrer von der Rangordnung.
5. Führer, Heerden und Isolirte. Die Versucher.
6. Vollständige Menschen und Bruchstücke.
7. Gerathene und Mißrathene.
8. Schaffende und Gestaltete. Kraft-verschiedenheit.
9. Die Künstler als die kleinen Vollender.
10. die wissenschaftlichen Menschen als Beschreiber und umfänglichste Organe.
11. die herrschaftlichen Menschen, als Versuche der Züchtung.
12. die Religionsstifter; als Versuche neuer allgemeiner Werthsetzungen.
13. das Gefühl der Unvollkommenheit: die Bußfertigen
14. Der Drang nach einem Vollkommenen hin: die Frommen, die schönen Seelen, die großen Sehnsüchte
15. Die Kraft, irgend worin Vollkommenes zu thun (Handwerker-Meister Künstler Beamte Gelehrte usw.
16. die Erde jetzt als Marmor-Werkstätte daliegend: es ist eine herrschende Rasse nöthig, mit unbedingter Gewalt.

[«]

35[75]

1. Zarathustra auf der alten Festung erwachend. Hört die Trommeln der Herolde.
2. Die Prüfung. „Gehört ihr zu mir?“
3. Der Rosenfest-Zug.
4. Die Lehre von der Rangordnung.
5. Nachts an der Brücke.

[«]

35[76]

Was ist vornehm? Vorrede zu „Vermischte Meinungen und Sprüche“

— die Sorgfalt im Äußerlichsten, selbst der f<rivole> An<schein>, in Wort, Kleid, Haltung, insofern diese Sorgfalt abgrenzt, fern hält, vor Verwechslung schützt.

— die langsame Gebärde, auch der langsame Blick. Es giebt nicht zu viel werthvolle Dinge: und diese kommen und wollen von selbst zu den Werthvollen. Wir bewundern schwer.

— das Ertragen der Armut und der Dürftigkeit, auch der Krankheit.

— das Ausweichen vor kleinen Ehren, und Mißtrauen gegen jeden, welcher leicht lobt: denn der Lobende glaubt daran, daß er verstehe, was er lobe: verstehen aber — Balzac hat es verrathen, dieser typisch-Ehrgeizige — comprendre c’est égaler.

— Unser Zweifel an der Mittheilbarkeit des Herzens geht in die Tiefe; die Einsamkeit, nicht als gewählt, sondern als gegeben,

— die Überzeugung, daß man nur gegen Seines-Gleichen Pflichten hat, gegen die Andern sich nach Gutdünken verhält: daß nur inter pares auf Gereftigkeit zu hoffen (leider noch lange nicht zu rechnen) ist.

— die Ironie gegen die „Begabten“; der Glaube an den Geburtsadel auch im Sittlichen. „Aristokraten des Geistes“ — ist ein Leibwort für Juden.

— immer sich als der fühlen, der Ehren zu vergeben hat: während nicht gar häufig sich Jemand findet, der ihn ehren dürfte.

— immer verkleidet: je höherer Art, um so mehr bedarf der Mensch des incognito. Gott, wenn es einen gäbe, dürfte, schon aus Anstandsgründen, sich nur als Mensch in der Welt bezeigen.

— die Fähigkeit zum otium, die unbedingte Überzeugung, daß ein Handwerk in jedem Sinne zwar nicht schändet, aber sicherlich entadelt. Nicht „Fleiß“ im bürgerlichen Sinne, wie hoch wir ihn zu ehren wissen, oder wie jene unersättlich gackernden Künstler, die es wie die Hühner machen — gackern und Eier legen und wieder gackern.

— wir beschützen die Künstler und Dichter und wer irgendworin Meister ist: aber als Wesen, die höherer Art sind, als diese, welche nur etwas können, als die bloß „produktiven Menschen“, verwechselt uns nicht mit ihnen.

— die Lust an den Formen; das In-Schutz-nehmen alles Förmlichen, die Überzeugung, daß Höflichkeit eine der großen Tugenden ist; das Mißtrauen gegen alle Arten des Sichgehenlassen eingerechnet alle Preß- und Denkfreiheit, weil unter ihnen der Geist bequem und tölpelhaft wird und die Glieder streckt.

— das Wohlgefallen an den Frauen, als an einer vielleicht kleineren, aber feineren und leichteren Art von Wesen. Welches Glück, Wesen zu begegnen, die immer Tanz und Thorheit und Putz im Kopfe haben! Sie sind das Entzücken aller sehr gespannten und tiefen Mannsseelen gewesen, deren Leben mit großen Verantwortlichkeiten beschwert ist.

— das Wohlgefallen an den Fürsten und den Priestern, weil sie den Glauben an eine Verschiedenheit der menschlichen Werthe, kurz an die Rangordnung, selbst noch in der Abschätzung der Vergangenheit zum Mindesten symbolisch und im Ganzen und Großen sogar thatsächlich aufrecht erhalten.

— das Schweigen-können: aber darüber kein Wort vor Hörern.

— das Ertragen langer Feindschaften: der Mangel an der leichten Versöhnlichkeit.

— der Ekel am Demagogischen, an der „Aufklärung“, an der „Gemüthlichkeit“, an der pöbelhaften Vertraulichkeit.

— das Sammeln kostbarer Dinge, die Bedürfnisse einer hohen und wählerischen Seele; nichts gemein haben wollen. Seine Bücher, seine Landschaften.

— wir lehnen uns gegen schlimme und gute Erfahrungen auf und verallgemeinern nicht so schnell. Der einzelne Fall: wie ironisch sind wir gegen den einzelnen Fall, wenn er den schlechten Geschmack hat, sich als Regel zu gebärden.

— wir lieben das Naive und die Naiven, aber als Zuschauer und höhere Wesen, wir finden Faust ebenso naiv als sein Gretchen.

— wir schätzen die Guten gering, als Heerdenthiere: und wissen, wie unter den schlimmsten bösartigsten härtesten Menschen oft ein unschätzbarer Goldtropfen von Güte sich verborgen hält, welcher alle bloße Gutartigkeit und Milchseele — — —

— wir halten einen Menschen unserer Art nicht widerlegt weder durch seine Laster, noch durch seine Thorheiten. Wir wissen, daß wir schwer erkennbar sind, und daß wir Alle Gründe haben, uns Vordergründe zu geben.

[«]

35[77]

Briefe des Grafen — — —

Herausgegeben

von

J. v. A.

Nach dem Tode meiner Mutter.

Anekdoten erfinden.

[«]

35[78]

Vorrede.

Darf man Briefe veröffentlichen? — Ein verehrenswürdiger Freund pflegte das Wort „öffentlich“ nie ohne Bosheit auszusprechen. Das neunzehnte Jahrhundert, sagte er einmal, liebt wie man weiß die Wahrheit: nun, es geht mir gerade mir diesem Geschmacke wider meinen Geschmack! Ich fürchte, wenn das so weitergeht, schreibt man nur noch öffentliche Briefe. Ja, sagte er ein ander Mal, es könnte kommen, daß irgendwann ein anständiger Mensch seine ganze Moral in Einen Satz faßte: du sollst — lügen! Mein Herr, Sie sollen unbedingt und jeder Zeit lügen! Oder aber, auch Sie sind, was schon alle Welt ist, — „öffentlich“! — Dies war seine geheime Meinung über den Geschmack unseres Jahrhunderts. Als ich darüber nachsann, seiner Brief- und Meinungensammlung einen Titel zu geben, gieng es mir durch den Kopf, sie dergestalt zu bezeichnen: „Der Spiegel. Eine Gelegenheit zur Selbst-Bespiegelung. Für Europäer.“ Möge man aus diesem geschmacklosen Einfalle wenigstens abnehmen, welchen Werth ich bei mir selber diesen Briefen zulege — und warum ich mir das Recht gebe, gerade aus Haß gegen alles, was heute „öffentlich“ heißt, diese Briefe zu veröffentlichen.

[«]

35[79]

Jahrhundert der Spielleute (d<ie> M<enschen> des unehrlichen Begräbnisses)

(Galiani) Mörder Langeweile.

[«]

35[80]

Die Deutschen
von gestern und von übermorgen

Ein Beitrag zur Kritik der deutschen Seele

[«]

35[81]

Die Demagogen in der Kunst. — Hugo Michelet Sand R. Wagner.

[«]

35[82]

Eine pessimistische Denkweise und Lehre ein ekstatischer Nihilismus kann unter Umständen gerade dem Philosophen unentbehrlich sein: als ein mächtiger Druck und Hammer, mit dem er entartende und absterbende Rassen zerbricht und aus dem Wege schafft, <um> für eine neue Ordnung des Lebens Bahn zu machen oder um dem, was entartet und absterben will, das Verlangen zum Ende einzugeben.

Zum Verzögern und Vertiefen von Völkern und Rassen kann eine pessimistische Denkweise, eine Religion der Verneinung und Welt-Flucht, eine ekstatische Entsinnlichung und Verhäßlichung des Lebens — — —

[«]

35[83]

Aber, indem ich dergestalt mir Sorgen mache und auf eine solche Frage eine lange Antwort vorbereite — ach, vielleicht bin ich selber nichts als eine lange

Antwort auf diese Frage? — höre ich schon jene gebrochene und boshafte Stimme

[«]

35[84]

Gai saber.
Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.
Von
Friedrich Nietzsche.

An den Mistral.
Einleitung.
Erstes Buch: die Vorurtheile der Philosophen.
Zweites Buch: jenseits von Gut und Böse.
Drittes Buch: an die Künstler.
Viertes Buch: der Spiegel. Eine Gelegenheit zur Selbst-Bespiegelung für Europäer.
Fünftes Buch: die vornehme Seele.
Unter Freunden. Ein Nachgesang.
das ideale Kloster, zur Erhaltung der zarten Pflanzen
die Zukunft der Musik — Europäer-Musik
Musik des grossen Stils
die Fallstricke der Sprache
die Wagnerei und die Hegelei als Rausch-mittel
„klassisch“ — unanwendbares Wort in der Musik
die Einsiedler, wie Goethe, Beethoven, und die demagogischen oder höfischen oder kirchlichen Künstler.
Bildung der Musiker.
gegen die „nationalen“ Bestrebungen in der Kunst
Begriff der Cultur; — Stil usw.
Ablehnung des Pessimisme, sowie aller eudämonistischen Gesichtspuncte.

III An die Künstler. Neuer Begriff des Schaffenden; das Dionysische. Neue Feste. Die Verklärung.
„Vollendete Unendlichkeit“
Schmerz und Lust
Zweck

Werthurtheile in den Geschmacksempfindungen, Farben, Tönen
Begriffe feststellen
die Umdeutbarkeit der Welt — aber das Festhalten der Grundzüge
Krankhaftes an den Philosophen
Ursache und Wirkung
der Haushalt der Affekte
die „persona“

Luthers Sprache, die Bibel als Grundlage einer neuen poetischen Form.

[«]

[36 = W I 4. Juni–Juli 1885]

36[1]

Gai saber.
Vorspiel zu einer Philosophie der Zukunft.
Von
Friedrich Nietzsche.

Anhang

Die moderne Seele.

Versuch einer Aufklärung über Heute und Morgen.

[«]

36[2]

Niemals ist lebendigen Geschöpfen mehr zugemuthet worden, als bei der Entstehung des Festlandes: da mußten sie, gewöhnt und eingerichtet für das Leben im Meere, ihren Leib und ihre Sitten umdrehen und umstülpen und in Allem etwas Anderes thun als sie bis dahin geübt waren — es hat bisher auf Erden keine merkwürdigere Veränderung gegeben. — Wie nun damals, durch Einstürze, durch ein langsames Zusammenbrechen der Erde das Meer sich in die Brüche Höhlen und Gruben senkte und Tiefe bekam: so möchte das, was jetzt unter Menschen geschieht, im Gleichniß zu reden, vielleicht das gerade Gegenstück dazu abgeben: nämlich ein Ganz- und Rundwerden des Menschen, ein Verschwinden der Brüche Höhlen und Gruben und folglich auch — ein Verschwinden des festen Landes. Für einen Menschen, den meine Denkweise rund und ganz gemacht hat, „ist Alles im Meere“, ist das Meer überall: aber das Meer selber hat an Tiefe verloren. — Doch ich war auf dem Wege zu einem ganz anderen Gleichnisse und habe mich nur verlaufen! Ich wollte sagen: ich bin gleich Jedermann als Landthier geboren — und nun muß ich trotzdem Meer-Thier sein!

[«]

36[3]

Deutschland, welches reich ist an geschickten und wohlunterrichteten Gelehrten, ermangelt in einem solchen Maaße seit langer Zeit der großen Seelen, der mächtigen Geister, daß es verlernt zu haben scheint, was eine große Seele, was ein mächtiger Geist ist: und heutzutage stellen sich, beinahe mit gutem Gewissen, und aller Verlegenheit bar, mittelmäßige und noch dazu übel gerathene Menschen an den Markt und preisen sich selber als große Männer, Reformatoren an; wie es zum Beispiel Eugen Dühring thut, ein geschickter und wohlunterrichteter Gelehrter, der aber doch fast mit jedem Worte verräth, daß er eine kleinliche Seele herbergt und durch enge neidische Gefühle zerquetscht wird; auch daß nicht ein mächtiger, überschäumender, wohlthätig-verschwenderischer Geist ihn treibt — sondern der Ehrgeiz! In diesem Zeitalter aber nach Ehren zu geizen, ist eines Philosophen noch viel unwürdiger als in irgend einem früheren Zeitalter: jetzt wo der Pöbel herrscht, wo der Pöbel die Ehren vergiebt!

[«]

36[4]

Wenn der Philosoph sich unter die homines bonae voluntatis begiebt, unter die Gutmüthigen, Mitleidigen, Sanften, Alltäglichen, so geschieht ihm, wie wenn er in eine feuchte Luft und unter einen bedeckten Himmel gerathen sei: eine kurze Zeit thut es ihm wohl, er fühlt sich gleichsam erleichtert; giebt er aber gut Acht, so merkt er, wie er selber in dieser falschen Umgebung bequem und nachlässig wird; auch eitel — vor Allem aber schwermüthig. Um schnell zu lernen, wie schwach und gering dieses gutmüthige Zeug von Menschen beschaffen ist, mit allem ihrem gefälligen Anschein, mag er ihre Eitelkeit reizen und verwunden, er bringe sie so weit, daß sie schimpfen: da wird sich schnellstens die „Untiefe“ dieser Gewässer verrathen, und wohl auch, was unter aller dieser artigen leichten blauen Oberfläche für Sand und Unflath oder für Anmaaßlichkeit verborgen liegt.

[«]

36[5]

Die Frauen in Europa, ganz abgesehn von ihrem eigentlichen Geschäfte („Kinder zu legen“) sind zu vielen guten Dingen nütze. Mit Wienerinnen ist es angenehm zu tanzen. Mit einer Französin kann man causer, mit einer Italiänerin poser, mit einer Deutschen — oser. Unter den Jüdinnen giebt es allerliebste Schwätzel-Weiber: das Muster davon, ganz in Goethesche Spitzen und Selbstgefälligkeiten gewickelt, war die Rahel. Eine Russin hat gewöhnlich etwas erlebt, bisweilen Etwas gedacht. Engländerinnen wissen auf die weiblichste und himmlischeste Weise zu erröthen, beinahe ohne Grund, gleich den Engeln: kurz, man kommt nicht zu Ende, wenn man die Nützlichkeit des Weibes — etwas, woran alle Welt glaubt — erst noch nach dem V<orbilde> der e<nglischen> U<tilitarians> steif und standhaft beweisen wollte.

[«]

36[6]

Gai saber.
Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.

An den Mistral. Ein Tanzlied.

I Theil. 1. „Ohne ein leidenschaftliches Vergnügen
Schluß. „Und wißt ihr auch, was mir ‚die Welt’ ist?
II Theil. Schluß. „Als ich sehr jung war, Dionysos.
III Theil. Von der Zukunft der Künste.
IV Theil. Der Spiegel.
V Theil. Unter freien Geistern.

[«]

36[7]

Mein „Mitleid“. — Dies ist ein Gefühl, für das mir kein Name genügt: ich empfinde es, wo ich eine Verschwendung kostbarer Fähigkeiten sehe, zum Beispiel beim Anblicke Luthers: welche Kraft und was für abgeschmackte Hinterwäldler-Probleme (zu einer Zeit, wo in Frankreich schon die tapfere und frohmüthige Scepsis eines Montaigne möglich war!) Oder wo ich, durch die Einwirkung eines Blödsinns von Zufälligkeit, Jemanden hinter dem zurückbleiben sehe, was aus ihm hätte werden können. Oder gar bei einem Gedanken an das Loos der Menschheit, wie wenn ich, mit Angst und Verachtung, der europäischen Politik von heute einmal zuschaue, welche, unter allen Umständen, auch an dem Gewebe aller Menschen-Zukunft arbeitet. Ja, was könnte aus „dem Menschen“ werden, wenn — —! Dies ist eine Art „Mitleid“; ob es schon keinen Leidenden giebt, mit dem ich da litte.

[«]

36[8]

Moralia

Wie von Alters her der Mensch in tiefer Unbekanntschaft mit seinem Leibe lebt und an einigen Formeln genug hat, sich über sein Befinden mitzutheilen, so steht es mit den Urtheilen über den Werth von Menschen und Handlungen: man hält bei sich selber an einigen äußerlichen und nebensächlichen Zeichen fest und hat kein Gefühl davon, wie tief unbekannt und fremd wir uns selber sind. Und was das Urtheil über Andre anlangt: wie schnell und „sicher“ urtheilt da noch der Vorsichtigste und Billigste!

[«]

36[9]

Moralia.

Es bedarf eines sparsamen Nachdenkens, um dahinter zu kommen, daß es nichts „Gutes an sich“ giebt — daß etwas Gutes nur als „gut wofür“ gedacht werden muß, und daß was in Einer Absicht gut ist, nothwendig zugleich in vieler andrer Absicht „böse und schädlich“ sein wird: kurz daß jedwedes Ding, dem wir das Prädikat „gut“ beilegen, ebendamit auch als „böse“ bezeichnet ist.

[«]

36[10]

Wie lange ist es nun her, daß ich bei mir selber bemüht bin, die vollkommne Unschuld des Werdens zu beweisen! Und welche seltsamen Wege bin ich dabei schon gegangen! Ein Mal schien mir dies die richtige Lösung, daß ich dekretirte: „das Dasein ist, als etwas von der Art eines Kunstwerks, gar nicht unter der jurisdictio der Moral; vielmehr gehört die Moral selber in's Reich der Erscheinung." Ein ander Mal sagte ich: alle Schuld-Begriffe sind objective völlig werthlos, subjective aber ist alles Leben nothwendig ungerecht und alogisch. Ein drittes Mal gewann ich mir die Leugnung aller Zwecke ab und empfand die Unerkennbarkeit der Causal-Verknüpfungen. Und wozu dies Alles? War es nicht, um mir selber das Gefühl völliger Unverantwortlichkeit zu schaffen — mich außerhalb jedes Lobs und Tadels, unabhängig von allem Ehedem und Heute hinzustellen, um auf meine Art meinem Ziele nachzulaufen? —

[«]

36[11]

Im Grunde ist die Moral gegen die Wissenschaft feindlich gesinnt: schon Sokrates war dies — und zwar deshalb, weil die Wissenschaft Dinge als wichtig nimmt, welche mit „gut" und „böse" nichts zu schaffen haben, folglich dem Gefühl für „gut" und „böse" Gewicht nehmen. Die Moral nämlich will, daß ihr der ganze Mensch und seine gesammte Kraft zu Diensten sei: sie hält es für die Verschwendung eines Solchen, der zum Verschwenden nicht reich genug ist, wenn der Mensch sich ernstlich um Pflanzen und Sterne kümmert. Deshalb gieng in Griechenland, als Sokrates die Krankheit des Moralisirens in die Wissenschaft eingeschleppt hatte, es geschwinde mit der Wissenschaftlichkeit abwärts; eine Höhe, wie die in der Gesinnung eines Democrit, Hippocrates und Thukydides, ist nicht zum zweiten Male erreicht worden.

[«]

36[12]

Mensch im Verkehr

Es ist ein Merkmal eines Mangels vornehmer Gesinnung, wenn Jemand auf der Straße einen Gruß eher erwiedert, als er die Person, welche grüßte, erkannt hat: — Gruß und Art des Grußes sollen ja Auszeichnungen sein — den einzigen Fall ausgenommen, daß ein Fürst (oder der qui range aux souverains) seines Weges geht und gegrüßt wird. Es ist sein Vorrecht, Niemanden kennen zu müssen, aber von Allen gekannt sein zu müssen. Ein Gleichniß.

[«]

36[13]

Der M<ensch> mit sich allein:

Wie verschieden empfindet man das Geschäft und die Arbeit seines Lebens, wenn man damit der Erste in seiner Familie ist oder wenn schon Vater und Großvater in gleicher Weise thätig gewesen sind! In jenem Falle, daß man der Erste ist, hat man viel mehr innere Noth dabei, auch einen viel plötzlicheren Stolz; das gute Gewissen ist mit einer solchen Thätigkeit noch nicht verschwistert, und Etwas daran wird leicht als beliebig, als zufällig empfunden.

[«]

36[14]

Welchen Werth Wagner für den Nicht-Musiker haben mag, auch fürderhin behalten mag, die Frage soll uns für jetzt noch erspart bleiben. Richard Wagner hat ohne allen Zweifel den Deutschen dieses Zeitalters die umfänglichste Ahnung davon gegeben, was ein Künstler sein könnte: — die Ehrfurcht vor „dem Künstler“ ist plötzlich ins Große gewachsen: überall hat er neue Werthschätzungen, neue Begierden, neue Hoffnungen erweckt; und vielleicht nicht am wenigsten gerade durch das nur ankündigende, unvollständige, unvollkommene Wesen seiner Kunstgebilde. Wer hat nicht von ihm gelernt! Und wenn auch nicht so unmittelbar, wie die Künstler des Vortrags und die Attitüden-Menschen jeder Art, so doch mindestens mittelbar, „bei Gelegenheit von Richard Wagner“, wie man sagen dürfte. Sogar die philosophische Erkenntniß hat keinen geringen Anstoß durch sein Erscheinen bekommen, daran ist nicht zu zweifeln. Es giebt heute eine

Menge aesthetischer Probleme, von welchen, vor Richard Wagner, auch die Feinsten noch keinen Geruch hatten, — vor allem das Problem des Schauspielers und sein Verh<ältnis> zu den verschiedenen Künsten, nicht zu reden von psychologischen Problemen, wie sie der Charakter Wagners und die W<agnersche> Kunst in Fülle vorlegt. Freilich: so weit er sich selber in das Reich der Erkenntniß begeben hat, verdient er kein Lob, vielmehr eine unbedingte Zurückweisung; in den Gärten der Wissenschaft nahm er sich immer nur als der unbescheidenste und ungeschickteste Eindringling aus. Das „Philosophiren“ Wagner’s gehört zu den unerlaubtesten Arten der Dilettanterei; daß man darüber nicht einmal zu lachen verstanden hat, ist deutsch und gehört zum alten deutschen „Cultus der Unklarheit“. Will man ihm aber durchaus auch noch als einem „Denker“ zu Ehren und Statuen verhelfen — der gute Wille und die Unterthänigkeit seiner Anhänger wird das sich nicht ersparen können — wohlan! so empfehle ich, ihn als den Genius der deutschen Unklarheit selber darzustellen, mit einer qualmenden Fackel in der Hand, begeistert und eben über einen Stein stolpernd. Wenn Wagner „denkt“, stolpert er. — Aber uns wird der M<usiker> Wagner angehen.

[«]

36[15]

Hätte die Welt ein Ziel, so müßte es erreicht sein. Gäbe es für sie einen unbeabsichtigten Endzustand, so müßte er ebenfalls erreicht sein. Wäre sie überhaupt eines Verharrens und Starrwerdens, eines „Seins“ fähig, hätte sie nur Einen Augenblick in allem ihrem Werden diese Fähigkeit des „Seins“, so wäre es wiederum mit allem Werden längst zu Ende, also auch mit allem Denken, mit allem „Geiste“. Die Thatsache des „Geistes“ als eines Werdens beweist, daß die Welt kein Ziel, keinen Endzustand hat und des Seins unfähig ist. — Die alte Gewohnheit aber, bei allem Geschehen an Ziele und bei der Welt an einen lenkenden schöpferischen Gott zu denken, ist so mächtig, daß der Denker Mühe hat, sich selber die Ziellosigkeit der Welt nicht wieder als Absicht zu denken. Auf diesen Einfall — daß also die Welt absichtlich einem Ziele ausweiche und sogar das Hineingerathen in einen Kreislauf künstlich zu verhüten wisse — müssen alle die verfallen, welche der Welt das Vermögen zur ewigen Neuheit aufdekretiren möchten, das heißt einer endlichen, bestimmten, unveränderlich gleich großen Kraft, wie es „die Welt“ ist — die Wunder-Fähigkeit zur unendlichen Neugestaltung ihrer Formen und Lagen. Die Welt, wenn auch kein Gott mehr, soll doch der göttlichen Schöpferkraft, der unendlichen Verwandlungs-Kraft fähig sein; sie soll es sich willkürlich verwehren, in eine ihrer alten Formen zurückzugerathen, sie soll nicht nur die Absicht, sondern auch die Mittel haben, sich selber vor jeder Wiederholung zu bewahren, sie soll somit in jedem Augenblick jede ihrer Bewegungen auf die Vermeidung von Zielen, Endzuständen, Wiederholungen hin controliren — und was Alles die Folgen einer solchen unverzeihlich-verrückten Denk- und Wunschweise sein mögen. Das ist immer noch die alte religiöse Denk- und Wunschweise, eine Art Sehnsucht zu glauben, daß irgendworin doch die Welt dem alten geliebten, unendlichen, unbegrenzt-schöpferischen Gotte gleich sei, — daß irgendworin doch „der alte Gott noch lebe“, — jene Sehnsucht Spinoza's, die sich in dem Worte „deus sive natura“ (er empfand sogar „natura sive deus“ —) ausdrückt. Welches ist denn aber der Satz und Glaube, mit welchem sich die entscheidende Wendung, das jetzt erreichte Übergewicht des wissenschaftlichen Geistes über den religiösen götter-erdichtenden Geist, am bestimmtesten formulirt? Heißt er nicht: die Welt, als Kraft, darf nicht unbegrenzt gedacht werden, denn sie kann nicht so gedacht werden — wir verbieten uns den Begriff einer unendlichen Kraft als mit dem Begriff „Kraft“ unverträglich. Also — fehlt der Welt auch das Vermögen zur ewigen Neuheit.

[«]

36[16]

Geht es nach meinem Willen: so ist es an der Zeit, der europäischen Moral den Krieg zu erklären, und ebenso allem, was auf ihr gewachsen ist. Man muß diese zeitweilige Völker- und Staaten-Ordnung Europa's zertrümmern. Die christlich-demokratische Denkweise begünstigt das Heerden-Thier, die Verkleinerung des Menschen, sie schwächt die großen Triebfedern (das Böse —), sie haßt den Zwang, die harte Zucht, die großen Verantwortlichkeiten, die großen Wagnisse. Die Mittelmäßigsten tragen den Preis davon und setzen ihre Werthmaaße durch.

[«]

36[17]

Aber zu wem rede ich dies? Wo sind denn diese „freien Geister“? Giebt es denn ein solches „unter uns“? —

Ich sehe um mich: wer denkt, wer fühlt darin, wie ich? Wer will, was mein verborgenster Wille will? Aber ich fand Niemanden bisher. Vielleicht habe ich nur schlecht gesucht? Vielleicht müssen die, welche an meiner Art neuer Noth und neuem Glück leiden, sich gleichermaßen verbergen, wie ich es thue? Und Masken vornehmen, wie ich es that? — Und folglich schlecht zum Suchen von Ihresgleichen taugen?

Wir neuen Philosophen, wir Versuchenden, denken anders — und wir wollen es nicht beim Denken bewenden lassen. Wir denken freier — vielleicht kommt der Tag, wo man mit Augen sieht, daß wir auch freier handeln. Einstweilen sind wir schwer zu erkennen; man muß uns verwechseln. Sind wir „Freidenker“?

In allen Ländern Europas und ebenso in Nordamerika giebt es jetzt „Freidenker“: gehören sie zu uns? Nein, meine Herren, ihr wollt ungefähr das Gegentheil von dem, was in den Absichten jener Philosophen liegt, welche ich Versucher nenne; diese spüren wenig Versuchung, mit euch lügnerische Artigkeiten auszutauschen. Ja, wenn ihr „Freidenker“ nur einen Geruch davon hättet, wovon man sich frei machen kann und wohin man dann getrieben wird! ich meine, ihr würdet zu den wüthendsten Gegnern dessen gehören, was ich meine „Freiheit des Geistes und mein „Jenseits von Gut und Böse“ nenne.

Daß ich es nicht mehr nöthig habe, an „Seelen“ zu glauben, daß ich die „Persönlichkeit“ und ihre angebliche Einheit leugne und in jedem Menschen das Zeug zu sehr verschiedenen „Personae“ (und Masken) finde, daß mir der „absolute Geist“ und das „reine Erkennen“ Fabelwesen bedeuten, hinter denen sich schlecht eine contradictio in adjecto verbirgt — damit bin ich vielleicht auf der gleichen Bahn, wie viele jener „Freidenker“, noch ganz abgesehen von der Leugnung Gottes, mit der auch heute noch einige biedere Engländer vermeinen, eine ungeheure Probe von Freisinnigkeit zu geben. Was mich von ihnen trennt, sind die Werthschätzungen: denn sie gehören allesammt in die demokratische Bewegung und wollen gleiche Rechte für Alle, sie sehen in den Formen der bisherigen alten Gesellschaft die Ursachen für die menschlichen Mängel und Entartungen, sie begeistern sich für das Zerbrechen dieser Formen: und einstweilen dünkt ihnen das Menschlichste, was sie thun können, allen Menschen zu ihrem Grad geistiger „Freiheit“ zu verhelfen. Kurz und schlimm, sie gehören zu den „Nivellirern“ — zu jener Art Menschen, die mir in jedem Betracht gröblich wider den Geschmack und noch mehr wider die Vernunft geht: Ich will, auch in Dingen des

Geistes, Krieg und Gegensätze; und mehr Krieg als je, mehr G<egensätze> als je; ich würde den härtesten Despotismus (als Schule für die Geschmeidigkeit des Geistes) noch eher gutheißen als die feuchte laue Luft eines „preßfreien“ Zeitalters, in dem aller Geist bequem und dumm wird und die Glieder streckt. Ich bin darin auch heute noch, was ich war — „unzeitgemäß“.

Wir neuen Philosophen aber: wir beginnen nicht nur mit der Darstellung der thatsächlichen Rangordnung und Werth-Verschiedenheit der Menschen, sondern wir wollen auch gerade das Gegentheil einer Anähnlichung, einer Ausgleichung: wir lehren die Entfremdung in jedem Sinne, wir reißen Klüfte auf, wie es noch keine gegeben hat, wir wollen, daß der Mensch böser werde als er je war. Einstweilen leben wir noch selber einander fremd und verborgen. Es wird uns aus vielen Gründen nöthig sein, Einsiedler zu sein und selbst Masken vorzunehmen, — wir werden folglich schlecht zum Suchen von unsresgleichen taugen. Wir werden allein leben und wahrscheinlich die Martern aller sieben Einsamkeiten kennen. Laufen wir uns aber über den Weg, durch einen Zufall, so ist darauf zu wetten, daß wir uns verkennen oder wechselseitig betrügen.

[«]

36[18]

Ich hüte mich, von chemischen „Gesetzen“ zu sprechen: das hat einen moralischen Beigeschmack. Es handelt sich vielmehr um eine absolute Feststellung von Machtverhältnissen: das Stärkere wird über das Schwächere Herr, so weit dies eben seinen Grad von Selbständigkeit nicht durchsetzen kann, — hier giebt es kein Erbarmen, keine Schonung, noch weniger eine Achtung vor „Gesetzen“!

[«]

36[19]

Es ist unwahrscheinlich, daß unser „Erkennen“ weiter reichen sollte als es knapp zur Erhaltung des Lebens ausreicht. Die Morphologie zeigt uns, wie die Sinne und die Nerven, sowie das Gehirn sich entwickeln im Verhältniß zur Schwierigkeit der Ernährung.

[«]

36[20]

Auch im Reiche des Unorganischen kommt für ein Kraftatom nur seine Nachbarschaft in Betracht: die Kräfte in der Ferne gleichen sich aus. Hier steckt der Kern des Perspectivischen, und warum ein lebendiges Wesen durch und durch „egoistisch“ ist.

[«]

36[21]

Das Schwächere drängt sich zum Stärkeren, aus Nahrungsnoth; es will unterschlüpfen, mit ihm womöglich Eins werden. Der Stärkere wehrt umgekehrt ab von sich, er will nicht in dieser Weise zu Grunde gehen; vielmehr, im Wachsen, spaltet er sich zu Zweien und Mehreren. Je größer der Drang ist zur Einheit, um so mehr darf man auf Schwäche schließen; je mehr der Drang nach Varietät, Differenz, innerlichem Zerfall, um so mehr Kraft ist da.

Der Trieb, sich anzunähern — und der Trieb, etwas zurückzustoßen, sind in der unorganischen wie organischen Welt das Band. Die ganze Scheidung ist ein Vorurtheil.

Der Wille zur Macht in jeder Kraft-Combination, sich wehrend gegen das Stärkere, losstürzend auf das Schwächere ist richtiger. NB. Die Prozesse als „Wesen“.

[«]

36[22]

Die Verbindung des Unorganischen und Organischen muß in der abstoßenden Kraft liegen, welche jedes Kraftatom ausübt. Leben wäre zu definiren als eine dauernde Form von Prozeß der Kraftfeststellungen, wo die verschiedenen Kämpfenden ihrerseits ungleich wachsen. In wie fern auch im Gehorchen ein Widerstreben liegt; es ist die Eigenmacht durchaus nicht aufgegeben. Ebenso ist im Befehlen ein Zugestehen, daß die absolute Macht des Gegners nicht besiegt ist, nicht einverleibt, aufgelöst. „Gehorchen“ wie „Befehlen“ sind Formen des Kampfspiels.

[«]

36[23]

Die fortwährenden Übergänge erlauben nicht, von „Individuum“ usw. zu reden; die „Zahl“ der Wesen ist selber im Fluß. Wir würden nicht von Zeit reden und nichts von Bewegung wissen, wenn wir nicht, in grober Weise, „Ruhendes“ neben „Bewegtem“ zu sehen glaubten. Ebenso wenig von Ursache und Wirkung, und ohne die irrthümliche Conception des „leeren Raumes“ wären wir gar nicht zur Conception des Raums gekommen. Der Satz von der Identität hat als Hintergrund den „Augenschein“, daß es gleiche Dinge giebt. Eine werdende Welt könnte im strengen Sinne nicht „begriffen“, nicht „erkannt“ werden: nur insofern der „begreifende“ und „erkennende“ Intellekt eine schon geschaffene grobe Welt vorfindet, gezimmert aus lauter Scheinbarkeiten, aber fest geworden, insofern diese Art Schein das Leben erhalten hat — nur insofern giebt es etwas wie „Erkenntniß“: d.h. ein Messen der früheren und jüngeren Irrthümer an einander.

[«]

36[24]

Die Sonne: ihre Bewegungen sind Resultanten 1) vom Triebe, auf die Planeten los zu stürzen 2) dies bringt eine Annäherung an Alle hervor 3) sich wehrend gegen eine stärkere Sonne

[«]

36[25]

Ich glaube an den absoluten Raum, als Substrat der Kraft: diese begrenzt und gestaltet. Die Zeit ewig. Aber an sich giebt es nicht Raum, noch Zeit: „Veränderungen“ sind nur Erscheinungen (oder Sinnes-Vorgänge für uns); wenn wir zwischen diesen noch so regelmäßige Wiederkehr ansetzen, so ist damit nichts begründet als eben diese Thatsache, daß es immer so geschehen ist. Das Gefühl, daß das post hoc ein propter hoc ist, ist leicht als Mißverständniß abzuleiten; es ist begreiflich. Aber Erscheinungen können nicht „Ursachen“ sein!

[«]

36[26]

„Subjekt“ „Objekt“ „Prädikat“ — diese Trennungen sind gemacht und werden jetzt wie Schemata übergestülpt über alle anscheinenden Thatsachen. Die falsche Grundbeobachtung ist, daß ich glaube, ich bin’s, der etwas thut, der etwas leidet, der etwas „hat“, der eine Eigenschaft „hat“. Dies „thun“ „leiden“ „haben“ — — —

[«]

36[27]

Die Philosophie, so wie ich sie allein noch gelten lasse, als die allgemeinste Form der Historie, als Versuch das Heraklitische Werden irgendwie zu beschreiben und in Zeichen abzukürzen (in eine Art von scheinbarem Sein gleichsam zu übersetzen und zu mumisiren)

[«]

36[28]

Daß „Vererbung“, als etwas ganz Unerklärtes, nicht zur Erklärung benutzt werden kann, sondern nur zur Bezeichnung, Fixirung eines Problems. Eben das gilt vom „Anpassungs-Vermögen“. Thatsächlich ist durch die morphologische Darstellung, gesetzt sie wäre vollendet, nichts erklärt, aber ein ungeheurer Thatbestand beschrieben. Wie ein Organ benutzt werden kann zu irgend einem Zwecke, das ist nicht erklärt. Es wäre mit der Annahme von causae finales, so wenig wie mit causae efficientes in diesen Dingen erklärt. Der Begriff „causa“ ist nur ein Ausdrucksmittel, nicht mehr, ein Mittel zur Bezeichnung.

[«]

36[29]

Es giebt Analogien, z.B. zu unserem Gedächtniß ein anderes Gedächtniß, welches sich in Vererbung und Entwicklung in Formen bemerkbar macht. Zu unserem Erfinden und Experimentiren ein Erfinden in der Verwendung von Werkzeugen zu neuen Zwecken usw. Das, was wir unser Bewußtsein nennen, ist an allen wesentlichen Vorgängen unserer Erhaltung und unseres Wachsthums unschuldig; und kein Kopf wäre so fein, daß er mehr construiren könnte als eine Maschine, — worüber jeder organische Prozeß weit hinaus ist.

[«]

36[30]

Man ist unbillig gegen Descartes, wenn man seine Berufung auf Gottes Glaubwürdigkeit leichtfertig nennt. In der That, nur bei der Annahme eines moralisch uns gleichartigen Gottes ist von vornherein die „Wahrheit“ und das Suchen der Wahrheit etwas, was Erfolg verspricht und Sinn hat. Diesen Gott bei Seite gelassen, ist die Frage erlaubt, ob betrogen zu werden nicht zu den Bedingungen des Lebens gehört.

[«]

36[31]

Der siegreiche Begriff „Kraft“, mit dem unsere Physiker Gott aus der Welt geschafft haben, bedarf noch einer Ergänzung: es muß ihm eine innere Welt zugesprochen werden, welche ich bezeichne als „Willen zur Macht“, d.h. als unersättliches Verlangen nach Bezeigung der Macht; oder Verwendung, Ausübung der Macht, als schöpferischen Trieb usw. Die Physiker werden die „Wirkung in die Ferne“ aus ihren Principien nicht los: ebensowenig eine abstoßende Kraft (oder anziehende) Es hilft nichts: man muß alle Bewegungen, alle „Erscheinungen“, alle „Gesetze“ nur als Symptome eines innerlichen Geschehens fassen und sich der Analogie des Menschen zu Ende bedienen. Am Thier ist es möglich, aus dem Willen zur Macht alle seine Triebe abzuleiten: ebenso alle Funktionen des organischen Lebens aus dieser Einen Quelle.

[«]

36[32]

Leibnitz ist gefährlich, als ein rechter Deutscher, der Vordergründe und Vordergrunds-Philosophien nöthig hat, verwegen und geheimnißvoll in sich bis zum Äußersten, aber ohne Vornehmheit

Spinoza ist tiefer umfänglicher höhlenverborgener als Cartesius: Pascal wiederum tiefer als Spinoza. Gegen solche Einsiedler des Geistes und Gewissens gerechnet sind Hume und Locke Menschen der Oberfläche; — — —

[«]

36[33]

Zur Kritik der deutschen Seele.

[«]

36[34]

Von den Welt-Ausdeutungen, welche bisher versucht worden sind, scheint heutzutage die mechanistische siegreich im Vordergrund zu stehen: ersichtlich hat sie das gute Gewissen auf ihrer Seite; und keine Wissenschaft glaubt bei sich selber an einen Fortschritt und Erfolg, es sei denn, wenn er mit Hülfe mechanistischer Prozeduren errungen ist. Jedermann kennt diese Prozeduren: man läßt die „Vernunft“ und die „Zwecke“, so gut es gehen will, aus dem Spiele, man zeigt, daß, bei gehöriger Zeitdauer, Alles aus Allem werden kann, man verbirgt ein schadenfrohes Schmunzlen nicht, wenn wieder einmal die „anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale“ einer Pflanze oder eines Eidotters auf Druck und Stoß zurückgeführt ist: kurz, man huldigt von ganzem Herzen, wenn in einer so ernsten Angelegenheit ein scherzhafter Ausdruck erlaubt ist, dem Principe der größtmöglichen Dummheit. Inzwischen giebt sich gerade bei den ausgesuchten Geistern, welche in dieser Bewegung stehen, ein Vorgefühl, eine Beängstigung zu erkennen, wie als ob die Theorie ein Loch habe, welches über kurz oder lang zu ihrem letzten Loche werden könne: ich meine zu jenem, aus dem man pfeift, wenn man in höchsten Nöthen ist. Man kann Druck und Stoß selber nicht „erklären“, man wird die actio in distans nicht los: — man hat den Glauben an das Erklären-können selber verloren und giebt mit sauertöpfischer Miene zu, daß Beschreiben und nicht Erklären, daß die dynamische Welt-Auslegung, mit ihrer Leugnung des „leeren Raumes“, der Klümpchen-Atome, in Kurzem über die Physiker Gewalt haben wird: wobei man freilich zur Dynamis noch eine innere Qualität — — —

[«]

36[35]

Am Leitfaden des Leibes. —

Gesetzt, daß „die Seele“ ein anziehender und geheimnißvoller Gedanke war, von dem sich die Philosophen mit Recht nur widerstrebend getrennt haben — vielleicht ist das, was sie nunmehr dagegen einzutauschen lernen, noch anziehender, noch geheimnißvoller. Der menschliche Leib, an dem die ganze fernste und nächste Vergangenheit alles organischen Werdens wieder lebendig und leibhaft wird, durch den hindurch, über den hinweg und hinaus ein ungeheurer unhörbarer Strom zu fließen scheint: der Leib ist ein erstaunlicherer Gedanke als die alte „Seele“.

[«]

36[36]

Es ist zu allen Zeiten besser an den Leib als an unser gewissestes Sein, kurz als ego geglaubt worden als an den Geist (oder die „Seele“ oder „ das Subjekt“, wie die Schulsprache jetzt statt Seele sagt). Niemand kam je auf den Einfall, seinen Magen als einen fremden etwa einen göttlichen Magen zu verstehen: aber seine Gedanken als „eingegeben“, seine Werthschätzungen als „von einem Gott eingeblasen“, seine Instinkte als Thätigkeit von Dämonen zu fassen: für diesen Hang und Geschmack des Menschen giebt es aus allen Altern der Menschheit Zeugnisse. Noch jetzt ist, namentlich unter Künstlern, eine Art Verwunderung und ehrerbietiges Aushängen der Entscheidung reichlich vorzufinden, wenn sich ihnen die Frage vorlegt, wodurch ihnen der beste Wurf gelungen und aus welcher Welt ihnen der schöpferische Gedanke gekommen ist: sie haben, wenn sie dergestalt fragen, etwas wie Unschuld und kindliche Scham dabei, sie wagen es kaum zu sagen „das kam von mir, das war meine Hand, die die Würfel warf“. — Umgekehrt haben selbst jene Philosophen und Religiösen, welche den zwingendsten Grund in ihrer Logik und Frömmigkeit hatten, ihr Leibliches als Täuschung, und zwar als überwundene und abgethane

Täuschung zu nehmen, nicht umhin gekonnt, die dumme Thatsächlichkeit anzuerkennen, daß der Leib nicht davon gegangen ist: worüber das seltsamste Zeugniß theils bei Paulus, theils in der Vedanta-Philosphie zu finden sind.

Aber was bedeutet zuletzt Stärke des Glaubens! Deshalb könnte es immer noch ein sehr dummer Glaube sein! — Hier ist nachzudenken: —

Und zuletzt, wenn der Glaube an den Leib nur die Folge eines Schlusses ist: gesetzt, es wäre ein falscher Schluß, wie die Idealisten behaupten: ist es nicht ein Fragezeichen an der Glaubwürdigkeit des Geistes selber, daß er dergestalt die Ursache falscher Schlüsse ist? Gesetzt, die Vielheit, und Raum und Zeit und Bewegung (und was alles die Voraussetzungen eines Glaubens an Leiblichkeit sein mögen) wären Irrthümer, welches Mißtrauen wird gegen den Geist das erregen, was uns zu solchen Voraussetzungen veranlaßt hat! Genug, der Glaube an den Leib ist einstweilen immer noch ein stärkerer Glaube als der Glaube an den Geist; und wer ihn untergraben will, untergräbt eben damit am gründlichsten auch den Glauben an die Autorität des Geistes.

[«]

36[37]

1.

Menschliches Allzumenschliches: mit diesem Titel ist der Wille zu einer großen Loslösung angedeutet, der Versuch eines Einzelnen, sich von jeglichem Vorurtheilen welches zu Gunsten des Menschen redet loszumachen und alle Wege zu gehn, welche hoch genug führen, um, für einen Augenblick wenigstens, auf den Menschen hinab zu sehen. Nicht das Verächtliche am Menschen zu verachten, sondern bis in die letzten Gründe hinein zu fragen, ob nicht selbst noch im Höchsten und Besten und an Allem, worauf der bisherige Mensch stolz war, ob nicht dieser Stolz selber und harmlose oberflächliche Zuversichtlichkeit seiner Werthschätzungen etwas zu verachten bleibt; diese nicht unbedenkliche Aufgabe war Ein Mittel unter allen den Mitteln, zu denen eine größere, eine umfängliche Aufgabe mich gezwungen hat. Will Jemand mit mir diese Wege gehn? Ich rathe Niemandem dazu. — Aber ihr wollt es? So gehn wir denn.

[«]

36[38]

Goethe ist eine Ausnahme: er lebte unter Deutschen auf feine Weise verschanzt und verkleidet; Schiller gehört zu jenen Deutschen, welche die großen glänzenden Worte und Prunk-Gebärden der Tugend liebten (— selbst sein Geschmack an der Kantischen Moral und ihrem unbedingten Commando-Tone gehört hierhin —) Es thut den Deutschen wehe, sich einzugestehen, wie sehr sie die Deutschen Kotzebues gewesen sind (und zu einem guten Theile noch nicht —); und jener lebensgefährliche Schwärmer Sand nahm vielleicht seine Rache nur an der falschen Stelle, wie es so oft geschieht.

Jansen.

[«]

36[39]

Wenn irgend etwas den jetzigen Deutschen zu Ehren gereicht, so ist es dies, daß sie die großen glänzenden glitzernden Schillerschen Worte nicht mehr aushalten, welche ihre Großväter — — —

[«]

36[40]

Die deutschen Kleinstädter, wie sie Kotzebue gemalt hat — und das Gemälde war gut — sind nach dem Bilde der Weimaraner gemacht, zur Zeit Schillers und Goethes.

[«]

36[41]

Die Kleinheit und Erbärmlichkeit der deutschen Seele, ihr theils genüßliches, theils neidisches Im-Winkel-sitzen, ihre eingefleischte „Kleinstädterei“, um an Kotzebue zu erinnern, ihre „Froschperspektive“ für alle hohen Dinge, um mit den Malern zu reden, — wie schmerzlich — — —

[«]

36[42]

Die preußischen Juden würden, wenn allein Geist, Fleiß und Anstelligkeit in Betracht kämen, bereits im Besitz der hohen Staats-Beamtungen, besonders im Verwaltungs-fache sein: kurz, sie würden die „Macht“ auch in den Händen haben (wie sie dieselbe schon — nach vielfachen Zeugnissen zu schließen — „in der Tasche“ haben). Das was sie davon ausschließt, ist ihre Unfähigkeit, die Macht zu repräsentiren: Die Juden sind selbst in ihrem Vaterlande keine herrschende Kaste gewesen: ihr Auge überzeugt nicht, ihre Zunge läuft leicht zu geschwinde und überschlägt sich dabei, ihr Zorn versteht sich nicht auf das tiefe ehrliche Löwen-Gebrüll, ihr Magen hält großen Gelagen, ihr Verstand starken Weinen nicht Stand —, ihre Arme und Beine erlauben ihnen keine stolzen Affekte (in ihren Händen zuckt oft, ich weiß nicht welche — Erinnerung —); und selbst die Art wie ein Jude aufs Pferd kommt (oder ein jüdischer Musiker auf sein Thema kommt — „der jüdische Ansprung“ —) ist nicht unbedenklich und giebt zu verstehen, daß die Juden niemals eine ritterliche Rasse gewesen sind. Wenn die Juden vielfach als untauglich zur Richter-Würde empfunden werden, so ist damit nicht ihre Moralität, sondern nur ihre Unfähigkeit, diese Moralität zu repräsentiren, verurtheilt. Nun ergiebt sich hieraus sofort, daß der Jude Preußens eine herabgebrachte und verkümmerte Art von Jude sein muß; denn an sich versteht der Orientale das Repräsentiren unvergleichlich viel besser als etwa ein Norddeutscher: — Delacroix. Diese Entartung des Juden hängt mit einem falschen Clima und der Nachbarschaft unter unschönen und gedrückten Slaven Ungarn und Deutschen zusammen: unter Portugiesen und Mauren bewahrt sich die höhere Rasse des Juden ja im Ganzen ist vielleicht die Feierlichkeit des Tons und eine Art von Heiligung der Leidenschaft auf Erden bisher noch nicht schöner dargestellt worden als von gewissen Juden des alten Testaments: bei denen hätten auch die Griechen in die Schule gehen können!

[«]

36[43]

Die Gefahren der jüdischen Seele sind: 1) sie sucht sich gern irgendwo schmarotzerisch einzunisten 2) sie weiß sich „anzupassen“, wie die Naturforscher sagen, sie sind dadurch „geborene Schauspieler geworden, gleich dem Polypen“, der wie Theognis singt, dem Felsen die Farbe abborgt, an dem er klebt. Ihr Talent und mehr noch der Hang und Fall zu beidem hin scheint ungeheuer zu sein; die Gewöhnung, um ganz kleine Gewinnste viel Geist und Beharrlichkeit dranzugeben, hat eine verhängnißvolle Furche in ihrem Charakter hinterlassen: so daß auch die achtbarsten Großhändler des jüdischen Geldmarktes es nicht über sich gewinnen, wenn die Umstände es mit sich bringen, die Finger <nicht> kaltblütig nach kleinen mesquinen Übervortheilungen auszustrecken, dergleichen einen preußischen Finanzmenschen schamroth machen würde.

[«]

36[44]

Die Zukunft der deutschen Cultur ruht auf den Söhnen der preußischen Offiziere

[«]

36[45]

A. Die Juden die älteste und reinste Rasse. Schönheit der Frauen.
B. Die Juden die Schauspieler: in einem demokratischen Zeitalter: Reduktion des Litteraten auf den Schauspieler
C. Problem einer Verschmelzung der europäischen Aristokratie oder vielmehr des preußischen Junkers mit Jüdinnen.

[«]

36[46]

der deutsche Atheismus.
die Schulmeister-Cultur.
der deutsche Pessimismus.

[«]

36[47]

Die Gefahren der jüdischen Seele: Schmarotzerthum und Schauspielerei
Der Jude „repräsentirt“ nicht
Die Schulmeister-Cultur.
Der deutsche Pessimismus.
Die Einsiedler:
Die Deutschthümelei.
Die deutsche Musik.
Die Litteraten.
Die Frauen.
Mißtrauen gegen die modernen Ideen.
Der deutsche Anarchismus.

[«]

36[48]

Feindschaft gegen alles Litteratenhafte und Volks-Aufklärerische, insonderheit gegen alles Weibs-Verderberische, Weibs-Verbildnerische — denn die geistige Aufklärung ist ein unfehlbares Mittel, um die Menschen unsicher, willensschwächer, anschluß- und stütze-bedürftiger zu machen, kurz das Heerdenthier im Menschen zu entwickeln: weshalb bisher alle großen Regierungs-Künstler (Confucius in China, das imperium romanum, Napoleon, das Papstthum, zur Zeit, wo es die Macht und nicht nur den Willen zur Macht hatte wo der herrschende Instinkt bisher kulminirte, auch sich der geistigen Aufklärung bedienten; mindestens sie walten ließen (wie die Päpste der Renaissance) Die Selbst-Täuschung der Menge über diesen Punkt z.B. in allen Demokratien, ist äußerst werthvoll: die Verkleinerung und Regierbarkeit des Menschen wird als „Fortschritt“ erstrebt!

[«]

36[49]

Über den deutschen Pessimismus. —

Die Verdüsterung, die pessimistische Färbung, kommt nothwendig im Gefolge der Aufklärung. Gegen 1770 bemerkte man bereits die Abnahme der Heiterkeit; Frauen dachten, mit jenem weiblichen Instinkt, der immer zu Gunsten der Tugend Partei nimmt, daß die Immoralität daran Schuld sei. Galiani traf ins Schwarze: er citirt Voltaires Vers. — Wenn ich nun vermeine, jetzt um ein paar Jahrhunderte Voltaire und sogar Galiani — der etwas viel Tieferes war — in der Aufklärung voraus zu sein: wie weit mußte ich also gar in der Verdüsterung gelangt sein! Dies ist auch wahr: und ich nahm zeitig mit einer Art Bedauern Acht vor der deutschen und christlichen Enge und Folge-Unrichtigkeit des Schopenhauerschen oder gar Leopardischen Pessimismus und suchte die principiellsten Formen auf (— Asien —) Unter die Fortdenker des Pessimismus rechne ich nicht E<duard> v<on> H<artmann>, vielmehr unter die „angenehmen Litteraturen“ - - - usw. Um aber diesen extremen Pessimismus zu ertragen (wie er hier und da aus meiner „Geburt der Tragödie“ heraus klingt) „ohne Gott und Moral“ allein zu leben, mußte ich mir ein Gegenstück erfinden. Vielleicht weiß ich am besten, warum der Mensch allein lacht: er allein leidet so tief, daß er das Lachen erfinden mußte. Das unglückliche und melancholische Thier ist, wie billig, das heiterste.

[«]

36[50]

Über die deutschen Lyriker, —

[«]

36[51]

Süden und Morgenland.

[«]

36[52]

Brahms, kein „Ereigniß“, keine Ausnahme, kein Riß der Kette vor Wagner, vielmehr ein Ring mehr, ein — — —

Wenn man von dem absieht, was er gleichsam einem gastfreundlichen Genius fremder Arten und Menschen gelegentlich geopfert hat — auch Opfer der Pietät gegen große Lehrer, alte und neue, hinzugerechnet — so ist er der Musiker, welcher bisher allein auf die Bezeichnung „der norddeutsche Musiker“ Anspruch hat

[«]

36[53]

Die Deutschen sind noch nichts, aber sie werden etwas; also haben sie noch keine Kultur, — also können sie noch keine Cultur haben! Dies ist mein Satz: mag sich daran stoßen, wer es muß: nämlich wer Deutschthümelei im Schädel (oder im Schilde) führt! — Sie sind noch nichts: das heißt: sie sind allerlei. Sie werden etwas: das heißt, sie hören einmal auf, allerlei zu sein. Dies letzte ist im Grunde nur ein Wunsch, kaum noch eine Hoffnung; glücklicher Weise ein Wunsch, auf den hin man leben kann, eine Sache des Willens, der Arbeit, der Zucht, der Züchtung so gut als eine Sache des Unwillens, des Verlangens, der Entbehrung, des Unbehagens, ja der Erbitterung: kurz, wir Deutschen wollen Etwas von uns, was man vor uns noch nicht wollte — wir wollen Etwas mehr!

Daß diesem „Deutschen was wird und noch nicht ist“ — etwas Besseres zukommt als die heutige deutsche „Bildung“, daß alle „Werdenden“ ergrimmt sein müssen, wo sie eine Zufriedenheit auf diesem Bereiche, ein dreistes „Sich-zur-Ruhe-setzen“ oder „Sich-selbst-Anräuchern“ wahrnehmen: das ist mein zweiter Satz, über den ich auch noch nicht umgelernt habe.

[«]

36[54]

Wie ein Theologe heute ein gutes Gewissen bei seiner Christlichkeit haben kann, ist mir unverständlich und unzugänglich; aber es giebt genugsam gutes Gewissen bei ihm — es scheint mit dem „guten Gewissen“ nicht viel auf sich zu haben!

[«]

36[55]

„Deutsch.“
Fragen und Gedankenstriche.

Gedanken über Zucht und Züchtung.

[«]

36[56]

Der beleidigte Stolz, der Verdruß darüber, dort geliebt zu haben, wo man hätte verachten können, eine hinzukommende Schwermuth über die entstandene Leere und Lücke, endlich der Biß der intellektuellen Eitelkeit, welche sagte „du hast dich betrügen lassen“ —: dies war das nächste Erlebniß. Aber ein philosophischer Mensch treibt alles Erlebte ins Allgemeine, alles Einzelne wächst zu Ketten

[«]

36[57]

Die asiatischen M<enschen> sind hundert Male großartiger als die europäischen

[«]

36[58]

Die Urwald-Vegetation „Mensch“ erscheint immer, wo der Kampf um die Macht am längsten geführt worden ist. Die großen Menschen.

[«]

36[59]

Selbst die Entwicklung der höchsten Intelligenzen ist unter der Unfreiheit und dem Gegendrucke gezüchtet worden. Dem „liberalen Geiste“ wird nichts bisher verdankt. Man unterschätzt, welche Verfeinerung die Gewissensqual einer zugleich christlichen und wissenschaftlich-logischen Weltauslegung für den Geist mit sich gebracht hat.

[«]

36[60]

„Zur Kritik der modernen Seele.“

[«]

[37 = W I 6a. Juni–Juli 1885]

37[1]

Gegen das, was ich in diesem Buche vorzutragen wage, läßt sich gewiß, aus der Nähe, und noch mehr von der Ferne her, mancher herzhafte Einwand machen. Einen Teil dieser Einwände habe ich selbst, Dank mannichfacher Übung im Verhören und Zweikampf zu Einem, vorweggenommen, leider aber immer auch vorweg beantwortet: so daß bisher die ganze Last meiner „Wahrheiten“ auf mir liegen geblieben ist. Man wird verstehen, daß es sich hier um lästige Wahrheiten handelt; und wenn es einen Glauben giebt, der selig macht, nun wohlan, hier ist ein Glaube, der das nicht thut! Aber weshalb sollten die Dinge darauf eingerichtet sein, u<m> uns Vergnügen zu machen? — Obschon ich gerade dies Mal, aufrichtig gesagt, gerne das Vergnügen genösse, widerlegt zu werden. — Und wenn uns andererseits die Erkenntniß ——— wozu dann Erkenntniß? —

Zuletzt ist auch das vielleicht nur eine Frage der Zeit: man verträgt sich am Ende selbst mit dem Teufel. Und wenn die Dinge nicht darauf eingerichtet sein sollten, uns Vergnügen zu machen, wer könnte uns hindern, sie — darauf einzurichten?

[«]

37[2]

Es ist ein schlechter Geschmack mit Vielen übereinstimmen zu wollen. Mir genügt im Grunde schon mein Freund Satis: ihr wißt doch wer das ist? Satis sunt mihi pauci, satis est unus, satis est nullus. Und zuletzt bleibt es dabei: die großen Dinge bleiben für die Großen übrig und aufgespart, die Abgründe für die Tiefen, die Zartheiten und Schauder für die Feinen, und, im Ganzen und Kurzen, alles Seltene für die Seltenen. Mein Urtheil ist mein Urtheil: dazu hat nicht leicht auch ein Anderer das Recht. — Und Sie, mein Herr Nachbar, der Sie mir eben über die

Achsel in’s Buch gucken, Sie sogar bestehen darauf, mir hierin zuzustimmen? Sie schauen in dieß Buch und sagen Ja dazu? Fort mit Ihnen! Ich will durchaus nicht Ihrethalben gegen das, was ich eben schrieb, mißtrauisch werden. Auch ich nämlich liebe die Wahrheit, gleich allen Philosophen: alle Philosophen liebten bisher ihre Wahrheiten — —

[«]

37[3]

Ich vergaß zu sagen, daß solche Philosophen heiter sind und daß sie gerne in dem Abgrunde eines vollkommen hellen Himmels sitzen: — sie haben andere Mittel nöthig, das Leben zu ertragen als andere Menschen, denn sie leiden anders: (nämlich ebensosehr an der Tiefe ihrer Menschenverachtung, als an ihrer Liebe). — Das leidendste Thier auf Erden erfand sich — das Lachen.

[«]

37[4]

Moral und Physiologie. — Wir halten es für eine Voreiligkeit, daß gerade das menschliche Bewußtsein so lange als die höchste Stufe der organischen Entwickelung und als das Erstaunlichste aller irdischen Dinge, ja gleichsam als deren Blüthe und „Ziel“ angesehen wurde. Das Erstaunlichere ist vielmehr der Leib: man kann es nicht zu Ende bewundern, wie der menschliche Leib möglich geworden ist: wie eine solche ungeheure Vereinigung von lebenden Wesen, jedes abhängig und unterthänig und doch in gewissem Sinne wiederum befehlend und aus eignem Willen handelnd, als Ganzes leben, wachsen und eine Zeit lang bestehen kann —: und dieß geschieht ersichtlich nicht durch das Bewußtsein! Zu diesem „Wunder der Wunder“ ist das Bewußtsein eben nur ein „Werkzeug“ und nicht mehr — im gleichen Verstande, in dem der Magen ein Werkzeug dazu ist. Die prachtvolle Zusammenbindung des vielfachsten Lebens, die Anordnung und Einordnung der höheren und niederen Thätigkeiten, der tausendfältige Gehorsam welcher kein blinder, noch weniger ein mechanischer sondern ein wählender, kluger, rücksichtsvoller, selbst widerstrebender Gehorsam ist — dieses ganze Phänomen „Leib“ ist nach intellectuellem Maaße gemessen unserem Bewußtsein, unserem „Geist“, unserem bewußten Denken, Fühlen, Wollen so überlegen, wie Algebra dem Einmaleins. Der „Nerven- und Gehirnapparat“ ist nicht, um überhaupt Denken, Fühlen, Wollen hervorzubringen, so fein und „göttlich“ construirt: vielmehr dünkt mich daß gerade dazu, zum Denken, Fühlen, Wollen, an sich noch gar kein „Apparat“ nöthig ist, sondern daß dies, eben dies — „die Sache selbst“ ist. Vielmehr wird eine solche ungeheure Synthesis von lebendigen Wesen und Intellekten, welche „Mensch“ heißt, erst leben können, wenn jenes feine Verbindungs- und Vermittlungs-System und dadurch eine blitzartig schnelle Verständigung aller dieser höheren und niederen Wesen geschaffen ist — und zwar durch lauter lebendige Vermittler: dies aber ist ein moralisches, und nicht ein mechanistisches Problem! Von der „Einheit“, von der „Seele“, von der „Person“ zu fabeln, haben wir uns heute untersagt: mit solchen Hypothesen erschwert man sich das Problem, so viel ist klar. Und auch jene kleinsten lebendigen Wesen, welche unseren Leib constituiren (richtiger: von deren Zusammenwirken das, was wir „Leib“ nennen, das beste Gleichniß ist —), gelten uns nicht als Seelen-Atome, vielmehr als etwas Wachsendes, Kämpfendes, Sich-Vermehrendes und Wieder-Absterbendes: so daß ihre Zahl unbeständig wechselt, und unser Leben wie jegliches Leben zugleich ein fortwährendes Sterben ist. Es giebt also im Menschen so viele „Bewußtseins“ als es Wesen giebt, in jedem Augenblicke seines Daseins, die seinen Leib constituiren. Das Auszeichnende an dem gewöhnlich als einzig gedachten „Bewußtsein“, am Intellecte, ist gerade, daß er vor dem unzählig Vielfachen in den Erlebnissen dieser vielen Bewußtseins geschützt und abgeschlossen bleibt und, als ein Bewußtsein höheren Ranges, als eine regierende Vielheit und Aristokratie, nur eine Auswahl von Erlebnissen vorgelegt bekommt, dazu noch lauter vereinfachte, übersichtlich und faßlich gemachte, also gefälschte Erlebnisse, — damit er seinerseits in diesem Vereinfachen und Übersichtlichmachen, also Fälschen fortfahre und das vorbereite, was man gemeinhin „einen Willen“ nennt, — jeder solche Willensakt setzt gleichsam die Ernennung eines Diktators voraus. Das aber, was unserem Intellecte diese Auswahl vorlegt, was schon die Erlebnisse vorher vereinfacht, angeähnlicht, ausgelegt hat, ist jedenfalls nicht eben dieser Intellect: ebensowenig, wie er das ist, was den Willen ausführt, was eine blasse, dünne und äußerst ungenaue Werth- und Kraft-Vorstellung aufnimmt und in lebendige Kraft und genaue Werthe-Maaße übersetzt. Und gerade dieselbe Art von Operation, welche hier sich abspielt, muß sich auf allen tieferen Stufen, im Verhalten aller dieser höheren und niederen Wesen zueinander, fortwährend abspielen: dieses selbe Auswählen und Vorlegen von Erlebnissen, dieses Abstrahiren und Zusammendenken, dieses Wollen, diese

Zurückübersetzung des immer sehr unbestimmten Wollens in bestimmte Thätigkeit. Am Leitfaden des Leibes wie gesagt, lernen wir daß unser Leben durch ein Zusammenspiel vieler sehr ungleichwerthigen Intelligenzen und also nur durch ein beständiges tausendfältiges Gehorchen und Befehlen — moralisch geredet: durch die unausgesetzte Übung vieler Tugenden — möglich ist. Und wie dürfte man aufhören, moralisch zu reden! — — Dergestalt schwätzend gab ich mich zügellos meinem Lehrtriebe hin, denn ich war glückselig, Jemanden zu haben, der es aushielt, mir zuzuhören. Doch gerade an dieser Stelle hielt Ariadne es nicht mehr aus — die Geschichte begab sich nämlich bei meinem ersten Aufenthalte auf Naxos —: „aber mein Herr, sprach sie, Sie reden Schweinedeutsch!“ — „Deutsch, antwortete ich wohlgemuth, einfach deutsch! Lassen Sie das Schwein weg, meine Göttin! Sie unterschätzen die Schwierigkeit, feine Dinge deutsch zu sagen!“ — „Feine Dinge! schrie Ariadne entsetzt auf: aber das war nur Positivismus! Rüssel-Philosophie! Begriffs-Mischmasch und -Mist aus hundert Philosophien! Wo will das noch hinaus!“ — und dabei spielte sie ungeduldig mit dem berühmten Faden, der einstmals ihren Theseus durch das Labyrinth leitete. — Also kam es zu Tage, daß Ariadne in ihrer philosophischen Ausbildung um zwei Jahrtausende zurück war.

[«]

37[5]

In Aphorismen-Büchern gleich den meinigen stehen zwischen und hinter kurzen Aphorismen lauter verbotene lange Dinge und Gedanken-Ketten; und Manches darunter, das für Oedipus und seine Sphinx fragwürdig genug sein mag. Abhandlungen schreibe ich nicht: die sind für Esel und Zeitschriften-Leser. Ebensowenig Reden. Meine „unzeitgemäßen Betrachtungen“ richtete ich als junger Mensch an junge Menschen, welchen ich von meinen Erlebnissen und Gelöbnissen sprach, um sie in meine Labyrinthe zu locken, — an deutsche Jünglinge: aber man überredet mich zu glauben, daß die deutschen Jünglinge ausgestorben seien. Wohlan: so habe ich keinen Grund mehr, in jener früheren Manier „beredt“ zu sein; heute — könnte ich es vielleicht nicht mehr. Wer Tags u<nd> Nachts und Jahrein Jahraus mit seiner Seele in vertraulichstem Zwiste und Zwiegespräche zusammengesessen hat, wer in seiner Höhle — es kann ein Labyrinth u<nd> auch ein Goldschacht sein — zum Höhlenbär oder Schatzgräber wurde, wer wie ich sich allerhand Gedanken, Bedenken und Bedenkliches durch den Kopf über das Herz laufen ließ und läßt, das er nicht immer mittheilen würde, selbst wenn er Geister seiner Art und ausgelassene tapfere Kameraden um sich hätte: dessen Begriffe selber erhalten zuletzt eine eigene Zwielicht-Farbe, einen Geruch ebensosehr der Tiefe als des Moders; etwas Unmittheilsames und Widerwilliges, welches jeden Neugierigen kalt anbläst: — und eine Einsiedler-Philosophie, wenn sie selbst mit einer Löwenklaue geschrieben wäre, würde doch immer wie eine Philosophie der „Gänsefüßchen“ aussehen.

[«]

37[6]

Man hört auch den Schriften eines Einsiedlers etwas von dem Wiederhall der Oede, etwas von dem Flüstertone und scheuen Umsichblicken der Einsamkeit an: seine stärksten Worte und Schreie selber klingen gleichsam noch wie eine neue und gefährlichere Art des Schweigens, Verschweigens heraus.

[«]

37[7]

Gesetzt, man denkt sich einen Philosophen als großen Erzieher, mächtig genug, um von einsamer Höhe herab lange Ketten von Geschlechtern zu sich hinaufzuziehen: so muß man ihm auch die unheimlichen Vorrechte des großen Erziehers zugestehen. Ein Erzieher sagt nie was er selber denkt sondern immer nur, was er im Verhältniß zum Nutzen dessen, den er erzieht, über eine Sache denkt. In dieser Verstellung darf er nicht errathen werden; es gehört zu seiner Meisterschaft, daß man an seine Ehrlichkeit glaubt. Er muß aller Mittel der Zucht und Züchtigung fähig sein: manche Naturen bringt er nur durch Peitschenschläge des Hohns vorwärts, Andere, Träge, Unschlüssige, Feige, Eitle, vielleicht mit übertreibendem Lobe. Ein solcher Erzieher ist jenseits von Gut und Böse; aber Niemand darf es wissen.

[«]

37[8]

Es naht sich, unabweislich, zögernd, furchtbar wie das Schicksal, die große Aufgabe und Frage: wie soll die Erde als Ganzes verwaltet werden? Und wozu soll „der Mensch“ als Ganzes — und nicht mehr ein Volk, eine Rasse — gezogen und gezüchtet werden?

Die gesetzgeberischen Moralen sind das Hauptmittel, mit denen man aus dem Menschen gestalten kann, was einem schöpferischen und tiefen Willen beliebt: Vorausgesetzt, daß ein solcher Künstler-Wille höchsten Ranges die Gewalt in den Händen hat und seinen schaffenden Willen über lange Zeiträume durchsetzen kann, in Gestalt von Gesetzgebungen, Religionen und Sitten. Solchen Menschen des großen Schaffens, den eigentlich großen Menschen, wie ich es verstehe, wird man heute und wahrscheinlich für lange noch umsonst nachgehen: sie fehlen —: bis man endlich, nach vieler Enttäuschung, zu begreifen anfangen muß, warum sie fehlen und daß ihrer Entstehung und Entwicklung für jetzt und für lange nichts feindseliger im Wege steht, als das, was man jetzt in Europa geradewegs „die Moral“ nennt: wie als ob es keine andere gäbe und geben dürfte — jene vorhin bezeichnete Heerdenthier-Moral, welche mit allen Kräften das allgemeine grüne Weide-Glück auf Erden erstrebt, nämlich Sicherheit, Ungefährlichkeit, Behagen, Leichtigkeit des Lebens und zu guterletzt „wenn alles gut geht“, sich auch noch aller Art Hirten und Leithammel zu entschlagen hofft. Ihre beiden am reichlichsten gepredigten Lehren heißen: „Gleichheit der Rechte“ und „Mitgefühl für alles Leidende“ — und das Leiden selber wird von ihnen als etwas genommen, das man schlechterdings abschaffen muß. Daß solche „Ideen“ immer noch modern sein können, giebt einen üblen Begriff von — — — Wer aber gründlich darüber nachgedacht hat, wo und wie die Pflanze Mensch bisher am kräftigsten emporgewachsen ist, muß vermeinen, daß dies unter den umgekehrten Bedingungen geschehen ist: daß dazu die Gefährlichkeit seiner Lage ins Ungeheure wachsen, seine Erfindungs- und Verstellungskraft unter langem Druck und Zwang sich emporkämpfen, sein Lebens-Wille bis zu einem unbedingten Willen zur Macht und zur Übermacht gesteigert werden muß, und daß Gefahr, Härte, Gewaltsamkeit, Gefahr auf der Gasse u<nd> im Herzen, Ungleichheit der Rechte, Verborgenheit, Stoicismus, Versucher-Kunst, u<nd> Teufelei jeder Art, kurz der Gegensatz aller Heerden-Wünschbarkeiten, zur Erhöhung des Typus Mensch nothwendig sind. Eine Moral mit solchen umgekehrten Absichten, welche den Menschen ins Hohe, statt ins Bequeme und Mittlere, züchten will, eine Moral mit der Absicht, eine regierende Kaste zu züchten — die zukünftigen Herren der Erde — muß, um gelehrt werden zu können, sich in Anknüpfung an das bestehende

Sittengesetz und unter dessen Worten und Anscheine einführen; daß dazu aber viele Übergangs- und Täuschungsmittel zu erfinden sind, und daß, weil die Lebensdauer Eines Menschen beinahe nichts bedeutet in Hinsicht auf die Durchführung so langwieriger Aufgaben und Absichten, vor Allem erst eine neue Art angezüchtet werden muß, in der dem nämlichen Willen, dem nämlichen Instinkte Dauer durch viele Geschlechter verbürgt wird: eine neue Herren-Art und -Kaste — dieß begreift sich ebenso gut als das lange und nicht leicht aussprechbare Und-so-weiter dieses Gedankens. Eine Umkehrung der Werthe für eine bestimmte starke Art von Menschen höchster Geistigkeit und Willenskraft vorzubereiten und zu diesem Zwecke bei ihnen eine Menge im Zaum gehaltener und verläumdeter Instinkte langsam und mit Vorsicht zu entfesseln: wer darüber nachdenkt, gehört zu uns, den freien Geistern — freilich wohl zu einer neueren Art von „freien Geistern“ als die bisherigen: denn diese wünschten ungefähr das Entgegengesetzte. Hierher gehören, wie mir scheint, vor Allen die Pessimisten Europas, die Dichter und Denker eines empörten Idealismus, insofern ihre Unzufriedenheit mit dem gesammten Dasein sie auch zur Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Menschen mindestens logisch nöthigt; insgleichen gewisse unersättlich-ehrgeizige Künstler, welche unbedenklich und unbedingt für die Sonderrechte höherer Menschen und gegen „das Heerdenthier“ kämpfen und mit den Verführungs-Mitteln der Kunst bei ausgesuchteren Geistern alle Heerden-Instinkte und Heerden-Vorsicht einschläfern; zudritt endlich alle jene Kritiker und Historiker, von denen die glücklich begonnene Entdeckung der alten Welt — es ist das Werk des neuen Columbus, des deutschen Geistes — muthig fortgesetzt wird — denn wir stehen immer noch in den Anfängen dieser Eroberung. In der alten Welt nämlich herrschte in der That eine andere, eine herrschaftlichere Moral als heute; und der antike Mensch, unter dem erziehenden Banne seiner Moral, war ein stärkerer und tieferer Mensch als der Mensch von Heute: — er war bisher allein „der wohlgerathene Mensch“. Die Verführung aber, welche vom Alterthum her auf wohlgerathene, d.h. auf starke und unternehmende Seelen ausgeübt wird, ist auch heute noch die feinste und wirksamste aller antidemokratischen und antichristlichen: wie sie es schon zur Zeit der Renaissance war.

[«]

37[9]

Über alle diese nationalen Kriege, neuen „Reiche“ und was sonst im Vordergrunde steht, sehe ich hinweg: was mich angeht — denn ich sehe es langsam und zögernd sich vorbereiten — das ist das Eine Europa. Bei allen umfänglicheren und tieferen Menschen dieses Jahrhunderts war es die eigentliche Gesammtarbeit ihrer Seele, jene neue Synthesis vorzubereiten und versuchsweise „den Europäer“ der Zukunft vorwegzunehmen: nur in ihren schwächeren Stunden, oder wenn sie alt wurden, fielen sie in die nationale Beschränktheit der „Vaterländer“ zurück —, dann waren sie „Patrioten“. Ich denke an Menschen wie Napoleon, Göthe, Beethoven, Stendhal, Heinrich Heine, Schopenhauer; vielleicht gehört auch Richard Wagner hierher, über welchen, als über einen wohlgerathenen Typus deutscher Unklarheit, sich durchaus nichts ohne ein solches „Vielleicht“ aussagen läßt. Dem aber, was in solchen Geistern als Bedürfniß nach einer neuen Einheit oder bereits als eine neue Einheit mit neuen Bedürfnissen sich regt und gestaltet, steht eine große wirthschaftliche Thatsache erklärend zur Seite: die Kleinstaaten Europas, ich meine alle unsere jetzigen Staaten und „Reiche“, müssen, bei dem unbedingten Drange des großen Verkehrs und Handels nach einer letzten Gränze, nach Weltverkehr und Welthandel, in kurzer Zeit wirthschaftlich unhaltbar werden. (Das Geld allein schon zwingt Europa, irgendwann sich zu Einer Macht zusammen zu ballen.) Um aber mit guten Aussichten in den Kampf um die Regierung der Erde einzutreten — es liegt auf der Hand, gegen wen sich dieser Kampf richten wird — hat Europa wahrscheinlich nöthig, sich ernsthaft mit England zu „verständigen“: es bedarf der Kolonien Englands zu jenem Kampfe ebenso, wie das jetzige Deutschland, zur Einübung in seine neue Vermittler- und Makler-Rolle, der Kolonien Hollands bedarf. Niemand nämlich glaubt mehr daran, daß England selber stark genug sei, seine alte Rolle nur noch fünfzig Jahre fortzuspielen; es geht an der Unmöglichkeit, die homines novi von der Regierung auszuschließen, zu Grunde, und man muß keinen solchen Wechsel der Parteien haben, um solche langwierigen Dinge — — — man muß heute vorerst Soldat sein, um als Kaufmann nicht seinen Kredit zu verlieren. Genug: hierin, wie in anderen Dingen, wird das nächste Jahrhundert in den Fußtapfen Napoleons zu finden sein, des ersten und vorwegnehmendsten Menschen neuerer Zeit.

Für die Aufgaben der nächsten Jahrhunderte sind die Arten „Öffentlichkeit“ und Parlamentarismus die unzweckmäßigsten Organisationen.

[«]

37[10]

Ich unterscheide, unter den höheren Menschen sowohl wie unter Völkern, solche, welche die Welt rund, ganz und fest haben wollen, — groß vielleicht, sehr groß aber ganz und gar nicht „unendlich“ — und solche, welche die Wolken lieben: weil Wolken verhüllen, weil Wolken „ahnen“ lassen. Zu letzteren gehören, unter den Völkern, die Deutschen; und deshalb ist es für einen Denker entgegengesetzten Sinnes nicht rathsam, sich unter ihnen seine Hütte zu bauen. Die Luft ist ihm da zu wolkig. Die deutsche „Einfalt“, den deutschen Glauben an den „reinen Thoren“: er übersetzt sich das immer ins Französische und nennt es la niaiserie allemande. Das deutsche „Gemüth“: er versteht darunter wörtlich, was Goethe darunter verstand: „Nachsicht mit fremden und eignen Schwächen“. Der deutsche Ungeschmack: er findet ihn haarsträubend, — ich zeigte schon einmal bei Gelegenheit eines alterschwachen Buches von Strauß mit den Fingern darauf hin. Vom Auslande aus gesehen, darf man zweifeln ob Deutschland jetzt zehn Männer aufzuweisen hat, welche in Fragen der litterarischen Form urtheilsfähig sind und Tiefe haben. Tiefe nämlich ist nöthig um die zarten Bedürfnisse nach Form überhaupt zu begreifen; erst von der Tiefe aus, vom Abgrunde aus genießt man alles Glück, das im Hellen, Sicheren, Bunten, Oberflächlichen aller Art liegt. Aber die Deutschen glauben sich tief, wenn sie sich schwer und trübsinnig fühlen: — sie schwitzen, wenn sie denken, das Schwitzen gilt ihnen als Beweis ihres „Ernstes“. Ihre Geister sind plump, der Geist des Bieres ist mächtig auch noch in ihren Gedanken — und sie heißen es gar noch ihren „Idealismus“! Freilich, die Deutschen haben, wie sie wenigstens selber vermeinen, es gerade mit diesem Idealismus weit, „bis an die Sterne weit“ getrieben, und sie dürften sich, wenn es sonst die deutsche Bescheidenheit erlaubte, darauf hin ungescheut neben die Griechen niedersetzen, als das berühmte Volk der „Dichter und Denker“. Oder, um dieses Selbstvertrauen auch einmal unbescheiden reden zu lassen, und zwar mit dem Verse eines großen Idealisten:

„Was lobt man viel die Griechen!
„Sie müssen sich verkriechen,
„Wenn sich die teutsche Muse regt.
„Horaz in Flemming lebet,
„In Opitz Naso schwebet,
„In Greiff Senecen‘s Traurigkeit.“

Leibnitz.

[«]

37[11]

Der Socialismus — als die zu Ende gedachte Tyrannei der Geringsten und Dümmsten, der Oberflächlichen, der Neidischen und der Dreiviertels-Schauspieler — ist in der That die Schlußfolgerung der modernen Ideen und ihres latenten Anarchismus: aber in der lauen Luft eines demokratischen Wohlbefindens erschlafft das Vermögen, zu Schlüssen oder gar zum Schluß zu kommen. Man folgt, — aber man folgert nicht mehr. Deßhalb ist der Socialismus im Ganzen eine hoffnungslose, säuerliche Sache: und Nichts ist lustiger anzusehen als der Widerspruch zwischen den giftigen und verzweifelten Gesichtern welche heute die Socialisten machen, — und von was für erbärmlichen gequetschten Gefühlen legt gar ihr Stil Zeugniß ab! — und dem harmlosen Lämmer-Glück ihrer Hoffnungen und Wünschbarkeiten. Dabei kann es doch an vielen Orten Europas ihrerseits zu gelegentlichen Handstreichen und Überfällen kommen: dem nächsten Jahrhundert wird es hie und da gründlich im Leibe „rumoren“, und die Pariser Commüne, welche auch in Deutschland ihre Schutzredner und Fürsprecher hat (z.B. an dem philosophischen Grimassen-Schneider und Sumpfmolch E<ugen> D<ühring> in Berlin), war vielleicht nur eine leichtere Unverdaulichkeit, gemessen an dem, was kommt. Trotzdem wird es immer zuviel Besitzende geben, als daß der Socialismus mehr bedeuten könnte als einen Krankheits-Anfall: und diese Besitzenden sind wie Ein Mann Eines Glaubens „man muß etwas besitzen, um etwas zu sein“. Dieß aber ist der älteste und gesündeste aller Instinkte: ich würde hinzufügen „man muß mehr haben wollen als man hat, um mehr zu werden“. So nämlich klingt die Lehre, welche allem, was lebt, durch das Leben selber gepredigt wird: die Moral der Entwicklung. Haben und mehr haben wollen, Wachsthum mit einem Wort — das ist das Leben selber. In der Lehre des Socialismus versteckt sich schlecht ein „Wille zur Verneinung des Lebens“; es müssen mißrathene Menschen oder Raçen sein welche eine solche Lehre ausdenken. In der That, ich wünschte, es würde durch einige große Versuche bewiesen daß in einer socialistischen Gesellschaft das Leben sich selber verneint, sich selber die Wurzeln abschneidet. Die Erde ist groß genug, und der Mensch immer noch unausgeschöpft genug, als daß mir eine derartige praktische Belehrung und demonstratio ad absurdum, selbst wenn sie mit einem ungeheuren Aufwande von Menschenleben gewonnen und bezahlt würde, nicht wünschenswerth erscheinen müßte. Immerhin, schon als unruhiger Maulwurf unter dem Boden einer in die Dummheit rollenden Gesellschaft wird der Socialismus etwas Nützliches und Heilsames sein können: er verzögert den „Frieden auf Erden“

und die gänzliche Vergutmüthigung des demokratischen Heerdenthieres, er zwingt die Europäer, Geist, nämlich List und Vorsicht übrig zu behalten, den männlichen und kriegerischen Tugenden nicht gänzlich abzuschwören und einen Rest von Geist, — von Klarheit, Trockenheit und Kälte des Geistes übrig zu behalten, — er schützt Europa einstweilen vor dem ihm drohenden marasmus femininus.

[«]

37[12]

In der Hauptsache gebe ich den Künstlern mehr Recht als allen Philosophen bisher: sie verloren die große Spur nicht, auf der das Leben geht, sie liebten die Dinge „dieser Welt“ — sie liebten ihre Sinne. Entsinnlichung zu erstreben: das scheint mir ein Mißverständniß oder eine Krankheit oder eine Kur, wo sie nicht eine bloße Heuchelei oder Selbstbetrügerei ist. Ich wünsche mir selber und allen denen, welche ohne die Ängste eines Puritaner-Gewissens leben — leben dürfen —, eine immer größere Vergeistigung und Vervielfältigung der Sinne; ja wir wollen den Sinnen dankbar sein für ihre Feinheit, Fülle und Kraft und ihnen das Beste von Geist, was wir haben, dagegen bieten. Was gehen uns die priesterlichen und metaphysischen Verketzerungen der Sinne an! Wir haben diese Verketzerung nicht mehr nöthig: es ist ein Merkmal der Wohlgerathenheit, wenn Einer gleich Goethen mit immer größerer Lust und Herzlichkeit an „den Dingen der Welt“ hängt: — dergestalt nämlich hält er die große Auffassung des Menschen fest, daß der Mensch der Verklärer des Daseins wird, wenn er sich selbst verklären lernt. — Aber was redest du? wirft man mir ein. Giebt es nicht unter Künstlern gerade heute die ärgsten Pessimisten? Was denkst du zum Beispiel von Richard Wagner? Ist das kein Pessimist? — Ich kraue mir die Ohren: <ihr habt Recht, ich vergaß Etwas einen Augenblick lang.>

[«]

37[13]

Die Historiker wollen heute zu viel und sündigen allesammt wider den guten Geschmack: sie drängen sich ein in die Seelen von Menschen, zu deren Rang und in deren Gesellschaft sie nicht gehören. Was hat z.B. so ein aufgeregter schwitzender Plebejer wie Michelet mit Napoleon zu schaffen! Es ist gleichgültig, ob er ihn haßt oder liebt, aber weil er schwitzt, gehört er nicht in seine Nähe. Was jener mittelmäßige, im schlechten Sinne elegante Thiers mit demselben Napoleon! er macht lachen, der kleine Mann, wenn er den großen Mann gegen Cäsar, Hannibal und Friedrich mit der Miene eines weisen Richters abschätzt. Ich schätze es höher, wenn einer auch als Historiker zu erkennen giebt, wo für seinen Fuß der Boden zu heiß oder zu heilig ist; ein Historiker aber, der zur rechten Zeit „die Schuhe auszieht" oder die Schuhe anzieht und davongeht, ist heutzutage, im Zeitalter der unschuldigen Unverschämtheit, ein seltener Vogel. Die deutschen Gelehrten, bei denen der „historische Sinn" erfunden worden ist, — jetzt üben sich die Franzosen auf ihn ein — verrathen sammt und sonders, daß sie aus keiner herrschenden Kaste stammen: sie sind, als Erkennende, zudringlich und ermangeln der feineren Scham.

[«]

37[14]

Ich nannte meine unbewußten Arbeiter und Vorbereiter. Wo aber dürfte ich mit einiger Hoffnung nach meiner Art von Philosophen selber, zum Mindesten nach meinem Bedürfniß neuer Philosophen suchen? Dort allein, wo eine vornehme Denkweise herrscht, eine solche, welche an Sklaverei und an viele Grade der Hörigkeit als an die Voraussetzung jeder höheren Kultur glaubt; wo eine schöpferische Denkweise herrscht, welche nicht der Welt das Glück der Ruhe, den „Sabbat aller Sabbate" als Ziel setzt und selber im Frieden das Mittel zu neuen Kriegen ehrt; eine der Zukunft Gesetze vorschreibende Denkweise, welche um der Zukunft willen sich selber und alles Gegenwärtige hart und tyrannisch behandelt; eine unbedenkliche, „unmoralische" Denkweise, welche die guten und die schlimmen Eigenschaften des Menschen gleichermaaßen ins Große züchten will, weil sie sich die Kraft zutraut, beide an die rechte Stelle zu setzen, — an die Stelle, wo sie beide einander noth thun. Aber wer also heute nach Philosophen sucht, welche Aussicht hat er, zu finden, was er sucht? Ist es nicht wahrscheinlich, daß er, mit der besten Diogenes-Laterne suchend, umsonst Tags und Nachts über herumläuft? Das Zeitalter hat die umgekehrten Instinkte: es will vor Allem und zuerst Bequemlichkeit; es will zuzweit Öffentlichkeit und jenen großen Schauspieler-Lärm, jenes große Bumbum, welches seinem Jahrmarkts-Geschmacke entspricht; es will zudritt, daß jeder mit tiefster Unterthänigkeit vor der größten aller Lügen — diese Lüge heißt „Gleichheit der Menschen" — auf dem Bauche liegt, und ehrt ausschließlich die gleichmachenden, gleichstellenden Tugenden. Damit aber ist es der Entstehung des Philosophen, wie ich ihn verstehe, von Grund aus entgegengerichtet, ob es schon in aller Unschuld sich ihm förderlich glaubt. In der That, alle Welt jammert heute darüber, wie schlimm es früher die Philosophen gehabt hätten, eingeklemmt zwischen Scheiterhaufen, schlechtes Gewissen und anmaßliche Kirchenväter-Weisheit: die Wahrheit ist aber, daß eben darin immer noch günstigere Bedingungen zur Erziehung einer mächtigen, umfänglichen, verschlagenen und verwegen-wagenden Geistigkeit gegeben waren als in den Bedingungen des heutigen Lebens. Heute hat eine andere Art von Geist, nämlich der Demagogen-Geist, der Schauspieler-Geist, vielleicht auch der Biber- und Ameisen-Geist des Gelehrten für seine Entstehung günstige Bedingungen. Aber um so schlimmer steht es schon mit den höheren Künstlern: gehen sie denn nicht fast alle an innerer Zuchtlosigkeit zu Grunde? Sie werden nicht mehr von außen her, durch die absoluten Werthtafeln einer Kirche oder eines Hofes, tyrannisirt: so lernen sie auch nicht mehr, ihren „inneren Tyrannen“ großziehen, ihren Willen. Und was von den Künstlern gilt, gilt in einem höheren und verhängnißvolleren Sinne von den Philosophen. Wo sind denn heute freie Geister? Man zeige mir doch heute einen freien Geist! — Nun! Reden wir nicht zu laut! Die Einsamkeit ist heute voller Geheimnisse und mehr Einsamkeit als je. — — In der That, ich lernte inzwischen, daß der freie Geist Einsiedler sein muß.

[«]

37[15]

Ein anderes demagogisches Talent unserer Zeit ist Richard Wagner: aber der gehört nach Deutschland. — Wirklich? Lasse man einmal eine umgekehrte Schätzung zu Worte kommen. Die Pariser mögen sich gegen Richard Wagner noch so sehr sperren und sträuben: zuletzt gehört er eher noch nach Paris als nach D<eutschland>, und jedenfalls mehr dorthin als in irgendeine andere Hauptstadt Europas. Zugegeben, daß die ihm verwandteste Art von Franzosen jetzt dort selber spärlich geworden sein mag: — ich meine jenen Nachwuchs des romantisme der dreißiger Jahre, unter dem er, in der entscheidendsten Zeit seines Lebens, hat leben wollen. Dort fühlte er sich selber verwandt und heimischer als in Deutschland, mit seiner ungeheuren Begierde nach exotischen Gerüchen und Farben und unerprobten neuen Ausschweifungen des Erhabenen, mit seinem sonnenarmen, gequälten Glück an der Entdeckung des Häßlichen und Gräßlichen. Was suchten diese Romantiker Anderes, was fanden und erfanden sie Anderes als Richard Wagner? Waren sie nicht allesammt gleich ihm geistreich-krank, gewaltsam und ihrer selber unsicher, von der Litteratur beherrscht bis in ihre Augen und Ohren, meistens sogar selber Schreibende, Dichtende, Künstler des Ausdrucks um jeden Preis — ich hebe Delacroix hinaus —, Vermittler und Vermenger der Künste und der Sinne selber, heraufgekommene Plebejer, welche <sich>, gleich Balzac, im Verlangen nach Glanz und Ruhm unersättlich und eines vornehmen tempo im Leben und Schaffen — eines lento — unfähig zeigten? Man gestehe es sich doch ein: wie viel Wagnerisches ist doch an dieser französischen Romantik! Auch jener hysterisch-erotische Zug, den Wagner am Weibe besonders geliebt und in Musik gesetzt hat, ist am besten gerade in Paris zu Hause: man frage nur die Irrenärzte —; und nirgendswo werden einmal die hypnotisirenden Griffe und Hand-Auflegungen, mit denen unser musikalischer Magus und Cagliostro seine Weiblein zur wollüstigen Nachtwandelei mit offnen Augen und geschlossenem Verstande zwingt und überredet, so gut „verstanden“ werden als unter Pariserinnen. Die Nähe von krankhaften Begierden, die Brunst rasend gewordener Sinne, über welche der Blick durch Dünste und Schleier des Übersinnlichen auf gefährliche Weise getäuscht wird: wohin gehört das mehr als in die Romantik der französischen Seele! Hier wirkt ein Zauber, der unvermeidlich einmal noch die Pariser zu Wagner bekehren wird. — Wagner aber soll durchaus der eigentlich deutsche Künstler sein: so dekretirt man heute in Deutschland, so verehrt man ihn, in einer Zeit, welche wieder einmal die prahlerische Deutschthümelei auf die Höhe bringt. Diesen „eigentlich deutschen“ Wagner giebt es gar nicht: ich vermuthe, der ist die Ausgeburt sehr dunkler deutscher Jünglinge und Jungfrauen, welche sich mit diesem Dekrete selbst verherrlichen wollen. Daß irgend Etwas an Wagner deutsch sein mag, ist wahrscheinlich: aber was? Vielleicht nur der Grad, nicht die Qualität seines Wollens und Könnens? Vielleicht nur, daß er alles stärker, reicher, verwegener, härter gemacht hat als es irgend ein Franzose des neunzehnten Jahrhunderts machen könnte? Daß er gegen sich selber strenger und den längsten Theil seines Lebens in deutscher Weise, auf eigene Faust als unerbittlicher Atheist, Antinomist und Immoralist gelebt hat? Daß er die Figur eines sehr freien Menschen, des Siegfried, erdichtete, welche in der That zu frei, zu hart, zu wohlgemuth, zu unchristlich für den lateinischen Geschmack sein mag? — Freilich hat er auch diese Sünde wider die französische Romantik am Ende wieder quitt zu machen gewußt: der letzte W<agner>, in seinen alten Tagen ist mit seiner Siegfried-Caricatur, ich meine mit seinem Parsifal, nicht nur dem romanischen, sondern geradezu dem römisch-katholischen Geschmacke entgegen gekommen: bis er zuletzt gar noch mit einer Kniebeugung vor dem Kreuze und mit einem nicht unberedten Durste nach „dem Blute des Erlösers“ Abschied genommen hat. Auch von sich selber! Denn es gehört bei altgewordnen Romantikern zur leidigen Regel, daß sie am Schlusse ihres Lebens sich selber „verleugnen“ und verkennen, — und ihr Leben — durchstreichen! — Zuletzt sei noch gefragt: wenn jenes Geschlecht der dreißiger Jahre in Blut und Nerven die Erben und noch mehr die Opfer jener tragischen Erschütterungen der Napoleonischen Zeit sind, — Beethoven hat diesem Geschlechte in Tönen und Byron in Worten präludirt — wird es nicht erlaubt sein, an eine ähnliche Abkunft der Seele Richard Wagners zu denken? Er ist 1813 geboren.

[«]

37[16]

Ich beobachte, daß unter denen, welche jetzt in der Welt herumreisen, Niemand gern sich als Franzose angesehen sieht, wenn er es nicht ist. Als Engländer geschätzt zu werden, scheint einigen Nordländern, z.B. den Schweden, Vergnügen zu machen: der Engländer ist stolz. Der Deutsche genießt jetzt im Auslande einen Zuschuß von Erstaunen und Achtung, gegen frühere Zeiten gerechnet, aber er macht keine Freude; der Preuße insonderheit ist den Südländern Europas immer noch peinlich, nicht wegen seines Stolzes — denn er ist nicht stolz — sondern wegen seiner Unbescheidenheit und schlechten, harten, oft zudringlichen Manieren. Der Süddeutsche ist plump, bäurisch, gutmüthig und doch nicht vertraueneinflößend: man wittert bei ihm die berühmten „zwei Seelen in einer Brust“.

[«]

37[17]

Man kann nicht hoch genug von den Frauen denken: aber deshalb braucht man noch nicht falsch von ihnen zu denken. Man soll darin gründlich auf der Hut sein. Daß sie selber im Stande wären, die Männer über „das ewig-Weibliche“ aufzuklären, ist unwahrscheinlich; sie stehn sich vielleicht zu nahe dazu, — und überdies ist alles Aufklären selber — bisher wenigstens — Männer-Sache und Männer-Gabe gewesen. Endlich darf man bei alledem, was Weiber über das Weib schreiben, ein gutes Mißtrauen sich vorbehalten: nämlich ob nicht, ganz unwillkürlich, ein Weib, auch wenn es schreibt, zuletzt thun muß, was — bisher wenigstens — ewig-weiblich war: nämlich „sich putzen“! Hat man jemals einem Weibskopfe schon Tiefe zugestanden? Und einem Weibs-Herzen — Gerechtigkeit? Ohne Tiefe aber und Gerechtigkeit — was nützt es, wenn Weiber „über das Weib“ urtheilen! Mit der Liebe und dem Lobe selbst wenn man sich selber liebt und lobt, ist sicherlich die Gefahr nicht vermindert, ungerecht und flach zu sein. Mögen manche Frauen einen guten Grund haben, zu denken, daß ihnen die Männer nicht mit Lob und Liebe entgegenkommen: ganz im Großen gerechnet, dünkt mich, daß bisher „das Weib“ am meisten von den Weibern gering geachtet worden ist — und durchaus nicht vom Manne!

[«]

37[18]

Ein Mensch, der nach Großem strebt, betrachtet Jedermann, dem er auf seiner Bahn begegnet, entweder als Mittel oder als Verzögerung oder als zeitweiliges Ruhebett. Seine ihm eigenthümliche hochgeartete Güte gegen Mitmenschen ist erst möglich, wenn er auf seiner Höhe ist und herrscht. Die Ungeduld und das Gefühl, bis dahin immer zur Komödie verurtheilt zu sein, verdirbt ihm jeden Umgang: diese Art Mensch kennt die Einsamkeit und was sie vom Giftigsten an sich hat.

[«]

[38 = Mp XVI 1a. Mp XVI 2a. Mp XV 2b. Juni–Juli 1885]

38[1]

Der Gedanke ist in der Gestalt, in welcher er kommt, ein vieldeutiges Zeichen, welches der Auslegung, genauer, einer willkürlichen Einengung und Begränzung bedarf, bis er endlich eindeutig wird. Er taucht in mir auf — woher? wodurch? das weiß ich nicht. Er kommt, unabhängig von meinem Willen, gewöhnlich umringt und verdunkelt durch ein Gedräng von Gefühlen, Begehrungen, Abneigungen, auch von andern Gedanken, oft genug von einem „Wollen“ oder „Fühlen“ kaum zu unterscheiden. Man zieht ihn aus diesem Gedränge, reinigt ihn, stellt ihn auf seine Füße, man sieht, wie er dasteht, wie er geht, Alles in einem erstaunlichen presto und doch ganz ohne das Gefühl der Eile: wer das Alles thut, — ich weiß es nicht und bin sicherlich mehr Zuschauer dabei als Urheber dieses Vorgangs. Man sitzt dann über ihn zu Gericht, man fragt: „was bedeutet er? was darf er bedeuten? hat er Recht oder Unrecht?“ — man ruft andere Gedanken zu Hülfe, man vergleicht ihn. Denken erweist sich dergestalt beinahe als eine Art Übung und Akt der Gerechtigkeit, bei dem es einen Richter, eine Gegen-Partei, auch sogar ein Zeugenverhör giebt, dem ich ein wenig zuhören darf — freilich nur ein wenig: das Meiste, so scheint es, entgeht mir. — Daß jeder Gedanke zuerst vieldeutig und schwimmend kommt und an sich nur als Anlaß zum Versuch der Interpretation oder zur willkürlichen Festsetzung, daß bei allem Denken eine Vielheit von Personen betheiligt scheint —: dies ist nicht gar zu leicht zu beobachten, wir sind im Grunde umgekehrt geschult, nämlich beim Denken nicht an’s Denken zu denken. Der Ursprung des Gedankens bleibt verborgen; die Wahrscheinlichkeit dafür ist groß, daß er nur das Symptom eines viel umfänglicheren Zustandes ist; darin daß gerade er kommt und kein anderer, daß er gerade mit dieser größeren oder minderen Helligkeit kommt, mitunter sicher und befehlerisch, mitunter schwach und einer Stütze bedürftig, im Ganzen immer aufregend, fragend — für das Bewußtsein wirkt nämlich jeder Gedanke wie ein Stimulans —: in dem allen drückt sich irgend etwas von unserem Gesammtzustande in Zeichen aus. — Ebenso steht es mit jedem Gefühle, es bedeutet nicht an sich etwas: es wird, wenn es kommt, von uns erst interpretirt und oft wie seltsam interpretirt! Man denke doch an die uns fast „unbewußte" Noth der Eingeweide, an die Blutdruck-Spannungen im Unterleibe, an die krankhaften Zustände des nervus sympathicus —: und wie Vieles giebt es, wovon wir kaum durch das sensorium commune einen Schimmer von Bewußtsein haben! — Nur der anatomisch Unterrichtete räth bei solchen ungewissen Unlust-Gefühlen auf die rechte Gattung und Gegend der Ursachen; alle Anderen aber, im Ganzen also fast alle Menschen, so lange es Menschen giebt, suchen bei solcher Art von Schmerzen keine physische, sondern eine psychische und moralische Erklärung und schieben den thatsächlichen Verstimmungen des Leibes eine falsche Begründung unter, indem sie im Umkreise ihrer unangenehmen Erfahrungen und Befürchtungen einen Grund herausholen, sich dermaßen schlecht zu befinden. Auf der Folter bekennt sich fast Jedermann schuldig; bei dem Schmerz, dessen physische Ursache man nicht weiß, fragt sich der Gefolterte so lange und so inquisitorisch selbst, bis er sich oder Andere schuldig findet: — wie es zum Beispiel der Puritaner that, welcher den einer unvernünftigen Lebensweise anhaftenden Spleen sich gewohnheitsmäßig moralisch auslegte, nämlich als Biß seines eigenen Gewissens. —

[«]

38[2]

Das logische Denken, von dem die Logik redet, ein Denken, wo der Gedanke selbst als Ursache von neuen Gedanken gesetzt wird —, ist das Muster einer vollständigen Fiktion: ein Denken der Art kommt in Wirklichkeit niemals vor, es wird aber als Formen-Schema und Filtrir-Apparat angelegt, mit Hülfe dessen wir das thatsächliche, äußerst vielfache Geschehen beim Denken verdünnen und vereinfachen: so daß dergestalt unser Denken in Zeichen faßbar, merkbar, mittheilbar wird. Also: das geistige Geschehen so zu betrachten, wie als ob es jenem regulativem Schema eines fingirten Denkens wirklich entspräche, das ist das Kunststück von Fälschung vermöge deren es etwas wie „Erkenntniß" und „Erfahrung" giebt. Erfahrung ist nur möglich mit Hülfe von Gedächtniß; Gedächtniß ist nur möglich mittelst einer Abkürzung eines geistigen Vorgangs zum Zeichen. „Erkenntniß": das ist der Ausdruck eines neuen Dings durch die Zeichen von schon „bekannten“, schon erfahrenen Dingen. — Heute freilich faselt man gar von einem empirischen Ursprung der Logik: aber was nicht in der Wirklichkeit vorkommt, wie das logische Denken, kann auch nicht aus der Wirklichkeit genommen sein, ebenso wenig als irgend ein Zahlengesetz, während es noch keinen Fall gegeben hat, in welchem die Wirklichkeit mit einer arithmetischen Formel sich gedeckt hätte. Die arithmetischen Formeln sind ebenfalls nur regulative Fiktionen, mit denen wir uns das wirkliche Geschehen, zum Zweck praktischer Ausnützung, auf unser Maaß — auf unsre Dummheit — vereinfachen und zurechtlegen.

[«]

38[3]

— — — durch das Denken wird das Ich gesetzt; aber bisher glaubte man wie das Volk, im „ich denke“ liege irgend etwas von Unmittelbar-Gewissem, und dieses „Ich“ sei die gegebene Ursache des Denkens, nach deren Analogie wir alle sonstigen ursächlichen Verhältnisse verstünden. Wie sehr gewohnt und unentbehrlich jetzt jene Fiktion auch sein mag, — Das allein beweist noch nichts gegen ihre Erdichtetheit: es kann ein Glaube Lebensbedingung und trotzdem falsch sein.

[«]

38[4]

„Wahrheit“: das bezeichnet innerhalb meiner Denkweise nicht nothwendig einen Gegensatz zum Irrthum, sondern in den grundsätzlichsten Fällen nur eine Stellung verschiedener Irrthümer zu einander: etwa daß der eine älter, tiefer als der andere ist, vielleicht sogar unausrottbar, insofern ein organisches Wesen unserer Art nicht ohne ihn leben könnte; während andere Irrthümer uns nicht dergestalt als Lebensbedingungen tyrannisiren, vielmehr, gemessen an solchen „Tyrannen“, beseitigt und „widerlegt“ werden können. Eine Annahme, die unwiderlegbar ist, — warum sollte sie deßhalb schon wahr sein? Dieser Satz empört vielleicht die Logiker, welche ihre Gränzen als Gränzen der Dinge ansetzen: aber diesem Logiker-Optimismus habe ich schon lange den Krieg erklärt.

[«]

38[5]

Auch jetzt noch ist Frankreich der Sitz der geistigsten und raffinirtesten Cultur Europas, aber man muß dies „Frankreich des Geschmacks“ zu finden wissen. Wer zu ihm gehört, hält sich gut verborgen: im Vordergrunde wälzt sich ein verdummtes und vergröbertes Frankreich, das neuerdings, bei dem Leichenbegängnisse V. H<ugo>’s eine wahre Orgie des Ungeschmacks gefeiert hat — es mag eine kleine Zahl sein, dazu Menschen die nicht auf den kräftigsten Beinen stehen, zum Theil Fatalisten, zum Theil Verzärtelte (solche die Gründe haben sich zu verbergen) — sie insgesammt erkennen als ihre Vorfahren und Meister etwa folgende höhere Geister an. Vorerst Stendhal, das letzte große Ereigniß des französischen Geistes, der mit einem Nap<oleonischen> tempo durch sein unentdecktes Europa marschirt ist und zuletzt sich allein fand — schauerlich allein: denn es hat zweier Geschlechter bedurft, um ihm nahe zu kommen. Jetzt wie gesagt commandirt er, ein Befehlshaber für die Ausgewähltesten; und wer mit feinen und verwegenen Sinnen begabt ist, neugierig bis zum Cynismus, Logiker beinahe aus Ekel, Räthselrather und Freund der Sphinx gleich jedem geborenen Europäer, der wird ihm nachgehen müssen. Möge er ihm auch dahin folgen, voller Scham vor den Heimlichkeiten, welche die große Leidenschaft hat, stehen zu bleiben! Diese Noblesse des Schweigen-Könnens, Stehen-bleiben-Könnens hat er zum Beispiel vor Michelet und sonderlich vor den deutschen Gelehrten voraus. — Sein Schüler ist Mérimée, ein vornehmer zurückgezogener Artist und Verächter jener schwammichten Gefühle, welche ein demokratisches Zeitalter als seine „edelsten Gefühle“ preist, streng gegen sich und voll der härtesten Ansprüche an seine künstlerische Logik, beständig bereit, kleine Schönheiten und Reize einem starken Willen zur Nothwendigkeit zu opfern: — eine ächte, wenngleich nicht reiche Seele in einer unächten und schmutzigen Umgebung und Pessimist genug, um die Komödie mitspielen zu können, ohne sich zu erbrechen. — Ein anderer Schüler Stendhals ist Taine, jetzt der erste lebende Historiker Europas, ein entschlossener und noch in seiner Verzweiflung tapferer Mensch, welchem der Muth so wenig als die Willenskraft unter dem fatalistischen Druck des Wissens in Stücke gegangen ist, ein Denker, welchen weder Condillac in Hinsicht auf Tiefe noch Hegel in Hinsicht auf Klarheit beeinträchtigt haben, einer vielmehr, der zu lernen verstand und für lange Zeit verstehen wird zu lehren: — die Franzosen der nächsten Generation haben in ihm ihren geistigen Zuchtmeister. Er vornehmlich ist es, der den Einfluß Renans und Sainte-Beuves zurückdrängt, welche beide ungewiß und skeptisch bis auf den letzten Grund ihres Herzens sind: Renan, eine Art katholischer Schleiermacher, süßlich, bonbon, Landschaften und Religionen anempfindend: Sainte-Beuve, ein abgebrannter Dichter, der sich auf die Seelen-Anschnüffelei verlegt und gar zu gern verbergen möchte, daß er weder im Willen, noch in der Philosophie irgend einen Halt hat, ja sogar, was nach Beidem nicht Wunder nimmt, eines eigentlichen festen Geschmacks in artibus et litteris ermangelt. Zuletzt merkt man ihm die Absicht an, noch aus diesem Mangel eine Art Princip und Methode von kritischer Neutralität zu bilden: aber der Verdruß verräth sich zu oft, einmal darüber, daß er in der That für gewisse Bücher und Menschen wirklich einigemale nicht neutral, nämlich begeistert gewesen ist — er möchte diese schrecklichen „petits faits“ aus seinem Leben wegstreichen, weglügen — sodann aber über das viel unangenehmere grand fait, daß alle großen französischen Menschenkenner auch noch ihren eigenen Willen und Charakter im Leibe hatten, von Montaigne, Charron, La Rochefoucauld bis auf Chamfort und Stendhal: — denen allen gegenüber ist Sainte-Beuve nicht ohne Neid und jedenfalls ohne Vorliebe und Vorverständniß. — Viel wohlthätiger, einseitiger, tüchtiger in jedem Sinne ist der Einfluß Flauberts: mit seinem Übergewicht von Charakter, der sogar die Einsamkeit und den Mißerfolg vertrug, — etwas außerordentliches unter Franzosen —, regiert er augenblicklich in dem Reiche der Roman-Ästhetik und des Stils — er hat das klingende und bunte Französisch auf die Höhe gebracht. Zwar fehlt auch ihm wie Renan und Sainte-Beuve die philosophische Zucht, insgleichen eine eigentliche Kenntniß der wissenschaftlichen Prozeduren: aber ein tiefes Bedürfniß zur Analyse und sogar zur Gelehrsamkeit hat sich zusammen mit einem instinktiven Pessimismus bei ihm Bahn gebrochen, wunderlich vielleicht, aber kräftig genug um den gegenwärtigen Romanschriftstellern Frankreichs damit ein Vorbild zu geben. In der That geht auf Flaubert der neue Ehrgeiz der jüngsten Schule zurück, sich in wissenschaftlichen und pessimistischen Attitüden vorzuführen. — Was von Dichtern jetzt in Frankreich blüht, steht unter Heinrich Heines und Baudelaires Einfluß, vielleicht Leconte de Lisle ausgenommen: denn in gleicher Weise wie Schopenhauer jetzt schon mehr in Frankreich geliebt und gelesen wird als in Deutschland, ist auch der Cultus Heinrich Heines nach Paris übergesiedelt. Was den pessimistischen Baudelaire betrifft, so gehört er zu jenen kaum glaublichen Amphibien, welche ebensosehr deutsch als pariserisch sind; seine Dichtung hat etwas von dem, was man in Deutschland Gemüth oder „unendliche Melodie“ und mitunter auch „Katzenjammer“ nennt. Im Übrigen war Baudelaire der Mensch eines vielleicht verdorbenen, aber sehr bestimmten und scharfen, seiner selbst gewissen Geschmacks: damit tyrannisirt er die Ungewissen von Heute. Wenn er seiner Zeit der erste Prophet und Fürsprecher Delacroix' war: vielleicht, daß er heute der erste „Wagnerianer“ von Paris sein würde. Es ist viel Wagner in Baudelaire.

[«]

38[6]

Victor Hugo, ein „Esel von Genie“ — der Ausdruck ist von Baudelaire — welches immer den Muth zu seinem schlechten Geschmacke gehabt hat: er verstand damit zu commandiren, er, der Sohn eines napoleonischen Generals. In seinen Ohren hatte er die Bedürfnisse einer Art von militärischer Rhetorik, er ahmte Kanonenschüsse und das Knattern von Raqueten in Worten nach; der französische esprit erscheint bei ihm gleichsam durch Dampf und Lärm verdunkelt, oft bis zur baren nackten Dummheit. Niemals hat ein Sterblicher solche dumpfe platzende Antithesen geschrieben. Zum andern Theil gab er auch den Maler-Begierden seiner Augen die Herrschaft über seinen Geist: er strotzt von pittoresken Einfällen und thut oft nichts als genau abschreiben, was er sieht, was die Maler-Hallucination ihm vor seine Augen stellt. Er, der Plebejer, der seinen starken Sinnes-Begierden, ich meine seinen Ohren und Augen, auch mit dem Geiste zu Willen ist — Das nämlich ist die Grundthatsache des französischen romantisme, als einer plebejischen Reaktion des Geschmacks —: er ist damit auf der entgegengesetzten Bahn und will gerade das Umgekehrte von dem, was die Dichter einer vornehmen Kultur, wie zum Beispiel Corneille, von sich wollten. Denn diese hatten ihren Genuß und Ehrgeiz daran, ihre vielleicht noch stärker gearteten Sinne mit dem Begriffe zu überwältigen und gegen die brutalen Ansprüche von Farben, Tönen und Gestalten einer feinen hellen Geistigkeit zum Siege zu verhelfen: womit sie, wie mich dünkt, auf der Spur der großen Griechen waren, so wenig sie gerade davon gewußt haben mögen. Genau Das, was unserem plump sinnlichen und naturalistischen Geschmack von Heute Mißbehagen an den Griechen und den älteren Franzosen macht, — war die Absicht ihres künstlerischen Wollens, auch ihr Triumph: denn sie bekämpften und besiegten gerade den „Sinnen-Pöbel“, dem zu einer Kunst zu verhelfen der Ehrgeiz unserer Dichter, Maler und Musiker ist. Zu diesem künstlerischen Wollen Victor Hugos stimmt sein politisches und moralisches: er ist flach und demagogisch, vor allen großen Worten und Gebärden auf dem Bauche, ein Volks-Schmeichler, der mit der Stimme eines Evangelisten zu allen Niedrigen, Unterdrückten, Mißrathenen, Verkrüppelten redet und nicht einen Hauch davon weiß, was Zucht und Redlichkeit des Geistes, was intellektuelles Gewissen ist, — im Ganzen ein unbewußter Schauspieler, wie fast alle Künstler der demokratischen Bewegung. Sein Genie wirkt auf die Masse nach Art eines alkoholischen Getränks, das zugleich berauscht und dumm macht. — Dieselbe Gattung von Sympathien und Antipathien und manches Ähnliche in der Begabung besitzt ein anderer Fürsprecher des Volks, der Historiker Michelet, nur an Stelle der Maler-Augen eine bewunderungswürdige Fähigkeit, Gemüths-Zustände bei sich nachzubilden, nach Art der Musiker: — im unklaren D<eutschland> würde man ihn heute daraufhin als einen Menschen des Mitleids ansprechen. Dieses „Mitleid“ ist jedenfalls etwas Zudringliches; in seinem Verkehr und noch in seiner Verehrung vergangener Menschen liegt viel Unbescheidenheit, ja, es scheint mir bisweilen, als ob er an seine Gefühls-Arbeit mit einem Eifer herangeht, daß er dazu nöthig hat, seinen Rock auszuziehen. Seine Augen sehen nicht in die Tiefe: alle leicht „begeisterten“ Geister waren bisher oberflächlich. Er ist mir zu erregt: Gerechtigkeit ist ihm ebenso unzugänglich als jene Gnade, welche nur aus der höchsten Überlegenheit quillt. Auf einer gewissen Höhe von Erregung überkommt ihn jedesmal der Anfall des Volks-Tribunen, er kennt auch aus eigner Erfahrung die Raubthier-Wuthanfälle des Pöbels. Daß ihm Napoleon ebensosehr als Montaigne fremd ist, bezeichnet das Unvornehme seiner Moralität genügend. Seltsam, daß auch er, der arbeitsame sittenstrenge Gelehrte, reichlich an der neugierigen Geschlechts-Lüsternheit seiner Rasse Theil hat: und je älter er wurde, desto mehr wuchs diese Art der Neugierde. — Demokratisch endlich und folglich ebenfalls schauspielerisch ist das Talent der George Sand: sie ist beredt in jener schlimmen Manier, daß ihr Stil, ein bunter, zuchtloser übertreibender Weiber-Stil, jede halbe Seite mit ihrem Gefühle durchgeht, — nicht umgekehrt, so sehr sie wünscht, daß man das Umgekehrte glaube. In der That, man hat viel zu sehr an ihr Gefühl geglaubt: während sie reich in jener kalten Geschicklichkeit des Schauspielers war, der seine Nerven zu schonen weiß und das Gegentheil davon alle Welt glauben macht. Man darf ihr zugestehen, daß sie eine große Begabung zum Erzählen hat; aber sie verdarb alles und für immer durch ihre hitzige Weibs-Koketterie, sich in lauter Manns-Rollen zu zeigen, welche gerade ihrem Wuchse nicht zusagten — ihr Geist war kurzbeinig —: sodaß ihre Bücher nur eine kleine Zeit ernst genommen wurden und schon heute unter die unfreiwillig komische Litteratur gerathen sind. Und wenn es vielleicht nicht nur Koketterie sondern auch Klugheit war was sie trieb, sich immer mit Manns-Problemen und männlichem Zubehör zu drapiren, eingerechnet Hosen und Cigarren: zuletzt springt das sehr weibliche Problem und Unglück ihres Lebens trotzdem in die Augen, nämlich daß sie zuviel Männer nöthig hatte und daß auch noch in diesen Ansprüchen ihre Sinne und ihr Geist uneins waren. Was konnte sie dafür, daß die Männer, an denen ihr Geist Wohlgefallen fand, jedesmal zu kränklich waren, um ihren Sinnen genug zu thun? Daher das ewige Problem zweier Liebhaber zugleich und eine ewige Nöthigung der weiblichen Scham, über diesen Thatbestand zu täuschen und sich zu geben, wie als ob ganz andere, viel allgemeinere, viel unpersönlichere Probleme bei ihr im Vordergrunde stünden. Zum Beispiel das Problem der Ehe: aber was ging sie die Ehe an!

[«]

38[7]

Man ist jetzt überall bemüht, von dem eigentlichen großen Einflusse, den Kant in Europa ausgeübt hat, den Blick abzuziehen — und namentlich über den Werth, welchen er sich selber zugestand, klüglich hinwegzuschlüpfen. Kant war vor Allem und zuerst stolz auf seine Kategorien-Tafel und sagte, mit dieser Tafel in den Händen: „das ist das Schwerste, was jemals zum Behufe der Metaphysik unternommen werden konnte“ (man verstehe doch dies „werden konnte“!) — er war stolz darauf, im Menschen ein neues Vermögen, das Vermögen zu synthetischen Urtheilen a priori entdeckt zu haben. Es geht uns hier nichts an, wie sehr er sich hierin selber betrog: aber die deutsche Philosophie, so wie sie im ganzen Europa seit hundert Jahren bewundert wird und gewirkt hat, hängt an diesem Stolze und dem Wetteifer der Jüngeren womöglich etwas noch Stolzeres zu entdecken — und jedenfalls neue Vermögen! Es machte den eigentlichen Ruhm der deutschen Philosophie bisher aus, daß man durch sie an eine Art „intuitiver und instinktiver Erfassung der Wahrheit“ glauben lernte; und auch Schopenhauer, so sehr er Fichten, Hegeln und Schelling zürnte, war im Grunde auf derselben Bahn, als er an einem alten bekannten Vermögen, dem Willen ein neues Vermögen entdeckte — nämlich selber „das Ding an sich“ zu sein. Das hieß in der That kräftig zugreifen und seine Finger nicht schonen, mitten hinein ins „Wesen“! Schlimm genug daß dieses Wesen sich dabei unangenehm erwies, und, infolge verbrannter Finger, durchaus der Pessimismus und die Verneinung des Willens zum Leben nöthig erschien! Aber dieses Schicksal Schopenhauers ist ein Zwischenfall, der für die gesammte Bedeutung der deutschen Philosophie, für ihren höheren „Effekt“, ohne Einfluß blieb: in der Hauptsache nämlich bedeutete sie in ganz Europa die frohlockende Reaktion gegen den Rationalismus des Descartes und gegen die Skepsis der Engländer, zu Gunsten des „Intuitiven“, „Instinktiven“ und alles „Guten, Wahren und Schönen“. Man meinte, der Weg zur Erkenntniß sei nunmehr abgekürzt, man könne unmittelbar den „Dingen“ zu Leibe gehen, man hoffte „Arbeit zu sparen“: und alles Glück, welches edle Müßiggänger, Tugendhafte, Träumerische, Mystiker, Künstler, Dreiviertels-Christen, politische Dunkelmänner und metaphysische Begriffs-Spinnen zu empfinden fähig sind, wurde den Deutschen zur Ehre angerechnet. Der gute Ruf der Deutschen war auf einmal in Europa hergestellt: durch ihre Philosophen! — Ich hoffe, man weiß es doch noch, daß die Deutschen in Europa einen schlechten Ruf hatten? Daß man bei ihnen an servile und erbärmliche Eigenschaften, an die Unfähigkeit zum „Charakter“, an die berühmte Bedienten-Seele glaubte? Mit Einem Male aber lernte man sagen: „die Deutschen sind tief, die Deutschen sind tugendhaft, — man lese nur ihre Philosophen“! Im letzten Grunde war es die verhaltene und lange aufgestaute Frömmigkeit der Deutschen, welche in ihrer Philosophie endlich explodirte, unklar und ungewiß freilich, wie alles Deutsche, nämlich bald in pantheistischen Dämpfen, wie bei Hegel und Schelling, als Gnosis, bald mystisch und weltverneinend, wie bei Schopenhauer: in der Hauptsache aber eine christliche Frömmigkeit, und nicht eine heidnische, — für welche Goethe und vor ihm schon Spinoza so viel guten Willen gezeigt haben.

[«]

38[8]

Der Wille. — In jedem Wollen ist eine Mehrheit von Gefühlen vereinigt: das Gefühl des Zustandes, von dem weg, das Gefühl des Zustandes, zu dem hin, das Gefühl von diesem „weg und hin“ selber, das Gefühl der Dauer dabei, zuletzt noch ein begleitendes Muskel-Gefühl, welches, auch ohne daß wir Arme und Beine in Bewegung setzen, durch eine Art Gewohnheit sobald wir „wollen“ sein Spiel beginnt. Wie also das Gefühl und zwar vielerlei Fühlen als Ingrediens des Willens anzuerkennen ist, so zweitens auch noch das Denken: in jedem Willensakte commandirt ein Gedanke, — und man soll ja nicht glauben, diesen Gedanken von dem Wollen selber abscheiden zu können, wie als ob dann noch Wollen übrig bliebe. Drittens ist der Wille nicht nur ein Complex von Fühlen und Denken, sondern vor Allem noch ein Affect: und zwar jener Affect des

Commandos. Das was Freiheit des Willens genannt wird, ist wesentlich das Überlegenheits-Gefühl in Hinsicht auf den der gehorchen muß: „ich bin frei, er muß gehorchen“ — dieß Bewußtsein steckt in jedem Willen, und eben jene Spannung der Aufmerksamkeit, jener klare Blick, der ausschließlich Eins ins Auge faßt, jene ausschließliche Werthschätzung „jetzt thut dieß Noth und nichts anderes“, jene innere Gewißheit darüber, daß gehorcht wird, wie dieß Alles zum Zustande des Befehlenden gehört. Ein Mensch der will —, befiehlt einem Etwas in sich, das gehorcht, oder von dem er glaubt daß es gehorchen wird. Nun aber beachte man, was das Wesentlichste am „Willen“ ist, an diesem so complicirten Dinge, für welches das Volk Ein Wort hat. Insofern wir im gegebenen Falle zugleich die Befehlenden und Gehorchenden sind und als Gehorchende die Gefühle des Widerstehens, Drängens, Drückens, Bewegens kennen, welche sofort nach dem Akte des Willens zu beginnen pflegen; insofern wir aber die Gewohnheit haben mit dem synthetischen Begriff „Ich“ uns über diese Zweiheit hinweg zu setzen, hinweg zu täuschen, hat sich an das Wollen noch eine ganze Kette von irrthümlichen Schlüssen und folglich von falschen Werthschätzungen des Willens selber angehängt: — so daß der Wollende in gutem Glauben glaubt, sein Wille selber sei zur gesamten Aktion das eigentliche und ausreichende mobile. Und weil in den allermeisten Fällen nur gewollt worden ist, wo auch die Wirkung des Befehls, der Gehorsam, also die Aktion erwartet werden durfte, so hat sich der Anschein in das Gefühl übersetzt, als ob es da eine Nothwendigkeit der Wirkung gäbe: genug, der Wollende glaubt, mit einem ziemlichen Grade von Sicherheit, daß der Wille und die Aktion irgendwie Eins seien — er rechnet das Gelingen der Ausführung des Willens noch dem Willen selber zu und genießt dabei einen Zuwachs jenes Machtgefühls, welches alles Befehlen mit sich bringt. „Freiheit des Willens“: das ist das Wort für jenen sehr gemischten Zustand des Wollenden, der befiehlt und zugleich als Ausführender den Triumph der Überlegenheit über Widerstände genießt, der aber urtheilt, der Wille selber überwinde die Widerstände: — er nimmt die Lustgefühle des ausführenden erfolgreichen Werkzeugs — des dienstbaren Willens und Unterwillens — zu seinem Lustgefühle als Befehlender hinzu. — Dieses verflochtene Nest von Gefühlen, Zuständen und falschen Annahmen, welches vom Volk mit Einem Worte und wie Eine Sache bezeichnet wird, weil es plötzlich und auf „Ein Mal“ da ist und zu den allerhäufigsten, folglich „bekanntesten“ Erlebnissen gehört: der Wille, so wie ich ihn hier beschrieben habe — sollte man es glauben, daß er noch niemals beschrieben worden ist? Daß das plumpe Vorurtheil des Volks bisher noch in jeder Philosophie ungeprüft zu Recht bestanden hat? Daß darüber, was „wollen“ sei, es unter den Philosophen keine Verschiedenheit der Meinung gab, weil alle glaubten, hier gerade habe man eine unmittelbare Gewißheit, eine Grund-Thatsache, hier sei Meinen gar nicht am Platze? Und daß alle Logiker noch die Dreieinigkeit „Denken, Fühlen, Wollen“ lehren, wie als ob „Wollen“ kein Fühlen und Denken enthalte? — Nach alledem erscheint Schopenhauers großer Fehlgriff, als er den Willen wie die bekannteste Sache von der Welt, ja wie die eigentlich und allein bekannte Sache nahm, weniger toll und willkürlich: er hat ein ungeheures Vorurtheil aller bisherigen Philosophen, ein Volks-Vorurtheil, nur übernommen und, wie es im Allgemeinen Philosophen thun, übertrieben. —

[«]

38[9]

Die Gefahr bei außerordentlichen Geistern ist keine kleine, daß sie irgend wann die fürchterlichen Genüsse des Zerstörens, des Zugrunderichtens, des langsam Zugrunderichtens erstreben lernen: wenn ihnen nämlich durchaus die schaffende That, etwa durch den Mangel an Werkzeugen oder sonstigen Unfug des Zufalls, versagt bleibt. In dem Haushalte solcher Seelen giebt es dann kein Entweder-Oder mehr; und vielleicht müssen sie gerade das was sie bis dahin am Meisten geliebt haben, mit der Lust eines Teufels auf eine feine langwierige Art <verderben.>

[«]

38[10]

Der Mensch ist ein Formen- und Rhythmen-bildendes Geschöpf; er ist in nichts besser geübt und es scheint daß er an nichts mehr Lust hat als am Erfinden von Gestalten. Man beobachte nur, womit sich unser Auge sofort beschäftigt sobald es nichts mehr zu sehen bekommt: es schafft sich Etwas zu sehen. Muthmaßlich thut im gleichen Falle unser Gehör nichts anderes: es übt sich. Ohne die Verwandlung der Welt in Gestalten und Rhythmen gäbe es für uns nichts „Gleiches“, also auch nichts Wiederkehrendes, also auch keine Möglichkeit der Erfahrung und Aneignung, der Ernährung. In allem Wahrnehmen, das heißt dem ursprünglichsten Aneignen, ist das wesentliche Geschehen ein Handeln, strenger noch: ein Formen-Aufzwingen: — von „Eindrücken“ reden nur die

Oberflächlichen. Der Mensch lernt seine Kraft dabei als eine widerstrebende und mehr noch als eine bestimmende Kraft kennen — abweisend, auswählend, zurechtformend, in seine Schemata einreihend. Es ist etwas Aktives daran, daß wir einen Reiz überhaupt annehmen und daß wir ihn als solchen Reiz annehmen. Dieser Aktivität ist es zu eigen, nicht nur Formen, Rhythmen und Aufeinanderfolgen der Formen zu setzen, sondern auch das geschaffene Gebilde in Bezug auf Einverleibung oder Abweisung abzuschätzen. So entsteht unsre Welt, unsre ganze Welt: und dieser ganzen uns allein zugehörigen, von uns erst geschaffenen Welt entspricht keine vermeinte „eigentliche Wirklichkeit“, kein „An sich der Dinge“: sondern sie selber ist unsre einzige Wirklichkeit, und „Erkenntniß“ erweist sich, dergestalt betrachtet, nur als ein Mittel der Ernährung. Aber wir sind schwer zu ernährende Wesen und haben überall Feinde und gleichsam Unverdauliches —: darüber ist die menschliche Erkenntniß fein geworden und zuletzt so stolz noch auf ihre Feinheit, daß sie es nicht hören mag, sie sei kein Ziel, sondern ein Mittel oder gar ein Werkzeug des Magens, — wenn nicht selber eine Art von Magen! — —

[«]

38[11]

Der höhere philosophische Mensch, der um sich Einsamkeit hat, nicht weil er allein sein will, sondern weil er Etwas ist, das nicht Seinesgleichen findet: welche Gefahren und neuen Leiden sind ihm gerade heute aufgespart, wo man den Glauben an die Rangordnung verlernt hat und folglich diese Einsamkeit nicht zu ehren und nicht zu verstehen weiß! Ehemals heiligte sich der Weise beinah durch ein solches Beiseite-Gehen für das Gewissen der Menge, — heute sieht sich der Einsiedler wie mit einer Wolke trüber Zweifel und Verdächtigungen umringt. Und nicht etwa nur von Seiten der Neidischen und Erbärmlichen: er muß Verkennung, Vernachlässigung und Oberflächlichkeit noch an jedem Wohlwollen heraus empfinden, das er erfährt, er kennt jene Heimtücke des beschränkten Mitleidens, welches sich selber gut und heilig fühlt, wenn es ihn, etwa durch bequemere Lagen, durch geordnetere, zuverlässigere Gesellschaft vor sich selber zu „retten“ sucht, — ja er wird den unbewußten Zerstörungstrieb zu bewundern haben, mit dem alle Mittelmäßigen des Geistes gegen ihn thätig sind, und zwar im besten Glauben an ihr Recht dazu! Es ist für Menschen dieser unverständlichen Vereinsamung nöthig, sich tüchtig und herzhaft auch in den Mantel der äußeren, der räumlichen Einsamkeit zu wickeln: das gehört zu ihrer Klugheit. Selbst List und Verkleidung werden heute noth thun, damit ein solcher Mensch sich selber erhalte, sich selber oben erhalte, inmitten der niederziehenden gefährlichen Stromschnellen der Zeit. Jeden Versuch, es in der Gegenwart, mit der Gegenwart auszuhalten, jede Annäherung an diese Menschen und Ziele von Heute muß er wie seine eigentliche Sünde abbüßen: und er mag die verborgene Weisheit seiner Natur anstaunen, welche ihn bei allen solchen Versuchen sofort durch Krankheit und schlimme Unfälle wieder zu sich selber zurückrief.

[«]

38[12]

Und wißt ihr auch, was mir „die Welt“ ist? Soll ich sie euch in meinem Spiegel zeigen? Diese Welt: ein Ungeheuer von Kraft, ohne Anfang, ohne Ende, eine feste, eherne Größe von Kraft, welche nicht größer, nicht kleiner wird, die sich nicht verbraucht sondern nur verwandelt, als Ganzes unveränderlich groß, ein Haushalt ohne Ausgaben und Einbußen, aber ebenso ohne Zuwachs, ohne Einnahmen, vom „Nichts“ umschlossen als von seiner Gränze, nichts Verschwimmendes, Verschwendetes, nichts Unendlich-Ausgedehntes, sondern als bestimmte Kraft einem bestimmten Raum eingelegt, und nicht einem Raume, der irgendwo „leer“ wäre, vielmehr als Kraft überall, als Spiel von Kräften und Kraftwellen zugleich Eins und „Vieles“, hier sich häufend und zugleich dort sich mindernd, ein Meer in sich selber stürmender und fluthender Kräfte, ewig sich wandelnd, ewig zurücklaufend, mit ungeheuren Jahren der Wiederkehr, mit einer Ebbe und Fluth seiner Gestaltungen, aus den einfachsten in die vielfältigsten hinaustreibend, aus dem Stillsten, Starrsten, Kältesten hinaus in das Glühendste, Wildeste, Sich-selber-widersprechendste, und dann wieder aus der Fülle heimkehrend zum Einfachen, aus dem Spiel der Widersprüche zurück bis zur Lust des Einklangs, sich selber bejahend noch in dieser Gleichheit seiner Bahnen und Jahre, sich selber segnend als das, was ewig wiederkommen muß, als ein Werden, das kein Sattwerden, keinen Überdruß, keine Müdigkeit kennt —: diese meine dionysische Welt des Ewig-sich-selber-Schaffens, des Ewig-sich-selber-Zerstörens, diese Geheimniß-Welt der doppelten Wollüste, dieß mein Jenseits von Gut und Böse, ohne Ziel, wenn nicht im Glück des Kreises ein Ziel liegt, ohne Willen, wenn nicht ein Ring zu sich selber guten Willen hat, — wollt ihr einen Namen für diese Welt? Eine Lösung für alle ihre Räthsel? ein Licht auch für euch, ihr Verborgensten, Stärksten, Unerschrockensten, Mitternächtlichsten? — Diese Welt ist der Wille zur Macht — und nichts außerdem! Und auch ihr selber seid dieser Wille zur Macht — und nichts außerdem!

[«]

38[13]

Als ich jünger war, machte ich mir Sorge darüber, was denn eigentlich ein Philosoph sei: denn ich glaubte an den berühmten Philosophen entgegengesetzte Merkmale wahrzunehmen. Endlich ging mir auf, daß es zwei unterschiedliche Arten von Philosophen giebt, einmal solche, welche irgend einen großen Thatbestand von Werthschätzungen, das heißt ehemaligen Werthsetzungen und Werthschöpfungen (logischen oder moralischen), festzuhalten haben, sodann aber solche, welche selber Gesetzgeber von Werthschätzungen sind. Die ersteren suchen sich der vorhandenen oder vergangenen Welt zu bemächtigen, indem sie dieselbe durch Zeichen zusammenfassen und abkürzen. Diesen Forschern liegt es ob, alles bisher Geschehene und Geschätzte übersichtlich, überdenkbar, faßbar, handlich zu machen, die Vergangenheit zu überwältigen, alles Lange, ja die Zeit selbst abzukürzen, eine große und wundervolle Aufgabe. Die eigentlichen Philosophen aber sind Befehlende und Gesetzgeber, sie sagen: so soll es sein! sie bestimmen erst das Wohin und Wozu des Menschen und verfügen dabei über die Vorarbeit der philosophischen Arbeiter, jener Überwältiger der Vergangenheit. Diese zweite Art von Philosophen geräth selten; und in der That ist ihre Lage und Gefahr ungeheuer. Wie oft haben sie sich absichtlich die Augen zugebunden, um nur den schmalen Saum nicht mehr sehen zu müssen, der sie vom Abgrund und Absturz trennt: zum Beispiel Plato, als er sich überredete, das Gute, wie er es wollte, sei nicht das Gute Platos, sondern das Gute an sich, der ewige Schatz, den nur irgend ein Mensch Namens Plato auf seinem Wege gefunden habe! In viel gröberen Formen waltet dieser selbe Wille zur Blindheit bei den Religions-Stiftern: ihr „du sollst“ darf durchaus ihren Ohren nicht klingen wie „ich will“, — nur als dem Befehle eines Gottes wagen sie ihrer Aufgabe nachzukommen, nur als „Eingebung“ ist ihre Gesetzgebung der Werthe eine tragbare Bürde, unter der ihr Gewissen nicht zerbricht. — Sobald nun jene zwei Trostmittel, das Platos und das Muhameds, dahin gefallen sind und kein Denker mehr an der Hypothese eines „Gottes“ oder „ewiger Werthe“ sein Gewissen erleichtern kann, erhebt sich der Anspruch des Gesetzgebers neuer Werthe zu einer neuen und noch nicht erreichten Furchtbarkeit. Nunmehr werden jene Auserkornen, vor denen die Ahnung einer solchen Pflicht aufzudämmern beginnt, den Versuch machen, ob sie ihr wie als ihrer größten Gefahr nicht noch „zur rechten Zeit“ durch irgend einen Seitensprung entschlüpfen möchten: zum Beispiel indem sie sich einreden, die Aufgabe sei schon gelöst, oder sie sei unlösbar, oder sie hätten keine Schultern für solche Lasten, oder sie seien schon mit andern näheren Aufgaben überladen, oder selbst diese neue ferne Pflicht sei eine Verführung und Versuchung, eine Abführung von allen Pflichten, eine Krankheit, eine Art Wahnsinn. Manchem mag es in der That gelingen auszuweichen: es geht durch die ganze Geschichte hindurch die Spur solcher Ausweichenden und ihres schlechten Gewissens. Zumeist aber kam solchen Menschen des Verhängnisses jene erlösende Stunde, jene Herbst-Stunde der Reife, wo sie mußten was sie nicht einmal „wollten“: — und die That, vor der sie sich am meisten vorher gefürchtet hatten, fiel ihnen leicht und ungewollt vom Baume, als eine That ohne Willkür, fast als Geschenk. —

[«]

38[14]

Was uns von allen Platonischen und Leibnitzischen Denkweisen am Gründlichsten abtrennt, das ist: wir glauben an keine ewigen Begriffe, ewigen Werthe, ewigen Formen, ewigen Seelen; und Philosophie, soweit sie Wissenschaft und nicht Gesetzgebung ist, bedeutet uns nur die weiteste Ausdehnung des Begriffs „Historie“. Von der Etymologie und der Geschichte der Sprache her nehmen wir alle Begriffe als geworden, viele als noch werdend; und zwar so, daß die allgemeinsten Begriffe, als die falschesten, auch die ältesten sein müssen. „Sein“, „Substanz“ und „Unbedingtes“, „Gleichheit“, „Ding“ —: das Denken erfand sich zuerst und zu ältest diese Schemata, welche thatsächlich der Welt des Werdens am gründlichsten widersprachen, aber ihr von vornherein, bei der Stumpfheit und Einerleiheit des anfänglichen, noch untertierischen Bewußtseins, zu entsprechen schienen: jede „Erfahrung“ schien sie immer von Neuem und sie ganz allein zu unterstreichen. Die Gleichheit und Ähnlichkeit wurde allmälig, mit der Verschärfung der Sinne und der Aufmerksamkeit, mit der Entwickelung und dem Kampfe des vielfältigsten Lebens, immer seltener zugestanden: während für die niedersten Wesen Alles „ewig sich gleich“, „Eins“, „beharrlich“, „unbedingt“,

„eigenschaftslos“ erschien. Allmälig vervielfältigte sich dergestalt die „Außenwelt“; aber ungeheure Zeiträume hindurch galt auf Erden ein Ding als gleich und zusammenfallend mit einem einzigen Merkmale, zum Beispiel mit einer bestimmten Farbe. Die Vielheit der Merkmale an einem einzelnen Ding wurde mit der größten Langsamkeit zugestanden: noch aus der Geschichte der menschlichen Sprache sehen wir ein Widerstreben gegen die Vielheit der Prädikate. Die längste Verwechselung aber ist die daß das Prädikat-Zeichen mit dem Ding selber als gleich gesetzt wird; und die Philosophen, welche gerade die ältesten Instinkte der Menschheit auch die ältesten Ängste und Aberglauben (wie den Seelen-Aberglauben) am besten in sich nachgebildet haben — man kann bei ihnen von einem Atavismus par excellence reden — drückten ihr Siegel auf diese Verwechselung, als sie lehrten, gerade die Zeichen, nämlich die „Ideen“ seien das wahrhaft Vorhandene, Unveränderliche und Allgültige. Während thatsächlich das Denken, bei der Wahrnehmung eines Dings, eine Reihe von Zeichen umläuft, welche das Gedächtniß ihm darbietet, und nach Ähnlichkeiten sucht; während der Mensch mit einem ähnlichen Zeichen das Ding als „bekannt“ ansetzt, faßt, ergreift: meinte er lange es eben damit zu begreifen. Das Greifen und Fassen, das Aneignen bedeutete ihm bereits ein Erkennen, ein Zu-Ende-kennen; die Worte sogar in der menschlichen Sprache schienen lange — und scheinen dem Volke heute noch — nicht Zeichen sondern Wahrheiten in Betreff der damit bezeichneten Dinge zu sein. Je feiner die Sinne, je strenger die Aufmerksamkeit, je vielfältiger die Aufgaben des Lebens wurden, um so schwerer wurde auch die Erkenntniß eines Dings, einer Thatsache als endgültige Erkenntniß, als „Wahrheit“ zugestanden; und zuguterletzt, auf dem Punkte zu welchem uns heute das methodische Mißtrauen gedrängt hat geben wir uns gar nicht mehr das Recht, von Wahrheiten im unbedingten Sinne zu reden, — wir haben dem Glauben an die Erkennbarkeit der Dinge ebensosehr wie dem Glauben an die Erkenntniß abgeschworen. Das „Ding“ ist nur eine Fiktion, das „Ding an sich“ sogar eine widerspruchsvolle unerlaubte Fiktion: aber auch das Erkennen, das absolute und folglich auch das relative, ist ebenfalls nur eine Fiktion! Damit fällt denn auch die Nöthigung weg, ein Etwas das „erkennt“, ein Subjekt für das Erkennen anzusetzen, irgend eine reine „Intelligenz“, einen „absoluten Geist“: — diese noch von Kant nicht gänzlich aufgegebene Mythologie, welche Plato für Europa in verhängnißvoller Weise vorbereitet hat und die mit dem christlichen Grund-Dogma „Gott ist ein Geist“ alle Wissenschaft des Leibes und dadurch auch die Fortentwicklung des Leibes mit dem Tode bedrohte, — diese Mythologie hat nunmehr ihre Zeit gehabt.

[«]

38[15]

Ich habe seltsame Dinge in Bezug auf Wirkung von meinen Büchern erlebt. Kürzlich traf der Brief eines alten vornehmen Holländers ein, welcher Menschliches Allzumenschliches als seinen treuesten Lebensgesellen betrachtet; die Geburt der Tragödie hat vielleicht im Leben R<ichard> W<agner>'s den größten Glücks-Klang hervorgebracht, er war außer sich, und es giebt wunderschöne Dinge in der Götter-Dämmerung, welche er in diesem Zustande einer unerwarteten äußersten Hoffnung hervorgebracht hat. (Damals — — —
Ich möchte wissen, ob dies Buch von Jemandem verstanden ist: seine Hintergründe gehören zu meinem persönlichsten Eigenthum. Zarathustra hat die Werthschätzungen von ein paar Jahrtausenden gegen sich; ich glaube absolut nicht daran, daß Jemand heute im Stande ist, seinen Gesammt-Ton klingen zu hören: auch setzt sein Verstehen eine solche philologische und mehr als philologische Arbeit voraus, wie sie heute Niemand daran setzen wird, aus Mangel an Zeit.

Ich selber bin mit der Thatsache sehr zufrieden, daß mein Geschmack in musicis und philosophicis, welcher 1865 (wo ich vielleicht der einzige Deutsche war, der Sch<openhauer> und W<agner> gleich und — — — jetzt zum deutschen Geschmack gehört.

Die Auswahl, welche man in Bezug auf meine Bücher macht giebt mir zu denken.

[«]

38[16]

der unbedenkliche Gebrauch von Lückenbüßern und der Geistesaufwand und -Reichthum, um hier einer Schwäche die Attribute der Kraft zu geben: was beinahe dem Wagnerschen Stile den Charakter giebt —

[«]

38[17]

Schopenh<auers> Perversität der Gesinnung und meine Geburt der Tragödie!

[«]

38[18]

„er hätte anders handeln können“ — dieser Gesichtspunkt zur Entstehung des Gerechtigkeitsgefühls von Rée falsch angewendet.

[«]

38[19]

Der ersten Spur philosophischen Nachdenkens, der ich, bei einem Überblick meines Lebens, habhaft werden kann, begegne ich in einer kleinen Niederschrift aus meinem 13. Lebensjahre: dieselbe enthält einen Einfall über den Ursprung des Bösen. Meine Voraussetzung war, daß für einen Gott Etwas denken und Etwas schaffen Eins und Dasselbe sei. Nun schloß ich so: Gott hat sich selbst gedacht, damals als er die zweite Person der Gottheit schuf: um aber sich selber denken zu können mußte er erst seinen Gegensatz denken. Der Teufel hatte also in meiner Vorstellung ein ebensolches Alter wie der Sohn Gottes, sogar einen klareren Ursprung — und dieselbe Herkunft. Über die Frage, ob es einem Gott möglich sei seinen Gegensatz zu denken, half ich mir damit hinweg, zu sagen: ihm ist aber Alles möglich. Und zweitens: daß er es gethan hat, ist eine Thatsache, falls die Existenz eines Gott-Sohns Thatsache ist, folglich war es ihm auch möglich, — — —

[«]

38[20]

Ohne ein leidenschaftliches Vergnügen an den Abenteuern der Erkenntniß wird es Einer schwerlich lange in ihrem gefahrvollen Reiche aushalten; und Jedem, der für derlei „Ausschweifungen“ zu feige oder zu keusch ist, sei es billigerweise zugestanden, sich auch daraus eine Tugend und ein Lob zurecht zu machen. Für die stärkeren Geister aber gilt jene Forderung, daß man zwar ein Mensch der Leidenschaft, aber auch der Herr seiner Leidenschaften sein müsse, auch hinsichtlich ihrer Leidenschaft zur Erkenntniß. Wie Napoleon, zum Erstaunen

Talleyrand's, seinen Zorn zur gewählten Zeit bellen und brüllen ließ und dann wieder, ebenso plötzlich, zum Schweigen brachte, so soll es der starke Geist auch mit seinen wilden Hunden machen: er muß, wie heftig auch immer in ihm der Wille zur Wahrheit ist — es ist sein wildester Hund —, zur gewählten Zeit der leibhafte Wille zur Unwahrheit, der Wille zur Ungewißheit, der Wille zur Unwissenheit, vor Allem zur Narrheit sein können.

[«]

38[21]

Die Abnahme der Anmuth. — Zu den Symptomen der allgemeinen Verhäßlichung, wie sie einem Zeitalter gemäß ist, das den Pöbel immer mehr zum Herrn macht, gehört nicht am wenigsten das wachsende Sich-gehen-lassen des Weibes und eine Art „Rückkehr zur Natur" d.h. zum Pöbel: auch an Orten, an denen man früher auf vornehme und strenge Gewohnheiten wie auf sein Vorrecht hielt: z.B. an den Höfen. Man steht verwundert vor dem Mangel an Feinheit selbst im Verkehr mit den liebenswürdigsten Frauen: und wir helfen uns — — —

[«]

38[22]

Ein Garten, an dem selbst das Gitterwerk vergoldet ist, hat sich nicht nur gegen Diebe und Strolche zu schützen: seine schlimmsten Gefahren kommen ihm von seinen zudringlichen Bewunderern, die überall Etwas abbrechen und gar zu gern dies und jenes zum Andenken mitnehmen möchten. — Und merkt ihr es denn nicht, ihr Müssiggänger in meinen Gärten, daß ihr euch nicht einmal neben meinen Kräutern und Unkräutern rechtfertigen könnt, daß sie euch ins Gesicht sagen: fort, ihr Eindringlinge, ihr — — —

[«]

[39 = N VII 2a. Z I 2b. August–September 1885]

39[1]

Der Wille zur Macht.

Versuch
einer neuen Auslegung
alles Geschehens.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

39[2]

„molkichter Geist“

Wie ein Kind bei fremden Feiertagen: scheu steht es da — nie hörte es noch diese Glocke, nie sah es noch diese Zierden und Feierkleider.

Bin ich denn ein Spiegel, der gleich trübe und blind wird, weil ein fremder Athem mich anhaucht, anfaucht?

Was willst du den Flaum von solchen Dingen schaben? —

Wahrheiten, die kein Lächeln vergüldet hat.

[«]

39[3]

Zarathustra 5 (die Jugend als Grundton)
kriegerisch im höchsten Grade
Auf einer alten Festung die Trommeln der Herolde.
(Finale) des Nachts wie am Rialto.
das Rosenfest.

Zarathustra der gottlose Einsiedler, der erste Einsame, der nicht betete.

Seid ihr jetzt stark genug für meine Wahrheiten?

Wer gehört zu mir? was ist vornehm?

„Seid ihr Solche?“ (als Refrain) die Rangordnung:
und ihr müßt alles in euch haben, um herrschen zu können, aber auch unter euch!

Refrain: „u<nd> wenn ihr nicht sprechen dürft: „wir ehren sie, doch sind wir höherer Art“ — so seid ihr nicht von meiner Art.

Das Rosenfest.
Nachts an der Brücke.

Zarathustra glücklich darüber, daß der Kampf der Stände vorüber ist, und jetzt endlich Zeit ist für eine Rangordnung der Individuen.

Haß auf das demokratische Nivellirungs-system ist nur im Vordergrund: eigentlich ist er sehr froh, daß **dies** so weit ist. Nun kann er seine Aufgabe lösen. —

Seine Lehren waren bisher nur an die zukünftige Herrscher-Kaste gerichtet. Diese Herren der Erde sollen nun Gott **ersetzen**, und das tiefe unbedingte Vertrauen der Beherrschten sich schaffen. Vorerst: ihre neue Heiligkeit, ihre Verzichtleistung auf Glück und Behagen. Sie geben den Niedrigsten die Anwartschaft auf Glück, nicht sich. Sie erlösen die Mißrathenen durch die Lehre vom „schnellen Tode“, sie bieten Religionen und Systeme an, je nach der Rangordnung.

[«]

39[4]

Die Selbst-Bespiegelung des Geistes, das Geknarr des logischen Räderwerks, die Aufdröselung der Instinkte

Gesetzt, ihr hättet alles in Formeln aufgelöst: was wäre dann? Sollen wir mit schlechtem Gewissen leben?

Ich bewundre die großen Fälschungen und Ausdeutungen: sie heben uns über das Glück des Thiers empor.

Die Überschätzung der Wahrhaftigkeit, in Kreisen des Heerdenthiers, hat guten Sinn. Sich nicht betrügen lassen — und folglich — nicht betrügen

Daß an sich der Wahrhaftige mehr werth sei als der Lügner, ist aus nichts zu erweisen: und vorausgesetzt, daß das Leben auf einem consequenten Getäuschtwerden beruht, so könnte ein consequ<enter> Lügner unter Umständen zu den höchsten Ehren kommen. Daß man schädigt, indem man nicht „die Wahrheit sagt“, ist eine Naivetät. Wenn der Werth des Lebens in gut geglaubten Irrthümern liegt, liegt das Schädigende im „Wahrheit-sagen“.

[«]

39[5]

Das jenseitige Leben weg? — man hat dem Leben die Pointe genommen.

[«]

39[6]

Wie die Feige matador ihre Ziele verfolgt, das verderbend, was sie nur als Stütze haben will: so die Vernunft den Philos<ophen>. Was bedeutet eine jede Philosophie für das Leben des Menschen? Sei es als Erhöhung des Machtgefühls: Oder als Mittel ein unerträgliches Dasein zu maskiren? Hinter dem Bewußtsein arbeiten die Triebe.

[«]

39[7]

Ernährung Eigenthum Fortpflanzung Wollust (als Narkose Arbeit (Überwindung von Schwingungen)

Der sublime Mensch hat den höchsten Werth, auch wenn er ganz zart und zerbrechlich ist, weil eine Fülle von ganz schweren und seltenen Dingen durch viele Geschlechter gezüchtet und beisammen erhalten worden ist.

Urwald-Thiere die Römer.

[«]

39[8]

Die Vergöttlichung des Teufels — wie geschah diese himmlische Illusion!

Der Glaube an die Güte Gerechtigkeit und Wahrheit im Grunde der Dinge hat etwas Haarsträubendes.

Die Masken des Teufels.

[«]

39[9]

Die Auslegung der Natur: wir legen uns hinein.

— der furchtbare Charakter.

[«]

39[10]

Zarathustra 1. die Ansätze der Differenzirung.
Alles „Glück“ nur als Kur oder Ausruhen erlaubt. Gegen die „Glücklichen“ und „Guten“ und die Heerdenthiere.
Zarathustra 2. die „Selbst-Überwindung“ des Menschen.
Grösster aller Kämpfe und längste Züchtung.
Als Mittel die „Versucher“ heraufbeschwören.
Zarathustra 3 vom Ringe
der Urwald, alles in furchtbarer Größe

[«]

39[11]

Um nicht Entgegengesetztes vom Wesen der Welt auszusagen, muß man festhalten, daß jeder Augenblick eine nothwendige Gesammt-Verschiebung aller Veränderungen bedeutet; aber als Denkendes Schaffendes muß es freilich vergleichen, folglich auch seinen eigenen inneren Zuständen gegenüber zeitlos sein können.

[«]

39[12]

Cap. Ernährung.
Zeugung.
Anpassung. } Zurückgeführt auf Willen zur Macht.
Vererbung.
Arbeits-Theilung.

Cap. Die Nebenstellung des Bewußtseins neben dem eigentlich Treibenden und Regierenden.

Cap. Die Umkehrung der Zeitordnung: auch im embryonischen Wachsthum (die organische Entwicklung umgekehrt, als sie im Gedächtniß eingelagert ist: zugleich das Älteste als das Stärkste voran). Wie die ältesten Irrthümer gleichsam das Rückgrat abgeben, an dem alles andere sich festhält.

Cap. Die Entwicklung des Logischen

[«]

39[13]

Die Eigenschaften des organischen Wesens.

Die Entwicklung der organischen Wesen.

Der Verband des Organischen und des Unorganischen.

„Erkenntniß“ im Verhältniß zu den Bedingungen des Lebens. Das „Perspektivische“.

„Naturgesetze“ als Feststellung von Machtverhältnissen.

„Ursache und Folge“ ein Ausdruck für die Nothwendigkeit und Unerbittlichkeit dieser Machtfestsetzung.

Freiheit des Willens und Macht.

Schmerz und Lust im Verhältniß zum Willen zur Macht.

„Person“ „Subjekt“ als Täuschung. Ein beherrschtes Gemeinwesen. Am Leitfaden des Leibes.

Regieren und Gehorchen als Ausdruck des Willens zur Macht, im Organischen.

Entstehung des Logischen. „Begründung“.

Gegen die Selbst-Bespiegelung. Mathem<atik>.

Die physische Welt wie die seelische beide falsch, aber dauerhafte Irrthümer.

Der Künstler und der Wille zur Macht. Der Eindruck von Neutralität ist bezaubernd für Heerdenthiere. Palazzo Pitti und Phidias. Kunst je nach der Moral, für Heerde oder Führer: — — —

die Widerlegung Gottes, eigentlich ist nur der moral<ische> Gott widerlegt.

Rechte und Pflichten.

Die Strafen.

Ausgangspunkt. Ironie gegen Descartes: gesetzt es gäbe im Grunde der Dinge etwas Betrügerisches, aus dem wir stammten, was hülfe es, de omnibus dubitare! Es könnte das schönste Mittel sein, sich zu betrügen. Überdies: ist es möglich?

„Wille zur Wahrheit“ als „ich will nicht betrogen werden“ oder „ich will nicht betrügen“ oder „ich will mich überzeugen und fest werden“, als Form des Willens zur Macht.

„Wille zur Gerechtigkeit“
„Wille zur Schönheit“ } alles Wille zur Macht.
„Wille zum Helfen“
zur Güte.

[«]

39[14]

Zur Vorrede.

Das menschliche *Begreifen* — welches zuletzt immer ein Auslegen nach uns und unseren Bedürfnissen ist — steht im Verhältniß zum *Range*, den der Mensch in der Ordnung aller Wesen einnimmt. Es möge als Beispiel dienen, wie viel der Finger von dem weiß, was der Klavierspieler mit ihm ausführt. Er wird nichts als mechanische Vorgänge spüren und diese logisch combiniren. Auch unter Menschen üben die Niederen ihre Kräfte, ohne Ahnung, wozu sie im Großen Ganzen dienen. Die gesammte physische Causalität ist hundertfältig *ausdeutbar*, je nachdem ein Mensch oder andere Wesen sie ausdeuten. — Für gröbere Arten Mensch war die *menschliche* Art von Güte oder Gerechtigkeit oder Weisheit *nachweisbar* aus der Natur. Indem feinere geistigere Menschen jetzt diese Nachweisbarkeit ablehnen, thun sie es, weil ihr Begriff von Güte Gerechtigkeit und Weisheit gewachsen ist. Der Atheismus ist die Folge einer *Erhöhung des Menschen*: im Grunde ist er schamhafter, tiefer und vor der Fülle des Ganzen bescheidener geworden; er hat seine Rangordnung *besser* begriffen. Je *weiter* unsere Kenntniß wächst, um so mehr empfindet sich der Mensch in seinem *Winkel*. Die unverschämtesten und festesten Glaubensartikel, die wir in uns tragen, stammen aus der Zeit der größten Unwissenheit z.B. daß unser *Wille Ursache* ist usw. Wie naiv tragen wir unsere moralischen Werthschätzungen in die Dinge z.B. wenn wir von *Naturgesetzen* reden! Es möchte nützlich sein, einmal den Versuch einer *völlig verschiedenen* Ausdeutungsweise zu machen: damit durch einen erbitterten Widerspruch begriffen werde, wie sehr unbewußt *unser moralischer Kanon* (Vorzug von Wahrheit, Gesetz, Vernünftigkeit usw.) in unserer *ganzen* sog<enannten> *Wissenschaft regiert*.

Populär ausgedrückt: Gott ist widerlegt, aber der Teufel nicht: und alle göttlichen Funktionen gehören mit hinein in sein Wesen: das Umgekehrte gieng nicht!

Er täuscht, er schafft täuschende Intellekte
Er zerstört mit Vorliebe
Er verdirbt, indem er die Besten antreibt zur höchsten Veredelung
Im Walde: er läßt seine Unschuld anbeten
Zuletzt: warum hassen wir ein solches Wesen?

[«]

39[15]

Zur Einleitung.

Nicht der Pessimismus (eine Form des Hedonismus) ist die große Gefahr, die Abrechnung über Lust und Unlust, und ob vielleicht das menschliche Leben einen Überschuß von Unlustgefühlen mit sich bringt. Sondern die Sinnlosigkeit alles Geschehens! Die moralische Auslegung ist zugleich mit der religiösen Auslegung hinfällig geworden: das wissen sie freilich nicht, die Oberflächlichen! Instinktiv halten sie, je unfrommer sie sind, mit den Zähnen an den moralischen Werthschätzungen fest. Schopenhauer als Atheist hat einen Fluch gegen den ausgesprochen, der die Welt der moralischen Bedeutsamkeit entkleidet. In England bemüht man sich, Moral und Physik zu verbrüdern, Herr von Hartmann Moral und die Unvernünftigkeit des Daseins. Aber die eigentliche große Angst ist: die Welt hat keinen Sinn mehr

In wiefern mit „Gott“ auch die bisherige Moral weggefallen ist: sie hielten sich gegenseitig.

Nun bringe ich eine neue Auslegung, eine „unmoralische“, im Verhältniß zu der unsere bisherige Moral als Spezialfall erscheint. Populär geredet: Gott ist widerlegt, der Teufel nicht. —

[«]

39[16]

Mit der närrischen und unbescheidenen Frage, ob in der Welt Lust oder Unlust überwiegt, steht man inmitten der philosophischen Dilettanterei: dergleichen sollte man sehnsüchtigen Dichtern und Weiberchen überlassen. Auf einem nahen Sterne könnte schon so viel Glück und Lustbarkeit sein, daß damit „der Menschheit ganzer Jammer“ zehn Mal aufgewogen würde: was wissen wir davon! Und andererseits wollen wir doch ja nur die Erbschaft des christlichen Tiefsinns und Feinsinns sein, daß wir nicht an sich das Leiden verurtheilen: wer es nicht mehr moralisch, zum „Heil der Seele“ zu nutzen weiß, der sollte es mindestens aesthetisch gelten lassen — sei es als Künstler oder Betrachter der Dinge. Die Welt, das Leiden weggedacht, ist unaesthetisch in jedem Sinne: und vielleicht ist Lust nur eine Form und rhythmische Art desselben!

Ich wollte sagen: vielleicht ist Leiden etwas vom Wesentlichen alles Daseins.

[«]

39[17]

Man darf hoffen daß der Mensch sich so hoch erhebt, daß ihm die bisherigen höchsten Dinge, z.B. der bisherige Gottesglaube, kindlich-kindisch und rührend erscheinen, ja daß er noch einmal es macht, wie er es mit allen Mythen gemacht hat, nämlich <sie in> Kindergeschichten und Mährchen verwandelt.

[«]

39[18]

NB. Die Glaubwürdigkeit des Leibes ist erst die Basis, nach der der Werth alles Denkens abgeschätzt werden kann. Gesetzt, wir hätten lauter Dinge erdacht, die es nicht giebt! (wie z.B. Teichmüller annimmt!) usw. Der Leib erweist sich immer weniger als Schein! Wer hat bis jetzt Gründe gehabt, den Leib als Schein zu denken? Der vollendete Brahman-Verehrer.

[«]

39[19]

Weib

Und wo einmal ein Weib zum Bewußtsein über irgend eine Begabung kommt: wie viel lächerliche Selbstbewunderung, wie viel „Gans“ ist jedes Mal zugleich damit entfesselt!

[«]

39[20]

Jude

— ich hebe mit Auszeichnung Siegfried Lipiner hervor, einen polnischen Juden, der die mannichfaltigen Formen der europäischen Lyrik auf das Zierlichste nachzubilden versteht, — „beinahe ächt“, wie ein Goldschmied sagen würde —

[«]

39[21]

Hellwald, Naturgeschichte des Menschen.

Hermann Müller Burmeister	über Pflanzen.

[«]

39[22]

Zarathustra 4.
sagt zu den Seinen: gebt Acht, wer gegen Leiden, Schein, Narrheit redet — der gehört zum Volk, auch als Philosoph. Wie man am besten zur Masse redet? Ich weiß es nicht, es gehört nicht zu meiner Aufgabe. Es scheint mir, daß man ihr das Leben sehr erschweren muß durch die Forderungen strenger Tugenden: sonst werden sie faul und genüßlich, auch im Denken.

Für die niederen Menschen gelten die umgekehrten Werthschätzungen: es kommt darauf an, in sie die Tugenden zu pflanzen. Die absoluten Befehle, furchtbare Zwingmeister, sie dem leichten Leben entreißen

die Bedeutung der Religionen

Zarathustra als Verführer der Jugend, die Rache der Väter, er heißt sie warten.
Zarathustra auf den Wällen der Festung gehend: — er hört den absoluten Pessimismus predigen. Die Stadt wird umringt. Er schweigt.

[«]

[40 = W I 7a. August–September 1885]

40[1]

Müde, Leidende, Geängstigte meinen Frieden, meinen Unbewegtheit, Ruhe, etwas dem tiefen Schlafe Ähnliches, wenn sie an das höchste Glück denken. Davon ist viel in die Philosophie gekommen. Ebenso hat die Angst vor dem Ungewissen, Vieldeutigen, Verwandlungsfähigen seinen Gegensatz, das Einfache, Sich-Gleichbleibende, Berechenbare, Gewisse zu Ehren gebracht. Eine andere Art Wesen würde die umgekehrten Zustände zu Ehren bringen. Aber als ich, vor zehn Jahren — — —

[«]

40[2]

Der Wille zur Macht.
Versuch einer neuen Auslegung alles Geschehens.

(Vorrede über die drohende „Sinnlosigkeit“. Problem des Pessimismus.)
Logik.
Physik.
Moral.
Kunst.
Politik.

[«]

40[3]

Für wen diese Auslegung wichtig ist. Neue „Philosophen“. Es mag hier und dort einen Solchen geben, der in ähnlicher Weise seine Unabhängigkeit liebt, — aber wir drängen uns nicht zu einander, wir „sehnen“ uns nicht nach einander.

[«]

40[4]

Wir sind die Erben der unvollkommenen schlechten Art, der längsten Art zu beobachten und zu schließen. Unsere gründlichsten und einverleibtesten Begriffe werden wohl am falschesten sein: soweit mit ihnen nämlich sich leben ließ! Aber man kann umgekehrt fragen: würde Leben überhaupt möglich sein mit einer feineren Beobachtung und strengeren vorsichtigeren Schlußverfahren? Auch heute noch ist der praktische Theil unseres Lebens im gröbsten Sinne versuchsweise, auf gut Glück hin: man sehe nur zu, was die meisten Menschen von der Ernährung wissen! Daß die Zweckmäßigkeit der Mittel in der gesammten Geschichte der Organismen zugenommen habe (wie Spencer meint) ist ein englisch-oberflächliches Urtheil, im Verhältniß zur Complicirtheit unsrer Zwecke ist die Dummheit der Mittel wahrscheinlich sich gleich geblieben.

[«]

40[5]

Die Zunahme der **Verstellung** in der Rangordnung der Wesen (in der anorganischen Macht gegen Macht ganz roh, in der organischen Welt List usw.) die höchsten Menschen wie Caesar Napoleon (Stendhals Wort über ihn) ebenso die höheren Rassen (Italiäner usw.) Sollte man es nicht für möglich halten, daß die tausendfältigste Verschlagenheit mit in das Wesen höherer Geschöpfe gehöre? Natürlich würde der Sinn der Wahrheit (zu sehen, was ist) auch zunehmen müssen, als Mittel, um scheinen zu können. Der Schauspieler. Dionysos.

[«]

40[6]

Wie arm sind die Philosophen bisher, wo ihnen nicht die Sprache, mindestens die Grammatik, im Ganzen das, was „Volk“ in ihnen ist, soufflirt! In den Worten stecken Wahrheiten, mindestens Ahnungen der Wahrheit: das glauben sie alle steif und fest: daher die Zähigkeit, mit der sie sich an „Subjekt“ „Leib“ „Seele“ „Geist“ klammern. Welches Unheil liegt allein in jenem mumisirten Irrthum, den das Wort „Abstraktion“ birgt! Als ob durch Weglassen und nicht vielmehr durch Unterstreichen, Hervorheben, Verstärken das entstünde, was man damit bezeichnet! So wie jedes Bild, jede Gestalt in uns entsteht und möglich wird, durch Vergröberung!

[«]

40[7]

Wie der Entstehung der Arithmetik eine lange Übung und Vorschulung im Gleichsehen, Gleichnehmen-wollen, im Ansetzen identischer Fälle und im „Zählen“ vorangegangen sein muß, so insgleichen auch dem logischen Schließen. Das Urtheil ist ursprünglich noch mehr als der Glaube „das und das ist wahr“, sondern „genau so und so will ich, daß es wahr ist!“ Der Trieb der Assimilation, jene organische Grundfunktion, auf der alles Wachsthum beruht, paßt sich, was es aus der Nähe sich aneignet, auch innerlich an: der Wille zur Macht fungirt in diesem Einbegreifen des Neuen unter den Formen des Alten, Schon-Erlebten, im Gedächtniß noch-Lebendigen: und wir heißen es dann — „Begreifen“!

[«]

40[8]

Der Begriff „Individuum“ „Person“ enthält eine große Erleichterung, für das naturalistische Denken: welches vor Allem sich beim Ein-mal-eins wohl fühlt. Thatsächlich stecken dort Vorurtheile: wir haben leider keine Worte, um das wirklich Vorhandene, nämlich die Intensitäts-grade auf dem Wege zum Individuum, zur „Person“ zu bezeichnen. Zwei wird aus Eins, Eins aus Zwei: das sieht man mit Augen bei der Zeugung und Vermehrung der niedrigsten Organismen; der Mathematik wird beständig im wirklichen Geschehen widersprochen, widerlebt, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Ich habe einmal den

Ausdruck „viele sterbliche Seelen“ gebraucht: ebenso wie Jeder das Zeug zu vielen personae hat.

[«]

40[9]

Es giebt schematische Köpfe, solche, welche einen Gedankencomplex dann für wahrer halten, wenn er sich in vorher entworfene Schemata oder Kategorien-Tafeln einzeichnen läßt. Der Selbst-Täuschungen auf diesem Gebiete giebt es unzählige: fast alle großen „Systeme“ gehören hierhin. Das Grundvorurtheil ist aber: daß die Ordnung, Übersichtlichkeit, das Systematische dem wahren Sein der Dinge anhaften müsse, umgekehrt die Unordnung, das Chaotische, Unberechenbare nur in einer falschen oder unvollständig erkannten Welt zum Vorscheine komme — kurz ein Irrthum sei —: — was ein moralisches Vorurtheil ist, entnommen aus der Thatsache, daß der wahrhaftige zutrauenswürdige Mensch ein Mann der Ordnung, der Maximen, und im Ganzen etwas Berechenbares und Pedantisches zu sein pflegt. Nun ist es aber ganz unbeweisbar, daß das An-sich der Dinge nach diesem Recepte eines Muster-Beamten sich verhält.

[«]

40[10]

— Descartes ist mir nicht radikal genug. Bei seinem Verlangen, Sicheres zu haben und „ich will nicht betrogen werden“ that es Noth <zu> fragen „warum nicht?“ Kurz, moralische Vorurtheile (oder Nützlichkeits-Gründe) zu Gunsten der Gewißheit gegen Schein und Ungewißheit. Darauf sehe ich die Philosophen an, von der Vedantaphilos<ophie> bis jetzt: warum dieser Haß auf das Unwahre, Böse, Schmerzhafte usw.? — Zur Vorrede. Erst die moral<ischen> Werthschätzungen erledigt!

— Zum „kategorischen Imperativ“ gehört ein Imperator!

[«]

40[11]

— Die Kinder der Unschuld, welche an „Subjekt“ Prädikat und Objekt glauben, die Grammatik-Gläubigen, welche noch von unserem Apfel der Erkenntniß nicht gehört haben!

[«]

40[12]

Teichmüller p. 25 „ist es ein Schluß, wenn wir die sogenannten Dinge für seiend erklären, so müssen wir also schon vorher *wissen*, welche Natur (terminus medius) das Seiende (terminus major) habe, um diesen Begriff den Dingen zusprechen oder absprechen zu können“ Dagegen sage ich: „zu wissen *meinen*“.

„Logische Gesetze“ bei Spir I p. 76 definirt als „allgemeine Principien von Affirmationen über Gegenstände d.h. eine innere Nothwendigkeit, etwas von Gegenständen zu glauben“.

Meine Grundvorstellungen: „das Unbedingte“ ist eine regulative Fiction, der keine Existenz zugeschrieben werden darf, die Existenz gehört nicht zu den nothwendigen Eigenschaften des Unbedingten. Ebenso „das Sein“, die „Substanz“ — alles Dinge, die nicht aus der Erfahrung geschöpft sein *sollten*, aber thatsächlich durch eine *irrthümliche Auslegung der Erfahrung aus ihr gewonnen sind*.

Schlußkapitel {

Die bisherigen Auslegungen hatten alle einen gewissen Sinn für das Leben — erhaltend, erträglich machend oder entfremdend, verfeinernd, auch wohl das Kranke separirend und zum Absterben bringend

meine neue Auslegung giebt den zukünftigen Philosophen als Herrn der Erde die nöthige Unbefangenheit.

1. Nicht sowohl „widerlegt“, als unverträglich mit dem, was wir jetzt vornehmlich für „wahr“ halten und glauben: insofern ist die religiöse und moralische Auslegung uns unmöglich.

[«]

40[13]

Die Logik ist geknüpft an die Bedingung: *gesetzt, es giebt identische Fälle*. Thatsächlich, damit logisch gedacht und geschlossen werde, muß diese Bedingung erst als erfüllt fingirt werden. Das heißt: der Wille zur logischen Wahrheit kann erst sich vollziehen, nachdem eine grundsätzliche Fälschung alles Geschehens vorgenommen ist. Woraus sich ergiebt, daß hier ein Trieb waltet, der beider Mittel fähig ist, zuerst der Fälschung und dann der Durchführung Eines Gesichtspunktes: die Logik stammt nicht aus dem Willen zur Wahrheit.

[«]

40[14]

Man könnte sagen, die Complicirtheit der Wege (z.B. einer Pflanze, um zur Befruchtung zu kommen) sei ein Argument gegen die Absichtlichkeit: denn hier werde ein raffinirter Geist gedacht, der zu große Umwege wähle, in Hinsicht auf den Weg klug, auf die Wahl gerade dieses Weges dumm — also eine widerspruchsvolle Art Geist. Aber gegen diese Auffassung würde ich auf unsre menschliche Erfahrung verweisen: wir müssen dies Zufällige und Störende ausnützen und mit in jeden unsrer Entwürfe aufnehmen, so daß Alles, was wir durchführen, den ganz gleichen Charakter trägt, eines Geistes, der seinen Plan trotz vieler Hemmnisse durchführt, also mit vielen krummen Linien. Denken wir uns den Fall ins Ungeheure übersetzt: so wäre die scheinbare Dummheit des Weltenganges, der Charakter von Verschwendung, von nutzlosen Opfern vielleicht nur eine Betrachtung aus der Ecke, eine perspektivische Betrachtung für kleine Wesen, wie wir sind. In Anbetracht, daß wir die Zwecke nicht kennen, ist es kindlich, die Mittel nach Seite ihrer Vernünftigkeit zu kritisiren. Gewiß ist es, daß sie nicht gerade „human“ sind.

[«]

40[15]

Das Urtheil, das ist der Glaube: „dies und dies ist so“. Also steckt im Urtheile das Geständniß, einem identischen Fall begegnet zu sein: es setzt also Vergleichung voraus, mit Hülfe des Gedächtnisses. Das Urtheil schafft es nicht, daß ein identischer Fall da zu sein scheint. Vielmehr es glaubt einen solchen wahrzunehmen; es arbeitet unter der Voraussetzung, daß es überhaupt identische

Fälle giebt. Wie heißt nun jene Funktion, die viel älter, früher arbeitend sein muß, welche an sich ungleiche Fälle ausgleicht und anähnlicht? Wie heißt jene zweite, welche, auf Grund dieser ersten usw. „Was gleiche Empfindungen erregt, ist gleich“: wie aber heißt das, was Empfindungen gleich macht, als gleich „nimmt“? — Es könnte gar keine Urtheile geben, wenn nicht erst innerhalb der Empfindungen eine Art Ausgleichung geübt wäre: Gedächtniß ist nur möglich mit einem beständigen Unterstreichen des schon Gewohnten, Erlebten — — Bevor geurtheilt wird, muß der Prozeß der Assimilation schon gethan sein: also liegt auch hier eine intellektuelle Thätigkeit <vor>, die nicht in’s Bewußtsein fällt, wie beim Schmerz infolge einer Verwundung. Wahrscheinlich entspricht allen organischen Funktionen ein inneres Geschehen, also ein Assimiliren, Ausscheiden, Wachsen usw.

Wesentlich, vom Leibe ausgehen und ihn als Leitfaden zu benutzen. Er ist das viel reichere Phänomen, welches deutlichere Beobachtung zuläßt. Der Glaube an den Leib ist besser festgestellt als der Glaube an den Geist.

„Eine Sache mag noch so stark geglaubt werden: darin liegt kein Kriterium der Wahrheit.“ Aber was ist Wahrheit? Vielleicht eine Art Glaube, welche zur Lebensbedingung geworden ist? Dann freilich wäre die Stärke ein Kriterium. Z.B. in Betreff der Causalität.

[«]

40[16]

Was thut denn im Grunde die ganze neuere Philosophie? sie macht, versteckt oder offen, ein Attentat auf den alten Seelenbegriff — das heißt auf die Grundlage des Christenthums, auf das „Ich“: sie ist antichristlich im feinsten Sinne. Ehemals glaubte man unbedingt an die Grammatik: man sagte: „Ich“ ist Bedingung, „denke“ ist Prädikat. Man versuchte, mit einer bewunderungswürdigen Zähigkeit, ob man nicht aus diesem Netze heraus könne — ob nicht allererst das Umgekehrte wahr sei: „Denke“ Bedingung — und „Ich“ bedingt, als eine Synthese, welche das Denken vornimmt. Kant wollte im Grunde beweisen, daß vom Subjekt aus das Subjekt nicht bewiesen werden könne, das Objekt auch nicht. Die Möglichkeit einer Scheinexistenz des „Subjekts“ dämmert: ein Gedanke, welcher, wie in der Vedanta-Philosophie, schon einmal auf Erden dagewesen ist. Will man einen neuen, wenngleich sehr vorläufigen Ausdruck dafür, so lese man <die Geburt der Tragödie>

[«]

40[17]

Die Vergröberung als Grundmittel, um Wiederkehr, identische Fälle erscheinen zu lassen; bevor also „gedacht“ wurde, muß schon gedichtet worden sein, der formende Sinn ist ursprünglicher als der „denkende“

[«]

40[18]

Zur Moral. Wir benehmen uns der Rangordnung gemäß, zu der wir gehören: ob wir es schon nicht wissen, noch weniger Andern demonstriren können. Ein Imperativ „benimm dich der Rangordnung gemäß, zu der du gehörst“ ist unsinnig: weil wir 1) uns 2) jene Ordnung kennen müßten, was Beides nicht der Fall ist — — und 3) weil es überflüssig ist, etwas zu befehlen, das ohnedies geschieht. Rangordnung: nicht nur zu unseren Nächsten, sondern, unter Umständen, zur Nachwelt, ebenso zu den Bewohnern anderer Sterne; denn wir wissen nicht, ob jemand da ist, der uns mit ihnen vergleicht. — Alles Imperativische in der Moral wendet sich an die Vielheit der Masken, die wir in uns tragen, und will, daß wir dies hervorkehren und jenes nicht, also unsern Anschein verändern. „Besserung“ ist: etwas sichtbar werden lassen von dem, was den guten Menschen gefällt — nicht mehr!

[«]

40[19]

Und was Nachkommenschaft betrifft: so muß man sich klüglich und zur Zeit entscheiden — aut libri aut liberi.

[«]

40[20]

Abgesehn von den Gouvernanten, welche auch heute noch an die Grammatik als veritas aeterna und folglich als Subjekt Prädikat und Objekt glauben, ist Niemand heute mehr so unschuldig, noch in der Art des Descartes das Subjekt „ich" als Bedingung von „denke" zu setzen; vielmehr ist durch die skeptische Bewegung der neueren Philosophie die Umkehrung, nämlich das Denken als Ursache und Bedingung sowohl von „Subjekt" wie von „Objekt", wie von „Substanz" wie von „Materie" anzunehmen, uns glaubwürdiger geworden: was vielleicht nur die umgekehrte Art des Irrthums ist. So viel ist gewiß: — wir haben die „Seele" fahren lassen und folglich auch die „Weltseele", die „Dinge an sich" so gut <wie> einen Welt-Anfang, eine „erste Ursache". Das Denken ist uns kein Mittel zu „erkennen", sondern das Geschehen zu bezeichnen, zu ordnen, für unsern Gebrauch handlich zu machen: so denken wir heute über das Denken: morgen vielleicht anders. Wir begreifen nicht recht mehr, wie „Begreifen" nöthig sein sollte, noch weniger, wie es entstanden sein sollte: und ob wir <schon> fortwährend in die Noth kommen, mit der Sprache und den Gewohnheiten des Volks-Verstandes uns behelfen zu müssen, so spricht der Anschein des beständigen Sich-widersprechens noch nicht gegen die Berechtigung unsres Zweifels. Auch in Betreff der „unmittelbaren Gewißheit" sind wir nicht mehr so leicht zu befriedigen: wir finden „Realität" und „Schein" noch nicht im Gegensatz wir würden vielmehr von Graden des Seins — und vielleicht noch lieber von Graden des Scheins — reden und jene „unmittelbare Gewißheit" z.B. darüber, daß wir denken und daß folglich Denken Realität hat, immer noch mit dem Zweifel durchsäuern, welchen Grad dieses Sein hat; ob wir vielleicht als „Gedanken Gottes" zwar wirklich, aber flüchtig und scheinbar wie Regenbogen sind. Gesetzt, es gäbe im Wesen der Dinge etwas Täuschendes Närrisches etwas Betrügerisches, so würde der allerbeste Wille de omnibus dubitare, nach Art des Cartesius, uns nicht vor den Fallstricken dieses Wesens hüten; und gerade jenes Cartesische Mittel könnte ein Hauptkunstgriff sein, uns gründlich zu foppen und für Narren zu halten. Schon insofern wir doch, nach der Meinung des Cartesius, wirklich Realität hätten, müßten wir ja als Realität an jenem betrügerischen täuschenden Grunde der Dinge und seinem Grund-Willen irgendwie Antheil haben: — genug, „ich will nicht betrogen werden" könnte das Mittel eines tieferen feineren gründlicheren Willens sein, der gerade das Umgekehrte wollte: nämlich sich selber betrügen.

In summa: es ist zu bezweifeln, daß „das Subjekt" sich selber beweisen kann — dazu müßte es eben außerhalb einen festen Punkt haben und der fehlt!

[«]

40[21]

Ausgangspunkt vom Leibe und der Physiologie: warum? — Wir gewinnen die richtige Vorstellung von der Art unsrer Subjekt-Einheit, nämlich als Regenten an der Spitze eines Gemeinwesens, nicht als „Seelen“ oder „Lebenskräfte“, insgleichen von der Abhängigkeit dieser Regenten von den Regierten und den Bedingungen der Rangordnung und Arbeitstheilung als Ermöglichung zugleich der Einzelnen und des Ganzen. Ebenso wie fortwährend die lebendigen Einheiten entstehen und sterben und wie zum „Subjekt“ nicht Ewigkeit gehört; ebenso daß der Kampf auch in Gehorchen und Befehlen sich ausdrückt und ein fließendes Machtgrenzen-bestimmen zum Leben gehört. Die gewisse Unwissenheit, in der der Regent gehalten wird über die einzelnen Verrichtungen und selbst Störungen des Gemeinwesens, gehört mit zu den Bedingungen, unter denen regirt werden kann. Kurz, wir gewinnen eine Schätzung auch für das Nichtwissen, das Im-Großen-und-Groben-Sehen, das Vereinfachen und Fälschen, das Perspectivische. Das Wichtigste ist aber: daß wir den Beherrscher und seine Unterthanen als gleicher Art verstehn, alle fühlend, wollend, denkend — und daß wir überall, wo wir Bewegung im Leibe sehen oder errathen, wir auch ein zugehöriges subjektives unsichtbares Leben hinzuschließen lernen. Bewegung ist eine Symbolik für das Auge; sie deutet hin, daß etwas gefühlt, gewollt, gedacht worden ist. — Das direkte Befragen des Subjekts über das Subjekt, und alle Selbst-Bespiegelung des Geistes hat darin seine Gefahren, daß es für seine Thätigkeit nützlich und wichtig sein könnte, sich falsch zu interpretiren. Deshalb fragen wir den Leib und lehnen das Zeugniß der verschärften Sinne ab: wenn man will, wir sehen zu, ob nicht die Untergebenen selber mit uns in Verkehr treten können.

[«]

40[22]

NB. „Es wird gedacht: folglich giebt es Denkendes“ — darauf läuft die Argumentation des Cartesius hinaus — aber die Realität eines Gedankens ist es nicht, die Cartesius wollte. Er wollte über „Einbildung“ hinweg zu einer Substanz, welche denkt und sich einbildet.

[«]

40[23]

Seien wir vorsichtiger als Cartesius, welcher in dem Fallstrick der Worte hängen blieb. Cogito ist freilich nur Ein Wort: aber es bedeutet etwas Vielfaches: manches ist vielfach, und wir greifen derb darauf los, im guten Glauben, daß es Eins sei. In jenem berühmten cogito steckt 1) es denkt 2) und ich glaube, daß ich es bin, der da denkt, 3) aber auch angenommen, daß dieser zweite Punkt in der Schwebe bliebe, als Sache des Glaubens, so enthält auch jenes erste „es denkt“ noch einen Glauben: nämlich, daß „denken“ eine Thätigkeit sei, zu der ein Subjekt, zum mindesten ein „es“ gedacht werden müsse: — und weiter bedeutet das ergo sum nichts! Aber dies ist der Glaube an die Grammatik, da werden schon „Dinge“ und deren „Thätigkeiten“ gesetzt, und wir sind ferne von der unmittelbaren Gewißheit. Lassen wir also auch jenes problematische „es“ weg und sagen wir cogitatur als Thatbestand ohne eingemischte Glaubensartikel: so täuschen wir uns noch einmal, denn auch die passivische Form enthält Glaubenssätze und nicht nur „Thatbestände“: in summa, gerade der Thatbestand läßt sich nicht nackt hinstellen, das „Glauben“ und „Meinen“ steckt in cogito des cogitat und cogitatur: wer verbürgt uns, daß wir mit ergo nicht etwas von diesem Glauben und Meinen herausziehn und daß übrig bleibt: es wird etwas geglaubt, folglich wird etwas geglaubt — eine falsche Schlußform! Zuletzt müßte man immer schon wissen, was „sein“ ist, um ein sum aus dem cogito herauszuziehn, man müßte ebenso schon wissen; was wissen ist: man geht vom Glauben an die Logik — an das ergo vor Allem! — aus, und nicht nur von der Hinstellung eines factums! — Ist „Gewißheit“ möglich im Wissen? ist unmittelbare Gewißheit nicht vielleicht eine contradictio in adjecto? Was ist Erkennen im Verhältniß zum Sein? Für den, welcher auf alle diese Fragen schon fertige Glaubenssätze mitbringt, hat aber die Cartesianische Vorsicht gar keinen Sinn mehr: sie kommt viel zu spät. Vor der Frage nach dem „Sein“ müßte die Frage vom Werth der Logik entschieden sein.

[«]

40[24]

Man soll die Naivetät des C<artesius> nicht verschönern und zurechtrücken, wie es z.B. Spir thut.

„Das Bewußtsein ist sich selber unmittelbar gewiß: das Dasein des Denkens kann nicht geleugnet, noch bezweifelt werden, denn diese Leugnung oder dieser Zweifel sind eben selbst Zustände des Denkens oder des Bewußtseins, ihr eigenes Vorhandensein beweist also das, was sie in Abrede stellen, es benimmt ihnen folglich jede Bedeutung.“ Spir I, 26. „Es wird gedacht“, ergo giebt es etwas, nämlich „Denken“. War das der Sinn des Cartesius? Teichmüller p. 5 und 40 stehen Stellen. „Etwas, das sich selber unmittelbar gewiß ist“ ist Unsinn. Gesetzt z.B., Gott dächte durch uns, und unsere Gedanken, sofern wir uns als Ursache fühlten, wären ein Schein, so wäre das Dasein der Gedanken nicht geleugnet oder bezweifelt, wohl aber das ergo sum. Sonst hätte er sagen müssen: ergo est. — Es giebt keine unmittelbaren Gewißheiten: cogito, ergo sum setzt voraus, daß man weiß, was „denken“ ist und zweitens was „sein“ ist: es wäre also, wenn das est (sum) wahr wäre, eine Gewißheit auf Grund zweier richtiger Urtheile, hinzugerechnet die Gewißheit, daß man ein Recht überhaupt zum Schlusse, zum ergo hat — also jedenfalls keine „unmittelbare“ G<ewißheit>. Nämlich: in cogito steckt nicht nur irgend ein Vorgang, welcher einfach anerkannt wird — dies ist Unsinn! —, sondern ein Urtheil, daß es der und der Vorgang ist, und wer z.B. nicht zwischen denken fühlen und wollen zu unterscheiden wüßte, könnte den Vorgang gar nicht constatiren. Und in sum oder est steckt immer noch eine solche begriffliche Ungenauigkeit, daß noch nicht einmal damit fit oder „es wird“ abgelehnt ist. „Es geschieht da etwas“, könnte an Stelle von „da giebt es etwas, da existirt etwas, da ist etwas“ gesetzt werden.

[«]

40[25]

Der Glaube an die unmittelbare Gewißheit des Denkens ist ein Glaube mehr, und keine Gewißheit! Wir Neueren sind Alle Gegner des Descartes und wehren uns gegen seine dogmatische Leichtfertigkeit im Zweifel. „Es muß besser gezweifelt werden als Descartes!“ Wir finden das Umgekehrte, die Gegenbewegung gegen die absolute Autorität der Göttin „Vernunft“ überall, wo es tiefere Menschen giebt. Fanatische Logiker brachten es zu Wege, daß die Welt eine Täuschung ist; und daß nur im Denken der Weg zum „Sein“, zum „Unbedingten“ gegeben sei. Dagegen habe ich Vergnügen an der Welt, wenn sie Täuschung sein sollte; und über den

Verstand der Verständigsten hat man sich immer unter vollständigeren M<enschen> lustig gemacht.

[«]

40[26]

Scheinbar entgegengesetzt die 2 Züge, welche die modernen Europäer kennzeichnen: das Invidualistische und die Forderung gleicher Rechte: das verstehe ich endlich. Nämlich, das Individuum ist eine äußerst verwundbare Eitelkeit: — diese fordert, bei ihrem Bewußtsein, wie schnell sie leidet, daß Jeder Andere ihm gleichgestellt gilt, daß er nur inter pares ist. Damit ist eine gesellschaftliche Rasse charakterisirt, in welcher thatsächlich die Begabungen und Kräfte nicht erheblich auseinandergehn. Der Stolz, welcher Einsamkeit und wenige Schätzer will, ist ganz außer Verständniß; die ganz „großen“ Erfolge giebt es nur durch Massen, ja man begreift es kaum noch, daß ein Massen-Erfolg immer eigentlich ein kleiner Erfolg ist: weil pulchrum est paucorum hominum. — Alle Moralen wissen nichts von „Rangordnung“ der Menschen; die Rechtslehrer nichts vom Gemeinde-Gewissen. Das Individual-Princip lehnt die ganz großen Menschen ab und verlangt, unter ungefähr Gleichen, das feinste Auge und die schnellste Herauserkennung eines Talentes; und weil Jeder etwas von Talenten hat, in solchen späten und civilisirten Culturen, also erwarten kann, sein Theil Ehre zurückzubekommen, deshalb findet heute ein Herausstreichen der kleinen Verdienste statt wie niemals noch: — es giebt dem Zeitalter einen Anstrich von grenzenloser Billigkeit. Seine Unbilligkeit besteht in einer Wuth ohne Grenzen nicht gegen die Tyrannen und Volksschmeichler, auch in den Künsten, sondern gegen die vornehmen M<enschen>, welche das Lob der Vielen verachten. Die Forderung gleicher Rechte (z.B. über Alles und Jeden zu Gericht sitzen zu dürfen) ist anti-aristokratisch. Ebenso fremd ist ihm das verschwundene Individuum, das Untertauchen in einen großen Typus, das Nicht-Person-sein-wollen: worin die Auszeichnung und der Eifer vieler hohen Menschen früher bestand (die größten Dichter darunter); oder „Stadt sein“ wie in Griechenland; Jesuitismus, preußisches Offizier-Corps und Beamtenthum; oder Schüler sein und Fortsetzer großer Meister: wozu ungesellschaftliche Zustände und der Mangel der kleinen Eitelkeit nöthig ist

[«]

40[27]

So wie Mathematik und Mechanik lange Zeiten als Wissenschaften mit absoluter Gültigkeit betrachtet wurden und erst jetzt sich der Verdacht zu entschleiern wagt, daß sie nichts mehr und nichts weniger sind als angewandte Logik auf die bestimmte unbeweisliche Annahme hin, daß es „identische Fälle“ giebt — Logik selber aber eine consequente Zeichenschrift auf Grund der durchgeführten Voraussetzung (daß es identische Fälle giebt) —: so galt ehemals auch das Wort schon als Erkenntniß eines Dings, und noch jetzt sind die grammatischen Funktionen die bestgeglaubten Dinge, vor denen man sich nicht genug hüten kann. Es ist möglich, daß dieselbe Art Mensch, die später Vedanta-Philosophien ausdachte, Jahrtausende früher vielleicht auf der Grundlage unvollkom<mener> Sprachen sich eine philosophische Sprache ausdachte, nicht, wie sie meinten, als Zeichenschrift, sondern als „Erkenntniß der Welt“ selber: aber welches „das ist“ bisher auch aufgestellt wurde, eine spätere und feinere Zeit hat immer wieder daran aufgedeckt, daß es nicht mehr ist als „das bedeutet“. Noch jetzt ist die eigentliche Kritik der Begriffe oder (wie ich es einst bezeichnete) eine wirkliche „Entstehungsgeschichte des Denkens“ von den meisten Philos<ophen> nicht einmal geahnt. Man sollte die Werthschätzungen aufdecken und neu abschätzen, welche um die Logik herum liegen: z.B. „das Gewisse ist mehr werth als das Ungewisse“ „das Denken ist unsre höchste Funktion“; ebenso den Optimismus im Logischen, das Siegesbewußtsein in jedem Schlusse, das Imperativische im Urtheil, die Unschuld im Glauben an die Begreifbarkeit im Begriff.

[«]

40[28]

Es muß gedacht worden sein, lange bevor es Augen gab: die „Linien und Gestalten“ sind also nicht anfänglich gegeben, sondern auf Tastgefühle hin ist am längsten gedacht worden: dies aber, nicht unterstützt durch das Auge, lehrt Grade des Druckgefühls, noch nicht Gestalten. Vor der Einübung also, die Welt als bewegte Gestalten zu verstehen, liegt die Zeit, wo sie als veränderliche und verschiedengradige Druck-Empfindung „begriffen“ wurde. Daß in Bildern, daß in Tönen gedacht werden kann, ist kein Zweifel: aber auch in Druckgefühlen. Die Vergleichung in Bezug auf Stärke und Richtung und Nacheinander, die Erinnerung usw.

[«]

40[29]

In Betreff des Gedächtnisses muß man umlernen: hier steckt die Hauptverführung eine „Seele“ anzunehmen, welche zeitlos reproduzirt, wiedererkennt usw. Aber das Erlebte lebt fort „im Gedächtniß“; daß es „kommt“, dafür kann ich nichts, der Wille ist dafür unthätig, wie beim Kommen jedes Gedankens. Es geschieht etwas, dessen ich mir bewußt werde: jetzt kommt etwas Ähnliches — wer ruft es? weckt es?

[«]

40[30]

Die große Gefahr steckt in der Annahme, daß es unmittelbares Erkennen gäbe (also „Erkennen“ im strengen Sinn überhaupt!) Teichm<üller> p. 35.

[«]

40[31]

Das müßte etwas sein, nicht Subjekt, nicht Objekt, nicht Kraft, nicht Stoff, nicht Geist, nicht Seele: — aber man wird mir sagen, etwas dergleichen müsse einem Hirngespinnste zum Verwechseln ähnlich sehn? Das glaube ich selber: und schlimm, wenn es das nicht thäte! Freilich: es muß auch allem Andern, was es giebt und geben könnte, und nicht nur dem Hirngespinnste zum Verwechseln ähnlich sehn! Es muß den großen Familienzug haben, an dem sich alles als mit ihm verwandt wiedererkennt — —

[«]

40[32]

Gesetzt, ihr fragt: „Hat denn vor 50 000 Jahren der Baum schon grün ausgesehen?“ so würde ich antworten: „vielleicht noch nicht: vielleicht gab es damals erst die zwei Hauptgegensätze der valeurs, dunklere und hellere Massen: — und allmählich haben daraus sich die Farben ausgewickelt.

[«]

40[33]

Vor der Logik, welche überall mit Gleichungen arbeitet, muß das Gleichmachen, das Assimiliren gewaltet haben: und es waltet noch fort, und das logische Denken ist ein fortwährendes Mittel selber für die Assimilation, für das Sehen-wollen identischer Fälle.

[«]

40[34]

Unser „Gedächtniß“, was es immer sei, mag uns als Gleichniß dienen, etwas Wicht<ige>s damit zu bezeichnen: in der Entwicklung jedes organischen Wesens zeigt sich ein Wunderding von Gedächtniß für seine gesammte Vorgeschichte, soweit organische Wesen eine Vorgeschichte haben, — und zwar ein nachbildendes Gedächtniß, welches die frühesten und längstens einverleibten Formen eher nachbildet als die letzterlebten: somit zurückgreift und nicht schrittweise, wie man vermuthen sollte, mit einem regressus vom Letzten zum Fernst-Erlebten geht, sondern gerade umgekehrt alles Jüngere und Frischer-Eingedrückte zunächst bei Seite läßt. Hier ist eine erstaunliche Willkür da: — Auch die „Seele“, welche in allen philosophischen Verlegenheiten gewöhnlich zu Hülfe gerufen wird, vermag hier nicht zu helfen: zum Mindesten nicht die Individual-seele, sondern ein Seelen-continuum, welches im ganzen Prozesse einer gewissen organischen Reihe waltete. Wiederum: da nicht Alles nachgebildet wird, sondern nur Grundformen, so müßte in jenem Gedächtniß ein subsumirendes Denken, Simplificiren, Reduziren beständig stattfinden: genug, etwas Analoges dem, was wir von unserem Bewußtsein aus als „Logik“ bezeichnen. — Und wie weit mag diese Nachbildung des früher

Erlebten gehen? Gewiß auch bis zur Nachbildung von Gefühls- und Gedankengängen. Aber was halten <wir> von den „angeborenen Ideen“, welche Locke in die Zweifel zog? Es ist sicherlich viel mehr wahr als nur dies, daß Ideen angeboren werden, vorausgesetzt, daß man den Akt der Geburt nicht bei dem Wort „angeboren“ unterstreicht.

[«]

40[35]

Die allgemeine Verlogenheit der Menschen über sich, das moral<ische> Ausdeuten dessen, was sie thun und wollen, wäre zu verachten, wenn es nicht auch etwas sehr Lustiges wäre: und es bedürfte wirklich der Zuschauer — so interessant ist das Schauspiel! Nicht von Göttern, wie Epicur sie sich dachte! Sondern homerische Götter: so ferne und nahe den Menschen und ihnen zusehend, wie etwa Galiani seinen Katzen und Affen stand: — also ein wenig verwandt den Menschen, aber höherer Art!

[«]

40[36]

Die mathematischen Physiker können die Klümpchen-Atome nicht für ihre Wissenschaft brauchen: folglich construiren sie sich eine Kraft-Punkte-Welt, mit der man rechnen kann. Ganz so, im Groben, haben es die Menschen und alle organischen Geschöpfe gemacht: nämlich so lange die Welt zurecht gelegt, zurecht gedacht, zurecht gedichtet, bis sie dieselbe brauchen konnten, bis man mit ihr „rechnen“ konnte.

[«]

40[37]

Sollte nicht es genügen, uns als „Kraft“ eine Einheit zu denken, in der Wollen Fühlen und Denken noch gemischt und ungeschieden sind? Und die organischen Wesen als Ansätze zur Trennung, so daß die organischen Funktionen sämmtlich noch in jener Einheit beieinander sind, also Selbst-regulirung, Assimilation, Ernährung, Ausscheidung, Stoffwechsel? Zuletzt ist „real“ nichts gegeben als Denken und Empfinden und Triebe: ist es nicht erlaubt zu versuchen, ob dies Gegebene nicht ausreicht, die Welt zu construiren? Ich meine nicht als Schein: sondern als so real, wie eben unser Wollen Fühlen Denken ist — aber als primitivere Form desselben. Die Frage ist zuletzt: ob wir den Willen wirklich als wirkend anerkennen? Thun wir dies, so kann er natürlich nur auf etwas wirken, was seiner Art ist: und nicht auf „Stoffe“. Entweder muß man alle Wirkung als Illusion auffassen (denn wir haben uns die Vorstellung von Ursache und Wirkung nur nach dem Vorbilde unseres Willens als Ursache gebildet!) und dann ist gar nichts begreiflich: oder man muß versuchen, sich alle Wirkungen als gleicher Art, wie Willensakte zu denken, also die Hypothese machen, ob nicht alles mechanische Geschehen, insofern eine Kraft darin ist, eben Willenskraft ist. —

Die „sterblichen Seelen“ resp. die Unmöglichkeit, das numerische Verhältniß auf diese Dinge zu übertragen. Gegen das Individuum. Das „Zählen“ ist nur eine Vereinfachung, wie alle Begriffe. Nämlich: überall wo etwas rein arithmetisch gedacht werden soll, wird die Qualität weggerechnet. Ebenso in allem Logischen, wo die Identität der Fälle die Voraussetzung ist, also der eigentliche spez<ielle> Charakter jedes Vorgangs einmal weggedacht ist (das Neue, nicht aus den Bedingungen des Entstehens Zu-Begreifende — r<espektive> Inbegriffene.)

[«]

40[38]

Es kommt darauf an, die Einheit richtig zu bezeichnen, in der Denken Wollen und Fühlen und alle Affekte zusammengefaßt sind: ersichtlich ist der Intellekt nur ein Werkzeug, aber in wessen Händen? Sicherlich der Affekte: und diese sind eine Vielheit, hinter der es nicht nöthig ist eine Einheit anzusetzen: es genügt sie als eine Regentschaft zu fassen. — Daß die Organe sich überall herausgebildet haben, was die morphologische Entwicklung zeigt, darf als Gleichniß gewiß auch für das Geistige benutzt werden: so daß etwas „Neues“ immer nur durch Ausscheidung einer einzelnen Kraft aus einer synthetischen Kraft zu fassen ist.

Das Denken selber ist eine solche Handlung, welche auseinanderlegt, was eigentlich Eins ist. Überall ist die Scheinbarkeit da, daß es zählbare

Vielheiten giebt, auch im Denken schon. Es giebt nichts „Addirtes“ in der Wirklichkeit, nichts „Dividirtes“, ein Ding halb und halb ist nicht gleich dem Ganzen.

[«]

40[39]

Die Physiker sind jetzt mit allen Metaphysikern darüber einmüthig, daß wir in einer Welt der Täuschung leben: glücklich, daß man nicht mehr nöthig hat, darüber mit einem Gotte abzurechnen, über dessen „Wahrhaftigkeit“ man zu seltsamen Gedanken kommen könnte. Das Perspektivische der Welt geht so tief als heute unser „Verständniß“ der Welt reicht; und ich würde es wagen, es noch dort anzusetzen, wo der Mensch billigerweise überhaupt von Verstehen absehn darf — ich meine dort, wo die Metaphysiker das Reich des anscheinend Sich-selbst-Gewissen, Sich-selber-Verständlichen <ansetzen>, u<nd> im Denken. Daß die Zahl eine perspektivische Form ist, so gut als Zeit und Raum, daß wir so wenig „Eine Seele“ als „zwei Seelen“ in einer Brust beherbergen, daß die „Individuen“ sich wie die materiellen „Atome“ nicht mehr halten lassen, außer für den Hand-Hausgebrauch des Denkens, und sich in ein Nichts verflüchtigt <haben> (oder in eine „Formel“), daß Nichts Lebendiges und Todtes zusammenaddirt werden kann, daß beide Begriffe falsch sind, daß es nicht drei Vermögen der Seele giebt, daß „Subjekt“ und „Objekt“ „Aktivum und Passivum“ „Ursache und Wirkung“ „Mittel und Zweck“ immer nur perspektivische Formen sind, in summa daß die Seele, die Substanz, die Zahl, die Zeit, der Raum, der Grund, der Zweck, — miteinander stehen und fallen. Gesetzt aber nun, daß wir nicht so thöricht sind die Wahrheit, in diesem Falle das x, höher zu schätzen, als den Schein, gesetzt daß wir entschlossen sind zu leben — so wollen wir mit dieser Scheinbarkeit der Dinge nicht unzufrieden sein und nur daran festhalten, daß Niemand zu irgend welchen Hintergedanken in der Darstellung dieser Perspektivität stehen bleibt: — was in der That fast allen Philosophen bisher begegnet ist, denn sie hatten alle Hintergedanken und liebten ihre „Wahrheiten“ — Freilich: wir müssen hier das Problem der Wahrhaftigkeit aufwerfen: gesetzt, wir leben in Folge des Irrthums, was kann denn da der „Wille zur Wahrheit“ sein? Sollte er nicht ein „Wille zum Tode“ sein müssen? — Wäre das Bestreben der Philosophen und wissenschaftlichen Menschen vielleicht ein Symptom entartenden absterbenden

Lebens, eine Art Lebens-Überdruß des Lebens selber? Quaeritur: und man könnte hier wirklich nachdenklich werden.

[«]

40[40]

Scepsis gegen die Sceptiker. — Welches Glück giebt der zarte Flaum den Dingen! Wie leuchtet das ganze Leben von schönen Scheinbarkeiten! Die großen Fälschungen und Ausdeutungen waren es, die uns bisher über das Glück des Thiers emporhoben — ins Menschliche! Und umgekehrt: was hat bisher das Geknarr des logischen Räderwerks, die Selbst-Bespiegelung des Geistes, die Aufdröselung der Instinkte mit sich gebracht? Gesetzt, ihr hättet alles in Formeln aufgelöst und euern Glauben in Grade der Wahrscheinlichkeit: da ihr darnach nicht leben könntet, wie? solltet ihr mit schlechtem Gewissen leben? Und wenn der Mensch erst den Glauben an Güte Gerechtigkeit und Wahrheit im Grunde der Dinge als haarsträubende Fälschung empfindet: wie soll er sich selber fühlen, insofern er doch Theil und Stück dieser Welt <ist>? Als etwas Haarsträubendes, Falsches: — — —

[«]

40[41]

Es giebt keine unmittelbaren Empfindungen Spir 2 p. 56.
keine unmittelbaren Schmerzgefühle
keine unmittelbaren Gedanken

Wenn es ein unmittelbares Wissen gäbe, so dürfte man nicht, wie J. St. Mill, von der „Relativität des Wissens“ reden.

[«]

40[42]

Die Annahme des Einen Subjekts ist vielleicht nicht nothwendig; vielleicht ist es ebensogut erlaubt, eine Vielheit von Subjekten anzunehmen, deren

Zusammen-Spiel und Kampf unserem Denken und überhaupt unserem Bewußtsein zu Grunde liegt? Eine Art Aristokratie von „Zellen“, in denen die Herrschaft ruht? Gewiß von pares, welche mit einander an’s Regieren gewöhnt sind und zu befehlen verstehen?

Meine Hypothesen:

das Subjekt als Vielheit

der Schmerz als intellektuell und abhängig vom Urtheil „schädlich“: projicirt

die Wirkung immer „unbewußt“: die erschlossene und vorgestellte „Ursache“ wird projicirt, folgt der Zeit nach.

die Lust ist eine Art des Schmerzes.

die einzige Kraft, die es giebt, ist gleicher Art, wie die des Willens, ein Commandiren an andere Subjekte, welche sich daraufhin verändern.

die beständige Vergänglichkeit und Flüchtigkeit des Subjekts, „sterbliche Seele“

die Zahl als perspektivische Form.

[«]

40[43]

Innerhalb einer Heerde, jeder Gemeinde, also inter pares, hat die Überschätzung der Wahrhaftigkeit guten Sinn. Sich nicht betrügen lassen — und folglich, als persönliche Moral, selber nicht betrügen! Eine gegenseitige Verpflichtung unter Gleichen! Nach außen hin verlangt die Gefahr und Vorsicht, daß man auf der Hut vor Betrug sei: als psychologische Vorbedingung dazu auch innen. Mißtrauen als Quelle der Wahrhaftigkeit.

[«]

40[44]

Gesetzt, die Welt wäre falsch, Leben nur auf dem Boden des Wahns, unter dem Schirme des Wahns, an dem Leitfaden des Wahns zu begreifen: was bedeutete dann „der Natur gemäß leben“? Könnte die Vorschrift nicht gerade die sein: „sei ein Betrüger“? Ja sogar, wie wollte man es verhüten zu täuschen? Wir irren uns über uns selber und sind uns unfaßbar: wie viel mehr sind wir es für die „Nächsten“!

Aber sie glauben sich nicht getäuscht durch uns — und darauf hin beruht aller Verkehr mit gegenseitigen Rechten und Pflichten. — Daß das Täuschen nicht in meiner Absicht liegt, zugegeben! Aber feiner zugesehn: ich thue auch nichts dazu, meine Nächsten aufzuklären, darüber, daß sie sich über mich täuschen. Ich verhindere nicht ihren Irrthum, ich bekämpfe ihn nicht, ich lasse ihn geschehn — : in so fern bin ich zuletzt doch der Betrügende mit Willen. Genau so verfahre ich aber auch gegen mich selber: die Selbsterkenntniß gehört nicht unter die Gefühle der Verpflichtung; selbst wenn ich mich zu erkennen suche, so geschieht es aus Gründen der Nützlichkeit oder einer feineren Neugierde, — nicht aber aus dem Willen der Wahrhaftigkeit. — Daß der Wahrhaftige mehr werth sei als der Lügner, im Haushalte der Menschheit, wäre immer noch erst zu erweisen. Die ganz Großen und Mächtigen waren bisher Betrüger: ihre Aufgabe wollte es von ihnen. Vorausgesetzt, daß es sich ergäbe, Leben und Vorwärtskommen sei nur möglich auf einem consequenten und langen Getäuscht-werden: so könnten die consequenten Betrüger zu den höchsten Ehren kommen, als Lebensbedinger und Förderer des Lebens. Daß man schädigt, indem man nicht die Wahrheit sagt, ist der Glaube der Naiven, eine Art Frosch-Perspektive der Moral. Wenn das Leben und der Werth des Lebens auf gut geglaubten Irrthümern ruht, so könnte gerade der Wahrheit-Redende, Wahrheit-Wollende der Schädigende sein (als der Aufdröseler der Illusionen).

[«]

40[45]

Der Philosoph der Zukunft.
Gedanken über Zucht und Züchtung.

[«]

40[46]

NB. Unsre ferne einstmalige Bestimmung waltet über uns, auch wenn wir noch kein Auge für sie offen haben; wir erleben lange Zeiten nur Räthsel. Die Wahl von Menschen und Dingen, die Auswahl der Ereignisse, das Wegstoßen des Angenehmsten, oft des Verehrtesten — es erschreckt uns, wie als ob aus uns ein

Zufall, eine Willkür hier und da einem Vulkane gleich herausbräche: aber es ist die höhere Vernunft unserer zukünftigen Aufgabe. Vorwärts gesehn mag sich all unser Geschehen nur wie die Einmüthigkeit von Zufall und Unsinn ausnehmen: rückwärts gesehn weiß ich für meinen Theil an meinem Leben nichts von Beidem mehr ausfindig zu machen.

[«]

40[47]

Die Herkunft. Was ist vornehm? Die Entstehung des Adels. Die nachahmenden Talente wie Voltaire.

Die große Loslösung.

Die sieben Einsamkeiten.

Der Wille zur Macht.

[«]

40[48]

Von der Rangordnung.
Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.

Erstes Buch : Züchtung und Zucht.
Zweites Buch : die große Loslösung.
Drittes Buch : die sieben Einsamkeiten.
Überwindung der Moral.
Viertes Buch : der Wille zur Macht.

[«]

40[49]

Seien wir mißtrauisch gegen alle anscheinende „Gleichzeitigkeit“! Es schieben sich da Zeit-Bruchstücke ein, welche nur nach einem groben Maaße, z.B. unserem menschlichen Zeitmaaße klein heißen dürfen; in abnormen Zuständen, z.B. als

Haschischraucher oder im Augenblick der Lebensgefahr bekommen aber auch wir Menschen einen Begriff davon, daß in einer Sekunde unserer Taschenuhr tausend Gedanken gedacht, tausend Erlebnisse erlebt werden können. Wenn ich das Auge aufmache, steht die sichtbare Welt da, scheinbar sofort: inzwischen aber ist etwas Ungeheures geschehen, ein Vielerlei von Geschehen: — erstens zweitens drittens: doch hier mögen die Ph<ysiologen> reden!

[«]

40[50]

Unter dem nicht ungefährlichen Titel „der Wille zur Macht“ soll hiermit eine neue Philosophie oder, deutlicher geredet, der Versuch einer neuen Auslegung alles Geschehens, zu Worte kommen: billigerweise nur vorläufig und versucherisch, nur vorbereitend und vorfragend, nur „vorspielend“ zu einem Ernste, zu dem es eingeweihter und auserlesener Ohren bedarf, wie es sich übrigens bei allem, was ein Ph<ilosoph> öffentlich sagt, von selber versteht, — mindestens verstehen sollte. Aber heute, Dank dem oberflächlichen und anmaaßlichen Geiste eines Zeitalters, welches an die „Gleichheit aller Rechte“ glaubt, ist es dahin gekommen, daß man durchaus nicht mehr — — — Denn jeder Philosoph soll insoweit die Tugend des Erziehers haben, daß er, bevor er zu überzeugen unternimmt, erst verstehen muß zu überreden. Ja der Verführer hat vor allem Beweisen zu untergraben und zu erschüttern, vor allem Befehlen und Vorangehn erst zu versuchen, in wie weit er versteht, auch zu verführen.

[«]

40[51]

Die Begriffe sind etwas Lebendiges, folglich auch etwas bald Wachsendes, bald Schwindendes: viele Begriffe sind eines elenden Todes gestorben. Sie wären im Gleichnisse wohl als Zellen zu bezeichnen, mit einem Zellen-Kern und einem Leibe herum, der nicht fest und — — —

[«]

40[52]

Es giebt verhängnißvolle Worte, welche eine Erkenntniß auszudrücken scheinen und in Wahrheit eine Erkenntniß verhindern; zu ihnen gehört das Wort „Erscheinungen“. Welches Wirrsal die „Erscheinungen“ anrichten, mögen diese Sätze verrathen, welche ich verschiedenen neueren Philosophen entlehne.

gegen das Wort „Erscheinungen“.

[«]

40[53]

NB. Schein wie ich es verstehe, ist die wirkliche und einzige Realität der Dinge, — das, dem alle vorhandenen Prädikate erst zukommen und welches verhältnißmäßig am besten noch mit allen, also auch den entgegengesetzten Prädikaten zu bezeichnen ist. Mit dem Worte ist aber nichts weiter auszudrücken als seine Unzugänglichkeit für die logischen Prozeduren und Distinktionen: also „Schein“ im Verhältniß zur „logischen Wahrheit“ — welche aber selber nur an einer imaginären Welt möglich ist. Ich setze also nicht „Schein“ in Gegensatz zur „Realität“ sondern nehme umgekehrt Schein als die Realität, welche sich der Verwandlung in eine imaginative „Wahrheits-Welt“ widersetzt. Ein bestimmter Name für diese Realität wäre „der Wille zur Macht“, nämlich von innen her bezeichnet und nicht von seiner unfaßbaren flüssigen Proteus-Natur aus.

[«]

40[54]

Die Absichtlichkeit der Handlungen ist nichts Entscheidendes in der Moral (gehört in die kurzsichtige individualistische Tendenz). „Zweck“ und „Mittel“ sind im Verhältniß zur ganzen Art, woraus sie wachsen, nur symptomatisch, an sich vieldeutig und unfaßbar beinahe. Das Thier und die Pflanze zeigen ihren moralischen Charakter, je nach den Lebensbedingungen, in welche sie gestellt sind. Hinter der „Absichtlichkeit“ liegt erst das Entscheidende. Man wird nie das Individuum isoliren dürfen: „Hier, muß man sagen, ist ein Gewächs mit einer solchen Vorgeschichte.“

[«]

40[55]

Die Gesetzmäßigkeit der Natur ist eine falsche humanitäre Auslegung. Es handelt sich um eine absolute Feststellung der Machtverhältnisse, um die ganze Brutalität, ohne die Milderung, welche im organischen Leben das Vorausnehmen der Zukunft, die Vorsicht und List und Klugheit, kurz der Geist mit sich bringt. Die absolute Augenblicklichkeit des Willens zur Macht regirt; im Menschen (und schon in der Zelle) ist diese Feststellung ein Prozeß, der bei dem Wachsthum aller Betheiligten sich fortwährend verschiebt — ein Kampf, vorausgesetzt, daß man dies Wort so weit und tief versteht, um auch das Verhältniß des Herrschenden zum Beherrschten noch als ein Ringen, und das Verhältniß des Gehorchenden zum Herrschenden noch als ein Widerstreben zu verstehen.

[«]

40[56]

I. Über vornehme und gemeine Moral.

{ „Sittlichkeit“: ein Typus des Menschen soll erhalten werden. Vornehme Moral.
Das Menschliche in irgend welchem Maaße soll erhalten werden: gemeine Moral.

2. Die Absichtlichkeit der Handlungen.

3. Das Böse in den Tugenden.

4. Die schlimmen Triebe und ihre Nützlichkeit.

[«]

40[57]

NB! Ist aber etwas Ruhendes wirklich glücklicher als alles Bewegte? Ist das Unveränderliche wirklich und nothwendig werthvoller als ein Ding, das wechselt? Und wenn sich Einer tausende Male widerspricht und viele Wege geht und viele Masken trägt und in sich selber kein Ende und <keine> letzte Horizontlinie findet: ist es wahrscheinlicher, daß ein Solcher weniger von der „Wahrheit“ erfährt als ein tugendhafter Stoiker, welcher sich ein für alle Mal wie eine Säule und mit der harten Haut einer Säule an seine Stelle gestellt hat? Aber dergleichen Vorurtheile sitzen an der Schwelle zu aller bisherigen Philosophie: und sonderlich die, daß Gewißheit besser sei als Ungewißheit und offene Meere, und daß der Schein es sei, den ein Philosoph als seinen eigentlichen Feind zu bekämpfen habe.

[«]

40[58]

Es liegt jetzt noch wenig daran, daß man wisse, was ich damals eigentlich von Richard Wagner wollte (obwohl der Leser meiner Geburt der Tragödie darüber nicht im Unklaren sein sollte), ja daß ich, durch ein Verlangen dieser Art, allerdings auf das Gründlichste bewiesen habe, wie sehr ich mich über ihn und sein Vermögen im Irrthum befand. Genug, daß mein Irrthum — eingerechnet der Glaube an eine gemeinsame und zusammengehörige Bestimmung — weder ihm noch mir zur Unehre gereicht, und, unter allen Umständen, uns Beiden damals, als zwei auf sehr verschiedene Weise Vereinsamten, keine kleine Erquickung und Wohlthat war

Es kam der Augenblick, wo ich empfand, in wie fern ich viel zu viel in Bezug auf Richard Wagner gewollt hatte: und, etwas später, der noch schlimmere Augenblick, wo er meine — — —

[«]

40[59]

Schluss von „der Mensch im Verkehre“
Vorrede und Vorfrage:
„was sind freie Geister?“
<1.>

„Eine Seele, in welcher die Weltweisheit wohnt, muß durch ihre Gesundheit auch den Körper gesund machen“: so sagt es Montaigne, und ich gebe heute gern mein Jawort dazu, als Einer, der auf diesem Bereiche Erfahrung hat. „Es kann nichts Muntreres, Aufgeweckteres, fast hätte ich gesagt, Kurzweiligeres geben als die Welt und ihre Weisheit“: so sage ich ebenfalls mit Montaigne — aber unter welchen bleichen und schauerlichen Larven gieng damals die Weisheit an mir vorbei! Genug, ich fürchtete mich oft genug vor ihr und war ungern dergestalt mit ihr allein — — — und begab mich, allein und schweigsam, aber mit einem zähen „Willen zur Weisheit“ und zum Süden, — auf die Wanderschaft. Damals nannte ich mich bei mir selber einen „freien Geist“, oder „den Prinzen Vogelfrei“ und wer mich gefragt hätte: wo bist du eigentlich noch zu Hause, dem würde ich geantwortet haben „vielleicht Jenseits von Gut und Böse, sonst nirgends“. Aber ich trug dergestalt hart daran, daß ich keine Wandergenossen hatte: so warf ich denn eines Tags einen Angelhaken nach anderen „freien Geistern“ aus — mit eben diesem Buche, das ich bereits mit Namen nannte als „ein Buch für freie Geister“.

Heute freilich — was lernt man nicht alles in zehn Jahren! — weiß ich kaum noch, ob ich mit diesem Buche nach Gefährten und „Wandergenossen“ suche. Inzwischen nämlich lernte ich, was jetzt Wenige verstehen, Einsamkeit ertragen, Einsamkeit — „verstehen“, und ich würde es heute geradezu mit unter die wesentlichen Anzeichen eines „freien Geistes“ setzen, daß er lieber allein läuft, lieber allein fliegt, ja selber noch, wenn er einmal kranke Beine hat, lieber allein kriecht. Die Einsamkeit tödtet, wenn sie nicht heilt: das ist wahr; die Einsamkeit gehört zu einer schlimmen und gefährlichen Heilkunst. Aber gewiß ist, daß sie, wenn sie heilt, auch den Menschen gesünder und selbstherrlicher hinstellt, als je ein Mensch in Gesellschaft, ein Baum in seinem Walde stehen könnte: Einsamkeit erprobt am gründlichsten, mehr als irgend eine Krankheit selber, ob Einer zum Leben geboren und vorbestimmt ist — oder zum Tode, wie die Allermeisten. Genug, ich lernte erst aus der Einsamkeit heraus die zusammengehörigen Begriffe „freier Geist“ und „Gesundheit“ ganz zu Ende denken.

2.

Wir „freien Geister“ leben einzeln und hier und dort auf Erden — daran ist nichts zu ändern; wir sind Wenige — und so ist es billig. Es gehört zu unserem Stolze zu denken, daß unsere Art eine seltne und seltsame Art ist; und wir drängen uns nicht zu einander, wir „sehnen“ uns vielleicht nicht einmal nach einander. Freilich: treffen wir einmal zusammen, wie heute, so giebt es ein Fest!

Wenn wir das Wort „Glück“ im Sinne unserer Philosophie gebrauchen, so denken wir dabei nicht wie die Müden, Geängstigten und Leidenden unter den Philosophen vor allem erst an äußeren und inneren Frieden, an Schmerzlosigkeit, Unbewegtheit, Ungestörtheit, an einen „Sabbat der Sabbate“, an etwas, das dem tiefen Schlafe im Werthe nahe kommen mag. Das Ungewisse vielmehr, das Wechselnde Verwandlungsfähige Vieldeutige ist unsere Welt, eine gefährliche Welt! mehr noch sicherlich als das Einfache, Sich-selbst-Gleich-Bleibende, Berechenbare, Feste, dem bisher die Philosophen, als Erben der Heerden-Instinkte und Heerden-Werthschätzungen, die höchste Ehre gegeben haben. In vielen Ländern des Geistes bekannt und umhergetrieben usw.

3.

Habe ich euch damit beschrieben? Oder nur auf eine neue Weise verschwiegen? Ich weiß es nicht: aber ihr sagt mir, ihr befürchtet in jedem Falle, daß ich mich mit diesem Namen vergriffen habe? Daß der Name „freier Geist“ vorweggenommen sei? Daß er irre führe? Daß man uns, auf diesen Namen hin, verwechseln werde? — Aber warum, unter uns gesagt, warum doch, meine Freunde, sollten wir nicht irreführen? Was liegt daran, daß man uns verwechselt? Werden wir uns deshalb verwechseln? Und zuletzt: wäre es vielleicht nicht schlimmer, wenn — — ?

Wohlan, ich verstehe euch: ihr wollt durchaus einen anderen, einen neuen Namen! „Aus Stolz“, sagt ihr mir: das beste Argument, auf das hin man jede Dummheit thun darf. So fange ich denn von Neuem an: macht nun eure Ohren für meine Neuigkeiten auf!

— Aber hier unterbrecht ihr mich, ihr freien Geister. „Genug, Genug! höre ich euch schreien und lachen — wir halten es nicht mehr aus! Oh über diesen schauerlichen Hanswurst! Diesen tugendhaften Verräther und Verleumder! Willst du uns bei der ganzen Welt den Ruf verderben? Unseren guten Namen anschwärzen? Uns Zunamen anhängen, die sich nicht nur in die Haut einfressen? Stille, du Gewissens-Störenfried! Und wozu am hellen blauen Tage diese düsteren Fratzen, diese Gurgeltöne, diese ganze rabenschwarze Musik? Sprichst du Wahrheiten: nach solchen Wahrheiten können keine Füße tanzen, also sind es keine Wahrheiten für uns. Ecce nostrum veritatis sigillum! Und hier ist Rasen und weicher Grund: was gäbe es Besseres als geschwind deine Grillen wegjagen und uns, nach deiner „Nacht“, einen guten Tag machen? Aber Jemand muß uns dazu aufspielen! Und fort erst mit allen Wetterwolken! Es wäre Zeit, daß sich endlich wieder ein Regenbogen über das Land ausspannte, irgend eine bunte schöne Lügen-Brücke, auf der nur Geister, sehr freie, sehr luftige lustige Geister wandeln können! Und zu guterletzt und allererst: hast du keine Milch zu trinken? Du selber hast uns Durst gemacht nach deiner Milch!“

— „So viel ihr wollt, meine Freunde. Dort seht ihr ja meine Heerde springen, alle meine zarten sonnigen windstillen Lämmer und Böcke: und hier steht schon für euch ein ganzer Eimer Milch bereit, ein Eimer voll frischgemolkener Wahrheiten, noch warm genug, um euch wieder warm zu machen. Incipit: „Menschliches, Allzumenschliches. Gute Milch für freie Geister.“ Wollt ihr davon trinken?

Schön ist’s, mit einander schweigen — — —

[«]

40[60]

Künstler-Pessimismus. — Es giebt sehr unterschiedliche Arten von Künstlern. Wenn Richard Wagner Pessimist sein muß, so zwingt ihn hierzu der Widerwille gegen sich selbst, der Wurm vielfacher Selbstverachtung, die Nothwendigkeit von Berauschungsmitteln, eingerechnet seine Kunst, um das Leben überhaupt auszuhalten, und wieder der Ekel hinter dem Rausche, zu alledem das Bewußtsein der Schauspielerei, der Druck der Unfreiheit, an welcher jeder leidet, der sich verkleiden muß, weil er sich selber nackt nicht aushält —, andrerseits der unersättliche Hunger nach Lob und Lärm, weil solche Komödianten sich ihren Glauben an sich immer erst von außen her und immer nur auf Augenblicke schenken lassen müssen: — es steht ihnen gar nicht frei, auf Lob und Lärm zu verzichten! Aber was helfen auch die wonnevollsten Augenblicke der vanitatum vanitas, was hilft aller Weihrauch, alle Selbst-Vergötterung! Gleich darauf gräbt der alte Gram von Neuem! und über alle Stürme der Leidenschaft, oder der als Leidenschaft maskirten Unenthaltsamkeit, wird zuletzt immer wieder eine innere schwache zögernde Stimme hervortönen, eine verurtheilende Stimme: — Solche Künstler verherrlichen in ihrer Kunst unwillkürlich und unvermeidlich ihr „Nicht-Ich“ und alles, was den äußersten Gegensatz zu ihnen macht: die also, im Falle Wagners, alle ausschweifenden Tugenden z.B. die unbedingte Treue oder die unbedingte Keuschheit oder die Einfalt des Kindes oder die asketischen Selbst-Opferungen: so daß bis zu einem gewissen Grade man ein Recht hat, gegen den Charakter jedes Künstlers argwöhnisch zu sein, der immer gerade nur ausschweifende Tugenden verherrlicht: denn damit will er von sich los und verneint sich selber! Aber seien *wir* doch damit zufrieden! Zuletzt lobt und preist solch ein Künstler bei allem seinem Willen zur Weltverneinung etwas, das eben doch *in dieser Welt möglich ist: die Kunst kann nichts anderes sein als Welt-Bejahung!* — Und mein Einwand, meine Freunde, war kein Einwand.

Also mein Freund: man wird es seinem Urtheile anmerken, selbst wenn man demselben nicht beipflichtet, daß er Wagner sehr geliebt hat: denn ein Gegner nimmt seinen Gegenstand niemals so tief, wie er es thut. Es ist kein Zweifel, daß indem er an Wagner leidet, er auch mit Wagner leidet.

[«]

40[61]

Zum Plan.

Unser Intellekt, unser Wille, ebenso unsere Empfindungen sind abhängig von unseren *Werthschätzungen*: diese entsprechen unseren Trieben und deren Existenz-Bedingungen. Unsere Triebe sind reduzirbar auf *den Willen zur Macht*.

Der Wille zur Macht ist das letzte Factum, zu dem wir hinunterkommen.

{ Unser Intellekt ein Werkzeug
Unser Wille
Unsere Unlustgefühle
Unsere Empfindungen } schon abhängig von den Werthschätzungen

[«]

40[62]

Die *beschönigende* Geschichtsschreibung *Ranke's*, seine Leisetreterei, an allen Stellen wo es gilt, einen furchtbaren Unsinn des Zufalls als solchen hinzustellen; sein Glaube an einen gleichsam immanenten Finger Gottes, der gelegentlich einmal etwas am Uhrwerk schiebt und rückt: denn er wagt es nicht mehr, der Über-Ängstliche, weder ihn als Uhrwerk, noch als Ursache des Uhrwerks anzusehn

[«]

40[63]

Vorrede zu „Vermischte Meinungen und Sprüche“.

Welche Art Menschen mag das sein, die an solchen Aufzeichnungen Freude hat? — Man gestattet mir, mein Bild von dieser Art rasch an die nächste beste Wand zu malen: hierhin, auf die Blätter meiner „Vorrede“. Ich möchte auch am wenigsten gleich eine Bezeichnung, ein einzelnes Wort für sie in Anspruch nehmen, obschon es dergleichen geben mag: — vielleicht findet Einer, der mein Bild sieht, von selbst das Wort — das „rechte Wort“!

Diese Art Menschen beschützt den Künstler und Philosophen, aber verwechselt sich nicht mit ihm. Sie sind müssig, sie haben die Vernunft zum otium

[«]

40[64]

Ich habe mir lange Zeit die allerbeste Mühe gegeben, in R. W<agner> eine Art von Cagl<iostro> zu sehn: man vergebe mir diesen nicht unbedenklichen Einfall, der zum mindesten nicht vom Haß und der Abneigung eingegeben ist, sondern von der Bezauberung, welcher dieser unvergleichliche Mensch auch auf mich ausgeübt hat: hinzugerechnet, daß nach meiner Beobachtung die wirklichen „Genies“, die Ächten höchsten Ranges, allesammt nicht dergestalt „bezaubern“, so daß „das Genie“ allein mir nicht zur Erklärung jenes geheimnißvollen Einflusses auszureichen schien.

[«]

40[65]

Vorrede.

Wer die Begierden einer hohen und wählerischen Seele hat, dessen Gefahr wird zu allen Zeiten groß sein: heute aber ist sie außerordentlich. In ein lärmendes, pöbelhaftes Zeitalter hineingeworfen, mit dem er nicht aus Einer Schüssel essen mag, kann er leicht vor Hunger und Durst, oder, falls er endlich dennoch „zugreift“, vor Ekel zu Grunde gehn. Einem solchen Menschen müssen schon zur rechten Stunde ein paar Glücksfälle zu Hülfe kommen, welche es irgendwie noch ausglichen, worin er etwa durch eine ungesättigte sehnsüchtige und vereinsamte Jugend zu Schaden gekommen ist: zum Beispiel daß sich für ihn ein strenger Beruf findet, in dessen Dienst er zeitweilig sich selber und seiner Krankheit entfremdet, und ganz und gar nur den Anforderungen einer tapferen Geistigkeit zu leben hat. Oder daß er einem Ph<ilosophen> sein Ohr aufmacht, der ihn von allem Zeitgemäßen und Zeitgefälligen zu „dauerhafteren“ Zielen, als die Gegenwart ist, zurück- und wegführt, ohne doch durch ein Übermaaß von Verneinung den Sinn der Ehrfurcht selber bei seinem Schüler zu beschädigen: daß er guter Musik und am besten auch guten Musikern selber Freund wird — ein großes Labsal (denn die guten Musiker sind alle Einsiedler und „außer der Zeit“) und ein gutes Gegengift gegen einen allzukriegerischen u<nd> zornigen Hang, der, das Lust hat, sich auf die heutigen Menschen und Dinge zu stürzen.

Es geschah spät — ich war schon über die zwanziger Jahre hinaus — , daß ich dahinter kam, was mir eigentlich noch ganz und gar fehle: nämlich die Gerechtigkeit. „Was ist Gerechtigkeit? Und ist sie möglich? Und wenn sie nicht möglich sein sollte, wie wäre da das Leben auszuhalten?“ — solchermaaßen fragte ich mich unablässig. Es beängstigte mich tief, überall, wo ich bei mir selber nachgrub, nur Leidenschaften, nur Winkel-Perspektiven, nur die Unbedenklichkeit dessen zu finden, dem schon die Vorbedingungen zur Gerechtigkeit fehlen: aber wo war die Besonnenheit? — nämlich Besonnenheit aus umfänglicher Einsicht. Was ich mir allein zugestand, das war der Muth und eine gewisse Härte, welche die Frucht langer Selbstbeherrschung ist. In der That gehörte schon Muth und Härte dazu, sich so Vieles und noch dazu so spät einzugestehn. Genug, ich fand Gründe und immer bessere Gründe, meinem Lobe wie meinem Tadel zu mißtrauen und über die richterliche Würde, die ich mir angemaaßt hatte, zu lachen: ja ich verbot mir mit Beschämung endlich jedes Recht auf Ja und Nein; zugleich erwachte eine plötzliche und heftige Neugierde nach der unbekannten Welt in mir, — kurz, ich beschloß, in eine harte und lange neue Schule zu gehen und möglichst weit weg von meinem Winkel. Vielleicht, daß mir unterwegs einmal die Gerechtigkeit selber begegnen würde! Also begann für mich eine Zeit der Wanderschaft.

Was begab sich damals eigentlich mit mir? Ich verstand mich nicht, aber der Antrieb war wie ein Befehl. Es scheint, daß unsere ferne einstmalige Bestimmung über uns verfügt; lange Zeit erleben wir nur Räthsel. Die Auswahl der Ereignisse, das Zugreifen und plötzliche Begehren, das Wegstoßen des Angenehmsten, oft des Verehrtesten: dergleichen erschreckt uns, wie als ob aus uns eine Willkür, etwas Launisches, Tolles, Vulkanisches hier und da herausspränge. Aber es ist nur die höhere Vernunft und Vorsicht unserer zukünftigen Aufgabe. Der lange Satz meines Lebens will vielleicht — so fragte ich mich unruhig — rückwärts gelesen werden? Vorwärts, daran ist kein Zweifel, las ich damals nur „Worte ohne Sinn“.

Eine große, immer größere Loslösung, ein willkürliches In-die-Fremde-gehn, eine „Entfremdung“, Erkältung, Ernüchterung — dies allein, nichts weiter war in jenen Jahren mein Verlangen. Ich prüfte Alles, woran sich bis dahin überhaupt mein Herz gehängt hatte, ich drehte die besten und geliebtesten Dinge um und sah mir ihre Kehrseiten an, ich that das Entgegengesetzte mit allem, woran sich bisher die menschliche Kunst der Verleumdung und Verlästerung am feinsten geübt hat. Damals gieng ich um Manches, das mir bis dahin fremd geblieben war, mit einer schonenden, selbst liebevollen Neugierde herum, ich lernte billiger — unsere Zeit und alles „Moderne“ empfinden. Es mag im Ganzen wohl ein unheimliches und böses Spiel gewesen sein; — ich war oft krank daran. Jene Loslösung kommt plötzlich wie ein Erdstoß: die junge Seele muß sehen, was sich mit ihr begiebt. Es ist eine Krankheit zugleich, die den Menschen zerstören kann: dieser erste Ausbruch von Kraft und Willen zur Selbst-Bestimmung; und viel krankhafter sind die ersten wunderlichen und wilden Versuche des Geistes, sich mit eigener Faust nunmehr die Welt zurecht zu rücken. Aber mein Entschluß blieb stehen; und, selbst krank, machte ich noch die beste Miene zu meinem „Spiele“ und wehrte mich boshaft gegen jeden Schluß, an dem Krankheit oder Einsamkeit oder die Ermüdung der Wanderschaft Antheil haben könnten. „Vorwärts, sprach ich mir zu, morgen wirst du gesund sein, heute genügt es dich gesund zu stellen.“ Damals wurde ich über alles „Pessimistische“ bei mir Herr; der Wille zur Gesundheit selbst, die Schauspielerei der Gesundheit war mein Heilmittel. Was ich damals als „Gesundheit“ empfand und wollte, drücken diese Sätze verständlich und verrätherisch genug aus (p. 37 der ersten Auflage): „eine gefestete milde und im Grunde frohsinnige Seele, eine Stimmung, welche nicht vor Tücken und plötzlichen Ausbrüchen auf der Hut zu sein braucht und in ihren Äußerungen nichts von dem knurrenden Tone und der Verbissenheit an sich trägt — jene bekannten lästigen Eigenschaften alter Hunde und Menschen, die lange an der Kette gelegen haben; — und als der wünschenswertheste Zustand jenes freie furchtlose Schweben über

Menschen Sitten Gesetzen und den herkömmlichen Schätzungen der Dinge“. — In der That eine Art Vogel-Freiheit und Vogel-Umblick, etwas von Neugierde und Verachtung zugleich, wie dergleichen ein Jeder kennt, der unbetheiligt ein ungeheures Vielerlei übersieht. — „Ein freier Geist“ — <dies> kühle Wort thut in jenem Zustande wohl, es wärmt beinahe; der Mensch ist zum Gegenstück derer geworden, welche sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehn; den freien Geist — giengen lauter Dinge an, die ihn nicht mehr „bekümmern“.

Es hilft nichts, ob es gleich eine harte Nuß ist, die hier geknackt werden will: — der höhere Mensch, der Ausnahme-Mensch, muß, wenn anders er — — —

Das persönliche Ergebniß von alledem war damals (Menschliches, Allzumenschliches, p. 31), wie ich es bezeichnete, die logische Welt-Verneinung: nämlich das Urtheil, daß die Welt, die uns überhaupt etwas angeht, falsch sei. „Nicht die Welt als Ding an sich — diese ist leer, sinn-leer und eines homerischen Gelächters würdig! — sondern die Welt als Irrthum ist so bedeutungsreich, tief, wundervoll, Glück und Unglück im Schooße tragend“: so dekretirte ich damals — . Die „Überwindung der Metaphysik“, „eine Sache der höchsten Anspannung menschlicher Besonnenheit“, p. 23, galt mir als erreicht: und zugleich stellte ich die Forderung für mich, für diese überwundene Metaphysiken, insofern von ihr „die größte Förderung der Menschheit“ gekommen sei, einen großen dankbaren Sinn festzuhalten.

Aber im Hintergrunde stand der Wille zu einer viel weiteren Neugierde, ja zu einem ungeheuren Versuche: der Gedanke dämmerte in mir auf, ob sich nicht alle Werthe umkehren ließen, und immer kam die Frage wieder: „was bedeuten überhaupt alle menschlichen Werthschätzungen? Was verrathen sie von den Bedingungen des Lebens, — deines Lebens, weiterhin des menschlichen Lebens, zuletzt alles Lebens überhaupt? —

[«]

40[66]

Entwurf zu 2) der Vorrede: wer nichts Ähnliches erlebt hat, hat nichts hier zu schaffen. Ein Buch der Vorbereitung. Man muß eine Vorrede schreiben, nicht nur um einzuladen, sondern um fortzuscheuchen.

„Unsere höchsten Einsichten müssen und sollen usw.

Um der Verwechslung vorzubeugen, habe ich Vieles zugefügt, um den Zustand zu ergänzen, auf dem ich damals

: er ist ein nothwendiger Durchgangs-Zustand für einige Menschen. — Manches konnte ich jetzt verständlicher sagen.

Abwehr der „Freidenker“.

Gegen die scabies anarchistica. Es ist ein Buch, wodurch Naturen, die zum Herrschen u<nd> Vorangehn bestimmt sind, unter Umständen zu furchtbaren Entschlüssen, zum Nachdenken gebracht werden sollen über die Zucht gegen sich selber, die Art Überlegenheit und Zugänglichkeit zu vielen Denkweisen (Geschmeidigkeit) und jene ungeheure Gesundheit, welche selbst der Krankheit nicht entbehren will, zu einem höheren Zwecke.

Jene Zucht und Selbstbeherrschung des Geistes, welche ebenso sehr eine Geschmeidigkeit des Herzens und eine Kunst der Maske ist: jene innere Umfänglichkeit und Verwöhnung, welche es erlaubt, die Wege zu vielen und entgegengesetzten Denkweisen zu gehen, ohne daß wir Gefahr liefen, uns in sie zu verirren oder zu verlieben; jene ungeheure Gesundheit, welche selbst der Krankheit nicht entbehren will, jener Überschuß an plastischen ausheilenden nachbildenden wiederherstellenden Kräften

[«]

40[67]

Damals erst bekam ich ein Auge für die Geschichte: Ranke. Die Unwissenheit in den Naturwissenschaften und der Heilkunst macht unsere Historiker zu bescheidenen Advokaten der Facta: wie als ob irgend etwas Gutes uns doch „heraus“ komme, irgend ein kleiner „Finger Gottes“ mindestens.

[«]

40[68]

Nr. 1 von M. Allzum.: Die Sphinx. —

Schluß von Abschnitt I: der neue Oedipus.

[«]

40[69]

Unser „Geist“ sammt Gefühlen und Empfindungen ist ein Werkzeug, welches einem vielköpfigen und vielspältigen Herrn zu Diensten ist: dieser Herr sind unsere Werthschätzungen. Unsere Werthschätzungen aber verrathen etwas davon, was unsere Lebens-Bedingungen sind (zum kleinsten Theil die Bedingungen der Person, zum weiteren die der Gattung „Mensch“, zum größten und weitesten die Bedingungen, unter denen überhaupt Leben möglich ist).

[«]

40[70]

„Deutsch“.
Fragen und Gedankenstriche.

Der deutsche Pessimismus
Die deutsche Romantik.
Die Wieder-Entdecker der Griechen.
Der deutsche Anarchismus.
Die Gefahren der jüdischen Seele.
Die Litteraten.
Die Frauen.
Die Einsiedler.
Die Demagogen in der Kunst.
Der deutsche Stil.
Die deutsche Musik. Süden Morgenland (zwei Süden: Venedig und die Provence)
Die „Aufklärung“ und die modernen Ideen.
Die Schulmeister-Cultur.
Die Wagnerei.
Die Europäer.
Der deutsche Geist.
Die Juden
Voilà un homme.
Die „Tiefe“

Der christliche Europäer.

[«]

[41 = W I 5a. August–September 1885]

41[1]

Sils-Maria Ende August 1885

Friedrich Nietzsche, gesammelte Schriften.

Erstlinge. Die Geburt der Tragödie.
Unzeitgemässe Betrachtungen.
Rede über Homer.
Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister.
„Unter uns“. Vermischte Meinungen und Sprüche.
Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile
Gai saber. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.
Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen.
Mittag und Ewigkeit. Vermächtniss eines Wahrsagers.

„Exultabit Solitudo et florebit quasi lilium.“

Isaias.

[«]

41[2]

Neue unzeitgemässe Betrachtung. —

1.

Man verehrt und verachtet in jungen Jahren wie ein Narr und bringt wohl seine zartesten und höchsten Gefühle zur Auslegung von Menschen und Dingen dar, welche nicht zu uns gehören, so wenig als wir zu ihnen gehören. Jugend selber ist etwas Fälschendes und Betrügerisches. Es scheint, daß das Ehrfürchtige und Zornige, was der Jugend eignet, durchaus keine Ruhe hat, als bis es sich Menschen und Dinge so zurecht „gefälscht“ hat, bis es an denselben seine Affekte entladen kann. Später, wo man stärker, tiefer, auch wahrhaftiger geworden ist, erschrickt man zu entdecken, wie wenig man damals die Augen offen gehabt hat, als man auf diesen Altären opferte. Man zürnt sich, all das Eitle, Übertreibende, Unächte, Geschminkte, Schauspielerische an unseren geliebten Götzen nicht gesehn zu haben, — man zürnt sich wegen dieser Selbst-Verblendung, wie als ob sie eine unredliche Blindheit gewesen sei. In diesem Übergange nimmt man Rache an sich, durch Mißtrauen; man ist auf der Hut vor seinen begeisterten Gefühlen — ja „das gute Gewissen“ selber erscheint Einem schon wie eine Gefahr, wie eine Selbst-Verschleierung und Ermüdung der eigenen Redlichkeit. Wieder ein Jahrzehend später: und man begreift, daß auch dies Alles noch — Jugend war. —

2.

— Was ich selber einstmals, in meinen „jungen Jahren“, über Schopenhauer und Richard Wagner schrieb und weniger schrieb als malte — vielleicht in einem allzuverwegenen übermüthigen überjugendlichen al fresco — das will ich am wenigsten heute auf „wahr“ und „falsch“ hin ins Einzelne prüfen. Gesetzt aber, ich hätte mich damals geirrt: mein Irrthum gereicht zum Mindesten weder den Genannten, noch mir selber zur Unehre! Es ist etwas, sich so zu irren; es ist auch etwas, gerade mich dergestalt zum Irrthume zu verführen. Auch war es mir in jedem Falle eine unschätzbare Wohlthat, damals als ich „den Philosophen“ und „den Künstler“ und gleichsam meinen eigenen „kategorischen Imperativ“ zu malen beschloß, — meine neuen Farben nicht ganz in's Unwirkliche hinein, sondern gleichsam auf vorgezeichnete Gestalten aufmalen zu können. Ohne daß ich es wußte, sprach ich nur für mich, ja im Grunde nur von mir. Indessen: Alles, was ich damals erlebt habe, das sind für eine gewisse Art von Menschen typische Erlebnisse, welchen zu einem Ausdruck zu verhelfen — — — Und wer mit einer jungen und feurigen Seele jene Schriften liest, wird vielleicht die schweren Gelöbnisse errathen, mit denen ich damals mich für mein Leben band, — mit denen ich mich zu meinem Leben entschloß: möchte er Einer jener Wenigen sein, die sich zu einem gleichen Leben und zu gleichen Gelöbnissen entschließen — dürfen!

3.

Es gab einen Zeitpunkt, wo ich im Geheimen anfieng, über Richard Wagner zu lachen, damals als er zu seiner letzten Rolle sich anschickte und mit den Gebärden eines Wundermanns, Heil-Verkünders, Propheten, ja sogar Philosophen vor den lieben Deutschen auftrat. Und da ich noch nicht aufgehört hatte, ihn zu lieben, so biß mich mein eignes Gelächter noch in’s Herz: wie es zur Geschichte eines Jeden gehört, der von seinem Lehrer unabhängig wird und endlich seinen eignen Weg findet. In dieser Zeit entstand der hier folgende lebhafte Aufsatz, aus dem, wie mir scheint, mancher junge Deutsche auch heute noch seinen Gewinn ziehen kann: — ich selber, so wie ich jetzt gesinnt bin, würde Alles geduldiger, auch herzlicher und schonender gesagt wünschen. Inzwischen errieth ich Allzuviel von der schmerzlichen und schauerlichen Tragödie, welche hinter dem Leben eines solchen Menschen, wie Richard Wagner es war, verborgen liegt.

4.

Richard Wagner hat ohne allen Zweifel den Deutschen usw.

5.

Aber der Musiker Richard Wagner? — „Richard Wagner und kein Ende“: das ist heute die Loosung.

Aber wir Freunde der Musik sind damit am Ende unserer Geduld. Wir haben so lange die beste Miene zum bösen Spiele der Wagnerei gemacht und mit Hülfe aller Tugenden und Ästhetiken uns einen ganzen langen Regentag hindurch zugeredet und ermahnt: „wie schön ist auch das schlechte Wetter! Wie viel Reize liegen in den Falten des Unwetters versteckt! Wie fein sich der Regen auf die „unendliche Melodie“ versteht! Wie unvergleichlich leuchtet ein Blitz inmitten langer grauer Trübsal! Und gar der Donner: wie schön ist die Chromatik des Donners!“ Aber endlich, endlich wollen wir auch den aufgeklärten Himmel wieder sehn und zum Mindesten den schönen Abend haben, den wir verdienen, nach einem so tugendhaften, aber so bösen Tage! — Wirklich? Den Abend? Will es denn wirklich schon „Abend werden“? Geht nun auch noch unsre beste Kunst, die Musik, auf die Neige? Meine Freunde, hier ist Einer, der nicht mehr daran glaubt! Es ist noch lange nicht Zeit für den Abend! Und Wagner bedeutete weder den Tag, noch den Abend unserer Kunst, — sondern nur einen gefährlichen Zwischenfall, eine Ausnahme und ein Fragezeichen, welches unser Gewissen auf die Probe gestellt hat! Noch zur rechten Zeit lernten wir Nein! sagen: jeder rechtschaffne und tiefe Musiker sagt heute Nein zu Wagner und zu sich selber, so weit er noch „wagnerisirt“ — und zwar je gründlicher gerade er bei Wagner in die Schule gegangen, bei Wagner gelernt hat.

6.

Um so schlimmer mag es freilich um die geringer begabten, auch um die geld- und ehrgeizigen Musiker bestellt sein: es giebt gerade für sie ausgesuchte Verführungen in der Art Wagner’s, Musik zu machen. Es ist nämlich leicht, mit Wagnerischen Mitteln und Kunstgriffen zu componiren, es mag auch, bei dem demagogischen Verlangen heutiger Künstler nach Aufregung der „Massen“, lohnbringender sein, nämlich „wirkungsvoller“, „überwältigender“, „schlagender“, „packender“, und wie die verrätherischen Lieblingsworte des Theaterpöbels und der dilettantischen Schwärmer lauten. Aber was bedeutet zuletzt, in Sachen der Kunst, der Lärm und die Begeisterung von „Massen“! Gute Musik hat niemals ein „Publikum“: — sie ist und kann niemals „öffentlich“ sein, sie gehört den Ausgesuchtesten zu, sie soll immer und allein — im Gleichnisse gesprochen — für die „camera“ da sein! „Massen“ fühlen den heraus, der ihnen am besten zu schmeicheln versteht, sie sind auf ihre Art allen demagogischen Talenten dankbar und geben es ihnen zurück, so gut sie können. (Wie „Massen“ zu danken verstehen, mit welchem „Geiste“ und „Geschmacke“ dafür gab der Tod Victor Hugo’s ein belehrendes Zeugniß: ist in allen Jahrhunderten Frankreichs zusammen so viel Frankreich entwürdigender Unsinn gedruckt und geredet worden, wie bei dieser Gelegenheit? Aber auch bei dem Begräbnisse Richard Wagner’s verstiegen sich die Schmeicheleien der Dankbarkeit bis hinauf zu dem „frommen“ Wunsche: „Erlösung dem Erlöser!“ —)

NB. Es ist kein Zweifel, daß die W<agnerische> Kunst heute auf die Massen wirkt: daß sie das kann — sollte damit nicht über diese Kunst selber etwas ausgesagt sein? Für drei gute Dinge in der Kunst haben „Massen“ niemals Sinn gehabt, für Vornehmheit, für Logik und für Schönheit — pulchrum est paucorum hominum — : um nicht von einem noch besseren Dinge, vom großen Stile zu reden, zu welchem bisher auch die höchstgearteten Künstler der neueren Zeit weder Ja noch Nein sagen durften: — sie haben noch kein Recht auf ihn gehabt, sie fühlten sich vor ihm ferne und beschämt, und diese Scham war gerade noch ihre höchste Höhe! Vom großen Stile steht Wagner am Fernsten: das Ausschweifende und Heroisch-Prahlerische seiner Kunstmittel steht geradezu im Gegensatze zum großen Stile; und ebenso das Zärtlich-Verführerische, das Vielfältig-Reizende, das

Unruhige, Ungewisse, Spannende, Augenblickliche, Heimlich-Überschwängliche, die ganze „übersinnliche“ Maskerade kranker Sinne, und was nur Alles im typischen Sinne „Wagnerisch“ heißen darf. Und dennoch, trotz dem gründlichsten Unvermögen dazu: Wagner schielt nach dem großen Stile, er, der nicht einmal die gewöhnliche, rechte, ächte Logik vermag! Er weiß dies gut genug, er erkannte es zeitig: aber sofort gieng er daran, mit der unbedenklichen Schauspieler-Gewandtheit die seine Meisterschaft ausmacht, sich seinen Mangel zum Vortheile auszulegen. Es liegt im Unlogischen, Halblogischen viel Verführerisches: — das hat Wagner gründlich errathen — : namentlich für Deutsche, bei denen Unklarheit als „Tiefe“ empfunden wird. Die Männlichkeit und Strenge einer logischen Entwicklung war ihm versagt: aber er fand „Wirkungsvolleres“! „Die Musik, hat er gelehrt, ist immer nur ein Mittel, der Zweck ist das Drama.“ Das Drama? Nein, die Attitüde! — so wenigstens verstand es Wagner bei sich selber. Vor allem und zuerst die ergreifende Attitüde! Etwas, das umwirft und schaudern macht! Was liegt am „zureichenden Grunde“! Eine Art Vieldeutigkeit, selbst in der rhythmischen Phrasirung, gehört insgleichen unter seine liebsten Kunstmittel, eine Art Trunkenheit und Traumwandeln, welches nicht mehr zu „folgern“ weiß und einen gefährlichen Willen zum blinden Folgen und Nachgeben entfesselt.

Man sehe nur unsre Frauen an, wenn sie „wagnetisirt“ sind: welche „Unfreiheit des Willens“! Welcher Fatalismus im erlöschenden Blicke! Welches Geschehen-Lassen, Über-sich-ergehen-lassen! Vielleicht ahnen sie sogar, daß sie, in diesem Zustande des „ausgehängten“ Willens, einen Zauber und Reiz mehr für manche Art Männer haben?: welcher Grund mehr zur Anbetung ihres Cagliostro und Wundermanns! Bei den eigentlichen „Mänaden“ der Wagner-Anbetung darf man unbedenklich sogar auf Hysterie und Krankheit schließen; irgend Etwas ist in ihrer Geschlechtlichkeit nicht in Ordnung; oder es fehlt an Kindern, oder, im erträglichsten Falle, an Männern.

7.

Was die Jünglinge betrifft, welche Wagner’n huldigen, so sind sie gemeinhin schlecht musikalisch. (Einer von den Besten sagte mir sogar einmal treuherzig „ich verstehe gar nichts von Musik, aber Wagner vereinigt alles Gute, was es heute giebt — er ist Antisemit, Vegetarianer und verabscheut die Vivisektion“) Die Wagnerischen Jünglinge, in manchem Betracht eine sehr erquickliche und edle Art von Jünglingen, — verehren in Wagnern ungefähr das Gleiche, was die leidenschaftlichen Jünger Victor Hugo’s gegen 1828 in ihrem

Abgotte verehrten: vor Allem den Meister großer Worte und Gebärden, den Fürsprecher aller schwellenden Gefühle, aller erhabenen Instinkte, sodann den wagenden Neuerer und Kettenlöser im Kampfe und Gegensatze zur älteren strengeren, vielleicht beschränkteren Kunstschulung, den Eröffner neuer Zugänge, neuer Ausblicke, neuer Fernen, neuer Tiefen und Höhen, endlich, und nicht am Wenigsten: diese deutsche Jugend verehrt an Wagnern das Befehlerische, die Fähigkeit, lärmend zu kommandiren, auf sich allein zu stehen, auf sich allein zurückzuweisen, hartnäckig zu sich selber Ja zu sagen, und immer im Namen des „auserwählten Volks“, der Deutschen! — kurz, das Volkstribunenhafte und Demagogische an Wagner. Von welchem schlechten, ja abscheulichen Geschmacke diese ganze „Selbst-in-Scene-Setzung“ Wagner’s ist, davon sehen solche begeisterte Jünglinge noch Nichts: die Jugend hat einmal das Recht zum schlechten Geschmack, — es ist ihr Recht. Will man aber kennen lernen, wohin die Unschuld und die unbedenkliche Bereitwilligkeit von Jünglingen durch einen alten umgetriebenen Rattenfänger geführt und verführt werden kann, so werfe man einen Blick auf jenen litterarischen Sumpf, aus welchem zuletzt der altgewordene Meister mit seinen „Jungen“ zu singen liebt (ist „Singen“ das rechte Wort?) ich meine die übel berufenen „Bayreuther Blätter“. Das ist wirklich ein Sumpf: Anmaaßung, Deutschthümelei und Begriffswirrwarr im trübsten Durcheinander, ein unausstehlicher Zucker „süßesten“ Mitleidens darüber gegossen, dazwischen jene schon angedeutete Neigung für grüne Gemüse und jene zweckbewußte Salbung und Rührseligkeit zu Gunsten der Thiere, dicht neben dem ungeschminkten ächten und gründlichen Hasse auf die Wissenschaft und überhaupt der Verhöhnung und Beschmutzung alles dessen, was Wagnern im Wege steht und stand — wie stand seinem Einflusse die vornehmere Natur Mendelssohns, die reinere Natur Schumann’s im Wege! — dabei ein kluges Ausschielen nach neuen Hülfstruppen, ein „Entgegenkommen“ nach der Seite mächtiger Parteien hin, zum Beispiel das vollends unsaubere Spielen und Äugeln mit christlichen Symbolen — Wagner, der alte Atheist, Antinomist und Immoralist, ruft sogar einmal salbungsvoll das „Blut des Erlösers“ an! — im Ganzen die Frechheit eines alten dick-umräucherten Oberpriesters, der über alle erdenklichen gerade ihm gänzlich entzogenen und verbotenen Bereiche des Denkens seine dunklen Gefühle wie Offenbarungen verlautbart; und dies Alles in einem Deutsch, einem eigentlichen Sumpf-Deutsch der Unklarheit und Übertreibung, wie es vielleicht selbst von den „deutsch“-feindlichsten Schülern Hegel’s nicht erreicht worden ist!

8.

Vielleicht, daß nunmehr erst deutlich gemacht werden kann, wohin Wagner gehört: nämlich nicht in die große Reihe der Eigentlichen und Ächten höchsten Ranges, nicht an diesen olympischen „Hof der Höfe“. Vielmehr gebührt Wagnern ein ganz anderer Rang und eine ganz andere Ehre — und in der That, keine kleine und gemeine: Wagner ist eines von jenen drei Schauspieler-Genie’s der Kunst, von welchen die Menge in diesem Jahrhundert — und es ist ja das „Jahrhundert der Menge“! — beinahe erst den Begriff „Künstler“ gelernt hat: ich meine jene drei wunderlichen und gefährlichen Menschen, Paganini, Liszt, Wagner, welche, fragwürdig in die Mitte gestellt zwischen „Gott“ und „Affe“, ebenso sehr zum „Nachmachen“ als zum Erfinden, zum Schaffen in der Kunst des Nachmachens selber vorherbestimmt waren, und deren Instinkt alles errathen hat, was zum Zweck des Vortrags, des Ausdrucks, der Wirkung, der Bezauberung, der Verführung ausfindig und ausgiebig gemacht werden kann. Als dämonische Mittler und Kunst-Interpreten wurden sie — und sind sie heute die Meister aller Künstler der Interpretation überhaupt: Jedermann in diesen Kreisen hat von ihnen gelernt; — unter Schauspielern und ausübenden Spielleuten jeder Art wird man deshalb auch den Heerd und insgleichen die Herkunft des eigentlichen „Wagner-Cultus“ zu suchen haben. Abgesehen aber von diesen Kreisen, denen man alles Recht zu ihrem Glauben und Aberglauben zusprechen darf, und im Hinblick auf die gesammte Erscheinung jener drei Schauspieler-Genies und ihren geheimsten und allgemeinsten Sinn komme ich bei mir nicht darüber hinweg, immer dieselbe Frage wieder aufzuwerfen: was sich in jenen Dreien scheinbar neu ausdrückt, ist das vielleicht doch nur der alte und ewige „Cagliostro“, nur neu verkleidet, neu in Scene gesetzt, „in Musik gesetzt“, in Religion gesetzt — wie es dem Geschmack des neuen Jahrhunderts — dem Jahrhundert der Menge, wie gesagt, — am besten entsprechen mag? Also nicht mehr wie der letzte Cagliostro als der Verführer einer vornehmen und ermüdeten Cultur, sondern — als demagogischer Cagliostro? — Und unsre Musik, mit deren Hülfe hier „gezaubert“ wird: — was, ich bitte und frage euch, bedeutet unsere d<eutsche> M<usik>!

9.

— Dieser letzte Wagner, im Grunde ein zerbrochner und überwundener Mensch, der aber die große Schauspielerei nicht lassen konnte, dieser Wagner, der zuletzt gar noch von den „Entzückungen“ sprach, die er dem protestantischen

Abendmahle abzugewinnen wisse, während er zu gleicher Zeit mit seiner Parsifal-Musik allem eigentlich Römischen die Hände entgegenstreckte: dieser überallhin sich anbietende Schmeichler aller deutschen Eitelkeiten, Unklarheiten und Anmaaßungen, — dieser letzte Wagner sollte der letzte und höchste Gipfel unsrer Musik und der Ausdruck der endlich erreichten Synthesis der „deutschen Seele“ sein, der Deutsche selber? — Es war im Sommer 1876, daß ich diesem Glauben bei mir abschwur; und damit begann jene Bewegung des deutschen Gewissens, von der sich heute immer ernstere, immer deutlichere Zeichen zu erkennen geben, — und der Rückgang der Wagnerei!

[«]

41[3]

Es giebt nur Geburtsadel, nur Geblütsadel. (Ich rede hier nicht vom Wörtchen „von“ und dem Gothaischen Kalender: Einschaltung für Esel.) Wo von „Aristokraten des Geistes“ geredet wird, da fehlt es zumeist nicht an Gründen, etwas zu verheimlichen; es ist bekanntermaaßen ein Leib-Wort unter ehrgeizigen Juden. Geist allein nämlich adelt nicht; vielmehr bedarf es erst etwas, das den Geist adelt. — Wessen bedarf es denn dazu? Des Geblüts.

[«]

41[4]

Die deutsche Philosophie als Ganzes — Leibnitz, Kant, Hegel, Schopenhauer, um die Großen zu nennen — ist die gründlichste Art Romantik und Heimweh, die es bisher gab: das Verlangen nach dem Besten, was jemals war. Man ist nirgends mehr heimisch, man verlangt zuletzt nach dem zurück, wo man irgendwie heimisch sein kann, weil man dort allein heimisch sein möchte: und das ist die griechische Welt! Aber gerade dorthin sind alle Brücken abgebrochen, — ausgenommen die Regenbogen der Begriffe! Und die führen überall hin, in alle Heimaten und „Vaterländer“, die es für Griechen-Seelen gegeben hat! Freilich: Man muß sehr fein sein, sehr leicht, sehr dünn, um über diese Brücken zu schreiten! Aber welches Glück liegt schon in diesem Willen zur Geistigkeit, fast zur Geisterhaftigkeit! Wie ferne ist man damit von „Druck und Stoß“, von der mechanistischen Tölpelei der Naturwissenschaft, von dem Jahrmarkts-Lärme der „modernen Ideen“! Man will zurück, durch die Kirchenväter zu den Griechen, aus dem Norden nach dem Süden, aus den Formeln zu den Formen; man genießt noch den Ausgang des Alterthums, das Christenthum, wie einen Zugang zu ihm, wie ein gutes Stück alter Welt selber, wie ein glitzerndes Mosaik antiker Begriffe und antiker Werthurtheile. Arabesken, Schnörkel, Rokoko scholastischer Abstraktionen — immer noch besser, nämlich feiner und dünner, als die Bauern- und Pöbel-Wirklichkeit des europäischen Nordens, immer noch ein Protest höherer Geistigkeit gegen den Bauernkrieg und Pöbel-Aufstand, der über den geistigen Geschmack im Norden Europa’s Herr geworden ist und welcher an dem großen „ungeistigen Menschen“, an Luther, seinen Anführer hatte: — In diesem Betracht ist deutsche Philosophie ein Stück Gegenreformation, sogar noch Renaissance, mindestens Wille zur Renaissance, Wille, fortzufahren in der Entdeckung des Alterthums, in der Aufgrabung der antiken Philosophie, vor Allem der Vorsokratiker —, der best-verschütteten aller griechischen Tempel! Vielleicht, daß man einige Jahrhunderte später urtheilen wird, daß alles deutsche Philosophiren darin seine eigentliche Würde habe, ein schrittweises Wiedergewinnen des antiken Bodens zu sein, und daß jeder Anspruch auf „Originalität“ kleinlich und lächerlich klinge im Verhältnisse zu jenem höheren Anspruche der Deutschen, das Band, das zerrissen schien, neu gebunden zu haben, das Band mit den Griechen, dem bisher höchst gearteten Typus „Mensch“. Wir nähern uns heute allen jenen grundsätzlichen Formen der Weltauslegung wieder, welche der griechische Geist, in Anaximander, Heraklit, Parmenides, Empedokles, Demokrit und Anaxagoras, erfunden hat, — wir werden von Tag zu Tage griechischer, zuerst, wie billig, in Begriffen und Werthschätzungen, gleichsam als gräcisirende Gespenster: aber dereinst, hoffentlich auch mit unserem Leibe! Hierin liegt (und lag von jeher) meine Hoffnung für das deutsche Wesen!

[«]

41[5]

Man schlägt ein weibliches Buch auf: — und bald seufzt man „wieder eine verunglückte Köchin!“

[«]

41[6]

Zu den höchsten und erlauchtesten Menschen-Freuden, in denen das Dasein seine eigene Verklärung feiert, kommen, wie billig, nur die Allerseltensten und Best-Gerathenen: und auch diese nur, nachdem sie selber und ihre Vorfahren ein langes vorbereitendes Leben auf dieses Ziel hin, und nicht einmal im Wissen um dieses Ziel, gelebt haben. Dann wohnt ein überströmender Reichthum vielfältigster Kräfte und zugleich die behendeste Macht eines „freien Wollens“ und herrschaftlichen Verfügens in Einem Menschen liebreich bei einander, der Geist ist dann ebenso in den Sinnen heimisch und zu Hause, wie die Sinne in dem Geiste zu Hause und heimisch sind; und Alles, was nur in diesem sich abspielt, muß auch in jenen ein feines außerordentliches Glück und Spiel auslösen. Und ebenfalls umgekehrt! — man denke über diese Umkehrung bei Gelegenheit von Hafis nach; selbst Goethe, wie sehr auch schon im abgeschwächten Bilde, giebt von diesem Vorgange eine Ahnung. Es ist wahrscheinlich, daß bei solchen vollkommenen und wohlgerathenen Menschen zuletzt die allersinnlichsten Verrichtungen von einem Gleichniß-Rausche der höchsten Geistigkeit verklärt werden; sie empfinden an sich eine Art Vergöttlichung des Leibes und sind am entferntesten von der Asketen-Philosophie des Satzes „Gott ist ein Geist“: wobei sich klar heraus stellt, daß der Asket „der mißrathene Mensch“ ist, welcher nur ein Etwas an sich, und gerade das richtende und verurtheilende Etwas, gut heißt — und „Gott“ heißt. Von jener Höhe der Freude, wo der Mensch sich selber und sich ganz und gar als eine vergöttlichte Form und Selbst-Rechtfertigung der Natur fühlt, bis hinab zu der Freude gesunder Bauern und gesunder Halbmensch-Thiere: diese ganze lange ungeheure Licht- und Farbenleiter des Glücks nannte der Grieche, nicht ohne die dankbaren Schauder dessen, der in ein Geheimniß eingeweiht ist, nicht ohne viele Vorsicht und fromme Schweigsamkeit — mit dem Götternamen: Dionysos. — Was wissen denn alle neueren Menschen, die Kinder einer brüchigen vielfachen kranken seltsamen Mutter, von dem Umfange des griechischen Glücks, was könnten sie davon wissen! Woher nähmen gar die Sklaven der „modernen Ideen“ ein Recht zu dionysischen Feiern!

[«]

41[7]

Als der griechische Leib und die griechische Seele „blühte“, und nicht etwa in Zuständen krankhafter Überschwänglichkeit und Tollheit, entstand jenes geheimnißreiche Symbol der höchsten bisher auf Erden erreichten Welt-Bejahung und Daseins-Verklärung. Hier ist ein Maaßstab gegeben, an dem Alles, was seitdem wuchs, als zu kurz, zu arm, zu eng befunden wird: — man spreche nur das Wort „Dionysos“ vor den besten neueren Namen und Dingen aus, vor Goethe etwa, oder vor Beethoven, oder vor Shakespeare, oder vor Raffael: und auf Ein Mal fühlen wir unsre besten Dinge und Augenblicke gerichtet. Dionysos ist ein Richter! — Hat man mich verstanden? — Es ist kein Zweifel, daß die Griechen die letzten Geheimnisse „vom Schicksale der Seele“ und Alles, was sie über die Erziehung und Läuterung, vor Allem über die unverrückbare Rangordnung und Werth-Ungleichheit von Mensch und Mensch wußten, sich aus ihren dionysischen Erfahrungen zu deuten suchten: hier ist für alles Griechische die große Tiefe, das große Schweigen, — man kennt die Griechen nicht, so lange hier der verborgene unterirdische Zugang noch verschüttet liegt. Zudringliche Gelehrten-Augen werden niemals etwas von diesen Dingen sehen, so viel Gelehrsamkeit auch im Dienste jener Ausgrabung noch verwendet werden muß —; selbst der edle Eifer solcher Freunde des Alterthums, wie Goethens und Winckelmanns, hat gerade hier etwas Unerlaubtes, fast Unbescheidenes. Warten und sich-vorbereiten; das Aufspringen neuer Quellen abwarten, in der Einsamkeit sich auf fremde Gesichte und Stimmen vorbereiten; vom Jahrmarkts-Staube und -Lärm dieser Zeit seine Seele immer reiner waschen; alles Christliche durch ein Überchristliches überwinden und nicht nur von sich abthun — denn die christliche Lehre war die Gegenlehre gegen die dionysische —; den Süden in sich wieder entdecken und einen hellen glänzenden geheimnißvollen Himmel des Südens über sich aufspannen; die südliche Gesundheit und verborgene Mächtigkeit der Seele sich wieder erobern; Schritt vor Schritt umfänglicher werden, übernationaler, europäischer, übereuropäischer, morgenländischer, endlich griechischer — denn das Griechische war die erste große Bindung und Synthesis alles Morgenländischen —: und eben damit der Anfang der europäischen Seele, die Entdeckung unserer „neuen Welt“: — wer unter solchen Imperativen lebt, wer weiß, was dem eines Tages begegnen kann? Vielleicht eben — ein neuer Tag!

[«]

41[8]

Den deutschen Bildungs-Zuständen habe ich in jungen Jahren den Krieg erklärt und brav dabei meinen Degen geführt: anders geht es nicht. Die Weiber fort, auch die männlichen Weiber und Zärtlinge! das versteht nichts vom Kriege und jammert sich halbtodt über einen vergossenen Blutstropfen. Man rückt mir vor, ich hätte früher den alten David Strauß „umgebracht“? Ich werde wohl noch andere Menschenleben auf dem Gewissen haben — aber so bringt es Krieg und Sieg mit sich. Ein Ding, das zum Sterben reif ist: wozu dergleichen noch künstlich pflegen, schonen und einwickeln? An den deutschen Bildungs-Zuständen aber will nichts geschont sein: das ist „reif“.

[«]

41[9]

Vorrede.

Wer die Begierden einer hohen und wählerischen Seele hat und nur selten seinen Tisch gedeckt, seine Nahrung bereit findet, dessen Gefahr ist heute keine geringe. In ein lärmendes und pöbelhaftes Zeitalter hineingeworfen, mit dem er nicht aus Einer Schüssel essen mag, kann er leicht vor Hunger und Durst, oder, falls er endlich dennoch „zugreift“ —, vor Ekel zu Grunde gehn. Dies war die Gefahr meiner Jugend, einer ungesättigten, sehnsüchtigen, vereinsamten Jugend; und die Gefahr kam auf die Höhe, als ich eines Tages begriff, was für Speisen ich zuletzt doch mir zugeführt, und wozu mich der ungestüme Hunger und Durst meiner Seele verlockt hatte. Es war im Sommer 1876. Damals stieß ich, wüthend vor Ekel, alle Tische von mir, an denen ich bis dahin gesessen hatte, und ich gelobte mir, lieber zufällig und schlecht, lieber von Gras und Kraut und unterwegs, wie ein Thier, lieber gar nicht mehr zu leben als meine Mahlzeiten mit dem „Schauspieler-Volk“ und den „höheren Kunstreitern des Geistes“ — solche harte Ausdrücke gebrauchte ich damals — zu theilen: — denn ich schien mir unter lauter Cagliostros und unächte Menschen gerathen zu sein und zürnte und tobte darüber, dort geliebt zu haben, wo ich hätte verachten sollen.

Nachdem ich endlich ruhiger geworden war, obschon durchaus nicht billiger und versöhnlicher, löste ich mich langsam und ohne Unart aus meiner bisherigen

„Gesellschaft“ und gieng auf die Wanderschaft, — krank, lange Jahre krank. Eine große, immer größere Loslösung — denn philosophische Menschen treiben das Einzelne gern ins Allgemeine — eine willkürliche „*Entfremdung*“ war in jener Zeit meine einzige Labsal: ich prüfte Alles, woran sich bis dahin überhaupt mein Herz gehängt hatte, ich drehte die besten und verehrtesten Dinge und Menschen um und sah mir ihre Kehrseite an, ich that das Umgekehrte mit Allem, woran sich bisher die menschliche Kunst der Verleumdung und Verlästerung am besten geübt hat. Es war ein böses Spiel: ich war oft krank daran, — aber mein Entschluß blieb stehen. Ich „zerbrach mein verehrendes Herz“ selber und sah mir noch seine gebrochenen Stücke und deren Kehrseiten an, — nicht ohne vielerlei neue Lust und Neugierde: denn man ist in dem Grade grausam als man der Liebe fähig ist. Endlich kam ich, Schritt vor Schritt, zu der letzten Forderung meiner innewendigen Härte: ich setzte mir die beste Miene zu meinem bösen Spiele auf, lachte allen „Pessimismus“ bei mir aus und wehrte mich boshaft gegen jeden Schluß, an dem Krankheit und Einsamkeit einen Antheil haben *könnten*: — „vorwärts, sagte ich mir, eines Tags wirst du gesund sein, heute genügt es, sich gesund zu *stellen*! Der Wille zur Gesundheit ist schon das allerbeste Heilmittel!“

Darauf machte ich zum ersten Male meine Augen auf — und sah alsbald viele Dinge und viele Farben der Dinge, wie sie ängstliche Eckensteher und um sich besorgte Geister, die immer zu Hause geblieben sind, niemals zu sehen bekommen. Eine Art Vogel-Freiheit, eine Art Vogel-Umblick, eine Art Mischung von Neugierde und Verachtung, wie sie Jeder hat, der unbetheiligt ein ungeheures Vielerlei übersieht — das war endlich der erreichte neue Zustand, mit dem ich es lange aushielt. Ein „freier Geist“ und nichts mehr: so fühlte, so nannte ich mich damals; und ich war wirklich das Gegenstück derer geworden, welche sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehn, — *mich* giengen lauter Dinge an, die mich nicht mehr — „bekümmerten“.

Dies waren Jahre der *Genesung*: vielfältige Jahre voll bunter und schmerzlich-zauberhafter Begebnisse, von denen die Gesunden, die Vierschrötigen des Geistes eben so wenig Etwas begreifen und riechen dürften als die Krankhaften, die Verurtheilten, die zum Tode und nicht zum Leben Vorherbestimmten. Damals hatte ich „mich“ noch nicht gefunden: aber ich wir tapfer unterwegs nach „mir“ und prüfte tausend Dinge und Menschen, an denen ich vorbei kam, ob sie nicht zu „mir“ gehörten oder Etwas mindestens von „mir“ wüßten. Welche Überraschungen gab es dabei! Welche Schauder! Welche kurze kleine Winkel des Glücks! Welches Ausruhen in der Sonne! Welche Zärtlichkeiten! Und immer wieder diese harte innere Stimme, welche befahl: „fort von hier! Vorwärts, Wanderer! Es sind noch viele Meere und Länder für dich übrig: wer weiß, wem Alles du noch begegnen mußt?“

Daß ich es also dankbar eingestehe: es sind mir damals, als ich die Regel „Mensch“ zu studiren begann, seltsame und nicht ungefährliche Geister, mitunter sogar sehr freie Geister begegnet und über den Weg gelaufen, — und vor Allem Einer, und dieser immer wieder, kein Geringerer als der Gott Dionysos selber: — derselbe, dem ich einst, in viel jüngeren Jahren ein ehrfürchtiges und unschuldiges Opfer dargebracht hatte. Vielleicht finde ich noch einmal Muße und Stille genug, um meinen Freunden Alles, was ich von der Philosophie des Gottes Dionysos behalten habe, zu erzählen: mit halber Stimme, wie billig, — denn es handelt sich um vieles Heimliche, und manches Unheimliche. Daß aber Dionysos ein Philosoph ist und daß also auch Götter philosophiren, dünkt mich jedenfalls ein wichtiger und der sorgsamsten Mittheilung würdiger Umstand, welcher nichts gegen sich hat, außer daß er vielleicht nicht zur rechten Zeit bekannt wird: denn man glaubt heute ungern an Götter. Vielleicht, daß ich auch in der Freimüthigkeit meiner Erzählung etwas weiter gehen müßte, als den strengen Ohren meiner Freunde immer liebsam sein mag. Gewiß ist, daß der genannte Gott bei unseren Zwiegesprächen weiter gegangen ist und immer um einige Schritt mir voraus war: er liebt das Weitgehen! Ja, ich würde, falls es erlaubt wäre, ihm nach Menschenbrauch, schöne heuchlerische Prunk- und Tugend-Namen beizulegen, viel Rühmens von seinem Forscher- und Entdecker-Muthe, von seiner Redlichkeit, Wahrhaftigkeit und Liebe zur Weisheit zu machen haben. Aber mit allem diesem schönen Plunder und Prunk weiß ein solcher Gott nichts anzufangen. „Behalte dies, würde er sagen, lieber für dich und deines Gleichen, und wer sonst es nöthig hat! Ich — habe keinen Grund, meine Blöße zu decken.“

Man sieht, es fehlt dieser Art von Gottheit und Philosophen etwas an Scham. So sagte er gleich bei unserer ersten Unterredung zu mir: „unter Umständen liebe ich den Menschen — und dabei spielte er auf Ariadne an —: es ist ein angenehmes erfinderisches Thier, das auf Erden nicht seines Gleichen hat, es findet sich in allen Labyrinthen noch zurecht. Ich denke oft darüber nach, wie ich ihn noch vorwärts bringe und ihn stärker, böser und tiefer mache als er ist.“ — Stärker, böser und tiefer? fragte ich erschreckt. „Ja, sagte er noch Ein Mal, stärker, böser und tiefer: auch schöner“ — und dazu lächelte der Gott, wie als ob er eben eine bezaubernde Artigkeit gesagt habe. Man sieht hier zugleich: es fehlt dieser Gottheit nicht nur an Scham —; und es giebt überhaupt gute Gründe dafür, zu muthmaaßen, daß in einigen Stücken die Götter insgesammt bei uns Menschen in die Schule gehen könnten. Wir sind menschlicher.

Und hiermit sind wir angelangt und am rechten Orte: nämlich am Ende. Denn man wird bereits sattsam begriffen haben, was es heißen soll: „Menschliches, Allzumenschliches“. Und warum dieses Buch „ein Buch für freie Geister“ ist.

2.

Was an diesem Titel die Worte „Menschliches, Allzumenschliches“ bedeuten sollen, habe ich schon zu verstehn gegeben — zum Mindesten für solche, die feine Ohren haben. Was aber in aller Welt dachte ich mir damals unter „freien Geistern“ nach denen ich den Angelhaken meines Buches auswarf? Es scheint, ich wünschte mir — Gesellschaft?

[«]

41[10]

— — — Darum kann ich die drei Glücksfälle meines Lebens nicht genugsam preisen, welche zur rechten Zeit noch ausglichen, worin ich etwa durch eine ungesättigte, sehnsüchtige und vereinsamte Jugend zu Schaden gekommen war. Das Erste war, daß ich zeitig in jungen Jahren eine achtbare und gelehrte Beschäftigung fand, welche mir erlaubte, mich in der Nähe der Griechen heimisch zu machen: wenn man mir diesen unbescheidnen aber deutlichen Ausdruck nachsehen will. Solchermaaßen bei Seite gerückt und auf das Beste unterhalten brachte ich <es> nicht leicht über mich, über Etwas, das sich heute begiebt, heftig zu zürnen. Dazu kam, daß ich einem Philosophen ergeben war, der auf eine tapfere Art allem Gegenwärtigen zu widersprechen wußte, ohne doch durch ein Übermaaß von Verneinung die Ehrfurcht selber bei seinem Schüler zu entwurzeln. Endlich bin ich von Kindesbeinen an ein Liebhaber der Musik und auch jeder Zeit guten Musikern selber Freund gewesen: dies Alles zusammen ergab, daß ich wenig Grund hatte, mich um die heutigen Menschen zu kümmern: — denn die guten Musiker sind alle Einsiedler und außer der Zeit.

Ich war schon über die zwanziger Jahre hinaus, als ich dahinter kam, daß mir die Kenntniß der Menschen fehlte. Ist es denn wahrscheinlich, daß Jemand zum Menschenkenner werden könne, der seinen Sinn weder auf Ehren, noch auf Ämter, noch auf Geld, noch auf Weiber ernstlich gerichtet hat und die längsten Stücke jedes Tages mit sich allein verbringt? Hier gäbe es mancherlei Anlaß zu spotten, wenn es nicht wider den guten Geschmack wäre, daß der Urheber eines Buches dessen Vorrede, dazu mißbraucht, über sich selber zu spotten. Genug, ich fand Gründe und immer mehrere und bessere Gründe, meinem Lobe wie meinem Tadel gründlich zu mißtrauen; zugleich erwachte eine heftige und plötzliche Neugierde nach „dem Menschen: kurz, ich beschloß, in eine harte und lange Schule zu gehen.

[«]

41[11]

„Denken“ im primitiven Zustande (vor-organisch) ist Gestalten-Durchsetzen, wie beim Crystalle. — In unserem Denken ist das Wesentliche das Einordnen des neuen Materials in die alten Schemata (= Prokrustesbett), das Gleich-machen des Neuen.

[«]

41[12]

Schluß von I.

Ich sehe neue Philosophen heraufkommen. So wie ich euch kenne, meine Freunde, ihr freien Geister, so fliegen unter euch auch diese „Kommenden“, schöne stolze Vögel! — ich — — —

[«]

41[13]

— — — Was aber den angeführten Imperativ des deutschen Instinkts betrifft, welcher gebietet: „Keine neuen Juden mehr! Und die Thore nach dem Osten zu geschlossen halten!“ — so dürfte die kluge Erwägung den deutschen Juden selber zu einer derartigen „Grenz-regulirung“ rathen: ihre Aufgabe, in das deutsche Wesen hineinzuwachsen und zu einem deutscheren Typus des Ausdrucks und der Gebärde, endlich der „Seele“ zu gelangen — denn dies ist der Gang, von Außen nach Innen, vom „Schein“ zum „Sein“ — darf nicht immer wieder durch die schauerliche und verächtliche Häßlichkeit neu einwandernder polnischer und russischer, ungarischer und galizischer Juden ins Unlösbare zurückgeschoben werden. Hier ist der Punkt, wo die Juden auch ihrerseits zu handeln, nämlich sich „Grenzen zu setzen“ haben: — der einzige und letzte Punkt, in dem jüdischer und deutscher Vortheil sich noch zu einem gemeinsamen Vortheile ausgleichen könnte: aber freilich, es ist Zeit, ja die höchste Zeit!

[«]

41[14]

Es gab bisher auch noch keine Deutsche Cultur. Gegen diesen Satz ist es kein Einwand, daß es in Deutschland große Einsiedler gab — Göthe z.B.: denn diese hatten ihre eigene Cultur. Gerade aber um sie herum, gleichsam wie um mächtige trotzige vereinsamt hingestellte Felsen, lag immer das übrige deutsche Wesen als ihr Gegensatz, nämlich wie ein weicher mooriger unsicherer Grund, auf dem jeder Schritt und Tritt des Auslandes „Eindruck“ machte und „Formen“ schuf: die „deutsche Bildung“ war ein Ding ohne Charakter, eine beinahe unbegrenzte Nachgiebigkeit.

[«]

41[15]

— ich lachte ein armes anmaaßliches moderiges Buch öffentlich zu Tode, in das sich die „deutsche Bildung“ vernarrt hatte, — nun, man kann auf Erden noch manchen gefährlicheren Gebrauch von seinem Gelächter machen! Vielleicht habe ich selbst unversehens dabei einen alten Mann, den alten würdigen David Strauß, virum optime meritum, „umgebracht“? — man giebt es mir zu verstehen. Aber so bringt es Krieg und Sieg mit sich; und ich will mit gutem Gewissen noch ganz andre Menschenleben einmal „auf dem Gewissen“ haben! Nur die Weiber fort, auch die männlichen Klage-Weiber und Zärtlinge! Das versteht nichts vom Kriegs-Handwerk und jammert sich halbtodt über jeden „Mangel an Schonung“. Damit etwas Andres anfangen könne, muß man hier erst ein Ende machen: ich hoffe doch, daß man — mich hier — versteht? An der „deutschen Bildung“ aber will nichts mehr geschont sein: hier muß man seiner selbst nicht schonen und endlich ein Ende machen — oder Etwas Anderes kann gar nicht anfangen

[«]

41[16]

Die Deutschen sind tief.
der christliche Europäer.
der deutsche Geist
jener unbedenkliche Enthusiast.
die Demagogen in der Kunst.
Vom Rückgange der Wagnerei.
Wie wenig der deutsche Stil
die Juden
Ranke, der beschönigende Advokat der Thatsache

[«]

[42 = Mp XVII 2a. August–September 1885]

42[1]

Der Spiegel.

Eine Gelegenheit zur Selbst-Bespiegelung für Europäer.

Der latente Anarchismus.
Arten und Ursachen der Welt-Verleumdung.
III Die Deutschen. Gedanken über Zucht und Züchtung.
Hintergründe der Logik.
Die Verlegenheit der Physiker.
II Was sind „freie Geister“?
Die Demagogen in der Kunst.
Das Ewig-Weibliche.
Die Moral in Europa.
Die Zucht des Willens.
Von der Rangordnung.
Christus und Dionysos.
Der Historiker.
I Die Philosophen der Zukunft.
Die Abnahme der Heiterkeit.
Von der Einsamkeit.
Süden und Morgenland. Ein Wort für Musiker.
Welt-Auslegung, nicht Welt-Erklärung.
(Litteratur und Schauspieler-Cultur.)
Der „letzte Wagner“. —

Der eigentlich königliche Beruf des Philosophen (nach dem Ausdruck Alcuins des Angelsachsen): prava corrigere et recta corroborare et sancta sublimare.

Versuch einer Kritik der modernen Seele.

[«]

42[2]

Der Atheismus und seine Ursachen.
Der latente Anarchismus.
Der Nationalismus und die Weltwirthschaft.
Von der Rangordnung und der Gleichheit.
Die moralische Skepsis
Die Weltverleumdung und die Abnahme der Heiterkeit
Norden Süden
Die Musik
Die Philosophen
Die Historiker
Die Demagogen in der Kunst.
Das Weib.
Die Zucht des Willens.
Die Ernährung.
Lesen und Litteratur-Presse.

[«]

42[3]

Menschliches, Allzumenschliches. I Metaphysica

Hätte die Welt ein Ziel, so müßte es erreicht sein
Am Leitfaden des Leibes
Wer der Geschichte irgend einer einzelnen Wissenschaft nachgegangen ist
Was wir im Traume erleben
Was uns von aller Platonischen und Leibnitzischen Denkweise
Der Mensch ist ein Formen- und Rhythmenbildendes Geschöpf
Der Gedanke ist in der Gestalt, in welcher er kommt
„Wie sind synthetische Urtheile a priori
Was mich am gründlichsten von den Metaphysikern abtrennt,
Wahrheit: das bezeichnet innerhalb
Das logische Denken, von dem die Logik redet
Es giebt Wahrheiten, die am besten von mittelmäßigen Köpfen
Schluß: In welcher seltsamen Vereinfachung!

Der neue Oedipus.
Schein, wie ich es verstehe.

Menschliches, Allzumenschliches II Abschnitt **Moralia.**
„Unsere höchsten Einsichten müssen — und sollen — wie Thorheiten, ja wie Verbrechen“
„Insofern es zu allen Zeiten, so lange es Menschen gegeben hat, auch Heerden“
„Die Moralen sind das Hauptmittel“
„Es beleidigt einen noch, wenn Einer,
„Das alte theologische Problem vom Glauben und vom Wissen“
„Die Gemeinheit. — Worte sind Tonzeichen für Begriffe“
„Nichts kläglicher als die moralistische Litteratur usw.“
„Der Wille. — In jedem Willen ist eine Mehrheit
„Die Verschiedenheit der Menschen zeigt sich nicht nur in der Verschiedenheit ihrer Gütertafeln“
„Im Grunde ist die Moral gegen die Wissenschaft feindlich gesinnt“

Menschliches Allzumenschliches. Religiosa.
„Die menschliche Seele und ihre Grenzen“
„Die Philosophen werden sich auch der Religionen“
„Im jüdischen Alten Testamente —“
„Die Engländer, düstere, sinnliche“
Schluss „Zu den höchsten und erlauchtesten Menschenfreuden“

Menschliches Allzumenschliches. 4 Kunst
Im Ganzen gebe ich den Künstlern mehr Recht: Pessimismus.
Schluss: Gegen R. Wagner. Vom Rückgange der Wagnerei. —
Wie wenig der deutsche Stil mit dem Klange

Menschliches Allzumenschliches. 5. Höhere Cultur.
Die deutsche Philosophie als Romantik
Man nennt die Deutschen tief.
Wagner und Paris
Auch heute noch ist die feinste Cultur
Victor Hugo „Die Demagogen in der Cultur
Kant’s Einfluß in Europa
Gesetzt man denkt sich einen Philosophen als großen Erzieher

Von der Überzeugung und der Gerechtigkeit (Vorletztes)

Der Mensch im Verkehr.

Wenn die Philosophen sich unter die homines

Menschliches Allzumenschliches. Weib und Kind.
Die größere Sinnlichkeit
Man kann nicht hoch genug von den Frauen denken
Die Abnahme der Anmuth. —

Menschliches Allzumenschliches. Staat.
Der Socialismus ist die zu Ende
Über alle diese nationalen Kriege, neue Reiche
Es giebt einen Geblütsadel
Jener unbedenkliche Enthusiast
Die Deutschen, an deren germanischen Vorfahren
Die deutschen Juden. — Die guten Europäer.
Die Deutschen waren noch nichts, denn sie werden etwas

Menschliches, Allzumenschliches. Der Mensch mit sich allein.
— Die Gefahr bei außerordentlichen Geistern
Ein Mensch der nach Großem strebt
— Daß viele von Dingen reden, in Bezug auf welche
— Der Einsiedler, der höhere philosophische Mensch.

I darauf: „Freidenker“
Drittletztes II „der freie Geist“ und die Einsamkeit
III 2 (Am Ende) Der starke Geist
IV Schluß: In Genua: Oh meine Freunde. versteht ihr dieß „Trotzdem“? — —

[«]

42[4]

1 Der Erkennende

2 Jenseits des Guten und Bösen
3 Neue Fabeln von Gott
4 Mann und Weib
5 Freund, Feind und Einsamkeit

[«]

42[5]

Allein oder zu zweien — 6, 13, 14, 24, 36, 48
Opfer — 19, 18
Verachtung des Weibes — 20, 16, 17, 23, 37
nicht zuviel Worte — 22, 15
Kind Mann Weib — 28
die Schaffenden — 29, 30
Gegen die Selbsterkenntniß — 38, 45
Um geliebt zu werden — 46
Absichten — 57
Heerde — 62
Ehe — 60, 53, 18, 17
Teufel Gott — 47
Zeit und Zukunft — 76, 102

[«]

42[6]

S. 1. Es giebt kein Gemein-Gut: — dies Wort widerspricht sich selber, denn was gemein sein kann, muß immer von gemeinem Werth also nicht gut sein.

1 Dogmatiker. Plato und der „reine Geist“.
die prachtvolle Spannung durch die Dogmatiker.

2 Skeptiker.
Die Befehlenden selten. Zuletzt regieren in der Philosophie die Mittelmäßigsten!
Wo ist Wille noch vorhanden?

3 Die Kritiker:

Gehört die deutsche Philosophie in die kritische oder skeptische Bewegung?
Kant. Nein, es ist eine Gegenbewegung, im Grunde eine theologische.
„ohne ein leidenschaftliches Vergnügen“.
4 Die Engländer und die Philosophie, gänzlich ungeeignet zur moralistischen „Jagd“.
Die Franzosen. Richard Wagner.
5 Heerden-Moral.
Das Christenthum verkleinernd <das> Alte Testament.
Socialismus. Freidenker. „Aufklärung“
6 Der Philosoph als Versucher neuer Möglichkeiten
der Werth der Unmoralität für die Erziehung.
seine Grausamkeit
seine Vereinsamung.
Teichm<üller>
7 Meine Vorbereiter.
Über meine „Unzeitgemäßen Betrachtungen“
ein Wort über den Pessimismus.
ein Wort über die Künstler: das Dionysische.
Gestaltung der Seele Europas.
Bedeutung der Griechen, ihrer Entdeckung
der historische Sinn
8 Das Dionysische.

[«]

42[7]

— meine Hirngespinste zum Verwechseln ähnlich
— vor 50 Tausend Jahren sahen die Bäume schon grün aus?
— vor der Logik liegt, der Zeit nach, die Herstellung identischer Fälle, Assimilation
— das Gedächtniß in der organischen Folge
— „angeborene“ Ideen
— die Heuchelei wäre abzuschaffen, wenn es nicht lustig wäre, sie anzusehen. Nicht Götter nach Epicur, sondern nach Homer: oder wie Galiani

— die Mathematiker, die fortschließen, bis das Atom für sie brauchbar werde! Aber so haben es, in gröberer Form, die M<enschen> immer gemacht. Was liegt in der Wirklichkeit, bevor sie nicht für unser Haus brauchbar ist!

[«]

42[8]

[«]

[43 = Z I 2c. Herbst 1885]

43[1]

Entwurf.

Das erste Problem ist: wie tief der „Wille zur Wahrheit“ in die Dinge hinein geht? Man ermesse den ganzen Werth der Unwissenheit im Verband der Mittel zur Erhaltung des Lebendigen, insgleichen den Werth der Vereinfachungen überhaupt und den Werth der regulativen Fiktionen, z.B. der logischen, man erwäge vor Allem den Werth der Ausdeutungen, und in wiefern nicht „es ist“, sondern „es bedeutet“ — — —

so kommt man zu dieser Lösung: der „Wille zur Wahrheit“ entwickelt sich im Dienste des „Willens zur Macht“: genau gesehen ist seine eigentliche Aufgabe, einer bestimmten Art von Unwahrheit zum Siege und zur Dauer zu verhelfen, ein zusammenhängendes Ganze von Fälschungen als Basis für die Erhaltung einer bestimmten Art des Lebendigen zu nehmen.

Problem: wie tief der Wille zur Güte hinab in das Wesen der Dinge geht. Man sieht überall, bei Pflanze und Thier, das Gegentheil davon: Indifferenz oder die Härte oder Grausamkeit. Die „Gerechtigkeit“ „die Strafe“. Die Entwicklung der Grausamkeit.

Lösung. Das Mitgefühl ist nur bei socialen Bildungen (zu denen der menschliche Leib gehört, dessen lebendige Einzelwesen mit einander fühlen) da, als Consequenz davon, daß ein größeres Ganze sich erhalten will gegen ein anderes Ganze, und wieder weil im Gesammt-Haushalt der Welt, wo es keine Möglichkeit des Zugrundegehens und Verlierens giebt, Güte ein überflüssiges Princip <sein> würde.

Problem: wie tief die Vernunft dem Grunde der Dinge zukommt. Nach einer Kritik von Zweck und Mittel (— kein faktisches Verhältniß, sondern immer nur ein hineingedeutetes), der Charakter der Verschwendung, der Verrücktheit ist <im>

Gesammthaushalt normal. Die „Intelligenz“ erscheint als eine besondere Form der Unvernunft, beinahe als ihre boshafteste Caricatur.

Problem: wie weit der „Wille zum Schönen“ reicht. Rücksichtslose Entwicklung der Formen: die schönsten sind nur die stärksten: als die siegreichen halten sie sich fest, und werden ihres Typus froh, Fortpflanzung. (Platos Glaube, daß selbst Philosophie eine Art sublimer Geschlechts— und Zeugetrieb sei.)

Die Dinge also, welche wir bisher am Höchsten geschätzt haben: als das „Wahre“, „Gute“, „Vernünftige“, „Schöne“, erweisen sich als Einzelfälle der umgekehrten Mächte — ich zeige mit dem Finger auf diese ungeheure perspektivische Fälschung, vermöge deren die Species Mensch sich selber durchsetzt. Es ist ihre Lebensbedingung, daß sie an sich selber Lust deshalb hat (der Mensch hat Freude an den Mitteln seiner Erhaltung: und zu ihnen gehört es, daß der Mensch sich nicht will täuschen lassen, daß Menschen sich gegenseitig helfen, sich zu verstehen bereit <sind>; daß im Ganzen die gelungenen Typen auf Unkosten der mißrathenen zu leben wissen). In dem Allen drückt sich der Wille zur Macht aus, mit seiner Unbedenklichkeit zu den Mitteln der Täuschung zu greifen: es ist ein boshaftes Vergnügen denkbar, daß ein Gott empfindet beim Anblick des sich selber bewundernden Menschen.

Also: der Wille zur Macht.

Consequenz: wenn uns diese Vorstellung feindselig ist, warum geben wir ihr nach? Heran mit den schönen Trugbildern! Seien wir Betrüger und Verschönerer der Menschheit! Thatsache, was eigentlich ein Philosoph ist.

[«]

43[2]

Mißverständniß der Logik: sie erklärt nichts, im Gegentheil

Mißverständniß des historischen Entwickelns: das Nacheinander ist eine Beschreibung

Oberflächlichkeit unseres Causalitäts-Sinns.

„Erkenntniß“ — in wiefern in einer Welt des Werdens unmöglich?

Mit der organischen Welt ist eine perspektivische Sphäre gegeben.

Erkennbarkeit der Welt — an sich eine Unbescheidenheit für den Menschen.

Auflösung der Instinkte — Verwandlung in Formeln und Formelmenschen. Gegen den Naturalismus und Mechanismus. Die „Berechenbarkeit“ der Welt, ob wünschenswerth? damit wäre auch der schöpferische Akt „berechenbar“?

Mechanik eine Art Ideal, als regulative Methode — nicht mehr.

Spott gegen die Idealisten, welche dort die „Wahrheit“ glauben, wo sie sich „gut“ oder „erhoben“ fühlen. Klassisch: Renan, citirt bei Bourget.

Leugnung des leeren Raums und Reduktion der Mechanik auf die Tyrannei des Auges und Getasts.

Leugnung der actio in distans. Gegen Druck und Stoß.

Die Gestalt der Welt als Ursache ihres Kreisprozesses.

Nicht Kugel!

Die Kraft continuirlich.

Gegen Laplace-Kant.

Kampf der Atome, wie der Individuen, aber, bei gewisser Stärkeverschiedenheit wird aus zwei Atomen Eins, und aus zwei Individuen Eins. Ebenso umgekehrt aus Eins werden zwei, wenn der innere Zustand eine Disgregation des Macht-Centrums bewerkstelligt. — Also gegen den absoluten Begriff „Atom“ und „Individuum“!

Das Atom kämpft um seinen Bestand, aber andere Atome greifen es an, um ihre Kraft zu vermehren.

Beide Prozesse: den der Auflösung und den der Verdichtung als Wirkungen des Willens zur Macht zu begreifen. Bis in seine kleinsten Fragmente hinein hat er den Willen, sich zu verdichten. Aber er wird gezwungen, **um** sich irgendwohin zu verdichten, an anderer Stelle sich zu verdünnen usw.

Weltkörper und Atome nur größenverschieden, aber gleiche Gesetze.

[«]

43[3]

Die Deutschen, an deren germanischen Vorfahren kein Tacitus den Geist, oder auch nur eine Lust am Geistigen, etwa am argute loqui, zu rühmen wußte, haben noch dazu alles gethan, durch viele Jahrhunderte hindurch, sich dumm zu machen; und ein boshafter Gott, welcher deutschfeindlich — vielleicht in Furcht vor ihrem vorbestimmten Atheismus und Götterdämmerung? — über ihnen waltete, gab ihnen lauter Neigungen ein, mit welchen ein Volk die Thüren auch für das Kommen des Geistes zuschließt: z.B. indem er sie hieß, in überheißen Betten schwitzen, in dumpfen engen Stuben hocken, lauter Schwerverdauliches wie Klöse und schwere fettige Brühen zu ihren Leibspeisen machen, vor Allem trinken bis sie sanken: so daß schlafen gehen und angetrunken sein lange Zeiten hindurch zu den Nachbar-Vorstellungen eines deutschen Kopfes gehörte. Man möchte fast glauben, daß, wenn es endlich doch so etwas geben sollte, wie „deutschen Geist“, er erst durch Entdeutschung, ich meine durch Mischung mit ausländischem Blut ermöglicht worden ist. Wer rechnet nach, was den Slaven oder den Kelten oder den Juden für die Vergeistigung Deutschlands alles verdankt wird! Am wichtigsten aber mag die Blut-Mischung selber gewesen sein, indem sie im gleichen M<enschen> verschiedene Instinkte und nicht immer nur „zwei sondern zwanzig Seelen“ in Eine Brust anpflanzte, jene ungeheure Blut-Verderbniß der Rasse, welche in Europa nicht ihres Gleichen hat und endlich aus dem Deutschen ein alles verstehendes, alles nachfühlendes und sich aneignendes Volk der Mitte, der Vermittlung gemacht hat — eine Ferment-Rasse, bei der nunmehr „kein Ding unmöglich ist“. Man rechne sich die Geschichte der deutschen Seele nach, man begreife <,wie> diese in sich unausgeglichenen vielspältigen, vielfachen M<enschen> äußerlich schwach, servil, bequem, ungeschickt, innerlich ein Tummelplatz geistiger Versuchungen und Kämpfe wurden: wie endlich wenigstens eine Art aufrührerischer Bauern— und Prediger-Geist hervorsprang (Luther ist das schönste Beispiel davon, er, der den Bauernkrieg des Geistes gegen die „höheren Menschen“ der Renaissance anführte —), wie dieser Bauern— und Prediger-Geist später zum angriffsbereiten, schneide — und beißlustigen Bürger— und Kritikergeiste sich wandelt — Lessing ist davon wieder das schönste Beispiel, er, der einen „Bürger-Krieg“, den Krieg des deutschen bourgeois gegen den aristokratischen Geist der französischen Cultur anführte: Lessing gegen Corneille, Lessing der Fürsprecher Diderot’s): bis endlich unser letzter Doppel-Typus des fortentwickelten Geistes, Goethe und Hegel, den Alles umfassenden Boa-Constrictor „Geist an sich“ und seine Ferment-Natur an den Tag brachte, die kosmo— und theopolitische Allzugänglichkeit des Deutschen, die Überlegenheit seiner Abstraktionen, die kluge Geschmeidigkeit seines aneignenden Historisirens: seine letzte und vornehmste Artung, die eine mandarinenhafte Überlegenheit und „Jenseitigkeit“ — — —

— ganz Europa sank vor Bewunderung dabei auf die Knie —

— freilich ebenso sehr auch den vollkommenen Mangel an Grenzen, an Maaß im griechischen Sinn, an „Stil“ in jedem Sinn, an eigentlichem Inhalt — ich meine an neuen Werth-setzungen, Werth-Schöpfungen.

Immerhin: im Verhältniß zu dieser letzten großen europäischen Merkwürdigkeit, zum „deutschen Geiste“, ist das augenblicklich so wichtig genommene „deutsche Reich“ kein Gegenstand ernsthaften Interesses, zum

Mindesten in dem Auge eines Philosophen. Wozu in aller Welt ein neues Reich, wenn es nicht auf einem neuen Gedanken, zum mindesten doch einer neuen Dummheit ruht? Aber noch einmal diese alte Dummheit — gleiche politische Rechte, Volks-Vertretung, Parlamentarismus, Zeitungen, als Grundlage eines Staates — noch ein Mal die blödsinnig machende Europäer-Krankheit des beständigen Politisirens auf ein großes Volk mehr ausgedehnt: was hätte ein Ph<ilosoph> da Neues zu lernen — oder gar zu verachten! —

[«]

[44 = Mp XVII 2b. Herbst 1885]

44[1]

Die Capitel.

Von der Auslegung.
Von der Rangordnung.
Die Wege zum Heiligen.
Die ewige Wiederkunft.
Der Aberglaube der kritischen Philosophen.
Kritik Pascals: er hat bereits die christlich-moralischen Auslegungen in der Natur des Menschen und meint den „Thatbestand“ zu fassen. Auch Sainte-Beuve.

[«]

44[2]

Es ist nichts seit Pascal passirt, die deutschen Philosophen kommen gegen ihn nicht in Betracht.

[«]

44[3]

Die Deutschen haben keine Prosa, welche klingt und springt.

[«]

44[4]

Die klassische Prosa der Franzosen von 1648: was zusammenkommen muß.

[«]

44[5]

Die Abwesenheit der moral<ischen> Zucht; man hat die M<enschen> wachsen lassen. Vielleicht sind die M<enschen> von Port-Royal wie künstliche Gärten.

Es fehlt Autorität.

Es fehlt die Mäßigung innerhalb ruhiger Horizonte; — man hat aus der Unendlichkeit eine Art Betrunkenheit gemacht.

Es fehlt die Feinheit in der Beurtheilung.

Es herrscht ein Chaos von widersprechenden Werthschätzungen.

[«]

44[6]

Was ist denn das, dieser Kampf des Christen „wider die Natur“? Wir werden uns ja durch seine Worte und Auslegungen nicht täuschen lassen! Es ist Natur wider etwas, das Natur ist. Furcht bei Vielen, Ekel bei Manchen, eine gewisse Geistigkeit bei Anderen, die Liebe zu einem Ideal ohne Fleisch und Begierde, zu einem „Auszug der Natur“ bei den Höchsten — diese Wollen es ihrem Ideale gleich thun. Es versteht sich, daß Demüthigung an Stelle des Selbstgefühls, ängstliche Vorsicht vor den Begierden, die Lostrennung von den gewöhnlichen Pflichten (wodurch wieder ein höheres Ranggefühl geschaffen wird) die Aufregung eines beständigen Kampfes um ungeheure Dinge, die Gewohnheit der Gefühls-Effusion — alles einen Typus zusammensetzt: in ihm überwiegt die Reizbarkeit eines verkümmernden Leibes, aber die Nervosität und ihre Inspiration wird anders interpretirt. Der Geschmack dieser Art Naturen geht einmal 1) auf das Spitzfindige 2) auf das Blumige 3) auf die extremen Gefühle. — Die natürlichen Hänge befriedigen sich doch, aber unter einer neuen Form der Interpretation z.B. als „Rechtfertigung vor Gott“, „Erlösungsgefühl in der Gnade“ (— jedes unabweisbare Wohlgefühl wird so interpretirt! —) der Stolz, die Wollust usw. — Allgemeines Problem: was wird aus dem Menschen, der sich das Natürliche verlästert und praktisch verleugnet und verkümmert? Thatsächlich erweist sich der

Christ als eine übertreibende Form der Selbstbeherrschung: um seine Begierden zu bändigen, scheint er nöthig zu haben, sie zu vernichten oder zu kreuzigen. —

Die epikureische Art des Christen und die stoische Art — zur ersteren gehört François de Sales, zur letzteren Pascal

Sieg Epicurs — aber gerade diese Art Mensch wird schlecht verstanden und muß schlecht verstanden werden. Die stoische Art (welche es sehr nöthig hat zu kämpfen und folglich den Werth des Kämpfenden über die Gebühr schätzt —) verleumdet immer den „Epicur"!

[«]

44[7]

Das griechisch-römische Altherthum hatte eine tyrannische und übertreibende Anti-Natur-Moral nöthig; die Germanen ebenfalls, in anderer Hinsicht.

Unsre jetzige Art Mensch entbehrt eigentlich der Zucht und der strengen Disciplin; die Gefahr ist dabei nicht groß, weil die Art Mensch schwächer ist als frühere und andrerseits, weil die unbewußten Zuchtmeister (wie Fleiß, der Ehrgeiz im Vorwärtskommen, die bürgerliche Achtbarkeit) sehr hemmend wirken und im Zaume halten. — Aber wie Menschen aus der Zeit Pacals zusammengehalten werden mußten!

Das überflüssige Christenthum: dort, wo keine extremen Mittel mehr nöthig sind! Da wird alles falsch, und jedes Wort, jede christliche Perspective eine Tartüfferie und Schönrednerei.

[«]

44[8]

Das neue Japan.

Ich las mit vieler Bosheit der Hintergedanken, was ein deutscher Anarchist unter dem Begriff „freie Gesellschaft" — — —

„Die freie Gesellschaft" — alle Züge als groteske Wort- und Farben-Aufputzung einer kleinen Art von Heerdenthieren.

„Die Gerechtigkeit“ und die Moral der gleichen Rechte — die Tartüfferie der moralischen Prädikate.

„die Presse“, ihre Idealisirung.

„die Abschaffung des Arbeiters“

„es schlägt die vorarische Rasse durch“: und überhaupt die ältesten Arten von Gesellschaft

der Niedergang des Weibes

die Juden als herrschende Rasse.

Vornehme und gemeine Cultur.

der Gelehrte überschätzt: und eine triumphirende liebevollere und herrschaftliche Fülle des Herzens

— wie ich dies Alles gesehn habe, ohne Liebe vielleicht, aber doch auch ohne Hohn, und was hiernach vielleicht Wunder nimmt — mit der Neugierde eines Kindes, das vor dem buntesten und zierlichsten aller Guckkästen steht. — — —

[«]

44[9]*

Man erwäge, wie alles Leiden den M<enschen> auf sich zurückdrängt, ein Schaden gesetzt daß es klug macht sicherlich in eben dem Grade auch schlecht macht (eng, kleinlich, argwöhnisch, lieblos — — —

Denn deren Zahl ist immer klein: die Anderen aber, die Leidenden, haben nichts, was sie in dem Maaße von den schlimmen Folgen vielen Leidens heilt und — — —

* *Februar 1886 entstanden*

[«]

[45 = W I 6b. Herbst 1885]

45[1]

Zucht des Herzens.

[«]

45[2]

Des Prinzen Vogelfrei
Lieder und Gedanken.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

45[3]

Widmung und Abgesang.

[«]

45[4]

Lieder und Gedanken
des Prinzen Vogelfrei.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

45[5]

Das Unglück holt den Flüchtigen ein — und sei’s
Als goldner Kummer der verarmten Hand,
Als Traurigkeit des ewig-Schenkenden:
Das Unglück fieng den Flüchtigen ein — und sei’s
Sorglos und selber uneingedenk
Warf er die Perlen weg

Das den Besiegten nieder zwingt
Das jeden Stolz zu Thränen kehrt:
Unehrlich Gebild,
Warfst du die Perlen in den Sand —
Das Meer schlang sie in seinen Schlund!
Was dankt das Leben dem Verschwendenden

[«]

45[6]

Wie man über die Selbst-Zerstörung hinwegkommt. Die Harpyien. Die Loslösung. Zur Geschichte des „freien Geistes“. Beschreibung der freien Geister.

2) Heiterkeit 3) Masken 4) Vornehmheit.

die Frauenfrage
Künstler-Pessimismus.

[«]

45[7]

Der Tag klingt ab, es gilbt sich Glück und Licht,
Mittag ist ferne.
Wie lange noch? Da kommen Mond und Sterne

Und Wind und Reif: nun säum’ ich lange nicht,
Der Frucht gleich, die ein Hauch vom Baume bricht

[«]

[Fragmente 1885–1887]

[«]

[1 = N VII 2b. Herbst 1885 — Frühjahr 1886]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150] [160] [170] [180]
[190] [200] [210] [220] [230] [240]

[2 = W I 8. Herbst 1885 — Herbst 1886]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150] [160] [170] [180]
[190] [200] [210]

[3 = W I 7b. W I 3b. Mp XVI 2b. Mp XVI 1b. Anfang 1886 — Frühjahr 1886]

[5] [10] [15]

[4 = D 18. Mp XV 2c. Mp XVII 3a. Mp XVI 1b. Anfang 1886 — Frühjahr 1886]

[4] [9]

[5 = N VII 3. Sommer 1886 — Herbst 1887]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110]

[6 = Mp XIV 1, S. 416-420. Mp XVII 3a. Mp XV 2d. P II 12b, S. 37. Sommer 1886 — Frühjahr 1887]

[5] [10] [15] [20] [25]

[7 = Mp XVII 3b. Ende 1886 — Frühjahr 1887]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70]

[8 = Mp XVII 3c. Sommer 1887]

[4] [8]

[9 = W II 1. Herbst 1887]

Erstes Buch

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70]
[80] [90] [100] [110] [120] [130]
[140] [150] [160] [170] [180] [190]

[10 = W II 2. Herbst 1887]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150] [160] [170] [180]
[190] [200]

[1 = N VII 2b. Herbst 1885 — Frühjahr 1886]

1[1]

Eigentlich sollte ich einen Kreis von tiefen und zarten Menschen um mich haben, welche mich etwas vor mir selber schützten und mich auch zu erheitern wüßten: denn für einen, der solche Dinge denkt, wie ich sie denken muß, ist die Gefahr immer ganz in der Nähe, daß er sich selber zerstört.

[«]

1[2]

Möge Niemand glauben, daß man unversehens und mit beiden Füßen eines Tags in einen solchen herzhaften Zustand der Seele hineinspringt, dessen Zeugniß oder Gleichniß das eben abgesungene Tanzlied sein mag. Bevor man solchermaaßen tanzen lernt, muß man gründlich gehn und laufen gelernt haben, und schon auf eigenen Beinen stehn ist Etwas, für das, wie mir scheint, immer nur Wenige vorbestimmt sind. In der Zeit, wo man sich zuerst auf den eignen Gliedmaaßen hinauswagt und ohne Gängelbänder und Geländer, in den Zeiten der ersten jungen Kraft und aller Anreize eines eigenen Frühlings, ist man am schlimmsten gefährdet und geht oft schüchtern, verzagt, wie ein Entlaufener, wie ein Verbannter, mit einem zitternden Gewissen und mit wunderlichem Mißtrauen seines Wegs: — wenn die junge Freiheit des Geistes wie ein Wein ist

[«]

1[3]

Der Spiegel.

Mangel einer herrschenden Denkweise.
Die Schauspieler.
Gleba.
Die neue Schamlosigkeit (die der Mittelmäßigen z.B. Engländer, auch der schreibenden Frauen)
Der Wille zum Vorurtheil (Nationen, Parteien usw.
Der latente Buddhismus.
Der Mangel an Einsamkeit (und folglich an guter Gesellschaft)
Alkohol, Buch und Musik und andere Stimulantia.
Die Philosophen der Zukunft.
Die herrschende Kaste und der Anarchismus.
Die curiosen Schwierigkeiten des Ungewöhnlichen, den seine
plebejische Bescheidenheit stört.
Mangel einer Charakter-Erziehung. Mangel der höheren Klöster
Allmähliche Beschränkung der Volksrechte.

[«]

1[4]

— Die Lehre von den Gegensätzen (gut, böse usw.) hat Werth als Erziehungs-Maaßregel, weil sie Partei ergreifen macht.

— die mächtigsten, und gefährlichsten Leidenschaften des Menschen, an denen er am leichtesten zu Grunde geht, sind so gründlich in Acht gethan, daß damit die mächtigsten Menschen selber unmöglich geworden sind oder sich als böse, als „schädlich und unerlaubt“ fühlen müßten. Diese Einbuße ist groß, aber nothwendig bisher gewesen: jetzt, wo eine Menge Gegenkräfte groß gezüchtet sind, durch zeitweilige Unterdrückung jener Leidenschaften (von Herrschsucht, Lust an der Verwandlung und Täuschung) ist deren Entfesselung wieder möglich: sie werden nicht mehr die alte Wildheit haben. Wir erlauben uns die zahme Barbarei: man sehe unsere Künstler und Staatsmänner an

— Die Synthesis der Gegensätze und Gegentriebe ein Zeichen von der Gesamtkraft eines Menschen: wie viel kann sie **bändigen**?

— ein neuer Begriff von Heiligkeit: Plato’s Naivetät — Nicht mehr der Gegensatz der verketzerten Triebe im Vordergrunde

— zu demonstriren, in wiefern die griechische Religion die höhere war als die jüdisch-christliche. Letztere siegte, weil die griechische Religion selber entartet (**zurück** gegangen) war.

Ziel: die Heiligung der mächtigsten furchtbarsten und bestverrufenen Kräfte, im alten Bilde geredet: die Vergottung des Teufels

[«]

1[5]

— Ich messe darnach, wie weit ein Mensch, ein Volk die furchtbarsten Triebe bei sich entfesseln kann und zu seinem Heile wenden, ohne an ihnen zu Grunde zu gehn: vielmehr zu seiner Fruchtbarkeit in That und Werk

— die Auslegung aller Unglücksfälle als die Wirkungen unversöhnter Geister ist das, was bisher die großen Massen zu religiösen Culten trieb. Selbst das höhere moralische Leben, das des Heiligen, ist nur als eines der Mittel erfunden worden, um unversöhnte Geister zu befriedigen.

— die Auslegung unserer Erlebnisse als providentieller Winke einer gütigen, erziehenden Gottheit, auch unserer Unglücksfälle: — Entwicklung des väterlichen Gottesbegriffs, von der patriarchalischen Familie aus.

— die absolute Verderbtheit des Menschen, die Unfreiheit zum Guten und folglich die Auslegung aller unserer Handlungen mit der Interpretation des bösen Gewissens: endlich Gnade. Wunder-Akt. Plötzliche Umkehr. Paulus, Augustin, Luther

— die Barbarisirung des Christenthums durch die Germanen: die zwischengöttlichen Wesen, und die Vielheit der Sühnkulte, kurz der vorchristliche Standpunkt kommt wieder. Ebenso das Compositions-system.

— Luther giebt wieder die Grundlogik des Christenthums, die Unmöglichkeit der Moral und folglich der Selbstzufriedenheit, die Nothwendigkeit der Gnade und folglich der Wunder und auch der Prädestination. Im Grunde ein Eingeständniß des Überwundenseins und ein Ausbruch von Selbst-Verachtung.

— „es ist unmöglich, seine Schulden zu bezahlen“, Ausbrüche der Heilsbegierde und der Culte und Mysterien. „Es ist unmöglich, seine Sünde loszuwerden“ Ausbruch des Christenthums des Paulus Augustin und Luther.

Ehemals war das äußere Unglück der Anstoß religiös zu werden; später das innere Unglücks-Gefühl, die Unerlöstheit, Angst, Unsicherheit. Was Christus und Buddha auszuzeichnen scheint: es scheint das innere Glück zu sein, das sie religiös mache

[«]

1[6]

— das Gefühl der höheren Rangordnung anzugehören ist dominirend im sittlichen Gefühle: es ist das Selbst-zeugniß der höheren Kaste, deren Handlungen und Zustände nachher wieder als Abzeichen einer Gesinnung gelten, mit der man in jene Kaste gehört oder gehören sollte —

[«]

1[7]

— zuerst wird das sittliche Gefühl in Bezug auf Menschen (Stände voran!) entwickelt, erst später auf Handlungen und Charakterzüge übertragen. Das Pathos der Distanz ist im innersten Grunde jenes Gefühls.

[«]

1[8]

— die Unkenntniß des Menschen und das Nicht-Nachdenken macht, daß die individuelle Zurechnung erst spät gemacht wird. Man fühlt sich selber zu unfrei, ungeistig, durch plötzliche Antriebe fortgerissen, als daß man über sich anders denken sollte als in Betreff der Natur: es wirken auch in uns Dämonen.

[«]

1[9]

— Menschliches, Allzumenschliches. Man kann nicht über Moral nachdenken, ohne sich nicht unwillkürlich moralisch zu bethätigen und erkennen zu geben. So arbeitete ich damals an jener Verfeinerung der Moral, welche „Lohn“ und „Strafe“ bereits als „unmoralisch“ empfindet und den Begriff „Gerechtigkeit“ nicht mehr zu fassen weiß als „liebevolles Begreifen“, im Grunde gutheißen. Darin ist vielleicht Schwäche, vielleicht Ausschweifung, vielleicht auch — — —

[«]

1[10]

— die „Strafe“ entwickelt sich im engsten Raume, als Reaktion des Mächtigen, des Hausherrn, als Ausdruck seines Zorns gegen die Mißachtung seines Befehls und Verbotes. — Vor der Sittlichkeit der Sitte (deren Kanon will „alles Herkömmliche soll geehrt werden“) steht die Sittlichkeit der herrschenden Person (deren Kanon will, daß „der Befehlende allein geehrt werde“) Das Pathos der Distanz, das Gefühl der Rangverschiedenheit liegt im letzten Grunde aller Moral.

[«]

1[11]

— „Seele“ zuletzt als „Subjektsbegriff“

[«]

1[12]

— Wenn die Dinge unbekannt sind, so ist es auch der Mensch. Was ist da loben und tadeln!

[«]

1[13]

— ich begreife nicht, wie man Theolog sein kann. Ich möchte nicht gerne gering von dieser Art Menschen denken, welche doch nicht nur Erkenntniß-Maschinen sind

[«]

1[14]

— Jede Handlung, deren ein Mensch nicht fähig ist, wird von ihm mißverstanden. Es ist auszeichnend, mit seinen Handlungen immer mißverstanden zu werden. Es ist dann auch nothwendig und kein Anlaß zur Erbitterung.

[«]

1[15]

— Es ist nicht uneigennützig, wenn ich lieber über die Causalität als über den Prozeß mit meinem Verleger nachdenke; mein Nutzen und mein Genuß liegt auf der Seite der Erkenntnisse, meine Spannung, Unruhe, Leidenschaft ist gerade dort am längsten thätig gewesen.

[«]

1[16]

Gedanken sind Handlungen

[«]

1[17]

— wie haben wir in fünfzig Jahren umgelernt! Die ganze Romantik mit ihrem Glauben an das „Volk“ ist widerlegt! Keine Homerische Dichtung als Volks-Poesie! Keine Vergötterung der großen Naturmächte! Kein Schluß aus Sprach-Verwandtschaft auf Rassen-Verwandtschaft! Keine „intellektuelle Anschauung“ des Übersinnlichen! Keine in der Religion verschleierte Wahrheit!

[«]

1[18]

— Das Problem der Wahrhaftigkeit ist ganz neu. Ich bin erstaunt: Wir betrachten solche Naturen wie Bismarck als schuldig hierin aus Fahrlässigkeit, solche wie Richard Wagner aus Mangel an Bescheidenheit, wir würden Plato mit seiner pia fraus verurtheilen, Kant wegen der Ableitung seines kategorischen Imperativs, während der Glaube ihm sicher nicht auf diesem Wege gekommen ist

[«]

1[19]

— Endlich wendet sich der Zweifel auch gegen sich selber: Zweifel am Zweifel. Und die Frage nach der Berechtigung der Wahrhaftigkeit und ihrem Umfange steht da —

[«]

1[20]

— Alle unsere bewußten Motive sind Oberflächen-Phänomene: hinter ihnen steht der Kampf unserer Triebe und Zustände, der Kampf um die Gewalt.

[«]

1[21]

— Daß diese Melodie schön klingt, wird nicht den Kindern durch die Autorität u<nd> Unterricht beigebracht; ebenso wenig das Wohlgefühl beim Anblick eines ehrwürdigen Menschen. Die Werthschätzungen sind angeboren, trotz Locke!, angeerbt; freilich, sie entwickeln sich stärker und schöner, wenn zugleich die Menschen, welche uns hüten und lieben, mit uns gleich schätzen. Welche Marter für ein Kind, immer im Gegensatz zu seiner Mutter sein Gut und Böse anzusetzen und dort, wo es verehrt, gehöhnt und verachtet zu werden!

[«]

1[22]

— Wie vielfach ist das, was wir als sittliches Gefühl empfinden: darin ist Verehrung, Furcht, die Berührung wie von etwas Heiligem und Geheimem, darin redet etwas Befehlendes, etwas, das sich wichtiger nimmt als wir; etwas, das erhebt, entflammt oder ruhig und tief macht. Unser sittliches Gefühl ist eine Synthesis, ein Zugleich-Erklingen aller herrschaftlichen und unterthänigen Gefühle, welche in der Geschichte unserer Vorfahren gewaltet haben

[«]

1[23]

— Zu Gunsten der Gegenwart. Die Gesundheit wird gefördert, asketisch-weltverneinende Denkweisen (mit ihrem Willen zur Krankheit) kaum begriffen. Alles Mögliche gilt und wird gelten gelassen und anerkannt, feuchte milde Luft, in der jede Art Pflanze wächst. Es ist das Paradies für alle kleine üppige Vegetation

[«]

1[24]

— Seele und Athem und Dasein esse gleichgesetzt. Das Lebende ist das Sein: weiter giebt es kein Sein.

[«]

1[25]

— „Die gute Leute sind alle schwach: sie sind gut, weil sie nicht stark genug sind, böse zu sein“ sagte der Latuka-Häuptling Comorro zu Baker

[«]

1[26]

gin ist arabisch und heißt spiritus (= g’inn)

[«]

1[27]

„Für schwache Herzen giebt es kein Unglück“ sagt man im Russichen

[«]

1[28]

— alle Bewegungen sind als Gebärden aufzufassen, als eine Art Sprache, wodurch sich die Kräfte verstehn. In der unorganischen Welt fehlt das Mißverständnis, die Mittheilung scheint vollkommen. In der organischen Welt beginnt der Irrthum. „Dinge“ „Substanzen“ Eigenschaften, Thätig-„keiten“ — das alles soll man nicht in die unorganische Welt hineintragen! Es sind die spezifischen Irrthümer, vermöge deren die Organismen leben. Problem von der Möglichkeit des „Irrthums“? Der Gegensatz ist nicht „falsch“ und „wahr“, sondern „Abkürzungen der Zeichen“ im Gegensatz zu den Zeichen selber. Das Wesentliche ist: die Bildung von Formen, welche viele Bewegungen repräsentiren, die Erfindung von Zeichen für ganze Arten von Zeichen.

— alle Bewegungen sind Zeichen eines inneren Geschehens; und jedes innere Geschehen drückt sich aus in solchen Veränderungen der Formen. Das Denken ist noch nicht das innere Geschehen selber, sondern ebenfalls nur eine Zeichensprache für den Machtausgleich von Affekten.

[«]

1[29]

— die Vermenschlichung der Natur — die Auslegung nach uns.

[«]

1[30]

A. Psychologischer Ausgangspunkt:

- — unser Denken und Werthschätzen ist nur ein Ausdruck für dahinter waltende Begehrungen.
- — die Begehrungen spezialisiren sich immer mehr: ihre Einheit ist der Wille zur Macht (um den Ausdruck vom stärksten aller Triebe herzunehmen, der alle organische Entwicklung bis jetzt dirigirt hat)
- — Reduktion aller organischen Grundfunktion auf den Willen zur Macht
- — Frage, ob er nicht das mobile ebenfalls in der unorganischen Welt ist? Denn in der mechanistischen Welt-Auslegung bedarf es immer noch eines mobile.
- — „Naturgesetz“: als Formel für die unbedingte Herstellung der Macht-Relationen und -Grade.
- — die mechanische Bewegung ist nur ein Ausdrucksmittel eines inneren Geschehens.
- — „Ursache und Wirkung“

[«]

1[31]

— der Kampf als das Mittel des Gleichgewichts

[«]

1[32]

— die Annahme von Atomen ist nur eine Consequenz vom Subjekts- und Substanz-begriff: irgend wo muß es „ein Ding“ geben, von wo die Thätigkeit ausgeht. Das Atom ist der letzte Abkömmling des Seelenbegriffs.

[«]

1[33]

— das furchtbarste und gründlichste Verlangen des Menschen, sein Trieb nach Macht, — man nennt diesen Trieb „Freiheit“ — muß am längsten in Schranken gehalten werden. Deshalb ist die Ethik bisher, mit ihren unbewußten Erziehungs-

und Züchtungs-Instinkten, darauf aus gewesen, das Macht-Gelüst in Schranken zu halten: sie verunglimpft das tyrannische Individuum und unterstreicht, mit ihrer Verherrlichung der Gemeindefürsorge und der Vaterlandsliebe, den Heerden-Machtinstinkt.

[«]

1[34]

— Naturgemäß müssen sich die Kräfte der Menschheit in der Reihenfolge entwickeln, daß die ungefährlichen voran entwickelt (gelobt, gutgeheißen) werden, daß umgekehrt die stärksten am längsten verketzert und verläumdet bleiben.

[«]

1[35]

Der Wille zur Macht.
Versuch einer neuen Auslegung alles
Geschehens.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

1[36]

die Welt des Denkens nur ein zweiter Grad der Erscheinungswelt —

[«]

1[37]

— die Bewegungen sind nicht „bewirkt“ von einer „Ursache“: das wäre wieder der alte Seelen-Begriff! — sie sind der Wille selber, aber nicht ganz und völlig!

[«]

1[38]

NB. Der Glaube an Causalität geht zurück auf den Glauben, daß ich es bin, der wirkt, auf die Scheidung der „Seele“ von ihrer *Thätigkeit*. Also ein uralter Aberglaube!

[«]

1[39]

Die Zurückführung einer Wirkung auf eine Ursache ist: zurück auf ein *Subjekt*. Alle Veränderungen gelten als hervorgebracht von Subjekten.

[«]

1[40]

— die *jetztige* Stufe der Moralität fordert

a) keine Strafe!
2) keinen Lohn — } keine Vergeltung!
3) keine Servilität
4) keine pia fraus!

[«]

1[41]

— wir ertragen den Anblick nicht mehr, *folglich* schaffen wir die Sclaven ab

[«]

1[42]

Es ist ein Lieblingswort der Schlaffen und Gewissenlosen tout comprendre c’est tout pardonner: es ist auch eine Dummheit. Oh wenn man erst immer auf das „comprendre“ warten wollte: es scheint mir, man würde da zu selten zum Verzeihen kommen! Und zuletzt, warum sollte man gerade verzeihen, wenn man begriffen hätte? Gesetzt, ich begriffe ganz und gar, warum dieser Satz mir mißrieth, dürfte ich ihn darum nicht durchstreichen? — Es giebt genug Fälle, wo man einen Menschen durchstreicht, weil man ihn begriffen hat.

[«]

1[43]

— der Begriff „Veränderung“ setzt schon das Subjekt voraus, die Seele als Substanz

[«]

1[44]

— der Anstoß, den man nimmt an der Lehre „von der Unfreiheit des Willens“ ist der: es scheint als ob sie behaupte „du thust, was du thust, nicht freiwillig, sondern unfreiwillig d.h. gezwungen“. Nun weiß jeder, wie einem zu Muthe ist, wenn er etwas unfreiwillig thut. Es scheint also mit jener Lehre gelehrt zu werden: alles, was du thust, thust du unfreiwillig also ungern, „wider deinen Willen“ — und das giebt man nicht zu, weil man vieles gern thut, auch gerade viel „Moralisches“. Man versteht also „unfreier Wille“ als „gezwungen durch einen fremden Willen“: als ob die Behauptung wäre: „alles, was du thust, thust du gezwungen durch einen fremdem Willen“. Deinen Gehorsam gegen den eigenen Willen nennt man nicht Zwang: denn es ist Lust dabei. Daß du dir selber befiehlst, das heißt: „Freiheit des Willens“

[«]

1[45]

Sapientia victrix.
Vorspiel zu einer Philosophie der Zukunft.

[«]

1[46]

Die Religionen leben die längste Zeit, ohne mit der Moral verquickt zu sein: moralfrei. Man erwäge, was eigentlich jede Religion will — man kann es ja heute noch mit Händen greifen: man will durch sie nicht nur Erlösung von der Noth, sondern vor Allem Erlösung von der Furcht vor Noth. Alle Noth gilt als Folge von bösem, feindseligem Walten von Geistern: alle Noth, die einen trifft, ist zwar nicht „verdient“, aber es weckt den Gedanken, wodurch ein Geist gegen uns gereizt sein mag; der Mensch zittert vor unbekannten schweifenden Unholden und möchte sie hold stimmen. Dabei prüft er sein Verhalten: und wenn es überhaupt Mittel giebt, bestimmte Geister, die er kennt, sich freundlich zu stimmen, so fragt er sich, ob er auch wirklich Alles gethan habe, was er dazu hätte thun können. Wie ein Höfling sein Verhalten zu dem Fürsten prüft, wenn er an ihm eine ungenädige Stimmung wahrgenommen hat: — er sucht nach einer Unterlassung usw. „Sünde“ ist ursprünglich das, wodurch irgend ein Geist sehr beleidigt werden könnte, irgend eine Unterlassung, ein — — — : da hat man etwas wieder gut zu machen. — Nur insofern ein Geist, eine Gottheit ausdrücklich auch gewisse moralische Gebote als Mittel, ihm zu gefallen und zu dienen hingestellt hat, kommt in die „Sünde“ auch die sittliche Werthschätzung: oder vielmehr: dann erst kann ein Verstoß gegen ein sittliches Gebot als „Sünde“ empfunden werden, als etwas, das von Gott trennt, ihn beleidigt und auch von seiner Seite Gefahren und Noth im Gefolge hat.

[«]

1[47]

Klugheit, Vorsicht und Vorsorge (im Contrast zur Indolenz und zum Leben im Augenblick) — man meint jetzt beinahe eine Handlung zu erniedrigen, wenn man diese Motive nennt. Aber was hat es gekostet, diese Eigenschaften groß zu züchten! Die Klugheit als Tugend zu betrachten — ist noch griechisch!

Ebenso dann die Nüchternheit und „Besonnenheit“ im Gegensatz zum Handeln aus gewaltsamen Impulsen, zur „Naivetät“ des Handelns.

[«]

1[48]

Die absolute Hingebung (in der Religion) als Reflex der sklavischen Hingebung oder der weiblichen (— das Ewig-Weibliche ist der idealisirte Sklavensinn)

[«]

1[49]

Den moralischen Werth der Handlung nach der Absicht messen: setzt voraus, daß die Absicht wirklich die Ursache der Handlung ist — was doch heißt die Absicht als eine vollkommene Erkenntniß als „Ding an sich“ betrachten. Zuletzt ist sie doch nur das Bewußtsein u<nd> die Auslegung eines Zustandes (von Unlust, Begehren usw.)

[«]

1[50]

— mit der Sprache sollen Zustände und Begehrungen bezeichnet werden: also Begriffe sind Zeichen zum Wiedererkennen. Die Absicht auf Logik liegt nicht darin; das logische Denken ist ein Auflösen. Aber jedes Ding das wir „begreifen“, jeder Zustand ist eine Synthesis, die man nicht „begreifen“, wohl aber bezeichnen kann: und auch dies nur, indem man eine gewisse Ähnlichkeit mit Dagewesenem anerkennt. „Unwissenschaftlich“ ist jede innere geistige Aktion thatsächlich, auch jedes Denken.

[«]

1[51]

Denker von bescheidener oder unehrlicher Abkunft begreifen die Herrschsucht falsch, auch schon den Trieb der Auszeichnung: sie rechnen beides unter die Eitelkeit, wie als ob es sich darum handele, in der Meinung anderer Menschen geachtet, gefürchtet oder angebetet dazustehn.

[«]

1[52]

Nach wissenschaftlichem Maaße gemessen, ist der Werth jedes sittliches Werthurteils von Mensch über Mensch sehr gering: es ist ein Tasten und Tappen und viel Wahn und Unwissenheit in jedem Wort.

[«]

1[53]

Das sind getrennte Aufgaben:

1) die gegenwärtig (und in einem begränzten Culturbereiche) herrschende Art der moralischen Abschätzung von Mensch und Handlungen zu fassen und festzustellen

2) der gesamte Moral-Codex einer Zeit ist ein Symptom z.B. als Mittel der Selbst-Bewunderung oder Unzufriedenheit oder Tartüfferie: es ist also noch außer der Feststellung des gegenwärtigen Charakters der Moral zweitens die Deutung und Auslegung dieses Charakters zu geben. Denn an sich ist sie vieldeutig.

3) die Entstehung dieser gerade jetzt herrschenden Urtheilsweise zu erklären

4) die Kritik derselben zu machen resp. fragen: wie stark ist sie? worauf wirkt sie? was wird aus der Menschheit (oder aus Europa) unter ihrem Banne? Welche Kräfte fördert sie, welche unterdrückt sie? Macht sie gesünder, kränker, muthiger, feiner, kunstbedürftiger usw.?

Hier ist schon vorausgesetzt, daß es keine ewige Moral giebt: dies darf als bewiesen gelten. So wenig es eine ewige Art der Urtheile über Ernährung giebt. Aber neu ist die Kritik, die Frage: ist „gut“ wirklich „gut“? Und welchen Nutzen hat vielleicht das jetzt Zurückgesetzte und Beschimpfte? Die Zeitdistanzen kommen in Betracht.

[«]

1[54]

Der Charakter des unbedingten Willens zur Macht ist im ganzen Reiche des Lebens vorhanden. Haben wir ein Recht, das Bewußtsein zu leugnen, so doch schwerlich das Recht, die treibenden Affekte zu leugnen z.B. in einem Urwalde.

(Bewußtsein enthält immer eine doppelte Spiegelung — es giebt nichts Unmittelbares —)

[«]

1[55]

Grundfrage: wie tief geht das Sittliche? Gehört es nur zum Angelernten? Ist es eine Ausdrucksweise?

Alle tieferen Menschen sind darin einmüthig — es kommt Luthern Augustin Paulus zum Bewußtsein — , daß unsere Moralität und deren Ereignisse nicht mit unserem bewußten Willen sich decken — kurz, daß die Erklärung aus Zweck-Absichten nicht reicht.

[«]

1[56]

Objektiv, hart, fest, streng bleiben im Durchsetzen eines Gedankens — das bringen die Künstler noch am besten zu Stande; wenn Einer aber Menschen dazu nöthig hat (wie Lehrer, Staatsmänner usw.) da geht die Ruhe und Kälte und Härte schnell davon. Man kann bei Naturen wie Cäsar und Napoleon etwas ahnen von einem „interesselosen" Arbeiten an seinem Marmor, mag dabei von Menschen geopfert werden, was nur möglich. Auf dieser Bahn liegt die Zukunft der höchsten Menschen: die größte Verantwortlichkeit tragen und nicht daran zerbrechen. — Bisher waren fast immer Inspirations-Täuschungen nöthig, um selber den Glauben an sein Recht und seine Hand nicht zu verlieren.

[«]

1[57]

Verwandlungen des Willens zur Macht, seine Ausgestaltungen, seine Spezialisirungen — parallel der morphologischen Entwicklung darzustellen!

[«]

1[58]

Von jedem unserer Grundtriebe aus giebt es eine verschiedne perspektivische Abschätzung alles Geschehens und Erlebens. Jeder dieser Triebe fühlt sich in Hinsicht auf jeden anderen gehemmt, oder gefördert, geschmeichelt: jeder hat sein eigenes Entwicklungsgesetz (sein Auf und Nieder, sein Tempo, usw.) — und dieser ist absterbend, wenn jener steigt.

Der Mensch als eine Vielheit von „Willen zur Macht“: jeder mit einer Vielheit von Ausdrucksmitteln und Formen. Die einzelne angeblichen „Leidenschaften“ (z.B. der Mensch ist grausam) sind nur fiktive Einheiten, insofern das, was von den verschiedenen Grundtrieben her als gleichartig ins Bewußtsein tritt, synthetisch zu einem „Wesen“ oder „Vermögen“, zu einer Leidenschaft zusammengedichtet wird. Ebenso also, wie die „Seele“ selber ein Ausdruck für alle Phänomene des Bewußtseins ist: den wir aber als Ursache aller dieser Phänomene auslegen (das „Selbstbewußtsein“ ist fiktiv!)

[«]

1[59]

Alles Materielle ist eine Art von Bewegungssymptom für ein unbekanntes Geschehen: alles Bewußte und Gefühlte ist hinwiederum Symptom von unbekannten — — — . Die Welt, die uns von diesen beiden Seiten her sich zu verstehen giebt, könnte noch viele andere Symptome haben. Es besteht kein nothwendiges Verhätniß zwischen Geist und Materie, als ob sie irgendwie die Darstellungsformen erschöpften und allein repräsentirten.

Bewegungen sind Symptome, Gedanken sind ebenfalls Symptome: die Begierden sind uns nachweisbar hinter beidem, und die Grundbegierde ist der Wille zur Macht. — „Geist an sich“ ist nichts, so wie „Bewegung an sich“ nichts ist

[«]

1[60]

Es ist beinahe komisch, daß unsere Philosophen verlangen, die Philosophie müsse mit einer Kritik des Erkenntnißvermögens beginnen: ist es nicht sehr unwahrscheinlich, daß das Organ der Erkenntniß sich selber „kritisiren“ kann, wenn man mißtrauisch geworden ist über die bisherigen Ergebnisse der Erkenntniß? Die Reduktion der Philosophie auf den „Willen zu einer Erkenntnißtheorie“ ist komisch. Als ob sich so Sicherheit finden ließe! —

[«]

1[61]

Alles, was ins Bewußtsein tritt, ist das letzte Glied einer Kette, ein Abschluß. Daß ein Gedanke unmittelbar Ursache eines anderen Gedankens wäre, ist nur scheinbar. Das eigentlich verknüpfte Geschehen spielt <sich> ab unterhalb unseres Bewußtseins: die auftretenden Reihen und Nacheinander von Gefühlen Gedanken usw. sind Symptome des eigentlichen Geschehens! — Unter jedem Gedanken steckt ein Affekt. Jeder Gedanke, jedes Gefühl, jeder Wille ist nicht geboren aus Einem bestimmten Triebe, sondern er ist ein Gesamtzustand, eine ganze Oberfläche des ganzen Bewußtseins und resultirt aus der augenblicklichen Macht-Feststellung aller der uns constituirenden Triebe — also des eben herrschenden Triebes sowohl als der ihm gehorchenden oder widerstrebenden. Der nächste Gedanke ist ein Zeichen davon, wie sich die gesammte Macht-Lage inzwischen verschoben hat.

[«]

1[62]

„Wille“ — eine falsche Verdinglichung.

[«]

1[63]

— Wie wird sich später einmal Goethe ausnehmen! wie unsicher, wie schwimmend! Und sein „Faust“ — welches zufällige und zeitliche, und wenig nothwendige und dauerhafte Problem! Eine Entartung des Erkennenden, ein Kranker, nichts mehr! Keineswegs die Tragödie des Erkennenden selber! Nicht einmal die des „freien Geistes“.

[«]

1[64]

Menschenliebe.
Gerechtigkeit
Grausamkeit.
Lohn und Strafe.
Selbst-Genügsamkeit.
Vernünftigkeit
Rangordnung.
Sklaverei (Hingebung)
} alles hat sein Für und Wider schon gehabt
alles Loben und Tadeln ist perspektivisch von einem Willen zur Macht aus.
„angeborne Ideen“
die Seele, das Ding — falsch. Ebenso „der Geist“

[«]

1[65]

Capitel über die Auslegung
die Verdinglichung

das Nachleben untergegangener Ideale (z.B. Sclavensinn bei Augustin)

[«]

1[66]

Die Menschenliebe des Christen, welche keinen Unterschied macht, ist erst möglich bei der fortwährenden Anschauung Gottes, im Verhältniß zu dem die Rangordnung zwischen Mensch und Mensch verschwindend klein wird, und der Mensch selber überhaupt so unbedeutend wird, daß die Größenverhältnisse kein Interesse mehr erregen: wie von einem hohen Berge aus Groß und Klein ameisenhaft und ähnlich wird. — Man soll diese Geringschätzung des Menschen überhaupt nicht übersehen, welche im christlichen Gefühle der Menschenliebe liegt: „du bist mein Bruder, ich weiß schon, wie es dir zu Muthe ist, wer du auch seist — schlecht nämlich!“ usw. Thatsächlich ist ein solcher Christ eine äußerst zudringliche und unbescheidene Art.

Umgekehrt: läßt man Gott fahren, so fehlt uns ein Typus eines Wesens, das höher ist als der Mensch: und das Auge wird fein für die Differenzen dieses „höchsten Wesens“.

[«]

1[67]

— Ich bin mißtrauisch gegen die Beschaulichen, Selbst-in-sich-Ruhenden, Beglückten unter den Philosophen: — es fehlt da die gestaltende Kraft und die Feinheit in der Redlichkeit, welche sich den Mangel als Kraft eingesteht

[«]

1[68]

Die Verwandlung des sittlich-Verworfenen in sittlich-Verehrtes — und umgekehrt.

[«]

1[69]

— die Einen suchen im Inneren eine unbedingte Verbindlichkeit aus und erdichten sie unter Umständen, die Anderen wollen es beweisen und zugleich damit pflanzen —

[«]

1[70]

— wie unbescheiden nimmt sich der Mensch mit seinen Religionen aus, auch wenn er sich noch vor Gott wälzt, gleich dem heiligen Augustin! Welche Zudringlichkeit! Dieses väterliche oder großväterliche Princip im Hintergrunde!

[«]

1[71]

— Die Moral galt unter Sterblichen bisher als das Ernsthafteste, was es giebt: das ist den Moralisten zu Gute gekommen, auf welche unter Göttern — und vielleicht auch einmal unter Menschen — kein kleines Gelächter wartet: man trägt auf die Dauer niemals ungestraft die Würde eines Lehrmeisters. Menschen zu „belehren“, Menschen zu „verbessern“ — die Anmaaßung eines solchen Vorhabens

[«]

1[72]

Daß die Katze Mensch immer wieder auf ihre vier Beine, ich wollte sagen auf ihr Eines Bein „Ich“ zurückfällt, ist nur ein Symptom seiner psychologischen „Einheit“, richtiger „Vereinigung“: kein Grund, an eine „seelische Einheit“ zu glauben.

[«]

1[73]

— Moral ist ein Theil der Lehre von den Affekten: wie weit reichen die Affekte ins Herz des Daseins?

[«]

1[74]

Wenn es überhaupt ein „an sich“ gäbe, was wäre dann das „An sich“ eines Gedankens?

[«]

1[75]

Die Gedanken sind Zeichen von einem Spiel und Kampf der Affekte: sie hängen immer mit ihren verborgenen Wurzeln zusammen

[«]

1[76]

Wer den Werth einer Handlung nach der Absicht mißt, aus der sie geschehen ist, meint dabei die bewußte Absicht: aber es giebt, bei allem Handeln, viel unbewußte Absichtlichkeit; und was als „Wille“ und „Zweck“ in den Vordergrund tritt, ist vielfach ausdeutbar und an sich nur ein Symptom. „Eine ausgesprochene, aussprechbare Absicht“ ist eine Ausdeutung, eine Interpretation, welche falsch sein kann; außerdem eine willkürliche Simplifikation und Fälschung usw

[«]

1[77]

Die Berechnung auf Lust als eine mögliche Folge einer Handlung und die mit einer Thätigkeit selber verbundene Lust, als Auslösung einer gebundnen und aufgestauten Kraft: was für Mühe hat es schon gemacht, diese beiden Lüste auseinander zu halten! Es giebt zu lachen! Ebenso wie die Annehmlichkeit des Lebens — und Seligkeit als moralische Trunkenheit und Selbst-Anbetung verwechselt wird.

[«]

1[78]

Mit der Menschenkenntniß hat auch die Moral sich verfeinert
a) statt der Sünde als Vergehen an Gott „das Unrecht an mir selber“
b) statt des Betens und des Verlangens nach wunderbarer Hülfe —
c) statt der Interpretation des Erlebnisses als Lohn und Strafe —
d) statt der Feindschaft gegen alle Art Noth und Unruhe und Streit —
e) statt der zudringlichen gleichsetzenden Menschenliebe des Christen —

[«]

1[79]

Die größte Aufrichtigkeit und Überzeugung vom Werthe des eigenen Werkes vermag nichts: ebenso kann die zweiflerische Unterschätzung den Werth desselben nicht berühren. So steht es mit allen Handlungen: wie moralisch ich mir mit einer Absicht auch vorkommen mag, an sich ist damit <nichts> über den Werth der Absicht und noch weniger über den Werth der Handlung ausgemacht. Die ganze Herkunft einer Handlung müßte bekannt sein, und nicht nur das Stückchen, das davon ins Bewußtsein fällt (die sogenannte Absicht) Aber damit wäre eben absolute Erkenntniß verlangt —

[«]

1[80]

In wie fern eine Überwindung des moralischen Menschen möglich ist:

wir messen den Werth einer Handlung nicht mehr nach ihren Folgen
wir messen ihn auch nicht mehr nach ihrer Absicht

[«]

1[81]

So wenig wir noch beten und die Hände nach Oben strecken, so wenig werden wir eines Tages die Verleumdung und Verlästerung nöthig haben, um gewisse Triebe in uns als Feinde zu behandeln; und ebenso kann unsere Macht, welche uns zwingt, Menschen und Institutionen zu zerstören, dies einmal thun, ohne daß wir selbst darüber in Affekte der Entrüstung und des Ekels gerathen: mit göttlichem Auge und ungestört vernichten! Die Vernichtung der Menschen welche sich gut fühlen, voran! experimentum crucis.

[«]

1[82]

Jenseits von Gut und Böse

Versuch
einer Überwindung der Moral.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

1[83]

Die religiöse Auslegung überwunden.

Moral gehört in die Lehre von den Affekten (nur ein Mittel ihrer Bändigung, während andere groß gezüchtet werden sollen.

[«]

1[84]

Die Überwindung der Moral.

Bisher der Mensch kümmerlich sich erhaltend, indem er die ihm gefährlichsten Triebe bösartig behandelte und verlästerte und ebenso vor den ihn erhaltenden servil schmeichelte.

Gewinnung neuer Mächte und Länder
a) der Wille zur Unwahrheit
b) der Wille zur Grausamkeit
c) der Wille zur Wollust
d) der Wille zur Macht

[«]

1[85]

auf das Verstehen der Außenwelt und die Mittheilung an dieselbe eingerichtet müssen Intellekt und Sinne oberflächlich sein.

Vollkommene Leerheit der Logik —

[«]

1[86]

„Arbeitstheilung, Gedächtniß, Übung, Gewohnheit, Instinkt, Vererbung, Vermögen, Kraft“ — alles Worte, mit denen wir nichts erklären, aber wohl bezeichnen und andeuten.

[«]

1[87]

Das „Ich“ (welches mit der einheitlichen Verwaltung unseres Wesens nicht eins ist!) ist ja nur eine begriffliche Synthesis — also giebt es gar kein Handeln aus „Egoismus“

[«]

1[88]

— daß irgend eine bewußte oder unbewußte Berechnung der Lust, die man im Gefolge eines Thuns hat (sei es im Thun, oder nachher), wirklich Ursache des Thuns ist, ist eine Hypothese!!!

[«]

1[89]

Wir gehören zum Charakter der Welt, das ist kein Zweifel! Wir haben keinen Zugang zu ihr als durch uns: es muß alles Hohe und Niedrige an uns als nothwendig ihrem Wesen zugehörig verstanden werden!

[«]

1[90]

NB. Wir wollen unsere Neigungen und Abneigungen redlich eingestehn und es uns wehren, dieselben aus moralischen Farbentöpfen zu schminken. So gewiß wir unsere Noth nicht mehr als unseren „Kampf mit Gott und Teufel“ auslegen werden! Seien wir naturalistisch und gestehen wir ein gutes Recht auch dem zu, was wir bekämpfen müssen, an uns oder außer uns!

[«]

1[91]

Durch die Arbeitstheilung sind die Sinne vom Denken und Urtheilen beinahe gelöst: während früher dies in ihnen lag, ungeschieden. Noch früher müssen die

Begierden und die Sinne Eins gewesen sein.

[«]

1[92]

Aller Kampf — alles Geschehen ist ein Kampf — braucht **Dauer**. Was wir „Ursache“ und „Wirkung“ nennen, läßt den Kampf aus und entspricht folglich nicht dem Geschehen. Es ist consequent, die Zeit in Ursachen u<nd> Wirkungen zu leugnen.

[«]

1[93]

Thun wir einigen Aberglauben von uns ab, der in Bezug auf Philosophen bisher gang und gäbe war.

[«]

1[94]

Die neue Aufklärung.

Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

1[95]

Freie Geister und andere Philosophen.
Jenseits von Gut und Böse.

[«]

1[96]

Moralisten-Moral.

[«]

1[97]

Zur Verwechslung von Ursache und Symptom

Lust und Unlust sind die ältesten Symptome aller Werthurtheile: nicht aber Ursachen der Werthurtheile!

Also: Lust und Unlust gehören wie die sittlichen und aesthetischen Urtheile unter Eine Kategorie.

[«]

1[98]

Die Worte bleiben: die Menschen glauben, auch die damit bezeichneten Begriffe!

[«]

1[99]

Es fehlen uns viele Begriffe, um Verhältnisse auszudrücken: wie schnell sind wir mit „Herr und Diener“ „Vater und Kind“ usw. fertig!

[«]

1[100]

Grundmißverständniß: ein Mensch legt nach sich jeden Anderen aus; daher Mißverständniß vieler Tugenden und Affekte, die einer höheren Art eignen. Selbst der selbe Mensch versteht sich falsch, wenn er in einem niederen Augenblick auf seine hohen Festzeiten zurückblickt. „Selbst-Erniedrigung“ „Demuth“

[«]

1[101]

Ach, kennt ihr die stumme Zärtlichkeit, mit der der böse und furchtbare Mensch jenem Augenblicke nachhängt, wo er einmal — oder noch — „anders“ war! Niemand sieht die Tugend so verführerisch, so sehr Weib und Kind.

[«]

1[102]

Im reinsten Quell ist Ein Tropfen Schmutzes genug —

[«]

1[103]

Die Hand, die sich zu einem Gebete ausstrecken wollte, der zum Seufzer bereite Mund — hier hat der freie Geist seine Überwindung, aber auch seine Stauung. Eines Tages wird der Damm überstürzt von den wilden Wassern —

[«]

1[104]

Viele Feinere wollen Ruhe, Frieden vor ihren Affekten — sie streben nach Objektivität, Neutralität, sie sind zufrieden als Zuschauer übrig zu bleiben, — und als kritische Zuschauer mit einer neugierigen und muthwilligen Überlegenheit.

Andere wollen Ruhe nach Außen, Ungefährlichkeit des Lebens, — sie möchten nicht beneidet und nicht angegriffen werden — und geben lieber „Jedem sein Recht“ — nennen’s „Gerechtigkeit“ und Menschenliebe usw.

Zum Capitel: „Die Tugenden als Verkleidung“.

[«]

1[105]

Der Verlust bei allen Spezialisirungen: die synthetische Natur ist die höhere. Nun ist schon alles organische Leben eine Spezialisirung: die dahinterstehende unorganische Welt ist die größte Synthesis von Kräften und deshalb das Höchste und Verehrungswürdigste. — Der Irrthum, die perspektivische Beschränktheit fehlt da.

[«]

1[106]

Künstler: begeistert, sinnlich, kindsköpfig, bald übermißtrauisch, bald überzutraulich

[«]

1[107]

— Bist du Einer, der als Denker seinem Satze treu ist, nicht wie ein Rabulist, sondern wie ein Soldat seinem Befehle? Es giebt nicht nur gegen Personen Untreue.

[«]

1[108]

— Mitleiden bei einem, der Glücks und Muth genug hat, um auch abseits stehen und abseits blicken zu können, gleich einem epikureischen Gotte.

[«]

1[109]

Der Spiegel.

Philosophie des verbotenen Wissens.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

1[110]

Gott ist widerlegt, der Teufel nicht. Für hellsichtige und mißtrauische Augen, welche tief genug in die Hintergründe zu blicken wissen, ist das Schauspiel des Geschehens kein Zeugniß weder von Wahrhaftigkeit noch väterliche Fürsorge oder überlegener Vernünftigkeit; weder etwas Vornehmes, noch etwas Reines und Treusinniges.

[«]

1[111]

Die nordische Unnatürlichkeit: alles mit silbernen Nebeln überzogen, man muß künstlich erst zum Wohlgefühle kommen, die Kunst ist dort eine Art Ausweichen vor sich selber. Ach, diese blasse Freude, dies Oktober-Licht auf allen Freuden!

Die nordische Künstlichkeit

[«]

1[112]

Der Versucher.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

1[113]

Harmlosigkeit unserer kritischen Philosophen, welche nicht bemerken, daß Skepsis — — — : sie meinen, wenn man erst das Werkzeug prüfe, bevor man es anwendet, nämlich das Erkenntnißvermögen — — — . Dies ist schlimmer noch als ein Streichholz prüfen wollen, bevor man es brauchen will. Es ist das Streichholz, das sich selber prüfen will, ob es brennen wird

[«]

1[114]

Die unbedingte Nothwendigkeit alles Geschehens enthält nichts von einem Zwange: der steht hoch in der Erkenntniß, der das gründlich eingesehen und eingefühlt hat. Aus seinem Glauben ergiebt sich kein Verzeihen und Entschuldigen — ich streiche einen Satz durch, der mir mißrathen ist, so gut ich die Nothwendigkeit einsehe, vermöge deren er mir mißrieth, denn der Lärm eines Karrens störte mich — so streichen wir Handlungen, unter Umständen Menschen durch, weil sie mißrathen sind. „Alles begreifen“ — das hieße alle perspektivischen Verhältnisse aufheben, das hieße nichts begreifen, das Wesen des Erkennens verkennen.

[«]

1[115]

Der interpretative Charakter alles Geschehens.

Es giebt kein Ereigniß an sich. Was geschieht, ist eine Gruppe von Erscheinungen ausgelesen und zusammengefaßt von einem interpretirenden Wesen.

[«]

1[116]

Die Furcht ist weitergebildet worden zum Ehrgefühl, der Neid zu Billigkeit („jedem das Seine“ und gar „gleiche Rechte“) die Zudringlichkeit der Vereinsamten und Gefährdeten zur Treue, — — —

[«]

1[117]

die Schwerfälligkeit des Geistes, der sich festsetzt, wohin er einmal gerathen ist, die Bequemlichkeit, die nicht umlernen will, die gutmüthige Unterwerfung unter eine Macht und Freude am Dienen, das feuchtwarme Brüten auf Gedanken, Wünschen — alles deutsch — Ursprung der Treue und Gläubigkeit.

[«]

1[118]

Die Theilung eines Protoplasma in 2 tritt ein, wenn die Macht nicht mehr ausreicht, den angeeigneten Besitz zu bewältigen: Zeugung ist Folge einer Ohnmacht.

Wo die Männchen aus Hunger das Weibchen aufsuchen und in ihm aufgehn, ist Zeugung die Folge eines Hungers.

[«]

1[119]

Der völlig gleiche Verlauf, aber die höhere Ausdeutung des Verlaufs!! Die mechanistische Einerleiheit der Kraft, aber die Steigerung des Machtgefühls! „Das zweite Mal“ — aber es giebt kein „zweites Mal“.

Die absolute Wirkungslosigkeit des inneren Gefühls der Macht als Causalität, — — —

[«]

1[120]

Derselbe Text erlaubt unzählige Auslegungen: es giebt kein „richtige“ Auslegung.

[«]

1[121]

Gai saber.
Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.

1. Freie Geister und andere Philosophen.
2. Welt-Auslegung, nicht Welt-Erklärung.
3. Jenseits von Gut und Böse.
4. Der Spiegel. Eine Gelegenheit zur Selbstbespiegelung für Europäer.
5. Die Philosophie der Zukunft.

[«]

1[122]

Überwindung der Affekte? Nein, wenn es Schwächung und Vernichtung derselben bedeuten soll. Sondern in Dienst nehmen: wozu gehören mag, sie lange zu tyrannisiren (nicht erst als Einzelne, sondern als Gemeinde, Rasse usw.) Endlich giebt man ihnen immer vertrauensvoller Freiheit wieder: sie lieben uns wie gute Diener und gehen freiwillig dorthin, wo unser Bestes hin will.

[«]

1[123]

Glück und Selbstzufriedenheit des Lazzaroni oder „Seligkeit“ bei „schönen Seelen“ u<nd> schwindsüchtigen Leibern u<nd> herrenhuterschen Pietisten beweisen nichts in Bezug auf die Rangordnung der Menschen. Man müßte, als großer Erzieher, eine Rasse solcher „seligen Menschen“ unerbittlich in das Unglück hineinpeitschen: die Gefahr der Verkleinerung, des Ausruhens ist sofort da: gegen das spinozistische oder epikureische Glück und gegen alles Ausruhen in contemplativen Zuständen. Wenn aber die Tugend das Mittel zu einem solchen Glück ist, nun, so muß man auch Herr über die Tugend werden

[«]

1[124]

Wie entsteht die perspektivische Sphäre und der Irrthum? Insofern, vermöge eines organischen Wesens, sich nicht ein Wesen, sondern der Kampf selber erhalten will, wachsen will und sich bewußt sein will.

Das, was wir „Bewußtsein“ und „Geist“ nennen, ist nur ein Mittel und Werkzeug, vermöge <dessen> nicht ein Subjekt, sondern ein Kampf sich erhalten will.

Der Mensch ist das Zeugniß, welche ungeheuren Kräfte in Bewegung gesetzt werden können, durch ein kleines Wesen vielfachen Inhalts (oder durch einen perennirenden Kampf concentrirt auf viele kleine Wesen)

Wesen, die mit Gestirnen spielen

[«]

1[125]

— Der Glaube „so und so ist es“ zu verwandeln in den Willen „so und <so> soll es werden“.

[«]

1[126]

— Die Wege zum Heiligen. Schluß von
„der Wille zur Macht“.

[«]

1[127]

— es muß solche geben, die alle Verrichtungen heiligen, nicht nur Essen und Trinken: und nicht nur im Gedächtniß an sie, oder im Eins-Werden mit ihnen, sondern immer von Neuem und auf neue Weise soll diese Welt verklärt werden.

[«]

1[128]

— das Wesentliche des organischen Wesens ist ein neue Auslegung des Geschehens, die perspektivische innere Vielheit, welche selber ein Geschehen ist.

[«]

1[129]

— die Heiligen als die stärksten Menschen (durch Selbstüberwindung, Freiheit, Treue usw.

[«]

1[130]

— das Verdienst leugnen, aber das thun, was über allem Loben, ja über allem Verstehen ist

[«]

1[131]

Der Wille zur Macht.

[«]

1[132]

— ein großer Mensch, der ein Recht dazu fühlt, Menschen zu opfern wie ein Feldherr Menschen opfert; nicht im Dienste einer „Idee“, sondern weil er herrschen will.

[«]

1[133]

— es ist immer weniger physische Kraft nöthig: mit Klugheit läßt man Maschinen arbeiten, der Mensch wird mächtiger und geistiger.

[«]

1[134]

— weshalb es heute nöthig ist, zeitweilig grob zu reden und grob zu handeln. Etwas Feines und Verschwiegenes wird nicht mehr verstanden, selbst nicht von denen, welche uns verwandt sind. Wovon man nicht laut spricht und schreit, das ist nicht da: Schmerz, Entbehrung, Aufgabe, die lange Pflicht und die große Überwindung — Keiner sieht und riecht etwas davon. Die Heiterkeit gilt als Zeichen des Mangels an Tiefe: daß sie die Seligkeit nach all zu strenger Spannung sein kann, wer weiß es? — Man geht mit Schauspielern um und thut sich viel Zwang an, um auch da zu ehren. Aber Niemand versteht, inwiefern es mir hart und peinlich ist, mit Schauspielern umzugehen. Oder mit einem phlegmatischen Genüßling, der Geist genug hat, um —

[«]

1[135]

— ich habe es den Deutschen als Philisterei und Bequemlichkeit angerechnet: aber dieses Sich-gehen-lassen ist europäisch und „jetzt zeitig“, nicht nur in der Moral und Kunst.

[«]

1[136]

— sich nicht erlauben, daß aus der Neugierde und dem Eifer des Forschens eine Tugend gemacht wird, ein „Wille zur Wahrheit“. Die Gelehrten von Port Royal wußten und nahmen das strenger. Aber wir haben alle unsere Hänge ins Kraut schießen lassen und möchten hinterdrein auch den schönen Namen der Tugenden dafür haben. Die Tugend gehört aber zu den Erzeugnissen der stärkeren und böseren Zeitalter: sie ist Privilegium von Aristokraten.

[«]

1[137]

Ich wundere mich über die anerkanntesten Dinge der Moral — und andere Philosophen, wie Schopenhauer, sind nur vor den „Wundern“ in der Moral stillgestanden.

[«]

1[138]

Zwiste und Zwiegespräche

[«]

1[139]

Die Künstler fangen an, ihre Werke zu schätzen und zu überschätzen, wenn sie aufhören, Ehrfurcht vor sich selber zu haben. Ihr rasendes Verlangen nach Ruhm verhüllt oft ein trauriges Geheimniß.

Das Werk gehört nicht zu ihrer Regel, sie fühlen es als ihre Ausnahme. —

Vielleicht auch wollen sie, daß ihre Werke Fürsprache für sie einlegen, vielleicht, daß Andere sie über sie selber täuschen. Endlich: vielleicht wollen sie Lärm in sich, um sich selber nicht mehr zu „hören“.

[«]

1[140]

„Gott will mein Bestes, als er mir das Leid schickte“ — Das steht bei dir, es zu deinem Besten auszulegen: mehr bedeutete es auch bei den religiösen Menschen nicht.

[«]

1[141]

Jenseits von Ja und Nein.

Fragen und Fragezeichen
für Fragwürdige.

[«]

1[142]

Wir wissen es besser als wir es uns eingestehen, daß W<agner> arm ist, daß ihm selten ein Gedanke kommt, daß er selber am meisten über sein Erscheinen erschreckt, entzückt, umgeworfen ist und eine überlange Zeit nicht müde wird, diese Wunder von Gedanken zu streicheln und herauszuputzen. Er ist zu dankbar und kennt die kalte Leutseligkeit der Reichen nicht, noch weniger ihren zärtlichen Ekel, die Müdigkeit solcher, welche nichts thun als verschenken — gleich Mozart, gleich Rossini: nur die überreichen Quellen springen und tanzen.

[«]

1[143]

„Wir Eidechsen des Glücks.“
Gedanken eines Dankbaren.

[«]

1[144]

Die letzte Tugend.
Eine Moral für Moralisten

[«]

1[145]

— diese letzte Tugend, unsere Tugend heißt: Redlichkeit. In allen übrigen Stücken sind wir nur die Erben und vielleicht die Verschwender von Tugenden, die nicht von uns gesammelt und gehäuft werden

[«]

1[146]

Ein Moralist: darunter verstehe ich usw

Frage und Einwurf: hat es je schon einen M<oralisten> gegeben? — Vielleicht nein, vielleicht ja; jedenfalls darf es von jetzt ab nur noch solche M<oralisten> geben.

[«]

1[147]

Fliehen wir, meine Freunde, vor dem, was langweilig ist, vor dem bedeckten Himmel, vor der Watschel-Gans, vor dem ehrsamen Weibe, vor den Jungfern, welche schreiben und Bücher „legen“ — ist das Leben nicht zu kurz, sich zu langweilen?

[«]

1[148]

„Die Welt als Wille und Vorstellung“ — ins Enge und Persönliche, ins Schopenhauerische zurückübersetzt: „die Welt als Geschlechtstrieb und Beschaulichkeit“.

[«]

1[149]

Das deutsche Reich liegt mir fern, und es giebt keinen Grund für mich, in Bezug auf eine Sache, die so fern liegt, Freund oder Feind zu sein.

[«]

1[150]

Wir waren bisher so artig gegen die Frauen. Wehe, es kommt die Zeit, wo man, um mit einer Frau verkehren zu können, ihr immer erst auf den Mund schlagen muß.

[«]

1[151]

Die Wege zum Heiligen.
Was sind starke Geister?
Von der Heerdenthier-Moral

[«]

1[152]

Neue Gefahren
und neue Sicherheiten
Ein Buch für starke Geister.

[«]

1[153]

NB. Gegen Arisch und Semitisch.
Wo Rassen gemischt sind, der Quell großer Cultur.

[«]

1[154]

Was ist vornehm?
Gedanken
über Rangordnung.

[«]

1[155]

Worauf warten wir doch? Ist es nicht auf einen großen Herolds- und Trompeten Lärm! Welches Glück liegt in lauten Tönen! Es giebt eine Stille, welche würgt: wir horchen schon zu lange.

[«]

1[156]

Wer die größten Geschenke zu vergeben hat, sucht nach Solchen, welche sie zu nehmen verstehen — er sucht vielleicht umsonst? Er wirft endlich sein Geschenk weg? Dergleichen gehört zur geheimen Geschichte und Verzweiflung der reichsten Seelen: es ist vielleicht der unverständlichste und schwermüthigste aller Unglücksfälle auf Erden.

[«]

1[157]

Daß das moralische Urtheil, sofern es sich in Begriffen darstellt, sich eng, plump, armselig, beinahe lächerlich ausnimmt, gemessen an der Feinheit des selben Urtheils, sofern es sich in Handlungen, im Auswählen, Abweisen, Schaudern, Lieben, Zögern, Anzweifeln, in jeder Berührung von Mensch und Mensch darstellt.

[«]

1[158]

wie heute die brave Mittelmäßigkeit in Deutschland sich bei der Musik ihres Brahms wohl, nämlich verwandt fühlt — : wie die feinen und unsicheren Windhunde des Pariser Geistes heute mit einem wollüstigen Geschmeichel um ihren Renan herumschnüffeln —

[«]

1[159]

Der Werth der Monarchen im Steigen!

[«]

1[160]

Wie verrätherisch sind alle Parteien! — sie bringen etwas von ihren Führern ans Licht, das von ihnen vielleicht mit großer Kunst unter den Scheffel gestellt ist

[«]

1[161]

Es hat Jeder vielleicht seinen Maaßstab für das, was ihm als „oberflächlich“ gilt: wohlan, ich habe den meinen — einen groben, einfältigen Maaßstab zu meinem Hausgebrauche, wie er mir in die Hand paßt — mögen Andere ein Recht auf kitzlichere, feinzüngigere Werkzeuge haben!

Wer das Leiden als Argument gegen das Leben fühlt, gilt mir als oberflächlich, mithin unsre Pessimisten; insgleichen, wer im Wohlbefinden ein Ziel sieht.

[«]

1[162]

Die orgiastische Seele. —

Ich habe ihn gesehn: seine Augen wenigstens — es sind tiefe stille, bald grüne und schlüpfrige Honig-Augen
sein halkyonisches Lächeln
der Himmel sah blutig und grausam zu

die orgiastische Seele des Weibes

Ich habe ihn gesehn: sein halkyonisches Lächeln, seine Honig-Augen, bald tief und verhüllt, bald grün, schlüpfrig, eine zitternde Oberfläche,

schlüpfrig, schläfrig, zitternd, zaudernd,
quillt die See in seinen Augen

[«]

1[163]

1. Cäsar unter Seeräubern
2. An der Brücke
3. Die Hochzeit. — und plötzlich, während der Himmel dunkel herniederfällt
4. Ariadne.

[«]

1[164]

Diese Musik — doch dionyisch?

der Tanz?
die Heiterkeit? der Versucher?
die religiöse Fluth?
unter Platos Kopfkissen Ar<istophanes>?

[«]

1[165]

unsre Spielleute und M<enschen> des unehrlichen Begräbnisses — es sind die Nächtsverwandten der Hexen, sie haben ihre Blocksberge

[«]

1[166]

die mystische Natur, durch Laster besudelt und schäumend

[«]

1[167]

die gütige und reine Quelle, die niemals mehr mit einem Tropfen Unraths fertig wird der in sie fiel, bis sie endlich gelb und giftig durch und durch ist: — die verderbten Engel

[«]

1[168]

„Wir Immoralisten."

[«]

1[169]

„Heil dir, so du weißt, was du thust; doch weißt du es nicht, so bist du unter dem Gesetze und unter des Gesetzes Fluch“

Jesus von Nazareth.

[«]

1[170]

Arbeitsamkeit, als Anzeichen einer unvornehmen Art Mensch (die, wie sich von selber versteht, deshalb noch eine schätzenswerthe und unentbehrliche Art Mensch ist — Anmerkung für Esel!) möchte in unserem Zeitalter — — —

[«]

1[171]

im Verhältniß zu Rabelais und jener überschäumenden Kraft der Sinne, deren Merkmal er ist, — — —

[«]

1[172]

Raffael ohne Hände

die Klöster und Einsiedeleien der Cultur

diese Musik ist nicht aufrichtig

„So wenig Staat als möglich“ — die anti-nationalen Mächte

Für Einen, dem „Objektivität“ „Beschaulichkeit“ schon der höchste Zustand ist, wie Schopenhauer — der weiß nicht genug

das Glück, einen ungebrochenen naiven Egoismus zu finden

die Tartüfferie der Deutschen! die alte Frau als Ausfluß ihres Pflichtgefühls darstellen — ich habe es mit eigenen Ohren gehört.

Geschrei und Geschreib der häßlichen Mädchen — der abnehmende Einfluß des Weibes.

die neue Melusine

Möglichst viel Militaria, die angeschossenen Könige — die Entbehrung des Feldlagers, ohne Thür und Fenster der geladene Revolver

„die Ursache jeder Handlung ein Akt des Bewußtseins“, ein Wissen! Folglich die schlechten Handlungen nur Irrthümer usw.

Das berühmte Wort „vergieb ihnen ihre“ die Verallgemeinerung „tout comprendre“ — oberflächliche Worte

„der große Zweideutige und Versucher“

[«]

1[173]

ein kalter widerwilliger See, auf dem sich kein Entzücken kräuselt

[«]

1[174]

noch nicht eine Stunde unter meines Gleichen, bei jedem Thun und Geschäfte den heimlichen Wurm „du hast Anderes zu thun!“ gemartert von Kindern Gänsen und Zwergen, Alpdruck

— es giebt nur Solche um ihn, an denen er weder Vergeltung üben, noch Belehrung geben — — —

[«]

1[175]

verzärtelte Gewissen

[«]

1[176]

das kleine Wehsal

[«]

1[177]

Von einem großen Menschen.

Die Nachgekommenen sagen von ihm: „seitdem stieg es immer höher und höher“. — Aber sie verstehen nichts von diesem Martyrium des Aufsteigens; ein großer Mensch wird gestoßen, gedrückt, gedrängt, hinaufgemartert in seine Höhe.

[«]

1[178]

Dies ist ein Problem der Rasse, wie ich es verstehe: denn an dem plumpen Geschwätz von arisch — — —

[«]

1[179]

Der Jesuitismus der Mittelmäßigkeit, welcher den ungewöhnlichen und gespannten Menschen wie einen ihm gefährlichen Bogen zu brechen oder abzuschwätzen sucht, mit Mitleiden und bequemer Handreichung so gut als mit Vergiftung seiner nothwendigen Einsamkeit und heimlicher Beschmutzung seines Glaubens —: der seinen Triumph hat, wenn er sagen kann, „der ist endlich wie unser Einer geworden“: dieser herrschsüchtige Jesuitismus, der die treibende Kraft in der gesammten demokratischen Bewegung ist, wird überall sehr abseits von der Politik und den Fragen der Ernährung u<nd> — — —

[«]

1[180]

Mozart die Blume der deutschen Barokko —

[«]

1[181]

Inspiration. —

[«]

1[182]

Es ist schwer verstanden zu werden. Schon für den guten Willen zu einiger Feinheit der Interpretation soll er von Herzen dankbar sein: an guten Tagen verlangt man gar nicht mehr. Man soll seinen Freunden einen reichlichen Spielraum zum Mißverständnisse zugestehen. Es dünkt mich besser mißverstanden als unverstanden zu werden: es ist etwas Beleidigendes darin, verstanden zu werden. Verstanden zu werden? Ihr wißt doch, was das heißt? — Comprendre c’est égaler.

Es schmeichelt mehr, mißverstanden zu sein als unverstanden: gegen das Unverständliche bleibt man kalt, und Kälte beleidigt.

[«]

1[183]

Ach, dies ist das Meer: und hier soll dieser Vogel sein Nest bauen?

An jenen Tagen, wo das Meer stille wird und — — —

[«]

1[184]

Von der Habgier des Geistes: wo, wie beim Geize, das Mittel Zweck wird. Die Unersättlichkeit

Man liebt heute alles fatalistische Ungeheure: so auch den Geist.

[«]

1[185]

Die Zucht des Geistes.

Gedanken
über das intellectuelle Gewissen.

Die Habgier und Unersättlichkeit des Geistes: — das Ungeheure, Fatalistische, Nächtlich-Schweifende, Erbarmungslose, Raubthierhafte und Listige daran.

[«]

1[186]

Der Gelehrte.
Was ist Wahrheit?
Von der Zuchtlosigkeit des Geistes.
Das Demagogische in unsern Künsten.
Herren- und Sklavenmoral.
Moral und Physiologie.
Frömmigkeit.
Zur Geschichte des freien Geistes.
Wir Immoralisten.
Die vornehme Seele.
Die Maske.

[«]

1[187]

1. Was ist Wahrheit?
2. Zur Naturgeschichte des Gelehrten.
3. Die Maske.
4. Von der vornehmen Seele.
5. Wir Immoralisten.
6. Heerden-Moral.
7. Von der Demagogie der Künste.

8. Frömmigkeit.
9. Die guten Europäer.
10. Die Philosophen der Zukunft. Skeptiker. Freie Geister. Starke Geister. Versucher. Dionysos.

[«]

1[188]

Erstes Hauptstück:
unser Muth

Zweites Hauptstück:
unser Mitleid

Drittes Hauptstück:
unsre Einsicht

Viertes Hauptstück:
unsre Einsamkeit.

[«]

1[189]

1. Moral und Erkenntniß.
2. Moral und Religion.
3. Moral und Kunst.
4. „Wir Europäer.“
5. Was ist vornehm?
Inspiration

[«]

1[190]

Unter denen, welche sich von der Religion losgelöst haben, finde ich Menschen von vielerei Art und Rang. Da sind die Unenthaltsamen, welche sich von ihren Sinnen haben überreden lassen (weil ihre Sinne den Zwang und Vorwurf des religiösen Ideals nicht mehr ertrugen) —und die sich der Vernunft u<nd> des Geschmacks als ihrer Fürsprecher zu bedienen pflegen, wie als ob sie das Unvernünftige, das Geschmackwidrige an der Religion nicht mehr zu ertragen wüßten: — dieser Art Mensch eignet der antireligiöse Haß, die Bosheit und das sardonische Lachen, ebenso aber in gut verheimlichten Augenblicken eine sehnsuchtsvolle Scham, eine innere Unterwürfigkeit unter die Werthsetzungen des verleugneten Ideals. Der Kirche durch Sinnlichkeit entfremdet, verehren sie, wenn sie wieder zu ihr zurückkehren, das Ideal der Entsinnlichung, als das religiöse „Ideal an sich“: — eine Quelle vieler und schwerer Irrthümer.

Da sind die geistigeren, gefühlsärmeren, trockneren, auch gewissenhafteren Menschen, welche von Grund aus an ein Ideal zu glauben überhaupt unfähig sind und die nur im feinen Nein sagen und kritischen Auflösen noch ihre größte Stärke und Selbstachtung zu finden wissen: sie sind losgelöst, weil nichts in ihnen ist, das fest binden konnte; sie lösen los, weil — — —

Phasen —

Verlust, Oede, einbegriffen in das Gefühl der Untreue u<nd> Undankbarkeit, Loslösung, alles überwogen durch eine unwiderrufliche bittere Gewißheit

das Gefühl der ehrfurchtsvollen Rücksicht und eines scheuen Ernstes (mit großer Milde gegen die h<omines> religiosi)

das Gefühl der überlegenen u<nd> gütigen Heiterkeit gegen alle Religionen gemischt mit einer leichten Geringschätzung gegen die Unsauberkeit des intellektuellen Gewissens, welche es immer noch Vielen erlaubt, religiös zu sein, oder einem kaum verhehlten Erstaunen, daß es möglich ist zu „glauben“

[«]

1[191]

NB. Zuletzt war das Ganze einer griechischen Stadt doch mehr werth als ein Einzelner! es ist uns noch erhalten! — so gewiß der Leib mehr werth ist als irgend ein Organ. Gehorchen lernen, 1000 Mal im Leibe das höchste Opfer!

[«]

1[192]

reiner gewaschen und reinlicher gekleidet tüchtige Turner mit einem Schloß vor dem „losen Maule“, sich zum Schweigen erziehend, auch zu würdiger Selbstbeherrschung in Venere (und nicht, wie so häufig, verhurt und verhunzt vom Knabenalter an): möchten wir sie bald nach dieser Seite hin „europäisirt“sehn

[«]

1[193]

ich liebe die prachtvolle Ausgelassenheit eines jungen Raubthiers, das zierlich spielt, und indem es spielt zerreißt

[«]

1[194]

Der moderne Pessimismus ist ein Ausdruck von der Nutzlosigkeit der modernen Welt — nicht der Welt und des Daseins.

[«]

1[195]

Es scheint mir immer mehr daß wir nicht flach und nicht gutmüthig genug sind, um an dieser märkischen Junker-Vaterländerei mitzuhelfen und in ihre Haß schnaubende Verdummungs-Parole „Deutschland Deutschland über Alles“ einzustimmen.

[«]

1[196]

— man muß schon bis zum letzten Wagner und seinen Bayreuther Blättern hinuntersteigen um einem ähnlichen Sumpfe von Anmaaßung, Unklarkeit und

Deutschthümelei zu begegnen, wie es die Reden an die D<eutsche> N<ation> sind.

[«]

1[197]

Die alten Romantiker fallen um und liegen eines Tags, man weiß nicht wie, vor dem Kreuze ausgestreckt: Das ist auch Richard Wagner begegnet. Die Entartung eines solchen Menschen mit anzusehen gehört zum Schmerzhaftesten was ich erlebt habe: — daß man es in D<eutschland> nicht schmerzhaft empfunden hat, war ein starker Anstoß für mich, jenem Geiste, der jetzt in D<eutschland> herrscht, noch mehr zu mißtrauen.

[«]

1[198]

Buatschleli batscheli
bim bim bim
Buatscheli batschleli
bim!

[«]

1[199]

Das Glück fassen und erdrosseln, erwürgen, ersticken mit seiner Umarmung: — die Melancholie solcher Erlebnisse — es würde sonst fliehen und entschlüpfen?

[«]

1[200]

Wie viel Einer aushält von der Wahrheit:
Wie viel Einer auf sich nimmt, zu verantworten:
Wie viel Einer auf sich nimmt, zu versorgen und zu schützen:

Die Einfachheit — und was der bunte Geschmack der Künstler verräth:

[«]

1[201]

Mittelstand-Moral.

[«]

1[202]

Es giebt etwas Unbelehrbares im Grunde: einen Granit von factum, von vorausbestimmter Entscheidung im Maaße und Verhältniß zu uns und ebenso ein Anrecht auf bestimmte Probleme, eine eingebrannte Abstempelung derselben auf unseren Namen.

Der Versuch, sich anzupassen, die Qual der Vereinsamung, das Verlangen nach einer Gemeinschaft: dies kann sich bei einem Denker so äußern, daß er an seinem Einzelfall gerade das Persönlichste und Werthsvolle subtrahirt und, indem er verallgemeinert, auch vergemeinert. Dergestalt ist es möglich, daß die ganze ausgesprochene Philosophie eines merkwürdigen Menschen nicht eigentlich seine Philosophie, sondern gerade die seiner Umgebung ist, von der er als Mensch abweicht, paratypisch. Inwiefern Bescheidenheit, Mangel an muthigem „Ich bin“ bei einem Denker verhängnißvoll wird. „Der Typus ist interessanter als der Einzel-und Ausnahme-Fall“: insofern kann die Wissenschaftlichkeit des Geschmacks Jemanden dazu bringen, für sich nicht die nöthige Theilnahme und Vorsicht zu haben. Und endlich: Stil, Litteratur, der Wurf und Fall der Worte — was fälscht und verdirbt dies Alles am Persönlichen! Mißtrauen im Schreiben, Tyrannei der Eitelkeit des Gut-schreibens: welches jedenfalls ein Gesellschafts-kleid ist und uns auch versteckt. Der Geschmack feindlich dem Originellen! eine alte Geschichte.

Stil, der mittheilt: und Stil, der nur Zeichen ist, „in memoriam“. Der todte Stil eine Maskerade; bei anderen der lebendige Stil. Die Entpersönlichung.

[«]

1[203]

Gegen einen Feind giebt es kein besseres Gegenmittel als einen zweiten Feind: denn Ein Feind — — —

[«]

1[204]

Allzuviel auf mir, seit wann?, fast von Kindesbeinen an. Meine Philologie war nur eine begierig ergriffene Echappade: ich kann mich nicht darüber täuschen, die Leipziger Tagebücher redeten zu deutlich. — Und keinen Gefährten! — Leichtfertig im Vertrauen? Aber ein Einsiedler hat immer zu viel Vorrath davon aufgehäuft, ebenso freilich auch von Mißtrauen.

[«]

1[205]

Das tiefste Mißverständniß der Religion, „böse Menschen haben keine Religion“.

[«]

1[206]

Russische Musik: wie kommt es, daß — — —

[«]

1[207]

Die extreme Lauterkeit der Atmosphaere, in die ich ihn gestellt habe, und mir erlaubt, Dinge — — —

[«]

1[208]

ich bin widerstandsunfähiger gegen den phys<ischen> Schmerz geworden: und wenn jetzt Tage kommen mit den alten Anfällen, so verwandelt sich der Schmerz sogleich in eine seelische Tortur, mit der ich nichts vergleichen kann

[«]

1[209]

Man giebt an sein Werk auch die Höhe und Güte seiner Natur weg: hinterdrein Dürre oder Schlamm. —

[«]

1[210]

Wie das gute Gewissen und das Wohlbefinden loslöst von den tiefen Problemen!

[«]

1[211]

Jenseits von Gut und Böse: dergleichen macht Mühe. Ich übersetze wie in eine fremde Sprache, ich bin nicht immer sicher, den Sinn gefunden zu haben. Alles etwas zu grob, um mir zu gefallen.

[«]

1[212]

Auf braunen, gelben, grünen Purpur-Teppichen kommt

[«]

1[213]

Wir Früh-Aufsteher, die wir auf den — — —

[«]

1[214]

Gegensatz, es giebt Wahrheiten zum Erbrechen, materia peccans, welche man schlechterdings los werden will: man wird sie los, indem man sie mittheilt.

[«]

1[215]

Auf die Noth der Massen sehen mit ironischer Wehmut: sie wollen etwas, das wir können — ach!

[«]

1[216]

Ich habe den heiligen Namen der Liebe nie entweiht.

[«]

1[217]

ausgeschlafene Kräfte

[«]

1[218]

ächt in seiner Objektivität, in seinem heiteren Totalismus, ist er falsch und gewollt in seinen Affekten, künstlich und raffinirt im Erfassen des Einzelnen, selbst in den Sinnen

[«]

1[219]

NB Wie im Abnehmen der Lebenskraft man zum Beschaulichen und zur Objektivität heruntersinkt: ein Dichter kann es fühlen (Sainte-Beuve).

[«]

1[220]

Das ungeheure Genießen des Menschen und der Gesellschaft im Zeitalter L<udwigs> XIV machte, daß der Mensch in der Natur sich langweilte und verödet fühlte. Am peinlichsten war die öde Natur, das Hochgebirge.

Die Prezieusen wollten den Geist, mindestens den esprit in die Liebe bringen. Symptom eines ungeheuren Genusses am Geiste (dem hellen, distinguirenden, wie zur Zeit der Perserkriege)

Die künstlichen Formen (Ronsard, selbst die Skandinavier) machen die größte Freude bei sehr saftigen und kräftigen-sinnlichen Naturen: es ist ihre Selbst-Überwindung. Auch die künstlichste Moral.

Unsere Menschen wollen hart, fatalistisch, Zerstörer der Illusionen sein — Begierde schwacher und zärtlicher Menschen, welche das Formlose, Barbarische, Form-Zerstörenden goutiren (z.B. die „unendliche“ Melodie — Raffinement der deutschen Musiker) Der Pessismus und die Brutalität als Reizmittel unsrer Preziösen.

[«]

1[221]

Catilina — ein Romantiker neben Caesar, modo celer modo lentus ingressus

[«]

1[222]

Die Gewissensfreiheit ist nur im großen Despositismus nützlich und möglich — ein Symptom der Atomisirung

[«]

1[223]

NB Die letzte Tugend.

Wir sind die Verschwender der Tugenden, welche unsere Vorfahren angesammelt haben und, Dank ihnen, in Hinsicht auf ihre lange Strenge und Sparsamkeit, mag es eine geraume Zeit noch angehn, daß wir uns als die reichen und übermüthigen Erben <gebärden.>

[«]

1[224]

düster oder ausgelassen, ein Geist, der in allem, was er aussinnt, Rache für etwas nahm, das er gethan hatte (oder dafür, daß er Etwas nicht gethan hat) — der das Glück nicht ohne Grausamkeit verstand.

[«]

1[225]

Hier, wo die Halbinsel ins Meer läuft

[«]

1[226]

Wer kein Vergnügen daran hat, Tölpel tanzen zu sehen, soll keine deutschen Bücher lesen. Ich sah eben einen deutschen Tölpel tanzen: Eugen Dühring, nach dem Anarchisten-Motto „ni dieu, ni maître“.

[«]

1[227]

Bei den Meisten ist auch heute immer noch ihre Klugheit das Ächteste, was sie haben: und nur jene Seltenen, welche wissen, welche fühlen, wie sie im Zwielicht einer alternden Cultur aufgewachsen sind — — —

[«]

1[228]

Ich verstehe nicht, was die Laien an R<ichard> W<agner> haben: vielleicht erregt er ihre romantischen Gefühle und alle Schauer und Kitzel des Unendlichen und der romantischen Mystik — wir Musiker sind entzückt und verführt

[«]

1[229]

Halkyonische Reden. — Cäsar unter Seeräubern —
Die Stunde, wo die Sonne hinunter ist —
Die Menschen zu lieben um Gottes Willen —
Für die, welche golden lachen.
Dankbar für das Mißverstanden werden —
Am goldenen Gitter.
Wir Eidechsen des Glücks —
Unter Kindern und Zwergen.
An der Brücke.
Auf der alten Festung.
Das Bad.
Das größte Ereigniß —
Immer verkleidet
otium
Armut, Krankheit — und der vornehme Mensch
das langsame Auge

„Seines-Gleichen“ — gegen die Vertraulichkeit
Schweigen-können
Schwer-versöhnlich, schwer-ergrimmt
Alles Förmliche in Schutz nehmen.
Frauen. — Tanz, Thorheit, kleine Schmuckkästen der Versucher.
Von Geblüt.
Die Maske.

[«]

1[230]

Halkyonische Lieder.

[«]

1[231]

Ariadne.

[«]

1[232]

Das Problem der Rangordnung.

Vorläufige Gedanken und
Gedankenstriche

von
Friedrich Nietzsche.

[«]

1[233]

NB. Der Schaden macht klug, sagt der Pöbel: — So weit er klug macht, macht er auch schlecht. Aber wie oft macht der Schaden dumm!

[«]

1[234]

In wiefern ein Handwerk leiblich und geistig deformirt: ebenso Wissenschaftlichkeit an sich, ebenso Gelderwerb, ebenso jede Kunst: — der Spezialist ist nothwendig, aber gehört in die Klasse der Werkzeuge.

[«]

1[235]

Es ist sehr interessant, einmal Menschen ohne Zügel und Grenze zu sehn: fast alle höheren Menschen (wie Künstler) fallen in irgend eine Unterwerfung zurück, sei es das Christenthum oder die Vaterländerei.

[«]

1[236]

Wenn dies kein Zeitalter des Verfalls und der abnehmenden Lebenskraft mit viel Melancholie ist, so ist es zum Mindesten eines des unbesonnenen, willkürlichen Versuchens: — und es ist wahrscheinlich, daß aus seiner Überfülle mißrathener Experimente ein Gesammt-Eindruck wie von Verfall entsteht: und vielleicht die Sache selbst, der Verfall.

[«]

1[237]

Das Problem der Rangordnung.

Das Problem von Zucht und Züchtung.

NB. { Die Zucht des Willens.
Die Zucht des Gehorchens.
Die Zucht des Befehlens.
Die Feinheit der Unterscheidung.
Die Bildung, welche die Spezialität ausschließt.

[«]

1[238]

Die tiefe Nothwendigkeit der Aufgabe, welche über allen einzelnen Schicksalen jedes Menschen waltet, in dem eine Aufgabe leibhaft wird und „zur Welt kommt“ — in der Mitte des Lebens begreife ich, was das Problem der Rangordnung für Vorbereitungen nöthig hatte, um in mir endlich aufzusteigen: — wie ich die vielfachsten Glücks- und Nothstände an Seele und Leib erfahren mußte, nichts verlierend, alles auskostend und auf den Grund prüfend, alles von Zufälligen reinigend und aussiebend.

[«]

1[239]

Jede Moral, welche irgendwo geherrscht hat, war immer die Zucht und Züchtung eines bestimmten Typus von Menschen, unter der Voraussetzung, daß es auf diesen Typus vornehmlich, ja ausschließlich ankomme: kurz, immer unter der Voraussetzung eines Typus. Jede Moral glaubt daran, daß man mit Absicht und Zwang am Menschen Vieles ändern („bessern“) könne: — sie nimmt die Anähnlichung an den maaßgebenden Typus immer als „Verbesserung“ (sie hat von ihr gar keinen anderen Begriff —).

[«]

1[240]

Über Naivetät. Die Reflexion kann noch ein Zeichen von N<aivetät> sein.

„Naiver Egoismus“.

[«]

1[241]

das Wohl des „Nächsten“ ist an sich erstrebenswerther 1) wenn Wohl erstrebenswerth ist 2) wenn feststeht, welche Art von Wohl, da es solche giebt, die sich als Ziele widersprechen und hemmen, 3) wenn schon ein Werth der Personen feststeht und klar ist, daß „der Nächste“ höheren Werth als ich hat. — Die angenehmen begeisterten Sentiments der Hingebung usw. müssen erbarmungslos kritisirt werden; an sich enhalten sie vermöge des Tropfens Annehmlichkeit und Begeisterung, der in ihnen ist, noch kein Argument für, sondern nur eine Verführung dazu.

[«]

1[242]

Menschenkenntniß: es kommt darauf an, was Einer schon als „Erlebniß“ faßt, fühlt; die Meisten brauchen eine plumpe Ausführlichkeit des Geschehens und hundertmalige Wiederholung, und Einige haben Keulenschläge nöthig, um da hinter ein Erlebniß zu kommen und aufmerksam zu werden

[«]

1[243]

Die Barbarisirung des Christenthums durch die Deutschen

[«]

1[244]

Wissenschaft als Mittel zur Erziehung. An sich getrieben eine Barbarei mehr, ein barbarisirendes Handwerk

[«]

1[245]

Iti vuttakam
(Also sprach (der Heilige)

[«]

1[246]

nicht betrügen
nicht Compromisse
verachten solche Unklarheit, wie Bismarck und W<agner>.

[«]

1[247]

Wie an Gott die Mensch krank waren und sich dem Menschen entfremdeten.

[«]

[2 = W I 8. Herbst 1885 — Herbst 1886]

2[1]

Es giebt eine vornehme und gefährliche Nachlässigkeit, welche einen tiefen Schluß und Einblick gewährt: die Nachlässigkeit der überreichen Seele, die sich nie um Freunde bemüht hat, sondern nur die Gastfreundschaft kennt, immer nur Gastfreundschaft übt und zu üben versteht — Herz und Haus offen für Jedermann, der eintreten will, seien es nun Bettler oder Krüppel oder Könige. Dies ist die ächte Leutseligkeit: wer sie hat, hat hundert „Freunde“, aber wahrscheinlich keinen Freund.

[«]

2[2]

Dieser herrliche Geist, sich selbst jetzt genug und gut gegen Überfälle vertheidigt und abgeschlossen: — ihr zürnt ihm wegen seiner Burg und Heimlichkeit und schaut dennoch neugierig durch das goldne Gitterwerk, mit dem er sein Reich umzäunt hat? — neugierig und verführt: denn ein unbekannter undeutlicher Duft bläst euch boshaft an und erzählt etwas von verschwiegenen Gärten und Seligkeiten.

[«]

2[3]

Wir sind mitten im gefährlichen Carneval des Nationalitäten-Wahnsinns, wo alle feinere Vernunft sich bei Seite geschlichen hat und die Eitelkeit der ruppigsten Winkel-Völker nach den Rechten der Sonder-Existenz und Selbstherrlichkeit schreit

— wie <kann> man heute es den Polen, der vornehmsten Artung der slavischen Welt, verargen Hoffnungen zu unterhalten und — — —

man sagt mir, daß D<eutschland> dabei das große Wort spreche.

[«]

2[4]

Halkyonische Zwischenreden.

Zur Erholung von „Also sprach Zarathustra“
seinen Freunden geweiht

von
Friedrich Nietzsche

[«]

2[5]

Das ausschließliche Interesse, was jetzt in Deutschland den Fragen der Macht, dem Handel und Wandel und — zu guterletzt — dem „Gut-leben“ geschenkt wird, das Heraufkommen des parlamentarischen Blödsinns, des Zeitungslesens und der litteratenhaften Mitsprecherei von Jedem über Jegliches, die Bewunderung eines Staatsmannes, der von Philosophie eben so viel weiß und hält als ein Bauer oder Corpsstudent und seine kühne rücksichtenlose Augenblicks-Politik durch eine alterthümliche Verbrämung mit Royalismus und Christenthum dem deutschen Geschmacke (oder Gewissen —) „acceptabler“ zu machen glaubt —: alles das hat in dem unheimlichen und vielfach anziehenden Jahre 1815 seinen Ursprung. Da fiel plötzlich die Nacht hernieder für den deutschen Geist, der bis dahin einen langen fröhlichen Tag gehabt hatte: das „Vaterland“, die Grenze, die Scholle, der Vorfahr — alle Arten Bornirtheit begannen plötzlich ihre Rechte geltend zu machen. Damals erwachte oben die Reaktion und Beängstigung, die Furcht vor dem deutschen Geiste, und folglich unten der Liberalismus und Revolutionismus und das ganze politische Fieber — man versteht dies Folglich. Seitdem — seit es politisirt — verlor Deutschland die geistige Führerschaft von Europa: und jetzt gelingt es mittelmäßigen Engl<ändern>, die D<eutschen> — — —

[«]

2[6]

Die vorletzten Jahrhunderte. —

Deutschland hat erst in dem 17. und 18. Jahrhundert seine eigenste Kunst, die Musik, auf die Höhe gebracht: man vergebe es einem mitunter melancholischen Beobachter, wenn er die deutsche Musik des neunzehnten Jahrhunderts auch nur als eine glänzende vielfache und gelehrte Form des Verfalls zu erkennen vermag. Es hat in demselben vielverlästerten Jahrhundert ebenfalls in den bildenden Künsten eine verschwenderische Lust und Kraft gezeigt: der deutsche Barockstil in Kirche und Pallast gehört als Nächstverwandter zu unsrer Musik — u<nd> bildet im Reiche der Augen dieselbe Gattung von Zaubern und Verführungen, welche unsere Musik für einen anderen Sinn ist. Zwischen Leibnitz und Schopenhauer (geboren 1788) hat Deutschland den ganzen Kreis origineller Gedanken ausgedacht, also ebenfalls innerhalb jener Jahrhunderte: — und auch diese Philosophie, mit ihrem Zopf und Begriffs-Spinngewebe, ihrer Geschmeidigkeit, ihrer Schwermuth, ihrer heimlichen Unendlichkeit und Mystik gehört zu unserer Musik und ist eine Art Barokko im Reiche der Philosophie.

[«]

2[7]

Dem Geiste, den wir begreifen —, dem gleichen wir nicht: dem sind wir überlegen!

[«]

2[8]

Was noch jung ist und auf schwachen Beinen steht, macht immer das lauteste Geschrei: denn es fällt noch zu oft um. Zum Beispiel der „Patriotismus“ im heutigen Europa, „die Liebe zum Vaterlande“, die nur ein Kind ist: — man soll den kleinen Schreihals ja nicht zu ernst nehmen!

[«]

2[9]

An meine Freunde.

Dieses Buch, welches in einem weiten Umkreis von Ländern und Völkern seine Leser zu finden gewußt hat und irgend eine Kunst verstehen muß, durch die auch spröde und widerspänstige Ohren verführt werden: gerade dieses Buch ist meinen näheren Freunden am unverständlichsten geblieben: — es war ihnen, als es erschien, ein Schrecken und ein Fragezeichen und legte eine lange Entfremdung zwischen sie und mich. In der That, der Zustand, aus dem es entsprang, hatte genug des Räthselhaften und Widersprechenden an sich: ich war damals zugleich sehr glücklich und sehr leidend — Dank einem großen Siege, den ich über mich selbst davongetragen hatte, einem jener gefährlichen Siege, an denen man zu Grunde zu gehen pflegt. Eines Tages — es war im Sommer 1876 — kam mir eine plötzliche Verachtung und Einsicht: und von da an gieng ich unbarmherzig über all die schönen Wünschbarkeiten hinweg, an die meine Jugend ihr Herz verschenkt hatte

[«]

2[10]

Der Nationalitäten-Wahnsinn und die Vaterlands-Tölpelei sind für mich ohne Zauber: „Deutschland, Deutschland über Alles— klingt mir schmerzlich in den Ohren, im Grunde, weil ich von den Deutschen mehr will und wünsche als —. Ihr erster Staatsmann, in dessen Kopfe sich braver Grund von Royalismus und Christenthum mit einer rücksichtenlosen Augenblicks-Politik verträgt, der nicht mehr von der Philosophie berührt ist als ein Bauer oder ein Corpsstudent, erregt meine ironische Neugierde. Es scheint mir sogar nützlich, daß es einige Deutsche giebt, die gegen das d<eutsche> R<eich> gleichgültig geblieben sind: nicht einmal als Zuschauer, sondern als Wegblickende. Wohin blicken sie denn? Es giebt wichtigere Dinge, gegen welche gerechnet diese Fragen nur Vordergrunds-Fragen sind: z.B. das wachsende Heraufkommen des demokratischen Mannes und die dadurch bedingte Verdummung Europas und Verkleinerung des europäischen Menschen.

[«]

2[11]

Das intellectuelle Gewissen.
Versuch einer Kritik der geistigeren Menschen.

Der Philosoph. Der freie Geist. Der Künstler. Der religiöse Mensch. Der Gelehrte. Der vornehme Mensch. Dionysos.

[«]

2[12]

Inter pares: ein Wort, das trunken macht, — so viel Glück und Unglück schließt es für den ein, welcher ein ganzes Leben allein war; der Niemandem begegnet ist, welcher zu ihm gehörte, ob er schon auf vielerlei Wegen gesucht hat; der im Verkehre immer der Mensch der wohlwollenden und heiteren Verstellung, der gesuchten und oft gefundenen Anähnlichung sein mußte und jene gute Miene zum bösen Spiele aus allzulanger Erfahrung kennt, welche „Leutseligkeit“ heißt, — mitunter freilich auch jene gefährlichen herzzerreißenden Ausbrüche aller verhehlten Unseligkeit, aller nicht erstickten Begierde, aller aufgestauten und wild gewordenen Ströme der Liebe, — den plötzlichen Wahnsinn jener Stunde, wo der Einsame einen Beliebigen umarmt und als Freund und Zuwurf des Himmels und kostbarstes Geschenk behandelt, um ihn eine Stunde später mit Ekel von sich zu stoßen, — mit Ekel nunmehr vor sich selber, wie beschmutzt, wie erniedrigt, wie sich selbst entfremdet, wie an seiner eignen Gesellschaft krank —.

[«]

2[13]

Dies ist mein Mißtrauen, das immer wieder kommt, meine Sorge, die sich mir nie schlafen legt, meine Frage, welche Niemand hört oder hören mag, meine Sphinx, neben der nicht nur Ein Abgrund ist: — ich glaube, wir täuschen uns heute über die Dinge, welche wir Europäer am höchsten lieben, und ein grausamer (oder nicht einmal grausamer, nur gleichgültiger und kindsköpfischer) Kobold spielt mit unserem Herzen und seiner Begeisterung, wie er vielleicht mit Allem schon gespielt hat, was sonst lebte und liebte —: ich glaube, daß Alles, was wir in Europa heute als „Humanität“, „Moralität“, „Menschlichkeit“, „Mitgefühl“, „Gerechtigkeit“ zu verehren gewohnt sind, zwar als Schwächung und Milderung gewisser gefährlicher und mächtiger Grundtriebe einen Vordergrunds-Werth haben mag, aber auf die Länge hin trotzdem nichts Anderes ist als die Verkleinerung des ganzen Typus „Mensch“ — seine endgültige Vermittelmäßigung, wenn man mir in einer verzweifelten Angelegenheit ein verzweifeltes Wort nachsehen will; ich glaube, daß die commedia umana für einen epikurischen Zuschauer-Gott darin bestehen müßte, daß die Menschen vermöge ihrer wachsenden Moralität, in aller Unschuld und Eitelkeit sich vom Thiere zum Range der „Götter“ und zu überirdischen Bestimmungen zu erheben wähnen, aber in Wahrheit sinken, das heißt durch Ausbildung aller der Tugenden, vermöge deren eine Heerde gedeiht, und durch Zurückdrängung jener andren und entgegengesetzten, welche einer neuen höheren stärkeren herrschaftlichen Art den Ursprung geben, eben nur das Heerdenthier im Menschen entwickeln und vielleicht das Thier „Mensch“ damit feststellen — denn bisher war der Mensch das „nicht festgestellte Thier“—; ich glaube, daß die große vorwärts treibende und unaufhaltsame demokratische Bewegung Europa’s — das, was sich „Fortschritt“ nennt — und ebenso schon deren Vorbereitung und moralisches Vorzeichen, das Christenthum — im Grunde nur die ungeheure instinktive Gesammt-Verschwörung der Heerde bedeutet gegen alles, was Hirt, Raubthier, Einsiedler und Cäsar ist, zu Gunsten der Erhaltung und Heraufbringung aller Schwachen, Gedrückten, Schlecht-Weggekommenen, Mittelmäßigen, Halb-Mißrathenen, als ein in die Länge gezogener, erst heimlicher, dann immer selbstbewußterer Sklaven-Aufstand gegen jede Art von Herr, zuletzt noch gegen den Begriff „Herr“, als ein Krieg auf Leben und Tod wider jede Moral, welche aus dem Schooße und Bewußtsein einer höheren stärkeren, wie gesagt herrschaftlichen Art Mensch entspringt, — einer solchen, die der Sklaverei in irgend welcher Form und unter irgend welchem Namen als ihrer Grundlage und Bedingung bedarf; ich glaube endlich, daß bisher jede Erhöhung des Typus Mensch das Werk einer aristokratischen Gesellschaft war, welche an eine lange Leiter der Rangordnung und Werthverschiedenheit von Mensch und Mensch glaubte und die Sklaverei nöthig hatte: ja daß ohne das Pathos der Distanz, wie es aus dem eingefleischten Unterschiede der Stände, aus dem beständigen Anblick und Herabblick der herrschenden Kaste auf Unterthänige und Werkzeuge und ihrer ebenso beständigen Übung im Befehlen, Nieder- und Fernhalten erwächst, auch jenes andre geheimnißvollere Pathos gar nicht entstehen kann, jenes Verlangen nach immer neuer Distanz-Erweiterung innerhalb der Seele selbst, die Herausbildung immer höherer, seltnerer, fernerer, weitgespannterer, umfänglicherer Zustände, kurz die „Selbst-Überwindung des Menschen“, um eine moralische Formel in einem übermoralischen Sinne zu nehmen. Eine Frage kommt mir immer wieder, eine versucherische und schlimme Frage vielleicht: sei sie denen in’s Ohr gesagt, welche ein Recht auf solche fragwürdige Fragen haben, den stärksten Seelen von heute, welche sich selbst auch am besten in der Gewalt haben: wäre es nicht an der Zeit, je mehr der Typus „Heerdenthier“ jetzt in Europa entwickelt wird, mit einer grundsätzlichen künstlichen und bewußten Züchtung des entgegengesetzten Typus und seiner Tugenden den Versuch zu machen? Und wäre es für die demokratische Bewegung nicht selber erst eine Art Ziel, Erlösung und Rechtfertigung, wenn Jemand käme, der sich ihrer bediente —, dadurch daß endlich sich zu ihrer neuen und sublimen Ausgestaltung der Sklaverei, als welche sich einmal die Vollendung der europäischen Demokratie darstellen wird, jene höhere Art herrschaftlicher und cäsarischer Geister hinzufände, welche diese neue Sklaverei nun auch — nöthig hat? Zu neuen, bisher unmöglichen, zu ihren Fernsichten? Zu ihren Aufgaben?

[«]

2[14]

Unsre vier Cardinal-Tugenden: Muth, Mitleid, Einsicht und Einsamkeit — sie würden sich selber unerträglich sein, wenn sie sich nicht mit einem heiteren und spitzbübischen Laster verbrüdert hätten, genannt „Höflichkeit“. —

[«]

2[15]

Grausamkeit kann die Erleichterung von gespannten und stolzen Seelen sein, von solchen, die gewohnt sind, beständig gegen sich Härten auszuüben; es ist ein Fest für sie geworden, endlich einmal wehe zu thun, leiden zu sehn — alle kriegerischen Rassen sind grausam; Grausamkeit kann, umgekehrt, auch eine Art Saturnalien gedrückter und willensschwacher Wesen sein, von Sklaven, von Frauen des Serails, ein kleiner Kitzel der Macht, — es giebt eine Grausamkeit böser und auch eine Grausamkeit schlechter und geringer Seelen.

[«]

2[16]

Was ist vornehm?

Glaube an die Rangordnung.
Arbeit (über Künstler, Gelehrte usw.)
Heiterkeit (Symptom des Wohlgerathenseins).
Herren-Moral und Heerden-Moral.

[«]

2[17]

Die genannten Schriften, sorgsam und langwierig befragt, möchten als Mittel benutzt werden, um vielleicht den Zugang zum Verständniß eines noch höheren und schwierigeren Typus zu erschließen, als es selbst <der> Typus des freien Geistes ist: — es führt kein anderer Weg zum Verständniß von — — —

* * *

Schriften aus der Jugend desselben Verfassers.
Die Geburt der Tragödie. 1. Auflage 1872. 2. Aufl. — — —
Unzeitgemässe Betrachtungen 1873-76.

[«]

2[18]

Ein Gott der Liebe könnte eines Tages sprechen, gelangweilt durch seine Tugend: „versuchen wir’s einmal mit der Teufelei!“ — und siehe da, ein neuer Ursprung des Bösen! Aus Langeweile und Tugend! — —

[«]

2[19]

„Das Paradies ist unter dem Schatten der Schwerter“ — auch ein Symbolon und Kerbholz-Wort, an dem sich Seelen vornehmer und kriegerischer Abkunft verrathen und errathen. —

[«]

2[20]

„Geradezu stoßen die Adler“. Die Vornehmheit der Seele ist nicht am wenigsten an der prachtvollen und stolzen Dummheit zu erkennen, mit der sie angreift — „geradezu“.

[«]

2[21]

Es giebt auch eine Verschwendung unsrer Leidenschaften und Begierden, nämlich in der bescheidenen und kleinbürgerlichen Art, in der wir sie befriedigen: — was den Geschmack verdirbt, noch mehr aber die Ehrfurcht und Furcht vor uns selber. Der zeitweilige Ascetismus ist das Mittel, sie zu stauen, — ihnen Gefährlichkeit und großen Stil zu geben — —

[«]

2[22]

In Hinsicht darauf, was fruchtbare Geister zu oberst und zu unterst nöthig haben, um nicht an den Würmern ihres Gewissens zu leiden — nämlich „Eier legen, gackern, Eier brüten“ und so weiter mit oder ohne Grazie — mögen sie sich mit gutem Grunde, wie es Stendhal und Balzac gethan haben, — Keuschheit zur Diät verordnen. Und mindestens darf man nicht zweifeln, daß gerade dem „Genie“ das Ehebett noch verhängnißvoller sein kann als concubinage und libertinage. —

Auch in vieler andrer Hinsicht — zum Beispiel, was „Nachkommenschaft“ betrifft — muß man mit sich bei Zeiten zu Rathe gehn und sich entscheiden: aut liberi aut libri.

[«]

2[23]

Lange nachgedacht über jenen Ursprungsheerd der religiösen Genialität und folglich auch des „metaphysischen Bedürfnisses“, die „religiöse Neurose“; — unwillig eingedenk jenes in Frankreich berühmten und selbst sprichwörtlichen Ausdrucks, der so viel über die „Gesundheit“ des französischen Geistes zu verstehen giebt: „le génie est une neurose“. —

[«]

2[24]

— Und nochmals gesagt: die Bestie in uns will belogen werden, — Moral ist Nothlüge.

[«]

2[25]

„Du scheinst mir Schlimmes im Schilde zu führen, sagte ich einmal zu dem Gotte Dionysos: nämlich die Menschen zu Grunde zu richten?“ — „Vielleicht, antwortete der Gott, aber so, daß dabei etwas für mich heraus kommt.“ — Was denn? fragte ich neugierig. — „Wer denn? solltest du fragen.“ Also sprach Dionysos und schwieg darauf, in der Art, welche ihm zu eigen ist, nämlich versucherisch. — Ihr hättet ihn dabei sehen sollen! Es war Frühling, und alles Holz stand in jungem Safte.

[«]

2[26]

Jenseits von Gut und Böse.

Vorspiel
einer Philosophie der Zukunft.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

2[27]

Jenseits von Gut und Böse.

Allerhand Nachdenkliches
für halkyonische Geister.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

2[28]

Mein leidlich radikales Fragezeichen bei allen euren Straf-Gesetzgebungen ist dieses: gesetzt, daß die Strafen proportional wehe thun sollen gemäß der Größe des Verbrechens — und so wollt ihr’s ja Alle im Grunde! nun, so müßten sie jedem Verbrecher proportional seiner Empfindlichkeit für Schmerz zugemessen werden: — daß heißt, es dürfte eine vorherige Bestimmung der Strafe für ein Vergehen, es dürfte einen Strafcodex gar nicht geben? Aber, in Anbetracht, daß es nicht leicht gelingen möchte, bei einem Verbrecher die Grad-Skala seiner Lust und Unlust festzustellen, so würde man in praxi wohl auf das Strafen verzichten müssen? Welche Einbuße! Nicht wahr? Folglich — —

[«]

2[29]

Die Musik offenbart nicht das Wesen der Welt und ihren „Willen“ wie es Schopenhauer behauptet hat (der sich über die Musik betrog wie über das Mitleiden und aus dem gleichen Grunde — er kannte beide zu wenig aus Erfahrung —): die Musik offenbart nur die Herrn Musiker! Und sie wissen es selber nicht! — Und wie gut vielleicht, daß sie es nicht wissen! —

[«]

2[30]

Unsere Tugenden.

Allerhand Fragen und Fragwürdiges
für feinere Gewissen.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

2[31]

Unsere Tugenden.

Fingerzeige zu einer Moral der Zukunft.

Von
Friedrich Nietzsche.

Von der Stärke der Seele.
Von der Redlichkeit.
Von der Heiterkeit.
Vom Willen zur Einsamkeit.
„Was ist vornehm?“

[«]

2[32]

Die Philosophen der Zukunft.
Eine Rede.

1.

Ist heute solch eine Größe möglich? —

2.

Aber vielleicht morgen, vielleicht übermorgen. — Ich sehe neue Ph<ilosophen> heraufkommen usw.

[«]

2[33]

Es giebt ein Mißverständniß der Heiterkeit, welches nicht zu heben ist: aber wer es theilt, darf zuletzt gerade damit zufrieden sein. — Wir, die wir zum Glücke flüchten —: wir, die wir jede art Süden und unbändige Sonnenfülle brauchen und uns dorthin an die Straße setzen, wo das Leben sich wie ein trunkener Fratzen-Festzug — als etwas das von Sinnen bringt — vorüberwälzt; wir, die wir gerade das vom Glücke verlangen, daß es „von Sinnen“ bringt: scheint es nicht, daß wir ein Wissen haben welches wir fürchten? Mit dem wir nicht allein sein wollen? Ein Wissen, vor dessen Druck wir zittern, vor dessen Flüstern wir bleich werden? Diese hartnäckige Abkehr von den traurigen Schauspielen, diese verstopften und harten Ohren gegen alles Leidende, diese tapfere, spöttische Oberflächlichkeit, dieser willkürliche Epicureismus des Herzens, welcher nichts warm und ganz haben will und die Maske als ihre letzte Gottheit und Erlöserin anbetet: dieser Hohn gegen den Melancholiker des Geschmacks, bei dem wir immer auf Mangel an Tiefe rathen — ist das nicht alles nur Lebenshaß? Es scheint, wir wissen uns selber als allzu zerbrechlich, vielleicht schon als zerbrochen und unheilbar; es scheint, wir fürchten diese Hand des Lebens, daß es uns zerbrechen muß, und flüchten uns in seinen Schein, in seine Falschheit, seine Oberfläche und bunte Betrügerei; es scheint, wir sind heiter, weil wir ungeheuer traurig sind. Wir sind ernst, wir kennen den Abgrund: deshalb wehren wir uns gegen alles Ernste.

— — — wir lächeln bei uns über die Melancholiker des Geschmacks — ach wir beneiden sie noch, indem wir sie verspotten! — denn wir sind nicht glücklich genug, um uns ihre zarte Traurigkeit gestatten zu können. Wir müssen noch den Schatten der Traurigkeit fliehen: unsere Hölle und Finsterniß ist uns immer zu nahe. Wir haben ein Wissen, welches wir fürchten, mit dem wir nicht allein sein wollen; wir haben einen Glauben, vor dessen Druck wir zittern, vor dessen Flüstern wir bleich werden — die Ungläubigen scheinen uns selig. Wir kehren uns ab von den traurigen Schauspielen, wir verstopfen das Ohr gegen das Leidende, das Mitleiden würde uns sofort zerbrechen, wenn wir nicht uns <zu> verhärten wüßten. Bleib uns tapfer zur Seite, spöttischer Leichtsinn: kühle uns, Wind, der über Gletscher gelaufen ist: wir wollen nichts mehr ans Herz nehmen, wir wollen zur Maske beten

Es ist etwas an uns, das leicht zerbricht: wir fürchten die zerbrechenden kindischen Hände? wir gehen dem Zufall aus dem Wege und retten uns — — —

[«]

2[34]

Ich habe Richard Wagner mehr geliebt und verehrt als irgend sonst Jemand; und hätte er nicht zuletzt den schlechten Geschmack — oder die traurige Nöthigung — gehabt, mit einer mir unmöglichen Qualität von „Geistern“ gemeinsame Sache zu machen, mit seinen Anhängern, den Wagnerianern, so hätte ich keinen Grund gehabt, mich schon bei seinen Lebzeiten Lebewohl zu sagen: ihm, dem Tiefsten und Kühnsten, auch Verkanntesten aller Schwer-Zu erkennenden von heute, dem begegnet zu sein meiner Erkenntniß mehr als irgend eine andere Begegnung förderlich gewesen ist. Vorangestellt, was voran steht, daß seine Sache und meine Sache nicht verwechselt werden wollten, und daß es ein gutes Stück Selbst-Überwindung bedurfte, ehe ich dergestalt „Sein“ und „Mein“ mit gebührendem Schnitte zu trennen lernte. Daß ich über das außerordentliche Problem des Schauspielers zur Besinnung gekommen bin — ein Problem, das mir vielleicht ferner liegt als irgend ein andres, aus einem schwer aussprechbaren Grunde — daß ich den Schauspieler im Grunde jedes Künstlers entdeckte und wiedererkannte, das Typisch-Künstlerhafte, dazu bedurfte es der Berührung mit jenem <Manne> — und es scheint mir, daß ich von Beiden höher u<nd> schlimmer denke als ein früherer Philos<oph>. — Die Verbesserung des Theaters geht mich wenig an, seine

„Verkirchlichung“ noch weniger; die eigentliche Wagnerische Musik gehört mir nicht genug zu — ich würde sie zu meinem Glücke und zu meiner Gesundheit entbehren können (quod erat demonstrandum et demonstratum). Was mir am fremdesten an ihm war, die Deutschthümelei und Halbkirchlichkeit seiner letzten Jahre — — —

[«]

2[35]

Eine neue Denkweise — welche immer eine neue Meßweise ist und das Vorhandensein eines neuen Maaßstabes, einer neuen Empfindungs-Skala voraussetzt — fühlt sich im Widerspruche mit alten Denkweisen und sagt, indem sie ihnen widerstrebt, beständig „das ist falsch“. Feiner zugesehn, heißt solch ein „das ist falsch“ eigentlich nur „ich fühle darin nichts von mir“, „ich mache mir nichts daraus“ „ich begreife nicht, wie ihr nicht mit mir fühlen könnt“

[«]

2[36]

Von der Loslösung.
Von der Verhärtung.
Von der Maske.
Von der Rangordnung.
Europäisch und über-europäisch.

[«]

2[37]

Man hat immer etwas Nöthigeres zu thun, als sich zu verheirathen: Himmel, so ist mirs immer gegangen!

[«]

2[38]

Jenseits von Gut und Böse.
Fingerzeige zu einer Moral der Stärksten.

[«]

2[39]

Maske und Mittheilung.

[«]

2[40]

Die Philosophen der Zukunft.
Zur Naturgeschichte des freien Geistes.
Unsere Tugenden.
Völker und Vaterländer.
Die Entweiblichung.
homo religiosus.

[«]

2[41]

Zur Naturgeschichte des höheren Menschen.

Gedanken eines Erziehers.

1. Die Philosophen von Ehedem.
2. Künstler und Dichter.
3. Das religiöse Genie.
4. Wir Tugendhaften.
5. Das Weib.
6. Die Gelehrten.
7. Die „Versucher“.
8. Völker und Vaterländer.

9. Weisheit der Maske.
10. Moral-Psychologie.
Sprüche und Gedanken-Striche.
Was ist vornehm?

Anhang. Lieder des Prinzen Vogelfrei.

[«]

2[42]

Jenseits von Gut und Böse.

Vorspiel
einer Philosophie der Zukunft.

Mit einem Anhang: Lieder und Pfeile des Prinzen Vogelfrei.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

2[43]

Zur Naturgeschichte des höheren Menschen.

Gedankenstriche eines Psychologen.

1. Der Philosoph.
2. Der freie Geist.
3. Das religiöse Genie.
4. Zur Moral-Psychologie
5. Was ist vornehm?
6. Völker und Vaterländer.
7. Das Weib an sich.
8. Die Gelehrten.

9. Wir Tugendhaften.
10. Weisheit und Maske.
11. Die Kommenden.
12. Sprüche eines Schweigsamen.

Anhang. Lieder und Pfeile des Prinzen Vogelfrei.

[«]

2[44]

Vorrede.

1. Was war der Philosoph?
2. Zur Naturgeschichte des freien Geistes.
3. Selbstgespräch eines Psychologen.
4. Das Weib an sich.
5. Das religiöse Genie.
6. Wir Gelehrten.
7. Wir Tugendhaften.
8. Was ist vornehm?
9. Völker und Vaterländer.
10. Die Masken.
11. Die Versucher. Dionysos.

Anhang: — — —

Inhalts-Verzeichniß.

[«]

2[45]

Nichts von Advokat: kein Parteimann; mißtrauisch gegen das, was man „Überzeugung“ nennt; ungläubig gegen Unglauben; — — —

[«]

2[46]

Zur Naturgeschichte des höheren Menschen.

Gedanken eines Müssiggängers.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

2[47]

Jenseits von Gut und Böse.

Selbstgespräche
eines
Psychologen.

Mit einem Anhang: Lieder und Pfeile des Prinzen Vogelfrei.

Von
Friedrich Nietzsche.

Anhang:
Lieder und Pfeile
des
Prinzen Vogelfrei.

1. An den Mistral.
2. An Goethe.
3. An gewisse Lobredner.
4. Sils-Maria.
5. Einsiedlers Mittag.
6. Nach neuen Meeren.
7. „Die Tauben von San Marco“
8. Über der Hausthür.
9. Der ächte Deutsche.
10. Parsifal-Musik.

11. An Spinoza.
12. Rimus remedium.
13. Narr in Verzweiflung.
14. Nachgesang.

[«]

2[48]

Das Weib ist so wenig sich selbst genug, daß es sich lieber noch schlagen läßt als —

[«]

2[49]

In den meisten Lieben giebt es Einen, der spielt, und Einen, der mit sich spielen läßt: Amor ist vor Allem ein kleiner Theater-Regisseur.

[«]

2[50]

Inhalt:

Vorrede.
1. Von den Vorurtheilen der Philosophen.
2. Der freie Geist.
3. Das religiöse Genie. Das religiöse Wesen.
4. Das Weib an sich. Sprüche und Zwischenspiele.
5. Zur Naturgeschichte der Moral.
6. Wir Gelehrten
7. Unsere Tugenden.
8. Völker und Vaterländer.
9. Masken.
10. Was ist vornehm?

„Carcasse, tu trembles? Tu tremblerais bien davantage, si tu savais, où je te mène.“

Turenne.

Anhang: Lieder und Pfeile des Prinzen Vogelfrei.

[«]

2[51]

Selbstgespräche
eines Psychologen.

Von
Friedrich Nietzsche

Zur Naturgeschichte des höheren Menschen.
Was ist vornehm?

[«]

2[52]

Sprüche und Selbstgespräche.

Mit einer gereimten Zuthat.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

2[53]

Jenseits von Gut und Böse
Vorspiel
einer Philosophie der Zukunft.

Einleitung.
Erstes Buch: von den Vorurtheilen der Philosophen.
Zweites Buch: Fingerzeige eines Moral-Psycholo<gen>

Drittes Buch: wir Europäer. Eine Gelegenheit zur Selbstbespiegelung.

[«]

2[54]

Jenseits von Gut und Böse.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

2[55]

Vorletztes Capitel

Alkuin der Angelsachse, der den königlichen Beruf des Philosophen so bestimmte:

Prava corrigere, et recta corroborare, et sancta sublimare.

[«]

2[56]

Corruption des kräftigen Naturmenschen im Zwang der civilisirten Städte (— geräth zu den aussätzigen Bestandtheilen, lernt da das schlechte Gewissen)

[«]

2[57]

Es wird von nun an günstige Vorbedingungen für umfänglichere Herrschafts-Gebilde geben, deren Gleichen es noch nicht gegeben hat. Und dies ist noch nicht das Wichtigste; es ist die Entstehung von internationalen Geschlechts-Verbänden möglich gemacht, welche sich die Aufgabe setzten, eine Herren-Rasse heraufzuzüchten, die zukünftigen „Herren der Erde“; — eine neue, ungeheure, auf der härtesten Selbst-Gesetzgebung aufgebaute Aristokratie, in der dem Willen philosophischer Gewaltmenschen und Künstler-Tyrannen Dauer über Jahrtausende gegeben wird: — eine höhere Art Mensch, welche sich Dank ihrem Übergewicht von Wollen, Wissen, Reichthum und Einfluß des demokratischen Europas bedienten als ihres gefügigsten und beweglichsten Werkzeugs, um die Schicksale der Erde in die Hand zu bekommen, um „am Menschen“ selbst als Künstler zu gestalten.

Genug, die Zeit kommt, wo man über Politik umlernen wird.

[«]

2[58]

ich glaube, wir ermangeln der politischen Leidenschaft: wir würden es unter einem demokr<atischen> Himmel so gut als unter einem abs<olutistischen> mit Ehren aushalten.

[«]

2[59]

Zu 1

Zuletzt aber: wozu müßte man das, was kommen wird, so laut und mit solchem Ingrimm sagen! Sehen wir es kälter, ferner, klüger, höher an, sagen wir es, wie es unter uns gesagt werden darf, so heimlich, daß alle Welt es überhört, — daß alle Welt uns überhört… Nenne man es eine Fortsetzung.

[«]

2[60]

Wie? Das Drama ist der Zweck, die Musik immer nur das Mittel? Das mag W<agner>s Theorie sein: seine Praxis war dagegen: die (dramatische) Attitüde ist der Zweck, die Musik immer nur Mittel zu einer Attitüde (zu ihrer Verdeutlichung, Verstärkung, Verinnerlichung —)

[«]

2[61]

Die Entwicklung der mechanistisch-atomistischen Denkweise ist sich heute ihres nothwendigen Ziels immer noch nicht bewußt; — das ist mein Eindruck, nachdem ich lange genug ihren Anhängern zwischen die Finger gesehen habe. Sie wird mit der Schaffung eines Systems von Zeichen endigen: sie wird auf Erklären verzichten, sie wird den Begriff „Ursache und Wirkung“ aufgeben.

[«]

2[62]

Nicht täuschen wollen — und sich nicht täuschen lassen wollen: das ist etwas als Gesinnung und Wille Grundverschiedenes, aber der eine wie der andere Hang pflegt sich des Wortes „Philosophie“ zu bedienen, sei es zum Schmuck oder zum Versteck oder aus Mißverständniß.

[«]

2[63]

Die Physiologen sollten sich besinnen, den Erhaltungstrieb als kardinalen Trieb eines organischen Wesens anzusetzen: vor allem will etwas Lebendiges seine Kraft auslassen: die „Erhaltung“ ist nur eine der Consequenzen davon. — Vorsicht vor überflüssigen teleologischen Principien! Und dahin gehört der ganze Begriff „Erhaltungstrieb“.

[«]

2[64]

Jeder Philoktet weiß, daß ohne seinen Bogen und seine Pfeile Troja nicht erobert wird.

[«]

2[65]

In media vita.
Selbstgespräche eines Psychologen.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

2[66]

— Zur Vorrede. — Vielleicht eine Fortsetzung: der Künstler-Philosoph (bisher Wissenschaftlichkeit, Stellung zur Religion und Politik erwähnt): höherer Begriff der Kunst. Ob der Mensch sich so fern stellen kann von den anderen Menschen, um an ihnen zu gestalten? (Vorübungen: 1) der Sich-selbst-Gestaltende, der Einsiedler 2) der bisherige Künstler, als der kleine Vollender, an einem Stoffe (nein!<)>)
— dazu gehört die Rangfolge der höheren Menschen, welche dargestellt werden muß.

— Ein Capitel: Musik. — Zur Lehre vom „Rausche“ (Aufzählung, z.B. Anbetung der petits faits)
— Deutsche und französische und italienische Musik. (Unsere politisch niedrigsten Zeiten die fruchtbarsten: —)
die Slaven?
— das kulturhistorische Ballet: — hat die Oper überwunden.
— ein Irrthum, daß das, was W<agner> geschaffen hat, eine Form sei, — es ist eine Formlosigkeit. Die Möglichkeit eines dramatischen Baus ist immer noch zu finden. Schauspieler-Musik und Musiker-Musik
— Rhythmisches. Der Ausdruck um jeden Preis.
— zu Ehren von „Carmen“.
— zu Ehren von H. Schütz (und „Liszt-Verein“ —)
— hurenhafte Instrumentation

— zu Ehren Mendelssohn's: ein Element Goethe darin, und nirgends sonst! ebenso wie ein andres Element Goethe in der Rahel zur Vollendung kam! ein drittes H. Heine

Zum Capitel „freier Geist." — 1) Ich will ihn nicht „verherrlichen": ein Wort zu Gunsten der gebundenen Geister.

2) die Lasterhaftigkeit des Intellekts: der Beweis aus der Lust („es macht mich glücklich, also ist es wahr") Dabei die Eitelkeit zu unterstreichen in dem „mich".

Zum Capitel „unsere Tugenden": 3) neue Form der Moralität: Treue-Gelübde in Vereinen über das, was man lassen und thun will, ganz bestimmte Entsagung von Vielem. Proben, ob reif dazu. —

Zum Capitel „religiöses Genie". 1) das Mysterium, die vorbildliche Geschichte einer Seele („Drama" — bedeutet?)

2) die Ausdeutbarkeit des Geschehens, der Glaube an den „Sinn" wird Dank der Religion festgehalten —

3) in wiefern die höhere Seele auf Unkosten der niederen wächst und gedeiht?

4) was widerlegt ist, ist die Moral des Christenthums als essentiell in den Welt-Seelegeschicken: — womit noch nicht der Wille beseitigt ist, sie hineinzubringen und herrschend zu machen. — Letzteres könnte zuletzt doch nur eine Don-Quixoterie sein: — aber dies wäre kein Grund, gering von ihr zu denken!

5) inwiefern das religiöse Genie eine **Abart** des künstlerischen ist: — die gestaltende Kraft.

6) inwiefern erst das Künstler-Gewissen die Freiheit vor „wahr— und „unwahr" giebt. Der unbedingte „Glaube" zu verwandeln in den unbedingten Willen — —

7) religiöse Litteratur, der Begriff „heiliges Buch".

zu „unsere Tugenden". Woran wir unsere Wissenschaftlichkeit auslassen können, das nehmen wir nicht mehr schwer und ernst: eine Art Immoralität.

Zum Capitel „Naturgeschichte der Moral". Corruption, was ist das? Z.B. des natürl<ichen> kräftigen Mensch der in die Städte kommt. Z.B. der französ<ischen> Aristokraten, vor der französischen Revolution.

Zum Capitel „Mann und Weib".

Der Sieg des Mannes über das Weib, überall wo die Cultur anhebt.

NB. magister liberalium artium et hilaritatum.

NB. ich habe irgend etwas bei den Hörnern gepackt — nur zweifle ich, ob es gerade ein Stier war —

[«]

2[67]

„Ich“ „Subjekt“ als Horizont-Linie. Umkehrung des Perspektivischen Blicks.

[«]

2[68]

Am Leitfaden des Leibes. Das sich theilende Protoplasma. 1/2 + 1/2 nicht = 1, sondern = 2. <Damit> wird der Glaube an die Seelen-Monas hinfällig.

Selbst Erhaltung nur als eine der Folgen der Selbsterweiterung. seines „Selbst“?

[«]

2[69]

Die mechanische Kraft ist uns nur als ein Widerstandsgefühl bekannt: und dieses wird mit Druck und Stoß nur sinnfällig ausgelegt, nicht erklärt.

Welcher Art ist der Zwang, den eine stärkere Seele auf eine schwächere ausübt? — Und es wäre möglich, daß der anscheinende „Ungehorsam“ gegen die höhere Seele im Nicht-verstehen-ihres-Willens beruhte. z.B. ein Fels läßt sich nicht kommandiren. Aber es bedarf eben einer langsamen Grad- und Rangverschiedenheit: nur die Nächst-verwandten können sich verstehen und folglich kann es hier Gehorsam geben.

Ob es möglich, alle Bewegungen als Zeichen eines seelischen Geschehens zu fassen? Naturwissenschaft als eine Symptomatologie —

Es ist vielleicht falsch, weil die Lebens-Gebilde sehr klein sind (Zellen z.B.) nun nach noch kleineren Einheiten, „Kraft-Punkten“ usw. zu suchen?

Das Vorstadium der Herrschafts-Gebilde

Hingebung an die **Person** (Vater, Vorfahr, Fürst, Priester, Gott) als Erleichterung der Moral.

[«]

2[70]

Jenseits von Gut und Böse

— Problem des Gesetzgebers.
Am Leitfaden des Leibes. Mechanismus und Leben.
Der Wille zur Macht.
— Auslegung, nicht Erkenntniß. Zur Methoden-Lehre.
Die ewige Wiederkunft.
— Der Künstler. Cultur und deren Unterbau.
— Wir Gottlosen.
— Musik und Cultur.
— Von großer und kleiner Politik.
„Mysterium“.
— Die Guten und Gerechten.
Die Gelobenden.
— Zur Geschichte des Pessimismus.
— Erziehung.

[«]

2[71]

Zum „Zarathustra“

Calina: braunroth, alles zu scharf in der Nähe. Höchster Sommer. Gespenstisch

Sipo Matador.

Und wer sagt es, daß wir dies nicht wollen? Welche Musik und Verführung! Da ist nichts, das nicht vergiftete, verlockte, annagte, umwürfe, umwerthete!

I Der entscheidende Moment:

Die Rangordnung. 1) Zerbrecht die Guten und Gerechten!
2)

Die ewige Wiederkunft.

Mittag und Ewigkeit.
Buch des Wahrsagers.

[«]

2[72]

Mittag und Ewigkeit.
Von
F. N.

I Das Todtenfest. Zarathustra findet ein ungeheures Fest vor:
II Die neue Rangordnung:
III Von den Herrn der Erde.
IV Vom Ring der Wiederkunft.

[«]

2[73]

Die Titel von 10 neuen Büchern: (Frühling 1886.)

Gedanken über die alten Griechen.
Von
Friedrich Nietzsche.

Inwiefern im Werden Alles entartet und unnatürlich wird. Die Entartung der Renaissance — der Philologie

Beispiel für die unmoralischen Grundbedingungen einer höheren Cultur, einer Erhöhung des Menschen.

Der Wille zur Macht.
Versuch einer
neuen Welt-Auslegung.

Die Künstler.
Hintergedanken eines Psychologen
Von
Friedrich Nietzsche.

Wir Gottlosen
Von
Friedrich Nietzsche

Mittag und Ewigkeit.
Von
Friedrich Nietzsche

Jenseits von Gut und Böse.
Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.
Von
Friedrich Nietzsche.

Gai saber.
Lieder des Prinzen Vogelfrei.
Von Friedrich Nietzsche.

Musik.
Von Friedrich Nietzsche

Erfahrungen eines Schriftgelehrten.
Von
Friedrich Nietzsche.

Zur Geschichte der modernen Verdüsterung.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

2[74]

Der Wille zur Macht.

1. Physiologie der Rangordnung.
2. Der große Mittag.
3. Zucht und Züchtung.
4. Die ewige Wiederkunft.

[«]

2[75]

Die ewige Wiederkunft.
Buch neuer Feste und Wahrsagungen.

Die ewige Wiederkunft.
Heilige Tänze und Gelöbnisse.

Mittag und Ewigkeit.
Heilige Tänze der Wiederkünftigen.

[«]

2[76]

(28)

Von der Rangordnung:

Zu I. Zur Physiologie der Macht.

Die Aristokratie im Leibe, die Mehrheit der Herrschenden (Kampf der Gewebe?

Die Sklaverei und die Arbeitstheilung: der höhere Typus nur möglich durch Herunterdrückung eines niederen auf eine Funktion

Lust und Schmerz kein Gegensatz. Das Gefühl der Macht.

Ernährung nur eine Consequenz der unersättlichen Aneignung, des Willens zur Macht.

Die Zeugung, der Zerfall eintretend bei der Ohnmacht der herrschenden Zellen das Angeeignete zu organisiren.

Die gestaltende Kraft ist es, die immer neuen „Stoff“ (noch mehr „Kraft“) vorräthig haben will. Das Meisterstück des Aufbaues eines Organismus aus dem Ei.

„Mechanistische Auffassung“: will nichts als Quantitäten: aber die Kraft steckt in der Qualität: die Mechanistik kann also nur Vorgänge beschreiben, nicht erklären.

Der „Zweck“. Auszugehn von der „Sagacität“ der Pflanzen.

Begriff der „Vervollkommnung“: nicht nur größere Complicirtheit, sondern größere Macht (— braucht nicht nur größere Masse zu sein —)

Schluß auf die Entwicklung der Menschheit: die Vervollkommnung besteht in der Hervorbringung der mächtigsten Individuen, zu deren Werkzeug die größte Menge gemacht wird (und zwar als intelligentestes und beweglichstes Werkzeug)

Die Künstler als die kleinen Gestaltenden. Die Pedanterie der „Erzieher“ dagegen

Die Strafe: Aufrecht-Erhaltung eines höheren Typus.

Die Isolation.

Falsche Lehren aus der Geschichte. Weil etwas Hohes mißrieth oder mißbraucht wurde (wie die Aristokratie) ist es nicht widerlegt!

[«]

2[77]

Der Anschein des Leeren und Vollen, des Festen und Lockeren, des Ruhenden und Bewegten und des Gleichen und Ungleichen.

(der absolute Raum der älteste Anschein ist zur Metaphysik gemacht.
(die Substanz)

—: es sind die menschlich-thierischen Sicherheits-Werthmaaße darin.

Unsere Begriffe sind von unserer Bedürftigkeit inspirirt.

Die Aufstellung der Gegensätze entspricht der Trägheit (eine Unterscheidung, die zur Nahrung, Sicherheit usw. genügt, gilt als „wahr“)

— simplex veritas! — Gedanke der Trägheit.

Unsere Werthe sind in die Dinge hineininterpretirt.

Giebt es denn einen Sinn im An-sich??

Ist nicht nothwendig Sinn aber Beziehungs-sinn und Perspektive?

Aller Sinn ist Wille zur Macht (alle Beziehungs-Sinne lassen sich in ihn auflösen).

Ein Ding = seine Eigenschaften = diese aber gleich allem, was uns an diesem Dinge angeht: eine Einheit, unter der wir die für uns in Betracht kommenden Relationen zusammenfassen. Im Grunde die an uns wahrgenommenen Veränderungen (— ausgelassen die, welche wir nicht wahrnehmen z.B. seine Elektrizität). In summa: Objekt ist die Summe der erfahrenen Hemmungen, die uns bewußt geworden sind. Eine Eigenschaft drückt also immer etwas von „nützlich“ oder „schädlich“ für uns aus. Die Farben z.B. — jede entspricht einem Lust- oder Unlustgrade und jeder Lust- und Unlustgrad ist das Resultat von Schätzungen über „nützlich“ und „unnützlich“. — Ekel.

[«]

2[78]

Themata.

Ausdeutung, nicht Erklärung.

Reduktion der logischen Werthurtheile auf moralische und politische (Werth der Sicherheit, der Ruhe, der Faulheit („kleinste Kraft“) usw.

Das Problem des Künstlers, seine Moralität (Lüge, Schamlosigkeit, Erfindungsgabe für das ihm Fehlende).

Die Verleumdung der unmoralischen Triebe: in Consequenz betrachtet eine Verneinung des Lebens.

Das Unbedingte und woher die idealen Züge stammen, die man ihm beimißt.

Die Strafe als Züchtungsmittel.

Gravitation mehrfach ausdeutbar: wie alles angeblich „Faktische“.

Das Prädikat drückt eine Wirkung aus, die auf uns hervorgebracht ist (oder werden könnte) nicht das Wirken an sich; die Summe der Prädikate wird in Ein Wort zusammengefaßt. Irrthum, daß das Subjekt causa sei. — Mythologie des Subjekt-Begriffs. (der „Blitz“ leuchtet — Verdoppelung — die Wirkung verdinglicht.

Mythologie des Causalitäts-Begriffs. Trennung von „Wirken“ und „Wirkendem“ grundfalsch. Der Schein des Unverändert-Bleibenden, nach wie vor — —

Unsere europäische Cultur — worauf sie drängt, im Gegensatz zur buddhistischen Lösung in Asien?

Religion, wesentlich Lehre der Rangordnung, sogar Versuch einer kosmischen Rang- und Machtordnung.

Schwäche
Lüge, Verstellung
Dummheit
Herrschsucht } in wiefern idealisirend?
Neugierde
Habsucht
Grausamkeit

[«]

2[79]

Meine Schriften sind sehr gut vertheidigt: wer zu ihnen greift und sich dabei vergreift als Einer, der kein Recht auf solche Bücher hat — der macht sich sofort lächerlich —, ein kleiner Anfall von Wuth treibt ihn, sein Innerstes und Lächerlichstes auszuschütten: und wer wüßte nicht, was da immer herauskommt! Litteratur-Weiberchen, wie sie zu sein pflegen, mit krankhaften Geschlechtsorganen und mit Tintenklexen auf den Fingern —

Die Unfähigkeit, das Neue und Originale zu sehen: die plumpen Finger, die eine Nuance nicht zu fassen wissen, der steife Ernst, der über ein Wort stolpert und zu Falle kommt: die Kurzsichtigkeit, welche vor dem ungeheuren Reiche ferner Landschaften bis zur Blindheit sich steigert

Habe ich mich je über mein Schicksal beklagt, zu wenig gelesen, so schlecht verstanden zu sein? Aber für wie Viele darf denn überhaupt etwas

Außerordentliches geschaffen werden! — Meint ihr denn, daß Gott die Welt um der Menschen willen geschaffen hat?

[«]

2[80]

Zur Einleitung.

Die düstere Einsamkeit und Oede der campagna Romana, die Geduld im Ungewissen

Jedes Buch als eine Eroberung, Griff — tempo lento — — bis zum Ende dramatisch geschürzt, zuletzt Katastrophe und plötzliche Erlösung.

[«]

2[81]

(15)

Es ist nur eine Sache der Kraft: alle krankhaften Züge des Jahrhunderts haben, aber ausgleichen in einer überreichen plastischen wiederherstellenden Kraft. Der starke Mensch: Schilderung

[«]

2[82]

Jenseits von Gut und Böse.
Zweiter und letzter Theil

Vorrede.

Auslegung, nicht Erklärung. Es giebt keinen Thatbestand, alles ist flüssig, unfaßbar, zurückweichend; das Dauerhafteste sind noch unsere Meinungen. Sinn-Hineinlegen — in den meisten Fällen eine neue Auslegung über eine alte unverständlich gewordene Auslegung, die jetzt selbst nur Zeichen ist.

Zur Physiologie der Macht. Eine Betrachtung, bei der der Mensch seine stärksten Triebe und seine Ideale (und sein gutes Gewissen) als identisch fühlt.

Wir Gottlosen.

Was sind Künstler?

Recht und Gesetzgebung.

Zur Geschichte der modernen Verdüsterung.

Die Schauspielerei.

Von den Guten und Gerechten.

Rang und Rangordnung.

An den Mistral. Ein Tanzlied.

Jenseits von Gut und Böse als Auf-hellung für Einige als tiefste Verdüsterung für Viele.

Zur Geschichte der modernen Verdüsterung.

Psychologie des Künstlers.

Von der Schauspielerei.

Das Problem des Gesetzgebers.

Die Gefahr in der Musik.

Auslegung, nicht Erkenntniß.

Die Guten und Gerechten.

Von großer und kleiner Politik.

Wir Gottlosen.

An den Mistral. Tanzlied.

In 30 Seiten.
2 Bogen.

(Vorrede: das Gemeinsame meiner Schriften)

Auslegung, nicht Erklärung.

Zur Physiologie der Macht.

Von der Schauspielerei

Zur Geschichte der modernen Verdüsterung

Wir Gottlosen.

Die Guten und Gerechten.

Von der Rangordnung.

Recht und Gesetzgebung.

Künstler

[«]

2[83]

(7)

Der Mensch glaubt sich als Ursache, als Thäter —

alles, was geschieht, verhält sich prädikativ zu irgend welchem Subjekte

In jedem Urtheile steckt der ganze volle tiefe Glauben an Subjekt und Prädikat oder an Ursache und Wirkung; und dieser letztere Glaube (nämlich als die Behauptung daß jede Wirkung Thätigkeit sei und daß jede Thätigkeit einen Thäter voraussetze) ist sogar nur ein Einzelfall des ersteren, so daß der Glaube als Grundglaube übrig bleibt: es giebt Subjekte

Ich bemerke etwas und suche nach einem Grund dafür: das heißt ursprünglich: ich suche nach einer Absicht darin und vor allem nach einem der Absichten hat, nach einem Subjekt, einem Thäter: — ehemals sah man in allem Geschehen Absichten, alles Geschehen war Thun. Dies ist unsere älteste Gewohnheit. Hat das Thier sie auch? Ist es, als Lebendiges, nicht auch auf die Interpretation nach sich angewiesen? — Die Frage „warum?“ ist immer die Frage nach der causa finalis, nach einem „Wozu?“ Von einem „Sinn der causa efficiens“ haben wir nichts: hier hat Hume Recht, die Gewohnheit (aber nicht nur die des Individuums!) läßt uns erwarten, daß ein gewisser oft beobachteter Vorgang auf den andern folgt: weiter nichts! Was uns die außerordentliche Festigkeit des Glaubens an Causalität giebt, ist nicht die große Gewohnheit des Hintereinander von Vorgängen, sondern unsere Unfähigkeit, ein Geschehen anders interpretiren zu können als ein Geschehen aus Absichten. Es ist der Glaube an das Lebendige und Denkende als das einzig Wirkende — an den Willen, die Absicht — daß alles Geschehn ein Thun sei, daß alles Thun einen Thäter voraussetze, es ist der Glaube an das „Subjekt“. Sollte dieser Glaube an den Subjekt- und Prädikat-Begriff nicht eine große D<ummheit> sein?

Frage: ist die Absicht Ursache eines Geschehens? Oder ist auch das Illusion? Ist sie nicht das Geschehen selbst?

„Anziehen“ und „Abstoßen“ im rein mechanischen Sinne ist eine vollständige Fiktion: ein Wort. Wir können uns ohne eine Absicht ein Anziehen nicht denken: dh. ohne eine Absicht. — Den Willen sich einer Sache zu bemächtigen oder gegen ihre Macht uns zu wehren und sie zurückzustoßen — das „verstehen wir“: das wäre eine Interpretation, die wir brauchen könnten.

Kurz: die psychologische Nöthigung an einem Glauben an Causalität liegt in der **Un**vorstellbarkeit eines Geschehens ohne Absichten: womit natürlich über Wahrheit oder Unwahrheit (Berechtigung eines solchen Glaubens) nichts gesagt ist. Der Glaube an causae fällt mit dem Glauben an τέλη (gegen Spinoza und dessen Causalismus).

[«]

2[84]

(30)

Das Urtheilen ist unser ältester Glaube, unser gewohntestes für-Wahr- oder für-Unwahrhalten

Im Urtheile liegt unser ältester Glaube vor, in allem Urtheilen giebt es ein Fürwahrhalten oder für Unwahrhalten, ein Behaupten oder Leugnen, eine Gewißheit, daß etwas so und nicht anders ist, ein Glaube, hier wirklich „erkannt“ zu haben — was wird in allem Urtheilen als wahr geglaubt?

Was sind Prädikate? — Wir haben Veränderungen an uns nicht als solche genommen, sondern als ein „an sich“, das uns fremd ist, das wir nur „wahrnehmen“: und wir haben sie nicht als ein Geschehen, sondern als ein Sein gesetzt, als „Eigenschaft“ — und ein Wesen hinzuerfunden, an dem sie haften. **d.h.** wir haben die Wirkung als Wirkendes angesetzt und das Wirkende als Seiendes. Aber auch noch in dieser Formulirung ist der Begriff „Wirkung“ willkürlich: denn von jenen Veränderungen, die an uns vorgehen und von denen wir bestimmt glauben, nicht selbst die Ursachen zu sein, schließen wir nur, daß sie Wirkungen sein müssen: nach dem Schluß: „zu jeder Veränderung gehört ein Urheber;“ — Aber dieser Schluß ist schon Mythologie: er trennt das Wirkende und das Wirken. Wenn ich sage „der Blitz leuchtet“, so habe ich das Leuchten einmal als Thätigkeit und das andere Mal als Subjekt gesetzt: also zum Geschehen ein Sein supponirt, welches mit dem Geschehen nicht eins ist, vielmehr bleibt, ist, und nicht „wird“. — Das Geschehen als Wirken anzusetzen: und die Wirkung als Sein: dies ist der doppelte Irrthum, oder Interpretation, deren wir uns schuldig machen. Also z.B. „der Blitz leuchtet“

—: „leuchten“ ist ein Zustand an uns: aber wir nehmen ihn nicht als Wirkung auf uns, und sagen: „etwas Leuchtendes“ als ein „An sich“ und suchen dazu einen Urheber, den „Blitz“.

[«]

2[85]

(32)

Die Eigenschaften eines Dings sind Wirkungen auf andere „Dinge“: denkt man andere „Dinge“ weg, so hat ein Ding keine Eigenschaften d.h. es giebt kein Ding ohne andere Dinge d.h. es giebt kein „Ding an sich“.

[«]

2[86]

(30)

Was kann allein Erkenntniß sein? — „Auslegung“, nicht „Erklärung“.

[«]

2[87]

(32)

Alle Einheit ist nur als Organisation und Zusammenspiel Einheit: nicht anders als wie ein menschliches Gemeinwesen eine Einheit ist: also Gegensatz der atomistischen Anarchie; somit ein Herrschafts-Gebilde, das Eins bedeutet, aber nicht eins ist.

Man müßte wissen, was Sein ist, um zu entscheiden, ob dies und jenes real ist (z.B. „die Thatsachen des Bewußtseins“); ebenso was Gewißheit ist, was Erkenntniß ist und dergleichen. — Da wir das aber nicht wissen, so ist eine Kritik des Erkenntnißvermögens unsinnig: wie sollte das Werkzeug sich selber kritisiren können, wenn es eben nur sich zur Kritik gebrauchen kann? Es kann nicht einmal sich selbst definiren!

Wenn alle Einheit nur als Organisation Einheit ist? aber das „Ding“ an das wir glauben, ist nur als Ferment zu verschiedenen Prädikaten hinzuerfunden. Wenn das Ding „wirkt“, so heißt das: wir fassen alle übrigen Eigenschaften, die sonst noch hier vorhanden sind und momentan latent sind, als Ursache, daß jetzt eine einzelne Eigenschaft hervortritt: d.h. wir nehmen die Summe seiner Eigenschaften — x als **Ursache** der Eigenschaft x: was doch ganz dumm und verrückt ist!

„Das Subjekt“ oder das „Ding“

[«]

2[88]

(33)

Eine Kraft, die wir uns nicht vorstellen können (wie die sogenannte rein mechanische Anziehungs- und Abstoßungskraft) ist ein leeres Wort und darf kein Bürgerrecht in der Wissenschaft haben: welche uns die Welt vorstellbar machen will, nichts weiter!

Alles Geschehen aus Absichten ist reduzirbar auf die Absicht der Mehrung von Macht.

[«]

2[89]

Illusion, daß etwas erkannt sei, wo wir eine mathematische Formel für das Geschehen haben: es ist nur bezeichnet, beschrieben: nichts mehr!

[«]

2[90]

(31)

Gleichheit und Ähnlichkeit. 1) das gröbere Organ sieht viele scheinbare Gleichheit

2) der Geist will Gleichheit d.h. einen
Sinneneindruck subsumiren unter eine vorhandene Reihe: ebenso wie er Unorganisches sich assimilirt.

Zum Verständniß der Logik::: der Wille zur
Gleichheit ist der Wille zur Macht.
— der Glaube, daß etwas so und so sei, das Wesen des Urtheils, ist die Folge eines Willens, es soll so viel als möglich gleich sein.

[«]

2[91]

(30)

Wenn unser „Ich“ uns das einzige Sein ist, nach dem wir Alles sein machen oder verstehen: sehr gut! dann ist der Zweifel sehr am Platze ob hier nicht eine perspektivische Illusion vorliegt — die scheinbare Einheit, in der wie in einer Horizontlinie alles sich zusammenschließt. Am Leitfaden des Leibes zeigt sich eine ungeheure Vielfachheit; es ist methodisch erlaubt, das besser studirbare reichere Phänomen zum Leitfaden für das Verständniß des ärmeren zu benutzen. Endlich: gesetzt alles ist Werden, so ist Erkenntniß nur möglich auf Grund des Glaubens an Sein.

[«]

2[92]

Die Sinneswahrnehmungen nach „außen“ projicirt: „innen“ und „außen“ — da kommandirt der Leib —?

— dieselbe gleichmachende und ordnende Kraft, welche im Idioplasma waltet, waltet auch beim Einverleiben der Außenwelt: unsere Sinneswahrnehmungen sind bereits das Resultat dieser Anähnlichung und Gleichsetzung in Bezug auf alle Vergangenheit in uns; sie folgen nicht sofort auf den „Eindruck“ —

[«]

2[93]

(34)

Inwiefern die Dialektik und der Glaube an die Vernunft noch auf moralischen Vorurtheilen ruht. Bei Plato sind wir als einstmalige Bewohner einer intelligibelen Welt des Guten noch im Besitz eines Vermächtnisses jener Zeit: die göttliche Dialektik, als aus dem Guten stammend, führt zu allem Guten. (— also gleichsam „zurück“ —) Auch Descartes hatte einen Begriff davon, daß in einer christlich-moralischen Grunddenkweise, welche an einen guten Gott als Schöpfer der Dinge glaubt, die Wahrhaftigkeit Gottes erst uns unsre Sinnesurtheile verbürgt. Abseits von einer religiösen Sanktion und Verbürgung unsrer Sinne und Vernünftigkeit — woher sollten wir ein Recht auf Vertrauen gegen das Dasein haben! Daß das Denken gar ein Maaß des Wirklichen sei, — daß was nicht gedacht werden kann, nicht ist, — ist ein plumpes non plus ultra einer moralistischen Vertrauens-seligkeit (auf ein essentielles Wahrheits-Princip im Grund der Dinge), an sich eine tolle Behauptung, der unsre Erfahrung in jedem Augenblick widerspricht. Wir können gerade gar nichts denken, in wiefern es ist...

[«]

2[94]

Wir können schlecht genug die Entstehung eines Qualität’s Urtheils beobachten
Reduktion der Qualitäten auf Werthurtheile.

[«]

2[95]

Unsere Wahrnehmungen, wie wir sie verstehen: d.i. die Summe aller der Wahrnehmungen, deren Bewußtwerden uns und dem ganzen organischen Prozesse vor uns nützlich und wesentlich war: also nicht alle Wahrnehmungen überhaupt (z.B. nicht die elektrischen) Das heißt: wir haben Sinne nur für eine Auswahl von Wahrnehmungen — solcher, an denen uns gelegen sein muß, um uns zu erhalten. Bewußtsein ist so weit da, als Bewußtsein nützlich ist. Es ist kein Zweifel, daß alle Sinneswahrnehmungen gänzlich durchsetzt sind mit Werthurtheilen (nützlich schädlich — folglich angenehm oder unangenehm) Die einzelne Farbe drückt zugleich einen Werth für uns aus (obwohl wir es uns selten oder erst nach langem ausschließlichem Einwirken derselben Farbe (z.B. Gefangene im Gefängniß oder Irre) eingestehn) Deshalb reagiren Insekten auf verschiedene Farben anders: einige lieben sie z.B. Ameisen.

[«]

2[96]

Ironie gegen die, welche das Christenthum durch die modernen Naturwissenschaften überwunden glauben. Die christlichen Werthurtheile sind damit absolut nicht überwunden. „Christus am Kreuze“ ist das erhabenste Symbol — immer noch. —

[«]

2[97]

Gesundheit und Krankhaftigkeit: man sei vorsichtig! Der Maaßstab bleibt die Efflorescenz des Leibes, die Sprungkraft, Muth und Lustigkeit des Geistes — aber, natürlich auch, wie viel von Krankhaftem er auf sich nehmen u<nd> überwinden kann — gesund machen kann. Das, woran die zarteren Menschen zu Grunde gehen würden, gehört zu den Stimulanz-Mitteln der großen Gesundheit.

[«]

2[98]

(35)

Armut, Demuth und Keuschheit — gefährliche und verleumderische Ideale, aber, wie Gifte, in gewissen Krankheitsfällen, nützliche Heilmittel z.B. in der römischen Kaiserzeit.

Alle Ideale sind gefährlich, weil sie das Thatsächliche erniedrigen und brandmarken, alle sind Gifte, aber als zeitweilige Heilmittel unentbehrlich

[«]

2[99]

Wie hat sich der gesammte organische Prozeß verhalten gegen die übrige Natur? — Da enthüllt sich sein Grundwille.

[«]

2[100]

Der Wille zur Macht.
Versuch
einer Umwerthung aller Werthe.
In vier Büchern.

Erstes Buch: die Gefahr der Gefahren (Darstellung des Nihilismus) (als der nothwendigen Consequenz der bisherigen Werthschätzungen)

Zweites Buch: Kritik der Werthe (der Logik usw.

Drittes Buch: das Problem des Gesetzgebers (darin die Geschichte der Einsamkeit) Wie müssen Menschen beschaffen sein, die umgekehrt werthschätzen? — Menschen, die alle Eigenschaften der modernen Seele haben, aber stark genug sind, sie in lauter Gesundheit umzuwandeln.

Viertes Buch: der Hammer
ihr Mittel zu ihrer Aufgabe. —

Sils-Maria, Sommer 1886

Ungeheure Gewalten sind entfesselt: aber sich widersprechend
die entfesselten Kräfte sich gegenseitig vernichtend
die entfesselten Kräfte neu zu binden, daß sie sich nicht gegenseitig vernichten und
Augen aufmachen für die wirkliche Vermehrung an Kraft!

Überall die Disharmonie aufzuzeigen, zwischen dem Ideal und seinen einzelnen Bedingungen (z.B. Redlichkeit bei Christen, welche fortwährend zur Lüge gezwungen sind)

Zu Buch 2.

Im demokratischen Gemeinwesen, wo Jedermann Spezialist ist, fehlt das Wozu? Für Wen? der Stand, in dem alle die tausendfältige Verkümmerung aller Einzelnen (zu Funktionen) Sinn bekommt.

Die Entwicklung der Sinnlichkeit
der Grausamkeit
der Rache
der Narrheit
der Habsucht
der Herrschsucht
usw.
} zur Summe der Cultur

Über
Die Gefahr in allen bisherigen Idealen
Kritik der indischen und chinesischen Denkweise, ebenso der christlichen (als Vorbereitungen zu einer nihilistischen —)
Die Gefahr der Gefahren: Alles hat keinen Sinn.

(2)

Der Hammer: eine Lehre, welche durch Entfesselung des todsüchtigsten Pessimismus eine Auslese der Lebensfähigsten bewirkt

[«]

2[101]

Der Rückschluß vom Werk auf den Schöpfer: die furchtbare Frage, ob die Fülle oder die Entbehrung, der Wahnsinn des Entbehrens zum Schaffen drängt: der plötzliche Blick dafür, daß jedes romantische Ideal eine Selbstflucht, eine Selbst-Verachtung und Selbst-Verurtheilung dessen ist, der es erfindet.

Es ist zuletzt eine Sache der Kraft: diese ganze romantische Kunst könnte von einem Überreichen und willensmächtigen Künstler ganz ins Antiromantische — oder um meine Formel zu brauchen — ins Dionysische umgebogen werden, ebenso wie jede Art Pessimismus und Nihilismus in der Hand des Stärksten nur ein Hammer und Werkzeug mehr wird, mit dem man sich ein neues Paar Flügel zulegt.

Ich erkannte mit Einem Blick, daß Wagner zwar sein Ziel erreicht, aber nur so wie Napoleon sein Moskau erreicht hatte — an jeder Etappe war so viel verloren, unersetzbar verloren, daß gerade am Ende des ganzen Aufmarsches und scheinbar im Augenblick des Siegs das Schicksal schon entschieden war. Verhängnißvoll die Verse Brünhildes — so kam Napoleon nach Moskau (R. Wagner nach Bayreuth —)

Sich mit keinen krankhaften und von vornherein besiegten Mächten verbünden —

Hätte ich mir selber mehr getraut: mir hat die Wagner<sche> Unfähigkeit zu gehn (noch mehr zu tanzen — und ohne Tanz giebt es für mich keine Erholung und Seligkeit) immer Noth gemacht.

Das Verlangen nach vollständigen Passionen ist verrätherisch: wer ihrer fähig ist, verlangt den Zauber des Gegentheils d.h. der Skepsis. Die von Grund aus Gläubigen haben ihre gelegentliche Wohlthat und Erholung in der Scepsis.

Wagner von den Entzückungen redend, die er dem christlichen Abendmahle abzugewinnen wisse: dies entschied bei mir, er galt mir als besiegt. — Es kam hinzu, daß ein Mißtrauen bei mir erwachte, ob er nicht für nützlich hielte zum Zweck seiner neuen Einbürgerung in Deutschland etwas den Christen und Neubekehrten zu spielen: dies Mißtrauen schadete ihm noch mehr bei mir als der Verdruß, auf einen alt werdenden Romantiker Hoffnungen gesetzt zu haben, dessen Kniee schon müde genug zum Niederfallen vor dem Kreuze waren.

[«]

2[102]

Der Glaube an den Leib ist fundamentaler als der Glaube an die Seele: letzterer ist entstanden aus den Aporien der unwissenschaftlichen Betrachtung des Leibes (etwas, das ihn verläßt. Glaube an die Wahrheit des Traumes —)

[«]

2[103]

Mißtrauen gegen die Selbstbeobachtung. Daß ein Gedanke Ursache eines Gedankens ist, ist nicht festzustellen. Auf dem Tisch unseres Bewußtseins erscheint ein Hintereinander von Gedanken, wie als ob ein Gedanke die Ursache des Folgenden sei. Thatsächlich sehen wir den Kampf nicht, der sich unter dem Tische abspielt. — —

[«]

2[104]

Bei Plato als bei einem Menschen der überreizbaren Sinnlichkeit und Schwärmerei ist der Zauber des Begriffs so groß gewesen, daß er unwillkürlich den Begriff als eine Idealform verehrte und vergötterte. Dialektik-Trunkenheit, als das Bewußtsein, mit ihr eine Herrschaft über sich auszuüben — — als Werkzeug des Machtwillens.

[«]

2[105]

Druck und Stoß etwas unsäglich Spätes, Abgeleitetes, Unursprüngliches. Es setzt ja schon Etwas voraus, das zusammenhält und drücken und stoßen kann! Aber woher hielte es zusammen?

[«]

2[106]

Die Bedeutung der deutschen Philosophie (Hegel): einen Pantheismus auszudenken, bei dem das Böse, der Irrthum und das Leid nicht als Argumente gegen Göttlichkeit empfunden werden. Diese grandiose Initiative ist mißbraucht worden von den vorhandenen Mächten (Staat usw.), als sei damit die Vernünftigkeit des gerade Herrschenden sanktionirt.

Schopenhauer erscheint dagegen als hartnäckiger Moral-Mensch, welcher endlich, um mit seiner moral<ischen> Schätzung Recht zu behalten, zum Welt-Verneiner wird. Endlich zum „Mystiker“.

Ich selbst habe eine ästhetische Rechtfertigung versucht: wie ist die Häßlichkeit der Welt möglich? — Ich nahm den Willen zur Schönheit, zum Verharren in gleichen Formen, als ein zeitweiliges Erhaltungs- und Heilmittel: fundamental aber schien mir das Ewig-Schaffende als das ewig-Zerstören-Müssende gebunden an den Schmerz. Das Häßliche ist die Betrachtungsform der Dinge, unter dem Willen, einen Sinn, einen neuen Sinn in das sinnlos Gewordene zu legen: die angehäufte Kraft, welche den Schaffenden zwingt, das Bisherige als unhaltbar, mißrathen, verneinungswürdig, als häßlich zu fühlen? —

Die Täuschung Apollos: die Ewigkeit der schönen Form; die aristokratische Gesetzgebung „so soll es immer sein!“

Dionysos: Sinnlichkeit und Grausamkeit. Die Vergänglichkeit könnte ausgelegt werden als Genuß der zeugenden und zerstörenden Kraft, als beständige Schöpfung.

[«]

2[107]

NB. Die Religionen gehn an dem Glauben der Moral zu Grunde: der christlich-moralische Gott ist nicht haltbar: folglich „Atheismus“ — wie als ob es keine andere Art Götter geben könne.

Insgleichen geht die Cultur am Glauben an die Moral zu Grunde: denn wenn die nothwendigen Bedingungen entdeckt sind, aus denen allein sie wächst, so will man sie nicht mehr: Buddhismus.

[«]

2[108]

Daß der Werth der Welt in unserer Interpretation liegt (— daß vielleicht irgendwo noch andere Interpretationen möglich sind als bloß menschliche —) daß die bisherigen Interpretationen perspektivische Schätzungen sind, vermöge deren wir uns im Leben, das heißt im Willen zur Macht, zum Wachsthum der Macht erhalten, daß jede Erhöhung der Menschen die Überwindung engerer Interpretationen mit sich bringt, daß jede erreichte Verstärkung und Machterweiterung neue Perspektiven aufthut und an neue Horizonte glauben heißt — dies geht durch meine Schriften. Die Welt, die uns etwas angeht, ist falsch d.h. ist kein Thatbestand, sondern eine Ausdichtung und Rundung über einer mageren Summe von Beobachtungen; sie ist „im Flusse“, als etwas Werdendes, als eine sich immer neu verschiebende Falschheit, die sich niemals der Wahrheit nähert: denn — es giebt keine „Wahrheit“.

[«]

2[109]

Die „Sinnlosigkeit des Geschehens“: der Glaube daran ist die Folge einer Einsicht in die Falschheit der bisherigen Interpretationen, eine Verallgemeinerung der Muthlosigkeit und Schwäche — kein nothwendiger Glaube.

Unbescheidenheit des Menschen: wo er den Sinn nicht sieht, ihn zu leugnen!

[«]

2[110]

Zur „Geburt der Tragödie“.

Das „Sein“ als die Erdichtung des am Werden Leidenden.

Ein Buch aus lauter Erlebnissen über ästhetische Lust- und Unlustzustände aufgebaut, mit einer Artisten-Metaphysik im Hintergrunde. Zugleich ein Romantiker-Bekenntniß, endlich ein Jugend-Werk voller Jugend-Muth und Melancholie. Der Leidendste verlangt am tiefsten nach Schönheit — er erzeugt sie.

Psychologische Grunderfahrungen: mit dem Namen „apollinisch— wird bezeichnet das entzückte Verharren vor einer erdichteten und erträumten Welt, vor der Welt des schönen Scheins als einer Erlösung vom Werden: auf den Namen des Dionysos ist getauft, andererseits, das Werden aktiv gefaßt, subjektiv nachgefühlt, aus wüthender Wollust des Schaffenden, der zugleich den Ingrimm des Zerstörenden kennt. Antagonismus dieser beiden Erfahrungen und der ihnen zu Grunde liegenden Begierden: die erstere will die Erscheinung ewig, vor ihr wird der Mensch stille, wunschlos, meeresglatt, geheilt, einverstanden mit sich und allem Dasein: die zweite Begierde drängt zum Werden, zur Wollust des Werdenmachens d.h. des Schaffens und Vernichtens. Das Werden, von innen her empfunden und ausgelegt, wäre das fortwährende Schaffen eines Unbefriedigten, Überreichen, Unendlich-Gespannten und Gedrängten, eines Gottes, der die Qual des Seins nur durch beständiges Verwandeln und Wechseln überwindet: — der Schein als seine zeitweilige, in jedem Augenblick erreichte Erlösung; die Welt als die Abfolge göttlicher Visionen und Erlösungen im Scheine. — Diese Artisten-Metaphysik stellt sich der einseitigen Betrachtung Schopenhauer's entgegen, welcher die Kunst nicht vom Künstler aus, sondern vom Empfangenden aus allein zu würdigen versteht: weil sie Befreiung und Erlösung im Genuß des Nicht-Wirklichen mit sich bringt, im Gegensatz zur Wirklichkeit (die Erfahrung eines an sich und seiner Wirklichkeit Leidenden und Verzweifelnden) — Erlösung in der Form und ihrer Ewigkeit (wie auch Plato es erlebt haben mag: nur daß dieser auch im Begriff schon den Sieg über seine allzu reizbare und leidende Sensibilität genoß) Dem wird die zweite Thatsache, die Kunst vom Erlebniß des Künstlers aus, entgegengestellt, vor Allem des Musikers: die Tortur des Schaffenmüssens, als dionysischer Trieb.

Die tragische Kunst, an beiden Erfahrungen reich, wird als Versöhnung des Apoll und Dionysos bezeichnet: der Erscheinung wird die tiefste Bedeutsamkeit geschenkt, durch Dionysos: und diese Erscheinung wird doch verneint und mit Lust verneint. Dies ist gegen Schopenhauer's Lehre von der Resignation als tragische Weltbetrachtung gekehrt.

Gegen Wagner's Theorie, daß die Musik Mittel ist, und das Drama Zweck.

Ein Verlangen nach dem tragischen Mythus (nach „Religion“ und zwar pessimistischer Religion) (als einer abschließenden Glocke worin Wachsendes gedeiht)

Mißtrauen gegen die Wissenschaft: obwohl ihr augenblicklich lindernder Optimismus stark empfunden ist. „Heiterkeit des theoretischen Menschen.

Tiefer Widerwille gegen das Christenthum: warum? Die Entartung des deutschen Wesens wird ihm zugeschoben.

Nur aesthetisch giebt es eine Rechtfertigung der Welt. Gründlicher Verdacht gegen die Moral (sie gehört mit in die Erscheinungswelt).

Das Glück am Dasein ist nur möglich als Glück am Schein

Das Glück am Werden ist nur möglich in der Vernichtung des Wirklichen des „Daseins“, des schönen Anscheins, in der pessimistischen Zerstörung der Illusion.

in der Vernichtung auch des schönsten Scheins kommt das dionysische Glück auf seinen Gipfel.

[«]

2[111]

Das Problem vom Sinn der Kunst: wozu Kunst?

Wie verhielten sich die lebenskräftigsten und wohlgerathensten Menschen die Griechen zur Kunst?

Thatsache: die Tragödie gehört ihrer reichsten Zeit von Kraft an — warum?

Zweite Thatsache: das Bedürfniß nach Schönheit; ebenso nach Logisirung der Welt gehört in ihre décadence

Deutung beider Thatsachen: — — —

Fehlerhafte Nutzanwendung auf die Gegenwart: ich deutete den Pessimismus als Folge der höheren Kraft und Lebensfülle, welche sich den Luxus des Tragischen erlauben kann. Insgleichen deutete ich die deutsche Musik als Ausdruck einer dionysischen Überfülle und Ursprünglichkeit d.h.

1) ich überschätzte das deutsche Wesen
2) ich verstand die Quellen der modernen Verdüsterung nicht
3) mir fehlte das kulturhistorische Verständniß für den Ursprung der modernen Musik und ihre essentielle Romantik.

Abgesehen von dieser fehlerhaften Nutzanwendung bleibt das Problem bestehn: wie würde eine Musik sein, welche nicht romantischen Ursprungs wäre — sondern eines dionysischen?

[«]

2[112]

ein Romantiker ist ein Künstler, den das große Mißvergnügen an sich schöpferisch macht — der von sich und seiner Mitwelt wegblickt, zurückblickt

[«]

2[113]

Ich fieng an mit einer metaphysischen Hypothese über den Sinn der Musik: aber zu Grunde lag eine psychologische Erfahrung, welcher ich noch keine genügende historische Erklärung unterzuschieben wußte. Die Übertragung der Musik ins Metaphysische war ein Akt der Verehrung und Dankbarkeit; im Grunde haben es alle religiösen Menschen bisher so mit ihrem Erlebniß gemacht. — Nun kam die Kehrseite: die unleugbar schädliche und zerstörerische Wirkung eben dieser verehrten Musik auf mich — und damit auch das Ende ihrer religiösen Verehrung. Damit giengen mir auch die Augen auf für das moderne Bedürfniß nach Musik (welches gleichzeitig in der Geschichte erscheint mit dem zunehmenden Bedürfniß nach Narcoticis) Gar das „Kunstwerk der Zukunft“ erschien mir als Raffinement des Aufregungs- und Betäubungs-Bedürfnisses, wobei alle Sinne zugleich ihre Rechnung finden wollen, eingerechnet der idealistische, religiöse, hypermoralische Widersinn — als eine Gesammt-Excitation der ganzen nervösen Maschinerie. Das Wesen der Romantik gieng mir auf: der Mangel einer fruchtbaren Art von Menschen ist da zeugend geworden. Zugleich die Schauspielerei der Mittel, die Unächtheit und Entlehntheit aller einzelnen Elemente, der Mangel an Probität der künstlerischen Bildung, die abgründliche Falschheit dieser modernsten Kunst: welche wesentlich Theaterkunst sein muß. Die psychologische Unmöglichkeit dieser angeblichen Helden- und Götterseelen, welche zugleich nervös, brutal und raffinirt sind gleich den Modernsten unter den Pariser Malern und Lyrikern. — Genug, ich stellte sie mit hinein in die moderne „Barbarei“. — Damit ist über das Dionysische nichts gesagt. In der Zeit der größten Fülle und Gesundheit erscheint die Tragödie, aber auch in der Zeit der Nervenerschöpfung und -Überreizung. Entgegengesetzte Deutung. — Bei Wagner ist bezeichnend, wie er schon dem Ring des Nibelungen einen nihilistischen (ruhe- und endesüchtigen) Schluß gab.

[«]

2[114]

Das Kunstwerk, wo es ohne Künstler erscheint z.B. als Leib, als Organisation (preußisches Offiziercorps, Jesuitenorden). In wiefern der Künstler nur eine Vorstufe ist. Was bedeutet das „Subjekt“ —?

Die Welt als ein sich selbst gebärendes Kunstwerk — —

Ist die Kunst eine Folge des Ungenügens am Wirklichen? Oder ein Ausdruck der Dankbarkeit über genossenes Glück? Im ersten Falle Romantik, im zweiten Glorien-schein und Dithyrambus (kurz Apotheosen-Kunst): auch Raffael gehört hierhin, nur daß er jene Falschheit hatte, den Anschein der christlichen Weltauslegung zu vergöttern. Er war dankbar für das Dasein, wo es nicht spezifisch-christlich sich zeigte.

Mit der moral<ischen> Interpretation ist die Welt unerträglich. Das Christenthum war der Versuch, damit die Welt zu „überwinden“: das heißt zu verneinen. — In praxi lief ein solches Attentat des Wahnsinns — einer wahnsinnigen Selbstüberhebung des Menschen angesichts der Welt — <auf> Verdüsterung, Verkleinlichung, Verarmung des Menschen hinaus: die mittelmäßigste und unschädlichste Art, die heerdenhafte Art Mensch, fand allein dabei ihre Rechnung, ihre Förderung, wenn man will…

Homer als Apotheosen-Künstler; auch Rubens. Die Musik hat noch keinen gehabt.

Die Idealisirung des großen Frevlers (der Sinn für seine Größe) ist griechisch; das Herunterwürdigen, Verleumden, Verächtlichmachen des Sünders ist jüdisch u<nd> christlich.

[«]

2[115]

„Gott ist todt“. Gefahr in der Gottesverehrung nach jüdisch-christlichem Schema.

[«]

2[116]

Jene Selbst-Erkenntniß, welche Bescheidenheit ist — denn wir sind nicht unser eigen Werk — aber ebensosehr auch Dankbarkeit ist — denn wir sind „gut gerathen“ —

[«]

2[117]

Psychologie des wissenschaftlichen Bedürfnisses.

Die Kunst aus Dankbarkeit oder aus Ungenügen.

Die moralische Welt-ausdeutung endet in Weltverneinung (Kritik des Christenthums).

Antagonismus zwischen „Verbesserung“ und Verstärkung des Typus Mensch.

Unendliche Ausdeutbarkeit der Welt: jede Ausdeutung ein Symptom des Wachsthums oder des Untergehens.

Die bisherigen Versuche, den moralischen Gott zu überwinden (Pantheismus Hegel usw.)

Die Einheit (der Monismus) ein Bedürfniß der inertia; die Mehrheit der Deutung Zeichen der Kraft. Der Welt ihren beunruhigenden und änigmatischen Charakter nicht abstreiten wollen!

[«]

2[118]

I. Der Nihilismus in allen Anzeichen vor der Thür.
1. II. Unvermeidlich, falls man nicht seine Voraussetzungen begreift. Diese sind die Werthschätzungen (nicht die socialen Thatsachen: welche alle erst durch eine bestimmte Ausdeutung bald pessimistisch, bald optimistisch wirken)
2. III. Genesis der Werthschätzungen, als Kritik derselben.
3. IV. Die Umgekehrten. Ihre Psychologie.
4. V. Der Hammer: als die Lehre, welche die Entscheidung herbeiführt.

1. Die Gefahr der Gefahren.
2. Kritik der Moral.

3. Wir Umgekehrten.
4. Der Hammer.

[«]

2[119]

„Wie weit reicht die Kunst ins Innere der Welt? Und giebt es abseits vom ‚Künstler‘ noch künstlerische Gewalten?“ Diese Frage war, wie man weiß, mein Ausgangspunkt: und ich sagte Ja zu der zweiten Frage; und zur ersten „die Welt selbst ist nichts als Kunst.“ Der unbedingte Wille zum Wissen, zur Wahr- und Weisheit erschien mir in einer solchen Welt des Scheins als Freveln an <dem> metaphysischen Grundwillen, als Wider-Natur: und billigerweise wendet sich <die> Spitze der „Weisheit“ gegen den Weisen. Das Wider-natürliche der Weisheit offenbart sich in ihrer Kunstfeindlichkeit: erkennen wollen, wo der Schein eben die Erlösung ist — welche Umkehrung, welcher Instinkt zum Nichts!

[«]

2[120]

Alle Culte stellen ein einmaliges Erlebniß, das Zusammenkommen mit einem Gotte, einen „Heils-Akt“ in irgend einem Sinne, fest; und führen es immer wieder vor. Die Ortslegende als Ursprung eines Dramas: wo die Poesie den Gott spielt.

[«]

2[121]

(38)

Die Schauspielerei

Die Farbenbuntheit des modernen Menschen und ihr Reiz.
Wesentlich Versteck und Überdruß.

Der Litterat.
Der Politiker (im „Nationalen Schwindel“)
Die Schauspielerei in den Künsten
Mangel an Probität der Vorbildung und Schulung (Fromentin)
die Romantiker (Mangel an Philosophie und Wissenschaft und Überfluß an Litteratur)
die Romanschreiber (Walter Scott, aber auch die Nibelungen-Ungeheuer mit der nervösesten Musik)
die Lyriker
Die „Wissenschaftlichkeit“
Virtuosen (Juden)
die volksthümlichen Ideale als überwunden aber noch nicht vor dem Volk.
der Heilige, der Weise, der Prophet

[«]

2[122]

(37)

Zur Geschichte der modernen Verdüsterung.

Die Staats-Nomaden (Beamte usw.): ohne „Heimat“ — Der Niedergang der Familie.
„Der gute Mensch“ als Symptom der Erschöpfung.
Gerechtigkeit als Wille zur Macht (Züchtung)
Geilheit und Neurose.
Schwarze Musik; — die erquickliche Musik wohin?
Der Anarchist.
Menschenverachtung. Ekel.
Tiefste Unterscheidung: ob der Hunger oder der Überfluß schöpferisch wird?
Ersterer erzeugt die Ideale der Romantik
nordische Unnatürlichkeit.
das Bedürfniß nach Alcoholica in der Arbeiter- „Noth“
der philosophische Nihilismus.

[«]

2[123]

Die Christen müssen an die Wahrhaftigkeit Gottes glauben: da bekommen sie leider den Glauben in die Bibel und an deren „Naturwissenschaft“ mit in Kauf; sie dürfen durchaus keine relative Wahrheit (oder deutlicher gesagt,) zugestehen. An dem unbedingten Charakter seiner Moral zerbricht das Christenthum. — Die Wissenschaft hat den Zweifel an der Wahrhaftigkeit des christlichen Gottes geweckt: an diesem Zweifel stirbt das Christenthum (Pascals deus absconditus).

[«]

2[124]

1. Geburt der Tragödie.	Artisten-Metaphysik.
2. Unzeitgemässe Betrachtungen.	Der Bildungsphilister. Der Ekel. Leben und Historie — Grundproblem. Der philosophische Einsiedler. „Erziehung“ Der Künstler-Einsiedler. Was an Wagner zu lernen ist.
3. Menschliches Allzumenschliches.	Der freie Geist.
4. Vermischte Meinungen und Sprüche.	Der Pessimist des Intellekts.

(7)

Causalität. „Warum bin ich so und so? Der unsinnige Gedanke für sein Dasein, auch für sein So- und So-sein selbst frei wählend sich zu denken. Hintergrund: die Forderung, es müßte ein Wesen geben, welches ein sich selbst verachtendes Geschöpf, wie ich es bin, am Entstehen verhindert hätte. Sich als Gegenargument gegen Gott fühlen —

5. Wanderer und Schatten.	Einsamkeit, als Problem.
6. Morgenröthe.	Moral als eine Summe von Vorurtheilen
7. Fröhliche Wissenschaft.	Hohn über die europäische Moralistik.

Aussicht auf eine Überwindung der Moral.
Wie müßte ein Mensch beschaffen sein, der jenseits lebte?
Z<arathustra> - - -

Sieben Vorreden.
Ein Nachtrag
zu sieben Veröffentlichungen.

[«]

2[125]

Zur Geschichte des Pessimismus.
Die moderne Verdüsterung.
Die Schauspielerei.

[«]

2[126]

Zu 2) Kritik der höchsten Werthe.

Zur Geschichte der Verleumdung.
Wie man Ideale macht.
Cultur (und „Vermenschlichung“: antagonistisch)
Moral als Instinkt der Scham, als Verkleidung, Maske, grundsätzlich wohlmeinende Interpretation

(37)

Urtheile über die Pessimisten einzumischen!
Die Inder
Der Pessimismus (als Instinkt) und der Wille zum Pessimismus: Haupt-Contrast

Der Pessimist des Intellekts.	jener dem Unlogischen,
Der Pessimist der Sensibilität	dieser dem Schmerzhaften nachspürend.

alle diese Maßstäbe sind es nur aus moralischen Gründen
oder, wie Plato, auch die ἡδονή, als Werth-Umwertherin und Verführerin gefürchtet

A. Was ist Wahrheit?
B. Gerechtigkeit.
C. Zur Geschichte der Mitgefühle.
D. Der „gute Mensch“.
E. Der „höhere Mensch“.
F. Der Künstler.

(36)

Was ist Wahrheit? (inertia, die Hypothese, bei der Befriedigung entsteht, geringster Verbrauch von geistiger Kraft usw.)

[«]

2[127]

(2)

Der Nihilismus steht vor der Thür: woher kommt uns dieser unheimlichste aller Gäste? —

I. 1. Ausgangspunkt: es ist ein Irrthum, auf „sociale Nothstände“ oder „physiologische Entartungen“ oder gar auf Corruption hinzuweisen als Ursache des Nihilismus. Diese erlauben immer noch ganz verschiedene Ausdeutungen. Sondern in einer ganz bestimmten Ausdeutung: in der christlich-moral<ischen> steckt der Nihilismus. Es ist die honnetteste, mitfühlendste Zeit. Noth, seelische, leibliche, intellektuelle Noth ist an sich durchaus nicht vermögend, Nihilismus d.h. die radikale Ablehnung von Werth, Sinn, Wünschbarkeit hervorzubringen

2. Der Untergang des Christenthums — an seiner Moral (die unablösbar ist —) welche sich gegen den christlichen Gott wendet (der Sinn der Wahrhaftigkeit, durch das Christenthum hoch entwickelt, bekommt Ekel vor der Falschheit und Verlogenheit aller christlichen Welt- und Geschichtsdeutung. Rückschlag

von „Gott ist die Wahrheit“ in den fanatischen Glauben „Alles ist falsch“. Buddhismus der That…

3. Skepsis an der Moral ist das Entscheidende. Der Untergang der moral<ischen> Weltauslegung die keine Sanktion mehr hat, nachdem sie versucht hat, sich in eine Jenseitigkeit zu flüchten: endet in Nihilismus „Alles hat keinen Sinn“ (die Undurchführbarkeit Einer Weltauslegung, der ungeheure Kraft gewidmet worden ist — erweckt das Mißtrauen ob nicht alle Weltauslegungen falsch sind —) Buddhistischer Zug, Sehnsucht ins Nichts. (Der indische Buddhism hat nicht eine grundmoralische Entwicklung hinter sich, deshalb ist bei ihm im Nihilismus nur unüberwundene Moral: Dasein als Strafe, Dasein als Irrthum combinirt, der Irrthum also als Strafe — eine moralische Werthschätzung) Die philosophischen Versuche, den „moralischen Gott“ zu überwinden (Hegel, Pantheismus). Überwindung der volksthümlichen Ideale: der Weise. Der Heilige. Der Dichter. Antagonismus von „wahr“ und „schön“ und „gut“ — —
4. Gegen die „Sinnlosigkeit“ einerseits, gegen die moralischen Werthurtheile andererseits: in wiefern alle Wissenschaft und Philosophie bisher unter moralischen Urtheilen stand? und ob man nicht die Feindschaft der Wissenschaft mit in den Kauf bekommt? Oder die Anti-wissenschaftlichkeit? Kritik des Spinozismus. Die christlichen Werthurtheile überall in den socialistischen und positivistischen Systemen rückständig. Es fehlt eine Kritik der christlichen Moral.
5. die nihilistischen Consequenzen der jetzigen Naturwissenschaft (nebst ihren Versuchen ins Jenseitige zu entschlüpfen). Aus ihrem Betriebe folgt endlich eine Selbstzersetzung, eine Wendung gegen sich, eine Anti-Wissenschaftlichkeit. — Seit Copernikus rollt der Mensch aus dem Centrum ins x
6. Die nihilistischen Consequenzen der politischen und volkswirthschaftlichen Denkweise wo alle „Principien“ nachgerade zur Schauspielerei gehören: der Hauch von Mittelmäßigkeit, Erbärmlichkeit, Unaufrichtigkeit usw. Der Nationalismus, der Anarchismus usw. Strafe. Es fehlt der erlösende Stand und Mensch, der Rechtfertiger —
7. die nihilistischen Consequenzen der Historie und der „praktischen Historiker“ d.h. der Romantiker. Die Stellung der Kunst: absolute

Unoriginalität ihrer Stellung in der modernen Welt. Ihre Verdüsterung. Goethes angebliches Olympier-thum.

8. Die Kunst und die Vorbereitung des Nihilismus: Romantik (Wagners Nibelungen-Schluß)

[«]

2[128]

I. Grundwiderspruch in der Civilisation und der Erhöhung des Menschen. Es ist die Zeit des großen Mittags, der furchtbarsten **Aufhellung**: **meine** Art von Pessimismus: — großer Ausgangspunkt.

II. Die moral<ischen> Werthschätzungen als eine Geschichte der Lüge und Verleumdungskunst im Dienste eines Willens zur Macht (des Heerden-Willens) welcher sich gegen die stärkeren Menschen auflehnt

III. Die Bedingungen jeder Erhöhungen der Cultur (der Ermöglichung einer Auswahl auf Unkosten einer Menge) sind die Bedingungen alles Wachsthums.

IV. Die Vieldeutigkeit der Welt als Frage der Kraft, welche alle Dinge unter der Perspektive ihres Wachsthums ansieht. Die moralischen christlichen Werthurtheile als Sklaven-Aufstand und Sklaven-Lügenhaftigkeit (gegen die aristokratischen Werthe der antiken Welt)

Wie weit reicht die Kunst hinab in das Wesen der Kraft?

[«]

2[129]

Die ewige Wiederkunft.

Zarathustrische Tänze und
Umzüge.
Erster Theil: Gottes Todtenfest.

Von
Friedrich Nietzsche.

1. Gottes Todtenfest.
2. Am großen Mittag.
3. „Wo ist die Hand für diesen Hammer?“
4. Wir Gelobenden.

I.

Die Peststadt. Er wird gewarnt, er fürchtet sich nicht und geht hinein, verhüllt. Alle Arten des Pessimismus ziehen vorbei. Der Wahrsager *deutet* jeden Zug. Die Sucht zum Anders, die Sucht zum Nein, endlich die Sucht zum Nichts folgen sich.

Zuletzt giebt Zarathustra die *Erklärung*: Gott ist todt, dies ist die *Ursache* der größten Gefahr: wie? sie könnte auch die Ursache des größten Muthes sein!

II.

Das Erscheinen der Freunde.
Der Genuß der Untergehenden an *dem Vollkommenen*: Abziehende.
Die Rechenschaft der Freunde.
Festzüge. Die entscheidende Zeit, der große Mittag.
Das große Dank- und Todtenopfer an den todten Gott.

III.

Die neue Aufgabe.
Das Mittel der Aufgabe.
Die Freunde verlassen ihn.

Der Tod Gottes, für den Wahrsager das furchtbarste Ereigniß, ist das Glücklichste und Hoffnungsreichste für Zarathustra.

Zarathustra stirbt.

IV. Wir Gelobenden

[«]

2[130]

Das Phänomen „Künstler“ ist noch am leichtesten durchsichtig: — von da aus hinzublicken auf die Grundinstinkte der Macht, der Natur usw.! Auch der Religion und Moral!

„das Spiel“, das Unnützliche, als Ideal des mit Kraft Überhäuften, als „kindlich“. Die „Kindlichkeit“ Gottes, παῖς παίζων

[«]

2[131]

Plan des ersten Buches.

Es dämmert der Gegensatz der Welt, die wir verehren, und der Welt, die wir leben, die wir — sind. Es bleibt übrig, entweder unsere Verehrungen abzuschaffen oder uns selbst. Letzteres ist der Nihilismus.

1. Der heraufkommende Nihilismus, theoretisch und praktisch. Fehlerhafte Ableitung desselben.
   (Pessimismus, seine Arten: Vorspiele des Nihilismus, obschon nicht nothwendig.)
   Übergewicht des Nordens über den Süden.
2. Das Christenthum an seiner Moral zu Grunde gehend. „Gott ist die Wahrheit“. „Gott ist die Liebe“ „der gerechte Gott.“ — Das größte Ereigniß — „Gott ist todt“ —, dumpf gefühlt. Der deutsche Versuch, Chr<istenthum> in eine Gnosis umzuwandeln, ist zum tiefsten Mißtrauen ausgeschlagen: das „Unwahrhaftige“ dabei am stärksten empfunden (gegen Schelling z.B.)
3. Moral, ohne Sanktion nunmehr, weiß sich selbst nicht mehr zu halten. Man läßt die moralische Ausdeutung endlich fallen — (Das Gefühl überall noch voller Nachschläge des christlichen Werthurtheils —)
4. Aber auf moralischen Urtheilen beruhte der Werth bisher, vor Allem der Werth der Philosophie! („des Willens zur Wahrheit“ —)
   die volksthümlichen Ideale „der Weise“ „der Prophet“ „der Heilige“ hingefallen
5. Nihilistischer Zug in den Naturwissenschaften. („Sinnlosigkeit“ —) Causalismus, Mechanismus. Die „Gesetzmäßigkeit“ ein Zwischenakt, ein Überbleibsel.

6. Insgleichen in der Politik: es fehlt der Glaube an sein Recht, die Unschuld, es herrscht die Lügnerei, die Augenblicks-Dienerei
7. Insgleichen in der Volkswirthschaft: die Aufhebung der Sklaverei: Mangel eines erlösenden Standes, eines Rechtfertigers, — Heraufkommen des Anarchismus. „Erziehung?“
8. Insgleichen in der Geschichte: der Fatalismus, der Darwinismus, die letzten Versuche, Vernunft und Göttlichkeit hineinzudeuten, mißrathen. Sentimentalität vor der Vergangenheit; Man ertrüge keine Biographie! — (der Phänomenalismus auch hier: Charakter als Maske, es giebt keine Thatsachen)
9. Insgleichen in der Kunst: Romantik und ihr Gegenschlag (Widerwille gegen die romantischen Ideale und Lügen) die reinen „Artisten“ (gleichgültig gegen den Inhalt) Letzterer moralisch, als Sinn größerer Wahrhaftigkeit, aber pessimistisch
   (Beichtvater-Psychologie und Puritaner-Psychologie, zwei Formen der psychologischen Romantik: aber auch noch ihr Gegenschlag, der Versuch, sich rein artistisch zum „Menschen“ zu stellen, — auch da wird noch nicht die umgekehrte Werthschätzung gewagt!)
10. Das ganze europäische System der menschlichen Bestrebungen fühlt sich theils „sinnlos“, theils bereits „unmoralisch“. Wahrscheinlichkeit eines neuen Buddhismus. Die höchste Gefahr. „Wie verhalten sich Wahrhaftigkeit, Liebe, Gerechtigkeit zur wirklichen Welt?“ Gar nicht! —

Die Anzeichen

Der europäische Nihilismus.

Seine Ursache: die Entwerthung der bisherigen Werthe.

Das unklare Wort „Pessimismus“: Leute, die sich schlecht befinden und Leute, die sich zu gut befinden — beide sind P<essimisten>) gewesen.

Verhältniß von Nihilismus, Romantik und Positivismus (letzterer ein Gegenschlag gegen die Romantik, Werk enttäuschter Romantiker)

„Rückkehr zur Natur“: seine Stationen: Hintergrund christliche Vertrauensseligkeit (ungefähr schon Spinoza „deus sive natura“!)

Rousseau, die Wissenschaft nach dem romantischen Idealismus

Der Spinozismus höchst einflußreich: 1) Versuch, sich zufrieden zu geben mit der Welt, wie sie ist

2) Glück und Erkenntniß naiv in Abhängigkeit gesetzt (ist Ausdruck eines Willens zum Optimismus, an dem sich ein tief Leidender verräth —)
3) Versuch, die moralische Weltordnung loszuwerden, um „Gott“, eine vor der **Vernunft** bestehende Welt übrig zu behalten…

„Wenn der Mensch sich nicht mehr für böse hält, hört er auf es zu sein —“ Gut und böse sind nur Interpretationen, und durchaus kein Thatbestand, kein An sich. Man kann hinter den Ursprung dieser Art Interpretation kommen; man kann den Versuch machen, damit sich von der eingewurzelten Nöthigung, moralisch zu interpretiren, langsam zu befreien.

Zum zweiten Buche.

Entstehung und Kritik der moralischen Werthschätzungen. Beides fällt nicht zusammen, wie man leichthin glaubt (dieser Glaube ist schon das Resultat einer moralischen Schätzung „etwas so und so Entstandnes ist wenig werth, als unmoralischen Ursprungs“)

Maaßstab, wonach der Werth der moralischen Werthschätzungen zu bestimmen ist: Kritik der Worte „Besserung, Vervollkommnung, Erhöhung“.

Die übersehene Grundthatsache: Widerspruch zwischen dem „Moralischerwerden“ und der Erhöhung und Verstärkung des Typus Mensch

Homo natura. Der „Wille zur Macht“.

Zum dritten Buche.

Der Wille zur Macht.

Wie die Menschen beschaffen sein müßten, welche diese Umwerthung an sich vornehmen.

Die Rangordnung als Machtordnung: Krieg und Gefahr die Voraussetzung, daß ein Rang seine Bedingungen festhält. Das grandiose Vorbild: der Mensch in der Natur, das Schwächste Klügste Wesen sich zum Herrn machend, die dümmeren Gewalten sich unterjochend

Zum vierten Buche.

Der größte Kampf: dazu braucht es eine neue Waffe.

Der Hammer: eine furchtbare Entscheidung heraufbeschwören, Europa vor die
Consequenz stellen, ob sein Wille zum Untergang „will"
Verhütung der Vermittelmäßigung. Lieber noch Untergang!

[«]

2[132]

(36)

Die Voraussetzung, daß es im Grunde der Dinge so moralisch zugeht, daß die menschliche Vernunft Recht behält, — ist eine Treuherzigkeit und Biedermanns-Voraussetzung, die Nachwirkung des Glaubens an die göttliche Wahrhaftigkeit — Gott als Schöpfer der Dinge gedacht. — Die Begriffe eine Erbschaft aus einer jenseitigen Vorexistenz — —

Ein Werkzeug kann nicht seine eigene Tauglichkeit kritisiren: der Intellekt kann nicht selber seine Grenze, auch nicht sein Wohlgerathensein oder sein Mißrathensein bestimmen. —

„Erkennen" ist ein Zurückbeziehn: seinem Wesen nach ein regressus in infinitum. Was Halt macht (bei einer angeblichen causa prima, bei einem Unbedingten usw.) ist die Faulheit, die Ermüdung — —

So gut man immer auch die Bedingungen verstanden haben mag, unter denen eine Sache entsteht, deshalb versteht man sie selbst noch gar nicht: — den Herrn Historikern ins Ohr gesagt.

[«]

2[133]

Gegen das Versöhnen-Wollen und die Friedfertigkeit. Dahin gehört auch jeder Versuch von Monismus.

[«]

2[134]

(39)

Die Volks- und Massen-Wirkung von Seiten der Künstler: Balzac V. Hugo, R. Wagner

[«]

2[135]

— Error veritate simplicior —

[«]

2[136]

— Eines jener schlagenden Argumente, das den schlägt, der es anwendet —

[«]

2[137]

Gedanken-Wegweiser.
Hülfsmittel
zu einem ernstlichen Studium
meiner Schriften.

Grundsätzliches. Zur Lehre vom Machtgefühl.
Zur psychologischen Optik.
Zur Kritik der Religionen
Zur disciplina intellectus.
Das Fragwürdige an den Tugenden.
Zu Ehren des Bösen.
Das Problem des Künstlers.
Politika.

An die Logiker.
Gegen die Idealisten.

Gegen die Wirklichkeits-Gläubigen.
Von der Musik.
Aufklärung über das Genie.
Aus den Geheimnissen der Einsamkeit.
Was ist griechisch?

Zur Kunst des Lebens. Die moderne Verdüsterung. Weib und Liebe. Bücher und Menschen. Völker und „Volk“.

[«]

2[138]

Jenseits von Gut und Böse.

Vorspiel
einer Philosophie der Zukunft.

Von
Friedrich Nietzsche

Neue verständlichere Ausgabe.
Zweiter Band.
Mit einem Anhang: Gedanken-Wegweiser.
Ein Hülfsmittel zum ernsthaften Studium meiner Schriften.

[«]

2[139]

(7)

Zum „Causalismus“.

Es liegt auf der Hand, daß weder Dinge an sich mit einander im Verhältniß von Ursache und Wirkung stehen können, noch Erscheinung mit Erscheinung: womit sich ergiebt, daß der Begriff „Ursache und Wirkung“ innerhalb einer

Philosophie, die an Dinge an sich und an Erscheinungen glaubt, nicht anwendbar ist. Die Fehler Kants —… Thatsächlich stammt der Begriff „Ursache und Wirkung“, psychologisch nachgerechnet, nur aus einer Denkweise, die nur und überall Wille auf Wille wirken glaubt, — die nur an Lebendiges glaubt und im Grunde nur an „Seelen“ (und nicht an Dinge) Innerhalb der mechanistischen Weltbetrachtung (welche Logik ist und deren Anwendung auf Raum und Zeit) reduzirt sich jener Begriff auf die mathematische Formel — mit der, wie man immer wieder unterstreichen muß, niemals Etwas begriffen, wohl aber etwas bezeichnet, verzeichnet wird.

Die unabänderliche Aufeinanderfolge gewisser Erscheinungen beweist kein „Gesetz“, sondern ein Machtverhältniß zwischen 2 oder mehreren Kräften. Zu sagen: „aber gerade dies Verhältniß bleibt sich gleich!“ heißt nichts Anderes als: „ein und dieselbe Kraft kann nicht auch eine andere Kraft sein“. — Es handelt sich nicht um ein Nacheinander, — sondern um ein Ineinander, einen Prozeß, in dem die einzelnen sich folgenden Momente nicht als Ursachen und Wirkungen sich bedingen…

Die Trennung des „Thuns“ vom „Thuenden“, des Geschehens von einem <Etwas>, das geschehen macht, des Prozesses von einem Etwas, das nicht Prozeß, sondern dauernd, Substanz, Ding, Körper, Seele usw. ist, — der Versuch das Geschehen zu begreifen als eine Art Verschiebung und Stellungs-Wechsel von „Seiendem“, von Bleibendem: diese alte Mythologie hat den Glauben an „Ursache und Wirkung“ festgestellt, nachdem er in den sprachl<ichen> grammat<ikalischen> Funktionen eine feste Form gefunden hatte. —

[«]

2[140]

(30)

Gegen beide Behauptungen „es kann das Gleiche nur vom Gleichen erkannt werden— und „es kann das Gleiche nur vom Ungleichen erkannt werden“ — um welche schon im Alterthum ein Kampf von Jahrhunderten gekämpft worden ist — läßt sich heute einwenden, von einem strengeren und vorsichtigeren Begriff des Erkennens aus: es kann gar nicht erkannt werden — und zwar ebendeshalb, weil das Gleiche nicht das Gleiche erkennen kann, und weil ebensowenig das Gleiche vom Ungleichen erkannt werden kann. —

[«]

2[141]

Diese Scheidungen des Thuens und des Thuenden, des Thuns und des Leidens, des Seins und des Werdens, der Ursache und der Wirkung

schon der Glaube an die Veränderungen setzt den Glauben an etwas voraus, das „sich ändert“.

Die Vernunft ist die Philosophie des Augenscheins

[«]

2[142]

(30)

die „Regelmäßigkeit“ der Aufeinanderfolge ist nur ein bildlicher Ausdruck, wie als ob hier eine Regel befolgt werde: kein Thatbestand. Ebenso „Gesetzmäßigkeit“. Wir finden eine Formel, um eine immer wiederkehrende Art der Folge auszudrücken: damit haben wir kein „Gesetz“ entdeckt, noch weniger eine Kraft, welche die Ursache zur Wiederkehr von Folgen ist. Daß etwas immer so und <so> geschieht, wird hier interpretirt, als ob ein Wesen in Folge eines Gehorsams gegen ein Gesetz oder einen Gesetzgeber immer so und so handelte: während es, abgesehen vom „Gesetz“, Freiheit hätte, anders zu handeln. Aber gerade jenes So-und-nicht-anders könnte aus dem Wesen selbst stammen, das nicht in Hinsicht erst auf ein Gesetz sich so und so verhielte, sondern als so und so beschaffen. Es heißt nur: etwas kann nicht auch etwas anderes sein, kann nicht bald dies, bald anderes thun, ist weder frei, noch unfrei, sondern eben so und so. Der Fehler steckt in der Hineindichtung eines Subjekts

[«]

2[143]

Gesetzt, die Welt verfügte über Ein Quantum von Kraft, so liegt auf der Hand, daß jede Macht-Verschiebung an irgend einer Stelle das ganze System bedingt —

also neben der Causalität hintereinander wäre eine Abhängigkeit neben und miteinander gegeben.

[«]

2[144]

(40)

Gesetzt selbst, daß ein Gegenbeweis des christlichen Glaubens nicht geführt werden könnte, hielt Pascal in Hinsicht auf eine furchtbare Möglichkeit, daß er dennoch wahr sei, es für klug im höchsten Sinne, Christ zu sein. Heute findet man, zum Zeichen, wie sehr das Christenthum an Furchtbarkeit eingebüßt hat, jene andere<n> Versuche seiner Rechtfertigung, daß, selbst wenn es ein Irrthum wäre, man zeitlebens doch den großen Vortheil und Genuß dieses Irrthums habe: es scheint also, daß gerade um seiner beruhigenden Wirkungen willen dieser Glaube aufrecht erhalten werden solle, — also nicht aus Furcht vor einer drohenden Möglichkeit, vielmehr aus Furcht vor einem Leben, dem ein Reiz abgeht. Diese hedonistische Wendung, der Beweis aus der Lust, ist ein Symptom des Niedergangs: er ersetzt den Beweis aus der Kraft, aus dem, was an der christlichen Idee Erschütterung ist, aus der Furcht. Thatsächlich nähert sich in dieser Umdeutung das Christenthum der Erschöpfung: man begnügt sich mit einem opiatischen Christenthum, weil man weder zum Suchen, Kämpfen, Wagen, Alleinstehen wollen die Kraft hat, noch zum Pascalismus, zu tiefe<r> grüblerischen Selbstverachtung, zum Glauben an die menschliche Unwürdigkeit, zur Angst des „Vielleicht-Verurtheilten“. Aber ein Christenthum, das vor allem kranke Nerven beruhigen soll, hat jene furchtbare Lösung eines „Gottes am Kreuze“ überhaupt nicht nöthig: weshalb im Stillen überall der Buddhismus in Europa Fortschritte macht.

[«]

2[145]

Die Auslegung eines Geschehens als entweder Thun oder Leiden — also jedes Thun ein Leiden — sagt: eine jede Veränderung, ein Anderswerden setzt einen Urheber voraus und einen, an dem „verändert“ wird.

[«]

2[146]

Es läßt sich eine vollkommene Analogie führen zwischen dem Vereinfachen und Zusammendrängen zahlloser Erfahrungen auf General-Sätze und dem Werden der Samenzelle, welche die ganze Vergangenheit verkürzt in sich trägt: und ebenso im künstlerischen Herausbilden aus zeugenden Grundgedanken bis zum „System“ und dem Werden des Organismus als eines Aus- und Fortdenkens, als einer Rückerinnerung des ganzen vorherigen Lebens, der Rück-Vergegenwärtigung, Verleiblichung.

Kurz: das sichtbare organische Leben und das unsichtbare schöpferische seelische Walten und Denken enthalten einen Parallelismus: am „Kunstwerk“ kann man diese zwei Seiten am deutlichsten als parallel demonstriren. — Inwiefern Denken, Schließen und alles Logische als Außenseite angesehen werden kann: als Symptom viel innerlicheren und gründlicheren Geschehens?

[«]

2[147]

(30)

„Zweck“ und „Mittel“	als Ausdeutung	(nicht als Thatbestand)
„Ursache und Wirkung“	als Ausdeutung	} alle im Sinne eines
„Subjekt und Objekt“	als Ausdeutung	Willens zur Macht

„Thun und Leiden“
(„Ding an sich“ und „Erscheinung“) als Ausdeutung
und inwiefern vielleicht nothwendige Ausdeutungen? (als „erhaltende“)

[«]

2[148]

Der Wille zur Macht interpretirt: bei der Bildung eines Organs handelt es sich um eine Interpretation; er grenzt ab, bestimmt Grade, Machtverschiedenheiten. Bloße Machtverschiedenheiten könnten sich noch nicht als solche empfinden: es muß ein wachsen-wollendes Etwas da sein, das jedes andere wachsen-wollende Etwas auf seinen Werth hin interpretirt. Darin gleich — — In Wahrheit ist Interpretation ein Mittel selbst, um Herr über etwas zu werden. (Der organische Prozeß setzt fortwährendes **Interpretiren** voraus.

[«]

2[149]

Ein „Ding an sich“ ebenso verkehrt wie ein „Sinn an sich“, „eine Bedeutung an sich“. Es giebt keinen „Thatbestand an sich“, sondern ein Sinn muß immer erst hineingelegt werden, damit es einen „Thatbestand“ geben könne

Das „was ist das?“ ist eine Sinn-Setzung von etwas Anderem aus gesehen. Die „Essenz“, die „Wesenheit“ ist etwas Perspektivisches und setzt eine Vielheit schon voraus. Zu Grunde liegt immer „was ist das für mich?“ (für uns, für alles, was lebt usw.)

Ein Ding wäre bezeichnet, wenn an ihm erst alle Wesen ihr „was ist das?“ gefragt und beantwortet hätten. Gesetzt, ein einziges Wesen, mit seinen eigenen Relationen und Perspektiven zu allen Dingen, fehlend: und das Ding ist immer noch nicht „definirt“.

[«]

2[150]

Kurz, das Wesen eines Dings ist auch nur eine Meinung über das „Ding“. Oder vielmehr: das „es gilt“ ist das eigentliche „das ist“, das einzige „das ist“.

[«]

2[151]

Man darf nicht fragen: „wer interpretirt denn?“ sondern das Interpretiren selbst, als eine Form des Willens zur Macht, hat Dasein (aber nicht als ein „Sein“, sondern als ein Prozeß, ein Werden) als ein Affekt.

[«]

2[152]

Die Entstehung der „Dinge“ ist ganz und gar das Werk der Vorstellenden, Denkenden, Wollenden, Erfindenden. Der Begriff „Ding“ selbst ebenso als alle Eigenschaften. — Selbst „das Subjekt“ ist ein solches Geschaffenes, ein „Ding“, wie alle Andern: eine Vereinfachung, um die Kraft, welche setzt, erfindet, denkt, als solche zu bezeichnen, im Unterschiede von allem einzelnen Setzen, Erfinden, Denken selbst. Also das Vermögen im Unterschiede von allem Einzelnen bezeichnet: im Grunde das Thun in Hinsicht auf alles noch zu erwartende Thun (Thun und die Wahrscheinlichkeit ähnlichen Thuns) zusammengefaßt

[«]

2[153]

NB. Aus der uns bekannten Welt ist der humanitäre Gott nicht nachzuweisen: so weit kann man euch heute zwingen und treiben, — aber welchen Schluß zieht ihr daraus? Entweder er ist uns nicht nachweisbar: Skepsis der Erkenntniß. Aber ihr Alle fürchtet den Schluß: „aus der uns bekannten Welt würde ein ganz anderer Gott nachweisbar sein, ein solcher, der zum Mindesten nicht humanitär ist“ — — und, kurz und gut, d.h. ihr haltet euren Gott fest und erfindet für ihn eine Welt, die uns nicht bekannt ist.

[«]

2[154]

Gegen das wissenschaftliche Vorurtheil. — Die größte Fabelei ist die von der Erkenntniß. Man möchte wissen, wie die Dinge an sich beschaffen sind: aber siehe da, es giebt keine Dinge an sich! Gesetzt aber sogar, es gäbe ein An-sich, ein Unbedingtes, so könnte es eben darum nicht erkannt werden! Etwas Unbedingtes kann nicht erkannt werden: sonst wäre es eben nicht unbedingt! Erkennen ist aber immer „sich-irgend-wozu-in-Bedingung-setzen“ — —; ein solcher „Erkennender“ will, daß das, was er erkennen will, ihn nichts angeht; und daß dasselbe etwas überhaupt Niemanden nichts angeht: wobei erstlich ein Widerspruch gegeben ist, im Erkennen-Wollen und dem Verlangen, daß es ihn nichts angehen soll (wozu doch dann Erkennen!) und zweitens, weil etwas, das Niemanden nichts angeht, gar nicht ist, also auch nicht erkannt werden kann. — Erkennen heißt „sich in Bedingung setzen zu etwas“: sich durch etwas bedingt fühlen und zwischen uns — — es ist also unter allen Umständen ein Feststellen Bezeichnen Bewußtmachen von Bedingungen (**nicht** ein Ergründen von Wesen, Dingen, „An-sichs“)

[«]

2[155]

Tiefe Abneigung, in irgend einer Gesammt-Betrachtung der Welt ein für alle Mal auszuruhen; Zauber der entgegengesetzten Denkweisen; sich den Anreiz des änigmatischen Charakters nicht nehmen lassen.

[«]

2[156]

Zum Capitel „Künstler“ (als Bildner, Werthzuleger, Besitzergreifer)

Unsere Sprachen als Nachklänge der ältesten Besitzergreifungen der Dinge, von Herrschenden und Denkern zugleich — —: jedem gemünzten Worte lief der Befehl neben her „so soll das Ding nunmehr genannt werden!“

[«]

2[157]

Sollten nicht alle Quantitäten Anzeichen von Qualitäten sein? Die größere Macht entspricht einem anderen Bewußtsein, Gefühl, Begehren, einem anderen perspektivischen Blick; Wachsthum selbst ist ein Verlangen, mehr zu sein; aus einem quale heraus erwächst das Verlangen nach einem Mehr von Quantum; in einer rein quantitativen Welt wäre alles todt, starr, unbewegt. — Die Reduktion aller Qualitäten auf Quantitäten ist Unsinn: was sich ergiebt, ist daß eins und das andere beisammen steht, eine Analogie —

[«]

2[158]

Psychologische Geschichte des Begriffs „Subject“. Der Leib, das Ding, das vom Auge construirte „Ganze“ erweckt die Unterscheidung von einem Thun und einem Thuenden; der Thuende, die Ursache des Thuns immer feiner gefaßt, hat zuletzt das „Subjekt“ übrig gelassen.

[«]

2[159]

Ist jemals schon eine Kraft constatirt? Nein, sondern Wirkungen, übersetzt in eine völlig fremde Sprache. Das Regelmäßige im Hintereinander hat uns aber so verwöhnt, daß wir uns über das Wunderliche daran nicht wundern

[«]

2[160]

Heute, wo es gilt, diesem Buch, das offen steht, aber trotzdem nach seinem Schlüssel verlangt, hierzu einen Eingang eine Vorrede zu geben, soll es das Erste sein, zu sagen, warum ich mich damals vor einer Vorrede fürchtete.

[«]

2[161]

(41)

Zur Vorrede.

Gegen die erkenntnißtheoretischen Dogmen tief mißtrauisch, liebte <ich> es, bald aus diesem, bald aus jenem Fenster zu blicken, hütete mich, <mich> darin festzusetzen, hielt sie für schädlich — und zuletzt: ist es wahrscheinlich, daß ein Werkzeug seine eigene Tauglichkeit kritisiren kann?? — Worauf ich Acht gab, war vielmehr daß niemals eine erkenntnißtheoretische Skepsis oder Dogmatik ohne Hintergedanken entstanden ist, — daß sie einen Werth zweiten Ranges hat, sobald man erwägt, was im Grunde zu dieser Stellung zwang: selbst schon der Wille zur Gewißheit, wenn er nicht der Wille „ich will erst leben“ — — — Grundeinsicht: sowohl Kant als Hegel als Schopenhauer — sowohl die skeptisch-epochistische Haltung, als die historisirende als die pessimistische sind moralischen Ursprungs. Ich sah Niemanden, der eine Kritik der moralischen Werthgefühle gewagt hätte: und den spärlichen Versuchen, zu einer Entstehungs-Geschichte dieser Gefühle zu kommen (wie bei den englischen und deutschen Darwinisten) wandte ich bald den Rücken. — Wie erklärt sich Spinoza’s Stellung, seine Verneinung und Ablehnung der moralischen Werthurtheile? (Es war eine Consequenz einer Theodicee?)

[«]

2[162]

Man bemerkt, bei meinen früheren Schriften, einen guten Willen zu unabgeschlossenen Horizonten, eine gewisse kluge Vorsicht vor Überzeugungen, ein Mißtrauen gegen die Bezauberungen und Gewissens-Überlistungen, welche jeder starke Glaube mit sich bringt; mag man darin zu einem Theile die Behutsamkeit des gebrannten Kindes, des betrogenen Idealisten sehen — wesentlicher scheint mir der epikureische Instinkt (eines Räthselfreundes —), der sich den änigmatischen Charakter der Dinge nicht leichten Kaufs nehmen lassen will, am wesentlichsten endlich ein aesthetischer Widerwille gegen die großen tugendhaften unbedingten Worte, ein Geschmack, der sich gegen alle viereckigen Gegensätze zur Wehre setzt, ein gut Theil Unsicherheit in den Dingen wünscht und die Gegensätze wegnimmt: — als Freund der Zwischenfarben, Schatten, Nachmittagslichter und endlosen Meere.

[«]

2[163]

Gewöhnliche Fehler der Moral-Historiker:

1. sie zeigen, daß es bei verschiedenen Völkern verschiedene moralische Schätzungen giebt und schließen daraus deren Unverbindlichkeit überhaupt. — Oder sie behaupten irgend einen consensus der Völker, mindestens der civilisirten, in gewissen Dingen der Moral und schließen daraus auf dessen Verbindlichkeit für uns! — Beides ist gleich naiv.
2. sie kritisiren die Meinungen eines Volkes über seine Moral (über deren Herkunft, Sanktion, Vernünftigkeit usw.) und glauben eine Moral selbst kritisirt zu haben, welche mit diesem Unkraut von Unvernunft überwachsen ist.
3. sie stehen selbst unter dem Regiment einer Moral, ohne es zu wissen und thun im Grunde nichts anderes als ihrem Glauben an sie zum Siege zu verhelfen: — ihre Gründe beweisen nur ihren eigenen Willen, daß das und das geglaubt werde, daß das und das durchaus wahr sein solle.

Mit den bisherigen Moral-Historikern hat es wenig auf sich: sie stehen gewöhnlich selbst unter dem Commando einer Moral und thun im Grunde nichts anderes als deren Propaganda zu machen. Ihr gewöhnlicher Fehler ist, daß sie die thörichten Meinungen eines Volkes über seine Moral kritisiren (also über deren Herkunft, Sanktion, Vernünftigkeit) und eben damit die Moral selbst kritisirt zu haben glauben, welche mit diesem Unkraut von Unvernunft überwachsen ist. Aber der Werth einer Vorschrift „du sollst“ ist unabhängig von der Meinung über dieselbe, so gewiß der Werth eines Medikaments unabhängig davon ist, ob ich wissenschaftlich oder wie ein altes Weib über Medizin denke

Oder wiederum sie behaupten irgend einen consensus der Völker, mindestens der zahmen Völker über gewisse Dinge der Moral und schließen daraus auf deren unbedingte Verbindlichkeit, auch für dich und mich: was Beides gleich große Naivetäten sind —

[«]

2[164]

Ein durch Kriege und Siege gekräftigter Geist, dem die Eroberung, das Abenteuer, die Gefahr, der Schmerz sogar zum Bedürfniß geworden ist; eine Gewöhnung an scharfe hohe Luft, an winterliche Wanderungen, an Eis und Gebirge in jedem Sinne; eine Art sublimer Bosheit und letzten Muthwillens der Rache, denn es ist Rache darin, Rache am Leben selbst, wenn ein Schwerleidender das Leben in seine Protektion nimmt. Dies Buch, dem nicht nur Eine Vorrede noth thun mag, ist aus vielen Gründen schwerverständlich, nicht durch ein Ungeschick seines Urhebers, noch weniger durch dessen schlechten Willen, sondern <durch> den letzten Muthwillen eines Schwer-Leidenden, der sich beständig über ein Ideal lustig macht, an das das Volk glaubt, welches er vielleicht in diesem Zustande erreicht hat.

— Und vielleicht habe ich ein Recht, über diese Zustände mitzureden, weil ich ihnen nicht nur zugesehen habe.

Ich zweifle nicht: es war der Zustand des Weisen, wie ihn das Volk sich denkt, über den ich damals mit einer ironischen Selbst-Überlegenheit hinweglebte: die sanfte Unfruchtbarkeit und Selbstbefriedigung des Weisen, wie ihn sich das Volk denkt, das Abseits und Jenseits des „Rein-Erkennenden“, der ganze sublime Onanismus eines Geistes, dem der gute Wille zur That, zur Zeugung, zum Schaffen in jedem Sinne abhanden gekommen ist. Wer fühlt mir das wunderliche Glück jener Zeit nach, in der das Buch entstand! Die sublime Bosheit einer Seele, welche — — —

Meinem Geschmacke von heute sagt etwas anderes zu: der Mensch der großen Liebe und der großen Verachtung, den seine überflüssige Kraft aus allem „Abseits“ und „Jenseits“ mittenhinein in die Welt treibt, den die Einsamkeit zwingt, sich Wesen zu schaffen, die ihm gleich sind — ein Mensch mit dem Willen zu einer furchtbaren Verantwortlichkeit, an sein Problem geschmiedet

Was vielleicht am schwersten an diesem schwerverständlichen Buche zu begreifen ist, dem nicht nur Eine Vorrede noth thut, das ist die Ironie des Gegensatzes zwischen seinem Thema, einer Auflösung und Aufdröselung der moralischen Werthe — und seinem Tone, dem der höchsten mildesten weisesten Gelassenheit, an dem ein Schwer-Leidender, ein dem Leben Abgewandter sich wie an seinem letzten Muthwillen ergetzte.

[«]

2[165]

(41)

Zur Vorrede der „Morgenröthe“

Versuch über Moral zu denken, ohne unter ihrem Zauber zu stehen, mißtrauisch gegen die Überlistung ihrer schönen Gebärden und Blicke

Eine Welt, die wir verehren können, die unserem anbetenden Triebe gemäß ist — die sich fortwährend beweist — durch Leitung des Einzelnen und Allgemeinen —: dies die christliche Anschauung, aus der wir Alle stammen.

Durch ein Wachsthum an Schärfe, Mißtrauen, Wissenschaftlichkeit (auch durch einen höher gezüchteten Instinkt der Wahrhaftigkeit, also unter wieder christlichen Einwirkungen) ist diese Interpretation uns immer mehr unerlaubt worden.

Feinster Ausweg: der Kantsche Kriticismus. Der Intellekt stritt sich selbst das Recht ab sowohl zur Interpretation in jenem Sinne als zur Ablehnung der Interpretation in jenem Sinne. Man begnügte sich, mit einem Mehr von Vertrauen und Glauben, mit einem Verzichtleisten auf alle Beweisbarkeit seines Glaubens, mit einem unbegreiflichen und überlegenen „Ideal“ (Gott) die Lücke auszufüllen.

Der Hegelische Ausweg, im Anschluß an Plato, ein Stück Romantik und Reaktion, zugleich das Symptom des historischen Sinns, einer neuen Kraft: der „Geist“ selbst ist das sich enthüllende und verwirklichende Ideal, im „Prozeß“, im „Werden“ offenbart sich ein immer Mehr von diesem Ideal, an das wir glauben —, also das Ideal verwirklicht sich, der Glaube richtet sich auf die Zukunft, in der er seinem edlen Bedürfnisse nach anbeten kann. Kurz,

1) Gott ist uns unerkennbar und unnachweisbar — Hintersinn der erkenntnißtheoretischen Bewegung
2) Gott ist nachweisbar, aber als etwas Werdendes, und wir gehören dazu, eben mit unsrem Drang zum Idealen — Hintersinn der historisirenden Bewegung

Aber derselbe historische Sinn, in die Naturgeschichte übertretend, hat — — —

Man sieht: es ist niemals die Kritik an das Ideal selbst gerückt, sondern nur an das Problem, woher der Widerspruch gegen dasselbe kommt, warum es noch nicht erreicht oder warum es nicht nachweisbar im Kleinen und Großen ist.

Das Ideal des Weisen in wiefern grundmoralisch bisher? - - -

Es macht den größten Unterschied: ob man aus der Leidenschaft heraus, aus einem Verlangen heraus diesen Nothstand als Nothstand fühlt oder ob man ihn mit der Spitze des Gedankens und einer gewissen Kraft der historischen Imagination gerade noch als Problem erreicht…

Abseits von der religiös-philosophischen Betrachtung finden wir dasselbe Phänomen: der Utilitarismus (der Socialismus, der Demokratismus) kritisirt die Herkunft der moralischen Werthschätzungen, aber er glaubt an sie, ebenso wie der Christ. (Naivetät, als ob Moral übrig bliebe, wenn der sanktionirende Gott fehlt. Das „Jenseits“ absolut nothwendig, wenn der Glaube an Moral aufrecht erhalten werden soll.)

Grundproblem: woher diese Allgewalt des Glaubens? Des Glaubens an die Moral?

(— der sich auch darin verräth, daß selbst die Grundbedingungen des Lebens zu Gunsten der Moral falsch interpretirt werden: trotz Kenntniß der Thierwelt und Pflanzenwelt.

die „Selbsterhaltung“, darwinistische Perspektive auf Versöhnung altruistischer und egoistischer Principien.

(Kritik des Egoismus, z.B. Larochefoucauld)

Mein Versuch, die moralischen Urtheile als Symptome und Zeichensprachen zu verstehen, in denen sich Vorgänge des physiologischen Gedeihens oder Mißrathens, ebenso das Bewußtsein von Erhaltungs- und Wachsthumsbedingungen verräth: eine Interpretation’s-Weise vom Werthe der Astrologie. Vorurtheile, denen Instinkte souffliren (von Rassen, Gemeinden, von verschiedenen Stufen wie Jugend oder Verwelken usw.)

Angewendet auf die speziell christlich-europäische Moral: unsere moralischen Urtheile sind Anzeichen vom Verfall, vom Unglauben an das Leben, eine Vorbereitung des Pessimismus.

Was bedeutet es, daß wir einen Widerspruch in das Dasein hineininterpretirt haben? — Entscheidende Wichtigkeit: hinter allen anderen Werthschätzungen stehen commandirend jene moralischen Werthschätzungen. Gesetzt, sie fallen fort, wonach messen wir dann? Und welchen Werth haben dann Erkenntniß usw. usw.???

Mein Hauptsatz: es giebt keine moralischen Phänomene, sondern nur eine moral<ische> Interpretation dieser Phänomene. Diese Interpretation selbst ist außermoralischen Ursprungs.

2[166]

Vorrede zur „Fröhlichen Wissenschaft“

Eine Lustbarkeit vor einer großen Unternehmung, zu der man jetzt endlich die Kraft bei sich zurückkehren fühlt: wie Buddha sich 10 Tage den weltl<ichen> Vergnügungen ergab, als er seinen Hauptsatz gefunden.

Allgemeiner Spott über alles Moralisiren von heute. Vorbereitung zu Zarathustras naiv-ironischer Stellung zu allen heiligen Dingen (naive Form der Überlegenheit: das **Spiel** mit dem Heiligen)

(42)

Über das Mißverständniß der „Heiterkeit“. Zeitweilige Erlösung von der langen Spannung, der Übermuth, die Saturnalien eines Geistes, der sich zu langen und furchtbaren Entschließungen weiht und vorbereitet. Der „Narr“ in der Form der „Wissenschaft“.

Diesem Buche thut vielleicht nicht nur Eine Vorrede noth: von seiner „fröhlichen Wissenschaft“ hat man gar nichts verstanden. Selbst über den Titel — — —

Von dieser „fröhlichen Wissenschaft“ hat man gar Nichts verstanden; nicht einmal den Titel, über dessen provenzalischem Sinn wenigstens viele Gelehrte — — —

Der triumphirende Zustand, aus dem dies Buch hervorgieng, ist schwer zu begreifen — ich selbst war aber aus einem Zustand hervorgegangen.

das Bewußtsein des Widerwillens gegen Alles, was hinter mir lag, gepaart mit einem sublimen Willen zur Dankbarkeit selbst für das „Hinter-mir“, welcher nicht zu fern von dem Gefühl des Rechts auf eine lange Rache war

ein Stück graues eiskaltes Greisenthum, an der unrechtesten Stelle des Lebens eingeschaltet, die Tyrannei des Schmerzes überboten durch die Tyrannei des Stolzes, der die Folgerungen des Schmerzes ablehnt, die Vereinsamung als Nothwehr gegen eine krankhaft hellseherische Menschen-Verachtung und deshalb noch als Erlösung geliebt und genossen, andererseits ein Verlangen nach dem Bittersten Herbsten Wehethuendsten der Erkenntniß

Es gehört zu den Dingen, die ich nicht vergessen werde, daß man mir zu keinem Buche so aufrichtig gratulirt hat wie zu diesem, man gab mir selbst zu verstehen, wie gesund eine solche Denkweise sei

Nichts beleidigt so tief als die Höhe und Strenge der eigenen Ansprüche an sich merken zu lassen.

Nichts beleidigt so tief, nichts trennt so gründlich ab als etwas von der Höhe u. Strenge, mit der man sich selbst behandelt, merken zu lassen: oh wie entgegenkommend und liebreich zeigt sich alle Welt gegen uns, sobald wir es machen wie alle Welt und uns „gehen lassen“ wie alle Welt!

Es gehört zu den Dingen, die ich nicht vergessen werde, daß man mir zu diesem Buche des „gai saber“ mehr Glückwünsche gesagt hat als zu allen übrigen zusammen: man war plötzlich mit mir versöhnt, man zeigte sich wieder entgegenkommend und liebreich, alle Welt sah darin eine Genesung, Rückkehr, Heimkehr, Einkehr — nämlich als Rückkehr zu „aller Welt“.

Abgesehen von einigen Gelehrten, deren Eitelkeit an dem Worte „Wissenschaft“ Anstoß nahm (— sie gaben mir zu verstehen, Das sei „fröhlich“ vielleicht, sicherlich aber nicht „Wissenschaft“ —) nahm alle Welt dies Buch wie eine Rückkehr zu „aller Welt“ und zeigte sich um seinetwillen entgegenkommend und liebreich gegen mich: und ich errieth nachträglich, wie Nichts am tiefsten beleidigt und am gründlichsten gegen uns — — —

NB Vielleicht daß man zum Schluß auch einigen übermüthigen Liedern Gehör schenkt, in denen ein Dichter sich über die Dichter lustig macht und deren schöne lyrische Gefühle.
NB!! Zarathustra, der auf eine heilige Weise allen heiligen Dingen Muth und Spott entgegenstellt und seinen Weg zum Verbotensten, Bösesten mit Unschuld geht - - -

[«]

2[167]

Leugnung der Causalität. Um nicht für Jegliches Alles verantwortlich zu machen und den Faden kurz zu nehmen, an dem etwas hängt. „Zufall“ existirt wirklich.

[«]

2[168]

Tendenz der Moral-Entwicklung. Jeder wünscht, daß keine andere Lehre und Schätzung der Dinge zur Geltung komme außer eine solche, bei der er selbst gut wegkommt. Grundtendenz folglich der Schwachen und Mittelmäßigen aller Zeiten, die Stärkeren schwächer zu machen, herunterzuziehen: Hauptmittel das **moralische Urtheil**. Das Verhalten des Stärkeren gegen den Schwächeren wird gebrandmarkt; die höheren Zustände des Stärkeren bekommen schlechte Beinamen.

Der Kampf der Vielen gegen die Wenigen, der Gewöhnlichen gegen die Seltenen, der Schwachen gegen die Starken

— eine seiner feinsten Unterbrechungen ist die, daß die Ausgesuchten Feinen Anspruchsvolleren sich als die Schwachen präsentirten und die gröberen Mittel der Macht von sich wiesen —

[«]

2[169]

(34)

Es könnte scheinen als ob ich der Frage nach der Gewißheit ausgewichen sei. Das Gegentheil ist wahr: aber indem ich nach dem Kriterium der Gewißheit fragte, prüfte ich, nach welchem Schwergewichte überhaupt bisher gewogen worden ist — und daß die Frage nach der Gewißheit selbst schon eine abhängige Frage sei, eine Frage zweiten Ranges.

[«]

2[170]

(44)

Es fehlt das Wissen und Bewußtsein davon, welche Umdrehungen bereits das moralische Urtheil denn durchgemacht hat, und wie wirklich mehrere Male schon im gründlichsten Sinne „Böse“ auf „Gut“ umgetauft worden ist. Auf eine dieser Verschiebungen habe ich mit dem Gegensatze „Sittlichkeit der Sitte“ und — — —

Auch das Gewissen hat seine Sphäre vertauscht: es gab einen Heerden-Gewissensbiß

In wiefern auch unser Gewissen, mit seiner anscheinenden persönlichen Verantwortung doch noch Heerden-Gewissen ist.

[«]

2[171]

(43)

Der Gewissensbiß wie alle ressentiments bei einer großen Fülle von Kraft fehlend. (Mirabeau, B. Cellini, Cardanus).

[«]

2[172]

Das „Sein“ — wir haben keine andere Vorstellung davon als „leben“. — Wie kann also etwas Todtes „sein“?

[«]

2[173]

Zu l’art pour l’art cf. Doudan pensées p. 10 wie der Cultus der Farben depravirt Scherer VIII p. 292.

[«]

2[174]

Man findet in den Dingen nichts wieder als was man einst selbst hineingesteckt hat: dies Kinderspiel, von dem ich nicht gering denken möchte, heißt sich „Wissenschaft“? Im Gegentheil: führen wir fort mit Beidem, es gehört guter Muth zu Beidem — die Einen zum Wiederfinden, die Andern — wir Anderen! — zum Hineinstecken!

— der Mensch findet zuletzt in den Dingen nichts wieder als was er selbst in sie hineingesteckt hat: das Wiederfinden heißt sich Wissenschaft, das Hineinstecken — Kunst, Religion, Liebe, Stolz. In Beidem, wenn es selbst Kinderspiele sein sollten, — — —

[«]

2[175]

(45)

NB. Gegen die Lehre vom Einfluß des milieu und der äußeren Ursachen: die innere Kraft ist unendlich überlegen; Vieles, was wie Einfluß von Außen aussieht, ist nur ihre Anpassung von Innen her. Genau dieselben milieu's können entgegengesetzt ausgedeutet und ausgenutzt werden: es giebt keine Thatsachen. — Ein Genie ist nicht erklärt aus solchen Entstehungs-Bedingungen —

[«]

2[176]

Was den starken Menschen des 20. Jahrhunderts ausmacht: —

[«]

2[177]

(46)

Volksthümliche Ideale z.B. Franz von Assisi: Leugnung der Seelen-Hierarchie, vor Gott Alle gleich.

[«]

2[178]

Es thut gut, „Recht“ „Unrecht“ usw. in einem bestimmten engen bürgerlichen Sinn zu nehmen, wie „thue Recht und scheue Niemanden“: d.h. einem bestimmten groben Schema gemäß, innerhalb dessen ein Gemeinwesen besteht, seine Schuldigkeit thun.

[«]

2[179]

Vorrede

Von einer Vorstellung des Lebens ausgehend (das nicht ein Sich-erhalten-wollen, sondern ein Wachsen-Wollen ist) habe ich einen Blick über den Grundinstinkt unserer politischen geistigen gesellschaftlichen Bewegung Europas gegeben.

Wovon ich vielleicht einen Begriff gegeben habe?

1) daß hinter den grundsätzlichsten Verschiedenheiten der Philosophien eine gewisse Gleichheit des Bekenntnisses steht: die unbewußte Führung durch moralische Hinterabsichten, deutlicher: durch volksthümliche Ideale; — daß folglich das moralische Problem radikaler ist als das erkenntnißtheoretische

2) daß einmal eine Umkehrung des Blicks noth thut, um das Vorurtheil der Moral und aller volksthümlicher Ideale ins Licht zu bringen: wozu alle Art „freier Geister“ — d.h. unmoralischer — gebraucht werden kann.

3) daß das Christenthum, als plebejisches Ideal, mit seiner Moral auf Schädigung der stärkeren höher gearteten männlichen Typen hinausläuft und einen Heerdenart-Menschen begünstigt: daß sie eine Vorbereitung der demokratischen Denkweise ist

4) daß die Wissenschaft im Bunde mit der Gleichheits-Bewegung vorwärts geht, Demokratie ist, daß alle Tugenden des Gelehrten die Rangordnung ablehnen

5) daß das demokratische Europa nur auf eine sublime Züchtung der Sklaverei hinausläuft, welche durch eine starke Rasse kommandirt werden muß, um sich selbst zu ertragen

6) daß eine Aristokratie nur unter hartem langem Druck entsteht (Herrschaft über die Erde)

[«]

2[180]

Vielleicht giebt es ein Paar Menschen in Europa, auch in Deutschland, welche an das Problem dieses Buches reichen, und nicht nur mit ihrer Neugierde, nicht nur mit den Fühlhörnern eines verwöhnten Verstandes, ihrer errathenden Ein- und Nachbildungskraft, ihres „historischen Sinns“ zumal, sondern mit der Leidenschaft des Entbehrenden: deren Seele Höhe genug hat, um meine Conception des „freien Geistes“ als ein Ausdrucksmittel, als eine Feinheit, wenn man will, als eine Bescheidenheit zu verstehn: diese werden sich nicht über meine Dunkelheit beklagen.

Es giebt viele Dinge, gegen welche ich nicht nöthig gefunden habe, zu reden: es versteht sich von selbst, daß mir der „Litterat“ widerlich ist, daß mir alle politischen Parteien von heute widerlich sind, daß der Sozialist von mir nicht nur mit Mitleiden behandelt wird. Die beiden vornehmsten Formen Mensch, denen ich leibhaft begegnet bin, <waren> der vollkommene Christ — ich rechne es mir zu Ehren, aus einem Geschlechte zu stammen, das in jedem Sinne Ernst mit seinem Christenthum gemacht hat — und der vollkommene Künstler des romantischen Ideals, welchen ich tief unter dem christlichen Niveau gefunden habe: es liegt auf der Hand, daß, wenn man diesen Formen den Rücken gekehrt hat, weil sie Einem nicht genügen, man nicht leicht in einer anderen Art Mensch von heute sein Genüge findet, — in sofern bin ich zur Einsamkeit verurtheilt, obwohl ich mir sehr gut eine Art Menschen denken kann, an der ich mein Vergnügen hätte. Mein duldsamer und milder Ekel vor der Selbstgenügsamkeit unserer mit Bildung sich putzenden Großstädter, unserer Gelehrten — — —

[«]

2[181]

(42)

Die Ironie des Plato, mit der eine übergroße Zartheit der Gefühle und der Sinne, eine Verletzlichkeit des Herzens sich zu schützen, mindestens zu verbergen weiß, jenes olympische Wesen Goethes, der Verse über seine Leiden machte, um sie loszuwerden, insgleichen Stendhal, Merimée —

[«]

2[182]

(10)

Damit etwas bestehen soll, was länger ist als ein Einzelner, damit also ein Werk bestehen bleibt, das vielleicht ein Einzelner geschaffen hat: dazu muß dem Einzelnen alle mögliche Art von Beschränkung, von Einseitigkeit usw. auferlegt werden. Mit welchem Mittel? Die Liebe Verehrung Dankbarkeit gegen die Person, die das Werk schuf, ist eine Erleichterung: oder daß unsere Vorfahren es erkämpft haben: oder daß meine Nachkommen nur so garantirt sind, wenn ich jenes Werk (z.B. die πόλις) garantire. Moral ist wesentlich das Mittel, über die Einzelnen hinweg, oder vielmehr durch eine Versklavung der Einzelnen etwas zur Dauer zu bringen. Es versteht sich, daß die Perspektive von unten nach oben ganz andere Ausdrücke geben wird, als die von oben nach unten.

Ein Macht-Complex: wie wird er erhalten? Dadurch, daß viele Geschlechter ihm sich opfern, d.h. — — —

[«]

2[183]

Zur Einleitung.

Für Jeden, der mit einem großen Fragezeichen wie mit seinem Schicksale zusammengelebt hat und dessen Tage und Nächte sich in lauter einsamen Zwiegesprächen und Entscheidungen verzehrten, sind fremde Meinungen über das gleiche Problem eine Art Lärm, gegen den er sich wehrt und die Ohren zuhält: überdies, gleichsam etwas Zudringliches Unbefugtes und Schamloses, von Seiten solcher, welche, wie er glaubt, kein Recht auf ein solches Problem besitzen: weil sie es nicht gefunden haben. Es sind die Stunden des Mißtrauens gegen sich selbst, des Mißtrauens gegen das eigene Recht und Vorrecht, wo der einsiedlerische Liebende — denn das ist ein Philosoph — zu hören verlangt, was Alles über sein Problem gesagt und geschwiegen wird; vielleicht, daß er dabei erräth, daß die Welt voll solcher eifersüchtig Liebender ist, gleich ihm, und daß alles Laute, Lärmende, Öffentliche, der ganze Vordergrund von Politik, Alltag, Jahrmarkt, „Zeit“ nur erfunden zu sein scheint, damit alles, was uns heute Einsiedler und Philosoph ist, sich dahinter verstecken könne — als in ihre eigenste Einsamkeit; Alle mit Einem beschäftigt, in Eins verliebt, auf Eins eifersüchtig, gerade auf sein Problem. „Es wird gar nichts Andres heute gedacht wo überhaupt gedacht wird“ — sagt er sich endlich; „es dreht sich Alles gerade um dies Fragezeichen; was mir vorbehalten schien, darum bewirbt sich das ganze Zeitalter: es begiebt sich im Grunde gar nichts Anderes; ich selbst — aber was liegt an mir!“

[«]

2[184]

(47)

Spät komme ich zum Bewußtsein, wie weit die moralistische Skepsis gegangen ist: woran erkenne ich mich wieder?

Der Determinismus: wir sind für unser Wesen nicht verantwortlich

Der Phänomenalismus: wir wissen nichts von einem „Ding an sich“

Mein Problem: Welchen Schaden hat die Menschheit bisher von der Moral sowohl wie von ihrer Moralität gehabt? Schaden am Geiste usw.

mein Ekel am Weisen als einem Zuschauer

mein höherer Begriff „Künstler“

[«]

2[185]

(47)

„Wir Immoralisten“

wirkliche Kritik des moralischen Ideals

— des guten Menschen, des Heiligen, des Weisen

— von der Verleumdung der sogenannten bösen Eigenschaften

— welchen Sinn haben die verschiedenen moralischen Interpretationen?

— was ist die Gefahr der jetzt in Europa herrschenden Interpretation?

— was ist das Maaß, woran gemessen werden kann? („Wille zur Macht“)

[«]

2[186]

Glaubt ja nicht, daß ich euch zu dem gleichen Wagnisse auffordern werde! Oder auch nur zur gleichen Einsamkeit. Denn wer auf eigenen Wegen geht, begegnet Niemandem: das bringen die „eigenen Wege“ mit sich. Niemand kommt ihm dabei zu „helfen“, und mit allem, was ihm von Gefahr, Zufall, Bosheit und schlechtem Wetter zustößt, muß er selbst fertig werden. Er hat eben seinen Weg für sich, und auch seinen gelegentlichen Verdruß über dieses harte unerbittliche „für sich“: wozu es zum Beispiel gehört, daß selbst seine guten Freunde nicht immer sehen und wissen, wo er eigentlich geht, wohin er eigentlich will — und sich bisweilen fragen: wie? geht er überhaupt? hat er — einen Weg?…

— Indem ich hiermit den Versuch mache, denen, welche mir bisher — trotz alledem — wohlgesinnt geblieben sind, einen Wink über den Weg zu geben, welchen ich gegangen bin, empfiehlt es sich zuerst zu sagen, auf welchen Wegen man mich bisweilen gesucht und selbst zu finden geglaubt hat. Man pflegt mich zu verwechseln: ich gestehe es ein; insgleichen, daß mir ein großer Dienst geschehen wäre, wenn Jemand Anderer mich gegen diese Verwechslungen vertheidigte und abgrenzte. Aber, wie gesagt, ich muß mir selbst zu Hülfe kommen: wozu geht man „auf eigenen Wegen“?

antimetaphysisch, antiromantisch, artistisch, pessimistisch, skeptisch, historisch

Eine artistische Weltbetrachtung eine antimetaphysische — ja, aber eine artistische —
eine pessimistische-buddhistische —
eine skeptische —
eine wissenschaftliche — nicht positiv<istische>

[«]

2[187]

— placatumque nitet diffuso lumine coelum —

[«]

2[188]

daß sich die Geschichte sämmtl<icher> Ph<änomene> der Moralität dermaßen vereinfachen lasse, wie es Schopenhauer glaubte — nämlich so, daß als Wurzel jeder bisherigen moral<ischen> Neigung das Mitleiden wiederzufinden sei — zu diesem Grade von Widersinn und Naivetät konnte nur ein Denker kommen, der von allem historischen Instinkte entblößt war und in der wunderlichsten Weise selbst jener starken Schulung zur Historie, wie sie die Deutschen von Herder bis Hegel durchgemacht haben, entschlüpft war.

[«]

2[189]

Die Frage nach der Herkunft unserer Werthschätzungen und Gütertafeln fällt ganz und gar nicht mit deren Kritik zusammen, wie so oft geglaubt wird: so gewiß auch die Einsicht in irgend eine pudenda origo für das Gefühl eine Werthverminderung der so entstandenen Sache mit sich bringt und gegen dieselbe eine kritische Stimmung und Haltung vorbereitet.

[«]

2[190]

(47)

was sind unsere Werthschätzungen und moralischen Gütertafeln selber werth? Was kommt bei ihrer Herrschaft heraus? Für wen? In Bezug worauf? — Antwort: für das Leben. Aber was ist Leben? Hier thut also eine neue bestimmtere Fassung des Begriffs „Leben“ noth: meine Formel dafür lautet: Leben ist Wille zur Macht.

was bedeutet das Werthschätzen selbst? weist es auf eine andere metaphysische Welt zurück oder hinab? Wie noch Kant glaubte (der vor der großen historischen Bewegung steht) Kurz: wo ist es entstanden? Oder ist es nicht „entstanden“? Antwort: das moralische Werthschätzen ist eine Auslegung, eine Art zu interpretiren. Die Auslegung selbst ist ein Symptom bestimmter physiologischer Zustände, ebenso eines bestimmten geistigen Niveaus von herrschenden Urtheilen. Wer legt aus? — Unsere Affekte.

[«]

2[191]

Meine Behauptung: daß man die moralischen Werthschätzungen selbst einer Kritik unterziehn muß. Daß man dem moralischen Gefühls-Impuls mit der Frage: warum? Halt gebieten muß. Daß dies Verlangen nach einem „Warum?“, nach einer Kritik der Moral, eben unsere jetzige Form der Moralität selbst ist, als ein sublimer Sinn der Redlichkeit. Daß unsere Redlichkeit, unser Wille, uns nicht zu betrügen sich selbst ausweisen muß: „warum nicht?“ — Vor welchem Forum? — Der Wille, sich nicht betrügen <zu> lassen, ist anderen Ursprungs, eine Vorsicht gegen Überwältigung, Ausbeutung, ein Nothwehr-Instinkt des Lebens.

Das sind meine Forderungen an euch — sie mögen euch schlecht genug zu Ohren gehen —: daß ihr die moralischen Werthschätzungen selbst einer Kritik unterziehen sollt. Daß ihr dem moralischen Gefühls-Impuls, welcher hier Unterwerfung und nicht Kritik verlangt, mit der Frage: „warum Unterwerfung?“ Halt gebieten sollt. Daß ihr dies Verlangen nach einem „Warum?“, nach einer Kritik der Moral, eben als eure jetzige Form der Moralität selbst ansehen sollt, als die sublimste Art von Rechtschaffenheit, die euch und eurer Zeit Ehre macht.

[«]

2[192]

das Gefühl: du sollst!, die Unruhe beim Zuwiderhandeln — Frage: „wer befiehlt da? Wessen Ungnade fürchten wir da?“

[«]

2[193]

(7)

Unsere Unart, ein Erinnerungs-Zeichen, eine abkürzende Formel als Wesen zu nehmen, schließlich als Ursache z.B. vom Blitz zu sagen: „er leuchtet“. Oder gar das Wörtchen „ich“. Eine Art von Perspektive im Sehen wieder als Ursache des Sehens selbst zu setzen: das war das Kunststück in der Erfindung des „Subjekts“, des „Ichs“!

[«]

2[194]

(23)

Stendhal: „Combien de lieues ne ferais-je pas à pied, et à combien de jours de prison ne me soumettrais-je pas pour entendre Don Juan ou le Matrimonio segreto; et je ne sais pour quelle autre chose je ferais cet effort.“ Damals war er 56 Jahr alt.

[«]

2[195]

(41)

Hegel: seine populäre Seite die Lehre vom Krieg und den großen Männern. Das Recht ist bei dem Siegreichen: er stellt den Fortschritt der Menschheit dar.

Versuch, die Herrschaft der Moral aus der Geschichte zu beweisen

Kant: uns entzogen, unsichtbar, wirklich, ein Reich der moralischen Werthe

Hegel: eine nachweisbare Entwicklung, Sichtbarwerdung des moralischen Reichs

Wir wollen uns weder auf die Kantische noch Hegelsche Manier betrügen lassen: — wir glauben nicht mehr, wie sie, an die Moral und haben folglich auch keine Philosophien zu gründen, damit die Moral Recht behalte. Sowohl der Kriticismus als der Historicismus hat für uns nicht darin seinen Reiz: — nun, welchen hat er denn?

[«]

2[196]

Wir Heimatlosen — ja! Aber wir wollen die Vortheile unserer Lage ausnützen und, geschweige an ihr zu Grunde zu gehn, uns die freie Luft und mächtige Lichtfülle zu Gute kommen lassen.

[«]

2[197]

Ungläubige und Gottlose, ja! — aber ohne jene Bitterkeit und Leidenschaft des Losgerissenen, der sich aus dem Unglauben einen Glauben, einen Zweck, oft ein Martyrium zurecht macht: wir sind abgesotten und kalt geworden in der Einsicht, daß es in der Welt durchaus nicht göttlich zugeht, ja noch nicht einmal nach vernünftigem, barmherzigem, menschlichem Maaße; wir wissen es, die Welt, in der wir leben, ist unmoralisch, ungöttlich, unmenschlich — wir haben sie allzulange im Sinne unserer Verehrung interpretirt. Die Welt ist nicht das werth, was wir geglaubt haben: und der letzte Spinnefaden von Trost, den Schopenhauer gesponnen hat, ist von uns zerrissen worden: eben das sei der Sinn der ganzen Geschichte, daß sie hinter ihre Sinnlosigkeit kommt und ihrer selber satt wird. Dies Am-Dasein-Müdewerden, dieser Wille zum Nicht-mehr-wollen, das Zerbrechen des Eigenwillens, des Eigenwohles, Selbstl<osigkeit> (als Ausdruck dieses umgekehrten Willens) — dies und nichts Anderes wollte Schopenhauer mit der höchsten Ehre geehrt wissen: er hieß es Moral, er dekretirte, daß alles selbstlose Handeln — — — er glaubte selbst der Kunst ihren Werth zu sichern, indem er in den indifferenten Zuständen, welche sie schafft, Vorbereitungen für jene gänzliche Loslösung und Sattheit des Ekels erkennen möchte.

— aber wären wir wirklich in Hinsicht auf den Anblick einer unmoralischen Welt Pessimisten? Nein, denn wir glauben nicht an die Moral — — wir glauben, daß Barmherzigkeit, Recht, Mitleid u. Gesetzlichkeit bei weitem überschätzt sind, daß ihr Gegentheil verleumdet worden ist, daß in Beidem, im Übertreiben und Verleumden, in der ganzen Anlegung des moral<ischen> Ideals und Maaßstabes eine ungeheure Gefährdung des Menschen lag. Vergessen wir auch den guten Ertrag nicht: das Raffinement der Auslegung, der moral<ischen> Vivisektion, der Gewissensbiß hat die Falschheit des Menschen aufs höchste gesteigert und ihn geistreich gemacht.

An sich hat eine Religion nichts mit der Moral zu thun: aber die beiden Abkömmlinge der jüdischen R<eligion> sind beide wesentlich moralische Religionen, solche, die Vorschriften darüber geben, wie gelebt werden soll und mit Lohn und Strafe ihren Forderungen Gehör schaffen.

[«]

2[198]

die aera Bismarcks (die aera der deutschen Verdummung)

auf solchem Sumpfboden gedeihen, wie billig, auch die eigentlichen Sumpfpflanzen, z.B. der A<ntisemiten>

[«]

2[199]

— national zu sein, in dem Sinne und Grade, wie es jetzt von der öffentlichen Meinung verlangt wird, würde an uns geistigen Menschen, wie mir scheint, nicht nur eine Abgeschmacktheit: sondern eine Unredlichkeit sein, eine willkürliche Betäubung unseres besseren Wissens und Gewissens

[«]

2[200]

Insgleichen sind wir keine Christen mehr: wir sind dem Christenthum entwachsen, nicht weil wir ihm zu fern, sondern weil wir ihm zu nahe gewohnt haben, mehr noch weil wir aus ihm gewachsen sind — es ist unsere strengere und verwöhntere Frömmigkeit selbst, die uns heute verbietet, noch Christen zu sein —

[«]

2[201]

Wenn ich einstmals das Wort „unzeitgemäß“ auf meine Bücher geschrieben habe, wie viel Jugend, Unerfahrenheit, Winkel drückt sich in diesem Worte aus! Heute begreife ich, daß mit dieser Art Klage Begeisterung und Unzufriedenheit ich eben damit zu den Modernsten der Modernen gehörte.

[«]

2[202]

Kant: die bloße Idee von einer möglichen Wissenschaft, welcher man sich auf mancherlei Wegen zu nähern sucht, so lange, bis der einzige, sehr durch Sinnlichkeit verwachsene Fußsteig entrückt wird“ —

[«]

2[203]

Und auch heute noch geben die Philosophen, ohne daß sie es wissen, den stärksten Beweis, wie weit diese Autorität der Moral reicht. Mit allem ihrem Willen zur Unabhängigkeit, mit ihren Gewohnheiten oder Grundsätzen des Zweifels, selbst mit ihrem Laster des Widerspruchs, der Neuerung um jeden Preis, des Hochmuths von jeder Höhe — was wird aus ihnen, sobald sie über „du sollst“ und „du sollst nicht“ nachdenken? Es giebt sofort gar nichts Bescheideneres auf Erden: die Circe Moral hat sie eben angehaucht und verzaubert! Alle diese Stolzen und Einsam-Wandelnden! — Nun sind es mit einem Mal Lämmer, nun wollen sie Heerde sein. Zunächst wollen sie allesammt ihr „du sollst“ und „du sollst nicht“ mit Jedermann gemein haben, — erstes Zeichen der preisgegebenen Unabhängigkeit. Und was ist ihr Kriterium einer moralischen Vorschrift? Alle sind darüber einmüthig: deren Gemeingültigkeit, ihr Absehen von der Person. Dies heiße ich „Heerde“. Darauf freilich trennen sie sich: denn jeder will mit seiner besten Kraft der M<oral> zu Diensten sein. Die meisten von ihnen verfallen darauf „die Moral zu begründen“, wie man sagt, nämlich sie mit der Vernunft zu verschwistern und zu vereinbaren, womöglich bis zur Einheit; die Feineren finden umgekehrt in der Unbegründbarkeit der Moral das Anzeichen und Vorrecht ihres Ranges, ihres der Vernunft überlegenen Ranges; andere werden sie historisch ableiten wollen (etwa mit den Darwinisten, welche das Hausmittelchen für schlechte Historiker erfunden haben „erst Nützlichkeit und Zwang, dann Gewohnheit, endlich Instinkt, sogar Vergnügen“), wieder andere widerlegen diese Ableitungen und leugnen überhaupt jede historische Ableitbarkeit der Moral, und dies ebenfalls zu Ehren ihres Ranges, ihrer höheren Art und Bestimmung: alle aber sind einmüthig in der Hauptsache „die Moral ist da, die Moral ist gegeben!“, sie glauben alle, redlich, unbewußt, ungebrochen an den Werth dessen, was sie Moral nennen, das heißt, sie stehen unter deren Autorität. Ja! Der Werth der Moral! Wird man es erlauben, daß hier Jemand das Wort nimmt, der gerade über diesen Werth Zweifel hat? Und nur in dieser Hinsicht sich auch um ihre Ableitung, Ableitbarkeit, psychologische Möglichkeit und Unmöglichkeit kümmert?

[«]

2[204]

Fünftes Buch: Wir Umgekehrten.

Unsere neue „Freiheit“
Gegen die volksthümlichen Idealmenschen
Wie weit geht Kunst und Falschheit in’s Wesen des Seins?
Warum wir nicht mehr Christen sind.
Warum wir antinational sind.
Pessimismus und Dionysismus.
Unser Mißtrauen gegen die Logik
l’art pour l’art
Die Beschränktheit aller Teleologie.
Gegen den Causalitäts-Fatalismus.
Gegen die Lehre vom Milieu: Maske und Charakter. Zum Begriff „Phänomenalismus“.
Gegen die Romantik.
Begriff der Sklaverei d.h. Verwerkzeugung
Mißverständniß der Heiterkeit.
Was die Rangordnung macht.
Kritik der neueren Philosophie: fehlerhafter Ausgangspunkt, als ob es „Thatsachen des Bewußtseins“ gäbe — und keinen Phänomenalismus in der Selbst-

Beobachtung

[«]

2[205]

Es giebt gar keinen Egoismus, der bei sich stehen bliebe und nicht übergriffe — es giebt folglich jenen „erlaubten“, „moralisch indifferenten“ E<goismus> gar nicht, von dem ihr redet.

Man fördert sein Ich stets auf „Kosten des Andern“; Leben lebt immer auf Unkosten andern Lebens. — Wer das nicht begreift, hat bei sich noch nicht den ersten Schritt zur Redlichkeit gemacht.

[«]

2[206]

(48)

Welches Freiheitsgefühl liegt darin, zu empfinden, wie wir befreiten Geister empfinden, daß wir nicht in ein System von „Zwecken“ eingespannt sind! Insgleichen, daß die Begriffe „Lohn“ und „Strafe“ nicht im Wesen des Daseins ihren Sitz haben! Insgleichen, daß die gute und böse Handlung nicht an sich, sondern nur unter der Perspektive der Erhaltungs-Tendenzen gewisser Arten von menschlichen Gemeinschaften, gut und böse zu nennen ist! Insgleichen, daß unsere Abrechnungen über Lust und Schmerz keine kosmische, geschweige denn eine metaphysische Bedeutung haben! — Jener Pessimismus, der die Lust und Unlust des Daseins selbst auf die Wagschale zu setzen sich anheischig macht, mit seiner willkürlichen Einsperrung in das vor-kopernikanische Gefängniß und Gesichtsfeld, würde etwas Rückständiges und Rückfälliges <sein>, falls er nicht nur ein schlechter Witz eines Berliners ist (der P<essimismus> E<duard> von Hartmanns

[«]

2[207]

Anfang

Schluß.

In wiefern diese Selbstvernichtung der Moral noch ein Stück ihrer eigenen Kraft ist. Wir Europäer haben das Blut solcher in uns, die für ihren Glauben gestorben sind; wir haben die Moral furchtbar und ernst genommen und es ist nichts, was wir ihr nicht irgendwann geopfert haben. Andrerseits: unsre geistige Feinheit ist wesentlich durch Gewissens-Vivisektion erreicht worden. Wir wissen das wohin? noch nicht, zu dem wir getrieben werden, nachdem wir uns dergestalt von unsrem alten Boden abgelöst haben. Aber dieser Boden selbst hat uns die Kraft angezüchtet, die uns jetzt hinaus treibt in die Ferne, in's Abenteuer, <durch die wir> in's Uferlose, Unerprobte, Unentdeckte hinausgestossen werden, — es bleibt uns keine Wahl, wir müssen Eroberer sein, nachdem wir kein Land mehr haben, wo wir heimisch sind, wo wir „erhalten" möchten. Nein, das wißt ihr besser, meine Freunde! Das verborgene Ja in euch ist stärker als alle Neins und Vielleichts, an denen ihr mit eurer Zeit krank und süchtig seid; und wenn ihr aufs Meer müßt, ihr Auswanderer, so zwingt euch ein Glaube dazu — —

[«]

2[208]

das nicht-fertig-werden mit dem Christenthum

[«]

2[209]

Es ist Ehren-Sache meiner Freunde, für meinen Namen, Ruf und weltliche Sicherheit thätig zu sein und mir eine Burg zu bauen, wo ich gegen die grobe Verkennung bewahrt bin: ich selbst will keinen Finger mehr dafür rühren

[«]

2[210]

Die vollkommene Funktions-Sicherheit der regulirenden Instinkte

[«]

[3 = W I 7b. W I 3b. Mp XVI 2b. Mp XVI 1b. Anfang 1886 — Frühjahr 1886]

3[1]

Zur Naturgeschichte des freien
Geistes.

[«]

3[2]

Zur
Naturgeschichte des freien Geistes.
Gedanken und Gedankenstriche
von
Friedrich Nietzsche.

[«]

3[3]

Widmung und Abgesang.

„Dem, der alle Himmel hell
Und alle Meere brausen macht — “

[«]

3[4]

Der Wille zur Macht.
Vorzeichen
einer Philosophie der Zukunft.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

3[5]

Mißverständniß der Herrschsucht.
Die Heiterkeit als Erlösung.
Der Tanz.
Spott über „Göttliches“ — Symptom der Genesung.
Das Verlangen nach „festen Thatsachen“ — Erkenntnißtheorie wie viel Pessimismus ist darin!
Z<arathustra> als seinen Gegner sich schaffen

[«]

3[6]

Die Vaterlandsliebe ist in Europa etwas Junges und steht noch auf schwachen Beinen: sie fällt leicht um! Man darf sich durch den Lärm den sie macht nicht täuschen lassen: kleine Kinder schrein am lautesten.

[«]

3[7]

„Dumm bis zur Heiligkeit“ sagt man in Rußland.

[«]

3[8]

Nach neuen Meeren.

Allerhand Fragen und Fragwürdiges.
für gute Europäer.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

3[9]

Jenseits von Gut und Böse.
Vorspiel
einer Philosophie der Zukunft.

Erstes Buch: Moral und Erkenntniss.
Zweites Buch: Moral und Religion.
Drittes Buch: Moral und Kunst.
Viertes Buch: Unsere Tugenden.
Fünftes Buch: von der Rangordnung.

[«]

3[10]

Unsere Tugenden.

Allerhand Fragen für Fragwürdige.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

3[11]

Menschliches, Allzumenschliches.

Ein Buch für freie Geister.
Neue Folge.

Und wenn dies Buch ein Spiegel ist und folglich eine Gelegenheit zur Selbst-Bespiegelung: nun, ihr guten Europäer, was haltet ihr von unserer Eitelkeit? Sieht sie sich selber gern — „im Spiegel“? —

[«]

3[12]

Aus der Naturgeschichte des freien Geistes.
Die Philosophie der Zukunft.
Wissenschaftliche Arbeiter.
Künstler.
Zur Philosophie des höheren Menschen.
Zur Verdüsterung Europas.

[«]

3[13]

Diese Einsamkeit ist es, welche wir hüten, wenn wir der religiösen Organisation der Menschheit das Wort reden: — und vielleicht unterscheidet uns nichts so bestimmt von den mißbräuchlich „Freigeister“ genannten Heerdenthieren und Gleichheits-Aposteln: — welche allesammt die Einsamkeit nicht ertragen könnten. Religion als Fortsetzung und Vertiefung der politischen Grundlehre gedacht, welche immer die Lehre der ungleichen Rechte, der Nothwendigkeit eines Gesellschafts-Baus mit Hoch und Niedrig, mit Gebietenden und Gehorchenden ist: Religion bedeutet uns die Lehre von der Rangverschiedenheit der Seelen, der Züchtung und Ermöglichung der höheren Seelen auf Unkosten der niederen.

[«]

3[14]

Die Welt ist das nicht werth, was wir geglaubt haben: man ist dahinter gekommen. Der Pessimist giebt uns sogar zu verstehn, dies eben sei ihr Rest von Werth, den sie für uns behalte, daß wir dahinter kommen können — und sie das nicht werth sei was wir geglaubt haben. Die Welt wäre dergestalt ein Mittel, sich die Welt zu verleiden, sich selber bestmöglich zu „entweltlichen“; ein Unsinn, der sich endlich nach unse<li>gen Umschweifen zu begreifen beginnt, eine etwas langgesponnene Komödie der Irrungen, die sich beschämt ins Nichts verliert

[«]

3[15]

Es bleibt genug gegen ein langes Siechthum einzuwenden; am wenigsten wohl möchte ich es den christlichen Moralisten zugeben, daß es den M<enschen> verbessert, namentlich wenn er durch die langwierigen Schmerzen heimgesucht wird, denen man mit kalter Besonnenheit <zuschaut> — weder jenes orientalische stumme taube Sich-Auslöschen, Sich-Ergeben noch jene Überreizung der Willenskraft und der Tapferkeit, die einem solchen Feinde, wie der Schmerz ist, den Stolz, den Hohn, — — —

Inmitten langer Marter, verbrannt gleichsam mit grünem Holze und ohne die Wohlthat, welche Fieber, Ohnmachten — — —

[«]

3[16]

Manzoni
Stifter
(G. Keller)

[«]

3[17]

„Maledetto colui —
che contrista un spirto immortal!“
Manzoni (2. Akt des Conte di Carmagnola)

[«]

3[18]

gangasrotogati „wie der Strom des Ganges dahinfließend“ = presto
kurmagati „von der Gangart der Schildkröte“ = lento
mandeikagati „von der Gangart des Frosches“ = staccato

[«]

3[19]

Wir Philosophen des Jenseits — des Jenseits von Gut und Böse, mit Verlaub!, die wir in Wahrheit gewitzte Interpreten und Zeichendeuter sind — wir, denen das Schicksal aufgespart blieb, als Zuschauer der europäischen Dinge vor einen geheimnißvollen und ungelesenen Text hingestellt zu sein: der sich uns mehr und mehr verräth — welche Noth haben wir, zu schweigen und die Lippen zusammenzudrücken, während immer mehrere und seltnere Dinge sich in uns drängen und häufen und nach Licht, Luft, Freiheit, Wort verlangen!

Aber das Wort — — —

[«]

[4 = D 18. Mp XV 2c. Mp XVII 3a. Mp XVI 1b. Anfang 1886 — Frühjahr 1886]

4[1]

Ein Philosoph: was für eine bescheidene Creatur, wenn er wirklich seinem Namen treu bleibt! — als welcher nicht einen „Freund der Weisheit“ bezeichnet, Vergebung einem alten Philologen! sondern nur „einen, der weise Männer gern hat“. Wollt ihr also, daß es Philosophen geben soll, im griechischen Sinne und Wortverstande, heran zuerst mit euren „weisen Männern“! — Aber, es scheint mir, meine Freunde, wir lieben zuletzt die unweisen Männer mehr, als die weisen, gesetzt selbst es gäbe Weise — ? Und vielleicht steckt darin, gerade darin mehr Weisheit? Wie? Sollten gar die Weisen selbst — aus der Nähe gesehn, vielleicht — keine „Philosophen“ sein? Sondern „Philasophen“? Freunde der Narrheit, gute Gesellschaft für Spielleute und närrisches Volk? Und nicht für — sich? —

[«]

4[2]

Zum Problem der Maske. „Une croyance presque instinctive chez moi, c’est que tout homme puissant ment, quand il parle et à plus forte raison, quand il écrit.“ Stendhal, vie de Napoléon, préface p. XV.

[«]

4[3]

„Je sais, quel est le pouvoir des hommes, sagte Napoleon auf Sankt Helena; les plus grands ne peuvent exiger d’être aimés.“ — Fügen wir sofort hinzu, was sich auf allzugute Gründe hin vermuthen läßt: sie verlangen es auch nicht einmal von sich selbst, — und sie lieben sich auch nicht!

[«]

4[4]

„Du scheinst mir Schlimmes im Schilde zu führen, man möchte glauben, du wolltest den Menschen zu Grunde richten?“ — sagte ich einmal zu dem Gotte Dionysos. „Vielleicht, antwortete der Gott, aber so, daß dabei Etwas für ihn heraus kommt.“ — „Was denn? fragte ich neugierig. — Wer denn? solltest du fragen.“ Also sprach Dionysos und schwieg darauf in der Art, die ihm eigen ist, nämlich versucherisch. Ihr hättet ihn dabei sehen sollen! — Es war Frühling, und alles Holz stand in jungem Safte.

[«]

4[5]

Es giebt einen Theil der Nacht, von welchem ein Einsiedler sagen wird: „horch’ jetzt hört die Zeit auf!“ Bei allen Nachtwachen, insbesondere, wenn man sich auf ungewöhnlichen nächtlichen Fahrten und Wanderungen befindet, hat man in Bezug auf diesen Theil der Nacht (ich meine die Stunden von Eins bis Drei) ein wunderliches erstauntes Gefühl, eine Art von „Viel zu kurz!“ oder „Viel zu lang!“, kurz den Eindruck einer Zeit-Anomalie. Sollten wir es in jenen Stunden, als ausnahmsweise Wachende, abzubüßen haben, daß wir für gewöhnlich um jene Zeit uns in dem Zeit-Chaos der Traumwelt befinden? Genug, Nachts von Eins bis Drei haben wir „keine Uhr im Kopfe“. Mich dünkt, daß eben dies auch die Alten ausdrückten mit „intempestiva nocte“ und „ἐν ἀωρονυκτί“ (Aeschylos), also „da in der Nacht, wo es keine Zeit giebt“; und auch ein dunkles Wort Homer’s zur Bezeichnung des tiefsten stillsten Theils der Nacht lege ich mir etymologisch auf diesen Gedanken zurecht, mögen die Übersetzer es immerhin mit „Zeit der Nachtmelke“ wiederzugeben glauben —: wo in aller Welt war man denn je dermaaßen thöricht, daß man da die Kühe des Nachts zwischen Eins und Drei melkte! — Aber wem erzählst du da deine Nachtgedanken? —

[«]

4[6]

<Bei den> Ehen im bürgerlichen Sinne des Wortes, wohlverstanden im achtbarsten Sinne des Wortes „Ehe“, handelt es sich ganz und gar nicht um Liebe, ebenso wenig als es sich dabei um Geld handelt — aus der Liebe läßt sich keine Institution machen —: sondern um die gesellschaftliche Erlaubniß, die zwei Personen zur Geschlechtsbefriedigung an einander ertheilt wird, unter Bedingungen, wie sich von selbst versteht, aber solchen, welche das Interesse der Gesellschaft im Auge haben. Daß einiges Wohlgefallen der Betheiligten und sehr viel guter Wille — Wille zu Geduld, Verträglichkeit, Fürsorge für einander — zu den Voraussetzungen eines solchen Vertrags gehören wird, liegt auf der Hand; aber das Wort Liebe sollte man dafür nicht mißbrauchen! Für zwei Liebende im ganzen und starken Sinne des Wortes ist eben die Geschlechtsbefriedigung nichts Wesentliches und eigentlich nur ein Symbol, für den einen Theil, wie gesagt, Symbol der unbedingten Unterwerfung, für den andern Symbol der Zustimmung zu ihr, Zeichen der Besitzergreifung. — Bei der Ehe im adeligen, altadeligen Sinne des Wortes handelt es sich um Züchtung einer Rasse (giebt es heute noch Adel? Quaeritur), — also um Aufrechterhaltung eines festen, bestimmten Typus herrschender Menschen: diesem Gesichtspunkt wurde Mann und Weib geopfert. Es versteht sich, daß hierbei nicht Liebe das erste Erforderniß war, im Gegentheil! und noch nicht einmal jenes Maaß von gutem Willen für einander, welches die gute bürgerliche Ehe bedingt. Das Interesse eines Geschlechts zunächst entschied, und über ihm — der Stand. Wir würden vor der Kälte, Strenge und rechnenden Klarheit eines solchen vornehmen Ehe-Begriffs, wie er bei jeder gesunden Aristokratie geherrscht hat, im alten Athen, wie noch im Europa des achtzehnten Jahrhunderts, ein wenig frösteln, wir warmblütigen Thiere mit kitzlichem Herzen, wir „Modernen“! Eben deshalb ist die Liebe als Passion, nach dem großen Verstande des Wortes, für die aristokratische Welt erfunden worden und in ihr, — da, wo der Zwang, die Entbehrung eben am größten waren…

[«]

4[7]

— „Die Krankheit macht den Menschen besser“: diese berühmte Behauptung, der man durch alle Jahrhunderte begegnet, und zwar im Munde der Weisen ebenso als im Mund und Maule des Volks, giebt zu denken. Man möchte sich, auf ihre Gültigkeit hin, einmal erlauben zu fragen: giebt es vielleicht ein ursächliches Band zwischen Moral und Krankheit überhaupt? Die „Verbesserung des Menschen“, im Großen betrachtet, zum Beispiel die unleugbare Milderung Vermenschlichung Vergutmüthigung des Europäers innerhalb des letzten Jahrtausends — ist sie vielleicht die Folge eines langen heimlich-unheimlichen Leidens und Mißrathens, Entbehrens, Verkümmerns? Hat „die Krankheit“ den Europäer „besser gemacht“? Oder anders gefragt: ist unsere Moralität — unsere moderne zärtliche Moralität in Europa, mit der man die Moralität des Chinesen vergleichen möge — der Ausdruck eines physiologischen Rückgangs?… Man möchte nämlich nicht ableugnen können, daß jede Stelle der Geschichte, wo „der Mensch“ sich in besonderer Pracht und Mächtigkeit des Typus gezeigt hat, sofort einen plötzlichen, gefährlichen, eruptiven Charakter annimmt, bei dem die Menschlichkeit schlimm fährt; und vielleicht hat es in jenen Fällen, wo es anders scheinen will, eben nur an Muth oder Feinheit gefehlt, die Psychologie in die Tiefe zu treiben und den allgemeinen Satz auch da noch herauszuziehn: „je gesünder, je stärker, je reicher, fruchtbarer, unternehmender ein Mensch sich fühlt, um so „unmoralischer“ wird <er> auch“. Ein peinlicher Gedanke! dem man durchaus nicht nachhängen soll! Gesetzt aber, man läuft mit ihm ein kleines, kurzes Augenblickchen vorwärts, wie verwundert blickt man da in die Zukunft! Was würde sich dann auf Erden theurer bezahlt machen als gerade das, was wir mit allen Kräften fordern — die Vermenschlichung, die „Verbesserung“, die wachsende „Civilisirung“ des Menschen? Nichts wäre kostspieliger als Tugend: denn am Ende hätte man mit ihr die Erde als Hospital: und „Jeder Jedermanns Krankenpfleger“ wäre der Weisheit letzter Schluß. Freilich: man hätte dann auch jenen vielbegehrten „Frieden auf Erden“! Aber auch so wenig „Wohlgefallen an einander“! So wenig Schönheit, Übermuth, Wagniß, Gefahr! So wenig „Werke“, um derentwillen es sich noch lohnte, auf Erden zu leben! Ach! und ganz und gar keine „Thaten“ mehr! Alle großen Werke und Thaten, welche stehn geblieben sind und von den Wellen der Zeit nicht fortgespült wurden — waren sie nicht alle im tiefsten Verstande große Unmoralitäten?…

[«]

4[8]

Daß die bloße Stärke eines Glaubens ganz und gar noch nichts hinsichtlich seiner Wahrheit verbürgt, ja sogar im Stande ist, aus der vernünftigsten Sache langsam, langsam eine dicke Thorheit herauszupräpariren: dies ist unsre eigentliche Europäer-Einsicht, — in ihr, wenn irgend worin, sind wir erfahren, gebrannt, gewitzigt, weise geworden, durch vielen Schaden, wie es scheint… „Der Glaube macht selig“: gut! Bisweilen wenigstens! Aber der Glaube macht unter allen Umständen dumm, selbst in dem seltneren Falle, daß er es nicht ist, daß er von vornherein ein kluger Glaube ist. Jeder lange Glaube wird endlich dumm, das bedeutet, mit der Deutlichkeit unsrer modernen Psychologen ausgedrückt, seine Gründe versinken „ins Unbewußte“, sie verschwinden darin, — fürderhin ruht er nicht mehr auf Gründen, sondern auf Affekten (das heißt er läßt im Falle, daß er Hülfe nöthig hat, die Affekte für sich kämpfen und nicht mehr die Gründe). Angenommen, man könnte herausbekommen, welches der bestgeglaubte, längste, unbestrittenste, ehrlichste Glaube ist, den es unter Menschen giebt, man dürfte mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit muthmaaßen, daß er zugleich auch der tiefste, dümmste, „unbewußteste“, vor Gründen am besten vertheidigte, von Gründen am längsten verlassene Glaube sei. —

Zugegeben; aber welches ist dieser Glaube? — Oh ihr Neugierigen! Aber nachdem ich mich einmal auf’s Räthsel-Aufgeben eingelassen habe, will ich’s menschlich treiben und mit der Antwort und Lösung schnell herausrücken, — man wird sie mir nicht so leicht vorwegnehmen.

Der Mensch ist vor Allem ein urtheilendes Thier; im Urtheile aber liegt unser ältester und beständigster Glaube versteckt, in allem Urtheilen giebt es ein zu Grunde liegendes Fürwahr-halten und Behaupten, eine Gewißheit, daß Etwas so und nicht anders ist, daß hierin wirklich der Mensch „erkannt“ hat: was ist das, was in jedem Urtheil unbewußt als wahr geglaubt wird? — Daß wir ein Recht haben, zwischen Subjekt und Prädikat, zwischen Ursache und Wirkung zu unterscheiden — das ist unser stärkster Glaube; ja im Grunde ist selbst schon der Glaube an Ursache und Wirkung, an conditio und conditionatum nur ein Einzelfall des ersten und allgemeinen Glaubens, unsres Urglaubens an Subjekt und Prädikat (nämlich als die Behauptung, daß jede Wirkung eine Thätigkeit sei und daß jedes Bedingte einen Bedingenden, jede Thätigkeit einen Thäter, kurz ein Subjekt voraussetze) Sollte dieser Glaube an den Subjekts- und Prädikats-Begriff nicht <eine große Dummheit sein?>

[«]

4[9]

Nachspiel.

— Aber hier unterbrecht ihr mich, ihr freien Geister. „Genug! Genug! höre ich euch schrein und lachen, wir halten es nicht mehr aus! Oh über diesen schauerlichen Versucher und Gewissens-Störenfried! Willst du uns denn bei der ganzen Welt den Ruf verderben? Unsren guten Namen anschwärzen? Uns Zunamen anhängen, die sich nicht nur in die Haut einfressen? — Und wozu am hellen blauen Tage diese düstern Gespenster, diese moralischen Gurgeltöne, diese ganze tragische rabenschwarze Musik! Sprichst du Wahrheiten: nach solchen Wahrheiten können keine Füße tanzen, also sind es noch lange keine Wahrheiten für uns! Ecce nostrum veritatis sigillum! Und hier ist Rasen und weicher Grund: was gäbe es Besseres als geschwind deine Grillen wegjagen und uns, nach deiner Nacht, einen guten Tag machen? Es wäre endlich Zeit, daß sich wieder ein Regenbogen über dies Land ausspannte, und daß uns Jemand sanfte tolle Lieder zu hören und Milch zu trinken gäbe: — wir Alle haben wieder Durst nach einer frommen, von Herzen thörichten und milchichten Denkungsart.“ — Meine Freunde, ich sehe es, ihr verliert meine Geduld, — und wer sagt euch, daß ich nicht längst schon gerade darauf wartete? Aber ich bin zu eurem Willen; und ich habe auch, was ihr braucht. Seht ihr nicht dort meine Heerden springen, alle meine zarten sonnigen windstillen Gedanken-Lämmer und Gedanken-Böcke? Und hier steht auch schon für euch ein ganzer Eimer Milch bereit; habt ihr aber erst getrunken — denn ihr dürstet alle nach Tugend, ich sehe es — so soll es nicht an Liedern fehlen, wie ihr sie wollt! Anzufangen mit einem Tanzliede für die muntersten Beine und Herzen: und wahrlich, wer es singt, der thut es Einem zu Ehren, der Ehre verdient, einem der Freiesten unter freien Geistern, der alle Himmel wieder hell und alle Meere brausen macht. —

[«]

[5 = N VII 3. Sommer 1886 — Herbst 1887]

5[1]

Bücher Ziegler

Geschichte der Ethik

[«]

5[2]

Morgenröthe
und
fröhliche Wissenschaft

[«]

5[3]

Wir stellen ein Wort hin, wo unsere Unwissenheit anhebt, — wo wir nicht mehr weiter sehn können z.B. das Wort „ich“ das Wort „thun“, das Wort „leiden“: das sind vielleicht Horizontlinien unsrer Erkenntniß, aber keine „Wahrheiten“.

[«]

5[4]

Der faule Fleck des Kantischen Kriticismus ist allmählich auch den gröberen Augen sichtbar geworden: Kant hatte kein Recht mehr zu seiner Unterscheidung „Erscheinung“ und „Ding an sich“ — er hatte sich selbst das Recht abgeschnitten, noch fernerhin in dieser alten üblichen Weise zu unterscheiden, insofern er den Schluß von der Erscheinung auf eine Ursache der Erscheinung als unerlaubt ablehnte — gemäß seiner Fassung des Causalitätsbegriffs und dessen rein-intraphänomenaler Gültigkeit: welche Fassung anderseits jene Unterscheidung schon vorwegnimmt, wie als ob „das Ding an sich“ nicht nur erschlossen sondern gegeben sei.

[«]

5[5]

Der Ursprung der moralischen Empfindungen von Dr. Paul Rée: ein kluges langsames Büchlein ohne Schwärmerei und tugendhafte Attitüden, dem überhaupt auf eine angenehme Weise der Charakter der Jugend abgeht. Die Worte, mit welchen ich an dieser Stelle seinen jungen und abseits gestellten Verfasser in den Bereich der Wissenschaft. zu treiben suchte — starke Worte, die man mir sogar zum Vorwurf gemacht hat — gehören vielleicht wirklich unter meine Dummheiten; mindestens waren sie bisher umsonst gesprochen… (Ich gedenke mit Verdruß, wie man merkt, einer getäuschten Hoffnung, von jener Art Hoffnungen, wie sie mir mehrfach gerade die Begabung von Juden erregt hat, — als die Art Mensch, die im jetzigen Europa bei weitem am ersten Geistigkeit angeerbt bekommen, zugleich aber auch ein tempo der Entwicklung, das verhängnißvoll rasch zur Reife (und leider auch noch über sie hinaus…) treibt)

[«]

5[6]

Und wollt ihr ernstlich „das Jenseits“ loswerden: ich fürchte, es giebt kein anderes Mittel, ihr müßt euch erst zu meinem „Jenseits“ entschließen.

[«]

5[7]

Das Glück, von dem die Bescheidenen glauben, sein rechter Name sei auf Erden „So! So!“

Wer etwas ist, das leicht zerbricht, fürchtet sich vor Kinderhänden und Allem, was nicht lieben kann, ohne zu zerstören.

Wer in Dornen greift, schont seine Finger weniger als wer einen Dolch führt.

gehörnte Wagnerianer

[«]

5[8]

Das psychologische Kunststück dieser Jahre war, über einen furchtbaren Abgrund zu gehen und nicht hinunter zu blicken; sondern heiter Schritt für Schritt thun, als ob es sich darum handle, eine bunte Wiese zu überschreiten, an deren Ende vielleicht eine große Gefahr auf uns wartet: kurz, muthig über eine Gefahr weggehn, mit dem Glauben, einer Gefahr entgegenzugehen.

[«]

5[9]

Exoterisch — esoterisch

1. — alles ist Wille gegen Willen
2 Es giebt gar keinen Willen
1 Causalismus
2 Es giebt nichts wie Ursache-Wirkung.
1.

Alle Causalität geht psychologisch auf den Glauben an Absichten zurück:

Gerade die Wirkung einer Absicht ist unbeweisbar.

(Causa efficiens ist eine Tautologie mit finalis) psychologisch angesehn —

[«]

5[10]

Was ist „erkennen“? Zurückführen von etwas Fremdem auf etwas Bekanntes, Vertrautes. Erster Grundsatz: das, woran wir uns gewöhnt haben, gilt uns nicht mehr als Räthsel, als Problem. Abstumpfung des Gefühls des Neuen, Befremdenden: alles, was regelmäßig geschieht, scheint uns nicht mehr fragwürdig. Deshalb ist die Regel suchen der erste Instinkt des Erkennenden: während natürlich mit der Feststellung der Regel noch gar nichts „erkannt“ ist! — Daher der Aberglaube der Physiker: wo sie verharren können d.h. wo die Regelmäßigkeit der Erscheinungen die Anwendung von abkürzenden Formeln erlaubt, meinen sie, sei erkannt worden. Sie fühlen „Sicherheit“: aber hinter dieser intellektuellen Sicherheit steht die Beruhigung der Furchtsamkeit: sie wollen die Regel, weil sie die Welt der Furchtbarkeit entkleidet. Die Furcht vor dem Unberechenbaren als Hinter-Instinkt der Wissenschaft.

Die Regelmäßigkeit schläfert den fragenden (d.h. fürchtenden) Instinkt ein: „erklären“ d.h. eine Regel des Geschehens aufzeigen. Der Glaube an das „Gesetz“ ist der Glaube an die Gefährlichkeit des Willkürlichen. Der gute Wille, an Gesetze zu glauben, hat der Wissenschaft zum Siege verholfen (namentlich in demokratischen Zeitaltern)

[«]

5[11]

Der Intellekt kann sich nicht selbst kritisiren, eben weil er nicht zu vergleichen ist mit andersgearteten Intellekten und weil sein Vermögen zu erkennen erst Angesichts der „wahren Wirklichkeit“ zu Tage treten würde d.h. weil, um den Intellekt zu kritisiren, wir ein höheres Wesen mit „absoluter Erkenntniß“ sein müßten. Dies setzte schon voraus, daß es, abseits von allen perspektivischen Arten der Betrachtung und sinnlich-geistiger Aneignung, etwas gäbe, ein „An-sich“ — Aber die psychologische Ableitung des Glaubens an Dinge verbietet uns von „Dingen an sich“ zu reden.

[«]

5[12]

Grundfrage: ob das Perspektivische zum **Wesen** gehört? Und nicht nur eine Betrachtungs-form, eine Relation zwischen verschiedenen Wesen ist? Stehen die verschiedenen Kräfte in Relation, so daß diese Relation gebunden ist an Wahrnehmungs-Optik? Diese wäre möglich, wenn alles Sein **essentiell** etwas Wahrnehmendes wäre.

[«]

5[13]

Daß Ähnlichkeit der Form auf Verwandtschaft hinweist, Herkunft aus gemeinsamer Form, — daß Ähnlichkeit des Lautens bei Worten auf Verwandtschaft der Worte hinweist, ist eine Art zu folgern, bei der die inertia soufflirt: als ob es wahrscheinlicher wäre, daß eine Form Ein Mal als daß sie mehreremal entstanden sei…

Die Succession von Erscheinungen, noch so genau beschrieben, kann nicht das Wesen des Vorgangs geben — aber die Constanz des fälschenden Mediums (unser „ich“ —) ist mindestens da. Es ist als ob Reime aus einer Sprache bei einer Übersetzung in eine andre verloren gehen: aber der Glaube hervorgerufen wird, daß in jener Ursprache es ein Gedicht in Reimen war. So erweckt die Folge die Succession den Glauben an eine Art „Zusammenhang“ jenseits des von uns gesehenen Wechsels.

[«]

5[14]

Die Entwicklung der Wissenschaft löst das „Bekannte“ immer mehr in ein Unbekanntes auf: sie will aber gerade das Umgekehrte und geht von dem Instinkt aus, das Unbekannte auf das Bekannte zurückzuführen.

In summa bereitet die Wissenschaft eine souveräne Unwissenheit vor, ein Gefühl, daß „Erkennen“ gar nicht vorkommt, daß es eine Art Hochmuth war, davon zu träumen, mehr noch, daß wir nicht den geringsten Begriff übrig behalten, um auch nur „Erkennen“ als eine Möglichkeit gelten zu lassen — daß „Erkennen“ selbst eine widerspruchsvolle Vorstellung ist. Wir übersetzen eine uralte Mythologie und Eitelkeit des Menschen in die harte Thatsache: so wenig Ding an sich, so wenig ist „Erkenntniß an sich“ noch erlaubt als Begriff.

Die Verführung durch „Zahl und Logik“

— — durch die „Gesetze“

„Weisheit“ als Versuch über die perspektivischen Schätzungen (d.h. über den „Willen zur Macht“) hinweg zu kommen ein lebensfeindliches und auflösendes Princip, Symptom wie bei den Indern usw. Schwächung der Aneignungskraft.

[«]

5[15]

So gut der Versuch gemacht wird, Alles ins Todte Unlebendige in unseren Sinnen zu übersetzen (also z.B. in Bewegungen usw. aufzulösen), so erlaubt ist <es>, alles Gesehene, Gehörte, was unsere Sinne bieten, in unsre vitalen Funktionen aufzulösen, also als Begehren, Wahrnehmen, Fühlen usw.

[«]

5[16]

Die wissenschaftliche Genauigkeit ist bei den oberflächlichsten Erscheinungen am ersten zu erreichen also wo gezählt, gerechnet, getastet, gesehn werden kann, wo Quantitäten constatirt werden können. Also die armseligsten Bereiche des Daseins sind zuerst fruchtbar angebaut worden. Die Forderung, Alles müsse mechanistisch erklärt werden, ist der Instinkt, als ob die werthvollsten und fundamentalsten Erkenntnisse gerade da am ersten gelungen wären: was eine Naivetät ist. Thatsächlich ist uns Alles, was gezählt und gegriffen werden kann, wenig werth: wo man nicht hinkommt mit dem „Begreifen“, das gilt uns als „höher“. Logik und Mechanik sind nur auf das Oberflächlichste anwendbar: eigentlich nur eine Schematisir- und Abkürzungskunst, eine Bewältigung der Vielheit durch eine Kunst des Ausdrucks, — kein „Verstehen“, sondern ein Bezeichnen zum Zweck der Verständigung. Die Welt auf die Oberfläche reduziert denken heißt sie zunächst „begreiflich“ machen.

Logik und Mechanik berühren nie die Ursächlichkeit — —

[«]

5[17]

Wie die skeptischen, an der Unsicherheit leidenden Zeitalter zu einem starren Glauben übergehn: andrerseits, Menschen, mit einem Widerwillen gegen vorzeitige Dogmen und Einengungen, nur langsam und spät sich einen Gesammt-Glauben abzwingen lassen (weil sie an der Unsicherheit nicht leiden, sondern Lust haben) Diese letztere Art von abgezwungenem Gesammt-Glauben und Generalisation haben entscheidenden Werth: sie sind trotz des Gegenhangs gewachsen. Über den **Ursprung** der systematischen Conceptionen: a) aus den schematischen Köpfen b) aus dem Leiden an der Ungewißheit c) seltnerer Fall, bei solchen, die ungern schematisiren und incerti amici <sind>.

[«]

5[18]

„Was sich beweisen läßt, ist wahr" Das ist eine willkürliche Festsetzung des Begriffs „wahr", die sich nicht beweisen läßt! Es ist ein einfaches „das soll als wahr gelten, soll „wahr" heißen!" Im Hintergrunde steht der Nutzen einer solchen Geltung des Begriffs „wahr": denn das Beweisbare appellirt an das Gemeinsamste in den Köpfen (an die Logik): weshalb es natürlich nicht mehr ist als ein Nützlichkeits-Maaßstab im Interesse der Meisten. „Wahr" „bewiesen" d.h. aus Schlüssen abgeleitet, vorausgesetzt, daß die Urtheile, welche zum Schlusse gebracht werden, schon „wahr" sind (d.h. allgemein zugestanden) Somit ist „wahr," etwas, das nach einer allgemein zugestandenen Art des Schließens auf allgemein zugestandene Wahrheiten zurückgeführt wird. Das bedeutet also: „was sich beweisen läßt, ist wahr" setzt bereits Wahrheiten als gegeben voraus ---

[«]

5[19]

Die Welt, die uns etwas angeht, ist nur scheinbar, ist unwirklich. — Aber den Begriff „wirklich, wahrhaft vorhanden“ haben wir erst gezogen aus dem „uns-angehn“; je mehr wir in unserem Interesse berührt werden, um so mehr glauben wir an die „Realität“ eines Dinges oder Wesens. „Es existirt“ heißt: ich fühle mich an ihm als existent. — Antinomie.

So viel Leben aus jenem Gefühl kommt, so viel Sinn setzen wir in das, was wir als Ursache dieser Erregung glauben. Das „Seiende“ wird also von uns gefaßt als das auf uns Wirkende, das durch sein Wirken Sich-Beweisende. — „Unwirklich“ „scheinbar“ wäre das, was nicht Wirkungen hervorzubringen vermag, aber sie hervorzubringen scheint. —

Gesetzt aber, wir legen in die Dinge gewisse Werthe hinein, so wirken diese Werthe dann auf uns zurück, nachdem wir vergessen haben, daß wir die Geber waren.

Gesetzt, ich halte Jemanden für meinen Vater, so folgt daraus vielerlei für jede seiner Äußerungen gegen mich: sie werden anders interpretirt. — Also unsere Auffassungen und Ausdeutungen der Dinge, unsere Interpretation der Dinge gegeben, so folgt, daß alle „wirklichen“ Einwirkungen dieser Dinge auf uns daraufhin anders erscheinen, neu interpretirt, kurz anders wirken.

Wenn nun alle Auffassungen der Dinge falsch waren, so folgt, daß alle Einwirkungen der Dinge auf uns auf eine falsche Causalität hin empfunden und ausgelegt werden: kurz, daß wir Werth und Unwerth, Nutzen und Schaden abmessen auf Irrthum hin, daß die Welt, die uns etwas angeht, falsch ist.

[«]

5[20]

Die Luft geht kühl und rein
— ich möchte gern

der Tag blickt gram

Am Abend, wenn auch das tapferste Herz zweifelt und müde blickt.

die Flamme mit weißgrauem Bauche, deren Hals begehrlich sich nach reinen Höhen biegt und dreht

[«]

5[21]

Die Probleme, vor welche ich gestellt bin, scheinen mir von so radikaler Wichtigkeit, daß ich beinahe jedes Jahr ein Paar Mal mich zu der Einbildung verstieg, daß die geistigen Menschen, denen ich diese Probleme sichtbar machte, darüber ihre eigene Arbeit bei Seite legen müßten, um sich einstweilen ganz meinen Angelegenheiten zu widmen. Das, was dann jedes Mal statt dessen geschah, war in so komischer und unheimlicher Weise das Gegentheil davon, was ich erwartet hatte, daß ich alter Menschenkenner mich meiner selbst schämen lernte <und> immer von Neuem wieder aus der Anfänger-Lehre umzulehren hatte — daß die Menschen ihre Gewohnheiten hunderttausend Mal wichtiger nehmen als selbst — ihren Vortheil…

[«]

5[22]

Grundlösung:

wir glauben an die Vernunft: diese aber ist die Philosophie der grauen Begriffe, die Sprache ist nach den aller naivsten Vorurtheilen hin gebaut

nun lesen wir Disharmonien und Probleme in die Dinge hinein, weil wir nur in der sprachlichen Form denken — somit der „ewigen Wahrheit“ der „Vernunft“ glauben (z.B. Subjekt Prädikat usw.

wir hören auf zu denken, wenn wir es nicht in dem sprachlichen Zwange thun wollen, wir langen gerade noch bei dem Zweifel an, hier eine Grenze als Grenze zu sehn.

Das vernünftige Denken ist ein Interpretiren nach einem Schema, welches wir nicht abwerfen können.

[«]

5[23]

freiwillig abseits, gelassen, gegen Ding und Zufall leutselig, den kleinsten Sonnenblicken der Gesundheit dankbar, den Schmerz wie eine Regel, wie eine Bedingung, wie etwas Selbstgewolltes annehmend, und mit listigem Zwang zu unseren Zwecken ausnutzend, ausfragend —

[«]

5[24]

Menschen, in deren Leibe beständig das innere Vieh grunzt und rumort

[«]

5[25]

nicht nur die Moral als Vorurtheil, sondern über den höchstgeehrten Typus der bisherigen Moralität hindurchlebend

mit einer ironischen Allwissenheit über die ganze bisherige vita contemplativa stehen bleiben

Mit einem sehr schlechten Willen, in einem der bisherigen Weltbetrachtungs-Winkel sitzen zu bleiben, so tief auch die Neugierde mich in jeden von ihnen einmal hineingetrieben hat: mit einem um so strengeren Willen, den Zustand, aus dem jede einzelne dieser Weltwinkel-Perspektiven, die man eine Philosophie oder eine „Religion“ nennt, <entstanden ist,> einmal selbst zu erleben

[«]

5[26]

die erlebte Andeutung von etwas Unendlichem, das zu erobern uns freisteht

[«]

5[27]

Um dies Buch zu verstehen, muß man mir einige Voraufsetzungen zugeben

[«]

5[28]

Daß Jemand selbst die Moral als Vorurtheil nehmen kann, und hinterdrein gar noch in diesem Sieg der Skepsis ein morgenröthliches Glück genießen kann —

[«]

5[29]

Man muß die großen Probleme mit Leib und Seele erleben wollen

[«]

5[30]

Das Volk hat billigerweise den falschesten Begriff von dem Zustand, von dem es am entferntesten ist, von der Weisheit

[«]

5[31]

Jedes große Problem ist ein Symptom: ein Mensch mit einem gewissen Quantum von Kraft, Feinheit, Umfänglichkeit, mit dieser Gefahr, mit dieser Verwegenheit hat es aus sich hervorgetrieben

[«]

5[32]

Das Volk hat Menschen nöthig, die ihm mit gutem Beispiel vorangehn: und indem es sich aus alledem, was es an sich zu überwinden hat, das Ideal eines siegreichen Überwinders ausgearbeitet hat, hat es eine Art Kriterium gewonnen für seine Art höchster Menschen. Darin steckt eine große Gefahr. Man sei doch aufrichtig und gestehe sich zu, weshalb Christus z.B. nur ein Ideal des „gemeinen Mannes“ ist.

[«]

5[33]

Das Volk pflegt sich bei einem Philosophen mit biederem Ernste zu fragen, ob er wirklich so gelebt hat, wie er gelehrt hat: es urtheilt bei sich, daß Moral-Predigen leicht sei und wenig zu bedeuten habe, daß es aber etwas damit auf sich habe, Moral, irgend eine Art Moral zu leben. Dies ist eine Naivetät: denn wie sollte Einer anders zum Wissen kommen, wenn er nicht in dem Lande gelebt hat, von dem er redet!

Gesetzt, daß eine Philosophie — — —

Das Volk verlangt von einem Philosophen, daß er nicht lüge: denn es glaubt, daß nur die Wahrhaftigen die Wahrheit erkennen. Insgleichen daß er ohne Sinnenlust lebe, entsagend

[«]

5[34]

Die geistigsten Menschen empfinden den Reiz und Zauber der sinnlichen Dinge wie es sich die anderen Menschen, solche mit den „fleischernen Herzen“ gar nicht vorstellen können — auch nicht vorstellen dürften: — sie sind Sensualisten im besten Glauben, weil sie den Sinnen einen grundsätzlicheren Werth zugestehen als jenen feinen Sieben, jenen Verdünnungs-, Verkleinerungsapparaten, oder wie das heißen mag, was man, in der Sprache des Volkes, „Geist“ nennt. Die Kraft und Macht der Sinne — dies ist das Wesentlichste an einem wohlgerathenen und ganzen Menschen: das prachtvolle „Thier“ muß zuerst gegeben sein — was liegt sonst an aller „Vermenschlichung“!

[«]

5[35]

NB Die ganze Moral E<uropa>s hat den Nutzen der Heerde auf dem Grunde: die Trübsal aller höheren seltenen Menschen liegt darin, daß alles, was sie auszeichnet, ihnen mit dem Gefühl der Verkleinerung und Verunglimpfung zum Bewußtsein kommt. Die Stärken des jetzigen Menschen sind die Ursachen der pessimistischen Verdüsterung: die Mittelmäßigen sind, wie die Heerde ist, ohne viel Fragen und Gewissen, — heiter. Zur Verdüsterung der Starken: Schopenhauer Pascal

NB. Je gefährlicher eine Eigenschaft der Heerde scheint, um so gründlicher wird sie in Acht gethan.

[«]

5[36]

Unser „Erkennen“ beschränkt sich darauf, Quantitäten festzustellen d.h.

aber wir können durch nichts hindern, diese Quantitäts-Differenzen als Qualitäten zu empfinden. Die Qualität ist eine perspektivische Wahrheit für uns; keine „an sich“.

Unsere Sinne haben ein bestimmtes Quantum als Mittler, innerhalb deren sie funktioniren d.h. wir empfinden groß und klein im Verhältniß zu den Bedingungen unsrer Existenz. Wenn wir unsere Sinne um das Zehnfache verschärften oder verstumpften, würden wir zu Grunde gehn. D.h. wir empfinden auch Größenverhältnisse in Bezug auf unsre Existenz-Ermöglichung als Qualitäten.

[«]

5[37]

Zu beschreiben, wie es Einer thut bei erkenntnißtheoretischem Denken, physiologisch. Primitive, — wie?

[«]

5[38]

Die Antinomie meiner Existenz liegt darin, daß alles das, was ich als Philosophus radicalis nöthig habe — Freiheit von Beruf, Weib, Kind, Freunden, Gesellschaft, Vaterland, Heimat, Glauben, Freiheit fast von Liebe und Haß — ich als ebenso viel Entbehrungen empfinde, insofern ich glücklicher Weise ein lebendiges Wesen und kein bloßer Abstraktions-Apparat bin. Ich muß hinzufügen, daß mir in jedem Falle die solide Gesundheit fehlt — und daß ich nur in Momenten der Gesundheit die Last jener Entbehrungen weniger hart fühle. Auch weiß ich immer noch nicht die fünf Bedingungen zusammen zu bringen, auf denen eine erträgliche Mittlere meiner labilen Gesundheit sich basiren ließe. Trotzdem wäre es ein verhängnißvoller Fehler, wenn ich, um mir die 5 Bedingungen zu schaffen, mich jener 8 Freiheiten beraubte: Das ist eine objektive Ansicht meiner Lage. —

Die Sache complicirt sich, insofern ich außerdem Dichter bin, wie billig, mit den Bedürfnissen aller Dichter: wozu Sympathie, glänzender Haushalt, Ruhe und dergleichen gehören (in Bezug auf welche Bedürfnisse ich für mein Leben keine andere Bezeichnung habe als Hundestall-Existenz). Die Sache complicirt sich noch einmal, insofern ich außerdem Musiker bin: so daß mir eigentlich nichts im Leben — — —

[«]

5[39]

— daß ich die Sprache der Volks-Moralisten und „heiligen Männer“ rede und dies unbefangen ursprünglich ebenso begeistert als lustig, aber zugleich mit einem Artisten-Genusse daran, der nicht zu fern von der Ironie ist — darüber nämlich, daß hier die raffinirteste Form des modernen Gedankens beständig in die Sprache der Naivetät zurückübersetzt wird — also mit einem heimlichen Triumphe über die besiegte Schwierigkeit und scheinbare Unmöglichkeit eines solchen Unterfangens

[«]

5[40]

Zur Genealogie
der Moral.

Erste Abhandlung
von
Friedrich Nietzsche.

2. das asketische Ideal
3. Verantwortlichkeit.
4. „ich“ und „er“.

[«]

5[41]

Vorspiel des P<arsifal>, größte Wohlthat, die mir seit langem erwiesen ist. Die Macht und Strenge des Gefühls, unbeschreiblich, ich kenne nichts, was das Christenthum so in der Tiefe nähme und so scharf zum Mitgefühl brächte. Ganz erhoben und ergriffen — kein Maler hat einen so unbeschreiblich schwermüthigen und zärtlichen Blick gemalt wie Wagner

die Größe im Erfassen einer furchtbaren Gewißheit, aus der etwas von Mitleiden quillt:

das größte Meisterstück des Erhabenen, das ich kenne, die Macht und Strenge im Erfassen einer furchtbaren Gewißheit, ein unbeschreiblicher Ausdruck von Größe im Mitleiden darüber; kein Maler hat einen solchen dunklen, schwermüthigen zärtlichen Blick gemalt wie Wagner in dem letzten Theile des Vorspiels. Auch Dante nicht, auch Leonardo nicht.

Wie als ob seit vielen Jahren endlich einmal Jemand zu mir über die Probleme redete, die mich bekümmern, nicht natürlich mit den Antworten, die ich eben dafür bereit halte, sondern mit den christlichen — welche zuletzt die Antwort stärkerer Seelen gewesen ist als unsere letzten beiden Jahrhunderte hervorgebracht haben. Man legt allerdings beim Hören dieser Musik das Protestant<ische> wie ein Mißverständniß bei Seite: so wie die Musik Wagners in Montecarlo mich dazu brachte, wie ich nicht leugnen will, auch die sonst gehörte sehr gute Musik

(Haydn Berlioz Brahms Reyers Sigurd-Ouvertüre) ebenfalls wie ein Mißverständniß der Musik bei Seite zu legen. Sonderbar! Als Knabe hatte ich mir die Mission zugedacht, das Mysterium auf die Bühne zu bringen; — — —

[«]

5[42]

Kritik des christlichen Ideals
der Armut,
der Keuschheit,
der Demuth.

Die europäischen Aspirationen zum Fakirthum.

[«]

5[43]

„ce jeune Juif, à la fois doux et terrible, fin et impérieux, naïf et profond, rempli du zèle désintéressé d’une moralité sublime et de l’ardeur d’une personnalité exaltée“

(„les évangiles“) Renan.

C’est du régime féodal et non de sa chute, que sont nés l’égoïsme, l’avidité, les violences et la cruauté, qui conduisirent aux terreurs des massacres de septembre

v. Sybel!!

[«]

5[44]

Ehren wir dergestalt die Blinden, die Vertrauenden, die Einfachen, die Friedlichen, die Esel, schützen und vertheidigen wir sie vor uns selbst alle diese arglosen fraglosen kuhwarmen Milchherzen die Nichts vom Leben haben als seine verfänglichste Auszeichnung, es nicht zu kennen… retten wir sie uns mit dieser Kunst des schnellen Verstummens für unsre eignen bösen Tage — denn auch wir haben zeitweilig Oasen nöthig, Menschen-Oasen, in denen man vergißt, vertraut, einschläft wieder träumt, wieder liebt, wieder „menschlich“ wird…

[«]

5[45]

Inzwischen hat ein sehr sonderbarer Herr, Namens Theodor Fritsch aus Leipzig mit mir correspondirt: ich konnte nicht umhin, da er zudringlich war, ihm ein paar freundliche Fußtritte zu versetzen. Diese jetzigen „Deutschen“ machen mir immer mehr Ekel.

[«]

5[46]

Wir Hyperboreer.

Weder zu Wasser, noch zu Lande kannst du den Weg zu den Hyperboreern finden

Pindar.

Jenseits des Nordens, des Eises, der Härte, des Todes — unser Leben! Unser Glück!

[«]

5[47]

Wie sollten sie unser rechtes auditorium abgeben, diese Moralischen, die mit einer schändlichen Zudringlichkeit nur auf das hinhören, was für sie dabei herauskommt und überhaupt, ob etwas für sie dabei herauskommt. Zur Vorrede.

„Was habe ich davon?
Wie nehme ich mich dabei aus?
„Was nehme ich mir dabei heraus?“

— die unerlaubten Geister.

[«]

5[48]

NB „Deutsche Jünglinge“ und andres schwärmerisches Hornvieh — kuhwarme Milchherzen

[«]

5[49]

Die Moral als des Menschen größte Gefahr

Die Tugend, z.B. als Wahrhaftigkeit, als unser vornehmer und gefährlicher Luxus; wir müssen nicht die Nachtheile ablehnen, die er mit sich bringt.

[«]

5[50]

1) Jene typische Verwandlung, für die unter Franzosen G. F<laubert> unter Deutschen R. W<agner> das deutlichste Beispiel abgiebt: zwischen 1830 und 1850 wandelt sich der romantische Glaube an die Liebe und die Zukunft in das Verlangen zum Nichts.
2) das tragische Zeitalter für Europa: bedingt durch den Kampf gegen den Nihilismus.

Vielleicht Titel von Nr. 10.

3) Was bedeutet der Sinn für Farbe bei Franzosen, für Ton (und „Harmonie“ speziell) bei Deutschen? Reizmittel theils für eine gröbere Art Mensch theils für eine blasiertere Art Mensch.
4) Der Pessimismus und die aesthet<ische> Theorie
5) die griechische Philosophie von Socrates ab als Krankheitssymptom und folglich Vorbereitung des Christenthums.
6) Der Anarchismus
7) Gegen den Causalismus. Bedingungen zu einer Ursache.

8) die erzieherische Lüge. Plato. Dazu gehören alle „Ideale“. Aber Erziehung wozu? Dauerhafte Gebilde zu schaffen, in denen Etwas Langes wachsen kann.
9) Wie entsteht der Ruhm einer moralischen Qualität?
10) Moral geht auf Vermittelmäßigung, Erniedrigung des Niveaus hinaus. Inwiefern hier ein Instinkt der Erhaltung redet.
10) Im großen Menschen sind die spezifischen Eigenschaften des Lebens, Unrecht, Lüge, Ausbeutung am größten. Insofern sie aber überwältigend gewirkt haben, ist ihr Wesen am besten mißverstanden und ins Gute interpretirt worden. Typus Carlyle als Interpret.
11) Antagonismus zwischen Verstärkung und Verbesserung.
12) Gegen die Atomistik.
13) Der Glaube an das Ich
14) eine neue Vollkommenheit ausdenken, bei der unsre ganze menschliche Noth und Ungewißheit nicht revoltirt.
15) Wie entsteht der starke Mensch? v. — — —
16) Die Arten des Rausches?
17) Was bedeutet unser Sinn für Hochgebirge, Wüste, campagna Romana, Nationalismus?
18) Verkleinerung des Menschen seit Copernicus.
19) Die Werthschätzungen als Ursache und als Folge
20) Das Hintereinander ist auch nur Beschreibung.
21) Agnostiker
22) Von der Zuchtlosigkeit des Geistes —
was ist Lasterhaftigkeit des Intellekts?
23) Was bedeutet die Herrschaft der Musik?
24) Hingebung an die Person als Erleichterung der Moral. (Vater, Vorfahr, Fürst, Priester, Gott)
25) Mysterien („Drama“).
26) Strafe: Aufrechterhaltung eines höheren Typus.
27) Der wissenschaftliche „Anschein“. Zur Schauspielerei
28) Zur Physiologie der Macht
29) unsere europäische Cultur — worauf sie drängt, im Gegensatz zur buddhistischen Lösung in Asien?

30) Auslegung, nicht Erklärung.
31) Zur Logik: der Wille zur Gleichheit als Wille zur Macht.
32) „Ding an sich“
33) gegen die Mechanistik
34) Das moral<ische> Vorurtheil im Glauben an die Dialektik
35) Das Verleumderische an den Idealen.
36) Psychologie des wissenschaftlichen Bedürfnisses.
37) moderne Verdüsterung
38) die Schauspielerei
39) das Demagogische in den Künsten
40) Hedonism im jetzigen Christenthum.
41) sowohl Kant als Hegel als Schopenhauer durch moral<isches> Grundurtheil bestimmt. Ebenso Plato, Spin<oza>.
42) Mißverständniß der Heiterkeit, der Ironie.
43) „Gewissensbiß“
44) Umdrehungen des moral<ischen> Urtheils
45) Lehre vom milieu
46) Volksthümliche Ideale, Fr. v. Assisi.
47) „Wir Immoralisten.“
48) Freiheitsgefühl.
49) Was ist vornehm? (roth-marmorirtes Buch)
50) alle großen Menschen böse Menschen
51) Tartüfferie der Wissenschaftlichkeit
52) wie Descartes die Wahrheit der Sinneswahrnehmung aus der Natur Gottes begründete, könnte man Kants Lehre von der Vernunft, die Illusion schafft, ablehnen. Insofern ist selbst die Erkenntnißtheorie abhängig von einer vorherigen Entscheidung über den moralischen Charakter des Daseins. Die Engländer meinen, man werde nur einem moralischen Gotte gehorchen. — Die Atheisten sind gerade in moralischen Fragen am befangensten.
53) das Wohlgefühl als das an leichten Widerständen sich auslösende Machtgefühl: denn im gesammten Organismus giebt es fortwährend Überwindung zahlloser Hemmungen, — dies Siegsgefühl kommt als Gesammtgefühl zum Bewußtsein, als Leichtigkeit, „Freiheit“

umgekehrt: giebt es schwere Hemmungen, so wird auch das Machtgefühl nicht ausgelöst:

NB. Also Unlustgefühl ist grundverschieden von Lustgefühl, letzteres ist Machtgefühl, welches, um erregt zu werden, zu seiner Voraussetzung kleine Hemmungen und Unlustgefühle nöthig hat

[«]

5[51]

Rangordnung
Vergeltung.
Wahrheit und Warhaftigkeit.
Recht, Strafe usw.
Mitleiden

[«]

5[52]

Maxime: mit keinem Menschen umgehn, der an dem verlognen Rassen-Schwindel Antheil hat.

(Wieviel Verlogenheit und Sumpf gehört dazu, um im heutigen Mischmasch-E<uropa> Rassenfragen aufzurühren!)

[«]

5[53]

Das Jahrhundert als Erbe des vorigen

1) sensualistisch, hedonistisch
   (oder pessimistisch)
2) schwärmerisch — moralisch
   Freiheit, Erkenntniß, Glück
   im Bunde
3) — — —

[«]

5[54]

Der Satz vom Bestehen der Energie fordert die ewige Wiederkehr.

[«]

5[55]

Hauptirrthum der Psychologen: sie nehmen die undeutlichere Vorstellung als eine niedrigere Art der Vorstellung gegen die helle gerechnet: aber was aus unserem Bewußtsein sich entfernt und deshalb dunkel wird, kann deshalb an sich vollkommen klar sein. Das Dunkelwerden ist Sache der Bewußtseins-Perspektive.

Die „Dunkelheit“ ist eine Folge der Bewußtseins-Optik, nicht nothwendig etwas dem „Dunkeln“ Inhärentes.

[«]

5[56]

Alles, was als „Einheit“ ins Bewußtsein tritt, ist bereits ungeheuer complizirt: wir haben immer nur einen Anschein von Einheit.

Das Phänomen des Leibes ist das reichere, deutlichere, faßbarere Phänomen: methodisch voranzustellen, ohne etwas auszumachen über seine letzte Bedeutung.

NB. Wenn das Centrum des „Bewußtseins“ auch nicht mit dem physiologischen Centrum zusammenfällt, so wäre doch möglich, daß dennoch das **physiologische** Centrum auch das **psychische** Centrum ist.

Die Intellektualität des Gefühls (Lust und Schmerz) d.h. es ist beherrscht von jenem Centrum aus.

[«]

5[57]

Das Problem des Nihilismus (gegen Pessimismus usw.)
Der Kampf gegen ihn verstärkt ihn.
Alle positiven Kräfte des Jahrhunderts scheinen ihn nur vorzubereiten
z.B. Naturwissenschaft
Erklärung: Untergang einer Werthung der Dinge, die den Eindruck macht, als sei keine andere Werthung möglich.

[«]

5[58]

Moral als Illusion der Gattung, um den Einzelnen anzutreiben, sich der Zukunft zu opfern: scheinbar ihm selbst einen unendlichen Werth zugestehend, so daß er, mit diesem Selbstbewußtsein, andere Seiten seiner Natur tyrannisirt und niederhält und schwer mit sich zufrieden ist.

Tiefste Dankbarkeit für das, was die Moral bisher geleistet hat: aber jetzt nur noch ein Druck, der zum Verhängniß werden würde! Sie selbst zwingt als Redlichkeit zur Moral-Verneinung.

[«]

5[59]

Die Voraussetzung der wissenschaftlichen Arbeit: ein Glaube an den Verband und die Fortdauer der wissenschaftlichen Arbeit, so daß der Einzelne an jeder noch so kleinen Stelle arbeiten darf, im Vertrauen, nicht umsonst zu arbeiten. Diese — — —

Es giebt Eine **große Lähmung**: umsonst arbeiten, umsonst kämpfen. — —

Die aufhäufenden Zeiten, wo Kraft, Machtmittel gefunden werden, deren sich einst die Zukunft bedienen wird: Wissenschaft als mittlere Station, an der die mittleren vielfacheren complicirten Wesen ihre natürlichste

Entladung und Befriedigung haben: alle die, denen die **That** sich widerräth.

[«]

5[60]

Der dogmatische Geist bei Kant

[«]

5[61]

Ein Zeitpunkt, wo der Mensch Kraft im Überfluß zu Diensten hat: die Wissenschaft ist darauf aus, diese Sklaverei der Natur herbeizuführen.

Dann bekommt der Mensch Muße: sich selbst auszubilden, zu etwas Neuem Höherem. **Neue Aristokratie**

Dann werden eine Menge Tugenden **überlebt**, die jetzt Existenzbedingungen waren.

Eigenschaften nicht mehr nöthig haben, folglich sie verlieren.

Wir haben die Tugenden nicht mehr **nöthig**: folglich verlieren wir sie: sowohl die Moral vom „Eins ist noth“, vom Heil der Seele von der Unsterblichkeit: ein Mittel, um dem Menschen eine ungeheure Selbstbezwingung zu ermöglichen (durch den Affekt einer ungeheuren Furcht:::

die verschiedenen Arten Noth, durch deren Zucht der Mensch geformt ist: Noth lehrt arbeiten, denken sich zügeln

Die physiologische Reinigung und Verstärkung

die neue Aristokratie hat einen Gegensatz nöthig, gegen den sie ankämpft: sie muß eine furchtbare Dringlichkeit haben, sich zu erhalten.

die zwei Zukünfte der Menschheit:

1) die Consequenz der Vermittelmäßigung
2) das bewußte Abheben, sich-Gestalten

eine Lehre, die eine Kluft schafft: sie erhält die oberste und die niedrigste Art (sie zerstört die mittlere) die bisherigen Aristokraten, geistliche und weltliche, beweisen nichts gegen die Nothwendigkeit einer neuen Aristokratie.

Theorie der **Herrschaftsgebilde** statt: **Sociologie**

[«]

5[62]

Man darf sich die Wahrheit bis so weit zugestehn als man bereits erhöht genug ist, um nicht mehr die Zwangsschule des Irrthums nöthig zu haben.
Falls man das Dasein moralisch beurtheilt, degoutirt es.

[«]

5[63]

Man soll nicht falsche Personen erfinden z.B. nicht sagen „die Natur ist grausam“. Gerade einzusehen, daß es kein solches Centralwesen der Verantwortlichkeit giebt, **erleichtert**!

Entwicklung der Menschheit. A. Macht über die Natur zu gewinnen und **dazu** eine gewisse Macht über sich. Die Moral war nöthig, um den Menschen durchzusetzen im Kampf mit Natur und „wildem Thier“.

B. Ist die Macht über die Natur errungen, so kann man diese Macht benutzen, um sich selbst frei weiterzubilden: Wille zur Macht als Selbsterhöhung und Verstärkung.

[«]

5[64]

Was ist „passiv“? widerstehen und reagiren. Gehemmt sein in der vorwärtsgreifenden Bewegung: also ein Handeln des

	Widerstandes und der Reaktion
Was ist „aktiv“?	nach Macht ausgreifend
„Ernährung“	ist nur abgeleitet, das Ursprüngliche ist Alles in sich einschließen wollen
„Zeugung“	nur abgeleitet: ursprünglich, wo Ein Wille nicht ausreicht, das gesamte Angeeignete zu organisiren, tritt ein *Gegenwille* in Kraft, der die Loslösung vornimmt, ein neues Organisationscentrum, nach einem Kampfe mit dem ursprünglichen Willen
Lust	als Machtgefühl (die Unlust voraussetzend)

[«]

5[65]

Alles Denken, Urtheilen, Wahrnehmen als *Vergleichen* hat als Voraussetzung ein „*Gleich***setzen“**, noch früher ein „*Gleich***machen“**. Das Gleichmachen ist dasselbe, was die Einverleibung der angeeigneten Materie in der Amoebe ist.

Erinnerung spät, insofern hier der gleichmachende Trieb bereits *gebändigt* erscheint: die Differenz wird bewahrt. Erinnern als ein Einrubriziren und Einschachteln, activ — wer?

[«]

5[66]

Der Werth der *unvernünftigen Neigungen*
z.B. Mutterliebe, Liebe zum „Werke“ usw.
nicht „altruistisch“!

[«]

5[67]

Keine „moralische Erziehung“ des Menschengeschlechts: sondern die Zwangsschule der Irrthümer ist nöthig, weil die „Wahrheit“ degoutirt und das Leben verleidet, vorausgesetzt, daß der Mensch nicht schon unentrinnbar in seine Bahn gestoßen ist und seine redliche Einsicht mit einem tragischen Stolze auf sich nimmt.

[«]

5[68]

Die Physiologen, wie die Philosophen glauben, das Bewußtsein, im Maaße es an Helligkeit zunimmt, wachse im Werthe: das hellste Bewußtsein, das logischste kälteste Denken sei ersten Ranges. Indessen — wonach ist dieser Werth bestimmt? Das oberflächlichste, vereinfachteste Denken ist in Hinsicht auf Auslösung des Willens das am meisten nützliche (weil es wenig Motive übrig läßt) — es könnte deshalb das usw. NB.

die Präcision des Handelns steht in Antagonismus mit der weitblickenden und oft ungewiß urtheilenden Vorsorglichkeit: letztere durch den tieferen Instinkt geführt.

NB. Werth zu bemessen nach der Weite der Nützlichkeit.

[«]

5[69]

Unsere Leidenschaften und Hänge wollen ihre Befriedigung und dazu die Herrschaft auch über den Intellekt

[«]

5[70]

1. Philosophie der Geschichte.
2. Psychologie.
3. Cultur der Griechen.
4. Philosophie der Moral.
5. Geschichte der griechischen Philosophie.

Nihilismus: Untergang einer Gesammtwerthung
(nämlich der moralischen) es fehlen die neuen interpretativen Kräfte.
Zur Geschichte der Werthe.
Der Wille zur Macht und seine Metamorphosen.
(was der bisherige Wille zur Moral war: eine Schule)
Die ewige Wiederkunft als Hammer.

[«]

5[71]

Der europäische Nihilismus.

Lenzer Heide den 10. Juni 1887

1.

Welche Vortheile bot die christliche Moral-Hypothese?

1) sie verlieh dem Menschen einen absoluten Werth, im Gegensatz zu seiner Kleinheit und Zufälligkeit im Strom des Werdens und Vergehens
2) sie diente den Advokaten Gottes, insofern sie der Welt trotz Leiden und Übel den Charakter der Vollkommenheit ließ, — eingerechnet jene „Freiheit“ — das Übel erschien voller Sinn.
3) sie setzte ein Wissen um absolute Werthe beim Menschen an und gab ihm somit gerade für das Wichtigste adäquate Erkenntniß

sie verhütete, daß der Mensch sich als Menschen verachtete, daß er gegen das Leben Partei nahm, daß er am Erkennen verzweifelte: sie war ein Erhaltungsmittel — in summa: Moral war das große Gegenmittel gegen den praktischen und theoretischen Nihilismus.

2.

Aber unter den Kräften, die die Moral großzog, war die Wahrhaftigkeit: diese wendet sich endlich gegen die Moral, entdeckt ihre Teleologie, ihre interessirte Betrachtung — und jetzt wirkt die Einsicht in diese lange eingefleischte Verlogenheit, die man verzweifelt, von sich abzuthun, gerade als stimulans. Zum Nihilismus. Wir constatiren jetzt Bedürfnisse an uns, gepflanzt durch die lange Moral-Interpretation, welche uns jetzt als Bedürfnisse zum Unwahren erscheinen: andererseits sind es die, an denen der Werth zu hängen scheint, derentwegen wir zu leben aushalten. Dieser Antagonismus, das was wir erkennen, nicht zu schätzen und das, was wir uns vorlügen möchten, nicht mehr schätzen zu dürfen: — ergiebt einen Auflösungsprozeß.

3.

Thatsächlich haben wir ein Gegenmittel gegen den ersten Nihilismus nicht mehr so nöthig: das Leben ist nicht mehr dermaaßen ungewiß, zufällig, unsinnig, in unserem Europa. Eine solch ungeheure Potenzirung vom Werth des Menschen, vom Werth des Übels usw. ist jetzt nicht so nöthig, wir ertragen eine bedeutende Ermäßigung dieses Werthes, wir dürfen viel Unsinn und Zufall einräumen: die erreichte Macht des Menschen erlaubt jetzt eine Herabsetzung der Zuchtmittel, von denen die moralische Interpretation das stärkste war. „Gott“ ist eine viel zu extreme Hypothese.

4.

Aber extreme Positionen werden nicht durch ermäßigte abgelöst, sondern wiederum durch extreme, aber umgekehrte. Und so ist der Glaube an die absolute Immoralität der Natur, an die Zweck- und Sinnlosigkeit der psychologisch nothwendige Affekt, wenn der Glaube an Gott und eine essentiell moralische Ordnung nicht mehr zu halten ist. Der Nihilismus erscheint jetzt, nicht weil die Unlust am Dasein größer wäre als früher, sondern weil man überhaupt gegen einen „Sinn“ im Übel, ja im Dasein mißtrauisch geworden ist. Eine Interpretation gieng zu Grunde; weil sie aber als die Interpretation galt, erscheint es, als ob es gar keinen Sinn im Dasein gebe, als ob alles umsonst sei.

5.

Daß dies „Umsonst!“ der Charakter unseres gegenwärtigen Nihilismus ist, bleibt nachzuweisen. Das Mißtrauen gegen unsere früheren Werthschätzungen steigert sich bis zur Frage „sind nicht alle „Werthe“ Lockmittel, mit denen die Komödie sich in die Länge zieht, aber durchaus nicht einer Lösung näher kommt?“ Die

Dauer, mit einem „Umsonst“, ohne Ziel und Zweck, ist der lähmendste Gedanke, namentlich noch wenn man begreift, daß man gefoppt wird und doch ohne Macht <ist>, sich nicht foppen zu lassen.

6.

Denken wir diesen Gedanken in seiner furchtbarsten Form: das Dasein, so wie es ist, ohne Sinn und Ziel, aber unvermeidlich wiederkehrend, ohne ein Finale ins Nichts: „die ewige Wiederkehr“.

Das ist die extremste Form des Nihilismus: das Nichts (das „Sinnlose“) ewig!

Europäische Form des Buddhismus: Energie des Stoffes und der Kraft zwingt zu einem solchen Glauben. Es ist die wissenschaftlichste aller möglichen Hypothesen. Wir leugnen Schluß-Ziele: hätte das Dasein eins, so müßte es erreicht sein.

7.

Da begreift man, daß hier ein Gegensatz zum Pantheismus angestrebt wird: denn „Alles vollkommen, göttlich, ewig“ zwingt ebenfalls zu einem Glauben an die „ewige Wiederkunft“. Frage: ist mit der Moral auch diese pantheistische Ja-stellung zu allen Dingen unmöglich gemacht? Im Grunde ist ja nur der moralische Gott überwunden. Hat es einen Sinn, sich einen Gott jenseits von „Gut und Böse“ zu denken? Wäre ein Pantheismus in diesem Sinne möglich? Bringen wir die Zweckvorstellung aus dem Prozesse weg und bejahen wir trotzdem den Prozeß? — Das wäre der Fall, wenn Etwas innerhalb jenes Prozesses in jedem Momente desselben erreicht würde — und immer das Gleiche

Spinoza gewann eine solche bejahende Stellung, insofern jeder Moment eine logische Nothwendigkeit hat: und er triumphirte mit seinem logischen Grundinstinkte über eine solche Weltbeschaffenheit.

8.

Aber sein Fall ist nur ein Einzel-Fall. Jeder Grundcharakterzug, der jedem Geschehen zu Grunde liegt, der sich an jedem Geschehen ausdrückt, müßte, wenn er von einem Individuum als sein Grundcharakterzug empfunden würde, dieses Individuum dazu treiben, triumphirend jeden Augenblick des allgemeinen Daseins gut zu heißen. Es käme eben darauf an, daß man diesen Grundcharakterzug bei sich als gut, werthvoll, mit Lust empfindet.

9.

Nun hat die Moral das Leben vor der Verzweiflung und dem Sprung ins Nichts bei solchen Menschen und Ständen geschützt, welche von Menschen ver<ge>waltthätigt und niedergedrückt wurden: denn die Ohnmacht gegen Menschen, nicht die Ohnmacht gegen die Natur, erzeugt die desperatischste Verbitterung gegen das Dasein. Die Moral hat die Gewalthaber, die Gewaltthätigen, die „Herren" überhaupt als die Feinde behandelt, gegen welche der gemeine M<ann> geschützt, d.h. zunächst ermuthigt, gestärkt werden muß. Die Moral hat folglich am tiefsten hassen und verachten gelehrt, was der Grundcharakterzug der Herrschenden ist: ihr Wille zur Macht. Diese Moral abschaffen, leugnen, zersetzen: das wäre den bestgehaßten Trieb mit einer umgekehrten Empfindung und Werthung versehen. Wenn der Leidende, Unterdrückte den Glauben verlöre, ein Recht zu seiner Verachtung des Willens zur Macht zu haben, so träte er in das Stadium der hoffnungslosen Desperation. Dies wäre der Fall, wenn dieser Zug dem Leben essentiell wäre, wenn sich ergäbe, daß selbst in jenem „Willen zur Moral" nur dieser „Wille zur Macht" verkappt sei, daß auch jenes Hassen und Verachten noch ein Machtwille ist. Der Unterdrückte sähe ein, daß er mit dem Unterdrücker auf gleichem Boden steht und daß er kein Vorrecht, keinen höheren Rang vor jenem habe.

10.

Vielmehr umgekehrt! Es giebt nichts am Leben, was Werth hat, außer dem Grade der Macht — gesetzt eben, daß Leben selbst der Wille zur Macht ist. Die Moral behütete die Schlechtweggekommenen vor Nihilismus, indem sie Jedem einen unendlichen Werth, einen metaphysischen Werth beimaß und in eine Ordnung einreihte, die mit der der weltlichen Macht und Rangordnung nicht stimmte: sie lehrte Ergebung, Demuth usw. Gesetzt, daß der Glaube an diese Moral zu Grunde geht, so würden die Schlechtweggekommenen ihren Trost nicht mehr haben — und zu Grunde gehen.

11.

Das zu-Grunde-Gehen präsentirt sich als ein — Sich-zu-Grunde-richten, als ein instinktives Auslesen dessen, was zerstören muß. Symptome dieser Selbstzerstörung der Schlechtweggekommenen: die Selbstvivisektion, die Vergiftung, Berauschung, Romantik, vor allem die instinktive Nöthigung zu Handlungen, mit denen man die Mächtigen zu Todfeinden macht (— gleichsam sich seine Henker selbst züchtend) der Wille zur Zerstörung als Wille eines noch tieferen Instinkts, des Instinkts der Selbstzerstörung, des Willens ins Nichts.

12.

Nihilismus, als Symptom davon, daß die Schlechtweggekommenen keinen Trost mehr haben: daß sie zerstören, um zerstört zu werden, daß sie, von der Moral abgelöst, keinen Grund mehr haben, „sich zu ergeben“ — daß sie sich auf den Boden des entgegengesetzten Princips stellen und auch ihrerseits Macht wollen, indem sie die Mächtigen zwingen, ihre Henker zu sein. Dies ist die europäische Form des Buddhismus, das Nein-thun, nachdem alles Dasein seinen „Sinn“ verloren hat.

13.

Die „Noth“ ist nicht etwa größer geworden; im Gegentheil! „Gott, Moral, Ergebung“ waren Heilmittel, auf furchtbaren tiefen Stufen des Elends: der aktive Nihilismus tritt bei relativ viel günstiger gestalteten Verhältnissen auf. Schon, daß die Moral als überwunden empfunden wird, setzt einen ziemlichen Grad geistiger Cultur voraus; diese wieder ein relatives Wohlleben. Eine gewisse geistige Ermüdung, durch den langen Kampf philosophischer Meinungen bis zur hoffnungslosen Scepsis gegen Philosophen gebracht, kennzeichnet ebenfalls den keineswegs niederen Stand jener Nihilisten. Man denke an die Lage, in der Buddha auftrat. Die Lehre der ewigen Wiederkunft würde gelehrte Voraussetzungen haben (wie der Lehrer Buddha solche hatte z.B. Begriff der Causalität usw.).

14.

Was heißt jetzt „schlechtweggekommen“? Vor allem physiologisch? nicht mehr politisch. Die ungesundeste Art Mensch in Europa (in allen Ständen) ist der Boden dieses Nihilismus: sie wird den Glauben an die ewige Wiederkunft als einen Fluch empfinden, von dem getroffen man vor keiner Handlung mehr zurückscheut: nicht passiv auslöschen, sondern Alles auslöschen machen, was in diesem Grade sinn- und ziellos ist: obwohl es nur ein Krampf, ein blindes Wüthen ist bei der Einsicht, daß Alles seit Ewigkeiten da war — auch dieser Moment von Nihilismus und Zerstörungslust. — Der **Werth** einer solchen Crisis ist, daß sie reinigt, daß sie die verwandten Elemente zusammendrängt und sich an einander verderben macht, daß sie den Menschen entgegengesetzter Denkweisen gemeinsame Aufgaben zuweist — auch unter ihnen die schwächeren, unsichereren ans Licht bringend und so zu einer Rangordnung der Kräfte, im Gesichtspunkte der Gesundheit, den Anstoß giebt: Befehlende als Befehlende erkennend, Gehorchende als Gehorchende. Natürlich abseits von allen bestehenden Gesellschaftsordnungen.

15.

Welche werden sich als die Stärksten dabei erweisen? Die Mäßigsten, die, welche keine extremen Glaubenssätze nöthig haben, die, welche einen guten Theil Zufall, Unsinn nicht nur zugestehen, sondern lieben, die welche vom Menschen mit einer bedeutenden Ermäßigung seines Werthes denken können, ohne dadurch klein und schwach zu werden: die Reichsten an Gesundheit, die den meisten Malheurs gewachsen sind und deshalb sich vor den Malheurs nicht so fürchten — Menschen die ihrer Macht sicher sind, und die die erreichte Kraft des Menschen mit bewußtem Stolze repräsentiren.

16.

Wie dächte ein solcher Mensch an die ewige Wiederkunft? —

[«]

5[72]

Selbstaufhebung der Moral

die Redlichkeit
Gerechtigkeit, Strafe, Mitleid usw.

[«]

5[73]

Jenseits von Gut und Böse
17 Bogen die **2te Hälfte**

[«]

5[74]

Zur
Genealogie der Moral.
Eine Streitschrift.

Von
Friedrich Nietzsche.

Unbekümmert, spöttisch, gewaltthätig
— so will uns die Weisheit: sie ist ein Weib,
sie liebt immer nur einen Kriegsmann.

Also sprach Zarathustra.

Leipzig
Verlag von C. G. Naumann.

[«]

5[75]

Der Wille zur Macht.
Versuch einer Umwerthung aller Werthe.

1.
Vom Werth der Wahrheit.

2.
Was daraus folgt.

3.
Zur Geschichte des europäischen Nihilismus.

4.
Die ewige Wiederkunft.

[«]

5[76]

Moral als Wille

[«]

5[77]

Sprüche und Pfeile.

von
Friedrich Nietzsche.

Aus dessen Schriften zusammengelesen
und heimgebracht von E. V. W.

[«]

5[78]

Sprüche
eines Immoralisten.

[«]

5[79]

Diesem mesquinen Zeitalter, mit dem ich mich nun einmal irgendwie abfinden muß, eine Probe davon zu geben, was Psychologie in großem Stile ist, hat eigentlich keinen Sinn; — wer käme mir auch nur mit dem Tausendstel von Leidenschaft und Leiden entgegen, um begreifen zu können, wo man zum Wissen um solche fremden und entscheidenden Dingen kommt?…

Und was muß Einer Alles in sich erlebt haben, um mit seinen 25 Jahren die Geburt der Tragödie zu concipiren!

Ich habe mich nie beklagt über das Unbeschreibliche meiner Entbehrung: nie einen verwandten Laut zu hören, nie von gleichem Leiden und Wollen.

Ich selbst kenne in keiner Litteratur Bücher, welche diesen Reichthum an seelischen Erfahrungen hätten, und dies vom Größten bis zum Kleinsten und Raffinirtesten. Daß das außer mir im Grunde Niemand sieht und weiß, hängt an der Thatsache, daß ich verurtheilt bin, in einer Zeit zu leben, wo das Rhinozeros blüht, und noch dazu unter einem Volke, welchem in psychologischen Dingen überhaupt noch jede Vorschulung fehlt (ein Volk, das Schiller und Fichte ernst genommen hat!!). Wenn ich denke, daß solche M<enschen> wie R<ohde> sich im Grunde wie Hornvieh gegen mich benommen haben: was soll eigentlich — — —

[«]

5[80]

8.

Zuletzt, daß ich wenigstens mit Einem Worte auf einen ungeheuren und noch gänzlich unentdeckten Thatbestand hinweise, der sich nur langsam, langsam festgestellt hat: es gab bisher keine grundsätzlicheren Probleme als die moralischen, ihre treibende Kraft ist es, aus der alle großen Conceptionen im Reiche der bisherigen Werthe ihren Ursprung genommen haben (— zum Beispiel alles was gemeinhin „Philosophie“ genannt wird; und dies bis hinab in deren letzte erkenntnißtheoretische Voraussetzungen). Aber es giebt noch grundsätzlichere Probleme als die moralischen: diese kommen Einem erst in Sicht, wenn man das moral<ische> Vorurtheil hinter sich hat…

[«]

5[81]

a) Der große Stil
Das Nackte: psychologische Reinigung des Geschmacks.
b) die synthetischen Menschen können nicht aus der „Ameise“ wachsen.
Unsre Gesellschaft repräsentirt nur die Bildung der „Gebildete“ fehlt.
c) die Selbsttödtung Har<ak>iri Japans
d) das Recht auf Affekte wiedergewinnen für den Erkennenden

[«]

5[82]

Recht entsteht nur da, wo es Verträge giebt; damit es aber Verträge geben kann, muß ein gewisses Gleichgewicht von Macht da sein. Fehlt ein solches Gleichgewicht, stoßen zwei zu verschiedene Macht-Quanten auf einander, so greift das stärkere über nach dem schwächeren zu dessen fortgesetzter Schwächung, bis endlich Unterwerfung, Anpassung, Einordnung, Einverleibung eintritt: also mit dem Ende, daß aus Zwei Eins geworden ist. Damit Zwei zwei bleibt, ist wie gesagt ein Gleichgewicht nöthig: und deshalb geht alles Recht auf ein vorangehendes Wägen zurück. Es ist deshalb nicht gut zu heißen — denn es führt irre — wenn man die Gerechtigkeit mit einer Wage in der Hand darstellt: das richtige Gleichniß wäre, die Gerechtigkeit auf einer Wage stehen zu machen dergestalt, daß sie die beiden Schalen im Gleichgewicht hält. Man stellt aber die G<erechtigkeit> meistens falsch dar: man legt ihr auch falsche Worte in den Mund. Die Gerechtigkeit spricht nicht: „jedem das Seine“, sondern immer nur „wie du mir, so ich dir“. Daß zwei Mächte im Verhältniß zu einander dem rücksichtslosen Willen zur Macht einen Zaum anlegen und sich einander nicht nur gleich lassen, sondern auch als gleich wollen, das ist der Anfang alles „guten Willens“ auf Erden. Ein Vertrag enthält nämlich nicht nur eine bloße Affirmation in Bezug auf ein bestehendes Quantum von Macht, sondern zugleich auch den Willen, diese Quanten auf beiden Seiten als etwas Dauerndes zu affirmiren und somit bis zu einem gewissen Grade selbst aufrecht zu erhalten: — darin steckt, wie gesagt, ein Keim von allem „guten Willen“.

[«]

5[83]

Hier, wo wir vorläufig das Problem des aesthet<ischen> Zustandes noch nicht vom Künstler aus visiren, sondern aus der Perspektive des Zuschauers, ist vor allem nöthig zu erklären, daß es nicht das Problem ist, „was ist der contemplative Zustand und wie ist er möglich?“ Man hat bisher seitens der Philos<ophen> den contemplativen Zustand und den aesthetischen arglos verwechselt und in Eins gerechnet: aber ersterer ist nur eine Voraussetzung des zweiten und nicht er selber: nur dessen Bedingung, aber, wie man sofort hinzufügen muß, auch dies nicht in dem Sinne, als ob er etwa dessen eigentliche causa und Werdegrund wäre. Dies würde vollkommen irrthümlich behauptet werden: das innere „Muß“, aus dem heraus man „aesthetisch, wird ist grundverschieden von dem inneren „Muß“, dessen Folge der contemplative Zustand ist, obwohl letzterer, wie gesagt, eine Voraussetzung für jenen ist, und erreicht sein muß, damit der aesthetische Zustand in die Erscheinung treten kann. Aber ebenso gut kann, nachdem einmal der Boden rein gemacht — — —

[«]

5[84]

Möglichst viele internationale Mächte — um die Welt-Perspektive **einzuüben**.

[«]

5[85]

Jedes Jahr 5 Capitel

[«]

5[86]

Und wie der Beduine spricht: „auch der Rauch ist zu etwas gut“ — denn er verräth dem, der unterwegs ist, die Nähe eines gastfreundlichen Heerdes.

[«]

5[87]

Pour qu’un homme soit au-dessus de l’humanité, il en coûte trop cher à tous les autres.

Montesquieu.

[«]

5[88]

Geschichte der Juden typisch für die Entstehung des „Idealisten“. „Gott und Israel“ im Bunde. 1te Verfeinerung: nur mit dem gerechten Israel bleibt der gerechte Gott im Bunde. 2) aber zuletzt liebt er Israel, auch wenn es leidet, auch noch wenn es um seiner Schuld willen leidet. usw.

Das alte Israel und die Deutschen des Tacitus gleich: ebenso die Araber der Beduinenländer und die Corsen. Die Genueser aus der Zeit, wo sie der Präsident de Brosses besuchte, und die heutigen.

[«]

5[89]

Gegen den großen Irrthum, als ob unsere Zeit (Europa) den höchsten Typus Mensch darstelle. Vielmehr: die Renaissance-Menschen waren höher, und die Griechen ebenfalls; ja vielleicht stehen wir ziemlich tief: das „Verstehen“ ist kein Zeichen höchster Kraft, sondern einer tüchtigen Ermüdung; die Moralisirung selbst ist eine „Décadence“.

[«]

5[90]

Ein Wort Napoleons (2. Februar 1809 zu Röderer):

„J’aime le pouvoir, moi; mais c’est en artiste que je l’aime… Je l’aime comme un musicien aime son violon; je l’aime pour en tirer des sons, des accords, des harmonies.“

[«]

5[91]

(Revue des deux mondes, 15. Febr. 1887. Taine.)

„Plötzlich entfaltet sich die faculté maîtresse: der Künstler, eingeschlossen in den Politiker, kommt heraus de sa gaine; er schafft dans l’idéal et l’impossible. Man erkennt ihn wieder als das, was er ist: der posthume Bruder des Dante und des Michel Angelo: und in Wahrheit, in Hinsicht auf die festen Contouren seiner Vision, die Intensität, Cohärenz und innere Logik seines Traums, die Tiefe seiner Meditation, die übermenschliche Größe seiner Conception, so ist er ihnen gleich et leur égal: son génie a la même taille et la même structure; il est un de trois esprits souverains de la renaissance italienne.“

Nota bene - - -

Dante, Michel Angelo, Napoleon — —

[«]

5[92]

Vom höheren Menschen.

Oder:

die Versuchung Zarathustra’s.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

5[93]

Dionysos philosophos.

Eine
Satura Menippea.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

5[94]

Die Antagonismen: Probleme, deren Lösung<en> zuletzt vom Willen abhängig sind (von der Kraft —)

1. zwischen Stärke der M<enschen> und Dauer der Rasse
2. zwischen der schaffenden Kraft und der „Menschlichkeit“
3. — — —

[«]

5[95]

Nach einem solchen Anrufe aus der innersten Seele keinen Laut von Antwort zu hören, das ist ein furchtbares Erlebniß, an dem der zäheste Mensch zu Grunde gehen kann: es hat mich aus allen Banden mit lebendigen Menschen herausgehoben.

[«]

5[96]

Gedanken über die Griechen.

Mit einem Vorwort
an
Jakob Burckhardt.

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

5[97]

1. Der europäische Nihilismus.
2. Die bisherige Moral als lebensfeindlich.
3. Die bisherige Moral „unmoralisch“ selbst

[«]

5[98]

1.

Wer darüber nachdenkt, auf welche Weise der Typus Mensch zu seiner größten Pracht und Mächtigkeit gesteigert werden kann, der wird zuallererst begreifen, daß er sich außerhalb der Moral stellen muß: denn die Moral war im Wesentlichen auf das Entgegengesetzte aus, jene prachtvolle Entwicklung, wo sie im Zuge war, zu hemmen oder zu vernichten. Denn in der That consumirt eine derartige Entwicklung eine solche ungeheure Quantität von Menschen in ihrem Dienste, daß eine umgekehrte Bewegung nur zu natürlich ist: die schwächeren zarteren mittleren Existenzen haben nöthig Partei zu machen gegen jene Glorie von Leben und Kraft und dazu müssen sie vor sich eine neue Schätzung bekommen, vermöge deren sie das Leben in dieser höchsten Fülle verurtheilen und womöglich zerstören. Eine lebensfeindliche Tendenz ist daher der Moral zu eigen, insofern sie die stärksten Typen des Lebens überwältigen will.

[«]

5[99]

NB

1) Versuch, die Aesthetik durch die Elimination des „Ich“ der unegoistischen Ethik anzunähern (als deren Vorbereitung)

2) Versuch sie der Erkenntniß anzunähern (reines Subjekt „reiner Spiegel des Objekts“)

— dagegen: das Objekt, in der aesthetischen Betrachtung, ist durch und durch gefälscht

„reines willenloses schmerzloses zeitloses Subjekt der Erkenntniß“

— durchaus nicht „Erkenntniß“!

— der Wille, der alles das unterstreicht (und das Übrige eliminirt), was ihm an einem Objekte dazu dient, mit sich selbst zufrieden u<nd> harmonisch zu sein

die Erdichtung und Zurechtmachung einer Welt, bei der wir selbst in unseren innersten Bedürfnissen uns bejahen

Farben Töne Gestalten Bewegungen — unbewußtes Gedächtniß thätig, in dem nützliche Eigenschaften dieser Qualitäten (oder Associationen) erhalten bleiben

eine im höchsten Grad interessirte und rücksichtslos interessirte Zurechtmachung der Dinge

eine wesentliche Fälschung, eine Ausschließung gerade des bloß feststellenden erkennenden objektiven Sinnes

das Vereinfachen, Hervorheben des Typischen — Genuß an der Überwältigung durch Hineinlegen eines Sinnes

das Wegdenken aller schädigenden und feindseligen Faktoren im Angeschauten (z.B. einer Landschaft, eines Gewitters)

der aesthetische Zuschauer gestattet ein Überwältigen, und thut das Gegentheil von dem, was er sonst gegen das von außen Kommende thut — er hängt sein Mißtrauen aus, keine Defensive — ein Ausnahme-zustand: das zutrauende ehrfurchtsvolle liebevolle Empfangen

der Wille

? Interesse für die Ursachen und das Typische (Dominirende)

[«]

5[100]

Zur Kritik der Ideale: diese so beginnen, daß man das Wort „Ideal“ abschafft: Kritik der **Wünschbarkeiten**.

[«]

5[101]

einem armen Anarchisten-Schreiteufel ein Ohr schenken, der indem er die ganze Geschichte mit dem Gifte seines Hasses besprützt, uns einreden möchte, damit der Geschichtsschreiber zu sein.

[«]

5[102]

Ein Leben unter Hornvieh!

[«]

5[103]

Was muß man erlebt haben, um mit dem 26 Jahr die Geburt der Tragödie schreiben zu können!

[«]

5[104]

ma non si deve fischiar in presenza d’un professore: ciò pecca contro la buona creanza

[«]

5[105]

Eine Handlung gut, zu der das Gewissen Ja gesagt hat! als ob ein Werk schön wäre, bloß weil es dem Künstler gründlich gefällt! Der **„Werth“** abhängig von begleitenden Lustgefühlen des Thäters! (— wer rechnet da Eitelkeit, Ruhen im Herkömmlichen usw. auseinander!)

Andrerseits sind alle entscheidenden und werthvollen Handlungen ohne jene Sicherheit gethan worden…

Man muß zusehn, nach objektiven Werthen zu urtheilen. Ist „der Nutzen“ der Gemeinschaft ein solcher? Ja: nur wird er gewöhnlich wieder mit den „Lustgefühlen“ der Gemeinschaft verwechselt. Eine „schlimme Handlung“ die für die Gemeinschaft als Stimulans wirkt und sehr unangenehme Gefühle zunächst erregt, wäre in sofern eine werthvolle Handlung.

[«]

5[106]

Gegen die Heerden-Moral. Eine Kriegserklärung.

[«]

5[107]

Kritik der „Gerechtigkeit“ und „Gleichheit vor dem Gesetz“: was eigentlich damit weggeschafft werden soll? Die Spannung, die Feindschaft, der Haß, — aber ein Irrthum ist es, daß dergestalt **„das Glück“** gemehrt wird: die Corsen genießen mehr Glück als die Continentalen

[«]

5[108]

Grundfehler: die Ziele in die Heerde und nicht in einzelne Individuen zu legen! Die Heerde ist Mittel, nicht mehr! Aber jetzt versucht man, die Heerde als Individuum zu verstehen und ihr einen höheren Rang als dem Einzelnen zuzuschreiben, — tiefstes Mißverständniß!!! Insgleichen das, was heerdenhaft macht, die Mitgefühle, als die werthvollere Seite unserer Natur zu charakterisiren!

[«]

5[109]

Diese Pariser Dichter und romanciers von heute, feine neugierige Hunde, welche mit aufgeregten Augen „dem Weibe“ bis in seine übelriechendsten Heimlichkeiten nachgehen

[«]

5[110]

Gury, Compendium theologiae Moralis Ratisb<onae> 1862
Stein, Studien über die Hesychasten 1874
Braid, Hypnotism, deutsch von Preyer 1882
v. Cremer, Culturgeschichte des Orients
„ Geschichte der herrschenden Ideen des Islams 1868
„ Geschichtliche Streifzüge auf dem Gebiet des Islams 1873

[«]

[6 = Mp XIV 1, S. 416-420. Mp XVII 3a. Mp XV 2d. P II 12b, S. 37. Sommer 1886 — Frühjahr 1887]

6[1]

Wenn man eine tapfere und wohlgerathene Seele im Leibe hat, kann man sich schon diesen artigen Luxus von Immoralität erlauben.

Nachspiel und Abgesang

[«]

6[2]

Jenseits von Gut und Schlecht?
Eine
philosophische Streitschrift.

(Zur Ergänzung und Verdeutlichung des letztveröffentlichten
Buches „Jenseits v. Gut und Böse“)

Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

6[3]

Sieben Vorreden

Mit einem Anhange:
Lieder des Prinzen Vogelfrei.

„Ich wohne in meinem eignen Haus,
„Hab Niemandem nie nichts nachgemacht,
„Und — lachte noch jeden Meister aus,
„Der nicht sich selber ausgelacht“

Von
Friedrich Nietzsche.

Leipzig.
Verlag von E. W. Fritzsch.

[«]

6[4]

Vorreden und Nachreden.

Meine Schriften reden nur von meinen eignen Erlebnissen — glücklicherweise habe ich Viel erlebt —: ich bin darin, mit Leib und Seele — wozu es verhehlen?, ego ipsissimus, und wenn es hoch kommt, ego ipsissimum. Aber es bedurfte bei mir immer erst einiger Jahre Distanz, um jene gebieterische Lust und Kraft zu verspüren, welche jedes solches Erlebniß, jeden solchen überlebten Zustand darstellen heißt. Insofern sind alle meine Schriften, mit einer einzigen, allerdings sehr wesentlichen Ausnahme zurückdatirt. Manche sogar wie die ersten Unzeitgemäßen Betrachtungen, sogar hinter die Entstehungs- und Erlebnißzeit eines früher herausgegebenen Buches, der „Geburt der Tragödie“: wie es einem feineren Beobachter und Vergleicher nicht verborgen bleiben wird. Jener zornige Ausbruch gegen die Deutschthümelei, Behäbigkeit und Selbstbewunderung des alten David Strauß machte Stimmungen Luft, mit denen ich als Student inmitten deutscher Bildung und Bildungs-Philisterei gesessen hatte; und was ich gegen die „historische Krankheit“ gesagt habe, das sagte ich als Einer, der von ihr genesen lernte und welcher ganz und gar nicht Willens war, fürderhin auf „Historie“ zu verzichten. (Quod demonstratum est —). Als ich meine Dankbarkeit gegen meinen ersten und einzigen Erzieher, gegen Arthur Schopenhauer ausdrückte — ich würde sie jetzt noch viel stärker ausdrücken — war ich für meine eigne Person mitten in der moralistischen Scepsis und Auflösung drin und glaubte bereits an „gar nichts mehr“, wie das Volk sagt, auch an Schopenhauer nicht: eben in jener Zeit entstand ein geheim gehaltenes Schriftstück „über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne“, — aber schon in der „Geburt der Tragödie“ und ihrer Lehre vom Dionysischen erscheint der Schopenhauerische Pessimismus als überwunden. Meine Festrede zu Ehren Richard Wagners, bei Gelegenheit seiner Bayreuther Siegesfeier — Bayreuth bedeutet den größten Sieg, den je ein Künstler errungen hat — war zugleich ein Lossage- und Entfremdungs-Akt. Wagner selbst täuschte sich darüber nicht: so lange man liebt, malt man keine solchen „Porträts“ und „betrachtet“ überhaupt nicht — „jeder, der sich genau prüft, weiß, daß selbst zum Betrachten eine geheimnißvolle Gegnerschaft, die des Entgegenschauens gehört“, heißt es p. 46 der genannten Schrift. Die Gelassenheit, um über lange Jahre innerlichsten Alleinseins und Entbehrens reden zu können, kam mir erst mit dem Buche „Menschliches, Allzumenschliches“, auf ihm liegt die heitere und neugierige Kälte des Psychologen, der eine Menge schmerzlicher Dinge, lauter facta, richtiger fata, seiner Vergangenheit für sich feststellt und mit der Nadel gleichsam fest sticht: — bei einer solchen Arbeit hat man wie bekannt immer etwas Blut an den Fingern… Um es schließlich zu sagen, worauf ich mit den eben gegebenen Winken die Leser dieses Buches vorzubereiten für nöthig finde: es steht auch mit diesem Buche, dessen letzter Theil hiermit ans Licht gegeben wird, nicht anders als es bisher mit meinen Schriften stand, — es ist ein Stück meines Hinter-mir. Was ihm zu Grunde liegt, Gedanken, erste Niederschriften und Hinwürfe aller Art, das gehört meiner Vergangenheit an: nämlich jener räthselreichen Zeit, in der „Also sprach Zarathustra“ entstand: es dürfte schon um dieser Gleichzeitigkeit willen nützliche Fingerzeige zum Verständnisse des eben genannten schwerverständlichen Werkes abgeben. Namentlich auch zum Verständnisse seiner Entstehung: mit der es etwas auf sich hat. Damals dienten mir solcherlei Gedanken sei es zur Erholung, sei es als Selbstverhör und Selbstrechtfertigung inmitten eines unbegrenzt gewagten und verantwortlichen Unterfangens: möge man sich des aus ihnen erwachsenen Buches zu einem ähnlichen Zwecke bedienen! Oder auch als eines vielverschlungenen Fußwegs, der immer wieder unvermerkt zu jenem gefährlichen und vulkanischen Boden hinlockt, aus dem das eben genannte Zarathustra-Evangelium entsprungen. So gewiß auch dies „Vorspiel einer Philosophie der Zukunft“ keinen Commentar zu den Reden Zarathustra’s abgiebt und abgeben soll, so vielleicht doch eine Art vorläufiges Glossarium, in dem die wichtigsten Begriffs- und Werth-Neuerungen jenes Buchs — eines Ereignisses ohne Vorbild, Beispiel, Gleichniß in aller Litteratur — irgendwo einmal vorkommen und mit Namen genannt sind. Gesetzt endlich, meine Herrn Leser, daß gerade diese Namen euch nicht gefallen, euch nicht verführen, gesetzt sogar daß vestigia terrent..., wer sagt euch, daß ich's anders — will? Für meinen Sohn Zarathustra verlange ich Ehrfurcht; und es soll nur den Wenigsten erlaubt sein, ihm zuzuhören. Über mich dagegen seinen „Vater“ — darf man lachen, wie ich selbst es thue: das gehört Beides sogar zu meinem Glücke. Oder, um einer Redensart <mich> zu bedienen, <die> über meiner Hausthür steht, und alles Gesagte noch einmal kurz zu sagen:

ich wohne in meinem eignen Haus,
hab Niemandem nie nichts nachgemacht,
und lachte noch jeden Meister aus,
der nicht sich selber — ausgelacht.

* *

*

[«]

6[5]

Poètes et Mélodes. Étude sur les origines du rhythme tonique dans l'hymnographie de l'église grecque. Par le P. Edmond Bouvy
XVI, 384 p.
Nîmes, Maison de l'Assomption 1886.

W. Meyer Anfang und Ursprung der lateinischen und griechischen rhythmischen Dichtung. Abhandlung der königlichen bairischen Akademie der Wissenschaften 1884.

Barbey d'Aurevilly
Oeuvres et hommes.
Sensations d'histoire.

[«]

6[6]

Grundsätzliches.
An die Logiker.
Zur Lehre vom Machtgefühl.
Gegen die Idealisten.
Gegen die Wirklichkeits-Gläubigen.
Aufklärung über das Genie
Das Fragwürdige an den Tugenden.
Zu Ehren des Bösen.
Das Problem des Künstlers.
Politika.
Weib und Liebe.
Völker und „Volk“.
Musik und Musikanten
Zur Kritik der Religionen.
Die geistigen Menschen
Einsamkeit.

[«]

6[7]

Zur Psychologie der Philosophen. Wie es Einem zu Muthe ist bei langem Verweilen in abstractis; die abkühlende Wirkung, die Plato empfand; die hypnotisirende, welche vielleicht die Inder empfanden und suchten. Ob nicht das Verlangen ins Om im Grunde das Verlangen des Fakirs ist, durch alle möglichen Mittel gefühllos zu werden; ebenso bei der Stoa? — Nebeneinander sinnliche derbste Lustbarkeit und speculative Träumerei.

[«]

6[8]

Wenn wir unsere Sinne um das Zehnfache verschärften oder abstumpften, würden wir zu Grunde gehn. Die Art des Sinnes steht im Verhältniß zu einem Mittler von Erhaltungs-Möglichkeit. Ebenso was wir als groß, als klein, als nah, als fern empfinden. Unsre „Formen“ — daran ist nichts, was andere Wesen wahrnehmen könnten als der Mensch: — unsre Existenz-Bedingungen schreiben die allgemeinsten Gesetze vor, innerhalb derer wir Formen, Gestalten, Gesetze sehn, sehn dürfen…

[«]

6[9]

Wenn kein Ziel in der ganzen Geschichte der menschlichen Geschicke liegt, so müssen wir eins hineinstecken: gesetzt nämlich, daß ein Ziel uns nöthig ist, und uns andrerseits die Illusion eines immanenten Zieles und Zwecks durchsichtig geworden ist. Und wir haben Ziele deshalb nöthig, weil wir einen Willen nöthig haben — der unser Rückgrat ist. „Wille“ als Schadenersatz für „Glaube“, d.h. für die Vorstellung, daß es einen göttlichen Willen giebt, Einen, der etwas mit uns vorhat…

[«]

6[10]

Befreien wir uns, wenn wir nicht zu Schanden den Namen der Philosophie machen wollen, von einigen Abgeschmacktheiten. Z.B. vom Begriff „Weltprozeß“: davon wissen wir nichts. Schon der Begriff „Welt“ ist ein Grenzbegriff: mit diesem Wort fassen wir ein Reich, wohin wir alle unsere nothwendigen Unwissenheiten schicken.

[«]

6[11]

Die erfinderische Kraft, welche Kategorien erdichtet hat, arbeitete im Dienst des Bedürfnisses, nämlich von Sicherheit, von schneller Verständlichkeit auf Grund von Zeichen und Klängen, von Abkürzungsmitteln: — es handelt sich nicht um metaphysische Wahrheiten, bei „Substanz“ „Subjekt“ „Objekt“ „Sein“ „Werden“. — Die Mächtigen sind es, welche die Namen der Dinge zum Gesetz gemacht haben: und unter den Mächtigen sind es die größten Abstraktions-Künstler, die die Kategorien geschaffen haben.

[«]

6[12]

Je gefährlicher der Heerde eine Eigenschaft erscheint, um so gründlicher muß sie in Acht gethan werden. Dies ist ein Grundsatz innerhalb der Geschichte der Verleumdung. Vielleicht, daß die ganz furchtbaren Mächte heute noch in Fesseln gelassen werden müssen. (Schluß von M. Allz. 2.)

[«]

6[13]

Wir werden am letzten den ältesten Bestand von Metaphysik los werden, gesetzt daß wir ihn loswerden können — jenen Bestand, welcher in der Sprache und den grammatischen Kategorien sich einverleibt und dermaaßen unentbehrlich gemacht hat, daß es scheinen möchte, wir würden aufhören, denken zu können, wenn wir auf diese Metaphysik Verzicht leisteten. Gerade die Philosophen wissen sich am schwersten vom Glauben frei zu machen, daß die Grundbegriffe und Kategorien der Vernunft ohne Weiteres schon ins Reich der metaphysischen Gewißheiten gehören: von Alters her glauben sie eben an die Vernunft als an ein Stück metaphysischer Welt selbst, — in ihnen bricht dieser älteste Glaube wie ein übermächtiger Rückschlag immer wieder aus.

[«]

6[14]

Die Qualitäten sind unsere unübersteiglichen Schranken; wir können durch nichts verhindern, bloße Quantitäts-Differenzen als etwas von Quantität Grundverschiedenes zu empfinden, nämlich als Qualitäten, die nicht mehr auf einander reduzirbar sind. Aber alles, wofür nur das Wort „Erkenntniß“ Sinn hat, bezieht sich auf das Reich, wo gezählt, gewogen, gemessen werden kann, auf die Quantität —; während umgekehrt alle unsere Werthempfindungen (d.h. eben unsere Empfindungen) gerade an den Qualitäten haften, das heißt, an unseren, nur uns allein zugehörigen perspektivischen „Wahrheiten“, die schlechterdings nicht „erkannt“ werden können. Es liegt auf der Hand, daß jedes von uns verschiedene Wesen andere Qualitäten empfindet und folglich in einer anderen Welt, als wir leben, lebt. Die Qualitäten sind unsere eigentliche menschliche Idiosynkrasie: zu verlangen, daß diese unsere menschlichen Auslegungen und Werthe allgemeine und vielleicht constitutive Werthe sind, gehört zu den erblichen Verrücktheiten des menschlichen Stolzes, der immer noch in der Religion seinen festesten Sitz hat. Muß ich umgekehrt noch hinzufügen, daß Quantitäten „an sich“ in der Erfahrung nicht vorkommen, daß unsere Welt der Erfahrung nur eine qualitative Welt ist, daß folglich Logik und angewandte Logik (wie Mathematik) zu den Kunstgriffen der ordnenden, überwältigenden, vereinfachenden, abkürzenden Macht gehört, die Leben heißt, also etwas Praktisches und Nützliches, nämlich Leben-Erhaltendes, aber ebendarum auch nicht im Entferntesten etwas „Wahres“ <ist>?

[«]

6[15]

Den Sinn nicht in den Dingen suchen: sondern ihn hineinstecken!

[«]

6[16]

Wozu noch Ideen, wenn man Ideale hat! Schöne Gefühle genügen.

[«]

6[17]

Wünschbarkeit sage ich, nicht Ideal.

[«]

6[18]

Man ißt eine Speise nicht mehr aus Moral; so wird man einmal auch nicht mehr aus Moral „Gutes thun“.

[«]

6[19]

Phaenomeno-Manie.

[«]

6[20]

Geister ohne Nase oder mit Stockschnupfen, die ganze Spezies Geist, die ich Thierochs nenne

[«]

6[21]

Ein Ideal zu haben entbindet beinahe davon Ideen zu haben. Es genügen schöne Augen, schöne Gefühle an einem rechten Platze, und, vor allem, hier und da eine unverzeihlich thörichte Handlung

Wozu noch Ideen, wenn man Ideale hat! Da genügen schon schöne Augen, schwellende Busen und hier und da eine thörichte Handlung ersten Ranges, die gegen jede Vernunft gefeit ist.

[«]

6[22]

Unter Künstlern der Zukunft. — Ich sehe hier einen Musiker, der die Sprache Rossini’s und Mozart’s wie seine Muttersprache redet, jene zärtliche, tolle, bald zu weiche, bald zu lärmende Volkssprache der Musik mit ihrer schelmischen Indulgenz gegen Alles, auch gegen das „Gemeine“, — welcher sich aber dabei ein Lächeln entschlüpfen läßt, das Lächeln des Verwöhnten, Raffinirten, Spätgeborenen, der sich zugleich aus Herzensgrunde beständig noch über die gute alte Zeit und ihre sehr gute, sehr alte, altmodische Musik lustig macht: aber ein Lächeln voll Liebe, voll Rührung selbst… Wie? ist das nicht die beste Stellung, die wir heute zum Vergangnen überhaupt haben können — auf diese Weise dankbar zurückblicken und es selbst „den Alten“ nachmachen, mit viel Lust und Liebe für die ganze großväterliche Ehrbarkeit und Unehrbarkeit, aus der wir herstammen, und ebenso mit jenem sublimen Körnchen eingemischter Verachtung, ohne welches alle Liebe zu schnell verdirbt und modrig wird, „dumm“ wird… Vielleicht dürfte man sich etwas Ähnliches auch für die Welt des Worts versprechen und ausdenken, nämlich daß einmal ein verwegener Dichter-Philosoph käme, raffinirt und „spätgeboren“ bis zum Exceß, aber befähigt, die Sprache der Volks-Moralisten und heiligen Männer von Ehedem zu reden, und dies so unbefangen, so ursprünglich, so begeistert, so lustig-geradewegs, als wenn er selbst einer der „Primitiven“ wäre; dem aber, der Ohren noch hinter seinen Ohren hat, einen Genuß ohne Gleichen bietend, nämlich zu hören und zu wissen, was da eigentlich geschieht, — wie hier die gottloseste und unheiligste Form des modernen Gedankens beständig in die Gefühlssprache der Unschuld und Vorwelt zurückübersetzt wird, und in diesem Wissen den ganzen heimlichen Triumph des übermüthigen Reiters mitzukosten, der diese Schwierigkeit, diesen Verhau vor sich aufthürmte und über die Unmöglichkeit selbst hinweggesetzt ist. —

[«]

6[23]

Es macht mir wenig aus, ob sich heute Einer mit der Bescheidenheit der philosophischen Skepsis oder mit religiöser Ergebung sagt: „das Wesen der Dinge ist mir unbekannt“ oder ein Andrer, Muthigerer, der noch nicht genug Kritik und Mißtrauen gelernt hat: „das Wesen der Dinge ist mir zu einem guten Theile unbekannt“. Beiden gegenüber halte ich aufrecht, daß sie unter allen Umständen noch viel zu viel zu wissen vorgeben, zu wissen sich einbilden, nämlich als ob die Unterscheidung, welche sie beide voraussetzen, zu Recht bestehe, die Unterscheidung von einem „Wesen der Dinge“ und einer Erscheinungs-Welt. Um eine solche Unterscheidung machen zu können, müßte man sich unsern Intellekt mit einem widerspruchsvollen Charakter behaftet denken: einmal, eingerichtet auf das perspektivische Sehen, wie dies noth thut, damit gerade Wesen unsrer Art sich im Dasein erhalten können, andrerseits zugleich mit einem Vermögen, eben dieses perspektivische Sehen als perspektivisches, die Erscheinung als Erscheinung zu begreifen. Das will sagen: ausgestattet mit einem Glauben an die „Realität“, wie als ob sie die einzige wäre, und wiederum auch mit der Einsicht über diesen Glauben, daß er nämlich nur eine perspektivische Beschränktheit sei in Hinsicht auf eine wahre Realität. Ein Glaube aber, mit dieser Einsicht angeschaut, ist nicht mehr Glaube, ist als Glaube aufgelöst. Kurz, wir dürfen uns unsern Intellekt nicht dergestalt widerspruchsvoll denken, daß er ein Glaube ist und zugleich ein Wissen um diesen Glauben als Glauben. Schaffen wir das „Ding an sich“ ab und, mit ihm, einen der unklarsten Begriffe, den der „Erscheinung“! Dieser ganze Gegensatz ist, wie jener ältere von „Materie und Geist“, als unbrauchbar bewiesen

[«]

6[24]

Dies Schicksal liegt nunmehr über Europa, daß gerade seine stärksten Söhne spät und selten zu ihrem Frühling kommen —, daß sie zumeist schon jung verekelt, verwintert, verdüstert zu Grunde gehn, gerade weil sie den Becher der Enttäuschung — und das ist heute der Becher der Erkenntniß — mit der ganzen Leidenschaft ihrer Stärke getrunken, ausgetrunken haben: — und sie würden nicht die Stärksten sein, wenn sie nicht auch die Enttäuschtesten gewesen wären! Denn das ist die Probe ihrer Kraft: erst aus der ganzen Krankheit der Zeit heraus müssen sie zu ihrer Gesundheit kommen. Der späte Frühling ist ihr Abzeichen; fügen wir hinzu: auch die späte Thorheit, die späte Narrheit, die späte Übermüthigkeit! Unsere Jugend kommt, wenn sie nicht mehr vermuthet wird, wir verschieben die Jahreszeiten des Lebens. Mag uns darin begreifen, wer sich gleich uns über sich selbst am meisten verwundert hat. Denn so gefährlich steht es heute: alles, was wir geliebt haben, als wir jung waren, hat uns betrogen; unsere letzte Liebe — die, welche uns dies gestehen macht — unsere Liebe zur Wahrheit — sehen wir zu, daß uns nicht auch diese Liebe noch betrügt! —

[«]

6[25]

Kritik des bisherigen Pessimismus

Abwehr der eudämonologischen Gesichtspunkte als letzte Reduktion auf die Frage: welchen *Sinn* hat es? Reduktion der Verdüsterung. — *Unser* Pessimismus: die Welt ist nicht *das* werth, was wir glaubten, — unser Glaube selber hat unsre Triebe nach Erkenntniß so gesteigert, daß wir dies heute sagen *müssen*. Zunächst gilt sie damit als weniger werth: sie wird so *zunächst empfunden* — nur in diesem Sinne sind wir Pessimisten, nämlich mit dem Willen, uns rückhaltlos diese Umwerthung einzugestehn und uns nichts nach alter Weise vorzuleiern, vorzulügen… Gerade damit finden wir das Pathos, welches uns vielleicht treibt, *neue Werthe* zu suchen. In summa: die Welt könnte viel mehr werth sein, als wir glaubten, — wir müssen hinter die *Naivetät unsrer Ideale* kommen, und daß wir vielleicht im Bewußtsein, ihr die höchste Interpretation zu geben, unserem menschlichen Dasein nicht einmal einen mäßig-billigen Werth gegeben haben.

was ist *vergöttert* worden? die Werthinstinkte innerhalb der *Gemeinde* (das, was deren Fortdauer ermöglichte);

was ist *verleumdet* worden? das, was die höheren Menschen abtrennte von den niederen, die Klüfte-schaffenden Triebe.

Kritik des Causalismus.

Er ist eine Auslegung *noch nicht einmal*, nur eine Formulirung, Beschreibung; „das Nacheinander“ *erwartet* immer noch die Auslegung.

Kritik des Begriffs „Erkenntniß“.

Gegen „Erscheinung“.

Unsere große Bescheidung: das Unbekannte nicht vergöttern; wir fangen eben an, wenig zu wissen. Die falschen und verschwendeten Bemühungen.

Unsere „neue Welt“: wir müssen erkennen, bis zu welchem *Grade wir die Schöpfer unserer Werthgefühle sind*, — also „Sinn“ in die Geschichte legen *können*…

Dieser Glaube an die Wahrheit geht in uns zu seiner letzten Consequenz — ihr wißt, wie sie lautet: — daß, wenn es überhaupt etwas anzubeten giebt, es der Schein ist, der angebetet werden muß, daß die Lüge — und *nicht* die Wahrheit — göttlich ist…?

[«]

6[26]

Zur Geschichte des europäischen Nihilismus.

Die Lehre von der ewigen Wiederkunft.

Von der Rangordnung.

Kritik der höchsten Werthgefühle

Ihr Ursprung 1) aus der Sphäre der Kranken und Verunglückten.
2) aus der Heerde und deren Instinkten — heitere und düstere Religionen.
Ansätze entgegengesetzter Werthe: — weshalb unterlegen?
Kritik des „guten Menschen“ (Kritik Gottes).
Kritik der bisherigen Affekt-Beurtheilung (der Rangordnung).
Kritik der bisherigen Philosophien (als Consequenzen theils krankhafter, theils heerdenhafter Wünschbarkeiten).

Der Wille zur Wahrheit

Furcht, Faulheit Sinnlichkeit, Herrschsucht, Habsucht — und deren Metamorphosen.
Krankheit, Alter, Müdigkeit —

Morphologie der Affecte: Reduction derselben auf den Willen zur Macht.
Die organischen Funktionen, betrachtet als Ausgestaltung des Willens zur Macht.
Theorie der Herrschaftsgebilde: Entwicklung der Organismen.
Die Heerde: eine Übergangsform, ein Mittel zur Erhaltung des vielfacheren stärkeren Typus.
„Vervollkommnung“: Reduction auf das Mächtiger-werden des Typus.

Bedingungen: Sklaverei, Stände.

— in wiefern ist auch der Rückgang und Auseinandergang ein „Wille zur Macht“?

Im menschlichen Organismus erscheint die höchste Wesens-Gattung als *vergeistigter Affekt, befehlend, vorherrschend.*

Was ist „Geistigkeit“?

Kosmologische Perspective.

Die *herrschaftlichen* Typen und ihre Psychologie
der Mann (Folge eines Siegs)
der Gesetzgeber
der Eroberer
der Priester
der „Hirt“ im Gegensatz zum „Herrn“ (ersterer *Mittel* zur Erhaltung der Heerde, letzterer *Zweck*, weshalb die Heerde da ist.
die noblesse
was ist *Schönheit*? Ausdruck des *Siegreichen* und *Herrgewordenen.*

[«]

[7 = Mp XVII 3b. Ende 1886 — Frühjahr 1887]

<**Erstes Buch:** „was ist Wahrheit?“>

<Erstes Capitel. Psychologie des Irrthums.>

[Die Kapitelüberschriften sind an dieser Stelle nicht von Nietzsches Hand. Sie wurden von Giorio Colli und Mazzino Montinari nach dem letzten Plan zum „Willen zur Macht“ (NF-1888,18[17]) hinzugefügt.]

[«]

7[1]

Psychologie des Irrthums

Wir haben von Alters her den Werth einer Handlung, eines Charakters, eines Daseins in die Absicht gelegt, in den Zweck, um dessentwillen gethan, gehandelt, gelebt worden ist: diese uralte Idiosynkrasie des Geschmacks nimmt endlich eine gefährliche Wendung, — gesetzt nämlich, daß die Absicht- und Zwecklosigkeit des Geschehens immer mehr in den Vordergrund des Bewußtseins tritt. Damit scheint eine allgemeine Entwerthung sich vorzubereiten: „alles hat keinen Sinn“ — diese melancholische Sentenz heißt „aller Sinn liegt in der Absicht und gesetzt daß die Absicht ganz und gar fehlt, so fehlt auch ganz und gar der Sinn“. Man war, jener Schätzung gemäß, genöthigt gewesen, den Werth des Lebens in ein „Leben nach dem Tode“ zu verlegen; oder in die fortschreitende Entwicklung der Ideen oder der Menschheit oder des Volkes oder über den Menschen weg; aber damit war man in den Zweck-progressus in infinitum gekommen, man hatte endlich nöthig, sich einen Platz in dem „Welt-Prozeß“ auszumachen (mit der dysdämonistischen Perspektive vielleicht, daß es der Prozeß ins Nichts sei).

Dem gegenüber bedarf der „Zweck“ einer strengeren Kritik: man muß einsehen, daß eine Handlung niemals verursacht wird durch einen Zweck; daß Zweck und Mittel Auslegungen sind, wobei gewisse Punkte eines Geschehens unterstrichen und herausgewählt werden, auf Unkosten anderer und zwar der meisten; daß jedes Mal, wenn etwas auf einen Zweck hin gethan wird, etwas Grundverschiedenes und Anderes geschieht; daß in Bezug auf jede Zweck-Handlung es so steht, wie mit der angeblichen Zweckmäßigkeit der Hitze, welche die Sonne ausstrahlt: die übergroße Masse ist verschwendet; ein kaum in Rechnung kommender Theil hat „Zweck“, hat „Sinn“ —; daß ein „Zweck“ mit seinen „Mitteln“ eine unbeschreiblich unbestimmte Zeichnung ist, welche als Vorschrift, als „Wille“ zwar kommandiren kann, aber ein System von Gehorchenden und Eingeschulten Werkzeugen voraussetzt, welche an Stelle des Unbestimmten lauter feste Größen setzen (d.h. wir imaginiren ein System von zweck- und mittelsetzenden klügeren aber engeren Intellekten, um unserem einzig bekannten „Zwecke“ die Rolle der „Ursache einer Handlung“ zumessen zu können: wozu wir eigentlich kein Recht haben (es hieße, um ein Problem zu lösen, die Lösung des Problems in eine unserer Beobachtung unzugängliche Welt hineinstellen —) Zuletzt: warum könnte nicht „ein Zweck“ eine Begleiterscheinung sein, in der Reihe von Veränderungen wirkender Kräfte, welche die zweckmäßige Handlung hervorrufen — ein in das Bewußtsein vorausgeworfenes blasses Zeichenbild, das uns zur Orientirung dient dessen, was geschieht, als ein Symptom selbst vom Geschehen, nicht als dessen Ursache? — Aber damit haben wir den Willen selbst kritisirt: ist es nicht eine Illusion, das, was im Bewußtsein als Willens-Akt auftaucht, als Ursache zu nehmen? Sind nicht alle Bewußtseins-Erscheinungen nur End-Erscheinungen, letzte Glieder einer Kette, aber scheinbar in ihrem Hintereinander innerhalb Einer Bewußtseins-Fläche sich bedingend? Dies könnte eine Illusion sein. —

Widerspruch gegen die angeblichen „Thatsachen des Bewußtseins“. Die Beobachtung ist tausendfach schwieriger, der Irrthum vielleicht Bedingung der Beobachtung überhaupt.

Ich habe die Absicht, meinen Arm auszustrecken; angenommen, ich weiß so wenig von Physiologie des menschlichen Leibes und von den mechanischen Gesetzen seiner Bewegung als ein Mann aus dem Volke, was giebt es eigentlich Vageres, Blasseres, Ungewisseres als diese Absicht im Vergleich zu dem was darauf geschieht? Und gesetzt, ich sei der scharfsinnigste Mechaniker und speziell über die Formeln unterrichtet, die hierbei angewendet werden, so würde ich um keinen Deut besser oder schlechter meinen Arm ausstrecken. Unser „Wissen“ und unser „Thun“ in diesem Falle liegen kalt auseinander: als wie in zwei verschiedenen Reichen. — Andrerseits: Napoleon führt den Plan eines Feldzugs durch — was heißt das? Hier ist alles gewußt, was zur Durchführung des Plans gehört, weil Alles befohlen werden muß: aber auch hier sind Untergebene vorausgesetzt, welche das Allgemeine auslegen, anpassen an die Noth des Augenblicks, Maaß der Kraft usw.

Die Welt ist nicht so und so: und die lebenden Wesen sehen sie, wie sie ihnen erscheint. Sondern: die Welt besteht aus solchen lebenden Wesen, und für jedes derselben giebt es einen kleinen Winkel, von dem aus es mißt, gewahr wird, sieht und nicht sieht. Das „Wesen“ fehlt: Das „Werdende“, „Phänomenale“ ist die einzige Art Sein. |?

„Es verändert sich“, keine Veränderung ohne Grund — setzt immer schon ein Etwas voraus, das hinter der Veränderung steht und bleibt.

„Ursache“ und „Wirkung“: psychologisch nachgerechnet ist es der Glaube, der sich im Verbum ausdrückt, Activum und Passivum, Thun und Leiden. Das heißt: die Trennung des Geschehens in ein Thun und Leiden, die Supposition eines Thuenden ist vorausgegangen. Der Glaube an den Thäter steckt dahinter: wie als ob, wenn alles Thun vom „Thäter“ abgerechnet würde, er selbst noch übrig bliebe. Hier soufflirt immer die „Ich-Vorstellung“: Alles Geschehen ist als Thun ausgelegt worden: mit der Mythologie, ein dem „Ich“ entsprechendes Wesen — — —

<Zweites Capitel. Werth von Wahrheit und Irrthum.>

[Die Kapitelüberschriften sind an dieser Stelle nicht von Nietzsches Hand. Sie wurden von Giorio Colli und Mazzino Montinari nach dem letzten Plan zum „Willen zur Macht“ (NF-1888,18[17]) hinzugefügt.]

[«]

7[2]

Werth von Wahrheit und Irrthum

Der Ursprung unsrer Werthschätzungen: aus unsren Bedürfnissen

Ob nicht der Ursprung unsrer anscheinenden „Erkenntnisse“ auch nur in älteren Werthschätzungen zu suchen ist, welche so fest einverleibt sind, daß sie zu unsrem Grundbestand gehören? So daß eigentlich nur jüngere Bedürfnisse mit dem Resultat der ältesten Bedürfnisse handgemein werden?

Die Welt, so und so gesehen, empfunden, ausgelegt, daß organisches Leben bei dieser Perspektive von Auslegung sich erhält. Der Mensch ist nicht nur ein Individuum, sondern das Fortlebende Gesammt-Organische in Einer bestimmten Linie. Daß er besteht, damit ist bewiesen, daß eine Gattung von Interpretation (wenn auch immer fortgebaut) auch bestanden hat, daß das System der Interpretation nicht gewechselt hat. „Anpassung“

Unser „Ungenügen“, unser „Ideal“ usw. ist vielleicht die Consequenz dieses einverleibten Stücks Interpretation, unseres perspektivischen Gesichtspunkts; vielleicht geht endlich das organische Leben daran zu Grunde — so wie die Arbeitstheilung von Organismen zugleich eine Verkümmerung und Schwächung der Theile, endlich den Tod für das Ganze mit sich bringt. Es muß der Untergang des organischen Lebens auf seiner höchsten Form ebenso angelegt sein wie der Untergang des Einzelnen.

Werth von Wahrheit und Irrthum

(19)

Die Werthschätzungen A) als Folge (Leben, oder Niedergang
B) als Ursache

mißverständliche Auslegung
Maskerade
als Kunst der Verleumdung, der Selbstverherrlichung

ständisch bedingt
rassemäßig bedingt
Sonntags- und Alltags-Werthe
in Krisen, in Kriegen und Gefahren oder im Frieden

die Entstehung im Ruhm eines Ideals, in der Verurtheilung seines Gegentheils.

Antagonismus zwischen Verstärkung und „Verbesserung“, zwischen Verstärkung des Individuums und Verstärkung einer Rasse, zwischen Verstärkung einer Rasse und Verstärkung der „Menschheit“.

NB. Das „Schöpferische“ wie tief hinein?

warum alle Thätigkeit, auch die eines Sinnes, mit Lust verknüpft? Weil vorher eine Hemmung, ein Druck bestand? Oder vielmehr weil alles Thun ein Überwinden, ein Herrwerden ist und Vermehrung des Machtgefühls giebt? — Die Lust im Denken. — Zuletzt ist es nicht nur das Gefühl der Macht, sondern die Lust an dem Schaffen und am Geschaffenen: denn alle Thätigkeit kommt uns ins Bewußtsein als Bewußtsein eines „Werks“

Werth von Wahrheit und Irrthum.

Ein Künstler hält keine Wirklichkeit aus, er blickt weg, zurück, seine ernsthafte Meinung ist, daß was ein Ding werth ist, jener schattengleiche Rest ist, den man aus Farben, Gestalt, Klang, Gedanken gewinnt, er glaubt daran, daß, je mehr subtilisirt verdünnt verflüchtigt ein Ding, ein Mensch wird, um so mehr sein Werth zunimmt: **je weniger** real, um so mehr Werth. Dies ist Platonismus: der aber noch eine Kühnheit mehr besaß, im Umdrehen: — er maß den Grad Realität nach dem Werthgrade ab und sagte: je mehr „Idee“, desto mehr Sein. Er drehte den Begriff „Wirklichkeit“ herum und sagte: „was ihr für wirklich haltet, ist ein Irrthum, und wir kommen, je näher wir der ‘Idee’ kommen, <um so näher> der ‘Wahrheit’ “. — Versteht man es? Das war die **größte** Umtaufung: und weil sie vom Christenthum aufgenommen ist, so sehen wir die erstaunliche Sache nicht. Plato hat im Grunde den Schein, als Artist, der er war, dem Sein vorgezogen: also die Lüge und Erdichtung der Wahrheit, das Unwirkliche dem Vorhandenen, — er war aber so sehr vom Werthe des Scheins überzeugt, daß er ihm die Attribute „Sein“ „Ursächlichkeit“ und „Gutheit“, Wahrheit, kurz Alles Übrige beilegte, dem man Werth beilegt.

Der Werthbegriff selbst, als Ursache gedacht: erste Einsicht.

Das Ideal mit allen Attributen bedacht, die Ehre verleihen: zweite Einsicht

<Drittes Capitel. Der Wille zur Wahrheit.>

[Die Kapitelüberschriften sind an dieser Stelle nicht von Nietzsches Hand. Sie wurden von Giorio Colli und Mazzino Montinari nach dem letzten Plan zum „Willen zur Macht“ (NF-1888,18[17]) hinzugefügt.]

[«]

7[3]

Der Wille zur Wahrheit

Die „Agnostiker“, die Verehrer des Unbekannten und Geheimnißvollen an sich, woher nehmen sie das Recht, ein Fragezeichen als Gott anzubeten? Ein Gott, der sich dergestalt im Verborgenen hält, verdient vielleicht Furcht, aber gewiß nicht Anbetung! Und warum könnte das Unbekannte nicht der Teufel sein? Aber „es muß angebetet werden“ — so gebietet hier der Instinkt für den Anstand: das ist englisch.

Die Transcendentalisten, welche finden, daß alle menschliche Erkenntniß nicht den Wünschen ihres Herzens genugthut, vielmehr ihnen widerspricht und Schauder macht, — sie setzen unschuldig eine Welt irgendwo an, welche dennoch ihren Wünschen entspricht, und die eben nicht unserer Erkenntniß <sich> zugänglich zeigt: diese Welt, meinen sie, sei die wahre Welt, im Verhältniß zu welcher unsere erkennbare Welt nur Täuschung ist. So Kant, so schon die Vedanta-Philosophie, so manche Amerikaner. — „Wahr“, das heißt für sie: was dem Wunsche unseres Herzens entspricht. Ehemals hieß wahr: was der Vernunft entspricht.

Das allgemeinste Zeichen der modernen Zeit: der Mensch hat in seinen eigenen Augen unglaublich an Würde eingebüßt. Lange als Mittelpunkt und Tragödien-Held des Daseins überhaupt; dann wenigstens bemüht, sich <als> verwandt mit der entscheidenden und an sich werthvollen Seite des Daseins zu beweisen — wie es alle Metaphysiker thun, die die Würde des Menschen festhalten wollen, mit ihrem Glauben, daß die moralischen Werthe cardinale Werthe sind. Wer Gott fahren ließ, hält um so strenger am Glauben an die Moral fest.

Wille zur Wahrheit

Abschwächungen des Affekts.

A. a Wille, Absicht, vehemente Begierde in Eine Richtung
  b Zweck, weniger vehement, weil die Vorstellung des Mittels und Wegs dazwischen tritt.
  c „Grund“, ohne Begierde: der Satz vom Grunde hat seine psychologische Sicherheit in dem Glauben an Absicht als Ursache jedes Geschehens
B. unterscheidendes Denken als Folge der Furcht und Vorsicht bei dem Willen zur Aneignung.

das richtige Vorstellen eines Objekts ist ursprünglich nur Mittel zum Zweck des Ergreifens, des Fassens und Sich-bemächtigens.

Später wird dieses richtige Vorstellen selbst schon als ein Ergreifen empfunden, als ein Ziel, bei dem Befriedigung eintritt.

Denken zuletzt als Überwältigung und Ausübung von Macht: als ein Zusammenfügen, als Einordnen des Neuen unter alte Reihen usw.

C. das Neue macht **Furcht**: andrerseits muß Furcht schon da sein, um Neues als neu zu fassen

das Erstaunen ist die abgeschwächte Furcht.

Das Bekannte erregt Vertrauen

„wahr“ ist etwas, das das Sicherheitsgefühl erweckt

die inertia versucht zunächst das Gleichsetzen bei jedem Eindruck: das heißt den neuen Eindruck und die Erinnerung gleichsetzen; sie will Wiederholung.

die Furcht lehrt Unterscheiden, Vergleichen

Im Urtheil ein Rest Wille (es soll so und so sein)ein Rest Lust-Gefühl (Lust der Bejahung:)

NB. Das Vergleichen ist keine **ursprüngliche** Thätigkeit, sondern das Gleichsetzen! Das **Urtheil** ist ursprünglich nicht der Glaube, daß etwas so und so ist, sondern der Wille daß etwas so und so sein soll.

NB. der Schmerz ein Urtheil (verneinend) in seiner gröbsten Form

die Lust eine Affirmation

Zur psychologischen Genesis von „Ursache und Wirkung“.

Wille zur Wahrheit

Interpretation

In wiefern die Welt-Auslegungen Symptom eines herrschenden Triebes sind.

Die artistische Welt-Betrachtung: sich vor das Leben hinsetzen. Aber hier fehlt die Analysis des aesthetischen Anschauens, seine Reduktion auf Grausamkeit, Gefühl der Sicherheit, des Richter-seins und Außerhalb-seins usw. Man muß den Künstler selbst nehmen: und dessen Psychologie (die Kritik des Spieltriebs, als Auslassen von Kraft, Lust am Wechsel, am Eindrücken der eigenen Seele, der absolute Egoismus des Künstlers usw.) Welche Triebe er sublimisirt?

Die *wissenschaftliche* Welt-Betrachtung: Kritik des psychologischen Bedürfnisses *nach* Wissenschaft. Das Begreiflich-machen-wollen; das Praktisch-, Nützlich-, Ausbeutbar-machen-wollen —: in wiefern anti-aesthetisch. Der Werth allein, was gezählt und berechnet werden kann. In wiefern eine durchschnittliche Art Mensch dabei zum Übergewicht kommen will. Furchtbar, wenn gar die *Geschichte* in dieser Weise in Besitz genommen wird — das Reich des Überlegenen, des Richtenden. Welche Triebe er sublimirt!

Die religiöse Welt-Betrachtung: Kritik des religiösen Menschen. Es ist *nicht* nothwendig der moralische, sondern der Mensch der starken Erhebungen und tiefen Depressionen, der die ersteren mit Dankbarkeit oder Verdacht interpretirt und nicht von *sich* herleitet (— die letzteren auch nicht —) Wesentlich der sich „unfrei“ fühlende Mensch, der seine Zustände, die Unterwerfungs-Instinkte sublimisirt.

Die *moralische* Welt-Betrachtung. Die socialen Rangordnungs-Gefühle werden ins Universum verlegt: die Unverrückbarkeit, das Gesetz, die Einordnung und Gleichordnung werden, weil am höchsten geschätzt, auch an der höchsten Stelle *gesucht*, über dem All, oder hinter dem All, ebenso — — —

Was **gemeinsam** ist: die herrschenden Triebe wollen auch als *höchste Werth-Instanzen überhaupt*, ja als *schöpferische* und *regierende Gewalten betrachtet werden.* Es versteht sich, daß diese Triebe sich gegenseitig entweder anfeinden oder unterwerfen (synthetisch auch wohl binden) oder in der Herrschaft wechseln. Ihr tiefer Antagonismus ist aber so groß, daß wo sie alle Befriedigung wollen, ein Mensch von tiefer *Mittelmäßigkeit* zu denken ist.

„Schönheit“ ist deshalb für den Künstler etwas außer aller Rangordnung, weil in der Schönheit Gegensätze gebändigt sind, das höchste Zeichen von Macht, nämlich über Entgegengesetztes; außerdem ohne Spannung: — daß keine Gewalt mehr noth thut, daß alles so leicht *folgt*, *gehorcht*, und zum Gehorsam die liebenswürdigste Miene macht — das ergötzt den Machtwillen des Künstlers.

Die Welt-Auslegungen
und was ihnen gemein ist.

<**Zweites Buch:** Herkunft der Werthe.>

<Erstes Capitel. Die Metaphysiker>

[Die Kapitelüberschriften sind an dieser Stelle nicht von Nietzsches Hand. Sie wurden von Giorio Colli und Mazzino Montinari nach dem letzten Plan zum „Willen zur Macht“ (NF-1888,18[17]) hinzugefügt.]

[«]

7[4]

Die Metaphysiker

Die Naiven: Lamennais, Michelet, Victor Hugo

Aus der Gewöhnung an unbedingte Autoritäten ist zuletzt ein tiefes Bedürfniß nach unbedingten Autoritäten entstanden: — so stark, daß es selbst in einem kritischen Zeitalter, wie dem Kants, dem Bedürfniß nach Kritik sich als überlegen bewies, und, in einem gewissen Sinne, die ganze Arbeit des kritischen Verstandes sich unterthänig und zu Nutze <zu> machen wußte. — Es bewies, in der darauf folgenden Generation, welche durch ihre historischen Instinkte nothwendig auf das Relative jeder Autorität hingelenkt wurde, noch Ein Mal seine Überlegenheit, als es auch die Hegelsche Entwicklungs-Philosophie, die in Philosophie umgetaufte Historie selbst sich dienstbar machte und die Geschichte als die fortschreitende Selbstoffenbarung, Selbstüberbietung der moralischen Ideen hinstellte. Seit Plato ist die Philosophie unter der Herrschaft der Moral: auch bei seinen Vorgängern spielen moralische Interpretationen entscheidend hinein (bei Anaximander das Zu-Grunde-gehn aller Dinge als Strafe für ihre Emancipation vom reinen Sein, bei Heraklit die Regelmäßigkeit der Erscheinungen als Zeugniß für den sittlich-rechtlichen Charakter des gesammten Werdens)

Was ist das Kriterium der moralischen Handlung? 1) ihre Uneigennützigkeit 2) ihre Allgemeingültigkeit usw. Aber das ist Stuben-Moralistik. Man muß die Völker studiren und zusehn, was jedes Mal das Kriterium ist, und was sich darin ausdrückt. Ein Glaube „ein solches Verhalten gehört zu unseren ersten Existenz-Bedingungen“. Unmoralisch heißt „untergang-bringend“. Nun sind alle diese Gemeinschaften, in denen diese Sätze gefunden wurden, zu Grunde gegangen: einzelne dieser Sätze sind immer von Neuem unterstrichen worden, weil jede neu sich bildende Gemeinschaft sie wieder nöthig hatte z.B. „du sollst nicht stehlen“. Zu Zeiten, wo das Gemeingefühl für die Gesellschaft (z.B. imperium romanum) nicht verlangt werden konnte, warf sich der Trieb auf's „Heil der Seele", religiös gesprochen: oder „das größte Glück" philosophisch geredet. Denn auch die griechischen Moral-Philosophen empfanden nicht mehr mit ihrer πόλις.

Spinoza's psychologischer Hintergrund. Spärlich!

1) Der **hedonistische** Gesichtspunkt im Vordergrund: Worin besteht die beharrliche Freude oder wie kann der freudige Affekt verewigt werden?

So lange die Freude sich auf etwas Einzelnes bezieht, ist sie beschränkt und vergänglich; sie wird vollkommen, wenn sie nicht mehr mit den Dingen wechselt, sondern in dem wandellosen Zusammenhange ruht; sie ist ewig, wenn ich das All in mein Eigenthum, omnia in mea, verwandle und von diesen omnia mea jeden Augenblick sagen kann „mecum porto"

Im tract. de intell. emendatione Op. II p. 413. „Ich habe den Entschluß gefaßt zu untersuchen, ob sich etwas finden ließe, dessen Besitz mir den Genuß einer dauernden und höchsten Freude ewig gewährte." „Die Liebe zu einem ewigen und unendlichen Wesen erfüllt das Gemüth mit einer Freude, die jede Art Trauer ausschließt." „Das höchste Gut ist die Erkenntniß der Einheit unseres Geistes mit dem Universum."

2) der natürlich-egoistische Gesichtspunkt: Tugend und Macht identisch. Sie entsagt nicht, sie begehrt, sie kämpft nicht gegen, sondern für die Natur; sie ist nicht die Vernichtung, sondern die Befriedigung des mächtigsten Affekts. Gut ist, was unsere Macht fördert: böse das Gegentheil. Tugend folgt aus dem Streben nach Selbsterhaltung. „Was wir thun, thun wir, um unsere Macht zu erhalten und zu vermehren." „Unter Tugend und Macht verstehe ich dasselbe."

Finis = appetitus. Virtus = potentia. Eth. IV Defin. VII. VIII.

3) der spezifische „Denker" verräth sich. Die Erkenntniß wird Herr über alle anderen Affekte; sie ist stärker. „Unsere wahre Thätigkeit besteht in der denkenden Natur, in der vernünftigen Betrachtung. Die Begierde zur Thätigkeit = der Begierde vernunftgemäß zu leben.

„ich gebe nicht viel auf die Autorität eines Plato, Aristoteles und Sokrates"; die Lehre von den „substantiellen Formen" (Zweckbegriff in der scholastischen Ausdrucksweise) nennt er „eine Narrheit unter tausend anderen".

Feuerbach's „gesunde und frische Sinnlichkeit"

„Grundsätze der Philosophie der Zukunft" 1843.
gegen „die abstrakte Philosophie"

Die antike Philosophie hatte den Menschen als Zweck der Natur im Auge

Die christliche Theologie dachte die Erlösung des Menschen als Zweck der göttlichen Vorsehung.

Merkwürdig Spinoza: „ich verstehe unter conscientiae morsus die Traurigkeit, begleitet von der Vorstellung einer vergangenen Sache, die gegen alles Erwarten ausgefallen ist“. Eth. III Prop. XVIII. Schol. I. II. p. 147. 48. Affect. Def. XVII p. 188.

Als Gegensatz das gaudium, wenn der erwartete Ausgang nicht eintrifft und die Furcht plötzlich aufhört. Trotz K. Fischer wäre es möglich, daß hier Spinoza die Bezeichnung a potiori gewählt habe: und daß er als den objektiven Kern jedes „Gewissensbisses“ das Bezeichnete ansah. Er mußte ja bei sich die Schuld leugnen: was war also ihm die Thatsache „conscientiae morsus“, welche übrig blieb?

Wenn Alles im letzten Grunde vermöge der göttlichen Macht geschieht, so ist Alles in seiner Art vollkommen, so giebt es kein Übel in der Natur der Dinge; ist der Mensch durchgängig unfrei, so giebt es kein Böses in der Natur des menschlichen Willens; so sind die Übel und das Böse nicht in den Dingen, sondern nur in der Einbildung des Menschen.

In Gott fehlt Wille und Verstand und Persönlichkeit und Zweck.

Spinoza wehrt sich gegen die, welche sagen, Gott wirke alles sub ratione boni. Diese scheinen etwas außerhalb Gottes anzunehmen, das von Gott nicht abhängig ist, worauf er sich wie auf ein Musterbild in seinem Handeln richtet oder wohin er, wie nach einem Ziele trachtet. Das heißt fürwahr Gott dem Schicksale unterwerfen: was die größte Ungereimtheit ist. Eth. 1 Prop. XXXIII Schol. 2.

Der letzte Grund jeder Begebenheit „Gott hat sie gewollt“ Asylum ignorantiae. Der Wille Gottes aber ist dem Menschen undurchdringlich. Bei dieser Denkweise würde die Wahrheit dem Menschen in alle Ewigkeit verborgen geblieben sein, wenn nicht die Mathematik (die sich nicht mit Zwecken, sondern lediglich mit der Natur und den Eigenschaften der Größe beschäftigt) dem Menschen eine andere Richtschnur der Wahrheit vorgehalten hätte.

Descartes sagt „ich habe Vieles für wahr gehalten, dessen Irrthum ich jetzt einsehe“. Spinoza „ich habe Vieles für Gut gehalten, von dem ich jetzt einsehe, daß es eitel und werthlos ist“. „Wenn es ein ächtes und unverlierbares Gut giebt, so ist die Befriedigung daran ebenso dauernd und unzerstörbar, so ist meine Freude ewig.“

Psychologischer Fehlschluß: als ob die Dauerhaftigkeit eines Dings die Dauerhaftigkeit der Affektion verbürgte, die ich zu ihm habe!

(vollkommene Abwesenheit des „Künstlers“) Höchste und komische Pedanterie eines Logikers, der seinen Trieb vergöttert

Spinoza glaubt, Alles absolut erkannt zu haben.

Dabei hat er das größte Gefühl von Macht. Der Trieb dazu hat alle anderen Triebe überwältigt und ausgelöscht.

Das Bewußtsein dieser „Erkenntniß“ hält bei ihm an: eine Art „Liebe zu Gott“ resultirt daraus, eine Freude am Dasein, wie es auch sonst ist, an allem Dasein.

Woher kommen alle Verstimmungen, Trauer, Furcht, Haß, Neid? Aus Einer Quelle: aus unserer Liebe zu den vergänglichen Dingen. Mit dieser Liebe verschwindet auch das ganze Geschlecht jener Begierden

„Obgleich ich die Nichtigkeit der Güter der Welt klar durchschaute, so konnte ich doch Habsucht, Sinneslust und Ehrgeiz nicht ganz ablegen. Eins aber erfuhr ich: so lange mein Geist in jener Betrachtung lebte, **war er diesen Begierden abgewendet —** und dies gereichte mir zu großem Troste. Denn daraus sah ich, daß jene Übel nicht unheilbar seien. Anfangs das neue Leben seltene, kurze Augenblicke —“

Nichts hat Werth gegenüber dem Werthe klaren Folgerns. Alle anderen Werthe sind nur Folge unklaren Denkens. Schnöde Verwerfung aller Güter des Lebens; beständige Verleumdung von Allem, um Eins in die höchste Höhe zu bringen, das klare Denken. „Aller Zweifel rührt davon her, daß die Dinge ohne Ordnung untersucht werden.“!!!

Wie bei Schopenhauer: die Begierden schweigen unter der Gewalt der aesthetischen Contemplation.

Eine psychologische Erfahrung, falsch und generell ausgedeutet.

Leibniz: „Man muß mit mir ab effectu urtheilen: weil Gott diese Welt, so wie sie ist, gewählt hat, darum ist sie die beste“. Théod. p 506.

Das theologische Vorurtheil bei Kant, sein unbewußter Dogmatismus, seine moralistische Perspektive als herrschend, lenkend, befehlend

Das πρῶτον ψεῦδος: wie ist die Thatsache der Erkenntniß möglich?

ist die Erkenntniß überhaupt eine Thatsache?

was ist Erkenntniß? Wenn wir nicht wissen, was Erkenntniß ist, können wir unmöglich die Frage beantworten, ob es Erkenntniß giebt. Sehr schön! Aber wenn ich nicht schon „weiß“, ob es Erkenntniß giebt, geben kann, kann ich die Frage „was ist Erkenntniß“ gar nicht vernünftigerweise stellen. Kant glaubt an die Thatsache der Erkenntniß: es ist eine Naivetät, was er will: die Erkenntniß der Erkenntniß!

„Erkenntniß ist Urtheil!“ Aber Urtheil ist ein Glaube, daß etwas so und so ist! Und nicht Erkenntniß!

„alle Erkenntniß besteht in synthetischen Urtheilen“ — eine nothwendige und allgemeingültige Verknüpfung verschiedener Vorstellungen —

mit dem Charakter der Allgemeinheit (die Sache verhält sich in allen Fällen so und nicht anders)

mit dem Charakter der Nothwendigkeit (das Gegentheil der Behauptung kann nie stattfinden)

Die Rechtmäßigkeit im Glauben an die Erkenntniß wird immer vorausgesetzt: so wie die Rechtmäßigkeit im Gefühl des Gewissensurtheils vorausgesetzt wird. Hier ist die moralische Ontologie das herrschende Vorurtheil.

Also der Schluß ist: 1) es giebt Behauptungen, die wir für allgemeingültig und nothwendig halten

2) der Charakter der Nothwendigkeit und All<gemein>gültigkeit kann nicht aus der Erfahrung stammen

3) folglich muß er ohne Erfahrung, anderswoher sich begründen und eine andere Erkenntnißquelle haben!

Kant schließt 1) es giebt Behauptungen die nur unter gewissen Bedingungen gültig sind

2) diese Bedingung ist, daß es nicht aus der Erfahrung stammt, aus der reinen Vernunft stammt

Also: die Frage ist, woher unser Glaube an die Wahrheit solcher Behauptungen seine Gründe nimmt? Nein, woher er seine Urtheile hat! Aber die Entstehung eines Glaubens, einer starken Überzeugung ist ein psychologisches Problem: und eine sehr begrenzte und enge Erfahrung bringt oft einen solchen Glauben zuwege!

Er setzt bereits voraus, daß es nicht nur „data a posteriori“ giebt, sondern auch data a priori, „vor der Erfahrung“. Nothwendigkeit und Allgemeinheit können nie durch Erfahrung gegeben werden: womit ist denn nun klar, daß sie ohne Erfahrung überhaupt da sind?

Es giebt keine einzelnen Urtheile!

Ein einzelnes Urtheil ist niemals „wahr“, niemals Erkenntniß, erst im Zusammenhange, in der Beziehung von vielen Urtheilen ergiebt sich eine Bürgschaft.

Was unterscheidet den wahren und den falschen Glauben?

Was ist Erkenntniß? Er „weiß“ es, das ist himmlisch!

Nothwendigkeit und Allgemeinheit können nie durch Erfahrung gegeben werden. Also unabhängig von der Erfahrung, vor aller Erfahrung!

Diejenige Einsicht, die a priori stattfindet, also unabhängig von aller Erfahrung aus der bloßen Vernunft, „eine reine Erkenntniß“.

Die Grundsätze der Logik, der Satz der Identität und des Widerspruchs, sind reine Erkenntnisse, weil sie aller Erfahrung vorausgehen. — Aber das sind gar keine Erkenntnisse! sondern regulative Glaubensartikel!

Um die Apriorität (die reine Vernunftmäßigkeit) der mathematischen Urtheile zu begründen, muß der Raum begriffen werden als eine Form der reinen Vernunft.

Hume hatte erklärt: „es giebt gar keine synthetischen Urtheile a priori“. Kant sagt: doch! die mathematischen! Und wenn es also solche Urtheile giebt, giebt es vielleicht auch Metaphysik, eine Erkenntniß der Dinge durch die reine Vernunft! Quaeritur.

Mathematik ist möglich unter Bedingungen, unter denen Metaphysik nie möglich ist

alle menschliche Erkenntniß ist entweder Erfahrung oder Mathematik

Ein Urtheil ist synthetisch: d.h. es verknüpft verschiedene Vorstellungen

es ist a priori: d.h. jene Verknüpfung ist eine allgemeine und nothwendige, die nie durch sinnliche Wahrnehmung, sondern nur durch reine Vernunft gegeben sein kann.

Soll es synthetische Urtheile a priori geben, so wird die Vernunft im Stande sein müssen, zu verknüpfen: das Verknüpfen ist eine Form. Die Vernunft muß formgebende Vermögen besitzen.

Raum und Zeit als Bedingung der Erfahrung

Kant bezeichnet die französiche Revolution als den Übergang aus dem mechan<ischen> in das organische Staatswesen!

Die erfinderischen und bahnbrechenden Geister in den Wissenschaften, die sogenannten „großen Köpfe“, urtheilt Kant, sind spezifisch vom Genie verschieden: was sie entdeckt und erfunden haben, hätte auch können gelernt werden und ist vollständig begriffen und gelernt worden. In Newton’s Werk ist nichts Unlernbares; Homer ist nicht ebenso begreiflich als Newton! „Im Wissenschaftlichen also ist der größte Erfinder vom mühseligsten Nachahmer und Lehrlinge nur dem Grade nach verschieden.“ Psychologischer Idiotismus!!

„der Musik hängt ein gewisser Mangel an Urbanität an“, „sie drängt sich gleichsam auf“, „sie thut der Freiheit Abbruch“
die Musik und die Farbenkunst bilden eine eigene Gattung unter dem Namen des „schönen Spiels der Empfindungen“
Malerei und Gartenkunst zu einander gesellt.

Die Frage, ob die Menschheit eine Tendenz zum Guten hat, wird durch die Frage vorbereitet, ob es eine Begebenheit giebt, die gar nicht anders erklärt werden kann als durch jene moralische Anlage der Menschheit. Dies ist die Revolution. „Ein solches Phänomen in der Menschengeschichte vergißt sich nicht mehr, weil es eine Anlage und ein Vermögen in der menschlichen Natur zum Besseren aufgedeckt hat, dergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Lauf der Dinge herausgeklügelt hätte.“

Wenn sich die Menschheit zunehmend verschlechtert, so ist ihr Ziel das absolut Schlechte: die terroristische Vorstellungsart im Gegensatz zu der eudämonistischen Vorstellungsart oder dem „Chiliasmus“. Schwankt die Geschichte zwischen Fort- und Rückschritt hin und her, ist ihr ganzes Treiben zweck- und ziellos, nichts als eine geschäftige Thorheit, so daß sich Gutes und Böses gegenseitig neutralisiren und das Ganze als ein Possenspiel erscheint: das nennt Kant die abderitische Vorstellungsart.

<Kant> sieht in der Geschichte nichts anderes als eine moralische Bewegung.

„Ein gewissenhafter Ketzerrichter ist eine contradictio in adjecto“
Psychologischer Idiotismus

ohne die Wiedergeburt sind alle menschlichen Tugenden nach Kant glänzende Armseligkeiten. Diese Besserung ist möglich nur vermöge des intelligiblen Charakters; ohne ihn giebt es keine Freiheit weder in der Welt, noch im Willen des Menschen, noch zur Erlösung vom Bösen. Wenn die Erlösung nicht in der Besserung besteht, kann sie nur in der Vernichtung bestehn. Der Ursprung des empirischen Charakters, der Hang zum Bösen, die Wiedergeburt sind bei Kant Thaten des intelligiblen Charakters; der empirische Charakter muß an seiner Wurzel eine Umkehr erfahren.
der ganze Schopenhauer.

Das Mitleid eine Verschwendung der Gefühle, ein der moralischen Gesundheit schädlicher Parasit, „es kann unmöglich Pflicht sein, die Übel in der Welt zu vermehren“. Wenn man bloß aus Mitleid wohlthut, so thut man eigentlich sich selbst wohl und nicht dem Anderen. M<itleid> beruht nicht auf Maximen, sondern auf Affekten; es ist pathologisch; das fremde Leiden steckt uns an, Mitleid ist eine Ansteckung.

die ganzen Gebärden und Worte der Unterwürfigkeit; „als in welcher Pedanterie die Deutschen <es> unter allen Völkern der Erde am weitesten gebracht haben“ „sind das nicht Beweise eines ausgebreiteten Hangs zur Kriecherei unter den Menschen?“ „Wer sich aber zum Wurm macht, kann nachher nicht klagen, daß er mit Füßen getreten wird.“

„Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der gestirnte Himmel über uns und das moralische Gesetz in uns.“
Er fährt fort: „der erste Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines thierischen Geschöpfes, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkte im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit, man

weiß nicht wie, mit lebender Kraft versehen gewesen. Der zweite dagegen erhebt meinen Werth als eine Intelligenz unendlich

Die Denkbarkeit der Freiheit beruht auf der transscendentalen Ästhetik. Kommen Zeit und Raum den Dingen als solchen zu, so sind die Erscheinungen gleich den Dingen an sich, so ist zwischen beiden keine Erscheinung möglich, so giebt es nichts von der Zeit unabhängiges, so ist die Freiheit schlechterdings unmöglich. Freiheit kann nur gedacht werden als Eigenschaft eines Wesens, das den Bedingungen der Zeit nicht unterliegt, also nicht Erscheinung, nicht Vorstellung, sondern Ding an sich ist.

Warum sind Erscheinungen nicht Dinge an sich? Weil sie in Raum und Zeit sind, und Raum und Zeit reine Anschauungen sind.

Gegen die angebliche psychologische Freiheit sagt Kant: „Wenn unsere Freiheit darin bestände, daß wir durch Vorstellungen getrieben werden, als ein automaton spirituale“ so „würde sie im Grunde nicht besser als die Freiheit eines Bratenwenders sein, der auch, wenn er einmal aufgezogen worden, von selbst seine Bewegungen verrichtet.“

Die Freiheit ist undenkbar in der Erscheinungswelt, es sei die äußere oder die innere

<Zweites Capitel. Die homines religiosi.>

[Die Kapitelüberschriften sind an dieser Stelle nicht von Nietzsches Hand. Sie wurden von Giorio Colli und Mazzino Montinari nach dem letzten Plan zum „Willen zur Macht“ (NF-1888,18[17]) hinzugefügt.]

[«]

7[5]

homines religiosi

Die Reformation: Eine der verlogensten Eruptionen von gemeinen Instinkten

Eine Anzahl starker, unbändig gewordener und gründlich gemeiner Triebe will in freie Luft: es thut Nichts noth als Vorwände, namentlich großartige Worte zu erfinden, unter denen diese wilden Thiere herausgelassen werden dürfen.

Luther der psychologische Typus: ein wüster und uneigentlicher Bauer, der mit der „evangelischen Freiheit“ allen aufgehäuften gewaltthätigen

Bedürfnissen Luft macht.

man will einmal wieder Herr sein, rauben, niederwerfen, verfluchen, eingerechnet daß die Sinne ihre Rechnung finden wollen: vor Allem, man sieht lüstern nach dem ungeheuren Reichthum der Kirche.

Der Priester zeitweilig der Gott selbst, mindestens sein Stellvertreter

An sich sind asketische Gewohnheiten und Übungen noch fern davon, eine widernatürliche und daseinsfeindliche Gesinnung zu verrathen: ebensowenig Entartung und Krankheit

die Selbstüberwindung, mit harten und furchtbaren Erfindungen: ein Mittel Ehrfurcht vor sich zu haben und zu verlangen: Asketik als Mittel der Macht

Der Priester als Repräsentant eines übermenschlichen Machtgefühls, selbst als guter Schauspieler eines Gottes, den darzustellen sein Beruf ist, wird instinktiv nach solchen Mitteln greifen, wodurch er eine gewisse Furchtbarkeit in der Gewalt über sich erlangt

Der Priester als Repräsentant von übermenschlichen Mächten, in Hinsicht auf Erkenntniß, Vorherwissen Fähigkeit zu schaden und zu nützen, auch in Hinsicht auf übermenschliche Entzückungen und Arten des Glücks: —

— der Schauspieler von „Göttern“ vor Gesunden, Glücklichen, Hoffenden, Mächtigen

— der Schauspieler vom „Heilande“, wesentlich sich an Kranke und Entbehrende wendend, an Menschen des ressentiments, an Unterdrückte und — — —

— die Priester sind die Schauspieler von irgend etwas Übermenschlichem, dem sie Sinnfälligkeit zu geben haben, sei es von Idealen, sei es von Göttern, oder von Heilanden: darin finden sie ihren Beruf, dafür haben sie ihre Instinkte; um es so glaubwürdig wie möglich zu machen, müssen sie in der Anähnlichung so weit wie möglich gehen; ihre Schauspieler-Klugheit muß vor allem das gute Gewissen bei ihnen erzielen, mit Hülfe dessen erst wahrhaft überredet werden kann.

<Drittes Capitel. Die Guten und die Verbesserer.>

[Die Kapitelüberschriften sind an dieser Stelle nicht von Nietzsches Hand. Sie wurden von Giorio Colli und Mazzino Montinari nach dem letzten Plan zum „Willen zur Macht“ (NF-1888,18[17]) hinzugefügt.]

[«]

7[6]

Die Guten

rücksichtslose Rechtschaffenheit.

(9)

Der Sieg eines moralischen Ideals wird durch dieselben „unmoralischen“ Mittel errungen wie jeder Sieg: Gewalt, Lüge, Verleumdung, Ungerechtigkeit

„Du sollst nicht lügen“: man fordert Wahrhaftigkeit. Aber die Anerkennung des Thatsächlichen (das Sich-nicht-belügen-lassen) ist gerade bei den Lügnern am größten gewesen: sie erkannten eben auch das Unthatsächliche dieser populären „Wahrhaftigkeit“. Es wird beständig zu viel oder zu wenig gesagt: die Forderung, sich zu entblößen mit jedem Worte, das man spricht, ist eine Naivetät.

Man sagt, was man denkt, man ist „wahrhaft“ nur unter Voraussetzungen: nämlich unter der, verstanden zu werden (inter pares), und zwar wohlwollend verstanden zu werden (noch einmal inter pares) Gegen das Fremde verbirgt man sich: und wer etwas erreichen will, sagt was er über sich gedacht haben will, nicht aber was er denkt. (Der „Mächtige lügt immer“)

Ein Ideal das sich durchsetzen oder noch behaupten will sucht sich zu stützen a) durch eine untergeschobene Herkunft b) durch eine angebliche Verwandtschaft mit schon bestehenden mächtigen Idealen c) durch die Schauder des Geheimnisses, wie als ob hier eine undiskutirbare Macht rede d) durch Verleumdung seiner gegnerischen Ideale e) durch eine lügnerische Lehre des Vortheils, den es mit sich bringt z.B. Glück, Seelenruhe, Frieden oder auch die Beihülfe eines mächtigen Gottes usw.

Zur Psychologie des Idealisten: Carlyle, Schiller, Michelet

Hat man die ganzen Defensiv- und Schutz-Maßregeln aufgedeckt, mit denen ein Ideal sich erhält: ist es damit widerlegt? Es hat die Mittel angewendet, durch die alles Lebendige lebt und wächst — sie sind allesammt „unmoralisch“.

Meine Einsicht: alle die Kräfte und Triebe, vermöge deren es Leben und Wachsthum giebt, sind mit dem Banne der Moral belegt: Moral als Instinkt der Veneinung des Lebens. Man muß die Moral vernichten, um das Leben zu befreien.

Die Guten

Zur Kritik der Heerden-Tugenden.

Die **inertia** thätig

1) im Vertrauen, weil Mißtrauen Spannung, Beobachtung, Nachdenken nöthig macht

2) in der Verehrung, wo der Abstand der Macht groß ist und Unterwerfung nothwendig: um nicht zu fürchten, wird versucht zu lieben, hochzuschätzen und die Machtverschiedenheit als Werthverschiedenheit auszudeuten: so daß das Verhältniß nicht mehr revoltirt.

3) im Wahrheitssinn. Was ist wahr? Wo eine Erklärung gegeben ist, die uns das minimum von geistiger Kraftanstrengung macht. Überdies ist Lügen sehr anstrengend.

(21)

4) in der Sympathie. Sich gleichsetzen, versuchen gleich zu empfinden, ein vorhandenes Gefühl anzunehmen ist eine Erleichterung: es ist etwas Passives gegen das activum gehalten, welches die eigensten Rechte des Werthurtheils sich wahrt und beständig bethätigt. Letzteres giebt keine Ruhe.

5) in der Unparteilichkeit und Kühle des Urtheils: man scheut die Anstrengung des Affekts und stellt sich lieber abseits, „objektiv“

(18)

6) in der Rechtschaffenheit: man gehorcht lieber einem vorhandenen Gesetz als daß man sich ein Gesetz schafft, als daß man sich und Anderen befiehlt. Die Furcht vor dem Befehlen — Lieber sich unterwerfen als reagiren.

7) in der Toleranz: die Furcht vor dem Ausüben des Rechts, des Richtens

die **maskirten** Arten des Willens zur Macht

1) Verlangen nach Freiheit, Unabhängigkeit, auch nach Gleichgewicht, Frieden, Coordination; auch der Einsiedler, die „Geistesfreiheit“; in niedrigster Form: Wille überhaupt dazusein „Selbsterhaltungstrieb“

2) die Einordnung, um im größeren Ganzen dessen Willen zur Macht zu befriedigen: die Unterwerfung, das Sich-Unentbehrlich-machen, -

Nützlichmachen bei dem, der die Gewalt hat; die Liebe, als ein Schleichweg zum Herzen des Mächtigeren, — um über ihn zu herrschen

3) das Pflichtgefühl, das Gewissen, der imaginäre Trost, zu einem höheren Rang zu gehören als die thatsächlich Gewalthabenden; die Anerkennung einer Rangordnung, die das Richten erlaubt, auch über die Mächtigeren; die Selbstverurtheilung. Die Erfindung neuer Werthtafeln (Juden klassisches Beispiel)

Moral als Werk der Unmoralität.

A. Damit moralische Werthe zur Herrschaft kommen, müssen lauter unmoralische Kräfte und Affekte helfen.
B. Die Entstehung moralischer Werthe selbst ist das Werk unmoralischer Affekte und Rücksichten.

Moral als Werk des Irrthums.

Moral mit sich selbst allgemach im Widerspruch.

Vergeltung.
Wahrhaftigkeit, Zweifel, Epoche, Richten.
„Unmoralität“ des Glaubens an die Moral.
Die Schritte:
1) absolute Herrschaft der Moral
alle biologischen Erscheinungen nach ihr gemessen und gerichtet
2) Versuch einer Identifikation von Leben und Moral (Symptom einer erwachten Scepsis: Moral soll nicht mehr als Gegensatz gefühlt werden) mehrere Mittel, selbst ein transscendenter Weg
3) Entgegensetzung von Leben und Moral: Moral vom Leben aus gerichtet und verurtheilt.

In wiefern die Moral dem Leben schädlich war
a) dem Genuß des Lebens, der Dankbarkeit gegen das Leben usw.

b) der Verschönerung, Veredelung des Lebens
c) der Erkenntniß des Lebens
d) der Entfaltung des Lebens, insofern es die höchsten Erscheinungen desselben mit sich selbst zu entzweien suchte

Gegenrechnung: ihre Nützlichkeit für das Leben.

die Moral als Erhaltungsprincip von größeren Ganzen, als Einschränkung der Glieder: „das Werkzeug“
die Moral als Erhaltungsprincip im Verhältniß zur inneren Gefährdung des Menschen durch Leidenschaften: „der Mittelmäßige“
die Moral als Erhaltungsprincip gegen die lebensvernichtenden Einwirkungen tiefer Noth und Verkümmerung: „der Leidende“
die Moral als Gegenprincip gegen die furchtbare Explosion der Mächtigen: der „Niedrige“

Bornirter Hochmuth einzelner Philosophen als Rein-Vernunftgemäßer
gegen das Gefühl überhaupt in der Moral (Kant)
gegen das Mitleid
gegen die Affekte

Die Guten

Gefahr in der Bescheidenheit. — Sich zu früh anpassen an ein milieu, an Aufgaben, Gesellschaften, Alltags- und Arbeits-Ordnungen, in welche der Zufall uns setzt, zur Zeit, wo weder unsere Kraft, noch unser Ziel uns gesetzgeberisch ins Bewußtsein getreten ist; die damit errungene allzufrühe Gewissens-Sicherheit, Erquicklichkeit, Gemeinsamkeit, dieses vorzeitige Sich-Bescheiden, das sich als Loskommen von der inneren und äußeren Unruhe dem Gefühle einschmeichelt, verwöhnt und hält in der gefährlichsten Weise nieder; das Achten-lernen nach Art von „Seinesgleichen“, wie als ob wir selbst in uns kein Maaß und Recht hätten, Werthe anzusetzen, die Bemühung, gleich zu schätzen gegen die innere Stimme des Geschmacks, der auch ein Gewissen ist, wird eine furchtbare feine Fesselung: wenn es endlich keine Explosion giebt, mit Zersprengung aller Bande der Liebe und Moral mit Einem Male, so verkümmert und verkleinlicht, verweiblicht und versachlicht sich ein solcher Geist. — Das Entgegengesetzte ist schlimm genug, aber immer noch besser: an seiner Umgebung leiden, an ihrem Lobe sowohl wie an ihrer Mißbilligung, verwundet dabei und unterschwürig werden, ohne es zu verrathen; unfreiwillig-mißtrauisch sich gegen ihre Liebe vertheidigen, das Schweigen lernen, vielleicht indem man es durch Reden verbirgt, sich Winkel und unerrathbare Einsamkeiten schaffen für die Augenblicke des Aufathmens, der Thränen, der sublimen Tröstung — bis man endlich stark genug ist, um zu sagen: „was habe ich mit euch zu schaffen?“ und seines Weges geht.

Die Tugenden sind so gefährlich als die Laster, insofern man sie von außen her als Autorität und Gesetz herrschen läßt und sie nicht aus sich selbst erst erzeugt, wie es das Rechte ist, als persönlichste Nothwehr und Nothdurft, als Bedingung gerade unseres Daseins und Wohlthuns, die wir erkennen und anerkennen, gleichgültig ob Andere mit uns unter gleicher oder verschiedener Bedingung wachsen. Diese Satzung von der Gefährlichkeit der unpersönlich verstandenen, objektiven Tugend gilt auch von der Bescheidenheit: an ihr gehen viele der ausgesuchten Geister zu Grunde.

Die Moralität der Bescheidenheit ist die schlimmste Verweichlichung für solche Seelen, bei denen es allein Sinn hat, daß sie bei Zeiten hart werden.

Die Guten.

Es gelingt den Wenigsten, in dem, worin wir leben, woran wir von Alters <her> gewöhnt sind, ein Problem zu sehn, das Auge ist gerade dafür nicht eingestellt: in Betreff unsrer Moral scheint es mir bis jetzt noch nicht geschehn.

Das Problem „jeder Mensch als Objekt für Andere“ ist Anlaß zu den höchsten Ehrverleihungen; für sich selbst — nein!

Das Problem „du sollst“: ein Hang, der sich nicht zu begründen weiß, ähnlich wie der Geschlechtstrieb, soll nicht unter die Verurtheilung der Triebe fallen; umgekehrt, er soll ihr Werthmesser und Richter sein!

Das Problem der Gleichheit, während wir Alle nach Auszeichnung dürsten: hier gerade sollen wir umgekehrt an uns genau die Anforderungen wie an Andere stellen.

Das ist so abgeschmackt, sinnfällig verrückt: aber — es wird als heilig, als höheren Ranges empfunden, der Widerspruch gegen die Vernunft wird kaum gehört.

Aufopferung und Selbstlosigkeit als auszeichnend, der unbedingte Gehorsam gegen die Moral, und der Glaube, vor ihr mit Jedermann gleich zu stehn.

Die Vernachlässigung und Preisgebung von Wohl und Leben als auszeichnend, die vollkommene Verzichtleistung auf eigne Werthesetzung, das strenge Verlangen, von Jedermann auf dasselbe verzichtet zu sehn. „Der Werth der Handlungen ist bestimmt: jeder Einzelne ist dieser Werthung unterworfen.“

Wir sehn: eine Autorität redet — wer redet? — Man darf es dem menschlichen Stolze nachsehn, wenn er diese Autorität so hoch als möglich suchte, um sich so wenig als möglich unter ihr gedemüthigt zu finden. Also — Gott redet!

Man bedurfte Gottes, als einer unbedingten Sanktion, welche keine Instanz über sich hat, als eines „kategorischen Imperativs“ —: oder, sofern man an die Autorität der Vernunft glaubt, man brauchte eine Einheits-Metaphysik, vermöge deren es logisch war

Gesetzt nun, der Glaube an Gott ist dahin: so stellt sich die Frage von Neuem: „wer redet?“ — Meine Antwort, nicht aus der Metaphysik, sondern der Thier-Physiologie genommen: der Heerden-Instinkt redet. Er will Herr sein: daher sein „du sollst!“ er will den Einzelnen nur im Sinne des Ganzen, zum Besten des Ganzen gelten lassen, er haßt die Sich-Loslösenden — er wendet den Haß aller Einzelnen gegen ihn

Erwägen wir, wie theuer sich ein solcher moralischer Kanon (ein „Ideal“) bezahlt macht. Seine Feinde sind — nun, die Egoisten

der melancholische Scharfsinn der Selbstverkleinerung in Europa (Pascal, Larochefoucauld)

die innere Schwächung, Entmuthigung, Selbstannagung der Nicht-Heerdenthiere

die beständige Unterstreichung der Mittelmäßigkeits-Eigenschaften als der werthvollsten (Bescheidenheit, in Reih und Glied, die Werkzeug-Natur)

das schlechte Gewissen eingemischt in alles Selbstherrliche, Originale:

die Unlust also: — also Verdüsterung der Welt der Stärker-Gerathenen

das Heerdenbewußtsein in die Philosophie und Religion übertragen: auch seine Ängstlichkeit, seine — — —

lassen wir die psychologische Unmöglichkeit einer rein selbstlosen Handlung außer Spiel

Meine Philosophie ist auf Rangordnung gerichtet: nicht auf eine individualistische Moral. Der Sinn der Heerde soll in der Heerde herrschen, — aber nicht über sie hinausgreifen: die Führer der Heerde bedürfen einer grundverschiedenen Werthung ihrer eignen Handlungen, insgleichen die Unabhängigen, oder die „Raubthiere“ usw.

Abseits gestellt gegen die beiden Bewegungen, die individualistische und die collektivistische Moral, denn auch die erste kennt die Rangordnung nicht und will dem Einen die gleiche Freiheit geben wie allen. Meine Gedanken drehen sich nicht um den Grad von Freiheit der dem Einen oder dem Anderen oder Allen zu gönnen ist, sondern um den Grad von Macht, den Einer oder der Andere über Andere oder Alle ausüben soll, resp. in wiefern eine Opferung von Freiheit, eine Versklavung selbst, zur Hervorbringung eines höheren Typus die Basis giebt. In größter Form gedacht: wie könnte man die Entwicklung der Menschheit opfern, um einer höheren Art als der Mensch ist, zum Dasein zu helfen? —

Daß man sich nicht über sich selbst vergreift! Wenn man in sich den moralischen Imperativ so hört, wie der Altruismus ihn versteht, so gehört man zur Heerde. Hat man das umgekehrte Gefühl, fühlt man in seinen uneigennützigen und selbstlosen Handlungen seine Gefahr, seine Abirrung, so gehört man nicht zur Heerde.

Der anscheinend verrückte Gedanke, daß Einer die Handlung, die er dem Anderen erweist, höher halten soll als die sich selbst erwiesene, dieser Andere ebenso wieder usw., <daß man> nur Handlungen gut heißen soll, weil Einer dabei nicht sich selbst im Auge hat, sondern das Wohl des <Anderen>, hat seinen Sinn: nämlich als Instinkt des Gemeinsinns, auf der Schätzung beruhend, daß am Einzelnen überhaupt wenig gelegen ist, aber sehr viel an allen zusammen, vorausgesetzt, daß sie eben eine Gemeinschaft bilden, mit einem Gemein-Gefühl und Gemein-Gewissen. Also eine Art Übung in einer bestimmten Richtung des Blicks, Wille zu einer Optik, welche sich selbst zu sehen unmöglich machen will.

Mein Gedanke: es fehlen die Ziele, und diese müssen Einzelne sein!

Wir sehn das allgemeine Treiben: Jeder Einzelne wird geopfert und dient als Werkzeug. Man gehe durch die Straße, ob man nicht lauter „Sklaven“ begegnet. Wohin? Wozu?

Die moralischen Phänomene haben mich beschäftigt wie Räthsel. Heute würde ich eine Antwort zu geben wissen. Was bedeutet es, daß für mich das Wohl des Nächsten höheren Werth haben soll als mein eigenes? Daß aber der Nächste selbst den Werth seines Wohls anders schätzen soll als ich, nämlich demselben gerade mein Wohl überordnen soll?

Ob ein Mensch von Kindheit an gewöhnt wird — — —
Vortheil eines Abseits von seiner Zeit.

Das gesammte Moralisiren als Phänomen ins Auge bekommen. Auch als Räthsel.

Was bedeutet das „du sollst" und selbst eine Philos<ophie> als „gegeben" betrachtet?

Zuletzt nämlich braucht man sehr viel Moralität, um in dieser feinen Weise unmoralisch zu sein: ich will ein Gleichniß gebrauchen.

Ein Physiologe, der sich für eine Krankheit interessirt, und ein Kranker, der von ihr geheilt werden will, haben nicht das gleiche Interesse. Nehmen wir einmal an, daß jene Krankheit die Moral ist — denn sie ist eine Krankheit —, und daß wir Europäer deren Kranke sind: was für eine feine Qual und Schwierigkeit wird entstehen, wenn wir Europäer nun zugleich auch deren neugierige Beobachter und Physiologen sind! Werden wir auch nur ernsthaft wünschen, von der Moral loszukommen? Werden wir es wollen? Daß wir von der Frage absehen, ob wir es können? Ob wir „geheilt" werden können? —

Die Bescheidung z.B. für die Frage des Pessimism, ob Lust oder Unlust überwiegt

insgleichen für die Frage über den Werth unsrer Erkenntniß

— was war gehemmt bisher? Unser Trieb zum Versuchen, die Gefahr war zu groß, „das Heil der Seele"

der Sieg über den alten Gott als über ein weltverleumderisches Princip — Sieg des Heidenthums — aber die Welt zeigt sich in neuer Furchtbarkeit

— das „Eins thut noth" und das „trachte nach dem Reiche Gottes: dann wird dir das Andre alles zufallen!" („das Andre" ist z.B. auch die Liebe zum Nächsten die Moral im jetzigen Sinne)

NB! Dem bösen Menschen das gute Gewissen zurückgeben — ist das mein unwillkürliches Bemühen gewesen?

Und zwar dem bösen Menschen, insofern er der starke Mensch ist? (Das Urtheil Dostoijewsky's über die Verbrecher der Gefängnisse ist hierbei anzuführen.)

Die Guten

Der Gewissensbiß: Zeichen, daß der Charakter der That nicht gewachsen ist. Es giebt Gewissensbisse auch nach guten Werken: ihr Ungewöhnliches, das was aus dem alten milieu heraushebt —

Die nächste Vorgeschichte einer Handlung bezieht sich auf diese: aber weiter zurück liegt eine Vorgeschichte, die weiter hinaus deutet: die einzelne Handlung ist zugleich ein Glied einer viel umfänglicheren späteren Thatsache. Die kürzeren und die längeren Prozesse sind nicht getrennt —

<**Drittes Buch:** Kampf der Werthe.>

<Zweites Capitel. Zur Physiologie der Kunst.>

[Die Kapitelüberschriften sind an dieser Stelle nicht von Nietzsches Hand. Sie wurden von Giorio Colli und Mazzino Montinari nach dem letzten Plan zum „Willen zur Macht“ (NF-1888,18[17]) hinzugefügt.]

[«]

7[7]

Zur Physiologie der Kunst

An die Künstler.

Unterscheidung: solche, die von ihrer Kunst leben wollen und andre, wie Dante, Goethe

Auf welchem Bedürfniß? Rückschluß vom „Werk“ auf den Künstler.

Was „der Erfolg“ beweist: jedenfalls ein Mißverständniß des Künstlers, zumeist auch des Werks.

Die anspruchsvollen Sinne — was bedeutet das?

Der Mangel an Logik — der esprit, das sujet.
an Probität der Bildung

Der „Naturalismus“ — was bedeutet er? Vor allem ein Reizmittel — das Häßliche und Ungeheure macht Emotion.

Die „Romantik“ — was bedeutet sie?

Stellung der Nationen zur Entwicklung der „europäischen Seele“.

Verhältniß der Kunst zur Kirche.

Der Pessimismus in der aesthetischen Theorie („interesseloses Anschauen“ „les Parnassiens“).

— Ich bin für diese ganze romant<ische> Musik (Beethoven eingerechnet) nicht glücklich genug, nicht gesund genug. Was ich nöthig habe, ist Musik, bei der man das Leiden vergißt; bei der das animalische Leben sich vergöttlicht fühlt und triumphirt; bei der man tanzen möchte; bei der man vielleicht, cynisch gefragt, gut verdaut? Die Erleichterung des Lebens durch leichte kühne selbstgewisse ausgelassene Rhythmen, die Vergoldung des Lebens durch goldene zärtliche gütige Harmonien — das nehme ich mir aus der ganzen Musik heraus. Im Grunde sind mir wenige Takte genug.

Wagner vom Anfang bis zum Ende ist mir unmöglich geworden, weil er nicht gehen kann, geschweige denn tanzen.

Aber das sind physiologische Urtheile, keine aesthetische: nur — habe ich keine Aesthetik mehr!

Kann er gehen?
Kann er tanzen?

— die entliehenen Formen z.B. Brahms, als typischer „Epigone“ Mendelssohn’s gebildeter Protestantismus ebenfalls (eine frühere „Seele“ wird nachgedichtet…)

— die moralischen und poetischen Substitutionen bei W<agner> die eine Kunst als Nothbehelf für Mängel in den anderen.

— der „historische Sinn“, die Inspiration durch Dichten, Sagen jene typische Verwandlung, für die unter Franzosen G. Flaubert, unter D<eutschen> R. W<agner> das deutlichste Beispiel ist

wie der romantische Glaube an die Liebe und die Zukunft in das Verlangen zum Nichts sich umwandelt, 1830 in 1850

wenn irgend Etwas erreicht ist, so ist es ein harmloseres Verhalten zu den Sinnen, eine freudigere wohlwollendere Goetheschere Stellung zur Sinnlichkeit insgleichen eine stolzere Empfindung in Betreff des Erkennens: so daß der „reine Thor“ wenig Glauben findet

Physiologie der Kunst

Beethoven — un pauvre grand homme, sourd, amoureux, méconnu et philosophe, dont la musique est pleine de rêves gigantesques ou douloureux.

Mozart — ganz deutsche Gefühle ausdrückend, la candeur naïve, la tendresse mélancholique, contemplative, les vagues sourires, les timidités de l’amour.

Das Piano exalte et raffine. Mendelsohn les entoure de rêves ardents, délicats, maladifs.

Les âpres désirs tourmentés, les cris brisés, révoltés, les passions modernes, sortent de tous les accords de Meyerbeer.

In Hinsicht auf die Maler.

tous ces modernes sont des poètes, qui ont volu être peintres. L’un a cherché des drames dans l’histoire, l’autre des scènes de moeurs, celui-ci traduit des religions, celui-là une philosophie. Jener ahmt Raffael nach, ein anderer die ersten ital<ienischen> Meister; die Landschafter verwenden Bäume und Wolken, um Oden und Elegien zu machen. Keiner ist einfach Maler; alle sind Archäologen, Psychologen, In-Scene-Setzer irgendwelcher Erinnerung oder Theorie. Sie gefallen sich an unsrer Erudition, an unsrer Philosophie. Sie sind, wie wir, voll und übervoll von allgemeinen Ideen. Sie lieben eine Form nicht um das, was sie ist, sondern um das, was sie ausdrückt. Sie sind die Söhne einer gelehrten, gequälten und reflektirten Generation — Tausend Meilen weit von den alten Meistern, welche nicht lasen, und nur dran dachten, ihren Augen ein Fest zu geben.

Unser Zustand: der Wohlstand macht die Sensibilität wachsen; man leidet an den kleinsten Leiden; unser Körper ist besser geschützt, unsere Seele kränker. Die Gleichheit, das bequeme Leben, die Freiheit des Denkens, — aber zu gleicher Zeit l’envie haineuse, la fureur de parvenir, l’impatience du présent, le besoin du luxe, l’instabilité des gouvernements, les souffrances du doute et de la recherche.

— man verliert ebenso viel als man gewinnt —

Ein Bürger von 1850, verglichen mit dem von 1750, glücklicher? moins opprimé, plus instruit, mieux fourni de bien-être, aber nicht plus gai - - -

Im 17ten Jahrhundert war nichts häßlicher als ein Gebirge; man hatte tausend Gedanken ans Unglück dabei. Man war müde der Barbarei, wie wir heute müde der Civilisation sind. Die Straßen heute so reinlich, die Gendarmes in Überfluß, die Sitten so friedlich, die Ereignisse so klein, so vorhergesehen, daß man aime la grandeur et l'imprévu. Die Landschaft wechselt wie die Litteratur; damals bot sie lange zuckersüße Romane und galante Abhandlungen: heute bietet sie la poésie violente et des drames physiologistes.

Diese Wildniß, die allgemeine unversöhnliche Herrschaft der nackten Felsen ennemi de la vie — nous délasse de nos trottoirs, de nos bureaux et nos boutiques. Nur deshalb lieben wir sie

Zu Delacroix:

chanter avec la couleur

„du Echo der Stimme Victor Hugo's

während der Kriege hatten sich in die französische Seele eingeschlichen la mélancholie poétique d'Angleterre, le lyrisme philosophique d'Allemagne

l'âme complémentaire de Victor Hugo

das Übergewicht der Musik in den Romantikern von 1830 und 40

Delacroix

Ingres ein leidenschaftlicher Musiker, Cultus für Gluck Haydn, Beethoven Mozart

sagte seinen Schülern in Rom „si je pouvais vous rendre tous musiciens, vous y gagneriez comme peintres" —)

insgleichen Horace Vernet, mit einer besonderen Leidenschaft für den Don Juan (wie Mendelssohn bezeugt 1831)

insgleichen Stendhal, der von sich sagt: — — —

Der Präsident De Brosses sagt von der campagna Romana: „il fallait que Romulus fût ivre, quand il songea à bâtir une ville dans un terrain aussi laid

Fénelon vergleicht den gothischen Stil mit einer schlechten Predigt.

Chateaubriand 1803 in einem Briefe an M. de Fontanes giebt den ersten Eindruck der campagna Romana.

Lamartine hat für Sorrent und den Posilipp die Sprache —

V. Hugo schwärmt für Spanien, parce que „aucune autre nation n'a moins imprunté à l'antiquité, parce qu'elle n'a subi aucune influence classique"

Auch Delacroix wollte Rom nicht, es machte ihm Furcht. Er schwärmte für Venedig, wie Shakespeare, wie Byron, wie G. Sand. Die Abneigung gegen Rom auch bei Th. Gautier — und bei R. Wagner.

Was an unsrer Democratie zum Lachen ist: der schwarze Rock…

l’envie, la tristesse, le manque de mesure et de politesse, les héros de George Sand, de Victor Hugo et de Balzac

(et de Wagner)

le goût de la Renaissance

ein Ameublement darin, éclatant et sombre, d’un style tourmenté et magnifique

cet âge de force et d’effort, d’audace inventive, de plaisirs effrénés et de labeur terrible, de sensualité et d’hérosïme

Jeanne d’Albret, die Mutter Heinrich IV, nach d’Aubingé’s Urtheil:

„princesse n’ayant de la femme que le sexe, l’âme entière aux choses viriles, l’esprit puissant aux grandes affaires, le coeur invincible aux adversités.“

Agir, oser, jouir, dépenser sa force et sa peine en prodigue, s’abandonner à la sensation présente, être toujours pressé de passions toujours vivantes, supporter et rechercher les excès de tous les contrastes, voilà la vie du seizième siècle.

Parmi ces violences et ces voluptés la dévotion était ardente. Die Religion war damals nicht eine Tugend, sondern eine Passion. Man gieng zur Kirche wie zur Schlacht oder zum Rendezvous.

die Ritter in der Zeit der Kreuzzüge — enfants robustes. Im Tödten und Heulen ein Raubthier. Ist die Wuth vorüber, dann kommen sie auf Thränen zurück und werfen sich munter an den Hals, zärtlich.

Das Urtheil „angenehm“ „unangenehm“ vgl. Musik — wechselt und formirt sich nach dem, was wir als „gesetzlich“ vernünftig, sinnvoll, bedeutsam empfinden.

Physiologie der Kunst

Der Sinn und die Lust an der Nüance (die eigentliche Modernität), an dem, was nicht generell ist, läuft dem Triebe entgegen, welcher seine Lust und Kraft im Erfassen des Typischen hat: gleich dem griechischen Geschmacke der besten Zeit. Ein Überwältigen der Fülle des Lebendigen ist darin, das Maaß wird

Herr, jene Ruhe der starken Seele liegt zu Grunde, welche sich langsam bewegt und einen Widerwillen vor dem Allzu-Lebendigen hat. Der allgemeine Fall, das Gesetz wird verehrt und herausgehoben; die Ausnahme wird umgekehrt bei Seite gestellt, die Nuance weggewischt. Das Feste, Mächtige, Solide, das Leben, das breit und gewaltig ruht und seine Kraft birgt — das „gefällt“: d.h. das correspondirt mit dem, was man von sich hält.

<Drittes Capitel. Zur Geschichte des europäischen Nihilismus.>

[Die Kapitelüberschriften sind an dieser Stelle nicht von Nietzsches Hand. Sie wurden von Giorio Colli und Mazzino Montinari nach dem letzten Plan zum „Willen zur Macht“ (NF-1888,18[17]) hinzugefügt.]

[«]

7[8]

Nihilismus

Zur Vorrede.

Ich habe eine Tortur bisher ausgestanden: alle die Gesetze, auf denen das Leben sich entwickelt, schienen mir im Gegensatz zu den Werthen zu stehen, um derentwillen Unsereins zu leben aushält. Es scheint das nicht der Zustand zu sein, an dem Viele bewußt leiden: trotzdem will ich die Zeichen zusammenstellen, aus denen ich annehme, daß es der Grundcharakter, das eigentlich tragische Problem unsrer modernen Welt und als geheime Noth Ursache oder Auslegung aller ihrer Nöthe ist. Dies Problem ist in mir bewußt geworden.

Nihilismus

A.

Von einer vollen herzhaften Würdigung unserer jetzigen M<enschheit> auszugehen:

sich nicht durch den Augenschein täuschen lassen (diese Menschheit ist weniger „effektvoll“, aber sie giebt ganz andere Garantien der Dauer, ihr tempo ist langsamer, aber der Takt selbst ist viel reicher die Gesundheit nimmt zu, die wirklichen Bedingungen des starken Leibes werden erkannt und allmählich geschaffen, der „Asketismus“ ironice —

die Scheu vor Extremen, ein gewisses Zutrauen zum „rechten Weg“, keine Schwärmerei; ein zeitweiliges Sich-Einleben in engere Werthe (wie „Vaterland“), wie „Wissenschaft“ usw.

dies ganze Bild wäre aber immer noch zweideutig:

— es könnte eine aufsteigende

— oder aber eine absteigende Bewegung des Lebens sein.

B.

Der Glaube an den „Fortschritt“ — in der niederen Sphäre der Intelligenz erscheint er als aufsteigendes Leben: aber da ist Selbsttäuschung;

in der höheren Sphäre der Intelligenz als absteigendes

Schilderung der Symptome.

Einheit des Gesichtspunktes: Unsicherheit in Betreff der Werthmaaße.

Furcht vor einem allgemeinen „Umsonst“

Nihilismus.

C.

Die Abhängigkeit aller Werthmaaße von den moralischen

der religiösen, ästhetischen, wirtschaftlichen, politischen, wissenschaftlichen

D.

Anzeichen eines Niedergangs im Glauben an die Moral.

Nihilismus.

Nichts ist gefährlicher als eine dem Wesen des Lebens widerstreitende Wünschbarkeit.

die **nihilistische** Consequenz (der Glaube an die Werthlosigkeit) als Folge der moral<ischen> Werthschätzung

das Egoistische ist uns verleidet (selbst nach der Einsicht in die Unmöglichkeit des Unegoistischen) das Nothwendige ist uns verleidet (selbst nach Einsicht in die Unmöglichkeit eines liberum arbitrium und einer „intelligiblen Freiheit“)

wir sehen, daß wir die Sphäre, wohin wir unsere Werthe gelegt haben, nicht erreichen — damit hat die andere Sphäre, in der wir leben, noch keineswegs an Werth gewonnen: im Gegentheil, wir sind **müde**, weil wir den Hauptantrieb verloren haben. „Umsonst bisher!“

Hemmung der Erkenntniß durch die Moral.

z.B. Versuch, das Leben mit der Moral zu vereinbaren (zu identificiren) und vor der Moral zu rechtfertigen

Altruismus uranfänglich

die selbstlose Denkweise möglich auch sans obligation und sanction

In wiefern die Moral die Erkenntniß gehemmt hat.

der Werth des Individuums, die „ewige Seele“, Fälschung der Psychologie

Widerstand gegen die Causalität: Fälschung der Physik

gegen die Entstehungsgeschichte überhaupt: Fälschung der Historie.

Fälschung der Erkenntnißtheorie

<**Viertes Buch:** Der große Mittag.>

<Erstes Capitel. Das Prinzip des Lebens

„Rangordnung“.>

[Die Kapitelüberschriften sind an dieser Stelle nicht von Nietzsches Hand. Sie wurden von Giorio Colli und Mazzino Montinari nach dem letzten Plan zum „Willen zur Macht“ (NF-1888,18[17]) hinzugefügt.]

[«]

7[9]

Methodisch: der Werth der inneren und der äußeren Phänomenologie.

A. Das Bewußtsein spät, kümmerlich entwickelt, zu äußeren Zwecken, den gröbsten Irrthümern ausgesetzt, sogar essentiell etwas Fälschendes, Vergröberndes, Zusammenfassendes

B. dagegen das Phänomen der sinnlichen Welt hundert Male vielfacher, feiner und genauer zu beobachten. Die äußere Phänomenologie giebt uns den bei weitem reichsten Stoff und erlaubt die größere Strenge der Beobachtung; während die inneren Phänomene schlecht zu fassen sind und dem Irrthum verwandter (die inneren Prozesse sind essentiell Irrthum-erzeugend, weil Leben nur möglich ist unter der Führung solcher verengender perspektive-schaffender Kräfte)

NB. Alle **Bewegung** als **Zeichen** eines **inneren** Geschehens: — also der ungeheuer überwiegende Theil alles **inneren** Geschehens ist uns nur als Zeichen gegeben.

Princip des Lebens

Grundirrthümer der bisherigen Biologen: es handelt sich nicht um die Gattung, sondern um stärker auszuwirkende Individuen (die Vielen sind nur Mittel)

das Leben ist nicht Anpassung innerer Bedingungen an äußere, sondern Wille zur Macht, der von innen her immer mehr „Äußeres“ sich unterwirft und einverleibt

diese Biologen setzen die moral<ischen> Werthschätzungen fort (der an sich höhere Werth des Altruismus, die Feindschaft gegen die Herrschsucht, gegen den Krieg, gegen die Unnützlichkeit, gegen die Rang- und Ständeordnung).

Gegen die Theorie, daß das einzelne Individuum den Vortheil der Gattung, seiner Nachkommenschaft im Auge hat, auf Unkosten des eigenen Vortheils: das ist nur Schein

die ungeheure Wichtigkeit, mit der das Individuum den geschlechtlichen Instinkt nimmt, ist nicht eine Folge von dessen Wichtigkeit für die Gattung: sondern das Zeugen ist die eigentliche Leistung des Individuums und sein höchstes Interesse folglich, seine höchste Machtäußerung (natürlich nicht vom Bewußtsein aus beurtheilt, sondern von dem Centrum der ganzen Individuation)

Princip des Lebens

Das Bewußtsein, ganz äußerlich beginnend, als Coordination und Bewußtwerden der „Eindrücke“ — anfänglich am weitesten entfernt vom biologischen Centrum des Individuums; aber ein Prozeß, der sich vertieft, verinnerlicht, jenem Centrum beständig annähert.

Zur Entstehung der Logik. Der fundamentale Hang, gleichzusetzen, gleichzusehen wird modifizirt, im Zaum gehalten durch Nutzen und Schaden, durch den Erfolg: es bildet sich eine Anpassung aus, ein milderer Grad, in dem er sich befriedigen kann, ohne zugleich das Leben zu verneinen und in Gefahr zu bringen. Dieser Prozeß ist ganz entsprechend jenem äußeren mechanischen (der sein Symbol ist), daß das Plasma fortwährend, was es sich aneignet, sich gleich macht und in seine Formen und Reihen einordnet.

Die Individuation, vom Standpunkte der Abstammungstheorie beurtheilt, zeigt das beständige Zerfallen von Eins in Zwei, und das ebenso beständige Vergehen der Individuen auf den Gewinn von **wenig** Individuen, die die Entwicklung fortsetzen: die übergroße Masse stirbt jedes Mal ab („der Leib“) Das Grundphänomen: unzählige Individuen **geopfert** um weniger willen, als deren Ermöglichung. — Man muß sich nicht täuschen lassen: ganz so steht es mit den Völkern und Rassen: sie bilden den „Leib“ zur Erzeugung von einzelnen werthvollen Individuen, die den großen Prozeß fortsetzen.

Princip des Lebens

Die Mächte in der Geschichte sind wohl zu erkennen, bei Abstreifung aller moralischen und religiösen Teleologie. Es müssen die Mächte sein, die auch im ganzen Phänomen des organischen Daseins wirken. Die deutlichsten Aussagen im Pflanzenreich.

Die großen Siege über das Thier: das Thier als Sklave,
oder als Feind.
— des Mannes über das Weib: das Weib

neben den grossen Schwankungen z.B. zwischen den Gesunden und Kranken.
Wohinein die Würde des Menschen gesetzt worden ist:
über das Thier im Menschen Herr geworden zu sein
über das Weib im Menschen Herr geworden zu sein } griechisches Ideal
dagegen die christliche Würde:
über den Stolz im Menschen Herr geworden zu sein
über den — — —

Princip des Lebens

— die größere Complicirtheit, die scharfe Abscheidung, das Nebeneinander der ausgebildeten Organe und Funktionen, mit Verschwinden der Mittelglieder — wenn das Vollkommenheit ist, so ergiebt sich ein Wille zur Macht im organischen Prozeß, vermöge dessen herrschaftliche gestaltende befehlende Kräfte immer das Gebiet ihrer Macht mehren und innerhalb desselben immer wieder vereinfachen: der Imperativ wachsend.

— nützlich in Bezug auf die Beschleunigung des tempos der Entwicklung ist ein anderes „Nützlich“ als das in Bezug auf möglichste Feststellung und Dauerhaftigkeit des Entwickelten.

der Geist ist nur ein Mittel und Werkzeug im Dienste des höheren Lebens, der Erhöhung des Lebens: und was das Gute anbetrifft, so wie es Plato (und nach ihm das Christenthum) verstand, so scheint es mir sogar ein lebensgefährliches, lebenverleumdendes, lebenverneinendes Princip.

[«]

7[10]

Man kennt die Art Mensch, welche sich in die Sentenz tout comprendre c’est tout pardonner verliebt hat. Es sind die Schwachen, es sind vor Allem die Enttäuschten: wenn es an Allem etwas zu verzeihen giebt, so giebt es auch an Allem etwas zu verachten? Es ist die Philosophie der Enttäuschung, die sich hier so human in Mitleiden einwickelt und süß blickt.

Das sind Romantiker, denen der Glaube flöten gieng: nun wollen sie wenigstens noch zusehen, wie Alles läuft und verläuft. Sie nennen’s l’art pour l’art, „Objektivität“ usw.

[«]

7[11]

Sind nicht aus dem Anschein des Leeren und Vollen, des Festen und Lockeren, des Ruhenden und Bewegten, des Gleichen und Ungleichen — ist nicht der älteste Anschein zur Metaphysik gemacht?

Das europäische Philosophiren der letzten Jahrhunderte, das mit einer Würde und Biederkeit

— was ist erkennen? Kann ich erkennen?

[«]

7[12]

Die volksthümlichen Ideale, der gute Mensch, der Selbstlose, der Heilige, der Weise, der Gerechte. Oh Mark Aurel!

[«]

7[13]

Man muß die Augen auf haben: wenn irgend ein von Anbeginn altersschwacher Gesell immer seine Müdig<keit> als Weisheit Pess<imismus> und Verklärung zur Schau trägt.

Wenn ein müder verunglückter von Anbeginn altersschwacher Gesell seine Müdigkeit immer als Ergebniß eines tiefen kämpfenden, leidenden Innen- und Bierlebens — — —

oder eine vorlaute und unruhige Gackergans ihren Ehrgeiz in bedrucktes Papier aushaucht

was habe ich schon Alles in Hinsicht auf philosophische Falschmünzerei erlebt: der müde von Anbeginn altersschwache Esel, der seine Müdigkeit — — —

[«]

7[14]

Philosophie von Kant definirt als „Wissenschaft von den Grenzen der Vernunft“!

Daß es eine „Wahrheit“ gäbe, der man sich irgendwie nähern könne —

Wenn ich ein regelmäßiges Geschehen in eine Formel bringe, so habe ich mir die Bezeichnung des ganzen Phänomens erleichtert, abgekürzt usw. Aber ich habe kein „Gesetz“ constatirt, sondern die Frage aufgestellt, woher es kommt, daß hier Etwas sich wiederholt: es ist eine Vermuthung, daß der Formel ein Complex von zunächst unbekannten Kräften und Kraft-Auslösungen entspricht: es ist Mythologie zu denken, daß hier Kräfte einem Gesetze gehorchen, so daß in Folge ihres Gehorsams wir jedes Mal das gleiche Phänomen haben.

[«]

7[15]

Ethik oder „Philosophie der Wünschbarkeit“. „Es sollte anders sein“, es soll anders werden: die Unzufriedenheit wäre also der Keim der Ethik.

Man könnte sich retten, erstens indem man auswählt, wo man nicht das Gefühl hat; zweitens, indem man die Anmaaßung und Albernheit begreift: denn verlangen, daß Etwas anders ist als es ist, heißt: verlangen, daß Alles anders ist, — es enthält eine verwerfende Kritik des Ganzen — es ist insofern… Aber Leben ist selbst ein solches Verlangen!

Feststellen, was ist, wie es ist, scheint etwas unsäglich Höheres, Ernsteres als jedes „so sollte es sein“: weil Letzteres, als menschliche Kritik und Anmaaßung, von vornherein zur Lächerlichkeit verurtheilt erscheint. Es drückt sich darin ein Bedürfniß aus, welches verlangt, daß unsrem menschlichen Wohlbefinden die Einrichtung der Welt entspricht; auch der Wille, so viel als möglich auf diese Aufgabe hin zu thun. Andrerseits hat nur dies <Verlan>gen „so sollte es sein“ jenes andere Verlangen nach dem, was ist, hervorgerufen: <das W>issen nämlich darum, was ist, ist bereits eine Consequenz jenes Fragens: „wie? ist <es> möglich? warum gerade so?“ Die Verwunderung über die Nicht-Übereinstimmung unsrer Wünsche und des Weltlaufs hat dahin geführt, den Weltlauf kennen zu lernen. Vielleicht steht es noch anders: vielleicht ist jenes „so sollte es sein“, unser Welt-Überwältigungs-Wunsch, — —

[«]

7[16]

Unsre Abzeichen z.B. die kritische Stellung zum Christenthum MA 2, 182
Tafel der Abgrenzungen

z.B. gegen Idealisten und Romantiker
als Schauspieler und Selbstbelügner
gegen die Beschaulichen
gegen den Nationalismus.
Zur Psychologie der Einsamkeit.
Zu Ehren des Irrthums.
Antagonismus zwischen Vermenschlichung und Vergrösserung des Menschen.
Die Vollen und Schenkenden im Gegensatz zu den Suchenden, Begehrenden.
Die aesthetischen Zustände zwiefach.
Bücher und Menschen.
Fragen der Gesundheit.
Moderne Musik.
Classische Erziehung.
Großstadt.
Laster des Intellects

[«]

7[17]

Den größten Ekel haben mir bisher die Schmarotzer des Geistes gemacht: man findet sie, in unserem ungesunden Europa, überall sitzen, und zwar mit dem besten Gewissen von der Welt. Vielleicht ein wenig trübe, ein wenig air pessimiste, in der Hauptsache aber gefräßig, schmutzig, beschmutzend, sich einschleichend, einschmiegend, diebisch, krätzig, — und unschuldig wie alle kleinen Sünder und Mikrobien. Sie leben davon, daß andere Leute Geist haben, und ihn mit vollen Händen ausgeben: sie wissen, wie es selbst zum Wesen des reichen Geistes gehört, unbekümmert, ohne kleinliche Vorsicht, auf den Tag hin und selbst verschwenderisch sich auszugeben — denn der Geist ist ein schlechter Haushalter und hat kein Augenmerk darauf, wie Alles von ihm lebt und zehrt.

[«]

7[18]

„Jede Thätigkeit als solche macht Lust“ — sagen die Physiologen. In wiefern? Weil die aufgestaute Kraft eine Art von Drang und Druck mit sich gebracht hat, einen Zustand, dem gegenüber das Thun als Befreiung gefühlt wird? **Oder** insofern jede Thätigkeit ein Überwinden von Schwierigkeiten und Widerständen ist? Und viele kleine Widerstände, immer wieder überwunden, leicht und wie in einem rhythmischen Tanze eine Art Kitzel des Machtgefühls mit sich bringen?

Lust als Kitzel des Machtgefühls: immer etwas voraussetzend, was widersteht und überwunden wird.

Alle Lust- und Unlusterscheinungen sind intellektuell, Gesammtbeurtheilungen von irgend welchen Hemmungserscheinungen, auslegungen derselben

[«]

7[19]

In willensschwächeren und vielfacheren Zeitaltern ist ein hoher Grad von Entartung und Absonderlichkeit nicht sofort gefährlich und bedingt keine Ausmerzung aus dem gesellschaftlichen Körper; andrerseits geht man nicht gleich zu Grunde, weil die mittlere Quantität aller Kräfte selbst in sehr willkürlichen und eigensüchtigen Wesen nach außen zu die aggressive und herrschsüchtige Tendenz verhindert.

Die Gefahren solcher Zeitalter sind die concentrirten Willensmächtigen; während in starken Zeitaltern die Gefahr in den Unsicheren liegt.

[«]

7[20]

Die Philosophen-Moral von Sokrates ab eine Don-Quixoterie
ein gutes Stück Schauspielerei
ein Selbst-Mißdeuten
was sie eigentlich ist?
idiosynkratisch: die Begeisterung für Dialektik, optimistisch — die überreizbare Sinnlichkeit und folglich Furcht

die größte aller Schwindeleien und Selbstverlogenheiten, zwischen gut, wahr und schön eine Identität zu setzen und diese Einheit darzustellen

der Kampf gegen die Sophisten ist psychologisch schwer zu fassen: es ist eine Abtrennung nöthig, um nicht mit ihnen verwechselt zu werden (wozu Alles einlud, weil sie nämlich sich verwandt fühlten). Wettbewerb um die Jünglinge —

Tugend und Ironie und Scharfsinn bei Socrates — bei Plato der Verliebte (Päderast), der Künstler (?), der Oligarch —

Unabhängigkeits-Erklärung, Auswanderung aus der Polis, Ablösung von der Herkunft —

Kritik der Cultur vom Standpunkt der „Moral“ und der Dialektik!!! —

absoluter Mangel an „historischem Sinn“ —

Symptom der **décadence** —

— ob nicht alle spezifisch moralischen Bewegungen bisher Symptome der décadence waren?

[«]

7[21]

Perspektivismus der Wünschbarkeit (des Ideals)

[«]

7[22]

Einer kritisirt: sein Temperament sagt dazu Ja
oft thut uns die Abwesenheit von Geist wohl

[«]

7[23]

NB. In psychologischer Hinsicht habe ich zwei Sinne:
einmal: den Sinn für das **Nackte**

sodann: den Willen zum **großen Stil** (wenige Hauptsätze, diese im strengsten Zusammenhang; kein esprit, keine Rhetorik).

[«]

7[24]

Alle die Triebe und Mächte, welche von der Moral gelobt werden, ergeben sich mir als essentiell gleich mit den von ihr verleumdeten und abgelehnten z.B. Gerechtigkeit als Wille zur Macht, Wille zur Wahrheit als Mittel des Willens zur Macht

[«]

7[25]

Gegen den Darwinismus.

— der Nutzen eines Organs erklärt nicht seine Entstehung, im Gegentheil!

— die längste Zeit, während deren eine Eigenschaft sich bildet, erhält sie das Individuum nicht und nützt ihm nicht, am wenigsten im Kampfe mit äußeren Umständen und Feinden

— was ist zuletzt „nützlich“? Man muß fragen „in Bezug worauf nützlich?“ Z.B. was der Dauer des Individuums nützt, könnte seiner Stärke und Pracht ungünstig sein; was das Individuum erhält, könnte es zugleich festhalten und stille stellen in der Entwicklung. Andrerseits kann ein Mangel, eine Entartung vom höchsten Nutzen sein, insofern sie als stimulans anderer Organe wirkt. Ebenso kann eine Nothlage Existenzbedingung sein, insofern sie ein Individuum auf das Maaß herunterschraubt, bei dem es zusammenhält und sich nicht vergeudet.

— Das Individuum selbst als Kampf der Theile (um Nahrung, Raum usw.): seine Entwicklung geknüpft an ein Siegen, Vorherrschen einzelner Theile, an ein Verkümmern, „Organwerden“ anderer Theile

— der Einfluß der „äußeren Umstände“ ist bei D<arwin> ins Unsinnige überschätzt; das Wesentliche am Lebensprozeß ist gerade die ungeheure gestaltende, von Innen her formschaffende Gewalt, welche die „äußeren Umstände“ ausnützt, ausbeutet…

— daß die von Innen her gebildeten neuen Formen nicht auf einen Zweck hin geformt sind, aber daß im Kampf der Theile eine neue Form nicht lange ohne eine Beziehung zu einem partiellen Nutzen stehen wird, und dann dem Gebrauche nach sich immer vollkommener ausgestaltet

— wenn sich nur das erhalten hat, was sich dauernd als nützlich bewies, so in erster Reihe die schädigenden zerstörenden auflösenden Fähigkeiten, das Sinnlose, Zufällige, — — —

[«]

7[26]

Was bedeutet das, daß wir die campagna Romana nachfühlen? Und das Hochgebirge? Was bedeutet unser Nationalismus?
Idealismus oder Selbstverlogenheit.
Kritik der Civilisation.
Die Metamorphosen des Kreuzes.
Die Verfeinerungen der Furcht
der Wollüstigkeit.
der Verachtung

[«]

7[27]

Vollerer Begriff des Lebens
Die Arten des Rausches
Die moderne Schauspielerei (z.B. „Vaterland“: in wiefern es uns wider das Gewissen geht, Patrioten zu sein)
Die ganze Europäische Falschheit.
Die Kluft —

[«]

7[28]

Der starke Mensch, mächtig in den Instinkten einer starken Gesundheit verdaut seine Thaten ganz eben so, wie er die Mahlzeiten verdaut; er wird mit schwerer Kost selbst fertig: in der Hauptsache aber führt ihn ein unversehrter und strenger Instinkt, daß er nichts thut, was ihm widersteht, so wenig als er etwas ißt, das ihm nicht schmeckt.

[«]

7[29]

Zur Geschichte des modernen Lasters.

Der Anarchismus.

[«]

7[30]

— Naivetät des philosophischen Alterthums, psychologische Unschuld; ihre „Weisen“ waren langweilig.

Gegen das Alterthum gehalten, das an die Vernunft (die göttliche Herkunft der Vernunft), an die Tugend (als höchste Vernünftigkeit und Unabhängigkeit des Geistes) glaubte, lehrt das Christenthum den Verdacht, daß Alles im Grunde böse und unverbesserlich sei, daß der Stolz des Geistes seine größte Gefahr sei usw.

[«]

7[31]

Das tragische Zeitalter für Europa: bedingt durch den Kampf mit dem Nihilismus.

[«]

7[32]

Der absolute Mangel an Vorbereitung für das Aufnehmen von Wahrheiten; keine Gradation der Erziehung; blindes Zutrauen in den Geist; die moderne „Gutmüthigkeit“.

[«]

7[33]

Gegen die Theorie vom „milieu“. Die Rasse unsäglich wichtiger. Das milieu ergiebt nur „Anpassung“; innerhalb derselben spielt die ganze aufgespeicherte Kraft.

[«]

7[34]

Der Causalismus. Dieses „Aufeinander“ bedarf immer noch der Auslegung: „Naturgesetz“ ist eine Auslegung usw.

„Ursache und Wirkung“ geht zurück auf den Begriff „Thun und Thäter“. Diese Scheidung woher?

Bewegung als Symptom eines nicht-mechanischen Geschehens. Bei der mechanistischen Weltauffassung stehen bleiben — das ist, wie als ob ein Tauber die Partitur eines Werks als Ziel nimmt.

Logik — ihr Wesen nicht entdeckt. Kunst der eindeutigen Bezeichnung?

[«]

7[35]

Kritik der menschlichen Ziele. Was wollte die antike Philosophie? Was das Christenthum? Was die Vedanta-Philosophie? Was Buddha? — Und hinter diesem Willen was steckt da?

Psychologische Genesis der bisherigen **Ideale**: was sie eigentlich bedeuten?

[«]

7[36]

Gesetzt, unsere übliche Auffassung der Welt wäre ein Mißverständniß: könnte eine Vollkommenheit concipirt werden, innerhalb deren selbst solche Mißverständnisse sanktionirt wären?

Conception einer neuen Vollkommenheit: das, was unserer Logik, unserem „Schönen“, unserem „Guten“, unserem „Wahren“ nicht entspricht, könnte in einem höheren Sinne vollkommen sein, als es unser Ideal selbst ist.

[«]

7[37]

vis est vita, vides, quae nos facere omnia cogit

Lucilius

Βίος καλεῖται δ’ὃς βίᾳ πορίζεται.

[«]

7[38]

Es ist ganz und gar nicht die erste Frage ob wir mit uns zufrieden sind, sondern ob wir überhaupt irgend womit zufrieden sind. Gesetzt, wir sagen Ja zu einem einzigen Augenblick, so haben wir damit nicht nur zu uns selbst, sondern zu allem Dasein Ja gesagt. Denn es steht nichts für sich, weder in uns selbst, noch in den Dingen: und wenn nur ein einziges Mal unsre Seele wie eine Saite vor Glück gezittert und getönt hat, so waren alle Ewigkeiten nöthig, um dies Eine Geschehen zu bedingen — und alle Ewigkeit war in diesem einzigen Augenblick unseres Jasagens gutgeheißen, erlöst, gerechtfertigt und bejaht.

[«]

7[39]

Eine volle und mächtige Seele wird nicht nur mit schmerzhaften, selbst furchtbaren Verlusten, Entbehrungen, Beraubungen, Verachtungen fertig: sie kommt aus solchen Höllen mit größerer Fülle und Mächtigkeit heraus: und, um das Wesentlichste zu sagen, mit einem neuen Wachsthum in der Seligkeit der Liebe. Ich glaube, der w<elch>er etwas von den untersten Bedingungen jedes Wachsthums in der Liebe errathen hat, wird Dante, als er, über die Pforte seines inferno schrieb: „auch mich schuf die ewige Liebe“<, verstehen.>

[«]

7[40]

Die Welt ist ins Ungeheure gewachsen und wächst fortwährend: unsere Weisheit lernt endlich, von sich kleiner zu denken; wir Gelehrten sogar, wir fangen eben an, wenig zu wissen…

[«]

7[41]

Das Begierden-Erdreich, aus dem die Logik herausgewachsen ist: Heerden-Instinkt im Hintergrunde, die Annahme der gleichen Fälle setzt die „gleiche Seele“ voraus. Zum Zweck der Verständigung und Herrschaft.

[«]

7[42]

Der Antagonism zwischen der „wahren Welt“, wie sie der Pessimismus aufdeckt, und einer lebensmöglichen Welt: — dazu muß man die Rechte der Wahrheit prüfen, es ist nöthig, den Sinn aller dieser „idealen Triebe“ am Leben zu messen, um zu begreifen, was eigentlich jener Antagonism ist: der Kampf des krankhaften verzweifelnden, sich an Jenseitiges klammernden Lebens mit dem gesünderen dümmeren verlogneren reicheren unzersetzteren Leben. Also nicht „Wahrheit“ im Kampf mit Leben, sondern eine Art Leben mit einer anderen. — Aber es will die höhere Art sein! — Hier muß die Beweisführung einsetzen, daß eine Rangordnung noth thut, — daß das erste Problem das der Rangordnung der Arten Leben ist.

[«]

7[43]

Nihilismus als Folge der moralischen Welt-Auslegung.
Rangordnung.
Die ewige Wiederkunft.

[«]

7[44]

„Nützlich“ im Sinne der darwinistischen Biologie, d.h. im Kampf mit Anderen sich als begünstigend erweisend. Aber mir scheint schon das Mehrgefühl, das Gefühl des Stärker-Werdens, ganz abgesehn vom Nutzen im Kampf, der eigentliche Fortschritt: aus diesem Gefühle entspringt erst der Wille zum Kampf, —

[«]

7[45]

1.
Kritik der Werthe, gemessen am Leben.
2.
Die Herkunft der Werthe
3.
Das Leben als Wille zur Macht
4.
Die Umgekehrten

ihr Hammer „die Lehre von der Wiederkunft“.

[«]

7[46]

Die Art Mensch, deren Mundstück ich bin:

nicht an unerfüllten Idealen leidend, sondern an erfüllten! daran nämlich, daß das Ideal, welches wir darstellen und von dem so viel Wesens gemacht wird, von uns mit einer leichten Geringschätzung behandelt wird —

ein gefährliches Heimweh nach der ehemaligen „Wildniß“ der Seele, nach den Bedingungen der Größe, so gut als der Teufelei —

wir genießen unsre unordentlicheren, wilderen, verrückteren Augenblicke, wir wären im Stande, ein Verbrechen zu begehen, nur um zu sehn, was es mit einem Gewissensbiß auf sich hat —

wir sind blasirt gegen die alltäglichen Reize des „guten Menschen“, der, guten gesellsch<aftlichen> Ordnung, der braven Gelehrsamkeit —

wir leiden nicht an der „Verderbniß“, wir sind sehr verschieden von Rousseau und sehnen uns nicht nach dem „guten Naturmenschen“ —

wir sind des Guten müde, nicht des Leidens: wir nehmen Krankheit, Unglück, Alter, Tod nicht mehr ernst genug, am wenigsten mit dem Ernste der Buddhisten, als ob die Einwände gegen das Leben gegeben seien.

[«]

7[47]

Kritik der Vaterländerei: wer über sich Werthe fühlt, die er hundert Mal höher nimmt als das Wohl des „Vaterlands“, der Gesellschaft, der Bluts- und Rassenverwandtschaft, — Werthe, die jenseits der Vaterländer und Rassen stehen, also internationale Werthe — der würde zum Heuchler, wenn er den „Patrioten“ spielen wollte. Es ist eine Niederung von Mensch und Seele, welche den nationalen Haß bei sich aushält (oder gar bewundert und verherrlicht): die dynastischen Familien beuten diese Art Mensch aus, — und wiederum giebt es genug Handels- und Gesellschaftsklassen (auch natürlich die käuflichen Hanswürste, die Künstler), die ihre Förderung gewinnen, wenn diese nationalen Scheidewässer wieder die Macht haben. Thatsächlich ist eine niedrigere Species zum Übergewicht gelangt — —

[«]

7[48]

Intellektualität des Schmerzes: er bezeichnet nicht an sich, was augenblicklich geschädigt ist, sondern welchen Werth die Schädigung hat in Hinsicht auf das allgemeine Individuum.

ob es Schmerzen giebt, in denen „die Gattung“ und nicht das Individuum leidet —

Was bedeutet activ und passiv? ist es nicht herr-werden und überwältigt werden

und Subject und Object?

[«]

7[49]

Die Frage der Werthe ist fundamentaler als die Frage der Gewißheit: letztere erlangt ihren Ernst erst unter der Voraussetzung, daß die Werthfrage beantwortet ist.

Sein und Schein, psychologisch nachgerechnet, ergiebt kein „Sein an sich“, keine Kriterien für „Realität“, sondern nur für Grade der Scheinbarkeit gemessen an der Stärke des Antheils den wir einem Schein geben.

[«]

7[50]

Das Problem der Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Gewißheit.

Das Problem des Guten

Das Problem der Gerechtigkeit.

Das Problem des Maaßes.

Das Problem der Rangordnung.

[«]

7[51]

Die Verletzung provocirt entweder die Reaktion oder die Unterwerfung

[«]

7[52]

Die christlichen Interpreten, wie Carlyle, heute als Form der Unredlichkeit: ebenso die Bewunderung der Zeiten des Glaubens.

[«]

7[53]

Nicht ein Kampf um Existenz wird zwischen den Vorstellungen und Wahrnehmungen gekämpft, sondern um Herrschaft: — vernichtet wird die überwundene V<orstellung> nicht, nur zurückgedrängt oder subordinirt. Es giebt im Geistigen keine Vernichtung...

[«]

7[54]

Dem Werden den Charakter des Seins aufzuprägen — das ist der höchste Wille zur Macht.

Zwiefache Fälschung, von den Sinnen her und vom Geiste her, um eine Welt des Seienden zu erhalten, des Verharrenden, Gleichwerthigen usw.

Daß Alles wiederkehrt, ist die extremste Annäherung einer Welt des Werdens an die des Seins: Gipfel der Betrachtung.

Von den Werthen aus, die dem Seienden beigelegt werden, stammt die Verurtheilung und Unzufriedenheit im Werdenden: nachdem eine solche Welt des Seins erst erfunden war.

Die Metamorphosen des Seienden (Körper, Gott, Ideen, Naturgesetze, Formeln usw.)

„Das Seiende“ als Schein; Umkehrung der Werthe: der Schein war das Werthverleihende —

Erkenntniß an sich im Werden unmöglich; wie ist also Erkenntniß möglich? Als Irrthum über sich selbst, als Wille zur Macht, als Wille zur Täuschung.

Werden als Erfinden Wollen Selbstverneinen, Sich-selbst-Überwinden: kein Subjekt, sondern ein Thun, Setzen, schöpferisch, keine „Ursachen und Wirkungen“.

Kunst als Wille zur Überwindung des Werdens, als „Verewigen“, aber kurzsichtig, je nach der Perspektive: gleichsam im Kleinen die Tendenz des Ganzen wiederholend

Was alles Leben zeigt, als verkleinerte Formel für die gesammte Tendenz zu betrachten: deshalb eine neue Fixirung des Begriffs „Leben“, als Wille zur Macht

Anstatt „Ursache und Wirkung“ der Kampf der Werdenden mit einander, oft mit Einschlürfung des Gegners; keine constante Zahl der Werdenden.

Unbrauchbarkeit der alten Ideale zur Interpretation des ganzen Geschehens, nachdem man deren thierische Herkunft und Nützlichkeit erkannt hat; alle überdies dem Leben widersprechend.

Unbrauchbarkeit der mechanistischen Theorie — giebt den Eindruck der Sinnlosigkeit.

Der ganze Idealismus der bisherigen Menschheit ist im Begriff, in Nihilismus umzuschlagen — in den Glauben an die absolute Werthlosigkeit das heißt Sinnlosigkeit…

Die Vernichtung der Ideale, die neue Öde, die neuen Künste, um es auszuhalten, wir Amphibien.

Voraussetzung: Tapferkeit, Geduld, keine „Rückkehr“, keine Hitze nach vorwärts

NB. Zarathustra, sich beständig parodisch zu allen früheren Werthen verhaltend, aus der Fülle heraus.

[«]

7[55]

Wenn es „nur Ein Sein giebt, das Ich“ und nach seinem Bilde alle anderen „Seienden“ gemacht sind, — wenn schließlich der Glaube an das „Ich“ mit dem Glauben an die Logik d.h. metaphysische Wahrheit der Vernunft-Kategorie steht und fällt: wenn andrerseits das Ich sich als etwas Werdendes erweist: so — — —

[«]

7[56]

Gegen das physikalische Atom. Um die Welt zu begreifen, müssen wir sie berechnen können; um sie berechnen zu können, müssen wir constante Ursachen haben; weil wir in der Wirklichkeit keine solchen constanten Ursachen finden, erdichten wir uns welche — die Atome. Dies ist die Herkunft der Atomistik.

Die Berechenbarkeit der Welt, die Ausdrückbarkeit alles Geschehens in Formeln — ist das wirklich ein „Begreifen“? Was wäre wohl an einer Musik begriffen, wenn alles, was an ihr berechenbar ist und in Formeln abgekürzt werden kann, berechnet wäre? — Sodann die „constanten Ursachen“, Dinge, Substanzen, etwas „Unbedingtes“ also; erdichtet — was hat man erreicht?

[«]

7[57]

Es gab einen melancholischen Nachmittag, an dem Spinoza mit sich unzufrieden war: ein kleines Vorkommniß wollte ihm nicht aus dem Sinn — er tadelte sich in Hinsicht auf dieses Vorkommniß. Mit Einem Male sagte er sich: das ist der morsus conscientiae! Aber wie ist der morsus conscientiae bei mir noch möglich?

[«]

7[58]

Kritik des christlichen Ideals: seine Voraussetzungen die Existenzbedingungen der Seele — es handelt sich ums ewige Leben, und um Verdammniß oder Seligkeit

[«]

7[59]

Der Determinism ist nur jener Moral schädlich, welche an's liberum arbitrium als Voraussetzung der Moralität glaubt an die „Verantwortlichkeit"

[«]

7[60]

Gegen den Positivismus, welcher bei dem Phänomen stehen bleibt „es giebt nur Thatsachen", würde ich sagen: nein, gerade Thatsachen giebt es nicht, nur Interpretationen. Wir können kein Factum „an sich" feststellen: vielleicht ist es ein Unsinn, so etwas zu wollen. „Es ist alles subjektiv" sagt ihr: aber schon das ist Auslegung, das „Subjekt" ist nichts Gegebenes, sondern etwas Hinzu-Erdichtetes, Dahinter-Gestecktes. — Ist es zuletzt nöthig, den Interpreten noch hinter die Interpretation zu setzen? Schon das ist Dichtung, Hypothese.

Soweit überhaupt das Wort „Erkenntniß" Sinn hat, ist die Welt erkennbar: aber sie ist anders deutbar, sie hat keinen Sinn hinter sich, sondern unzählige Sinne „Perspektivismus".

Unsre Bedürfnisse sind es, die die Welt auslegen: unsre Triebe und deren Für und Wider. Jeder Trieb ist eine Art Herrschsucht, jeder hat seine Perspektive, welche er als Norm allen übrigen Trieben aufzwingen möchte.

[«]

7[61]

Vorläufige Überschriften von Capiteln.

Antagonismus von „Verbesserung“ und „Vergrößerung“ des Menschen (resp. Zähmung und Verstärkung)
Kritik des christlichen Ideals (Demuth, Keuschheit, Armut, Einfalt)
Kritik des stoischen Ideals (eingerechnet der „Fakir“)
Kritik des epikureischen Ideals (eingerechnet das „olympische“ — auch die „Beschaulichen“)
Die Metamorphosen der Sklaverei.
Künstler und Eroberer. Was will Schönheit?
Gerechtigkeit, Schuld, Strafe, Verantwortlichkeit — der Gesetzgeber.
Kritik des romantischen Ideals, insgleichen jenes Ideals, das dem Pessimisten seine Kraft zu hassen und zu verachten giebt
Der interpretative Charakter des Lebens (was bedeutet Nihilismus?) „Ziellosigkeit“
Das nächste Jahrhundert und seine Vorgänger.
Kritik der Handlung (Ursache und Wirkung, Thun, Zweck)
Rangordnung

[«]

7[62]

Die Wenigsten machen sich klar, was der Standpunkt der Wünschbarkeit, jedes „so sollte es sein, aber es ist nicht“ oder gar „so hätte es sollen gewesen sein“ in sich schließt: eine Verurtheilung des gesammten Gangs der Dinge. Denn in ihm giebt es nichts Isolirtes: das Kleinste trägt das Ganze, auf deinem kleinen Unrechte steht der ganze Bau der Zukunft, das Ganze wird bei jeder Kritik, die das Kleinste trifft, mit verurtheilt. Gesetzt nun gar, daß die moralische Norm, wie es selbst Kant vermeinte, niemals vollkommen erfüllt worden ist und als eine Art Jenseits über der Wirklichkeit hängen bliebe, ohne jemals in sie hineinzufallen: so schlösse die Moral ein Urtheil über das Ganze in sich, welches aber doch erlaubte zu fragen: woher nimmt sie das Recht dazu? Wie kommt der Theil dazu, dem Ganzen gegenüber hier den Richter zu machen? — Und wäre es in der That ein unausrottbarer Instinkt, dieses moral<ische> Urtheilen und Ungenügen am Wirklichen, wie man behauptet hat, gehörte dann dieser Instinkt nicht vielleicht mit zu den unausrottbaren Dummheiten, auch Unbescheidenheiten unserer species? — Aber, indem wir dies sagen, thun wir das, was wir tadeln; der Standpunkt der Wünschbarkeit, des unbefugten Richterspielens gehört mit in den Charakter des

Gangs der Dinge, jede Ungerechtigkeit und Unvollkommenheit ebenso, — es ist eben unser Begriff von „Vollkommenheit“, welcher seine Rechnung nicht findet. Jeder Trieb, der befriedigt werden will, drückt seine Unzufriedenheit mit der jetzigen Lage der Dinge aus: wie? ist vielleicht das Ganze aus lauter unzufriedenen Theilen zusammengesetzt, die allesammt Wünschbarkeiten im Kopf haben? ist der „Gang der Dinge“ vielleicht eben das „Weg von hier! Weg von der Wirklichkeit!“, die ewige Unbefriedigung selbst? ist die Wünschbarkeit vielleicht die treibende Kraft selbst? ist sie — deus?

Es scheint mir wichtig, daß man das All, die Einheit los wird, irgend eine Kraft, ein Unbedingtes; man würde nicht umhin können, es als höchste Instanz zu nehmen und Gott zu taufen. Man mu<ß> das All zersplittern; den Respekt vor dem All verlernen; das, was wir dem Unbekannten <und> Ganzen gegeben haben, zurücknehmen für das Nächste, Unsre. Was Kant z.B. sagt „Zwei Dinge bleiben ewig verehrenswerth“ — heute würden wir eher sagen „die Verdauung ist ehrwürdiger“. Das All brächte immer die alten Probleme mit sich „wie Übel möglich sei?“ usw. Also: es gie<bt> kein All, es fehlt das große Sensorium oder Inventarium oder Kraft-Magazin: darin [+++]

[«]

7[63]

Muß nicht alle Philosophie endlich die Voraussetzungen, auf denen die Bewegung der Vernunft ruht, ans Licht bringen? Unseren Glauben an das Ich, als an eine Substanz, als an die einzige Realität, nach welcher wir überhaupt den Dingen Realität zusprechen? Der älteste „Realismus“ kommt zuletzt ans Licht: zu gleicher Zeit, wo die ganze religiöse Geschichte der Menschheit sich wiedererkennt als Geschichte vom Seelen-Aberglauben. Hier ist eine Schranke: unser Denken selbst involvirt jenen Glauben (mit seiner Unterscheidung von Substanz-Accidens, Thun, Thäter usw.), ihn fahren lassen heißt nicht-mehr-denken-dürfen.

Daß aber ein Glaube, so nothwendig er ist, zur Erhaltung von Wesen, nichts mit der Wahrheit zu thun hat, erkennt man z.B. selbst daran, daß wir an Zeit Raum und Bewegung glauben müssen, ohne uns gezwungen zu fühlen, hier absolute [+++]

[«]

7[64]

[+++] aller Werthe

Erstes Buch.
Der europäische Nihilismus.

Zweites Buch.
Kritik der höchsten Werthe.

Drittes Buch.
Princip einer neuen Werthsetzung.

Viertes Buch.
Zucht und Züchtung.

entworfen den 17. März 1887, Nizza.

I. Jede rein moralische Werthsetzung (wie z.B. die buddhistische) endet mit Nihilismus: dies für Europa zu erwarten! Man glaubt mit einem Moralism ohne religiösen Hintergrund auszukommen: aber damit ist der Weg zum Nihilismus nothwendig. In der Religion fehlt der Zwang, uns als werthsetzend zu betrachten.

[«]

7[65]

Wie plump ist jedes Mal der Erfolg und sein erbärmlicher Ausgangspunkt in Eins gerechnet! Selbst bei Künstlern: wie kann man vom Werk auf den Künstler zurückschließen! Homer — fühlt ihr nicht den Pessimisten und Überreizbaren, der um seiner Leiden willen jene Fülle von Vollendung der Olympier erdichtet! Die Theorien des Philosophen sind entweder die brutale Verallgemeinerung seiner Sensibilitäts-Erfahrung, oder das Mittel, wodurch er über diese Sensibilität Herr bleiben will, — Geistigkeit usw.

— Flucht vor ihr ins Geistig-Kalte, Formelhaft-Starre.

4.

Egoismus und sein Problem! Die christliche Verdüsterung in Larochefoucauld, welcher ihn überall herauszog und damit den Werth der Dinge und Tugenden vermindert glaubte! Dem entgegen suchte ich zunächst zu beweisen, daß es gar nichts anderes geben könne als Egoismus, — daß den Menschen, bei denen das ego schwach und dünn wird, auch die Kraft der großen Liebe schwach wird, — daß die Liebendsten vor allem es aus Stärke ihres ego sind, — daß Liebe ein Ausdruck von Egoismus ist usw. Die falsche Werthschätzung zielt in Wahrheit auf das Interesse 1) derer, denen genützt, geholfen wird, der Heerde 2) enthält <sie> einen pessimistischen Argwohn gegen den Grund des Lebens 3) möchte <sie> die prachtvollsten und wohlgerathensten Menschen verneinen; Furcht 4) will <sie> den Unterliegenden zum Rechte verhelfen gegen die Sieger 5) bringt <sie> eine universale Unehrlichkeit mit sich, und gerade bei den werthvollsten Menschen.

5.

Musik und ihre Gefährlichkeit, — ihre Schwelgerei, ihre Auferweckungskunst für christliche Zustände, vor allem für jene Mischung von versetzter Sinnlichkeit und Gebets-Brünstigkeit (Franc<iscus> von Assisi) — geht Hand in Hand mit der Unsauberkeit des Kopfes, und der Schwärmerei des Herzens; zerbricht den Willen, überreizt die Sensibilität, die Musiker sind geil.

NB. Ursachen (innere Zustände) aus denen die Kunst wächst: und, sehr verschieden davon, die Wirkung<en.>

[«]

7[66]

Welche Art Menschen mag sich beim Lesen meiner Schriften schlecht befinden? Von denen, wie billig, abgesehn, welche sie überhaupt „nicht verstehen“ (wie die gebildeten Schweine und Großstadt-Gänse, oder die Pfarrer, oder die „deutschen Jünglinge“, oder Alles, was Bier trinkt und nach Politik stinkt). Da sind zum Beispiel Litteraten, welche mit dem Geiste Schacher treiben und von ihren Meinungen „leben“ wollen — sie haben nämlich entdeckt, daß etwas an einer Meinung (wenigstens an gewissen Meinungen) ist, das Geldes Werth hat, — gegen sie bläst aus meinen Schriften ein beständiger Hauch eisiger Verachtung.

Insgleichen beglücke ich schwerlich die Litteratur-Weiberchen, wie sie zu sein pflegen, mit krankhaften Geschlechts-Werkzeugen und Tintenklexen an den Fingern; vielleicht weil ich zu hoch vom Weibe denke, als daß ich es zum Tintenfische herabbringen möchte? Insgleichen verstehe ich, warum alle geschwollenen Agitatoren mir gram sind: denn sie brauchen gerade die großen Worte und den Lärm tugendhafter Principien, welche ich — — — und die, sobald sie einen Stich fühlen, in Gefahr sind zu platzen — — —

An all dieser Gegnerschaft ist mir wenig gelegen: aber es giebt eine andre, deren Wehe mir selbst wehthut: — das sind die aus dem Pöbel Sich-mühsam-Emporarbeitenden, die Menschen des sittlichen Durstes, der kämpfenden Spannung, die nach dem Vornehmen leidenschaftlich Verlangenden. Ihnen muß es scheinen, als ob aus meinen Schriften sie ein ironisches Auge anblicke, das sich nichts von ihrem kleinen Heldenthum entgehen läßt — ein Auge, dem ihr ganzes kleines Elend, auch ihre Ermüdungen und was von Eitelkeit allen Müden Noth thut, ihr Ameisen-Klettern und -Herabpurzeln beständig gegenwärtig ist.

[«]

7[67]

Neulich hat ein Herr Theodor Fritsch aus Leipzig an mich geschrieben. Es giebt gar keine unverschämtere und stupidere Bande in Deutschland als diese Antisemiten. Ich habe ihm brieflich zum Danke einen ordentlichen Fußtritt versetzt. Dies Gesindel wagt es, den Namen Z<arathustra> in den Mund zu nehmen! Ekel! Ekel! Ekel!

[«]

7[68]

NB!!

so daß man unter den Atheisten weniger Freisinnigkeit in moralischen Dingen findet als unter den Frommen und Gottgläubigen (z.B. Pascal ist in moralischen Fragen freier und freisinniger als Schopenhauer)

[«]

7[69]

Pascal sah in zwei Gestalten, in Epictet und Montaigne, seine eigentlichen Versucher, gegen die er nöthig hatte sein Christenthum immer wieder zu vertheidigen und sicher zu stellen.

[«]

7[70]

Es giebt über dem Dampf und Schmutz der menschlichen Niederungen eine höhere hellere Menschheit, die der Zahl nach eine sehr kleine sein wird — denn alles, was hervorragt, ist seinem Wesen nach, selten —: man gehört zu ihr, nicht weil man begabter oder tugendhafter oder heroischer oder liebevoller wäre, als die Menschen da unten, sondern weil man kälter, heller, weitsichtiger, einsamer ist, weil man die Einsamkeit erträgt, vorzieht, fordert als Glück, Vorrecht, ja als Bedingung des Daseins, weil man unter Wolken und Blitzen wie unter seines Gleichen lebt, aber ebenso unter Sonnenstrahlen, Thautropfen, Schneeflocken und allem, was nothwendig aus der Höhe kommt und, wenn es sich bewegt, sich ewig nur in der Richtung von Oben nach Unten bewegt. Die Aspirationen nach der Höhe sind nicht die unsrigen. — Die Helden, Märtyrer, Genies und Begeisterten sind uns nicht still, geduldig, fein, kalt, langsam genug.

[«]

[8 = Mp XVII 3c. Sommer 1887]

<**Erstes Buch:** „was ist Wahrheit?“>

<Drittes Capitel. Der Wille zur Wahrheit.>

[Die Kapitelüberschriften sind an dieser Stelle nicht von Nietzsches Hand. Sie wurden von Giorio Colli und Mazzino Montinari nach dem letzten Plan zum „Willen zur Macht“ (NF-1888,18[17]) hinzugefügt.]

[«]

8[1]

Das Problem der Wahrheit.

Das **Bedürfniß nach Glauben** ist der größte **Hemmschuh** der Wahrhaftigkeit.

Der Wille zur Wahrheit

Die Falschheit. Die unbewußte Falschheit.

Jeder souveräne Instinkt hat die anderen zu seinen Werkzeugen, Hofstaat, Schmeichlern: er läßt sich nie bei seinem häßlichen Namen nennen: und er duldet keine anderen Lobsprüche, bei denen er nicht indirekt mit gelobt wird.

Um jeden souveränen Instinkt herum krystallisirt sich alles Loben und Tadeln überhaupt zu einer festen Ordnung und Etiquette.

Dies die Eine Ursache der Falschheit.

Jeder nach Herrschaft strebende, aber unter einem Joch befindliche Instinkt, braucht für sich, zur Unterstützung seines Selbstgefühls, zur Stärkung, alle schönen Namen und anerkannten Werthe: so daß er sich hervor. wagt **zumeist** unter dem Namen des von ihm bekämpften „Herren“, von dem er frei werden will.

(Z.B. unter der Herrschaft christlicher Werthe die fleischliche Begierde oder die Machtbegierde)

Dies die andere Ursache der Falschheit.

In beiden Fällen herrscht vollkommene Naivetät: die Falschheit tritt nicht ins Bewußtsein. Es ist ein Zeichen von gebrochenem Instinkt, wenn der Mensch das Treibende und dessen „Ausdruck" („die Maske") getrennt sieht — ein Zeichen von Selbstwiderspruch, und viel weniger siegreich. Die absolute Unschuld in der Gebärde, im Wort, im Affekt, das „gute Gewissen" in der Falschheit, die Sicherheit, mit der man nach den größten und prachtvollsten Worten und Stellungen faßt — Alles nothwendig zum Siege.

Im **anderen** Falle: bei extremer Hellsichtigkeit bedarf es Genie des **Schauspielers** und ungeheure Zucht in der Selbstbeherrschung, um zu siegen. Deshalb Priester die geschicktesten bewußten Heuchler; sodann Fürsten, denen ihr Rang und ihre Abkunft eine Art von Schauspielerei großzüchtet. Drittens Gesellschafts-Menschen, Diplomaten. Viertens Frauen.

Grundgedanke: Die Falschheit erscheint so tief, so allseitig, der Wille ist dergestalt gegen das direkte Sichselbst-Erkennen und Bei-Namen-nennen gerichtet, daß die Vermuthung sehr große Wahrscheinlichkeit hat: Wahrheit, Wille zur Wahrheit sei eigentlich etwas ganz Andres und auch nur eine **Verkleidung**.

Die Sinnlichkeit in ihren Verkleidungen

als Idealismus („Plato"), der Jugend eigen, dieselbe Art von Hohlspiegel-Bild schaffend, wie die Geliebte im Speziellen erscheint, eine Inkrustation Vergrößerung Verklärung, Unendlichkeit um jedes Ding legend

in der Religion der Liebe: „ein schöner junger Mann, ein schönes Weib", irgendwie göttlich, ein Bräutigam, eine Braut der Seele

in der Kunst, als „schmückende" Gewalt: wie der Mann das Weib sieht, indem er ihr gleichsam alles zum Präsent macht, was es von Vorzügen giebt, so legt die Sinnlichkeit des Künstlers in Ein Objekt, was er sonst noch ehrt und hochhält — dergestalt vollendet er ein Objekt („idealisirt" es)

Das Weib, unter dem Bewußtsein, was der Mann in Bezug auf das Weib empfindet, kommt dessen Bemühen nach Idealisirung entgegen, indem es sich schmückt, schön geht, tanzt, zarte Gedanken äußert: insgleichen übt sie Scham, Zurückhaltung, Distanz — mit dem Instinkt dafür, daß damit das idealisirende Vermögen des Mannes wächst. (— Bei der ungeheuren Feinheit des weiblichen Instinkts bleibt die Scham keineswegs bewußte Heuchelei: sie erräth, daß gerade die naive wirkliche Schamhaftigkeit den Mann am meisten verführt und zur Überschätzung drängt. Darum ist das Weib naiv — aus Feinheit des Instinkts, welcher ihr die Nützlichkeit des Unschuldig-seins anräth. Ein willentliches Die-Augen-über-sich-geschlossen-halten…

Überall, wo die Verstellung stärker wirkt, wenn sie unbewußt ist, wird sie unbewußt.

zur Genesis der Kunst. Jenes Vollkommen-machen, Vollkommen-sehen, welches dem mit geschlechtlichen Kräften überladenen cerebralen System zu eigen ist (der Abend zusammen mit der Geliebten, die kleinsten Zufälligkeiten verklärt, das Leben eine Abfolge sublimer Dinge, „das Unglück des Unglücklich-Liebenden mehr werth als irgend etwas“): andrerseits wirkt jedes Vollkommene und Schöne als unbewußte Erinnerung jenes verliebten Zustandes und seiner Art zu sehen — jede Vollkommenheit, die ganze Schönheit der Dinge erweckt durch contiguity die aphrodisische Seligkeit wieder. Physiologisch: der schaffende Instinkt des Künstlers und die Vertheilung des semen ins Blut… Das Verlangen nach Kunst und Schönheit ist ein indirektes Verlangen nach den Entzückungen des Geschlechtstriebes, welche er dem Cerebrum mittheilt. Die vollkommen gewordene Welt, durch „Liebe“ . . .

Der „Heerdentrieb“ in seiner Verkleidung

Der Lügen- und Verstellungstrieb am Künstler hervorbrechend

Der contemplative Trieb in seiner Verkleidung.

Die Grausamkeit in ihrer Verkleidung

Krankheit und Entartung in ihren Verkleidungen

Das Alter in seiner Verkleidung
(als Nihilism

(als Wiederkehr jugendlicher und vererbter Werthe — die Spannkraft des Intellekts und Charakters ist gebrochen z.B. R<ichard> W<agner>

Die Verkleidung der vis inertiae

<**Zweites Buch:** Herkunft der Werthe.>

<Erstes Capitel. Die Metaphysiker.>

[Die Kapitelüberschriften sind an dieser Stelle nicht von Nietzsches Hand. Sie wurden von Giorio Colli und Mazzino Montinari nach dem letzten Plan zum „Willen zur Macht“ (NF-1888,18[17]) hinzugefügt.]

[«]

8[2]

Zur Psychologie der Metaphysik

Diese Welt ist scheinbar — folglich giebt es eine wahre Welt.

Diese Welt ist bedingt — folglich giebt es eine unbedingte Welt.

Diese Welt ist widerspruchsvoll — folglich giebt es eine widerspruchslose Welt.

Diese Welt ist werdend — folglich giebt es eine seiende Welt.

Lauter falsche Schlüsse (blindes Vertrauen in die Vernunft: wenn A ist, so muß auch sein Gegensatz-Begriff B sein)

Zu diesen Schlüssen inspirirt das Leiden: im Grunde sind es Wünsche, es möchte eine solche Welt geben; ebenfalls drückt sich der Haß gegen eine Welt, die leiden macht, darin aus, daß eine andere imaginirt wird, eine werthvolle: das Ressentiment der Metaphysiker gegen das Wirkliche ist hier schöpferisch.

Zweite Reihe von Fragen: wozu Leiden?… und hier ergiebt sich ein Schluß auf das Verhältniß der wahren Welt zu unsrer scheinbaren, wandelbaren, leidenden und widerspruchsvollen.

1) Leiden als Folge des Irrthums: wie ist Irrthum möglich?

2) Leiden als Folge von Schuld: wie ist Schuld möglich?

(— lauter Erfahrungen aus der Natursphäre oder der Gesellschaft universalisirt und ins „An-sich“ projicirt)

Wenn aber die bedingte Welt ursächlich von der unbedingten bedingt ist, so muß die Freiheit zum Irrthum und zur Schuld mit von ihr bedingt sein: und wieder fragt man wozu?… Die Welt des Scheins, des Werdens, des Widerspruchs, des Leidens ist also gewollt: wozu?

Der Fehler dieser Schlüsse: zwei gegensätzliche Begriffe sind gebildet, — weil dem einen von ihnen eine Realität entspricht, „muß“ auch dem anderen eine Realität entsprechen. „Woher sollte man sonst dessen Gegenbegriff haben?“ — Vernunft somit als eine Offenbarungs-Quelle über Ansich-Seiendes.

Aber die Herkunft jener Gegensätze braucht nicht nothwendig auf eine übernatürliche Quelle der Vernunft zurückzugehen: es genügt die wahre Genesis der Begriffe dagegen zu stellen: — diese stammt aus der praktischen Sphäre, aus der Nützlichkeitssphäre und hat eben daher ihren starken Glauben (man geht daran zu Grunde, wenn man nicht gemäß dieser Vernunft schließt: aber damit ist das nicht „bewiesen“, was sie behauptet)

Die **Präokkupation durch das Leiden** bei den Metaphysikern: ist ganz naiv. „Ewige Seligkeit“: psychologischer Unsinn. Tapfere und schöpferische Menschen fassen Lust und Leid nie als letzte Werthfragen, — es sind Begleit-Zustände, man muß Beides wollen, wenn man etwas erreichen will. — Darin drückt sich etwas Müdes und Krankes an den Metaphysikern und Religiösen aus, daß sie Lust- und Leidprobleme im Vordergrunde sehen. Auch die Moral hat nur deshalb für sie solche Wichtigkeit, weil sie als wesentliche Bedingung in Hinsicht auf Abschaffung des Leidens gilt.

Insgleichen die Präokkupation durch Schein und Irrthum: Ursache von Leiden, Aberglaube, daß das Glück mit der Wahrheit verbunden sei (Verwechslung: das Glück in der „Gewißheit“, im „Glauben“)

<Zweites Capitel. Die homines religiosi.>

[Die Kapitelüberschriften sind an dieser Stelle nicht von Nietzsches Hand. Sie wurden von Giorio Colli und Mazzino Montinari nach dem letzten Plan zum „Willen zur Macht“ (NF-1888,18[17]) hinzugefügt.]

[«]

8[3]

zu „homines religiosi“

Was bedeuten asketische Ideale?

Vorform der noch neuen contemplativen Lebensweise, extrem, um Respekt zu finden und sich selbst Respekt zu machen (gegen das „schlechte Gewissen“ der Inaktivität) deren Bedingungen werden gesucht

ein Sinn für Reinlichkeit der Seele, barock ausgedrückt

ein Zuchthäusler-Zustand (eine Menge Delikatessen sich vorbereitend), als Remedur für eine überwilde Begehrlichkeit (welche den „Verleitungen“ aus dem Wege geht) — als Haß gegen Sinne, Leben sich äußernd.

eine Verarmung des Lebens, ein Bedürfniß nach Indolenz, Ruhe. Kunstgriff des Fakirs. „Alter“

eine krankhafte Verletzlichkeit, Empfindsamkeit, etwas Alt-Jüngferliches, das dem Leben aus dem Wege geht: mitunter eine falsch geleitete Erotik und Hysterie der „Liebe“

Kritik der Demuth („der absolute Gehorsam“) mitunter der Instinkt der Macht, nach absoluten „Werkzeugen“ zu suchen oder als Werkzeug am meisten zu erreichen. Die Klugheit daran, die Faulheit (ebenso wie in Armut und Keuschheit)

Kritik der Armuth (die scheinbare Verzichtleistung und die Concurrenz, als Klugheitsmittel auf dem Wege zur Herrschaft.

Kritik der Keuschheit. Nützlichkeit: sie giebt Zeit, Unabhängigkeit — intellekt<uelle> Verwöhnung, die es unter Weibchen nicht aushält — Familien sind große Schwatznester. <Sie> erhält Kraft, hält manche Krankheit fern. Freiheit von Weib und Kind hält eine Menge Versuchungen fern (Luxus, Servilität gegen Macht, Einordnung

Ein Mensch in dem sich die geheimnißreiche Vielheit und Fülle der Natur auswirkt, eine Synthesis des Furchtbaren und des Entzückenden, etwas Versprechendes, etwas Mehr-Wissendes, etwas Mehr-könnendes. Das asketische Ideal drückt immer ein Mißrathen aus, eine Entbehrung, einen physiologischen Widerspruch. Es macht nachdenklich, daß eigentlich nur diese Asketen-Species Priester den gegenwärtigen Menschen noch bekannt ist: es ist ein Ausdruck von Entartung und Mißrathensein des Menschen überhaupt. — Und wie wir von romantischen Künstlern reden, so dürfte man sagen, daß uns eigentlich nur der romantische Priester bekannt ist — daß an sich der klassische Priester möglich ist, daß er wahrscheinlich auch dagewesen ist. Stelle man sich mit dieser Möglichkeit eines kl<assisischen> Pr<iesters> vor Plato im museo Borbonico Neapels: die Archäologen sind ungewiß, ob es nicht ein bärtiger Dionysos sei. Das soll uns gleichgültig sein: gewiß ist, daß man hier einen priesterlichen Typus voraussetzt, — keinen asketischen Typus…

Der Priester des Christenthums repräsentirt die Widernatur, die Macht der Weisheit und der Güte, aber die widernatürliche Macht und die widernatürliche Weisheit, die widernatürliche Güte: die Feindschaft gegen die Macht, die Erkenntniß und die — — —

die Macht als Wunder-Macht
die Weisheit als Wider-Vernunft
die Liebe als Wider-Geschlechtlichkeit

der Haß gegen die Mächtigen der Erde und ein versteckter grundsätzlicher Wettkampf und Wettstreit — man will die Seele, man läßt ihnen den Leib —

der Haß gegen den Geist, den Stolz, den Muth, die Freiheit, Ausgelassenheit des Geistes

der Haß gegen die Sinne, gegen die Freuden der Sinne, gegen die Freude überhaupt und eine Todfeindschaft gegen die Sinnlichkeit und Geschlechtlichkeit

das christliche Priesterthum hat es auf dem Gewissen — der verleumderische und schnöde Wille zum Mißverständniß mit dem der Geschlechtlichkeit in den Culten und Mysterien von den Anfängen…

der christliche Priester ist von Anfang an der Todfeind der Sinnlichkeit: man kann sich keinen größeren Gegensatz denken, als die unschuldig ahnungsvolle und feierliche Haltung, mit der z.B. in den ehrwürdigsten Frauenkulten Athens die Gegenwart der geschlechtlichen Symbole <empfunden wurde>. Der Akt der Zeugung ist das Geheimniß an sich in allen nicht-asketischen Religionen: eine Art Symbol der Vollendung und der geheimnißvollen Absicht, der Zukunft (Wiedergeburt, Unsterblichkeit

<Drittes Capitel. Die Guten und die Verbesserer.>

[Die Kapitelüberschriften sind an dieser Stelle nicht von Nietzsches Hand. Sie wurden von Giorio Colli und Mazzino Montinari nach dem letzten Plan zum „Willen zur Macht“ (NF-1888,18[17]) hinzugefügt.]

[«]

8[4]

Die Guten und die Verbesserer.

Der Haß gegen die Leiblich- und Seelisch-Privilegirten: Aufstand der häßlichen mißrathenen Seelen gegen die schönen stolzen wohlgemuthen

ihr Mittel: Verdächtigung der Schönheit, des Stolzes, der Freude

das Widernatürliche als das Höhere {
„es giebt kein Verdienst“
„die Gefahr ist ungeheuer: man soll zittern und sich schlecht befinden“
„die Natürlichkeit ist böse; der Natur widerstreben ist das Rechte. Auch der „Vernunft“.

wieder sind es die Priester, die diesen Zustand ausbeuten und das „Volk“ für sich gewinnen. „Der Sünder“, an dem Gott mehr Freude hat als am „Gerechten“

dies ist der Kampf gegen das „Heidenthum“ (der Gewissensbiß als Mittel, die seelische Harmonie zu zerstören)

Der Haß der Durchschnittlichen gegen die Ausnahmen, der Heerde gegen die Unabhängigen

die Sitte als eigentliche „Sittlichkeit“ {
Wendung gegen den „Egoismus“: Werth hat allein das „dem Anderen“
„wir sind alle gleich“
gegen die Herrschsucht, gegen „Herrschen“ überhaupt
gegen das Vorrecht
gegen Sektirer, Freigeister, Skeptiker
gegen die Philosophie (als dem Werkzeug- und Ecken-Instinkt entgegen)
bei Philosophen selbst „der kategorische Imperativ“, das Wesen des Moralischen „allgemein und überall“

Die drei Behauptungen:

das Unvornehme ist das Höhere (Protest des „gemeinen Mannes“)
das Widernatürliche ist das Höhere (Protest der Schlechtweggekommenen)
das Durchschnittliche ist das Höhere (Protest der Heerde, der „Mittleren“)

In der Geschichte der Moral drückt sich also ein Wille zur Macht aus, durch den

bald die Sklaven und Unterdrückten,
bald die Mißrathenen und An-sich-Leidenden
bald die Mittelmäßigen
} den Versuch machen, die ihnen günstigsten Werthurtheile durchzusetzen.

Insofern ist das Phänomen der Moral vom Standpunkt der Biologie aus höchst bedenklich. Die Moral hat sich bisher entwickelt auf Unkosten:

der Herrschenden und ihrer spezifischen Instinkte
der Wohlgerathenen und schönen Naturen
der Unabhängigen und Privilegirten in irgend einem Sinne

Die Moral ist also eine Gegenbewegung gegen die Bemühungen der Natur, es zu einem höheren Typus zu bringen. Ihre Wirkung ist:

Mißtrauen gegen das Leben überhaupt (insofern dessen Tendenzen als „unmoralisch“ empfunden werden

Sinnlosigkeit, insofern die obersten Werthe als im Gegensatz zu den obersten Instinkten empfunden werden — Widersinn.

Entartung und Selbstzerstörung der „höheren Naturen“, weil gerade in ihnen der Conflikt bewußt wird.

Sklavenaufstand in der Moral: das Ressentiment schöpferisch. Die Zerdrückten, Niedergetretenen, denen die eigentliche Reaktion versagt ist.

Folglich: ein negativer Werth zuerst (umgekehrt als bei der vornehmen Moral, die aus dem Gefühl eines triumphirenden Ja-sagens zu sich selbst entspringt).

„der Böse“ (eigentlich der Starke)

Methode der Verleumdung der aristokratischen Werthe: (Stolz, Schönheit, Glück, Heiterkeit, Sinnlichkeit, Reichthum

mit Hülfe des 1) Nicht-sehen-wollens 2) des Falsch-sehen-wollens 3) des Hinein-sehen-wollens.

Umkehrung: Versuch, das ressentiment selbst als Tugend auszulegen
(Gerechtigkeits-Sinn)

die thatsächliche ängstliche Niedrigkeit als „Demuth“
das Inoffensive, die „Feigheit“, das Warten als „Geduld“
  als „Güte“, als „Liebe der Feinde“, als „Menschenliebe“
  auch als „Gehorsam gegen Gott“, der der „Obrigkeit“ zu gehorchen befiehlt
den Wunsch nach Rache als „Siege Gottes über seine Feinde“
  insgleichen die Grausamkeit beim Anblick einer Niederlage als „Triumph über Gottes Gerechtigkeit“
ihr Elend als Prüfung, Vorbereitung der „Auserwählten“, Auszeichnung, selbst als Klugheit („damit reichlicher einst vergolten wird“)
das Leben in der „Hoffnung“, in der „Liebe“, im „Glauben“ (an einen Gott der Armen und Gedrückten)
die Ehre der Armut als „Gottesdienst“
Versuch, in summa, mit sich zufrieden zu sein und sich zu überreden, daß „man nicht nur besser sei“, sondern auch „es besser habe“. Die „Guten“, eigentlich die Schwachen.
— Tiefste Unehrlichkeit und Verlogenheit dabei. —

Die Verinnerlichung des Menschen (als Krankheit)

Die V<erinnerlichung> entsteht <dadurch>, daß mächtige Triebe, denen mit Einrichtung des Friedens und der Gesellschaft die Entladung nach außen versagt wird, sich nach innen zu schadlos zu halten suchen, im Bunde mit der Imagination. Das Bedürfniß nach Feindschaft, Grausamkeit, Rache, Gewaltsamkeit wendet sich zurück, „tritt zurück“; im Erkennen-wollen ist Habsucht und Erobern; im Künstler tritt die zurückgetretene Verstellungs- und Lügenkraft auf; die Triebe werden zu Dämonen umgeschaffen, mit denen es Kampf giebt usw.

Die Bewußtheit als Krankheit

Der Mensch sich immer wieder in Lagen versetzend, für die er noch keinen Instinkt hat: also zeitweilig experimentirend und auf Grund von „Schlüssen“ handelnd, nicht von Instinkten. „Rationalistische“ Ereignisse z.B. die französische Revolution.

Das schlechte Gewissen dem Neuen anhaftend

z.B. der Ehe

den milden mitleidigen vergeberischen Gefühlen (lange mit Selbstvernichtung verknüpft)

dem Willen zur Forschung (als wider die Autorität gerichtet)
den großen Natur-Überwältigungen (als Gottlosigkeiten)
dem Frieden
dem Handelsmann, dem Zöllner

bei den vornehmen Geschlechtern, die auf Rache verzichten, der obersten Gewalt gegenüber.

also das „Rechtsbewußtsein“ mit dem schlechten Gewissen verschwistert

[«]

8[5]

jede Ungerechtigkeit etwas unfreiwilliges: folglich eine συμφορά: so Plato in 9. und 11 B<uch> der Gesetze in Hinsicht auf Tempelraub und Elternmord.

[«]

8[6]

Die Entwicklung der persönlichen Verantwortlichkeit zurückgehalten: durch die straff gespannte Geschlechts-Organisation (die Folge traf nicht den Thäter, und jeder trug die Folgen Aller — am wunderlichsten war es wohl mit dem „Gewissen“ des Oberhaupts bestellt, der relativ Alles büßen mußte)

Die großen Ereignisse:
Sieg des Mannes über das Weib (kriegerisch, Herrenrecht
Sieg des Friedens über den Krieg

[«]

8[7]

Die Lust an der Lüge als die Mutter der Kunst, Furcht und Sinnlichkeit als Mutter der Religion, das Nitimur in vetitum und die Neugierde als Mutter der Wissenschaft, die Grausamkeit als Mutter der unegoistischen Moral, die Reue als Ursprung der socialen Gleichheits-Bewegung, der Wille zur Macht als Ursprung der

Gerechtigkeit, der Krieg als der Vater (des guten Gewissens und der Heiterkeit) der Ehrlichkeit, das Herrenrecht als der Ursprung der Familie; das Mißtrauen als die Wurzel der Gerechtigkeit und Contemplation

[«]

8[8]

Zarathustra

An diesem Werk muß Einem jedes Wort einmal wehgethan und verwundet, und wieder einmal tief entzückt haben: — was man nicht so verstanden hat, hat man gar nicht verstanden.

[«]

[9 = W II 1. Herbst 1887]

Erstes Buch

[«]

9[1]

Prinzipien und vorausgeschickte

Erwägungen.

1. Zur Geschichte des europäischen Nihilismus.
   Als nothwendige Consequenz der bisherigen Ideale:
   absolute Werthlosigkeit.
2. Die Lehre von der ewigen Wiederkunft: als seine Vollendung, als Krisis

(1) 3. Diese ganze Entwicklung der Philosophie als Entwicklungsgeschichte des Willens zur Wahrheit. Dessen Selbst-In-Fragestellung. Die socialen Werthgefühle zu absoluten Werthprincipien aufgebauscht.

(2) 4. Das Problem des Lebens: als Wille zur Macht.
(Zeitweiliges Überwiegen der socialen Werthgefühle begreiflich und nützlich: es handelt sich um die Herstellung eines Unterbaus, auf dem endlich eine stärkere Gattung möglich wird.) Maaßstab der Stärke: unter den umgekehrten Werthschätzungen leben können und sie ewig wieder wollen. Staat und Gesellschaft als Unterbau: weltwirthschaftl<icher> Gesichtspunkt, Erziehung als Züchtung.

[«]

9[2]

(3)

Kritik des guten Menschen. (Nicht der Hypokrisie: — das diente mir höchstens zur Erheiterung und Erholung) Der bisherige Kampf mit den furchtbaren Affekten, deren Schwächung, Niederhaltung —: Moral als Verkleinerung.

[«]

9[3]

(4)

Kant: macht den erkenntnißtheoretischen Scepticismus der Engländer möglich für Deutsche

1) indem er die moralischen und religiösen Bedürfnisse der Deutschen für denselben interessirt (: so wie aus gleichen Gründen die neueren Akademiker die Scepsis benutzten als Vorbereitung für den Platonismus v. Augustin; so wie Pascal sogar die moralistische Scepsis benutzte, um das Bedürfniß nach Glauben zu excitiren („zu rechtfertigen“)
2) indem er ihn scholastisch verschnörkelte und verkräuselte und dadurch dem wissenschaftlichen Form-Geschmack der Deutschen annehmbar machte (denn Locke und Hume an sich waren zu hell, zu klar d.h. nach deutschen Werthinstinkten geurtheilt „zu oberflächlich“ —)

Kant: ein geringer Psycholog und Menschenkenner; grob fehlgreifend in Hinsicht auf große historische Werthe (franz. Revolut.); Moral-Fanatiker à la Rousseau mit unterirdischer Christlichkeit der Werthe; Dogmatiker durch und durch, aber mit einem schwerfälligen Überdruß an diesem Hang, bis zum Wunsche, <ihn> zu tyrannisiren aber auch in der Scepsis sofort müde; noch von keinem Hauche kosmopolitischen Geschmacks und antiker Schönheit angeweht… ein Verzögerer und Vermittler, nichts Originelles

(— so wie Leibniz zwischen Mechanik und Spiritualism

wie Goethe zwischen dem Geschmack des 18. Jahrhunderts und dem des „historischen Sinns“ (— der wesentlich ein Sinn des Exotism ist)

wie die deutsche Musik zwischen französischer und ital<ienischer> Musik wie Karl der Große zwischen imperium Romanum und Nationalism.

vermittelte, überbrückte, — Verzögerer par excellence.

[«]

9[4]

Zum Schluß: „ein Lehrer dessen gewesen zu sein“

come l’uom s’eterna…

(Inf. XV, 85)

[«]

9[5]

(5)

Zur Charakteristik des nationalen Genius, in Hinsicht auf Fremdes und Entlehntes.

der englische Genius vergröbert und vernatürlicht Alles, was er empfängt

der französische verdünnt, vereinfacht, logisirt, putzt auf.

der deutsche vermischt, vermittelt, verwickelt, vermoralisirt.

der italiänische hat bei weitem den freiesten und feinsten Gebrauch vom Entlehnten gemacht und hundert Mal mehr hinein gesteckt als herausgezogen: als der reichste Genius, der am meisten zu verschenken hatte.

[«]

9[6]

(6)

Zur Aesthetik

Die Sinnlichkeit | Bilder des *erhöhten siegreichen* Lebens und ihre
} *verklärende* Kraft: so daß eine gewisse
der Rausch | *Vollkommenheit* in die Dinge gelegt wird

Umgekehrt: wo die *Schönheit der Vollkommenheit* sich zeigt, wird die Welt der Sinnlichkeit und des Rausches mit erregt, aus *alter Verwachsenheit.* Deshalb gehört zum *religiösen Glück* die Sinnlichkeit und der Rausch.

Und wesentlich insgleichen die sensualistische Erregbarkeit der Künstler.

„*schön*“ wirkt entzündend auf das Lustgefühl; man denke an die verklärende Kraft der „Liebe“. Sollte nicht umgekehrt wiederum das Verklärte und Vollkommene die Sinnlichkeit sanft erregen, so daß das Leben als Wohlgefühl wirkt? —

[«]

9[7]

(7)

Die *überschüssige* Kraft in der *Geistigkeit,* sich selbst neue Ziele stellend; *durchaus nicht bloß als befehlend und führend für die niedere Welt oder für die Erhaltung des Organismus,* des „Individuums“. Wir sind mehr als das Individuum, wir sind die ganze Kette noch mit den Aufgaben aller Zukünfte der *Kette*

[«]

9[8]

Zum Plane.

An Stelle der *moralischen Werthe* lauter *naturalistische* Werthe. Vernatürlichung der Moral.

An Stelle der „Sociologie“ eine *Lehre von den Herrschaftsgebilden*

An Stelle der „Erkenntnißtheorie“ eine Perspektiven-Lehre der Affekte (wozu eine Hierarchie der Affekte gehört).

die transfigurirten Affekte: deren höhere Ordnung, deren „Geistigkeit“.

An Stelle von Metaphysik und Religion die ewige Wiederkunftslehre (diese als Mittel der Züchtung und Auswahl)

(8)

„Gott“ als Culminations-Moment: das Dasein eine ewige Vergottung und Entgottung. Aber **darin** kein Werthhöhepunkt sondern ein Macht-Höhepunkt

Absoluter Ausschluß des Mechanismus und des Stoffs: beides nur Ausdrucksform niedriger Stufen, die entgeistig<t>ste Form des Affektes („des Willens zur Macht“)

die Verdummung der Welt als Ziel, in Consequenz des Willens zur Macht, der die Elemente so unabhängig von einander als möglich macht: Schönheit als Anzeichen der Gewöhnung und Verwöhnung des Siegreichen: das Häßliche der Ausdruck vieler Niederlagen (im Organismus selbst) Keine Vererbung! Die Kette als Ganzes wachsend —

Der Rückgang vom Höhepunkt im Werden (der höchsten Vergeistigung der Macht auf dem sklavenhaftesten Grunde) als Folge dieser höchsten Kraft darzustellen, welche, gegen sich sich wendend, nachdem sie nichts mehr zu organisiren hat, ihre Kraft verwendet, zu deorganisiren…

a) Die immer größere Besiegung der Societäten und Unterjochung derselben unter eine kleinere, aber stärkere Zahl.
b) die immer größere Besiegung der Bevorrechteten und Stärkeren und folglich Heraufkunft der Demokratie, endlich Anarchie der Elemente.

[«]

9[9]

Die Musik der Gegenwart.
Eine Streitschrift

Von
F. N.

[«]

9[10]

Zweite Streitschrift

Die Heerden-Optik als Moral.
Unter Moralisten und Moralphilosophen.
Eine Abrechnung mit der Moral.
was hat die Stände-Differenz beigetragen zur Moral?
was das asket<ische> Ideal?
was die Heerde?
was die Philosophen?
was die Raubthier-Affekte?

[«]

9[11]

Unter Moralisten. — Die großen Moral-Philosophen. Moral als Verhängniß der Philosophen bisher

Rousseau. Kant. Hegel. Schopenhauer. Lichtenberg. Goethe.
B. Grazian. Macchiavell. Galiani. Montaigne. Pascal.
Carlyle. G. Eliot. H. Spencer.
S. Beuve. Renan. Goncourts. Stendhal. Napoléon.
Plato. Epictet. Epicur. Seneca. Marc-Aurel.

[«]

9[12]

(9)

Offenbach: französische Musik, mit einem Voltaireschen Geist, frei, übermüthig, mit einem kleinen sardonischen Grinsen, aber hell, geistreich bis zur Banalität (— er schminkt nicht —) und ohne die mignardise krankhafter oder blond-wienerischer Sinnlichkeit

[«]

9[13]

Werthe

„Der Werth des Lebens“: aber Leben ist ein Einzelfall, man muß alles Dasein rechtfertigen und nicht nur das Leben, — das rechtfertigende Princip ist ein solches, aus dem sich das Leben erklärt…

das Leben selbst ist kein Mittel zu etwas; es ist der Ausdruck von Wachsthumsformen der Macht.

— Daß wir nicht unsere „Wünschbarkeiten“ zu Richtern über das Sein machen!

— daß wir nicht unsere Endformen der Entwicklung (z.B. „Geist“) wieder als ein „An sich“ hinter die Entwicklung placiren

[«]

9[14]

Schlusscapitel: **die letzte Wünschbarkeit**.

Schluß des Buchs (wie das Leben, so die Weisheit selber:) tief und verführerisch.

[«]

9[15]

(10)

Was Tertullian von den bösen Engeln sagt, das könnte man von den asketischen Priestern sagen.

Tertullian (Apologet. nr. 22) von den bösen Engeln: „in Heilung der Krankheiten sind sie wahre Zauberer. Zunächst nämlich plagen sie; dann aber schreiben sie Mittel vor, die, bis zum Wunder, neu und nachtheilig sind: — dennoch aber glaubt man, sie hätten geholfen, weil sie aufgehört haben zu plagen.“

[«]

9[16]

(11)

„Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet“ Das „auf daß“ ist verächtlich. Unvornehm…

1) man giebt, wenn man die Befugniß zu richten hat, damit schlechterdings nicht zu, daß Andere die Befugniß haben, uns zu richten…

2) die unangenehmen Folgen kommen für einen, der zu irgend einer Aufgabe geschaffen ist, nicht als Gegengründe gegen diese Aufgabe in Betracht: unter Umständen können es Reizmittel sein.

Nichts ist unverständiger als eine Übertreibung als Moral hinzustellen (z.B. liebet eure Feinde): damit hat man die Vernunft aus der Moral herausgetrieben… die Natur aus der Moral

Absolute Überzeugung: daß die Werthgefühle oben und unten verschieden sind; daß zahllose Erfahrungen den Unteren fehlen, daß von Unten nach Oben das Mißverständniß nothwendig ist.

[«]

9[17]

(12)

Die Verkleinerung des Menschen muß lange als einziges Ziel gelten: weil erst ein breites Fundament zu schaffen ist, damit eine stärkere Art Mensch darauf stehen kann: inwiefern bisher **jede verstärkte** Art Mensch auf einem Niveau der niedrigeren stand — — —

[«]

9[18]

(13)

Krieg gegen das christliche Ideal, gegen die Lehre von der „Seligkeit“ und dem Heil als Ziel des Lebens, gegen die Suprematie der Einfältigen, der reinen Herzen, der Leidenden und Mißglückten usw. (— was geht uns Gott, der Glaube an Gott noch an! „Gott“ heute bloß ein verblichenes Wort, nicht einmal mehr ein Begriff!) Aber, wie Voltaire auf dem Sterbebette sagen: „reden Sie mir nicht von dem Menschen da!“

Wann und wo hat je ein Mensch, der in Betracht kommt, jenem christlichen Ideal ähnlich gesehen? Wenigstens für solche Augen, wie sie ein Psycholog und Nierenprüfer haben muß! — man blättere alle Helden eines Plutarch durch.

[«]

9[19]

(14)

Franz von Assisi: verliebt, populär, Poet, kämpft gegen die Aristokratie <und> Rangordnung der Seelen zu Gunsten der Niedersten.

[«]

9[20]

(15)

Sokrates: kämpft gegen die vornehmen Instinkte, sehr plebejisch (gegen die Kunst, aber vorbildlich wissenschaftlich. Spott über Renans fehlgreifenden Instinkt, der noblesse und Wissenschaft zusammenmengt.)

Die Wissenschaft und die Demokratie gehören zusammen (was auch Ms Renan sagen mag) so gewiß als die Kunst und die „gute Gesellschaft“.

[«]

9[21]

(16)

Zu Ehren der Laster:

die griechische Cultur und die Päderastie
die deutsche Musik und die Trunksucht
die Wissenschaft und
die Rachsucht

[«]

9[22]

(17)
Die großen **Lügen** in der Historie:

als ob es die Verderbniß des Heidenthums gewesen wäre, die dem Christenthum die Bahn gemacht habe! Aber es war die Schwächung und Vermoralisirung des antiken Menschen! Die Umdeutung der Naturtriebe in Laster war schon vorhergegangen!

— als ob die Verderbniß der Kirche die Ursache der Reformation gewesen sei; nur der Vorwand, die Selbstvorlügnerei seitens ihrer Agitatoren — es waren starke Bedürfnisse da, deren Brutalität eine geistliche Bemäntelung sehr nöthig hatte

[«]

9[23]

(18)

die lügnerische Auslegung der Worte, Gebärden und Zustände Sterbender: da wird z.B. die Furcht vor dem Tode mit der Furcht vor dem „Nach-dem-Tode“ grundsätzlich verwechselt…

[«]

9[24]

die imitatio als Buch der Verführung (bei Comte)

[«]

9[25]

die vier großen Demokraten Sokrates Christus Luther Rousseau

[«]

9[26]

(19)

gegen den Werth des Ewig-Gleichbleibenden (v. Spinozas Naivetät, Descartes ebenfalls) der Werth des Kürzesten und Vergänglichsten, das verführerische Goldaufblitzen am Bauch der Schlange
vita —

[«]

9[27]

(20)

Ersatz der Moral durch den Willen zu unserem Ziele, und folglich zu dessen Mitteln.

des kategorischen Imperativs durch den kat<egorischen> Imperator

Kein Lob haben wollen: man thut, was Einem nützlich ist oder was Einem Vergnügen macht oder was man thun muß.

[«]

9[28]

(21)
Die großen Fälschungen der Psychologie:
1) der Mensch strebt nach Glück
2) die Moral ist der einzige Weg zum Glücklichwerden
fader und leerer Begriff der christlichen „Seligkeit“

[«]

9[29]

<(22)>
Absoluter Instinkt-Mangel des Ms. Renan, der die Wissenschaft und die noblesse zusammen in Eins rechnet. Die Wissenschaft ist grund-demokratisch und anti-oligarchisch.

[«]

9[30]

(23)

Berichtigung des Begriffs

Der Egoismus. Hat man begriffen, inwiefern „individuum“ ein Irrthum ist, sondern jedes Einzelwesen eben der ganze Prozeß in gerader Linie ist (nicht bloß „vererbt“, sondern er selbst…), so hat dies Einzelwesen eine ungeheuer große Bedeutung. Der Instinkt redet darin ganz richtig; wo dieser Instinkt nachläßt (— wo das Individuum sich einen Werth erst im Dienst für

Andre sucht) kann man sicher auf Ermüdung und Entartung schließen. Der Altruismus der Gesinnung, gründlich und ohne Tartüfferie, ist ein Instinkt dafür, sich wenigstens einen zweiten Werth zu schaffen, im Dienste andrer Egoismen. Meistens aber ist er nur scheinbar: ein Umweg zur Erhaltung des eignen Lebensgefühls, Werthgefühls —

[«]

9[31]

(24)

In der Philosophie handelt es sich wie auf dem Schlachtfelde darum

— innere Linien —

[«]

9[32]

wer nicht an dem scheußlichen Obskurantism der Bayreuther Antheil genommen hat

[«]

9[33]

(25)

der Mangel an Zucht: in der Zukunft braucht es viel Askese für die Stärkung des Willens, das freiwillige Sich-Versagen

[«]

9[34]

(26)

Arbeiter sollten wie Soldaten empfinden lernen. Ein Honorar, ein Gehalt, aber keine Bezahlung! Kein Verhältniß zwischen Abzahlung und Leistung! Sondern das Individuum, je nach seiner Art, so stellen, daß es das Höchste leisten kann, was in seinem Bereiche liegt.

[«]

9[35]

(27)

1. Der Nihilism ein **normaler** Zustand.

Nihilism: es fehlt das Ziel; es fehlt die Antwort auf das „Warum?“ was bedeutet Nihilism? — daß die obersten Werthe sich entwerthen.

Er ist **zweideutig**:

A)) Nihilism als Zeichen der gesteigerten Macht des Geistes: als **activer Nihilism**.

Er kann ein Zeichen von Stärke sein: die Kraft des Geistes kann so angewachsen sein, daß ihr die bisherigen Ziele („Überzeugungen“, Glaubensartikel) unangemessen sind

— ein Glaube nämlich drückt im Allgemeinen den Zwang von Existenzbedingungen aus, eine Unterwerfung unter die Autorität von Verhältnissen, unter denen ein Wesen gedeiht, wächst, Macht gewinnt…

Andrerseits ein Zeichen von nicht genügender Stärke, um produktiv sich nun auch wieder ein Ziel, ein Warum? einen Glauben zu setzen.

Sein **Maximum** von relativer Kraft erreicht er als gewaltthätige Kraft der **Zerstörung**: als aktiver Nihilism. Sein Gegensatz wäre der müde Nihilism, der nicht mehr angreift: seine berühmteste Form der Buddhismus: als passivischer Nihilism

Der Nihilism stellt einen pathologischen Zwischenzustand dar (pathologisch ist die ungeheure Verallgemeinerung, der Schluß auf gar keinen Sinn): sei es, daß die produktiven Kräfte noch nicht stark genug sind: sei es, daß die décadence noch zögert und ihre Hülfsmittel noch nicht erfunden hat.

B)) Nihilism als Niedergang und Rückgang der Macht des Geistes: der **passive Nihilism**

als ein Zeichen von Schwäche: die Kraft des Geistes kann ermüdet, erschöpft sein, so daß die bisherigen Ziele und Werthe unangemessen sind und keinen Glauben mehr finden —

daß die Synthesis der Werthe und Ziele (auf der jede starke Cultur beruht) sich löst, so daß die einzelnen Werthe sich Krieg machen: Zersetzung

daß Alles, was erquickt, heilt, beruhigt, betäubt, in den Vordergrund tritt, unter verschiedenen Verkleidungen, religiös, oder moralisch oder politisch oder ästhetisch usw.

2. Voraussetzung dieser Hypothese

Daß es keine Wahrheit giebt; daß es keine absolute Beschaffenheit der Dinge, kein „Ding an sich" giebt

— dies ist selbst ein Nihilism, und zwar der extremste. Er legt den Werth der Dinge gerade dahinein, daß diesem Werthe keine Realität entspricht und entsprach, sondern nur ein Symptom von Kraft auf Seiten der Werth-Ansetzung, eine Simplification zum Zweck des Lebens

[«]

9[36]

der Wille zur Wahrheit als Wille zur Macht

[«]

9[37]

Wesen des Urtheils (Ja-setzend).

[«]

9[38]

(28)

die Werthschätzung „ich glaube, daß das und das so ist“ als **Wesen** der „Wahrheit“

in der Werthschätzung drücken sich Erhaltungs- und Wachsthums-Bedingungen aus

alle unsere Erkenntnißorgane und -Sinne sind nur entwickelt in Hinsicht auf Erhaltungs- und Wachsthums-Bedingungen

das Vertrauen zur Vernunft und ihren Kategorien, zur Dialektik, also die Werthschätzung der Logik beweist nur die durch Erfahrung bewiesene Nützlichkeit derselben für das Leben: nicht deren „Wahrheit“.

Daß eine Menge Glauben da sein muß, daß geurtheilt werden darf, daß der Zweifel in Hinsicht auf alle wesentlichen Werthe fehlt: —

das ist Voraussetzung alles Lebendigen und seines Lebens. Also daß etwas für wahr gehalten werden muß, ist nothwendig; nicht, daß etwas wahr ist.

„die wahre und die scheinbare Welt“ — dieser Gegensatz wird von mir zurückgeführt auf Werthverhältnisse

wir haben unsere Erhaltungs-Bedingungen projicirt als Prädikate des Seins überhaupt

daß wir in unserem Glauben stabil sein müssen, um zu gedeihen, daraus haben wir gemacht, daß die „wahre“ Welt keine wandelbare und werdende, sondern eine seiende ist.

[«]

9[39]

(29)

die Werthe und deren Veränderung steht im Verhältniß zu dem Macht-Wachsthum des Werthsetzenden

das Maaß von Unglauben u<nd> von zugelassener „Freiheit des Geistes“ als Ausdruck des Machtwachsthums

„Nihilism“ als Ideal der höchsten Mächtigkeit des Geistes, des überreichsten Lebens; theils zerstörerisch theils ironisch

[«]

9[40]

(30)

Daß die Dinge eine Beschaffenheit an sich haben, ganz abgesehen von der Interpretation und Subjektivität, ist eine ganz müssige Hypothese: es würde voraussetzen, daß das Interpretiren und Subjektiv-sein nicht wesentlich sei, daß ein Ding aus allen Relationen gelöst noch Ding sei. Umgekehrt: der anscheinende objektive Charakter der Dinge: könnte er nicht bloß auf eine Graddifferenz innerhalb des Subjektiven hinauslaufen? — daß etwa das Langsam-Wechselnde uns als „objektiv“ dauernd, seiend, „an sich“ sich herausstellte

— daß das Objektive nur ein falscher Artbegriff und Gegensatz wäre innerhalb des Subjektiven?

[«]

9[41]

(31)

Was ist ein Glaube? Wie entsteht er? Jeder Glaube ist ein Für-wahr-halten.

Die extremste Form des Nihilism wäre: daß jeder Glaube, jedes Für-wahr-halten nothwendig falsch ist: weil es eine **wahre Welt** gar nicht giebt. Also: ein perspektivischer Schein, dessen Herkunft in uns liegt (insofern wir eine engere, verkürzte, vereinfachte Welt fortwährend nöthig haben)

— daß es das **Maaß der Kraft** ist, wie sehr wir uns die Scheinbarkeit, die Nothwendigkeit der Lüge eingestehn können, ohne zu Grunde zu gehn.

Insofern könnte Nihilism, als **Leugnung** einer wahrhaften Welt, eines Seins, eine göttliche Denkweise sein: — — —

[«]

9[42]

(32)

Gegen 1876 hatte ich den Schrecken, mein ganzes bisheriges Wollen compromittirt zu sehn, als ich begriff, wohin es jetzt mit Wagner hinauswollte: und ich war sehr fest an ihn gebunden, durch alle Bande der tiefen Einheit der Bedürfnisse, durch Dankbarkeit, durch die Ersatzlosigkeit und absolute Entbehrung, die ich vor mir sah.

Um dieselbe Zeit schien ich mir wie unauflösbar eingekerkert in meine Philologie und Lehrthätigkeit — in einen Zufall und Nothbehelf meines Lebens —: ich wußte nicht mehr, wie herauskommen und war müde, verbraucht, vernutzt.

Um dieselbe Zeit begriff ich, daß mein Instinkt auf das Gegentheil hinauswollte als der Schopenhauers: auf eine Rechtfertigung des Lebens, selbst in seinem Furchtbarsten, Zweideutigsten und Lügenhaftesten: — dafür hatte ich die Formel „dionysisch“ in den Händen.

(— daß ein „An-sich-der-Dinge“ nothwendig gut, selig, wahr, eins sein müsse, dagegen war Schopenhauers Interpretation des An-sich’s als Wille ein wesentlicher Schritt: nur verstand er nicht diesen Willen zu vergöttlichen: er blieb im moralisch christlichen Ideal hängen

Schopenhauer stand so weit noch unter der Herrschaft der christlichen Werthe, daß nun, nachdem ihm das Ding an sich nicht mehr „Gott“ war, es schlecht, dumm, absolut verwerflich sein mußte. Er begriff nicht, daß es unendliche Arten des Anders-sein-könnens, selbst des Gott-sein-könnens geben kann.

Fluch jener bornirten Zweiheit: Gut und Böse.

[«]

9[43]

(33)

Die Frage des Nihilism „wozu?“ geht von der bisherigen Gewöhnung aus, vermöge deren das Ziel von außen her gestellt, gegeben, gefordert schien — nämlich durch irgend eine übermenschliche Autorität. Nachdem man verlernt hat, an diese zu glauben, sucht man doch nach alter Gewöhnung nach einer **anderen** Autorität, welche unbedingt zu reden wüßte, Ziele und Aufgaben befehlen könnte. Die Autorität des **Gewissens** tritt jetzt in erste Linie (je mehr emancipirt von der Theologie, um so imperativischer wird die Moral); als Schadenersatz für eine persönliche Autorität. Oder die Autorität

der **Vernunft**. Oder der sociale Instinkt (die Heerde) Oder die **Historie** mit einem immanenten Geiste, welche ihr Ziel in sich hat und der man sich überlassen kann. Man möchte herumkommen um den Willen, um das Wollen eines Zieles, um das Risico, sich selbst ein Ziel zu geben; man möchte die Verantwortung abwälzen (— man würde den Fatalism acceptiren) Endlich: Glück, und, mit einiger Tartüfferie, das Glück der Meisten
individuelle Ziele und deren Widerstreit
collektive Ziele im Kampf mit individuellen
Jedermann wird Partei dabei, auch die Philosophen.

Man sagt sich 1) ein bestimmtes Ziel ist gar nicht nöthig
2) ist gar nicht möglich vorherzusehen

Gerade jetzt, wo der Wille in der höchsten Kraft nöthig wäre, ist er am schwächsten und kleinmüthigsten.

Absolutes Mißtrauen gegen die organisatorische Kraft des Willens fürs Ganze.

Zeit, wo alle „intuitiven Wertschätzungen“ der Reihe nach in den Vordergrund treten, als ob man von ihnen die Direktiven bekommen könne, die man sonst nicht mehr hat.

— „wozu?“ die Antwort wird verlangt vom

1) Gewissen
2) Trieb zum Glück
3) „socialen Instinkt“ (Heerde)
4) Vernunft („Geist“)
— nur um nicht wollen zu müssen, sich selbst das „Wozu“ setzen zu müssen.
5) endlich: Fatalismus, „es giebt keine Antwort“ aber „es geht **irgend wohin**“, „es ist unmöglich, ein wozu? zu wollen“, mit Ergebung… oder Revolte… Agnosticismus in Hinsicht auf das Ziel
6) endlich Verneinung als Wozu des Lebens; Leben als etwas, das sich als unwerth begreift und endlich aufhebt.

[«]

9[44]

(Zur dritten Abhandlung)

(34)
Hauptgesichtspunkt: daß man nicht die Aufgabe der höheren species in der Leitung der niederen sieht (wie es z.B. Comte macht —) sondern die niedere als Basis, auf der eine höhere species ihrer eigenen Aufgabe lebt, — auf der sie erst stehen kann.

die Bedingungen, unter denen <die> starke und vornehme species sich erhält (in Hinsicht auf geistige Zucht), sind umgekehrt als die unter denen die „industriellen Massen“, die Krämer à la Spencer stehn.

Das, was nur den stärksten und fruchtbarsten Naturen freisteht, zur Ermöglichung ihrer Existenz, — Muße, Abenteuer, Unglaube, Ausschweifung selbst — das würde — wenn es den mittleren Naturen freistünde, diese nothwendig zu Grunde richten — und thut es auch. Hier ist die Arbeitsamkeit, die Regel, die Mäßigkeit, die feste „Überzeugung“ am Platz, — kurz die Heerdentugenden: unter ihr wird diese mittlere Art Mensch vollkommen.

Ursachen des **Nihilism**:

1) es fehlt die höhere Species d.h. die, deren unerschöpfliche Fruchtbarkeit und Macht den Glauben an den Menschen aufrecht erhält. (Man denke, was man Napoleon verdankt: fast alle höheren Hoffnungen dieses Jahrhunderts)

2) die niedere species „Heerde“ „Masse“ „Gesellschaft“ verlernt die Bescheidenheit und bauscht ihre Bedürfnisse zu kosmischen und metaphysischen Werthen auf. Dadurch wird das ganze Dasein vulgarisirt: insofern nämlich die Masse herrscht, tyrannisirt sie die Ausnahmen, so daß diese den Glauben an sich verlieren und Nihilisten werden

Alle Versuche, höhere Typen auszudenken, **manquirt** („Romantik“, der Künstler, der Philosoph, gegen Carlyles Versuch, ihnen die höchsten Moralwerthe zuzulegen).

Widerstand gegen höheren Typus als Resultat.

Niedergang und Unsicherheit aller höheren Typen; der Kampf gegen das Genie („Volkspoesie“ usw.) Mitleiden mit den Niederen und Leidenden als Maaßstab für die Höhe der Seele es fehlt der Philosoph, der Ausdeuter der That, nicht nur der Umdichter

[«]

9[45]

(35)

Im Allgemeinen ist jedes Ding so viel werth, als man dafür bezahlt hat. Dies gilt freilich nicht, wenn man das Individuum isolirt nimmt; die großen Fähigkeiten des Einzelnen stehn außer allem Verhältniß zu dem, was er selbst dafür gethan, geopfert, gelitten hat. Aber sieht man seine Geschlechts-Vorgeschichte an, so entdeckt man darin die Geschichte einer ungeheuren Aufsparung und Capital-Sammlung von Kraft, durch alle Art Verzichtleisten, Ringen, Arbeiten, Sich-Durchsetzen. Weil der große Mensch so viel gekostet hat und nicht, weil er wie ein Wunder als Gabe des Himmels und „Zufalls“ dasteht, wurde er groß. „Vererbung“ ein falscher Begriff. Für das, was Einer ist, haben seine Vorfahren die Kosten bezahlt.

[«]

9[46]

(36)

Der Wille zur Wahrheit

1) als Eroberung und Kampf mit der Natur
   Descartes’ Urtheil der Gelehrten
2) als Widerstand gegen regierende Autoritäten
3) als Kritik des uns Schädlichen

[«]

9[47]

Geschichte der wissenschaftlichen Methode, von A. Comte beinahe als Philosophie selber verstanden

[«]

9[48]

(37)

das Feststellen zwischen „wahr“ und „unwahr“, das Feststellen überhaupt von Thatbeständen ist grundverschieden von dem schöpferischen Setzen, vom Bilden, Gestalten, Überwältigen, Wollen, wie es im Wesen der Philosophie liegt. **Einen Sinn hineinlegen** — diese Aufgabe bleibt unbedingt immer noch übrig, gesetzt daß kein Sinn darinliegt. So steht es mit Tönen, aber auch mit Volks-Schicksalen: sie sind der verschiedensten Ausdeutung und Richtung zu verschiedenen Zielen fähig. Die noch höhere Stufe ist ein Zielsetzen und darauf hin das Thatsächliche einformen, also die Ausdeutung der That und nicht bloß die begriffliche Umdichtung.

[«]

9[49]

(38)

Man ist vielmehr das Kind seiner vier Großeltern als seiner zwei Eltern: das liegt daran, daß in der Zeit, wo wir gezeugt wurden, die Eltern meistens sich selbst noch nicht festgestellt hatten; die Keime des großväterlichen Typus werden in uns reif; in unsren Kindern die Keime unsrer Eltern.

[«]

9[50]

(39)

Nichts ist weniger unschuldig als das neue Testament. Man weiß, auf welchem Boden es gewachsen ist. Dies Volk, mit einem unerbittlichen Willen zu sich selbst, das sich, nachdem es jeden natürlichen Halt verloren und sein Recht auf Dasein längst eingebüßt hatte, dennoch durchzusetzen wußte und dazu nöthig hatte, sich ganz und gar auf unnatürliche, rein imaginäre Voraussetzungen (als auserwähltes Volk, als Gemeinde der Heiligen, als Volk der Verheißung, als „Kirche“) aufzubauen: dies Volk handhabt die pia fraus mit einer Vollendung, mit einem Grad „guten Gewissens“ <daß> man nicht vorsichtig genug sein kann, wenn es Moral predigt. Wenn Juden als die Unschuld selber auftreten, da ist die Gefahr groß geworden: man soll seinen kleinen fond Verstand, von Mißtrauen, von Bosheit immer in der Hand haben, wenn man das neue Testament liest.

Leute niedrigster Herkunft, zum Theil Gesindel, die Ausgestoßenen nicht nur der guten, sondern auch der achtbaren Gesellschaft, abseits selbst vom Geruche der Cultur aufgewachsen, ohne Zucht, ohne Wissen, ohne jede Ahnung davon, daß es in geistigen Dingen Gewissen geben könnte (das Wort „Geist“ immer nur als Mißverständniß da: was alle Welt „Geist“ nennt, ist diesem Volke immer noch „Fleisch“) eben — Juden: instinktiv klug, aus allen abergläubischen Voraussetzungen, mit der Unwissenheit selbst einen Vorzug, eine Verführung zu schaffen

[«]

9[51]

(40)

In wie fern der Wille zur Macht als das Allein- und Absolut-Unmoralische übrig bleibt: s. St<uart> Mill (über Comte)

„wir halten das Leben für nicht so reich an Genüssen, als daß es der Pflege aller derer sollte entbehren können, die sich auf die egoistischen Neigungen beziehn. Im Gegentheil, wir glauben, daß eine genügende Befriedigung dieser letzteren, nicht im Übermaaß, wohl aber bis zu jenem Maaße, das den Genuß am vollsten gewährt, fast immer auf die wohlwollenden Triebe günstig einwirkt. Die Versittlichung der persönlichen Genüsse besteht für uns nicht darin, daß man sie auf das möglichst kleine Maaß beschränkt, sondern in der Ausbildung des Wunsches, sie mit Anderen und mit allen Anderen zu theilen und darin, daß man jeden Genuß verschmäht, der sich nicht in dieser Weise theilen läßt. Es giebt nur Eine Neigung, oder Leidenschaft, die mit dieser Bedingung dauernd unverträglich ist, nämlich die Sucht zu herrschen — ein Streben, das die entsprechende Erniedrigung Anderer in sich schließt und zur Voraussetzung hat.“

[«]

9[52]

(41)

Der Muthigste unter uns hat nicht Muth genug zu dem, was er eigentlich weiß… Darüber, wo Einer stehen bleibt oder noch nicht, wo Einer urtheilt „hier ist die Wahrheit“, entscheidet Grad und Stärke seiner Tapferkeit; mehr jedenfalls als irgend welche Feinheit oder Stumpfheit von Auge und Geist.

[«]

9[53]

(42)

die Juden haben in der Sphäre der Kunst das Genie gestreift, mit H. Heine und Offenbach, diesem geistreichsten und übermüthigsten Satyr, der als Musiker zur großen Tradition hält und für den, der nicht bloß Ohren hat, eine rechte Erlösung von der gefühlsamen und im Grunde entarteten Musik der deutschen Romantik ist

[«]

9[54]

— ein Weib, das an dem, was es liebt, leiden will…

[«]

9[55]

(43)

Den Werth eines Menschen darnach abschätzen, was er den Menschen nützt oder kostet oder schadet: das bedeutet ebensoviel und ebensowenig als ein Kunstwerk abschätzen je nach den Wirkungen, die es thut. Aber ein Kunstwerk will mit Kunstwerken verglichen sein; und damit ist der Werth des Menschen im Vergleich mit anderen Menschen gar nicht berührt.

Die „moralische Werthschätzung“, so weit sie eine sociale ist, mißt durchaus den Menschen nach seinen Wirkungen.

Ein Mensch mit seinem eignen Geschmack auf der Zunge, umschlossen und versteckt durch seine Einsamkeit, unmittheilbar, unmittheilsam — ein unausgerechneter Mensch, also ein Mensch einer höheren, jedenfalls anderen Species: wie wollt ihr den abwerthen können, da ihr ihn nicht kennen könnt, nicht vergleichen könnt?

Ich finde den typischen Stumpfsinn in Hinsicht auf diesen Werth bei jenem typischen Flachkopf, dem Engländer J. St. Mill: er sagt z.B. von A. Comte „er betrachtete in seinen früheren Tagen Napoleons Namen und Andenken mit einem Ingrimm, der ihm die höchste Ehre macht; später freilich erklärte er Napoleon für einen schätzenswertheren Diktator als Louis Philipp; — etwas, das die Tiefe ermessen läßt, zu der sein sittlicher Maaßstab heruntergesunken war“.

Die moral<ische> Abwerthung hat die größte Urtheils-Stumpfheit im Gefolge gehabt: der Werth eines Menschen an sich ist unterschätzt, fast übersehn, fast geleugnet.

Rest der naiven Teleologie: der Werth des M<enschen> **nur** in **Hinsicht** auf die **Menschen**

[«]

9[56]

Historiker und andere Todtengräber, solche, die zwischen Särgen und Sägespänen leben —

[«]

9[57]

(44)

Philosophie als die Kunst, die Wahrheit zu entdecken: so nach Aristoteles. Dagegen die Epicureer, die sich die sensualistische Theorie der Erkenntniß des Aristoteles zu Nutze machten: gegen das Suchen der Wahrheit ganz ironisch und ablehnend; „Philosophie als eine Kunst des Lebens“.

[«]

9[58]

die drei großen Naivetäten:

Erkenntniß als Mittel zum Glück (als ob…
als Mittel zur Tugend (als ob…
als Mittel zur „Verneinung des Lebens“, — insofern sie ein Mittel zur Enttäuschung ist — (als ob…)

[«]

9[59]

(45)

— so stehen sie da, die Werthe aus Urzeiten: wer könnte sie umwerfen, diese schweren granitenen Katzen?
— deren Sinn ein Widersinn, deren Witz ein Doch- und Aber-Witz ist
— ungeduldige und feurige Geister, die wir nur an Wahrheiten glauben, die man erräth: alles Beweisen-wollen macht uns widerspänstig, — wir flüchten beim Anblick des Gelehrten und seines Schleichens von Schluß zu Schluß.
— Hartnäckige Geister, fein und kleinlich
— was um euch wohnt, das wohnt sich bald auch ein.
— ausgedorrte sandige Seelen, trockne Flußbetten
— langen Willens, tief in seinem Mißtrauen und vom Moos der Einsamkeit überwachsen
— Heimlich verbrannt, nicht für seinen Glauben, sondern dafür, daß er zu keinem Glauben mehr den Muth hat

— vor kleinen runden Thatsachen auf dem Bauche liegen

— was man nicht machen wollte als es Zeit dazu war, muß man schon nachher wollen; man hat „gut zu machen“, was man nicht gut gethan hat.

[«]

9[60]

(46)

Ungeheure **Selbstbesinnung**: nicht als Individuum, sondern als Menschheit sich bewußt werden. Besinnen wir uns, denken wir zurück: gehen wir die kleinen und großen Wege

A. Der Mensch sucht „die Wahrheit“: eine Welt, die nicht sich widerspricht, nicht täuscht, nicht wechselt, eine wahre Welt — eine Welt, in der man nicht leidet. Widerspruch, Täuschung, Wechsel — Ursachen des Leidens! Er zweifelt nicht, daß es eine Welt, wie sie sein soll, giebt; er möchte zu ihr sich den Weg suchen. (Indische Kritik: selbst das „Ich“ als scheinbar, als nicht-real)

Woher nimmt hier der Mensch den Begriff der Realität? —

Warum leitet er gerade das Leiden von Wechsel, Täuschung, Widerspruch ab? und warum nicht vielmehr sein Glück?... —

Die Verachtung, der Haß gegen Alles, was vergeht, wechselt, wandelt: — woher diese Werthung des Bleibenden?

Ersichtlich ist hier der Wille zur Wahrheit bloß das Verlangen in eine Welt des Bleibenden.

Die Sinne täuschen, die Vernunft corrigirt die Irrthümer: folglich, schloß man, ist die Vernunft der Weg zu dem Bleibenden; die unsinnlichsten Ideen müssen der „wahren Welt“ am nächsten sein. — Von den Sinnen her kommen die meisten Unglücksschläge — sie sind Betrüger, Bethörer, Vernichter:

Das Glück kann nur im Seienden verbürgt sein: Wechsel und Glück schließen sich aus. Der höchste Wunsch hat demnach die Einswerdung mit dem Seienden im Auge. Das ist die Formel für Weg zum höchsten Glück.

In summa: Die Welt, wie sie sein sollte, existirt; diese Welt, in der wir leben, ist ein Irrthum, — diese unsere Welt sollte nicht existiren.

Der Glaube an das Seiende erweist sich nur <als> eine Folge: das eigentliche primum mobile ist der Unglaube an das Werdende, das Mißtrauen gegen das Werdende, die Geringschätzung alles Werdens.

Was für eine Art Menschen reflektirt **so**? Eine unproduktive leidende Art; eine lebensmüde Art. Dächten wir uns die entgegengesetzte Art Mensch, so hätte sie den Glauben an das Seiende nicht nöthig: mehr noch, sie würde es verachten, als todt, langweilig, indifferent…

Der Glaube, daß die Welt, die sein sollte, ist, wirklich existirt, ist ein Glaube der Unproduktiven, die nicht eine Welt schaffen wollen, wie sie sein soll. Sie setzen sie als vorhanden, sie suchen nach Mitteln und Wegen, um zu ihr zu gelangen. „Wille zur Wahrheit" — als Ohnmacht des Willens zum Schaffen

erkennen, daß etwas so und so ist
thun, daß etwas so und so wird.

Antagonism in den Kraft-Graden der Naturen.

Fiktion einer Welt, welche unseren Wünschen entspricht, psychologische Kunstgriffe und Interpretationen, um alles, was wir ehren und als angenehm empfinden, mit dieser wahren Welt zu verknüpfen.

„Wille zur Wahrheit" auf dieser Stufe ist wesentlich Kunst der Interpretation; wozu immer noch Kraft der Interpretation gehört.

Dieselbe Species Mensch, noch eine Stufe ärmer geworden, nicht mehr im Besitz der Kraft zu interpretiren, des Schaffens von Fiktionen, macht den Nihilisten. Ein Nihilist ist der Mensch, welcher von der Welt, wie sie ist, urtheilt, sie sollte nicht sein und von der Welt, wie sie sein sollte, urtheilt, sie existirt nicht. Demnach hat dasein (handeln, leiden, wollen, fühlen) keinen Sinn: das Pathos des „Umsonst" ist das Nihilisten-Pathos — zugleich noch als Pathos eine Inconsequenz des Nihilisten

Wer seinen Willen nicht in die Dinge zu legen vermag, der Willens- und Kraftlose, der legt wenigstens noch einen Sinn hinein: d.h. den Glauben, daß schon ein Wille darin sei, der in den Dingen wirken u<nd> wollen soll.

Es ist ein Gradmesser von Willenskraft, wie weit man des Sinnes in den Dingen entbehren kann, wie weit man in einer sinnlosen Welt zu leben aushält: weil man ein kleines Stück von ihr selbst organisirt.

Das philosophische Objektiv-Blicken kann somit ein Zeichen von Willens- und Kraft-Armuth sein. Denn die Kraft organisirt das Nähere und Nächste; die „Erkennenden“, welche nur feststellen wollen, was ist, sind solche, die nichts festsetzen können, wie es sein soll.

Die Künstler eine Zwischenart: sie setzen wenigstens ein Gleichniß von dem fest, was sein soll — sie sind produktiv, insofern sie wirklich verändern und umformen; nicht, wie die Erkennenden, welche Alles lassen, wie es ist.

Zusammenhang der Philosophen mit den pessimistischen Religionen: dieselbe Species Mensch (— sie legen den höchsten Grad von Realität den höchstgewertheten Dingen bei.

Zusammenhang der Philosophen mit den moralischen Menschen und deren Werthmaaßen. (Die moralische Weltauslegung als **Sinn**= nach Niedergang des religiösen Sinnes —

Überwindung der Philosophen, durch Vernichtung der Welt des Seienden: Zwischenperiode des Nihilismus: bevor die Kraft da ist, die Werthe umzuwenden und das Werdende die scheinbare Welt als die Einzige zu vergöttlichen u<nd> gutzuheißen.

B. Der Nihilism als normales Phänomen kann ein Symptom wachsender Stärke sein oder wachsender Schwäche.

theils daß die Kraft zu schaffen, zu wollen so gewachsen ist, daß sie diese Gesammt-Ausdeutungen und Sinn-Einlegungen nicht mehr braucht („nähere Aufgaben“, Staat usw.)

theils, daß selbst die schöpferische Kraft, Sinn zu schaffen, nachläßt, und die Enttäuschung der herrschende Zustand <wird>. Die Unfähigkeit zum Glauben an einen „Sinn“, der „Unglaube“

Was die Wissenschaft in Hinsicht auf beide Möglichkeiten bedeutet?

1) Als Zeichen von Stärke und Selbstbeherrschung, als Entbehrenkönnen von heilenden tröstlichen Illusions-Welten
2) als untergrabend, secirend, enttäuschend, schwächend

C. der Glaube an die Wahrheit, das Bedürfniß, einen Halt zu haben an etwas Wahrgeglaubtem: psychologische Reduktion abseits von allen bisherigen Werthgefühlen. Die Furcht, die Faulheit

— insgleichen der Unglaube: Reduktion. In wiefern er einen neuen Werth bekommt, wenn es eine wahre Welt gar nicht giebt (dadurch werden die Werthgefühle wieder frei, die bisher auf die seiende Welt verschwendet worden sind)

[«]

9[61]

die großen Methodologen: Aristoteles, Bacon, Descartes, A. Comte

[«]

9[62]

<(47)>

In wiefern die einzelnen erkenntnißtheoretischen Grundstellungen (Materialismus, Sensualismus, Idealismus) Consequenzen der Werthschätzungen sind: die Quelle der obersten Lustgefühle („Werthgefühle“) auch als entscheidend über das Problem der Realität.

— das Maaß positiven Wissens ist ganz gleichgültig, oder nebensächlich: man sehe doch die indische Entwicklung.

Die buddhistische Negation der Realität überhaupt (Scheinbarkeit = Leiden) ist eine vollkommene Consequenz: Unbeweisbarkeit, Unzugänglichkeit, Mangel an Kategorien nicht nur für eine „Welt an sich“, sondern Einsicht in die fehlerhaften Prozeduren, vermöge deren dieser ganze Begriff gewonnen ist. „Absolute Realität“, „Sein an sich“ ein Widerspruch. In einer werdenden Welt ist „Realität“ immer nur eine Simplifikation zu praktischen Zwecken oder eine Täuschung auf Grund grober Organe, oder eine Verschiedenheit im tempo des Werdens.

Die logische Weltverneinung und Nihilisirung folgt daraus, daß wir Sein dem Nichtsein entgegensetzen müssen, und daß der Begriff „Werden“ geleugnet wird („etwas wird“) wenn das Sein — — —

[«]

9[63]

Sein und Werden

„Vernunft“ entwickelt auf sensualistischer Grundlage, auf den Vorurtheilen der Sinne, d.h. im Glauben an die Wahrheit der Sinnes-Urtheile.

„Sein“ als Verallgemeinerung des Begriffs „Leben“ (athmen) „beseelt sein“ „wollen, wirken“ „werden“

Gegensatz ist: „unbeseelt sein“, „nicht-werdend“; „nicht-wollend“. Also: es wird dem „Seienden“ nicht das Nicht-seiende, nicht das Scheinbare, auch nicht das Todte entgegengesetzt (denn todtsein kann nur etwas, das auch leben kann)

Die „Seele“, das „Ich“ als Urthatsache gesetzt; und überall hineingelegt, wo es ein Werden giebt.

[«]

9[64]

(48)

die Colportage-Philosophen, welche nicht aus ihrem Leben, sondern aus Sammlungen von Beweisstücken für gewisse Thesen eine Philosophie aufbauen

Nie sehen wollen, um zu sehen! Als Psychologe muß man leben und warten — bis von selber das durchgesiebte Ergebniß vieler Erlebnisse seinen Schluß gemacht hat. Man darf niemals wissen, woher man etwas weiß

Sonst giebt es eine schlechte Optik und Künstlichkeit.

— Das unfreiwillige Vergessen des Einzel-Falls ist philosophisch, nicht das Vergessenwollen, das absichtliche Abstrahiren: letzteres kennzeichnet vielmehr die nicht-philosophische Natur.

[«]

9[65]

das was ich an W<agner schätzte> war das gute Stück Antichrist, das er mit seiner Kunst und Art vertrat (oh so klug! —

ich bin der Enttäuschteste aller Wagnerianer; denn in dem Augenblick, wo es anständiger als je war, Heide zu sein, wurde er Christ… Wir Deutschen, gesetzt daß wir es je in ernsten Dingen ernst genommen haben, sind ja deutsche Atheisten und Spötter allesamt: W<agner> war es auch.

[«]

9[66]

(49)

Werthe umwerthen — was wäre das? Es müssen die spontanen Bewegungen alle da sein, die neuen zukünftigen, stärkeren: nur stehen sie noch unter falschen Namen und Schätzungen und sind sich selbst noch nicht bewußt geworden

ein muthiges Bewußtwerden und Ja-sagen zu dem, was erreicht ist

ein Losmachen von dem Schlendrian alter Werthschätzungen, die uns entwürdigen im Besten und Stärksten, was wir erreicht haben.

[«]

9[67]

(50)

Die unfreiwillige Naivetät des Larochefoucauld, welcher glaubt, etwas Kühnes, Feines und Paradoxes zu sagen — damals war die „Wahrheit“ in psychologischen Dingen etwas, das erstaunen machte — Beispiel: „les grandes âmes ne sont pas celles, qui ont moins de passions et plus de vertus que les âmes communes, mais seulement celles, qui ont de plus grands desseins.“ Freilich: J. Stuart Mill (der Chamfort den edleren und philosophischeren Larochefoucauld des 18. Jahrhunderts nennt —) sieht in ihm nur den scharfsinnigsten Beobachter alles dessen in der menschlichen Brust, was auf „gewohnheitsmäßige Selbstsucht“ zurückgeht und fügt hinzu: „ein edler Geist wird es nicht über sich gewinnen, sich die Nothwendigkeit einer dauernden Betrachtung von Gemeinheit und Niedrigkeit aufzulegen, es wäre denn um zu zeigen, gegen welche verderblichen Einflüsse sich hoher Sinn und Adel des Charakters siegreich zu behaupten vermag.“

[«]

9[68]

Der complicirte Charakter Henri IV: königlich und ernst und wieder mit der Laune eines Buffo, undankbar und treu, großherzig und listig, voll von Geist, Heroism und Absurdität.

„bei den Schriften Friedrich des Großen findet man Flecken von Bier und Tabak auf Seiten eines Mark-Aurel“

Der Admiral de Coligny und der große Condé sind Montmorency durch ihre Mütter. Die männlichen Montmorency sind tüchtige und energische Soldaten, aber keine Genies.

Ebenso leben die großen Feldherrn Moritz und Heinrich von Nassau wieder in Turenne auf, ihrem Neffen, dem Sohn ihrer Schwester Elisabeth

Die Mutter des grossen Condé, Charlotte de Montmorency, in die Henri IV so gründlich verliebt war: er sagte von ihr, sie <sei> einzig, nicht nur in ihrer Schönheit, sondern auch in ihrem Muthe.

Der alte Marquis de Mirabeau sich beklagend, als er sah, wie sein Sohn sich „vers la canaille plumière, écrivassière“ neigte

„un certain génie fier, exubérant,“ — Mirabeau von seiner Familie.

Napoléon: „j’ai des nerfs fort intraitables; si mon coeur ne battait avec une continuelle lenteur, je courrais risque de devenir fou.“

Descartes hat die Entdeckungen eines Gelehrten mit einer Folge von Schlachten verglichen, die man gegen die Natur liefert.

Voltaire erzählt, daß er den Catilina vollständig in 8 Tagen gemacht habe „Ce tour de force me surprend et m’épouvante encore.“

[«]

9[69]

„Le génie n’est qu’une longue patience.“ Buffon. Das gilt am Meisten, wenn man an die Vorgeschichte des Genies denkt, an die Familien-Geduld, mit der ein Capital von Kraft gehäuft und zusammengehalten wurde —

[«]

9[70]

Beethoven componirte gehend. Alle genialen Augenblicke sind von einem Überschuß an Muskelkraft begleitet

Das heißt in jedem Sinne der Vernunft folgen. Ford<ert> erst jede geniale Erregung eine Menge Muskel-Energie, — sie erhöht das Kraftgefühl überall. Umgekehrt steigert ein starker Marsch die geistige Erregung, bis zum Rausch

[«]

9[71]

(51)

NB. Was nützlich heißt; ist ganz und gar abhängig von der Absicht, dem Wozu?; die Absicht wieder ist ganz und gar abhängig vom Grad der Macht: deshalb kann Utilitarism keine Grundlage sondern nur eine Folgen-Lehre <sein> und <ist> absolut zu keiner Verbindlichkeit für Alle zu bringen.

[«]

9[72]

(52)

Erkenntniß als Mittel zur Macht, zur „Gottgleichheit“

Die altbiblische Legende glaubt daran, daß der Mensch im Besitz der Erkenntniß ist; daß die Vertreibung aus dem Paradies nur insofern die Folge davon ist, daß Gott nunmehr Furcht vor dem Menschen hat und ihn jetzt von der Stelle forttreibt, wo der Baum des Lebens, die Unsterblichkeit steht; wenn er jetzt auch vom Baum des Lebens äße, so wäre es um seine Macht gethan: Abgesehen davon, ist die ganze Cultur eine wachsende Furchtbarkeit des Menschen, im Thurm von Babel, mit seinem „himmelstürmenden“ Zwecke, symbolisirt. Gott trennt die Menschen: er zersplittert sie; die Sprachenvielheit ist eine Nothmaßregel Gottes, er wird mit den einzelnen Völkern besser fertig, insofern sie jetzt unter einander selber sich Krieg machen und zerstören.

Im Anfange des Alten Testaments steht die berühmte Geschichte von der Angst Gottes. Der Mensch ist dargestellt als Fehlgriff Gottes; das Thier ebenso; der Mensch, der erkennt als Rivale Gottes; als höchste Gottes; Arbeit, Noth, Tod als Nothwehr Gottes, um seinen Rivalen niederzuhalten:

Die Angst Gottes. der Mensch als ein Fehlgriff Gottes;
das Thier ebenso

Moral:

Gott verbietet die Erkenntniß, weil sie zur Macht, zur Gottgleichheit führt. Er würde an sich dem Menschen die Unsterblichkeit gönnen, vorausgesetzt, daß derselbe immer unsterblich dumm bleibt

Er schafft ihm Thiere, dann das Weib, damit er Gesellschaft hat, — damit er Unterhaltung hat (damit er nicht auf schlechte Gedanken kommt, aufs Denken, auf's Erkennen

Aber der Dämon (Schlange) verräth dem Menschen, was es mit der Erkenntniß auf sich hat.

Die Gefahr Gottes ist ungeheuer: jetzt muß er die Menschen forttreiben vom Baum des Lebens und sie durch Noth, Tod und Arbeit niederhalten. Das wirkliche Leben ist dargestellt als eine Nothwehr Gottes, als ein unnatürlicher Zustand… Die Cultur d.h. das Werk der Erkenntniß strebt trotzdem nach Gottgleichheit: sie thürmt sich himmelstürmend auf. Jetzt wird der Krieg für nöthig befunden (Sprache als Ursache des „Volks“) die Menschen sollen sich selber zerstören. Endlich wird der Untergang beschlossen. —

An einen solchen Gott hat man geglaubt!…

[«]

9[73]

(53)

Das Bedürfniß nach einer metaphysischen Welt ist die Folge davon, daß man keinen Sinn, kein Wozu? aus der vorhandenen Welt zu entnehmen wußte. „Folglich, schloß man, kann diese Welt nur scheinbar sein.“

Verhältniß der **„Scheinbarkeit“** zur **„Sinnlosigkeit“**, **„Zwecklosigkeit“**: psychologisch auszulegen: was bedeutet das?

Unwirklichkeit, Traum usw.

(wodurch unterscheidet sich das Wirkliche vom Traume? durch den Sinnzusammenhang, durch das Nicht-Zufällige -Beliebige, Causale. Aber bei jedem Blick im Großen aufs Ganze des Daseins schien es sinnlos, beliebig, zwecklos, die vorhandenen Zwecke nur tromperies usw.)

die mechanistische Causalität als solche wäre noch einer vollkommenen Ausdeutung auf Scheinbarkeit fähig; ja sie fordert dieselbe heraus.

[«]

9[74]

Periode der Aufklärung
darauf Periode der Empfindsamkeit
in wiefern Schopenhauer zur „Empfindsamkeit“ gehört
(Hegel zur Geistigkeit)

[«]

9[75]

(54)

Eine Periode, wo die alte Maskerade und Moral-Aufputzung der Affekte Widerwillen macht: die nackte Natur, wo die Macht-Quantitäten als entscheidend einfach zugestanden werden (als rangbestimmend), wo der große Stil wieder auftritt, als Folge der großen Leidenschaft.

[«]

9[76]

(55)

Die Posthumen (— Schwierigkeit ihres Verständnisses; in einem gewissen Sinn nie verstanden)

Epikur?
Schopenhauer
Stendhal
Napoleon
Goethe?
Shakespeare?
Beethoven?
Macchiavell?

Die posthumen Menschen werden schlechter verstanden, aber besser gehört als die zeitgemäßen. Oder, strenger: sie werden niemals verstanden: und <daher> ihre Autorität. (comprendre — c’est égaler)

[«]

9[77]

(56)

Jede Lehre ist überflüssig, für die nicht Alles schon bereit liegt an aufgehäuften Kräften, an Explosiv-Stoffen. Eine Umwerthung von Werthen wird nur erreicht, wenn eine Spannung von neuen Bedürfnissen, von Neu-Bedürftigen da ist, welche an der alten Werthung leiden, ohne zum Bewußtsein zu kommen, — — —

[«]

9[78]

(57)

Wer weiß, wie aller Ruhm entsteht, wird einen Argwohn auch gegen den Ruhm haben, den die Tugend genießt.

[«]

9[79]

(58)

Was ist das Loben? —

Lob und Dankbarkeit bei Ernte, gutem Wetter, Sieg, Hochzeit, Frieden — die Feste brauchen alle ein Subjekt, gegen welches hin sich das Gefühl entladet. Man will, daß Alles, was einem Gutes geschieht, einem angethan ist, man will den Thäter. Ebenso vor einem Kunstwerk: man begnügt sich nicht an ihm; man lobt den Thäter. — Was ist also loben? Eine Art Ausgleichung in Bezug auf empfangene Wohlthaten, ein Zurückgeben, ein Bezeugen unserer Macht — denn der Lobende bejaht, urtheilt, schätzt ab, richtet: er gesteht sich das Recht zu, bejahen zu können, Ehre austheilen zu können… Das erhöhte Glück<s>- und Lebensgefühl ist auch ein erhöhtes Machtgefühl: aus dem heraus lobt der Mensch (— aus dem heraus erfindet und sucht er einen Thäter, ein „Subjekt“ —)

Die Dankbarkeit als die gute Rache: am strengsten gefordert und geübt, wo Gleichheit und Stolz zugleich aufrecht erhalten werden soll, wo am besten Rache geübt wird.

[«]

9[80]

„Winter meines Mißvergnügens.“
„das ist so Einer von den Neusten,
er wird sich grenzenlos erdreusten“
„Dreckgeburt von Spott und Feuer“

[«]

9[81]

Berlioz Ouvertüre „römischer Carnaval“ ist von 1844 (Offenbach)

[«]

9[82]

Der **zweite Buddhismus**.

Die nihilistische Katastrophe, die mit der indischen Cultur ein Ende macht.

Vorzeichen dafür:

die Überhandnahme des Mitleids

die geistige Übermüdung

die Reduktion der Probleme auf Lust- und Unlustfragen

die Kriegs-Glorie, welche einen Gegenschlag hervorruft

ebensowie die nationale Abgrenzung eine Gegenbewegung, die herzlichste „Fraternität“ hervorruft,

die Unmöglichkeit der Religion, mit Dogmen und Fabeln fortarbeiten zu können

[«]

9[83]

Zur Genealogie der Moral.
Zweite Streitschrift
von
Friedrich Nietzsche.

Vierte Abhandlung: der Heerdeninstinct in der Moral.

Fünfte Abhandlung: zur Geschichte der Moral-Entnatürlichung.

Sechste Abhandlung: unter Moralisten und Moralphilosophen.

Nachwort. Eine Abrechnung mit der Moral (als Circe der Philosophen). Die Moral — ich habe es schon einmal gesagt — war bisher die Circe der Philosophen. Sie ist die Ursache des Pessimismus und Nihilismus…

Dessen höchste Formel formulirt.

Die Aufgabe.

Eintritt in das tragische Zeitalter von Europa

[«]

9[84]

Die große nihilistische Falschmünzerei unter klugem Mißbrauch moralischer Werthe

a) Liebe als Entpersönlichung; insgleichen Mitleid.
b) Nur der entpersönlichte Intellekt („der Philosoph“) erkennt die Wahrheit, „das wahre Sein und Wesen der Dinge“
c) das Genie, der große Mensch sind groß, weil sie nicht sich selbst und ihre Sache suchen: der Werth des Menschen wächst im Verhältniß dazu, als er sich selbst verleugnet. Schopenhauer II 440 ss.
d) die Kunst als Werk des „reinen willensfreien Subjekts“ Mißverständniß der „Objektivität“.
e) Glück als Zweck des Lebens; Tugend als Mittel zum Zweck

die pessimistische Verurtheilung des Lebens bei Schopenhauer ist eine moralische

Übertragung der Heerden-Maaßstäbe ins Metaphysische.

Das „Individuum“ sinnlos; folglich ihm einen Ursprung im „An-sich“ gebend (und eine Bedeutung seines Daseins als Verirrung); Eltern nur als „Gelegenheitsursache“.

Es rächt sich, daß von der Wissenschaft das Individuum nicht begriffen war: es ist das ganze bisherige Leben in Einer Linie und **nicht** dessen Resultat.

[«]

9[85]

(60)

Die gelobten Zustände und Begierden:

friedlich, billig, mäßig, bescheiden, ehrfürchtig, rücksichtsvoll, tapfer, keusch, redlich, treu, gläubig, gerade, vertrauensvoll, hingebend, mitleidig, hülfreich, gewissenhaft, einfach, mild, gerecht, freigebig, nachsichtig, gehorsam, uneigennützig, neidlos, gütig, arbeitsam

NB zu unterscheiden: in wiefern solche Eigenschaften bedingt sind als Mittel zu einem bestimmten Willen und Zwecke (oft einem „bösen“

Zwecke)

— oder als natürliche Folgen eines dominirenden Affekts (z.B. Geistigkeit)

— oder Ausdruck einer Nothlage, will sagen: als Existenzbedingung (z.B. Bürger; Sklave, Weib usw.)

Summa: sie sind allesammt **nicht** um ihrer selber willen als gut empfunden, alle nicht an und für sich „gut“, sondern bereits unter dem Maaßstab der „Gesellschaft“, „Heerde“ als Mittel zu deren Zwecken, als nothwendig für deren Aufrechterhaltung und Förderung, als Folge zugleich eines eigentlichen Heerdeninstinktes im Einzelnen, somit im Dienste eines Instinktes, der grundverschieden von diesen Tugendzuständen ist: denn die Heerde ist nach außen hin feindselig, selbstsüchtig, unbarmherzig, voller Herrschsucht, Mißtrauen usw.

Im **„Hirten“** kommt der Antagonismus heraus: er muß die entgegengesetzten Eigenschaften der Heerde haben

Todfeindschaft der Heerde gegen die Rangordnung: ihr Instinkt zu Gunsten der Gleichmacher (Christus); gegen die starken Einzelnen (les souverains) ist sie feindselig, unbillig, maßlos, unbescheiden, frech, rücksichtslos, feig, verlogen, falsch, unbarmherzig, versteckt, neidisch, rachsüchtig.

[«]

9[86]

(61)

moralistischer Naturalismus: Rückführung des scheinbar emancipirten, übernatürlichen Moralwerthes auf seine „Natur“: d.h. auf die natürliche Immoralität, auf die natürliche „Nützlichkeit“ usw.

Ich darf die Tendenz dieser Betrachtungen als moral<istischen> Nat<uralismus> bezeichnen: meine Aufgabe ist, die scheinbar emancipirten und naturlos gewordenen Moralwerthe in ihre Natur zurückzuübersetzen — d.h. in ihre natürliche „Immoralität“

NB. Vergleich mit der jüdischen „Heiligkeit“ und ihrer Naturbasis: ebenso steht es mit dem souverain gemachten Sittengesetz, losgelöst von seiner Natur (— bis zum Gegensatz zur Natur —)

Schritte der „Entnatürlichung der Moral“ (sog. „Idealisirung“)
als Weg zum Individual-Glück
als Folge der Erkenntniß
als kateg<orischer> Imperativ, losgelöst von — — —
als Weg zur Heiligung
als Verneinung des Willens zum Leben

die schrittweise Lebensfeindlichkeit der Moral.

[«]

9[87]

(62)

Die unterdrückte und ausgewischte **Häresie** in der Moral

Begriffe: heidnisch
: Herren-Moral
: virtù

[«]

9[88]

(63)

Im neuen Testament — speziell aus den Evangelien höre ich durchaus nichts „Göttliches“ reden; vielmehr eine indirekte Form der abgründlichsten Verleumdungs- und Vernichtungswuth — eine der unehrlichsten Formen des Hasses

— es fehlt alle Kenntniß der Eigenschaften einer höheren Natur

— ungescheuter Mißbrauch aller Art Biedermännerei; der ganze Schatz von Sprüchwörtern ist ausgenützt und angemaßt; war es nöthig, daß ein Gott kommt, um jenen Zöllnern zu sagen usw.

nichts ist gewöhnlicher als dieser Kampf gegen die Pharisäer mit Hülfe einer absurden und unpraktischen Moral-Scheinbarkeit — an solcher tour de force hat das Volk immer sein Vergnügen gehabt

Vorwurf der „Heuchelei“! aus diesem Munde!

nichts ist gewöhnlicher als die Behandlung der Gegner — ein indicium verfänglichster Art für Vornehmheit oder nicht…

Hat einer nur den 100. Theil gesagt, so verdiente <er>, als Anarchist, den Untergang.

Pilatus die einzig honnete Person, sein dédain vor diesem Juden-Geschwätz von „Wahrheit“, als ob solch Volk mitreden dürfte, wenn es sich um Wahrheit handelt, sein ἃ γεγραφα, sein wohlwollender Versuch, diesen absurden Attentäter los zu geben, in dem er schwerlich etwas anderes sehen konnte als einen Narren…

sein Ekel in Hinsicht auf jenes nie genug zu verurtheilende Wort „ich bin die Wahrheit“

[«]

9[89]

(64)

die Annahme des Seienden ist nöthig, um denken und schließen zu können: die Logik handhabt nur Formeln für Gleichbleibendes

deshalb wäre diese Annahme noch ohne Beweiskraft für die Realität: „das Seiende“ gehört zu unserer Optik.

das „Ich“ als seiend (— durch Werden und Entwicklung nicht berührt)

die fingirte Welt von Subjekt, Substanz, „Vernunft“ usw. ist nöthig —: eine ordnende, vereinfachende, fälschende, künstlich-trennende Macht ist in uns. „Wahrheit“ — Wille, Herr zu werden über das Vielerlei der Sensationen.

— die Phänomene aufreihen auf bestimmte Kategorien

— hierbei gehen wir vom Glauben an das „An sich“ der Dinge aus (wir nehmen die Phänomene als wirklich)

Der Charakter der werdenden Welt als unformulirbar, als „falsch“, als „sich-widersprechend“

Erkenntniß und Werden schließt sich aus.

Folglich muß „Erkenntniß“ etwas anderes sein: es muß ein Wille zum Erkennbar-machen vorangehn, eine Art Werden selbst muß die Täuschung des Seienden schaffen.

[«]

9[90]

In diesen streitbaren Abhandlungen, mit denen ich meinen Feldzug gegen die eben so unphilosophische als verhängnißvolle Gesammt-Überschätzung der Moral fortsetze — — —

[«]

9[91]

(65)
Zur Bekämpfung des Determinismus.

Daraus, daß Etwas regelmäßig erfolgt und berechenbar erfolgt, ergiebt sich nicht, daß es nothwendig erfolgt. Daß ein Quantum Kraft sich in jedem bestimmten Falle auf eine einzige Art und Weise bestimmt und benimmt, macht ihn nicht zum „unfreien Willen“. Die „mechanische Nothwendigkeit“ ist kein Thatbestand: wir erst haben sie in das Geschehn hinein interpretirt. Wir haben die Formulirbarkeit des Geschehens ausgedeutet als Folge einer über dem Geschehen waltenden Necessität. Aber daraus, daß ich etwas Bestimmtes thue, folgt keineswegs, daß ich es gezwungen thue. Der Zwang ist in den Dingen gar nicht nachweisbar: die Regel beweist nur, daß ein und dasselbe Geschehn nicht auch ein anderes Geschehn ist. Erst dadurch, daß wir Subjekte „Thäter“ in die Dinge hineingedeutet haben, entsteht der Anschein, daß alles Geschehn die Folge von einem auf Subjekte ausgeübten Zwang ist — ausgeübt von wem? wiederum von einem „Thäter“. Ursache und Wirkung — ein gefährlicher Begriff, solange man ein Etwas denkt, das verursacht und ein Etwas, auf das gewirkt wird.

A) die Nothwendigkeit ist kein Thatbestand, sondern eine Interpretation.

B) Hat man begriffen, daß das „Subjekt“ nichts ist, was wirkt, sondern nur eine Fiktion, so folgt Vielerlei.

Wir haben nur nach dem Vorbilde des Subjektes die Dinglichkeit erfunden und in den Sensationen-Wirrwarr hineininterpretirt. Glauben wir nicht mehr an das wirkende Subjekt, so fällt auch der Glaube an wirkende Dinge, an Wechselwirkung, Ursache und Wirkung zwischen jenen Phänomenen, die wir Dinge nennen.

Es fällt damit natürlich auch die Welt der **wirkenden Atome**: deren Annahme immer unter der Voraussetzung gemacht ist, daß man Subjekte braucht.

Es fällt endlich auch das **„Ding an sich“**: weil dies im Grunde die Conception eines „Subjekts an sich“ ist. Aber wir begriffen, daß das Subjekt fingirt ist. Der Gegensatz „Ding an sich“ und „Erscheinung“ ist unhaltbar; damit aber fällt auch der Begriff „Erscheinung“ dahin.

C) Geben wir das wirkende Subjekt auf, so auch das Objekt, auf das gewirkt wird. Die Dauer, die Gleichheit mit sich selbst, das Sein inhärirt weder dem, was Subjekt, noch dem, was Objekt genannt wird: es sind Complexe des Geschehens, in Hinsicht auf andere Complexe scheinbar dauerhaft — also z.B. durch eine Verschiedenheit im tempo des Geschehens (Ruhe-Bewegung, fest-locker: alles Gegensätze, die nicht an sich existiren und mit denen thatsächlich nur Gradverschiedenheiten ausgedrückt werden, die für ein gewisses Maaß von Optik sich als Gegensätze ausnehmen.

Es giebt keine Gegensätze: nur von denen der Logik her haben wir den Begriff des Gegensatzes — und von denen aus fälschlich in die Dinge übertragen.

D) Geben wir den Begriff „Subjekt“ und „Objekt“ auf, dann auch den Begriff „Substanz“ — und folglich auch dessen verschiedene Modificationen z.B. „Materie“ „Geist“ und andere hypothetische Wesen „Ewigkeit und Unveränderlichkeit des Stoffes“ usw. Wir sind die Stofflichkeit los.

Moralisch ausgedrückt: ist die Welt falsch. Aber, insofern die Moral selbst ein Stück dieser Welt ist, so ist die Moral falsch

Der Wille zur Wahrheit ist ein Fest-machen, ein Wahr-Dauerhaft-Machen, ein Aus-dem-Auge-schaffen jenes falschen Charakters, eine Umdeutung desselben ins Seiende.

„Wahrheit“ ist somit nicht etwas, was da wäre und was aufzufinden, zu entdecken wäre, — sondern etwas, das zu schaffen ist und das den Namen für einen Prozeß abgiebt, mehr noch für einen Willen der Überwältigung, der an sich kein Ende hat: Wahrheit hineinlegen, als ein processus in infinitum, ein aktives Bestimmen, nicht ein Bewußtwerden von etwas, <das> „an sich“ fest und bestimmt wäre. Es ist ein Wort für den „Willen zur Macht“

Das Leben ist auf die Voraussetzung eines Glaubens an Dauerndes und Regulär-Wiederkehrendes gegründet; je mächtiger das Leben, um so breiter muß die errathbare, gleichsam seiend gemachte Welt sein. Logisirung, Rationalisirung, Systematisirung als Hülfsmittel des Lebens.

Der Mensch projicirt seinen Trieb zur Wahrheit, sein „Ziel" in einem gewissen Sinn außer sich als seiende Welt, als metaphysische Welt, als „Ding an sich", als bereits vorhandene Welt.

Sein Bedürfniß als Schaffender erdichtet bereits die Welt, an der er arbeitet, nimmt sie vorweg: diese Vorwegnahme („dieser Glaube" an die Wahrheit) ist seine Stütze.

Alles Geschehen, alle Bewegung, alles Werden als ein Feststellen von Grad- und Kraftverhältnissen, als ein Kampf…

Das „Wohl des Individuums" ist eben so imaginär als das „Wohl der Gattung": das erstere wird nicht dem letzteren geopfert, Gattung ist, aus der Ferne betrachtet, etwas eben so Flüssiges wie Individuum. „Erhaltung der Gattung" ist nur eine Folge des Wachsthums der Gattung, d.h. der Überwindung der Gattung auf dem Wege zu einer stärkeren Art

Sobald wir uns Jemanden imaginiren, der verantwortlich ist dafür, daß wir so und so sind usw. (Gott, Natur), ihm also unsere Existenz, unser Glück und Elend als Absicht zulegen, verderben wir uns die Unschuld des Werdens. Wir haben dann Jemanden, der durch uns und mit uns etwas erreichen will.

Daß die anscheinende „Zweckmäßigkeit" („die aller menschlichen Kunst unendlich überlegene **Zweckmäßigkeit**") bloß die Folge jenes in allem Geschehen <sich> abspielenden Willens zur Macht ist

daß das Stärkerwerden Ordnungen mit sich bringt, die einem Zweckmäßigkeits-Entwurfe ähnlich sehen

daß die anscheinenden Zwecke nicht beabsichtigt sind, aber, sobald die Übermacht über eine geringere Macht erreicht ist und letztere als Funktion der größeren arbeitet, eine Ordnung des Rangs, der Organisation den Anschein einer Ordnung von Mittel und Zweck erwecken muß.

Gegen die anscheinende „Nothwendigkeit"

— diese nur ein Ausdruck dafür, daß eine Kraft nicht auch etwas Anderes ist.

Gegen die anscheinende „Zweckmäßigkeit“

— letztere nur ein Ausdruck für eine Ordnung von Machtsphären und deren Zusammenspiel.

Die logische Bestimmtheit Durchsichtigkeit als Kriterium der Wahrheit („omne illud verum est, quod clare et distincte percipitur“ Descartes): damit ist die mechanische Welthypothese erwünscht und glaublich.

Aber das ist eine grobe Verwechslung: wie simplex sigillum veri. Woher weiß man das, daß die wahre Beschaffenheit der Dinge in diesem Verhältniß zu unserem Intellekt steht? — Wäre es nicht anders? daß die ihm am meisten das Gefühl von Macht und Sicherheit gebende Hypothese am meisten von ihm bevorzugt, geschätzt, und folglich als **wahr** bezeichnet wird? — Der Intellekt setzt sein freiestes und stärkstes Vermögen und Können als Kriterium des Werthvollsten, folglich Wahren…

„wahr“: von Seiten des Gefühls aus —: was das Gefühl am Stärksten erregt („Ich“)
von Seiten des Denkens aus — : was dem Denken das größte Gefühl von Kraft giebt
von Seiten des Tastens, Sehens, Hörens aus: wobei am stärksten Widerstand zu leisten ist

Also die höchsten Grade in der Leistung erwecken für das Objekt den Glauben an dessen „Wahrheit“ d.h. Wirklichkeit. Das Gefühl der Kraft, des Kampfes, des Widerstand<es> überredet dazu, daß es etwas giebt, dem hier widerstanden wird.

[«]

9[92]

Lieb<mann> p. 11
Dynamis „reale Tendenz zur Aktion“, noch gehemmt, die sich zu aktualisiren versucht
— „Wille zur Macht“ „Spannkraft“
„angesammelte und aufgespeicherte Bewegungstendenz“

[«]

9[93]

(66)

Ich will auch die Asketik wieder vernatürlichen; an Stelle der Absicht auf Verneinung die Absicht auf Verstärkung; eine Gymnastik des Willens; eine Entbehrung und eingelegte Fastenzeiten jeder Art, auch im Geistigsten (Dîners chez Magny: lauter geistige Schlecker mit verdorbenem Magen); eine Casuistik der That in Bezug auf unsere Meinung die wir von unseren Kräften haben: ein Versuch mit Abenteuern und willkürlichen Gefahren. — Man sollte Prüfungen erfinden auch für die Stärke im Worthalten-können.

[«]

9[94]

Zur Größe gehört die Furchtbarkeit: man lasse sich nichts vormachen.

[«]

9[95]

Abhandlungen.

Woraus man bisher die „wahre Welt“ gezimmert hat.
Die Entnatürlichung der Moral auch des Gewissens (auch der Asketik) (auch der Vernunft, Scholastik, Staat
Die Zweckmäßigkeit.
Die Nothwendigkeit.
Der Heerdeninstinkt in der Moral.
Die Circe der Philosophen.
Die Starken der Zukunft.
Das tragische Zeitalter: Lehre von der ewigen Wiederkunft.
Die psychologische Falschmünzerei.
Logik unter der Herrschaft von Werthurtheilen.
Die Schönheit. Der Nihilism als Kunst.
Giebt es eine Metaphysik?…

[«]

9[96]

Die drei Scheinbarkeiten:
die Ursächlichkeit
die Zweckmäßigkeit
die Nothwendigkeit
Entnatürlichung der Werthe
Gegensätze an Stelle der **Rangordnung**
Die verworfene Welt

[«]

9[97]

(67)

Ein und dasselbe zu bejahen und zu verneinen mißlingt uns: das ist ein subjektiver Erfahrungssatz, darin drückt sich keine „Nothwendigkeit“ aus, sondern nur ein Nicht-vermögen.

Wenn, nach Aristoteles der Satz vom Widerspruch der gewisseste aller Grundsätze ist, wenn er der letzte und unterste ist, auf den alle Beweisführung<en> zurückgehn, wenn in ihm das Princip aller anderen Axiome liegt: um so strenger sollte man erwägen, was er im Grunde schon an Behauptungen voraussetzt. Entweder wird mit ihm etwas in Betreff des Wirklichen, Seienden behauptet, wie als ob er dasselbe anderswoher bereits kennte: nämlich daß ihm nicht entgegengesetzte Prädikate zugesprochen werden können. Oder der Satz will sagen: daß ihm entgegengesetzte Prädikate nicht zugesprochen werden sollen? Dann wäre Logik ein Imperativ, nicht zur Erkenntniß des Wahren, sondern zur Setzung und Zurechtmachung einer Welt, die uns wahr heißen soll.

Kurz, die Frage steht offen: sind die logischen Axiome dem Wirklichen adäquat, oder sind sie Maaßstäbe und Mittel, um Wirkliches den Begriff „Wirklichkeit“ für uns erst zu schaffen?... Um das Erste bejahen zu können, müßte man aber, wie gesagt, das Seiende bereits kennen; was schlechterdings nicht der Fall ist. Der Satz enthält also kein Kriterium der Wahrheit, sondern einen Imperativ über das, was als wahr gelten **soll**.

Gesetzt, es gäbe ein solches Sich-selbst-identisches A gar nicht, wie es jeder Satz der Logik (auch der M<athematik>) voraussetzt, das A wäre bereits eine Scheinbarkeit, so hätte die Logik eine bloß scheinbare Welt zur Voraussetzung. In der That glauben wir an jenen Satz unter dem Eindruck der unendlichen Empirie, welche ihn fortwährend zu bestätigen scheint. Das „Ding“ — das ist das eigentliche Substrat zu A; unser Glaube an Dinge ist die Voraussetzung für den Glauben an die Logik. Das A der Logik ist wie das Atom eine Nachconstruktion des „Dings“… Indem wir das nicht begreifen, und aus der Logik ein Kriterium des wahren Seins machen, sind wir bereits auf dem Wege, alle jene Hypostasen, Substanz Prädicat Object Subject Action usw., als Realitäten zu setzen: d.h. eine metaphysische Welt zu concipiren, d.h. „wahre Welt“ (— diese ist aber die scheinbare Welt noch einmal...)

Die ursprünglichsten Denkakte, das Bejahen und Verneinen das Für-wahr-halten und Nicht-für-wahr-halten, sind, insofern sie nicht nur eine Gewohnheit, sondern ein Recht voraussetzen, überhaupt Für-wahr-zu halten oder für-unwahr zu halten, bereits von einem Glauben beherrscht, daß es für uns Erkenntniß giebt, daß Urtheilen wirklich die Wahrheit treffen **könne**: — kurz, die Logik zweifelt nicht, etwas vom An-sich-Wahren aussagen zu können (nämlich daß ihm nicht entgegengesetzte Prädikate zukommen können)

Hier regiert das sensualistische grobe Vorurtheil, daß die Empfindungen uns Wahrheiten über die Dinge lehren, — daß ich nicht zu gleicher Zeit von ein und demselben Ding sagen kann, es ist hart und es ist weich (der instinktive Beweis „ich kann nicht 2 entgegengesetzte Empfindungen zugleich haben“ — ganz grob und falsch). Das begriffliche Widerspruchs-Verbot geht von dem Glauben aus, daß wir Begriffe bilden können, daß ein Begriff das Wesen eines Dinges nicht nur bezeichnet, sondern faßt... Thatsächlich gilt die Logik (wie die Geometrie und Arithmetik) nur von fingirten Wahrheiten, **die wir geschaffen haben**. Logik ist der Versuch, nach einem von uns gesetzten Seins-Schema die wirkliche Welt zu begreifen, richtiger, uns formulirbar, berechenbar zu machen…

[«]

9[98]

(68)

Psychologische Ableitung unseres Glaubens an die Vernunft.

Der Begriff „Realität“ „Sein“ ist von unserem „Subjekt“-Gefühle entnommen.

„Subjekt“: von uns aus interpretirt, so daß das Ich als Substanz gilt, als Ursache alles Thuns, als Thäter.

Die logisch-metaphysischen Postulate, der Glaube an Substanz, Accidens, Attribut usw. hat seine Überzeugungskraft in der Gewohnheit, all unser Thun als Folge unseres Willens zu betrachten: — so daß das Ich, als Substanz, nicht eingeht in die Vielheit der Veränderung. — Aber es giebt keinen Willen. —

Wir haben gar keine Kategorien, um eine „Welt an sich“ von einer Welt als Erscheinung scheiden zu dürfen. Alle unsere Vernunft-Kategorien sind sensualistischer Herkunft: abgelesen von der empirischen Welt. „Die Seele“, „das Ich“ — <die> Geschichte dieses Begriffes zeigt, daß auch hier die älteste Scheidung („Athem“, „Leben“) — — —

Wenn es nichts Materielles giebt, giebt es auch nichts Immaterielles. Der Begriff enthält nichts mehr…

Keine Subjekt- „Atome“. Die Sphäre eines Subjektes beständig wachsend oder sich vermindernd — der Mittelpunkt des Systems sich beständig verschiebend —; im Falle es die angeeignete Masse nicht organisiren kann, zerfällt es in 2. Andererseits kann es sich ein schwächeres Subjekt, ohne es zu vernichten, zu seinem Funktionär umbilden und bis zu einem gewissen Grad mit ihm zusammen eine neue Einheit bilden. Keine „Substanz“, vielmehr Etwas, das an sich nach Verstärkung strebt; und das sich nur indirekt „erhalten“ will (es will sich überbieten —)

[«]

9[99]

NB. Nicht klug sein wollen, als Psycholog; wir dürfen nicht einmal klug sein. Wer aus seinem Wissen, aus seiner Menschenkenntniß kleine Vortheile erschnappen will (— oder große, gleich dem Politiker —) geht vom Allgemeinen zum Einzelnsten Fall zurück; aber diese Art Optik ist jener anderen entgegengesetzt, die wir allein brauchen können: wir sehen vom Einzelnsten hinaus —

[«]

9[100]

<(69)>

„Gattung“ — — —

Der Fortgang zu höherer Macht; die Gattungen sind nur relative Verlangsamungen des tempos, Anzeichen, daß die Möglichkeiten Vorbedingungen zu schneller Verstärkung zu mangeln anfangen (Gattungen sind nicht Ziele; das letzte, was „der Natur“ am Herzen liegt, wäre die Erhaltung der Gattungen!!)

[«]

9[101]

NB. Dieser lernt die Menschen kennen, — er will dergestalt kleine Vortheile über sie erschnappen (oder große wie der Politiker). Jener lernt die Menschen kennen, — er will einen noch größeren Vortheil, sich ihnen überlegen zu fühlen, er wünscht zu verachten.

[«]

9[102]

(70)

Aesthetica.

Die Zustände, in denen wir eine Verklärung u<nd> Fülle in die Dinge legen und an ihnen dichten, bis sie unsere eigene Fülle und Lebenslust zurückspiegeln:
der Geschlechtstrieb
der Rausch
die Mahlzeit
der Frühling
der Sieg über den Feind, der Hohn:
das Bravourstück: die Grausamkeit; die Ekstase des religiösen Gefühls.
Drei Elemente vornehmlich:
der Geschlechtstrieb, der Rausch, die Grausamkeit: alle zur ältesten **Fest**freude des Menschen gehörend: alle insgleichen im anfänglichen „Künstler“ überwiegend.

Umgekehrt: treten uns Dinge entgegen, welche diese Verklärung und Fülle zeigen, so antwortet das animalische Dasein mit einer Erregung jener Sphären, wo alle jene Lustzustände ihren Sitz haben: — und eine Mischung dieser sehr zarten Nuancen von animalischen Wohlgefühlen und Begierden ist der aesthetische Zustand. Letzterer tritt nur bei solchen Naturen ein, welche jener abge<ben>den und überströmenden Fülle des leiblichen vigor überhaupt fähig sind; in ihm ist immer das primum mobile. Der Nüchterne, der Müde, der Erschöpfte, der Vertrocknete (z.B. ein Gelehrter) kann absolut nichts von der Kunst empfangen, weil er die künstlerische Urkraft, die Nöthigung des Reichthums nicht hat: wer nicht geben kann, empfängt auch nichts.

„Vollkommenheit“: in jenen Zuständen (bei der Geschlechtsliebe in Sonderheit usw.) verräth sich naiv, was der tiefste Instinkt als das Höhere, Wünschbarere, Werthvollere überhaupt anerkennt, die Aufwärtsbewegung seines Typus; insgleichen nach welchem Status er eigentlich strebt. Die Vollkommenheit: das ist die außerordentliche Erweiterung seines Machtgefühls, der Reichthum, das nothwendige Überschäumen über alle Ränder…

Die Kunst erinnert uns an Zustände des animalischen vigor; sie ist einmal ein Überschuß und Ausströmen von blühender Leiblichkeit in die Welt der Bilder und Wünsche; andererseits eine Anregung der animalischen Funktionen durch Bilder und Wünsche des gesteigerten Lebens; — eine Erhöhung des Lebensgefühls, ein Stimulans desselben.

In wiefern kann auch das Häßliche noch diese Gewalt haben? Insofern es noch von der siegreichen Energie des Künstlers etwas mittheilt, der über dies Häßliche und Furchtbare Herr geworden ist; oder insofern es die Lust der Grausamkeit in uns leise anregt (unter Umständen selbst die Lust, uns wehe zu thun, die Selbstvergewaltigung: und damit das Gefühl der Macht über uns.)

[«]

9[103]

NB Wenn man krank ist, so soll man sich verkriechen, in irgend eine „Höhle“: so hat es die Vernunft für sich, so allein ist es thierisch.

[«]

9[104]

„ich will das und das“; „ich möchte, daß das und das so wäre“; „ich weiß, daß das und das so ist“. — die Kraftgrade: der Mensch des Willens, der Mensch des Verlangens, der Mensch des Glaubens

[«]

9[105]

(71)

Zum Plan.

NB. 1) über alle wesentlichen Zeiten, Völker, Menschen und Probleme ein Wort.

2) hundert gute Anekdoten, womöglich historisch.

3) kriegerisch, abenteuerlich, verfänglich —

4) einige Stellen einer schwermüthigen Heiterkeit —

5) des Verkannten und Verleumdeten Fürsprecher (— des Verrufenen ...)

6) langsam, irreführend, Labyrinth

7) **Minotauros**, Katastrophe (der Gedanke, dem man Menschenopfer bringen müsse — je mehr, desto besser!)

[«]

9[106]

(71)

Unsre psychologische Optik ist dadurch bestimmt

1) daß Mittheilung nöthig ist, und daß zur Mittheilung etwas fest, vereinfacht, präcisirbar sein muß (vor allem im identischen Fall…) Damit es aber mittheilbar sein kann, muß es zurechtgemacht empfunden werden, als „wieder erkennbar“. Das Material der Sinne vom Verstande zurechtgemacht, reduzirt auf grobe Hauptstriche, ähnlich gemacht, subsumirt unter Verwandtes. Also: die Undeutlichkeit und das Chaos des Sinneneindrucks wird gleichsam logisirt

2) die Welt der „Phänomene“ ist die zurechtgemachte Welt, die wir als real empfinden. Die „Realität“ liegt in dem beständigen Wiederkommen gleicher, bekannter, verwandter Dinge, in ihrem logisirten Charakter, im Glauben, daß wir hier rechnen, berechnen können.

3) der Gegensatz dieser Phänomenal-Welt ist nicht „die wahre Welt“, sondern die formlos-unformulirbare Welt des Sensationen-Chaos, — also eine andere Art Phänomenal-Welt, eine für uns „unerkennbare“.

4) Fragen, wie die „Dinge an sich“ sein mögen, ganz abgesehn von unserer Sinnen-Receptivität und Verstandes-Aktivität, muß man mit der Frage zurückweisen: woher könnten wir wissen, daß es Dinge giebt? Die „Dingheit“ ist erst von uns geschaffen. Die Frage ist, ob es nicht noch viele Art<en> geben könnte, eine solche scheinbare Welt zu schaffen — und ob nicht dieses Schaffen, Logisiren, Zurechtmachen, Fälschen die bestgarantirte Realität selbst ist: kurz, ob nicht das, was „Dinge setzt“, allein real ist; und ob nicht die, „Wirkung der äußeren Welt auf uns“ auch nur die Folge solcher wollenden Subjekte ist…

„Ursache und Wirkung“ falsche Auslegung eines Kriegs und eines relativen Siegs

die anderen „Wesen“ agiren auf uns; unsere zurechtgemachte Scheinwelt ist eine Zurechtmachung und Überwältigung von deren Aktionen; eine Art

Defensiv-Maßregel.

Das Subjekt allein ist beweisbar: **Hypothese**, daß es nur Subjekte giebt — daß „Objekt“ nur eine Art Wirkung von Subjekt auf Subjekt ist… ein modus des Subjekts

[«]

9[107]

(72)

Entwicklung des Pessimismus zum Nihilism.

Entnatürlichung der Werthe. Scholastik der Werthe. Die Werthe, lösgelöst, idealistisch, statt das Thun zu beherrschen und zu führen, wenden sich verurtheilend gegen das Thun.

Gegensätze eingelegt an Stelle der natürlichen Grade und Ränge. Haß auf die Rangordnung. Die Gegensätze sind einem pöbelhaften Zeitalter gemäß, weil leichter faßlich

Die verworfene Welt, Angesichts einer künstlich erbauten, „wahren, werthvollen“

Endlich: man entdeckt, aus welchem Material man die „wahre Welt“ gebaut hat: und nun hat man nur die verworfene übrig und rechnet jene höchste Enttäuschung mit ein auf das Conto ihrer Verwerflichkeit

Damit ist der Nihilism da: man hat die richtenden Werthe übrig behalten — und nichts weiter!

Hier entsteht das Problem der Stärke und der Schwäche:

1) die Schwachen zerbrechen daran
2) die Stärkeren zerstören, was nicht zerbricht
3) die Stärksten überwinden die richtenden Werthe.

— das zusammen macht das **tragische Zeitalter** aus

Zur Kritik des Pessimism.

Das „Übergewicht von Leid über Lust“ oder das Umgekehrte (der Hedonismus): diese beiden Lehren sind selbst schon Wegweiser zum N<ihilismus>, nihilistisch...

denn hier wird in beiden Fällen kein anderer letzter Sinn gesetzt als die Lust- oder Unlust-Erscheinung.

Aber so redet eine Art Mensch, die es nicht mehr wagt, einen Willen, eine Absicht, einen Sinn zu setzen: — für jede gesunde Art Mensch mißt sich der Werth des Lebens schlechterdings nicht am Maaße dieser Nebensachen. Und ein Übergewicht von Leid wäre möglich und trotzdem ein mächtiger Wille, ein Ja-sagen zum Leben; ein Nöthighaben dieses Übergewichts

„Das Leben lohnt sich nicht“; „Resignation“ „warum sind die Thränen?...“ — eine schwächliche und sentimentale Denkweise. „un monstre gai vaut mieux qu’un sentimental ennuyeux.“

Der Pessimismus der Thatkräftigen: das „wozu?“ nach einem furchtbaren Ringen, selbst Siegen. Daß irgend Etwas hundert Mal wichtiger ist, als die Frage, ob wir uns wohl oder schlecht befinden: Grundinstinkt aller starken Naturen — und folglich auch, ob sich die Anderen gut oder schlecht befinden. Kurz, daß wir ein Ziel haben, um dessentwillen man nicht zögert, Menschenopfer zu bringen, jede Gefahr zu laufen, jedes Schlimme und Schlimmste auf sich zu nehmen: die große Leidenschaft.

[«]

9[108]

Das „Subjekt“ ist ja nur eine Fiktion; es giebt das Ego gar nicht, von dem geredet wird, wenn man den Egoism tadelt.

[«]

9[109]

(73)
NB. den Juden Muth zu machen zu neuen Eigenschaften, nachdem sie in neue Daseinsbedingungen übergetreten sind: so war es meinem Instinkte allein

gemäß, und auf diesem Wege habe ich mich auch durch eine giftträgerische Gegenbewegung, die jetzt gerade obenauf ist, nicht irre machen lassen.

[«]

9[110]

(74)

Das **Beschreibende**, das **Pittoreske** als Symptome des Nihilism (in Künsten und in der Psychologie)

Keine Colportage-Psychologie treiben! Nie beobachten, um zu beobachten! Das giebt eine falsche Optik, ein Schielen, etwas Erzwungenes und Übertriebenes. Erleben als Erlebenwollen; es geräth nicht, wenn man nach sich selbst dabei hinblickt; der geborene Psycholog hütet sich, wie der geborene Maler, zu sehn, um zu sehn; er arbeitet nie „nach der Natur“ — er überläßt das Durchsieben und Ausdrücken des Erlebten, des „Falls“, der „Natur“ seinem Instinkt, — das Allgemeine kommt ihm als solches zum Bewußtsein, nicht das willkürliche Abstrahiren von bestimmten Fällen. Wer es anders macht, wie die beutegierigen romanciers in Paris, welche gleichsam der Wirklichkeit auflauern und jeden Tag eine Handvoll Kuriositäten nach Hause bringen: was wird schließlich daraus? Ein Mosaik besten Falls, etwas Zusammenaddirtes, Farbenschreiendes, Unruhiges (wie bei den Frères de Goncourt). — Die „Natur“, im künstlerischen Sinne gesprochen, ist niemals „wahr“; sie übertreibt, sie verzerrt, sie läßt Lücken. Das „Studium nach der Natur“ ist ein Zeichen von Unterwerfung, von Schwäche, eine Art Fatalism, die eines Künstlers unwürdig ist. Sehen, was **ist** — das gehört einer spezifisch anderen Art von Geistern zu, den Thatsächlichen, den Feststellern: hat man diesen Sinn in aller Stärke entwickelt, so ist er anti-künstlerisch an sich.

Die descriptive Musik; der Wirklichkeit es überlassen, zu wirken…

Alle diese Art<en> Kunst sind leichter, nachmachbarer; nach ihnen greifen die Gering-Begabten. Appell an die Instinkte; suggestive Kunst.

[«]

9[111]

Wagner, ein Stück Aberglaube schon bei Lebzeiten, hat sich inzwischen so in die Wolk<en> des Unwahrscheinlichen eingewickelt, daß in Bezug auf ihn nur das Paradoxe noch Glaube findet

[«]

9[112]

(75)

Ob nicht der Gegensatz des Aktiven und Reactiven hinter jenem Gegensatz von Classisch und Romantisch verborgen liegt?…

[«]

9[113]

NB manche Schicksale muß man hinuntertrinken, ohne sie anzusehn: das verbessert, wie beim Maté-Trinken, ihren Geschmack.

[«]

9[114]

NB jene Art des Egoismus, welche uns treibt, etwas um des Nächsten willen zu thun und zu lassen

[«]

9[115]

(76)

Zu erwägen:

Das vollkommene Buch. —

1) die Form, der Stil

Ein idealer Monolog. Alles Gelehrtenhafte aufgesaugt in die Tiefe

alle Accente der tiefen Leidenschaft, Sorge, auch der Schwächen, Milderungen, Sonnenstellen, — das kurze Glück, die sublime Heiterkeit —

Überwindung der Demonstration; absolut persönlich. Kein „ich“...

eine Art mémoires; die abstraktesten Dinge am leibhaftesten und blutigsten

die ganze Geschichte wie persönlich erlebt und erlitten (— so allein wird’s wahr)

gleichsam ein Geistergespräch; eine Vorforderung, Herausforderung, Todtenbeschwörung

möglichst viel Sichtbares, Bestimmtes, Beispielsweises, Vorsicht vor Gegenwärtigem. alles Zeitgemäße

Vermeiden der Worte „vornehm“ und überhaupt aller Worte, worin eine Selbst-In-Scenesetzung liegen könnte.

Nicht „Beschreibung“; alle Probleme ins Gefühl, übersetzt, bis zur Passion —

2) Sammlung ausdrücklicher Worte. Vorzug für militärische W<orte>.

Ersatzworte für die philosophischen Termini: womöglich deutsch und zur Formel ausgeprägt.

sämmtliche Zustände der geistigsten Menschen darstellen; so daß ihre Reihe im ganzen Werke umfaßt ist.

(— Zustände des Legislator<s>
des Versuchers
des zur Opferung Gezwungenen, Zögernden —
der großen Verantwortlichkeit
des Leidens an der Unerkennbarkeit
des Leidens am Scheinen-Müssen
des Leidens am Wehetun-Müssen,
der Wollust am Zerstören

3) Das Werk auf eine Katastrophe hin bauen

Einleitung herzunehmen von dem Willen zum Pessimismus. Nicht als Leidender, Enttäuschter reden. „Wir, die wir nicht an die Tugend und die schönen Schwellungen glauben.“

Satyrspiel
am Schluß

Einmischen: kurze Gespräche zwischen Theseus Dionysos und Ariadne.
— Theseus wird absurd, sagte Ariadne, Theseus wird tugendhaft —
Eifersucht des Theseus auf Ariadne’s Traum.
der Held sich selbst bewundernd, absurd werdend, Klage der Ariadne
Dionysos ohne Eifersucht: „Was ich an Dir liebe, wie könnte das ein Theseus lieben?“…
Letzter Akt. Hochzeit des Dionysos und der Ariadne
„man ist nicht eifersüchtig, wenn man Gott ist, sagte Dionysos: es sei denn auf Götter.“

„Ariadne, sagte Dionysos, du bist ein Labyrinth: Theseus hat sich in dich verirrt, er hat keinen Faden mehr; was nützt es ihm nun, daß er nicht vom Minotauros gefressen wurde? Was ihn frißt, ist schlimmer als ein Minotauros.“ Du schmeichelst mir, antwortete Ariadne, aber ich bin meines Mitleidens müde, an mir sollen alle Helden zu Grunde gehen: Das ist meine letzte Liebe zu Theseus: „ich richte ihn zu Grunde“

[«]

9[116]

(77)

Rousseau, dieser typische „moderne Mensch“, Idealist und Canaille in Einer Person, und das Erste um des Zweiten willen, ein Wesen, das die „moralische Würde“ und deren Attitüde nöthig hatte, um sich selber auszuhalten, krank zugleich vor zügelloser Eitelkeit und zügelloser Selbstverachtung: diese Mißgeburt, welche sich an die Schwelle unserer neuen Zeit gelagert hat, hat die „Rückkehr zur Natur“ gepredigt — wohin wollte er eigentlich zurück?

Auch ich rede von „Rückkehr zur Natur“: obwohl es eigentlich nicht ein „Zurückkehren“ ist, sondern ein „Hinaufkommen“ — in die starke souveraine furchtbare Natur und Natürlichkeit des Menschen, welche mit großen Aufgaben spielen darf, weil sie an kleineren müde würde und Ekel empfände. — Napoleon war „Rückkehr zur Natur“ in rebus tacticis und vor allem im Strategischen.

Das 18. Jahrhundert, dem man Alles verdankt, worin unser 19. Jahrhundert gearbeitet und gelitten hat: den Moral-Fanatism, die Verweichlichung des Gefühls zu Gunsten des Schwachen, Unterdrückten, Leidenden, die Rancüne gegen alle Art Privilegirte, den Glauben an den „Fortschritt“, den Glauben an den Fetisch „Menschheit“, den unsinnigen Plebejer-Stolz und die Begierde nach vollen Leidenschaften — beides romantisch —

Unsere Feindschaft gegen die révolution bezieht sich nicht auf die blutige farce, ihre „Immoralität“, mit der sie sich abspielte; vielmehr auf ihre Heerden-Moralität, auf ihre „Wahrheiten“, mit denen sie immer noch wirkt und wirkt, auf ihre contagiöse Vorstellung von „Gerechtigkeit u<nd> Freiheit“, mit der sie alle mittelmäßigen Seelen bestrickt, auf ihre Niederwerfung der Autoritäten höherer Stände. Daß es um sie herum so schauerlich und blutig zugieng, hat dieser Orgie der Mittelmäßigkeit einen Anschein von Größe gegeben, so daß sie als Schauspiel auch die stolzesten Geister verführt hat.

[«]

9[117]

man giebt nach, wo das Nachgeben ein Vorgeben ist: also wenn man reich genug ist, um nicht nehmen zu müssen.

[«]

9[118]

er liebte es, so lange Recht zu behalten bis ein Zufall ihm zu Hülfe kam, — und bis er Recht hatte

[«]

9[119]

(78)

Die „Reinigung des Geschmacks“ kann nur die Folge einer Verstärkung des Typus sein. Unsere Gesellschaft von heute repräsentirt nur die Bildung; der Gebildete fehlt. Der große synthetische Mensch fehlt: in dem die verschiedenen Kräfte zu Einem Ziele unbedenklich in's Joch gespannt sind. Was wir haben, ist der vielfache Mensch, das interessanteste Chaos, das es vielleicht bisher gegeben hat: aber nicht das Chaos vor der Schöpfung der Welt, sondern hinter ihr, der vielfache Mensch. — Goethe als schönster Ausdruck des Typus (— ganz und gar kein Olympier!)

Das Recht auf den großen Affekt — für den Erkennenden wieder zurückzugewinnen! nachdem die Entselbstung und der Cultus des „Objektiven" eine falsche Rangordnung auch in dieser Sphäre geschaffen haben. Der Irrthum kam auf die Spitze, als Schopenhauer lehrte: eben im Loskommen vom Affekt, vom Willen liege der einzige Zugang zum „Wahren", zur Erkenntniß; der willensfreie Intellekt könne gar nicht anders, als das wahre eigentliche Wesen der Dinge sehn.

Derselbe Irrthum in arte: als ob Alles schön wäre, sobald es ohne Willen angeschaut wird.

Der Kampf gegen den „Zweck" in der Kunst ist immer der Kampf gegen die moralisirende Tendenz der Kunst, gegen ihre Unterordnung unter die Moral: l'art pour l'art heißt: „der Teufel hole die Moral!" — Aber selbst noch diese Feindschaft verräth die Übergewalt des Vorurtheils; wenn man den Affekt des Moralpredigens und „Menschenverbesserns" von der Kunst ausgeschlossen hat, so folgt daraus noch lange nicht, daß die Kunst überhaupt ohne „Affekt", ohne „Zweck", ohne ein außeraesthetisches Bedürfniß möglich ist. „Wiederspiegeln", „nachahmen": gut, aber wie? alle Kunst lobt, verherrlicht, zieht heraus, verklärt — sie stärkt irgend welche Werthschätzungen: sollte man das nur als ein Nebenbei, als einen Zufall der Wirkung nehmen dürfen? Oder liegt es dem „Können" des Künstlers schon zu Grunde? Bezieht sich der Affekt des Künstlers auf die Kunst selbst? Oder nicht vielmehr auf das Leben? auf eine Wünschbarkeit des Lebens?

Und das viele Häßliche, Harte, Schreckliche, das die Kunst darstellt? Will sie damit vom Leben entleiden? zur Resignation stimmen, wie Schopenhauer meint? — Aber der Künstler theilt vor allem seinen Zustand in Hinsicht auf dieses Furchtbare des Lebens mit: dieser Zustand selbst ist eine Wünschbarkeit, wer ihn erlebt hat, hält ihn in höchsten Ehren und theilt ihn mit, gesetzt daß er ein mittheilsames Wesen d.h. ein Künstler ist. Die Tapferkeit vor einem mächtigen Feinde, einem erhabenen Ungemach, einem grauenhaften Problem — sie selbst ist der höhere Zustand des Lebens, den alle Kunst der Erhabenheit verherrlicht. Die kriegerische Seele feiert ihre Saturnalien in der Tragödie; das Glück des Krieges und Sieges, der herben Grausamkeit angesichts leidender und kämpfender Menschen, wie alles das dem leidgewohnten, und leidaufsuchenden Menschen zu eigen ist.

[«]

9[120]

(79)

Wir lernen in unserer civilisirten Welt fast nur den verkümmerten Verbrecher kennen, erdrückt unter dem Fluch und der Verachtung der Gesellschaft, sich selbst mißtrauend, oftmals seine That verkleinernd und verleumdend, einen mißglückten Typus von Verbrecher; und wir widerstreben der Vorstellung, daß alle großen Menschen Verbrecher waren, nur im großen Stile, und nicht im erbärmlichen; daß das Verbrechen zur Größe gehört (— so nämlich geredet aus dem Bewußtsein der Nierenprüfer und aller derer, die am tiefsten in große Seelen hinuntergestiegen sind) Die „Vogelfreiheit“ von dem Herkommen, dem Gewissen, der Pflicht — jeder große Mensch kennt diese seine Gefahr. Aber er will sie auch: er will das große Ziel und darum auch dessen Mittel.

[«]

9[121]

(80)

Daß man den Menschen den Muth zu ihren Naturtreiben wiedergiebt

Daß man ihre Selbstunterschätzung steuert (nicht die des Menschen als Individuum, sondern die des Menschen als Natur...)

Daß man die Gegensätze herausnimmt aus den Dingen, nachdem man begreift, daß wir sie hineingelegt haben.

Daß man die Gesellschafts-Idiosynkrasie aus dem Dasein überhaupt herausnimmt (Schuld, Strafe, Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Freiheit, Liebe usw.)

Das Problem der Civilisation hinstellen.

Fortschritt zur „Natürlichkeit“: in allen politischen Fragen, auch im Verhältniß von Parteien, selbst von merkantilen oder Arbeiter- u<nd> Unternehmer-Parteien handelt es sich um Machtfragen — „was man kann?“ und erst daraufhin, was man soll?

Daß dabei, mitten unter der Mechanik der großen Politik, noch die christlichen Fanfaren geblasen (z.B. in Siegesbulletins oder in kaiserlichen Anreden an das Volk) gehört immer mehr zu dem, was unmöglich wird: weil es wider den Geschmack geht. „Die Gurgel des Kronprinzen“ ist keine Angelegenheit Gottes.

Fortschritt des neunzehnten Jahrhunderts gegen das 18.

— im Grunde führen wir guten Europäer einen Krieg gegen das 18. Jahrhundert. —

1. „Rückkehr zur Natur“ immer entschiedener im umgekehrten Sinne verstanden als es Rousseau verstand. Weg vom Idyll und der Oper!

2. immer entschiedener antiidealistisch, gegenständlicher, furchtloser, arbeitsamer, maaßvoller, mißtrauischer gegen plötzliche Veränderungen, antirevolutionär

3. immer entschiedener die Frage der Gesundheit des Leibes der „der Seele“ voranstellend: letzteres als einen Zustand in Folge der ersteren begreifend, mindestens als deren Vorbedingung — — —

[«]

9[122]

(80^{a})

Zur Genealogie des Christenthums

— der Fanatism der Schüchternen, welche nicht wieder zurückzukehren wagen, nachdem sie einmal ihr Land verlassen haben: bis sie, aus Furcht und Marter der Furcht, dazu kommen, es zu vernichten.

— es gehört mehr Muth und Stärke des Charakters dazu, halt zu machen oder gar umzukehren als weiterzugehn. Umzukehren ohne Feigheit ist schwerer als weiterzugehen ohne Feigheit.

[«]

9[123]

(81)

Zur Genesis des Nihilisten.

Man hat nur spät den Muth zu dem, was man eigentlich weiß. Daß ich von Grund aus bisher Nihilist gewesen bin, das habe ich mir erst seit Kurzem eingestanden: die Energie, der Radikalism, mit der ich als Nihilist vorwärts gieng, täuschte mich über diese Grundthatsache. Wenn man einem Ziele entgegengeht, so scheint es unmöglich, daß „die Ziellosigkeit an sich“ unser Glaubensgrundsatz ist.

[«]

9[124]

(82)

Moral als Verführungs-mittel.

„Die Natur ist gut, denn ein weiser und guter Gott ist ihre Ursache. Wem fällt also die Verantwortung für die „Verderbniß des Menschen“ zu? Ihren Tyrannen und Verführern, den herrschenden Ständen — man muß sie vernichten.“

: die Logik Rousseaus (vgl. die Logik Pascals, welche den Schluß auf die Erbsünde macht)

Man vergleiche die verwandte Logik Luthers.

: in beiden Fällen wird ein Vorwand gesucht, ein unersättliches Rachebedürfniß als moralisch-religiöse Pflicht einzuführen. Der Haß gegen den regierenden Stand sucht sich zu heiligen…

(die „Sündhaftigkeit Israels“: Grundlage für die Machtstellung der Priester)

Man vergleiche die verwandte Logik des Paulus.

: immer ist es die Sache Gottes, unter der diese Reaktionen auftreten, die Sache des Rechts, der Menschlichkeit usw.

(bei Christus scheint der Jubel des Volkes als Ursache seiner Hinrichtung; eine antipriesterliche Bewegung von vornherein)

(— selbst bei den Antisemiten ist es immer das gleiche Kunststück: den Gegner mit moralischen Verwerfungsurtheilen heimzusuchen und sich die Rolle der strafenden Gerechtigkeit vorzubehalten.)

NB Die „moralische Verurtheilung“ als Mittel zur Macht.

A. „die Erregung des schlechten Gewissens“ um Heilande, Priester und dergleichen nöthig zu machen oder:
B. die Erregung des guten Gewissens: um seine Gegner als die Schlechten behandeln und niederwerfen zu können

[«]

9[125]

(83)

gegen Rousseau: der Zustand der Natur ist furchtbar, der Mensch ist Raubthier, unsre Civilisation ist ein unerhörter Triumph über diese Raubthier-Natur: — so schloß Voltaire. Er empfand die Milderung, die Raffinements, die geistigen Freuden des civilisirten Zustandes; er verachtete die Bornirtheit, auch in der Form der Tugend; den Mangel an Delikatesse auch bei den Asketen und Mönchen.

Die moralische Verwerflichkeit des Menschen schien Rousseau zu präoccupiren; man kann mit den Worten „ungerecht“ „grausam“, am meisten die Instinkte der Unterdrückten aufreizen, die sich sonst unter dem Bann des vetitum und der Ungnade befinden: so daß ihr Gewissen ihnen die aufrührerischen Begierden widerräth. Diese Emancipatoren suchen vor allem Eins: ihrer Partei die großen Accente und Attitüden der höheren Natur zu geben.

[«]

9[126]

(84)

Haupt-Symptome des Pessimism.

die dîners chez Magny.
der russische Pessimism. Tolstoi Dostoiewsky
der aesthetische Pessimismus l’art pour l’art „Description“ der romantische und der antiromantische Pessimism
der erkenntnißtheoretische Pessimismus.
Schopenhauer. Der „Phänomenalismus“.
der anarchistische Pessimismus.
die „Religion des Mitleids“, buddhistische Vorbewegung.
der Cultur-Pessimismus (Exotism. Kosmopolitismus)
der moralistische Pessimismus: ich selber
Die Distraktionen, die zeitweiligen Erlösungen vom Pessimismus.
die großen Kriege, die starken Militär-Organisationen, der Nationalismus
die Industrie-Concurrenz
die Wissenschaft
das Vergnügen

Scheiden wir hier aus:

der Pessimismus als Stärke — worin? in der Energie seiner Logik, als Anarchismus und Nihilism, als Analytik.

der Pessimismus als Niedergang — worin? als Verzärtlichung, als kosmopolitische Anfühlerei, als „tout comprendre“ und Historismus.

[«]

9[127]

Die Heraufkunft des Nihilismus.
Die Logik des Nihilismus
Die Selbstüberwindung des Nihilismus.
Überwinder und Überwundene.

[«]

9[128]

(85)

die kritische Spannung: die Extreme kommen zum Vorschein und Übergewicht.

[«]

9[129]

Niedergang des Protestantism: theoretisch und historisch als Halbheit begriffen. Thatsächliches Übergewicht des Katholicism; das Gefühl des Protest<antismus> so erloschen, daß die stärksten antiprotestantischen Bewegungen nicht mehr als solche empfunden werden (z.B. Wagners Parsifal) Die ganze höhere Geistigkeit in Frankreich ist katholisch im Instinkt; Bismarck hat begriffen, daß es einen Protestantismus gar nicht mehr giebt.

[«]

9[130]

<(86)>

Kritik des modernen Menschen
(seine moralistische Verlogenheit)
„der gute Mensch“, nur verdorben und verführt durch schlechte Institutionen (Tyrannen und Priester)
die Vernunft als Autorität; die Geschichte als Überwindung von Irrthümern; die Zukunft als Fortschritt.
der christliche Staat „der Gott der Heerschaaren“
der christliche Geschlechtsbetrieb oder die Ehe
das Reich der „Gerechtigkeit“ der Cultus der „Menschheit“
die „Freiheit“

die romantische Attitüde des modernen Menschen:
der edle Mensch (Byron, V. Hugo, G. Sand
die edle Entrüstung
die Heiligung durch die Leidenschaft (als wahre „Natur“

die Parteinahme für die Unterdrückten und Schlechtweggekommenen: Motto der Historiker und romanciers.
die Stoiker der Pflicht
die „Selbstlosigkeit“ als Kunst und Erkenntniß
der Altruism (als verlogenste Form des Egoism (Utilitarism) gefühlsamster Egoism.

[«]

9[131]

(87)

dies Alles ist 18. Jahrhundert. Was dagegen nicht sich aus ihm vererbt hat: die insouciance, die Heiterkeit, die Eleganz, die geistige Helligkeit; das tempo des Geistes hat sich verändert; der Genuß an der geistigen Feinheit und Klarheit ist dem Genuß an der Farbe, Harmonie, Masse, Realität, usw. gewichen. Sensualism im Geistigen. Kurz, es ist das 18. Jahrhundert Rousseaus.

[«]

9[132]

die Virtuosi und die Tugendhaften

[«]

9[133]

Science sans conscience n’est que ruine de l’âme. Rabelais. conscience sans science c’est le salut —

[«]

9[134]

(88)

Augustin Thierry las 1814 das, was de Montlosier in seinem Werke De la monarchie française gesagt hatte: er antwortete mit einem Schrei der Entrüstung und machte sich an sein Werk. Jener Emigrant hatte gesagt: Race d'affranchis, race d'esclaves arrachés de nos mains, peuple tributaire, peuple nouveau, licence vous fut octroyée d'être libres, et non pas à nous d'être nobles; pour nous tout est de droit, pour vous tout est de grâce, nous ne sommes point de votre communauté; nous sommes un tout par nous-mêmes.

[«]

9[135]

(90)

die „evangelische Freiheit". „Verantwortlichkeit vor dem eignen Gewissen", diese schöne Tartüfferie Luthers: im Grunde der „Wille zur Macht" in seiner schüchternsten Form. Denn dies sind seine drei Grade: a) Freiheit, b) Gerechtigkeit, c) Liebe

[«]

9[136]

der Glaube ist eine „heilige Krankheit", ἱερὰ νόσος: das hat schon Heraklit gewußt: der Glaube, eine blödsinnig machende innere Nöthigung, daß etwas wahr sein soll…

[«]

9[137]

(91)

Der Kampf gegen die großen Menschen, aus ökonomischen Gründen gerechtfertigt. Dieselben sind gefährlich, Zufälle, Ausnahmen, Unwetter, stark genug, um Langsam-Gebautes und -Gegründetes in Frage zu stellen. Das Explosive nicht nur unschädlich zu entladen, sondern womöglich seiner Entstehung vorbeugen… Grundinstinkt der civilisirten Gesellschaft.

[«]

9[138]

(92)
NB alles Furchtbare in Dienst nehmen; einzeln, schrittweise, versuchsweise: so will es die Aufgabe der Cultur; aber bis sie stark genug dazu ist, muß sie es bekämpfen, mäßigen, verschleiern, selbst verfluchen…

— überall, wo eine Cultur das Böse ansetzt, bringt sie damit ein Furchtverhältniß zum Ausdruck also eine Schwäche…

These: alles Gute ist ein dienstbar gemachtes Böse von Ehedem.

Maaßstab: je furchtbarer und größer die Leidenschaften sind, die eine Zeit, ein Volk, ein Einzelner sich gestatten kann, weil er sie als Mittel zu brauchen vermag, um so höher steht seine Cultur. (— das Reich des Bösen wird immer kleiner…)

— je mittelmäßiger, schwächer, unterwürfiger und feiger ein Mensch ist, um so mehr wird er als böse ansetzen: bei ihm ist das Reich des Bösen am umfänglichsten, der niedrigste Mensch wird das Reich des Bösen (d.h. des ihm Verbotenen und Feindlichen) überall sehen.

[«]

9[139]

(89)
Summa: die Herrschaft über die Leidenschaften, nicht deren Schwächung oder Ausrottung!

je größer die Herren-Kraft des Willens ist, um so viel mehr Freiheit darf den Leidenschaften gegeben werden.

der „große Mensch“ ist groß durch den Freiheits-Spielraum seiner Begierden und durch die noch größere Macht, welche diese prachtvollen Unthiere in Dienst zu nehmen weiß.

— der „gute Mensch“ ist auf jeder Stufe der Civilisation der Ungefährliche und Nützliche zugleich: eine Art Mitte; der

Ausdruck im gemeinen Bewußtsein davon, vor wem man sich nicht zu fürchten hat und wen man trotzdem nicht verachten darf…

Erziehung: wesentlich das Mittel, die Ausnahme eine Ablenkung, Verführung, Ankränkelung zu ruiniren zu Gunsten der Regel.

Das ist hart: aber ökonomisch betrachtet, vollkommen vernünftig. Mindestens für jene lange Zeit, — — —

Bildung: wesentlich das Mittel, den Geschmack gegen die Ausnahme zu richten zu Gunsten des Mittleren.

Eine Cultur der Ausnahme, des Versuchs, der Gefahr, der Nüance als Folge eines großen Kräfte-Reichthums: — jede aristokratische Cultur tendirt dahin.

Erst wenn eine Cultur über einen Überschuß von Kräften zu gebieten hat, kann auf ihrem Boden auch ein Treibhaus der Luxus-Cultur — — —

[«]

9[140]

(93)

Versuch meinerseits, die absolute Vernünftigkeit des gesellschaftlichen Urtheilens und Werthschätzens zu begreifen: natürlich frei von dem Willen, dabei moralische Resultate herauszurechnen.

: der Grad von psychologischer Falschheit und Undurchsichtigkeit, um die zur Erhaltung und Machtsteigerung wesentlichen Affekte zu **heiligen** (um sich für sie das gute Gewissen zu schaffen)

: der Grad von Dummheit, damit eine gemeinsame Regulirung und Werthung möglich bleibt (dazu Erziehung, Überwachung der Bildungselemente, Dressur)

: der Grad von Inquisition, Mißtrauen und Unduldsamkeit, um die Ausnahmen als Verbrecher zu behandeln und zu unterdrücken, — um ihnen selbst das schlechte Gewissen zu geben, so daß diese innerlich an ihrer Ausnahmhaftigkeit krank sind.

Moral wesentlich als Wehr, als Vertheidigungsmittel: insofern ein Zeichen des unausgewachsenen Menschen p. 123

(verpanzert; stoisch;

der ausgewachsene Mensch hat vor allem Waffen, er ist angreifend

Kriegswerkzeuge zu Friedenswerkzeugen umgewandelt (aus Schuppen und Platten, Federn und Haare)

Summa: die Moral ist gerade so „unmoralisch“, wie jedwedes andre Ding auf Erden; die Moralität selbst ist eine Form der Unmoralität.

Große Befreiung, welche diese Einsicht bringt: der Gegensatz ist aus den Dingen entfernt, die Einartigkeit in allem Geschehen ist gerettet — —

[«]

9[141]

(94)

Überarbeitung, Neugierde und Mitgefühl — unsre modernen Laster

[«]

9[142]

(95)

Die Höhepunkte der Cultur und der Civilisation liegen auseinander: man soll sich über den Antagonismus dieser beiden Begriffe nicht irreführen lassen.

Die großen Momente der Cultur sind die Zeiten der Corruption, moralisch ausgedrückt; die Epochen der gewollten und erzwungenen Zähmung („Civilisation.“) des Menschen sind Zeiten der Unduldsamkeit für die geistigsten und kühnsten Naturen und deren tiefste Widersacher.

[«]

9[143]

(96)

Wie wenig liegt am Gegenstand! Der Geist ist es, der lebendig macht! Welche kranke und verstockte Luft mitten aus all dem aufgeregten Gerede von „Erlösung“, Liebe, „Seligkeit“, Glaube, Wahrheit, „ewigem Leben“! Man nehme einmal ein eigentlich heidnisches Buch dagegen, z.B. Petronius, wo im Grunde Nichts gethan, gesagt, gewollt und geschätzt wird, was nicht, nach einem christlich-muckerischen Werthmaße, Sünde, selbst Todsünde ist. Und trotzdem: welches Wohlgefühl der reineren Luft, der überlegenen Geistigkeit des schnelleren Schrittes, der freigewordenen und überschüssigen, zukunftsgewissen Kraft? Im ganzen neuen Testament kommt keine einzige Bouffonnerie vor: aber damit ist ein Buch widerlegt… Mit ihm verglichen bleibt das neue Testament ein Symptom des Niedergangs u<nd> der Cultur-Corruption — und als solches hat es gewirkt, als Ferment der Verwesung

[«]

9[144]

(97)

Zur „logischen Scheinbarkeit“.

Der Begriff „Individuum“ und „Gattung“ gleichermaßen falsch und bloß augenscheinlich. „Gattung“ drückt nur die Thatsache aus, daß eine Fülle ähnlicher Wesen zu gleicher Zeit hervortreten und daß das tempo im Weiterwachsen und Sich-Verwandeln eine lange Zeit verlangsamt ist: so daß die thatsächlichen kleinen Fortsetzungen und Zuwachse nicht sehr in Betracht kommen (— eine Entwicklungsphase, bei der das Sich-Entwickeln nicht in die Sichtbarkeit tritt, so daß ein Gleichgewicht erreicht scheint, und die falsche Vorstellung ermöglicht wird, hier sei ein Ziel erreicht — und es habe ein Ziel in der Entwicklung gegeben…)

Die Form gilt als etwas Dauerndes und deshalb Werthvolleres; aber die Form ist bloß von uns erfunden; und wenn noch so oft „dieselbe Form erreicht wird“, so bedeutet das nicht, daß es dieselbe Form ist, — sondern es erscheint immer etwas Neues — und nur wir, die wir vergleichen, rechnen dies Neue, insofern es Altem gleicht, zusammen in die Einheit der „Form“. Als ob ein Typus erreicht werden sollte und gleichsam der Bildung vorschwebe und innewohne.

Die Form, die Gattung, das Gesetz, die Idee, der Zweck — hier wird überall der gleiche Fehler gemacht, daß einer Fiktion eine falsche Realität untergeschoben wird: wie als ob das Geschehen irgendwelchen Gehorsam in sich trage, — eine künstliche Scheidung im Geschehen wird da gemacht zwischen dem, was thut und dem, wonach dies Thun sich richtet (aber das was und das wonach sind nur angesetzt von uns aus Gehorsam gegen unsere metaphysisch-logische Dogmatik: kein „ Thatbestand“)

Man soll diese Nöthigung, Begriffe, Gattungen, Formen, Zwecke, Gesetze — „eine Welt der identischen Fälle“ — zu bilden, nicht so verstehn, als ob wir damit die wahre Welt zu fixiren im Stande wären; sondern als Nöthigung, uns eine Welt zurechtzumachen, bei der unsre Existenz ermöglicht wird — wir schaffen damit eine Welt, die berechenbar, vereinfacht, verständlich usw. für uns ist.

Diese selbe Nöthigung besteht in der Sinnen-Aktivität, welche der Verstand unterstützt, — durch Vereinfachen, Vergröbern, Unterstreichen und Ausdichten, auf dem alles „Wiedererkennen“, alles Sich-verständlich-machen-können beruht. Unsre Bedürfnisse haben unsre Sinne so präcisirt, daß die „gleiche Erscheinungswelt“ immer wieder kehrt und dadurch den Anschein der Wirklichkeit bekommen hat.

Unsre subjektive Nöthigung, an die Logik zu glauben, drückt nur aus, daß wir, längst bevor uns die Logik selber zum Bewußtsein kam, nichts gethan haben als ihre Postulate in das Geschehen **hineinlegen**: jetzt finden wir sie in dem Geschehen vor — wir können nicht mehr anders — und vermeinen nun, diese Nöthigung verbürge etwas über die „Wahrheit“. Wir sind es, die „das Ding“, das „gleiche Ding“, das Subjekt, das Prädikat, das Thun, das Objekt, die Substanz, die Form geschaffen haben, nachdem wir das Gleichmachen, das Grob- und Einfachmachen am längsten getrieben haben.

Die Welt erscheint uns logisch, weil wir sie erst logisirt haben

[«]

9[145]

(98)

Zum „Macchiavellismus“ der Macht.
(**unbewußter** Macchiavellismus)

Der Wille zur Macht erscheint

a) bei den Unterdrückten, bei Sklaven jeder Art als Wille zur „Freiheit“: bloß das Loskommen scheint das Ziel (moralisch-religiös: „nur seinem eignen Gewissen verantwortlich“ „evangelische Freiheit“ usw.)

b) bei einer stärkeren und zur Macht heranwachsenden Art als Wille zur Übermacht; wenn zunächst erfolglos, dann sich einschränkend auf den Willen zur „Gerechtigkeit“ d.h. zu dem gleichen Maß von Rechten, wie die andere herrschende Art sie hat. Kampf um Rechte…

c) bei den Stärksten, Reichsten, Unabhängigsten, Muthigsten als „Liebe zur Menschheit“, zum „Volke“, zum Evangelium, zur Wahrheit, Gott; als Mitleid; „Selbstopferung“ usw. als Überwältigen, Mit-sich-fortreißen, in-seinen-Dienst-nehmen; als instinktives Sich-in-Eins-rechnen mit einem großen Quantum Macht, dem man Richtung zu geben vermag: der Held, der Prophet, der Cäsar, der Heiland, der Hirt (— auch die Geschlechtsliebe gehört hierher: sie will die Überwältigung, das in-Besitz-nehmen und sie erscheint als Sich-hin-geben…) im Grunde nur die Liebe zu seinem „Werkzeug“, zu seinem „Pferd“…, seine Überzeugung davon, daß ihm das und das zugehört, als Einem, der im Stande ist, es zu benutzen.

„Freiheit“, „Gerechtigkeit“ und „Liebe“!!!

Das **Unvermögen zur Macht**: seine Hypokrisie und Klugheit:

als Gehorsam (Einordnung, Pflicht-Stolz, Sittlichkeit…)

als Ergebung, Hingebung, Liebe (Idealisirung, Vergötterung des Befehlenden als Schadenersatz und indirekte Selbstverklärung)

als Fatalism, Resignation

als „Objektivität“

als Selbsttyrannisirung (Stoicism, Askese, „Entselbstung“, „Heiligung“)

(— überall drückt sich das Bedürfniß aus, irgend eine Macht doch noch auszuüben oder sich selbst den Anschein einer Macht zeitweilig zu schaffen (als Rausch)

als Kritik, Pessimismus, Entrüstung, Quälgeisterei

als „schöne Seele“, „Tugend“, „Selbstvergötterung“, „Abseits“, „Reinheit von der Welt“ usw. (— die Einsicht in das Unvermögen zur M<acht> sich als dédain verkleidend)

Die Menschen, welche die Macht wollen um der Glücks-Vortheile willen, die die Macht gewährt (politische Parteien)
andere Menschen, welche die Macht wollen, selbst mit sichtbaren Nachtheilen und Opfern an Glück und Wohlbefinden: die Ambitiosi
andere Menschen, welche die Macht wollen, bloß weil sie sonst in andere Hände fiele, von denen sie nicht abhängig sein wollen

Zum Problem: ob die Macht im „Willen zur Macht“ bloss Mittel ist: Das Protoplasma sich etwas aneignend und anorganisirend, also sich verstärkend und Macht ausübend, um sich zu verstärken. In wiefern das Verhalten des Protoplasma beim Aneignen und Anorganisiren den Schlüssel giebt zum chemischen Verhalten zweier Stoffe zu einander (Kampf und Machtfeststellung)

[«]

9[146]

(99)

Gegen Rousseau: der Mensch ist leider nicht mehr böse genug; die Gegner Rousseaus, welche sagen: „der Mensch ist ein Raubthier“ haben leider nicht Recht; nicht die Verderbniß des Menschen, sondern seine Verzärtlichung und Vermoralisirung ist der Fluch; in der Sphäre, welche von Rousseau am heftigsten bekämpft wurde, war gerade die relativ noch starke und wohlgerathene Art Mensch (— die welche noch die großen Affekte ungebrochen hatte, Wille zur Macht, Wille zum Genuß, Wille und Vermögen zu commandiren) Man muß den Menschen des 18. Jahrhunderts mit dem Menschen der Renaissance vergleichen (auch dem des 17. Jahrhunderts in Frankreich), um zu spüren, worum es sich handelt: Rousseau ist ein Symptom der Selbstverachtung und der erhitzten Eitelkeit — beides Anzeichen, daß es am dominirenden Willen fehlt: er moralisirt und sucht die Ursache seiner Miserabilität als Rancüne-Mensch in den herrschenden Ständen.

[«]

9[147]

(100)

Mit welchen Mitteln eine Tugend zur Macht kommt?

Genau mit den Mitteln einer politischen Partei: Verleumdung, Verdächtigung, Unterminirung der entgegenstrebenden Tugenden, die schon in der Macht sind, Umtaufung ihres Namens, systematische Verfolgung und Verhöhnung: Also: durch lauter „Immoralitäten“.

Was eine Begierde mit sich selber macht, um zur Tugend zu werden? die Umtaufung; die principielle Verleugnung ihrer Absichten; die Übung im Sich-Mißverstehn; die Alliance mit bestehenden und anerkannten Tugenden; die affichirte Feindschaft gegen deren Gegner. Womöglich den Schutz heiligender Mächte erkaufen; berauschen, begeistern, die Tartüfferie des Idealismus; eine Partei gewinnen, die entweder mit ihr obenauf kommt oder zu Grunde geht…, unbewußt, naiv werden…

[«]

9[148]

<(101)>

Metamorphosen-Lehre.

Metamorphosen der Geschlechtlichkeit
„ der Grausamkeit
„ der Feigheit
„ der Rachsucht, Zorn
„ der Faulheit
„ der Herrschsucht
„ der Tollkühnheit
„ der Lüge, des Neid<s>
„ der Verleumdung
„ der Habsucht
„ des Haß<es>

Das, was eine Zeit verachtet oder haßt als die rudimentären Tugenden, als Überbleibsel vom Ideal einer früheren Zeit, aber in der Form der Verkümmerung („der Verbrecher“…)

[«]

9[149]

(102)

Wie man es macht, um lebensfeindliche Tendenzen zu Ehren zu bringen?

z.B. die Keuschheit
die Armut und Bettelei
die Dummheit und Unkultur
die Selbstverachtung
die Daseins-Verachtung

[«]

9[150]

(103)

Zur Optik der Werthschätzung:

Einfluß der Quantität (groß, klein) des Zweckes.
Einfluß der Geistigkeit in den Mitteln.
Einfluß der Manieren in der Aktion.
Einfluß des Gelingens oder Mißlingens
Einfluß der gegnerischen Kräfte und deren Werth
Einfluß des Erlaubten und Verbotenen

Die Quantität im Ziele in ihrer Wirkung auf die Optik der Werthschätzung: der große Verbrecher und der kleine. Die Quantität im Ziele des Gewollten entscheidet auch bei dem Wollenden selbst, ob er vor sich dabei Achtung hat oder kleinmüthig und miserabel empfindet.

— Sodann der Grad der Geistigkeit in den Mitteln in ihrer Wirkung auf die Optik der Werthschätzung. Wie anders nimmt sich der philosophische Neuerer Versucher und Gewaltmensch aus gegen den Räuber, Barbaren und Abenteurer! — Anschein des „Uneigennützigen“.

Endlich vornehme Manieren, Haltung, Tapferkeit, Selbstvertrauen — wie verändern sie die Werthung dessen, was auf diese Art erreicht wird!

Wirkung des Verbots: jede Macht, die verbietet, die Furcht zu erregen weiß bei dem, dem etwas verboten wird, erzeugt das „schlechte Gewissen“ (d.h. die Begierde nach etwas mit dem Bewußtsein der Gefährlichkeit ihrer Befriedigung, mit der Nöthigung zur Heimlichkeit, zum Schleichweg, zur Vorsicht; jedes Verbot verschlechtert den Charakter bei denen, die sich ihm nicht willentlich unterwerfen, sondern nur gezwungen)

[«]

9[151]

(104)

Der Wille zur Macht kann sich nur an Widerständen äußern; er sucht also nach dem, was ihm widersteht, — dies die ursprüngliche Tendenz des Protoplasma, wenn es Pseudopodien ausschickt und um sich tastet. Die Aneignung und Einverleibung ist vor allem ein Überwältigen-wollen, ein Formen u<nd> An- und Umbilden, bis endlich das Überwältigte ganz in die Macht des Angreifers übergegangen ist u<nd> denselben vermehrt hat. — Gelingt diese Einverleibung nicht, so zerfällt wohl das Gebilde; und die Zweiheit erscheint als Folge des Willens zur Macht: um nicht fahren zu lassen, was erobert ist, tritt der Wille zur Macht in zwei Willen auseinander (unter Umständen ohne seine Verbindung unter einander völlig aufzugeben)

„Hunger“ ist nur eine engere Anpassung, nachdem der Grundtrieb nach Macht geistigere Gestalt gewonnen hat.

[«]

9[152]

Die moralische Präoccupation stellt einen Geist tief in der Rangordnung: damit fehlt ihm der Instinkt des Sonder-rechts, des a parte, das Freiheits-Gefühl der schöpferischen Naturen, der „Kinder Gottes“ (oder des Teufels —) Und gleichgültig, ob er herrschende Moral predigt oder sein Ideal zur Kritik der herrschenden Moral anlegt: er gehört damit zur Heerde — und sei es auch als deren oberster Nothbedarf, als „Hirt“…

[«]

9[153]

(105)

Die Starken der Zukunft.

Was theils die Noth, theils der Zufall hier und da erreicht hat, die Bedingungen zur Hervorbringung einer stärkeren Art: das können wir jetzt begreifen und wissentlich wollen: wir können die Bedingungen schaffen, unter denen eine solche Erhöhung möglich ist.

Bis jetzt hatte die „Erziehung“ den Nutzen der Gesellschaft im Auge: nicht den möglichsten Nutzen der Zukunft, sondern den Nutzen der gerade bestehenden Gesellschaft. „Werkzeuge“ für sie wollte man. Gesetzt, der Reichthum an Kraft wäre größer, so ließe sich ein **Abzug von Kräften** denken, dessen Ziel nicht dem Nutzen der Gesellschaft gälte, sondern einem zukünftigen Nutzen,

— Eine solche Aufgabe wäre zu stellen, je mehr man begriffe, in wiefern die gegenwärtige Form der Gesellschaft in einer starken Verwandlung wäre, um irgendwann einmal nicht mehr um ihrer selber willen existiren zu können: sondern nur noch als Mittel in den Händen einer stärkeren Rasse.

Die zunehmende Verkleinerung des Menschen ist gerade die treibende Kraft, um an die Züchtung einer stärkeren Rasse zu denken: welche gerade ihren Überschuß darin hätte, worin die verkleinerte species schwach und schwächer würde (Wille, Verantwortlichkeit, Selbstgewißheit, Ziele-sich-setzen-können)

Die Mittel wären die, welche die Geschichte lehrt: die Isolation durch umgekehrte Erhaltungs-Interessen als die durchschnittlichen heute sind; die Einübung in umgekehrte Werthschätzungen; die Distanz als Pathos; das freie Gewissen im heute Unterschätztesten und Verbotensten.

Die Ausgleichung des europäischen Menschen ist der große Prozeß, der nicht zu hemmen ist: man sollte ihn noch beschleunigen.

Die Nothwendigkeit für eine Kluftaufreißung, Distanz, Rangordnung ist damit gegeben: nicht, die Nothwendigkeit, jenen Prozeß zu verlangsamen

Diese ausgeglichene Species bedarf einer Rechtfertigung, sobald sie erreicht ist: sie liegt im Dienste einer höheren, souveränen Art, welche auf ihr steht und erst auf ihr sich zu ihrer Aufgabe erheben kann.

Nicht nur eine Herren-Rasse, deren Aufgabe sich damit erschöpfte, zu regieren; sondern eine Rasse mit eigener Lebenssphäre, mit einem Überschuß von Kraft für Schönheit, Tapferkeit, Cultur, Manier bis ins Geistigste; eine bejahende Rasse, welche sich jeden großen Luxus gönnen darf…, stark genug, um die Tyrannei des Tugend-Imperativs nicht nöthig zu haben, reich genug, um die Sparsamkeit und Pedanterie nicht nöthig zu haben, jenseits von gut und böse; ein Treibhaus für sonderbare und ausgesuchte Pflanzen.

[«]

9[154]

(106)

Der Mensch ist das Unthier und Überthier; der höhere Mensch ist der Unmensch und Übermensch: so gehört es zusammen. Mit jedem Wachsthum des Menschen in die Größe und Höhe wächst er auch in das Tiefe und Furchtbare: man soll das Eine nicht wollen, ohne das andere — oder vielmehr: je gründlicher man das Eine will, um so gründlicher erreicht man gerade das Andere.

[«]

9[155]

(107)

Die Tugend findet jetzt keinen Glauben mehr, ihre Anziehungskraft ist dahin; es müßte sie denn Einer etwa als eine ungewöhnliche Form des Abenteuers und der Ausschweifung von Neuem auf den Markt zu bringen verstehn. Sie verlangt zu viel Extravaganz und Bornirtheit von ihren Gläubigen, als daß sie heute nicht das

Gewissen gegen sich hätte. Freilich, für Gewissenlose und gänzlich Unbedenkliche mag eben das ihr neuer Zauber sein — sie ist nunmehr, was sie bisher noch niemals gewesen ist, ein Laster.

[«]

9[156]

(108)

Fälschung in der Psychologie

Die großen Verbrechen in der Psychologie:

1) daß alle Unlust, alles Unglück, mit dem Unrecht (der Schuld) gefälscht worden ist (man hat dem Schmerz die Unschuld genommen)

2) daß alle starken Lustgefühle (Übermuth, Wollust, Triumph, Stolz, Verwegenheit, Erkenntniß, Selbstgewißheit und Glück an sich) als sündlich, als Verführung, als verdächtig gebrandmarkt worden sind.

3) daß die Schwächegefühle, die innerlichsten Feigheiten, der Mangel an Muth zu sich selbst mit heiligenden Namen belegt und als wünschenswerth im höchsten Sinn gelehrt worden sind.

4) daß alles Große am Menschen umgedeutet worden ist als Entselbstung, als Sich-opfern für etwas Anderes, für Andere; daß selbst am Erkennenden, selbst am Künstler die Entpersönlichung als die Ursache seines höchsten Erkennens und Könnens vorgespiegelt worden ist.

5) daß die Liebe gefälscht worden ist als Hingebung (und Altruism), während sie ein Hinzu-Nehmen ist oder ein Abgeben in Folge eines Überreichthums von Persönlichkeit. Nur die ganzesten Personen können lieben; die Entpersönlichten, die „Objektiven“ sind die schlechten Liebhaber (— man frage die Weibchen!). Das gilt auch von der Liebe zu Gott, oder zum „Vaterland“: man muß fest auf sich selber sitzen,

Der Egoismus als die Ver-Ichlichung, der Altruismus als die Ver-Änderung

6) das Leben als Strafe, das Glück als Versuchung; die Leidenschaften als teuflisch, das Vertrauen zu sich als gottlos

NB Diese ganze Psychologie ist eine Psychologie der **Verhinderung**, eine Art Vermauerung aus Furcht; einmal will sich die große Menge (die Schlechtweggekommenen und Mittelmäßigen) damit wehren gegen die Stärkeren (— und sie in der Entwicklung zerstören...), andererseits alle die Triebe, mit denen sie selbst am besten gedeiht, heiligen und allein in Ehren gehalten wissen. Vergl. die jüdische Priesterschaft.

[«]

9[157]

(109)

I. Die principielle Fälschung der Geschichte, damit sie den Beweis für die moralische Werthung abgiebt.

a) Niedergang eines Volkes und die Corruption

b) Aufschwung eines Volkes und die Tugend

c) Höhepunkt eines Volkes („seine Cultur“) als Folge der moralischen Höhe

II. Die principielle Fälschung der großen Menschen, der großen Schaffenden, der großen Zeiten

a) man will, daß der Glaube das Auszeichnende der Großen ist: aber die Unbedenklichkeit, die Skepsis, die Erlaubniß sich eines Glaubens entschlagen zu können, die „Unmoralität“ gehört zur Größe (Caesar, Friedrich der Große, Napoleon, aber auch Homer, Aristophanes, Lionardo, Goethe — man unterschlägt immer die Hauptsache, ihre „Freiheit des Willens“ —)

[«]

9[158]

Wogegen ich kämpfe: daß eine Ausnahme-Art der Regel den Krieg macht, statt zu begreifen, daß die Fortexistenz der Regel die Voraussetzung für den Werth der Ausnahme ist. Z.B. die Frauenzimmer, welche, statt die Auszeichnung ihrer abnormen Bedürfnisse zu empfinden, die Stellung des Weibes überhaupt verrücken möchten...

[«]

9[159]

(110)

Wessen Wille zur Macht ist die Moral?

Das Gemeinsame in der Geschichte Europas seit **Sokrates** ist der Versuch, die moralischen Werthe zur Herrschaft über alle anderen Werthe zu bringen: so daß sie nicht nur Führer und Richter des Lebens sein sollen, sondern auch

1. der Erkenntniß
2. der Künste
3. der staatlichen und gesellschaftlichen Bestrebungen

„besser-werden“ als einzige Aufgabe, alles Übrige dazu Mittel (oder Störung, Hemmung, Gefahr: folglich bis zur Vernichtung zu bekämpfen…)

Eine ähnliche Bewegung in China
Eine ähnliche Bewegung in Indien.

Was bedeutet dieser Wille zur Macht seitens der moralischen Werthe, der in drei ungeheuren Entwicklungen sich bisher auf der Erde abgespielt hat?

Antwort: — **drei Mächte sind hinter ihm versteckt:** 1) der Instinkt der Heerde gegen die Starken Unabhängigen 2) der Instinkt der Leidenden und Schlechtweggekommenen gegen die Glücklichen 3) der Instinkt der Mittelmäßigen gegen die Ausnahmen. — Ungeheurer Vortheil dieser Bewegung, wie viel Grausamkeit, Falschheit und Bornirtheit auch in ihr mitgeholfen hat: (denn die Geschichte vom Kampf der Moral mit den Grundinstinkten des Lebens ist selbst die größte Immoralität, die bisher auf Erden dagewesen ist…)

[«]

9[160]

(111)

Die moralischen Werthe in der Theorie der Erkenntniß selbst

das Vertrauen zur Vernunft — warum nicht Mißtrauen?
die „wahre Welt“ soll die gute sein — warum?
die Scheinbarkeit, der Wechsel, der Widerspruch, der Kampf als unmoralisch abgeschätzt: Verlangen in eine Welt, wo dies Alles fehlt.
die transscendente Welt erfunden, damit ein Platz bleibt für „moralische Freiheit“ (bei Kant)
die Dialektik als der Weg zur Tugend (bei Plato und Sokrates: augenscheinlich, weil die Sophistik als Weg zur Unmoralität galt
Zeit und Raum ideal: folglich „Einheit“ im Wesen der Dinge, folglich keine „Sünde“, kein Übel, keine Unvollkommenheit, — eine Rechtfertigung Gottes.
Epikur leugnet die Möglichkeit der Erkenntniß: um die moralischen (resp. hedonistischen) Werthe als die obersten zu behalten. Dasselbe thut Augustin; später Pascal („die verdorbene Vernunft“) zu Gunsten der christlichen Werthe.
die Verachtung des Descartes gegen alles Wechselnde; insgleichen die des Spinoza.

[«]

9[161]

(112)

die moral<ischen> Werthe in ihrer Herrschaft über die ästhetischen (oder Vorrang oder Gegensatz und Todfeindschaft gegen sie)

[«]

9[162]

(113)

Ursachen für die **Heraufkunft des Pessimismus**

1) daß die mächtigsten und zukunftsvollsten Triebe des Lebens bisher verleumdet sind, so daß das Leben einen Fluch über sich hat
2) daß die wachsende Tapferkeit und Redlichkeit und das kühnere Mißtrauen des Menschen die Unablösbarkeit dieser Instinkte vom Leben begreift und dem Leben sich entgegenwendet
3) daß nur die Mittelmäßigsten, die jenen Conflikt gar nicht fühlen, gedeihen, die höhere Art mißräth und als Gebilde der Entartung gegen sich einnimmt, — daß, andererseits, das Mittelmäßige, sich als Ziel und Sinn gebend, indignirt (— daß Niemand ein Wozu? mehr beantworten kann: —)
4) daß die Verkleinerung, die Schmerzfähigkeit, die Unruhe, die Hast, das Gewimmel beständig zunimmt, — daß die Vergegenwärtigung dieses ganzen Treibens „die sog<enannte> Civilisation" immer leichter wird, daß der Einzelne Angesichts dieser ungeheuren Maschinerie verzagt und sich unterwirft.

[«]

9[163]

(114)

Die großen Fälschungen unter der Herrschaft der moralischen Werthe.

1) in der Geschichte (Politik eingerechnet)
2) in der Erkenntnißtheorie
3) in der Beurtheilung von Kunst und Künstlern
4) in der Werthabschätzung von Mensch und Handlung (von Volk und Rasse)
5) in der Psychologie
6) im Bau der Philosophien („sittliche Weltordnung" und dergleichen)
7) in der Physiologie, Entwicklungslehre („Vervollkommnung" „Socialisirung" „Selektion")

[«]

9[164]

Der Wille zur Macht.
Versuch einer Umwerthung aller Werthe.
Erstes Buch:
der Nihilismus
als Schlußfolgerung der höchsten bisherigen Werthe.
Zweites Buch:
Kritik der höchsten bisherigen Werthe,
Einsicht in das, was durch sie Ja und Nein sagte.
Drittes Buch:
Die Selbstüberwindung des Nihilismus,
Versuch, Ja zu sagen zu Allem, was bisher verneint wurde.
Viertes Buch:
Die Überwinder und die Überwundenen.
Eine Wahrsagung.

[«]

9[165]

(115)
Die Zuchtlosigkeit des modernen Geistes unter allerhand moral<ischem> Aufputz:
Die Prunkworte sind:
die Toleranz (für „Unfähigkeit zu Ja und Nein“)
la largeur de sympathie = ein Drittel Indifferenz, ein Drittel Neugierde, ein Drittel krankhafte Erregbarkeit
die „Objektivität“ = Mangel an Person, Mangel an Willen, Unfähigkeit zur Liebe
die „Freiheit“ gegen die Regel (Romantik)
die „Wahrheit“ gegen die Fälscherei und Lügnerei (naturalisme)
die „Wissenschaftlichkeit“ (das „document humain“), auf deutsch der Colportage-Roman und die Addition statt der Composition
die „Leidenschaft“ an Stelle der Unordnung und der Unmäßigkeit
die „Tiefe“ an Stelle der Verworrenheit, des Symbolen-Wirrwarrs
Zur „Modernität“

a) die Zuchtlosigkeit des Geistes
b) die Schauspielerei
c) die krankhafte Irritabilität (das milieu als „Fatum“)
d) die Buntheit
e) die Überarbeitung

Die günstigsten Hemmungen und Remeduren der „Modernität“

1. die allgemeine Wehrpflicht mit wirklichen Kriegen, bei denen der Spaaß aufhört
2. die nationale Bornirtheit (vereinfachend, concentrirend, allerdings einstweilen auch durch Überarbeitung ausdrückend und erschöpfend)
3. die verbesserte Ernährung (Fleisch)
4. die zunehmende Reinlichkeit und Gesundheit der Wohnstätten
5. die Vorherrschaft der Physiologie über Theologen, Moralisten, Oekonomen u<nd> Politiker
6. die militärische Strenge in der Forderung und Handhabung seiner „Schuldigkeit“ (man lobt nicht mehr…)

[«]

9[166]

(116)

Aesthetica.

Um **Classiker** zu sein, muß man

alle starken, anscheinend widerspruchsvollen Gaben und Begierden haben: aber so daß sie mit einander unter Einem Joche gehn

zur rechten Zeit kommen, um ein Genus von Litteratur oder Kunst oder Politik auf seine Höhe und Spitze zu bringen (: nicht nachdem dies schon geschehn ist…)

einen Gesammtzustand (sei es Volk, sei es eine Cultur) in seiner tiefsten und innersten Seele widerspiegeln, zu einer Zeit, wo er noch besteht und noch nicht überfärbt ist von der Nachahmung des Fremden (oder noch abhängig ist…)

kein reaktiver, sondern ein schließender und vorwärts führender Geist, Ja sagend in allen Fällen, selbst mit seinem Haß

„Es gehört dazu nicht der höchste persönliche Werth?“… Vielleicht zu erwägen, ob die moral<ischen> Vorurtheile hier nicht ihr Spiel spielen, und ob große moralische Höhe nicht vielleicht an sich ein Widerspruch gegen das Classische ist?…

die Musik „mediterranisiren“: das ist meine Losung…

Ob nicht die moralischen Monstra nothwendig Romantiker sein müssen, in Wort und That?… Ein solches Übergewicht Eines Zuges über die anderen (wie beim moral<ischen> Monstrum) steht eben der klassischen Macht im Gleichgewicht feindlich entgegen: gesetzt, man hätte diese Höhe, und wäre trotzdem Classiker, so dürfte dreist geschlossen werden, man besitze auch die Immoralität auf gleicher Höhe: dies vielleicht der Fall Shakespeare (gesetzt, daß es wirklich Lord Bacon ist: — — —

[«]

9[167]

(117)

Das Übergewicht der Händler und Zwischenpersonen, auch im Geistigsten

der Litterat
der „Vertreter“
der der Historiker (als Verquicker des Vergangenen und des Gegenwärtigen)
die Exotiker und Kosmopoliten
die Zwischenpersonen zwischen Naturwissenschaft und Philosophie
die die Semi-Theologen.

[«]

9[168]

(118)

Zur Characteristik der „Modernität“.

überreichliche Entwicklung der Zwischengebilde
Verkümmerung der Typen
Abbruch der Traditionen, Schulen,
die Überherrschaft der Instinkte (nach eingetretener Schwächung der Willenskraft, des Wollens von Zweck und Mittel…) (philosophisch vorbereitet: das Unbewußte mehr werth)

[«]

9[169]

(119)

Schopenhauer als **Nachschlag**: Zustand vor der Revolution.

..Mitleid, Sinnlichkeit, Kunst, Schwäche des Willens, Katholicismus der geistigsten Begierden — das ist gutes 18. Jahrhundert au fond. **Schopenhauers** Grundmißverständniß des Willens (wie als ob Begierde, Instinkt, Trieb das Wesentliche am Willen sei) ist typisch: Werthermüdung des Willens bis zur Verkümmerung. Insgleichen Haß gegen das Wollen; Versuch, in dem Nicht-mehr-wollen, im „Subjekt sein ohne Ziel und Absicht“ („im reinen willensfreien Subjekt“) etwas Höheres, ja das Höhere, das Werthvolle zu sehen. Großes Symptom der Ermüdung, oder der Schwäche des Willens: denn dieser ist ganz eigentlich das, was die Begierde als Herr behandelt, ihr Weg und Maaß weist…

[«]

9[170]

(120)

Aesthetica.

die moderne Falschmünzerei in den Künsten: begriffen als **nothwendig**, nämlich dem eigentlichsten Bedürfniß der modernen Seele gemäß man stopft die Lücken der Begabung, noch mehr die Lücken der Erziehung, der Tradition, der Schulung aus

erstens: man sucht sich ein weniger artistisches Publikum, welches unbedingt ist in seiner Liebe (— und alsbald vor der Person niederkniet…) Dazu dient die Superstition unseres Jahrhunderts, der Aberglaube vom „Genie“…

zweitens: man haranguirt die dunklen Instinkte der Unbefriedigten, Ehrgeizigen, Sich-selbst-Verhüllten eines demokratischen Zeitalters: Wichtigkeit der Attitüde

drittens: man nimmt die Prozeduren der einen Kunst in die andere, vermischt die Absichten der Kunst mit denen der Erkenntniß oder der Kirche oder des Rassen-Interesses („Nationalismus“) oder der Philosophie — man schlägt an alle Glocken auf einmal und erregt den dunklen Verdacht, daß man ein „Gott“ sei

viertens: man schmeichelt dem Weibe, den Leidenden, den Empörten; man bringt auch in der Kunst narcotica und opiatica zum Übergewicht. Man kitzelt die „Gebildeten“, die Leser von Dichtern und alten Geschichten

[«]

9[171]

(121)

NB. Die Scheidung in „Publikum“ und „Coenakel“: im ersten muß man heute Charlatan sein, im zweiten will man Virtuose sein und nichts weiter! Übergreifend über diese Scheidung, unsere spezifischen „Genies“ des Jahrhunderts, groß für Beides; große Charlatanerie Victor Hugo’s und R. Wagners, aber gepaart mit so viel ächtem Virtuosenthum, daß sie auch den Raffinirtesten im Sinne der Kunst selbst genug thaten

Daher der Mangel an Größe 1) sie haben eine wechselnde Optik, bald in Hinsicht auf die gröbsten Bedürfnisse, bald in Hinsicht auf die raffinirtesten

[«]

9[172]

(122)

Auf Fort Gonzaga, außerhalb von Messina.

Zur Vorrede. Zustand tiefster Besinnung. Alles gethan, um mich fern zu stellen; weder durch Liebe, noch durch Haß mehr gebunden. Wie an einer alten Festung. Spuren von Kriegen; auch von Erdbeben. Vergessen

[«]

9[173]

(123)

Die Moral in der Werthung von Rassen und Ständen.

In Anbetracht, daß Affekte und Grundtriebe bei jeder Rasse und bei jedem Stande etwas von ihren Existenzbedingungen ausdrücken (— zum Mindesten von den Bedingungen, unter denen sie die längste Zeit sich durchgesetzt haben:)

: heißt verlangen, daß sie „tugendhaft“ sind: daß sie ihren Charakter wechseln, aus der Haut fahren und ihre Vergangenheit auswischen.

: heißt, daß sie aufhören sollen, sich zu unterscheiden

: heißt, daß sie in Bedürfnissen und Ansprüchen sich anähnlichen sollen — deutlicher: daß sie zu Grunde gehen…

Der Wille zu Einer Moral erweist sich somit als die Tyrannei jener Art, der diese Eine Moral auf den Leib geschnitten ist, über andere Art<en>: es ist die Vernichtung oder die Uniformirung zu Gunsten der Herrschenden (sei es, um ihr nicht mehr furchtbar zu sein, sei es, um von ihr ausgenutzt zu werden)

„Aufhebung der Sklaverei“ — angeblich ein Tribut an die „Menschenwürde“, in Wahrheit eine Vernichtung einer grundverschiedenen species (— Untergrabung ihrer Werthe und ihres Glücks —)

Worin eine gegnerische Rasse oder ein gegnerischer Stand seine Stärke hat, das wird ihm als sein Bösestes, Schlimmstes ausgelegt: denn damit schadet er uns (— seine „Tugenden“ werden verleumdet und umgetauft)

Es gilt als Einwand gegen Mensch und Volk, wenn er uns schadet: aber von seinem Gesichtspunkt aus sind wir ihm erwünscht, weil wir solche sind, an denen man sich nützen kann.

Die Forderung der „Vermenschlichung“ (welche ganz naiv sich im Besitz der Formel „was ist menschlich?“ glaubt) ist eine Tartüfferie, unter der sich eine ganz bestimmte Art Mensch zur Herrschaft zu bringen sucht: genauer, ein ganz bestimmter Instinkt, der Heerdeninstinkt.

„Gleichheit der Menschen“: was sich verbirgt unter der Tendenz, immer mehr Menschen als Menschen gleich zu setzen.

Die „Interessirtheit“ in Hinsicht auf die gemeine Moral (Kunstgriff: die großen Begierden Herrschsucht und Habsucht zu Protectoren der Tugend zu machen)

In wiefern alle Art Geschäftsmänner und Habsüchtige, alles, was Credit geben und in Anspruch nehmen muß, es nöthig hat, auf gleichen Charakter und gleichen Werthbegriff zu dringen: der Welthandel und -Austausch jeder Art erzwingt und kauft sich gleichsam die Tugend.

Insgleichen der Staat und jede Art Herrschsucht in Hinsicht auf Beamte und Soldaten; insgleichen die Wissenschaft, um mit Vertrauen und Sparsamkeit der Kraft zu arbeiten

Insgleichen die Priesterschaft:

— Hier wird also die gemeine Moral erzwungen, weil mit ihr ein Vortheil errungen wird; und um sie zum Sieg zu bringen, wird Krieg und Gewalt geübt gegen die Unmoralität — nach welchem „Rechte“? Nach gar keinem Rechte: sondern gemäß dem Selbsterhaltungsinstinkt. Dieselben Classen bedienen sich der Immoralität, wo sie ihnen nützt.

[«]

9[174]

(124)

die Vermehrung der Kraft trotz des zeitweiligen Niedergehens des Individuums

— ein neues Niveau zu begründen

— eine Methodik der Sammlung von Kräften, von Erhaltung kleiner Leistungen, im Gegensatz zu unökonomischer Verschwendung

— die zerstörende Natur einstweilen unterjocht zum Werkzeug dieser Zukunfts-Oekonomik

— die Erhaltung der Schwachen, weil eine ungeheure Masse kleiner Arbeit gethan werden muß

— die Erhaltung einer Gesinnung, bei der Schwachen und Leidenden die Existenz noch möglich ist

— die Solidarität als Instinkt zu pflanzen gegen den Instinkt der Furcht und der Servilität

— der Kampf mit dem Zufall, auch mit dem Zufall des „großen Menschen“

[«]

9[175]

(125)

Das Patronat der Tugend.

Habsucht
Herrschsucht
Faulheit
Einfalt
Furcht
} alle haben ein Interesse an der Sache der Tugend: darum steht sie so fest.

[«]

9[176]

<(126)>

Spinoza, von dem Goethe sagte „ich fühle mich ihm sehr nahe, obgleich sein Geist viel tiefer und reiner ist als der meinige“, — den er gelegentlich seinen Heiligen nennt.

[«]

9[177]

(127)

Den ganzen Umkreis der modernen Seele umlaufen, in jedem ihrer Winkel gesessen zu haben — mein Ehrgeiz, meine Tortur und mein Glück

Wirklich den Pessimismus *überwinden* —; ein Goethescher Blick voll Liebe und gutem Willen als Resultat.
NB. Mein Werk soll enthalten ein *Gesammturtheil* über unser Jahrhundert, über die ganze Modernität, über die *erreichte* „Civilisation“

[«]

9[178]

(128)

Die drei Jahrhunderte.

Ihre verschiedene *Sensibilität* drückt sich am besten so aus:

Aristokratism Descartes,	Herrschaft der *Vernunft*, Zeugniß von der Souverainetät des *Willens*
Feminism Rousseau,	Herrschaft des *Gefühls*, Zeugniß von der Souverainetät der *Sinne* (verlogen)
Animalism Schopenhauer,	Herrschaft der *Begierde*, Zeugniß von der Souverainetät der Animalität (redlicher, aber düster)

Das 17. Jahrhundert ist *aristokratisch*, ordnend, hochmüthig gegen das Animalische, streng gegen das Herz, „ungemüthlich“, sogar ohne Gemüth, „undeutsch“, dem Burlesken und dem Natürlichen abhold, generalisirend und souverain gegen Vergangenheit: denn es glaubt an sich. Viel Raubthier au fond, viel asketische Gewöhnung, um Herr zu bleiben. Das *willensstarke* Jahrhundert; auch das der starken Leidenschaft.

Das 18. Jahrhundert ist vom *Weibe* beherrscht, schwärmerisch, geistreich, flach, aber mit einem Geiste im Dienste der Wünschbarkeit, des Herzens, libertin im Genusse des Geistigsten, alle Autoritäten unterminirend; berauscht, heiter, klar, human, falsch vor sich, viel Canaille au fond, gesellschaftlich…

Das 19. Jahrhundert ist *animalischer*, unterirdischer, *häßlicher*, realistischer, pöbelhafter, und ebendeshalb „besser“ „ehrlicher“, vor der

„Wirklichkeit“ jeder Art unterwürfiger, wahrer, es ist kein Zweifel: natürlicher; aber willensschwach, aber traurig und dunkel-begehrlich, aber fatalistisch. Weder vor der „Vernunft“, noch vor dem „Herzen“ in Scheu und Hochachtung; tief überzeugt von der Herrschaft der Begierde (Schopenhauer sagte „Wille“; aber nichts ist charakteristischer für seine Philosophie, als daß der „Wille“ in ihr fehlt, die absurde Verleugnung des eigentlichen Wollens) Selbst die Moral auf einen Instinkt reduzirt („Mitleid“)

A. Comte ist Fortsetzung des 18. Jahrhunderts (Herrschaft von coeur über la tête, Sensualism in der Erkenntnißtheorie, altruistische Schwärmerei)

Daß die Wissenschaft in dem Grade souverain geworden ist, das beweist, wie das 19. Jahrhundert sich von der Domination der Ideale losgemacht hat. Eine gewisse „Bedürfnißlosigkeit“ im Wünschen ermöglicht uns erst unsere wissenschaftliche Neugierde und Strenge — diese unsre Art Tugend…

Die Romantik ist Nachschlag des 18. Jahrhunderts; eine Art aufgethürmtes Verlangen nach dessen Schwärmerei großen Stils (— thatsächlich ein gut Stück Schauspielerei und Selbstbetrügerei: man wollte die starke Natur, die große Leidenschaft darstellen)

Das neunzehnte Jahrhundert sucht instinktiv nach Theorien, mit denen es seine fatalistische Unterwerfung unter das Thatsächliche gerechtfertigt fühlt. Schon Hegels Erfolg gegen die „Empfindsamkeit“ und den romantischen Idealismus lag im Fatalistischen seiner Denkweise, in seinem Glauben an die größere Vernunft auf Seiten des Siegreichen, in seiner Rechtfertigung des wirklichen „Staates“ (an Stelle von „Menschheit“ usw.) Schopenhauer: wir sind etwas Dummes und, besten Falls, sogar etwas Sich-selbst-aufhebendes. Erfolg des Determinismus, der genealogischen Ableitung der früher als absolut geltenden Verbindlichkeiten, die Lehre vom milieu und der Anpassung, die Reduktion des Willens auf Reflexbewegungen, die Leugnung des Willens als „wirkende Ursache“; endlich — eine wirkliche Umtaufung: man sieht so wenig Wille, daß das Wort frei wird, um etwas Anderes zu bezeichnen.

Weitere Theorien: die Lehre von der objektiven, „willenslosen“ Betrachtung, als einzigen Wegs zur Wahrheit; auch zur Schönheit; der Mechanismus, die ausrechenbare Starrheit des mechanischen Prozesses; der angebliche „naturalisme“, Elimination des wählenden richtenden, interpretirenden Subjekts als Princip — Auch der Glaube an das „Genie“, um ein Recht auf Unterwerfung zu haben

Kant, mit seiner „praktischen Vernunft“, mit seinem Moral-Fanatism ist ganz 18. Jahrhundert; noch völlig außerhalb der historischen Bewegung; ohne jeden Blick für die Wirklichkeit seiner Zeit z.B. Revolution; unberührt von der griechischen Philosophie; Phantast des Pflichtbegriffs; Sensualist; mit dem Hinterhang der dogmatischen Verwöhnung — die Rückbewegung auf Kant in unserem Jahrhundert ist eine Rückbewegung zum 18. Jahrhundert: man will sich ein Recht wieder auf die alten Ideale und die alte Schwärmerei verschaffen, — darum eine Erkenntnißtheorie, welche „Grenzen setzt“, d.h. erlaubt, ein Jenseits der Vernunft nach Belieben anzusetzen…

Die Denkweise Hegels ist von der Goetheschen nicht sehr entfernt: man höre Goethe über Spinoza. Wille zur Vergöttlichung des Alls und des Lebens, um in seinem Anschauen und Ergründen Ruhe und Glück zu finden; Hegel sucht Vernunft überall, — vor der Vernunft darf man sich ergeben und bescheiden. Bei Goethe eine Art von fast freudigem und vertrauendem Fatalismus, der nicht revoltirt, der nicht ermattet, der aus sich eine Totalität zu bilden sucht, im Glauben, daß erst in der Totalität Alles sich erlöst, als gut und gerechtfertigt erscheint.

Goethe sein 18. Jahrhundert in sich findend und bekämpfend: die Gefühlsamkeit, die Naturschwärmerei, das Unhistorische, das Idealistische, das Unpraktische und Unreale des Revolutionären; er nimmt die Historie, die Naturwissenschaft, die Antike zu Hülfe, insgleichen Spinoza (als höchsten Realisten); vor allem die praktische Thätigkeit mit lauter ganz festen Horizonten; er separirt sich nicht vom Leben; er ist nicht zaghaft und nimmt soviel als möglich auf sich, über sich, in sich, — er will Totalität, er bekämpft das Auseinander von Vernunft, Sinnlichkeit, Gefühl, Wille, er disciplinirt sich, er bildet sich… er sagt Ja zu allen großen Realisten (Napoleon — Goethes höchstes Erlebniß)

[«]

9[179]

(129)

Goethe: ein großartiger Versuch, das 18. Jahrhundert zu überwinden (Rückkehr zu einer Art Renaissance-Mensch), eine Art Selbstüberwindung von Seiten dieses Jahrhunderts: er hat dessen stärkste Triebe in sich entfesselt und zur Consequenz getrieben. Aber was er für seine Person erreichte, war nicht unser 19. Jahrhundert…

— er concipirt einen hoch gebildeten, sich selbst im Zaum habenden, vor sich selbst ehrfürchtigen Menschen, der sich den ganzen Reichthum der Seele und der Natürlichkeit (bis zum Burlesken und Buffonesken) zu gönnen wagen darf, weil er stark genug dazu ist; den Menschen der Toleranz nicht aus Schwäche, sondern aus Stärke, weil er das, woran die durchschnittliche Natur zu Grunde geht, zu seiner Förderung zu gebrauchen weiß, den umfänglichsten, aber darum nicht chaotischen Menschen. Sein Complement ist **Napoleon** (im kleineren Maaße Friedrich der Grosse), der ebenfalls den Kampf gegen das 18. Jahrhundert übernimmt.

NB In einem gewissen Sinn hat das 19. Jahrhundert alles das auch erstrebt, was Goethe für sich gethan hat: eine Universalität des Verstehens, Gutheißens, An-sich-herankommen-lassens ist ihm zu eigen; ein verwegener Realismus, eine Ehrfurcht vor den Thatsachen — wie kommt es, daß das Gesammtresultat kein Goethe, sondern ein Chaos ist, ein Nihilismus, eine Erfolglosigkeit, welche fortwährend wieder zum 18. Jahrhundert zurückgreifen lehrt (z.B. als Romantik, als Altruismus, als Femininismus, als Natural<ismus>)

[«]

9[180]

(130)

Händel, Leibnitz, Goethe, Bismarck — für die deutsche starke Art charakteristisch. Unbedenklich zwischen Gegensätzen lebend, voll jener geschmeidigen Stärke, welche sich vor Überzeugungen und Doktrinen hütet, indem sie eine gegen die andere benutzt und sich selber die Freiheit vorbehält.

[«]

9[181]

(131)

ein Systematiker, ein Philosoph, der seinem Geiste nicht länger mehr zugestehen will, daß er lebt, daß er wie ein Baum mächtig u<nd> breit und unersättlich um sich greift, der schlechterdings keine Ruhe kennt, bis er aus ihm etwas Lebloses, etwas Hölzernes, eine viereckige Dummheit, ein „System“ herausgeschnitzt hat —

[«]

9[182]

(132)

„ohne den christlichen Glauben, meinte Pascal, werdet ihr euch selbst, ebenso wie die Natur und die Geschichte, un monstre et un chaos“. Diese Prophezeiung haben wir erfüllt: nachdem das schwächlich-optimistische 18. Jahrhundert den Menschen verhübscht und verrationalisirt hatte

Schopenhauer und Pascal: in einem wesentlichen Sinn ist Schopenhauer der Erste, der die Bewegung Pascals wieder aufnimmt: un monstre et un chaos, folglich etwas, das zu verneinen ist… Geschichte, Natur, der Mensch selbst!

unsre Unfähigkeit, die Wahrheit zu erkennen, ist die Folge unsrer Verderbniß, unsres moralischen Abfalls: so Pascal. Und so im Grunde Schopenhauer. „Um so tiefer die Verderbniß der Vernunft, um so nothwendiger die Heilslehre“ — oder, Schopenhauerisch gesprochen, die Verneinung

[«]

9[183]

(133)

das 17. Jahrhundert **leidet** am Menschen wie an einer Summe von Widersprüchen, „l’amas de contradictions“, der wir sind

Schop<enhauer> sucht den Menschen zu entdecken, zu ordnen, auszugraben: während das 18. Jahrhundert zu vergessen sucht, was man von der Natur des Menschen weiß, um ihn an seine Utopie anzupassen. „oberflächlich, weich, human“ — schwärmt für „den Menschen“

— Das 17. Jahrhundert sucht die Spuren des Individuums auszuwischen, damit das Werk dem Leben so ähnlich als möglich sehe. Das 18. sucht durch das Werk für den Autor zu interessiren.

Das 17. Jahrhundert sucht in der Kunst Kunst, ein Stück Cultur; das 18. treibt mit der Kunst Propaganda für Reformen socialer und politischer Natur.

Die „Utopie“, der „ideale Mensch“, die Natur-Angöttlichung, die Eitelkeit des Sich-in-Scene-setzens, die Unterordnung unter die Propaganda socialer Ziele, die Charlatanerie — das haben wir vom 18. Jahrhundert.

Der Stil des 17. Jahrhunderts: propre, exact et libre

das starke Individuum, sich selbst genügend oder vor Gott in eifriger Bemühung — und jene moderne Autoren-Zudringlichkeit und Zuspringlichkeit, — das sind Gegensätze. „Sich-produziren“ — damit vergleiche man die Gelehrten von Port-Royal.

Alfieri hatte einen Sinn für großen Styl

der Haß gegen das Burleske (Würdelose), der Mangel an Natursinn gehört zum 17. Jahrhundert.

[«]

9[184]

(134)
Rousseau: die Regel gründend auf das Gefühl
die Natur als Quelle der Gerechtigkeit
der Mensch vervollkommnet sich in dem Maaße, in dem er sich der Natur nähert

(nach Voltaire, in dem Maaße, in dem er sich von der

Natur entfernt

dieselben Epochen für den Einen die des Fortschritts der Humanität, für den Anderen Zeiten der Verschlimmerung von Ungerechtigkeit und Ungleichheit

Voltaire noch die humanità im Sinne der Renaissance begreifend, insgleichen die virtù (als „hohe Cultur“), er kämpft für die Sache der honnêtes gens und de la bonne compagnie, die Sache des Geschmacks, der Wissenschaft, der Künste, die Sache des Fortschritts selbst und der Civilisation.

Der Kampf gegen 1760 entbrannt: der Genfer Bürger und le seigneur de Tourney. Erst von da an wird Voltaire der Mann seines Jahrhunderts, der Philosoph, der Vertreter der Toleranz und der Pfeifer des Unlaubens (bis dahin nur un bel esprit) Der Neid und der Haß auf Rousseaus Erfolg trieb ihn vorwärts, „in die Höhe“ —

— Pour „la canaille“, un dieu rémunérateur et vengeur — Voltaire.

Kritik beider Standpunkte in Hinsicht auf den Werth der Civilisation.

die social<e> Erfindung die schönste, die es giebt für Voltaire, es giebt kein höheres Ziel als sie zu unterhalten und zu vervollkommnen; eben das ist die honnêteté, die socialen Gebräuche zu achten; Tugend ein Gehorsam gegen gewisse nothwendige „Vorurtheile“ zu Gunsten der Erhaltung der „Gesellschaft“.

Cultur-Missionär, Aristokrat, Vertreter der siegreichen herrschenden Stände und ihrer Werthungen. Aber Rousseau blieb Plebejer, auch als homme de lettres, das war unerhört; seine unverschämte Verachtung alles dessen, was nicht er selbst war.

Das Krankhafte an Rousseau am meisten bewundert und nachgeahmt. (Lord Byron verwandt; auch sich zu erhabenen Attitüden aufschraubend, zum rancunösen Groll; Zeichen der „Gemeinheit“; später, durch Venedig ins Gleichgewicht gebracht, begriff er, was mehr erleichtert und wohlthut,… l’insouciance)

er ist stolz in Hinsicht auf das, was er ist, trotz seiner Herkunft; aber er geräth außer sich, wenn man ihn daran erinnert…

Bei Rousseau unzweifelhaft die Geistesstörung, bei Voltaire eine ungewöhnliche Gesundheit und Leichtigkeit. Die Rancune des Kranken; die Zeiten seines Irrsinns auch die seiner Menschenverachtung, und seines Mißtrauens.

Die Vertheidigung der Providenz durch Rousseau (gegen den Pessismismus Voltaires): er brauchte Gott, um den Fluch auf die Gesellschaft und die

Civilisation werfen zu können; alles mußte an sich gut sein, da Gott es geschaffen; *nur der Mensch hat den Menschen verdorben*. Der „gute Mensch“ als Naturmensch war eine reine Phantasie; aber mit dem Dogma von der Autorschaft Gottes etwas Wahrscheinliches und Begründetes.

Wirkung Rousseaus:

die Narrheit zur Größe gerechnet, Romantik (erstes Beispiel, **nicht** *stärkstes*)
„das souveraine Recht der Passion“
„die monstruöse Erweiterung des „ich“
„das Naturgefühl“
„in der Politik hat man seit 100 Jahren einen Kranken als Führer genommen“

Romantik à la Rousseau

die Leidenschaft,
die „Natürlichkeit“
die Fascination der Verrücktheit
die Pöbel-Rancune als *Richterin*
die unsinnige Eitelkeit der Schwachen

[«]

9[185]

(135)
Die unerledigten Probleme, die ich neu stelle:

das *Problem der Civilisation*, der Kampf zwischen Rousseau und Voltaire um 1760

der Mensch wird tiefer, mißtrauischer, „unmoralischer“, stärker, sich-selbst-vertrauender — und insofern „*natürlicher*“ — **das** ist „Fortschritt“

(dabei legen sich, durch eine Art von Arbeitstheilung, die verböserten Schichten und die gemilderten, gezähmten aus einander: so daß die *Gesammtthatsache* nicht ohne Weiteres in die Augen springt.)… Es gehört zur *Stärke*, zur Selbstbeherrschung und Fascination der Stärke, daß diese stärkeren Schichten die Kunst besitzen, ihre Verböserung als etwas *Höheres* empfinden zu machen. Zu jedem „Fortschritt“ gehört eine Umdeutung der verstärkten Elemente ins „Gute“ (d.h. — — —

[«]

9[186]

(136)

Das Problem des 19. Jahrhunderts. Ob seine starke und schwache Seite zu einander gehören? Ob es aus Einem Holze geschnitzt ist? Ob die Verschiedenheit seiner Ideale, deren Widerspruch in einem höheren Zwecke bedingt sind, als etwas Höheres? — Denn es könnte die Vorbestimmung zur Größe sein, in diesem Maaße, in heftiger Spannung zu wachsen. Die Unzufriedenheit, der Nihilism könnte ein gutes Zeichen sein.

[«]

9[187]

Beyle geboren 23 Januar 1783

[«]

9[188]

Ein Buch zum Denken, nichts weiter: es gehört Denen, welchen Denken Vergnügen macht, nichts weiter…

Daß es Deutsch geschrieben ist, ist zum Mindesten unzeitgemäß: ich wünschte es französisch geschrieben zu haben, damit es nicht als Befürwortung irgend welcher reichsdeutschen Aspirationen erscheint.

Bücher zum Denken, — sie gehören denen, welchen Denken Vergnügen macht, nichts weiter… Die D<eutschen> von Heute sind keine Denker mehr: ihnen macht etwas Anderes Vergnügen und Eindruck. Der Wille zur Macht als Princip wäre ihnen sch<we>r verständlich… Ebendarum wünschte ich meinen Z<arathustra> nicht deutsch geschrieben zu haben

Ich mißtraue allen Systemen und Systematikern und gehe ihnen aus dem Wege: vielleicht entdeckt man noch hinter diesem Buche das System, dem ich ausgewichen bin…

Der Wille zum System: bei einem Philosophen moralisch ausgedrückt eine feinere Verdorbenheit, eine Charakter-Krankheit, unmoralisch ausgedrückt, sein Wille, sich dümmer zu stellen als man ist — Dümmer, das heißt: stärker, einfacher, gebietender, ungebildeter, commandirender, tyrannischer…

Ich achte die Leser nicht mehr: wie könnte ich für Leser schreiben?… Aber ich notire mich, für mich.

[«]

9[189]

gerade unter Deutschen wird heute am wenigsten gedacht. Aber wer weiß! schon in zwei Geschlechtern wird man das Opfer der nationalen Macht-Vergeudung, die Verdummung nicht mehr nöthig haben.

[«]

9[190]

Ich lese Zarathustra: aber wie konnte ich dergestalt meine Perlen vor die Deutschen werfen!

[«]

[10 = W II 2. Herbst 1887]

10[1]

Halkyonia.
Nachmittage eines Glücklichen.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

10[2]

(137)

Meine fünf „Neins“.

1. Mein Kampf gegen das Schuldgefühl und die Einmischung des Strafbegriffs in die physische und metaphysische Welt, insgleichen in die Psychologie, in die Geschichts-Ausdeutung. Einsicht in die Vermoralisirung aller bisherigen Philosophie und Werthschätzung.

2. Mein Wiedererkennen und Herausziehn des überlieferten Ideals, des christlichen, auch wo man mit der dogmatischen Form des Christenthums abgewirthschaftet hat. Die Gefährlichkeit des christlichen Ideals steckt in seinen Werthgefühlen, in dem, was des begrifflichen Ausdrucks entbehren kann: mein Kampf gegen das latente Christenthum (z.B. in der Musik, im Socialismus)

3. Mein Kampf gegen das 18. Jahrhundert Rousseaus, gegen seine „Natur“, seinen „guten Menschen“, seinen Glauben an die Herrschaft des Gefühls — gegen die Verweichlichung, Schwächung, Vermoralisirung des Menschen: ein Ideal, das aus dem Haß gegen die aristokratische Cultur geboren ist und in

praxi die Herrschaft der zügellosen Ressentiments-Gefühle ist, erfunden als Standarte für den Kampf.

— die Schuldgefühls-Moralität des Christen

die Ressentiments-Moralität (eine Attitüde des Pöbels)

4. Mein Kampf gegen die Romantik, in der christliche Ideale und Ideale Rousseaus zusammenkommen, zugleich aber mit einer Sehnsucht nach den alten Zeiten der priesterlich-aristokratischen Cultur, <nach> virtù, nach dem „starken Menschen“ — etwas äußerst Hybrides; eine falsche und nachgemachte Art stärkeren Menschthums, welches die extremen Zustände überhaupt schätzt und in ihnen das Symptom der Stärke sieht („Cultus der Leidenschaft“)

— das Verlangen nach stärkeren Menschen, extremen Zuständen

ein Nachmachen der expressivsten Formen, furore espressivo nicht aus der Fülle, sondern dem Mangel

(unter Dichtern ist z.B. Stifter und G. Keller Zeichen von mehr Stärke, innerem Wohlsein, als — — —)

5. Mein Kampf gegen die Überherrschaft der Heerden-Instinkte, nachdem die Wissenschaft mit ihnen gemeinsame Sache macht; gegen den neuerlichen Haß, mit dem alle Art Rangordnung und Distanz behandelt wird.

— was relativ aus der Fülle geboren ist im 19. Jahrhundert, mit Behagen...

Technik heitere Musik usw. die große Technik und Erfindsamkeit die Naturwissenschaften die Historie (?)	} relative Erzeugnisse der Stärke, des Selbstzutrauens des 19. Jhs.

[«]

10[3]

(138)

Mein neuer Weg zum „Ja“.

Meine neue Fassung des Pessimismus als ein freiwilliges Aufsuchen der furchtbaren und fragwürdigen Seiten des Daseins: womit mir verwandte Erscheinungen der Vergangenheit deutlich wurden. „Wie viel ‚Wahrheit‘ erträgt und wagt ein Geist?“ Frage seiner Stärke. Ein solcher Pessimism könnte münden in jene Form eines dionysischen Jasagens zur Welt, wie sie ist: bis zum Wunsche ihrer absoluten Wiederkunft und Ewigkeit: womit ein neues Ideal von Philosophie und Sensibilität gegeben wäre.

Die bisher verneinten Seiten des Daseins nicht nur als nothwendig zu begreifen, sondern als wünschenswerth; und nicht nur wünschenswerth in Hinsicht auf die bisher bejahten Seiten (etwa als deren Complemente und Vorbedingungen), sondern um ihrer selber willen, als der mächtigeren, fruchtbareren, wahreren Seiten des Daseins, in denen sich sein Wille deutlicher ausspricht

Die bisher allein bejahten Seiten des Daseins abzuschätzen; das, was hier eigentlich Ja sagt, herauszuziehn (der Instinkt der Leidenden einmal, der Instinkt der Heerde andrerseits und jener dritte Instinkt: der Instinkt der Meisten gegen die Ausnahme)

Conception einer höheren Art Wesen als eine „unmoralische“ nach den bisherigen Begriffen: die Ansätze dazu in der Geschichte (die heidnischen Götter, die Ideale der Renaissance)

[«]

10[4]

(139)

Wie man Herr geworden ist über das Ideal der Renaissance? Der Mensch des 17. Jahrhunderts, der Mensch des 18. Jahrhunderts, der Mensch des 19. Jahrhunderts. Recrudescenz des Christenthums (= Reformation) der Jesuitismus und die Monarchie im Bunde

[«]

10[5]

(140)

Statt des „Naturmenschen“ Rousseau’s hat das 19. Jahrhundert ein wahreres Bild vom „Menschen“ entdeckt, — es hat dazu den Muth gehabt… Im Ganzen ist damit dem christlichen Begriff „Mensch“ eine Wiederherstellung zu Theil geworden. Wozu man nicht den Muth gehabt hat, das ist, gerade diesen

„Mensch an sich“ gutzuheißen und in ihm die Zukunft des Menschen garantirt zu sehn. Insgleichen hat man nicht gewagt, das Wachsthum der Furchtbarkeit des Menschen als Begleiterscheinung jedes Wachsthums der Cultur zu begreifen; man ist darin immer noch dem christlichen Ideale unterwürfig und nimmt dessen Partei gegen das Heidenthum, insgleichen gegen den Renaissance-Begriff der virtù. So aber hat man den Schlüssel nicht zur Cultur: und in praxi bleibt es bei der Falschmünzerei der Geschichte zu Gunsten des „guten Menschen“ (wie als ob er allein der Fortschritt des Menschen sei) und beim socialistischen Ideal (d.h. dem Residuum des Christenthums und Rousseaus in der entchristlichten Welt)

Der Kampf gegen das 18. Jahrhundert: dessen höchste Überwindung durch Goethe und Napoleon. Auch Schopenhauer kämpft gegen dasselbe; unfreiwillig aber tritt er zurück ins 17. Jahrhundert, — er ist ein moderner Pascal, mit Pascalischen Werthurtheilen ohne Christenthum… Schopenhauer war nicht stark genug zu einem neuen Ja.

Napoleon: die nothwendige Zusammengehörigkeit des höheren und des furchtbaren Menschen begriffen. Der „Mann“ wiederhergestellt; dem Weibe der schuldige Tribut von Verachtung und Furcht zurückgewonnen. Die „Totalität“ als Gesundheit und höchste Aktivität; die gerade Linie, der große Stil im Handeln wiederentdeckt; der mächtigste Instinkt, der des Lebens selbst, die Herrschsucht, bejaht.

[«]

10[6]

(141)

NB Man gehört nicht zu uns, so lange man sich nicht schämt, bei sich irgend eine kleine Christlichkeit des Gefühls zu ertappen: bei uns hat das alte Ideal das Gewissen gegen sich…

[«]

10[7]

(142)

Nachzudenken: In wiefern immer noch der verhängnißvolle Glaube an die göttliche Providenz — dieser für Hand und Vernunft lähmendste Glaube, den es gegeben hat — fortbesteht; in wiefern unter den Formeln „Natur“, „Fortschritt“, „Vervollkommnung“, „Darwinismus“, unter dem Aberglauben einer gewissen Zusammengehörigkeit von Glück und Tugend, von Unglück und Schuld immer noch die christliche Voraussetzung und Interpretation ihr Nachleben hat. Jenes absurde Vertrauen zum Gang der Dinge, zum „Leben“, zum „Instinkt des Lebens“, jene Biedermanns Resignation, die des Glaubens ist, Jedermann habe nur seine Pflicht zu thun, damit Alles gut gehe — dergleichen hat nur Sinn unter der Annahme einer Leitung der Dinge sub specie boni. Selbst noch der Fatalism, unsere jetzige Form der philosophischen Sensibilität, ist eine Folge jenes längsten Glaubens an göttliche Fügung, eine unbewußte Folge: nämlich als ob es eben nicht auf uns ankomme, wie Alles geht (— als ob wir es laufen lassen dürften, wie es läuft: jeder Einzelne selbst nur ein modus der absoluten Realität —)

Man verdankt dem Christenthum:

die Einmischung des Schuld- und Strafbegriffs in alle Begriffe
die Feigheit vor der Moral
das dumme Vertrauen in den Gang der Dinge (zum „Besseren“)
die psychologische Falschheit gegen sich.

[«]

10[8]

(143)

Eine **Arbeitstheilung** der Affekte innerhalb der Gesellschaft: so daß die Einzelnen und die Stände die unvollständige, aber eben damit nützlichere Art von Seele heranzüchten. In wiefern bei jedem Typus innerhalb der Gesellschaft einige Affekte fast rudimentär geworden sind (auf die stärkere Ausbildung eines andern Affekts hin)

Zur Rechtfertigung der Moral:

die ökonomische (die Absicht auf möglichste Ausnutzung von Individual-Kraft gegen die Verschwendung alles Ausnahmsweisen)
die aesthetische (die Ausgestaltung fester Typen sammt der Lust am eignen Typus)

die politische (als Kunst, die schweren Spannungsverhältnisse von verschiedenen Machtgraden auszuhalten —

die die physiologische (als imaginäres Übergewicht der Schätzung zu Gunsten derer, die schlecht oder mittelmäßig weggekommen sind — zur Erhaltung der Schwachen

[«]

10[9]

(144)

Jedes Ideal setzt **Liebe** und **Haß**, **Verehrung** und **Verachtung** voraus. Entweder ist das positive Gefühl das primum mobile oder das negative Gefühl. Haß und Verachtung sind z.B. bei allen Ressentiments-Idealen das primum mobile.

[«]

10[10]

(145)

Die ökonomische Abschätzung der bisherigen Ideale

Der Gesetzgeber (oder der Instinkt der Gesellschaft) wählt eine Anzahl Zustände und Affekte aus, mit deren Thätigkeit eine reguläre Leistung verbürgt ist (ein Machinalismus, als Folge von den regelmäßigen Bedürfnissen jener Affekte und Zustände)

Gesetzt, daß diese Zustände und Affekte Ingredienzien des Peinlichen anschlagen, so muß ein Mittel gefunden werden, dieses Peinliche durch eine Werthvorstellung zu überwinden, die Unlust als werthvoll, also, in Ehren dh lustvoll empfinden zu machen. In Formeln gefaßt: „wie wird etwas Unangenehmes angenehm?“ Zum Beispiel, wenn es als Beweis für Kraft, Macht, Selbstüberwindung dienen kann. Oder wenn in ihm unser Gehorsam, unsere Einordnung in das Gesetz, zu Ehren kommt. Insgleichen als Beweis für Gemeinsinn, Nächstensinn, Vaterlandssinn, für unsere „Vermenschlichung“, „Altruismus“, „Heroismus“

Daß man die unangenehmen Dinge gern thut — Absicht der Ideale.

[«]

10[11]

(146)

Ich versuche eine ökonomische Rechtfertigung der Tugend. — Die Aufgabe ist, den Menschen möglichst nutzbar <zu> machen, und ihn soweit es irgendwie angeht der unfehlbaren Maschine zu nähern: zu diesem Zwecke muß er mit Maschinen-Tugenden ausgestattet werden (— er muß die Zustände, in welchen er machinal-nutzbar arbeitet, als die höchstwerthigen empfinden lernen: dazu thut noth, daß ihm die anderen möglichst entleidet, möglichst gefährlich und verrufen gemacht werden…)

Hier ist der erste Stein des Anstoßes die Langeweile, die Einförmigkeit, welche alle machinale Thätigkeit mit sich bringt. Diese ertragen zu lernen und nicht nur ertragen, die Langeweile von einem höheren Reize umspielt sehen lernen: dies war bisher die Aufgabe alles höheren Schulwesens. Etwas lernen, was uns nichts angeht; und eben darin, in diesem „objektiven“ Thätigsein seine „Pflicht“ empfinden; die Lust und die Pflicht von einander getrennt abschätzen lernen — das ist die unschätzbare Aufgebung und Leistung des höheren Schulwesens. Der Philologe war deshalb bisher der Erzieher an sich: weil seine Thätigkeit selber das Muster einer bis zum Großartigen gehenden Monotonie der Thätigkeit abgiebt: unter seiner Fahne lernt der Jüngling „ochsen“: erste Vorbedingung zur einstmaligen Tüchtigkeit machinaler Pflichterfüllung (als Staats-Beamter, Ehegatte, Bureauschreiberling, Zeitungsleser und Soldat) Eine solche Existenz bedarf vielleicht einer philosophischen Rechtfertigung und Verklärung mehr noch als jede andere: die angenehmen Gefühle müssen von irgend einer unfehlbaren Instanz aus überhaupt als niedrigeren Ranges abgewerthet werden; die „Pflicht an sich“, vielleicht sogar das Pathos der Ehrfurcht in Hinsicht auf alles, was unangenehm ist — und diese Forderung als jenseits aller Nützlichkeit, Ergötzlichkeit, Zweckmäßigkeit redend, imperativisch… Die machinale Existenzform als höchste ehrwürdigste Existenzform, sich selbst anbetend. (— Typus: Kant als Fanatiker des Formalbegriffs „du sollst“)

[«]

10[12]

die Philosophen und andere höhere Ammen, an deren Busen die Jugend die Milch der Weisheit trinkt

[«]

10[13]

(147)

Spott über den falschen „Altruism“ bei den Biologen: die Fortpflanzung bei den Amöben erscheint als Abwerfen des Ballastes, als purer Vortheil. Die Ausstoßung der unbrauchbaren Stoffe

[«]

10[14]

Wie man der Tugend zur Herrschaft verhilft.
Ein tractatus politicus.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

10[15]

(148)

Das continuum: „Ehe, Eigenthum, Sprache, Tradition, Stamm, Familie, Volk, Staat“ sind Continuen niederer und höherer Ordnung. Die Oekonomik derselben besteht in dem Überschusse der Vortheile der ununterbrochenen Arbeit sowie der Vervielfachung über die Nachtheile: die größeren Kosten der Auswechslung der Theile oder der Dauerbarmachung derselben. (Vervielfältigung der wirkenden Theile, welche doch vielfach unbeschäftigt bleiben, also größere Anschaffungskosten und nicht unbedeutende Kosten der Erhaltung) Der Vortheil besteht darin, daß die Unterbrechungen vermieden und die aus ihnen entspringenden Verluste gespart werden. Nichts ist kostspieliger als neue Anfänge.

„Je größer die Daseinsvortheile, desto größer auch die Erhaltungs- und Schaffungskosten (Nahrung und Fortpflanzung); desto größer auch die Gefahren und die Wahrscheinlichkeit, vor der erreichten Höhe des Lebens zu Grunde zu gehn.“

[«]

10[16]

(149)

„Die Unterscheidung zwischen niederer und höherer Existenz ist technisch unhaltbar, denn jedes Thier, jede Pflanze entspricht seiner Aufgabe in möglichst vollkommener Weise; der Flug des schwerfälligen Käfers ist kein weniger vollkommener als das Schweben des Schmetterlings für Schmetterlingsaufgaben. Die Unterscheidung ist eine ökonomische; denn die complicirten Organismen vermögen mehr und vollkommenere Arbeit zu leisten, und die Vortheile aus diesen Leistungen sind so groß, daß damit die wesentlich erhöhten Erhaltungs- und Schaffungs-kosten übertroffen werden.“

[«]

10[17]

(150)

Die Nothwendigkeit zu erweisen, daß zu einem immer ökonomischeren Verbrauch von Mensch und Menschheit, zu einer immer fester in einander verschlungenen „Maschinerie“ der Interessen und Leistungen eine Gegenbewegung gehört. Ich bezeichne dieselbe als Ausscheidung eines Luxus-Überschusses der Menschheit: in ihr soll eine stärkere Art, ein höherer Typus ans Licht treten, der andre Entstehungs- und andre Erhaltungsbedingungen hat als der Durchschnitts-Mensch. Mein Begriff, mein Gleichniß für diesen Typus ist, wie man weiß, das Wort „Übermensch“.

Auf jenem ersten Wege, der vollkommen jetzt überschaubar ist, entsteht die Anpassung, die Abflachung, das höhere Chinesenthum, die Instinkt-Bescheidenheit, die Zufriedenheit in der Verkleinerung des Menschen — eine Art Stillstand im Niveau des Menschen. Haben wir erst jene unvermeidlich bevorstehende

Wirthschafts-Gesammt-Verwaltung der Erde, dann kann die Menschheit als Maschinerie in deren Diensten ihren besten Sinn finden: als ein ungeheures Räderwerk von immer kleineren, immer feiner „angepaßten“ Rädern; als ein immer wachsendes Überflüssigwerden aller dominirenden und commandirenden Elemente; als ein Ganzes von ungeheurer Kraft, dessen einzelne Faktoren Minimal-Kräfte, Minimal-Werthe darstellen. Im Gegensatz zu dieser Verkleinerung und Anpassung des M<enschen> an eine spezialisirtere Nützlichkeit bedarf es der umgekehrten Bewegung — der Erzeugung des synthetischen, des summirenden, des rechtfertigenden Menschen, für den jene Machinalisirung der Menschheit eine Daseins-Vorausbedingung ist, als ein Untergestell, auf dem er seine höhere Form zu sein sich erfinden kann…

Er braucht ebensosehr die Gegnerschaft der Menge, der „Nivellirten“, das Distanz-Gefühl im Vergleich zu ihnen; er steht auf ihnen, er lebt von ihnen. Diese höhere Form des Aristokratism ist die der Zukunft. — Moralisch geredet, stellt jene Gesammt-Maschinerie, die Solidarität aller Räder, ein maximum in der Ausbeutung des Menschen dar: aber sie setzt solche voraus, derentwegen diese Ausbeutung Sinn hat. Im anderen Falle wäre sie thatsächlich bloß die Gesammt-Verringerung, Werth-Verringerung des Typus Mensch, — ein Rückgangs-Phänomen im größten Stile.

— Man sieht, was ich bekämpfe, ist der ökonomische Optimismus: wie als ob mit den wachsenden Unkosten Aller auch der Nutzen Aller nothwendig wachsen müßte. Das Gegentheil scheint mir der Fall: die Unkosten Aller summiren sich zu einem Gesammt-Verlust: der Mensch wird geringer: — so daß man nicht mehr weiß, wozu überhaupt dieser ungeheure Prozeß gedient hat. Ein wozu? ein neues „Wozu!“ — das ist es, was die Menschheit nöthig hat…

[«]

10[18]

(151)

Die „Modernität“ unter dem Gleichniß von Ernährung und Verdauung.

Die Sensibilität unsäglich reizbarer (— unter moralistischem Aufputz als die Vermehrung des Mitleids —) die Fülle disparater Eindrücke größer als je: —

der Kosmopolitism der Speisen, der Litteraturen, Zeitungen, Formen, Geschmäcker, selbst Landschaften usw.

das tempo dieser Einströmung ein prestissimo; die Eindrücke wischen sich aus; man wehrt sich instinktiv, etwas hereinzunehmen, tief zu nehmen, etwas zu „verdauen“

— Schwächung der Verdauungs-Kraft resultirt daraus. Eine Art Anpassung an diese Überhäufung mit Eindrücken tritt ein: der Mensch verlernt zu agiren; **er reagirt nur noch** auf Erregungen von außen her. Er giebt seine Kraft aus theils in der Aneignung, theils in der Vertheidigung, theils in der Entgegnung.

Tiefe Schwächung der Spontaneität: — der Historiker, Kritiker, Analytiker, der Interpret, der Beobachter, der Sammler, der Leser — alles reaktive Talente: alle Wissenschaft!

Künstliche Zurechtmachung seiner Natur zum „Spiegel“; interessirt, aber gleichsam bloß epidermal-interessirt; eine grundsätzliche Kühle, ein Gleichgewicht, eine festgehaltene niedere Temperatur dicht unter der dünnen Fläche, auf der es Wärme, Bewegung, „Sturm“, Wellenspiel giebt

Gegensatz der äußeren Beweglichkeit zu einer gewissen tiefen Schwere und Müdigkeit.

[«]

10[19]

(152)

Der Substanzbegriff eine Folge des Subjektsbegriffs: nicht umgekehrt! Geben wir die Seele, „das Subjekt“ preis, so fehlt die Voraussetzung für eine „Substanz“ überhaupt. Man bekommt Grade des Seienden, man verliert das Seiende.

Kritik der „Wirklichkeit“: worauf führt das „Mehr oder Weniger Wirklichkeit“, die Gradation des Seins, an die wir glauben?

Unser Grad von Lebens- und Machtgefühl (Logik und Zusammenhang des Erlebten) giebt uns das Maaß von „Sein“, „Realität“, Nicht-Schein.

Subjekt: das ist die Terminologie unsres Glaubens an eine Einheit unter all den verschiedenen Momenten höchsten Realitätsgefühls: wir verstehn diesen Glauben als Wirkung Einer Ursache, — wir glauben an unseren Glauben so weit, daß wir um seinetwillen die „Wahrheit“, „Wirklichkeit“, „Substanzialität“ überhaupt imaginiren.

„Subjekt“ ist die Fiktion, als ob viele gleiche Zustände an uns die Wirkung Eines Substrats wären: aber wir haben erst die „Gleichheit“ dieser Zustände geschaffen; das Gleichsetzen und Zurechtmachen derselben ist der Thatbestand, nicht die Gleichheit (— diese ist vielmehr zu leugnen —)

[«]

10[20]

(153)

Es giebt Fälle, wo eine uns bezeugte Sympathie indignirt: z.B. unmittelbar nach einer außerordentlichen Handlung, die ihren Werth an sich hat. Aber man gratulirt uns, „daß wir mit ihr fertig sind“ usw.

Ich habe bei meinen Kritikern häufig den Eindruck von Canaille gehabt: Nicht, was man sagt, sondern daß ich es sage und inwiefern gerade ich dazu gekommen sein mag, dies zu sagen — das scheint ihr einziges Interesse, eine Hunde-Zudringlichkeit, gegen die man in praxi den Fußtritt als Antwort hat. Man beurtheilt mich, um nichts mit meinem Werke zu thun <zu> haben: man erklärt dessen Genesis — damit gilt es hinreichend für — abgethan.

[«]

10[21]

(154)

Religion

In dem inneren Seelen-Haushalt des primitiven Menschen überwiegt die Furcht vor dem Bösen. Was ist das Böse? Dreierlei: der Zufall, das Ungewisse, das Plötzliche. Wie bekämpft der primitive Mensch das Böse? — Er concipirt es als Vernunft, als Macht, als Person selbst. Dadurch gewinnt er die Möglichkeit, mit ihnen eine Art Vertrag einzugehn und überhaupt auf sie im voraus einzuwirken, — zu präveniren.

— Ein anderes Auskunftsmittel ist, die bloße Scheinbarkeit ihrer Bosheit und Schädlichkeit zu behaupten: man legt die Folgen des Zufalls, des Ungewissen, des Plötzlichen als *wohlgemeint* aus, als sinnvoll aus…

— man interpretirt vor allem das Schlimme als „verdient“: man rechtfertigt das Böse als Strafe…

— In summa: *man unterwirft sich ihm*: die ganze moralisch-religiöse Interpretation ist nur eine Form der Unterwerfung unter das Böse.

— der Glaube, daß im Bösen ein guter Sinn sei, heißt verzichtleisten, es zu bekämpfen.

Nun stellt die ganze Geschichte der Cultur eine Abnahme jener *Furcht vor dem* Zufalle, vor dem Ungewissen, vor dem Plötzlichen dar. Cultur, das heißt eben *berechnen* lernen, causal denken lernen, präveniren lernen, an Nothwendigkeit glauben lernen. Mit dem Wachsthum der Cultur wird dem Menschen jene *primitive* Unterwerfungs-form unter das Übel (Religion oder Moral genannt), jene „Rechtfertigung des Übels“ entbehrlich. Jetzt macht er Krieg gegen das „Übel“ — er schafft es ab. Ja, es ist ein Zustand von Sicherheitsgefühl, von Glaube an Gesetz und Berechenbarkeit möglich, wo er als *Überdruß* ins Bewußtsein tritt, — wo *Lust am Zufall, am Ungewissen* und *am Plötzlichen* als Kitzel hervorspringt…

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Symptom *höchster* Cultur — ich nenne ihn den *Pessimismus der Stärke*.

Der Mensch braucht jetzt *nicht mehr* eine „Rechtfertigung des Übels“, er perhorreszirt gerade das „Rechtfertigen“: er genießt das Übel pur, cru, er findet das *sinnlose Übel* als das interessanteste. Hat er früher einen Gott nöthig gehabt, so entzückt ihn jetzt eine Welt-Unordnung ohne Gott, eine Welt des Zufalls, in der das Furchtbare, das Zweideutige, das Verführerische zum Wesen gehört…

In einem solchen Zustande bedarf gerade *das Gute* einer „Rechtfertigung“ d.h. es muß einen bösen und gefährlichen Untergrund haben oder eine große Dummheit in sich schließen: *dann gefällt es noch.*

Die Animalität erregt jetzt nicht mehr Grausen; ein geistreicher und glücklicher Übermuth zu Gunsten des Thiers im Menschen ist in solchen Zeiten die triumphirendste Form der Geistigkeit.

Der Mensch ist nunmehr stark genug dazu, um sich eines Glaubens an Gott schämen zu dürfen: — er darf jetzt von neuem den advocatus diaboli spielen.

Wenn er in praxi die Aufrechterhaltung der Tugend befürwortet, so thut er es um der Gründe willen, welche in der Tugend eine Feinheit, Schlauheit, Gewinnsuchts-, Machtsuchstform erkennen lassen.

Auch dieser Pessimismus der Stärke endet mit einer Theodicee d.h. mit einem absoluten Jasagen zu der Welt, aber um der Gründe willen, auf die hin man zu ihr ehemals Nein gesagt hat: und dergestalt zur Conception dieser Welt als des thatsächlich erreichten höchstmöglichen Ideals...

[«]

10[22]

(155)

Gesammt-Einsicht.

Thatsächlich bringt jedes große Wachsthum auch ein ungeheures Abbröckeln und Vergehen mit sich:

das Leiden, die Symptome des Niedergangs gehören in die Zeiten ungeheuren Vorwärtsgehens.

jede fruchtbare und mächtige Bewegung der Menschheit hat zugleich eine nihilistische Bewegung mitgeschaffen.

es wäre unter Umständen das Anzeichen für ein einschneidendes und allerwesentlichstes Wachsthum, für den Übergang in neue Daseinsbedingungen, daß die extremste Form des Pessimismus, der eigentliche Nihilism, zur Welt käme.

Dies habe ich begriffen.

[«]

10[23]

(156)

Gesammt-Einsicht: der zweideutige Charakter unserer modernen Welt, — eben dieselben Symptome könnten auf Niedergang und auf Stärke deuten. Und die Abzeichen der Stärke, der errungenen Mündigkeit könnten auf Grund überlieferter (zurückgebliebener) Gefühls-Abwerthung als Schwäche **mißverstanden** werden. Kurz, das Gefühl, als Werth-Gefühl ist nicht auf der Höhe der Zeit

Verallgemeinert: das Werthgefühl ist immer **rückständig**, es drückt Erhaltungs- Wachsthums-Bedingungen jener viel früheren Zeiten aus: es kämpft gegen neue Daseins-Bedingungen an, aus denen es nicht gewachsen ist und die es nothwendig mißversteht, mißtrauisch ansehen lehrt usw.: es hemmt, es weckt Argwohn gegen das Neue…

Beispiele: — — —

[«]

10[24]

(157)

Die Vermoralisirung der Künste. Kunst als Freiheit von der moral<ischen> Verengung und Winkel-Optik; oder als Spott über sie. Die Flucht in die Natur, wo ihre Schönheit mit der Furchtbarkeit sich paart. Conception des großen Menschen.

— zerbrechliche, unnütze Luxus-Seelen, welche ein Hauch schon trübe macht „die schönen Seelen“

— die verblichenen Ideale aufwecken in ihrer schonungslosen Härte und Brutalität, als die prachtvollsten Ungeheuer, die sie sind

— ein frohlockender Genuß an der psychologischen Einsicht in die Sinuosität und Schauspielerei wider Wissen bei allen vermoralisirten Künstlern.

— die Falschheit der Kunst, — ihre Immoralität ans Licht ziehn

— die „idealisirenden“ Grundmächte (Sinnlichkeit, Rausch, überreiche Animalität) ans Licht ziehn

[«]

10[25]

(158)

Die falsche „Verstärkung“

im romantisme: dies beständige espressivo ist kein Zeichen von Stärke, sondern von einem Mangelgefühl

die pittoreske Musik, die sogenannte dramatische, ist vor allem leichter (ebenso wie die brutale Colportage und Nebeneinanderstellung von faits und traits im Roman des naturalisme)

die „Leidenschaft“ eine Sache der Nerven und der ermüdeten Seelen; so wie der Genuß an Hochgebirgen, Wüsten, Unwettern, Orgien und Scheußlichkeiten, — am Massenhaften und Massiven (bei Historikern z.B.

Thatsächlich giebt es einen Cultus der Ausschweifung des Gefühls. Wie kommt es, daß die starken Zeiten ein umgekehrtes Bedürfniß in der Kunst haben — nach einem Jenseits der Leidensch<aft>?

die Farben, die Harmonie, die nervöse Brutalität des Orchester-Klangs; die schreienden Farben im Roman

die Bevorzugung der aufregenden Stoffe (Erotica oder Socialistica oder Pathologica: alles Zeichen, für wen heute gearbeitet wird, für Überarbeitete und Zerstreute oder Geschwächte.

— man muß tyrannisiren, um überhaupt zu wirken.

[«]

10[26]

(159)

Schluß. — Endlich wagen wir es, die Regel zu rechtfertigen!

[«]

10[27]

(160)

Die Wissenschaft, ihre zwei Seiten:
hinsichtlich des Individuums
hinsichtlich des Cultur-Complexes („Niveaus“)
— entgegengesetzte Werthung nach dieser und nach jener Seite.

[«]

10[28]

(161)

an Stelle der „Gesellschaft“ der Cultur-Complex als mein Vorzugs-Interesse (gleichsam als Ganzes, bezüglich in seinen Theilen)

[«]

10[29]

(162)

Mit was für Mitteln man rohe Völker zu behandeln hat, und daß die „Barbarei“ der Mittel nichts Willkürliches und Beliebiges ist, das kann man in praxi mit Händen greifen, wenn man mit aller seiner europäischen Verzärtelung einmal in die Nothwendigkeit versetzt wird, am Congo oder irgendwo Herr über Barbaren bleiben zu müssen.

[«]

10[30]

(163)

Einsicht in die Zunahme der Gesamt-Macht: ausrechnen, inwiefern auch der Niedergang von Einzelnen, von Ständen, von Zeiten, Völkern, einbegriffen ist in diesem Wachsthum.

Verschiebung des Schwergewichts einer Cultur.

Die **Unkosten** jedes großen Wachsthums: wer sie trägt!
Inwiefern sie jetzt ungeheuer sein müssen.

[«]

10[31]

Die Revolution ermöglichte Napoleon: das ist ihre Rechtfertigung. Um einen ähnlichen Preis würde man den anarchistischen Einsturz unserer ganzen Civilisation wünschen müssen. Napoleon ermöglichte den Nationalismus: das ist dessen Einschränkung.

Abgesehen, wie billig, von Moralität und Unmoralität: denn mit diesen Begriffen wird der Werth eines Menschen noch nicht einmal berührt.

Man fängt an — — —

Der Werth eines Menschen liegt nicht in seiner Nützlichkeit: denn er bestünde fort, selbst wenn es Niemanden gäbe, dem er zu nützen wüßte. Und warum könnte nicht gerade der Mensch, von dem die verderblichsten Wirkungen ausgiengen, jene Spitze des ganzen Typus Mensch sein: so hoch, so überlegen, daß an ihm Alles vor Neid zu Grunde gienge

[«]

10[32]

(164)

A. Die Wege zur Macht: die neue Tugend unter dem Namen einer alten einführen

: für sie das „Interesse“ aufregen („Glück“ als ihre Folge und umgekehrt)
: die Kunst der Verleumdung gegen ihre Widerstände
: die Vortheile und Zufälle ausnützen zu ihrer Verherrlichung
: ihre Anhänger durch Opfer, Separation zu ihren Fanatikern machen
: die große Symbolik

B. Die erreichte Macht

1) Zwangsmittel der Tugend
2) Verführungsmittel der Tugend
3) die Etiquette (der Hofstaat) der Tugend

[«]

10[33]

(165)

— Künstler sind nicht die Menschen der großen Leidenschaft, was sie uns und sich auch vorreden mögen. Und das aus zwei Gründen: es fehlt ihnen die Scham vor sich selber (sie sehen sich zu, indem sie leben; sie lauern sich auf, sie sind zu neugierig…) und es fehlt ihnen auch die Scham vor der großen Leidenschaft (sie beuten sie als Artisten aus, Habsucht ihres Talents…)

Zweitens aber: 1) ihr Vampyr, ihr Talent mißgönnt ihnen meist solche Verschwendung von Kraft, welche Leidenschaft heißt 2) ihr Künstler-Geiz behütet sie vor der Leidenschaft.

Mit einem Talent ist man auch das Opfer eines Talents: man lebt unter dem Vampyrism seines Talents, — man lebt — — —

Man wird nicht dadurch mit seinen Leidenschaften fertig, daß man sie darstellt: vielmehr, man ist mit ihnen fertig, wenn man sie darstellt. (Goethe lehrt es anders: er wollte sich hier mißverstehn: ein G<oethe> empfand die Undelikatesse

[«]

10[34]

— ein Hiatus zwischen zwei Nichtsen —

[«]

10[35]

(166)

— das Laster mit etwas entschieden Peinlichem so verknüpfen, daß zuletzt man vor dem Laster flieht, um von dem loszukommen, was mit ihm verknüpft ist. Dies ist der berühmte Fall Tannhäusers. Tannhäuser, durch Wagnersche Musik um seine Geduld gebracht, hält es selbst bei Frau Venus nicht mehr aus: mit Einem Male gewinnt die Tugend Reiz; eine Thüringische Jungfrau steigt im Preise; und um das Stärkste zu sagen, er goutirt sogar die Weise Wolfram von Eschenbachs…

[«]

10[36]

(167)

— uns Fatalisten von Heute möchte zuletzt die lascive Schwermuth eines maurischen Tanzes eher noch zu Herzen gehn, als die Wienerische Sinnlichkeit des deutschen Walzers, — eine zu blonde, zu stupide Sinnlichkeit.

[«]

10[37]

(168)

Die moderne Kunst als eine Kunst zu tyrannisiren. — Eine grobe und stark herausgetriebene Logik des Lineaments; das Motiv vereinfacht bis zur Formel, — die Formel tyrannisirt. Innerhalb der Linien eine wilde Vielheit, eine überwältigende Masse, vor der die Sinne sich verwirren; die Brutalität der Farben, des Stoffes, der Begierden. Beispiel: Zola, Wagner, in einer geistigeren Ordnung Taine. Also Logik, Masse und Brutalität…

[«]

10[38]

(169)

Die Menschen schätzen ein Ding nach dem Aufwand, den sie um seinetwillen gemacht haben. Um eine Tugend ihnen schätzenswerth zu machen, muß man sie nöthigen — oder verführen — viel für sie aufzuwenden

Wie verleidet man den Menschen ein angenehmes Laster? Nicht anders als indem man es ihnen unangenehm macht. Wie überredet man den Trunkenbold, daß der Alkohol widerlich ist? Man macht ihn widerlich, man mischt <Enzian> — hinzu. Man muß das Laster mit — mischen: erster Kunstgriff des Moralisten.

[«]

10[39]

(170)

Der Instinkt der Heerde schätzt die Mitte und das Mittlere als das Höchste und Werthvollste ab: die Stelle, auf der die Mehrzahl sich befindet; die Art und Weise, in der sie sich daselbst befindet; damit ist er Gegner aller Rangordnung, der ein Aufsteigen von Unten nach Oben zugleich als ein Hinabsteigen von der Überzahl zur kleinsten Zahl ansieht. Die Heerde empfindet die Ausnahme, sowohl das Unter-ihr als das Über-ihr als etwas, das zu ihr sich gegnerisch und schädlich verhält. Ihr Kunstgriff in Hinsicht auf die Ausnahmen nach Oben, die Stärkeren, Mächtigeren, Weiseren, Fruchtbareren ist, sie zur Rolle der Hüter, Hirten, Wächter zu überreden — zu ihren ersten Dienern: damit hat sie eine Gefahr in einen Nutzen umgewandelt. In der Mitte hört die Furcht auf; hier ist man mit nichts allein; hier ist wenig Raum für das Mißverständniß; hier giebt es Gleichheit; hier wird das eigne Sein nicht als Vorwurf empfunden, sondern als das rechte Sein; hier herrscht die Zufriedenheit. Das Mißtrauen gilt den Ausnahmen; Ausnahme sein gilt als Schuld.

[«]

10[40]

(171)

Würde irgend ein Ring in der ganzen Kette von Kunst und Wissenschaft fehlen, wenn das Weib, wenn das Werk des Weibes darin fehlte? Geben wir die Ausnahme zu — sie beweist die Regel — das Weib bringt es in Allem zur Vollkommenheit, was nicht von Metier ist, in Brief, in M<emoiren> selbst in der delikatesten Handarbeit, die es giebt, kurz in allem, was nicht von Metier ist, genau deshalb, weil es darin sich selbst vollendet, weil es damit jenem einzigen Kunst-Antriebe gehorcht, den es besitzt, — es will gefallen… Aber was hat das Weib mit der leidenschaftlichen Indifferenz des ächten Künstlers zu schaffen, der einem Klang, einem Hauch, einem Hopsasa mehr Wichtigkeit zugesteht als sich selbst? der mit allen fünf Fingern nach seinem Geheimsten und Innersten greift? der keinem Dinge einen Werth zugesteht, es sei denn, daß es Form zu werden weiß (— daß es sich preisgiebt, daß es sich öffentlich macht —) Die Kunst, so wie der Künstler sie übt — begreift ihr's nicht, was sie ist: ein Attentat auf alle pudeurs?… Erst mit diesem Jahrhundert hat das Weib jene Schwenkung zur Litteratur gewagt (— vers la canaille plumière, écrivassière, mit dem alten Mirabeau zu reden): es schriftstellert, es künstlert, es verliert an Instinkt. Wozu doch? wenn man fragen darf.

[«]

10[41]

der Gipfel der modernen Lyrik, von zwei Bruder-Genies erstiegen, von Heinrich Heine und Alfred de Musset

Unsre Unsterblichen — wir haben nicht zuviel: Alfred de Musset, Heinrich Heine, p. 267.

Schiller war ein Theater-Maestro: aber was geht uns das Theater an!

[«]

10[42]

(172)

Hauptsatz. In wiefern der vollkommene Nihilism die nothwendige Folge der bisherigen Ideale ist.

— der unvollständige Nihilism, seine Formen: wir leben mitten drin

— die Versuche, dem N<ihilismus> zu entgehn, ohne jene Werthe umzuwerthen: bringen das Gegentheil hervor, verschärfen das Problem.

[«]

10[43]

(173)

Der vollkommene Nihilist — das Auge des N<ihilisten>, das ins Häßliche idealisirt, das Untreue übt gegen seine Erinnerungen (— es läßt sie fallen, sich entblättern; es schützt sie nicht gegen leichenblasse Verfärbungen, wie sie die Schwäche über Fernes und Vergangenes gießt; und was er gegen sich nicht übt, das übt er auch gegen die ganze Vergangenheit des M<enschen> nicht, — er läßt sie fallen

[«]

10[44]

(174)

Was wird aus dem Menschen, der keine Gründe mehr hat, sich zu wehren und anzugreifen? Was bleibt von seinen Affekten übrig, wenn die ihm abhanden kommen, in denen er seine Wehr und seine Waffe hat?

[«]

10[45]

(175)

Man soll das Reich der Moralität Schritt für Schritt verkleinern und eingrenzen; man soll die Namen für die eigentlichen hier arbeitenden Instinkte an’s Licht ziehen und zu Ehren bringen, nachdem sie die längste Zeit unter heuchlerischen Tugendnamen versteckt wurden; man soll aus Scham vor seiner immer gebieterischer redenden „Redlichkeit“ die Scham verlernen, welche die natürlichen Instinkte verleugnen und weglügen möchte. Es ist ein Maaß der Kraft, wie weit man sich der Tugend entschlagen kann; und es wäre eine Höhe zu denken, wo der Begriff „Tugend“ so umempfunden wäre, daß er wie virtù klänge, Renaissance-Tugend, moralinfreie Tugend. Aber einstweilen — wie fern sind wir noch von diesem Ideale!

Die Gebiets-Verkleinerung der Moral: ein Zeichen ihres Fortschritts. Überall, wo man noch nicht causal zu denken vermocht hat, dachte man moralisch.

[«]

10[46]

(176)

Zur Entnatürlichung der Moral. Daß man die Handlung abtrennt vom Menschen; daß man den Haß oder die Verachtung gegen die „Sünde“ wendet; daß man glaubt, es gäbe Handlungen, welche an sich gut oder schlecht sind.

[«]

10[47]

(177)

Wiederherstellung der „Natur“: eine Handlung an sich ist vollkommen leer an Werth: es kommt Alles darauf an, wer sie thut. Ein und dasselbe „Verbrechen“ kann in einem Fall das höchste Vorrecht, im andern das Brandmal sein. Thatsächlich ist es die Selbstsucht der Urtheilenden, welche eine Handlung resp. ihren Thäter auslegt im Verhältniß zum eigenen Nutzen oder Schaden (— oder im Verhältniß zur Ähnlichkeit oder Nicht-verwandtschaft mit sich.)

[«]

10[48]

Welche Zeit, wo man den Regen von der Gottheit verlangte, wo man mit dem Gebet auf sie nach Art eines diuretischen Mittels zu wirken glaubt!

[«]

10[49]

(178)

Zum Idealism der Selbstverächter.

„Glaube“ oder „Werke“? — Aber daß zum „Werke“, zur Gewohnheit bestimmter Werke sich eine bestimmte Werthschätzung und endlich Gesinnung hinzuerzeugt, ist ebenso natürlich, als es unnatürlich ist, daß aus einer bloßen

Werthschätzung „Werke“ hervorgehn. Man muß sich üben, nicht in der Verstärkung von Werthgefühlen, sondern im Thun; man muß erst etwas können… Der christliche Dilettantismus Luthers. Der Glaube ist eine Eselsbrücke. Der Hintergrund ist eine tiefe Überzeugung, das instinktive Bewußtsein ebenso, Luthers und seines Gleichen von ihrer Unfähigkeit zu christlichen Werken, eine persönliche Thatsache, verhüllt unter einem extremen Mißtrauen darüber, ob nicht überhaupt jedwedes Thun Sünde und vom Teufel ist: so daß der Werth der Existenz auf einzelne hochgespannte Zustände der Unthätigkeit fällt (Gebet, Effusion usw.) — Zuletzt hätte er Recht: die Instinkte, welche sich im ganzen Thun der Reformatoren ausdrücken, sind die brutalsten, die es giebt. Nur in der absoluten Wegwendung von sich, in der Versenkung in den Gegensatz, nur als Illusion („Glaube“) war ihnen das Dasein auszuhalten.

[«]

10[50]

(179)

Das Verbrechen gehört unter den Begriff: „Aufstand wider die gesellschaftliche Ordnung“. Man „bestraft“ einen Aufständischen nicht: man unterdrückt ihn. Ein Aufständischer kann ein erbärmlicher und verächtlicher Mensch sein; an sich ist an einem Aufstande nichts zu verachten — und in Hinsicht auf unsere Art Gesellschaft aufständisch zu sein, erniedrigt an sich noch nicht den Werth eines Menschen. Es giebt Fälle, wo man einen solchen Aufständischen darum selbst zu ehren hätte, weil er an unsrer Gesellschaft Etwas empfindet, gegen das der Krieg noth thut: wo er uns aus dem Schlummer weckt.

Damit, daß der Verbrecher etwas Einzelnes thut an einem Einzelnen, ist nicht widerlegt, daß sein ganzer Instinkt gegen die ganze Ordnung im Kriegszustande ist: die That als bloß Symptom

Man soll den Begriff der Strafe reduziren auf den Begriff: Niederwerfung eines Aufstandes, Sicherheitsmaßregeln gegen den Niedergeworfenen (ganze oder halbe Gefangenschaft) Aber man soll nicht Verachtung durch die Strafe ausdrücken: ein Verbrecher ist jedenfalls ein Mensch, der sein Leben, seine Ehre, seine Freiheit risquirt — ein Mann des Muths. Man soll insgleichen nicht die Strafe als Buße nehmen; oder als eine Abzahlung, wie als ob es ein Tauschverhältniß gäbe zwischen

Schuld und Strafe, — die Strafe reinigt nicht, denn das Verbrechen beschmutzt nicht.

Man soll dem Verbrecher die Möglichkeit nicht abschließen, seinen Frieden mit der Gesellschaft zu machen: gesetzt, daß er nicht zur Rasse des Verbrecherthums gehört. In letzterem Falle soll man ihm den Krieg machen, noch bevor er etwas Feindseliges gethan hat (erste Operation, sobald man ihn in Gewalt hat: ihn kastriren).

Man soll dem Verbrecher nicht seine schlechten Manieren, noch den niedrigen Stand seiner Intelligenz zum Nachtheil anrechnen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß er sich selbst mißversteht; namentlich ist sein revoltirter Instinkt, die rancune des déclassé oft nicht sich zum Bewußtsein gelangt, faute de lecture; daß er unter dem Eindruck der Furcht, des Mißerfolgs seine That verleumdet und verunehrt: von jenen Fällen noch ganz abgesehn, wo, psychologisch nachgerechnet, der Verbrecher einem unverstandnen Triebe nachgiebt und seiner That durch eine Nebenhandlung ein falsches Motiv unterschiebt (etwa durch eine Beraubung, während es ihm am Blute lag…)

Man soll sich hüten, den Werth eines Menschen nach einer einzelnen That zu behandeln. Davor hat Napoleon gewarnt. Namentlich sind die Hautrelief-Thaten ganz besonders insignificant. Wenn unser Einer kein Verbrechen z.B. keinen Mord auf dem Gewissen hat — woran liegt es? Daß uns ein Paar begünstigende Umstände dafür gefehlt haben. Und thäten wir es, was wäre damit an unserm Werthe bezeichnet? Wäre unser Werth verringert, wenn wir ein paar Verbrechen begiengen? Im Gegentheil: es ist nicht Jeder im Stande, ein paar Verbrechen zu begehen. An sich würde man uns verachten, wenn man uns nicht die Kraft zutraute, unter Umständen einen Menschen zu tödten. Fast in allen Verbrechen drücken sich zugleich Eigenschaften aus, welche an einem Manne nicht fehlen sollen. Nicht mit Unrecht hat Dostoiewsky von den Insassen jener sibirischen Zuchthäuser gesagt, sie bildeten den stärksten und werthvollsten Bestandtheil des russischen Volkes. Wenn bei uns der Verbrecher eine schlecht ernährte und verkümmerte Pflanze ist, so gereicht dies unseren gesellschaftlichen Verhältnissen zur Unehre; in der Zeit der Renaissance gedieh der Verbrecher und erwarb sich seine eigne Art von Tugend, — Tugend im Renaissancestile freilich, virtù, moralinfreie Tugend.

Man vermag nur solche Menschen in die Höhe <zu> bringen, die man nicht mit Verachtung behandelt; die moralische Verachtung ist eine größere Entwürdigung und Schädigung als irgend ein Verbrechen.

[«]

10[51]

(180)

die großen Erotiker des Ideals, die Heiligen der transfigurirten und unverstandenen Sinnlichkeit, jene typischen Apostel der „Liebe“ (wie Jesus von Nazareth, der heilige Franz von Assisi, der heilige François de Paule): bei ihnen geht der fehlgreifende Geschlechtstrieb aus Unwissenheit gleichsam in die Irre, bis er sich endlich noch an Phantomen befriedigen muß: an „Gott“, am „Menschen“, an der „Natur“. (Diese Befriedigung selbst ist nicht bloß eine scheinbare: sie vollzieht sich bei den Ekstatikern der unio mystica, wie sehr auch immer außerhalb ihres Wollens und „Verstehens“, nicht ohne die physiologischen Begleitsymptome der sinnlichsten und naturgemäßesten Geschlechtsbefriedigung.)

[«]

10[52]

(181)

Der Nihilism der Artisten

Die Natur grausam durch ihre Heiterkeit; cynisch mit ihren Sonnenaufgängen

wir sind feindselig gegen Rührungen

man flüchtet dorthin, wo die Natur unsere Sinne und unsere Einbildungskraft bewegt; wo wir nichts zu lieben haben, wo wir nicht an die moralischen Scheinbarkeiten und Delikatessen dieser nordischen Natur erinnert werden; — und so auch in den Künsten. Wir ziehen vor, was nicht mehr uns an „gut und böse“ erinnert. Unsere moralistische Reizbarkeit und Schmerzfähigkeit ist wie erlöst in einer furchtbaren und glücklichen Natur, im Fatalism der Sinne und der Kräfte. Das Leben ohne Güte

die Wohlthat besteht im Anblick der großartigen Indifferenz der Natur gegen Gut und Böse

keine Gerechtigkeit in der Geschichte, keine Güte in der Natur: deshalb geht der Pessimist, falls er Artist ist, dorthin in historicis, wo die Absenz der Gerechtigkeit selber noch mit großartiger Naivetät sich zeigt, wo gerade die Vollkommenheit zum Ausdruck kommt…

und insgleichen in der Natur dorthin, wo der böse und indifferente Charakter sich nicht verhehlt, wo sie den Charakter der Vollkommenheit darstellt…

Der nihilistische Künstler verräth sich im Willen und Vorzuge der cynischen Geschichte, der cynischen Natur.

[«]

10[53]

(182)

Die Vernatürlichung des Menschen im 19. Jahrhundert

(das 18. Jahrhundert ist das der Eleganz, der Feinheit und der généreux sentiments)

Nicht „Rückkehr zur Natur“: denn es gab noch niemals eine natürliche Menschheit. Die Scholastik un- und widernatürlicher Werthe ist die Regel, ist der Anfang; zur Natur kommt der Mensch nach langem Kampfe — er kehrt nie „zurück“… Die Natur: d.h. es wagen, unmoralisch zu sein wie die Natur.

Wir sind gröber, direkter, voller Ironie gegen genereuse Gefühle, selbst wenn wir ihnen unterliegen.

Natürlicher ist unsere erste Gesellschaft, die der Reichen, der Müssigen: man macht Jagd auf einander, die Geschlechtsliebe ist eine Art Sport, bei dem die Ehe ein Hinderniß und einen Reiz abgiebt; man unterhält sich und lebt um des Vergnügens willen; man schätzt die körperlichen Vorzüge in erster Linie, man ist neugierig und gewagt

Natürlicher ist unsere Stellung zur Erkenntniß: wir haben die libertinage des Geistes in aller Unschuld, wir hassen die pathetischen und hieratischen Manieren, wir ergötzen uns am Verbotensten, wir wüßten kaum noch ein Interesse der Erkenntniß, wenn wir uns auf dem Wege zu ihr zu langweilen hätten.

Natürlicher ist unsere Stellung zur Moral. Principien sind lächerlich geworden; niemand erlaubt sich ohne Ironie mehr von seiner „Pflicht“ zu reden. Aber man schätzt eine hülfreiche wohlwollende Gesinnung (— man sieht im Instinkt die Moral und dedaignirt den Rest —) Außerdem ein paar Ehrenpunkts-Begriffe.

Natürlicher ist unsere Stellung in politicis: wir sehen Probleme der Macht, des Quantums Macht gegen ein anderes Quantum. Wir glauben nicht an ein Recht, das nicht auf der Macht ruht, sich durchzusetzen: wir empfinden alle Rechte als Eroberungen.

Natürlicher ist unsere Schätzung großer Menschen und Dinge: wir rechnen die Leidenschaft als ein Vorrecht, wir finden nichts groß, wo nicht ein großes Verbrechen einbegriffen ist; wir concipiren alles Groß-sein als ein Sich-außerhalb-stellen in Bezug auf Moral.

Natürlicher ist unsere Stellung zur Natur: wir lieben sie nicht mehr um ihrer „Unschuld“ „Vernunft“ „Schönheit“ willen, wir haben sie hübsch „verteufelt“ und „verdummt“. Aber statt sie darum zu verachten, fühlen wir uns seitdem verwandter und heimischer in ihr. Sie aspirirt nicht zur Tugend: wir achten sie deshalb.

Natürlicher ist unsere Stellung zur Kunst: wir verlangen nicht von ihr die schönen Scheinlügen usw.; es herrscht der brutale Positivismus, welcher constatirt, ohne sich zu erregen.

In summa: es giebt Anzeichen dafür, daß der Europäer des 19. Jahrhunderts sich weniger seiner Instinkte schämt; er hat einen guten Schritt dazu gemacht, sich einmal seine unbedingte Natürlichkeit d.h. seine Unmoralität einzugestehn, ohne Erbitterung: im Gegentheil, stark genug dazu, diesen Anblick allein noch auszuhalten.

Dies klingt in gewissen Ohren, wie als ob die Corruption fortgeschritten wäre: und gewiß ist, daß der Mensch sich nicht der „Natur“ angenähert hat, von der Rousseau redet, sondern einen Schritt weiter in der Civilisation <gemacht hat>, welche er perhorreszirte. Wir haben uns verstärkt: wir sind dem 17. Jahrhundert wieder näher gekommen, dem Geschmack seines Endes namentlich (Dancourt Le Sage Regnard).

[«]

10[54]

(183)

Der Protestantism, jene geistig unreinliche und langwierige Form der décadence, in der das Christenthum sich bisher im mediokren Norden zu conserviren gewußt hat: als etwas Halbes und Complexes werthvoll für die

Erkenntniß, insofern es Erfahrungen verschiedener Ordnung und Herkunft in den gleichen Köpfen zusammenbrachte

Werth der complexen Gebilde, des seelischen Mosaiks, selbst des ungeordneten und vernachlässigten Haushalts der Intelligenz

das homöopathische Christenthum, das des protest<antischen> Landpfarrers

der unbescheidene Protestantismus, der der Hofprediger und antisemitischen Spekulanten.

[«]

10[55]

(184)

— Es kann Höhe der Seele sein, wenn ein Philosoph schweigt; es kann Liebe sein, wenn er sich selbst widerspricht; es ist eine Göttlichkeit des Erkennenden möglich, welche lügt…

Man hat nicht ohne Feinheit gesagt: „il est indigne de grands cœurs de répandre le trouble, qu'ils ressentent“: nur muß man hinzufügen, daß vor dem Unwürdigsten sich nicht zu fürchten ebenfalls Größe des Herzens sein kann… Ein Weib, das liebt, opfert seine Ehre…; ein Erkennender, welcher „liebt“, opfert seine Rechtschaffenheit; ein Gott welcher liebt, wird Jude…

[«]

10[56]

Wie viel verdrießliche Schwere, Lahmheit, Feuchtigkeit, Schlafrock, wie viel „Bier“ in der deutschen Intelligenz! Der Alkoholism der deutschen gelehrten Jugend ist beinahe eine Schändung und jedenfalls ein gründliches Fragezeichen in Hinsicht der Geistigkeit; die sanfte Entartung, welche das Bier hervorbringt: ich habe einmal in einem beinahe berüchtigt gewordenen Falle den Finger darauf geführt (die Entartung Straußens zum Verfasser des „alten und neuen Glaubens“) Man hat jederzeit die deutschen Gelehrten, die „Geist“ haben, an den Fingern abzählen können (— und es genügt nicht, ihn zu haben, man muß ihn erst noch sich nehmen sich Geist herausnehmen…): die übrigen Gelehrten haben Verstand und

Einige von ihnen, glücklicher Weise, jenes berühmte „kindliche Gemüth“, welches ahnt... Es ist unser Vorrecht: mit der „Ahnung“ hat die deutsche Wissenschaft Dinge entdeckt, welche man sich schwer greifen kann und die überhaupt vielleicht nicht existiren. Man muß beinahe Jude sein, um als Deutscher nicht zu ahnen.

[«]

10[57]

(185)

Geschichte der Vermoralisirung
und Entmoralisirung.

Erster Satz: es giebt gar keine moralischen Handlungen: sie sind vollkommen eingebildet.

Nicht nur, daß sie nicht nachweisbar sind (was z.B. Kant zugab und das Christenthum insgleichen) — sondern sie sind gar nicht möglich. Man hat einen Gegensatz zu den treibenden Kräften erfunden, durch ein psychologisches Mißverständniß, und glaubt eine andere Art von ihnen bezeichnet zu haben; man hat ein primum mobile fingirt, das gar nicht existirt. Nach der Schätzung, welche überhaupt den Gegensatz „moralisch“ und „unmoralisch“ aufgebracht hat, muß man sagen:

es giebt nur unmoralische Absichten und Handlungen.

Zweiter Satz. Diese ganze Unterscheidung „moralisch“ und „unmoralisch“ geht davon aus, daß sowohl die moralischen als die unmoralischen Handlungen Akte der freien Spontaneität sind, — kurz daß es eine solche giebt, oder anders ausgedrückt: daß die moralische Beurtheilung überhaupt sich nur auf eine Gattung von Absichten und Handlungen bezieht, die freien.

Aber diese ganze Gattung von Absichten und Handlungen ist rein imaginär; die Welt, auf welche der moralische Maßstab allein anlegbar ist, existirt gar nicht

es giebt weder moralische, noch unmoralische Handlungen.

Der psychologische Irrthum, aus dem der Gegensatz-Begriff „moralisch“ und „unmoralisch“ entstanden ist.

„selbstlos“, „unegoistisch“, „selbstverleugnend“ — alles unreal, fingirt.

Fehlerhafter Dogmatism in Betreff des „ego“: dasselbe als atomistisch genommen, in einem falschen Gegensatz zum „Nicht-ich“; insgleichen aus dem Werden herausgelöst, als etwas Seiendes. Die falsche Versubstanzialisirung des Ich: diese (in dem Glauben an die individuelle Unsterblichkeit) besonders unter dem Druck religiös-moralischer Zucht zum Glaubensartikel gemacht. Nach dieser künstlichen Loslösung und An-und-für-sich-Erklärung des ego hatte man einen Werth-Gegensatz vor sich, der unwidersprechlich schien: das Einzel-ego und das ungeheure Nicht-ich. Es schien handgreiflich, daß der Werth des Einzel-ego nur darin liegen könne, sich auf das ungeheure „Nicht-ich“ zu beziehn resp. sich ihm unterzuordnen und um seinetwillen zu existiren. — Hier waren die Heerden-Instinkte bestimmend: nichts geht so sehr wider diese Instinkte als die Souveränität des Einzelnen. Gesetzt aber, das ego ist begriffen als ein An-und-für-sich, so muß sein Werth in der Selbst-Verneinung liegen.

Also: 1) die falsche Verselbständigung des „Individuums“, als Atom

2) die Heerden-Würdigung, welche das Atom-bleiben-wollen perhorrescirt und als feindlich empfindet

3) als Folgerung: Überwindung des Individuums durch Verlegung seines Ziels

4) Nun schien es Handlungen zu geben, welche selbstverneinend waren: man phantasirte um sie eine ganze Sphäre von Gegensätzen herum.

5) man fragte: in welchen Handlungen bejaht sich der Mensch am stärksten? Um diese (Geschlechtlichkeit, Habsucht, Herrschsucht, Grausamkeit usw.) wurde der Bann, der Haß, die Verachtung gehäuft: man glaubte, daß es unselbstische Triebe giebt, man verwarf alle selbstischen man verlangte die unselbstischen

6) Folge davon: was hatte man gethan? Man hatte die stärksten natürlichsten, mehr noch die einzig realen Triebe in Bann gethan — man mußte, um eine Handlung fürderhin lobenswerth zu finden, in ihr die Anwesenheit solcher Triebe leugnen

ungeheure Fälscherei in psychologicis. Selbst jede Art „Selbstzufriedenheit“ hatte sich erst dadurch wieder möglich zu machen, daß man sie sub specie boni mißverstand und zurecht legte.

Umgekehrt: jene species, welche ihren Vortheil davon hatte, dem Menschen seine Selbstzufriedenheit zu nehmen (die Repräsentanten des Heerden-Instinkts z.B. die Priester und Philosophen) wurde fein und psychologisch-scharfsichtig, zu zeigen, wie überall doch die Selbstsucht herrsche. Christlicher Schluß: „Alles ist Sünde; auch unsere Tugenden. Absolute Verwerflichkeit des Menschen. Die selbstlose Handlung ist nicht möglich“. Erbsünde. Kurz: nachdem der Mensch seinen Instinkt in Gegensatz zu einer rein imaginären Welt des Guten gebracht hatte, endete er mit Selbstverachtung, als unfähig, Handlungen zu thun, welche „gut“ sind.

NB. Das Christenthum bezeichnet damit einen Fortschritt in der psychologischen Verschärfung des Blicks: La Rochefoucauld und Pascal. Es begriff die Wesensgleichheit der menschlichen Handlungen und ihre Werth-Gleichheit in der Hauptsache (— alle unmoralisch)

Nun machte man Ernst, Menschen zu bilden, in denen die Selbstsucht getödtet ist — die Priester, die Heiligen. Und wenn man zweifelte an der Möglichkeit, „vollkommen“ zu werden, man zweifelte nicht, zu wissen, was vollkommen ist.

Die Psychologie des Heiligen, des Priesters, des „guten Menschen“ mußte natürlich rein phantasmagorisch ausfallen. Man hatte die wirklichen Motive des Handelns für schlecht erklärt: man mußte, um überhaupt noch handeln zu können, Handlungen vorschreiben zu können, Handlungen, die gar nicht möglich sind, als möglich beschreiben und gleichsam heiligen. Mit derselben Falschheit, mit der man verleumdet hatte, hat man nunmehr verehrt und veridealisirt.

Das Wüthen gegen die Instinkte des Lebens als „heilig“, verehrungswürdig.

Die absolute Keuschheit, der absolute Gehorsam, die absolute Armut: priesterliches Ideal.

Almosen, Mitleiden; Aufopferung, Ritterthum; Verleugnung des Schönen, der Vernunft, der Sinnlichkeit; moroser Blick für alle starken Qualitäten, die man hat: Laien-Ideal.

Man kommt vorwärts: die verleumdeten Instinkte suchen sich auch ein Recht zu schaffen (z.B. Luthers Reformation: gröbste Form der moral<ischen> Verlogenheit unter „der Freiheit des Evangeliums“) — man tauft sie um auf heilige Namen.

: die verleumdeten Instinkte suchen sich als nothwendig zu beweisen, damit die Tugendhaften überhaupt möglich sind: man muß vivre, pour vivre pour autrui. Egoismus als Mittel zum Zweck…

: man geht weiter, man sucht sowohl den egoistischen als den altruistischen Regungen ein Existenz-Recht zu geben: Gleichheit der Rechte für die einen, wie die anderen (vom Gesichtspunkt des Nutzens)

: man geht weiter, man sucht die höhere Nützlichkeit in der Bevorzugung des egoistischen Gesichtspunktes über den altruist<ischen>, nützlicher in Hinsicht auf das Glück der Meisten, oder die Förderung der Menschheit usw. Also: ein Übergewicht an Rechten des Ego, aber unter einer extrem altruistischen Perspektive („Gesammt-Nutzen der Menschheit“)

: man sucht die altruistische Handlungsweise mit der Natürlichkeit zu versöhnen, man sucht das Altruistische auf dem Grunde des Lebens; man sucht das Egoistische wie das Altruistische als gleich begründet im Wesen des Lebens und der Natur.

: man träumt von einem Verschwinden des Gegensatzes in irgend einer Zukunft, wo, durch fortgesetzte Anpassung, das Egoistische auch zugleich das Altruistische ist…

: endlich, man begreift, daß die altruistischen Handlungen nur eine species der egoistischen sind, — und daß der Grad, in dem man liebt, sich verschwendet, ein Beweis ist für den Grad individueller Macht und Personalität. Kurz, daß man, indem man den Menschen böser macht, man ihn besser macht, — und daß man das Eine, nicht ohne das Andere ist… Damit geht der Vorhang auf vor der ungeheuren Fälschung der Psychologie des bisher<igen> M<enschen>.

Folgerungen: es giebt nur unmoralische Absichten und Handlungen

die sogenannten moralischen sind also als Unmoralitäten nachzuweisen.

(— dies die Aufgabe vom Tractatus politicus)

(— die Ableitung aller Affekte aus dem Einen Willen zur Macht: wesensgleich

(— der Begriff des Lebens — es drücken sich in dem anscheinenden Gegensatze (von „gut und böse“) Machtgrade von Instinkten aus, zeitweilige Rangordnung, unter der gewisse Instinkte im Zaum gehalten werden oder in Dienst genommen werden

(— Rechtfertigung der Moral: ökonomisch usw.

Gegen den zweiten Satz. Der Determinismus; Versuch, die moralische Welt zu retten, dadurch, daß man sie translocirt — ins Unbekannte. Der Determinismus ist nur ein modus, unsere Werthschätzungen eskamotiren zu dürfen, nachdem sie in der mechanistischgedachten Welt keinen Platz haben. Man muß deshalb den Determinismus angreifen und unterminiren: insgleichen unser Recht zu einer Scheidung von An-sich- und Phänomenal-Welt bestreiten.

[«]

10[58]

(186)
Im ersten Buch: der Nihilism als Consequenz der idealen Werthe
Problem der Civilisation
das 19. Jahrhundert, seine Zweideutigkeit:
Es fehlt bisher die Freiheit von der Moral.
Pessimisten sind Revolter des moralischen Pathos
Die Moral als Ursache des Pessimismus
der Pessimismus als Vorform des Nihilism
Im zweiten Buch: Geschichte der Vermoralisirung wie man die Tugend zur Herrschaft bringt
Moral als Circe der Philosophen
Im dritten Buch: Das Problem der Wahrheit
Im vierten Buch: Geschichte der höheren Typen, nachdem wir die Welt entgottet haben
die Mittel, um eine Kluft aufzureißen:
Rangordnung
Ideal der weltbejahendsten Lehre das tragische Zeitalter.
die psychologische Naivität in dem Ideale Gott

[«]

10[59]

(187)
Die Rangordnung der Menschen-Werthe.

a) man soll einen Menschen nicht nach einzelnen Werken abschätzen. Epidermal-Handlungen. Nichts ist seltener als eine Personal-Handlung. Ein Stand, ein Rang, eine Volks-Rasse, eine Umgebung, ein Zufall — Alles drückt sich eher noch in einem Werke oder Thun aus, als eine „Person“.

b) man soll überhaupt nicht voraussetzen, daß viele Menschen „Personen“ sind. Und dann sind Manche auch mehrere Personen, die Meisten sind keine. Überall, wo die durchschnittlichen Eigenschaften überwiegen, auf die es ankommt, daß ein Typus fortbesteht, wäre Person-Sein eine Vergeudung, ein Luxus, hätte es gar keinen Sinn, nach einer „Person“ zu verlangen. Es sind Träger, Transmissions-Werkzeuge.

c) die „Person“ ein relativ isolirtes Faktum; in Hinsicht auf die viel größere Wichtigkeit des Fortflusses und der Durchschnittlichkeit somit beinahe etwas Widernatürliches. Zur Entstehung der Person gehört eine zeitige Isolirung, ein Zwang zu einer Wehr- und Waffen-Existenz, etwas wie Einmauerung, eine größere Kraft des Abschlusses; und, vor Allem, eine viel geringere Impressionabilität, als sie der mittlere Mensch, dessen Menschlichkeit contagiös ist, hat

Erste Frage in Betreff der Rangordnung: wie solitär oder wie heerdenhaft Jemand ist

(im letzteren Falle liegt sein Werth in den Eigenschaften, die den Bestand seiner Heerde, seines Typus sichern, im anderen Falle in dem, was ihn abhebt, isolirt, vertheidigt und solitär ermöglicht.

Folgerung: man soll den solitären Typus nicht abschätzen nach dem heerdenhaften, und den heerdenhaften nicht nach dem solitären

Aus der Höhe betrachtet: sind beide nothwendig; insgleichen ist ihr Antagonism nothwendig, — und nichts ist mehr zu verbannen als jene „Wünschbarkeit“, es möchte sich etwas Drittes aus Beiden entwickeln („Typus“ als Hermaphroditismus). Das ist so wenig „wünschbar“, als die Annäherung und Aussöhnung der Geschlechter. Das Typische fortentwickeln, die Kluft immer tiefer aufreißen…

Begriff der Entartung in beiden Fällen: wenn die Heerde den Eigenschaften der solitären Wesen sich nähert, und diese den Eigenschaften der Heerde, — kurz, wenn sie sich annähern. Dieser Begriff der Entartung ist abseits von der moral<ischen> Beurtheilung.

[«]

10[60]

(188)

Im Verhältniß zur Musik ist alle Mittheilung durch Worte von schamloser Art; das Wort verdünnt und verdummt; das Wort entpersönlicht; das Wort macht das Ungemeine gemein.

[«]

10[61]

(189)

Wo man die **stärkeren Naturen** zu suchen hat.

Das Zugrundegehen und Entarten der solitären Species ist viel größer und furchtbarer: sie haben den Instinkt der Heerde, die Tradition der Werthe gegen sich; ihre Werkzeuge zur Vertheidigung, ihre Schutz-Instinkte sind von vornherein nicht stark, nicht sicher genug, — es gehört viel Gunst des Zufalls dazu, daß sie gedeihen. (— sie gedeihen in den niedrigsten und gesellschaftlich preisgegebensten Elementen am häufigsten: wenn man nach Person sucht, dort findet man sie, um wie viel sicherer als in den mittleren Classen!)

der Stände- <und> Classenkampf, der auf „Gleichheit der Rechte“ abzielt. Ist er ungefähr erledigt, so geht der Kampf los gegen die Solitär-Person. In einem gewissen Sinne kann dieselbe sich am leichtesten in einer demokratischen Gesellschaft erhalten und entwickeln: dann, wenn die gröberen Vertheidigungs-Mittel nicht mehr nöthig sind, und eine gewisse Gewöhnung an Ordnung, Redlichkeit, Gerechtigkeit, Vertrauen zu den Durchschnittsbedingungen gehört.

Die Stärksten müssen am festesten gebunden, beaufsichtigt, in Ketten gelegt und überwacht werden: so will es der Instinkt der Heerde. Für sie ein Regime der Selbstüberwältigung, des asketischen Abseits, oder der „Pflicht“ in abnützender Arbeit, bei der man nicht mehr zu sich selber kommt.

[«]

10[62]

seinen Neid gegen die Geschäfts-Klugheiten der Juden unter Moralitäts-Formeln zu verstecken ist antisemitisch, ist gemein, ist selbst canaille

[«]

10[63]

Hauptgesichtspunkt: Distanzen aufreißen, aber keine Gegensätze schaffen.

die Mittelgebilde ablösen und im Einfluß verringern: Hauptmittel, um Distanzen zu erhalten.

[«]

10[64]

(190)

Absurde und verächtliche Art des Idealismus, welche die Mediokrität nicht medioker haben will und, statt an einem Ausnahme-Sein einen Triumph zu fühlen, entrüstet ist über Feigheit, Falschheit, Kleinheit und Miserabilität. Man soll **das** nicht anders wollen! Und die Kluft größer aufreißen! — Man soll die höhere Art zwingen, sich **abzuscheiden** durch die Opfer, die sie ihrem Sein zu bringen hat

[«]

10[65]

(191)

NB. In wiefern die christlichen Jahrhunderte mit ihrem Pessimismus **stärkere** Jahrhunderte waren als das 18. Jahrhundert

— entsprechend das tragische Zeitalter der Griechen —

schwächer, wissenschaftlicher und — — —

— das 19. Jahrhundert **gegen** das 18. Jahrhundert —
worin Erbe
worin Rückgang gegen dasselbe „geist“loser geschmackloser
worin worin Fortschritt über dasselbe
(düsterer, realistischer, stärker —

[«]

10[66]

(192)

Ihr Henrik Ibsen ist mir sehr deutlich geworden. Mit all seinem „Willen zur Wahrheit“ hat er sich nicht von dem Moral-Illusionismus frei zu machen gewagt, welcher „Freiheit“ sagt und nicht sich eingestehen will was Freiheit ist: die zweite Stufe in der Metamorphose vom „Willen zur Macht“ seitens derer, denen sie fehlt. In der ersten verlangt man Gerechtigkeit. Auch von Seiten derer, welche die Macht haben. Auf der zweiten sagt man „Freiheit“ d.h. man will loskommen von denen, welche die Macht haben. Auf der dritten sagt man „gleiche Rechte“ d.h. man will, so lange man noch nicht das Übergewicht hat, auch die Mitbewerber hindern, in der Macht zu wachsen.

[«]

10[67]

ich habe nie einen Augenblick die compromittirende Mittelmäßigkeit des Protestantismus, seiner Theologen und Prediger verkannt.

[«]

10[68]

(193)

Nicht die Menschen „besser“ machen, nicht zu ihnen auf irgend eine Art Moral reden, als ob „Moralität an sich“, oder eine ideale Art Mensch überhaupt gegeben sei: sondern Zustände schaffen, unter denen **stärkere** Menschen nöthig sind, welche ihrerseits eine Moral (deutlicher: eine leiblich-geistige Disciplin), welche stark macht, brauchen und folglich haben werden!

Sich nicht durch blaue Augen oder geschwellte Busen verführen lassen: die Größe der Seele hat nichts Romantisches an sich… Und leider gar nichts Liebenswürdiges!

[«]

10[69]

(194)

Sehen wir, was „der erste Christ“ mit alledem anfängt, was seinem Instinkte sich widerräth: die Beschmutzung und Verdächtigung des Schönen, des Glänzenden, des Reichen, des Stolzen, des Selbstgewissen, des Erkennenden, des Mächtigen — in summa der ganzen Cultur: seine Absicht geht dahin, ihr das gute Gewissen zu nehmen…

Man lese doch einmal Petronius unmittelbar nach dem neuen Testament: wie man aufathmet, wie man die verfluchte Muckerluft von sich bläst!

[«]

10[70]

(195)

eine Gesinnung, die sich Idealismus nennt und die der Mittelmäßigkeit nicht erlauben will, mittelmäßig zu sein und dem Weibe nicht, Weib zu sein. Nicht uniformiren! Uns klar machen, wie theuer eine Tugend zu stehen kommt: und daß Tugend nichts Durchschnittlich-Wünschenswerthes, sondern eine noble Tollheit, eine schöne Ausnahme, mit dem Vorrecht, stark gestimmt zu werden…

[«]

10[71]

(196)

die Weiblein, die darauf warten, bis der Priester oder der Bürgermeister ihnen die Erlaubniß giebt, ihren Geschlechtstrieb zu befriedigen und dabei das Versprechen abgeben, ihn immer nur an Einem Manne zu befriedigen

daß die Befriedigung des Geschlechtstriebs und die Frage der Nachkommenschaft grundverschiedene Dinge und Interessen sind und „die Ehe“ wie alle Institutionen etwas Grundverlogenes…

[«]

10[72]

(197)

Die raffinirte Juden-Klugheit der ersten Christen

Man muß sich nicht irreführen lassen: „richtet nicht“, sagen sie, aber sie schicken alles in die Hölle, was nicht ihres Glaubens ist. Indem sie Gott richten lassen, richten sie selber; indem sie Gott verherrlichen, verherrlichen sie sich selbst: indem sie die Tugenden fordern, deren sie fähig sind, — mehr noch, die sie nöthig haben, um es auszuhalten — geben sie sich den großen Schein des Krieges und Kampfes für das Gute: während sie nur für ihre Art-Erhaltung kämpfen. Indem sie friedfertig, sanftmüthig, milde, freundlich, fröhlich mit einander sind, so gehorchen sie ihren innersten Heerdenthier-Bedürfnissen: aber die Klugheit will, daß sie das auch noch von sich fordern. So erscheint selbst das Unvermeidlichste noch als Gehorsam, Verdienst, — es mehrt das Selbstgefühl…

— sich beständig verherrlichen, aber es nie sich eingestehen. Die absolute Partei-Tartüfferie, welche sich die Tugend und den Wettbewerb um die Tugend vorbehält: auch die Erkenntniß, die „Wahrheit“: auch die einstmalige Herrschaft und die Rache an allen Feinden

— ach diese demüthige, keusche, milde Verlogenheit! Wer hält sie aus!… „Für **uns** soll unsere Tugend, unser Glück, unsere Anspruchslosigkeit zeugen!“

— sich innerhalb der Welt möglich machen, sich durchsetzen: man merkt, daß sie das jüdische Blut und die Klugheit in sich haben. 1) man muß sich abscheiden, sichtbarlich 2) man muß sich als das „auserwählte Volk“ behandeln, heimlich 3) man muß nicht eine Rangordnung der Werthe ansetzen, sondern Gegensätze: „wir“ — u<nd> „die Welt“

[«]

10[73]

(198)

Man lese einmal das neue Testament als Verführungs-Buch:

die Tugend wird in Beschlag genommen, im Instinkte, daß man mit ihr die öffentliche Meinung für sich einnimmt

und zwar die allerbescheidenste Tugend, welche das ideale Heerdenschaf anerkennt und nichts weiter (den Schafhirten eingerechnet —): eine kleine zärtliche wohlwollende hülfreiche und schwärmerisch-vergnügte Art Tugend, welche nach außen hin absolut anspruchslos ist, — welche „die Welt“ gegen sich abgrenzt

der unsinnigste Dünkel, als ob sich das Schicksal der Menschheit dergestalt um sie drehe, daß die Gemeinde auf der einen Seite das Rechte und die Welt auf der anderen das Falsche, das ewig-Verwerfliche und Verworfene sei.

der unsinnigste Haß gegen Alles, was in der Macht ist: aber ohne daran zu rühren! Eine Art von innerlicher Loslösung, welche äußerlich Alles beim Alten läßt (Dienstbarkeit und Sklaverei; aus Allem sich ein Mittel zum Dienste Gottes und der Tugend zu machen wissen)

[«]

10[74]

das Weib: ein kleiner Feuer-Herd zwischen viel Rauch und Lüge.

[«]

10[75]

Das Christenthum als Heerdenthier-Züchtung; die kleinen Heerdenthier-Tugenden als die Tugend (— Zustände und Mittel der Selbsterhaltung der kleinsten Art Mensch zu Tugenden umgestempelt; das neue Testament das beste Verführungsbuch)

[«]

10[76]

Die Ehe ist genau so viel werth, als die, welche sie schließen: also ist sie, durchschnittlich, wenig werth —; die „Ehe an sich“ hat noch gar keinen Werth, — wie übrigens jede Institution.

[«]

10[77]

(199)

das Christenthum als eine Entnatürlichung der Heerden-Thier-Moral: unter absolutem Mißverständniß und Selbstverblendung

die Demokratisirung ist eine natürlichere Gestalt derselben, eine weniger verlogene

Thatsache: die Unterdrückten, die Niedrigen, die ganz große Menge von Sklaven und Halbsklaven wollen zur Macht

1) Stufe: sie machen sich frei — sie lösen sich aus, imaginär zunächst, sie erkennen sich unter einander an, sie setzen sich durch
2) Stufe: sie treten in Kampf, sie wollen Anerkennung, gleiche Rechte, „Gerechtigkeit“
3) Stufe: sie wollen die Vorrechte (— sie ziehen die Vertreter der Macht auf sich hinüber)

4) Stufe: sie wollen die Macht allein, und sie haben sie…

Im Christenthum sind drei Elemente zu unterscheiden:

a) die Unterdrückten aller Art
b) die Mittelmäßigen aller Art
c) die Unbefriedigten und Kranken aller Art

mit dem ersten Elemente kämpft es gegen die politisch Vornehmen und deren Ideal

mit dem zweiten Elemente gegen die Ausnahmen und Privilegirten (geistig, sinnlich —) jeder Art

mit dem dritten Element gegen den Natur-Instinkt der Gesunden und Glücklichen.

wenn es zum Siege kommt, so tritt das zweite Element in den Vordergrund; denn dann hat das Christenthum die Gesunden und Glücklichen zu sich überredet (als Krieger für seine Sache), insgleichen die Mächtigen (als interessirt wegen der Überwältigung der Menge), — und jetzt ist es der Heerden-Instinkt, die in jedem Betracht werthvolle Mittelmaß-Natur, die ihre höchste Sanktion durch das Christenthum bekommt. Diese Mittelmaß-Natur kommt endlich so weit sich zum Bewußtsein (— gewinnt den Muth zu sich —), daß sie auch politisch sich die Macht zugesteht…

— die Demokratie ist das vernatürlichte Christenthum: eine Art „Rückkehr zur Natur“, nachdem nur durch eine extreme Antinatürlichkeit die entgegengesetzte Werthung überwunden werden konnte. — Folge: das aristokratische Ideal **entnatürlicht** sich nunmehr („der höhere Mensch“ „vornehm“ „Künstler“ „Leidenschaft“ „Erkenntniß“ usw.) Romantik als Cultus der Ausnahme, Genie usw.

[«]

10[78]

„méfiez-vous du premier mouvement; il est toujours généreux.“ Talleyrand zu den jungen Gesandtschafts-Sekretären.

[«]

10[79]

(200)

Die jüdische Priesterschaft hatte verstanden, alles, was sie beanspruchte, als eine göttliche Satzung, als Folgeleistung gegen ein Gebot Gottes zu präsentiren… insgleichen, was dazu diente, Israel zu erhalten, seine Existenz-Ermöglichung (z.B. eine Summe von Werken: Beschneidung, Opferkult als Centrum des nationalen Bewußtseins) nicht als Natur, sondern als „Gott“ einzuführen. — Dieser Prozeß setzt sich fort; innerhalb des Judenthums, wo die Nothwendigkeit der „Werke“ nicht empfunden wurde (nämlich als Abscheidung gegen Außen) konnte eine priesterliche Art Mensch concipirt werden, die sich verhält wie die „vornehme Natur“ zum Aristokraten; eine kastenlose und gleichsam spontane Priesterhaftigkeit der Seele, welche nun, um ihren Gegensatz scharf von sich abzuheben, nicht auf die „Werke“, sondern die „Gesinnung“ den Werth legte…

Im Grunde handelte es sich wieder darum, eine bestimmte Art von Seele **durchzusetzen**, gleichsam ein Volks-Aufstand innerhalb eines priesterlichen Volkes, — eine pietistische Bewegung von Unten (Sünder Zöllner Weiber Kranke). Jesus von Nazareth war das Zeichen, an dem sie sich erkannten. Und wieder, um an sich glauben zu können, brauchen sie eine theologische Transfiguration: nichts Geringeres als „der Sohn Gottes“ thut ihnen Noth, um sich Glauben zu schaffen… Und genau so, wie die Priesterschaft die ganze Geschichte Israels verfälscht hatte, so wurde nochmals der Versuch gemacht, überhaupt die Geschichte der Menschheit hier umzufälschen, damit das Christenthum als sein cardinalstes Ereigniß erscheinen könne. Diese Bewegung konnte nur auf dem Boden des Judenthums entstehn: dessen Hauptthat war, Schuld und Unglück zu verflechten und alle Schuld auf Schuld an Gott zu reduziren: davon ist das Christenthum die **zweite Potenz**.

[«]

10[80]

(201)

diese kleinen Heerdenthier-Tugenden führen ganz und gar nicht zum „ewigen Leben“: sie dergestalt in Scene setzen, und sich mit ihnen, mag sehr klug sein, aber für den, der hier noch seine Augen auf hat, bleibt es trotzalledem das lächerlichste aller Schauspiele. Man verdient ganz und gar nicht ein Vorrecht auf Erden und im Himmel, wenn man es zur Vollkommenheit einer kleinen, lieben Schafsmäßigkeit gebracht hat; man bleibt damit, günstigen Falls, immer bloß ein kleines liebes absurdes Schaf mit Hörnern — vorausgesetzt daß man nicht vor Eitelkeit platzt nach Art der Hofprediger und durch richterliche Attitüden skandalisirt.

die ungeheure Farben-Verklärung, mit der hier die kleinen Tugenden illuminirt werden — wie als Widerglanz göttlicher Qualitäten

die natürliche Absicht und Nützlichkeit jeder Tugend grundsätzlich verschwiegen; sie ist nur in Hinsicht auf ein göttliches Gebot, ein göttliches Vorbild werthvoll, nur in Hinsicht auf jenseitige und geistliche Güter (Prachtvoll: als ob sich’s um’s „Heil der Seele“ handelte: aber es war ein Mittel, um es hier mit möglichst viel schönen Gefühlen „auszuhalten“.)

Zur Entnatürlichung der Moral.

[«]

10[81]

Ersichtlich fehlt es im neuen Deutschland an Scham; selbst der kaiserliche Hof hat bis jetzt einen schlechten Willen gezeigt, sich von der Befleckung mit der verächtlichsten und compromittirendsten Ausgeburt des christlichen Muckerthums freizuhalten: wozu doch Alles auffordern dürfte — der Anstand, der gute Geschmack, die Klugheit.

(Was hat mehr dem Hofe geschadet, als die Hofprediger?)

[«]

10[82]

(202)

Der Individualism ist eine bescheidene und noch unbewußte Art des „Willens zur Macht“; hier scheint es dem Einzelnen schon genug, freizukommen von einer Übermacht der Gesellschaft (sei diese die des

Staates oder der Kirche…) Er setzt sich nicht als Person in Gegensatz, sondern bloß als Einzelner; er vertritt alle Einzelnen gegen die Gesammtheit. Das heißt: er setzt sich instinktiv gleich an mit jedem Einzelnen; was er erkämpft, das erkämpft er nicht sich als Person, sondern sich als Einzahl gegen die Gesammtheit.

Der Socialism ist bloß ein Agitationsmittel des Individualisten: er begreift, daß man sich, um etwas zu erreichen, zu einer Gesammtaktion organisiren muß, zu einer „Macht“. Aber was er will, ist nicht die Societät als Zweck des Einzelnen, sondern die Societät als Mittel zur Ermöglichung vieler Einzelnen: — Das ist der Instinkt der Socialisten, über den sie sich häufig betrügen (— abgesehn, daß sie, um sich durchzusetzen, häufig betrügen müssen) Die altruistische Moral-predigt im Dienste des Individual-Egoism: eine der gewöhnlichsten Falschheiten des neunzehnten Jahrhunderts.

Der Anarchism ist wiederum bloß ein Agitationsmittel des Socialism; mit ihm erregt er Furcht, mit der Furcht beginnt er zu fasciniren und zu terrorisiren; vor allem — er zieht die Muthigen, die Gewagten auf seine Seite, selbst noch im Geiste.

Trotzalledem: Der Individual<ismus> ist die **bescheidenste** Stufe des W<illens> z<ur> M<acht>.

Hat man eine gewisse Unabhängigkeit erreicht, so will man mehr: es tritt die Sonderung heraus nach dem Grade der Kraft; der Einzelne setzt sich nicht ohne Weiteres mehr gleich, sondern er sucht nach seines Gleichen, — er hebt Andere von sich ab. Auf den Individualism folgt die Glieder- <und> Organbildung: die verwandten Tendenzen sich zusammenstellend und sich als Macht bethätigend, zwischen diesen Machtcentren Reibung, Krieg, Erkenntniß beiderseitiger Kräfte, Ausgleichung, Annäherung, Festsetzung von Austausch der Leistungen. Am Schluss: eine Rangordnung.

NB. 1. die Individuen machen sich frei
2. sie treten in Kampf, sie kommen über „Gleichheit der Rechte“ überein (— Gerechtigkeit —) als Ziel
3. ist das erreicht, so treten die thatsächlichen Ungleichheiten der Kraft in eine vergrößerte Wirkung (weil im Großen Ganzen der Friede herrscht und viel kleinere Kraft-Quanta schon Differenzen ausmachen, solche, die früher fast = 0 waren). Jetzt organisiren sich die

Einzelnen zu Gruppen; die Gruppen streben nach Vorrechten und nach Übergewicht. Der Kampf, in milderer Form, tobt von Neuem.

NB. man will Freiheit, so lange man noch nicht die Macht hat. Hat man sie, will man Übermacht; erringt man sie nicht (ist man noch zu schwach zu ihr), will man „Gerechtigkeit“ d.h. gleiche Macht

[«]

10[83]

(203)

Vor allem, meine Herren Tugendhaften, habt ihr keinen Vorrang vor uns: wir wollen euch die Bescheidenheit hübsch zu Gemüthe führen: es ist ein erbärmlicher Eigennutz und Klugheit, welche euch eure Tugend anräth. Und hättet ihr mehr Kraft und Muth im Leibe, würdet ihr euch nicht dergestalt zu tugendhafter Nullität herabdrücken. Ihr macht aus euch, was ihr könnt: theils was ihr müßt — wozu euch eure Umstände zwingen —, theils was euch Vergnügen macht, theils was euch nützlich scheint. Aber, wenn ihr thut, was nur euren Neigungen gemäß ist oder was eure Nothwendigkeit von euch will oder was euch nützt, so sollt ihr euch darin weder loben dürfen, noch loben lassen!... Man ist eine gründlich kleine Art Mensch, wenn man nur tugendhaft ist: darüber soll nichts in die Irre führen! Menschen, die irgendworin in Betracht kommen, waren noch niemals solche Tugend-esel: ihr innerster Instinkt, der ihres Quantums Macht, fand dabei nicht seine Rechnung: während eure Minimalität an Macht nichts weiser erscheinen läßt als Tugend. Aber ihr habt die Zahl für euch: und insofern ihr tyrannisirt, wollen wir euch den Krieg machen...

[«]

10[84]

(204)

Der heuchlerische Anschein, mit dem alle bürgerlichen Ordnungen übertüncht sind, wie als ob sie Ausgeburten der Moralität wären... z.B. die Ehe; die Arbeit; der Beruf; das Vaterland; die Familie; die Ordnung; das Recht.

Aber da sie insgesammt auf die mittelmäßigste Art Mensch hin begründet sind, zum Schutz gegen Ausnahmen und Ausnahme-Bedürfnisse, so muß man es billig finden, wenn hier viel gelogen wird.

[«]

10[85]

(205)

Ein tugendhafter Mensch ist schon deshalb eine niedrigere species, weil er keine „Person“ ist, sondern seinen Werth dadurch erhält, einem Schema Mensch gemäß zu sein, das ein-für-alle Mal aufgestellt ist. Er hat nicht seinen Werth a parte: er kann verglichen werden, er hat seines Gleichen, er soll nicht einzeln sein…

Rechnet die Eigenschaften des guten Menschen nach, weshalb thun sie uns wohl? Weil wir keinen Krieg nöthig haben, weil er kein Mißtrauen, keine Vorsicht, keine Sammlung und Strenge uns auferlegt: unsere Faulheit, Gutmüthigkeit, Leichtsinnigkeit macht sich einen guten Tag. Dieses unser Wohlgefühl ist es, das wir aus uns heraus projiziren und dem guten Menschen als Eigenschaft, als Werth zurechnen.

[«]

10[86]

(206)

Ich liebe es durchaus nicht an jenem Jesus von Nazareth oder an seinem Apostel Paulus, daß sie den kleinen Leuten so viel in den Kopf gesetzt haben, als ob es etwas auf sich habe mit ihren bescheidenen Tugenden. Man hat es zu theuer bezahlen müssen: denn sie haben die werthvolleren Qualitäten von Tugend und Mensch in Verruf gebracht, sie haben das schlechte Gewissen und das Selbstgefühl der vornehmen Seele gegen einander gesetzt, sie haben die tapfern, großmüthigen, verwegenen, excessiven Neigungen der starken Seele irregeleitet, bis zur Selbstzerstörung…

rührend, kindlich, hingebend, weiblich-verliebt und schüchtern; der Reiz der jungfräulichen-schwärmerischen Vorsinnlichkeit — denn Keuschheit ist nur die

Form der Sinnlichkeit (— ihre Präexistenzform)

[«]

10[87]

(207)

Lauter Fragen der Kraft: wie weit sich durchsetzen gegen die Erhaltungsbedingungen der Gesellschaft und deren Vorurtheile? — wie weit seine furchtbaren Eigenschaften entfesseln, an denen die Meisten zu Grunde gehn? — wie weit der Wahrheit entgegengehn und sich die fragwürdigsten Seiten derselben zu Gemüthe führen? — wie weit dem Leiden, der Selbstverachtung, dem Mitleiden, der Krankheit, dem Laster entgegengehn, mit dem Fragezeichen, ob man darüber Herr werden wird?… (was uns nicht umbringt, macht uns stärker…) — endlich: wie weit der Regel, dem Gemeinen, dem Kleinlichen, Guten, Rechtschaffenen der Durchschnitts-Natur Recht geben bei sich, ohne sich damit vulgarisiren zu lassen?… stärkste Probe des Charakters: sich nicht durch die Verführung des Guten ruiniren zu lassen. Das Gute als Luxus, als Raffinement, als Laster…

[«]

10[88]

(208)

Die Ehe ist eine Form des Concubinats, zu der die bürgerliche Gesellschaft ihre Erlaubniß giebt, aus Eigennutz, wie sich von selbst versteht, nicht aus Moralität… Die Ehe ist die von ihr vorgezogene Art des Concubinats, weil hier der Instinkt nicht ohne Rücksicht und Vorsicht handelt, sondern erst um einen Erlaubnißschein einkommt… Für diesen Mangel an Muth und Selbstvertrauen ist die Gesellschaft erkenntlich, sie ehrt die Ehe, weil sie eine Form der Unterwerfung vor der Gesellschaft darstellt… Die Ehe ist eine Form des Concubinats, bei der grundsätzlich zu Viel versprochen wird: hier wird etwas versprochen, was man nicht versprechen kann, nämlich „Liebe immerdar“, — hier wird die geschlechtliche Funktion als „Pflicht“ angesetzt, die man fordern kann… Aber das ist die „moderne Ehe“

[«]

10[89]

(209)

Die moralischen Werthe waren bis jetzt die obersten Werthe: will das Jemand in Zweifel ziehen?… Entfernen wir diese Werthe von jener Stelle, so verändern wir alle Werthe: das Princip ihrer bisherigen Rangordnung ist damit umgeworfen…

[«]

10[90]

(210)

Entfernen wir die höchste Güte aus dem Begriff Gottes: sie ist eines Gottes unwürdig. Entfernen wir insgleichen die höchste Weisheit: — es ist die Eitelkeit der Philosophen, die diesen Aberwitz eines Weisheits-Monstrums von Gott verschuldet hat: er sollte ihnen möglichst gleich sehen… Nein! Gott die höchste Macht — das genügt! Aus ihr folgt Alles, aus ihr folgt — „die Welt“! Symbolice, um ein Erkennungszeichen zu haben

D.O. omnipotens

[«]

10[91]

(211)

Das Christenthum als emancipirtes Judenthum (in gleicher Weise wie eine lokal und rassemäßig bedingte Vornehmheit endlich sich von diesen Bedingungen emancipirt und nach verwandten Elementen suchen geht…)

1) als Kirche (Gemeinde) auf dem Boden des Staates, als unpolitisches Gebilde

2) als Leben, Zucht, Praxis, Lebenskunst

3) als Religion der Sünde (des Vergehens an Gott als einziger Art der Vergehung, als einziger Ursache alles Leidens überhaupt), mit einem Universalmittel gegen sie. Es giebt nur an Gott Sünde; was gegen den M<enschen> gefehlt ist, darüber soll der Mensch nicht richten, noch Rechenschaft fordern, es sei denn im Namen Gottes. Insgleichen alle Gebote (Liebe) alles ist angeknüpft an Gott, und um Gottes willen wird es am Menschen gethan. Darin steckt eine hohe Klugheit (— das Leben in großer Enge, wie bei den Eskimos, ist nur erträglich bei der friedfertigsten und nachsichtigsten Gesinnung: das jüdisch-christliche Dogma wendete sich gegen die Sünde, zum Besten des „Sünders“ —)

[«]

10[92]

(212)

Das christliche Leben, wie es als Ideal dem Paulus vorschwebt und von ihm gepredigt wird, ist das jüdische Leben, nicht vielleicht das der herrschenden Familien, aber das der kleinen Leute, namentlich der in der Diaspora lebenden Juden. Es ist erlebt, gesehn, aus dem Verehrtesten und Geliebtesten heraus — dieses Ideal: es ist erkannt als vorbildlich für Menschen anderer Rasse, vorausgesetzt, daß sie unter ähnlichen Bedingungen leben. Dies ist die That des Paulus: er erkannte die Anwendbarkeit des jüdischen Privatlebens auf das Privatleben der kleinen Leute von Überall. Vom Judenthum her wußte er, wie eine Art Mensch sich durchsetzt, ohne die Macht zu haben und ohne auch nur die Absicht auf Macht haben zu dürfen. Ein Glaube an ein absolutes Vorrecht, das Glück der Auserwählten, welches jede Erbärmlichkeit und Entbehrung adelt — nämlich als Gegenzahlung und Sporn, die Tugenden der Familie, der kleinen Congregation, der unbedingte Ernst in Einem, in der Unantastbarkeit ihres Lebens durch die Gegner, zwischen denen sie leben — und alles Besänftigende, Mildernde, Erquickende, Gebet, Musik, gemeinsame Mahlzeiten und Herzensergießungen, Geduld, Nachsicht, Hülfe und Dienstbarkeit gegen einander, vor Allem jenes Stillehalten der Seele, damit die Affekte Zorn, Verdacht, Haß, Neid, Rache nicht obenauf kommen… Der Asketism ist nicht das Wesen dieses Lebens; die Sünde ist nur in dem Sinn im Vordergrund des Bewußtseins, als sie die beständige Nähe ihrer Erlöstheit und Zurückgekauftheit bedeutet (— so ist es schon jüdisch:

mit der Sünde aber wird ein Jude selber fertig, dazu eben hatte er seinen Glauben; es ist das, womit man allein ganz fertig wird; und gesetzt, daß alles Unglück im Verhältniß zur Sünde steht (oder zur Sündhaftigkeit), so giebt es ein remedium gegen alles Unglück selbst — und das Unglück ist außerdem gerechtfertigt, nicht sinnlos…

[«]

10[93]

(213)

Welch Erquicken, nach dem neuen Testament etwa den Petronius in die Hand zu nehmen! Wie ist man sofort wieder hergestellt! wie fühlt man die Nähe der gesunden, übermüthigen, selbstgewissen und boshaften Geistigkeit! — und schließlich bleibt man vor der Frage stehn: „ist nicht selbst der antike Schmutz noch mehr werth als diese ganze kleine anmaaßliche Christen-Weisheit und -Muckerei?“

[«]

10[94]

(214)

die europäischen Fürsten sollten sich in der That besinnen, ob sie unserer Unterstützung entbehren können. Wir Immoralisten — wir sind heute die einzige Macht, die keine Bundesgenossen braucht, um zum Siege zu kommen: damit sind wir bei weitem die Stärksten unter den Starken. Wir bedürfen nicht einmal der Lüge: welche Macht sonst könnte ihrer entrathen? Eine starke Verführung kämpft für uns, die stärkste vielleicht, die es giebt — die Verführung der Wahrheit… Der Wahrheit? Wer legte das Wort mir in den Mund? Aber ich nehme es wieder heraus; aber ich verschmähe das stolze Wort: nein, wir haben auch sie nicht nöthig, wir würden auch noch ohne die Wahrheit zur Macht und zum Siege kommen. Der Zauber, der für uns kämpft, das Auge der Venus, das unsere Gegner selbst bestrickt und blind macht, das ist die Magie des Extrems, die Verführung, die alles Äußerste übt: wir Immoralisten — wir sind die Äußersten…

[«]

10[95]

„Oh Ariadne, du selbst bist das Labyrinth: man kommt nicht aus dir wieder heraus“…

„Dionysos, du schmeichelst mir, du bist göttlich“…

[«]

10[96]

(215)

Das christlich-jüdische Leben: Hier überwog nicht das ressentiment. Erst die großen Verfolgungen mögen die Leidenschaft dergestalt herausgetrieben haben — sowohl die Gluth der Liebe als die des Hasses.

Wenn man für seinen Glauben seine Liebsten geopfert sieht, dann wird man aggressiv; man verdankt den Sieg des Christenthums seinen Verfolgern.

NB Die Asketik im Christenthum ist nicht spezifisch: das hat Schopenhauer mißverstanden: sie wächst nur in das Christenthum hinein, überall dort, wo es auch ohne Christenthum Asketik gab.

NB Das hypochondrische Christenthum, die Gewissens-Thierquälerei und Folterung ist insgleichen nur einem gewissen Boden zugehörig, auf dem christliche Werthe Wurzel geschlagen haben: es ist nicht das Christenthum selbst. Das Christenthum hat alle Art Krankheiten morbider Böden in sich aufgenommen: man könnte ihm einzig zum Vorwurf machen, daß es sich gegen keine Ansteckung zu wehren wußte. Aber eben das ist sein Wesen: Christenthum ist ein Typus der Décadence.

Die tiefe Verachtung, mit der der Christ in der vornehm-gebliebenen antiken Welt behandelt wurde, gehört eben dahin, wohin heute noch die Instinkt-Abneigung gegen den Juden gehört: es ist der Haß der freien und selbstbewußten Stände gegen die, welche sich durchdrücken und schüchterne linkische Gebärden mit einem unsinnigen Selbstgefühl verbinden.

Das neue Testament ist das Evangelium einer gänzlich unvornehmen Art Mensch; ihr Anspruch, mehr Werth zu haben, ja allen Werth zu haben, hat in der That etwas Empörendes, — auch heute noch.

[«]

10[97]

(216)

Wie man, bei vollkommener Einordnung in die bürgerliche Rechtschaffenheit, doch einmal den Bedürfnissen seiner Unmoralität Luft macht:

in wiefern wir heute als Erkennende alle unsere bösen Triebe in Dienst genommen haben und fern davon sind, zwischen Tugend und Erkenntniß eine Wünschbarkeit von Bund zu schließen

alle bösen Triebe sind intelligent und neugierig wissenschaftlich geworden

Wem die Tugend leicht fällt, der macht sich auch noch über sie lustig. Der Ernst in der Tugend ist nicht aufrecht zu erhalten: er erreicht sie und hüpft über sie hinaus — wohin? in die Teufelei.

— indem er sie erreicht, überspringt er sie, — und macht sich aus ihr eine kleine Teufelei zurecht dabei und ehrt seinen Gott nicht anders als der Hanswurst Gottes

Wie intelligent sind inzwischen alle unsere schlimmen Hänge und Dränge geworden! wie viel wissenschaftliche Neugierde plagt sie! Lauter Angelhaken der Erkenntniß!

[«]

10[98]

(217)

Wogegen ich protestire? Daß man nicht diese kleine friedliche Mittelmäßigkeit, dieses Gleichgewicht einer Seele, welche nicht die großen Antriebe der großen Krafthäufungen kennt, als etwas Hohes nimmt, womöglich gar als Maß des Menschen.

NB. Bako von Verulam: „infimarum virtutum apud vulgus laus est, mediarum admiratio, supremarum sensus nullus.“ Das Christenthum aber gehört, als Religion, zum vulgus; es hat für die höchste Gattung virtus keinen Sinn

[«]

10[99]

<(218)>
Die Schopenhauersche Entnatürlichung des Genies der Kunst: „ein seiner Bestimmung untreu gewordener Intellekt“

[«]

10[100]

man könnte die Castration einführen im Kampf mit dem Verbrecher- und Krankenthum (so in Hinsicht auf alle Syphilitiker): aber wozu! man soll ökonomischer denken!

[«]

10[101]

(219)

das Dasein als Strafe und Buße: „der Mythus vom Sündenfall ist es allein, was mich mit dem alten Testament aussöhnt“ Schopenhauer

[«]

10[102]

(220)

NB. meine **positiven** Hauptsachen — welche sind sie?

— und meine hauptsächlichsten negativa — welche sind sie?

— und das Reich meiner neuen **Fragen** und Fernsichten — welche sind sie?

[«]

10[103]

(221)

Solchen Menschen, welche mich etwas angehn, wünsche ich Leiden, Verlassenheit, Krankheit, Mißhandlung, Entwürdigung, — ich wünsche daß ihnen die tiefe Selbstverachtung, die Marter des Mißtrauens gegen sich, das Elend des Überwundenen nicht unbekannt bleibt: ich habe kein Mitleid mit ihnen, weil ich ihnen das Einzige wünsche, was heute beweisen kann, ob Einer Werth hat oder nicht — daß er Stand hält…

Ich habe noch keinen Idealisten, aber viele Lügner kennengelernt — —

[«]

10[104]

(222)

Schopenhauer wünscht, daß man die Schurken castrirt und die Gänse ins Kloster sperrt: von welchem Gesichtspunkte aus könnte das wünschbar sein? Der Schurke hat das vor den Mittelmäßigen voraus, daß er nicht mittelmäßig ist; und der Dumme das vor uns, daß er nicht am Anblick der Mittelmäßigkeit leidet… Wünschbarer wäre es, daß die Kluft größer würde, — also die Schurkerei und die Dummheit wüchse… Dergestalt erweiterte sich die menschliche Natur… Aber zuletzt ist eben das auch das Nothwendige; es geschieht und wartet nicht darauf, ob wir es wünschen oder nicht. Die Dummheit u<nd> die Schurkerei wachsen: das gehört zum „Fortschritt“.

[«]

10[105]

(223)

Zur Stärke des 19. Jahrhunderts.

Wir sind **mittelalterlicher** als das 18. Jahrhundert; nicht bloß neugieriger oder reizbarer für Fremdes und Seltenes. Wir haben gegen die Revolution revoltirt…

Wir haben uns von der Furcht vor der raison, dem Gespenst des 18. Jahrhunderts, emancipirt: wir wagen wieder lyrisch, absurd und kindisch zu sein… mit einem Wort: „wir sind Musiker“

— ebensowenig fürchten wir uns vor dem Lächerlichen wie vor dem Absurden

— der Teufel findet die Toleranz Gottes zu seinen Gunsten: mehr noch, er hat ein Interesse, als der Verkannte, Verleumdete von Alters her, — wir sind die Ehrenretter des Teufels

— wir trennen das Große nicht mehr von dem Furchtbaren

— wir rechnen die guten Dinge zusammen in ihrer Complexität mit den schlimmsten: wir haben die absurde „Wünschbarkeit“ von Ehedem überwunden (das das Wachsthum des Guten wollte ohne das W<achsthum> des Bösen —)

— die Feigheit vor dem Ideal der Renaissance hat nachgelassen — wir wagen es, zu ihren Sitten selbst zu aspiriren —

— die Intoleranz gegen die Priester und die Kirche hat zu gleicher Zeit ein Ende bekommen: „es ist unmoralisch, an Gott zu glauben“, aber gerade das gilt uns als die beste Form der Rechtfertigung dieses Glaubens.

Wir haben alledem ein Recht bei uns gegeben. Wir fürchten uns nicht vor der Kehrseite der „guten Dinge“ (— wir suchen sie… wir sind tapfer und neugierig genug dazu) z.B. am Griechenthum, an der Moral, an der Vernunft, am guten Geschmack (— wir rechnen die Einbuße nach, die man mit all solchen Kostbarkeiten macht: man macht sich beinahe arm mit einer solchen Kostbarkeit —) Ebenso wenig verhehlen wir uns die Kehrseite der schlimmen Dinge…

[«]

10[106]

„die Meinung ist die Hälfte der Wirklichkeit“ hat Napoleon gesagt

[«]

10[107]

(224)

Ob ich damit der Tugend geschadet habe?… Eben so wenig, als die Anarchisten den Fürsten: erst seitdem sie angeschossen werden, sitzen sie wieder fest auf ihrem Throne… — Denn so stand es immer und wird es stehen: man kann einer Sache nicht besser nützen als indem man sie verfolgt und mit allen Hunden hetzt… Dies — habe ich gethan.

[«]

10[108]

<(225)>

Gegen die Reue. Ich liebe diese Art Feigheit gegen die eigene That nicht; man soll sich selbst nicht im Stich lassen, unter dem Ansturz unerwarteter Schande und Bedrängniß. Ein Extremer Stolz ist da eher am Platz. Zuletzt was hilft es! Keine That wird dadurch, daß sie bereut wird, ungethan; ebensowenig dadurch, daß sie „vergeben“ oder daß sie „gesühnt“ wird. Man müßte Theologe sein, um an eine schuldtilgende Macht zu glauben: wir Immoralisten ziehen es vor, nicht an „Schuld“ zu glauben. Wir halten dafür, daß jedwederlei Handlung in der Wurzel werthidentisch ist, — insgleichen, daß Handlungen, welche sich gegen uns wenden, ebendarum immer noch, ökonomisch gerechnet, nützliche, allgemein-wünschbare Handlungen sein können. — Im einzelnen Fall werden wir zugestehen, daß eine That uns leicht hätte erspart bleiben können, — nur die Umstände haben uns zu ihr begünstigt. — Wer von uns hätte nicht, von den Umständen begünstigt, schon die ganze Skala der Verbrechen durchgemacht?… Man soll deshalb nie sagen: „das und das hättest du nicht thun sollen“, sondern immer nur: „wie seltsam, daß ich das nicht schon hundert Mal gethan habe.“ — Zuletzt sind die wenigsten Handlungen typische Handlungen, und wirklich Abbreviaturen einer Person; und in Anbetracht, wie wenig Person die meisten sind, wird selten ein Mensch durch eine einzelne That charakterisirt. That der Umstände, bloß epidermal, bloß reflexmäßig als Auslösung auf einen Reiz erfolgend: bevor die Tiefe unseres Seins davon berührt, darüber befragt worden ist. Ein Zorn, ein Griff, ein Messerstich: was ist daran von „Person!“ — Die That bringt häufig eine Art Starrblick und Unfreiheit mit sich: so daß der Thäter durch ihre Erinnerung wie gebannt ist und sich selbst bloß als Zubehör zu ihr noch fühlt. Diese geistige Störung, eine Form von Hypnotisirung, hat man vor allem zu bekämpfen: eine einzelne That, sie sei welche sie sei, darf im Vergleich mit allem, was man that, gleich Null und darf weggerechnet werden, ohne daß die Rechnung falsch würde. Das billige Interesse, welches die Gesellschaft haben kann, unsere ganze Existenz nur in Einer Richtung hin nachzurechnen, wie als ob ihr Sinn sei, eine einzelne That herauszutreiben, sollte den Thäter selbst nicht anstecken: leider geschieht es fast beständig. Das hängt daran, daß jeder That mit ungewöhnlichen Folgen eine geistige Störung folgt: gleichgültig selbst, ob diese Folgen gute oder schlimme sind. Man sehe einen Verliebten an, dem ein Versprechen zu Theil geworden; einen Dichter, dem ein Theater Beifall klatscht: sie unterscheiden sich, was den torpor intellectualis betrifft, in nichts von dem Anarchisten, den man mit einer Haussuchung überfällt. — Es giebt Handlungen die unser unwürdig sind: Handlungen die, als typisch genommen, uns in eine niedrigere Gattung herabdrücken würden. Hier hat man allein diesen Fehler zu vermeiden, daß man sie typisch nimmt. Es giebt die umgekehrte Art Handlungen, derer wir nicht würdig sind: Ausnahmen, aus einer besonderen Fülle von Glück und Gesundheit geboren, unsere höchsten Fluthwellen, die ein Sturm, ein Zufall einmal so hoch trieb: solche Handlungen und „Werke“ (—) sind nicht typisch. Man soll einen Künstler nie nach dem Maaße seiner Werke messen.

[«]

10[109]

(226)

Man soll die Tugend gegen die Tugendprediger vertheidigen: das sind ihre schlimmsten Feinde. Denn sie lehren die Tugend als ein Ideal für Alle; sie nehmen der Tugend ihren Reiz des Seltenen, des Unnachahmlichen, des Ausnahmsweisen und Undurchschnittlichen, — ihren aristokratischen Zauber. Man soll insgleichen Front machen gegen die verstockten Idealisten, welche eifrig an alle Töpfe klopfen und ihre Genugthuung haben, wenn es hohl klingt: welche Naivetät, Großes und Seltenes zu fordern und seine Abwesenheit mit Ingrimm und Menschenverachtung feststellen! — Es liegt z.B. auf der Hand, daß eine Ehe so viel werth ist als die, welche sie schließen, d.h. daß sie im Großen Ganzen etwas Erbärmliches und Unschickliches sein wird: kein Pfarrer, kein Bürgermeister kann etwas Anderes draus machen.

Die Tugend hat alle Instinkte des Durchschnittsmenschen gegen sich: sie ist unvortheilhaft, unklug, sie isolirt, sie ist der Leidenschaft verwandt und der Vernunft schlecht zugänglich; sie verdirbt den Charakter, den Kopf, den Sinn — immer gemessen mit dem Maaß des Mittelguts von Mensch; sie setzt in Feindschaft gegen die Ordnung, gegen die Lüge, welche in jeder Ordnung, Institution, Wirklichkeit versteckt liegt, — sie ist das schlimmste Laster, gesetzt daß man sie nach der Schädlichkeit ihrer Wirkung auf die Anderen beurtheilt.

— Ich erkenne die Tugend daran, daß sie 1) nicht verlangt, erkannt zu werden 2) daß sie nicht Tugend überall voraussetzt, sondern gerade etwas Anderes 3) daß sie an der Abwesenheit der Tugend nicht leidet, sondern umgekehrt dies als das Distanzverhältniß betrachtet, auf Grund dessen etwas an der Tugend zu ehren ist: sie theilt sich nicht mit 4) daß sie nicht Propaganda macht… 5) daß sie

Niemandem erlaubt, den Richter zu machen, weil sie immer eine Tugend für sich ist 6) daß sie gerade alles das thut, was sonst verboten ist: Tugend, wie ich sie verstehe, ist das eigentliche vetitum innerhalb aller Heerden-Legislatur 7) kurz, daß sie Tugend im Renaissancestil ist, virtù, moralinfreie Tugend…

[«]

10[110]

(227)

Zuletzt, was habe ich erreicht? Verbergen wir uns dieses wunderlichste Resultat nicht: ich habe der Tugend einen neuen Reiz ertheilt, — sie wirkt als etwas Verbotenes. Sie hat unsere feinste Redlichkeit gegen sich, sie ist eingesalzen in das „cum grano salis, des wissenschaftlichen Gewissensbisses; sie ist altmodisch im Geruch und antikisirend, so daß sie nunmehr endlich die Raffinirten anlockt und neugierig macht; — kurz, sie wirkt als Laster. Erst nachdem wir Alles als Lüge, Schein erkannt haben, haben wir auch die Erlaubniß wieder zu dieser schönsten Falschheit, der der Tugend, erhalten. Es giebt keine Instanz mehr, die uns dieselbe verbieten dürfte: erst indem wir die Tugend als eine Form der Immoralität aufgezeigt haben, ist sie wieder gerechtfertigt, — sie ist eingeordnet und gleichgeordnet in Hinsicht auf ihre Grundbedeutung, sie nimmt Theil an der Grund-Immoralität alles Daseins, — als eine Luxus-form ersten Ranges, die hochnäsigste, theuerste und seltenste Form des Lasters. Wir haben sie entrunzelt und entkuttet, wir haben sie von der Zudringlichkeit der Vielen erlöst, wir haben ihr die blödsinnige Starrheit, das leere Auge, die steife Haartour, die hieratische Muskulatur genommen.

[«]

10[111]

(228)

Zur Rangordnung

Was ist am typischen Menschen mittelmäßig — Daß er nicht die Kehrseite der Dinge als nothwendig versteht: daß er die Übelstände bekämpft, wie als ob man ihrer entrathen könnte; daß er das Eine nicht mit dem Anderen hinnehmen will, — daß er den typischen Charakter eines Dinges, eines Zustandes, einer Zeit, einer Person verwischen und auslöschen möchte, indem er nur einen Theil ihrer Eigenschaften gutheißt und die anderen abschaffen möchte. Die „Wünschbarkeit“ der Mittelmäßigen ist das, was von uns Anderen bekämpft wird: das Ideal gefaßt als etwas, an dem nichts Schädliches, Böses, Gefährliches, Fragwürdiges, Vernichtendes übrig bleiben soll. Unsere Einsicht ist die umgekehrte: daß mit jedem Wachsthum des Menschen auch seine Kehrseite wachsen muß, daß der höchste M<ensch>, gesetzt daß ein solcher Begriff erlaubt ist, der Mensch wäre, welcher den Gegensatz-Charakter des Daseins am stärksten darstellte, vielmehr als dessen Glorie und einzige Rechtfertigung… Die gewöhnlichen Menschen dürfen nur ein ganz kleines Eckchen und Winkelchen dieses Naturcharakters darstellen: sie gehen alsbald zu Grunde, wenn die Vielfachheit der Elemente und die Spannung der Gegensätze wächst d.h. die Vorbedingung für die Größe des Menschen. Daß der Mensch besser und böser werden muß, das ist meine Formel für diese Unvermeidlichkeit…

Die Meisten stellen den Menschen als Stücke und Einzelheiten dar; erst wenn man sie zusammenrechnet, so kommt ein Mensch heraus. Ganze Zeiten, ganze Völker haben in diesem Sinne etwas Bruchstückhaftes; es gehört vielleicht zur Ökonomie der Menschen-Entwicklung, daß der Mensch sich stückweise entwickelt. Deshalb soll man durchaus nicht verkennen, daß es sich trotzdem nur um das Zustandekommen des synthetischen Menschen handelt, daß die niedrigen Menschen, die ungeheure Mehrzahl bloß Vorspiele und Einübungen sind, aus deren Zusammenspiel hier und da der ganze Mensch entsteht, der Meilenstein-Mensch, welcher anzeigt, wie weit bisher die Menschheit vorwärts gekommen. Sie geht nicht in Einem Striche vorwärts; oft geht der schon erreichte Typus wieder verloren…

— — wir haben z.B. mit aller Anspannung von 3 Jahrhunderten noch nicht den Menschen der Renaissance wieder erreicht; und hinwiederum blieb der M<ensch> der R<enaissance> hinter dem antiken Menschen zurück…

— — man muß einen **Maaßstab** haben: ich unterscheide den großen Stil; ich unterscheide Aktivität und Reaktivität; ich unterscheide die

Überschüssigen Verschwenderischen und die Leidend-Leidenschaftlichen (— die „Idealisten“)

[«]

10[112]

(229)

Jede Gesellschaft hat die Tendenz, ihre Gegner bis zur Carikatur herunterzubringen und gleichsam auszuhungern, — zum Mindesten in ihrer Vorstellung. Eine solche Carikatur ist z.B. unser „Verbrecher“. In Mitten der römisch-aristokratischen Ordnung der Werthe war der Jude zur Carikatur reduzirt. Unter Künstlern wird der „Biedermann und bourgeois“ zur Carikatur; unter Frommen der Gottlose; unter Aristokraten der Volksmann. Unter Immoralisten wird <es> der Moralist: Plato zum Beispiel wird bei mir zur Carikatur.

[«]

10[113]

(230)

Propaganda machen ist unanständig: aber klug! aber klug!

Welcher Art von bizarrem Ideal man auch folgt (z.B. als „Christ“ oder als „freier Geist“ oder als „Immoralist“ oder als Reichsdeutscher —), man soll nicht fordern, daß es das Ideal sei: denn damit nähme man ihm den Charakter des Privilegiums, des Vorrechts. Man soll es haben, um sich auszuzeichnen, nicht um sich gleichzusetzen

Wie kommt es trotzdem, daß die meisten Idealisten sofort für ihr Ideal Propaganda machen, wie als ob sie kein Recht haben könnten auf das Ideal, falls nicht Alle es anerkennten?… Das thun z.B. alle jene muthigen Weiblein, die sich die Erlaubniß nehmen, Latein und Mathematik zu lernen. Was zwingt sie dazu? Ich fürchte, der Instinkt der Heerde, die Furchtsamkeit vor der Heerde: sie kämpfen für die „Emancipation des Weibes“, weil sie unter der Form einer genereusen Thätigkeit, unter der Flagge des „Für Andere“ ihren kleinen Privat-Separatismus am klügsten durchsetzen…

Klugheit der Idealisten, um Missionär und Vertreter eines Ideals zu sein: sie „verklären“ sich damit in den Augen derer, welche an Uneigennützigkeit und Heroism glauben. Indeß: der wirkliche Heroism besteht darin, daß man nicht unter der Fahne der Aufopferung, Hingebung, Uneigennützigkeit kämpft, sondern gar nicht kämpft… „So bin ich; so will ich's: — hole euch der Teufel!“

[«]

10[114]

(231)

Krieg gegen die weichliche Auffassung der „Vornehmheit“ — ein Quantum Brutalität mehr ist nicht zu erlassen; so wenig als eine Nachbarschaft zum Verbrechen. Auch die „Selbstzufriedenheit“ ist nicht darin; man muß abenteuerlich auch zu sich stehen, versucherisch, verderberisch — nichts von „schöner Seel“-Salbaderei — Ich will einem robusteren Ideale Luft machen.

[«]

10[115]

Gelegentliches über die Griechen
über das Heidnische

[«]

10[116]

(232)

Aesthetica.

über unsere moderne Musik: die Verkümmerung der Melodie ist das Gleiche, wie die Verkümmerung der „Idee“, der Dialektik, der Freiheit geistigster Bewegung, — eine Plumpheit und Gestopftheit, welche sich zu neuen Wagnissen und selbst zu Principien entwickelt — man hat schließlich nur die Principien seiner Begabung, seiner Bornirtheit von Begabung

was die elementaren Bedingungen zu einem Genie betrifft, so war O<ffenbach> genialer als Wagner…

„dramatische Musik“ Unsinn! Das ist einfach schlechte Musik, so gewiß als — — —

die Ersatzmittel der Hohn tanzenden und spöttischen Geistigkeit

das „Gefühl“, die „Leidenschaft“ als Surrogate, wenn man die hohe Geistigkeit und das Glück derselben (z.B. Voltaire’s) nicht mehr zu erreichen weiß. Technisch ausgedrückt, ist das „Gefühl“, die „Leidenschaft“ leichter — es setzt viel ärmere Künstler voraus. Die Wendung zum Drama verräth, daß ein Künstler über die Scheinmittel noch mehr sich Herr weiß als über die ächten Mittel. Wir haben dramatische Malerei, dramatische Lyrik usw.

[«]

10[117]

(233)

Ich habe dem bleichsüchtigen „Christen-Ideale“ den Krieg erklärt (sammt dem, was ihm naheverwandt ist), nicht in der Absicht, es zu vernichten, sondern nur um seiner Tyrannei ein Ende zu setzen und einen Platz frei zu bekommen für neue Ideale, für robustere Ideale… Die Fortdauer des christlichen Ideals gehört zu den wünschenswerthesten Dingen, die es giebt: und schon um der Ideale willen, die neben ihm und vielleicht über ihm sich geltend machen wollen — sie müssen Gegner starke Gegner haben, um stark zu werden. — So brauchen wir Immoralisten die Macht der Moral: unser Selbsterhaltungstrieb will, daß unsere Gegner bei Kräften bleiben, — will nur Herr über sie werden. —

[«]

10[118]

(234)

Schopenhauer hat die hohe Intellektualität als Loslösung vom Willen ausgelegt; er hat das Freiwerden von den Moral-Vorurtheilen, welches in der Entfesselung des großen Geistes liegt, die typische Unmoralität des Genies, nicht sehen wollen; er hat künstlich das, was er allein ehrte, den moralischen Werth der „Entselbstung“, auch als Bedingung der geistigsten Thätigkeit, des „Objektiv“-Blickens, angesetzt. „Wahrheit“, auch in der Kunst, tritt hervor nach Abzug des Willens…

Quer durch alle moral<ische> Idiosynkrasie hindurch sehe ich eine grundverschiedene Werthung: solche absurde Auseinandertrennung von „Genie“ und Willens-Welt der Moral und Immoral kenne ich nicht. Der moralische Mensch ist eine niedrigere species als der unmoralische, eine schwächere; ja — er ist der M<oral> nach ein Typus, u<nd> nicht sein eigener Typus; eine Copie, eine gute Copie jedenfalls, — das Maaß seines Werthes liegt außer ihm. Ich schätze den Menschen nach dem Quantum Macht und Fülle seines Willens: nicht nach dessen Schwächung und Auslöschung; ich betrachte eine Philosophie, welche die Verneinung des Willens lehrt, als eine Lehre der Herunterbringung und der Verleumdung…

— ich schätze die Macht eines Willens darnach, wie viel von Widerstand, Schmerz, Tortur er aushält und sich zum Vortheil umzuwandeln weiß; nach diesem Maaße muß es mir fern liegen, dem Dasein seinen bösen und schmerzhaften Charakter zum Vorwurf anzurechnen, sondern <ich> ergreife die Hoffnung, daß es einst böser und schmerzhafter sein wird als bisher…

Die Spitze des Geistes, die Schopenhauer imaginirte, war, zur Erkenntniß zu kommen, daß Alles keinen Sinn hat, kurz, zu erkennen, was instinktiv der gute Mensch schon thut… er leugnet, daß es höhere Arten Intellekt geben könne — er nahm seine Einsicht als ein non plus ultra… Hier ist die Geistigkeit tief unter die Güte geordnet; ihr höchster Werth (als Kunst z.B.) wäre es, die moralische Umkehr anzurathen, vorzubereiten: absolute Herrschaft der Moralwerthe..

neben Schopenhauer will ich Kant charakterisiren (Goethes Stelle über das Radikal-Böse): nichts Griechisches, absolut widerhistorisch (Stelle über die französische Revolution) und Moral-Fanatiker. Auch bei ihm im Hintergrund die Heiligkeit…

ich brauche eine Kritik des Heiligen…

Hegels Werth „Leidenschaft“

Krämer-Philosophie des Herrn Spencer: vollkommene Abwesenheit eines Ideals, außer dem des mittleren Menschen.

Instinkt-Grundsatz aller Philosophen und Historiker und Psychologen: es muß alles, was werthvoll ist in Mensch, Kunst, Geschichte, Wissenschaft, Religion, Technik bewiesen werden als moralisch-werthvoll, moralisch-bedingt, in Ziel, Mittel und Resultat. Alles verstehen in Hinsicht auf den obersten Werth: z.B. Rousseaus Frage in Betreff der Civilisation „wird durch sie der Mensch besser?“ — eine komische Frage, da das Gegentheil auf der Hand liegt und eben das ist was zu Gunsten der Civilisation redet

[«]

10[119]

(235)

Wir „Objectiven“. —

Das ist nicht das „Mitleid“, was uns die Thore zu den fernsten und fremdesten Arten Sein und Cultur aufmacht; sondern unsere Zugänglichkeit und Unbefangenheit, welche gerade nicht „mit leidet“, sondern im Gegentheil sich bei hundert Dingen ergötzt, wo man ehedem litt (empört oder ergriffen war, oder feindselig und kalt blickte —) Das Leiden in allen Nüancen ist uns jetzt interessant: damit sind wir gewiß nicht die Mitleidigeren, selbst wenn der Anblick des Leidens uns durch und durch erschüttert und die Thräne bricht: — wir sind schlechterdings deshalb nicht hülfreicher gestimmt.

In diesem freiwilligen Anschauen-wollen von aller Art Noth und Vergehen sind wir stärker und kräftiger geworden, als es das 18. Jahrhundert war; es ist ein Beweis unseres Wachsthums an Kraft (— wir haben uns dem 17. und 16. Jahrhundert genähert…) Aber es ist ein tiefes Mißverständniß, unsere „Romantik“ als Beweis unserer „verschönerten Seele“ aufzufassen…

Wir wollen starke sensations, wie alle gröberen Zeiten und Volksschichten sie wollen… Dies hat man wohl auseinander zu halten vom Bedürfniß der Nervenschwachen und décadents: bei denen ist das Bedürfniß nach Pfeffer da, selbst nach Grausamkeit…

Wir Alle suchen Zustände, in denen die bürgerliche Moral nicht mehr mitredet, noch weniger die priesterliche (— wir haben bei jedem Buche, an dem etwas Pfarrer- und Theologenluft hängen geblieben ist, den Eindruck einer bemitleidenswerthen niaiserie und Armut…) Die „gute Gesellschaft“ ist die, wo im Grunde nichts interessirt, als was bei der bürgerlichen Gesellschaft verboten ist und üblen Ruf macht: ebenso steht es mit Büchern, mit Musik, mit Politik, mit der Schätzung des Weibes

[«]

10[120]

Zu befragen auf ihre Werthe hin:
Plato. Epictet. Marc Aurel. Epicur.
Augustin. Pascal.
Bentham Comte. Hegel.

Bücher:
Reuters Augustin und religiöse Aufklärung des Mittelalters
Sainte-Beuve Port-Royal
Teichmüller, Griechische Philosophie.

[«]

10[121]

(236)

Wie ist es möglich, daß Jemand vor sich gerade in Hinsicht auf die moralischen Werthe allein Respekt hat, daß er alles Andere unterordnet und gering nimmt im Vergleich mit gut, böse, Besserung, Heil der Seele usw.? z.B. Amiel. Was bedeutet die Moral-Idiosynkrasie? — ich frage psychologisch, auch physiologisch, z.B. Pascal. Also in Fällen, wo große andere Qualitäten nicht fehlen; auch im Falle Schopenhauers, der ersichtlich das schätzte, was er nicht hatte und haben konnte… — ist es nicht die Folge einer bloß gewohnheitsmäßigen Moral-Interpretation von thatsächlichen Schmerz- und Unlustzuständen?

ist es nicht eine bestimmte Art von Sensibilität, welche die Ursache ihrer vielen Unlustgefühle nicht versteht, aber mit moral<ischen> Hypothesen sich zu erklären glaubt? So daß auch ein gelegentliches Wohlbefinden und Kraftgefühl immer sofort gleich wieder unter der Optik vom „guten Gewissen“, von der Nähe Gottes, vom Bewußtsein der Erlösung überleuchtet erscheint?… Also der Moral-Idiosynkratiker hat

1) entweder wirklich in der Annäherung an den Tugend-Typus der Gesellschaft seinen eigenen Werth: „der Brave“, „**Recht**schaffene“, — ein mittlerer Zustand hoher Achtbarkeit: in allem Können mittelmäßig, aber in allem Wollen honnett, gewissenhaft, fest, geachtet, bewährt

2) oder er glaubt ihn zu haben, weil er alle seine Zustände überhaupt nicht anders zu verstehen glaubt…, er ist sich unbekannt, er legt sich dergestalt aus.

Moral als das einzige Interpretationsschema, bei dem der Mensch sich aushält… eine Art Stolz?…

[«]

10[122]

(237)

Wie dürfte man den Mittelmäßigen ihre Mittelmäßigkeit verleiden! Ich thue, wie man sieht, das Gegentheil: denn jeder Schritt weg von ihr — so lehre ich — führt ins Unmoralische…

[«]

10[123]

(238)

Die längste Dauer der Scholastik — das Gute, das Böse, das Gewissen, die Tugend lauter Entitäten imaginärer Herkunft

[«]

10[124]

(239)

das Nachdenken über das Allgemeinste ist immer rückständig: die letzten „Wünschbarkeiten“ über den Menschen z.B. sind von den Philosophen eigentlich niemals als Problem genommen worden. Die „Verbesserung“ des Menschen wird von ihnen allen naiv angesetzt, wie als ob wir durch irgend eine Intuition über das Fragezeichen hinausgehoben wären, warum gerade „verbessern“? In wiefern ist es wünschbar, daß der Mensch tugendhafter wird? oder klüger? oder glücklicher? Gesetzt, daß man nicht schon das „Warum?“ des Menschen überhaupt kennt, so hat jede solche Absicht keinen Sinn; und wenn man das Eine will, wer weiß? vielleicht darf man dann das Andere nicht wollen?… Ist die Vermehrung der Tugendhaftigkeit zugleich verträglich mit einer Vermehrung der Klugheit und Einsicht? Dubito: ich werde nur zu viel Gelegenheit haben, das Gegentheil zu beweisen. Ist die Tugendhaftigkeit als Ziel im rigorösen Sinne nicht thatsächlich bisher im Widerspruch mit dem Glücklichwerden gewesen? braucht sie andererseits nicht das Unglück, die Entbehrung und Selbstmißhandlung als nothwendiges Mittel? Und wenn die höchste Einsicht das Ziel wäre, müßte man nicht eben damit die Steigerung des Glücks ablehnen? und die Gefahr, das Abenteuer, das Mißtrauen, die Verführung als Weg zur Einsicht wählen?…

Und will man Glück, nun, so muß man vielleicht zu den „Armen des Geistes“ sich gesellen.

[«]

10[125]

(240)

Die wohlwollenden hülfreichen gütigen Gesinnungen sind schlechterdings nicht um des Nutzens willen, der von ihnen ausgeht, zu Ehren gekommen: sondern weil sie Zustände reicher Seelen sind, welche abgeben können und ihren Werth als Füllegefühl des Lebens tragen. Man sehe die Augen des Wohlthäters an! Das ist das Gegenstück der Selbstverneinung, des Hasses auf das moi, des „Pascalisme“. —

[«]

10[126]

(241)

Alles, was aus der Schwäche kommt, aus der Selbstanzweiflung und Kränkelei der Seele, taugt nichts: und wenn es in der größten Wegwerfung von Hab und Gut sich äußerte. Denn es vergiftet als Beispiel das Leben… Der Blick eines Priesters, sein bleiches Abseits hat dem Leben mehr Schaden gestiftet als alle seine Hingebung Nutzen stiftet: solch Abseits verleumdet das Leben…

[«]

10[127]

(242)

Die Präoccupation mit sich und seinem „ewigen Heile“ ist nicht der Ausdruck einer reichen und selbstgewissen Natur: denn diese fragt den Teufel danach, ob sie selig wird, — sie hat kein solches Interesse am Glück irgend welcher Gestalt, sie ist Kraft, That, Begierde, — sie drückt sich den Dingen auf, sie vergreift sich an den Dingen… Christenthum ist eine romantische Hypochondrie solcher, die nicht auf festen Beinen stehn. — Überall, wo die hedonistische Perspektive in den Vordergrund tritt, darf man auf Leiden und eine gewisse Mißrathenheit schließen.

[«]

10[128]

(243)

Wie unter dem Druck der asketischen Entselbstungs-Moral gerade die Affekte der Liebe, der Güte, des Mitleids, selbst der Gerechtigkeit, des Großmuths, des Heroism mißverstanden werden mußten: **Hauptcapitel**.

Es ist der Reichthum an Person, die Fülle in sich, das Überströmen und Abgeben, das instinktive Wohlsein und Jasagen zu sich, was die großen Opfer und die große Liebe macht: es ist die starke und göttliche Selbstigkeit, aus der diese Affekte wachsen, so gewiß wie auch das Herrwerdenwollen, Übergreifen, die innere Sicherheit, ein Recht auf Alles zu haben. Die nach gemeiner Auffassung entgegengesetzten Gesinnungen sind vielmehr Eine Gesinnung; und wenn man nicht fest und wacker in seiner Haut sitzt, so hat man nichts abzugeben, und Hand aus<zu>strecken, und Schutz und Stab <zu> sein…

Wie hat man diese Instinkte so umdeuten können, daß der Mensch als werthvoll empfindet, was seinem Selbste entgegengeht? wenn er sein Selbst einem andern Selbst preisgiebt!

Oh über die psychologische Erbärmlichkeit und Lügnerei, welche bisher in Kirche und kirchlich angekränkelter Philosophie das große Wort geführt hat!

Wenn der Mensch sündhaft ist, durch und durch, so darf er sich nur hassen. Im Grunde dürfte er auch seine Mitmenschen mit keiner anderen Empfindung behandeln wie sich selbst; Menschenliebe bedarf einer Rechtfertigung, — sie liegt darin, daß Gott sie befohlen hat. — Hieraus folgt, daß alle die natürlichen Instinkte des Menschen (zur Liebe usw.) ihm an sich unerlaubt scheinen und erst, nach ihrer Verleugnung, wieder auf Grund eines Gehorsams gegen Gott wieder zu Recht kommen… Pascal, der bewunderungswürdige Logiker des Christenthums, gieng so weit! man erwäge sein Verhältniß zu seiner Schwester, p. 162: „sich nicht lieben machen“ schien ihm christlich.

[«]

10[129]

NB. Beweis der Hypothese und Erklärung auf Grund der Hypothese — nicht zu verwechseln!

[«]

10[130]

„Schlachtgemeinschaft ist noch im Islam Sakralgemeinschaft: wer an unserem Gottesdienst theilnimmt und unser Schlachtfleisch ißt, der ist ein Muslim.“

[«]

10[131]

(244)

„Ein Gebot des Cultus verwandelt sich in ein Gebot der Cultur.“ Muhammed verbot das Blutessen (die Heiden ließen Thiere zur Ader, um in Hungersnöthen eine Art Blutwurst zu machen)

Hauptritus: das Blut ungenützt fließen lassen

Wein und Oel unarabisch (beim Opfer)

[«]

10[132]

— — — denn unsere bisherigen Werthe sind es, aus denen der Nih<ilismu>s die Schlußfolgerung ist

[«]

10[133]

(245)

Nützlich sind die Affekte allesammt, die einen direkter, die anderen indirekter; in Hinsicht auf den Nutzen ist es schlechterdings unmöglich, irgend eine Werthabfolge festzusetzen, — so gewiß, ökonomisch gemessen, die Kräfte in der Natur allesammt gut d.h. nützlich sind, so viel furchtbares und unwiderrufliches Verhängniß auch von ihnen ausgeht. Höchstens könnte man sagen, daß die mächtigsten Affekte die werthvollsten sind: insofern es keine größeren Kraftquellen giebt

[«]

10[134]

(246)

Die Krähwinkelei und Schollenkleberei der moralischen Abwerthung und ihres „nützlich“ und „schädlich“ hat ihren guten Sinn; es ist die nothwendige Perspektive der Gesellschaft, welche nur das Nähere und Nächste in Hinsicht der Folgen zu übersehen vermag. — Der Staat und der Politiker hat schon eine mehr übermoralische Denkweise nöthig: weil er viel größere Complexe von

Wirkungen zu berechnen hat. Insgleichen wäre eine Weltwirthschaft möglich, die so ferne Perspektiven hat, daß alle ihre einzelnen Forderungen für den Augenblick als ungerecht und willkürlich erscheinen dürften.

[«]

10[135]

(247)

Das Christenthum ist möglich als privateste Daseinsform; es setzt eine enge, abgezogene, vollkommen unpolitische Gesellschaft voraus, — es gehört ins Conventikel. Ein „christlicher Staat“ dagegen, eine „christliche Politik“, — das sind bloß dicke fette Worte im Munde solcher, welche Gründe haben, dicke fette Worte zu machen. Diese dürfen auch von einem „Gott der Heerscharen“ als Generalstabschef reden: sie täuschen Niemanden damit. In praxi treibt auch der christliche Fürst die Politik Macchiavells: vorausgesetzt nämlich daß er nicht schlechte Politik treibt.

[«]

10[136]

(248)

Mit der moral<ischen> Herabwürdigung des ego geht auch noch in der Naturwissenschaft eine Überschätzung der Gattung Hand in Hand. Aber die Gattung ist etwas ebenso Illusorisches wie das ego: man hat eine falsche Distinktion gemacht. Das ego ist hundert Mal mehr als bloß eine Einheit in der Kette von Gliedern; es ist die Kette selbst, ganz und gar; und die Gattung ist eine bloße Abstraktion aus der Vielheit dieser Ketten und deren partieller Ähnlichkeit. Daß, wie so oft behauptet worden ist, das Individuum der Gattung geopfert wird, ist durchaus kein Thatbestand: vielmehr nur das Muster einer fehlerhaften Interpretation.

[«]

10[137]

(249)

Nothwendigkeit einer objectiven Werthsetzung.

In Hinsicht auf das Ungeheure und Vielfache des Für- und Gegeneinanderarbeitens, wie es das Gesammtleben jedes Organism darstellt, ist dessen bewußte Welt von Gefühlen, Absichten, Werthschätzungen ein kleiner Ausschnitt. Dies Stück Bewußtsein als Zweck, als Warum? für jenes Gesammt-Phänomen von Leben anzusetzen, fehlt uns alles Recht: ersichtlich ist das Bewußtwerden nur ein Mittel mehr in der Entfaltung und Machterweiterung des Lebens. Deshalb ist es eine Naivetät, Lust oder Geistigkeit oder Sittlichkeit oder irgend eine Einzelheit der Sphäre des Bewußtseins als höchsten Werth anzusetzen: und vielleicht gar „die Welt“ aus ihnen zu rechtfertigen. — Das ist mein Grundeinwand gegen alle philosophisch-moral<ischen> Kosmo- und Theodiceen, gegen alle Warum's und höchsten Werthe in der bisherigen Philosophie und Religionsphilosophie. Eine Art der Mittel ist als Zweck mißverstanden worden: das Leben und seine Machtsteigerung wurde umgekehrt zum Mittel erniedrigt.

Wenn wir einen Zweck des Lebens weit genug ansetzen wollten, so dürfte er mit keiner Kategorie des bewußten Lebens zusammenfallen; er muß vielmehr jede noch erklären als Mittel zu sich…

die „Verneinung des Lebens“ als Ziel des Lebens, Ziel der Entwicklung, das Dasein als große Dummheit: eine solche Wahnwitz-Interpretation ist nur die Ausgeburt einer Messung des Lebens mit Faktoren des Bewußtseins (Lust und Unlust, Gut und Böse) Hier werden die Mittel geltend gemacht gegen den Zweck; die „unheiligen“, absurden, vor allem unangenehmen Mittel — wie kann der Zweck etwas taugen, der solche Mittel gebraucht! Aber der Fehler steckt darin, daß wir, statt nach dem Zweck zu suchen, der die Nothwendigkeit solcher Mittel erklärt, von vornherein einen Zweck voraussetzen, welcher solche Mittel gerade ausschließt: d.h. daß wir eine Wünschbarkeit in Bezug auf gewisse Mittel (nämlich angenehme, rationelle u<nd> tugendhafte) zur Norm nehmen, nach der wir erst ansetzen, welcher Gesammtzweck wünschbar ist…

Der Grundfehler steckt immer darin, daß wir die Bewußtheit, statt sie als Werkzeug und Einzelnheit im Gesammt-Leben, als Maaßstab, als höchsten Werthzustand des Lebens ansetzen: kurz, die fehlerhafte Perspektive des a parte ad totum. Weshalb instinktiv alle Philos<ophen> darauf aus sind, ein Gesammtbewußtsein, ein bewußtes Mitleben und Mitwollen alles dessen, was geschieht, einen „Geist“, „Gott“ zu imaginiren. Man muß ihnen aber sagen, daß eben damit das Dasein zum Monstrum werde; daß ein „Gott“ und Gesammt-Sensorium schlechterdings etwas wäre, dessentwegen das Dasein verurtheilt werden müßte… Gerade daß wir das zweck- und mittelsetzende Gesammt-Bewußtsein eliminirt haben: das ist unsere große Erleichterung, — damit hören wir auf, Pessimisten sein zu müssen — Unser größter Vorwurf gegen das Dasein war die Existenz Gottes…

[«]

10[138]

(250)

Die einzige Möglichkeit, einen Sinn für den Begriff „Gott“ aufrecht zu erhalten, wäre: Gott, nicht als treibende Kraft, sondern Gott als Maximal-zustand, als eine Epoche… Ein Punkt in der Entwicklung des Willens zur Macht, aus dem sich ebenso sehr die Weiterentwicklung als das Vorher, das Bis-zu-ihm erklärt…

— mechanistisch betrachtet, bleibt die Energie des Gesammt-werdens constant; ökonomisch betrachtet, steigt sie bis zu einem Höhepunkt und sinkt von ihm wieder herab in einem ewigen Kreislauf; dieser „Wille zur Macht“ drückt sich in der Ausdeutung, in der Art des Kraftverbrauchs aus — Verwandlung der Energie in Leben und Leben in höchster Potenz erscheint demnach als Ziel. Dasselbe Quantum Energie bedeutet auf den verschiedenen Stufen der Entwicklung Verschiedenes:

— das, was das Wachsthum im Leben ausmacht, ist die immer sparsamer und weiter rechnende Ökonomie, welche mit immer weniger Kraft immer mehr erreicht… Als Ideal das Princip des kleinsten Aufwandes…

— daß die Welt nicht auf einen Dauerzustand hinauswill, ist das Einzige, was bewiesen ist. Folglich muß man ihren Höhezustand so ausdenken, daß er kein Gleichgewichtszustand ist…

— die absolute Necessität des gleichen Geschehens in einem Weltlauf wie in allen übrigen in Ewigkeit, nicht ein Determinismus über dem Geschehen, sondern bloß der Ausdruck dessen, daß das Unmögliche nicht möglich ist… daß eine bestimmte Kraft eben nichts anderes sein kann als eben diese bestimmte Kraft; daß sie sich an einem Quantum Kraft-Widerstand nicht anders ausläßt, als ihrer Stärke gemäß ist — Geschehen und Nothwendig-Geschehen ist eine Tautologie.

[«]

10[139]

Lieber der letzte in Rom als der erste in der Provinz: auch so ist es noch cäsarisch.

[«]

10[140]

Das Leben in seiner kleinsten Form kann am ersten zur Vollkommenheit gebracht werden: Goethe sagt z.B.… Aber im Kleinsten der Erste sein — — —

[«]

10[141]

(251)

Ich liebe die Unglücklichen, welche sich schämen; die nicht ihre Nachttöpfe voll Elend auf die Gasse schütten; denen so viel guter Geschmack auf Herz und Zunge zurück blieb, sich zu sagen „man muß sein Unglück in Ehren halten, man muß es verbergen“…

[«]

10[142]

— man muß Schlimmeres, Tieferes erlebt haben als die Herren Pessimisten von Heute, diese mageren Affen, denen nichts Schlimmes und Tiefes zustoßen wird, um vor deren Pessimism Achtung haben zu dürfen.

[«]

10[143]

(252)

Nichts wird uns leichter, als weise, geduldig, überlegen, voll Nachsicht, Geduld und Mitgefühl zu sein; wir sind auf eine absurde Weise in Allem und Jedem unmenschlichgerecht, wir verzeihen Alles. Verzeihen, das gerade ist unser Element. Ebendarum sollten wir uns etwas strenger halten und an uns wenigstens von Zeit zu Zeit einen kleinen Affekt, ein kleines Laster von Affekt, heraufzüchten. Es mag uns sauer angehn — und, unter uns, wir lachen über den Aspekt, den wir dabei haben —: aber was hilft es! wir haben keine andere Art mehr von Selbstüberwindung…

[«]

10[144]

(253)

<Man> hat die Grausamkeit zum tragischen Mitleiden verfeinert, sodaß sie als solche geleugnet wird. Insgleichen die Geschlechtsliebe in der Form amour-passion; die Sklaven-Gesinnung als christlicher Gehorsam; die Erbärmlichkeit als Demuth; die Erkrankung des nervus sympathicus z.B. als Pessimismus, als Pascalismus, als Carlylismus usw.

[«]

10[145]

(254)

Gesichtspunkte für meine Werthe: ob aus der Fülle oder aus dem Verlangen… ob man zusieht oder Hand anlegt… oder wegsieht, bei Seite geht… ob auch die aufgestaute Kraft „spontan“ oder bloß reaktiv angeregt, angereizt, ob einfach aus Wenigkeit der Elemente oder aus überwältigender Herrschaft über viele, so daß sie dieselben in Dienste nimmt, wenn sie sie braucht… ob man Problem oder Lösung ist… ob vollkommen bei der Kleinheit der

Aufgabe oder unvollkommen bei dem Außerordentlichen eines Ziels… ob man ächt oder nur Schauspieler, ob man als Schauspieler ächt oder nur ein nachgemachter Schauspieler, ob man „Vertreter“ oder das Vertretene selbst ist — ob „Person“ oder bloß ein Rendezvous von Personen… ob krank aus Krankheit oder aus überschüssiger Gesundheit… ob man vorangeht als Hirt oder als „Ausnahme“ (dritte Species: als Entlaufener)… ob man Würde nöthig hat — oder „den Hanswurst“? — ob man den Widerstand sucht oder ihm aus dem Wege geht? ob man unvollkommen ist als „zu früh“ oder als „zu spät“… ob man von Natur Ja sagt oder Nein sagt oder ein Pfauenwedel von bunten Dingen ist? ob man stolz genug ist, um sich auch seiner Eitelkeit nicht zu schämen? ob man eines Gewissensbisses noch fähig ist (die species wird seltener: früher hatte das Gewissen zu viel zu beißen: es scheint, jetzt hat es nicht mehr Zähne genug dazu)? ob man einer „Pflicht“ noch fähig ist? (— es giebt solche, die sich den Rest Lebenslust rauben würden, wenn sie sich „die Pflicht“ rauben ließen… sonderlich die Weiberchen, die Unterthänig-Geborenen…)

[«]

10[146]

(255)
NB. An dieser Stelle weiterzugehn überlasse ich einer andern Art von Geistern als die meine ist. Ich bin nicht bornirt genug zu einem System — und nicht einmal zu meinem System…

[«]

10[147]

„Denknothwendigkeiten sind Moralnothwendigkeiten.“ „Der letzte Prüfstein für die Wahrheit eines Satzes ist die Unbegreiflichkeit ihrer Verneinung“ (Herbert Spencer) ist Unsinn.

„ein geistiges Produkt zum Prüfstein der objektiven Wahrheit machen; der abstrakte Ausdruck eines Glaubenssatzes zum Beweis seiner Wahrheit, zur Rechtfertigung“

[«]

10[148]

Es giebt zart und kränklich angelegte Naturen, sogenannte Idealisten, die es nicht höher treiben können als bis zu einem Verbrechen, cru, vert: es ist die große Rechtfertigung ihres kleinen und blassen Daseins, eine Abzahlung für eine lange Feigheit und Verlogenheit, ein Augenblick wenigstens von Stärke. Hinterdrein gehen sie daran zu Grunde.

[«]

10[149]

(früher hatte das Gewissen zu viel zu beißen: es scheint, jetzt hat es nicht mehr Zähne genug dazu)

[«]

10[150]

Moral als höchste Abwerthung

Entweder ist unsere Welt das Werk und der Ausdruck (der modus) Gottes: dann muß sie höchst vollkommen sein (Schluß Leibnitzens…) — und man zweifelte nicht, was zur Vollkommenheit gehöre, zu wissen — dann kann das Böse, das Übel nur scheinbar sein (radikaler bei Spinoza die Begriffe gut u<nd> böse) oder muß aus dem höchsten Zweck Gottes abgeleitet sein (— etwa als Folge einer besonderen Gunsterweisung Gottes, der zwischen Gut und Böse zu wählen erlaubt: das Privilegium, kein Automat zu sein; „Freiheit“ auf die Gefahr hin, sich zu vergreifen, falsch zu wählen… z.B. bei Simplicius im Commentar zu Epictet)

Oder unsere Welt ist unvollkommen, das Übel und die Schuld sind real, sind determinirt, sind absolut ihrem Wesen inhärent; dann kann sie nicht die wahre Welt sein: dann ist Erkenntniß eben nur der Weg, sie zu verneinen, dann ist sie eine Verirrung, welche als Verirrung erkannt werden kann. Dies die Meinung

Schopenhauers auf Kantischen Voraussetzungen. Naiv! Das wäre ja eben nur ein anderes miraculum! Noch desperater Pascal: er begriff daß dann auch die Erkenntniß corrupt, gefälscht sein müsse — daß Offenbarung noth thut, um die Welt auch nur als verneinenswerth zu begreifen…

(256)

Inwiefern der Schopenhauer<sche> Nihilism immer noch die Folge des gleichen **Ideals** ist, welches den **christlichen Theismus** geschaffen hat

Der Grad von Sicherheit in Betreff der höchsten Wünschbarkeit, der höchsten Werthe, der höchsten Vollkommenheit war so groß, daß die Philosophen davon wie von einer absoluten Gewißheit a priori ausgiengen: „Gott“ an der Spitze als gegebene Wahrheit. „Gott gleich zu werden“, „in Gott aufzugehn“ — dies waren Jahrtausende lang die naivsten und überzeugendsten Wünschbarkeiten (— aber eine Sache, die überzeugt, ist deshalb noch nicht wahr: sie ist bloß überzeugend. Anmerkung für Esel)

Man hat verlernt, jener Ansetzung von Ideal auch die Personen-Realität zuzugestehn: man ward atheistisch. Aber hat man eigentlich auf das Ideal verzichtet? — Die letzten Metaphysiker suchen im Grunde immer noch in ihm die eigentliche „Realität“, das „Ding an sich“, im Verhältniß zu dem Alles Andere nur scheinbar ist. Ihr Dogma ist daß, weil unsere Erscheinungswelt so ersichtlich nicht der Ausdruck jenes Ideals ist, sie eben nicht „wahr“ ist, — und im Grunde nicht einmal auf jene metaphysische Welt als Ursache zurückführt. Das Unbedingte, sofern es jene höchste Vollkommenheit ist, kann unmöglich den Grund für alles Bedingte abgeben. Schopenhauer, der es anders wollte, hatte nöthig, jenen metaphysischen Grund sich als Gegensatz zum Ideale zu denken, als „bösen blinden Willen“: dergestalt konnte er dann „das Erscheinende“ sein, das in der Welt der Erscheinung sich offenbart. Aber selbst damit gab er nicht jenes Absolutum von Ideal auf — er schlich sich durch… (Kant schien die Hypothese der „intelligiblen Freiheit“ nöthig, um das ens perfectum von der Verantwortlichkeit für das So-und-So-sein dieser Welt zu entlasten, kurz um das Böse und das Übel zu erklären: eine skandalöse Logik bei einem Philosophen…)

[«]

10[151]

(257)

Die Moral-Hypothese zum Zweck der Rechtfertigung Gottes, sehr gut dargestellt im Commentar des Simplicius zu Epictet, hieß: Das Böse muß freiwillig sein (bloß damit an die Freiwilligkeit des Guten geglaubt werden kann) und, andrerseits: in allem Übel und Leiden liegt ein Heilszweck

Der Begriff Schuld als nicht bis auf die letzten Gründe des Daseins zurückreichend, und der Begriff Strafe als eine erzieherische Wohlthat, folglich als Akt eines guten Gottes.

Absolute Herrschaft der Moral-Werthung über alle andern: man zweifelte nicht daran, daß Gott nicht böse sein könne und nichts Schädliches thun könne, d.h. man dachte sich bei Vollkommenheit bloß eine moralische Vollkommenheit

[«]

10[152]

(258)

Man überlege sich die Einbuße, welche alle menschlichen Institutionen machen, falls überhaupt eine göttliche und jenseitige höhere Sphäre angesetzt wird, welche diese Institutionen erst sanktionirt. Indem man sich gewöhnt, den Werth dann in dieser Sanktion zu sehn (z.B. in der Ehe), hat man ihre natürliche Würdigkeit zurückgesetzt, unter Umständen geleugnet… Die Natur ist in dem Maaße mißgünstig beurtheilt als man die Widernatur eines Gottes zu Ehren gebracht hat. „Natur“ wurde so viel wie „verächtlich“ „schlecht“…

Das Verhängniß eines Glaubens an die Realität der höchsten moralischen Qualitäten als **Gott**: damit waren alle wirklichen Werthe geleugnet und grundsätzlich als Unwerthe gefaßt. So stieg das Widernatürliche auf den Thron. Mit einer unerbittlichen Logik langte man bei der absoluten Forderung der Verneinung der Natur an.

[«]

10[153]

(259)

Die **Überreste** der Natur-Entwerthung durch Moral-Transsscendenz:

Werth der Entselbstung, Cultus des Altruismus

Glaube an eine Vergeltung innerhalb des Spiels der Folgen

Glaube an die „Güte“, an das „Genie“ selbst, wie als ob das Eine wie das Andere Folgen der Entselbstung wären.

die Fortdauer der kirchlichen Sanktion des bürgerlichen Lebens

absolutes Mißverstehen-Wollen der Historie (als Erziehungswerk zur Moralisirung) oder Pessimism im Anblick der Historie (— letzterer so gut eine Folge der Naturentwerthung wie jene Pseudo-Rechtfertigung, jenes Nicht-Sehen-Wollen dessen, was der Pessimist sieht…

[«]

10[154]

(260)

Meine Absicht, die absolute Homogeneität in allem Geschehen zu zeigen und die Anwendung der moral<ischen> Unterscheidung nur als perspektivisch bedingt; zu zeigen, wie all das, was moralisch gelobt wird, wesensgleich mit allem Unmoralischen ist und nur, wie jede Entwicklung der Moral, mit unmoralischen Mitteln und zu unmoralischen Zwecken ermöglicht worden ist…; wie umgekehrt alles was als unmoralisch in Verruf ist, ökonomisch betrachtet, das Höhere und Principiellere ist und wie eine Entwicklung nach größerer Fülle des Lebens nothwendig auch den Fortschritt der Unmoralität bedingt… „Wahrheit“ der Grad, in dem wir uns die Einsicht in diese Thatsache gestatten…

[«]

10[155]

(261)

Es giebt heute auch einen Musiker-Pessimismus selbst noch unter Nicht-Musikern. Wer hat ihn nicht erlebt, wer hat ihm nicht geflucht — dem unseligen Jüngling, der sein Clavier bis zum Verzweiflungsschrei martert, der eigenhändig den Schlamm der düstersten graubraunsten Harmonien vor sich herwälzt? Damit ist man erkannt, als Pessimist… — Ob man aber damit auch als musikalisch erkannt ist? Ich würde es nicht zu glauben wissen. Der Wagnerianer pur sang ist unmusikalisch; er unterliegt den Elementarkräften der Musik ungefähr wie das Weib dem Willen seines Hypnotiseurs unterliegt — und um dies zu können, darf er durch kein strenges und feines Gewissen in rebus musicis et musicantibus mißtrauisch gemacht sein. Ich sagte „ungefähr wie" —: aber vielleicht handelt es sich hier um mehr als ein Gleichniß. Man erwäge die Mittel zur Wirkung, deren sich Wagner mit Vorliebe bedient (— die er zu einem guten Theile sich erst hat erfinden müssen): — Wahl der Bewegungen, der Klangfarben seines Orchesters, das abscheuliche Ausweichen vor der Logik und Quadratur des Rhythmus, das Schleichende, Streichende, Geheimnißvolle, der Hysterismus seiner „unendlichen Melodie": — sie ähneln in einer befremdlichen Weise den Mitteln, mit denen der Hypnotiseur es zur Wirkung bringt. Und ist der Zustand, in welchen zum Beispiel das Lohengrin-Vorspiel den Zuhörer und noch mehr die Zuhörerin versetzt, wesentlich verschieden von der somnambulischen Ekstase? — Ich hörte eine Italiänerin nach dem Anhören des genannten Vorspiels sagen, mit jenen hübschen verzückten Augen, auf welche sich die Wagnerianerin versteht: „come si dorme con questa musica!" —

[«]

10[156]

<(262)>

Die „freie Ehe" ist ein Widersinn; die Erleichterung in der Ehescheidung ist <ein> Stück Wegs dahin: im Grunde nur als die gefährliche Folge davon, daß man beim Einrichten der Ehe den Individuen zu viel eingeräumt hat <und> die Gesellschaft immer mehr ihre Verantwortlichkeit für das Zustandekommen der Ehe hat fahren lassen.

Die Ehe: eine tüchtige, vorurtheilsfreie Zwangs-Einrichtung mit viel bon sens und ohne Sentimentalität ausgedacht; grob, viereckig, auf jene Durchschnitts-Natur<en> und natürlichen Bedürfnisse angelegt, auf welche alle Haupt-

Institutionen berechnet sein sollen. Aber ich denke, es giebt keinen Grund, ihretwegen den Ehebruch mit einem abergläubischen Entsetzen zu betrachten. Im Gegentheil: man sollte dafür dankbar sein, daß es in Hinsicht auf die möglichste Dauer jener Institution ein natürliches Ventil giebt: damit sie nichts zum Platzen bringt. Eine gute Ehe verträgt überdieß eine kleine Ausnahme; es kann selbst die Probe für ihre Güte sein. Principiell geredet: so ist zwischen Ehebruch und Ehescheidung der Erstere — — —

Die Ehe ist das Stück Natur, welches von der Gesellschaft mit dem höchsten Werthe ausgezeichnet wird: denn sie selbst wächst aus der von ihr gepflegten und sicher gestellten Institution. Nichts ist bei <ihr> wenig<er> am Platz, als ein absurder Idealism: schon die zum Princip gemachte „Liebesheirath“ ist ein solcher Idealism.

Die Verwandten sollen bei ihr mehr zu sagen haben als die berühmten „zwei Herzen“.

Aus der Liebe macht man keine Institution: man macht sie aus dem Geschlechtstrieb und anderen Natur-Trieben, welche durch die Ehe befriedigt werden.

Man sollte eben deshalb auch den Priester davonlassen: man entwürdigt die Natur in der Ehe, wenn man den geschworenen Antinaturalisten ermächtigt, etwas zum Segen der Ehe beitragen zu können — oder gar überhaupt ihn erst hineinlegen zu können.

[«]

10[157]

(263)

Moral-Castratismus. — Das Castraten-Ideal.

1.

Das Gesetz, die gründlich realistische Formulirung gewisser Erhaltungsbedingungen einer Gemeinde, verbietet gewisse Handlungen in einer bestimmten Richtung, nämlich insofern sie gegen die Gemeinde sich wenden: sie verbietet nicht die Gesinnung, aus der diese Handlungen fließen, — denn sie hat dieselben Handlungen in einer anderen Richtung nöthig — nämlich gegen die Feinde der Gemeinschaft. Nun tritt der Moral-Idealist auf und sagt „Gott siehet das Herz an: die Handlung selbst ist noch nichts; man muß die feindliche Gesinnung ausrotten, aus der sie fließt…“ Darüber lacht man in normalen Verhältnissen; nur in jenen Ausnahmefällen, wo eine Gemeinschaft absolut außerhalb der Nöthigung lebt, Krieg für ihre Existenz zu führen, hat man überhaupt das Ohr für solche Dinge. Man läßt eine Gesinnung fahren, deren Nützlichkeit nicht mehr abzusehn ist.

Dies war z.B. beim Auftreten Buddhas der Fall, innerhalb einer sehr friedlichen und selbst geistig übermüdeten Gesellschaft.

Dies war insgleichen bei der ersten Christengemeinde (auch Judengemeinde) der Fall, deren Voraussetzung die absolut unpolitische jüdische Gesellschaft ist. Das Christenthum konnte nur auf dem Boden des Judenthums wachsen, d.h. innerhalb eines Volkes, das politisch schon Verzicht geleistet hatte und eine Art Parasiten-Dasein innerhalb der römischen Ordnung der Dinge lebte. Das Christenthum ist um einen Schritt weiter: man darf sich noch viel mehr „entmannen“, — die Umstände erlauben es.

NB. man treibt die Natur aus der Moral heraus, wenn man sagt „liebet eure Feinde“: denn nun ist die Natur „du sollst deinen Nächsten lieben u<nd> deinen Feind hassen“ in dem Gesetz (im Instinkt) sinnlos geworden; nun muß auch die Liebe zu dem Nächsten sich erst neu begründen (als eine Art Liebe zu Gott). Überall Gott hinein gesteckt und die „Nützlichkeit“ herausgezogen: überall geleugnet, woher eigentlich alle Moral stammt: die Naturwürdigung, welche eben in der Anerkennung einer Natur-Moral liegt, in Grund und Boden vernichtet…

Woher kommt der Verführungsreiz eines solchen entmannten Menschheits-Ideals? Warum degoutirt es nicht, wie uns etwa die Vorstellung des Castraten degoutirt?… Eben hier liegt die Antwort: die Stimme des Castraten degoutirt uns auch nicht, trotz der grausamen Verstümmelung, welche die Bedingung ist: sie ist süßer geworden… Eben damit, daß der Tugend die „männlichen Glieder“ ausgeschnitten sind, ist ein femininischer Stimmklang in die Tugend gebracht, den sie vorher nicht hatte.

Denken wir anderseits an die furchtbare Härte, Gefahr und Unberechenbarkeit, die ein Leben der männlichen Tugenden mit sich bringt — das Leben eines Corsen heute noch oder das der heidnischen Araber (welches bis auf die Einzelheiten dem

Leben der Corsen gleich ist: die Lieder könnten von Corsen gedichtet sein) — so begreift man, wie gerade die robusteste Art Mensch von diesem wollüstigen Klang der „Güte“, der „Reinheit“ fascinirt und erschüttert wird… Eine Hirtenweise… ein Idyll… der „gute Mensch“: dergleichen wirkt am stärksten in Zeiten, wo der Gegensatz schädigt (— der Römer hat das idyllische Hirtenstück erfunden — d.h. nöthig gehabt)

2.

Hiermit haben wir aber auch erkannt, in wiefern der „Idealist“ (— Ideal-Castrat) auch aus einer ganz bestimmten Wirklichkeit heraus geht und nicht bloß ein Phantast ist… Er ist gerade zur Erkenntniß gekommen, daß für seine Art Realität eine solche grobe Vorschrift des Verbotes bestimmter Handlungen, in der groben Populär-Manier des Gesetzes, keinen Sinn hat (weil der Instinkt gerade zu diesen Handlungen geschwächt ist, durch langen Mangel an Übung, an Nöthigung zur Übung) Der Castratist formulirt eine Summe von neuen Erhaltungsbedingungen für Menschen einer ganz bestimmten Species: darin ist er Realist. Die Mittel zu seiner Legislatur sind die gleichen, wie für die älteren Legislaturen: der Appell an alle Art Autorität, an „Gott“, die Benutzung des Begriffs „Schuld und Strafe“, d.h. er macht sich den ganzen Zubehör des älteren Ideals zu nutz: nur in einer neuen Ausdeutung, die Strafe z.B. innerlicher gemacht (etwa als Gewissensbiß)

In praxi geht diese Species Mensch zu Grunde, sobald die Ausnahmebedingungen ihrer Existenz aufhören — eine Art Tahiti und Inselglück, wie es das Leben der kleinen Juden in der Provinz war. Ihre einzige natürliche Gegnerschaft ist der Boden, aus dem sie wuchsen: gegen ihn haben sie nöthig zu kämpfen, gegen ihn müssen sie die Offensiv- und Defensiv-Affekte wieder wachsen lassen: ihre Gegner sind die Anhänger des alten Ideals (— diese Species Feindschaft ist großartig durch Paulus im Verhältniß zum Jüdischen vertreten, durch Luther im Verhältniß zum priesterlich-asketischen Ideal) Der Buddhismus ist darum die vollkommenste Form des Moral-Castratismus, weil er keine Gegnerschaft hat und von vornherein seine ganze Kraft <auf die> Ausrottung der feindseligen Gefühle richten darf. Der Kampf gegen das ressentiment erscheint fast als erste Aufgabe des Buddhisten: erst damit ist der Frieden der Seele verbürgt. Sich loslösen, aber ohne Rancune: das setzt allerdings eine erstaunlich gemilderte und süß gewordene Menschlichkeit voraus — Güte…

3.

Die Klugheit des Moral-Castratismus. Wie führt man Krieg gegen die männlichen Affekte und Werthungen? Man hat keine physischen Gewaltmittel, man kann nur einen Krieg der List, der Verzauberung, der Lüge, kurz „des Geistes“ führen.

Erstes Recept: man nimmt die Tugend überhaupt für sein Ideal in Anspruch, man negirt das ältere Ideal bis zum Gegensatz zu allem Ideal. Dazu gehört eine Kunst der Verleumdung.

Zweites Recept: man setzt seinen Typus als Werthmaß überhaupt an; man projicirt ihn in die Dinge, hinter die Dinge, hinter das Geschick der Dinge — als Gott

Drittes Recept: man setzt die Gegner seines Ideals als Gegner Gottes an, man erfindet sich das Recht zum großen Pathos, zur Macht, zu fluchen und zu segnen, —

Viertes Recept: man leitet alles Leiden, alles Unheimliche, Furchtbare und Verhängnißvolle des Daseins aus der Gegnerschaft gegen sein Ideal ab: — alles Leiden folgt als Strafe: und selbst bei den Anhängern (— es sei denn, daß es eine Prüfung ist usw.)

Fünftes Recept: man geht so weit, die Natur als Gegensatz zum eignen Ideal zu entgöttern: man betrachtet es als eine große Geduldprobe, als eine Art Martyrium, so lange im Natürlichen auszuhalten, man übt sich auf den dédain der Mienen und Manieren in Hinsicht auf alle „natürlichen Dinge“ ein

Sechstes Recept: der Sieg der Widernatur, des idealen Castratismus, der Sieg der Welt des Reinen, Guten, Sündlosen, Seligen wird projicirt in die Zukunft, als Ende, Finale, große Hoffnung, als „Kommen des Reichs Gottes“

— Ich hoffe, man kann über diese Emporschraubung einer kleinen Species zum absoluten Werthmaß der Dinge noch lachen?…

[«]

10[158]

(264)

„Es wird gedacht: folglich giebt es Denkendes“: darauf läuft die argumentatio des Cartesius hinaus. Aber das heißt, unsern Glauben an den Substanzbegriff schon als „wahr a priori“ ansetzen: daß, wenn gedacht wird, es etwas geben muß, „das denkt“, ist aber einfach eine Formulirung unserer grammatischen Gewöhnung, welche zu einem Thun einen Thäter setzt. Kurz, es wird hier bereits ein logisch-metaphysisches Postulat gemacht — und nicht nur constatirt… Auf dem Wege des Cartesius kommt man nicht zu etwas absolut Gewissem, sondern nur zu einem Faktum eines sehr starken Glaubens

Reduzirt man den Satz auf „es wird gedacht, folglich giebt es Gedanken“ so hat man eine bloße Tautologie: und gerade das, was in Frage steht die „Realität des Gedankens“ ist nicht berührt, — nämlich in dieser Form ist die „Scheinbarkeit“ des Gedankens nicht abzuweisen. Was aber Cartesius wollte, ist, daß der Gedanke nicht nur eine scheinbare Realität hat, sondern an sich.

[«]

10[159]

(265)

Die Zunahme der „Verstellung“ gemäß der aufwärtssteigenden Rangordnung der Wesen. In der anorganischen Welt scheint sie zu fehlen, in der organischen beginnt die List: die Pflanzen sind bereits Meisterinnen in ihr. Die höchsten Menschen wie Caesar, Napoleon (Stendhals Wort über ihn), insgleichen die höheren Rassen (Italiäner), die Griechen (Odysseus); die Verschlagenheit gehört ins Wesen der Erhöhung des Menschen… Problem des Schauspielers. Mein Dionysos-Ideal… Die Optik aller organischen Funktionen, aller stärksten Lebensinstinkte: die irrthumwollende Kraft in allem Leben; der Irrthum als Voraussetzung selbst des Denkens. Bevor „gedacht“ wird, muß schon „gedichtet“ worden sein; das Zurechtbilden zu identischen Fällen, zur Scheinbarkeit des Gleichen ist ursprünglicher als das Erkennen des Gleichen.

[«]

10[160]

Schreckgespenster, moralische Gurgeltöne, tragische Farce

[«]

10[161]

Wahrheiten, nach denen sich tanzen läßt, — Wahrheiten für unsere Füße…

[«]

10[162]

Hier sind Wetterwolken: aber ist das ein Grund, daß wir freien luftigen lustigen Geister nicht uns einen guten Tag machen sollten?

[«]

10[163]

(266)

NB. — sie sind den christlichen Gott los — und glauben nun um so mehr, das christliche Moral-Ideal festhalten zu müssen? Das ist eine englische Folgerichtigkeit; das wollen wir den Moralweiblein à la Eliot überlassen (— in England muß man sich für jede kleine Emancipation von der Theologie auf eine furchtbare Weise als Moral-Fanatiker wieder zu Ehren bringen…) Das ist dort die Buße, die man zahlt…

Wenn man den christlichen Glauben aufgiebt, zieht man sich das Recht zu den moralischen Werthurtheilen des Christenthums unter den Füßen weg. Diese verstehen sich schlechterdings nicht von selbst: das muß man heute der abgeschmackten Flachheit der englischen Freigeister zum Trotz ans Licht stellen. Das Christenthum ist eine wohl zusammengedachte und ganze Ansicht der Dinge. Bricht man aus ihm den Glauben an den christlichen Gott heraus, so bricht man das ganze System seiner Werthung zusammen: man hat nichts Festes mehr zwischen den Fingern! Das Christenthum setzt voraus, daß der Mensch nicht wisse, nicht wissen könne, was gut und böse für ihn ist: er glaubt an einen Gott, der allein es weiß; die christliche Moral ist ein Befehl aus dem Jenseits, und als solche jenseits der menschlichen Beurtheilung. — Daß die Engländer jetzt glauben, von sich aus zu wissen, was gut und böse ist und folglich das Christenthum nicht mehr nöthig zu haben, das ist selbst die Folge der Herrschaft der christlichen Werthurtheile — bis zum Vergessen ihres Ursprungs, ihres höchst bedingten Rechts auf Dasein.

[«]

10[164]

(267)

NB. Es giebt ganz naive Völker und Menschen, welche glauben, ein beständig gutes Wetter sei etwas Wünschbares: sie glauben noch heute in rebus moralibus, der „gute Mensch" allein und nichts als der „gute Mensch" sei etwas Wünschbares — und eben dahin gehe der Gang der menschlichen Entwicklung, daß nur er übrig bleibe (und allein dahin müsse man alle Absicht richten —) Das ist im höchsten Grade unökonomisch gedacht und, wie gesagt, der Gipfel des Naiven. Jener ist eine Annehmlichkeit, die „der gute Mensch" macht (— er erweckt keine Furcht, er erlaubt die Ausspannung, er giebt, was man nehmen kann; — — —

[«]

10[165]

<(268)>

Was verdorben ist durch den Mißbrauch, den die Kirche damit getrieben hat:

1) die Askese: man hat kaum noch den Muth dazu, deren natürliche Nützlichkeit, deren Unentbehrlichkeit im Dienste der Willens-Erziehung ans Licht zu ziehen. Unsre absurde Erzieher-Welt (der der „brauchbare Staatsdiener" als regulirendes Schema vorschwebt) will mit „Unterricht", mit Gehirn-Dressur auszukommen; ihr fehlt selbst der Begriff davon, daß etwas Anderes zuerst noth thut — Erziehung der Willenskraft; man legt

Prüfungen für Alles ab, nur nicht für die Hauptsache: ob man wollen kann, ob man versprechen darf: der junge Mann wird fertig, ohne auch nur eine Frage, eine Neugierde für dieses oberste Werthproblem seiner Natur zu haben

2) das Fasten: in jedem Sinne, auch als Mittel, die feine Genußfähigkeit aller guten Dinge aufrechtzuerhalten (z.B. zeitweil<ig> nicht lesen; keine Musik mehr hören; nicht mehr liebenswürdig sein; man muß auch Fasttage für seine Tugend haben)

3) das „Kloster“, die zeitweilige Isolation mit strenger Abweisung z.B. der Briefe; eine Art tiefster Selbstbesinnung und Selbst-Wiederfindung, welche nicht den „Versuchungen“ aus dem Wege gehen will, sondern den „Pflichten“: ein Heraustreten aus dem Cirkeltanz des milieu, ein Heraustreten aus der Tyrannei verderblicher kleiner Gewohnheiten und Regeln; ein Kampf gegen die Vergeudung unserer Kräfte in bloßen Reaktionen; ein Versuch, unserer Kraft Zeit zu geben, sich zu häufen, wieder spontan zu werden. Man sehe sich unsere Gelehrten aus der Nähe an: sie denken nur noch reaktiv d.h. sie müssen erst lesen, um zu denken

4) die Feste. Man muß sehr grob sein, um nicht die Gegenwart von Christen und christlichen Werthen als einen Druck zu empfinden unter dem jede eigentliche Feststimmung zum Teufel geht. Im Fest ist einbegriffen: Stolz, Übermuth, Ausgelassenheit; die Narrheit; der Hohn über alle Art Ernst und Biedermännerei; ein göttliches Jasagen zu sich aus animaler Fülle und Vollkommenheit — lauter Zustände, zu denen der Christ nicht ehrlich Ja sagen darf.

Das Fest ist Heidenthum par excellence.

5) die Muthlosigkeit vor der eignen **Natur**: die Kostümirung ins „Moralische“ —

daß man keine Moral-Formel nöthig hat, um einen Affekt bei sich gutzuheißen

Maßstab, wie weit Einer zur Natur bei sich Jasagen kann, — wie viel oder wie wenig er zur Moral rekurriren muß…

6) der Tod

[«]

10[166]

(269)

Proben moralistischer **Verleumdungs-Kunst**.

Die Moral war bisher die große Verleumderin und Giftmischerin des Lebens

Man überlege, bis zu welchem Grade man durch sie verdorben sein muß, um folgenden Satz zu schreiben:

„Jeder große Schmerz, sei er leiblich oder geistig, sagt aus, was wir verdienen; denn er könnte nicht an uns kommen, wenn wir ihn nicht verdienten.“ Schopenhauer II, 666

[«]

10[167]

(270)

Aesthetica.

Zur Entstehung des Schönen und des Häßlichen. Was uns instinktiv widersteht, aesthetisch, ist aus allerlängster Erfahrung dem Menschen als schädlich, gefährlich, mißtrauen-verdienend bewiesen: der plötzlich redende aesthetische Instinkt (im Ekel z.B.) enthält ein Urtheil. Insofern steht das Schöne innerhalb der allgemeinen Kategorie der biologischen Werthe des Nützlichen, Wohlthätigen, Lebensteigernden: doch so, daß eine Menge Reize, die ganz von Ferne an nützliche Dinge und Zustände erinnern und anknüpfen, uns das Gefühl des Schönen d.h. der Vermehrung von Machtgefühl geben (— nicht also bloß Dinge, sondern auch die Begleitempfindung<en> solcher Dinge oder ihre Symbole)

Hiermit ist das Schöne und Häßliche als bedingt erkannt; nämlich in Hinsicht auf unsere obersten Erhaltungswerthe. Davon abgesehn ein Schönes und ein Häßliches ansetzen wollen ist sinnlos. Das Schöne existirt so wenig als das Gute, das Wahre. Im Einzelnen handelt es sich wieder um die Erhaltungsbedingung<en> einer bestimmten Art von Mensch: so wird der Heerdenmensch bei anderen Dingen das Werthgefühl des Schönen haben als der Ausnahme- und Über-mensch.

Es ist die **Vordergrunds-Optik**, welche nur die nächsten Folgen in Betracht zieht, aus der der Werth des Schönen (auch des Guten, auch des Wahren) stammt

Alle Instinkt-Urtheile sind kurzsichtig in Hinsicht auf die Kette der Folgen: sie rathen an, was zunächst zu thun ist. Der Verstand ist wesentlich ein Hemmungsapparat gegen das Sofort-Reagiren auf das Instinkt-Urtheil: er hält auf, er überlegt weiter, er sieht die Folgenkette ferner und länger.

Die Schönheits- und Häßlichkeits-Urtheile sind kurzsichtig — sie haben immer den Verstand gegen sich —: aber im höchsten Grade überredend; sie appelliren an unsere Instinkte, dort, wo sie am schnellsten sich entscheiden und ihr Ja und Nein sagen, bevor noch der Verstand zu Worte kommt…

Die gewohntesten Schönheits-Bejahungen regen sich gegenseitig auf und an; wo der aesthetische Trieb einmal in Arbeit ist, krystallisirt sich um „das einzelne Schöne“ noch eine ganze Fülle anderer und anderswoher stammender Vollkommenheiten. Es ist nicht möglich, objektiv zu bleiben resp. die interpretirende, hinzugebende, ausfüllende dichtende Kraft auszuhängen (— letztere ist jene Verkettung der Schönheits-Bejahungen selber) Der Anblick eines „schönen Weibes“…

Also: 1) das Schönheits-Urtheil ist kurzsichtig, es sieht nur die nächsten Folgen

2) es überhäuft den Gegenstand, der es erregt, mit einem Zauber, der durch die Association verschiedener Schönheits-Urtheile bedingt ist, — der aber dem Wesen jenes Gegenstandes ganz fremd ist.

Ein Ding als schön empfinden heißt: es nothwendig falsch empfinden… (— weshalb, beiläufig gesagt, die Liebesheirath die gesellschaftlich unvernünftigste Art der Heirath ist —)

[«]

10[168]

(271)

Aesthetica.

Es ist die Frage der Kraft (eines Einzelnen oder eines Volkes), **ob** und **wo** <das> Urtheil „schön“ angesetzt wird. Das Gefühl der Fülle, der aufgestauten Kraft (aus dem es erlaubt ist, Vieles muthig und wohlgemuth entgegenzunehmen, vor dem dem Schwächling schaudert) — das Machtgefühl spricht das Urtheil schön noch über Dinge und Zustände aus, welche der Instinkt der Ohnmacht nur etwas Hassenswerthe<s> als „häßlich“ abschätzen kann. Die Witterung dafür, womit wir ungefähr fertig werden würden, wenn es leibhaft entgegenträte, als Gefahr, Problem, Versuchung, — diese Witterung bestimmt auch noch unser aesthetisches Ja: („das ist schön“ ist eine Bejahung)

Daraus ergiebt sich, in’s Große gerechnet, daß die Vorliebe für fragwürdige und furchtbare Dinge ein Symptom für Stärke ist: während der Geschmack am Hübschen und Zierlichen den Schwachen, den Delikaten zugehört. Die Lust an der Tragödie, Symptome starker Zeitalter und Charaktere: ihr non plus ultra ist vielleicht die div<ina> com<media>. Es sind die **heroischen** Geister, welche zu sich selbst in der tragischen Grausamkeit Ja sagen: sie sind hart genug, um das Leiden als Lust zu empfinden… Gesetzt dagegen, daß die Schwachen von einer Kunst Genuß begehren, welche für sie nicht erdacht ist, was werden sie thun, um die Tragödie sich schmackhaft zu machen? Sie werden ihre eigenen Werthgefühle in sie hinein interpretiren: z.B. den „Triumph der sittlichen Weltordnung“ oder die Lehre vom „Unwerth des Daseins“ oder die Aufforderung zur Resignation (— oder auch halb medizinische, halb moralische Affekt-Ausladungen à la Aristoteles) Endlich: die Kunst des Furchtbaren, insofern sie die Nerven aufregt, kann als stimulans bei den Schwachen und Erschöpften in Schätzung kommen: das ist heute z.B. der Grund für die Schätzung der W<agnerschen> Kunst.

Es ist ein Zeichen von Wohl- und Machtgefühl, wie viel Einer den Dingen ihren furchtbaren, ihren fragwürdigen Charakter zugestehen darf; und ob er überhaupt „Lösungen“ am Schluß braucht, —

— diese Art Künstler-Pessimismus ist genau das **Gegenstück** zum moralisch-religiösen Pessimismus, welcher an der „Verderbniß“ des Menschen, am Räthsel des Daseins leidet. Dies will durchaus eine Lösung, wenigstens eine Hoffnung auf Lösung… Die Leidenden, Verzweifelten, An-sich-Mißtrauischen, die Kranken mit Einem Wort, haben zu allen Zeiten die entzückenden Visionen nöthig gehabt, um es auszuhalten (der Begriff „Seligkeit“ ist dieses Ursprungs)

— Ein verwandter Fall: die Künstler der décadence, welche im Grunde nihilistisch zum Leben stehn, flüchten in die Schönheit der Form… in die ausgewählten Dinge wo die Natur vollkommen ward, wo sie indifferent groß und schön ist…

— die „Liebe zum Schönen“ kann somit etwas Anderes als das Vermögen sein, ein Schönes zu sehn, das Schöne zu schaffen: sie kann gerade der Ausdruck von Unvermögen dazu sein.

— die überwältigenden Künstler, welche einen Consonanz-Ton aus jedem Conflikte erklingen lassen, sind die, welche ihre eigene Mächtigkeit und Selbsterlösung noch den Dingen zu Gute kommen lassen: sie sprechen ihre innerste Erfahrung in der Symbolik jedes Kunstwerkes aus, — ihr Schaffen ist Dankbarkeit für ihr Sein.

Die Tiefe des tragischen Künstlers liegt darin, daß sein aesthetischer Instinkt die ferneren Folgen übersieht, daß er nicht kurzfristig beim Nächsten stehen bleibt, daß er die Ökonomie im Großen bejaht, welche das Furchtbare, Böse, Fragwürdige rechtfertigt und nicht nur… rechtfertigt.

[«]

10[169]

Es giebt eine große Litteratur der Verleumdung (zu der das neue Testament gehört; die Kirchenväter; die imitatio; Pascal; Schopenhauer), der auch eine Kunst der Verleumdung sekundirt (zu letzterer gehört z.B. Wagners Parsifal)

[«]

10[170]

(272)

NB Verstecktere Formen des Cultus **des christlichen Moral-Ideals**. — Der weichliche und feige Begriff **„Natur“**, der von den Naturschwärmern aufgebracht ist (— abseits von allen Instinkten für das

Furchtbare, Unerbittliche und Cynische auch der „schönsten“ Aspekte) eine Art Versuch, jene moralisch-christliche „Menschlichkeit“ aus der Natur herauszulesen, — der Rousseausche Naturbegriff, wie als ob „Natur“ Freiheit, Güte Unschuld, Billigkeit, Gerechtigkeit Idyll sei… immer Cultus der christlichen Moral im Grunde…

— Stellen zu sammeln, was eigentlich die Dichter verehrt haben z.B. am Hochgebirge usw. — Was Goethe an ihr haben wollte, — warum er Spinoza verehrte — Vollkommene Unwissenheit der Voraussetzung dieses Cultus…

— der weichliche und feige Begriff **„Mensch“** à la Comte und nach Stuart Mill womöglich gar Cultus-Gegenstand… Es ist immer wieder der Cultus der christlichen Moral unter einem neuen Namen… die Freidenkerei z.B. Guyau

— der weichliche und feige Begriff **„Kunst“** als Mitgefühl für alles Leidende, Schlechtweggekommene (selbst die Historie z.B. Thierry’s): es ist immer wieder der Cultus des christlichen Moral-Ideals

— und nun gar das ganze **socialistische** Ideal: nichts als ein tölpelhaftes Mißverständniß jenes christlichen Moral-Ideals

[«]

10[171]

Daß die Zahl der Irrthümer abgenommen hat: Naivetät des Glaubens bei den Freigeistern

der Fortschritt als fühlbare Verbesserung des Lebens

als Triumph der Logik

als Triumph der Liebe (Guyau) Fouillée

zur vollkommenen Kenntniß von sich und den Dingen, und von da zu einer größeren Consequenz des Gedankens mit sich

ich finde absol<ute> Monarchie, göttl<iches> Recht, Kaste, Sklaverei als dicke Irrthümer behandelt

[«]

10[172]

Bücher: imitatio, christliche Moral

[«]

10[173]

Schopenhauer sagt von den Verfassern der Upanischad „kaum als Menschen denkbar“

[«]

10[174]

Die Begierde vergrößert das, was man haben will; sie wächst selbst durch Nichterfüllung, — die größten Ideen sind die, welche die heftigste und längste Begierde geschaffen hat. Wir legen den Dingen immer mehr Werth bei, je mehr unsere Begierde nach ihnen wächst: wenn die „moralischen Werthe“ die **höchsten Werthe** geworden sind, so verräth dies, daß das moralische Ideal das **unerfüllteste** gewesen ist. Insofern es galt als Jenseits alles Leids, als Mittel der Seligkeit. Die Menschheit hat mit immer wachsender Brunst eine Wolke umarmt: sie hat endlich ihre Verzweiflung, ihr Unvermögen „Gott“ genannt…

[«]

10[175]

Der Haß gegen die Mittelmäßigkeit ist eines Philosophen unwürdig: es ist fast ein Fragezeichen an seinem Recht auf „Philosophie“. Gerade deshalb, weil er die Ausnahme ist, hat er die Regel in Schutz zu nehmen, hat er allem Mittleren den guten Muth zu sich selber zu erhalten.

[«]

10[176]

(273)

Es ist heute in der Gesellschaft eine große Menge von Rücksicht, von Takt und Schonung, von gutwilligem Stehenbleiben vor fremden Rechten, selbst vor fremden Ansprüchen verbreitet; mehr noch gilt ein gewisser wohlwollender Instinkt des menschlichen Werthes überhaupt, welcher sich im Vertrauen und Credit jeder Art zu erkennen giebt; die Achtung vor den Menschen und zwar ganz und gar nicht bloß vor den tugendhaften Menschen — ist vielleicht das Element, welches uns am stärksten von einer christlichen Werthung abtrennt. Wir haben ein gut Theil Ironie, wenn wir überhaupt noch Moralprediger hören; man erniedrigt sich in unsern Augen und wird scherzhaft, falls man Moral predigt.

Diese moralistische Liberalität gehört zu den besten Zeichen unserer Zeit. Finden wir Fälle, wo sie entschieden fehlt, so muthet uns das wie Krankheit an (der Fall Carlyle in England, der Fall Ibsen in Norwegen, der Fall des kathol<ischen> Priesters in ganz Europa) Wenn irgend etwas mit unserer Zeit versöhnt, so ist es das große Quantum Immoralität welches sie sich gestattet, ohne darum von sich geringer zu denken. Im Gegentheil! — Was macht denn die Überlegenheit der Cultur gegen die Unkultur aus? Der Renaissance z.B. gegen das Mittelalter? — Immer nur Eins: das große Quantum zugestandener Immoralität. Daraus folgt, mit Nothwendigkeit, als was alle Höhen der menschlichen Entwicklung sich dem Auge der Moral-Fanatiker darstellen müssen: als non plus ultra der Corruption (— man denke an Platos Urtheil über das Perikleische Athen, an Savonarolas Urtheil über Florenz, an Luthers Urtheil über Rom, an Rousseaus Urtheil über die Gesellschaft Voltaires, an das deutsche Urtheil contra Goethe.)

[«]

10[177]

(274)

Man muß zusammenrechnen, was Alles sich gehäuft hatte, als Folge der höchsten moralischen Idealität: wie sich fast alle sonstigen Werthe um das Ideal krystallisirt hatten

das beweist, daß es am längsten, am stärksten begehrt worden ist, — daß es nicht erreicht worden ist: sonst würde es enttäuscht haben (resp. eine mäßigere Werthung nach sich gezogen haben)

die höchste Ehre und Macht bei Menschen: selbst von Seiten der Mächtigsten.
die einzige ächte Art des Glücks
ein Vorrecht zu Gott, zur Unsterblichkeit, unter Umständen zur unio
die Macht über die Natur — der „Wunderthäter“ (Parsifal)
Macht über Gott, über Seligkeit und Verdammniß der Seele usw.
der Heilige als die **mächtigste Species** Mensch —: diese Idee hat den Werth der moralischen Vollkommenheit so hoch gehoben.

Man muß die gesammte Erkenntniß sich bemüht denken, zu beweisen, daß der moralischste Mensch der mächtigste, göttlichste ist

— die Überwältigung der Sinne, der Begierden — alles erregte Furcht… das Widernatürliche erschien als das Übernatürliche, Jenseitige…

[«]

10[178]

(275)
„das christliche Ideal“: jüdisch klug in Scene gesetzt.
die psychologischen Grundtriebe, seine „Natur“:
: der Aufstand gegen die herrschende geistliche Macht
: Versuch, die Tugenden, unter denen das Glück der Niedrigsten möglich ist, zum richterlichen Ideal aller Werthe zu machen, — es Gott zu heißen: der Erhaltungs-Instinkt der lebensärmsten Schichten
: die absolute Enthaltung von Krieg, Widerstand aus dem Ideale zu rechtfertigen, — insgleichen den Gehorsam
: die Liebe unter einander, als Folge der Liebe zu Gott

Kunstgriff: alle **natürlichen** mobilia ableugnen und umkehren ins Geistlich-Jenseitige… die Tugend und deren Verehrung ganz und gar für sich ausnützen, schrittweise sie allem Nicht-Christlichen absprechen.

[«]

10[179]

(276)

Typus der Predigt des ressentiment
Proben der heiligen Unverschämtheit.

Paulus 1 Cor. 1, 20

Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht?
21 Denn dieweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch thörichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben.
26 Nicht viel Weise nach dem Fleische, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen.
27 Sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist;
28 Und das Unedle vor der Welt, und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da Nichts ist, daß er zu Nichte mache, was Etwas ist;
29 Auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme.

Paulus 1 Cor. 3, 16

Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnet?
17 So Jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben; denn der Tempel Gottes ist heilig, der seid ihr.

1 Cor. 6, 2 Wisset ihr nicht, daß die Heiligen die Welt richten werden? So denn nun die Welt soll von euch gerichtet werden: seid ihr denn nicht gut genug, geringere Sachen zu richten?

Wisset ihr nicht, daß wir über die Engel richten werden? Wie viel mehr über die zeitlichen Güter!

* * *

Die Menschheit hat die Selbstvergötterung dieser kleinen Leute theuer bezahlen müssen: es ist das Judenthum noch einmal

„das auserwählte Volk“; die Welt, die Sünde gegen sich; der heilige Gott als „fixe Idee“; die Sünde als einzige Causalität des Leidens; alles Nicht-Sündige nur Schein-Leiden. Gegen die Sünde ein allzeit bereites und leichtes Mittel…

[«]

10[180]

(277)

Ob nicht ganz dieselbe frech-fromme Interpretations-Manier der Geschichte (d.h. absolute Fälschung, um die Gültigkeit des Priester-codex zu beweisen) auch für die jüdisch-christlichen Interpreten und Erzähler der Geschichte Jesu gilt? —

von Paulus zurechtgemacht a) Tod für unsere Sünden b) Sinn der Auferstehung

[«]

10[181]

(278)

Die Realität, auf der das Christenthum sich aufbauen konnte, war die kleine jüdische Familie der Diaspora, mit ihrer Wärme und Zärtlichkeit, mit ihrer im ganzen römischen Reiche unerhörten und vielleicht unverstandenen Bereitschaft zum Helfen, Einstehen für einander, mit ihrem verborgenen und in Demuth verkleideten Stolz der „Auserwählten“, mit ihrem innerlichsten Neinsagen ohne Neid, zu allem, was obenauf ist und was Glanz und Macht für sich hat. Das als Macht erkannt zu haben, diesen seel<ischen> Zustand als mittheilsam, verführerisch, ansteckend auch für Heiden erkannt zu haben — ist das Genie des Paulus: den Schatz von latenter Energie, von klugem Glücke auszunützen zu einer „jüdischen Kirche freieren Bekenntnisses“, die ganze jüdische Erfahrung und Meisterschaft der Gemeinde-Selbsterhaltung unter der Fremdherrschaft, auch die jüdische propaganda — das errieth er als seine Aufgabe. Was er vorfand, das war eben jene absolut unpolitische und abseits gestellte Art kleiner Leute: ihre Kunst, sich zu behaupten und durchzusetzen, in einer Anzahl Tugenden angezüchtet, welche den einzigen Sinn von Tugend ausdrückten („Mittel der Erhaltung und Steigerung einer bestimmten Art Mensch“)

Aus der kleinen jüdischen Gemeinde kommt das Princip der Liebe her: es ist eine leidenschaftlichere Seele, die hier unter der Asche von Demuth und Armseligkeit glüht: so war es weder griechisch noch indisch noch gar germanisch. Das Lied zu Ehren der Liebe, welches Paulus gedichtet hat, ist nichts Christliches, sondern ein jüdisches Auflodern der ewigen Flamme, die semitisch ist. Wenn das Christenthum etwas Wesentliches in psychologischer Hinsicht gethan hat, so ist es eine Erhöhung der Temperatur der Seele bei jenen kälteren und vornehmeren Rassen, die damals obenauf waren; es war die Entdeckung, daß das elendeste Leben reich und unschätzbar werden kann durch eine Temperatur-Erhöhung…

Es versteht sich, daß eine solche Übertragung nicht stattfinden konnte in Hinsicht auf die herrschenden Stände: die Juden und Christen hatten die schlechten Manieren gegen sich, — und was Stärke und Leidenschaft der Seele bei schlechten Manieren ist, das wirkt abstoßend und beinahe Ekel erregend. (— Ich sehe diese schlechten Manieren, wenn ich das neue Testament lese) Man mußte durch Niedrigkeit und Noth mit dem hier redenden Typus des niederen Volks verwandt sein, um das Anziehende zu empfinden… Es ist eine Probe davon, ob man etwas klassischen Geschmack im Leibe hat, wie man zum neuen Testament steht (vergl. Tacitus): wer davon nicht revoltirt ist, wer dabei nicht ehrlich und gründlich etwas von foeda superstitio empfindet, etwas, wovon man die Hand zurückzieht, wie um nicht sich zu beschmutzen: der weiß nicht, was klassisch ist. Man muß das „Kreuz“ empfinden wie Goethe —

[«]

10[182]

„Das Heil kommt von den Juden“ — hat der Stifter des Christenthums gesagt (Ev. Joh. 4, 22) Und man hat es ihm geglaubt!!!

[«]

10[183]

(279)

Wenn man sich den ersten Eindruck des neuen Testaments eingesteht: etwas Ekelhaftes und Widriges vom schlechten Geschmack, eine Mucker-Sentimentalität, lauter widrige Symbole im Vordergrunde; und die verdorbene Luft des Winkels und des Conventikels: — man sympathisirt nicht. Pilatus, Pharisäer —

[«]

10[184]

(280)

Daß es nicht darauf ankommt, *ob etwas wahr ist*, sondern wie es *wirkt* — absoluter *Mangel an intellekt<ueller> Rechtschaffenheit*. Alles ist gut, die Lüge, die Verleumdung, die unverschämteste Zurechtmachung, wenn es dient, jenen Wärmegrad zu erhöhen, — bis man „glaubt“ —

Eine förmliche Schule der *Mittel der Verführung* zu einem Glauben: principielle *Verachtung* der Sphären, woher der Widerspruch kommen könnte (— der Vernunft, der Philosophie und Weisheit, des Mißtrauens, der Vorsicht); ein unverschämtes Loben und Verherrlichen der Lehre unter beständiger Berufung <darauf>, daß Gott es sei, der sie gebe — daß der Apostel nichts bedeute, — daß hier nichts zu kritisiren sei, sondern nur zu glauben, anzunehmen; daß es die außerordentlichste Gnade und Gunst sei, eine solche Erlösungslehre zu empfangen; daß die tiefste Dankbarkeit und Demuth der Zustand sei, in dem man sie zu empfangen habe…

Es wird beständig spekulirt auf die ressentiments, welche diese Niedrig-Gestellten gegen Alles, was in Ehren ist, empfinden: daß man ihnen diese Lehre als Gegensatz-Lehre gegen die Weisheit der Welt, gegen die Macht der Welt darstellt, das verführt zu ihr. Sie überredet die Ausgestoßenen und Schlechtweggekommenen aller Art; sie verspricht die Seligkeit, den Vorzug, das Privilegium den Unscheinbarsten und Demüthigsten; sie fanatisirt die armen kleinen thörichten Köpfe zu einem unsinnigen Dünkel, wie als ob sie der Sinn und das Salz der Erde wären —

Das Alles, nochmals gesagt, kann man nicht tief genug verachten: wir ersparen uns die *Kritik der Lehre*; es genügt die Mittel anzusehn, deren sie sich bedient, um zu wissen, womit man es zu thun hat. In der ganzen Geschichte des Geistes giebt es keine frechere und barere Lüge, keine durchdachtere Nichtswürdigkeit als das Christenthum — Aber — sie akkordirte mit der *Tugend*, sie nahm die ganze *Fascinations-Kraft der Tugend* schamlos für sich allein in Anspruch… sie akkordirte mit der Macht des Paradoxen, mit dem Bedürfniß alter Civilisationen nach Pfeffer und Widersinn; sie verblüffte, sie empörte, sie reizte auf zu Verfolgung und zu Mißhandlung, —

Es ist genau dieselbe Art durchdachter Nichtswürdigkeit, mit der die jüdische Priesterschaft ihre Macht festgestellt <hat> und die jüdische Kirche geschaffen worden ist…

Man soll unterscheiden: 1) jene Wärme der Leidenschaft „Liebe“ (auf dem Untergrund einer hitzigen Sinnlichkeit ruhend) 2) das absolut Unvornehme des Christenthums
— die beständige Übertreibung, die Geschwätzigkeit
— den Mangel an kühler Geistigkeit und Ironie (— es kommt kein schlechter Witz vor und damit nicht einmal ein guter)
— das Unmilitärische in allen Instinkten
— das priesterliche Vorurtheil gegen den männlichen Stolz, die Sinnlichkeit, die Wissenschaften und die Künste.

[«]

10[185]

(281)

Es fehlt absolut alles Geistige in diesem Buch: „Geist“ selbst kommt nur als Mißverständniß <vor>.

Sehr wesentlich dieser Gegensatz: „Geist und Fleisch“. Hier ist „Geist“ in einem priesterlichen Sinn ausgedeutet

der Geist ist es, der lebendig macht; das Fleisch ist kein nütze — Ev. Joh. 6, 63

[«]

10[186]

Auch die Christen haben es gemacht, wie die Juden und das, was sie als Existenzbedingung und Neuerung empfanden, ihrem Meister in den Mund gelegt und sein Leben darum inkrustirt. Ingleichen haben sie die ganze Spruchweisheit ihm zurückgegeben —: kurz, ihr thatsächliches Leben und Treiben als einen Gehorsam dargestellt und dadurch für ihre Propaganda geheiligt.

Woran Alles hängt, das ergiebt sich bei Paulus: es ist wenig. Das Andere ist die Ausgestaltung eines Typus von Heiligem, aus dem was ihnen als heilig galt.

Die ganze „Wunderlehre“, eingerechnet die Auferstehung, ist eine Consequenz der Selbstverherrlichung der Gemeinde, welche das, was sie sich selber zutraute, in höherem Grade ihrem Meister zutraute (resp. aus ihm ihre Kraft ableitete…)

[«]

10[187]

Die tiefe Gemeinheit solcher Worte: „um der Hurerei willen habe ein Jeglicher sein eigenes Weib und eine Jegliche habe ihren eigenen Mann: es ist besser freien, denn Brunst leiden.“ 1 Cor. 7, 2

[«]

10[188]

(282)

Wie auch „die Herren“ Christen werden können. —

Es liegt in dem Instinkt einer Gemeinschaft (Stamm, Geschlecht, Heerde, Gemeinde), die Zustände und Begehrungen, denen sie ihre Erhaltung verdankt, als an sich werthvoll zu empfinden, z.B. Gehorsam, Gegenseitigkeit, Rücksicht, Mäßigkeit, Mitleid, — somit Alles, was denselben im Wege steht oder widerspricht, herabzudrücken.

Es liegt insgleichen in dem Instinkt der Herrschenden (seien es Einzelne, seien es Stände), die Tugenden, auf welche hin die Unterworfenen handlich und ergeben sind, zu patronisiren und auszuzeichnen (— Zustände und Affekte, die den eigenen so fremd wie möglich sein können)

Der Heerdeninstinkt und der Instinkt der Herrschenden kommen im Loben einer gewissen Anzahl von Eigenschaften und Zuständen überein: aber aus verschiedenen Gründen, der erstere aus unmittelbarem Egoism, der zweite aus mittelbarem E<goismus>.

Die Unterwerfung der Herren-Rassen unter das Christenthum ist wesentlich die Folge der Einsicht, daß das Christenthum eine

Heerdenreligion ist, daß es Gehorsam lehrt: kurz daß man Christen leichter beherrscht als Nichtchristen. Mit diesem Wink empfiehlt noch heute der Papst dem Kaiser von China die christliche Propaganda

Es kommt hinzu, daß die Verführungskraft des christlichen Ideals am stärksten vielleicht auf solche Naturen wirkt, welche die Gefahr, das Abenteuer und das Gegensätzliche lieben, welche alles lieben, wobei sie sich riskiren, wobei aber ein non plus ultra von Machtgefühl erreicht werden kann. Man denke sich die heilige Theresa, inmitten der heroischen Instinkte ihrer Brüder: — das Christenthum erscheint da als eine Form der Willens-Ausschweifung, der Willensstärke, als eine Don Quixoterie des Heroismus…

[«]

10[189]

(283)

Paulus: ein zügelloser und selbst wahnsinniger Ehrgeiz eines Agitators; mit einer raffinirten Klugheit, welche sich nie eingesteht, was er eigentlich will und die Selbstverlogenheit mit Instinkt handhabt, als Mittel der Fascination. Sich demüthigend und unter der Hand das verführerische Gift des Auserwähltseins eingebend…

[«]

10[190]

(284)

Im Buddhism überwiegt dieser Gedanke: „Alle Begierden, alles, was Affekt, was Blut macht, zieht zu Handlungen fort“, — nur in sofern wird gewarnt vor dem Bösen. Denn Handeln — das hat keinen Sinn, Handeln hält im Dasein fest: alles Dasein aber hat keinen Sinn. Sie sehen im Bösen den Antrieb zu etwas Unlogischem: zur Bejahung von Mitteln, deren Zweck man verneint. Sie suchen nach einem Wege zum Nichtsein und deshalb perhorresciren sie alle Antriebe seitens der Affekte. Z.B. ja nicht sich rächen! ja nicht feind sein! — der Hedonism der Müden giebt hier die höchsten Werthmaaße ab. Nichts ist dem Buddhisten ferner als der jüdische Fanatism eines Paulus: nichts würde mehr seinem die

Instinkte widerstreben als diese Spannung, Flamme, Unruhe des religiösen Menschen, vor allem jene Form der Sinnlichkeit, welche das Christenthum unter dem Namen der „Liebe“ geheiligt hat. Zu alledem sind es die gebildeten und sogar übergeistigten Stände, die im B<uddhismus> ihre Rechnung finden: eine Rasse, durch einen Jahrhunderte langen Philosophen-Kampf abgesotten und müde gemacht, nicht aber unterhalb aller Cultur, wie die Schichten, aus denen das Christenthum entsteht… Im Ideal des Buddh<ismus> erscheint das Loskommen auch von Gut und Böse wesentlich: es wird hier eine raffinirte Jenseitigkeit der Moral ausgedacht, die mit dem Wesen der Vollkommenheit zusammenfällt <unter> der Voraussetzung, daß man auch die guten Handlungen bloß zeitweilig nöthig hat, bloß als Mittel, — nämlich um von allem Handeln loszukommen.

[«]

10[191]

(285)

Ich betrachte das Christenthum als die verhängnißvollste Lüge der Verführung, die es bisher gegeben hat, als die große unheilige Lüge: ich ziehe seinen Nachwuchs und Ausschlag von Ideal noch unter allen sonstigen Verkleidungen heraus, ich wehre alle halben u<nd> dreiviertel<->Stellungen zu ihm ab, — ich zwinge zum Krieg mit ihm.

die Kleine-Leute-Moralität als Maß der Dinge: das ist die ekelhafteste Entartung, welche die Cultur bisher aufzuweisen hat. Und diese Art Ideal als „Gott“ hängen bleibend über der Menschheit!!

[«]

10[192]

(286)

Zum Plane.

Der radikale Nihilismus ist die Überzeugung einer absoluten Unhaltbarkeit des Daseins, wenn es sich um die höchsten Werthe, die man anerkennt, <handelt>, hinzugerechnet die Einsicht, daß wir nicht das geringste Recht haben, ein Jenseits oder ein An-sich der Dinge anzusetzen, das „göttlich“, das leibhafte Moral sei.

Diese Einsicht ist eine Folge der großgezogenen „Wahrhaftigkeit“: somit selbst eine Folge des Glaubens an die Moral.

Dies ist die Antinomie: so fern wir an die Moral glauben, verurtheilen wir das Dasein.

Die Logik des Pessimismus bis zum letzten **Nihilimus**: was treibt da? — Begriff der Werthlosigkeit, Sinnlosigkeit: in wiefern moralische Werthungen hinter allen sonstigen hohen Werthen stecken.

— Resultat: die moralischen Werthurtheile sind Verurtheilungen, Verneinungen, Moral ist die Abkehr vom Willen zum Dasein…

Problem: was ist aber die **Moral**?

[«]

10[193]

(287)

Heidnisch-christlich

Heidnisch ist das Jasagen zum Natürlichen, das Unschuldsgefühl im Natürlichen, „die Natürlichkeit“

Christlich ist das Neinsagen zum Natürlichen, das Unwürdigkeits-Gefühl im Natürlichen, die Widernatürlichkeit

„Unschuldig“ ist z.B. Petronius; ein Christ hat im Vergleich mit diesem Glücklichen ein für alle Mal die Unschuld verloren.

Da aber zuletzt auch der christliche Status bloß ein Naturzustand sein muß, sich aber nicht als solchen begreifen darf, so bedeutet christlich eine zum Princip erhobene Falschmünzerei der psycholog<ischen> Interpretation…

[«]

10[194]

(288)

„Die Moral um der Moral willen!“ — eine wichtige Stufe in ihrer Entnaturalisirung: sie erscheint selbst als letzter Werth. In dieser Phase hat sie die Religion mit sich durchdrungen: im Judenthum z.B. Und ebenso giebt es eine Phase, wo sie die Religion wieder von sich abtrennt, und wo ihr kein Gott „moralisch“ genug ist: dann zieht sie das unpersönliche Ideal vor… Das ist jetzt der Fall.

„Die Kunst um der Kunst willen“ — das ist ein gleichgefährliches Princip: damit bringt man einen falschen Gegensatz in die Dinge, — es läuft auf eine Realitäts-Verleumdung („Idealisirung“ ins Häßliche) hinaus. Wenn man ein Ideal ablöst vom Wirklichen, so stößt man das Wirkliche hinab, man verarmt es, man verleumdet es. „Das Schöne um des Schönen willen“, „das Wahre um des Wahren willen“, „das Gute um des Guten willen“ — das sind drei Formen des bösen Blicks für das Wirkliche.

— Kunst, Erkenntniß, Moral sind **Mittel**: statt die Absicht auf Steigerung des Lebens in ihnen zu erkennen, hat man sie zu einem Gegensatz des Lebens in Bezug gebracht, zu „Gott“, — gleichsam als Offenbarungen einer höheren Welt, die durch diese hie und da hindurchblickt…

— „schön und häßlich“, „wahr und falsch“, „gut und böse“ — diese Scheidungen und Antagonismen verrathen Daseins- und Steigerungs-Bedingungen, nicht vom Menschen überhaupt, sondern von irgendwelchen festen und dauerhaften Complexen, welche ihre Widersacher von sich abtrennen. Der Krieg, der damit geschaffen wird, ist das Wesentliche daran: als Mittel der Absonderung, die die Isolation verstärkt…

[«]

10[195]

(289)

Consequenz des Kampfes: der Kämpfende sucht seinen Gegner zu seinem Gegensatz umzubilden, — in der Vorstellung natürlich

— er sucht an sich bis zu dem Grade zu glauben, daß er den Muth der „guten Sache“ haben kann (als ob er die gute Sache sei): wie als ob die Vernunft, der Geschmack, die Tugend von seinem Gegner bekämpft werde…

— der Glaube, den er nöthig hat, als stärkstes Defensiv- und Aggressiv-Mittel ist ein Glaube an sich, der sich aber als Glaube an Gott zu mißverstehen weiß

— sich nie die Vortheile und Nützlichkeiten des Siegs vorstellen, sondern immer nur den Sieg um des Siegs willen, als „Sieg Gottes“ —

— Jede kleine im Kampf befindliche Gemeinschaft (selbst Einzelne) sucht sich zu überreden: „wir haben den guten Geschmack, das gute Urtheil und die Tugend **für** uns“... Der Kampf zwingt zu einer solchen Übertreibung der Selbstschätzung…

[«]

10[196]

(290)

Die Einleitung für Pessimisten, — und zugleich gegen die Pessimisten… Denen, die heute nicht an dem Fragwürdigen unseres Daseins leiden, habe ich nichts zu sagen: sie mögen Zeitungen lesen und über die Schlacht von Sedan sich Gedanken machen. — Ein Wort über die absolute Vereinsamung: wer mir nicht mit einem Hundertstel von Leidenschaft und Leiden entgegenkommt, hat keine Ohren für mich… Ich habe mich bisher durchgeschlagen…

[«]

10[197]

(291)

„Seid einfach“ — eine Aufforderung an uns verwickelte und unfaßbare Nierenprüfer, welche eine einfache Dummheit ist… Seid natürlich! aber wie, wenn man eben „unnatürlich“ ist…

[«]

10[198]

(292)

„So ihr nicht werdet wie die Kinder“: oh wie fern wir von dieser psychologischen Naivetät sind!

[«]

10[199]

(293)

Die **psychologische Voraussetzung**: die Unwissenheit und Uncultur, die Ignoranz, die jede Scham verlernt hat: man denke sich diese unverschämten Heiligen mitten in Athen

: der jüdische „Auserwählten-Instinkt“: sie nehmen alle Tugenden ohne Weiteres für sich in Anspruch und rechnen den Rest der Welt als ihren Gegensatz: tiefes Zeichen der Gemeinheit der Seele

: der vollkommne Mangel an wirklichen Zielen, an wirklichen Aufgaben, zu denen man andere Tugenden als die des Muckers braucht, — der Staat nahm ihnen diese Arbeit ab: das unverschämte Volk that trotzdem, als ob sie ihn nicht nöthig hätten.

Die lügnerischen Gegensätze

„was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist“ Ev. Joh. 3,6

„irdisch“ — „himmlisch“

Wahrheit, Licht, Finsterniß, Gericht: wer Arges thut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht bestraft werden. Wer aber die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden… Das aber ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist; und die Menschen liebten die Finsterniß mehr als das Licht.

Die schauderhaften Mißbräuche mit der **Zukunft**:

das Gericht ist ein christlicher Gedanke, nicht ein jüdischer: es ist der Ressentiments-Grundgedanke aller Aufständischen.

die tiefe Unwürdigkeit, mit der alles Leben außerhalb des christlichen beurtheilt wird: es genügt ihnen nicht, ihre eigentlichen Gegner sich gemein zu denken, sie brauchen nichts weniger als eine Gesammt-Verleumdung von allem, was nicht sie sind… Mit der Arroganz der Heiligkeit verträgt sich aufs Beste eine niederträchtige und verschmitzte Seele: Zeugniß die ersten Christen.

Die Zukunft: sie lassen es sich tüchtig bezahlen… Es ist die unsauberste Art Geist, die es giebt:

Das ganze Leben Christi wird so dargestellt, daß er den Weissagungen zum Recht verhilft: er handelt so, damit sie Recht bekommen…

[«]

10[200]

(294)

Matth. 5,46 Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner?

Und so ihr <euch> nur zu euren Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? Thun nicht die Zöllner auch also?

Zwei Motive: Lohn und Absonderung

Das ganze 6te Cap. des Matthäus handhabt diese schöne Moral: hütet euch, wenn ihr klug seid, vor allem Öffentlichwerden eurer tugendhaften Handlungen. Denn anders habt ihr keinen Lohn bei eurem Vater im Himmel. „— dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird's dir vergelten, öffentlich"

6,14 Denn so ihr den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben.

Hier spricht aus jedem Wort die tiefe **Feindseligkeit** gegen die religiöse Praxis der herrschenden Stände

Diese ganze Reduktion auf Heuchelei, auf Geiz (6,19 „ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden usw. ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon" 6,24)

„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit: so wird euch solches Alles zufallen" (nämlich Nahrung, Kleider, die ganze Nothdurft des Lebens, die ganze Fürsorge): ist einfach Unsinn. „Das Leben in den Tag hinein" — gerade zu als Prüfung Gottes gefördert, als Prüfung des Glaubens (30 „so Gott das Gras auf dem Felde kleidet, sollte er das nicht viel mehr euch thun? Oh ihr Kleingläubigen!“)

Matth. 7,1 „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet… mit welcherlei Maaß ihr messet, wird euch gemessen werden“

Luc. 6,35 Doch aber liebet eure Feinde; thut wohl und leihet, daß ihr nichts dafür hoffet: so wird euer Lohn groß sein und werdet Kinder des Allerhöchsten sein.

Diese ganze Uneigennützigkeits-Moral ist eine Rancune gegen die Pharisäer. Aber der Jude verräth sich darin, daß sie zuletzt auch noch als profitabler dargestellt wird…

Das Evangelium an die Armen, die Hungernden, die Weinenden, die Gehaßten, Ausgestoßenen, Schlimm-Beleumdeten

— zur Ermuthigung an die Jünger: Freuet euch alsdann und hüpfet: denn siehe, euer Lohn ist groß im Himmel. Desgleichen thaten ihre Väter den Propheten auch. (welche zügellose Frechheit, diesem armen Jünger-Gesindel anzudeuten, sich gleichen Rangs mit den Propheten fühlen zu dürfen, weil sie gleiches Schicksal haben! —)

Und nun der Fluch auf die Reichen, die Satten, die Heitern, die Gelehrten, die Geehrten! (Immer sind es die Pharisäer: „desgleichen thaten ihre Väter den falschen Propheten auch“)

Es ist eine vollkommene Biedermännerei, deretwegen Niemand vom Himmel zu kommen braucht, Moral predigen z.B. zu den Zöllnern zu sagen „fordert nicht mehr, denn gesetzt ist!“ oder zu den Kriegsleuten „thut Niemand Gewalt, noch Unrecht“

Diese pfäffische Unduldsamkeit

Marc. 6,11 „und welche euch nicht aufnehmen, noch hören, da gehet von dannen heraus und schüttelt den Staub ab von euren Füßen, zu einem Zeugniß über sie. Ich sage euch: Wahrlich, es wird Sodom und Gomorra am jüngsten Gerichte erträglicher ergehen, denn solcher Stadt.“

Und nun denke man sich dieses arme Mucker-Gesindel sich durchs Land schleichend, mit solchen Jüngsten-Gerichts-Flüchen in der Tasche

Wer kann dies Buch lesen, ohne die Partei alles dessen zu nehmen, was darin angegriffen wird: z.B. der Pharisäer und Schriftgelehrten

Und diese frechen Versprechungen z.B. Marc. 9,1 „Wahrlich, ich sage euch, es stehen Etliche hier, die werden den Tod nicht schmecken, bis daß sie sehen das Reich Gottes mit Kraft kommen.“

Das neue Testament wird durch seine „Denns“ compromittirt…

Immer die heilige Juden-Selbstsucht im Hintergrund der Aufopferung und Selbstverleugnung: z.B. Marc. 8,34:

„Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn (— man beachte die „Denns“ im neuen Testament — sie enthalten seine Widerlegung —) wer sein Leben will erhalten, der wird es verlieren; und wer sein Leben verliert um meinet und des Evangelii willen, der wird es behalten.“

Alles ist gefälscht und verdorben:

der Tod als Strafe; das Fleisch; das Irdische; die Erkenntniß; das ewige Leben als Lohn

die sämmtlichen Handlungen der Liebe, Mildthätigkeit und seel<ischer> Delikatesse als Schlauheiten der Auserwählten in Hinsicht auf die überreichlichste Belohnung

die ganze Tugend ist um ihre „Unschuld“ gebracht…

— Die Widerlegung der evangelischen Reden liegt in ihrem „Denn“

„Und wer der Kleinen einen ärgert, die an mich glauben, dem wäre es besser, daß ihm ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde und er in das Meer geworfen würde.“ — sagt Jesus Marc. 9,42.

Ärgert dich dein Auge, so wirf es von dir. Es ist dir besser, daß du einäugig in das Reich Gottes gehest, denn daß du zwei Augen habest und werdest in das höllische Feuer geworfen; da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlöscht. Marc. 9,47

— eine Aufforderung zur Castration; wie sich aus der entsprechenden Stelle ergiebt Matt. 5,28 „wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Ärgert dich aber dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf von dir. Es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.“ (V. 31 ist er immer noch bei dem Geschlechts-Capitel und der raffinirten Auffassung des Ehebruchs: nämlich die Ehescheidung bereits als Ehebruch…)

Wenn das Christenthum nur ein kluger Eigennutz ist, so ist es ein noch klügerer Eigennutz, es aus dem Wege zu schaffen —

[«]

10[201]

(295)

Dies war die verhängnißvollste Art Größenwahn, die bisher auf Erden dagewesen ist: wenn diese verlogenen kleinen Mißgeburten von Muckern anfangen, die Worte „Gott“ „jüngstes Gericht“ „Wahrheit“ „Liebe“ „Weisheit“ „heiliger Geist“ für sich in Anspruch zu nehmen und sich damit gegen „die Welt“ abzugrenzen, wenn diese Art Mensch anfängt, die Werthe nach sich umzudrehen, wie als ob sie der Sinn, das Salz, das Maaß und Gericht vom ganzen Rest wären: so sollte man ihnen Irrenhäuser bauen und nichts weiter thun. Daß man sie verfolgte, das war eine antike Dummheit großen Stils: damit nahm man sie zu ernst, damit machte man aus ihnen einen Ernst.

Das ganze Verhängniß war dadurch ermöglicht, daß schon eine verwandte Art von Größenwahn in der Welt war, der jüdische: nachdem einmal die Kluft zwischen den Juden und den Christen-Juden aufgerissen und letztere nur durch die Ersteren an ein Recht auf Dasein kommen konnten, mußten die Christen-Juden die Prozedur der Selbsterhaltung, welche der jüdische Instinkt erfunden hatte, nochmals und in einer letzten Steigerung zu ihrer Selbsterhaltung anwenden —; daß andererseits die griechische Philosophie der Moral Alles gethan hatte, um einen Moral-Fanatism selbst unter Griechen und Römern vorzubereiten und schmackhaft zu machen… Plato, die große Zwischenbrücke der Verderbniß, der zuerst die Natur in der Moral mißverstehen wollte, der die Moral als Sinn, Zweck — — —, der bereits die griechischen Götter mit seinem Begriff Gut entwerthet hatte, der bereits jüdisch-angemuckert war (— in Ägypten?)

[«]

10[202]

(296)

Das „Ding an sich“ widersinnig. Wenn ich alle Relationen, alle „Eigenschaften“ alle „Thätigkeiten“ eines Dinges wegdenke, so bleibt nicht das Ding übrig: weil Dingheit erst von uns hinzufingirt ist, aus logischen Bedürfnissen, also zum Zweck der Bezeichnung, der Verständigung, nicht — — — (zur Bindung jener Vielheit von Relat<ionen> Eigenschaften Thätigkeiten)

[«]

10[203]

(297)

Der neuere Mensch hat seine idealisirende Kraft in Hinsicht auf einen Gott zumeist in einer wachsenden Vermoralisirung desselben ausgeübt — was bedeutet das? Nichts Gutes, ein Abnehmen an Kraft des M<enschen> —

An sich wäre nämlich das Gegentheil möglich: und es giebt Anzeichen davon. Gott, gedacht als das Freigewordensein von der Moral, die ganze Fülle der Lebensgegensätze in sich drängend und sie in göttlicher Qual erlösend, rechtfertigend: — Gott als das Jenseits, das Oberhalb der erbärmlichen Eckensteher-Moral von „Gut und Böse“.

Dieselbe Art Mensch, welche nur „gutes Wetter“ wünscht, wünscht auch nur „gute Menschen“ und überhaupt gute Eigenschaften, — mindestens die immer wachsende Herrschaft des Guten. Mit einem überlegenen Auge wünscht man gerade umgekehrt die immer größere Herrschaft des Bösen, die wachsende Freiwerdung des Menschen von der engen und ängstlichen Moral-Einschnürung, das Wachstum der Kraft, um <die> größten Naturgewalten, die Affekte in Dienst nehmen zu können…

[«]

10[204]

(298)

Wenn man auch noch so bescheiden in seinem Anspruch auf intellektuelle Sauberkeit ist, man kann nicht verhindern, bei der Berührung mit dem neuen Testament etwas wie einen unaussprechlichen Ekel zu empfinden: denn die schmutzige und zügellose Frechheit des Mitredenwollens Unberufenster über die großen Probleme, ja ihr Anspruch auf Richterthum in solchen Dingen übersteigt jedes Maaß. Die unverschämte Leichtfertigkeit, mit der hier von den unzugänglichsten Problemen geredet wird, wie als ob sie keine Probleme wären: Leben, Welt, Gott, Zweck des Lebens, sondern einfach Sachen, die diese kleinen Mucker wissen

[«]

10[205]

(299)

Das Dasein im Ganzen von Dingen behaupten, von denen wir gar nichts wissen, exakt weil ein Vortheil darin liegt, nichts von ihnen wissen zu können, war eine Naivetät Kants, Folge eines Nachschlags von Bedürfnissen, namentlich moralisch-metaphysischen…

[«]

10[206]

(300)

Die Intoleranz der Moral ist ein Ausdruck von der Schwäche des Menschen: er fürchtet sich vor seiner „Unmoralität“, er muß seine stärksten Triebe verneinen, weil er sie noch nicht zu benutzen weiß… So liegen die fruchtbarsten Striche der Erde am längsten unbebaut: — die Kraft fehlt, die hier Herr werden könnte…

[«]

[Fragmente 1887–1889]

[«]

[11 = W II 3. November 1887 — März 1888]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150] [160] [170] [180]
[190] [200] [210] [220] [230] [240]
[250] [260] [270] [280] [290] [300]
[310] [320] [330] [340] [350] [360]
[370] [380] [390] [400] [410]

[12 = W II 4. Anfang 1888]

[13 = Z II 3b. Anfang 1888 — Frühjahr 1888]

[14 = W II 5. Frühjahr 1888]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]
[130] [140] [150] [160] [170] [180]
[190] [200] [210] [220]

[15 = W II 6a. Frühjahr 1888]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]
[70] [80] [90] [100] [110] [120]

[16 = W II 7a. Frühjahr–Sommer 1888]

[10] [20] [30] [40] [50] [60] [70] [80]

[17 = Mp XVII 4. Mp XVI 4a. W II 8a. W II 9a. Mai–Juni 1888]

[5] [9]

[18 = Mp XVII 5. Mp XVI 4b. Juli–August 1888]

[5] [10] [15]

[19 = Mp XVII 6. Mp XVI 4c. W II 9b. W II 6b. September 1888]

[5] [10]

[20 = W II 10a. Sommer 1888]

[10] [20] [30] [40] [50] [60]

[70] [80] [90] [100] [110] [120]

[130] [140] [150] [160]

[21 = N VII 4. Herbst 1888]

[4] [8]

[22 = W II 8b. September–Oktober 1888]

[5] [10] [15] [20] [25]

[23 = Mp XVI 4d. Mp XVII 7. W II 7b. Z II 1b. W II 6c. Oktober 1888]

[5] [10] [14]

[24 = W II 9c. D 21. Oktober–November 1888]

[5] [10]

[25 = W II 10b. W II 9d. Mp XVI 5. Mp XVII 8. D 25. W II 8c. Dezember 1888 — Anfang Januar 1889]

[5] [10] [15] [20]

[11 = W II 3. November 1887 — März 1888]

Nizza den 24. November 1887

[«]

11[1]

(301)

Man soll von sich nichts wollen, was man nicht kann. Man frage sich: willst du vorangehn? Oder willst du für dich gehn? Im ersten Falle wird man, besten Falls, Hirt, das heißt Nothbedarf der Heerde. Im andern Fall muß man etwas Andres können, — von sich Für-sich-gehn-können, muß man Anders- und Anderswohin-gehn-können. In beiden Fällen muß man es können und kann man das Eine, darf man nicht das Andre wollen

[«]

11[2]

(302)

Mit Menschen fürlieb nehmen und mit seinem Herzen offnes Haus halten: das ist liberal, aber nicht vornehm. Man erkennt die Herzen, die der vornehmen Gastfreundschaft fähig sind, an den vielen verhängten Fenstern und geschlossenen Läden: sie halten ihre besten Räume zum Mindesten leer, sie erwarten Gäste, mit denen man nicht fürlieb nimmt…

[«]

11[3]

(303)

Man ist um den Preis Künstler, daß man das, was alle Nichtkünstler „Form“ nennen, als Inhalt, als „die Sache selbst“ empfindet. Damit gehört man freilich in eine verkehrte Welt: denn nunmehr wird einem der Inhalt zu etwas bloß Formalem, — unser Leben eingerechnet.

[«]

11[4]

Ein Brief erinnert mich an deutsche Jünglinge, gehörnte Siegfriede und andre Wagnerianer. Allen Respekt vor der deutschen Genügsamkeit! Es giebt bescheidene Intelligenzen im nördlichen Deutschland, denen sogar die Intelligenz der Kreuzzeitung genugthut. Einem Draußen-Stehenden könnte mitunter der Argwohn kommen, ob das junge Reich, in seinem Heißhunger nach Colonien und allerlei Afrika, das die Erde besitzt, nicht unversehens auch die zwei berühmten schwarzbraunen Inseln verschluckt hat, Horneo und Borneo…

[«]

11[5]

Ist man Philosoph, wie man immer Philosoph war, so hat man kein Auge für das, was war und das was wird: — man sieht nur das Seiende. Da es aber nichts Seiendes giebt, so blieb dem Philosophen nur das Imaginäre aufgespart, als seine „Welt“.

[«]

11[6]

Man geht zu Grunde, wenn man immer zu den Gründen geht.

[«]

11[7]

Eine Raupe zwischen zwei Frühlingen, der bereits ein kleiner Flügel wächst: — — —

[«]

11[8]

„Ein Antrieb zum Besseren“ — Formel für „auf den Abtritt gehn“

[«]

11[9]

(304)

Sainte-Beuve: Nichts von Mann; voll eines verlogenen Hasses gegen alle Mannsgeister: schweift umher, feig, neugierig, gelangweilt, verleumderisch, — eine Weibsperson im Grunde, mit einer Weibs-Rachsucht und Weibs-Sinnlichkeit (— letztere hält ihn in der Nähe von Klöstern und andren Brutstätten der Mystik fest, zeitweilig selbst in der Nähe der Saint-Simonisten) Übrigens ein wirkliches Genie der médisance, unerschöpflich reich an Mitteln dazu, fähig z.B. auf eine tödtliche Weise zu loben; nicht ohne eine anmuthige Virtuosen-Bereitwilligkeit, seine Kunst zur Schau zu stellen, wo es irgend am Platze ist: nämlich vor aller Art Zuhörerschaft, an der Etwas zu fürchten ist. Freilich nimmt er hinterdrein auch an seinen Zuhörern bei sich Rache, heimlich, kleinlich, unreinlich; in Sonderheit müssen es alle unabweislich vornehmen Naturen büßen, daß sie vor sich selber Ehrfurcht haben, — die hat er nicht! schon das Männliche, Stolze, Ganze, Selbstgewisse reizt ihn, schüttelt ihn bis zum Aufruhr. — Dies ist nun der Psychologe comme il faut: nämlich nach dem Maaß und dem Bedürfniß des jetzigen esprit français, der so spät, so krank, so neugierig ist, so aushorcherisch, so lüstern wie er; Heimlichkeiten schnüffelnd, wie er; instinktiv die Bekanntschaft mit Menschen von Unten und Hintenher suchend, nicht viel anders als es die Hunde unter einander machen (die ja auch auf ihre Art Psychologen sind). Plebejisch im Grunde und mit den Instinkten Rousseaus verwandt: folglich Romantiker — denn unter allem romantisme grunzt und giert der Pöbel nach „Vornehmheit“; revolutionär, aber durch die Furcht leidlich noch im Zaum gehalten. Ohne Freiheit vor Allem, was Stärke hat (öffentliche Meinung, Akademie, Hof, selbst Port-

Royal). Seiner im letzten Grunde überdrüssig, bei Zeiten schon ohne Glauben an sein Recht, da zu sein; ein Geist, der sich von jung auf vergeudet hat, der sich vergeudet fühlt, der sich selbst immer dünner und älter wird. Das lebt zuletzt noch fort, von einem Tag zum andern, bloß aus Feigheit; das erbittert sich gegen alles Große an Mensch und Ding, gegen Alles, was an sich glaubt, da es leider Dichter und Halbweib genug ist, um das Große noch als Macht zu fühlen; das krümmt sich beständig, wie jener berühmte Wurm, weil es sich beständig von irgend Etwas Großem getreten fühlt. Als Kritiker ohne Maaßstab, Rückgrat und Halt, mit der Zunge des kosmopolitischen libertin für Vielerlei, aber ohne den Muth selbst zur eingeständlichen libertinage, folglich einem unbestimmten Klassicismus sich unterwerfend. Als Historiker ohne Philosophie und die Macht des Blicks, instinktiv die Aufgabe des Richtens in allen Hauptsachen ablehnend und die Maske der Objektivität vorhaltend (— damit eins der schlimmsten Muster, die das letzte Frankreich gehabt hat): abgesehn, wie billig, von den kleinen Dingen, wo ein feiner und vernutzter Geschmack die höchste Instanz ist, und wo er wirklich den Muth zu sich selber, die Lust an sich selber hat (— darin ist er den Parnassiens verwandt, die wie er die raffinirteste und eitelste Form der modernen Selbstverachtung, Selbstentäußerung darstellen). „Sainte-Beuve a vu une fois le premier Empereur. C'était à Boulogne: il était en train de pisser. N'est-ce pas un peu dans cette posture-là, qu'il a vu et jugé depuis tous les grands hommes?“ (Journal des Goncourt, 2. p. 239) — so erzählen seine boshaften Feinde, die Goncourts.

[«]

11[10]

Typen der décadence.
Die Romantiker
Die „freien Geister“ Sainte-Beuve
Die Schauspieler.
Die Nihilisten.
Die Artisten.
Die Brutalisten
Die Delikaten.

[«]

11[11]

En amour, la seule victoire est la fuite. — Napoleon.

[«]

11[12]

canis reversus ad vomitum suum

[«]

11[13]

Les philosophes ne sont pas faits pour s'aimer. Les aigles ne volent point en compagnie. Il faut laisser cela aux perdrix, aux étourneaux… Planer audessus et avoir des griffes, voilà le lot des grands génies. — Galiani.

[«]

11[14]

Le hasard, père de la fortune et souvent beau-père de la vertu. — Galiani.

[«]

11[15]

(Ni l'amour ni les dieux; ce double mal nous tue. Sully Prudhomme.)

[«]

11[16]

Hinter allem moralischen Geschreibsel dieses ländlichen Weibleins, der G. Eliot höre ich immer die aufgeregte Stimme aller litterarischen Debütantinnen: „je me verrai, je me lirai, je m’extasierai et je dirai: Possible, que j’aie eu tant d’esprit?…“

[«]

11[17]

vomitus matutinus der Zeitungen

[«]

11[18]

si hortum cum bibliotheca habes, nihil deerit. Cicero.

[«]

11[19]

notum quid foemina furens. Virg. Aen. V. 6

[«]

11[20]

„un monstre gai vaut mieux <qu’un sentimental ennuyeux>“

[«]

11[21]

come l’uom s’eterna (Inf. XV, 85)

[«]

11[22]

„Yo me sucedo a mi mismo“, sage ich wie jener alte Mann bei Lope de Vega, lächelnd, wie er: denn ich weiß es schlechterdings nicht mehr, wie alt ich schon bin und wie jung ich noch sein werde…

[«]

11[23]

— man hat auch dann noch genug Gründe, zufrieden und selbst dankbar zu sein, und wenn auch nur in der Art, wie es jener alte Schäker war, der tamquam re bene gesta von einem verliebten Stelldichein heimkehrte. Ut desint vires, sagte er zu sich mit der Sanftmuth eines Heiligen, tamen est laudanda voluptas.

[«]

11[24]

(305)

George Sand. Ich las die ersten lettres d’un voyageur: wie Alles, was von Rousseau stammt, falsch, von Grund aus, moralistisch verlogen, wie sie selbst, diese „Künstlerin“. Ich halte diesen bunten Tapeten-Stil nicht aus, ebenso wenig diese aufgeregte Pöbel-Ambition nach „vornehmen“ Leidenschaften, heroischen Attitüden und Gedanken, die wie Attitüden wirken. Wie kalt muß sie dabei gewesen sein — kalt, wie Victor Hugo, wie Balzac, wie alle eigentlichen Romantiker —: und wie selbstgefällig mag sie dabei dagelegen haben, diese breite fruchtbare Kuh, welche etwas Deutsches an sich hatte, gleich Rousseau selber, und jedenfalls am Ende alles französischen Geschmacks und esprit erst möglich gewesen ist… Aber Ernest Renan verehrt sie…

[«]

11[25]

(306)

Menschen, die Schicksale sind, die, indem sie sich tragen, Schicksale tragen, die ganze Art der heroischen Lastträger: oh wie gerne möchten sie einmal von sich selber ausruhn! wie dürsten sie nach starken Herzen und Nacken, um für Stunden wenigstens los zu werden, was sie drückt! Und wie umsonst dürsten sie!… Sie warten; sie sehen sich Alles an, was vorübergeht: Niemand kommt ihnen auch nur mit dem Tausendstel von Leiden und Leidenschaft entgegen, Niemand erräth, inwiefern sie warten… Endlich, endlich lernen sie ihre erste Lebensklugheit — nicht mehr zu warten; und dann alsbald auch ihre zweite: leutselig zu sein, bescheiden zu sein, von nun an Jedermann zu ertragen, Jederlei zu ertragen — kurz, noch ein wenig mehr zu tragen, als sie bisher schon getragen haben…

[«]

11[26]

(307)

— und wer ohne Vorurtheil die Bedingungen nachrechnet, unter denen hier auf Erden irgend eine Vollkommenheit erreicht wird, dem wird nicht entgehn, wie viel Wunderliches und Peinliches zu diesen Bedingungen gehört. Es scheint, daß zu jedem großen Wachsthum Mist und Dünger irgend welcher Art noth thut. Um einen paradoxen Fall zu nehmen, so behauptete in Hinsicht auf die Vervollkommnung des modernen Weibes eine Autorität, die für diesen heiklen Punkt vielleicht nicht zu unterschätzen ist, der duc de Morny, dieser erfahrenste und „erlebteste“ Weiberkenner des letzten Frankreichs, daß dazu selbst ein Laster dienen könne, nämlich die tribaderie: „qui raffine la femme, la parfait, l’accomplit.“ Nizza den 25. November 1887.

[«]

11[27]

(308)

Frau Cosima Wagner ist das einzige Weib größeren Stils, das ich kennen gelernt habe; aber ich rechne ihr es an, daß sie Wagnern verdorben hat. Wie das gekommen ist? Er „verdiente“ solch ein Weib nicht: zum Dank dafür verfiel er ihr. — Der Parsifal W<agner>s war zu allererst- und anfänglichst eine

Geschmacks-Condescendenz W<agner>s zu den katholischen Instinkten seines Weibes, der Tochter Liszt's, eine Art Dankbarkeit und Demuth von Seiten einer schwächeren vielfacheren leidenderen Creatur hinauf zu einer, welche zu schützen und zu ermuthigen verstand, das heißt zu einer stärkeren, bornirteren: — zuletzt selbst ein Akt jener ewigen Feigheit des Mannes vor allem „Ewig-Weiblichen". — Ob nicht alle großen Künstler bisher durch anbetende Weiber verdorben worden sind? Wenn diese unsinnig-eitlen und sinnlichen Affen — denn das sind sie fast allesammt — zum ersten Male und in nächster Nähe den Götzendienst erleben, den das Weib in solchen Fällen mit allen ihren untersten und obersten Begehrungen zu treiben versteht, dann geht es bald genug zu Ende: der letzte Rest von Kritik, Selbstverachtung, Bescheidenheit und Scham vor dem Größeren ist dahin: — von da an sind sie jeder Entartung fähig. — Diese Künstler, die in der herbsten und stärksten Zeit ihrer Entwicklung Gründe genug hatten, ihre Anhängerschaft in Bausch und Bogen zu verachten, diese schweigsam gewordenen Künstler werden unvermeidlich das Opfer jeder ersten intelligenten Liebe (— oder vielmehr jedes Weibs, das intelligent genug ist, sich in Hinsicht auf das Persönlichste des Künstlers intelligent zu geben, ihn als leidend „zu verstehen", ihn „zu lieben"…)

[«]

11[28]

Dem Weibe, das er nicht verdient, verfällt der Mann.

Das Weib, als geborene Götzendienerin, verdirbt den Götzen — den Gatten.

[«]

11[29]

Man kann das, was die Ursache dafür ist, daß es überhaupt Entwicklung giebt, nicht selbst wieder auf dem Wege der Forschung über Entwicklung finden; man soll es nicht als „werdend" verstehn wollen, noch weniger als geworden…

der „Wille zur Macht" kann nicht geworden sein

[«]

11[30]

(309)

Eine Höhe und Vogelschau der Betrachtung gewinnen, wo man begreift, wie Alles so, wie es gehn sollte, auch wirklich geht: wie jede Art „Unvollkommenheit“ und das Leiden an ihr mit hinein in die **höchste Wünschbarkeit** gehört…

[«]

11[31]

(310)

Gesammt-Anblick des zukünftigen Europäers: derselbe als das intelligenteste Sklaventhier, sehr arbeitsam, im Grunde sehr bescheiden, bis zum Excess neugierig, vielfach, verzärtelt, willensschwach — ein kosmopolitisches Affekt- und Intelligenzen-Chaos. Wie möchte sich aus ihm eine stärkere Art herausheben? Eine solche mit klassischem Geschmack? Der klassische Geschmack: das ist der Wille zur Vereinfachung, Verstärkung, zur Sichtbarkeit des Glücks, zur Furchtbarkeit, der Muth zur psychologischen Nacktheit (— die Vereinfachung ist eine Consequenz des Willens zur Verstärkung; das Sichtbarwerdenlassen des Glücks insgleichen der Nacktheit, eine Consequenz des Willens zur Furchtbarkeit…) Um sich aus jenem Chaos zu dieser Gestaltung emporzukämpfen — dazu bedarf es einer **Nöthigung**: man muß die Wahl haben, entweder zu Grunde zu gehn oder sich durchzusetzen. Eine herrschaftliche Rasse kann nur aus furchtbaren und gewaltsamen Anfängen emporwachsen. Problem: wo sind die Barbaren des 20. Jahrhunderts? Offenbar werden sie erst nach ungeheuren socialistischen Krisen sichtbar werden und sich consolidiren, — es werden die Elemente sein, die der größten Härte gegen sich selber fähig sind und den längsten Willen garantiren können…

[«]

11[32]

(311)

Zur Psychologie der „Hirten“. Die grossen Durchschnittlichen.

Kann man sich verbergen, daß ein Geist und Geschmack durchschnittlich sein muß, um tiefe breite populäre Wirkungen zu hinterlassen, und daß z.B. es noch nicht zu Unehren Voltaire’s verstanden werden darf, wenn ihn der Abbé Trublet mit allerbestem Rechte „la perfection de la médiocrité“ genannt hat? (— wäre er das nämlich nicht gewesen, wäre er eine Ausnahme gewesen, wie etwa der Neapolitaner Galiani eine Ausnahme war, jener tiefste und nachdenklichste Hanswurst, den jenes heitere Jahrhundert hervorgebracht hat, woher dann seine Kraft zu führen? woher sein Übergewicht über seine Zeit?) Man könnte übrigens das Gleiche auch noch in Hinsicht auf einen viel populäre<re>n Fall behaupten: auch der Stifter des Christenthums muß etwas von einer „perfection de la médiocrité“ gewesen sein. Lasse man sich doch einmal die Hauptsätze jenes berühmten Evangeliums der Bergpredigt zu einer Person concresciren: — man wird hinterdrein darüber nicht mehr in Zweifel sein, weshalb gerade ein solcher Hirt und Bergprediger verführerisch auf alle Art Heerdenthier gewirkt hat.

[«]

11[33]

(312)

— „une croyance presque instinctive chez moi c’est que tout homme puissant ment quand il parle, et à plus forte raison quand il écrit.“ — Stendhal.

[«]

11[34]

(313)

Flaubert hielt weder Mérimée noch Stendhal aus; man konnte ihn wüthend machen, wenn man „Monsieur Beyle“ in seiner Gegenwart citirte. Der Unterschied liegt darin: Beyle stammt von Voltaire, Flaubert von Victor Hugo.

Die „Männer von 1830“ (— Männer?…) haben eine unsinnige Vergötterung mit der Liebe getrieben: Alfred de Musset, Richard Wagner; auch mit der Ausschweifung und dem Laster…

„Je suis de 1830, moi! J’ai appris à lire dans Hernani, et j’aurai voulu être Lara! J’exècre toutes les lâchetés contemporaines, l’ordinaire de l’existence et l’ignominie des bonheurs faciles.“ Flaubert.

[«]

11[35]

(314)

Die Geschlechtlichkeit, die Herrschsucht, die Lust am Schein und am Betrügen, die große freudige Dankbarkeit für das Leben und seine typischen Zustände — das ist am heidnischen Cultus wesentlich und hat das gute Gewissen auf seiner Seite. — Die Unnatur (schon im griechischen Alterthum) kämpft gegen das Heidnische an, als Moral, Dialektik.

Nizza den 15. Dezember 1887

[«]

11[36]

Über den Rang entscheidet das Quantum Macht, das du bist; der Rest ist Feigheit.

[«]

11[37]

Wessen Instinkt auf Rangordnung aus ist, der haßt die Zwischengebilde und Zwischenbildner: alles Mittlere ist sein Feind.

[«]

11[38]

(315)

Aus dem Druck der Fülle, aus der Spannung von Kräften, die beständig in uns wachsen und noch nicht sich zu entladen wissen, entsteht ein Zustand, wie er einem Gewitter vorhergeht: die Natur, die wir sind, verdüstert sich. Auch das ist Pessimismus… Eine Lehre, die einem solchen Zustand ein Ende macht, indem sie irgend Etwas befiehlt, eine Umwerthung der Werthe, vermöge deren den aufgehäuften Kräften ein Weg, ein Wohin gezeigt wird, so daß sie in Blitzen und Thaten explodieren — braucht durchaus keine Glückslehre zu sein: indem sie Kraft auslöst, die bis zur Qual zusammengedrängt und gestaut war, bringt sie Glück.

[«]

11[39]

— mit denen ich wenig Mitgefühl habe. Ich rechne sie zu den Krebsen. Erstens nämlich: wenn man sich mit ihnen zu schaffen macht, so kneipen sie; und dann — sie gehen rückwärts.

[«]

11[40]

— kuhwarme Milchherzen

[«]

11[41]

Ein müder Wanderer, den das harte Gebell eines Hundes empfängt.

[«]

11[42]

— ein Entlaufener, der lange im Gefängniß saß, in Furcht vor einem Stockmeister: jetzt geht er furchtsam seines Wegs, der Schatten eines Stockes macht ihn schon stolpern.

[«]

11[43]

— Tugend im Renaissance-Stil, virtù, moralinfreie Tugend

[«]

11[44]

(316)

Daß man sein Leben, seine Gesundheit, seine Ehre aufs Spiel setzt, das ist die Folge des Übermuthes und eines überströmenden verschwenderischen Willens: nicht aus Menschenliebe, sondern weil jede große Gefahr unsre Neugierde in Bezug auf das Maaß unsrer Kraft, unsres Muthes herausfordert.

[«]

11[45]

(317)

Emerson, viel aufgeklärter, vielfacher, raffinirter, glücklicher, ein Solcher, der instinktiv sich von Ambrosia nährt und das Unverdauliche in den Dingen zurückläßt. Carlyle, der ihn sehr liebte, sagte trotzdem von ihm „er giebt uns nicht genug zu beißen“: was mit Recht gesagt sein mag, aber keineswegs zu Ungunsten Emerson’s.

Carlyle, ein Mann der starken Worte und der excentrischen Attitüden, ein Rhetor aus Noth, den beständig das Verlangen nach einem starken Glauben agacirt und das Gefühl der Unfähigkeit dazu (— eben damit ein typischer Romantiker —) Das Verlangen nach einem starken Glauben ist nicht der Beweis eines starken Glaubens, vielmehr das Gegentheil: hat man ihn, so verräth sich das eben damit, daß man sich den Luxus der Skepsis und der frivolen Ungläubigkeit gönnen darf, — man ist eben reich genug dazu. Carlyle betäubt etwas in sich durch die Heftigkeit seiner Verehrung für Menschen des starken Glaubens und durch seine Wuth gegen alle weniger Einfältigen: diese beständige leidenschaftliche Unredlichkeit gegen sich, um moralisch zu reden, degoutirt mich an ihm. Daß die Engländer gerade an ihm seine Redlichkeit bewundern, das ist englisch; und, in Anbetracht, daß sie das Volk des vollkommenen cant sind, sogar billig und nicht nur begreiflich. Im Grunde ist Carlyle ein Atheist, der es nicht sein will. —

[«]

11[46]

In diesen streitbaren Abhandlungen, in denen ich meinen Feldzug gegen das verhängnißvollste bisherige Werthurtheil, gegen unsere Überschätzung der Moral fortsetze —

Ein solches Wort des Friedens steht wie billig am Schluß dieser kriegerischen Abhandlungen, mit denen ich meinen Feldzug gegen eins unserer verhängnißvollsten Werthurtheile, gegen unsere bisherige Schätzung und Überschätzung der Moral eröffnet habe.

[«]

11[47]

— Feuchte Ideale und andere Thauwinde

[«]

11[48]

(318)

Ein Geist, der Großes will der auch die Mittel dazu will, ist nothwendig Skeptiker: womit nicht gesagt ist, daß er es auch scheinen müßte. Die Freiheit vor jeder Art Überzeugung gehört zu seiner Stärke, das Freiblicken können. Die große Leidenschaft, der Grund und die Macht seines Seins, noch aufgeklärter und despotischer als er selbst es ist, — sie nimmt seinen ganzen Intellekt in ihren Dienst (und nicht nur in ihren Besitz); sie macht unbedenklich; sie giebt ihm den Muth zu unheiligen Mitteln (sogar zu heiligen), sie gönnt Überzeugungen, sie braucht und verbraucht selbst Überzeugungen, aber sie unterwirft sich ihnen nicht. Das macht, sie allein weiß sich als souverain. Umgekehrt: das Bedürfniß nach Glauben, nach irgend etwas Unbedingtem von Ja und Nein, ist ein Bedürfniß der Schwäche; alle Schwäche ist Willensschwäche; alle Schwäche des Willens rührt daher, daß keine Leidenschaft, kein kategorischer Imperativ kommandirt. Der Mensch des Glaubens, der „Gläubige“ jeder Art ist nothwendig eine abhängige Art Mensch, das heißt eine solche, die sich nicht als Zweck ansetzen, noch überhaupt von sich aus Zwecke ansetzen kann, — die sich als Mittel verbrauchen lassen muß… Sie giebt instinktiv einer Moral der Entselbstung die höchste Ehre; zu ihr überredet sie Alles, ihre Klugheit, ihre Erfahrung, ihre Eitelkeit. Und auch der Glaube ist noch eine Form der Entselbstung. —

[«]

11[49]

(319)

Aus dem ungeheuren Bereiche der Kunst, welches antideutsch ist und bleiben wird und von dem ein für alle Mal deutsche Jünglinge, gehörnte Siegfriede und andere Wagnerianer ausgeschlossen sind: — der Geniestreich Bizet’s, welcher einer neuen — ach, so alten — Sensibilität, die bisher in der gebildeten Musik Europas noch keine Sprache gehabt hatte, zum Klange verhalf, einer südlicheren, brauneren, verbrannteren Sensibilität, welche freilich nicht vom feuchten Idealismus des Nordens aus zu verstehen ist. Das afrikanische Glück, die fatalistische Heiterkeit, mit einem Auge, das verführerisch, tief und entsetzlich blickt; die lascive Schwermuth des maurischen Tanzes; die Leidenschaft blinkend, scharf und plötzlich wie ein Dolch; und Gerüche aus dem gelbe Nachmittage des Meeres heranschwimmend bei denen das Herz erschrickt, wie als ob es sich an vergessene Inseln erinnere, wo es einst weilte, wo es ewig hätte weilen sollen…

Antideutsch: Der Buffo. Der maurische Tanz

Die anderen antideutschen Kostbarkeiten des aesthet<ischen> Genusses

[«]

11[50]

Die „wahre Welt“, wie immer auch man sie bisher concipirt hat, — sie war immer die scheinbare Welt noch einmal.

[«]

11[51]

Man muß Muth im Leibe haben, um sich eine Schlechtigkeit zu gestatten: die Meisten sind zu feige dazu.

[«]

11[52]

„Caesar unter Seeräubern“

[«]

11[53]

und unter diesen Dichtern findet man Hengste, die auf eine keusche Weise wiehern

[«]

11[54]

(320)

Von der Herrschaft
der Tugend.
Wie man der Tugend zur Herrschaft
verhilft.

Ein tractatus politicus.
Von
Friedrich Nietzsche.

Vorrede.

Dieser tractatus politicus ist nicht für Jedermanns Ohren: er handelt von der Politik der Tugend, von ihren Mitteln und Wegen zur Macht. Daß die Tugend zur Herrschaft strebt, wer möchte ihr das verbieten? Aber wie sie das thut —! man glaubt es nicht… Darum ist dieser tractatus nicht für Jedermanns Ohren. Wir haben ihn denen zum Nutzen bestimmt, denen daran gelegen ist, zu lernen, nicht wie man tugendhaft wird, sondern wie man tugendhaft macht, — wie man die Tugend zur Herrschaft bringt. Ich will sogar beweisen, daß, um dies Eine zu wollen, die Herrschaft der Tugend, man grundsätzlich das Andere nicht wollen darf; eben damit verzichtet man darauf, tugendhaft zu werden. Dies Opfer ist groß: aber ein solches Ziel lohnt vielleicht Opfer. Und selbst noch größere!… Und einige von den großen Moralisten haben so viel risquirt. Von diesen nämlich wurde bereits die Wahrheit erkannt und vorweggenommen, welche mit diesem Traktat zum ersten Male gelehrt werden soll: daß man die Herrschaft der Tugend schlechterdings nur durch dieselben Mittel erreichen kann, mit denen man überhaupt irgend eine Herrschaft erreicht, jedenfalls nicht durch die Tugend… Dieser Traktat handelt, wie gesagt, von der Politik in der Tugend: er setzt ein Ideal dieser Politik an, er beschreibt sie so, wie sie sein müßte, wenn etwas auf dieser Erde vollkommen sein könnte. Nun wird kein Philosoph darüber in Zweifel sein, was der Typus der Vollkommenheit in der Politik ist; nämlich der Macchiavellismus. Aber der Macchiavellismus, pur, sans mélange, cru, vert, dans toute sa force, dans toute son âpreté ist übermenschlich, göttlich, transscendent, er wird von Menschen nie erreicht, höchstens gestreift… Auch in dieser engeren Art von Politik, in der Politik der Tugend, scheint das Ideal nie erreicht worden zu sein. Auch Plato hat es nur gestreift. Man entdeckt, gesetzt daß man Augen für versteckte Dinge hat, selbst noch an den unbefangensten und bewußtesten Moralisten (— und das ist ja der Name für solche Politiker der Moral, für jede Art Begründer neuer Moral-Gewalten), Spuren davon, daß auch sie der menschlichen Schwäche ihren Tribut gezollt haben. Sie alle aspirirten, zum Mindesten in ihrer Ermüdung, auch für sich selbst zur Tugend: erster und capitaler Fehler eines Moralisten, — als welcher Immoralist der That zu sein hat. Daß er gerade das nicht scheinen darf, ist eine andere Sache. Oder vielmehr ist es nicht eine andere Sache: es gehört eine solche grundsätzliche Selbstverleugnung (moralisch ausgedrückt, Verstellung) mit hinein in den Kanon des Moralisten und seiner eigensten Pflichtenlehre: ohne sie wird er niemals zu seiner Art Vollkommenheit gelangen. Freiheit von der Moral, auch von der Wahrheit, um jenes Zieles willen, das jedes Opfer aufwiegt: Herrschaft der Moral — so lautet jener Kanon. Die Moralisten haben die Attitüde der Tugend nöthig, auch die Attitüde der Wahrheit; ihr Fehler beginnt erst, wo sie der Tugend nachgeben, wo sie die Herrschaft über die Tugend verlieren, wo sie selbst moralisch werden, wahr werden. Ein großer Moralist ist, unter Anderem, nothwendig auch ein großer Schauspieler; seine Gefahr ist, daß seine Verstellung unversehens Natur wird, wie es sein Ideal ist, sein esse und sein operari auf eine göttliche Weise auseinander zu halten; Alles, was er thut, muß er sub specie boni thun, — sein hohes, fernes, anspruchsvolles Ideal! Ein göttliches Ideal!… Und in der That geht die Rede, daß der Moralist damit kein geringeres Vorbild nachahmt als Gott selbst: Gott, diesen größten Immoralisten der That den es giebt, der aber nichtsdestoweniger zu bleiben versteht, was er ist, der gute Gott…

[«]

11[55]

(321)

Man soll es dem Christenthum nie vergeben, daß es solche Menschen wie Pascal zu Grunde gerichtet hat. Man soll nie aufhören, eben dies am Christenthum zu bekämpfen, daß es den Willen dazu hat, gerade die stärksten und vornehmsten Seelen zu zerbrechen. Man soll sich nie Frieden geben, solange dies Eine noch nicht in Grund und Boden zerstört ist: das Ideal vom Menschen, welches vom Christenthum erfunden worden ist. Der ganze absurde Rest von christlicher Fabel, Begriffs-Spinneweberei und Theologie geht uns nichts an; er könnte noch tausend Mal absurder sein, und wir würden nicht einen Finger gegen ihn aufheben. Aber jenes Ideal bekämpfen wir, das mit seiner krankhaften Schönheit und Weibs-Verführung, mit seiner heimlichen Verleumder-Beredsamkeit allen Feigheiten und Eitelkeiten müdgewordener Seelen zuredet — und die Stärksten haben müde Stunden —, wie als ob alles das, was in solchen Zuständen am nützlichsten und wünschbarsten scheinen mag, Vertrauen, Arglosigkeit, Anspruchslosigkeit, Geduld, Liebe zu seines Gleichen, Ergebung, Hingebung an Gott, eine Art Abschirrung und Abdankung seines ganzen Ich's, auch an sich das Nützlichste und Wünschbarste sei; wie als ob die kleine bescheidene Mißgeburt von Seele, das tugendhafte Durchschnittsthier und Heerdenschaf Mensch nicht nur den Vorrang vor der stärkeren, böseren, begehrlicheren, trotzigeren, verschwenderischeren und eben darum hundertfach gefährdeteren Art Mensch habe, sondern geradezu für den Menschen überhaupt das Ideal, das Ziel, das Maaß, die höchste Wünschbarkeit abgebe. Diese Aufrichtung eines Ideals war bisher die unheimlichste Versuchung, welcher der Mensch ausgesetzt war: denn mit ihm drohte den stärker gerathenen Ausnahmen und Glücksfällen von Mensch, in denen der Wille zur Macht und zum Wachsthum des ganzen Typus Mensch einen Schritt vorwärts thut, der Untergang; mit seinen Werthen sollte das Wachsthum jener Mehr-Menschen an der Wurzel angegraben werden, welche um ihrer höheren Ansprüche und Aufgaben willen freiwillig auch ein gefährlicheres Leben (ökonomisch ausgedrückt: Steigerung der Unternehmer-Kosten ebensosehr wie der Unwahrscheinlichkeit des Gelingens) in den Kauf nehmen. Was wir am Christenthum bekämpfen? Daß es die Starken zerbrechen will, daß es ihren Muth entmuthigen, ihre schlechten Stunden und Müdigkeiten ausnützen, ihre stolze Sicherheit in Unruhe und Gewissensnoth verkehren will, daß es die vornehmen Instinkte giftig und krank zu machen versteht, bis sich ihre Kraft, ihr Wille zur Macht rückwärts kehrt, gegen sich selber kehrt, — bis die Starken an den Ausschweifungen der Selbstverachtung und der Selbstmißhandlung zu Grunde gehn: jene schauerliche Art des Zugrundegehens, deren berühmtestes Beispiel Pascal abgiebt.

[«]

11[56]

(322)

Zola: — ein gewisser Wetteifer mit Taine, ein Ablernen von dessen Mitteln, in einem skeptischen milieu es zu einer Art von Diktatur zu bringen. Dahin gehört die absichtliche Vergröberung der Principien, damit sie als Commando wirken.

[«]

11[57]

Begreifen — das ist Gutheißen? —

[«]

11[58]

(323)

Sich selbst nicht zu erkennen: Klugheit des Idealisten. Der Idealist: ein Wesen, welches Gründe hat über sich dunkel zu bleiben und das klug genug ist, sich auch über diese Gründe noch dunkel zu bleiben.

[«]

11[59]

(324)

Das Litteraturweib, unbefriedigt, aufgeregt, öde in Herz und Eingeweide, mit schmerzhafter Neugierde jeder Zeit auf den Imperativ hinhorchend, der aus der Tiefe ihrer Organisation kategorisch sein aut liberi aut libri formulirt: das Litteraturweib, gebildet genug, um die Stimme der Natur zu verstehn, selbst wenn sie Latein redet und andrerseits ehrgeizig genug, um mit sich im Geheimen auch noch französisch zu sprechen: „je me verrai, je me lirai, je m’extasierai et je dirai: Possible que j’aie eu tant d’esprit?“…

Das vollkommene Weib begeht Litteratur, wie es eine kleine Sünde begeht, zum Versuch, im Vorübergehn, sich umblickend, ob es Jemand bemerkt und daß es Jemand bemerkt: es weiß, wie gut dem vollkommenen Weibe ein kleiner Fleck Fäulniß und brauner Verdorbenheit steht, — es weiß noch besser, wie alles Litteraturmachen am Weibe wirkt, als Fragezeichen in Hinsicht auf alle sonstigen weiblichen pudeurs…

[«]

11[60]

(325)

Die moderne Unklarheit. —

Ich sehe nicht ab, was man mit dem europäischen Arbeiter machen will. Er befindet sich viel zu gut, um jetzt nicht Schritt für Schritt mehr zu fordern, unbescheidener zu fordern: er hat zuletzt die Zahl für sich. Die Hoffnung ist vollkommen vorüber, daß hier eine bescheidene und selbstgenügsame Art Mensch, ein Sklaventhum im gemildertsten Sinne des Wortes, kurz ein Stand, etwas, das Unwandelbarkeit hat, sich herausbilde. Man hat den Arbeiter militärtüchtig gemacht: man hat ihm das Stimmrecht, das Coalitionsrecht gegeben: man hat Alles gethan, um die Instinkte, auf die ein Arbeiter-Chinesenthum sich gründen könnte, zu verderben: so daß der Arbeiter heute seine Existenz bereits als einen Nothstand (moralisch ausgedrückt als ein Unrecht...) empfindet und empfinden läßt... Aber was will man? nochmals gefragt. Wenn man ein Ziel will, muß man die Mittel wollen: wenn man Sklaven will, — und man braucht sie! — muß man sie nicht zu Herren erziehen.

[«]

11[61]

(326)

„Die Summe der Unlust überwiegt die Summe der Lust: folglich wäre das Nichtsein der Welt besser als deren Sein“: dergleichen Geschwätz heißt sich heute Pessimismus

„Die Welt ist etwas, das vernünftiger Weise nicht wäre, weil sie dem empfindenden Subjekt mehr Unlust als Lust verursacht.“

Lust und Unlust sind Nebensachen, keine Ursachen; es sind Werthurtheile zweiten Ranges, die sich erst ableiten von einem regierenden Werth; ein in Form des Gefühls redendes „nützlich“ „schädlich“, und folglich absolut flüchtig und abhängig. Denn bei jedem „nützlich“ „schädlich“ sind immer noch hundert verschiedene Wozu? zu fragen.

Ich verachte diesen Pessimismus der Sensibilität: er ist selbst ein Zeichen tiefer Verarmung an Leben. Ich werde nie zulassen, daß solch ein magerer Affe wie Hartmann von seinem „philosophischen Pessimismus“ redet. —

[«]

11[62]

(327)

Talma hat gesagt:

oui, nous devons être sensibles, nous devons éprouver l’émotion, mais pour mieux l’imiter, pour mieux en saisir le caractère par l’étude et la réflexion. Notre art en exige de profondes. Point d’improvisation possible sur la scène, sous peine d’échec. Tout est calculé, tout doit être prévu, et l’émotion, qui semble soudaine, et le trouble, qui paraît involontaire. — L’intonation, le geste, le regard qui semblent inspirés, ont été répétés cent fois. Le poète rêveur cherche un beau vers, le musicien une mélodie, le géomètre une démonstration: aucun d’eux n’y attache plus d’interêt que nous à trouver le geste et l’accent, qui rend le mieux le sens d’un seul hémistiche. Cette étude suit en tous lieux l’acteur épris de son art. — Faut-il vous dire plus? Nous nous sommes à nous-mêmes, voyez vous, quand nous aimons notre art, des sujets d’observation. J’ai fait des pertes bien cruelles; j’ai souvent ressenti des chagrins profonds; hé bien, après ces premiers moments où la douleur se fait jour par des cris et par des larmes, je sentai qu’involontairement je faisais un retour sur mes souffrances et qu’en moi, à mon insu, l’acteur étudiait l’homme et prenait la nature sur le fait. Voici de quelle façon nous devons éprouver l’émotion pour être un jour en état de la rendre; mais non à l’improviste et sur la scène, quand tous les yeux sont fixés sur nous; rien n’exposerait plus notre situation. Récemment encore, je jouais dans Misanthropie et repentir avec une admirable actrice; son jeu si réfléchi et pourtant si naturel et si vrai, m’entraînait. Elle s’en aperçut. Quel triomphe! et pourtant elle me dit tout bas: „Prenez garde, Talma, vous êtes ému!“ C’est qu’en effet de l’émotion naît le trouble; la voix résiste, la mémoire manque, les gestes sont faux, l’effet est détruit! Ah! nous ne sommes pas la nature, nous ne sommes que l’art, qui ne peut tendre qu’à imiter.

[«]

11[63]

Lessing setzte Molière unter Destouches

Minna von Barnhelm — „un marivaudage raisonné“.

[«]

11[64]

Chinesisch: „da mein Geliebter in meinem Herzen einlogirt ist, so hüte ich mich, warm zu essen: diese Hitze soll ihm nicht lästig sein“

„Sähest du selbst deine Mutter vor Hunger sterben, thue nichts, was der Tugend zuwider ist.“

„wenn du, der Schildkröte gleich, die ihre fünf Gliedmaßen in ihre Schale zurückzieht, deine fünf Sinne in dich selber zurückziehst, so wird dir dies noch nach dem Tode zu Gunsten kommen: du wirst die himmlische Seligkeit erhalten“

[«]

11[65]

„Man ist erstaunt über das viele Zögern und Zaudern in der Argumentation des Montaigne. Aber auf den Index im Vatican gesetzt, allen Parteien längst verdächtig, setzt er vielleicht freiwillig seiner gefährlichen Toleranz, seiner verleumdeten Unparteilichkeit, die Sordine einer Art Frage auf. Das war schon viel in seiner Zeit: Humanität, welche zweifelt…“

[«]

11[66]

Mérimée, supérieur comme joaillier en vices et comme ciseleur en difformités, gehört zur Bewegung von 1830, nicht durch die passion (sie fehlt ihm —), sondern durch die Neuheit des calculirten procédé, und die kühne Wahl der Stoffe.

[«]

11[67]

„bains intérieurs“, um mich züchtig nach Art der Madame Valmore auszudrücken

[«]

11[68]

„rien ne porte malheur comme une bonne action“

[«]

11[69]

(328)

Sainte-Beuve: „la jeunesse est trop ardente pour avoir du goût.

Pour avoir du goût, il ne suffit pas d’avoir en soi la faculté de goûter les belles et douces choses de l’esprit, il faut encore du loisir, une âme libre et vacante, redevenue comme innocente, non livrée aux passions, non affairée, non bourrelée d’âpres soins et d’inquiétudes positives; une âme désintéressée et même exempte du feu trop ardent de la composition, non en proie à sa propre verve insolente; il faut du repos, de l’oubli, du silence, d’espace autour de soi. Que de conditions, même quand on a en soi la faculté de les trouver, pour jouir des choses délicates!“ —

[«]

11[70]

Bei der Aufführung der Christine (von A. Dumas): Joanny hat einen gezeichneten Paß der Königin. Im Augenblick sich dessen zu bedienen, überlegt er <es> sich anders und schließt das Papier an sich mit den Worten: réservons en l’effet pour de plus grands besoins.

[«]

11[71]

(329)

Unlust und Lust sind die denkbar dümmsten Ausdrucksmittel von Urtheilen: womit natürlich nicht gesagt ist, daß die Urtheile, welche hier auf diese Art laut werden, dumm sein müßten. Das Weglassen aller Begründung und Logicität, ein Ja oder Nein in der Reduktion auf ein leidenschaftliches Habenwollen oder Wegstoßen, eine imperativische Abkürzung, deren Nützlichkeit unverkennbar ist: das ist Lust und Unlust. Ihr Ursprung ist in der Central-Sphäre des Intellekts; ihre Voraussetzung ist ein unendlich beschleunigtes Wahrnehmen, Ordnen, Subsumiren, Nachrechnen, Folgern: Lust und Unlust sind immer Schlußphänomene, keine „Ursachen“…

Die Entscheidung darüber, was Unlust und Lust erregen soll, ist vom Grade der Macht abhängig: dasselbe, was in Hinsicht auf ein geringes Quantum Macht als Gefahr und Nöthigung zu schnellster Abwehr erscheint, kann bei einem größeren Bewußtsein von Machtfülle eine wollüstige Reizung, ein Lustgefühl als Folge haben.

Alle Lust- und Unlustgefühle setzen bereits ein Messen nach Gesammt-Nützlichkeit, Gesammt-Schädlichkeit voraus: also eine Sphäre, wo das Wollen eines Ziels (Zustands) und ein Auswählen der Mittel dazu stattfindet. Lust und Unlust sind niemals „ursprüngliche Thatsachen“

Lust- und Unlustgefühle sind Willens-Reaktionen (Affekte), in denen das intellekt<uelle> Centrum den Werth gewisser eingetretener Veränderung<en> zum Gesammt-Werthe fixirt, zugleich als Einleitung von Gegenaktionen.

[«]

11[72]

(330)

Wenn die Weltbewegung einen Zielzustand hätte, so müßte er erreicht sein. Das einzige Grundfaktum ist aber, daß sie keinen Zielzustand hat: und jede Philosophie oder wissenschaftliche Hypothese (z.B. der Mechanismus), in der ein solcher nothwendig wird, ist durch die einzige Thatsache widerlegt… Ich suche eine Weltconception, welche dieser Thatsache gerecht wird: das Werden soll erklärt werden, ohne zu solchen finalen Absichten Zuflucht zu nehmen: das Werden muß gerechtfertigt erscheinen in jedem Augenblick (oder unabwerthbar: was auf Eins hinausläuft); es darf absolut nicht das Gegenwärtige um eines Zukünftigen wegen oder das Vergangene um des Gegenwärtigen willen gerechtfertigt werden.

Die „Nothwendigkeit“ nicht in Gestalt einer übergreifenden, beherrschenden Gesammtgewalt, oder eines ersten Motors; noch weniger als nothwendig, um etwas Werthvolles zu bedingen. Dazu ist nöthig, ein Gesammtbewußtsein des Werdens, einen „Gott“ zu leugnen, um das Geschehen nicht unter den Gesichtspunkt eines mitfühlenden, mitwissenden und doch nichts wollenden Wesens zu bringen: „Gott“ ist nutzlos, wenn er nicht etwas will, und andrerseits ist eine Summirung von Unlust und Unlogik damit gesetzt, welche den Gesammtwerth des „Werdens“ erniedrigen würde: glücklicherweise fehlt gerade eine solche summirende Macht (— ein leidender und überschauender Gott, ein „Gesammtsensorium“ und „Allgeist“ — wäre der größte Einwand gegen das Sein)

Strenger: man darf nichts Seiendes überhaupt zulassen, — weil dann das Werden seinen Werth verliert und geradezu als sinnlos und überflüssig erscheint.

Folglich ist zu fragen: wie die Illusion des Seienden hat entstehen können (müssen)

insgleichen: wie alle Werthurtheile, welche auf der Hypothese ruhen, daß es Seiendes gäbe, entwerthet sind.

damit aber erkennt man, daß diese Hypothese des Seienden die Quelle aller Welt-Verleumdung ist

„die bessere Welt, die wahre Welt, die „jenseitige“ Welt, Ding an sich“

1) das Werden hat keinen Zielzustand, mündet nicht in ein „Sein“.
2) das Werden ist kein Scheinzustand; vielleicht ist die seiende Welt ein Schein.
3) das Werden ist werthgleich in jedem Augenblick: die Summe seines Werthes bleibt sich gleich: anders ausgedrückt: es hat gar keinen Werth, denn es fehlt etwas, woran es zu messen wäre, und in Bezug worauf das Wort „Werth“ Sinn hät<te>.
der Gesammtwerth der Welt ist unabwerthbar, folglich gehört der philosophische Pessimismus unter die komischen Dinge

[«]

11[73]

(331)

Der Gesichtspunkt des „Werths“ ist der Gesichtspunkt von Erhaltungs-Steigerungs-Bedingungen in Hinsicht auf complexe Gebilde von relativer Dauer des Lebens innerhalb des Werdens:

— : es giebt keine dauerhaften letzten Einheiten, keine Atome, keine Monaden: auch hier ist „das Seiende“ erst von uns hineingelegt, (aus praktischen, nützlichen perspektivischen Gründen)

— „Herrschafts-Gebilde“; die Sphäre des Beherrschenden fortwährend wachsend oder periodisch abnehmend, zunehmend; oder, unter der Gunst und Ungunst der Umstände (der Ernährung —)

— „Werth“ ist wesentlich der Gesichtspunkt für das Zunehmen oder Abnehmen dieser herrschaftlichen Centren („Vielheiten“ jedenfalls, aber die „Einheit“ ist in der Natur des Werdens gar nicht vorhanden)

— ein Quantum Macht, ein Werden, insofern nichts darin den Charakter des „Seins“ hat; insofern

— die Ausdrucksmittel der Sprache sind unbrauchbar, um das Werden auszudrücken: es gehört zu unserem unablöslichen Bedürfniß der Erhaltung, beständig die eine gröbere Welt von Bleibend<em>, von „Dingen“ usw. zu setzen. Relativ, dürfen wir von Atomen und Monaden reden: und gewiß ist, daß die kleinste Welt an Dauer die dauerhafteste ist…

es giebt keinen Willen: es giebt Willens-Punktationen, die beständig ihre Macht mehren oder verlieren

[«]

11[74]

(332)

— daß im „Prozeß des Ganzen“ die Arbeit der Menschheit nicht in Betracht kommt, weil es einen Gesammtprozeß (diesen als System gedacht —) gar nicht giebt:

— daß es kein „Ganzes“ giebt, daß alle Abwerthung des menschlichen Daseins, der menschlichen Ziele nicht in Hinsicht auf etwas gemacht werden kann, das gar nicht existirt…

— daß die Nothwendigkeit, die Ursächlichkeit, Zweckmäßigkeit nützliche Scheinbarkeiten sind

— daß nicht Vermehrung des Bewußtseins das Ziel ist, sondern Steigerung der Macht, in welche Steigerung die Nützlichkeit des Bewußtseins eingerechnet ist, ebenso mit Lust als mit Unlust

— daß man nicht die Mittel zum obersten Werthmaß nimmt (also nicht Zustände des Bewußtseins, wie Lust und Schmerz, wenn das Bewußtsein selbst ein Mittel ist —)

— daß die Welt durchaus kein Organism ist, sondern das Chaos: daß die Entwicklung der „Geistigkeit“ ein Mittel zur relativen Dauer der Organisation ist…

— daß alle „Wünschbarkeit“ keinen Sinn hat in Bezug auf den Gesammtcharakter des Seins.

[«]

11[75]

(333)

nicht die Befriedigung des Willens ist Ursache der Lust: gegen diese oberflächlichste Theorie will ich besonders kämpfen. Die absurde psychologische Falschmünzerei der nächsten Dinge…

sondern daß der Wille vorwärts will und immer wieder Herr über das wird, was ihm im Wege steht: das Lustgefühl liegt gerade in der Unbefriedigung des Willens, darin, daß er ohne die Grenzen und Widerstände noch nicht satt genug ist…

„Der Glückliche“: Heerdenideal

[«]

11[76]

(334)

Die normale Unbefriedigung unsrer Triebe z.B. des Hungers, des Geschlechtstriebs, des Bewegungstriebs, enthält in sich durchaus noch nichts Herabstimmendes; sie wirkt vielmehr agacirend auf das Lebensgefühl, wie jeder Rhythmus von kleinen schmerzhaften Reizen es stärkt, was auch die

Pess<imisten> uns vorreden mögen: diese Unbefriedigung, statt das Leben zu verleiden, ist das große Stimulans des Lebens.

— Man könnte vielleicht die Lust überhaupt bezeichnen als einen Rhythmus kleiner Unlustreize…

[«]

11[77]

(335)

Je nach den Widerständen, die eine Kraft aufsucht, um über sie Herr zu werden, muß das Maaß des hiermit herausgeforderten Mißlingens und Verhängnisses wachsen: und insofern jede Kraft sich nur an Widerstehendem auslassen kann, ist nothwendig in jeder Aktion eine Ingredienz von Unlust. Nur wirkt diese Unlust als Reiz des Lebens: und stärkt den Willen zur Macht!

[«]

11[78]

(336)

Die geistigsten Menschen, vorausgesetzt, daß sie die muthigsten sind, erleben auch bei weitem die schmerzhaftesten Tragödien: aber deshalb ehren sie das Leben, weil es ihnen die größte Gegnerschaft gegenüberstellt…

[«]

11[79]

(337)

Die Mittel, mit denen Julius Caesar sich gegen Kränklichkeit und Kopfschmerz vertheidigte: ungeheure Märsche, einfache Lebensweise, ununterbrochener Aufenthalt im Freien und beständige Strapatzen: es sind, ins Große gerechnet, die Erhaltungsbedingungen des Genies überhaupt.

[«]

11[80]

(338)

Vorsicht vor der Moral: sie entwerthet uns uns selber —

Vorsicht vor dem Mitleiden: es überbürdet uns mit der Noth Anderer —

Vorsicht vor der „Geistigkeit“: sie verdirbt den Charakter, indem sie extrem einsam macht: einsam d.h. ungebunden, unangebunden…

[«]

11[81]

— nur das Werden wird empfunden, nicht aber das Sterben (?) —

[«]

11[82]

Der Sinn des Werdens muß in jedem Augenblick erfüllt, erreicht, vollendet sein.

[«]

11[83]

<(339)>

Das, was eine gute Handlung genannt wird, ist ein bloßes Mißverständniß; solche Handlungen sind gar nicht möglich.

„Egoismus“ ist ebenso wie „Selbstlosigkeit“ eine populäre Fiktion; insgleichen das Individuum, die Seele.

In der ungeheuren Vielheit des Geschehens innerhalb eines Organismus ist der uns bewußt werdende Theil ein bloßer Winkel: und das Bischen „Tugend“, „Selbstlosigkeit“ und ähnliche Fiktionen werden auf eine vollkommen radikale Weise vom übrigen Gesammtgeschehen aus Lügen gestraft. Wir thun gut, unseren Organism in seiner vollkommenen Unmoralität zu studiren…

Die animalischen Funktionen sind ja principiell millionenfach wichtiger als alle schönen Zustände und Bewußtseins-Höhen: letztere sind ein Überschuß, soweit sie nicht Werkzeuge sein müssen für jene animalischen Funktionen.

Das ganze bewußte Leben, der Geist sammt der Seele, sammt dem Herzen, sammt der Güte, sammt der Tugend: in wessen Dienst arbeitet es denn? In dem möglichster Vervollkommnung der Mittel (Ernährungs- Steigerungsmittel) der animalischen Grundfunktionen: vor Allem der Lebenssteigerung.

Es liegt so unsäglich viel mehr an dem, was man „Leib“ und „Fleisch“ nannte: der Rest ist ein kleines Zubehör. Die Aufgabe, die ganze Kette des Lebens fortzuspinnen und so, daß der Faden immer mächtiger wird — das ist die Aufgabe. Aber nun sehe man, wie Herz, Seele, Tugend, Geist förmlich sich verschwören, diese principielle Aufgabe zu verkehren: wie als ob sie die Ziele wären… Die Entartung des Lebens ist wesentlich bedingt durch die außerordentliche Irrthumsfähigkeit des Bewusstseins: es wird am wenigsten durch Instinkte im Zaum gehalten und vergreift sich deshalb am längsten und gründlichsten.

Nach den angenehmen oder unangenehmen Gefühlen dieses Bewußtseins abmessen, ob das Dasein Werth hat: kann man sich eine tollere Ausschweifung der Eitelkeit denken? Es ist ja nur ein Mittel: und angenehme oder unangenehme Gefühle sind ja auch nur Mittel! — Woran mißt sich objektiv der Werth? Allein an dem Quantum gesteigerter und organisirter Macht, nach dem, was in allem Geschehen geschieht, ein Wille zum Mehr…

[«]

11[84]

Der „Geist“ als Wesen der Welt angesetzt; die Logicität als wesenhaft

[«]

11[85]

(340)

Durch Alcohol und Haschisch bringt man sich auf Stufen der Cultur zurück, die man überwunden (mindestens überlebt hat) Alle Speisen geben irgend eine

Offenbarung über die Vergangenheit, aus der wir wurden.

[«]

11[86]

Auch der Weise thut es oft genug jenen dummen Frauen gleich, welche Milch für keine Nahrung halten, wohl aber Rüben:

[«]

11[87]

(341)

All die Schönheit und Erhabenheit, die wir den wirklichen und eingebildeten Dingen geliehen haben, will ich zurückfordern als Eigenthum und Erzeugniß des Menschen: als seine schönste Apologie. Der Mensch als Dichter, als Denker, als Gott, als Liebe, als Macht —: oh über seine königliche Freigebigkeit, mit der er die Dinge beschenkt hat, um sich zu verarmen und sich elend zu fühlen! Das war bisher seine größte Selbstlosigkeit, daß er bewunderte und anbetete und sich zu verbergen wußte, daß er es war, der das geschaffen hat, was er bewunderte. —

[«]

11[88]

(342)

Wie viel uneingeständliche und selbst unwissende Befriedigung alter religiöser Bedürfnisse ist im Gefühls-Mischmasch der deutschen Musik rückständig! Wie viel Gebet, Tugend, Salbung, Jungfräulichkeit, Weihrauch, Muckerei und „Kämmerlein“ redet da noch mit! Daß die Musik selbst vom Worte, vom Begriff, vom Bilde absieht: oh wie sie davon ihren Vortheil zu ziehen weiß, die arglistige weibliche „Ewig-Weibliche“! auch das redlichste Gewissen braucht sich nicht zu schämen, wenn jener Instinkt sich befriedigt, — es bleibt außerhalb. Dies ist gesund, klug und, insofern es Scham vor der Armseligkeit alles religiösen Urtheils ausdrückt, ein gutes Zeichen… Trotz alledem bleibt es eine Tartüfferie…

Stellt man dagegen, wie es W<agner> in seinen letzten Tagen mit gefährlicher Verlogenheit that, die religiöse Symbolik daneben, wie im Parsifal, wo er auf den abergläubischen Unsinn des Abendmahls anspielt und nicht nur anspielt: so erregt eine solche Musik Entrüstung…

[«]

11[89]

(343)

Die Menschen haben die Liebe immer mißverstanden: sie glauben hier selbstlos zu sein, weil sie den Vortheil eines anderen Wesens wollen, oft wider ihren eigenen Vortheil: aber dafür wollen sie jenes andere Wesen besitzen… In anderen Fällen ist Liebe ein feineres Schmarotzerthum, ein gefährliches und rücksichtsloses Sicheinnisten einer Seele in eine andere Seele — mitunter auch ins Fleisch… ach! wie sehr auf „des Wirthes“ Unkosten!

Wie viel Vortheil opfert der Mensch, wie wenig „eigennützig“ ist er! Alle seine Affekte und Leidenschaften wollen ihr Recht haben — und wie fern vom klugen Nutzen des Eigennutzes ist der Affekt!

Man will nicht sein „Glück“; man muß Engländer sein, um glauben zu können, daß der Mensch immer seinen Vortheil sucht; unsere Begierden wollen sich in langer Leidenschaft an den Dingen vergreifen — ihre aufgestaute Kraft sucht die Widerstände

[«]

11[90]

Was R<ichard> W<agner> werth ist, das wird der erst uns sagen, der von ihm den besten Gebrauch gemacht hat. Einstweilen versucht man an einen Werth W<agner>s zu glauben, an den er selbst gar zu gern hätte glauben mögen…

[«]

11[91]

(344)

Veredelung der Prostitution, nicht Abschaffung…

Die Ehe hat die längste Zeit das schlechte Gewissen gegen sich gehabt: sollte man’s glauben? Ja, man soll es glauben. —

Zu Ehren der alten Frauen —

[«]

11[92]

Ich nehme mir die Freiheit, mich zu vergessen. Übermorgen will ich wieder bei mir zu Hause sein.

[«]

11[93]

(345)

alles, womit der Mensch bisher nicht fertig zu werden weiß, was kein Mensch noch verdaut hat, der „Koth des Daseins“ — für die Weisheit wenigstens bleibt er der beste Dünger…

[«]

11[94]

(346)

Jener Kaiser hielt sich beständig die Vergänglichkeit aller Dinge vor, um sie nicht zu wichtig zu nehmen und zwischen ihnen ruhig zu bleiben. Mir scheint umgekehrt Alles viel zu viel werth zu sein, als daß es so flüchtig sein dürfte: ich suche nach einer Ewigkeit für Jegliches: dürfte man die kostbarsten Salben und Weine ins Meer gießen? — und mein Trost ist, daß Alles was war ewig ist: — das Meer spült es wieder heraus

[«]

11[95]

(347)

Man belästigte, wie bekannt, Voltaire noch in seinen letzten Augenblicken: „glauben Sie an die Gottheit Christi?“ fragte ihn sein Curé; und nicht zufrieden damit, daß Voltaire ihn bedeutete, er wolle in Ruhe gelassen werden, wiederholte er seine Frage. Da überkam den Sterbenden sein letzter Ingrimm: wüthend stieß er den unbefugten Frager zurück: „au nom du dieu! — rief er ihm ins Gesicht — ne me parlez pas de cet-homme-là!“ — unsterbliche letzte Worte, in denen alles zusammengefaßt ist, wogegen dieser tapferste Geist gekämpft hatte. —

Voltaire urtheilte: „es ist nichts Göttliches an diesem Juden von Nazareth“: so urtheilte aus ihm der klassische Geschmack.

Der klassische Geschmack und der christliche Geschmack setzen den Begriff „göttlich“ grundverschieden an; und wer den ersteren im Leibe hat, der kann nicht anders als das Christenthum als foeda <superstitio> und das christliche Ideal als eine Carikatur und Herabwürdigung des Göttlichen zu empf<inden>.

[«]

11[96]

(348)

Daß man den Thäter wieder in das Thun hineinnimmt, nachdem man ihn begrifflich aus ihm herausgezogen und damit das Thun entleert hat;

daß man das Etwas-thun, „das Ziel“, die „Absicht“, den „Zweck“ wieder in das Thun zurücknimmt, nachdem man ihn künstlich aus ihm herausgezogen und damit das Thun entleert hat;

daß alle „Zwecke“, „Ziele“, „Sinne“ nur Ausdrucksweisen und Metamorphosen des Einen Willens sind, der allem Geschehen inhärirt, der Wille zur Macht; daß Zwecke, Ziele, Absichten haben, wollen überhaupt soviel ist wie Stärker-werden-wollen, wachsen wollen, und dazu auch die Mittel wollen;

daß der allgemeinste und unterste Instinkt in allem Thun und Wollen eben deshalb der unerkannteste und verborgenste geblieben ist, weil in praxi wir immer seinem Gebote folgen, weil wir dies Gebot sind… Alle Werthschätzungen sind nur Folgen und engere Perspektiven im Dienste dieses Einen Willens: das Werthschätzen selbst ist nur dieser Wille zur Macht; eine Kritik des Seins aus irgend einem dieser Werthe heraus ist etwas Widersinniges und Mißverständliches; gesetzt selbst, daß sich darin ein Untergangsprozeß einleitet, so steht dieser Prozeß noch im Dienste dieses Willens…

Das Sein selbst abschätzen: aber das Abschätzen selbst ist dieses Sein noch —: und indem wir Nein sagen, so thun wir immer noch, was wir sind… Man muß die Absurdität dieser daseinsrichtenden Gebärde einsehen; und sodann noch zu errathen suchen, was sich eigentlich damit begiebt. Es ist symptomatisch.

[«]

11[97]

(349)

Der philosophische Nihilist ist der Überzeugung, daß alles Geschehen sinnlos und umsonstig ist; und es sollte kein sinnloses und umsonstiges Sein geben. Aber woher dieses: Es sollte nicht? Aber woher nimmt man diesen „Sinn“? dieses Maaß? — Der Nihilist meint im Grunde, der Hinblick auf ein solches ödes nutzloses Sein wirke auf einen Philosophen unbefriedigend, öde, verzweifelt; eine solche Einsicht widerspricht unserer feineren Sensibilität als Philosophen. Es läuft auf die absurde Werthung hinaus: der Charakter des Daseins müßte dem Philosophen Vergnügen machen, wenn anders es zu Recht bestehen soll…

Nun ist leicht zu begreifen, daß Vergnügen und Unlust innerhalb des Geschehens nur den Sinn von Mitteln haben können: es bliebe übrig zu fragen, ob wir den „Sinn“ und „Zweck“ überhaupt sehen könnten, ob nicht die Frage der Sinnlosigkeit oder ihres Gegentheils für uns unlösbar ist. —

[«]

11[98]

(350)

Werth der Vergänglichkeit: etwas, das keine Dauer hat, das sich widerspricht, hat wenig Werth. Aber die Dinge, an welche wir glauben als dauerhaft, sind als solche reine Fiktionen. Wenn Alles fließt, so ist die Vergänglichkeit eine Qualität (die „Wahrheit“) und die Dauer und Unvergänglichkeit bloß ein Schein.

[«]

11[99]

(351)

Kritik des Nihilism. —

1.

Der Nihilism als psychologischer Zustand wird eintreten müssen erstens wenn wir einen „Sinn“ in allem Geschehen gesucht haben, der nicht darin ist: so daß der Sucher endlich den Muth verliert. Nihilismus ist da das Bewußtwerden der langen Vergeudung von Kraft, die Qual des „Umsonst“, die Unsicherheit, der Mangel an Gelegenheit, sich irgendwie zu erholen, irgendworüber noch zu beruhigen — die Scham vor sich selbst, als habe man sich allzulange betrogen… Jener Sinn könnte gewesen sein: die „Erfüllung“ eines sittlichen höchsten Kanons in allem Geschehen, die sittliche Weltordnung; oder die Zunahme der Liebe und Harmonie im Verkehr der Wesen; oder die Annäherung an einen allgemeinen Glücks-Zustand; oder selbst das Losgehn auf einen allgemeinen Nichts-Zustand — ein Ziel ist immer noch ein Sinn. Das Gemeinsame aller dieser Vorstellungsarten ist, daß ein Etwas durch den Prozeß selbst erreicht werden soll: — und nun begreift man, daß mit dem Werden nichts erzielt, nichts erreicht wird… Also die Enttäuschung über einen angeblichen Zweck des Werdens als Ursache des Nihilismus: sei es in Hinsicht auf einen ganz bestimmten Zweck, sei es, verallgemeinert, die Einsicht in das Unzureichende aller bisherigen Zweck-Hypothesen, die die ganze „Entwicklung“ betreffen (— der Mensch nicht mehr Mitarbeiter, geschweige der Mittelpunkt des Werdens)

Der Nihilismus als psychologischer Zustand tritt zweitens ein, wenn man eine Ganzheit, eine Systematisirung, selbst eine Organisirung in allem Geschehn und unter allem Geschehn angesetzt hat: so daß in der Gesammtvorstellung einer höchsten Herrschafts- und Verwaltungsform die nach Bewunderung und Verehrung durstige Seele schwelgt (— ist es die Seele eines

Logikers, so genügt schon die absolute Folgerichtigkeit und Realdialektik, um mit Allem zu versöhnen…) Eine Art Einheit, irgend eine Form des „Monismus“: und in Folge dieses Glaubens der Mensch in tiefem Zusammenhangs- und Abhängigkeits-Gefühl von einem ihm unendlich überlegenen Ganzen, ein modus der Gottheit… „Das Wohl des Allgemeinen fordert die Hingabe des Einzelnen“… aber siehe da, es giebt kein solches Allgemeines! Im Grunde hat der Mensch den Glauben an seinen Werth verloren, wenn durch ihn nicht ein unendlich werthvolles Ganzes wirkt: d.h. er hat ein solches Ganzes concipirt, um an seinen Werth glauben zu können.

Der Nihilismus als psychologischer Zustand hat noch eine dritte und letzte Form. Diese zwei Einsichten gegeben, daß mit dem Werden nichts erzielt werden soll und daß unter allem Werden keine große Einheit waltet, in der der Einzelne völlig untertauchen darf, wie in einem Element höchsten Werthes: so bleibt als Ausflucht übrig, diese ganze Welt des Werdens als Täuschung zu verurtheilen und eine Welt zu erfinden, welche jenseits derselben liegt, als wahre Welt. Sobald aber der Mensch dahinterkommt, wie nur aus psychologischen Bedürfnissen diese Welt gezimmert ist und wie er dazu ganz und gar kein Recht hat, so entsteht die letzte Form des Nihilismus, welche den Unglauben an eine metaphysische Welt in sich schließt, — welche sich den Glauben an eine wahre Welt verbietet. Auf diesem Standpunkt giebt man die Realität des Werdens als einzige Realität zu, verbietet sich jede Art Schleichwege zu Hinterwelten und falschen Göttlichkeiten — aber erträgt diese Welt nicht, die man schon nicht leugnen will…

— Was ist im Grunde geschehen? Das Gefühl der Werthlosigkeit wurde erzielt, als man begriff, daß weder mit dem Begriff „Zweck“, noch mit dem Begriff „Einheit“, noch mit dem Begriff „Wahrheit“ der Gesammtcharakter des Daseins interpretirt werden darf. Es wird nichts damit erzielt und erreicht; es fehlt die übergreifende Einheit in der Vielheit des Geschehens: der Charakter des Daseins ist nicht „wahr“, ist falsch…, man hat schlechterdings keinen Grund mehr, eine wahre Welt sich einzureden…

Kurz: die Kategorien „Zweck“, „Einheit“, „Sein“, mit denen wir der Welt einen Werth eingelegt haben, werden wieder von uns herausgezogen — und nun sieht die Welt werthlos aus…

2.

Gesetzt, wir haben erkannt, in wiefern mit diesen drei Kategorien die Welt nicht mehr ausgelegt werden darf und daß nach dieser Einsicht die Welt für uns werthlos zu werden anfängt: so müssen wir fragen, woher unser Glaube an diese 3 Kategorien stammt — versuchen wir, ob es nicht möglich ist, ihnen den Glauben zu kündigen. Haben wir diese 3 Kategorien entwerthet, so ist der Nachweis ihrer Unanwendbarkeit auf das All kein Grund mehr, das All zu entwerthen.

*

* *

Resultat: der Glaube an die Vernunft-Kategorien ist die Ursache des Nihilismus, — wir haben den Werth der Welt an Kategorien gemessen, welche sich auf eine rein fingirte Welt beziehen.

* *

*

Schluß-Resultat: alle Werthe, mit denen wir bis jetzt die Welt zuerst uns schätzbar zu machen gesucht haben und endlich ebendamit entwerthet haben, als sie sich als unanlegbar erwiesen — alle diese Werthe sind, psychologisch nachgerechnet, Resultate bestimmter Perspektiven der Nützlichkeit zur Aufrechterhaltung und Steigerung menschlicher Herrschafts-Gebilde: und nur fälschlich projicirt in das Wesen der Dinge. Es ist immer noch die hyperbolische Naivetät des Menschen, sich selbst als Sinn und Werthmaß der Dinge <anzusetzen>…

[«]

11[100]

(352)

Die obersten Werthe, in deren Dienst der Mensch leben sollte, namentlich wenn sie sehr schwer und kostspielig über ihn verfügten: diese socialen

Werthe hat man zum Zweck ihrer Ton-Verstärkung, wie als ob sie Commando's Gottes wären, als „Realität“, als „wahre“ Welt, als Hoffnung und zukünftige Welt über dem Menschen aufgebaut. Jetzt, wo die mesquine Herkunft dieser Werthe klar wird, scheint uns das All damit entwerthet, „sinnlos“ geworden… aber das ist nur ein Zwischenzustand.

[«]

11[101]

Ich wünsche durchaus nicht, an der verächtlichen Komödie mitzuspielen, welche heute immer noch, in Preußen zumal, philosophischer Pessimismus genannt wird; ich sehe selbst die Nöthigung nicht ein, von ihr zu reden. Mit Ekel sollte man sich längst von dem Schauspiel abgewandt haben, w<elches> jener magere Affe Herr von Hartmann giebt: in meinen Augen ist jeder damit durchgestrichen, daß er diesen Namen mit dem Schopenhauers zugleich in den Mund nimmt.

[«]

11[102]

(353)

Daß man gegen seine Handlungen keine Feigheit begeht. Daß man sie hinterdrein nicht im Stich läßt… Der Gewissensbiß ist unanständig.

[«]

11[103]

(354)

Daß man endlich die menschlichen Werthe wieder hübsch in die Ecke zurücksetze, in der sie allein ein Recht haben: als Eckensteher-Werthe. Es sind schon viele Thierarten verschwunden; gesetzt daß auch der Mensch verschwände, so würde nichts in der Welt fehlen. Man muß Philosoph genug sein, um auch dies Nichts zu bewundern (— Nil admirari —)

[«]

11[104]

(355)

Ist man über das „Warum?“ seines Lebens mit sich im Reinen, so giebt man dessen Wie? leichten Kaufs. Es ist selbst schon ein Zeichen von Unglauben an Warum?, an Zweck und Sinn, ein Mangel an Willen, wenn der Werth von Lust und Unlust in den Vordergrund tritt und hedonistisch-pessimistische Lehren Gehör finden; und Entsagung, Resignation, Tugend, „Objektivität“ können zum Mindesten schon Zeichen davon sein, daß es an der Hauptsache zu mangeln beginnt.

Daß man sich ein Ziel zu geben weiß — — —

[«]

11[105]

NB. ein Pöbel-Mensch, ein Rancune-Mensch, ein Rankunkel…

[«]

11[106]

Nicht zu verwechseln: — Der Unglaube als Unvermögen überhaupt zu glauben und, andrerseits, als Unvermögen Etwas noch zu glauben: im letzteren Falle gemeinhin als Symptom von einem neuen Glauben —

Dem Unglauben als Unvermögen eignet die Unfähigkeit zu negiren — er weiß sich weder gegen ein Ja noch gegen ein Nein zu wehren…

[«]

11[107]

Müßiggang ist aller Philosophie Anfang. — Folglich — ist Philosophie ein Laster?…

[«]

11[108]

Ein Philosoph erholt sich anders und in Anderem: er erholt sich z.B. im Nihilismus. Der Glaube, daß es gar keine Wahrheit giebt, der Nihilisten-Glaube ist ein großes Gliederstrecken für einen, der als Kriegsmann der Erkenntniß unablässig mit lauter häßlichen Wahrheiten im Kampfe liegt. Denn die Wahrheit ist häßlich

[«]

11[109]

Wenn man von der Musik die dramatische Musik abrechnet: bleibt der guten Musik immer noch genug übrig

[«]

11[110]

Auch wir glauben an die Tugend: aber an die Tugend im Renaissancestile, virtù, moralinfreie Tugend.

[«]

11[111]

(356)

Wie kommt es, daß die Grundglaubensartikel in der Psychologie allesammt die ärgsten Verdrehungen und Falschmünzereien sind? „Der Mensch strebt nach Glück“ z.B. — was ist daran wahr! Um zu verstehn, was Leben ist, welche Art Streben und Spannung Leben ist, muß die Formel so gut von Baum und Pflanze als vom Thier gelten. „Wonach strebt die Pflanze?“ — aber hier haben wir bereits eine falsche Einheit erdichtet, die es nicht giebt: die „Thatsache eines millionenfachen Wachsthums mit eigenen und halbeigenen Initiativen ist versteckt und verleugnet, wenn wir eine plumpe Einheit „Pflanze“ voranstellen. Daß die letzten kleinsten „Individuen“ nicht in dem Sinn eines „metaphysischen Individuums“ und Atoms verständlich sind, daß ihre Machtsphäre fortwährend sich verschiebt — das ist zuallererst sichtbar: aber strebt ein Jedes von ihnen, wenn es sich dergestalt verwandelt, nach „Glück“? — Aber alles Sich-ausbreiten, Einverleiben, Wachsen ist ein Anstreben gegen Widerstehendes, Beweg<ung> ist essentiell etwas mit Unlustzuständen Verbundenes: es muß das, was hier treibt, jedenfalls etwas Anderes wollen, wenn es dergestalt die Unlust will und fortwährend aufsucht. — Worum kämpfen die Bäume eines Urwaldes mit einander? Um „Glück“? — Um Macht…

Der Mensch, Herr über die Naturgewalten geworden, Herr über seine eigne Wildheit und Zügellosigkeit: die Begierden haben folgen, haben nützlich sein gelernt

Der Mensch, im Vergleich zu einem Vor-Menschen, stellt ein ungeheures Quantum Macht dar — nicht ein plus vom „Glück“: wie kann man behaupten, daß er nach Glück gestrebt hat?…

[«]

11[112]

(357)

Der höhere Mensch unterscheidet sich von dem niederen in Hinsicht auf die Furchtlosigkeit und die Herausforderung des Unglücks: es ist ein Zeichen von Rückgang, wenn eudämonistische Werthmaaße als oberste zu gelten anfangen (— physiologische Ermüdung, Willens-Verarmung —) Das Christenthum mit seiner Perspektive auf „Seligkeit“ ist eine typische Denkweise für eine leidende und verarmte Gattung Mensch: eine volle Kraft will schaffen, leiden, leiden<d> untergehn: ihr ist das christliche Mucker-Heil eine schlechte Musik und hieratische Gebärden ein Verdruß

[«]

11[113]

(358)

Ich halte die Phänomenalität auch der inneren Welt fest: alles, was uns bewußt wird, ist durch und durch erst zurechtgemacht, vereinfacht, schematisirt, ausgelegt — der wirkliche Vorgang der inneren „Wahrnehmung“, die Causalvereinigung zwischen Gedanken, Gefühlen, Begehrungen, wie die zwischen Subjekt und Objekt, uns absolut verborgen — und vielleicht eine reine Einbildung. Diese „scheinbare innere Welt ist mit ganz denselben Formen und Prozeduren behandelt, wie die „äußere“ Welt. Wir stoßen nie auf „Thatsachen“: Lust und Unlust sind späte und abgeleitete Intellekt-Phänomene…

Die „Ursächlichkeit“ entschlüpft uns; zwischen Gedanken ein unmittelbares ursächliches Band anzunehmen, wie es die Logik thut — das ist Folge der allergröbsten und plumpsten Beobachtung. Zwischen zwei Gedanken spielen noch alle möglichen Affekte ihr Spiel: aber die Bewegungen sind zu rasch, deshalb verkennen wir sie, leugnen wir sie…

„Denken“, wie es die Erkenntnißtheoretiker ansetzen, kommt gar nicht vor: das ist eine ganz willkürliche Fiktion, erreicht durch Heraushebung Eines Elementes aus dem Prozeß und Subtraktion aller übrigen, eine künstliche Zurechtmachung zum Zweck der Verständlichung…

Der „Geist“, etwas, das denkt: womöglich gar „der Geist absolut, rein, pur“ — diese Conception ist eine abgeleitete zweite Folge der falschen Selbstbeobachtung, welche an „Denken“ glaubt: hier ist erst ein Akt imaginirt, der gar nicht vorkommt, „das Denken“ und zweitens ein Subjekt-Substrat imaginirt in dem jeder Akt dieses Denkens und sonst nichts Anderes seinen Ursprung hat: d.h. sowohl das Thun, als der Thäter sind fingirt

[«]

11[114]

„wollen“ ist nicht „begehren“, streben, verlangen: davon hebt es sich ab durch den Affekt des Commando’s

es giebt kein „wollen“, sondern nur ein Etwas-wollen: man muß nicht das Ziel auslösen aus dem Zustand: wie es die Erkenntnißtheoretiker thun.

„Wollen“, wie sie es verstehn, kommt so wenig vor, wie „Denken“: ist eine reine Fiktion.

daß Etwas befohlen wird, gehört zum Wollen (: damit ist natürlich nicht gesagt, daß der Wille „effektuirt“ wird…)

Jener allgemeine Spannungszustand, vermöge dessen eine Kraft nach Auslösung trachtet — ist kein „Wollen“

[«]

11[115]

(359)

In einer Welt, die wesentlich falsch ist, wäre Wahrhaftigkeit eine widernatürliche Tendenz: eine solche könnte nur Sinn haben als Mittel zu einer besonderen höheren Potenz von Falschheit: damit eine Welt des Wahren, Seienden fingirt werden konnte, mußte zuerst der Wahrhaftige geschaffen sein (eingerechnet, daß ein solcher sich „wahrhaftig“ glaubt)

Einfach, durchsichtig, mit sich nicht im Widerspruch, dauerhaft, sich gleichbleibend, ohne Falte, Volte, Vorhang, Form: ein Mensch der Art concipirt eine Welt des Seins als „Gott“ nach seinem Bilde.

Damit Wahrhaftigkeit möglich ist, muß die ganze Sphäre des Menschen sehr sauber, klein und achtbar sein: es muß der Vortheil in jedem Sinne auf Seiten des Wahrhaftigen sein. — Lüge, Tücke, Verstellung müssen Erstaunen erregen…

Der Haß gegen die Lüge und die Verstellung aus Stolz, aus einem reizbaren Ehrbegriff; aber es giebt einen solchen Haß auch aus Feigheit: weil Lüge verboten ist. — Bei einer anderen Art Mensch hilft alles Moralisiren „du sollst nicht lügen“ nichts gegen den Instinkt, welcher der Lüge beständig bedarf: Zeugniß das neue Testament.

[«]

11[116]

(360)

Es giebt solche, die danach suchen, wo etwas unmoralisch ist: wenn sie urtheilen: „das ist Unrecht“, so glauben sie, man müsse es abschaffen und ändern.

Umgekehrt habe ich nirgends Ruhe, so lange ich bei einer Sache noch nicht über ihre Unmoralität im Klaren bin. Habe ich diese heraus, so ist mein Gleichgewicht wieder hergestellt.

[«]

11[117]

Einem ausgelassenen Geiste, dem der Tanz die natürlichste Beweg<ung> ist und der jede Realität nur mit den Fußspitzen zu berühren liebt, ist es verhaßt, traurigen Dingen nachzuhängen

[«]

11[118]

wir Hyperboreer

(361)

Mein Schlußsatz ist: daß der wirkliche Mensch einen viel höheren Werth darstellt als der „wünschbare“ Mensch irgend eines bisherigen Ideals; daß alle „Wünschbarkeiten“ in Hinsicht auf den Menschen absurde und gefährliche Ausschweifungen waren, mit denen eine einzelne Art von Mensch ihre Erhaltungs- und Wachsthums-Bedingungen über der Menschheit als Gesetz aufhängen möchte; daß jede zur Herrschaft gebrachte „Wünschbarkeit“ solchen Ursprungs bis jetzt den Werth des Menschen, seine Kraft, seine Zukunfts-Gewißheit herabgedrückt hat; daß die Armseligkeit und Winkel-Intellektualität des Menschen sich am meisten bloßstellt, auch heute noch, wenn er wünscht; daß die Fähigkeit des Menschen, Werthe anzusetzen, bisher zu niedrig entwickelt war, um dem thatsächlichen, nicht bloß „wünschbaren“ Werthe des Menschen gerecht zu werden; daß das Ideal bis jetzt die eigentlich welt- und menschverleumdende Kraft, der Gifthauch über der Realität, die große Verführung zum Nichts war…

[«]

11[119]

(362)

Zur Vorrede.

Ich beschreibe, was kommt: die Heraufkunft des Nihilismus. Ich kann hier beschreiben, weil hier etwas Nothwendiges sich begiebt — die Zeichen davon sind überall, die Augen nur für diese Zeichen fehlen noch. Ich lobe, ich tadle hier nicht, daß er kommt: ich glaube, es giebt eine der größten Krisen, einen Augenblick der allertiefsten Selbstbesinnung des Menschen: ob der Mensch sich davon erholt, ob er Herr wird über diese Krise, das ist eine Frage seiner Kraft: es ist möglich…

der moderne Mensch glaubt versuchsweise bald an diesen, bald an jenen Werth und läßt ihn dann fallen: der Kreis der überlebten und fallengelassenen Werthe wird immer voller; die Leere und Armut an Werthen kommt immer mehr zum Gefühl; die Bewegung ist unaufhaltsam — obwohl im großen Stil die Verzögerung versucht ist —

Endlich wagt er eine Kritik der Werthe überhaupt; er erkennt deren Herkunft; er erkennt genug, um an keinen Werth mehr zu glauben; das Pathos ist da, der neue Schauder…

Was ich erzähle, ist die Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte…

[«]

11[120]

(363)

Daß zwischen Subjekt und Objekt eine Art adäquater Relation stattfinde; daß das Objekt etwas ist, das von Innen gesehn Subjekt wäre, ist eine gutmüthige Erfindung, die, wie ich denke, ihre Zeit gehabt hat. Das Maaß dessen, was uns überhaupt bewußt <wird>, ist ja ganz und gar abhängig von grober Nützlichkeit des Bewußtwerdens: wie erlaubte uns diese Winkelperspektive des Bewußtseins irgendwie über „Subjekt“ und „Objekt“ Aussagen, mit denen die Realität berührt würde! —

[«]

11[121]

(364)

man kann die unterste und ursprünglichste Thätigkeit im Protoplasma nicht aus einem Willen zur Selbsterhaltung ableiten: denn es nimmt auf eine unsinnige Art mehr in sich hinein, als die Erhaltung bedingen würde: und vor allem, es „erhält sich“ damit eben nicht, sondern zerfällt… Der Trieb, der hier waltet, hat gerade dieses Sich-nicht-erhalten-Wollen zu erklären: „Hunger“ ist schon eine Ausdeutung, nach ungleich complicirteren Organismen (— Hunger ist eine spezialisirte und spätere Form des Triebes, ein Ausdruck der Arbeitstheilung, im Dienst eines darüber waltenden höheren Triebes)

[«]

11[122]

(365)

— dies ist es nicht was uns abscheidet: daß wir keinen Gott wiederfinden, weder in der Geschichte, noch in der Natur, noch hinter der Natur, — sondern daß wir das, was als Gott verehrt wurde, nicht als „göttlich“, sondern als heilige Fratze, als Moutonnerie, als absurde und erbarmungswürdige Niaiserie, als Princip der Welt- und Mensch-Verleumdung empfinden: kurz daß wir Gott als Gott leugnen. Es ist der Gipfel der psychologischen Verlogenheit des Menschen, sich ein Wesen als Anfang und „An-sich“ <nach> seinem Winkel-Maßstab des ihm gerade gut, weise, mächtig, werthvoll Erscheinenden herauszurechnen — und dabei die ganze Ursächlichkeit, vermöge deren überhaupt irgendwelche Güte, irgendwelche Weisheit, irgendwelche Macht besteht und Werth hat, wegzudenken. Kurz, Elemente der spätesten und bedingtesten Herkunft als nicht entstanden, sondern als „an sich“ zu setzen und womöglich gar als Ursache alles Entstehens überhaupt… Gehen wir von der Erfahrung aus, von jedem Fall, wo ein Mensch sich bedeutend über das Maaß des Menschlichen erhoben hat, so sehen wir, daß jeder hohe Grad von Macht Freiheit von Gut und Böse ebenso wie von „Wahr“ und „Falsch“ in sich schließt und dem, was Güte will, keine Rechnung gönnen kann: wir begreifen dasselbe noch einmal für jeden hohen

Grad von Weisheit — die Güte ist in ihr ebenso aufgehoben als die Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Tugend und andere Volks-Velleitäten der Werthung. Endlich jeder hohe Grad von Güte selbst: ist es nicht ersichtlich, daß er bereits eine geistige Myopie und Unfeinheit voraussetzt? insgleichen die Unfähigkeit, zwischen wahr und falsch zwischen nützlich und schädlich auf eine größere Entfernung hin zu unterscheiden? gar nicht davon zu reden, daß ein hoher Grad von Macht in den Händen der höchsten Güte die unheilvollsten Folgen („die Abschaffung des Übels“) mit sich bringen würde? — In der That, man sehe nur an, was der „Gott der Liebe“ seinen Gläubigen für Tendenzen eingiebt: sie ruiniren die Menschheit zu Gunsten des „Guten“ — In praxi hat sich derselbe Gott Angesichts der wirklichen Beschaffenheit der Welt als Gott der höchsten Kurzsichtigkeit, Teufelei und Ohnmacht erwiesen: woraus sich ergiebt, wie viel Werth seine Conception hat.

An sich hat ja Wissen und Weisheit keinen Werth; ebenso wenig als Güte: man muß immer erst noch das Ziel haben, von wo aus diese Eigenschaften Werth oder Unwerth erhalten — es könnte ein Ziel geben, von wo aus ein extremes Wissen einen hohen Unwerth darstellte (etwa wenn die extreme Täuschung eine der Voraussetzungen der Steigerung des Lebens wäre; insgleichen wenn die Güte etwa die Sprungfedern der großen Begierde zu lähmen und zu entmuthigen vermöchte…

Unser menschliches Leben gegeben, wie es ist, so hat alle „Wahrheit“, alle „Güte“ alle „Heiligkeit“, alle „Göttlichkeit“ im christlichen Stile bis jetzt sich als große Gefahr erwiesen — noch jetzt ist die Menschheit in Gefahr, an einer lebenswidrigen Idealität zu Grunde zu gehn

[«]

11[123]

(366)

Die Heraufkunft des Nihilismus.

Der Nihilism ist nicht nur eine Betrachtsamkeit über das „Umsonst!“, und nicht nur der Glaube, daß Alles werth ist, zu Grunde zu gehen: man legt Hand an, man richtet zu Grunde… Das ist, wenn man will, unlogisch: aber der Nihilist glaubt nicht an die Nöthig<ung>, logisch zu sein… Es ist der Zustand starker Geister und Willen: und solchen ist es nicht möglich, bei dem Nein „des

Urtheils“ stehn zu bleiben: — das Nein der That kommt aus ihrer Natur. Der Ver-Nichtung durch das Urtheil sekundirt die Ver-Nichtung durch die Hand.

[«]

11[124]

(367)

Wenn wir „Enttäuschte“ sind, so sind wir es nicht in Hinsicht auf das Leben: sondern daß uns über die „Wünschbarkeiten“ aller Art die Augen aufgegangen sind. Wir sehen mit einem spöttischen Ingrimm dem zu, was „Ideal“ heißt: wir verachten uns nur darum, nicht zu jeder Stunde jene absurde Regung niederhalten zu können, welche „Idealismus“ heißt. Die Verwöhnung ist stärker als der Ingrimm des Enttäuschten…

[«]

11[125]

(368)

Die vollkommene Unmündigkeit der Moralisten, welche unserem vielhäutigen und verborgenen Selbst zumuthen, einfach zu sein; welche sagen „gieb dich, wie du bist“: als ob man dazu nicht erst Etwas sein müßte, das ist…

[«]

11[126]

(369)

IV. NB. Die Auswahl der Gleichen, der „Auszug“, die Isolation —

[«]

11[127]

(370)

NB. gegen die Gerechtigkeit... Gegen J. Stuart Mill: Ich perhorreszire seine Gemeinheit, welche sagt „was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig; was du nicht willst usw., das füge auch keinem Andern zu“; welche den ganzen menschlichen Verkehr auf Gegenseitigkeit der Leistung begründen will, so daß jede Handlung als eine Art Abzahlung erscheint für etwas, das uns erwiesen ist. Hier ist die Voraussetzung **unvornehm** im untersten Sinn: hier wird die Äquivalenz der Werthe von Handlungen vorausgesetzt bei mir und dir; hier ist der persönlichste Werth einer Handlung einfach annullirt (das, was durch Nichts ausgeglichen und bezahlt werden kann —) Die „Gegenseitigkeit“ ist eine große Gemeinheit; gerade daß Etwas, was ich thue, nicht von Einem Andern gethan werden dürfte und könnte, daß es keinen Ausgleich geben darf — außer in der ausgewähltesten Sphäre der „meines Gleichen“, inter pares —; daß man in einem tieferen Sinne nie zurückgiebt, weil man etwas Einmaliges ist und nur Einmaliges thut — diese Grundüberzeugung enthält die Ursache der **aristokratischen Absonderung von der Menge**, weil die Menge an „Gleichheit“ und folglich Ausgleichbarkeit und „Gegenseitigkeit“ glaubt.

[«]

11[128]

(371)

Es ist das verwandtschaftliche Gefühl, das die Kinder Eines Volkes miteinander verbindet: diese Verwandtschaft ist physiologisch tausendfach stärker als man gemeinhin annimmt. Sprache, Sitten, Gemeinsamkeit der Interessen und Schicksale — das ist Alles wenig gegen jenes Sich-verstehen-können auf Grund gleicher Vorfahren.

[«]

11[129]

der Niedergang des deutschen Geistes, der mit der Heraufkunft der Vaterländerei und des Nationalism Schritt gehalten hat —

[«]

11[130]

Zum Weibe redet man nicht von Wahrhaftigkeit: „gieb dich, wie du bist“ bedeutet zum Weibe geredet beinahe das Gegentheil von dem, was es als Aufforderung an den Mann bedeutet

[«]

11[131]

— nicht für seinen Glauben wird er verbrannt, mit kleinen grünen Hölzern: sondern dafür, daß er zu seinem Glauben keinen Muth mehr hat.

[«]

11[132]

— ein Mensch, wie er sein soll: das klingt uns so abgeschmackt wie: „ein Baum, wie er sein soll“

[«]

11[133]

NB. Man erkennt die Überlegenheit des griechischen Menschen, des Renaissance-Menschen an — aber man möchte ihn ohne seine Ursachen und Bedingungen haben: über die Griechen fehlt bis heute eine tiefere Einsicht

[«]

11[134]

„Dinge, die eine Beschaffenheit an sich haben“ — eine dogmatische Vorstellung, mit der man absolut brechen muß

[«]

11[135]

Zur Kritik der großen Worte. — Ich bin voller Argwohn und Bosheit gegen das, was man „Ideal“ nennt: hier liegt mein Pessimism, erkannt zu haben, wie die „höheren Gefühle“ eine Quelle des Unheils d.h. der Verkleinerung und Wertherniedrigung des Menschen sind.

— man täuscht sich jedes Mal, wenn man einen „Fortschritt“ von einem Ideal erwartet: der Sieg des Ideals war jedes Mal bisher eine retrograde Bewegung.

— Christenthum, Revolution, Aufhebung der Sklaverei, gleiches Recht, Philanthropie, Friedensliebe, Gerechtigkeit, Wahrheit: alle diese großen Worte haben nur Werth im Kampf, als Standarte: nicht als Realitäten, sondern als Prunkworte für etwas ganz Anderes (ja Gegensätzliches!)

[«]

11[136]

Kritik der großen Worte.

„Freiheit“ für Wille zur Macht
„Gerechtigkeit“
„Gleichheit der Rechte“
„Brüderlichkeit“
„Wahrheit“ (bei Sekten usw.

[«]

11[137]

Die „wachsende Autonomie des Individuums“: davon reden diese Pariser Philosophen, wie Fouillée: sie sollten doch nur die race moutonnière ansehen, die sie selber sind!…

Macht doch die Augen auf, ihr Herren Zukunfts-Sociologen!

Das „Individuum“ ist stark geworden unter umgekehrten Bedingungen: ihr beschreibt die äußerste Schwächung und Verkümmerung des Menschen, ihr wollt sie selbst und braucht den ganzen Lügenapparat des alten Ideals dazu! ihr seid der Art, daß ihr eure Heerdenthier-Bedürfnisse wirklich als Ideal empfindet!

Der vollkommene Mangel an psychologischer Rechtschaffenheit!

[«]

11[138]

(372)

Die Herkunft des Ideals. Untersuchung des Bodens, auf dem es wächst.

A. Von den „aesthetischen“ Zuständen ausgehn, wo die Welt voller runder, vollkommener gesehen wird —

das heidnische Ideal: darin die Selbstbejahung vorherrschend vom Buffo an

— der höchste Typus: das klassische Ideal — als Ausdruck eines Wohlgerathenseins aller Hauptinstinkte

— darin wieder der höchste Stil: der große Stil Ausdruck des „Willens zur Macht“ selbst (der am meisten gefürchtete Instinkt wagt sich zu bekennen)

— man giebt ab —

B. Von Zuständen ausgehn, wo die Welt leerer, blässer, verdünnter gesehen wird, wo die „Vergeistigung“ und Unsinnlichkeit den Rang des Vollkommnen einnimmt; wo am meisten das Brutale, Thierisch-Direkte, Nächste vermieden wird: der „Weise“, „der Engel“ (priesterlich = jungfräulich = unwissend) physiologische Charakteristik solcher „Idealisten“…

das anämische Ideal: unter Umständen kann es das Ideal solcher Naturen sein, welche das erste, das heidnische darstellen (: so sieht Goethe in Spinoza seinen „Heiligen“)

— man rechnet ab, man wählt —

C. Von Zuständen ausgehn, wo wir die Welt absurder, schlechter, ärmer, täuschender empfinden, als daß wir in ihr noch das Ideal vermuthen oder wünschen: die Projektion des Ideals in das Wider-Natürliche, Wider-Thatsächliche, Wider-Logische. Der Zustand dessen, der so urtheilt (— die „Verarmung“ der Welt als Folge des Leidens: man nimmt, man giebt nicht **mehr** —)
: das widernatürliche Ideal
— man negirt, man vernichtet —

(Das christliche Ideal ist ein Zwischengebilde zwischen dem zweiten und dritten, bald mit dieser, bald mit jener Gestalt überwiegend.)

die drei Ideale

A. Entweder eine Verstärkung (heidnisch)
B. oder eine Verdünnung (anämisch) des Lebens
C. oder eine Verleugnung (widernatürlich)

die „Vergöttlichung“ gefühlt in der höchsten Fülle
in der zartesten Auswahl
in der Zerstörung und Verachtung des Lebens.

[«]

11[139]

Der Grad der Spannung, des Widerstandes, der Gefahr, des berechtigten Mißtrauens; der Grad, in dem Opfer von Menschenleben gebracht werden, in dem die Wahrscheinlichkeit des Mißerfolges groß ist und trotzdem das Wagniß gewagt wird: —

[«]

11[140]

Die **Heerdenthier-Ideale** — jetzt gipfelnd als höchste Werthansetzung der „Societät“: Versuch, ihr einen kosmischen, ja metaphysischen Werth zu geben

gegen sie vertheidige ich den Aristokratism.

Eine Gesellschaft, welche in sich jene Rücksicht und Delikatesse in Bezug auf Freiheit bewahrt, muß sich als Ausnahme fühlen und sich gegenüber eine Macht haben, gegen welche sie sich abhebt, gegen welche sie feindselig ist und herabblickt

— je mehr ich Recht abgebe und mich gleich stelle, um so mehr gerathe ich unter die Herrschaft der Durchschnittlichsten, endlich der Zahlreichsten

— die Voraussetzung, welche eine aristokratische Gesellschaft in sich hat, um zwischen ihren Mitgliedern den hohen Grad von Freiheit zu erhalten, ist die extreme Spannung, welche aus dem Vorhandensein des entgegengesetzten Triebes bei allen Mitgliedern entspringt: des Willens zur Herrschaft…

[«]

11[141]

wenn ihr die starken Gegensätze und Rangverschiedenheit wegschaffen wollt, so schafft ihr die starke Liebe, die hohe Gesinnung, das Gefühl des Für-sich-seins auch ab.

[«]

11[142]

Zur wirklichen Psychologie der Freiheits- und Gleichheits-Societät:

was nimmt ab? Der Wille zur Selbstverantwortlichkeit — Zeichen des Niedergangs der Autonomie
die Wehr- und Waffentüchtigkeit, auch im Geistigsten
— die Kraft zu commandiren

der Sinn der Ehrfurcht, der Unterordnung, des Schweigenkönnens.
die große Leidenschaft, die große Aufgabe, die Tragödie, die Heiterkeit

[«]

11[143]

Capitel:

Kritik der großen Worte.

Von der Herkunft des Ideals.

das Heerdenthier-Ideal	Wie man die Tugend zur Herrschaft bringt.
	Die Circe der Philosophen.
das asketische Ideal	Das religiöse Ideal.
	Physiologie des Ideals I. II. III
das Herren-Ideal	Das politische Ideal.
	„Wissenschaft“
das Geistigkeits-Ideal	

III das Heerdenthier-Ideal
III das Herren-Ideal
I das Ideal der Widernatur
II das Ideal der Geistigkeit
I das heidnische Ideal
III das Einsiedler Ideal (Stoa usw.)
II das Ideal der Versinnlichung

Tafel:
Von der Herkunft des Ideals

A. das Heerdenthier-Ideal
das Herrenthier-Ideal

das Einsiedlerthier-Ideal
B. das heidnische Ideal
das Ideal der Widernatur
C. das Ideal der Versinnlichung
das Ideal der Vergeistigung
das Ideal des dominirenden Affekts

Kritik der großen Worte.
Wahrheit.
Gerechtigkeit.
Liebe.
Frieden.
Tugend
Freiheit.
Güte
Rechtschaffenheit
Genie
Weisheit

[«]

11[144]

Pascal: le pire mal est celui, qu’on fait par bonne intention.

[«]

11[145]

Rolle des „Bewußtseins“

Es ist wesentlich, daß man sich über die Rolle des „Bewußtseins“ nicht vergreift: es ist unsere Relation mit der „Außenwelt“, welche es entwickelt hat. Dagegen die Direktion, resp. die Obhut und Vorsorglichkeit in Hinsicht auf das Zusammenspiel der leiblichen Funktionen tritt uns nicht ins Bewußtsein; ebenso wenig als die geistige Einmagazinirung:

daß es dafür eine oberste Instanz giebt, darf man nicht bezweifeln: eine Art leitendes Comité, wo die verschiedenen Hauptbegierden ihre Stimme und Macht geltend machen. „Lust", „Unlust" sind Winke aus dieser Sphäre her: …der Willensakt insgleichen. Die Ideen insgleichen

In summa: das, was bewußt wird, steht unter causalen Beziehungen, die uns ganz und gar vorenthalten sind, — die Aufeinanderfolge von Gedanken, Gefühlen, Ideen im Bewußtsein drückt nichts darüber aus, daß diese Folge eine causale Folge ist: es ist aber scheinbar so, im höchsten Grade. Auf diese Scheinbarkeit hin haben wir unsere ganze Vorstellung von Geist, Vernunft, Logik usw. gegründet (das giebt es Alles nicht: es sind fingirte Synthesen und Einheiten)… Und diese wieder in die Dinge, hinter die Dinge projicirt!

Gewöhnlich nimmt man das Bewußtsein selbst als Gesammt-Sensorium und oberste Instanz: indessen es ist nur ein Mittel der Mittheilbarkeit: es ist im Verkehr entwickelt, und in Hinsicht auf Verkehrs-Interessen… „Verkehr" hier verstanden auch von den Einwirkungen der Außenwelt und den unsererseits dabei nöthigen Reaktionen; ebensowie von unseren Wirkungen nach außen. Es ist nicht die Leitung, sondern ein Organ der Leitung —

[«]

11[146]

Die Mittel, vermöge deren eine stärkere Art sich erhält.

Sich ein Recht auf Ausnahme-Handlungen zugestehn; als Versuch der Selbstüberwindung und der Freiheit
Sich in Zustände begeben, wo es nicht erlaubt ist, nicht Barbar zu sein
Sich durch jede Art von Askese eine Übermacht und Gewißheit in Hinsicht auf seine Willensstärke verschaffen.
Sich nicht mittheilen; das Schweigen; die Vorsicht vor der Anmuth.
Gehorchen lernen, in der Weise, daß es eine Probe für die Selbst-Aufrechterhaltung abgiebt. Casuistik des Ehrenpunktes ins Feinste getrieben.
Nie schließen „was Einem recht ist, ist dem Andern billig" — sondern umgekehrt!
Die Vergeltung, das Zurückgeben-dürfen als Vorrecht behandeln, als Auszeichnung zugestehn —
Die Tugend der Anderen nicht ambitioniren.

[«]

11[147]

Theorie des Geschlechtstriebs: „die ‚homunculi‘, welche in’s Dasein begehren, vereinigen ihr Verlangen zum Leben in ein Collektiv-Verlangen, welches das Bewußtsein bemerkt und für sein eignes Bedürfniß nimmt“ —

Renan’s Worte Hartley Fouillée p 217.

[«]

11[148]

Die Zeit kommt, wo wir dafür bezahlen müssen, zwei Jahrtausende lang Christen gewesen zu sein: wir verlieren das Schwergewicht, das uns leben ließ, — wir wissen eine Zeit lang nicht, wo aus, noch ein. Wir stürzen jählings in die entgegengesetzten Werthungen, mit dem gleichen Maaße von Energie, mit dem wir Christen gewesen sind — mit dem wir die unsinnige Übertreibung des christlichen — — —

1) die „unsterbliche Seele“; der ewige Werth der „Person“ —
2) die Lösung, die Richtung, die Werthung im „Jenseits“ —
3) der moralische Werth als oberster Werth, das „Heil der Seele“ als Cardinal-Interesse —
4) „Sünde“, „irdisch“, „Fleisch“, „Lüste“ — als „Welt“ stigmatisirt.

Jetzt ist Alles durch und durch falsch, „Wort“, durcheinander, schwach oder überspannt

a) man versucht eine Art von irdischer Lösung, aber im gleichen Sinne, in dem des schließlichen Triumphs von Wahrheit, Liebe, Gerechtigkeit: der Socialismus: „Gleichheit der Person“
b) man versucht ebenfalls das Moral-Ideal festzuhalten (mit dem Vorrang des Unegoistischen, der Selbstverleugnung, der Willens-Verneinung)
c) man versucht selbst das „Jenseits“ festzuhalten: sei es auch nur, als antilogisches x: aber man kleidet es sofort so aus, daß eine Art metaphysischer Trost alten Stils aus ihm gezogen werden kann

d) man versucht die göttliche Leitung alten Stils, die belohnende, bestrafende, erziehende, zum Besseren führende Ordnung der Dinge aus dem Geschehen herauszulesen
e) man glaubt nach wie vor an Gut und Böse: so, daß man den Sieg des Guten und die Vernichtung des Bösen als Aufgabe empfindet (— das ist englisch, typischer Fall der Flachkopf John Stuart Mill)
f) die Verachtung der „Natürlichkeit“, der Begierde, des Ego: Versuch selbst die höchste Geistigkeit und Kunst als Folge einer Entpersönlichung und als désintéressement zu verstehn
g) man erlaubt der Kirche, sich immer noch in alle wesentlichen Erlebnisse und Hauptpunkte des Einzellebens einzudrängen, um ihnen Weihe, höheren Sinn zu geben: wir haben auch einen „christlichen Staat“, die christliche „Ehe“ —

[«]

11[149]

Der vollkommene Nihilismus

seine Symptome: die große Verachtung
das große Mitleid
die große Zerstörung

sein Culminations-Punkt: eine Lehre, welche gerade das Leben, das Ekel, Mitleid und die Lust zur Zerstörung rege macht, als absolut und ewig lehrt

[«]

11[150]

Zur Geschichte des europäischen Nihilismus.

Die Periode der **Unklarheit**, der Tentativen aller Art, das Alte zu conserviren und das Neue nicht fahren zu lassen.

Die Periode der **Klarheit**: man begreift, daß Altes und Neues Grundgegensätze sind: die alten Werthe aus dem niedergehenden, die neuen aus dem aufsteigenden Leben geboren, — <daß> Erkenntniß der Natur und Geschichte uns nicht mehr solche „Hoffnungen“ gestattet, — daß alle alten Ideale lebensfeindliche Ideale sind (aus der décadence geboren und die décadence bestimmend, wie sehr auch im prachtvollen Sonntags-Aufputz der Moral) — wir verstehen das Alte und sind lange nicht stark genug zu einem Neuen.

Die Periode der **drei großen Affekte**
der Verachtung
des Mitleids
der Zerstörung
Die Periode der **Katastrophe**
die Heraufkunft einer Lehre, welche
die Menschen aussiebt… welche
die Schwachen zu Entschlüssen treibt
und ebenso die Starken

[«]

11[151]

Einsicht, welche den „freien Geistern“ fehlt: dieselbe Disciplin, welche eine starke Natur noch verstärkt und zu großen Unternehmungen befähigt, zerbricht und verkümmert die mittelmäßigen.

: der Zweifel
: la largeur <de cœur>
: das Experiment
: die Independenz.

[«]

11[152]

meine „Zukunft“

eine stramme Polytechniker-Bildung

Militärdienst: so daß durchschnittlich jeder Mann der höheren Stände Offizier ist, er sei sonst, was er sei

[«]

11[153]

Die Lasterhaften und Zügellosen: ihr deprimirender Einfluß auf den Werth der Begierden. Es ist die schauerliche Barbarei der Sitte, welche, im Mittelalter vornehmlich, zu einem wahren „Bund der Tugend“ zwingt — nebst ebenso schauerlichen Übertreibungen über das, was den Werth des Menschen ausmacht. Die kämpfende „Civilisation“ (Zähmung) braucht alle Art Eisen und Tortur, um sich gegen die Furchtbarkeit und Raubthier-Natur aufrecht zu erhalten.

Hier ist eine Verwechslung ganz natürlich, obwohl vom schlimmsten Einfluß: das, was Menschen der Macht und des Willens von sich verlangen können, giebt ein Maaß auch für das, was sie sich zugestehen dürfen. Solche Naturen sind der Gegensatz der Lasterhaften und Zügellosen: obwohl sie unter Umständen Dinge thun, derentwegen ein geringerer Mensch des Lasters und der Unmäßigkeit überführt wäre.

Hier schadet der Begriff der „Gleichwerthigkeit der Menschen vor Gott“ außerordentlich: man verbot Handlungen und Gesinnungen, welche, an sich, zu den Prärogativen der Starkgerathenen gehören, — wie als ob sie an sich des Menschen unwürdig wären. Man brachte die ganze Tendenz des starken Menschen in Verruf, indem man die Schutzmittel der Schwächsten (auch gegen sich Schwächsten) als Werth-Norm aufstellte.

Die Verwechslung geht so weit, daß man geradezu die großen Virtuosen des Lebens (deren Selbstherrlichkeit den schärfsten Gegensatz zum Lasterhaften und „Zügellosen“ abgiebt) mit den schimpflichsten Namen brandmarkte. Noch jetzt glaubt man einen Cesare Borgia mißbilligen zu müssen: das ist einfach zum Lachen. Die Kirche hat deutsche Kaiser auf Grund ihrer Laster in Bann gethan: als ob ein Mönch oder Priester über das mitreden dürfte, was ein Friedrich der Zweite von sich fordern darf. Ein Don Juan wird in die Hölle geschickt: das ist sehr naiv. Hat man bemerkt, daß im Himmel alle interessanten Menschen fehlen?… Nur ein Wink für die Weiblein, wo sie ihr Heil am besten finden… Denkt man ein wenig consequent und außerdem mit einer vertieften Einsicht in das, was ein „großer

Mensch“ ist, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Kirche alle „großen Menschen“ in die Hölle schickt —, sie kämpft gegen alle „Größe des Menschen“…

[«]

11[154]

Der „Ehr-Begriff“: beruhend auf dem Glauben an „gute Gesellschaft“, an ritterliche Hauptqualitäten, an die Verpflichtung, sich fortwährend zu repräsentiren. Wesentlich: daß man sein Leben nicht wichtig nimmt; daß man unbedingt auf respektvollste Manieren hält, seitens aller, mit denen man sich berührt (zum Mindesten, so weit sie nicht zu „uns“ gehören); daß man weder vertraulich, noch gutmüthig, noch lustig, noch bescheiden ist, außer inter pares; daß man sich immer repräsentirt…

[«]

11[155]

N<eues> T<estament>

Der Krieg gegen die Vornehmen und Mächtigen, wie er im neuen Testament geführt wird, ist ein Krieg wie der des Reineke und mit gleichen Mitteln: nur immer in priesterlicher Salbung und in entschiedener Ablehnung, um seine eigne Schlauheit zu wissen.

[«]

11[156]

Man spricht von der „tiefen Ungerechtigkeit“ des socialen Pakts: wie als ob die Thatsache, daß dieser unter günstigen, jener unter ungünstigen Verhältnissen geboren wird, eine Ungerechtigkeit sei; oder gar, daß dieser mit diesen Eigenschaften, jener mit jenen geboren wird… Dies ist unbedingt zu bekämpfen. Der falsche Begriff „Individuum“ führt zu diesem Unsinn. Die Umstände, aus denen ein Mensch wächst, von ihm zu isoliren und ihn, wie eine „seelische Monade“, gleichsam bloß hineinsetzen oder fallen lassen: ist eine Folge der elenden Seelen-Metaphysik. Niemand hat ihm Eigenschaften gegeben, weder Gott, noch seine Eltern; niemand ist verantwortlich, daß er ist, daß er so und so ist, daß er unter diesen Umständen ist… Der Faden des Lebens, den er jetzt darstellt, ist nicht herauszulösen aus allem, was war und sein muß: da er nicht das Resultat einer langen Absicht ist, überhaupt keines Willens zu einem „Ideal von Mensch“ oder „Ideal von Glück“ oder „Ideal von Moralität“, so ist es absurd, irgendwohin sich „abwälzen“ wollen: wie als ob irgendwo eine Verantwortung läge.

Die Revolte des „Leidenden“ gegen

Gott
Gesellschaft
Natur
Vorfahren
Erziehung usw.

imaginirt Verantwortlichkeiten und Willensformen, die es gar nicht giebt. Man soll nicht von einem Unrecht reden in Fällen, wo gar keine Vorbedingungen für Recht und Unrecht da sind. Daß eine Seele jeder Seele an sich gleich sei — oder gleich sein sollte: das ist die schlimmste Art optimistischer Schwärmerei. Das Umgekehrte ist das Wünschbare, die möglichste Unähnlichkeit und folglich Reibung, Kampf, Widerspruch: und, das Wünschbare ist das Wirkliche, glücklicher Weise!

[«]

11[157]

Die Absicht auf gleiche Rechte und endlich auf gleiche Bedürfnisse, eine beinahe unvermeidliche Consequenz unserer Art Civilisation des Handels und der politischen Stimmen-Gleichwerthigkeit, bringt den Ausschluß und das langsame Aussterben der höheren, gefährlicheren, absonderlicheren und in summa neueren Menschen mit sich: das Experimentiren hört gleichsam auf, und ein gewisser Stillstand ist erreicht.

[«]

11[158]

Der Revolter-Pessimismus (statt „Entrüstungs-Pessimismus“)

[«]

11[159]

Zum „großen Ekel“: theils daran leidend, theils
selbst erzeugend
die nervös-katholisch-erotische Litteratur
der Litteratur-Pessimismus Frankreichs | Flaubert. Zola. Goncourt. Baudelaire.
die dîners chez Magny
Zum „großen Mitleid“
Tolstoi, Dostoiewsky
Parsifal

[«]

11[160]

Die wahre Civilisation besteht, nach Baudelaire, dans la diminution du péché originel. B<audelaire>

[«]

11[161]

Le Français est un animal de basse-cour si bien domestiqué, qu’il n’ose franchir aucune palissade. B<audelaire>

C’est un animal de race latine: l’ordure ne lui déplaît pas, dans son domicile, et, en littérature, il est scatophage. Il raffole des excréments… B<audelaire>

[«]

11[162]

Tartuffe. Keine Komödie, sondern ein Pamphlet. Ein Atheist, wenn er zufällig ein Mann von guter Erziehung ist, wird, in Hinsicht auf das Stück, denken, daß man gewisse schwere Fragen nie der Canaille ausliefern soll. B<audelaire>

[«]

11[163]

Baudelaire spricht in Bezug auf Petronius von ses terrifiantes impuretés, ses bouffonneries attristantes

Unsinn: aber symptomatisch…

[«]

11[164]

genus irritabile vatum

[«]

11[165]

wie Trimalchion, der seine Hände an den Haaren seiner Sklaven abwischt…

[«]

11[166]

livres vécus, poèmes vécus.

[«]

11[167]

Byron: geschwätzig. Mais, en revanche, ces sublimes défauts, qui font le grand poète: la mélancholie, toujours inséparable du sentiment du beau, et une personnalité ardente, diabolique, un esprit salamandrin.

[«]

11[168]

„… il n'y a de grand parmi les hommes que le poète, le prêtre et le soldat: l'homme qui chante, l'homme, qui bénit, l'homme qui sacrifie et se sacrifie. Le reste n'est fait que pour le fouet…“

[«]

11[169]

„il n'y a de gouvernement raisonnable et assuré que l'aristocratique. Monarchie ou république, basées sur la démocratie, sont également absurdes et faibles.“

[«]

11[170]

„avant tout être un grand homme et un saint pour soi même.“

[«]

11[171]

„Dieu est le seul être qui, pour régner, n'a même pas besoin d'exister.“

[«]

11[172]

Zur Theorie der „Hingebung“…

L'amour, c'est le goût de la prostitution. Il n'est même pas de plaisir noble, qui ne puisse être ramené à la prostitution. L'être le plus prostitué, c'est l'être par excellence, c'est Dieu. Dans un spectacle, dans un bal chacun jouit de tous. Qu'est-ce que l'art? Prostitution

L'amour peut dériver d'un sentiment généreux: le goût de la prostitution. Mais il est bientôt corrompu par le goût de la propriété.

[«]

11[173]

De la féminéité de l'église comme raison de son omnipuissance.

[«]

11[174]

Daß die Liebe der Tortur gleicht oder einer chirurgischen Operation. Daß Einer von Beiden immer der Henker oder der Operateur ist.

Worin besteht das größte Vergnügen der Liebe? hat man in Gegenwart Baudelaire's gefragt. Einer antwortete: im Empfangen, ein Anderer: im Sich-geben. Dieser sagte: Wollust des Stolzes, jener: Wollust der Demuth (volupté d'humilité) Alle diese orduriers redeten wie die imitatio Christi. Endlich fand sich ein unverschämter Utopist, welcher behauptete, das größte Vergnügen der Liebe bestünde darin, Bürger für das Vaterland zu bilden.

Moi, je dis: la volupté unique et suprême de l'amour gît dans la certitude de faire le mal. Et l'homme et la femme savent, de naissance, que dans le mal se trouve toute volupté.

[«]

11[175]

Wir lieben die Frauen im Verhältniß dazu, als sie uns fremd sind. Aimer les femmes intelligentes est un plaisir de pédéraste.

[«]

11[176]

Magerkeit ist nackter, indecenter als Fett.

[«]

11[177]

L’enthousiasme qui s’applique à autre chose que les abstractions est un signe de faiblesse et de maladie.

[«]

11[178]

Das Gebet. Connais donc les jouissances d’une vie âpre et prie, prie sans cesse. La prière est réservoir de force.

[«]

11[179]

Die Völker thun Alles, um keine großen Männer zu haben. Der große Mann muß also, um zu existiren, eine Kraft im Angriff haben, die größer ist als die Widerstands-Kraft, welche durch Millionen von Individuen entwickelt wird.

[«]

11[180]

Hinsichtlich des Schlummers, aventure sinistre de tous les soirs, kann man sagen: die Menschen schlafen mit einer Kühnheit ein, die unverständlich sein würde, wüßte man nicht, daß sie aus der Unkenntniß der Gefahr stammt.

[«]

11[181]

Diese großen schönen Schiffe, unmerklich schwankend auf dem ruhigen Wasser, diese starken Fahrzeuge, mit müssiger und von Heimweh redender Miene, sagen sie uns nicht in einer stummen Sprache: „wann reisen wir ab pour le bonheur?“

[«]

11[182]

En politique, le vrai saint est celui, qui fouette et tue le peuple, pour le bien du peuple.

[«]

11[183]

Das Schöne, wie es Baudelaire versteht (und Richard Wagner —) Etwas Glühendes und Trauriges, ein wenig unsicher, Raum der Vermuthung gebend.

[«]

11[184]

une tête séduisante et belle, une tête de femme, c’est une tête qui fait rêver à la fois, mais d’une manière confuse, de volupté et de tristesse; qui comporte une idée de mélancholie, de lassitude, même de satiété, — soit une idée contraire, c’est-à-dire une ardeur, un désir de vivre, associés avec une amertume refluante, comme venant de privation ou de désespérance. Le mystère, le regret sont aussi des caractères du Beau.

[«]

11[185]

Ein schöner Mannskopf hat nicht nöthig (außer vielleicht in den Augen eines Weibs), diese Idee der Wollust in sich zu enthalten, welche, in einem Weibsgesicht, eine um so anziehendere Provokation ist, als es gemeinhin melancholischer ist. Aber auch dieser Kopf wird etwas Glühendes und Trauriges enthalten, von spirituellen Bedürfnissen, von Ambitionen, die im Dunklen gehalten sind, die Idee einer Macht, die im Grunde gronde et ohne Verwendung <ist>, bisweilen die Idee d'une insensibilité vengeresse, bisweilen — im interessantesten Falle — das Geheimniß und endlich le malheur.

[«]

11[186]

Auto-idolâtrie. Poetische Harmonie des Charakters. Eurythmie des Charakters und der Fähigkeiten. Alle Fähigkeiten bewahren. Alle Fähigkeiten wachsen machen. Ein Cultus.

[«]

11[187]

Was am Weibe bezaubert und die Schönheit ausmacht.

l'air blasé, l'air ennuyé, l'air évaporé, l'air impudent, l'air froid, l'air de regarder en dedans, l'air de domination, l'air de volonté, l'air méchant, l'air malade, l'air chat, enfantillage, nonchalance et malice mêlées.

[«]

11[188]

In protestantischen Ländern fehlt es an zwei Dingen, die indispensabel für das Glück eines wohlerzogenen Manns sind, la galanterie et la dévotion

[«]

11[189]

Das Berauschende am schlechten Geschmack: das aristokratische Vergnügen, zu mißfallen.

[«]

11[190]

Der Stoicism, der nur Ein Sakrament hat: den Selbstmord…

[«]

11[191]

La femme est naturelle, c’est-à-dire abominable. Aussi est-elle toujours vulgaire, c’est-à-dire le contraire du dandy.

[«]

11[192]

Il y a dans tout changement quelque chose d’infâme et d’agréable à la fois, quelque chose, qui tient de l’infidélité et du déménagement.

[«]

11[193]

il y a des gens, qui ne peuvent s’amuser qu’en troupe. Le vrai héros s’amuse tout seul.

[«]

11[194]

Man muß arbeiten, wenn nicht aus Geschmack, so mindesten aus Verzweiflung, da, Alles wohl erwogen, arbeiten weniger langweilig ist als sich amüsiren.

[«]

11[195]

Ganz noch Kind, empfand ich in meinem Herzen 2 contradiktorische Gefühle: l’horreur de la vie et l’extase de la vie. C’est bien le fait d’un paresseux nerveux.

[«]

11[196]

Baudelaire sagt von sich „De Maistre et Edgar Poe haben mich räsonniren gelehrt“

[«]

11[197]

Die Todesstrafe, Resultat einer mystischen Idee, die heute ganz unbegriffen ist. Die Todesstrafe hat nicht als Ziel die Gesellschaft zu sauver, materiellement: sie will sie und den Schuldigen spirituellement sauver. Damit das Opfer vollkommen sei, muß Zustimmung und Freude auf Seiten des Opfers sein. Chloroform einem zum Tode Verurtheilten geben wäre eine Gottlosigkeit: denn das würde das Bewußtsein de sa grandeur comme victime nehmen und die chances, das Paradies zu gewinnen, ihm nehmen.

Was die Tortur betrifft, so stammt sie aus der partie infâme du cœur de l’homme, welche Durst nach Wollust hat. Cruauté et volupté, identische Sensationen, wie die extreme Hitze und der extreme Frost.

[«]

11[198]

Ce qu’il y a de vil dans une fonction quelconque.

Un dandy ne fait rien. Vous figurez-vous un dandy parlant au peuple, excepté pour le bafouer?

Es giebt nur 3 respektable Wesen: Priester, Krieger, Poet. Savoir, tuer et créer.

Die anderen Menschen sind taillables ou corvéables, faits pour l'écurie, c'est-à-dire pour exercer ce qu'on appelle des professions.

[«]

11[199]

La femme Sand war ein Moralist.

— elle a le fameux style coulant, cher aux bourgeois.

— elle est bête, elle est lourde, elle est bavarde. In Dingen der Moral die gleiche Tiefe des Urtheils, die gleiche Delikatesse des Gefühls, wie les concierges et les filles entretenues.

— eine naive Alte, die nicht die Bretter verlassen will

— sie hat sich überredet, se fier à son bon cœur et à son bon sens und überredet andere grosses bêtes, es ebenso zu machen.

— ich kann an diese stupide créature nicht denken, ohne einen Schauder des Abscheus.

[«]

11[200]

Ich langweile mich in Frankreich, weil alle Welt darin Voltaire gleicht. Voltaire ou Antipoète (Emerson habe ihn vergessen), le roi des badauds, le prince des superficiels, l'antiartiste, le prédicateur des concierges.

[«]

11[201]

Voltaires Spott über die unsterbliche Seele, welche, während 9 Monate, zwischen Excrementen und Urin residirt. Baudelaire erräth in dieser Localisirung „une malice ou une satire de la Providence contre l'amour et, dans le mode de la génération, un signe du péché originel. De fait, nous ne pouvons faire l'amour qu'avec des organes excrémentiels.“

[«]

11[202]

Desinfektion der Liebe durch die Kirche: die Ehe

[«]

11[203]

Dandysme. Was der höhere Mensch ist? Das ist kein Spezialist. C’est l’homme de loisir et d’éducation générale. Être riche et aimer le travail.

[«]

11[204]

Das ist langweilig an der Liebe: sie ist ein Verbrechen, wo man nicht umhin kann, einen Complicen zu haben.

[«]

11[205]

Si tu étais jesuite et révolutionnaire, comme tout vrai politique doit l’être ou l’est fatalement…

[«]

11[206]

Die Diktatoren sind les domestiques du peuple, nichts mehr; und der Ruhm ist das Resultat der Anpassung — l’adaptation d’un esprit à la sottise nationale —

[«]

11[207]

Was ist die Liebe? Ein Bedürfniß, aus sich hinauszugehn.

Der Mensch ist un animal adorateur. Adorer c’est se sacrifier et se prostituer. Aussi tout amour est-il prostitution.

l’indestructible, éternelle, universelle et ingénieuse férocité humaine. Liebe zum Blut, l’ivresse du sang, l’ivresse des foules.

[«]

11[208]

NB. Défions-nous du peuple, du bon sens, du cœur, de l’inspiration et de l’évidence.

Wie kann man die Frauen in die Kirche lassen? Was für eine Conversation können sie mit Gott führen?

L’éternelle Vénus (caprice, hystérie, fantaisie) est une des formes séduisantes du diable.

[«]

11[209]

In der Liebe ist l’entente cordiale Folge eines Mißverständnisses. Ce malentendu c’est le plaisir. Die Kluft bleibt unüberbrückt.

[«]

11[210]

„Soyons médiocres!“ Saint-Marc Girardin, aus leidenschaftlichem Haß gegen le sublime.

[«]

11[211]

Man soll den regierenden Fürsten nicht die Verdienste und Laster des Volkes zuschreiben, über welches sie Herr sind. Diese Verdienste und Laster gehören fast immer zur Atmosphäre der vorhergehenden Regierung.

Ludwig der XIV erbt die Leute von Ludwig dem XIII: gloire.

Napoleon erbt die Leute der Republik: gloire.

Napoleon erbt die Leute von Louis-Philippe: déshonneur.

[«]

11[212]

Unvertilgbarer Geschmack de la prostitution im Herzen des Menschen: daher seine horreur vor der Einsamkeit. — Il veut être deux.

Das Genie (l'homme de génie) veut être un, donc solitaire

La gloire, c'est rester un, et se prostituer d'une manière particulière.

[«]

11[213]

C'est cette horreur de la solitude, le besoin d'oublier son moi dans la chair extérieure, que l'homme appelle noblement besoin d'aimer.

[«]

11[214]

De la nécessité de battre les femmes.

[«]

11[215]

Der Handel ist, seinem Wesen nach, satanisch. Le commerce, c'est le prêté-rendu, c'est le prêt avec le sous-entendu: Rends-moi plus que je ne te donne.

— Der Geist jedes Handeltreibenden ist völlig vicié.

— Le commerce est naturel, donc il est infâme.

— Der Mindest-Verruchte unter allen Handeltreibenden ist der welcher sagt: seien wir tugendhaft, um viel mehr Geld zu gewinnen als die Thoren, welche lasterhaft sind. Für den Handelsmann ist die Honnetetät selbst eine Spekulation auf Gewinn.

— Le commerce est satanique, parce qu'il est une des formes de l'égoïsme —

[«]

11[216]

Nur durch Mißverständnisse befindet sich alle Welt im Einklang. Wenn man, unglücklicherweise, sich begriffe, so würde man sich nie mit einander verstehen

Ein Mann von Geist, der also, welcher sich nie mit Jemandem verstehen wird, soll sich darauf üben, die Unterhaltung mit Thoren und die Lektüre schlechter Bücher zu lieben. Er wird daraus bittere Genüsse ziehen, welche ihn reichlich für die fatigue entschädigen werden.

[«]

11[217]

Ein Funktionär, ein Minister — das können schätzenswerthe Leute sein: mais ils ne sont jamais divins. Leute ohne Persönlichkeit, Wesen ohne Originalität, geboren für die Funktion, d.h. pour la domesticité publique.

[«]

11[218]

Jede Zeitung giebt die Zeichen der schrecklichsten menschlichen Perversität: un tissu d'horreurs. Mit diesem dégoûtant apéritif begleitet der civilisirte Mensch die Morgenmahlzeit. Tout, en ce monde, sue le crime: le journal, la muraille et le visage de l'homme. — Wie kann eine reine Hand ohne eine Convulsion von Ekel ein Journal anrühren?…

[«]

11[219]

Sans la charité, je ne suis qu'une cymbale retentissante.

[«]

11[220]

Mes humiliations ont été des grâces de Dieu.

[«]

11[221]

Je n'ai pas encore connu le plaisir d'un plan réalisé.

[«]

11[222]

Tout recul de la volonté est une parcelle de substance perdue.

[«]

11[223]

wie B<audelaire>, der eines Tages über sich le vent de l'aile de l'imbécillité hinstreichen fühlte

[«]

11[224]

Pour guérir de tout, de la misère, de la maladie et de la mélancolie, il ne manque absolument que le goût du travail.

[«]

11[225]

„Ridentem ferient ruinae“ auf sein Portrait aufgeschrieben.

[«]

11[226]

1.

Daß die Menschheit eine Gesammt-Aufgabe zu lösen habe, daß sie als Ganzes irgend einem Ziel entgegenlaufe, diese sehr unklare und willkürliche Vorstellung ist noch sehr jung. Vielleicht wird man sie wieder los, bevor sie eine „fixe Idee“ wird… Sie ist kein Ganzes, diese Menschheit: sie ist eine unlösbare Vielheit von aufsteigenden und niedersteigenden Lebensprozessen — sie hat nicht eine Jugend und darauf eine Reife und endlich ein Alter. Nämlich die Schichten liegen durcheinander und übereinander — und in einigen Jahrtausenden kann es immer noch jüngere Typen Mensch geben, als wir sie heute nachweisen können. Die décadence andererseits gehört zu allen Epochen der Menschheit: überall giebt es Auswurf- und Verfall-Stoffe, es ist ein Lebensprozeß selbst, das Ausscheiden der Niedergangs- und Abfalls-Gebilde.

2.

Unter der Gewalt des christlichen Vorurtheils gab es diese Frage gar nicht: der Sinn lag in der Errettung der einzelnen Seele; das Mehr oder Weniger in der Dauer der Menschheit kam nicht in Betracht. Die besten Christen wünschten, daß es möglichst bald ein Ende habe: — über das, was dem Einzelnen noth thue, gab es keinen Zweifel… Die Aufgabe stellte sich jetzt für jeden Einzelnen, wie in irgend welcher Zukunft für einen Zukünftigen: der Werth, Sinn, Umkreis der Werthe war fest, unbedingt, ewig, Eins mit Gott… Das, was von diesem ewigen Typus abwich, war sündlich, teuflisch, verurtheilt…

Das Schwergewicht des Werthes lag für jede Seele in sich selber: Heil oder Verdammniß! Das Heil der ewigen Seele! Extremste Form der Verselbstung… Für jede Seele gab es nur Eine Vervollkommnung; nur Ein

Ideal; nur Einen Weg zur Erlösung… Extremste Form der Gleichberechtigung, angeknüpft an eine optische Vergrößerung der eigenen Wichtigkeit bis ins Unsinnige… Lauter unsinnig wichtige Seelen, um sich selbst mit entsetzlicher Angst gedreht…

3.

Nun glaubt kein Mensch mehr an diese absurde Wichtigthuerei: und wir haben unsere Weisheit durch ein Sieb der Verachtung geseiht. Trotzdem bleibt unerschüttert die optische Gewöhnung, einen Werth des Menschen in der Annäherung an einen idealen Menschen zu suchen: man hält im Grunde sowohl die Verselbstungs-Perspektive als die Gleichberechtigung vor dem Ideal aufrecht. In summa: man glaubt zu **wissen**, was, in Hinsicht auf den idealen Menschen, die letzte Wünschbarkeit ist…

Dieser Glaube ist aber nur die Folge einer ungeheuren Verwöhnung durch das christliche Ideal: als welches man, bei jeder vorsichtigen Prüfung des „idealen Typus“, sofort wieder herauszieht. Man glaubt, erstens, zu wissen, daß die Annäherung an Einen Typus wünschbar ist; zweitens zu wissen, welcher Art dieser Typus ist; drittens daß jede Abweichung von diesem Typus ein Rückgang, eine Hemmung, ein Kraft- und Machtverlust des Menschen ist… Zustände träumen, wo dieser vollkommene Mensch die ungeheure Zahlen-Majorität für sich hat: höher haben es auch unsere Socialisten, selbst die Herren Utilitarier, nicht gebracht. — Damit scheint ein Ziel in die Entwicklung der Menschheit zu kommen: jedenfalls ist der Glaube an einen Fortschritt zum Ideal die einzige Form, in der eine Art Ziel in der Menschheits-Geschichte heute gedacht wird. In summa: man hat die Ankunft des **„Reichs Gottes“** in die Zukunft verlegt, auf die Erde, in’s Menschliche, — aber man hat im Grunde den Glauben an das alte Ideal festgehalten…

[«]

11[227]

Zu begreifen:

Daß alle Art Verfall und Erkrankung fortwährend an den Gesammt-Werthurtheilen mitgearbeitet hat: daß in den herrschend gewordenen Werthurtheilen décadence sogar zum Übergewicht gekommen ist: daß wir nicht nur gegen die Folgezustände alles gegenwärtigen Elends von Entartung zu kämpfen haben, sondern alle bisherige décadence rückständig d.h. lebendig geblieben ist. Eine solche Gesammt-Abirrung der Menschheit von ihren Grundinstinkten, eine solche Gesammt-Décadence des Werthurtheils ist das Fragezeichen par excellence, das eigentliche Räthsel, das das Thier „Mensch“ dem Philosophen aufgiebt —

[«]

11[228]

Die Hauptarten des Pessimismus, der Pessimismus der Sensibilität (die Überreizbarkeit mit einem Übergewicht der Unlustgefühle)

Der Pessimismus des „unfreien Willens“ (anders gesagt: der Mangel an Hemmungskräften gegen die Reize)

Der Pessimismus des Zweifels (: die Scheu vor allem Festen, vor allem Fassen und Anrühren)

die dazugehörigen psychologischen Zustände kann man allesammt im Irrenhause beobachten, wenn auch in einer gewissen Übertreibung. Insgleichen den „Nihilismus“ (das durchbohrende Gefühl des „Nichts“)

Wohin aber gehört der Moral-Pessimismus Pascal’s?
der metaphysische Pessimismus der Vedanta-Philosophie?
der sociale Pessimismus des Anarchisten (oder Shelley’s)?
der Mitgefühls-Pessimismus (wie der Tolstoi’s, Alfred de Vigny’s)?

— sind das nicht Alles gleichfalls Verfalls- und Erkrankungs-Phänomene?… Das excessive Wichtignehmen von Moralwerthen, oder von „Jenseits“-Fiktionen, oder von socialen Nothständen oder von Leiden überhaupt: jede solche Übertreibung eines einzelnen Gesichtspunktes ist an sich schon ein Zeichen von Erkrankung. Ebenfalls das Überwiegen des Neins über das Ja!

Was hier nicht zu verwechseln ist: die Lust am Neinsagen und Neinthun aus einer ungeheuren Kraft und Spannung des Jasagens — eigenthümlich allen reichen und mächtigen Menschen und Zeiten. Ein Luxus gleichsam; eine Form der Tapferkeit ebenfalls, welche sich dem Furchtbaren entgegenstellt; eine Sympathie für das Schreckliche und Fragwürdige, weil man, unter Anderem, schrecklich und fragwürdig ist: das Dionysische in Wille, Geist, Geschmack.

[«]

11[229]

Leopardi beklagt sich, hat Grund sich zu beklagen: aber damit gehört er nicht zu dem vollkommenen Typus des Nihilisten.

[«]

11[230]

J’écris pour une dizaine d’âmes que je ne verrai peut-être jamais, mais que j’adore sans les avoir vues. Stendhal.

[«]

11[231]

1844 c. Baudelaire abhängig von Sainte-Beuve (Joseph Delorme) sagt… Sainte-Beuve sagt zu ihm: „Vous dites vrai, ma poésie se rattache à la vôtre. J’avais goûté du même fruit amer, plein de cendres, au fond.“

[«]

11[232]

Baudelaire: („Volupté“ l’histoire d’Amaury)
et devant le miroir, j’ai perfectionné
l’art cruel, qu’un démon, en naissant, m’a donné,

— de la douleur pour faire une volupté vraie, —
d’ensanglanter son mal et de gratter sa plaie.

[«]

11[233]

Concevoir un canevas pour une bouffonnerie lyrique — et traduire cela en un roman sérieux. Noyer le tout dans une atmosphère anormale et songeuse, — dans l’atmosphère des grands jours — Que ce soit quelque chose de berçant et même de serein dans la passion. — Régions de la poésie pure. —

[«]

11[234]

Die Weiter-Entwicklung der Menschheit nach Baudelaires Vorstellung. Nicht daß wir dem wilden Zustande uns wieder näherten, etwa nach Art des désordre bouffon südamerikanischer Republiken, wo man, das Gewehr in der Hand, seine Nahrung sucht, zwischen den Trümmern unserer Civilisation. Das würde noch eine gewisse vitale Energie voraussetzen. Die Mechanik wird uns derart amerikanisirt, der Fortschritt wird die spiritualistische Partie dermaaßen in uns atrophiirt haben, daß Alles Verrückte, was geträumt worden ist von Socialisten, hinter der positiven Wirklichkeit zurück bleibt. Keine Religion, kein Eigenthum; selbst keine Revolution mehr. Nicht in politischen Institutionen wird sich der allgemeine Ruin zeigen (ou le progrès universel: es liegt wenig am Namen) Habe ich nöthig zu sagen, daß das Wenige von Politik, das übrig bleibt, se débattra péniblement dans les étreintes de l’animalité générale, und daß die politischen Gouvernants gezwungen sein werden, um sich aufrecht zu erhalten und ein Phantom von Ordnung zu schaffen, zu Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen qui feraient frissonner notre humanité actuelle, pourtant si endurcie! (Haarsträubend!) Dann wird der Sohn die Familie fliehen, mit 12 Jahren, émancipé par sa précocité gloutonne, um sich zu bereichern, um seinem infamen Vater Concurrenz zu machen, fondateur et actionnaire d’un journal, das Licht verbreitet usw. — Dann werden selbst die Prostituirten eine unbarmherzige Weisheit sein, qui condamne tout, fors l’argent, tout, même les erreur des sens! Dann wird alles, das uns Tugend heißt, als etwas ungeheuer

Lächerliches angesehen werden — Alles was nicht ardeur vers Plutus ist. Die Gerechtigkeit wird Bürger verbieten, welche nicht ihr Glück zu machen wissen usw. — avilissement —

Was mich betrifft, der ich bisweilen das Lächerliche eines Propheten in mir fühle, ich weiß, daß ich niemals la charité d’un médecin darin finden werde. Verloren in dieser erbärmlichen Welt, coudoyé par les foules, bin ich wie ein müder Mensch, der rückwärts blickend nichts sieht, als désabusement et amertume in langen tiefen Jahren und vor sich einen Sturm, in dem es Nichts Neues giebt, weder Lehre, noch Schmerz. Le soir, où cet homme a volé à la destinée quelques heures de plaisir — den Abend, an dem dieser Mensch eine Stunde Vergnügen dem Schicksale abgestohlen hat —, bercé dans sa digestion, oublieux autant que possible du passé, content du présent et résigné à l’avenir, enivré de son sang-froid et de son dandysme, fier de n’être pas aussi bas, que ceux qui passent, il se dit, en contemplant la fumée de son cigare: „Que m’importe, où vont ces consciences?“ —

[«]

11[235]

Ein wenig reine Luft! Dieser absurde Zustand Europa’s soll nicht mehr länger dauern! Giebt es irgend einen Gedanken hinter diesem Hornvieh-Nationalismus? Welchen Werth könnte es haben, jetzt wo Alles auf größere und gemeinsame Interessen hinweist, diese ruppigen Selbstgefühle aufzustacheln?… Und das nennt sich „christlicher Staat“! Und in der Nähe der obersten Kreise die Hofprediger-Canaille!… Und das „neue Reich“, wieder auf den verbrauchtesten und bestverachteten Gedanken gegründet, die Gleichheit der Rechte und der Stimmen…

Und das in einem Zustande, wo die geistige Unselbständigkeit und Entnationalisirung in die Augen springt und in einem gegenseitigen Sich-Verschmelzen und -Befruchten der eigentliche Werth und Sinn der jetzigen Cultur liegt!

Die wirthschaftliche Einigung Europas kommt mit Nothwendigkeit — und ebenso, als Reaktion, die Friedenspartei…

Das Ringen um einen Vorrang innerhalb eines Zustandes, der nichts taugt: diese Cultur der Großstädte, der Zeitungen, des Fiebers und der „Zwecklosigkeit“

[«]

11[236]

Eine Partei des Friedens, ohne Sentimentalität, welche sich und ihren Kindern verbietet, Krieg zu führen; verbietet, sich der Gerichte zu bedienen; welche den Kampf, den Widerspruch, die Verfolgung gegen sich heraufbeschwört; eine Partei der Unterdrückten, wenigstens für eine Zeit; alsbald die große Partei. Gegnerisch gegen die Rach- und Nachgefühle.

Eine Kriegspartei, mit der gleichen Grundsätzlichkeit und Strenge gegen sich in umgekehrter Richtung vorgehend —

[«]

11[237]

Buddhism und Christenthum: Kampf mit dem Ressentiment.

[«]

11[238]

Abschaffung der „Strafe“. Der „Ausgleich“ an Stelle aller Gewaltmittel.

[«]

11[239]

Das ursprüngliche Christenthum ist Abolition des Staates:

es verbietet den Eid
den Kriegsdienst
die Gerichtshöfe
die Selbstvertheidigung und Vertheidigung irgend eines Ganzen
den Unterschied zwischen Volksgenossen und Fremden; insgleichen die Ständeordnung

Das Vorbild Christi: er widerstrebt nicht denen, die ihm Übles thun (er verbietet die Vertheidigung); er vertheidigt sich nicht; er thut mehr: „er reicht die linke Wange“ (auf die Frage „bist du Christus?“ antwortet er „und von nun an werdet ihr sehn usw.“)

— er verbietet, daß seine Jünger ihn vertheidigen; er macht aufmerksam, daß er Hülfe haben könnte, aber nicht will.

— das Christenthum ist auch Abolition der Gesellschaft: es bevorzugt alles von ihr Hinweggestoßene, es wächst heraus aus den Verrufenen und Verurtheilten, dem Aussatze jeder Art, den „Sündern“, den „Zöllnern“ und Prostituirten, dem dümmsten Volk (den „Fischern“); es verschmäht die Reichen, die Gelehrten, die Vornehmen, die Tugendhaften, die „Correkten“…

[«]

11[240]

Zum psychologischen Problem des **Christenthums**

Die treibende Kraft bleibt: das Ressentiment, der Volksaufstand, der Aufstand der Schlechtweggekommenen

(mit dem Buddhism steht es anders: er ist nicht geboren aus einer Ressentiments-Bewegung. Er bekämpft dasselbe, weil es zum Handeln antreibt)

diese Friedenspartei begreift, daß Verzichtleistung auf Feindseligkeit in Gedanken und That eine Unterscheidungs- und Erhaltungsbedingung ist

: hierin liegt die psychologische Schwierigkeit, welche verhindert hat, daß man das Christenthum verstand.

Der Trieb, der es schuf, erzwingt eine grundsätzliche Bekämpfung seiner selber —

Nur als Friedens- und Unschulds-Partei hat diese Aufstandsbewegung eine Möglichkeit auf Erfolg: sie muß siegen durch die extreme Milde, Süßigkeit, Sanftmuth, ihr Instinkt begreift das —

Kunststück: den Trieb, dessen Ausdruck man ist, leugnen, verurtheilen, das Gegenstück dieses Triebes durch die That und das Wort beständig zur Schau tragen —

[«]

11[241]

Ein Recht auf Dasein, auf Arbeit, auf Glück!!!

[«]

11[242]

un doux rêve du „charmant docteur“ — Renan

[«]

11[243]

Die Christen haben niemals die Handlungen praktizirt, welche ihnen Jesus vorgeschrieben hat: und das unverschämte Gerede vom „Glauben“ und von der „Rechtfertigung durch den Glauben“ und dessen oberster und einziger Bedeutsamkeit ist nur die Folge davon, daß die Kirche nicht den Muth, noch den Willen hatte, sich zu den Werken zu bekennen, welche Jesus forderte.

[«]

11[244]

Der Buddhist handelt anders als der Nichtbuddhist; der Christ handelt wie alle Welt und hat ein Christenthum der Ceremonien und der Stimmungen —

[«]

11[245]

Die tiefe und verächtliche Verlogenheit des Christenthums in Europa: wir verdienen wirklich die Verachtung der Araber, Hindus, Chinesen… Man höre die Reden des ersten deutschen Staatsmanns über das, was jetzt 40 Jahre Europa eigentlich beschäftigt hat… man höre die Sprache des Hofprediger-Tartüffes

[«]

11[246]

— „dem Bösen“ nicht widerstehen…
Aber wenn man nicht an Gut und Böse glaubt, was heißt dies dann?

[«]

11[247]

— Das alte Recht, welches dem Bösen widersteht und Böses mit Bösem vergilt und das neue, welches nicht vergilt, nicht sich wehrt

[«]

11[248]

— Es geht nur besser, wenn man alles Schlimme durch Gutes vergilt, — und keinen Unterschied mehr der Person macht

[«]

11[249]

Jesus leugnet Kirche Staat Gesellschaft Kunst, Wissenschaft, Cultur, Civilisation

Alle Weisen haben so zu ihrer Zeit den Werth der Cultur und der staatlichen Organisation geleugnet. —

Plato, Buddha,

[«]

11[250]

Man muß diesen Tempel zerstören und in drei Tagen wieder aufbauen.

[«]

11[251]

Ich bin nicht eine Stunde meines Lebens Christ gewesen: ich betrachte alles, was ich gesehen habe, als Christenthum, als eine verächtliche Zweideutigkeit der Worte, eine wirkliche Feigheit vor allen Mächten, die sonst herrschen…

Christen der allgemeinen Wehrpflicht, des parlamentarischen Stimmrechts, der Zeitungs-Cultur und zwischen dem Allen von „Sünde“ „Erlösung“ „Jenseits“ Tod am Kreuze redende —: wie kann man in einer solchen unsauberen Wirthschaft es aushalten!

[«]

11[252]

Ihr habt alle nicht den Muth, einen Menschen zu tödten oder auch nur zu peitschen oder auch nur zu — aber der ungeheure Wahnsinn im Staat überwältigt den Einzelnen, so daß er die Verantwortlichkeit für das, was er thut, ablehnt (Gehorsam, Eid usw.)

— Alles, was ein Mensch im Dienste des Staates thut, geht wider seine Natur…

— insgleichen alles, was er in Hinsicht auf den zukünftigen Dienst im Staate lernt, geht wider seine Natur

Das wird erreicht durch die Arbeitstheilung: so daß Niemand die ganze Verantwortlichkeit mehr hat.

: der Gesetzgeber und der, der das Gesetz ausführt

: der Disciplin-Lehrer und die, welche in der Disciplin hart und streng geworden sind

Der Staat als die organisirte Gewaltthätigkeit…

[«]

11[253]

Daß Jesus etwas gesagt hat, so dunkel und mystisch, daß es des Glaubens bedarf, es auch nur für wahr zu halten:

[«]

11[254]

„was hoch ist unter den Menschen, das ist ein Greuel vor Gott“

[«]

11[255]

Der intellektuelle Zustand Europas: unsere Barbarei

der verächtliche und armselige Unsinn einer persönlichen Fortdauer des Einzelnen: ein Standpunkt, über den Hindus, Juden und Chinesen hinaus seien

der Glaube an Gott

[«]

11[256]

Der Eintritt in das wahre Leben —

— man rettet sein persönliches Leben vom Tode, indem man das allgemeine Leben lebt —

[«]

11[257]

— die Kirche ist exakt das, wogegen Jesus gepredigt hat — und wogegen er seine Jünger kämpfen lehrte —

[«]

11[258]

— die Gegenseitigkeit, die Hinterabsicht auf Bezahltwerden-wollen: eine der verfänglichsten Formen der Werth-Erniedrigung des Menschen. Es bringt jene „Gleichheit“ mit sich, welche die Kluft der Distanz als unmoralisch abwerthet…

[«]

11[259]

— man hat kein Recht, weder auf Dasein, noch auf Arbeit, noch gar auf „Glück“: es steht mit dem einzelnen Menschen nicht anders als mit dem niedersten Wurm.

[«]

11[260]

— „was thun, um zu glauben?“ — eine absurde Frage.

[«]

11[261]

Was im Christenthum fehlt, das ist die Einhaltung von alledem, was Christus befohlen hat, zu thun.

Es ist das mesquine Leben, aber mit einem Auge der Verachtung interpretirt

[«]

11[262]

Gott schuf den Menschen glücklich, müssig, unschuldig und unsterblich: unser wirkliches Leben ist ein falsches, abgefallenes, sündhaftes Dasein, eine Strafexistenz… Das Leiden, der Kampf, die Arbeit, der Tod werden als Einwände und Fragezeichen gegen das Leben abgeschätzt, als etwas Unnatürliches, etwas, das nicht dauern soll; gegen das man Heilmittel braucht — und hat!…

[«]

11[263]

Die Menschheit hat von Adam an bis jetzt sich in einem unnormalen Zustande befunden: Gott selbst hat seinen Sohn für die Schuld Adams hergegeben, um diesem unnormalen Zustande ein Ende zu machen: der natürliche Charakter des Lebens ist ein Fluch; Christus giebt dem, der an ihn glaubt, den Normal-zustand zurück: er macht ihn glücklich, müssig und unschuldig. — Aber die Erde hat nicht angefangen, fruchtbar zu sein ohne Arbeit; die Weiber gebären nicht ohne Schmerzen Kinder, die Krankheit hat nicht aufgehört: die Gläubigsten befinden sich hier so schlecht wie die Ungläubigsten. Nur daß der Mensch vom Tode und von der Sünde befreit ist, Behauptungen, die keine Controlle zulassen, das hat die Kirche um so bestimmter behauptet. „Er ist frei von Sünde“ — nicht durch sein Thun, nicht durch einen rigorösen Kampf seinerseits, sondern durch die That der Erlösung freigekauft — folglich vollkommen, unschuldig, paradiesisch…

Das wahre Leben nur ein Glaube (d.h. ein Selbstbetrug, ein Irrsinn) Das ganze ringende kämpfende voll Glanz und Finsterniß wirkliche Dasein nur ein schlechtes, falsches Dasein: von ihm erlöst werden ist die Aufgabe.

[«]

11[264]

Die Religion hat die Auffassung des Lebens gefälscht: die Wissenschaft und Philosophie hat immer nur ancilla von dieser Lehre gemacht…

Ob man an Gott, an Christus und an Adam glaubt oder nicht: man kommt überein, daß das Leben nur eine Täuschung, nichts Wahres, Wirkliches sei —

[«]

11[265]

Das Leben ist schlecht: aber es hängt nicht von uns ab, es besser zu machen. Die Veränderung geht von Gesetzen aus, welche außer uns liegen. — Der

Determinism der Wissenschaft und der Glaube an die That der Erlösung stehen darin auf gleichem Boden.

Insgleichen darin, daß sie dem Menschen ein Recht auf Glück zugestehn; daß sie mit diesem Maßstabe das gegenwärtige Leben verurtheilen —

[«]

11[266]

Alle fragen: „warum ist das Leben nicht so, wie wir es wünschen und wann wird es so sein?“

[«]

11[267]

NB. NB. „der Mensch, unschuldig, müssig, unsterblich, glücklich“ — diese Conception der „höchsten Wünschbarkeit“ ist vor allem zu kritisiren.

Warum ist die Schuld, die Arbeit, der Tod, das Leiden (und, christlich geredet, die Erkenntniß...) wider die höchste Wünschbarkeit?

Die faulen christlichen Begriffe „Seligkeit“ „Unschuld“, „Unsterblichkeit“ — — —

[«]

11[268]

Der „Friede der Menschen unter einander“: als das höchste denkbare Gut: das Reich Gottes

[«]

11[269]

seid in Frieden mit aller Welt, betrachtet Niemanden, als sei er ein Nichts oder wie unsinnig! Wenn der Friede verletzt ist, thut Alles, ihn wieder herzustellen. Die

Verehrung Gottes liegt ganz und gar in der Austilgung von Feindschaft unter den Menschen. Versöhnt euch bei der geringsten Diskussion, um nicht den inneren Frieden zu verlieren, welcher das wahre Leben ist. Was trübt vor allem den Frieden? Einmal die geschlechtliche Begierde: dagegen die Monogamie und zwar unlöslich. Die zweite Versuchung ist der Eid: er zieht den Menschen in Sünde: schwört niemandem und unter keinen Umständen einen Eid, damit ihr keinen Herrn über euch habt als Gott. Die dritte Versuchung ist die Rache, welche sich Gerechtigkeit heißt: ertragt die Unbilden und gebt nicht das Übel mit dem Übel heim! Die vierte Versuchung ist die Unterscheidung von Volksgenossen und Fremden; brecht mit Niemandem den Frieden auf Grund eurer Nationalität und Herkunft!

Die Praktik dieser 5 Commandos bringt den Zustand herbei, den das menschliche Herz ersehnt: alle unter einander Brüder, jeder in Frieden mit jedem, jeder die Güter der Erde genießend bis zu seinem Ende…

Luc. IV, 18

„das angenehme Jahr des Herrn“ — die holdseligen Worte, die aus seinem Munde giengen —

[«]

11[270]

der Mensch hat Recht auf Nichts, er hat Verpflichtungen für die Wohlthaten, die er empfangen hat: er hat mit Niemandem zu rechten. Selbst wenn er sein Leben gäbe, er würde nicht Alles zurückgeben, was er empfangen hat: deshalb kann sein Herr nicht ungerecht gegen ihn sein. Aber wenn der Mensch sein Recht auf das Leben geltend macht, wenn er rechtet mit dem Princip von Allem, von woher er das Leben hat, beweist er nur Eins — er begreift nicht den Sinn des Lebens. Die Menschen, nachdem sie eine Wohlthat empfangen haben, fordern noch etwas Anderes. Die Arbeiter der Parabel befanden sich müssig, unglücklich: der Herr giebt ihnen das höchste Glück des Lebens — die Arbeit. Sie nehmen die Wohlthat an und sind immer noch unzufrieden. Sie sind mit ihrer falschen Theorie vom Recht auf Arbeit gekommen, folglich mit einer Belohnung für ihre Arbeit. Sie begreifen nicht, daß sie das höchste Gut umsonst bekommen haben, daß sie sich erkenntlich dafür zu zeigen haben — und nicht eine Bezahlung fordern. Matth. XX, 1 Luc. 17, 5, 10.

Die Lehre besteht in der Verzichtleistung auf das persönliche Leben: und ihr verlangt den persönlichen Ruhm, — eine persönliche Belohnung… In der Welt giebt es Ruhm und persönliche Macht; ihr, meine Schüler, sollt wissen, daß der wahre Sinn des Lebens sich nicht im persönlichen Glück befindet, sondern darin, daß man Jedem dient und sich vor Jedem erniedrigt… Christus empfiehlt ihnen nicht zu glauben: er lehrt sie die wahre Unterscheidung von Gut und Böse, von Wichtig und Sekundär…

Petrus begreift die Lehre nicht: daher sein Mangel an Glauben. Die Belohnung proportional der Arbeit hat nur Wichtigkeit in Hinsicht auf das persönliche Leben. Der Glaube an die Belohnung für die Arbeit, in Proportion der Arbeit, ist eine Folge der Theorie des persönlichen Lebens…

[«]

11[271]

Der Glaube kann nicht kommen aus dem Vertrauen in seine Worte: er kann nur kommen aus Einsicht in unsere Lage. Man kann ihn nicht durch Versprechen von Belohnung und Strafe schaffen — der Glaube der „Berge versetzt“ kann nur sich auf das Bewußtsein unseres unvermeidlichen Schiffbruchs gründen, wenn wir nicht die Rettung acceptiren, die uns noch offen steht… — das Leben conform dem Willen des Herrn —

[«]

11[272]

Matth. 21, 18

— als er aber des Morgens wieder in die Stadt gieng, hungerte ihn. Und er sahe einen Feigenbaum am Wege und gieng hin und fand nichts daran, denn allein Blätter, und sprach zu ihm: Nun wachse auf dir hinfort nimmermehr eine Frucht. Und der Feigenbaum verdorrte alsobald. Und da das die Jünger sahen, verwunderten sie sich und sprachen: Wie ist doch der Feigenbaum so bald verdorret? —

[«]

11[273]

Die fünf Commandos: erzürnt euch nicht; begeht keinen Ehebruch; leistet keinen Eid; wehrt euch nicht durch Gewalt; zieht nicht in den Krieg: Ihr könnt, in Augenblicken, gegen diese Gebote fehlen, wie ihr jetzt gegen die Artikel des code civil und des code mondain fehlt. Aber, in Momenten der Ruhe, werdet ihr dann nicht das thun, was ihr jetzt thut: ihr werdet euch nicht eine Existenz organisiren, welche die Aufgabe so schwierig macht, nicht zu zürnen, nicht die Ehe zu brechen, nicht zu schwören, nicht sich mit Gewalt zu wehren, nicht in den Krieg zu ziehen. Organisirt euch vielmehr eine Existenz, welche es euch schwer machen würde, dies zu thun!

[«]

11[274]

Für dieses euer jetziges Leben — sagt T<olstoi> zu den Ungläubigen, zu uns Philosophen — vous n’avez actuellement aucune règle, sauf celles, qui sont rédigées par des hommes que vous n’estimez pas et mises en vigueur par la police. La doctrine de Jésus vous donne ces règles, qui, assurément, sont d’accord avec votre loi, parceque votre loi de „l’altruisme“ ou de la volonté unique n’est pas autre chose qu’une mauvaise paraphrase de cette même doctrine de Jésus.

Tolstoi, ma religion. Moskau 22 Januar 1884

[«]

11[275]

Kein Gott für unsere Sünden gestorben; keine Erlösung durch den Glauben; keine Wiederauferstehung nach dem Tode — das sind alles Falschmünzereien des eigentlichen Christenthums, für die man jenen unheilvollen Querkopf verantwortlich machen muß;

Das vorbildliche Leben besteht in der Liebe und Demuth; in der Herzens-Fülle, welche auch den Niedrigsten nicht ausschließt; in der förmlichen

Verzichtleistung auf das Recht-behalten-wollen, auf Vertheidigung, auf Sieg im Sinne des persönlichen Triumphes; im Glauben an die Seligkeit hier, auf Erden, trotz Noth, Widerstand und Tod; in der Versöhnlichkeit, in der Abwesenheit des Zornes, der Verachtung; nicht belohnt werden wollen; Niemandem sich verbunden haben; die geistlich-geistigste Herrenlosigkeit; ein sehr stolzes Leben unter dem Willen zum armen und dienenden Leben.

Nachdem die Kirche die ganze christliche Praxis sich hatte nehmen lassen und ganz eigentlich das Leben im Staate, jene Art Leben, welche Jesus bekämpft und verurtheilt hatte, sanktionirt hatte, mußte sie den Sinn des Christenthums irgendwo anders hin legen: in den Glauben an unglaubwürdige Dinge, in das Ceremoniell von Gebet, Anbetung, Fest usw. Die Begriffe „Sünde“, „Vergebung“, „Strafe“, „Belohnung“ — Alles ganz unbeträchtlich und fast ausgeschlossen vom ersten Christenthum, kommt jetzt in den Vordergrund.

Ein schauderhafter Mischmasch von griechischer Philosophie und Judenthum; der Asketismus; das beständige Richten und Verurtheilen; die Rangordnung; — — —

[«]

11[276]

Wenn man nicht begreift, daß die Kirche nicht nur die Carikatur des Christenthums, sondern der organisierte Krieg gegen das Christenthum ist: — — —

[«]

11[277]

Tolstoi, p. 243

„La doctrine de Jésus ne peut pas contrarier en aucune façon les hommes de notre siècle sur leur manière d’envisager le monde; elle est d’avance d’accord avec leur métaphysique, mais elle leur donne ce qu’ils n’ont pas, ce qui leur est indispensable et ce qu’ils cherchent: elle leur donne le chemin de la vie, non pas un chemin inconnu, mais un chemin exploré et familier à chacun.“

p. 236

L’antagonisme entre les explications de l’Église, qui passent pour la foi, et la vraie foi de notre génération, qui consiste à obéir aux lois sociales et à celle de l’État, est entré dans une phase aiguë, et la majorité des gens civilisés n’a pour régler sa vie que la foi dans le sergent de ville et la gendarmerie. Cette situation serait épouvantable, si elle était complétement telle; mais heureusement il y a des gens, les meilleurs de notre époque, qui ne se contentent pas de cette religion, mais qui ont une foi toute différente, relativement à ce que doit être la vie des hommes. Ces hommes sont considérés comme les plus malfaisants, les plus dangereux et principalement le plus incroyants de tous les êtres: et pourtant ce sont les seuls hommes de notre temps croyant à la doctrine évangélique, si ce n’est pas dans son ensemble, au moins en partie… Souvent même ils haïssent Jésus… On aura beau le persécuter et les calomnier, ce sont les seuls, qui ne se soumettent point sans protester aux ordres du premier venu; par conséquent, ce sont les seuls à notre époque, qui vivent d’une vie raisonnée, non pas de la vie animale; ce sont les seuls, qui aient de la foi.

[«]

11[278]

NB. Man kann nicht genug Achtung vor dem Menschen haben, sobald man ihn darauf hin ansieht, wie er sich durchzuschlagen, auszuhalten, die Umstände sich zu Nutze zu machen, Widersacher niederzuwerfen versteht; sieht man dagegen auf den Menschen, so fern er wünscht, ist er die absurdeste Bestie… Es ist gleichsam, als ob er einen Tummelplatz der Feigheit, Faulheit, Schwächlichkeit, Süßlichkeit, Unterthänigkeit zur Erholung für seine starken und männlichen Tugenden brauchte: siehe die menschlichen Wünschbarkeiten, seine „Ideale“. Der wünschende Mensch erholt sich von dem Ewig-Werthvollen an ihm, von seinem Thun: im Nichtigen, Absurden, Werthlosen, Kindischen. Die geistige Armut und Erfindungslosigkeit ist bei diesem so erfinderischen und auskunftsreichen Thier erschrecklich. Das „Ideal“ ist gleichsam die Buße, die der Mensch zahlt, für den ungeheuren Aufwand, den er in allen wirklichen und dringlichen Aufgaben zu bestreiten hat. Hört die Realität auf, so kommt der Traum, die Ermüdung, die Schwäche: „das Ideal“ ist geradezu eine Form von Traum, Ermüdung, Schwäche… Die stärksten und ohnmächtigsten Naturen werden sich gleich, wenn dieser Zustand über sie kommt: sie vergöttlichen das Aufhören der Arbeit, des Kampfes, der Leidenschaften, der Spannung, der Gegensätze, der „Realität“ in summa… des Ringens um Erkenntniß, der Mühe der Erkenntniß

Unschuld: so heißen sie den Idealzustand der Verdummung
Seligkeit: den Idealzustand der Faulheit
Liebe: den Idealzustand des Heerdenthiers, das keinen Feind mehr haben will

damit hat man alles, was den Menschen erniedrigt und herunterbringt, ins Ideal erhoben.

[«]

11[279]

Jesus stellte ein wirkliches Leben, ein Leben in der Wahrheit jenem gewöhnlichen Leben gegenüber: nichts liegt ihm ferner als der plumpe Unsinn eines „verewigten Petrus“, einer ewigen Personal-Fortdauer. Was er bekämpft, das ist die Wichtigthuerei der „Person“: wie kann er gerade die verewigen wollen?

Er bekämpft insgleichen die Hierarchie innerhalb der Gemeinde: er verspricht nicht irgend eine Proportion von Lohn je nach der Leistung: wie kann er Strafe und Lohn im Jenseits gemeint haben!

[«]

11[280]

Ich sehe nicht ab, wogegen der Aufstand gerichtet war, dessen Urheber Jesus ist: wenn er nicht der Aufstand gegen die jüdische Kirche war, — Kirche genau in dem Sinne verstanden, wie wir das Wort verstehn… Es war ein Aufstand gegen die „Guten und Gerechten“, gegen die „Heiligen Israels“, gegen die Hierarchie der Gesellschaft — nicht gegen deren Verderbniß, sondern gegen die Tyrannei der Kaste, der Sitte, der Formel, der Ordnung, des Privilegiums, des geistlichen Stolzes, des Puritanismus auf geistlichem Gebiete, — es war der Unglaube an die „höheren Menschen“, das Wort geistlich verstanden, der hier zur Empörung führte, ein Attentat auf Alles, was Priester und Theologe ist. Aber die Hierarchie, welche dergestalt in Frage gestellt wurde, war der Grundbau, auf dem das jüdische Volk überhaupt noch fortbestand, die mühsam errungene letzte Möglichkeit, übrig zu bleiben, die Reliquie seiner alten politischen Sonderexistenz: ein Angriff auf sie war ein Angriff auf den tiefsten nationalen Instinkt, auf den Willen der jüdischen Selbsterhaltung. Dieser heilige Anarchist, der das niedere Volk, die Ausgestoßenen und „Sünder“ zum Widerspruch gegen den „herrschenden Stand“ aufrief — mit einer Sprache, die auch heute noch nach Sibirien führen würde —, war ein politischer Verbrecher, soweit eben ein politisches Verbrechen unter diesen Umständen noch möglich war. Dies brachte ihn ans Kreuz: das Zeugniß dafür ist die Aufschrift des Kreuzes: der König der Juden. Es fehlt jeder Grund, mit Paulus zu behaupten, daß Jesus „für die Sünde Anderer“ gestorben sei… er starb für seine eigene „Sünde“. Unter andere Verhältnisse gestellt, zum Beispiel mitten in das heutige Europa hinein, würde dieselbe Art Mensch als Nihilist leben, lehren und reden: und auch in diesem Falle würde man seitens seiner Partei zu hören bekommen, ihr Meister sei für die Gerechtigkeit und die Liebe zwischen Mensch und Mensch gestorben — nicht um seiner Schuld willen, sondern um unserer Schuld willen (— der jetzt regierenden Classen: insofern nämlich Regieren selbst schon bei Anarchisten als Schuld gilt.)

[«]

11[281]

Paulus, mit einem Instinkt für die Bedürfnisse der Nicht-Juden, übersetzte jene großen Symbole der ersten christlichen Bewegung ins Handgreifliche und Unsymbolische: einmal machte er aus dem Gegensatz des wahren und des falschen Lebens den Gegensatz dieses irdischen und jenes himmlischen jenseitigen, zu dem der Tod die Brücke ist (— er stellte sie in die Bewegung der Zeit, als jetzt und als einstmals —) Zu diesem Zwecke that er einen Griff ins volle Heidenthum und nahm die Personal-Unsterblichkeit, etwas ebenso Antijüdisches als Antichristliches. Aber in der ganzen Welt, wo es geheime Culte gab, glaubte man an diese Fortdauer, und zwar unter einer Perspektive von Lohn und Strafe. Diese Verdüsterung des Heidenthums durch den Schatten der Schuld-Abzahlung im Jenseits war es z.B., was Epicur bekämpfte… Der Kunstgriff des Paulus war, den Glauben, daß Christus nach dem Tode wieder gesehen worden ist (d.h. die Thatsache einer Collektiv-Hallucination), aufzubauschen zu einer theologischen Logik, wie als ob die Unsterblichkeit und die Wiederauferstehung Hauptthatsachen wären und gleichsam der Schlußstein der Heils-Ordnung Jesu (— dazu mußte die ganze Lehre und Praxis der alten Gemeinde auf den Kopf gestellt werden)

Das ist der **Humor** der Sache, ein tragischer Humor: Paulus hat gerade das im großen Stile wieder aufgerichtet, was Christus durch sein Leben annullirt hatte. Endlich, als die Kirche fertig ist, nimmt sie sogar das Staats-Dasein unter ihre Sanktion…

[«]

11[282]

NB.: ein naiver Ansatz zu einer buddhistischen Friedensbewegung, mitten aus dem eigentlichen Herde des ressentiment heraus… aber durch Paulus zu einer heidnischen Mysterienlehre umgedreht, welche endlich sich mit der ganzen staatlichen Organisation vertragen lernt… und Kriege führt, verurtheilt, foltert, schwört, haßt.

Paulus geht von dem Mysterien-Bedürfniß der großen religiös-erregten Menge aus: er sucht ein Opfer, eine blutige Phantasmagorie, die den Kampf aushält mit den Bildern der Geheimkulte: Gott am Kreuze, das Bluttrinken, die unio mystica mit dem „Opfer“

er sucht die Fortexistenz (die selige, entsühnte Fortexistenz der Einzelseele) als Auferstehung in Causalverbindung mit jenem Opfer zu bringen (nach dem Typus des Dionysos, Mithras, Osiris)

er hat nöthig, den Begriff Schuld und Sünde in den Vordergrund zu bringen, nicht eine neue Praxis (wie sie Jesus selbst zeigte und lehrte) sondern einen neuen Cultus, einen neuen Glauben, einen Glauben an eine wundergleiche Verwandlung („Erlösung“ durch den Glauben)

er hat das große Bedürfniß der heidnischen Welt verstanden und aus den Thatsachen vom Leben und Tode Christi eine vollkommen willkürliche Auswahl gemacht, alles neu accentuirt, überall das Schwergewicht verlegt… er hat principiell das ursprüngliche Christenthum annullirt…

Das Attentat auf Priester und Theologen mündete, Dank dem Paulus, in eine neue Priesterschaft und Theologie — einen herrschenden Stand, auch eine Kirche

Das Attentat auf die übermäßige Wichtigthuerei der „Person“ mündet<e> in den Glauben an die „ewige Person“ (in die Sorge um’s „ewige Heil“…), in die paradoxeste Übertreibung des Personal-Egoism.

Man sieht, was mit dem Tode am Kreuze geschehen war. Als der Dämon des Dysangeliums erscheint Paulus…

[«]

11[283]

Daß die **Schädlichkeit** eines Menschen bereits ein Einwand gegen ihn sein soll!… Als ob unter den großen Förderern des Lebens nicht auch der große Verbrecher Platz hätte!…

Wir lassen die Thiere mit unseren Wünschen unangetastet; auch die Natur; aber die Menschen wollen wir schlechterdings anders…

Die außerordentlichsten Menschen, gesetzt, daß zu ihrem Entstehen ein Wille, ein Beschlußnehmen, eine Abstimmung nöthig gemacht wären, würden nie erstrebt werden…

So viel habe ich begriffen: wenn man das Entstehen großer und seltener Menschen abhängig gemacht hätte von der Zustimmung der Vielen (einbegriffen, daß diese wüßten, welche Eigenschaften zur Größe gehören und insgleichen auf wessen Unkosten alle Größe sich entwickelt) — nun, es hätte nie einen bedeutenden Menschen verhindert…

Daß der Gang der Dinge unabhängig von der Zustimmung der Allermeisten seinen Weg nimmt: daran liegt es, daß einiges Erstaunliche sich auf der Erde eingeschlichen hat…

[«]

11[284]

In Marokko lernt man das Mittelalter kennen; in Corsika die jüdische und arabische Geschichte zur Zeit ihrer Concentration; in Arabien das patriarchalische Zeitalter; — — —

[«]

11[285]

Sich stärker fühlen — oder anders ausgedrückt: die Freude — setzt immer ein Vergleichen voraus (aber nicht nothwendig mit Anderen, sondern mit sich, inmitten eines Zustands von Wachsthum, ohne daß man erst wüßte, in wiefern man vergleicht —)

— die künstliche Verstärkung: sei es durch aufregende Chemica, sei es durch aufregende Irrthümer („Wahnvorstellungen“)

z.B. das Gefühl der Sicherheit, wie es der Christ hat. Er fühlt sich stark in seinem Vertrauen-dürfen, in seinem Geduldig- und Gefaßtsein-dürfen: er verdankt diese künstliche Verstärkung dem Wahne, von einem Gott beschirmt zu sein

z.B. das Gefühl der Überlegenheit z.B. wenn der Chalif von Marokko nur Erdkugeln zu sehen bekommt, auf denen seine drei vereinigten Königreiche 4/5 der Oberfläche einnehmen

z.B. das Gefühl der Einzigkeit z.B. wenn der Europäer sich einbildet, daß der Gang der Cultur sich in Europa abspielt und wenn er sich selber eine Art abgekürzter Weltprozeß scheint; oder der Christ alles Dasein überhaupt um das „Heil des Menschen“ sich drehen macht —

Es kommt darauf an, wo man den Druck, die Unfreiheit empfindet: je nach dem erzeugt sich ein andres Gefühl des Stärker-seins. Einem Philosophen ist z.B. <in>mitten der kühlsten transmontansten Abstraktions-Gymnastik zu Muthe wie einem Fisch der in sein Wasser kommt: während Farben und Töne ihn drücken, gar nicht zu reden von den dumpfen Begehrungen — von dem, was die Anderen „das Ideal“ nennen.

[«]

11[286]

Morphologie der Selbstgefühle:

Erster Gesichtspunkt

A: in wiefern die Mitgefühls- und Gemeinschafts-Gefühle die niedrigere, die vorbereitende Stufe sind, zur Zeit, wo das Personal-Selbstgefühl, die Initiative der Werthsetzung im Einzelnen noch gar nicht möglich ist

B: in wiefern die Höhe des Collektiv-Selbstgefühls, der Stolz auf die Distanz des Clans, das Sich-Ungleich-fühlen, die Abneigung gegen Vermittlung, Gleichberechtigung, Versöhnung eine Schule des Individual-Selbstgefühls ist: namentlich insofern sie den Einzelnen zwingt, den Stolz des Ganzen zu repräsentiren… Er muß reden und handeln mit einer extremen Achtung vor sich, insofern er die Gemeinschaft in Person darstellt…

insgleichen: wenn das Individuum sich als Werkzeug und Sprachrohr der Gottheit fühlt

C: in wiefern diese Formen der Entselbstung thatsächlich der Person eine ungeheure Wichtigkeit geben: insofern höhere Gewalten sich ihrer bedienen: religiöse Scheu vor sich selbst Zustand des Propheten, Dichters…

D: inwiefern die Verantwortlichkeit für das Ganze dem Einzelnen einen weiten Blick, eine strenge und furchtbare Hand, eine Besonnenheit und Kälte und Großartigkeit der Haltung Gebärde an<er>zieht und erlaubt, welche er nicht um seiner selber willen sich zugestehen würde

In summa: die Collektiv-Selbstgefühle sind die große Vorschule der Personal-Souveränität

der vornehme Stand ist der, welcher die Erbschaft dieser Übung macht —

[«]

11[287]

In den Begriff der Macht, sei es eines Gottes, sei es eines Menschen, ist immer zugleich die Fähigkeit zu nützen und die Fähigkeit zu schaden eingerechnet. So bei den Arabern; so bei den Hebräern. So bei allen stark gerathenen Rassen.

Es ist ein verhängnißvoller Schritt, wenn man dualistisch die Kraft zum Einen von der zum Anderen trennt… Damit wird die Moral zur Giftmischerin des Lebens…

[«]

11[288]

Meine Freunde, heute muß man schon auf allen Vieren in diesem „Staat“ kriechen und wie ein Esel schreien: es thut Noth, der Seuche weiß zu machen, daß man ein Esel sei — einziges Mittel, sich von diesem Wahnsinn unangesteckt zu halten

[«]

11[289]

Heva ist die Schlange: sie steht an der Spitze der bibl<ischen> Genealogie (wie die Schlange auch als Eigenname bei den Hebräern gew<öhnlich> vorkommt)

[«]

11[290]

Der Sinn der Beschneidung ist eine Probe der Mannhaftigkeit ersten Ranges (ein Maturitäts-Zeugniß, bevor man heirathen darf): die Araber heißen sie „Schindung“. Die Scene findet im Freien statt: der Vater und die Freunde umstehen den Jüngling. Der tonsor zieht das Messer und entblößt, nachdem er die Vorhaut abgeschnitten hat, das Glied (Schamtheil) samt dem Bauch vom Nabel aufwärts bis zu den Hüften von aller Haut. Der Jüngling schwingt dabei mit der Rechten ein Messer über dem Rücken des tonsor und schreit „schneide ohne Furcht!“ Wehe, wenn der tonsor zögert und seine Hand zittert! Der Vater aber tödtet seinen Sohn auf der Stelle, wenn er vor Schmerz schreit. Schließlich stimmt der Jüngling ein gloria Deo an und begiebt sich ins Zelt, wo er vor Schmerz auf den Boden niederfällt. Manche gehen an der ungeheuren Eiterung zu Grunde, von zehn bleiben meistens acht übrig: die haben kein pecten und ihren Bauch deckt eine bleiche Haut. (bei den ‘Asîr)

[«]

11[291]

barbarisch = unbeschnitten ist sowohl jüdisch wie arabisch

[«]

11[292]

Das Christenthum hat das Abendmahl nicht verstanden: die communio durch Fleisch und Trank, die sich auf natürlichem Wege in Fleisch und Blut transsubstantiiren —

Alle Gemeinschaft ist Blutgemeinschaft. Diese ist nicht nur angeboren, sie wird auch erworben; ebenso wie das Blut nicht bloß angeboren ist, sondern auch erworben wird. Wer mit einander ißt und trinkt, erneuert sein Blut aus demselben Quell, bringt dasselbe Blut in seine Adern. Ein Fremder, sogar ein Feind, der unser Mahl theilt (auch ohne und gegen unseren Willen) wird dadurch, wenigstens für eine Weile, in die Gemeinschaft unseres Fleisches und Bluts aufgenommen.

[«]

11[293]

Gemeinsamer Blutgenuß das älteste Mittel der Verbündung, der Bundschließung. Die Eßgesellschaft ist Sakralgemeinschaft. Das Thier, welches das Bundesblut liefert, ist ein Opfer; die Bundschließung geschieht durch jedes Opfer.

[«]

11[294]

Das „Christenthum“ ist etwas Grundverschiedenes von dem geworden, was sein Stifter that und wollte

es ist die große antiheidnische Bewegung des Alterthums, formulirt mit Benutzung von Leben, Lehre und „Worten“ des Stifters des Christenthums, aber in einer absolut willkürlichen Interpretation nach dem Schema grundverschiedener Bedürfnisse: übersetzt in die Sprache aller schon bestehenden unterirdischen Religionen —

es ist die Heraufkunft des Pessimismus, während Jesus den Frieden und das Glück der Lämmer bringen wollte

: und zwar des Pessimismus der Schwachen, der Unterlegenen, der Leidenden, der Unterdrückten ihr Todfeind ist 1) Macht in Charakter, Geist und Geschmack; die „Weltlichkeit“ 2) das klassische „Glück“, die vornehme Leichtfertigkeit und Skepsis, der harte Stolz, die excentrische Ausschweifung und die kühle Selbstgenügsamkeit des Weisen, das griechische Raffinement in Gebärde, Wort und Form, — ihr Todfeind ist der Römer ebensosehr als der Grieche.

Versuch des Antiheidenthums, sich philosophisch zu begründen und möglich zu machen: Witterung für die zweideutigen Figuren der alten Cultur, vor allem für Plato, diesen Antihellenen und Semiten von Instinkt… Insgleichen für den Stoicismus, der wesentlich das Werk von Semiten ist (— die „Würde“ als Strenge, Gesetz, die Tugend als Größe, Selbstverantwortung, Autorität, als höchste Personal-Souveränität — das ist semitisch:

der Stoiker ist ein arabischer Sheik in griechische Windeln und Begriffe gewickelt

[«]

11[295]

Das Christenthum hat von vornherein das Symbolische in Cruditäten umgesetzt:

1) der Gegensatz „wahres Leben“ und „falsches“ Leben: mißverstanden als „Leben diesseits“ und „Leben jenseits“
2) der Begriff „ewiges Leben“ im Gegensatz zum Personal-Leben der Vergänglichkeit als „Personal-Unsterblichkeit“
3) die Verbrüderung durch gemeinsamen Genuß von Speise und Trank nach hebräisch-arabischer Gewohnheit als „Wunder der Transsubstantiation“
4) die „Auferstehung“ — als Eintritt in das „wahre Leben“, als „Wiedergeboren“ — daraus: eine historische Eventualität, die irgendwann nach dem Tode eintritt
5) die Lehre vom Menschensohn als dem „Sohn Gottes“, das Lebens-Verhältniß zwischen Mensch und Gott — daraus: die „zweite Person der Gottheit“ — gerade das weggeschafft: das Sohnverhältniß jedes Menschen zu Gott, auch des niedrigsten
6) die Erlösung durch den Glauben, nämlich daß es keinen anderen Weg zur Sohnschaft Gottes giebt als die von Christus gelehrte Praxis des Lebens — umgekehrt in den Glauben, daß man an irgend eine wunderbare

Abzahlung der Sünde zu glauben habe, welche nicht durch den Menschen sondern durch die That Christi bewerkstelligt ist

: damit mußte „Christus am Kreuze“ neu gedeutet werden.

Dieser Tod war an sich durchaus nicht die Hauptsache… es war nur ein Zeichen mehr, wie man sich gegen die Obrigkeit, und Gesetze der Welt zu verhalten habe — nicht sich wehrend… Darin lag das Vorbild.

Das Christenthum nimmt den Kampf nur auf, der schon gegen das klassische Ideal, gegen die vornehme Religion bestand

Thatsächlich ist diese ganze Umbildung eine Übersetzung in die Bedürfnisse und das Verständniß-Niveau der damaligen religiösen Masse: jener Masse, welche an Isis, Mithras, Dionysos, die „große Mutter“ glaubte und welche von einer Religion verlangte

1) die Jenseits-Hoffnung
2) die blutige Phantasmagorie des Opferthiers „das Mysterium“
3) die erlösende That, die heilige Legende
4) den Asketismus, die Weltverneinung, die abergläubische „Reinigung“
5) eine Hierarchie, eine Form der Gemeindebildung

kurz: das Christenthum paßt sich an das schon bestehende überall eingewachsene Anti-Heidenthum an, an die Culte, welche von Epicur bekämpft worden sind… genauer, an die Religionen der niederen Masse der Frauen, der Sklaven, der **nicht-vornehmen** Stände.

Wir haben also als Mißverständniß:

1) die Unsterblichkeit der Person
2) die angebliche andere Welt
3) die Absurdität des Strafbegriffs und Sühnebegriffs im Centrum der Daseins-Interpretation
4) die Entgöttlichung des Menschen statt seiner Vergöttlichung die Aufreißung der tiefsten Kluft, über die nur das Wunder, nur die Prostration der tiefsten Selbstverachtung hinweghilft
5) die ganze Welt der verdorbenen Imagination und des krankhaften Affekts, statt der liebevollen einfältigen Praxis, statt eines auf Erden erreichbaren buddhistischen Glückes…

6) eine kirchliche Ordnung, mit Priesterschaft, Theologie, Cultus, Sakramenten; kurz, alles das, was Jesus von Nazareth bekämpft hatte
7) das Wunder in Allem und Jedem, der Aberglaube: während gerade das Auszeichnende des Judenthums und des ältesten Christenthums sein Widerwille gegen die Wunder ist, seine relative Rationalität

[«]

11[296]

Journal des Goncourt I.

„ein Gott à l'américaine, der Gott auf eine ganz menschliche Weise ist, der Brille trägt, über den es Zeugnisse der kleinen Zeitungen giebt" — ein Gott in Photographie —

… sie verlangt Neuigkeiten über Ihre Seele „sind Sie im Zustand der Gnade?", wie als ob sie fragte: „haben Sie Schnupfen?"

Joubert: in seinen Gedanken fehlt die französische Bestimmtheit. Das ist weder klar noch franc. Das riecht nach der kleinen Genfer Schule: Mad. Necker, Tracy, Jouffroy. Der schlechte Sainte-Beuve kommt von da. Joubert dreht die Ideen, wie man du buis dreht.

— man hat von Zeit zu Zeit das Bedürfniß d'un encanaillement de l'esprit

— es fehlt der breite Pinsel in seinem Gespräch; lauter hübsche, kleine, schüchterne Dinge (von Sainte-Beuve)

— haben die Alten nach einer schönen Realität gearbeitet? waren sie vielleicht gar keine „Idealisten"?

— sie suchen eine Null, um ihren Werth zu verzehnfachen

— in früher Jugend, wenn die ganze Lebhaftigkeit der Expansion durch große Einsamkeit zurücktritt —

„man fühlt sich in einer Synagoge wie im Orient, in einer glücklichen Religion. Eine Art Familiarität mit Gott, kein Gebet, wie in der christlichen Kirche, wo man immer etwas vergeben haben will…

Die „4 Syndics“ von Rembrandt; die Marter des Heiligen Marc von Tintoretto — die schönsten Bilder der Welt für die Goncourt.

Der englische Comfort ein wunderbares Verständniß für das leibliche Wohl, aber von einer Art Glück, wie es Blinde brauchen können: das Auge findet darin keine Genüge.

NB: rien de si mal écrit qu’un beau discours.

In Salammbô kommt Flaubert zum Vorschein, geschwollen, deklamatorisch, melodramatisch, verliebt in die dicke Farbe

— der Einzige, der den Fund einer Sprache gemacht hat, mit der man von den alten Zeiten sprechen kann: Maurice de Guérin im „Centaur“

— das Volk liebt weder das Wahre, noch das Einfache: es liebt den Roman und den Charlatan.

Es ist sehr merkwürdig, daß die vier Männer les plus purs de tout métier et de tout industrialisme, les quatre plumes les plus entièrement vouées à l’art gerade vor die Banken der police correctionelle gekommen sind: Baudelaire, Flaubert und les Goncourt.

Wir haben alle Verkehrsmittel verzehnfacht in der Geschwindigkeit: zugleich aber das Bedürfniß nach Schnelligkeit in uns verhundertfacht…

Je hais tout ce qui est cœur imprimé, mis sur du papier. Gavarni.

Eine Corruption alter Civilisationen, nur noch an Werken des Menschen Vergnügen zu empfinden und à s’embêter des œuvres de Dieu.

wir sind le siècle des chefs-d’œuvre de l’irrespect.

das Glück im Licht von Algier, die schmeichlerische Art Licht: wie man Heiterkeit athmet…

Die französische mélancholie contemporaine, une mél<ancolie> non suicidante, non blasphématrice, non désespérée: une tristesse, qui n’est pas sans douceur et où rit un coin d’ironie. Melancholien <von> Hamlet, Lara, Werther, René selbst sind die Melancholien von nördlicheren Völkern als wir sind.

Der Typus von 1830: energische Züge, milder Ausdruck, ein weiches Lächeln, das euch streichelt; gewöhnt an die Schlacht, an noble Kämpfe, an glühende Sympathien, an die laute Zustimmung eines jungen Publikums; und dabei im Grund von sich die Trauer und die Reue tragend, nicht zu trösten, zerrissenen Herzens; die politischen Ideen von 1848 haben ihn einen Augenblick wieder in Fieber gesetzt. Seitdem die Langeweile und die Nichtbeschäftigung seiner Gedanken und Aspirationen. Ein distinguirter Geist, an einem friedlichen Heimweh nach einem Ideal in Politik, Litteratur, Kunst leidend, sich mit halber Stimme beklagend und nur an sich selbst sich rächend für die Vision der Unvollkommenheit der Dinge hier unten.

Im modernen Gesetzbuch, im Code ist die Ehre ebenso vergessen wie la fortune. Pas un mot de l’arbitrage de l’honneur: das Duell usw. Was die fortune von heute betrifft, qui est presque toute in Börsenoperationen <dans des opérations de bourse>, de courtage, d’agiotage, de coulisse ou d’agences de change, so ist nichts vorgesehen, es zu schützen und zu vertheidigen: keine Reglementation de ces trafics journaliers; die Tribunale incompetent für alle Börsen-Transaktionen; der Wechselagent giebt kein reçu.

La Bruyère: „on peut se servir des coquins, mais l’usage en doit être discret.“

Wie hat man den Muth, zu einem Theater-Publikum zu sprechen? Das Stück wird abgeschätzt durch eine masse d’humanité réunie, une bêtise agglomérée… (Vom Buche nimmt man in der Einsamkeit Kenntniß —)

„Wenn man gut ist, so erscheint man feige: man muß böse sein, damit man für muthig gilt“: ein Thema für Napoleon III

„Vor einer guten Landschaft fühle ich mich mehr à la campagne als auf freiem Feld und im vollen Walde“ Wir sind zu civilisirt, zu alt, zu sehr verliebt in das factice und artificiel, daß wir durch das Grüne der Erde und Blaue des Himmels amüsirt würden.

Flaubert insgleichen: horreur auf dem Rigi.

Litteratur des 20. Jahrhunderts: verrückt und mathematisch zugleich, analytisch-phantastisch: die Dinge wichtiger und im Vordergrund, nicht mehr die Wesen; die Liebe abgeschafft (schon bei Balzac tritt das Geld in den Vordergrund): mehr von der Geschichte im Kopfe erzählend als von der im Herzen.

Ces désespérances, ces doutes, non de nous, ni de nos ambitions, mais du moment et des moyens, au lieu de nous abaisser vers les concessions, font en nous, plus entière, plus intraitable, plus hérissée, la conscience littéraire. Et, un instant, nous agitons si nous ne devrions pas penser et écrire absolument pour nous, laissant à d'autres le bruit, l'éditeur, le public. Mais, comme dit Gavarni: on n'est pas parfait.

Journal des Goncourt I, p. 147.

das Café ein rudimentärer Zustand: für 40 ct. Heiterkeit, mit einem Gas vielleicht (gas exhilarant): une demi-tasse de paradis

Gavarni: das ist grausam, aber so ist es, ich habe nicht für zwei sous vénération in mir. (wohl aber sensitivité —)

Flaubert: de la forme naît l'idée, höchste Formel der Schule, nach Théophile Gautier

il faut à des hommes comme nous, une femme peu élevée, peu éduquée, qui ne soit que gaieté et esprit naturel, parce que celle-là nous réjouira et nous charmera ainsi qu'un agréable animal, auquel nous pourrons nous attacher.

Die Zeit, wo alle Männer lesen und alle Frauen Piano spielen werden, wird die Welt in voller Auflösung sein; sie hat ein Wort aus dem Testament des Cardinal de Richelieu vergessen: „ainsi qu'un corps qui auroit des yeux en toutes ses parties, seroit monstrueux, de même un État le seroit, si tout le sujets étoient savants. On y verroit aussi peu d'obéissance que l'orgueil et la présomption y seroient ordinaires."

Kein Maler mehr. Eine Armee von chercheurs d'idées ingénieuses. De l'esprit, non de touche, mais dans le choix du sujet. Litteratur des Pinsels.

Raphael hat den klass<ischen> Typus der Jungfrau gefunden durch die Vollendung des vulgären Typus — durch den absoluten Gegensatz zur Schönheit, wie sie le Vinci suchte in dem Exquisen des Typus und der Seltenheit des

Ausdrucks. Eine Art ganz menschlicher Heiterkeit, eine runde Schönheit, eine fast junonische Gesundheit. Sie wird ewig populär bleiben.

Voltaire der letzte Geist des alten Frankreich, Diderot der erste des neuen. Voltaire hat das Epos, die Fabel, die kleinen vers, die Tragödie zu Grabe getragen. Diderot hat den modernen Roman, das Drama und die Kunstkritik inaugurirt.

Skeptiker sein, den Skepticismus bekennen — ein schlechter Weg, seinen Weg zu machen! Das Mittel der Skepsis ist die Ironie, die Formel die am wenigsten aux épais, aux obtus, aux sots, aux niais, aux masses zugänglich ist? Dann choquirt diese Negation, dieser Zweifel an Allem, die Illusionen Aller, zum mindesten, die, welche alle affichiren: die Selbstzufriedenheit der Menschheit mit sich, welche die Zufriedenheit mit sich voraussetzt, — diesen Frieden des menschlichen Gewissens, welchen der bourgeois affektirt wie den Frieden seines persönlichen Gewissens auszugeben. —

Im Grunde dieses metaphysischen Monologs fühle ich die Präoccupation — „la préoccupation et la terreur du au-delà de la mort, que donne aux esprits les plus émancipés l'éducation religieuse.“

Der Mann hat das Weib gemacht, indem er ihr alle seine Poesien giebt… Gavarni

Bei Clowns und Seiltänzern ihr Metier ihre Pflicht: die einzigen Akteure, deren Talent unbestritten und absolut ist, wie das der Mathematiker oder mehr noch comme le saut périlleux. Denn hierbei giebt es keinen falschen Anschein von Talent: entweder fällt man oder man fällt nicht.

Rien de plus charmant, de plus exquis que l'esprit français des étrangers, l'esprit de Galiani, du prince de Ligne, de Henri Heine.

Flaubert: „après tout, le travail, c'est encore le meilleur moyen d'escamoter la vie.“

Das, was bei Victor Hugo frappirt, der die Ambition hat, für einen Denker gelten zu wollen: das ist die Abwesenheit des Gedankens. Das ist kein Denker, das ist ein Naturwesen (un naturaliste sagt Flaubert): er hat den Saft der Bäume in den Adern —

De l’amoureux à la mode. 1830 le ténébreux, nach dem Einfluß Antony’s. Der dominirende Schauspieler giebt den Ton für die Verführung in der Liebe an. 1860 ist es der farceur (nach dem Vorbilde Grassot)

Es giebt keine Arme mehr für die Landarbeit. Die Erziehung zerstört die Rasse der Arbeiter und folglich den Ackerbau…

wahre Freiheit für das Individuum giebt es nur, so lange es noch nicht in eine vollkommen civilisirte Gesellschaft enrégimenté ist: in ihr verliert es den ganzen Besitz von sich, von seinen Gütern, von seinem Guten. Der Staat hat, von 1789 an, teufelsmäßig die Rechte von Jedem absorbirt, und ich frage mich, ob nicht, unter dem Namen der vollkommenen Herrschaft des Staates, uns die Zukunft noch eine ganz andere Tyrannei vorbehält, servi par le despotisme d’une bureaucratie française —

[«]

11[297]

Die halbseitige Tüchtigkeit: oder der gute Mensch.

Einem Versuche, von der Gottheit alle „bösen“ Eigenschaften und Absichten wegzudenken, entspricht ein Versuch, den Menschen auf die Hälfte zu reduziren, welche seine guten Eigenschaften ausmachen: er soll unter keinen Umständen schaden, schaden wollen…

Der Weg dazu: die Verschneidung der Möglichkeit zur Feindschaft, die Entwurzelung des ressentiment, der Frieden als der einzige und einzig gebilligte innere Zustand…

Der Ausgangspunkt ist völlig ideologisch: man hat „Gut“ und „Böse“ als Widerspruch angesetzt, man hält es nunmehr für folgerichtig, daß der Gute „dem Bösen“ bis in die letzte Wurzel entsagt und widerstrebt, man meint damit, zur Ganzheit, zur Einheit, zur Stärke zurückzukehren und seiner eigenen inneren Anarchie und Selbstauflösung zwischen entgegengesetzten Werth-Antrieben ein Ende zu machen.

Aber: man hält den Krieg für böse — und führt doch Krieg!… Mit anderen Worten: man hört jetzt erst recht nicht auf, zu hassen, Nein zu sagen, Nein zu thun:

der Christ z.B. haßt die Sünde (nicht den Sünder: wie sie fromme List auseinanderhält) — Und gerade durch diese falsche Trennung „gut“ und „böse“ ist die Welt des Hassenswerthen, Ewig-zu-Bekämpfenden ungeheuer angewachsen. In praxi sieht „der Gute“ sich umringt vom Bösen, sieht in allem Thun Böses — er endet damit, die Natur für böse, den Menschen für verdorben, das Gutsein als Gnade zu verstehn.

— So entsteht ein mit Haß und Verachtung überladener Typus, der sich aber die Mittel abgeschnitten hat, Krieg in der That und mit Waffen zu führen: eine wurmstichige Art von „Auserwählten“, Friedensaposteln

I. Der vollkommene „Hornochs“.

Der stoische Typus. Oder: der vollkommene Hornochs. Die Festigkeit, die Selbstbeherrschung, das Unerschütterliche, der Frieden als Unbeugsamkeit eines langen Willens — die tiefe Ruhe, der Vertheidigungszustand, der Berg, das kriegerische Mißtrauen — die Festigkeit der Grundsätze; die Einheit von Willen und Wissen die Hochachtung vor sich. Einsiedler-Typus.

Der consequente Typus: hier wird begriffen, daß man auch das Böse nicht hassen dürfe, daß man ihm nicht widerstehen dürfe, daß man auch nicht gegen sich selbst Krieg führen dürfe: daß man das Leiden, welches eine solche Praxis mit sich bringt, nicht nur hinnimmt; daß man ganz und gar in den positiven Gefühlen lebt; daß man die Partei der Gegner nimmt in Wort und That; daß man durch eine Superfötation der friedlichen, gütigen, versöhnlichen, hülf- und liebreichen Zustände den Boden der anderen Zustände verarmt…, daß man eine fortwährende Praxis nöthig hat

was ist hier erreicht? — Der buddhistische Typus: oder die vollkommene Kuh

Dieser Standpunkt ist nur möglich, wenn kein moralischer Fanatismus herrscht d.h. wenn das Böse nicht um seiner selber willen gehaßt wird, sondern nur, weil es den Weg abgiebt zu Zuständen, welche uns wehe thun (Unruhe, Arbeit, Sorge, Verwicklung, Abhängigkeit.)

Dies der buddhistische Standpunkt: hier wird nicht die Sünde gehaßt, hier fehlt der Begriff „Sünde“.

II.

Der inconsequente Typus: man führt Krieg gegen das Böse — man glaubt, daß der Krieg um des Guten willen nicht die moralische und Charakter-Consequenz habe, die sonst der Krieg mit sich bringt (und derentwegen man ihn als böse verabscheut) Thatsächlich verdirbt ein solcher Krieg gegen das Böse viel gründlicher als irgend eine Feindseligkeit von Person zu Person; und gewöhnlich schiebt sich sogar „die Person“ als Gegner wenigstens imaginär wieder ein (der Teufel, die bösen Geister usw.) Das feindselige Verhalten, Beobachten, Spioniren gegen alles, was in uns schlimm ist und schlimmen Ursprungs sein könnte, endet mit der gequältesten und unruhigsten Verfassung: so daß jetzt „Wunder“, Lohn, Ekstase, Jenseitigkeits-Lösung wünschbar werden…

Der christliche Typus: oder der vollkommene Mucker.

[«]

11[298]

Wie falsch, wie verlogen waren die M<enschen> immer über die Grundthatsachen ihrer inneren Welt! Hier kein Auge zu haben, hier den Mund halten oder den Mund aufthun —

[«]

11[299]

Die großen Worte
Die großen Männer
Die großen Zeiten.

[«]

11[300]

„Objektivität“ am Philosophen: moral<ischer> Indifferentism gegen sich, Blindheit gegen die guten und schlimmen Folgen: Unbedenklichkeit im Gebrauch gefährlicher Mittel; Perversität und Vielheit des Charakters als Vorzug errathen und ausgenützt —

Meine tiefe Gleichgültigkeit gegen mich: ich will keinen Vortheil aus meinen Erkenntnissen und weiche auch den Nachtheilen nicht aus, die sie mit sich bringen — hier ist eingerechnet das, was man Verderbniß des Charakters nennen könnte; diese Perspektive liegt außerhalb: ich handhabe meinen Charakter, aber denke weder daran, ihn zu verstehen, noch ihn zu verändern — der persönliche calcul der Tugend ist mir nicht einen Augenblick in den Kopf gekommen. Es scheint mir, daß man sich die Thore der Erkenntniß zumacht, sobald man sich für seinen persönlichen Fall interessirt — oder gar für das „Heil“ seiner Seele!… Man muß seine Moralität nicht zu wichtig nehmen und sich ein bescheidenes Anrecht auf deren Gegentheil nicht nehmen lassen…

Eine Art Erbreichthum an Moralität wird hier vielleicht vorausgesetzt: man wittert, daß man viel davon verschwenden und zum Fenster hinauswerfen kann, ohne dadurch sonderlich zu verarmen. Niemals sich versucht fühlen, „schöne Seelen“ zu bewundern. Sich ihnen immer überlegen wissen. Den Tugend-Ungeheuern mit einem innerlichen Spott begegnen; déniaiser la vertu — geheimes Vergnügen.

Sich um sich selber rollen; kein Wunsch „besser“ oder überhaupt nur „anders“ zu werden; zu interessirt, um nicht Fangarme und Netze jeder Moralität nach den Dingen auszuwerfen —

[«]

11[301]

Diese Figur ist nicht aus einem Guß. Nicht nur daß man sie mit allerlei Weisheit- und Sprüchwort-Biedermännerei verkleidet hat, so daß sie beinahe zum „Moralisten“ vulgarisirt ist: das Schlimme ist, daß man den Typus selbst nicht unangetastet hat. Man erräth, wie früh diese Figur verschiedenen Absichten von vornherein hat dienen müssen: in kurzer Zeit schon gab es bloß noch eine Tradition dieser bereits zurechtgemachten Figur. Es scheint, daß der alte typische Prophet Israels stark auf diese Zeichnung abgefärbt hat: die unevangelischen Züge, der Zorn, die Verfluchungen, die ganze so unwahrscheinliche Prophezeiung des „Gerichts“, der ganze Wüsten-Typus, die zügellose Sprache gegen Pharisäer und Schriftgelehrte, das Austreiben aus dem Tempel

— auch die Verfluchung des Feigenbaums — der typische Fall, wo und wie man nicht ein Wunder thun soll

Du sollst nicht fluchen. Du sollst nicht zaubern. Du sollst keine Rache üben. Du sollst nicht lügen (— denn daß eine Sache, bloß deshalb, weil sie für wahr gehalten wird, die Gefälligkeit hätte, zur Wahrheit zu werden, ist eine Lüge: man erlebt die demonstratio ad absurdum jeden Tag zu drei Malen —

[«]

11[302]

Hier ist jedes Wort Symbol; es giebt im Grunde keine Realität mehr. Die Gefahr ist außerordentlich, sich über diese Symbole zu vergreifen. Fast alle kirchlichen Begriffe und Werthungen führen irre: man kann das neue Testament gar nicht gründlicher mißverstehen als es die Kirche mißverstanden hat. Ihr fehlten alle Voraussetzungen zu einem Verständniß: die Historiker-Neutralität, welche sich den Teufel darum kümmert, ob „das Heil der Seele“ am Worte hängt

Die Kirche hat nie den guten Willen gehabt, das neue Testament zu verstehen: sie hat sich mit ihm beweisen wollen. Sie suchte und sucht hinter demselben ein theologisches System: sie setzt es voraus, — sie glaubt an die Eine Wahrheit. Es bedurfte erst des neunzehnten Jahrhunderts — le siècle de l’irrespect — um einige der vorläufigsten Bedingungen wieder zu gewinnen, um das Buch als Buch (und nicht als Wahrheit) zu lesen, um diese Geschichte nicht als „heilige Geschichte“, sondern als eine Teufelei von Fabel, Zurechtmachung, Fälschung, Palimpsest, Wirrwarr, kurz als Realität wieder zu erkennen…

Man giebt sich nicht genug Rechenschaft darüber, in welcher Barbarei der Begriffe wir Europäer noch leben.

NB: Daß man hat glauben können, „das Heil der Seele“ hänge an einem Buche!… Und man sagt mir, man glaube das heute noch.

Was hilft alle wissenschaftliche Erziehung, alle Kritik und Hermeneutik, wenn ein solcher Widersinn von Bibel-Auslegung, wie ihn die Kirche aufrecht erhält, noch nicht die Schamröthe zur Leibfarbe gemacht hat?

[«]

11[303]

Liebe

Seht hinein: diese Liebe, dieses Mitleid der Weiber — giebt es etwas Egoistischeres?… Und wenn sie sich opfern, ihre Ehre, ihren Ruf, wem opfern sie sich? dem Mann? oder nicht vielmehr einem zügellosen Bedürfnisse?

— das sind genau so selbstsüchtige Begierden: ob sie nun Anderen wohlthun und Dankbarkeit anpflanzen…

— in wiefern eine derartige Hyperfötation Einer Werthung alles Übrige heiligen kann!!

[«]

11[304]

Wir würden Recht haben, davon chokirt zu sein: ein solcher Enthusiasmus wie der Theklas ist etwas, das man unmöglich im Princip gutheißen kann. Wir können uns durch das Talent des Dichters dazu fortreißen lassen, mit einem einzelnen Individuum zu sympathisiren, das ihn erfährt: aber er kann nicht als Basis für ein allgemeines System dienen et nous n'aimons en France que ce qui peut être d'une application universelle.

Die Theater-Moral in Frankreich ist viel rigoröser als die in Deutschland. Cela tient à ce, que les Allemands prennent le sentiment pour base de la morale, tandis que pour nous cette base est la raison. Un sentiment sincère, complet, sans bornes, leur paraît, non seulement excuser ce qu'il inspire, mais l'ennoblir et, si j'ose employer cette expression, le sanctifier. Wir haben viel strengere Principien und wir entfernen uns von ihnen niemals in der Theorie. Das Gefühl, das eine Pflicht verkennt, scheint uns nur ein Fehler mehr; wir würden leichter dem Interesse verzeihen, weil das Interesse in seine Überschreitungen mehr Geschick und Decenz legt. Das Gefühl fordert die Meinung heraus, brave l'opinion, und sie wird dadurch gereizt; das Interesse sucht sie zu täuschen, indem es sie schont, und selbst wenn sie die Täuschung entdeckt, weiß sie ihren Dank für diese Art Huldigung.

[«]

11[305]

Nous n'envisageons l'amour que comme les passions humaines, c'est-à-dire ayant pour effet d'égarer notre raison, ayant pour but de nous procurer des jouissances. B. Constant.

[«]

11[306]

Die Regel der Einheiten macht die Composition sehr schwierig: elles circonscrivent les tragédies, surtout historiques, dans un espace. — Sie zwingen den Dichter oft, in den Ereignissen und den Charakteren, die Wahrheit der Gradation, die Delikatesse der nuances zu vernachlässigen; es giebt Lücken, zu brüske Übergänge.

Die Franzosen malen nur Ein Faktum oder Eine Leidenschaft. Sie haben ein Bedürfniß nach Einheit. Ils repoussent des caractères tout ce qui ne sert pas à faire ressortir la passion qu'ils veulent peindre; ils suppriment de la vie antérieure de leurs héros tout ce qui ne s'enchaîne pas nécessairement au fait, qu'ils ont choisi.

Das französische System präsentirt le fait qui forme le sujet und ebenso la passion, qui est le mobile de chaque tragédie, in einem vollkommenen isolement. Einheit des Interesses, der Perspektive. Der Zuschauer erkennt, daß das nicht eine historische Personnage ist, sondern un héros factice, une créature d'invention —

[«]

11[307]

Bedarf die Liebe der Unruhe und Ängste? ist ihr die Eifersucht als Dünger nöthig? strebt sie sanft in die reine und friedliche Luft der Träume? — Im anderen Falle wäre ein geschickter und desinteressirter Egoism die erste der Tugenden, le plus raisonnable des devoirs —

[«]

11[308]

Les circonstances sont bien peu de chose, le caractère est tout.

[«]

11[309]

On change de situation; on ne se corrige pas en se déplaçant.

[«]

11[310]

Die ganze Auffassung vom Rang der Leidenschaften: wie als ob das Rechte und Normale sei, von der Vernunft geleitet zu werden — während die Leidenschaften das Unnormale, Gefährliche, Halbthierische sind, überdies, ihrem Ziele nach, nichts anderes als Lust-Begierden…

Die Leidenschaft ist entwürdigt 1) wie als ob sie nur ungeziemender Weise, und nicht nothwendig und immer das mobile sei 2) insofern sie etwas in Aussicht nimmt, was keinen hohen Werth hat, ein Vergnügen…

Die Verkennung von Leidenschaft und Vernunft, wie als ob letztere ein Wesen für sich sei und nicht vielmehr ein Verhältnißzustand verschiedener Leidenschaften und Begehrungen; und als ob nicht jede Leidenschaft ihr Quantum Vernunft in sich hätte…

[«]

11[311]

Indem man nur Eine Leidenschaft malt (und nicht einen ganzen individuellen Charakter) erhält man tragische Wirkungen, weil die individuellen Charaktere, die immer gemischt sind, der Einheit des Eindrucks schaden. Aber die Wahrheit verliert dabei. Man fragt sich, was von den Heroen übrigbleiben würde, wenn sie nicht von dieser Leidenschaft bewegt wären: sicherlich nur wenig… Der Charaktere sind unzählige. Die Theater-Leidenschaften eine geringe Zahl. „Polyphonte le tyran („der Tyrann“) est un genre: le tyran Richard III un individu“

[«]

11[312]

Zukünftiges. Gegen die Romantik der großen „Passion“.

Zu begreifen, wie zu jedem „klassischen“ Geschmack ein Quantum Kälte, Lucidität, Härte hinzugehört: Logik vor allem, Glück in der Geistigkeit, „drei Einheiten“, Concentration — Haß gegen Gefühl, Gemüth, esprit, Haß gegen das Vielfache, Unsichere, Schweifende, Ahnende so gut als gegen das Kurze Spitze Hübsche Gütige

Man soll nicht mit künstlerischen Formeln spielen: man soll das Leben umschaffen, daß es sich nachher formuliren muß…

Es ist eine heitere Comödie, über die erst jetzt wir lachen lernen, die wir jetzt erst sehen: daß die Zeitgenossen Herders, Winckelmanns, Goethes und Hegels in Anspruch nahmen, das klassische Ideal wieder entdeckt zu haben… Und zu gleicher Zeit Shakespeare!

— und dasselbe Geschlecht hatte sich von der klassischen Schule der Franzosen auf schnöde Art losgesagt!

— als ob nicht das Wesentliche so gut hier wie dorther hätte gelernt werden können!…

Aber man wollte die „Natur“, die „Natürlichkeit“: oh Stumpfsinn! man glaubte, die Classicität sei eine Art Natürlichkeit!

Ohne Vorurtheil und Weichlichkeit zu Ende denken, auf welchem Boden ein klassischer Geschmack wachsen kann.

Verhärtung, Vereinfachung, Verstärkung, Verböserung des Menschen: so gehört es zusammen. Die logisch-psychologische Vereinfachung. Die Verachtung des Details, des Complexen, des Ungewissen —

Die Romantiker in Deutschland protestirten nicht gegen den Classicismus, sondern gegen Vernunft, Aufklärung, Geschmack, 18. Jahrhundert.

Die Sensibilität der romantisch-Wagnerischen Musik: Gegensatz, die klassische Sensibilität…

der Wille zur Einheit (weil die Einheit tyrannisirt: nämlich die Zuhörer, Zuschauer) aber Unfähigkeit, sie in der Hauptsache tyrannisiren zu lassen: nämlich in Hinsicht auf das Werk selbst (auf Verzichtleisten, Kürzen, Klären, Vereinfachen.

die Überwältigung durch Masse (Wagner, Victor Hugo, Zola, Taine) und nie mit der Größe

[«]

11[313]

„Wähntest du etwa, ich sollte das Leben hassen, in Wüsten fliehen, weil nicht alle Blüthenträume reiften?“ — sagt der Prometheus Goethes.

[«]

11[314]

Die Wagnersche Kunst: ein Compromiß zwischen den drei modernsten Bedürfnissen: nach Krankhaftem, nach Brutalem und nach Unschuldigem (Idiotischem)…

[«]

11[315]

Warum kulminirt die deutsche Musik zur Zeit der deutschen Romantik? Warum fehlt Goethe in der deutschen Musik? Wie viel Schiller, genauer wie viel „Thekla“ ist dagegen in Beethoven!

— Schumann hat Eichendorff, Uhland, Heine, Hoffmann, Tieck in sich

— Richard Wagner hat Freischütz, Hoffmann, Grimm, die romantische Sage, den mystischen Katholizismus des Instinkts, den Symbolismus, die „Freigeisterei der Leidenschaft“, Rousseau’s Absichten

Der „fliegende Holländer“ schmeckt nach Frankreich, wo le ténébreux 1830 der Verführer-Typus war

— Cultus der Musik: die revolutionäre Romantik der Form

Wagner resümirt die Romantik, die deutsche und die französische —

[«]

11[316]

Die großen Worte:
„Frieden der Seele“
die „Liebe“

der „klassische Geschmack“

[«]

11[317]

Der Nationalism hat in Frankreich den Charakter, in Deutschland den Geist und Geschmack verdorben: um eine große Niederlage — und zwar eine definitive — zu vertragen, muß man jünger und gesünder sein als der Sieger

[«]

11[318]

Der Exotism Wagners unter den Anhängern der „Deutschthümelei“

[«]

11[319]

Der Humor der europäischen Cultur: man hält das für wahr, aber thut jenes z.B. was hilft alle Kunst des Lesens und der Kritik, wenn die kirchliche Interpretation der Bibel, (die protestantische so gut wie die katholische) nach wie vor aufrecht erhalten wird!

[«]

11[320]

Der Wagnerianer, mit seiner voreiligen Bewunderung für alles, was an Wagner durchaus nicht wunderbar ist, vielmehr „Wagnerisch“ —

[«]

11[321]

— diese unsinnige Überladung mit Details, diese Unterstreichung der kleinen Züge, der Mosaik-Effekt: Paul Bourget

Der Ehrgeiz des großen Stils — und dabei Nicht-Verzichtleisten-wollen auf das, was er besser machte, auf das Kleine, das Kleinste; dieses Überladen mit Details; diese Ciseleur-Arbeit in Augenblicken, wo Niemand für Kleines Augen haben dürfte; diese Unruhe des Auges, welches bald für Mosaik und bald für verwegen hingeworfene Wand-Fresken eingestellt werden soll

ich habe die eigenthümliche Qual, welche mir das Anhören Wagn<erscher> Musik erregt, darauf zurückgeführt, daß diese Musik einem Gemälde gleicht, welches mir nicht erlaubt, auf Einem Platz zu bleiben… daß beständig das Auge, um zu verstehen, sich anders einstellen muß: bald myopisch, damit ihm die raffinirteste Mosaik-Ciseleurarbeit nicht entgeht, bald für verwegene und brutale Fresken, welche sehr aus der Ferne gesehen werden wollen. Das Nicht-festhalten-können einer bestimmten Optik macht den Stil der Wagnerschen Musik aus: Stil hier im Sinne von Stil-Unfähigkeit gebraucht

[«]

11[322]

Wagner: 1) nicht sich täuschen lassen durch die deutsche Tendenz

— seine Sensibilität ist so wenig deutsch als möglich; dagegen um so deutscher seine Art Geist und Geistigkeit (den Stil eingerechnet)

— er hat die tiefste Sympathie für die großen Symbole des mittelalterlichen Europa und sucht deren „Träger“ —

— der Typus seiner Helden ist so wenig deutsch als möglich: Tannhäuser, der fliegende Holländer, Rienzi, Lohengrin, Elsa, Tristan, Siegfried, Parsifal: man versuche doch die — — —: bleibt der „Meistersinger“

— der Cultus der „Passion“ ist nicht deutsch

— der Cultus des „Dramas“ ist nicht deutsch: er hat eine ungeheure Überzeugungskraft durch Wucht und Furchtbarkeit der Gebärde.

2) was ist deutsch?

— die ungewisse Symbolik, die Lust am Ungenau-Gedachten, der falsche „Tiefsinn“, das Willkürliche, der Mangel an Feuer, Witz und Anmuth, die Unfähigkeit zur großen Linie, zum Nothwendigen in — — —

3) man muß in der Hauptsache sich nicht irreführen lassen: das musikalische Drama W<agner>s ist ein Rückschritt, schlimmer, eine Decadence-Form der Musik —
— er hat alles Musikalische, die Musik geopfert, um aus ihr eine Kunst des Ausdrucks, der Verstärkung, der Suggestion, des Psychologisch-Pittoresken zu machen

der außerordentliche Schauspieler- und Theater-Instinkt war bisher insgleichen nicht deutsch (— man versteht nichts von Wagner, wenn man nicht in diesem Instinkt seine faculté maîtresse, seinen dominirenden Instinkt begreift)

die deutsche Tiefe, Vielheit, Willkür, Fülle, Ungewißheit: die großen Symbole und Räthsel, mit sanftem Donner aus ungeheurer Ferne laut werdend: der deutsche graue und bösartige Himmel, der das Glück nur als Carikatur und Wunsch kennt —

[«]

11[323]

Woher nimmt er seinen Anhang? Aus der Überzahl der Unmusikalischen, Halbmusikalischen, Dreiviertel-Gebildeten beiderlei Geschlechts, deren Eitelkeit es schmeichelt, Wagner zu verstehen

Sieg des unmusikalischen, halbmusikalischen Bildungs-Schwärmers, dem die große Attitüde Wagner's schmeichelt, wie als ob es ein Zeichen von Superiorität sei, hier zu „verstehen“

: er appellirt an die schönen Gefühle und den gehobenen Busen

er erregt namentlich das, was eine schwärmerische — die deutsche — Naturempfindung — — —

— er hypnotisirt die mystisch-erotischen Weibchen, indem seine Musik den Geist eines Magnetiseurs bis in ihr Rückenmark hinein fühlbar macht (— man beobachte das Lohengrin-Vorspiel in seinen physiologischen Einwirkungen auf die Sekretion und — — —

— er erreicht jedes Mal die Höhe des Pathos zugleich mit einer Breite und Strom-Ausdehnung, welche ihn in Gegensatz zu allen Kurzathmigen und Augenblicks-Dramatikern stellt

[«]

11[324]

die Mißverständnisse der Kirche
das Abendmahl
„der Sohn Gottes“
der Tod am Kreuz als Abzahlung
der Sündenfalls-Geschichte
des „Glaubens“

[«]

11[325]

Zur Kritik des guten Menschen

Rechtschaffenheit, Würde, Pflichtgefühl, Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Ehrlichkeit, Geradheit, gutes Gewissen — sind wirklich mit diesen wohlklingenden Worten Eigenschaften um ihrer selber willen bejaht und gutgeheißen? oder sind hier an sich werthindifferente Eigenschaften und Zustände nur unter irgend welchen Gesichtspunkt gerückt, wo sie Werth bekommen? — Liegt der Werth dieser Eigenschaften in ihnen oder in dem Nutzen, Vortheil, der aus ihnen folgt (zu folgen scheint, zu folgen erwartet wird)?

Ich meine hier natürlich nicht einen Gegensatz von ego und alter in der Beurtheilung: die Frage ist, ob die Folgen es sind, sei es für den Träger dieser Eigenschaften, sei es für die Umgebung, Gesellschaft, „Menschheit“, derentwegen diese Eigenschaften Werth haben sollen: oder ob sie an sich selbst Werth haben…

Anders gefragt: ist es die Nützlichkeit, welche die entgegengesetzten Eigenschaften verurtheilen, bekämpfen, verneinen heißt (— Unzuverlässigkeit, Falschheit, Verschrobenheit, Selbst-Ungewißheit, Unmenschlichkeit —)? Ist das Wesen solcher Eigenschaften oder nur die Consequenz solcher Eigenschaften verurtheilt?

Anders gesagt: wäre es wünschbar, daß Menschen dieser zweiten Eigenschaften nicht existirten? — Das wird jedenfalls geglaubt —

aber hier steckt der Irrthum, die Kurzsichtigkeit, die Bornirtheit des Winkel-Egoismus.

Anders ausgedrückt: wäre es wünschbar, Zustände zu schaffen, in denen der ganze Vortheil auf Seiten der Rechtschaffenen ist — so daß die entgegengesetzten Naturen und Instinkte entmuthigt würden und langsam ausstürben?

— dies ist im Grunde eine Frage des Geschmacks und der Aesthetik: wäre es wünschbar, daß die „achtbarste“ d.h. langweiligste Species Mensch übrig bliebe? die Rechtwinkligen, die Tugendhaften, die Biedermänner, die Braven, die Geraden, die „Hornochsen“?

— denkt man sich die ungeheure Überfülle der „Anderen“ weg: so hat sogar der Rechtschaffene nicht einmal mehr ein Recht auf Existenz: er ist nicht mehr nöthig — und hier begreift man, daß nur die grobe Nützlichkeit eine solche unausstehliche Tugend zu Ehren gebracht hat.

Die Wünschbarkeit liegt vielleicht gerade auf der umgekehrten Seite: Zustände schaffen, bei denen der „rechtschaffene Mensch“ in die bescheidene Stellung eines „nützlichen Werkzeugs“ herabgedrückt wird — als das „ideale Heerdenthier“, bestenfalls Heerden-Hirt: kurz, bei denen er nicht mehr in die obere Ordnung zu stehen kommt —: welche andere Eigenschaften verlangt —

[«]

11[326]

Rubriken.

1 Zur Kritik des „guten Menschen“.
2 Aus der Schule der Starken.
3 Die grossen Worte.
4 Zur Kritik der „Christlichkeit“.
5 Wie man die Tugend zur Herrschaft bringt.
6 Die aesthetischen Werthe; deren Herkunft und Zukunft.
7 Die Heraufkunft des Nihilismus.
8 Zur „Modernität“

[«]

11[327]

Tagebuch des Nihilisten…

der Schauder über die entdeckte „Falschheit“

leer: kein Gedanke mehr; die starken Affekte um Objekte ohne Werth sich drehend:
— Zuschauer für diese absurden Regungen für und wider
— überlegen, höhnisch, kalt gegen sich
— die stärksten Regungen erscheinen wie Lügner: als ob wir an ihre Objekte glauben sollten, als ob sie uns verführen wollten —
— die stärkste Kraft weiß nicht mehr, wozu?
— es ist Alles da, aber keine Zwecke —
der Atheismus als die Ideallosigkeit

Phase des leidenschaftlichen Neins und Neinthuns: in ihm entladet sich die aufgespeicherte Begierde nach Bejahung, nach Anbetung…

Phase der Verachtung selbst gegen das Nein…
selbst gegen den Zweifel…
selbst gegen die Ironie…
selbst gegen die Verachtung…

Katastrophe: ob nicht die Lüge etwas Göttliches ist…
ob nicht der Werth aller Dinge darin beruht, daß sie falsch sind?…
ob nicht die Verzweiflung bloß die Folge eines Glaubens an die Gottheit der Wahrheit ist
ob nicht gerade das Lügen und Falschmachen (Umfälschen) das Sinn-Einlegen ein Werth, ein Sinn, ein Zweck ist
ob man nicht an Gott glauben sollte, nicht weil er wahr ist (sondern weil er falsch — ?

[«]

11[328]

I.
Begriff des Nihilismus.
Zur Psychologie des Nihilisten.
Zur Geschichte des europäischen Nihilism

Kritik der „Modernität“

Die großen Worte.
Aus der Schule der Starken.
Der gute Mensch.
Die Christlichkeit

Genealogie des Ideals
Die Circe der Philosophen
Die aesthetischen Werthe: Herkunft und Kritik

Kunst und Künstler: neue Fragezeichen.

[«]

11[329]

NB. Kritik der Vaterländerei (zu „Modernität“).

[«]

11[330]

Winckelmanns und Goethes Griechen, V. Hugo’s Orientalen, Wagners Edda-Personnagen, W. Scotts Engländer des 13. Jahrhunderts — irgend wann wird man die ganze Komödie entdecken: es war Alles über alle Maaßen historisch falsch, aber — modern, wahr!

[«]

11[331]

Bési.

Niemanden anklagen —

Meine Wünsche haben nicht genug Kraft, um mich zu leiten —

selbst gegen diese négateurs eifersüchtig: eifersüchtig auf ihre Hoffnungen — daß sie einen Haß so ernst nehmen können!

„Wozu diese Kraft verwenden?“ —

Mit ihnen mich zu verbinden, daran verhinderte mich nicht die Furcht vor dem Lächerlichen — darüber bin ich hinaus — sondern der Haß und die Verachtung, die sie mir einflößen. Ich habe, trotz allem, die Gewohnheiten eines homme, comme il faut, und ihr Verkehr widersteht mir.

„Hätte ich noch mehr Haß und Eifersucht in Hinsicht auf sie empfunden, vielleicht hätte ich mich mit ihnen ins Einvernehmen gesetzt.“

„ich habe Furcht vor dem Selbstmord, denn ich fürchte Größe der Seele zu zeigen… Ich sehe, daß das noch eine tromperie sein würde, — eine letzte Lüge zu allen zahllosen von Ehedem! — Welchen Vortheil gäbe es darin, sich selbst zu betrügen, einzig um den Großartigen zu spielen? — Da ich immer der Entrüstung und der Scham fremd war, werde ich niemals mehr die Verzweiflung kennen lernen…“

Bemerken Sie auch, daß ich kein Mitleid mit Ihnen habe, um Sie zu rufen; und Sie nicht schätze, um Sie zu erwarten… Indessen rufe ich Sie und erwarte Sie —

Ich kann, wie ich das immer gekonnt habe, das Bedürfniß haben, eine gute That zu thun und ich habe Vergnügen daran; nebenbei aber wünsche ich auch, Übel zu thun und habe ebenfalls Genugthuung dabei. Alle diese Eindrücke, wenn sie überhaupt entstehen, was selten genug ist, sind, wie immer, sehr leicht…

„On peut traverser une rivière sur une poutre et non sur un copeau.“ Ich habe die débauche experiment<irt> im großen Stile und meine Kräfte dabei erschöpft; aber ich liebe sie nicht, sie war nicht mein Ziel.

Wenn man sich nicht mehr an sein Vaterland attachirt, hat man keine Götter mehr, das heißt keine Ziele mehr in der Existenz…

Man kann unendlich über Alles diskutiren, aber aus mir ist nur eine Negation ohne Größe und ohne Kraft hervorgegangen. Zuletzt schmeichle ich mir noch, indem ich so rede. Alles ist immer faible et mou.

Der großherzige Kiriloff ist durch einen Gedanken besiegt worden: er hat sich erschossen. Ich sehe die Größe seiner Seele darin, daß er den Kopf verloren hat. Niemals würde ich so handeln können. Niemals würde ich an eine Idee so leidenschaftlich glauben können… Mehr noch, es ist mir unmöglich, mich mit Ideen auf einen solchen Punkt zu beschäftigen… Niemals, niemals würde ich mich erschießen können…

Ich weiß, daß ich mich tödten sollte, daß ich die Erde von mir reinigen sollte, wie von einem miserablen Insekt.

[«]

11[332]

Zur Psychologie des Nihilisten.

„das Verehrungswürdigste am Menschen, nach Goethe: — — — Folgerichtigkeit, das gehört dem Nihilisten zu.

Um diese Zeit überredet er sich zur Ausschweifung. Man unterschätze die Logik darin nicht; man muß Philosoph <sein>, um das zu verstehen. Die Ideen sind Täuscherei; die Sensationen sind die letzte Realität… Es ist der letzte Hunger nach „Wahrheit“, der die Ausschweifung anräth — Es könnte nicht „die Liebe“ sein: es müssen alle die Schleier und Verschönerungen d.h. Fälschungen abgewischt <werden>: deshalb muß es die Ausschweifung, der Schmerz und die Combination von Ausschweifung und Schmerz sein.

Eine Steigerung: der Schmerz ist realer als die Lust… Das bejahende Element in der letzteren hat den Charakter der Werthschätzung, der Betrügerei und Übertreibung…

der Schmerz berauscht nicht leicht, seine Nüchternheit…

— Vorsicht vor den berauschenden und umnebelnden Schmerzen…

— der Schmerz, den man zufügt, ist realer als der, den man leidet —

[«]

11[333]

Die absolute Veränderung, welche mit der Negation Gottes eintritt —

Wir haben absolut keinen Herrn mehr über uns; die alte Werthungs-Welt ist theologisch — sie ist umgeworfen —

Kürzer: es giebt keine höhere Instanz über uns: so weit Gott sein könne, sind wir selbst jetzt Gott…

Wir müssen uns die Attribute zuschreiben, die wir Gott zuschrieben…

[«]

11[334]

Die Logik des Atheismus.

Wenn Gott existirt, hängt Alles von seinem Willen ab und ich bin nichts außer seinem Willen. Wenn er nicht existirt, so hängt Alles von mir ab, und ich muß meine Unabhängigkeit beweisen —

Der Selbstmord die completeste Art, seine Unabhängigkeit zu beweisen —

Gott ist nothwendig, folglich muß er existiren
Aber er existirt nicht
Also kann man nicht mehr leben.

dieser Gedanke hat auch Stavrogin verzehrt: „wenn er glaubt, glaubt er nicht, daß er glaubt. Wenn er nicht glaubt, glaubt er nicht, daß er nicht glaubt.“

die klassische Formel Kiriloffs bei Dostoj<ewsky:>

Ich bin gehalten, meinen Unglauben zu affirmiren; in meinen Augen giebt es keine größere Idee als die Leugnung Gottes. Was ist die Geschichte der Menschheit? Der Mensch hat nichts gemacht als Gott erfinden, um sich nicht zu tödten. Ich, als der Erste, stoße die Fiktion Gottes zurück…

Einen anderen tödten — das wäre die Unabhängigkeit in der niedrigsten Form: ich will den höchsten Punkt der Unabhängigkeit erreichen

Die früheren Selbstmörder hatten Gründe dazu; ich aber habe keinen Grund, einzig, um meine Unabhängigkeit zu beweisen —

[«]

11[335]

der Anfang des Nihilismus
die Ablösung, der Bruch mit der Scholle
unheimisch beginnts
unheimlich endets

[«]

11[336]

Wenn die Natur selbst ihr Meisterstück nicht geschont hat, wenn sie Jesus hat leben lassen in mitten der Lüge und für eine Lüge (— und ihm schuldet die Erde Alles, was sie hat leben lassen —) ohne ihn wäre der Planet, mit Allem, was darauf ist, bloße Thorheit, nun, so ruht der Planet auf einer Lüge, auf einer dummen Verspottung. Folglich sind die Gesetze der Natur selbst eine Imposture und eine diabolische farce. Warum also leben, wenn du ein Mensch bist?…

„Wenn Sie aber enttäuscht sind? wenn Sie begriffen haben, daß der ganze Irrthum im Glauben an den alten Gott lag?“

Das Heil der Menschheit hängt davon ab, ihr diesen Gedanken zu beweisen —

Ich begreife nicht, wie bisher ein Atheist hat wissen können, daß es keinen Gott giebt und sich nicht sofort getödtet hat…

„Fühlen daß Gott nicht ist und nicht zugleich fühlen, daß man eben damit Gott geworden ist, ist eine Absurdität: andernfalls würde man nicht verfehlen, sich zu tödten. Wenn du das fühlst, bist du tzar, und, fern davon dich zu tödten, wirst du auf dem Gipfel der Glorie leben…

„Ich bin Gott nur durch Zwang und ich bin unglücklich, denn ich bin verpflichtet, meine Freiheit zu beweisen. Alle sind unglücklich, weil sie Furcht haben, ihre Freiheit zu beweisen. Wenn der Mensch bis jetzt so unglücklich und so arm war, so geschah dies, weil er nicht wagte, sich in der höchsten Bedeutung des Wortes frei zu zeigen, weil er sich mit einer schülermäßigen Insubordination begnügte… Denn ich bin schrecklich unglücklich, denn ich habe schrecklich Furcht. Die Furcht ist der Fluch des Menschen —

Dies wird alle Menschen retten und physisch die folgende Generation umbilden: denn, nach mir zu urtheilen, kann unter seiner gegenwärtigen physischen Form der Mensch des alten Gottes nicht entrathen… Ich suche seit 3 Jahren das

Attribut meiner Göttlichkeit: und ich habe es gefunden — die Unabhängigkeit. Ich will mich tödten, um meine Insubordination zu beweisen, meine neue und schreckliche Freiheit“ —

[«]

11[337]

Fünf, sechs Sekunden und nicht mehr: da fühlt ihr plötzlich die Gegenwart der ewigen Harmonie. Der Mensch kann, in seiner sterblichen Hülle, das nicht aushalten; er muß sich physisch umformen oder sterben. Es ist ein klares und indiskutables Gefühl. Ihr scheint euch in Contakt mit der ganzen Natur und ihr sagt: „Ja, dies ist wahr!“ Als Gott die Welt geschaffen hatte, sagte er am Ende jedes Tags: „Ja, dies ist wahr, dies ist gut!“ Das ist nicht Rührung, das ist Freude. Ihr verzeiht nichts, weil es nichts zu verzeihen giebt. Ihr liebt nicht mehr — oh, dies Gefühl ist höher als die Liebe. Das schrecklichste ist die schauerliche Bestimmtheit, mit der es sich ausdrückt und die Freude, mit der es erfüllt. Wenn das länger dauerte, könnte die Seele es nicht aushalten, sie müßte verschwinden — In diesen 5 Sekunden lebe ich eine ganze Menschen-Existenz, für sie würde ich mein ganzes Leben geben, es wäre nicht zu theuer bezahlt. Um dies länger zu ertragen, müßte man sich physisch transformiren. Ich glaube, der Mensch hört auf zu zeugen. Wozu Kinder, wenn das Ziel erreicht ist? —

Verständniß des Auferstehungs-Symbols:

„Nach der Auferstehung wird man nicht mehr zeugen, man wird sein, wie die Engel Gottes“ d.h. das Ziel ist erreicht: wozu Kinder?… Im Kinde drückt sich die Unbefried<igun>g des Weibes aus…

[«]

11[338]

Wenn die Menschen Consequenz im Leibe hätten, hätten sie auch Consequenz im Kopfe. Aber ihr Mischmasch…

[«]

11[339]

Woran mir am meisten Verdruß entstanden ist? Zu sehen, daß Niemand mehr den Muth hat, zu Ende zu denken…

[«]

11[340]

Die Vorzeichen einer großen Revolte: ein Cynismus auf Befehl, ein Durst nach Skandal, agaçant, irritation, lassitude. Das Publikum entnervt, auf falschen Wegen erkannte sich nicht mehr

In Momenten der Crisis fühlt man eine Menge Individuen aus den tiefsten Schichten der Bevölkerung auftauchen, die kein Ziel, keine Idee irgend einer Art haben und die sich nur durch die Liebe zum désordre unterscheiden. Fast immer stehen sie unter dem Antrieb der kleinen Gruppe der „avancés“, welche aus ihnen machen, was sie wollen…

Die gens de rien bekamen eine plötzliche Wichtigkeit, sie kritisirten laut alle respektablen Dinge, sie, die bisher nicht den Mund zu öffnen gewagt hatten, und die Begabtesten hörten ihnen schweigend zu, oft selbst mit einem kleinen Lächeln der Zustimmung.

[«]

11[341]

— eine verbrecherische Solidarität suchend und seine Herrschaft über ihn gewinnend?

Die Spionage. In seinem System hat jedes Mitglied das Auge auf das andere, die Delation ist Pflicht. Jeder gehört Allen und Alle Jedem. Alle sind Sklaven und gleich in der Sklaverei. Die Verleumdung und das Assassinat in den äußersten Fällen, aber überall die „Gleichheit“. Vorerst das Niveau der wissenschaftlichen Cultur und der Talente niedriger machen, herunterbringen! Ein wissenschaftliches Niveau ist nur höheren Intelligenzen zugänglich; aber es darf keine höhere Intelligenz geben. Menschen von hohen Fähigkeiten haben sich immer der Macht bemächtigt und sind immer Despoten gewesen. Sie können gar nicht anders als Despoten sein, sie haben immer mehr Übel als Gutes gethan; man treibe sie aus oder man überliefere sie au supplice. Cicero die Zunge abschneiden, Copernikus blenden, Shakespeare steinigen… Sklaven dürfen gleich sein: ohne Despotism hat es noch niemals weder Freiheit noch Gleichheit gegeben, aber in einer Heerde darf Gleichheit herrschen… Man muß die Berge ebnen; nieder mit Unterricht und Wissenschaft! Man hat dafür genug für ein Jahrtausend; aber man muß den Gehorsam organisiren, die einzige Sache, die in der Welt fehlt. Der Durst nach Studium ist ein aristokratischer Durst. Mit der Familie oder der Liebe verschwindet der Durst nach Eigenthum. Wir werden diesen Durst tödten: wir werden die Trunkenheit, den Lärm, die Delation begünstigen, wir werden eine Ausschweifung ohne Gleichen propagiren, wir werden die Genie's in der Wiege ersticken. „Reduktion von Allen au même dénominateur, vollkommene Gleichheit!“

„Wir haben ein Handwerk gelernt und sind honnete Leute; wir haben nichts Andres nöthig“ — haben jüngst englische Arbeiter gesagt. Das Nothwendige allein ist nothwendig, das soll die Devise des Erdballs von jetzt ab sein. Aber man hat auch Convulsionen nöthig, dafür werden wir sorgen, wir anderen Leiter und Lenker… Die Sklaven müssen Herren haben. Vollständiger Gehorsam, vollständige Entpersönlichung: aber alle dreißig Jahre wird man das Signal zu Convulsionen geben und alle werden sich plötzlich daran machen, sich gegenseitig aufzufressen, bis zu einem gewissen Punkt natürlich, zu dem einzigen Zweck, sich nicht zu langweilen. Die Langeweile ist ein aristok<ratisches> Gefühl; in dem Socialism wird es keine Begierde geben. Wir reserviren uns den Schmerz und die Begierde, die Sklaven werden den Socialism haben… Ich habe daran gedacht, die Welt dem Papst zu überliefern. Er möge mit bloßen Füßen aus seinem Palaste heraustreten und zum Volke sagen: „darauf hat man mich reduzirt!“ — Alles, auch die Armée, wird sich zu seinen Füßen niederwerfen. Der Papst oben, wir um ihn und unter uns der Socialism… Die Internationale muß sich mit dem Papst verständigen: er wird gleich zustimmen, er hat keinen anderen Ausweg…

Sie sind schön! Sie vergessen bisweilen, was es Exquisites an Ihnen giebt! Selbst Bonhomie und Naivetät! Sie leiden ohne Zweifel, Sie leiden tief, auf Grund dieser Bonhomie. Ich bin Nihilist, aber ich liebe die Schönheit — je suis nihiliste, mais j'aime la beauté. Lieben die Nihilisten sie nicht? Das, was sie nicht lieben, das sind Götzenbilder: ich, ich liebe Götzenbilder und Sie sind das meinige!

Sie beleidigen Niemanden und sind allgemein verabscheut; Sie betrachten alle Menschen wie Ihres Gleichen, und Alle haben Furcht vor Ihnen: so ist es Recht.

Niemand wird wagen Ihnen auf die Schulter zu schlagen. Sie sind ein schrecklicher Aristokrat, und wenn er zu Demokraten kommt, so ist der Aristokrat un charmeur. Es ist Euch gleichmäßig gleichgültig Euer Leben oder das Andrer zu opfern. Sie sind präcis der Mann, den man nöthig hat…

Wir dringen in das Volk selbst ein, wir sind jetzt schon furchtbar stark. Nicht nur die sind die Unsrigen, welche erwürgen, Feuer anzünden und klassische coups machen. Diese hemmen uns mehr… Ich begreife nichts ohne Disciplin. Ich habe sie alle gezählt: der Lehrer, der sich mit den Kindern über ihren Gott und ihre Wiege moquirt; der Advokat, der einen wohlgebildeten Meuchelmörder vertheidigt, der beweist, daß er eine bessere Erziehung hatte als sein Opfer und daß er, um sich Geld zu verschaffen, kein andres Mittel hatte, als zu tödten; die Studenten, die, um eine Sensation zu erproben, einen Bauern tödten; die Geschworenen, die systematisch alle Verbrecher freisprechen; der Procurator, der vor dem Tribunal zittert, sich nicht liberal genug zu zeigen… Unter der Verwaltung, unter den Gelehrten — wie Viele gehören zu uns! (— und sie wissen es nicht!)… Anderseits, überall eine unermeßliche Eitelkeit, ein bestialischer appétit… Wissen Sie, wie viel wir den berühmten Theorien danken? Als ich Rußland verließ, machte die Theorie Littré’s, der das Verbrechen der Narrheit annäherte, furore; ich komme zurück, und schon ist das Verbrechen nicht mehr eine Narrheit, sondern der bon sens selbst, fast eine Pflicht, zum allermindesten ein nobler Protest. „Hé bien, wie wird ein aufgeklärter Mann nicht meucheln, wenn er Geld nöthig hat?“ Aber das ist noch nichts. Der russische Gott hat dem Getränk Platz gemacht; alles ist Trinker, die Kirchen sind leer… Wenn wir die Herren sind, werden wir sie kuriren… nöthigenfalls relegiren wir sie für 40 Jahre in eine Thebaide. Aber für 2 Generationen ist die débauche nothwendig, eine d<ébauche> ignoble, inouïe, sale, die thut noth!… Bis jetzt hat das russische Volk, trotz der Derbheit seines Ingrimm-Vokabulärs, nicht den Cynism gekannt. Wissen Sie, daß der Leibeigene sich mehr respektirte als sich Turgenjef respektirt?… Man schlug <ihn>, aber er blieb seinen Göttern treu — und T<urgenjef> hat die seinen verlassen…

Das Volk muß glauben, daß wir alle das Ziel wissen. Wir werden die Zerstörung predigen: diese Idee ist so verführerisch. Wir werden die Feuersbrunst zu Hülfe rufen — Und Pistolenschüsse… Il se cache… Es bedarf einer unerhörten Kraft…

[«]

11[342]

Die Theatromanie

[«]

11[343]

„ceci tuera cela“

[«]

11[344]

Der Dekabrist (russischer Aufstand von 1825) hat sein ganzes Leben die Gefahr gesucht: das Gefühl der Gefahr berauschte ihn und war ein Bedürfniß seiner Natur geworden… Die Tapferen der Legende waren sicher in hohem Grad zugänglich der Furcht: andernfalls würden sie viel ruhiger gewesen sein und nicht das Gefühl der Gefahr in ein Bedürfniß ihrer Natur umgewandelt haben. Aber in sich la poltronnerie besiegen, mit Bewußtsein dieses Siegs und denken daß nichts sie zurückscheuchen könnte — das hat sie verführt!… Einbegriffen den Kampf unter allen Formen; nicht nur in der Bärenjagd und im Duell schätzte er bei sich den Stoicismus und die Charakterstärke.

Aber die nervöse Disposition des neueren Geschlechts läßt nicht mehr das Bedürfniß dieser freien und unmittelbaren Sensationen zu, welche mit solcher Gluth einige unruhige Personnagen der guten alten Zeit suchten. N<icolas> wäre ebenso tapfer in allen Fällen gewesen, wie jener Decabrist: nur, er hätte kein Vergnügen in diesem Kampfe gefunden; er würde ihn mit Indolenz und Langeweile acceptirt haben, wie man sich einer unangenehmen Nothwendigkeit unterzieht. Für den Zorn, konnte ihm Niemand verglichen werden: er war kalt, ruhig, raisonnable — folglich war er schrecklicher als irgend ein anderer.

[«]

11[345]

Rom predigte einen Christus, der der dritten Versuchung nachgegeben hat; es hat erklärt, daß er eines irdischen Reichs nicht entrathen könne und hat ebendamit den Antichrist proklamirt…

[«]

11[346]

Gott als Attribut der Nationalität

Das Volk, das ist der Leib Gottes. Eine Nation verdient diesen Namen nur, so lange sie einen eignen Gott hat und hartnäckig alle anderen von sich stößt; so lange nur als sie rechnet, mit ihrem Gott zu siegen und die fremden Götter aus der ganzen Welt fortzujagen.

Die Völker bewegen sich durch die Kraft eines unersättlichen Bedürfnisses zum Ziel zu kommen: es ist die unermüdliche beständige Affirmation seiner Existenz und Negation des Todes. „Der Geist des Lebens“, der „Strom lebendigen Wassers“, das aesthetische oder moralische Prinzip der Philosophen, la „recherche de Dieu“. Bei jedem Volke, auf jeder Phase seiner Existenz, ist das Ziel seiner Bewegung la recherche de Dieu, eines Gottes für sich, an den es als den allein wahren glaubt. Gott ist die synthetische Person eines ganzen Volkes, betrachtet von seinem Anfang bis zu seinem Ende. Wenn die Culte anfangen sich zu generalisiren, ist die Destruktion der Nationalitäten nahe. Wenn die Götter ihren Einzel-Charakter verlieren, sterben sie und mit ihnen die Völker. Je stärker eine Nation, um so stärker unterscheidet sich ihr Gott. Man hat niemals ein Volk ohne Religion gefunden (d.h. ohne den Begriff von Gut und Böse) Jedes Volk versteht diese Worte auf seine Manier. Wenn diese Ideen auf gleiche Weise bei mehreren Völkern verstanden werden, so sterben sie und die Differenz zwischen Gut und Böse beginnt zu erlöschen und zu verschwinden. Die Vernunft hat diese Begriffe nie definiren können, und selbst nicht einmal sie auch nur annähernd trennen: immer hat sie dieselben auf eine schmähliche Weise vermengt: la science a conclu en faveur de la force brutale. Das ist namentlich durch die Halb-Wissenschaft geschehen, der größte Fluch, der Despot, vor dem sich Alles neigt, selbst die Wissenschaft…

[«]

11[347]

Die Juden haben nur gelebt, um den wahren Gott zu erwarten; die Griechen haben die Natur vergöttlicht und haben der Welt ihre Religion, das heißt die Philosophie und die Kunst, vererbt. Rom hat das Volk im Staate vergöttlicht.

[«]

11[348]

„Si un grand peuple ne croit pas qu'en lui seul se trouve la vérité, s'il ne se croit pas seul appelé à ressusciter et à sauver l'univers par sa vérité, il cesse immédiatement d'être un grand peuple pour devenir une matière éthnographique.“

Ein wahrhaft großes Volk hat sich niemals mit einer sekundären Rolle begnügt, eine selbst einflußreiche Rolle genügt ihm nicht; es bedarf unbedingt der ersten. Die Nation, die auf diese Überzeugung verzichtet, verzichtet auf die Existenz…

[«]

11[349]

il y a là un audacieux défi au sens commun: das hat Euch verführt!…

[«]

11[350]

Die zweite Hälfte des Lebens besteht aus den Gewohnheiten, die man in der ersten contrahirt hat.

[«]

11[351]

il faut être un grand homme pour savoir résister au bon sens: un grand homme ou un imbécile.

[«]

11[352]

Malebranche hat gesagt, Gott, weil er Gott sei, habe nur mit den einfachsten Mitteln handeln können

„Dieu, parce qu'il était Dieu, ne pouvait agir que par les voies les plus simples“

Folglich — giebt es keinen Gott.

[«]

11[353]

„Seinem Gefühle folgen?“

Daß man, einem genereusen Gefühle nachgebend, sein Leben in Gefahr bringt, und unter dem Impuls eines Augenblicks: das ist wenig werth… und charakterisirt nicht einmal… in der Fähigkeit dazu sind sich Alle gleich — und in der Entschlossenheit dazu übertrifft der Verbrecher, Bandit und Corse uns honneten Menschen gewiß…

Die höhere Stufe ist: auch diesen Andrang bei sich zu überwinden und die heroische That nicht auf Impulse hin zu thun, — sondern kalt, raisonnable, ohne das stürmische Überwallen von Lustgefühlen dabei…

Dasselbe gilt vom Mitleid: es muß erst habituell durch die raison durchgesiebt sein, im anderen Fall ist es so gefährlich, wie irgend ein Affekt…

Die blinde Nachgiebigkeit gegen einen Affekt, sehr gleichgültig, ob es ein genereuser und mitleidiger oder feindseliger ist, ist die Ursache der größten Übel…

Die Größe des Charakters besteht nicht darin, daß man diese Affekte nicht besitzt — im Gegentheil, man hat sie im furchtbarsten Grade: aber daß man sie am Zügel führt… und auch das noch ohne Lust an dieser Bändigung, sondern bloß weil…

[«]

11[354]

Christliche Mißverständnisse

Der Schächer am Kreuz: — wenn der Verbrecher selbst, der einen schmerzhaften Tod leidet, urtheilt: „so, wie dieser Jesus, ohne Revolte, ohne Feindschaft, gütig, ergeben, leidet und stirbt, so allein ist es das Rechte“: hat er das Evangelium bejaht: und damit ist er im Paradiese…

Das Himmelreich ist ein Zustand des Herzens (— von den Kindern wird gesagt „denn ihrer ist das Himmelreich“); nichts, was „über der Erde“ ist.

Das Reich Gottes „kommt“ nicht chronologisch-historisch, nicht nach dem Kalender, etwas, das eines Tages da wäre und Tags vorher nicht: sondern es ist eine „Sinnes-Änderung im Einzelnen“, etwas das jeder Zeit kommt und jeder Zeit noch nicht da ist…

Moral: der Stifter des Christenthums hat es büßen müssen, daß er sich an die niedrigste Schicht der jüdischen Gesellschaft und Intelligenz gewendet hat…

— sie hat ihn nach dem Geiste concipirt, den sie begriff…

— es ist eine wahre Schande, eine Heilsgeschichte, einen persönlichen Gott, einen persönlichen Erlöser, eine persönliche Unsterblichkeit herausfabrizirt zu haben und die ganze Mesquinerie der „Person“ und der „Historie“ übrig behalten zu haben aus einer Lehre, die allem Persönlichen und Historischen die Realität bestreitet…

Die Heils-Legende an Stelle der symbolischen Jetzt- und Allzeit, Hier und Überall, das Mirakel an Stelle des psychologischen Symbols

[«]

11[355]

Wenn ich irgend etwas von diesem großen Symboliker verstehe, so ist es dies, daß er nur innere Realitäten sah und anerkannte: daß er den Rest (alles Natürliche, Historische, Politische) nur als Zeichen und Gelegenheit zum Gleichniß verstand — nicht als Realität, nicht als „wahre Welt“…

Insgleichen ist der Menschen-Sohn nicht eine concrete Person der Geschichte sondern ein „ewiges Faktum“, ein nicht in die Zeit eingesperrtes psychologisches Symbol…

Dasselbe gilt endlich im höchsten Grade noch einmal vom Gott dieses typischen Symbolikers… vom Reich Gottes, vom „Himmelreich“…

der „Vater“ und der „Sohn“: letzterer drückt den Eintritt in jenen Gesammtverklärungs-zustand aller Dinge aus, ersterer ist eben dieser…

— und diese Vorstellung hat man so weit mißverstanden, daß man die Amphitryon-Geschichte (einen schlecht maskirten Ehebruch) an die Spitze des neuen Glaubens gestellt hat (nebst der abscheulichen Vorstellung einer unbefleckten Empfängniß: wie als ob an sich die Empfängniß etwas Beflecktes wäre —)

Die tiefe Entartung 1) durch das Historisch-Verstehen-wollen
2) durch das Mirakel-Sehen-wollen (— wie als ob es sich um durchbrochene und überwundene Naturgesetze handelte!)
3) — — —

[«]

11[356]

Man kann das Christenthum gar nicht mehr mißverstehen, als wenn man annimmt, daß zu Anfang die grobe Wunderthäter- und Erlöser-Geschichte steht und daß das Spiritual- und Symbolisch-Nehmen erst eine spätere Form der Metamorphose ist…

Umgekehrt: die Geschichte des Christenthums ist die Geschichte des schrittweisen immer gröberen Mißverstehen-müssens eines sublimen Symbolismus…: mit jeder Ausbreitung des Christenthums über immer breitere und rohere Massen, die den Ursprungs-Instinkten des Christenthums fern standen (— denen alle Voraussetzungen abgiengen, es zu verstehen —) ist eine Legendengeschichte, eine Theologie, eine Kirchen-Gründung zum Vorschein gekommen —: das Bedürfniß der niedrigsten, später der barbarischen Schichten brachte die Nothwendigkeit mit sich, das Christenthum erst zu vulgarisiren, dann zu barbarisiren…

Die Kirche ist der Wille, die Vulgär- und Barbaren-Sprache des Christenthums als „die Wahrheit“ aufrecht zu erhalten —… und heute noch!

Der Paulinische, der Augustinische Platonismus —: bis endlich diese schamlose Carikatur von Philosophie und Rabbinismus fertig geworden ist, die christliche Theologie…

die unwürdigen Bestandtheile des Christenthums:
das Wunder

die Hierarchie der Seelen, die Rangordnung
die Heilsgeschichte und der Glaube an sie…
der Begriff der „Sünde“

die Geschichte des Christenthums ist die Nothwendigkeit, daß ein Glaube selbst so niedrig und vulgär wird, als die Bedürfnisse sind, die mit ihm befriedigt werden sollen —

…man denke an Luther! Was könnte eine mit so groben Begierden überladene Natur mit dem ursprünglichen Christenthum anfangen!

die jüdische Stufe der Entnatürlichung: „Abfall, Unglück, Buße, Versöhnung“ als übrig gebliebenes Schema, — im Übrigen Haß gegen die „Welt“

Jesus geht direkt auf den Zustand los, das „Himmelreich“ im Herzen und findet die Mittel nicht in der Observanz der jüdischen Kirche — er rechnet selbst die Realität des Judenthums (seine Nöthigung, sich zu erhalten) für nichts; er ist rein innerlich —

ebenso macht er sich nichts aus den sämmtlichen groben Formeln im Verkehr mit Gott: er wehrt sich gegen die ganze Buß- und Versöhnungs-Lehre; er zeigt, wie man leben muß, um sich als „vergöttlicht“ zu fühlen — und wie man nicht mit Buße und Zerknirschung über seine Sünden dazu kommt: „es liegt nichts an Sünde“ ist sein Haupturtheil. Um „göttlich“ zu werden, ist die Hauptsache, daß man sich satt hat: insofern ist sogar der Sünder besser denn als der Gerechte…

Sünde, Buße, Vergebung, — das gehört Alles nicht her… das ist eingemischtes Judenthum, oder es ist heidnisch

[«]

11[357]

der tiefe Instinkt dafür, wie man leben müsse, um sich „im Himmel“ zu fühlen, während man sich im anderen Falle durchaus nicht im Himmel fühlt… das ist die psychologische Realität des Christenthums

[«]

11[358]

Unser neunzehntes Jahrhundert hat endlich die Voraussetzung, um etwas zu verstehen, das neunzehn Jahrhunderte im Grunde mißverstanden worden ist — das Christenthum…

Man war unsäglich fern von jener liebevollen und gewissenhaften Neutralität — Zustand voller Sympathie und Zucht des Geistes — man war in einer schmählichen Weise, zu allen Zeiten der Kirche, egoistisch-blind, zudringlich, unverschämt, immer mit der Miene unterwürfigster Verehrung

[«]

11[359]

der Symbolism des Christenthums ruht auf dem jüdischen, der auch schon die ganze Realität (Historie, Natur) in eine heilige Unnatürlichkeit und Unrealität aufgelöst hatte… der die wirkliche Geschichte nicht mehr sehen wollte —, der sich für den natürlichen Erfolg nicht mehr interessirte —

[«]

11[360]

Man soll dem, der böse gegen uns ist, weder durch die That, noch im Herzen Widerstand leisten.

Man soll keinen Grund anerkennen, sich von seinem Weibe zu scheiden. Vielleicht auch: „man soll sich verschneiden“.

Man soll keinen Unterschied <zwischen> Fremden und Einheimischen, Ausländern und Volksgenossen machen.

Man soll sich gegen Niemanden erzürnen, man soll Niemanden geringschätzen… Gebt Almosen im Verborgenen — man soll nicht reich werden wollen —

Man soll nicht schwören — Man soll nicht richten — Man soll sich versöhnen, man soll vergeben — betet nicht öffentlich —

Lasset eure guten Werke sehen, lasset euer Licht leuchten! Wer wird in den Himmel kommen? Der den Willen meines Vaters im Himmel thut…

Die „Seligkeit“ ist nichts Verheißenes: sie ist da, wenn man so und so lebt und thut:

Ist nicht die Kirche genau das: „falsche Propheten in Schafskleidern, inwendig reißende Wölfe“?…

„Weissagen, Wunderthun, Teufel-Austreiben — das ist Alles nichts“…

Auf eine ganz absurde Weise ist die Lohn- und Straf-Lehre hineingemengt: es ist Alles damit verdorben.

Insgleichen ist die Praxis der ersten ecclesia militans, des Apostels und sein Verhalten auf eine ganz verfälschende Weise als geboten, als voraus festgesetzt dargestellt…

die nachträgliche Verherrlichung des thatsächlichen Lebens und Lehrens der ersten Christen: wie als ob alles so vorgeschrieben… und bloß befolgt wäre…

die ganze Propheten- und Wunderthäter-Attitüde, der Zorn, die Heraufbeschwörung des Gerichts ist eine abscheuliche Verderbniß (z.B. Marc. 6, 11 „und die welche euch nicht aufnehmen… ich sage euch, wahrlich, es wird Sodom und Gomorrha usw.“)

der Feigenbaum

„Ein Prophet gilt nirgends weniger, als daheim, als bei den Seinen“: ist Unsinn, das Gegentheil ist die Wahrheit…

Nun gar die Erfüllung der Weissagungen: was ist da Alles gefälscht und zurecht gemacht worden!

[«]

11[361]

NB. Schopenhauer hatte, aus seinem Nihilismus heraus, ein vollkommenes Recht darauf, das Mitleiden allein als Tugend übrig zu behalten: mit ihm wird in der That die Verneinung des Willens zum Leben am kräftigsten gefördert. Das Mitleiden, die caritas kreuzt, indem es den Deprimirten und Schwachen gestattet fortzuleben und Nachkommenschaft zu haben, die natürlichen Gesetze der Entwicklung: es beschleunigt den Verfall, es zerstört die Gattung, — es verneint das Leben. Warum erhalten sich die anderen Thier-Gattungen gesund? Weil ihnen das Mitleiden abgeht.

[«]

11[362]

NB. Der antisociale Hang, die Geistesstörung, der Pessimismus: die drei typischen Formen der décadence. Das Christenthum, als eine Religion der décadence, wuchs auf einem Boden auf, der von Degenerirten aller drei Arten wimmelte

[«]

11[363]

Wir haben das christliche Ideal wieder hergestellt: es bleibt übrig, seinen Werth zu bestimmen.

1. Welche Werthe werden durch dasselbe negirt: was enthält das Gegensatz-Ideal?

Stolz, Pathos der Distanz, die große Verantwortung, den Übermuth, die prachtvolle Animalität, die kriegerischen und eroberungslustigen Instinkte, die Vergöttlichung der Leidenschaft, der Rache, der List, des Zorns, der Wollust, des Abenteuers, der Erkenntniß…

: das vornehme Ideal wird negirt: Schönheit, Weisheit, Macht, Pracht und Gefährlichkeit des Typus Mensch: der Ziele setzende, der „zukünftige“ Mensch (— hier ergiebt sich die Christlichkeit als Schlußfolgerung des Judenthums —)

2. Ist es realisirbar?

Ja, doch klimatisch bedingt… Ähnlich wie das indische… Es fehlt die Arbeit… — es löst heraus aus Volk, Staat, Cultur-Gemeinschaft, Gerichtsbarkeit, es lehnt den Unterricht, das Wissen, die Erziehung zu guten Manieren, den Erwerb, den Handel ab… es löst alles ab, was den Nutzen und Werth des Menschen ausmacht — es schließt ihn durch eine Gefühls-Idiosynkrasie ab — unpolitisch, antinational, weder aggressiv, noch defensiv, — nur möglich innerhalb des festgeordnetsten Staats- und Gesellschaftslebens, welches diese heiligen Parasiten auf allgemeine Unkosten wuchern läßt…

3. es bleibt eine Consequenz des Willens zur Lust — und zu nichts weiter! „die Seligkeit“ gilt als Etwas, das sich selbst beweist, das keine Rechtfertigung mehr

braucht, — alles Übrige (die Art leben und leben lassen) ist nur Mittel zum Zweck…

— Aber das ist niedrig gedacht: die Furcht vor dem Schmerz, vor der Verunreinigung, vor der Verderbniß selbst als ausreichendes Motiv, alles fahren zu lassen… Dies ist eine arme Denkweise… Zeichen einer erschöpften Rasse… Man soll sich nicht täuschen lassen („werdet wie die Kinder“) — die verwandten Naturen: Franz von Assisi (neurotisch, epileptisch, Visionär, wie Jesus)

[«]

11[364]

Zur Geschichte des Christenthums.

Fortwährende Veränderung des milieu: die christliche Lehre verändert damit fortwährend ihr Schwergewicht…

die Begünstigung der niederen und kleinen Leute…

die Entwicklung der caritas…

der Typus „Christ“ nimmt schrittweise Alles wieder an, was er ursprünglich negirte (in dessen Negation er bestand —)

der Christ wird Bürger, Soldat, Gerichtsperson, Arbeiter, Handelsmann, Gelehrter, Theolog, Priester, Philosoph, Landwirth, Künstler, Patriot, Politiker, „Fürst“… er nimmt alle Thätigkeiten wieder auf, die er abgeschworen hat (— die Selbstvertheidigung, das Gerichthalten, das Strafen, das Schwören, das Unterscheiden zwischen Volk und Volk, das Geringschätzen, das Zürnen…)

Das ganze Leben des Christen ist endlich genau das Leben, von dem Christus die Loslösung predigte…

Die Kirche gehört so gut zum Triumph des Antichristlichen, wie der moderne Staat, der moderne Nationalismus…

Die Kirche ist die Barbarisirung des Christenthums.

Über das Christenthum Herr geworden: der Judaism (Paulus) der Platonism (Augustin) die Mysterienkulte (Erlösungslehre, Sinnbild des „Kreuzes“) der Asketismus (— Feindschaft gegen die „Natur“, „Vernunft“, „Sinne“, — Orient…)

11[365]

es fehlt der excentrische Begriff der „Heiligkeit“ —

„Gott“ und „Mensch“ sind nicht auseinander gerissen

das „Wunder“ fehlt — es giebt gar nicht jene Sphäre…

— die einzige, die in Betracht kommt, ist die „geistliche (d.h. symbolisch-psychologische) als décadence: Seitenstück zum „Epicureismus“… das Paradies, nach griechischem Begriff, auch ein „Garten Epicurs“

es fehlt die Aufgabe in einem solchen Leben

: es will nichts…

: eine Form der „epikurischen Götter“ —

: es fehlt aller Grund, noch Ziele zu setzen: Kinder zu haben… alles ist erreicht…

Das Christenthum ist jeden Augenblick noch möglich… Es ist an keines der unverschämten Dogmen gebunden, welche sich mit seinem Namen geschmückt haben: es braucht weder die Lehre vom persönlichen Gott, noch von der Sünde, noch von der Unsterblichkeit, noch von der Erlösung, noch vom Glauben, es hat schlechterdings keine Metaphysik nöthig, noch weniger den Asketismus, noch weniger eine christliche „Naturwissenschaft“…

Wer jetzt sagte „ich will nicht Soldat sein“, „ich kümmere mich nicht um die Gerichte“, „die Dienste der Polizei werden von mir nicht in Anspruch genommen“ — der wäre Christ… „ich will nichts thun, was den Frieden in mir selbst stört: und wenn ich daran leiden muß, nichts wird mehr mir den Frieden erhalten als Leiden“…

Die ganze christliche Lehre von dem, was geglaubt werden soll, die ganze christliche „Wahrheit“ ist eitel Lug und Trug: und genau das Gegentheil von dem, was den Anfang der christlichen Bewegung gegeben hat…

das gerade, was im kirchlichen Sinn das Christliche ist, ist das Antichristliche von Vornherein: lauter Sachen und Personen statt der Symbole, lauter Historie statt der ewigen Thatsachen, lauter Formeln, Riten, Dogmen statt einer Praxis des Lebens… Christlich ist die vollkommene Gleichgültigkeit gegen Dogmen, Cultus, Priester, Kirche, Theologie.

Die Praxis des Christenthums ist keine Phantasterei, so wenig die Praxis des B<uddhismus> sie ist: sie ist ein Mittel, glücklich zu sein…

[«]

11[366]

Unser Zeitalter ist in einem gewissen Sinne reif (nämlich décadent), wie es die Zeit Buddha's war…

Deshalb ist eine Christlichkeit ohne die absurden Dogmen möglich…

die widerlichsten Ausgeburten des antiken Hybridism

Die Barbarisirung der Christlichkeit

[«]

11[367]

Christianismi et buddhismi Essentia.
(Vergleichung des ersten Buddhismus und der ersten Christlichkeit)

Buddhismus Christlichkeit sind Schluß-Religionen: jenseits der Cultur, der Philosophie, der Kunst, des Staates

A. Gemeinsam: der Kampf gegen die feindseligen Gefühle, — diese als Quell des Übels erkannt. Das „Glück“: nur als innerlich, — Indifferenz gegen den Anschein und Prunk des Glückes.

Buddhism: loskommen-wollen vom Leben, philosophische Klarheit; einem hohen Grad von Geistigkeit entsprungen, mitten aus den höheren Ständen…

Christlichkeit: will im Grunde dasselbe (— schon „die jüdische Kirche“ ist ein décadence-Phänomen des Lebens), aber, gemäß einer tiefen Unkultur, ohne Wissen um das, was man will… hängen bleibend bei der „Seligkeit“ als Ziel…

B. die kräftigsten Instinkte des Lebens nicht mehr als lustvoll empfunden vielmehr als Leidens-Ursachen

für den Buddhisten: insofern diese Instinkte zum Handeln antreiben (das Handeln aber als Unlust gilt…)

für den Christen: insofern sie Anlaß zur Feindschaft und Widerspruch geben (das Feindsein, das Wehe-thun aber als Unlust, als Störung des „Seelen-Friedens“ gilt)

(Ein tüchtiger Soldat hat umgekehrt keine Freude außer in einem rechtschaffenen Kriegführen und Feindseinwollen.)

[«]

11[368]

Der Typus Jesus.

Man vergreift sich, wenn man sich ein fanatisches Element in Jesus hineindenkt… „impérieux“ Renan

— es fehlt alle Tortur im Glauben, es ist eine gute Botschaft und der Zustand eines „guten Botschafters“…

— dieser Glaube ist nicht erkämpft, hat keine Entwicklung, keine Katastrophe… vielmehr kindlich… die Kindheit ist bei solchen Naturen wie eine Krankheit zurückgetreten —

— dieser Glaube zürnt nicht, tadelt nicht, straft nicht, wehrt sich nicht —

— dieser Glaube bringt nicht „das Schwert“… er ahnt nicht, daß er trennen könnte…

— dieser Glaube beweist sich weder durch Wunder, noch durch Versprechung auf Lohn… er selbst ist jeden Augenblick sein Beweis, sein Lohn, sein Wunder —

— dieser Glaube formulirt sich nicht, weil er lebt —… er hält nichts sonst für real… „wahr“ d.h. lebendig…

— die Zufälle der Vorbildung, der Lektüre (die Propheten) bestimmen seine Begriffs-Sprache: das Jüdische am Christenthum ist vor allem die jüdische Begriffswelt. Vehikel, die jüdische Psychologie: aber man hüte sich hier zu verwechseln —: ein Christ in Indien hätte sich der Formeln der Sankhya-Philosophie bedient, in China der des Laotse — darauf kommt gar nichts an —

Christ<us> als „freier Geist“: er macht sich aus allem Festen nichts (Wort, Formel, Kirche, Gesetz, Dogmen) „alles, was fest ist, tödtet…“ er glaubt nur ans Leben und Lebendige — und das „ist“ nicht, das wird…

: er steht außerhalb aller Metaphysik, Religion, Historie, Naturwissenschaft, Psychologie, Ethik —: er hat nie geahnt, daß es dergleichen giebt…

: er redet bloß vom Innersten, von Erlebnissen: alles Übrige hat den Sinn eines Zeichens und eines Sprachmittels —

[«]

11[369]

Zum Typus Jesus.

— Was abzuziehen bleibt? die ganze Art Motivirung der Weisheit Christi, insgleichen seiner Lebensakte… letztere sollen als Gehorsam gegen die Verheißungen gethan sein; er erfüllt, er hat ein Schema von alle dem, was der Messias zu thun und zu leiden hat, ein Programm… Andererseits ist jedes „denn“ im Munde Jesus unevangelisch… Nutzen, Schlauheit, Lohn, Strafe…

— Was abzuziehen bleibt: das reichliche Maaß Galle, was aus dem erregten Zustand der ersten Propaganda auf den Typus ihres Meisters übergeflossen ist… sie machte ihn nach ihrem Bilde, sie rechtfertigte sich, indem sie sich einen richtenden, hadernden, zürnenden, hassenden Propheten aus ihm zurecht machte… sie brauchte ein solches „Vorbild“ —: insgleichen den Glauben an die „Wiederkunft“, an das „Gericht“ (— das ist jüdisch, s. Apocalypse)

Der psychologische Aberwitz und Widerspruch in der Attitüde Jesus wider die Cleriker und Theologen der jüdischen Kirche…

Insgleichen in dem richterlichen Gebahren in Hinsicht auf die, welche ihn nicht annehmen…

Insgleichen in der typischen Geschichte vom Feigenbaum —

Das psychologische Problem in Hinsicht auf den Lehrer einer solchen Lehre ist exakt: „wie verhält er sich zu anderen Lehren und Lehrern?“

Seine Lehre selbst ist nicht aus dem Gegensatz und Widerspruch gewachsen: ich zweifle, daß eine solche Natur um den Gegensatz und Widerspruch zu seiner Lehre wissen kann… Es fehlt ihr absolut die freie Imagination des Anders-Werthen- und -Wollen-könnens… sie kann das gegentheilige Urtheilen sich nicht vorstellen… Wo sie es trifft, wird sie mit dem innerlichsten Mitgefühl nur über eine „Blindheit“ trauern, aber nicht dagegen sprechen…

Es fehlt die Dialektik, es fehlt der Glaube an irgend eine Beweisbarkeit der Lehre, außer der durch „innerliche Wirkungen“ („Früchte“, „Beweis der Kraft“

ein solcher Lehrer kann nicht widersprechen… er versteht gar nicht, wie man den Irrthum bekämpfen dürfe… er vertheidigt sich nicht, er greift nicht an…

Dagegen ist das Erklären, Fortsetzen, Subtilisiren, Transfiguriren des Alten seine Sache… das Abkürzen…

[«]

11[370]

eine nihilistische Religion, einem greisenhaft-zähen, alle starken Instinkte überlebt habenden Volke entsprungen und gemäß — Schritt für Schritt in andre milieu's übertragen, endlich in die jungen, noch gar nicht gelebt habenden Völker eintretend —

sehr seltsam! eine Schluß- Hirten- Abend-Glückseligkeit Barbaren, Germanen gepredigt! Wie mußte das alles erst germanisirt, barbarisirt werden! solchen, die ein Walhall geträumt hatten… —: die alles Glück im Kriege fanden! — eine **über**nationale Religion in ein Chaos hinein gepredigt, wo noch nicht einmal Nationen da waren —

[«]

11[371]

I: diese nihilistische Religion sucht sich die Decadence-Elemente und Verwandtes im Alterthum zusammen, nämlich:

a) die Partei der Schwachen und Mißrathenen… (den Ausschuß der antiken Welt: das, was sie am kräftigsten von sich stieß…
b) die Partei der Vermoralisirten und Antiheidnischen…
c) die Partei der Politisch-Ermüdeten und Indifferenten (blasirte Römer…) der Entnationalisirten, denen eine Leere geblieben war
d) die Partei derer, die sich satt haben, — die gern an einer unterirdischen Verschwörung mit arbeiten —

[«]

11[372]

das Christenthum war im Alterthum die große nihilistische Bewegung, die damit endete, daß sie siegte: und nun mehr regierte sie…

[«]

11[373]

Die beiden großen nihilistischen Bewegungen: a) der Buddhism b) das Christenthum: letzteres hat erst jetzt ungefähr Cultur-Zustände erreicht, in denen es seine ursprüngliche Bestimmung erfüllen kann — ein Niveau, zu dem es gehört… in dem es sich rein zeigen kann…

[«]

11[374]

Unser Vorrang: wir leben im Zeitalter der Vergleichung, wir können nachrechnen, wie nie nachgerechnet worden ist: wir sind das Selbstbewußtsein der Historie überhaupt…

Wir genießen anders, wir leiden anders: die Vergleichung eines unerhört Vielfachen ist unsere instinktivste Thätigkeit…

Wir verstehen Alles, wir leben Alles, wir haben kein feindseliges Gefühl mehr zurück… Ob wir selbst dabei schlecht wegkommen, unsere entgegenkommende und beinahe liebevolle Neugierde geht ungescheut auf die gefährlichsten Dinge los…

„Alles ist gut“ — es kostet uns Mühe, zu verneinen…

Wir leiden, wenn wir einmal so unintelligent werden, Partei gegen etwas zu nehmen…

Im Grunde erfüllen wir Gelehrten heute am besten die Lehre Christi — —

[«]

11[375]

Zur Kritik der griechischen Philosophie

Das Erscheinen der griechischen Philosoph<en> von Socrates an ist ein Symptom der décadence; die antihellenischen Instinkte kommen oben auf…

Noch ganz hellenisch ist der „Sophist“ — eingerechnet Anaxagoras, Demokrit, die großen Jonier —

Aber als Übergangsform: die Polis verliert ihren Glauben an ihre E<inzi>gkeit der Cultur, an ihr Herren-Recht über jede andere Polis…

man tauscht die Cultur d.h. „die Götter“ aus, — man verliert dabei den Glauben an das Allein-Vorrecht des deus autochthonus…

das Gut und Böse verschiedener Abkunft mischt sich: die Grenze zwischen Gut und Böse verwischt sich…

Das ist der „Sophist“ —

Der „Philosoph“ dagegen ist die Reaktion: er will die alte Tugend…

— er sieht die Gründe <des Verfalls> im Verfall der Institutionen, er will alte Institutionen —

— er sieht den Verfall im Verfall der Autorität: er sucht nach neuen Autoritäten (Reisen ins Ausland, in fremde Litteraturen, in exotische Religionen…)

— er will die ideale Polis, nachdem der Begriff „Polis“ sich überlebt hatte (ungefähr wie die Juden sich als „Volk“ festhielten, nachdem sie in Knechtschaft gefallen waren)

: sie interessiren sich für alle Tyrannen: sie wollen die Tugend mit force majeure wiederherstellen —

— allmählich wird alles Ächthellenische verantwortlich gemacht für den Verfall (und Plato ist genau so undankbar gegen Homer, Tragödie, Rhetorik, Pericles, wie die Propheten gegen David und Saul)

— der Niedergang von Griechenland wird als **Einwand** gegen die Grundlagen der hellenischen Cultur verstanden: Grundirrthum der Philosophen —

Schluß: die griechische Welt geht zu Grunde. Ursache: Homer, der Mythos, die antike Sittlichkeit usw.

Die antihellenische Entwicklung des Philosophen-Werthurtheils:

: das Aegyptische („Leben nach dem Tode“ als Gericht…)

: das Semitische (die „Würde des Weisen“, der „Sheikh“ —

: die Pythagoreer, die unterirdischen Culte, das Schweigen, die Jenseits-Furchtmittel; die Mathematik: religiöse Schätzung, eine Art Verkehr mit dem kosmischen All

: das Priesterliche, Asketische, Transscendente —

: die Dialektik, — ich denke, es ist eine abscheuliche und pedantische Begriffsklauberei schon in Plato?

Niedergang des guten geistigen Geschmacks: man empfindet das Häßliche und Klappernde aller direkten Dialektik bereits nicht mehr.

Neben einander gehen die beiden décadence-Bewegungen und Extreme:

a) die üppige, liebenswürdig-boshafte, prunk- und kunstliebende décadence,

b) und die Verdüsterung des religiös-moralischen Pathos, die stoische Selbst-Verhärtung, die platonische Sinnen-Verleumdung, die Vorbereitung des Bodens für das Christenthum…

[«]

11[376]

NB Unsere heiligsten Überzeugungen, unser Unwandelbares in Hinsicht der obersten Werthe sind Urtheile unserer Muskeln.

[«]

11[377]

Aus J. Wellhausen

Gerechtigkeit als sociales Erforderniß:

„die Gerechtigkeit der Bergpredigt kann erst an die Reihe kommen, wenn die bürgerliche Rechtsordnung selbstverständlich ist“…

die Juden haben mit dem Hochmuth einer geistlichen Aristokratie als Fundament, auf dem ihr künstliches Gebilde von Theokratie erst möglich war, den Staat verachtet… Ohne den Staat kann keine „Kirche“ bestehen… Die Fremdherrschaft hält das Pathos der Distanz aufrecht.

die Stufen der Entnatürlichung:

: durch die Aufrichtung des Königthums gab es erst eine Nation, eine Einheit, ein Gesammt-Selbstbewußtsein: aber damit war der „Gott der Wüste“ und ebenso der (Kanaaniten-) übernommene Naturgott des Ackerbaus und der Viehzucht (Baal-Dionysus) — — — Der Festcultus blieb zwar noch lange halb-heidnisch; aber bezog sich immer mehr auf die Schicksale der Nation und streifte seinen Naturcharakter ab. Javeh zu Volk und Reich in nothwendiger Beziehung: dieser Glaube stand auch den schlimmsten Götzendienern fest: von Niemandem anderen kam Sieg und Heil. Der bürgerliche Staat war das Wunder, war „die Hülfe Gottes“: „die obrigkeitliche Vorsehung“ blieb ihnen ein Ideal (— offenbar weil sie ihnen fehlte…)

Als das Reich in Spaltung und Gefahr geräth, als man in einer Anarchie und äußeren Zertrümmerung fortlebt, in Furcht vor dem Assyrer, träumt man um so stärker die Wiederkehr des vollkommenen königlichen Regiments, des nationalen Staates in aller Unabhängigkeit: diese Art Phantasie ist die prophetische. Jesaia ist höchster Typus mit seinen sogenannten messianischen Weissagungen — Propheten waren Kritiker und Satyriker, Anarchisten; im Grunde hatten sie nichts zu sagen, die Leitung war in anderen Händen; sie wollen die Wiederaufrichtung des bürgerlichen Staates; sie wünschen durchaus kein „goldenes Zeitalter“, sondern ein straffes und strenges Regiment, einen Fürsten mit militärischen und religiösen Instinkten, der das Vertrauen in Jahve wieder aufrichtet. Das ist der „Messias“: jeder moderne Souverän hätte der Sehnsucht der Propheten genug gethan, vielleicht zu sehr selbst: wie man fürchten muß…

Aber es erfüllte sich Nichts. Man hatte die Wahl, seinen alten Gott aufzugeben oder aus ihm etwas Anderes zu machen. Letzteres thaten z.B. Elias und Amos: sie zerschnitten das Band, genauer die Einheit von Volk und Gott; sie trennten nicht nur, sondern sie hoben die eine Seite hoch empor und drückten die andere herab: sie concipirten ein neues Verhältniß zwischen beiden Theilen, ein Versöhnungsverhältniß. Jahve war bisher der Gott Israels und folglich Gott der Gerechtigkeit: jetzt wurde er zuerst und -oberst der Gott der Gerechtigkeit und, abseits davon erst, der Gott Israels. Die Thora Jahves, ursprünglich wie all sein Thun ein Helfen, ein Rechtschaffen, Wegweisen, Lösen verwickelter Probleme wurde Inbegriff seiner Forderungen, von denen seine Beziehung zu Israel abhieng.

Ein Gesetz wurde dadurch rechtskräftig, daß die, denen es galt, sich verpflichteten, es zu halten. „Vertrag“ für Gesetz. Ursprünglich hatten die verschiedenen Vertreter des Volkes sich verpflichtet zur Haltung des „Gesetzes“, jetzt sollen Jahve und Israel die Contrahenten sein… Seit dem feierlichen Akt, durch den Josia das Gesetz einführte, trat die Idee der Bundschließung zwischen Jahve und Israel in die Mitte der religiösen Reflexion. Das babylonische wie das assyrische Exil hat beigetragen, daß man sich mit der Idee der Bedingtheit, der eventuellen Lösung vertraut machte.

Der Untergang des Reichs gab den schwärmerischen Phantasien freien Lauf: das Gegensatz-Gefühl gegen den ganzen Rest breitet sich aus: seit dem Exil wird von einer allgemeinen Vereinigung aller Völker gegen das „neue Jerusalem“ phantasirt. Früher war der nationale Staat der höchste Wunsch, jetzt wird von einer universalen Weltherrschaft geträumt, welche über den Trümmern der heidnischen Reiche sich in Jerusalem erheben sollte.

Die Gefahr war, daß die jüdischen Exulanten, wie vorher die samarischen, von den Heiden absorbirt würden. Man organisirt nun den heiligen Rest, damit er übrig bleibt, als Träger der Verheißung und die Stürme der Zwischenzeit überdauert…

Gleichberechtigung der contrahirenden Theile nicht wesentlich: das Wort berith auch von der Capitulation, deren Bedingungen der stärkere auflegt —

Fortsetzung: Wellhausen.

Worauf hin konnte man organisiren? Die Wiedererrichtung eines wirklichen Staates war unmöglich; die Fremdherrschaft ließ eine solche nicht zu. Da zeigte sich die Wichtigkeit der Institutionen.

Das alte Gemeinwesen der Königszeit stand bei den Männern der Restauration in schlimmem Rufe: ersichtlich war es durch Jahve verworfen… Man erinnerte sich an die Propheten, welche sagten, Festungen, Rosse, Kriegsleute, Könige, Fürsten — das hilft Alles nichts…

Der jüdische Reichstempel in Jerusalem — unter dem Schatten des Königthums waren die Priester von Jerusalem groß geworden. Je schwächer der Staat, je höher das Ansehen des Tempels, desto selbstständiger die Macht der Priesterschaft. Aufschwung des Cultus im siebenten Jahrhundert, Einführung kostspieligen Materials z.B. Weihrauchs, Bevorzugung der schweren Leistungen (Kinder- und Sühnopfer) Blutiger Ernst in der Ausübung des Gottesdienstes

Als das Reich zusammenbrach, waren im Stand der Priester die Elemente vorhanden zur Organisirung der „Gemeinde“. Die Bräuche und Ordnungen waren in der Hauptsache da: sie wurden systematisirt, als Mittel zur Herstellung einer Organisation des Restes…

Die „heilige Verfassung des Judenthums“: das Kunstprodukt… Israel darauf reduzirt, ein „Reich von Priestern und ein heiliges Volk zu sein“. Früher hatte die natürliche Ordnung der Gesellschaft ihren Halt im Gottesglauben; jetzt sollte der Gottesstaat sichtbar dargestellt werden in einer künstlichen Sphäre, jedenfalls im gewöhnlichen Volksleben. Die Idee, die früher die Natur durchdrang, sollte jetzt einen eigenen heiligen Körper haben. Ein äußerlicher Gegensatz von Heilig und Profan entstand, man gränzte ab, man drängte das Naturgebiet immer weiter zurück… (Ressentiment thätig —) Die Heiligkeit, leer, antithetisch, wird der regierende Begriff: ursprünglich = göttlich, jetzt gleich priesterlich, geistlich, — als sei das Göttliche dem Weltlichen, Natürlichen durch äußere Merkmale entgegengesetzt —

Hierocratie… unter ungünstigen Bedingungen mit ewig staunenswürdiger Energie durchgesetztes Kunstprodukt, unpolitisch: die mosaische Theokratie, das residuum eines untergegangenen Staates — sie hat die Fremdherrschaft zur Voraussetzung. Nächstverwandt mit der altkatholischen Kirche, in der That deren Mutter…

Worin der Rückschritt lag. Jahves Gesetz bedeutete die jüdische Eigenthümlichkeit im Gegensatz zu den Heiden. Diese lag in Wahrheit nicht im Cultus: man kann zwischen griechischen und hebräischen Riten keine wesentliche Differenz ausfindig machen. Der Cultus ist das Heidnische in der Religion Israels: im Priestercodex wird er die Hauptsache. Ist das nicht ein Rückschritt ins Heidenthum? — es ist das, was die Propheten am Gründlichsten bekämpft haben. — Ebenfalls: der Cultus ist durch die Priestergesetzgebung seinem eignen Wesen entfremdet und in sich überwunden. Die Feste haben alle Erinnerung an Ernte und Viehzucht verloren, sie sind zu historischen Erinnerungstagen geworden; sie verleugnen ihre Herkunft aus der Natur, sie feiern die Stiftung einer übernatürlichen Religion und der Gnadenthaten Jahve’s. Das allgemein Menschliche, das Freiwüchsige geht davon, sie werden statutarisch und spezifisch israelitisch… Sie ziehen nicht mehr die Gottheit ins irdische Leben, daß sie an dessen Freud und Leid theilnehme, sie sind keine Versuche mehr, ihr etwas zu Gute zu thun und sie gnädig zu stimmen. Nichts als göttliche Gnadenmittel, die Jahve, als Sakramente der Hierarchie, eingesetzt hat. Sie gründen sich nicht auf den inneren Werth der Sache, auf frische Anlässe, sondern auf den peinlich-genauen Befehl eines unmotivirten Willens. Das Band zwischen Cult und Sinnlichkeit zerschnitten. Der Cult eine Übung der Gottseligkeit; keine natürliche sondern nur eine transscendente, unvergleichliche und unangebbare Bedeutung. Seine Hauptwirkung die Sühne. Seit dem Exil ist das Sündenbewußtsein permanent; Israel von Gottes Angesicht verworfen…

Das Werthvolle in den Darbringungen nicht in ihnen selbst, sondern im Gehorsam gegen Vorschriften; das Schwergewicht des Cultus in ein ihm fremdes Reich, die Moral verlegt. Opfer und Gaben treten zurück hinter asketischen Leistungen, die mit der Moral in noch einfacherer Verbindung stehen. Vorschriften, die ursprünglich größtentheils die Heiligung der Priester zu gottesdienstlichen Funktionen im Auge hatten, wurden auf die Laien ausgedehnt; die Beobachtung der Gebote der leiblichen Reinigkeit war von größerer durchgreifender Bedeutung als der große öffentliche Cultus und führte auf geradem Wege zum Ideal der Heiligkeit und des allgemeinen Priesterthums. Das ganze Leben ward in eine heilige Bahn eingeengt, indem stets ein göttliches Gebot zu erfüllen war. das hielt ab, den eigenen Gedanken und Herzenswünschen nachzuschweifen. Dieser kleine, fortwährend in Anspruch nehmende Privatcultus hielt das Gefühl der Sünde im Einzelnen wach und rege.

Der große Patholog des Judenthums hat Recht: der Cultus ist zum Zuchtmittel geworden. Dem Herzen ist er fremd: er wurzelt nicht mehr im naiven Sinn: er ist todtes Werk, trotz aller Wichtigkeit, oder gerade wegen der Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Die alten Bräuche sind zu einem System zusammengeflickt, zu einem System, das als Form, als harte Schale diente, um Edleres darin zu retten. Das Heidenthum auf seinem eigenen Gebiete, im Cult überwunden: der Cultus ist, nachdem die Natur darin ertödtet war, bloß der Panzer eines übernatürlichen Monotheismus — **Schluss**

[«]

11[378]

Meine Theorie vom Typus Jesu.

Der Typus des „Erlösers“ verdorben, ja zerstört…

Ursachen: das geistige Niveau, in dem sich fortwährend Alles vergröbert, verstellt, verschiebt, die absolute Blindheit gegen sich selbst (— hier ist noch nicht einmal der Anfang der Selbsterkenntniß gemacht —), die ungeheure Unbedenklichkeit aller Sektirer, sich ihres Meisters wie ihrer Apologie zu bedienen… der Verbrecher-Tod Christi als Räthsel…

Es wird im Typus rückständig sein: die Crudität des Geistes: man wandelt nicht ungestraft unter Fischern

: die falsche Generalisirung zum Allerwelts-Typus des Wundermanns, Propheten, Messias —

: die nachträgliche Geschichte und Psychologie der jungen Gemeinde, welche ihre stärksten Affekte in das Bild ihres Meisters eintrug —

: die kranke ausschweifende Gefühlsamkeit und Verwöhnung statt aller Vernunft: so daß die Instinkte sofort wieder Herr werden — es ist nicht die kleinste Spur von Geistigkeit, von Zucht und Strenge im Geistigen, von Gewissenhaftigkeit.

Wie Schade, daß nicht ein Dostoiewsky unter dieser Gesellschaft war: in der That gehört die ganze Geschichte am besten in einen russischen Roman — Krankhaftes, Rührendes, einzelne Züge sublimer Fremdheit, mitten unter Wüstem und Schmutzig-Pöbelhaftem… (wie Maria von Magdala

Erst der Tod, der unerwartete schmähliche Tod, erst das Kreuz, das im Allgemeinen der Canaille aufgespart blieb, — erst diese schauerlichste Paradoxie brachte die Jünger vor das eigentliche Räthsel: „wer war das?“, „was war das?“

Das erschütterte und im Tiefsten beleidigte Gefühl, der Argwohn, es möchte ein solcher Tod die Widerlegung einer Sache sein, das schreckliche Fragezeichen „warum so?“ — denn hier mußte Alles nothwendig sein, Sinn, Vernunft, höchste Vernunft haben —: die Liebe eines Jüngers kennt keinen Zufall:

erst jetzt trat die Kluft auseinander: „wer hat ihn getödtet?“, „wer war der natürliche Feind?“ Antwort: das herrschende Judenthum, sein erster Stand

— Man empfand sich selbst im Aufruhr gegen die „Ordnung“

— man verstand hinterdrein Jesus als im Aufruhr gegen die Ordnung

Bis dahin fehlte dieser kriegerische Zug in Jesus: mehr noch, er war unmöglich bei seiner Denkart. Praktisch war auch sein Verhalten bei der Verurtheilung und dem Tod wohl das ganze Gegen<theil>: er widersteht nicht, er vertheidigt sich nicht, er bittet für sie. Die Worte an den Schächer am Kreuz heißen nichts anders: wenn du fühlst, daß das das Rechte ist, nicht-sich-wehren, nicht zürnen, nicht verantwortlich-machen, vielmehr leiden, mitleiden, vergeben, beten für die, welche uns verfolgen und tödten: nun, so hast du das Eine, was noth thut, den Frieden der Seele — so bist du im Paradiese —

Offenbar verstand man gerade die Hauptsache nicht: das Vorbild von dieser Freiheit von allem Ressentiment:

wieder hat ja der Tod Christi keinen Sinn als das stärkste Vorbild und die stärkste Erprobung seiner Lehre zu sein…

Seine Jünger waren alle fern davon, diesen Tod zu verzeihen: das am meisten unevangelische Gefühl, die Rache kam obenauf…

Unmöglich konnte die Sache zu Ende sein: man brauchte eine „Vergeltung“, ein „Gericht“ (— und nichts ist weniger evangelisch als Lohn und Strafe!)

Jetzt erst kamen die populären Erwartungen eines Messias wieder in den Vordergrund: einen historischen Augenblick erwartend, wo „der Richter“ zu Gericht kommt über seine Feinde…

: jetzt erst mißverstand man das Kommen des „Reichs Gottes“ wie als Prophezeiung über einen Schlußakt der Geschichte

: jetzt erst trug man die ganze Verachtung und Bitterkeit gegen die Pharisäer und Theologen hinein in den Typus des Meisters

: man verstand nicht die Hauptsache: daß eben ein solcher Tod selbst der höchste Sieg über die „Welt“ war (über die Gefühle von Feindschaft, Rache usw.) — über das Böse, über den Bösen, dies immer nur als innerliche psychologische Realität verstanden

: die Verehrung dieser ganz aus dem Gleichgewicht gerathenen Seelen hielt es nicht aus, jene gültige Gleichberechtigung von Jedermann zum „Sohn Gottes“, wie sie Jesus gelehrt hatte, zu glauben: ihre Rache war, auf eine ausschweifende Manier Jesus emporzuheben (— ganz so wie die Juden die Rolle von Israel in die Höhe gehoben hatten, wie als ob der ganze Rest Welt sein Feind sei. Ursprung der absurden Theologie von Einem Gott und seinem Einen Sohn —

Problem „wie konnte Gott das zulassen?“ Darauf fand man die absurde Antwort „er gab seinen Sohn zur Vergebung der Sünden, als Opfer“. Wie war Alles mißverstanden!!! Nichts ist unevangelischer als das Schuldopfer und gar das des Unschuldigen für die Sünden des Schuldigen;

: aber Jesus hatte ja die Sünde abgeschafft! — nicht durch den „Glauben“, sondern durch das Gefühl der Göttlichkeit, Gottgleichheit.

Es tritt in den Typus hinein:

a) die Lehre vom Gericht und von der Wiederkunft

b) die Lehre vom Tode als Opfer

c) die Lehre von der Auferstehung: wodurch die ganze „Seligkeit“, der ganze Sinn des Evangeliums auf einmal eskamotirt wird zu Gunsten eines Zustandes — „nach dem Tode“…

Paulus, mit rabbinischer Frechheit diese Auffassung logisirend: „wenn Christus nicht auferstanden ist von den Todten, so ist unser Glaube eitel“

: zuletzt gar noch die „Unsterblichkeit der Person“

Und so hatte man in der zweiten Generation nach Jesus bereits alles das als christlich, was am tiefsten den evangelischen Instinkten zuwider ging
das Opfer, sogar das Blutopfer, als Erstlingsopfer
Strafe, Lohn, Gericht…
ein Auseinanderhalten von Diesseits und Jenseits, von Zeit und Ewigkeit
eine Theologie statt einer Praxis, ein „Glaube“ statt einer Lebensweise
eine tiefe und tödtliche Feindseligkeit gegen alles Nichtchristliche
die ganze Nothlage des Missionars hat sich in die Lehre Jesus hineingetragen: alle die harten und bösen Dinge, gegen die, welche seine Missionare nicht annehmen, sollen jetzt vom Meister schon proklamirt sein
nachdem einmal in der Hauptsache Gericht, Strafe, Lohn wieder acceptirt waren, wurde die ganze Lehre und Sprüchwortweisheit Jesus damit durchtränkt…

[«]

11[379]

Der Nihilist.

Das Evangelium: die Nachricht, daß den Niedrigen und Armen ein Zugang zum Glück offen steht, — daß man nichts zu thun hat als sich von der Institution, der Tradition, der Bevormundung der oberen Stände loszumachen: insofern ist die Heraufkunft des Christenthums nichts weiter als die typische Socialisten-Lehre.

Eigenthum, Erwerb, Vaterland, Stand und Rang, Tribunale, Polizei, Staat, Kirche, Unterricht, Kunst, Militärwesen: Alles ebenso viele Verhinderungen des Glücks, Irrthümer, Verstrickungen, Teufelswerke, denen das Evangelium das Gericht ankündigt… Alles typisch für die Socialistenlehre.

Im Hintergrunde der Aufruhr, die Explosion eines aufgestauten Widerwillens gegen die „Herren“, der Instinkt dafür, wie viel Glück nach so langem Drucke schon im Frei-sich-fühlen liegen könnte…

Meistens ein Symptom davon, daß die unteren Schichten zu menschenfreundlich behandelt worden sind, daß sie ein ihnen verbotenes Glück bereits auf der Zunge schmecken… Nicht der Hunger erzeugt Revolutionen, sondern daß das Volk en mangeant Appetit bekommen hat…

[«]

11[380]

Die angebliche Jugend

Man betrügt sich, wenn man hier von einem naiven und jungen Volks-Dasein träumt, das sich gegen eine alte Cultur abhebt; es geht der Aberglaube, als ob in diesen Schichten des niedersten Volkes, wo das Christenthum wuchs und Wurzeln schlug, die tiefere Quelle des Lebens wieder emporgesprudelt sei: man versteht nichts von der Psychologie der Christlichkeit, wenn man sie als Ausdruck einer neu heraufkommenden Volks-Jugend und Rassen-Verstärkung nimmt. Vielmehr: es ist eine typische décadence-Form; die Moral-Verzärtlichung und Hysterie einer müde und ziellos gewordenen, krankhaften Mischmasch-Bevölkerung. Diese wunderliche Gesellschaft, welche hier um diesen Meister der Volks-Verführung sich zusammenfindet, gehört eigentlich sammt und sonders in einen russischen Roman: alle Nervenkrankheiten geben sich bei ihnen ein Rendez-vous… die Abwesenheit von Aufgaben, der Instinkt, daß Alles eigentlich am Ende sei, daß sich Nichts mehr lohne, die Zufriedenheit in einem dolce far niente

: die Macht und Zukunfts-Gewißheit des jüdischen Instinkts, das Ungeheure seines zähen Willens zu Dasein und Macht liegt in seiner herrschenden Classe; die Schichten, welche das junge Christenthum emporhebt, sind durch Nichts schärfer gezeichnet als durch die Instinkt-Ermüdung. Man hat es satt: das ist das Eine — und man ist zufrieden, bei sich, in sich, für sich — das ist das Andre.

[«]

11[381]

Unfähigkeit, pol<itische> Ideale anders als mit religiösen Formeln auszudrücken

[«]

11[382]

Renan.

Im Orient ist der Narr ein priviligirtes Wesen; er tritt ein vor die höchsten Räthe, ohne daß Jemand ihn aufzuhalten wagt; man hört ihn, man befragt ihn. Das ist ein Wesen, das man Gott näher glaubt, weil man, da seine individuelle Vernunft erloschen ist, voraussetzt, daß er theil hat an der göttlichen. Der esprit, der durch einen feinen Spott jeden Fehler des raisonnements heraushebt, fehlt in Asien.

Man hat weniger Werth auf diese Schriften gelegt als auf die mündliche Tradition: und das noch in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts. Daher das Wenige von Autorität dieser Schriften: man machte sie sich zurecht, ergänzte sie, die Einen aus den Anderen —

Im Johannes-Evangelium fehlen die Parabeln, die Exorcismen…

[«]

11[383]

Ego:

„Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich nicht gespeiset — geht hin von mir, ihr Verfluchten usw.“ Matth. 25, 41 usw.

diese empörende Sprache „was ihr nicht gethan habt einem unter diesen Geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir auch nicht gethan“

„der Geist der Propaganda“, der sich als Geist Christi präsentirt…

„der Geist der unbefriedigten Rachsucht“, der in Worten, Flüchen und Voraussagungen von Gerichtsscenen austobt…

„der Geist des Asketismus“ („das Halten der Gebote“ als Mittel der Zucht, als Weg zur jenseitigen Belohnung, wie im Judenthum) statt jenes christlichen Indifferentism, der alle diese Güter von sich weist, aus „Seligkeit“… die Essener, Johannes usw.

„der Geist des Sündengefühls und der Nothwendigkeit der Erlösung“

Mit dem Tode Christi und der psychologischen Nöthigung, hierin keinen Schluß zu sehen, waren sämmtliche Populär-Tendenzen wieder hergestellt: alle die Cruditäten, welche in Geist umzuwandeln die Arbeit jenes typischen Spiritualisten war —

: der Messianismus, das Kommen vom „Reiche Gottes“, der Geist der Feindschaft und Rachsucht, die Erwartung des „Lohns“ und der „Strafe“, der Hochmuth der „Auserwählten“ (sie richten, fluchen, verurtheilen, die Opfer-Idee des Judenthums… die socialistische Tendenz zu Gunsten der Armen, der „Unehrlichen“, der Verachteten)

Jesus, der als Erfüllung aller populären Erwartungen lebte, der nichts anderes that als sagen: „hier ist das Himmelreich“, der die Crudität dieser Erwartungen in Geist verwandelte:

— aber mit dem Tode war Alles vergessen (auf deutsch: widerlegt) man hatte keine Wahl, entweder den Typus zurückübersetzen in die Populär-Vorstellung des „Messias“, des zukünftigen „Richters“, des Propheten im Kampfe — ——

Als Nachwirkung dieses Schlags, dem diese ungewisse und schwärmerische Bande nicht gewachsen war, trat sofort die vollkommene Entartung ein: es war Alles umsonst gewesen…

eine absurde Vergröberung aller geistlichen Werthe und Formeln

die anarchistischen Instinkte gegen die herrschende Classe treten unverschämt in den Vordergrund.

: der Haß gegen die Reichen, die Mächtigen, die Gelehrten — mit dem „Himmelreich“, mit dem „Frieden auf Erden“ war es zu Ende: aus einer psychologischen Realität wird ein Glaube, eine Erwartung an eine irgendwann kommende Realität, „eine Wiederkunft“: ein Leben in der **Imagination** ist die ewige Form der „Erlösung“ — oh wie anders hatte das Jesus verstanden!

[«]

11[384]

Die erste Entartung des Christenthums ist der Einschlag des Judain, — eine Rückbildung in überwundene Formen…

[«]

11[385]

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt“

„ich werde den Tempel Gottes zerstören und in drei Tagen wieder auferbauen“

die Prozedur gegen den „Verführer“ (mesith), der die Religion in Frage stellt: die Steinigung war im Gesetz vorgesehen

— <gegen> jeden Propheten, jeden Wunderthäter, der das Volk vom alten Glauben entfernte —

„ce grand maître en ironie“

Renan findet es billig, daß er diesen Triumph mit dem Leben zahlte.

[«]

11[386]

„er ist nur disputeur, wenn er gegen die Pharisäer argumentirt: der Gegner zwingt ihn, wie das fast immer geschieht, seinen eigenen Ton anzunehmen“ —

[«]

11[387]

Renan I, 346

Ses exquises moqueries, ses malignes provocations frappaient toujours au coeur. Stigmates éternelles, elles sont restées figées dans la plaie. Cette tunique de Nessus du ridicule, que le juif, fils des pharisiens, traîne en lambeaux après lui depuis dixhuit siècles, c’est Jésus, qui l’a tissée avec un artifice divin. Chefs-d’œuvre de haute raillerie, ses traits se sont inscrits en lignes de feu sur la chair de l’hypocrite et du faux dévot. Traits incomparables, traits dignes d’un fils de Dieu! Un dieu seul sait tuer de la sorte. Socrate et Molière ne font qu’effleurer la peau. Celui-ci porte jusqu’au fond des os le feu et la rage.

Und das ist dasselbe, das von sich Isaias 42, 2—3 sagen konnte!!

[«]

11[388]

Er hatte nie einen Begriff von „Person“, „Individuum“: man ist eins, wenn man sich liebt, wenn man nur vom andern lebt. Seine Schüler und er waren Eins.

[«]

11[389]

Daß er Gott sei, gottgleich sei, war als Verleumdung der Juden dargestellt (vgl. Johannes V, 18; X, 33). Er ist weniger als der Vater: der Vater hat ihm nicht Alles offenbart. Er wehrt sich, gottgleich genannt zu werden. Er ist Gottes Sohn: alle können es werden (— so ist es jüdisch: die göttliche Sohnschaft wird mehreren Personen im alten Testament zugetheilt, von denen man durchaus nicht prätendirt, daß sie gottgleich sind) „Sohn“ in den semitischen Sprachen ist ein äußerst vager, freier Begriff

[«]

11[390]

Die große umbrische Bewegung des XIII. Jahrhunderts, am verwandtesten mit der des Galiläers, geschah im Namen der Armut:

Franz von Assisi: exquise bonté, sa communion délicate fine et tendre avec la vie universelle

[«]

11[391]

in der rabbinischen Sprache dieser Zeit ist „Himmel“ gleichbedeutend mit „Gott“: dessen Namen man vermied.

[«]

11[392]

„Das Reich Gottes ist unter uns“ Luc. 17, 20.

[«]

11[393]

„selig sind die Gottes Worte hören und thun.“ Luc. 11, 27 etc.

[«]

11[394]

es fehlt ganz und gar der Begriff „Natur“, „Naturgesetz“: alles geht moralisch zu, „Wunder“ sind nichts „Widernatürliches“ (weil es keine Natur giebt)

[«]

11[395]

„Das Gesetz ist vernichtet: er ist es, der es vernichten wird“: Spaltung unter seinen ersten Schülern, von denen ein beträchtlicher Theil jüdisch blieb… Der Prozeß gegen ihn läßt keinen Zweifel…

[«]

11[396]

„der Nächste“ im jüdischen Sinn ist der Glaubensgenosse

[«]

11[397]

es giebt gar keinen unevangelischeren Typus als den der Gelehrten der griechischen Kirche, die vom IV. Jahrhundert an das Christenthum auf den Weg einer absurden Metaphysik drängen; und insgleichen die Scholastiker des lateinischen Mittelalters.

[«]

11[398]

Renan I, 461

… le sentiment que Jésus a introduit dans le monde est bien le nôtre. Son parfait idéalisme est la plus haute règle de la vie détachée et vertueuse. Il a créé le ciel des âmes pures, où se trouve ce qu'on demande en vain à la terre, la parfaite noblesse des enfants de Dieu, la sainteté accomplie, la totale abstraction des souillures du monde, la liberté enfin, que la société réelle exclut comme une impossibilité et qui n'a toute son amplitude que dans le domaine de la pensée. Le grand maître de ceux qui se réfugient dans ce paradis idéal est encore Jésus. Le premier, il a proclamé la royauté de l'esprit: le premier, il a dit, au moins par ses actes: „mon royaume n'est pas de ce monde". La fondation de la vraie religion est bien son oeuvre…

[«]

11[399]

„Christenthum" ist synonym mit „Religion" geworden: alles was man außerhalb der großen und guten christlichen Tradition thut, wird unfruchtbar sein.

[«]

11[400]

Unsere Civilisation, regiert durch eine minutieuse Polizei, giebt keinen Begriff davon, was der Mensch in Epochen thut, wo die Originalität eines Jeden freieren Spielraum hat.

Nos petites tracasseries préventives, bien plus meurtrières que les supplices pour les choses de l'esprit, n'existaient pas. Jesus konnte, drei Jahre lang ein Leben führen, welches ihn, in unseren Gesellschaften, zwanzig Mal vor das Tribunal gebracht hätte…

Dégagées de nos conventions polies, exemptes de l'éducation uniforme, qui nous raffine, mais qui diminue si fort notre individualité, ces âmes entières portaient dans l'action une énergie surprenante… Le souffle de Dieu était libre chez eux; chez nous, il est enchaîné par les liens de fer d'une société mesquine et condamnée à une irrémédiable médiocrité.

Plaçons donc au plus haut sommet de la grandeur humaine la personne de Jésus: fordert uns Herr Renan auf.

[«]

11[401]

Die Medizin, die in einer gewissen moralischen délicatesse den Anfang d'étisie sieht… (de phtisie?)

[«]

11[402]

La philosophie ne suffit pas au grand nombre. Il lui faut la sainteté. — Eine artige Bosheit Renan's.

[«]

11[403]

Qui n'aimerait mieux être malade comme Pascal que bien portant comme le vulgaire? Renan.

[«]

11[404]

Qu'on se figure Jésus, réduit à porter jusqu'à soixante ou soixante-dix ans le fardeau de sa divinité, perdant sa flamme céleste, s'usant peu à peu sous les nécessités d'un rôle inouï! Renan.

Voué sans réserve à son idée, il y a subordonné toute chose à un tel degré que l'univers n'exista plus pour lui. C'est par cet accès de volonté héroïque, qu'il a conquis le ciel. Il n'y a pas eu d'homme, Çakia-Mouni peut-être excepté, qui ait à ce point foulé aux pieds la famille, les joies de ce monde, tout soin temporel… Pour

nous, éternels enfants, condamnés à l’impuissance, inclinons-nous devant ces demi-dieux! Renan.

[«]

11[405]

Renan, p. 187

Le mouvement démocratique le plus exalté, dont l’humanité ait gardé le souvenir, agitait depuis longtemps la race juive. La pensée que Dieu est le vengeur du pauvre et du faible contre le riche et le puissant se retrouve à chaque page des écrits de l’Ancien Testament. L’histoire d’Israël est de toutes les histoires celle où l’esprit populaire a le plus constamment dominé. Les prophètes, vrais tribuns et, on peut le dire, les plus hardis des tribuns, avaient tonné sans cesse contre les grands et établi une étroite relation entre les mots de „pauvre, doux, humble, pieux“ et de l’autre entre les mots „riche, impie, violent, méchant“. Sous les Séleucides, les aristocrates ayant presque tous apostasié et passé à l’hellénisme, ces associations d’idées ne firent que se fortifier. Le livre d’Hénoch contiens des malédictions plus violentes encore que celles de l’Évangile contre le monde, les riches, les puissants. Le nom de „pauvre“ (ébion) était devenu synonyme de „saint“, d’„ami de Dieu“.

[«]

11[406]

Pierre Loti, Pêcheur d’Islande.

[«]

11[407]

Der Staat oder die organisirte Unmoralität…

inwendig: als Polizei, Strafrecht, Stände, Handel, Familie

auswendig: als Wille zur Macht, zum Kriege, zur Eroberung, zur Rache

wie wird es erreicht, daß eine große Menge Dinge thut, zu denen der Einzelne sich nie verstehen würde?

— durch Zertheilung der Verantwortlichkeit
— des Befehlens und der Ausführung
— durch Zwischenlegung der Tugenden des Gehorsams, der Pflicht, der Vaterlands- und Fürstenliebe

die Aufrechterhaltung des Stolzes, der Strenge, der Stärke, des Hasses, der Rache, kurz aller typischen Züge, welche dem Heerdentypus widersprechen…

Die Kunstgriffe, um Handlungen, Maaßregeln, Affekte zu ermöglichen, welche, individuell gemessen, nicht mehr „statthaft“ sind, — auch nicht mehr „schmackhaft“ sind —

— die Kunst „macht sie uns schmackhaft“, die uns in solche „entfremdete“ Welten eintreten läßt

— der Historiker zeigt ihre Art Recht und Vernunft; die Reisen; der Exotismus; die Psychologie; Strafrecht; Irrenhaus; Verbrecher; Sociologie

— die „Unpersönlichkeit“: so daß wir als Media eines Collektivwesens uns diese Affekte und Handlungen gestatten (Richtercollegien, Jury, Bürger, Soldat, Minister, Fürst, Societät, „Kritiker“)… giebt uns das Gefühl als ob wir ein Opfer brächten…

Die Aufrechterhaltung des Militär-Staates ist das allerletzte Mittel, die große Tradition sei es aufzunehmen, sei es festzuhalten hinsichtlich des obersten Typus Mensch, des starken Typus. Und alle Begriffe, die die Feindschaft und Rangdistanz der Staaten verewigen, dürfen darauf hin sanktionirt erscheinen…

z.B. Nationalismus, Schutzzoll, — — —

der starke Typus wird aufrechterhalten als wertbestimmend…

[«]

11[408]

Man soll das Christenthum nicht schmücken und herausputzen (wie es dieser zweideutige Herr Renan thut): es hat einen Todkrieg gegen den starken Typus Mensch gemacht

es hat alle Grundinstinkte dieses Typus in Bann gelegt es hat aus diesen Instinkten das Böse, den Bösen herausfabrizirt

: der starke Mensch als der typisch verwerfliche und verworfene Mensch

es hat die Partei alles Schwachen, Niedrigen, Mißrathenen genommen

: es hat ein Ideal aus dem Widerspruch gegen die Erhaltungs-Instinkte des starken Lebens gemacht…

: es hat die Vernunft selbst der geistigsten Menschen verdorben, indem es die obersten Instinkte der Geistigkeit als sündhaft, als irreführend, als Versuchungen empfinden lehrte…

das jammervollste Beispiel — die Verderbniß Pascals, der an die Verderbniß seiner Vernunft durch die Erbsünde glaubt: während sie nur durch sein Christenthum ihm verdorben ist…

[«]

11[409]

Autoren, an denen heute noch Wohlgefallen zu haben, ein für alle Mal compromittirt: Rousseau, Schiller, George Sand, Michelet, Buckle, Carlyle, die imitatio

[«]

11[410]

NB. Ich mißtraue allen Systematikern und gehe ihnen aus dem Wege. Der Wille zum System ist, für einen Denker wenigstens, etwas, das compromittirt, eine Form der Unmoralität… Vielleicht erräth man bei einem Blick unter und hinter dies Buch, welchem Systematiker es selbst mit Mühe ausgewichen ist — mir selber…

[«]

11[411]

Vorrede.

1.

Große Dinge verlangen, daß man von ihnen schweigt oder groß redet: groß, das heißt cynisch und mit Unschuld.

2.

Was ich erzähle, ist die Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte. Ich beschreibe, was kommt, was nicht mehr anders kommen kann: die Heraufkunft des Nihilismus. Diese Geschichte kann jetzt schon erzählt werden: denn die Nothwendigkeit selbst ist hier am Werke. Diese Zukunft redet schon in hundert Zeichen, dieses Schicksal kündigt überall sich an; für diese Musik der Zukunft sind alle Ohren bereits gespitzt. Unsere ganze europäische Cultur bewegt sich seit langem schon mit einer Tortur der Spannung, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wächst, wie auf eine Katastrophe los: unruhig, gewaltsam, überstürzt: wie ein Strom, der ans Ende will, der sich nicht mehr besinnt, der Furcht davor hat, sich zu besinnen.

3.

— Der hier das Wort nimmt, hat umgekehrt Nichts bisher gethan als sich zu besinnen: als ein Philosoph und Einsiedler aus Instinkt, der seinen Vortheil im Abseits, im Außerhalb, in der Geduld, in der Verzögerung, in der Zurückgebliebenheit fand; als ein Wage- und — Versucher-Geist, der sich schon in jedes Labyrinth der Zukunft einmal verirrt hat; als ein Wahrsagevogel-Geist, der zurückblickt, wenn er erzählt, was kommen wird; als der erste vollkommene Nihilist Europas, der aber den Nihilismus selbst schon in sich zu Ende gelebt hat, — der ihn hinter sich, unter sich, außer sich hat…

4.

Denn man vergreife sich nicht über den Sinn des Titels, mit dem dies Zukunfts-Evangelium benannt sein will. „Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwerthung aller Werthe“ — mit dieser Formel ist eine Gegenbewegung zum Ausdruck gebracht, in Absicht auf Princip und Aufgabe: eine Bewegung, welche in irgend einer Zukunft jenen vollkommenen Nihilismus ablösen wird; welche ihn aber voraussetzt, logisch und psychologisch, welche schlechterdings nur auf ihn und aus ihm kommen kann. Denn warum ist die Heraufkunft des Nihilismus nunmehr nothwendig? Weil unsere bisherigen Werthe selbst es sind, die in ihm ihre letzte Folgerung ziehn; weil der Nihilism die zu Ende gedachte Logik unserer großen Werthe und Ideale ist, — weil wir den Nihilismus erst erleben müssen, um dahinter zu kommen, was eigentlich der Werth dieser „Werthe“ war… Wir haben, irgendwann, neue Werthe nöthig…

[«]

11[412]

Bücher lesen, welche von Vielen geschrieben sein könnten: sie verrathen am deutlichsten die intellektuellen Gewohnheiten des Gelehrten-Typus einer Zeit, sie sind „unpersönlich“.

[«]

11[413]

Der **Übermensch**

: es ist nicht meine Frage, was den Menschen ablöst: sondern welche Art Mensch als höherwerthige gewählt, gewollt, gezüchtet werden soll…

Die Menschheit stellt nicht eine Entwicklung zum Besseren; oder Stärkeren; oder Höheren dar; in dem Sinne, in dem es heute geglaubt wird: der Europäer des 19. Jahrhunderts ist, in seinem Werthe, bei weitem unter dem Europäer der Renaissance; Fortentwicklung ist schlechterdings nicht mit irgend welcher Nothwendigkeit Erhöhung, Steigerung, Verstärkung…

in einem andrem Sinne giebt es ein fortwährendes Gelingen einzelner Fälle an den verschiedensten Stellen der Erde und aus den verschiedensten Culturen heraus, in denen in der That sich ein höherer Typus darstellt: etwas, das im Verhältniß zur Gesammt-Menschheit eine Art „Übermensch“ ist. Solche Glücksfälle des großen Gelingens waren immer möglich und werden viell<eicht> immer möglich sein. Und selbst ganze Stämme, Geschlechter, Völker können unter Umständen einen solchen Treffer darstellen…

Von den ältesten uns errathbaren Zeiten der indischen, ägyptischen und chinesischen Cultur bis heute ist der höhere Typus Mensch viel gleichartiger als man denkt…

Man vergißt, wie wenig die Menschheit in eine einzige Bewegung hineingehört, wie Jugend, Alter, Untergang durchaus keine Begriffe sind, die ihr als Ganzem zukommen

Man vergißt, um ein Beispiel zu geben, wie unsere europäische Cultur erst heute sich wieder jenem Zustand von philosophischer Mürbigkeit und Spätcultur annähert, aus dem die Entstehung eines Buddhism begreiflich wird.

Wenn es einmal möglich sein wird, isochronische Cultur-Linien durch die Geschichte zu ziehen, so wird der moderne Begriff Fortschritt artig auf den Kopf zu stehen kommen: — und der Index selbst, nach dem er gemessen, der Demokratismus

[«]

11[414]

Vorrede.

* * *

Was ist gut? — Alles, was das Gefühl der Macht, den Willen zur Macht, die Macht selbst im Menschen steigert.

Was ist schlecht? — Alles, was aus der Schwäche stammt.

Was ist Glück? — Das Gefühl davon, daß die Macht wächst, — daß ein Widerstand überwunden wird.

Nicht Zufriedenheit, sondern mehr Macht; nicht Frieden überhaupt, sondern Krieg; nicht Tugend, sondern Tüchtigkeit (Tugend im Renaissance-Stile, virtù, moralinfreie Tugend.)

Die Schwachen und Mißrathenen sollen zu Grunde gehn: erster Satz der Gesellschaft. Und man soll ihnen dazu noch helfen.

Was ist schädlicher als irgend ein Laster? — Das Mitleiden der That mit allem Mißrathenen und Schwachen, — „das Christenthum“…

* * *

Nicht was die Menschheit ablösen soll in der Reihenfolge der Wesen, ist mein Problem, das ich hiermit stelle; sondern welchen Typus Mensch man züchten soll, wollen soll, als den höherwertigen, lebenswürdigeren, zukunftsgewisseren.

Dieser höherwerthigere Typus ist oft genug schon dagewesen: aber als ein Glücksfall, als eine Ausnahme, — niemals als gewollt. Vielmehr ist er gerade am besten gefürchtet worden, er war bisher beinahe das Furchtbare: und aus der Furcht heraus hat man den umgekehrten Typus gewollt, gezüchtet, erreicht: das Hausthier, das Heerdenthier, das Thier der „gleichen Rechte“, das schwache Thier Mensch, — den „Christen“…

* * *

Der Wille zur Macht.

Versuch einer Umwerthung aller Werthe.

[«]

11[415]

Die Conception der Welt, auf welche man in dem Hintergrunde dieses Buches stößt, ist absonderlich düster und unangenehm: unter den bisher bekannt gewordenen Typen des Pessimismus scheint keiner diesen Grad von Bösartigkeit erreicht zu haben. Hier fehlt der Gegensatz einer wahren und scheinbaren Welt: es giebt nur Eine Welt, und diese ist falsch, grausam, widersprüchlich, verführerisch, ohne Sinn… Eine so beschaffene Welt ist die wahre Welt… Wir haben Lüge nöthig, um über diese Realität, diese „Wahrheit“ zum Sieg zu kommen das heißt, um zu leben… Daß die Lüge nöthig ist, um zu leben, das gehört selbst noch mit zu diesem furchtbaren und fragwürdigen Charakter des Daseins…

Die Metaphysik, die Moral, die Religion, die Wissenschaft — sie werden in diesem Buche nur als verschiedene Formen der Lüge in Betracht gezogen: mit ihrer Hülfe wird ans Leben geglaubt. „Das Leben soll Vertrauen einflößen“: die Aufgabe, so gestellt, ist ungeheuer. Um sie zu lösen, muß der Mensch von Natur schon ein Lügner sein, er muß mehr als alles Andere noch Künstler sein… Und er ist es auch: Metaphysik, Moral, Religion, Wissenschaft — Alles nur Ausgeburten seines Willens zur Kunst, zur Lüge, zur Flucht vor der „Wahrheit“, zur

Verneinung der „Wahrheit“. Dies Vermögen selbst, dank dem er die Realität durch die Lüge vergewaltigt, dieses Künstler-Vermögen par excellence des Menschen — er hat es noch mit Allem, was ist, gemein: er selbst ist ja ein Stück Wirklichkeit, Wahrheit, Natur — er selbst ist auch ein Stück Genie der Lüge…

Daß der Charakter des Daseins verkannt wird — tiefste und höchste Geheim-Absicht <der> Wissenschaft, Frömmigkeit, Künstlerschaft. Vieles niemals sehn, Vieles falsch sehn, Vieles hinzusehn… Oh wie klug man noch ist, in Zuständen, wo man am fernsten davon ist, sich für klug zu halten! Die Liebe, die Begeisterung, „Gott“ — lauter Feinheiten des letzten Selbstbetrugs, lauter Verführungen zum Leben! In Augenblicken, wo der Mensch zum Betrogenen wird, wo er wieder ans Leben glaubt, wo er sich überlistet hat: oh wie schwillt es da ihm auf! Welches Entzücken! Welches Gefühl der Macht! Wie viel Künstler-Triumph im Gefühl der Macht!… Der Mensch ward wieder einmal Herr über den „Stoff“ — Herr über die Wahrheit!… Und wann immer der Mensch sich freut, er ist immer der Gleiche in seiner Freude: er freut sich als Künstler, er genießt sich als Macht. Die Lüge ist die Macht…

Die Kunst und nichts als die Kunst. Sie ist die große Ermöglicherin des Lebens, die große Verführerin zum Leben, das große Stimulans zum Leben…

[«]

11[416]

Umwerthung der Werthe.

Buch 1: der Antichrist.
Buch 2: der Misosoph.
Buch 3: der Immoralist
Buch 4: Dionysos.

Umwerthung aller Werthe.

[«]

11[417]

ich habe den D<eutschen> das tiefste Buch gegeben, das sie besitzen, meinen Zarathustra — ich gebe ihnen heute das unabhängigste. Wie? sagt mir dazu mein schlechtes Gewissen, wie willst du Perlen vor die Deutschen werfen!…

[«]

[12 = W II 4. Anfang 1888]

12[1]

Register zum ersten Buch.

(1)	Die ganze bisherige Entwicklungsgeschichte der Philosophie als Entwicklungsgeschichte des Willens zur Wahrheit.	IV
(2)	Zeitweiliges Überwiegen der socialen Werthgefühle begreiflich, um einen Unterbau herzustellen.	IV
(3)	Kritik des guten Menschen, *nicht* der Hypokrisie der Guten…	II
(4)	Werth Kants	I
(5)	Zur Charakteristik des *nationalen Genies.*	I
(6)	Aesthetica	III
(7)	„Geistigkeit“, nicht bloß befehlend und führend	III
(8)	Formulirung Gottes als Culminations-Punkt; Rückgang von ihm	III
(9)	Offenbach Musik	IV
(10)	Priester	II
(11)	Zur Kritik der christlichen Moral des neuen Testaments.	II
(12)	jede *verstärkte* Art Mensch auf dem Niveau einer niedrigeren stehend	IV
(13)	Krieg gegen das *christliche Ideal*, **nicht** bloß gegen den christlichen Gott	II
(14)	*Franz von Assisi* gegen die Hierarchie kämpfend	II
(15)	*Socrates* gegen die vornehmen Instinkte, gegen die Kunst	II
(16)	die Laster und die *Cultur*	II
(17)	die großen Lügen in der Historie	II
(18)	die christliche Interpretation des *Sterbens*	II
(19)	das Ewig-Gleichbleibende, Werthfrage	III

(20)	*Ersatz* der Moral durch den Willen zu unserem Ziele und folglich zu dessen Mitteln Auf Lob verzichten…	IV
(21)	Fälschungen in der Psychologie.	II
(22)	Renan vergreift sich über „Wissenschaft“	I
(23)	Berichtigung des Begriffs „Egoismus“	IV
(24)	militärische Ausdrücke	IV
(25)	Zukunft der Askese	IV
(26)	Zukunft des Arbeiters	IV
(27)	Nihilismus	I
(28)	„Wahrheit“, unsre Erhaltungsbedingungen als Prädikate des *Seins* projicirt	III
(29)	Maaß des Unglaubens, von zugelassener „Freiheit des Geistes“ als Macht-Maaß	IV
(30)	Kritik und Ablehnung des Begriffs „objektiv“	III
(31)	extremste Form des Nihilism: in wiefern eine göttliche Denkweise	IV
(32)	dionysisch: neuer Weg zu einem Typus des Göttlichen; mein Unterschied gegen Schopenhauer von Anfang an.	IV
(33)	„wozu?“ die Frage des Nihilismus und die Versuche, Antworten zu bekommen	I
(34)	die Rangordnung fehlt, Ursache des Nihilismus. die Versuche, *höhere Typen* auszudenken…	I
(35)	was der große Mensch *gekostet* hat.	IV
(36)	der Wille zur Wahrheit	III
(37)	Feststellen und Sinn-hineinlegen	III
(38)	mehr Kind seiner Großeltern	
(39)	neues Testament: Vorsicht!	II
(40)	moderne Verurtheilung des *Willens zur Macht*	IV
(41)	der Muth als Grenze, wo das „wahre“ anerkannt wird…	III
(42)	Musik — die starke Tradition. Offenbach; gegen die deutsche Musik als eine *entartende*.	
(43)	der *Werth eines Menschen nicht* nach seinen Wirkungen meßbar. „Vornehm“	IV

(44)	Philosophie Kunst des Lebens, nicht Kunst zur Entdeckung der Wahrheit Epicur. Zur Geschichte der Philosophie.	IV
(45)	gute Ausdrücke…	
(46)	Wille zur Wahrheit: ungeheure Selbstbesinnung.	III
(46)	Wille zur Wahrheit	IV
(47)	die erkenntnißtheoretischen Grundstellungen und ihr Verhältniß zu den obersten Werthen	III
(48)	Colportage-Philosophie. Zum Ideale des Psychologen	IV
(49)	welchen Sinn es hat, Werthe umwerthen.	IV
(50)	Larochefoucauld und J. Mill: letzterer absolut flach, ersterer naiv… „Selbstsucht“	III
(51)	„Nutzen“ abhängig von „Zielen“: Utilitarism.	III
(52)	die Angst Gottes vor dem Menschen Erkenntniß als Mittel zur Macht, zur „Gottgleichheit“. Werth. Zur Geschichte der Philosophie —	III
(53)	Scheinbarkeit, Sinnlosigkeit, das „Wirkliche“	III
(54)	Zur Charakteristik der „Starken“	IV
(55)	die „Posthumen“ — Frage der Verständlichkeit und der Autorität	II
(56)	Voraussetzung für eine Umwerthung der Werthe	IV
(57)	Wie der Ruhm der Tugend entsteht	II
(58)	das Lob, die Dankbarkeit — als Wille zur Macht	III
(59)	die psychologischen Fälschungen unter der Herrschaft des Heerdeninstinkts	II
(60)	Heerdeninstinkt: welche Zustände und Begierden er lobt.	II
(61)	Die Entnatürlichung der Moral und ihre Schritte	II
(62)	die unterdrückte Moral	II
(63)	das neue Testament	II
(64)	Erkenntniß und Werden	III
(65)	Bekämpfung des Determinism	III
(66)	Wiederherstellung der Ascetik.	IV
(67)	Satz vom Widerspruch	III
(68)	Ableitung unsres Glaubens an die Vernunft	III
(69)	Aberglaube der „Gattung“	II

(70)	Aesthetica	III
(71)	zum Plane	I
(71)	„Subjekt“, Ding an sich	III
(72)	Nihilismus	I
(73)	Zukunft der Juden	
(74)	Das Beschreibende, das Pittoreske — sein nihilistisches Element.	I
(75)	Aesthetica	III
(76)	zum Plane.	
(77)	das 18te Jahrhundert.	I
(78)	Zukunft der Kunst	IV
(79)	der große Mensch, der Verbrecher	III
(80)	Fortschritt der Vernatürlichung des 19. Jahrhunderts.	I
(81)	mein „Nihilismus“	I
(82)	Moral als Mittel der Verführung, als Wille zur Macht	II
(83)	Voltaire und Rousseau	I
(84)	Hauptsymptome des Pessimism	I
(85)	kritische Spannung: Extreme im Übergewicht. 19. Jahrhundert.	I
(86)	Kritik des modernen Menschen, seine psychologische Verlogenheit — seine romantische Attitüde	I
(87)	18. Jahrhundert.	I
(88)	Thierry, der Volksaufstand selbst in der Wissenschaft.	I
(89)	Zukunft der Erziehung: Cultur der Ausnahme	IV
(90)	„vor seinem Gewissen verantwortlich“ Luthers Schlauheit: sein Wille zur Macht	II
(91)	Instinkt der civilisirten Menschheit gegen die großen Menschen	III
(92)	alles Gute ein dienstbar gemachtes Böse von Ehedem	III
(93)	zur Rechtfertigung der Moral. Recapitulation.	IV
(94)	moderne Laster	I
(95)	„Cultur“ im Gegensatz zu „Civilisation“	I
(96)	neues Testament und Petronius.	II
(97)	zur logischen Scheinbarkeit	III

(98)	Morphologie des Willens zur Macht	II
(99)	gegen Rousseau	I
(100)	wie eine Tugend zur Macht kommt	II
(101)	Metamorphosen und Sublimirungen (die Grausamkeit, Lüge usw.	II
(102)	wie lebensfeindliche Tendenzen zu Ehren kommen.	II
(103)	Optik der Werthschätzung	III
(104)	Zweiheit, physiologisch, als Folge des Willens zur Macht	III
(105)	die Starken der Zukunft	IV
(106)	das Wachsthum ins Hohe und ins Schlimme gehört zusammen	III
(107)	Tugend ohne Schätzung heute: es müßte sie denn Einer als Laster in Umlauf bringen	IV
(108)	die großen Fälschungen in der Psychologie	II
(109)	principielle Fälschung der Geschichte, damit sie einen Beweis für die Moral abgiebt	II
(110)	Gesammt-Abrechnung mit der Moral: was will in ihr zur Macht?	III
(111)	die moral<ischen> Werthe in der Theorie der Erkenntniß	III
(112)	die moral<ischen> Werthe Herr über die Aesthetischen	II
(113)	Ursachen für die Heraufkunft des Pessimism	I
(114)	die großen Fälschungen unter der Herrschaft der Moral: Schema.	II
(115)	Modernität	I
(116)	classisch: zur zukünftigen Aesthetik	IV
(117)	Mode<r>n die Händler und Zwischenpersonen	I
(118)	Modernität	I
(119)	18tes Jahrhundert und Schopenhauer	I
(120)	moderne Falschmünzerei der Künstler.	I
(121)	moderne Abtrennung von „Publikum“ und „Coenakel“	I
(122)	zur Vorrede. Tiefste Besinnung.	Vor.
(123)	wessen Selbstsucht ihre Rechnung findet in der Aufrechterhaltung der Moral-Tyrannei	II
(124)	rechtfertigender Rückblick auf die schlimme Consequenz der Moral-Tyrannei.	IV
(125)	das Patronat der Tugend (Habsucht, Herrschsucht usw.	II
(126)	Spinoza als der Heilige Goethes	

(127)	zum Schluß: ein Goethischer Blick voll Liebe, wirkliche Überwindung des Pessimism	IV
(128)	die 3 Jahrhunderte	I
(129)	Goethes Versuch zu einer Überwindung des 18. Jahrhunderts	IV
	warum fehlt Goethe als Ausdruck des 19. Jahrhunderts?	IV
(130)	die deutsche starke Art	IV
(131)	Hohn auf die Systematiker	
(132)	Schopenhauer als der, welcher Pascal wieder aufnimmt	I
(133)	das 17te und 18te Jahrhundert.	I
(134)	Rousseau und Voltaire c. 1760; Einfluß R<ousseaus> auf die Romantik.	I
(135)	das Problem der „Civilisation“	I
(136)	Frage nach dem Werth des modernen Menschen? Ob seine starke und schwache Seite zu einander gehören.	I

2tes Buch.

(137)	meine fünf Neins: zur Vorrede?	IV
(138)	mein neuer Weg zum Ja	IV
(139)	wie man Herr geworden ist über das Ideal der Rénaissance	I
(140)	zu Ehren des 19ten Jahrhunderts.	IV
(141)	sich schämen, Christ zu sein	IV
(142)	Nachwirkung der christlichen Providenz was man dem Christenthum verdankt…	I
(143)	zur Rechtfertigung der Moral	IV
(144)	„reaktiver“ Idealism und sein Gegenstück	II
(145)	die ökonomische Abschätzung der bisherigen Ideale	IV
(146)	Nutzbarmachung des Menschen durch die Tugend: Maschinen-Tugend	IV
(147)	der Altruism in der Biologie!	III
(148)	Vortheil des continuums	IV
(149)	„niedere“ und „höhere“ Existenz?	IV
(150)	Ausscheidung von Luxus-Überschuß der Menschheit. die zwei Bewegungen	IV
(151)	„Modernität“	I

(152)	Subjekt, Substanz	III
(153)	Sympathie als Unverschämtheit insgleichen „Objektivität“ des Kritikers	I
(154)	Pessimismus der Stärke.	I
(155)	Gesammt-Einsicht über Nihilismus	I
(156)	Gesammt-Einsicht über den zweideutigen Charakter unsrer modernen Welt	I
(157)	Mit der Kunst gegen die Vermoralisirung kämpfen	IV
(158)	romantisme: die falsche Verstärkung	I
(159)	Die Regel rechtfertigen	IV
(160)	Wissenschaft, zwei Werthe	IV
(161)	Culturcomplex, nicht Gesellschaft	IV
(162)	Barbarei nicht Sache des Beliebens	IV
(163)	Zunahme der Gesammt-Macht des Menschen: in wiefern sie alle Art Niedergang bedingt.	IV
(164)	Zur Politik der Tugend: wie sie zur Macht kommt wie sie, wenn die Macht erreicht ist, herrscht	II
(165)	Künstler nicht die Menschen der großen Leidenschaft	
(166)	Mittel, eine Tugend zum Sieg zu bringen	II
(167)	lascive Schwermuth des maurischen Tanzes: der moderne Fatalism.	I
(168)	die moderne Kunst, als Kunst zu tyrannisiren.	I
(169)	Mittel, eine Tugend zum Sieg zu bringen.	II
(170)	Heerden-Instinkt: Schätzung des Mittleren	II
(171)	das Weib, die Litteratur, die Kunst (neunzehntes Jahrhundert, Verhäßlichung	I
(172)	Zu I. Nihilismus. Plan	I
(173)	Vollkommenheit des Nihilisten.	I
(174)	Affekte als Wehr und Waffe: was wird aus dem Menschen ohne Nöthigung zu Wehr und Waffen?	IV
(175)	Gebiets-Verkleinerung der Moral: Fortschritt	IV
(176)	Stufen der Entnatürlichung der Moral	II
(177)	Wiederherstellung der „Natur“ in der Moral	II

(178)	Glaube oder Werke? Luther. Reformation. „Selbstverächter“.	II
(179)	Problem des Verbrechers	IV
(180)	Metamorphosen der Sinnlichkeit	III
(181)	Nihilism der Artisten	I
(182)	die Vernatürlichung des Menschen des 19. Jahrhunderts.	IV
(183)	Protestantism im 19ten Jahrhundert.	I
(184)	Zum Ideal des Philosophen. Schluss	IV
(185)	Geschichte der Moralisirung und Entmoralisirung	III
(186)	Plan des 1. Buchs „Plan“	I
(187)	Rangordnung der Menschen	IV
(188)	Musik gegen Wort	I
(189)	wo man die stärkeren Naturen zu suchen hat	IV
(190)	Hohn auf den Idealism, der die Mediokrität nicht medioker haben will: zur Kritik des „Idealisten“.	I
(191)	das tragische Zeitalter	IV
(192)	der „Idealist“ (Ibsen)	I
(193)	nicht „besser machen wollen, sondern stärker	IV
(194)	die christliche Verleumdungs-Kunst	II
(195)	nicht uniformiren! „Tugend“ nichts Mittelmäßiges, etwas Tolles	IV
(196)	Ehe, Geschlechtstrieb	III
(197)	die Judenklugheit der ersten Christen	II
(198)	das neue Testament als Verführungs-Buch	II
(199)	die drei Elemente im Christenthum. Sein Fortschritt zur Demokratie: als vernatürlichtes Christenthum.	II
(200)	das Christenthum als Fortsetzer des Judenthums	II
(201)	Ironie auf die kleinen Christen	II
(202)	Individualismus als „Wille zur Macht“ Zu Metamorphosen des Willens zur Macht.	III
(203)	Ironie auf die Tugendhaften Kritik des „guten Menschen“	III
(204)	der Umfang der moralischen Hypothese	III
(205)	Kritik des „guten Menschen“	II
(206)	gegen Jesus von Nazareth als Verführer…	II

(207)	Die Probe der Kraft	IV
(208)	Die Ehe als Concubinat	II
(209)	Princip der Rangordnung…	IV
(210)	Begriff Gottes, nach Abrechnung mit den „Guten“	IV
(211)	das Christenthum als emancipirtes Judenthum	II
(212)	das jüdische Leben als Hintergrund der „ersten Christengemeinden“	II
(213)	Petronius	II
(214)	ob die Fürsten uns Immoralisten entbehren können?	IV
(215)	Christ: Ideal der unvornehmen Art Mensch.	II
(216)	wir Erkennenden — wie unmoralisch!	IV
(217)	Protest gegen Christ als Typus des Menschen: während er nur eine Carikatur ist…	IV
(218)	die Entnatürlichung des Genies (Schopenhauer) unter dem Einfluß der Moral.	II
(219)	was Schopenhauer mit dem alten Testament aussöhnt: der Sündenfall-mythus	II
(220)	Register zu machen für meine Ja, meine Neins, meine Fragezeichen.	IV
(221)	Typus meiner „Jünger“	IV
(222)	gegen Schopenhauer der Schurken und Gänse castriren will. Zur „Rangordnung“.	IV
(223)	zur Stärke des 19. Jahrhunderts.	IV
(224)	ob ich der Tugend geschadet habe?	IV
(225)	gegen die Reue	IV
(226)	Die Tugend ins Vornehme übersetzt	IV
(227)	meine Art Rechtfertigung der Tugend	IV
(228)	zur Rangordnung	IV
(229)	die Kraft zur Carikatur in jeder Gesellschafts-Werthung: Mittel ihres Willens zur Macht	II
(230)	zur Kritik der Idealisten: als Gegensatz zu mir	IV
(231)	Krieg gegen „vornehm“ im weichlich-weiblich-weibischen Sinn	IV
(232)	unsere Musik, zum Begriff „klassisch“ „genial“ usw.	IV
(233)	in wiefern ich nicht die Vernichtung der Ideale wünsche, die ich bekämpfe — ich will nur Herr über sie werden…	IV

(234) meine Stellung und die Schopenhauers eine Controverse, zu Kant insgleichen, zu Hegel, Comte, Darwin, zu den Historikern usw. IV

(235) ich knüpfe an die starken Seiten des Jahrhunderts an. IV

(236) was bedeutet die Moral-Idiosynkrasie selbst bei einem außerordentlichen Individuum, wie Pascal? II

(237) in wiefern ich der Mittelmäßigkeit zu neuen Ehren verhelfe. IV

(238) die Moral-Scholastik ist die längst-dauernde. III

(239) die Naivetät in Hinsicht auf die letzten „*Wünschbarkeiten*“ während man das „Warum?“ des Menschen nicht kennt. IV

(240) Wiederherstellung des richtigen Begriffs der „guten hülfreichen wohlwollenden Gesinnung“: *nicht* um des Nutzens willen geehrt, sondern von denen aus, die sie empfanden III

(241) gegen den Altruism der *Schwäche* III

(242) gegen die Präokkupation mit sich und dem „ewigen Heile“ III

(243) Mißverständniß der Liebe, des Mitleidens, der Gerechtigkeit unter dem Druck der Entselbstungs-Moral. II

(244) Cultus-Gebote in Cultur-Gebote übergehend

(245) *nützlich* sind alle Affekte: hier kein Werthmaaß. III

(246) welchen Sinn die *myopische* Perspektive der Gesellschaft hat in Hinsicht auf „Nützlichkeit“ II

(247) wo heute „Christlichkeit“ absolut kein Recht mehr hat… In der Politik… II

(248) gegen die Überschätzung der „Gattung“ und Unterschätzung des „Individuums“ in der Naturwissenschaft III

(249) die „bewußte Welt“ kann nicht als Werthausgangspunkt gelten: Nothwendigkeit einer „*objektiven* Werthsetzung“. IV

(250) „Gott“ als Maximal-Zustand IV

(251) sich des Unglücks schämen IV

(252) wir Erkennenden — unsre letzte Art der Selbstüberwindung IV

(253) die Sublimirungen z.B. der Dyspepsie. II

(254) *meine* Gesichtspunkte der Werthe IV

(255) nicht bornirt genug zum System

(256) Moral als höchste Abwerthung selbst noch im Schopenhauerschen Nihilismus. I

(257) absolute Herrschaft der Moral über alle anderen Werthe: in der Conception Gottes

(258) die Einbuße aller natürlichen Dinge durch Ansetzung von angeblich höheren Sphären — bis zur Herrschaft des „Widernatürlichen“

(259) die Überreste der Natur-Entwerthung durch Moral-Transcendenz.

(260) meine Absicht, die absolute Homogeneität alles Geschehens: die moralische Unterscheidung nur eine perspektivische IV

(261) Musik-Pessimism I

(262) Ehe, Ehebruch IV

(263) der christlich-buddhistische Castratismus als „Ideal“: woher der Verführungsreiz? II

(264) die „Scheinbarkeit“ des Gedankens… III

(265) Verstellungskunst zunehmend, in der Rangordnung der Wesen. Zum „Denken“… III

(266) die Moral-Fanatiker, nachdem man sich von der Religion emancipirt hat: darauf bestehn, daß die Moral mit dem christlichen Gott fällt…

(267) „die Herrschaft des Guten“ Ironie, als unökonomisch, wie „gutes Wetter“

(268) was verdorben worden ist durch das christliche Ideal Askese, Fasten, Kloster, Fest, Glaube an sich, der Tod…

(269) Proben moralistischer Verleumdungskunst

(270) Zur Entstehung des Schönen: Kritik seiner Werth-Urtheile III

(271) der tragische Künstler IV

(272) die verstecktere Form des christlichen Ideals z.B. im Natur-Cultus, Socialism, „Metaphysik der Liebe“ usw.

(273) unsre wohlwollende Abschätzung des Menschen, im Verhältniß zur moral<isch> christlichen. I

die moralistische Liberalität als Zeichen der Zunahme an Cultur IV

(274) der moralischste Mensch als der mächtigste, göttlichste: die gesammte Erkenntniß war darauf aus, dies zu beweisen. II

dies Verhältniß zur Macht hat die Moral über alle Werthe gehoben

(275) das christliche Ideal jüdisch-klug II

(276) die Selbstvergötterung der kleinen Leute (80 a) II

(277) Paulus: Zurechtmachung der Geschichte, um zu beweisen… II

(278) die Realität hinter den christl<ichen Gemeinden:> die kleine jüdische Familie II

(279) erster Eindruck des neuen Testaments. Man nimmt Partei für Pilatus und dann, beinahe, für die Schriftgelehrten und Pharisäer… II

(280) zur Psychologie des neuen Testaments II

(281) „Geist“ im neuen Testament II

(282) in wiefern das Christenthum von den herrschenden Ständen patronisirt werden konnte. II

(283) Paulus II

(284) Buddhism und Christenthum II

(285) ich vertrage keinen Compromiß mit dem Christenthum — IV

(286) zum Plane des ersten Buchs I

(287) Heidnisch — christlich

(288) Form der „Entnatürlichung“: das Gute um des Guten, das Schöne um des Schönen, das Wahre um der Wahrheit willen — II

(289) die psychologische Fälschung unter der Nothwendigkeit, für sein Ideal zu kämpfen II

(290) meine absolute Vereinsamung: zur Einleitung. IV

(291) seid „natürlich“! I

(292) „lasset die Kindlein“: oh

(293) die psychologische Voraussetzung des Christenthums. II

(294) Kritik der Bergpredigt-Idealität II

(295) die antike Dummheit gegen das Ch<ristenthum> II

(296) „Ding an sich“ widersinnig III

(297) die Götter-Conception, warum vermoralisirt? II

(298) die Unbescheidenheit des Mitredenwollens im neuen Testament II

(299) Naivetät Kants, Dasein zu behaupten III

(300) die Intoleranz der Moral ganz allgemein beurtheilt — Ausdruck von Schwäche des Menschen IV

(301) vorangehn? nein, für-sich-gehn

(302) mit Menschen fürlieb nehmen

(303) Künstler: Form : Inhalt

(304) Sainte-Beuve

(305) George Sand

III: 22
IV: 73
(306) Menschen, die Schicksale sind
(307) „Modernes Weib“ Duc de Morny
(308) das Weib und der Künstler
(309) Höchster Punkt der Betrachtung
(310) die stärkere Art im Europa der Zukunft
(311) „Hirt“: der große Durchschnittliche
(312) Stendhal: „der Starke lügt“
(313) zur Geschichte der Romantik
(314) Heidnisch
(315) unser Pessimismus (zum Recept-Buche)
(316) daß man etwas aufs Spiel setzt, warum? (zum Recept-Buche)
(317) Emerson, Carlyle
(318) Skepsis, der große Mensch (zum Receptbuche)
(319) Bizet: die afrikanische Sensibilität („maurisch“)
(320) wie man die Tugend zur Herrschaft bringt
(321) das Christenthum: wie es Pascal zerstört.
(322) Taine, Zola: die Tyrannei
(323) der „Idealist“
(324) das Litteratur-Weib
(325) der moderne „Arbeiter“
(326) gegen den Pessimism des Herrn von Hartmann: Lust als Maaßstab
(327) Der Schauspieler (Talma) —
das, was wahr werden soll, darf nicht wahr sein…
(328) der „gute Geschmack“: Urtheil Sainte-Beuve’s.
(329) Lust und Unlust sekundär.
(330) kein Ziel — kein Schlußzustand: dieser Thatsache gerecht werden!
(331) „Werthe“: in Hinsicht worauf?
(332) Werthe: in Hinsicht worauf nicht?
(333) nicht „der Wille“ will Befriedigung, nicht das ist „Lust“
(334) die Unbefriedigung lustvoll
(335) das Maaß der nothwendigen Unlust als Zeichen der Kraftgrade

(336) weshalb *wir* Tragödien erleben (Recept-Buch)
(337) Cäsar Hygiene (Receptbuch)
(338) Receptbuch: Vorsicht
(339) wonach sich der Werth mißt? *nicht* nach dem Bewußtsein
(340) die Speise-Ordnungen enthalten Offenbarungen über „Culturen“
(341) die königliche Freigebigkeit des Menschen
(342) religiöses Bedürfniß als *Musik* maskirt
(343) Liebe, Uneigennützigkeit, Vortheil —
(344) Prostitution, Ehe
(345) „Dünger“: womit man *nicht fertig* wird —
(346) „Vergänglichkeit“: Werth —
(347) Voltaires *letzte* Worte: christlich und klassisch
(348) Werth alles *Abwerthens*
(349) Hintersinn des philosophischen Nihilismus
(350) Werth der „Vergänglichkeit“
(351) Ursachen des Nihilismus! Schluß-Resümé!
(352) Nihilism als *Zwischen*zustand
(353) gegen die Reue (Receptbuch)
(354) „nil“ admirari (Receptbuch)
(355) Arten des *Unglaubens*: Symptom des beginnenden Nihilismus
(356) *nicht* nach Glück strebt der Mensch! sondern nach *Macht*!
(357) die Herausforderung des Unglücks (Receptbuch)
(358) zur Erkenntnißlehre: *innere* Phänomenalität
(359) Wahrhaftigkeit — was sie ist?
(360) Freude, überall die Immoralität wieder zu entdecken
(361) der wirkliche Mensch mehr werth als der *wünschbare*!
(362) Vorrede: Heraufkunft des N<ihilismus>
(363) Subjekt, Objekt
(364) „Hunger“ im Protoplasm
(365) der Widersinn im *Gottes*begriff: wir leugnen „Gott“ in Gott
(366) der *praktische* Nihilist
(367) Wir — enttäuscht über das „Ideal“

(368) Spott: „seid einfach!“

(369) Auswahl der Gleichen, der „Auszug“, die Isolation (Receptbuch)

(370) gegen die „Gerechtigkeit“ (Receptbuch)

(371) Volk: Verwandtschaft-Instinkt

(372) die drei Ideale
heidnisch; anämisch; widernatürlich

[«]

12[2]

12. 4. Lebens-Recepte für uns.
1. 1. Der Nihilismus, vollkommen zu Ende gedacht.
2. 1. Cultur, Civilisation, die Zweideutigkeit des „Modernen“.
3. 2. Die Herkunft des Ideals.
4. 2. Kritik des christlichen Ideals.
5. 2. Wie die Tugend zum Siege kommt.
6. 2. Der Heerden-Instinkt.
10. 4. Die „ewige Wiederkunft“
11. 4. Die große Politik.
7. 3. Der „Wille zur Wahrheit“.
8. 3. Moral als Circe der Philosophen
9. 3. Psychologie des „Willens zur Macht“ (Lust, Wille, Begriff usw.

[«]

[13 = Z II 3b. Anfang 1888 — Frühjahr 1888]

13[1]

Werden und Sein.

Der Gesichtspunkt des Werths. Was sind Werthe?
In wiefern Lust und Unlust keine letzten Werthmaße sind.
Wie man die Tugend zur Herrschaft bringt.

Charakteristik des Christenthums
der griechischen Philosophie

Der Egoismus als Mißverständniß.

Der zukünftige Europäer.

Metamorphosen des Nihilismus:
die libertinage des Geistes, die vagabondage
die Descendenz Rousseaus:

der Heerdeninstinkt

[«]

13[2]

Der Mangel an Sinn; Werth des Nächsten, der kleine Sinn;
Rangordnung.
Der große Mittag (— die zwei Wege.) Vom Vorrecht der Wenigsten.
Psychologie (Affektenlehre) als Morphologie des Willens zur Macht. (Nicht „Glück“ als Motiv)

Die metaphysischen Werthe reduzirt.

Physiologie des Willens zur Macht.

Zur Geschichte des Nihilismus (— Eudämonismus als eine **Form** des Gefühls von Sinnlosigkeit des Ganzen).

Was Moralisten und Moralsysteme bedeuten?

Lehre von den Herrschaftsgebilden. Egoism. Altruism. „Heerde“.

Der Wille zur Macht in der Geschichte

(Herrschaft über die Naturkräfte, das wirthschaftliche Leben

Kosmologische Perspektive.

Abhängigkeit der Kunst-Werthe. Was ist klassisch? „schön“? romantisch? usw.

Die ewige Wiederkunft.

[«]

13[3]

I. Zur Geschichte des europäischen Nihilism. (Mißverständniß des Pessimismus.
woran es fehlt? Wesentlich: der Sinn fehlt)
Niedergang aller übrigen höchsten Werthe Die idealisirende Kraft hat sich auf das Umgekehrte geworfen
I. Der Wille zur Wahrheit. Ausgangspunkt: Niedergang des Werthes „Wahrheit“.
— Die herrschaftlichen Typen bisher. Niedergang des herrschaftlichen Typus.
IV Zur Lehre von der ewigen Wiederkunft. Als Hammer.
— Zur Geschichte der Rangordnung
1 Physiologie: die organischen Funktionen
2 Psychologie der Affekte
II. Was Moralisten und Moralsysteme bedeuten.
IV Wir Zukünftigen. Vom Vorrecht der Wenigsten und vom Vorrecht der Meisten
II Herkunft der höchsten Werthbegriffe („Metaphysik“)
„Heerde“; „guter Mensch“ usw. Herrschaftsgebilde.
II Die ästhetischen Werthe, Ursprung, Kritik.

IV Rangordnung der Werthe.

[«]

13[4]

A. Von der Heraufkunft des Nihilismus.

1. „Wahrheit“. Vom Werthe der Wahrheit. Der Glaube an die Wahrheit. — Niedergang dieses höchsten Werthes. Summirung alles dessen, was gegen ihn gethan ist.
2. Niedergang von jeder Art Glaubens.
3. Niedergang aller herrschaftlichen Typen

B. Von der Nothwendigkeit des Nihilismus.

4. Herkunft der höchsten bisherigen Werthe.
5. Was Moralisten und Moralsysteme bedeuten.
6. Zur Kritik der ästhetischen Werthe.

C. Von der Selbstüberwindung des Nihilismus.

7. Der Wille zur Macht: psychologische Betrachtung.
8. Der Wille zur Macht: physiologische Betrachtung.
9. Der Wille zur Macht: historisch-sociologische Betrachtung

D. Die Überwinder und die Überwundenen.

10. Vom Vorrecht der Wenigsten.
11. Der Hammer: Lehre von der ewigen Wiederkunft.
12. Von der Rangordnung der Werthe.

Jedes Buch 150 Seiten.
Jedes Capitel 50

[«]

13[5]

Du bist fern:
weder Liebe noch Haß.
Wie an einer alten Festung,
Besinne dich!

[«]

[14 = W II 5. Frühjahr 1888]

Nizza, den 25. März 1888.

[«]

14[1]

Kunst. Vorrede

Über Kunst zu reden verträgt sich bei mir nicht mit sauertöpfischen Gebärden: ich will von ihr reden, wie ich mit mir selber rede, auf wilden und einsamen Spaziergängen, wo ich mitunter ein frevelhaftes Glück und Ideal in mein Leben herunter erhasche. Sein Leben zwischen zarten und absurden Dingen verbringen; der Realität fremd; halb Künstler, halb Vogel und Metaphysikus; ohne Ja und Nein für die Realität, es sei denn daß man sie ab und zu in der Art eines guten Tänzers mit den Fußspitzen anerkennt; immer von irgend einem Sonnenstrahle des Glücks gekitzelt; ausgelassen und ermuthigt selbst durch Trübsal — denn Trübsal erhält den Glücklichen —; einen kleinen Schwanz von Posse auch noch dem Heiligsten anhängend — dies, wie sich von selbst versteht, das Ideal eines schweren, zentnerschweren Geistes, eines Geistes der Schwere...

[«]

14[2]

Homoeopathica

Die Wirkung von Infinitesimal-Dosen ist spezifisch bei Nervenkranken: ego.

„man ist um so unglücklicher als man intelligent ist“

Schopenhauer

[«]

14[3]

Die unbemerkbaren Phasen: die der Erregung, bald die der Erschöpfung

Der hypnotische Schlummer kann durch alle Sorten sensorieller Erregungen (des Gesichts, Gehörs, Geruchs) herbeigeführt werden, nur müssen sie genügend stark und lang sein: der erste Effekt ist immer der einer allgemeinen Steigerung der Beweglichkeit. Endlich aber Erschöpfung de l'influx cérébral. Die Erregung setzt eine Kraft in Spiel, die sich erschöpft…

[«]

14[4]

Psychologica

Die Begierde, angenehm, wenn man sich stark genug glaubt, die Objekte zu erreichen

als Vorstellung von dem, was unser Gefühl von Macht mehren wird: erster Anfang des Vergnügens

sonst unangenehm; und bald gegen sich einnehmend. Die Begierde wird ein Nothstand: wie bei Schopenhauer.

[«]

14[5]

Religion. décadence

Die Gefährlichkeit des Christenthums

Trotzdem daß das Christenthum die Lehre von der Uneigennützigkeit und Liebe in den Vordergrund gerückt hat, bleibt seine eigentliche historische Wirkung die Steigerung des Egoismus des Individual-Egoismus bis in sein äußerstes

Extrem — das Extrem ist der Glaube an eine Individual-Unsterblichkeit. Der Einzelne war so wichtig geworden, daß man ihn nicht mehr opfern konnte: vor Gott waren die „Seelen“ gleich. Das heißt aber das Leben der Gattung auf die gefährlichste Weise in Frage stellen: das begünstigte eine Praxis, welche der Gegensatz des Gattungs-Interesses ist. Der Altruismus des Christenthums ist eine lebensgefährliche Conception: es setzt jeden einander gleich…

Damit ist aber der natürliche Gang der Entwickl<ung>… und alle natürlichen Werthe umgestoßen. Wenn der Kranke so viel Werth haben soll wie der Gesunde (oder gar noch mehr, nach Pascal)

Diese allgemeine Menschenliebe, in praxi die Bevorzugung aller Leidenden, Schlechtweggekommenen, Kranken

hat thatsächlich die Kraft, Menschen zu opfern, abgeschwächt: sie hat die Verantwortlichkeit darauf reduziren wollen, sich zu opfern: — aber gerade dieser absurde persönliche Altruismus hat, vom Standpunkte der Züchtung aus, gar keinen Werth. Wenn man darauf warten wollte, wie viele sich selber opfern zur Erhaltung der Gattung, so wäre man genarrt…

alle großen Bewegungen, Kriege usw. bringen die Menschen dazu, sich zu opfern: es sind die Starken, die auf diese Weise fortwährend ihre Zahl vermindern…

dagegen haben die Schwachen einen erschrecklichen Instinkt, sich zu schonen, sich zu erhalten, sich gegenseitig zu halten…

diese „Gegenseitigkeit der Erhaltung“ soll beinahe die Tugend und jedenfalls die Menschenliebe sein!… typisch: sie wollen vom Staate geschützt sein, sie meinen, das „sei dessen oberste Pflicht!“

unter dem allgemeinen Lobe des „Altruismus“ verbirgt sich der Instinkt, daß wenn alle für einander sorgen, der Einzelne am besten bewahrt bleibt… es ist der Egoismus der Schwachen, der das Lob, das ausschließliche Lob des Altruismus geschaffen hat…

Die gefährliche Antinatürlichkeit des Christenthums:

— sie kreuzt die Selektion —

1) sie erfindet einen imaginären Werth der Person, so ausschweifend und wichtig, daß ungefähr Jeder gleich werth ist

2) sie stellt den Schutz-Selbsterhaltungstrieb der Schwachen unter sich als höchstes Werthmaß hin, sie befeindet nichts mehr als was wie die Natur mit Schwachen und Schlechtweggekommenen handelt: schädigend, ausnützend, zerstörend…
3) sie will nicht Wort haben, daß der höchste Typus Mensch der wohlgerathene und glückliche ist… sie ist die Verleumdung, die Vergiftung, die Anbröckelung aller Natur-Werthung

[«]

14[6]

Wille zur Macht als Moral

Die Zusammengehörigkeit aller Corruptions-Formen zu begreifen; und dabei nicht die christliche Corruption zu vergessen

Pascal als Typus

ebensowenig die socialistisch-communistische Corruption (eine Folge der christlichen)

höchste Societäts-Conception der Socialisten die niederste in der Rangordnung der Societäten

die „Jenseits“-Corruption: wie als ob es außer der wirklichen Welt, der des Werdens, eine Welt des Seienden gäbe

Hier darf es keinen Vertrag geben: hier muß man ausmerzen, vernichten, Krieg führen — man muß das christlich-nihilistische Werthmaß überall noch hinausziehen und es unter jeder Maske bekämpfen… Aus der jetzigen Sociologie zum Beispiel, aus der jetzigen Musik z.B. aus dem jetzigen Pessimismus (— alles Formen des christlichen Werthideals —)

Entweder Eins oder das Andere ist wahr: wahr d.h. hier den Typus Mensch emporhebend…

Der Priester, der Seelsorger, als verwerfliche Daseins-Formen

die gesammte Erziehung bisher hülflos, haltlos, ohne Schwergewicht, mit dem Widerspruch der Werthe behaftet —

[«]

14[7]

Zur Modernität.

Die Feigheit vor der Consequenz — das moderne Laster.

Romantik: die Feindschaft

gegen die Renaissance (Chateaubriand, R. Wagner)
gegen das antike Werthideal
gegen die dominirende Geistigkeit
gegen den klassischen Geschmack, den einfachen, den strengen, den großen Stil
gegen die „Glücklichen“
gegen die „Kriegerischen“

[«]

14[8]

Werth…

Das höchste Quantum Macht, das der Mensch sich einzuverleiben vermag

der Mensch: nicht die Menschheit…

die Menschheit ist viel eher noch ein Mittel, als ein Ziel. Es handelt sich um den Typus: die Menschheit ist bloß das Versuchsmaterial, der ungeheure Überschuß des Mißrathenen, ein Trümmerfeld…

[«]

14[9]

Nihilismus

Nichts wäre nützlicher und mehr zu fördern als ein consequenter Nihilismus der That

: so wie ich alle Phänomene des Christenthums, des Pessimismus verstehe, so drücken sie aus „wir sind reif, nicht zu sein; für uns ist es vernünftig, nicht zu sein“

diese Sprache der „Vernunft“ wäre in diesem Falle auch die Sprache der selektiven Natur

Was über alle Begriffe dagegen zu verurtheilen ist, das ist die zweideutige und feige Halbheit einer Religion, wie die des Christenthums: deutlicher, der Kirche: welche, statt zum Tode und zur Selbstvernichtung zu ermuthigen, alles Mißrathene und Kranke schützt und sich selbst fortpflanzen macht —

Problem: mit was für Mitteln würde eine strenge Form des großen contagiösen Nihilism erzielt werden: eine solche, welche, mit wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit, den freiwilligen Tod lehrt und übt… (und nicht das schwächliche Fortvegetiren mit Hinsicht auf eine falsche Postexistenz —)

Man kann das Christenthum nicht genug verurtheilen, weil es den Werth einer solchen reinigenden großen Nihilismus-Bewegung, wie sie vielleicht im Gange war, durch den Gedanken der unsterblichen Privat-Person entwerthet hat: insgleichen durch die Hoffnung auf Auferstehung: kurz, immer durch ein Abhalten von der That des Nihilismus, dem Selbstmord… Es substituirte den langsamen Selbstmord; allmählich ein kleines armes aber dauerhaftes Leben; allmählich ein ganz gewöhnliches bürgerliches mittelmäßiges Leben usw.

[«]

14[10]

Religion als décadence

Kritik des Christenthums

Es bedarf großer Selektions- und Reinigungs-Krisen: jedenfalls durch nihilistische Religionen und Philosophien eingeführt.

Man begreift, daß das Christenthum etwas unsterblich Verfehltes und Mißrathenes ist: aus einem Mittel der Zuchtwahl wurde es deren Gegner, Hemmschuh und Giftgewächs

[«]

14[11]

die Jasagenden Affecte

Der Stolz
die Freude
die Gesundheit
die Liebe der Geschlechter
die Feindschaft und der Krieg
die Ehrfurcht
die schönen Gebärden, Manieren, Gegenstände
der starke Wille
die Zucht der hohen Geistigkeit
der Wille zur Macht
die Dankbarkeit gegen Erde und Leben

: alles, was reich ist und abgeben will und das Leben beschenkt und vergoldet und verewigt und vergöttlicht — die ganze Gewalt verklärender Tugenden… alles Gutheißende, Jasagende, Jathuende —

[«]

14[12]

Priester und andere Tintenwischer, Tintenfische —

[«]

14[13]

Physiologie der nihilistischen Religionen

ein typischer Krankheits-Verlauf

NB die nihilistischen Religionen allesammt: systematis<irte> Krankheits-Geschichten unter einer religiös-moral<ischen> Nomenklatur.

— in dem heidnischen Cultus ist es der große Jahreskreislauf, um dessen Ausdeutung sich der Cultus dreht

— im christlichen Cultus ein Kreislauf paralytischer Phänomene, um die sich der Cultus dreht…

„der Glaube“, eine Form der Geisteskrankheit
die Reue
die Erlösung } alles neurasthenisch
das Gebet
die Sünde, eine fixe Idee
der Haß gegen die Natur, gegen die Vernunft
Die Christlichkeit als Krankheit
Das Christenthum als Symptom physiologischer décadence

[«]

14[14]

Gegenbewegung Kunst

Geburt der Tragoedie

III

Diese beiden Kunst-Naturgewalten: werden von Nietzsche als das Dionysische und das Apollinische einander entgegengesetzt: er behauptet, daß — — — Mit dem Wort „dionysisch“ ist ausgedrückt: ein Drang zur Einheit, ein Hinausgreifen über Person, Alltag, Gesellschaft, Realität, als Abgrund des Vergessens, das leidenschaftlich-schmerzliche Überschwellen in dunklere vollere schwebendere Zustände; ein verzücktes Jasagen zum Gesammt-Charakter des Lebens, als dem in allem Wechsel Gleichen, Gleich-Mächtigen, Gleich-Seligen; die große pantheistische Mitfreudigkeit und Mitleidigkeit, welche auch die furchtbarsten und fragwürdigsten Eigenschaften des Lebens gutheißt und heiligt, aus einem ewigen Willen zur Zeugung, zur Fruchtbarkeit, zur Ewigkeit heraus: als Einheitsgefühl von der Nothwendigkeit des Schaffens und Vernichtens… Mit dem Wort apollinisch ist ausgedrückt: der Drang zum vollkommenen Für-sich-sein, zum typischen „Individuum“, zu Allem, was vereinfacht, heraushebt, stark, deutlich, unzweideutig, typisch macht: die Freiheit unter dem Gesetz.

An ihren Antagonismus ist die Fortentwicklung der Kunst eben so nothwendig geknüpft, als die Fortentwicklung der Menschheit an den Antagonismus der Geschlechter. Die Fülle der Macht und die Mäßigung, die höchste Form der Selbstbejahung in einer kühlen, vornehmen, spröden Schönheit: der Apollinismus des hellenischen Willens

der Ursprung der Tragödie und Komödie als ein Gegenwärtig-sehen eines göttlichen Typus im Zustand einer Gesammt-Verzückung, als ein Miterleben der Ortslegende, des Besuchs, Wunders, Stiftungsakts, des „Dramas“ (—

Diese Gegensätzlichkeit des Dionysischen und Apollinischen innerhalb der griechischen Seele ist eines der großen Räthsel, von dem N<ietzsche> sich angesichts des griechischen Wesens angezogen fühlte. Nietzsche bemühte sich im Grunde um nichts als um zu errathen, warum gerade der griechische Apollinismus aus einem dionysischen Untergrund herauswachsen mußte: der dionysische Grieche nöthig hatte, apollinisch zu werden, das heißt: seinen Willen zum Ungeheuren, Vielfachen, Ungewissen, Entsetzlichen zu brechen an einem Willen zum Maaß, zur Einfachheit, zur Einordnung in Regel und Begriff. Das Maßlose, Wüste, Asiatische liegt auf seinem Grunde: die Tapferkeit des Griechen besteht im Kampfe mit seinem Asiatismus: die Schönheit ist ihm nicht geschenkt, sowenig als die Logik, als die Natürlichkeit der Sitte — sie ist erobert, gewollt, erkämpft — sie ist sein Sieg…

[«]

14[15]

Dies Buch ist antipessimistisch: es lehrt eine Gegenkraft gegen alles Neinsagen und Neinthun, ein Heilmittel der großen Müdigkeit

[«]

14[16]

Typus Gottes nach dem Typus des schöpferischen Geistes, des „großen Menschen“

[«]

14[17]

Geburt der Tragödie.

2.

Anfang des Abschnitts zwei Seiten später: II.

Die Kunst gilt hier als einzige überlegene Gegenkraft gegen allen Willen zur Verneinung des Lebens: als das Antichristliche, Antibuddhistische, Antinihilistische par excellence…

Sie ist die Erlösung des Erkennenden — dessen, der den furchtbaren und fragwürdigen Charakter des Lebens sieht, sehen will, des tragischen Erkennenden.

Sie ist die Erlösung des Handelnden — dessen, der den furchtbaren und fragwürdigen Charakter des Lebens nicht nur sieht, sondern lebt, leben will, des tragischen Menschen, des Helden…

Sie ist die Erlösung des Leidenden — als Weg zu Zuständen, wo das Leiden gewollt, verklärt, vergöttlicht wird, wo das Leiden eine Form der großen Entzückung ist…

[«]

14[18]

III

Es giebt zwei Zustände, in denen die Kunst selber als eine Art Naturgewalt im Menschen auftritt: einmal als Vision, andrerseits als der dionysische Orgiasmus. Dieselben sind physiologisch vorgebildet im Traum und im Rausch: ersterer als Einübung jener Kraft zur Vision verstanden, als eine Lust am Gestalten-sehen, Gestalten-bilden.

Der Wille zum Schein, zur Illusion, zur Täuschung, zum Werden und Wechseln ist tiefer, „metaphysischer“ als der Wille zur Wahrheit, zur Wirklichkeit, zum Sein: die Lust ist ursprünglicher als der Schmerz; der letztere ist selbst nur die Folge eines Willens zur Lust (— zum Schaffen, Gestalten, zu-Grunde-richten, Zerstören) und, in der höchsten Form, eine Art der Lust…

[«]

14[19]

6.

Diese Schrift ist antimodern: sie glaubt an die moderne Kunst, sonst an nichts, und im Grunde auch nicht an die moderne Kunst, sondern an die moderne Musik, und im Grunde nicht an die moderne Musik überhaupt, sondern nur an Wagner… Und im Grunde vielleicht nicht einmal an Wagner, es sei denn faute de mieux.

p. 116. „Was wüßten wir sonst zu nennen, heißt es mit einer schmerzlichen Gebärde — — —

Schopenhauer, Dürer.

Es glaubt daran, daß eine Musik kommen wird… an eine dionysische Musik…

[«]

14[20]

7.

Diese Schrift gebärdet sich deutsch, selbst reichstreu — sie glaubt selbst noch an den deutschen Geist!… Ihre nuance ist, daß sie deutsch-antichristlich ist: „das Schmerzlichste, heißt es in ihr auf S. 142, ist für uns die lange Entwürdigung, unter der der deutsche Geist, entfremdet von Haus und Heimat, im Dienst tückischer Zwerge lebte.“ Diese tückischen Zwerge sind die Priester. — An einer anderen Stelle wird die Frage aufgeworfen, ob der deutsche Geist noch stark genug sei, sich auf sich selbst zurückzubesinnen; ob er mit der Ausscheidung fremder Elemente noch Ernst machen könne; oder fortfahren werde, sich wie ein sieches, verkümmertes Gewächs in krankhaftem Mühen zu verzehren. In diesem Buche gilt die Überpflanzung eines tief widerdeutschen Mythos, des christlichen in’s deutsche Herz als das eigentlich deutsche Verhängniß.

[«]

14[21]

4.

Dieses Buch ist dergestalt sogar antipessimistisch: nämlich in dem Sinn, daß es etwas lehrt, das stärker ist als der Pessimismus, das göttlicher ist als „Wahrheit“: die Kunst.

Niemand würde, wie es scheint, einer radikalen Verneinung des Lebens, einem wirklichen Neinthun noch mehr als Neinsagen zum Leben so sehr das Wort reden, wie der Verfasser dieses Buchs: nur weiß er, — er hat es erlebt, er hat vielleicht nichts andres erlebt — daß die Kunst mehr werth ist als die „Wahrheit“.

In der Vorrede bereits, mit der Richard Wagner wie zu einem Zwiegespräch eingeladen wird, erscheint das Glaubensbekenntniß, das Artisten-Evangelium: „die Kunst als die eigentliche Aufgabe des Lebens, die Kunst als metaphysische Thätigkeit“…

[«]

14[22]

5.

Was muß, unter solcher Voraussetzung, aus der Wissenschaft werden? Wie steht sie da? In einem bedeutenden Sinne beinahe als Gegnerin der Wahrheit: denn sie ist optimistisch, denn sie glaubt an die Logik. Es wird physiologisch nachgerechnet, daß es die Niedergangs-Zeiten einer starken Rasse sind, wo der Typus des wissenschaftlichen Menschen in ihr reif wird. Die Kritik des Socrates macht den Haupttheil des Buches aus: Socrates als Gegner der Tragödie, als Auflöser jener dämonisch-prophylaktischen Instinkte der Kunst; der Sokratismus als das große Mißverständniß von Leben und Kunst: die Moral, Dialektik, Genügsamkeit des theoretischen Menschen eine Form der Ermüdung; die berühmte griechische Heiterkeit nur eine Abendröthe… Die starken Rassen, so lange sie reich und überreich noch an Kraft sind, haben den Muth dazu die Dinge zu sehen, wie sie sind: tragisch… Für sie ist die Kunst mehr als eine Unterhaltung und Ergötzlichkeit; sie ist eine Kur…

Das Buch lehrt, „allen modernen Ideen und Vorurtheilen des demokratischen Geschmacks zum Trotz“, daß die Griechen — p. X der Vorrede.

[«]

14[23]

II

Das Wesentliche an dieser Conception ist der Begriff der Kunst im Verhältniß zum Leben: sie wird, ebenso psychologisch als physiologisch, als das große Stimulans aufgefaßt, als das, was ewig zum Leben, zum ewigen Leben drängt…

[«]

14[24]

3.

Man sieht, daß in diesem Buche der Pessimismus, sagen wir deutlicher, der Nihilismus als die „Wahrheit“ gilt: aber die Wahrheit gilt nicht als ein oberstes Werthmaß, noch weniger als oberste Macht.

Der Wille zum Schein, zur Illusion, zur Täuschung, zum Werden und Wechseln gilt hier als tiefer und ursprünglicher „metaphysischer“ als der Wille zur Wahrheit, zur Wirklichkeit zum Sein: — letzterer ist selbst bloß eine Form des Willens zur Illusion. Ebenso gilt die Lust als ursprünglicher als der Schmerz: der Schmerz ist nur bedingt als eine Folge des Willens zur Lust (des Willens zum Werden, Wachsen, Gestalten, folglich zur Überwältigung, zum Widerstand, zum Krieg, zur Zerstörung) Es wird ein höchster Zustand der Daseins-Bejahung concipirt, in dem sogar der Schmerz, jede Art von Schmerz als Mittel der Steigerung ewig einbegriffen ist: der tragisch-dionysische Zustand.

[«]

14[25]

Zur „Geburt der Tragödie“.

VIII.

Die neue Conception der Griechen ist das Auszeichnende dieses Buches; wir haben bereits seine beiden anderen Verdienste angedeutet — die neue Conception der Kunst, als das große Stimulans des Lebens, zum Leben; insgleichen die Conception des Pessimismus, eines Pessimismus der Stärke, eines klassischen Pessimismus: das Wort klassisch hier nicht zur historischen, sondern zur psychologischen Abgrenzung gebraucht. Der Gegensatz des klassischen Pessimismus ist der romantische: jener in dem sich die Schwäche, die Ermüdung, die Rassen-décadence in Begriffen und Werthungen formulirt: der Pessimismus Schopenhauers z.B., insgleichen der de Vigny's, Dostoijevsky's, Leopardi's, Pascals, der aller großen nihilistischen Religionen (des Brahmanismus, Buddhismus, Christenthums — sie dürfen nihilistisch genannt werden, weil sie alle den Gegensatzbegriff des Lebens, das Nichts, als Ziel, als höchstes Gut, als „Gott" verherrlicht haben)

Was Nietzsche auszeichnet: die Spontaneität seiner psychologischen Vision, eine schwindelerregende Weite der Umschau, des Erlebten, Errathenen, Erschlossenen, der Wille zur Consequenz, die Furchtlosigkeit vor der Härte und gefährlichen Consequenz.

[«]

14[26]

Geburt der Tragödie

Aber kommen wir zur Hauptsache, zu dem, was das Buch auszeichnet und bei Seite stellt, zu seiner Originalität: es enthält drei neue Conceptionen. Die erste haben wir bereits genannt: die Kunst als das große Stimulans des Lebens, zum Leben. Die zweite: es bringt einen neuen Typus des Pessimismus, den klassischen. Zu dritt: es stellt ein Problem der Psychologie neu, das griechische.

[«]

14[27]

Philosophie als décadence

Zur Psychologie des Psychologen

Psychologen, wie sie erst vom 19ten Jahrhundert <ab> möglich sind: nicht mehr jene Eckensteher, die drei, vier Schritt vor sich blicken und beinahe zufrieden sind, in sich hinein zu graben. Wir Psychologen der Zukunft — wir haben wenig guten Willen zur Selbstbeobachtung: wir nehmen es fast als ein Zeichen von Entartung, wenn ein Instrument „sich selbst zu erkennen“ sucht: wir sind Instrumente der Erkenntniß und möchten die ganze Naivetät und Präcision eines Instrumentes haben; — folglich dürfen wir uns selbst nicht analysiren, nicht „kennen“. Erstes Merkmal eines Selbsterhaltungs-Instinkts des großen Psychologen: er sucht sich nie, er hat kein Auge, kein Interesse, keine Neugierde für sich… Der große Egoismus unseres dominirenden Willens will es so von uns, daß wir hübsch vor uns die Augen schließen, — daß wir als „unpersönlich“, „désintéressé“, „objektiv“ erscheinen müssen… oh wie sehr wir das Gegentheil von dem sind! Nur weil wir in einem excentrischen Grade Psychologen sind

[«]

14[28]

Der Psycholog.

1) Wir sind keine Pascals, wir sind nicht sonderlich am „Heil der Seele“, am eigenen Glück, an der eigenen Tugend interessirt… —

2) Wir haben weder Zeit noch Neugierde genug, uns dergestalt um uns selbst zu drehn. Es steht, tiefer angesehn, sogar noch anders: wir mißtrauen allen Nabelbeschauern aus dem Grunde, weil uns die Selbstbeobachtung als eine Entartungsform des psychologischen Genies gilt, als ein Fragezeichen am Instinkt des Psychologen: so gewiß ein Maler-Auge entartet ist, hinter dem der Wille steht, zu sehn, um zu sehn

[«]

14[29]

Ursprung der Moral-Werthe.

Der Egoismus ist so viel werth als der physiologisch werth ist, der ihn hat.

Jeder Einzelne ist die ganze Linie der Entwicklung noch (und nicht nur, wie ihn die Moral <auffaßt>, etwas das mit der Geburt beginnt): stellt er das Aufsteigen der Linie Mensch dar, so ist sein Werth in der That außerordentlich; und die Sorge um Erhaltung und Begünstigung seines Wachsthums darf extrem sein. (Es ist die Sorge um die in ihm verheißene Zukunft, welche dem wohlgerathenen Einzelnen ein so außerordentliches Recht auf Egoismus giebt) Stellt er die absteigende Linie dar, den Verfall, die chronische Erkrankung: so kommt ihm wenig Werth zu: und die erste Billigkeit ist, daß er so wenig als möglich Platz, Kraft und Sonnenschein den Wohlgerathenen wegnimmt. In diesem Falle hat die Gesellschaft die Niederhaltung des Egoism (— der mitunter absurd, krankhaft, aufrührerisch sich äußert —) zur Aufgabe: handle es sich nun um Einzelne oder um ganze verkommende verkümmerte Volks-Schichten. Eine Lehre und Religion der „Liebe“, der Niederhaltung der Selbstbejahung, des Duldens, Tragens, Helfens, der Gegenseitigkeit in That und Wort kann innerhalb solcher Schichten vom höchsten Werthe sein, selbst mit den Augen der Herrschenden gesehn: denn sie hält die Gefühle der Rivalität, des ressentiment, des Neides nieder, die allzu natürlichen Gefühle der Schlechtweggekommenen, — sie vergöttlicht ihnen selbst unter dem Ideal der Demuth und des Gehorsams das Sklave-sein, das Beherrschtwerden, das Armsein, das Kranksein, das Unten-stehn. Hieraus ergiebt sich, warum die herrschenden Classen oder Rassen und Einzelnen jeder Zeit den Cultus der Selbstlosigkeit, das Evangelium der Niedrigen, „den Gott am Kreuze“ aufrecht erhalten haben.

Das Übergewicht einer altruistischen Werthungsweise ist die Folge eines Instinktes für Mißrathen-sein. Das Werthurtheil auf unterstem Grunde sagt hier: „ich bin nicht viel werth“: ein bloß physiologisches Werthurtheil, noch deutlicher: das Gefühl der Ohnmacht, der Mangel der großen bejahenden Gefühle der Macht (in Muskeln, Nerven, Bewegungscentren). Dies Werthurtheil übersetzt sich, je nach der Cultur dieser Schichten, in ein moralisches oder religiöses Urtheil (— die Vorherrschaft religiöser und moralischer Urtheile ist immer ein Zeichen niedriger Cultur —): es sucht sich zu begründen, aus Sphären, woher ihnen der Begriff „Werth“ überhaupt bekannt ist. Die Auslegung, mit der der christliche Sünder sich zu verstehen glaubt, ist ein Versuch, den Mangel an Macht und Selbstgewißheit berechtigt zu finden: er will lieber sich schuldig finden, als umsonst sich schlecht fühlen: an sich ist es ein Symptom von Verfall, Interpretationen dieser Art überhaupt zu brauchen. In andern Fällen sucht der Schlechtweggekommene den Grund dafür nicht in seiner „Schuld“ (wie der Christ), sondern in der Gesellschaft: der Socialist, der Anarchist, der Nihilist, indem sie ihr Dasein als etwas empfinden, an dem Jemand schuld sein soll, ist damit immer noch der Nächstverwandte des Christen, der auch das Sichschlechtbefinden und Mißrathen besser zu ertragen glaubt, wenn er Jemanden gefunden hat, den er dafür verantwortlich machen kann. Der Instinkt der Rache und des ressentiment ist in beiden Fällen, erscheint hier als Mittel, es auszuhalten, als Instinkt der Selbsterhaltung: ebenso wie die Bevorzugung der altruistischen Theorie und Praxis. Der Haß gegen den Egoismus, sei es gegen den eigenen, wie beim Christen, sei es gegen den fremden, wie beim Socialisten, ergiebt sich dergestalt als ein Werthurtheil unter der Vorherrschaft der Rache; andrerseits als eine Klugheit der Selbsterhaltung Leidender durch Steigerung ihrer Gegenseitigkeits- und Solidaritätsgefühle… Zuletzt ist, wie schon angedeutet, auch jene Entladung des Ressentiment im Richten, Verwerfen, Bestrafen des Egoism (des eigenen oder eines fremden) noch ein Instinkt der Selbsterhaltung bei Schlechtweggekommenen. In summa: der Cultus des Altruismus ist eine spezifische Form des Egoismus, die unter bestimmten physiologischen Voraussetzungen regelmäßig auftritt.

[«]

14[30]

Wenn der Socialist mit einer schönen Entrüstung „Gerechtigkeit“, „Recht“, „gleiche Rechte“ verlangt, so steht er nur unter dem Druck seiner ungenügenden Cultur, welche nicht zu begreifen weiß, warum er leidet: andrerseits macht er sich ein Vergnügen damit; befände er sich besser, so würde er sich hüten, so zu schreien: er fände dann anderswo sein Vergnügen. Dasselbe gilt vom Christen: „die Welt“ wird von ihm verurtheilt, verleumdet, verflucht — er nimmt sich selbst nicht aus. Aber das ist kein Grund, sein Geschrei ernst zu nehmen. In beiden Fällen sind wir immer noch unter Kranken, denen es wohlthut, zu schreien, denen die Verleumdung eine Erleichterung ist.

[«]

14[31]

Werth…

Der Begriff „verwerfliche Handlung“ macht uns Schwierigkeit: es kann nichts an sich Verwerfliches geben. Nichts von Alledem, was überhaupt geschieht, kann an sich verwerflich sein: denn man dürfte es nicht weghaben wollen: denn Jegliches ist so mit Allem verbunden, daß irgend Etwas ausschließen wollen, Alles ausschließen heißt. Eine verwerfliche Handlung: heißt eine verworfene Welt überhaupt…

Und selbst dann noch: in einer verworfenen Welt würde auch das Verwerfen verwerflich sein… Und die Consequenz einer Denkweise, welche Alles verwirft, wäre eine Praxis, die Alles bejaht… Wenn das Werden ein großer Ring ist, so ist Jegliches gleich werth, ewig, nothwendig…

In allen Correlationen von Ja und Nein, von Vorziehen und Abweisen, Lieben und Hassen drückt sich nur eine Perspektive, ein Interesse bestimmter Typen des Lebens aus: an sich redet Alles, was ist, das Ja.

[«]

14[32]

Werth…

eine nihilistische Werthschätzung sagt: „ich bin werth, nicht zu sein“. Geht sie weiter und sagt: „du bist werth, nicht zu sein“.

[«]

14[33]

Was das tragische Pathos angeht, so nimmt Nietzsche nicht das alte Mißverständniß des Aristoteles wieder auf —

als Transfiguration von Wollust und Grausamkeit ins Griechische: Elemente, welche in den orgiastischen Festen — — —

das Dionysische als eine Überströmung und Einheit vielfacher, zum Theil schrecklicher Erregungen

[«]

14[34]

Drama

das Drama ist nicht, wie die Halbgelehrten glauben, die Handlung, sondern, gemäß der dorischen Herkunft vom Wort „Drama“, auch dorisch-hieratisch zu verstehen: es ist das Begebniß, das „Ereigniß“, die heilige Geschichte, die Gründungs-Legende, das „Nachsinnen“, die Vergegenwärtigung der Aufgabe des Hieratischen.

14[35]

Kunst als Gegenbewegung.

Das orgiastische Element in der Kunst der Griechen war bisher unterschätzt worden; daß aber der Orgiasmus eine der tiefsten Bewegungen und Krisen für die griechische Seele selbst bedeutet — — —

Man erinnert sich vielleicht der frivolen und kalten Art, mit der Lobeck sich das ganze Gebiet von Riten, Mythen und Geheimnissen vom Leibe hielt p. 564. 565.

Man möchte sagen, daß der Begriff „klassisch“ —, wie ihn Winckelmann und Goethe gebildet hatten, jenes dionysische Element nicht nur nicht erklärte, sondern von sich ausschloß: und — — —

es gab eine Zeit, wo man unter Philologen mit besonderer Dankbarkeit Lobeck — — —

[«]

14[36]

Apollinisch, dionysisch

III

Es giebt zwei Zustände, in denen die Kunst selbst wie eine Naturgewalt im Menschen auftritt, über ihn verfügend, ob er will oder nicht: einmal als Zwang zur Vision, andrerseits als Zwang zum Orgiasmus. Beide Zustände sind auch im normalen Leben, nur schwächer, im Traum und im Rausch, wie in — — —

Aber derselbe Gegensatz besteht noch zwischen Traum und Rausch: beide entfesseln in uns künstlerische Gewalten, jeder aber verschieden: der Traum die des Sehens, Verknüpfens, Dichtens; der Rausch die der Gebärde, der Leidenschaft, des Gesangs, des Tanzes.

[«]

14[37]

Zur Modernität.

Was uns Ehre macht.

Wenn irgend etwas uns Ehre macht, so ist es dies: wir haben den Ernst wo andershin gelegt: wir nehmen die von allen Zeiten verachteten und bei Seite gelassenen niedrigen Dinge wichtig — wir geben dagegen die „schönen Gefühle“ wohlfeil…

Giebt es eine gefährlichere Verirrung, als die Verachtung des Leibes? Als ob nicht mit ihr die ganze Geistigkeit verurtheilt wäre krankhaft zu werden, zu den vapeurs des „Idealismus“!

Es hat Alles nicht Hand und Fuß, was von Christen und Idealisten ausgedacht worden ist: wir sind radikaler. Wir haben die „kleinste Welt“ als das überall-Entscheidende entdeckt: wir sind auf eine gefährliche Weise in die — — —

Straßenpflaster, gute Luft im Zimmer, die Bude nicht vergiftet, die Speisen auf ihren Werth begriffen, wir haben Ernst gemacht mit allen Necessitäten des Daseins und verachten alles „Schönseelenthum“ als eine Art der „Leichtfertigkeit und Frivolität“.

Das bisher Verachtetste ist in die erste Linie gerückt.

ich füge die Unmoralität hinzu: Moralität ist nur eine Form der Unmoralität, welche in Hinsicht auf den Vortheil, den eine bestimmte Art davon hat, — — —

[«]

14[38]

Typus „Jesus“…

Jesus ist das Gegenstück eines Genies: er ist ein Idiot. Man fühle seine Unfähigkeit, eine Realität zu verstehn: er bewegt sich im Kreise um fünf, sechs Begriffe, die er früher gehört und allmählich verstanden, d.h. falsch verstanden hat — in ihnen hat er seine Erfahrung, seine Welt, seine Wahrheit, —

der Rest ist ihm fremd. Er spricht Worte, wie sie Jedermann braucht — er versteht sie nicht wie Jedermann, er versteht nur seine fünf, sechs schwimmenden Begriffe. Daß die eigentlichen Manns-Instinkte — nicht nur die geschlechtlichen, sondern auch die des Kampfes, des Stolzes, des Heroismus — nie bei ihm aufgewacht sind, daß er zurückgeblieben ist und kindhaft im Alter der Pubertät geblieben ist: das gehört zum Typus gewisser epilepsoider Neurosen.

Jesus ist in seinen tiefsten Instinkten unheroisch: er kämpft nie: wer etwas wie einen Held in ihm sieht, wie Renan, hat den Typus vulgärisirt ins Unerkenntliche.

man fühle andererseits seine Unfähigkeit, etwas Geistiges zu verstehen: das Wort Geist wird in seinem Munde zum Mißverständniß! Nicht der entfernteste Hauch von Wissenschaft, Geschmack, geistiger Zucht, Logik hat diesen heiligen Idioten angeweht: so wenig als ihn das Leben berührt hat. — Natur? Gesetze der Natur? — Niemand hat ihm verrathen daß es eine Natur giebt. Er kennt nur moralische Wirkungen: Zeichen der untersten und absurdesten Cultur. Man muß das festhalten: er ist Idiot inmitten eines sehr klugen Volkes… Nur daß seine Schüler es nicht waren — Paulus war ganz und gar kein Idiot! — daran hängt die Geschichte des Christenthums.

[«]

14[39]

Kritik des Christenthums.
Moral als Circe der Philosophen
Der Kampf ums „Ich“.

[«]

14[40]

Die unbewußte Wirkung der décadence auf die Ideale der Wissenschaft

Es giebt eine tiefe und vollkommen unbewußte Wirkung der décadence selbst auf die Ideale der Wissenschaft: unsere ganze Sociologie ist der Beweis für diesen Satz. Ihr bleibt vorzuwerfen, daß sie nur das Verfalls-Gebilde der Societät aus Erfahrung kennt und unvermeidlich die eigenen Verfalls-Instinkte als Norm des sociologischen Urtheils nimmt.

Das niedersinkende Leben im jetzigen Europa formulirt in ihnen seine Gesellschafts-Ideale: sie sehen alle zum Verwechseln dem Ideal alter überlebter Rassen ähnlich…

Der Heerdeninstinkt sodann — eine jetzt souverän gewordene Macht — ist etwas Grundverschiedenes vom Instinkt einer aristokratischen Societät: und es kommt auf den Werth der Einheiten an, was die Summe zu bedeuten hat…

Unsere ganze Sociologie kennt gar keinen anderen Instinkt als den der Heerde, d.h. der summirten Nullen… wo jede Null „gleiche Rechte“ hat, wo es tugendhaft ist, Null zu sein…

Die Werthung, mit der heute die verschiedenen Formen der Societät beurteilt werden, ist ganz und gar eins mit jener, welche dem Frieden einen höheren Werth zuertheilt als dem Krieg: aber dies Urtheil ist antibiologisch, ist selbst eine Ausgeburt der décadence des Lebens… Herr Herbert Spencer ist als Biologe ein décadent, — meist auch als Moralist (— er sieht im Sieg des Altruismus etwas Wünschenswerthes!!!). Das Leben ist eine Folge des Krieges, die Gesellschaft selbst ein Mittel zum Krieg.

[«]

14[41]

Renan, der das mit den Weibern gemeinsam hat, daß er nur lebensgefährlich wird, wenn er liebt; er der niemals ohne kleine mörderische Nebenabsichten einen alten Götzen von Ideal umarmt hat, immer neugierig, ob das, was er umarmt, nicht bereits wackelt…

[«]

14[42]

— Deutsch =

(4) Religion in der Musik.

Wie viel uneingeständliche und selbst unverstandene Befriedigung aller religiösen Bedürfnisse ist noch in der Wagnerschen Musik! Wie viel Gebet, Tugend, Salbung, „Jungfräulichkeit“ „Erlösung“ redet da noch mit!… Daß die Musik vom Worte vom Begriffe absehen darf — oh wie sie daraus ihren Vortheil zieht, diese arglistige Heilige, die zu allem zurückführt, zurückverführt, was einst geglaubt wurde!… Unser intellekt<uelles> Gewissen braucht sich nicht zu schämen, — es bleibt außerhalb — wenn irgend ein alter Instinkt mit zitternden Lippen aus verbotenen Bechern trinkt… Das ist klug, gesund und, insofern es Scham vor der Befriedigung des religiösen Instinktes verräth, sogar ein gutes Zeichen… Heimtückische Christlichkeit: Typus der Musik des „letzten Wagner“.

[«]

14[43]

Durch Alkohol und Musik bringt man sich auf Stufen der Cultur und Unkultur zurück, welche unsere Voreltern überwunden haben: insofern ist nichts lehrreicher, nichts „wissenschaftlicher“ als sich zu berauschen… Auch manche Speisen enthalten Offenbarungen über etwas, woraus wir herkommen. Wie viel Geheimniß steckt zum Beispiel in der Correlation der deutschen Knödel und des deutschen „kindlichen Gemüthes“!… Wenn man erstere im Leibe hat, regt sich sofort das Letztere: man beginnt zu ahnen!… Oh wie fern man alsbald vom „Verstand der Verständigen“ ist! —

[«]

14[44]

Gegen diese Verderbniß der Musik wehre ich mich mit allen Mitteln, und wie ein schöner Teufel — — —

[«]

14[45]

Was hat der deutsche Geist aus dem Christenthum gemacht! — Und daß ich beim Protestantismus stehen bleibe, wie viel Bier ist wieder in der protestantischen Christlichkeit! Ist eine geistig verdumpftere, faulere, gliederstreckendere Form des Christen-Glaubens noch denkbar! als die eines deutschen Durchschnitts-Protestanten?… Das nenne ich mir ein bescheidenes Christenthum! eine Homöopathie des Christenthums nenne ich's! — Man erinnert mich daran, daß es heute auch einen unbescheidenen Protestantismus giebt, den der Hofprediger und antisemitischen Spekulanten: aber Niemand hat noch behauptet, daß irgend ein „Geist“ auf diesen Gewässern „schwebe“… Das ist bloß eine unanständigere Form der Christlichkeit, durchaus noch keine verständigere…

[«]

14[46]

Im dionysischen Rausche ist die Geschlechtlichkeit und die Wollust: sie fehlt nicht im apollinischen. Es muß noch eine tempo-Verschiedenheit in beiden Zuständen geben… Die extreme Ruhe gewisser Rauschempfindungen (strenger: die Verlangsamung des Zeit- und Raumgefühls) spiegelt sich gern in der Vision der ruhigsten Gebärden und Seelen-Arten. Der klassische Stil stellt wesentlich diese Ruhe, Vereinfachung, Abkürzung, Concentration dar — das höchste Gefühl der Macht ist concentrirt im klassischen Typus. Schwer reagiren: ein großes Bewußtsein: kein Gefühl von Kampf:

Der Naturrausch:

[«]

14[47]

Gegenbewegung der Kunst.

Pessimismus in der Kunst? —

der Künstler liebt allmählich die Mittel um ihrer selber willen, in denen sich der Rauschzustand zu erkennen giebt: die extreme Feinheit und Pracht der Farbe, die

Deutlichkeit der Linie, die nuance des Tons: das Distinkte, wo sonst, im Normalen, alle Distinktion fehlt

— : alle distinkten Sachen, alle Nuancen, insofern sie an die extremen Kraftsteigerungen erinnern, welche der Rausch erzeugt, wecken rückwärts dieses Gefühl des Rausches.

— : die Wirkung der Kunstwerke ist die Erregung des kunstschaffenden Zustandes, des Rausches…

— : das Wesentliche an der Kunst bleibt ihre Daseins-Vollendung, ihr Hervorbringen der Vollkommenheit und Fülle

Kunst ist wesentlich Bejahung, Segnung, Vergöttlichung des Daseins…

— : Was bedeutet eine pessimistische Kunst?… Ist das nicht eine contradictio? — Ja.

Schopenhauer irrt, wenn er gewisse Werke der Kunst in den Dienst des Pessimism stellt. Die Tragödie lehrt nicht „Resignation“…

— Die furchtbaren und fragwürdigen Dinge darstellen ist selbst schon ein Instinkt der Macht und Herrlichkeit am Künstler: er fürchtet sie nicht…

Es giebt keine pessimistische Kunst… Die Kunst bejaht. Hiob bejaht.

Aber Zola? Aber de Goncourt?

— die Dinge sind häßlich, die sie zeigen: aber daß sie dieselben zeigen, ist aus Lust an diesem Häßlichen…

— hilft nichts! ihr betrügt euch, wenn ihr’s anders behauptet

Wie erlösend ist Dostoiewsky!

[«]

14[48]

Überschriften über einem modernen Narrenhaus.

Denknothwendigkeiten sind Moralnothwendigkeiten.

Herbert Spencer.

Der letzte Prüfstein für die Wahrheit eines Satzes ist die Unbegreiflichkeit ihrer Verneinung.

Herbert Spencer.

[«]

14[49]

Modernität.

Die Verhäßlichung der Musik.

die Herrschaft des Abstrakten: „das bedeutet“:
gleichgültig gegen den „Sumpf“, zu dem die Sinne gar nicht Ja sagen sollen…
Musik soll durchaus etwas bedeuten, was nicht Musik ist:
dabei wird aus ihr
der Rhythmus
die Melodie
die Farbe
der Bau
der falsche Tiefsinn als Stille der Gedanken; die Wuth, die Reue, der Krampf, die Ekstase — alles leichte Dinge, Spielereien, die man noch immer vermischen kann bis zur Vollendung

[«]

14[50]

5. Die Mittel, mit denen der Schauspieler obenauf kommt
6. Die Gefahr des Theaters als Ort der Verderbniß aller Künste.
7. Das Überflüssige aller Neuerungen Wagner’s selbst in der Oper
8. Carmen: und die deprimirende Wirkung Wagner’s: physiologische Einsprache gegen Wagner
9. die große Zweideutigkeit der tragischen Tendenz bei Wagner: mein realismus in aestheticis…
10. Wiederherstellung des Begriffs „tragisch“
11. Die Bedeutung dieses psychologisch-aesthetischen Phänomens für die Geschichte der „modernen Seele“.
12. : wesentlich undeutsch, — darin liegt seine Auszeichnung…

13. : Kritik der „Romantik“.

[«]

14[51]

Wagner als Problem.
Ein Wort zur Aufklärung.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

14[52]

— — — dessen Klugheit zur rechten Zeit mit dem deutschen Wesen Frieden machte, den Kaisermarsch dichtete, General-Kapellmeister-Stellungen ambitionirte

der zu jedem Schmutz condescendirte, mit dem sich der deutsche Geist, dieser so corrupte deutsche Geist, befleckt hat

der mit seinem Parsifal allen Feigheiten der modernen Seele zuredete.

Diese sehr zweideutig gewordene Personnage, auf deren Grab nichtsdestoweniger ein Wagner-Verein — der Münchener — einen Kranz mit der Inschrift niederlegte:

Erlösung dem Erlöser!…

Man sieht, das Problem ist groß, das Mißverständniß ungeheuer.

Wenn Wagner zum Erlöser werden konnte,
Wer erlöst uns von dieser Erlösung?
wer erlöst uns von diesem Erlöser?…

[«]

14[53]

Es giebt Instrumente, mit denen man die Eingeweide überredet, andere haben ihren Erfolg im Rückenmark… Man hat mir verrathen, daß die Wirkung

Wagnerischer Musik am stärksten nach einer Kur in Carlsbad ist…

[«]

14[54]

Aber Wagner ist nicht nur hier ein Vorbild… Und man hat ihn in der ganzen Welt verstanden… Man macht seit Wagner eine neue Musik, man macht sie in Rußland, in Paris, in Südamerika, man macht sie selbst in Deutschland… Ich selbst wüßte Unterricht zu geben, wie man diese neue Musik macht. Will man eine kleine Lektion?…

[«]

14[55]

Unter Musikern.

Wir sind späte Musiker. Eine ungeheure Vergangenheit ist in uns vererbt. Unser Gedächtniß citirt beständig. Wir dürfen unter uns auf eine fast gelehrte Weise anspielen: wir verstehen uns schon. Auch unsere Zuhörer lieben es, daß wir anspielen: es schmeichelt ihnen, sie fühlen sich dabei gelehrt.

[«]

14[56]

Erster Satz aller Theater-Optik: was als wahr wirken soll, darf nicht wahr sein.

Der Schauspieler hat das Gefühl nicht, das er darstellt; er wäre verloren, wenn er es hätte

Man kennt, wie ich hoffe, die berühmten Ausführungen Talmas

[«]

14[57]

Überzeugung

Zur Psychologie des Paulus.

Das Faktum ist der Tod Jesu. Dies bleibt auszulegen…

Daß es eine Wahrheit und einen Irrthum in der Auslegung giebt, ist gar nicht solchen Leuten in den Sinn gekommen: eines Tages steigt ihnen eine sublime Möglichkeit in den Kopf, „es könnte dieser Tod das und das bedeuten“

und sofort ist er das! Eine Hypothese beweist sich durch den sublimen Schwung, welchen sie ihrem Urheber giebt…

„Der Beweis der Kraft“: d.h. ein Gedanke wird durch seine Wirkung bewiesen, — („an seinen Früchten“, wie die Bibel naiv sagt)

was begeistert, muß wahr sein —

wofür man sein Blut läßt, muß wahr sein —

* *

Hier wird überall das plötzliche Machtgefühl, das ein Gedanke in seinem Urheber erregt, diesem Gedanken als Werth zugerechnet: — und da man einen Gedanken gar nicht anders zu ehren weiß, als indem man ihn als wahr bezeichnet, so ist das erste Prädikat, das er zu seiner Ehre bekommt, er sei wahr… Wie könnte er sonst wirken? Er wird von einer Macht imaginirt: gesetzt sie wäre nicht real, so könnte sie nicht wirken… Er wird als inspirirt aufgefaßt: die Wirkung, die er ausübt, hat etwas von der Übergewalt eines dämonischen Einflusses —

Ein Gedanke, dem ein solcher décadent nicht Widerstand zu leisten vermag, dem er vollends verfällt, ist als wahr „bewiesen“!!!

Alle diese heiligen Epileptiker und Gesichte-Seher besaßen nicht ein Tausendstel von jener Rechtschaffenheit der Selbstcritik, mit der heute ein Philologe einen Text liest oder ein historisches Ereigniß auf seine Wahrheit prüft…

es sind, im Vergleich zu uns, moralische Cretins…

[«]

14[58]

Carlyle..

Die Herkunft der Wissenschaft: man gebe Acht. Sie entsteht nicht bei den Priestern und den Philosophen, ihren natürlichen Gegnern. Sie entsteht bei den

Söhnen von Handwerkern und Geschäftsleuten aller Art, bei Advokaten usw.: solchen, welchen die Tüchtigkeit des Handwerks und dessen Voraussetzung sich auch auf solche Fragen und deren Beantwortung übertrug.

[«]

14[59]

Überzeugung und Lüge.
Die „Besserung“.
Wie man die Tugend zur Macht bringt.
Mitleiden.
„Altruismus“.
Entsagung.
Entsinnlichung

[«]

14[60]

Ein Glaube der behauptet „selig“ zu machen, nachdem er krank machte. Ein Glaube, der sich auf Bücher beruft, — ein Glaube, der eine Offenbarung für sich in Anspruch nimmt — ein Glaube, der den Zweifel an sich als „Sünde“ betrachtet, ein Glaube, der sich durch Märtyrertode beweist — — —

Ein anderes Abzeichen des Theologen ist sein Unvermögen zur Philologie. Ich verstehe hier das Wort Philologie in einem sehr allgemeinen Sinne: Thatsachen ablesen können ohne sie durch Interpretation zu fälschen, ohne — — —

[«]

14[61]

Wille zur Macht als Kunst

„Musik“ — und der große Styl

Die Größe eines Künstlers bemißt sich nicht nach den „schönen Gefühlen“ die er erregt: das mögen die Weiblein glauben. Sondern nach dem Grade, in dem er sich dem großen Stile nähert, in dem er fähig ist des großen Stils. Dieser Stil hat das mit der großen Leidenschaft gemein, daß er es verschmäht zu gefallen; daß er es vergißt zu überreden; daß er befiehlt; daß er will… Über das Chaos Herr werden das man ist; sein Chaos zwingen, Form zu werden; Nothwendigkeit werden in Form: logisch, einfach, unzweideutig, Mathematik werden; Gesetz werden —: das ist hier die große Ambition. Mit ihr stößt man zurück; nichts reizt mehr die Liebe zu solchen Gewaltmenschen — eine Einöde legt sich um sie, ein Schweigen, eine Furcht wie vor einem großen Frevel…

Alle Künste kennen solche Ambitiöse des großen Stils: warum fehlen sie in der Musik? Noch niemals hat ein Musiker gebaut, wie jener Baumeister, der den Palazzo Pitti schuf?… Hier liegt ein Problem. Gehört die Musik vielleicht in jene Cultur, wo das Reich aller Art Gewaltmenschen schon zu Ende gieng? Widerspräche zuletzt der Begriff großer Stil schon der Seele der Musik, — dem „Weibe“ in unserer Musik?…

Ich berühre hier eine Cardinal-Frage: wohin gehört unsere ganze Musik? Die Zeitalter des klassischen Geschmacks kennen nichts ihr Vergleichbares: sie ist aufgeblüht, als die Renaissance-Welt ihren Abend erreichte, als die „Freiheit“ aus den Sitten und selbst aus den Wünschen davon war: gehört es zu ihrem Charakter, Gegenrenaissance zu sein? Und anders ausgedrückt eine Décadence-Kunst zu sein? etwa wie der Barockstil eine Décadence-Kunst ist? Ist sie die Schwester des Barockstils, da sie jedenfalls seine Zeitgenossin ist? Ist Musik, moderne Musik nicht schon décadence?…

Die Musik ist Gegenrenaissance in der Kunst: sie ist auch décadence als Gesellschafts-Ausdruck

Ich habe schon früher einmal den Finger auf diese Frage gelegt: ob unsere Musik nicht ein Stück Gegenrenaissance in der Kunst ist? ob sie nicht die Nächstverwandte des Barockstils ist? ob sie nicht im Widerspruch zu allem klassischen Geschmack gewachsen ist, so daß sich in ihr jede Ambition der Classicität von selbst verböte?…

Auf diese Werthfrage ersten Ranges würde die Antwort nicht zweifelhaft sein dürfen, wenn die Thatsache richtig abgeschätzt worden wäre, daß die Musik als

Romantik ihre höchste Reife und Fülle erlangt — noch einmal als Reaktions-Bewegung gegen die Classicität…

Mozart — eine zärtliche und verliebte Seele, aber ganz achtzehntes Jahrhundert, auch noch in seinem Ernste… Beethoven der erste große Romantiker, im Sinne des französischen Begriffs Romantik, wie Wagner der letzte große Romantiker ist… beides instinktive Widersacher des klassischen Geschmacks, des strengen Stils, — um vom „großen“ hier nicht zu reden… beides — — —

[«]

14[62]

Modernität

die deutsche romantische Musik, ihre Ungeistigkeit, ihr Haß gegen die „Aufklärung“ und „Vernunft“

Verkümmerung der Melodie das Gleiche, wie das Verkümmern der „Idee“, der Dialektik, der Freiheit geistigster Bewegung, — wie viel Kampf gegen Voltaire ist in der deutschen Musik!…

wie viel Plumpheit, Gestopftheit, was sich zu neuen Begriffen und selbst zu Principien entwickelt —

man hat immer die Principien seiner Begabung

gegen die höhere Tragödie und spöttische Geistigkeit, gegen das Buffo

ich habe Biertrinker und Militärärzte gesehen, die Wagner „verstanden“…

Wagners Ehrgeiz, auch die Idioten zu zwingen, Wagner zu verstehen

[«]

14[63]

Der Held, wie ihn Wagner concipirt, wie modern! wie kühn! wie geistreich-complex hat er ihn concipirt! Wie verstand Wagner, den drei Grundbedürfnissen der modernen Seele mit seinen Helden entgegenzukommen — sie will das Brutale, das Krankhafte und das Unschuldige…

diese prachtvollen Ungethüme, mit Leibern aus Vorzeiten und Nerven von Übermorgen; diese blonden Heiligen, deren kaum präexistente Sinnlichkeit den Frauen so viel zarte Neugierde inspirirt und so viel Entgegenkommen erlaubt… Beaumarchais hat Cherubin, Wagner hat Parsifal den schönen Frauen zum Geschenk gemacht:

Und was die hysterisch-heroischen Wesen angeht, die Wagner als Weib concipirt hat, vergöttlicht hat, den Typus Senta, Elsa, Isolde, Brünnhilde, Kundry: so sind sie im Theater interessant genug — aber wer möchte sie?…

daß dieser Typus selbst in Deutschland nicht gänzlich degoutirt hat, hat darin seinen Grund (wenn auch noch lange nicht sein Recht:) daß bereits ein unvergleichlich größerer Dichter als Wagner, der edle Heinrich von Kleist, ihm daselbst die Fürsprache des Genies gegeben hatte

[«]

14[64]

Frage: ist das Entpersönlichung durch eine Wahrheit, wenn man sich in einen Gedanken versenkt?

… Herzen behauptet das: er meint, es sei etwas ganz Gewöhnliches, daß man sein moi vergesse und fahren lasse —

Frage: ob auch da nicht bloße Scheinbarkeit ist; ob das, was eine Frage interessant findet, nicht unser ganzes vielfaches Ich ist…

[«]

14[65]

décad<ence>

Was sich vererbt, das ist nicht die Krankheit, sondern die Krankhaftigkeit: die Unkraft im Widerstande gegen die Gefahr schädlicher Einwanderungen usw.; die gebrochene Widerstandskraft — moralisch ausgedrückt: die Resignation und Demuth vor dem Feinde.

Ich habe mich gefragt, ob man nicht alle diese obersten Werthe der bisherigen Philosophie Moral und Religion mit den Werthen der Geschwächten, Geisteskranken und Neurastheniker vergleichen kann: sie stellen, in einer milderen Form, dieselben Übel dar…

der Werth aller morbiden Zustände ist, daß sie in einem Vergrößerungsglas gewisse Zustände, die normal aber als normal schlecht sichtbar sind, zeigen…

Gesundheit und Krankheit sind nichts wesentlich Verschiedenes, wie es die alten Mediziner und heute noch einige Praktiker glauben. Man muß nicht distinkte Principien, oder Entitäten daraus machen, die sich um den lebenden Organismus streiten und aus ihm ihren Kampfplatz machen. Das ist altes Zeug und Geschwätz, das zu nichts mehr taugt. Thatsächlich giebt es zwischen diesen beiden Arten des Daseins nur Gradunterschiede: die Übertreibung, die Disproportion, die Nicht-Harmonie der normalen Phänomene constituiren den krankhaften Zustand. Claude Bernard.

So gut das Böse betrachtet werden kann als Übertreibung, Disharmonie, Disproportion, so gut kann das Gute eine **Schutzdiät** gegen die Gefahr der Übertreibung, Disharmonie und Disproportion sein

Die erbliche Schwäche, als dominirendes Gefühl: Ursache der obersten Werthe.

NB Man will Schwäche: warum?… meistens, weil man nothwendig schwach ist…

Die Schwächung als **Aufgabe**: Schwächung der Begehrungen, der Lust- und Unlustgefühle, des Willens zur Macht, zum Stolzgefühl, zum Haben und Mehrhaben-wollen; die Schwächung als Demuth; die Schwächung als Glaube; die Schwächung als Widerwille und Scham an allem Natürlichen, als Verneinung des Lebens, als Krankheit und habituelle Schwäche…

die Schwächung als Verzichtleisten auf Rache, auf Widerstand, auf Feindschaft und Zorn.

der Fehlgriff in der Behandlung: man will die Schwäche nicht bekämpfen durch ein système fortifiant, sondern durch eine Art Rechtfertigung und Moralisirung: d.h. durch eine Auslegung…

Die Verwechslung zweier gänzlich verschiedener Zustände: z.B. die Ruhe der Stärke, welche wesentlich Enthaltung der Reaktion ist, der Typus der Götter, welche nichts bewegt…

und die Ruhe der Erschöpfung, die Starrheit, bis zur Anaesthesie.

: alle philosophisch-asketischen Prozeduren streben nach der zweiten, aber meinen in der That die erste… Denn sie legen dem erreichten Zustande die

Prädikate bei, wie als ob ein göttlicher Zustand erreicht sei.

[«]

14[66]

Moral als décadence

Warum die Schwäche nicht bekämpft, sondern nur „gerechtfertigt“ wird

Die Abnahme des Heilkraft-Instinktes bei den Geschwächten: so daß sie als remedium begehren, was ihren Untergang beschleunigt. Z.B. die meisten Vegetarier hätten eine corroborirende Kost nöthig, um der erschlafften Faser wieder Energie zu geben: aber sie halten ihr penchant zum Milden und Sanften für einen Wink der Natur: — und schwächen sich noch ὑπὲρ μόρον…

[«]

14[67]

Das Weib reagirt langsamer als der Mann, der Chinese langsamer als der Europäer…

[«]

14[68]

Religion als décadence

Das gefährlichste Missverständniss.

Es giebt einen Begriff, der anscheinend keine Verwechslung, keine Zweideutigkeit zuläßt: das ist der der Erschöpfung. Diese kann erworben sein; sie kann vererbt sein — in jedem Falle verändert sie den Aspekt der Dinge, den Werth der Dinge…

Im Gegensatz zu dem, der, aus der Fülle, welche er darstellt und fühlt, unfreiwillig abgiebt an die Dinge, sie voller, mächtiger, zukunftsreicher sieht —

der jedenfalls schenken kann, verkleinert und verhunzt der Erschöpfte alles was er sieht, — er verarmt den Werth: er ist schädlich…

Hierüber scheint kein Fehlgriff möglich: trotzdem enthält die Geschichte die schauerliche Thatsache, daß die Erschöpften immer verwechselt worden sind mit den Vollsten — und die Vollsten mit den Schädlichsten.

Der Arme an Leben der Schwache verarmt noch das Leben: der Reiche an Leben der Starke bereichert es…

Der Erste ist dessen Parasit; der Zweite ein Hinzuschenkender…

Wie ist eine Verwechslung möglich?…

Wenn der Erschöpfte mit der Gebärde der höchsten Aktivität und Energie auftritt: wenn die Entartung einen Exceß der geistigen oder nervösen Entladung bedingt, dann verwechselte man ihn mit dem Reichen… Er erregte Furcht…

der Cultus des Narren ist immer noch der Cultus des An-Leben-Reichen des Mächtigen

der Fanatiker, der Besessene, der religiöse Epileptiker, alle Excentrischen sind als höchste Typen der Macht empfunden worden

: als göttlich

diese Art Stärke, die Furcht erregt, galt vor allem als göttlich: hierher nahm die Autorität ihren Ausgangspunkt, hier interpretirte, hörte, suchte man Weisheit…

Hieraus entwickelte sich, überall beinahe, ein Wille zur „Vergöttlichung“, d.h. zur typischen Entartung von Geist, Leib und Nerven: ein Versuch, den Weg zu dieser höheren Art Sein zu finden

sich krank, sich toll machen: die Symptome der Zerrüttung provociren — das hieß stärker, übermenschlicher, furchtbarer, weiser werden:

— man glaubte damit so reich an Macht zu werden, daß man abgeben konnte: überall, wo angebetet worden ist, suchte man einen, der abgeben kann.

daß man den Narren für etwas Übermenschliches nahm

daß man in den Nervenkranken und Epileptikern furchtbare Mächte thätig glaubte

Hier war irreführend die Erfahrung des Rausches…

dieser vermehrt im höchsten Grade das Gefühl der Macht

folglich, naiv beurtheilt, die Macht —

auf der höchsten Stufe der Macht mußte der Berauschteste stehen, der Ekstatische es giebt zwei Ausgangspunkte des Rausches: die übergroße Fülle des Lebens und einen Zustand von krankhafter Ernährung des Gehirns

Nichts hat sich theurer bezahlt gemacht, als die Verwechslung im Physiologischen. —

[«]

14[69]

Die physiologischen Mißverständnisse.

1. die Krankheit als höhere Form des Lebens mißverstanden
2. der Rausch
3. die Impassibilität.

[«]

14[70]

Die Lust tritt auf, wo Gefühl der Macht
Das Glück in dem herrschend gewordenen Bewußtsein der Macht und des Siegs
Der Fortschritt: die Verstärkung des Typus, die Fähigkeit zum großen Wollen: alles andere ist Mißverständniß, Gefahr, — — —

[«]

14[71]

Wille zur Macht als „Naturgesetz“
Wille zur Macht als Leben
Wille zur Macht als Kunst.
Wille zur Macht als Moral.
Wille zur Macht als Politik
Wille zur Macht als Wissenschaft.
Wille zur Macht als Religion

[«]

14[72]

Wille zur Macht.
Morphologie.

Wille zur Macht als „Natur“
als Leben
als Gesellschaft
als Wille zur Wahrheit
als Religion
als Kunst
als Moral
als Menschheit

Die Gegenbewegung
Wille zum Nichts
die Überwundenen. Der Abfall, die Entarteten

[«]

14[73]

Folgen der décadence.

Das Laster, die Lasterhaftigkeit
die Krankheit, die Krankhaftigkeit
das Verbrechen, die Criminalität
das Coelibat, die Sterilität
der Hysterismus, die Willensschwäche, der Alkoholismus
der Pessimismus
der Anarchismus

[«]

14[74]

Die Degenerescenz:

Erster Grundsatz: was man bisher als Ursachen der Degeneration ansah, sind deren Folgen.

:das Laster: als Folge;
:die Krankheit die Sterilität
:das Verbrechen
die Verleumder Scepsis
Untergraber { Asketik
Anzweifler { Nihilismus
Zerstörer Jenseitigkeit
: die libertinage (auch die geistige) — Coelibat.
:die Willensschwäche: der Pessimismus; der Anarchismus; — — —

Aber auch, was man als Heilmittel gegen die Entartung betrachtet, sind nur Palliative gegen gewisse Wirkungen derselben: die „Geheilten“ sind nur ein **Typus** der Degenerirten.

[«]

14[75]

Begriff „décadence“

Der Abfall, Verfall, Ausschuß ist nichts, was an sich zu verurtheilen wäre: er ist eine nothwendige Consequenz des Lebens, des Wachsthums an Leben. Die Erscheinung der décadence ist so nothwendig, wie irgend ein Aufgang und Vorwärts des Lebens: man hat es nicht in der Hand sie abzuschaffen. Die Vernunft will umgekehrt, daß ihr ihr Recht wird…

Es ist eine Schmach für alle socialistischen Systematiker, daß sie meinen, es könnte Umstände geben, gesellschaftliche Combinationen, unter denen das Laster, die Krankheit, das Verbrechen, die Prostitution, die Noth nicht mehr wüchse… Aber das heißt das Leben verurtheilen… Es steht einer Gesellschaft nicht frei, jung zu bleiben. Und noch in ihrer besten Kraft muß sie Unrath und Abfallsstoffe bilden. Je energischer und kühner sie vorgeht, um so reicher wird sie an

Mißglückten, an Mißgebilden sein, um so näher dem Niedergang sein… Alter schafft man nicht durch Institutionen ab. Die Krankheit auch nicht. Das Laster auch nicht.

[«]

14[76]

Ehemals sagte man von jeder Moral: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“; ich sage von jeder Moral: sie ist eine Frucht, an der ich den Boden erkenne, aus dem sie wuchs.

[«]

14[77]

Wir Hyperboreer.
Eine Vorrede.

Der Wille zur Macht.
Erster Theil.

Psychologie der décadence.
Theorie der décadence.
Zweiter Theil.

Kritik des Zeitgeistes.
Dritter Theil.

Der große Mittag.
Vierter Theil.

Die Starken.
Die Schwachen.
Wohin gehören wir?
Die große Wahl.

[«]

14[78]

Der Wille zur Macht.
Versuch einer Umwerthung aller Werthe.

Erster Theil.
Was aus der Stärke stammt.

Zweiter Theil.
Was aus der Schwäche stammt.

Dritter Theil.
Und woraus stammen wir? —

Vierter Theil.
Die grosse Wahl.

[«]

14[79]

Wille zur Macht Philosophie

Machtquanta. Kritik des Mechanismus

entfernen wir hier die zwei populären Begriffe „Nothwendigkeit“ und „Gesetz“: das erste legt einen falschen Zwang, das zweite eine falsche Freiheit in die Welt. „Die Dinge“ betragen sich nicht regelmäßig, nicht nach einer Regel: es giebt keine Dinge (— das ist unsere Fiktion) sie betragen sich ebensowenig unter einem Zwang von Nothwendigkeit. Hier wird nicht gehorcht: denn daß etwas so ist, wie es ist, so stark, so schwach, das ist nicht die Folge eines Gehorchens oder einer Regel oder eines Zwanges…

Der Grad von Widerstand und der Grad von Übermacht — darum handelt <es> sich bei allem Geschehen: wenn wir, zu unserem Hausgebrauch der Berechnung, das in Formeln von „Gesetzen“ auszudrücken wissen, um so besser für uns! Aber wir haben damit keine „Moralität“ in die Welt gelegt, daß wir sie <als> gehorsam fingiren —

Es giebt kein Gesetz: jede Macht zieht in jedem Augenblick ihre letzte Consequenz. Gerade, daß es kein mezzo termine giebt, darauf beruht die Berechenbarkeit.

Ein Machtquantum ist durch die Wirkung, die es übt und der es widersteht, bezeichnet. Es fehlt die Adiaphorie: die an sich denkbar wäre. Es ist essentiell ein Wille zur Vergewaltigung und sich gegen Vergewaltigungen zu wehren. Nicht Selbsterhaltung: jedes Atom wirkt in das ganze Sein hinaus, — es ist weggedacht, wenn man diese Strahlung von Machtwillen wegdenkt. Deshalb nenne ich es ein Quantum „Wille zur Macht“: damit ist der Charakter ausgedrückt, der aus der mechanischen Ordnung nicht weggedacht werden kann, ohne sie selbst wegzudenken.

Eine Übersetzung dieser Welt von Wirkung in eine sichtbare Welt — eine Welt für’s Auge — ist der Begriff „Bewegung“. Hier ist immer subintelligirt, daß etwas bewegt wird, — hierbei wird, sei es nun in der Fiktion eines Klümpchen-Atoms oder selbst von dessen Abstraktion, dem dynamischen Atom, immer noch ein Ding gedacht, welches wirkt, — d.h. wir sind aus der Gewohnheit nicht herausgetreten, zu der uns Sinne und Sprache verleiten. Subjekt, Objekt, ein Thäter zum Thun, das Thun und das, was es thut, gesondert: vergessen wir nicht, daß das eine bloße Semiotik und nichts Reales bezeichnet. Die Mechanik als eine Lehre der Bewegung ist bereits eine Übersetzung in die Sinnensprache des Menschen.

Wir haben Einheiten nöthig, um rechnen zu können: deshalb ist nicht anzunehmen, daß es solche Einheiten giebt. Wir haben den Begriff der Einheit entlehnt von unserem „Ich“begriff, — unserem ältesten Glaubensartikel. Wenn wir uns nicht für Einheiten hielten, hätten wir nie den Begriff „Ding“ gebildet. Jetzt, ziemlich spät, sind wir reichlich davon überzeugt, daß unsere Conception des Ich-Begriffs nichts für eine reale Einheit verbürgt. Wir haben also, um den Mechanismus der Welt theoretisch aufrecht zu erhalten, immer die Clausel zu machen, in wie fern wir sie mit zwei Fiktionen durchführen: dem Begriff der Bewegung (aus unserer Sinnensprache genommen) und dem Begriff des Atoms = Einheit (aus unserer psychischen „Erfahrung“ herstammend): sie hat ein Sinnen-Vorurtheil und ein psychologisches Vorurtheil zu ihrer Voraussetzung.

Die mechanistische Welt ist so imaginirt, wie das Auge und das Getast sich allein eine Welt vorstellen (als „bewegt“)

so, daß sie berechnet werden kann, — daß Einheiten fingirt sind,

so daß ursächliche Einheiten fingirt sind, „Dinge“ (Atome), deren Wirkung constant bleibt (— Übertragung des falschen Subjektbegriffs auf den Atombegriff)
Zahlbegriff.
Dingbegriff (Subjektbegriff
Thätigkeitsbegriff (Trennung von Ursache-sein und Wirken)
Bewegung (Auge und Getast)
: daß alle Wirkung Bewegung ist
: daß wo Bewegung ist, etwas bewegt wird
Phänomenal ist also: die Einmischung des Zahlbegriffs, des Subjektbegriffs, des Bewegungsbegriffs: wir haben unser Auge, unsere Psychologie immer noch darin.
Eliminiren wir diese Zuthaten: so bleiben keine Dinge übrig, sondern dynamische Quanta, in einem Spannungsverhältniß zu allen anderen dynamischen Quanten: deren Wesen in ihrem Verhältniß zu allen anderen Quanten besteht, in ihrem „Wirken“ auf dieselben — der Wille zur Macht nicht ein Sein, nicht ein Werden, sondern ein Pathos ist die elementarste Thatsache, aus der sich erst ein Werden, ein Wirken ergiebt…
die Mechanik formulirt Folgeerscheinungen noch dazu semiotisch in sinnlichen und psychologischen Ausdrucksmitteln, sie berührt die ursächliche Kraft nicht…

[«]

14[80]

Wenn das innerste Wesen des Seins Wille zur Macht ist, wenn Lust alles Wachsthum der Macht, Unlust alles Gefühl, nicht widerstehen und Herr werden zu können, ist: dürfen wir dann nicht Lust und Unlust als Cardinal-Thatsachen ansetzen? Ist Wille möglich ohne diese beiden Oscillationen des Ja und des Nein? Aber wer fühlt Lust?… Aber wer will Macht?… Absurde Frage: wenn das Wesen selbst Machtwille und folglich Lust- und Unlust-fühlen ist. Trotzdem: es bedarf der Gegensätze, der Widerstände, also, relativ, der übergreifenden Einheiten… Lokalisirt - - -

wenn A auf B wirkt, so ist A erst lokalisirt getrennt von B

[«]

14[81]

Kritik des Begriffs „Ursache“

Psychologisch nachgerechnet: so ist der Begriff „Ursache“ unser Machtgefühl vom sogenannten Wollen — unser Begriff „Wirkung“ der Aberglaube, daß das Machtgefühl die Macht selbst ist, welche bewegt…

ein Zustand, der ein Geschehen begleitet, und schon eine Wirkung des Geschehens ist, wird projicirt als „zureichender Grund“ desselben

das Spannungsverhältniß unseres Machtgefühls: die Lust als Gefühl der Macht: des überwundenen Widerstandes — sind das Illusionen?

übersetzen wir den Begriff „Ursache“ wieder zurück in die uns einzig bekannte Sphäre, woraus wir ihn genommen haben: so ist uns keine Veränderung vorstellbar, bei der es nicht einen Willen zur Macht giebt. Wir wissen eine Veränderung nicht abzuleiten, wenn nicht ein Übergreifen von Macht über andere Macht statt hat.

Die Mechanik zeigt uns nur Folgen, und noch dazu im Bilde (Bewegung ist eine Bilderrede)

Die Gravitation selbst hat keine mechanische Ursache, da sie der Grund erst für mechanische Folgen ist

Der Wille zur Accumulation von Kraft als spezifisch für das Phänomen des Lebens, für Ernährung, Zeugung, Vererbung,

für Gesellschaft, Staat, Sitte, Autorität

sollten wir diesen Willen nicht als bewegende Ursache auch in der Chemie annehmen dürfen?

und in der kosmischen Ordnung?

nicht bloß Constanz der Energie: sondern Maximal-Ökonomie des Verbrauchs: so daß das Stärker-werden-wollen von jedem Kraftcentrum aus die einzige Realität ist, — nicht Selbstbewahrung, sondern Aneignung, Herr-werden-, Mehr-werden-, Stärker-werden-wollen.

Daß Wissenschaft möglich ist, das soll uns ein Causalitäts-Princip beweisen?

„aus gleichen Ursachen gleiche Wirkungen“:

„ein permanentes Gesetz der Dinge“

„eine invariable Ordnung“

weil etwas berechenbar ist, ist es deshalb schon nothwendig?

wenn etwas so und nicht anders geschieht, so ist darin kein „Princip“, kein „Gesetz“, keine „Ordnung“

Kraft-Quanta, deren Wesen darin besteht, auf alle anderen Kraft-Quanta Macht auszuüben

Beim Glauben an Ursache und Wirkung ist die Hauptsache immer vergessen: das Geschehen selbst.

man hat einen Thäter angesetzt, man hat das Gethane wieder hypothesirt

[«]

14[82]

Können wir ein Streben nach Macht annehmen, ohne eine Lust- und Unlust-Empfindung d.h. ohne ein Gefühl von der Steigerung und Verminderung der Macht?

der Mechanismus ist nur eine Zeichensprache für die interne Thatsachen-Welt kämpfender und überwindender Willens-Quanta?

alle Voraussetzungen des Mechanismus, Stoff, Atom, Druck und Stoß, Schwere sind nicht „Thatsachen an sich“, sondern Interpretationen mit Hülfe psychischer Fiktionen.

das Leben als die uns bekannteste Form des Seins ist spezifisch ein Wille zur Accumulation der Kraft

: alle Prozesse des Lebens haben hier ihren Hebel

: nichts will sich erhalten, alles soll summirt und accumulirt werden

Das Leben, als ein Einzelfall: Hypothese von da aus auf den Gesammtcharakter des Daseins.

: strebt nach einem Maximal-Gefühl von Macht

: ist essentiell ein Streben nach Mehr von Macht

: Streben ist nichts anderes als Streben nach Macht

: das Unterste und Innerste bleibt dieser Wille: Mechanik ist eine bloße Semiotik der Folgen.

[«]

14[83]

Problem des Philosophen und des wissenschaftlichen Menschen.

Aufgangs-Typus
  Stärke in der Ruhe. In der relativen Gleichgültigkeit und Schwierigkeit, zu reagiren.
  Die großen Affekte, alle, und wunderbar einander zu Hülfe kommend…

Einfluß des Alters
  depressive Gewohnheiten (Stubenhocken à la Kant)
  Überarbeitung
  unzureichende Ernährung des Gehirns
  Lesen

Wesentlicher: ob nicht ein Décadence-Symptom schon in der Richtung auf solche Allgemeinheit gegeben ist: Objektivität als **Willens-Disgregation** (so **fern** bleiben können…
  dies setzt eine große Adiaphorie gegen die starken Triebe voraus:
    eine Art Isolation
    Ausnahme-Stellung   gegen die Normal-Triebe
    Widerstand

Typus: die Loslösung von der Heimat, in immer weitere Kreise, der wachsende Exotismus, das Stummwerden der alten Imperative — — gar dieses beständige Frage „wohin?“ („Glück“) ist ein Zeichen der Herauslösung aus Organisations-Formen, Herausbruch.

Problem: ob der wissenschaftliche Mensch eher noch ein Décadence-Symptom ist als der Philosoph —
  er ist als Ganzes nicht losgelöst, nur ein Theil von ihm ist absolut der Erkenntniß geweiht, dressirt für eine Ecke und Optik —
  — er hat hier alle Tugenden einer starken Rasse und Gesundheit nöthig
  — große Strenge, Männlichkeit, Klugheit —
  — hier könnte man von einer Arbeitstheilung und Dressur reden, die sehr zum Nutzen des Ganzen und nur bei einem sehr hohen Grad von Cultur möglich ist.
  Er ist mehr ein Symptom hoher Vielfachheit der Cultur als von deren Müdigkeit.
  Der décadence-Gelehrte ist ein schlechter Gelehrter. Während der décadence-Philosoph bisher wenigstens als der typische Philosoph galt.

[«]

14[84]

Verglichen mit dem Künstler ist das Erscheinen des wissenschaftlichen Menschen in der That ein Zeichen einer gewissen Eindämmung und Niveau-Erniedrigung des Lebens.

Aber auch einer Verstärkung, Strenge, Willenskraft.

: inwiefern die Falschheit, die Gleichgültigkeit gegen Wahr und Nützlich beim Künstler Zeichen von Jugend, von „Kinderei“ sein mögen…

: ihre habituelle Art, ihre Unvernünftigkeit, ihre Ignoranz über sich, ihre Gleichgültigkeit gegen ewige Werthe, Ernst im „Spiele“… ihr Mangel an Würde; Hanswurst und Gott benachbart; der Heilige und die canaille…

: das Nachmachen als Instinkt, commandirend

Die bejahenden, die Niedergangs-Künstler.

Aufgangs-Künstler — Niedergangs-Künstler: ob sie nicht allen Phasen zugehören… Ja.

[«]

14[85]

Pyrrho, ein griechischer Buddhist
Plato, vielleicht bei den Juden in die Schule gegangen

[«]

14[86]

Zum Begriff „Décadence“ —

1. die Skepsis ist eine Folge der décadence: ebenso wie die libertinage des Geistes.
2. die Corruption der Sitten ist eine Folge der décadence: Schwäche des Willens, Bedürfniß starker Reizmittel…
3. die Kurmethoden, die psychologischen, moralischen, verändern nicht den Gang der décadence, sie halten nicht auf, sie sind physiologisch null

: Einsicht in die große Nullität dieser anmaaßlichen „Reaktionen“
: es sind Formen der Narkotisirung gegen gewisse fatale Folge-Erscheinungen, sie bringen das morbide Element nicht heraus
: sie sind oft heroische Versuche, den Menschen der décadence zu annulliren, ein Minimum seiner Schädlichkeit durchzusetzen.

4. der Nihilism ist keine Ursache, sondern nur die Logik der décadence
5. der „Gute“ und der „Schlechte“ sind nur zwei Typen der décadence: sie halten zu einander in allen Grundphänomenen.
6. die **sociale Frage** ist eine Folge der décadence
7. die Krankheiten, vor allen die Nerven- und Kopfkrankheiten sind Anzeichen, daß die Defensiv-Kraft der starken Natur fehlt; ebendafür spricht die Irritabilität, so daß Lust und Unlust die Vordergrunds-Probleme werden.

[«]

14[87]

der antike Philos<oph> von Socrates <an> hat die Stigmata der décadence: Moralismus und Glück.

Höhepunkt Pyrrho. Stufe des Buddhismus erreicht

Epicureismus im Christenthum

Wege zum Glück: Zeichen, daß alle Hauptkräfte des Lebens erschöpft sind

[«]

14[88]

Die accumulativen Zeiten und Einzelnen

die verschwenderischen: die genialen, die siegreichen, die erobernden, die entdeckenden, die abenteuerlichen

nach letzteren folgt nothwendig der décadent

[«]

14[89]

Gegenbewegung: Religion

Die zwei Typen:
Dionysos und der Gekreuzigte.

Festzuhalten: der typische religiöse Mensch — ob eine décadence-Form?

Die großen Neuerer sind sammt und sonders krankhaft und epileptisch

: aber lassen wir nicht da einen Typus des religiösen Menschen aus, den heidnischen? Ist der heidnische Cult nicht eine Form der Danksagung und Bejahung des Lebens? Müßte nicht sein höchster Repräsentant eine Apologie und Vergöttlichung des Lebens sein?

Typus eines vollgerathenen und entzückt-überströmenden Geistes…

Typus eines die Widersprüche und Fragwürdigkeiten des Daseins in sich hineinnehmenden und **erlösenden** Typus?

— Hierher stelle ich den Dionysos der Griechen:

die religiöse Bejahung des Lebens, des ganzen, nicht verleugneten und halbirten Lebens

typisch: daß der Geschlechts-Akt Tiefe, Geheimniß, Ehrfurcht erweckt

Dionysos gegen den „Gekreuzigten“: da habt ihr den Gegensatz. Es ist nicht eine Differenz hinsichtlich des Martyriums, — nur hat dasselbe einen anderen Sinn. Das Leben selbst, seine ewige Fruchtbarkeit und Wiederkehr bedingt die Qual, die Zerstörung, den Willen zur Vernichtung…

im anderen Fall gilt das Leiden, der „Gekreuzigte als der Unschuldige“, als Einwand gegen dieses Leben, als Formel seiner Verurtheilung.

Man erräth: das Problem ist das vom Sinn des Leidens: ob ein christlicher Sinn, ob ein tragischer Sinn… Im ersten Falle soll es der Weg sein zu einem seligen Sein, im letzteren gilt das Sein als selig genug, um ein Ungeheures von Leid noch zu rechtfertigen

Der tragische Mensch bejaht noch das herbste Leiden: er ist stark, voll, vergöttlichend genug dazu

Der christliche verneint noch das glücklichste Los auf Erden: er ist schwach, arm, enterbt genug, um in jeder Form noch am Leben zu leiden…

„der Gott am Kreuz“ ist ein Fluch auf Leben, ein Fingerzeig, sich von ihm zu erlösen der in Stücke geschnittene Dionysos ist eine Verheißung ins Leben: es wird ewig wieder geboren und aus der Zerstörung heimkommen

[«]

14[90]

Die physiologische Falschheit auf den Bildern Raffaels.

Ein Weib mit normalen Sekretionen hat kein Bedürfniß nach Erlösung. Daß all diese wohlgerathenen und vortheilhaften Naturen sich ewig um jenen anämischen Heiligen von Nazareth bekümmern, geht wider die Naturgeschichte. Der gehörte unter eine andere Species: eine solche, wie sie Dostoiewsky kennt, — rührende, verderbte und verdrehte Mißgeburten mit Idiotismus und Schwärmerei, mit Liebe…

[«]

14[91]

die Religion als décadence

Buddha gegen den „Gekreuzigten"

Innerhalb der nihilistischen Bewegung darf man immer noch die christliche und die buddhistische scharf auseinander halten

: die buddhistische drückt einen schönen Abend aus, eine vollendete Süßigkeit und Milde, — es ist Dankbarkeit gegen alles, was hinten liegt, mit eingerechnet, es fehlt die Bitterkeit, die Enttäuschung, die Rancune

: zuletzt, die hohe geistige Liebe, das Raffinement des physiologischen Widerspruchs ist hinter ihm, auch davon ruht es aus: aber von diesem hat es noch seine geistige Glorie und Sonnenuntergangs-Gluth. (— Herkunft aus den obersten Kasten. —

: die christliche Bewegung ist eine Degenerescenz-Bewegung aus Abfalls- und Ausschuß-Elementen aller Art: sie drückt nicht den Niedergang einer Rasse aus, sie ist von Anfang an eine Aggregat-Bildung aus sich zusammendrängenden und sich suchenden Krankheits-Gebilden… Sie ist deshalb nicht national, nicht rassebedingt: sie wendet sich an die Enterbten von Überall

sie hat die Rancune auf dem Grunde gegen alle Wohlgerathene und Herrschende, sie braucht ein Symbol, welches den Fluch auf die Wohlgerathenen und Herrschenden darstellt…

sie steht im Gegensatz auch zu aller geistigen Bewegung, zu aller Philosophie: sie nimmt die Partei der Idioten und spricht einen Fluch gegen den Geist aus. Rancune gegen die Begabten, Gelehrten, Geistig-Unabhängigen: sie erräth in ihnen das Wohlgerathene, das Herrschaftliche

[«]

14[92]

Das Problem des Socrates.

Die beiden Gegensätze:

die tragische Gesinnung
die sokratische Gesinnung } gemessen an dem Gesetz des Lebens

: in wiefern die sokratische Gesinnung ein Phänomen der décadence ist

: in wiefern aber noch eine starke Gesundheit und Kraft im ganzen Habitus, in der Dialektik und Tüchtigkeit, Straffheit des wissenschaftlichen Menschen sich zeigt (— die Gesundheit des Plebejers dessen Bosheit, esprit frondeur dessen Scharfsinn dessen Canaille au fond im Zaum gehalten durch die Klugheit: „häßlich“

Verhäßlichung:

die Selbstverhöhnung
die dialektische Dürre
die Klugheit als Tyrann gegen „den Tyrannen“ (den Instinkt)

es ist alles übertrieben, excentrisch, Carikatur an Sokrates, ein buffo, mit den Instinkten Voltaires im Leibe;

— er entdeckt eine neue Art Agon —
— er ist der erste Fechtmeister in den vornehmen Kreisen Athens
— er vertritt nichts als die höchste Klugheit: er nennt sie „Tugend“ (— er errieth sie als **Rettung**: es stand ihm nicht frei, klug zu sein, es war de

rigueur

— sich in Gewalt haben, um mit Gründen und nicht mit Affekten in den Kampf zu treten — die List des Spinoza — das Aufdröseln der Affekt-Irrthümer… entdecken, wie man Jeden fängt, den man in Affekt bringt, <entdecken,> daß der Affekt unlogisch prozedirt… Übung in der Selbstverspottung, um das Rancune-Gefühl in der Wurzel zu schädigen

Ich suche zu begreifen, aus welchen partiellen und idiosynkratischen Zuständen das sokratische Problem abzuleiten ist: seine Gleichsetzung von Vernunft = Tugend = Glück. Mit diesem Absurdum von Identitäts-Lehre hat er bezaubert: die antike Philosophie kam nicht wieder los…

Problem des Sokrates. Die Klugheit, Helle, Härte und Logicität als Waffe wider die Wildheit der Triebe. Letztere müssen gefährlich und untergangdrohend sein: sonst hat es keinen Sinn, die Klugheit bis zu dieser Tyrannei auszubilden. Aus der Klugheit einen Tyrannen machen: aber dazu müssen die Triebe Tyrannen sein. Dies das Problem. — Es war sehr zeitgemäß damals. Vernunft wurde = Tugend = Glück.

absoluter Mangel an objektiven Interessen: Haß gegen die Wissenschaft: Idiosynkrasie, sich selbst als Problem <zu> fühlen

Akustische Hallucinationen bei Socrates: morbides Element

Mit Moral sich abgeben widersteht am meisten, wo der Geist reich und unabhängig ist. Wie kommt es, daß Socrates Moral-Monoman ist?

Alle „praktische“ Philosophie tritt in Nothlagen sofort in den Vordergrund. Moral und Religion als Hauptinteressen sind Nothstands-Zeichen

Lösung: die griechischen Philosophen stehen auf der gleichen Grundthatsache ihrer inneren Erfahrungen, wie Sokrates: 5 Schritt weit vom Exceß, von der Anarchie, von der Ausschweifung, alles Décadence-Menschen. Sie empfinden ihn als Arzt:

Lösung: Die Wildheit und Anarchie der Instinkte bei Sokrates ist ein décadence-Symptom. Die Superfötation der Logik und der Vernunft-

Helligkeit insgleichen. Beide sind Abnormitäten, beide gehören zu einander

Logik als Wille zur Macht, zur Selbstherrschaft, zum „Glück“

Kritik. Die décadence verräth sich in dieser Präoccupation des „Glücks“ (d.h. des „Heils der Seele“ d.h. seinen Zustand als **Gefahr** empfinden)

ihr Fanatismus des Interesses für „Glück“ zeigt die Pathologie des Untergrundes: es war ein Lebensinteresse. Vernünftig sein **oder** zu Grunde gehen war die Alternative vor der sie alle standen

der Moralismus der griechischen Philosophen zeigt, daß sie sich in Gefahr fühlten…

[«]

14[93]

Wille zur Macht als Erkenntniss

Kritik des Begriffs „wahre und scheinbare Welt“

von diesen ist die erste eine bloße Fiktion, aus lauter fingirten Dingen gebildet

die „Scheinbarkeit“ gehört selbst zur Realität: sie ist eine Form ihres Seins d.h.

in einer Welt, wo es kein Sein giebt, muß durch den Schein erst eine gewisse berechenbare Welt identischer Fälle geschaffen werden: ein tempo, in dem Beobachtung und Vergleichung möglich ist usw.

„Scheinbarkeit“ ist eine zurechtgemachte und vereinfachte Welt, an der unsere praktischen Instinkte gearbeitet haben: sie ist für uns vollkommen recht: nämlich wir leben, wir können in ihr leben: Beweis ihrer Wahrheit für uns…

: die Welt, abgesehen von unserer Bedingung, in ihr zu leben, die Welt, die wir nicht auf unser Sein, unsere Logik, und psychologischen Vorurtheile reduzirt haben

existirt nicht als Welt „an sich“

sie ist essentiell Relations-Welt: sie hat, unter Umständen, von jedem Punkt aus ihr verschiedenes Gesicht: ihr Sein ist essentiell an jedem Punkte anders: sie drückt auf jeden Punkt, es widersteht ihr jeder Punkt — und diese Summirungen sind in jedem Falle gänzlich incongruent.

Das Maß von Macht bestimmt, welches Wesen das andre Maß von Macht hat: unter welcher Form, Gewalt, Nöthigung es wirkt oder widersteht

Unser Einzelfall ist interessant genug: wir haben eine Conception gemacht, um in einer Welt leben zu können, um gerade genug zu percipiren, daß wir noch es aushalten…

[«]

14[94]

Philosophie als décadence
Zur Kritik des Philosophen

Es ist ein Selbstbetrug der Philosophen und Moralisten, damit aus der décadence herauszutreten, daß sie gegen dieselbe ankämpfen.

Das steht außerhalb ihres Willens: und, so wenig sie es anerkennen, später entdeckt man, wie sie zu den kräftigsten Förderern der décadence gehört haben.

Die Philosophen Griechenlands z.B.: Plato, der Mann des Guten — aber er löste die Instinkte ab von der Polis, vom Wettkampfe, von der militärischen Tüchtigkeit, von der Kunst und Schönheit, von den Mysterien, von dem Glauben an Tradition und Großväter…

— er war der Verführer der nobles: er selbst verführt durch den Roturier Sokrates…

— er negirte alle Voraussetzungen des „vornehmen Griechen“ von Schrot und Korn, nahm Dialektik in die Alltags-Praxis auf, conspirirte mit den Tyrannen, trieb Zukunfts-Politik und gab das Beispiel der vollkommensten Instinkt-Ablösung vom Alten.

Er ist tief, leidenschaftlich in allem Antihellenischen…

Sie stellen der Reihe nach die typischen Décadence-Formen dar, diese großen Philosophen:
die moralisch-religiöse Idiosynkrasie
den Anarchismus
den Nihilismus ἀδιάφορα
den Cynismus
die Verhärtung
den Hedonismus,
den Reaktionismus

die Frage vom „Glück“ von der „Tugend“, vom „Heil der Seele“ ist der Ausdruck der physiologischen Widersprüchlichkeit in diesen Niedergangsnaturen: es fehlt in den Instinkten das Schwergewicht, das Wohin?

: warum wagt Keiner, die Freiheit des Willens zu leugnen? Sie sind alle präoccupirt durch ihr „Heil der Seele“ — was liegt ihnen an der Wahrheit?

[«]

14[95]

Zwei aufeinander folgende Zustände: der eine Ursache, der andere Wirkung
: ist falsch.
der erste Zustand hat nichts zu bewirken
den zweiten hat nichts bewirkt.
: es handelt sich um einen Kampf zweier an Macht ungleichen Elemente: es wird ein Neuarrangement der Kräfte erreicht, je nach dem Maß von Macht eines jeden.
der zweite Zustand ist etwas Grundverschiedenes vom ersten (nicht dessen „Wirkung“): das Wesentliche ist, daß die im Kampf befindlichen Faktoren mit anderen Machtquanten herauskommen.

[«]

14[96]

[+ + +] Sie verachten den Leib: sie ließen ihn außer Rechnung: mehr noch, sie behandelten ihn wie einen Feind. Ihr Wahnwitz war zu glauben, man könne eine „schöne Seele, in einer Mißgeburt von Cadaver herumtragen… Um das auch Anderen glaublich zu machen, hatten sie nöthig, den Begriff „schöne Seele“ anders anzusetzen, den natürlichen Werth umzuwerthen, bis endlich ein bleiches, krankhaftes, idiotisch-schwärmerisches Wesen als Vollkommenheit, als „englisch“, als Verklärung, als höherer Mensch empfunden wurde.

[«]

14[97]

„Wille zur Macht“

„Der Wille zur Macht“ wird in demokratischen Zeitaltern dermaaßen gehaßt, daß deren ganze Psychologie auf seine Verkleinerung und Verleumdung gerichtet scheint…

Der Typus des großen Ehrgeizigen: das soll Napoleon sein! Und Caesar! Und Alexander!… Als ob das nicht gerade die größten Verächter der Ehre wären!…

Und Helvétius entwickelt uns, daß man nach Macht strebt, um die Genüsse zu haben, welche dem Mächtigen zu Gebote stehen…: er versteht dieses Streben nach Macht als Willen zum Genuß, als Hedonismus…

Stuart Mill: — — —

[«]

14[98]

Wille zur Macht principiell

Kritik des Begriffs „Ursache“

Ich brauche den Ausgangspunkt „Wille zur Macht“ als Ursprung der Bewegung. Folglich darf die Bewegung nicht von außen her bedingt sein — nicht verursacht…

Ich brauche Bewegungsansätze und -Centren, von wo aus der Wille um sich greift…

Wir haben absolut keine Erfahrung über eine Ursache

: psychologisch nachgerechnet, kommt uns der ganze Begriff aus der subjektiven Überzeugung, daß wir Ursache sind, nämlich, daß der Arm sich bewegt… Aber das ist ein Irrthum

: wir unterscheiden uns, die Thäter, vom Thun und von diesem Schema machen wir überall Gebrauch, — wir suchen nach einem Thäter zu jedem Geschehen…

: was haben wir gemacht? wir haben ein Gefühl von Kraft, Anspannung, Widerstand, ein Muskelgefühl, das schon der Beginn der Handlung ist, als Ursache mißverstanden

: oder den Willen, das und das zu thun, weil auf ihn die Aktion folgt, als Ursache verstanden — Ursache, d.h. — — —

„Ursache“ kommt gar nicht vor: von einigen Fällen, wo sie uns gegeben schien und von wo aus wir sie projicirt haben zum Verständniß des Geschehens, ist die Selbsttäuschung nachgewiesen.

Unser „Verständniß eines Geschehens“ bestand darin, daß wir ein Subjekt erfanden welches verantwortlich wurde dafür, daß etwas geschah und wie es geschah.

Wir haben unser Willens-Gefühl, unser „Freiheits-Gefühl“, unser Verantwortlichkeits-Gefühl und unsere Absicht von einem Thun in den Begriff „Ursache“ zusammengefaßt:

: causa efficiens und finalis ist in der Grundconception Eins.

Wir meinten, eine Wirkung sei erklärt, wenn ein Zustand aufgezeigt würde, in dem sie bereits inhärirt

Thatsächlich erfinden wir alle Ursachen nach dem Schema der Wirkung: letztere ist uns bekannt… Umgekehrt sind wir außer Stande, von irgend einem Ding voraus zu sagen, was es „wirkt“.

Das Ding, das Subjekt, der Wille, die Absicht — alles inhärirt der Conception „Ursache“.

Wir suchen nach Dingen, um zu erklären, weshalb sich etwas verändert hat. Selbst noch das Atom ist ein solches hinzugedachtes „Ding“ und „Ursubjekt“…

Endlich begreifen wir, daß Dinge, folglich auch Atome nichts wirken: weil sie gar nicht da sind… daß der Begriff Causalität vollkommen unbrauchbar ist — Aus einer nothwendigen Reihenfolge von Zuständen folgt nicht deren Causal-Verhältniß (— das hieße deren wirkende Vermögen von 1 auf 2, auf 3, auf 4, auf 5 springen zu machen)

Die Causalitäts-Interpretation eine Täuschung...

die Bew<egung> ist ein Wort, die Bew<egung> ist keine Ursache —

ein „Ding“ ist eine Summe seiner Wirkungen, synthetisch gebunden durch einen Begriff, Bild…

Es giebt weder Ursachen, noch Wirkungen.

Sprachlich wissen wir davon nicht loszukommen. Aber daran liegt nichts. Wenn ich den Muskel von seinen „Wirkungen“ getrennt denke, so habe ich ihn negirt…

In summa: ein Geschehen ist weder bewirkt, noch bewirkend

Causa ist ein Vermögen zu wirken, hinzu erfunden zum Geschehen…

es giebt nicht was Kant meint, *keinen* Causalitäts-Sinn

man wundert sich, man ist beunruhigt, man will etwas Bekanntes, woran man sich halten kann…

sobald im Neuen uns etwas Altes aufgezeigt wird, sind wir beruhigt.

Der angebliche Causalitäts-Instinkt ist nur die *Furcht vor dem Ungewohnten* und der Versuch, in ihm etwas *Bekanntes* zu entdecken

ein Suchen nicht nach Ursachen sondern nach Bekanntem…

Der Mensch ist sofort beruhigt, wenn er zu einem Neuen — — — er bemüht sich *nicht*, zu verstehen, in wiefern das Streichhölzchen Feuer verursacht

Thatsächlich hat die Wissenschaft den Begriff Causalität seines Inhalts entleert und ihn übrig behalten zu einer Gleichnißformel, bei der es im Grunde gleichgültig geworden ist, auf welcher Seite Ursache oder Wirkung. Es wird behauptet, daß in zwei Complexen Zuständen (Kraftconstellationen) die Quanten Kraft gleich blieben.

Die *Berechenbarkeit eines Geschehens* liegt nicht darin, daß eine Regel befolgt wurde

oder einer Nothwendigkeit gehorcht wurde

oder ein Gesetz von Causalität von uns in jedes Geschehen projicirt wurde:

sie liegt in der *Wiederkehr identischer Fälle*

[«]

14[99]

Philosophie als décadence

Die *weise* Müdigkeit. Pyrrho. Der Buddhist. Vergleich mit Epikur.

Pyrrho. Unter den Niedrigen leben, niedrig. Kein Stolz. Auf die gemeine Art leben; ehren und glauben, was Alle glauben. Auf der Hut gegen Wissenschaft und Geist, auch Alles, was *bläht*… Einfach: unbeschreiblich geduldig, unbekümmert, mild.

ἀπάθεια, mehr noch πραΰτης.

Ein Buddhist für Griechenland, zwischen dem Tumult der Schulen aufgewachsen; spät gekommen; ermüdet; der Protest des Müden gegen den Eifer der Dialektiker; der Unglaube des Müden an die Wichtigkeit aller Dinge. Er hat *Alexander* gesehen, er hat die *indischen Büßer* gesehen. Auf solche

Späte und Raffinirte wirkt alles Niedrige, alles Arme, alles Idiotische selbst verführerisch. Das narkotisirt: das macht ausstrecken: Pascal. Sie empfinden andrerseits, mitten im Gewimmel und verwechselt mit Jedermann, ein wenig Wärme: sie haben Wärme nöthig, diese Müden…

Den Widerspruch überwinden; kein Wettkampf; kein Wille zur Auszeichnung: die griechischen Instinkte verneinen. — Pyrrho lebte mit seiner Schwester zusammen, die Hebamme war. —

Die Weisheit verkleiden, daß sie nicht mehr auszeichnet; ihr einen Mantel von Armut und Lumpen geben; die niedrigsten Verrichtungen thun: auf den Markt gehen und Milchschweine verkaufen…

Süßigkeit; Helle; Gleichgültigkeit; keine Tugenden, die Gebärden brauchen. Sich auch in der Tugend gleichsetzen: letzte Selbstüberwindung, letzte Gleichgültigkeit.

Pyrrho, gleich Epikur, zwei Formen der griechischen décadence: verwandt, im Haß gegen die Dialektik und gegen alle schauspielerischen Tugenden — Beides zusammen hieß damals Philosophie —; absichtlich das, was sie lieben, niedrig; die gewöhnlichen, selbst verachteten Namen dafür wählend; einen Zustand darstellend, wo man weder krank, noch gesund, noch lebendig, noch todt ist… Epikur, naiver, idyllischer, dankbarer; Pyrrho, gereister, verlebter, nihilistischer…

Sein Leben war ein Protest gegen die große Identitätslehre (Glück = Tugend = Erkenntniß).

Das rechte Leben findet man nicht durch Wissenschaft: Weisheit macht nicht „weise“…

Das rechte Leben will nicht Glück, sieht ab von Glück…

[«]

14[100]

Die eigentlichen Philosophen der Griechen sind die vor Sokrates: mit Sokrates verändert sich etwas

das sind Alles vornehme Personnagen, abseits sich stellend von Volk und Sitte, gereist, ernst bis zur Düsterkeit, mit langsamem Auge, den Staatsgeschäften und der Diplomatie nicht fremd. Sie nehmen den Weisen alle großen Conceptionen der Dinge vorweg: sie stellen sie selber dar, sie bringen sich in System.

Nichts giebt einen höheren Begriff vom griechischen Geist, als diese plötzliche Fruchtbarkeit an Typen, als diese ungewollte Vollständigkeit in der Aufstellung der großen Möglichkeiten <des> philosophischen Ideals.

Ich sehe nur noch Eine originale Figur in den Kommenden: einen Spätling, aber nothwendig den letzten… den Nihilisten Pyrrho,… er hat den Instinkt gegen alles das, was inzwischen obenauf, die Sokratiker, Plato

Pyrrho greift über Protagoras zu Demokrit zurück…

der Artisten-Optimismus Heraklits, — — —

[«]

14[101]

die décadence überhaupt

Wenn Lust und Unlust sich auf das Gefühl der Macht beziehen, so müßte Leben ein Wachsthum von Macht darstellen, so daß die Differenz des „Mehr“ ins Bewußtsein träte… Ein Niveau von Macht festgehalten: würde sich die Lust nur an Verminderungen des Niveaus zu messen haben, an Unlustzuständen, — nicht an Lustzuständen… Der Wille zum Mehr liegt im Wesen der Lust: daß die Macht wächst, daß die Differenz in's Bewußtsein tritt…

Von einem gewissen Punkte an, bei der décadence tritt die umgekehrte Differenz ins Bewußtsein, die Abnahme: das Gedächtniß der starken Augenblicke von ehedem drückt die gegenwärtigen Lustgefühle herab, — der Vergleich schwächt jetzt die Lust…

[«]

14[102]

Zur Hygiene der „Schwachen“. — Alles, was in der Schwäche gethan wird, mißräth. Moral: nichts thun. Nur ist das Schlimme, daß gerade die Kraft, das Thun auszuhängen, nicht zu reagiren, am stärksten krank ist unter dem Einfluß der Schwäche: daß man nie schneller, nie blinder reagirt als dann, wenn man gar nicht reagiren sollte…

Die Stärke einer Natur zeigt sich im Abwarten und Aufschieben der Reaktion: eine gewisse ἀδιαφορία ist ihr so zu eigen, wie der Schwäche die Unfreiheit der Gegenbewegung, die Plötzlichkeit, Unhemmbarkeit der „Handlung“…

der Wille ist schwach: und das Recept, um dumme Sachen zu verhüten, wäre, starken Willen zu haben, und nichts zu thun…

Contradictio…

Eine Art Selbstzerstörung, der Instinkt der Erhaltung ist compromittirt… Der Schwache schadet sich selber… das ist der Typus der décadence…

Thatsächlich finden wir ein ungeheures Nachdenken über Praktiken, die Impassibilität zu provociren. Der Instinkt ist insofern auf richtiger Spur als nichts-thun nützlicher ist als etwas thun…

Alle Praktiken der Orden, der solitären Philosophen, der Fakirs sind von dem richtigen Werthmaße eingegeben, daß eine gewisse Art Mensch sich noch am meisten nützt, wenn sie sich so viel wie möglich hindert, zu handeln —

Erleichterungsmittel: der absolute Gehorsam

die machinale Thätigkeit

die Separation von Menschen und Dingen, welche ein sofortiges Entschließen und Handeln fördern würden

[«]

14[103]

1.

Ich sehe mit Erstaunen, daß die Wissenschaft sich heute resignirt, auf die scheinbare Welt angewiesen zu sein: eine wahre Welt — sie mag sein, wie sie will, gewiß haben wir kein Organ der Erkenntniß für sie.

Hier dürfte man nun schon fragen: mit welchem Organ der Erkenntniß setzt man auch diesen Gegensatz nur an?…

Damit daß eine Welt, die unseren Organen zugänglich ist, auch als abhängig von diesen Organen verstanden wird, damit daß wir eine Welt als subjektiv bedingt <verstehen,> damit ist nicht ausgedrückt, daß eine objektive Welt überhaupt möglich <ist>. Wer wehrt uns zu denken, daß die Subjektivität real, essentiell ist?

das „An sich“ ist sogar eine widersinnige Conception: eine „Beschaffenheit an sich“ ist Unsinn: wir haben den Begriff „Sein“, „Ding“ immer nur als Relationsbegriff…

Das Schlimme ist — daß mit dem alten Gegensatz „scheinbar“ und „wahr“ sich das correlative Werthurtheil fortgepflanzt <hat>: geringer an Werth und absolut „werthvoll“

die scheinbare Welt gilt uns nicht als eine „werthvolle“ Welt; der Schein soll eine Instanz gegen die oberste Werthheit sein. Werthvoll an sich kann nur eine „wahre“ Welt sein…

Erstens: man behauptet, sie existirt
zweitens: man hat eine ganz bestimmte Werthvorstellung von ihr

Vorurtheil der Vorurtheile! Erstens wäre an sich möglich, daß die wahre Beschaffenheit der Dinge dermaßen den Voraussetzungen des Lebens schädlich wäre, entgegengesetzt wäre, daß eben der Schein noth thäte, um leben zu können… Dies ist ja der Fall in so vielen Lagen: z.B. in der Ehe

Unsere empirische Welt wäre aus den Instinkten der Selbsterhaltung auch in ihren Erkenntnißgrenzen bedingt: wir hielten für wahr, für gut, für werthvoll, was der Erhaltung der Gattung frommt…

a. wir haben keine Kategorien, nach denen wir eine wahre und eine scheinbare Welt scheiden dürften. Es könnte eben bloß eine scheinbare Welt geben, aber nicht nur unsere scheinbare Welt…
b. die wahre Welt angenommen, so könnte sie immer noch die geringere an Werth für uns sein: gerade das Quantum Illusion möchte in seinem Erhaltungswerth für uns höheren Ranges sein. Es sei denn, daß der Schein an sich ein Verwerfungsurtheil begründete?
c. daß eine Correlation besteht zwischen den Graden der Werthe und den Graden der Realität, so daß die obersten Werthe auch die oberste Realität hätten: ist ein metaphysisches Postulat von der Voraussetzung ausgehend, daß wir die Rangordnung der Werthe kennen: nämlich daß diese Rangordnung eine moralische ist… Nur in dieser Voraussetzung ist die Wahrheit nothwendig für die Definition alles Höchstwerthigen
der „Schein“ wäre ein Einwand gegen einen Werth überhaupt

Es ist von kardinaler Wichtigkeit, daß man die wahre Welt abschafft. Sie ist die große Anzweiflerin und Werthverminderung der Welt, die wir sind: Sie war bisher unser gefährlichstes Attentat auf das Leben

Krieg gegen alle Voraussetzungen, auf welche hin man eine wahre Welt fingirt hat. Zu diesen Voraussetzungen gehört, daß die moralischen Werthe die obersten sind

Die moralische Werthung als oberste wäre widerlegt, wenn sie bewiesen werden könnte als die Folge einer unmoralischen Werthung

: als ein Spezialfall der realen Unmoralität

: sie reduzirte sich damit selbst auf einen Anschein

und als Anschein hätte sie, von sich aus, kein Recht mehr, den Schein zu verurtheilen.

3.

„Der Wille zur Wahrheit“ wäre sodann psychologisch zu untersuchen: er ist keine moralische Gewalt, sondern eine Form des Willens zur Macht. Dies wäre damit zu beweisen, daß er sich aller unmoralischen Mittel bedient: der Metaphysik voran —

: die Methodik der Forschung ist erst erreicht, wenn alle moralischen Vorurtheile überwunden sind… sie stellte einen Sieg über die Moral dar…

NB. Wir sind heute vor die Prüfung der Behauptung gestellt, daß die moralischen Werthe die obersten Werthe sind.

[«]

14[104]

Die Moralwerthe als Scheinwerthe, verglichen mit den physiologischen

[«]

14[105]

Unsere Erkenntniß ist in dem Maaße wissenschaftlich geworden, als sie Zahl und Maaß anwenden kann…

Der Versuch wäre zu machen, ob nicht eine wissenschaftliche Ordnung der Werthe einfach auf eine Zahl- und Maßscala der Kraft aufzubauen wäre…

— alle sonstigen „Werthe“ sind Vorurtheile, Naivetäten, Mißverständnisse…

— sie sind überall reduzirbar auf jene Zahl- und Maß-Scala der Kraft

— das Aufwärts in dieser Scala bedeutet jedes Wachsen an Werth:

das Abwärts in dieser Skala bedeutet Verminderung des Werths

Hier hat man den Schein und das Vorurtheil wider sich.

eine Moral, eine durch lange Erfahrung und Prüfung erprobte, bewiesene Lebensweise kommt zuletzt als Gesetz zum Bewußtsein, als dominirend…

und damit tritt die ganze Gruppe verwandter Werthe und Zustände in sie hinein: sie wird ehrwürdig, unangreifbar, heilig, wahrhaft

es gehört zu ihrer Entwicklung, daß ihre Herkunft vergessen wird… Es ist ein Zeichen, daß sie Herr geworden ist…

* * *

Ganz dasselbe könnte geschehen sein mit den Kategorien der Vernunft: dieselben könnten, unter vielem Tasten und Herumgreifen, sich bewährt haben durch relative Nützlichkeit… Es kam ein Punkt, wo man sie zusammenfaßte, sich als Ganzes zum Bewußtsein brachte, — und wo man sie befahl… d.h. wo sie wirkten als befehlend…

Von jetzt ab galten sie als a priori…, als jenseits der Erfahrung, als unabweisbar…

Und doch drücken sie vielleicht nichts aus als eine bestimmte Rassen- und Gattungs-Zweckmäßigkeit, — bloß ihre Nützlichkeit ist ihre „Wahrheit“ —

Von der Herkunft der Vernunft —

A.

Die obersten Werthe waren bisher die moralischen.

B.

Kritik dieser Werthe.

C.

———

[«]

14[106]

Vorschrift für den jungen Theologen:

1. daß er sich des Weibes enthalte und überhaupt jeder gegorenen Substanz; daß er weder Stiefeln, noch Sonnenschirm trage; daß er sich jedes Sinnenreizes (Gesang, Tanz und Musik) enthalte

2. Wenn der Candidat unfreiwillig eine Befleckung während seines Schlummers empfängt, so soll er sich bei dem Aufgang der Sonne drei Mal in den heiligen Sumpf tauchen, mit den Worten „daß Das, was wider Willen von mir gegangen ist, zu mir zurückkomme!“

3. Wenn sein Lehrer ihn unterbricht, so soll er ihm weder liegend, noch sitzend, noch essend, noch laufend, noch von fern, noch mit einem Seitenblick antworten:

4. Vielmehr soll er zu ihm kommen und, aufrecht, respektvoll, ihn ansehen und Antwort geben.

Wenn er im Wagen ist und seinen Lehrer bemerkt, soll er sofort aussteigen, um ihm seine honneurs zu machen.

Der Schüler darf das Weib seines Lehrers nicht beim Baden bedienen, noch sie parfümiren, noch sie massiren, noch ihren Haar-Aufputz arrangiren, noch sie salben

Er darf sich auch nicht vor der jungen Gattin seines Lehrers niederwerfen und respectvoll ihre Füße berühren, gesetzt nämlich, daß er durch sein Alter bereits das Wissen von Gut und Böse hat.

Es liegt in der Natur des Weibes daß es den Männern gefalle und sie versuchen will. Aber die Weisen lassen sich niemals so weit gehen, dieser Anziehungskraft nachzugeben, nämlich in Fällen, wo dies tadelnswerth ist.

Man soll nicht an einsamen Orten allein mit seiner Mutter, seiner Schwester, seiner Tochter und anderen Verwandtinnen weilen: die durch Einsamkeit aufgeregten Sinne sind so mächtig daß sie bisweilen über die Weisesten Recht bekommen.

Dies war der Fall mit dem weisen Vasta, der, um vor der Bosheit der Leute von Gotha zu fliehen, sich mit seinen 2 Töchtern in eine Höhle zurückzog: woselbst er sie alle beide zu Müttern machte.

[«]

14[107]

Theorie und Praxis
Kritik vom Werth der Moral

Gefährliche Unterscheidung zwischen „theoretisch“ und “praktisch“ z.B. bei Kant, aber auch bei den Alten

— sie thun, als ob die reine Geistigkeit ihnen die Probleme der Erkenntniß und Metaphysik vorlege

— sie thun, als ob, wie auch die Antwort der Theorie ausfalle, die Praxis nach eigenem Werthmaße zu beurtheilen sei.

Gegen das Erste richte ich meine Psychologie der Philosophen: ihr entfremdetster Calcul und „Geistigkeit“ bleibt immer nur der letzte blasseste Abdruck einer physiologischen Thatsache; es fehlt absolut die Freiwilligkeit darin, Alles ist Instinkt, Alles ist von vorn herein in bestimmte Bahnen gelenkt…

— gegen das Zweite frage ich, ob wir eine andere Methode kennen, um gut zu handeln als immer gut zu denken: letzteres ist ein Handeln, und ersteres setzt Denken voraus. Haben wir ein Vermögen, den Werth einer Lebensweise anderswie zu beurtheilen als den Werth einer Theorie durch Induktion, durch Vergleichung?… Die Naiven glauben, hier wären wir besser daran, hier wüßten wir, was „gut“ ist, — die Philosophen reden’s nach. Wir schließen, daß hier ein Glaube vorhanden ist, weiter nichts…

„Man muß handeln; folglich bedarf es einer Richtschnur“ — sagten selbst die antiken Skeptiker

die Dringlichkeit einer Entscheidung als Argument, irgend etwas hier für wahr zu halten!…

Man muß nicht handeln: — sagten ihre consequenteren Brüder, die Buddhisten und ersannen eine Richtschnur, wie man sich losmachte vom Handeln…

Sich einordnen, leben wie der „gemeine Mann“ lebt, gut und recht halten, was er recht hält: das ist die Unterwerfung unter den Herdeninstinkt.

Man muß seinen Muth und seine Strenge so weit treiben, eine solche Unterwerfung wie eine Scham zu empfinden

Nicht mit zweierlei Maß leben!… Nicht Theorie und Praxis trennen! —

[«]

14[108]

Wille zur Macht als Moral

Die Vorherrschaft der moralischen Werthe.

Folgen dieser Vorherrschaft, die Verderbniß der Psychologie usw.

das Verhängniß überall, das an ihr hängt

Was bedeutet diese Vorherrschaft? Worauf weist sie hin?

— eine gewisse größere Dringlichkeit eines bestimmten Ja und Nein auf diesem Gebiete

— man hat alle Arten Imperative darauf verwendet, um die moralischen Werthe als fest erscheinen zu lassen: sie sind am längsten commandirt worden: — sie scheinen instinktiv wie innere Commandos…

— es drücken sich Erhaltungsbedingungen der Societät darin aus, daß die moralischen Werthe als undiskutirbar empfunden werden

— die Praxis: das will heißen, die Nützlichkeit, mit einander sich über die obersten Werthe zu verstehen, hat hier eine Art Sanktion erlangt

— wir sehen alle Mittel angewendet, wodurch das Nachdenken und die Kritik auf diesem Gebiete lahm gelegt wird: — welche Attitüde nimmt noch Kant, nicht zu reden von denen, welche es als unmoralisch ablehnen, hier zu „forschen“ —

Wie man die Moral zur Herrschaft gebracht hat

[«]

14[109]

Wissenschaft und Philosophie

Alle diese Werthe sind empirisch und bedingt. Aber der, der an sie glaubt, der sie verehrt, will eben diesen Charakter nicht anerkennen…

die Philosophen glauben allesammt an diese Werthe und eine Form ihrer Verehrung war die Bemühung, aus ihnen a priori Wahrheiten zu machen fälschender Charakter der Verehrung…

die Verehrung ist die hohe Probe der intellektuellen Rechtschaffenheit: aber es giebt in der ganzen Geschichte der Philosophie keine intellektuelle Rechtschaffenheit

sondern die „Liebe zum Guten“…

: der absolute Mangel an Methode, um das Maaß dieser Werthe zu prüfen

zweitens: die Abneigung, diese Werthe zu prüfen, überhaupt sie bedingt zu nehmen

Bei den Moral-Werthen kamen alle antiwissenschaftlichen Instinkte zusammen in Betracht, um hier die Wissenschaft auszuschließen…

Wie der unglaubliche Skandal, den die Moral in der Geschichte der Wissenschaft darstellt, zu erklären…

[«]

14[110]

Formel des „Fortschritts“-Aberglaubens eines berühmten Physiologen der cerebralen Thätigkeiten

„L’animal ne fait jamais de progrès comme espèce; l’homme seul fait de progrès comme espèce.“

Nein: — — —

[«]

14[111]

Philosophie als décadence

Die große Vernunft in aller Erziehung zur Moral war immer, daß man hier die Sicherheit eines Instinkts zu erreichen suchte: so daß weder die gute Absicht, noch die guten Mittel als solche erst ins Bewußtsein traten. So wie der Soldat exercirt, so sollte der Mensch handeln lernen. In der That gehört dieses Unbewußtsein zu jeder Art Vollkommenheit: selbst noch der Mathematiker handhabt seine Combinationen unbewußt…

Was bedeutet nun die Reaktion des Sokrates, welcher die Dialektik als Weg zur Tugend anempfahl und sich darüber lustig machte, wenn die Moral sich nicht logisch zu rechtfertigen wußte?… Aber eben das Letztere gehört zu ihrer Güte… ohne sie taugt sie nichts!… Scham erregen war ein nothwendiges Attribut des Vollkommenen!…

Es bedeutet exakt die Auflösung der griechischen Instinkte, als man die Beweisbarkeit als Voraussetzung der persönlichen Tüchtigkeit in der Tugend voranstellte. Es sind selbst Typen der Auflösung, alle diese großen „Tugendhaften“ und Wortemacher…

In praxi bedeutet es, daß die moralischen Urtheile aus ihrer Bedingtheit, aus der sie gewachsen sind und in der allein sie Sinn haben, aus ihrem griechischen und griechisch-politischen Grund und Boden ausgerissen werden und, unter dem Anschein von Sublimirung, **entnatürlicht** werden. Die großen Begriffe „gut“ „gerecht“ werden losgemacht von den Voraussetzungen, zu denen sie gehören: und als frei gewordene „Ideen“ Gegenstände der Dialektik. Man sucht hinter ihnen eine Wahrheit, man nimmt sie als Entitäten oder als Zeichen von Entitäten: man erdichtet eine Welt, wo sie zu Hause sind, wo sie herkommen…

In summa: der Unfug ist auf <s>einer Spitze bereits bei Plato… Und nun hatte man nöthig, auch den abstrakt-vollkommenen Menschen hinzu<zu>erfinden

gut, gerecht, weise, Dialektiker — kurz die Vogelscheuche des antiken Philosophen,

eine Pflanze, aus jedem Boden losgelöst; eine Menschlichkeit ohne alle bestimmten regulirenden Instinkte; eine Tugend, die sich mit Gründen „beweist“.

das vollkommen absurde „Individuum“ an sich! die Unnatur höchsten Rangs…

Kurz, die Entnatürlichung der Moralwerthe hatte zur Consequenz, einen entartenden Typus des Menschen zu schaffen — „den Guten“, „den Glücklichen“, „den Weisen“

Sokrates ist ein Moment der tiefsten Perversität in der Geschichte der Menschen

[«]

14[112]

Es würde uns Zweifel gegen einen Menschen machen, zu hören, daß er Gründe nöthig hat, um anständig zu bleiben: gewiß ist, daß wir seinen Umgang meiden. Das Wörtchen „denn“ compromittirt in gewissen Fällen; man widerlegt sich mitunter sogar durch ein einziges „denn“. Hören wir nun des Weiteren daß ein solcher Aspirant der Tugend schlechte Gründe nöthig hat, um respektabel zu bleiben, so giebt das noch keinen Grund ab, unseren Respekt vor ihm zu steigern. Aber er geht weiter, er kommt zu uns, er sagt uns ins Gesicht: „Sie stören meine Moralität mit Ihrem Unglauben, mein Herr Ungläubiger; so lange Sie nicht an meine schlechten Gründe, will sagen an Gott, an ein strafendes Jenseits, an eine Freiheit des Willens glauben, verhindern Sie meine Tugend… Moral: man muß die Ungläubigen abschaffen, sie verhindern die Moralisirung der Massen“.

[«]

14[113]

Moral als décadence

Heute, wo uns jedes „so und so soll der Mensch sein“ eine kleine Ironie in den Mund legt, wo wir durchaus daran festhalten, daß man, trotz allem, nur das wird, was man ist (trotz allem: will sagen Erziehung, Unterricht, milieu, Zufälle und Unfälle), haben wir in Dingen der Moral auf eine curiose Weise das Verhältniß von Ursache und Folge umdrehen gelernt, — nichts unterscheidet uns vielleicht gründlicher von den alten Moralgläubigen. Wir sagen z.B. nicht mehr „das Laster ist die Ursache davon, daß ein Mensch auch physiologisch zu Grunde geht“; wir sagen ebenso wenig „durch die Tugend gedeiht ein Mensch, sie bringt langes Leben und Glück“. Unsere Meinung ist vielmehr, daß Laster und Tugend keine Ursachen, sondern nur Folgen sind. Man wird ein anständiger Mensch, weil man ein anständiger Mensch ist: das heißt weil man als Capitalist guter Instinkte und gedeihlicher Verhältnisse geboren ist… Kommt man arm zur Welt, von Eltern her, welche in Allem nur verschwendet und nichts gesammelt haben, so ist man „unverbesserlich“, will sagen reif für Zuchthaus und Irrenhaus… Wir wissen heute die moralische Degenerescenz nicht mehr abgetrennt von der physiologischen zu denken: sie ist ein bloßer Symptom-Complex der letzteren; <man> ist nothwendig schlecht, wie man nothwendig krank ist… Schlecht: das Wort drückt hier gewisse

Unvermögen aus, die physiologisch mit dem Typus der Degenerescenz verbunden sind: z.B. die Schwäche des Willens, die Unsicherheit und selbst Mehrheit der „Person“, die Ohnmacht, auf irgend einen Reiz hin die Reaktion auszusetzen und sich zu „beherrschen“, die Unfreiheit vor jeder Art Suggestion eines fremden Willens. Laster ist keine Ursache; Laster ist eine Folge… Laster ist eine ziemlich willkürliche Begriffs-Abgrenzung, um gewisse Folgen der physiologischen Entartung zusammenzufassen. Ein allgemeiner Satz, wie ihn das Christenthum lehrte, „der Mensch ist schlecht“, würde berechtigt sein, wenn es berechtigt wäre, den Typus des Degenerirten als Normal-Typus des Menschen zu nehmen. Aber das ist vielleicht eine Übertreibung. Gewiß hat der Satz überall dort ein Recht, wo gerade das Christenthum gedeiht und obenauf ist: denn damit ist ein morbider Boden bewiesen, ein Gebiet für Degenerescenz.

[«]

14[114]

Wachsthum oder Erschöpfung
Kritik der christlichen Werthe.
Kritik der antiken Philosophie.
Zur Geschichte des europäischen Nihilismus.

das Christenthum nihilistisch
die Vorarbeit dazu: die antike Philosophie

[«]

14[115]

Wissenschaft und Philosophie

Wie weit die Verderbniß der Psychologen durch die Moral-Idiosynkrasie geht:

Niemand der alten Philosophen hat den Muth zur Theorie des „unfreien Willens“ gehabt (das heißt zu einer die Moral negirenden Theorie)

Niemand hat den Muth gehabt, das Typische der Lust, jeder Art Lust („Glück“) zu definiren als Gefühl der Macht: denn die Lust an der Macht galt als unmoralisch

Niemand hat den Muth gehabt, die Tugend als eine Folge der Unmoralität (eines Machtwillens) im Dienste der Gattung (oder der Rasse oder der Polis) zu begreifen (denn der Machtwille galt als Unmoralität, denn damit wäre erkannt worden, was die Wahrheit — — — daß Tugend nur <eine> Form der Unmoralität ist)

Es kommt in der ganzen Entwicklung der Moral keine Wahrheit vor: alle Begriffs-Elemente, mit denen gearbeitet wird, sind Fiktionen, alle Psychologica, an die man sich hält, sind Fälschungen; alle Formen der Logik, welche man in dies Reich der Lüge einschleppt, sind Sophismen. Was die Moral-Philosophen selbst auszeichnet: das ist die vollkommene Absenz jeder Sauberkeit, jeder Selbst-Zucht des Intellekts: sie halten „schöne Gefühle“ für Argumente: ihr „geschwellter Busen“ dünkt ihnen der Blasebalg der Gottheit… Die Moral-Philosophie ist die scabreuse Partie in der Geschichte des Geistes.

Das erste große Beispiel: unter dem Namen der Moral, als Patronat der Moral ein unerhörter Unfug ausgeübt, thatsächlich eine décadence in jeder Hinsicht.

[«]

14[116]

Philosophie als décadence

Man kann nicht streng genug darauf insistiren, daß die großen griechischen Philosophen die décadence jedweder griechischen Tüchtigkeit repräsentiren und contagiös machen… Diese gänzlich abstrakt gemachte „Tugend“ war die größte Verführung, sich selbst abstrakt zu machen: d.h. sich herauszulösen…

Der Augenblick ist sehr merkwürdig: die Sophisten streifen an die erste Kritik der Moral, die erste Einsicht in die Moral…

— sie stellen die Mehrheit (die lokale Bedingtheit) der moralischen Werthurtheile neben einander

— sie geben zu verstehen, daß jede Moral sich dialektisch rechtfertigen <lasse>, — daß es keinen Unterschied mache: das heißt, sie errathen, wie alle Begründung einer Moral nothwendig sophistisch sein muß —

— ein Satz, der hinterdrein im allergrößten Stil durch die antiken Philosophen von Plato an (bis Kant) bewiesen worden ist

— sie stellen die erste Wahrheit hin, daß „eine Moral an sich“, ein „Gutes an sich“ nicht existirt, daß es Schwindel ist, von „Wahrheit“ auf diesem Gebiete zu reden

Wo war nur die intellektuelle Rechtschaffenheit damals?

die griechische Cultur der Sophisten war aus allen griechischen Instinkten herausgewachsen: sie gehört zur Cultur der Perikleischen Zeit, so nothwendig wie Plato nicht zu ihr gehört: sie hat ihre Vorgänger in Heraklit, in Demokrit, in den wissenschaftlichen Typen der alten Philosophie; sie hat in der hohen Cultur des Thukydides z.B. ihren Ausdruck

— und, sie hat schließlich Recht bekommen: jeder Fortschritt der erkenntnißtheoretischen und moralistischen Erkenntniß hat die Sophisten restituirt…

unsere heutige Denkweise ist in einem hohen Grade heraklitisch, demokritisch und protagoreisch… es genügte zu sagen, daß sie protagoreisch <sei>, weil Protagoras die beiden Stücke Heraklit und Demokrit in sich zusammennahm

Plato: ein großer Cagliostro, — man denke, wie ihn Epicur beurtheilte; wie ihn Timon, der Freund Pyrrhos, beurtheilte — —

Steht vielleicht die Rechtschaffenheit Platos außer Zweifel?… Aber wir wissen zum Mindesten, daß er als absolute Wahrheit gelehrt wissen wollte, was nicht einmal bedingt ihm als Wahrheit galt: nämlich die Sonderexistenz und Sonder-Unsterblichkeit der „Seelen“

[«]

14[117]

die Gegenbewegung: die Kunst

Das Rauschgefühl, thatsächlich einem Mehr von Kraft entsprechend:

am stärksten in der Paarungszeit der Geschlechter:

neue Organe, neue Fertigkeiten, Farben, Formen…

die „Verschönerung“ ist eine Folge der erhöhten Kraft

Verschönerung als nothwendige Folge der Kraft-Erhöhung

Verschönerung als Ausdruck eines siegreichen Willens, einer gesteigerten Coordination, einer Harmonisirung aller starken Begehrungen, eines unfehlbar perpendikulären Schwergewichts die logische und geometrische Vereinfachung ist eine Folge der Krafterhöhung: umgekehrt erhöht wieder das Wahrnehmen solcher Vereinfachung das Kraftgefühl…

Spitze der Entwicklung: der große Stil

Die Häßlichkeit bedeutet décadence eines Typus, Widerspruch und mangelnde Coordination der inneren Begehrungen

bedeutet einen Niedergang an organisirender Kraft, an „Willen“ physiologisch geredet…

der Lustzustand, den man Rausch nennt, ist exakt ein hohes Machtgefühl…

die Raum- und Zeit-Empfindungen sind verändert: ungeheure Fernen werden überschaut und gleichsam erst wahrnehmbar

die Ausdehnung des Blicks über größere Mengen und Weiten

die Verfeinerung des Organs für die Wahrnehmung vieles Kleinsten und Flüchtigsten

die Divination, die Kraft des Verstehens auf die leiseste Hülfe hin, auf jede Suggestion hin, die „intelligente“ Sinnlichkeit…

die Stärke als Herrschaftsgefühl in den Muskeln, als Geschmeidigkeit und Lust an der Bewegung, als Tanz, als Leichtigkeit und Presto

die Stärke als Lust am Beweis der Stärke, als Bravourstück, Abenteuer, Furchtlosigkeit, gleichgültiges Wesen…

Alle diese Höhen-Momente des Lebens regen sich gegenseitig an; die Bilder- und Vorstellungswelt der Einen genügt, als Suggestion, für die anderen… Dergestalt sind schließlich Zustände in einander verwachsen, die vielleicht Grund hätten, sich fremd zu bleiben. Zum Beispiel

das religiöse Rauschgefühl und die Geschlechtserregung (zwei tiefe Gefühle, nachgerade fast verwunderlich coordinirt. Was gefällt allen frommen Frauen, alten und jungen? Antwort: ein Heiliger mit schönen Beinen, noch jung, noch Idiot…)

die Grausamkeit in der Tragödie und das Mitleid (— ebenfalls normal coordinirt…

Frühling, Tanz, Musik, alles Wettbewerb der Geschlechter — und auch noch jene Faustische „Unendlichkeit im Busen“…

die Künstler, wenn sie etwas taugen, sind stark (auch leiblich) angelegt, überschüssig, Kraftthiere, sensuell; ohne eine gewisse Überheizung des geschlechtlichen Systems ist kein Raffael zu denken… Musik machen ist auch noch eine Art Kindermachen; Keuschheit ist bloß die Ökonomie eines Künstlers: — und jedenfalls hört auch bei Künstlern die Fruchtbarkeit mit der Zeugungskraft auf…

die Künstler sollen nichts so sehen, wie es ist, sondern voller, sondern einfacher, sondern stärker: dazu muß ihnen eine Art ewiger Jugend und Frühling, eine Art habitueller Rausch im Leibe sein.

Beyle und Flaubert, zwei Unbedenkliche in solchen Fragen, haben in der That den Künstlern im Interesse ihres Handwerks Keuschheit anempfohlen: ich hätte auch Renan zu nennen der den gleichen Rath giebt, Renan ist Priester…

[«]

14[118]

die Epidemien	,die Hallucinationen,
	,die Tänze und Gebärden-Zeichen
	,das Lied (Überrest von Tanz
	,— — —
normale Funktionen:	:der Traum (ein rauschartiger Zustand leitet ihn ein)
sich übend	:die optischen Gesichtsbilder
	:Gehörsbilder
	:Tastbilder

[«]

14[119]

Gegenbewegung

die Kunst

alle Kunst wirkt als Suggestion auf die Muskeln und Sinne, welche ursprünglich beim naiven künstlerischen Menschen thätig sind: sie redet immer nur zu Künstlern, — sie redet zu dieser Art von feiner Erreglichkeit des Leibes. Der Begriff „Laie“ ist ein Fehlgriff. Der Taube ist keine Species des Guthörigen.

Alle Kunst wirkt tonisch, mehrt die Kraft, entzündet die Lust (d.h. das Gefühl der Kraft), regt alle die feineren Erinnerungen des Rausches an, — es giebt ein eigenes Gedächtniß, das in solche Zustände hinunterkommt: eine ferne und flüchtige Welt von Sensationen kehrt da zurück…

Das Häßliche d.h. der Widerspruch zur Kunst, das, was ausgeschlossen wird von der Kunst, ihr Nein — jedes Mal, wenn der Niedergang, die Verarmung an Leben, die Ohnmacht, die Auflösung, die Verwesung von Fern nur angeregt wird, reagirt der aesthetische Mensch mit seinem Nein

Das Häßliche wirkt depressiv, es ist der Ausdruck einer Depression. Es nimmt Kraft, es verarmt, es drückt…

Das Häßliche suggerirt Häßliches; man kann an seinen Gesundheitszuständen erproben, wie unterschiedlich das Schlechtbefinden auch die Fähigkeit der Phantasie des Häßlichen steigert. Die Auswahl wird anders, von Sachen, Interessen, Fragen: es giebt einen dem Häßlichen nächstverwandten Zustand auch im Logischen — Schwere, Dumpfheit… Mechanisch fehlt dabei das Schwergewicht: das Häßliche hinkt, das Häßliche stolpert: — Gegensatz einer göttlichen Leichtfertigkeit des Tanzenden…

Der aesthetische Zustand hat einen Überreichthum von Mittheilungsmitteln, zugleich mit einer extremen Empfänglichkeit für Reize und Zeichen. Er ist der Höhepunkt der Mittheilsamkeit und Übertragbarkeit zwischen lebenden Wesen, — er ist die Quelle der Sprachen.

die Sprachen haben hier ihren Entstehungsherd: die Tonsprachen, sogut als die Gebärden- und Blicksprachen. Das vollere Phänomen ist immer der Anfang: unsere Culturmensch-Vermögen sind subtrahirte aus volleren Vermögen. Aber auch heute hört man noch mit den Muskeln, man liest selbst noch mit den Muskeln.

Jede reife Kunst hat eine Fülle Convention zur Grundlage: insofern sie Sprache ist. Die Convention ist die Bedingung der großen Kunst, nicht deren Verhinderung…

Jede Erhöhung des Lebens steigert die Mittheilungs-Kraft, insgleichen die Verständniß-Kraft des Menschen. Das Sichhineinleben in andere Seelen ist urspr<ünglich> nichts Moralisches, sondern eine physiologische Reizbarkeit der Suggestion: die „Sympathie“ oder was man „Altruismus“ nennt, sind bloße Ausgestaltungen jenes zur Geistigkeit gerechneten psychomotorischen Rapports (induction psycho-motrice meint Ch. Féré) Man theilt sich nie Gedanken mit, man theilt sich Bewegungen mit, mimische Zeichen, welche von uns auf Gedanken hin zurück gelesen werden…

* * *

Ich setze hier eine Reihe psychologischer Zustände als Zeichen vollen und blühenden Lebens hin, welche man heute gewohnt ist, als krankhaft zu beurtheilen. Nun haben wir verlernt, inzwischen, zwischen gesund und krank von einem Gegensatze zu reden: es handelt sich um Grade, — meine Behauptung in diesem Falle ist, daß was heute „gesund“ genannt wird, ein niedrigeres Niveau von dem darstellt, was unter günstigen Verhältnissen gesund wäre… daß wir relativ krank sind… Der Künstler gehört zu einer noch stärkeren Rasse. Was uns schon schädlich, was bei uns krankhaft wäre, ist bei ihm Natur ---

die Überfülle an Säften und Kräften kann so gut Symptome der partiellen Unfreiheit, von Sinnes-Hallucinationen, von Suggestions-Raffinements mit sich bringen, wie eine Verarmung an Leben… der Reiz ist anders bedingt, die Wirkung bleibt sich gleich…

Vor allem ist die Nachwirkung nicht dieselbe; die extreme Erschlaffung aller morbiden Natur<en> nach ihren Nerven-Excentricitäten hat nichts mit den Zuständen des Künstlers gemein: der seine guten Zeiten nicht abzubüßen hat…

Er ist reich genug dazu: er kann verschwenden, ohne arm zu werden…

Wie man heute „Genie“ als eine Form der Neurose beurtheilen dürfte, so vielleicht auch die künstlerische Suggestions-Kraft, — und unsere Artisten sind in der That den hysterischen Weiblein nur zu verwandt!!! Das aber spricht gegen „heute“, und nicht gegen die „Künstler“…

Aber man wendet uns ein, daß gerade die Verarmung der Maschine die extravagante Verständnißkraft über jedwede Suggestion ermögliche: Zeugniß unsere hysterischen Weiblein „unsere Jenseitsforscher“

* * *

Inspiration: Beschreibung.

* * *

Die unkünstlerischen Zustände: die der Objektivität, der Spiegelung, des ausgehängten Willens…

das skandalöse Mißverständniß Schopenhauers, der die Kunst als Brücke zur Verneinung des Lebens nimmt…

* * *

Die unkünstlerischen Zustände: die Verarmenden, Abziehenden, Ablassenden unter deren Blick das Leben leidet… der Christ…

* * *

Problem der tragischen Kunst.

* * *

Die Romantiker: eine zweideutige Frage, wie alles Moderne.

* * *

der Schauspieler

[«]

14[120]

Liebe

Will man den erstaunlichsten Beweis dafür, wie weit die Transfigurationskraft des Rausches geht? Die „Liebe“ ist dieser Beweis, das, was Liebe heißt, in allen Sprachen und Stummheiten der Welt. Der Rausch wird hier mit der Realität in einer Weise fertig, daß im Bewußtsein des Liebenden die Ursache ausgelöscht und etwas Andres sich an ihrer Stelle zu finden scheint — ein Zittern und Aufglänzen aller Zauberspiegel der Circe… Hier macht Mensch und Thier keinen Unterschied; noch weniger, Geist, Güte, Rechtschaffenheit… Man wird fein genarrt, wenn man fein ist, man wird grob genarrt, wenn man grob ist: aber die Liebe, und selbst die Liebe zu Gott, die Heiligen-Liebe „erlöster Seelen“, bleibt in der Wurzel Eins: als ein Fieber, das Gründe <hat>, sich zu transfiguriren, ein Rausch, der gut thut, über sich zu lügen… Und jedenfalls lügt man gut, wenn man liebt, vor sich und über sich: man scheint sich transfigurirt, stärker, reicher, vollkommener, man ist vollkommener… Wir finden hier die Kunst als organische Funktion: wir finden sie eingelegt in den engelhaftesten Instinkt des Lebens: wir finden sie als größtes Stimulans des Lebens, — Kunst somit, sublim zweckmäßig auch noch darin, daß sie lügt… Aber wir würden irren, bei ihrer Kraft zu lügen stehen zu bleiben: sie thut mehr als bloß imaginiren, sie verschiebt selbst die Werthe. Und nicht nur daß sie das Gefühl der Werthe verschiebt… Der Liebende ist mehr werth, ist stärker. Bei den Thieren treibt dieser Zustand neue Stoffe, Pigmente, Farben und Formen heraus: vor allem neue Bewegungen, neue Rythmen, neue Locktöne und Verführungen. Beim Menschen ist es nicht anders. Sein Gesammthaushalt ist reicher als je, mächtiger ganzer als im Nichtliebenden. Der Liebende wird Verschwender: er ist reich genug dazu. Er wagt jetzt, wird Abenteurer, wird ein Esel an Großmuth und Unschuld; er glaubt wieder an Gott, er glaubt an die Tugend weil er an die Liebe glaubt: und andrerseits wachsen diesem Idioten des Glücks Flügel und neue Fähigkeiten und selbst zur Kunst thut sich ihm die Thüre auf. Rechnen wir aus der Lyrik in Ton und Wort die Suggestion jenes intestinalen Fiebers ab: was bleibt von der Lyrik und Musik übrig?… L’art pour l’art vielleicht: das virtuose Gequak kaltgestellter Frösche, die in ihrem Sumpfe desperiren… Den ganzen Rest schuf die Liebe…

[«]

14[121]

Wille zur Macht psychologisch

Einheitsconception der Psychologie.

Wir sind gewöhnt daran, die Ausgestaltung einer ungeheuren Fülle von Formen verträglich zu halten mit einer Herkunft aus der Einheit.

Daß der Wille zur Macht die primitive Affekt-Form ist, daß alle anderen Affekte nur seine Ausgestaltungen sind:

Daß es eine bedeutende Aufklärung giebt, an Stelle des individuellen „Glücks“ nach dem jedes Lebende streben soll, zu setzen Macht: „es strebt nach Macht, nach Mehr in der Macht“ — Lust ist nur ein Symptom vom Gefühl der erreichten Macht, eine Differenz-Bewußtheit —

— es strebt nicht nach Lust, sondern Lust tritt ein, wenn es erreicht, wonach es strebt: Lust begleitet, Lust bewegt nicht…

Daß alle treibende Kraft Wille zur Macht ist, das es keine physische, dynamische oder psychische Kraft außerdem giebt…

— in unserer Wissenschaft, wo der Begriff Ursache und Wirkung reduzirt ist auf das Gleichungs-Verhältniß, mit dem Ehrgeiz, zu beweisen, daß auf jeder Seite dasselbe Quantum von Kraft ist, fehlt die **treibende Kraft**: wir betrachten nur Resultate, wir setzen sie als gleich in Hinsicht auf Inhalt an Kraft, wir erlassen uns die Frage der Verursachung einer Veränderung…

es ist eine bloße Erfahrungssache, daß die Veränderung nicht aufhört: an sich haben wir nicht den geringsten Grund zu verstehen, daß auf eine Ver<änderung> eine andere folgen müsse. Im Gegentheil: ein erreichter Zustand schiene sich selbst erhalten zu müssen, wenn es nicht ein Vermögen in ihm gebe, eben nicht sich erhalten <zu> wollen…

Der Satz des Spinoza von der Selbsterhaltung müßte eigentlich der Veränderung einen Halt setzen: aber der Satz ist falsch, das Gegentheil ist wahr. Gerade an allem Lebendigen ist am deutlichsten zu zeigen, daß es alles thut, um nicht sich zu erhalten, sondern um mehr zu werden…

ist „Wille zur Macht“ eine Art „Wille“ oder identisch mit dem Begriff „Wille“? heißt es so viel als begehren? oder commandiren?

ist es der „Wille“, von dem Schopenhauer meint, er sei das „An sich der Dinge“?

: mein Satz ist: daß Wille der bisherigen Psychologie, eine ungerechtfertigte Verallgemeinerung ist, daß es diesen Willen gar nicht giebt, daß statt die Ausgestaltung Eines bestimmten Willens in viele Formen zu fassen, man den Charakter des Willens weggestrichen hat, indem man den Inhalt, das Wohin? heraus subtrahirt hat

: das ist im höchsten Grade bei Schopenhauer der Fall: das ist ein bloßes leeres Wort, was er „Wille“ nennt. Es handelt sich noch weniger um einen „Willen zum Leben“: denn das Leben ist bloß ein Einzelfall des Willens zur Macht, — es ist ganz willkürlich zu behaupten, daß Alles danach strebe, in diese Form des Willens zur Macht überzutreten

[«]

14[122]

Zur Erkenntnisstheorie: bloß empirisch:

Es giebt weder „Geist“, noch Vernunft, noch Denken, noch Bewußtsein, noch Seele, noch Wille, noch Wahrheit: alles Fiktionen, die unbrauchbar sind. Es handelt sich nicht um „Subjekt und Objekt“ sondern um eine bestimmte Thierart, welche nur unter einer gewissen relativen Richtigkeit, vor allem Regelmäßigkeit ihrer Wahrnehmungen (so daß sie Erfahrung capitalisiren kann) gedeiht…

Die Erkenntniß arbeitet als Werkzeug der Macht. So liegt es auf der Hand, daß sie wächst mit jedem Mehr von Macht…

Sinn der „Erkenntniß“: hier ist, wie bei „gut“ oder „schön“, der Begriff streng und eng anthropocentrisch und biologisch zu nehmen. Damit eine bestimmte Art sich erhält — und wächst in ihrer Macht —, muß sie in ihrer Conception der Realität so viel Berechenbares und Gleichbleibendes erfassen, daß darauf hin ein Schema ihres Verhaltens construirt werden kann. Die Nützlichkeit der Erhaltung, nicht irgend ein abstrakttheoretisches Bedürfniß, nicht betrogen zu werden, steht als Motiv hinter der Entwicklung der Erkenntnißorgane… sie entwickeln sich so, daß ihre Beobachtung genügt, uns zu erhalten. Anders: das Maß des Erkennenwollens hängt ab von dem Maß des Wachsens des Willens zur Macht der Art: eine Art ergreift so viel Realität, um über sie Herr zu werden, um sie in Dienst zu nehmen.

der mechanistische Begriff der Bewegung ist bereits eine Übersetzung des Original-Vorgangs in die Zeichensprache von Auge und Getast.

der Begriff „Atom“ die Unterscheidung zwischen einem „Sitz der treibenden Kraft und ihr selber“ ist eine Zeichensprache aus unserer logisch-psychischen Welt her.

Es steht nicht in unserem Belieben, unser Ausdrucksmittel zu verändern: es ist möglich, zu begreifen, in wiefern es bloße Semiotik ist.

Die Forderung einer adäquaten Ausdrucksweise ist unsinnig: es liegt im Wesen einer Sprache, eines Ausdrucksmittels, eine bloße Relation auszudrücken… Der Begriff „Wahrheit“ ist widersinnig… das ganze Reich von „wahr“ „falsch“ bezieht sich nur auf Relationen zwischen Wesen, nicht auf das „An sich“… Unsinn: es giebt kein „Wesen an sich“, die Relationen constituiren erst Wesen, so wenig es eine „Erkenntniß an sich“ geben kann…

[«]

14[123]

Gegenbewegung

Anti-Darwin.

Was mich beim Überblick über die großen Schicksale des Menschen am meisten überrascht ist, immer das Gegentheil vor Augen zu sehen von dem, was heute Darwin mit seiner Schule sieht oder sehen will: die Selektion zu Gunsten der Stärkeren, Besser-Weggekommenen, den Fortschritt der Gattung. Gerade das Gegentheil greift sich mit Händen: das Durchstreichen der Glücksfälle, die Unnützlichkeit der höher gerathenen Typen, das unvermeidliche Herr-werden der mittleren, selbst der untermittleren Typen. Gesetzt, daß man uns nicht den Grund aufzeigt, warum der Mensch die Ausnahme unter den Creaturen ist, neige ich zum Vorurtheil, daß die Schule Darwins sich überall getäuscht hat. Jener Wille zur Macht, in dem ich den letzten Grund und Charakter aller Veränderung wieder erkenne, giebt uns das Mittel in die Hand, warum gerade die Selektion zu Gunsten der Ausnahmen und Glücksfälle nicht statt hat: die Stärksten und Glücklichsten sind schwach, wenn sie organisirte Heerdeninstinkte, wenn sie die Furchtsamkeit der Schwachen, der Überzahl gegen sich haben. Mein Gesammtaspekt der Welt der Werthe zeigt, daß in den obersten Werthen, die über der Menschheit heute aufgehängt sind, nicht die Glücksfälle, die Selektions-Typen, die Oberhand <haben>: vielmehr die Typen der décadence — vielleicht giebt es nichts Interessanteres in der Welt als dies unerwünschte Schauspiel…

So seltsam es klingt: man hat die Starken immer zu bewaffnen gegen die Schwachen; die Glücklichen gegen die Mißglückten; die Gesunden gegen die Verkommenden und Erblich-Belasteten. Will man die Realität zur Moral formuliren: so lautet diese Moral: die Mittleren sind mehr werth als die Ausnahmen, die Decadenz-Gebilde mehr als die Mittleren, der Wille zum Nichts hat die Oberhand über den Willen zum Leben — und das Gesammtziel ist

nun, christlich, buddhistisch, schopenhauerisch ausgedrückt:
besser nicht sein als sein

Gegen die Formulirung der Realität zur Moral empöre ich mich: deshalb perhorrescire ich das Christenthum mit einem tödtlichen Haß, weil es die sublimen Worte und Gebärden schuf, um einer schauderhaften Wirklichkeit den Mantel des Rechts der Tugend, der Göttlichkeit zu geben…

Ich sehe alle Philosophen, ich sehe die Wissenschaft auf den Knien vor der Realität vom umgekehrten Kampf ums Dasein, als ihn die Schule Darwins lehrt — nämlich überall die obenauf, die übrigbleibend, die das Leben, den Werth des Lebens compromittiren. — Der Irrthum der Schule Darwins wurde mir zum Problem: wie kann man blind sein, um gerade hier falsch zu sehen?… Daß die Gattungen einen Fortschritt darstellen, ist die unvernünftigste Behauptung von der Welt: einstweilen stellen sie ein Niveau dar, —

daß die höheren Organismen aus den niederen sich entwickelt haben, ist durch keinen Fall bisher bezeugt —

ich sehe, daß die niederen durch die Menge, durch die Klugheit, durch die List im Übergewicht sind — ich sehe nicht, wie eine zufällige Veränderung einen Vortheil abgiebt, zum Mindesten nicht für eine so lange Zeit, diese w<äre> wieder ein neues Motiv, zu erklären, w<arum> eine zufällige Veränderung derartig stark geworden ist —

— ich finde die „Grausamkeit der Natur“, von der man so viel redet, an einer anderen Stelle: sie ist grausam gegen ihre Glückskinder, sie schont und schützt und liebt les humbles — ganz wie — — —

* * *

In summa: das Wachsthum der Macht einer Gattung ist durch die Präponderanz ihrer Glückskinder, ihrer Starken vielleicht weniger garantirt als durch die Präponderanz der mittleren und niederen Typen… In letzteren ist die große Fruchtbarkeit, die Dauer; mit ersteren wächst die Gefahr, die rasche Verwüstung, die schnelle Zahl-Verminderung.

* * *

[«]

14[124]

Gegenbewegung

Vom Ursprung der Religion

In derselben Weise, in der jetzt noch der ungebildete Mensch daran glaubt, der Zorn sei die Ursache davon, wenn er zürnt, der Geist davon, daß er denkt, die Seele davon, daß er fühlt, kurz so wie auch jetzt noch unbedenklich eine Masse von psychologischen Entitäten angesetzt wird welche Ursachen sein sollen: so hat der Mensch auf einer noch naiveren Stufe eben dieselben Erscheinungen mit Hülfe von psychologischen Personal-Entitäten erklärt. Die Zustände, die ihm fremd, hinreißend, überwältigend schienen, legte er sich als Obsession und Verzauberung unter der Macht einer Person zurecht. So führt der Christ, die heute am meisten naive und zurückgebildete Art Mensch, die Hoffnung, die Ruhe, das Gefühl der „Erlösung“ auf ein psychologisches Inspiriren Gottes zurück: bei ihm, als einem wesentlich leidenden und beunruhigten Typus erscheinen billigerweise die Glücks- Erhebungs- und Ruhegefühle als das Fremde, als das der Erklärung Bedürftige. Unter klugen, starken und lebensvollen Rassen erregte am meisten der Epileptische die Überzeugung, daß hier eine fremde Macht im Spiel ist; aber auch jede verwandte Unfreiheit, z.B. die des Begeisterten, des Dichters, des großen Verbrechers, der Passionen wie Liebe und Rache dient zur Erfindung von außermenschlichen Mächten. Man concrescirt einen Zustand in eine Person: und behauptet, dieser Zustand, wenn er an uns auftritt, sei die Wirkung jener Person. Mit anderen Worten: in der psychologischen Gottbildung wird ein Zustand, um Wirkung zu sein, als Ursache personifizirt.

Die psychologische Logik ist die: das Gefühl der Macht, wenn es plötzlich und überwältigend den Menschen überzieht, — und das ist in allen großen Affekten der Fall — erregt ihm einen Zweifel an seiner Person: er wagt sich nicht als Ursache dieses erstaunlichen Gefühls zu denken — und so setzt er eine stärkere Person, eine Gottheit für diesen Fall an.

In summa: der Ursprung der Religion liegt in den extremen Gefühlen der Macht, welche als fremd den Menschen überraschen: und dem Kranken gleich, der ein Glied zu schwer und seltsam fühlt und zum Schluß kommt, daß ein anderer Mensch über ihm liege, legt sich der naive homo religiosus in mehrere

Personen auseinander. Die Religion ist ein Fall der „altération de la personnalité“. Eine Art Furcht- und Schreckgefühl vor sich selbst…

Aber ebenso ein außerordentliches Glücks- und Höhengefühl…

unter Kranken genügt das Gesundheits-Gefühl, um an Gott, an die Nähe Gottes zu glauben

[«]

14[125]

Rudimentäre Psychologie des religiösen Menschen

alle Veränderungen sind Wirkungen,

alle Wirkungen sind Willens-Wirkungen. Der Begriff „Natur“, „Naturgesetz“ fehlt.

zu allen Wirkungen gehört ein Thäter

rudimentäre Psychologie: man ist selber nur in dem Falle Ursache, wo man weiß, daß man gewollt hat.

Folge: die Zustände der Macht imputiren dem Menschen das Gefühl, nicht die Ursache zu sein, unverantwortlich dafür zu sein

: sie kommen, ohne gewollt zu sein: folglich sind wir nicht die Urheber

: der unfreie Wille (d.h. das Bewußtsein einer Veränderung mit uns, ohne daß wir sie gewollt haben) bedarf eines fremden Willens

Consequenz: der Mensch hat alle seine starken und erstaunlichen Momente nicht gewagt, sich zuzurechnen, — er hat sie als „passiv“, als „erlitten“ als Überwältigungen concipirt

: die Religion ist eine Ausgeburt eines Zweifels an der Einheit der Person, eine altération der Persönlichkeit

: insofern alles Große und Starke vom Menschen als übermenschlich als fremd concipirt wurde, verkleinerte sich der Mensch, — er legte die zwei Seiten, eine sehr erbärmliche und schwache und eine sehr starke und erstaunliche in zwei Sphären auseinander, hieß die erste „Mensch“, die zweite „Gott“.

Er hat das immer fortgesetzt, er hat, in der Periode der moral<ischen> Idiosynkrasie, seine hohen und sublimen Moral-Zustände nicht als „gewollt“, als „Werk“ der Person ausgelegt. Auch der Christ legt seine Person in eine mesquine und schwache Fiktion, die er Mensch nennt und eine andere, die er Gott (Erlöser, Heiland) nennt auseinander —

Die Religion hat den Begriff „Mensch“ erniedrigt; ihre extreme Consequenz ist, daß alles Gute, Große, Wahre übermenschlich ist und nur durch eine Gnade geschenkt…

[«]

14[126]

Gegenbewegung: Religion

Moral als Versuch, den menschlichen Stolz herzustellen

Die Theorie vom „freien Willen“ ist antireligiös. Sie will dem Menschen ein Anrecht schaffen, sich für seine hohen Zustände und Handlungen als Ursache denken zu dürfen; sie ist eine Form des wachsenden Stolzgefühls

Der Mensch fühlt seine Macht, sein „Glück“, wie man sagt: es muß „Wille“ sein vor diesem Zustand, — sonst gehört er ihm nicht an

die Tugend ist der Versuch, ein Faktum von Wollen und Gewollt-haben, als nothwendiges Antecedens vor jedes hohe und starke Glücksgefühl zu setzen

wenn regelmäßig der Wille zu gewissen Handlungen im Bewußtsein vorhanden ist, so darf ein Machtgefühl als dessen Wirkung ausgelegt werden

Das ist eine bloße Optik der Psychologie: immer unter der falschen Voraussetzung, daß uns nichts zugehört, was wir nicht als gewollt im Bewußtsein haben

Die ganze Verantwortlichkeitslehre hängt an dieser naiven Psychologie, daß nur der Wille Ursache ist und daß man wissen muß, gewollt zu haben, um sich als Ursache glauben zu dürfen

der Mensch darf nur vor sich Achtung haben, sofern er tugendhaft ist.

Kommt die Gegenbewegung: die der Moralphilosophen, immer noch unter dem gleichen Vorurtheile, daß man nur für etwas verantwortlich ist das man gewollt hat.

Der Werth des Menschen als moralischer Werth angesetzt: folglich muß seine Moralität eine causa prima sein

folglich muß ein Princip im Menschen sein, ein „freier Wille“ als causa prima

Hier ist immer der Hintergedanke: wenn der Mensch nicht causa prima ist als Wille, so ist er unverantwortlich, — folglich gehört er gar nicht vor das moralische

Forum, — die Tugend oder das Laster wären automatisch oder machinal…

In summa: damit der Mensch vor sich Achtung haben kann, muß er fähig sein, auch böse zu werden

[«]

14[127]

Eine Form der Religion, um den Volks-Stolz herzustellen

Ein andrer Weg, den Menschen aus seiner Erniedrigung zu ziehen, welche der Abgang der hohen und starken Zustände, wie als fremder Zustände, mit sich brachte, war die Verwandtschafts-Theorie

: diese hohen und starken Zustände konnten wenigstens als Einwirkungen unserer Vorfahren ausgelegt werden, wir gehörten zu einander, solidarisch, wir wachsen in unseren eigenen Augen, indem wir nach uns bekannter Norm handeln.

Versuch, vornehmer Familien, die Religion mit ihrem Selbstgefühl auszugleichen

Die Transfiguration, die zeitweilige Metamorphose

— Dasselbe thun die Dichter und Seher, sie fühlen sich stolz, gewürdigt und auserwählt zu sein zu solchem Verkehre, — sie legen Werth darauf, als Individuen gar nicht in Betracht zu kommen, bloße Mundstücke zu sein (Homer)

Noch eine Form der Religion. Der Gott wählt aus, der Gott wird Mensch, oder Gott wohnt mit Menschen zusammen und hinterläßt große Wohlthaten, die Ortslegende, als „Drama“ ewig dargestellt

Schrittweises Besitz-ergreifen von seinen hohen und stolzen Zuständen, Besitzergreifen von seinen Handlungen und Werken

— ehedem glaubte man sich zu ehren, wenn man für die höchsten Dinge, die man that, sich nicht verantwortlich wußte, sondern — Gott —

die Unfreiheit des Willens galt als das, was einer Handlung einen höheren Werth verlieh: damals war ein Gott zu ihrem Urheber gemacht…

[«]

14[128]

Wille zur Macht — Moral

Die Schauspielerei als Folge der Moral des „freien Willens“

Es ist ein Schritt in der Entwicklung des Machtgefühls selbst, seine hohen Zustände (seine Vollkommenheit) selber auch verursacht zu haben — folglich, schloß man sofort, gewollt zu haben…

Kritik: alles vollkommene Thun ist gerade unbewußt und nicht mehr gewollt, das Bewußtsein drückt einen unvollkommenen und oft krankhaften Personalzustand aus. Die persönliche Vollkommenheit als bedingt durch Willen, als Bewußtheit, als Vernunft mit Dialektik ist eine Carikatur, eine Art von Selbstwiderspruch… Der Grad von Bewußtsein macht ja die Vollkommenheit unmöglich… Form der Schauspielerei…

[«]

14[129]

Philosophie als décadence

Warum Alles auf Schauspielerei hinauskam.

Die rudimentäre Psychologie, welche nur die bewußten Momente des Menschen rechnete, als Ursachen, welche „Bewußtheit“ als Attribut der Seele nahm, welche einen Willen (d.h. eine Absicht) hinter allem Thun suchte

: sie hatte nur nöthig zu antworten: erstens, was will der Mensch?

Antwort: das Glück (— man durfte nicht sagen „Macht“: das wäre unmoralisch gewesen) — folglich ist in allem Handeln des Menschen eine Absicht, mit ihm das Glück zu erreichen

— zweitens, wenn thatsächlich der Mensch das Glück nicht erreicht, woran liegt es? An den Fehlgriffen in Bezug auf die Mittel.

Welches ist unfehlbar das Mittel zum Glück? Antwort: die Tugend.

Warum die Tugend? Weil sie die höchste Vernünftigkeit <ist>, und weil Vernünftigkeit den Fehler unmöglich macht, sich in den Mitteln zu vergreifen

als Vernunft ist die Tugend der Weg zum Glück…

die Dialektik ist das beständige Handwerk der Tugend, weil sie alle Trübung des Intellekts, alle Affekte ausschließt

Thatsächlich will der Mensch nicht das „Glück“…

Lust ist ein Gefühl von Macht: wenn man die Affekte ausschließt, so schließt man die Zustände aus, die am höchsten das Gefühl der Macht, folglich Lust geben.

die höchste Vernünftigkeit ist ein kalter, klarer Zustand, der fern davon ist, jenes Gefühl von Glück zu geben, das der Rausch jeder Art mit sich bringt…

die antiken Phil<osophen> bekämpften alles, was berauscht, — was die absolute Kälte und Neutralität des Bewußtseins beeinträchtigt…

sie waren consequent, auf Grund ihrer falschen Voraussetzung: daß Bewußtsein der hohe, der oberste Zustand sei, die Voraussetzung der Vollkommenheit,

während das Gegentheil wahr ist - - -

Soweit gewollt wird, soweit gewußt wird, giebt es keine Vollkommenheit im Thun irgendwelcher Art. Die antiken Philosophen waren die größten Stümper der Praxis, weil sie sich theoretisch verurtheilten, zur Stümperei… In praxi lief Alles auf Schauspielerei hinaus: — und wer dahinter kam, Pyrrho z.B., urtheilte wie Jedermann, nämlich daß in der Güte und Rechtschaffenheit die „kleinen Leute“ den Philosophen weit über sind

Alle tieferen Naturen des Alterthums haben Ekel an den Philosophen der Tugend gehabt:

man sah Streithämmel und Schauspieler in ihnen.

Urtheil über Plato: seitens Epikurs
seitens Pyrrhos

Resultat: in der Praxis des Lebens, in der Geduld, Güte und gegenseitigen Förderung sind ihnen die kleinen Leute über: ungefähr das Urtheil, wie es Dostojewsky oder Tolstoi für seine Moujik’s in Anspruch nimmt: sie sind philosophischer in der Praxis, sie haben eine beherztere Art, mit dem Nothwendigen fertig zu werden…

[«]

14[130]

Gegenbewegung: Religion
Moral als décadence

Reaktion der kleinen Leute:

das höchste Gefühl der Macht giebt die Liebe

Zu begreifen, in wiefern hier nicht der Mensch überhaupt, sondern eine Art Mensch redet. Diese ist näher auszugraben

„wir sind göttlich in der Liebe, wir werden ‚Kinder Gottes‘, Gott liebt uns und will gar nichts von uns, als Liebe“

das heißt: alle Moral, alles Gehorchen und Thun, bringt nicht jenes Gefühl von Macht und Freiheit hervor, wie es die Liebe hervorbringt

— aus Liebe thut man nichts Schlimmes, man thut viel mehr als man aus Gehorsam und Tugend thäte —

— hier ist das Heerdenglück, das Gemeinschafts-Gefühl im Großen und Kleinen, das lebendige Eins-Gefühl als Summe des Lebensgefühls empfunden

— das Helfen und Sorgen und Nützen erregt fortwährend das Gefühl der Macht, der sichtbare Erfolg, der Ausdruck der Freude unterstreicht das Gefühl der Macht

— der Stolz fehlt nicht, als Gemeinde, als Wohnstätte Gottes, als „Auserwählte“. —

Thatsächlich hat der Mensch nochmals eine Alteration der Persönlichkeit erlebt: dies Mal nannte er sein Liebesgefühl Gott

man muß ein Erwachen eines solchen Gefühls sich denken, eine Art Entzücken, eine fremde Rede, ein „Evangelium“ —

diese Neuheit war es, welche ihm nicht erlaubte, sich die Liebe zuzurechnen —: er meinte, daß Gott vor ihm wandele, und in ihm lebendig geworden sei —

„Gott kommt zu den Menschen“, der „Nächste“ wird transfigurirt, in einen Gott (insofern an ihm das Gefühl der Liebe sich auslöst) Jesus ist der Nächste, so wie dieser zur Gottheit, zur Machtgefühl erregenden Ursache umgedacht wurde

[«]

14[131]

Wissenschaft und Philosophie

Wissenschaftlichkeit: als Dressur oder als Instinkt.

Bei den griechischen Philosophen sehe ich einen Niedergang der Instinkte: sonst hätten sie nicht dermaßen fehlgreifen können, den bewußten Zustand als den werthvolleren anzusetzen die Intensität des Bewußtseins steht im umgekehrten Verhältniß zur Leichtigkeit und Schnelligkeit der cerebralen Übermittlung.

Dort regierte die umgekehrte Meinung über den Instinkt: was immer das Zeichen geschwächter Instinkte ist.

Wir müssen in der That das vollkommene Leben dort suchen, wo es am wenigsten mehr bewußt wird (d.h. seine Logik, seine Gründe, seine Mittel und Absichten, seine Nützlichkeit sich vorführt)

Die Rückkehr zur Thatsache des bon sens, des bon homme, der „kleinen Leute“ aller Art

einmagazinirte Rechtschaffenheit und Klugheit seit Geschlechtern, die sich niemals ihrer Principien bewußt wird und selbst einen kleinen Schauder vor Principien hat

das Verlangen nach einer räsonnirenden Tugend ist nicht räsonnabel… Ein Philosoph ist mit einem solchen Verlangen compromittirt.

[«]

14[132]

Wenn durch Übung in einer langen Geschlechterkette genug Feinheit, Tapferkeit, Vorsicht und Mäßigung aufgesammelt ist, so strahlt die Instinkt-Kraft dieser einverleibten Tugend auch noch ins Geistigste aus — und jenes seltene Phänomen wird sichtbar, die intellektuelle Rechtschaffenheit. Dasselbe ist sehr selten: es fehlt bei den Philosophen.

man kann die Wissenschaftlichkeit oder moralisch ausgedrückt die intellektuelle Rechtschaffenheit eines Denkers, seine Instinkt gewordene Feinheit, Tapferkeit, Vorsicht, Mäßigung, die sich ins Geistigste noch übersetzt, auf eine Goldwage legen: man mache ihn Moral reden…

und die berühmtesten Philosophen zeigen dann, daß ihre Wissenschaftlichkeit nur erst eine bewußte Sache, ein Ansatz, ein „guter Wille“, eine Mühsal ist — und daß eben im Augenblick, wo ihr Instinkt zu reden beginnt, wo sie moralisiren, es zu Ende <ist> mit der Zucht und Feinheit ihres Gewissens

die Wissenschaftlichkeit, ob bloße Dressur und Außenseite oder Endresultat einer langen Zucht und Moral-Übung:

im ersten Falle vikarirt sie sofort, wenn der Instinkt redet (z.B. der religiöse oder der Pflichtbegriffs-Instinkt)

im anderen Falle steht sie an Stelle dieser Instinkte und läßt sie nicht mehr zu, empfindet sie als Unsauberkeit und Verführungen…

[«]

14[133]

Anti-Darwin

Die Domestikation des Menschen: welchen definitiven Werth kann sie haben? oder hat überhaupt eine Domestikation einen definitiven Werth? — Man hat Gründe, dies letztere zu leugnen.

Die Schule Darwins macht zwar große Anstrengung, uns zum Gegentheil zu überreden: sie will, daß die Wirkung der Domestikation tief, ja fundamental werden kann. Einstweilen halten wir am Alten fest: es hat sich Nichts bisher bewiesen, als eine ganz oberflächliche Wirkung durch Domestikation — oder aber die Degenerescenz. Und Alles, was der menschlichen Hand und Züchtung entschlüpft, kehrt fast sofort wieder in seinen Natur-Zustand zurück. Der Typus bleibt constant: man kann nicht „dénaturer la nature“.

Man rechnet auf den Kampf um die Existenz den Tod der schwächlichen Wesen und das Überleben der Robustesten und Bestbegabten; folglich imaginirt man ein beständiges Wachsthum der Vollkommenheit für die Wesen. Wir haben uns umgekehrt versichert, daß, in dem Kampfe um das Leben, der Zufall den Schwachen so gut dient, wie den Starken, daß die List die Kraft oft mit Vortheil sich supplirt, daß die Fruchtbarkeit der Gattungen in einem merkwürdigen Rapport zu den Chancen der Zerstörung steht…

Man theilt der natürlichen Selection zugleich langsame und unendliche Metamorphosen zu: man will glauben, daß jeder Vortheil sich vererbt und sich in abfolgenden Geschlechtern immer stärker ausdrückt (während die Erblichkeit so capriciös ist…); man betrachtet die glücklichen Anpassungen gewisser Wesen an sehr besondere Lebensbedingungen und man erklärt, daß sie durch den Einfluß der milieux erlangt sind. Man findet aber Beispiele der unbewußten Selection nirgendswo (ganz und gar nicht) Die disparatesten Individuen einigen sich, die extremen mischen sich in die Masse. Alles concurrirt, den Typus aufrecht zu erhalten; Wesen, die äußere Zeichen haben, die sie gegen gewisse Gefahren schützen, verlieren dieselben nicht, wenn sie unter Umstände kommen, wo sie ohne Gefahr leben… Wenn sie Orte bewohnen, wo das Kleid aufhört, sie zu verbergen, nähern sie sich keineswegs dem Milieu an.

Man hat die Auslese der Schönsten in einer Weise übertrieben, wie sie weit über den Schönheitstrieb unserer eigenen Rasse hinausgeht! Thatsächlich paart sich das Schönste mit sehr enterbten Creaturen, das Größte mit dem Kleinsten. Fast immer sehen wir Männchen und Weibchen jeder zufälligen Begegnung profitiren und sich ganz und gar nicht wählerisch zeigen.

Modifikation durch Clima und Nahrung. Aber in Wahrheit absolut gleichgültig.

Es giebt keine Übergangsformen…

Verschiedene Arten auf Eine zurückgeführt. Die Erfahrung sagt, daß die Einigung zur Sterilität verurtheilt und Ein Typus wieder Herr wird.

Man behauptet die wachsende Entwicklung der Wesen. Es fehlt jedes Fundament. Jeder Typus hat seine Grenze: über diese hinaus giebt es keine Entwicklung. Bis dahin absolute Regelmäßigkeit.

Die primitiven Wesen sollen die Vorfahren der jetzigen sein. Aber ein Blick auf die fauna und flora der Tertiärperiode erlaubt uns nur wie an ein noch unerforschtes Land zu denken, wo es Typen giebt, die anderwärts nicht existiren und einander verwandt und selbst die, die anderwärts existiren.

Meine Consequenzen

Meine Gesammtansicht. — Erster Satz: der Mensch als Gattung ist nicht im Fortschritt. Höhere Typen werden wohl erreicht, aber sie halten sich nicht. Das Niveau der Gattung wird nicht gehoben.

Zweiter Satz: der Mensch als Gattung stellt keinen Fortschritt im Vergleich zu irgend einem anderen Thier dar. Die gesammte Thier- und Pflanzenwelt entwickelt sich nicht vom Niederen zum Höheren… Sondern Alles zugleich, und übereinander und durcheinander und gegeneinander.

Die reichsten und complexesten Formen — denn mehr besagt das Wort „höherer Typus“ nicht — gehen leichter zu Grunde: nur die niedrigsten halten eine scheinbare Unvergänglichkeit fest. Erstere werden selten erreicht und halten sich mit Noth oben: letztere haben eine comprimittirende Fruchtbarkeit für sich. — Auch in der Menschheit gehen unter wechselnder Gunst und Ungunst die höheren Typen, die Glücksfälle der Entwicklung, am leichtesten zu Grunde.

Sie sind jeder Art von décadence ausgesetzt: sie sind extrem, und damit selbst beinahe schon décadents… Die kurze Dauer der Schönheit, des Genies, des Caesar, ist sui generis: dergleichen vererbt sich nicht. Der Typus vererbt sich; ein Typus ist nichts Extremes, kein „Glücksfall"…

Das liegt an keinem besonderen Verhängniß und „bösen Willen" der Natur, sondern einfach am Begriff „höherer Typus": der höhere Typus stellt eine unvergleichlich größere Complexität, — eine größere Summe coordinirter Elemente dar: damit wird auch die Disgregation unvergleichlich wahrscheinlicher.

Das „Genie" ist die sublimste Maschine, die es giebt, — folglich die zerbrechlichste.

Dritter Satz: die Domestikation („die Cultur") des Menschen geht nicht tief… Wo sie tief geht, ist sie sofort die Degenerescenz (Typus: der Christ) Der „wilde" Mensch (oder, moralisch ausgedrückt: der böse Mensch) ist seine Rückkehr zur Natur — und, in gewissem Sinne, — seine Wiederherstellung, seine Heilung von der „Cultur"…

[«]

14[134]

Philosophie als décadence

Warum die Philosophen Verleumder sind?

Die tückische und blinde Feindseligkeit der Philosophen gegen die Sinne

Die Sinne sind es nicht, die täuschen! —

— unsere Nase, von der, soviel ich weiß, noch nie ein Philosoph mit Ehrerbietung gesprochen hat, ist einstweilen das delikateste physikalische Instrument, das es giebt: es vermag noch Schwingungen zu constatiren, wo selbst das Spektroscop ohnmächtig ist.

Wie viel Pöbel und Biedermann ist in all diesem Haß!

Das Volk betrachtet einen Mißbrauch, von dem es schlechte Folgen fühlt, immer als Einwand gegen das, was mißbraucht worden ist: alle aufständischen Bewegungen gegen Principien, sei es im Gebiete der Politik, oder der Wirthschaft, argumentiren immer so, mit dem Hintergedanken, einen abusus als dem Princip nothwendig und inhärent darzustellen.

Das ist eine jammervolle Geschichte: der Mensch sucht nach einem Princip, von wo aus er den Menschen verachten kann, — er erfindet eine Welt, um diese Welt verleumden und beschmutzen zu können: thatsächlich greift er jedes Mal nach dem Nichts, und construirt das Nichts zum „Gott“, zur „Wahrheit“, und jedenfalls zum Richter und Verurtheiler dieses Seins…

Wenn man einen Beweis dafür haben will, wie tief und gründlich die eigentlich barbarischen Bedürfnisse des Menschen auch noch in seiner Zähmung und „Civilisation“ Befriedigung suchen: so sehe man die „Leitmotive“ der ganzen Entwicklung der Philosophie an. Eine Art Rache an der Wirklichkeit, ein heimtückisches Zugrunderichten der Werthung, in der der Mensch lebt, eine unbefriedigte Seele, die die Zustände der Zähmung als Tortur empfindet und an einem krankhaften Aufdröseln aller Bande, die mit ihr verbinden, ihre Wollust hat.

Die Geschichte der Philosophie ist ein heimliches Wüthen gegen die Voraussetzungen des Lebens, gegen die Werthgefühle des Lebens, gegen das Parteinehmen zu Gunsten des Lebens. Die Philosophen haben nie gezögert, eine Welt zu bejahen, vorausgesetzt, daß sie dieser Welt widerspricht, daß sie eine Handhabe abgiebt, von dieser Welt schlecht zu reden. Es war bisher die große Schule der Verleumdung: und sie hat so sehr imponirt, daß heute noch unsere sich als Fürsprecherin des Lebens gebende Wissenschaft die Grundposition der Verleumdung acceptirt hat und diese Welt als scheinbar, diese Ursachenkette als bloß phänomenal handhabt. Was haßt da eigentlich?…

Ich fürchte, es ist immer die Circe der Philosophen, die Moral, welche ihnen diesen Streich gespielt, zu allen Zeiten Verleumder sein zu müssen… Sie glaubten an die moralischen „Wahrheiten“, sie fanden da die obersten Werthe, — was blieb ihnen übrig, als, je mehr sie das Dasein begriffen, um so mehr zu ihm Nein zu sagen?… denn dieses Dasein ist unmoralisch… Und dieses Leben ruht auf unmoralischen Voraussetzungen: und alle Moral verneint das Leben —

— Schaffen wir die wahre Welt ab: und, um dies zu können, haben wir die bisherigen obersten Werthe abzuschaffen, die Moral

Es genügt nachzuweisen, daß auch die Moral unmoralisch ist, in dem Sinne, in dem das Unmoralische bis jetzt verurtheilt worden ist. Ist auf diese Weise die Tyrannei der bisherigen Werthe gebrochen, haben wir die „wahre Welt“ abgeschafft, so wird eine neue Ordnung der Werthe von selbst folgen müssen.

NB NB. Die scheinbare Welt und die erlogene Welt: ist der Gegensatz: letztere hieß bisher die „wahre Welt“, die „Wahrheit“, „Gott“. Diese haben wir abzuschaffen.

[«]

14[135]

Logik meiner Conception:

1. Moral als oberster Werth (Herrin über alle Phasen der Philosophie, selbst der Skeptiker): Resultat: diese Welt taugt nichts, sie ist nicht die „wahre Welt“
2. Was bestimmt hier den obersten Werth? Was ist eigentlich Moral?
   Der Instinkt der décadence, es sind die Erschöpften und Enterbten, die auf diese Weise Rache nehmen
   Historischer Nachweis: die Philosophen sind immer décadents… im Dienste der nihilistischen Religionen.
3. Der Instinkt der décadence, der als Wille zur Macht auftritt.
   Beweis: die absolute Unmoralität der Mittel in der ganzen Geschichte der Moral.

II Wir haben in der ganzen Beweg<ung> nur einen Spezialfall des Willens zur Macht erkannt.

[«]

14[136]

Der Wille zur Macht.
Versuch
einer Umwerthung aller Werthe.

I.
Kritik der bisherigen Werthe.
II.

Das neue Princip des Werths.
Morphologie des „Willens zur Macht“
III.
Frage vom Werthe unserer modernen Welt
: gemessen nach diesem Princip
IV.
Der grosse Krieg.

[«]

14[137]

Erstes Buch.

welche Werthe bisher obenauf waren.

1. Moral als oberster Werth, in allen Phasen der Philosophie (selbst bei den Skeptikern)

Resultat: diese Welt taugt nichts, es muß eine „wahre Welt“ geben

2. Was bestimmt hier eigentlich den obersten Werth? Was ist eigentlich Moral? Der Instinkt der décadence, es sind die Erschöpften und Enterbten, die auf diese Weise Rache nehmen und die Herren machen…

Historischer Nachweis: die Philosophen immer décadents, immer im Dienste der nihilistischen Religionen.

3. Der Instinkt der décadence, der als Wille zur Macht auftritt. Vorführung seines Systems der Mittel: absolute Unmoralität der Mittel.

Gesammtansicht: die bisherigen obersten Werthe sind ein Spezialfall des Willens zur Macht; die Moral selbst ist ein Spezialfall der Unmoralität.

Zweites Buch.

warum die gegnerischen Werthe immer unterlagen.

1. Wie war das eigentlich möglich? Frage: warum unterlag das Leben, die physiologische Wohlgerathenheit überall? Warum gab es keine Philosophie des Ja, keine Religion des Ja?… Die historischen Anzeichen solcher Bewegungen:

die heidnische Religion. Dionysos gegen den „Gekreuzigten“
die Renaissance. Die Kunst —

2. Die Starken und die Schwachen: die Gesunden und die Kranken; die Ausnahme und die Regel. Es ist kein Zweifel, wer der Stärkere ist…

Gesammtaspekt der Geschichte. Ist der Mensch damit eine Ausnahme in der Geschichte des Lebens? — Einsprache gegen den Darwinismus. Die Mittel der Schwachen, um sich oben zu erhalten, sind Instinkte, sind „Menschlichkeit“ geworden, sind „Institutionen“…

3. Nachweis dieser Herrschaft in unseren politischen Instinkten, in unseren socialen Werthurtheilen, in unseren Künsten, in unserer Wissenschaft.

Wir haben zwei „Willen zur Macht“ im Kampfe gesehen; im Specialfall: wir haben ein Princip, dem Einen Recht zu geben, der bisher unterlag, und dem, der bisher siegte, Unrecht zu geben: wir haben die „wahre Welt“ als eine „erlogene Welt“ und die Moral als eine Form der Unmoralität erkannt. Wir sagen nicht: „der Stärkere hat Unrecht“…

Drittes Buch

was die Ursache aller Werthe und Verschiedenheit der Werthe ist

1. die nihilistischen Werthe sind obenauf
2. die Gegenbewegung ist immer unterlegen, — alsbald entartet…
3. Die Gegenbewegung bisher nur in halben und entarteten Formen bekannt.
   Reinigung und Wiederherstellung ihres Typus.
   Präciser Ausdruck des Systems:
   Psychologie
   Historie
   Kunst
   Politik

[«]

14[138]

3. Reinigung der bisher unterlegenen Werthe

Wir haben begriffen, was bisher den obersten Werth bestimmt hat
und warum es Herr geworden ist über die gegnerische Werthung

: es war stärker…

Reinigen wir jetzt die gegnerische Werthung von der Infektion und Halbheit, von der Entartung, in der sie uns allen bekannt ist.

Theorie ihrer Entnatürlichung und Wiederherstellung der Natur: **moralinfrei**

Erkenntnißtheorie, Wille zur Wahrheit
Theorie der Psychologie
Ursprung der Religion
Ursprung der Kunst
Theorie der Herrschaftsgebilde
Theorie des Lebens
Leben und Natur

Geschichte der Gegenbewegungen:
Renaissance
Revolution
Emancipation der Wissenschaft

[«]

14[139]

Der corrupte und gemischte Zustand der Werthe entspricht dem physiologischen Zustand der jetzigen Menschen: Theorie der Modernität

[«]

14[140]

Die Niedergangs-Instinkte sind Herr über die Aufgangs-Instinkte geworden…

der Wille zum Nichts ist Herr geworden über den Willen zum Leben…

— ist das **wahr**? ist nicht vielleicht eine größere Garantie des Lebens, der Gattung in diesem Sieg der Schwachen und Mittleren?

— ist es vielleicht nur ein Mittel in der Gesammtbewegung zum Leben, eine tempo-Verzögerung? eine Nothwehr gegen etwas noch Schlimmeres?

— gesetzt, die Starken wären Herren, in Allem und auch in den Werthschätzungen geworden: ziehen wir die Consequenz, wie sie über Krankheit, Leiden, Opfer denken würden? Eine Selbstverachtung der Schwachen wäre die Folge; sie würden suchen, zu verschwinden und sich auszulöschen… Und wäre dies vielleicht wünschenswerth?…

— und möchten wir eigentlich eine Welt, wo die Nachwirkung der Schwachen, ihre Feinheit, Rücksicht, Geistigkeit, Biegsamkeit fehlte?…

[«]

14[141]

Wissenschaft

Wissenschaft bekämpft von den Philosophen

Das ist außerordentlich. Wir finden von Anfang der griechischen Philosophie an einen Kampf gegen die Wissenschaft, mit den Mitteln einer Erkenntnißtheorie, resp. Skepsis: und wozu? immer zu Gunsten der Moral…

Der Haß gegen die Physiker und Ärzte

Sokrates, Aristipp, die Megariker, die Cyniker, Epikur, Pyrrho — General-Ansturm gegen die Erkenntniß zu Gunsten der Moral…

Haß auch gegen die Dialektik…

Es bleibt ein Problem: sie nähern sich der Sophistik, um die Wissenschaft los zu werden

Andererseits sind die Physiker alle so weit unterjocht, um das Schema der Wahrheit, des wahren Seins in ihre Fundamente aufzunehmen: z.B. das Atom, die 4 Elemente (Juxtaposition eines Seienden, um die Vielheit und Veränderung zu erklären —)

Verachtung gelehrt gegen die Objektivität des Interesses: Rückkehr zu dem praktischen Interesse, zur Personal-Nützlichkeit aller Erkenntniß…

Der Kampf gegen die Wissenschaft richtet sich gegen

1) deren Pathos (Objektivität),
2) deren Mittel (d.h. gegen deren Nützlichkeit
3) deren Resultate (als kindisch

Es ist derselbe Kampf, der später wieder von Seiten der Kirche, im Namen der Frömmigkeit geführt wird:

: sie erbt das ganze antike Rüstzeug zum Kampfe.

Die Erkenntnißtheorie spielt dabei dieselbe Rolle, wie bei Kant, wie bei den Indern…

Man will sich nicht drum zu bekümmern haben: man will die Hand behalten für seinen „Weg“

wogegen wehren sie sich eigentlich? Gegen die Verbindlichkeit, gegen die Gesetzlichkeit, gegen die Nöthigung, Hand in Hand zu gehen —

: ich glaube, man nennt das Freiheit…

Darin drückt sich décadence aus: der Instinkt der Solidarität ist so entartet, daß die Solidarität als Tyrannei empfunden wird:

: sie wollen keine Autorität
keine Solidarität
keine Einordnung in Reih und Glied und unendl<iche> Langsamkeit der Bewegung

sie hassen das Schrittweise, das tempo der Wissenschaft, sie hassen das Nicht-anlangen-wollen, den langen Athem, die Personal-Indifferenz des wissenschaftlichen Menschen —.

[«]

14[142]

Theorie und Praxis

Verhängnißvolle Unterscheidung, wie als ob es einen eigenen Erkenntnißtrieb gäbe, der, ohne Rücksicht auf Fragen des Nutzens und Schadens, blindlings auf die Wahrheit los gienge: und dann, davon abgetrennt, die ganze Welt der praktischen Interessen…

Dagegen suche ich zu zeigen, welche Instinkte hinter all diesen reinen Theoretikern thätig gewesen sind, — wie sie allesammt fatalistisch im Bann ihrer Instinkte auf Etwas losgiengen, was für sie „Wahrheit“ war, für sie und nur für sie. Der Kampf der Systeme, sammt dem der erkenntnißtheoretischen Skrupel, ist ein Kampf ganz bestimmter Instinkte (Formen der Vitalität, des Niedergangs, der Stände, der Rassen usw.)

Der sogenannte Erkenntnißtrieb ist zurückzuführen auf einen Aneignungs- und Überwältigungstrieb: diesem Triebe folgend haben sich die Sinne, das Gedächtniß, die Instinkte usw. entwickelt…

— die möglichst schnelle Reduktion der Phänomene, die Oekonomie, die Accumulation des erworbenen Schatzes an Erkenntniß (d.h. angeeigneter und handlich gemachter Welt

Die Moral ist deshalb eine so curiose Wissenschaft, weil sie im höchsten Grade praktisch ist: so daß die reine Erkenntnißposition, die wissenschaftliche Rechtschaffenheit sofort preisgegeben wird, sobald die Moral ihre Antworten fordert.

Die Moral sagt: ich brauche manche Antworten, — Gründe, Argumente. Scrupel mögen hinterdrein kommen, oder auch nicht —

„Wie soll gehandelt werden?“

Denkt man nun nach, daß man mit einem souverän entwickelten Typus zu thun hat, von dem seit unzähligen Jahrtausenden „gehandelt“ worden ist und alles Instinkt, Zweckmäßigkeit, Automatismus, Fatalität geworden ist, so kommt Einem die Dringlichkeit dieser Moral-Frage sogar ganz komisch vor.

„Wie soll gehandelt werden?“ — Moral war immer ein Mißverständniß: thatsächlich wollte eine Art, die ein Fatum, so und so zu handeln, im Leibe hatte, sich rechtfertigen, indem sie ihre Norm als Universalnorm aufdekretiren wollte…

„Wie soll gehandelt werden?“ ist keine Ursache, sondern eine Wirkung. Die Moral folgt, das Ideal kommt am Ende.

Andrerseits verräth das Auftreten der moralischen Skrupel, anders ausgedrückt: das Bewußtwerden der Werthe, nach denen man handelt, eine gewisse Krankhaftigkeit; starke Zeiten und Völker reflektiren nicht über ihr Recht, über Prinzipien zu handeln, über Instinkt und Vernunft —

das Bewußtwerden ist ein Zeichen davon, daß die eigentliche Moralität, d.h. Instinkt-Gewißheit des Handelns, zum Teufel geht…

Die Moralisten sind, wie jedes Mal, daß eine neue Bewußtseins-Welt geschaffen wird, Zeichen einer Schädigung, Verarmung, Desorganisation —

die Tief-Instinktiven haben eine Scheu vor dem Logisiren der Pflichten: unter ihnen findet man pyrrhonistische Gegner der Dialektik und der Erkennbarkeit überhaupt… Eine Tugend wird mit „um“ widerlegt…

Thesis: das Auftreten der Moralisten gehört in die Zeiten, wo es zu Ende geht mit der Moralität

Thesis: der Moralist ist ein Auflöser der moralischen Instinkte, so sehr er deren Wiederhersteller zu sein glaubt

Thesis: das, was den Moralisten thatsächlich führt, sind nicht moralische Instinkte, sondern die Instinkte der décadence, übersetzt in die Formeln der Moral: er empfindet das Unsicherwerden der Instinkte als Corruption: thatsächlich — — —

Thesis: die Instinkte der décadence, die durch die Moralisten über die Instinkt-Moral starker Rassen und Zeiten Herr werden wollen, sind

1) die Instinkte der Schwachen und Schlechtweggekommenen
2) die Instinkte der Ausnahmen, der Solitären, der Ausgelösten, des abortus im Hohen und Geringen
3) die Instinkte der Habituell-Leidenden, welche eine noble Auslegung ihres Zustandes brauchen und deshalb so wenig als möglich Physiologen sein dürfen

Moral als décadence

[«]

14[143]

Ein Philosoph ist klug, wenn er „unpraktisch“ ist: er erweckt Glauben an seine Ächtheit, Einfalt, Unschuld im Verkehr mit Gedanken, — unpraktisch bedeutet in seinem Falle „objektiv“. Schopenhauer war klug, als er sich einmal mit falsch zugeknöpfter Weste photographiren ließ: er sagte damit: „ich gehöre nicht in diese Welt: was geht einen Philosophen die Convention paralleler Nähte und Knöpfe an!… Ich bin zu objektiv dafür!…“

Es genügt nicht zu beweisen, daß man unpraktisch ist: die meisten Philosophen glauben damit genug gethan zu haben, um die Objektivität und Reinheit der Vernunft über allen Zweifel zu erheben.

1. Der angeblich reine Erkenntnißtrieb aller Philosophen ist commandirt durch ihre Moral-„wahrheiten“, — ist nur scheinbar unabhängig…

2. die „Moralwahrheiten“ „so soll gehandelt werden“ sind bloße Bewußtseins-Formen eines müde-werdenden Instinkts: „so und so wird bei uns gehandelt“. Das

„Ideal“ soll einen Instinkt wiederherstellen, stärken: es schmeichelt dem Menschen, gehorsam zu sein, wo er nur Automat ist.

[«]

14[144]

Wo es eine gewisse Einheit in der Gruppirung giebt, hat man immer den Geist als Ursache dieser Coordination gesetzt: wozu jeder Grund fehlt. Warum sollte die Idee eines complexen Factums eine der Bedingungen dieses Factums sein? oder warum müßte einem complexen Factum die Vorstellung davon präcediren? —

Wir werden uns hüten, die Zweckmäßigkeit durch den Geist zu erklären: es fehlt jeder Grund, dem Geiste die Eigenthümlichkeit zu organisiren und zu systematisiren zuzuschreiben.

Das Nervensystem hat ein viel ausgedehnteres Reich: die Bewußtseinswelt ist hinzugefügt. Im Gesammtprozeß der Adaptation und Systematisation spielt es keine Rolle.

Nichts ist fehlerhafter als aus psychischen und physischen Phänomenen die zwei Gesichter die zwei Offenbarungen einer und derselben Substanz zu machen. Damit erklärt man nichts: der Begriff „Substanz“ ist vollkommen unbrauchbar, wenn man erklären will.

Das Bewußtsein, in zweiter Rolle, fast indifferent, überflüssig, bestimmt vielleicht zu verschwinden, und einem vollkommenen Automatismus Platz zu machen —

Wenn wir nur die inneren Phänomene beobachten, so sind wir vergleichbar den Taubstummen, die aus der Bewegung der Lippen die Worte errathen, die sie nicht hören. Wir schließen aus den Erscheinungen des inneren Sinns auf sichtbare und andere Phänomene, welche wir wahrnehmen würden, wenn unsere Beobachtungs-Mittel zureichend wären und welche man den Nervenstrom nennt.

[«]

14[145]

Daß eine Welt, für die uns alle feineren Organe abgehen, so daß wir eine tausendfache Complexität noch als Einheit empfinden, so daß wir eine Causalität hineinerfinden, wo jeder Grund der Bewegung und Veränderung uns unsichtbar bleibt (die Aufeinanderfolge von Gedanken, von Gefühlen ist ja nur das Sichtbar-werden derselben im Bewußtsein; daß diese Reihenfolge irgend etwas mit einer Causal-Verkettung zu thun habe, ist völlig unglaubwürdig: das Bewußtsein liefert uns nie ein Beispiel von Ursache und Wirkung) — — —

[«]

14[146]

Wissenschaft gegen Philosophie

Die ungeheuren Fehlgriffe:

1) die unsinnige Überschätzung des Bewußtseins, aus ihm eine Einheit gemacht, ein Wesen gemacht, „der Geist“, „die Seele“, etwas, das fühlt, denkt, will —
2) der Geist als Ursache, namentlich überall wo Zweckmäßigkeit, System, Coordination erscheinen
3) das Bewußtsein als höchste erreichbare Form, als oberste Art Sein, als „Gott“
4) der Wille überall eingetragen, wo es Wirkung giebt
5) die „wahre Welt“ als geistige Welt, als zugänglich durch Bewußtseins-Thatsachen
6) die Erkenntniß absolut als Fähigkeit des Bewußtseins, wo überhaupt es Erkenntniß giebt

Folgerungen:

jeder Fortschritt liegt in dem Fortschritt zum Bewußtwerden; jeder Rückschritt im Unbewußtwerden.

Man nähert sich der Realität, dem „wahren Sein“ durch Dialektik; man entfernt sich von ihm durch Instinkte, Sinne, Mechanismus…

Den Menschen in Geist auflösen hieße ihn zu Gott machen: Geist, Wille, Güte — Eins

Alles Gute muß aus der Geistigkeit stammen, muß Bewußtseins-Thatsache sein

Der Fortschritt zum Besseren kann nur ein Fortschritt im Bewußtwerden sein

Das Unbewußtwerden galt als Verfallensein an die Begierden und Sinne — als Verthierung…

Der Kampf gegen Sokrates, Plato, die sämmtlichen sokratischen Schulen geht von dem tiefen Instinkt aus, daß man den Menschen nicht besser macht, wenn man ihm die Tugend als beweisbar und als gründefordernd darstellt…

Zuletzt ist es die mesquine Thatsache, daß der agonale Instinkt alle diese geborenen Dialektiker dazu zwang, ihre Personal-Fähigkeit als oberste Eigenschaft zu verherrlichen, und alles übrige Gute als bedingt durch sie darzustellen. Der antiwissenschaftliche Geist dieser ganzen „Philosophie“: sie will Recht behalten.

[«]

14[147]

Der Kampf der Wissenschaft

Sophisten

Die Sophisten sind nichts weiter als Realisten: sie formuliren die allen gang und gäben Werthe und Praktiken zum Range der Werthe, — sie haben den Muth, den alle starken Geister haben, um ihre Unmoralität zu wissen…

Glaubt man vielleicht, daß diese kleinen griechischen Freistädte, welche sich vor Wuth und Eifersucht gern aufgefressen hätten, von menschenfreundlichen und rechtschaffenen Principien geleitet wurden? Macht man vielleicht dem Thukydides einen Vorwurf aus seiner Rede, die er den athenischen Gesandten in den Mund legt, als sie mit den Meliern über Untergang oder Unterwerfung verhandeln?

Inmitten dieser entsetzlichen Spannung von Tugend zu reden war nur vollendeten Tartuffes möglich — oder Abseits-Gestellten, Einsiedlern, Flüchtlingen und Auswanderern aus der Realität… alles Leute, die negirten, um selber leben zu können —

Die Sophisten waren Griechen: als Sokrates und Plato die Partei der Tugend und Gerechtigkeit nahmen, waren sie Juden oder ich weiß nicht was — Die Taktik Grote's zur Verteidigung der Sophisten ist falsch: er will sie zu Ehrenmännern und Moral-Standarten erheben — aber ihre Ehre war, keinen Schwindel mit großen Worten und Tugenden zu treiben…

[«]

14[148]

Parmenides hat gesagt „man denkt das nicht, was nicht ist" — wir sind am anderen Ende und sagen „was gedacht werden kann, muß sicherlich eine Fiktion sein". Denken hat keinen Griff auf Reales, sondern nur auf — — —

[«]

14[149]

Die Anhänger Pyrrho's haben sich auch mit den Juden beschäftigt, namentlich der am aegyptischen Hofe lebende Hekatäus von Abdera, der über die Philosophie der Aegypter schrieb.

[«]

14[150]

„Für das praktische Leben ist ein Glaube nothwendig"

[«]

14[151]

die „Besserung"
Moral als décadence

Die allgemeine Täuschung und Täuscherei im Gebiete der sogenannten moralischen Besserung. Wir glauben nicht daran, daß ein Mensch ein Anderer wird, wenn er es nicht schon ist: d.h. wenn er nicht, wie es oft genug vorkommt, eine Vielheit von Personen, mindestens von Ansätzen zu Personen, ist. In diesem Falle erreicht man, daß eine andere Rolle in den Vordergrund tritt, daß „der alte Mensch“ zurückgeschoben wird… Der Anblick ist verändert, nicht das Wesen… Selbst das ist nicht immer erreicht, daß es die Gewöhnung an ein gewisses Thun aufhebt, den besten Grund dazu nimmt. Wer <aus> fatum und Fähigkeit Verbrecher ist, verlernt nichts, sondern lernt immer hinzu: und eine lange Entbehrung wirkt sogar als tonicum auf sein Talent… Daß Jemand aufhört, gewisse Handlungen zu thun, ist ein bloßes fatum brutum, das die verschiedenste Deutung zuläßt. Für die Gesellschaft freilich hat gerade das allein ein Interesse, daß Jemand gewisse Handlungen nicht mehr thut: sie nimmt ihn zu diesem Zwecke aus den Bedingungen heraus, wo er gewisse Handlungen thun kann: das ist jedenfalls weiser als das Unmögliche versuchen, nämlich die Fatalität seines So-und-So-seins zu brechen.

Die Kirche — und sie hat nichts gethan als die antike Philosophie hierin abzulösen und zu beerben —, von einem anderen Werthmaaße ausgehend und eine „Seele“, das „Heil“ einer Seele retten wollend, glaubt einmal an die sühnende Kraft der Strafe und sodann an die auslöschende Kraft der Vergebung: beides sind Täuschungen des religiösen Vorurtheils — die Strafe sühnt nicht, die Vergebung löscht nicht aus, Gethanes wird nicht ungethan gemacht. Damit daß Jemand Etwas vergißt, ist bei weitem nicht erreicht, daß Etwas nicht mehr ist… Eine That zieht ihre Consequenzen, im Menschen und außer dem Menschen, gleichgültig ob sie als bestraft, „gesühnt“, „vergeben“ oder „ausgelöscht“ gilt, gleichgültig ob die Kirche inzwischen ihren Thäter selbst zu einem Heiligen avancirt hat. Die Kirche glaubt an Dinge die es nicht giebt, an „Seelen“; sie glaubt an Wirkungen, die es nicht giebt, an göttliche Wirkungen; sie glaubt an Zustände, die es nicht giebt, an Sünde, an Erlösung, an das Heil der Seele; sie bleibt überall bei der Oberfläche stehen, bei Zeichen, Gebärden, Worten, Emblemen denen sie eine arbiträre Auslegung giebt: sie hat eine zu Ende gedachte Methodik der psychologischen Falschmünzerei.

[«]

14[152]

Wille zur Macht als Erkenntniss

nicht „erkennen“, sondern schematisiren, dem Chaos so viel Regularität und Formen auferlegen, als es unserem praktischen Bedürfniß genug thut

In der Bildung der Vernunft, der Logik, der Kategorien ist das Bedürfniß maaßgebend gewesen: das Bedürfniß, nicht zu „erkennen“, sondern zu subsumiren, zu schematisiren, zum Zweck der Verständigung, der Berechnung…

das Zurechtmachen, das Ausdichten zum Ähnlichen, Gleichen — derselbe Proceß, den jeder Sinneseindruck durchmacht, ist die Entwicklung der Vernunft!

Hier hat nicht eine präexistente „Idee“ gearbeitet: sondern die Nützlichkeit, daß nur, wenn wir grob und gleich gemacht die Dinge sehen, sie für uns berechenbar und handlich werden…

die Finalität in der Vernunft ist eine Wirkung, keine Ursache: bei jeder anderen Art Vernunft, zu der es fortwährend Ansätze giebt, mißräth das Leben, — es wird unübersichtlich — zu ungleich —

Die Kategorien sind „Wahrheiten“ nur in dem Sinne, als sie lebenbedingend für uns sind: wie der Euklidische Raum eine solche bedingte „Wahrheit“ ist. (An sich geredet, da Niemand die Nothwendigkeit, daß es gerade Menschen giebt, aufrecht erhalten wird, ist die Vernunft, so wie der Euklidische Raum eine bloße Idiosynkrasie bestimmter Thierarten und eine neben vielen anderen…)

Die subjektive Nöthigung, hier nicht widersprechen zu können, ist eine biologische Nöthigung: der Instinkt der Nützlichkeit, so zu schließen wie wir schließen, steckt uns im Leibe, wir sind beinahe dieser Instinkt… Welche Naivetät aber, daraus einen Beweis zu ziehen, daß wir damit eine „Wahrheit an sich“ besäßen…

Das Nicht-Widersprechen-können beweist ein Unvermögen, nicht eine „Wahrheit“.

* *

*

Man muß den Phänomenalismus nicht an der falschen Stelle suchen: nichts ist phänomenaler (oder deutlicher) nichts ist so sehr Täuschung, als diese innere Welt die wir mit dem berühmten „inneren Sinn“ beobachten.

Wir haben den Willen als Ursache geglaubt, bis zu dem Maße, daß wir nach unserer Personal-Erfahrung überhaupt eine Ursache in das Geschehen hineingelegt haben (d.h. Absicht als Ursache von Geschehen —)

Wir glauben, daß Gedanke und Gedanke, wie sie in uns nacheinander folgen, in irgend einer causalen Verkettung stehen: der Logiker in Sonderheit, der thatsächlich von lauter Fällen redet, die niemals in der Wirklichkeit vorkommen, hat sich an das Vorurtheil gewöhnt, daß Gedanken Gedanken verursachen, — er nennt das — Denken…

Wir glauben — und selbst unsere Physiologen glauben es noch — daß Lust und Schmerz Ursache sind von Reaktionen, daß es der Sinn von Lust und Schmerz ist, Anlaß zu Reaktionen zu geben. Man hat Lust und das Vermeiden der Unlust geradezu Jahrtausende lang als Motive für jedes Handeln aufgestellt. Mit einiger Besinnung dürften wir zugeben, daß Alles so verlaufen würde, nach genau derselben Verkettung der Ursachen und Wirkungen, wenn diese Zustände „Lust und Schmerz“ fehlten: und man täuscht sich einfach, zu behaupten, daß sie irgend etwas verursachen: — es sind Begleiterscheinungen mit einer ganz anderen Finalität, als der, Reaktionen hervorzurufen; es sind bereits Wirkungen innerhalb des eingeleiteten Prozesses der Reaktion…

In summa: alles, was bewußt wird, ist eine Enderscheinung, ein Schluß — und verursacht nichts — alles Nacheinander im Bewußtsein ist vollkommen atomistisch. Und wir haben die Welt versucht zu verstehen mit der umgekehrten Auffassung, — als ob nichts wirke und real sei als Denken, Fühlen, Wollen…

[«]

14[153]

die Wissenschaft

Capitel I
Ursprung der „wahren Welt“

Die Verirrung der Philosophie ruht darauf, daß man, statt in der Logik und den Vernunftkategorien Mittel zu sehen, zum Zurechtmachen der Welt zu Nützlichkeits-Zwecken (also „principiell“, zu einer nützlichen Fälschung) man in ihnen das Criterium der Wahrheit resp. der Realität zu haben glaubte. Das „Kriterium der Wahrheit“ war in der That bloß die biologische Nützlichkeit eines solchen Systems principieller Fälschung: und da eine Gattung Thier nichts Wichtigeres kennt als sich zu erhalten, so dürfte man in der That hier von „Wahrheit“ reden. Die Naivetät war nur die, die anthropocentrische Idiosynkrasie als Maß der Dinge, als Richtschnur über „real“ und „unreal“ zu nehmen: kurz, eine Bedingtheit zu verabsolutiren. Und siehe da, jetzt fiel mit Einem Mal die Welt auseinander in eine wahre Welt und eine „scheinbare“: und genau die Welt, in der der Mensch zu wohnen und sich einzurichten seine Vernunft erfunden hatte, genau dieselbe wurde ihm diskreditirt. Statt die Formen als Handhabe zu benutzen, sich die Welt handlich und berechenbar zu machen, kam der verrückte Scharfsinn der Philosophen dahinter, daß in diesen Kategorien der Begriff jener Welt gegeben ist, dem die andere Welt, die in der man lebt, nicht entspricht… Die Mittel wurden mißverstanden als Werthmaaß, selbst als Verurtheilung der Absicht…

Die Absicht war, sich auf eine nützliche Weise zu täuschen: die Mittel dazu, die Erfindung von Formeln und Zeichen, mit deren Hülfe man die verwirrende Vielheit auf ein zweckmäßiges und handliches Schema reduzirte.

Aber wehe! jetzt brachte man eine Moral-Kategorie ins Spiel: kein Wesen will sich täuschen, kein Wesen darf täuschen, — folglich giebt es nur einen Willen zur Wahrheit. Was ist „Wahrheit“?

Der Satz vom Widerspruch gab das Schema: die wahre Welt, zu der man den Weg sucht, kann nicht mit sich in Widerspruch sein, kann nicht wechseln, kann nicht werden, hat keinen Ursprung und kein Ende.

Das ist der größte Irrthum, der begangen worden ist, das eigentliche Verhängniß des Irrthums auf Erden: man glaubte ein Kriterium der Realität in den Vernunftformen zu haben, während man sie hatte, um Herr zu werden über die Realität, um auf eine kluge Weise die Realität mißzuverstehen…

Und siehe da: jetzt wurde die Welt falsch, und exakt der Eigenschaften wegen, die ihre Realität ausmachen, Wechsel, Werden, Vielheit, Gegensatz, Widerspruch, Krieg

Und nun war das ganze Verhängniß da:

1) wie kommt man los von der falschen, der bloß scheinbaren Welt? (— es war die wirkliche, die einzige

2) wie wird man selbst möglichst der Gegensatz zu dem Charakter der scheinbaren Welt? (Begriff des vollkommenen Wesens als eines Gegensatzes zu jedem realen Wesen, deutlicher als Widerspruch zum Leben…

3) die ganze Richtung der Werthe war auf Verleumdung des Lebens aus

4) man schuf eine Verwechslung des Ideal-Dogmatismus mit der Erkenntniß überhaupt: so daß die Gegenpartei immer nun auch die Wissenschaft perhorrescirte

- - - der Weg zur Wissenschaft war dergestalt doppelt versperrt: einmal durch den Glauben an die wahre Welt und dann durch die Gegner dieses Glaubens.

Die Naturwissenschaft, Physiologie war 1) in ihren Objecten verurtheilt 2) um ihre Unschuld gebracht…

In der wirklichen Welt, wo schlechterdings Alles verkettet und bedingt ist, heißt irgend Etwas verurtheilen und wegdenken, Alles wegdenken und verurtheilen.

Das Wort „das sollte nicht sein“, „das hätte nicht sein sollen“ ist eine farce… Denkt man die Consequenzen aus, so ruinirte man den Quell des Lebens, wenn man das abschaffen wollte, was in irgend einem Sinne schädlich, zerstörerisch ist. Die Physiologie demonstrirt es ja besser!

[«]

14[154]

Moral als décadence

Wir sehen, wie die Moral

a) die ganze Weltauffassung vergiftet

b) den Weg zur Erkenntniß, zur Wissenschaft abschneidet

c) alle wirklichen Instinkte auflöst und untergräbt (indem sie deren Wurzeln als unmoralisch empfinden lehrt

Wir sehen ein furchtbares Werkzeug der décadence vor uns arbeiten, das sich mit den heiligsten Namen und Gebärden aufrecht hält

[«]

14[155]

décad<ence>

Religion als décadence

Gegen Reue und ihre rein-psychologische Behandlung

(Ich empfehle die Behandlung des Gewissenbisses mit der Mitchells-Kur — —)

Mit einem Erlebniß nicht fertig werden ist bereits ein Zeichen von décadence. Dieses Wieder-Aufreißen alter Wunden, das Sich-Wälzen in Selbstverachtung und Zerknirschung ist eine Krankheit mehr, aus der nimmermehr das „Heil der Seele“, sondern immer nur eine neue Krankheitsform derselben entstehen kann…

diese „Erlösungs-Zustände“ im Christen sind bloße Wechsel eines und desselben krankhaften Zustandes, — Auslegungen der epileptischen Crise unter einer bestimmten Formel, welche nicht die Wissenschaft, sondern der religiöse Wahn giebt.

man ist auf eine krankhafte Manier gut, wenn man krank ist… wir rechnen jetzt den größten Theil des psychologischen Apparates, mit dem das Christenthum gearbeitet hat, unter die Formen der Hysterie und der Epilepsoidis.

diese ganze Praxis der seelischen Wiederherstellung muß auf eine physiologische Grundlage zurückgestellt werden: der „Gewissensbiß“ als solcher ist ein Hinderniß der Genesung, — man muß Alles aufzuwiegen suchen durch neue Handlungen und möglichst schnell das Siechthum der Selbsttortur…

man sollte die rein psychologische Praktik der Kirche und der Sekten als gesundheitsgefährlich in Verruf bringen…

man heilt einen Kranken nicht durch Gebete, und Beschwörungen böser Geister: die Zustände der „Ruhe“, die unter solchen Einwirkungen eintreten, sind fern davon, im physiologischen Sinne Vertrauen zu erwecken…

man ist gesund, wenn man sich über seinen Ernst und Eifer lustig macht, mit dem irgend eine Einzelheit unseres Lebens dergestalt uns hypnotisirt hat, wenn man beim Gewissensbiß Etwas fühlt wie beim Biß eines Hundes wider einen Stein, — wenn man sich seiner Reue schämt, —

Die bisherige Praxis, die rein psychologische und religiöse, war nur auf eine Veränderung der Symptome aus: sie hielt einen Menschen wiederhergestellt, wenn er vor dem Kreuze sich erniedrigte, und Schwüre that, ein guter Mensch zu sein… Aber ein Verbrecher, der mit einem gewissen düsteren Ernst sein Schicksal festhält und nicht seine That hinterdrein verleumdet, hat mehr Gesundheit der Seele… Die Verbrecher, mit denen D<ostoiewsky>

zusammen im Zuchthaus lebte, waren sammt und sonders ungebrochene Naturen, — sind sie nicht hundert Mal mehr werth als ein „gebrochener“ Christ?

[«]

14[156]

Der Wille zur Macht
Versuch
einer Umwerthung aller Werthe.

Erstes Capitel:

die wahre und die scheinbare Welt

Zweites Capitel:

wie ist ein solcher Fehlgriff möglich? Was bedeutet das Mißverstehenwollen des Lebens?
Critik der Philosophen, als Typen der décadence.

Drittes Capitel.

Die Moral als Ausdruck der décadence.
Kritik des Altruismus, des Mitleids, des Christenthums, der Entsinnlichung

Viertes Capitel.

Giebt es keine Ansätze einer gegentheiligen Stellung?
1. Heidnisches in der Religion
2. „die Kunst“
3. Staat
Der Krieg gegen sie: was sich immer gegen sie verschwört…

Fünftes Capitel.

Kritik der Gegenwart: wohin gehört sie?
ihr nihilistisches Abzeichen

ihre jasagenden Typen: man muß das ungeheure Faktum begreifen, daß ein gutes Gewissen der Wissenschaft besteht…

Sechstes Capitel.

Der Wille zur Macht, als Leben

Siebentes Capitel.

Wir Hyperboreer.
Lauter absolute Stellungen z.B. Glück!! z.B. Geschichte ungeheurer Genuß und Triumph am Schluß, lauter klare Ja’s und Nein’s zu haben… Erlösung von der Ungewißheit!

[«]

14[157]

Moral als décadence décadence

„Sinne“, „Leidenschaften“

Die Furcht vor den Sinnen, vor den Begierden, vor den Leidenschaften, wenn sie so weit geht, dieselben zu widerrathen, ist ein Symptom bereits von Schwäche: die extremen Mittel kennzeichnen immer abnormale Zustände. Was hier fehlt, resp. angebröckelt ist, das ist die Kraft zur Hemmung eines Impulses: wenn man den Instinkt hat, nachgeben zu müssen d.h. reagiren zu müssen, dann thut man gut, den Gelegenheiten („Verführungen“) aus dem Wege zu gehen.

Ein „Anreiz der Sinne“ ist nur insofern eine Verführung, als es sich um Wesen handelt, deren System zu leicht beweglich und bestimmbar ist: im entgegengesetzten Falle, bei großer Schwerfälligkeit und Härte des Systems, sind starke Reize nöthig, um die Funktionen in Gang zu bringen…

Die Ausschweifung ist uns nur ein Einwand gegen den, der zu ihr kein Recht hat; und fast alle Leidenschaften sind in schlechten Ruf derentwegen gebracht, die nicht stark genug sind, sie zu ihrem Nutzen zu wenden —

Man muß sich darüber verstehen, daß gegen Leidenschaft eingewendet werden kann, was gegen Krankheit einzuwenden ist: trotzdem — wir dürften der Krankheit nicht entbehren und noch weniger der Leidenschaften…

Wir brauchen das Anormale, wir geben dem Leben einen ungeheuren choc durch diese großen Krankheiten…

* * *

Im Einzelnen ist zu unterscheiden

1) die dominirende Leidenschaft, welche sogar die supremste Form der Gesundheit überhaupt mit sich bringt: hier ist die Coordination der inneren Systeme und ihr Arbeiten in Einem Dienste am besten erreicht — aber das ist beinahe die Definition der Gesundheit!

2) das Gegeneinander der Leidenschaften, die Zweiheit, Dreiheit, Vielheit der „Seelen in Einer Brust“: sehr ungesund, innerer Ruin, auseinanderlösend, einen inneren Zwiespalt und Anarchismus verrathend und steigernd —: es sei denn, daß eine Leidenschaft endlich Herr wird. Rückkehr der Gesundheit —

3) das Nebeneinander, ohne ein Gegeneinander und Füreinander zu sein: oft periodisch, und dann, sobald es eine Ordnung gefunden hat, auch gesund… Die interessantesten Menschen gehören hierher, die Chamaeleons; sie sind nicht im Widerspruch mit sich, sie sind glücklich und sicher, aber sie haben keine Entwicklung, — ihre Zustände liegen neben einander, wenn sie auch siebenmal getrennt sind. Sie wechseln, sie werden nicht…

[«]

14[158]

Moral als décadence

Der „gute Mensch“ als Tyrann

Die Menschheit hat immer denselben Fehler wiederholt: daß sie aus einem Mittel zum Leben einen Maßstab des Lebens gemacht hat

: daß sie, statt in der höchsten Steigerung des Lebens selbst, im Problem des Wachsthums und der Erschöpfung das Maaß zu finden, die Mittel zu einem ganz bestimmten Leben zum Ausschluß aller anderen Formen des Lebens, kurz zur Kritik und Selektion des Lebens benutzt hat

: d.h. der Mensch liebt endlich die Mittel um ihrer selbst willen und vergißt sie als Mittel: so daß sie jetzt als Ziele ihm ins Bewußtsein treten, als Maaßstäbe von Zwecken…

: d.h. eine bestimmte Species Mensch behandelt ihre Existenzbedingungen als gesetzlich aufzuerlegende Bedingungen, als „Wahrheit“, „Gut“, „Vollkommen“: sie tyrannisirt…

: es ist eine Form des Glaubens, des Instinkts, daß eine Art Mensch nicht die Bedingtheit ihrer eigenen Art, ihre Relativität im Vergleich zu anderen einsieht:

: wenigstens scheint es zu Ende zu sein mit einer Art Mensch (Volk, Rasse) wenn sie tolerant wird, gleiche Rechte zugesteht und nicht mehr daran denkt, Herr sein zu wollen —

[«]

14[159]

Religion als décadence

Kritik des Glaubens
Überzeugung und Lüge.

1. „Zwischen einer Lüge und einer Überzeugung besteht ein Gegensatz“: es giebt keinen größeren…

2. Aber es ist mit Recht gesagt worden, daß Überzeugungen gefährlichere Feinde der Wahrheit sind als Lügen (M.AM.)

3. Müßte vielleicht auch die vorangestellte Überzeugung unter die Feinde der Wahrheit gezählt werden? Und unter ihre gefährlichsten?

Eine jede Überzeugung hat ihre Geschichte, ihre Vorformen, ihre Tentativen und Fehlgriffe: sie wird Überzeugung, nachdem sie es lange nicht ist und noch länger kaum ist…

könnte unter diesen Embryonal-Zuständen der Überzeugung nicht auch die Lüge sein?…

sie bedarf oft eines Personen-Wechsels (— erst im Sohne wird Überzeugung, was im Vater noch Tendenz war —)

Was macht es, daß ein Lügner uns einen Irrthum für eine Wahrheit verkauft? Seine „praktische Vernunft“ (— sein Vortheil, populärer geredet)

Was macht es, daß man zwischen verschiedenen Möglichkeiten sich entscheidet? Seine praktische Vernunft, sein Vortheil…

Was macht es, daß man zwischen verschiedenen Hypothesen so und so wählt? Der Vortheil.

Welcher Unterschied bleibt zwischen einem Überzeugten und einem Belogenen? Keiner, wenn er gut belogen ist.

Was macht es, was alle Philosophen bestimmt, ihre Überzeugungen für Wahrheiten zu halten? Ihr Vortheil, ihre „praktische Vernunft“

Die Fiktion, die Nützlichkeit, die Vermuthung, die Wahrscheinlichkeit, die Gewißheit, die Überzeugung — eine Geschichte des inneren Pathos, an dessen Anfang die Lüge, deren Gott steht…

„Ich will etwas für wahr halten“: ist das der Instinkt der Wahrheit oder nicht gerade ein anderer, der es sehr wenig streng nimmt mit der Wahrheit, aber den Vortheil kennt, den der Glaube mit sich bringt?…

Gesetzt, man hat einen Vortheil davon, sich selbst zu belügen, worin unterscheidet sich das Pathos der Selbst-Belogenheit vom Pathos der Überzeugung?…

Ist im Glauben, wie <ihn> das Christenthum versteht, die Klugheit oder die Wahrheit zur Herrschaft gebracht? Der Beweis der Kraft (d.h. der Vortheile, welche ein Glaube mit sich bringt), oder der — — —

Und was Märtyrer macht, ist das der Instinkt der Wahrheit, oder nicht umgekehrt eine Lücke der inneren Organisation, der Mangel eines solchen Instinkts? Wir betrachten Märtyrer als eine niedrigere Species: eine Überzeugung zu beweisen, hat gar keinen Sinn; sondern es gilt zu beweisen, daß man ein Recht hat, so überzeugt zu sein… Die Überzeugung ist ein Einwand, ein Fragezeichen, ein défi, man hat zu beweisen, daß man nicht nur überzeugt ist — daß man nicht nur Narr ist…

der Tod am Kreuze beweist keine Wahrheit, nur eine Überzeugung, nur eine Idiosynkrasie (— sehr populärer Irrthum: den Muth zu seiner Überzeugung haben —? aber den Muth zum Angriff auf seine Überzeugung haben!!!

[«]

14[160]

Religion als décadence — die Überzeugung

Kritik des Opfertodes

Wir würden heute für manche Dinge in den Tod gehn, ohne dieses Opfer sehr feierlich zu nehmen, es liegt uns fern mit solchen Dingen Götzendienst zu treiben, bloß weil sie Menschen fordern… Das berühmte „Vaterland“ z.B., ein Begriff, der heute in Europa absonderlich theuer bezahlt wird: die noch berühmtere „Wissenschaft“, die, wie ich voraussetze, irgendwann einmal noch kostspieliger sogar werden dürfte, als der Begriff „Vaterland“
Ein Tod für ein — — —

Ist es nöthig, Recht zu haben, um Recht zu behalten? Im Gegentheil! Und abgesehen davon heißt es unbescheiden sein. Man muß nicht zu viel Ehre wollen… Aber alle diese großen Weisen waren bescheiden: — sie behielten bloß Recht…

Ihr meint eine Sache wird dadurch ehrenhaft, daß ihr mit eurem Leben dafür bezahlt?… Ein Irrthum, der ehrenhaft wird, ist ein Irrthum, der eine Verführungskunst mehr besitzt! glaubt ihr, daß wir wünschen werden euch zu einem Opfertod für eure „Wahrheit“ zu ermuthigen?… Genau das war die welthistorische Dummheit aller Verfolger: sie zwangen ihre Gegner, Heroen zu werden… sie haben alle Dummheiten zu Fetischen für die Menschheit gemacht… Das Weib liegt heute noch auf den Knien vor einer Lehre, deren Lehrer am Kreuz gestorben ist… ist das Kreuz ein Beweis?

Ein gewisser Grad von Glaube genügt uns heute als Einwand gegen das Geglaubte, noch mehr als Fragezeichen an der geistigen Gesundheit des Gläubigen: die „felsenfesten Überzeugungen“ gehören fast immer ins Irrenhaus.

[«]

14[161]

Ich sehe durchaus nicht ab, wie Einer es wieder gut machen kann, der versäumt hat, zur rechten Zeit in eine gute Schule zu gehen. Ein solcher kennt sich nicht; er geht durchs Leben, ohne gehen gelernt zu haben; der schlaffe Muskel verräth sich bei jedem Schritt noch. Mitunter ist das Leben so barmherzig, diese harte Schule nachzuholen: jahrelanges Siechthum vielleicht, das die äußerste Willenskraft und Selbstgenugsamkeit herausfordert; oder eine plötzlich hereinbrechende Nothlage, zugleich noch für Weib und Kind, welche eine Thätigkeit erzwingt, die den erschlafften Fasern wieder Energie giebt und dem Willen zum Leben die Zähigkeit zurückgewinnt… Das Wünschenswertheste bleibt unter allen Umständen eine harte Disciplin zur rechten Zeit, das heißt in jenem Alter noch, wo es stolz macht, viel von sich verlangt zu sehen. Denn dies unterscheidet die harte Schule als gute Schule von jeder anderen: daß Viel verlangt wird; daß streng verlangt wird; daß das Gute, das Ausgezeichnete selbst als normal verlangt wird; daß das Lob selten ist, daß die Indulgenz fehlt; daß der Tadel scharf, sachlich, ohne Rücksicht auf Talent und Herkunft laut wird. Eine solche Schule hat man in jedem Betracht nöthig: das gilt vom Leiblichsten wie vom Geistigsten: es wäre verhängnißvoll, hier trennen zu wollen! Die gleiche Disziplin macht den Militär und den Gelehrten tüchtig: und näher besehen, es giebt keinen tüchtigen Gelehrten der nicht die Instinkte eines tüchtigen Militärs im Leibe hat… in Reih und Glied stehen, aber fähig jeder Zeit, voranzugehen; die Gefahr dem Behagen vorziehen; das Erlaubte und Unerlaubte nicht in einer Krämerwage wiegen; dem Mesquinen, Schlauen, Parasitischen mehr feind sein als dem Bösen…

— Was lernt man in einer harten Schule? Gehorchen und Befehlen,

— — —

[«]

14[162]

Philosoph

Pyrrho, der mildeste und geduldigste Mensch, der je unter Griechen gelebt hat, ein Buddhist obschon Grieche, ein Buddha selbst, wurde ein einziges Mal außer Rand und Band gebracht, durch wen? — durch seine Schwester, mit der er zusammenlebte: sie war Hebamme. Seitdem fürchteten sich am Allermeisten die Philosophen vor der Schwester — die Schwester! Schwester! ‘s klingt so fürchterlich! — und vor der Hebamme!… (Ursprung des Coelibats)

[«]

14[163]

(Zum Capitel: Religion als décadence)

Die religiöse Moral

Der Affekt, die große Begierde, die Leidenschaften der Macht, der Liebe, der Rache, des Besitzes —: die Moralisten wollen sie auslöschen, herausreißen, die Seele von ihnen „reinigen“

Die Logik ist: diese Begierden richten oft großes Unheil an, — folglich sind sie böse, verwerflich. Der Mensch muß los von ihnen kommen: eher kann er nicht ein guter Mensch sein…

Das ist dieselbe Logik wie: „ärgert dich ein Glied, so reiße es aus“. In dem besonderen Fall, wie es jene gefährliche „Unschuld vom Lande“, der Stifter des Christenthums, seinen Jüngern zur Praxis empfahl, im Fall der geschlechtlichen Irritabilität, folgt leider dies nicht nur, daß ein Glied fehlt, sondern daß der Charakter des M<enschen> entmannt ist… und das Gleiche gilt von dem Moralisten-Wahnsinn, welcher, statt der Bändigung, die Exstirpation der Leidenschaften verlangt. Ihr Schluß ist immer: erst der entmannte Mensch ist der gute Mensch.

Die großen Kraftquellen, jene oft so gefährlich und überwältigend hervorströmenden Wildwasser der Seele, statt ihre Macht in Dienst zu nehmen und zu ökonomisiren, will diese kurzsichtigste und verderblichste Denkweise, die Moral-Denkweise, versiegen machen

[«]

14[164]

Die christlichen Moral-Quacksalber

Mitleid und Verachtung folgen sich in schnellem Wechsel, und mitunter bin ich empört, wie beim Anblick eines schnöden Verbrechens. Hier ist der Irrthum zur Pflicht gemacht — zur Tugend — der Fehlgriff ist Handgriff geworden, der Zerstörer-Instinkt systematisirt als „Erlösung“; hier wird aus jeder Operation eine Verletzung, eine Ausschneidung selbst von Organen, deren Energie die Voraussetzung jeder Wiederkehr der Gesundheit ist. Und besten Falls, wird nicht geheilt, sondern nur eine Symptomen-Reihe des Übels in eine andere eingetauscht… Und dieser gefährliche Unsinn, das System der Schändung und

Verschneidung des Lebens gilt als heilig, als unantastbar; in seinem Dienste leben, Werkzeug dieser Heilkunst sein, Priester sein hebt heraus, macht ehrwürdig, macht heilig und unantastbar selbst. Nur die Gottheit kann die Urheberin dieser höchsten Heilkunst sein: nur als Offenbarung ist die Erlösung begreiflich, als Art der Gnade, als unverdientestes Geschenk, das der Creatur gemacht ist.

Erster Satz: die Gesundheit der Seele wird als Krankheit angesehen, mißtrauisch…

Zweiter Satz: die Voraussetzungen für ein starkes und blühendes Leben, die starken Begehrungen und Leidenschaften, gelten als Einwände gegen ein starkes und blühendes Leben

Dritter Satz: Alles, woher dem Menschen Gefahr droht, Alles, was über ihn Herr werden und <ihn> zu Grunde richten kann, ist böse, ist verwerflich, — ist mit der Wurzel aus seiner Seele auszureißen.

Vierter Satz: der Mensch, ungefährlich gemacht, gegen sich und Andere, schwach, niedergeworfen in Demuth und Bescheidenheit, seiner Schwäche bewußt, der „Sünder“ — das ist der wünschbarste Typus, der, welchen man mit einiger Chirurgie der Seele auch herstellen kann…

[«]

14[165]

Der Muth.

1.

Ich unterscheide den Muth vor Personen, den Muth vor Sachen und den Muth vor dem Papier. Letzterer war zum Beispiel der Muth David Straußens. Ich unterscheide nochmals den Muth vor Zeugen und den Muth ohne Zeugen: der Muth eines Christen, eines Gottgläubigen überhaupt kann niemals Muth ohne Zeugen sein — er ist damit allein schon degradirt. Ich unterscheide endlich den Muth aus Temperament und den Muth aus Furcht vor der Furcht: ein Einzelfall der letzteren Species ist der moralische Muth. Hierzu kommt noch der Muth aus Verzweiflung.

Wagner als Verführer.

2.

Wagner hatte diesen Muth. Seine Lage hinsichtlich der Musik war im Grunde verzweifelt. Ihm fehlte Beides, was zum guten Musiker befähigt: Natur und Cultur, die Vorbestimmung für Musik und die Zucht und Schulung zur Musik. Er hatte Muth: er schuf aus diesem Mangel ein Princip, — er erfand sich eine Gattung Musik. Die „dramatische Musik“, wie er sie erfand, ist die Musik, welche er machen konnte… ihr Begriff sind die Grenzen Wagner’s.

Und man hat ihn mißverstanden — Hat man ihn mißverstanden?… Fünf Sechstel der modernen Künstler sind in seinem Falle. Wagner ist ihr Retter: fünf Sechstel sind übrigens die „geringste Zahl“. Jedesmal, wo die Natur sich unerbittlich gezeigt hat und wo andrerseits die Cultur ein Zufall, eine Tentative, ein Dilettantismus blieb, wendet sich jetzt der Künstler mit Instinkt, was sage ich? mit Begeisterung an Wagner: „halb zog er ihn, halb sank er hin“, wie der Dichter sagt.

2.

Der Erfolg Wagners ist ein großer Verführer. Setzen wir einmal den Fall, daß dieser Verführer reden lernt, daß er sich in Gestalt eines klugen Freundes und Gewissensraths zu jungen Musikern gesellt, die in der Tiefe ihres Ichs ein kleines Verhängniß tragen — und schon hören wir ihn reden, zutraulich, biedermännisch, von einer engelhaften Toleranz für alle „kleinen Verhängnisse“…

[«]

14[166]

Motiv zu einem Bild. Ein Fuhrmann. Winterlandschaft. Der Fuhrmann schlägt mit einem Ausdruck schnödesten Cynismus sein Wasser an seinem eigenen Pferde ab. Die arme geschundene Creatur blickt sich um dazu — dankbar, sehr dankbar…

[«]

14[167]

Wagner als Problem.
Wagner der Schauspieler.

Das was populär geworden ist
Wagner als Vorbild.
Wagner als Verführung.

Musik als Mimik. Jeder Gedanke — — —

[«]

14[168]

Die wahre und die scheinbare Welt

Entwurf des ersten Capitels
A.

Die Verführungen, die von diesem Begriff ausgehen, sind drei<erlei> Art:

eine unbekannte Welt: — wir sind Abenteurer, neugierig, — das Bekannte scheint uns müde zu machen (— die Gefahr des Begriffs liegt darin, uns „diese“ Welt als bekannt zu insinuiren…

eine andere Welt, wo es anders ist: — es rechnet Etwas in uns nach, unsere stille Ergebung, unser Schweigen verliert dabei ihren Werth, — vielleicht wird Alles gut, wir haben nicht umsonst gehofft… die Welt, wo es anders, wo wir selbst — wer weiß? anders sind…

eine wahre Welt: — das ist der wunderlichste Streich und Angriff, der auf uns gemacht wird; es ist so Vieles an das Wort „wahr“ ankrustirt, unwillkürlich machen wir’s auch der „Wahren Welt“ zum Geschenk: die wahre Welt muß auch eine wahrhaftige sein, eine solche, die uns nicht betrügt, nicht zu Narren hat: an sie glauben ist beinahe glauben müssen (— aus Anstand, wie es unter zutrauenswürdigen Wesen geschieht —)

der Begriff die „unbekannte Welt“ insinuirt uns diese Welt als „bekannt“ (— als langweilig —)

der Begriff die „andere Welt“ insinuirt, als ob die Welt anders sein könnte — hebt die Nothwendigkeit und das Faktum auf (— unnütz, sich zu ergeben, sich anzupassen —)

der Begriff die „wahre Welt“ insinuirt diese Welt als eine unwahrhaftige, betrügerische, unredliche, unächte, unwesentliche — und folglich auch nicht unserem Nutzen zugethane Welt (— unrathsam, sich ihr anzupassen, besser: ihr widerstreben)

wir entziehen uns also in dreierlei Weise dieser Welt:

mit unserer Neugierde, wie als ob der interessantere Theil wo anders wäre

: mit unserer Ergebung, wie als ob es nicht nöthig sei, sich zu ergeben, — wie als ob diese Welt keine Nothwendigkeit letzten Ranges sei

: mit unserer Sympathie und Achtung: wie als ob diese Welt sie nicht verdiente, als unlauter, als gegen uns nicht redlich…

In summa: wir sind auf eine dreifache Weise revoltirt: wir haben ein x zur **Kritik** der „bekannten Welt“ gemacht.

<B.>

Erster Schritt der Besonnenheit: zu begreifen, in wiefern wir verführt sind —

nämlich es könnte an sich exakt umgekehrt sein.

a) die unbekannte Welt könnte derartig beschaffen sein, um uns Lust zu machen zu dieser Welt, — als eine vielleicht stupide und geringere Form des Daseins

b) die andere Welt, geschweige daß sie unseren Wünschen, die hier keinen Austrag fänden, Rechnung trüge, könnte mit unter der Masse dessen sein, was uns diese Welt möglich macht: sie kennen lernen wäre ein Mittel, uns zufrieden zu machen

3) die wahre Welt: aber wer sagt uns eigentlich, daß die scheinbare Welt weniger Werth sein muß als die wahre? Widerspricht nicht unser Instinkt diesem Urtheile? Schafft sich nicht ewig der Mensch eine fingirte Welt, weil er eine bessere Welt haben will als die Realität?…

Vor allem: wie kommen wir darauf, daß nicht unsere Welt die wahre ist?… zunächst könnte doch die andere Welt die „scheinbare“ sein… in der That haben sich die Griechen z.B. ein Schattenreich, eine Scheinexistenz neben der wahren Existenz gedacht — Und endlich: was giebt uns ein Recht, gleichsam Grade der Realität anzusetzen? das ist etwas Anderes als eine unbekannte Welt, das ist bereits etwas-wissen-wollen von der unbekannten.

NB. Die „andere“, die unbekannte Welt — gut! aber sagen „wahre Welt“ das heißt „etwas wissen von ihr“ — das ist der Gegensatz zur Annahme einer x-Welt…

In summa: die Welt x könnte langweiliger, unmenschlicher und unwürdiger in jedem Sinne sein als diese Welt.

Es stünde anders, wenn behauptet würde, es gäbe x Welten, d.h. jede mögliche Welt noch außer dieser. Aber das ist nie behauptet worden…

Die „wahre“ Welt = die wahrhaftige, die uns nicht belügt, die ehrlich ist
= die rechte, auf die allein es ankommt
= ächte, im Gegensatz zu etwas Nachgemachtem und Gefälschtem

C.

Problem: warum die Vorstellung von der anderen Welt immer zum Nachtheil, resp. zur Kritik dieser Welt ausgefallen ist, — worauf das weist? —

Nämlich: ein Volk, das auf sich stolz ist, das im Aufgang des Lebens ist, denkt das Anders-sein immer als Niedriger-, Werthloser-sein; es betrachtet die fremde, die unbekannte Welt als seinen Feind, als seinen Gegensatz, es fühlt sich ohne Neugierde, in voller Ablehnung gegen das Fremde…

ein Volk würde nicht zugeben, daß ein anderes Volk das „wahre Volk“ wäre…

schon daß ein solches Unterscheiden möglich ist — daß man diese Welt für die „scheinbare“ und jene für die „wahre“ nimmt, ist symptomatisch

Die Entstehungsheerde der Vorstellung: „andere Welt“

der Philosoph, der eine Vernunft-Welt erfindet, wo die Vernunft und die logischen Funktionen adaequat sind: — hierher stammt die „wahre“ Welt

der religiöse Mensch, der eine „göttliche Welt“ <erfindet> — hierher stammt die „entnatürlichte, widernatürliche“ Welt

der moralische Mensch, der eine „freie Welt“ fingirt — hierher stammt die „gute, vollkommene, gerechte, heilige“ Welt.

Das Gemeinsame der drei Entstehungsheerde…

der psychologische Fehlgriff… die physiologischen Verwechslungen

„die andere Welt“, wie sie thatsächlich in der Geschichte erscheint, mit welchen Prädikaten, — abgezeichnet mit den Stigmaten

des philosophischen
des religiösen } Vorurtheils.
des moralischen

die andere Welt, wie sie aus diesen Thatsachen erhellt, als *ein Synonym des Nicht-seins*, des Nicht-lebens, des Nicht-leben-*wollens*…

Gesammteinsicht: der Instinkt der *Lebens-Müdigkeit* und nicht der des Lebens hat die andere Welt geschaffen.

Consequenz: Philosophie, Religion und Moral sind *Symptome der décadence*.

2tes Capitel

Historischer Nachweis, daß Religion, Moral und Philosophie décadence-Formen der Menschheit sind.

3tes *Capitel*

1. die Gründe, darauf hin „diese“ Welt als „scheinbar“ bezeichnet worden ist, begründen vielmehr ihre Realität: — eine *andere* Art Realität ist absolut unnachweisbar.

2. die Kennzeichen, welche man dem „wahren Sein“ der Dinge gegeben hat, sind die Kennzeichen des Nicht-seins, — man hat die „wahre Welt“ aus dem Widerspruch zur „wirklichen Welt“ aufgebaut: eine „scheinbare Welt“ in der That, eine solche, die eine *optisch-moralische Täuschung* ist

3. In summa: von einer andren Welt als dieser zu fabeln hat gar keinen Sinn, — vorausgesetzt, daß nicht ein Instinkt der Verleumdung, Verkleinerung, Verdächtigung des Lebens in uns mächtig ist: im letzteren Falle *rächen* wir uns am Leben *mit* der Phantasmagorie eines „besseren Lebens“…

4. Die Welt scheiden in eine „wahre“ und eine „scheinbare“ ist eine Suggestion der décadence: — den *Schein* höher zu schätzen als die *Realität*, wie es der Künstler thut, ist kein Einwand dagegen. Denn der Schein bedeutet hier nur diese Realität noch einmal in der Auswahl, Verstärkung, Correktur… Oder giebt es pessimistische Künstler? — Ist der *tragische* Künstler *Pessimist*?…

[«]

14[169]

1. Die wahre und die scheinbare Welt.
2. Der Philosoph als Typus der décadence.
3. Der religiöse Mensch als Typus der décadence.
4. Der gute Mensch als Typus der décadence.
5. Die Gegenbewegung: die Kunst.
   Problem des Tragischen.
6. Das Heidnische in der Religion.
7. Die Wissenschaft gegen Philosophie.
8. Politica.
9. Kritik der Gegenwart.
10. Der Nihilismus und sein Gegenbild: die Wiederkünftigen.
11. Der Wille zur Macht

1) Gesetzt, sie ist mehr werth, warum sollte sie mehr real sein als diese? … ist die Realität eine Qualität der Vollkommenheit? — Aber das ist ja der ontologische Beweis Gottes…

2) Gesetzt aber, sie ist wahr, so könnte sie weniger werth sein als unsere Welt…

[«]

14[170]

Die Gegenbewegungen: die Kunst.

Es sind die Ausnahme-Zustände, die den Künstler bedingen: alle die mit krankhaften Erscheinungen tief verwandt und verwachsen sind: so daß es nicht möglich scheint, Künstler zu sein und nicht krank zu sein.

Die physiologischen Zustände, welche im Künstler gleichsam zur „Person“ gezüchtet sind, die an sich in irgend welchem Grade dem Menschen überhaupt anhaften:

1. der Rausch: das erhöhte Machtgefühl; die innere Nöthigung, aus den Dingen einen Reflex der eigenen Fülle und Vollkommenheit zu machen —

2. die extreme Schärfe gewisser Sinne: so daß sie eine ganz andere Zeichensprache verstehen — und schaffen… — dieselbe, die mit manchen Nervenkrankheiten verbunden erscheint — die extreme Beweglichkeit, aus der eine extreme Mittheilsamkeit wird; das Redenwollen alles dessen, was Zeichen zu geben weiß… ein Bedürfniß, sich gleichsam loszuwerden durch Zeichen und Gebärden; Fähigkeit von sich durch hundert Sprachmittel zu reden… ein explosiver Zustand — man muß sich diesen Zustand zuerst als Zwang und Drang denken, durch alle Art Muskelarbeit und Beweglichkeit die Exuberanz der inneren Spannung loszuwerden: sodann als unfreiwillige Coordination dieser Bewegung zu den inneren Vorgängen (Bildern, Gedanken, Begierden) — als eine Art Automatismus des ganzen Muskelsystems unter dem Impuls von Innen wirkender starker Reize — Unfähigkeit, die Reaktion zu verhindern; der Hemmungsapparat gleichsam ausgehängt. Jede innere Bewegung (Gefühl, Gedanke, Affekt) ist begleitet von Vaskular-Veränderungen und folglich von Veränderungen der Farbe, der Temperatur, der Sekretion; die suggestive Kraft der Musik, ihre „suggestion mentale“;

3. das Nachmachen-Müssen: eine extreme Irritabilität, bei der sich ein gegebenes Vorbild contagiös mittheilt, — ein Zustand wird nach Zeichen schon errathen und dargestellt… Ein Bild, innerlich auftauchend, wirkt schon als Bewegung der Glieder… eine gewisse Willens-Aushängung… (Schopenhauer!!!!)

Eine Art Taubsein, Blindsein nach außen hin, — das Reich der zugelassenen Reize ist scharf umgrenzt —

* * *

Dies unterscheidet den Künstler vom Laien (dem künstlerisch-Empfänglichen): letzterer hat im Aufnehmen seinen Höhepunkt von Reizbarkeit; ersterer im Geben — dergestalt, daß ein Antagonismus dieser beiden Begabungen nicht nur natürlich, sondern wünschenswerth ist. Jeder dieser Zustände hat eine umgekehrte Optik, — vom Künstler verlangen, daß er sich die Optik des Zuhörers (Kritikers, —) einübe, heißt verlangen, daß er sich und seine spezifische Kraft verarme… Es ist hier wie bei der Differenz der Geschlechter: man soll vom Künstler, der giebt, nicht verlangen, daß er Weib wird — daß er „empfängt“…

Unsere Aesthetik war insofern bisher eine Weibs-Aesthetik, als nur die Empfänglichen für Kunst ihre Erfahrungen „was ist schön?“ formulirt haben. In der ganzen Philosophie bis heute fehlt der Künstler… Das ist, wie das Vorhergehende andeutete, ein nothwendiger Fehler; denn der Künstler, der anfangen würde sich zu begreifen, würde sich damit vergreifen — er hat nicht zurück zu sehen, er hat überhaupt nicht zu sehen, er hat zu geben — Es ehrt einen Künstler, der Kritik unfähig zu sein… andernfalls ist er halb und halb, ist er „modern“…

[«]

14[171]

Religion als décadence

der Schlaf als Folge jeder Erschöpfung, die Erschöpfung als Folge jeder übermäßigen Reizung…

das Bedürfniß nach Schlaf, die Vergöttlichung und Adoration selbst des Begriffs „Schlaf“ in allen pessimistischen Religionen und Philosophien —

die Erschöpfung ist in diesem Fall eine Rassen-Erschöpfung; der Schlaf, physiologisch genommen, nur ein Gleichniß eines viel tieferen und längeren Ruhen-Müssens… In praxi ist es der Tod, der hier unter dem Bilde seines Bruders, des Schlafes, so verführerisch wirkt…

[«]

14[172]

Die religiöse Monomanie erscheint gewöhnlich in der Form der folie circulaire, mit zwei contradiktorischen Zuständen, dem der Depression und dem der Tonicität.

Féré p 123.

[«]

14[173]

Der Wille zur Macht als Leben

Psychologie des Willens zur Macht.
Lust Unlust

Der Schmerz ist etwas Anderes als die Lust, — ich will sagen, er ist nicht deren Gegentheil. Wenn das Wesen der Lust zutreffend bezeichnet worden ist als ein Plus-Gefühl von Macht (somit als ein Differenz-Gefühl, das die Vergleichung voraussetzt), so ist damit das Wesen der Unlust noch nicht definirt. Die falschen Gegensätze, an die das Volk und folglich die Sprache glaubt, sind immer gefährliche Fußfesseln für den Gang der Wahrheit gewesen. Es giebt sogar Fälle, wo eine Art Lust bedingt ist durch eine gewisse rhythmische Abfolge kleiner Unlust-Reize: damit wird ein sehr schnelles Anwachsen des Machtgefühls, des Lustgefühls erreicht. Dies ist der Fall z.B. beim Kitzel, auch beim geschlechtlichen Kitzel im Akt des coitus: wir sehen dergestalt die Unlust als Ingredienz der Lust thätig. Es scheint, eine kleine Hemmung, die überwunden wird und der sofort wieder eine kleine Hemmung folgt, die wieder überwunden wird — dieses Spiel von Widerstand und Sieg regt jenes Gesammtgefühl von überschüssiger überflüssiger Macht am stärksten an, das das Wesen der Lust ausmacht. — Die Umkehrung, eine Vermehrung der Schmerzempfindung durch kleine eingeschobene Lustreize, fehlt: Lust und Schmerz sind eben nichts Umgekehrtes. — Der Schmerz ist ein intellektueller Vorgang, in dem entschieden ein Urtheil laut wurde, — das Urtheil „schädlich“, in dem sich lange Erfahrung aufsummirt hat. An sich giebt es keinen Schmerz. Es ist nicht die Verwundung, die weh thut; es ist die Erfahrung, von welchen schlimmen Folgen eine Verwundung für den Gesammt-Organismus sein kann, welche in Gestalt jener tiefen Erschütterung redet, die Unlust heißt (bei schädigenden Einflüssen, welche der älteren Menschheit unbekannt geblieben sind, z.B. von Seiten neu combinirter giftiger Chemikalien, fehlt auch die Aussage des Schmerzes, — und wir sind verloren…) Im Schmerz ist das eigentlich Spezifische immer die lange Erschütterung, das Nachzittern eines schreckenerregenden choc’s in dem cerebralen Heerde des Nervensystems: — man leidet eigentlich nicht an der Ursache des Schmerzes (irgend einer Verletzung zum Beispiel), sondern an der langen Gleichgewichtsstörung, welche in Folge jenes choc’s eintritt. Der Schmerz ist eine Krankheit der cerebralen Nervenheerde — die Lust ist durchaus keine Krankheit… — Daß der Schmerz die Ursache ist zu Gegenbewegungen, hat zwar den Augenschein und sogar das Philosophen-Vorurtheil für sich; aber in plötzlichen Fällen kommt, wenn man genau beobachtet, die Gegenbewegung ersichtlich früher als die Schmerzempfindung. Es stünde schlimm um mich, wenn ich bei einem

Fehltritt zu warten hätte, bis das Faktum an die Glocke des Bewußtseins schlüge und ein Wink, was zu thun ist, zurücktelegraphirt würde… Vielmehr unterscheide ich so deutlich als möglich, daß erst die Gegenbewegung des Fußes, um den Fall zu verhüten, folgt und dann, in einer meßbaren Zeitdistanz, eine Art schmerzhafter Welle plötzlich im vorderen Kopfe fühlbar wird. Man reagirt also nicht auf den Schmerz. Der Schmerz wird nachher projicirt in die verwundete Stelle: — aber das Wesen dieses Lokal-Schmerzes bleibt trotzdem nicht der Ausdruck der Art der Lokal-Verwundung, es ist ein bloßes Ortszeichen, dessen Stärke und Tonart der Verwundung gemäß ist, welches die Nerven-Centren davon empfangen haben. Daß in Folge jenes choc’s die Muskelkraft des Organismus meßbar heruntergeht, giebt durchaus noch keinen Anhalt dafür, das Wesen des Schmerzes in einer Verminderung des Machtgefühls zu suchen… Man reagirt, nochmals gesagt, nicht auf den Schmerz: die Unlust ist keine „Ursache“ von Handlungen, der Schmerz selbst ist eine Reaktion, die Gegenbewegung ist eine andere und frühere Reaktion, — beide nehmen von verschiedenen Stellen ihren Ausgangspunkt. —

[«]

14[174]

Der Wille zur Macht als Leben

Der Mensch sucht nicht die Lust und vermeidet nicht die Unlust: man versteht, welchem berühmten Vorurtheile ich hiermit widerspreche. Lust und Unlust sind bloße Folge, bloße Begleiterscheinung, — was der Mensch will, was jeder kleinste Theil eines lebenden Organismus will, das ist ein plus von Macht. Im Streben danach folgt sowohl Lust als Unlust; aus jenem Willen heraus sucht er nach Widerstand, braucht er etwas, das sich entgegenstellt. Die Unlust, als Hemmung seines Willens zur Macht, ist also ein normales Faktum, das normale Ingredienz jedes organischen Geschehens, der Mensch weicht ihr nicht aus, er hat sie vielmehr fortwährend nöthig: jeder Sieg, jedes Lustgefühl, jedes Geschehen setzt einen überwundenen Widerstand voraus.

Nehmen wir den einfachsten Fall, den der primitiven Ernährung: das Protoplasma streckt seine Pseudopodien aus, um nach etwas zu suchen, was ihm widersteht — nicht aus Hunger, sondern aus Willen zur Macht. Darauf macht es den Versuch, dasselbe zu überwinden, sich anzueignen, sich einzuverleiben: — das, was man „Ernährung“ nennt, ist bloß eine Folge-Erscheinung, eine Nutzanwendung jenes ursprünglichen Willens, stärker zu werden

Es ist nicht möglich, den Hunger als primum mobile zu nehmen: ebenso wenig als die Selbsterhaltung: der Hunger als Folge der Unterernährung aufgefaßt, heißt: der Hunger als Folge eines nicht mehr Herr werdenden Willens zur Macht

die Zweiheit als Folge einer zu schwachen Einheit

es handelt sich durchaus nicht um eine Wiederherstellung eines Verlustes, — erst spät, in Folge Arbeitstheilung, nachdem der Wille zur Macht ganz andere Wege zu seiner Befriedigung einschlagen lernt, wird das Aneignungsbedürfniß des Organismus reduzirt auf den Hunger, auf das Wiederersatzbedürfniß des Verlorenen.

Die Unlust hat also so wenig nothwendig eine Verminderung unseres Machtgefühls zur Folge, daß, in durchschnittlichen Fällen, sie gerade als Reiz auf dieses Machtgefühl wirkt, — das Hemmniß ist der Stimulus dieses Willens zur Macht.

Man hat die Unlust verwechselt mit einer Art der Unlust, mit der der Erschöpfung: letztere stellt in der That eine tiefe Verminderung und Herabstimmung des Willens zur Macht, eine meßbare Einbuße an Kraft dar. Das will sagen: Unlust als Reizmittel zur Verstärkung der Macht und Unlust nach einer Vergeudung von Macht; im ersteren Fall ein stimulus, im letzteren die Folge einer übermäßigen Reizung… Die Unfähigkeit zum Widerstand ist der letzteren Unlust zu eigen: die Herausforderung des Widerstehenden gehört zur ersteren… Die Lust welche im Zustande der Erschöpfung allein noch empfunden wird, ist das Einschlafen; die Lust im anderen Fall ist der Sieg…

Die große Verwechslung der Psychologen bestand darin, daß sie diese beiden Lustarten die des Einschlafens und die des Sieges nicht auseinanderhielten

die Erschöpften wollen Ruhe, Gliederausstrecken, Frieden, Stille —

es ist das Glück der nihilistischen Religionen und Philosophien

die Reichen und Lebendigen wollen Sieg, überwundene Gegner, Überströmen des Machtgefühls über weitere Bereiche als bisher:

alle gesunden Funktionen des Organismus haben dies Bedürfniß, — und der ganze Organismus, bis zum Alter der Pubertät, ist ein solcher nach Wachsthum von

Machtgefühlen ringender Complex von Systemen —

[«]

14[175]

Plato: — — —

aber Manu sagt: der Akt, durch den die Seele nach dem Unbekannten aspirirt, ist eine Erinnerung an das Swarga, von dem sie eine Spur zurückbehalten hat, wie man oft unsicher beim Erwachen die Bilder sieht, die uns in den Träumen getroffen haben

[«]

14[176]

Alcoholismus.

Der Brahmane, der sich berauscht, in Vergessenheit der göttlichen Substanz, aus der seine Person gebildet ist, sinkt zum Rang des unreinen Sudra hinab.

Der dwidja, der sich gegorenen Getränken hingiebt, wird durch ihr Feuer innerlich verbrannt werden. Er reinige sich, indem er kochenden Urin der Kühe trinkt

[«]

14[177]

Möge er eine Kuh retten: diese verdienstliche Handlung sühnt den Mord eines Brahmanen.

[«]

14[178]

Priester

— Der Brahmane ist eine Autorität in dieser Welt und in der anderen; der Brahmane ist ein Objekt der Verehrung für die Götter.

Der Mörder einer Kuh soll drei Monate bedeckt bleiben mit der Haut dieser Kuh und dann drei Monate im Dienste eines Kuhhirten zubringen. Dann soll er den Brahmanen zehn Kühe und einen Stier zum Geschenk <machen> oder besser noch, Alles, was er besitzt: dann ist sein Fehler gebüßt.

Wer einen Beschnittenen tödtet, reinigt sich durch eine einfache Darbringung (während überhaupt ein Thier tödten sechs Monate Pönitenz im Wald, mit Wachsenlassen von Bart und Haar fordert.)

[«]

14[179]

Von der christlichen Praxis.

Der Mensch kannte sich nicht physiologisch, die ganze Kette der Jahrtausende entlang: er kennt sich auch heute noch nicht. Zu wissen z.B., daß man ein Nervensystem habe (— aber keine „Seele“) bleibt immer noch das Vorrecht der Unterrichtetsten. Aber der Mensch beargwöhnt sich nicht, hier nicht zu wissen; — man muß sehr human sein, um zu sagen „ich weiß das nicht“, um sich Ignoranzen zu gönnen… gesetzt, er leidet oder er ist in guter Laune, so zweifelt er nicht, den Grund dafür zu finden, wenn er nur sucht. Also sucht er ihn… In Wahrheit kann er den Grund nicht finden, weil er nicht einmal argwöhnt, wo er zu suchen hätte… Was geschieht?… Er nimmt eine Folge seines Zustandes als dessen Ursache

z.B. ein Werk, in guter Laune unternommen (im Grunde unternommen, weil schon die gute Laune Muth dazu gab) geräth: ecco, das Werk ist der Grund, zur guten Laune…

Thatsächlich war wiederum das Gelingen bedingt durch dasselbe, was die gute Laune bedingte, — durch die glückliche Coordination der physiologischen Kräfte und Systeme

Er befindet sich schlecht: und folglich wird er mit einer Sorge, einem Skrupel, einer Selbst-Kritik nicht fertig… In Wahrheit glaubt der Mensch, sein schlechter Zustand sei die Folge seines Skrupels, seiner „Sünde“, seiner „Selbstkritik“…

Aber der Zustand der Wiederherstellung, oft nach einer tiefen Erschöpfung und Prostration, kehrt zurück. „Wie ist das möglich, daß ich so frei, so gelöst bin? Das ist ein Wunder, das kann nur Gott mir gethan haben“ Schluß: „er hat mir meine Sünde vergeben“…

Daraus ergiebt sich eine Praktik: um Sündengefühle anzuregen, um Zerknirschungen vorzubereiten, hat man den Körper in einen krankhaften und nervösen Zustand zu bringen. Die Methodik dafür ist bekannt. Wie billig, argwöhnt man nicht, die causale Logik der Thatsachen — man hat eine religiöse Deutung für die Kasteiung des Fleisches, sie erscheint als Zweck an sich, während sie sich nur als Mittel ergiebt, um jene krankhafte Indigestion der Reue möglich zu machen (die „Idée fixe“ der Sünde, die Hypnotisirung der Henne durch den Strich „Sünde“)

Die Mißhandlung des Leibes erzeugt den Boden für die Reihe der „Schuldgefühle“… d.h. ein allgemeines Leiden, das erklärt sein wird…

Andrerseits ergiebt sich ebenso die Methodik der „Erlösung“: man hat jede Ausschweifung des Gefühls durch Gebete, Bewegungen, Gebärden, Schwüre herausgefordert, — die Erschöpfung folgt, oft jäh, oft unter epileptischer Form. Und, hinter dem Zustand tiefer Somnolenz kommt der Schein der Genesung — religiös geredet: „Erlösung“

[«]

14[180]

der **Muhammedanismus**, als eine Religion für Männer, hat eine tiefe Verachtung für die Sentimentalität und Verlogenheit des Christenthums… einer Weibs-Religion, als welche er sie fühlt —

[«]

14[181]

Der religiöse Mensch als Typus der décadence

die religiösen Zustände in ihrer Verwandtschaft mit dem Irrsinn, mit der Neurasthenie

der Zeitpunkt, wo die religiöse Krisis ein Volk ergreift — historisch —

die Phantasie des religiösen Menschen als die Phantasie des Entnervten und Überreizten

die „moralische Nervösität“ des Christen.

Wir haben jetzt die Aufgabe, das schwierige nicht nur uns zweideutige Phänomen des Christenthums darzustellen.

Das ganze christliche Buß- und Erlösungs-training kann aufgefaßt <werden> als eine willkürlich erzeugte folie circulaire; wie billig nur in bereits prädestinirten (nämlich morbid angelegten) Individuen erzeugbar.

[«]

14[182]

Warum die Schwachen siegen.

In summa: die Kranken und Schwachen haben mehr Mitgefühl, sind „menschlicher“ —

: die Kranken und Schwachen haben mehr Geist, sind wechselnder, vielfacher, unterhaltender, — boshafter: die Kranken allein haben die Bosheit erfunden.

(eine krankhafte Frühreife häufig bei Rhachitischen, Skrofulosen und Tuberkulosen. —)

esprit: Eigenthum später Rassen (Juden, Franzosen, Chinesen) Die Antisemiten vergeben es den Juden nicht, daß die Juden „Geist“ haben — und Geld: der Antisemitismus, ein Name der „Schlechtweggekommenen“)

: der Narr und der Heilige — die zwei interessantesten Arten Mensch…

in enger Verwandtschaft das „Genie“ die großen „Abenteurer und Verbrecher“

: die Kranken und Schwachen haben die Fascination für sich gehabt, sie sind interessanter als die Gesunden

Und alle Menschen, die gesündesten voran, sind gewisse Zeiten ihres Lebens krank: — die großen Gemüthsbewegungen, die Leidenschaft der Macht, die Liebe, die Rache sind von tiefen Störungen begleitet…

Und was die décadence betrifft: so stellt sie jeder Mensch, der nicht zu früh stirbt, in jedem Sinne beinahe dar: — er kennt also auch die Instinkte, welche zu ihr gehören, aus Erfahrung —

: für die Hälfte fast jedes Menschenlebens ist der Mensch décadent.

Endlich: das Weib! die Eine Hälfte der Menschheit ist schwach, typisch-krank, wechselnd, unbeständig — das Weib braucht die Stärke, um sich an sie zu klammern, — und eine Religion der Schwäche, welche es als göttlich verherrlicht, schwach <zu> sein, zu lieben, demüthig zu sein…

oder, besser, es macht die Starken schwach, — es herrscht, wenn es gelingt, die Starken zu überwältigen…

das Weib hat immer mit den Typen der décadence, den Priestern zusammen conspirirt gegen die „Mächtigen", die „Starken", die Männer —

das Weib bringt die Kinder bei Seite für den Cultus der Pietät, des Mitleids, der Liebe — die Mutter repräsentirt den Altruismus überzeugend…

Endlich: die zunehmende Civilisation, die zugleich nothwendig auch die Zunahme der morbiden Elemente, des Neurotisch-Psychiatrischen und des Criminalistischen mit sich bringt…

eine Zwischen-species entsteht, der Artist, von der Criminalität der That durch Willensschwäche und sociale Furchtsamkeit abgetrennt, insgleichen noch nicht reif für das Irrenhaus, aber mit seinen Fühlhörnern in beide Sphären neugierig hineingreifend: diese spezifische Cultur-Pflanze, der moderne Artist, Maler, Musiker, vor allem romancier, der für seine Art zu sein das sehr uneigentliche Wort „naturalisme" handhabt…

Die Irren, die Verbrecher und die „Naturalisten" nehmen zu: Zeichen einer wachsenden und jäh vorwärts eilenden Cultur — das heißt der Ausschuß, der Abfall, die Auswurfstoffe gewinnen Importanz, — das Abwärts hält Schritt…

Endlich: der sociale Mischmasch, Folge der Revolution, der Herstellung gleicher Rechte, des Aberglaubens an „gleiche Menschen". Dabei mischen sich die Träger der Niedergangs-Instinkte (des ressentiment, der Unzufriedenheit, des Zerstörer-Triebs, des Anarchismus und Nihilismus), eingerechnet der Sklaven-Instinkte, der Feigheits-, Schlauheits- und Canaillen-Instinkte der lange unten gehaltenen Schichten in alles Blut aller Stände hinein: zwei, drei Geschlechter darauf ist die Rasse nicht mehr zu erkennen — Alles ist verpöbelt. Hieraus resultirt ein Gesammtinstinkt gegen die Auswahl, gegen das Privilegium jeder Art, von einer Macht und Sicherheit, Härte, Grausamkeit der Praxis, daß in der That sich alsbald selbst die Privilegirten unterwerfen:

— was noch Macht festhalten will, schmeichelt dem Pöbel, muß den Pöbel auf seiner Seite haben —

die „Genies“ voran: sie werden Herolde der Gefühle, mit denen man Massen begeistert — die Note des Mitleids, der Ehrfurcht selbst vor Allem, was leidend, niedrig, verachtet, verfolgt gelebt hat, klingt über alle anderen Noten weg (Typen: V. Hugo und R. Wagner).

die Heraufkunft des Pöbels bedeutet noch einmal die Heraufkunft der alten Werthe…

* *

Bei einer solchen extremen Bewegung in Hinsicht auf tempo und Mittel, wie sie unsere Civilisation darstellt, verlegt sich das Schwergewicht der Menschen: der Menschen, auf die <es> am meisten ankommt, die es gleichsam auf sich haben, die ganze große Gefahr einer solchen krankhaften Bewegung zu compensiren; — es werden die Verzögerer par excellence, die Langsam-Aufnehmenden, die Schwer-Loslassenden, die Relativ-Dauerhaften inmitten dieses ungeheuren Wechselns und Mischens von Elementen sein. Das Schwergewicht fällt unter solchen Umständen nothwendig den Mediokren zu: gegen die Herrschaft des Pöbels und der Excentrischen (beide meist verbündet) consolidirt sich die Mediokrität, als die Bürgschaft und Trägerin der Zukunft. Daraus erwächst für die Ausnahme-Menschen ein neuer Gegner — oder aber eine neue Verführung. Gesetzt, daß sie sich nicht dem Pöbel anpassen und dem Instinkte der „Enterbten“ zu Gefallen Lieder singen, werden sie nöthig haben, „mittelmäßig“ und „gediegen“ zu sein. Sie wissen: die mediocritas ist auch aurea, — sie allein sogar verfügt über Geld und Gold (— über Alles was glänzt…)… Und noch einmal gewinnt die alte Tugend, und überhaupt die ganze verlebte Welt des Ideals eine begabte Fürsprecherschaft… Resultat: die Mediokrität bekommt Geist, Witz, Genie, — sie wird unterhaltend, sie verführt…

* *

Resultat. Ich sage noch ein Wort von der dritten Kraft. Das Handwerk, der Handel, der Ackerbau, die Wissenschaft, ein großer Theil der Kunst — das Alles kann nur stehen auf einem breiten Boden, auf einer stark und gesund consolidirten Mittelmäßigkeit. In ihrem Dienste und von ihr bedient arbeitet die

Wissenschaft — und selbst die Kunst. Die W<issenschaft> kann es sich nicht besser wünschen: sie gehört als solche zu einer mittleren Art Mensch, — sie ist deplacirt unter Ausnahmen, — sie hat nichts Aristokratisches und noch weniger etwas Anarchistisches in ihren Instinkten. — Die Macht der Mitte wird sodann aufrecht gehalten durch den Handel, vor allem den Geldhandel: der Instinkt der Großfinanciers geht gegen alles Extreme, — die Juden sind deshalb einstweilen die conservirendste Macht in unserem so bedrohten und unsicheren Europa. Sie können weder Revolutionen brauchen, noch Socialismus, noch Militarismus: wenn sie Macht haben wollen und brauchen auch über die revolutionäre Partei, so ist dies nur eine Folge des Vorhergesagten und nicht im Widerspruch dazu. Sie haben nöthig, gegen andere extreme Richtungen gelegentlich Furcht zu erregen — dadurch daß sie zeigen, was Alles in ihrer Hand steht. Aber ihr Instinkt selbst ist unwandelbar conservativ — und „mittelmäßig"… Sie wissen überall, wo es Macht giebt, mächtig zu sein: aber die Ausnützung ihrer Macht geht immer in Einer Richtung. Das Ehren-Wort für mittelmäßig ist bekannt<lich> das Wort „liberal"…

etwas, das nicht witzig und nicht einmal wahr ist…

Besinnung. — Es ist unsinnig, voraus<zu>setzen, daß dieser ganze Sieg der Werthe antibiologisch sei: man muß suchen, ihn zu erklären aus einem Interesse des Lebens

die Aufrechterhaltung des Typus „Mensch" selbst durch diese Methodik der Überherrschaft der Schwachen und Schlechtweggekommenen —

: im anderen Falle existirte der Mensch nicht mehr?

Problem - - -

Die Steigerung des Typus verhängnißvoll für die Erhaltung der Art?

warum?

die Erfahrungen der Geschichte:

die starken Rassen dezimiren sich gegenseitig: Krieg, Machtbegierde, Abenteuer; ihre Existenz ist kostspielig, kurz, — sie reiben sich unter einander auf —

die starken Affekte: die Vergeudung — es wird Kraft nicht mehr kapitalisirt…

die geistige Störung, durch die übertriebene Spannung — es treten Perioden tiefer Abspannung und Schlaffheit ein alle großen Zeiten werden bezahlt…

die Starken sind hinterdrein schwächer, willenloser, absurder als die durchschnittlich-Schwachen

Es sind verschwenderische Rassen. —

Die „Dauer“ an sich hätte ja keinen Werth: man möchte wohl eine kürzere, aber werthreichere Existenz der Gattung vorziehen.

Es bliebe übrig, zu beweisen, daß selbst so ein reicherer Werthertrag erzielt würde, als im Fall der kürzeren Existenz.

d.h. der Mensch als Aufsummirung von Kraft gewinnt ein viel höheres Quantum von Herrschaft über die Dinge, wenn es so geht, wie es geht…

Wir stehen vor einem Problem der Oekonomie - - -

[«]

14[183]

Ich gebe meine Argumentation in allen wesentlichen Schritten, Punkt für Punkt. Mit etwas Logik in dem Leibe und einer mir verwandten Energie, mit einem Muth zu dem, was man eigentlich weiß… hätte man diese Argumentation auch schon meinen früheren Schriften entnehmen können. Man hat das Umgekehrte gethan und sich darüber beschwert, daß es denselben an Consequenz fehle: dieses Mischmasch-Gesindel von heute wagt das Wort Consequenz in den Mund zu nehmen!

[«]

14[184]

die „Scheinbarkeit“ = spezifische Aktions-Reaktions-thätigkeit

die scheinbare Welt d.h. eine Welt, nach Werthen angesehen, geordnet, ausgewählt nach Werthen d.h. in diesem Falle nach dem Nützlichkeits-Gesichtspunkt in Hinsicht auf die Erhaltung und Macht-Steigerung einer bestimmten Gattung von Animal.

das Perspektivische also giebt den Charakter der „Scheinbarkeit“ ab!

Als ob eine Welt noch übrig bliebe, wenn man das Perspektivische abrechnete! Damit hätte man ja die Relativität abgerechnet, das —

jedes Kraftcentrum hat für den ganzen Rest seine Perspektive d.h. seine ganz bestimmte Werthung, seine Aktions-Art, seine Widerstandsart

Die „scheinbare Welt“ reduzirt sich als<o> auf eine spezifische Art von Aktion auf die Welt, ausgehend von einem Centrum

Nun giebt es gar keine andere Art Aktion: und die „Welt“ ist nur ein Wort für das Gesammtspiel dieser Aktionen

Die Realität besteht exakt in dieser Partikulär-Aktion und Reaktion jedes Einzelnen gegen das Ganze…

Es bleibt kein Schatten von Recht mehr übrig, hier von Schein zu reden…

Die spezifische Art zu reagiren ist die einzige Art des Reagirens: wir wissen nicht wie viele und was für Arten es Alles giebt.

Aber es giebt kein „anderes“, kein „wahres“, kein wesentliches Sein — damit würde eine Welt ohne Aktion und Reaktion ausgedrückt sein…

Der Gegensatz der scheinbaren Welt und der wahren Welt reduzirt sich auf den Gegensatz „Welt“ und „Nichts“ —

[«]

14[185]

Moral

Daß der Werth einer Handlung von dem abhängen soll, was ihr im Bewußtsein vorausgieng — wie falsch ist das! — Und man hat die Moralität danach bemessen, selbst die Criminalität…

Man hat gemeint, man müsse ihre Folgen wissen: und die naiven Psych<ologen> von ehedem sagten — — —

Der Werth einer Handlung muß aus ihren Folgen bemessen werden — sagen die Utilitarier: — sie nach ihrer Herkunft zu messen, implicirt eine Unmöglichkeit, nämlich diese zu wissen.

Aber weiß man die Folgen? Fünf Schritt weit vielleicht. Wer kann sagen, was eine Handlung anregt, aufregt, wider sich erregt? Als Stimulans? als Zündfunke vielleicht für einen Explosivstoff?… Die Utilitarier sind naiv… Und zuletzt müßten wir erst wissen, was nützlich ist: auch hier geht ihr Blick nur fünf Schritt weit…

Sie haben keinen Begriff von der großen Ökonomie, die des Übels nicht zu entrathen weiß —.

Man weiß die Herkunft nicht, und weiß die Folgen nicht: — hat folglich eine Handlung überhaupt einen Werth?…

Bleibt die Handlung selbst: ihre Begleiterscheinungen im Bewußtsein, das Ja und das Nein, das ihrer Ausführung folgt: liegt der Werth einer Handlung in den subjektiven Begleiterscheinungen —? Sicherlich begleiten sie Werthgefühle, ein Macht- ein Zwang- ein Ohnmachtgefühl z.B., die Freiheit, die Leichtigkeit, anders gefragt: könnte man den Werth einer Handlung auf physiologische Werthe reduziren: ob sie ein Ausdruck des vollständigen oder gehemmten Lebens ist? der biologische Werth einer Handlung?

ist es erlaubt, ihren Werth nach Begleiterscheinungen abzumessen, nach Lust und Unlust, dem Spiel der Affekte, dem Gefühl der Entladung, Explosion, Freiheit…

es mag sein, daß sich ihr biologischer Werth darin ausdrückt…

das hieße den Werth der Musik nach dem Vergnügen oder Mißvergnügen abmessen, das sie uns macht… das sie ihrem Componisten macht…

Wenn also die Handlung weder nach ihrer Herkunft, noch nach ihren Folgen, noch nach ihren Begleiterscheinungen abwerthbar ist, so ist ihr Werth x, unbekannt…

Also: hat eine Handlung keinen Werth.

In summa, in der Sprache des Kirchenliedes: „Kreuch fleug und schleich auf Gottes Wegen“

[«]

14[186]

Philosophie

Die Physiker glauben an eine „wahre Welt“ auf ihre Art: eine feste, für alle Wesen gleiche Atom-Systematisation in nothwendigen Bewegungen, — so daß für sie die „scheinbare Welt“ sich reduzirt auf die jedem Wesen nach seiner Art zugängliche Seite des allgemeinen und allgemein nothwendigen Seins (zugänglich und auch noch zurechtgemacht — „subjektiv“ gemacht) Aber damit verirren sie sich: das Atom, das sie ansetzen, ist erschlossen nach der Logik jenes Bewußtseins-Perspektivism, — ist somit auch selbst eine subjektive Fiktion. Dieses Weltbild, das sie entwerfen, ist durchaus nicht wesensverschieden von dem Subjektiv-Weltbild: es ist nur mit weitergedachten Sinnen construirt, aber durchaus mit unseren Sinnen… Und zuletzt haben sie in der Constellation etwas ausgelassen, ohne es zu wissen: eben den nothwendigen Perspektivismus, vermöge dessen jedes Kraftcentrum — und nicht nur der Mensch — von sich aus die ganze übrige Welt construirt d.h. an seiner Kraft mißt, betastet, gestaltet… Sie haben vergessen, diese Perspektiven-setzende Kraft in das „wahre Sein“ einzurechnen… In der Schulsprache geredet: das Subjekt-sein. Sie meinen, dies sei „entwickelt“, hinzugekommen —

Aber noch der Chemiker braucht es: es ist ja das Spezifisch-Sein, das bestimmt So-und-So-Agiren und -Reagiren, je nachdem

Der Perspektivismus ist nur eine complexe Form der Spezifität

Meine Vorstellung ist, daß jeder spezifische Körper darnach strebt, über den ganzen Raum Herr zu werden und seine Kraft auszudehnen (— sein Wille zur Macht:) und Alles das zurückzustoßen, was seiner Ausdehnung widerstrebt. Aber er stößt fortwährend auf gleiche Bestrebungen anderer Körper und endet, sich mit denen zu arrangiren („vereinigen“), welche ihm verwandt genug sind: — so conspiriren sie dann zusammen zur Macht. Und der Prozeß geht weiter…

[«]

14[187]

Philosophie

Es giebt nichts Unveränderliches in der Chemie, das ist nur Schein, ein bloßes Schulvorurtheil. Wir haben das Unveränderliche eingeschleppt, immer noch aus der Metaphysik, meine Herren Physiker. Es ist ganz naiv von der Oberfläche abgelesen, zu behaupten, daß der Diamant, der Graphit und die Kohle identisch sind. Warum? Bloß weil man keinen Substanz-Verlust durch die Wage constatiren kann! Nun gut, damit haben sie noch etwas gemein, aber die Molekül-Arbeit bei der Verwandlung, die wir nicht sehen und wägen können, macht eben aus dem einen Stoff etwas Anderes, — mit spezifisch anderen Eigenschaften

[«]

14[188]

Die neue Welt-Conception

1) Die Welt besteht; sie ist nichts, was wird, nichts, was vergeht. Oder vielmehr: sie wird, sie vergeht, aber sie hat nie angefangen zu werden und nie aufgehört zu vergehen — sie erhält sich in Beidem… Sie lebt von sich selber: ihre Excremente sind ihre Nahrung…

2) Die Hypothese einer geschaffenen Welt soll uns nicht einen Augenblick bekümmern. Der Begriff „schaffen“ ist heute vollkommen undefinirbar, unvollziehbar; bloß ein Wort noch, rudimentär aus Zeiten des Aberglaubens; mit einem Wort erklärt man Nichts. Der letzte Versuch, eine Welt, die anfängt, zu concipiren, ist neuerdings mehrfach mit Hülfe einer logischen Prozedur gemacht worden — zumeist, wie zu errathen ist, aus einer theologischen Hinterabsicht

Die ewige Wiederkunft. Philosophie

3) Man hat neuerdings mehrfach in dem Begriff Zeit-Unendlichkeit der Welt nach hinten einen Widerspruch finden gewollt: man hat ihn selbst gefunden, um den Preis freilich, dabei <den> Kopf mit dem Schwanz zu verwechseln. Nichts kann mich hindern, von diesem Augenblick an rückwärts rechnend zu sagen „ich werde nie dabei an ein Ende kommen“: wie ich vom gleichen Augenblick vorwärts rechnen kann, ins Unendliche hinaus. Erst wenn ich den Fehler machen wollte — ich werde mich hüten, es zu thun — diesen correkten Begriff eines regressus in infinitum gleichzusetzen mit einem gar nicht vollziehbaren Begriff eines unendlichen progressus bis jetzt, wenn ich die Richtung (vorwärts oder rückwärts) als logisch indifferent setzte, würde ich den Kopf, diesen Augenblick, als Schwanz zu fassen bekommen: das bleibe Ihnen überlassen, mein Herr Dühring!…

4) Ich bin auf diesen Gedanken bei früheren Denkern gestoßen: jedes Mal war er durch andere Hintergedanken bestimmt (— meistens theologische, zu Gunsten des creator spiritus) Wenn die Welt überhaupt erstarren, vertrocknen, absterben, Nichts werden könnte, oder wenn sie einen Gleichgewichtszustand erreichen könnte, oder wenn sie überhaupt irgend ein Ziel hätte, das die Dauer, die Unveränderlichkeit, das Ein-für-alle-Mal in sich schlösse (kurz, metaphysisch geredet: wenn das Werden in das Sein oder ins Nichts münden könnte) so müßte dieser Zustand erreicht sein. Aber er ist nicht erreicht: woraus folgt… Das ist unsere einzige Gewißheit, die wir in den Händen halten, um als Correktiv gegen eine große Menge an sich möglicher Welt-Hypothesen zu dienen. Kann z.B. der Mechanismus

der Consequenz eines Finalzustandes nicht entgehen, welche Thompson ihm gezogen hat, so ist damit der Mechanismus widerlegt.

Philosophie

5) Wenn die Welt als bestimmte Größe von Kraft und als bestimmte Zahl von Kraftcentren gedacht werden darf — und jede andere Vorstellung bleibt unbestimmt und folglich unbrauchbar — so folgt daraus, daß sie eine berechenbare Zahl von Combinationen, im großen Würfelspiel ihres Daseins, durchzumachen hat. In einer unendlichen Zeit würde jede mögliche Combination irgendwann einmal erreicht sein; mehr noch, sie würde unendliche Male erreicht sein. Und da zwischen jeder „Combination“ und ihrer nächsten „Wiederkehr“ alle überhaupt noch möglichen Combinationen abgelaufen sein müßten und jede dieser Combinationen die ganze Folge der Combinationen in derselben Reihe bedingt, so wäre damit ein Kreislauf von absolut identischen Reihen bewiesen: die Welt als Kreislauf der sich unendlich oft bereits wiederholt hat und der sein Spiel in infinitum spielt.

Diese Conception ist nicht ohne weiteres eine mechanistische: denn wäre sie das, so würde sie nicht eine unendliche Wiederkehr identischer Fälle bedingen, sondern einen Finalzustand. Weil die Welt ihn nicht erreicht hat, muß der Mechanismus uns als unvollkommene und nur vorläufige Hypothese gelten.

[«]

14[189]

Der Philosoph als Weiter-Entwicklung des priesterlichen Typus

— hat dessen Erbschaft im Leibe

— ist, selbst noch als Rivale, genöthigt, um dasselbe mit denselben Mitteln zu ringen, wie der Priester seiner Zeit.

— er aspirirt die höchste Autorität

was giebt Autorität, wenn man nicht die physische Macht in den Händen hat (keine Heere, keine Waffen überhaupt…)?

wie gewinnt man namentlich die Autorität über die, welche die physische Gewalt und die Autorität besitzen?

sie concurriren mit der Ehrfurcht vor dem Fürsten, vor dem siegreichen Eroberer, dem weisen Staatsmann.

* *

Nur, indem sie den Glauben erwecken, eine höhere, stärkere Gewalt in den Händen zu haben, — Gott —

Es ist Nichts stark genug: man hat die Vermittlung und die Dienste des Priesters nöthig.

Sie stellen sich als unentbehrlich dazwischen: — sie haben als Existenzbedingung nöthig,

1) daß an die absolute Überlegenheit ihres Gottes, daß an ihren Gott geglaubt wird

2) daß es keine anderen direkten Zugänge zu Gott giebt

Die zweite Forderung allein schafft den Begriff der „Heterodoxie“; die erste den des „Ungläubigen“ (d.h. der an einen anderen Gott glaubt —)

* *

Was ist denn am Philosophen rückständig?

Daß er seine Qualitäten als nothwendige und einzige Qualitäten lehrt, um zum „höchsten Gut“ zu gelangen (z.B. Dialektik, wie Plato

Daß er alle Arten Mensch gradatim aufsteigen läßt zu seinem Typus als dem höchsten

Daß sie geringschätzen, was sonst geschätzt wird, — daß sie eine Kluft aufreißen <zwischen> den obersten priesterlichen Werthen und den weltlichen

daß er weiß, was wahr ist, was Gott ist, was das Ziel ist, was der Weg ist… der typische Philosoph ist hier absolut Dogmatiker; — wenn er Skepsis nöthig hat, so ist es, um von seiner Hauptsache dogmatisch reden zu dürfen

[«]

14[190]

Das Problem der Unterdrückten

Ich sehe nicht ab, ob die Semiten nicht schon in sehr alten Zeiten unter der entsetzlichen Knechtschaft der Hindus gewesen sind: als Tschandala’s, so daß damals einige Eigenthümlichkeiten bereits festgewurzelt sind, die zum Typus des Geknechteten und Verachteten gehören (— wie später in Aegypten).

Später ennobliren sie sich, in dem Grade, in dem sie kriegerisch werden… Und eigene Länder, eigene Götter sich erobern. Die semitische Götterbildung ist historisch zusammenfallend mit ihrem Eintritt in die Geschichte…

Der „Geist“, die zähe Geduld, die verachteten Gewerbe

Der offizielle Begriff des Tschandala ist genau der eines Auswurfs und Excrements der vornehmen Classen…

[«]

14[191]

Plato ist ganz im Geiste Manu’s: man hat ihn in Aegypten eingeweiht. Die Moral der Kasten, der Gott der Guten, die „ewige einzige Seele“

— Plato der Brahmanist
— Pyrrho der Buddhist
copirt: der Typus des Philosophen.
die Kasten
die Trennung der Lehre in Esoterisch und Exoterisch
die „große Seele“
die Seelenwanderung als umgekehrter Darwinismus (— ist nicht griechisch)

[«]

14[192]

Begriff „Egoismus“

Es gehört zum Begriff des Lebendigen, daß es wachsen muß, — daß es seine Macht erweitert und folglich fremde Kräfte in sich hineinnehmen muß. Man redet, unter der Benebelung durch die Moral-Narkose, von einem Recht des Individuums, sich zu vertheidigen: im gleichen Sinne dürfte man auch von seinem Rechte anzugreifen reden: denn Beides — und das Zweite noch mehr als das Erste — sind Necessitäten für jedes Lebendige — der aggressive und der defensive

Egoismus sind nicht Sache der Wahl oder gar des „freien Willens“, sondern die Fatalität des Lebens selbst.

Hierbei gilt es gleich, ob man ein Individuum oder einen lebendigen Körper, eine aufwärtsstrebende „Gesellschaft“ ins Auge faßt. Das Recht zur Strafe (oder die gesellschaftliche Selbstvertheidigung) ist im Grunde nur durch einen Mißbrauch zum Worte „Recht“ gelangt: ein Recht wird durch Verträge erworben, — aber das Sich-wehren und Sich-vertheidigen ruht nicht auf der Basis eines Vertrags. Wenigstens dürfte ein Volk mit ebensoviel gutem Sinn sein Eroberungsbedürfniß, sein Machtgelüst, sei es mit Waffen, sei es durch Handel, Verkehr und Colonisation als Recht bezeichnen, — Wachsthums-Recht etwa. Eine Gesellschaft, die endgültig und ihrem Instinkt nach den Krieg und die Eroberung abweist, ist im Niedergang: sie ist reif für Demokratie und Krämerregiment… In den meisten Fällen freilich sind die Friedensversicherungen bloße Betäubungsmittel

[«]

14[193]

Im alten Strafrecht war ein religiöser Begriff mächtig: der der sühnenden Kraft der Strafe. Die Strafe reinigt: in der modernen Welt befleckt sie. Die Strafe ist eine Abzahlung: man ist wirklich das los, für was man so viel hat leiden wollen. Gesetzt daß an diese Kraft der Strafe geglaubt wird, so giebt es hinterdrein eine Erleichterung und ein Aufathmen, das wirklich einer neuen Gesundheit, einer Wiederherstellung nahe kommt. Man hat nicht nur seinen Frieden wieder mit der Gesellschaft gemacht, man ist vor sich selbst auch wieder achtungswürdig geworden, — „rein“… Heute isolirt die Strafe noch mehr als das Vergehen; das Verhängniß hinter einem Vergehen ist dergestalt gewachsen, daß es unheilbar geworden ist. Man kommt als Feind der Gesellschaft aus der Strafe heraus… Von jetzt ab giebt es einen Feind mehr…

Das jus talionis kann diktirt sein durch den Geist der Vergeltung (d.h. durch eine Art Mäßigung des Rache-Instinkts); aber bei Manu z.B. ist es das Bedürfniß, ein Äquivalent zu haben, um zu sühnen, um religiös wieder „frei“ zu sein

[«]

14[194]

Der Philosoph gegen die Rivalen, z.B. gegen die Wissenschaft

: da wird er Skeptiker

: da behält er sich eine Form der Erkenntniß vor, die er dem wissenschaftlichen Menschen abstreitet

: da geht er mit dem Priester Hand in Hand, um <nicht> den Verdacht des Atheismus, Materialismus zu erregen

: er betrachtet einen Angriff auf sich als einen Angriff auf die Moral, die Tugend, die Religion, die Ordnung — er weiß seine Gegner als „Verführer“ und „Unterminirer“ in Verruf zu bringen

— da geht er mit der Macht Hand in Hand

Der Philosoph im Kampf mit anderen Philosophen:

: er sucht sie dahin zu drängen, als Anarchisten, Ungläubige, Gegner der Autorität zu erscheinen

In summa: soweit er kämpft, kämpft er ganz wie ein Priester, wie eine Priesterschaft.

[«]

14[195]

Wie eine Jasagende arische Religion, die Ausgeburt der herrschenden Classen, aussieht:

das Gesetzbuch Manu’s.

Wie eine Jasagende semitische Religion, die Ausgeburt der herrschenden Classen, aussieht:

das Gesetzbuch Muhammeds. Das alte Testament, in den älteren Theilen

Wie eine Nein-sagende semitische Religion, als Ausgeburt der unterdrückten Klassen, aussieht:

nach indisch-arischen Begriffen: das neue Testament — eine Tschandala-Religion

Wie eine Neinsagende arische Religion aussieht, gewachsen unter den herrschenden Ständen

: der Buddhismus.

Es ist vollkommen in Ordnung, daß wir keine Religion unterdrückter arischer Rassen haben: denn das ist ein Widerspruch: eine Herrenrasse ist obenauf oder geht zu Grunde.

[«]

14[196]

Egoismus

Grundsatz: nur Einzelne fühlen sich verantwortlich. Die Vielheiten sind erfunden, um Dinge zu thun, zu denen der Einzelne nicht den Muth hat.

Eben deshalb sind alle Gemeinwesen, Gesellschaften hundert Mal aufrichtiger und belehrender über das Wesen des Menschen als das Individuum, welches zu schwach ist, um den Muth zu seinen Begierden zu haben…

Der ganze „Altruismus“ ergiebt sich als Privatmann-Klugheit: die Gesellschaften sind nicht „altruistisch“ gegen einander…

Das Gebot der Nächstenliebe ist noch niemals zu einem Gebote der Nachbar-Liebe erweitert worden. Vielmehr gilt da noch, was bei Manu steht…

Die „Toleranz“

Das Studium der Gesellschaft ist deshalb so unschätzbar, weil der Mensch als Gesellschaft viel naiver ist als der Mensch als „Einheit“.

Die „Gesellschaft“ hat die Tugend nie anders angesehen als als Mittel der Stärke, der Macht, der Ordnung.

Wie einfältig und würdig sagt es Manu: — — —

[«]

14[197]

„Lohn und Strafe“… Das lebt miteinander, das verfällt mit einander. Heute will man nicht belohnt sein, man will Niemanden anerkennen, der straft…

Man hat den Kriegsfuß hergestellt: man will etwas, man hat Gegner dabei, man erreicht es vielleicht am vernünftigsten, wenn man sich verträgt, — wenn man einen Vertrag macht

Eine moderne Gesellschaft, bei der jeder Einzelne seinen „Vertrag“ gemacht hat: der Verbrecher ist ein Vertragsbrüchiger… Das wäre ein klarer Begriff. Aber dann könnte man nicht Anarchisten und principielle Gegner einer Gesellschaftsform innerhalb derselben dulden…

[«]

14[198]

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich“ denkt der Christ. Aber der Inder sagt: bei Frömmigkeit und Wissenschaft des Veda ist kein Ding unmöglich: die Götter sind denen unterworfen und gehorsam. Wo ist der Gott, der dem frommen Ernst und Gebet eines in den Wald zurückgezogenen Yati widerstehen könnte?

Wie ein Stein, den man in den See wirft, im Augenblick verschwindet, so tauchen die Sünden unter und verschwinden in der Wissenschaft des Veda.

[«]

14[199]

Herkunft der Moral

Der Priester will durchsetzen, daß er als höchster Typus des Menschen gilt

daß er herrscht, — auch noch über die, welche die Macht in den Händen haben

daß er unverletzlich ist, unangreifbar…

daß er die stärkste Macht in der Gemeinde ist, absolut nicht zu ersetzen und zu unterschätzen

Mittel.

Er allein ist der Wissende.

Er allein ist der Tugendhafte.

Er allein hat die höchste Herrschaft über sich

Er allein ist in einem gewissen Sinn Gott und geht zurück in die Gottheit

Er allein ist die Zwischenperson zwischen Gott und den Anderen

Die Gottheit straft jeden Nachtheil, jeden Gedanken wider einen Priester gerichtet

Mittel

Die Wahrheit existirt.

Es giebt nur eine Form, sie zu erlangen: Priester werden

Alles, was gut ist, in der Ordnung, in der Natur, in dem Herkommen, geht auf die Weisheit der Priester zurück.

Das heilige Buch ist ihr Werk. Die ganze Natur ist nur eine Ausführung der Satzungen darin

Es giebt keinen anderen Quell des Guten als den Priester

Alle andere Art von Vortrefflichkeit ist rangverschieden von der des Priesters z.B. die des Kriegers

Consequenz:

wenn der Priester der höchste Typus sein soll: so muß die Gradation zu seinen Tugenden die Werthgradation der Menschen ausmachen.

Das Studium, die Entsinnlichung, das Nicht-Aktive, das Impassible, Affektlose, das Feierliche. — **Gegensatz** (die tiefste Gattung Mensch: — — —

Das Furchteinflößen

die Gebärden, die hieratischen Manieren

der Exceß der Verachtung des Leibes und der Sinne

— die Widernatur als Anzeichen der Übernatur

Der Priester hat Eine Art Moral gelehrt: um selbst als höchster Typus empfunden zu werden

Er concipirt einen Gegensatz-Typus: den Tschandala. Diesen mit allen Mitteln verächtlich zu machen giebt die Folie ab für die Kasten-Ordnung

seine extreme Angst vor der Sinnlichkeit ist zugleich bedingt durch die **Einsicht**, daß hier die Kasten-Ordnung (d.h. die Ordnung überhaupt) am schlimmsten bedroht ist… Jede „freiere Tendenz“ in puncto puncti wirft die Ehegesetzgebung über den Haufen —

[«]

14[200]

An dieser Conception ist Einiges bewunderungswürdig: z.B. die absolute Abtrennung der Auswurf-Stoffe der Gesellschaft, mit der Tendenz, sie zu Grunde zu richten. Sie begriffen, was ein lebendiger Körper nöthig hat, — die kranken Glieder ausschneiden…

1) Sie ist auf eine bewunderungswürdige Weise fern von der schlaffen Instinkt-Entartung, welche man jetzt „Humanität“ nennt…

Sodann die Degradation aus einer Kaste in die andere…

Sodann die Formulirung der Ehe: die Stellung der „Liebesheirath“ (die Art der „himmlischen Musiker“: — — —

2) der Kampf gegen den Alcoholismus… p. 332.

3) ihre vollkommene Würdigung des hohen Alters, des Weibes p 127

4) sie gehen davon aus, den Menschen ehrwürdig zu machen, vor sich selber: sie haben nöthig, selbst das Natürlichste zu transfiguriren, dadurch daß sie die Pflicht, als heilige Observanz dem Gefühl entgegenführen

[«]

14[201]

Die Kasten begriffen als eine Arbeitstheilung, andrerseits als einzige Form, die vollkommene Leistung instinktiv zu machen…

das Wesentliche ist die Tradition der Arbeit, die Mechanik, welche ebendamit, durch Geschlechter hindurch, vollkommen wird…

[«]

14[202]

Wenn die Einigung eines jungen Mannes und eines jungen Mädchens die Frucht einer gegenseitigen Wahl ist, so heißt diese Einigung, geboren, wie sie ist, aus der Liebe und die Liebe zum Zweck habend:

die Art der „himmlischen Musiker“

Die 4 letzteren Arten Ehe bringen nur Verschwender, Händelsuchende, Lügner als Kinder hervor, die die heilige Schrift und die Pflichten, welche sie vorschreibt, nicht kennen

Aus honnetten und lobenswerthen Ehen entstehen honnette und lobenswerthe Kinder; aber die schlechten Ehen sehen nur eine verächtliche Nachkommenschaft.

Das Lob der Jungfrau: p. 225

[«]

14[203]

Kritik Manus:

Reduktion der Natur auf die Moral: einen Strafzustand des Menschen: es giebt keine natürlichen Wirkungen — die Ursache ist das Brahman.

Reduktion der menschlichen Triebfedern auf die Furcht vor der Strafe und die Hoffnung auf Lohn: d.h. vor dem Gesetz, das Beides in der Hand hat…

Man hat absolut conform dem Gesetz zu leben: das Vernünftige wird gethan, weil es befohlen ist; der naturgemäßeste Instinkt wird befriedigt, weil das Gesetz es vorgeschrieben hat.

Das ist eine Schule der Verdummung: in einer solchen Theologen-Brutanstalt (wo auch der junge Militär und Ackerbauer einen neunjährigen Cursus Theologie durchmachen muß, um „constant“ zu werden — den neunjährigen „Militärdienst“ der 3 obersten Kasten) müssen die Tschandala’s die Intelligenz und selbst das Interessante für sich gehabt haben. Sie waren die einzigen, welche die wahre Quelle des Wissens, die Empirie zugänglich hatten… Hinzugerechnet die Inzucht der Kasten…

Es fehlt die Natur, die Technik, die Geschichte, die Kunst, die Wissenschaft, — — —

[«]

14[204]

Man redet heute viel von dem semitischen Geiste des neuen Testaments: aber was man so nennt, ist bloß priesterlich, — und im arischen

Gesetzbuche reinster Rasse, im Manu, ist diese Art „Semitismus“ d.h. Priester-Geist schlimmer als irgendwo.

* * *

Die Entwicklung des jüdischen Priesterstaates ist nicht original: sie haben das Schema in Babylon kennen gelernt: das Schema ist arisch. Wenn dasselbe später wieder, unter dem Übergewicht des germanischen Bluts, in Europa dominirte, so war dies dem Geiste der herrschenden Rasse gemäß: ein großer Atavismus. Das germanische Mittelalter war auf Wiederherstellung der arischen Kasten-Ordnung aus.

* * *

Muhammedanismus hat von den Christen wiederum gelernt: die Benutzung des „Jenseits“ als Straf-Organ.

* *

Das Schema eines unveränderlichen Gemeinwesens, mit Priestern an der Spitze: das älteste große Cultur-Produkt Asiens im Gebiete der Organisation — muß natürlich in jeder Beziehung zum Nachdenken und Nachmachen aufgefordert haben.

Noch Plato: aber vor allen die Aegypter.

[«]

14[205]

Eins wird am schwersten verziehen: daß man sich selbst achtet. Ein solches Wesen ist einfach abominabel: er bringt ja an’s Licht, was es mit der Toleranz, der einzigen Tugend der Übrigen und Aller auf sich hat…

Ich wollte, man fienge damit an, sich selbst zu achten: Alles Andere folgt daraus. Freilich hört man eben damit für die Anderen auf: denn das gerade verzeihen sie am letzten. Wie? Ein Mensch der sich selbst achtet?

Das ist etwas Anderes als der blinde Trieb, sich selbst zu lieben: nichts ist gewöhnlicher, in der Liebe der Geschlechter, wie in der Zweiheit, welche „ich“ genannt wird, als Verachtung gegen das, was man liebt, der Fatalismus in der Liebe —

[«]

14[206]

Gegen das Contagium der Neurose
Wahl der Orte, Sachen, Bücher,
Der Alkoholismus
und die Musik…

das klimatische und meteorologische optimum wählen; insgleichen das Culinarische

Verminderung der Zahl der Eindrücke:

Zeiten reserviren wo kein Buch und kein Ding zu uns redet, — geschweige ein Mensch…

Wiederherstellungs-Zeiten, régime Genua; der Gesündeste hat solche Zeiten heute nöthig: — Fasten-Zeiten —

Gegen den Vegetarismus: — — —

[«]

14[207]

Wir sind Tschandala: und unsere Künstler und Artisten voran…

[«]

14[208]

weshalb Alles **Schauspielerei** wird?

dem modernen Menschen fehlt:

der sichere Instinkt (Folge einer langen gleichartigen Thätigkeitsform einer Art Mensch)

die Unfähigkeit etwas Vollkommenes zu leisten ist bloß die Folge davon: — man kann als Einzelner die Schule nie nachholen

[«]

14[209]

Die Zeiten, wo man mit Lohn und Strafe den Menschen lenkt, haben eine niedere noch primitive Art Mensch im Auge: das ist wie bei Kindern…

Inmitten unserer späten Cultur ist die Fatalität und die Degenerescenz etwas, das vollkommen den Sinn von Lohn und Strafe aufhebt…

— es setzt junge, starke, kräftige Rassen voraus, dieses wirkliche Bestimmen der Handlung durch Lohn- und Straf-Aussicht…

in alten Rassen sind die Impulse so unwiderstehlich, daß eine bloße Vorstellung ganz ohnmächtig ist…

nicht Widerstand leisten können, wo ein Reiz gegeben ist, sondern ihm folgen müssen: diese extreme Irritabilität der décadents macht solche Straf- und Besserungs-Systeme vollkommen sinnlos…

* *

Der Begriff „Besserung“ <beruht> auf der Voraussetzung eines normalen und starken Menschen, dessen Einzel-Handlung irgendwie wieder ausgeglichen werden soll, um ihn nicht zu verlieren, um ihn nicht als Feind zu haben…

[«]

14[210]

Die Decadence-Moralen haben das eigenthümlich, daß sie eine Praxis, ein Regime, empfehlen, welche die décadence beschleunigt…

— sowohl physiologisch, als psychologisch: der Instinkt der Reparation und Plastik fungirt nicht mehr…

— sie glauben Heilung, Erlösung auch welche, an die das Nichts, die tiefste Erschöpfung stößt

— sie suchen das Gleichartige zusammen aus allen Dingen, Zuständen und Zeiten: Beispiel die Gebrüder Goncourt…

[«]

14[211]

Die Energie der Gesundheit verräth sich bei Kranken in dem brüsken Widerstande gegen die krankmachenden Elemente…

einer Reaktion des Instinkts, z.B. gegen Musik bei mir —

[«]

14[212]

Die Bestimmung des Weibes ist, die Familie durch Kinder fortzusetzen, die des Mannes diese zu zeugen: diese doppelte Pflicht, für die Mann und Weib zusammen thätig sind, hat ihre Heiligung durch die Schrift.

Welche sind zu betrachten als die Schuldigsten? Der Mörder eines Brahmanen, der Trinker von Spirituosen, der, welcher das Weib seines geistlichen Rathgebers verführt

Nach der vorgeschriebenen Sühnung soll er diese zum Tode oder zu anderen körperlichen Strafen verurtheilen. Er soll die Stirn dessen, der die Frau seines Rathgebers verführt hat, mit dem Bild des weiblichen Geschlechtstheils stigmatisiren, den Trinker von Spirituosen mit dem Zeichen des Destillations-Instrumentes, den Mörder eines Brahmanen mit dem Bilde eines Leibes ohne Kopf.

[«]

14[213]

Ein solches Gesetzbuch resümirt die Erfahrung, Klugheit und experimentelle Moral von langen Jahrhunderten: es schließt ab, es beendet eine Epoche, es schafft Nichts mehr —

Die Mittel, einer schwer und kostspielig erworbenen Wahrheit Autorität zu schaffen, sind grundverschieden von den Mitteln, mit denen man sie beweisen würde. Ein Gesetzbuch beweist niemals den Nutzen und den Nachtheil einer Vorschrift: es zeigt nur die schlimmen Folgen für das Individuum, wenn es ein Gesetz als Gesetz nicht hält, — wenn es ungehorsam ist.

Alle natürlichen schlimmen Folgen einer Gesetzes-Übertretung werden nie in Hinsicht auf diese Natürlichkeit in Betracht gezogen: sondern die schlimme Folge ist eine übernatürliche Strafe, für die Nicht-Befolgung einer Vorschrift.

Das Problem ist dies: in einem gewissen Moment der Geschichte des Volks erklärt die intelligenteste Schicht desselben die Erfahrung, wonach gelebt oder nicht gelebt werden darf, für abgeschlossen. Ihr Ziel geht darauf, die Ernte möglichst reich und vollständig heimzubringen von den langen Perioden des Experiments und der schlimmen Erfahrung…

Was jetzt vor allem zu verhüten ist, das ist das Neu-Experimentiren, das Fortfahren-Wollen in der Prüfung und Auswahl: dem wird eine doppelte Mauer entgegengestellt 1) die Offenbarung 2) die Tradition. Beides sind heilige Lügen: der intelligente Stand der sie erfindet, versteht sie so gut als Plato sie verstand.

Die Offenbarung: das ist die Behauptung, daß die Vernunft jener Gesetze nicht menschlichen Ursprungs, nicht langsam und mit Fehlgriffen gesucht und gefunden ist, sondern daß sie mit Einem Mal von der Gottheit mitgetheilt wurde…

Die Tradition: das ist die Behauptung, daß es bereits seit uralten Zeiten so gewesen wäre. Genug, eine principielle Umfälschung der ganzen Geschichte eines Volks. (Beispiel die jüdische Umdeutung nach dem Exil, — das Mißverstehenwollen ihrer Vergangenheit)

a) es ist gottlos, das Gesetz zu kritisiren

b) es ist pietätlos, — es ist ein Verbrechen an den Vorfahren — man reizt sie gegen sich auf —

[«]

14[214]

Das Weib, das seinen Gatten von sich stößt, weil er die Passion des Spiels oder der geistigen Getränke hat, an Stelle, daß sie ihn wie einen Kranken pflegt, soll drei Monate in die inneren Gemächer eingesperrt werden, ohne jedweden Putz und Zierat (avis an George Eliot!)

[«]

14[215]

Transfiguration der natürlichen Folgen einer Handlung

es giebt keine natürlichen Folgen mehr: sondern der Ungehorsam wird bestraft, und die Tugend wird belohnt.

das Glück, das lange Leben, die Nachkommenschaft — alles sind Folgen der Tugend, vermittelt durch die ewige Ordnung der Dinge —

die Unreinlichkeit z.B. wird verboten, nicht, weil ihre Folgen der Gesundheit schaden: sondern, weil sie verboten ist, schadet sie der Gesundheit…

* *

Also, principiell: die natürliche Folge einer Handlung wird dargestellt, als Lohn oder Strafe, je nachdem etwas geboten oder verboten ist…

dazu ist nöthig, daß die größte Menge der Strafen eben nicht natürliche sind, sondern übernatürliche, jenseitige, bloß zukünftige…

* *

Also, principiell: jeder Nachtheil, jedes Unglück ist Beweis von Verschuldung: selbst jede niedrige Existenzform (die Thiere z.B.)

Die Welt ist vollkommen: vorausgesetzt, daß dem Gesetz Genüge geschieht. Die ganze Unvollkommenheit kommt vom Ungehorsam gegen das Gesetz.

* * *

Die oberste Kaste hat, als die vollkommene, auch das Glück darzustellen: deshalb ist nichts unangemessener als der Pessimismus und die Entrüstung…

kein Zorn, keine Entgegnung im Schlimmen —

die Askese nur als Mittel zu höherem Glück, zur Erlösung von Vielem

die oberste Klasse hat ein Glück aufrecht zu erhalten, unter dem Preis, den unbedingten Gehorsam, jede Art von Härte, Selbstbezwingung und Strenge gegen sich darzustellen — sie will als die ehrwürdigste Art Mensch empfunden werden, — auch als die bewundernswertheste: folglich kann sie nicht jede Art Glück brauchen —

[«]

14[216]

Kritik des Gesetzes.

Die höhere Vernunft einer solchen Prozedur ist, das Bewußtsein Schritt für Schritt von dem als richtig erkannten Leben zurückzudrängen: so daß ein vollkommener Automatismus des Instinktes erreicht wird

— d.h. die Voraussetzung jeder Art Meisterschaft

Es ist fromm, es ist üblich, es ist das Abzeichen braver und hochsinniger Menschen, so und so zu handeln: — das bleibt übrig:

die Herkunft, die Nützlichkeit, die Vernunft der Vorschrift wird aus dem Bewußtsein verdrängt.

Das wesentlichste Mittel zu dieser Verdrängung ist, daß zwei andere Begriffe mit ungeheurer Gewalt in den Vordergrund treten: beide das eigentliche Nachdenken über die Herkunft und die Kritik des Gesetzes ausschließend…

1) der Lohn

2) die Strafe

„Jeder Mensch, der eine Strafe für ein Vergehen empfangen hat auf Befehl des Königs, geht zum Himmel frei von jeder Befleckung, eben so rein wie der, der immer nur das Gute geübt hat.“

Es wird eine Sache der obersten Selbsterhaltung, des „Eins ist Noth“, hier absolut zu gehorchen… Es wird zur höchsten Unklugheit umgestempelt, hier nicht zu gehorchen —

Der Egoismus wird in’s Spiel gezogen, dergestalt, daß Gehorchen und Nichtgehorchen wie Glück und tiefste Selbstbenachtheiligung sich gegenüber treten

Zu diesem Zwecke wird das ganze Leben in eine Jenseits-Perspektive gesetzt, so daß es als folgenreich im allererschreckendsten Sinne begriffen wird…

— die relative Unsterblichkeit ist das große Vergrößerungsglas, um den Begriff Strafe… Lohn unerhört zu steigern.

Diese Weisen glauben nicht daran: — sonst würden sie es nicht erfinden…

[«]

14[217]

Eine Kaste, welche alle Wehr- und Angriffs-Arbeit, selbst in der Gesinnung von sich abgelehnt hat, — und den Begriff „gut“ streng nimmt…

[«]

14[218]

Der „gute Mensch“, als ein Gebilde der décadence, der „sich ergiebt“, der den Nachtheil alles Feind-seins, alles Zürnens und Sich-rächenwollens begreift, — der zu schwach ist, zu nervenschwach dazu…

Der „gute Mensch“, aus Stärke, aus Machtfülle, als herrschender Typus, der sich eine Existenz ausgewählt hat, die ihn der Nöthigung enthebt, aggressive und defensive Affekte zu haben…; der eine eigene Kaste mit diese Affekten beauftragt hat… Ein solcher schafft sich nun auch einen „Gott“ nach seinem Bilde —

— für ihn ist auch die Welt gerechtfertigt: das Übel hat einen pädagogischen Zweck, d.h. einen Straf-Zweck…

[«]

14[219]

Schwäche des Willens: das ist ein Gleichniß, das irreführen kann. Denn es giebt keinen Willen, und folglich weder einen starken, noch schwachen Willen. Die Vielheit und Disgregation der Antriebe, der Mangel an System unter ihnen resultirt als „schwacher Wille“; die Coordination derselben unter der Vorherrschaft eines einzelnen resultirt als „starker Wille“; — im ersteren Falle ist es das Oscilliren und der Mangel an Schwergewicht; im letzteren die Präcision und Klarheit der Richtung

[«]

14[220]

Die Ja-sagende Religion.

Die höchste Ehrfurcht vor dem Zeugungsakt und der Familie:

Man hat die Schulden <seiner> Vorfahren zu bezahlen…

der Instinkt der Tradition, die tiefste Verachtung gegen alles was die Tradition unterbrach…

Der Instinkt gegen die Degenerescenz…

Das ist zu studiren: was Alles zusammengerechnet wurde als degenerirt.

Die Lasterhaften
Die Geisteskranken.
Die Schwer-Aussätzigen
Die Huren.
Die Künstler.

[«]

14[221]

Die Ordnung der Kasten beruht auf der Beobachtung, daß es drei oder vier Arten Mensch giebt, zu anderer Thätigkeit bestimmt und am besten entwickelt, wie diese Thätigkeit durch Arbeitstheilung ihnen allen zusteht…

eine Art Sein als Vorrecht, eine Art Thätigkeit ebenfalls

die Ordnung der Kasten ist nur die Sanktionirung eines Naturabstandes zwischen mehreren physiologischen Typen (Charakteren, Temperamenten usw.)

— sie ist nur die Sanktion der Erfahrung, sie geht ihr nicht voraus, noch weniger hebt sie dieselbe auf…

a) die geistigeren Menschen, (— die Gelehrten, die Rathgeber, die Richter, die Philosophen —) — Lehrstand

b) die muskulären Menschen, der Kriegerstand — Wehrstand
c) die Handel, Landbau und Viehzucht <treibenden> — Nährstand
d) endlich eine niedrige (unterworfene Art) von Eingeborenen, als Dienstboten-Rasse anerkannt.

Hier ist überall die Voraussetzung eine wirkliche Natur-Abscheidung: der Begriff Kaste sanktionirt nur die Natur-Abscheidung.

Die Heiligkeit der Familie, die Solidarität von Geschlecht mit Geschlecht ist die Voraussetzung des ganzen Baues: — folglich muß sie gerade ganz und gar ins Jenseitige übersetzt werden.

Man hat einen Sohn nöthig, weil nur ein Sohn erlöst… man verheirathet sich, „um die Schuld der Vorfahren zu zahlen“

[«]

14[222]

Die modernen Pessimisten als décadents:

Schopenhauer
Leopardi Baudelaire
Mainländer Goncourt
Dostoiewsky

man hat den geschmacklosen Versuch gemacht, Wagner und Schopenhauer unter die Geisteskranken zu subsumiren: was der Wahrheit ganz entsprach, war die scharfe Betonung der physiologischen décadence in ihrem Typus hervorzuheben…

[«]

14[223]

Die Juden machen den Versuch, sich durchzusetzen, nachdem ihnen zwei Kasten, die der Krieger und die der Ackerbauer, verloren gegangen sind

sie sind in diesem Sinne die „Verschnittenen“

— sie haben den Priester — und dann sofort den Tschandala…

Wie billig, kommt es bei ihnen zu einem Bruch, zu einem Aufstand der Tschandala: der Ursprung des Christenthums.

Damit daß sie den *Krieger* nur als ihren Herrn kannten, brachten sie in ihre Religion die Feindschaft gegen die *Vornehmen*, gegen den Edeln, Stolzen, gegen die Macht, gegen die *herrschenden* Stände —: sie sind *Entrüstungs*-Pessimisten…

Damit schufen sie eine wichtige neue Position: der Priester an der Spitze der Tschandala —

gegen die *vornehmen Stände*…

das Christenthum zog die letzte Consequenz dieser Bewegung: auch im jüdischen Priesterthum empfand es noch die Kaste, den Privilegirten, den Vornehmen —

es *strich den Priester aus* —

Christ ist der Tschandala, der den Priester ablehnt… Der Tschandala, der sich selbst erlöst…

Deshalb ist die *französische Revolution* die Tochter und Fortsetzerin des *Christenthums*… sie hat den Instinkt gegen die Kirche, gegen die Vornehmen, gegen die letzten Privilegien — —

[«]

14[224]

Man muß dies nicht verwechseln: die Sudras, eine Dienstboten-Rasse: wahrscheinlich eine niedrigere Art Volk, welche vorgefunden wurde auf dem Boden, wo diese Arier Fuß faßten…

Aber der Begriff Tschandala drückt die Degenerirten aller Kasten aus: die *Auswurfstoffe* in Permanenz, die wiederum unter sich sich fortpflanzen

wider sie redet der tiefste Instinkt der Gesundheit einer Rasse. Hier hart zu sein ist synonym mit „gesund“ sein: es ist der *Ekel* vor der Entartung, der hier eine Menge moralischer und religiöser Formeln findet…

Nichts ist lehrreicher als die Bestandtheile dieses Auswurfs: — die alten feinen und tiefen Weisen haben gewußt, was man nicht gewußt hat — bis heute!!)

: daß Laster
Krankheit
Geistesstörung
Hyper-Nervosität gewisser geistiger Anlagen
} Symptome der physiologischen décadence sind.

Sie rechnen die Künstler unter die décadents…

[«]

14[225]

Gesetzt, es fallen die Gründe weg, um jene metaphysischen Hypothesen machen zu müssen, gesetzt, man will nicht mehr regieren, erziehen, seinen Typus als höchsten und ersten aufrecht erhalten:

gesetzt, man denkt als Tschandala über die Dinge, so findet man vielleicht die ganze Kette von Erfahrungen und Schlüssen wieder zusammen, die jenen Alten zur Voraussetzung diente, ihre Hypothesen zu machen: ich will sagen, man findet die „Wahrheit“, — aber genau in der Auflösung aller Autorität, alles Respekts aller Traditionen, aller moralischen Vorurtheile — wir verbrauchen unseren Rest ererbter Moral<ität> bei dieser Arbeit…

das, was jetzt Wissenschaft ist, ist ein genauer Gradmesser für den Niedergang des moralischen und religiösen Glaubens: — wir sind aufgelöst, wenn wir am Ende unserer „Weisheit“ sind, — wir haben alle positiven Kräfte verbraucht, zur Erkenntniß… Das Wissen an sich ist ja ohnmächtig: und was den „Egoismus“ betrifft, so sind wir in einer décadence-Zeit durchaus nicht sicher, unseren Vortheil zu wollen: die Antriebe sind viel zu mächtig, als daß der Nutzen der leitende Gesichtspunkt bliebe — Der „Altruismus“, das Mitleben und Zusammenfühlen von aller Art Gefühlen und Zuständen ist in diesem Falle eine große Krankheit mehr: es ist das Tschandala-Gewissen, eine Schwäche, die mit Lust verknüpft ist…

[«]

14[226]

das, was eine Moral, ein Gesetzbuch schafft, der tiefe Instinkt dafür, daß erst der Automatismus die Vollkommenheit möglich macht in Leben und Schaffen…

Aber jetzt haben wir den entgegengesetzten Punkt erreicht, ja, wir haben ihn erreichen gewollt — die extremste Bewußtheit, die Selbstdurchschauung des Menschen und der Geschichte…

— damit sind wir praktisch am fernsten von der Vollkommenheit in Sein, Thun und Wollen: unsere Begierde, unser Wille selbst zur Erkenntniß ist ein Symptom einer ungeheuren décadence… Wir streben nach dem Gegentheil von dem, was starke Rassen, starke Naturen —wollen

— das Begreifen ist ein Ende…

Daß Wissenschaft möglich ist in diesem Sinne, wie sie heute geübt wird, ist der Beweis dafür, daß alle elementaren Instinkte, Nothwehr- und Schutz-Instinkte des Lebens nicht mehr fungiren —

wir sammeln nicht mehr, wir verschwenden die Capitalien der Vorfahren, auch noch in der Art, wie wir erkennen —

[«]

14[227]

Man hat mit einem willkürlichen und in jedem Betracht zufälligen Wort, dem Worte „Pessimismus“ einen Mißbrauch getrieben, der wie ein Contagium um sich greift: man hat das Problem dabei übersehen in dem wir leben, das wir sind —

es handelt sich nicht darum, wer Recht hat, — es fragt sich, wohin wir gehören, ob zu den Verurtheilten, den Niedergangs-Gebilden… In diesem Fall urtheilen wir nihilistisch.

Man hat zwei Denkweisen gegen einander gestellt, wie als ob sie miteinander über die Wahrheit zu streiten hätten: während sie beide nur Symptome von Zuständen sind, während ihr Kampf das Vorhandensein eines cardinalen Lebens-Problems — und nicht eines Philosophen-Problems beweist. Wohin gehören wir? — sind wir — — —

[«]

[15 = W II 6a. Frühjahr 1888]

15[1]

Kritik der modernen Werthe.

Die liberalen Institut<ionen>
der Altruismus der Moral.
die Sociologie.
die Prostitution
die Ehe
der Verbrecher

[«]

15[2]

Das „aufsteigende“ Leben und das absteigende Leben: beide formuliren sich ihre obersten Bedürfnisse zu Werthtafeln.

Wie kommt es, daß die obersten Werthe, an die man glaubt, allesammt — — —

[«]

15[3]

In allen Fällen, wo ein Kind ein Verbrechen sein würde: bei chronisch Kranken und Neurasthenikern dritten Grades, wo andererseits dem Geschlechtstrieb überhaupt ein Veto entgegenzusetzen bloß auf fromme Wünsche hinauslaufen würde (— dieser Trieb hat bei derartig Schlechtweggekommenen sogar oft eine widerliche Erregbarkeit) ist die Forderung zu stellen, daß die Zeugung verhindert wird. Die Gesellschaft kennt wenig dergestalt dringliche und grundsätzliche Forderungen. Hier genügt nicht nur die Verachtung, die gesellschaftliche Ehrlosigkeits-Erklärung als Mittel, eine niederträchtige Schwächlichkeit des Charakters im Zaum zu halten: man dürfte, ohne Rücksicht auf Stand, Rang und Cultur, mit den härtesten Vermögensstrafen, unter Umständen mit dem Verlust der „Freiheit“, mit Clausur gegen derartige Verbrechen vorgehn. Ein Kind in die Welt setzen, in der man selbst kein Recht zu sein hat, ist schlimmer als ein Leben nehmen. Der Syphilitiker, der ein Kind macht, giebt die Ursache zu einer ganzen Kette verfehlter Leben ab, er schafft einen Einwand gegen das Leben, er ist ein Pessimist der That: wirklich wird durch ihn der Werth des Lebens aufs Unbestimmte hin verringert. —

[«]

15[4]

Die Prostitution schafft man nicht ab; es giebt Gründe selbst zu wünschen, daß man sie nicht abschafft. Folglich — sollte man sie ennobliren: — ich hoffe man versteht dies Folglich? Woran hängt es aber, daß etwas verächtlich wird? Daran, daß es lange verachtet wurde. Man höre damit auf, die Huren zu verachten: dann werden sie keinen Grund mehr haben, sich zu verachten. Zuletzt steht es überall in diesem Punkte bereits besser als bei uns: die Prostitution ist in der ganzen Welt etwas Unschuldiges und Naives. Es giebt Culturen Asiens, wo sie sogar hohe Ehren genießt. Die Infamie liegt durchaus nicht in der Sache, sie ist erst durch die Widernatur des Christenthums hineingelegt jener Religion, welche selbst noch den Geschlechtstrieb beschmutzt hat!… La fille canaille ist eine christliche Spezialität: Europa aber ist der Boden, der ihrem Wachsen günstig ist, und die Großstädte Europas die Stätten, wo deren Superlativ gedeiht… — Problem: welche Bedingungen geben der Hauptstadt des neu-deutschen Reichs eine Überlegenheit in der Kunst, die Dirne zu encanailliren?… Eine erlaubte Frage: aber man schämt sich, deutsch darauf zu antworten…

[«]

15[5]

Kritik der Philosophie.

In wiefern die Philosophie ein décadence-Phänomen ist:
Sokrates. Pyrrho.
Die *Idiosynkrasie* der Philosophen gegen die Sinne:
ihre „wahre Welt“
Was die Furcht vor den Sinnen und der Leidenschaft *ist*…
Die Philosophen als *Moralisten*: sie untergraben den Naturalismus der Moral
Kritik der moralischen *Besserung*.
der Reue
der Philosophie des Mitleidens
Der Philosoph und die Überzeugung.
Wie die wahre Welt zur Fabel wurde.

Kritik der Kunst.

Kritik der Religion.

Religion.
Ihr Ursprung.
Zur Geschichte des Gottesbegriffs.
Heidenthum. Christenthum.
Das christliche Ideal
Das Gefährliche im Christenthum.

Das gefährliche Mißverständniß

[«]

15[6]

1.

Die Eruption der Kunst Wagners: sie bleibt unser letztes großes Ereigniß in der Kunst. Wie vulkanisch geht es überall seitdem zu! Sehr laut vor allem: man hat heute die Ohren nicht mehr wie ehemals, *um* zu verstehen!… Man hat sie beinahe, um Nichts mehr zu verstehen!… Wagner selbst vor Allem bleibt unverstanden. Er ist immer noch eine terra incognita. Man betet ihn einstweilen an. Will man auch ihn verstehen? Der typische Wagnerianer, ein in jedem Betreff viereckiges Wesen, glaubt an Wagner: ersichtlich auch an einen viereckigen Wagner… aber Wagner war Alles Andere als viereckig: Wagner war „Wagnerisch“. Ich habe mich gefragt, ob überhaupt schon Jemand dagewesen ist, modern, morbid, vielfach und krumm genug, um als vorbereitet für das Problem Wagner zu gelten? Höchstens in Frankreich: Ch. Baudelaire z.B. Vielleicht auch die Gebrüder Goncourt. Die Verfasser der „Faustine“ würden sicherlich Einiges an Wagner errathen… aber es fehlte ihnen die Musik im Leibe. — Hat man begriffen, daß die Musiker allesammt keine Psychologen sind? Das Hier-Nicht-wissen-wollen gehört bei ihnen zum Handwerk, sagen wir, zum Genie ihres Handwerks… sie würden sich nicht mehr trauen, wenn sie sich verstünden… Man sagt nicht umsonst den Begriffen und den Worten Valete: man will ins Unbewußte… Daraus folgt etwas Betrübendes: entweder ist Jemand Musiker: und dann versteht er die Herren Musiker nicht (sich selbst eingerechnet) — wohl aber die Musik. Oder aber er ist Psycholog: und dann versteht er wahrscheinlich die Musik nicht genug und folglich auch nicht die Herren Musiker… Das ist die Antinomie. Und deshalb giebt es über Beethoven so gut wie über Wagner den Musiker bisher nur Geschwätz. —

2.

Glücklicher Weise ist Wagner nur zu einem Bruchtheil Musiker gewesen: der ganze Wagner war etwas anderes als ein Musiker und sogar eher noch dessen Gegensatz. In ihm haben die Deutschen das außerordentlichste Schauspiel- und Theater-Genie geschenkt bekommen, das es bisher gegeben hat. Man versteht nichts von Wagner, wenn man ihn nicht von dieser Seite aus versteht. Ob Wagner gerade mit diesen Instinkten deutsch war?… Aber das Gegentheil liegt auf der Hand. Die Deutschen bekommen ihre großen Männer als Ausnahme und Gegensatz selbst zu ihrer Regel: Beethoven, Goethe, Bismarck, Wagner — unsere vier letzten großen Männer —: man kann aus ihnen zusammen auf das Strengste deduziren, was von Grund aus nicht deutsch, undeutsch, antideutsch ist…

3.

Wagner war so wenig Musiker, daß er alle musikalischen Gesetze und bestimmter geredet, den Stil überhaupt in der Musik geopfert hat, um aus ihr eine Art Rhetorik, ein Mittel des Ausdrucks, der Verstärkung, der Suggestion, des Psychologisch-Pittoresken zu machen. Wagner’s Musik, nicht von der Theater-Optik und -Massivität aus abgeschätzt, sondern als Musik an sich, ist einfach schlechte Musik, Unmusik: ich habe keinen Menschen kennen gelernt, der das nicht wußte. Die Naiven glauben ihm etwas zu Ehren zu sagen, wenn sie dekretiren: Wagner habe den dramatischen Stil der Musik geschaffen. Dieser „dramatische Stil“ ist, ohne Umschweife geredet, die Stil-losigkeit, Stil-widrigkeit, Stil-Impotenz zum Prinzip gemacht: dramatische Musik, so verstanden, ist nur ein Synonym für die „schlechteste aller möglichen Musiken“… Man thut Wagner Unrecht, wenn man aus ihm einen Musiker machen will.

4.

Die Musik Wagners als solche ist unerträglich: man braucht das Drama, zur Erlösung von dieser Musik. Und dann versteht man mit Einem Mal die Magie, welche noch mit einer gleichsam zerschnittenen und elementarisch gemachten Kunst ausgeübt werden kann! Wagner hat ein beinahe unheimliches Bewußtsein von allem Elementarischen in der Wirkung der Musik: man darf ihn ohne Übertreiben den größten Meister der Hypnotisirung, selbst noch für unser Zeitalter der Hühner und Zauberer, nennen. Er bewegt sich, er sucht, er streicht, er macht Gebärden: — er wird verstanden… die Weiblein sind bereits kalt… Wagner rechnet nie als Musiker von irgend einem Musiker-Gewissen aus: er will eine Wirkung, er rechnet aus der Optik des Theaters… Nichts ist ihm gegensätzlicher als die monologische heimliche Göttlichkeit der Musik Beethovens, das Selbsterklingen der Einsamkeit, die Scham noch im Lautwerden… Wagner ist unbedenklich, wie Schiller unbedenklich war, wie alle Theatermenschen unbedenklich sind: unter Umständen braucht er den Glauben des Zuhörers, eben eine solche andere Musik zu hören — er macht sie. Es scheint uns, daß er sie macht: wir Unthiere selbst werden betrogen… Hinterdrein begreifen wir gut genug, daß wir betrogen sind: aber was geht einen Theater-Künstler das „Hinterdrein“ an!… Er hat den Augenblick für sich: Wagner überredet unbedingt. „Es giebt nirgendswo ächten Contrapunkt bei Wagner“ — so spricht das Hinterdrein. Aber wozu auch! wir sind im Theater, und es genügt zu glauben, daß es ihn giebt…

5.

Die Wirkung der Wagnerischen Kunst ist tief, sie ist vor allem schwer: woran liegt das? Zunächst nicht, wie angedeutet, an der Musik: man hielte diese Musik nicht einmal aus, wenn man nicht bereits durch etwas Anderes überwältigt und gleichsam unfrei geworden wäre. Das Andere ist das Wagnerische Pathos, zu dem er sich seine Musik nur hinzuerfunden hat. Es ist die ungeheure Überzeugungskraft dieses Pathos, sein Athemanhalten, sein Nicht-Mehr-loslassenwollen eines extremen Gefühls, es ist die erschreckende Länge dieses Pathos, mit der Wagner über uns siegt und immer siegen wird: — so daß er uns zuletzt noch gar zu seiner Musik überredet… Ob man mit einem solchen Pathos ein Genie ist? Oder auch nur sein kann?… Man hat bisweilen unter Genie eines Künstlers seine höchste Freiheit unter dem Gesetz, seine göttliche Leichtigkeit, Leichtfertigkeit im Schwersten verstanden. Dürfte man sagen: „Wagner ist schwer, centnerschwer: folglich — kein Genie?“ Aber vielleicht hat man ein Unrecht, die leichten Füße zum Typ des Gottes zu machen. — Eine andere Frage, auf die eine bestimmtere Antwort auf der Hand liegt, ist die: ob Wagner gerade mit einem solchen Pathos deutsch ist? ein Deutscher ist? Nie und nimmermehr! Vielmehr eine Ausnahme aller Ausnahmen…!

6.

Die Sensibilität Wagners ist nicht deutsch: um so deutscher ist seine Art Geist und Geistigkeit. Ich weiß es sehr gut, warum es deutschen Jünglingen auf eine unvergleichliche Weise wohl bei ihm zu Muthe wurde, inmitten der Wagnerischen Tiefe, Vielheit, Fülle, Willkür, Ungewißheit im Geistigen: damit sind sie bei sich selbst zu Hause! Sie hören mit Entzücken, wie die großen Symbole und Räthsel aus ungeheurer Ferne her mit sanftem Donner laut werden. Sie werden nicht ungehalten, wenn es bisweilen grau, gräßlich und kalt hergeht: sind sie doch sammt und sonders verwandt mit dem schlechten Wetter, dem deutschen Wetter!… Sie vermissen nicht, was wir Anderen vermissen: Witz, Feuer, Anmuth; die große Logik; die übermüthige Geistigkeit; das halkyonische Glück; den glänzenden Himmel mit seinen Sternbildern und Lichtschaudern…

7.

Die Sensibilität Wagner’s gehört nicht nach Deutschland: man trifft sie wieder unter den Nächstverwandten Wagner’s, den französischen Romantikern. Die Leidenschaft, so wie sie Wagner versteht, ist jedenfalls das Gegenstück der „Freigeisterei der Leidenschaft“, mit Schiller zu reden, der deutsch-romantischen Sensibilität. Schiller ist ebenso deutsch als Wagner Franzose. Seine Helden, seine Rienzi, Tannhäuser, Lohengrin, Tristan, Parsival — das hat Blut im Leibe, kein Zweifel —, und gewiß kein deutsches Blut! Und wenn sie lieben, diese Helden —

werden sie deutsche Mädchen lieben?… Ich zweifle daran: aber noch mehr bezweifle ich, daß sie gerade Wagnerische Heldinnen lieben würden: was ein armes Volk ist und ein Präparat zu allerlei neurotisch-hypnotisch-erotischen Experimenten Pariser Psychologen! Hat man wohl schon bemerkt, daß keine je ein Kind gebar? — Sie können's nicht!…

8.

Man will es heute noch am Wenigsten Wort haben, wie viel Wagner Frankreich verdankt, wie sehr er selbst nach Paris gehört. Der Ehrgeiz großen Stils bei einem Künstler — selbst der ist noch französisch an Wagner… Und die große Oper! Und der Wettlauf mit Meyerbeer! Und sogar mit Meyerbeerschen Mitteln! Was ist daran deutsch?… Zuletzt erwägen wir doch das Entscheidende: was charakterisirt die Wagnersche Künstlerschaft? der Histrionismus, das in-Scene-Setzen, die Kunst der étalage, der Wille zur Wirkung um der W<irkung> willen, das Genie des Vortragens, Vorstellens, Nachmachens, Darstellens, Bedeutens, Scheinens: ist das in irgend einem Genre eine deutsche Art Begabung?… Wir haben an dieser Stelle wir wissen es zu gut! bisher unsere Schwäche gehabt — und wir wollen uns keinen Stolz aus dieser Schwäche zurechtmachen!… Aber es ist das Genie Frankreichs!...

[«]

15[7]

Die Romantik

Der Naturalism

[«]

15[8]

Fortschritt. VI

Daß wir uns nicht täuschen! Die Zeit läuft vorwärts, — wir möchten glauben, daß auch Alles, was in ihr ist, vorwärts läuft… daß die Entwicklung eine Vorwärts-

Entwicklung ist… Das ist der Augenschein, von dem die Besonnensten verführt werden: aber das neunzehnte Jahrhundert ist kein Fortschritt gegen das sechszehnte: und der deutsche Geist von 1888 ist ein Rückschritt gegen den deutschen Geist von 1788… Die „Menschheit“ avancirt nicht, sie existirt nicht einmal… Der Gesamtaspekt ist der einer ungeheuren Experimentir-Werkstätte, wo Einiges gelingt, zerstreut durch alle Zeiten, und Unsägliches mißräth, wo alle Ordnung, Logik, Verbindung und Verbindlichkeit fehlt… Wie dürften wir verkennen, daß die Heraufkunft des Christenthums eine décadence-Bewegung ist?… Daß die deutsche Reformation eine Recrudescenz der christlichen Barbarei ist?… Daß die Revolution den Instinkt zur großen Organisation, die Möglichkeit einer Gesellschaft zerstört hat?… Der Mensch ist kein Fortschritt gegen das Thier: der Cultur-Zärtling ist eine Mißgeburt im Vergleich zum Araber und Corsen; der Chinese ist ein wohlgerathener Typus, nämlich dauerfähiger als der Europäer…

[«]

15[9]

Jesus: Dostoiewsky

Ich kenne nur Einen Psychologen, der in der Welt gelebt hat, wo das Christenthum möglich ist, wo ein Christus jeden Augenblick entstehen kann… Das ist Dostoiewsky. Er hat Christus errathen: — und instinktiv ist er vor allem behütet geblieben diesen Typus sich mit der Vulgarität Renans vorzustellen… Und in Paris glaubt man, daß Renan an zu vielen finesses leidet!… Aber kann man ärger fehlgreifen, als wenn man aus Christus, der ein Idiot war, ein Genie macht? Wenn man aus Christus, der den Gegensatz eines heroischen Gefühls darstellt, einen Helden herauslügt?

[«]

15[10]

Was ist tragisch.

Ich habe zu wiederholten Malen den Finger auf das große Mißverständniß des Aristoteles gelegt, als er in zwei deprimirenden Affekten, im Schrecken und im Mitleiden, die tragischen Affekte zu erkennen glaubte. Hätte er Recht, so wäre die Tragödie eine lebensgefährliche Kunst: man müßte vor ihr wie vor etwas Gemeinschädlichem und Anrüchigem warnen. Die Kunst, sonst das große Stimulans des Lebens, ein Rausch am Leben, ein Wille zum Leben, würde hier, im Dienste einer Abwärtsbewegung, gleichsam als Dienerin des Pessimismus, gesundheitsschädlich. (Denn daß man durch Erregung dieser Affekte sich von ihnen „purgirt", wie Aristoteles zu glauben scheint, ist einfach nicht wahr) Etwas, was habituell Schrecken oder Mitleid erregt, desorganisirt, schwächt, entmuthigt: — und gesetzt, Schopenhauer behielte Recht, daß man der Tragödie die Resignation zu entnehmen habe d.h. eine sanfte Verzichtleistung auf Glück, auf Hoffnung, auf Willen zum Leben, so wäre hiermit eine Kunst concipirt, in der die Kunst sich selbst verneint. Tragödie bedeutete dann einen Auflösungs-prozeß, die Instinkte des Lebens sich im Instinkt der Kunst selbst zerstörend. Christenthum, Nihilismus, tragische Kunst, physiologische décadence: das hielte sich an den Händen, das käme zur selben Stunde zum Übergewicht, das triebe sich gegenseitig vorwärts — abwärts!… Tragödie wäre ein Symptom des Verfalls.

Man kann diese Theorie in der kaltblütigsten Weise widerlegen: nämlich indem man vermöge des Dynamometers die Wirkung einer tragischen Emotion mißt. Und man bekommt als Ergebniß, was psychologisch zuletzt nur die absolute Verlogenheit eines Systematikers verkennen kann —: daß die Tragödie ein tonicum ist. Wenn Schopenhauer hier nicht begreifen wollte, wenn er die Gesammt-Depression als tragischen Zustand ansetzt, wenn er den Griechen (— die zu seinem Verdruß nicht „resignirten"…) zu verstehen gab, sie hätten sich nicht auf der Höhe der Weltanschauung befunden: so ist das parti pris, Logik des Systems, Falschmünzerei des Systematikers: eine jener schlimmen Falschmünzereien welche Sch<openhauern> Schritt für Schritt seine ganze Psychologie verdorben hat (: er, der das Genie, die Kunst selbst, die Moral, die heidnische Religion, die Schönheit, die Erkenntniß und ungefähr Alles willkürlich-gewaltsam mißverstanden hat

Aristote<les>

Aristoteles wollte die Tragödie als Purgativ von Mitleid und Schrecken betrachtet wissen, — als eine nützliche Entladung von zwei unmäßig aufgestauten krankhaften Affekten…

Die anderen Affekte wirken tonisch: aber nur zwei depressive Affekte — und diese sind folglich besonders nachtheilige und ungesunde — das Mitleiden und der Schrecken sollten nach Aristoteles durch die Tragödie wie durch ein Purgativ aus dem Menschen hinausgeschafft werden: die Tragödie indem sie diese gefährlichen Zustände im Übermaß erregt, erlöst den Menschen davon — macht ihn besser. Die Tragödie als eine Cur gegen das Mitleid.

[«]

15[11]

Sie sind heute der einzige Musiker, der mir Musik nach meinem Herzen macht: billigerweise kommt Ihnen Alles zu, was ich gegen die heutige Musik auf dem Herzen habe?

Der Geschmack an der Musik Wagners compromittirt. Ich sage das als einer, der sich ausnimmt, — ich habe mich compromittirt.

[«]

15[12]

Zur Kritik Wagners.

Die Musik Wagners ist antigoethisch.

In der That fehlt Goethe in der deutschen Musik, wie er in der deutschen Politik fehlt. Dagegen: wie viel Schiller, genauer geredet wie viel Thekla ist in Beethoven!

Viel Biedermännerei, viel Salbung:

Wagner hat keine Gedanken, ganz wie V. Hugo: aber er weiß mit einem Zeichen an Stelle eines Gedankens uns dermaaßen zu terrorisiren — — —

ich suche die Ursachen für die extreme Erschöpfung, welche Wagners Kunst mit sich bringt

die veränderliche Optik:

der physiologische Widerstand:

Athem

Gang

die beständige Übertreibung:

die tyrannische Hinterabsicht:

die Reizung der morbiden Nerven und

der Centren durch terroristische Mittel:
sein Zeit-Sinn

[«]

15[13]

Eine Vorrede

Ich habe das Glück und sei's die Ehre selbst noch mit, nach ganzen Jahrtausenden der Verirrung und Verwirrung, den Weg wiedergefunden zu haben, der zu einem Ja und einem Nein führt.

Ich lehre das Nein <zu> Allem, was schwach macht — was erschöpft.

Ich lehre das Ja zu Allem, was stärkt, was Kraft aufspeichert, was den Stolz — — —

Man hat weder das Eine noch das Andre bisher gelehrt: man hat Tugend, Entselbstung, Mitleiden, man hat selbst Verneinung des Lebens gelehrt… Dies sind alles Werthe der Erschöpften

Ein langes Nachdenken über die Physiologie der Erschöpfung zwang mich zu der Frage, wie weit die Urtheile Erschöpfter in die Welt der Werthe eingedrungen seien.

Mein Ergebniß war so überraschend wie möglich, selbst für mich, der in mancher fremden Welt schon zu Hause war: ich fand alle obersten Werthurtheile, alle, die Herr geworden sind über die Menschheit, mindestens zahm gewordene Menschheit, zurückführbar auf die Urtheile Erschöpfter.

Ich habe erst nöthig zu lehren, daß das Verbrechen, das Coelibat, die Krankheit Folgen der Erschöpfung sind…

Unter den heiligsten Namen zog ich die zerstörerischen Tendenzen heraus; man hat Gott genannt, was schwächt, Schwäche lehrt, Schwäche inficirt… ich fand, daß der „gute Mensch“ eine Selbstbejahungs-Form der décadence ist.

Jene Tugend, von der noch Schopenhauer gelehrt hat, daß sie die oberste, die einzige und das Fundament aller Tugenden sei: eben jenes Mitleiden erkannte <ich> als gefährlicher als irgend ein Laster. Die Auswahl in der Gattung, ihre Reinigung vom Abfall grundsätzlich kreuzen — das hieß bisher Tugend par excellence…

Die Rasse ist verdorben — nicht durch ihre Laster, sondern ihre Ignoranz: sie ist verdorben, weil sie die Erschöpfung nicht als Erschöpfung verstand: die physiologischen Verwechslungen sind die Ursache alles Übels <weil> ihr Instinkt durch die Erschöpften verleitet wurde, ihr Best<es> zu verbergen und das Schwergewicht zu verlieren… Hinunter stürzen — das Leben verneinen — das sollte auch als Aufgang, als Verklärung, als Vergöttlichung empfunden werden

Die Tugend ist unser großes Mißverständniß.

Problem: wie kamen die Erschöpften dazu, die Gesetze der Werthe zu machen?

Anders gefragt: wie kamen die zur Macht, die die Letzten sind?… Erkenne die Geschichte! Wie kommt der Instinkt des Thieres Mensch auf den Kopf zu stehn?…

Ich wünsche, den Begriff „Fortschritt“ zu präcisiren und fürchte, daß ich dazu nöthig habe den modernen Ideen ins Gesicht zu schlagen (— mein Trost ist, daß sie keine Gesichter haben, sondern nur Larven…

Man soll kranke Glieder amputiren: erste Moral der Gesellschaft.

Eine Correktur der Instinkte: ihre Loslösung von der Ignoranz

Ich verachte die, welche es von der Gesellschaft verlangen daß sie sich sicher stellt gegen ihre Schädiger. Das ist bei weitem nicht genug. Die Gesellschaft ist ein Leib an dem kein Glied krank sein darf, wenn er nicht überhaupt Gefahr laufen will: ein krankes Glied, das verdirbt, muß amputirt werden: ich werde die amputablen Typen der Gesellschaft bei Namen nennen…

Man soll das Verhängniß in Ehren halten: das Verhängniß, das zum Schwachen sagt: geh zu Grunde…

Man hat es Gott genannt, daß man dem Verhängniß widerstrebte, — daß man die Menschheit verdarb und verfaulen machte… Man soll den Namen Gottes nicht unnützlich führen…

Wir haben fast alle psychologischen Begriffe, an denen die bisherige Geschichte der Psychologie — was heißt der Philosophie! — hing, annullirt

wir leugnen, daß es Willen giebt (gar nicht zu reden vom „freien Willen“)

wir leugnen Bewußtsein, wie als Einheit und Vermögen

wir leugnen, daß gedacht wird (: denn es fehlt uns das was denkt und insgleichen das was gedacht wird

wir leugnen, daß zwischen den Gedanken eine reale Causalität besteht wie sie die Logik glaubt

Meine Schrift wendet sich gegen alle natürlichen Typen der décadence: ich habe die Phänomene des Nihilismus am umfänglichsten durchdacht

d.h. der geborene Vernichter — — —

[«]

15[14]

Vergeben Sie mir! Das ist Alles das alte Spiel von 1830. Wagner hat an die Liebe geglaubt, wie alle Romantiker dieses tollen und zuchtlosen Jahrzehnds. Was blieb davon zurück? Diese unsinnige Vergötterung der Liebe, und, nebenbei, auch der Ausschweifung und selbst des Verbrechens — wie falsch scheint uns das heute! Wie verbraucht vor Allem, wie überflüssig! Wir sind strenger geworden, härter, ungeduldiger gegen solche Vulgär-Psychologie, welche sich gar noch damit „idealistisch“ glaubte, — wir sind cynisch selbst gegen diese Verlogenheit und Romantik des „schönen Gefühls“ —

[«]

15[15]

Man muß nur zurückgeblieben (oder zurückgegangen) sein, um heute noch an die Probleme Wagner’s zu glauben! Gar nicht zu reden von Wagnerischen Weibern!

Das ist alles krankhaftes Volk, mit all seiner prahlerischen Muskulatur… Haben Sie bemerkt, daß keine je ein Kind gebiert?… Sie können’s nicht… Und wenn es eine Ausnahme giebt, wozu greift Wagner, um die Ausnahme glaublich zu machen?… Sie wissen es — — an diesem Punkt allein hat Wagner die alte Sage corrigirt…

Oder halten Sie die Wagnerschen Helden aus? alle diese Unmöglichen, wie er sie auf die Scene gestellt und in Musik gesetzt hat? Mit Muskeln aus Vorzeiten und mit Nerven von Übermorgen? heroisch zugleich und — nervös! Jeder Physiologe sagt dazu: das ist falsch!

Freilich — er hat sich dadurch die alten und die jungen Frauen bei Seite gebracht: das liebt solche Helden, — das liebt vielleicht auch das Unmögliche…

Das liebt jedenfalls die blonden Heiligen, den Typus Parsifal, — Alles, worin es präexistente Sinnlichkeit giebt… Wie viel zarte Neugierde inspirirt doch solch ein Fall! Wie viel Entgegenkommen erlaubt er!… Kurz Beaumarchais machte den Frauen seinen Cherubin zum Geschenk, Wagner — seinen Parsifal… der Klügere —

[«]

15[16]

Wagner als Vorbild.
Wagner als Gefahr.
Wagner und die Juden
Wagners „Weib“: er kennt nur das hysterische Frauenzimmer. Warum gerade hier die Illusion immer unmöglicher wird?
Wagner und die dramatische Form
Wagners Verhältniß zu Frankreich — „europäisch“
Wagners Verhältniß zu Christenthum und Cultur:
— der Romantiker und der Nihilist —
typische Verwandlung, mit dem normalen schließlichen Zurückkehren zum Christenthum.

[«]

15[17]

Christenthum...
absolute Bestimmtheit des Nein…

Daß ich Wagner seinen Parsifal aus einem anderen Grunde nicht verzeihe, wissen Sie. Das ist eine Frage der Redlichkeit — und wenn Sie wollen der Rangordnung. Man gehört hierher, man gehört dort, je nachdem.

Wer mir in seinem Verhältniß zum Christenthum heute zweideutig wird, dem gebe ich nicht erst den letzten Finger meiner zwei Hände. Hier giebt es nur Eine Rechtschaffenheit: ein unbedingtes Nein, ein Nein des Willens und der That… Wer zeigt mir noch etwas Widerlegteres, etwas von allen höheren Werthgefühlen so endgültig Gerichtetes als das Christenthum? In ihm die Verführung als Verführung erkannt zu haben, in ihm die große Gefahr, den Weg zum Nichts, der sich als Weg zur Gottheit zu geben wußte — diese ewigen Werthe als Verleumder-Werthe erkannt zu haben — was anders macht unseren Stolz, unsere Auszeichnung vor zwei Jahrtausenden aus?…

[«]

15[18]

Philosoph

Ernst.

* *

Und aller großer Ernst — ist er nicht selbst schon Krankheit? Und eine erste Verhäßlichung?

Der Sinn für das Häßliche erwacht zu gleicher Zeit, wo der Ernst erwacht; man deformirt bereits die Dinge, wenn man sie ernst nimmt…

Man nehme das Weib ernst: wie häßlich wird alsbald das schönste Weib!…

* *

Es ist schwer, hier ernst zu bleiben. Inmitten dieser Probleme wird man nicht zum Leichenbitter… Die Tugend in Sonderheit hat Gebärden am Leibe, daß man dyspeptisch sein muß, um trotzdem seine Würde aufrecht zu erhalten.

* *

Lachen — das ist ungefähr, wenn nicht die klügste, so doch die weiseste Antwort auf solche Fragen…

[«]

15[19]

Christenthum

Man hat bisher das Christenthum immer auf eine falsche und nicht bloß schüchterne Weise angegriffen. So lange man nicht die Moral des Christenthums als Capital-Verbrechen am Leben empfindet, haben dessen Vertheidiger gutes Spiel. Die Frage der bloßen „Wahrheit“ des Christenthums, sei es in Hinsicht auf die Existenz seines Gottes, oder die Geschichtlichkeit seiner Entstehungs-Legende, gar nicht zu reden von der christlichen Astronomie und Naturwissenschaft — ist eine ganz nebensächliche Angelegenheit, solange die Werthfrage der christlichen Moral nicht berührt ist. Taugt die Moral des Christenthums etwas oder ist sie eine Schändung und Schmach trotz aller Heiligkeit der Verführungskünste? Es giebt Schlupfwinkel jeder Art für das Problem von der Wahrheit; und die Gläubigsten können zuletzt sich der Logik der Ungläubigsten bedienen, um sich ein Recht zu schaffen, gewisse Dinge als unwiderlegbar zu affirmiren — nämlich als jenseits der Mittel aller Widerlegung (— dieser Kunstgriff heißt sich heute „Kantischer Kriticismus“ —

[«]

15[20]

Zum Plan.

1. Die wahre und die scheinbare Welt.
2. Die Philosophen als Typen der décadence
3. Die Religion als Ausdruck der décadence
4. Die Moral als Ausdruck der décadence.
5. Die Gegenbewegungen: warum sie unterlegen sind.
6. Wohin gehört unsere moderne Welt, in die Erschöpfung oder in den Aufgang? — ihre Vielheit und Unruhe bedingt durch die höchste Form des Bewußtwerdens
7. Der Wille zur Macht: Bewußtwerden des Willens zum Leben…
8. Die Heilkunst der Zukunft.

8:600 70 Seiten
56
———
40

Zu 1) „wahre und scheinbare Welt“

1) ein solches Nebeneinanderstellen degradirt die „scheinbare Welt“
2) nochmals überlegt: es wäre nicht nothwendig, daß damit die scheinbare Welt degradirt würde.

[«]

15[21]

Keuschheit. VII

Im Falle der indischen Priester ist nicht nur die allen Priestern eignende Rancune gegen die Sinnlichkeit in Betracht zu ziehen (— darin nämlich stimmen sie überein: sie nehmen so die Sinnlichkeit als persönlichen Feind.) Das Wesentliche ist, daß nur eine extreme Rigorosität in dieser Hinsicht das Fundament aller Ordnung, die sie geschaffen haben, aufrecht erhält, den Begriff der Kaste, die Distanz der Kasten, die Reinheit der Kasten…

Sie verlangen die Ehe, mit aller Strenge, sie sind, ähnlich wie die Chinesen, am entgegengesetzten Ende der europäischen Schlaffheit: — sie halten es für eine religiöse Pflicht, einen Sohn zu haben, sie machen das persönliche Heil im Jenseits davon abhängig, daß man einen Sohn hat. Man kann nicht genug Werth auf eine solche Gesinnung legen, eine um hundert Grad würdigere und ernsthaftere Gesinnung, als sie z.B. das Christenthum hat. In letzterem kommt die Ehe als coitus in Betracht und nicht weiter — als eine Concession an die menschliche Schwachheit und als pis aller der Hurerei.

[«]

15[22]

Mit dieser schlechtesten aller möglichen schlechten Musik, mit dieser von Takt zu Takt vorwärts abenteuernden Unruhe und Unform, welche Leidenschaft bedeuten will und in Wahrheit die niedrigste Stufe der aesthetischen Verrohung ist, habe ich kein Erbarmen: hier muß man ein Ende machen.

[«]

15[23]

Renaissance und Reformation

Was beweist die Renaissance? Daß das Reich des „Individuums“ nur kurz sein kann. Die Verschwendung ist zu groß; es fehlt die Möglichkeit selbst, zu sammeln, zu capitalisiren, und die Erschöpfung folgt auf dem Fuße. Es sind Zeiten, wo Alles verthan wird, wo die Kraft selbst verthan wird, mit der man sammelt, capitalisirt, Reichthum auf Reichthum häuft… Selbst die Gegner solcher Bewegungen sind zu einer unsinnigen Kraft-Vergeudung gezwungen; auch sie werden alsbald erschöpft, ausgebraucht, öde.

Wir haben in der Reformation ein wüstes und pöbelhaftes Gegenstück zur Renaissance Italiens, verwandten Antrieben entsprungen, nur daß diese im zurückgebliebenen, gemeingebliebenen Norden sich religiös verkleiden mußten, — dort hatte sich der Begriff des höheren Lebens von dem des religiösen Lebens noch nicht abgelöst.

Auch mit der Reformation will das Individuum zur Freiheit; „jeder sein eigner Priester“ ist auch nur eine Formel der Libertinage. In Wahrheit genügte Ein Wort — „evangelische Freiheit“ — und alle Instinkte, die Grund hatten, im Verborgenen zu bleiben, brachen wie wilde Hunde heraus, die brutalsten Bedürfnisse bekamen mit Einem Male den Muth zu sich, Alles schien gerechtfertigt… Man hütete sich zu begreifen, welche Freiheit man im Grunde gemeint hatte, man schloß die Augen vor sich… Aber daß man die Augen zumachte und die Lippen mit schwärmerischen Reden netzte, hinderte nicht, daß die Hände zugriffen wo etwas zu greifen war, daß der Bauch der Gott des „freien Evangeliums“ wurde, daß alle Rache- und Neidgelüste sich in unersättlicher Wuth befriedigten… Dies dauerte eine Weile: dann kam die Erschöpfung, ganz so wie sie im Süden Europas gekommen war; und auch hier wieder eine gemeine Art der Erschöpfung, ein allgemeines ruere in servitium… Es kam das unanständige Jahrhundert Deutschlands…

[«]

15[24]

Eine Vergleichung des indischen Gesetzbuches mit dem christlichen ist nicht zu umgehen; es giebt kein besseres Mittel, um sich das Unreife und Dilettantische in der ganzen christlichen Tentative zu Gemüthe zu führen.

[«]

15[25]

Wenn durch Übung in einer ganzen Reihe von Geschlechtern die Moral gleichsam einmagazinirt worden ist — also die Feinheit, die Vorsicht, die Tapferkeit, die Billigkeit — so strahlt die Gesammtkraft dieser aufgehäuften Tugend selbst noch in die Sphäre aus, wo die Rechtschaffenheit am seltensten, in die geistige Sphäre.

In allem Bewußtwerden drückt sich ein Unbehagen des Organismus aus: es soll etwas Neues versucht werden, es ist nichts genügend zurecht dafür, es giebt Mühsal, Spannung, Überreiz — das alles ist eben Bewußtwerden… Das Genie sitzt im Instinkt; die Güte ebenfalls. Man handelt nur vollkommen, sofern man instinktiv handelt. Auch moralisch betrachtet, ist alles Denken, das bewußt verläuft, eine bloße Tentative, zumeist das Widerspiel der Moral. Die wissenschaftliche Rechtschaffenheit ist immer ausgehängt, wenn der Denker anfängt zu räsonniren: man mache die Probe, man lege die Weisesten auf die Goldwage, indem man sie Moral reden macht…

Das läßt sich beweisen, daß alles Denken, das bewußt verläuft, auch einen viel niedrigeren Grad von Moralität darstellen wird, als das Denken desselben, so fern es von seinen Instinkten geführt wird.

Nichts ist seltener unter den Philosophen als intellektuelle Rechtschaffenheit: vielleicht sagen sie das Gegentheil, vielleicht glauben sie es selbst. Aber ihr ganzes Handwerk bringt es mit sich, daß sie nur gewisse Wahrheiten zulassen; sie wissen, was sie beweisen müssen, sie erkennen sich beinahe daran als Philosophen, daß sie über diese „Wahrheiten“ einig sind. Da sind z.B. die moralischen Wahrheiten. Aber der Glaube an Moral ist noch kein Beweis von Moralität: es giebt Fälle — und der Fall der Philosophen gehört hierher, wo ein solcher Glaube einfach eine Unmoralität ist.

[«]

15[26]

Heute, wo in dem Weinberg des deutschen Geistes die Rhinoxera haust

[«]

15[27]

an deren Busen die gelehrte Jugend heute die Milch der Wissenschaft trinkt, Professoren und andere höhere Ammen

[«]

15[28]

Man hat zu allen Zeiten die „schönen Gefühle“ für Argumente genommen, den „gehobenen Busen“ für den Blasebalg der Gottheit, die Überzeugung als „Kriterium der Wahrheit“, das Bedürfniß des Gegners als Fragezeichen zur Weisheit: diese Falschheit, Falschmünzerei geht durch die ganze Geschichte der Philosophie. Die achtbaren, aber nur spärlichen Skeptiker abgerechnet, zeigt sich nirgends ein Instinkt von intellektueller Rechtschaffenheit. Zuletzt hat noch Kant in aller Unschuld diese Denker-Corruption mit dem Begriff „praktische Vernunft“ zu verwissenschaftlichen gesucht: er erfand eigens eine Vernunft dafür, in welchen Fällen man sich nicht um die Vernunft zu kümmern <brauche>: nämlich wenn das Bedürfniß des Herzens, wenn die Moral, wenn die Pflicht redet

[«]

15[29]

Décadence X

Zwei Typen der Moral sind nicht zu verwechseln: eine Moral, mit der sich der gesund gebliebene Instinkt gegen die beginnende décadence wehrt — und eine andere Moral, mit der eben diese décadence sich formulirt, rechtfertigt und selber abwärts führt… Die erstere pflegt stoisch, hart, tyrannisch zu sein — der Stoicismus selbst war eine solche Hemmschuh-Moral — die andere ist schwärmerisch, sentimental, voller Geheimnisse, sie hat die Weiber und die „schönen Gefühle“ für sich.

[«]

15[30]

Décadence

„Die Erlösung von aller Schuld.“

Man spricht von der „tiefen Ungerechtigkeit“ des socialen Pakts: wie als ob die Thatsache, daß dieser unter günstigen, jener unter ungünstigen Verhältnissen geboren wird, von vornherein eine Ungerechtigkeit sei; oder gar schon, daß dieser mit diesen Eigenschaften, jener mit jenen geboren wird. Von Seiten der Aufrichtigsten unter diesen Gegnern der Gesellschaft wird dekretirt: „wir selber sind mit allen unseren schlechten, krankhaften, verbrecherischen Eigenschaften, die wir eingestehen, nur die unvermeidlichen Folgen einer seculären Unterdrückung der Schwachen durch die Starken“; sie schieben ihren Charakter den herrschenden Ständen in’s Gewissen. Und man droht, man zürnt, man verflucht; man wird tugendhaft vor Entrüstung —, man will nicht umsonst ein schlechter Mensch, eine canaille geworden sein… Diese Attitüde, eine Erfindung unsrer letzten Jahrzehnte, heißt sich, soviel ich höre, auch Pessimismus, und zwar Entrüstungs-Pessimismus. Hier wird der Anspruch gemacht, die Geschichte zu richten, sie ihrer Fatalität zu entkleiden, eine Verantwortlichkeit hinter ihr, Schuldige in ihr zu finden. Denn darum handelt es sich: man braucht Schuldige. Die Schlechtweggekommenen, die décadents jeder Art sind in Revolte über sich und brauchen Opfer, um nicht an sich selbst ihren Vernichtungs-Durst zu löschen (was an sich vielleicht die Vernunft für sich hätte). Dazu haben sie einen Schein von Recht nöthig, das heißt eine Theorie, auf welche hin sie die Thatsache ihrer Existenz, ihres So-und-so-seins auf irgend einen Sündenbock abwälzen können. Dieser Sündenbock kann Gott sein — es fehlt in Rußland nicht an solchen Atheisten aus ressentiment — oder die gesellschaftliche Ordnung, oder die Erziehung und der Unterricht, oder die Juden, oder die Vornehmen oder überhaupt Gutweggekommene irgend welcher Art. „Es ist ein Verbrechen, unter günstigen Bedingungen geboren zu werden: denn damit hat man die Anderen enterbt, bei Seite gedrückt, zum Laster, selbst zur Arbeit verdammt“… „Was kann ich dafür, miserabel zu sein! Aber irgendwer muß etwas dafür können, sonst wäre es nicht auszuhalten!“… Kurz, der Entrüstungs-Pessimismus erfindet Verantwortlichkeiten, um sich ein angenehmes Gefühl zu schaffen — die Rache… „Süßer als Honig“ nennt sie schon der alte Homer. —

2.

Daß eine solche Theorie nicht mehr Verständniß, will sagen Verachtung findet, das macht das Stück Christenthum, das uns Allen noch im Blute steckt: so daß wir tolerant gegen Dinge sind, bloß weil sie von fern etwas christlich riechen… Die Socialisten appelliren an die christlichen Instinkte, das ist noch ihre feinste Klugheit… Vom Christenthum her sind wir an den abergläubischen Begriff der „Seele“ gewöhnt, an die „unsterbliche Seele“, an die Seelen-Monade, die eigentlich ganz wo anders zu Hause ist und nur zufällig in diese oder jene Umstände, ins „Irdische“ gleichsam hineingefallen ist, „Fleisch“ geworden ist: doch ohne daß ihr Wesen dadurch berührt, geschweige denn bedingt wäre. Die gesellschaftlichen, verwandtschaftlichen, historischen Verhältnisse sind für die Seele nur Gelegenheiten, Verlegenheiten vielleicht; jedenfalls ist sie nicht deren Werk. Mit dieser Vorstellung ist das Individuum transscendent gemacht; es darf auf sie hin sich eine unsinnige Wichtigkeit beilegen. In der That hat erst das Christenthum das Individuum herausgefordert, sich zum Richter über Alles und Jedes aufzuwerfen, der Größenwahn ist ihm beinahe zur Pflicht gemacht: es hat ja ewige Rechte gegen alles Zeitliche und Bedingte geltend zu machen! Was Staat! Was Gesellschaft! Was historische Gesetze! Was Physiologie! Hier redet ein Jenseits des Werdens, ein Unwandelbares in aller Historie, hier redet etwas Unsterbliches, etwas Göttliches, eine Seele! Ein anderer christlicher nicht weniger verrückter Begriff hat sich noch weit tiefer ins Fleisch der Modernität vererbt: der Begriff von der Gleichheit der Seelen vor Gott. In ihm ist das Prototyp aller Theorien der gleichen Rechte gegeben: man hat die Menschheit den Satz von der Gleichheit erst religiös stammeln gelehrt, man hat ihr später eine Moral daraus gemacht: und was Wunder, daß der Mensch damit endet, ihn ernst zu nehmen, ihn praktisch zu nehmen! will sagen politisch, demokratisch, socialistisch, entrüstungs-pessimistisch…

Überall, wo Verantwortlichkeiten gesucht worden sind, ist es der Instinkt der Rache gewesen, der da suchte. Dieser Instinkt der Rache wurde in Jahrtausenden dermaßen über die Menschheit Herr, daß die ganze Metaphysik, Psychologie, Geschichtsvorstellung, vor Allem aber die Moral mit ihm abgezeichnet worden ist. So weit auch nur der Mensch gedacht hat, so weit hat er den Bacillus der Rache in die Dinge geschleppt. Er hat Gott selbst damit krank gemacht, er hat das Dasein überhaupt um seine Unschuld gebracht: nämlich dadurch, daß er jedes So-und-So-sein auf Willen, auf Absichten, auf Akte der Verantwortlichkeit zurückführte. Die ganze Lehre vom Willen, diese verhängnißvollste Fälschung in der bisherigen Psychologie, wurde wesentlich erfunden zum Zweck der Rache. Es war die gesellschaftliche *Nützlichkeit* der Strafe, die diesem Begriff seine Würde, seine Macht, seine Wahrheit verbürgte. Die Urheber der älteren Psychologie — der Willens-Psychologie — hat man in den Ständen zu suchen, welche das Strafrecht in den Händen hatten, voran in dem der Priester an der Spitze der ältesten Gemeinwesen: sie wollten sich ein Recht schaffen, Rache zu nehmen — oder sie wollten *Gott* ein Recht zur Rache schaffen. Zu diesem Zwecke wurde der Mensch „frei“ gedacht; zu diesem Zwecke mußte jede Handlung als gewollt, mußte der Ursprung jeder Handlung als im Bewußtsein liegend gedacht werden. Allein in diesen Sätzen ist die alte Psychologie conservirt. — Heute, wo Europa in die umgekehrte Bewegung eingetreten scheint, wo wir Halkyonier zumal mit aller Kraft den *Schuldbegriff* und *Strafbegriff* aus der Welt wieder zurückzuziehen, herauszunehmen, auszulöschen suchen, wo unser größter Ernst darauf aus ist, die Psychologie, die Moral, die Geschichte, die Natur, die gesellschaftlichen Institutionen und Sanktionen, Gott selbst von diesem Schmutz zu reinigen — in wem müssen wir unsre natürlichsten Antagonisten sehen? Eben in jenen Aposteln der Rache und des Ressentiments, in jenen Entrüstungs-Pessimisten par excellence, welche eine Mission daraus machen, ihren Schmutz unter dem Namen „Entrüstung“ zu heiligen… Wir Anderen, die wir dem Werden seine Unschuld zurückzugewinnen wünschen, möchten die Missionare eines reinlicheren Gedankens sein; daß Niemand dem Menschen seine Eigenschaften gegeben hat, weder Gott, noch die Gesellschaft, noch seine Eltern und Vorfahren, noch er selbst, — daß Niemand *schuld* an ihm ist… Es fehlt ein Wesen, das dafür verantwortlich gemacht werden könnte, daß Jemand überhaupt da ist, daß Jemand so und so ist, daß Jemand unter diesen Umständen, in dieser Umgebung geboren ist. — *Es ist ein großes Labsal, daß solch ein Wesen fehlt*… Wir sind *nicht* das Resultat einer ewigen Absicht, eines Willens, eines Wunsches: mit uns wird *nicht* der Versuch gemacht, ein „Ideal von Vollkommenheit“ oder ein „Ideal von Glück“ oder ein „Ideal von Tugend“ zu erreichen, — wir sind ebensowenig der Fehlgriff Gottes, vor dem ihm selber angst werden müßte (— mit welchem Gedanken bekanntlich das alte Testament beginnt). Es fehlt jeder Ort, jeder Zweck, jeder Sinn, wohin wir unser Sein, unser So-und-so-sein abwälzen könnten. Vor allem: Niemand *könnte* es: man *kann* das Ganze nicht richten, messen, vergleichen oder gar verneinen. Warum nicht? — Aus fünf Gründen, allesammt selbst bescheidenen Intelligenzen zugänglich: zum Beispiel, *weil es nichts giebt* außer dem Ganzen. — Und nochmals gesagt, das ist ein großes Labsal, darin liegt die Unschuld alles Daseins.

[«]

15[31]

XI

Grundeinsicht über das Wesen der décadence:

was man bisher als deren Ursachen angesehen hat, sind deren Folgen.

Damit verändert sich die ganze Perspektive der moralischen Probleme.

Laster:

Luxus:

Verbrechen:

selbst Krankheit:

: der ganze Moral-Kampf gegen Laster, Luxus usw. erscheint als Naivetät, als überflüssig…:

: es giebt keine „Besserung“ — gegen die Reue

Die décadence selbst ist nichts, was zu bekämpfen wäre: sie ist absolut nothwendig und jeder Zeit und jedem Volk eigen. Was mit aller Kraft zu bekämpfen, das ist die Einschleppung des Contagiums in die gesunden Theile des Organismus.

Thut man das? Man thut das Gegentheil.

Genau darum bemüht man sich seitens der Humanität

Wie verhalten sich zu dieser biologischen Grundfrage die bisherigen obersten Werthe?

1) Die Philosophie
 die Religion
 die Moral
 die Kunst
 usw.

die Kur: z.B. der Militarism, von Napoleon an, der in der Civilisation seine natürliche Feindin sah…

[«]

15[32]

Die Frage der décadence: zu begreifen, welche Phänomene zueinander gehören und hier ihren gemeinsamen Heerd haben

Anarchismus	
Weibs-Emancipation	
Abnahme der Defensiv-Kräfte	Krankheit, Seuchen usw.
Übergewicht des ressentiment	der Entrüstungs-pessimismus
das Mitgefühl mit allem Leidenden	das Mitleiden
der Mangel an Hemmungs-Apparaten	Laster, Corruption (Kritik der Sinne, der Leidenschaften)
die Verhäßlichung	die Zunahme der Häßlichkeit (die Schönheit als erarbeitet
die „Toleranz“	die Skepsis, die „Objektivität“
Übergewicht der Schwäche-Gefühle	die Pessimisten (physiologisch décadents
die auflösenden Instinkte	die liberalen Institutionen
Talent, mehrere Personen darzustellen	Heuchelei, Schauspielerei: die Schwächung der Person
das „Umsonst“, die „Sinnlosigkeit“	der Nihilismus.
übermäßige Reizbarkeit die Weibs-Emancipation	die Hyperirritabilität „Musik“ der „Artist“ der „romancier“
Bedürfniß nach Reizmitteln	Luxus als ———
	das Bedürfniß der narcotica, die Ausschweifung in Musik und Alkohol (auch Buch)
	die Tyrannei des milieu

[«]

15[33]

Die Philosophien.
Die Religionen.
Die Moralen.

Sterilität, Coelibat (Haß gegen die Sinne: bei Schopenhauer z.B.

[«]

15[34]

Die Philosophien des Pessimismus:
physiologisch décadents
z.B. Baudelaire
Schopenhauer
Leopardi: geschlechtliche Irrungen am Anfang,
Impotenz bei Zeiten als Folge

[«]

15[35]

man hat den unwürdigen Versuch gemacht, in Wagner und Schopenhauer Typen der geistig-Gestörten zu sehen: eine ungleich wesentlichere Einsicht wäre gewonnen, den Typus der décadence, den beide darstellen, wissenschaftlich zu präcisiren.

[«]

15[36]

Das gegenwärtige Deutschland, das mit Anspannung aller Kräfte arbeitet und eine Überladung und frühzeitiges Alter zu seinen normalen Folgen zählt, wird sich schon in 2 Generationen abzahlen mit einer tiefen Degenerescenz-Erscheinung… Einstweilen constatiren wir nur die zunehmende Entgeistigung und Verpöbelung des Geschmacks — ein immer vulgäreres Erholungs-Bedürfniß: die späteren Zeiten werden die krankhaften Bedürfnisse im Vordergrunde finden, die Steigerung der Reizmittel, die alkoholischen und Musik-Opiate.

[«]

15[37]

XII

Féré p. 89.
die Unfähigkeit zur fortgesetzten Arbeit

Folge excessiver Arbeit unter ungenügender Ernährung, namentlich einer immer tieferen und dauerhafte<ren> Erschöpfung, welche in der nächsten Generation morbide Erscheinungen zu Tage bringt

wir kennen auch eine hereditäre Überarbeitung: Hauptursache für die Degener<ation> einer Rasse, — damit wird sie immer unfähiger für produktive Anstrengungen

Die Faulheit, als Unfähigkeit zu anhaltender Anstrengung, der Degeneration zu eigen. Solche Individuen, die nicht nur Nahrung, sondern spezielle Reizmittel brauchen, um ihre niedergehende Lebenskraft zu steigern, wollen sich erhalten lassen durch die Arbeit Anderer. Sie bedienen sich dazu der List oder der Gewaltthat. (d.h. der einmaligen Anstrengung)

Dreiviertel der Degenerirten sind aus Dürftigkeit, die Hälfte sind ohne Arbeit. Aber die Dürftigkeit ist bereits eine Folge der Arbeits-Unfähigkeit, des typischen Müßiggangs des Degenerirten…

— die einmalige Anstrengung: Symptom.

Faulheit, Armut, Verbrechen, Parasitismus,

Der Unterricht vermehrt die Bedürfnisse und die Begehrlichkeit, ohne die Mittel zu vermehren, sie zu befriedigen.

Mit dem obligator<ischen> Unterricht erschöpft man die Reserven einer Rasse.

die Criminalität ist dort am größten, wo die Erschöpfung am größten d.h. wo am unsinnigsten gearbeitet, in der Sphäre des Handels und der Industrie

Überarbeitung, Erschöpfung, Stimulirungs-Bedürfniß (Laster), Steigerung der Irritabilität und der Schwäche (so daß sie explosiv werden)

Die Mißstalteten, die Degenerirten, und Impotenten jeder Art haben eine Art Instinkt für einander: aus ihm wachsen die antisocialen Wesen
(weil ihre Eltern unfähig waren, sich an Gesellschaften anzupassen)
sie suchen, die Irren z.B.
in neuropathischen Familien giebt es eine degenerative Selection (Goethe „Wahlverwandtschaften“)
das Geschlecht aus dem Laster und dem Verbrechen geboren ist antisocial — auch das Dienstboten-Thier (eine leichte Arbeit und relat<ives> Wohlbefinden) bereitet antisociale Elemente vor (Huren, Diebe, Verbrecher jeder Art)
Der Trunk und die Ausschweifung steigern die Degenerescenz
Vermehrung der Krankheiten durch Verlangsamung der Ernährung
Neurose, Psychose und Recrudescenz der Criminalität

Das Unvermögen zum Kampf: das ist Degenerescenz
„man muß den Kampf abschaffen
die Kämpfenden zuerst!“
Der Mord und der Selbstmord gehören zusammen und folgen sich im Verhältniß der Lebensalter und der Jahreszeiten
der Pessimismus und der Selbstmord gehören zusammen

Bedürfniß nach Aufregungen und Reizen:
Luxus — einer der ersten Schritte der décadence. Die Reizung macht die Schwäche…
Die Degenerirten fühlen eine Anziehungskraft von einem Regime, das ihnen schädlich ist, das den Gang der Degenerescenz beschleunigt (die Anämischen, die Hysterischen, die Diabetiker, die Dystrophyker)

[«]

15[38]

Und, inmitten dieser décadence, die Kriege um das „Vaterland“, um diese lächerliche Nachgeburt des Patriotismus, welche, aus wirthschaftlichen Gründen, schon in hundert Jahren, eine Komödie sein wird…

diese Austilgung der bestgerathenen Männer durch den Krieg —

[«]

15[39]

XIII

Dem Wohlgerathenen, der meinem Herzen wohlthut, aus einem Holz geschnitzt, welches hart, zart und wohlriechend ist, — an dem selbst die Nase noch ihre Freude hat — sei dies Buch geweiht.

ihm schmeckt, was ihm zuträglich ist

sein Gefallen an etwas hört auf, wo das Maaß des Zuträglichen überschritten wird

er erräth die Heilmittel gegen partielle Schädigungen, er hat Krankheiten als große Stimulantia seines Lebens

er versteht seine schlimmen Zufälle auszunützen

er wird stärker, durch die Unglücksfälle, die ihn zu vernichten drohen

er sammelt instinktiv aus allem, was er sieht, hört, erlebt, zu Gunsten seiner Hauptsache — er folgt einem auswählenden Princip, — er läßt viel durchfallen

er reagirt mit der Langsamkeit, welche eine lange Vorsicht und ein gewollter Stolz angezüchtet haben, — er prüft den Reiz, woher er kommt, wohin er will, er unterwirft sich nicht

er ist immer in seiner Gesellschaft, ob er mit Büchern, Menschen oder Landschaften verkehrt: er ehrt, indem er wählt, indem er zuläßt, indem er vertraut…

[«]

15[40]

Daß die Civilisation den physiologischen Niedergang einer Rasse nach sich zieht.

Der Bauer von den großen Städten aufgefressen: eine unnatürliche Überreizung des Kopfes und der Sinne. Die Ansprüche an ihr Nervensystem sind zu groß; Skropheln, Schwindsucht, Nervenkrankheiten, jedes neue Reizmittel steigert nur das rasche Verschwinden der Schwachen: die Epidemien raffen die Schwachen fort…

Die Unproduktiven

die Faulheit ist eigen den Nervenschwachen, den Hysterischen, den Melancholikern, den Epileptikern, den Verbrechern

[«]

15[41]

Nicht die Natur ist unmoralisch, wenn sie ohne Mitleid für die Degenerirten ist: das Wachsthum der physiologischen und moralischen Übel im menschlichen Geschlecht ist umgekehrt die Folge einer krankhaften und unnatürlichen Moral

die Sensibilität der Mehrzahl <der> Menschen ist krankhaft und unnatürlich

woran hängt es, daß die Menschheit corrupt ist in moralischer und physiologischer Beziehung?

Der Leib geht zu Grunde, wenn ein Organ alterirt ist…

man kann nicht das Recht des Altruismus auf die Physiologie zurückführen

ebensowenig das Recht auf Hülfe, auf Gleichheit der Loose: das sind alles Prämien für die Degenerirten und Schlechtweggekommenen.

Es giebt keine Solidarität in einer Gesellschaft, wo es unfruchtbare, unproduktive und zerstörerische Elemente giebt, die übrigens noch entartetere Nachkommen haben werden als sie selbst.

[«]

15[42]

„Besserung“ XIV

Kritik der heiligen Lüge.

Daß zu frommen Zwecken die Lüge erlaubt ist, das gehört zur Theorie aller Priesterschaften, — wie weit es zu ihrer Praxis gehört, soll der Gegenstand dieser

Untersuchung sein.

Aber auch die Philosophen, sobald sie mit priesterlichen Hinterabsichten die Leitung der Menschen in die Hände zu nehmen beabsichtigen, haben sofort auch sich ein Recht zur Lüge zurecht gemacht: Plato voran. Am großartigsten ist die doppelte durch die typisch-arischen Philosophen des Vedanta entwickelte: zwei Systeme, in allen Hauptpunkten widersprüchlich, aber aus Erziehungszwecken sich ablösend, ausfüllend, ergänzend. Die Lüge des Einen soll einen Zustand schaffen, in dem des anderen Wahrheit überhaupt hörbar wird…

Wie weit geht die fromme Lüge der Priester und der Philosophen? — Man muß hier fragen, welche Voraussetzungen zur Erziehung sie haben, welche Dogmen sie erfinden müssen, um diesen Voraussetzungen genug zu thun?

Erstens: sie müssen die Macht, die Autorität, die unbedingte Glaubwürdigkeit auf ihrer Seite haben

Zweitens: sie müssen den ganzen Naturverlauf in Händen haben, so daß alles, was den Einzelnen trifft, als bedingt durch ihr Gesetz erscheint

Drittens: sie müssen auch einen weiter reichenden Machtbereich haben, dessen Controle sich den Blicken ihrer Unterworfenen entzieht: das Strafmaaß für das Jenseits, das „Nach-dem-Tode“, — wie billig auch die Mittel, zur Seligkeit den Weg zu wissen

Sie haben den Begriff des natürlichen Verlaufs zu entfernen: da sie aber kluge und nachdenkliche Leute sind, so können sie eine Menge Wirkungen versprechen, natürlich als bedingt durch Gebete oder durch strikte Befolgung ihres Gesetzes…

sie können insgleichen eine Menge Dinge verordnen, die absolut vernünftig sind, — nur daß sie nicht die Erfahrung, die Empirie als Quelle dieser Weisheit nennen dürfen, sondern eine Offenbarung, oder die Folge „härtester Bußübungen“

die heilige Lüge bezieht sich also principiell: auf den Zweck der Handlung (— der Naturzweck, die Vernunft wird unsichtbar gemacht, ein Moral-Zweck, eine Gesetzeserfüllung, eine Gottesdienstlichkeit erscheint als Zweck

: auf die Folge der Handlung (— die natürliche Folge wird als übernatürliche ausgelegt, und, um sicher zu wirken, es werden uncontrolirbare andre übernatürliche Folgen in Aussicht gestellt.

auf diese Weise wird ein Begriff von Gut und Böse geschaffen, der ganz und gar losgelöst von dem Naturbegriff „nützlich“ „schädlich“ lebenfördernd, „lebenvermindernd“ erscheint — er kann, insofern ein andres Leben erdacht ist, sogar direkt feindselig dem Naturbegriff von Gut und Böse werden auf diese Weise wird endlich das berühmte „Gewissen“ geschaffen: eine innere Stimme, welche bei jeder Handlung nicht den Werth der Handlung an ihren Folgen mißt, sondern in Hinsicht auf die Absicht und Conformität dieser Absicht mit dem „Gesetz“

Die heilige Lüge hat also

einen strafenden und belohnenden Gott erfunden, der exakt das Gesetzbuch der Priester anerkennt und exakt sie als seine Mundstücke und Bevollmächtigten in die Welt schickt

ein Jenseits des Lebens, in dem die große Straf-Maschine erst wirksam gedacht wird, — zu diesem Zwecke die „Unsterblichkeit der Seele“

das Gewissen im Menschen, als das Bewußtsein davon, daß Gut und Böse feststeht, — daß Gott selbst hier redet, wenn es die Conformität mit der priesterlichen Vorschrift anräth

die Moral als Leugnung alles natürlichen Verlaufs, als Reduktion alles Geschehens auf ein moralisch-bedingtes Geschehen, die Moralwirkung (d.h. die Straf- und Lohn-Idee) als die Welt durchgringend, als einzige Gewalt, als creator von allem Wechsel

die Wahrheit als gegeben, als geoffenbart, als zusammenfallend mit der Lehre der Priester: als Bedingung alles Heils und Glücks in diesem und jenem Leben

In summa: womit ist die moralische Besserung bezahlt?

Aushängung der Vernunft, Reduktion aller Motive auf Furcht und Hoffnung (Strafe und Lohn)

Abhängigkeit von einer priesterlichen Vormundschaft, von einer Formalien-Genauigkeit, welche den Anspruch macht, einen göttlichen Willen auszudrücken

die Einpflanzung eines „Gewissens“, welches ein falsches Wissen an Stelle der Prüfung und des Versuchs setzt

: wie als ob es bereits feststünde, was zu thun und was zu lassen wäre — eine Art Castration des suchenden und vorwärts strebenden Geistes

: in summa, die ärgste Verstümmelung des Menschen, die man sich vorstellen <kann>, angeblich als „der gute Mensch“

In praxi ist die ganze Vernunft, die ganze Erbschaft von Klugheit, Feinheit, Vorsicht, welche die Voraussetzung des priesterlichen Kanons ist, willkürlich hinterdrein auf eine bloße Mechanik reduzirt die Conformität mit dem Gesetz gilt bereits als Ziel, als oberstes Ziel, — das Leben hat keine Probleme mehr —

die ganze Welt-Conception ist beschmutzt mit der Strafidee…

das Leben selbst ist, mit Hinsicht darauf, das priesterliche Leben als das non plus ultra der Vollkommenheit darzustellen, in eine Verleumdung und Beschmutzung des Lebens umgedacht…

der Begriff „Gott“ stellt eine Abkehr vom Leben, eine Kritik, eine Verachtung selbst des Lebens dar…

die Wahrheit ist umgedacht als die priesterliche Lüge, das Streben nach Wahrheit als Studium der Schrift, als Mittel, Theolog zu werden…

[«]

15[43]

Die Verführung der Menschheit unter dem Mantel der heiligsten Absicht

der verbrecherische Gebrauch, der bisher mit dem Worte „Wahrheit“ getrieben worden ist

Ich habe eine schlimme und verhängnißvolle Geschichte zu erzählen, die Geschichte des längsten Verbrechens, der unseligsten Verführung, der überlegtesten Giftmischerei, das eigentlich schwarze Ereigniß der Menschheit, unter dessen Bann die tiefsten Instinkte des Lebens verketzert und in Frage gestellt worden sind…

P<riester>: sie verwechseln Ursache und Wirkung

P<riester>: sie verwechseln die Ruhe als Stärke und die Ruhe als Ohnmacht

Sollte man glauben, daß es möglich wäre, über Ursache und Wirkung einen Irrthum zu verbreiten, so daß man die Wirkung als Ursache empfindet? Es scheint unmöglich: aber unter der Verführung der Moral ist es gelungen…

Man hat zu allen Zeiten, seitens der Priester, den Verfall eines Geschlechts, eines Volks, als Strafe für seine Laster, für seine Ungläubigkeit und Freigeisterei, dargestellt man hat insgleichen Krankheit, Seuchen, Geisteskrankheiten als Folgen von Entfremdung vom Glauben dargestellt,

umgekehrt hat man langes Leben und Glück der Familieund Nachkommenschaft als Lohn für die Frömmigkeitund Gesetzes-Erfüllung in Aussicht gestellt heute sagen wir umgekehrt: die Tüchtigkeit eines Menschen seine „Rechtschaffenheit“ ist die Folge langer glücklicher Ehen und der Ausdruck einer vernünftigen Wahl der Zu-Paarenden, — dadurch können Kräfte aufsummirt werden…, ein Ausdruck vom Glück der Vorfahren

Laster, Verbrechen, Krankhaftigkeit, Irrsinn, Libertinage auch die geistige, sind Folgen der décadence, Symptome derselben, — sie sind folglich unheilbar…

Die Frömmigkeit der Familien verbürgt so wenig eine gesunde und glückliche Nachkommenschaft, daß gerade unter den frömmsten, hereditär frömmsten Familien im jetzigen Europa die geistigen Störungen, die Melancholie erblich sind… Es ist der Ausdruck eines leidenden und bedrängten Typus, die Frömmigkeit so sehr nöthig zu haben, um das Leben zu ertragen: unsere Pietisten sind nicht aus Belieben Christen…

[«]

15[44]

Die Umkehrung der Rangordnung:

die frommen Falschmünzer, die Priester werden unter uns zu Tschandala:

— sie nehmen die Stellung der Charlatans, der Quacksalber, der Falschmünzer, der Zauberer ein: wir halten sie für Willens-Verderber, für die großen Verleumder und Rachsüchtigen des Lebens, für die Empörer unter den Schlechtweggekommenen

* *

Dagegen ist der Tschandala von Ehemals obenauf: voran die Gotteslästerer, die Immoralisten, die Freizügigen jeder Art, die Artisten, die Juden, die Spielleute — im Grunde alle verrufenen Menschenklassen —

— wir haben uns zu ehrenhaften Gedanken emporgehoben, mehr noch, wir bestimmen die Ehre auf Erden, die „Vornehmheit“…

— wir Alle sind heute die **Fürsprecher** des **Lebens** —

— wir Immoralisten sind heute die stärkste Macht: die großen anderen Mächte brauchen uns… wir construiren die Welt nach unserem Bilde —

Wir haben den Begriff Tschandala auf die Priester, Jenseits-Lehrer und die mit ihnen verwachsene, die christliche Gesellschaft übertragen, hinzugenommen, was gleichen Ursprungs ist, die Pessimisten, Nihilisten, Mitleids-Romantiker, Verbrecher, Lasterhaften, — die gesammte Sphäre, wo der Begriff „Gott“ als Heiland imaginirt wird…

* *

Wir sind stolz darauf, keine Lügner mehr sein zu müssen, keine Verleumder, keine Verdächtiger des Lebens…

NB. Selbst wenn man uns Gott bewiese, wir würden ihn nicht zu glauben wissen.

[«]

15[45]

Zur Kritik des Manu-Gesetzbuchs. — XV

Das ganze Buch ruht auf der heiligen Lüge:

— ist es das Wohl der Menschheit, welches dieses ganze System inspirirt hat? diese Art Mensch, welche an die Interessirtheit jeder Handlung glaubt, war sie interessirt oder nicht, dieses System durchzusetzen?

— die Menschheit zu verbessern — woher ist diese Absicht inspirirt? Woher ist der Begriff des Bessern genommen?

— wir finden eine Art Mensch, die priesterliche, die sich als Norm, als Spitze, als höchsten Ausdruck des Typus Mensch fühlt: von sich aus nimmt sie den Begriff des „Bessern“

— sie glaubt an ihre Überlegenheit, sie will sie auch in der That: die Ursache der heiligen Lüge ist der Wille zur Macht…

* * *

Aufrichtung der Herrschaft: zu diesem Zwecke die Herrschaft von Begriffen, welche in der Priesterschaft ein non plus ultra von Macht ansetzen

die Macht durch die Lüge, in Einsicht darüber, daß man sie nicht physisch, militärisch, besitzt…

die Lüge als Supplement der Macht, — ein neuer Begriff der „Wahrheit“

* *

Man irrt sich, wenn man hier unbewußte und naive Entwicklung voraussetzt, eine Art Selbstbetrug… Die Fanatiker sind nicht die Erfinder solcher durchdachten Systeme der Unterdrückung…

Hier hat die kaltblütigste Besonnenheit gearbeitet, dieselbe Art Besonnenheit, wie sie ein Plato hatte, als er sich seinen „Staat“ ausdachte

„Man muß die Mittel wollen, wenn man das Ziel will“ — über diese Politiker-Einsicht waren alle Gesetzgeber bei sich klar

* *

Wir haben das klassische Muster als spezifisch arisch: wir dürfen also die bestausgestattete und besonnenste Art Mensch verantwortlich machen für die grundsätzlichste Lüge, die je gemacht worden ist… Man hat das nachgemacht, überall beinahe: der arische Einfluß hat alle Welt verdorben…

[«]

15[46]

Daß irgend Etwas geglaubt wird - - - XVI

Der Irrthum und die Unwissenheit sind verhängnißvoll.

Die Behauptung, daß die Wahrheit da sei und daß es ein Ende habe mit der Unwissenheit und dem Irrthum, ist eine der größten Verführungen, die es giebt.

Gesetzt, sie wird geglaubt, so ist damit der Wille zur Prüfung, Forschung, Vorsicht, Versuchung, lahm gelegt: er kann selbst als frevelhaft, nämlich als Zweifel an der Wahrheit gelten…

Die „Wahrheit“ ist folglich verhängnißvoller als der Irrthum und die Unwissenheit, weil sie die Kräfte unterbindet, mit denen an der Aufklärung und Erkenntniß gearbeitet wird.

Der Affekt der Faulheit nimmt jetzt Partei für die „Wahrheit“;

— „Denken ist eine Noth, ein Elend!“

insgleichen die Ordnung, die Regel, das Glück des Besitzes, der Stolz der Weisheit — die Eitelkeit in summa

— es ist bequemer, zu gehorchen als zu prüfen… es ist schmeichelhafter, zu denken „ich habe die Wahrheit“ als um sich herum nur Dunkel zu sehn…

— vor allem: es beruhigt, es giebt Vertrauen, es erleichtert das Leben — es „verbessert“ den Charakter, insofern es das Mißtrauen verringert…

„der Frieden der Seele“, „die Ruhe des Gewissens“ alles Erfindungen, die nur unter der Voraussetzung möglich sind, daß die Wahrheit da ist…

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“… Die „Wahrheit“ ist Wahrheit, denn sie macht die Menschen besser…

… der Prozeß setzt sich fort: alles Gute, allen Erfolg der „Wahrheit“ auf’s Conto zu setzen…

Das ist der Beweis der Kraft: das Glück, die Zufriedenheit, der Wohlstand des Gemeinwesens und des Einzelnen werden nunmehr als Folge des Glaubens an die Moral verstanden…

— die Umkehrung: der schlimme Erfolg ist aus dem Mangel an Glauben abzuleiten —

[«]

15[47]

Die Priester-Moral
Die Herren-Moral
Die Tschandala-Moral
Die Mittelstand-Moral (die „Heerdenthier-Moral“)

Philosophen
Gelehrte Berufe
Künstler
Staatsmänner

[«]

15[48]

Was ist die Falschmünzerei an der Moral? XVII

Sie giebt vor, etwas zu wissen, nämlich was gut und böse sei.

Das heißt, wissen wollen, wozu der Mensch da ist, sein Ziel, seine Bestimmung zu kennen.

Das heißt wissen wollen, daß der Mensch ein Ziel, eine Bestimmung habe —

[«]

15[49]

Der Sieg über die „Wahrheit“.

Was rückständig ist: der Vorrang der unmoralischen Werthe über die moralischen.

Dies zu beweisen: 1) die moralischen Werthe selbst sind nicht „moralisch“
  a) weder der Herkunft nach
  b) noch den Machtmitteln nach, mit denen sie sich durchsetzten

[«]

15[50]

Kant, eine Begriffsmaschine, volles 18tes Jahrhundert, mit einem Souterrain von Theologen-Arglist und ein — — —

[«]

15[51]

Nicht der Sieg der Wissenschaft ist das, was unser 19tes Jahrhundert auszeichnet, sondern der Sieg der wissenschaftlichen Methode über die Wissenschaft

[«]

15[52]

Märtyrer

alles, was auf Ehrfurcht sich gründet, bedarf, um bekämpft zu werden, seitens der Angreifenden eine gewisse verwegene, rücksichtslose, selbst schamlose Gesinnung… Erwägt man nun, daß die Menschheit seit Jahrtausenden nur Irrthümer als Wahrheiten geheiligt hat, daß sie selbst jede Kritik derselben als Zeichen der schlechten Gesinnung brandmarkte, so muß man mit Bedauern sich eingestehen, daß eine gute Anzahl Immoralitäten nöthig war, um die Initiative zum Angriff, will sagen zur Vernunft zu geben… Daß diese Immoralisten sich selbst immer als „Märtyrer der Wahrheit“ aufgespielt haben soll ihnen verziehen sein: die Wahrheit ist, daß nicht der Trieb zur Wahrheit, sondern die Auflösung, die frevelhafte Skepsis, die Lust des Abenteuers der Trieb war, aus dem sie negirten — Im anderen Falle sind es persönliche Rancunen, die sie ins Gebiet der Probleme treiben, — sie kämpfen gegen Probleme, um gegen Personen Recht zu behalten — Vor allem aber ist es die Rache, welche wissenschaftlich nutzbar geworden ist, — die Rache Unterdrückter, solcher, die durch die herrschenden Wahrheiten bei Seite gedrängt und selbst unterdrückt waren…

Die Wahrheit, will sagen, die wissenschaftliche Methodik ist von solchen erfaßt und gefördert worden, die in ihr ein Werkzeug des Kampfes erriethen, — eine Waffe zur Vernichtung… Um ihre Gegnerschaft zu Ehren zu bringen, brauchten sie im Übrigen einen Apparat nach Art derer, die sie angriffen: — sie affichirten den Begriff „Wahrheit“ ganz so unbedingt, wie ihre Gegner, — sie wurden Fanatiker, zum Mindesten in der Attitüde, weil keine andere Attitüde ernst genommen wurde. Das Übrige that dann die Verfolgung, die Leidenschaft und Unsicherheit des Verfolgten, — der Haß wuchs und folglich nahm die Voraussetzung ab, um auf dem Boden der Wissenschaft zu bleiben. Sie wollten zuletzt allesammt auf eine eben so absurde Weise Recht haben, wie ihre Gegner… Das Wort „Überzeugung“, „Glaube“, der Stolz des Märtyrerthums — das sind alles die ungünstigsten Zustände für die Erkenntniß. Die Gegner der Wahrheiten haben zuletzt die ganze subjektive Manier, um über Wahrheit zu entscheiden, nämlich mit Attitüden, Opfern, heroischen Entschließungen, von selbst wieder acceptirt, — d.h. die Herrschaft der antiwissenschaftlichen Methode verlängert.

— als Märtyrer compromittirten sie ihre eigene That —

15[53]

Die beiden abscheulichsten Ausgeburten des 18. Jahrhunderts
das Subjekt schafft die Welt, die uns etwas angeht —
die Vernunft schafft die Gesellschaft, in der — — —

die beiden verhängnißvollen Farcen, die Revolution und die Kantische Philosophie, die Praxis der revolutionären Vernunft und die Revolution der „praktischen“ Vernunft

die Natur verleugnet, dualist<ische> Moral | bei Kant

daß ein Begriff angebl<iches> Wissen an Stelle der Natur treten soll, als Bildner, gestalten, bauen will
der Haß gegen das Werden, gegen die sorgfältige Betrachtung des Werdens
ist gemein aller Moral und der Revolution:

[«]

15[54]

Der Wille zur Wahrheit.

Der Philosoph als Problem.

Der Priester: Erfindung der Moral.

Der Sieg über die „Wahrheit“ (die bisherigen „Wahrheiten“ Symptome der décadence)

Der Begriff und Umfang der décadence.

[«]

15[55]

Um billig von der Moral zu denken, müssen wir zwei zoologische Begriffe an ihre Stelle setzen: Zähmung der Bestie und Züchtung einer bestimmten Art.

Die Priester gaben zu allen Zeiten vor, daß sie „bessern“ wollen… Aber wir andern lachen, wenn ein Thierbändiger von seinen „gebesserten“ Thieren reden wollte. — Die Zähmung der Bestie wird in den meisten Fällen durch eine Schädigung der Bestie erreicht: auch der vermoralisirte Mensch ist kein besserer

Mensch, sondern nur ein geschwächter, ein gründlich verschnittener und verhunzter Mensch. Aber er ist weniger schädlich…

[«]

15[56]

der Kampf gegen die brutalen Instinkte ist ein anderer als der Kampf gegen die krankhaften Instinkte

: es kann selbst ein Mittel sein, um über die Brutalität Herr zu werden, krank zu machen

: die psychologische Behandlung im Christenthum läuft oft darauf hinaus, aus einem Vieh ein krankes und folglich zahmes Thier zu machen

der Kampf gegen rohe und wüste Naturen muß ein Kampf mit Mitteln sein, die auf sie wirken: die abergläubischen Mittel sind unersetzlich und unerläßlich…

[«]

15[57]

— an sich verlangen, daß nur „Wahres“ gesagt wird, würde voraussetzen daß man die Wahrheit hätte; soll es aber nur heißen, daß man sagt, was einem wahr gilt, so giebt es Fälle, wo es wichtig ist, dasselbe so zu sagen, daß es einem Anderen auch wahr gilt: daß es auf ihn wirkt

Sobald wir selbst die Moral absolut nehmen und z.B. das Verbot der Lüge im religiösen Verstande, so wird die ganze Geschichte der Moral, wie die der Politik, eine Nichtswürdigkeit. Wir leben von Lügen und Falschmünzereien — die herrschenden Stände haben immer gelogen…

[«]

15[58]

Kapitel: **der Wille zur Wahrheit**

die psychologischen Verwechslungen:

das Verlangen nach Glauben — verwechselt mit dem „Willen zur Wahrheit“ (z.B. bei Carlyle)

aber ebenso ist das Verlangen nach Unglauben verwechselt worden mit dem „Willen zur Wahrheit“ (— ein Bedürfniß, loszukommen von einem Glauben, aus hundert Gründen, Recht zu bekommen gegen irgend welche „Gläubigen“)

was inspirirt die Skeptiker? der Haß gegen die Dogmatiker — oder ein Ruhe-Bedürfniß, eine Müdigkeit wie bei Pyrrho

— die Vortheile, welche man von der Wahrheit erwartete, waren die Vortheile des Glaubens an sie: — an sich nämlich könnte ja die Wahrheit durchaus peinlich, schädlich, verhängnißvoll sein —

man hat die „Wahrheiten“ auch nur wieder bekämpft, als man Vortheile sich vom Siege versprach… z.B. Freiheit von den herrschenden Gewalten

die Methodik der Wahrheit ist nicht aus Motiven der Wahrheit gefunden worden, sondern aus Motiven der Macht, des Überlegen-sein-wollens

womit beweist sich die Wahrheit? mit dem Gefühl der erhöhten Macht („ein Gewißheit-Glaube“) — mit der Nützlichkeit — mit der Unentbehrlichkeit — kurz mit **Vortheilen** nämlich Voraussetzungen, welcher Art die Wahrheit beschaffen sein sollte, um von uns anerkannt zu werden

aber das ist ein Vorurtheil: ein Zeichen, daß es sich gar nicht um Wahrheit handelt…

was bedeutet z.B. der „Wille zur Wahrheit“ bei den Goncourt’s? bei den Naturalisten? Kritik der „Objektivität“

warum erkennen? warum nicht lieber sich täuschen?…

was man wollte, war immer der Glaube, — und nicht die Wahrheit…

Der Glaube wird durch entgegengesetzte Mittel geschaffen als die Methodik der Forschung —: er schließt letztere selbst aus —

[«]

15[59]

Die Idee der „wahren Welt“ oder „Gottes“ als absolut unsinnlich, geistig, gütig ist eine Nothmaßregel im Verhältniß dazu, als die Gegen-Instinkte noch allmächtig sind…

die Mäßigkeit und erreichte Humanität zeigt sich exakt in der Vermenschlichung der Götter: die Griechen der stärksten Zeit, die vor sich selber keine Furcht hatten, sondern Glück an sich hatten, näherten ihre Götter an alle ihre Affekte —…

Die Vergeistig<ung> der Gottes-Idee ist deshalb fern davon, einen Fortschritt zu bedeuten: man fühlt dies recht herzlich bei der Berührung mit Goethe — wie da die Verdunstung Gottes in Tugend und Geist sich als eine rohere Stufe fühlbar macht…

[«]

15[60]

Wenn irgend etwas unsre Vermenschlichung, einen wahren thatsächlichen Fortschritt bedeutet, so ist es, daß wir keine excessiven Gegensätze, überhaupt keine Gegensätze mehr brauchen…

wir dürfen die Sinne lieben, wir haben sie in jedem Grade vergeistigt und artistisch gemacht

wir haben ein Recht auf alle die Dinge, die am schlimmsten bisher verrufen waren

[«]

15[61]

A. In dem Maaße, in dem heute das Christenthum noch nöthig erscheint, ist der Mensch noch wüst und verhängnißvoll…

B. in anderem Betracht ist es nicht nöthig, sondern extrem schädlich, wirkt aber als anziehend und verführend, weil es dem morbiden Charakter ganzer Schichten, ganzer Typen der jetzigen M<enschheit> entspricht… sie geben ihrem Hange nach, indem sie christlich aspiriren — die décadents aller Art —

man hat hier zwischen A und B streng zu scheiden. Im Fall A ist Christenthum ein Heilmittel, mindestens ein Bändigungsmittel (— es dient unter

Umständen krank zu machen: was nützlich sein kann, um die Wüstheit und Roheit zu brechen)

Im Fall B ist es ein Symptom der Krankheit selbst, vermehrt die décadence; hier wirkt es einem corroborirenden System der Behandlung entgegen, hier ist es der Kranken-Instinkt gegen das, was ihm heilsam ist —

[«]

15[62]

Die Partei der Ernsten, Würdigen, Nachdenklichen

: und ihr gegenüber die wüste, unsaubere, unberechenbare Bestie

: ein bloßes Problem der Thierbändigung:

— wobei der Thierbändiger hart, furchtbar und schreckeneinflößend sein muß für seine Bestie

alle wesentlichen Forderungen müssen mit einer brutalen Deutlichkeit d.h. tausendfach übertrieben gestellt werden

: die Erfüllung der Forderung selbst muß in einer Vergröberung dargestellt werden, daß sie Ehrfurcht erregt

z.B. die Entsinnlichung seitens der Brahmanen.

* * *

Der Kampf mit der Canaille und dem Vieh: ist eine gewisse Bändigung und Ordnung erreicht, so muß die Kluft zwischen diesen Gereinigten und Wiedergeborenen und dem Rest so furchtbar wie möglich aufgerissen werden…

diese Kluft vermehrt die Selbstachtung, den Glauben an das, was von ihnen dargestellt wird, bei den höheren Kasten

daher der Tschandala. Die Verachtung und deren Übermaß ist vollkommen psychologisch correkt, nämlich hundertfach übertrieben, um überhaupt nachgefühlt zu werden

* * *

Im Kampf mit der Bestie ist Krank-machen oft das einzige Mittel, um schwach zu machen. Und genau so wie sich die Brahmanen gegen die Tschandalas wehren (indem sie dieselben krank machen), verurtheilen sie auch die Verbrecher und Aufständischen aller Art zu Schwächungen (— dies der Sinn der Büßungen usw.)

[«]

15[63]

Im Großen gerechnet, ist in unsrer jetzigen Menschheit ein ungeheures Quantum von Humanität erreicht. Daß dies im allgemeinen nicht empfunden wird, ist selber ein Beweis dafür: wir sind für die kleinen Nothstände so empfindlich geworden, daß wir das, was erreicht ist, unbillig übersehen.

: hier ist abzurechnen, daß es viel décadence giebt: und daß mit solchen Augen gesehen, unsere Welt schlecht und miserabel aussehen muß. Aber diese Augen haben zu allen Zeiten das Gleiche gesehen…

1) eine gewisse Überreizung selbst der moralischen Empfindung
2) das Quantum Verbitterung und Verdüsterung, das der Pessimismus mit sich in die Beurtheilung trägt
   : beides zusammen hat der entgegengesetzten Vorstellung, daß es schlecht mit unserer Moralität steht, zum Übergewicht verholfen.

Die Thatsache des Credits, des ganzen Welthandels, der Verkehrsmittel, — ein ungeheures mildes Vertrauen auf den Menschen drückt sich darin aus… Dazu trägt auch bei

3) die Loslösung der Wissenschaft von moralischen und religiösen Absichten: ein sehr gutes Zeichen, das aber meistens falsch verstanden ist.

Ich versuche auf meine Weise eine Rechtfertigung der Geschichte

[«]

15[64]

Moral ein nützlicher Irrthum, deutlicher, in Hinsicht auf die größten und vorurtheilsfreiesten ihrer Förderer, eine nothwendig erachtete Lüge

[«]

15[65]

Was ich mit aller Kraft deutlich zu machen wünsche:

a) daß es keine schlimmere Verwechslung giebt als wenn man Zähmung mit Schwächung verwechselt

: was man gethan hat…

Die Zähmung ist, wie ich sie verstehe, ein Mittel der ungeheuren Kraft-Aufspeicherung der Menschheit, so daß die Geschlechter auf der Arbeit ihrer Vorfahren fortbauen können — nicht nur äußerlich, sondern innerlich, organisch aus ihnen herauswachsend, ins Stärkere…

b) daß es eine außerordentliche Gefahr giebt, wenn man glaubt, daß die Menschheit als Ganzes fortwüchse und stärker würde, wenn die Individuen schlaff, gleich, durchschnittlich werden… Menschheit ist ein Abstraktum: das Ziel der Zähmung kann auch im einzelsten Fall immer nur der stärkere Mensch sein (— der ungezähmte ist schwach, vergeuderisch, unbeständig…

[«]

15[66]

daß die corrupten Pariser romanciers jetzt nach Weihrauch duften, macht sie meiner Nase nicht wohlriechender: Mystik und katholisch-heilige Falten im Gesicht sind nur eine Form der Sinnlichkeit mehr

[«]

15[67]

Wovor ich warne: die décadence-Instinkte nicht mit der Humanität zu verwechseln

: die auflösenden und nothwendig zur décadence treibenden Mittel der Civilisation nicht mit der Cultur zu verwechseln

: die libertinage, das Princip des „laisser aller“ nicht mit dem Willen zur Macht zu verwechseln (— er ist dessen Gegenprincip)

[«]

15[68]

Die beiden großen Tentativen, die gemacht worden sind das 18te Jahrhundert zu überwinden:

Napoleon, indem er den Mann, den Soldaten und den großen Kampf um Macht wieder aufweckte — Europa als politische Einheit concipirend

Goethe, indem er eine europäische Cultur imaginirte, die die volle Erbschaft der schon erreichten Humanität macht.

[«]

15[69]

Die deutsche Cultur dieses Jahrhunderts erweckt Mißtrauen —
in der Musik fehlt jenes volle, erlösende und bindende Element Goethe
die Österreicher sind nur durch ihre Musik deutsch geblieben

[«]

15[70]

Wir mißtrauen etwas allen jenen entzückten und extremen Zuständen, in denen man „die Wahrheit mit Händen zu greifen“ wähnt —

[«]

15[71]

Wie die Tugend zur Macht kommt

Die Priester — und mit ihnen die Halbpriester, die Philosophen — haben zu allen Zeiten eine Lehre Wahrheit genannt, deren erzieherische Wirkung wohlthätig war oder wohlthätig schien — die „besserte“. Sie gleichen damit einem naiven Heilkünstler und Wundermann aus dem Volke, der, weil er ein Gift als Heilmittel erprobt hat, es verleugnet, daß dasselbe ein Gift ist… „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ — nämlich unsere „Wahrheiten“: das ist das Priester-Raisonnement bis heute noch. Sie haben selbst verhängnißvoll genug ihren Scharfsinn dahin verschwendet, dem „Beweis der Kraft“ (oder „aus den Früchten“) den Vorrang, ja die Entscheidung über alle Formen des Beweises zu geben. „Was gut macht, muß gut sein; was gut ist, kann nicht lügen“ — so schließen sie unerbittlich —: „was gute Früchte trägt, das muß folglich wahr sein: es giebt kein anderes Kriterium der Wahrheit“…

Sofern aber das „Besser-machen“ als Argument gilt, muß das Schlechter-machen als Widerlegung gelten. Man beweist den Irrthum damit als Irrthum, daß man das Leben derer prüft, die ihn vertreten: ein Fehltritt, ein Laster widerlegt… Diese unanständigste Art der Gegnerschaft, die von Hinten und Unten, die Hunde-Art, ist insgleichen niemals ausgestorben: die Priester, sofern sie Psychologen sind, haben nie etwas interessanter gefunden, als an den Heimlichkeiten ihrer Gegner zu schnüffeln. — Dies allein macht ihre Optik der Welt-Kenntniß: — sie beweisen damit ihr Christenthum, daß sie bei der „Welt“ nach Schmutz suchen. Voran bei den Ersten der Welt, bei den „Genies“: man erinnere sich, wie jeder Zeit in Deutschland gegen Goethe angekämpft worden ist (: Klopstock und Herder giengen hierin mit „gutem Beispiel“ voran — Art läßt nicht von Art.)

[«]

15[72]

1.

Man muß sehr unmoralisch sein, um durch die That Moral zu machen… Die Mittel der Moralisten sind die furchtbarsten Mittel, die je gehandhabt worden sind; wer den Muth nicht zur Unmoralität der That hat, taugt zu allem Übrigen, er taugt nicht zum Moralisten.

2.

Die Moral ist eine Menagerie; ihre Voraussetzung, daß eiserne Stäbe nützlicher sein können als Freiheit, selbst für den Eingefangenen; ihre andere Voraussetzung, daß es Thierbändiger giebt, die sich vor furchtbaren Mitteln nicht fürchten, — die glühendes Eisen zu handhaben wissen. Diese schreckliche Species, die den Kampf mit dem wilden Thier aufnimmt, heißt sich „Priester“.

[«]

15[73]

Der Mensch, eingesperrt in einen eisernen Käfig von Irrthümern, eine Carikatur des Menschen geworden, krank, kümmerlich, gegen sich selbst böswillig, voller Haß auf die Antriebe zum Leben, voller Mißtrauen gegen alles, was schön und glücklich ist am Leben, ein wandelndes Elend: diese künstliche, willkürliche, nachträgliche Mißgeburt, welche die Priester aus ihrem Boden gezogen haben, der „Sünder“: wie werden wir es erlangen, dieses Phänomen trotz alledem zu rechtfertigen?

[«]

15[74]

Das Mittel, Priester und Religionen zu widerlegen, ist immer nur dies: zeigen daß ihre Irrthümer aufgehört haben, wohlthätig zu sein, — daß sie mehr schaden, kurz daß ihr eigener „Beweis der Kraft“ nicht mehr Stich hält…

[«]

15[75]

Niebuhr: „die moralische Achtungswürdigkeit der Neueren, verglichen gegen die Griechen, ist außerordentlich“.

„Geht es Dir nicht auch so, daß nichts leicht einen schmerzlicheren Eindruck macht, als wenn ein großer Geist sich seiner Flügel beraubt und eine Virtuosität in etwas weit Geringerem sucht, indem er dem Höheren entsagt?“ (Mit Bezug auf Wilhelm Meister)

[«]

15[76]

Vorrede.

Dies Buch wendet sich nur an Wenige, — an die freigewordenen Menschen, denen nichts mehr verboten ist: wir haben Schritt für Schritt das Recht auf alles Verbotene zurückgewonnen.

Den Beweis für die erreichte Macht und Selbstgewißheit damit geben, daß man sich „zu fürchten verlernt hat“; das Vertrauen zu seinen Instinkten eintauschen dürfen gegen das Mißtrauen und den Verdacht; daß man sich liebt und achtet in seinem Sinn — in seinem Unsinn noch — ein wenig Hanswurst, ein wenig Gott; kein Düsterling, keine Eule; keine Blindschleiche…

[«]

15[77]

Daß Nichts von dem wahr ist, was ehemals als wahr galt:

daß, was uns als unheilig, verboten, verächtlich, verhängnißvoll ehemals verwehrt wurde — alle diese Blumen wachsen heute am lieblichen Pfade der Wahrheit

Diese ganze alte Moral geht uns nichts mehr an: es ist kein Begriff darin, der noch Achtung verdiente. Wir haben sie überlebt, — wir sind nicht mehr grob und naiv genug, um in dieser Weise uns belügen lassen zu müssen… Artiger gesagt: wir sind zu tugendhaft dazu…

Und wenn Wahrheit im alten Sinne nur deshalb „Wahrheit“ war, weil die alte Moral zu ihr Ja sagte, Ja sagen durfte: so folgt daraus, daß wir auch keine Wahrheit von Ehedem mehr übrig haben… Unser Kriterium der Wahrheit ist durchaus nicht die Moralität: wir widerlegen eine Behauptung damit, daß wir sie als abhängig von der Moral, als inspirirt durch edle Gefühle beweisen.

[«]

15[78]

Der Begriff „starker und schwacher Mensch“ reduzirt sich darauf, daß im ersten Fall viel Kraft vererbt ist — er ist eine Summe: im anderen noch wenig —

— unzureichende Vererbung, Zersplitterung des Ererbten

die Schwäche kann ein Anfangs-Phänomen sein: „noch wenig“; oder ein End-Phänomen: „nicht mehr“

Der Ansatz-Punkt, wo große Kraft ist, wo Kraft auszugeben ist: — die Masse, als die Summe der Schwachen, reagirt langsam…

‚wehrt sich gegen Vieles, für das sie zu schwach ist… von dem sie keinen Nutzen haben kann

‚schafft nicht, geht nicht voran…

Dies gegen die Theorie, welche das starke Individuum leugnet und meint, „die Masse thut’s“

Es ist die Differenz, wie zwischen getrennten Geschlechtern: es können 4, 5 Generationen zwischen dem Thätigen und der Masse liegen… eine chronologische Differenz…

[«]

15[79]

NB NB. Die Werthe der Schwachen sind obenan, weil die Starken sie übernommen haben, um damit zu leiten…

[«]

15[80]

Erworbene, nicht ererbte Erschöpfung

unzureichende Ernährung, oft aus Unwissenheit über Ernährung; z.B. bei Gelehrten

die erotische Präcocität: der Fluch vornehmlich der französischen Jugend, der Pariser voran: welche aus den Lyceen bereits verhunzt und beschmutzt in die Welt tritt, — und nicht wieder von der Kette verächtlicher Neigungen loskommt, gegen sich selbst ironisch und schnöde — Galeerensklaven, mit aller Verfeinerung und

: übrigens in den häufigsten Fällen bereits Symptom der Rassen- und Familien-décadence, wie alle Hyper-Reizbarkeit; insgleichen als Contagium des milieu —: auch bestimmbar zu sein durch die Umgebung, gehört zur décadence —

Der Alcoholismus, nicht der Instinkt, sondern die Gewöhnung, die stupide Nachahmung, die feige oder eitle Anpassung an ein herrschendes régime: — Welche Wohlthat ist ein Jude unter Deutschen! wie viel Stumpfheit, wie flächsern der Kopf, wie blau das Auge; der Mangel an esprit in Gesicht, Wort, Haltung; das faule Sichstrecken, das deutsche Erholungs-Bedürfniß, das nicht aus Überarbeitung, sondern aus der widrigen Reizung und Überreizung durch Alcoholica herkommt…

[«]

15[81]

Die Naivetät ist, daß der Pessimismus sich damit zu begründen meint: während er sich nur damit beweist…

[«]

15[82]

Der Mangel an Philologie: man verwechselt beständig die Erklärung mit dem Text — und was für eine „Erklärung“!

[«]

15[83]

Frauen, stark gerathen, von altem Schrot und Korn, mit dem Temperament einer Kuh, denen selbst Unfälle wenig anhaben: aber sie nennen es ihr „Gottvertrauen“. — Sie merken nichts davon, daß ihr „Gottvertrauen“ nur der Ausdruck ihrer starken und sicheren Gesammtverfassung ist — eine Formulirung, keine Ursache…

[«]

15[84]

Die Thatsache ist „daß ich so traurig bin“; das Problem „ich weiß nicht was das zu bedeuten hat“… „Das Märchen aus alten Zeiten“

„ein alter Sünder“ würde ein Christ sagen: im anderen Falle, im Falle Heines, hat es „die Lorelei gethan“.

[«]

15[85]

Die „innere Welt“ und ihr berühmter „innerer Sinn“.

Der innere Sinn verwechselt die Folge mit der Ursache

die „Ursache“ wird projicirt, nachdem die Wirkung erfolgt ist: Grundthatsache der „inneren Erfahrung“.

[«]

15[86]

Die Goncourt fanden Flaubert campagnardisé, zu gesund, zu robust für sie — sie bemerken, daß sich sein Talent für sie vergröberte…

Was muß sich für die das Talent Heines vergröbert haben… Daher der Haß…

Ungefähr der Haß des Novalis gegen Goethe —

[«]

15[87]

Man bemerke, daß die delikaten Naturen in ihren Abneigungen vergröbern, die starken in ihren Abneigungen verdünnen, verzärteln, verkränkeln — z.B. Goethe gegen Kleist, gegen Hölderlin

[«]

15[88]

Die typischen décadents, die sich nothwendig fühlen in ihrer Verderbniß des Stils, die damit einen höheren Geschmack in Anspruch nehmen und den Anderen ein Gesetz auflegen möchten, die Goncourts, die Richard Wagner, sind zu unterscheiden von den décadents mit schlechtem Gewissen, die widerspänstigen décadents —

[«]

15[89]

Die Unwissenheit in physiologicis — der Christ hat kein Nervensystem —; die Verachtung und das willkürliche Wegsehen-wollen von den Forderungen des Leibes, von der Entdeckung des Leibes; die Voraussetzung, daß es so der höheren Natur des Menschen gemäß sei, — daß es der Seele nothwendig zu Gute komme — die grundsätzliche Reduktion aller Gesammt-Gefühle des Leibes auf moralische Werthe; die Krankheit selbst bedingt gedacht durch die Moral, etwa als Strafe, oder als Prüfung oder auch als Heils-Zustand, in dem der Mensch vollkommener wird als er es in der Gesundheit sein könnte (— der Gedanke Pascals), unter Umständen das freiwillige Sich-krank-machen

[«]

15[90]

Der Phänomenalismus der „inneren Welt“

die chronologische Umdrehung, so daß die Ursache später ins Bewußtsein tritt, als die Wirkung.

wir haben gelernt, daß der Schmerz an eine Stelle des Leibes projicirt wird, ohne dort seinen Sitz zu haben

wir haben gelernt, daß die Sinnesempfindung, welche man naiv als bedingt durch die Außenwelt ansetzt, vielmehr durch die Innenwelt bedingt ist: daß jede eigentliche Aktion der Außenwelt immer unbewußt verläuft… Das Stück Außenwelt, das uns bewußt wird, ist nachgeboren nach der Wirkung die von außen auf uns geübt ist, ist nachträglich projicirt als deren „Ursache“…

In dem Phänomenalismus der „inneren Welt“ kehren wir die Chronologie von Ursache und Wirkung um.

Die Grundthatsache der „inneren Erfahrung“ ist, daß die Ursache imaginirt wird, nachdem die Wirkung erfolgt ist…

Dasselbe gilt auch von der Abfolge der Gedanken… wir suchen den Grund zu einem Gedanken, bevor er uns noch bewußt ist: und dann tritt zuerst der Grund und dann dessen Folge ins Bewußtsein…

Unser ganzes Träumen ist die Auslegung von Gesammt-Gefühlen auf mögliche Ursachen: und zwar so, daß ein Zustand erst bewußt wird, wenn die dazu erfundene Causalitäts-Kette ins Bewußtsein getreten ist…

die ganze „innere Erfahrung“ beruht darauf, daß zu einer Erregung der Nerven-Centren eine Ursache gesucht und vorgestellt wird — und daß erst die gefundene Ursache ins Bewußtsein tritt: diese Ursache ist schlechterdings nicht adäquat der wirklichen Ursache, — es ist ein Tasten auf Grund der ehemaligen „inneren Erfahrungen“ — d.h. des Gedächtnisses. Das Gedächtniß erhält aber auch die Gewohnheiten der alten Interpretat<ion>, d.h. deren irrthümliche Ursächlichkeiten… so daß die „innere Erfahrung“ in sich noch die Folgen aller ehemaligen falschen Causal-Fiktionen zu tragen hat

unsere „Außenwelt“, wie wir sie jeden Augenblick projiciren, ist versetzt und unauflöslich gebunden an den alten Irrthum vom Grunde: wir legen sie aus mit dem Schematismus des „Dings“

so wenig der Schmerz in einem einzelnen Falle bloß den einzelnen Fall darstellt, vielmehr eine lange Erfahrung über die Folgen gewisser Verletzungen, eingerechnet die Irrthümer in der Abschätzung dieser Folgen

Die „innere Erfahrung“ tritt uns ins Bewußtsein, erst nachdem sie eine Sprache gefunden hat, die das Individuum versteht… d.h. eine Übersetzung eines Zustandes in ihm bekanntere Zustände —

„verstehen“ das heißt naiv bloß: etwas Neues ausdrücken können in der Sprache von etwas Altem, Bekanntem

z.B. „ich befinde mich schlecht“ — ein solches Urtheil setzt eine große und späte Neutralität des Beobachtenden voraus —: der naive Mensch sagt immer: das und das macht, daß ich mich schlecht befinde — er wird über sein Schlechtbefinden erst klar, wenn er einen Grund sieht, sich schlecht zu befinden…

Das nenne ich den Mangel an Philologie: einen Text als Text ablesen können, ohne eine Interpretation dazwischen zu mengen, ist die späteste Form der „inneren Erfahrung“, — vielleicht eine kaum mögliche…

[«]

15[91]

Die Ursachen des Irrthums liegen ebensosehr im guten Willen des Menschen als im schlechten —: er verbirgt sich in tausend Fällen die Realität, er fälscht sie, um in seinem guten Willen nicht zu leiden

Gott z.B. als Lenker des menschlichen Schicksals: oder die Auslegung seines kleinen Geschicks, wie als ob Alles zum Heil der Seele geschickt und ausgedacht sei — dieser Mangel an „Philologie“, der einem feineren Intellekt als Unsauberkeit und Falschmünzerei gelten muß, wird durchschnittlich unter der Inspiration des guten Willens gemacht…

Der gute Wille, die „edlen Gefühle“, die „hohen Zustände“ sind in ihren Mitteln ebensolche Falschmünzer und Betrüger als die moralisch abgelehnten und egoistisch genannten Affekte, wie Liebe, Haß, Rache.

* * *

Die Irrthümer sind das, was die Menschheit am kostspieligsten zu bezahlen hat: und, ins Große gerechnet, sind es die Irrthümer des „guten Willens“, die sie am tiefsten geschädigt haben. Der Wahn, der glücklich macht, ist verderblicher als der, welcher direkt schlimme Folgen hat: letzterer schärft, macht mißtrauisch, reinigt die Vernunft, — ersterer schläfert sie ein…

die schönen Gefühle, die „erhabenen Wallungen“, gehören, physiologisch geredet, unter die narkotischen Mittel: ihr Mißbrauch hat ganz dieselbe Folge, wie der Mißbrauch eines anderen Opiums, — die Nervenschwäche…

[«]

15[92]

Kritik der subjektiven Werthgefühle.

Das Gewissen. Ehemals schloß man: das Gewissen verwirft diese Handlung: folglich ist diese Handlung verwerflich. Thatsächlich verwirft das Gewissen eine Handlung, weil dieselbe lange verworfen worden ist. Es spricht bloß nach: es schafft keine Werthe.

Das, was ehedem dazu bestimmte, gewisse Handlungen zu verwerfen, war nicht das Gewissen: sondern die Einsicht (oder das Vorurtheil) hinsichtlich ihrer Folgen…

Die Zustimmung des Gewissens, das Wohlgefühl des „Friedens mit sich“ ist von gleichem Range als die Lust eines Künstlers an seinem Werke — sie beweist gar nichts… Die Selbstzufriedenheit ist so wenig ein Werthmaß für das, worauf sie sich bezieht als ihr Mangel ein Gegenargument gegen den Werth einer Sache. Wir wissen bei weitem nicht genug, um den Werth unserer Handlungen messen zu können: es fehlt uns zu alledem die Möglichkeit, objektiv dazu zu stehn: auch wenn wir eine Handlung verwerfen, sind wir nicht Richter, sondern Partei…

Die edlen Wallungen, als Begleiter von Handlungen, beweisen nichts für deren Werth: ein Künstler kann mit dem allerhöchsten Pathos des Zustandes eine Armseligkeit zur Welt bringen. Eher sollte man sagen, daß diese Wallungen verführerisch seien: sie locken unseren Blick, unsere Kraft ab von der Kritik, von der Vorsicht, von dem Verdacht, daß wir eine Dummheit machen… sie machen uns dumm —

[«]

15[93]

Ehedem hat man jene Zustände und Folgen der physiologischen Erschöpfung, weil sie reich an Plötzlichem, Schrecklichem, Unerklärlichem und Unberechenbarem sind, für wichtiger genommen, als die gesunden Zustände und deren Folgen. Man fürchtete sich: man setzte hier eine höhere Welt an. Man hat den Schlaf und Traum, man hat den Schatten, die Nacht, den Naturschrecken verantwortlich gemacht für das Entstehen zweiter Welten: vor allem sollte man die Symptome der physiologischen Erschöpfung darauf hin betrachten. Die alten Religionen discipliniren ganz eigentlich den Frommen zu einem Zustande der Erschöpfung, wo er solche Dinge erleben muß… Man glaubte in eine höhere Ordnung eingetreten zu sein, wo Alles aufhörte, bekannt zu sein. — Der Schein einer höheren Macht…

[«]

15[94]

siehe im **ersten** braunen großen Heft

sein Leben lassen für eine Sache — großer Effekt. Aber man läßt für Vieles sein Leben: die Affekte sammt und sonders wollen ihre Befriedigung. Ob es das Mitleid ist oder der Zorn oder die Rache — daß das Leben daran gesetzt wird, verändert nichts am Werthe. Wie viele haben ihr Leben für die hübschen Weiblein geopfert — und selbst, was schlimmer ist, ihre Gesundheit. Wenn man das Temperament hat, so wählt man instinktiv die gefährlichen Dinge: z.B. die Abenteuer der Spekulation, wenn man Philosoph; oder der Immoralität, wenn man tugendhaft ist. Die eine Art Mensch will nichts riskiren, die andre will riskiren. Sind wir Anderen Verächter des Lebens? Im Gegentheil, wir suchen instinktiv ein potenzirtes Leben, das Leben in der Gefahr… damit, nochmals gesagt, wollen wir nicht tugendhafter sein als die Anderen. Pascal z.B. wollte nichts riskiren und blieb Christ: das war vielleicht tugendhafter. — Man opfert immer…

[«]

15[95]

„Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen“. — Aber das soll man Vauvenargues nicht glauben usw. usw.

[«]

15[96]

Die beste moderne Oper ist die Oper meines Freundes Heinrich Köselitz, die einzige, die von W<agner>-Deutschland frei ist: eine Neucomposition des „matrimonio segreto“. Die zweitbeste Oper ist Bizets Carmen — die beinahe davon frei ist; die drittbeste Wagners Meistersinger: ein Meisterstück des Dilettantismus in der Musik. Versuch einer Umwerthung der Werthe.

[«]

15[97]

Was man früher nicht wußte, eine Rückbildung ist nicht möglich. Aber alle Moralisten und Priester suchen die Menschen auf ein früheres Schema zurückzubringen und Tugenden an ihnen zu entwickeln, die ehemals Tugenden gewesen sind. Selbst die Politiker sind nicht frei davon, — namentlich die Conservativen. Man kann eine Entwicklung hemmen, und durch Hemmung, selbst eine Entartung und Vernichtung herbeiführen — mehr kann man nicht.

Die ganze Romantik des Ideals ist darin falsch, daß sie rückbilden für möglich hält. Thatsächlich stellen die Romantiker eine krankhafte décadence-Form vor: sie sind sehr weit voraus, sehr spät und ganz und gar unfruchtbar… Das Verlangen nach ehedem ist selbst ein Zeugniß für eine tiefe Unlust und Zukunftslosigkeit

also die regressiven Tendenzen beweisen das Gegentheil, daß man sehr spät, zu spät ist, daß man alt ist…

[«]

15[98]

Ein kleiner tüchtiger Bursch wird ironisch blicken, wenn man ihn fragt: willst du tugendhaft werden? aber er macht die Augen auf, wenn man ihn fragt willst du stärker werden als deine Kameraden

Wie wird man stärker

sich langsam entscheiden; und zähe festhalten an dem, was man entschieden hat. Alles Andere folgt.

Die Plötzlichen und die Veränderlichen: die beiden Arten der Schwachen. Sich nicht mit ihnen verwechseln, die Distanz fühlen — bei Zeiten!

Vorsicht vor den Gutmüthigen! Der Umgang mit ihnen erschlafft

Jeder Umgang ist gut, bei dem die Wehr und Waffen, die man in den Instinkten hat, geübt werden.

die ganze Erfindsamkeit darin, seine Willenskraft auf die Probe zu stellen… Hier das Unterscheidende sehn, nicht im Wissen, Scharfsinn, Witz…

Man muß befehlen lernen, bei Zeiten —, ebensogut als gehorchen.

Man muß Bescheidenheit, Takt in der Bescheidenheit lernen: nämlich auszeichnen, ehren, wo man bescheiden ist…

ebenso mit Vertrauen — auszeichnen, ehren…

Was büßt man am schlimmsten? Seine Bescheidenheit; seinen eigensten Bedürfnissen kein Gehör geschenkt zu haben; sich verwechseln; sich niedrig nehmen; die Feinheit des Ohrs für seine Instinkte einbüßen; — dieser Mangel an Ehrerbietung gegen sich rächt sich durch jede Art von Einbuße, Gesundheit, Wohlgefühl, Stolz, Heiterkeit, Freiheit, Festigkeit, Muth, Freundschaft. Man vergiebt sich später diesen Mangel an ächtem Egoismus nie: man nimmt ihn als Einwand, als Zweifel an einem wirklichen ego…

[«]

15[99]

Wagner hat lauter Krankheitsgeschichten in Musik gesetzt, lauter interessante Fälle, lauter ganz moderne Typen der Degenerescenz, die uns gerade deshalb verständlich sind. Nichts ist von den jetzigen Ärzten und Physiologen besser studirt als der hysterisch-hypnotische Typus der Wagnerschen Heldin: Wagner ist hier Kenner, er ist naturwahr bis zum Widerlichen darin — seine Musik ist vor allem eine psychologisch-physiologische Analyse kranker Zustände — sie dürfte als solche ihren Werth noch behalten, selbst wenn ein Geschmack ganz [— — —] und sie als Musik nicht mehr erschölle. Daß die lieben D<eutschen> dabei von Urgefühlen germanischer Tüchtigkeit und Kraft zu schwärmen verstehen, gehört zu den scherzhaften Anzeichen der psychologischen Cultur der Deutschen: — wir Anderen sind bei W<agners> Musik im Hospital und, nochmals gesagt, sehr interessirt… Die Krankhaftigkeit ist bei Wagner nicht gewollt, nicht Zufall, nicht Ausnahme — sie ist die Essenz seiner Kunst, ihr Instinkt, ihr „Unbewußtes“, sie ist ihre Unschuld: die Sensibilität, das tempo des Affekts, Alles hat an ihr Theil, das Reich der [—] ist von ungeheurer Breite

Senta, Elsa, Isolde, Brünnhilde, Kundry: eine artige Galerie von Krankheitsfällen — wie instinktiv Wagner das Weib als krankes Weib versteht, giebt die sonst natürlicher gerathene Eva aus den M<eistersingern> zu verstehen: — Wagner kann nicht umhin ihr eine zwanzig Minuten lange Attitüde zu geben, deren wegen wir das artige Geschöpf unfehlbar unter psychiatrische Aufsicht stellen würden. Gegen die Helden Wagners ist zunächst einzuwenden, daß sie allesammt einen krankhaften Geschmack haben — sie lieben lauter Weiber, die ihnen zuwider sein müßten… Sie lieben lauter unfruchtbare Weiber — alle diese „Heldinnen“ verstehen sich nicht darauf ein Kind zu machen — Ausnahme ist interessant genug: um <Sieglinde> zu einem Kinde zu verhelfen, hat Wagner der Sage Gewalt angethan — und vielleicht nicht nur der Sage: nach Wagnerscher Phy<si>ologie ist nur die Blutschande eine Gewährschaft für Kinder… Brünnhilde selbst — — —

[«]

15[100]

Der Wille zur Macht.
Versuch
einer Umwerthung aller Werthe.

Erstes Buch.
Die Niedergangswerthe.

Zweites Buch.
Warum bloß Niedergangswerthe zur Herrschaft kamen.
Drittes Buch.
Modernität
als Zweideutigkeit der Werthe.
Viertes Buch.
Der *Werth* der Zukunft
(als Ausdruck einer *stärkeren Art Mensch*)
: die zuerst *dasein* muß…

Kritik der großen Worte
der selbstlose Mensch
„heroisch“
„Mitleiden“
vom „Frieden der Seele“
der Märtyrer.
Bescheidenheit (wie man sie büßt…)

[«]

15[101]

Bild der décadence: ihre Symptome.
Überwachsung der höheren Werthe mit diesen Symptomen.
Philosophie als décadence
Moral als décadence.
{ Religion als décadence.
Kunst als décadence.
Politik als décadence

[«]

15[102]

I.

Die Niedergangs-Werthe

II.

Die Gegenbewegung und deren Schicksal.

III.

Problem der Modernität.

IV.

Der grosse Mittag.

[«]

15[103]

la méditation affaiblit comme feraient des évacuations excessives (Tissot, De la santé des gens de lettres p. 43) 1784

unter dem Einflusse schwieriger Rechnungen nimmt die Sensibilität ab, insgleichen die freiwillige Contraktibilität; der Umfang der Glieder vermindert sich.

[«]

15[104]

Was es mit der Vergeistigung der Begehrlichkeit jeder Art auf sich hat: dafür ist ein klassisches Beispiel die satura Menippea des Petronius. Man lese dieselbe Hand in Hand mit einem Kirchenvater und man frage sich, wo die reinlichere Luft weht… Hier steht nichts, was nicht einen alten Priester in Verzweiflung brächte durch Unsittlichkeit und lasciven Übermuth

[«]

15[105]

NB NB die Lehre vom Milieu eine décadence-Theorie, aber eingedrungen und Herr geworden in der Physiologie

[«]

15[106]

Die Theorie vom Milieu, heute die Pariser Theorie par excellence, ist selbst ein Beweis von einer verhängnißvollen Disgregation der Persönlichkeit: wenn das Milieu anfängt zu formen und es dem Thatbestand entspricht, die Vordergrunds-Talente als bloße Concrescenzen ihrer Umgebung verstehen zu dürfen, da ist die Zeit vorbei, wo noch gesammelt, gehäuft, geerntet werden kann — die Zukunft ist vorbei… Der Augenblick frißt auf, was er hervorbringt — und, wehe, er bleibt dabei noch hungrig…

[«]

15[107]

In summa: der Heroismus ist kein Eigennutz — denn man geht daran zu Grunde… Oft ist die Verwendung der Kraft bedingt durch den Zufall der Zeit, in die der große Mensch fällt: und dies bringt den Aberglauben mit sich, als ob er der Ausdruck dieser Zeit wäre… aber dieselbe Kraft könnte sich in vielen anderen Formen ausgeben und zwischen ihm und der Zeit bleibt immer der Unterschied, daß die „öffentliche Meinung“ den Instinkt der Heerde, d.h. der Schwachen, anzubeten gewohnt ist und daß er der Starke, das Starke ist…

[«]

15[108]

Die Gläubigen sind sich bewußt, dem Christenthum Unendliches zu verdanken und schließen folglich daß dessen Urheber eine Personnage ersten Ranges sei… Dieser Schluß ist falsch, aber es ist der typische Schluß der Verehrenden. Objektiv angesehn, wäre möglich, erstens, daß sie sich irrten über den Werth dessen, was sie dem Christenthum verdanken: Überzeugungen beweisen nichts für das, wovon man überzeugt ist, bei Religionen begründen sie eher noch einen Verdacht dagegen… Es wäre *zweitens* möglich, daß was dem Christenthum verdankt werde, nicht seinem Urheber zugeschrieben werden dürfte, sondern eben dem fertigen Gebilde, dem Ganzen, der Kirche aus ihm. Der Begriff „Urheber“ ist so vieldeutig, daß er selbst die bloße Gelegenheits-Ursache für eine Bewegung bedeuten kann: man hat die Gestalt des Gründers in dem Maaße vergrößert, als die Kirche wuchs; aber eben diese Optik der Verehrung erlaubt den Schluß, daß irgend wann dieser Gründer etwas sehr Unsicheres und Unfestgestelltes war, — am Anfang… Man denke, mit welcher *Freiheit* Paulus das Personal-Problem Jesus behandelt, beinahe eskamotirt — Jemand der gestorben ist, den man nach seinem Tode wieder gesehen hat, Jemand, der von den Juden zum Tode überantwortet wurde… Ein bloßes „Motiv“: die Musik macht *er* dann dazu… Eine Null am Anfang —

[«]

15[109]

Die Herren-Moral
die Priester-Moral
die Tschandala-Moral
(Die Dienstboten-Moral)

Die Herdenthier-Moral
Die Décadence-Moral
Die Völker-Moral

[«]

15[110]

Altruismus

Damit daß das Christenthum die Lehre von der Uneigennützigkeit und Liebe in den Vordergrund gerückt hat, hat es durchaus noch nicht das Gattungs-Interesse für höherwerthig angesetzt als das Individual-Interesse. Seine eigentlich *historische* Wirkung, das Verhängniß von Wirkung bleibt umgekehrt gerade die *Steigerung des Egoismus*, des Individual-Egoismus bis ins Extrem (—

bis zum Extrem der Individual-Unsterblichkeit.) Der Einzelne wurde durch das Christenthum so wichtig genommen, so absolut gesetzt daß man ihn nicht mehr opfern konnte: aber die Gattung besteht nur durch Menschenopfer… Vor Gott werden alle „Seelen“ gleich: aber das ist gerade die gefährlichste aller möglichen Werthschätzungen! Setzt man die Einzelnen gleich, so stellt man die Gattung in Frage, so begünstigt man eine Praxis, welche auf den Ruin der Gattung hinausläuft: das Christenthum ist das Gegenprincip gegen die Selektion. Wenn der Entartende und Kranke („der Christ“) so viel Werth haben soll wie der Gesunde („der Heide“), oder gar noch mehr, nach Pascal’s Urtheil über Krankheit und Gesundheit, so ist der natürliche Gang der Entwicklung gekreuzt und die Unnatur zum Gesetz gemacht… Diese allgemeine Menschenliebe ist in praxi die Bevorzugung alles Leidenden, Schlechtweggekommenen, Degenerirten: sie hat thatsächlich die Kraft, die Verantwortlichkeit, die hohe Pflicht, Menschen zu opfern, heruntergebracht und abgeschwächt. Es blieb, nach dem Schema des christlichen Werthmaaßes, nur noch übrig, sich selbst zu opfern: aber dieser Rest von Menschenopfer, den das Christenthum concedirte und selbst anrieth, hat, vom Standpunkte der Gesammt-Züchtung aus, gar keinen Sinn. Es ist für das Gedeihen der Gattung gleichgültig, ob irgend welche Einzelne sich selbst opfern (— sei es in mönchischer und asketischer Manier oder mit Hülfe von Kreuzen, Scheiterhaufen und Schaffotten, als „Märtyrer“ des Irrthums) Die Gattung braucht den Untergang der Mißrathenen, Schwachen, Degenerirten: aber gerade an sie wendete sich das Christenthum, als conservirende Gewalt, sie steigerte noch jenen an sich schon so mächtigen Instinkt der Schwachen, sich zu schonen, sich zu erhalten, sich gegenseitig zu halten. Was ist die „Tugend“, was „Menschenliebe“ im Christenthum, wenn nicht eben diese Gegenseitigkeit der Erhaltung, diese Solidarität der Schwachen, diese Verhinderung der Selektion? Was ist der christliche Altruismus, wenn nicht der Massen-Egoismus der Schwachen, welcher erräth, daß wenn alle für einander sorgen, jeder Einzelne am längsten erhalten bleibt?… Wenn man eine solche Gesinnung nicht als eine extreme Unmoralität, als ein Verbrechen am Leben empfindet, so gehört man zur kranken Bande und hat selber deren Instinkte… Die ächte Menschenliebe verlangt das Opfer zum Besten der Gattung — sie ist hart, sie ist voll Selbstüberwindung, weil sie das Menschenopfer braucht. Und diese Pseudo-Humanität, die Christenthum heißt, will gerade durchsetzen, daß Niemand geopfert wird…

[«]

15[111]

Über die Wirkung der Musik Wagners

Eine Musik, bei der man nicht im Takte athmen kann, ist ungesund. Wenn die Musik mit einer heiteren Göttlichkeit und Gewißheit daherkommt, feiern auch unsere Muskeln ein Fest: — wir werden stärker, es ist erlaubt, dies Wachsthum von Kraft sogar zu messen. Wie kommt es eigentlich, daß Wagners Musik mich depotenzirt, daß sie mir eine physiologische Ungeduld erregt, welche sich zuletzt in einem sanften Schweiße kundgiebt? Nach einem, höchstens nach zwei Akten Wagner laufe ich davon. — Man halte fest, daß jede Kunst, welche die Physiologie gegen sich hat, eine widerlegte Kunst ist… Die Musik Wagners kann man physiologisch widerlegen…

[«]

15[112]

Kritik der modernen Seele.
Die drei Jahrhunderte.

[«]

15[113]

Der gute Mensch. Oder: die Hemiplegie der Tugend. — Für jede starke und Natur gebliebene Art Mensch gehört Liebe und Haß, Dankbarkeit und Rache, Güte und Zorn, Ja-thun und Nein-thun zu einander. Man ist gut, um den Preis, daß man auch böse zu sein weiß; man ist böse, weil man sonst nicht gut zu sein verstünde. Woher nun jene Erkrankung und ideologische Unnatur, welche diese Doppelheit ablehnt —, welche als das Höhere lehrt, nur halbseitig tüchtig zu sein? Woher die Hemiplegie der Tugend, die Erfindung des guten Menschen? Die Forderung geht dahin, daß der Mensch sich an jenen Instinkten verschneidet, mit denen er Feind sein kann, schaden kann, zürnen kann, Rache heischen kann… Dieser Unnatur entspricht dann jene dualistische Conception eines bloß guten und eines bloß bösen Wesens (Gott, Geist, Mensch), in ersterem alle positiven, in letzterem alle negativen Kräfte, Absichten, Zustände summirend. — Eine solche Werthungsweise glaubt sich damit „idealistisch“; sie zweifelt nicht daran, eine höchste Wünschbarkeit in der Conception „des Guten“ angesetzt zu haben. Geht sie auf ihren Gipfel, so denkt sie sich einen Zustand aus, wo alles Böse annullirt ist und wo in Wahrheit nur die guten Wesen übrig geblieben sind. Sie hält es also nicht einmal für ausgemacht, daß jener Gegensatz von Gut und Böse sich gegenseitig bedinge; umgekehrt, letzteres soll verschwinden und ersteres soll übrig bleiben, das Eine hat ein Recht zu sein, das Andere sollte gar nicht da sein… Was wünscht da eigentlich? — —

Man hat sich zu allen Zeiten und sonderlich zu den christlichen Zeiten viel Mühe gegeben, den Menschen auf diese halbseitige Tüchtigkeit, auf „den Guten“ zu reduziren: noch heute fehlt es nicht an kirchlich Verbildeten und Geschwächten, denen diese Absicht mit der „Vermenschlichung“ überhaupt oder mit dem „Willen Gottes“ oder mit dem „Heil der Seele“ zusammenfällt. Hier wird als wesentliche Forderung gestellt, daß der Mensch nichts Böses thue; daß er unter keinen Umständen schade, schaden wolle… Als Weg dazu gilt: die Verschneidung aller Möglichkeiten zur Feindschaft, die Aushängung aller Instinkte des ressentiment, der „Frieden der Seele“ als chronisches Übel.

Diese Denkweise, mit der ein bestimmter Typus Mensch gezüchtet wird, geht von jener absurden Voraussetzung aus: sie nimmt das Gute und das Böse als Realitäten, die mit sich im Widerspruch sind (nicht als complementäre Werthbegriffe, was die Wahrheit wäre), sie räth die Partei des Guten zu nehmen, sie verlangt, daß der Gute dem Bösen bis in die letzte Wurzel entsagt und widerstrebt, — sie verneint thatsächlich damit das Leben, welches in allen seinen Instinkten sowohl das Ja wie das Nein hat. Nicht daß sie dies begriffe: sie träumt umgekehrt davon, zur Ganzheit, zur Einheit, zur Stärke des Lebens zurückzukehren: sie denkt es sich als Zustand der Erlösung, wenn endlich der eignen innern Anarchie, der Unruhe zwischen zwei entgegengesetzten Werth-Antrieben ein Ende gemacht wird. — Vielleicht gab es bisher keine gefährlichere Ideologie, keinen größeren Unfug in psychologicis als diesen Willen zum Guten: man zog den widerlichsten Typus den unfreien Menschen groß, den Mucker, man lehrte, eben nur als Mucker sei man auf dem rechten Wege zur Gottheit, nur ein Mucker-Wandel sei ein göttlicher Wandel…

— Und selbst hier noch behält das Leben recht — das Leben welches das Ja nicht vom Nein zu trennen weiß —: was hilft es, mit allen Kräften den Krieg für böse zu halten, nicht schaden, nicht Nein thun zu wollen! man führt doch Krieg! man kann gar nicht anders! Der gute Mensch, der dem Bösen entsagt hat, behaftet, wie es ihm wünschbar scheint, mit jener Hemiplegie der Tugend, hört durchaus nicht auf, Krieg zu führen, Feinde zu haben, Nein zu sagen, Nein zu thun. Der Christ zum Beispiel haßt die „Sünde“… Und was ist ihm nicht alles „Sünde“! Gerade durch jenen Glauben an einen Moral-Gegensatz von Gut und Böse ist ihm die Welt vom Hassenswerthen, vom Ewig-zu-Bekämpfenden übervoll geworden. „Der Gute“ sieht sich wie umringt vom Bösen und unter dem beständigen Ansturm des Bösen, er verfeinert sein Auge, er entdeckt unter all seinem Tichten und Trachten noch das Böse: — und so endet er, wie es folgerichtig ist, die Natur für böse, den Menschen für verderbt, das Gutsein als Gnade (das heißt als menschenunmöglich) zu verstehen. — In summa: er verneint das Leben, er begreift, wie das Gute als oberster Werth das Leben verurtheilt… Damit sollte seine Ideologie von Gut und Böse ihm als widerlegt gelten. Aber eine Krankheit widerlegt man nicht… Und so concipirt er ein anderes Leben!…

[«]

15[114]

Die typischen Selbstgestaltungen. Oder: die acht Hauptfragen

1) Ob man sich vielfacher haben will oder einfacher.
2) Ob man glücklicher werden will oder gleichgültiger gegen Glück und Unglück.
3) ob man zufriedner mit sich werden will oder anspruchsvoller und unerbittlicher?
4) ob man weicher, nachgebender, menschlicher werden will oder „unmenschlicher“.
5) ob man klüger werden will oder rücksichtsloser.
6) ob man ein Ziel erreichen will oder allen Zielen ausweichen (— wie es zum Beispiel der Philosoph thut, der in jedem Ziel eine Grenze, einen Winkel, ein Gefängniß, eine Dummheit riecht…)
7) ob man geachteter werden will oder gefürchteter? Oder verachteter!
8) ob man Tyrann oder Verführer oder Hirt oder Heerdenthier werden will?

[«]

15[115]

Was ist vornehm?

Daß man sich beständig zu repräsentiren hat. Daß man Lagen sucht, wo man beständig Gebärden nöthig hat. Daß man das Glück der großen Zahl überläßt: Glück als Frieden der Seele, Tugend, comfort (englisch-engelhaftes Krämerthum à la Spencer) Daß man instinktiv für sich schwere Verantwortungen sucht. Daß man sich überall Feinde zu schaffen weiß, schlimmsten Falls noch aus sich selbst. Daß man der großen Zahl nicht durch Worte, sondern durch Handlungen beständig widerspricht.

[«]

15[116]

Die Kriegerischen und die Friedlichen

Bist du ein Mensch, der die Instinkte des Krieges im Leibe hat? Und in diesem Falle bliebe noch eine zweite Frage: bist du ein Angriffskrieger oder ein Widerstandskrieger von Instinkt?

— Der Rest von Menschen, alles, was nicht kriegerisch von Instinkt ist, will Frieden, will Eintracht, will „Freiheit“, will „gleiche Rechte“ —: das sind nur Namen und Stufen für Ein und dasselbe.

— Dorthin gehen, wo man nicht nöthig hat, sich zu wehren. Solche Menschen werden unzufrieden mit sich, wenn sie genöthigt sind, Widerstand zu leisten

— Zustände schaffen, wo es überhaupt keinen Krieg mehr giebt.

— Schlimmsten Falls sich unterwerfen, gehorchen, einordnen. Immer noch besser als Krieg führen. So räth es zum Beispiel dem Christen sein Instinkt.

Bei den geborenen Kriegern gibt es etwas wie Bewaffnung im Charakter, in der Wahl der Zustände, in der Ausbildung jeder Eigenschaft: die „Waffe“ ist im ersten Typus, die Wehr im zweiten am besten entwickelt.

Die Unbewaffneten, die Unbewehrten: welche Hülfsmittel und Tugenden sie nöthig haben, um es auszuhalten, — um selbst obzusiegen.

[«]

15[117]

Vom Asketismus der Starken.

Aufgabe dieses Ascetismus, der nur eine Durchgangs-Schulung ist, kein Ziel: sich frei machen von den alten Gefühls-Impulsen der überlieferten Werthe. Schritt für Schritt seinen Weg gehen lernen zum „Jenseits von Gut und Böse“.

Erste Stufe: Atrocitäten aushalten
Atrocitäten thun
Zweite Stufe, die *schwerere*: Miserabilitäten aushalten
Miserabilitäten thun:
eingerechnet als Vorübung: lächerlich werden, sich lächerlich machen.

— Die Verachtung herausfordern und durch ein (*unerrathbares*) Lächeln aus der Höhe die Distanz trotzdem festhalten
— eine Anzahl Verbrechen, welche erniedrigen, auf sich nehmen, z.B. Gelddiebstahl, um sein Gleichgewicht auf die Probe zu stellen
eine Zeitlang nichts thun, reden, erstreben, was nicht Furcht oder Verachtung erregt, was nicht die Anständigen und Tugendhaften nothwendig in Kriegszustand versetzt, — was nicht *ausschließt*...
das Gegentheil davon darstellen, was man ist (und besser noch: nicht gerade das Gegentheil, sondern bloß ein Anderssein: letzteres ist schwerer)
— auf jedem Seile gehn, auf jeder Möglichkeit tanzen: sein Genie in die *Füße bekommen*
— seine Ziele zeitweilig durch seine Mittel verleugnen, — selbst verleumden
— ein für alle Mal einen Charakter darstellen, der es verbirgt, daß man fünf sechs andere hat
— sich vor den fünf schlimmen Dingen nicht fürchten, der Feigheit, dem schlechten Ruf, dem Laster, der Lüge, dem Weibe —

[«]

15[118]

Sprüche eines Hyperboreers.

Wir Hyperboreer, wir wissen gut genug, wie abseits wir leben. „Weder zu Wasser, noch zu Lande kannst du den Weg zu den Hyperboreern finden“: das hat Pindar schon von uns gewußt.

Jenseits des Nordens, des Eises, des Todes — unser Leben! unser Glück!…

Große Dinge verlangen, daß man von ihnen schweigt oder groß redet: groß, das heißt cynisch und mit Unschuld.

Auch der Muthigste von uns hat nur selten den Muth zu dem, was er eigentlich — weiß…

Man erholt sich in seiner wilden Natur am besten von seiner Unnatur, — von seiner Geistigkeit…

Wie? ist der Mensch nur ein Fehlgriff Gottes? oder Gott nur ein Fehlgriff des Menschen?

Wir mißtrauen allen Systematikern, wir gehen ihnen aus dem Weg. Der Wille zum System ist, für uns Denker wenigstens, etwas, das compromittirt, eine Form der Unmoralität.

Das Weib, das ewig Weibliche: ein bloß imaginärer Werth, an den allein der Mann glaubt.

Der Mann hat das Weib geschaffen — woraus doch? Aus einer Rippe seines Gottes, seines „Ideals“…

Man hält das Weib für tief — warum? Weil man nie bei ihr auf den Grund kommt. Aber das Weib hat gar keinen Grund: Es ist das Faß der Danaiden.

Das Weib ist noch nicht einmal flach.

Wer am besten lacht, der lacht auch zuletzt.

„Um allein zu leben, muß man ein Tier oder ein Gott sein“ — sagt Aristoteles. Beweisen wir, daß man Beides sein muß…

Müßiggang ist aller Philosophie Anfang. Folglich — ist Philosophie ein Laster?

Wie wenig gehört zum Glück! Der Ton eines Dudelsacks… Ohne Musik wäre das Leben ein Irrthum.

Daß man gegen seine Handlungen keine Feigheit begeht! Daß man sie nicht hinterdrein in Stich läßt! — Der Gewissensbiß ist unanständig.

Die Ehe hat die längste Zeit das schlechte Gewissen gegen sich gehabt. Sollte man’s glauben? — Ja, man soll es glauben.

Alles, womit der Mensch nicht fertig zu werden weiß, Alles, was kein Mensch noch verdaut hat, der Koth des Daseins — war er bisher nicht unser bester Dünger?…

Von Zeit zu Zeit eine Dummheit — oh wie einem sofort wieder die eigne Weisheit schmeckt!

Man muß Muth im Leibe haben, um sich eine Schlechtigkeit zu gestatten. Die „Guten“ sind zu feige dazu.

Der Mann ist feige vor allem Ewig-Weiblichen: das wissen die Weiblein.

Was uns nicht umbringt — das bringen wir um, das macht uns stärker. Il faut tuer le Wagnerisme.

„Das waren Stufen für mich. Ich bin über sie hinaufgestiegen. Dazu mußte ich über sie hinweg. Aber sie meinten, ich wollte mich auf ihnen zur Ruhe setzen“.

„Alle Wahrheit ist einfach“: das ist eine zwiefache Lüge.

Alles, was einfach ist, ist bloß imaginär, ist nicht „wahr“.

Was aber wirklich, was wahr ist, ist weder Eins, noch auch nur reduzirbar auf Eins.

Kann ein Packesel tragisch sein? — Daß man unter einer Last zu Grunde geht, die man weder tragen, noch abwerfen kann?…

Unter Weibern. — „Die Wahrheit? Oh Sie kennen die Wahrheit nicht!… Ist sie nicht ein Attentat auf alle unsere pudeurs?“

„Den Gleichen Gleiches, den Ungleichen Ungleiches — so spricht uns die Gerechtigkeit. Und was daraus folgt, Ungleiches niemals gleich machen.“

Wer seinen Willen nicht in die Dinge zu legen vermag, der legt wenigstens noch einen Sinn hinein: das heißt, er glaubt, daß ein Sinn bereits drin ist.

Der große Stil tritt auf in Folge der großen Leidenschaft. Er verschmäht es, zu gefallen, er vergißt es, zu überreden. Er befiehlt. Er will.

Künstler, wie sie zu sein pflegen, wenn sie ächt sind, bescheiden in ihren Bedürfnissen: sie wollen eigentlich nur Zweierlei ihr Brod und ihre Kunst — panem et Circen…

Die posthumen Menschen werden schlechter verstanden, aber besser gehört als die zeitgemäßen. Oder, strenger: sie werden nie verstanden — und eben daher ihre Autorität!

Der gute Geschmack in psychologicis: wenn alle Moral-Maskerade unserer Natürlichkeit uns Widerstand macht, wenn auch im Seelischen nur die nackte Natur gefällt.

Man soll nicht unbescheiden sein: wählt man die Tugend und den gehobenen Busen, so soll man nicht auch zugleich die Vortheile der Langfinger haben wollen.

Die Tugend bleibt das kostspieligste Laster: sie soll es bleiben!

Der Mensch ist ein mittelmäßiger Egoist: auch der Klügste nimmt seine Gewohnheit wichtiger als seinen Vortheil.

Die Krankheit ist ein mächtiges Stimulans. Nur muß man gesund genug für das Stimulans sein.

Der vornehme Geschmack zieht auch der Erkenntniß Grenzen. Er will, Ein für alle Mal, Vieles nicht wissen.

Was ist Keuschheit am Mann? Daß sein Geschlechts-Geschmack vornehm geblieben ist; daß er in eroticis weder das Brutale, noch das Krankhafte, noch das Kluge mag.

Hat man sein Warum? des Lebens, so verträgt man sich fast mit jedem Wie? Der Mensch strebt nicht nach Glück, wie die Engländer glauben. —

Wie dürfte man den Mittelmäßigen ihre Mittelmäßigkeit verleiden! Ich thue, man sieht es, das Gegentheil: jeder Schritt weg von ihr führt — so lehre ich — ins Unmoralische…

Unsere heiligsten Überzeugungen, unser Unwandelbares in Hinsicht auf oberste Werthe sind Urtheile unsrer Muskeln.

„Weißt du noch nicht, was man nöthig hat, um seine Kraft zu verzehnfachen?“ — Anhänger? — Nullen!!

— Und wie Jeder, der zu viel Recht hat, mache ich mir nichts daraus, Recht zu behalten. (Schluss der Vorrede)

[«]

15[119]

biologische Isothermen

[«]

15[120]

Was ist gut? — Alles, was das Gefühl der Macht, den Willen zur Macht, die Macht selbst im Menschen steigert.

Was ist schlecht? — Alles, was aus der Schwäche stammt.

Was ist Glück? — Das Gefühl davon, daß wieder die Macht gewachsen, — daß wieder ein Widerstand überwunden ward.

Nicht Zufriedenheit, sondern mehr Macht; nicht Frieden überhaupt, sondern mehr Krieg; nicht Tugend, sondern Tüchtigkeit (Tugend im Renaissance-Stile, virtù, moralinfreie Tugend).

Das was schwach und mißrathen ist soll zu Grunde gehn: oberster Imperativ des Lebens. Und man soll keine Tugend aus dem Mitleiden machen.

Was ist gefährlicher als irgend ein Laster? — Das Mitleiden der That mit allem Mißrathenen und Schwachen, — das Christenthum…

* * *

Was für ein Typus die Menschheit einmal ablösen wird? Aber das ist bloße Darwinisten-Ideologie. Als ob je Gattung abgelöst wurde! Was mich angeht, das ist das Problem der Rangordnung innerhalb der Gattung Mensch, an deren Vorwärtskommen im Ganzen und Großen ich nicht glaube, das Problem der Rangordnung zwischen menschlichen Typen, die immer dagewesen <sind> und immer dasein werden.

Ich unterscheide einen Typus des aufsteigenden Lebens und einen anderen des Verfalls, der Zersetzung, der Schwäche.

Sollte man glauben, daß die Rangfrage zwischen beiden Typen überhaupt noch zu stellen ist?…

Dieser stärkere Typus ist oft genug schon dagewesen: aber als ein Glücksfall, als eine Ausnahme, — niemals als gewollt. Vielmehr ist er gerade am besten bekämpft worden, verhindert worden, — er hatte immer die große Zahl, den Instinkt jeder Art Mittelmaß, mehr noch er hatte die List, die Feinheit, den Geist der Schwachen gegen sich und — folglich — die „Tugend“… er war beinahe bisher das Furchtbare: und aus der Furcht heraus hat man den umgekehrten Typus gewollt, gezüchtet, erreicht, das Hausthier, das Heerdenthier, das kranke Thier, den Christen…

* * *

[«]

[16 = W II 7a. Frühjahr–Sommer 1888]

16[1]

Turin, 21. April, unterwegs

„Meine Brüder, sagte der älteste Zwerg, wir sind in Gefahr. Ich verstehe die Attitüde dieses Riesen. Er ist im Begriff, uns anzurieseln. Wenn ein Riese rieselt, giebt es eine Sündfluth. Wir sind verloren, wenn er rieselt. Ich rede nicht davon, in welch affreusem Elemente wir da ertrinken.“

„Problem — sagte der zweite Zwerg — wie verhindert man einen Riesen am Rieseln?“

„Problem — sagte der dritte Zwerg — wie verhindert man einen Großen, daß er etwas Großes groß thut?“

„Ich danke, antwortete der älteste Zwerg mit Würde. Hiermit ist das Problem philosophischer genommen, sein Interesse verdoppelt, seine Lösung vorbereitet.“

„Man muß ihn erschrecken, sagte der vierte Zwerg.

„Man muß ihn kitzeln, sagte der fünfte Zwerg.

„Man muß ihm in die Fußzehn beißen, sagte der sechste Zwerg.

„Thun wir Alles zugleich, entschied der Älteste. Ich sehe, wir sind dieser Lage gewachsen. Dieser Riese wird nicht rieseln.“

[«]

16[2]

Das Risquirte und Phantomatische in der Existenz —

Nachts 27 April

[«]

16[3]

Imaginäre Ursachen

[«]

16[4]

Alles Furchtbare in Dienst nehmen, einzeln, versuchsweise, schrittweise — so will es die Aufgabe der Cultur. Aber bis sie stark genug dazu ist, muß sie es bekämpfen, mäßigen, verschleiern, unter Umständen verfluchen und vernichten. Überall, wo eine Cultur ihr Böses ansetzt, bringt sie damit ein Furchtverhältniß zum Ausdruck: ihre Schwäche verräth sich. An sich ist alles Gute ein dienstbar gemachtes Böse von Ehedem.

[«]

16[5]

Dies giebt einen Maaßstab ab: je furchtbarer und größer die Leidenschaften sind, die eine Zeit, ein Volk, ein Einzelner sich gestatten kann, weil er sie als Mittel zu gebrauchen weiß, um so höher steht seine Cultur. Umgekehrt: je mittelmäßiger, schwächer, unterwürfiger und feiger — tugendhafter — ein Mensch ist, um so weiter wird er das Reich des Bösen ansetzen. Der niedrigste Mensch muß das Reich des Bösen (das heißt des ihm Verbotenen und Feindlichen) überall sehn. —

[«]

16[6]

Erziehung: ein System von Mitteln, um die Ausnahmen zu Gunsten der Regel zu ruiniren. Bildung: ein System von Mitteln, um den Geschmack gegen die Ausnahme zu richten, zu Gunsten der Durchschnittlichen. So ist es hart; aber, ökonomisch betrachtet, vollkommen vernünftig. Mindestens für eine lange Zeit, wo eine Cultur noch mit Mühe sich aufrecht erhält, und jede Ausnahme eine Art von Vergeudung von Kraft darstellt (etwas, das ablenkt, verführt, ankränkelt, isolirt) Eine Cultur der Ausnahme, des Versuchs, der Gefahr, der Nuance — eine Treibhauscultur für die ungewöhnlichen Gewächse hat erst ein Recht auf Dasein, wenn Kraft genug vorhanden ist, daß nunmehr selbst die Verschwendung ökonomisch wird.

[«]

16[7]

Die Herrschaft über die Leidenschaften, nicht deren Schwächung oder Ausrottung! Je größer die Herren-Kraft unseres Willens ist, so viel mehr Freiheit darf den Leidenschaften gegeben werden. Der große Mensch ist groß durch den Freiheits-Spielraum seiner Begierden: er aber ist stark genug, daß er aus diesen Unthieren seine Hausthiere macht…

[«]

16[8]

Der „gute Mensch“ auf jeder Stufe der Civilisation der Ungefährliche und Nützliche zugleich: eine Art Mitte, der Ausdruck im gemeinen Bewußtsein davon, vor wem man sich nicht zu fürchten hat und wen man trotzdem nicht verachten darf…

[«]

16[9]

Im Kampfe gegen die großen Menschen liegt viel Vernunft. Dieselben sind gefährlich, Zufälle, Ausnahmen, Unwetter, stark genug, um Langsam-Gebautes und -Begründetes in Frage zu stellen, Fragezeichen-Menschen in Hinsicht auf Fest-Geglaubtes. Solche Explosiv-Stoffe nicht nur unschädlich zu entladen, sondern wenn es irgend angeht, ihrer Entstehung und Häufung schon vorbeugen: dazu räth der Instinkt jeder civilisirten Gesellschaft.

[«]

16[10]

Die Höhepunkte der Cultur und der Civilisation liegen auseinander: man soll sich über den abgründlichen Antagonismus von Cultur und Civilisation nicht irre führen lassen. Die großen Momente der Cultur waren immer, moralisch geredet, Zeiten der Corruption; und wiederum waren die Epochen der gewollten und erzwungenen Thierzähmung („Civilisation“ —) des Menschen Zeiten der Unduldsamkeit für die geistigsten und kühnsten Naturen. Civilisation will etwas Anderes als Cultur will: vielleicht etwas Umgekehrtes…

[«]

16[11]

— Entschiedenheit und Folge: nach Goethe das Verehrungswürdigste am Menschen —

[«]

16[12]

Das Leben selbst ist kein Mittel zu Etwas; es ist bloß Wachsthums-Form der Macht.

[«]

16[13]

Bescheiden, fleißig, wohlwollend, mäßig, voller Friede und Freundlichkeit: so wollt ihr den Menschen? so denkt ihr euch den guten Menschen? Aber was ihr damit erreicht, ist nur der Chinese der Zukunft, das „Schaf Christi“, der vollkommene Socialist…

[«]

16[14]

Wer sich nicht als Zweck ansetzen, noch überhaupt von sich aus Zwecke ansetzen kann, der giebt der Moral der Entselbstung die Ehre. Zu ihr überredet ihn Alles, seine Klugheit, seine Erfahrung, seine Eitelkeit…

[«]

16[15]

Der Kampf gegen den „alten Glauben“, wie ihn Epicur unternahm, war, im strengen Sinne, der Kampf gegen das präexistente Christenthum, — der Kampf gegen die bereits verdüsterte, vermoralisirte mit Schuldgefühlen durchsäuerte alt und krank gewordene alte Welt.

Nicht die „Sittenverderbniß“ des Alterthums, sondern gerade seine Vermoralisirung ist die Voraussetzung, unter der allein das Christenthum über dasselbe Herr werden konnte. Der Moral-Fanatismus (kurz: Plato) hat das Heidenthum zerstört, indem er seine Werthe umwerthete und seiner Unschuld Gift zu trinken gab. — Wir sollten endlich begreifen, daß was da zerstört wurde, das Höhere war, im Vergleich mit dem, was Herr wurde! — das Christenthum ist aus der physiologischen Verderbniß gewachsen, hat nur auf verderbtem Boden Wurzel gefaßt…

[«]

16[16]

Wir Wenigen oder Vielen, die wir wieder in einer entmoralisirten Welt zu leben wagen, wir Heiden dem Glauben nach: wir sind wahrscheinlich auch die Ersten, die es begreifen, was ein heidnischer Glaube ist: sich höhere Wesen als der Mensch ist, vorstellen müssen, aber diese Wesen jenseits von Gut und Böse; alles Höher-sein auch als Unmoralisch-sein abschätzen müssen. Wir glauben an den Olymp — und nicht an den „Gekreuzigten“…

[«]

16[17]

Man scheint sich der Historie zu Nichts zu bedienen als immer zu dem einen und gleichen Fehlschluß: „diese und jene Form gieng zu Grunde, folglich ist sie widerlegt.“ Als ob das Zugrundegehn ein Einwand, oder gar eine Widerlegung wäre! — Was ist mit dem Zugrundegehen der letzten aristokratischen Gesellschafts-Ordnung bewiesen? Etwa, daß wir eine solche Ordnung nicht mehr nöthig hätten?…

[«]

16[18]

Unter Deutschen ist es nicht genug, Geist zu haben: man muß ihn noch sich nehmen, sich Geist herausnehmen. Unter Franzosen muß man Muth haben, deutsch zu sein.

[«]

16[19]

Sei nun auch klug, nachdem du weise geworden bist! Ein grober Affekt, ein Laster, eine Tollheit — das ist nunmehr deine Art Erlösung!

[«]

16[20]

— und wenn meine Philosophie eine Hölle ist, so will ich wenigstens den Weg zu ihr mit guten Sentenzen pflastern.

[«]

16[21]

Wenn der Charakter des Daseins falsch sein sollte, wenn das Dasein einen „schlechten Charakter“ hätte — und gerade das wäre möglich — was wäre dann die Wahrheit, alle unsre Wahrheit? Eine Falschheit mehr?

[«]

16[22]

Hat man eine Dummheit gemacht, so soll man ihr flugs zwei Klugheiten nachschicken: so holt man sie wieder zurück.

[«]

16[23]

Wie arm der Wille geworden sein muß, um die Welt in Schopenhauers Weise als „Wille“ mißzuverstehn! Im Philosophen fehlt der Wille, so viel auch vom Willen geredet wird (— wie im neuen Testament der Geist fehlt, trotz selbst „des heiligen Geistes“ —)

[«]

16[24]

Ohne Musik wäre das Leben ein Irrthum.

[«]

16[25]

Der Mensch, eine kleine überspannte Thierart, die — glücklicher Weise — ihre Zeit hat; das Leben auf der Erde überhaupt ein Augenblick, ein Zwischenfall, eine Ausnahme ohne Folge, Etwas, das für den Gesamt-Charakter der Erde belanglos bleibt; die Erde selbst, wie jedes Gestirn, ein Hiatus zwischen zwei Nichtsen, ein Ereigniß ohne Plan, Vernunft, Wille, Selbstbewußtsein, die schlimmste Art des Nothwendigen, die dumme Nothwendigkeit… Gegen diese Betrachtung empört sich etwas in uns; die Schlange Eitelkeit redet uns zu „das Alles muß falsch sein: denn es empört… Könnte das nicht Alles nur Schein sein? Und der Mensch, trotzalledem, mit Kant zu reden, — — —

[«]

16[26]

Daß „das Übel“ ein Einwand gegen das Dasein sein soll! Aber was hat uns am längsten Widerwillen gemacht? Ist es nicht der Aspekt „des Guten“, ist es nicht die Unmöglichkeit, „dem Guten“ nicht ausweichen zu können? Ist es nicht der Gedanke „Gott“?

[«]

16[27]

Wenn man krank ist, so soll man sich verkriechen: so allein ist es philosophisch, so allein ist es thierisch…

[«]

16[28]

Es <giebt> Morgen-Denker, es giebt Nachmittags-Denker, es giebt Nachteulen. Nicht zu vergessen die vornehmste species: die Mittäglichen, — die, in denen beständig der große Pan schläft. Da fällt alles Licht senkrecht…

[«]

16[29]

Wir entbehren in der Musik einer Ästhetik, die den Musikern Gesetze aufzuerlegen verstünde und ein Gewissen schüfe; wir entbehren, was eine Folge davon ist, eines eigentlichen Kampfes um „Principien“ — denn als Musiker lachen wir über die Herbartschen Velleitäten auf diesem Gebiete ebenso sehr, als über die Schopenhauers. Thatsächlich ergiebt sich hieraus eine große Schwierigkeit: wir wissen die Begriffe „Muster“, „Meisterschaft“, „Vollkommenheit“ nicht mehr zu begründen — wir tasten mit dem Instinkte alter Liebe und Bewunderung blind herum im Reich der Werthe, wir glauben beinahe „gut ist was uns gefällt“… Es erweckt mein Mißtrauen, wenn ganz unschuldig Beethoven allerwärts als „Classiker“ bezeichnet wird: ich würde streng aufrecht erhalten, daß man in anderen Künsten unter einem Classiker einen umgekehrten Typus als der Beethovens ist, begreift. Aber wenn gar noch die vollkommene und in die Augen springende Stil-Auflösung Wagners, sein sogenannter dramatischer Stil als „Vorbild“, als „Meisterschaft“, als „Fortschritt“, gelehrt und verehrt wird, so kommt meine Ungeduld auf ihren Gipfel. Der dramatische Stil in der Musik, wie ihn Wagner versteht, ist die Verzichtleistung auf Stil überhaupt unter der Voraussetzung daß etwas <Anderes> hundert Mal wichtiger ist als Musik, nämlich das Drama. Wagner kann malen, er benutzt die Musik nicht zur Musik, er verstärkt Attitüden, er ist Poet; endlich, er hat an die „schönen Gefühle“ und „gehobenen Busen“ appellirt gleich allen Theaterkünstlern — mit dem Allen hat er die Frauen und selbst die Bildungs-Bedürftigen zu sich überredet: aber was geht Frauen und Bildungs-Bedürftige die Musik an! Das hat Alles kein Gewissen für die Kunst; das leidet nicht, wenn alle ersten und unerläßlichsten Tugenden einer Kunst zu Gunsten von Nebenabsichten, als ancilla dramaturgica, mit Füßen getreten und verhöhnt werden. — Was liegt an aller Erweiterung der Ausdrucks-Mittel, wenn das, was da ausdrückt, die Kunst selbst für sich selbst das Gesetz verloren hat? Die malerische Pracht und Gewalt des Tons, die Symbolik von Klang, Rhythmus, Farbentönen der Harmonie und Disharmonie, die suggestive Bedeutung der Musik, in Hinsicht auf andere Künste, die ganze mit Wagner zur Herrschaft gebrachte Sinnlichkeit der Musik — das Alles hat Wagner an der Musik erkannt, herausgezogen, entwickelt. Victor Hugo hat etwas Verwandtes für die Sprache gethan: aber schon heute fragt man sich in Frankreich im Fall Victor Hugo’s, ob nicht zum Verderb der Sprache… ob nicht, mit der Steigerung der Sinnlichkeit in der Sprache, die Vernunft, die Geistigkeit, die tiefe Gesetzlichkeit in der Sprache heruntergedrückt worden ist? Daß die Dichter in Frankreich Plastiker, daß die Musiker in Deutschland Schauspieler und Cultur-Anpinseler geworden sind — sind das nicht Zeichen der décadence?

Wagner macht alles Mögliche mit Hülfe der Musik, was nicht Musik ist: er giebt Schwellungen, Tugenden, Leidenschaften zu verstehen.

Musik ist ihm Mittel

Ist ihr nicht alle geistigere Schönheit abhanden gekommen, die hohe übermüthige Vollkommenheit, welche im Wagniß noch die Anmuth umarmt, der hinreißende Sprung und Tanz der Logik, der — — —

[«]

16[30]

Für einen Kriegsmann der Erkenntniß, der immer im Kampf mit häßlichen Wahrheiten liegt, ist der Glaube, daß es gar keine Wahrheit giebt, ein großes Bad und Gliederstrecken. — Der Nihilismus ist unsre Art Müssiggang…

[«]

16[31]

Die Tugend ist unter Umständen bloß eine ehrwürdige Form der Dummheit: wer dürfte ihr darum übelwollen? Und diese Art Tugend ist auch heute noch nicht überlebt. Eine Art von wackerer Bauern-Einfalt, welche aber in allen Ständen möglich ist und der man nicht anders als mit Verehrung und Lächeln zu begegnen hat, glaubt auch heute noch, daß Alles in guten Händen ist, nämlich in der „Hand Gottes“: und wenn sie diesen Satz mit jener bescheidenen Sicherheit aufrecht erhalten, wie als ob sie sagten, daß zwei mal zwei vier ist, so werden wir Andern uns hüten, zu widersprechen. Wozu diese reine Thorheit trüben? Wozu sie mit unseren Sorgen in Hinsicht auf Mensch, Volk, Ziel, Zukunft verdüstern? Und wollten wir es, wir könnten es nicht. Sie spiegeln ihre eigne ehrwürdige Dummheit und Güte in die Dinge hinein (bei ihnen lebt ja der alte Gott, deus myops, noch!); wir Anderen — wir sehen etwas Anderes in die Dinge hinein: unsre Räthsel-Natur, unsre Widersprüche, unsre tiefere, schmerzlichere, argwöhnischere Weisheit.

[«]

16[32]

Woran ich meines Gleichen erkenne. — Philosophie, wie ich sie bisher verstanden und gelebt habe, ist das freiwillige Aufsuchen auch der verwünschten und verruchten Seiten des Daseins. Aus der langen Erfahrung, welche mir eine solche Wanderung durch Eis und Wüste gab, lernte ich Alles, was bisher philosophirt hat, anders ansehn: — die verborgene Geschichte der Philosophie, die Psychologie ihrer großen Namen kam für mich ans Licht. „Wie viel Wahrheit erträgt, wie viel Wahrheit wagt ein Geist?“ — dies wurde für mich der eigentliche Werthmesser. Der Irrthum ist eine Feigheit… jede Errungenschaft der Erkenntniß folgt aus dem Muth, aus der Härte gegen sich, aus der Sauberkeit gegen sich… Eine solche Experimental-Philosophie, wie ich sie lebe, nimmt versuchsweise selbst die Möglichkeiten des grundsätzlichen Nihilismus vorweg: ohne daß damit gesagt wäre, daß sie bei einem Nein, bei einer Negation, bei einem Willen zum Nein stehen bliebe. Sie will vielmehr bis zum Umgekehrten hindurch — bis zu einem dionysischen Jasagen zur Welt, wie sie ist, ohne Abzug, Ausnahme und Auswahl — sie will den ewigen Kreislauf, — dieselben Dinge, dieselbe Logik und Unlogik der Knoten. Höchster Zustand, den ein Philosoph erreichen kann: dionysisch zum Dasein stehn —: meine Formel dafür ist amor fati…

— Hierzu gehört, die bisher verneinten Seiten des Daseins nicht nur als nothwendig zu begreifen, sondern als wünschenswerth: und nicht nur als wünschenswerth in Hinsicht auf die bisher bejahten Seiten (etwa als deren Complemente oder Vorbedingungen), sondern um ihrer selber willen, als der mächtigeren, fruchtbareren, wahreren Seiten des Daseins, in denen sich sein Wille deutlicher ausspricht. Insgleichen gehört hierzu, die bisher allein bejahte Seite des Daseins abzuschätzen; zu begreifen, woher diese Werthung stammt und wie wenig sie verbindlich für eine dionysische Werthabmessung des Daseins ist: ich zog heraus und begriff, was hier eigentlich Ja sagt (der Instinkt der Leidenden einmal, der Instinkt der Heerde andrerseits und jener Dritte der Instinkt der Meisten im Widerspruch zu den Ausnahmen —) Ich errieth damit, in wiefern eine andere stärkere Art Mensch nothwendig nach einer anderen Seite hin sich die Erhöhung und Steigerung des Menschen ausdenken müßte: höhere Wesen als jenseits von Gut und Böse, als jenseits von jenen Werthen, die den Ursprung aus der Sphäre <des> Leidens, der Heerde und der Meisten nicht verleugnen können — ich suchte nach den Ansätzen dieser umgekehrten Idealbildung in der Geschichte (die Begriffe „heidnisch“, „klassisch“, „vornehm“ neu entdeckt und hingestellt —)

[«]

16[33]

Richard Wagner bleibt, bloß in Hinsicht auf seinen Werth für Deutschland und deutsche Cultur abgeschätzt ein großes Fragezeichen, ein deutsches Unglück vielleicht, ein Schicksal in jedem Falle: aber was liegt daran? Ist er nicht sehr viel mehr, — als bloß ein deutsches Ereigniß?… Es will mir sogar scheinen, daß er nirgendswo weniger hingehört als nach Deutschland; nichts ist daselbst auf ihn vorbereitet, sein ganzer Typus steht unter Deutschen einfach fremd, wunderlich, unverstanden, unverständlich da. Aber man hütet sich, das sich einzugestehen: dazu ist man zu gutmüthig, zu viereckig, zu deutsch. „Credo quia absurdus est“: so will es und wollte es auch in diesem Fall deutscher Geist — und so glaubt er einstweilen Alles, was Wagner über sich selbst geglaubt haben wollte. Der deutsche Geist hat zu allen Zeiten in psychologicis der Feinheit und Divination ermangelt. Heute, wo er unter dem Hochdruck der Vaterländerei und Selbstbewunderung steht, verdickt und vergröbert er sich zusehends: wie sollte er dem Problem Wagner gewachsen sein!

[«]

16[34]

Im Grunde ist auch Wagners Musik noch Litteratur, so gut es die ganze französische Romantik <ist>; der Zauber des Exotismus, fremder Zeiten, Sitten, Leidenschaften, ausgeübt auf empfindsame Eckensteher; das Entzücken beim Hineintreten in das ungeheure ferne ausländische vorzeitliche Land, zu dem der Zugang durch Bücher führt, wodurch der ganze Horizont mit neuen Farben und Möglichkeiten bemalt war… Die Ahnung von noch ferneren unaufgeschlossenen Welten; der Dédain gegen die Boulevards… Der Nationalismus nämlich, man lasse sich nicht täuschen, ist auch nur eine Form des Exotismus… Die romantischen Musiker erzählen, was die exotischen Bücher aus ihnen gemacht haben: man möchte gern Exotica erleben, Leidenschaften im florentinischen oder venetianischen Geschmack: zuletzt begnügt man sich, sie im Bilde zu suchen… Das Wesentliche ist die Art von neuer Begierde, ein Nachmachen-wollen, Nachleben-wollen, die Verkleidung, die Verstellung der Seele… Die romantische Kunst ist nur ein Nothbehelf für eine manquirte „Realität“…

Napoleon, die Leidenschaft neuer Möglichkeiten der Seele… Die Raumerweiterung der Seele…

Der Versuch, Neues zu thun: Revolution, Napoleon…

Ermattung des Willens; umso größere Ausschweifung in der Begierde, Neues zu fühlen, vorzustellen, zu träumen…

Folge der excessiven Dinge, die man erlebt hatte: Heißhunger nach excessiven Gefühlen… Die fremden Litteraturen boten die stärksten Würzen…

[«]

16[35]

Zur Zukunft der Ehe:

eine Steuer-Mehrbelastung bei Erbschaften usw. auch Kriegsdienst-Mehrbelastung der Junggesellen von einem bestimmten Alter an und anwachsend (innerhalb der Gemeinde)

Vortheile aller Art für Väter, welche reichlich Knaben in die Welt setzen: unter Umständen eine Mehrheit von Stimmen

ein ärztliches Protokoll, jeder Ehe vorangehend und von den Gemeinde-Vorständen unterzeichnet: worin mehrere bestimmte Fragen seitens der Verlobten und der Ärzte beantwortet sein müssen („Familien-Geschichte“ —

als Gegenmittel gegen die Prostitution (oder als deren Veredelung): Ehen auf Frist, legalisirt (auf Jahre, auf Monate, auf Tage), mit Garantie für die Kinder

jede Ehe verantwortet und befürwortet durch eine bestimmte Anzahl Vertrauens-Männer einer Gemeinde: als Gemeinde-Angelegenheit

[«]

16[36]

die Romantiker, welche alle, wie ihr deutscher Meister Friedrich Schlegel, in Gefahr sind (mit Goethe zu reden) „am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten zu ersticken“

das Schillersche an Wagner: er bringt „leidenschaftliche Beredsamkeit, Pracht der Worte, als Schwung edler Gesinnungen“ — Legirung mit geringerem Metall

„Hätte Schiller länger gelebt, er wäre der Abgott der Zeitgenossen, auch derer, die in Iffland und Kotzebue, in Nikolai und Merkel ihr Fühlen und Denken wiederfanden, geworden und auch Ehren und Reichthümer wären ihm in Fülle zugeflossen.“ Victor Hehn, G<edanken> ü<ber> G<oethe> p 109.

„die durchgehende Herzlosigkeit“ „die Nichtswürdigkeit oder Geringfügigkeit der Helden“ — man denke Niebuhr, der sich in Hinsicht auf den Wilhelm Meister zu sagen erlaubt: „er ärgere sich an der Menagerie von zahmem Vieh“

in den vornehmen Kreisen war man darüber einig, daß, um mit Jakobi zu reden „ein unsauberer Geist darin herrsche“

Für was war Goethe Schiller dankbar? Daß ihn der Wilhelm Meister „hinriß und tief ergriff, ja mit dem Gefühl eigner Unzulänglichkeit schmerzlich erfüllte. So war ihm endlich, mitten aus dem feindlichen Lager heraus, ein Geist begegnet, der ihm bis auf diese Höhe nachsteigen konnte“.

an Körner 1796 „gegen Goethe bin und bleib’ ich eben ein poetischer Lump“.

Goethes Sternbild erblaßte in dem Maaße auch in Schillers Augen, in dem sein eigner Ruhm wuchs. Er wurde der Rival.

der typische Haß der Kranken gegen die Vollkommenen — z.B. Novalis gegen Wilhelm Meister, der das Buch odiös findet. „Mit Stroh und Läppchen ist der Garten der Poesie nachgemacht.“ „Der Verstand darin ist wie ein naiver Teufel.“ „Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs.“ — Das zu einer Zeit, wo er für Tieck rasete, der damals gerade einen Schüler Jakob Böhmes abzugeben schien

[«]

16[37]

Die Wirkung der Wagnerschen Kunst ist tief, sie ist vor allem schwer centnerschwer: woran liegt das? Zunächst gewiß nicht an der Wagnerschen Musik: man hält diese Musik sogar erst aus, wenn man bereits durch etwas Anderes überwältigt und gleichsam unfrei geworden ist. Dies Andere ist das Wagnersche Pathos, zu dem er sich seine Kunst bloß hinzuerfunden hat, es ist die ungeheure Überzeugungskraft dieses Pathos, sein Atemanhalten, sein Nichtmehrloslassenwollen eines extremen Gefühls, es ist die erschreckende Länge dieses Pathos, mit dem Wagner siegt und siegen wird, so daß er uns zuletzt selbst noch zu seiner Musik überredet… Ob man mit einem solchen Pathos ein „Genie“ ist? Oder auch nur sein kann? Wenn man unter Genie eines Künstlers die höchste Freiheit unter dem Gesetz, die göttliche Leichtigkeit, Leichtfertigkeit im Schwersten versteht, so hat Offenbach (Edm<ond> Audran) noch mehr Anrecht auf den Namen „Genie“ als Wagner. Wagner ist schwer, schwerfällig: nichts ist ihm fremder als Augenblicke übermüthigster Vollkommenheit, wie sie dieser Hanswurst Offenbach fünf, sechs Mal fast in jeder seiner bouffon<n>eries erreicht. — Aber vielleicht darf man unter Genie etwas Anderes verstehen. — Eine andere Frage, auf die ich ebenfalls erst <zu> antworten gedenke: ob Wagner, gerade mit einem solchen Pathos, deutsch ist? ein Deutscher ist?… Oder nicht vielmehr die Ausnahme der Ausnahmen?…

Wagner ist schwer, centnerschwer, folglich kein Genie?…

[«]

16[38]

Wagner vor allen Dingen tüchtig zusammenstreichen, so daß drei Viertel übrig bleibt: vor allem sein recitativo, das den Geduldigsten zur Verzweiflung bringt… Es ist ein bloßer Ehrgeiz Wagner's, seine Werke als nothwendig bis ins Kleine und Einzelne zu lehren… das Gegentheil ist wahr, es ist des Überflüßigen, Willkürlichen, Entbehrlichen viel zu viel… Es fehlt ihm die Fähigkeit selbst der Nothwendigkeit: wie sollte er sie uns auferlegen können?

[«]

16[39]

Bis zu welchem Grade die Unfähigkeit eines pöbelhaften Agitators der Menge geht, sich den Begriff „höhere Natur“ klar zu machen, dafür giebt Buckle das beste Beispiel ab. Die Meinung, welche er so leidenschaftlich bekämpft — daß „große Männer“, Einzelne, Fürsten, Staatsmänner, Genies, Feldherrn die Hebel und Ursachen aller großen Bewegungen sind — wird von ihm instinktiv dahin mißverstanden, als ob mit ihr behauptet würde, das Wesentliche und Werthvolle an einem solchen „höheren Menschen“ liege eben in der Fähigkeit, Massen in Bewegung zu setzen, kurz in ihrer Wirkung… Aber die „höhere Natur“ des großen Mannes liegt im Anderssein, in der Unmittheilbarkeit, in der Rangdistanz — nicht in irgend welchen Wirkungen: und ob er auch den Erdball erschütterte. —

[«]

16[40]

Aesthet<ica>

Grundeinsicht: was ist schön und hässlich.

Nichts ist bedingter, sagen wir bornirter als unser Gefühl des Schönen. Wer es losgelöst denken wollte von der Lust des Menschen am Menschen, verlöre sofort Grund und Boden unter den Füßen. Im Schönen bewundert sich der Mensch als Typus: in extremen Fällen betet er sich selbst an. Es gehört zum Wesen eines Typus, daß er nur an seinem Anblick glücklich wird, — daß er sich und nur sich bejaht. Der Mensch, wie sehr er auch die Welt mit Schönheiten überhäuft sieht, er hat sie immer nur mit seiner eignen „Schönheit“ überhäuft: das heißt, er hält Alles für schön, was ihn an das Vollkommenheits-Gefühl erinnert, mit dem er als Mensch zwischen allen Dingen steht. Ob er wirklich damit die Welt verschönert hat?… Und sollte zuletzt in den Augen eines höheren Geschmacksrichters der Mensch vielleicht gar nicht schön sein?… Ich will nicht hiermit sagen unwürdig, aber ein wenig komisch?…

* * *

2

— Oh Dionysos, Göttlicher, warum ziehst Du mich an den Ohren? Ich finde eine Art Humor in deinen Ohren, Ariadne: warum sind sie nicht noch länger?…

* * *

<3.>

„Nichts ist schön: nur der Mensch ist schön“ Auf dieser Naivetät ruht alle unsere Aesthetik: sie sei deren erste „Wahrheit“.

Fügen wir die complementäre „Wahrheit“ sofort hinzu, sie ist nicht weniger naiv: daß nichts häßlich ist als der mißrathene Mensch.

Wo der Mensch am Häßlichen leidet, leidet er am Abortiren seines Typus; und wo er auch am Entferntesten an ein solches Abortiren erinnert wird, da setzt er das Prädikat „häßlich“ an. Der Mensch hat die Welt mit Häßlichem überhäuft: das will sagen immer nur mit seiner eignen Häßlichkeit… Hat er die Welt wirklich dadurch verhäßlicht?…

* * *

<4.>

Alles Häßliche schwächt und betrübt den Menschen: es erinnert ihn an Verfall, Gefahr, Ohnmacht. Man kann den Eindruck des Häßlichen mit dem Dynamometer messen. Wo er niedergedrückt wird, da wirkt irgend ein Häßliches. Das Gefühl der Macht, der Wille zur Macht — das wächst mit dem Schönen, das fällt mit dem Häßlichen.

<5.>

Im Instinkt und Gedächtniß ist ein ungeheures Material aufgehäuft: wir haben tausenderlei Zeichen, an denen sich uns die Degenerescenz des Typus verräth. Wo an Erschöpfung, Müdigkeit, Schwere, Alter, oder an Unfreiheit, Krampf, Zersetzung, Fäulniß auch nur angespielt wird, da redet sofort unser unterstes Werthurtheil: da haßt der Mensch das Häßliche…

Was er da haßt, es ist immer der Niedergang seines Typus. In diesem Haß besteht die ganze Philosophie der Kunst.

* * *

<6.>

Wenn meine Leser darüber zur Genüge eingeweiht sind, daß auch „der Gute“ im großen Gesammt-Schauspiel des Lebens eine Form der Erschöpfung darstellt: so werden sie der Consequenz des Christenthums die Ehre geben, welche den Guten als den Häßlichen concipirte. Das Christenthum hatte damit Recht. —

An einem Philosophen ist es eine Nichtswürdigkeit zu sagen: das Gute und das Schöne sind Eins: fügt er gar noch hinzu „auch das Wahre“, so soll man ihn prügeln. Die Wahrheit ist häßlich: wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit zu Grunde gehn.

* * *

7.

Über das Verhältniß der Kunst zur Wahrheit bin ich am frühesten ernst geworden: und noch jetzt stehe ich mit einem heiligen Entsetzen vor diesem Zwiespalt. Mein erstes Buch <war> ihm geweiht; die Geburt der Tragödie glaubt an die Kunst auf dem Hintergrund eines anderen Glaubens: daß es nicht möglich ist mit der Wahrheit zu leben; daß der „Wille zur Wahrheit“ bereits ein Symptom der Entartung ist…

Ich stelle die absonderlich düstere und unangenehme Conception jenes Buches hier noch einmal hin. Sie hat den Vorrang vor anderen pessimistischen Conceptionen, daß sie unmoralisch <ist>: — sie ist nicht wie diese von der Circe der Philosophen, von der Tugend, inspirirt. —

Die Kunst in der „Geburt der Tragödie“

— — —

[«]

16[41]

Wagner ist ein capitales Faktum in der Geschichte des „europäischen Geistes“ der „modernen Seele“: wie Heinrich Heine ein solches Faktum war. Wagner und Heine: die beiden größten Betrüger, mit denen Deutschland Europa beschenkt hat.

[«]

16[42]

Ich habe mich von Wagner entfernt, als er seinen Rückzug zum deutschen Gott zur deutschen Kirche und zum deutschen Reich nahm: Andere hat er eben damit an sich gezogen.

[«]

16[43]

NB Anfang der Vorrede
Der Goldmacher ist der einzige wahre Wohlthäter der Menschheit.
Daß man Werthe umwerthet, daß man aus Wenigem Viel, aus Geringem Gold macht: die einzige Art Wohlthäter der Menschheit
es sind die einzigen Bereicherer
die Anderen sind bloß Wechsler
Denken wir einen extremen Fall: daß es etwas am meisten Gehaßtes, Verurtheiltes gäbe — und daß gerade das in Gold verwandelt werde: Das ist mein Fall…

[«]

16[44]

Ich bin mitunter beinahe neugierig danach, zu hören, wie ich bin. Meinen eigenen Gewohnheiten liegt diese Frage auf eine absurde Weise fern

Mein typisches Erlebniß (— man hat dergleichen — — —

In meinem Leben giebt es wirklich Überraschungen: das kommt daher, daß <ich> nicht gern mit dem, was möglich sein könnte, beschäftigt bin: Beweis, wie sehr ich in Gedanken lebe… Ein Zufall brachte mir das vor einigen Tagen zu Bewußtsein: in mir fehlt der Begriff „Zukunft“, ich sehe vorwärts wie über eine glatte Fläche: kein Wunsch, kein Wünschchen selbst, kein Pläne-machen, kein Anders-haben-wollen. Vielmehr bloß das, was von jenem heiligen Epicureer uns verboten ist: die Sorge für den nächsten Tag, für Morgen… das ist mein einziger Kunstgriff: ich weiß heute, was morgen geschehen soll.

naufragium feci: bene navigavi, — — —

[«]

16[45]

das Klapperschlangen-Glück des großen Zauberers, dem die Unschuldigsten in den Rachen laufen…

[«]

16[46]

die Cultur-Cretins, die „Ewig-Weiblichen“, — — —

[«]

16[47]

in Deutschland, wo der Vaporismus des Ideals nicht einen Einwand gegen einen Künstler begründet, sondern beinahe dessen Rechtfertigung (— er wird Schiller zu Gute gerechnet!… und wenn man sagt Schiller und Goethe, meint man, der Erstere sei als Idealist der Höhere gewesen, der Ächte: dieser Attitüden-Held!

[«]

16[48]

Was das hysterisch-heroische Weib betrifft, das Richard Wagner erfunden <und> in Musik gesetzt hat, ein Zwittergebilde zweideutigsten Geschmacks:

daß dieser Typus selbst in Deutschland nicht gänzlich degoutirt hat, hat darin seinen Grund wenn auch durchaus noch nicht sein Recht, daß bereits ein unvergleichlich größerer Dichter als Wagner, der edle Heinrich von Kleist, ihm daselbst die Fürsprache des Genies gegeben hatte. Ich bin fern davon, Wagner selbst hier abhängig von Kleist zu denken: Elsa, Senta, Isolde, Brünnhilde, Kundry sind vielmehr Kinder der französischen Romantik und haben ein — — —

[«]

16[49]

Die Größe eines Musikers mißt sich nicht nach den schönen Gefühlen, die <er> erregt: das glauben die Weiber — sie mißt sich nach der Spannkraft seines Willens, nach der Sicherheit, mit der das Chaos seinem künstl<erischen> Befehl gehorcht und Form wird, nach <der> Nothwendigkeit, welche seine Hand in eine Abfolge von Formen legt. Die Größe eines Musikers — mit Einem Worte wird gemessen an seiner Fähigkeit zum großen Stil.

[«]

16[50]

Ich suche mir ein Thier, das mir nach tanzt und ein ganz klein Bischen mich — liebt…

[«]

16[51]

Entwurf.

1. Die wahre und die scheinbare Welt.
2. Der Philosoph als Typus der décadence
3. Der religiöse Mensch als Typus der décadence
4. der gute Mensch als Typus der décadence
5. Die Gegenbewegung: die Kunst!
6. Das Heidnische in der Religion.
7. Die Wissenschaft gegen Philosophie.
8. Die Politiker gegen Priester — gegen die Herauslösung aus den Instinkten, das Unheimischwerden. (Volk, Vaterland, Weib — alle die concentrirenden Mächte gegen das „Unheimisch-sein“)
9. Kritik der Gegenwart: wohin gehört sie?
10. Der Nihilismus und sein Gegenstück: die Jünger der „Wiederkunft“
11. Der Wille zur Macht als Leben: Höhepunkt des historischen Selbstbewußtseins (letzteres bedingt die kranke Form der modernen Welt…)
12. Der Wille zur Macht: als Disciplin.

[«]

16[52]

Die décadents als Excremente der Gesellschaft betrachtet
nichts kann ungesünder sein als dieselben als Nahrungsmittel gebrauchen —

[«]

16[53]

Theorie der Erschöpfung:

das Laster
die Geisteskranken (resp. die Artisten…
die Verbrecher
die Anarchisten

das sind nicht die unterdrückten Rassen, sondern der Auswurf der bisherigen Gesellschaft aller Classen…

Mit der Einsicht, daß alle unsere Stände durchdrungen sind von diesen Elementen, haben wir begriffen, daß die moderne Gesellschaft keine „Gesellschaft“, kein „Körper“ ist, sondern ein krankes Conglomerat von Tschandala

— eine Gesellschaft, die die Kraft nicht mehr hat, zu exkretiren

In wiefern durch das Zusammenleben seit Jahrhunderten die Krankhaftigkeit viel tiefer geht:

die moderne Tugend
die moderne Geistigkeit } als Krankheits-Formen
unsere Wissenschaft

[«]

16[54]

Der Irrthum ist der kostspieligste Luxus, den sich der Mensch gestatten kann; und wenn der Irrthum gar ein physiologischer Irrthum ist, dann wird er lebensgefährlich. Wofür hat folglich die Menschheit bisher am meisten gezahlt, am schlimmsten gebüßt? Für ihre „Wahrheiten“: denn dieselben waren allesammt Irrthumer in physiologicis…

[«]

16[55]

Physiologisch nachgerechnet, ist „Kritik der reinen Vernunft“ bereits die Präexistenz-Form des Cretinismus: und das System Spinozas eine Phänomenologie der Schwindsucht

[«]

16[56]

Mein Satz, in eine Formel gedrängt, die alterthümlich riecht, nach Christenthum, Scholastik und anderem Moschus: im Begriff „Gott als Geist“ ist Gott als Vollkommenheit negirt…

[«]

16[57]

Das hat keine Kinder; kaum Sinne.

[«]

16[58]

Für die Spinne ist die Spinne das vollkommenste Wesen; für den Metaphysiker ist Gott ein Metaphysiker: das heißt, er spinnt…

[«]

16[59]

Das Volk glaubt an apokryphe „Wahrheiten“ —

[«]

16[60]

Weiber, Gold, Edelsteine, Tugend, Reinheit, Wissenschaft, einen guten Rath, kurz Alles, was nützlich und schön ist, darf man nehmen, woher es auch kommt.

* *

Für seinen Respekt vor seiner Mutter wird der Jünger erst seine irdische Hülle los: für seinen Respekt vor seinem Vater wird er jene noch subtilere Gestalt los, die ihn in der Luft umkleidet; für seinen Respekt vor seinem Lehrer wird er noch leichter, noch reiner und steigt empor zu der Wohnung Brahma's.

* *

Daß er niemals im Schweigen des Waldes, oder am Rande klarer Quellen oder in der tiefen, tiefen Mitternacht das Gebet vernachlässige, dessen unendlicher Inhalt inbegriffen ist in der Einsilbe „Om“

Nachdem sie ihre theologischen Studien absolvirt haben, dürfen die jungen Brahmanen, die jungen Xchatria und Vaysia in die Kategorie der Familienväter eintreten. Der „Zweimalgeborene“ soll dann seinen Stab nehmen und sich auf die Suche machen nach einem Weib aus seiner Kaste, die durch ihre Qualitäten glänzt und den Vorschriften Genüge thut.

Er hüte sich vor der Verbindung mit einem Weibe aus einer Familie, die nicht ihre religiöse Pflicht erfüllt, oder in der die Zahl der Töchter größer ist als die der Söhne oder in der einzelne Glieder Difformitäten, oder Schwindsucht, Dyspepsie, Hämorrhoiden und dergleichen haben.

Er fliehe diese Familie, wie groß auch ihre Macht, ihr Name, ihr Reichthum sei.

Er suche eine Frau schön von Gestalt, deren Name sich angenehm ausspricht, mit dem Schritte eines jungen Elephanten, mit seidenweichem Haar, sanfter Stimme und kleinen regelmäßigen Zähnen; eine solche, deren Leib wie mit leichtem duvet bedeckt ist

Ein schönes Weib macht die Freude eines Hauses, hält die Liebe ihres Gatten fest und bringt ihm wohlgestaltete Kinder

Er hüte sich ein Mädchen zu heirathen, das keinen Bruder hat oder dessen Vater man nicht kennt.

Für einen Brahmanen, der sich mit einer Sudra (aus der Dienstboten-Rasse) verbindet und von ihr einen Sohn hat, giebt es auf Erden keine Art Sühnung.

[«]

16[61]

Wilhelm von Humbold<t>, der edle Flachkopf

[«]

16[62]

„Jeder und Alle in ewiger Erneuung und Zerstreuung sich selbst zerstören.“

Göthe.

[«]

16[63]

Es wird den Freunden des Philosophen Friedrich Nietzsche von Werth sein, zu hören, daß letzten Winter der geistreiche Däne Dr. Georg Brandes einen längeren Cyklus von Vorlesungen an der Kopenhagener Universität diesem Philosophen gewidmet hat. Der Redner, dessen Meisterschaft im Darlegen schwieriger Gedankenkomplexe nicht erst sich zu beweisen hatte, wußte eine Zuhörerschaft von mehr als 300 Personen für die neue und verwegene Denkweise des deutschen Philosophen lebhaft zu interessiren: so daß die Vorlesungen in eine glänzende Ovation zu Ehren des Redners und seines Themas ausliefen.

[«]

16[64]

Wir Immoralisten
Unter Künstlern
Kritik der Freigeisterei
Der Skeptiker redet.

[«]

16[65]

Die Meistersinger verherrlichen D<eutschland>’s Genie, das nichts gelernt hat: ausgenommen was es von den Vöglein gelernt hat — das Genie begriffen als „die edele [—]“, überdies „Ritter“

[«]

16[66]

Zur Vorrede.

Was allein kann uns wiederherstellen? Der Anblick des Vollkommenen: ich lasse das Auge trunken herumschweifen: haben wir’s nicht herrlich weit gebracht?

[«]

16[67]

Wagner’s Stil hat auch seine Jünger angesteckt: das Deutsch der Wagnerianer ist der verblümteste Unsinn, der seit dem Schellingschen geschrieben worden ist. Wagner selbst gehört als Stilist noch in jene Bewegung, gegen die Schopenhauer seinen Zorn ausgelassen hat: — und der Humor kommt auf die Spitze, wenn er sich als „Retter der deutschen Sprache“ gegen die Juden aufspielt. — Um den Geschmack dieser Jünger zu zeichnen, gestatte ich mir ein einziges Beispiel. Der König von Bayern, der ein bekannter Päderast war, sagte einmal zu Wagner: also Sie mögen die Weiber auch nicht? sie sind so langweilig… Nohl (der Verfasser eines in sechs Sprachen übersetzten „Leben Wagners“) findet diese Meinung „jugendlich umfangen“

[«]

16[68]

Ein Kritiker
der modernen Seele.

[«]

16[69]

Wie kommt es zuletzt, daß Parsifal einen Sohn hat, den berühmten Lohengrin? Sollte das der erste Fall der immacolata — — —

[«]

16[70]

Worum es sich handelt?
das religiöse Mißverständniß.
das moralische Mißverständniß.
das philosophische Mißverständniß.
das aesthetische Mißverständniß.

[«]

16[71]

Die Herkunft der Werthe.
<I> Die erfundene Welt
die erfundene Welt Philosophie als décadence
Gedanken über das Christenthum
II Die Realitäten hinter der Moral.
die wahre Welt Zur Physiologie der Kunst.
Warum Wahrheit?
III Kritik der Modernität.
Die ewige Wiederkunft.
Aus der siebenten Einsamkeit.

[«]

16[72]

1. Gegensatz der Werthe: Pessimismus, Nihilismus, Scepsis

2. Kritik der Philosophie
3. Kritik der Religion
4. Kritik der Moral.

5. Die erfundene Welt
6. Warum Wahrheit?
7. Zur Physiologie der Kunst.

8. Problem der Modernität.
9. Die ewige Wiederkunft.
10. Aus der siebenten Einsamkeit.

[«]

16[73]

Zur Physiologie der Kunst

Das Problem des Sokrates

Moral: Zähmung oder Züchtung — Die Realitäten hinter der Moral.
der Kampf mit den Passionen und deren Vergeistigung.
Naturalismus der Moral und Entnatürlichung.

Zeit und Zeitgenossen.

Aus der siebenten Einsamkeit.

„Warum Wahrheit?“

Der Wille zur Wahrheit.
Psychologie der Philosophen
Vom Willen zur Wahrheit.

Civilisation und Cultur: ein Ant<a>go<n>ismus.

[«]

16[74]

X — schmerzhaft-nachdenklich

1.	Bizet's Musik — der Philosoph	ironisch
2.	Süden, Heiterkeit, mau<rischer> Tanz Liebe	fremd- interessant
3.	der „Erlöser“ — Schop<enhauer>	ironisch
4.	der „Ring“, Schopenhauer als Erlöser Wagners	fremd- interessant
5.	der décadent — grimmig!	grimmig!
6.	scherzhaft „Ahnen“ „Umwerfen“ „Erheben“	ironisch
7.	„Hysterismus“ „Stil“ die kleinen Kostbarkeiten	fremd- interessant
8.	„niederwerfende Wirkung“ „der Victor Hugo der Sprache“ „Talma“ „alla genovese“	lobend- rasch
9.	„Handlung“ „Edda“ „ewiger Gehalt“ „Madame Bovary“ „kein Kind“	ironisch
10.	„Litteratur“ „Idee“ „Hegel“ „deutscher Jüngling“ — was wir vermissen?	ironisch- fremd- interessant
11.	lobend, stark, thatsächlich „der Schauspieler“	stark- huldigend
12.	drei Formeln	grimmig

zu 10) Wagner ist dunkel, verwickelt, siebenhäutig

8 das bleibt ernst selbst bei Wagners „Contrapunkt“

[«]

16[75]

Hier sind zwei Formeln, aus denen ich das Phänomen Wagner's begreife. Die eine heißt:

die Principien und Praktiken Wagner's sind allesamt zurückführbar auf physiologische Nothstände: sie sind deren Ausdruck („Hysterismus“ als Musik)

Die andere heißt:

die schädliche Wirkung der W<agnerschen> Kunst beweist deren tiefe organische Gebrechlichkeit, deren Corruption. Das Vollkommene macht gesund; das Kranke macht krank. Die physiologischen Nothstände, in die Wagner seine Hörer versetzt (unregelmäßiges Athmen, Störung des Blutumlaufs, extreme Irritabilität mit plötzlichem Coma) enthalten eine Widerlegung seiner Kunst

Mit diesen zwei Formeln ist nur die Folgerung jenes allgemeinen Satzes gezogen, der für mich das Fundament aller Aesthetik abgiebt: daß die aesthetischen Werthe auf biologischen Werthen ruhen, daß die aesthetischen Wohlgefühle biologische Wohlgefühle sind.

[«]

16[76]

Fälle, wo man nicht die Leidenschaft, sondern die Peitschenschläge hört, welche Wagner mit beleidigender Grausamkeit an seinen armen Gaul Pegasus verschwendet

die Peitschenschläge, mit denen Wagner den armen Pegasus mißhandelt (2 Akt des Tristan

die Armut: wie ökonomisch er an Einfällen ist — eine geistreiche Armut: langweilig…

es fehlen die Gedanken, ganz wie bei Viktor Hugo: alles ist Attitüde, — — —

[«]

16[77]

1. der Schauspieler
2. die Verderbniß der Musik —
   die Musik von außen her am Bändchen
   geführt — „es bedeutet“ —

  extreme Detail-Belebung
  Wechsel der Optik
der „große Stil“ — Niedergang, Verarmung der **organisirenden Kräfte**.
  — Mangel der Tonalität
  — Mangel der Eurhythmie („Tanz“)
  — Unfähigkeit des Baus („Drama“)
  — Mittel zum Tyrannisiren
die „fixe Idee“ (oder das Leitmotiv)

3. die Schädlichkeit der Musik
   das Wunder
   die Idiosynkrasie
4. Werth der Stoffe
   - seine Bildung „Stil“ „Hegelei“
5. Frankreich — Deutschland
6. Die Heraufkunft des histrio
7. der décadent: extr<eme> Irritabilität —
   - Mangel an Tonalität
   - Mangel an Eurhythmie
   - Unfähigkeit zu bauen
   - Übertreibung des Details
   - Unruhe der Optik.

   Charakter-Instabilität: Wechsel der Person
   - Mangel an Stolz
   - Ausschweifung und Erschöpfung

   die Armut, geschickt verleugnet
   - als Musik
   - als „mythische Auslegung“
8. „Wie kann man seinen Geschmack an diesen décadent verlieren?“
   der Schauspieler
   - Art der Wirkung. Geschichte der Wirkung.
   - Musik als Theater-Rhetorik. V. Hugo
   - der „Dramatiker“
9. der Schädliche:
   1. physiologisch } irrationell
   2. intellektuell (die „Jünglinge“ Wunder

3. Tendenz des „Mitleidens“ | Symbolik
10. die nihilistische Kunst:
Schopenhauer’s Tendenz des Tragischen
11. Heraufkunft des Schauspielers
12. Drei Forderungen

[«]

16[78]

Tristan und Isolde, wirklich mit erlebt, sind beinahe eine Ausschweifung.

Man kann in Wirklichkeit jungen Frauen nicht ernst genug diese Gewissens-Alternative stellen: aut Wagner aut liberi.

[«]

16[79]

Wagner hat nie gehen gelernt. Er stürzt, er stolpert, er mißhandelt den armen Pegasus mit Peitschenschlägen. Lauter falsche Leidenschaft, lauter falscher Contrapunkt Wagner ist unfähig jedes Stils. —

künstlich, geleimt, falsch, Machwerk, Unthier, Pappe.

[«]

16[80]

Der Fall Wagner.
Ein Musikanten-Problem
von
F. N.

Unter diesem Titel erscheint in meinem Verlage ein geniales Pamphlet gegen Wagner, das bei Freund und Feind auf das Lebhaftigste diskutirt werden wird. Herr Prof. Nietzsche, dem Jedermann zugestehen wird, der tiefste Kenner der

Bay<reuther> Bewegung zu <sein>, faßt hier das Werth-Problem, das jene Bewegung in sich schließt, an den Hörnern; er beweist, daß es Hörner hat. Die Widerlegung W<agners>, welche diese Schrift giebt, ist nicht bloß eine aesthetische: sie ist vor allem eine physiologische. Nietzsche betrachtet Wagner als eine Krankheit, als eine öffentliche Gefahr.

[«]

16[81]

Ich habe den Menschen das tiefste Buch gegeben, das sie besitzen, den Zarathustra; ein Buch, das so sehr auszeichnet, daß wenn Jemand sagen kann „ich habe sechs Sätze davon verstanden, das heißt erlebt“ zu einer höheren Ordnung der Menschen gehört… Aber wie man das büßen muß! abzahlen muß! es verdirbt beinahe den Charakter… Die Kluft ist zu groß geworden…

[«]

16[82]

die modernen Ideen als falsch.

„Freiheit“
„gleiche Rechte“
„Menschlichkeit“
„Mitleiden“
„das Genie“
demokratisches Mißverständniß (als Folge des milieu, des Zeitgeistes)
pessimistisches Mißverständniß (als verarmtes Leben, als Loslösung des „Willens“)
das décadence-Mißverständniß (névros<e>)
„das Volk“
„die Rasse“
„die Nation“
„Demokratie“
„Toleranz“

„das milieu“
„Utilitarismus“
„Civilisation“
„Weiber-Emancipation“
„Volks-Bildung“
„Fortschritt“
„Sociologie“

[«]

16[83]

Die Necessität der falschen Werthe.

Man kann ein Urtheil widerlegen, indem man seine Bedingtheit nachweist: damit ist die Nothwendigkeit, es zu haben, nicht abgeschafft. Die falschen Werthe sind nicht durch Gründe auszurotten: so wenig wie eine krumme Optik im Auge eines Kranken. Man muß ihre Nothwendigkeit, dazusein, begreifen: sie sind eine Folge von Ursachen, die mit Gründen nichts zu thun haben

[«]

16[84]

Wenn man „mit Chr<isto> und Mose“ die natürliche Causalit<ät> aus der Welt schafft, bedarf man einer widernatürlichen: der ganze Rest von Muckerei folgt nunmehr.

[«]

16[85]

Psychologie des Irrthums.

1) Verwechslung von Ursache und Wirkung
2) Verwechslung der Wahrheit mit der Wirkung des als wahr Geglaubten.
3) Verwechslung des Bewußtseins mit der Ursächlichkeit

Moral als Irrthum.
Religion als Irrthum.
Metaphysik als Irrthum.
Die modernen Ideen als Irrthümer.

[«]

16[86]

Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwerthung aller Werthe.

I. Psychologie des Irrthums.
    1) Verwechslung von Ursache und Wirkung
    2) Verwechslung der Wahrheit mit dem als wahr Geglaubten
    3) Verwechslung des Bewußtseins mit der Ursächlichkeit
    4) Verwechslung der Logik mit dem Prinzip des Wirklichen
II. Die falschen Werthe.
    1) Moral als falsch
    2) Religion als falsch
    3) Metaphysik als falsch
    4) die modernen Ideen als falsch
    } alle bedingt durch die vier Arten des Irrthums.
III. Das Kriterium der Wahrheit.
    1) der Wille zur Macht
    2) Symptomatologie des Niedergangs
    3) Zur Physiologie der Kunst
    4) zur Physiologie der Politik
IV. Kampf der falschen und der wahren Werthe.
    1) Nothwendigkeit einer doppelten Bewegung
    2) Nützlichkeit einer doppelten Bewegung
    3) die Schwachen
    4) die Starken.

16 Capitel: je 37 Seiten. — 16 Capitel: je 35 Seiten.

Das Kriterium der Wahrheit.

Der Wille zur Macht, als Wille zum Leben — des aufsteigenden Lebens.
Die grossen Irrthümer als Folge der décadence.
Zur Physiologie der Kunst.
Symptomatologie des Niedergangs.

Der Kampf der Werthe
Nützlichkeit einer doppelten Bewegung.
Nothwendigkeit derselben.
Die Schwachen.
Die Starken.

[«]

16[87]

Man soll das Christenthum nicht mit jener Einen Wurzel verwechseln, an die es mit seinem Namen erinnert: die andern Wurzeln, aus denen es gewachsen ist, sind bei weitem mächtiger, wichtiger als sein Kern gewesen; es ist ein Mißbrauch ohne Gleichen, wenn solche schauerlichen Verfalls-Gebilde und Mißformen, die „christliche Kirche“ „christlicher Glaube“ „christliches Leben“ heißen, sich mit jenem heiligen Namen abzeichnen. Was hat Chr<istus> verneint? — Alles, was heute christlich heißt.

[«]

16[88]

Das Schlimmste ist, daß alles zu tief ins Herz einschneidet: fast jedes Jahr hat mir 3, 4 Dinge gebracht, an sich unerheblich, an denen ich beinahe zu Grunde gieng.

Nicht daß ich damit Jemandem Vorwürfe mache. Ges<unde> M<enschen> haben einfach gar keinen Begriff davon, in welchem Fall sie Einen tödtlich verletzen und was ihn ein paar Monate krank macht.

[«]

16[89]

Der moderne Künstler, in seiner Physiologie dem Hysterismus nächstverwandt, ist auch als Charakter auf diese Krankhaftigkeit hin abgezeichnet. Der Hysteriker ist falsch: er lügt aus Lust an der Lüge, er ist bewunderungswürdig in jeder Kunst der Verstellung — es sei denn, daß seine krankhafte Eitelkeit ihm einen Streich spielt. Diese Eitelkeit ist wie ein fortwährendes Fieber, welches Betäubungsmittel nöthig hat und vor keinem Selbstbetrug, vor keiner Farce zurückschreckt, die eine augenblickliche Linderung verspricht. Unfähigkeit zum Stolz und beständig Rache für eine tief eingenistete Selbstverachtung nöthig zu haben — das ist beinahe die Definition dieser Art von Eitelkeit. Die absurde Erregbarkeit seines Systems, die aus allen Erlebnissen Krisen macht und „das Dramatische“ in die geringsten Zufälle des Lebens einschleppt, nimmt ihm alles Berechenbare: er ist keine Person mehr, höchstens ein Rendezvous von Personen, von denen bald diese, bald jene mit unverschämter Sicherheit herausschießt. Eben darum ist er groß als Schauspieler: alle diese armen Willenlosen, welche die Ärzte in der Nähe studiren, setzen in Erstaunen durch ihre Virtuosität der Mimik, der Transfiguration, des Eintretens in fast jeden verlangten Charakter.

[«]

[17 = Mp XVII 4. Mp XVI 4a. W II 8a. W II 9a. Mai–Juni 1888]

17[1]

Erstes Capitel. Begriff der nihilistischen Bewegung als Ausdruck der décadence.
— die décadence überall

Zweites Capitel. die typischen Ausdrucksformen der décadence
1) man wählt, was die Erschöpfung beschleunigt
2) man weiß nicht zu widerstehen
3) man verwechselt Ursache und Wirkung
4) man ersehnt Schmerzlosigkeit
    (72): inwiefern auch „Hedonismus“ ein degenerirender Typus ist

Drittes Capitel. 5) die „wahre Welt“: Begriff der Realität durch Leidende (46) erstes Heft
    (72): die Gegensatz-Natur, die dionysischen Werthe: (72) das tragische Zeitalter
6) die nihilistische Fälschung für alle guten Dinge
    (59) (108) (109) Liebe
        der „willenlose Intellekt“
        das Genie
        Kunst des „willensfreien Subjekts“
7) das Unvermögen zur Macht, die Ohnmacht: ihre tückischen Künste (98)

[«]

17[2]

A. Von der Verdorbenheit der Befehl<enden>.
B. Was die bisherigen obersten Werthe bedeuten.
C. Woher die bisherigen obersten Werthestammen.
D. Warum die Gegenwerthe unterlagen
E. Modernität als Zweideutigkeit der Werthe
F. — — —

[«]

17[3]

[+ + +] Buche nur als verschiedene Formen der Lüge in Betracht gezogen; mit ihrer Hülfe wird an's Leben geglaubt. „Das Leben soll Vertrauen einflößen: die Aufgabe, so gestellt, ist ungeheuer. Um sie zu lösen, muß der Mensch schon von Natur Lügner sein, er muß mehr als alles Andre Künstler sein. Und er ist es auch: Metaphysik, Religion, Moral, Wissenschaft — Alles nur Ausgeburten seines Willens zur Kunst, zur Lüge, zur Flucht vor der „Wahrheit“, zur Verneinung der „Wahrheit“. Das Vermögen selbst, Dank dem er die Realität durch die Lüge vergewaltigt, dieses Künstler-Vermögen des Menschen par excellence — er hat es noch mit Allem, was ist, gemein. Er selbst ist ja ein Stück Wirklichkeit, Wahrheit, Natur: wie sollte er nicht auch ein Stück Genie der Lüge sein!…

Daß der Charakter des Daseins verkannt werde — tiefste und höchste Geheim-Absicht hinter allem, was Tugend, Wissenschaft, Frömmigkeit, Künstlerthum ist. Vieles niemals sehn, Vieles falsch sehn, Vieles hinzusehn: oh wie klug man noch ist, in Zuständen, wo man am Fernsten davon ist, sich für klug zu halten! Die Liebe, die Begeisterung, „Gott“ — lauter Feinheiten des letzten Selbstbetrugs, lauter Verführungen zum Leben, lauter Glaube an das Leben! In Augenblicken, wo der Mensch zum Betrognen ward, wo er sich überlistet hat, wo er ans Leben glaubt: oh wie schwillt es da in ihm auf! Welches Entzücken! Welches Gefühl von Macht! Wie viel Künstler-Triumph im Gefühl der Macht!… Der Mensch ward wieder einmal Herr über den „*Stoff*“ — Herr über die Wahrheit!… Und wann immer der Mensch sich freut, er ist immer der Gleiche in seiner Freude, er freut sich als Künstler, er genießt sich als Macht, er genießt die Lüge als seine Macht…

2.

Die Kunst und nichts als die Kunst! Sie ist die große Ermöglicherin des Lebens, die große Verführerin zum Leben, das große Stimulans des Lebens.

Die Kunst als einzig überlegene Gegenkraft gegen allen Willen zur Verneinung des Lebens, als das Antichristliche, Antibuddhistische, Antinihilistische par excellence.

Die Kunst als die Erlösung des Erkennenden, — dessen, der den furchtbaren und fragwürdigen Charakter des Daseins sieht, sehn will, des Tragisch-Erkennenden.

Die Kunst als die Erlösung des Handelnden, — dessen, der den furchtbaren und fragwürdigen Charakter des Daseins nicht nur sieht, sondern lebt, leben will, des tragisch-kriegerischen Menschen, des Helden.

Die Kunst als die Erlösung des Leidenden, — als Weg zu Zuständen, wo das Leiden gewollt, verklärt, vergöttlicht wird, wo das Leiden eine Form der großen Entzückung ist.

3.

Man sieht, daß in diesem Buche der Pessimismus, sagen wir deutlicher der Nihilismus, als die Wahrheit gilt. Aber die Wahrheit gilt nicht als oberstes Werthmaaß, noch weniger als oberste Macht. Der Wille zum Schein, zur Illusion, zur Täuschung, zum Werden und Wechseln (zur objektiven Täuschung) gilt hier als tiefer, ursprünglicher, metaphysischer als der Wille zur Wahrheit, zur Wirklichkeit, zum Sein: — letzteres ist selbst bloß eine Form des Willens zur Illusion. Ebenso gilt die Lust als ursprünglicher als der Schmerz: der Schmerz erst als bedingt, als eine Folgeerscheinung des Willens zur Lust (des Willens zum Werden, Wachsen, Gestalten, das heißt zum Schaffen: im Schaffen ist aber das Zerstören eingerechnet) Es wird ein höchster Zustand von Bejahung des Daseins concipirt, aus dem auch der höchste Schmerz nicht abgerechnet werden kann: der tragisch-dionysische Zustand.

4.

Dies Buch ist dergestalt sogar antipessimistisch: nämlich in dem Sinn, daß es Etwas lehrt, das stärker ist als der Pessimismus, das „göttlicher“ ist als die Wahrheit. Niemand würde, wie es scheint, einer radikalen Verneinung des Lebens, einem wirklichen Nein thun noch mehr als einem Neinsagen zum Leben ernstlicher das Wort reden, als der Verfasser dieses Buchs. Nur weiß er — er hat es erlebt, er hat vielleicht nichts Anderes erlebt! — daß die Kunst mehr werth ist als die Wahrheit.

In der Vorrede, mit der Richard Wagner wie zu einem Zwiegespräche eingeladen wird, erscheint dies Glaubensbekenntniß, dies Artisten-Evangelium „die Kunst als die eigentliche Aufgabe des Lebens, die Kunst als dessen metaphysische Thätigkeit…“

5.

— — —

[«]

17[4]

Zur
Geschichte des Gottesbegriffs.
1.

Ein Volk, das noch an sich selbst glaubt, hat auch seinen Gott noch. In ihm verehrt es die Bedingungen, durch die es obenauf ist, — es projicirt seine Lust an sich, sein Machtgefühl in ein Wesen, dem man dafür danken kann. Religion, innerhalb solcher Voraussetzungen, ist eine Form der Dankbarkeit. Ein solcher Gott muß nutzen und schaden können, muß Freund und Feind sein können: die widernatürliche Castration eines Gottes zu einem Gott des Guten kommt diesen starken Realisten nicht in den Sinn. Was liegt an einem Volke, das nicht furchtbar sein kann? Was liegt an einem Gotte, der nicht Zorn, Rache, Neid, Gewaltthat und vielleicht nicht einmal die gefährlichen ardeurs der Zerstörung kennt? — Wenn ein Volk zu Grunde geht; wenn es den Glauben an seine Zukunft, an Freiheit und Übermacht schwinden fühlt; wenn ihm die Unterwerfung als erste Nützlichkeit, die Tugenden der Unterworfenen als Erhaltungsbedingungen ins Bewußtsein treten: dann freilich ändert sich auch sein Gott. Er wird Duckmäuser, furchtsam, bescheiden, räth zum „Frieden der Seele“, zum Nicht-mehr-hassen, zur Nachsicht, zur Liebe selbst gegen Freund und Feind. Er kriecht in die Höhle der Privattugend zurück, wird der Gott der kleinen Leute, — er stellt nicht mehr die aggressive und machtdurstige Seele eines Volkes, seinen Willen zur Macht dar…

2.

Wo dieser Wille, der Wille zur Macht, niedergeht, giebt es jedes Mal décadence. Die Gottheit der décadence, beschnitten an ihren männlichsten Gliedern und Tugenden, wird nunmehr zu einem Gott der Guten. Ihr Cultus heißt „Tugend“; ihre Anhänger sind die „Guten und Gerechten“. — Man versteht, in welchen Augenblicken erst der dualistische Gegensatz eines guten und eines bösen Gottes möglich wird. Denn mit demselben Instinkte, mit dem die Unterworfenen ihren Gott zum „Guten an sich“ herunterbringen, streichen sie aus dem Gotte ihrer Überwinder die guten Eigenschaften aus. Sie nehmen Rache an ihren Herren, indem sie deren Gott verteufeln. —

3.

Wie kann man, mit der Einfalt des geistreichen Renan, die Fortentwicklung des Gottesbegriffs vom Gott Israels zum Inbegriffs-Gott alles Guten einen Fortschritt nennen! Als ob Renan ein Recht auf Einfalt hätte!… Das Gegentheil liegt ja auf der Hand. Wenn die Voraussetzungen eines starken aufblühenden Lebens aus dem Gottesbegriffe eliminirt werden, wenn er Schritt für Schritt zum Symbol der Hülfe für alles Müde, Erschöpfte, bloß noch Vegetirende wird, wenn er Sünder-Gott, Kranken-Gott, Heiland, Erlöser per excellence wird: wovon zeugt das Alles? — Freilich, sein Reich ist größer geworden (— müßte er selbst damit schon größer geworden sein?…) Ehedem hatte er nur sein Volk, seine „Auserwählten“: jedes Volk hält sich auf seiner Höhe für auserwählt. Inzwischen gieng er auf die Wanderschaft und saß nirgendswo mehr still, — bis er endlich zum Cosmopoliten wurde und die „große Zahl“ auf seine Seite bekam. Aber der Gott der „großen Zahl“ bleibt nichtsdestoweniger ein Winkelgott, der Gott aller kranken Ecken, aller ungesunden Quartiere der ganzen Welt… Sein Weltreich ist ein Unterwelt-Reich, ein Souterrain verborgnen Elends… Und er selbst ist so schwach, so krank!… Beweis: selbst die Schwächsten der Schwachen, die Metaphysiker und Scholastiker werden über ihn noch Herr, — sie spinnen um ihn herum, in ihn hinein, bis er ihr Abbild, eine Spinne wird. Nunmehr spinnt er die Welt aus sich heraus, nunmehr wird er zum ewigen Metaphysikus, nunmehr wird er „Geist“ „purer Geist“… der christliche Gottesbegriff — Gott als Krankengott, Gott als Spinne, Gott als Geist — ist der niedrigste Gottesbegriff, der auf Erden erreicht wurde: er stellt den Höhepunkt der décadence in der absteigenden Entwicklung der Gottesidee dar. Gott zum Widerspruch des Lebens abgeartet, statt dessen Verklärung und ewiges Ja zu bedeuten; in Gott dem Leben, der Natur, dem Willen zum Leben die Feindschaft angesagt; Gott die Formel für jede Verleumdung des Lebens, für jede Lüge vom „Jenseits“; in Gott das Nichts vergöttlicht, der Wille zum Nichts heilig gesprochen!… So weit haben wir’s gebracht!…

Weiß man es noch nicht? das Christenthum ist eine nihilistische Religion — um ihres Gottes willen…

4.

Daß die jungen starken Rassen des nördlichen Europa den christlichen Gott nicht von sich gestoßen haben, macht ihrer religiösen Begabung wahrlich keine Ehre, um nicht vom Geschmack zu reden. Mit einer solchen krankhaften und altersschwachen Ausgeburt der décadence hätten sie fertig werden müssen. Aber es liegt ein Fluch auf ihnen dafür, daß sie nicht mit ihm fertig geworden sind: — sie haben die Krankheit, den Widerspruch, das Alter in alle ihre Instinkte aufgenommen, — sie haben seitdem keinen Gott mehr geschaffen! Zwei Jahrtausende beinahe: und nicht ein einziger neuer Gott! Sondern immer noch und wie zu Recht bestehend, wie ein ultimatum und maximum der gottbildenden Kraft, des creator spiritus im Menschen, dieser erbarmungswürdige Gott des europäischen Monotono-theismus! dies hybride Verfallsgebilde aus Null, Begriff und Großpapa, in dem alle Décadence-Instinkte ihre Sanktion erlangt haben!…

5.

— Und wie viele neue Götter sind noch möglich!… Mir selber, in dem der religiöse, das heißt gottbildende Instinkt mitunter wieder lebendig werden will: wie anders, wie verschieden hat sich mir jedes Mal das Göttliche offenbart!… So vieles Seltsame gieng schon an mir vorüber, in jenen zeitlosen Augenblicken, die in’s Leben hinein wie aus dem Monde fallen, wo man schlechterdings nicht mehr weiß, wie alt man schon ist und wie jung man noch sein wird… Ich würde nicht zweifeln, daß es viele Arten Götter giebt… Es fehlt nicht an solchen, aus denen man selbst einen gewissen Halkyonismus und Leichtsinn nicht hinwegdenken darf… Die leichten Füße gehören vielleicht sogar zum Begriffe „Gott“… Ist es nöthig, auszuführen, daß ein Gott sich jeder Zeit jenseits alles Vernünftigen und Biedermännischen zu halten weiß? jenseits auch, anbei gesagt, von Gut und Böse? Er hat die Aussicht frei — mit Goethe zu reden. — Und um für diesen Fall die nicht genug zu schätzende Autorität Zarathustra’s anzurufen: Zarathustra geht so weit, von sich zu bezeugen „ich würde nur an einen Gott glauben, der zu tanzen verstünde“…

Nochmals gesagt: wie viele neue Götter sind noch möglich! — Zarathustra selbst freilich ist bloß ein alter Atheist. Man verstehe ihn recht! Zarathustra sagt zwar, er würde —; aber Zarathustra wird nicht…

[«]

17[5]

Was der Rausch Alles vermag, der Liebe heißt und der noch Etwas Anderes ist als Liebe! — Doch darüber hat Jedermann seine Wissenschaft. Die Muskelkraft eines Mädchens wächst, sobald nur ein Mann in seine Nähe kommt; es giebt Instrumente, dies zu messen. Bei einer noch näheren Beziehung der Geschlechter, wie sie zum Beispiel der Tanz und andre gesellschaftliche Gepflogenheiten mit sich bringen, nimmt diese Kraft dergestalt zu, um zu wirklichen Kraftstücken zu befähigen: man traut endlich seinen Augen nicht — und seiner Uhr! Hier ist allerdings einzurechnen, daß der Tanz an sich schon, gleich jeder sehr geschwinden Bewegung eine Art Rausch für das gesamte Gefäß- Nerven- und Muskelsystem mit sich bringt. Man hat in diesem Fall mit den combinirten Wirkungen eines doppelten Rausches zu rechnen. — Und wie weise es mitunter ist, einen kleinen Stich zu haben!… Es giebt Realitäten, die man nie sich eingestehen darf; dafür ist man Weib, dafür hat man alle weiblichen pudeurs… Diese jungen Geschöpfe, die dort tanzen, sind ersichtlich jenseits aller Realität: sie tanzen nur mit lauter handgreiflichen Idealen, sie sehen sogar, was mehr ist, noch Ideale um sich sitzen: die Mütter!… Gelegenheit, Faust zu citiren… Sie sehen unvergleichlich besser aus, wenn sie dergestalt ihren kleinen Stich haben, diese hübschen Creaturen, — oh wie gut sie das auch wissen! sie werden sogar liebenswürdig, weil sie das wissen! — Zuletzt inspirirt sie auch noch ihr Putz; ihr Putz ist ihr dritter kleiner Rausch: sie glauben an ihren Schneider, wie sie an Gott glauben: — und wer widerriethe ihnen diesen Glauben? dieser Glaube macht selig! Und die Selbstbewunderung ist gesund!

— Selbstbewunderung schützt vor Erkältung. Hat sich je ein hübsches Weib erkältet, das sich gut bekleidet wußte? Nie und nimmermehr! Ich setze selbst den Fall, daß sie kaum bekleidet war…

[«]

17[6]

Zur Geschichte des Nihilismus.

Allgemeinste Typen der décadence:

1) : man wählt, im Glauben, Heilmittel zu wählen, das, was die Erschöpfung beschleunigt
— dahin gehört das Christenthum —: um den größten Fall des fehlgreifenden Instinkts zu nennen;
— dahin gehört der „Fortschritt“ —:
2) : man verliert die Widerstands-Kraft gegen die Reize, — man wird bedingt durch die Zufälle: man vergröbert und vergrößert die Erlebnisse ins Ungeheure… eine „Entpersönlichung“, eine Disgregation des Willens —
— dahin gehört eine ganze Art Moral, die altruistische die, welche das Mitleiden im Munde führt: an der das Wesentliche die Schwäche der Persönlichkeit ist, so daß sie mitklingt und wie eine überreizte Saite beständig zittert… eine extreme Irritabilität…
3) man verwechselt Ursache und Wirkung: man versteht die décadence nicht als physiologisch und sieht in ihren Folgen die eigentliche Ursache des Sich-schlecht-befindens
— dahin gehört die ganze religiöse Moral
4) : man ersehnt einen Zustand, wo man nicht mehr leidet: das Leben wird thatsächlich als Grund zu Übeln empfunden, — man taxirt die bewußtlosen, gefühllosen Zustände (Schlaf, Ohnmacht) unvergleichlich werthvoller als die bewußten: daraus eine Methodik…

[«]

17[7]

Es handelt sich ganz und gar nicht um die beste oder die schlechteste Welt: Nein oder Ja, das ist hier die Frage. Der nihilistische Instinkt sagt Nein; seine mildeste Behauptung ist, daß Nicht-sein besser ist als Sein, daß der Wille zum Nichts mehr Werth hat als der Wille zum Leben; seine strengste daß, wenn das Nichts die oberste Wünschbarkeit ist, dieses Leben, als Gegensatz dazu, absolut werthlos ist — verwerflich wird…

Von solchen Werthschätzungen inspirirt, wird ein Denker unwillkürlich suchen, all die Dinge, denen er instinktiv noch Werth beimißt, zur Rechtfertigung einer nihilistischen Tendenz einzulegen. Das ist die große Falschmünzerei Schopenhauer's, der zu vielen Dingen mit tiefem Interesse gestellt war: aber der Geist des Nihilismus verbot ihm, dies zum Willen zum Leben zu rechnen: und so sehen wir denn eine Reihe feiner und beherzter Versuche, die Kunst, die Weisheit, die Schönheit in der Natur, die Religion, die Moral, das Genie wegen ihrer scheinbaren Lebensfeindlichkeit, als Verlangen ins Nichts zu Ehren zu bringen

[«]

17[8]

Man hat neuerdings mit einem zufälligen und in jedem Betracht unzutreffenden Wort viel Mißbrauch getrieben: man redet überall von Pessimismus, man kämpft sonderlich, unter vernünftigen Leuten zuweilen, über eine Frage, auf die es Antworten geben müsse, wer Recht habe, der Pessimismus oder der Optimismus. Man hat nicht begriffen, was doch mit Händen zu greifen: daß Pessimismus kein Problem, sondern ein Symptom ist, — daß der Name ersetzt werden <müsse> durch Nihilismus, — daß die Frage, ob Nicht-sein besser ist als Sein, selbst schon eine Krankheit, ein Niedergang, eine Idiosynkrasie ist…

Die pessimistische Bewegung ist nur der Ausdruck einer physiologischen décadence; sie hat ihre zwei Centren an den Stellen, deren Himmel heute die Verfalls-Symptome am [+ + +]

[«]

17[9]

Zur Physiologie der Kunst.

1. der Rausch als Voraussetzung: Ursachen des Rausches.

2. typische Symptome des Rausches

3. das Kraft- und Füllegefühl im Rausche: seine idealisirende Wirkung

4. das thatsächliche Mehr von Kraft: seine thatsächliche Verschönerung. Erwägung: in wiefern unser Werth „schön“ vollkommen anthropocentrisch ist: auf biologischen Voraussetzungen über Wachsthum und Fortschritt. Das Mehr von Kraft z.B. beim Tanz der Geschlechter. Das Krankhafte am Rausche; die physiologische Gefährlichkeit der Kunst —

5. das Apollinische, das Dionysische… Grundtypen: umfänglicher, verglichen mit unseren Sonder-Künsten

6. Frage: wohin die Architektur gehört

7. die Mitarbeit der künstlerischen Vermögen am normalen Leben, ihre Übung tonisch: umgekehrt das Häßliche

8. die Frage der Epidemie und der Contagiosität

9. Problem der „Gesundheit“ und der „Hysterie“ — Genie = Neurose

10. die Kunst als Suggestion, als Mittheilungs-Mittel, als Erfindungsbereich der induction psycho-motrice

11. Die unkünstlerischen Zustände: Objektivität, Spiegelwuth, Neutralität. Der verarmte Wille; Verlust an Capital

12. Die unkünstlerischen Zustände: Abstraktivität. Die verarmten Sinne.

13. Die unkünstlerischen Zustände: Auszehrung, Verarmung, Ausleerung, — Wille zum Nichts. Christ, Buddhist, Nihilist. Der verarmte Leib.

14. Die unkünstlerischen Zustände: Idiosynkrasie (— die der Schwachen, Mittleren). Die Furcht vor den Sinnen, vor der Macht, vor dem Rausch (Instinkt der Unterlegenen des Lebens)

15. Wie ist tragische Kunst möglich?

16. Der Typus des Romantikers: zweideutig. Ihre Consequenz ist der „Naturalismus“…

17. Problem des Schauspielers — die „Unehrlichkeit“, die typische Verwandlungskraft als Charakter-Fehler… der Mangel an Scham, der Hanswurst, der Satyr, der Buffo, der Gil Blas, der Schauspieler, der den Künstler spielt…

18. Die Kunst als Rausch, medizinisch: Amnestie. tonicum ganze und partielle Impotenz

[«]

[18 = Mp XVII 5. Mp XVI 4b. Juli–August 1888]

18[1]

Aus der Kriegsschule der Seele.

den Tapfern, den Frohgemuthen, den Enthaltsamen geweiht.

ich möchte die liebenswürdigen Tugenden nicht unterschätzen; aber die Größe der Seele verträgt sich nicht mit ihnen. Auch in den Künsten schließt der große Stil das Gefällige aus.

In Zeiten schmerzhafter Spannung und Verwundbarkeit wähle den Krieg: er härtet ab, er macht Muskeln.

Die tief Verwundeten haben das olympische Lachen; man hat nur, was man nöthig hat.

Es dauert zehn Jahre schon: kein Laut mehr erreicht mich — ein Land ohne Regen. Man muß viel Menschlichkeit übrig haben, um in der Dürre nicht zu verschmachten.

Jeder Glaube hat den Instinkt der Lüge: er wehrt sich gegen jede Wahrheit, von der her seinem Willen, die „Wahrheit“ zu besitzen, Gefahr droht — er macht die Augen zu, er verleumdet…

Man hat einen Glauben weil er „selig macht“: man hält nicht für wahr, was uns nicht „selig macht“. Ein pudendum.

[«]

18[2]

Theorie vom Mißbrauch der Logik als einem **Realitäts**-Kriterium. —

[«]

18[3]

Die Tschandala sind obenauf; voran die Juden. Die Juden sind im unsichern Europa die stärkste Rasse: denn sie sind dem Rest durch die Länge ihrer Entwicklung überlegen. Ihre Organisation setzt ein reicheres Werden, eine gefährlichere Laufbahn, eine größere Zahl von Stufen voraus, als alle andren Völker aufweisen können. Aber das ist beinahe eine Formel für Überlegenheit. — Eine Rasse, wie sonst irgend ein organisches Gebilde, kann nur wachsen oder zu Grunde gehn; es giebt keinen Stillstand. Eine Rasse, die nicht zu Grunde gegangen ist, ist eine Rasse, die immerfort gewachsen ist. Wachsen heißt vollkommen werden. Die Dauer im Dasein einer Rasse entscheidet mit Nothwendigkeit über die Höhe ihrer Entwicklung: die älteste muß die höchste sein. — Die Juden sind im unbedingten Sinn gescheut; einem Juden zu begegnen kann eine Wohlthat sein. Man ist übrigens nicht ungestraft gescheut; man hat damit leicht die Andern gegen sich. Aber der große Vortheil bleibt doch den Gescheuten. — Ihre Gescheutheit hindert die Juden, auf unsere Weise närrisch zu werden: zum Beispiel national. Es scheint, sie sind ehemals zu gut geimpft worden, ein wenig blutig selbst, und dies unter allen Nationen: sie verfallen nicht leicht mehr unsrer rabies, der rabies nationalis. Sie sind heute selbst ein antidoton gegen diese letzte Krankheit der europäischen Vernunft. — Die Juden allein haben im modernen Europa an die supremste Form der Geistigkeit gestreift: das ist die geniale Buffonerie. Mit Offenbach, mit Heinrich Heine ist die Potenz der europäischen Cultur wirklich überboten; in dieser Weise steht es den andren Rassen noch nicht frei, Geist zu haben. Das grenzt an Aristophanes, an Petronius, an Hafis. — Die älteste und späteste Cultur Europa's stellt jetzt ohne Zweifel Paris dar; l'esprit de Paris ist deren Quintessenz. Aber die verwöhntesten Pariser, solche wie die Goncourt, haben keinen Anstand genommen, in Heine eine der drei Spitzen des esprit Parisien selbst zu erkennen: er theilt die Ehre mit dem prince de Ligne und dem Neapolitaner Galiani. — Heine hatte Geschmack genug, um die Deutschen nicht ernst nehmen zu können; dafür haben ihn die Deutschen ernst genommen, und Schumann hat ihn in Musik gesetzt — in Schumannsche Musik! „Du bist wie eine Blume“ singen alle höheren Jungfrauen. — Heute macht man Heine in Deutschland ein Verbrechen daraus, Geschmack gehabt zu haben — gelacht zu haben: die Deutschen selbst nämlich nehmen sich heute verzweifelt ernst. —

[«]

18[4]

Ich mißtraue allen Systematikern und gehe ihnen aus dem Weg. Der Wille zum System ist, für uns Denker wenigstens, etwas, das compromittirt, eine Form unsrer Immoralität. — Vielleicht erräth man, bei einem Blick hinter dies Buch, welchem Systematiker ich selbst nur mit Mühe ausgewichen bin…

[«]

18[5]

Ich habe den Deutschen das tiefste Buch gegeben, das sie besitzen, meinen Zarathustra, — ich gebe ihnen hiermit das unabhängigste. Wie? sagt mir dazu mein schlechtes Gewissen, du willst deine Perlen — vor die Deutschen werfen?…

[«]

18[6]

Man ist um den Preis Künstler, daß man das, was alle Nichtkünstler Form nennen, als Inhalt, als die Sache selbst empfindet. Damit gehört man freilich in eine verkehrte Welt.

[«]

18[7]

Man soll von sich nichts wollen, was man nicht kann. Man frage sich: willst du mitgehn? Oder vorangehn? Oder für dich gehn? — Im zweiten Fall will man Hirt sein: Hirt, das heißt oberster Nothbedarf einer Heerde.

[«]

18[8]

— „Wenn wir uns, aus dem Instinkt der Gemeinschaft heraus, Vorschriften machen und gewisse Handlungen verbieten, so verbieten wir, wie es Vernunft hat, nicht eine Art zu „sein“, nicht eine „Gesinnung“, sondern nur eine gewisse Richtung und Nutzanwendung dieses „Seins“, dieser „Gesinnung“. Aber da kommt der Ideologe der Tugend, der Moralist und sagt „Gott sieht das Herz an! Was liegt daran, daß ihr euch bestimmten Handlungen enthaltet? Ihr seid darum nicht besser!“ — Antwort: wir wollen auch gar nicht besser sein, mein Herr Langohr und Tugendsam, wir sind sehr zufrieden mit uns, — wir wollen uns nur nicht unter einander Schaden thun, und deshalb verbieten wir gewisse Handlungen in einer gewissen Rücksicht, nämlich auf uns, während wir dieselben Handlungen, vorausgesetzt, daß sie sich auf unsere Gegner — auf Sie zum Beispiel — beziehn, nicht genug zu ehren wissen. Wir erziehn unsere Kinder auf sie hin, wir züchten sie groß. Wären wir von jenem „gottwohlgefälligen“ Radikalismus, den uns Ihr heiliger Aberwitz anempfiehlt, wären wir Mondkälber genug, nicht nur Handlungen, sondern die Voraussetzung dazu, unsere „Gesinnung“ zu verbieten, so beschnitten wir uns an unseren Tugenden, an dem, was unsere Ehre, unseren Stolz ausmacht. Und damit nicht genug. Indem wir unsere „Gesinnung“ abschafften, würden wir durchaus nicht „besser“ werden, — wir würden gar nicht mehr vorhanden sein, wir hätten uns selber damit abgeschafft… Sie sind bloß ein Nihilist…“

[«]

18[9]

Die russische Musik bringt mit einer rührenden Einfalt die Seele des moujik, des niederen Volks ans Licht. Nichts redet mehr zu Herzen als ihre heiteren Weisen, die allesamt traurige Weisen sind. Ich würde das Glück des ganzen Westens eintauschen gegen die russische Art, traurig zu sein. — Aber wie kommt es, daß die herrschenden Classen Rußlands nicht in seiner Musik vertreten sind? Genügt es zu sagen „böse Menschen haben keine Lieder“? —

[«]

18[10]

Wo ist heute der Tiefstand der europäischen Cultur, ihr Sumpf? — Bei den Salutisten, bei den Antisemiten, bei den Spiritisten, bei den Anarchisten, bei den Bayreuthern. Das heißt, bei den fünf Spezialitäten des europäischen cant. Denn alle diese geben vor, sie allein seien jetzt die „höheren Menschen“…

[«]

18[11]

Die Krankheit ist ein mächtiges stimulans. Nur muß man gesund genug für sie sein.

[«]

18[12]

Große Dinge verlangen, daß man von ihnen schweigt oder groß redet: groß, das heißt mit Unschuld, — cynisch.

[«]

18[13]

Zu: der Wille zur Wahrheit

1. Satz. Die leichtere Denkweise siegt über die schwierigere — als Dogma: simplex sigillum veri. — Dico: daß die Deutlichkeit etwas für Wahrheit ausweisen soll, ist eine vollkommene Kinderei…

2. Satz. Die Lehre vom Sein, vom Ding, von lauter festen Einheiten ist hundert Mal leichter als die Lehre vom Werden, von der Entwicklung

3. Satz. Die Logik war als Erleichterung gemeint: als Ausdrucksmittel, — nicht als Wahrheit… Später wirkte sie als Wahrheit…

[«]

18[14]

Die Metaphysiker

Ich spreche vom größten Unglück der neueren Philosophie — von Kant…

Hegel: etwas vom schwäbischen Gottvertrauen, vom kuhmäßigen Optimismus

Kant: Weg zum „alten Spiel“: das haben **Alle** verstanden

[«]

18[15]

Der grosse Mittag.

Warum „Zarathustra“?

Die große Selbstüberwindung der Moral

[«]

18[16]

Zu: die Metaphysiker.

Zur Psychologie der Metaphysik.

Der Einfluß der Furchtsamkeit.

Was am meisten gefürchtet worden ist, die Ursache der mächtigsten Leiden (Herrschsucht, Wollust usw.), ist von den Menschen am feindseligsten behandelt worden und aus der „wahren“ Welt eliminirt. So haben sie die **Affekte** Schritt für Schritt weggestrichen, — Gott als Gegensatz des Bösen, **d.h.** die Realität in die Negation der Begierden und Affekte angesetzt (das heißt gerade in’s Nichts.)

Insgleichen ist die **Unvernunft**, das Willkürliche, Zufällige von ihnen gehaßt worden (als Ursache zahlloser phys<ischer> Leiden) Folglich negirten sie dies Element im An-sich-Seienden, faßten es als absolute „Vernünftigkeit“ und „Zweckmäßigkeit“.

Insgleichen der **Wechsel**, die **Vergänglichkeit** gefürchtet: darin drückt sich eine gedrückte Seele aus, voller Mißtrauen und schlimmer Erfahrung (Fall Spinoza: eine umgekehrte Art Mensch würde diesen Wechsel zum Reiz rechnen)

Eine mit Kraft überladene und spielende Art Wesen würde gerade die Affekte, die Unvernunft und den Wechsel in eudämonistischem Sinne **gutheißen**, sammt ihren Consequenzen, Gefahr, Contrast, Zu-Grunde-gehn usw.

[«]

18[17]

Entwurf des
Plans zu:
der Wille zur Macht.
Versuch
einer Umwerthung aller Werthe.

— Sils Maria
am letzten Sonntag des
Monat August 1888

Wir Hyperboreer. — Grundsteinlegung des Problems.

Erstes Buch: „was ist Wahrheit?“

Erstes Capitel. Psychologie des Irrthums.

Zweites Capitel. Werth von Wahrheit und Irrthum.

Drittes Capitel. Der Wille zur Wahrheit (erst gerechtfertigt im Ja-Werth des Lebens

Zweites Buch: Herkunft der Werthe.

Erstes Capitel. Die Metaphysiker.
Zweites Capitel. Die homines religiosi.
Drittes Capitel. Die Guten und die Verbesserer.

Drittes Buch: Kampf der Werthe

Erstes Capitel. Gedanken über das Christenthum.
Zweites Capitel. Zur Physiologie der Kunst.
Drittes Capitel. Zur Geschichte des europäischen Nihilismus.

Psychologen-Kurzweil.

Viertes Buch: Der grosse Mittag.

Erstes Capitel. Das Princip des Lebens „Rangordnung“.
Zweites Capitel. Die zwei Wege.
Drittes Capitel. Die ewige Wiederkunft.

[«]

[19 = Mp XVII 6. Mp XVI 4c. W II 9b. W II 6b. September 1888]

19[1]

<1.>

Man fragt mich oft, warum ich <eigen>tlich meine Bücher deutsch schriebe? Meine Antwort darauf ist immer die gleiche: ich liebe die Deutschen, — Jeder hat seine kleine Unvernunft. Was macht es mir, wenn die Deutschen mich nicht lesen? Um so mehr bemühe ich mich noch darum, ihnen gerecht zu sein. — Und, wer weiß? vielleicht lesen sie mich übermorgen.

2.

Das neue Deutschland stellt ein großes Quantum vererbter und angeschulter Tüchtigkeit dar: so daß es den aufgehäuften Schatz von Kraft eine Zeitlang selbst verschwenderisch ausgeben darf. Es ist nicht eine hohe Cultur, die mit ihm Herr geworden, noch weniger ein delikater Geschmack, eine vornehme „Schönheit“ der Instinkte; aber männlichere Tugenden, als sonst ein Land Europa’s aufweisen kann. Viel guter Muth und Achtung vor sich selber, viel Sicherheit im Verkehr, in der Gegenseitigkeit der Pflichten, viel Arbeitsamkeit, viel Ausdauer — und eine angeerbte Mäßigung, welche eher des Stachels als des Hemmschuh’s bedarf. Ich füge hinzu, daß hier noch gehorcht wird, ohne daß das Gehorchen demüthigt… Und Niemand verachtet seinen Gegner…

3.

Nachdem ich auf diese Weise den Deutschen gerecht geworden — denn ich liebe sie, trotzalledem — habe ich keinen Grund mehr, ihnen meinen Einwand vorzuenthalten. Sie waren einst das „Volk der Denker“: denken sie heute überhaupt noch? — Sie haben keine Zeit mehr dafür… Deutscher „Geist“ — ich fürchte, das ist eine contradictio in adjecto. — Sie werden langweilig, sie sind es vielleicht, die große Politik verschlingt den Ernst für alle wirklich großen Dinge —, „Deutschland, Deutschland über alles“ — ein kostspieliges, aber nicht ein philosophisches Princip. — „Giebt es deutsche Philosophen? Giebt es deutsche Dichter? Giebt es gute deutsche Bücher?“ — so fragt man mich im Ausland. Ich erröthe, aber mit der Tapferkeit, die mir auch in verzweifelten Fällen zu eigen ist, antworte ich: „Ja! Bismarck!“… Sollte ich eingestehn, welche Bücher man jetzt liest? — Dahn? Ebers? Ferdinand Meyer? — Ich habe Universitäts-Professoren diesen bescheidenen Bieder-Meyer auf Unkosten Gottfried Kellers loben hören. Vermaledeiter Instinkt der Mediokrität!

4.

Ich gestatte mir noch eine Erheiterung. Ich erzä<hle,> was ein kleines Buch mir erzählt hat, als es von seiner ersten Reise nach Deutschland zu mir zurückkam. Dasselbe heißt: Jenseits von Gut und Böse, — es war unter uns gesagt, das Vorspiel zu eben dem Werke, das man hier in den Händen hat. Das kleine Buch sagte zu mir: „ich weiß ganz gut, was mein Fehler ist, ich bin zu neu, zu reich, zu leidenschaftlich, — ich störe die Nachtruhe. Es giebt Worte in mir, die einem Gott noch das Herz zerreißen, ich bin ein Rendez-vous von Erfahrungen, die man nur 6000 Fuß über jedem menschlichen Dunstkreis macht. — Grund genug, daß die Deutschen mich verstanden…“ Aber, antwortete ich, mein armes Buch, wie konntest du auch deine Perlen — vor die Deutschen werfen? Es war eine Dummheit! — Und nun erzählte mir das Buch, was ihm begegnet sei.

5.

In der That, man hat sich seit 1871 nur zu gründlich in Deutschland über mich unterrichtet: der Fall bewies es. Ich wundere mich nicht, wenn man meinen Zarathustra nicht versteht, ich sehe keinen Vorwurf darin: ein Buch so tief, so fremd, daß sechs Sätze daraus verstanden, das heißt erlebt haben, in eine höhere Ordnung der Sterblichen erhebt. Aber jenes „Jenseits“ nicht zu verstehn — das bewundere ich beinahe… Ein Referent der Nationalzeitung verstand das Buch als Zeichen der Zeit, als echte rechte Junker-Philosophie, zu der es der Kreuzzeitung nur an Muth gebreche. Ein kleines Licht der Berliner Universität erklärte in der „Rundschau“, offenbar in Rücksicht auf seine eigne Erleuchtung, das Buch für psychiatrisch und citirte sogar Stellen dafür: Stellen, die das Unglück hatten, Etwas zu beweisen. — Ein Hamburger Blatt erkannte in mir den alten Hegelianer. Das litterarische Centralblatt gestand ein, „den Faden“ für mich verloren zu haben (wann hat es ihn gehabt? —) und citirte, zur Begründung, ein paar Worte über den „Süden in der Musik“: als ob eine Musik, die nicht in Leipziger Ohren geht, damit aufhöre, Musik zu sein. Es bleibt dennoch wahr, was ich dort im Princip bekenne: il faut méditerraniser la musique. — Eine theologische Unschuld gab mir zu verstehn, mir liege gar nichts an der Logik, sondern einzig an „schönem Stile“: wie könne man ernst nehmen, was ich selbst so wenig ernst nähme? — Dies Alles mag noch hingehn: aber ich habe Fälle erlebt, wo das „Verständniß“ das Maaß des Menschlichen überschritt und an’s Thierische streifte. Ein Schweizer Redakteur, vom „Bund“, wußte dem Studium des genannten Werks nichts Anderes zu entnehmen als daß ich mit demselben die Abschaffung aller anständigen Gefühle beantragte: man sieht er hatte sich bei den Worten „Jenseits von Gut und Böse“ wirklich Etwas gedacht… Aber einem solchen Falle war meine Humanität noch immer gewachsen. Ich dankte ihm dafür, ich gab ihm selbst zu verstehn, Niemand habe mich besser verstanden — er hat’s geglaubt… Ein Jahr darauf behandelte dasselbe Blatt meinen Zarathustra als höhere Stilübung, mit geistreichen Winken über die Unvollkommenheit meines Stils —

— und ich hatte mein Vergnügen an dem Allen: warum sollte ich’s verschweigen? Man ist nicht umsonst Einsiedler. Das Gebirge ist ein stummer Nachbar, es vergehen Jahre, ohne daß Einen ein Wort er<re>ichte. Aber der Anblick des Lebenden erquickt: man läßt endlich alle Kindlein zu sich kommen, man <stre>ichelt jede Art Gethier noch, selbst wenn es Hörner hat. (Ich rede eine Kuh immer mit „mein Fräulein“ an: das schmeichelt ihrem alten Herzen.) Nur der Einsiedler kennt die große Toleranz. Die Liebe zu den Thieren — zu allen Zeiten hat man die Einsiedler daran erkannt…

[«]

19[2]

Umwerthung aller Werthe.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

19[3]

Gedanken für Übermorgen.
Auszug meiner Philosophie

Weisheit für Übermorgen
Meine Philosophie
im Auszug.

Magnum in parvo.
Eine Philosophie
im Auszug.

[«]

19[4]

1. Wir Hyperboreer.
2. Das Problem des Sokrates.
3. Die Vernunft in der Philosaphie.
4. Wie die wahre Welt endlich zur Fabel <wurde>
5. Moral als Widernatur.
6. Die vier großen Irrthümer.
7. Für uns — wider uns.
8. Begriff einer Décadence-Religion.
9. Buddhismus und Christenthum.
10. Aus meiner Aesthetik.
11. Unter Künstlern und Schriftstellern.
12. Sprüche und Pfeile.

[«]

19[5]

Multum in parvo.
Meine Philosophie
im Auszug.
Von
Friedrich Nietzsche

[«]

19[6]

Müssiggang
eines Psychologen.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

19[7]

[+ + +] Es giebt Worte in mir, die einem Gotte noch das Herz zerreißen, ich bin ein Rendez-vous von Erfahrungen, die man nur 6000 Fuß über jedem menschlichen Dunstkreis macht: Grund genug, daß die Deutschen mich verstanden…“ Aber, antwortete ich, mein armes Buch, wie konntest du auch deine Perlen — vor die Deutschen werfen! Es war eine Dummheit! — Und nun erzählte mir das kleine Buch, was ihm begegnet war.

In der That, man hat sich seit 1871 nur zu gründlich in Deutschland über mich unterrichtet: der Fall bewies es. Ich wundere mich nicht, wenn man meinen Zarathustra nicht versteht: ein Buch so fern, so schön, daß man Götterblut in den Adern haben muß, um seine Vogelstimme zu hören. Aber jenes „Jenseits“ nicht zu verstehn — das bewundere ich beinahe. Man versteht es überall, am besten in Frankreich. — Ein Referent der Nationalzeitung nahm das Buch als Zeichen der Zeit, als die echte, rechte Junker-Philosophie, zu der es der Kreuzzeitung nur an Muth gebreche. Ein kleines Licht der Berliner Universität erklärte, in der „Rundschau“, offenbar in Rücksicht auf seine eigne Erleuchtung, das Buch für psychiatrisch und citirte sogar Stellen dafür, Stellen, die das Unglück hatten, Etwas zu beweisen. — Ein Hamburger Blatt erkannte in mir den alten Hegelianer. Das litterarische Centralblatt gestand ein, „den Faden“ für mich verloren zu haben (wann hat es ihn gehabt? —) und citirte, zur Begründung, ein paar Worte über den „Süden in der Musik“: als ob eine Musik, die nicht in Leipziger Ohren geht, damit aufhörte, Musik zu sein! Es bleibt dennoch wahr, was ich dort im Princip bekenne: il faut méditerraniser la musique. — Eine theologische Unschuld gab mir zu verstehn, mir liege gar nichts an der Logik, sondern einzig an „schönem Stile“: wie könne man ernst nehmen, was ich selbst so wenig ernst nähme? — Dies Alles mag noch hingehn. Aber ich habe Fälle erlebt, wo das Verständniß das Maaß des Menschlichen überschritt und an’s Thierische streifte. Ein Schweizer Redakteur, vom „Bund“, wußte dem genannten Werke nichts Anderes zu entnehmen, als daß ich mit demselben die Abschaffung aller anständigen Gefühle beantragte: man sieht, er hatte sich bei den Worten „jenseits von Gut und Böse“ wirklich Etwas gedacht… Aber einem solchen Falle war meine Humanität noch immer gewachsen. Ich dankte ihm dafür, ich gab ihm selbst zu verstehn, Niemand habe mich besser verstanden, — er hat’s geglaubt… Ein Jahr darauf behandelte dasselbe Blatt meinen Zarathustra, das tiefste Buch der Menschheit, als höhere Stilübung, mit geistreichen Winken über die Unvollkommenheit meines Stils…

— Und ich hatte mein Vergnügen an dem Allen: was sollte ich’s verschweigen? Man ist nicht umsonst Einsiedler. Das Gebirge ist ein stummer Nachbar, es vergehen Jahre, ohne daß Einen ein Laut erreichte. Aber der Anblick des Lebenden erquickt: man läßt endlich alle „Kindlein“ zu sich kommen, man streichelt jede Art Gethier noch, selbst wenn es Hörner hat. Nur der Einsiedler kennt die große Toleranz. Die Liebe zu den Thieren — zu allen Zeiten hat man die Einsiedler daran erkannt…

Sils-Maria, Oberengadin,
Anfang September 1888.

[«]

19[8]

Umwerthung aller Werthe.

Erstes Buch.

Der Antichrist. Versuch einer Kritik des Christenthums.

Zweites Buch.

Der freie Geist. Kritik der Philosophie als einer nihilistischen Bewegung.

Drittes Buch.

Der Immoralist. Kritik der verhängnissvollsten Art von Unwissenheit, der Moral.

Viertes Buch.

Dionysos. Philosophie der ewigen Wiederkunft.

[«]

19[9]

Der Immoralist

Psychologie der Irrthümer, auf denen die Moral ruht

1) Verwechslung von Ursache und Wirkung
2) imaginäre Ursachen für physiologische Allgemeingefühle
3) die Willens-Causalität als der eigne „freie Wille“
4) der Mensch strebt nach Lust und meidet die Unlust („alles Böse unfreiwillig“)
5) Egoismus und Unegoismus (falsche Gegensätze)
falsche Psychologie der „Hingebung“ „Aufopferung“ „Liebe“

Psychologie der Mittel, mit denen die Moral zur Herrschaft kommt, die pia fraus.

[«]

19[10]

In der Geschichte der Cultur ist das „Reich“ einstweilen ein Unglück: Europa ist ärmer geworden, seitdem der deutsche Geist endgültig auf „Geist“ verzichtet hat. — Man weiß Etwas davon im Auslande: möchten sich die Deutschen hierüber nicht belügen! Man fragt: Habt ihr einen einzigen in Betracht kommenden Geist? Oder auch nur einen Dreiviertels-Geist?… Daß es keine deutschen Philosophen giebt, ist ein Ende ersten Ranges. Niemand ist so unbillig, es den Deutschen zuzurechnen, wenn geschwätzige Nullen, wie der Unbewußte, Herr E. von Hartmann, oder ein gift- und gallsüchtiges Gesindel, wie der Berliner Antisemit Herr E. Dühring, das Wort Philosoph mißbrauchen — der letztere findet keinen anständigen Menschen unter seinem Anhang, der erstere keinen anständigen „Verstand“.

[«]

19[11]

Der Staat nimmt in Anspruch, über die Fragen der Cultur mit zu reden und selbst zu entscheiden: als ob nicht der Staat nur ein Mittel, ein sehr untergeordnetes Mittel der Cultur wäre!… „Ein deutsches Reich“ — wie viel „deutsche Reiche“ rechnete man auf einen Goethe!… Alle großen Zeiten der Cultur waren politisch arme Zeiten: —

[«]

[20 = W II 10a. Sommer 1888]

20[1]

Das eherne Schweigen —

Fünf Ohren — und kein Ton darin!
Die Welt ward stumm…

Ich horchte mit den Ohren meiner Neugierde
Fünf Mal warf ich die Angel über mich,
Fünf Mal zog ich keinen Fisch herauf —
Ich fragte — keine Antwort lief mir ins Netz —

Ich horchte mit dem Ohr meiner Liebe

[«]

20[2]

Du liefst zu rasch:
jetzt erst, wo du müde bist,
holt dein Glück dich ein.

[«]

20[3]

eine verschneite Seele, der
ein Thauwind zuredet

[«]

20[4]

ein glitzernder tanzender Bach, den
ein krummes Bett
von Felsen einfieng:
zwischen schwarzen Steinen
glänzt und zuckt seine Ungeduld.

[«]

20[5]

Den Verwegnen
hüte dich zu warnen!
Um der Warnung willen
läuft er in jeden Abgrund noch.

[«]

20[6]

Gut verfolgt,
schlecht erwischt

[«]

20[7]

krumm gehn große Menschen und Ströme,
krumm, aber zu ihrem Ziele:
das ist ihr bester Muth,
sie fürchten sich vor krummen Wegen nicht.

[«]

20[8]

Ziegen, Gänse und andere
Kreuzfahrer und was sonst je
der heilige Geist
geführt hat

[«]

20[9]

sind dies Stelzen?
oder sind’s des Stolzes starke Füße?

[«]

20[10]

geknickt und knechtisch,
anbrüchig, anrüchig

[«]

20[11]

unter euch bin ich immer
wie Oel unter Wasser:
immer obenauf

[«]

20[12]

ein Saufladen neben jedem Kaufladen

[«]

20[13]

Seines Todes ist man gewiß:
warum wollte man nicht heiter sein?

[«]

20[14]

schlecht mit sich selber
verheirathet, unfriedlich,
sein eigner Hausdrache

[«]

20[15]

der Himmel steht in Flammen, das Meer
speit nach uns

[«]

20[16]

das Meer fletscht die Zähne
gegen dich.

[«]

20[17]

euer Gott, sagt ihr mir,
ist ein Gott der Liebe?
der Gewissensbiß
ist ein Gottesbiß,
ein Biß aus Liebe?

[«]

20[18]

unterhalb meines Gipfels
und meines Eises
noch von allen Gürteln
der Liebe umgürtet

[«]

20[19]

wem ziemt die Schönheit?
dem Manne nicht:
den Mann versteckt die Schönheit, —
aber wenig taugt ein versteckter Mann.
Tritt frei herfür, — — —

[«]

20[20]

du mußt wieder ins Gedränge:
im Gedränge wird man glatt und hart.
Die Einsamkeit mürbt…
die Einsamkeit verdirbt…

[«]

20[21]

verkennt ihn nicht!
Wohl lacht er
wie ein Blitz:
aber hinterdrein
grollt zornig sein langer Donner.

[«]

20[22]

schon ahmt er sich selber nach,
schon ward er müde,
schon sucht er die Wege, die er gieng —
und jüngst noch liebte er alles Unbegangne!

[«]

20[23]

meine Weisheit that der Sonne gleich:
ich wollte ihnen Licht sein,
aber ich habe sie geblendet;
die Sonne meiner Weisheit stach
diesen Fledermäusen
die Augen aus…

[«]

20[24]

sein Mitleid ist hart,
sein Liebesdruck zerdrückt:
gebt einem Riesen nicht die Hand!

[«]

20[25]

so ist’s jetzt mein Wille:
und seit das mein Wille ist,
geht Alles mir auch nach Wunsche —
Dies war meine letzte Klugheit:

ich wollte das, was ich muß:
damit zwang ich mir jedes „Muß“…
seitdem giebt es für mich kein „Muß“…

[«]

20[26]

Hochmüthig gegen kleine
Vortheile: wo ich der Krämer
lange Finger sehe,
Da gelüstet’s mich sofort,
den Kürzeren zu ziehn:
so wills mein spröder Geschmack von mir.

[«]

20[27]

kleine Leute,
zutraulich, offenherzig,
aber niedere Thüren:
nur Niedriges tritt durch sie ein.

[«]

20[28]

willst du bloß der Affe
deines Gottes sein?

[«]

20[29]

deine großen Gedanken,
die aus dem Herzen kommen,

und alle deine kleinen
— sie kommen aus dem Kopfe —
sind sie nicht alle schlecht gedacht?

[«]

20[30]

hüte dich,
sei nicht der Paukenschläger
deines Schicksals!
gehe aus dem Weg
allen Bumbums des Ruhmes!

[«]

20[31]

willst du sie fangen?
rede ihnen zu,
als verirrten Schafen:
„euren Weg, oh euren Weg
ihr habt ihn verloren“
Sie folgen Jedem nach,
der so ihnen schmeichelt.
„Wie? hatten wir einen Weg?
reden sie zu sich heimlich:
es scheint wirklich, wir haben einen Weg!“

[«]

20[32]

zürnt mir nicht, daß ich schlief:
ich war nur müde, ich war nicht todt.
Meine Stimme klang böse;
aber bloß Schnarchen und Schnaufen

war's, der Gesang eines Müden:
kein Willkomm dem Tode,
keine Grabes-Lockung.

[«]

20[33]

unbehülflich wie ein Leichnam,
im Leben schon todt, vergraben

[«]

20[34]

strecke die Hand aus nach kleinen Zufällen,
sei lieblich gegen das Unwillkommene:
Gegen sein Schicksal soll man nicht stachlicht sein,
man sei denn ein Igel.

[«]

20[35]

Steigt ihr,
ist es wahr, daß ihr steigt,
ihr höheren Menschen?
Werdet ihr nicht, verzeiht,
dem Balle gleich
in die Höhe gedrückt
— durch euer Niedrigstes?…
flieht ihr nicht vor euch, ihr Steigenden?…

[«]

20[36]

mit erdrosseltem Ehrgeize:
unter solchen gelüstet’s mich,
der Letzte zu sein —

[«]

20[37]

dem Gottesmörder
dem Verführer der Reinsten
dem Freund des Bösen?

[«]

20[38]

rechtschaffen steht er da,
mit mehr Sinn für das Rechte
in seiner linksten Zehe
als mir im ganzen Kopfe sitzt:
ein Tugend-Unthier,
weißbemäntelt

[«]

20[39]

was hilft’s! sein Herz
ist eng und all sein Geist
ist in diesen engen Käfig
eingefangen, eingeklemmt

[«]

20[40]

ihr steifen Weisen,

mir ward Alles Spiel

[«]

20[41]

liebe ich euch?…
So liebt der Reiter sein Pferd:
es trägt ihn zu seinem Ziele.

[«]

20[42]

enge Seelen,
Krämerseelen!
Wenn das Geld in den Kasten springt,
springt die Seele immer mit hinein!

[«]

20[43]

du hältst es nicht mehr aus,
dein herrisches Schicksal?
Liebe es, es bleibt dir keine Wahl!

[«]

20[44]

der Wille erlöst.
Wer nichts zu thun hat, dem macht
ein Nichts zu schaffen.

[«]

20[45]

die Einsamkeit
Pflanzt nicht: sie reift…
Und dazu noch mußt du die Sonne zur Freundin haben

[«]

20[46]

Wirf dein Schweres in die Tiefe!
Mensch, vergiß! Mensch vergiß!
Göttlich ist des Vergessens Kunst!
Willst du fliegen,
willst du in Höhen heimisch sein:
wirf dein Schwerstes in das Meer!
Hier ist das Meer, wirf dich ins Meer!
Göttlich ist des Vergessens Kunst!

[«]

20[47]

die Hexe.

wir dachten übel von einander?…
wir waren uns zu fern.
Aber nun, in dieser kleinsten Hütte, angepflockt an Ein Schicksal,
wie sollten wir noch uns feind sein?
man muß sich schon lieben, wenn man sich nicht entlaufen kann

[«]

20[48]

Die Wahrheit —

ein Weib, nichts Besseres:
arglistig in ihrer Scham:
was sie am liebsten möchte,
sie will’s nicht wissen,
sie hält die Finger vor…
Wem giebt sie nach? Der Gewalt allein! —
So braucht Gewalt,
seid hart, ihr Weisesten!
ihr müßt sie zwingen
die verschämte Wahrheit…
zu ihrer Seligkeit
braucht’s des Zwanges —
— sie ist ein Weib, nicht<s> Besseres…

[«]

20[49]

ach, daß du glaubtest
verachten zu müssen,
wo du nur verzichtetest!…

[«]

20[50]

Stunde des Abends
wo auch noch das Eis
meiner Gipfel glüht!

[«]

20[51]

Wasserfahrt — Ruhm.

Ihr Wellen?

Ihr Weiblein? Ihr Wunderlichen
ihr zürnt gegen mich?
ihr rauscht zornig auf?
Mit meinem Ruder schlage ich
eurer Thorheit auf den Kopf.
Diesen Nachen —
ihr selber tragt ihn noch zur Unsterblichkeit!

[«]

20[52]

Dergleichen mag nicht widerlegbar sein:
wäre es schon deshalb wahr?
oh ihr Unschuldigen!

[«]

20[53]

Auf Höhen bin ich heimisch,
nach Höhen verlangt mich nicht.
Ich hebe die Augen nicht empor;
ein Niederschauender bin ich,
Einer, der segnen muß:
alle Segnenden schauen nieder…

[«]

20[54]

Schon wird er unwirsch,
zackicht reckt
er den Ellenbogen;
seine Stimme versauert sich,
sein Auge blickt Grünspan.

[«]

20[55]

ein vornehmes Auge mit
Sammtvorhängen:
selten hell, —
es ehrt den, dem es sich offen zeigt.

[«]

20[56]

Milch fließt
in ihrer Seele; aber wehe!
ihr Geist ist molkicht

[«]

20[57]

ein fremder Athem haucht und faucht mich an:
bin ich ein Spiegel, der drob trübe wird?

[«]

20[58]

schone, was solch zarte Haut hat!
Was willst du Flaum
von solchen Dingen schaben?

[«]

20[59]

Wahrheiten, die noch kein Lächeln
vergüldet hat;
grüne herbe ungeduldige Wahrheiten
sitzen um mich herum.

[«]

20[60]

Oh ihr glühenden Eise alle!
Ihr Gipfelsonnen meines einsamsten Glücks!

[«]

20[61]

Langsame Augen,
welche selten lieben:
aber wenn sie lieben, blitzt es herauf
wie aus Goldschächten,
wo ein Drache am Hort der Liebe wacht…

[«]

20[62]

„zur Hölle geht, wer deine Wege geht?“ —
Wohlan! zu meiner Hölle
will ich den Weg mir mit guten Sprüchen pflastern

[«]

20[63]

Willst du in Dornen greifen?
Schwer büßen<s> deine Finger.
Greife nach einem Dolch

[«]

20[64]

bist du zerbrechlich?
so hüte dich vor Kindshänden!
Das Kind kann nicht leben,
wenn es nichts zerbricht…

[«]

20[65]

auch der Rauch ist zu etwas nütz:
so spricht der Beduine, ich spreche es mit:
du Rauch, kündest du nicht
dem, der unterwegs ist,
die Nähe eines gastfreundlichen Herds?

[«]

20[66]

wer heute am besten lacht,
der lacht auch zuletzt.

[«]

20[67]

ein müder Wanderer,
den mit hartem Gebell
ein Hund empfängt

[«]

20[68]

Milchherz, kuhwarm

[«]

20[69]

das sind Krebse, mit denen habe ich kein Mitgefühl,
greifst du sie, so kneipen sie;
läßt du sie, geht’s rückwärts.

[«]

20[70]

zu lange saß er im Käfig,
dieser Entlaufne!
zu lange fürchtete er einen
Stockmeister:
furchtsam geht er nun seines Wegs:
Alles macht ihn stolpern,
der Schatten eines Stocks schon macht ihn stolpern

[«]

20[71]

Jenseits des Nordens, des Eises, des Heute,
jenseits des Todes,
abseits —
unser Leben, unser Glück!
Weder zu Lande,
noch zu Wasser
kannst du den Weg
zu uns Hyperboreern finden:

von uns wahrsagte so ein weiser Mund.

[«]

20[72]

oh diese Dichter!
Hengste sind unter ihnen,
die auf eine keusche Weise wiehern

[«]

20[73]

sieh hinaus! sieh nicht zurück!
man geht zu Grunde,
wenn man immer zu den Gründen geht

[«]

20[74]

leutselig gegen Mensch und Zufall,
ein Sonnenfleck
an winterlichen Hängen

[«]

20[75]

ein Blitz wurde meine Weisheit;
mit diamantenem Schwerte durchhieb sie mir jede Finsterniß

[«]

20[76]

rathe, Räthselfreund,
wo weilt jetzt meine Tugend?
sie lief mir davon,
sie fürchtete die Arglist
meiner Angeln und Netze

[«]

20[77]

mein Glück macht ihnen wehe:
diesen Neidbolden wird mein Glück zum Schatten;
sie frösteln bei sich: blicken grün dazu —

[«]

20[78]

einsame Tage,
ihr wollt auf tapferen Füßen gehn!

[«]

20[79]

und nur wenn ich mir selbst zur Last bin,
fallt ihr mir schwer!

[«]

20[80]

unbequemlich
wie jede Tugend

[«]

20[81]

ein Gefangner, der das härteste Loos zog:
gebückt arbeiten,
im dumpfen dunklen Schachte arbeiten:
ein Gelehrter…

[«]

20[82]

wohin er gieng? wer weiß es?
aber gewiß ist, daß er untergieng.
Ein Stern erlosch im öden Raum:
öde ward der Raum…

[«]

20[83]

noch rauscht die Wetterwolke:
aber schon hängt
glitzernd still schwer —
Zarathustra’s Reichthum über die Felder hin.

[«]

20[84]

dies allein erlöst von allem Leiden —
wähle nun:
der schnelle Tod
oder die lange Liebe.

[«]

20[85]

nach neuen Schätzen wühlen wir,
wir neuen Unterirdischen: („Unersättlichen“)
gottlos schien es den Alten einst,
nach Schätzen aufzustören der Erde Eingeweide;
von Neuem giebt es solche Gottlosigkeit:
hört ihr nicht aller Tiefen Bauchgrimmen-Gepolter?

[«]

20[86]

du wirst absurd,
du wirst tugendhaft

[«]

20[87]

die heilige Krankheit,
der Glaube

[«]

20[88]

bist du stark?
stark als Esel? stark als Gott?
bist du stolz?
stolz genug, daß du deiner Eitelkeit dich nicht zu schämen weißt?

[«]

20[89]

sie haben ihren Gott aus Nichts geschaffen:
was Wunder: nun ward er ihnen zu nichte —

[«]

20[90]

ein Gelehrter alter Dinge
ein Todtengräber-Handwerk,
ein Leben zwischen Särgen und Sägespähnen

[«]

20[91]

übereilig
gleich springenden Spinnenaffen

[«]

20[92]

da stehn sie da,
die schweren granitnen Katzen,
die Werthe aus Urzeiten:
wehe! wie willst du die umwerfen?

[«]

20[93]

ihr Sinn ist ein Widersinn,
ihr Witz ist ein Doch- und Aber-Witz

[«]

20[94]

fleißig, traulich:
goldhell kommt mir jeder Tag
und gleich herauf.

[«]

20[95]

voll tiefen Mißtrauens,
überwachsen vom Moose,
einsam,
langen Willens,
allem Lüsternen fremd,
ein Schweigsamer

[«]

20[96]

er kauert, er lauert:
er kann schon nicht mehr aufrecht stehn.
Er verwuchs mit seinem Grabe,
dieser verwachsene Geist:
wie könnte er jemals auferstehn?

[«]

20[97]

bist du so neugierig?
kannst du um die Ecke sehn?
man muß, um das zu sehn, Augen auch hinter dem Kopfe haben

[«]

20[98]

sind sie kalt, diese Gelehrten!
Daß ein Blitz in ihre Speise schlüge!
Daß sie lernten Feuer fressen!

[«]

20[99]

Kratzkatzen,
mit gebundenen Pfoten,
da sitzen sie
und blicken Gift.

[«]

20[100]

was warf er sich aus seiner Höhe?
was verführte ihn?
Das Mitleiden mit allem Niedrigen verführte ihn:
nun liegt er da, zerbrochen, unnütz, kalt —

[«]

20[101]

Papier-Schmeißfliege
Eintags-leser

[«]

20[102]

ein Wolf selbst zeugte für mich

und sprach: „du heulst besser noch als wir Wölfe“

[«]

20[103]

Schwärzres und Schlimmres schautest du als irgend ein Seher:
durch die Wollust der Hölle ist noch kein Weiser gegangen.

[«]

20[104]

neue Nächte hülltest du um dich,
neue Wüsten erfand dein Löwenfuß

[«]

20[105]

an dieser steinernen Schönheit
kühlt sich mein heißes Herz

[«]

20[106]

von einem neuen Glücke
gefoltert

[«]

20[107]

weit hinaus, in das Meer der Zukunft
werfe ich über mein Haupt die Angel

[«]

20[108]

Grabe, Wurm!

[«]

20[109]

ich bin einer, dem man Schwüre schwört:
schwört mir dies!

[«]

20[110]

nicht daß du den Götzen umwarfst:
daß du den Götzendiener in dir umwarfst,
das war dein Muth

[«]

20[111]

mein Jenseits-Glück!
was heut mir Glück ist,
wirft Schatten in seinem Lichte

[«]

20[112]

schuldig sein mit der größten Schuld,
— und alle Tugenden sollen noch
vor meiner Schuld auf den Knieen liegen —

[«]

20[113]

täuschen —
das ist im Kriege Alles.
Die Haut des Fuchses:
sie ist mein heimliches Panzerhemd

[«]

20[114]

Ruhm
nicht zu früh erkannt:
Einer, der seinen Ruf aufgespart hat

[«]

20[115]

ist für solchen Ehrgeiz
diese Erde nicht zu klein?

[«]

20[116]

ist List besser als Gewalt?

[«]

20[117]

Alles gab ich weg
all mein Hab und Gut:

nichts bleibt mir mehr zurück
als du, große Hoffnung!

[«]

20[118]

„man siegt in Nichts ohne Zorn“

[«]

20[119]

wo Gefahr ist,
da bin ich dabei,
da wachse ich aus der Erde

[«]

20[120]

so spricht jeder Feldherr:
„gieb weder dem Sieger
noch dem Besiegten Ruhe!“

[«]

20[121]

die große Stunde kommt,
die Gefahr der Gefahren:
meine, Seele wird still…

[«]

20[122]

wer wäre das, der Recht dir geben könnte?
So nimm dir Recht!

[«]

20[123]

nicht an seinen Sünden und großen Thorheiten:
an seiner Vollkommenheit litt ich, als ich
am meisten am Menschen litt

[«]

20[124]

Trümmer von Sternen:
aus diesen Trümmern bilde ich meine Welt

[«]

20[125]

an diesem Gedanken
ziehe ich alle Zukunft

[«]

20[126]

was geschieht? fällt das Meer?
Nein, mein Land wächst!
eine neue Gluth hebt es empor!

[«]

20[127]

ein Gedanke,
jetzt noch heiß-flüssig, Lava:
aber jede Lava baut
um sich selbst eine Burg,
jeder Gedanke erdrückt
sich zuletzt mit „Gesetzen“

[«]

20[128]

als keine neue Stimme mehr redete,
machtet ihr aus alten Worten
ein Gesetz:
wo Leben erstarrt, thürmt sich das Gesetz.

[«]

20[129]

damit begann ich:
ich verlernte das Mitgefühl mit mir!

[«]

20[130]

eure falsche Liebe
zum Vergangnen,
eine Todtengräberliebe —
sie ist ein Raub am Leben,
ihr stehlt sie der Zukunft ab —

[«]

20[131]

den schlimmsten Einwand
ich verbarg ihn euch — das Leben wird langweilig:
werft es weg, damit es euch wieder schmackhaft wird!

[«]

20[132]

diese heitere Tiefe!
Was Stern sonst hieß,
zum Flecken wurde es.

[«]

20[133]

dieses höchste Hinderniß,
diesen Gedanken der Gedanken,
wer schuf ihn sich!
Das Leben selber schuf sich
sein höchstes Hinderniß:
über seinen Gedanken selber springt es nunmehr hinweg

[«]

20[134]

Schwärmer und Dämmerlinge,
und was Alles
zwischen Abend und Nacht
kreucht, fleugt und auf lahmen Beinen steht.

[«]

20[135]

sie kauen Kiesel,

sie liegen auf dem Bauche
vor kleinen runden Sachen;
sie beten Alles an, was nicht umfällt —
diese letzten Gottesdiener!
          Gläubigen!

[«]

20[136]

was man nicht hat,
aber nöthig hat,
das soll man sich nehmen:
so nahm ich mir das gute Gewissen.

[«]

20[137]

heimlich verbrannt,
nicht für seinen Glauben,
vielmehr daß er zu keinem Glauben
den Muth mehr fand

[«]

20[138]

was um euch wohnt,
das wohnt sich bald euch ein:
wo lang du sitzest,
da wachsen Sitten.

[«]

20[139]

trockene Flußbetten,
ausgedorrte sandige Seelen

[«]

20[140]

hartnäckige Geister,
fein, kleinlich

[«]

20[141]

ihre Kälte
macht meine Erinnerung erstarren?
Habe ich je dies Herz
an mir glühn und klopfen gefühlt?…

[«]

20[142]

(Nachts, bestirnter Himmel)
oh dieser todtenstille Lärm!

[«]

20[143]

auf breiter langsamer Treppe
zu seinem Glück steigen

[«]

20[144]

von irdischen Lichtern,
vom Widerschein fremden Glücks
aschgrau angestrahlt,
eine Mond- und Nachtschleiche

[«]

20[145]

„liebe den Feind,
laß dich rauben von dem Räuber“:
das Weib hörts und — thuts

[«]

20[146]

in den zwölf Sternen meiner Tugend: sie hat alle Jahreszeiten

[«]

20[147]

unsre Jagd nach der Wahrheit —
ist sie eine Jagd nach Glück?

[«]

20[148]

man bleibt nur gut, wenn man vergißt.
Kinder, die für Strafen und Rügen ein Gedächtniß haben,
werden tückisch, heimlich —

[«]

20[149]

Die Morgenröthe
mit frecher Unschuld
sah’s und verschwand.
Sturmwolken kamen hinter ihr.

[«]

20[150]

unruhig, wie Pferde:
schwankt nicht unser eigner Schatten
auf und nieder?
man soll uns in die Sonne führen,
gegen die Sonne —

[«]

20[151]

Wahrheiten für unsere Füße,
Wahrheiten, nach denen sich tanzen läßt

[«]

20[152]

Schreckgespenster,
tragische Fratzen,
moralische Gurgeltöne

[«]

20[153]

Wetterwolken — was liegt an euch!
Für uns, die freien luftigen lustigen Geister

[«]

20[154]

seid ihr Weiber,
daß ihr an dem, was ihr liebt,
leiden wollt?

[«]

20[155]

den Faulthieren ins Ohr gesagt:
„wer nichts zu schaffen hat,
dem macht ein Nichts zu schaffen“

[«]

20[156]

Wenn den Einsamen
die große Furcht anfällt,
wenn er läuft und läuft
und weiß selber nicht wohin?
wenn Stürme hinter ihm brüllen,
wenn der Blitz gegen ihn zeugt,
wenn seine Höhle mit Gespenstern
ihn fürchten macht —

[«]

20[157]

ich bin nur ein Worte-macher:

was liegt an Worten!
was liegt an mir!

[«]

20[158]

zu bald schon
lache ich wieder:
ein Feind hat
wenig bei mir gutzumachen

[«]

20[159]

Bei bedecktem Himmel,
wenn man Pfeile
und tödtende Gedanken
nach seinem Feinde schießt

[«]

20[160]

verirrten Glockenschlägen gleich
im Walde

[«]

20[161]

den Tapferen, den Frohgemuthen,
den Enthaltsamen
singe ich dies Lied.

[«]

20[162]

Kriegslieder der Seele.
Der Siegreiche
Aus der Siebenten Einsamkeit.

[«]

20[163]

Der Weg zur Grösse
Lieder
Zarathustras

[«]

20[164]

Das Grab Gottes.

[«]

20[165]

Die Lieder
Zarathustras.

Erster Theil:
Der Weg der Grösse
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

20[166]

Die Lieder Zarathustras.

Erster Theil:
von der Armut des Reichsten
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

20[167]

Die ewige Wiederkunft.
Zarathustra's
Tänze und Festzüge.
Von
Friedrich Nietzsche

[«]

20[168]

Die Lieder
Zarathustra's

Erster Theil:
Der Weg zur Grösse

[«]

[21 = N VII 4. Herbst 1888]

21[1]

Teichm<üller>
Scept<iques> gr<ecs>
Spir
A<ugust> Müller, der Islam

[«]

21[2]

Abends ins Café Livorno
3 — 5 ins Café Florio

Nicht zu Roma
nicht zu Löscher

Nicht Brille in der Straße aufsetzen!

keine Bücher kaufen!
nicht in die Menge gehn!
Abends durch Garten V<alentino> bis Schloß, dann wieder hinein bis Ende piazza Vitt<orio Emanuele I> und ins Café Livorno

im Theater mit Gall<eria> num<erata> probiren!

[«]

21[3]

Cap. über Glauben
Cap. überPaulus
die Mittel, krank zu machen
die Mittel, verrückt zu machen

[«]

21[4]

keine Briefe schreiben!
keine Bücher lesen!
ins Café etwas mitnehmen zum Lesen!
Notizbuch!

[«]

21[5]

Wasser trinken.
Nie spirituosa.
von Zeit zu Zeit (Rhaba<r>ber)
Morgens Ein Glas Thee: kalt werden lassen!
nachts etwas wärmen!
im Theat<er> galler<ia> posto numer<ato>
nicht Brille auf Straße
nicht in die Menge gehn!
nicht zu Löscher!
nicht zu Roma!
keine Briefe schreiben
Abends warme Kleider!

[«]

21[6]

Ach welche Wohlthat ist ein Jude unter deutschem Hornvieh!… Das unterschätzen die Herren Antisemiten. Was unterscheidet eigentlich einen Juden und einem Antisemiten: der Jude weiß, daß er lügt, wenn er lügt: der Antisemit weiß nicht, daß er immer lügt.

[«]

21[7]

Man sieht heute nicht selten junge Männer achtbarer Herkunft in durchaus zweideutigen Bewegungen verschwinden: sie haben lange ihrem Leben keinen Sinn zu geben gewußt, — irgend ein Sinn wird schließlich bei ihnen ein fast tyrannisches Bedürfniß. Zuletzt entscheidet der Zufall: sie verfallen einer Partei, die einen „Sinn“ hat, gegen den im Grunde nicht nur ihr Geschmack, sondern ihr Geruch pro<te>stirt, —

gegen die im Grunde nicht bloß der Geschmack sondern der Geruch protestirt, die Antisemiten zum Beispiel: bloß weil die Antisemiten ein Ziel haben, das handgreifbar bis zur Unverschämtheit ist das jüdische Geld...

ihrem Leben keinen Sinn zu geben wissen und die endlich einer Partei verfallen, die einen Sinn hat, den Antisemiten zum B<eispiel>, deren Ziel handgreiflich bis zur Unverschämth<eit> ist: das jüdische Geld

sie werden zum Beisp<iel> A<ntisemiten>, bloß weil die A<ntisemiten> ein Ziel haben, das handg<reiflich> bis zur Unversch<ämtheit> ist — das jüdische Geld..

Definition der Antisemiten: Neid, ressentiment, ohnmächtige Wuth als Leitmotiv im Instinkt: der Anspruch des „Auserwählten“; die vollkommene moralistische Selbstverlogenheit —, sie darf die Tugend und alle großen Worte beständig im Munde haben. Dies aber das typische Zeichen: sie merken nicht einmal wem sie damit zum Verwechseln ähnlich sehn? ein Antisemit ist ein „neidischer“ d.h. stupidester Jude — —

[«]

21[8]

Ich wage noch ein proprium meiner Natur anzudeuten, zumal es beinahe das proprium ist. Ich habe Etwas, das ich meine inneren Nüstern nenne. Bei jeder Berührung mit Menschen ist das Erste, was mir sich verräth, der Grad von innerer Sauberkeit [— — —] — ich rieche gerade die „schönen Seelen“ als besonders unreinlich. Wie Jemand zu sich steht, oder wie sich Jemand Etwas vor<ma>cht, ob er darauf hält, mit sich unzweideutig zu verkehren, — ob sich Jemand erträgt oder ein „Ideal“ nöthig <hat>… Der Idealist riecht mir schlecht…

Ich möchte wagen dürfen, den Namen eines Gelehrten jüdischer Abkunft zu nennen, der mir durch eine Instinkt gewordene vornehme Kühle und Klarheit gegen sich jeder Zeit ein tiefes Gefühl von Schönheit, von Reinlichkeit in meinem Sinn gegeben hat: er verglich sich keinen Augenblick, er war nie ein Anderer, u<nd> verbarg sich weder vor Zeugen noch ohne Zeugen. Dazu gehört nicht nur eine vollkommene Gewöhnung an Härte und Freimuth gegen sich; es gehört auch eine große Widerstandskraft dazu, um sich unter dem Eindruck von Gesellschaft oder Beruf oder Zufall nicht zu verändern. Es ist ebenso ein Zeichen der Stärke wie die sog<enannte> — — —

Den Gegensatz zu den geschilderten reinlichen Typen geben mir im Durchschnitt fast alle Deutschen, die ich kenne; im Besonderen die Herren Antisemiten, die ich als [—] par excell<ence> empfinde. Schlechte Instinkte, ein absurder Ehrgeiz, die Eitelkeit, [— — —] und dabei die Attitüde der „höheren Werthe“, des „Idealismus“…

[«]

[22 = W II 8b. September–Oktober 1888]

22[1]

Randbemerkung zu einer niaserie anglaise. — „Was du nicht willst, daß dir die Leute thun, das thue ihnen auch nicht.“ Das gilt als Weisheit; das gilt als Klugheit; das gilt als Grund der Moral — als „güldener Spruch“. John Stuart Mill und wer nicht unter Engländern glaubt daran… Aber der Spruch hält nicht den leichtesten Angriff aus. Der Calcul „thue nichts, was dir selber nicht angethan werden soll“ verbietet Handlungen um ihrer schädlichen Folgen willen: der Hintergedanke ist, daß eine Handlung immer vergolten wird. Wie nun, wenn Jemand, mit dem „principe“ in der Hand, sagte „gerade solche Handlungen muß man thun, damit Andere uns nicht zuvorkommen — damit wir Andere außer Stand setzen, sie uns anzuthun?“ — Andrerseits: denken wir uns einen Corsen, dem seine Ehre die vendetta gebietet. Auch er wünscht keine Flintenkugel in den Leib: aber die Aussicht auf eine solche, die Wahrscheinlichkeit einer Kugel hält ihn nicht ab, seiner Ehre zu genügen… Und sind wir nicht in allen anständigen Handlungen eben absichtlich gleichgültig gegen das, was daraus für uns kommt? Eine Handlung zu vermeiden, die schädliche Folgen für uns hätte — das wäre ein Verbot für anständige Handlungen überhaupt…

Dagegen ist der Spruch werthvoll, weil er einen Typus Mensch verräth: es ist der Instinkt der Heerde, der sich mit ihm formulirt — man ist gleich, man nimmt sich gleich: wie ich dir, so du mir — Hier wird wirklich an eine Äquivalenz der Handlungen geglaubt, die, in allen realen Verhältnissen, einfach nicht vorkommt. Es kann nicht jede Handlung zurückgegeben werden: zwischen wirklichen „Individuen“ giebt es keine gleiche Handlung, folglich auch keine „Vergeltung“… Wenn ich etwas thue, so liegt mir der Gedanke vollkommen fern, daß überhaupt dergleichen irgend einem Menschen möglich sei: es gehört mir… Man kann mir Nichts zurückzahlen, man würde immer eine „andere“ Handlung gegen mich begehen —

[«]

22[2]

Capitel über Paulus
die jüdische Familie der diaspora
die „Liebe“
die „freie“ Zurechtmachung von Jesus
ganz jüdisch-priesterlich
a) Tod für unsere Sünde
b) der „Erlöser“ ist unsterblich
der tiefe Haß gegen die Cultur und die Erkenntniß — bereits jüdisch (Genesis
52
die „unsterbliche“ Seele Psychologie der „Sterbenden“ 18
der Priester als „böser Engel“ 10
was Alles verdorben ist durch die Kirche
1) die Askese
2) das Fasten 66
3) das „Kloster“
4) die Feste
5) die Mildherzigkeit
Liebe Güte Heroismus 243
Psychologie der ersten Christen „richtet nicht“ 11
197 63 Protestant 184
große Lüge der Historie 17

[«]

22[3]

Buch 2 Zu beweisen, daß die nihilistische Denkungsweise die Folge vom Glauben an die Moral und Priester-Werthe ist: wenn man den Werth falsch angesetzt hat, so erscheint, bei der Einsicht in diese Falschheit, die Welt entwerthet…

Buch 3 die Moral in Hinsicht auf Entstehung, auf Mittel, auf Absicht das unmoralischste Faktum der Geschichte… ihre Selbst-Widerlegung, insofern sie, um ihre Werthe aufrecht zu erhalten, die Gegenwerthe praktiziren muß…

[«]

22[4]

Paulus: er sucht Macht gegen das regierende Judenthum, — seine Bewegung ist zu schwach… Umwerthung des Begriffs „Jude“: die „Rasse“ wird bei Seite gethan —: aber das hieß das Fundament negiren: der „Märtyrer“, der Fanatiker, der Werth alles starken Glaubens…

Nie zugestehen, daß die humanitären Wirkungen für das Christenthum sprechen…

Das Christenthum ist die Verfalls-Form der alten Welt in tiefster Ohnmacht: so daß die kränksten und ungesündesten Schichten und Bedürfnisse obenauf kommen.

[«]

22[5]

Folglich mußten andere Instinkte in den Vordergrund treten, um eine Einheit, eine sich wehrende Macht zu schaffen —, kurz eine Art Nothlage war nöthig, wie jene, aus der die Juden ihren Instinkt zur Selbsterhaltung gewonnen hatten…

Unschätzbar sind hierfür die Christen-Verfolgungen: — die Gemeinsamkeit in der Gefahr, die Massen-Bekehrungen als einziges Mittel den Privat-Verfolgungen ein Ende zu machen (— man nimmt es folglich so leicht als möglich mit dem Begriff „Bekehrung“)

[«]

22[6]

Götzen-Hammer.
oder
Heiterkeiten
eines Psychologen.

Götzen-Hammer.
Oder:
wie ein Psycholog Fragen stellt.
Von
Friedrich Nietzsche.

Götzen-Hammer.
Müssiggang
eines Psychologen.
Von
Friedrich Nietzsche.

Götzen-Hammer.
Oder:
wie ein Psycholog Fragen stellt.
Von
Friedrich Nietzsche
Leipzig,
Verlag von C. G. Naumann
1889.

Götzen-Dämmerung.
Oder:
wie man mit dem Hammer
philosophirt.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

22[7]

Ich e<mp>finde das Interpretiren nach christ<licher> Manier als tiefe Leichtfertigkeit. Sein Leben sich so auslegen, wie es schwäbische Christen thun, scheint mir durchaus unanständig, — es gehört Mangel an der großen Rechtschaffenheit dazu, um nicht zu entdecken, [— — —] Etwas zu interpretiren — und daß es ein armseliges Kunststück ist — wenn die Wissenschaftlichkeit nicht das Gewissen führt, so ist immer ein Rückstand da von Tüchtigkeit, — um nicht schwach feige, geistlos, in einer christ<lichen> Weise sich sein Leben zurechtzulegen, wie es in zurückbleibenden Gegenden z.B. in Schwaben möglich ist, was da zurückgeblieben ist war die Rechtschaffenheit… Nicht der „Geist“: denn es gehört kein Scharfsinn dazu, um den „Schwindel“ zu durchschauen, den man dabei treibt

[«]

22[8]

Ein Glaube, der sich auf heilige Bücher stützt, die Niemand als Bücher gelten läßt, die Bücher durch Offenbarung mitgetheilt denen, die die Wahrheit erk<ennen> als etwas, das gegeben ist, das feststeht, nicht als etwas, wofür [— — —] und mit unsäglicher Selbstbezwingung und -zucht, ein Glaube der nie den Willen hat, seine heiligen Bücher zu verstehen, der [— — —] durch „Offenbarung“ sicher gestellt ist sein typischer Zustand

[«]

22[9]

Man soll es den Deutschen nie vergeben, die R<enaissance> um ihr Ziel, um ihren Sieg gebracht <zu haben>, — den Sieg über das Christenthum. Die deutsche Reformation ist ihr dunkler Fluch… Und noch drei Mal hat diese Unglücks-Rasse sich dazwischen gemacht, um den Gang der Cultur zu hemmen — die deutsche Philosophie, die Freiheitskriege, die Gründung des Reichs am Ende des neunzehnten Jahrhunderts — lauter große Verhängnisse der Cultur!

[«]

22[10]

57. Cap.) der heilige Zweck: Manus Gedanken bei seiner Lüge.
58. Cap.) nie soll man humanitäre Wirkungen des Christenthums zugeben, es hat Alles verdorben — Die furchtbare Einbuße, die alle werthvollen Dinge erlebt haben, daß der Ernst an imaginäre, an schädliche verschwendet wurde; daß erst Mitte dieses Jahrhunderts die Fragen Nahrung, Wohnung, Gesundheit ernst genommen wurden
59. Cap.) der große Versuch der Gegenwerthe — die Mission der Deutschen
60. Cap. meine Forderungen.

1. Man vermeide den Umgang mit Solchen, die nach wie vor Christen bleiben, — das aus Gründen der Reinlichkeit.
2. Die Fälle in Betracht gezogen, wo Christenthum ersichtlich bloß Folge und Sy<m>ptom von Nervenschwäche <ist>, verhindere man mit allen Mitteln, daß von solchen Herden aus die Ansteckung um sich greift.
3. Daß die Bibel ein gefährliches Buch ist, daß man Vorsicht gegen dasselbe zu lernen hat, — daß es unreifen Altersklassen nicht einfach in die Hand gegeben werden darf
4. daß man die Priester wie eine Art Tschandala betrachte und behandle
5. Alle Stätten, Einrichtungen, Erziehung reinigen von der Befleckung des Priesters
6. Feste und Heilige „Erlöser“
7. Zeit-Datirung

[«]

22[11]

Ich habe Fälle erlebt, wo junge Männer achtbarer Herkunft, die lange ihrem Leben kein Ziel zu geben verstehn, zuletzt in geradezu schmutzigen Bewegungen verschwinden, — nur weil diese ihnen ein Ziel geben… Einige z.B. werden sogar Antisemiten…

[«]

22[12]

58. Was man dem Christenthum verdankt

die furchtbare Einbuße, weil Alles, was Werth hat, was wichtig ersten Ranges ist, nicht ernst genommen worden ist…

— jetzt fangen wir an, Gesundheit, Kleidung, Nahrung Wohnung, ernst zu nehmen…

die Vergeudung aller großen Leidenschaft, aller Begeisterung, aller Tiefe und Feinheit des Geistes

[«]

22[13]

Vom höheren Menschen.
Oder:
die Versuchung Zarathustra's.

Zarathustra's Versuchung.
Oder:
wem Mitleiden eine Sünde wäre.

Zarathustra's Versuchung.
Oder:
wie Mitleiden eine Sünde wird.
wem Mitleiden zur Sünde würde.

[«]

22[14]

Umwerthung aller Werthe.

Der Antichrist. Versuch einer Kritik des Christenthums.

Der Immoralist. Kritik der verhängnissvollsten Art von Unwissenheit, der Moral.

Wir Jasagenden. Kritik der Philosophie als einer nihilistischen Bewegung.

Dionysos. Philosophie der ewigen Wiederkunft.

Zarathustras Lieder
Aus
sieben Einsamkeiten.

[«]

22[15]

Zarathustras Versuchung.
Oder:
an wem Mitleiden zur Sünde
würde.
Von
Friedrich Nietzsche.

[«]

22[16]

Der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem.

Götzen-Dämmerung. Oder: wie man mit dem Hammer philosophirt.

Zarathustra's Versuchung. Oder: an wem Mitleiden zur Sünde würde.

[«]

22[17]

die Ursächlichkeit des Handelns
die Zwecke falsch angesetzt:
Glück a) eignes b) fremdes
„egoistisch“ „unegoistisch“

(— Tiefster Mangel an Selbstbesinnung bei Schopenhauer, der auch noch
c) fremdes Leid d) eignes Leid
hinzufügt: was natürlich nur Spezifikationen des Begriffs „eignes Glück“ sind (a)

wenn Glück Zweck der Handlung ist, so muß Unbefriedigung dem Handeln vorausgehn: pessimistische Fälschung des Thatbestandes. Die Unlust als Motiv zum Handeln.

Meine Theorie: Lust, Unlust, „Wille“, „Zweck“ vollkommen bloß Begleit-Erscheinungen, — niemals ursächlich. Alle sogenannte „geistige“ Ursächlichkeit ist eine Fiktion

Ursächlichkeit des Handelns
Unlust und Lust Motive
der Wille als ursächlich im Handeln

Vorausgesetzt: daß die ganze Vorgeschichte in der Sphäre des Bewußtseins liegt
daß die eigentliche Ursächlichkeit eine geistige ist…
daß die „Seele“ weiß, was sie will und daß der Werth des Willensaktes bedingt ist durch ihr Wissen…
daß die Seele frei ist vom Willen und folglich — — —

[«]

22[18]

Die schlechten Handlungen, die der décadents sind gerade durch ihren Mangel an „Egoismus“ gekennzeichnet, — sie sind nicht auf den letzten Nutzen gerichtet

Psychologie der sogenannten unegoistischen Handlungen — in Wahrheit sind sie strengstens auf den Selbst-Erhaltungs-Instinkt hin regulirt

das Umgekehrte ist bei den sogenannten egoistischen Handlungen der Fall:

hier fehlt gerade der dirigirende Instinkt, — das tiefe Bewußtsein des Nützlichen und Schädlichen

Alle Stärke, Gesundheit, Vitalität zeigt von der vermehrten Spannung hin zum commandirenden Instinkt des Selbst

alles Locker-werden ist décadence

[«]

22[19]

Thesen: es giebt gar keine unegoistische Handlung
: es giebt auch kein egoistisches Handeln
: Glück ist niemals Zweck des Handelns, Unlust niemals Ursache
(— die Unlust könnte noch so groß sein: wäre der Mechanismus nicht frei, so gäbe es dennoch keine Handlung.
Lust und Unlust sind keine Ursachen, sie setzen nur Etwas in Bewegung, — sie begleiten es…

In wiefern alle Niedrigen, Lasterhaften, Brutalen, Listig-Raffinirten bloß symptomatisch sind für Degenerescenz

der Heerden-Instinkt

Kritik der Mitgefühle
Kritik der Selbstgefühle
Warum Wahrheit?

[«]

22[20]

Falsche Consequenzen des Glaubens ans „ego“

der Mensch strebt nach Glück: aber in diesem Sinne giebt es keine Einheit „welche strebt“…

und wonach alle Einheiten streben, das ist durchaus nicht Glück — Glück ist eine Begleiterscheinung — beim Auslösen ihrer Kraft: was Handeln macht, ist nicht das Bedürfniß, sondern die Fülle, welche auf einen Reiz hin sich entladet

nicht die „Unlust“ Voraussetzung der Thätigkeit, jene Spannung ist ein großer Reiz…

gegen die pessimistische Theorie, als ob alles Handeln auf Los-werden-wollen einer Unbefriedigung hinausgienge, als ob Lust an sich Ziel irgend welchen Handelns wäre…

[«]

22[21]

„selbstlose“ Handlungen giebt es gar nicht.

Handlungen, in denen das Individuum seinen eignen Instinkten untreu wird und nachtheilig wählt, sind Zeichen der décadence

(— eine Menge der berühmtesten sogenannten „Heiligen“ sind einfach durch ihren Mangel an „Egoismus“ überführt, décadents zu sein

die Handlungen der Liebe, des „Heroismus“ sind so wenig „unselbstisch“, daß sie gerade der Beweis eines sehr starken und reichen Selbst sind

— das Abgeben-können steht den „Armen“ nicht frei… ebensowenig die große Verwegenheit und Lust am Abenteuer, die zum „Heroismus“ gehört

nicht „sich opfern“ als Ziel, sondern Ziele durchsetzen, über deren Folgen man aus Übermuth und Zutrauen zu sich nicht besorgt ist, gleichgültig ist…

[«]

22[22]

a) die falsche Ursächlichkeit
   Lust Unlust Wille Zweck „Geist“
b) die falsche Einheit „Seele“, „ich“, „Person“
   womöglich „unsterbliche Person“
   — damit ein falscher Altruismus gegeben
      „ich“ und „Andere“
      (Egoism — Altruism)
      „Subjekt“ „Objekt“
c) die vollkommene Verachtung des Leibes ließ die Einzelperson nicht sehen, die vollkommene minutieuseste Art ihres Organisations-Spiels zur Selbst-Erhaltung und Reinigung der Art der Gattung: — mit anderen Worten den

unendl<ichen> Werth der Einzel-Person als Träger des Lebens-prozesses und, folglich, ihr allerhöchstes Recht auf Egoismus, — wie alle ihre Unmöglichkeit es nicht zu sein…

Thatsächlich ist alles „Unegoistische“ décadence-Phänomen.

[«]

22[23]

Das Bibel-Verbot „du sollst nicht tödten“ ist eine Naivetät im Vergleich zu meinem Verbote an die décadents „ihr sollt nicht zeugen!“ — es ist Schlimmeres noch, es ist der Widerspruch dazu… Das höchste Gesetz des Lebens, von Zarathustra formulirt, verlangt, daß man ohne Mitleid sei mit allem Ausschuß und Abfall des Lebens, — daß man vernichte, was für das aufsteigende Leben bloß Hemmung, Gift, Verschwörung, unterirdische Gegnerschaft sein würde, — Christenthum mit einem Wort… es ist unmoralisch im tiefsten Verstand zu sagen: du sollst nicht tödten…

[«]

22[24]

I. Die Erlösung vom Christenthum: der Antichrist
II. von der Moral: der Immoralist
III. von der „Wahrheit“: der freie Geist.
IV. vom Nihilismus:

der Nihilismus als die nothwendige Folge von Christenthum, Moral und Wahrheitsbegriff der Philosophie.

Die Zeichen des Nihilismus…

ich verstehe unter „Freiheit des Geistes“ etwas sehr Bestimmtes: hundert Mal den Philosophen und anderen Jüngern der „Wahrheit“ durch Strenge gegen sich überlegen sein, durch Lauterkeit und Muth, durch den unbedingten Willen, Nein zu sagen, wo das Nein gefährlich ist — ich behandle die bisherigen Philosophen als verächtliche libertins unter der Kapuze des Weibes „Wahrheit“.

[«]

22[25]

Der Immoralist.

der Herkunft nach ist Moral: Summe der Erhaltungs-Bedingungen einer armen, halb oder ganz mißrathnen Art Mensch: diese kann die „große Zahl“ sein: — daher ihre Gefahr.

Kritik der „Verbesserer“

ihrer Benutzung nach ist sie das Hauptmittel des Priester-Parasitismus im Kampf mit den Starken, den Lebensbejahenden — sie gewinnen „die große Zahl“ (die Niedrigen, die Leidenden, in allen Ständen — die Verunglückten aller Art — eine Art Gesammt-Aufstand gegen die kleine Zahl der Gutgearteten…

Kritik der „Guten“

ihren Folgen nach die radikale Falschheit und Verderbniß selbst jener Ausnahme-Schichten: welche schließlich, um sich nur auszuhalten, in keinem Punkte mehr wahr gegen sich sein dürfen: die vollkommene psychologische Corruption mit dem, was daraus folgt: — — —

[«]

22[26]

Das Kunststück meines Lebens liegt in der Bescheidenheit, — in dem Willen, in der Kraft dazu, sich klein zu machen… Nicht sich klein zu stellen: sondern gleichsam Etwas zu vergessen, von sich ablösen, eine Distanz schaffen in sich — anders ausgedrückt: im Bewußtsein vollkommener Freiheit [— — —] die Aufgabe, der Wille, der unbarmherzige Instinkt, den sie bedingt…

Das Kunststück war, das viele Arme, Schwache, Leidende meines Lebens mir zu Hülfe zu nehmen, um an einer großen Aufgabe nicht zu Grunde zu gehn: — mich gleichsam zu zertheilen — und die andere Hälfte übrigbehalten zur Freundlichkeit, Menschenfreundlichkeit, Geduld, Zugänglichkeit für alles Kleine und Kleinste. Es ist auch die Seite, wo ich raffinirt und klug bin in Dingen des Genießens, — ein guter Leser, ein guter Hörer… Hier gefallen mir auch Dinge, die vielleicht eine große Liberalität in der Güte noch mehr verlangen als eine feinere Intelligenz; z.B. Petronius, auch Heinrich Heine, Offenbach mit seinen unsterblichen Tricks…

Gegen die Thatsache, daß fast jede Berührung mit Menschen mir den Begriff vom Thier mit unfreiwilligem Humor gab, erwuchs bei mir nicht gerade eine Geringschätzung: ich habe mich in allen Fällen, wo eine Art Rancune oder Ferocität gegen mich zu Tage <trat>, bemüht, irgend etwas [— — —] zu thun, um eine Erinnerung damit auszuwischen.

[«]

22[27]

Ich habe nie daran gelitten, nicht geehrt zu sein, — ich finde einen Vortheil darin. Andrerseits habe ich so viel Auszeichnung und Ehre in meinem Leben, von früher Jugend an erlebt, daß ich mich — — —

[«]

22[28]

Die Kunst, mich zu trennen, — auseinander zu halten, Eine Hälfte Jahre lang zu vergessen…

Vortheile aus meiner Krankheit ziehen: die Entlastung von der großen Spannung

das liebevolle Rachenehmen-Lernen für das Kleine.

Es würde mir unmöglich sein, zu erklären, was ich als den schlimmsten Zufall meines Lebens betrachte, — es klänge nicht nur paradox, es klänge undankbar, niedrig.

Die Art Wohlwollen, die ich erfahren habe, hat in vielen Fällen auf mich einen schlimmeren Eindruck gemacht als irgend eine Art Bosheit und Feindseligkeit. Es ist so viel Zudringlichkeit, so viel Mangel an Distanz-Gefühl im Glauben, wohlthun zu können: ich habe öfter das Wohlthun-wollen unter den allgemeinen Begriff der Brutalität gefaßt

Warum ich nie gelitten habe: „unerkannt“ zu sein, nicht gelesen zu werden

Noch in meinem 45ten Jahre geben mir Gelehrte der Basler Universität in aller Gutmüthigkeit zu verstehen, die litterarische Form meiner Schriften sei der Grund, weshalb man mich nicht lese, ich sollte das anders machen.

[«]

22[29]

Ein Distanz-Gefühl das zuletzt physiologisch sein möchte bin ich aus der allernächsten Nähe [—] nie los geworden: ich empfinde die Distanz, verschieden zu sein in jedem Verstande, gleichsam unvermischbar und obenauf im Vergleich zu jedem trüben Elemente

Mein Vorrecht, mein Voraus vor den Menschen überhaupt ist, eine Fülle höchster und neuester Zustände erlebt zu haben, in Bezug auf welche zwischen Geist und Seele zu trennen ein Cynismus wäre. Unzweifelhaft muß man Philosoph sein, tief sein bis zum [—], um von dieser Lichtfülle herauszutreten: aber die Richtigkeit des Gefühls, die lange Tyrannei einer großen Aufgabe sind die noch unentbehrlicheren Vorbedingungen dazu.

[«]

[23 = Mp XVI 4d. Mp XVII 7. W II 7b. Z II 1b. W II 6c. Oktober 1888]

23[1]

Auch ein Gebot der Menschenliebe. — Es giebt Fälle, wo ein Kind ein Verbrechen sein würde: bei chronisch Kranken und Neurasthenikern dritten Grades. Was hat man da zu thun? — Solche zur Keuschheit ermuthigen, etwa mit Hülfe von Parsifal-Musik, mag immerhin versucht werden: Parsifal selbst, dieser typische Idiot, hatte nur zu viel Gründe, sich nicht fortzupflanzen. Der Übelstand ist, daß eine gewisse Unfähigkeit, sich zu „beherrschen“ (— auf Reize, auf noch so kleine Geschlechtsreize nicht zu reagiren) gerade zu den regelmäßigsten Folgen der Gesammt-Erschöpfung gehört. Man würde sich verrechnen, wenn man sich zum Beispiel einen Leopardi als keusch vorstellte. Der Priester, der Moralist spielen da ein verlornes Spiel; besser thut man noch, in die Apotheke zu schicken. Zuletzt hat hier die Gesellschaft eine Pflicht zu erfüllen: es giebt wenige dergestalt dringliche und grundsätzliche Forderungen an sie. Die Gesellschaft, als Großmandatar des Lebens, hat jedes verfehlte Leben vor dem Leben selber zu verantworten, — sie hat es auch zu büßen: folglich soll sie es verhindern. Die Gesellschaft soll in zahlreichen Fällen der Zeugung vorbeugen: sie darf hierzu, ohne Rücksicht auf Herkunft, Rang und Geist, die härtesten Zwangs-Maaßregeln, Freiheits-Entziehungen, unter Umständen Castrationen in Bereitschaft halten. — Das Bibel-Verbot „du sollst nicht tödten!“ ist eine Naivetät im Vergleich zum Ernst des Lebens-Verbots an die décadents: „ihr sollt nicht zeugen!“… Das Leben selbst erkennt keine Solidarität, kein „gleiches Recht“ zwischen gesunden und entartenden Theilen eines Organismus an: letztere muß man ausschneiden — oder das Ganze geht zu Grunde. — Mitleiden mit den décadents, gleiche Rechte auch für die Mißrathenen — das wäre die tiefste Unmoralität, das wäre die Widernatur selbst als Moral!

[«]

23[2]

Zur Vernunft des Lebens. — Eine relative Keuschheit, eine grundsätzliche und kluge Vorsicht vor Eroticis selbst in Gedanken, kann zur großen Vernunft des Lebens auch bei reich ausgestatteten und ganzen Naturen gehören. Der Satz gilt in Sonderheit von den Künstlern, er gehört zu deren bester Lebens-Weisheit. Völlig unverdächtige Stimmen sind schon in diesem Sinne laut geworden: ich nenne Stendhal, Th. Gautier, auch Flaubert. Der Künstler ist vielleicht seiner Art nach mit Nothwendigkeit ein sinnlicher Mensch, erregbar überhaupt, zugänglich in jedem Sinne, dem Reize, der Suggestion des Reizes schon von Ferne her entgegenkommend. Trotzdem ist er im Durchschnitt, unter der Gewalt seiner Aufgabe, seines Willens zur Meisterschaft, thatsächlich ein mäßiger, oft sogar ein keuscher Mensch. Sein dominirender Instinkt will es so von ihm: er erlaubt ihm nicht, sich auf diese oder jene Weise auszugeben. Es ist ein und dieselbe Kraft, die man in der Kunst-Conception und die man im geschlechtlichen Actus ausgiebt: es giebt nur Eine Art Kraft. Hier zu unterliegen, hier sich zu verschwenden ist für einen Künstler verrätherisch: es verräth den Mangel an Instinkt, an Wille überhaupt, es kann ein Zeichen von décadence sein, — es entwerthet jedenfalls bis zu einem unausrechenbaren Grade seine Kunst. Ich nehme den unangenehmsten Fall, den Fall Wagner. — Wagner, im Banne jener unglaubwürdig krankhaften Sexualität, die der Fluch seines Lebens war, wußte nur zu gut, was ein Künstler damit einbüßt, daß er vor sich die Freiheit, die Achtung verliert. Er ist verurtheilt, Schauspieler zu sein. Seine Kunst selbst wird ihm zum beständigen Fluchtversuch, zum Mittel des Sich-Vergessens, des Sich-Betäubens, — es verändert, es bestimmt zuletzt den Charakter seiner Kunst. Ein solcher „Unfreier“ hat eine Haschisch-Welt nöthig, fremde, schwere, einhüllende Dünste, alle Art Exotismus und Symbolismus des Ideals, nur um seine Realität einmal loszusein, — er hat Wagnersche Musik nöthig… Eine gewisse Katholicität des Ideals vor Allem ist bei einem Künstler beinahe der Beweis von Selbstverachtung, von „Sumpf“: der Fall Baudelaire’s in Frankreich, der Fall Edgar Allan Poe’s in Amerika, der Fall Wagner’s in Deutschland. — Habe ich noch zu sagen, daß Wagner seiner Sinnlichkeit auch seinen Erfolg verdankt? daß seine Musik die untersten Instinkte zu sich, zu Wagner überredet? daß jener heilige Begriffs-Dunst von Ideal, von Drei-Achtel-Katholicismus eine Kunst der

Verführung mehr ist? (— er erlaubt, unwissend, unschuldig, christlich „den Zauber“ auf sich wirken zu lassen…) Wer wagte das Wort, das eigentliche Wort für die ardeurs der Tristan-Musik? — Ich ziehe Handschuhe an, wenn ich die Partitur des Tristan lese… Die immer mehr um sich greifende Wagnerei ist eine leichtere Sinnlichkeits-Epidemie, die „es nicht weiß“; gegen Wagnersche Musik halte ich jede Vorsicht für geboten. —

[«]

23[3]

Wir Hyperboreer.

1.

Wenn anders wir Philosophen sind, wir Hyperboreer, es scheint jedenfalls, daß wir es anders sind als man ehemals Philosoph war. Wir sind durchaus keine Moralisten… Wir trauen unsern Ohren nicht, wenn wir sie reden hören, alle diese Ehemaligen. „Hier ist der Weg zum Glücke“ — damit springt ein Jeder von ihnen auf uns los, mit einem Recept in der Hand und mit Salbung im hieratischen Maule. „Aber was kümmert uns das Glück?“ — fragen wir ganz erstaunt. „Hier ist der Weg zum Glück — fahren sie fort, diese heiligen Schreiteufel: und dies da ist die Tugend, der neue Weg zum Glück!“… Aber wir bitten Sie, meine Herrn! Was kümmert uns gar Ihre Tugend! Wozu geht Unsereins denn abseits, wird Philosoph, wird Rhinozeros, wird Höhlenbär, wird Gespenst? Ist es nicht, um die Tugend und das Glück los zu sein? — Wir sind von Natur viel zu glücklich, viel zu tugendhaft, um nicht eine kleine Versuchung darin zu finden, Philosophen zu werden: das heißt Immoralisten und Abenteurer… Wir haben für das Labyrinth eine eigne Neugierde, wir bemühn uns darum, die Bekanntschaft des Herrn Minotaurus zu machen, von dem man Gefährliches erzählt: was liegt uns an Ihrem Weg hinauf, an Ihrem Strick, der hinaus führt? zu Glück und Tugend führt? zu Ihnen führt, ich fürchte es… Sie wollen uns mit Ihrem Stricke retten? — Und wir, wir bitten Sie inständigst, hängen Sie sich daran auf!…

2.

Zuletzt: was hilft es! Es bleibt kein andres Mittel, die Philosophie wieder zu Ehren zu bringen: man muß zuerst die Moralisten aufhängen. So lange diese von Glück und Tugend reden, überreden sie nur die alten Weiber zur Philosophie. Sehen Sie ihnen doch in's Gesicht, allen den berühmten Weisen seit Jahrtausenden: lauter alte, lauter ältliche Weiber, lauter Mütter, mit Faust zu reden. „Die Mütter! Mütter! 's klingt so schauerlich." — Wir machen aus ihr eine Gefahr, wir verändern ihren Begriff, wir lehren Philosophie als lebensgefährlichen Begriff: wie könnten wir ihr besser zu Hülfe kommen? — Ein Begriff wird der Menschheit immer so viel werth sein, als er ihr kostet. Wenn Niemand Bedenken trägt, für den Begriff „Gott", „Vaterland", „Freiheit" Hekatomben zu opfern, wenn die Geschichte der große Dampf um diese Art Opfer ist —, womit kann sich der Vorrang des Begriffs „Philosophie" vor solchen Popular-Werthen, wie „Gott", „Vaterland", „Freiheit", beweisen, als dadurch, daß er mehr kostet — größere Hekatomben?… Umwerthung aller Werthe: das wird kostspielig, ich verspreche es — —

3.

Dieser Anfang ist heiter genug: ich schicke ihm sofort meinen Ernst hinterdrein. Mit diesem Buche wird der Moral der Krieg erklärt, — und, in der That, die Moralisten insgesammt werden zuerst von mir abgethan. Man weiß bereits, welches Wort ich mir zu diesem Kampf zurecht gemacht habe, das Wort Immoralist; man kennt insgleichen meine Formel „Jenseits von Gut und Böse". Ich habe diese starken Gegen-Begriffe nöthig, die Leuchtkraft dieser Gegen-Begriffe, um in jenen Abgrund von Leichtfertigkeit und Lüge hinabzuleuchten, der bisher Moral hieß. Die Jahrtausende, die Völker, die Ersten und die Letzten, die Philosophen und die alten Weiber — in diesem Punkte sind sie alle einander würdig. Der Mensch war bisher das moralische Wesen, eine Curiosität ohne Gleichen — und als moralisches Wesen absurder, verlogener, eitler, leichtfertiger, sich selber nachtheiliger als auch der größte Verächter des Menschen es sich träumen lassen möchte. Moral die bösartigste Form des Willens zur Lüge, die eigentliche Circe der Menschheit: das was sie verdorben hat. Es ist nicht der Irrthum als Irrthum, was mir bei diesem Anblick Entsetzen macht, nicht der jahrtausendelange Mangel an „gutem Willen", an Zucht, an Anstand, an Muth im Geistigen: es ist der Mangel an Natur, es ist die schauderhafte Thatsächlichkeit, daß die Widernatur selbst als Moral mit den höchsten Ehren geehrt worden ist und als Gesetz über der Menschheit hängen blieb… In diesem Maaße sich vergreifen, — nicht als Einzelner, nicht als Volk, sondern als Menschheit! Worauf weist das?

— Daß man die untersten Instinkte des Lebens verachten lehrt, daß man in der tiefsten Nothwendigkeit zum Gedeihen des Lebens, in der Selbstsucht, das böse Princip sieht: daß man in dem typischen Ziel des Niedergangs, der Instinkt-Widersprüchlichkeit, im „Selbstlosen“ im Verlust des Schwergewichts in der „Entpersönlichung“ und „Nächstenliebe“ grundsätzlich einen höheren Werth, was sage ich! den Werth an sich sieht!

Wie? Wäre die Menschheit selber in décadence? Wäre sie es immer gewesen? Was feststeht, ist daß ihr nur décadence-Werthe als oberste Werthe gelehrt worden sind. Die Entselbstungs-Moral ist die typische Niedergangs-Moral par excellence. — Hier bliebe eine Möglichkeit offen, daß nicht die Menschheit selber in décadence sei, sondern jene ihre Lehrer!… Und in der That, das ist mein Satz: die Lehrer, die Führer der Menschheit waren décadents: daher die Umwerthung aller Werthe in’s Nihilistische („Jenseitige“…)

4.

Was dürfte dagegen ein Immoralist von sich verlangen? Was werde ich mir mit diesem Buche zur Aufgabe stellen? — Vielleicht auch die Menschheit zu „verbessern“, nur anders, nur umgekehrt: nämlich sie von der Moral zu erlösen, von den Moralisten zumal, — ihre gefährlichste Art von Unwissenheit ihr in’s Bewußtsein, ihr in’s Gewissen zu schieben… Wiederherstellung des Menschheits-Egoismus! — —

[«]

23[4]

Der Immoralist.

A. Psychologie des Guten: ein décadent
  oder das Heerdenthier
B. seine absolute Schädlichkeit:
  als Parasitenform auf Unkosten der Wahrheit und der Zukunft
C. der Macchiavellismus der Guten
  ihr Kampf um die Macht
  ihre Mittel, zu verführen

ihre Klugheit in der Unterwerfung

z.B. vor Priestern
vor Mächtigen

D. „Das Weib“ im Guten

„Güte“ als feinste Sklaven-Klugheit, Rücksicht überall gebend und folglich empfangend.

E. Physiologie der Guten

an welchem Punkt der Gute auftritt in Familien, in Völkern
zu gleicher Zeit, wo die Neurosen auftreten

Gegensatz-Typus: die wahre Güte, Vornehmheit, Größe der Seele, die aus dem Reichthum, aus dem — — — welche nicht giebt, um zu nehmen, — welche nicht sich damit erheben will, daß sie gütig ist, — die Verschwendung als Typus der wahren Güte, der Reichthum an Person als Voraussetzung

der Begriff „Pflicht“ — eine Unterwerfung, Folge der Schwäche um nicht mehr fragen und wählen zu müssen

die Schwäche des Heerdenthiers erzeugt eine ganz ähnliche Moral, wie die Schwäche der décadents:

— sie verstehen sich, sie verbünden sich…

die großen décadence-Religionen rechnen immer auf die Unterstützung durch die Heerde…

An sich fehlt alles Krankhafte am Heerdenthier, es ist unschätzbar selbst; aber unfähig, sich zu leiten, braucht es einen „Hirten“ — das verstehen die Priester…

der „Staat“ ist nicht intim, heimlich genug, die „Gewissensleitung“ entgeht ihm

Worin das Heerdenthier krank gemacht wird durch den Priester?

Der décadence-Instinkt im Guten

1) die Trägheit: er will nicht mehr sich verändern, nicht mehr lernen, er sitzt als „schöne Seele“ in sich selber…
2) die Widerstands-Unfähigkeit: z.B. im Mitleiden, — er giebt nach („nachsichtig“ „tolerant“… „er versteht Alles“)
„Frieden und den Menschen ein Wohlgefallen“

3) er wird gelockt durch alles Leidende und Schlechtweggekommene — er „hilft“ gerne
   er ist instinktiv eine Verschwörung gegen die Starken
4) er bedarf der großen Narcotica, — wie „das Ideal“, der „große Mann“, der „Held“, er schwärmt…
5) die Schwäche, die sich in der Furcht vor Affekten, starkem Willen, vor Ja und Nein äußert: er ist liebenswürdig, um nicht feind sein zu müssen, — um nicht Partei nehmen zu müssen —
6) die Schwäche, die sich im Nicht-sehn-Wollen verräth, überall, wo vielleicht Widerstand nöthig werden würde („Humanität“)
7) wird verführt durch alle großen décadents: „das Kreuz“ „die Liebe“ den „Heiligen“ die Reinheit im Grunde lauter lebensgefährliche Begriffe und Personen
   — auch die große Falschmünzerei in Idealen
8) die intellektuelle Lasterhaftigkeit
   — Haß auf die Wahrheit, weil sie „keine schönen Gefühle“ mit sich bringt
   — Haß auf die Wahrhaftigen, — — —

der Selbsterhaltungs-Instinkt des Guten, der sich die Zukunft der Menschheit opfert: im Grunde widerstrebt er schon

der Politik

jeder weiteren Perspektive überhaupt

jedem Suchen, Abenteuern, Unbefriedigt-sein

er leugnet Ziele, Aufgaben, bei denen er nicht zuerst in Betracht kommt

er ist frech und unbescheiden als „höchster“ Typus und will über Alles nicht nur mitreden, sondern urtheilen.

er fühlt sich denen überlegen, welche „Schwächen“ haben: diese „Schwächen“ sind die Stärken des Instinkts

— wozu auch der Muth gehört, sich ihrer nicht zu schämen

Der Gute als Parasit. Er lebt auf Unkosten des Lebens:

als Weglügner der Realität

als Gegner der großen Instinkt-Antriebe des Lebens

als Epikureer eines kleinen Glücks, der die große Form des Glücks als unmoralisch ablehnt

— da er nicht mit Hand anlegt und fortwährend Fehlgriffe und Täuschungen verschuldet, so stört er jedes wirkliche Leben und vergiftet es überhaupt durch seinen Anspruch, etwas Höheres darzustellen
— in seiner Einbildung, höher zu sein, lernt er nicht, verändert er sich nicht, sondern nimmt Partei für **sich**, auch wenn er noch so große malheurs hervorgebracht hat.

[«]

23[5]

Der Immoralist.

1. Typus des Guten (Siehe zweitnächste Seite.)
2. der Gute macht aus sich
    - eine Metaphysik
    - eine Psychologie
    - einen Weg zur Wahrheit
    - eine Politik
    - eine Lebens- und Erziehungsweise
3. Resultat: eine absolut schädliche Art Mensch
   // nach der Wahrheit, nach der Zukunft der M<enschheit> hin // Ursache davon, daß erst seit 20 Jahren die wichtigen Dinge wichtig genommen werden
4. Problem: was ist eigentlich der gute Mensch?

	erstens der schwache: er will alle Menschen schwach
der gute Mensch	zweitens der bornirte: er will alle Menschen bornirt
als **Instinkt**	drittens das Heerdenthier, das Wesen ohne eigene Rechte: es will alle Menschen als Heerdenthiere.

5. „Der gute Mensch“ gemißbraucht zu anderen Zwecken

er kämpft gegen das Böse…	in Dienst genommen von dem Priester, gegen die Mächtigen, gegen die Starken und Wohlgerathenen
als Werkzeug	
„liberal“ „gleiche“ Rechte	in Dienst genommen von den Umsturz-Politikern, den Socialisten, Ressentiments-M<enschen> gegen die

Herrschenden

zu 3: **die schädlichste Art Mensch**
A. Er *erfindet* Handlungen, *die es nicht giebt*
  die unegoistischen, die heiligen Vermögen, die es nicht giebt
  „Seele“ „Geist“ „freier Wille“ Wesen, *die es nicht giebt*
  „Heilige“ „Gott“ „Engel“ eine Ordnung im Geschehen, *die es nicht giebt*
  die *sittliche* Weltordnung, mit Lohn und Strafe
  — eine Vernichtung der natürlichen Causalität
B. mit diesen Erdichtungen *entwerthet* er
  1) die einzigen Handlungen, die egoistischen
  2) den Leib
  3) die wirklich *werthvollen* Arten Mensch, die *werthvollen* Antriebe
  4) die ganze Vernunft im Geschehen, — er verhindert das Lernen aus ihm, die Beobachtung, die Wissenschaft, jeden *Fortschritt* des Lebens durch Wissen…

[«]

23[6]

I. der Mangel an Mißtrauen
  die Pietät
  die Ergebung in den Willen Gottes „die Frömmigkeit“
  das „gute Herz“, die „hülfreiche Hand“ — das *genügt*…
  der Ernst, den *höheren* Dingen zugewendet, — man darf dabei niedrige Sphären, wie den Leib und sein Wohlbefinden nicht zu ernst nehmen
  die Pflicht: man hat seine Schuldigkeit zu thun, —
  darüber hinaus soll man Alles Gott überlassen —

Ich frage ganz ernsthaft: habe ich hiermit nicht den *guten* Menschen *beschrieben*? Glaubt man nicht, daß dies ein *wünschenswerther* Mensch ist? Möchte man nicht so sein? Wünscht man sich seine Kinder anders? —

II. Sehen wir zu, wie die Guten aus sich
1. eine Metaphysik machen
2. eine Psychologie
3. eine Politik
4. eine Lebens- und Erziehungsweise
5. eine Methode der Wahrheit

[«]

23[7]

Mein Satz: die guten Menschen sind die schädlichste Art Menschen. Man antwortet mir: „aber es giebt nur wenige gute Menschen“! — Gott sei Dank! Man wird auch sagen: „es giebt gar keine ganz guten Menschen“ — Um so besser! Immer würde ich aber noch aufrecht halten, daß in dem Grade indem ein Mensch gut ist, er schädlich ist.

Woran liegt es, daß man seit 20 Jahren die ersten Fragen des Lebens ernst nehme? Daß man Probleme sehe, wo man ehedem Alles ein für alle Mal laufen ließ?

: der Mangel an Mißtrauen
: die Trägheit, die Furcht vor dem Nachdenken
: das subj<ektive> Behagen, welches keine Gründe findet, in den Dingen Probleme zu sehen
: die Überzeugung, daß ein gutes Herz, eine hülfbereite Hand das Werthvollste sei, — daß man dazu erziehen müsse
: die Ergebung, — der Glaube, daß Alles in guten Händen ist…
: die Falschmünzerei der Interpretation, welche dieses „Gut“ Gott überall wiederfindet
: der Glaube, daß das „Heil der Seele“, überhaupt die moralischen Dinge getrennt sind von all solchen irdisch-leiblichen Fragen: es gilt als niedrig, den Leib und sein Wohlbefinden so ernst nehmen…
: die Ehrfurcht vor dem Herkommen: es ist pietätlos zu verneinen, oder auch nur Kritik am Überlieferten zu üben

Ecco! Und diese Art Mensch ist die **schädlichste** Art Mensch

[«]

23[8]

IV. Dionysos
Typus des Gesetzgebers

[«]

23[9]

Auf die Gefahr hin, den Herren Antisemiten einen „gut<be>messenen“ Tritt zu versetzen, bekenne ich, daß die Kunst zu lügen, das „unbewußte“ Ausstrecken langer, allzulanger Finger, das *Verschlucken* fremden Eigenthums mir an jedem Antisemiten bisher handgreiflicher erschienen als an irgend welchem Juden. Ein Antisemit stiehlt immer, lügt immer — er kann gar nicht anders… *Denn er hat* [— — —]… Man sollte die Antisemiten beklagen, man sollte für sie sammeln. „— — —

[«]

23[10]

Das Bibel-Verbot „du sollst nicht tödten!“ ist eine Naivetät im Vergleich zu *meinem* Verbot an die *décadents* „ihr sollt nicht zeugen!“ — es ist Schlimmeres noch, es ist der Widerspruch zu mir… Das höchste Gesetz des Lebens, von Zarathustra zuerst formulirt, verlangt, daß man *ohne Mitleid* sei mit allem Ausschuß und Abfall des Lebens, daß man vernichte, was für das aufsteigende Leben bloß Hemmung, Gift, Verschwörung, unterirdische Gegnerschaft sein würde, — *Christenthum* mit Einem Wort… Es ist unmoralisch, es ist *widernatürlich* im tiefsten Verstande zu sagen „du sollst nicht tödten!“ —

Das Bibel-Verbot „du sollst nicht tödten!“ ist eine Naivetät im Vergleich zu *meinem* Verbot an die décadents „ihr sollt nicht zeugen!“ — es ist Schlimmeres noch… Gegen den Ausschuß und Abfall des Lebens giebt es nur Eine Pflicht, vernichten; hier mitleidig sein, hier erhalten wollen um jeden Preis wäre die höchste Form der Unmoralität, die eigentliche Widernatur, die Todfeindschaft gegen das Leben selbst. —

Das Bibel-Verbot „du sollst nicht tödten!“ ist eine Naivetät im Vergleich zu meinem Verbot an die décadents „ihr sollt nicht zeugen!“ — Es ist Schlimmeres noch… Gegen den Ausschuß und Abfall des Lebens giebt es nur Eine Pflicht: keine Solidarität anerkennen; hier „human“ sein, hier gleiche Rechte dekretiren wäre die höchste Form der Widernatur: Widernatur, die Verneinung des Lebens selbst. — Das Leben selbst erkennt keine Solidarität zwischen den gesunden und entartenden Gliedern eines Organismus an — letztere muß es ausschneiden, oder das Ganze geht zu Grunde…

Das Bibel-Verbot „du sollst nicht tödten!“ ist eine Naivetät im Vergleich zum Ernst des Verbots an die décadents „ihr sollt nicht zeugen!“ — Das Leben selbst erkennt keine Solidarität, kein „gleiches Recht“ zwischen gesunden und entartenden Theilen eines Organismus an: letztere muß man ausschneiden, oder das Ganze geht zu Grunde. Mitleid mit den décadents — das wäre die tiefste Unmoralität, die Widernatur selber als Moral. —

[«]

23[11]

Fern von den Windzügen jeder Skepsis, von jeder feineren Frage-stellung gewachsen, fett, schwäbisch, mit runden Augen rund selber wie ein Apfel sitzt diese Art Tugend auf dem festesten Grunde, den es giebt: auf dem der Dummheit, — auf dem „Glauben“…

diese Tugend glaubt heute noch, daß Alles in guter Hand ist, nämlich in der Hand Gottes, wenn sie einen solchen Satz mit jener bescheidenen Sicherheit hinstellt wie als ob sie sagte, daß zwei Mal zwei vier ist

Die Dummheit hat ihre Vorrechte: eines von ihnen ist die Tugend… Die Dummheit spiegelt sich selbst in die Dinge hinein — sie heißt diese glückliche Vereinfachung aller Dinge zur Biederkeit des Schwaben den „alten Gott“… Wir Anderen sehen etwas Anderes in die Dinge hinein — wir machen Gott interessant…

[«]

23[12]

Wir sind Immoralisten: das sagen wir mit dem Stolz, als ob wir sagten — — — Wir leugnen, daß der Mensch nach Glück strebt, wir leugnen, daß die Tugend der Weg zum Glück ist, — wir leugnen, daß es die Handlungen, welche man bisher moralische Handlungen nannte, die „selbstlosen“ die „unegoistischen“ überhaupt giebt. In all den Behauptungen, denen wir ein ehernes Nein entgegenstellen drückt sich eine vollkommene unheimliche [—] über die bisherigen Erzieher der Menschheit aus:

[«]

23[13]

Der freie Geist
Kritik der Philosophie
als nihilistischer Bewegung

Der Immoralist
Kritik der Moral
als der gefährlichsten Art der Unwissenheit

Dionysos philosophos

[«]

23[14]

An diesem vollkommenen Tage, wo alles reift und nicht nur die Traube gelb wird, fiel mir eben ein Sonnenblick auf mein Leben — ich sah rückwärts, ich sah hinaus, — ich sah nie so viel und so gute Dinge auf einmal. Nicht umsonst begrub ich eben das vierundvierzigste Jahr ich durfte es: was in ihm Leben war, ist gerettet, — ist unsterblich. Das erste Buch der Umwerthung der Werthe; die ersten 6 Lieder Zarathustras; die Götzen-Dämmerung, mein Versuch mit dem Hammer zu philosophiren — Alles Geschenke dieses Jahres, sogar seines letzten Vierteljahrs — wie sollte ich nicht meinem ganzen Leben dankbar sein!…

Und so erzähle ich mir mein Leben.

Wer den geringsten Begriff von mir hat, erräth, daß ich mehr erlebt habe, als irgend ein Mensch. Das Zeugniß ist sogar in meinen Büchern geschrieben: die, Zeile für Zeile, erlebte Bücher aus einem Willen zum Leben sind und damit, als Schöpfung, eine wirkliche Zuthat, ein Mehr jenes Lebens selber darstellen. Ein Gefühl, das mich oft genug überkommt: eben wie ein deutscher Gelehrter es mit bewunderungswürdiger Unschuld von sich und seinen Dingen sprach: jeder Tag bringt dem mehr als denen ihr ganzes Leben bringt! Schlimmes unter anderem — es ist kein Zweifel! Aber das ist die höchste Auszeichnung des Lebens, daß es uns auch seine höchste Gegnerschaft entgegenstellt…

[«]

[24 = W II 9c. D 21. Oktober–November 1888]

24[1]

Ecce homo
Oder:
warum ich Einiges mehr weiss.
Von
Friedrich Nietzsche.

1.

— Ich komme zu einem Problem, das, wie mir wenigstens scheint, etwas ernsthafterer Natur ist als das Problem vom „Dasein Gottes“ und andre Christlichkeiten, — zum Problem der Ernährung. Es ist, in Kürze, die Frage: wie hast du dich zu ernähren, um zu deinem maximum von Kraft, von virtù, von Tugend im Sinne der Renaissance-Vernunft zu kommen? — Meine Erfahrungen sind hier so schlimm als möglich: ich bin erstaunt, so spät, an dieser Stelle gerade „zur Vernunft“ gekommen zu sein, zu spät in gewissem Verstande: und nur die vollkommene Nichtswürdigkeit unsrer deutschen Bildung erklärt mir einigermaßen, weshalb ich gerade hier rückständig bis zur „Heiligkeit“ war. Diese „Bildung“, welche von Anfang an die Realitäten grundsätzlich aus den Augen verlieren lehrt, um durchaus problematischen sogenannten „idealen“ Zielen, zum Beispiel einer sogenannten „klassischen Bildung“ nachzujagen! — als ob es nicht von vornherein zum Todtlachen wäre „klassisch“ und „deutsch“ zusammen in den Mund zu nehmen. Man denke sich doch einen „klassisch gebildeten“ Leipziger! — In der That, ich habe, bis zu meinen reifsten Jahren, immer nur schlecht gegessen, — moralisch ausgedrückt „unpersönlich“, „unegoistisch“, „altruistisch“: ich verneinte, durch Leipziger Küche zum Beispiel, meinen „Willen zum Leben“. Sich zum Zweck unzureichender Ernährung auch noch den Magen zu verderben — dies Problem scheint mir die genannte Küche zum Bewundern zu lösen. Aber die deutsche Küche überhaupt — was hat sie seit Alters her Alles auf dem Gewissen!

Die Suppe vor der Mahlzeit (— noch in italiänischen Kochbüchern des 16ten Jahrhunderts alla tedesca genannt); die ausgekochten Fleische; die fett und schwer gemachten Gemüse; die unverdauliche Species der Mehlspeisen. Rechnet man noch die gerade viehischen Nachguß-Bedürfnisse des deutschen Biedermanns hinzu, so versteht man die Herkunft des „deutschen Geistes“ — aus einem verdorbenen Magen… Aber auch die englische Diät, die, im Vergleich zur deutschen, eine wahre Rückkehr zur „Natur“, will sagen zum Rostbeaf, auch zur Vernunft ist — geht meinem eignen Instinkt tief zuwider: es scheint mir, daß sie dem Geiste „schwere Füße“ giebt, — Engländerinnen-Füße… Daß mir Alcoholica nachtheilig sind, daß ein Glas Wein oder Bier des Tags vollkommen ausreicht, um mir aus dem Leben wie Schopenhauern ein „Jammerthal“ zu machen, habe ich auch ein wenig zu spät begriffen, — erlebt hatte ich’s eigentlich von Kindesbeinen an. Als Knabe glaubte ich, Weintrinken sei wie Tabakrauchen anfangs nur eine vanitas junger Burschen, später eine schlechte Gewöhnung. Vielleicht war daran auch der Naumburger Wein schuld. — Zu glauben, daß der Wein erheitere, dazu müßte ich Christ sein, will sagen, glauben, was für mich eine Absurdität ist. Seltsam genug, bei einer extremen Verstimmbarkeit durch stark verdünnte, wenn auch noch so kleine Dosen Alkohol bin ich beinahe unempfindlich gegen starke Dosen: und mit einem Grog seemännischen Kalibers wirft man mich am wenigsten um. Eine lange lateinische Abhandlung in Einer Nachtwache niederzuschreiben, mit der heimlichen Ambition, es meinem Vorbilde Sallust in Strenge und Gedrängtheit gleichzuthun, dies stand schon als ich Schüler in der ehrwürdigen Pforta war, nicht im Widerspruch zu meiner Physiologie, auch nicht zu Sallust — wie sehr auch immer zur ehrwürdigen Pforta!… Später, gegen die Mitte des Lebens hin, entschied ich mich freilich immer strenger gegen jedwedes „geistige“ Getränk. Ich ziehe Orte vor, wo man überall Gelegenheit hat, aus fließenden Brunnen zu schöpfen (— Nizza, Turin, Sils); ich wache Nachts nicht auf, ohne Wasser zu trinken. In vino veritas: es scheint, daß ich auch hier wieder über den Begriff „Wahrheit“ mit aller Welt uneins bin, — der Geist schwebt bei mir über dem Wasser…

2.

Gegen die Krankheit, deren Wohlthaten gerade von mir am wenigsten unterschätzt werden sollen, würde ich einzuwenden haben, daß sie die Wehr- und Waffen-Instinkte des Menschen schwächt. Ich habe mich lange Jahre hindurch weder gegen eine wohlwollende zudringliche Hülfsbereitschaft, noch gegen tölpelhafte, ins Haus fallende „Verehrer“ und andres Ungeziefer genügend zu vertheidigen gewußt; jene Fälle, wie billig, noch abgerechnet, denen Niemand entgeht, etwa wenn junge lüderliche Gelehrte, unter dem Vorwand der „Verehrung“, Einen anzupumpen ins Haus fallen. Ein Kranker hat Mühe damit, Dinge und Menschen loszuwerden, Erinnerungen eingerechnet: eine Art Fatalismus, der „sich in den Schnee legt“, nach Art eines russischen Soldaten, welchem der Feldzug endlich zu hart wird, ein Fatalismus ohne Revolte gehört zu seinen Selbsterhaltungs-Instinkten. Man versteht Viel vom Weibe, als einem zum Leiden verurtheilten und unfreiwillig fatalistischen Wesen, wenn man diese Art Selbst-Erhaltungs-Instinkt begreift. So wenig Kraft wie möglich ausgeben, — sich nicht mit Reaktionen verschwenden — eine gewisse Sparsamkeit mehr aus Armut an Kraft: dies ist die große Vernunft im Fatalismus. Physiologisch ausgedrückt: eine Herabsetzung des Stoffverbrauchs, dessen Verlangsamung, — mit Nichts brennt man rascher ab als mit Affekten. Das Ressentiment, der Ärger, die Lust nach Rache — das sind für Kranke die schädlichsten aller möglichen Zustände: eine Religion, wie die Buddha’s, welche wesentlich mit Geistig-Raffinirten und Physiologisch-Ermüdeten zu thun hatte, wendete sich deshalb mit dem Hauptgewicht ihrer Lehre gegen das Ressentiment. „Nicht durch Feindschaft kommt Feindschaft zu Ende: durch Freundschaft kommt Feindschaft zu Ende.“ Der Buddhismus war keine Moral, — es wäre ein tiefes Mißverständniß, ihn nach solchen Vulgär-Cruditäten, wie das Christenthum ist, abzuwürdigen: er war eine Hygiene. — Ich habe beinahe unerträgliche Verhältnisse, Orte, Wohnungen, Gesellschaft, nachdem sie einmal, durch Zufall, gegeben waren, jahrelang zäh festgehalten, nicht mit Willen, sondern aus jenem Instinkt heraus, — es war jedenfalls weiser als zu ändern, als zu „experimentiren“. Das Experiment geht gegen den Instinkt des Leidenden: in einem hohen Sinn könnte man es geradezu den Beweis der Kraft nennen. Aus seinem Leben selbst ein Experiment machen — das erst ist Freiheit des Geistes, das wurde mir später zur Philosophie…

3.

Die Langeweile gehört, wie mir scheint, nicht gerade zu den Leiden der Leidenden; wenigstens fehlt mir alle Erinnerung dafür. Umgekehrt war die böse Zeit meines Lebens reich für mich durch eine gewisse neue Erfindsamkeit — die Kunst der nuances, die feine Fingerfertigkeit in der Handhabe von nuances. Ich würde das raffinement überhaupt verstehn als eine Verzärtelung des Getasts bis in’s Geistigste hinauf; auch noch jene Art liebevoller Rücksicht und Vorsicht im Verstehn, die Kranken eignet, gehört dahin, — sie scheuen die allzu nahe Berührung… Man hört in diesen Zuständen selbst gemeine Sachen ungemein, man transponirt sie gleichsam: der Alltags-Zufall wird durch ein sublimes Sieb gesiebt und sieht sich selber nicht mehr gleich. Zuletzt war ich damals über die Maaßen dankbar, wenn irgend etwas Freies und Ausgewähltes von Intelligenz, von Charakter sich in meine Nähe verschlug, während eine gewisse Ungeduld gegen Deutsche und Deutsches immer mehr bei mir Instinkt wurde. Mit Deutschen verlor ich meine gute Laune, meinen Geist — und nicht minder meine Zeit… Die Deutschen machen die Zeit länger… Anders steht es, wenn der Deutsche zufällig Jude oder Jüdin ist. Es ist wunderlich, wenn ich nachrechne, daß zwischen 1876—86 ich fast alle meine angenehmen Augenblicke im Zufall des Verkehrs Juden oder Jüdinnen verdanke. Die Deutschen unterschätzen, welche Wohlthat es ist, einem Juden zu begegnen, — man hat keine Gründe mehr, sich zu schämen, man darf sogar intelligent sein … In Frankreich sehe ich die Nothwendigkeit nicht ein, warum es Juden giebt, um so mehr in Deutschland: Meilhac und Halévy, die besten Dichter, denen mein Geschmack Unsterblichkeit verspricht, erreichen diese Höhe als Franzosen nicht als Juden. — Ich möchte dasselbe auch von Offenbach behaupten, diesem unzweideutigen Musiker, der nichts Anderes sein wollte als was er war — ein genialer Buffo, im Grunde der letzte M<usiker> der noch M<usik> machte und nicht Akkorde!…

4.

Im Grunde gehöre ich zu jenen unfreiwilligen Erziehern, welche keine Principien zur Erziehung brauchen, noch haben. Die Eine Thatsache, daß ich in 7 Jahren Unterricht an der obersten Klasse des Basler Pädagogiums keinen Anlaß hatte, eine Strafe zu verhängen, und daß, wie mir später bezeugt worden ist, die Faulsten bei mir noch fleißig waren, zeugt einigermaßen dafür. Eine kleine Klugheit aus jener Praxis ist mir im Gedächtniß geblieben: im Fall, wo ein Schüler im Wiederholen dessen, was ich die Stunde vorher auseinandergesetzt hatte, durchaus unzureichend blieb, nahm ich die Schuld davon stets auf mich, — sagte zum Beispiel, es sei Jedermann’s Recht, wenn ich mich zu kurz, zu unfaßlich ausdrücke, von mir eine Erläuterung, eine Wiederholung zu verlangen. Ein Lehrer habe die Aufgabe, sich jeder Intelligenz zugänglich zu machen… Man hat mir gesagt, daß dieser Kunstgriff stärker wirkte, als irgend ein Tadel. — Ich habe weder im Verkehr mit Schülern, noch mit Studenten, je eine Schwierigkeit empfunden, obschon zu Anfang meine vierundzwanzig Jahre mich ihnen nicht nur näherten. Insgleichen gab mir das Prüfen bei Doktor-Promotionen keinen Anlaß, irgend welche Künste oder Methoden noch zuzulernen: was ich instinktiv handhabte, war nicht nur das Humanste in solchen Fällen, — ich befand mich dabei selber erst vollkommen wohl, sobald ich den Promovenden in gutes Fahrwasser gebracht hatte. Jedermann hat in solchen Fällen so viel Geist — oder so wenig — als der verehrliche Examinator hat… Hörte ich zu, so schien es mir immer, daß im Grunde die Herren Examinatoren geprüft würden. —

5.

Ich habe nie die Kunst verstanden gegen mich einzunehmen, selbst wenn es mir von großem Werth schien, zu diesem Ziele zu gelangen. Man mag mein Leben hin und herwenden, man wird darin nicht die Anzeichen finden, daß je Jemand bösen Willen gegen mich gehabt habe. Meine Erfahrungen selbst mit Solchen, an denen Jedermann schlechte Erfahrungen macht, sind ohne Ausnahme zu deren Gunsten: auch war mir für den Verkehr, vorausgesetzt, daß ich nicht krank war, Jedermann noch ein Instrument, dem ich feine ungewohnteste Töne abgewann. Wie oft habe ich dies zu hören bekommen, eine Art Verwundern, über sich selber seitens meiner Unterredner: „Dergleichen ist mir nie bisher in den Sinn gekommen“… Am schönsten vielleicht von jenem unverzeihlich jung verstorbenen Heinrich von Stein, der einmal, nach sorgsam eingeholter Erlaubniß, auf drei Tage in Sils erschien, Jedermann erklärend, daß er nicht des Engadin wegen gekommen sei. Dieser ausgezeichnete Mensch, der mit der ganzen tapferen Einfalt seiner Natur in den Wagnerischen Sumpf hineingewatet bis in die Ohren war — „ich verstehe nichts von Musik“ bekannte er mir — war diese drei Tage lang wie umgewandelt durch einen Strom von Freiheit, gleich Einem, der plötzlich in sein Element geräth und Flügel bekommt. Ich sagte ihm immer, Das mache die gute Luft hier oben, so gehe es Jedem, aber er wollte mir’s nicht glauben… Wenn trotzdem an mir mancherlei große und kleine Missethat verübt worden ist, so war nicht der „Wille“, am wenigsten der böse Wille der Grund davon: eher schon hätte ich mich über den guten Willen zu beklagen, der nur Unfug in meinem Leben angerichtet hat. Meine Erfahrung giebt mir ein Anrecht auf Mißtrauen überhaupt hinsichtlich der hülfbereiten, zu Rath, zu Thaten schreitenden „Nächstenliebe“ —, ich werfe ihr vor, daß ihr die Delikatesse leicht abhanden kommt, daß sie mit ihren hülfbereiten Händen in ein erhabnes Geschick, in eine Vereinsamung unter Wunden, in ein

Vorrecht auf großes Leiden unter Umständen geradezu zerstörerisch hineingreift. — Nicht ohne Grund habe ich als „Versuchung Zarathustra's“ einen Fall gedichtet, wo ein großer Nothschrei an ihn kommt, wo das Mitleiden wie eine letzte Sünde ihn überfallen will: hier Herr bleiben, hier die Höhe seiner Aufgabe rein halten von den viel niedrigeren und kurzsichtigeren Antrieben, welche in den sogenannten selbstlosen Handlungen thätig sind, dies ist eine Probe, die letzte Probe, die Zarathustra und wer Seines Gleichen ist vor sich selber abzulegen hat. —

6.

Gleich Jedem, der nie unter seines Gleichen lebt und aus diesem seinem Schicksal zuletzt seine Kunst und Menschenfreundlichkeit macht, wehre ich mich in Fällen, wo eine kleine oder sehr große Thorheit gegen mich begangen wurde, gegen irgend eine Gegenmaßregel, es sei denn die, der Dummheit so schnell wie möglich eine Klugheit nachzuschicken: so holt man sie vielleicht noch ein. Man hat nur Etwas an mir schlimm zu machen, ich vergelte es, dessen sei man sicher: ich finde in Kürze eine Gelegenheit, dem Übelthäter meinen Dank für irgend Etwas auszudrücken oder ihn um Etwas zu bitten (— was verbindlicher ist als zu geben…) Auch scheint es mir, daß der gröbste Brief gutartiger ist als Schweigen. Solchen, die schweigen, fehlt es an Feinheit und Höflichkeit des Herzens. — Wenn man reich genug dazu ist, ist es ein Glück, Unrecht zu haben; man verträgt sich auf's Beste mit mir, wenn man mir von Zeit zu Zeit eine Gelegenheit giebt, Unrecht zu haben. Nichts verbessert meine Freundschaft so von Grunde aus, Nichts giebt ihr immer wieder Frische… In jenen nicht unbekannten Fällen, wo ich ein entschiedenes Nein bis zum Krieg aufs Messer bekenne, würde man einen argen Fehlschluß machen, gerade da eine im Hintergrunde verborgene Fülle schlimmer Erfahrungen vorauszusetzen. Wer einen Begriff von mir hat, darf umgekehrt schließen. Ich gestehe mir keine Sachen-Feindschaft, solange die geringste Personen-Zwiespältigkeit noch mitspielt. Wenn ich dem Christenthum den Krieg mache, so steht mir dies einzig deshalb zu, weil ich nie von dieser Seite aus Trübes oder Trauriges erlebt habe, — umgekehrt die schätzenswerthesten Menschen, die ich kenne, sind Christen ohne Falsch gewesen, ich trage es den Einzelnen am letzten nach, was das Verhängniß von Jahrtausenden ist. Meine Vorfahren selbst waren protestantische Geistliche: hätte ich nicht einen hohen und reinlichen Sinn von ihnen her mitbekommen, so wüßte ich nicht, woher mein Recht zum Kriege mit dem Christenthum stammte. Meine Formel dafür: der Antichrist ist selbst die nothwendige Logik in der Entwicklung eines echten Christen, in mir überwindet sich das Christenthum selbst. Ein anderer Fall: ich habe aus meinen Beziehungen zu Wagner und zu Frau Wagner nur die erquicklichsten und erhebendsten Erinnerungen zurückbehalten: genau dieser Umstand erlaubte mir jene Neutralität des Blicks, das Problem Wagner überhaupt als Cultur-Problem zu sehn und vielleicht zu lösen… Selbst für Antisemiten, denen ich, wie man weiß, am wenigsten hold bin, würde ich, meinen nicht unbeträchtlichen Erfahrungen nach, manches Günstige geltend zu machen haben: dies hindert nicht, dies bedingt vielmehr, daß ich dem Antisemitismus einen schonungslosen Krieg mache, — er ist einer der krankhaftesten Auswüchse der so absurden, so unberechtigten reichsdeutschen Selbst-Anglotzung…

7.

Es liegt nicht in meiner Art, Vieles und Vielerlei zu lieben: auch in meinem Verkehr mit Büchern habe ich im Ganzen mehr eine Feindseligkeit als eine Toleranz, ein „Herankommen-lassen“ im Instinkte. Und das von Kindesbeinen an. Es ist im Grunde eine kleine Anzahl Bücher, die in meinem Leben mitzählen, es sind die berühmtesten nicht darunter. Mein Sinn für Stil, für das Epigramm als Stil erwachte fast mit Einem Schlage bei der ersten Berührung mit Sallust: ich vergesse das Erstaunen meines verehrten Lehrers Corssen nicht, als er seinem schlechtesten Lateiner die allererste Censur geben mußte, — er lud mich zu sich ein… Gedrängt, streng, mit so viel Substanz auf dem Grunde als möglich, — eine kalte Bosheit gegen das „schöne Wort“ und das „schöne Gefühl“: daran errieth ich mich. Man wird, bis in meinen Zarathustra hinein, eine sehr ernsthafte Ambition nach römischem Stil, nach dem „magnum in parvo“, nach dem „aere perennius“ wiedererkennen. Nicht anders ergieng es mir bei der ersten Berührung mit Horaz. Bis heute habe ich an keinem anderen Dichter dasselbe artistische Entzücken wiedergefunden, das mir eine Horazische Ode macht. In gewissen Sprachen, z.B. im Deutschen, ist das, was hier erreicht ist, nicht einmal zu wollen. Dies Mosaik von Worten, wo jedes Wort, als Klang, als Ort, als Begriff, nach rechts links und über das Ganze hin seine Kraft ausströmt, dies minimum von Umfang der Zeichen, dies damit erreichte maximum von Energie des Zeichens — das Alles ist römisch und, wenn man mir glauben will, vornehm par excellence: der ganze Rest von Poesie wird dagegen eine Gefühls-Geschwätzigkeit. Ich möchte am wenigsten den Reiz vergessen, der im Contrast dieser granitnen Form und der anmuthigsten Libertinage liegt: — mein Ohr ist entzückt über diesen Widerspruch von Form und Sinn. Der dritte unvergleich<liche> Eindruck, den ich den Lateinern verdanke, ist Petronius. Dies prestissimo des Übermuths in Wort, Satz und Sprung der Gedanken, dies Raffinement in der Mischung von Vulgär- und „Bildungs“-Latein, diese unbändige gute Laune, die sich vor nichts fürchtet und über jede Art Animalität der antiken Welt mit Grazie hinwegspringt, diese souveräne Freiheit vor der „Moral“, vor den tugendhaften Armseligkeiten „schöner Seelen“ — ich wüßte kein Buch zu nennen, das am Entferntesten einen ähnlichen Eindruck auf mich gemacht hätte. Daß der Dichter ein Provençale ist, sagt mir leise mein persönlichster Instinkt: man muß den Teufel im Leibe haben, um solche Sprünge zu machen. Unter Umständen, wenn ich nöthig hatte, mich von einem niedrigen Eindruck zu befreien, zum Beispiel von einer Rede des Apostel Paulus, genügten mir ein Paar Seiten Petronius, um mich vollkommen wieder gesund zu machen.

8.

Den Griechen verdanke ich durchaus keine verwandten Eindrücke; im Verhältniß nämlich zu Plato bin ich ein zu gründlicher Skeptiker, und habe nie in die Bewunderung des Artisten Plato, die unter Gelehrten üblich ist, einzustimmen vermocht. Er wirft, wie mir scheint, alle Formen des Stils durcheinander: er hat Etwas Ähnliches auf dem Gewissen, wie die Cyniker, welche die Satura Menippea erfanden. Daß der Platonische Dialog, die entsetzlich selbstgefällige und kindliche Dialektik als Reiz wirken kann, dazu müßte man niemals gute Franzosen gelesen haben. Zuletzt geht mein Mißtrauen in die Tiefe bei Plato: ich finde ihn so abgeirrt von allen Grundinstinkten des Hellenen, so verjüdelt, so präexistent-christlich in seinen letzten Absichten, daß ich von dem ganzen Phänomen Plato eher das harte Wort „höherer Schwindel“ gebrauchen möchte als irgend ein andres. Man hat theuer dafür bezahlt, daß dieser Athener bei den Ägyptern in die Schule gieng (— wahrscheinlich bei den Juden in Ägypten…) In dem großen Verhängniß des Christenthums ist Plato eine jener verhängnißvollen Zweideutigkeiten, die den edleren Naturen des Alterthums es möglich machte, die Brücke zu betreten, die zum „Kreuz“ führte… Meine Erholung, meine Vorliebe, meine Kur von allem Platonismus war jeder Zeit Thukydides. Thukydides und, vielleicht, der principe Machiavellis, sind mir selber am meisten verwandt, durch den unbedingten Willen, sich nichts vorzumachen und die Vernunft in der Realität zu sehn, — nicht in der „Vernunft“, noch weniger in der „Moral“… Von der jämmerlichen Schönfärberei, die der klassisch gebildete Deutsche als den Lohn für seinen „Ernst“ im Verkehr mit dem Alterthum einerntet, kurirt nichts so gründlich als Thukydides. Man muß ihn Zeile für Zeile umwenden und sein Nicht-Geschriebenes so deutlich ablesen wie seine Worte: es giebt wenige so substanzreiche Denker. In ihm kommt die Sophisten-Cultur, will sagen die Realisten-Cultur zu ihrem vollendeten Ausdruck: diese unschätzbare Bewegung inmitten des eben allerwärts losbrechenden Moral- und Ideal-Schwindels der sokratischen Schulen. Die griech<ische> Philosophie schon als die décadence des griech<ischen> Instinkts: Thukydides als die große Summe aller starken, strengen, harten Thatsächlichkeit, die dem älteren Hellenen im Instinkt lag. Der Muth unterscheidet solche Naturen wie Plato und Thukydides: Plato ist ein Feigling — folglich flüchtet er ins Ideal — Thukydides hat sich in der Gewalt, folglich behält er auch die Dinge in der Gewalt.

9.

In den Griechen „schöne Seelen“, „harmonische Bildwerke“ und Win<c>kelmannsche „hohe Einfalt“ wiederzuerkennen — vor solcher niaiserie Allemande war ich durch den Psychologen behütet, den ich in mir trug. Ich sah ihren stärksten Instinkt, den Willen zur Macht; ich sah sie zittern vor der unbändigen Gewalt dieses Triebs, — ich sah alle ihre Institutionen wachsen aus den Schutzmaßregeln, sich von einander gegen ihren inwendigen Explosivstoff zu schützen. Die ungeheure Spannung im Innern entlud sich dann in entsetzlicher Feindschaft gegen alles Auswärtige: die Stadtgemeinden zerfleischten sich, damit die Stadtbürger um diesen Preis sich selber nicht zerfleischten. Man hatte nöthig, stark zu sein, — die prachtvolle und geschmeidige Leiblichkeit des Griechen ist eine Noth, nicht eine „Natur“ gewesen. Sie folgte: — sie war durchaus nicht von Anfang an da. Und mit Festen und Künsten wollte man auch nichts Andres als sich immer stärker, schöner, immer vollkommner fühlen —: es sind Mittel der Selbstverherrlichung, Steigerungsmittel des Willens zur Macht. — Die Griechen nach ihren Philosophen beurtheilen! die Moral-Weisheit der philosophischen Schulen zum Aufschluß benutzen, was griechisch war! Dergleichen galt mir immer nur als Beweis für die psychologische Feinheit, die die Deutschen auszeichnet… Die Philosophen sind ja die décadents des Griechenthums, die Gegenbewegung gegen den klassischen Geschmack, gegen den vornehmen Geschmack! Die sokratischen Tugenden wurden gepredigt, weil sie den Griechen zu fehlen anfiengen… Ich war der Erste, der zum Verständniß des älteren Hellenen jenes wundervolle Phänomen, das auf den Namen Dionysos getauft ist, wieder ernst nahm. Mein verehrungswürdiger Freund Jakob Burckhardt in Basel verstand durchaus, daß damit Etwas Wesentliches gethan sei: er fügte seiner Cultur der Griechen einen eignen Abschnitt über das Problem bei. Will man den Gegensatz, so sehe man die verächtliche Leichtfertigkeit aus der Nähe an, mit der seiner Zeit der berühmte Philolog Lobeck diese Dinge behandelt hat. Lobeck, der mit der ehrwürdigen Sicherheit eines zwischen Büchern ausgetrockneten Wurms in diese Welt geheimnißvoller Zustände hineinkriecht und sich überredet eben damit wissenschaftlich zu sein, wenn er nur bis zum Ekel hier öde und armselig ist, hat es mit allem Aufwande von Gelehrsamkeit zu verstehen gegeben, eigentlich habe es nichts auf sich mit all diesen Curiositäten. In der That möchten die Priester den Theilhabern solcher Orgien Einiges mitgetheilt haben, zum Beispiel daß der Wein zur Lust errege, daß der Mensch von Früchten lebe, daß die Pflanzen im Frühling aufblühen, im Winter welken. Was den Reichthum an Riten und Mythen orgiastischen Ursprungs betrifft, so wird er noch um einen Grad geistreicher. Die Griechen, sagt er Agl<a>oph. I, 672, hatten sie nichts Andres zu thun, so lachten, sprangen, rasten sie umher, oder, da der Mensch mitunter auch dazu Lust hat, so saßen sie nieder, weinten und jammerten. Andere kamen dann später hinzu und suchten doch irgend einen Grund für dies auffallende Wesen, und so entstanden zur Erklärung jener Gebräuche zahllose Festsagen und Mythen… Auf der anderen Seite glaubte man, jenes possierliche Treiben, welches einmal an den Festtagen stattfand, gehöre nun auch nothwendig zur Festfeier und hielt es als einen unentbehrlichen Theil des Gottesdienstes fest. — Aber abgesehen noch von diesem verächtlichen Unsinn dürfte man geltend machen, daß mit dem ganzen Begriff „griechisch“, noch mehr dem Begriff „klassisch“, den Winckelmann und Goethe gebildet hatten, uns das dionysische Element unverträglich ist: — ich fürchte, Goethe selber schloß etwas derartig<es> grundsätzlich von den Möglichkeiten der hellenischen Seele aus. Und doch spricht sich erst in den dionysischen Mysterien der ganze Untergrund des hellenischen Instinkts aus. Denn was verbürgte sich der Hellene mit diesen Mysterien? Das ewige Leben, die ewige Wiederkehr des Lebens, die Zukunft in der Zeugung verheißen und geweiht, das triumphirende Jasagen zum Leben über Tod und Wandel hinaus, das wahre Leben als das Gesammt-Fortleben in der Gemeinschaft, Stadt, Geschlechts-Verbindung; das geschlechtliche Symbol als das ehrwürdigste Symbol überhaupt, der eigentliche Symbol-Inbegriff der ganzen antiken Frömmigkeit; die tiefste Dankbarkeit für jedes Einzelne im Akt der Zeugung, der Schwangerschaft, der Geburt. In der Mysterienlehre ist der Schmerz heilig gesprochen: die „Wehen der Gebärerin“ heiligen den Schmerz überhaupt, alles Werden, Wachsen, alles Zukunfts-Verbürgende bedingt den Schmerz; damit es die ewige Lust des

Schaffens giebt, muß es ewig die Qual der Gebärerin geben… Ich kenne keine höhere Symbolik. — Erst das Christenthum hat aus der Geschlechtlichkeit eine Schmutzerei gemacht: der Begriff von imm<aculata conceptio> war die höchste seelische Niedertracht, die bisher auf Erden erreicht wurde z.B. — sie warf den Schmutz in den Ursprung des Lebens…

Die Psychologie des Orgiasmus, als eines überströmenden Lebensgefühls, innerhalb dessen selbst der Schmerz nur als Stimulans wirkt, gab mir den Schlüssel zum tragischen Gefühl, das sowohl von Aristoteles als in Sonderheit von Seiten der Pessimisten mißverstanden worden ist. Die Tragödie ist so fern davon, etwas für den Pessimismus der Hellenen im Sinne Schopenhauers zu beweisen, daß sie umgekehrt gerade dessen äußerster Gegensatz ist. Das Jasagen zum Leben selbst noch zu den fremdesten und härtesten Problemen, der Wille zum Leben im Opfer seiner höchsten Typen seine eigne Unerschöpflichkeit genießend — das nannte ich dionysisch, das verstand ich als die eigentliche Brücke zu einer Psychologie des tragischen Dichters. Nicht um vom Schrecken und Mitleiden loszukommen, und sich von einem gefährlichen Affekt wie durch eine vehemente Entladung desselben zu reinigen — das war der Weg des Aristoteles: sondern über Schrecken und Mitleiden hinaus die ewige Lust des Schaffens und Werdens zu genießen, seinen Schrecken, sein Mitleiden unter sich zu haben…

10.

Das Glück meines Daseins, seine Einzigkeit vielleicht liegt in seinem Verhängniß: ich bin, um es in Räthselform auszudrücken, als mein Vater bereits gestorben, als meine Mutter lebe ich noch. Diese doppelte Herkunft, gleichsam aus der obersten und der untersten Sprosse an der Leiter des Lebens — décadent zugleich und Anfang — dies, wenn irgend Etwas, erklärt jene Neutralität, jene Freiheit von Partei im Verhältniß <zum> großen Gesammt-Problem des Lebens, die mich auszeichnet. Ich kenne Beides, ich bin Beides. — Mein Vater starb mit 36 Jahren: er war zart, liebenswürdig und morbid, wie ein bloß zum Vorübergehn bestimmtes Wesen, — eher eine gütige Erinnerung ans Leben als das Leben selbst. In dem gleichen Jahr, wo sein Leben abwärts ging, ging auch das meine abwärts: im 36ten Jahr kam ich auf den niedrigsten Punkt meiner Vitalität, — ich lebte noch, doch ohne drei Schritte weit vor mich zu sehn. Im Jahr 1879 legte ich meine Basler Professur nieder, lebte den Sommer über wie ein Schatten, in St. Moritz und den nächsten Winter, den sonnenärmsten meines Lebens, in Naumburg. Das war mein minimum: der „Wanderer und sein Schatten“ entstand währenddem. Unzweifelhaft, ich kannte mich damals als Schatten… Im Winter darauf, meinem ersten Genueser Winter, brachte jene wunderliche Vergeistigung, die mit einer extremen Verarmung an Muskel und Blut beinahe bedingt ist, die „Morgenröthe“ hervor. Die vollkommene Helle und Heiterkeit des Geistes verträgt sich bei mir nicht nur mit der tiefsten physiologischen Schwäche, sondern sogar mit einem extremen Schmerzgefühl. In jenen Höllenqualen, die ein ununterbrochener Schmerz unter mühseligen Schleim-Erbrechen mit sich bringt, besaß ich die dialektische Klarheit par excellence und dachte Dinge durch, zu denen ich in gesünderen Verhältnissen nicht Kletterer, nicht raffinirt genug bin. (Meine Leser wissen, in wiefern ich Dialektik als décadence-Symptom betrachte, zum Beispiel im allerberühmtesten Fall, dem des Sokrates) Alle krankhaften Störungen des Intellekts, selbst die Halbbetäubung, die das Fieber im Gefolge hat, sind mir bis heute vollkommen fremde Dinge, über deren Häufigkeit ich mich erst auf belesen-gelehrtem Wege zu unterrichten hatte. Mein Blut läuft langsam, — ich hatte in den Krankheits-Jahren den Puls Napoleon’s — Niemand hat je Fieber bei mir constatiren können. Ein <Arzt, der> mich länger als Nervenleidenden behandelte, sagte selbst „nein! an Ihren Nerven liegt’s nicht, *ich* selber bin nur nervös.“ Vollkommen unnachweisbar irgend eine lokale Entartung; keine organisch bedingten Magenleiden, wie sehr auch immer, als Folge der Gehirn-Erschöpfung, die tiefste Schwäche des gastrischen Systems herantrat. Auch das Augenleiden, dem Blindwerden sich gefährlich annähernd, Folge, nicht ursächlich: so daß mit jeder Zunahme an Lebenskraft auch die Sehkraft, als [— —], zugenommen hat. Eine lange, allzulange Reihe von Jahren bedeutet bei mir Genesung, — sie bedeutet leider auch Rückfall, Verfall und Periodik einer Art décadence. Brauche ich zu sagen, daß ich in Fragen der décadence erfahren bin? ich habe sie vorwärts und rückwärts buchstabirt. Selbst jene Kunst des Greifens und Begreifens, jene Finger für nuances, jene ganze Psychologie des „Um die Ecke Sehens“, die mich vielleicht auszeichnet, ist damals erlernt, ist das eigentliche Geschenk jener Zeit, in der Alles sich verfeinerte, die Beobachtung sowohl als die Organe der Beobachtung. Von der Kranken-Optik aus nach gesünderen Begriffen und Werthen und wiederum umgekehrt aus der Fülle und Selbstgewißheit des vollen Lebens hinunter sehen in die Filigran-Arbeit des décadent-Instinkts — das ist meine größte Übung, meine längste Erfahrung gewesen: wenn irgendworin, so bin ich hier Meister. Ich habe es in der Hand, ich habe die Hand dafür, *Perspektiven umzustellen*: weshalb für mich allein eine *Umwerthung der Werthe* überhaupt möglich war.

11.

Abgerechnet nämlich davon, daß ich ein décadent bin, bin ich dessen Gegentheil im vollsten Sinne. Mein Beweis dafür ist, daß ich instinktiv auch gegen jene schlimmen Zustände die rechten Mittel wählte: während der décadent an sich erkennbar die schädlichen Mittel wählt. Als summa summarum war ich gesund: als Winkel, als Specialität war ich décadent. Jene Energie der absoluten Vereinsamung und Herauslösung aus gewohnten Verhältnissen und Aufgaben, der Zwang gegen mich selbst, mich nicht besorgen, bedienen, beärzteln zu lassen — das verräth die unbedingte Instinkt-Gewißheit darüber, was noth thut. Ich nahm mich selbst in die Hand, ich machte mich gesund: die Voraussetzung dafür ist — jeder Physiologe wird mir das zugestehen — daß man im Grund gesund ist. Ein typisch morbider Mensch wird nicht gesund: für einen typisch Gesunden kann Kranksein ein energisches Stimulans sein. So in der That erscheint mir zuletzt jene lange Krankheits-Periode: ich entdeckte das Leben gleichsam neu, ich schmeckte alle guten und selbst kleinen Dinge, wie sie ein Anderer nicht leicht geschmeckt haben wird, — ich machte aus meinem Willen zur Gesundheit, zum Leben meine Philosophie… Denn man gebe Acht darauf: die Jahre meiner niedrigsten Vitalität waren es, wo ich aufhörte, Pessimist zu sein, — mein Instinkt der Selbst-Wiederherstellung verbot mir eine Philosophie der Armut und Entmuthigung… Woran erkennt man im Grunde die Wohlgerathenheit? Ein wohlgerathener Mensch ist aus einem Holze geschnitzt, welches hart zart und wohlriechend ist, er thut selbst noch unserem Geruche wohl. Ihm schmeckt, was ihm zuträglich ist; sein Gefallen, seine Lust hört auf, wo das Maß des Zuträglichen überschritten ist. Er erräth Heilmittel gegen Schädigungen, er nützt schlimme Zufälle zu seiner Verstärkung aus. Er sammelt instinktiv aus Allem, was er sieht, hört, erlebt, seine Summe: er ist ein auswählendes Princip, er läßt viel durchfallen. Er ist immer in seiner Gesellschaft, ob er mit Büchern, Menschen oder Landschaften verkehrt: er ehrt, indem er wählt, indem er zuläßt, indem er vertraut. Er reagirt auf alle Art Reize langsam, mit jener Langsamkeit, die eine lange Vorsicht und ein gewollter Stolz ihm eingezüchtet haben, — er prüft den Reiz, der herankommt, er ist fern davon, ihm entgegenzukommen. Er glaubt weder an „Unglück“, noch an „Schuld“: er ist stark genug, daß ihm Alles zum Besten gereichen muß. — Wohlan, ich bin das Gegenstück eines décadent: denn ich beschrieb eben mich. —

[«]

24[2]

Der physiologische Widerspruch.
Vom Verbrecher.
Was ich den Alten verdanke.
Philosophie.
Musik

die Bücher charakterisirt.

In media vita.
Aufzeichnungen eines
Dankbaren.
Von
F. N.

[«]

24[3]

Ecce homo
Aufzeichnungen
eines Vielfachen.

1. Der Psycholog redet
2. Der Philosoph redet
3. Der Dichter redet
4. Der Musikant redet
5. Der Schriftsteller redet
6. Der Erzieher redet

[«]

24[4]

Fridericus Nietzsche
de vita sua.
Ins Deutsche übersetzt.

[«]

24[5]

Der Spiegel
Versuch
einer Selbstabschätzung.
Von
Friedrich Nietzsche

[«]

24[6]

Die Klugheit meines Instinkts besteht darin, die eigentlichen Nothstände und Gefahren für mich als solche zu fühlen.

insgleichen die Mittel zu errathen, mit denen man ihnen aus dem Wege geht oder sie zu seinem Vortheil einordnet und gleichsam um eine höhere Absicht herum organisirt.

Der Kampf mit der Vereinsamung
mit der Krankheit
mit dem Zufall von Herkunft, Bildung, Gesellschaft…
mit der großen erdrückenden Verantwortlichkeit
mit der Vielheit der Bedingungen seiner Aufgabe (— welche Isolation brauchen

[«]

24[7]

Größte Klugheit: eine große Bestimmung so wenig wie möglich in das Bewußtsein dringen lassen, — gegen sie die Scham bewahren

sich gegen sie durch Bescheidenheit, Muthwillen, Raffinement des Geschmacks, selbst durch Krankheits- und Schwäche-Zeiten gleichsam verstecken…

man muß nur ihre Gebote thun, nicht wissen wollen, was sie ist, wann sie befiehlt…

man muß keine Reden, keine Formeln, keine Attitüden für sie haben, — man muß leiden, ohne zu wissen, man muß das Beste thun, ohne sich darin zu verstehn…

[«]

24[8]

Vademecum.
Von der Vernunft meines Lebens.

[«]

24[9]

Im Verkehr mit den Alten.
Anhang
Ecce homo.

[«]

24[10]

Was Goethe angeht: so war der erste Eindruck, ein sehr früher Eindruck, vollkommen entscheidend: die Löwen-Novelle, seltsamer Weise das Erste, was ich von ihm kennen lernte, gab mir ein für alle Mal meinen Begriff, meinen Geschmack „Goethe“. Eine verklärt-reine Herbstlichkeit im Genießen und im Reifwerdenlassen, — im Warten, eine Oktober-Sonne bis ins Geistigste hinauf; etwas Goldenes und Versüßendes, etwas Mildes, nicht Marmor — das nenne ich Goethisch. Ich habe später, um dieses Begriffs „Goethe“ halber, den „Nachsommer“ Adalbert Stifters mit tiefer Gewogenheit in mich aufgenommen: im Grunde das einzige deutsche Buch nach Goethe, das für mich Zauber hat. — Faust — das ist für den, der den Erdgeruch der deutschen Sprache aus Instinkt kennt, für den Dichter des Zarathustra, ein Genuß ohne Gleichen: er ist es nicht für den Artisten, der ich bin, dem mit dem Faust Stückwerk über Stückwerk in die Hand gegeben wurde, — er ist es noch weniger für den Philosophen, dem das vollkommen Arbiträre und Zufällige — nämlich durch Cultur-Zufälle Bedingte in allen Typen und Problemen des Goetheschen Werks widerstrebt. Man studirt achtzehntes Jahrhundert, wenn man den „Faust“ liest, man studirt Goethe: man ist tausend Meilen weit vom Nothwendigen in Typus und Problem. —

[«]

[25 = W II 10b. W II 9d. Mp XVI 5. Mp XVII 8. D 25. W II 8c. Dezember 1888 — Anfang Januar 1889]

25[1]

Die große Politik.

Ich bringe den Krieg. Nicht zwischen Volk und Volk: ich habe kein Wort, um meine Verachtung für die fluchwürdige Interessen-Politik europäischer Dynastien auszudrücken, welche aus der Aufreizung zur Selbstsucht Selbst<üb>erhebung der Völker gegen einander ein Prinzip und beinahe eine Pflicht macht. Nicht zwischen Ständen. Denn wir haben keine höheren Stände, folglich auch <keine> niederen: was heute in der Gesellschaft obenauf ist, ist physiologisch verurtheilt und überdies — was der Beweis dafür ist — in seinen Instinkten so verarmt, so unsicher geworden, daß es das Gegenprincip einer höheren Art M<ensch> ohne Scrupel bekennt

Ich bringe den Krieg quer durch alle absurden Zufälle von Volk, Stand, Rasse, Beruf, Erziehung, Bildung: ein Krieg wie zwischen Aufgang und Niedergang, zwischen Willen zum Leben und Rachsucht gegen das Leben, zwischen Rechtschaffenheit und tückischer Verlogenheit… Daß alle „höheren Stände“ Partei für die Lüge nehmen, das steht ihnen nicht frei — dies müssen sie: man hat es nicht in der Hand, schlechte Instinkte vom Leibe zu halten. — Niemals mehr als in diesem Falle wird es ergeben wie wenig an dem Begriff „freier Wille“ ist: man bejaht, was man ist, man verneint, was man nicht ist… Die Zahl spricht zu Gunsten der „Christen“: die Gemeinheit der Zahl… Nachdem man zwei Jahrtausende die Menschheit mit physiologischem Widersinn behandelt hat, muß ja der Verfall die Instinkt-Widersprüchlichkeit zum Übergewicht gekommen sein. Ist es nicht, eine Erwägung, die Einem Schauder macht, daß erst ungefähr seit 20 Jahren alle nächstwichtigen Fragen, in der Ernährung, der Kleidung, der

Kost, der Gesundheit, der Fortpflanzung mit Strenge, mit Ernst, mit Rechtschaffenheit behandelt werden

Erster Satz: die große Politik will die Physiologie zur Herrin über alle anderen Fragen machen; sie will eine Macht schaffen, stark genug, die Menschheit als Ganzes und Höheres zu züchten, mit schonungsloser Härte gegen das Entartende und Parasitische am Leben, — gegen das, was verdirbt, vergiftet, verleumdet, zu Grunde richtet… und in der Vernichtung des Lebens das Abzeichen einer höheren Art Seelen sieht.

Zweiter Satz: Todkrieg gegen das Laster; lasterhaft ist jede Art Widernatur. Der christliche Priester ist die lasterhafteste Art Mensch: denn er lehrt die Widernatur.

Zweiter Satz: eine Partei des Lebens schaffen, stark genug zur großen Politik: die große Politik macht die Physiologie zur Herrin über alle anderen Fragen, — sie will die M<ensch>h<eit> als Ganzes züchten, sie mißt den Rang der Rassen, der Völker, der Einzelnen nach ihrer Zukunfts-[—], nach ihrer Bürgschaft für Leben, die sie in sich trägt, — sie macht unerbittlich mit allem Entarteten und Parasitischen ein Ende.

Dritter Satz. Der Rest folgt daraus.

[«]

25[2]

Was ich den Deutschen am wenigsten vergebe, das ist, daß sie nicht wissen, was sie thun… lügen. Der Lügner der weiß, daß er lügt, ist gegen einen Deutschen gemessen, tugendhaft…

[«]

25[3]

Der Gil Blas, ein angenehmes Land, in dem keine Deutschen vorkommen; Prosper Mérimée, ein noch angenehmeres, — man stolpert nirgendwo über eine Tugend.

[«]

25[4]

petits faits vrais
Fromentin
De Vogüé

[«]

25[5]

Herr Köselitz hat wirklich einen Begriff von mir: etwas, das mich immer noch ebenso in Erstaunen setzt als das Gegentheil davon mich kalt läßt. Ich sehe mitunter meine Hand daraufhin an, daß ich das Schicksal der Menschheit in der Hand habe —: ich breche sie unsichtbar in 2 Stücke auseinander, vor mir, nach mir…

[«]

25[6]

1.

Ich kenne mein Loos. Es wird sich einmal an meinen Namen die Erinnerung an etwas Un<geheu>res anknüpfen, — an eine Krisis, wie es keine auf Erden gab, an die tiefste Gewissens-Col<lision>, an eine Entscheidung heraufbeschworen gegen Alles, was geglaubt, gefordert, geheiligt worden war. — Und mit Alledem ist Nichts in mir von einem <Fana>tiker; wer mich kennt, hält mich für einen schlichten, vielleicht ein wenig boshaften Gelehrten, <der mit> Jedermann heiter zu sein weiß. Dies Buch giebt, wie ich hoffe, ein ganz andres Bild <als das> Bild eines Propheten, ich habe es geschrieben, um jeden Mythus über mich in der Wurzel zu zerstören —, es ist etwas Übermüthiges noch in meinem Ernste, ich liebe das Kleinste wie das <Größte> ich <weiß mein> Glück in den Augenblicken furchtbarer Entscheidungen nicht los zu werden, ich habe die größte Umfänglichkeit der Seele, die je ein Mensch gehabt hat. Verhängnißvoll <und —> Gott oder Hanswurst — das ist das Unfreiwillige an mir, das bin ich. — Und trotzdem oder vielmehr nicht trotzde<m>, denn alle Propheten waren bisher Lügner — redet aus mir die

Wahrheit. — aber m<eine> Wahrheit ist furchtbar: denn man hieß bisher die Lüge Wahrheit… Umwerthung all<er Werthe> das ist meine Formel für einen Akt höchster Selbstbesinnung der Menschheit: mein L<oos will,> daß ich tiefer, muthiger, rechtschaffener in die Fragen aller Zeiten hinunterblicken muß <als> je ein Mensch bisher entdecken mußte… Ich fordere nicht das was jetzt lebt heraus, <ich fordere> mehrere Jahrtausende gegen mich heraus. Ich widerspreche und bin trotzdem der Gegen<satz> eines neinsagenden Geistes. Erst von mir an giebt es wieder Hoffnungen, ich kenne <Aufgaben> von einer Höhe, daß der Begriff dafür bisher gefehlt hat, — ich bin der frohe Botschafter par excellence, wie sehr ich auch immer der Mensch des Verhängnisses sein muß. — Denn <wenn ein> Vulkan in Thätigkeit tritt, so haben wir Convulsionen auf Erden, wie es noch keine gab. <Der> Begriff Politik ist gänzlich in einen Geisterkrieg aufgegangen, alle Machtgebilde <sind> in die Luft gesprengt, — es wird Kriege geben, wie es noch keine auf Erden gab. —

2.

Was einstweilen vorgeht, ist mir zu widerlich, um auch nur den Zuschauer davon <abzu>geben. Ich kenne Nichts, was dem erhabenen Sinne meiner Aufgabe tiefer wider<stünde als> diese fluchwürdige Aufreizung zur Völker-, zur Rassen-Selbstsucht, die jetzt auf den <Namen> „große Politik“ Anspruch macht; ich habe kein Wort um meine Verachtung vor dem <geistigen> Niveau auszudrücken, das jetzt in Gestalt des deutschen Reichskanzlers und mit den preuß<ischen> Offizier-Attitüden des Hauses Hohenzollern sich zu Lenkern der Geschichte der Menschheit be<rufen> glaubt, diese niedrigste Species Mensch, die nicht einmal dort fragen gelernt hat, <wo ich> zerschmetternde Blitzschläge von Antworten nöthig habe, an der die ganze Arbeit der g<eistigen Rech>tschaffenheit von Jahrhunderten umsonst gewesen ist — das steht zu tief unter mir, als <daß e>s auch nur die Ehre meiner Gegnerschaft haben dürfte. Mögen sie ihre Kartenhäuser <bau>en! für mich sind „Reiche“ und „Tripel-Allianzen“ Kartenhäuser… Das ruht auf Voraussetzungen, die ich in der Hand habe… Es giebt mehr Dynamit zwischen <Himm>el und Erde als diese gepurpurten Idioten sich träumen lassen…

[«]

25[7]

5.

— Ein letzter Gesichtspunkt, der höchste vielleicht: ich rechtfertige die Deutschen, ich allein. Wir sind im Gegensatz, wir sind selbst unberührbar für einander, — es giebt keine Brücke, keine Frage, keinen Blick zwischen uns. Aber das erst ist die Bedingung für jenen äußersten Grad von Selbstigkeit, von Selbsterlösung, der in mir Mensch wurde: ich bin die Einsamkeit als Mensch… Daß mich nie ein Wort erreicht hat, das zwang mich, mich selber zu erreichen… Ich wäre nicht möglich ohne eine Gegensatz-Art von Rasse, ohne Deutsche, ohne diese Deutschen, ohne Bismarck, ohne 1848, ohne „Freiheitskriege“, ohne Kant, ohne Luther selbst… Die großen Cultur-Verbrechen der Deutschen rechtfertigen sich in einer höheren Ökonomik der Cultur… Ich will Nichts anders, auch rückwärts nicht, — ich durfte Nichts anders wollen… Amor fati… Selbst das Christenthum wird nothwendig: die höchste Form, die gefährlichste, die verführerischeste im Nein zum Leben fordert erst seine höchste Bejahung heraus — mich… Was sind zuletzt diese zwei Jahrtausende? Unser lehrreichstes Experiment, eine Vivisektion am Leben selbst… Bloß zwei Jahrtaus<ende>!…

[«]

25[8]

Stendhal kam aus dem Dienste der besten strengen Philosophen-Schule Europas, der der Condillac und Destutt de Tracy, — er verachtete Kant…

[«]

25[9]

Fromentin, Feuillet, Halévi, Meilhac, les Goncourt, Gyp, Pierre Loti — — — oder um einen von der tiefen Rasse zu nennen, Paul Bourget, der bei weitem am meisten von sich aus mir nahe gekommen ist — — —

[«]

25[10]

Die alten Italiäner mit der Tiefe und schwermüthigen Süßigkeit des Gefühls, die vornehmen Musiker par excellence, in denen das Höchste der Stimme als Ton übrig geblieben ist

Das Requiem von Nicola Jommelli (1769) zum Beispiel, ich hörte es gestern — ah das kommt aus einer anderen Welt als ein Requiem von Mozart…

[«]

25[11]

Ein letztes Wort. Ich werde von jetzt ab hülfreiche Hände — unsterbliche Hände! — ohne Zahl nöthig haben, die Umwerthung soll in 2 Sprachen erscheinen. Man wird gut thun überall Vereine zu gründen, um mir zur rechten Zeit einige Millionen Anhänger in die Hand zu geben. Ich lege Werth darauf, zunächst die Offiziere und die jüdischen Banquiers für mich zu haben: — Beide zusammen repräsentiren den Willen zur Macht. —

Wenn ich nach meinen natürlichen Verbündeten frage, so sind das vor Allem die Offiziere; mit militär<ischen> Instinkten im Leibe kann man nicht Christ sein, — im andern Fall wäre man falsch als Christ und falsch außerdem noch als Soldat. Insgleichen sind die jüdischen Banquiers meine natürlichen Verbündeten als die einzige internationale Macht ihrem Ursprung wie ihrem Instinkt nach, die die Völker wieder bindet, nachdem eine fluchwürdige Interessen-Politik aus der Selbstsucht und Selbstüberhebung der Völker eine Pflicht gemacht hat.

[«]

25[12]

In dieser Zeit ergiebt sich Alles, was [— — —] hatte. Ich gebe die höchste Ehre dem, den <es> dabei die größte Mühe gekostet hat — meinem Maestro Peter Gast, der zuletzt nicht einer Ehrenbezeigung bedürfte, wenn [— — —] — dem ersten und solidesten Musiker der jetzt lebt.

ich thue erst das was ich ihm schuldig wenn ich ihn den tiefsten und solidesten Musiker nenne, der jetzt lebe.

[«]

25[13]

Todkrieg dem Hause Hohenzollern

Als der, der ich sein muß, kein Mensch, ein Schicksal will ich ein Ende machen mit diesen verbrecherischen Idioten, die mehr als ein Jahrhundert das große Wort, das größte Wort geführt haben. Seit F<riedrichs> des Großen Diebes Tagen, haben sie nichts gethan als gelogen und gestohlen; ich habe einen Einzigen auszunehmen, den unvergeßlichen Friedrich den Dritten, als den bestgehaßten, bestverleumdeten der ganzen Rasse… Heute, wo eine schändliche Partei obenauf <ist>, wo eine christliche Bande die fluchwürdige Drachensaat des Nationalismus zwischen den Völkern sät und die schwarzen Hausknechte, aus Liebe zu den Sklaven „befreien“ will, haben wir die Verlogenheit und Unschuld in der Lüge vor ein welthistorisches Gericht zu bringen #

Ihr Werkzeug, Fürst Bismarck, der Idiot par excellence unter allen Staatsmännern, hat nie eine Handbreit über die Dyn<astie> Hohenzollern hinausgedacht

Aber das hat seine Zeit gehabt: ich will das Reich in ein ehernes Hemd einschnüren und zu einem Verzweiflungskampf herausfordern. Ich werde nicht eher die Hände frei bekommen, als bis ich den christlichen Husaren von Kaiser, diesen jungen Verbrecher sammt Zubehör in den Händen habe — mit Vernichtung der erbarmungswürdigsten Mißgeburt von Mensch, die bisher zur Macht gelangt ist

[«]

25[14]

Damit das Haus von Narren und Verbrechern sich obenauf fühlt, zahlt Europa jetzt jährlich 12 Milliarden, reißt es Klüfte zwischen den werdenden Nationen auf, hat es die hirnverbranntesten Kriege geführt, die je geführt wurden: Fürst Bismarck hat zu Gunsten seiner Hauspolitik alle Voraussetzungen für große Aufgaben, für

welthistorische Zwecke, für eine edlere und feinere Geistigkeit mit einer fluchwürdigen Sicherheit des Instinktes vernichtet. Und seht euch doch die Deutschen selber an, die [—] niedrigste, stupideste, gemeinste Rasse wohl, die jetzt auf Erden da ist, verhohenzollert bis zum Haß gegen Geist und Freiheit. Seht doch ihr „Genie“, den F<ürsten> B<ismarck>, den Idioten unter den Staatsmännern aller Zeiten, der nie eine Handbreit über die Dy<nastie> H<ohenzollern> hinausgedacht hat. Der Idiot am Kreuze war [— — —]… Und als die Rasse Genie hatte, hatte sie das Genie des Verbrechens…

Letzte Erwägung

Zuletzt könnten wir selbst der Kriege entrathen; eine richtige Meinung genügte unter Umständen schon. Ein Wagen mit Eisenstäben für Hohenzollern und andere „Schwaben“… Wir Anderen giengen unausgesetzt an die grandiose und hohe Arbeit des Lebens — wir haben Alles noch zu organisiren. Es giebt noch wirksamere Mittel, die Physiologie zu Ehren zu bringen als durch Lazarethe — ich wüßte einen besseren Gebrauch von den 12 Milliarden zu machen, die der „bewaffnete Friede“ heute Europa kostet. Und kurz und gut — — —

Aber das hat seine Zeit gehabt. Man möge mir diesen jungen Verbrecher ausliefern; ich werde nicht zögern, ihn zu verderben, — ich will selbst die Brandfackel in seinem fluchwürdigen Verbrecher-Geist lodern machen

[«]

25[15]

Nur indem ich den Verbrecher-Wahnsinn brandmarke, brandmarke ich immer die zwei fluchwürdigsten Institutionen, an denen bisher die Menschheit krank ist, die eigentlichen Todfeindschafts-Institutionen gegen das Leben: die dynastische Institution, die sich am Blut der Stärksten, Wohlgerathenen und Herrlichen mästet und die priesterliche Institution, die mit einer schauerlichen Arglist eben dieselben Männer, die Stärksten, Wohlgeratenen Herrlichen von vornherein zu zerstören versucht. Ich finde hier Kaiser und Priester sich einig: ich will hier Richter sein und alle Jahrtausende mit dem verbrecherischen Wahnsinn von Dynasten und Priestern ein Ende machen… Die M<ensch>h<eit> hat sich dergestalt gewöhnt an diesen Wahnsinn, daß sie heute die Heere nöthig zu haben glaubt zum Zweck der Kriege… Ich sagte, scheint es, eben eine Absurdität… Niemand verlangt strenger als ich, daß Jedermann Soldat ist: es giebt durchaus kein anderes Mittel, ein ganzes Volk zu den Tugenden des Gehorchens und Befehlens, zum Takt, in Haltung und Gebärden, zu der fröhlichen und tapferen Art, [—], zu der Freiheit des Geistes inzwischen zu erziehen — es ist bei weitem unsere erste Vernunft in der Erziehung, daß Jedermann Soldat <ist> es giebt auch kein anders Mittel um über jede Kluft von Rang, Geist Aufgabe hinweg, ein männliches gegenseitiges Wohlwollen über ein ganzes Volk hinzubreiten. — „Dienst und Pflicht“ [— — —], Segen der Arbeit — so redet immer die verfluchte Dynastie, wenn sie M<enschen> nöthig hat. Daß man eine solche Auslese der Kraft und Jugend und Macht nachher vor die Kanonen stellt, ist Wahnsinn.

[«]

25[16]

Ich werde nie zugeben, daß eine canaille von H<ohenzollern> Jemandem befehlen kann, Verbrechen zu begehen… Es giebt ke<in> Recht auf Gehorsam, wenn der Befehlende bloß ein Hohenzollern ist

[«]

25[17]

Meine Freunde, seht euch einmal einen Priester an. Das ist etwas Feierliches Blaßes, Gedrücktes, mit Feigheit im Auge und mit ganz langen blaßen Fingern, vor allem im Heiligwerden steckt ein rachsüchtiges und feines Thier, das man [— — —] Unterschätzen wir den Pr<iester> nicht — er ist [—] Er ist auch heilig… Wir, mit ein wenig Blut und Neugierde, wir bei denen eine kleine Teufelei im Kopf zum Glück gehört sind unheilig… Was wir uns schämen!

[«]

25[18]

Das Reich selber ist ja eine Lüge: kein Hohenzollern kein Bismarck hat je an Deutschland gedacht… Daher die Wuth gegen Prof. Geffcken… Bismarck zog vor, mit dem Wort „deutsch“ im Munde zu pochen polizei-gesetzlich… Ich denke, man lacht an den Höfen von Wien, von St. Petersburg; man kennt eben unseren Consorten von parvenu, der bisher noch nicht einmal aus Versehen ein gescheidtes Wort geredet hat. Das ist gar kein Mensch, der auf Erhaltung der Deutschen setzt, wie er behauptet.

und vielleicht noch mehr eine Dummheit!

[«]

25[19]

Letzte Erwägung

Könnten wir der Kriege entrathen, um so besser. Ich wüßte einen nützlicheren Gebrauch von den zwölf Milliarden zu machen, welche jährlich der bewaffnete Friede Europa kostet; es giebt noch andre Mittel, die Physiologie zu Ehren zu bringen, als durch Lazarethe… Kurz und gut, sehr gut sogar: nachdem der alte Gott abgeschafft ist, bin ich bereit, die Welt zu regieren…

[«]

25[20]

Man liefere mir den jungen Verbrecher in die Hand: ich werde nicht zögern, ihn zu verderben und seinen Verbrecher-Geist in Brand zu stecken…

[«]

25[21]

condamno te ad vitam diaboli vitae
Indem ich dich vernichte Hohenzollern, vernichte ich die Lüge

[«]

[Briefe 1850]

[BRIEFE 1850]

[«]

1. An Erdmuthe Nietzsche in Naumburg
2. An Franziska Nietzsche in Eilenburg
3. An Erdmuthe Nietzsche in Naumburg

1. An Erdmuthe Nietzsche in Naumburg

<Pobles, 1. Juni 1850>

Meine gute Großmama!

Heute nur ein par Worte, da meine Mutterchen wenig Zeit hat. Wir sind alle wohl und ich gehe alle Tage in die Schule zum Großpapa in die Stunten. Bleiben Sie auch ale wohl und denken gern an

Ihren Sie
liebenden
Fritz Nitzsche

[«]

2. An Franziska Nietzsche in Eilenburg

Naumburg a/S. d. 8. August 1850.

Meine liebe Mutter.

Ich denke recht oft an dich und möchte immer gern wissen wie Du dich befindest; komm ja bald wieder zu uns. Ich bin gesund und munter, habe dich sehr lieb und will seyn

Dein
gehorsamer Fritz.

[«]

3. An Erdmuthe Nietzsche in Naumburg

<Pobles, Ende Oktober 1850>

Meine liebe Großmamma

Ich habe mich sehr gefreut, als ich gestern ein Briefchen von Ihnen erhielt, und danke Ihnen herttzlich dafür. Wir befinden uns alle bei den guten Großältern wohl und ich werde müch sehr freuen, wenn Sie gute Großmamma oder die guten Tanten noch einmal schreiben, an Ihren Sie liebenden

Fritz Nietsche

[«]

[Briefe 1851]

[«]

4. An Franziska Nietzsche in Pobles

4. An Franziska Nietzsche in Pobles

<Naumburg, 3. März 1851>

Meine liebe Mutter,

Ich möchte dich gern sp<r>echen aber weil ich nicht bei dir bin muß ich dir ein Briefchen schreiben. Ich freute mich sehr über den Aepfelkuchen, ich danke schön dafür.

Ich denke immer an dich und an Elisabet, aber schreiben kann ich nicht mehr, denn ich bin müde.

Dein
treuer Sohn
Fritz Nietzsche.

[«]

[Briefe 1854]

[BRIEFE 1854]

[«]

5. An Franziska Nietzsche in Eilenburg
6. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Teutschenthal
7. An Franziska Nietzsche in Teutschenthal

5. An Franziska Nietzsche in Eilenburg

Naumburg, den 12 Juli. 1854.

Meine liebe Mamma!

Als wir heute Deine Briefe empfingen, worauf wir mit großer Sehnsucht gehoft hatten, war große Freude, zumal, da Du mir mit geschrieben hattest. Das große Wasser welches bei euch war, hat auch hier in der Umgegend Schaden gethan. Die Krobenmühle, die Wiesen an der Saale, und Techens Grund steht im Wasser, auch hat das selbe viele Häuser baufällig gemacht. An Elischens Geburtstag ging ich bei den herrlichen Morgen mit Augustchen spazieren wobei wir auch ihrer gedachten. Nachmittag nahm Tante Lina mich und Rosalichen mit in die Gemäldeaußtelung, welches mir sehr interesant war und wovon ich dir viel erzählen kann. Abends tranken wir auch Chokolade. Tags darauf war Tante Rikchens Geburtstag wohin ich auch mit Augustchen vor der Schule ging, und überreichte ihr zwei Kirschzweige mit den Worten:

Tante Rikchen, Guten Morgen,
Zum Geburtstags Morgen!
Bei dem Kirschenessen,
Magst Du der Sorgen vergessen.
Aber deine Liebe,
Bitt' ich daß mir bliebe.

Nachmittags sollte ein großer Spaziergang gemacht werden, aber da das Wetter so unsicher war blieben die Tanten bei uns und Tante Rikchen hatte alles zu einer Chokolade mitgebracht die Augustchen kochen mußte und wir dann zusammen tranken, auch Onkel Dächsel und die beiden Mienen.

Nach Pobles werd' ich wohl nicht, ich bleibe lieber hier. Nun habe ich aber viel geschrieben meine gute Mamma daher lebe wohl, bleibe gesund, grüße Lieschen von mir und denke du mit ihr recht oft

Deines
Sohnes Fritz.

Auch Eugen grüße von mir.

[«]

6. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Teutschenthal

<Naumburg, 23. August 1854>

Schlaf wohl meine Mama und Elisabeth, ich bin auch sehr müde, adieu!

[«]

7. An Franziska Nietzsche in Teutschenthal

<Naumburg, 4. September 1854>

Meine liebe Mama!

Ich freue mich daß du und Elischen bald wieder kommst, und ich wollte dir nur sagen das ich Elischens Buch mit eingepakt habe. Lebe wohl und grüße Elischen von

Deinen Fritz.

[«]

[Briefe 1855]

[«]

8. An Edmund Oehler in Angern

8. An Edmund Oehler in Angern

<Naumburg, Ende August 1855>

Mein lieber Onckel, ich grüße dich, es thut mir leid daß ich nicht mit schreiben kann, aber meine Mamma denckt, der Brief wird zu schwer. Bald schreibe ich. und bin jetzt Dein dankbarer Fritz.

[«]

[Briefe 1856]

[«]

9. An Edmund Oehler in Angern
10. An Elisabeth Nietzsche in Pobles
11. An Elisabeth Nietzsche in Pobles
12. An Gustav Krug in Naumburg (Briefentwurf)
13. An Franziska Nietzsche in Schönefeld

9. An Edmund Oehler in Angern

<Naumburg, kurz vor dem 15. Januar 1856>

Mein lieber Onkel! Ich gratulire dir auch noch zu deinen Geburtstage, und wünsche dir daß du immer recht gesund bleiben mögest. Ein anderes Mal schreibe ich dir mehr, aber ich muß jetzt in die Schule. Lebe wohl, mein lieber Onkel, und behalte lieb

Deinen
Fritz Nietzsche.

[«]

---

10. An Elisabeth Nietzsche in Pobles

Naumburg a/S 30/3 <1856>

Liebe Elisabeth.

Da die Mama heute schreiben will so will ich auch ein Briefchen mit beilegen. Vor allen will ich unsre Reise beschreiben. Auf den Wege nach Weissenfels war mir nichts mehr zuwider, als der schneidente Wind, und meine 2 Röcke leisteten mir dafür gute Dienste. Wir kammen fast eine Stunde früher an als der Zug an kam. In der Bahnhof Restauration laß ich die vossische Zeitung, worinn vieles über das keiserliche Kind stund. Es soll drei Ammen und 3 Gouvernanten haben, wovon eine Amme es hat fallen lassen. Sie ist gleich in Ohnmacht gefallen, aber das Kind soll einen kräftigen Schrei wie ein Kind von einen Jahr gethan haben. Auch sind ihm schon zwei Orden gegeben: Das Kreuz der Ehrenlegion und den Militärisch. Meine Mamma ließ sich eben ein Glas Zuckerwasser geben, als der Zug ankam. Wir aßen schnell die Stückchen Zucker und wollten fort, aber ein Kellner hielt uns noch auf indem er um Geldwechseln bat, wir konnten uns nicht ausgleichen, bis er uns endlich nocheine Zuckerbrezel gab. Fast fanden wir keinen Platz mehr, aber in einen Wagon wurden wir untergebracht. Viele Bekannte waren darinn, als Mine und Eduart, welche wir zwar nicht sehn konnten, Herr Pastor Wimmer, der Suprindent aus Freiburg. In Naumburg angelangt, fuhren wir mit Bocher herein. Wie wir an die Hausthür kämmen standen schon Rosalchen, Mine, und Ottos da und freuten sich sehr, unsrer Wiederkehr, aber die Großmama meinte es wäre doch ihr sehr lieb wenn Du da wärest. Nun es wird dir aber doch sehr auch in Pobles gefallen denn es ist ja so sehr hübsch dort. Du spielst wohl recht oft Ball und wenn Du wieder komst schlägst du besser als ich. Ich erfuhr gleich, daß Wilhelm sehr krank sei, er hat ein reumatisches Fieber. Ich wollte ihm eine Apfelsine bringen, wurde aber nicht zugelassen. Da ging ich zu Gustav welcher sich sehr über das Mauernpapier freute, er dankt dir noch recht viele Mal und er bewundert sehr die Wohlfeilheit in Magdeburg. Mein Schulplan ist sehr geändert, denn meine Stunden gehn um 7 an. Ich habe mit den Soldaten noch nicht gespielt, werde es aber bald thun. Ich wünsche sehr oft auch in Pobles zu sein, und danke recht viele Mal den Großeltern, für den hübschen Aufenthalt. Grüße sie recht viele Mal so wie die Onkel Edmund, Theobald, Oskar auch die Tanten. Werde recht gesund und schreibe recht oft

an deinen Bruder
Friedrich Wilhelm Nietzsche.

[«]

11. An Elisabeth Nietzsche in Pobles

<Naumburg,> den 27 April <1856>

Meine Elisabeth!

Auch ich will noch ein paar Zeilen schreiben und mich erkundigen wie du angekomen bist. Nun du wirst mir gewiß darüber, wie über dein Spielen und Treiben bald recht genaue Auskunft geben. — Mir geht es recht gut, und der Gedanke an unser Logis beschäftigt mich fortwährend. Ich habe es heute mit Mamma und Tante sehr genau angesehen. Das Haus sieht von außen wie von innen sehr hübsch aus. Geht man die Treppe hinauf, so kommt man in das gute Zimmer von welchen ein paar Stufen in das manzard Zimmer führen. Mein Stehpult ist sehr hübsch, und der Bücherschrank soll hinterdasselbe gestellt werden: Das folgende Zimmer ist ein Schlafzimmer, wo vielleicht ich allein schlafen muß. Ich fürchte mich aber gar nicht, da daneben du und die liebe Mamma schlafen und da ich auch 3 Stück Stoßdegen zu Waffen habe. Daß klingt dir gewiß ganz schrecklich, aber die Degen sind ungeschliffen, damit man fechten lernen soll. — Wilhelm kann jetzt 10 Schritte allein gehn, dann muß er sich setzen. Pinders lassen dich vielemals grüssen. Gretchen und Sophie waren krank, lassen dir aber sagen, sie hätten ganz erschrecklich geweint, so, daß die Stadt bereits unter Wasser stünde. Grüße Großpapa Großmama, die Onkel die Tante, deine Gespielinnen, die Tauben und

Putschken mit den Hämmelchen. Lebe wohl, bleib gesund, schreibe bald, denke oft, grüße alle, behalte Lieb

Deinen Fr. W. Nietzsche
seiner Hochehrwürden Bruder.

B.N. Grüße ja recht sehr schön den lieben Großpapa und die liebe Großmama, damit sie mich nicht bei der Kirmeß vergessen.

Geschrieben den 27 April, den Sonntag Rogate, Abends um 9 Uhr.

Es ist aber Schlafzeit, besonders wenn...........

[«]

12. An Gustav Krug in Naumburg (Briefentwurf)

<Schönefeld, Anfang August 1856>

Lieber Gustav!

Ich hatte dir versprochen einmal zu schreiben aber ich schreibe nicht von Pobles, sondern von Altschönfeld bei Leipzig und bin so mitten in die Leipziger Schlacht hineingekommen. Aber ich muß dir erst noch berichten, wie ich mich in Pobles befand. Sehr viel Kirschen habe ich gegessen, und die Onkels haben mir auch mehrere Sonaten von Beethoven vorgespielt von welchen mir die as dur Sonate sehr gefiel. Auch haben sie die zweite Simfonie vierhändig gespielt. Nun bekommen wir eines Tags einen Brief von Madam Ehrenberg und von meinen Feodor, durch welchen sie meldeten, daß meine Mamma während einer Badreise des Herrn und Madam Nitzsche (nicht Nietzsche) dort in einen Sommerlogis Haus halten sollte. Wir reisten den Mittwoch ab und kammen um Mittag dort an. Es ist wunderhübsch dort ein sehr großer Garten mit Schaukel und einen Thurm so wie einen baumreichen Park, auch ein Pianeforte für 600 Thaler. Ich will dir nun einmal den Tageslauf von mir beschreiben: Frühmorgens essen wir unser Frühstück: Cacao und Franzbrödchen. Dann gehn wir in den Garten und spielen allerhand Spiele. Dann arbeite ich, worauf ich Klavier spiele. Dann Nachmittag bade ich mich und zwar in einen besondern Badehause. Es wird nämlich vermittels ein<er> Röhre Wasser inn ein<e> aus weisen Steinen in die Erde gemauerte Wanne gebracht. Eine Röhre versorgt uns auch mit warmen Wasser. Im Ganzen ist es wunderhübsch. Nach dem Abendessen gehn wir in den Park, worinn wir (nämlich auser uns 3 Mädchen und 1 Knabe von 7 Jahren) Blinderkuh Räuber und andre Spiele spielen. Der Herr Direcktor hat mir noch 2 Woche<n> Ferien gegeben. In Leipzig habe ich mir auch in der Clemmschen Musicalien Handlung die Gdur Sonate op. 79 von Beethoven gekauft. Wie stehst mit den Arrangiren einer Ouvertüre

[«]

13. An Franziska Nietzsche in Schönefeld

<Naumburg, Ende August 1856>

Meine liebe
liebe Mama!

<Nun ist eine> Woche vorüber, und die andre angefangne <wird eb>enso, nur mit den Unterschied daß ich dich im<mer> mehr erwarte, verfließen. Ich habe mich sehr über <De>inen Brief gefreut nur hättest du liebe Mama <D>ich nicht so sehr ängstigen sollen. Da es blos von einer <n>icht fertigen sauren Milch herrühre. Aber liebe Mamma schreibe mir ja ganz genau wenn Du komst damit sich Mine mit den Scheuern einrichten kann. Ich habe mit Pinders schon mehere Partien gemacht und auch schon einmal bei ihnen gegessen. Einen neuen Thaler habe ich mir von der Tante geben lassen, denn der Alte geht seinen Ende entgegen. Es stimmt auch alles wie ich es aufgeschrieben bis auf einen Dreier. Mein Brod und Butter sind recht gut und aus diesen Grunde esse ich öfters den Abend nichts anders als Butterbrod. — Krugs sind noch nicht wieder da, aber die Großmama Pinder hat einen Brief erhalten worinn stehet, das Gustav Ernst und Herr Rath eine Partie auf die Schneekoppe gemacht haben, dort oben ein furchtbares Gewitter angetroffen haben und so mitten in der Wolken eine halbe Stunde im fürchterlichsten Regen stehn müßen. Das mach eine angenehme Partie gewesen sein! Ich dachte du würdest mich vorigen Sonntag besuchen aber es ist wohl nicht gegangen. Nun desto mehr erwarte ich dich auf nächsten Montag. Noch hätt<e ich dir mit>zutheilen daß die Tanten nur [+ + +] mir gerathen wegen der schlechten Augen [+] Kornbrantwein oben über den Auge täglich [+] Sage deine Meinung dazu? Nun lebe wohl <,grüße Elisa>bethchen, den kleinen Karl, alle Mädchen, <Herrn> Schnap, und behalte lieb Deinen

völlig gesunden
Fritz.

Nota. die Frau Pastorin läßt dich viele mal grüßen. Da sie wohl nicht mitschreiben wird.

Vergiß nicht die es dur Sonat. opus 7. in der clemmschen Musicalienhandlung, aber frage lieber noch einmal Herrn Schnap darüber ob er nicht noch eine passendre wüßte!

Dein Fritz.

[«]

[Briefe 1857]

[BRIEFE 1857]

[«]

14. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Eilenburg
15. An Wilhelm Pinder in Heringsdorf
16. An David Ernst und Wilhelmine Oehler in Pobles

14. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Eilenburg

Naumburg den 20 Aug. <1857>

Liebe Mamma!

Lange schon habe ich dir für deinen ersten lieben Brief danken wollen; da bekam ich gestern noch einen zweiten. Nun will ich aber auch heute gleich schreiben. Ich denke recht oft an dich und freue mich sehr daß Du den Montag kommst. Doch ich habe es sehr gut bei der Tante und Frau Pastorin. Bei Rosalien esse ich jetzt sowohl Mittag als Abend. —

Mittwoch vor 8 Tagen bin ich hier angekommen ganz wohl und gesund und es war in Pobles sehr hübsch. Ein sehr starkes Gewitter haben wir dort erlebt. In Sela<u> brannte eine Wohnung Scheune und Stall ab. Wir konnten das ganze Feuer sehen. Hier haben wir noch keins erlebt, aber haben jetzt rechte nasse Tage. Ich wünsche dir zu deiner Ankunft recht gutes Wetter, obwohl du nicht viel gehen wirst. — Gestern war ich zu der Frau Geheimerräthin Lepsius eingeladen und war mit der Tante dort. Es war sehr hübsch, und sie läßt dich noch viele Mal grüßen. — Gebadet habe ich erst zweimal und ich werde auch wohl nicht mehr: Es ist zu kühl. Du befindest dich nach Deinen Briefe recht wohl und Elisabeht auch, badet täglich und seit viel in Garten. Das freut mich sehr und ich wünsche daß ihr auch so gesund ankommen möget. Ich habe nun nicht mehr lange zu warten, daß ich meine liebe Mama und Elisabeth wieder sehe und deßwegen will ich nicht mehr schreiben. Noch viele Grüße von Frau Pastor Haarseim Tante Rosalien, Tanten Daechsels und ich verbleibe in freudiger Erwartung auf baldiges Wiedersehn

Dein Dich innig liebender Sohn
Friedrich W. Nietzsche.

Liebe Elisabeht! Ich danke dir noch viele Mal für Deinen lieben Brief, wußte aber nicht wo das Bad was du beschriebst war, ob Ehrenberg-Eigenthum oder Flußbad wie in Naumburg. — Deine Wiege ist besorgt die Stelzen noch nicht weil ich bis jetzt nicht weiß, wo sie stehen. — Wir werden uns nun bald wiedersehen und zusammensein. Deßhalb nimm mit diesen wenigen Worten fürlieb und komm recht gesund in Naumburg an bei

Deinen dich liebenden Bruder
Fritz Nietzsche.

[«]

15. An Wilhelm Pinder in Heringsdorf

<Naumburg, Ende August 1857>

Lieber Wilhelm!

Doch noch eimmal wollte ich dir schreiben, ehe Du vom Ufer des Meeres zurückkehrst. Denn wie lange sind wir schon getrennt und haben uns nicht gesehen! Wie ich gehört habe, befindest Du dich mit Deiner lieben Mamma recht wohl. Es wird dir gewiß sehr dort gefallen und oft wünschte ich, bei dir zu sein. Ich freue mich schon darauf, wenn du mir alles recht genau erzählen wirst. Ich habe jetzt auch wieder einige Zeit lang allein gelebt während die Mamma mit Elisabeth sich in Eilenburg aufhielt. Da habe ich oftmals an Dich gedacht und dich sehr entbehrt. Deine Arbeiten habe ich an Hr. D. Silber abgegeben. Er lobte deßhalb dich vor der ganzen Klasse sehr. Die mündliche Privatarbeit ist bis jetzt noch nicht darangekommen, auch den Hannibal haben wir nicht abgeben müssen. Den Dion habe ich nun vollendet und fange den Chabrias an. Im Alcibiades sind wir bis zu den 7ten Cap. gekommen. Überhaupt haben wir jetzt immer genug zu thun, und ich kann keine Zeit auf unsre Pläne verwenden. Du wirst dich gewiß auch lieber im freien aufhalten. Komm nur recht gesund wieder zurück, dann wollen wir uns viel erzählen, jetzt aber wollen wir recht an einander gedenken und uns lieb behalten. Dieses wünscht

Dein dich liebender
Fritz Nietzsche.

N.B. Eben trägt mir noch die Mamma herzliche Empfehlungen an Deine liebe Mamma und dich auf.

[«]

16. An David Ernst und Wilhelmine Oehler in Pobles

Naumb. a/S den 1. Nov. <1857>

Liebe Großeltern!

Für Euer schönes Geschenk Euch besonders zu danken, lasse ich mir nicht nehmen. Ich habe mich sehr darüber gefreut, bin aber noch im Zweifel, ob ich es in die Sparbüchse thue, oder zu einen Lieblingswunsch anwende. Auch danke ich Dir, liebe Großmamma, noch für den lieben Brief mit den herzlichen Wünschen, welcher mich sehr erfreut hat. Meinen Geburtstag habe ich sehr hübsch verlebt, nur etwas ruhiger als gewöhnlich. Wir hatten nämlich die Feier aufgeschoben, weil Wilhelm Pinder noch unwohl war, jetzt aber sich schon sehr gebessert hat. Auch wurde der Tag wegen Krankheit unsers lieben Königs auch so stiller gefeiert. Doch habe ich aber sehr viel bekommen. Die Mamma beschenkte mich mit einen Bilde Eilenburg (welches in meinen kleinen Cabinet über den Pulte hängt) einer Weste, einen Schirm, Schreibebüchern in großen und kleinen Format, Elisabeth mit Notenpapier, Wilhelm und Gustav mit Sonaten von Beethoven, Tante Rosalchen mit Kuchen, Weihntrauben, Nüssen, Birnen, Aepfeln die Tanten Daechsels mit zwei Thalern, Torte und Weintrauben. Zu Mittag war Tante Rosalchen bei uns und wir verzehrten mein Leibgericht, tranken Wein auf mein und des Königs Wohl und waren sehr froh. Dann gingen wir mit Tante Riekchen und Lina spazieren. Ich will aber nun schliesen, da ich noch ungemein zu arbeiten habe. Ich grüße Euch, liebe Großeltern nebst Onkels und Tanten herzlich und verbleibe

Euer Euch innig liebender Enkel
Fr. W. Nietzsche.

[«]

[Briefe 1858]

[BRIEFE 1858]

[«]

17. An Rosalie Nietzsche in Plauen
18. An Rosalie Nietzsche in Plauen
19. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
20. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
21. An Franziska Nietzsche in Naumburg
22. An Franziska Nietzsche in Naumburg
23. An Franziska Nietzsche in Naumburg
24. An Franziska Nietzsche in Naumburg
25. An Franziska Nietzsche in Naumburg
26. An Franziska Nietzsche in Naumburg
27. An Franziska Nietzsche in Naumburg
28. An Franziska Nietzsche in Naumburg
29. An Franziska Nietzsche in Naumburg
30. An Wilhelm Pinder in Naumburg
31. An Franziska Nietzsche in Naumburg
32. An David Ernst Oehler in Pobles
33. An Franziska Nietzsche in Naumburg
34. An Franziska Nietzsche in Naumburg
35. An Franziska Nietzsche in Naumburg
36. An Wilhelm Pinder in Naumburg
37. An Franziska Nietzsche in Naumburg
38. An Wilhelm Pinder in Naumburg
39. An Franziska Nietzsche in Naumburg
40. An Wilhelm Pinder in Naumburg
41. An Franziska Nietzsche in Naumburg

42. An Franziska Nietzsche in Naumburg
43. An Wilhelm Pinder in Naumburg
44. An Franziska Nietzsche in Naumburg
45. An Franziska Nietzsche in Naumburg
46. An Wilhelm Pinder in Naumburg

[«]

17. An Rosalie Nietzsche in Plauen

<Naumburg> 1 July. 1858.

Liebe Tante!

Ich freue mich, daß Du glücklich angekommen bist. Wie gern wäre ich doch mit dir gereißt und hätte die guten Tanten und Verwandten, das liebe Plauen und Umgegend gesehen! Wie oft wollte ich schon an dich schreiben aber du weißt, daß ich sehr wenig Zeit habe und ich doch meine Zeilen denen der Mama beifügen wollte. Wir befinden uns alle recht wohl, leiden nicht zu viel von Hitze, aber desto mehr an Trockenheit was sehr unangenehm ist. Regen und Gewitterwolken ziehen über uns hin ohne sich zu entladen. Gewiß ein für die Messe sehr günstiges Klima, die dießmal überdieß sehr belebt ist. Auch war am Peter Paulstag ein Bibelfest hier und die Mama ist auch in <der> Kirche gewesen. Ich konnte Schulrücksichten halber nicht mitgehen. — Ich schwimme jetzt nun täglich flott im Wasser herum und hoffe noch vor den Ferien von der Angel an die Leine zu kommen. Ueberhaupt erwarte ich die Ferien so sehnlich wie fast noch nie. Es knüpfen sich viele Wünsche und Hoffnungen daran, denn das viele Arbeiten ermüdet im Sommer viel mehr als im Winter. — Spazierengehen ist mir jetzt etwas ganz unbekanntes da ich stets nach den Baden sowohl der Zeit als der Kräfte dazu entbehre. — Schreibe mir doch recht bald wieder von Erlebten und Gesehenen. Bist du schon in Triwel gewesen? Bitte erzähle mir recht von diesen Ort und Umgebung. Wie befinden sich jetzt die lieben Tanten? Sind sie immer gesund gewesen? Grüse sie doch viele mal von mir so wie alle Verwandte und Bekannte. Unter den Wunsche daß du immer gesund seien und heitere Tage verleben mögest, verbleibe ich

Dein
Fr. W. Nietzsche.

Viele Grüße an Christian
Walther und Petzel. —!

[«]

18. An Rosalie Nietzsche in Plauen

<Naumburg, Mitte August 1858>

Meine liebe Tante!

Verzeih, daß ich dir so lange Zeit nicht geschrieben habe. Ich habe mich aber die ganzen Ferien in Pobles aufgehalten, außer einer Woche, wo ich mich theils in Naumburg, theils in Kösen aufgehalten. Nämlich Pinders und Krugs hielten und halten sich dort auf. Bei meinem Besuche habe ich mich auch in Soole gebadet. Wilhelm kommt natürlich zurück nämlich beim Schwimmen in der Saale, weil in Kösen kein Badeplatz ist und <er> überhaupt jetzt nicht baden darf. — In Pobles habe ich den Geburtstag des Großpapa gefeiert den Abend mit Feuerwerk und Knalleffeckten. Der liebe Geburtstäger befindet sich recht wohl, ebenso das ganze poblesische Haus. — Noch zur Nachricht, daß Herr Domprediger Mitzschke und H. Docktor Hasper krank sind, daß Hr. Pastor Hammer sehr gefallen hat und der Hr. Direcktor Förtsch sich in Jena befindet. Der Onkel Bernhard befindet sich jetzt bei den Tanten und im Augenblick bei uns. Er befindet sich wohl und hat sich auch schon gebadet. — Ich habe aber noch eine große Bitte: Da ich jetzt meine Biographie schreiben will, bemerke ich mit Schrecken, daß ich über das Leben des Papa und des Großonkels Krause, dann der Großmamma in großer Ungewißheit bin und fast keine Data weiß. Ach willst Du nicht so gut sein, und mir einen kurzen Lebensabriß von diesen lieben Personen und Charakterschilderung schreiben. Es ist zwar eine sehr große Zumuthung; aber du hast doch vielleicht mehr Zeit als in Naumburg und wendest mir vielleicht ein Stündchen zu. Du thätest mir einen sehr großen Gefallen. Ich kann ja nicht eher anfangen. — Ich wünsche dir und den lieben Tanten und Verwandten noch fernere Gesundheit. Ich muß nun schließen und verbleibe in

Liebe
Dein Fritz.

Noch herzlichen Dank für deinem Brief!
!! Bald vergessen !!

[«]

19. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforte d. 6. 10. 58.

Der AI. Nietzsche bittet um die Erlaubniß, sich ein Glas und eine Tasse zu holen.

[«]

20. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforte d. 6. 10. 58.

Der AI. Nietzsche bittet um die Erlaubniß, sich ein Dresdner Gesangbuch mit Anhang zu holen.

[«]

21. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Pforta den 6 October 1858.

Liebe Mutter!

Gleich heute, am ersten Tage meines Pförtnerlebens, schreibe ich an dich und ich hätte dir auch mancherlei mitzutheilen, was ich aber, da mir die Zeit fehlt auf den Sonntag in Almrich versparen will. Bis jetzt befinde ich mich recht wohl, aber was ist an einem fremden Orte recht wohl?! Ich habe auch manche schon kennen gelernt wie Braune, Thränhart, Neidhardt. Ueberhaupt werde ich mit der Zeit schon heimischer werden, aber lange wird's sicher dauern. —

Ich habe nun meinen Schrank eingeräumt, aber fand vieles nicht in den Koffer, wie Tintenfaß, Stahlfedern, Seife und manche Kleinigkeiten. Schicke mir diese Sachen und eine Tüte Chokoladenpulver mit. Dann auch ein Buch: Voigt, Geographie. Wenn es nicht unter meinen Büchern ist, so besorge es so schnell als möglich von Domrich zu mir. Einige Bücher habe ich mir hier schon kaufen müssen, ebenso ein Glas und Tasse. Hast du mit Hr. Professor Budensieg schon die Geldangelegenheiten abgemacht, da er doch alles Gekaufte bezahlen muß? Was sagt Lisbeth dazu?! Will sie nicht einmal schreiben da sie mehr Zeit als ich hat? Ihr seid gewiß alle sehr beschäftigt mit dem Auszug, und <werdet> deßhalb wohl nicht viel an mich denken können. Nun dann, wenn ihr und ich eingewohnt sind, dann wollen wir uns öfter besuchen. Meine Hosen habe ich von Schn<eider> Steinkopf erhalten, Weste und Rock erwarte ich sehnlich. Ebenso hat Steinkopf mir Maß zu einer Turnjacke genommen, die sehr bald besorgt sein muß. — Viele Grüße an Lisbeth, Tante Rosalien, Rieckchen und Lina an Wilhelm und Gustav und an alle die sich meiner erinnern. Ein andermal mehr.

Dein
Fr. W. Nietzsche.
Alumnus portensis etc.

1. N.B.
Meinen Stiefelknecht
brauche ich sehr nothwendig.
2. N.B.
Schicke mir doch ein
Schächtelchen mit
Oblaten.

[«]

22. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 9. Oktober 1858>

Liebe Mamma!

Ich wollte dir nur leider melden, daß wir uns Sonntag nicht sehen können, da an diesem Tage Comunion ist. Das thut mir recht leid, ebenso daß Königsgeburtstags wegen unsers Landesvaters Krankheit nicht gefeiert wird. Sage es also allen, damit sie nicht vergebens nach Almrich gehn! Es ist wahr, hinsichtlich Arbeit und Strenge läßt Naumburg mit Pforta keinen Vergleich <zu> und ich werde mich sehr daran gewöhnen müssen. Aber vieles habe ich wieder bemerkt, was mir fehlt. Vor allen Dingen eine scharfe Brille; schicke sie mir so schnell als möglich, ebenso Stiefelknecht und den kleinen braunen Kandel den Lisbeth wohl kennt. Ebenso nothwendig ist Heftzeug und Schere, dann Tinte und Octavschreibebücher, ungefähr ein Duzend. Auch die andern neuen Morgenschuh sind mir von Nöthen und dann noch das Damenbrett; in der freien Abendstunde pflegt jeder so etwas zu spielen. Bitte, besorge mir doch dies alles so bald als möglich und laß auch ein Briefchen mitfolgen; sag dies auch Wilhelm und Gustav; ich werde auch bald an sie schreiben.

Noch viele Grüße an Lisbeth und die Tanten.

Dein Fritz.
Nietzsche.

[«]

23. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Pforta. d. 9ten Oct. 1858.

Liebe Mutter!

Du wirst dich sicher wundern, daß ich schon wieder schreibe. Als ich heute meinen Brief abgab, empfing ich den lieben Deinigen. Ich habe mich sehr darüber gefreut und danke noch vielmal. Grüße auch die Tante vielmal und sage ihr, ich würde an den nächsten Sonntage kommen, wenn es irgend möglich ist. Du wünscht ein Verzeichniß von allen was ich brauche. Hier folgt es; was noch fehlt, findest Du in den Briefen.
Brille Schere. Tinte. Damenbrett
Heftzeug. Stiefelknecht. Morgenschuh
Steckenadeln. Schocoladenpulv. Kandel.
Octavbücher. (vergleiche den 1 und II Brief)

Miethe nur ein Klavier bei Häneln; ich sehne mich sehr, wieder ein mal zu spielen; dann schicke mir meine Uhr und Morgenschuh. — Bis jetzt geht es mir recht wohl, ich hatte mir Pforta weit ungemüthlicher gedacht als es ist; dennoch aber läßt sich kein Vergleich machen zwischen Pförtner und Naumburger Gemüthlichkeit. Auch in der Klasse ist es bei weiten strenger. Ich kann aber aufstehen wenn ich will und da ich alle Morgen um 5 Uhr aufstehe so schreibe ich dir allemal einen Brief. Sonst hätte ich nicht Zeit dazu. Ein andermal werde ich mehr schreiben. Schicke mir nur ja alles, was in den drei Briefen stand. Viele herzliche Grüße an alle, die meiner gedenken.

Dein Fritz.
Al<umnus> P<ortensis>

Vergiss meinen Geburtstag nicht! Du kannst mir recht gut einen Kuchen schicke<n>, da blos 8 in meiner Stube sind. Sehr lieb wäre mir auch ein Kasten, ähnlich wie mein Grünen, wo ich alles wie Bleistift, Schere, Nähzeug hineinstecken könnte.

[«]

24. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta> d. 11 Oct. 1858.

Habe dir recht lange nicht geschrieben, wirst denken, ich hätt' dich vergessen. Aber keineswegs! Ich hoffte vielmehr von Tag zu Tag auf einen Brief und Kasten, und glaubte, dir lästig mit meinen vielen Briefschreiben zu werden. Aber ich kann nicht so lange warten; verzeih' deßhalb! Zuerst wieder Bücher und Sachen, die ich brauche. Schickt mir von meinen Büchern Anabasis und Anabasislexicon, dann Süpfle (deutsch-lateinisches Uebersetzungsbuch) und einen Spiegel und Haarbürste. Ich habe dies so nothwendig, daß ein Tag mir großen Verzug bringt. Denk' Dir, ich habe Singstunde und soll späterhin in's Chor! Zu meinen Geburtstag schickt mir nur was Tüchtiges, das heißt ungefähr 40 Briefe und 20 Kisten und Kasten voll Geschenke. Dann schreib mir doch wie ich's mit der Wäsche halten soll, wohin sie packen usw. (Wenn ihr übrigens die Bücher nicht kennt, so sagt's nur Wilhelm, der wird sie schon finden.) Vielleicht komme ich nächsten Freitag nach Almrich, vielleicht auch nach Naumburg, wie ihr wünscht. Kommt doch um 2 Uhr nach Almrich, gesetzt auch ich käme nicht, so wär's doch für euch ein hübscher Spaziergang. Sonntag wurden wir von Docktor Becker auf die Rudelsburg geführt, wo wir allerhand spielten in Gemeinschaft mit dem Lehrer. Noch vielen Dank, für die Grüße die mir viele Schüler von dir überbracht haben. Uebrigens schickt mir das Damenbrett nicht theils weil es etwas polizeiwidrig ist, theils verworfen wird. Sonst schickt mir aber ja alles, was ich geschrieben habe und bedarf dies alles zu nöthig. Warte nicht erst meinen Geburtstag ab, zwei Kisten werden auch wohl voll werden. Dann schicke mir doch Halstücher, Vorhemdchen und andre Kleinigkeiten. Bis jetzt gefällt es mir in Pforta ganz leidlich, wenn sich auch mitunter der Gedanke „War' ich doch in Naumburg geblieben“ hineinmischt. Warte nur, das Heimweh wird schon noch kommen!! — —Wie befindet sich Wilhelm? Will er nicht einmal schreiben? Viele Grüße an ihm und an Gustav und „mit dem Freundschaftsschließen“ (d. h. neuen) ging's nicht so schnell. Was sagt nun Lisbeth dazu? Nun ich hoffe, sie wird ihre Ideen mir selbst schreiben. die Tante ist gewiß sehr von dem Erreigniß ergriffen. In Pforta lief's auch von Mund zu Mund. Kann mich die Tante nicht näher benachrichtigen? Wir leßen keine Zeitungen. Mit herzlichen Grüßen empfiehlt sich

FWNietzsche.
AI. port.

[«]

25. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 16. Oktober 1858>

Liebe Mamma!

Ich schreibe nur, um dir noch recht viele Mal für alles, was du mir zu meinem Geburtstag geschickt, zu danken. Du hast mir mit allen große Freude bereitet. Wie nett war der schöne Kuchen in Wein, Nüssen und Blumen eingepackt! Mit welcher Freude habe ich mir die lieben Bücher angesehn! Ich sage allen, die mir dies geschenkt, noch meinen herzlichsten Dank. — Will Wilhelm nicht Morgen (Sonntag 1 Uhr) mit euch in Almrich sein? Sag es ihn ja. Vielleicht geht Gustav auch mit. Meine Wäsche werde ich dir nächstens schicken. Also, morgen treff' ich euch in Almrich. Lebe wohl!!

Dein FrW. Nietzsche
Alport

Schickt Brillen!!!

[«]

26. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 17.—22. Oktober 1858>

Ich danke dir noch vielemal für die schönen Weintrauben; sie schmecken mir ausgezeichnet. Ueberhaupt habe ich mich ungemein gefreut, dich wieder einmal zu sehen. Nun, vielleicht nächsten Sonntag wieder. — Mir ist noch manches eingefallen, was ich noch nicht habe, so Brillen, Chokoladenpulver preusische Geschichte von Hahn, Schere, Nähzeug, Löffel Messer und noch manches. Ach schickt mir dies doch so bald als möglich. Seit doch so gut! — Lisbeth und dem Onkel wünsche ich baldige Gesundheit. Schreib mir doch recht bald. Schicke mir doch auch den Kasten für Schere usw. mit! Sage doch Wilhelm: Er würde nächstens einen langen Brief von mir erhalten. Er sollte sich nun auf häufigen Briefwechsel gefaßt machen. — Hätten wir uns nur länger sprechen können. Kommt nur Sonntag auf jeden Fall nach Almrich. Dort werden wir uns alle sehen!

Dein Fritz Nietzsche.

[«]

27. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 23.Oktober 1858>

Liebe Mamma!

Ich habe mich gestern sehr gefreut, daß der Onkel mich wieder einmal besuchte. Sage doch ihm, er möchte recht bald wiederkommen, natürlich ihr auch mit. Auch noch vielen Dank für das Stückchen Kuchen, den Brief und die zukünftigen Weintrauben. — Sonntag kann ich also nicht kommen; nun da werde ich einmal in den Wald gehen. Aber schickt mir doch recht bald meine Sachen; ich brauche sie zu nothwendig, oder noch besser, bringt sie mir selbst. Könnt ihr einmal in der Zeit von 12—2 kommen? Ich würde mich zu sehr freuen. — Hier in Pforta ist Freitag ein Alumnus gestorben nach langen, schweren Leiden. Sonntag wird er begraben. — Schickt mir doch auch einen silbernen Kaffeelöffel; er soll schon nicht wegkommen und ich brauche i<h>n bei meiner Milch sehr nöthig. — Wenn gutes Wetter ist und der Recktor erlaubt, erscheine ich Sonntag über 8 Tage, ihr aber schon nächste Tage in Pforta. Mit vielen Grüßen an alle

Dein Fritz
Al. port.

N.B.
In Eile geschrieben.

[«]

28. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 27.—30. Oktober 1858>

Liebe Mamma!

Leider kann ich dir heute noch nichts bestimmtes melden, Braune meinte, ich sollte es erst Sonntag thun. Aber richte dich nur auf unsern Besuch ein; kommen wir nicht auf den ganzen Nachmittag, so doch auf zwei Stunden. Ich schicke dir auch noch das Register von allen noch Nöthigen, damit du es bis Sonntag noch beschaffen kannst. Es wird so ziemlich vollständig sein; vergleiche aber lieber die Briefe noch einmal. — Wilhelm und Gustav und Tante Rosalchen würde ich doch wohl Sonntag sehn! Laß es ihnen doch sagen. — Ich werde Sonntag recht viel zu erzählen haben; ich freue mich schon darauf. Nun in 7 Wochen werden wir uns länger sehen. Was ich diesmal auf das liebe Weihnachtsfest mich freue, das ist ungeheuer und noch nicht dageweßen; nur etwas dauert mich; daß ich mich nicht über Wünsche und Geschenke mit meinen Freunden beredten kann, wie ich doch sonst that. — Nun nächsten Sonntag auf Hoffnung!

Mit vielen Grüßen

F W. Nietzsche.
AI. port.

Register.

1. Brillen.
2. Stahlfedern (Rosen)
3. Stahlfederhalter.
4. Hahn Preusische Gesch.
5. Tinte (von Präger)
6. Theelöffel
7. Schreibzeug.
8. Heftzeug
9. Nähzeug
10. Messer.
11. Schere.
12. Kasten, (zum Hineinlegen)
13. Chocoladenpulver.

Nun, das brauch’ ich noch alles!!

[«]

29. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Pforta d, 31 Oct 1858.

Liebe Mamma!

Gleich noch heute Abend will ich an dich schreiben. Es war ungemein hübsch, daß wir so lange zusammen waren. Wenn es nur bald wieder geschehen könnte! — Uebrigens habe ich witziger Weise die Uhr mitgenommen, aber ohne Schlüssel und Gehäuße. Nun schickt mir das mit den Anderen so bald als möglich. Ich glaube nun auch, ihr kommt öfters einmal. Nun, mir gereichts immer zur größten Freude. — Schreibe mir doch einmal alle Wäsche auf, die du mitgegeben hast damit mir nichts wegkommt. — Grüße Lisbeth, Onkel, Tante, Wilhelm und Gustav vielemal von mir.

Dein Fritz.
respt. Fr. W. Nietzsche.
Alumnus portensis

[«]

30. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, Anfang November 1858>

Lieber Wilhelm!

Endlich ist mein längst gefaßter Entschluß zur Ausführung gekommen. Verzeih, daß ich dich mit meinem Briefe so lange habe warten lassen. Nun, ich denke, von nun an wollen wir uns wechselsweiße und ununterbrochen schreiben. Sage dies auch Gustav. —

Schon rückt die goldene Weihnachtszeit näher heran. Du glaubst wohl nicht, wie sehr ich mich diesmal darauf freue. Leider können wir uns gegenseitig unsre Wünsche nur schriftlich mittheilen. Dies thut mir sehr leid. — Wenn ich nicht irre, so hast du dir schon ein Buch gewählt (Simrocks mittelhochdeutsches Lesebuch) und ich halte deine Wahl für vortrefflich. Ich wünsche mir vorläufig noch nichts bestimmtes; habe doch die Güte und schreibe mir nächstens eine Anzahl von Werken nach meinem Geschmack. Du wirst ja schon wissen. — Bis jetzt befinde ich mich in Pforta ganz wohl; schreibe mir doch einmal, was ihr dies Semester in der Klasse leßt. Besonders leid thut mir, daß wir keinen Homer leßen. Im Jakobs haben wir schon alle Deklinationen privatim übersetzt und müssen bis zum ersten Dezember alle Fabeln und Anekdoten bis zur Naturgeschichte praepariren. Eine hübsche Arbeit! In der preußischen, wie in der griechischen Geschichte wird sehr gründlich verfahren und wir müssen ordentlich arbeiten. — Viel ungezwungener war man auf dem Gymnasium in Naumburg; das ist sicher. Aber etwas zu frei war es auch, das wirst du nicht leugnen. Sogar in mancher Beziehung bin ich froh, daß ich davon fort bin. Du glaubst aber wiederum nicht, wie oft ich wünsche, in Naumburg bei dir zu sein; es war doch gar zu gemüthlich. die schöne Zeit ist nun vorüber und ich darf nicht daran denken, um nicht traurig zu werden. — — — —

Ich muß aber doch nun schließen. Zeit und Papier mahnen ans Ende. Ich hoffe, daß Du mir sehr bald schreibst. Vergiß ja nicht, was ich mir jetzt als stehende Unterschrift gewählt habe: Semper nostra manet amicitia!

Dein Freund
F. W. Nietzsche.

N.B. Viele Grüße an Deine lieben Eltern und Geschwister, an Gustav und an alle Schulkammeraden.

[«]

31. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Anfang November 1858>

Liebe Mamma!

Sonntag bin ich ganz gut nach Pforta gekommen. Ich war sehr erfreut, euch wieder zu sehen, denn wirklich, ich hatte ein wenig Sehnsucht nach Naumburg. Ich muß aber heute meine alten Register von nothwendigen Dingen erneuen. Ich habe doch noch nicht alles.

Mir fehlt noch: Tinte
Nähzeug
Heftzeug
Pomade
Schere
Schreibzeug und Briefcouverts.

Vergleicht die Register
der vorigen Briefe)

Nun, schickt mir dies recht bald; was noch leer ist in der Kiste, das werdet ihr schon auszufüllen wissen. (Nüsse) Deine Birnen haben mir ausgezeichnet geschmeckt; ich danke dir vielemal. Ich schicke dir wieder etwas Wäsche (ich glaube, zwei Hemden und 1 Schnupftuch) und Jungstilling nebst den modernen Klassikern. Heb' alles recht gut auf. Ich habe auch heute den ersten Brief an Wilhelm geschrieben; des Onkel Bernhards Wunsch habe ich bis jetzt noch nicht erfüllen können, da Hr. Prof. Corsen krank ist. Wollt ihr nicht bald einmal heraus kommen? Ich freue mich gar zu sehr. — Ich muß aber schließen. Grüße vielemal Elisabeht, den Onkel, die Tanten von mir.

Dein Fritz.
Nietzsche.

N.B. Schickt und schreibt nur recht bald!!!!!!!

[«]

32. An David Ernst Oehler in Pobles

<Pforta, 7. November 1858>

Lieber Großpapa!

Verzeihe, daß ich erst heute dir für Deine Glückwünsche und den Thaler zu meinem Geburtstag danke. Schon längst hatte ich vor, dies zu thun. Aber du glaubst nicht, wie genau unsre Zeit ausgefüllt ist und ist einmal ein Augenblick leer, so muß ich nach Naumburg an die Mamma schreiben, da mir noch manches Nothwendige fehlt. — Wie ich gehört habe, ist die Großmamma in Naumburg geweßen und es hat mir sehr leid gethan, sie nicht sehen zu können. Nun, ich vertröste mich auf die liebe Weihnachtszeit; ein paar Tage bin ich doch vielleicht, wenn ihr es erlaubt, in Pobles. — Bis jetzt befinde ich mich in Pforta ganz wohl; an die Ordnung und Einrichtungen muß man sich freilich sehr gewöhnen. Sehr angenehm ist mir, daß ich alle Sonntage wenn auch auf kurze Zeit in Naumburg seien kann; es giebt ordentlich Muth, wenn man in der Woche an den lieben Sonntag denkt. Nun, ich hoffe, mit der Zeit wird mir Pforta sehr gefallen, vielleicht aber <am> meisten, wenn ich mich einmal meines Pförtner Alumnenlebens errinnere. — Leider habe ich keine Zeit mehr; ich muß nun schließen. Mit vielen Grüßen an die liebe
Großmamma, Tanten und Onkels

verbleibe ich
Dein Fritz.
Nietzsche.

[«]

33. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 9. November 1858>

Liebe Mamma!

Den Brief an den Großpapa habe ich sogleich Sonntag Abend geschrieben, hatte aber nicht Zeit, den Deinigen zu beenden. Deßhalb konnte ich den Brief und die Schachtel Montag nicht absenden und du bekommst ihn erst Dienstag. Uebrigens schickt den Brief nicht auf die Post; es verursacht mir jedesmal einen Sechser Unkosten. Schickt mir die Schachtel nur gleich gefüllt wieder, damit ich sie dann schnell wieder absenden kann; denn es soll nächstens Generalvisitation sein, und da muß alle schmutzige Wäsche fort sein. Ich brauche noch folgendes:

Briefpapier.
Briefcouverts
Schere
Heftzeug
Pomade
blaues Umschlagpapier.

Denkt einmal nach, ob etwas fehlt! —

Lang kann ich heute nicht schreiben, da ich auch noch an Wilhelm schreiben will. Nur noch dies: Kommt doch Mittwoch heraus, daß ihr um 1 Uhr da seit; ich hoffe euch da sicher zu sprechen. Kommt nur zu Teichmanns und laßt mir's sagen. Meine Schlittschuh sendet doch auch bald. Wißt ihr noch was anderes, so vergeßt es ja nicht; ich könnte beim Verzeichniß des mir noch Fehlenden Manches übergangen haben. Nun lebt wohl! Wäre doch erst Sonntag, daß wir uns in Almrich sehen können!

Dein Fritz
Nietzsche

Die Schuhe passen mir recht gut und sind recht bequem. Wo schicke ich meine Stiefeln hin?

Schicke mir auch meine blaue Brille und Oblaten.

Die Sohle ist zerrissen. — Schreibt und schickt baldttt

Ich war diesen Abend bei H. Prof. Buddensieg und habe da erfahren daß Du etwas in der Lotterie gewonnen hast, ich glaube ein paar Ueberschuhe. — — — —

[«]

34. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 11. oder 12. November 1858>

Liebe Mamma!

Es hat mir ungemein leid gethan, daß ihr Mittwoch nicht kämmet; ich hatte mich so sehr darauf gefreut. Sonntag werden wir uns leider wieder nicht sehen können. — Mittwoch Abend war ich mit Andern bei Prof. Korsen; es war äuserst gemüthlich; bei Thee und Butterbrod wurden Anekdoten erzählt und Räthsel aufgegeben. — Wenn ich nur wüßte, wie wir uns sehen könnten. Wenn es doch Sonnabend ging. Ist das Wetter nicht zu schlecht, so kommt doch vielleicht um 3 Uhr; ihr seid doch bei Teichmanns und laßt mich holen. Ihr würdet große Freude bereiten. — Vergeßt nur ja nichts von den zu schickenden Sachen, damit ich euch nicht sobald wieder darum anspreche. — Schickt mir übrigens auch solche Zinksalbe und Lippenpomade mit, Nase und Mund sind mir so rauh; ebenso ein Stückchen gute Seife. Dann ein paar Bogen blaues Umschlagpapier und 2 Bogen rothes Löschpapier. — Wenn ihr nicht kommen solltet, nun, so schreibt ihr mir doch! Grüße vielmal Lisbeht und Onkel, die Tanten, Pinders und Gustav!

Dein Fritz.

P<ro> N<otitia>. Danke dir vielmal für den lieben Brief; hätt's bald vergessen. —

[«]

35. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Mitte November 1858>

Meine liebe Mamma!

Ich warte jetzt täglich auf einen Brief von euch. Aber es kommt gar keiner. Deßhalb will ich noch einmal schreiben. Sonntag komme ich nicht nach Naumburg; es ist unsre Wohnung für zwei Stunden zu weit; kommt lieber nach Almrich; da werden wir uns sehen. Auch denke ich, da kein Brief von euch kommt, ihr werdet selbst einmal nach Pforta kommen und mich besuchen. Kommt nicht der Onkel Oscar wieder einmal? Ich brauche ja noch mehreres; das kann er mir bringen: Süpfle, Hahn's preusische Geschichte, Chocoladenpulver, Spiegel, Halstücher und vor allen Brillen. Laßt mich ja nicht lange darauf warten; ich brauche alles sehr nothwendig. Ich glaube übrigens fast, das Heimweh kommt noch bei mir nach; mitunter zeigen sich Spuren. — Wie geht es Wilhelm; er ist doch ganz wieder gesund? Grüße ihn viele mal wie auch Gustav und <die> Tanten Rosalie, Riekchen und Lina. Lisbeht kommt also sicher mit dir und den Onkel nach Almrich!

Dein Fritz.

[«]

36. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta,> d. 23 Nov. <1858>

Lieber Wilhelm!

Sei nicht böße, daß ich dir so lange nicht geschrieben habe. Hätte ich nur etwas mehr Zeit! — Sonntag bin ich in Naumburg geweßen und es dauert mich sehr, dich nicht gesehen zu haben. Nun, komm recht bald einmal, Hr. Prof. Buddensieg läßt es dir ganz besonders sagen. —

Nun sind es nur 4 lange Wochen bis Weihnachten; es wird mir ganz überselig, wenn ich an die schöne Zeit denke. Nun, schreib mir recht bald über einige Bücher für Weihnachten, daß ich bald meine Wünsche bestimmen kann. Ach, wäre doch die Zeit erst da! Leider habe ich nicht mehr Zeit; ich muß nun schließen. Schreib mir doch recht bald einmal! Grüße deine lieben Eltern und Geschwister vielemal!

Dein Fritz
Nietzsche

N. B. Semper nostra manet amicitia!

[«]

37. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 27.November 1858>

Liebe Mamma!

Noch heute Abend schreibe ich dir ein paar Worte, da ich noch ein paar Mi<n>uten Zeit habe. Den Schlitten und deinen lieben Brief habe ich ordentlich empfangen; ersteren benutzte ich sogleich. Nun, Sonntag sehen wir uns doch in Almrich; ich freue mich sehr darauf. Daß Wilhelm und Gustav mir nicht schreiben, wundert mich sehr. — Ich denke, daß das Wetter nicht zu schlecht sein wird. Sonst komme ich nach Naumburg. Nun, wir wollen schon sehen. Mir ist so wohl zu Muth wenn ich denke daß morgen erster Advent ist; noch 4 Sonntage, dann singen wir: O du selige, o du fröhliche Gnadenbringende Weihnachtszeit! Meine musikalischen

Wünsche wißt ihr, mein litterarischer ganz wahrscheinlich Immermann's Münchhaußen; ich erwarte nur noch Wilhelms Brief. —

Den Winter in Pforta genießen wir mehr als in Naumburg, sowohl in Hinsicht auf seine Kälte als auch auf seine Freuden. Es dauert mich doch sehr, daß er so bald gekommen ist.

Schon ist der Winter kommen
Schon sind die Fluren weiß
Bedeckt mit Schnee und Eis
Der Herbst hat Abschied 'nommen.
Die Vöglein klein und zart
Sind ihm bereits entflohen.
Uns schrecket nicht sein Drohen.
Wir sind vor ihm gewahrt.

Und bringt er nicht auch Weihnachten? Ich bin jetzt mit dem Winter ganz ausgesöhnt. Morgen, zum ersten Advent würde ich gern in Naumburg sein. Sanckt Nicolaus ist ja auch morgen. Nun lebt wohl!

FrWNietzsche

Hr. Prof. Buddensieg bedauert sehr, dich nicht gesprochen zu haben. Er will dich einmal in Naumburg besuchen. —

[«]

38. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, 28. November 1858>

Lieber Wilhelm!

Da ich heute (Sonntag) deinen Brief empfange, so schreibe ich dir auch noch heute. Aber, da hat mich etwas sehr erschreckt und geärgert; hatte ich doch Gustavs Geburtstag ganz vergessen!! Gustav ist wohl sehr böss auf mich.? — Mir ist's selbst ganz unbegreiflich. Bitte, bestelle eine Biographie eines Componisten, die er noch nicht hat. die Mamma wird sie bezahlen. Schicke sie mir dann heraus, ich werde sie dann mit Gratulation und Entschuldigungsschreiben an Gustav übersenden.

— Nun noch drei Wochen! Dann ist das liebe, liebe Weihnachtsfest da. Meine ziemlich festen Wünsche sind folgende:

Klavierauszüge vom Requiem und der Schöpfung v. Haydn
vielleicht und ziemlich wahrscheinlich Immermann's Münchhausen.

(Findst du noch irgend ein ander Werk, so schreib mir sogleich)

dann Bücher zur Biographie, Gedichten und viele Kleinigkeiten. — ?!

Ich befinde mich sonst ganz wohl; der Gedanke an Weihnachten giebt immer neuen Muth. Aber leider ist meine Zeit zu Ende. Grüße Deine lieben Eltern und Geschwister und schreibe bald!

Semper nostra manet amicitia !!

Dein Fritz
Nietzsche.

Bitte, lieber Wilhelm, verschone mich auf der Aufschrift mit dem „Herrn Nietzsche. N. B.“

[«]

39. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 29. November 1858>

Liebe Mamma!

Damit du doch Montag einen Brief von mir bekommst, schreibe ich dir noch gleich. Ich bin gestern noch glücklich angekommen, obgleich ich recht laufen mußte und es wäre mir doch viel lieber wenn ihr nach Almrich oder wenigstens zu den Tanten kämmt. Wilhelm habe ich gleich Sonntag Abend geschrieben. Ich bin nun mit meinen Wünschen ziemlich fest und bestimmt. Sie sind folgende:

1. Requiem von Mozart	15 Sgr.
2. Jahreszeiten von Haydn (bei Leo in Berlin)	27 Sgr.
3. Münchhausen von Immermann.	1 Thl.

2 Octavbücher für meine Biographie.
Wach<s>stock, Nüsse, Stollen usw.

Es kommen vielleicht noch einige kleine hinzu. — Sag’s nur den Tanten und Tante Rosalie und den lieben Großeltern. Es sind alles sehr liebe Wünsche. Noch drei und einhalb Woche — — dann wollen wir sehen. — — — — —

Nun lebe wohl, liebe Mamma schicke mir recht bald etwas und schreibe mir und besuche mich auch und vergiß nicht

Deinen Fritz.
Nietzsche.

[«]

40. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, kurz vor dem 3. Dezember 1858>

Lieber Wilhelm!

Ich danke dir vielmal für deinen lieben Brief. Ich hoffe daß wir uns nun recht regelmäßig schreiben und so erhält Du meinen Brief vielleicht schon Freitag. Höre, was sagst Du zu meinen Wunsche für Immermann, von dem ich auch wieder abgekommen bin?

Niebelungenlied von Niendorf.
Novellen von Hoffmann.
Genfer Novellen von Töpfer.

Ich bin mit diesen Wunsch ziemlich zufrieden. Nun, Weihnachten wird entscheiden. In drei Wochen! Das ist doch famos. Nein, könnte ich mit dir nur noch ein wenig über das liebe Fest reden. Mir wäre es zu lieb. — Daß du Privatstunde in der Mathematik hast, freut mich sehr. Der Unterricht von Prof. Buchbinder ist wirklich ausgezeichnet, so streng er auch ist. Kannst Du nicht vielleicht einmal Sonntag nach Almrich kommen? Bei schönen Wetter wird es dir gleich Spaziergang sein und wir könnten da doch auf einige Zeit uns unterhalten. Verzeih, daß ich so wenig schreibe. Ich habe nicht mehr Zeit.

Lebe wohl! Semper manet amicitia nostra!

Dein Fritz.

[«]

41. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 3. Dezember 1858>

Liebe Mamma!

Ihr habt mir mit der Schachtel große Freude bereitet; ich danke dir und der lieben Tanten vielmal; auch Braunen’s danken dir vielmal. So eine süße und geschmackvolle Errinerung an die naumburger Zeiten ist im<mer> sehr angenehm. — Ich kann jetzt Weihnachten kaum mehr erwarten. Wenn ihr mit dem Immermann durchaus nicht wollt, so habe ich mir dafür anderes gewählt:

Nibelungenlied, übertragen von Niendorf,

Preis 12 ½ Sgr.
„ 10 Sgr.

Hoffmann's Novellen

Töpfers Genfer Novellen, 9 Sgr.

Dies würde mir auch sehr lieb sein; bei Domrich ist alles drei vorräthig; laßt es durch Wilhelm besorgen, da er es schon kennt. — 3 Wochen!!! Bei Dokt. Zimmermann bin ich geweßen; er sagt mir, ich sollte mich oefters einmal bei ihm sehen lassen. Hr. Professor Korsen habe ich auch besucht. Es war sehr hübsch. Auch bei Commissionsrath Teichmann's bin ich gewesen. Sie lassen euch vielmal grüßen. — Ich schicke euch, wahrscheinlich die Wäsche, welche so ungefähr aus den Bettüberzug einen Hemd ein paar Schnupftüchern besteht, 2 Vorhemdchen Schickt nur bald Handtücher. — Ich freue mich ungemein auf Weihnachten und vergegenwärtige mir die schönen Tage oft. Nun, Sonntag sehen wir uns sicherlich in Almrich, bei schlechten Wetter bei den Tanten. Auf Wiedersehn!

Dein Fritz.

Heute, Freitag war große Generalvisitation; ich kann dir die Wäsche schwerlich schicken, da die Schlafsäle verschlossen sind.

[«]

---

42. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, kurz vor dem 8. Dezember 1858>

Liebe Mamma!

Die Schachtel und den Brief habe ich bekommen und ich schicke sie dir gleich zurück. — die schöne Zeit kommt nun immer näher; die Spannung wird immer größer; die Wünsche und die Erwartungen sind in wechselnder Bewegung. Noch zwei Wochen! Die Zeit vergeht mir nie so langsam wie jetzt, nie wünschte ich mehr, daß die Zeit Flügel hätte; denn jetzt kommt sie mir sehr träge vor. Mein ziemlich vollständiger Wunschzettel ist nun:

Nibelungenlied.
1. Hoffmanns Novellen.
Das befreite Jerusalem. (Dieselbe Ausgabe —)
2. |Mozarts Requiem.

3. |Haydns Jahreszeiten.
Gebundene Octavbücher für Biographie
und Gedichte.
Wachsstock. Nüsse. Papier.
Pfefferkuchen, usw. — — ? — — — — ? —

Nun, das sind meine Wünsche. Ich weiß nicht, ob sie erfüllt werden — — — — — nun, 2 Wochen noch!!! — — —

Du wirst dich langweilen, wenn ich in allen Briefen dasselbe bringe. Aber es geht nun einmal nicht anders in der schönen Weihnachtszeit. Sei deßhalb nicht böße! Es ist nun einmal jetzt mein liebster Gedanke und Du kannst dir kaum denken, wie ich mich darauf freue. Nun, lebe wohl, komm doch einmal heraus! Mittwoch von 2—3 würden wir uns sehen können. Das wäre sehr hübsch. Nun adieu! Viele Grüße

Dein Fritz.

Was soll ich euch zu Weihnachten schenken?? Zeit und Geld habe ich nicht. Was ist zu thun? Schreib mir doch. Antwort. — Wenn ich wünschen darf, so wünsche ich mir statt des Buches unter I, das ich ausgestrichen habe, lieber 10 Sgr; da gehe ich dann zu Domrich und wähle mir selbst. — —

[«]

43. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, 8.—11. Dezember 1858>

Lieber Wilhelm!

Verzeih, daß ich dich so lange mit meinem Brief habe warten lassen; aber es fand sich auch wirklich keine Zeit dazu. Nun ist ja die schöne Zeit nicht mehr fern; nächsten Mittwoch über 8 Tage bin ich ja in Naumburg. Es werden uns Beiden diese wenigen Tage recht lang erscheinen. Denn die große Erwartung und Hoffnung! Du bist doch hoffentlich bei deinen Wünschen geblieben? Ich bin es, nur mit Entfernung der Töpferschen Novellen. Nun, Weihnachten wollen wir uns gehörig unterhalten und uns recht genießen; ich freue mich sehr darauf. Ich werde wahrscheinlich Mittwoch früh um 8 Uhr ankommen; vielleicht auch früher. — Ich bin nun schon zwei Mal mit Privatlecktüre bei Dr. Becker geweßen. Auch schon zwei Mathematische Docimastica haben wir geschrieben; im ersten hatte ich 2^b—

III, das zweite bekommen wir erst zurück. — In der brandenburgischen Geschichte müssen wir derb lernen; Montag ist Generalrepetition von den Uranfänger bis zu Friedrich den Großen (inclusive) und alles ziemlich genau. Hat bei euch das Arbeiten wieder etwas nachgelassen oder ist es immer noch so arg? Ich glaube wirklich, Du hättest in Pforta mehr freie Zeit zum Spazierengehn. die Eintheilung des Tages halte ich für sehr gut. Schreib mir doch recht bald einmal! Du machst mir immer große Freude damit. Ich habe leider nicht mehr Zeit. Grüße deine lieben Eltern und Geschwister vielemal!

Adieu, lieber Wilhelm!

Semper nostra manet amicitia!

Dein Fritz.

[«]

44. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 11. Dezember 1858>

Liebe Mamma!

Ich habe jetzt täglich einen Brief erwartet; warum schreibt ihr mir nur nicht? Jetzt gerade in dieser hoffnungsreichen Zeit ist ein Brief mir sehr lieb. Sonntag kommt doch Punkt halb drei nach Almrich oder schreibt es mir bestimmt ab und ich komme nach Naumburg zu den Tanten, damit ich nicht durch das Suchen in Almrich unütze Zeit verliehre. Nun sind es noch II Tage bis zu den Ferien; die Zeit vergeht doch gar zu langsam! Ueber Weihnachten will ich nicht mehr schreiben. Was ich wohl schreiben möchte, habe ich schon unzähliche Mal und meine Wünsche wißt ihr. Wollen wir nicht die letzten Tage der Ferien nach Pobles reißen? Mittwoch Morgen ungefähr um 8 Uhr werde ich in Naumburg ankommen; das wird eine Freude sein! Wilhelm habe ich auch wieder geschrieben; auch von Gustav erwarte ich einen Brief. Also schreibt oder schikt mir bald! (Die Schachtel mit Halstuch und vielleicht etwas andern noch müßt ihr doch schiken, da ich Sonntag wieder schmutzige Wäsche habe. Schikt sie nur gleich Sonntag früh, ja nicht später.) Viele Grüße an Lisbeth, Tante Rosalie, Onkel Oskar, die lieben Tanten et caetera

Dein Fritz.

[«]

45. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 15. Dezember 1858>

Liebe Mamma!

Heute nur ein paar Zeilen. Denn ich habe wenig Zeit. Ich schicke dir hier die Schachtel mit der Wäsche und den Brief an Gustav. Besorge letzteren. Sei so gut. Schicke mir recht bald die Schachtel wieder und mit ihr ein Handtuch, Strümpfe, Vorhemdchen und Chokoladenpulver. Ich schreibe dir vor den Ferien vielleicht noch einmal. Wenn nicht, so erwarte mich Mittwoch um 8 Uhr morgens. Lebe wohl!

Dein Fr.

1 Hemd.
2 Schnupftücher
1 Vorhemdchen
1 Serviete.

[«]

46. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, 16. Dezember 1858>

Lieber Wilhelm!

Wahrscheinlich ist es das letzte mal, daß ich an dich vor Weihnachten schreibe. Vielleicht bekomme ich von dir noch einen. Nun sind es noch 6 volle, lange Tage!! Aber sie werden auch dahingehen — Freitag ist Studientag, Sonnabend vergeht in Gedenken an Sonntag, wo ich wahrscheinlich in Naumburg bin, Montag ist der erste Tag in der Ferienwoche, Dienstag werden wir nach Kösen geführt und Mittwoch morgens wird abmarschirt. — Das ist diese letzte Woche.

Ich danke dir viele mal, daß Du das für Gustav besorgt hast. Ich habe an ihm den Brief schon abgeschikt. Nun, in diesen Ferien wollen wir uns recht erzählen; ich werde recht gut meine Biographie fortsetzen können. Wenn nur nicht die 12 Tage zu schnell vergehn! Mir erscheinen schon hinter den buntfarbigen Gewand die schwarze Hülle der 19 langen Wochen. Dann aber ist wieder Hoffnung! die

Hundstagsferien, 5 Wochen! Nun, lebe wohl, schreib mir noch einmal! Auf Wiedersehn auf Weihnachten!

Dein Fritz

Nostra semper manet amicitia nostra.

[«]

[Briefe 1859]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1859]

47. An Rosalie Nietzsche in Naumburg
48. An Franziska Nietzsche in Naumburg
49. An Franziska Nietzsche in Naumburg
50. An Franziska Nietzsche in Naumburg
51. An Franziska Nietzsche in Naumburg
52. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Februar 1859]

53. An Franziska Nietzsche in Naumburg
54. An Wilhelm Pinder in Naumburg
55. An Wilhelm Pinder in Naumburg
56. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[März 1859]

57. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
58. An Franziska Nietzsche in Naumburg
59. An Franziska Nietzsche in Naumburg
60. An Franziska Nietzsche in Naumburg
61. An Franziska Nietzsche in Naumburg
62. An Wilhelm Pinder in Naumburg

[«]

[April 1859]

63. An Franziska Nietzsche in Naumburg
64. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
65. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
66. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
67. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
68. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
69. An Wilhelm Pinder in Naumburg
70. An Wilhelm Pinder in Naumburg

[«]

[Mai 1859]

71. An Franziska Nietzsche in Naumburg
72. An Franziska Nietzsche in Naumburg
73. An Franziska Nietzsche in Naumburg
74. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
75. An Franziska Nietzsche in Naumburg
76. An Wilhelm Pinder in Naumburg
77. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

[«]

[Juni 1859]

78. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
79. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
80. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
81. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
82. An Franziska Nietzsche in Naumburg
83. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

[«]

[August 1859]

84. An Emil Schenk in Jena (erster Entwurf)
85. An Emil Schenk in Jena (zweiter Entwurf)
86. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
87. An Franziska Nietzsche in Naumburg
88. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
89. An Wilhelm Pinder in Naumburg
90. An Franziska Nietzsche in Naumburg
91. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

[«]

[September 1859]

92. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
93. An Franziska Nietzsche in Naumburg
94. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
95. An Franziska Nietzsche in Naumburg
96. An Wilhelm Pinder in Naumburg
97. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
98. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
99. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
100. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
101. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

[«]

[Oktober 1859]

102. An Franziska Nietzsche in Naumburg
103. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
104. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

105. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
106. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
107. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
108. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
109. An Rosalie Nietzsche in Naumburg
110. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
111. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

[«]

[November 1859]

112. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
113. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
114. An Franziska Nietzsche in Gorenzen
115. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
116. An Rosalie Nietzsche in Naumburg
117. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Gorenzen
118. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
119. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

[«]

[Dezember 1859]

120. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
121. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
122. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
123. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

[«]

47. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

<Pforta, kurz vor dem 13. Januar 1859>

Liebe Tante!

Es dauert mich gar sehr, daß ich an Deinem lieben Geburtstag dir nicht mündlig meine Glückwünsche sagen kann. Nun, ich gratulire dir vielemal und wünsche, daß du dieses Jahr gesund und froh verleben mögest. Behalte mich auch immer recht lieb wie im vorigen Jahr. Diese kleine Ansicht von Pforta hebe im Andenken an mich auf. —

Es dauert mich sehr, daß dein Geburtstag nicht auf einen Sonntag fällt, aber wenn du erlaubst, komme ich nächsten Sonntag zu dir und vielleicht kommt auch die Mamma dahin. Natürlich nur, wenn es dich nicht stört. —

Es ist jetzt etwas unfreundlich in Pforta. Dieses Thauwetter hat wieder unsre schöne Eisbahn zerstört. Auch der Wind war recht bedeutend. Aber wirklich erhaben klang es, wenn der Wind durch den Wald braußte. Ueberhaupt ist die Lage von Pforta sehr schön und sie gefällt mir immer von Neuen. —

Wie geht es übrigens den Tanten? Ich habe recht lang nichts von ihnen gehört. Nun, Sonntag über acht Tage werde ich sie auch wieder besuchen. Lebe wohl, meine liebe Tante, länger habe ich nicht mehr Zeit zu schreiben und mit den innigsten Glükwünschen für dein neues Jahr verbleibe ich

Dein Fritz Nietzsche
AI. port.

[«]

48. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, kurz vor dem 13. Januar 1859>

Liebe Mamma!

Heute nur ein Paar Worte. die Wäsche habe ich ordentlich erhalten und ich danke noch für die Bretzeln, die mich schon an Fastnächten errinnern. Ich schike dir heute ein Handtuch und ein Vorhemdchen nebst den Bild und Brief für die Tante. Sonntag komme doch zur Tante. Ich habe es ihr geschrieben. Lebe wohl!

Dein Fritz.

Bitte, besorge das an die Tante sogleich!

[«]

49. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 17.—22. Januar 1859>

Liebe Mamma!

Ich schreibe dir lieber noch einmal, da mein voriger Brief doch zu kurz war. Dieses hat auch das Abschiken verzögert. Ich sende dir also 1. Die schwarzen Hosen die sehr zerissen sind 2. Hoffmanns Novellen 3. Ein Hemd 4. ein paar Strümpfe ein Schnupftuch. Schike mir deßhalb doch sobald als nur irgend möglich 1. die Hosen 2. ein paar Schnupftücher 3. vielleicht auch gute Nüsse, an denen es mir sehr mangelt. 4. den andern Band von Hoffmann 5. die Schöpfung (uneingebunden oder eingebunden;) Am Sonntag hat es mir sehr gefallen. Es dauerte mich nur, daß wir nicht länger bei der Tante blieben. Danke der lieben Tante in meinen Namen recht viel mal. Nächsten Sonntag sehen wir uns hoffentlich bei den lieben Tanten und ihr begleitet mich dann wieder. Das ist mir allemal sehr gemüthlich. — Uebrigens habe ich euch nicht erzählt, daß wir Sonntag Hasenbraten gegessen haben, der ganz leidlich schmekte. Dies soll sich noch drei mal wiederholen. Schikt mir doch auch ein Paquet Streichhölzer zum Lichtanzünden und dann strikt mir vielleicht Lisbeth ein Waschläppchen, da der meinige schon langer fort ist. Auch Servietten vermisse ich sehr. die ich habe ist sehr schmutzig. Hat der Onkel nicht Zeit, mich einmal zu besuchen? Nun, grüße ihn vielemal. Auch Müller und Fritsch grüßen ihn. Nun lebe wohl, meine liebe Mamma, grüße Lisbeht und die Tante vielmal von

Deinem Fritz.

N. B. Schreibe und schike sehr bald da ich alles sehr nöthig brauche.

Fehlende Sachen.

1. Hoffmann.
2. Streichhölzer.
3. Waschlappen.
4. Servietten
5. Schnupftücher

6. Hosen
7. Nüsse.
8. Schöpfung.

Schickt recht bald!

[«]

50. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, kurz vor dem 27. Januar 1859>

Liebe Mamma!

Deine Schachtel habe ich glüklich erhalten. die Jahreszeiten sind mir neu geschenkt. die Chokolade ist wirklich ausgezeichnet; sie schmekt famos. Ich schike dir also 1) ein Hemd. 2) ein Handtuch 3) eine Serviette 4) ein Vorhemdchen 5) ein Taschentuch. Schicke mir doch auch recht bald das Schreiben an den Hr. Rektor wegen Mittwoch von 12—9. Ich denke, er wird es schon erlauben. Du verlangst Nachricht von mir wegen meines Fußes. Wie ich in Pforta ankam, that er allerdings fürchterlich weh und ich wußte nicht wie ich fort kommen sollte. Am andern Morgen aber war es besser und ich denke, es wird schon vergehen ohne den Doktor. Ich schreibe dir diese Woche noch einmal. Nächsten Sonntag werde ich mit Braunen's nach Naumburg kommen. Vor'gen Sonntag waren jene von 12—9 in Hassenhausen und Flem<m>ingen. Warum habt ihr mir meinen Münchhausen nicht mitgeschikt; oder wird er eingebunden. Schikt mir ihn recht bald mit oder wenigstens Hoffmanns Novellen. Ich habe gar nichts zu lesen. Auch Kramers Etüden schikt mir. Ich verlerne sonst alles und komme ganz aus <der> Uebung. — Grüße die Tante Ida vielemal von mir; ich wünsche ihr viel Amüsement auf den Schülerball. Ebenso den Onkel und Nottrott. Nun lebt recht wohl allesammt!

Euer Fritz.

Denke einmal, Wilhelms Brief habe ich immer noch nicht. Er ist doch nicht unwohl? Bitte, grüße ihn viel mal wie auch Gustav.

Ich schike dir auch die Hosen mit zum Ausbessern. Schike sie recht bald weil ich sonst immer die schwarzen anziehe.

[«]

51. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, kurz nach dem 27. Januar 1859>

An die liebe Mamma!

Auf deinen Wunsch schreibe ich dir heute. — Ich habe schon seit einigen Tagen meine Schachtel zurükerwartet mit der Hose, Büchern und andern; aber ihr seid jetzt gewiß sehr beschäftigt gewesen. Habt ihr euch recht amüsirt? Ich dachte den Tag mich recht lebhaft nach Naumburg zurük. Ist die Tante Ida glücklich angekommen und hat ihr der Schülerball gefallen? Grüße sie doch recht viele Mal von mir, wie auch die lieben Großeltern durch sie. — Sonntag wollen Braunens mit nach Naumburg kommen; sie haben es mir versprochen. Schikt mir doch ja wieder ein paar Strümpfe; Ich habe die Meinigen schon sehr lange an. Auch mein Chokaladenpulver ist gänzlich abgebrannt und die Milch mir zuwider. Die Folge ist natürlich. — Auch an Nüssen leide ich gänzlichen Mangel und habe doch so großen Appetit darnach; in Pforta giebt es schon seit langer Zeit weder gute noch schlechte sondern gar keine. —

Schikt mir doch so bald als möglich das Schreiben an den Hr. Rektor; denn dies Geschäft muß eine Zeit vorher abgemacht werden. — Denke einmal, Wilhelm hat mir immer noch nicht geschrieben; längst würde ich wieder einen Brief an ihn entsandt haben, wenn er mir nicht versprochen hätte, zuerst zu schreiben. — Das Wetter ist jetzt gar nicht angenehm; der Sturm braußt durch den Wald hin und sein Geheul weckt mich oft aus den Schlafe. Ich sehe noch gar nicht was aus diesen halben Thauwetter werden soll. — Der Januarius ist mir sehr langsam vergangen; mir ist als ob ich schon 8 Wochen in Pforta wäre. Kommt der Onkel nicht vielleicht mit Nottrott wieder heraus? Müller läßt vielemal grüßen. Schreibe mir doch ein mal recht ausführlich über die Naumburger Feierlichkeiten. (Natürlich nicht über den Ball, den<n> der ist mir furchtbar gleichgültig.) Also Sonntag sehen wir uns in unserer Wohnung. Ich freue mich sehr darauf und wünsche mir nur guten Weg. Vielleicht treffe ich die liebe Tante noch. Also schreibe und schikt mir als bald, aber nur nicht wieder die Hosen allein, sondern mein Kistchen. Es ist ja manches einzupacken, manches zu schicken worüber sich freut

Euer Fritz Nietzsche.
Alport.

N. B. Viele, viele Grüße an Lisbeth.

[«]

52. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 31. Januar oder 1. Februar 1859>

Liebe Mamma!

Auf deinen Wunsch schreibe ich dir sogleich; das Schreiben habe ich richtig empfangen. Aber zu den Hr. Rektor kann ich erst Mittwoch gehen; ich hoffe doch, daß er es gestatten wird. Warum hast du mir das Schreiben unversiegelt geschikt? Nun, ich werde es so den Hr. Recktor übergeben. Es wäre allerdings möglich daß er es abschlüge. Um ½ 2 Uhr bin ich sicher in Naumburg. Ich habe jetzt leider keine Zeit mehr zu schreiben; auch habe ich denselben Theil, den ihr mir schicktet schon gehabt. Nun ich hoffe, daß wir uns glüklich sehen, sonst empfängst du die Nachricht den Mittwoch Abend.

Dein Fritz.

[«]

53. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Anfang Februar 1859>

Liebe Mamma!

Ich habe deine Schachtel glücklich erhalten und danke dir vielmal für Pfannkuchen und Torte. Aber warum habt ihr mir nicht Chokoladenpulver geschikt? Dann fehlen mir auch Schnupftücher, Serviette, Strümpfe, Vorhemdchen. Schikt mir doch recht bald dies alles vielleicht nebst ein paar Nüssen; ich habe großen Appetit darnach. Heute war Studientag; hatten aber nicht viel zu arbeiten. Uebrigens mangelt mir alles Siegellack und ich muß mir jedesmal borgen. Warum habt ihr auch den Band Hoffmann und Kramers Etüden nicht geschikt? die Kiste ist doch hoffentlich nun fertig; schikt mir sie nebst den angeführten Gegenständen. Ich bedarf ihrer, besonders der Wäsche wegen, höchst nöthig. — Sonntag sehen wir uns doch hoffentlich; ich werde euch besuchen in unsrer Wohnung. Ob Braunen’s mitkommen weiß ich nicht. Herr Prof, Buddensieg läßt noch vielemal grüßen. Denke dir es sind bis Ostern nur noch 38 Schultage wenn man Sonntage, Studientage und Festtage abrechnet; das giebt bis Fastnächten 20 Tage und dann noch 18; die übrigen sind Examenwochen. Ich möchte, diese Zeit wäre erst vorbei. Nun lebt recht wohl schreibt und schikt recht bald

an Euren
Fritz Nietzsche.

Ihr bekommt hier die Schachtel mit der Wäsche bestehend aus einen Hemd, zwei Schnupftücher 3 Vorhemdchen. **Schikt mir sogleich die Kiste,** ich habe ja noch den großen Bettüberzug.

Sehr nöthig!!

Wie befindet sich übrigens Wilhelm und Gustav? Ich erwarte täglich von ihnen Briefe. Bitte, grüße sie vielemal von mir und sie möchten mir doch recht bald schreiben! —

[«]

54. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta,> d. 6/2 59.

Lieber Wilhelm!

Verzeih, daß ich so lange nicht geschrieben habe, aber ich erwartete täglich einen von dir, da du mir doch versprochen hattest, zuerst zu schreiben. Zuvörderst, wie befindest Du Dich? Du bist doch hoffentlich gesund gewesen? Willst Du nicht einmal herauskommen? die Tage sind schon viel schöner und die Sonne begrüßet Pforta wieder mit ihren hellsten Strahlen, nachdem sie uns so lange ihr Antlitz verhüllt hat. Nun, Fastnächten kommst Du doch sicher einmal mit deinem Herrn Vater. — Ließt du jetzt immer in deinem Körner oder habt ihr wieder soviel zu thuen? Seid ihr schon ausgezogen oder befindet ihr euch noch in der früheren Wohnung? Was leßt ihr jetzt im Ovid? Wir haben Pentheus und Bacchus angefangen. Im Caesar habe ich nun das ganze 4te, dreiviertel vom 5ten und ¼ vom 6ten Buch belli gallici geleßen. Ich hoffe beide letzteren Bücher in diesen Semester zu beenden. Neulich habe ich auch das zweite Kap. Anabaseos geleßen. Es war sehr leicht und in einer Stunde war ich fertig. — die mythologischen Gespräche von Lucian gefallen mir sehr und haben großen Schwung und prächtige, elegante Schilderung in sich. Deutsch habe ich jetzt fast gar nichts geleßen auser Rückerts Gedichten, die mich indeß nicht so angesprochen haben, wie ich erwartete. Willst du mir nicht recht bald deine Biographie schicken? Du kannst ganz sicher sein. Niemand auser mir wird sie zu sehen bekommen. Laß sie nur mit von der Mamma besorgen. — Wie befindet sich Gustav? Er hat mir noch gar nicht geschrieben. Grüße ihn viele mal von mir. — Nun sind es gerade noch zehn Wochen bis Ostern. Immer noch eine hübsche Zeitstreke. Gefallen dir die Mathesenstunden noch? Wir sind mit Arithmetik fertig und sind jetzt in der Geometrie bald bei der Congruenz der Dreiecke. Nun schreib mir recht, recht bald einmal und lebe recht wohl und bleibe stets gesund. Dies wünscht Dir

Dein Freund
Fr. W. Nietzsche.

Semper nostra manet amicitia!

N.<B.> Grüße deine lieben Eltern und Geschwister vielmal von mir.

[«]

55. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, Mitte Februar 1859>

Lieber Wilhelm!

Ich habe mich sehr gefreut, daß wir uns vorigen Sonntag so lange genießen konnten und danke Dir, daß du mich so weit begleitet hast. Es ist dir doch hoffentlich gut bekommen? — Ich schicke dir heute das Mailied, wie ich dir versprochen habe. Ich habe es wirklich ganz im Gefühl des nahen Frühling geschrieben. Wenn ich des Mittags etwas spazieren ging und die Sonne so mild hernieder schien, da wurde mir frühlingswohl, daß ich förmlich genöthigt wurde, diese Weise zu schreiben. Es kann dir doch wenigstens zum Beweise dienen, daß die Veränderung, welche mich betroffen, mir noch dieselbe Lust an poetischen Versuchen gelassen hat. Bitte schik mir doch auch nächstens eins deiner neuen Gedichte. Wir wollen sie uns brieflich gegenseitig recht genau recensiren und Tadel und Lob nach Verdienst erheben. Es würde mir dies sehr viel Spaß machen. — Auch habe ich jetzt noch eine neue Idee. Ich schreibe mir nämlich wenn ich gerade nichts andres zu thuen habe, in lateinische Sprache das auf, was ich vielleicht irgend wann gehört oder gelesen habe, indem ich mich dabei (nach der Anweisung des Kater Murr) bemühe, lateinisch zu denken. Es geht leichter als man glaubt. Nun lebe wohl, lieber Wilhelm.

Semper nostra manet amicitia!

Dein Fritz.

(Ein andermal will ich mehr schreiben. Grüße vielmals. Schreib' mir recht bald!

Mailied. —

1. Die Vöglein singen wonnig
Weit in den Wald hinein
Die Fluren liegen sonnig
In holdem Maienschein
Die Bächlein rauschen milde
Durch blühende Gefilde
Und Lerchen jubeln drein:
O kann's was schönres geben
Als den Mai, als den Mai allein!

2. Was mir im Herzen traurig
Verzagt und trübe war
Was oede rings und schaurig,
Das ist nun sonnenklar.
Die Blumen hold entsprießen
Auf blüthenreichen Wiesen
Und Bienen summen drein:
O kanns was schönres geben
Als den Mai, als den Mai allein!

3. O unbegrenzte Fülle
Von lauter Seligkeit
O Wonne, o umhülle
Mein Herz mit seinem Leid!
Laß schwinden und vergehen
Was nicht wie Frühlingswehen
Dir rauscht in's Herz hinein.
O kann's was schönres geben
Als den Mai, als den Mai allein!

4. Ich möchte mich versenken
In dieses Meer von Lust
Ein süßes Drangedenken

Erfüllt schon froh die Brust
Ich möchte dich umfassen
Und nicht mehr von mir lassen
O Frühling zieh' herein!
S' kann ja nicht's schönres geben
Als den Mai, als den Mai allein!

Ich schicke dir anbei eine Art Fortsetzung meiner Biographie. Es werden noch mehrere Blätter folgen. Bitte, hebe sie recht sorgfältig auf!

I.

Es war an einem Dienstag Morgen, als ich aus den Thoren der Stadt Naumburg herausfuhr. Die Morgendä<m>merung lag noch rings auf den Fluren und am Horizont zeigten nur einige mattbeleuchtete Wolken das Herannahen des Tages. Auch in mir herrschte noch eine solche Dämmerung: noch nicht war in meinem Herzen eine rechte Sonnenfreudigkeit aufgegangen. Die Schrecken der bangen Nacht umlagerten mich und ahnungsvoll lag vor mir die Zukunft in grauen Schleier gehüllt. Zum ersten Male sollte ich mich von dem elterlichen Hauße auf eine lange, lange Dauer entfernen. Unbekannten Gefahren ging ich entgegen; der Abschied hatte mich bang gemacht und ich zitterte im Gedanken an meine Zukunft. Dazu bedrängte mich das bevorstehende Examen, das ich mir mit schrecklichen Bildern ausgemalt hatte, der Gedanke, von nun an niemals mich meinen eigenen Gedanken übergeben zu können, sondern immer von Schulgenossen fortgezogen zu werden von meinen Lieblingsbeschäftigungen, ungemein. Auch vorzüglich, daß ich meine lieben Freunden lassen sollte, daß ich aus den gemüthlichen Verhältnissen in eine neue, unbekannte, starre Welt treten sollte, beengte meine Brust und jede Minute wurde mir schrecklicher, ja als ich Pforta hervorschimmern sah, glaubte ich in ihr mehr ein Gefängniß, als eine alma mater zu erkennen. Ich fuhr durch das Thor. Mein Herz wallte über von heiligen Empfindungen; ich wurde empor gehoben zu Gott in stillem Gebet und tiefe Ruhe kam über mein Gemüth. Ja Herr, segne meinen Eingang und behüte mich auch in dieser Pflanzstätte des heiligen Geistes leiblich und geistig. Sende deinen Engel daß er mich siegreich durch die Anfechtungen, denen ich entgegengehe, führe und laß mir diesen Ort zu wahren Segen für ewige Zeiten gereichen. Das hilf, Herr!
Amen. —

[«]

56. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 27. Februar 1859>

Liebe Mamma!

Heute, Sonntag Abend, will ich dir noch ein paar Worte schreiben; Ich bin ganz gut nach Pforta gekommen, habe mir von Reinhardts das Chokoladenpulver nicht geholt sondern von Heiniz. Es ist aber gar zu schlecht; das Reinhard'sche ist Zucker dagegen. — Du meinst, Hr. Regierungsrath Lepsius werde mich vielleicht besuchen? Bleibt er denn in Naumburg einige Tage? Es wäre sehr hübsch, wenn ihr. zu den Konzert kämet. Es ist von 5—7 Uhr und wir könnten uns lange sprechen. Schikt mir nun meine Kiste; ich muß euch meine schwarzen Hosen auf jedem Fall schicken und sie vor Sonntag wieder haben. Ihr müßt ein Stück Zeug einsetzen lassen. Sie sind zu zerrissen und reißen immer weiter. — Nun ich freue mich schon auf Fastnächten; da wollen wir's uns gemüthlich machen; ihr kommt doch hoffentlich heraus; wir können uns unterhalten; haben den ganzen Tag keine Lektionen und sehen zwei Abende Theater. Vielleicht schikt ihr mir auch eine Freßkiste. Großen Spaß würde mir ein einfacher Kuchen, wie du ihn so hübsch machen kannst, bereiten. Wo war denn der Onkel eigentlich heute? Ich habe ihn recht lange nicht gesehen. Ich wünsche Lisbeth rechte schnelle Gesundheit; denn so ein steifer Hals ist sehr unangenehm. Ich danke der Tante noch für die Aepfel, die mir sehr gut schmeckten. Nun lebe wohl! Schreibe und schicke recht bald an Deinem

Fritz Nietzsche.

[«]

57. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Anfang März 1859>

Verzeiht daß ich so lange nicht geschrieben habe. Nun ist die Fastnachtszeit herangekommen; ich freue mich sehr darauf daß ihr herauskommt. Hinsichtlich der Serviette habe keine Angst; ich habe vergessen, sie mitzuschicken. Auch die Hosen mit den Schnupftüchern habe ich glüklich empfangen. Aber ihr schikt mir doch nun auch hoffentlich, aber ja Sonnabend; denn Sonntag nimmt Hitschke keine Kiste mit und da würde ich sie erst Montag bekommen. Vielleicht ist Sonnabend wegen der

Taufe Spaziergang; ich würde da nach Naumburg kommen. Sonntag komme ich aber nicht; ich werde da einmal nach Kosen oder auf die Windlücke gehen. Schickt mir und schreibt recht genau, wenn ihr kommt. Das Theater geht wahrscheinlich um 4 Uhr an. Nun lebt recht wohl! Ich freue mich sehr darauf, euch zu sehn!

Kommt doch lieber um
drei; da können wir noch
eine Stunde uns unterhalten bei Kommissionsrath Teichmann

Dein Fritz.

Noch eins! Bringt mir oder schickt mir ja für das Theater eine recht scharfe Brille oder Lorgnette mit. Das ist das aller nothwendigste. Ich sitze auf einer der letzten Bänke und sehe sonst gar nichts.

[«]

58. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 20. März 1859>

Da ich dir versprochen habe, sogleich zu schreiben, so melde ich dir hiemit, daß ich bei langsamen Schritt glücklich nach Pforta gelangt bin, habe aber dann wieder Kopfschmerzen und auch etwas Frost bekommen. Wir sehen uns also hoffentlich Dienstag in Almrich. Hast du nicht irgend ein Mittel gegen Kopfschmerz, Husten, Schnupfen, Frost usw.? Du kannst mir auch mit Geld nach Almrich bringen, da man auf der Krankenstube seinen Kaffee bezahlen muß. Appetit habe ich noch gar nicht, höchstens nach etwas Obst, wozu mir aber Geld fehlt. — — —

Mir ist jetzt recht unangenehm zu Muthe. Schreibt mir nur recht bald; es ist mir alles lieb.

[«]

59. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 23. März 1859>

Liebe Mamma!

Heute will ich dir nun wieder einmal etwas genauer schreiben. Es war Dienstag sehr hübsch; wir hätten uns noch eine halbe Stunde länger unterhalten können. Ich bin auch ganz glücklich in Pforta angekommen, danke dir auch noch viele, vielemal für alles. —

Heute war die Valediction der Abiturienten. Es war wirklich sehr feierlich. Man hat in Naumburg keine Ahnung davon. Jeder Abiturient hält vom Kadeter aus seine Abschiedsrede, die meistens sehr kurz waren, da die Abiturienten vor Rührung kaum sprechen konnten. Ein ausgezeichnetes Gedicht war auch mit darunter. Darauf hielt der Rektor eine Ermahnungsrede an die Abiturienten, allerdings bei weiten geistreicher als der Naumburger Abschied durch den Direcktor. Da zwischen sang der Chor ausgezeichnete Abschiedslieder. Nachmittag um 1 Uhr versammelte sich der Coetus auf den Steinweg. — Bald erschallten auch die Posthörner, und drei Extraposten fuhren vor, um unsre Abiturienten abzuholen. Unter jubelnden Lebehoch stiegen die Abiturienten ein und unter lauten Hörnerschall fuhren jene ab. Jeder aber von uns hatte hiebei seine Gedanken. Nun nächsten Sonntag will ich dir noch mehr erzählen. — Wie seid ihr denn nach Naumburg gekommen? Ich bin heute Nachmittag mit ganz Untertertia in Großjena geweßen unter Leitung des Buchbinder. — Ich bin noch ganz marode davon. Vor Frost hatte ich mich durch Rok und Mantel gesichert. Du brauchst darum keine Angst zu haben. Kopfschmerzen habe ich natürlich bekommen, aber die Leibschmerzen waren noch schlimmer. Nun lebe wohl! Länger habe ich nicht Zeit.

Adieu!

Dein Fr.

Grüße Lisbeht Onkel usw. vielemal.

[«]

60. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 27. März 1859>

Liebe Mamma!

Nun, ich will dir gleich heute Abend noch schreiben. Von den Spaziergang bin ich glücklich zurück gekehrt obwohl in fast beständigen Regen. Schickt mir also nur ja die Kiste. Tinte usw. schickt ja mit. Wie gut aber ist es geweßen, daß ich nicht heute in Pforta geblieben bin. Wir hätten uns sonst beinahe drei Wochen nicht gesehen, da nächsten Sonntag der Spaziergang wahrscheinlich ausfällt der Kommunion wegen. Schicke mir doch wieder etwas Chocoladenpulver. Die Milch stößt mir immer so auf. — Also Palmarumsonntag und die Tage darauf bleiben wir in Naumburg. Dann aber nach usw. Ich bin darüber noch nicht recht im Reinen; jedensfalls gehen wir aber nach Pobles. — Grüße Lisbeht, Onkel und Tanten vielemal und schreibe und schicke bald

deinen Fritz.

[«]

61. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Ende März — Anfang April 1859>

Liebe Mamma!

Ich schicke euch heute die Stiefeln, 2 Hemden 4 Taschentücher, 1 Vorhemdchen und 1 Serviette. In der vorigen Kiste habe ich euch ein geborgtes Taschentuch

gez. C. B. geschickt. Schickt es recht bald gewaschen! Für die schönen Nüsse danke ich dir viele mal. Es sind jetzt in Pforta unter den Alumnen einige Bücherauctionen. Man kann da recht billig später zu brauchende Bücher erstehen. Ich werde deßhalb mitbieten. — Es ist übrigens noch möglich daß nächsten Sonntag Spaziergang ist. Braunens würden da mitkommen. Aber kommt doch vielleicht einmal heraus. Es ist jetzt wunderschönes Wetter. In dieser Hoffnung und mit vielen Grüßen

verbleibe ich
Dein Fritz.

[«]

62. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, Ende März — Anfang April 1859>

Lieber Wilhelm!

Wir haben uns recht lange nicht gesehn und geschrieben und allerdings bin ich an letzteren Ursache. Aber wenn du immer wüßtest, wie unsre Zeit mit Arbeiten angefüllt ist, und wie wenig freie Stunden sich finden, so wirst du mir das gewiß nicht vorwerfen. — Ich habe mich jetzt auf einen Geburtstagswunsch besonnen — allerdings weit, weit noch hinaus — aber dennoch ist es mir lieber, wenn meine Wünsche lange vorher, feststehen, als wenn sie ewig umherwanken. Du wirst dich wundern — ich wünsche mir nämlich — Gaudy's Werke. Ich weiß nicht, wie es kommt — aber die Novellen ziehen mich durch ihren prachtvollen Styl und blendenten Witz an, die Römerzüge durch die wunderschöne, naturgetreue Schilderung. Bitte, theile mir darüber Deine Gedanken mit. —

Wie geht es dir jetzt? Habt ihr noch viel zu arbeiten? Bei uns steht nun das Examen in unmittelbarer Nähe und ich habe etwas Angst dafür. — — Hast du schon einmal Cicero privatim geleßen? Ich möchte es jetzt gern thun, habe überhaupt große Lust lateinische Classiker zu lesen, aber wenn ich doch recht interressante und nicht zu schwere wüßte! die Historiker Florus, Paterculus sind allerdings nicht schwer, aber bei trockner Geschichte etwas ledern. —

Bitte, schicke mir jetzt einmal irgend ein Thema zu einer Deutschen Arbeit, am liebsten eine Rede oder Abhandlung. Ich denke, in den freien Tagen nach den Examen wird schon etwas freie Zeit dazu sein und ich muß in so etwas in der Uebung bleiben. Ich komme sonst zu sehr heraus. — Hier schicke ich dir auch ein Thema:

Ueber die göttliche und menschliche Freiheit.

Vielleicht findest Du auch hie und da ein Stündchen, wo Du darüber nachdenken und schreiben kannst. Es ist die Freiheit einer der wichtigsten Punkte. Wirf doch nur die Fragen auf. Was ist Freiheit? Wer ist frei? Was ist Willensfreiheit? usw. Nun lebe wohl, lieber Wilhelm und denke und schreibe
recht oft an

Deinen Fr. W. Nietzsche

Nostra semper manet amicitia! — — —

[«]

63. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 3. April 1859>

Liebe Mamma!

Ich schreibe dir doch gleich, obwohl der Onkel seine Witze darüber macht. — Es war recht hübsch, und ich muß sagen, daß ich diesen Spaziergang in großer Ruhe genossen habe. Ich bin auch ganz glücklich und langsam nach Pforta gekommen, habe aber doch die Tinte vergessen. Ihr könnt mir die Tinte ganz ruhig schicken; denn wie viel von solchen dichten Gläsern werden verschickt. Also, wenn noch Spaziergang sein sollte, sehen wir uns diese Woche noch einmal. Das wäre sehr hübsch. Braunen's kommen dann wahrscheinlich mit. Ist Müller noch bis 5 bei den Onkel geblieben? — Der Hr. Prof. Buchbinder hat übrigens am 1sten April einen kleinen Sohn bekommen, worüber sich Tante Riekchen freuen wird. Schreibt und schikt mir also recht bald, damit ich euch dann die Wäsche wiederschicken kann wie auch Kramer's Etüden für Elisabeht. Wenn sie auch, besonders für Anfänger nicht leicht sind, so belohnen sie, wenn man sie erst kann, doch bei weiten mehr, die Mühe, als die Ccernischen Etüden. So finde ich z.B. die 3te Etüde reizend. Schickt mir aber Folgendes:

1) Masius, deutsches Lesebuch (für Examenarbeiten in dieser Woche sehr nothwendig.)
2) Ein tüchtige Tintenflasche.
3) Grammatik v. Siberti.

Alles sehr nothwendig und brauche es spätestens bis Dienstag!!
Nun lebt recht wohl und schreibt und schickt und denkt recht viel an

Euren Fritz.

Nochmaligen großen Dank!
Kuchen hat gut gemundet!
Schikt mir ein Taschentuch, meine Kravatte, meine Stiefeln usw. ja mit!

[«]

64. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 7/4 59.

Der AI. Nietzsche bittet um die Erlaubniß, sich ein Buch Examenpapier anschaffen zu dürfen.

[«]

65. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta den 7/4 59.

Der AI. Nietzsche bittet um die Erlaubniß sich einen Krug anschaffen zu dürfen.

[«]

66. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 13/4 59.

Der AI. Nietzsche bittet um 2½ Sgr.zum Spaziergang.

[«]

67. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta den 15/4 59

Nietzsche bittet um 2 ½ Slbgr. zum Spaziergang

[«]

68. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 29/4 <1859>

Der AI. Nietzsche bittet um 2 ½ Sg. zum Spaziergang.

[«]

69. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, Ende April — Anfang Mai 1859>

Lieber Wilhelm!

Wir haben uns jetzt recht lange nicht gesprochen und gesehen. die goldene Zeit der Ferien ist vorübergegangen wie ein Traum; vorzüglich dauert es mich, dich noch nicht nach meiner Rückkehr von Pobles gesehen zu haben. Ich hatte aber nur einige

Stunden Zeit und während dieser sollte ich bei meiner Tante bleiben, da Besuch angekommen war. Wie hast du dich in diesen Ferien amüsirt? — Ich meines theils habe diese recht genossen und schied mit recht schmerzlichen Gefühlen von ihnen. Als ich bei Anbruch der Nacht nach Pforta zurückkehrte, wurde mir sehr wehe zu Muthe. Der Himmel war rings mit Wolken bedeckt, nur einzelne helle Fleken traten deutlich hervor und besonders zeigten sich noch helle Spuren der untergegangenen Sonne. Der Wind pfiff schaurig durch die hohen Bäume hin, die ihre Zweige aechzend neigten. Mein Herz war in einer ähnlichen Lage. — Auch es war von den Wolken der Traurigkeit verdunkelt und nur die frohe Errinerung an die Ferien ließ einige Freude aufkommen, aber es war eben jenes freudig schmerzliche Gefühl der Wehmuth. Du glaubst es wohl nicht — es ist aber ein ungeheurer Unterschied wenn man Eltern und Schule an denselben oder an verschiedenen Orten hat.! Du scheidest beim Schluß der Ferien nur von den süßen Erholungen und der angenehmen Muse, ich aber trenne mich auf eine nicht unbedeutende Zeit von Haus und Familie mit ihren Freuden und trete wieder in eine fremde Umgebung ein. Sehr hübsche Tage habe ich noch vor unsrer Abreise nach Pobles in Naumburg verlebt. Ich habe da auch meheres geschrieben. Erstens ein mißglüktes Schauspiel, betitelt Prometheus, angefüllt mit einer Unzahl falscher Begriffe über diesen Gegenstand, zweitens drei Gedichte eben darüber, die ich in einer dritten heruntergemacht habe. Diese dritte Schrift ist übrigens ein eigentümliches Ding ist aber noch nicht fertig, erst 6 enge Quartseiten lang und ist betitelt „Fragezeichen und Notizen nebst einem allgemeinen Ausrufezeichen über drei Gedichte betitelt, Prometheus.“ Es wird darin ein Dichter im Gegensatz zum Publicum aufgeführt, und das ganze ist ein Gemisch von Unsinn und Blödsinn. Unter andern ist ein Satz von einer ganzen Seite darin. Dann kommen furchtbar lächerliche Verdrehungen, richtig dumme Subjeckte usw usw. vor. Ich weiß nicht wie ich auf solche verrückte Ideen kommen konnte. Viertens eine sehr ungründliche Arbeit über das Thema: „Alle Menschen sind gut, wir selbst sind schlecht,“ die übrigens recht gut auszuführen ist, wenn man die Folgen und Ursachen im Auge behält. Fünftens ein Gedicht, das auf der Reiße entstanden ist, etwas tief oder vielmehr dunkel ist und worin die fehlenden Gedanken mit Gedankenstrichen bezeichnet sind. Es hat übrigens nach langem Ueberlegen den Titel: Poesie und Schicksal erhalten. Wie ich es schrieb, habe ich es nicht verstanden und erst mit genauer Auseinandersetzung wurde es mir klarer. Leider ist mein Papier zu Ende. Lebe deßhalb recht wohl, grüße vielmal und gedenke und schreib

oft an Deinen Fr.

Semper nostra amicitia manet.

[«]

70. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, Ende April — Anfang Mai 1859>

Uebrigens schike ich dir hier, lieber Wilhelm einen Plan, der mich viel in den Ferien beschäftigt hat. Sende du mir deine Gedanken darüber in einem recht baldigen Briefe. —

Prometheus ist mir jetzt ein sehr interressanter Stoff geworden und es wäre mir sehr lieb, wenn wir beide unsre Gedanken darüber aufschrieben. Vor allen sammle also aus allen Lexicis und andern Büchern, aus Mythologien eine möglichst vollständige Darstellung seines Lebens wie des ganzen hierher gehörigen Mythenkreises, Japetos, der Titanen, Epimetheus, Pandora. Dies kannst Du besser thun, da mir wenig Bücher zu Gebote stehen. Dann schreibe dir alle Gedanken, die dir bei näherer Betrachtung auffallen, auf; ich werde dasselbe thun und dann wollen wir uns den ganzen Stoff so eintheilen

I. Titanen.
II. Prometheus
III. Epimetheus und Pandora.
IV. Die letzten Schiksale des Prometheus.
V. Epimetheus und Prometheus, Pandora
(gegenseitiges Verhältniß)
VI. Das Ende des Zeus
(im Verhältniß zu den deutschen Sagen)

Willst Du vielleicht I, III und V behandeln? Dann werde ich II, IV, VI vornehmen. Auf das letzte VI freue ich mich, da in demselben das Ende des Zeus, vom Prometheus vorausgewußt, von ihm allein zu beseitigen, im Verhältniß zum Untergang der deutschen Gottheiten, die durch die Naturkräfte (was doch eben die Titanen bei den Griechen sind) vernichtet werden. Auch V ist interressant, da in demselben die Weißheit und die Dummheit im Verhältniß zum Uebel der Welt dargestellt werden. Wollen uns indeß nicht in einen bloßen Lehrstyl einlassen, vielmehr wollen wir so schillernd und schildernd so lebhaft, so ergreifend wie möglich schreiben, kurz etwas brillant. Gedichte natürlicherweise können eingepflochten werden. Etwas lang muß eine jede Abhandlung werden, so ungefähr ein Bogen, indeß nicht zu eng geschrieben. Stoff ist sehr reichlich. Eine Einleitung und einen Schluß wollen wir beide schreiben und das Beste in das reine Exemplar schreiben.

[«]

71. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Anfang Mai 1859>

Liebe Mamma!

Wenn dieser Brief und Kiste ankommt, so werdet ihr hoffentlich zurück <ge>kehrt sein. Wenn ihr aber nicht gefahren seid, werdet ihr sehr schlechten Weg gehabt haben. Zur Kirchmesse waren wohl recht viele zugegen. Denn es war recht schönes Wetter. Ihr werdet wohl viel Amüsement gehabt haben. War der Onkel mit zugegen? ich wäre gar zu gerne dageweßen. Schikt mir aber auch ja recht viel Kirmeskuchen; wie mir die lieben Großeltern versprochen haben, auch die Gefäße für Butter und Streichhölzchen. — die Stiefeln schikt nebenbei damit das andre nicht darnach riecht. Meine Weste und die grauen Hosen schikt nur eilig mit; meinen neuen Anzug habe ich noch nicht. Vor allen muß ich die Turnhosen haben spätestens bis Sonnabend. Dann kann ich jetzt meine Milch unmöglich trinken und wiederum ohne ein Getränk unmöglich mein Brodehen essen und demnach bis Mittag muß ich nüchtern sein. Deßhalb schikt mir doch ein groß Paket Chocoladenpulver; so ist es doch im allgemeinen billiger.—

Dann schreibt mir recht viel und beschreibt mir die Tage in Pobles und sendet mir auch Wäsche mit. Die Kiste muß diesmal voll werden!

Nun lebt alle recht herzlich wohl!

Ich grüße noch viele mal und verbleibe

Dein Fritz

Ein andermal mehr.

Besorgt meine Bücher zum Buchbinder!

[«]

72. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, kurz nach dem 8. Mai 1859>

Es hat mir sehr leid gethan, daß Sonntag kein Spaziergang war. Ich wäre gar zu gerne nach Naumburg gegangen; kommt ihr nicht vielleicht einmal heraus? Wir wurden Sonntag von Hr. Doktor Be<c>ker auf den Knabenberg geführt, aber ich konnte leider nicht mitgehen, da ich nur meine alten grauen Hosen hatte und mich kaum in Pforta sehen lassen durfte. Aber wie lange dauert es, daß ich meinen neuen Anzug bekomme? Es ist wirklich sehr unangenehm. —

Schikt mir doch sogleich meine Kiste; ich brauche alles sehr nothwendig. Schreibe mir auch wieder so hübsch ausführlich wie am vorigen Mal. — — —

Es ist jetzt ganz hübsch in Pforta; wir spielen sehr viel Kegel und das macht großes Vergnügen. Nur noch keine Nachtigallen habe ich gehört. Ich glaube, der große Lärm muß sie fernhalten. — Bitte, schike mir doch etwas Geld mit; Du kannst es recht fest in Papier wikeln und mit in die Kiste legen. Es kommen jetzt allerhand kleine Ausgaben zusammen und bei der Hitze möchte man sich auch mit etwas Obst erfrischen. Der Sommer in Pforta ist bei weitem angenehmer als der Winter; so viel weiß ich nun genau. Denke dir, in 5 Wochen bin ich Pfingsten bei euch in Naumburg. Dann machst du mich doch von Sonntag bis Dienstag los; ich freue mich sehr darauf; und in dieser freudigen Hoffnung

schließe ich als
Dein Fr.

[«]

73. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Mitte Mai 1859>

Liebe Mamma!

Ich habe mich heute sehr über den lieben Brief und über den Inhalt der Kiste gefreut und danke noch recht viele mal dafür. die grauen Hosen kommen mir sehr zu Statten da ich die schwarzen wegen eines großen Lochs an einem Hosenbein nicht anziehen kann. Wenn ich meinen guten Anzug nicht bis Sonnabend bekomme, kann ich Sonntags nicht nach Naumburg kommen, was mich sehr schmerzen würde. Sende mir diesen ja und ebenso den noch fehlenden Bedarf den ich schon in vorigen Briefe angegeben habe wie

Tinte
Stahlfedern
Notizbuch Buttertasse
Gefäß für Streichhölzer usw.

Der Brief war mir recht lieb, da er so ausführlich war. Schreibe mir recht bald noch über die nähern Begebenheiten und Spuren beim Diebstahl. Ich habe allerdings nicht gedacht, daß so etwas vorkommen kann. —

Bitte, schreibe mir doch auch über die neusten politischen Ereigniße. Ich bin hier sehr begierig, und möchte gar zu gern etwas darüber hören. Also in der Hoffnung auf recht baldige Nachricht

verbleibe ich
mit den größtem Danke
als Dein Fr.

[«]

74. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d 21/5 59.

Der AI. Nietzsche bittet um 5 Sgr. zum Schulfest.

[«]

75. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 23. Mai 1859>

Liebe Mamma!

Ihr habt uns wohl gestern erwartet; aber ich war gestern einmal ins Sperlingsholz gegangen; es ist jetzt gar zu schön in der freien Natur. Ich dachte, wir sehen uns doch Donnerstag wieder, worauf ich mich sehr freue. Wie hat es euch zum Schulfest gefallen? — Krämer bittet viele mal um Entschuldigung daß er nicht gekommen wäre. Er hat nämlich unsre Wohnung nicht finden können wie du wohl vom Onkel weißt. Es thut mir recht leid und ich dächte, wenn es dir recht ist, kommen wir beide nächsten Sonntag. Krämer ist übrigens jetzt nicht ganz wohl und ist auf der Krankenstube. — Schikt mir doch ja die Kiste; ich habe sehr viel schmutzige Wäsche; ihr könnt mir die Jahreszeiten und das Requiem schiken. Aber recht bald; denn mein ganzer Kasten ist voll und ich darf es nicht merken lassen. In der Hoffnung auf nächsten Donnerstag verbleibe ich

D. F.

Schikt mir Lippenpomade.

[«]

76. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, Mai-Juni 1859>

Lieber Wilhelm!

Ich danke dir noch viele mal für deinen lieben Brief. Er hat mir viel Freude bereitet; wir sehen uns diesen Sonntag doch hoffentlich? Es gefällt mir jetzt eigentlich in Pforta; es ist im Sommer ein ganz anderes Leben und bei so schönen Wetter ist Pforta ein recht netter Aufenthalt. Wir schieben hier sehr eifrig Kegel gehen des Abends von ½ 8—¼ 9 im Schulgarten spazieren. Die Nachtigallen und Vögel singen und ich wünsche immer, du wärest mit da!

In der Ferne, in der Ferne
Leuchten meines Lebens Sterne
Und mit wehmutsvollem Blik
Schau ich auf mein einstig Glük
Ach so gerne, ach so gerne
Wonneschauernd oft zurück!
Wie auf Höhen Wandrer stehen
Und die blüthenreichen Auen
Wo die himmlisch süßen, lauen
Lüfte rauschen und still lauschen
Mit geheimnißvollem Grauen,
Also breiten seeige Zeiten
Sich vor mir aus und geleiten
Meinen Geist weg von den Schranken
Kahler, nichtiger Gedanken
Hin zu jenen ewgen Freuden —
Charons Nachen seh' ich schwanken.
Mit der goldnen Leier Saiten
Ruf ich wieder, die versanken!
Und sie nahen und umpfahen
Mich mit ihrem Zauberlichte
Will sie fassen — sie erblassen
— Und ich muß sie sinken lassen —

Meine Hoffnung ist zu nichte!

Schreibe mir recht bald wieder. Uebrigens ist diesen Sonntag kein Spaziergang wegen der Kommunion. Das ist recht schade.

Dein Fr.

Nostra semper manet amicitia!

[«]

77. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. d. 26/5 59.

Nietzsche bittet um 5 Sgr. zum Bergtag.

[«]

78. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta den 4/6 59

Der Al. Nietzsche bittet um die Erlaubniß, sich Tinte anschaffen zu dürfen.

[«]

79. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 11/6 59.

Der Al. Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich eine Badehose anschaffen zu dürfen.

[«]

80. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 11/6 59.

Der AI. Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich
ein Buch Examenpapier
ein Collectaneum
anschaffen zu dürfen.

[«]

81. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 19/6 59.

Der AI. Nietzsche bittet um 10 Sgr. Klaviermiethe.

[«]

82. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 20.—23. Juni 1859>

Liebe Mamma!

Ich habe euch jetzt recht lange nicht geschrieben; aber im Sommer hat man keine einzige Selbstbeschäftigungsstunde, alles Repetirstunden. Die kleine Schachtel habe ich empfangen und mich sehr über ihren Inhalt gefreut. Die Kirschen werden uns schon auser der Hitscheken von ein<er> Oebsterin angeboten, die auf der Windlüke wohnt und jene Bude dort hat. Sie sind schon recht schön und werden immer billiger. — Ueber das Konzert von neulich will ich nur noch hinzufügen, daß mir die Chöre aus Faust und ein Duett von Mendelsohn am meisten gefallen haben. Ich war wieder mit bei den Chorus betheiligt. — Die so nahen Ferien sind jetzt glänzende Hoffnungssterne, nach denen man immer blikt. Nächsten Freitag bin ich also hoffentlich bei euch. Diesen Sonntag sehen wir uns doch wieder in Almrich? Soll ich Krämer mitbringen? — Ueberlege es dir ja mit dem Konzert in Halle. Ich würde allerdings ungemein gern es hören. — Schreibe mir doch ja recht genau. Ich bekomme überhaupt nicht viele Briefe, auch von Wilhelm warte ich längst auf einen. Dr. Euler muß heute fort und Prof. Buchbinder in 3 Wochen. die Lektionen (geschichtlichen) übernehmen Prof. Korsen, die griechischen Dr. Franke und Be<c>ker. Wie steht es jetzt mit dem

Truppentransport? Es sollen ja wohl von Freitag an nur zwei Züge gehen, alle andern aber mit Soldaten. Schreibe mir ja noch vor Sonnabend. Lebe recht wohl!

Viele Grüße!

Dein FWN.

[«]

83. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 27/6 59.

Der AI. Nietzsche bittet um einen Thaler Reisegeld.

[«]

84. An Emil Schenk in Jena (erster Entwurf)

<Erste Augusthälfte 1859>

Entschuldige nur ja, daß ich dir nicht eher geschrieben habe; aber ich wollt so gern mit der Mamma zugleich schreiben. Ich hätte am liebsten gleich am ersten Tage dir meinen herzlichen Dank sagen mögen; denn es hat mir in Jena so wie kaum irgendwo anders gefallen. die Kunitzburg mit ihrem angenehmen Weg, das liebliche Lichtenhain (und Bier) die schönen Berge mit ihren prächtigen Aussichten

[«]

85. An Emil Schenk in Jena (zweiter Entwurf)

<Erste Augusthälfte 1859>

Ich muß mich beeilen
In wenigen Zeilen
Poetischen Flusses
dir innig zu danken.
Ich will es und muß es
Da herzliche Worte Prosaischen
Flusses Verklingen, verhallen.
Von jenem Orte

Wo mirs so gefallen
Soll’n Lieder erschallen
Wie lebend doch stehen
Die herrlichen Höhen
Die grünenden Auen
Vor meinen Blicken.
Nicht werd’ ich vergessen
Das laute Entzücken
Hernieder zu schauen
Auf bunte Gefilde —
Es wäre vermessen
Dem lieblichen Bilde
Noch Farben zu leihen
Im Herzen da steht es
Und nimmer vergeht es
In farbigen Reihen
Zieht’s vor mir vorüber
Je länger ich schaue
Und in mir betrachte
Je länger je lieber
Daß oft ich schon dachte
Nun wird wohl auf immer
Dir Naumburgs Umgebung
Den farbigen Schimmer
Verlieren und nimmer
Wird jene Erhebung
Die Seele verlassen
Nicht will ich verschweigen
Welch’ frohe Belebung
Welch’ jauchzend<e> Massen
Den Auge sich zeigen
Wenn der Studiosen
So lustiger Wänke
In Lichtenhains Mitte
In Hallen der Rosen
Ich freudig gedenke.
Dann muß ich die Saale

Im lieblichen Thale
Pflichtmäßig beloben
Den Himmel auch droben
Der nie uns bedrohte
Mit Regensfluhten
Und seinem Gebote
Zufolge enthüllten
Sich rings mir die Weite
An diesen Gebilden.
Doch will ich die Worte
Nicht länger vergeuden.
Ich möchte ich kehrte
Zum freundlichen Heerde
Recht, recht bald mal wieder.
Die Zeit wird wohl immer
Im Herzen mir bleiben
Nach Jena mich treiben
Da man mich wohl nimmer
So freundlich bewirthet.
Die lieblichen Nicht'gen
Muß ich noch erwähnen
In diesem Gedicht'gen
Sind Fluthen von Thränen
Von ihnen vergolten? — —
Hoch leben sie alle
Bei denen ich so viel
Des Guten genossen
Es klinge, es schalle!
Hoch leben sie alle!

[«]

86. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 12. Aug. (1859)

Der al. Nietzsche bittet um die Erlaubniß, sich eine Bademütze kaufen zu dürfen.

[«]

87. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 15. August 1859>

Liebe Mamma!

Ich schreibe dir heute morgen gleich meinem Versprechen zu folge. Zuvörderst meinen herzlichen Dank, daß ihr gestern nach Almrich kamt. Wie wird es denn mit nächsten Sonntag werden? Ich muß es womöglich morgen genau erfahren, damit ich fragen kann ob Kr<ämer> auch Zeit dazu hat. Auch meine übrige schmutzige Wäsche schike ich dir. Aber ich brauche meine grauen Hosen nothwendig. Wenn ich diese habe, kann ich dir erst die Turnhosen schiken. Es folgen heute zwei Hemden, Bettzeug, Strümpfe

Da ihr in 4 Wochen schon fort wollt will ich euch meinen Geburtstagszettel schicken. Zuerst wünsche ich mir den Don Quixote übersetzt von Tiek, 25 Sgr. Dann wenn mir der liebe Onkel, Lisbeht und Wilhelm Pinder etwas schenken wollen, so wünsche ich mir Platens Biographie 15 Sgr. Auserdem laß mir einen recht schönen Kuchen backen. Auch vorzüglich wünsche ich mir Nüsse, Wein und ein paar Chocoladentafeln wären mir sehr lieb, auch ein Poesiebuch wie das von Wilhelm würde ich sehr gern haben. Das sind alles meine Wünsche. Indessen werden der Milde und dem Wohlthätigkeitssinn keine Schranken gesetzt.—!

Nun lebe recht wohl, grüße, denke schreibe schicke oft

an deinen
FWNietzsche.

[«]

88. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 22 Aug. 59.

Nietzsche bittet um 5 Sgr. zum Bergtag.

[«]

89. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, 22. August 1859>

Lieber Wilhelm!

Endlich — wirst du sagen; es hat auch wirklich lange gedauert, ehe ich wieder ein Lebenszeichen von mir gebe. Entschuldige nur ja, lieber Wilhelm, aber die ersten Wochen nach den Ferien sind immer etwas mit Arbeiten besäet und ich habe wenig freie Zeit. — Nun, wie geht es dir jetzt? Wohnt ihr noch immer in der Gartenwohnung? — Ich habe mir etwas ganz hübsches vorgenommen; wollen wir nicht in den Michaelistagen eine Parthie zusammen machen? Du kämst da vielleicht den ersten Ferientag nach Pforta recht hübsch früh, natürlich Vormittag, gingen dann zusammen nach der Rudelsburg und Saaleck, essen dann auf der Katze zu Mittag und wanderten dann wieder wer weiß wohin, so daß wir Abends wieder nach Naumburg kämen? Es wäre doch wunderhübsch. Wir sprechen uns jedenfalls darüber noch einmal. — Wie geht es dir jetzt in der Klasse? Von unsern Leben kann ich dir nur erzählen, daß neulich die Schwimmfahrt war, die ein hübsches Stück unterhalb des Fischhauses anfing und in der Schwimmanstalt endigte. Sie dauerte fast eine Viertelstunde — ich habe sie aber ganz glücklich überstanden. Wir marschirten dann alle mit rothen Schwimmmützen unter lustiger Musik nach Pforta zurück. — Heute ist wenn das Wetter gut bleibt Bergtag; hoffentlich wirst du schon davon gehört haben. Es wäre zu hübsch wenn du vielleicht mit Gustav dawärst. Nun Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Schreibe mir ja recht bald und vergilt mein Zögern nicht mit gleichen Stillschweigen. Was soll ich mir zum Geburtstag wünschen?

Recht baldige Antwort wünscht

Dein Fr<eund> F. N.
Semper nostra amicitia
manet!

[«]

90. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 27. August 1859>

Liebe Mamma!

Endlich schreibe ich dir wieder einmal. die Turnhose nebst den Birnen habe ich dankend erhalten. Ich freue mich sehr auf den Sonntag, wo wir uns in Almrich sehen. Vorigen Mittwoch waren wir Sänger in der Buchenhalle; hier war Gottesdienst des Gustav-Adolphvereins und fast alle Badegäste waren da. Der Hr. Diakonus Link aus Ekartsberga hielt eine sehr schöne, geistvolle Predigt. — Gestern fielen die Nachmittag-Lektionen wegen 24 Grad Hitze aus und wir gingen alle baden. — Es freut mich daß es euch auf den Bergtag gefallen hat; es war auch wirklich sehr hübsch. Schikt mir aber doch wieder Wäsche, besonders Handtücher die ich wegen dem Baden sehr nöthig brauche. — Braune I hat zu Prof. Buddensieg gesagt, du hättest gewünscht daß ich zu ihm als Unterer käme. Das wäre mir, nun offen zu sagen recht unangenehm. Prof. Buddensieg wartet deßhalb ganz bestimmt auf deinen baldigsten Besuch. — Wie wird es zu Weihnachten werden? — Wenn ich nach Corensen reise so kann ich mit mehreren über Halle, Langenbogen und den beiden Seen nach Eisleben fahren. Von dort möchte ich mich zu Fuß aufmachen. Schreib mir darüber. Den ersten Michaelistag habe ich mit Wilhelm eine hübsche Parthie verabredet von Pforta aus über die Rudelsburg usw. Schreibe und schike recht bald

Deinen Fr.
der alle vielmal grüßen läßt.

Zwei Vorhemdchen, zwei Taschentücher folgen. —

[«]

91. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 28 Aug. <1859>

Nietzsche bittet um 2½ Sgr. zum Haarabschneiden. —

[«]

92. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta den 7. 9. 59.

Nietzsche bittet um 5 Sgr. zur Sängerfahrt.

[«]

93. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 8. September 1859>

Liebe Mamma!

Ich danke vielemal für alles empfangne; der warme Kacao war mir heute Morgen recht wohlthuend. Er will sich nur immer nicht ordentlich auflößen. —

Krämer ist nun fort; gestern morgen hielten sie in dem Betsaal ihre Abschiedsreden und um 1 Uhr kamen die zwei Extraposten, vierspännig mit zwei Vorreutern. Das Einsteigen dauerte sehr lange, da sie erst alle Abschied nahmen. Krämer war sehr bewegt; besonders mochte ihm Prof. Buddensieg das Herz weich gemacht haben. Er läßt euch noch vielemal grüßen. —

Nachmittag war Sängerfahrt, Um drei gingen wir nach der Rudelsburg; das Wetter war trotz etwas Regen ganz geeignet. Oben habe ich Bruderbrod und famosen Limburger gegessen; das machte die Kehle zum Singen recht geschmeidig. Wir haben ziemlich viel gesungen besonders auf dem Rückweg wo alle Damen mitsangen und Prof. Korsen furchtbare Witze machte. —

Krämer hat mir die Kuchenschachtel übergeben; ich schike sie dir zurück. Mein alter Rock und meine alte Weste sind aber beide in etwas desoluten Zustand, da vorn die Naht aufgegangen. — Es wird jetzt schon recht kühl; wenn man so den Morgen um 5 aufsteht und um 6 in die Klasse geht, ist mir’s ganz ungemüthlich. Schicke mir doch ein schwarzes Halstuch oder Schlips wie das fabelhafte Wort heißt. Nun lebe wohl, schreibe recht bald wieder an deinen

FW.

Grüße alle vielemals!

Wie stehts zu meinem Geburtstag?
?

Ein Hemd folgt.
Ebenso zwei Servietten, Rock und Weste.

[«]

94. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 21/9 59.

Nietzsche bittet um 2½ Sgr. zum Spaziergang.

[«]

95. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 22. September 1859>

Liebe Mamma!

Nach dem gestrigen Besuche muß ich dir heute doch noch schreiben. Es <ist> mir nämlich das Malheur passirt daß meine schwarze gute Hose zerissen ist. Du kennst wohl schon die wilden Feierlichkeiten des Examenmanns. Ich hatte die Hosen des Examens wegen noch an, stürzte hin und sie platzten auf dem Knie. Ich möchte sie dir nun gern schicken, kann aber nicht da mir die Kiste fehlt. Sonntag werde ich nun wahrscheinlich nicht kommen können. Ich werde überhaupt auch die Klassenparthien deßhalb nicht mitmachen können, da meine andren Hosen

(Turn) durch Blutflecke am Knie entstellt sind und meine alten schwarzen zerissen. Das ist doch rechte Hosennoth! Wenn sie nur nicht gerade in diese Spaziergangzeit fiele! —

Wollt ihr nicht vielleicht Wilhelm davon benachrichtigen, daß ich die Parthie sehr gern mitmachen würde und zwar Freitag d. 30 Sept.. Er möchte sich nur recht, recht früh in Pforta einfinden. —

Also, schikt mir die Kiste bald und besorgt mir dann eiligst die Hosen. Sonntag geht es also nicht mit Almrich; ich muß also in Pforta bleiben.

Dein Fritz.

Meine Examenarbeiten, (wenn es dich oder den Onkel vielleicht interressirt), sind folgendermasen ausgefallen:

Lat. Docimasticon I
Griech. Docimasticon II^a—II^b
Math. Docimasticon II^b
Deutsche Arbeit I^b
Lat. Verse. I^b

Nun, Sonnabend bin ich glücklicher Obertertianer! — Schicke mir doch ja Geld zu der Parthie mit Wilhelm, etwa 10 Sgr. Bitte!

[«]

96. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, 24. September 1859>

Ich konnte dir in dieser Examenzeit gar nicht schreiben, aber dir nun jetzt von allen Nachricht geben. Unsre schriftlichen Arbeiten waren leicht; ich habe im lateinischen Docimasticon I in den lat. Versen Ib, in der deutschen Arbeit (Ino und Athamas) Ib und im griech. Doc. II$^{a\text{-}b}$, in mathem. Doc. II^{b}. Ich bin mit nach Obertertia gekommen mit folgender Censur:

Lat. IIa Griech. II^{a} Mathem. II^{a} Deutsch. II^{a}

Wenn du mich in Pforta aufsuchen willst, so wirst du mich in der achten Stube finden: ich bin Unterer von Braune I. Wie steht es übrigens mit unserer Parthie. Du machst sie doch ja mit? Ich erwarte dich also Freitag früh um 7 oder 8 Uhr im Schulgarten; denn da wirst Du mich doch finden. Wir wollen uns dann einen ganz gemüthlichen Tag machen: Wir gehen über die Rudelsburg und dann links hin immer ins Land hinein, wo wir noch niemals gewesen sind, nimm doch zur Vorsorge Deine Botanisirtrommel mit. Ich freue mich recht sehr darauf. —

— Da schreibt mir die Mamma, daß du von einem recht schmerzlichen Verlust heimgesucht bist. Es hat mich sehr betrübt und du wirst wohl jetzt recht traurig sein. Ich weiß deßhalb nicht, ob dir unsre Parthie noch lieb sein wird; bitte schreib mir vor Freitag noch darüber.

Lebe recht wohl!
Dein F. N.

Semper Nostra Manet Amicitia!!

[«]

97. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 25. September 1859>

Liebe Mamma!

— Einige Worte müssen doch meine Wäsche begleiten; zuvörderst danke ich dir für die angenehme Zeit in Naumburg, auch im speciellen für den schönen Kuchen. Soll ich nächsten Mittwoch nach Naumburg kommen? Es ist nämlich von nach Tische bis 3 Uhr Spaziergang. Nun könnte ich allerdings auch einmal auf die Saalhäuser gehen — aber ich denke, wir sehen uns so so bald nicht wieder also werde ich nach Naumburg kommen. — Nun ist euer Abschied von Naumburg schon so bald da; mir wird ganz merkwürdig zu muthe, wenn ich euch so fern denke. Nun schreibt mir dann recht ausführliche Briefe und schikt auch einmal. Nur noch sehr angenehm ist es mir daß ich noch die drei letzten Tage zu euch nach Naumburg kann. Soll ich eigentlich noch meine verabredete Parthie mit Wilhelm am ersten Ferientage machen? Oder wie wäre es, wenn ich euch noch die ganze kurze Zeit genösse? — Nächsten Montag bis Donnerstag ist übrigens jeden Tag von nach Tische bis zwei Uhr Spaziergang; da könnten wir uns in Kosen oder auf den Saalhäusern oder in Almrich treffen. — Nun wie wird es eigentlich mit meinem Geburtstag? Ich bin sehr neugierig, besonders da ich eigentlich mir absichtlich nichts bestimmtes wünsche. Einen Brief von Corensen bekomme ich aber doch? — Ich schike euch heute 1 Paar Strümpfe 1 Hemd Bettüberzug, und 3 Vorhemdchen und 1 Taschentuch. Verseht mich bald mit neuer Wäsche. Auch Tristram Shandy folgt — sendet mir doch den dritten Band. Nun lebt recht, recht wohl

Viele Grüße von
Eurem Fritz.

Auch Krämer läßt grüßen —
Er hat geschrieben —

[«]

98. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 28. 9. 59.

Nietzsche bittet um 2½ Sgr. zum Spaziergang. —

[«]

99. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta 29. 9. 59.

Nietzsche bittet um 11 Sgr. für Klaviermiethe. —

[«]

100. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta 29. 9. 59.

Nietzsche bittet gehorsamst um 10 Sgr. Feriengeld.

[«]

---

101. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 29. 9. 59.

Nietzsche bittet um 5 Sgr. zur Sängerfahrt.

[«]

---

102. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 3. Oktober 1859>

Liebe Mamma!

— Meinem Versprechen zufolge schreibe ich dir heute am Montag. Ich bin gestern Abend eine Stunde zu früh in Pforta angekommen; es waren während dieser Tage hundert abwesend. Nun, das ist der letzte Brief den ich an euch nach Naumburg sende. Ihr dürft aber gar nicht denken daß ich da noch traurig Abschied nehmen will; der Brief würde dir (glaube ich,) dann eher unlieb sein. Ich freue mich nur noch daß wir diese drei Tage zusammen verlebt haben und danke noch viele mal. — Wenn bekomme ich nun meine Kiste? Vergiß nur ja nicht alles hinein zu packen. Heute ist Reception; der Pastor Oßwald ist da und wollte dich besuchen. — Wenn du in Gorenzen angekommen bist, grüße den Onkel viele mal von mir; ich wünsche euch allen eine recht glückliche Reiße, bleibt dort recht gesund und gebt mir häufige Nachricht. Nun lebt recht, recht wohl! Ich habe leider heute Morgen keine Zeit zum langen Briefschreiben. Grüße noch Lisbeht vielemals, Onkel und Tanten! Aber nicht wahr? Sobald ihr dort seid schreibst du mir über den Empfang.

Es giebt im Menschenleben Augenblicke
Wo wir vergessen daß wir einen Punct
Im unermessnen Weltall nur bewohnen. !

Glück zu!

Dein FrWN.

Schicke mir einen
Theelöffel
Siegelack-Oblaten
Ein Messer
Messias
Cacao
Wäsche.
Streichhölzer.
Rosenstahlfedern
Schlittschuh

[«]

103. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 5. 10. 59. —

Nietzsche bittet um 2 ½ Sgr. für das Mikroscop. —

[«]

104. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. 8. 10. 59.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß,
sich ein Linienblatt
und 3 Hefte
anschaffen zu dürfen.

[«]

105. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 8. 10. 59.

Nietzsche bittet gehorsamst um 5 Sgr. Portogeld.

[«]

106. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 10/10 59.

Nietzsche bittet um 5 Sgr. zu dem in den Weinführen.

[«]

107. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 14. 10. 59.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Sgr Schemageld. —

[«]

108. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 14. 10. 59.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Sgr. Ballgeld. —

[«]

109. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

<Pforta, zweite Oktoberhälfte 1859>

Liebe Tante!

Könnte ich doch immer was ich wollte! Aber es trifft unglücklich, daß ich gerade in dieser Zeit, wo ich so vielen noch durch Briefe Dank sagen will, durch viele Arbeiten verhindert werde. Dir besonders, liebe, Tante, bin ich so vielen Dank schuldig für alle die schönen Gaben, mit denen du mich beschenkt hast. Der Kuchen und die Nüsse haben trefflich den Magen, Humbolds Biographie dem Geiste gemundet und mundet noch immer. — Der Mamma habe ich nun geschrieben; willst du vielleicht das Blatt mit in Deinen Brief einlegen? Bitte, sei so gut! — Aber denke! die liebe Großmamma hat mir von Pobles einen Brief, Kuchen und einen Thaler gesendet (auch einen Schlips) Da muß ich nun wieder einen Brief schreiben, allerdings sehr gern, wenn ich nur Zeit hätte. Aber an Mad. Laubscher muß ich doch auch schreiben, wie an Wilhelm (der mich leider nicht bei den Tanten getroffen hat). Dann an Krämer, dem ich's versprochen habe und vor allen an die lieben Tanten, an die ich auch ein paar Zeilen mitschike. Liebe Tante, wie steht es mit dem Sonntag? Willst du vielleicht einmal mit Mad. Laubscher sprechen, da sie mir's schon den vorigen Sonntag angeboten hat? Denn eigentlich möchte ich sehr gern zu dir kommen, wohin auch vielleicht Wilhelm käme. Lebe recht wohl, meine liebe Tante, schreibe mir doch vielleicht einmal und grüße den Onkel, der doch mich auch einmal besuchen könnte.

Dein FWN.

Den Brief an die Mamma kann ich leider nicht mit senden, da Hr. Prof Buddensieg mit einlegen will.

Liebe Tante! Ich habe meine Stiefeln von Wetzel immer noch nicht erhalten und bedarf sie nothwendig, da mein anderes Paar sehr zerrissen ist. Bitte, laß ihn errinern, daß er sie mir aufs eiligste durch Hitschke schikt. Ich müßte sie sonst Sonntag bei dir anziehen und die andern dann gleich zum repariren dalassen. —

[«]

110. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 18. 10. 59.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Sgr. zum Feuerwerk.

[«]

111. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 21. 10. 59.

Der AI. Nietzsche bittet um die Erlaubniß, seinen Schrank repariren zu lassen.

[«]

112. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 9. 11. 59.

Hr. Prof. Buddensieg wird gehorsamst um 3 ½ Sgr.für 7 Portionen Kaffee gebeten.

Nietzsche.

[«]

113. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 10. 11. 59.

Nietzsche bittet gehorsamst um 5 Sgr. Portogeld.

[«]

114. An Franziska Nietzsche in Gorenzen

<Pforta, Mitte November 1859>

Liebe Mamma!

Endlich habe ich wieder einmal Zeit, dir auf Deinen lieben Brief zu antworten. Ich habe auch heute etwas zu erzählen, was dich interessiren wird, nämlich den Verlauf unserer Schillerfeier. Mittwoch, den 9ten Nov. war Ausschlafetag wie gewöhnlich; aber nach Mittag um 4 Uhr fand ein großartiger Aktus statt, zu dem schon lange Zeit vorher Vorbereitungen getroffen waren. Zuerst gingen um ½ Vier alle Pförtner Damen und Lehrer, ¾ der ganze Coetus und um 4 alle Naumburger, die so zahlreich wie noch nie, ankamen, in den Turnsaal, der festlich ausgeschmückt war. Zuerst wurden nun von den Primanern die Piccolomini gelesen; die Rolle des Wallenstein hatte Hr. Prof. Koberstein für sich behalten; er las sie ganz vorzüglich. Darauf wurde die Glocke, von Romberg componirt, aufgeführt und zwar mit Klavierund Violinenbegleitung. Es gelang ganz vorzüglich und alles war sehr erregt besonders bei dem Feuerchor, bei „Freiheit und Gleichheit hört’s man schallen usw. (Ich bin jetzt seit einiger Zeit mit im Damenchor und hatte mit die Freude, die Glocke mit einüben zu können.) Am andern Tage war wieder Ausschlafetag und bis ½ 10 Uhr Arbeitsstunden; darauf war wiederum Aktus im Turnsaal der mit dem

Chor „Frisch auf Kameraden“ begann. Darauf folgte eigene Gedichte einiger Primaner über Momente in Schillers Leben. Herzog und v. Köhring sangen dann mit Klavierbegleitung „Vor seinem Löwengarten“ und „Ach, aus dieses Thaies Gründen“ und Hr. Prof. Koberstein bestieg das Katheter. Er hielt eine ausgezeichnete Rede worin er besonders hervorhob, daß es ein hoffnungsvolles Zeichen für Deutschlands Zukunft sei daß die Geburtstage ihrer großen Männer immer mehr Nationalfeste würden, die Deutschland trotz seiner politischen Zerissenheit zu einem Ganzen verbänden. — Darauf war Festessen mit Kuchen und Gänsebraten, und — bis 3 Uhr Spaziergang; ich besuchte die Tante Rosalie, die mich mit Chocolade bewirthete. Abends hatten die Primaner Ball, wir andern aber Musik auf den Tanzsaal. — Das ist doch jedenfalls eine sehr hübsche Feier. — Nun, Dein Plan Weihnachten wieder nach Naumburg zu kommen gefällt mir sehr und es freut sich unendlich auf die schöne Zeit

Dein Fr. W Nietzsche.

Lisbeht danke ich ins besondere für ihren Brief: Viele Grüße noch an den lieben Onkel! —

[«]

115. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 19/11 59.

Der AI. Nietzsche bittet um die Erlaubniß sich einen Schlüssel zum Klavier anfertigen zu lassen.

[«]

116. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 26. November 1859>

Liebe Tante! Ich danke dir viele mal für deinen lieben Brief und werde dich ihm zufolge morgen besuchen.

In Hoffnung auf Morgen
Dein Fr.

Hier folgt mein Wunschzettel:

Heinr. von Kleist, sämmtliche Werke.
Iphigenie in Tauris von Gluck
Klavierauszug. Leo in Berlin.
Sinfonie in a dur von Beethoven
2 händiger Klavierauszug v. Markull. usw.

FWNietzsche

[«]

117. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Gorenzen

<Pforta, 27. November 1859>

Meine liebe Mamma!

Als ich heute in Naumburg die Tante Rosalie besuchte, überreichte sie mir Euren lieben Brief, der mir sehr viel Freude bereitete. Ich hätte nur gewünscht, Ihr würdet etwas eher wiederkommen; denn Donnerstag darauf komme ich auch nach Naumburg. Du glaubst gar nicht wie ungemein ich mich auf das Wiedersehen zu Weihnachten freue. Das wird überhaupt, so Gott will, ein sehr schönes Fest! Wenn nur bis dahin auch die trüben Wolken, die sich um den Großpapa und den Onkel breiten, vor der lichten Festsonne verschwinden! —

Ihr hattet wohl am vorigen Mal etwas mehr über mein eignes Befinden erwartet? Ich hatte Euch aber weder ängstigen, noch belügen wollen; denn ich war eigentlich nicht ganz wohl, da die beständigen Kopfschmerzen sich wieder eingestellt hatten, die indeß jetzt durch Schröpfen vollständig vertrieben sind. Ich befinde mich jetzt recht wohl; wie könnte man aber auch bei dem freudigen Hoffen und Harren auf das schöne Christfest unwohl sein? — Auch einen Wunschzettel vermißtet ihr; so muß ich doch meine Hauptwünsche Euch mittheilen. Das sind nämlich: Altsächsische Evangelienharmonie in der Uebersetzung, Otfrids Evangelienharmonie in der Uebersetzung, zwei ausgezeichnete altdeutsche Werke, die ich mir sehnlich wünsche. Dann Iphigenie in Tauris, comp, von Gluck im Klavierauszug, bei Leo, Berlin. Das sind meine Hauptwünsche. Zu den beiden ersten wird der Onkel gewiß auch seine Genehmigung geben. — Nun , schaltet und waltet nach Belieben darüber; die schönste irdische Weihnachtsgabe ist doch, daß ihr wieder nach Naumburg kommt. Auf glückliches Wiedersehen! Hr. Prof. Buddensieg läßt dich grüßen; er hat sich oft bei mir nach Eurem Befinden erkundigt. — Ich habe meinen Wunschzettel auch der Tante Rosalie gebracht. Für

Lisbeth will ich auch noch ein Wünschchen aufschreiben. — Nun lebe recht wohl, liebe Mamma, schreibe mir doch ja noch einmal! Denn so ein Brief macht immer große Freude

Deinem FNietzsche.

[«]

118. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 30. 11. 59.

Nietzsche bittet gehorsamst um 12 Sgr. für Klaviermiethe.

[«]

119. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 30. November 1859>

In aller Eile schreibe ich dir heute, am Andreastage noch ein paar Worte, meine liebe Tante. Noch meinen herzlichsten Dank für vorigen Sonntag: es war doch sehr hübsch. Der Onkel hat mich bis Almrich begleitet, Wilhelm noch weiter. Das nächste Mal möchte ich eigentlich Mad. Laubscher besuchen. Leider bin ich jetzt so mit Arbeiten überhäuft daß ich keinen Brief an sie schreiben kann. Wenn Du vielleicht so gütig seien wolltest und es ihr mittheilen, so thätest Du mir einen großen Gefallen. —

Nun lebe recht wohl, liebe Tante!
Weihnachten ist nicht allzufern!

Dein Fritz Nietzsche

[«]

120. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d 2. 12. 59.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein
Religionsheft

anschaffen zu dürfen.

[«]

121. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 2. 12. 59.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß,
sich Zahnbürste und Seife
anschaffen zu dürfen.

[«]

122. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 2. 12. 59.

Nietzsche bittet gehorsamst um 5 Sgr. Portogeld.
für Mon<at> Dez<ember>.

[«]

123. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 9. 12. 59.

Nietzsche bittet gehorsamst um 5 Sgr. für Musikalien.

[«]

[Briefe 1860]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1860]

124. An Franziska Nietzsche in Naumburg
125. An Rosalie Nietzsche in Naumburg
126. An Franziska Nietzsche in Naumburg
127. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

[«]

[Februar 1860]

128. An Franziska Nietzsche in Naumburg
129. An Wilhelm Pinder in Naumburg
130. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[März 1860]

131. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
132. An einen Freund
133. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
134. An Wilhelm Pinder in Naumburg
135. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
136. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

[«]

[April 1860]

137. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

138. An Franziska Nietzsche in Naumburg
139. An Franziska Nietzsche in Naumburg
140. An Franziska Nietzsche in Naumburg
141. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
142. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
143. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
144. An Wilhelm Pinder in Naumburg
145. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Mai 1860]

146. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
147. An Wilhelm Pinder in Naumburg
148. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
149. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
150. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
151. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Juni 1860]

152. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
153. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
154. An Franziska Nietzsche in Naumburg
155. An Franziska Nietzsche in Naumburg
156. An Franziska Nietzsche in Naumburg
157. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
157a. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
158. An Franziska Nietzsche in Naumburg
159. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
160. An Franziska Nietzsche in Naumburg

161. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Juli 1860]

162. An Edmund Oehler in Gorenzen

[«]

[August 1860]

163. An Franziska Nietzsche in Pobles
164. An Rosalie Nietzsche in Naumburg
165. An Rosalie Nietzsche in Naumburg
166. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
167. An Rosalie Nietzsche in Naumburg
168. An Franziska Nietzsche in Naumburg
169. An Franziska Nietzsche in Naumburg
170. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
171. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
172. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[September 1860]

173. An Franziska Nietzsche in Naumburg
174. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
175. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
176. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
177. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
178. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
179. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
180. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
181. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

[«]

[Oktober 1860]

182. An Franziska Nietzsche in Naumburg
183. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
184. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
185. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
186. An Franziska Nietzsche in Naumburg
187. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
188. An Franziska Nietzsche in Naumburg
189. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

[«]

[November 1860]

190. An Franziska Nietzsche in Naumburg
191. An Franziska Nietzsche in Naumburg
192. An Franziska Nietzsche in Naumburg
193. An Franziska Nietzsche in Naumburg
194. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Dezember 1860]

195. An Franziska Nietzsche in Naumburg
196. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
197. An Franziska Nietzsche in Naumburg
198. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
199. An Franziska Nietzsche in Naumburg
200. An Franziska Nietzsche in Naumburg
201. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

[«]

124. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Pforta d. 8. 1. 60.

Liebe Mamma!

— Ich danke Dir, liebe Mamma, und dem Onkel viele mal für euren lieben Besuch. Warum hast du nicht den Hr. Dokt. besucht? Er hätte wenigstens von deinem Kommen und dem Tode des Großpapa's erfahren. Wir hätten uns bei ihm doch länger sprechen können. — Seid ihr denn bei dem stürmischen Wetter glücklich wieder zurück gekommen? — Es thut mir heute am Sonntag recht leid, daß ich nicht nach Naumburg kann. Denn hier ist es sehr langweilig; außer mir ist nur noch Einer hier. Ich schicke dir auch meine Kiste wieder, mit etwas schmutziger Wäsche. Sehr nöthig brauche ich jetzt Papier und Stahlfedern. — Bitte, schicke mir doch auch meinen Heliand, damit ich auf der Krankenstube doch etwas zu lesen habe. Er wird endlich wohl angekommen sein. — Grüße Lisbeth vielemal von mir und sage ihr, ich würde die Sperenzchen bald wieder lassen. Denke, schreibe, schicke recht bald an mich, vielleicht
besuch<s>t du auch

Deinen FWNietzsche

(Sonntag)

[«]

125. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 13. Januar 1860>

Meine liebe Tante!

Wie gern möchte ich heute an Deinem Geburtstage zugegen sein und dir meine Wünsche bringen! Aber die Krankenstube, die ich immer noch mit meinem Besuch beehre, hindert mich daran.

Der liebe Gott möge auch in diesem Jahre stets mit dir sein und dich mit himmlischen und irdischen Gütern aufs reichlichste segnen! Er beschütze dich gnädig vor Krankheit und andern Unfällen und lasse dich noch recht viele Jahre erleben! Mir aber bewahre Deine Liebe auch fernerhin — denn auch ich bin sehr oft in Gedanken bei dir und erinnere mich der schönen Stunden, die ich bei dir verlebt habe. — Ich hätte dich so gern diesen Sonntag besucht; aber ich fürchte daß mein Unwohlsein mir dies nicht erlauben wird. — Vor allen aber entschuldige, daß mein Brief nicht zu rechten Zeit angekommen sein wird. Daran ist aber der Briefbote schuldig, der mir der Mamma Brief zu spät ablieferte.

Mein Husten ist nur noch selten, aber der Hr. Doktor gestattet mir doch nicht, herüberzukommen, besonders da es jetzt wieder kälter geworden ist. Das Leben ist furchtbar langweilig wie Du dir wohl denken kannst. Ich bin nur froh, daß nichts schlimmes daraus geworden ist, wie es am Anfang den Anschein nahm. — Aber ich muß leider schließen, da Hitzschke bald fortgeht und ich den Brief noch an ihm besorgen muß. Drum lebe recht wohl, meine liebe Tante, der liebe Gott erhöre alle meine Wünsche und gebe dir ein schönes neues Jahr.

Dein
Dich innig liebender
FWNietzsche.

[«]

126. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Mitte Januar 1860>

Liebe Mamma!

Endlich bin ich von der Krankenstube zurückgekehrt. Der Hr. Doktor wartete immer auf einen etwas milderen Tag. Mein Husten ist fast ganz vorüber. Ich trage aber doch den Shawl noch. — An die Tante Rosalie habe ich sobald ich den Brief bekam, sogleich geschrieben und fortgeschickt. Es war aber erst Sonnabend. Daran ist wohl Hitzschke schuld. — Nächsten Sonntag werde ich in unsre Wohnung kommen; ich freue mich sehr darauf. — Seid ihr alle ganz wohl? Wie geht es denn Lisbeht? Grüße sie und den Onkel vielemal von mir. Bitte, besorge den Brief an Wilhelm. Lebe recht wohl, meine liebe Mamma!

Dein Fritz.

In Eile

[«]

127. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. d. 26. 1. 60.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich einen Schlüssel zu dem Schranke machen zu lassen.

[«]

128. An Franziska Nietzsche in Naumburg

(Pforta, 12. Februar 1860)

Liebe Mamma!

Ich danke dir vielemal für Deinen Brief und bin heute gesonnen, dir einen etwas größern zu schreiben, als neulich, wo die Zeit allzusehr drängte. — Du bist also noch wie mir Lisbeth erzählt hat, nach Pobles gegangen? Ich glaubte, es würde dir zu kalt sein; die Temperatur hat jetzt sich merkwürdig verändert.

Bei Frau v. Busch bin ich heute (Sonntag) gewesen; es hat mir sehr gefallen; Lisbeth wird dir wohl davon erzählt haben.

Gestern Abend war ich bei Hr. Prof. Korssen zum Besuch: wir hatten bei unsern lebhaften Gespräch die Zeit ganz vergessen, so daß uns endlich Hr. Dr. Becker mit der Laterne holte.

In voriger Woche sind in Pforta mehere Geburtstage gewesen; Braune II und Hr. Dr. Euler am Mit<t>woch, Hr. Prof. Buddensieg Donners<tag.> Letzteres erfuhr ich leider erst am Tage selbst, so daß ich es dir unmöglich mittheilen konnte. Ich freue mich jetzt sehr auf Fastnachten; ihr kommt doch zu den Aufführungen heraus? Das nähere werde ich euch noch im Verlauf dieser Woche schreiben.

Mit meiner Wäsche bin ich sehr übel daran; kein reines Taschentuch, kein reines Vorhemdchen usw. Willst du mir nicht Dienstag, spätestens Mittwoch recht viel Vorrath schicken, besonders bei gegenwärtiger Fastnachtenzeit. Soll ich nächsten Sonntag nach Naumburg kommen oder sehen wir uns nur Montag und Dienstag? Bitte, schreibe mir das alles recht bald. Lebe recht wohl!

FWNietzsche.

Heut folgen meine ganz zerissnen Stiefeln!

[«]

129. An Wilhelm Pinder in Naumburg

(Pforta, Mitte Februar 1860)

Lieber Wilhelm!

Unser Leben in Pforta ist weiter nichts als ein beständiges Erinnern und Hoffen. Während nun das erstere mitunter auch recht traurige Vergleiche mit frühern Zeiten zuläßt, so stärkt und tröstet das zweite wieder mit dem süßen Balsam der Erwartung, und ueberhebt uns aller Gedanken an die kalte, langweilige Gegenwart. Jetzt liegen die goldnen Weihnachtstage hinter uns, schon von dem leisen Duft der Ferne überzogen, aber desto heller ergrünen vor uns die freudenreichen Fastnachtstage; und über diesen erheben sich noch, wie über die nächsten Hügel noch weithin Berge ragen, von lieblicher Bläue umhüllt, die heiligen Osterwochen. Ja, das Hoffen ist unser Himmelreich — die Seele sucht so gern einen Punkt, wo sie Erquikung hofft, wo eine Goldader die trägen Gesteine durchbricht.

Weißt Du schon, wo ich in den nächsten Ferien wahrscheinlich hinreißen werde? Nach meinen lieben Plauen, das mir wirklich einige der lieblichsten Jugenderinnerungen zurückruft. So gedenke ich noch einer reizenden Wiese, die rings von grünen Hügeln eingefasst, von zahlreichen Quellen durchwässert mir einst das Erwachen der Natur enthüllte. Teiche mit Goldfischen, Schmetterlinge, Lerchen, Veilchen und Vergißmeinnicht, Heerden mit lieblichen Geläut — das erinnert mich immer an das so einfach natürliche Lied:

1. Der Frühling ist kommen
So bald, so bald,
Und streut seine Wonne
Auf Flur und Wald.

2. Und Liebe und Leben
Und Freude und Glück
Das kehrt mit dem nahenden
Lenze zurück.

3. Die Wolken so duftig
So rein wie ein See —
O könnte ich sterben
Vor Lust und Weh!

Und von Plauen aus werde ich dann mein düsteres, wildes Fichtelgebirge (besuchen), das auf mich einen gleichen Eindruck macht, wie auf jene Italiäner, die in ihm ungeheure Goldschätze verborgen glaubten. Es sollen dort noch viele wunderschöne Volkslieder existiren, die noch nicht gesammelt sind. Vielleicht habe ich das Glück, einige dieser Schätze zu heben und das wäre mir doch die schönste Belohnung. —

Kommst du denn noch nächsten Montag und Dienstag heraus? Um vier Uhr Nachmittags beginnt die Vorstellung. Wir würden doch dann wieder uns darüber sprechen können. Sage es doch auch Gustav. Vielleicht begleitet er dich heraus. —

Vorigen Sonntag war wieder Conzert. Wir sangen unter andern auch die Chöre aus Oedipus in Kolonos von Mendelssohn die wirklich wunderschön sind. Mehere größere Theile aus Don Juan kamen auch zur Ausführung. Im Damenchor singen wir jetzt das Finale aus Lorelei von Mendelsohn.

Nun leb recht wohl, lieber Wilhelm grüße meine Bekannten viele mal von mir und behalte in stetem Andenken

Deinen dich innig
Liebenden Freund
FWNietzsche

Semper nostra manet amicitia!

[«]

130. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 22.—25. Februar 1860>

Liebe Mamma!

Es war sehr hübsch, daß ihr beide Tage noch hier wäret; wie habt ihr denn am zweiten Tag Billete bekommen? Mir hat es sehr viel Amüsement gemacht, und ihr werdet es wohl auch ganz gern mit angesehen haben. Trotzdem daß die Obersecundaner recht lustig spielten, hat mir der Kaufmann von Venedig noch mehr gefallen, besonders wegen des famosen Spiels von Thiemich als Shylock. Auch Goetz als alter Gobbo spielte ganz gelungen. — Ich schicke heute wieder meine schmutzige Wäsche, auch meine Hosen, die ich ganz aufgegeben habe, da sie überall anfangen sich zu öffnen und den Rode, den ich trotz Steinkopf etcetc. mit Loch im Aermel wiederbekam. — Habt ihr denn Iphigenie zum Buchbinder befördert? Ich möchte sie so gern hier haben. Du schickst mir auch wohl wieder etwas zu meiner Milch mit; ich habe da sehr lange entbehren müssen. — Ist der Leierkasten schon wieder angekommen?

Nun lebe recht wohl! Viele Grüße!

Nächsten Sonntag auf Wiedersehen!

Kannst du nicht einmal nach Almrich kommen, daß wir uns länger sprechen könnten?

Dein Fritz.

Streichhölzer, Pomade brauche ich nöthig!

[«]

131. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 2. 3. 60

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß sich eine Flasche Tinte holen zu dürfen.

[«]

132. An einen Freund

Pf. d. 6. 3. 60.

Sage mir, theurer Freund, warum du so lang nicht geschrieben?

Immer hab ich geharrt, Tage und Stunden gezählt. Denn ein gar süßer Trost ist ein Brief vom Freunde entsendet,

So wie ein sprudelnder Quell durstige Wandrer erquickt. Viel auch ist mir werth die Kunde von deinem Befinden:

Habe auch ich doch einst ähnliche Wege gewallt, Habe so Freud' wie Leid mit dir zusammen genossen,

Und in Freundesverein wurde das Schwerste uns leicht. Freilich weiß ich recht wohl: Schuljahre sind schwierige Jahre,

Nie wird jegliche Last, Mühe und Arbeit gescheut. Oft auch möchte die Seele sich los von den hemmenden Fesseln

Reißen, in Einsamkeit flüchten das fühlende Herz;

Aber auch diesen Druck erleichtert die treuliche Freundschaft, Die sich stets voll Trost, voll von Erhebung uns naht. Unter Freunden ist nichts, was der Eine dem Andern verbürge;

Alles theilen sie sich mit im vertrauten Gespräch. Ist auch der Eine entfernt, die Liebe durchsegelt die Lüfte,

Und in Gestalt eines Briefs naht sie dem einsamen Freund. Theurer! Bald nahet der Tag wo auch wir uns wieder erblicken,

Und des trauten Gesprächs lang schon entbehrten uns freun. Aber nur kurz ist die Freud'! Denn bald enteil' ich von neuem,

Nicht nach Pforta zurück, wo nur die Strenge regiert, Nicht nach dem Fichtelgebirg dem düsteren, nein, in die Heimath!

Ach wohl zum letzten Mal grüß ich den theuersten Ort! Doch — die Entfernung hemmt nicht der Seelen stete Verbindung,

Et manet ad finem longa tenaxque fides!

[«]

133. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 14. 3. 60

Nietzsche bittet gehorsamst um 12 Srg. für Klaviermiethe.

[«]

134. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, 17. März 1860>

Lieber Wilhelm!

Ob ich schon hoffe, dich morgen länger zu sehen und zu sprechen, so möchte ich dir doch noch heute am Tage vor deiner Confirmation ein paar Zeilen senden, vor allen, um dir zu sagen, daß ich in dieser Woche besonders viel an dich gedacht habe und im Geiste bei dir gewesen bin. Du lebst ja jetzt in einer ernsten Vorbereitungszeit, wo alle Gedanken und Sinne nur auf das Eine, was noth thut, hingerichtet sind, wo die heiligsten Entschlüsse und Vorsätze für das zukünftige Leben gefasst werden. Denn mit dem ernsten Gelübde trittst du in die Reihe der erwachsenen Christen ein, die des theuersten Vermächtnisses unsres Heilandes für werth gehalten werden, um durch den Genuß desselben ihrer Seele Leben und

Seligkeit zu finden. Ich wünsche dir nun hiezu den reichsten Seegen des Herrn, daß er dich zu einem würdigen Empfang seiner Gottesgaben mit seiner Kraft stärke und auf dich auch fernerhin stets das Füllhorn seiner Gnade ausgieße. Mit diesem Wunsche und in der frohen Hoffnung auf baldiges Wiedersehn verbleibe ich

Dein dich herzlich
Liebender Freund
FWNie<tzsche>

[«]

135. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 19. 3. 60.

Hr. Prof. Buddensieg wird gehorsamst um 2 ½ Srg. für einen blinden Rechenmeister gebeten.

FWNietzsche

[«]

136. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

<Pforta, März—April, 1860>

Hr. Prof. Buddensieg wird gehorsamst um 20 Srg. für Kleiderreinigen gebeten.

FWNietzsche

[«]

137. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 14. 4. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg. zum Spaziergang.

[«]

138. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Mitte April 1860>

Ich bin gestern Abend ganz glücklich in Pforta angekommen, wurde aber gleich mit der traurigen Nachricht empfangen, daß der Onkel Knieling Mittwoch früh gestorben sei. Ich wollte es erst nicht glauben, es wurde mir aber ganz bestimmt versichert. — Dazu mag die Anstrengung bei der ersten Predigt wohl viel beigetragen haben. Es thut mir sehr leid, besonders dauert mich die liebe Tante sehr. —

Meine Wäsche und Kleider habe ich gestern Abend ausgepackt. Ich sende heute schmutzige Wäsche und unnöthige Bücher. Bitte, schicke mir nun Streichhölzer, Papier, Stahlfedern, meine übrigen Kleidungsstücke, und auch etwas Chocoladenpulver, da Kaffe und zweites Frühstück ausgeblieben ist.

Nun lebe wohl, viele viele Grüße an Lisbeth und den Onkel!

Kommt doch bald einmal heraus! Wir können uns Sonntag nicht sehen!

Dein FWNietzsche

[«]

139. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 16. April 1860>

Liebe Mamma!

Das war gestern recht schade, daß wir uns nicht sehen konnten, um so mehr, da jetzt 14 Tage vor den nächsten Zusammenkommen liegen. Sehr lieb war es mir aber, den Onkel Edmund zu finden, der mich zu den Hundstagsferien eingeladen hat. —

Ich befinde mich diesmal nach den Ferien nicht so wohl und kann mich noch gar nicht recht wieder hinein finden. Wie gern möchte ich eine etwas längere Zeit in Naumburg zubringen. Es ist gar zu gemüthlich!

Den Sonnabend waren wir mit Hr. Dr. Franke auf der Rudelsburg; Weg und Wetter war recht schön. —

Die Sonntagsspaziergänge fallen jetzt immer von 4—6. Da ist die Hitze doch etwas massiger. Dennoch habe ich mich aber gestern sehr dabei erhitzt. Ihr seid wohl so gut und kommt Sonntag über 8 Tage nach Almrich. —

Ich brauche allerdings jetzt Wäsche sehr nöthig; aber wenn sie noch nicht fertig ist, sende mir nur gleich morgen Stahlfedern, meine Stiefel, etwas Cacao und auch ein paar neue Hosen, aus einem Magazin gekauft. Steinkopf hat noch das Maß von den vorigen, sie müssen aber etwas kürzer sein, da ich sie sonst auch nicht anziehen kann. Meine schwarzen Hosen sind so morsch, daß sie neulich beim Kegeln ganz zerrissen. Ich habe sie jetzt beim Flickschneider. Nun lebt alle recht wohl, viele Grüße noch an Lisbeth und den Onkel!

Dein
Dich innig liebender
FWN.

Bitte schickt mir die 5 Groschen mit. Ich möchte sie mir zwar gern aufheben, aber am Anfang eines Semesters muß man viel kleine Ausgaben machen, bes. als Primus.

Auch meine grauen Hosen und meine gute Weste schickt mit, nehmt aus letzterer den Kistenschlüssel und sendet ihn mir in einem Brief!

[«]

140. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 19. April 1860>

Ich danke dir, meine liebe Mamma viele Mal für den lieben Brief und die Kiste. Wie gern wäre ich heute nach Naumburg gekommen, aber wir hatten keinen Spaziergang. Außerdem ist auch das Wetter recht schlecht. Mir geht es übrigens ganz so wie dir; die Ferien scheinen mir schon Monate hinter mir zu liegen und ich wünschte sehr, daß wir uns bald wiedersehen. Es sind noch fünf Wochen bis Pfingsten; da kann ich doch wieder eine kurze Zeit in Naumburg sein und dann wieder noch fünf Wochen, dann sind die schönen Hundstage. Ich habe jetzt immer viel zu thun und lerne immer neue Primusaemter kennen. Hr. D. Heine ist nun fort und wir sind jetzt ohne Klassenlehrer; nächste Woche soll aber Hr. Dr. Heinse kommen. — Der heutige Tag wurde mit einem Aktus im Turnsaal gefeiert; es wurden mehrere Hymnen gesungen; Hr. Insp. Niese hielt dann eine Rede, worin vorzüglich Melanchthons Lebensweise in sehr hübschen Lebensbildern wiedergegeben wurde. Sonst sind gar keine weiteren Feierlichkeiten. Sonntag kann ich nicht kommen, das weißt du schon. Könnt ihr nicht irgend wann bei schönem Wetter einmal herauskommen?

Für alles was du mir geschickt hast, danke ich vielemals; nur Stahlfedern hätte ich gern noch gehabt, da ich sie sehr nöthig brauche. Meine neuen Hosen gefallen mir ganz gut; werden sie denn auch viel aushalten? Heute folgt außer der schmutzigen Wäsche die verlangten Beinkleider und Schlafrock. Mir fehlt es übrigens sehr an Vorhemdchen. Von den zweien die du mir mit herausgabst, folgt eins, das andere habe ich an. —

Meine liebe Mamma! Ich weiß noch gar nichts genaues über den Tod des lieben Onkels, wie es so schnell kam, wie das Begräbniß war, wie die liebe Tante sich befindet. Bitte schreib mir das doch oder erzähle es mir lieber mündlich.

Nun lebe recht wohl, meine liebe Mamma! Grüße Lisbeth! ihr gewünschtes Papier folgt. Aber schreib mir recht bald oder noch lieber komme heraus

zu Deinem
FWNietzsche.

Auch noch viele Grüße an den Onkel!

[«]

141. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 20. 4. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um die gütige Erlaubniß, sich das Gesangbuch einbinden und ein Buch w<eißes> Papier anschaffen zu dürfen.

[«]

142. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 22. April 1860>

Liebe Lisbeth!

Ich schreibe dir heute auch wieder einmal, meine liebe Lisbeth! Denn ich bin dir noch aus vorigem Semester einen Brief schuldig. Wie geht es dir denn jetzt? Wir haben uns recht lange nicht gesehn und gesprochen, seit den Ferien noch nicht, ja, wir werden uns wahrscheinlich erst nächsten Sonntag sehen. Denn heute ist in Pforta Communion und deßhalb fällt der Spaziergang aus. Wir werden aber auf die Berge und Wälder von den Lehrern geführt, was man „Naturkneipen“ zu nennen pflegt. Viel lieber wäre es mir freilich, wenn ich heute ein paar Stunden nach Naumburg gehen könnte!

Sonnabend vor 8 Tagen gingen wir mit Hr. Dr. Franke auf die Rudelsburg. Als Primus mußte ich auch besonders mit für die Unterhaltung sorgen. Als wir oben angelangt waren, sangen wir mancherlei und bestiegen dann auf den Rückweg mehre steile Höhen, wobei sich Hr. Dr. Franke sehr freute, wenn mehre vor Mattigkeit kaum heraufkamen. — Unser neuer Lehrer H. Dr. Heinse ist immer noch nicht angelangt. Unsere Lecktionen sind in voriger Woche deßhalb vielfach verändert worden. — Pfingsten ist nun nicht mehr allzu ferne; wenn auch die Ferien sehr kurz sind, es ist doch besser als gar keine wir wollen sie schon ordentlich genießen. Kommst du denn die Hundstage noch mit zum Onkel Edmund? Das wäre doch sehr hübsch. Auf jeden Fall bleib ich aber bis zum 10ten Juli, deinen Geburtstag noch in Naumburg; ich bin ja sonst gar nicht zu Hause und da ist es doch am allerschönsten. —

In Betreff meines Trauerspiels ist sehr wenig zu Stande gekommen, ein paar Proben von einigen Scenen in Reimen folgt hier:

a) 1 Soldat. Ich habe die verwünschte Flucht nun satt,
Bin an allen Gliedern steif und matt,
Und kann kaum mehr die Beine tragen.
Nun soll mir mal einer sagen:
Wo soll das denn eigentlich hinaus?
2. „ Mit der Frage bleib mir zu Haus.
Man sagt, fürs große Perserreich.
Das wäre im Grund mir furchtbar gleich.
Wenns nicht meine eigene Rettung galt,
Ich lebte längst von fremden Geld.
In lauter Herrlichkeit und Freuden.
1 „ Kammerad laß dich bedeuten!
Da sind wir im Grunde rechte Thoren.
Haben uns das schlimmste Theil erkoren,
Hatten wir in der Heimath nicht viel mehr,
Als hier unter Darius Heer?
Und könnte es wohl was schönres geben,
Als bei Alexander zu leben.
Wo klein die Gefahr, groß der Genuß,
Alles überhaupt im Ueberfluß usw.
b) Narbazanes. Wir haben ihn doch zu weit gebracht!
Nun ists aus! Nun Krone, gute Nacht!
Bessus. Wer wird auch gleich den Muth verlieren,

Wollens doch erst beim Heer probieren,
Und das ist bald herumgewandt,
Denn die Treue ist kein so festes Band
Daß Güte und Geld und große Versprechen
Sie nicht noch — das glaub’ mir — vor Abend brechen.
Narb. Laßt uns aber vorsichtig verfahren
Man kann nicht traun den griechischen Schaaren,
Und besonders nicht Patron, den rohen Bau<er>
Wenn ich den seh überläuft mich ein Schauer.
An den geht unsre Verschwörung zu nichte.
Der weiß, das glaub mir, die ganze Geschichte
usw.
usw.

Nun habe ich an dich noch die Bitte, daß du die Mamma bewegst mir ja morgen Vorhemdchen und Stahlfedern zu senden, da ich beides zu nothwendig brauche. Nun leb recht wohl! Schreib mir auch bald einmal! Denke oft

an deinen dich liebenden Bruder
FWNietzsche

Also Löschblätter, Stahlfedern, Vorhemdchen, Pomade brauch ich noch. —

Viele Grüße an die liebe Mamma und den Onkel. Nächsten Sonntag bei guten Wetter in Almrich! Spaziergang von 4—6 Uhr.

[«]

143. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 27. 4. 60.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich drei Hefte anschaffen zu dürfen. —

[«]

144. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, Ende April 1860>

Lieber Wilhelm!

Ich muß dir doch wieder einmal ordentlich schreiben; denn es ist mir immer eine wahre Freude im Geiste dir nahe zu sein und mich mit dir zu beschäftigen. Wir haben uns aber auch recht lange nicht gesehen; seit den Ferien nicht wieder. Wie geht es dir denn jetzt? Habt ihr noch immer so viel zu thun? Ich befinde mich im Grunde ganz wohl, bin sehr viel im Freien und erfreue mich am Kegelschieben. Wir sind auch schon mit Hr. Prof. Buchbinder botanisiren gewesen, haben aber noch nicht viel gefunden. Außer verschiedenen Anemonen waren noch sehr wenig Blumen erwacht. Ich aber interessire mich sehr dafür und habe die linneischen Klassen wieder gelernt. Wenn mich nur nicht meine Augen am Suchen und Finden so hinderten! — Wie steht es denn mit deinem Vorhaben? Hast du mehere Scenen schon wieder vollendet? Obgleich ich mich mit meinem Plan sehr oft im Geiste beschäftige, auch ein paar Scenen in Reimen verfertigt habe, so sehe ich doch, daß die Ausführung bis zu den Hundstagen darnieder liegen muß. Zeit und Einsamkeit fehlt mir in Pforte doch sehr! — Könnten wir uns doch bald sprechen? Nicht wahr, zum Schulfest, das ist der 21 Mai kommst du heraus? Das wäre doch sehr hübsch. Ich hoffe übrigens dies mal nicht wieder vortragen zu müssen, da ich schon am vorigem Mal die Ehre hatte. Meine Primuspflichten sind mir jetzt zwar oft unangenehm und lästig; (denn es giebt in Pforta noch eine Menge anderes zu thun als die Klasse in Ordnung halten und das Klassenbuch zu führen) aber im Ganzen kommen sie mir doch nicht so schwer an, wie ich beim Beginn des Semesters glaubte. Der Mensch gewöhnt sich doch an alles! —

Dann lieber Wilhelm schreibe mir doch nächstens, ich habe nämlich einen Plan und da will ich hören, ob du damit einverstanden bist. Unsre Pfingstferien beginnen den zweiten Pfingstfeiertag nach der Frühkirche also um ½ 11 Uhr. Wollen wir da nicht eine kleine Rudelsburgparthie zusammen unternehmen? Um uns aber nicht fehl zu gehen werde ich bis ½ 12 Uhr in der sechsten Stube warten und dann wollen wir zusammen fortgehen. Nun ich hoffe wir sehen uns bis dahin noch einmal! Da wollen wir das genauer besprechen!! Nun leb recht wohl, lieber Wilhelm, grüße Gustav viele mal von mir und schreibe bald

an Deinen Freund
FW. Nietzsche Semper
nostra manet amicitia!

[«]

145. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, April-Juni 1860>

Liebe Mamma!

Das war doch gestern sehr hübsch in Almrich und es thut mir sehr leid, daß wirs nächsten Sonntag nicht wiederholen können. Ich werde deßhalb einmal nach Kosen gehn, wo ich so lange nicht gewesen bin. Sonst habe ich euch heute gar nichts mehr zu erzählen. Ich schidce alle meine schmutzige Wäsche wie auch einige Bücher. Bitte sende mir also

Burmeister, Naturgeschichte

und etwas Cacao, den du wie du mir einmal sagtest mit

gebranntem und gestoßnen Brod vermischen kannst. Denn mir liegt mehr an der Quantität als an der Qualität in Bezug auf so etwas. Mit so einem Päckchen Chocolade reicht man allzu kurze Zeit. Nun lebe recht wohl! Lisbeht schreibt mir wohl, wie sie versprach; grüße sie von mir! Ebenso den Onkel!

Dein dich innig liebender
FWNietzsche

[«]

146. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 10. 5. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg. für den Schlüssel zum Primuskasten.

[«]

147. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, Mitte Mai 1860>

Lieber Wilhelm!

Entschuldige ja, daß ich dir so lange nicht geschrieben habe; wir haben aber jetzt wirklich immer sehr viel zu thun, so daß ich nur wenig freie Zeit erübrige. Es hat mich sehr gefreut, daß dir mein Pfingstplan gefällt; Mamma und Lisbeth wollen früh voran gehn und wir folgen Mittag nach. Da wir uns jetzt so lange nicht gesehen haben, bitte ich dich sehr darum, zu unsern Schulfest herauszukommen, das aber nicht wie du meinst, auf dem Knabenberge, sondern innerhalb unsrer Mauern nächsten Montag gefeiert wird. —

Mit dem neuen Lehrer Hr. Dr. Heinse sind wir alle recht zufrieden; seine Caesarinterpretation gefällt mir sehr, da er oft auf die Synonymik eingeht. Er kennt dich und Gustav übrigens ganz gut und erkundigte sich bei mir nach euch. Du besuchst ihn vielleicht einmal, was ihm gewiß freuen würde. — Das Wetter ist jetzt immer wunderschön; die Nachtigallen singen auch in unsern Mauern. Hoffentlich wird in den nächsten Tagen baden gegangen. — Es ist übrigens sehr schade, wenn wir uns in den Hundstagsferien so wenig sehen; ich bitte dich, lieber Wilhelm, entscheide dich, mit mir den Harz zu durchstreifen und schreib oder sage mir deine entschiedene Antwort. Ich will dann gleich den Onkel darüber benachrichtigen und er wird sich sicherlich darüber freuen. Also bitte, schreib mir, auch in Betreff unsrer Pfingstparthie, ganz genau, sprich über letztere noch einmal mit meiner Mamma und komme Montag d. 21. heraus zu Deinem

FWNietzsche

Semper nostra manet amicitia!

[«]

148. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. 21. 5. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um 5. Srg. zum Schulfest. —

[«]

149. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. 24. 5. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um 5 Srg. zum Bergtag. —

[«]

150. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. d. 28. 5. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um die Srg. Feriengeld.

[«]

151. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 30. Mai 1860>

Liebes Mammächen!?

So ist denn diese schöne, prächtige Ferienzeit wieder vorüber und ich muß mich wieder in die unvermeidlichen Banden fügen. Dieses einförmige, geräuschlose Leben ist doch völlig von den freien, selbstgewählten Beschäftigungen verschieden; ich wünsche mir die Ferien eigentlich sehr wieder herbei. Denn mir erscheint es fast, als ob man mehr als hier noch thun könnte, da man nach Wille und Wunsch arbeitet. — Ich bin gestern Abend dreiviertel auf zehn angekommen; zuletzt sind wir ziemlich rasch gegangen. Es that mir sehr leid die Gesellschaft zu verlassen; denn ohne Lisbeth zu nahe zu treten; Herr Füllsel ist doch ein ganz interessanter Mann. Ist es denn noch lustiger allmählich geworden? Es schien sich die Unterhaltung in Privatunterredungen aufzulößen und Grund und Veranlassung war genug da, gewisse Streitfragen in das Gespräch zu ziehn. — Ihr erhaltet heute eine leere Kiste, die ich aber morgen gefüllt erwarte. Sehr würde ich mich auch über einige Ueberbleibsel des Mahles freun, denn mein Schrank ist leer, wie mein Beutel. Außerdem sendet mir Morgenschuhe, Stiefelknecht, Psalter und Harfe und Spittlers Kirchengeschichte (beides liegt auf dem Glasschrank) ebenso meine guten Beinkleider, und dann das betreffende Geld. — Grüße die Lisbeth und den Onkel vielmal von mir! Es ist wirklich kläglich, daß die Ferien schon zu Ende sind!

Es wünscht allen Gesundheit
und Wohlergehen,
sich selbst das Andenken
und die Liebe aller
FWNietzsche.

[«]

152. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 7. 6. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um 15 Srg für Klaviermiethe.

[«]

153. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforte d. 11/6 60

Nietzsche bittet um 20 Sgr. für Kleiderreinigen, den Herrn Prof. Buddensieg.

[«]

154. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Juni 1860>

Liebe Mamma!

Entschuldigt ja daß ich gestern bloß ein paar Worte schrieb, aber es geschah in allzu großer Eile. Daß wir uns vorigen Sonntag gesehen haben war sehr hübsch; ich war mit dem Onkel nur etwas zu langsam gegangen und mußte zuletzt sehr schnell laufen, bin auch noch gerade zur rechten Zeit gekommen; von der Schweinsbrücke bis Pforta in 17 Minuten. — Etwas neues habe ich jetzt gar nicht erlebt; das Wetter ist immer etwas allzu regenliebend und zweifelhaft. Mit dem Baden ist noch gar nichts geworden. — Hinsichtlich der Hundstage denke ich jetzt, daß ich auf alle Fälle die ersten Tage in Naumburg zubringe. Ich will übrigens in den Ferien mancherlei thun. Wenn's in Gorenzen nur nicht allzu warm ist! — Wird es übrigens mit der Reise in den Harz nichts, so ist mirs auch recht. Parthien in die Umgegend sind auch hübsch. — Bitte, sendet mir doch den Vellejus Paterculus, einen lateinischen Schriftsteller über römische Geschichte; er ist mir jetzt, da wir römische Geschichte treiben als Quelle sehr nöthig. Das Geld werde ich wenn ich nach Naumburg komme, mitbringen. Bei Domrich wird das Buch gewiß vorräthig sein. Sonntag werde ich also Teichmanns besuchen. Schade, daß wir uns nicht sehen können! Bis Hundstage sind wenig Sonntage und dann nur wenig Tage, wo wir uns sehen! Bitte schicke mir dann bald die Kiste mit Handtüchern, und Servietten, da ich an beiden Mangel leide, und jenes Buch; schreibt mir auch wieder einmal recht hübsch ausführlich über Hundstage usw. Grüße Lisbeth und Onkel viele mal von mir. Letzteren wünsche ich stets viel Glück zur seiner Examenvorbereitung. Nun lebt alle recht wohl!

Dein FWNietzsche

[«]

155. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Mitte Juni 1860>

Liebe Mamma!

Das war doch sehr hübsch, daß du mich gestern besucht hast; hast du denn auch den Hr. Dr. gesprochen? Der Münchhausen hat mir schon viel Amüsement bereitet, der Kuchen sehr gut geschmeckt. Der Schmerz hat noch wenig nachgelassen und bei Sitzen und Stehen wird er schnell stärker. Ich liege deßhalb meistentheils auf meinem Bette. Heute soll ich ein Senfpflaster auf den Fuß bekommen. —

Schickst du mir heute noch die zwölf Praeludien von Seb. Bach? und den Vel. Paterculus? Man muß hier etwas Unterhaltung haben: denn es ist sehr langweilig. —

Sonst bin ich ganz wohl, wie gestern. Ich denke viel an die Hundstage, die nun bald da sein werden Sonnabend über 14 Tage! Bitte, sage doch Lisbeth, ob sie nicht einmal an mich schreiben wollte. Denn jetzt habe ich eher Zeit zu antworten, wenn ich auch immer nicht weiß, was ich antworten soll. So genüge dir, liebe Mamma, auch diese<r> Brief um dir zu versichern daß es nicht schlimmer geworden ist. Lebt alle recht wohl! Viele Grüße!

Dein FWNietzsche

[«]

156. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Mitte Juni 1860>

Ein paar Zeilen muß ich meinem Versprechen gemäß doch auch heute wieder schreiben. —

Zuerst meinen Dank für den gestrigen Brief obgleich es mir leid that, daß die Musicalien und das Buch nicht mitkamen. —

Ich möchte aber doch das die Noten bestellt würden, ich schicke dir einen Zettel mit, der an Domrich abgegeben wird. Das Buch verspare ich mir bis auf die Ferien. —

Ich habe gestern eine spanische Fliege bekommen, es war eine ganz schmerzhafte Geschichte. Sonst geht es mir ganz wohl. —

Bitte sende mir doch schleunigst ein Hemd; denn daran leide ich Mangel.

Nun lebe recht wohl, meine liebe Mamma! Grüße Lisbeth und den Onkel von mir.

D<ein> FWNietzsche

[«]

157. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. 15. 5. 60

Nietzsche bittet um die Erlaubniß, sich ein Collectaneum anschaffen zu dürfen.

[«]

157a. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. d. 16. 6. 60

Nietzsche bittet um die Erlaubniß ein Schloß reparieren und einen Schlüssel machen zu lassen.

[«]

158. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 17. Juni 1860>

Liebe Mamma!

Heute am Sonntag muß ich doch wieder einmal ordentlich schreiben und zuerst dir für die Kiste und den Brief danken. Mir geht es jetzt viel besser; der Schmerz im Fuße ist verschwunden und vielleicht kann ich schon morgen herüber. Wir vertreiben uns die Zeit wie es nur immer geht, gestern habe ich auch wieder etwas componirt. Heute werden wir uns wohl nicht sehn; wenn aber das Wetter schön ist, kommst du doch vielleicht noch einmal heraus. — Der Münchhausen hat mich wieder sehr amüsirt; es ist doch ein prächtiges Buch. — Unsre Ferien fangen also gestern über 2 Wochen Morgen 9 Uhr an. Ich freue mich sehr darauf. die letzten Tage wird wieder bekränzt und dazu gehn wir in den Wald. Nun leb wohl meine liebe Mamma! Grüße Lisbeth vielmal von mir und danke ihr für den lieben Brief. Auch dem lieben Onkel!

Dein FWNietzsche

[«]

159. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. 21. 6. 60.

Hr. Prof. Buddensieg wird gehorsamst um 2 Srg. für zwei Portionen Zucker zur Medicin gebeten.

FW Nietzsche

[«]

160. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Ende Juni 1860>

Nun liebe Mamma bin ich ganz wieder herüber von der Krankenstube. Das ist ein wahres Glück. Außer daß mein Fuß noch etwas matt ist, bin ich wieder ganz gesund. Ich sende dir heute die Kiste mit Wäsche und einigen Büchern für die Ferien. Bitte schicke sie mir morgen ja wieder, da ich nun alle Wäsche und Kleider fortschicken muß und dazu brauche ich sie noch zwei mal. Es ist hier schon ein ganz hübsches Leben; die letzten 6 Stuben sind schon bekränzt. Aber liebe Mamma, ich muß dich diesmal um viel Geld bitten. Jetzt wo alle Reisegeld haben wird die Kasse sehr in Anspruch genommen zu Stubenbekränzen u. derg. Ich möchte dich doch darum bitten, mir morgen in der Kiste 10 Srg zu senden. Denn meinen Sparpfennig möchte ich hiezu nicht gern verwenden. —

Sonntag war Wilhelm da, das war recht hübsch, ich habe euch die beiden Tage erwartet. Nun Sonnabend auf Wiedersehn! Viele Grüße!

D<ein> FWNietzsche

[«]

161. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Ende Juni 1860>

Ich danke vielemal liebe Mamma Dir, daß Du mir gestern gleich die Kiste nebst Geld und Brief gesandt hast. Ich schicke sie dir heute wieder mit Kleidungsstücken und Wäsche und Noten. Bitte sende sie mir morgen noch einmal; denn ich werde noch mancherlei wie Bücher, Stiefeln, Morgenschuhe zu besorgen haben.

Sonst befinde ich mich ganz wohl, bin wieder einmal baden gewesen was mich sehr erfreut hat, und war auch gestern Abend im Wald um Eichenlaub für die Bekränzung der Stuben zu holen. Der ganze Koridor ist mit Kränzen und Guirlanden geschmückt, ein sehr hübscher Anblick! Besonders die Gedanken an die Ferien, die entheben uns schon über die kurze Zeit noch weg.—

Gestern Abend war ich mit meherern wieder bei Hr. Dr. Heinse. Er setzte uns Erdbeerbowle vor. Nun lebt alle recht wohl! Sonnabend auf Wiedersehn!

D<ein> FWNietzsche

[«]

162. An Edmund Oehler in Gorenzen

25, 7. 60 N. a S. —

Lieber, Lieber Onkel!

So bin ich denn in Naumburg glücklich angekommen und habe die Unannehmlichkeit der Post und des Bahnhofs überwunden. In Eisleben wurde mir etwas unwohl und blieb bis zur Ankunft in Naumburg. Heute ist aber alles vorbei. Das Lutherhaus habe ich mir auch zeigen lassen, wo mich vieles interessirt hat. Hr. Oberpfarrer Jahr erwartete daß wir mindestens noch Mittag dablieben und war sehr freundlich; er läßt dich vielemal grüßen. die Postunterhaltung führte ein junger Reisediener — langweilig und albern. Die drei Stunden auf der Eisenbahn trocken und eintönig, das Gespräch in dem Wagon waschfrauenmäßig, der Weg nach Naumburg naß und regnerisch. Der Onkel Oskar war ausgegangen und kam erst später zurück. Ich habe ihn noch mancherlei erzählt und mich dann abgemattet zu

Bett gelegt. Heute Morgen hat mich Wilhelm ganz mit hinausgenommen. — Das war ein sehr fragmentarischer Reisebericht. Nun aber lieber Onkel muß ich dir noch schriftlich danken, da ich es mündlich nicht konnte. Glaub’ mir, ich war gestern Abend geradezu etwas niedergeschlagen und sehnte mich wieder nach dem gemüthlichen Gorenzen zurück wo ich so wunderschöne Tage verlebt habe. Es kommt mir jetzt alles so oede und traurig vor, besonders da heute ein düsteres Wetter ist, daß ich meine Gefühle nur mit denen vergleichen kann, die das Ende der Ferien und die Rückkehr nach Pforta hervorruft. Nimmermehr werde ich auch dieses schöne ruhige Leben, diese herrlichen Spaziergänge vergessen können. Ich denke jetzt fast fortwährend an Gorenzen und stelle mir jeden Augenblick vor, was ihr jetzt anfangt und was wir um diese Zeit thaten. Wie geht es denn heute der Frau Wintern? Grüße sie noch vielemal von mir; ich lasse ihr recht baldige Besserung wünschen. Auch an den lieben Hr. Kantor denke ich oft im Geiste noch für seine Güte mich bedankend. Zu guter allerletzt aber sage ich dir lieber Onkel meinen größten Dank für alle deine Liebe und Güte; sei versichert daß ich diese schöne Zeit nie vergessen werde. Lebe recht, recht wohl und denke mitunter auch wieder einmal

an Deinen dich innig liebenden
FW Nietzsche

[«]

163. An Franziska Nietzsche in Pobles

Sonnabend. (Naumburg, 4. August 1860)

Liebe, liebe Mamma!

Ich danke dir vielemal für den lieben Brief, den ich sehr sehnlich erwartet hatte. Ich wäre auch gar zu gern noch einmal nach Pobles gekommen, aber Sonntag konnte der Onkel nicht, Montag u.sw. Regen, so daß <wir> wie sehr wirs auch wollten nicht dazu gekommen sind. Ich habe immer gedacht, du würdest noch einmal nach Naumburg kommen, bevor ich nach Pforta ging, aber ich habe vergebens gewartet. Heute habe ich nun den Koffer gepackt, da die Kiste nicht da war, und heute Abend gehe ich wieder heraus. Es ist mir etwas traurig zu Muthe, wie man sich denken kann. Bei Pinders habe ich sehr hübsche Tage verlebt, mit Wilhelm und Gustav Parthien gemacht, Abends auf der Vogelwiese gewesen usw. Lisbeth hat bei dem Schießen recht viel Glück gehabt; Sophie hat für sie geschossen und einen Kandel, eine schwarze Schnur und fleur d’animée (mir ein unklarer

Begriff) <gewonnen>. Grüße sie viele mal von mir. Will sie nicht bald nach Naumburg kommen? Auch Pinders lassen dich und Lisbeth vielemal grüßen. — Komme doch ja recht bald nach Naumburg; denn ich weiß nicht, was mit der Wäsche werden soll. Daß du Sonntag nicht da bist und beim Bergtag der bald sein wird, thut mir gleichfalls sehr leid. Ihr lebt jetzt wohl sehr in Trubel; willst du denn mit nach Maßnitz oder kommst du gleich nach Naumburg? Mir wäre es doch sehr lieb wenn du sobald als möglich kämest, da ich gar nicht weiß, an wen ich mich wenden soll und doch so mancherlei brauche. Sonst habe ich nicht viel dir mitzutheilen meine liebe Mamma, der Onkel wird dir schon heute erzählen. Grüße die liebe, liebe Großmamma vielemal von mir wie auch die lieben Onkels und Tanten, denke recht oft an mich, schreibe und komme recht bald nach Naumburg.

Dein dich innig liebender
FWNietzsche

[«]

164. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Anfang August 1860>

Liebe Tante!

Ich bin heute genöthigt zu schreiben; denn es fehlt mir noch mein Bettüberzug und den müsste ich schon haben. Ich wollte dich recht sehr bitten, liebe Tante, mir denselben sobald es dir nur möglich ist, zu schiken. Er muß in der Kommode in der blauen Stube sein; vielleicht weiß es auch der Onkel Oskar. —

Ich bin ganz glüklich in Pforta angekommen, wünsche aber sehr, daß die Mamma da ist, da mir noch eine Menge Kleinigkeiten fehlen. In Pforta sind große Aenderungen vorgegangen. Unsre Waschstube ist fertig; es geht sehr gut. Wir stehen deßhalb 5 Minuten vor 5 Uhr auf, waschen und ziehen uns bis ¼ 6 an, haben dann noch Arbeitsstunde bis ¾ 6 und essen dann Frühstück. Um 6 ist Gebet und gleich darauf fangen die Lektionen an.

Nachmittags haben wir noch von 4½ 5 eine freie halbe Stunde bekommen. Sodann dürfen wir Sonnabend, Mittwoch und Studientag von nach Tische bis ½ 2 Uhr ins Freie spazieren gehn außer dem gewöhnlichen Sonntagsspaziergang. Die Primaner dürfen alle Tage bis ¾2 gehen, die klein eximirten Primaner haben Sonntag 3 stündigen Spaziergang, die großeximirten von nach Tische bis um 7 Uhr. —

Das ist doch eine ganz prächtige Neuerung. Nun liebe Tante, mündlich wollen wir noch mehr drüber sprechen. Wenn die Mamma noch nicht da wäre, würde ich sehr gern Dein gütiges Anerbieten annehmen, nächstens Sonntag zu dir zu kommen, natürlich wenn Dir's völlig passt.

Dein dich innig liebender
FWNietzsche

[«]

165. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Anfang August 1860>

Liebe Tante!

Nun ich danke dir vielemal liebe Tante, daß Du mir den Bettüberzug so bald übersandt hast. Daß der Meinige nicht da war, wundert mich; vielleicht ist er noch gar nicht gewaschen. Die Mamma kommt also erst den 14ten wie sie mir geschrieben hat. Da muß ich mich also noch ein paar Tage gedulden. Ich glaubte sie würde schon in dieser Woche ankommen und hatte deßhalb einen Brief nach Naumburg geschickt, der sie gleich antreffen sollte. Ich hatte freilich mancherlei noch nöthig, aber ich weiß nicht, ob ich dich liebe Tante damit belästigen darf. Streichhölzchen, Rosenstahlfedern, ein paar Bogen Notenpapier, womöglich mit recht engen Linien, Seife, vielleicht auch etwas Kacao. Aber wie gesagt, liebe Tante, ich kann damit recht gut bis auf die Rückkehr der Mamma warten. Gestern bin ich im Walde gewesen; zum ersten Mal hatten wir da Spaziergang. Ich habe mich so ziemlich wieder in Pforta eingefunden; nur mitunter ist es mir etwas sehr traurig. Durch die neuen Einrichtungen ist schnell ein neues Leben unter alle gekommen. Wir wollen uns nächsten Sonntag, wenn Du mir noch gütig zu kommen erlaubst, recht viel unterhalten. Wäre nur etwas länger Zeit! Ich komme also ungefähr ¾ 5 zu Dir. Bis dahin lebe recht wohl! Liebe Tante! Noch meinen herzlichsten Dank!

Dein Dich innig liebender
FWNietzsche

Die Serviette werde ich mitbringen, die Leinwand mit der nächsten Kiste nach Naumburg schicken.

[«]

166. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

<Pforta,> d. 10/8 60.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich einen Krug anschaffen zu dürfen

[«]

167. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 12. August 1860>

Liebe Tante!

Sowohl um dir zu berichten, daß ich glücklich in Pforta angekommen bin, als auch ins Besondere, um dir noch viele mal für Deine große Güte zu danken, schreibe ich dir jetzt gleich. Ich habe mich nicht allzu sehr anzustrengen gebraucht um glücklich und zur rechten Zeit zurückzukommen, habe auch alles ohne Schaden mitgebracht. Das kleine Streichholzkästchen macht mir sehr viel Freude; bitte, danke den lieben Tanten in meinen Namen noch viele mal; Auch das Notenpapier ist vollständig das Richtige; ich kann mir es nicht passender wünschen. Auch noch meinen wiederholten Dank für den schönen Kaffee und Kuchen; Du hättest nur nicht so viel Umstände zu machen brauchen, denn ich bin gar nicht so splendid gewöhnt. —

Wenn nur die Mamma noch Dienstag kommt! Vielleicht käme sie dann Mittwoch während unsrer Spaziergangszeit heraus.

Dann müßte sie freilich schon ½ 1 in der Grotte über Pforta sein; ich werde mich da auf jeden Fall dort einfinden. Das wäre doch eine köstliche Ueberraschung! Sonst bin ich den ganzen Nachmittag durch Stunden beschäftigt. Ich werde mich aber nächsten Sonntag auf die Ankunft der Mamma loszumachen suchen. —

Lisbeths Geburtstag könnte ja dann diesen Tag gefeiert werden. die Mamma schriebe dann vielleicht einen Brief, worin sie als Hauptpunkte ihre Ankunft und Lisbeths Geburtstag angebe. Ich möchte Lisbeth gern so ein kleines Tintenfaß für Reisen schenken, da sie sich das sehr gewünscht hat. —

Nun lebe wohl, liebe Tante! Noch den herzlichsten Dank

Deines dich innig liebenden
FWNietzsche

[«]

168. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Mitte August 1860>

Liebe Mamma!

Heute, liebe Mamma, wirst du nun wohl sicher angekommen sein. Du glaubst gar nicht wie ich mich darüber freue, da wir uns so lange nicht gesehen haben. Nun wollen wir aber wieder nachholen, was wir in den Ferien versäumt haben. Komme nur recht bald heraus und schreib und schicke recht oft. Du wirst noch einen andern Brief finden. Du siehst daran, wie sehr ich dich erwartet habe. Es ist doch viel länger geworden als du dir anfangs vorgenommen hattest. Können wir uns nicht nächsten Sonntag länger sehn? Willst du mich nicht los machen? Du hast ja zwei Gründe, erstens deine Ankunft, und dann kann ja Lisbeths Geburtstag gefeiert werden. Nicht wahr, Lisbeth ist doch mit? Grüße sie doch viele, vielemal von mir. Es thut mir zu leid, daß ich heute nicht in Naumburg sein kann. Aber nun muß ich dich gleich bitten, mir die Kiste zu schicken, da ich gar keine reine Wäsche mehr habe, kein Hemd, kein Vorhemdchen, kein Handtuch. Bitte sende mir das doch gleich. Ich habe Sonntag gar nichts anzuziehn. Dann sind auch noch ein Paar von meinen Stiefeln in Naumburg. Die ich jetzt anhabe, sind ganz krumm gelaufen und zerissen, ein schauderhafter Gang! Auch den Stiefelknecht habe ich noch nicht auch meine Handschuh fehlen mir. Bitte sende mir das alles noch in diesen Tagen vor Sonnabend. Ich leide sehr Mangel.

Nächsten Sonntag sehen wir uns aber, wenn du mich nicht los machen willst, doch sicherlich in Almrich? Da will ich dir auch viel von den Veränderungen in Pforta erzählen. Auch von den Ferien. Bis dahin lebe recht wohl! Liebe Mamma! Ich freue mich doch sehr, daß du wieder dabist!

D<ein> FWNietzsche

Viele Grüße an die liebe Lisbeth und den Onkel!

[«]

169. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 20. August 1860>

Liebe Mamma!

Das war doch gestern Nachmittag sehr hübsch und angenehm. Wir haben uns doch wieder viel erzählt, da wir doch uns so lange nicht gesehen hatten. Nun ich freue mich sehr auf den Dienstag, wo ihr jedenfalls doch heraus kommt. —

Etwas Trauriges hatte ich gestern mitzutheilen vergessen, daß nämlich ein Alumnus Hentschel aus Weißenfels in den Ferien erkrankt und am Nervenfieber gestorben ist. Zum Begräbniß sind viele nach Weißenfels gereist. Es wurde auch in Pforta ein feierliches Ecce gehalten. —

Ich sende heute eine ganze Kiste voll Wäsche nebst den Stiefeln. Mir fehlt aber auch alle Wäsche, was soll ich denn zum Bergtag anfangen? Vorhemdchen, Handtücher und Hemden brauche ich recht nöthig. Sende mir dies doch recht bald!

Mehr kann ich nicht schreiben. Es ist 5 ¼ Uhr noch recht düster. Ich freue mich doch so sehr, daß ihr nun wieder da seid. Grüße Lisbeth und Tante und Onkel viele, viele mal von mir!

In Hoffnung auf Dienstag!

Dein FWNietzsche

N.B. Ich werde und muß dir nächstens viele von den Kleidungsstücken schicken, da überall zerissen ist, Knöpfe fehlen — —

[«]

170. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforte, d. 23. 8. <1860>

Nietzsche bittet gehorsamst um 5 Srg zum Bergtag.

[«]

171. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 31. 8. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg. für das Goethedenkmal.

[«]

172. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 31. August 1860>

Liebe Mamma!

Heute muß ich doch wieder die Kiste zurück schicken und da darf doch ein Briefchen nicht fehlen Wie geht es Euch denn? Seid ihr vorigen Mittwoch glücklich nach Naumburg gekommen? Unsre Abiturienten sind alle durch, das Examen soll glänzend gewesen sein. Ich habe heute schon viel an den Onkel gedacht und wünsche ihm sehr viel Glück; denn mit so einem Examen ist es doch ein wichtig und gefährlich Ding. Nun, ich denke, es wird alles glücklich zu Ende gehn. Kommt der Onkel Sonntag mit nach Almrich? — Ich sende euch heute etwas Wäsche; das in graues Papier eingeschlagne besorge ja noch heute (Freitag) an Wilhelm; ich habe es ihm ganz fest versprochen. — Die Birnen von neulich haben mir ausgezeichnet geschmeckt und trefflich gemundet. Ich danke noch vielemal dafür. Ich bin fast darauf gekommen, statt mein Geld bei der Hitschken zu verthun, es lieber nach Naumburg zu schicken und dafür Birnen in der Kiste zu erhalten. — Grüße die liebe Lisbeth, Tante und Onkel vielemal von mir! Ist die Tante aus Plauen noch nicht angekommen? Für nächsten Sonntag fehlt mir wieder die Wäsche. Schickst du mir morgen, bitte, so sende mir ein Glas mit und schreib, wohin ich kommen soll.

Lebt recht wohl!

D<ein> FWNietzsche

Will Wilhelm nicht nächsten Sonntag mit nach Almrich kommen? Ich habe ihm etwas zu sagen.

[«]

173. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 3. September 1860>

Liebe Mamma!

Da ich heute die Kiste nach Naumburg schicke, will ich doch noch gern ein kleines Briefchen beifügen. Wenns gestern auch sehr kurz war, so wars doch recht hübsch, daß wir uns einmal wieder sahen. Heute fängt nun die Examenwoche an. Ich wünsche mir viel Glück dazu. — Das Geld habe ich zum Aufheben übergeben. — Der Onkel Oskar war gestern Nachmittag noch hier; es hat mich sehr gefreut. Grüße ihn vielemal von mir. Ich will gleich noch die Bücher aufschreiben, die ich für die nächste Klasse brauche. Homerlexikon von Krusius. Der Livius. Die Briefe Ciceros von Süpfle. Der Leloup. Gesenius, hebräische Grammatik nebst Lesebuch. Eine hebräische Bibel nebst hebräischen Lexicon. Ein griechisches Testament. Arrian. —

Sonst brauche ich noch ein Glas. — In drei Wochen sind ja nun meine dreitägigen Ferien. Ich freue mich sehr darauf. Denn wir haben uns die Hundstage doch nur wenig genossen. —

Gestern Abend habe ich Prof. Buddensiegs besucht. Es war sehr hübsch dort. Vorige Woche war auch Extraneersatz, das habe ich dir wohl noch nicht erzählt. Wir alle bekamen da nebst den Extraneern im Coenakel gemeinschaftlich Kuchen. Nun, vielleicht schickst du mir auch wieder etwas Kuchen, wenn mein Examen zu Ende ist, wie voriges Jahr. Nun lebe recht wohl, meine liebe Mamma, schreib mir recht bald, schicke mir Wäsche und wünsche mir Glück zu den bevorstehenden Examentagen! Viele, viele Grüße an Lisbeth und den Onkel!

Dein FWNietzsche

[«]

174. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 5. 9. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg. zum Spaziergang.

[«]

175. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 7. 9. 60.

Nietzsche bittet um die Erlaubniß, sich ein Buch w<eißes> Papier anschaffen zu dürfen. Ebenso einen Bleistift.

[«]

176. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 12. 9. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um 16 ½ Srg. für Klaviermiethe.

[«]

177. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 19. 9. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg. zum Spaziergang.

[«]

178. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 21. 9. 60.

Hr. Prof. Buddensieg wird gehorsamst um 20 Srg. für Kleiderreinigen gebeten.

FW Nietzsche.

[«]

179. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. 21. 9. 60

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg. zum Spaziergang.

[«]

180. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 25. 9. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um 10 Srg. Feriengeld.

[«]

181. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta d. 26. 9. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um die Erlaubniß, sich ein Buch w<eißes> Papier anschaffen zu dürfen.

[«]

182. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 1. Oktober 1860>

Liebe Mamma!

Ein paar Zeilen muß ich doch heute morgen mit Schirm und Shawl hereinsenden, um euch zu benachrichtigen, daß ich gestern Abend ganz gut zu Hauße gekommen bin obgleich es kalt und naß und schmutzig war. Die kurze Zeit haben wir doch sehr lustig verlebt und viel gelacht. Ich danke noch viele mal für alles, womit ihr mich erfreut habt. Etwas hast Du mir doch vergessen mitzugeben, nämlich die 5 Srg. für den Aufwärter nebst den Namen auf die Decke. Bitte sende mir beides mit der Wäschekiste, die du mir ja in diesen Tagen senden wolltest. Es war diese Nacht recht kalt; ich habe trotz Schlafrock und Decke gefroren. Da war's doch vorige Nacht angenehmer. Nun lebt recht wohl! Sonst habe ich euch nichts mehr zu erzählen Nochmals meinen größten Dank. Viele Grüsse an Lisbeth und Onkel!

Dein FWNietzsche

Streichhölzer, Stahlfedern, Siegellack.

[«]

183. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 3. 10. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg zum Spaziergang.

[«]

184. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. 5. 10. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg. Ballgeld.

[«]

185. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. 5. 10. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg. Schemageld.

[«]

186. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Oktober 1860>

Liebe Mamma!

Deinem Wunsche gemäß schreibe ich jetzt, da ich eben deine Kiste und die beiden Briefe Lisbeths (erhalten habe). Danke noch viele mal für alles, was du mir geschickt hast. Das Diarium ist mir fast zu gut; ich weiß noch nicht, ob ich’s dazu verwenden soll oder ob nicht zu etwas bessern. Daß wir uns morgen nicht sehen können, thut mir sehr leid; wollen uns aber nächste Woche um so mehr schreiben, wenn wir nicht zusammen kommen können. Morgen bin ich früh von 7—9, ½ 11—12, ½ 1—½ 2 (5—7) zu sprechen. Von den letzten Stunden weiß ichs nicht genau. — Sehr gefreut habe ich mich, daß der Onkel Oskar da ist; das freut mich um so mehr, da ich so vielleicht den Onkel bald wieder sehen kann. — Schmutzige Wäsche kann ich nicht heute schicken, weil ich noch keine habe. Aber Montag sicherlich. Nun lebe wohl liebe Mamma! Grüße Lisbeth und Onkel viele mal von mir!

D<ein> FWNietzsche.

[«]

187. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. 18. 10. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg. zum 18ten October.

[«]

188. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 20. Oktober 1860>

Liebe Mamma!

Du kannst dir wohl denken, liebe Mamma, daß es mir vorigen Donnerstag sehr leid that, nicht nach Naumburg kommen zu können; aber die lange Rede des Hr Prof. Steinhard, das verzögernde Essen hielt mich so auf, daß ich nicht mehr zwei Stunden hatte. Ich glaubte, ihr würdet vielleicht den Vormittag zum Festaktus herauskommen; Braune der zweite trug ein eignes Gedicht vor, wie ich dir wohl schon erzählt habe. die Festrede des Prof. Steinhard über Stein war wunderschön. —

Dann danke ich dir viele mal, daß du mir den Kuchen auf meinen Wunsch sogleich heraus geschickt hast. Er hat wunderschön geschmeckt; ich habe redlich davon mitgetheilt. Auch die Birnen waren wunderschön schmackhaft und saftig. — Den Abend waren wir auf dem Berg, wo viel Feuerwerk abgebrannt wurde. — Morgen Sonntag sehen wir uns doch jedenfalls bei guten Wetter in Almrich. Schenk will auch mitkommen. —

Wir sind jetzt immer sehr geschäftig und haben viel, sehr viel zu thun. Ist Lisbeths schönes Geschenk, auf das ich mich noch sehr freue, angekommen? Das ist überhaupt sehr hübsch bei meinem Geburtstag, daß ich immer noch etwas zu erwarten habe. —

An Wilhelm und Gustav habe ich auch geschrieben. Du bist wohl so gütig und besorgst den Brief dahin. —

Nun leb wohl, liebe Mamma! Grüße die liebe Lisbeth vielemal von mir! Morgen also auf Wiedersehn!

Dein FWNietzsche

N B Streichhölzchen und Vorhemdchen fehlen mir.

[«]

189. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. d. 23. 10. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um 5 Srg zum Weinführen.

[«]

190. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 3. November 1860>

Liebe Mamma!

Ich schicke dir heute die Hosen und etwas schmutzige Wäsche. Aber ich brauche jetzt wieder meherlei: Bettüberzug, Handtücher, Taschentücher. Dann mein Messer, das sehr des Schleifern und der Reinigung bedarf. Auch vielleicht eine Tafel Chocolade für die Milch, die sich immer noch nicht in Kaffee umwandeln will. — Auch Streichhölzchen fehlen mir. — Wir haben immer sehr viel zu thun und ich habe gar keine Zeit zu längeren Briefschreiben. Ich freue mich sehr auf nächsten Sonntag, wo wir uns hoffentlich, auf den Saalhäußern sehen. Mein Spaziergang dauert von ¼ 3—¼ 5, so daß ich also ½ 3 etwa oben bin.

Soviel hatte ich heute Morgen geschrieben; jetzt nun habe ich Deine Kiste und den Brief erhalten; ich danke vielemal dafür auch für die schönen Birnen. Etwas aber, was ich sehr nothwendig brauche, nemlich ein paar Hosenträger bringst du mir hoffentlich auf die Saalhäußer mit. Nun lebe recht wohl, Sonntag auf glückliches Wiedersehn!

Dein FritzN.

Grüße Lisbeth von mir!

Schenk geht es viel besser, er hat heute Sonnabend schon aufstehen wollen, aber der Dr. hat es ihm nicht erlaubt. —

[«]

191. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 10. November 1860>

Liebe Mamma!

Eben wollte ich dir schreiben, da empfange ich deinen Brief und höre, daß ich nicht morgen nach Naumburg kommen kann. Das thut mir nun zwar sehr leid, da ich mich sehr drauf gefreut hatte; aber freilich geht es nicht anders. Ich hatte auch gehofft, daß heute am Martinstag Spaziergang bis 3 sein würde; aber auch diese Hoffnung ist fehlgeschlagen, so daß wir uns wohl auf Sonntag über 8 Tage vertrösten müssen. Man kommt jetzt aus dem beständigen Arbeiten gar nicht heraus; aber doch befinde ich mich dabei ganz wohl, wenn nur alles gut geht. Ich habe mich auch immer bei Herüberkommenden über Schenk erkundigt, ihn auch heute besucht. Es geht ihm viel besser; er ist seit mehern Tagen aus dem Bett, langweilt sich aber schrecklich. Mittwoch denkt er vielleicht wieder herüber zu kommen. .... Die Noten und den Brief besorge doch, ich bitte dich an meine Freunde, und ich bitte dich, sobald wie möglich.

Mein Messer folgt auch, von dem ich dir schon früher schrieb.

Grüße Lisbeth vielemal von mir, auch in Merseburg alle lieben Verwandten die du dort siehst.

Dein FWNietzsche.

[«]

192. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 24. November 1860>

Liebe Mamma!

Dein Brief und Deine Kiste hat mir viel Freude gemacht; auch für die Äpfel danke ich vielemal. Wie leid thut es mir, daß wir uns morgen zum Todtenfest, wo wir doch so gern zusammen sein möchten, nicht sehen können. Und so müssen wir uns auf nächsten Sonntag getrösten, wo ich euch dann in Almrich mit Schenk treffen werde. Er ist noch nicht von der Krankenstube, wie überhaupt der H. Doktor die Reconvalescenten immer etwas lang drüben behält. Uebrigens darfst du ja nicht denken, daß ich so ganz beliebig, wenn ich Zeit habe, herüber gehen kann. Da muß ich erst allemal mir einen Zettel vom Hebdomadar unterschreiben lassen die Krankenstube ist ohnedem nur alle Tage von 1—½ 2 Mittag offen. Und wie wenig Zeit habe ich gerade zu dieser Zeit! Doch habe ich ihn im Schulhaus, in das er jetzt öfters auf kürz're Zeit kommt, öfter gesprochen, ihn auch mit Büchern zum Lesen versehn. Was ich sonst noch thun soll, das weiß ich nicht; auch hab' ich nicht die Zeit dazu. Nun sind es noch vier Wochen bis Weihnachten; ich freue mich schon sehr darauf, werde auch wohl nächstens meinen Wunschzettel senden. Das sind doch sicherlich die schönsten Tage des Jahres. — Wenn Du übrigens Nüsse für Weihnachten haben willst, so rathe ich dir zu den Saalhäusern, die wirklich sehr schön und billig (Schock 1 Srg) sind. — Es ist dort sonst nichts mehr los; weder Weintrauben noch trin>k>barer Most ist vorhanden. —

Daß ihr euch alle wohlbefindet, ist mir sehr lieb; ich habe die ganze Woche sehr auf einen Brief gewartet. Nun leb recht wohl; grüße Lisbeth vielemal von mir! Ich habe sie auch so lange nicht gesehn! —

Dein FWNietzsche.

Wenn übrigens morgen noch Spaziergang sein sollte, so erwartet mich nur!

Mit den Brief an Onkel Edmund wollen wir doch bis Weihnachten warten Ich hab so viel zu thun!

Sonnabend.

Zu meiner Freude ist Schenk heute ganz von der Krankenstube gekommen

[«]

193. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 25. November 1860>

Liebe Mamma!

Heute am lieben Todtenfeste habe ich mehr als sonst an euch gedacht und gewünscht mit euch zusammen dieses Fest zu feiern. Für deinen lieben Brief danke ich dir vielmal; er war so ganz aus meiner Seele geschrieben und erinnerte mich so lebhaft an unsre lieben Todten. Gestern um 6 Uhr beim Läuten der Glocken dachte ich sehr an euch und die Stunden, die wir in frühern Jahren zusammen verlebt haben. Den Abend wurde das Ecce gesungen und der Lebenslauf der gestorbenen frühern Pförtner vorgelesen. Darunter war auch der Medizinalrath Stapff, dessen sehr lobend gedacht wurde. die Feierlichkeit beschloß dann Prof. Buchbinder mit einer Rede. —

Wir haben uns doch unendliche Zeit nicht gesehn; nun ich hoffe sehr auf nächsten Sonntag, wo Schenk und ich nach Almrich kommen werden. Er ist wieder völlig gesund, er scheint sich aber in Pforta nicht wohl zu befinden, vielleicht auch, weil er noch etwas zu sehr an der Pflegung seines Magens hängt. So wenigstens scheint es mir. Ich sende auch meine Wäsche wieder hinein. Ich habe sehr viel zu thun und komme aus den Arbeiten nicht heraus. Wenn nur erst die schönen Weihnachtstage da wären, auf die ich mich so sehr freue! Grüße Lisbeth vielemal von mir. Ich habe sie so lang nicht gesehn.

D<ein> FWNietzsche.

Meine Hosen folgen.

[«]

194. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Ende November 1860>

Liebe Mamma!

Heute nur einen Gruß, liebe Mamma! Ich freue mich sehr, daß du wieder angekommen bist, möchte dir auch gern länger schreiben, hab' aber so viel zu thun. Ich brauche noch ein Vorhemdchen zu Sonntag; denn das andre ist den Donnerstag auf den Berge schmutzig geworden. Bitte sende mir das noch! Grüße Lisbeth viele mal von mir!

Dein FWNietzsche

[«]

195. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 1. Dezember 1860>

Liebe Mamma!

Heute wieder nur wenige Worte, da ich hoffe, wir werden uns morgen länger sprechen. Ich bin ½ 3 in Almrich. —

Vielen Dank daß du mir gleich die Wäsche besorgt hast, auch für die schönen Birnen. Ich sende die Kiste gleich wieder und darin die zerrissnen Hosen nebst Weste ohne Schnalle. Vielleicht mach<s>t du mir beides noch bis morgen zurecht. Grüße Lisbeth vielemal von mir! Leb recht wohl!

D<ein> FWNietzsche

[«]

196. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta 3. 12. 60.

Nietzsche bittet gehorsamst um 24 ½ Srg für Klaviermiethe.

[«]

197. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 3. Dezember 1860>

Liebe Mamma!

Unser Zusammentreffen hat mir gestern sehr gefallen; es ist doch viel gemüthlicher, wenn niemand mit ist. Wir können uns doch viel mehr genießen. Ich bin ganz glücklich und zur rechten Zeit nach Pforta gekommen, aber über und über schmutzig.

Meine Kiste folgt heute mit schmutziger Wäsche; ich habe dir übrigens gestern zu sagen vergessen, daß du mir diesmal gar keine Vorhemdchen mitgesandt hast. Was ich anhabe, ist ganz schmutzig; du wirst es wohl gestern bemerkt haben. Bitte sende mir recht bald welche nach!

Ich wäre jetzt diese schöne Zeit in Erwartung von Weihnachten so sehr gern in Naumburg. Ich dachte heute daran, wie gemüthlich es doch ehemals war gerade auch diese Zeit. Donnerstag ist H. Niklas; so ein Fest vermißt man doch in Pforta sehr.

Was übrigens meine Weihnachtswünsche anbetrifft, so will ich die hier gleich mittheilen. Es ist zweierlei.

Sheakspeare's dramatische Werke

übersetzt von Meheren. Mit Stahlstichen.

Hauschoralbuch, wie es der Onkel Edmund hat.

Mit Anhang.

Du wirst doch gewiß nicht leugnen, daß mir beides sehr nützlich sein wird. Denn einen Sheakspeare muß ich nun einmal haben, da seine Kenntniß zur allgemeinen Bildung gehört und wir sehr oft in den höhern Klassen Themata über einzelne Stücke bekommen. Wie schön und nützlich der andre Wunsch ist, wirst du daraus erkennen, daß mir bis jetzt ein solches Choralbuch, wo alle Choräle in ursprünglicher Form sind, gänzlich fehlt. Ueber dies brauche ich es auch nothwendig zu einem andern Behufe, den ich dir aber jetzt noch nicht enthüllen kann. Nun, ich hoffe, daß der Weihnachtsmann gnädig sein wird. In dieser guten Hoffnung verbleibe

ich mit vielen Grüßen an Lisbeth
Dein FWNietzsche

[«]

198. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 14. 12. <1860>

Nietzsche bittet gehorsamst um die Erlaubniß, sich ein Buch w<eißes> Papier anschaffen zu dürfen

[«]

199. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Mitte Dezember 1860>

Liebe Mamma!

Nachdem wir uns wieder so lange nicht gesehen haben, muß ich heute doch einmal wieder die Feder ergreifen. Zuerst nun meinen herzlichsten Dank für diese Ruprechtüberraschung; es hat mir alles ausgezeichnet gemundet und ich habe mich lebhaft an die Stunden erinnert, die wir früher an diesem Tage zusammen verlebt haben. —

Dann wollte ich auch vermelden, daß jetzt unser zweites Frühstück eingeführt ist, bestehend in zwei Neckchen, die aber sehr die Butter vermissen lassen. —

Es hat mich sehr gefreut, daß ich den Onkel Oskar Sonntag längre Zeit sah; er scheint sich sehr wohl zu befinden und schilderte mir das Studentenleben mit den angenehmsten Farben. Die beiden andern scheinen mir auch sehr freundlich zu sein, sie waren ganz gemüthlich. Doch that es mir leid, daß du nicht da warst, insbesondre auch für Schenk, der sich gewiß sehr gelangweilt hat. —

Sonst wüßte ich nichts, was dich interessiren könnte. Schreib mir recht bald einmal! Grüße Lisbeth vielemal von mir!

D<ein> FW N.

[«]

200. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 19. Dezember 1860>

Liebe Mamma!

Heute blos einige Worte, da wir uns ja bald zu sehen hoffen. Es folgt alle noch übrige Wäsche, außer ein paar Schnupftüchern eine Serviette und Handtuch. Dann noch einige Bücher und der Ueberzieher, Schlittschuh und Handschuh, alles auf die Ferien berechnet. Ich freue mich ungemein auf die schönen Weihnachtstage. Nur noch 3 Tage, dann bin ich bei euch. Da wollen wir vergnügte Tage miteinander verleben. Nun, ich habe aber noch sehr viel zu senden, ich weiß kaum, ob alles in die Kiste gehen wird. Bitte sende sie mir morgen gleich wieder. Was etwa nicht hineingehen sollte, werde ich in der Tasche mitbringen Es war vorigen Sonntag in Almrich sehr angenehm, wir haben uns doch wieder längre Zeit sehr hübsch gesprochen. Jetzt haben wir immer noch viel zu thun, auch in den Ferien muß ich so mancherlei vornehmen. Lebe recht wohl, grüße Lisbeth viele mal von mir. Bitte, macht, wenn ich euch die Kiste Donnerstag zum letzten Mal sende, sie nicht auf sondern wartet bis ich komme damit ich gleich meine vielen Noten und Papiere in Ordnung ringe und mir nichts verloren geht. Viele Grüße an Lisbeth!

Auf Hoffnung!

FWNietzsche

[«]

201. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. 20. 12. 60.

Hr. Prof. Buddensieg wird gehorsamst um 20 Srg. für Kleiderreinigen gebeten.

FW. Nietzsche.

[«]

[Briefe 1861]

[BRIEFE 1861]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1861]

202. An Franziska Nietzsche in Naumburg
203. An Gustav Krug und Wilhelm Pinder in Naumburg
204. An Franziska Nietzsche in Naumburg
205. An Franziska Nietzsche in Naumburg
206. An Franziska Nietzsche in Naumburg
207. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
208. An Franziska Nietzsche in Naumburg
209. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Februar 1861]

210. An Franziska Nietzsche in Naumburg
211. An Franziska Nietzsche in Naumburg
212. An Franziska Nietzsche in Naumburg
213. An Franziska Nietzsche in Naumburg
214. An Franziska Nietzsche in Naumburg
215. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[März 1861]

216. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
217. An Franziska Nietzsche in Naumburg

218. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
219. An Franziska Nietzsche in Naumburg
220. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
221. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
222. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

[«]

[April 1861]

223. An Edmund Oebler in Gorenzen
224. An Franziska Nietzsche in Naumburg
225. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
226. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
227. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
228. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
229. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
230. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
231. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Mai 1861]

232. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
233. An Franziska Nietzsche in Naumburg
234. An Franziska Nietzsche in Naumburg
235. An Franziska Nietzsche in Naumburg
236. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
237. An Franziska Nietzsche in Naumburg
238. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
239. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
240. An Franziska Nietzsche in Naumburg
241. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

[«]

[Juni 1861]

242. An Franziska Nietzsche in Naumburg
243. An Robert Buddensieg in Pforta (Formular)
244. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
245. An Franziska Nietzsche in Naumburg
246. An Rosalie Nietzsche in Naumburg
247. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
248. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
249. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
250. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)
251. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

[«]

[August 1861]

252. An G. Krug und W.Pinder in Naumburg (Briefdisposition)
253. An Franziska Nietzsche in Naumburg
254. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
255. An Franziska Nietzsche in Naumburg
256. An Franziska Nietzsche in Naumburg
257. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
258. An Wilhelm Pinder in Naumburg
259. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
260. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
261. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
262. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

[«]

[September 1861]

263. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
264. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
265. An Max Heime in Pforta (Zettel)
266. An Franziska Nietzsche in Naumburg
267. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
268. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
269. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
270. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
271. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
272. An Franziska Nietzsche in Naumburg
273. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
274. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
275. An Max Heime in Pforta (Zettel)
276. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
277. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
278. An Franziska Nietzsche in Naumburg
279. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Oktober 1861]

280. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
281. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
282. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
283. An Franziska Nietzsche in Naumburg
284. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[November 1861]

285. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

286. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

287. An Franziska Nietzsche in Naumburg

288. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

289. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Dezember 1861]

290. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

291. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

202. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, zweite Januarwoche 1861>

Ich habe deinen lieben Brief und die Kiste richtig wenn auch etwas spät, erhalten. Hast du denn schon an Hr. Insp. Niese geschrieben? Alle andern hatten Briefe aus den Ferien mitgebracht; also bitte, schreib sobald es dir irgend möglich ist. — Es ist jetzt eine recht kalte winterliche Zeit; ich denke immer noch häufig an die schönen Ferien und die angenehmen Stunden, die wir verlebt haben. Meine Stolle und meine Aepfel sind leider alle. — Wir wollen uns jetzt in unsrer Stube Zeitungen halten und zwar der Billigkeit halber den hallischen Courir. — Daß wir uns vorigen Montag nicht gesehn haben, that mir sehr leid; ich hatte aber Klavierstunde und als ich es darnach erfuhr, wart ihr schon wieder fort. Ist denn der Onkel Edmund und Tante Ida dagewesen? — Ich schicke heute die Kiste mit Wäsche und soweiter. Bitte sende sie mir doch Sonnabend wieder mit Wäsche und anderm. Hast du den Kofferschlüssel, Koffer und Brief erhalten? Wie geht es dennLisbeth mit ihrem Fuß? Besucht sie schon wieder die Schule? — Schreib mir doch auch, wo wir uns nächsten Sonntag sehen? Wenn die Kälte nicht allzu groß ist, hoffentlich in Almrich. Grüße Lisbeth viele mal, liebe Mamma! Lebt recht wohl!

Dein FWNietzsche.

NB. Dies hätte ich gestern geschrieben, liebe Mamma. Nun kamst du aber gestern mit deinem lieben Besuch selbst; es hat mich ungemein gefreut. Wenn es nur etwas länger gewesen wäre! Schreib mir ja noch, wo wir uns Sonntag sehen. (Spaziergang von ¼ 3—¼ 45.) Vielleicht sendest du mir auch wieder eine Portion Äpfel, damit ich doch in meinem Schrank etwas vorräthig habe.

Dein FWN.

[«]

203. An Gustav Krug und Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, 14. Januar 1861>

Liebe Freunde.

Nun sind die schönen Tage schon wieder vorüber, wo wir uns länger und häufiger sprechen konnten, vorüber die Zeiten, die in der Erwartung so hoffnungsvoll, in der Erinnerung so trostreich sind. Um nun sowohl meinem gegebnen Versprechen zu genügen, als auch um wieder einmal mich gemüthlich mit euch wenn auch nicht persönlich so doch im Geiste zu unterhalten, schicke ich mich jetzt an einige Worte an euch zu richten, weniger über das, was ich erlebt, genossen, gehört, gesehen, als über einige Ideen, deren wir ja schon in den jüngst verfloss'nen Stunden so viel gegenseitig austauschten. Denn was sollte ich von meinem jetzigen Leben berichten? Daß wir viel zu thun haben? Daß die Arbeit noch durch Feriengedanken gestört wird? Daß die Zeit für Lieblingsbeschäftigungen gering, ach leider! zu gering ist? Das habt ihr ja alles schon selbst erfahren und erfahrt es noch. Weßhalb sollte ich da noch euren Mißmuth vergrößern? Fürwahr, es ist doch viel angenehmer aus dem tyrannischen Reich, des Zwangs, in die Gebiete des freien Willens zu flüchten. Ohne weitere Umschweife will ich deßhalb mich zu den Stoff wenden, der jetzt eure Aufmerksamkeit kurze Zeit fesseln möge. Und dieser Stoff betrifft die Umgestaltung des Oratorium. Wenn man bis jetzt immer geglaubt hat, das Oratorium nehme in der geistlichen Musik dieselbe Stelle ein, die die Oper in der weltlichen, so scheint mir dies unrichtig, ja eine Herabsetzung zu sein. An und für sich ist schon das Oratorium großartig einfacher, ja so muß es als erhebende und zwar streng religiös erhebende Musik sein. So verschmäht das Oratorium alle andern Mittel, deren sich die Oper zur Wirkung bedient; es kann von niemand für etwas Begleitendes wie die Opernmusik doch für die Menge noch ist, gehalten werden. Kein andrer Sinn wird hier erregt außer dem Gehör. Auch ist der Stoff unendlich einfacher und erhabener, ja großenteils ist er bekannt und allen, auch dem Ungebildeten ohne Mühe verständlich. Deßhalb, glaube ich, steht das Oratorium in seiner Musikgattung höher, als die Oper, indem es also in den Mitteln einfacher, in den Wirkungen unmittelbarer ist und seiner Verbreitung nach wenigstens allgemeiner sein sollte. Wenn letzteres nicht so ist, so muß man die Ursachen nicht in der Musikgattung selbst, sondern theils in der Behandlung theils in dem geringen Ernst unsrer Zeit suchen. Was die Behandlung nun anbetrifft, so ist diese erstens zu compliziert und läßt noch den Mangel an Einheit empfinden. Wie kann ein Tonwerk, in eine Menge kleiner unzusammenhängende Theile zerspalten einen einigen und vorzüglich einen heiligen Eindruck machen! Deßhalb halte ich dafür, daß das Ganze nur in wenige aber größere Theile zerfallen, die sich dem Gang der Ereignisse anschließen und einen durchgängig einigen Charakter tragen. Zweitens liegt ein Nachtheil in der viel zu künstlichen, altvaterischen Behandlungsweise, die mehr in die Studirstube paßt, als in unsre Kirchen und Säle und die dem Ungebildeten in der Musik das Verständniß erschwert, ja unmöglich macht. Nun ist zwar richtig: Ein solches Werk kann und soll nicht bei einmaliger

Anhörung durchdacht und auserkannt, sondern empfunden werden. Und daß eine Fuge auch von Ungebildeten empfunden werden kann, wird Niemand leugnen, besonders wenn sie knapp und kräftig ist und nicht durch unzählige Takte, mißlautend und langweilig durchgeführt wird. Der Hauptgrund aber, daß das Oratorium zu wenig populär, ist wohl darin zu suchen, daß die Musik oft zu unheilig mit Weltlichen gemischt ist. Und das ist das Haupterforderniß, daß sie in allen Theilen das Heilige, Göttliche auf der Stirn trägt. Also muß ein jedes Oratorium diesen drei Forderungen genügen, nämlich überall einen einigen zusammenhängenden Charakter zeigen, dann tief zu Gemüth dringen und endlich stets streng religiös und erhebend sein. Dazu tritt nun noch ein Erforderniß, das aber wirklich nothwendig und unumgänglich ist. Ich meine nämlich die Ausstoßung des Recitativ und einen entsprechenden Ersatz. Es läßt sich nun einmal eine rein unpoetische Erzählung schlechterdings nicht absingen, ohne einen störenden und trennenden Eindruck hervorzubringen. Als entsprechender Ersatz läßt sich auch so eigentlich kein andres Musikstück erdenken. "Wenn die Erzählung aber unumgänglich nothwendig ist, so müßten nach meiner Meinung die Worte zu der begleitenden Musik gesprochen werden. So träte dann ein neues Element nämlich das melodramatische zu dem Oratorium. Sonst muß aber so viel nur irgend möglich ist alles Unsingbare vermieden werden und lieber die etwa fehlenden Zwischenglieder, die sich bei bekannten Erzählungen der Zuhörer so leicht ergänzen kann, durch musikalische Zwischensätze von ähnlichen Charakter als die Erzählung ausgefüllt werden. —

Da ich hoffe, in den nächsten Briefen meine weitern Gedanken darüber gegen euch auszusprechen, und mich meine Zeit drängt, muß ich jetzt wohl schließen. Sind denn die Noten angekommen? Ich bin sehr gespannt darauf. Nächstens werden wir ja uns auch gegenseitig unsre Januarsendungen schicken, von Wilhelm empfange ich vielleicht auch noch eine verspätete Dezemberlieferung. Schreibt mir doch recht bald einmal: ich sehne mich so nach einem Brief, da ich so abgeschlossen und getrennt von euch bin. Sonst wünsche ich, daß es euch immer recht wohl geht und ihr auch mitunter an euren Freund in Pforta denkt.

Semper nostra mane<t amicitia!>

[+]

[«]

204. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 14. Januar 1861>

Liebe Mamma.

Es that mir gestern doch sehr leid, daß wir uns nicht sahen, wenn ich auch der Tante Rosalie gratuliert und die Tanten besucht habe. Ich hatte so sicher und bestimmt darauf gerechnet, und mich darauf gefreut. Denn wir haben uns schon vorigen Sonntag nicht gesehen und euer Aufenthalt in Pforta war doch all zu kurz. Den dritten Februar, den Tag nach Deinen Geburtstag mach mich doch ja recht lange los und schick mir einen Brief heraus. Den Tag selbst kann ich doch nicht los kommen. — Ich habe der Tante meine Brille übergeben. Es muß etwas dran angelöthet werden. — Der Ausschlafetag fällt auf den Dienstag; vielleicht, daß Bartheis nachfragen läßt. — die Kiste mit Brief, Wäsche und Aepfel habe ich richtig empfangen; ich danke für alles vielemal. — Ich sende euch heute einen Brief an meine Freunde mit. Bitte, besorge ihn doch richtig, liebe Mamma! — Wie geht es euch denn? Schreibt mir doch ein mal recht ausführlich. Nächsten Sonntag wollen wir uns aber doch ja in Almrich treffen; der Weg in dem Schnee, besonders bei so schlechter Bahn zwischen Pforta und Almrich ist allzu ermüdend. Noch ein<e> Bitte: da jetzt zu einem Geschenk für Hr. Prof. Korsen, dessen Geburtstag nächstens ist, gesammelt wird dann aber auch für den Gustav Adolphverein gesammelt wird, so brauche ich jetzt nothwendig 5 Srg. besonders da ich den ganzen Thaler nicht anreißen mag. Du sendest mir dies vielleicht in der nächsten Kiste eingewickelt; es wäre mir ein großer Gefalle. Nun lebe recht wohl liebe Mamma, viele Grüße an Lisbeth!

Dein FWNietzsche.

[«]

205. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Mitte Januar 1861>

Liebe Mamma!

Ich habe Deinen lieben Brief erhalten und danke dir viele mal dafür. Den Brief an Schenk habe ich abgegeben. — Nächsten Sonntag sehen wir uns also in Almrich wie du mir schreibst. — Ich befinde mich diese Tage recht unwohl, weiß aber nicht, woher es kommt. Ich habe beständige Kopfschmerzen; der ganze Kopf ist mir davon eingenommen; dann thut mir der Hals weh bei jeder Bewegung ebenso die Kehle wenn ich athme. Die ganzen zwei Nächte habe ich garnicht geschlafen, sondern fror und schwitzte abwechselnd. Ich komme gar nicht recht zu Besinnung, es ist um mich alles wie ein Traum. Ich denke aber, wenn ich gar nichts dagegen thue, wird es recht bald wieder besser werden. Auf die Krankenstube gehe ich auf keinen Fall. Wenn es Sonntag noch schlimmer sein sollte, so gehen wir zusammen nach Naumburg und ich bleibe dann dort. Appetit habe ich gar nicht; doch esse ich wie gewöhnlich; denn wenn ich meine gewöhnliche Lebensweise fortsetze, wird es schon bald sich bessern. Macht euch nur ja keine Angst darum; Sonntag ist hoffentlich alles vorüber. Sende mir morgen doch ja die Kiste. Viele Grüße an Lisbeth!

Dein FWNietzsche.

[«]

206. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 26. Januar 1861>

Liebe Mamma!

Ich bin heute doch noch auf die Krankenstube gegangen, da ich drüben nichts anfangen und nichts arbeiten kann. So können wir uns also morgen nicht sehn; das thut mir sehr leid, da wir uns so lange nicht gesehen haben. Es ist hier auf der Krankenstube ziemlich voll, 8 noch außer mir; langweilig wird's wohl auch werden. Vor allen hoffe ich ganz in Kurzen wieder herübergehen zu können, damit ich nicht all zu viel versäume. Es werden jetzt auch von mir wenig Lektionen versäumt, da heute Sonnabend, morgen Sonntag und Montag Ausschlafetag ist. Es freut mich sehr, daß es euch wohl geht. Schenk hat auch geschrieben, um für deinen Brief zu danken, als auch um den Tod seiner andern Schwester anzuzeigen. Der arme Junge! — Schreibt mir doch recht bald einmal und sendet mir Wäsche, besonders Hemden, vielleicht auch ein Handtuch. Nun lebe recht wohl! Viele Grüße an Lisbeth!

Dein FWNietzsche.

[«]

207. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforte. 27. 1. 61.

Hr. Prof. Buddensieg wird gehorsamst um zwei Silbergroschen für 2 Portionen Zucker zur Arznei gebeten.

FW Nietzsche.

[«]

208. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, zweite Januarhälfte 1861>

Liebe Mamma!

Heute nur einige Worte, da ich nicht mehr viel Zeit habe und Schenk meinen Brief mitnehmen will. Es ist bedeutend besser, der Hals ist ohne Schmerz, in der Kehle nicht viel mehr, aber im Kopf häufig noch ziemliche Kopfschmerzen. Der Hr. Doktor hat mir Ruhe hauptsächlich vorgeschrieben und keine neue Arznei. Arbeiten kann ich immer noch nicht. Wenn Du mir etwas senden willst so schick mir gebratne Aepfel, die ich mir dann wärme. Ich esse sie ganz gern; der Hr. Dr. hat mir heute welche geschickt. Grüße Lisbeth viele mal von mir!

Dein Dich innig liebender

FWNietzsche

[«]

209. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta> Mittwoch 30 Januar. 1861

Liebe Mamma!

Ich dachte doch nun, daß mein Unwohlsein vorüber sein würde; aber seit gestern ist es im verstärkten Grade wiedergekommen. Die Kopfschmerzen sind wieder so heftig, daß ich gar nichts arbeiten kann. Ebenso thut mir der Hals wieder weh; auch der Schmerz im Kehlkopf ist wieder da. Ich habe die Nächte vor Schmerz nicht schlafen können. Mir ist höchst traurig zu Muthe. Prof. Buddensieg, der jetzt die Inspektion hat, rieht mir, den Hr. Dr. zu befragen. Das that ich denn auch und der Dr. sagte ich sollte auf die Krankenstube kommen. Das ist mir nun freilich sehr unangenehm, da ich kaum erst herüber bin. Aber es hilft doch nichts. Am meisten thut es mir leid, daß ich zu Deinem Geburtstag nun gewiß nicht kommen kann. — Wenn ich nur wüßte, woher das ganze herrühre. Was mir lieb ist, ist daß ein Schnupfen eingetreten ist. Ich denke, da kann es nicht lange anhalten. Nun lebe recht wohl, schreib mir doch ja einmal. Grüße Lisbeth vielemal! Wenn es dir möglich ist und der Weg besser, so besuche mich doch einmal. Sende mir doch ja die Kiste mit recht viel Wäsche.

Lebe recht wohl!

Dein FWNietzsche

[«]

210. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta 2. Februar 1861>

Liebe Mamma!

Einige Worte, liebe Mamma, muß ich dir doch heut schreiben; entschuldige aber im Voraus, wenn mein Brief sehr kurz und meine Schrift schlecht ist.

Zuerst also meine innigsten Wünsche zu Deinem lieben Geburtstag. Möge der liebe Gott im ganzen Jahre mit dir sein und dich mit Segnungen überschütten. Möge er dir stete Gesundheit verleihn, daß du das neue Jahr im vollen Wohlbefinden verleben mögest. Wir aber wollen uns immer auch in dem neuen Jahre bemühn, uns in Wort und That dankbar zu bezeigen und dir deine große Liebe gegen uns zu lohnen. —

Daß ich heute nicht in Naumburg sein kann, thut mir herzlich leid, aber ich liege noch immer im Bette und soll noch nicht aufstehn. Es geht aber viel besser; die Kopfschmerzen haben sehr nachgelassen; auch der Appetit ist besser, kurz, es ist doch sicher auf dem Weg der Besserung. die Bratäpfel haben mir ganz gut geschmeckt. Ich danke vielemal dafür; auch die Wäsche habe ich richtig bekommen. Hattest Du mir denn geschrieben? Ich habe den Brief nicht gefunden.

Grüße Lisbeth viele mal von mir und verlebt den Tag in rechter Freude! Grüßt den Onkel Theobald viele mal! Nun lebe recht, recht wohl!

Dein dich innig liebender

FWN.

Mein Geburtstagsgedicht und eine kleine Composition sind noch nicht ganz vollendet; das thut mir sehr leid. Ich werde aber alles später vollenden. —

[«]

211. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Anfang Februar 1861>

Liebe Mamma!

Wieder einige Zeilen, um dir über meinen Gesundheitszustand Nachricht zu geben. Ich darf jetzt aufstehn und bin schon Sonntag beinahe den ganzen Nachmittag aufgewesen. Ich mußte mich freilich erst wieder daran gewöhnen, da ich anfangs kaum herumgehn konnte. Jetzt aber geht es mir viel besser; es ist mir allerdings außerordentlich matt; Anstrengendes darf ich weder lesen noch schreiben, wenn ich nicht gleich Kopfschmerzen haben will; sonst geht es aber doch ganz leidlich. Zu Mittag bekomme ich auch etwas Fleisch wieder. Vielen Dank liebe Mamma, für das Eingemachte, das du mir durch Schenk übersandt hast. Es schmeckt sehr gut; ich esse aber immer wenig, um mir nicht zu schaden. Vielen Dank auch für alle, alle Grüße! Es freut mich sehr, daß ihr so schöne Tage verlebt habt. Wie schade, daß ich nicht mit dasein konnte! Nun lebe recht, recht wohl! Viele Grüße an Lisbeth und alle Andern!

Dein FWN.

[«]

212. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Anfang Februar 1861>

Liebe Mamma!

Daß ich so lange nicht geschrieben habe, kommt bloß daher, daß ich bestimmt glaubte, dich in diesen Tagen persönlich in Pforta zu sehn. Das Wetter ist jetzt so wunderschön; bitte, besuch mich doch ja einmal, liebe Mamma! Deinen Brief habe ich richtig empfangen; ich danke dir vielemal dafür. Mir geht es jetzt doch viel besser; ich bin eigentlich ganz wohl, darf jeden Tag eine Stunde spazieren gehn und werde von den Kopfschmerzen nur selten heimgesucht. Ich werde aber den Dr. nicht wieder antreiben, sondern werde es ihm ganz überlassen. Vielleicht gehe ich aber morgen, vielleicht auch erst Sonntag herüber. Wie steht es denn liebe Mamma mit euren Fastnachtsbillets? Ich kann sie diesmal nicht besorgen. Willst du nicht auch deßwegen einmal heraus kommen? die Primaner spielen Julius Caesar und die komischen Scenen aus dem Sommernachtstraum. Die Obersecundaner zwei Lustspiele von Friedrich, deren Namen ich noch nicht kenne. —

Nun lebe recht wohl liebe Mamma, ich schicke heute auch meine Kiste, allerdings ohne Wäsche.

Dein FWN.

Viele Grüße an Lisbeth!

[«]

213. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Mitte Februar 1861>

Liebe Mamma.

Auf deinen lieben Brief, der mir viel Freude gemacht hat will ich heute gleich dir schreiben. Daß dir der Caesar und die Scenen aus dem Sommernachtstraum mehr als die Obersecundanerstücke gefallen haben, ist sehr natürlich, da die Primaner auch bedeutend besser gespielt haben. — Meine Gesundheit hat sich auch gebessert, wenn auch die Kopfschmerzen gestern Nachmittag ziemlich heftig wiederkehrten. Ich schreibe dir Sonnabend sicherlich noch einmal, damit wir uns, wenn ich da herübergekommen bin, in Almrich sehen können. Lisbeth danke ich vielemal für ihren lieben Brief und ich verspreche recht bald zu antworten.— Wir haben auch hier unsre Pfannkuchen bekommen, den Dienstag zwei und heute wieder zwei. Sie haben mir sehr gut geschmeckt. Nun lebe recht wohl liebe Mamma! Ich will bald wieder schreiben. Viele Grüße!

D<ein> FWN.

[«]

214. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 16. Februar 1861>

Liebe Mamma!

Ich habe es nun wahrhaftig satt mit diesen Kopfschmerzen; es wird nicht besser und kommt immer wieder. die kleinste Anstrengung des Kopfes macht mir

Schmerzen. Und dabei versäume ich eine Menge Lektionen, ohne etwas nacharbeiten zu können. Nun habe ich heute wieder hinter jedes Ohr eine spanische Fliege bekommen. Ich glaube nicht, daß es helfen wird. Wenn ich nur täglich viel spazieren gehn könnte! Sonst weiß ich nicht, wie's gut werden soll. Ich habe schon dran gedacht, ob ich nicht lieber ein Paar Wochen in Naumburg zubringe und mich da durch Spazierengehn kurire. Bitte komme doch morgen (Sonntag) ja heraus; wir wollen einmal näher darüber sprechen. Hier auf der Krankenstube werden die Kopfschmerzen, glaube ich, nicht aufhören. —

Hier sind übrigens komischer Weise die Röthein ausgebrochen; täglich kommen zwei oder drei herüber. Zusammen sind jetzt zehn krank. —

Nun lebe recht wohl, liebe Mamma, bedenke alles und besuche mich doch ja! Viele Grüße an Lisbeth!

Dein FWN.

[«]

215. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Ende Februar 1861>

Liebe Mamma!

So bin ich denn glücklich wieder in Pforta angelangt. Es war sehr hübsch, daß mich Wilhelm und Gustav begleiteten; wir haben uns sehr hübsch zusammen unterhalten. Heute morgen habe ich mich dem Hr. Dr. vorgestellt; heute Mittag will ich zu Prof. Buddensieg. — Meine Kopfschmerzen sind nur ein paar mal wiedergekehrt; es wird schon gehn. Ich habe freilich sehr viel nachzuholen. Schicke mir nur ja alles. Habe ich vielleicht sonst noch was zu Hause gelassen? — Grüße Lisbeth viel mal von mir!

Adieu!

Es war doch sehr hübsch in Naumburg!

— Ueber 4 Wochen bin ich längre Zeit wieder bei euch. Schreib mir doch ja vor Sonntag noch meheremale, damit wir ja nichts vergessen. —

Mit dem Arbeiten will es heute Morgen noch nicht recht gehn, die Kopfschmerzen haben sich auch wieder eingestellt. Ich muß mich allmählich daran gewöhnen.

Nun adieu! Liebe Mamma!

Dein FWN.

Braune I ist heute im Examen. Donnerstag will er zu euch kommen

[«]

216. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta 3. 3. 61.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg zum Spaziergang.

[«]

217. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 5. März 1861>

Ich bin Sonntag ganz wohl bei nicht so großem Sturm, wie ich glaubte, vor 10 in Pforta angekommen, nachdem ich zuvor bei Mannsbachs durchaus noch eine Tasse Thee trinken mußte. Montag habe ich nun ordentlig gearbeitet, denn unsre Examenzeit hat nun angefangen. Wir haben das Thema, Jägerund Fischerleben zu behandeln; ich habe es früher schon einmal in Naumburg ausgearbeitet. Bitte, sendet mir ja morgen Mittag mein deutsches Arbeitsheft, es liegt im Bücherschrank im dritten oder zweiten Fache von unten herauf. Lisbeth wird es schon finden. — Wir haben doch den Sonntag sehr hübsch zusammen verlebt und wie lange wird’s dauern, da bin ich wieder bei euch. Wenn nur erst diese Examenwochen glücklich überstanden sind!

Kannst du mir nicht ein paar Chocoladentafeln senden, damit ich wieder früh etwas Milch trinken kann? Sie ist jetzt sehr schlecht und da muß man so etwas haben; denn ganz nüchtern zu bleiben, wie ich jetzt eine längre Zeit gethan habe, ist gar nicht angenehm. Du würdest mir große Freude bereiten.

Das Bild von meinen Freunden habe ich an der Wand angenagelt, ich freue mich immer, wenn ichs sehe! Wollt ihr euch nicht auch photographieren lassen?

Hast du dann noch einmal nach dem Handtuch, Oe. nachgesehen? Heute folgt alle schmutzige Wäsche.

Nun lebt recht wohl, Mamma und Lisbeth! Wünscht mir jetzt Glück zur Examenzeit! Denn da ich so gefehlt habe, habe ich doch viel versäumt. Mir graut etwas davor!

Adieu!

Euer FWNietzsche

[«]

218. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. 8. 3. 61.

Nietzsche bittet gehorsamst um 22 ½ Srg für Klaviermiethe.

[«]

219. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Mitte März 1861>

Liebe Mamma!

Es hat mir sehr leid gethan, daß ich in diesen Tagen dir wegen vieler Arbeiten nicht, habe schreiben können. Diese Zeit ist so mit Repetition angefüllt und außerdem muß ich, noch so vieles nachholen.

Wie schön war es doch, daß ihr mit mir den heiligen und wichtigen Confirmationstag feiertet! Ich habe mit großer Rührung die schönen Briefe gelesen; ich gedenke auch, wenn ich wieder Zeit habe, hoffentlich noch vor den Ferien darauf zu antworten. — Der Brief an Prof. Buddensieg ist richtig besorgt. — die Photographie gefällt mir ganz gut, wenn auch die Stellung etwas bucklig, die Füße etwas krumm sind, und die Hand eine Art Kloß ist. An wen willst du sie alle verschenken? — Das Geld habe ich richtig empfangen; ich danke dir vielemal dafür. Schreib mir doch recht bald, da ich so gern eure Briefe lese, und wir uns Sonntag doch nicht sehen können. Viele Grüße an Lisbeth. Lebe recht wohl!

Dein FWN.

[«]

220. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta 20. 3. 61.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Buch Examenpapier anschaffen zu dürfen.

[«]

221. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta. 20. 3. 61.

Nietzsche bittet um 2 ½ Srg.zum Spaziergang.

[«]

222. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforta 24. 3. 61.

Herr Prof. Buddensieg wird gehorsamst um 20 Srg. für Kleiderreinigen gebeten.

Nietzsche.

[«]

223. An Edmund Oebler in Gorenzen

<Pforta, Anfang April 1861>

Lieber Onkel.

Auch Du hast mich zu meiner Konfirmation mit so herzlichen Glückwünschen begleitet und mit so schönen Gaben beschenkt. Ich sage dir dafür meinen herzlichsten Dank. Dieser ernste und heilige Tag möge mir in meinen ganzen künftigen Leben immer vor der Seele schweben und mich an die feierlichen Gelöbnisse und Bekenntnisse erinnern, die ich damals abgelegt habe! Auch Deine schönen Bücher mögen dazu beitragen, das Gedächtniß an jene wichtigen Augenblicke zu erneuern. Den Hergang der feierlichen Handlung will ich dir mündlich einmal erzählen; denn ich hoffe sehr, daß wir uns nächste Hundstagsferien sehen, wenn auch nicht in Deinem lieben Gorenzen, so gern ich auch dort sein möchte, so doch auf einer gemeinsamen Reise nach Plauen, die Du, wie ich vom Onkel Theobald gehört habe, unternehmen willst. Ich befinde mich jetzt wieder in

Pforta, nachdem ich die Ferien in Naumburg wohl verlebt habe. Ich bin jetzt Primus von Untersecunda, hoffe also, Michaeli mit nach Obersecunda zu kommen.

Grüße die liebe Tante von mir herzlich und danke ihr in meinen Namen viele mal für das schöne und tiefe Buch. Auch die lieben Kinder grüße viele mal von dem Vetter Fritz. Frau Winter, der liebe Herr Kantor und wer sich sonst noch meiner erinnert, gleichfalls. Nun lebe recht wohl, lieber Onkel! Es dankt dir und denkt oft an Dich

Dein dich herzlich liebender

FWNietzsche

[«]

224. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Anfang April 1861>

Liebe Mamma.

Es folgen heute vier Briefe, an Onkel Bernhard, Onkel Edmund, Großtante Balster und Hr. Pastor Schenk. Ueber die Form des Briefes an Ehrenbergs sage mir Morgen das nöthige, wo wir uns doch in Almrich treffen werden. Ich habe mich des mir empfohlenen Davis schon angenommen. Er ist in die erste Ordnung von Obertertia gekommen. Soll ich ihn nicht ein mal nach Almrich mitbringen? Mir fehlt noch außer den schon geschriebenen das hübsche Messer, Stiefeln, Waschlappen, Nähzeug und — mehr weiß ich augenblicklich nicht. Viele Grüße an Onkel und Ließe!

Adieu!

Dein FWNietzsche

[«]

225. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. 6. 4. 61.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, einen Schrank reinigen zu lassen.

[«]

226. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. 6. 4. 61.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg zum Spaziergang.

[«]

227. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. 6. 4. 61.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srgr. Schemageld.

[«]

228. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforte. 12. 4. 61.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich
ein Buch w<eißes> Papier
eine Lage Briefpapier
4 blaue Hefte
anzuschaffen.

[«]

229. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, April 1861>

Liebe Mamma!

Soeben bekomme ich Deinen Brief und erfahre mit Erstaunen, daß meine Kiste noch nicht angekommen ist. Du wirst sie aber wahrscheinlich gleich nach Absendung des Briefes bekommen haben, denn ich habe sie Dienstag fortgeschickt. —

Nun werden wir uns also lange nicht wiedersehn; grüße alle lieben Verwandten vielemal von mir. Ich wünsche euch schöne Reise und Amüsement. Vergeßt ja nicht, mir meinen Don Juan mitzubringen. —

Sende mir also morgen das Gewünschte außerdem Ueberzug (von April) Serviette usw. das hübsche Messer, Strümpfe, Waschlappen usw. Lebe recht wohl, meine liebe Mamma und Lisbeth! Es thut mir so leid, nicht mitreisen zu können!

Dein dich herzlich liebender
FWNietzsche

[«]

230. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, April 1861>

Liebe Mamma!

Es freut mich ungemein, daß ihr wiederzurückgekehrt seid. Ich habe Tag zu Tag darauf gewartet; denn wir haben uns seit den Ferien noch nicht wieder gesehen, und das ist eine lange Zeit. Daß es euch so wohl gefallen hat, ist mir sehr lieb; ich wäre so gar gern mitgereißt, da ich noch nie in Maßnitz gewesen bin. Herzlichen Dank für alle Grüße der lieben Großmamma und Verwandten! Was mich anbelangt, so ist mein Befinden nicht das beste, da mein Schnupfen sehr zugenommen hat, auch mein Husten mir unangenehm fällt. Nun das wird alles schwinden, wenn erst die Witterung schöner und die Tage sonniger werden. Habt ihr denn mir meinen Don Juan mitgebracht? Schicke mir ihn ja mit der nächsten Kiste, die ich euch morgen senden werde! Vielleicht auch etwas gegen den Husten, um dessen willen ich den Dr. nicht befragen mag. Was Schenk betrifft, so ist seine Krankheit sehr gutartig; auch hat er schon fünf Leidensgefährten; die Masern scheinen wieder ordentlich überhand zu nehmen. Ich habe ihn immer alles herüber besorgt, was er wünschte; sehen und sprechen darf ich ihn der Ansteckung wegen nicht. Nun noch, liebe Mamma, ein Wort mit dir allein. Auch mir erscheinen jene sonst so schönen Osterferien durch die häßlichen Vorfälle getrübt und verfinstert, und es berührt mich, so oft ich daran denke, sehr schmerzlich, daß ich dich so betrübt habe. Ich bitte dich noch recht herzlich um Verzeihung liebe Mamma! Denn es wäre doch traurig, wenn ich durch diesen Mißklang unser schönes, gegenseitiges Verhältniß gestört hätte. Verzeihe mir doch ja liebe Mamma, aber dann bitte ich dich, nie mehr dieser Ereignisse zu gedenken, sondern sie als ungeschehen zu betrachten. Ich will mich fernerhin auch so sehr ich kann, bemühen, durch mein Betragen und Liebe zu dir den verursachten Riß auszufüllen. Schreib mir noch einmal darüber, liebe Mamma! — Grüße Lisbeth vielemal von mir. Ich möchte sie so gern wiedersehn, hoffentlich doch Sonntag 4—6 in Almrich!

Dein dich herzlich liebender Fritz.

[«]

231. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Ende April 1861>

Liebe Mamma.

Es war doch gestern wunderhübsch in Almrich; wenn wir uns nur längere Zeit hätten sprechen können; die Zeit ist mir allzu schnell vergangen. Aber ich denke mich nächstens einmal loszumachen, damit ich auch wieder einmal zu Hause sein kann. Ich schicke euch heute meine Kiste; sendet sie mir sehr bald wieder; mir fehlt immer noch mein Stiefelknecht. Dann sendet mir meine Lebensbeschreibung, die in dem grünen Kasten liegt; ich brauche sie jetzt zu einer anzufertigenden Lebensbeschreibung. Auch meine Wäsche sendet mir gleich mit, besonders Taschentücher, da mein Schnupfen sonst gar nicht aufhört. Dann auch das versprochne Geld; auch meine Zahnbürste ist mir fortgekommen. Ich weiß nicht, wohin sie sein mag. — Nun weiß ich eigentlich nicht mehr recht, was ich schreiben soll. Wir haben uns ja gestern alles mitgetheilt. Lisbeth schreibt mir hoffentlich einmal einen ausführlichen Brief. Denn ich freue mich immer sehr etwas genaues zu hören. Auch Wilhelm (und) Gustav werden mir hoffentlich in diesen Tagen schreiben. Nun lebe recht wohl, meine liebe Mamma, denke oft an deinen Fritz. Grüße Lisbeth vielemals von mir! Noch eine Bitte: Ich habe gar kein Notenpapier in Pforta! Holt mir welches von Merzyn, groß und recht englinig. Sendet es mir auch mit heraus!

Dein FWNietzsche

[«]

232. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. 3. 5. 61.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Kästchen Stahlfedern anzuschaffen.

[«]

233. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 3. und 4. Mai 1861>

Liebe Mamma.

Ich habe jeden Tag sehr sehnlich Brief und Kiste erwartet, denn ich brauchte meheres sehr nothwendig wie z. B. meine Lebensbeschreibung, die Uhrkette. Ihr seid doch alle gesund und wohl? Denn ich fürchte fast, daß jemand von euch unwohl sei. Nun ich hoffe noch heute nähere Aufklärung darüber zu bekommen.

Diese Tage, seitdem ich zum letzten mal schrieb, sind sehr einförmig und unter vieler Arbeit vergangen. Das Wetter ist unschön und der Mai mit seinem Schnee ist eine betrübende Erscheinung. Wenn nur nicht so viel erfroren wäre! Das wird wohl geringe Obst- und Weinernten geben.

Etwas übrigens habe ich noch zu erzählen; ich habe euch wohl einmal mitgetheilt, daß wir (nämlich der Chor) zur Hochzeit von Marie Jäger und dem jungen Schwimmer in der Kirche gesungen haben. Deßhalb wurde vorigen Mittwoch Abend der Chor zu Jägers geladen. Es gab eine Bowle mit Pfannkuchen. Stoff war ungeheuer viel vorhanden.

Dazwischen wurden Lieder gesungen, Toaste ausgebracht kurz, es war sehr lustig und alle sehr heiter. Die nothwendige Folge war, daß ich am folgenden Tag etwas müde war, denn bei dem Aufstehn um 5 Uhr kann man nicht sehr ausschlafen.

Wilhelm und Gustav haben auch noch nicht geschrieben; ich erwarte ihre Briefe auch sehnlich.

Die Masern sind in Pforta ordentlich ausgebrochen. Zwei sollen sehr gefährlich krank sein, besonders einer, der auch noch das Nervenfieber bekommen hat.

Einer hat auch beim Turnen ein Bein gebrochen; das ist aber nichts weiter.

Ich meines Theiles befinde mich von einiger Heiserkeit und den nicht aufhörenden Schnupfen abgesehn ganz wohl und wünsche daß auch ihr euch wohl befindet. Grüße Lisbeth viele mal von mir! Ich freue mich auf nächsten Sonntag, wo ich aber noch nicht weiß, wo wir uns treffen.

Dein Fritz

Sonnab.

Ich habe Kiste, Brief und alles richtig bekommen und danke viele mal dafür. Nur Strümpfe bedarf ich nothwendig, und das Uhrband.

Ich habe auch etwas Trauriges mitzutheilen. Der maserkranke Pieschel II ist gestern um 5 Nachmittag gestorben, da die Masern sich auf die innern Theile geworfen hatten. Es ist sehr betrübend und ordentlich unheimlich in Pforta. die Eltern der andern Maserkranken mögen nun wohl Furcht bekommen.

Also Morgen sehn wir uns hoffentlich in Almrich!

Viele Grüße!
Dein Fritz.

[«]

234. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 6. Mai 1861>

Liebe Mutter!

Heute morgen, liebe Mamma nur ein paar Worte. Es war gestern trotz Wind und Regen sehr hübsch; wir haben uns sehr hübsch unterhalten, ich bin dann ohne Regen wieder heraus gekommen und habe mich umgezogen. Es ist mir auch ganz gut bekommen. Ich habe aber heute eine Bitte, daß du mir nämlich ein Buch aus den Bücherschrank schickst, das wohl in den drei ersten obersten Reihen steht, ziemlich dünn ist, grau marmorirt. Es enthält eine Anweisung zum Uebersetzen des Kornelius Nepos ins Griechische. Das brauche ich aber morgen (Dienstag) also bitte, sende es mir zugleich mit dem Gummischnürchen heraus. Sonst habe ich dir nichts weiter mitzutheilen, außer daß ich mich sehr auf Schulfest und Pfingsten freue. Ich entwerfe auch schon meinen Reiseplan zu den Hundstagsferien. Grüße Lisbeth vielemal, auf glückliches Wiedersehn nächsten Donnerstag (von 4—6) in Almrich!

Dein Fritz

N.B. Wie wird es denn eigentlich mit eurer Plauenreise? Diesen Monat bleibt ihr wohl noch bis nach Pfingsten da; dann aber verreist ihr?

Kann ich nicht die ersten Tage der Hundstage in Naumburg bleiben, dann vom 6—15 nach Maßnitz, 15—30 Plauen und Fichtelgebirge 31—4 Aug. wieder in

Naumburg? — Ich bin auch erbötig, mich in Halle und Leipzig auf dem Rückweg länger aufzuhalten.

[«]

235. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Mitte Mai 1861>

Liebe Mutter!

Dieser Brief wird dich wohl antreffen, wenn der liebe Besuch schon wieder fort ist; es war doch vorigen Sonntag sehr hübsch und du glaubst kaum, wie ich mich auf die Pfingsttage freue. Sonntag also am ersten Pfingstfeiertag, sehen wir uns nicht; willst du mir nicht meine Freunde heraussenden, daß ich mit ihnen etwas spazieren gehe. Sage, ihnen aber, sie möchten um 3 Uhr in Pforta sein und oben herum durch den Wald (du kennst doch meinen gewöhnlichen Weg) kommen. Da unser Spaziergang länger als gewöhnlich dauert, könntest du ihnen ja ein Paar Päckchen Butterbröte mitgeben, daß wir doch etwas zu genießen haben. — Den zweiten Feiertag komme ich also Mittag d.h. ungespeist nota bene. Wenn es nicht schlechtes und nicht zu warmes Wetter ist, können wir den Nachmittag eine kleine Partie machen. — Sende mir aber in diesen Tagen meine Kiste mit der nöthigen Wäsche, besonders Handtücher, baumwollene Strümpfe; denn ich muß bei dem heißen Wetter oft wechseln. Kann ich mir nicht diesen Mittwoch ein paar weiße Hosen anmessen lassen? ich kann es in den heißen, warmen Tuchbeinkleidern nicht länger aushalten. Zu der Reiße brauche ich doch einmal etwas Leichtes. Vielleicht werden sie noch zum Schulfest fertig. — Nun grüße Lisbeth vielemal; ich freue mich sehr auf unser Wiedersehn!

Dein Fritz

Briefpapier und Bücher nicht zu vergessen

[«]

236. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforte. 17. 5. 61

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich einen Strohsack anschaffen zu dürfen.

[«]

237. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 22. Mai 1861>

Liebe Mutter!

Du kannst dir vorstellen, daß ich heute morgen oft an Naumburg und an die verlebten Ferien zurück gedacht habe. Wir haben doch diese Tage sehr hübsch zusammen genossen und ich hätte nur gewünscht, sie möchten länger dauern. — Ich bin gestern Abend in lauter Regen nach Pforta gekommen, konnte auch zuletzt wegen des allzugroßen Windes den Schirm nicht mehr aufspannen. Ich kam noch ganz zur Rechten Zeit an und bin auch nicht auf dem Wege eingeschlafen. Die Nacht habe ich sehr wohl geruht. Heute ist wieder recht betrübendes Wetter, wenn es nur morgen angenehmer ist! Ich bin heute recht heiser; willst du mir morgen nicht ein paar Eier mit nach Pforta bringen? Ich sende euch heute schmutzige Wäsche nebst Beinkleidern, die ich nicht mehr anziehen kann, wenn du sie nicht einmal ordentlich ausbessern und reinigen läßt. — Sendet mir also die Kiste bald wieder mit den bezeichneten Noten, Wäsche usw. Nun lebe recht wohl, liebe Mamma, viele Grüße an Lisbeth!

Dein FWN.

[«]

238. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. d. 23/5 61.

Nietzsche bittet gehorsamst um 5 sg b<is> zum Schulfest.

[«]

239. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 24. Mai 1861>

Liebe Mamma!

Ich muß mich doch heute Morgen gleich erkundigen, wie es Euch gestern bekommen ist. Der Regen war freilich sehr unangenehm besonders da Lisbeth so erhitzt war. Ueberhaupt ist durch den Regen fast alles gestern verkürzt worden. — Seid ihr noch sehr naß geworden? Habt ihr nicht wieder wie damals von Almrich aus fahren können? — Den Hut habe ich, da Prof. Buddensieg und überhaupt niemand zu Hause war, die Nacht in meinem Schranke geherbergt, heute Morgen aber gleich hinübergetragen. Wir sind heute alle etwas müde und matt, da wir um 5 aufstehen. So ist's aber allemal nach so einem Tag. Donnerstag also bei gutem Wetter sehen wir uns auf den Knabenberg. Sollte es regnen, doch sicher Sonntag in Almrich. Nochmals mit dem Wunsche daß es Euch recht gut bekommen sein mag

verbleibe ich
Euer FWNietzsche

[«]

240. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, kurz vor dem 30. Mai 1861>

Liebe Mutter!

Heute nur einige Worte. Es war doch hübsch daß wir uns vorigen Sonntag noch sahen. Ueber Bergtag weiß ich noch nichts bestimmtes. Der Schulrath macht viel zu schaffen und ich habe mehr als je zu besorgen. Wie steht es mit nächsten Sonntag? Nach Naumburg kann ich bei solcher Hitze nicht gehn. Ich sende die Kiste mit Wäsche. Schicke sie mir morgen wieder des Bergtags halber. Viele viele Grüße an Lisbeth!

Dein Fritz.

[«]

241. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. 30. 5. 61.

Nietzsche bittet gehorsamst um 5 Srg. zum Bergtag.

[«]

242. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, kurz vor dem 2. Juni 1861>

Liebe Mutter!

Das war doch betrübend, daß dieser unselige Regenguß unsre Uebereinkunft so zunichte machte; ich hatte mich so sehr auf den Spaziergang gefreut. Da werden wir uns wohl auf den Sonntag vertrösten müssen, wo wir uns hoffentlich in Almrich sehn. Vorigen Sonntag haben dich auch die beiden Braunes besuchen wollen, dich aber nicht zu Hause getroffen.

Du glaubst gar nicht, wie ich mich auf die Hundstage freue. Noch sind es 25 Tage, dann ist die köstliche Zeit da. Macht mir nur wieder das Stübchen zurecht, die ersten 8 Tage wird es doch nicht vermiethet sein. Ich gedenke in den Tagen wo ich in Naumburg bin, nach einem bestimmten Plane meine Studien und Vergnügungen einzurichten. Es ist so hübsch kühl in der Stube; ein Tisch, ein Stuhl und ein Bücherkasten ist genug Möbel, ans Fenster ein paar Blumen des Geruches halber, einen Krug Wasser der Erfrischung halber, meine Uhr, Stöße von Schriften und Noten usw; so denke ich mir meinen schönen Aufenthalt. Wofern ich nur hinreichend Geld habe, so will ich mich auch durch Reisen ergötzen, obgleich ich den Gedanken an Plauen aufgegeben habe. Nach Halle und Leipzig gedenke ich zu reisen, nun, auch nach Gorenzen, wenn dort alles wieder gesund ist, sehr gern. — Viel soll jedenfalls in den Ferien geschehen, auch eine Fußparthie mit Wilhelm von zwei Tagen ohne bestimmtes Ziel; das wird was herrliches!!.

Nun genug von den Ferien. Schicke mir doch bald die Kiste mit den weißen Hosen, ich brauche sie nöthig. Baden sind wir vorigen Freitag gegangen; das Wasser war wunderschön. Kannst du mir nicht einmal so was Genießbares, wie so ein Küchelchen schicken? Ich habe großen Appetit und es giebt jetzt gar nichts, gar kein Obst. Nun leb recht wohl! Viele Grüße an Lisbeth!

Dein FWN.

[«]

243. An Robert Buddensieg in Pforta (Formular)

Pforte, <kurz von dem 5. Juni 1861>

Der Al. Nietzsche *bittet um die Erlaubniss, sich folgende Bücher verschreiben zu lassen:*

1 Sallustius ed. Dietsch (Teubner)

[«]

244. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pforte. 5. 6. 61.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich einen Sallust einbinden zu lassen.

[«]

245. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Mitte Juni 1861>

Liebe Mutter!

Heute will ich dir etwas genauer schreiben, als neulich, wo es in höchster Eile gieng. Zuerst will ich gleich erwähnen, was ich noch alles brauche, Handtücher, deren ich jetzt bei den täglichen Baden mehr brauche, die Stiefeln, da auch meine andern zerissen sind, Seife, Hemd und Vorhemd, Serviette, usw. Vor den Hundstagen muß ich mir auch noch ein paar Stiefeln machen lassen, ebenso einen Sommerrock, da die schwarzen schweren Tuchsachen zu warm sind. Am besten wohl so ein ganz dünner Reisemantel, der wenig belästigt.

Wie es übrigens mit dem Reisen wird, das will mir noch gar nicht einleuchten. Schließlich werde ich wohl ganz zu Hause bleiben. Die erste Woche bleibe ich jedenfalls da, denn ich will viel in den Ferien arbeiten. Ich freue mich schon immer, wenn ich an mein Stübchen denke; macht nur, daß es auch Wahrheit wird! Noch sind es 15 Tage; es herrscht schon allgemeine Erwartung aber ich habe jetzt viel, viel zu thun. Giebt es denn noch keine Kirschen? die kommen ja furchtbar spät diesmal. Wie wirds nächsten Sonntag? Nach Naumburg zu gehn ist bei dem heißen Wetter nicht zu verlangen, wollen wir uns nicht einmal in dem Wald von Pforta treffen oder sonst in der Nähe? Schreibe mir darüber, liebe Mamma! — Wenn die Hundstage nur nicht so warm sind! Ich will fabelhaft früh aufstehn und im Freien spazieren gehn oder arbeiten, das soll schön werden! Abend werde ich immer baden gehn. Schöne Partien wollen wir zusammen machen, und wenn ich auch weiter nicht verreise so werde ich doch wieder nach Gorenzen wandern. Bitte, schreib mir einmal Deine Gedanken über die Plauenreise! Vielleicht machen wir sie beide zusammen. — Nun lebe wohl grüße Lisbeth vielemal, schickt mir ihr Bildniß mit, schickt die Kiste mit der Wäsche, vielleicht auch noch was anderes, schreibt recht ausführlich und denkt oft an

euren FW.
der sich fabelhaft auf die Ferien freut!

[«]

246. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 17. oder 24. Juni 1861>
Montag, Mittag um 2 ¾ Uhr.

Liebe Tante!

Bei diesen strömenden Regengüssen erscheint es mir höchst zweifelhaft, ob ich Dich, liebe Tante vor Deiner Abreise nach Plauen noch einmal sehe. Das würde mir zwar höchst leid thun, da ich auch nicht hoffen kann, dich in den Hundstagsferien etwa in Plauen zu treffen; denn mit meiner Plauenreise wird es, wie mir die Mamma gestern erzählt hat, wohl nichts werden. Ich wünsche dir deßhalb zuerst eine rechte ruhige und angenehme Reise, schönes Wetter und theilnehmende Reisegefährten. In Plauen magst Du alle lieben Verwandten recht wohl und heiter antreffen, dich selbst recht in ihrer Gesellschaft und der reizenden Natur ergötzen. Ich bitte, die lieben Tanten, auch Tante Ida, so wie alle andern lieben Verwandten recht herzlich von mir zu grüßen und ihnen zu versichern, daß ich mich sehr darnach sehnte, einmal nach Plauen zu reisen. Wenn Du dich in der lieblichen Umgegend und in Triebel recht amüsirst, so denke an mich, liebe Tante! Ich möchte so gern dort mit dir herumlaufen und die lieben bekannten Orte aufsuchen. Wenn dir es möglich ist, grüße das Fichtelgebirge und Böhmen vielemal von mir!

Die Zeit drängt! Hoffentlich wird das
Wetter wieder schön!

Bleib aber nicht gar zu lang in Plauen, liebe Tante, sondern denke immer, wie sich auf Deine Rückkehr freut

Dein dich herzlich liebender
FWNietzsche

[«]

247. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. 18. 6. 61.

Nietzsche bittet gehorsamst um 19 ½ Srg. für Klaviermiethe.

[«]

248. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. 18. 6. 61.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, eine Stuhlleiste befestigen zu lassen.

[«]

249. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 20. 6. 61.

Hr. Prof. Buddensieg wird gehorsamst um 20 Srg. für Kleiderreinigen gebeten.

FW Nietzsche.

[«]

250. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. 21. 6. 61.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Buch w<eißes> Papier und ein Collektaneum anschaffen zu dürfen.

[«]

251. An Robert Buddensieg in Pforta (Zettel)

Pf. 21. 6. 61.

Nietzsche bittet gehorsamst um 5 Srg. zur Sängerfahrt.

[«]

252. An G. Krug und W.Pinder in Naumburg (Briefdisposition)

<Pforta vermutlich 3. August 1861>

Ferienende.
Nürnberg.
Schmerz ist...
Ustaj.
Sendung. Buchbinder.
Hölderlin.
Was habt ihr morgen?
Stiftungsfest versäumt.
Schreibt bald.

[«]

253. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta 5. August 1861>

Liebes Mutterchen!

Es ist jetzt Montag, V4 auf 6 Uhr früh; zum ersten Mal wieder um 5 aufgestanden! — Ich bin noch gar nicht so eingewöhnt und denke noch zu oft an die vergangnen Tage, bin sonst übrigens ganz wohl auf.

Ich danke dir, liebe Mamma, noch vielemal für alle Freuden und Annehmlichkeiten, die du mir in den langen Ferien bereitet hast. Wie oft bin ich im Geiste noch bei euch, wie oft auch in meinem Stübchen; es war doch alles so hübsch gemüthlich!

Frau Prof. Buddensieg habe ich deine Grüße und Wünsche überbracht; es soll jetzt etwas besser gehn; was die Krankheit eigentlich ist weiß man weder hier, noch in Naumburg genau. Jedenfalls rheumatisch. —

Mir fehlen noch meine Morgenschuh und Seife. Wir haben hier viel zu thun und müssen ordentlich arbeiten. Du kannst dir denken, daß das etwas sauer wird, wenn man so lange Ferien gehabt hat. — Grüße Lisbeth schön von mir, sie will mir ja einen langen Brief schreiben! Nicht wahr? Lebe recht wohl!

Dein Fritz

NB. Ich brauche ein kleines Trinkgläschen sehr nöthig

[«]

254. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Pforta, kurz nach dem 5. August 1861>

Guten Morgen, liebe Mamma und Lisbeth! Ich sende euch die Kiste mit Wäsche. Schickt mir ja recht viel Schnupftücher! Bitte, besorgt das Notenheft und das graue Paquet an Wilhelm, aber ja in diesen Tagen; händigt beides nur Wilhelm oder Gustav ein, aber keinen andern Menschen. — Schreibt mir auch liebe Mamma, vielleicht auch Lisbeth! Ich freue mich sehr darauf!

Euer Euch herzlich
Liebender Fritz

Die mitgesandten Beinkleider sind auf dem Hosenboden zerissen. Sende sie mir ja bald.

Hast du nicht irgend einen Grund, mich Sonntag loszumachen? Es wäre sehr hübsch, wenn wir länger uns genießen könnten.

Schickt mir ja eine Uhrkette mit, meine goldene bringe ich Sonntag.

[«]

255. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Mitte August 1861>

Sonntag war es sehr hübsch.

12 ½ Mitt, 28 Grad Reaum.

Liebe Mamma.

Ich habe so eben die Kiste nebst deinem lieben Brief erhalten; die Hitze ist unerträglich, etwa 26 Grad im Schatten, mindestens. Und offenbar kommt heute noch ein Gewitter.

Es ist schrecklich, ich möchte in meinen Tuchsachen fast zerbraten. Schicke nur die weißen Hosen, so bald es nur irgend geht, mir wieder. Man kommt sonst um.

Von Wilhelm habe ich gestern einen ungeheuren Brief aus Tegernsee bekommen, worüber ich mich sehr freute; sie kommen diese Woche noch wieder. Meinen Brief mag Lisbeth Wilhelm mit dem bezeichneten Paquet übergeben.

Gestern war Hr. Pastor Schenk eine halbe Stunde da; er läßt schön grüßen.

Prof. Buddensieg geht es etwas besser, als Sonntag. — Mehr kann ich beim besten Willen nicht schreiben. Ich erwarte sehr einige Erfrischungen, denn die Hitze ist zu gräßlich.

Viele Grüße an Eli!

Dein Fritz.

[«]

256. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 19. August 1861>

Liebe Mutter.

Heute kann ich Dir die weißen Hosen noch nicht schicken; es ist noch zu warm. Ich werde sie etwa Mittwoch in der Schachtel besonders senden. —

Gestern war es wunderhübsch; ich war ganz erstaunt, so viel Verwandte und Bekannte wiederzusehn und zu sprechen. Das war wirklich ein sonderbares Zusammentreffen. —

Für den Kirschkuchen danke ich recht schön; er schmeckte sehr gut.—

Prof. Buddensieg hat die Nacht etwas besser geschlafen; heute Vormittag war es schlimmer als je; Rudolf sagte mir um 7, er wüßse nicht, ob er noch lebe; der Dokter habe gesagt, es gehe sehr schlimm. — Bis um 2 Uhr ist noch nichts von Entscheidung eingetreten. — Es ist sehr traurig!

Lebe recht wohl, schreibt mir recht bald! Ich denke doch, daß ich Krämer noch einmal sehn werde. Viele Grüße an Lisbeth!

Dein Fritz.

[«]

257. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 20. August 1861>

†

Liebe Mamma!

Hr. Prof. Buddensieg ist todt! Diese Nacht um zwei Uhr ist er gestorben.

Ach du glaubst nicht, wie mir traurig zu Muthe ist! Wir haben ihn alle so sehr geliebt; wir alle sind außerordentlich ergriffen; überall ist es todtenstill.

Wir wußten es gestern genau, daß er die Nacht nicht mehr überleben würde. Der Doktor hatte es vorausgesagt. Näheres über sein Ende weiß ich gar nicht; man kann auch nicht fragen. Ach, es ist zu schmerzlich! Doch — was Gott thut, das ist wohlgethan! —

— Ihr kommt doch wohl zu seinem Begräbniß heraus; ich muß nun einen neuen Tutor haben und werde H. D. Heinse heute oder morgen darum ansprechen. Wenn du damit einverstanden bist oder etwas dagegen hast, so schreib mir nur auf das eiligste. Denn sonst kommen wir zu spät; Heinse wird viele neue Empfohlne bekommen. Willst Du ihm nicht auch schreiben? — Lebt recht wohl und weinet mit mir, liebe Mamma und Lisbeth!

Dein sehr betrübter Fritz

(Sendet mir ja weiße Wäsche zum Begräbniß.)

†

Soeben erfahre ich auch, daß der alte Commissionsrath Teichmann gestern in Kosen gestorben ist. Das thut mir auch von Herzen leid; er war auch mit Prof. Buddensieg so befreundet.

Der liebe Hr. Prof. soll übrigens ein sehr schweres Ende gehabt und in einem zweistündlichen Todeskampf gelegen haben. —

Heute schreiben die Abiturienten

[«]

258. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Pforta, 21. August 1861>

Lieber Wilhelm!

Meinen innigsten Dank für deinen lieben, ausführlichen und interessanten Brief aus Tegernsee; führwahr, du hast eine wunderschöne Reise gemacht und werdet nun, indem ich dies schreibe, glücklich wieder heimgekehrt sein. Vielleicht hast du auch schon meinen Brief vom 3 August gelesen, vielleicht auch sind deine Stimmungen ähnliche, wie ich damals am Ende der Ferien hatte. Sei recht herzlich wieder willkommen, ich habe mich sehr nach dir gesehnt. —

Wie aber wirst du erschrocken sein, als du von den unendlichen Verlust gehört hast, den wir in diesen Tagen erlitten haben, daß unser lieber Prof. Buddensieg nach schmerzlichen Leiden gestorben ist. Du kannst mir nachfühlen, wie schmerzlich, wie tief mich das getroffen hat; denn du kanntest und liebtest ihn ja auch, den lieben, ausgezeichneten Mann. Ist es nicht möglich, daß Du, lieber Wilhelm mit Deinem lieben Vater und Gustav zum Begräbniß herauskämt? Es ist Donnerstag früh um 8 Uhr.

Ich habe nun meinen Tutor verloren und mich deshalb an Heinse empfehlen lassen. Der arme Mann ist auch so sehr betrübt, da er mit Pr. Buddensieg so befreundet war.

Mündlich will ich dir mehr über das Ende und die Krankheit des Hr. Prof., die man zuletzt als Typhus bezeichnete, erzählen. Lebe jetzt recht wohl, schreibe mir bald! Ich hoffe, wir sehen uns Donnerstag früh!

Dein Fritz

Grüße Gustav recht schön von mir!

S.N.M.A.!

[«]

259. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 25. August 1861>

Liebe Mutter.

Daß ich heut nicht kommen konnte, hat seinen Grund in einer allgemeinen Coetusdispensation, deren Ursachen im Briefe zu beschreiben langweilig ist. Genug und leider, ich konnte nicht kommen! Wie gern ich euch und den lieben Onkel gesehn hätte, könnt ihr euch vorstellen. Nächsten Donnerstag soll Bergtag sein, wenn gutes Wetter ist. Ihr kommt doch sicherlich heraus.

Frau Prof. Buddensieg läßt dich inständig bitten, sie in den nächsten Tagen zu besuchen. Thue es ja recht bald; die arme Frau weinte sehr, indem sie mir's sagte.

Donnerstag um 6 Uhr waren wir in Kosen, die Beerdigung war sehr schön und feierlich, aber ordentlich beruhigend und lindernd für den Schmerz am Morgen. Außer Pastor Barthold sprach der Pastor Schmieder, ein Greis, ein ehemaliger Zögling des Teichmann, und Tutor von Prof. Buddensieg.

Denselben Abend war das Ecce für Prof. Buddensieg, das der Hr. Rektor hielt, Sonnabend Abend für Teichmann, gehalten von Prof. Keil. —

Es folgt der Brief an Wenzel, addressirt ihn und sendet ihn fort. —

Meine Hosen folgen; ich werde sie doch wohl bis Donnerstag bekommen. —

Wie geht's Wilhelm und Gustav? Sie haben mir noch gar nicht geschrieben. —

Wie steht's denn mit eurem Verreisen? Wird denn noch etwas daraus? Es scheint mir gar nicht so. —

Schreibt und schickt mir doch jetzt häufiger! Ich bekomme fast gar nichts mehr von euch und ich freue mich über jeden Brief so. Will der Onkel nicht ein bissel heraus kommen? So etwa Dienstag Nachmittag von 5—7, da hab ich freie Zeit.

Sonst immer viel zu thun; in drei Wochen ist Examen; in 5 circa bin ich Obersecundaner. Schöne Grüße an Lisbeth und den Onkel!

Dein Fritz.

Es folgen 2 Handtücher, w<eiße> Hosen, Brief.

[«]

260. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 25. 8. 61

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Messer schleifen zu lassen.

[«]

261. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 26. 8. 61.

Nietzsche bittet um die Erlaubniß, sich
einen Stahlfederhalter
und ein Dutz. Stahlfedern
anzuschaffen.

[«]

262. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf d. 29/8. 61

Nietzsche bittet um 5 Sg. Bergtagsgeld.

[«]

263. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 1. 9. 61.

Nietzsche bittet gehorsamst um 1 Srg. 3 Pfennige Begräbnißkosten.

[«]

264. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Anfang September 1861>

Liebe Mutter!

Meinen herzlichsten Dank, liebe Mamma für Kiste, Brief und Kuchen; ich habe alles richtig bekommen; der Kuchen hat mir sehr gut geschmeckt. Wir haben jetzt immer viel zu thun gehabt; Donnerstag und Freitag ist Abiturientenexamen; Freitag wird wohl Braune euch das Resultat mittheilen. Sonntag also sehen wir uns in Almrich. ich freue mich sehr darauf, wenn nur gutes Wetter bleibt. Es ist schrecklich schwül. — Heute sende ich euch 1 schmutzige Wäsche; ich bin froh, daß ich die weißen Hosen wieder habe, da es so heiß ist. —

Ich danke auch Lisbeth schön für ihren Brief. Ich will auch einmal an sie schreiben. Ich befinde mich ganz wohl und wünsche nur daß die Michaelistage dawären. Man muß jetzt nächstens auch an den Geburtstag denken. Lebt recht wohl! Schreibt mir recht bald!

Dein Fritz.

[«]

265. An Max Heime in Pforta (Zettel)

Pforte. 6. 9. 61.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, eine Stuhlleiste machen zu lassen.

[«]

266. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 7. September 1861>

Liebe Mutter!

Ich wollte euch nur bitten, mir morgen nach Almrich mein Album mitzubringen, da ich es Braune zum Einschreiben geben muß. Wir sehn uns also jedenfalls dort; ich freue mich sehr darauf. Daß Braune durch das Examen ist, ist sehr schön; er ist also selber in Naumburg gewesen. Von Köhlers Mißgeschick wirst du auch gehört haben. die nächste Woche ist noch eine schlimme Lektionswoche, dann kommt die Examenzeit. —

Nun lebe recht wohl! Viele Grüße!

Auf Wiedersehn!
Dein Fritz

[«]

267. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 8. 9. 61.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, einen Band Cicero einbinden zu lassen und sich ein Dutz. Stahlfedern anzuschaffen.

[«]

268. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 11. 9. 61

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg. zum Spaziergang.

[«]

269. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pforta. 11. 9. 61.

Nietzsche bittet gehorsamst um
1 Thl. 20 Srg. für Thucydides ed. Krüger
10 Srg. für Herodot.

[«]

270. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 12. 9. <1861>

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg zum Panorama.

[«]

271. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 15. 9. 61.

Nietzsche bittet gehorsamst um 18 Srg. für Klaviermiethe.

[«]

272. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Mitte September 1861>

Liebe Mutter!

Ich bin jetzt nun mitten in Examenarbeiten drinn und bitte dich, mir ja morgen den Masius, deutsches Lesebuch zu senden. Aber ja nicht später, da morgen Abend unsre deutsche Arbeit schon abgegeben wird. Ich freue mich sehr darauf, daß Lisbeth nach Pforta kommt. Wo wollen wir uns denn nächsten Sonntag sehn? Es war vorigen Sonntag sehr hübsch, aber viel gesprochen haben wir uns nicht. — Heute sende ich schmutzige Wäsche, was ich habe, sende mir die Handtücher mit, vielleicht auch Pflaumen, die doch jetzt recht billig für euch sind; ich würde mich sehr freuen, wenn ich einmal eine Sendung empfange. — Wenn nur erst die Michaelistage da sind! Aber das ist noch eine lange, langweilige Zeit.

Nun lebt schön wohl! Grüß Lisbeth vielmal.

Dein FWN.

Die Wäsche folgt erst morgen, da ich Abhaltung am Einpacken hatte.

[«]

273. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 25. 9. 61.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg. zum Spaziergang.

[«]

274. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 26. 9. 61.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg. zum Spaziergang.

[«]

275. An Max Heime in Pforta (Zettel)

Pf d. 27/9 61

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ sgr. zum Spaziergang.

[«]

276. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pforte 27. 9. 61.

Hr. Doktor Heinze wird gehorsamst um 20 Srg. gebeten für Kleiderreinigen.

FW Nietzsche

[«]

277. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pforte, d. 28. 9. 61.

Nietzsche bittet gehorsamst um 10 Silbergroschen Feriengeld.

[«]

278. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Ende September 1861>

Liebe Mutter!

Ich freue mich sehr, daß nun mein ganzes Examen glücklich überstanden ist. Nun ist beinahe alles vorüber, morgen Censur, Sonnabend Versetzung. — Wie seid ihr denn gestern zurück gekommen, ich habe noch gar nichts davon gehört. Es wird dir doch gut bekommen sein? Schade, daß wir uns gar nicht so hübsch unterhalten konnten, da der Regen so dazwischen kam. Nächsten Mittwoch also werde ich nach Naumburg kommen; um 1 Uhr erwarte mich nur. Da werde ich euch auch meinen Wunschzettel mitbringen. Ich bin sehr froh, daß ich wieder eine Klasse überstanden habe. Das ist wirklich nichts Kleines.

Lisbeth will, glaub ich, auch schreiben. Nun leb recht wohl, liebe Mamma und fühle dich nicht so ganz einsam, wenn wir fort sind!

Dein FWN.

[«]

279. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Ende September—Anfang Oktober 1861>

Liebe Mutter!

Ich habe mich gestern ungemein über Deine Sendung, liebe Mamma, gefreut wo ich alles fand was ich erwartete und mehr fand, als ich erwartete. Herzlichen Dank für das schöne Gebäck und die Menge Pflaumen, die wirklich sehr schön sind. Ich gedenke euch für alles nächsten Mittwoch mündlich zu danken, wo von nach Tisch bis 3 großer Spaziergang ist. Wir müssen uns aber zu Hause sehn, da ich eine Anzahl Bücher mitnehmen muß.

Der kleine Italiäner scheint mir sehr praktisch eingerichtet zu sein. Hat Lisbeth nicht Lust bekommen, auch italienisch zu treiben?

Ich will euch nur auch gleich meine Wünsche schreiben; sie sind wahrlich nicht groß, und streng genommen ist es ja blos ein Hauptwunsch; das ist nemlich

R. Schumann op. 98 Requiem für Mignon
im Klavierauszug bei Breitkopf und Härtel
Preis 1 Thl. 5 Srg. ohne Rabbatt.
(also etwa 25 Srg.)

Außerdem wünsche ich, daß zwei Notenhefte eingebunden werden, die ich euch nächsten Mittwoch bezeichnen werde. Bei der Bestellung des ersten Wunsches ist aber nicht zu zaudern, da Domrich sehr langweilig ist. Ich lege euch diese beiden Wünsche zu Füßen und erwarte oder hoffe vielmehr, daß du sie nicht verwerfen wirst. Nicht wahr, liebe Mutter, es ist nicht zu viel gewünscht? Meinen ersten Wunsch, den ich dir neulich auf den Saalhäußern sagte, habe ich auf<ge>geben da er zu kostspielig ist. Aber diese beiden — nun, ich hoffe.

Beiläufig gesagt bin ich jetzt also Obersecundaner; ich theile dir meine Censur hier mit; sie ist erstaunlich schön

Relig.	Lat.	Griech.	Math.	Hebr.	Geschichte
2 a	1	2 a	2 b	2 b	2 a

Franz.	Deutsch	Fleiß	Betragen
2 a	2 a	1 a	1

Damit kannst du wirklich zufrieden sein.

Nun lebe schön wohl, liebe Mamma, noch vielen Dank

von Deinem
Fritz.

Lisbeth viele Grüße!

Einen Brief habe ich nicht in den Kästchen gefunden. War einer darin? Ich glaube nicht. Doch, ich habe ihn soeben erst gefunden. Ich danke dir recht vielemal dafür.

[«]

280. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 7.—10. Oktober 1861>

Liebe Mutter.

So bin ich denn wieder in das alte Gleis der Lektionswochen zurückgekehrt; ich denke aber noch oft an die hübschen in Naumburg verlebten Tage. Ich bin ganz gesund und hoffe, daß ihrs auch seid. Gestern also war der Onkel Theobald bei euch; ich habe ihn auch ein halbes Stündchen gesprochen. Schreibt mir doch einmal, wie es euch geht und steht. Ich habe schon alle Tage auf einen Brief gewartet. Erwähne doch auch, daß du mir 5 Srg. Taschengeld erlaubst, damit ich diese Stelle dann Heinse vorzeige, wenn du es ihm nicht in den Brief schreiben willst. Also Sonntag sehen wir uns nicht, aber Freitag über acht Tage hoffentlich zum Krönungsfeste. Aber ich habe jetzt keine Zeit mehr! Bleibt ja gesund! Grüße Liese!

Dein Fritz.

☞ Nothwendig brauch ich sobald als möglich, blaue große und kleine Hefte, die großen nicht über vier Bogen, die kleinen nicht über zwei. Außerdem ein großes Heft von etwa 10 Bogen.

Also 6 große zu 4, 1 großes zu 10
2 kleine zu 2

Sendet mir die camera obscura, die Stiefeln

[«]

281. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 12. Oktober 1861>

Liebe Mutter.

Ich danke dir für den allerdings ein wenig kurzen Brief; es ist doch keine hübsche Einrichtung mit dem Sonnabendkistenschicken; denn dadurch werden die Briefe sehr kurz. Ich bedarf der Hefte sehr nothwendig, bis zum Dienstag sende sie mir ja, die Kiste brauchst du dazu doch nicht. Wie steht es denn mit dem Taschengeld? Du hast mir gar nicht geantwortet. — Ich schreibe jetzt übrigens wieder mit Gänsefedern; es ist das aller bequemste und ich habe mich jetzt völlig daran gewöhnt; du könntest mir ein paar mitsenden. —

Morgen gehe ich, wie du weißt zum heiligen Abendmahl und kann euch also nicht sehen, so sehr ich es wünschte. Nun aber der schöne, langersehnte Freitag wird schon herankommen. die Kiste brauche ich dir vor Donnerstag doch nicht zu senden du wirst sie doch wahrscheinlich erst heute über 8 Tage brauchen. Ich freue mich übrigens ungemein auf den Freitag; wir sehen uns doch in unsrer Wohnung oder wollt ihr zu den Tanten kommen? Am liebsten wäre mir doch zu Hause. — Wenn ich den Onkel Oscar gesehen hätte, würde ich mich sehr gefreut haben; seine Ferien sind nun auch in ein paar Wochen zu Ende. Da du übrigens nach Maßnitz reist, so grüße und glückwünsche in meinem Namen recht schön; es thut mir doch sehr leid, daß ich nicht mit hinkommen kann. Auch alle sonstigen lieben Anverwandte grüße recht herzlich von mir; es wäre doch so schön, wenn auch ich und Lisbeth mit hinreisen könnten. — Vielleicht kannst du mir meinen Don Juan mitbringen, wenn es dir möglich ist. — Hast du übrigens an Max Heinse geschrieben? Es wäre doch vielleicht wünschenswerth gewesen. Nun noch ein spezieller Auftrag für Lisbeth, der aber die höchste Eile hat. Ich bedarf zu einer deutschen Arbeit über Hölderlin nothwendig seine Biographie, sie liegt in meinem Bücherkasten. die Kamera obscura habt ihr mir auch nicht gesendet. Alles erwarte ich spätestens Dienstag, wo ich übrigens durchaus keine Gratulation haben will, aber auch mit keiner Sylbe. Denn mein Geburtstag ist erst Freitag. Es wird übrigens Zeit sein, aufzuhören; es geht mir ganz wohl, mag es euch immer auch so gehn. Also immer noch keine Besserung? Das ist schlimm. Grüß den Onkel recht schön von mir, Lisbeth gleichfalls, die mir vielleicht Dienstag das Betreffende besorgt.

So lebt recht wohl!

Euer Fritz.

Die Kiste ist etwas defeckt, du wirst es bemerken.

[«]

282. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 17. Oktober 1861>

Liebe Mutter.

Loskommen werd ich morgen auf keinen Fall, indem den ganzen Nachmittag Festlichkeiten sind. Es wird wahrscheinlich erst um 1 Uhr gegessen, bei gutem Wetter (denn heute sieht es sehr bedenklich aus) würde ich sodann etwa von ¾ 2—4 Spaziergang haben, wo ihr mich also wenn ihr nichts wichtigeres vorhabt, erwarten könnt. Um 4 ist Schauturnen, Thierquälerei, dann Feuer auf dem Berg und Feuerwerk und Abends Ball für die Primaner. — Ich danke übrigens Lisbeth schön für den Brief und für die schnelle Besorgung meiner Wünsche, ebenso für das innliegende Konfekt, das mich doch einigermaßen wieder an Königsgeburtstag errinnerte. Wir hatten gerade einen sehr Übeln und schwierigen Lektionstag. — Uebrigens fehlt mir noch der erste Band von Hölderlins Leben, den will ich mir morgen noch mitnehmen. — Es folgt heute eine Schach<tel> mit schmutziger Wäsche. Gestern habe ich Kiste und Kästchen zurückbefördert. Nun lebt recht wohl, morgen auf Wiedersehn, ich denke doch auch die Tante Rosalie zu treffen.

Euer Fritz.

Innhalt der Schachtel.

w<eiße> Hosen
3 Taschentücher
2 Handtücher
1 Serviette.
1 Vorhemd.

[«]

283. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 21. Oktober 1861>

Liebe Mutter.

Es war sehr angenehm, daß wir uns gestern noch etwas sahen. Denn vorigen Freitag haben wir uns nur sehr wenig gesprochen. Also sende mir die Brille, die Stiefeln, die zwei Thaler von der Tante hebe mir auf, aber ganz zu meiner Verfügung, wie sie mir geschenkt worden sind. Weihnachten werde ich sie mir spätestens geben lassen, da ich mir bis dahin noch ein Werk anschaffen will. Den dritten Thaler von der Großmamma hebe mir nur auch auf, wenn du ihn mir nicht senden willst. —

Ich habe am 18 October mich mehr als je gesehnt, einen gemüthlichen Nachmittag in eurem Kreise zuzubringen und ich fühlte mich sehr ungemüthlich in

Pforta. Das Schauturnen furchtbar langweilig, auf dem Berge Feuerwerk und Feuer etwas weniger, dann aber wieder der ganze Abend! Das ist schrecklich. — Dein Geschenk liebe Mamma erfreut mich ungemein; es wird euch wohl auch gefallen wenn ichs euch vorspiele. Der Kuchen und die Weintrauben — alles sehr delicat. Hast du mir vielleicht den Don Juan mitgebracht? Ich habe es vergessen, neulich darnach zu fragen. Ich bin übrigens durch die hübschen Photographien darauf gekommen, mir Weihnachten wieder welche zu wünschen; es sind viele von großen Männern der Neuzeit erschienen. — Nun lebt recht wohl, schreibt mir bald einmal. Wie geht es heute der Tante? (Montag morgen)

Dein Fritz

Bitte sendet den Brief und alles Mitgesandte an Wilhelm.
Verliert den Brief ja nicht, er ist wichtig.

[«]

284. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 28. Oktober 1861>

Liebe Mutter.

Ich muß euch leider die unangenehme Mittheilung machen, daß ich heute wieder veranlaßt worden bin, auf die Krankenstube zu gehn. Ich habe einen auffallend schnellen Pulslauf und dicken Hals und Schmerzen im Hinterkopf. Dabei greulicher Frost. Alles so dumpf. Im Allgemeinen wirklich dem vorjährigen Zustand beim Eintritt der Kopfschmerzen gleich. Deßhalb hielt ich es für meine Pflicht, dem Doktor Mittheilung zu machen, der mir herüber zu kommen rieth. Ich werde mich zu Bett legen. Sende mir schleunigst den Bettüberzug, ein weißes Hemd, wollne Strümpfe und Geld, das ich hier nöthig brauche. Lisbeth wird mir den „Muretus“ beilegen. Nun lebe recht wohl, hoffentlich geht es bald besser.

Dein Fritz.

[«]

285. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Anfang November 1861>

Wir haben uns schrecklich lang nicht gesehen und geschrieben: ich bin nämlich seit Montag bis Donnerstag auf der Krankenstube gewesen, da ich von Husten geplagt wurde. Als ich nun Donnerstag wieder herüberkam und mich sehr freute, euch besuchen zu können, da war zu meinem großen Aerger niemand zu Hause. Ich bin darauf zu Gustav und Wilhelm gegangen, die mich auch noch heraus nach Pforta begleitet haben. Ihr sendet mir doch bestimmt morgen die Kiste, vergeßt ja nicht das Paquet von Wilhelm, die Brille und einen Geburtsthaler beizulegen, den ich nothwendig zur Anschaffung eines Buches brauche. die beiden andern will ich mir zur Reise reservieren. Ich hoffe doch daß wir uns Sonntag in Almrich sehn, damit ich nicht wiede<r nach> Naumburg hetzen muß. Noch 7½ Woche, dann ist Weihnachten! Ich freue mich ganz erschrecklich darauf und ich werde mir die ganzen Ferien wieder ordentlich eintheilen. — Wir haben übrigens jetzt durch eine neue Einrichtung eine Stunde Schulgartenfrei von 4—5 täglich mehr. Weiter habe ich euch nichts zu schreiben, aber ich freue mich sehr auf Sonntag in Almrich! Wie geht es der Tante? — Adieu!

Euer Fritz.

Spaziergang ¼3—¼5
Breithaupt kommt.

[«]

286. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 19. November 1861>

Ich sage euch herzlichen Dank dafür, daß ihr mir die Bücher sogleich herausgesandt habt. Ebenso war es sehr hübsch daß wir uns Sonntag doch noch gesehen haben, besonders da erst Sonntag über 8 Tage eine Zusammenkunft möglich ist. Es scheint jetzt sehr kalt zu werden. die Fenster sind gefroren. Ich freue mich ungemein auf Weihnachten, das wird herrlich werden. Ich habe mir schon aller hand dazu vorgenommen und denke viel in meinem warmen Stübchen zu vollbringen — Natürlich habe ich auch schon viel über Weihnachtswünsche nachgedacht und bin ziemlich einig. Was wünscht denn Lisbeth sich? Ich könnte ihr mehere interessante Bücher vorschlagen. Ich schreibe nächstens an sie. Was ich euch schenken soll, weiß ich gar nicht; wenn ihr aber keine Wünsche habt, so bekommt ihr auch nichts. Was kann ich euch auch schenken etwas Komponirtes, Gezeichnetes Gedichtetes? Uebrigens ist Prof. Buchbinder diese Nacht durch ein kleines Mädchen erfreut worden.

Sonst nichts neues.

Dein FW.

[«]

287. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 26. November 1861>

Liebe Mutter

Es ist heute die Reihe an mir, eine Trauerbotschaft zu überbringen. So eben, Dienstag Abend um sechs Uhr ist der Obersecundaner und Ordnungsgenosse von mir Wilhelm Peter, Sohn des Rektors, verschieden. Du kannst dir die Schnell<ig>keit seiner Krankheit kaum vorstellen. Gestern erst ernstlich krank war er am Nachmittag selbigen Tages schon vom Doktor aufgegeben, dennoch lebt er einen ganzen Tag noch im fortwährenden Phantasieren. Grund ist eine Erkältung, die Krankheit ein rheumatisches Fieber, das erst an die Nieren und zuletzt an das Herz getreten ist. Wir können es eigentlich noch gar nicht glauben, so unerwartet ist es gekommen. Das Jahr hat wirklich schon schwere Opfer von der Pforte gefordert, wie sich besonders am neulichen Todtenfeste herausstellte. Es ist sehr traurig!

Wie geht es euch denn? Ich möchte so gern nächsten Sonntag etwas länger bei euch zubringen und besonders bei Domrich unsre Bücherangelegenheit besorgen. Kannst du mir nicht einen Brief schreiben auf irgend etwas? Es ist nächsten Sonntag erster Advent, worüber ich mich sehr freue. die schöne Weihnachtszeit kommt immer näher heran. Vielleicht schreibe ich Lisbeth noch einige Worte speziell über Weihnachten. Am vorigen Ecce wurde übrigens auch der selige Menzel als in diesem Jahre heimgegangner Pförtner <genannt>. Hr. Prof. Steinhart hielt eine sehr schöne Rede. Sonst weiß ich nichts mehr zu schreiben, außer daß ich täglich und stündlich die Kiste erwarte von wegen der Wäsche. Lebe recht wohl! Liebe Mamma!

Dein Fritz

[«]

288. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Ende November 1861>

von deinem Bruder Liebe Liese.

Da ich dir lange schon einen Brief schuldig war, will ich dir jetzt einen recht feinen schreiben, wenn nicht meine globige Feder mich daran hindern sollte. Ich werde dich wahrscheinlich von weiter nichts als von — Weihnachten unterhalten können. Es ist ja auch jetzt unser Lieblingsgedanke und ist es alle Jahre um diese Zeit gewesen. Stelle dir nun recht gemüthlich einen meiner ersten Ferienabende vor, wie wir in warmer Stube, mit oder ohne Lampe dasitzen und uns gegenseitig unsre Wünsche vorzählen. Währenddem bereitet drüben Mamma und Tante Rosalie geheimnißvolle Werke und

— wir lauschen,
wenn sie heimlich Worte tauschen;
und ein ungewöhnlich Rauschen,
bald ein Flüstern, bald ein Knistern
macht uns nach den Wundern lüstern,
und das geisterhafte Weben,
Hin- und wieder ’nüber Schweben
macht uns beben
usw.

Ich hoffe, du wirst mit deinen Wünschen noch nicht so entschlossen sein, daß ich dir nicht wenigstens einige Vorschläge zur Güte machen könnte. Ich habe eine ziemliche Anzahl wünschenswerther Bücher und Musikalien aufgeschrieben und will dir so einiges mittheilen. Von letztern z. B. scheint mir sehr passend für dich ein Werk Schumanns, desselben, der die zerbrochne Fensterscheibe componirt hat. Und zwar sind es seine schönsten Lieder überhaupt; es ist „Frauenliebe und Leben“ Gedichte von Chamisso und muß so ungefähr 20 Srg. kosten. Der Text ist gleichfalls wunderschön. Von Büchern kann ich dir zuerst zwei theologische Werke anempfehlen, die dich und mich sehr interessieren werden. Ich habe sie selbst aus dem Munde Wenkels loben gehört, für dich sicherlich bedeutungsvoll. Beide sind von Hase, dem berühmten in Jena lebenden Professor, den ich selbst beinahe einmal gehört hätte, der nämlich der geistvollste Verfechter des idealen Rationalismus. „Das Leben Jesu“ (1,6) ist das eine und Kirchengeschichte (2 Th. 6) das andre. Beide oder vielmehr jedes einzeln ungefähr 1 <Th.>, 15 Srg. — Schreib an mich, wenn du die spezielle Addresse haben willst. Oder willst du dir vielleicht ein englisches Buch wünschen? Ich an deiner Stelle würde ganz entschieden Byron englisch lesen, der 1 Th. 25 Srg. kostet. Ich könnte dir noch verschiedne Bücher aufschreiben, nun will ich meine Wünsche sagen. In Hinsicht auf Musik also wünsche ich mir Paradies und die Peri v. Schumann für Klavier solo arrangirt. Das ist etwas entzückendes für jedermann, also auch für dich. Dann Shelley’s poetische Werke übersetzt v. Seybt. Das erste kostet etwa 2 Thaler, wenn es durch Gustav besorgt wird. Das letztere 1 Th. 10 Srg. Ich würde mich ganz ungemein freuen, wenn ich beides bekäme, denn es sind meine einzigen Wünsche. Da fällt mir übrigens etwas ein, daß ich dir doch erzählen muß. Ich war nämlich Sonntag Mittag zu Hr. Dr. Heinse zu Tisch eingeladen, wo sehr fein gegessen wurde und noch hübscher gesprochen. Dann ist Dr. Volkmann der neue Lehrer bereit, englische Privatstunden zu geben. Es haben sich eine Menge gemeldet, ich denke aber doch erst Ostern beizutreten. Augenblicklich studiere ich ja italienisch noch privatim. Lateinisch, Griechisch Hebraeisch, wo das erste Buch Mose gelesen, Deutsch, wo das Nibelungenlied in der Ursprache gelesen wird, Französisch, wo in der Klasse Karl XII gelesen, in einem Kränzchen mit dreien außer mir Athalie, Italiänisch wo im Kränzchen Dante gelesen wird. Wenn das nicht vorläufig genug ist, da weiß ich nicht, besonders da im Lateinischen zugleich Vergil, Livius, Cicero, Sallust gelesen, im Griechischen Uias, Lysias, Herodot gelesen wird. Nun leb wohl und freu dich über diesen bedenklich langen Brief.

Dein Fritz.

Sonntag auf Wiedersehn in Almrich

[«]

289. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Ende November 1861>

Menzel, Geschichte der letzten vierzig Jahre 1816—56.
2 Bände
Stuttgart 1859 / 1 Th. 28 Srg.
Barrau, Geschichte der französischen Revolution 1789—99,
2 Bände
Brandenburg 1859. / 1 Th. 6 Srg.
Beides Berlin, Gsellius.

Liebe Lisbeth.

Das sind meine Wünsche, die sich seit gestern in so weit geändert haben, daß ich mir überhaupt nichts musikalisches wünsche. Diese geschichtlichen Werke sind für mich aber außerordentlich wünschenswerth, Du mußt wissen, daß ich mich jetzt sehr für Geschichte interessire. Außerdem habe ich gar keine Wünsche; wenn du mir etwas schenken willst, so schenke mir ein Stück Streichpomade, die für meine Haare mir lieb wäre. Daß du dir Frauenliebe und Leben nicht schenken lassen wünscht, ist mir unlieb zu hören, erstens da die Opposition doch aus einem Munde herrührt, der mir überhaupt über solche Schönheiten kein Urtheil zu haben scheint, und zweitens, weil ich weniger an das Singen als an das Vorspielen gedacht habe. Zum Singen freilich möchte es jetzt für dich zu schwer sein, einzelnes wenigstens. Wenn du also nicht wünscht, da könnte ich dir andere Sachen von Schubert z.B. vorschlagen. Freust du dich nicht ganz entsetzlich auf Weihnachten? Es ist freilich schade, daß ich mir nichts musikalisches wünschen kann. Ich werde mir aber in den Ferien meheres abschreiben und es euch dann vorspielen. So ist es doch viel billiger. Wir wollen recht schöne Ferien verleben. Du kannst mir übrigens einen schleunigen Gefallen thun. Morgen brauche ich ganz unbedingt den Bettüberzug, sende ihn mir in der Kiste und außerdem den Band von Beckers Weltgeschichte, der die Reformation enthält, und den letzten Band der neusten Geschichte desselben Werkes. Bitte vergiß es ja nicht! Sonst habe ich nichts weiter zu schreiben. Mein erster Wunschzettel gilt also nicht mehr. Mache die Tanten aber mit dem neuen noch nicht vor Donnerstag bekannt. Bei der Bestellung achte ja auf dieselben Worte, wie ich aufgeschrieben habe. Lebe recht schön wohl! Grüße Mamma vielmahl wenn sie wieder kommt.

Dein Fritz.

Nochmals anders entschlossen, aber auch nun fest. Ich habe die obigen Wünsche verworfen und wünsche mir

Arnd, Geschichte der französischen Revolution 1789—99.
6 Bände. Braunschweig. 1851. gebunden.
Berlin, Gsellius 3 Thl.

weiter nichts. Sag es den Tanten.

[«]

290. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 5. Dezember 1861>

Liebe Mamma!
oder
Liebe Lisbeth!

wer gerade den
Brief zuerst
liest.

Du konntest dir denken, daß ich mich nach so vielen Veränderungen meiner Wünsche, noch einmal anders entschließen könnte, und so ist es denn auch wirklich gekommen. Ich bin auch wieder zur Musik zurückgekehrt, denn ich kann mir eine Bescheerung gar nicht recht ohne etwas Musikalisches denken. Ich hoffe, die Wahl ist gut, auch für dich. Ebenso ist das Buch höchst interessant, vielleicht auch für dich. Auf der andern Seite werde ich beides so aufschreiben, daß der abgerissne Zettel dem Buchhändler gezeigt werden kann. Eine Aenderung ist jetzt gar nicht mehr möglich, schon der Zeit wegen nicht. Der Gedanke kam mir über Nacht, denn ich schwankte sehr heftig. Ein Werk über französische Revolution mir zu wünschen, war eigentlich überflüssig, da die besten und theuersten Werke in der Bibliothek sind. Auch glaube ich immer bescheidner in meinen Wünschen geworden zu sein, natürlich ohne der Mildthätigkeit irgendwie Schranken setzen zu wollen. Ich danke dir übrigens schön, liebe Lisbeth daß du mir alles richtig besorgt hast, auch für die Aepfel danke ich recht sehr. Wie wird es denn mit Sonntag in Almrich? Bitte bringt mir doch den Wallenstein von der Tante Lina mit, wir haben eine Charakteristik des Antonio Piccolomini aus demselben zu machen. —

Sonnabend über zwei Wochen! Es ist ein entzückender Gedanke! Ihr glaubt nicht, wie ich mich auf Weihnachten freue, das wunderschöne Weihnachten! Jetzt sind noch ziemlich Arbeits volle Wochen. Aber dann! Sonnabend früh als nur irgend möglich, komme ich, es wird herrlich! Nicht wahr, der Onkel Burkhardt ist mit den kleinen Kousinen doch auch mit da? Ist die Mamma wieder zurückgekommen? Schreibt mir nur recht bald!

Euer Fritz.

Eine große Neuigkeit! Heute ist Donnerstag und morgen wird deshalb — Freitag sein —

Wir verreisen doch nicht etwa Weihnachten? Vorigen Sonntag bin ich noch etwa 7 Minuten bei Gustav gewesen, der mich dann nach Pforta begleitete. —

Erkältungen sind jetzt überaus häufig. die Krankenstube ist übervoll, es sollen neue Räume eingerichtet werden, Breithaupt ist auch drüben. Ich leide an Heiserkeit und Schnupfen. Weihnachten macht alles gut!

Uebrigens habe ich noch einen Wunsch, nämlich irgend eine Photographie eines lebenden berühmten Mannes, z. B. Liszt oder Wagner oder eine Photographie aus dem Sheakspearealbum des berühmten Kaulbach (z. B. zu Makbeth) eine einzelne kostet allerdings 27½ Srg. Es soll eine Zierde für mein Album sein. Sie sind großes Format.

Ihr seht jedenfalls, daß ich die mannichfachsten Wünsche habe. Ihr müßt mir nun aber auch so schreiben, was ihr euch wünscht.

[«]

291. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Dezember 1861>

Wie hübsch war es doch, daß wir uns gestern etwas länger sprechen konnten. Ich bin ganz zur rechten Zeit wieder in Pforta angelangt; der Weg war nicht mehr so schmutzig wie am Vormittag. Ich sende euch außer meherer schmutziger Wäsche auch einen Brief, den ihr an Wilhelm oder Gustav abgeben möcht. die Zeit vergeht übrigens doch allzu langsam, seit gestern erst ein Tag! Wie lang wird's da noch bis Weihnachten sein! Ich habe übrigens den Gedanken, daß wir doch in den Ferien Wilhelm und Gustav einmal Abends zum Thee einladen könnten. Du wirst es doch wohl erlauben? Im Betreff meiner Wünsche muß ich noch erwähnen, daß die Lieder Mignons, des Harfners, und Philinens op. 98a. sind, was bei der Bestellung nicht zu vergessen wäre. Ich habe jetzt eigentlich rechte Hoffnung in Betreff meiner Wünsche und die laßt nicht zu Schanden werden. die ersten 8 Tage werde ich noch sehr viel zu thun haben, das ist mir ganz klar, wenn ich nur alle Morgen von ½10—12 und Nachmittags von 1—3 allein sein kann. — Bekommen wir denn gar keine Stollen von irgend wem geschenkt? — Habt ihr denn Tinte, damit sie, wenn ich da bin, nicht fehlt? Könnt ihr mir nicht aus Pobles den Don Juan herbeischaffen, der das Unglück hat, immer vergessen zu werden? Diesmal wollen wir übrigens zu Neujahr aufbleiben und uns mit allen vorher darauf einrichten, wir können Theaterstücke lesen, Thee trinken, Verse machen, Klavier mit vier Händen und vier Beinen klimpern, unsre pyramidalen Todtenkränze mit den berühmten 1444 Plätzchen von einem Ei abtanzen. Kurzum alles machen, nur nicht schlafen! Bis jetzt haben wir noch in diesem Logis nichts zu stände gebracht, es soll aber schon werden. — Aepfel wollen wir nicht an den Baum hängen, aber Nüsse und Zuckerwerk. — Soll ich vielleicht den Tanten draußen die eigentlich für Tante Rosalie bestimmte Zeichnung schenken? Sonst habe ich euch nichts weiter zu schreiben, beeilt euch indessen mit Weihnachtsvorbereitungen, damit es nicht zu spät wird. Schenkt mir nur recht viel, auch allerhand Kleinigkeiten, z. B. ein Notizbuch, mein jetziges ist ganz voll und dann Notenpapier in der mir beliebten

Façon, das muß aber bestellt werden, da es nicht vorräthig ist. Nun lebt recht schön wohl!

Viele Grüße
von mir!

Dein Fritz!

Ich hatte die Unterschrift vergessen.

[«]

[Briefe 1862]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [11] [12]

[Januar 1862]

292. An Rosalie Nietzsche in Naumburg
293. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Februar 1862]

294. An Franziska Nietzsche in Naumburg
295. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
296. An Franziska Nietzsche in Naumburg
297. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[März 1862]

298. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[April 1862]

299. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
300. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
301. An G. Krug und W. Pinder in Naumburg (Fragment)
302. An Elisabeth Nietzsche in Dresden
303. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Mai 1862]

304. An Max Heime in Pforta (Zettel)
305. An Franziska Nietzsche in Naumburg
306. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
307. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
308. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

[«]

[Juni 1862]

309. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
310. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
311. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
312. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
313. An Franziska Nietzsche in Gorenzen
314. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
315. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
316. An Rosalie Nietzsche in Naumburg
317. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
318. An Prof. Jacobi in Pforta (Zettel)
319. An Diederich Volkmann in Pforta (Zettel)
320. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
321. An Max Heime in Pforta (Zettel)
322. An Franziska Nietzsche in Gorenzen

[«]

[Juli 1862]

323. An Elisabeth Nietzsche in Dresden
324. An Raimund Granier in Fraustadt
325. An Elisabeth Nietzsche in Dresden

[«]

[August 1862]

326. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
327. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
328. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
329. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
330. An Prof. Jacobi in Pforta (Zettel)
331. An Franziska Nietzsche in Merseburg

[«]

[September 1862]

332. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
333. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
334. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
335. An Max Heinze in Pforta (Zettel)
336. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[November 1862]

337. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
338. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Dezember 1862]

339. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

292. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

Pforte 11. 1. 62. scr<iptum>

Liebe Tante!

Wenn ich auch nicht persönlich an Deinem Geburtstag theilnehmen kann, so mag doch dieser Brief alle die herzlichen Wünsche aussprechen, die ich heute und immer für dich hege. Du hast mir stets und noch neulich so große Beweise Deiner Liebe gegeben, und ich kann dir mit nichts lohnen als mit innigen Gebeten für Dein Glück und Heil auch im neuen Jahre, das jetzt für dich anbricht. In den jetzigen Zeiten genügt die Bitte um leibliche Gesundheit und geistige Frische und Zufriedenheit nicht; denn wie nun einmal das Wohl des Staates auch das Wohl des Einzelnen bedingt, so müssen wir auch die Bitte um König und Land, um politische Ruhe der Völker mit in unser Gebet einschließen: Gott bewahre dich allezeit und schütze dich in Gefahren! Denn die Zukunft ist trüb und schwül.

Ich bin neulich glücklich noch nach Pforta herausgekommen: mit Gustav und Wilhelm verlebte ich die letzten Stunden meiner Ferien sehr heiter und in angenehmer Erinnerung an die verlebten Tage. Am Abend wurde ich trotz meines Widerstrebens noch zum Abendbrot von Frau Räthin Krug eingeladen, so daß ich also den ganzen Tag von der Güte und Freundlichkeit lieber Menschen gelebt habe. In Pforte ist mir’s bis dahin ganz gut ergangen; auch habe ich mich leidlich wieder in die Verhältnisse hinein gewöhnt; überdies ist ja in 12, 13 Wochen schon Ostern, eine neue Hoffnung! — Daß ich die lieben Tanten noch am Ende meiner Ferien besucht habe, ist mir sehr lieb; grüße Sie recht herzlich von mir und versichere Ihnen, daß ich oft an Sie denke; vielleicht besuche ich Sie nächstens eines Sonntags.

Ich wiederhole nochmals meine Wünsche und Gebete für Dein Glück und Heil, liebe Tante, und verbleibe

Dein
Dich
innig liebender
Fr.
W.
Nietzsche

[«]

293. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 18. Januar 1862>

Liebe Mamma!

Ich freue mich sehr auf morgen, daß wir uns etwas länger in Almrich sehn. Ich habe Brief mit Kiste empfangen und danke schön, daß ihr mir alles geschickt habt. die Morgenschuhe sind etwas eng. Soviel ich übrigens weiß, feiert Prof. Keil nächsten Donnerstag sein 25jähriges Amtsjubiläum. — Ich habe jetzt immer sehr viel zu thun; was unser Spielen zu Fastnachten anbetrifft, läuft diesmal alles sehr schief ab. Das zweite Stück, das wir vorgeschlagen haben, ist von Prof. Korssen nicht genehmigt. Ein drittes hat uns jetzt Prof. Koberstein vorgeschlagen; wer weiß aber, wie lange es dauert, daß wir das vom Buchhändler bekommen? — die Kälte ist jetzt ganz greulich ungemüthlich; erfroren habe ich aber, so viel ich glaube, noch nichts. — Sendet oder vielmehr bringt mir morgen doch eine Anzahl Taschentücher mit! Ich habe mich von Weihnachten an mit 2 Schmutzigen behelfen müssen. Ueberdies bitte ich dich sehr, mir doch mein zu Weihnachten geschenktes Geld mitzubringen, das ich jetzt für folgende Ausgaben sehr nöthig brauche: 15 Srg. für das Zeitunghalten, die ich euch übrigens von Zeit zu Zeit schicken kann, wenn ihr mir sie gut aufzubewahren versprecht. 20 Srg. für ein Buch il principe, das wir in unserm italienischen Kränzchen lesen und anschaffen und 15 Srg. für Klassengeld hauptsächlich zur Bestreitung unsrer Schauspielkosten. — Bitte, vergiß das ja nicht es sind sehr nothwendige Ausgaben. Ich hätte mir das Geld freilich lieber zu einer Hundstagsreise aufgespart, (zu der noch 2 Th. von meiner Nürnbergreise und 3 Th. vom Geburtstag da sind) aber ich brauche es jetzt notwendiger. Grüße Lisbeth recht schön von mir und sage ihr, sie möchte doch ja morgen mit nach Almrich kommen, ich hätte sie etwas zu fragen. — Den Kasten übrigens habe ich nicht zerbrochen, sondern in dieser Weise demolirt in Pforta vorgefunden, wie ich von Naumburg aus den Ferien kam. Er ist wahrscheinlich von den vielen Kisten, die drauf gestanden haben, zerdrückt worden.

Nochmals, in Hoffnung auf
morgen!

Euer Fritz.

[«]

294. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 14. Februar 1862>

Liebe Mutter.

Ich bin gestern wieder aufgestanden (Donnerstag) mir geht es heute bedeutend besser, vielleicht gehe ich Sonnabend oder Sonntag herüber. Ich konnte euch neulich durchaus nicht schreiben, da ich erstens durch das Bettliegen, dann durch eine spanische Fliege und endlich durch Mangel an Zeit, Briefmaterial und Boten verhindert wurde. Ich danke euch recht schön für die Aepfel, ich habe sie als Erfrischung gegessen. die Krankenstube ist sehr voll. Ich kann dir aber nicht mehr schreiben, ich bin doch noch recht matt und es ist meinem Kopf angreifend. Baldige Gesundheit!

Dein Fritz.

[«]

295. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, zweite Februarhälfte 1862>

Liebe Mamma!

Das hat mich schrecklich geärgert, daß ich Sonntag nicht nach Almrich gehen konnte. Ich bin fast ganz gesund wieder, gehe täglich etwas spazieren — Sonntag glaubte ich herüber zu können und da ich euch da zu sehn hoffte, hatte ich nicht geschrieben, um euch nicht Angst zu machen. Besonders hätte ich den Onkel Theobald so sehr gern gesehn — es ist zu schade! Ich habe deßhalb Schenk geschickt, der hoffentlich alles ausgerichtet hat. Doch davon genug!

Unsre Stücke haben wir endlich bestimmt. Es wird schon fleißig geprobt. Es sind also der Nachtwächter v. Körner, der 18jährige Oberst, worin ich die Liebhaberrolle, einen Lieutenant Henry de Blancai spiele und endlich „Jeder fege vor seiner Thür! von Schneider. Hierin spiele ich einen Procurator, eine Hauptrolle, unter andern trete ich darin betrunken auf. Ich muß nur meine Stimme etwas renoviren, die ein wenig belegt ist. Ihr könntet mir wirklich für diese Zeit, wo fortwährend Proben sind, Brustbonbons oder sonst etwas schicken; denn die Stimme ist durch das viele laute Sprechen angegriffen. Ich denke, die Stücke werden euch recht gefallen, sie sind ziemlich effektvoll. Der Nachtwächter geht schon ganz gut; jetzt proben wir den 18 jähr. Oberst.

Denkt nur, in 8 Wochen ist nun schon Ostern, ist das nicht famos? Wie steht es denn mit eurer Dresdenreise? Auf welche Zeit ist die verlegt? Soll ich nicht mitreisen, wofern es nämlich Ostern wäre? Hundstage also zum Onkel Edmund nach Gorenzen. Besorgt doch den Brief, den ich an Wilhelm geschrieben habe! Schreibt mir auch bald einmal! Ich freue mich so sehr wenn er recht ausführlich ist. Wozu denn immer nur, was geschehn ist? Du kannst mir ja auch über allerlei Gedanken und Pläne schreiben, das ist ja das Interessanteste

für Deinen Fritz.

Recht schöne Grüße an Lisbeth! Ist der Nußball immer noch Hauptinteresse?

[«]

296. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Ende Februar 1862>

Liebe Mamma!

So hast du nun die liebe Lisbeth auf lange Zeit fortgebracht, die sich gewiß recht zurücksehnen wird und sich wenig heimisch in dem großen Dresden wissen wird. Du selbst hast dort gewiß einige schöne Tage, besonders in Rückerinnerung an vergang'ne Zeiten erlebt; denn durch die Zeit wird alles theuer, was uns einmal in Freude und Erstaunen versetzt hat. Und schwer wirst du von Dresden und Lisbeth geschieden sein — das weiß ich recht wohl. — Wie es nun mit ihren Verhältnissen steht, davon weiß ich gar nichts; schreib' mir recht lang und ausführlich, wie wir uns überhaupt etwas ausführlicher schreiben können, da du weniger Zeit zur Wirthschaftsbesorgung verwenden brauchst. Wenn sie nur in eine recht vornehme Pension untergebracht ist! Mir will Dresden nicht recht gefallen, es ist nicht großartig genug und in seinen Eigenheiten, auch in Sprache den thüringischen Elementen zu nahe verwandt. Wäre sie z. B. nach Hannover gekommen, so hätte sie völlig verschiedene Sitten, Eigentümlichkeiten, Sprache kennen gelernt; Es ist immer gut, wenn der Mensch, um nicht einseitig zu werden, in verschiedenen Regionen erzogen wird. Sonst als Kunststadt, kleine Residenz, überhaupt zur Ausbildung von E<lisabeths> Geist wird Dresden völlig genügen und ich beneide sie gewissermassen. Doch glaube ich, in meinem Leben noch viel dergleichen genießen zu können. Im Allgemeinen bin ich begierig zu hören, wie sich Elisabeth in ihren neuen Verhältnissen macht. Ein Risiko ist so eine Pension immer. Aber ich habe viel gutes Zutraun zu Elisabeth. — Wenn sie nur noch hübscher schreiben lernte! Auch wenn sie erzählt, muß sie diese vielen „Ach“ und „O’s“ Du kannst gar nicht glauben, wie herrlich, wie wundervoll wie bezaubernd usw das war“ das muß sie weglassen. Und so vieles, was sie hoffentlich in feiner Gesellschaft und bei größerem Aufpassen auf sich selbst vergessen wird. — Nun, liebe Mamma, Montag kommst du doch heraus? 4—7 ist die Aufführung. Hr. Dr. Heinze habe ich um Billet angesprochen. Einen großen Gefallen thätest du mir, wenn du mir etwa ½ Mandel Eier und Zucker heraussendetest, da zu unsern Proben, täglich zwei mal, und am Haupttage drei mal eine solche Stimmenreinigung unumgänglich nöthig ist. Lebe recht schön wohl, liebe Mamma!

Dein Fritz.

Zum Lesen, wofür Du viel Zeit nun haben wirst, schlage ich dir Auerbachs „Barfüßele“ vor, was mich hoch entzückt hat. —

[«]

297. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Ende Februar 1862>

Liebe Mamma!

Meinen herzlichen Dank für Deinen schönen Brief und seine guten Nachrichten: ich freue mich sehr, daß Lisbeth so gut aufgehoben ist, überhaupt daß die Reise und der Zweck der Reise so glücklich erreicht ist. — Heute nur die Bitte, mir die Kiste schleunigst wieder zu senden und zwar mit dem Bettüberzug, dann den größten weißen Strümpfen, die du hast (für unser Spiel), der weißen Weste und weißen Beinkleidern. Kannst du mir dann nicht, da ich nicht weiß, wie du Eier hierher transportieren könntest, eine gute Masse Zucker hersenden, auch mit zur Bowle, die wir uns hinter der Bühne machen. Ach vor allen nun Geld! Das ist die Hauptsache und an einem Fastnachtstage wie dieser für uns ist, muß man etwas daraufgehen lassen. Das lege ich dir nun recht ans Herz, liebe Mamma; überhaupt auch, wenn Du mir sonst noch Ingredienzen zur Bowle senden könntest!

Ich freue mich sehr auf diesen Tag. Ein drittes Stück ist leider nicht bewilligt worden zur Aufführung und so habe ich denn blos diese kleine Liebhaberrolle. Es ist auch so gut; du wirst dich schon amüsiren. Den ganzen Montag bis um 4 Uhr (wo es pünktlich angeht,) immer Proben, das wird noch anstrengen. Wann und wo ich dich nun Montag sehen werde, weiß ich nicht; indessen hoffe ich dich nachher noch zu sehen, da wir wohl zeitig zu Ende sein werden. Für den Onkel hoffe ich noch ein Billet zu bekommen.

Nun lebe recht wohl und denke an mich, der ich sehr auf deine reichlich spendende Hand hoffe

Dein Fritz.

[«]

298. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, kurz nach dem 4. März 1862>

Liebe Mamma!

Vor allen, liebe Mamma, nochmals meinen herzlichsten Dank für deine Fastnachtsgaben. Wie hübsch war nicht jene Stunde, wo wir uns gesprochen haben. Auch der zweite Tag war sehr nett, Du hättest dich halb todt gelacht. Im Allgemeinen sollen doch die Obersecundaner besser gespielt haben.

Nun muß ich dir aber doch ein Verzeichniß derjenigen Kleidungsstücke entwerfen, deren Restauration oder Anschaffung sehr nöthig. Du empfängst heut das andre Paar Stiefeln, ebenfalls sehr zerrissen. Es wird wohl nöthig, ein Paar neue anzuschaffen, diese kurzen Stiefeln trage ich nun schon eine Unendlichkeit. Dann brauche ich wollne Strümpfe. Sodann die Beinkleider; es würde wesentlich sein, daß ich ein paar leichte Beinkleider, aber ein paar gute zum guten Gebrauch bekomme, etwa grau, da die beiden andern schwarzen Paare zu eng und zu schäbig sind, die jetzigen Guten aber im Alltagsgebrauch gar nichts aushalten. Ein paar weiße Hosen, daß man damit wechseln könne würde auch sehr wesentlich sein. — Die zwei schwarzen Westen, die eine so eng, daß bei den ersten Mal tragen drei, vier Knöpfe heruntergeplatzt sind, die andere sehr schäbig und schlappig, so daß nur die weiße ganz im Stande ist und anständig getragen werden kann. Der Alltagsrock ist mir zu eng und verwachsen, habe da auch gar keinen Wechsel. Der gute Rock wird nach jährigem Gebrauch auch sehr alt zum guten. Also ein guter schwarzer von nöthen und ein leichter Sommerrock, womöglich ein etwas langer Sackpaletot. Für den Alltagsgebrauch offenbar die bequemsten. An Stelle der weißen Mütze muß Ostern auch eine andre treten. Oder soll ich mir hier in Pforta eine nach meinem Geschmack aussuchen?

Von Wäsche sind mir also Strümpfe, Handtücher, und Taschentücher nöthig, die du mir doch am Sonnabend schickst. Wo sehen wir uns Sonntag? soll ich die Tanten besuchen? oder Tante Rosalie? oder kommst du nach Almrich?

Lebe recht wohl und denke oft
an Deinen Fritz.

[«]

299. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf 9. 4. 62

Nietzsche bittet gehorsamst um 2½ Srg. zum Spaziergang.

[«]

300. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

<Pforta,> d. 10. 4. 62

Nietzsche bittet um 2½ Sgr.

[«]

301. An G. Krug und W. Pinder in Naumburg (Fragment)

Pforte. 27 Apr. 1862.

Nur christliche Anschauungsweise vermag derartigen Weltschmerz hervorzubringen, einer fatalistischen liegt er sehr fern. Es ist nichts als ein Verzagen an eigner Kraft, ein Vorwand der Schwäche, sich mit Entschiedenheit selbst sein Loos zu schaffen.

Wenn wir erst erkennen, daß wir nur uns selbst verantwortlich sind, daß ein Vorwurf über verfehlte Lebensbestimmung nur uns, nicht irgend welchen höhern Mächten gelten kann, dann erst werden die Grundideen des Christentums ihr äußeres Gewand ablegen und in Mark und Blut übergehn. Das Christentum ist wesentlich Herzenssache; erst wenn es sich in uns verkörpert hat, wenn es Gemüth selbst in uns geworden ist, ist der Mensch wahrer Christ. Die Hauptlehren des Christentums sprechen nur die Grundwahrheiten des menschlichen Herzens aus; sie sind Symbole, wie das Höchste immer nur ein Symbol des noch Höhern sein muß. Durch den Glauben selig werden heißt nicht<s> als die alte Wahrheit, daß nur das Herz, nicht das Wissen, glücklich machen kann. Daß Gott Mensch geworden ist, weist nur darauf hin, daß der Mensch nicht im Unendlichen seine Seligkeit suchen soll, sondern auf der Erde seinen Himmel gründe; der Wahn einer überirdischen Welt hatte die Menschengeister in eine falsche Stellung zu der irdischen Welt gebracht: er war das Erzeugniß einer Kindheit der Völker. Die glühende Jünglingsseele der Menschheit nimmt diese Ideen mit Begeisterung hin und spricht ahnend das Geheimniß aus, das zugleich auf der Vergangenheit in die Zukunft hinein wurzelt, daß Gott Mensch geworden. Unter schweren Zweifeln und Kämpfen wird die Menschheit männlich: sie erkennt in sich „den Anfang, die Mitte, das Ende der Religion."

Lebt herzlich wohl!

Euer Fritz

SNmA.

V.G!

— Bitte, sendet mir doch ja Narciß von Domrich mit! — In dieses Buch wollen wir jetzt unsre Briefe schreiben! —

[«]

302. An Elisabeth Nietzsche in Dresden

<Pforta, Ende April 1862>

Liebe Elisabeth!

Indem ich dies schreibe, stehe ich am Stehpult, das Stehpult steht am Fenster, das Fenster bietet eine schöne Aussicht auf die blühende Linde und die sonnenbeschienenen Saalberge: die liebliche Natur aber erinnert mich sehr lebhaft an Dresden und die angenehmen, dort verlebten Tage. Um mich an dich zu erinnern, liebe, liebe Lisbeth, brauche ich nicht erst dergleichen etwas weitschweifige Erinnerungshebel: im Gegentheil denke ich so beispiellos oft an Dich, daß ich eigentlich fast immer an dich denke, nicht einmal, wenn ich schlafe, ausgenommen; denn ich träume ziemlich oft von dir und unserm Zusammensein.

Nicht wahr, es hat sich alles ganz köstlich getroffen? Ich habe es, bis ich wirklich fort war, nicht recht geglaubt, daß es zu der Reise kommen würde; und nun habe ich so wunderschöne Tage in Dresden verlebt und habe mich mit dir so oft und so ausführlich unterhalten können! Du bist doch eigentlich kaum 7 Wochen fort: Gott, die Zeit scheint mir ein kleines Jahrhundert zu sein! Und jetzt bildet mein Aufenthalt in Dresden den farbenreichen, poetischen Hintergrund für die Prosa meines Alltaglebens!

Ich hoffe, daß Du übrigens in keiner Beziehung traurig bist, daß ich nicht länger in Dresden bleiben konnte: mein Gott, Michaelis sehn wir uns ja wieder, und das ist ja kaum ein Halbjahr! Meinst Du, das ist ein schlechter Trost! Lieb ich nicht!?

Dresden ist ja zu gemüthlich, da wirst Du es doch die paar Monate aushalten können! Vor allen Dingen suche nur alle Kunstschätze Dresdens recht kennen zu lernen, damit Du auch in dieser Beziehung etwas Ordentliches profitierst. In die Bildergalerie mußt Du wöchentlich mindestens ein bis zweimal laufen, wenn Du dir auch nur immer zwei, drei Bilder so genau ansiehst, daß Du mir ein<e> detailierte Beschreibung (nat<ürlich> schriftlich) davon machen kannst. Nicht wahr, sehr egoistisch? Lieb' ich nicht?

Meine Rückreise war mehr oder weniger langweilig; in Leipzig aß ich noch ein Beafsteak mit Lebensgefahr, wenigstens mit der Gefahr, sitzen zu bleiben, was aber aus Versehn nicht erfolgte. Besuchte in Naumburg meine Freunde und wandelte am Abend in ihrer Begleitung anmuthig meiner Pforte zu.

Außer diesen großartigen Ereignissen habe ich noch nichts Bedeutendes erlebt, da wir uns genugsam über alles gesprochen haben.

Lebe, beiläufig gesagt, recht hübsch wohl und denke ohne weitere sentimentalen Ergüsse an Deinen Dich

herzlich liebenden
Fritz.

Du wirst nicht verfehlen, liebe Lisbeth, meinen herzlichen Dank in rührenden und ergreifenden Worten Deinen lieben Pflegeältern auszusprechen. Das Nähere und Weitere überlasse ich Deinem Scharfsinne. —

[«]

303. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Ende April-Anfang Mai 1862>

Liebe Mamma!

Erst heute komme ich dazu, dir wieder einmal zu schreiben. Dank für deinen letzten Brief: ich hoffe, daß sich dein Vertraun zu mir rechtfertigen wird. Neues erlebt habe ich gar nicht, sondern nur viel zu thun gehabt. Sonntag werden wir uns nicht sehen können, weil ich da zum heiligen Abendmahl gehe. Dazu wünsche mir, liebe Mamma, Gottes Segen! Ich weiß nicht recht, wie ich mein Versehn bei den Tanten wieder gut machen kann. Schreibe mir doch, was das Beste ist.

Wäsche brauche ich jetzt sehr nothwendig, vor allen Bettwäsche, weiße Strümpfe so weit wie nur möglich, Hemden, Vorhemdchen, Handtuch, Taschentücher usw. Wenn du Wilhelm oder Gustav vielleicht siehst, so sage ihnen doch, sie möchten mir das Betreffende spätestens bis Montag schicken.

Portemonnais, Zahnbürste und Kamm schicke ich mit, das Geld hat so knapp gerade gereicht, daß ich wie ich her kam, auch blos noch 5 Srg. hatte. Und die brauchte ich hier nothwendig. Lisbeth war erstaunt, daß du mir nicht mehr mitgegeben; so eine Reise läßt sich gar nicht so vorher genau berechnen, eine Menge kleine Ausgaben sind da, man weiß nicht wie. Der Mangel, daß ich nicht als alter Obersecundaner 5 Srg. Taschengeld bekomme, tritt mir sehr merklich hervor. Ich soll jetzt hier 5 Srg. Flottenkasse, dort 5 Srg. Hülfskasse, da ebensoviel in die Klassenkasse zahlen und habe gar nichts. Wie das werden soll, weiß ich nicht. Ich kann mit zwei Groschen nicht durchkommen und das geht überhaupt in den höhern Klassen nicht.

Nun lebe recht schön wohl und schreibe und schicke ja morgen

an Deinen
Dich herzlich liebenden
Fritz

[«]

304. An Max Heime in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 5. 5. 62.

Nietzsche bittet gehorsamst um 5 Srg. Schemageld.

[«]

305. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Mitte Mai 1862>

Nur ein paar Worte, liebe Mamma! Du willst also diese Woche bestimmt verreisen? Und wie lange etwa? Es muß jetzt wunderschön im Harz sein, jetzt wo alles grünt und blüht. Wie wird es denn nun mit der Wäsche? die wird wohl in Pforta gewaschen? Und wohin begebe ich mich Pfingsten? Da sehen wir uns wohl bis Hundstage nicht wieder es sind ungefähr 8 Wochen. — Bis zu deiner Abreise sende jedenfalls also noch die gesammte Wäsche nebst Verzeichniß und außerdem ein kleineres Glas zum Wassertrinken an der Quelle, das ich sehr nöthig brauche. Wenn du mir auch ein Büchschen Pomade senden könntest, wäre mir es sehr lieb, da meine Haare zu trocken sind. — Laß mir doch auch noch eine Anzahl von Heften machen, alle von solchen Papier, wie das Papier, worauf ich hier schreibe, etwa zwei große blaue Hefte von je vier Bogen und zwei kleine starke Oktavbücher, jedes etwa 10—15 Bogen stark mit einem festem schwarzen Pappdeckel ohne alle Etiquette oder Schild; ich weiß nicht, wie du es nennst. Diese Hefte brauche ich als Geschichtscollektaneen. Bitte besorge dies mir sobald als möglich. — Wenn du mich diese Woche sehn willst, so komme doch Dienstag, da bin ich von 5—7 Abends frei. Oder Mittwoch Abends um diese Zeit. Oder Donnerstag von 4—5, oder Freitag von 4—5. Da wollen wir uns noch einmal sprechen. Und nun leb wohl! Noch schönen Dank für deinen lieben Brief und das Gesendete! Der neue Geistliche ist angekommen; er heißt Kletschke und hat etwas Buddensiegähnliches.

Dein dich herzlich liebender
Fritz.

[«]

306. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

<Pforta,> d. 19. 5.62.

Nietzsche bittet gehorsamst um 5 Srg. zum Bergtag.

[«]

307. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 21/5 62.

Nietzsche bittet um 5 Sgr zum Schulfest.

[«]

308. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

<Pforta, zweite Maihälfte 1862>

Liebe Tante.

Da mir die Mamma anbefohlen hat, mich, wenn ich irgend etwas brauche, an dich liebe Tante zu wenden, so schreibe ich dir heute und schicke den Erziehungsbericht mit. Schenk hat die Maßern, wie seine Schwestern und liegt in einer Stube allein bei verhängten Fenstern. Er dauert mich sehr. Ich möchte ihn so gern etwas zur Beschäftigung und Amüsement schicken und weiß gar nicht was. Bücher kann er jetzt noch nicht lesen und Spiele für eine einzelne Person kenne ich auch nicht.

Liebe Tante, erlaubst du vielleicht, daß ich dich nächsten Sonntag besuche, wofern es dir natürlich paßt, und nichts dazwischen kommt? Der Spaziergang dauert von 4—6 Uhr. — Nun lebe recht wohl, liebe Tante! Wir wollen uns hoffentlich mündlich mehr sprechen!

Dein dich herzlich liebender
FWNietzsche

[«]

309. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pforte. 1. 6. 62.

Nietzsche bittet gehorsamst um 5 Srg. Portogeld für Mon. Juni.

[«]

310. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 4. 6. 62.

Nietzsche bittet gehorsamst um 5 Sg zur Sängerfahrt.

[«]

311. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pforte, d. 5. 6. 62.

Herr Dr. Heinze wird um 2 ½ Sg. zur Ansicht eines Tellurium's gebeten.

Nietzsche.

[«]

312. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 5. 5. 62.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Collektaneum, ein Buch w<eißes> Papier und ein Dz. Stahlfedern anzuschaffen.

[«]

313. An Franziska Nietzsche in Gorenzen

Pforta d. 6<—10.> Juni 1862.

Liebe Mamma!

Ich will erst einige Zeilen vor Pfingsten schreiben und den Brief dann nach Pfingsten vollenden. Zuvor meinen herzlichen Dank für deine beiden lieben Briefe, nach denen ich mich schon lange gesehnt hatte. Es freut mich, daß es dir so wohl geht, und ich kann dir glücklicherweise dasselbe auch über mich melden. Was ich erlebt habe, ist eigentlich wenig, aber doch ganz angenehm. Zuerst Bergtag und Fichtefeier, über die du schon das Wesentliche gelesen hast. Es regnete sehr gemüthlich auf dem Berge, so daß ich nur sehr wenig getanzt habe. Schulfest wie gewöhnlich. In dem Festaktus habe ich mein Gedicht „Ermanarichs Tod" vorgetragen, das ich dir mitsenden würde, wenn ich Zeit zum Abschreiben hätte; es ist ziemlich lang. Hundstage werde ich es mitbringen. Ich hatte als Censur 2 a darin, es war das beste eigene Gedicht in der Klasse. — Zum Spaziergang war ich dann bei den Tanten in Naumburg. Nachmittag sprach ich lange Mad. Laubscher in Pforte, Abends habe ich wieder nur wenig getanzt.

Was dich noch interessieren könnte, ist, daß ich in einer großen lat. Arbeit „Aus welchen Gründen Cicero ins Exil gieng?" die I als Censur erhalten habe, ob ich gleich sehr stark Partei wider Cicero genommen hatte. Eine I ist seit vielen Jahren bei Prof. Steinhart nicht vorgekommen; du kannst dir vorstellen, wie ich mich darüber freute. Voriges Jahr hatte ich um dieselbe Zeit bei Prof. Korssen eine I in der lateinischen Arbeit.

Ich habe übrigens gehofft, daß du mir deine Photographie zurücklassen würdest. Von meinen 6 Photographien bekommt die Tante Rosalie, Lisbeth und Du eine, die übrigen drei brauche ich in Pforte.

Nach Pfingsten.

Ich habe ganz angenehme Tage verlebt; der erste Feiertag war enorm schwül und heiß, daß man kaum denken konnte; alles war sehr langweilig. Am zweiten fieng es an zu rechter Zeit zu regnen; um ½12 gieng ich nach Naumburg zur Tante Rosalie, wo ich zu Mittag speiste, — sehr gut — und Kaffee trank. Eine außerordentlich freundliche Aufnahme! Wirgiengen zusammen unter fortwährendem Regen auf den Gottesacker, sahen da die Gräber an; dann zu den lieben Tanten hinaus, wo ich mich ziemlich lange aufgehalten habe und viel zusammen gesprochen. Am Abend aß ich wieder bei der Tante, gieng dann in unser Logis, schlief ganz gut. Stand um 4 Uhr auf, spielte Klavier, trank Kaffee, wozu mir Fr. Lurchenstein Pfingstkuchen brachte. Gieng dann zum Photographen, bei dem ich mich Tags zuvor angemeldet hatte, ließ mich photographiren. Scheint aber nicht besonders geworden zu sein, obgleich Henning behauptete daß alles sehr klar und deutlich sei usw. die Stellung hat er angegeben; ist sie nicht besonders, so ist's nicht meine Schuld. Hundstage bringe ich dir eine mit. — Dann begab ich mich zu Pinders, wo ich sehr freundlich empfangen wurde und mit Wilhelm und Gust<av> angenehme Stunden verlebte. Alle erkundigten sich sehr nach dir und lassen dich herzlich grüßen, ebenso Mad. Laubscher. Am Abend um 9 gieng ich wieder heraus, nachdem ich Nachmittags noch mit den Freunden einen kleinen Spaziergang gemacht.

Nun habe ich noch die Bitte, daß du mir so genau als nur irgend möglich schreibst, ob es noch mit der Rügenreise etwas wird oder ob überhaupt es mit einer Reise (mit dem Onkel) etwas werden kann. Wenn nicht, dann ist es mein Wunsch und zugleich der von Hr. Rath Pinder, daß wir drei Freunde zusammen eine Harzparthie machten. Ob nun am Anfang oder am Ende der Ferien, das wäre zu erwägen. Ich könnte vielleicht die ersten 8 Tage in Naumburg sein, dann beginnen die Ferien meiner Freunde, und wir würden sogleich fortreisen, ungefähr 8 Tage brauchen, so daß ich dann das Ferienende in Gorenzen verlebte (2—3 Wochen) Ueberhaupt bin ich zu jeder Reise gern erbötig; ich reise auch nach Plauen, wenn's gewünscht wird; oder nach Dresden; oder nach Berlin; oder Thüringer Wald. Zu jeder beliebigen Reise finde ich auch unter den Pförtnern am Anfang der Ferien Genossen. — Es sind nicht mehr drei Wochen, liebe Mamma, die Sache hat Eile. —

Sehr gefreut habe ich mich über die guten Nachrichten über den Onkel. Nur daß er schon so bald sein Amt wieder antreten will, das befremdet mich; es scheint mir noch zu zeitig.

Die besten Grüße an Tante und Kinderchen von allen Verwandten und Bekannten und vor allen von mir!

Adieu!
Dein FWNietzsche

[«]

314. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pforte. 7. 6. 62.

Nietzsche bittet gehorsamst um 2 ½ Srg. zum Spaziergang.

[«]

315. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pforte. 9. 6. 62.

Nietzsche bittet gehorsamst um 15 Srg Excursionstagsgeld.

[«]

316. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

Pforte d. 11 Juni 1862.

Liebe Tante!

Ich ergreife die Gelegenheit, um dir in einigen Worten meinen herzlichen Dank für Deine so freundliche und wirklich splendide Bewirthung auszusprechen. Ich habe mich so wohl bei dir gefühlt und so angenehme Stunden verlebt, daß ich jetzt noch sehr gern an den zweiten Pfingsttag zurückdenke, so ungünstig doch das

Wetter war. In gleicher Weise war die Aufnahme bei Pinders eine im hohen Grade freundliche und liebevolle. Donnerstag wirst Du von dem Photographen die Visitenkarten bekommen; Du kannst es auch mit ihm gleich über den Preis abmachen. Er weiß, daß ich ein Pförtner bin, und wie Mamma mir schreibt, zahlen Gymnasiasten blos einen Thaler. Du wählst dir also die beste aus von den Visitenkarten und behält außerdem noch zwei zurück. die übrigen 3 holt Wilhelm von dir ab, um sie mir Sonntag nach Almrich zu bringen.

Im Logis fand ich alles ganz in Ordnung; Malchen zündete noch Licht an und besorgte Waschwasser. Wie ich den Tag verlebt habe, ganz angenehm, wie sich erwarten ließ, kannst Du aus meinem Brief an die Mamma ersehen.

Leider habe ich aber weder Zeit noch Stoff, um noch länger schreiben zu können. Den letzten Sonntag also vor den Hundstagen sehen wir uns, nicht wahr? Da wollen wir alles miteinander verabreden.

Nochmals meinen herzlichsten Dank.

Dein dich innig liebender
FW Nietzsche

[«]

317. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 22. 6. 62.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Buch einbinden zu lassen und ein Zeichenbuch und eine Lage Briefpapier anzuschaffen.

[«]

318. An Prof. Jacobi in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 22. 6. 62.

Nietzsche bittet [+ + +] eine Mütze zu trage<n> [+ + +]

[«]

319. An Diederich Volkmann in Pforta (Zettel)

Pf. 22. 6. 62.

Nietzsche bittet um 18 Srg. für Klaviermiethe.

[«]

320. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 22 .6. 62.

Nietzsche bittet gehorsamst um 3 Thlr. Reisegeld.

[«]

321. An Max Heime in Pforta (Zettel)

Pf. 23. 6. 62

Hr. Dr. Heinze wird gehorsamst um 20 Srg. für Kleiderreinigen gebeten.

FW Nietzsche

[«]

322. An Franziska Nietzsche in Gorenzen

Pf. 24 .6. 62.

Liebe Mamma.

Ich danke dir recht sehr für deinen Brief, der mich in große Freude versetzte. die schöne Zeit rückt nun immer näher heran. Ich kann dir als bestimmt nur schreiben, daß ich Freitag von Naumburg abreisen werde. Wenn der liebe Onkel mich in Eisleben abholen will, wird es mich sehr freuen. Wenn das Wetter aber nicht anders wird als es jetzt ist, so fahre ich nach Mannsfeld. die ersten Ferientage werde ich also in Naumburg verleben, da ich da noch meheres zu thun habe und auch mit meinen Freunden ein wenig verkehren möchte. Ich freue mich sehr auf die Harzausflüge, von denen du schreibst. Wie hübsch, wenn wir mit meinen Freunden zusammen treffen könnten!

Ich weiß noch nicht recht, wie ich alles transportiere, was du mir mitzunehmen heißt. Drei Paar schwarze Hosen, das scheint mir zu viel. Uebrigens sind alle Hosen außer den neuen so eng, daß ich sie nur im höchsten Nothfall anziehe, weil ich sie zu leicht immer zerreiße. Ich werde meine kleine Kiste packen; einen Reisesack habe ich nicht bekommen. — Mit der Tante Rosalie werde ich nächsten Sonntag alles Nähere noch verhandeln, da ich zu ihr eingeladen bin. Vorigen Sonntag war ich in Flemmingen und habe Braune gesehn. Er hat zwei Mal gepredigt und brachte mir Grüße von Lisbeth, die mir bald schreiben würde. — Daß ich die große Stube für mich allein habe, freut mich sehr. Ich werde die Vormittage arbeiten und die Nachmittage viel spazieren gehn. Wahrscheinlich auch sehr früh aufstehn. Am Morgen ist es am schönsten. Vor allen wünsche ich, daß gutes Wetter ist. Wir haben schon einen zweiwöchentlichen Regen. — Meine Ferien dauern also vom 1 Juli bis 4 August. Am 4 Juli treffe ich also in Gorenzen ein, würde also 30 Tage dort verleben können. Allerdings wäre es mir ganz angenehm, das Kirschfest in Naumburg zuzubringen. Doch das können wir dort noch genugsam berathen. — Sage dem lieben Onkel meine herzlichsten Grüße und Dank für die Einladung nach Gorenzen, ebenso grüße die liebe Tante Sidönchen und die Kinderchen viele mal von

Eurem
FWNietzsche

[«]

323. An Elisabeth Nietzsche in Dresden

Gorenzen 7 Juli 62.

Liebe Lisbeth!

Zum ersten Male seit langer, langer Zeit erlebe ich deinen Geburtstag nicht mit dir zusammen; das thut dir und mir leid, das weiß ich, liebe Lisbeth, sehr leid! Im Geiste aber wollen wir viel an uns denken und uns gegenseitig vorstellen; hiezu brauchst du übrigens die mißlungene Photographie nicht anzuwenden, die ich am liebsten gar nicht mitsenden möchte. Mein Hauptgeschenk, liebe Lisbeth, bekommst du erst später, was du mir bei der Kürze der bis jetzt verflossenen Ferientage verzeihen magst —, und auch heimlich; denn es würde mich genieren, meine Produktionen den Augen so vieler feinen und kunstverständigen Gratulanten ausgesetzt zu wissen.

Ich befinde mich übrigens, wie du hoffentlich auch, ungemein wohl. Habe die ersten 3 Tage meiner Ferien in Naumburg logiert, bin im Circus Hinné gewesen, bin dann Freitag nach Gorenzen gereist und habe da ganz angenehme Tage verlebt.

Gestern eine Rammeisburgpartie, die schon ans Abentheuerliche grenzte. Im Schloßsaal war Conzert; die gnädige Frau sang ganz nett, eine Gouvernante piepte jämmerlich in der Gnadenarie; im Ganzen echt dilettantenmäßig. Es war halb sieben Uhr geworden; der Himmel schwarz umwölkt. In einem Fabrikgebäude in das wir flüchteten, überraschte uns ein ziemlich großartiges Unwetter mit Blitz, Donner und Schloßen; als dieses aufgehört, machten wir uns (Mamma und ich) auf den Weg, wadeten im ungeheuren Schmutz und langweilten uns, bis endlich ein neues Wetter uns überfiel, und wir Arm in Arm, umleuchtet von den grellsten Blitzen recht gründlich durchnäßt wurden. Unser Aufzug war sehr lächerlich; sonst die ganze Geschichte etwas lebensgefährlich, was mich aber in gute Laune versetzte. Näheres darüber Mamma.

Da fällt mir eben ein, daß ich dir noch gar nicht gratuliert habe. Was ich dir wünsche, das wünschest du mir ja auch; weshalb es noch immer in Worte kleiden, was wir fühlen? Mein einziger Wunsch außerdem ist nur, daß alle Wünsche auch in Erfüllung gehen, wenn sie wirklich dein leibliches und geistiges Wohl bezwecken.

Ich schreibe dir in diesen Ferien noch einmal.

Bis dahin Adieu, liebe Lisbeth!
Dein Fritz Nietzsche

[«]

324. An Raimund Granier in Fraustadt

Gorenzen 28 Juli 62.

Kernloser Körner!
Granloser Kranich!

Sehen Sie einmal! Dank Ihrer ausgezeichneten Gedächtnißkraft — nach ein paar Wochen der Trennung total vergessen, ersäuft im Meere neuer, anziehenderer Persönlichkeiten! Ich habe die Ehre, Ihnen brieflich zu melden, daß ich noch lebe. Sollten Sie sich an der Zugluft meines Briefes erkälten — bedaure sehr, aber Sie haben in Ihrem tiefinnerlichen Wesen Hitze genug, um diese schwarzen Zeilen weiß zu brennen. Sie würden sich mir übrigens sehr verbinden, wenn Sie nicht auf den alten, abgelebten Gäulen von Entschuldigungen vor mir Parade ritten, damit Sie ja nicht in Ihrer Verlegenheit aus dem Sattel in den Schmutz fallen und mir letzteren ins Gesicht spritzen. Der Brief wäre eigentlich lang genug, um Ihnen die Langeweile der Ferien vorzustellen, die ich ohne Sie.... mein Gott, an welche Sie denken

Sie denn? Ich meine eben Sie und ohne L. zugebracht habe;

er wäre auch kurz genug, um Ihnen in Kürze gemeldet zu haben, daß Sie ein famoser, liebenswürdiger, gutmüthiger, intellegenter junger Mann sind, der leider den Kopf verloren hat, wahrscheinlich im weiten Sack seines Herzens.

Fragen Sie, wohin ich gereist bin? Nach Gorenzen, mein Lieber, um dort Ihrer früh, Mittags und Abends in allen Gebeten zu gedenken. Fragen Sie, womit ich mich beschäftigt habe — mit Widerlegungen des Materialismus, während Sie an ihn zu glauben scheinen — Glauben Sie doch an ein Zusammenprallen der Geister, weshalb Sie schwarze Herzensergüsse in Tintensaft nicht lieben, — außerdem mit dem Rousseauschen Emil, von dem Sie etwas Natürlichkeit und Bildung lernen könnten, auch, daß man seine Versprechen halten müsse. Fragen Sie was ich componiert habe? Ein Lied ohne Worte auf Ihre Brief und Gedankenlosigkeit — denn die Worte blieben mir vor Langeweile im Halse stecken. Was ich gedichtet habe? Lieder, lauter Lieder — aber nicht auf Sie, so hoch habe ich mich nicht verstiegen.

Der Plan zu meiner widerwärtigen Novelle — ach Gott, Sie habend auch vergessen! Gleichviel! — habe ich, als ich das erste Kapitel geschrieben hatte, vor Ekel über Bord geworfen. Ich sende Ihnen das Monstrummanuscript zum Gebrauch auf nun, wie Sie wollen. Als ichs geschrieben, schlug ich eine diabolische Lache auf — Sie werden selbst schwerlich nach der Fortsetzung Appetit haben.

Außerdem folgen noch zwei Lieder, das erste eine Probe meiner Kirchenlieder, ein Genre, dessen Pflege sie bei mir schwerlich vermuthet — und das andre, ein Stückchen Selbsterlebniß, wenn Sie's glauben, worüber Sie — Dank ihrem natürlichen Geschmack — ein Gelächter erheben werden. Sonst verbleibe ich bis auf ein baldig Wiedersehn

FWvNietzky (alias Muck)
homme étudié en lettres
(votre ami sans lettres)

I.

1. Du hast gerufen:
Herr, ich eile
Und weile
An deines Thrones Stufen.
Von Lieb entglommen
Strahlt mir so herzlich,

Schmerzlich
Dein Blick ins Herz ein: Herr, ich komme.

2. Ich war verloren,
Taumeltrunken,
Versunken,
Zur Höll’ und Qual erkoren.
Du standst von ferne:
Dein Blick unsäglich
Beweglich
Traf mich so oft: nun komm’ ich gerne.

3. Ich fühl’ ein Grauen
Vor der Sünden
Nachtgründen
Und mag nicht rückwärts schauen.
Kann dich nicht lassen.
In Nächten schaurig,
Traurig
Seh ich auf dich und muß dich fassen.

4. Du bist so milde,
Treu und innig,
Herzminnig,
Lieb Sünderheilandsbilde!
Still mein Verlangen,
Mein Sinn’n und Denken
Zu senken
In deine Lieb, an dir zu hangen. —

II.

Schweifen, o Schweifen!

Schweifen, o Schweifen
Frei durch die Welt so weit
Mit grünen Schleifen
An Hut und Kleid.

Schwing’ ich das Glöcklein,
Klingt es so lieb, so lind.
Es flattern die Löcklein
Um mich im Wind.

Sehn mich die Rehe
So herzig an im Wald,
Wird mir so wehe,
Vergeß es doch bald.

Blühet ein Röslein
Duftig im Haidegras,
Küss’ ich das Röslein
Und wein etwas.

Lustig, wie Wind zieht,
Streift durch das Herz ein Traum,
Fällt eine Lindblüth
Herab vom Baum.

Schweifen o Schweifen
Frei durch die Welt so weit
Mit grünen Schleifen
An Hut und Kleid! —

Leben Sie wohl!

[«]

325. An Elisabeth Nietzsche in Dresden

Gorenzen 28 Juli 62.

Liebe Lisbeth!

Die erste Hälfte deines Namens mit dem wohlgelungenen Klecks in der Mitte datirt noch von meinem vorigen Brief; das Blatt benutzte ich aus Mißmuth über solche Verunzierung nicht weiter. Jetzt wird es mir bei dem gegenwärtigen Briefpapiermangel wieder zugeschoben und ich benutze es um darauf eine

Fortsetzung meines vorigen Briefes zu geben. Ich weiß nicht, ob ich dir schon von unsrer Kiffhäuserparthie schrieb; gleichviel, sie war niedlich. Viel erlebt habe ich hier überhaupt nicht, ohne mich dabei gelangweilt zu haben. Mamma wird dir schon alles mittheilen. Wir sind viel spazieren gegangen — wie du wahrscheinlich auch bei dem schönen Wetter. Ich habe viel Klavier gespielt, wie du wahrscheinlich auch bei deiner neuen Lehrerin; ich schicke dir nächstens ein paar leichte Kompositionen von mir. Wie hübsch, wenn du mir sie später in Naumburg vorspielen kannst. Du kannst dir selbst aus meinen ungarischen Skizzen auswählen, was du haben willst. Die fertigen Stücke sind: Heldenklage, Nachts auf der Haide, Haideschenke, Zigeunertanz, Heimweh usw.

Auch gedichtet habe ich. Wenn du wieder kommst, habe dir manches zu zeigen.

Denke Dir, neulich ist hier der Onkel von einem Zimmermeister um eine Richtrede gebeten worden; da habe ich denn ein Richtgedicht gemacht, woran jetzt der Meister fleißig büffelt.

Nun sind die lieben Ferien bald wieder vorüber — heute geht in Naumburg das Kirschfest an. Ich möchte ganz gern da sein. Meine Freunde habe ich die Ferien gar nicht genossen. Wir haben sie mehere Tage in Gorenzen erwartet, sie machten nämlich eine Harzreise, und Wilhelm schrieb, daß sie durchkommen würden. Sie kamen aber nicht. — Wenn du nur erst nach Naumburg kommst, das wird famos. Wir leben hier gar nicht mehr recht in der Gegenwart, besonders im Bezug auf die Zukünftigkeit des Onkel Edmund. Ich phantasiere öfters Abends auf dem Klavier über derartige, nicht zu ferne Ereignisse, wobei sich Onkel und Mamma mit der Deutung abplagen. Im Ganzen sind wir sehr lustig und vergnügt und denken oft an dich. Nun hoffe ich aber auch, daß du bald etwas genaues von dir hören läßt. Denn neugierig sind wir nun einmal!

Nämlich ich,
Dein Fritz.

[«]

326. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pforte 10. 8. 62.

Nietzsche bittet um die Erlaubniß, sich ein Kästchen Stahlfedern, ein Buch w<eißes> Papier und ein Collektaneum anzuschaffen.

[«]

327. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pforte. 10. 8. 62.

Nietzsche bittet gehorsamst um 5 Srg. Portogeld für Mon. August.

[«]

328. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 15. Aug. 62.

Nietzsche bittet um 5 Srg. zum Bergtag.

[«]

329. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pforte 25. 8. 62

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Buch w<eißes> Papier und 1 Dutz. Stahlfedern anzuschaffen.

[«]

330. An Prof. Jacobi in Pforta (Zettel)

Pf. 25 Aug. <1862>

Nietzsche bittet gehorsamst um die gütige Erlaubniß, von 8—¾9 Klavier zu spielen.

[«]

331. An Franziska Nietzsche in Merseburg

<Pforta,> Montag 25. 8. 62.

Liebe Mamma!

Du kannst dir vorstellen, wie mich des lieben Onkels großes Unglück erschreckt hat; versichere ihn und die liebe Tante meines herzlichsten Beileides; ich möchte so gern ihm irgend einen Dienst erweisen, ich weiß aber gar nicht, was ich thun könnte. Auf der andern Seite muß ich ja auch meine Glückwünsche bringen zu der Vermehrung seiner lieben Familie; wie seltsam doch Glück und Unglück aneinander grenzt!

Leider Gottes bin ich jetzt wieder einmal von meinen fatalen Kopfschmerzen heimgesucht und befinde mich deshalb schon seit einer Woche auf der Krankenstube. Der Herr Doktor hat mir heute also gerathen und erlaubt, nach Naumburg zu reisen und dort meine Wasser- und Spaziergehecur vorzunehmen. Ich gehe also heute Montag Mittag nach Naumburg und wohne in unserm Logis, um dort ein ganz stilles Leben ohne alle Musik und sonstige Aufregung zu führen. Hr. Dr. hat mir die nöthigen Diätvorschriften gegeben Du brauchst also in keiner Weise Sorge für mich zu haben und auch keineswegs von Merseburg, wo du sicherlich sehr nöthig bist, fortzureisen. Vielleicht ist gerade ein Leben, das ich ganz allein führe, für mich das allerbeste. Also bitte, ängstige auch nicht, liebe Mamma, wenn ich alles vermeide, was mich aufregen kann, werden ja die Kopfschmerzen schwinden; aber ich denke jetzt etwas länger fortzubleiben, damit womöglich ich sie mit Stumpf und Stiel ausrotte.

Ich freue mich übrigens sehr auf dein und Elisabeths schließliches Kommen, das ich doch wahrscheinlich mit erleben werde. Ich wünsche nur, daß ihr alle recht gesund seid, das ist mein inniger Wunsch.

Dein Dich herzlich liebender
FWNietzsche

Meine Lebensweise wird die Sache der Tante Rosalie sein, ich trinke übrigens Bitterwasser und ein Kühlungspulver; das Unangenehmste ist mir die häufige Aufregung, in die ich gerathe. —

[«]

332. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 25. Sept. 62.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, die Matratze ausbessern zu lassen.

[«]

333. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 25. September 1862>

Liebe Mamma.

Blos zur Nachricht, daß ich Primaner und Primus bin, also hoffentlich nach Eurem Wunsch und meiner Erwartung. Ich war heute zum ersten Male in meinem Rechte bei Eisentraut und habe dort Sodawasser getrunken, wie ich überhaupt öfter thun werde.

Ich bin nicht gerade frei von Kopfschmerzen, wohl eine Folge des Umzugs in eine andre Stube und der damit verbundenen Aufregung. Staub und Schmutz zum Ersticken! Sendet mir sogleich den Schlüssel, der der meinige ist (,den ich nämlich aus Pforta mitgebracht und wieder dahin mitgenommen.) Ich weiß nicht recht, wie ihr mir ihn zu schicken vergessen habt.

Nun lebe recht schön wohl, liebe Mamma und du liebe Lisbeth und du, lieber Onkel, wenn du nämlich noch in Naumburg bist.

Wir werden uns also morgen über 8 Tage sehn.

Ich bin noch gar nicht eingerichtet, und Wäsche Kämme und vieles andre fehlen mir.

Dein Fritz.

Ich weiß nicht, ob ich schon geschrieben habe, daß der Rektor, Zimmermann, Heinze schön grüßen lassen

[«]

334. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 28. Sept. 61.

Nietzsche bittet um 10 Srg. Feriengeld.

[«]

335. An Max Heinze in Pforta (Zettel)

Pf. 29. 9. 61.

Nietzsche bittet gehorsamst um 10 Srg. für Kleiderreinigen.

[«]

336. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Porta Montag 29. Sept. <1862>

Liebe Mamma!

Immer hab ich auf einen Brief gewartet, worin ich wenigstens ein paar Glückwunschworte zu finden hoffte. Besonders Sonnabend, da Ihr doch wußtet, wann die Versetzung sein würde. Es geht mir als Primaner ganz wohl, man genießt seine vielen Vorrechte mit Wohlbehagen. Genug, ich komme Freitag Sonnab. und Sonntag in die Ferien zu Euch, da wolln wir mehr davon sprechen. Thut mir nun den einzigen Gefallen und arrangiert jenen Thee dans. von dem wir so viel geredet. Seinetwegen komme ich hauptsächlich, also etwa Sonnabend Abend müßte er sein. Ihr wißt, wen ich eingeladen wünsche. Sorgt, daß nichts abgeschlagen wird. —

Nun sendet mir so schnell wie möglich die Kiste mit folgendem: Stiefeln, Kämme (ich bin in schreckl. Unannehmlichkeit, da ich mir immer fremde Kämme borgen muß) Weste und vor allen Geld, sehr viel Geld, bedenkt, was ich als neuer Primaner alles zu zahlen habe, welche Fäßchen- Hülfs- Flotten- Klassengelder, sodann daß ich auch in Almrich Geld brauche, um nicht sobald mit dem Anschreiben anzufangen. Also 2 Thl aller-aller-mindestens. Habe ich denn nicht irgendwelche reiche Verwandte, die mich in meinem Primanerthum mit den nöthigen Geldern versehn? —

Also bitte, recht bald, ich erwarte Dienstag früh die Kiste.

Freitag auf Wiedersehn, ich freue mich entsetzlich darauf.

Ich arbeite con amore dh mit Lust und gemächlich, ohne mich zu sehr anzustrengen und indem ich mir immer die nöthigen Erholungen gönne. In Almrich spiele ich Billard, das amüsirt mich.

Meine Kopfschmerzen sind sehr selten, aber sie kommen noch. Ich schlafe jetzt besser. Die Wasserblase nehme ich nicht mehr, sie stinkt grausam.

Grüße die liebe Lisbeth von mir, insgleichen die Verwandten

Auf Wiedersehn
Dein Fr Nietzsche

N.B. Eine ganz greuliche Verlegenheit ist es, keine reinen Strümpfe mehr zu haben. Sendet mir schleunigst reine, weiße, denn blaue kann ich bei meinen kurzen

Stiefeln und weißen Hosen nicht anziehen. —

[«]

337. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 10. November 1862>

Liebe Leute!

Es thut mir leid, daß ich euch gestern nicht in Almrich treffen konnte; ich war aber verhindert, inso fern ich dispensiert war. In Bezug hierauf werde ich euch eine kleine Geschichte erzählen. Allwöchentlich hat einer der neuen Primaner die Schulhausinspektorenwoche d. h. er hat alles, was eine Reparatur in den Stuben, Schränken, Auditorien usw. nöthig macht, zu verzeichnen und einen Zettel mit all diesen Bemerkungen auf der Inspektionsstube abzugeben. Ich hatte vorige Woche dieses Amt; es fiel mir aber ein, dies etwas langweilige Geschäft durch Humor pikanter zu machen und schrieb einen Zettel, auf dem alle Bemerkungen in das Gewand des Scherzes gekleidet waren. Die gestrengen Herrn Lehrer waren darob sehr erstaunt, wie man in eine so ernsthafte Sache Witze mischen könnte, luden mich Sonnabend vor die Synode und diktirten mir hier als Strafe nicht weniger als drei Stunden Karcer und den Verlust einiger Spaziergänge zu. Wenn ich mir dabei irgend eine andere Schuld als Unvorsichtigkeit zumessen könnte, würde ich mich darüber ärgern; so aber habe ich mich keinen Augenblick drum bekümmert und nehme mir nur daraus die Lehre, andere mal mit Scherzen vorsichtiger zu sein. —

Ich habe übrigens die Kiste Tag für Tag erwartet, insbesondere die großen Stiefeln, an denen doch wenig zu machen war. Weiße Wäsche hatte ich noch für den Sonntag. Weiße Strümpfe fehlen mir sehr. Ich habe jetzt immer viel zu arbeiten, befinde mich aber dabei ganz wohl und wünsche nur daß das Wetter besser wäre.

Heute ist S. Martinstag und wir haben die übliche Martinsgans (natürlich in 12 Theilen) gegessen. In diese Zeit muß ja auch S. Niklas fallen. Das ist eine angenehme Zeit, dieser Uebergang von Herbst und Winter, diese Vorbereitung von Weihnachten, auf das ich mich so freue. Das wollen wir recht zusammen genießen. Schreibt mir recht bald. die besten Grüße an den lieben Onkel und die liebe Lisbeth!

Fritz.

338. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 19. November 1862>

Liebe Mamma!

Das war mir sehr unangenehm, daß ich vorigen Sonntag nicht loskam; und es ist unter allen Verhältnissen eine Taktlosigkeit

Peters gegen Hr. Rath Krug. Ich habe am folgenden Tag an Gustav geschrieben. Ebenso gedachte ich dir Sonntags, bevor ich zu Krugs gienge, noch Nachricht über Schenk und Dabis zu bringen; was nun auch nichts wurde. Sie wollen Morgen (Donnerstag) kommen; da wird Volkmann eingeführt und wir haben Spaziergang bis 3 oder 4 Uhr von nach Tische ab. Ich werde wohl auch kommen, besonders wenn ich den lieben Onkel Burkhard treffen könnte. Außerdem ist ja Sonntag als am Todtenfest kein Spaziergang.

Ich habe jetzt immer erstaunlich viel zu thun, befinde mich aber wirklich wohler als je, so wohl körperlich als geistig. Bin immer in heiterer Stimmung und arbeite mit großer Lust. Ich kann nicht begreifen, wie du dich nur noch einen Augenblick über die Folgen jener Geschichte bekümmern kannst, da du ja sie richtig aufgefaßt und mir in dem Briefe vorgehalten hast. Ich werde mich auch wohl vor ferneren Unüberlegtheiten hüten; aber daß ich nur etwas länger darüber verstimmt gewesen, daran ist nicht zu denken. Mögen Heinze und andere darin suchen was sie wollen — ich weiß was drin lag und damit bin ich völlig beruhigt. Wie gesagt, ich habe mich selten in einer wohleren Stimmung gefühlt als jetzt, meine Arbeiten gehen mir gut vorwärts, ich habe sehr vielfachen und angenehmen Umgang — und an ein Beeinflussen ist nicht zu denken, da ich da erst Personen kennen lernen müßte, die ich über mir fühlte. Auch die kalte Temperatur finde ich ganz gemüthlich — kurzum ich fühle mich sehr wohl und bin gegen niemand, auch gegen die Lehrer nicht in verbitterter Stimmung. Vielleicht konnten sie als Lehrer die Sache nicht anders auffassen.

Ich übersende heute schmutzige Wäsche und bitte dich mir bald neue zu übersenden. Wenn du übrigens ein feines, großes Halstuch hättest, so wäre mir dies jetzt lieber als das Tragen von Slips.

Herzliche Grüße an Lisbeth und den lieben Onkel!

Dein
Fritz.

Ich kann übrigens heute die Wäsche nicht schicken, der Schlafsaal ist nicht offen.

[«]

339. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Dezember 1862>

Zuerst meine Wünsche für Weihnachten.

I.

Byron, the Works compl. 5 vol.

Tauchnitz's edition.

Etwa 2 Thl.

Bekanntlich werde ich mit dem neuen Jahre anfangen, Englisch zu treiben und dazu wird mir mein englischer Lieblingsdichter der größte Sporn sein.

II.

Horatii opera ed. Stallbaum

Prachtausgabe Tauchnitz.

Dieselbe Ausgabe wie mein Sophokles, die mir ungemein gefällt, auch für meine Augen sehr zweckmäßig ist. Sie wird nicht ganz 1 Thl. kosten.

Das sind meine Hauptwünsche. Noten will ich mir nicht mehr wünschen, da sie mir in der reichhalt. Domrichschen Leihbibliothek zu Gebote stehn. Wohl aber ist mir Notenpapier sehr erwünscht, das ich mir in meiner beliebten Façon ausbitte. Eine Haarbürste mangelt mir sodann. Das sind meine Wünsche, die ich Eurer geneigten Fürsorge empfohlen haben will.

Sonst habe ich heute nichts zu schreiben, als daß ich sehr viel zu arbeiten habe und daß ich der lieben Mamma herzlich völlige Beseitigung ihrer Heiserkeit wünsche. Schließlich bemerke ich, daß ich mich mopsmäßig auf Weihnachten freue

Fritz.

[«]

[Briefe 1863]

[BRIEFE 1863]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1863]

340. An Franziska Nietzsche in Naumburg
341. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

[«]

[Februar 1863]

342. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[März 1863]

343. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Eilenburg
344. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
345. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

[«]

[April 1863]

346. An Hermann Kletschke in Pforta (Formular)
347. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
348. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
349. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
350. An Franziska Nietzsche in Naumburg
351. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
352. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Mai 1863]

353. An Franziska Nietzsche in Naumburg
354. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
355. An Franziska Nietzsche in Naumburg
356. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
357. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
358. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
359. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
360. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
361. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
362. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
363. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Juni 1863]

364. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
365. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
366. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
367. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
368. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
369. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

[«]

[Juli 1863]

370. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[August 1863]

371. An Elisabeth Nietzsche in Sangerhausen
372. An Franziska Nietzsche in Naumburg

373. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
374. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
375. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

[«]

[September 1863]

376. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
377. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
378. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
379. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
380. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
381. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
382. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
383. An Hermann Kletschke in Pforta (Formular)
384. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Oktober 1863]

385. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
386. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
387. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
388. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
389. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
390. An Max Heinze in Naumburg
391. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
392. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[November 1863]

393. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

394. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
395. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
396. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Gorenzen
397. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

[«]

[Dezember 1863]

398. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
399. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
400. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Gorenzen
401. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
402. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
403. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

[«]

340. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Anfang Januar 1863>

So bin ich denn nun wieder in dem gewöhnlichen Fahrgleis; indessen es will noch gar nicht vorwärts gehen, zum Arbeiten habe ich gegenwärtig noch wenig Lust und Ausdauer. Auch körperlich ist es mir nicht zu angenehm; ich schlafe nicht gut und bin zum Arbeiten nicht ruhig genug. Kannst du mir nicht etwas Brausepulver schicken? Sende mir überhaupt nächstens die Kiste mit Wäsche, insbesondere Hemden. Jetzt übrigens keine Stolle zu haben vermisse ich sehr, da alle welche haben.

Diese Ferien waren doch sehr nett von Anfang bis zu Ende und ich danke euch allen recht für eure Liebe und Freundlichkeit.

Meinen Rock übersendet mir ja recht bald, es fehlt mir sehr daran. Es wird nun doch wieder nöthig sein, einen neuen Tutor zu suchen, da Dr. Heinze doch ganz wahrscheinlich nach Oldenburg kommt. Er wurde Sonnabend durch ein Telegramm dorthin gerufen, um sich vorzustellen. Die Stelle hat 1000 Thaler und nach drei Jahren für jedes Jahr seines Lebens als Pension 600 Thl. Also nicht zu verachten!

Schreibe mir, an welchen Lehrer Du denkst? Peter nicht; vielleicht Korssen oder Koberstein, oder Kern oder Volkmann. Von den andern aber ja niemand.

Herzliche Grüße.
Dein Fritz.

[«]

---

341. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

Pforta am 12 Januar 1863
morgens.

Liebe Tante.

Leider fällt auf Deinen lieben Geburtstag keiner meiner Spaziergänge, und ich kann deshalb nicht im Kreise aller Glückwünschenden dies schöne Fest feiern. Sei es mir darum vergönnt, in einigen Zeilen das auszusprechen, was ich von guten Wünschen für dich in meinem Herzen hege. Du hast mir immer so viel Liebe erwiesen; noch das letzte Weihnachten legt Zeugniß von dieser Liebe ab, die gern und mit vollen Händen giebt und die immer sorgt, ob es mir wohl geht, und immer bedacht ist, was mir noch fehle. Für diese Liebe zu danken und in schwachen Worten die Herzenswünsche auszudrücken, durch die ich einzig meine Dankbarkeit erzeigen kann, ist darum immer und an Tagen wie heute besonders eine meiner ersten und liebsten Pflichten gewesen; und mehr noch als diese wenigen Worte sagen können, magst Du mir selbst in meiner Seele lesen, liebe Tante!

Was soll ich nun noch alles aufzählen, was unserm kurzsichtigen Ermessen als wünschenswerth erscheint; alles, was Deine Seele erfreut und das Leben schmückt, ist mehr ein innerlicher Segen als ein äußerlich Gut, das hinfällig und vergänglich ist. Das aber wünsche ich Dir, daß nach Jahresfrist Du ein glückliches, herzerwärmendes Jahr wieder zu der Zahl der vergangnen hinzulegst und gestärkt in Herz und Muth die Zukunft als ein Geschenk hinnimmst, das nur erquickend und voller Segen sein kann.

Lebe recht wohl und glücklich!

Fritz.

[«]

342. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Februar 1863>

Liebe Mamma.

Nachdem meine Schuhexpedition gestern ziemlich resultatlos verlaufen war, bin ich auf dem Hinwege nach Pforta noch in Almrich eingesprungen, um noch Abschied von einem Primaner zu nehmen, den das Mißgeschick getroffen hatte geschaßt zu werden. Ziemlich die ganze Prima war zugegen, denn der Arme war allgemein sehr beliebt; der Abschied war natürlich sehr traurig. —

In Pforta brachte mir der Schneider meinen Anzug; er scheint leidlich zu passen. Den Rock hat er noch einmal mitgenommen. Heute nach Mittag ist wieder eine große Probe im Turnsaal, die Sache ist ziemlich langweilig. Ich freue mich indessen nicht wenig auf die Fastnachtstage; ich gedenke sie in Pforta möglichst lustig zu verleben, man kommt doch einmal auf eine kurze Zeit aus dem ewigen Trott heraus; Tag für Tag geht das so langweilig hin; wenn nur die Osterferi<e>n bald da wären! Mit Heinze habe ich im Betreff Kletschkens gesprochen, das Gespräch war sehr kurz und kühl „Sie sind ja nur noch anderthalb Jahr da“ sagte er.

Heinze ist übrigens Oldenburgscher Professor geworden, aber jetzt noch nicht so zu titulieren, sondern erst von dem Tage seines Aufenthalts in Oldenburg an. Auch eine Direktorstelle an einem preuß. Gymnasium ist ihm angetragen worden, die er natürlich ausgeschlagen. — Orden zum Kotillon und Tanzkarten sind natürlich schon bestellt, ich denke, die Sache soll nicht ungemüthlich werden.

Der Zweck meines Briefes ist übrigens, vor allem dich um Geld zu bitten für Fastnachten, ich bin abgebrannt wie eine Kirchenmaus und doch in der dringenden Lage, Geld, möglichst viel Geld zu brauchen. Meine Zeitungen habe ich auch noch zu bezahlen. Thue ein Uebriges, liebe Mamma und übersende mir irgend einen kleinen Wechsel und hilf mir und meiner Kasse wieder auf die Beine. Auch bei Eisentraut habe ich noch einiges zu bezahlen. Also wie viel ich brauche, wird dir klar sein. Einen Thaler habe ich ja so noch von Weihnachten her bei dir liegen. Lege noch einen hinzu und ich bin sehr zufrieden.

Dein Fritz.

Uebersende das Geld mit den Strümpfen, Weste, Slips. Viele Grüße an Lisbeth und den Onkel.

[«]

343. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Eilenburg

Pforta am 1 März 1863.

Liebe Mamma!

Nachdem ich am vorigen Sonntag, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß ihr verreist seid, nach Naumburg gegangen war und nur den Onkel zu Hause getroffen, habe ich Tag für Tag auf einen Brief von dir gewartet, den ich auch Freitag Nachmittag zu meiner großen Freude bekam. Es scheint euch ja sehr wohl zu gehn; ich wäre selbst am liebsten mit in Eilenburg, wo ich so lange nicht gewesen bin. Nun weiß ich nicht einmal, wie ihr euch in Pforte amüsirt habt; Der Ball kam mir im Allgemeinen ziemlich gemüthlich, nur etwas langweilig vor. die Obersecundaner haben nach meiner und aller Meinung famos gespielt und unser Spiel ist etwas dagegen abgefallen. Das Hauptverdienst ist in jeder Weise Meyer zu zuschreiben, der die ganze Geschichte geleitet hat. — Wir haben die Zeit jetzt ungewöhnlich viel zu thun. Ueberall Repetitionen, da das Ende des Semesters nahe ist. Wird denn Lisbeth am Königsgeburtstagsball theilnehmen? —

Das Ereigniß dieser Tage ist, daß Meyer zu unserm größten Leide relegiert worden ist und zwar wegen eines Prello nach Almrich, das er mit meheren meiner Bekannten unternahm, aber auf dem Rückweg von meheren Lehrern gefaßt wurde. Um so mehr thut uns dies wehe, als Meyer in dem letzten halben Jahr sehr gut bei den Lehrern stand und sich selbst sehr anstrengte. Es sind auch von den Lehrern alle mögliche Maßregeln getroffen worden ihn zurückzuhalten, aber einige erschwerende Umstände verhinderten dies. die letzten Tage seines Aufenthaltes leben wir nun ganz noch zusammen, von allen Seiten werden ihm Beweise der Liebe und Anhänglichkeit zu Theil; denn er wird von allen, die ihn näher kennen, sehr hoch geschätzt. Dieser Sonnabend, wo die Synode war, und wir in der größten Aufregung, war entschieden der traurigste Tag, den ich in Pforte verlebt. Sein ferneres Geschick ist nun äußerst zweifelhaft, da er gar keine Mittel hat. —

Ich erwarte sehnlichst eure Ankunft; grüßt meine lieben Eilenburger Verwandten vielemal von mir!
Lebt recht wohl!

Fritz.

[«]

344. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 8. März 1863>
Sonntag, Abend.

Liebe Mamma!

Sehr angenehm, daß ihr glücklich wieder angekommen seid und mir sicherlich viel zu erzählen haben werdet. Um so mehr that es mir leid, daß ich heute ob des schlechten Wetters nicht nach Naumburg kommen konnte. Denn ich hätte euch auch etwas angenehmes zu erzählen gehabt; daß ich nämlich seit gestern zum Famulus von H. Pred. Kletschke ernannt worden bin; er läßt sich dir vielemal empfehlen. Da er jetzt übrigens gerade die Inspektionswoche hat, so bin ich heute und diese ganze Woche in voller Amtsthätigkeit; daß ich mich an ihn empfehlen lasse, ist mir nun ganz gewiß.

Bewerkstelligen wir also nächsten Sonntag eine Zusammenkunft in Almrich; mit diesem Tag beginnt unsre Examenzeit. Diese acht Tage sind noch sehr schwierig und unbequem. Unsre Osterferien sind übrigens gekürzt; fast weiß ich nicht, ob ich überhaupt verreise. Sie dauern von Mittwoch vor dem Fest bis

Mittwoch nach dem Fest, also 8 Tage. Sollte ich bis dahin in irgend eine größere Arbeit hineingerathen, so werde ich wohl diesmal hier bleiben und arbeiten, besonders da der H. Rektor diese Zeit als besonders geeignet für Privatlektüre empfohlen hat.

Indessen zieht mir die Sehnsucht auch sehr wieder nach Naumburg; schreibt mir eure Ansichten darüber.

An H. Kletschke schreibst du wohl einen Dankesbrief mit einigen Worten über deinen Wunsch, daß ich mich an ihn empfehlen lasse. Den Brief schicke an mich, das Weitere werde ich dann abmachen.

Wie geht es denn dem lieben Onkel? Lisbeth ist mir noch viel zu erzählen schuldig. Schreibt alle recht bald und lebt wohl!

Fritz.

[«]

345. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 31. März 63.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, seinen Schrank reparieren zu lassen.

Stube IX, Schrank V.

[«]

346. An Hermann Kletschke in Pforta (Formular)

Pforta, den 10 April 1863

Der Alumnus Nietzsche *bittet um die Erlaubniß, sich folgende Bücher verschreiben zu lassen:*

Thucydides, ed. Krüger.

[«]

347. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pforte, 10. Apr. 63.

Nietzsche bittet um 5 Srg. Portogeld.

[«]

348. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 10. April 1863>

Liebe Mamma!

Neulich Abends bin ich glücklich nach Pforta gekommen, ohne angefallen zu werden oder in den Graben zu fallen oder mich zu verlaufen, ob ich schon allein gieng. Bekam am andern Morgen zu rechter Zeit alles, außer Kamm; es wäre mir übrigens etwas Eßbares wie Wurst oder dergleichen höchst erwünscht. Genug!

Es geht mir wohl wie euch hoffentlich; meine Jungens sind angekommen, heißen Backs und Redtel, also für Onkel Theobald alte Bekannte, mir recht angenehm. Hr. Pastor ebenfalls sehr froh; mein Mittlerer ist Arndt.

Ich habe viel über den lieben Onkel erzählt, Hr. P<astor> wird sehr bald schreiben. — Richard ist nach Quarta in die untern Regionen versetzt.

Falls die Plauener kommen oder da sein sollten — wendet doch alle Maschinen an, sie heraus zu bewegen.

Jetzt war wieder Hrr Past. da mit den beiden Jungens, die nun an meinem Tisch bleiben; ich habe ihnen verschiedenes besorgt.

Sie scheinen gefällig und bildsam zu sein. — Waren die Ferien nicht niedlich? Wir haben sie wohl genossen. Das Arbeiten gefällt mir wieder gut.

Morgen fangen die Lektionen an.

Ob wir uns Sonntags sehn? Ich habe noch bei Domrich Einiges abzumachen.

Nun lebt recht wohl! Denkt allesammt oft an mich.

Fritz

[«]

---

349. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 11 Apr. 63.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich 6 Schreibhefte und Gänsefedern anzuschaffen.

[«]

350. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 16. April 1863>
Donnerstag früh.

Liebe Mutter.

Wenn ich dir heute schreibe, so ist es mir eins der unangenehmsten und traurigsten Geschäfte, die ich überhaupt gethan habe. Ich habe mich nämlich sehr vergangen und weiß nicht, ob du mir das verzeihen wirst und kannst. Mit schwerem Herzen und höchst unwillig über mich ergreife ich die Feder, besonders wenn ich unser gemüthliches und durch keine Mißlaute getrübtes Zusammenleben in den Osterferien mir vergegenwärtige. Ich bin also vorigen Sonntag betrunken gewesen und habe auch keine Entschuldigung weiter, als daß ich nicht weiß, was ich vertragen kann und den Nachmittag gerade etwas aufgeregt war. Wie ich zurückkam, bin ich von Ob<er>l<ehrer> Kern dabei gefaßt worden, der mich dann Dienstag in die Synode citieren ließ, wo ich zum Dritten meiner Ordnung herabgesetzt und mir eine Stunde des Sonntagspaziergangs entzogen wurde. Daß ich sehr niedergeschlagen und verstimmt bin, kannst du dir denken und zwar mit am meisten, daß ich dir solchen Kummer bereite durch eine so unwürdige Geschichte, wie sie mir noch nie in meinem Leben vorgekommen ist. Und dann wie thut es mir auch des Pred. Kletschke wegen leid, der mir erst solches unerwartetes Vertraun erwiesen! Durch diesen einen Fall verderbe ich mir nun meine leidliche Stellung, die ich mir in vorigem Quartal erworben hatte, völlig. Ich bin auch so ärgerlich über mich, so daß es mit meinen Arbeiten gar nicht vorwärtsgehn will und kann mich noch gar nicht beruhigen. Schreib mir doch recht bald und recht streng, denn ich verdiene es, und keiner weiß mehr als ich, wie sehr ich es verdiene.

Ich brauche dich wohl nicht weiter zu versichern, wie sehr ich mich zusammennehmen werde, da es jetzt sehr darauf ankommen wird. Ich war auch wieder zu sicher geworden und bin jetzt, allerdings höchst unangenehm, aus dieser Sicherheit aufgescheucht worden.

Heute werde ich zu Pred. Kletschke gehn und mit ihm reden. — Bitte, erzähle übrigens die ganze Sache nicht weiter, wenn sie sonst nicht schon bekannt sein sollte.

Schicke mir übrigens doch baldigst meinen Shawl, ich leide jetzt immer noch an Heiserkeit und Brustschmerzen. Auch den betreffenden Kamm.

Nun lebe wohl und schreib mir ja recht bald und sei mir nicht zu böße, liebe Mutter.

Sehr betrübt
Fritz.

[«]

351. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 18. <April?> 63.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich den Thucydides einbinden zu lassen.

[«]

352. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 27. April 1863>

Liebe Mamma!

Ich bin seit einigen Tagen auf der Krankenstube wegen meiner Heiserkeit; sie wollte gar nicht weichen; ein fataler Schnupfen stellte sich ein. Letzterer verschwindet immer mehr auf der Krankenstube, aber die Heiserkeit ist noch da. Gestern, Sonntag, habe ich früh ein Paar Blutigel an meinem Halse gehabt; sie sogen gut, es ist auch ein wenig besser. Ich muß sehr diät und warm leben und nicht viel sprechen.

Ich benutze die Zeit zu vielem Schreiben und Schlafen. Es ist langweilig, wenn ich nicht interessante Lektüre hätte. Mitunter besucht mich auch Jemand. — Der Doktor ist heute verreist zu seinem Vater, Dr. Rosenberger versieht seine Dienste.

Ich hatte dir neulich schon geschrieben, schickte den Brief dann aber nicht ab, denn er konnte dich ängstigen, da ich auf die Krankenstube gehn wollte.

Das Wetter ist schlecht und wechselvoll; ich bin froh, jetzt in der warmen Stube zu sein, ebenso, daß ich gerade jetzt unwohl bin, wo ich an der schönen Natur nichts verliere. Schade, daß ich jetzt alles Klavierspieln entbehren muß, es kommt mir alles todt vor, wo ich nicht Musik höre. Wie ich noch drüben war, spielte ich sehr viel die vierhändigen Haydn. Sinfonien; kindlich, reizend und rührend sind sie.

Mitunter und mehr als sonst denke ich über meine Zukunft nach; äußere und innere Gründe machen sie etwas schwankend und ungewiß. Vielleicht könnte ich noch jedes Fach studieren, wenn ich die Kraft hätte, alles andere mir Interessante von mir zu weisen. Schreibe mir doch einmal deine Ansichten darüber; daß ich viel studiern werde, ist mir ziemlich klar, aber wenn nur nicht überall nach dem Brodstudium gefragt würde! —

Sonnabend vor 8 Tagen war Beichte, Sonntag Abendmahl. Daß ich mir alles Beste vorgenommen habe, und die vergangne Geschichte in mannigfacher Beziehung mich zum Nachdenken aufgefordert hat, daß ich besonders alles das, was Du mir geschrieben, reiflich überdacht und auf mich habe wirken lassen — das will ich nicht weiter versichern, ich hoffe, daß mein ferneres Verhalten dafür zeugen wird.

Sobald ich wieder ganz wohl bin und das Wetter schön, komme ich einmal nach Naumburg. Wir haben uns ja lange nicht gesehn. Es wird euch hoffentlich besser als mir gehen. Ich grüße Lisbeth und den Onkel von Herzen.

Lebt alle recht wohl!
Fritz.

[«]

353. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 2. Mai 1863>

Liebe Mamma.

Dein lieber Brief mit den Brustkaramellen kam mir sehr angenehm, da ich manches wieder von euch hörte was mich ja auch sehr interessirte. Um zuvörderst nun von meinem Unwohlsein Bericht zu erstatten, so ist die Heiserkeit immer noch da und zwar unvermindert; ich trinke seit gestern Selterwasser mit Milch und das scheint die Kehle ein wenig zu erleichtern. Es wird mir allmählich grauenhaft auf der Krankenstube, besonders da heute Wetter und Himmel lustig aussehn. Obwohl ich hier arbeite, will es doch nicht viel werden, da mir immer ein oder das andre Buch fehlt. Ich mache mir Auszüge aus Hettners Literaturgeschichte des 18 Jahrh., überhaupt treibe ich viel Literaturgeschichte.

Was meine Zukunft betrifft, so sind es eben diese ganz praktischen Bedenken, die mich beunruhigen. Von selbst kommt die Entscheidung nicht, was ich studieren soll. Ich muß also selbst darüber nachdenken und wählen; und diese Wahl ist es, die mir Schwierigkeiten macht. Gewiß ist es mein Bestreben, das, was ich studiere ganz zu studieren, aber um so schwieriger wird die Wahl, da man das Fach heraussuchen muß, worin man etwas Ganzes zu leisten hoffen kann. Und wie trügerisch sind oft diese Hoffnungen! Wie leicht läßt man sich von einer momentanen Vorliebe oder einem alten Familienherkommen oder von besonderen Wünschen fortreißen, so daß die Wahl des Berufes ein Lottospiel erscheint, in dem sehr viele Nieten und sehr wenig Treffer sind. Nun bin ich noch in der besonders unangenehmen Lage, wirklich eine ganze Anzahl von auf die verschiedensten Fächer zerstreuten Interessen zu haben, deren allseitige Befriedigung mich zu einem gelehrten Manne, aber schwerlich zu einem Berufsthier machen würde. Daß ich also einige Interessen abstreifen muß, ist mir klar. Daß ich einige neue hinzugewinnen muß, ebenfalls. Aber welche sollen nun so unglücklich sein, daß ich sie über Bord werfe, vielleicht gerade meine Lieblingskinder!

Ich kann mich nicht deutlicher aussprechen, die kritische Lage ist einleuchtend, und übers Jahr muß ich mich entschieden haben. Von selbst kommt es nicht, und ich selbst kenne die Fächer zu wenig.

Genug. — Ich habe eigentlich nichts weiter zu schreiben, als daß ich sehr bedauere, das Brautpaar nicht in Pforta gesehn zu haben.

Grüße Lisbeth und Onkel recht sehr von mir!

Lebt recht wohl allesammt!

Fritz.

[«]

354. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 5 Mai 63.

Herr Prediger Kletschke wird gehorsamst gebeten um 5 Srg. für fünf Portionen Zucker zu Selterwasser.

Nietzsche

[«]

355. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 11. Mai 1863>
Montag

Liebe Mamma!

Wie gern hätte ich dir im Lauf der Woche Nachricht zukommen lassen, wie es mir geht; aber du glaubst nicht, wie man auf der Krankenstube abgeschnitten lebt. Wie selten kommt ein Mensch herüber und nun gar bei dem schönen Wetter. Dazu keine Schreibmaterialien da. Bis Donnerstag habe ich noch zu Bett gelegen, es eiterte im Ohr ganz tüchtig und eitert noch. Täglich wird eine Art Thee eingespritzt. Hinter dem Ohr haben sich drei kleine Schwären gebildet. Die Nächte habe ich noch recht zu leiden, es ist überhaupt wohl die schmerzhafteste Krankheit, die ich gehabt. Schnupfen habe ich immer noch, aber sonst bin ich viel wohler, wenn auch noch recht matt. Ich gehe jetzt etwas in der Sonne spazieren und kann auch wieder arbeiten. Ich höre aber noch recht schlecht und sehe auch noch nicht so wie gewöhnlich aus. Appetit habe ich auch wieder. Die ganze Woche habe ich mich recht nach Euch gesehnt, schreiben kon<n>te ich nicht und war so allein immer.

Morgen will ich den Dkr fragen, ob ich herübergehn kann. Ich freue mich recht aufs Schulfest; wenn ich es nur recht genießen kann. Gestern habe ich einen hübschen Brief vom Onkel Edmund bekommen, der euch und Onk. Theobald herzlich grüßen läßt. Er wird in der Woche nach dem 3 Juni kommen.

Schreibt mir vor dem Schulfest ja noch. Und dann brauche ich nothwendig noch Geld, so auf der Krankenstube wie zum Schulfest.

Lebt recht wohl! Viel Grüße an Lisbeth und den Onkel. Vielleicht komme ich Mittwoch nach Tische, wenns nicht zu heiß ist nach Naumburg.

In herzlicher Liebe

[«]

356. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 17. Mai 1863>

Liebe Mamma.

Heute, Sonntag, schreibe ich Euch wieder, da ich mich wohler fühle und morgen, falls es da noch besser geht, herüberzugehn gedenke. Ich bin die letzte Zeit sehr verdrießlich gewesen, da ich gar keine Änderung meines Zustandes wahrnahm und doch mit Pillen und Oeleinreibungen gequält war. Noch gestern Nacht hatte ich zwei Stunden lang den fatalsten Hustenanfall mit Schnupfen und fließenden Augen. Heute ist die Heiserkeit geringer, doch noch Schnupfen blieb zurück.

Das Wetter ist auch so schön, ich sehne mich weg von dieser traurigen Stube, habe auch gar keine Zeit hier zu liegen; Arbeiten von allen Seiten, die drängendsten.

Ich habe gegenwärtig große Lust, die Hundstagferien mit Studien hinzubringen; ja ich sehne mich gewissermaßen darnach. Natürlich in Naumburg; Gustav ist wahrscheinlich allein zu Hause, da Krugs verreisen. Ich habe so viel noch zu thun, daß ich die Ferien dazu brauchen muß. Und alles bis Michaelis.

Das Interesse von Pforta haftet ausschließlich am Pfortaer Schulfest. Die Erwartungen sind die größten, auch für die Damen, da ungefähr 30—50 Offiz. zu erwarten sind. Das Berliner Comité steht über die Anordnungen in fortwährendem Briefwechsel mit dem unsrigen; es besteht aus 12 Mann, Ranke, Lepsius, Ehrenberg und andre Capacitäten an der Spitze. Es werden Alle persönlich angemeldet; einige Abgeordnete, auch Schulze-Delitzsch werden kommen. Das Diner am ersten Tag hat Teichgräber, das des zweiten Eisentraut; es wird auf 200— 400 Personen gerechnet. Im Turnsal ist das Essen, vorher der Aktus, an dem Stöckert eine deutsche Rede halten wird, famos, sag ich euch. Ihr müßt auch dazu heraus. Bewerbt euch bald um Einladungen, es ist hohe Zeit. Am zweiten Tag ist Bergtag, darnach vielleicht Ball. Geld wird die Geschichte kosten, auch den Alumnen. Aber es wird sehr lustig, wofern alles gut abläuft und man sich überhaupt amusiren will. Ungelegen ist mir's nur, weil's mir noch mehr Zeit zum Arbeiten wegnimmt.

Nun lebt allesammt recht wohl! Schreib mir recht bald, liebe Mamma, auch meine letzten Zeilen harren noch auf eine Antwort. Adieu!

Fritz.

[«]

357. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 20 Mai 63.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Buch Papier und ein Kästchen Stahlfedern anzuschaffen.

[«]

358. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 20 Mai 1863.

Herr Prediger Kletschke wird gehorsamst gebeten um 5 Srg. für fünf Portionen Zucker zur Medizin.

Nietzsche

[«]

359. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 20 Mai 63.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich Seife anzuschaffen.

[«]

360. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 21. 5.63.

Nietzsche bittet um 5 Srg. zum Schulfest.

[«]

361. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 22 Mai 63.

Nietzsche bittet um 5 Srg zum Bergtage.

[«]

362. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 30 Mai <1863>

Nietzsche bittet um 5 Srg. zum Bergtag.

[«]

363. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, Ende Mai—Anfang Juni 1863>

Hier übersende ich dir recht schmutzige Wäsche, theilweise noch von meiner Krankheit her, außerdem die versprochnen Noten, dazu etwas, was ihr der Tante mitschicken möget „ein Albumblatt“ wenig aber mit Liebe, wie auf allen Albumblättern. Etwas Neues habe ich nicht erlebt, heute habe ich schon sehr viel gearbeitet, das Wetter ist schön, Sonnabend denke ich euch wieder zu besuchen. Heute Nachmittag werde ich zu Hr. Pred. Kletschke gehn und alles ausrichten. Wenn du mir meine Kiste wieder schickst, liebe Mama, kannst du mir vielleicht einmal Kirschen mitschicken, ich habe noch keine einzige dies Jahr gegessen. Ihr habt mir ja lange, sehr lange nichts geschickt. Auf die Ferien freue ich mich mopsartig, eigentlich wie jemals kaum. Macht mir nur die Stube recht hübsch zurecht, so daß sie nicht mehr so riecht und es recht frisch drinn ist. Mein Tageslauf wird etwa folgender sein: Früh circa 4—5, stehe ich auf, arbeite etwas, trinke um 6 mit euch dann Kaffe, arbeite dann wieder bis gegen neun, spiele dann mit Gustav den einen Tag bei Krugs, den andern bei uns vierhändig, gehn dann zusammen baden; zu Mittag bin ich wieder da und den Nachmittag bin ich zu eurer Disposition vollkommen, wofern ihr mich nicht jeden Tag in Gesellschaften schleppen wollt. Indessen zusammen spazieren gehn, bei rechter Gluth, darauf freue ich mich.

Nun lebt recht wohl! Uebermorgen hoffentlich auf Wiedersehn!

Euer Fritz.

[«]

364. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 7 Juni 63.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Buch w<eißes> Papier anzuschaffen.

[«]

365. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 7. Juni 63.

Nietzsche bittet um 16 Srg. für Klaviermiethe pro Quart<al> II.

[«]

366. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pforte 14 Juni 63.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Buch Conc<ept>papier und eine Flasche Dinte anzuschaffen und zwei Bücher einbinden zu lassen.

[«]

367. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 19 Juni 63.

Nietzsche bittet um die Erlaubniß, sich eine Badehose nebst Bademütze anzuschaffen.

[«]

368. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 19. <Juni> 63.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein paar Stiefeln vorschuhen zu lassen.

[«]

369. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 23 Juni 63.

Hr. Prediger Kletschke wird um 20 Srg. für Kleiderreinigen gebeten.

FW Nietzsche

[«]

370. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Plauen i.V., 22. Juli 1863>

Liebe Mamma.

Denkst Du, daß ich dich mit einer langweiligen Reisebeschreibung heimsuchen werde? Nein. Ich verspare mir alles auf mündlich Erzählen. Bis jetzt habe ich alles so erlebt, wie Ihr es Euch denken könnt und habe mich sehr wohl und heiter befunden. Die lieben Tanten thun alles für mich und ich lebe sehr gemächlich, habe oben zwei Stubn zu meiner Verfügung, esse gut, mache viel Besuche usw. Bin viel bei der Anna, habe auch gestern dort gegessen, bin auch bei Brückners gewesen. Allseitige Grüße und Bedauern, weshalb Du nicht mitgekommen.

Onkel Theodor ist sehr krank, schleichendes Nervenfieber wahrscheinlich, hat Fieber, Schmerz in der linken Seite, daß er sich nicht im Bett bewegen kann, die Leber ist krank. Wir sind alle sehr besorgt. Onkel Hermann ist Montag abgereist; von Apolda aus will er Donnerstags nach Hamburg zur großen Ausstellung.

Morgen reise ich fort zu Fuß, über Oelsnitz, Triebel, Elster, Asch usw. Geld habe ich nicht mehr als Du mir gegeben. Hilft nichts, wird trotzdem gereist. Die Hand noch nicht aufgethan. Ich lebe wirklich sehr fidel.

Heute geht es zu Adolfs, zur Helene, zur Ottilie und Abends noch zur Anna, wenn ich nicht Abends zu Brückners eingeladen werde.

Wichmanns ziehn bald in ihr drittes Logis; Du kennst es, das prachtvolle Eckhaus, wo Markgrafs drin wohnten, ich habe es mir neulich im Innern genau angesehn. Es ist hier wohl immer noch das schönste Haus. Kostet 140 Th. Miethe, ihr jetziges 170 Thl; doch ist es nicht sehr geräumig und alle freuen sich sehr auf das neue, sehr geräumige Logis.

Wenn ich wieder zurückkomme? Weiß ich gar nicht. Etwa 6, 7 Tage reise ich, dann bleibe ich noch 2 Tage circa in Plauen und komme zurück. Auf glücklich Wiedersehn! Grüß Lisbeth recht schön. Die nun bald verreisen wird nach dem tristen Sangerhausen. Möchte nicht eben mit.

Sind Briefe an mich da? Laßt sie ruhig unerbrochen liegen. Steht per expr. drauf, schickt sie mir nach Plauen.

Nun nochmals Adieu! Denkt Ihr viel an mich? Ich sehr oft an Euch. Ihr werdet immer denken können, wo ich gerade bin.

(Wenn nur mehr Geld!)

Euer Fritz.

[«]

371. An Elisabeth Nietzsche in Sangerhausen

<Naumburg, 4. August 1863>

Liebe Lisbeth!

Es ist heute mein letzter Ferientag, und für eine Zeit hat es nun wieder geschnappt. Gern möchte ich dir noch Nachricht davon geben, wie ich meine Tage vollbracht, da du leider abhanden gekommen bist, und ich dir nicht mündlich meine Abenteuer erzählen kann. Genug, daß ich auf der Straße von Wunsiedel nach Weißenstadt mich darüber ärgerte, daß du, wenn ich zurückkomme, verreist seist. Nun mag es dir recht wohl gehn und mir ist's ebenso gegangen — arbeiten — nicht gerade gar nichts — erlebt — nicht gerade sehr viel — aber alles in einer netten, glatten Form, mit einem Anstrich von Eleganz und Leichtlebigkeit, aber auch in humoristischem Gegensatz mit einem starken Aufguß von baierischer Biergemüthlichkeit; ich bin ein wenig dicker geworden und habe mich von meiner Anstrengung durch tägliche Mittagsschläfchen wieder hergestellt. Jetzt nun — o jerum — bis zu nächsten Hundstagen lachende Aussichten auf nichts als Arbeit, Mühe, Schweiß.

Mein Leben in Plauen — du kennst es und kannst es dir vorstellen, meinen Brief an Mamma hast du auch gelesen, näheres, wenn es dir gefällt — was wir gegessen, gesprochen, gelesen, besucht, erfahren, spazierengegangen — kann ich dir mündlich mittheilen. Durchweg sehr niedliche Stimmung, ohne eingreifende Ereignisse, wie Ball oder Conzert, aber doch im Vollgenuß eines Privatlebens unter Verwandten. Dann bin ich eine Woche von dort verreist; notizenhaft will ich dir alles mittheilen; denke dir alles in novellistischem Style vorgetragen, und du hast manche interessante Scenen darunter.

Donnerstag. Wetter unsicher, Abschied, nach Ölsnitz, mit einem Handwerksburschen und Buchbinderlehrjungen, dort Schützenfest, Auszug, Diakonus Strubels, mit ihm über Schießhaus nach Voigtsberg, zurück, nach Mittag mit ihm nach Triebel, dort auf dem Wege Schulrevisionen von ihm, dem interimistisch<en> Rektor. Bei Pastor Strobels.

Freitag. Früh auf dem Kirchberg, („denkst du daran, mein...“?) nach Tische wieder nach Oelsnitz, den Abend auf dem Schießplatze, Volksfest, gemüthlich. Dort geschlafen.

Sonnabend. Fort bis Elster sehr heiter, auf und ab, in Pförtner Trapp, Waldfelsen mit rothen Blumen, Onkel Hugo Lehmann schon fort, nach Asch, böhmische Paßrevision, auf einem Leiterwagen, zu Stößens, Abends nach Neuhausen, baierischem Grenzort, dort mit dem Direktor getrunken bis 12. Dann in Asch geschlafen.

Sonntag. Turnerfahnenweihe, Volksfest, mit ausgezogen, Reden von Bürgermeister, von drei Damen, die auf den Hund kamen. Dann wieder nach Neuhausen, dort bis 1 Uhr Nacht. Mit baierisch., böhmischen, Grenzbeamten zusammen.

Montag. Um 9 Uhr fort nach Franzensbad, wo ich etwa ½2 eintreffe, hoher Luxus, Modejournale von Menschen, dort Conzert gehört, bis 5 mich unter den Puppen bewegt, unter Larven und Polinnen (kohlschwarz) die einzig fühlende Brust. Nach Eger, altes, berühmtes, grauschwarzes Schloß angesehn, alles katholisch, Heiligenbilder ganz bunt, dann um 8 noch fort durch Waldungen, mit einem Bierbrauer und Wirthschaftsbesitzer 3 Stunden noch gegangen, es regnet etwas. Ueber die baierische Grenze. Dorfkneipe, zwischen Fuhrmann und Hausknecht auf der Streu. Schnarcht gewaltig, stinkt nach Pferd.

Früh Dienstag um 5 fort durch Wald nach Wunsiedel 6 Stunden, durch und durch naß, im Kronprinzen umgezogen und table d’hôte gegessen, fin, auf die Luxburg, in Begleitung eines jungen Doktor, ein Berg in granitnen Trümmern, Felsenlabyrinth, mit langem Moose, Fichten durchwachsen, Durchbrüche, Schlünde, Brücken, Leitern. Zurück über Wunsiedel nach Weißenstadt, links Schneeberg und Rudolphstein, Abends um 9 Uhr dort im Löwen gut gespeist (Suppe Forellen Kartoff. Bier), sehr gut geschlafen (Sprungfedermatratzen, alles sehr elegant) gut gefrühstückt, recht gut bezahlt, fort nach den Waldstein

am Mittwoch, ein Gewitter mit starkem Regen, zwei Stunden darin aufwärts gestiegen, endlich Treppen und Leitern, Glashäuschen, umgezogen, wundervolle Weitsicht, weiße Nebelmassen aus den Schluchten nach dem Gewitter, herab nach Schwarzenbach zu, vielfach verlaufen, allmählich Landregen, in Schwarzenbach durch und durch naß auf Eisenbahn gesetzt, nach Plauen gefahren. Dort sehr erwartet. Sic! Was dort noch erlebt, nicht viel. Der Onkel Theodor sehr gefährlich krank. Am Sonntag bin ich wieder zurück gereist und habe sehr gemüthlich und nett mit der Mamma noch das Kirschfest verlebt. Nun ist’s aus. Grüße den Onkel und die Tante recht schön von mir, bleibe mir recht gesund, amüsir’ dich recht (mit deinen L--tnants), grüße auch in Gorenzen alles recht von mir und denke mitunter einmal an mich, wenn du zum Schreiben keine Zeit hast. Leb recht wohl! Gutes Thierchen!

Fritzchen!
Das Alumnuschen.

[«]

372. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 22. August 1863>
Sonnabend früh.

Liebe Mamma.

Entschuldige recht, daß es mir nicht möglich war eher zu schreiben oder selbst zu kommen. Ich hatte besonders viel, mehr als gewöhnlich zu thun. Und wie gern hätte ich dich gerade nach den Brief dreier betrübenden Nachrichten gesprochen. Ich bin so verstimmt und ärgerlich und gewissermaßen so wüthend, daß alles dies so gekommen. Der gute Onkel Theodor! Hab ich ihn also doch nicht wieder gesehn! Ich habe sein Bild mir diese Tage so oft angesehn und immer bei mir getragen. — Und dann mache ich mir Vorwürfe, daß ich in <den> Hundstagen nicht nach Gorenzen gereist bin. Du kannst überzeugt sein, es wäre anders gekommen mit beiden. Und denkt ihr denn, daß das Seebad hier alles thun wird? Für das Körperliche, vielleicht, möglich; für das Geistige, was doch immer Hauptsache ist, nimmermehr. Vor allen kann Tante Sidonie keine Minute mehr bei ihm bleiben. Dem Onkel wärs besser zu reisen, in ein Gebirge, zu Fuß, als in der Ruhe eines kleinen Badenestes zu verdumpfen. Die andre Geschichte ist eine Lächerlichkeit, ein Rückschlag unsrer Naumburger Tinkaidee, eine Folge seines geistigen Uebelbefindens, auf keinem Fall bindend, auch für den Fall eines Verlöbnisses. Wenn ich nur dort wäre! Schreiben werde ich nicht an den Onkel. Wenn er in Maßnitz ist, sag ihm, ob er nicht etwas nach Pforta kommen könnte.

Nun leb wohl. Morgen gedenke ich Euch in Almrich zu sehn und hoffe und freue mich darauf Lisbeth zu finden, die ich so lange nicht gesehn. Nächste Woche ist also die Hochzeit, ich bedaure, ganz bestimmt nicht kommen zu können.

So. Seid recht wohl!

Euer Fritz.

[«]

373. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 27. Aug. 63.

Nietzsche bittet um 10 Srg. für Sängerfahrt und Bergtag.

[«]

374. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 29. August 1863>
Sonnab. früh.

Liebe Mamma!

Wie ich hoffe seid ihr wieder zurückgekehrt; wie ich erwartete, wurde mir zu kommen natürlich nicht gestattet. Es wird wohl recht nett gewesen sein, die Verwandten habe ich nun nicht kennen gelernt. Nun, es kann ja immer noch bald genug geschehn. Natürlich habt ihr also von mir keinen Brief mitbekommen, wohl nicht einmal meine Grüße und Glückwünsche. Das thut mir recht leid. — Nun werd ich doch endlich Lisbeth wieder zu sehn bekommen; nicht wahr, Sonntag in Almrich, wenn es nicht zu heiß ist, sonst kommt ja nicht, ich auch nicht.

Vorigen Mittwoch war Sängerfahrt auf der Rudelsburg, sehr besucht von Kösen, da das Wetter sehr schön war. Hr. P<astor> Backs habe ich viel gesprochen, er läßt den Onkel Theobald bitten, recht herzlich bitten, ihn doch jetzt auf längre Zeit zu besuchen; er zöge wieder in sein Stübchen usw. — Sagt es ihm.

Donnerstag Nachmittag war Bergtag bei dem angenehmsten Wetter der Welt. Schade daß ihr nicht da ward, es war sehr hübsch und amüsant. Ich habe leidlich viel getanzt. Frau Geheimeräthin Redtel war da alsam ihren Töchtern. Ich werde sie öfter besuchen, da ich eingeladen bin und es sehr liebenswürdige Menschen sind.

Ich habe sehr viel zu thun, und bin in fortwährender Thätigkeit. Dabei schwitze ich greulich. Könnt ihr mir nicht ein paar Flaschen Soda besorgen?

In herzl. Liebe

votre tres cher
fils et frère Fréd.

[«]

375. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pforte 30 Aug. 63.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Buch w<eißes> Papier und ein Kästchen Stahlfedern anzuschaffen.

376. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 6. September 1863>
Sonntag Abends um zehn Uhr.

Meine Grüße Euch allen!

Nicht wahr, ein paar Zeilen von mir kommen Euch jetzt recht erwartet, da ich heute selbst doch nicht kommen konnte. Ob ich zwar gleich selbst nichts erlebt habe; hingegen dachte ich im Fluß voriger Woche einen Bogen voll der buntesten, niedlichsten Erlebnisse zu bekommen; aber die Woche ist vorübergehinkt und hat mir nur einen Zettel gebracht, aus dem ich erfuhr, daß ihr meiner noch gedächtet und daß meine Wäsche schmutzig sein müsse, was wirklich seltsamerweise auch wahr war.

Also heute einige Zeilen, damit ihr erfahrt, daß ich noch lebe, Bücher um mich gewälzt habe und bis nächsten Sonnabend nicht dran denken kann, aus dieser Verschanzung herauszukommen. Dabei bin ich heiter, mitunter verstimmt, erlebe bald gute und lustige bald verdrießliche Dinge, aber das Uhrwerk ist im Gang und schnurrt fort, ob eine Fliege sich auch drauf setzt oder eine Nachtigall dabei singt.

Allerdings der Herbst und seine gereifte Luft hat die Nachtigallen vertrieben, und die Fliegen haben sich dabei eine Erkältung zugezogen. Und ich liebe den Herbst sehr, ob ich ihn gleich mehr durch meine Erinnerung und durch meine Gedichte kenne.

Aber die Luft ist so kristallklar, und man sieht so scharf von Erde nach Himmel, die Welt liegt wie nackt vor den Augen.

Wenn ich minutenlang denken darf was ich will, da suche ich Worte zu einer Melodie die ich habe und eine Melodie zu Worten die ich habe, und beides zusammen, was ich habe, stimmt nicht, ob es gleich aus einer Seele kam. Aber das ist mein Loos!

Nun gehen sie wieder ab, die Schwalben, die nach dem Süden zu die Segel richten, und wir singen wieder sentimental hinterdrein und schwenken die Seidel, und mancher wischt sich die Nase vor Rührung, denn der Postillon bläst: Schier dreißig Jahre bist du alt!

Das nennt man heut zu Tage einen Lebensabschnitt, und mancher Abiturient stellt sich jetzt das Leben wie einen Kuchen vor, von dem er das kleinere, etwas verbrannte Stück vertilgt hat, und nun geht er mit Energie und würdiger Vorbereitung daran, das größere, süßere Schnittchen zu beseitigen.

Und siehe, es bleibt ein schäbiger Rest, den nennt man Lebenserfahrung, und genirt sich, ihn den Hunden vorzuwerfen. Aus Pietät vielleicht. Denn er hat einem viel Zähne gekostet.—

Bis hierher die wahrheit und dichtungsvolle Einleitung meines Briefes. Jetzt kommt die Hauptsache, bestehend in dem Thatbestand, daß ich eurer oft gedenke, zweitens daß ich weiße Taschentücher brauche, da ich vor lauter Schnupfen blühe, und drittens, daß ich folgende Noten brauche als Leibesnothdurft

Schumann,	Phantasien, 2 Hefte. „Abends“ usw. Kinderscenen. 1 Heft.
Volkmann,	Visegrad.

Lisbeth, bitte, besorge mir beides ja recht hübsch von Domrich und schicke es mir ja Dienstag heraus. Es ist für Fräulein Anna Redtel. Ich habs versprochen. Bitte!

Fritz
der euch Mittwoch in Almrich zu sehn hofft;
es ist Abiturientenabgang. Lebt recht wohl!

[«]

377. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 11. September 1863>
Freitag, früh um 5 Uhr.

Meine Grüße voran!

Siehe, ich bekam ihn am Schopfe, nämlich deinen Brief, las ihn und lachte und als ich ihn ausgelesen, lachte ich noch einmal. Also förmlich entsetzt bist du gewesen, weil ich nicht wie gewöhnlich über schmutzige Strümpfe, allerlei Wünsche meines Magens und meiner Kasse und ähnliche saubere Gegenstände, die dir meine Briefe immer so theuer machen, geschrieben habe, sondern weil ich in einem Selektatöchterschulenstyl, in sentimentalen, haarsträubenden Phrasen, den Wunsch aussprach, mir einige Noten zu besorgen: gewiß ein bescheidener Wunsch, der mir aber doch nicht in Erfüllung gegangen.

Es thut mir leid, dir Schrecken gemacht zu haben, und ich will es gewiß nicht wieder thun, besonders wenn ich befürchten muß, daß du aus Schrecken über das

Ungeheuerliche des Briefes seine Pointe ganz vergißt.

Wir haben gestern schlechtes Fleisch zu Mittag gehabt und werden morgen Klöse essen.

Der eine meiner Stiefeln hat eine Oeffnung, welche man ein Loch zu nennen pflegt.

Heute fand man im Primanergarten einen Vogel, der schon der Verwesung nahe war. Es war ein Spatz. Er duftete.

Wenn es regnet, so wird es naß und wir haben keinen Spaziergang. Trotzdem hatten wir heute Spaziergang.

Beiläufig bin ich ein „ehrwürdiger Primaner, du eine ehrwürdige Schwester und Domrich ein Buchhändler.

Und indem wir alle drei dies
verbleiben,
empfehle ich mich.

N.B. Ich hatte eben „Wäsche“, und bin nicht in der Stimmung, dir so gefühlvoll zu antworten, mein „Herzenslieschen, Zuckersüßchen, Mietzemieschen“,

N.B. alles umschlossen von „Gänsefüßchen“.

Frédéric.

[«]

378. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 20 Sept. <1863>

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich
ein Buch w<eißes> Papier
ein Buch conc<ept> Papier
ein Kästchen Stahlfedern
anzuschaffen.

[«]

379. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 20 Sept. <1863>

Nietzsche bittet gehorsamst um 18 Srg. Klaviermiethe.

[«]

380. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 23. Sept. <1863>

Nietzsche bittet um 2½ Sg. zum Examenspaziergang.

[«]

381. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 24 Sept. 63.

Hr. Prediger Kletschke wird gehorsamst um 20 Srg. für Kleiderreinigen gebeten.

FW Nietzsche.

[«]

382. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 25. September 1863>
Freitag früh um 10 Uhr.

Liebe Mamma.

Morgen also werde ich glücklich die letzte Stufe vor dem Abiturientenexamen erstiegen haben, die mir in Pforte noch zu ersteigen war: ich werde nach Oberprima versetzt. Sende mir doch ja morgen Wäsche, insbesondre Taschentücher und außerdem das nothwendige Uebel, was mit jeder Versetzung verbunden ist: Geld. Also bitte. Ich denke du wirst nun wieder besser bei Kasse sein.

Sonntag wollen wir uns doch jedenfalls in Almrich sehn, ich freue mich recht darauf. Daß es mit euren englischen Verhältnissen so rasch von Statten geht, soll mir angenehm sein. Nächsten Freitag also komme ich, hoffentlich werde ich noch Platz haben: richtet mir nur das Stübchen recht hübsch ein. Diese Tage jetzt arbeite ich sehr fleißig, es geht nun gewaltsam auf das letzte Jahr zu, man muß sich immer mehr anstrengen.

Man lebt jetzt recht viel in der Zukunft und macht sich Pläne für die Universitätszeit: selbst meine Studien beginne ich schon darauf einzurichten.

So werde ich auch jetzt zu meinem Geburtstage mir eigentlich nur wissenschaftliche Werke wünschen, und zwar sind es folgende:

Die Nibelungen. Herausgegeben von Lachmann. Mit Glossar. 1851. Berlin, Gsellius, 1 Thl. 6 Srg.

G. Dronke, die religiösen und sittlichen Vorstellungen des Aeschylos und Sophokles. gr. 8. 1861.

Leipzig, Teubner, geh. 24 Srg

Fr. Schubert, Grand Duo à quatre mains.

Holle, 15 Srg.

Außerdem nichts weiter. Nur noch diese sachliche Bemerkung, daß ich diesmal vielen von meinem Geburtstagskuchen mittheilen will und muß.

Der letzte Geburtstag, den wir so nah zusammen verleben. Das nächste Mal sendet ihr mir meine Geschenke wer weiß wohin.

Lisbeth danke ich recht für ihren Brief, der mit verschiedenen Stimmungsansätzen und ebensoviel Absätzen sich recht wunderlich ausnahm. Nun freilich, die Herbstluft und das Manoevre — und um poetisch zu werden — die Uniformen — mag schon ein bißchen viel Leben in — die Beine bringen. Daher die vielen Ansätze und Absätze.

Also Sonntag sehn und sprechen wir uns. Morgen ist Umzug, darum fürchterlicher Schmutz.

Habe leider keine Zeit. Darum Adieu!
Vergeßt mich nicht!
Fr.

[«]

383. An Hermann Kletschke in Pforta (Formular)

Pforta, den 26 Sept. *1863*

Der Al. Nietzsche *bittet um die Erlaubniss, sich folgende Bücher verschreiben zu lassen:*

Nipperdey, annales vol. I und II Weidemann.
Hollenberg, Hülfsbuch für Religionsunt<er>r<icht>.
Cicero’s offic. ed. Klotz. Teubner.

Zeittafel der griech<ischen> Gesch<ichte> von Peter. 2 Aufl.
Platonis dialog. ex recog. Hermanni vol. II

[«]

384. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 28. September 1863>

Liebe Mamma —

Da also unsre Zusammenkunft gestern mißlungen und in das Wasser gefallen ist, muß ich doch heute etwas schreiben, wenn ich gleich lieber von euch einen etwas ausführlichen Brief läse. Erlebt habe ich nichts als, daß ich gestern Mittag zu einem Famulusessen bei Oberlehrer Kretzschmar eingeladen war; heute sind ziemlich alle Lehrer fortgereist zu einer Philologenversammlung in Meißen. Nächsten Freitag also werde auch ich kommen, ich denke, wir wollen hübsche Tage zusammen verleben.

Was meine Wünsche betrifft, so habe ich Domrich das Buch angegeben, welches ich brauche. Es heißt „Lachmann, Anmerkungen zu den Nibelungen und zur Klage.“ Es wird etwa ebensoviel kosten. Ich habe diese Tage jetzt sehr viel zu arbeiten, und man bemerkt trotzdem nicht, daß es besonders rasch fortgienge. Das macht, es ist so vielerlei. Aber es macht mir im Allgemeinen Vergnügen, und ich wünsche nur immer, noch mehr Zeit zu haben.

Mittwoch habt ihr vielleicht Zeit und seid hoffentlich nicht ausgegangen, wenn ich kommen sollte. Nach Tische bis ½3 habe ich Spaziergang. Freitag könnt ihr mich sehr früh, jedenfalls zum Kaffee erwarten. Richtet mir ja alles hübsch ein.

Hr. Pastor Backs läßt den Onkel Theobald nochmals einladen, recht sehr einladen, ihn jetzt auf längere Zeit zu besuchen. Der Onkel mag es doch ja thun.

Von meinen Untern ist Redtel mit nach Obertertia gekommen, Backs natürlich nicht. Hoffentlich das nächste Mal.

Ich habe jetzt einen andern Untern; etwas beschränkt, von schwerer Fassungsgabe, dabei dummgutmüthig und auch fleißig, die beschwerlichste Gattung von Menschen.

Ich bin jetzt in der vierten Stube: zwar brauche ich nicht zu erwarten, daß ihr mich hier einmal besucht, aber ihr wißt es doch nun wenigstens.

Für die guten Wünsche und die Pflaumen danke ich recht schön. Hoffentlich ist diesmal die Re<c>hnung nicht so groß. Auf der Krankenstube bin ich ja nicht gewesen.

Die Hundstage waren doch recht hübsch, ich denke oft und gern an meine große Reise und habe doch nicht gerade ganz wenig erlebt; es fällt mir immer so hin und wieder noch etwas ein.

Was wird nun nächstes Jahr in den Mulusferien werden? Ich weiß noch gar nicht, was wir da andrehen werden.

Nun lebt schön wohl und behaltet mich lieb!

Fritz

[«]

385. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 11 Oct. <1863>

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich Seife anzuschaffen.

[«]

386. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. II Oct. <1863>

Nietzsche bittet um 5 Srg. Schemageld.

[«]

387. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 13. Oktober 1863>

Liebe Mamma.

Ob ich gleich nicht weiß, ob du schon wieder zurück von deiner Reise bist, schreibe ich, wenn ich schon nicht gerade etwas wichtiges zu schreiben habe. Soviel ich weiß — ich glaube mich nicht zu irren — feire ich nächsten Donnerstag, wo wir einen rechten Arbeit- und Mühereichen Lektionstag haben, mein Geburtsfest. Daß wir uns sehn, ist also für diesen Tag unmöglich. Aber Sonntag darauf hoffe ich, daß wir uns in Almrich sehn. Spaziergang ist von ¼3 bis ¼5 Uhr.

Vorigen Sonntag war heiliges Abendmahl, und wir hatten darum keinen Spaziergang. Es würde mir Leid thun, wenn ihr mich erwartet hättet.

Sonnabend habe ich die alten Geheimrath Backs in Kösen besucht; die alten Leute waren sehr freundlich. Ich habe immer sehr viel zu arbeiten. Die Folge davon, daß man in einer neuen Klasse ist. Gestern waren wir mit dem H. Rektor auf den Saalhäusern. Wir gingen dann über die Berge und Kösen zurück.

Daß ich mich recht über die Verlobung d. D. Heinze gefreut habe, ganz natürlich; wenn Lisbeth einmal Claire sieht, so mag sie ihr meine Glückwünsche und meine Freude recht schön aussprechen. Wäre ich in Naumburg, würd ich's selber thun. Wie ich jetzt eben höre, ist Prof. Heinze mit Braut eben in Pforta und stellt sich den einzelnen Familien vor. Ich kann leider die Stube nicht verlassen.

Wann reist ihr denn nach Gorenzen ab? Und wie ist es mit den Engländern geworden? Schreibt mir doch zu meinem Geburtstag einen recht ausführlichen Brief, ich freue mich so darüber. — Nächsten Montag ist unser Aktus zur fünfzigjähr. Feier der Leipziger Schlacht. Ich mag diesmal kein Gedicht vortragen.

Hoffmann v. Fallersleben ist seit ein paar Tagen in Pforta, zum Besuch bei Prof. Steinhart. Heute wohnte er der Chorsingstunde bei, wir sangen mehere von ihm gedichtete Lieder.

Das ist alles, was zu erwähnen wäre. Schließlich habe ich keine Handtücher, sendet mir doch welche. Die Rechnung beträgt etwas über 9 Thl. was dich freuen wird.

Nun liebe Mamma und Lisbeth!
Adieu!
Euer Frédéric

[«]

388. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 14/Oct. 63.

Nietzsche bittet gehorsamst um 5 Srg. zum Weinführen.

[«]

389. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 16. Oktober 1863>

Liebe Mamma und Lisbeth!

So habe ich denn meinen Geburtstag wieder einmal glücklich verlebt, und abgesehn davon, daß es eben ein recht tüchtiger Lektionstag war, und daß das Gefühl 19 Jahre alt zu sein nicht zu den angenehmsten gehört: ist es mir den ganzen Tag recht wohl und heiter gewesen und ergangen. Als ich um 11 aus der Lektion in meine Stube kam, fand ich da den Tisch schön gedeckt und darauf alle eure schönen Geschenke aufgebaut: was mich recht freute. Zuerst nun danke ich euch recht schön, recht vielemal für alle eure guten Wünsche, zu denen Gott seinen Segen geben möge: dann habe ich mich recht über alle eure Geschenke gefreut, besonders da ich auch noch andre mit all’ den schönen Eßsachen erfreuen konnte. Schade daß das Buch nicht das richtige ist: ich habe dies nicht bei Domrich bestellt, es ist ein Irrthum. Dies Buch hier besitze ich schon. Das gewünschte hieß „Anmerkungen zu den Nibelungen und zur Klage.“ v. K. Lachmann. Dankt doch den guten Tanten recht schön für ihre Briefe und ihre reichen Gaben; besonders lieb ist mir die Photographie des lieben selgen Vaters. Das Buch der Tante Rosalie ist leider auch noch nicht bei Domrich angekommen.

Heute morgen habe ich von den schönen Kuchen gegessen und habe noch an 14 meiner näheren Bekannten geschickt, sodaß er gerade alle ist. Er war aber vortrefflich und hat mir und den andern recht gut geschmeckt. Auch das schöne Obst und den schönen Wein, über den ich mich sehr freute — es sah alles so schön und bunt aus — habe ich vertheilt, nach dem ich alles gekostet hatte. Also — ich kann nicht bloß für mich sondern für alle, die mit genossen haben, danken. Wilhelm und Gustav haben mir recht hübsche Briefe geschrieben.

Vielleicht schreibt mir auch der Onkel Edmund in der nächsten Zeit. Sonntag also wollen wir uns in Almrich treffen, zum letzten Mal also bis Weihnachten. Ich habe immer sehr viel zu thun, und deshalb gar keine Zeit zu etwas andern.

Der kleine Tintenwischer, liebe Lisbeth, ist fast zu hübsch, als daß ich ihn gebrauchen könnte. Ich danke dir auch recht für deinen Brief. Also Sonntag auf Wiedersehn! Vielleicht kommt ihr auch Abends zu den großen Feierlichkeiten auf den Knabenbergen.

Nun nochmals vielmaligen Dank!
Euer Fritz.

Ich habe Schnupfen, das ist übel. Bitte Taschentücher! Morgen werde ich euch den Brief an Heinze schicken, eher habe ich keine Zeit.

[«]

390. An Max Heinze in Naumburg

<Pforta,> am 16 October 63.

Hochgeehrter Herr.

Es ist mein besondrer Wunsch, Ihnen meine Freude über Ihre Verlobung schriftlich zu bezeugen, da Sie mich bei Ihrem Weggange aus Pforte gütiger Weise aufforderten, mitunter einmal zu schreiben. Wie gern ergreife ich gerade diese Gelegenheit, da Sie mir durch das letzte Ereigniß, um es kurz zu sagen, nur noch näher gerückt sind, als es immer die Dankbarkeit, die ich Ihnen schulde, thun konnte. Nicht nur, daß Sie durch Ihre Verlobung enger wieder an Naumburg, meine Heimat, geknüpft sind: nein, auch Ihre und des Glückes glücklichste Wahl ist mir von großem Interesse, da ich früher, so lange ich noch in Naumburg war, auch Gelegenheit hatte, Fräulein Claire kennen zu lernen. Indem ich also auch meine Wünsche mit allen denen vereine, die man überall und so auch in Pforte für Sie sagt: empfehle ich mich

Ihr dankbarer ehemaliger
Empfohlener
FW Nietzsche

[«]

391. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 18 Oct. 63.

Nietzsche bittet um 2½ Srg. zu Feuerwerk.

[«]

392. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 19. Oktober 1863>

Liebe Mamma und Lisbeth!

Indem ich hoffe, daß dieser mein Brief euch noch in Naumburg treffen wird, schreibe ich. Es folgt also heute dieser Ueberzug mit der Kiste, in der ihr mir alles was ich noch brauche übersendet. Das betreffende Buch sendet nur wieder zu

Domrich, das andre werde ich selbst besorgen. Recht schade wars, daß ihr den schönen Fackelzug auf unsern Höhen nicht gesehn habt, und die vielen Freudenfeuer. Gestern war großer Aktus, wo Pr. Steinhart eine schöne Rede hielt. Ich habe nur leider zu viel zu thun und kann kaum zu diesen Zeilen Zeit finden.

Also nun sehn wir uns eine lange Zeit nicht. Bleibt nur alle recht wohl und tragt dazu bei, daß der Onkel Edmund sich bald wieder wohl befinde. Sonntags werde ich also öfters, wie z.B. nächsten Sonntag, die Tante Rosalie besuchen, mitunter auch nach Kösen zu Geh<eim>raths Backs. — Die betreffend<en> Stiefeln passen mir sehr knapp über der Spanne, aber es muß gehn.

Ihr werdet mir aber doch einige male von Gorenzen aus schreiben, ausführlicher schreiben? Ich erfahre so sehr wenig. Ueber die Weihnachtsreise werde ich euch später meinen Plan mittheilen. Auf die projicirte Harzreise im Winter freue ich mich mehr als wenn es im Sommer wäre. Sage das dem Onkel und grüße ihn recht schön.

Nun lebt recht wohl und denkt mitunter an mich!

Euer Fritz.

[«]

393. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 1 Nov. 63.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein paar Stiefeln vorschuhen zu lassen.

[«]

394. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta, den 1. November 1863>

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich
ein Buch w<eißes> Papier
ein Buch c<oncept> Papier
ein Kästchen Stahlfedern
anzuschaffen.

[«]

395. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 1 Nov. 63.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Buch w<eißes> Papier,
ein Kästchen Stahlfedern
anzuschaffen
und sich drei Bücher und ein Notenheft einbinden zu lassen.

[«]

396. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Gorenzen

<Pforta, 10. November 1863>
Dienstag. Abends.

Liebe Mamma und Lisbeth!

Unmöglich konnt’ ich eher schreiben, denn vorige beiden Wochen habe ich an einer größern Abhandlung zu schreiben gehabt, die mir selbst meine Mußestunden wegnahm. Habe mich aber um so mehr über euren Brief gefreut, der mitten hineinkam und mich auf Weihnachten vertröstete. Das ist nämlich auch der einzige Trost, wofern mitunter einer nöthig sein sollte. Denn im Allgemeinen schwimme ich mit Wohlbehagen in meinen Studien und lebe ganz gut wie eben ein Fisch in seinem Element oder nach Lisbeths poesievollem Ausdruck, wie ein „Thierchen“ in seinem Revierchen oder Plaisirchen.

Das heißt, um es voller auszudrücken: das Wetter — nun gut — das gefällt mir; natürlich, denn es ist kalt, darum gemüthlich; mitunter regneri<s>ch und schmutzig, viel gelbes Laub und schon keine Weintrauben mehr, kurz keine Herbststimmung, die mitunter zu poetisch, musikalisch und rosa anläuft. Lisbeth wird mich verstehen: ich spreche von rothen Uniformen, nicht wahr, mein —

Martinsgänschen haben wir heute gegessen, zum Erbarmen dürr, sie hatten so lange geschrieen, bis sie wahrscheinlich die Auszehrung bekamen und wir sie vollends aufzehrten.

So weit vom Wetter. Nun von Wichtigerem. — Zuvörderst nicht zu vergessen, daß meine Stiefeln in Stande und meine Füße darum trocken sind. Dagegen stehn der Hr. Rektor und ich in gutem Einverständniß.

Es friert draußen, ich habe einen Shawl um den Hals gewunden, um mich herum ist es ziemlich stille, einige Jungens flüstern leise. Voriges Jahr war an diesem Tage Sturm und rechtes Spätherbstwetter; heute ist es still winterlich, nebelig, die Lampen und die Sterne flackern trübe. Wichtige Ereignisse wollt ihr wissen? Oder wenigstens von meinem Leben? Innerlich, äußerlich? Nun ich habe es gethan und euch schon alles gesagt. Draußen friert es, drinnen im Stübchen ists gemüthlich warm, und ich könnte Verse machen. Genug.

Weihnachten — ja auf das Waldleben im Winter und einige größere Ausflüge, darauf freue ich mich. Im nächsten Jahre erleben wir es nicht zusammen, das gute Fest. Die Hinreise soll ebenfalls gemüthlich werden, den ersten Tag bleibe ich in Naumburg, am Mittwoch reise ich fort und will sehn, wann ich ankomme. Nach Erfurt reise ich nicht. — Wünsche für Weihnachten? Nun darüber schreibe ich euch noch einmal. Es sind noch 6 Wochen. Schreibt mir nur recht bald einmal. Das betreffende Buch von Domrich ist immer noch nicht richtig angekommen.

Ich habe in vorigen Wochen eine etwas weitläufige Untersuchung über die Ermanarichsage geführt und dazu viel in alten hohen Schweinslederbänden und Chroniken herumgewühlt. Es ist ein Werkchen von sechzig Seiten geworden. —

Ich will nur gleich herschreiben, was ich mir wünsche, es ist so besser. 1.) Grand Duo von F. Schubert, vierhändig. 2) Düntzer, Goethe’s lyrische Gedichte. So.

Nun lebt recht, recht wohl und grüßt den lieben Onkel vielemal von mir. Ich möchte gern ausführlicher schreiben. Habe aber keine Zeit. Aber bitte, schreibt mir bald einmal.

Euer Fritz.

Ein anderes Buch, das ich übrigens sehr nothwendig brauche, ist „Aeschylos, übertragen von Minkwitz.“ Zu meiner großen freien Arbeit für mein letztes Semester brauche ich dies. Also wählt aus, was euch lieb ist. Euer Fritz.

[«]

397. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 28. November 1863>
Sonnabend.

Liebe Tante!

Wir haben uns recht lange nicht gesehn; es hat mich mannigfaltiges verhindert, nach Naumburg zu kommen, schlechtes Wetter oder Ausfallen des Spazierganges und besonders viel Arbeiten. Heute nun schreib ich dir, um dir eine recht traurige Nachricht mitzutheilen, falls du dieselbige noch nicht auf anderem Wege gehört haben solltest: daß nämlich die liebe Frau Pastor Schenk todt ist. Es ist ein doppelt trauriges Ereigniß bei der Menge der unerzognen Kinder und bei dem Ohrleiden des Hr. Pastors. Ich habe seinen Brief an Theodor gelesen; er scheint ganz gebrochen zu sein durch den großen Schmerz. Auch der arme Theodor thut mir sehr leid, und wir wollen ihm ja jetzt thun, was wir können. Wie schade, daß die Mamma nicht da ist!

Also, wenn es dir recht ist, so wird Theodor morgen kommen, und ich wahrscheinlich mit ihm; denn bis jetzt haben mir meine Freunde noch nicht auf meinem Brief geantwortet, in dem ich sie bat, mit mir morgen zusammenzutreffen.

Alles Nähere über die Krankheit und den Tod also wird dir Theodor selbst erzählen; der Spaziergang dauert von ¼3 bis ¼5 Uhr.

Hat denn die Mamma nicht geschrieben? Ich erwarte einen Brief von ihnen. Morgen also mehr, liebe Tante!

Grüße vielemal die liebe Tante Riekchen von mir!

Euer Fritz

[«]

398. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 6 Dec.63.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich einen Schlüssel machen zu lassen.

[«]

399. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 6 Dec. 63.

Nietzsche bittet um 19 Srg. für Klaviermiethe.

[«]

400. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Gorenzen

<Pforta, 6. Dezember 1863>
Am zweiten Sonntage der Ankunft.

Liebe Mamma und Lisbeth.

Nun, so habe ich denn euren Brief und sehe, daß es euch wohl geht, wie mir, nur daß wir uns beide nach Veränderung sehnen, ihr nach Naumburg, ich zu euch. Eure Bestimmungen über Weihnachten sind mir alle recht, genießen wir sie fröhlich und mit dem Gefühl, daß es die letzten sein können für einige Zeit, die wir gemeinsam verbringen. Das nächste Mal einsam in einer etwas fernen Universitätsstadt oder — nun auch im Felddienst in einer Wintercampagne für Schleswig Holstein.

Da fällt mir gleich das Wichtigste ein, was ich zu schreiben habe, daß ich nämlich bis Weihnachten noch meine sämmtlichen Militärzeugnisse brauche, die Bewilligung des Vormundes usw. Theilt dies dem Onkel Bernhard mit und bittet ihn, mir alles baldigst zuzuschicken. Loskommen werde ich schwerlich, mag es auch kaum —

Vor allem muß ich doch nach ihrem großen Interesse, das sie für diesen Gegenstand hegt, meiner lieben Lisbeth die Nachricht über unsre Temperatur und Witterung bringen; sie ist eine sehr kriegerische, während sie in Gorenzen eine sehr nebelige sein soll. Nun freilich, im Nebel noch „fade Unterhaltungsphrasen“ zu hören, das ist höchst mißlich; aber liebe Lisbeth, denkst du, daß meine Briefe dich fade unterhalten wollen? Das mußt du noch lernen, daß an und für sich kein Gegenstand der Unterhaltung unwerth ist, wenn du aber die Art meiner Unterhaltung fade nennst, so zucke ich mit den Achseln und bitte dich, den Brief noch einmal zu lesen.

Gestern hat uns ein Improvisator, Professor Bärmann, vorzüglich eine Stunde unterhalten, eine sehr liebenswürdige Persönlichkeit mit einem feinen und sehr gewandten Geiste. Wir stellten ihm Themata, unter denen vorzüglich eins gefiel: „Ueber die schwierige Erlernung der Mathematik“, was er ganz prächtig durchführte. Er schied von uns, höchst heiter und aufgeräumt; denn Lehrer und Schüler und Mädchen (wie ich meiner Deutschheit halber für „Damen“ schreibe) waren eins in seinem Lobe.

Doch was ist es, improvisiren? Unser Leben ist oftmals streckenweise eine poetische Improvisation, und man muß nur Phantasie mitbringen, um es als solche zu empfinden.

Lisbeth, Lisbeth, wo liegt der Schlüssel zu diesem Gedanken? Weißt du, was eine Sphinx ist? Mein Wetter ist jetzt eine Sphinx; für dich jedenfalls ein Räthsel.

Dies alles umschließe mit einer großen Parenthese; das Rebus ist gut, du kannst dich darauf verlassen; wenn du es fassen solltest, so ist es noch besser. —

Es geht mir ganz gut; ich besuche die liebe Tante Rosalie häufig, und sie ist sehr gütig gegen mich. Mitunter gehe ich auch zu Geheimerath Backs in Kösen. Mit meiner Reise mag es kommen, wie es will; zwar sollte der eine Tag hübsch in Naumburg werden, und ich wollte zum Abend mir meine Freunde einladen.

Grüße mir den lieben Onkel recht angelegentlich von mir; ich wünsche ihm alles jetzt von Herzen, was ihm wünschenswerth erscheint. Insbesondere daß er recht gesund und froh ist.

Nun lebt wohl, Mamma und Lisbeth, recht wohl!

Fritz.

[«]

401. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 17 Dec. <1863>

Hr. Prediger Kletschke wird um 20 Srg. für Kleiderreinigen gebeten.

FW Nietzsche

[«]

402. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pf. 17/12 Dec. 63.>

Nietzsche bittet gehorsamst um 4 Thl. Reisegeld.

[«]

403. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. d. 20.12.63.

Herr Pred. Kletschke wird um 15 Sg. für Rasieren gebeten.

Nietzsche.

[«]

[Briefe 1864]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1864]

404. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
405. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
406. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
407. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

[«]

[Februar 1864]

408. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

[«]

[März 1864]

409. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
410. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
411. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
412. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
413. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
414. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
415. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
416. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

[«]

[April 1864]

417. An Hermann Kletschke in Pforta (Formular)

418. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Mai 1864]

419. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
420. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
421. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
422. An Hermann Kletscbke in Pforta (Zettel)
423. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
424. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

[«]

[Juni 1864]

425. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
426. An Gustav Krug und Wilhelm Pinder in Heidelberg
427. An Hermann Kletschke in Pforta (Formular)
428. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
429. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
430. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
431. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

[«]

[Juli 1864]

432. An Wilhelm Pinder in Heidelberg
433. An einen Freund (Briefentwurf)
434. An Paul Deussen in Oberdreis
435. An Rudolf Buddensieg in Leipzig
436. An Rudolf Buddensieg in Leipzig

[«]

[August 1864]

437. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
438. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
439. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

[«]

[September 1864]

440. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
441. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
442. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
443. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
444. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)
445. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Oktober 1864]

446. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
447. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
448. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
449. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
450. An Gustav Luppe in Bonn (Visitenkarte)

[«]

[November 1864]

451. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Dezember 1864]

452. An Franziska Nietzsche in Naumburg
453. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
454. An Friederike Daechsel und Rosalie Nietzsche in Naumburg

455. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

456. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

457. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

458. An Franziska, und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

404. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 10.1.64.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Buch w<eißes> Papier und ein Kästchen Stahlfedern anzuschaffen.

[«]

405. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 11. Januar 1864>

Liebe Mamma und Lisbeth,

indem ich denke, daß dieses Schreiben Euch wieder in Naumburg antreffen wird, bitte ich Euch, mir recht bald von Euch Nachricht zu geben, damit wir uns nächsten Sonntag in Almrich treffen können. Nicht wahr, wir waren die Ferien angenehm zusammen? Ich für meinen Theil merke es wenigstens daran, daß es mir jetzt sehr unbehaglich in Pforta vorkommt. Natürlich; denn alles ist möglichst durchkältet; sonst lebe ich nur von Anderer Wohlthaten; mir höchst unangenehm, kann aber nicht anders, nicht wahr?

Den Tag in Naumburg habe ich mich noch recht leidlich befunden, obwohl die Stube durchaus nicht warm werden wollte und ich an die Füße fror; Nachmittags hatte ich mir meine Freunde eingeladen und von Madame Lurgenstein Kaffee kochen lassen; sie hat alles sehr schön gemacht und mir früh noch von ihrer Stolle vorgesetzt; danke ihr recht schön! Gustav hatte seine Violine mit, wir haben meine Composition zusammen gespielt und, sie gefiel uns beiden recht. Bei den Tanten habe ich Mittags Hasenbraten gegessen und bin sehr freundlich aufgenommen worden. Nun denke dir aber das Eine, daß ich gestern zufällig in meine Reisetasche verpackt den vermißten Brief der Tante Rosalie gefunden habe. Ich habe ihn nicht hereingepackt, mach nun damit, was Du willst, der Tante will ich es vorläufig nicht erzählen, denn sie würde sich sehr darüber betrüben, daß er nicht angekommen.

Hr. Prediger Kletschke empfiehlt sich viele mal; er ist, so viel ich gehört, in Berlin zu Weihnachten gewesen. Nächstens ist die Weihnachtsbescheerung der Adjunkten an ihre Famuli; er hat mich schon in Betreff eines sehr schönen Buches gefragt, ob ich es haben möchte. — Meine Censur ist leidlich, wie ich dir schon gesagt; indeß kann sie noch besser werden, wie sie es schon geworden ist; mit mir selber bin ich in vorigem Vierteljahr leidlich zufrieden, es kann aber auch noch besser werden, wie es ja schon geworden ist. In diesen Tagen habe ich so mein Leben im vorigen Jahre überschlagen und gefunden, daß ich viel und mancherlei gethan. Also nicht ohne Befriedigung. Mag das Nächste nur rechte Resultate geben!

Nun, viel Neues habe ich nicht erlebt; gestern habe ich Geheimrath Backs besucht; sie lassen Beide dich recht grüßen und Fräul. Bertha will selber dich besuchen.

Das Wiedertreffen aller meiner Bekannten war angenehm, bis jetzt das Angenehmste.

Doch die Arbeit ruft. Adieu, liebe Mamma und Lisbeth! Denkt oft an mich!

Fritz.

Montag, früh.

[«]

406. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 31. 1. 64.

Nietzsche bittet um die Erlaubniß, sich ein Buch Papier, ein Kästchen Federn und eine Flasche Tinte anzuschaffen.

[«]

407. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 31. 1. 64.

Nietzsche bittet um die Erlaubniß, sich ein Paar Morgenschuhe machen zu lassen.

[«]

408. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pforte d. 13. 2. 64.

Der Herr Prediger Kletschke wird gehorsamst um vier Silbergroschen, für vier Portionen Zucker zum Brustthee und Medicin, gebeten.

Nietzsche.

[«]

409. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 2. März 1864>

Liebe Mamma und Lisbeth,

Heute gehn die Abiturienten ab und ich erlebe diesen Tag zum letzten Male, bevor ich selbst abgehe. Der Tag ist natürlich nicht ohne Trauer, denn ich lasse manchen guten Bekannten; von diesen dürften Euch Portius, Stöckert, Schütze bekannt sein.

Ich übersende Euch die gewünschte Wäsche, nicht eher, da mein Bettüberzug nicht eher überzogen werden konnte. Ich bitte Euch, sendet mir recht bald Strümpfe und Hemden und einige Taschentücher. Das brauche ich am nöthigsten. Bitte ja bis Sonnabend.

Sonntag muß ich wieder einmal nach Kösen zu Geh<eim>r<ath> Backs gehn, ich bin allzulange Zeit nicht dort gewesen.

Meine Tasse ist glücklich angelangt, und ich trinke seit Montag daraus. Natürlich, daß sie nicht zu reinlich aussieht. Meinen Zwerg von Tasse werde ich euch einmal mitbringen. Ihr könnt sie in den Glasschrank stellen.

Sonntag war es recht hübsch, ich kam recht heiter zurück und wünsche recht bald wieder euch länger zu sehn.

Ich bemerke nachträglich, daß ich von heute an Abiturient bin.

Euer Fritz.

In dem kleinen Kistchen sind
4 Taschentücher
2 Hemden.

Das eine ist rein; es ist mehr Charpie als Hemd. Sendet es mir doch bis Sonnabend.

[«]

410. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 13. 3. 64.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Buch w<eißes> Papier und ein Kästchen Stahlfedern anzuschaffen und sich zwei Bücher einbinden zu lassen.

[«]

411. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, vermutlich 13.März 1864>

Liebe Mamma und Lisbeth.

Es ist Sonntag Morgen; und da ich wiederum die bestimmte Aussicht habe, heute nicht nach Naumburg kommen zu können — denn ich bin diese Woche Wocheninspektor — setze ich mich hin, um euch durch diesen Brief und durch Schenk Nachricht von meinem Befinden zukommen zu lassen. Gegenwärtig ist meine Gesundheit leidlich, ich habe viel zu thun und bin trotzdem immer etwas verstimmt, weiß aber kaum, warum. Indessen geht es noch so leidlich, ich habe aber wenig Vergnügen und hie und da Betrübnisse. Neulich war ich ein paar Tage auf der Krankenstube und glaubte den Ziegenpeter zu bekommen, der jetzt in Pforte sehr grassirt und ungefähr 30 auf der Krankenstube hält. Es ist aber glücklich vorübergegangen.

Nächsten Sonntag habe ich wieder großen Spaziergang, und ich werde zu euch kommen, vorausgesetzt, daß ihr es wollt. Vielen Dank für euren Brief und für die Kiste; auf beides hatte ich sehr gewartet. Leider kann ich nun deinem Wunsche in Betreff der Wäsche gegenwärtig nicht völlig nachkommen; was ich habe, will ich schicken, aber nur das schmutzige. Gerade das aber, was die Reparatur am nöthigsten braucht, die Hemden, kann ich nicht senden, denn ich habe sie eben gewaschen bekommen.

Neulich habe ich auch mein Militärzeugniß von der Behörde aus Merseburg geschickt bekommen; nach ihm muß ich spätestens bis zum 1 Oct. 1867 eintreten. Ich will es euch bei Gelegenheit mitbringen. Die Schwäche meiner Augen ist drin erwähnt, sonst bin ich für gesund und kräftig und also zum Militärdienst tauglich bezeichnet worden.

Meine Augen werden offenbar schlechter, das Lampenlichtarbeiten stört und belästigt mich sehr. Wenn nur erst die bessere Jahreszeit beginnt! Ich will viel spazierengehn und — meine einzige Hülfe — auf der Universität meinen Augen gemäßer leben als ich es hier kann. — Habt ihr übrigens nicht ein Mittel gegen Heiserkeit?

Von Wilhelm und Gustav höre ich nichts, sie werden schon ein gutes Examen machen. Die Glücklichen! Sie haben nun bald überstanden.

Klingt der Brief nicht, als ob ich euch etwas vorjammern wollte? Es ist wirklich ärgerlich; indeß warum kann ich auch heute nicht spazieren gehn! Es ist auch etwas verstimmend. Warum passirt einem hier und da eine Ungelegenheit! Es ist auch etwas fatal. Indessen wenn der Magen gesund ist, verträgt er auch schlechte Kost. Wenn er aber nun nicht gesund ist! — Ja, mit Respekt zu sagen, dann giebt er sie wieder von sich.

Wohlan! Thun wir dies!

Lebt recht wohl, Mamma
und Lisbeth!
Euer Fritz.

[«]

412. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 17. 3. 64.

Herr Pred. Kletschke wird um 20 Srg. für Kleiderreinigen gebeten.

Nietzsche.

[«]

413. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 19. 3. 64.

Herr Pred. Kletschke wird um 15 Srg. für Rasiren gebeten.

F W Nietzsche.

[«]

414. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 19. 3. 64.

Nietzsche bittet um 2½ Srg. zum Spaziergang.

[«]

415. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 20. 3. 64.

Nietzsche bittet um 17½ Sg. für Klaviermiethe.

[«]

416. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 22. 3. 64.

Nietzsche bittet um 5 Srg. für das Einheizen der Differenz.

[«]

417. An Hermann Kletschke in Pforta (Formular)

Pforta, 5 April *18*64.

Der Al. Nietzsche *bittet um die Erlaubniss, sich folgende Bücher verschreiben zu lassen:*

Anthologia lyrica contin. Theognid. etc.
ed. Theod. Bergk (Teubner)
1 Theognidis reliquiae, novo ordine disp. comment. critic.
et notas adjecit Fr. Th. Welcker (Frankfurt)

[«]

418. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 20. April 1864>
Mittwoch, früh.

Liebe Mamma und Lisbeth,

Ich schreibe heute, weil ich Euch meine Kiste schicke; diese schicke ich um sie morgen wieder zu bekommen und zwar mit einiger weißen Wäsche, insbesondre mit Hemden. Ich habe gar nichts Weißes mehr, und Sonnabend ist Festtag. Meinen neuen Anzug habe ich; er gefällt mir auch leidlich; nur die Hornknöpfe sind vergessen, ich habe sie wohl nicht bestellt. Soll ich sie noch daran machen lassen?

Vorigen Sonntag haben wir ganz angenehm in Almrich verlebt, ich hätte noch eine halbe Stunde bleiben können; so zeitig kam ich zurück. Was wollen wir denn nächsten Sonntag anfangen? Ich werde etwa um 3 Uhr in Naumburg anlangen und gehe dann um 6 wieder zurück. Oder wollen wir uns anderswo treffen? Vielleicht eine kleine Partie machen? Das Wetter ist hoffentlich schön, und es ist am Ende das Beste. —

Ihr habt Euch wohl auch recht über die ruhmreiche That unsres vaterländischen Heeres gefreut. Die Erfolge sind traun recht glänzend. Dennoch erwarten wir nicht ohne Bewegung die näheren Nachrichten, insbesondre die Todtenlisten. Von meinen Bekannten hat Gersdorf seinen Bruder als Ordonnanzoffizier bei der Brigade Raven in höchstgefährl. Posten; man muß auf alles gefaßt sein. In derselben Brigade steht ein Vetter von Flemming. Und so hegen wir doch mannigfache Besorgniß.

Meine Arbeitsfülle steigert sich recht. Denkt Ihr denn bisweilen an einige Schritte in Betreff der Stipendien? Bitte bemüht Euch ein wenig, denn ich kann darin gar nichts thun. Es dürfte sonst zu spät werden. Auch die Wahl der Universität laßt euch nicht kümmern. Für den Anfang gehe ich überall hin, nur nicht nach Halle. Soll ich Euch übrigens einmal Sonntag einen meiner Freunde mitbringen, vielleicht Kuttig?

Nun, lebt recht wohl! Wünscht mir eine gute Stimme und rechte Heiterkeit!

Fritz.

[«]

419. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 1 Mai 64.

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Buch-Papier, ein Kästchen Stahlfedern anzuschaffen und sich drei Bücher einbinden zu lassen.

[«]

420. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 15. Mai <1864>

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich 1 Buch w<eißes> Papier, sechs Hefte und ein Kästch<en> Stahlfedern anzuschaffen.

[«]

421. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 15 Mai. 64

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Paar Stiefeln vorschuhen zu lassen.

[«]

422. An Hermann Kletscbke in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 21 Mai 64.

Nietzsche bittet um 5 Srg. zum Schulfest.

[«]

423. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 28. Mai 1864>
Sonnabend.

Liebe Mamma.

Nicht wahr, der Käfig kommt und der Vogel, der ersehnte Vogel ist nicht drin? Und Mamma ist darob böse? Sieh, das war nun so. Kiste und Kistchen standen neben einander, wie Tante und Nichte, die eine mit sehr viel schmutziger Wäsche, die andere mit weniger, nicht gerade reinerer, indessen doch bevorzugterer. Ja und es heißt doch: Kleider machen Leute und feine Wäsche auch! Aber denke dir den schlechten Geschmack meiner Untern; sie transportieren die alte Tante und lassen die Nichte da. Und wie ich zurückkomme, da steht die kleine Nichte mit dem schönen schmutzigen Hemd. Schrecklich! Schrecklich! Nun kommt sie hinterdrein, oder nach dem Sprichwort: Hinterdrein tanzt Matz, und die kleine Nichte auch.

Wenn den Brief ein alter Onkel geschrieben hätte, so hätte er seine bedenklichen Seiten und Nichte könnte auf allerlei böse Hintergedanken kommen.

Indessen habe ich diese nicht. —

Nun bin ich wieder Wocheninspektor. Kann euch also morgen und die ganze Woche nicht sehn. Habe aber dafür auch nächsten Sonntag großen Spaziergang von 2—7, eine angenehme Aussicht. —

Gestern bekam ich zwei sehr nette, interessante, freudige Briefe von Gustav und Wilhelm, die indessen wie Ihr Euch denken könnt, einen trüben Reflex auf meine Gegenwart in Pforta werfen. Tragen wir es indessen, was zu tragen ist. —

Mittwoch besuchte ich Tante Rosalie, die mich sehr freundlich aufnahm und mir noch einen Schirm borgte. Diesen werdet Ihr Montag, falls Bergtag sein sollte, hoffentlich der Tante mitnehmen. —

W. und G. erwarten mich bestimmt in Heidelberg, sichern mir ein Logis für 23 Thl.pro Semester zu, wollen den Rest ihrer Ferien ganz mit Vorbereitungen für meinen Empfang verbringen.

Sehr freundlich, fürwahr! —

Ich habe zu arbeiten, daß ich mir mitunter wie eine Eule vorkomme, die des Nachts erst sich ihres Lebens freut. Ich meine nämlich, wenn ich schlafe. Und wenn ich Euch besuchen kann, dann auch.

Adieu.
Fritz.

[«]

424. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta, Ende Mai 1864>

Nietzsche bittet um die Erlaubniß, sich zwei Bücher einbinden zu lassen und sich ein Geschichtsheft, ein Buch w<eißes> Papier und eine Fl<asche> Tinte anzuschaffen.

[«]

425. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, erste Junihälfte 1864>

Meine liebe Lisbeth,

ich danke dir recht, daß Du mich wenigstens für den Augenblick mit Wäsche versehn hast und bitte Dich, — die Dir überbrachte leere Kiste mit der übrigen anzufülln und mir ohne Verzug zukommen zu lassen. Sonntag möchte ich, daß wir uns sehen, also wolltest Du vielleicht in unsrer Wohnung sein, daß ich meinen Spaziergang von 4—7 mit dir zusammen genießen kann?

Sonntag habe ich mich bei den lieben Tanten recht wohl befunden; nur schade, daß Du nicht hinkommen konntest. Wie Du mir schreibst, dürfen wir die Mamma eher erwarten, als ich geglaubt habe. Trotzdem, daß ich mich sehr freue, Euch wieder sodann beisammen zu haben, muß ich doch auch dich bitten, wie ich es in dem Briefe an die Mamma schon gethan, Dir alsbald Pläne für die Hundstage zu entwerfen. Denn die Notwendigkeit, während dieser Zeit allein zu sein, leuchtet mir täglich mehr ein.

Sonst habe ich keine weiteren Wünsche und Bitten, außer daß ich mir sehr die Hundstage heranwünsche. Ich habe der Mamma über meine Bedürfnisse für dieselben geschrieben; sie sind gering, und Du wirst erfinderisch sein, um einige vergessnen noch zu rechter Zeit nachzuholen.

Ich bedaure, dir nichts weiter schreiben zu können, als daß ich mich mäßig wohl fühle und mich auf unser sonntägliches Zusammentreffen von Herzen freue.

Lebe recht wohl!

Dein F.

[«]

---

426. An Gustav Krug und Wilhelm Pinder in Heidelberg

am Sonntagsmorgen geschrieben.
<Pforta,> 12 Juni. <1864>

Meine liebe Freunde,

es ist wahrhaftig nicht der erste Brief, den ich nach unsrer Trennung von einander beginne, aber ich hoffe es wird der erste sein, den ich vollende und wirklich absende. Oefter habe ich mich aus den Mühseligkeiten der Gegenwart herausgehoben, indem ich ein Blatt Papier nahm, an Euch die Aufschrift richtete und frohe und trübe Gedanken gleichsam vor Euch aussprach.

Ihr habt mir so angenehme und der alten Liebe so volle Briefe geschrieben, das muß ich hoch, sehr hoch schätzen. Denn die leichten Schaumwellen eines freien Lebens löschen leicht die alten Bilder von der Tafel der Seele ab. Verzeiht mir, wenn ich einen solchen Gedanken ausgesprochen habe. Aber gedacht habe ich ihn.

Unsre Aussichten auf eine neue Vereinigung an derselben Stätte scheinen sich nicht zu erfüllen. Wenigstens vor der Hand ist kaum daran zu denken. Zwingt mich nicht weiter, mit Zahlen und Berechnungen Gründe anzugeben. Das kann ich nicht. Aber wir treffen uns jedenfalls noch einmal, ob ich nun in Bonn oder anderswo studiere; ich suche Euch sicher einmal in eurer selbstgeschaffnen Häuslichkeit auf. Wenn Euch etwas daran liegt, von meinen gegenwärtigen Studien etwas zu erfahren, so hört dies: Ich schreibe eine große Arbeit über Theognis, nach einer freien Wahl. Ich habe mich wieder in eine Menge von Vermuthungen und Phantasien eingelassen, denke aber die Arbeit mit recht philologischer Gründlichkeit und so wissenschaftlich als mir möglich zu vollenden. Ich habe mir schon einen neuen Standpunkt bei der Betrachtung dieses Mannes errungen und urtheile in den meisten Punkten verschieden von den gewöhnl. Ansichten. Die besten Sachen, die darüber geschrieben sind habe ich gründlich durchstudiert.

Nun eine Bitte, und eine recht lästige. Es ist vor kurzem in dem Düppelkampfe auch ein junger Philolog Rintelen aus Münster gefallen. Dieser Mann promovierte mit einer dissertatio de Theognide Megarensi. Und um diese Dissertation möchte ich Euch ersuchen. Vielleicht wendet Ihr Euch persönlich an einen Professor oder an den Bibliothekar. Sie wird jedenfalls vorhanden sein. Ihr thut mir einen ungemeinen Gefallen; es ist das Neuste was über Theognis geschrieben ist. Sobald Ihr es auftreiben könnt, übersendet es mir. Ich kann meine Arbeit nicht eher anfangen, als bis ich diese Schrift gelesen habe.

Das ist naiv von mir, aber ich kann nicht anders. Wer thäte mir wohl den Gefallen eher, als Ihr, meine liebe Freunde? Aber nun erscheint es fast, als ob ich den Brief nur dieses Wunsches halber geschrieben hätte?

Meine Abhandlung über die Naturanschauung im griechisch. und deutschen Volksepos muß natürlich jetzt völlig ruhen. Und bei so manchem andern thut es mir leid, daß ich auf die Universität gehe, ohne es vollendet zu haben.

Meine Hundstagsferien werden mit fortwährenden Studien aller Art ausgefüllt werden. Ich habe Mutter und Schwester gebeten Naumburg für diese Zeit zu verlassen, damit ich einsam bin.

Musik tacet. Wenn ich etwas Zeit habe, so spiele ich, meistens in Gegenwart meherer musikliebender Menschen und muß improvisiren mit deren wohlfeiler Bewunderung. Trotzdem fühle ich mich ganz entsetzlich brach.

Gestern war hier ein Konzert oder vielmehr eine Vorlesung, denn das Konzert war die Nebensache. Der junge Koberstein las zuerst die Kraniche des Ibycus unter eines Gewitters Begleitung, sodann die berühmte Antonioscene aus Jul. Cäs. recht gut beides und so, daß man viel daraus lernen konnte.

Zur Shakspearefeier habe ich früh ein Gedicht vorgetragen, und Koberstein hat eine gute Rede gehalten. Nachmittags lasen wir vor einem groß<en> Publikum Heinrich den IV. Ich habe den Heinrich Percy mit viel Aufregung und Wuth gelesen.

Ich bitte Dich, lieber Gustav, auf das Inständigste, etwas der kleinen Compositionen, von denen Du in Deinem Briefe sprachst, zuzusenden und möglichst bald. Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser etc. so sehnet sich meine Seele nach so etwas.

So, nun wende ich die vierte Seite um, und wieder wird bald meine abgerissne Unterhaltung auf meine Namensschrift und gute Wünsche hinauslaufen. Und wenn Euch diese Zeilen alle mit ihrer melancholischen Färbung vor die Augen treten, so werdet Ihr wohl nicht in der Stimmung sein und auch nicht sein wollen, diese Färbung auf Eure Seele überzutragen. Ich möchte es auch um alles in der Welt nicht. Je froher Ihr Euch fühlt, je mehr Ihr das Leben genießt, um so höher ist auch meine Freude, und ich bin ein Narr, wenn ich euch durch melancholische Briefe die Laune verderbe. —

So lebt recht wohl, meine liebe Freunde, erfüllt mir meine Bitte und vergeßt mich nicht.

Euer Fritz.

[«]

427. An Hermann Kletschke in Pforta (Formular)

Pforta, <Mitte Juni> *18*<64>

Der Al. Nietzsche *bittet um die Erlaubniss, sich folgende Bücher verschreiben zu lassen:*

1 Peters röm<ische> Geschichtstab<elle>. III Aufl.

1 Pars I Cicero von Klotz (Teubner)

1 La France littér<aire> par Herrig.
Plato Nr. I. Teubner.

[«]

428. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta, um den 20. Juni 1864>

Nietzsche bittet um 18 Srg. für Klaviermiethe.

[«]

429. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 23 Juni 64.

Hr. Pred. Kletschke wird um 20 Srg. für Kleiderreinigen gebeten.

F W Nietzsche

[«]

430. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Pforta, 23. Juni 1864>

Meine liebe Lisbeth,

ja vielleicht kann ich auch als Ueberschrift schreiben „meine liebe Mamma?“ Denn vielleicht und bei dem schönen Wetter wahrscheinlich bist Du zurückgekehrt, und diese Zeilen sollen der erste Gruß sein, den du von mir bekommst.

Indessen weiß ichs ja noch nicht, und die erste Ueberschrift soll doch noch gelten. Meine liebe Lisbeth! Du hast ja für mich auch so hübsch gesorgt wie eine Mamma; hier schicke ich dir also schöne schmutzige Wäsche und hoffe, die Kiste spätestens Sonnabend zu erhalten. Außerdem bitte ich dich, einmal zu Domrich zu gehn und dir aus der Leihbibliothek 2, 3 Hefte zu holen und mir sie mitzusenden. Alle von Liszt; wähle selber aus, indessen folgendes nicht: Consolations, dann wo Variationen davorsteht und wo Transscriptions davorsteht. Auch keine Märsche. — Natürlich 2händig.

Thue mir den Gefallen, ich möchte mir vor den Ferien gern etwas einüben.

Wenn wir uns also Sonntag sehn, wollen, so schreibe mir, wo. Spaziergang ist wieder von 4—7.

Gestern war es wieder, wie immer, sehr niedlich und hübsch bei dir: Ich habe nachher gut arbeiten können und bin auch zur rechten Zeit in Pforte angekommen. Heute habe ich auch den ganzen Morgen schon viel gearbeitet.

Und morgen über 8 Tage komme ich. Ich muß eine fürchterliche Masse Bücher mitbringen. Richte nur alles recht schön ein. Treibe doch die Insekten aus der Stube. Und laß doch einen möglichst großen Tisch hineinschaffen, da ich immer sehr viel Bücher aufgeschlagen vor mir haben muß.

Nächste Woche müssen wir nun engste Kistenverbindung halten. Du schickst mir des bessern Transportes halber auch wohl den Koffer.

Bis jetzt ist alles recht geschäftsmäßig. Und ich möchte gern noch etwas recht Schönes zum Schluß für dich hinschreiben, und ich wüßte auch so viel Schönes, was ich schreiben könnte.

Und nimm diese Versicherung als das Schönste, was ich dir geben könnte.

Donnerstag Morgen.

Dein Fritz.

NB. Erkundige dich doch genau, wo jetzt Onkel Theobald wohnt. Ich solls Sonnabend in Kösen sagen. —

[«]

431. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta,> 26 Juni 64.

Hr. Pred. Kletschke wird um 15 Srg. für Rasiren gebeten.

FW Nietzsche

[«]

432. An Wilhelm Pinder in Heidelberg

<Naumburg, 4. Juli 1864>

Lieber Wilhelm,

Gustavs und meinen Geburtstag haben wir in den letzten Jahren nie zusammen in unsrer Dreiheit gefeiert, den Deinigen noch am häufigsten, ja fast immer. Das ist nun auch vorüber. Ein Blatt muß nun aussprechen, was sonst der Mund sagte; und sagte es der Mund nicht, so der Blick; und sagte es der Blick nicht, so Dein eigner Gedanke.

Wir wissen ein jeder von uns, was er sich von seinen Freunden gewünscht haben will. Und vielleicht dürfte ich gerade das, was Du auf Deinem Wunschzettel von mir wünschtest, dir nicht erfüllen können. Hab ich es nicht schon auf dem letzten Blatt, das ich dir zusandte ausgesprochen? Man spricht häufig, wenn man von südlichen Universitäten spricht, von Bonn und Heidelberg mit einem Mund; und ob sie schon so nahe zusammen zu gehören scheinen, sind sie doch weit genug von einander entfernt, um uns ebenso zu trennen wie wir jetzt getrennt sind. Man sieht den Andern, gebens die Himmlischen günstig, im Jahr ein-zweimal, sonst liegt eine Kluft dazwischen, die der Gedanke häufig, das Papier und das Porto selten überspringt. Sonst, sei überzeugt, was Du sonst von mir wünscht, sei es eine Million, natürlich à la Falstaff in Liebe ausgezahlt, Du erhältst es. Und Du wirst mir zugeben, daß das nicht so viel ist, als es zu sein scheint. Und doch wieder viel mehr, als man glauben sollte.

Ich habe eben eine Mittagsmahlzeit vollbracht und trinke eben, wie meine Gewohnheit, nach Tische warmes Wasser. Und Du fürchtest nun, daß mein Brief recht lauwarm werden wird; denn es ist richtig, die Zeit nach Tische ist nicht die empfindungsreichste. Indessen danke Gott, daß Du auf diese Weise noch den vernünftigsten Brief erhälst. Gestern Abend hätte ich einen sehr phantastischen tollen, heute Morgen einen langweilig gelehrten geschrieben. Meine Theognisarbeit habe ich heute morgen begonnen, fünf Bogenspalten sind fertig, die Latinität ist scherzhaft, ich habe heute schon einige male gelacht über die vielen kurzen Fragen.

Daß Du das Buch zu bekommen gesucht hast, ist mir sehr lieb und ich danke dir recht schön; lieber wäre mirs, Du hättest es auch bekommen, aber mehr danken hätte ich dir doch nicht können.

Nun ich muß auch ohne das Buch auskommen.

Die Ferien haben begonnen zu schleichen, und Arbeit früh und Arbeit spät ist meine Lieblingsmelodie. Wohlverstanden, ich esse außerdem, ich schlafe, ich gehe mitunter spazieren, ich rühre die Tasten, aber doch — Arbeit hier und dort, jetzt und dann, heute und morgen!

Und aus der Ferne grinst wie ein anmuthig Gespenst, vor ihm Graun und Qual, und dahinter schöne Gefilde wie sie Hannibal seinen Soldaten nach dem Uebergang über den Mont Cenis zeigte — das Examen. —

Der alte Ortlepp ist übrigens todt. Zwischen Pforta und Almrich fiel er in einen Graben und brach den Nacken. In Pforta wurde er früh morgends bei düsterem Regen begraben; vier Arbeiter trugen den rohen Sarg; Prof. Keil folgte mit einem Regenschirm. Kein Geistlicher.

Wir sprachen ihn am Todestag in Almrich. Er sagte, er gienge sich ein Logis im Saalthale zu miethen.

Wir wollen ihm einen kleinen Denkstein setzen; wir haben gesammelt; wir haben an 40 Thl.

Nun lebe recht wohl, lieber Wilhelm, grüße Gustav recht herzlich von mir und bleibe gesund, fröhlich und mein Freund, wie immer!

Dein Fritz.

[«]

433. An einen Freund (Briefentwurf)

<Naumburg, Anfang Juli 1864>

Ich beginne meinen Tag Abends um ½9, gehe baden und freue mich über des Stromes Dunkelheit und meine Gedankenheiterkeit, biete die Brust der Fluth, die Stirn dem Wind und das Herz der Dämmrung freundlich dar und kehre zurück, voll von seltnen Gebilden, die ich mir in einem behaglichen Traume weiter fortgestalte. Um 7 früh trinke ich mit Mutter und Schwester Kaffe, spiele einen Morgengruß und arbeite nachher.

Ueber meine Arbeiten schreibe ich dir nicht. Sie können dich nicht interessiren.

Merkst Du mir nicht an, daß ich ärgerlich, langweilig, kurzzeilig —

Satan! Tinte, Feder — Kann ich nicht schreiben, ohne zu sudeln, ohne daß in greulichen Pudeln die Worte auslaufen, mich Armen zu hudeln?

Du kennst meine Manier, meine Reinlichkeitsmanie in diesem Punkt. Ach Gott! Und in diesem Punkt läuft schon alles wieder auseinander, wie meine Gedanken, die auch nicht wissen, was sie Dir

[«]

434. An Paul Deussen in Oberdreis

<Naumburg, 8. Juli 1864>

Mein sehr lieber Deussen,

Es ist Freitag 5 Uhr Nachmittag, und ich habe so eben meiner Theognisarbeit letztes Blatt geschrieben, das Ganze zusammen gelegt und es in der Hand gewogen. Darauf zog ich das erste, beste Stück Papier heraus, um dir Nachricht von mir zu geben.

Wenn je, so hätte ich dich jetzt recht nöthig; vielleicht hast Du eine ähnliche Empfindung.

Montag früh begann ich meine Arbeit zweifelhaften Sinnes und schrieb an diesem Tag 7 große Bogenspalten: am zweiten Tag Abends hatte ich 16 Seiten, am dritten 27; ist da nicht eine schöne Progression in diesen Zahlen 1.7, 2.8, 3.9? Donnerstag und heute schrieb ich den Rest; es sind 42 große, enge Seiten, die ins Reine geschrieben recht bequem 60 geben werden, wahrscheinlich mehr. Eine Einleitung von einer Seite, 3 Capitel.

I. De Megarensium Theog. aetate rebus. De Theog. vita.
II. De Theogn. scriptis.
III. Theogn. de deis, de moribus, de rebus publicis opiniones examinantur.
Ein kurzer Schluß.

Ob ich damit zufrieden bin? Nein, nein. Aber ich hätte kaum etwas besseres, selbst wenn ich mich noch mehr angestrengt, sagen können. Einige Parthien sind langweilig. Andre sprachlich unbeholfen. Hier und da einiges überspannt, wie ein Vergleich des Th<eognis> mit Marquis Posa! Meine vorher angefertigten Collektaneen über Theognis habe ich zum größten Theil ausgeschrieben. Aergerlich ist mir, daß ich sehr oft habe Stellen abschreiben müssen. Citirt habe ich Theognis so oft, daß sicher der größere Theil der Fragmente von mir citiert ist.

Nun vernimm von meinem Leben. Früh, nicht allzufrüh stehe ich auf und trinke dann Kaffee. Nach demselben begebe ich mich in meine Stube, ein großer Tisch steht hier, ganz bedeckt mit zum Theil aufgeschlagnen Büchern; ein gemüthlicher Großvaterstuhl; ich selbst bekleidet mit meinem schönen Schlafrock. Ich schreibe nun. Ungefähr um 1 esse ich mit Mutter und Schwester zu Tisch, trinke mein heißes Wasser, spiele ein geringes Klavier und trinke Kaffee. Dann schreibe ich wieder. Um sechs wird mir der Thee und mein Abendbrot auf meine Stube gebracht; ich trinke und esse und schreibe. Es wird dunkel. Ich raffe mich auf, sehe nach der Uhr: halb Neun. Ich ziehe mich schleunigst an, verlasse unsre Wohnung und eile in dem Düster der hereinbrechenden Nacht in die Saale. Diese ist kühl, kalt, darum erquickend; der Fluß rauscht, alles ist still, der Nebel und ich ruhen auf dem

Wasser. Der Wind bläst, wenn ich zurückgehe. Ich bin guter Dinge durchweg. Bis jetzt greift mich auch meine etwas anstrengende Lebensweise noch nicht sehr an.

Morgen kommt unser Schenkel und bleibt bis Dienstag. Diese Tage sind der Erholung geweiht. Ich freue mich auf ihn. Und will ihn von Dir grüßen.

Jetzt weißt Du von meiner Arbeit und meinem Leben, was beides so ziemlich in einander, aufgeht.

Die nächste Zeit lasse ich die Arbeit ruhn. Nun kommen die andern Studien, die ebenso drängen. —

Ei daß wir uns nicht wieder gesehn haben am Tage der Abreise! Indessen bist Du mir noch wohl erinnerlich in Deiner letzten Handlung: Du kauftest dir Cigarren; ich bilde mir ein, es geht Dir wohl, denn Du hast ja Taback.

Wenn mir nun alles sogleich einfiele, was ich Dir noch mitzutheilen oder von Dir zu fragen hätte! Halt! Dies, was Dir lieb sein wird. Die Aussichten für Bonn sind gut und werden von meiner Mutter durchaus protegirt. Desgleichen die der Rheinreise, was Dir gewiß von Interesse.

Ich ergreife gerade diese Gelegenheit, Dich zu bitten, mich Deinen verehrten Eltern auf das Beste zu empfehlen.

Sonnabend war ich bei Kletschke, er ist nun abgereist. Corssen ist abgereist und am andern Tage zurückgekommen. Echt corssenhaft!

Was ich bis jetzt allein von Musik treibe: Ich übe mir „Gretchen“ den zweiten Theil der Faustsinfonie, ein (von Liszt natürlich.) Zauberhaft gut und wohlthuend ist dies Gretchen. Dagegen ist mir „Faust“ zu großartig und „Mephist.“ zu grotesk und schrullenhaft.

Melodien kommen in den Kopf und gehen; denn ich habe keine Zeit, sie zu verarbeiten. Verschen habe ich auch machen wollen. Aber es wurde nichts. Dann und wann singt mir meine Schwester ein schönes Lied vor.

Ich bin übrigens so ungestört und wohl aufgehoben und meiner Zeit eigner souveräner Herr, daß ich meinen Wunsch des Alleinseins in die Rumpelkammer der Schrullen verweise. Es geschieht mir so manches Liebe und Erheiternde. Das erweitert den Geist ungemein. Viel mehr als brütendes Alleinsein.

Lebe recht wohl, mein lieber Deussen! Theile mir in Kürze vieles Spezielle mit. Ich interessiere mich für alles. Meine Dissertation von Rintelen habe ich nicht bekommen können. Vielleicht siehst Du zu. Ich denke oft und gern an Dich.

Dein Fritz. N.

[«]

435. An Rudolf Buddensieg in Leipzig

<Naumburg, 12. Juli 1864>

Mein lieber Buddensieg,

Bei Tische saß ich und feierte essend, trinkend und lachend meiner Schwester Geburtstag, als mir die Ankunft Ihres Briefes angezeigt wurde. Am Tage darauf bekam ich eine nochmalige dringende und höchst freundliche Einladung, durch einen Domrichschen Commis vermittelt. Und trotzdem bin ich Unmensch genug, gegen Sie und nicht am Wenigsten auch gegen mich — Ihrer Einladung nicht Folge zu leisten. Gründe mündlich, ich weiß zwar nicht, wann; aber es ist entsetzlich heiß, und Gründe soll mir niemand abtrotzen, am wenigsten bei einer hautablösenden Temperatur, wenn auch die Gründe so wohlfeil wie Brombeeren und langweilig wie heiße Sommertage wären.

Glauben Sie mir dies, daß ich Ihnen nicht sowohl für Ihre Einladung von Herzen dankbar bin, als besonders für die schöne Erinnerung an mich und für die Fortpflanzung unsrer gegenseitigen Interessen, unsrer musikalischen Interessen.

Und nichts wäre mir erwünschter als mich Ihnen gegenüber wieder einmal über Musik aussprechen zu können, Ihnen den musikalischen Zustand Pfortas zu schildern und Ihnen einiges über meine eignen musikal. Bestrebungen mitzutheilen.

Was nun Ihre Gedanken über die Wirkungen der Musik betrifft, so ist die Beobachtung, die Sie an sich gemacht haben, wohl mehr oder weniger allen musikalisch organisirten Menschen eigen; indessen ist diese Nervenerregung, dieser Schauer nicht die Wirkung der Musik allein, sondern aller höhern Künste. Erinnern Sie sich des analogen Eindruckes beim Lesen Shakspereschen Tragoedien. Und wie bei diesen bald ein einziges Wort, bald eine drängende und fortreißende Scene, bald ein greller Gegensatz dieses Gefühl hervorruft, so erwecken auch durchaus verschiedenartige Musikwerke einen gleichen Eindruck, einen gleichen Nervenkitzel. Denken Sie daran, daß dies bloß eine physische Wirkung ist; ihr vorangeht eine geistige Intuition, die auf den Menschen bei ihrer Seltenheit, Großartigkeit und Ahnungsfülle so einwirkt, wie ein plötzliches Wunderbares. Denken Sie nicht, daß der Grund dieser Intuition im Gefühl, im Empfinden liegt; nein, gerade im höchsten und feinsten Theile des erkennenden Geistes. Ist es Ihnen nicht als ob sich etwas Weites, Ungeahntes erschlösse, spüren Sie nicht, daß Sie in ein andres Reich hinübersehen, das dem Menschen für gewöhnlich verhüllt ist?

Bei dieser geistigen Intuition tritt der Hörer dem Componisten so nahe, als er nur treten kann. Ueber diese Wirkung hinaus giebt es keine in der Kunst; sie ist selbst eine schöpferische Kraft. Finden Sie den Ausdruck unpassend, den ich selbst vor zwei Jahren, als ich mehere Bogen über diesen Gegenstand an meine Freunde schrieb, gewählt habe; ich nannte die Wirkung „eine dämonische“. Wenn es je Ahnungen höherer Welten giebt, so liegen sie hier verborgen.

Indessen ist die Materie weit, und Sie verzeihn mir, wenn ich ein paar Worte hingeschrieben habe, die wenig bedeuten. Ein Geheimniß liegt hier sicher verborgen: fragen Sie Sich: Ob der Componist immer oder selten dies Gefühl beim Schaffen habe? Ob dieser Eindruck nur von guter Musik veranlaßt werde, oder ob bei entsprechender Organisation des Menschen nur die seiner Geisteshöhe gemäße Musik diesen Eindruck gewährt? Ob man überhaupt aus diesem Eindruck einen Schluß auf die objektive Vollkommenheit eines Musikwerkes machen dürfe? Ob vorzügliche Musikwerke diesen Eindruck auf feine Naturen machen müssen? Und so der Räthsel viele. —

Ich schreibe eine Arbeit über Theognis von Megara, lateinisch; von Montag bis Sonnabend arbeitete ich daran, unmäßig fleißig und wurde fertig. Es wird wohl viel über 60 Bogenspalten geben.

Ob ich in Leipzig studiere, weiß ich nicht; zunächst hoffe ich auf Bonn, aber zu zweit d. h. wenn meine Idee von Bonn vereitelt wird — auf Leipzig.

Ob ich mein Examen bestehen werde, weiß ich nicht; indessen hoffe ich es, wenn ich die Ferien sehr tüchtig benutze, es gut zu bestehen. Nachher schreibe ich Ihnen.

Aber nicht wahr, wir unterhalten einen Briefwechsel? Sie werden beistimmen, haben Sie doch den Anfang gemacht.

Leben Sie recht glücklich. Herzlichen Dank.

Ihr
F W.N.
der ärgerlich ist, Ihnen keinen bessern Brief schreiben
zu können. Aber ὀτοτοῖ
der Hitze!

Dienstag Nachmittag 26°R. im Schatten.

[«]

436. An Rudolf Buddensieg in Leipzig

Donnerstag, Naumburg a/S.
<Zweite Julihälfte 1864>

Lieber Buddensieg,

Ich weiß nicht, was Sie dazu sagen werden, wenn ich Ihnen ohne weitere Förmlichkeiten ankündige, daß ich nächsten Sonnabend kommen werde, um Sie auf ein Paar Tage zu besuchen. Hoffentlich, nehmen Sie mir diese naive Ankündigung nicht übel. Jedenfalls freue ich mich sehr darauf; haben wir doch endlich Gelegenheit, uns wieder einmal zu sprechen. Dazu möchte ich Leipzig, seine Kunstschätze usw. kennen lernen, vielleicht besuche ich das eine oder andre Colleg.

Sollte etwas Ihnen entgegenstehn, so haben Sie die Güte, es mir bis Sonnabend mitzutheilen. Sie haben für diesen Fall auch wohl die Gefälligkeit, meinem Vetter Rudolf Schenkel stud. juris die Anzeige meines Kommens zu machen. —

Ihr Logis kenne ich nicht. Ich bitte Sie darum, auf dem Bahnhof mich in Empfang zu nehmen. Ich fahre Sonnabend Abend gegen 9 ab.

Ich komme auf jeden Fall. Bis auf unser persönliches Zusammentreffen leben Sie recht wohl. Ich wünsche, daß ich Ihnen keine Störung und Unannehmlichkeit bereite und verspreche möglichst artig zu sein

Ihr
F W. Nietzsche.

[«]

437. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 14. Aug. <1864>

Nietzsche bittet um 3 Thl. für das Abiturientengeschenk.

[«]

438. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 26. 8. 64.

Nietzsche bittet um 5 Srg. zum Bergtag.

[«]

439. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 28 Aug. <1864>

Nietzsche bittet um die Erlaubniß, sich zwei Buch Examenpapier, zwei Kästch<en> Stahlfedern, eine Flasche Tinte und ein Valediktionsheft anzuschaffen.

[«]

440. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 3 Sept. <1864>

Nietzsche bittet um die gütige Erlaubniß, sich ein Buch w<eißes> Papier, ein Kästchen Stahlfedern anzuschaffen.

[«]

441. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. 3 Sept. 64.

Nietzsche bittet um 15 Srg. für Rasiren.
(Herr Prediger Kletschke)

[«]

442. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf d. 12/9 64.

Herr Prediger Kletschke wird um 20 Silbergroschen für Einpacken der Betten und Bücher gebeten

von
Nietzsche

[«]

443. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

Pf. d. 12/9. 64.

Herr Prediger Kletschke wird um 20 Silbergroschen für Kleiderreinigen gebeten

von
Nietzsche

[«]

444. An Hermann Kletschke in Pforta (Zettel)

<Pforta, vermutlich 12. September 1864>

Nietzsche bittet um 19 Sgr. für Klaviermiethe

[«]

445. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Elberfeld, 27 Sept. 64.

Liebe Mama und Lisbeth,

Die Federzüge mögen Euch zunächst bedeuten, daß ich in einem kaufmännischen Hause schreibe. Ich denke mir, wie Ihr Euch freuen werdet, wenn Ihr nach wenig Tagen schon Nachrichten von mir bekommt. Und besonders, da ich Euch nur Gutes und Angenehmes schreiben kann.

Es ist wahr, am liebsten möchte ich Euch ausführlich mündlich erzählen, aber die Stunden sind ferne, wo dieser Wunsch befriedigt werden kann.

Die Reise selbst bot des Schönen und Interessanten nicht zuviel, zuerst verschlafene, schnarchende Reisegenossen, dann sehr geschwätzige, lärmende, gewöhnliche, dann Fabrikarbeiter und Kaufleute oder auch anspruchsvolle alte Damen; und ich könnte zu jeder dieser Bezeichnungen eine Geschichte zum Besten geben.

Wir kamen Abends verschlafen, etwas unwirsch gegen 11 Uhr an; Ihr könnt glauben, daß eine solche Tagesreise fabelhaft abspannt. Wir logirten bei Brünings uns ein, zwei nicht sehr alten Damen und ihrem Bruder, der zu Bett liegt und ein gastrisches Fieber hat. Wir erquickten uns hier durch Wein und Brod und begaben uns zur Ruhe, schliefen vorzüglich, standen spät auf, frühstückten — hier wie überall schönes Gebäck mit Pumpernickelschnitten — machten dann einen Besuch bei Röhrs, wo Johanna und Marie zu Hause waren, nette Mädchen, indeß nicht meine Art, etwas geschmacklos in ihrer Kleidung, allerdings unter der Obhut einer alten, sehr pietistischen Dame, mit der ich am Tage darauf in ein längeres Disput über das Theater „das Werk des Teufels“ mich verwickelte, mich auch sehr gut hielt, aber wegen meiner Ansichten von ihr bemitleidet wurde. Heute sind wir zu ihr zum Kaffe eingeladen. Also Sonntag lernte ich noch Ernst Schnabel kennen, einen jungen, äußerst liebenswürdgen Kaufmann; er ist Deussens bekannter und begünstigter Nebenbuhler, wie Ihr wißt; dann auch Friedrich Deussen, der hier in einem Geschäft ist. Nachmittag war<en> wir zusammen auf den Höhen die Elberfeld umschließen. Stellt Euch ein langes schönes Thal vor, das Wupperthal, durch das sich eine Anzahl Städte ohne bestimmte Abgrenzung wie eine lange, mächtige Kette von Fabriken hinstreckt, von denen eine Elberfeld ist, so habt Ihr die hiesige Gegend. Die Stadt ist äußerst kaufmännisch, die Häuser meistens von außen mit Schiefer bekleidet. An den Frauen, die man sieht, bemerkte ich besonders Vorliebe für frommes Kopfhängen. Die jungen tragen sich sehr elegant mit Mäntelchen mit scharfer Taille wie jene Kösener Polin. Die Herren alle Havannafarben an Hut, Hosen usw. Nachdem wir Sonntag Nachmittag in meheren Restaurations gewesen, waren wir Abends bis 11 Uhr bei Ernst Schnabel, höchst gemüthlich bei einem äußerst feinen Moselwein „Pastors Moselkens“, wie Ernst ihn nannte. Mein Klavierphantasieren macht einen nicht geringen Effekt; ich wurde feierlichst mit einem Toaste leben gelassen. Ernst ist vollständig, wie Lisbeth sagen würde, enchantirt; wo ich bin, muß ich spielen, es wird bravo gerufen, es ist lächerlich. Gestern Nachmittag fuhren wir nach Schwelm, einem benachbarten Badeort, besuchten die rothen Berge, eine bekannte Stätte der alten Vehme und knippen überall herum. In einem Wirth<s>haus spielte ich Abends, wider Wissen in Gegenwart eines renommirten Musikdirektors, der nachher mit aufgesperrtem Rachen dastand und alles Schöne sagte und mich beschwor, Abends an seinem Gesangverein Theil zu nehmen. Was ich nicht that. Sondern ich fuhr zurück, und war zum Abendessen in Schnabels Familie eingeladen. Nette, gute Menschen, famose Frau, guter, frommer, conservat. Kaufmann. Man ißt hier gut und trinkt noch besser, aber man ißt andere Gerichte als bei uns. Schweizerkäse und Pumpernickel den Tag dreimal.

Morgen früh beginnen wir das Rheinreischen und wollen übermorgen Abend in Oberdreis sein. Ernst Schnabel reist mit uns. Von dort bekommt Ihr bald wieder Nachricht.

Sendet mir doch mein Zeugniß einzeln und bevor Ihr meine übrigen Sachen sendet. Ich habe sonst nichts womit ich mich als F. N. legitimieren kann, um mein Gepäck herauszubekommen. Vergeßt ja nicht mein Gepäck bald zu besorgen; es muß jetzt fortgehn. Uebergebt es Spediteur Otto.

Deussen läßt vielemals grüßen; es hat ihm offenbar recht gefallen.

Nun liebe Mama und Lisbeth, lebt recht wohl, ich weiß daß Ihr oft an mich denkt; glaubt immer, daß es mir wohl geht. Habe ich doch bis jetzt noch nichts unangenehmes erlebt. Morgen werde ich nun schon Bonn sehn. Macht es Euch nicht zu schwer, schreibt mir bald einmal! per adr. P. Deussen in Oberdreis post rest. Altenkirchen am Sieg. Nun lebt wohl, lebt wohl! Grüßt Tante Rosalie herzlichst!

Euer
Fritz.

[«]

446. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Oberdreis am 8t. Oct. 1864.
Vormittag.

Liebe Mamma und Lisbeth,

Gar zu gern möchte ich Euch Nachricht von mir vor meinem Geburtstage geben, den ich leider nicht in Bonn verleben kann; vielmehr werde ich, da an demselben Tage die Frau Pastorin D<eussen> ihren Geburtstag hat, ihn hier feiern, soweit dies möglich ist, und am 16 Ot. früh nach Bonn abreisen. An diesem Tage reisen nämlich alle die Deussenschen Söhne, ab, der eine nach Berlin, der andre nach Halle, der andre nach Bonn. Weder Briefe noch Geschenke darf ich also dies mal an meinem Geburtstage erwarten. Der Transport ist so nach diesen Gegenden zu sehr schwer.

Wie soll ich Euch nun mein bisheriges Leben beschreiben? Die Eindrücke sind stark, bunt, höchst mannigfaltig. In Elberfeld machte ich noch am letzt<en> Abende eine höchst interessante Bekanntschaft, nämlich die eines sehr reichen Pariser Kaufmanns, Ingelbach, der mit Deussens verwandt ist. Wir d. h. Paul und Friedrich Deussen und ich waren mit ihm in einem Hotel bis spät in die Nacht zusammen, speisten ausnehmend fein und tranken Bordeauxweine, unterhielten uns über seine Lieblingsmaterien, religiöse Sachen und waren recht vergnügt; nächstes Jahr wird er uns auf ein paar Tage in Bonn besuchen. Er stand übrigens in Verbindung mit dem Leipziger Nitzsche, der mir von meheren Kaufleuten als „ein großer Mann“ dh. Kaufmann bezeichnet wurde.

Unsre Rheinreise war kostbar, nimm das Wort, wie Du willst, es trifft immer. Ich habe diese Tage schon wieder Sehnsucht empfunden nach diesem grünwogigen prachtvollen Strom und freue mich sehr auf Bonn. Genaueres theile ich Euch einmal mündlich mit. Wir kommen jetzt nach Oberdreis.

Ihr könnt Euch das hiesige Leben nicht gemüthlich genug vorstellen. Insbesondre wünschte ich, daß ihr die Frau Pastorin kennen lerntet, eine Frau von solcher Bildung, Feinheit des Gefühls, der Rede, solcher Arbeitskraft, wie es selten andre geben mag. Menschen der verschiedensten Charaktere vereinigen sich zum Lobe dieser Frau. Der Pastor D<eussen> tritt gegen sie sehr zurück, es ist ein braver, guter, großer Mann, der indessen nicht immer consequent ist. Die Deussenschen Söhne sind sämmtlich tüchtige Menschen, am meisten gefällt mir der Maschinenbauer. Marie Deussen ist trotz ihrer Jugend ein ganz prächtiges, sehr geistiges Mädchen, die wirklich, liebe Lisbeth, mich gelegentlich an dich erinnert, weshalb ich ihr natürlich meine besondre Gunst nicht versagen kann. Dabei ist sie ganz fabelhaft thätig, wie sie überhaupt ihrer Mutter Abbild ist. Das Pensionat kann ich zusammenfassen als einen Verein von jungen, nicht schönen, gutmüthigen Mädchen, die aber alle sehr fleißig zu sein scheinen. Die sehr große Wirthschaft macht dies auch nöthig. Die Wohngebäude sind ziemlich großartig. Ueberhaupt ist das Leben hier eine seltne Vereinigung von Einfachheit und Luxus. Ihr werdet Euch jedenfalls eine falsche Vorstellung davon machen. Wir machen täglich ein oder zwei Parthien in benachbarte schöne Gegenden, nämlich wir jungen Menschen, mitunter in Begleitung des Pensionats. Das Leben gefällt mir durchaus, die Luft ist äußerst kräftig, aber gesund, durch die Gegend gehn noch alte Römerstraßen; auf einem Trümmerhaufen eines uralten römisch<en> Castells haben wir gestern Abend auf der Rückkehr von einem befreundeten Pächterhofe im Mondenschein „integer vitae“ gesungen. Meine Anschauungen über Volksleben und Sitten bereichern sich täglich. Ich merke auf alles, auf Eigenthümlichkeit des Essens, der Beschäftigung, der Feldwirthschaft usw.

Indessen mein Stoff ist ohne Ende. Ich muß noch einiges Praktische berühren. Ein Logis habe ich noch nicht, und ich will froh sein, wenn ich mich erst eingewohnt habe. Schreibt mir doch, unter welcher Addresse ich in Bonn meine Sachen finde. Habt ihr einiges über Stipendien erfahren? Vielleicht durch Pred. Kletschke? — Ich wünsche sehr, daß alles da ist, wenn ich in Bonn eintreffe. Die Anfangskosten werden bedeutend sein. In Neuwied werde ich mir ein Pianoforte miethen und mir per Dampfschiff nach Bonn transportieren lassen. — Willst Du nicht an die Frau Pastorin zum Geburtstag schreiben? — Die Immatrikulation — Miethe — Speiseabonnement kosten! Das kostet alles leidig viel Geld!

Nun, liebe Mamma und liebe Lisbeth, ich habe eigentlich täglich von Euch einmal ein Paar Zeilen erwartet. Wenn ich in Bonn angekommen bin und mich eingerichtet habe, schreibe ich Euch. Am 14 Ot. ist Kuttigs Geburtstag. Ich werde aber erst von Bonn aus schreiben, es ist hier mir zu unbequem. Das seht ihr an der Feder. — Nun lebt recht wohl und wünscht mir rechtes Glück zu den bevorstehenden Tagen! Ich denke Eurer, so wie auch der lieben Tanten und meiner Freunde oft und gern!

Euer Fritz.

[«]

447. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Oberdreis, 12. Oktober 1864>
Mittwoch, Mittag.

Liebe Mama und Lisbeth,

Eurem Wunsche gemäß schreibe ich jetzt gleich, nachdem ich vor einer Stunde erst von Altenkirchen in furchtbarem Wetter angekommen bin. Ich beabsichtigte dort nämlich mit Ernst Schnabel zusammen ein Geburtstagsgeschenk für die Frau Pastorin einzukaufen, und zwar eine Klavierdecke, da wir einmal einen derartigen Wunsch zufällig ihr abgelauscht hatten. Leider bot das kleine Städtchen durchaus nichts und wir haben also auch nichts zu bringen als unsren guten Willen.

Dagegen habe ich wenigstens die lieben Briefe mir mitgebracht und so den Weg nicht umsonst gemacht. Meinen vielfachen Dank für die ausführlichen Nachrichten. Dabei ist mir der Zweifel aufgestiegen, ob mein erster Brief von Elberfeld richtig angekommen. Indessen heute kann ich keinen „amüsanten“ Brief schreiben; ich muß die vielen, sehr massiv-praktischen Fragen beantworten. Was meinen Geburtstag betrifft, so ist es das beste, ihr schreibt mir bloß, schickt mir indeß nichts nach Oberdreis. Jeder Transport hier ist außerordentlich schwierig. Altenkirchen ist gegen 2 Stunden entfernt. Den Schlüssel zum Kistchen habe ich nicht. Um einen Kuchen bitte ich absichtlich nicht. In Bonn könnte ich ihn gebrauchen, in Oberdreis nicht, die Menschenmenge ist zu groß. Sonntag früh reisen wir unwiderruflich allesammt ab. Wenn die Kiste nur einen halben Tag zu spät käme, träfe sie mich nicht mehr.

Der Geldpunkt. Natürlich wie ich schon geschrieben habe, brauche ich zu Anfang sehr viel Geld. Ich hoffe indessen zunächst auszukommen, wenn Du mir 50 Thl. schickst. Dann benachrichtige ich Dich, wie es sich macht. Mit dem Monatsgeld muß ichs auch erst probieren, aber wohlverstanden, mit 20 Thl. monatlich kann ich nicht auskommen. Thun wir uns tüchtig nach Stipendien um. Ich rechne, daß ich nothwendig monatlich mindestens 30 Thl. brauche. Diese 50 Thl. mußt Du mir aber noch nach Oberdreis schicken, damit ich mit diesem Geld nach Bonn gehe.

Weihnachten, denke ich, machst Du Frau Pastor Deussen ein Geschenk. Sie läßt sich Dir empfehlen. — An Onkel Bernhard schreibe ich, so bald ich mich eingerichtet habe und meine Lage übersehn kann. An Pastor Kletschke schreibe ich zu seinem Geburtstag zum 1 Nov. Ich dächte, ihr müßtet mir ein klein wenig dankbar sein, daß ich euch auf verzeihliche Weise manche Unannehmlichkeiten ersparte. Oder denkt ihr anders? — Grüße und gratuliere den lieben Breslaus. Insgleichen überbringe Tante Rosalie, der Frau v. Busch meine herzlichst. Grüße. — Daß Wunderlich des kl. Rabe Oberer ist, freut mich recht. Grüßt ihn von mir.

Wir leben hier höchst gemüthlich. Gestern war bei der Pfarre das sogenannte „Schlör“, bei dem der Flachs gebrochen und geschwungen wird. Es waren über 30 Leute, die alle auf der Pfarre festlich bewirthet wurden. Dazu war eine Pastorin mit Tochter zum Besuch. Du kannst Dir denken, welche Mühe für die Frau Pastorin, die aber immer ihre heitre Ruhe bewahrt, ob sie gleich unglaublich viel thut und keinen Augenblick sich Ruhe gönnt.

Der Sonnabend ist für die Pfarre und die Umgegend einer der größten Festtage. Die Pastorin, die Elisab. Deussen und ich haben zusammen Geburtstag.

Neulich bin ich auch bei einer Bauernkindtaufe gewesen, wo es wie immer Kaffe und Kartoffeln gab. Davon leben die Leute überhaupt hier. Im Hause lebt hier noch ein stummer Schuster und ein lahmer Schneider. Meine Stiefeln sind zerbrochen stellenweis, aber sie werden hoffentlich gemacht. Gestern war großer Viehmarkt in Steimel; wir giengen dahin. Man geht täglich mindestens 4 Stunden, mitunter auch 7. Ich erhole mich also ordentlich. Um so tüchtiger kann ich dann zu arbeiten anfangen. Wie steht es mit meinem Empfehlungsschreiben? Frage doch Dr. Volkmann einmal, so wie auch Benndorf (an Professor Perthes). Nun will ich Halt machen. Ich fürchte, es ist keine Briefgelegenheit mehr. Der Postbote ist längst fort. Adieu ihr Lieben! Von dir, liebe Lisbeth, erwarte ich einen ausführlichen schönen Brief über Ball und andre Affairen.

Denkt meiner freundlichst und schreibt mir bald!

Euer Fritz.

[«]

448. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Bonn, am 17t. <und 18.> October.
1864.

Meine liebe Mamma und Lisbeth,

von Bonn aus, von meiner Wohnung aus bekommt ihr zum ersten Male Nachricht; und ich gebe sie euch, heiter und froher Hoffnungen voll, zugleich aber mit dem dankbarsten Herzen; denn eure Hände waren es, die auf das angenehmste gleich meine ersten Stunden in einer neuen Welt ausschmückten, eure lieben Wünsche und Gebete waren es, die meinen Eingang in ein selbstständigeres Leben weihten.

Ueber meinen Geburtstag kann ich schneller hinweggehn; früh morgens sangen wir vor dem Schlafzimmer der Frau P<astor> D<eussen> einen vierstimmigen Choral „Lobe den Herrn, o meine Seele“, den ich mit den Damen und Herren eingeübt hatte. Bei der Bescheerung bekam ich von der P<astorin> einen Theil der Monod’schen Schriften. Sie freute sich über deinen Brief und will dir bald einmal antworten. Abends waren wir auf der Wiese und spielten Gesellschaftsspiele und tanzten etwas. Wir verlebten den Tag ruhig und angenehm, indeß war ich gerade nicht heiter, was leicht zu erklären ist. Den andern Morgen früh machten wir uns auf den Weg nach Neuwied, 6 Stunden lang, der Abschied war sehr rührend. Ich habe einen Thl. Trinkgeld gegeben, in den sich 3 Personen theilen müssen. Wir kamen ein wenig müde auf dem Dampfschiff an und landeten an Bonn gegen 4 Uhr. (Zeitbestimmungen sind bei mir immer ungenau, denn ich habe keine Uhr) Hier fanden wir denn bald einen mir wohl anstehenden Stiefelfuchs, der als Sachverständiger und Mitinteressirter immer von Studenten beim Miethen benutzt wird. Nun haben wir uns gegen 10, 12 Wohnungen angesehn. Mit dem Zusammenwohnen ist kein Profit: die Wohnungen dieser Art, Stube und Schlafzimmer stehen 10 bis 12 Thl. monatlich. So entschlossen wir uns endlich spät Abends, benachbarte, aber Separatwohnungen uns zu miethen. Ich glaube sehr zufrieden sein zu können; monatlich 5 Thl. Miethe. Sehr schönes Haus, Ecke zweier lebhafter Straßen mit Balkon, angenehme äußerst reinliche Wirthleute, die ein großes Geschäft haben; ich lege Dir ihre Karte bei. Der Mann ist Holsteiner. Mein Zimmer wird erst eingerichtet, zwei Treppen hoch, geräumig, mit drei großen Fenstern, alles sehr nobel und reinlich, mit Sopha. Ich wohne während der Einrichtung, die ein paar Tage dauern wird, das Zimmer darunter Belletage mit Balkon, Schlafkabinet, äußerst angenehme Wohnung; kostet aber 7 Thl. weshalb mir zu theuer. Das Essen kostet in allen Restaurationen 7 Srg. im Abonnement, sehr theuer. Deshalb ist es mir sehr lieb, bei meinen Wirthsleuten essen zu können für 5 Srg. sehr gute Hausmannskost, Suppe Gemüse und Fleisch. Ich esse auf meiner Stube. Das ist eine Ersparniß von monatl. 2 Thl. Abends esse ich eben so bei den Wirthsleuten für 3 Srg. Auf diese Weise bin ich sehr von dem lästigen Kneipenlaufen zurückgehalten. Ein Pianino habe ich mir gemiethet, so billig ich es nur haben konnte, für 3 Thl. monatlich. Die Wäsche lasse ich auch durch die Wirthin an eine Wäscherin befördern, die billiger und besser wäscht, als die Frauen der Stiefelfuchse, die gewöhnlich die Wäsche der Studenten besorgen. Der Stiefelfuchs bekommt für Kleiderreinigen, Stiefelputzen und Ausgänge monatlich 20 Srg. Jetzt berechne den Monat.

5 Miethe
5 Mittag
3 Abend
2 Frühstück (Butter, Milch, Schwarzbrod, Weck)
3 Klavier
c. 2 Wäsche
3 Heizung (nach Tagesberechnung 3 Srg. der halbe Tag 2 Srg)
20 Stiefelfuchs

---

23 Th. 20 S.

ohne Bücher, Hefte und die vielen Nebenausgaben für Oel, Spiritus, eine Lampe usw. Kein Pfennig für eine Vergnügung. Wie gesagt, ohne 30 Th. monatlich ist kein Auskommen.

Ich kann hier gar nichts machen, bevor ich nicht das Geld bekommen habe, nicht einmal mich immatrikulieren lassen. Heute war es noch nicht auf der Post. Auch meine andren Sachen vermisse ich sehr; ich kann kaum ausgehn, da ich keine reine Wäsche habe, meine Stiefeln mannigfach zerrissen sind. Natürlich habe ich auch noch keine Visiten machen können. Das Photograph. album hat mir ungemeine Freude gemacht, insgleichen die Kaffeemaschine, wenn gleich der Kaffee mir noch nicht daraus geschmeckt hat. Es machte mir besonderen Spaß, die

Kiste mit all ihren reichen Inhalte auszupacken, nachher die schönen Briefe zu lesen und endlich zu Bett zu gehn.

Paul und ich essen zusammen und zwar heute sehr gute Suppe mit Zunge darin, Kalbscotelletts mit Rübchensalat und Kartoffeln, frisch. Obst. —

Der lieben Tante Rosalie sprich meinen herzlichsten Dank aus; ich werde ihr bald einmal schreiben. Wie viel habt ihr mir nicht geschenkt! Ueber das Bild der selg. Großmama habe ich mich besonders gefreut. Schreibt mir recht bald wieder! Meine Addresse „Bonn, Bonn- und Gudenauergassenecke 518“

Nun lebt recht, recht wohl!

Euer Fritz.

Auch heute, Dienstag früh, ist mein Geld noch nicht da. Ich kann mich also nicht immatrikulieren lassen, da dies über 7 Thl. kostet. Das Paupertätszeugniß brauche ich noch bis Ende dieser Woche spätestens! Vergeßt das ja nicht!

[«]

449. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Bonn, 24. und 25. Oktober 1864>
Montag früh

Liebe Mamma und Lisbeth,

indem ich mich zuerst nach allen Seiten hin höflichst verneige, stelle ich mich Euch als ein Mitglied der deutschen Burschenschaft Franconia vor.

Nun, ich sehe schon, wie Ihr auf höchst merkwürdige Weise den Kopf schüttelt und einen Ausruf der Verwunderung von Euch gebt. Es ist auch wirklich vielerlei Wunderbares mit diesem Schritt verbunden, und so kann ich es Euch nicht übel nehmen. Z. B. traten fast zu gleicher Zeit sieben Pförtner der Franconia bei und zwar außer zweien sämmtliche Pförtner, die sich in Bonn zusammenfanden, darunter viele, die schon im vierten Semester stehn. Ich nenne Euch einige, die Ihr kennen werdet: Deussen, Stöcken, Haushalter, Töpelmann, Stedefeld, Schleussner, Michael und ich selbst.

Natürlich habe ich mir den Schritt reiflichst überlegt und ihn in Anbetracht meiner Natur fast für nothwendig erachtet. Wir sind alle zum größten Theile Philologen, zugleich alle Musikliebhaber. Es herrscht im Allgemeinen ein sehr interessanter Ton in der Franconia, die alten Leute haben mir prächtig gefallen.

Vorher habe ich noch die Marchia genau kennen gelernt und einige derselben mir zum nähern Umgang gewählt. Auch die Germanen habe ich besichtigt, so daß ich zu einer Vergleichung wohl berechtigt war, die aber zu Gunsten der Franconia ausfiel.

Ich habe bis jetzt von allen Seiten sehr viel angenehmes und liebes erfahren. Neulich habe ich Musikdirektor Brambach eine Visite gemacht und mich in den städtischen Gesangverein aufnehmen lassen. Mit den Märkern habe ich eine Partie nach Rolandseck gemacht; die Gegend ist prachtvoll, und wir haben einige sehr schöne Tage gehabt. Gestern fuhren die Frankonen nach Plittersdorf, dort war Kirmes, und es wurde tüchtig getanzt, bei einem Bauer Most getrunken; Abends gieng ich mit einem Frankonen, den ich besonders gern habe, meinem Leibburschen den Rhein entlang nach Bonn zurück; auf den Bergen waren Weinlesefeuer. Ihr glaubt nicht, wie schön alles ist.

Neulich habe ich zufällig zu meiner größten Freude den lieben Baron von Frankenstein getroffen und ihn auf ein paar Stunden im Hotel Kley besucht. Er ist ganz derselbe liebenswürdige Mensch wie ehemals und erkundigte sich lebhaft nach Euch und den Naumburger Verhältnissen. Er wird mich in diesen Tagen besuchen. Auch Hachtmann hat mich gesprochen. Dem Dr. Wachsmuth mache ich heute Visite.

Heute gehe ich auf den Gottesacker um Schumanns, Schlegels und Arndts Gräber zu sehen. Nachmittags fahre ich mit meinen Wirthsleuten in ein benachbartes Dorf zu einer Kirmes. Es sind sehr feine und angenehme Leute, mit deren Sorge um mich ich in jeder Weise zufrieden sein kann. Ich wohne ganz allerliebst, esse recht gut, werde reinlich und pünktlich bedient und bin gern Abends ein Stündchen mit ihnen zusammen. —

Jetzt eben war ich auf dem wunderschönen Friedhof und habe Robert Schumann einen Kranz dedizirt. Meine Wirthin und ihre Nichte Fräulein Marie (denn Marie heißt am Rhein alles) haben mich begleitet.

Nun, liebe Lisbeth, Dir noch die spezielle Nachricht, daß unsre Farben weiß rot gold sind, daß unsre Mützen weiß sind mit einem roth goldnen Rande. Dann will ich Dir einige alte Bonner Frankonen als alte Bekannte vorstellen: Max Rötger (Trüffelwurst), und Treitzschke, der sich als Redner beim Leipziger Turnfest ausgezeichnet, Fritz Spielhagen, an dessen „in der zwölften Stunde“, das in Bonn spielt, Du lebhaft denken wirst. Ueberhaupt ist die Frankonia höchst renommirt.

Die Collegien haben noch nicht angefangen. Neulich habe ich von Prediger Kletschke ein Buch „die Sündlosigkeit Jesu von Ullmann“ als Geschenk erhalten mit einem außerordentlich liebenswürdigen Brief, worin er sich als „Ihnen von

Herzen verbundener Freund“ unterzeichnet. Ich habe mich sehr über das interessante Buch gefreut. Ich vermuthe, daß er Euch besucht haben wird.

Die Kaffemaschine liefert mir jetzt morgendlich einen sehr guten Kaffe und ich bin der mir stets so lieben Geberin von Herzen dankbar.

Ich erwarte sehnlichst jetzt die Kiste und vor allem Briefe von Euch, aus denen ich den Effekt entnehmen kann, den mein Einspringen machen wird. Grüßt mir die Tante Rosalie und wer sich für mich interessirt auf das freundlichste

Lebt recht recht wohl!

Fritz.

Liebe Lisbeth, sollte Fr. Anna Redtel noch in Kosen sein, so geruhe, sie von mir zu grüßen und sage ihr, daß ich, so oft ich in Hotel Kley im Angesicht des herrlichen Siebengebirges Kaffe tränke — sie grüßen ließe. —

Dienstag Abend. Ich habe die Kiste bekommen und bin sehr froh darob, besonders über die schöne Wäsche und die schönen Notenbücher. Gestern haben wir einen sehr fidelen Nachmittag verlebt; ich habe fabelhaft getanzt.

Ich esse mit Deussen immer auf meiner Stube zusammen; wir können sehr zufrieden sein. Ich sehe wohl und munter aus und bin immer recht mäßig. Ich bin auf Theologie und Philosophie immatrikulirt. Dr. Wachsmuth ist als Professor nach Marburg berufen. — Ich habe eine hübsche Petroleumlampe. —

[«]

450. An Gustav Luppe in Bonn (Visitenkarte)

<Bonn, Herbst 1864—Sommer 1865>

Lieber Luppe,

Du würdest mir einen Gefallen erweisen, wenn Du mir einmal mit Gelegenheit meine Ermanarichabhandlung zuschicktest.

Friedrich Nietzsche,
stud. philos.

[«]

451. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Bonn, 10.—17. November 1864>

Liebe Mamma und liebe Lisbeth,

ob es Euch wohl lieb gewesen ist, von mir auf Euren ausdrücklichen Wunsch seit ein paar Wochen keine Nachricht bekommen zu haben? Ich habe gewartet, daß etwas von der Post ankäme, es kommt aber nichts, und ich ziehe es vor, selbst in der Voraussetzung, Euch damit zu mißfallen, wieder, einen Brief nach Naumburg zu entsenden.

Es ist eine behagliche Abendstunde, die Kinder auf den Straßen singen, seitdem es dämmert, immer dieselbe Melodie vom „Märten, der Aepfel und Nüsse bringt.“ Es ist in meiner Stube angenehm warm; es fehlt mir nichts, als daß ich mich mit Euch unterhalte, und das thue ich denn auch. Im Geiste stelle ich mir vor, wie heute die liebe Tante Rosalie ein Hörnchen weniger zu schenken hatte, aber sie wird sicherlich, so wie auch Ihr, an mich freundlichst gedacht haben.

Und wenn Ihr an mich denkt, so braucht Ihr Euch immer nur das angenehmste Bild von meinem Leben und Treiben zu machen. Denn es ist mir immer recht wohl gegangen. Womit soll ich aber zu erzählen anfangen? Jedenfalls mit der Schilderung meiner Studien, um damit ein gewisses Vorurtheil zu bekämpfen, über dessen Entstehen ich, gerade ich, mich nicht genug wundern kann. Ich besuche natürlich mit großem Interesse meine Collegien, von denen Euch eines speziell genannt sein soll, das des Prof. v. Sybel über Politik. Besucht wird es von 2—300 Menschen, in einem der größten Auditorien; doch müssen immer noch eine Anzahl stehen. Natürlich ist der recht wissenschaftliche Vortrag des Sybel gewürzt mit mancher politischen Anspielung. — Daß Männer wie Ritschl, der mir eine Rede über Philologie und Theologie hielt, wie Otto Jahn, der, ähnlich wie ich, Philologie und Musik treibt, ohne eins von beiden zur Nebensache zu machen, einen großen Einfluß auf mich üben, wird sich jeder vorstellen können, der diese Heroen der Wissenschaft kennt. Prof. Schaarschmidt ein alter Pförtner, hat uns mit der ausnehmendsten Freundlichkeit bedacht und sich im Voraus als unsern Studiengenossen und Freund erklärt. Das muß ich den warmen Empfehlungen des Prof. Steinhart danken. Mehr Empfehlungen kann ich übrigens kaum mehr brauchen, wenn es nicht eine an eine liebenswürdige Familie ist. Prof. Krafft, bei dem ich Kirchengeschichte höre, hat mich zu einem Montäglichen Thee und Abendbrot mit obligater theolog. Unterhaltung eingeladen. Am meisten freut es mich, daß ich mit Prof. Springer in nähere Verbindung gekommen bin; ich bin Mitglied des Seminars für Kunstgeschichte. Ein junger, schöner, höchst geistreicher, künstlerhafter Mann, dessen Vorlesungen mit zu den besuchtesten gehören, ist Springer.

Dir, liebe Lisbeth, noch zur Nachricht, daß ich die Marie Niemann-Seebach als Pietra gesehn habe, natürlich „entzückend!!“, daß ich dann den Oberon gehört habe, der mir ziemlich mißfallen hat trotz des „Ozeans des Ungeheuers“ und der glänzenden Dekorationen; endlich, daß ich ein paar Häuser von Beethovens Geburtshause wohne mit der Aussicht auf eine alte Jesuitenkirche.

Mit Frankenstein bin ich öfter zusammen getroffen, und er hat mich auch besucht, ebenso wie Gropius und Kindler und Hachtmann. Ueberhaupt ist Naumburg, aber speziell Pforta „auf dem Damm“ in Bonn. —

Der Brief hat sich ein wenig ausgeruht, und dazwischen sind Eure angenehmen Briefe angekommen, so daß manche schon gemachte Bemerkung dadurch überflüssig wird.

Auf einige Deiner Worte, liebe Mamma, muß ich noch eingehen. Weißt Du, was man in Bonn am allermeisten meiden muß? Das Allzuvertrautwerden mit den Wirthsleuten; die meinigen sind ehrenwerthe Leute, aber Handwerker. An sie zu schreiben, fände ich, offen gesagt, im höchsten Grade unpassend und geradezu unerhört. Ich würde auf der Stelle ausziehn.

Außerdem muß ich jetzt gestehen, daß die rheinische Kost mir auf die Dauer gar nicht behagen will. Mein Appetit für dieselbe nimmt bedeutend ab. Beiläufig lebe ich, was das Essen betrifft, so billig, wie man unter keiner Bedingung sonst in Bonn leben kann. — Das Bedürftigkeitszeugniß kommt genau drei Wochen zu spät. —

Ueber die freudige Nachricht aus Gorenzen habe ich mich herzlich gefreut und werde an den Onkel und zugleich an die Großmamma schreiben. — Der Buchbinder Jacobi ist im vollen Rechte, ich habe ihn selbst beauftragt. — Die Frau P<astor> Deussen schickt Dir ein Briefchen mit; sie hat eine Klavierdecke bekommen. Deussen hat noch kein Album, ich bin aber überzeugt, daß er von Hause eins bekommt. —

Dir, liebe Lisbeth, schreibe ich nächstens ausführlich, der Brief wird zu dick sonst. Daß Du entzündete Augen gehabt hast, ist ein rechtes Malheur. Aber Du wirst es hoffentlich schnell überstanden haben und Dich tüchtig todtgelacht haben über entzündete Augen und „leichtherzige Studenten“ und verschiedne „händeringende Gespenster.“ Also ich soll doch nicht so „furchtbar klug“ handeln?

Sonntag waren wir en masse in Siegburg, zogen mit Juchheirassasa durch die Stadt, tanzten und kamen etwas spät zurück. Vor einer Stunde war ich in einem höchst noblen Konzert, fabelhafter Luxus, alles Weibsvolk feuerroth, immer englisch gesprochen no speak inglich. Billet 1 Thl. d.h. ich bin mitwirkendes Mitglied, kostet also nichts. Dafür bin ich auch höchst patent mit weißer Weste und Glacés angetreten. — Ich schreibe fabelhaft viel Briefe und bekomme doch keine als von Euch. Ist Gersdorf und Kuttig bei Euch gewesen? Grüßt sie von mir. Ebenso die lieben Naumburger Tanten

In alter Ergebenheit und Liebe
Euer Fritz.

Liebe Lisbeth! Was „Daheim“ betrifft, so erinnere ich Dich an folgendes:

Der König redigirt Daheim
Der Kriegsminister stellt anheim
Darauf zu abonnieren;
Bei so vornehmen Redakteur,
Bei so vornehmen Kolporteur
Da muß es reussiren!

[«]

452. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Bonn, 7. und 9. Dezember 1864>

Liebe Mamma,

Endlich kann ich Dir heute bestimmte Nachricht geben über mein Verbleiben während der Weihnachtsferien. Ich muß leider in Bonn bleiben, da ich zu Deussens nicht gehen kann. Sie haben sich diesmal speziell entschuldigen lassen, da ihr Haus Weihnachten zu voll wäre. Neulich war der alte Pastor Deussen hier und hat bei mir zu Tisch gegessen; es gefiel ihm recht wohl. Es thut mir eigentlich leid, daß ich Weihnachten nicht in einem Familienkreis zubringen kann. Ebenso kann ich es nur billigen, wenn ihr Weihnachten zu Verwandten verreist, damit ihr nicht etwa durch meine Abwesenheit traurig würdet. Lieb wäre mir aber zu wissen, wo also in den Weihnachtstagen ein Brief von mir euch träfe.

Ueber Deinen Brief, den ich Sonntag Abend zurückkehrend von einem Spaziergang fand, habe ich mich ungemein gefreut, da er mir ein anschauliches und eingehendes Bild eurer gegenwärtigen Verhältnisse entwarf. Also eine Sonntagfreude habt ihr mir gemacht, und ich muß doch heute so wohl Dir liebe Mamma als der freundlichen und höchst gelehrt schreibenden Elisabeth einzeln antworten. Daß das böse Augenübel vorüber ist, freut mich recht, habe doch auch ich indirekt davon zu leiden gehabt. Die Betrübnisse von wegen der Bälle und Freundschaften habe ich doch nicht ohne Lächeln lesen können, und Du wirst mir dies nicht übelnehmen, liebe Mamma. Gebe Gott, daß es nie größere Sorgen giebt.

Was nun das bevorstehende Fest betrifft, so ist es in der Ordnung, einige Wünsche zu äußern, besonders da ihr mich darnach fragt. Da würde ich denn einen musikalischen und einen philologischen Wunsch äußern

Musik zu Manfred von Robert Schumann
Klavierauszug.
Aeschylos. ed. Godofredus Hermannus.

Gerade diesmal, wo ich das Fest allein verlebe, werde ich wie ich glaube, Geschenke um so höher zu schätzen wissen, und ich freue mich sehr darauf, Deine wohlthuende Sorgfalt und Sorglichkeit auch im Einzelnen und Kleinen zu erkennen.

Nun muß ich Dir doch einiges aus meinem Leben erzählen. Morgen Abend bin ich zu Prof. Schaarschmidt eingeladen und übermorgen beginnt unser dreitägiger Stiftungscommers, der ziemlich großartig werden wird. Das Leben in der Verbindung ist ein durchaus straffes und lebendiges. Parlamentarischer Ton wird streng gehandhabt; es sind sehr tüchtige Elemente darin. Du solltest nur unsre lebhaften Debatten in unseren Conventen hören. Wiederum zieht mich das Verbindungsleben nicht zu sehr vom Arbeiten ab, im Gegentheil ist der Umstand, daß meistens Philologen zusammen sind, recht fördernd. Wir besuchen im Allgemeinen die Collegien sehr fleißig. Zu unserm Stiftungscommers sind auch Schaarschmidt, Jahn, Springer eingeladen.

Nun, ich hoffe, wenn wir uns Ostern sehn, wird unsre gegenseitige Freude eine sehr große sein.

In den Weihnachtstagen bleiben die Meisten der Unsern hier, da die Ueberzahl aus den nördlichen und oestl. Provinzen Preußens ist. An einem Tage wollen wir einen großen Musikabend veranstalten, da wir fast sämmtlich musikalisch sind. Als Kneipnamen oder wie ihr sagt, Spitznamen habe ich jetzt den Namen „Gluck“ bekommen. Du kannst daraus sehn, daß ich musikalisch „auf dem Damm bin.“

Wie überhaupt. Das läßt sich gar nicht ableugnen. Gestern Abend saßen Deussen und <ich> lange lange bei Thee zusammen und lasen eine griechische Tragoedie. Heute Nachmittag ist Fuchskränzchen, heute Abend Kneipabend.

Nun ist der Brief doch noch etwas liegen geblieben. So kann ich Dir denn noch vom Abend bei Prof. Schaarschmidt erzählen. Seine Frau ist eine Holländerin, und wir haben beide zusammen über rheinisches Essen und rheinische Unreinlichkeit geschimpft; sie will mich nächstens einmal zu Holländisch<er> Küche einladen.

Der Prof. ist urgemüthlich, Berlinerkind; wir haben ebenso angenehm uns unterhalten als gegessen.

Unsre Commersgäste treffen ein, ich habe eben noch für heute Abend Bierzeitung geschrieben, fabelhaften Unsinn.

An Marie Deussen habe ich zu ihrem morgenden Geburtstag einige eigne Lieder geschickt, ich finde das sehr artig von mir, es ist das Beste, wodurch ich meine Erkenntlichkeit beweisen kann.

Nun, liebe Mamma, lebe recht wohl und denke viel an mich. Vergeßt mir den Manfred nicht und auch nicht

mich.

F!

[«]

453. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Bonn, 11. und 12. Dezember 1864>

Meine liebe Lisbeth,

gar gerne möchte ich als Motto meines Briefes darüber schreiben „interessant und geistreich“, ich gehe nämlich von der Ansicht aus, daß ein Brief immer so ist, wie er aufgenommen wird, und vielleicht darf ich in dieser Beziehung die besten Hoffnungen haben.

Das war ein Posaunenstoß zur Einleitung. Jetzt kommt Schilderung der Situation.

Ich schreibe jetzt, morgens, eben des Bettes mich entwunden habend, zur direkten Widerlegung der Ansicht, daß ich Kater hätte. Du wirst diese geschwänzten Thiere nicht kennen. Gestern war großer Commersabend mit dem feierlichen Landesvater und unendlichen Bowlenströmen; Gäste aus Heidelberg und Göttingen; mehere Professoren, darunter Schaarschmidt waren eingeladen und haben sehr nette Reden geredet. Deussen hielt eine famose Fuchsrede; unendliche Telegramms von allen Weltenden und Burschenschaften, von Wien, Königsberg, Berlin usw. Wir waren über 40 Mann zusammen, die Kneipe war prächtig geschmückt. Ich habe eine sehr angenehme Bekanntschaft gemacht, die des Doktor

Deiders, der fabelhafter Schumann-freund ist; wir haben uns unsre gegenseitigen Besuche versprochen; nun habe ich doch endlich einen tüchtigen Musikkenner gefunden. Die gestrige Gemüthlichkeit war eine herrliche, erhebende. Weißt Du, an solchen Commersabenden herrscht ein allgemeiner Seelenschwung, da giebt es keine Biergemüthlichkeit. Heute Mittag ist großer Auszug durch die Hauptstraßen mit Paradeanzügen und fabelhafter Rennomage. Dann fahren wir mit Schiff nach Rolandseck, dort ist großes Diner in Hotel Croyen, und was weiter folgt, das steht im subjektiven Belieben. — Vorgestern Abend fieng der Commers an, wir tranken bis gegen 2 Nachts, sammelten uns gestern um 11 morgens zu einem Frühschoppen, machten dann einen Markttrottoirbummel, aßen zu Mittag und tranken bei Kley gemeinsam Kaffe. Du siehst, die Thätigkeit und die Anstrengung ist groß — und ich habe Recht, mit erhobenem Bewußtsein sagen zu können: ich habe keinen Kater.

Dies Schilderung der Situation. Jetzt kommt der literarische Briefkasten.

Viele von den Büchern, die Du beschreibst, sind mir nicht ganz unbekannt, die Lebensräthsel habe ich wohl auch einmal gelesen. Ich dächte, mehr noch als die Altejungferstube müßte Dir der junge Professor, der gegen Schluß antritt, gefallen haben. — In Daheim lies doch „Marie und Maria.“ Hausse und Baisse, das Du mir vielleicht nicht zu übersetzen brauchst, scheint mir vom philosophischen Katheder herab geschrieben. Durch Kreuz zur Krone und Gott ist mein Heil, wie Morgen und Abend verschieden, wird von der Kreuzzeitung gelobt. Die Problematischen Naturen habe ich auch noch nicht ausgelesen. Wie ich überhaupt in diesem Semester noch keinen Roman gelesen habe. —

Heute morgen setze ich den Brief fort, und Du bekommst auf diese Weise eine vollständige Schilderung unsres Commerses. Wir haben ein wunderschönes Wetter gehabt, der Auszug mit schöner Husarenmusik machte großes Aufsehen, der Rhein hatte die schönste blaue Farbe, wir hatten Wein mit auf das Dampfschiff genommen. Wie wir nach Rolandseck kamen, wurden Böller zu unserm Empfang gelöst. Wir tafelten nachher bis gegen 6 Uhr, waren ausnehmend vergnügt und sangen viele selbstverfaßte unsinnreiche Lieder. Draußen war es Dämmrung geworden, der Mondschein lag auf dem Rhein und beleuchtete die Gipfel des Siebengebirgs, die aus dem bläulichen Nebel hervortraten. Nach Tische saß ich mit Gaßmann, vielleicht dem interessantsten Menschen der Frankonia und Bierzeitungsredakteur und Kneipwart zusammen; wir blieben bei einem edlen Rheinwein, während die andern Champagnerbowlen tranken. Die Gegend ist dort wirklich dreier Ausrufezeichen werth, besonders die reizende Insel Nonnenwörth, auf der ein Mädchenpensionat ist; darüber ragt der Drachenfels, diese mächtige steile Felswand. Der Ort macht den Eindruck der tiefsten Ruhe. —

Nachher bin ich mit wenigen nach Bonn zurück gefahren, während die andern die Nacht dort geblieben sind und wahrscheinlich heute morgen eine Spritze in das Siebengebirge machen.

Heute morgen bin ich denn sehr froh und munter aufgestanden, denke zuerst an Dich und beendige den Brief, damit er noch zeitig genug eintrifft.

So hast Du denn ein Bild meiner letzten Tage, wunderschönen Tage, die Du Dir mit aller Phantasie ausmalen darfst. Allerdings habe ich bei dieser Ueberfülle des Stoffs Dir nur einiges Thatsächliche mitgetheilt und keine Gelegenheit gehabt, schöne und feine Bemerkungen zu machen. Lebe nun recht wohl und grüße die liebe Tante Rosalie, sowie alle, die sich meiner gern erinnern. Adieu, liebe Lisbeth

Dein Fritz.

F!

[«]

454. An Friederike Daechsel und Rosalie Nietzsche in Naumburg

<Bonn,> im Dezember 1864.

Meine lieben Tanten,

soeben komme ich aus dem Beethovenverein zurück; draußen regnet es ziemlich stark. Um so gemüthlicher ist es in der warmen Stube, um so angenehmer ist es auch, mit meinen Gedanken heimwärts zu schweifen und Euch, meine lieben Tanten, einmal zu besuchen.

Dazu ladet vornehmlich auch die Nähe der Weihnachtszeit ein, die wir bis jetzt fast immer zusammen erlebt haben, und die überhaupt die in der Ferne lebenden Familienglieder mit aller Kraft nach Hause zieht. Ihr wißt, weshalb ich diesmal diesem inneren Wunsche nicht Folge leisten kann, und Ihr werdet es deshalb nicht ungern sehn, wenn ich Euch als kleine Weihnachtsgabe meine Photographie übersende, die mich darstellt, wie ich eine Woche jünger war als in diesem Augenblick; und ich denke, daß ich mich seitdem nicht viel verändert habe.

Mama und Lisbeth werden Euch wohl fleißig von meinem Leben erzählt haben, und ich denke, ich habe auch viel und mancherlei und oft geschrieben. Darum erzähle ich Euch, meine lieben Tanten, was Euch besonders interessiren wird, wie ich es ja nach Deinem lieben Geburtstagsbrief, meine Tante Rosalie, erwarten muß. Nämlich über die religiösen Zustände in Bonn. Ihr könnt Euch denken, daß bei der Nähe von Köln der Katholicismus in Bonn vorherrschend ist, ja leider auch der Jesuit<i>smus. Die Jesuiten haben dicht bei Bonn ein Kloster auf dem Kreuzberg, jetzt bauen sie eine Kirche „zum Herzen Jesu"; unter den Studierenden haben sie, wie es scheint großen Einfluß durch die sogenannten marianischen Sodalitäten, die die Ausbreitung des Katholicismus und Vernichtung des Protestantismus bezwecken. Nun sollte man erwarten, daß der Gustav-Adolfsverein als Gegenwehr hier ein besonderes Leben entfalten sollte. Ich besuchte neulich als Mitglied eine von dessen Hauptversammlungen, bei denen Prof. Krafft den Vorsitz führt. Wir waren zehn Mann, dies gilt als beschlußfähig und vollzählig. Man freute sich über diese Betheiligung. Viel besser sind die Geldbeiträge. Die drei Geistlichen der evangel. Gemeinde sind Plitt, Wolters und Krabb, die mir übrigens sämmtlich nicht besonders zusagen. Wir haben in Naumburg unbedingt bessere Prediger. Die Kirche ist klein und erscheint mehr als großer Saal. Daß sie regelmäßig voll ist, verdankt sie dieser Kleinheit. Getrennt davon ist noch die englische prot. Kirche, wo englisch gepredigt wird; das heißt, das Lokal ist dasselbe, aber die Zeit des Gottesdienstes ist eine verschiedene. In den Kirchen entfaltet die Bonner Noblesse ihren Luxus, man fährt in die Kirche und läßt die Kutschen warten. Es soll übrigens der Bau einer neuen prot. Kirche nächstens in Angriff genommen werden.

Das äußere Leben richtet sich nach dem katholischen Typus. Die kathol. Feiertage sind auch Freitage für die Universität, während unser Reformationsfest von der Universität nicht berücksichtigt wird. So wurde neulich Mariae Empfängniß gefeiert. Von dem Allerheilgentag und der Feier auf dem Gottesacker habe ich wohl geschrieben.

Das sind so äußerliche Notizen, mit denen Ihr, meine lieben Tanten, vorläufig fürlieb nehmen müßt.

Zuletzt muß ich, wenn gleich etwas spät, noch meinen Dank für Eure herzlichen Geburtstagswünsche nachholen, und vor allem für das Liebe Bild der selgen Großmama, über das ich mich ausnehmend gefreut habe. Das Bild vom selgen Vater hängt über meinem Pianino unter einem Farbendruckgemälde, das die Kreuzesabnahme darstellt.

Verlebt ein recht vergnügtes Fest mit einander und segelt mit frischen Segeln und unter günstigen Winden aus dem alten Jahr hinüber in das neue. Und in dem neuen Jahre werden wir uns ja wiedersehn!

Euer
Friedrich Wilhelm Nietzsche.

[«]

455. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Bonn,> im Dezember 1864.

Meine liebe Mama und Lisbeth,

mein Wunsch ist, daß Ihr das kleine Paketchen erst am Weihnachtsabende aufschnürt, damit Ihr doch eine kleine Ueberraschung habt, vielleicht auch nur eine Enttäuschung. Meine Bitte ist: nehmt fürlieb, ich gebe Euch von dem Besten, was ich vermag, aber das ist nicht viel. Ihr werdet meine Mühe und meinen Fleiß daran erkennen; immer dachte ich dabei an Euch, und wünschte den Moment bei Euch zu sein, wo Ihr Euch vielleicht darüber freut.

„Und solche liebliche Gedanken laben
„Die Arbeit selbst; ich bin am müßigsten,
„Wenn ich sie thue“

so heißt es in Shaksperes Sturm und so heißt es auch bei mir; müßige Arbeit und arbeitsvolle Muße!

Was sollte ich Euch auch geben, wenn nicht etwas eigenes, etwas, worin Ihr mich im Bilde wiederseht. Darum habe ich auch noch den Schattenriß meines jetzigen Äußern voranklebenlassen, damit Ihr meine Gabe gern in die Hand nehmt, und vielleicht auch oft.

Ihr merkt es schon, daß ich mit einer gewissen Eitelkeit von meinem Werkchen spreche, und es hat doch seinen ganzen Zweck verfehlt, wenn es Euch nicht gefallen sollte. Wenn Ihr nur einen Christbaum mit Lichtern habt! Denn es muß sich hübsch ausnehmen im Lichterglanz. Ich werde an dem Christabende natürlich lebhaft an Euch denken, und Ihr jedenfalls auch an mich. Es ist zwar recht gemüthlich in meiner Wohnung, und ich will auch jenen Abend sehr angenehm verleben. Auch wir werden uns auf der Kneipe einen Lichterbaum anzünden, auch wir werden uns gegenseitig kleine Geschenke machen. Aber freilich, das ist nur eine matte Nachahmung einer heimathlichen Gewöhnung, an der eben die Hauptsache, die Familie, der Kreis der Verwandten fehlt.

Bonn ist doch ziemlich leer an Studenten geworden, da alles, was Flügel hatte, natürlich ausgeflogen ist. Deussen ist gestern nach Hause abgezogen, schwer bepackt mit Büchern und einem alten Reisesack. Er sah nicht schön aus. Wilhelm und Gustav werden wohl auch Naumburg aufgesucht haben. Saget ihnen doch, daß sie ihre Rückreise ja über Bonn nehmen möchten; sie möchten mir aber vorher

Nachricht davon geben. Gustav könnt Ihr bitten, daß er Euch die Noten einmal vorspielt, was er sehr gern thun wird.

Wißt Ihr noch, wie gemüthlich wir zusammen das vorige Weihnachten in Gorenzen verlebt haben! Sagte ich nicht damals, daß wir über ein Jahr wahrscheinlich nicht beisammen sein würden? Das ist nun eingetroffen. Es war schön in Gorenzen: das Haus und das Dorf im Schneefall, die Abendkirchen, die Melodienfülle in meinem Kopf, der Onkel Oskar, das Bisamfell, die Hochzeit und ich im Schlafrock, die Kälte und vieles Lustige und Ernste. Alles zusammen giebt eine angenehme Stimmung. Wenn ich meine Sylvesternacht spiele, höre ich diese Stimmung aus den Tönen heraus.

Und so sollt Ihr auch aus meinen jetzigen Compositionen die Stimmungen dieses Vierteljahrs heraus hören. Sie sind sehr mannigfaltig, und ich freue mich, daß meine Seele mehr und häufiger musikalischen und lyrischen Schwung hat als früher. Darum stellt mich auch meine Photographie dar, wie ich componiere, und ich glaube, daß sie deshalb besser geworden; denn ich dachte und empfand doch etwas in den Augenblicken der Aufnahme.

Nun lebt für heute recht wohl, genießt das schöne Fest und denkt meiner immer und besonders am Festabende gern und oft! Die mitgeschickten Briefe befördert Ihr wohl gefälligst! Grüße nach allen Seiten hin, auch an Frau von Busch, an Breslaus, an die Geheimräthin Lepsius, an Pinders und Krugs und die Frau Pastorinnen Haarseim, Gromann und Caro!

Adieu!

Euer
Friedrich Wilhelm Nietzsche.

[«]

456. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Bonn im Dezember 1864.

Liebe Elisabeth,

Dieses Blatt soll Dir blos noch einige Fingerzeige geben für den Fall, daß Du die Lieder selbst spielen und singen willst. Du kannst daran Deine Studien machen. Das leichteste zum Vortragen ist „das Kind an die erloschene Kerze“, so innig, einfach und harmlos wie möglich zu singen.

Ähnlich das letzte Lied, das, ebenfalls einfach, indessen getragen von großartiger Resignation, Dir gewiß gefallen wird. Vergiß nicht die Stellen „in eine wilde schöne Waldeinsamkeit“ und „und endlich selber mit ihr untergehen“ voll, erhoben und groß zu singen. Das Ständchen liegt sehr tief, die Begleitung ist ein wenig schwerer, die Melodie ist sehr leicht zu singen. Es kommt darauf an, die letzte Zeile jedes Verses hervorzuheben. Das „Ungewitter“ von Chamisso wird Dir gefallen; spiele und singe es ernst, düster und entschlossen, bis auf den mittelsten Vers, der den Contrast nach beiden Seiten hin bildet. „Es winkt und neigt“ erfordert die Fähigkeit, vollgrirfige Akkorde anschwellen zu lassen, und der Stimme alle Nüancen des Tons zu geben. „Verwelkt“ ist ähnlich, aber leichter. Der Schluß ist „erfroren“, sieh einmal, ob Du das nicht bemerkst. Die besten, aber auch schwersten Lieder sind „Gern und Gerner“ und „Unendlich!“ Das erste muß sehr schwungvoll, keck und graziös ausgeführt werden, das andre mit voller Leidenschaft. Nimm den Mittelvers langsamer. Besonders muß die Begleitung vorzüglich eingeübt sein, wenn das Lied gefallen soll.

Das ist es, was ich Dir noch schreiben wollte, liebe Lisbeth! Mögen Dir die Lieder gefallen! Denke dabei gern an

Deinen Bruder.

[«]

457. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Bonn, Weihnachten 1864>

Meine liebe Mamma und Lisbeth,

ich erzähle Euch jetzt der Reihe nach. —

Sonnabend war herangekommen; ich hatte zu Mittag gegessen und blieb zu Hause, denn ich dachte, daß möglicher Weise etwas ankäme. Wenn die Thür des Hauses gieng, wenn die Treppe herauf jemand gieng, so steigerte sich meine Erwartung. Es wurde dunkel; noch war nichts da. Ich setzte mich auf das Sopha, zündete die Lampe nicht an und stellte mir vor, daß um diese Zeit Ihr Euch bescheeren würdet. Ich aß etwas zu Abend, es war sieben Uhr. Ich gieng auf unsre Kneipe, auf dem Wege sah ich viel hell erleuchtete Fenster. Dort fand ich die andern Frankonen und einen schönen Christbaum. Dann bescheerten wir uns kleine lächerliche Sachen, z.B. bekam einer, der viele Pumpe hat, eine Sparbüchse, ich erhielt wegen meiner Vorliebe für Hektor Berlioz einen Halbmond. Wir tranken mehere schöne Bowlen, die der Wirth setzte und waren heiter. Gegen 11 kam ich nach Hause, aber ich fand nichts.

Morgens wurde ich zur Bescheerung des Wirths hinuntergeladen, ich bekam ein höchst elegantes Portemonais. Dann war ich ein Stündchen bei dem Russen, der unter mir wohnt. Wir giengen dann zusammen in die Kirche und wieder heraus. Noch war nichts da. Es wurde Mittag. Da aber brachte man mir zu meiner größten Freude die Kiste. Der Postbote hatte gestern den ganzen Nachmittag herumgesucht, wem die Kiste gehören möchte. Die Addresse war falsch; ich wohne ja Bonngasse 518.

Nun gieng ich eifrig ans Werk mit Hammer und Zange. Und was fand ich alles!

Auf meinem Tisch baute ich alles auf das Schönste auf und setzte mich davor und las zuerst die allerliebsten Briefe. Und was hast Du, liebe Lisbeth, für ein niedliches Gedicht gemacht mit der burschikosen Mischung studentischer Phrasen und mädchenhafter Empfindung! Wie hübsch sieht der weißrothgoldne Uhrhalter aus! Und ebenfalls wie schön passen die schwarzrothgoldnen Schuhe, die ordentlich unheimlich mir vorkommen! Daß ich all die schönen Eßsachen mit großer Sympathie aufgenommen habe, versteht sich von selbst. Wie hübsch habt Ihr doch an alles gedacht!

Nach Tische und nach einer guten Mahlzeit, wie sie eines Festtags würdig ist, machte ich mich denn an meinen Manfred, den ich mit Herzklopfen aus der Kiste hob, und der von dem Notenpult bis jetzt noch nicht fortgekommen ist. Alle, die etwas daraus gehört haben, sind davon entzückt. Bitte, sprecht der lieben Tante meinen großen Dank aus, in denke Neujahr an sie zu schreiben.

Nachmittag kam Gaßmann zu mir, die andern Frankonen waren in Köln. Wir haben zusammen gesungen und Manfred gespielt und Thee getrunken und von der schönen Stolle gegessen. Um 8 gieng ich dann mit ihm in seine Wohnung und aßen dort Spickgans und tranken feurigen Walporzheimer; er las mir seine eignen Novellen vor. Es war ein höchst befriedigender, genußreicher Tag, und wir waren beide in gehobener Stimmung.

Ueber alles, was Ihr mir geschrieben habt, habe ich mich sehr gefreut. Sehr leid thut mir nur der arme Zerboni, ich werde wahrscheinlich bald an ihn einmal schreiben, er wird es zwar nicht erwarten.

Gersdorff schrieb mir einen langen, sehr interessanten Brief und erzählt auch, daß er bei Euch gewesen

„Ich habe dort, schreibt er, aus Deinen Briefen und durch Erzählungen viel von Deinen Reiseerlebnissen von Deiner Einrichtung gehört und mich über alles herzlich gefreut, woraus ich sah, daß es Dir wohlgeht, daß Du allerhand

Beobachtungen machtest, die Dir die Deinigen gar nicht zugetraut hätten. (So!!) Die Stunde, die ich dort zugebracht, war mir eine sehr angenehme und erheiternde, wie ich sie in einem solchen letzten Winter brauchen kann —“

Ueber den Entschluß des Onkel Theobald bin ich recht froh. Ostern werde ich ihn besuchen.

Ihr werdet euch offenbar über meine großartige Correspondenz jetzt wundern, wenn Ihr die eingelegten Briefe gefunden habt. Ein paar Tage vorher hatte ich zwei Briefe nach Pforte an Redtel und Kuttig abgesandt. Das ist aber wahr, ich werde nächstens müde, man braucht zu viel Zeit dazu, und schreibt auch nicht jeden Brief mit gleichem Interesse. Ich habe in diesem Quartal außer an Euch geschrieben an den Vormund, an Gustav und Wilhelm, an Gersdorff, an Schenkel, an Redtel, an Kuttig, an Bormann nach Weimar, an den Onkel Edmund, an die Großmama, an die Tanten, an die meisten hiervon zwei oder dreimal. C’est trop! —

Der Kalender der Tante Rosalie mit den Notizen darin hat einem längst gefühlten Bedürfniß abgeholfen —

Ich weiß immer noch nicht recht, wie lang ein Brief gehen muß um zu Euch zu kommen. Schreibt mir das doch!

Und nun lebt recht, recht wohl und verlebt den Rest des alten Jahres anmuthig und träumt in den Nächten die schönsten Träume. Mögen sie in Erfüllung gehn!

Meinen herzlichsten Dank!

Euer
Fritz.

[«]

458. An Franziska, und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Bonn, Ende Dezember 1864>

Liebe Mama und Lisbeth,

gar zu gern möchte ich Euch einen Neujahrswunsch in Versen zuschicken, da ich Eure Vorliebe dafür kenne, aber es geht halt nimmer! Sei es nun, daß meine Ansprüche an ein Gedicht sehr gestiegen sind, sei es daß ich um einige Prozent nüchterner und — praktischer geworden bin, was gar nichts schaden könnte — sei es endlich, daß die diabolischen Zahnschmerzen, die mich quälen, mir jede Begeisterung verjagen, fest steht, daß Verse mir heute nicht glücken. Darum wird nothgedrungen Prosa antreten müssen. Dies zur Erklärung der Form meines Briefs.

Ich liebe die Sylvesternächte und die Geburtstage. Denn sie geben uns Stunden, wie man sie sich freilich oft machen kann, aber nur zu selten sich macht, wo die Seele stille steht und einen Abschnitt der eignen Entwicklung übersehen kann. In solchen Stunden werden entscheidende Vorsätze geboren. Ich pflege dann immer die Manuscripte und Briefe des verflossenen Jahres vorzunehmen und mir einige Notizen zu machen. Man ist für ein paar Stunden erhaben über die Zeit und tritt fast aus der eignen Entwicklung heraus. Man sichert und verbrieft sich die Vergangenheit und bekommt Muth und Entschlossenheit, wieder weiter seine Bahnen zu gehen. Es ist schön, wenn auf die Entschlüsse und Vorsätze der Seele — gleichsam die erste junge Saat der Zukunft — die Wünsche und Segnungen der Verwandten wie ein milder Regen fallen. Man sollte daraus nur keine Ceremonie machen, keine offizielle Nöthigung. Denn wenn schon ein pflichtmäßiger Dank mich unmuthig machen kann, wie viel mehr ein pflichtmäßiger Wunsch! Wo man überzeugt sein kann, daß die Seelen gegenseitig innigst zusammenstimmen, da wird der in Worte gefaßte Wunsch zu einer Höflichkeit. Und Höflichkeit geziemt sich für die Gesellschaft, aber nicht für verschlungene Seelen.

Erspart es mir deshalb, die gewöhnliche Formel von Gesundheit, Glück usw. in einer mehr oder weniger neuen Weise auszusprechen. Daß wir uns lieb haben, sehr lieb haben, meine liebe Mama und Lisbeth, das muß uns genügen. Sagt das auch den lieben Tanten. Es ist mir unmöglich zu schreiben.

Nun erzähle ich Euch, was ich erlebt habe. Eigentlich wenig. Ich bin sehr viel zu Hause gewesen und habe mich am Manfred erfreut. Am dritten Feiertag war ich in der Oper und hörte den Freischütz, der mir im Ganzen, ebenso wie der Oberon, mißfiel. Die Höllenschluchtscene machte auf mich einen lächerlichen Eindruck. Gestern besuchte ich Doktor Deiters, der mir viel Schumann vorspielte. Zum Neujahr werde ich, Gott sei Dank, nur eine Visite zu machen haben, zu Prof. Schaarschmidts. Die Sylvesternacht werde ich zu Hause verleben, wenn anders mich meine Zahnschmerzen nicht verlassen. Diese sind aber gegenwärtig so stark, daß ich während des Schreibens alle Augenblicke Halt machen muß und nur mit der größten Mühe Euch nicht meine Verstimmtheit zeige. Das Zahnfleisch rechts an den letzten Zähnen ist entzündet, und irgend ein Zahn hohl, so daß der Nerv incommodiert wird. Oder ich bekomme dahinten einen Weisheitszahn. Es wird auch nachgerade Zeit.

Abends ist jetzt gewöhnlich einer meiner Bekannten bei mir zum Besuch. Die schöne Stolle ist leider schon aufgegessen. Wie habt Ihr denn Euer Weihnachten verlebt? Ich erwarte sehnlichst den ersten Brief, mit dem, wie ich hoffe, zugleich das Geld für das nächste Quartal ankommt. Das erste Quartal hat mir in summa

130 Thl. gekostet. Davon fällt nun freilich eine stattliche Portion für die nächsten Vierteljahre fort, da die Gelder für Immatrikulation, Collegien usw. bedeutend sind. Aber Du siehst, liebe Mama, daß ich mich in Bonn noch mehr einschränken muß. Länger als ein Jahr kann ich es des Geldpunktes halber hier nicht aushalten. Ich bin entschlossen nachher nach Halle zu gehn und dort zu dienen. Mach Dir nur ja keine Sorgen, ich muß durchkommen. Ueber Geldsachen schreibe ich nur an den Onkel Bernhard. Aber ich wollte Dir nach dem ersten Quartale doch Nachricht geben. Ich führe übrigens genaue Rechnungen. Der durchschnittliche Wechsel in Bonn ist 500—600. Das ist nun alles nicht sehr schön, nicht wahr? Aber ich hätte schon einen besseren Schluß des Briefes machen können, wenn nur die Zahnschmerzen nicht wären. Das schöne Tuch behagt meinem Halse wohl, ebenso die Hosenträger meinem Buckel!

Euer Fritz.

[«]

[Briefe 1865]

[BRIEFE 1865]

[«]

[01] [02] [03] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1865]

459. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

[«]

[Februar 1865]

460. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
461. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
462. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
463. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[März 1865]

464. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Mai 1865]

465. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
466. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
567. An Carl von Gersdorff in Göttingen
468. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Juni 1865]

469. An Elisabeth Nietzsche in Colditz

470. An Franziska Nietzsche in Naumburg
471. An Oskar Wunderlich in Pforta

[«]

[Juli 1865]

472. An Wilhelm Pinder in Heidelberg
473. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
474. An Friederike Daechsel in Naumburg (Disposition)
475. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[August 1865]

476. An Carl von Gersdorff in Göttingen
477. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
478. An Hermann Mushacke in Bonn

[«]

[September 1865]

479. An Raimund Granier in Grünberg
480. An Hermann Mushacke in Berlin

[«]

[Oktober 1865]

481. An Eduard Mushacke in Berlin
482. An den Convent der Burschenschaft Frankonia in Bonn
483. An Franziska Nietzsche in Colditz
484. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
485. An Friederike Daechsel und Rosalie Nietzsche in Naumburg

[«]

[November 1865]

486. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
487. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Dezember 1865]

488. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
489. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

459. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

Bonn, 11 Januar 1865.

Meine liebe Tante,

dieser Brief, der erste, den ich im neuen Jahre schreibe, soll Dir meine herzlichen Glückwünsche überbringen, die ich gar zu gern mündlich ausrichten möchte. Die Weihnachtsferien sind nun vorüber, und ich bin wieder darin im gewöhnlichen Gleise der Arbeit, ja ich kann sagen, ich freue mich, daß ich wieder darin bin und daß die Zeit, wo ich besonders Euch vermißte, überwunden ist. Zwar habt Ihr mir Eure Liebe, die auch in der Ferne mich begleitet, so schön in Wort und That ausgesprochen, und ich nehme heute auch Gelegenheit, meinen Dank und meine Freude Euch darzulegen; aber umso mehr wächst natürlich das Verlangen, mit Euch wieder einmal zusammen zu sein, und Gesehenes und Erlebtes in fröhlicher Unterhaltung auszutauschen. Sei überzeugt, meine liebe Tante, daß ich an Deinem Geburtstag Deiner viel gedenken werde, daß ich überhaupt oft an Dich denke, zumal jetzt, wo die schöne, täglich durchgespielte Manfredmusik mich so lebhaft an Deine Güte erinnert.

Heute sollst Du denn auch die Originaldepeschen über mein Leben seit Neujahr bekommen; denn der Mama und Lisbeth habe ich seitdem noch nicht geschrieben. Um mit dem zuletzt Erlebten anzufangen, so war ich gestern Abend zu Prof. Schaarschmidts eingeladen, und zwar zusammen mit allen Pförtnern, die mit in der Frankonia sind. Es war höchst lustig daselbst, Schaarschmidt ist ein sehr witziger, auch sarkastischer Gesellschafter, und unsre Unterhaltung berührte im Fluge so ziemlich alles, was es überhaupt giebt. Nach einem sehr feinen Abendessen blieben wir bei einer Pfirsichbowle noch bis 12 zusammen. Hierbei bemerke ich, daß ich seit dem neuen Jahre mich daran gewöhnt habe, um 6 Uhr morgens aufzustehn. Worüber Du Dich wundern wirst. Vor Weihnachten allerdings nie vor 8 Uhr. In den ersten Tagen des neuen Jahres war ich in dem benachharten Köln, und hatte das Glück, Karl Devrient als Wallenstein zu sehn. Ueberhaupt macht diese Stadt mit ihrem erhabnen Dom und den unzähligen Kirchen einen bedeutenden Eindruck. Der Rhein hat ungemein wenig Wasser und treibt viel Eis, an einigen Stellen hat es sich gelagert. Ich hoffe auf den Frühling und den Sommer. Des Winters Kraft scheint seit den letzten gewaltigen Stürmen mit tüchtigem Gewitter gebrochen. Zu Weihnachten und Neujahr haben wir eine sehr tüchtige Kälte und mäßig viel Schnee gehabt. Neujahr bekam ich außer von zu Hause noch Briefe von meinem ehemal. Untern Redtel und von der Räthin Redtel, natürlich voll von Dank. Von ihr und von Anna soll ich Mutter und Schwester herzlich grüßen. Zugleich fällt mir ein, daß auch Deussen mir Glückwünsche zu Deinem Geburtstag aufgetragen hat. Meine Zahnschmerzen sind seit den letzten Tagen fort, und ich befinde mich recht wohl, nur, daß mir die Kost nicht schmeckt. Ich freue mich sehr auf die Osterferien, und ich möchte gar zu gern über Plauen zurückreisen, damit ich mich dort einmal den Tanten vorstellen könnte.

Nun, ist das nicht alles im Depeschenstil, kurz und bündig, Wetter, Zahnschmerzen und Kost durcheinander, abgefaßt? Ja, ich muß fürchten, daß, wenn der Brief nicht gleich fortkommt, er Dich nicht mehr an Deinem Geburtstag trifft. Verlebe ihn recht vergnügt und grüße die liebe Tante Riekchen nochmals herzlich dankend von mir.

Lebe recht, recht wohl, meine liebe Tante und behalte lieb

Deinen
Friedrich Wilhelm Nietzsche.

F!

Grüße Mama und Lisbeth recht vielmal von mir! Ich habe mich recht über ihre Neujahrsbriefe und Nachrichten gefreut. Aber von der lieben Elisabeth erwarte ich alltäglich einen etwas ausführlichen Brief.

Adieu!

[«]

460. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Bonn, 2. Februar 1865>

Meine liebe Mamma,

ich möchte vor allen Dingen eine gute Feder haben, um Dir einen recht hübschen Brief schreiben zu können. Denn diese hier kritzelt mir viel zu sehr. Sodann möchte ich Dir eine frische blühende Hyacinthe schicken, denn keine Blume erinnert mich so lebhaft an Deinen lieben Geburtstag als diese. Endlich möchte ich so viel Vermögen haben, um Dir einen kleinen Morgenbesuch zu machen und meine besten, herzlichsten Wünsche in persona auszusprechen.

„Da’s aber nicht kann sein,
Bleib ich allhier allein.“

Das ist traurig, nicht wahr? Aber in zwei Monaten ist auch diese Zeit der Trennung überwunden. Heute aber werden wir recht, recht lebhaft an einander denken, und wenn Ihr zu Mittag Karpfen eßt, so werde ich einen Wohlgeschmack davon auf der Zunge haben.

Wie sehr habe ich mich über Deinen letzten recht ausführlichen Brief gefreut. Hatte ich doch seit Neujahr noch keinen Brief bekommen. Vor ein paar Tagen habe ich nun freilich vom Onkel Edmund vielerlei über sein Befinden und über Familienverhältnisse gehört. Dagegen vermisse ich immer noch Nachricht von Gustav und Wilhelm, denen ich vor und nach Weihnachten geschrieben habe. Hat Euch Gersdorff und Kuttig einmal wieder besucht? Beide sind an der Reihe mir wieder zu schreiben, aber Gersd. wird wenig Zeit des bevorstehenden Examens wegen haben.

Von meinem Leben kann ich Dir mancherlei erzählen. Viele, ungewöhnlich viele Kunstgenüsse. Donnerstag ein Gesangvereinsconzert von einer Vortrefflichkeit, wie ich noch keines gehört. Freitag die Friederike Goßmann in meheren reizenden kleinen Lustspielen. Von ihr muß ich Euch noch viel erzählen, Du liebe Lisbeth würdest fabelhaft „enchantirt“ sein, wenn Du sie gesehn. Sie trat auf in der Grille, in der Widerspenstgen Zähmung, in „Feuer in der Mädchenschule“ und „Sie schreibt an sich selbst“, zuletzt „Sie hat ihr Herz entdeckt.“ Wir waren natürlich sammt und sonders in sie verliebt, heulten auf dem Kneipabend die Lieder, die sie gesungen und rieben auf ihr Wohl einen Salamander. In Köln habe ich Sonntag die Bürde-Ney gehört als Valentine in Meierbers Hugenotten. Nicht wahr, das ist sehr viel hintereinander? Was meine Ferien betrifft, so kann ich noch nichts Bestimmteres schreiben, als daß ich Anfangs April kommen werde. Das ist nun sicher, daß wir für die Zeit unsres Zusammenseins ein Festprogramm entwerfen müssen. Länger als ein Jahr kann ich übrigens bestimmt nicht in Bonn bleiben, das ist mir deutlich. Daß ich den nöthigen Nutzen von Bonn ziehe, das hoffe ich. Daß der Aufenthalt viel Geld kostet, das weiß ich. Ich lebe durchaus in keiner Beziehung verschwenderisch, aber die Hausrechnungen sind immer sehr hoch. Ich will Dir nur schreiben, was ich augenblicklich alles bezahlen muß — alles das, was noch tüchtig warten kann, ungerechnet — noch 30 Thl. an meinen Wirth, 10 Th. an einen Freund, anfangs Januar entliehen, und mindestens 15 Thl. an Handwerker, Kneipwirthe usw. Das ist doch recht böse. Ich erzürne mich oft darüber, daß Geld und Metall so wenig Stand hält. Spätere Semester werden gewiß viel billiger werden. Aber, Maman, wenn Du glaubst, daß ich mit 30 Thl. pr. Mon. auskommen kann, so ist das leider sehr unrichtig.

Das ist indessen alles weniger angenehm als abstoßend. Deshalb gehe ich darüber hinweg und spreche bloß den Wunsch aus, möglichst viel Geld möglichst bald zu bekommen, da es eine unangenehme Empfindung ist, alle Morgen einige Philister an die Thür klopfen zu hören, ohne Geld zu haben.

Daß Euch die Lieder im Allgemeinen gefallen, freut mich recht sehr. Ich habe über dieselben mit dem hiesigen Direktor Brambach ausführlich gesprochen. Nun habe ich mir zwar fest vorgenommen, in diesem Jahre nichts zu componieren. Er rieth mir sehr an, Unterricht im Contrapunkt zu nehmen. Aber ich habe kein Vermögen dazu. Meine Gründe, nichts zu componieren, will ich Euch mündlich mittheilen. Weißt Du nicht ein hübsches Geschenk, das ich dem Manne machen könnte? Ich nehme nicht gern Gefälligkeiten an, wenn ich nicht wieder welche erweisen kann.

Noch dies: ich bin für den hiesigen Gustav-Adolfsverein thätig. Nächstens werde ich darin einen Vortrag halten.

Noch dies: meine Wendung zur Philologie ist entschieden. Beides zu studieren ist etwas Halbes.

Und zum Schluß, liebe Mama, wende ich mich wieder zu Dir, um Dir noch einmal das Beste und Schönste zu wünschen, was ich nur kann. Wir wollen alle drei recht angelegentlich wünschen, daß Dir das folgende Jahr ohne Störungen und Betrübnisse vorübergehe, und wir, meine liebe Lisbeth und ich, wollen mit besten Kräften dazu beitragen. Daß Du mich auf allen meinen Wegen mit den herzlichsten Gedanken begleitest, weiß ich, liebe Mama. Und daß selbst das Leben auf der Universität reich an unangenehmen Erfahrungen und inneren Mißstimmungen ist, das ist leider wahr. Drum wollen wir mit liebevollem Thun und Denken unsre Lebensbahnen uns gegenseitig ausschmücken.

Lebe recht, recht wohl, liebe Mama.

Grüße an die lieben Tanten!

Dein Fritz.

[«]

461. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Bonn, am Sonnabend.
<18. Februar 1865>

Meine liebe Mama und Lisbeth,

immer näher kommt nun die angenehme Zeit der Ferien; und ich muß gestehn, daß auch von Tag zu Tage meine Sehnsucht wächst, Euch endlich einmal wieder zu sehn. Ihr könnt doch nun nächstens die Vorbereitungen zu meiner Ankunft machen, denn nach der Mitte nächsten Monates werde ich kommen. Je unfreundlicher jetzt die Witterung ist, um so lieber denke ich an die schönen Ostertage, und billigerweise habe ich mich noch nie so auf die Ferien gefreut als es gegenwärtig der Fall ist. Wie wohlthuend wird mir das Leben in eurer freundlichen Mitte sein im Gegensatze zu meinem alles Familienlebens baren Dasein. Dazu kommt die Nähe so vieler bekannter und lieber Menschen, die Nähe der alten guten Pforte, an der wir Pförtner hier in einer lächerlichen Weise hängen.

Dieser ganze Passus wird Euch, wie ich vermuthe, mit einer stillen Wehmut erfüllen, ich muß diese aber leider vernichten, indem ich daran den unvermeidlichen leidigen Geldpunkt anknüpfe. Ich mache jetzt mitunter ganz verzweifelte Ansätze, um das Soll und Haben auszugleichen, und wie im Ministerium berechne ich mein Budget für dies Jahr und finde recht trostlose Resultate. Zu meinen großen finanziellen Coups gehört auch der Vorsatz, im neuen Semester auszuziehen, kein Klavier mehr zu miethen, alles um auf gut Deutsch Geld zu schinden. Man lernt in einem Semester recht viel, auch in diesen materiellen Beziehungen; schade, daß man diese Studien recht theuer bezahlen muß. Jetzt aber kommt der Schluß zu diesen schmerzhaft scherzhaften Auseinandersetzungen: ich ersuche Dich nämlich liebe Mama mir für nächste beide Monate das Geld zusammen zu schicken und zwar nicht unter 80 Thl. das Reisegeld mit eingerechnet. Ueberhaupt bin ich kein Freund der monatlichen Geldsendungen; es verleitet unvermeidlich zum Schuldenmachen, ich habe bis jetzt mit der Monatssendung immer nur die nothwendigsten Schulden des vergangnen Monates decken können, und fast nie baares Geld gehabt. Ueberhaupt ist kein Gedanke daran, daß ich mit weniger als 400 Thl von Bonn wegkomme, denn soviel hat mir der Vormund zu Anfang meines Universitätsleben versprochen. Wenn Du genau wüßtest, wie man hier lebt, so würdest Du das auch billigen. Es ist das Mindeste für diese Verhältnisse. —

So, nun habe ich mich darüber ausgesprochen, ob ich gleich weiß, daß es Euch keine Freude machen wird. Mir auch nicht. Warum kann ich das nicht alles mit dem Vormund abmachen, es verdirbt meine schönen Briefe. Uebrigens bitte ich Dich nochmals, mich nicht durch Nichterfüllung meines Wunsches in unglückliche

Umstände zu stürzen, aus denen ich mich dann nur dadurch retten könnte und müßte, daß ich auf irgend eine Weise die gleiche Summe pumpte. —

Nun wollen wir unsre Stirnen wieder in freundliche Falten glätten und uns anmuthig unterhalten. Mein Stoff, Euch allerlei zu erzählen wächst natürlich von Tag zu Tag. Ich freue mich ungemein auf den Moment, wo ich mein altes Naumburg wiedersehe. Ich glaube, ich werde mich sehr wenig verändert haben. Ein klein wenig dicker bin ich geworden, wie das vorauszusetzen war. Es thut mir sehr leid, daß ich Gersdorff jetzt nicht sehen werde. Er geht nach Leipzig und will nicht in ein Corps einspringen. Könnte er nicht ein paar Tage in den Osterferien bei uns logieren? Wilhelm und Gustav laden mich auf das freundlichste ein, sie in Heidelberg zu besuchen. Sie haben mir endlich geschrieben. Ich bekomme sehr wenig Briefe. Das ist recht böse.

Meine Erlebnisse beschränken sich in der letzten Zeit auf Kunstgenüsse. So viel und so bedeutendes habe ich in kurzer Zeit gehört, daß ich es selbst kaum glauben mag. Innerhalb weniger Wochen besuchten die bedeutendsten Künstlerinnen Köln und Bonn. Dein Wunsch, liebe Lisbeth, daß ich die Patti hören möchte, ist erfüllt. Was kann ich Euch alles von dem prachtvollen Patticonzert erzählen. Die geniale Niemann-Seebach habe ich kürzlich in den Nibelungen von Fr. Hebbel als Kriemhild gesehn. Die allerliebste Friederike Gossmann Liebling des Bonner Publikums und unser aller insbesondre habe ich dreimal gesehn in allerliebsten Backfischrollen. Die Bürde Ney, die Du ja kennst, liebe Lisbeth, habe ich in den Hugenotten und im Fidelio gehört. Gar nicht zu reden von den schönen Conzerten, die der Bonner Gesangverein giebt.

Ich gelte hier in studentischen Kreisen etwas als musikalische Autorität und außerdem als sonderbarer Kauz, wie übrigens alle Pförtner, die der Franconia angehören. Ich bin durchaus nicht unbeliebt, ob ich gleich etwas moquant bin und für satyrisch gelte. Diese Selbstcharakteristik aus dem Urtheile andrer Leute wird Euch nicht uninteressant sein. Als eignes Urtheil kann ich hinzufügen, daß ich das erste nicht gelten lasse, daß ich oft nicht glücklich bin, zu viel Launen habe und gern ein wenig Quälgeist bin, nicht nur für mich selbst, sondern auch für andre.

Nun lebt recht wohl, schickt mir das Geld um alles in der Welt zur genauen Zeit, grüßt die lieben Verwandten, habt recht freundlichen Dank für Eure liebenswürdigen Briefe und behaltet mich lieb

trotz dieses Briefes.
Friedrich Wilhelm Nietzsche.

[«]

462. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Bonn, Ende Februar 1865>

Liebe Mama und Lisbeth,

die Wirkung Eurer letzten Briefe und der Geldsendung war unleugbar eine bittersüße. Einestheils muß ich natürlich froh sein, meine Geldangelegenheiten jetzt ordnen zu können und mit freierem Blick das nächste Semester herankommen zu sehn. Dann aber war durch Deinen so wohlmeinenden Brief, liebe Mama, in diese Freude so viel Wermuth gemischt, daß ich erschrocken und entrüstet, ohne recht zu wissen worüber, Geld und Brief von mir schob und in Gedanken versank.

Die Resultate dieser Gedanken will ich durchaus nicht verhehlen. Ich muß mir allerdings Schuld geben, nicht ganz meinen Verhältnissen nach gelebt zu haben. Sondern ich habe in dem Style und der Gewöhnung fortgelebt, in der ich mich vordem befand dh. ohne viel Aufwand, aber auch nicht beschränkt und kärglich. Das ist richtig, daß ich wohl nie den Eindruck eines armen Menschen gemacht haben werde.

Dies ist vielleicht eine Verkennung unseres Standpunktes. Es wird mir recht schmerzlich vorkommen, anders leben zu müssen.

Dazu kommt, daß ich vielleicht nicht in allen Fällen möglichst praktisch gehandelt habe. Aber ich habe viel gelernt, wie man sich einrichten kann.

Endlich sind meine Neigungen für Musik und Theater etwas kostspielig, während ich bedeutend weniger als andre durch Kneipen und Essen verbraucht.

Aus diesen drei Gesichtspunkten betrachte jetzt meinen Aufwand. Als weiter<er> kommt noch einer hinzu, den ich leider anerkennen muß; und Du magst hieran die Wahrheit meiner Auseinandersetzungen prüfen. Die Verbindung kostet unleugbar viel Geld. Trotzdem wird sie mir von Tag zu Tage lieber. Die Pförtner haben sie jetzt in den Händen, und unser Geist ist so ziemlich der allgemeine.

Endlich bedenke, daß das Leben in Bonn nachweisbar viel theurer ist als auf andern Universitäten. Länger als bis Michaeli kann ich es hier nicht aushalten. Dann gehe ich, wenn es Euch gefällt, eben so wie Deussen, nach Berlin, um dort zu dienen. Ich habe darüber die genausten Erkundigungen eingezogen, und es ist die größte Eile nöthig. Ich werde in den nächsten Tagen an das Commando des 2 t. Garderegiments schreiben. Es ist aber zu befürchten, daß dies Regiment schon voll ist. Bei diesem Regiment ist nämlich der Dienst am leichtesten. Was den Geldpunkt betrifft, so dient man in Berlin entschieden billiger als in Halle, wo überdies die Behandlung der Freiwilligen seitens der Unteroffiziere viel unnobler ist. Es wird mir allgemein gerathen ja nicht zu zögern. Vielleicht war es doch unschlau daß ich nicht gleich das erste Jahr gedient habe. Aber erst Pforte — und dann Unteroffiziere! Nein, „Freiheit liebt das Thier der Wüste!“

Dazu bin ich hier ordentlich in philologisches Fahrwasser gekommen.

D. Sommer kommt übrigens die Großfürstin von Rußland nach Goslar auf längere Zeit. Ich hätte Lust mich ihr bei Gelegenheit vorzustellen. —

Das waren alles geschäftliche Notizen, ich beginne jetzt ein neues Blatt und beschließe die Debatte über das Budget und die Militärnovelle.

gez.
Fritz.

N. B. Sendet mir ja noch vor meiner Abreise eine vom Gericht bestätigte Abschrift des Paupertätszeugnisses. Ich muß das Zeugniß noch einreichen wegen der Stundung der Collegiengelder.

[«]

463. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Bonn, Ende Februar 1865.>

Liebe Mama und Lisbeth,

ich erzähle Euch nun einiges über meine letzten Erlebnisse. Das, was seit einigen Wochen alle Köpfe in den Rheinlanden beunruhigt hat, ist der große kölnische Carneval, an dem ich mich aber durchaus nicht betheiligt habe, und zwar aus allen möglichen Gründen, jedenfalls zum größten Erstaunen meiner Bekannten und Freunde. Ich bin vielmehr während dieser Tage bei Deussens gewesen, wo ich doch das fand, was man ein Semester lang entbehrt hat, nämlich Familienleben. Wir sind viel zu Fuß gegangen, was bei dem unergründlichen Schmutze etwas sagen will. Die Rückreise machten wir über Koblenz, das sich uns mit dem düstern stark befestigten Ehrenbreitstein, den unzähligen Lichtern, dem mächtigen Rheinstrom Abends um 10 Uhr sehr schön präsentirte. Bis zu meiner Abreise habe ich noch sehr viel zu thun; eine philologische Arbeit will ich noch Prof. Jahn abgeben, einen

Vortrag über die kirchlichen Zustände der Deutschen in Nordamerika will ich im Gustav Adolfsverein halten, und noch manches Kleinere wartet auf mich.

Besonders hat mich in der letzten Zeit noch erfreut, daß ich durch Prof. Schaarschmidt Zutritt zu der nobelsten Gesellschaft Bonns erlangt habe, zu der Réunion, die zumeist aus den Professorenfamilien besteht.

Was meine Abreise betrifft, so kann ich darüber durchaus noch nichts festsetzen. Vor dem 18ten braucht ihr mich nicht zu erwarten. Ich schreibe aber nicht wieder vorher. Wenn ich überraschend komme, so ist es um so schöner. Aber einen Tag zu bestimmen ist mir der Arbeiten wegen unmöglich. Alles was Ihr schreibt zieht mich unglaublich hin nach Naumburg. Außerdem glaube ich sogar noch die Pförtner Abiturienten zu treffen, ein Gedanke, der mich besonders ergötzt. Ich nehme natürlich nicht zu viel Gepäck mit. Denn das ist auf den hessischen Bahnen sehr theuer.

Ob die Quittungen richtig ausgestellt sind, das weiß ich nicht. Vielleicht hättest Du mir etwas Genaueres darüber schreiben können. Auch den Brief von Caro hätte ich eher haben mögen. Es kommt alles recht spät.

Nun lebt recht, recht wohl! Wir werden uns wiedersehn, froh und heiter nach sechsmonatlicher Trennung. Bereitet alles recht hübsch vor. Wie schön, den Frühling in Naumburg erwachen zu sehn. Gestern war hier der erste schöne Sonnentag. Der Rhein und das Siebengebirge grüßen Euch!

Lebt recht wohl!
Auf Wiedersehn!

Euer Fritz.

[«]

464. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Bonn, Mitte März 1865>

Liebe Mamma und liebe Lisbeth!

Dies ist das letzte Blatt, was Ihr von mir in die Hände bekommt; das nächste Mal habt Ihr mich selbst in den Händen.

Neues Erlebt — nur wenig; heute Abend halte ich meinen Vortrag über die kirchlichen Zustände der Deutschen in Nordamerika. Leider bin ich sehr heiser.

Ein Schema für die Anhalteschreiben habe ich auf der Universität nicht bekommen können, da es keine gab. Ich habe mich bei solchen, die öfter angehalten haben, erkundigt, und sie haben die gewählte Form als richtig befunden.

Ich freue mich ungemein auf unser Zusammensein. Es ist mir aber unmöglich Zeit und Stunde zu bestimmen, wann ich kommen werde. Ich habe nämlich einem Bekannten versprochen, mit ihm zu reisen. Wahrscheinlich komme ich nächsten Montag oder Dienstag an. Um so schöner ist übrigens die Ueberraschung.

Was das Gepäck betrifft, so werde ich morgen den Koffer als Frachtgut besorgen lassen, was am billigsten ist. In das kleine Kistchen geht nicht alles hinein. Das Mitschleppen des Gepäckes von Bahnhof zu Bahnhof ist das theuerste und das unbequemste. Ich kann ja leider nicht in einem Tage von hier nach Naumburg kommen.

Ich habe stud. philologiae nicht darauf geschrieben, weil ich nur in die theologische Fakultät eingeschrieben bin. Mag ich noch so viel Philologie treiben, das Anrecht auf den Titel bekomme ich dadurch nicht. Wohl aber kann ich noch dazusetzen stud. philos. —

So, das waren die kleine<n> Angelegenheiten. Nun lebt recht wohl, meine liebe Mama und Lisbeth! Grüßt die Tanten freundlichst und alle, die mich gern wiedersehn werden. Ihr habt mir in Euren letzten Briefen nie etwas über Pforte, über Fastnachten und dergl. geschrieben. Ich bin, denke ich, noch da, wenn die Abiturienten abgehn.

Zu der betreffenden Soirée werde ich wahrscheinlich wenig Lust haben, da ich vielleicht an diesem Tage erst ankomme. Indeß es käme darauf an, ob Ihr gerne hingeht und wer hinkommt?

Aber sonst, denke ich besuchen wir alle möglichen Gesellschaften. Ich bleibe etwa bis zum 23 April bei Euch.

Jetzt habe ich noch collossal zu arbeiten an einer philologischen Arbeit für Prof. Jahn.

Nun lebt recht wohl!
Euer Fritz.
Auf fröhliches Wiedersehn!

[«]

465. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Bonn am dritten Mai. <1865>

Liebe Mama und Lisbeth,

vielleicht habt Ihr schon einige Tage lang auf einen Brief von mir gewartet. Nicht sowohl, um viel Neues von mir zu hören, als um einige allgemeine Bemerkungen über die verflossne Zeit des Zusammenlebens zu vernehmen.

Es kam mir darauf an, die Gegensätze des Naumburger und des Bonner Lebens recht scharf einmal neben einander zu stellen. Zudem macht die Verbindung im Beginn des Semesters größere Ansprüche, denen man auch gern willfahrtet, da man alte liebe Menschen nach längerer Trennung wieder zu genießen wünscht, neue in reichlicher Fülle kennen lernt. Dabei stärkt man sich in der „Verführungskunst“, obgleich man anderseits ebenfalls verführt wird und muthig seine Zeit zumeist im Freien und in der Kneipe verbringt.

Die Collegien haben erst spärlich begonnen. Wir haben uns auf vieles Interessante zu freuen. Der Streit Ritschl’s und Jahns ist in ein neues und äußerstes Stadium getreten, und Ritschl ist beim Ministerium um seine Entlassung eingekommen. Niemand kann sich der Sache freuen, vielleicht mit Ausnahme der hiesigen Theologen, denen ein Skandal dieser Art unter den Philosophen, den Vertretern der Humanität, gar nicht unangenehm sein mag.

Es ist ein wunderschöner Frühlingsmorgen; wir haben ein gleichmäßiges Wetter mit heißen Mittagen, schönen Abendsonnen und mäßig kühlen Nächten, wie es wohl zusammenstimmt mit den Blüthenbäumen und dem grünwogenden hellen Rheine. Wir benutzen häufig die Dampfschiffe, die jetzt schon bunte Rheinreisende Fremde in reicher Anzahl auf und nieder führen. Für ein nicht zu blödes Gemüth findet sich Gelegenheit Bekanntschaften zu knüpfen, allerdings so flüchtig wie die Stromwelle. Noch mehr muthen mir Kahnpartien zu, wir haben ein paar Flaschen Wein mit darin, die Sonne ist untergegangen, und der Abendstern tritt hell an dem klaren Himmel herauf. Dann denken wir oft an das liebe Saalthal und singen „An der Saale kühlem Strande“

Dir, liebe Lisbeth, werden offenbar diese sentimentalen Züge gefallen, und ich hätte fast noch Lust, Dir einiges von der Poesie meiner Kaffemaschine, von meinen „saure Milch- und Fischmahlzeiten“ mitzutheilen. Weniger angenehm ist die Schwüle meines Zimmers, das trotz der drei Rouleaux nur am Morgen bewohnbar ist. Ebenso unlieb ist mir der Mangel eines Klaviers. Mein neuer Anzug wird heute ankommen. Ich habe mir einen hübschen Stoff gewählt und den modernsten Schnitt bestellt. Das Thier kostet 17 Thl., einen Thaler habe ich abgehandelt. Das Geld vergeht „wie die Blume des Feldes oder wie die Welle des Stroms.“

Die Ferien sind mir trotz einzelner Punkte eine sehr liebe Erinnerung, und ich bin Euch recht herzlichen Dank schuldig für die wohlthuende Liebe, die Ihr mir immer gezeigt habt. Wie sehr vermisse ich jetzt das gemüthliche Familienleben.

Meine Reise war theuer, aber bequem und schnell. In Weimar war ich mit Bormann zusammen im Adler, sein Onkel war krank, und darum wollte ich die Familie nicht belästigen. Auf dem Bahnhofe lernte ich noch den Staatsanwalt Keil kennen, den Verfasser der Geschichte „der jenenser Burschenschaft“. Auf der Reise habe ich viel geschlafen.

Erwacht jetzt nicht auch in Euch die Reiselust? Ich wünschte Euch wohl einmal heran an den Rhein. Meine Pläne für das Zukünftige reifen allmählich. Seit gestern habe ich erst das rechte philologische Bewußtsein, da ich nun unwiderruflich der philos. Fakultät angehöre. Diesen Sommer will ich vor allem noch etwas Französisch sprechen lernen. Ueber die Herbstferien und das nächste Semester schreibe ich Euch nächstens einmal.

In jeder Beziehung habe ich jetzt das Bestreben mich zu centralisiren.

In meinen Stiefeln sind wieder schreckliche Unebenheiten und Hügel. Sie können es nicht vertragen mit Füßen getreten zu werden.

Nun, liebe Lisbeth, ist Dir die tiefe Idee des Gleichnisses klar? Denke nur darüber nach und vertiefe Dich andächtig in den — Stiefel.

— Es ist wieder ein schöner Morgen, meine Arbeit ist vor kurzem vollständig fertig geworden, und heute wird sie abgegeben. Um 7 Uhr werde ich in das Colleg gehn.

Das ist sicher, daß wir jetzt noch schönere Ferien mitsammen verleben würden. Denkt an Morgenspaziergänge.

Die Entfernung bis zu den Herbstferien kommt mir erstaunlich gering vor. Aber es soll viel in der Zeit geschehn. Schreibt mir recht bald einmal.

Aufrichtig, wenn ich Euch immer Geschichten und äußere Erlebnisse mittheilen soll, da wird das Brief schreiben oft recht schwer. Spritzfahrten sehen sich auf ein Haar äußerlich ähnlich und mit einem „Schön und Reizend“ ist niemandem gedient. Erkiesen wir uns andre Briefgegenstände.

Nun meine liebe liebe Mamma sammt der guten Elisabeth und den freundlichen Tanten

denkt meiner recht oft.
Fritz.

[«]

466. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Bonn, 10. Mai 1865>
Mittwoch.

Liebe Mama,

Du wirst Dich wundern, daß ich so bald schon wieder schreibe. Es ist aber eine dringende Angelegenheit. Die Sache ist einfach folgende.

Du weißt, daß ich nach unsrer Uebereinkunft um Stundung der Collegiengelder eingekommen bin. Erst gestern erfuhr ich die Antwort, nämlich, daß es zurückgewiesen worden ist. Gründe wurden mir gar nicht mitgetheilt. Wahrscheinlich fanden die Herren die Stundung nicht nöthig. Nun aber bin ich dadurch in die äußerste Verlegenheit gekommen. Natürlich kann ich nicht eher Collegien annehmen, bevor ich Geld habe. Der Termin aber, wo es überhaupt noch möglich ist, Collegien anzunehmen, ist in ein paar Tagen abgelaufen. Geld habe ich nicht. Nicht einmal das von Pforte, weil ich das nicht eher bekommen kann, als bis ich ein Zeugniß als actu studens mir geholt habe. Dies Zeugniß kann ich nicht bekommen, bevor ich Collegien nicht angenommen habe.

Ich denke, daß ich alles möglichst deutlich dargestellt habe. Ich brauche also auf der Stelle 25 Thl. wodurch das Semester allerdings um 25 Thl. theurer wird. Ich bin ärgerlich mich in diese Stundungsgeschichte überhaupt eingelassen zu haben. Wozu sich Vergünstigungen erbitten, die eigentlich keine Vergünstigungen sind, und die etwas Beschämendes haben, wenn man sie nicht einmal erlangt!

Entschuldige also, liebe Mama, wenn ich Dich um die möglichste Eile bitte; die Sache ist mir unangenehm genug. Alles, was mich mit dem leidigen Geld beschäftigt, ist mir ein Greuel. Wozu giebt es überhaupt dies Gewächs!

Ich suche in eine mildere Stimmung zu gerathen.

Das Leben fließt hier ziemlich gleichmäßig dahin. Die Collegien sind sehr interessant, die Hitze sehr bedeutend, die Gegenden wunderschön. Mein Appetit ist möglichst gering. Die Nächte werden mir häufig durch Straßenunruhen gestört. Mittags esse ich allein auf meiner Stube. Mein Kaffe, den ich mir selbst bereite, ist meistens gut.

Meine Absicht, Michaeli in Berlin als Militär einzutreten, habe ich ganz aufgegeben. Ebenso bestimmt habe ich mir aber vorgenommen, Bonn, Michaeli zu verlassen, weil ich länger als ein Jahr doch nicht in der Verbindung sein kann und mag. Zeit und Geld rathen dazu. Ich muß gestehn, daß ich über die nächste Universität schwankend bin. Zweierlei soll mich bestimmen, abgesehn von der Güte der Fakultät. Ich möchte das Süddeutsche Leben kennen lernen oder auch eine ausländische Universität besuchen. Sodann würde ich mir den Ort wählen, wo ich nicht zu viel Bekannte hätte, durch die man gleich in bestimmte Kreise gezogen wird. Berlin zu besuchen habe ich, wenn ich nicht dort dienen will, durchaus keine Lust.

Du siehst, daß ich noch unentschlossen bin. Ich bitte Dich aber, nicht mit anderen Menschen über diesen Punkt zu sprechen. Es würde mir sehr lieb sein, freie Wahl darin zu haben. Was den Geldpunkt betrifft, so gehe ich von der Ansicht aus, daß an Orten, wo ich nicht durch Verbindungen und Freunde zu einer Art von Conventionellen Luxus genöthigt bin, ich wenig brauche, um anständig auszukommen. Ich meine also, daß dieser Punkt bei der Wahl der Universität nur wenig in Betracht kommen kann.

Immerhin spreche ich meine große Freude darüber aus, daß ich gerade mein erstes Jahr in Bonn zugebracht habe. Es kommt ja wesentlich darauf an, als Philologe Methode zu lernen; und wo besser als hier? Gerade der Anfang des Studium, die Gewöhnung an eine bestimmte Richtung ist das Wesentliche. Und ich hoffe, mit dem Gefühl von Bonn fortgehen zu können, das, was es darbietet, reichlich genossen zu haben. Mein Plan ist es, hier auch mein Examen zu machen.

Nun, meine liebe Lisbeth, Du hast heute von mir noch kein freundliches Wort gehört. Du wirst Dich wundern über das verdrießlich ernste Wesen Deines Bruders. Ich werde Dir nächstens einmal lauter schöne Dinge schreiben. Heute grüße ich Dich herzlich, wie auch die lieben Tanten.

Lebe recht, recht wohl, liebe Mama.

Dein Fritz.

Bonn, Bonngasse 518.

[«]

567. An Carl von Gersdorff in Göttingen

Bonn am Tage der Himmelfahrt <25. Mai> 1865.

Lieber Freund,

ich muß es Dir im Voraus gestehn, daß ich Deinen ersten Brief aus Göttingen mit einer ganz besonderen Sehnsucht erwartet habe; denn ich hatte dabei außer dem freundschaftlichen noch ein psychologisches Interesse. Ich hoffte, daß er den Eindruck wiederspiegeln werde, den gerade auf Dein Gemüth das Corpsleben mache und ich war versichert, daß Du Dich offen darüber aussprechen würdest.

Das hast Du denn auch gethan, und ich sage Dir meinen herzlichsten Dank dafür. Wenn Du also jetzt in Bezug auf das Corpsleben die Ansicht Deines verehrten Bruders theilst, so kann ich nur die sittliche Kraft bewundern, mit der Du, um im Strome des Lebens schwimmen zu lernen, Dich sogar in ein beinahe schlammiges, trübes Wasser stürzt und darin Deine Uebungen machst. Verzeihe die Härte des Bildes, aber ich glaube, es ist treffend.

Indessen kommt noch etwas Wichtiges hinzu. Wer als Studirender seine Zeit und sein Volk kennen lernen will, muß Farbenstudent werden; die Verbindungen und ihre Richtungen stellen meist den Typus der nächsten Generation von Männern möglichst scharf dar. Zudem sind die Fragen über eine Neuorganisation studentischer Verhältnisse brennend genug, um nicht den Einzelnen zu veranlassen, die Zustände aus eigner Anschauung kennen zu lernen und zu beurtheilen.

Freilich müssen wir uns hüten, daß wir dabei nicht selbst zu sehr beeinflußt werden. Die Gewöhnung ist eine ungeheure Macht. Man hat schon sehr viel verloren, wenn man die sittliche Entrüstung über etwas Schlechtes verliert, das in unserm Kreise täglich geschieht. Das gilt z. B. in Betreff des Trinkens und der Trunkenheit, aber auch in der Mißachtung und Verhöhnung andrer Menschen, andrer Meinungen.

Ich gestehe Dir sehr gern, daß ähnliche Erfahrungen wie Du sie gemacht hast, bis zu einem gewissen Grade sich auch mir aufdrängten, daß mir der Ausdruck der Geselligkeit auf den Kneipabenden oft im hohen Maße mißbehagte, daß ich einzelne Individuen ihres Biermaterialismus wegen kaum ausstehn konnte; ebenfalls daß mit unerhörter Anmaßung über Menschen und Meinungen en masse zu meinem größten Aerger abgeurtheilt wurde. Trotzdem hielt ich gern in der Verbindung aus, da ich viel dadurch lernte und im Allgemeinen auch das geistige Leben darin anerkennen mußte. Allerdings ist mir engerer Umgang mit einem oder zwei Freunden eine Notwendigkeit; hat man diese, so nimmt man die übrigen als eine Art Zukost mit, die einen als Pfeffer und Salz, die andern als Zucker, die andern als nichts.

Nochmals versichere ich, daß alles, was Du mir über Deine Kämpfe und Unruhen geschrieben hast, meine Achtung und Liebe zu Dir nur steigern kann.

Deine Gedanken über Deinen Beruf habe ich mit dem größten Behagen gelesen. Es war mir, als ob wir uns noch einen Schritt näher hiedurch treten müßten. Ueber das jus habe ich keine Ansicht. Von Dir aber weiß und glaube ich, daß Du, um deutsche Sprache und Literatur zu studieren, Neigung und Fähigkeit hast, ja daß Du, was das Wichtigste ist, auch den Willen haben wirst, die bedeutenden und nicht immer interessanten Arbeitsmassen auf diesem Gebiet zu bewältigen. Wir haben im

Allgemeinen eine gute Vorbereitung in Pforta dazu genossen, wir haben ein ausgezeichnetes Vorbild in Koberstein, den hier unser geistvoller Prof. Springer für den bei weitem bedeutendsten Literarhistoriker unsrer Zeit erklärt hat. Du wirst in Leipzig Curtius, wichtig für Sprachvergleichung, finden, sodann Zarnke, dessen Nibelungenausgabe ich kenne und schätze, dann den eitlen Minkwitz, den Aesthetiker Flathe, den Nationaloekonomiker Röscher, den Du natürlich hören wirst. Du wirst sodann mit aller größter Wahrscheinlichkeit dort finden: unsern großen Ritschl, wie Du in den Zeitungen gelesen haben wirst. Damit ist die philosoph. Fakultät Leipzigs die bedeutendste Deutschlands. Und nun kommt noch etwas Angenehmes. Sobald Du mir schriebst, daß Du nach Leipzig gehen wolltest, habe ich es auch fest beschlossen. So werden wir uns wiederfinden. Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, hörte ich auch von Ritschl's Abgang, und das bestärkte mich darin. Ich will in Leipzig womöglich gleich in das philologische Seminar kommen und muß tüchtig arbeiten. Musik und Theater können wir reichlich genießen. Natürlich bleibe ich Kameel.

Hier in Bonn herrscht immer noch die größte Aufregung, die größte Gehässigkeit wegen des Jahn-Ritschlstreites. Ich gebe Jahn unbedingt Recht. Es thut mir sehr leid, ihn Michaeli verlassen zu müssen. Er ist ungemein liebenswürdig. Meine Danaëarbeit ist längst abgegeben und ich bin außerordentl. Mitglied des Seminars geworden. Denke Dir, daß drei Pförtner jetzt ordentl. Mitglieder geworden sind, während bloß vier Stellen offen waren. Haushalter, Michael, Stedtefeld. Das ist ein besondrer Triumph für die alte Pforta. Zum Schulfest haben die hiesigen sämmtlichen Pförtner dem Lehrercollegium ein Telegramm zugeschickt und eine sehr freundliche Antwort erhalten. Gräfe, Bodenstein und Lauer sind in die Frankonia eingesprungen, das wirst Du wohl schon gehört haben.

Für dies Semester habe ich zunächst eine archäologische Arbeit für das Seminar zu machen. Sodann für den wissenschaftlichen Abend unsrer Burschenschaft eine größere Arbeit über die politischen Dichter Deutschlands, bei der ich viel zu lernen hoffe, aber auch gewaltig viel lesen und Material sammeln muß. Vor allem aber muß ich an einer größern philol. Arbeit, über deren Thema ich noch nicht klar bin, arbeiten, um durch sie in das Leipziger Seminar zu kommen.

Als Nebensache treibe ich jetzt Beethovens Leben nach dem Werk von Marx. Vielleicht componiere ich auch wieder einmal, was ich bis jetzt in diesem Jahre ängstlich vermieden habe. Ebenso wird nicht mehr gedichtet. Pfingsten ist in Köln das rheinische Musikfest, bitte komm herüber von Göttingen. Zur Aufführung kommen vornehmlich Israel in Aegypten von Händel, Faustmusik von Schumann, Jahreszeiten von Haydn und vieles andre. Ich bin ausübendes Mitglied. Gleich darauf beginnt die internationale Ausstellung in Köln. Alles Nähere findest Du in den Zeitungen.

Zum Schluß freue ich mich sehr, daß Du die problematischen Naturen gelesen hast. Es ist bedauerlich, daß Spielhagen in seinem neusten Roman „die von Hohenstein“ keine Fortschritte zeigt. Es ist ein wüstes Parteigemälde. Seine adelfeindliche Richtung in den Probl. Nat. ist hier zum ausgesprochnen Hasse geworden.

— Ich bin außer mir über Feder und Tinte, schon seit vier Seiten hat mich alle Gemüthlichkeit verlassen, ich referire bloß noch auf das trockenste einige Fakta. —

Einige Kapitel in den Probl. Nat. habe ich bewundert. Sie haben wirklich Goethesche Kraft und Anschaulichkeit. So sind gleich die ersten Kapitel Meisterstücke. Du hast doch auch die Fortsetzung „durch Nacht zum Licht“ gelesen?

Die schwächste Partie ist die Romantik im Hineinspielen der Zigeuner.

Du kennst doch Freitags „verlorne Handschrift?“ —

Ich hoffe Spielhagen diesen Sommer kennen zu lernen.

So, lieber Freund, lebe recht wohl und denke meiner freundlichst. Ich freue mich auf unser Wiedersehn. Ich wünsche Dir Heiterkeit und Frohsinn, vor allem einen Menschen, dem Du Dich näher stellen kannst. Verzeihe mir meine unausstehliche Schrift und meinen Mißmuth darüber, Du weißt, wie sehr ich mich darüber ärgere, und wie meine Gedanken dabei aufhören.

Dein treuer Freund Fr. Nietzsche.

[«]

468. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Bonn Montag früh am 29. Mai 1865.

Liebe Mamma,

Da ich einen Brief von Euch wohl nicht eher erwarten kann als mit dem Beginn des nächsten Monates, so wird es Euch nicht unlieb sein, noch einiges Neues, bevor Ihr mir schreibt, zu erfahren und dann gleich darauf antworten zu können.

Zuerst also bin ich über die Wahl der Universität für nächstes Jahr (v. Michaeli an) entschieden, und ich denke Euch damit eine Freude zu machen. Ich gedenke nämlich nach Leipzig zu gehn und habe alle andern Pläne aufgegeben. Ich weiß nicht, ob Ihr davon gehört habt, daß unser Ritschl nach Leipzig gehen wird; das ist der Hauptgrund. Sodann aber behagt mir Leipzig überhaupt ganz wohl, ich habe Naumburg in der Nähe, ich habe meine Freunde dort. So ist es mir besonders angenehm, daß wahrscheinlich Gersdorff nach Leipzig gehen wird, um dort Literatur und Philologie zu studiren (er schrieb mir einen Brief voller Entrüstung über das Corpsleben und sagte, er betrachte die Existenz darin als eine gewaltige Prüfung, sodann langweilt ihn sein juristisches Studium und drittens, liebe Lisbeth, schwärmt er für problematische Naturen und findet die Zeichnung des Adels vorzüglich) Ich bitte aber über Gersdorff einstweilen Stillschweigen zu halten, weil es noch vom Willen seines Vaters abhängt, ob er Göttingen verlassen darf. Endlich freue ich mich auf die Leipziger Musik und Kunst, wie es mir auch behagen wird, etwas in Familienumgang leben zu können. Was hier total fehlt. Gestern bekam ich einen liebenswürdigen Brief von Rudolf Schenkel; ich danke schön für die Grüße, die ich auf diesem Wege von Dir, liebe Mamma, und von Dir, langumtroddeltes Lama, erhalten habe. Du letzteres Wesen und ich werden also voraussichtlich eine Reise ins Voigtland machen.

Ich habe jetzt viel zu thun, und das wird sich steigern bis zum Semesterschluß. Früh um 7 Uhr besuche ich täglich schon ein philosophisches Collegium. Es ist schön jetzt in Bonn, aber wahnsinnig heiß. Mein Zimmer ist von Mittag an nicht bewohnbar. Ich esse allein und kann jetzt ziemlich zufrieden sein. Nun kommt aber ein sehr wichtiger Punkt und eine alte Klage. Hilf mir hier mit Deinem Rathe, liebe Mamma. Ich halte es jetzt geradezu für unmöglich, das Semester schuldenfrei zu enden, und es giebt nur ein Par-forcemittel, nämlich aus der Verbindung auszuspringen, ein Schritt, der vor der Arndtfeier, dem Stiftungscommers und dem Jenenser Jubiläum geradezu etwas Wahnsinniges wäre. Bitte schreibe mir erstens einmal, wie viel ich in dem Semester im äußersten Falle noch bekommen kann. Ich richte mich so ein, wie es geht. Aber ich habe einestheils noch viel rückständig zu bezahlen, besonders das Klavier vom vorigen Semester und dann macht die Verbindung nicht geringe Ansprüche gerade dieser Feste halber. Ich bitte Dich, so sehr ich kann, mir in der Verbindung zu bleiben die Mittel zu verschaffen, wenn es angeht. Wenn nicht, muß ich mich fügen. Ich habe ja für nächstes Semester die Aussicht, nicht so viel zu verbrauchen.

Dann schicke mir doch diesmal das bestimmte Geld so recht genau zur rechten Zeit, da ich den Termin einhalten muß, also am letzten Mai oder spätestens 1 Juni. Vor allem aber schicke es in preußischen Kassenanweisungen. Du glaubst nicht, was für Unannehmlichkeiten ich mit dem letzt. Gelde hat<te>, erstens fehlte ein Thaler, zweitens wollte es niemand nehmen und beinahe hätte ich noch Strafe zahlen müssen solches Geld zu verbreiten.

Damit der Brief noch fortkommt, endige ich und grüße Euch auf das herzlichste. Schreibt mir recht bald und ausführlich!

Euer Fritz.

Wir haben jetzt unsre Mützenfarben geändert wider meinen Willen. Wir tragen rothe Stürmer.

[«]

469. An Elisabeth Nietzsche in Colditz

Bonn, am Sonntag nach Pfingsten.
<11. Juni 1865>

Liebe Lisbeth,

nach einem so anmuthigen, mit mädchenhaften Dichtungen durchflochtenen Brief, wie ich ihn zuletzt von Dir empfieng, würde es Unrecht und Undank sein, Dich noch länger auf Antwort warten zu lassen, besonders da ich diesmal über ein reiches Material zu verfügen habe und ich nur mit großem Behagen die genossenen Freuden im Geiste „wiederkäue“.

Zuvor muß ich jedoch eine Stelle Deines Briefes berühren, die mit eben so pastoraler Färbung als lamaartiger Herzlichkeit geschrieben ist. Mache Dir keine Sorgen, liebe Lisbeth. Wenn der Wille so gut und entschieden ist, wie Du schreibst, werden die lieben Onkels nicht zu viel Mühe haben. Was Deinen Grundsatz betrifft, daß das Wahre immer auf der Seite des Schwereren ist, so gebe ich Dir dies zum Theil zu. Indessen, es ist schwer zu begreifen, daß 2 X 2 nicht 4 ist; ist es deshalb wahrer?

Andrerseits, ist es wirklich so schwer, das alles, worin man erzogen ist, was allmählich sich tief eingewurzelt hat, was in den Kreisen der Verwandten und vieler guten Menschen als Wahrheit gilt, was außerdem auch wirklich den Menschen tröstet und erhebt, das alles einfach anzunehmen, ist das schwerer, als im Kampf mit Gewöhnung, in der Unsicherheit des selbständigen Gehens, unter häufigen Schwankungen des Gemüths, ja des Gewissens, oft trostlos, aber immer mit dem ewigen Ziel des Wahren, des Schönen, des Guten neue Bahnen zu gehn?

Kommt es denn darauf an, die Anschauung über Gott, Welt und Versöhnung zu bekommen, bei der man sich am bequemsten befindet, ist nicht viel mehr für den wahren Forscher das Resultat seiner Forschung geradezu etwas Gleichgültiges? Suchen wir denn bei unserem Forschen Ruhe, Friede, Glück? Nein, nur die Wahrheit, und wäre sie höchst abschreckend und häßlich.

Noch eine letzte Frage: Wenn wir von Jugend an geglaubt hätten, daß alles Seelenheil von einem Anderen als Jesus ist, ausfließe, etwa von Muhamed, ist es nicht sicher, daß wir derselben Segnungen theilhaftig geworden wären? Gewiß, der Glaube allein segnet, nicht das Objektive, was hinter dem Glauben steht. Dies schreibe ich Dir nur, liebe Lisbeth, um dem gewöhnlichsten Beweismittel gläubiger Menschen damit zu begegnen, die sich auf ihre inneren Erfahrungen berufen und daraus die Untrüglichkeit ihres Glaubens herleiten. Jeder wahre Glaube ist auch untrüglich, er leistet das, was die betreffende gläubige Person darin zu finden hofft, er bietet aber nicht den geringsten Anhalt zur Begründung einer objektiven Wahrheit.

Hier scheiden sich nun die Wege der Menschen; willst Du Seelenruhe und Glück erstreben, nun so glaube, willst Du ein Jünger der Wahrheit sein, so forsche.

Dazwischen giebt es eine Menge halber Standpunkte. Es kommt aber auf das Hauptziel an.

Verzeihe mir diese langweilige und nicht gerade gedankenreiche Auseinandersetzung. Du wirst Dir dies Alles schon oftmals und immer besser und schöner gesagt haben.

Auf diesen ernsten Grundstock will ich aber nun ein um so lustigeres Gebäude aufführen. Ich kann Dir diesmal von wunderschönen Tagen erzählen.

Am Freitag den 2t. Juni reiste ich nach Köln herüber zum niederrheinischen Musikfest. An demselben Tage wurde dort die internationale Ausstellung eröffnet. Köln machte in diesen Tagen einen weltstädtischen Eindruck. Ein unendliches Sprachen- und Trachtengewirr — ungeheuer viel Taschendiebe und andre Schwindler — alle Hotels bis in die entlegensten Räume gefüllt — die Stadt auf das Anmuthigste mit Fahnen geschmückt — das war der äußere Eindruck. Als Sänger bekam ich meine weißrothe seidne Schleife auf die Brust und begab mich in die Probe. Du kennst leider den Gürzenichsaal nicht, ich habe Dir aber in den letzten Ferien eine fabelhafte Vorstellung erweckt durch den Vergleich mit dem Naumburger Börsensaal. Unser Chor bestand aus 182 Sopranen, 154 Alten, 113 Tenören und 172 Bässen. Dazu ein Orchester aus Künstlern bestehend von etwa 160 Mann, darunter 52 Violinen, 20 Violen, 21 Cellis und 14 Contrebässe. Sieben der besten Solosänger und Sängerinnen waren herangezogen worden. Das Ganze wurde von Hiller dirigirt. Von den Damen zeichneten sich viele durch Jugend und Schönheit aus. Bei den 3 Hauptconzerten erschienen sie alle in Weiß, mit blauen

Achselschleifen und natürlichen oder gemachten Blumen im Haar. Eine Jede hielt ein schönes Bouquet in der Hand. Wir Herren alle in Frack und weißer Weste. Am ersten Abend saßen wir noch bis tief in die Nacht hinein zusammen und ich schlief endlich bei einem alten Frankonen auf dem Lehnstuhl und war den Morgen ganz taschenmesserartig zusammengeknickt. Dazu leide ich, beiläufig bemerkt, seit den letzten Ferien an starkem Rheumatismus in dem linken Arm. Die nächste Nacht schlief ich wieder in Bonn. Den Sonntag war das erste große Conzert. „Israel in Aegypten von Händel“. Wir sangen mit unnachahmlicher Begeisterung bei 50 Grad Reaumur. Der Gürzenich war für alle drei Tage ausgekauft. Das Billet für das Einzelconzert kostete 2—3 Thaler. Die Ausführung war nach aller Urtheil eine vollkommene. Es kam zu Scenen, die ich nie vergessen werde. Als Staegemann und Julius Stockhausen „der König aller Bässe“ ihr berühmtes Heldenduett sangen, brach ein unerhörter Sturm des Jubels aus, achtfache Bravos, Tusche der Trompeten, Dacapogeheul, sämmtliche 300 Damen schleuderten ihre 300 Bouquets den Sängern ins Gesicht, sie waren im eigentlichsten Sinne von einer Blumenwolke umhüllt. Die Scene wiederholte sich, als das Duett da capo gesungen war.

Am Abend begannen wir Bonner Herren alle zusammen zu kneipen, wurden aber von dem Kölner Männergesangverein in die Gürzenichrestauration eingeladen und blieben hier unter carnevalistischen Toasten und Liedern, worin der Kölner blüht, unter vierstimmigem Gesänge und steigender Begeisterung beisammen. Um 3 Uhr Morgens machte ich mich mit 2 Bekannten fort; und wir durchzogen die Stadt, klingelten an den Häusern, fanden nirgends ein Unterkommen, auch die Post nahm uns nicht auf — wir wollten in den Postwägen schlafen — bis endlich nach anderthalb Stunde ein Nachtwächter uns das Hotel du Dome aufschloß. Wir sanken auf die Bänke des Speisesaals hin und waren in 2 Sek. entschlafen. Draußen graute der Morgen. Nach 1½ Stunde kam der Hausknecht und weckte uns, da der Saal gereinigt werden mußte. Wir brachen in humoristisch verzweifelter Stimmung auf, giengen über den Bahnhof nach Deutz herüber, genossen ein Frühstück und begaben uns mit höchst gedämpfter Stimme in die Probe. Wo ich mit großem Enthusiasmus einschlief (mit obligaten Posaunen und Pauken.) Um so aufgeweckter war ich in der Aufführung am Nachmittag von 6—11 Uhr. Kamen darin doch meine liebsten Sachen vor, die Faustmusik von Schumann und die a dur Symph. v. Beethov. Am Abend sehnte ich mich sehr nach einer Ruhestätte und irrte etwa in 13 Hotels herum, wo alles voll und übervoll war. Endlich im 14ten, nachdem auch hier der Wirth mir versicherte, daß alle Zimmer besetzt sein, erklärte ich ihm kaltblütig, daß ich hier bleiben würde, er möchte für ein Bett sorgen. Das geschah denn auch, in einem Restaurationszimmer wurden Feldbetten aufgeschlagen, für eine Nacht mit 20 Gr. zu bezahlen.

Am dritten Tage endlich fand das letzte Conzert statt, worin eine größere Anzahl von kleineren Sachen zur Aufführung kam. Der schönste Moment daraus war die Aufführung der Sinfonie von Hiller mit dem Motto „es muß doch Frühling werden“, die Musiker waren in seltner Begeisterung, denn wir alle verehrten Hiller höchlichst, nach jedem Theile ungeheurer Jubel und nach dem letzten eine ähnliche Scene nur noch gesteigert. Sein Thron wurde bedeckt mit Kränzen und Bouquet einer der Künstler setzte ihm den Lorberkranz auf, das Orchester stimmte einen 3fachen Tusch an, und der alte Mann bedeckte sein Gesicht und weinte. Was die Damen unendlich rührte.

Noch besonders will ich Dir eine Dame nennen, Frau Szarvadi aus Paris, die Klaviervirtuosin. Denke Dir eine kleine noch junge Persönlichkeit, ganz Feuer, unschön, interessant, schwarze Locken.

Die letzte Nacht habe ich aus gänzlichem Mangel an dem nervus rerum wieder bei dem alten Frankonen verbracht und zwar auf der Erde. Was nicht sehr schön war. Morgens fuhr ich wieder nach Bonn zurück.

„Es war eine rein künstlerische Existenz“, wie eine Dame zu mir sagte.

Man kehrt mit förmlicher Ironie zu seinen Büchern, zu Textcritik und and<erem> Zeug zurück.

Daß ich nach Leipzig gehe, ist sicher. Der Jahn Ritschl Streit wüthet fort. Beide Parteien drohen sich mit vernichtenden Publikationen. Deussen wird wahrscheinlich auch nach Leipzig gehn.

Zum Schulfest (21 Mai) sandten wir Bonner Pförtner ein Telegramm an das Lehrercollegium und bekamen eine sehr freundliche Antwort.

Heute machen wir eine Pförtnerspritze nach Königswinter. — Unsere rothen Stürmer mit goldner Litze sehen vorzüglich aus.

Ich werde nächstens an den lieben Rudolf schreiben, der mir einen so liebenswürdigen Brief geschickt hat. Sage der lieben Tante und dem lieben Onkel meine herzlichsten Empfehlungen

Fritz.

[«]

470. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Bonn, Freitag Morgen
<Zweite Junihälfte 1865>

Liebe Mama,

Du hast mir durch Deinen letzten Brief eine ganz besondere Freude gemacht. Er erweckte in mir Sehnsucht nach Dir und nach Naumburg, ich fühlte mich so heimisch beim Lesen aller dieser kleinen liebenswürdigen Erlebnisse, und zugleich überkam mich dieselbe Stimmung, aus der heraus jener Brief geschrieben worden ist, jene stille ruhige freudige Stimmung, die im lebhaften Gegensatze zu der Vielgeschäftigkeit und Ueberfülle meiner gegenwärtigen Interessen steht.

Und trotzdem bekommst Du so spät darauf Antwort!

Ohne mich aber weiter zu entschuldigen will ich sogleich anfangen, Dir einiges zu erzählen. An Lisbeth habe ich auf ihren Wunsch nach Colditz geschrieben, vielleicht ist sie wieder zurückgekehrt. In diesem Briefe habe ich einige meiner Musikfesterlebnisse mitgetheilt. Mündlich will ich Dir noch manches davon weiter ausführen. Sicherlich war es das Schönste, was ich in diesem Jahr erlebt habe.

Wir haben hier ein höchst vortreffliches Wetter und benutzen es auch. Bonn ist aber, wie ich Dir schon geklagt habe, eine durchaus ungesellige Stadt. Man ist auf den Umgang mit Studenten angewiesen, die Familienkreise sind streng exclusiv gegen alles, was nicht auf das förmlichste eingeführt ist. Selbst unter den Studirenden herrscht ein kalter, vornehmer Ton. Ich freue mich sehr auf die total andre Lebensweise in Leipzig, wo ich mich, umgeben von lieben Freunden, in der Nähe von Naumburg und mitten in einer Fülle von Musikanregungen, überhaupt recht wohl fühlen werde. Dazu kommt, daß ich dort sicherlich einige Familien kennen lernen werde.

Sehr stößt mich hier ab die bigotte katholische Bevölkerung. Ich wundre mich oftmals, daß ich wirklich im 19t. Jahrhundert lebe. Neulich war das Frohnleichnamfest. Prozessionen nach der Art der Kirschfestaufzüge, alles sehr geputzt und daher eitel, und trotzdem krampfhaft fromm thuend, quäkende und krächzende alte Weiber, sehr große Verschwendung mit Weihrauch, Wachskerzen und Blumenguirlanden. Am Nachmittag desselben Tages gab eine echte Tyrolergesellschaft ein Conzert, mit der gewöhnlichen gemachten Natürlichkeit, mit der Stereotypen Rührung beim Andreas-Hoferlied.

Ihr werdet in den Zeitungen von dem Feste in den Rheinlanden gelesen haben. Bekanntlich wurden vor 50 Jahren die Rheinlande mit Preußen vereinigt. Zur Feier war der König mit dem Generalstab und etzlichen Ministern erschienen. Die Zeitungen sprechen von dem Jubel und der Begeisterung des Volks. Ich bin selbst in

Köln gewesen und kann diesen Jubel beurtheilen. Ich war beinahe erstaunt über eine derartige Kälte der Massen. Ich begreife aber auch wirklich nicht, woher jetzt gerade der Enthusiasmus für König und Minister kommen soll. Trotzdem war die Feier äußerlich höchst imposant. Der Rhein und die Rheinbrücke, die unzähligen Hotels am Rhein, die Thürme und der mächtige Dom buntfarbig erleuchtet, fortwährendes betäubendes Schießen mit Kanonen und Flinten, unendliche Massen von Feuerwerk an allen Punkten zugleich angezündet — alles das, vom gegenüberliegenden Ufer aus gesehen, gab einen Eindruck, der an das Zauberische grenzte; man kann sich keinen schönern Operneffekt ersinnen. Der König fuhr auf einem Dampfschiff dazwischen auf und nieder, die kölnische Jugend machte Enthusiasmus, indem sie den Düppelmarsch sang, und die Menge jauchzte beim Anblick so schöner Dinge — und der Monarch freute sich.

Schöne Uniformen, liebe Lisbeth, habe ich da gesehn. Aber die alten Herren Generale, die so schöne Uniformen trugen, führten sich gutmüthig lachend durch die Straßen Köln<s>; denn sie hatten das große Düppelgefecht eines Diners glücklich überstanden und waren alle sehr siegestrunken.

Neulich haben wir, dh. die Frankonen mit den zwei andern Burschenschaften Helvetia und Marchia einen gemeinschaftlichen Commers gefeiert. Hei! Welche Beseligung! Hei! Was hat nicht alles die Burschenschaft gethan! Hei! Sind wir nicht die Zukunft Deutschlands, die Pflanzstätte deutscher Parlamente! —

Es ist mitunter schwer, sagt Juvenal, keine Satyre zu schreiben. —

Daß wir unsre Mützenfarben gewechselt haben, habe ich Dir schon geschrieben. Wir tragen jetzt schöne rothe Stürmer mit goldner Litze und schwarzem breiten Sturmband.

Ich werde in den nächsten Tagen mich brieflich an den Onkel Schenk in Jena wenden und ihn um Quartier für mich bitten. Die große Feier scheint sehr weitgreifend und großartig zu werden.

Für die Ferien mache ich mir allerlei hübsche Pläne. Nach Plauen möchte ich sehr gern. Von dort nach Klingenthal. Vielleicht mit Lisbeth zusammen.

Nun will ich schließen. Denn ich habe Colleg bei Springer.

Schicke mir ja recht pünktlich die 40 Thl. für den Juli.

Mit Geldsachen will ich den Brief nicht verderben. Denke recht freundlich an mich, liebe Mama, und schreib mir bald einmal einen so angenehmen Brief. Grüße die liebe Lisbeth und alle Verwandte und Bekannte herzlich von

Deinem Fritz.

[«]

471. An Oskar Wunderlich in Pforta

Bonn Dienstag.
<Ende Juni 1865>

Mein lieber Freund,

Ich hoffe, daß Du noch nicht die bekränzte Stube verlassen hast und in die freie Welt hinaus geschlüpft bist. Wie glücklich müßt Ihr doch sein, so eidechsenhaft aus der dunkeln Höhle hinauskriechen zu können in den Sonnenschein.

Wir beneiden Euch hier beinahe ein wenig. Wie sehr täuscht doch die Freiheit. Der Mensch muß Zwang haben, um die Freiheit in wenigen dem Augenblick geraubten Zügen schlürfen zu können. Wir schlafen mit der guten Freiheit sozusagen im trägen Ehebett, was Wunder, wenn sie uns bisweilen etwas schaal und langweilig vorkommt.

Für Euch ist diese gute Dame noch eine feurige Geliebte.

Lieber Wunderlich, ist keine Möglichkeit, daß wir uns in den Ferien sehen können? Ich habe in diesem Semester fast nichts aus der alten Pforta vernommen, vermuthlich weil ich selbst so träg im Schreiben war. Aber eifrig haben wir Eurer gedacht. Wir Pförtner in der Frankonia bilden eine Art von engern Ausschuß. Wir haben öfter zusammen sogenannte Pförtnerspritzen gemacht mit der ausgesprochnen Absicht, recht viel Pforta zu „simpeln“. Dazu tranken wir schöne Erdbeerbowlen und wünschten Euch herbei [+] heißt in unserm Pförtneridiom Herr Rättnitz, Gräfe Herr Braune, Töpelmann ist Herr Uz und so sind die Aufwärterrollen auf das schönste vertheilt.

Mündlich werde ich Dir viel gerade über die Thätigkeit der Pförtner in der Verbindung erzählen. Nächstes Semester gehe ich ganz sicher nach Leipzig, da es seit wenig Tagen außer allem Zweifel ist, daß Ritschl dorthin geht. Dann bin ich doch dem lieben Thüringen wieder näher. Daß Gersdorff vielleicht auch nach L. gehen wird, weißt Du schon; es würde für mich eine ganz ungeheure Freude sein. Er schrieb im letzten Brief ganz entzückt über Dich und Deine liebenswürdigen Briefe, so daß ich ein klein wenig neidisch auf ihn war. Denn es ist ein großes Glück schöne Briefe zu empfangen. Meine Correspondenten scheinen für diesen Sommer eingeschlafen zu sein. Von Hause und von Gersdorff habe ich allein Nachricht bekommen.

Ich bin beinahe zu träge, um Dir eine Schilderung meines Lebens zu entwerfen. Es genüge, einige Feste zu nennen, die ich mit gefeiert habe oder noch feiern werde. In erster Reihe das große Kölner Musikfest, für mich ein Genuß höchsten Ranges.

Dann das Fest der Vereinigung der Rheinlande mit Preußen, Abends prachtvolle Erleuchtung des Rheins und der Ufer. Dann ein gemeinschaftlicher Commers der drei Bonner Burschenschaften. Dann eine Mensur, wo ich mir einen Schmiß holte. Dann in nächster Nähe die nationale Arndtfeier. Ende des Semesters unser 20jähriger Stiftungscommers. Auf der Heimreise in Jena Jubiläum der deutschen Burschenschaft. Und dann Wiedersehen meiner alten Pforta und meiner jungen lieben Freunde. Das ist einstweilen das Festprogramm des Sommers, auf dessen Abschluß ich mich wohl am meisten freue.

Was macht denn mein lieber Kuttig? Ich fürchte, er ist vergraben in Bücher und Arbeit, daß er nicht herausgucken kann. Wenn er in den Ferien Zeit haben sollte, so bekomme ich vielleicht einige Zeilen von ihm. Oder kommt er vielleicht an den Rhein? Lieber Wunderlich, ich nehme Abschied von Dir, denke mitunter an mich und grüße alle meine Bekannten herzlich von mir.

Lebewohl!

Friedrich Nietzsche.

F!

[«]

472. An Wilhelm Pinder in Heidelberg

Bonn, am 6t. Juli 1865.

Lieber Wilhelm,

unser Briefwechsel hat eine Unterbrechung erlitten. Wir haben uns eine lange, fast jährige Zeit hindurch nicht gesehn und gesprochen. Deinen Geburtstag kann ich aber doch nicht lautlos vorüber gehen lassen. Zu sehr mahnt mich gerade heute die Erinnerung. Wie deutlich steht doch der 6t Juli aus verschiedenen Jahrgängen in meiner Erinnerung. Als ich vor einem Jahr an Dich schrieb, war ich noch von den Banden der Schule umklaftert. Ich schrieb gerade über Theognis. Ein ander Mal hatte ich intensive Leibschmerzen und konnte Dir nicht persönlich gratuliren. Immer aber fühlte ich mich um diese Zeit glücklich im Genuß der Natur, der Familie, der Ferien. Rechnen wir einige Jahre zurück, so existirten noch unsre wissenschaftlichen Synoden, am 25t. Juli feierten wir auf der Schönburg die Stiftung unsres Vereins. In den Hundstagen machten wir unsre gemeinsamen Irrfahrten. In denselben Zeiten sind wir einige Tage zusammen gewesen bei meinem Onkel in Gorenzen. Wo ich hinsehe, sind Punkte der angenehmsten Vergangenheit.

Es ist sicher, das Universitätsleben trennt; die Interessen ziehen nach verschiedenen Seiten auseinander. Wir haben ein jeder selbst eigne Erfahrungen gemacht und sind nicht mehr im Stande gewesen unsre beiderseitige Entwicklung zu überwachen. Es ist vorläufig auch keine Aussicht, daß wir wieder längere Zeit zusammen leben könnten. Nächste Semester gehe ich nach Leipzig, Du wirst wahrscheinlich nach Berlin übersiedeln.

Nach diesen sentimentalen Vorerinnerungen — es ist übrigens drückend heiß — bringe ich Dir meine herzlichsten Glückwünsche dar. Ich brauche nicht weiter zu wünschen, daß es Dir immer gut gehen möge. Denn so wie ich Dich kenne, wäre es schreiender Undank von allen Göttern wenn es Dir nicht immer auf das beste gienge. Ich kann also nur wünschen, daß Du derselbe bleiben magst als der Du in meiner Erinnerung stehst. In diesem Wunsch ist auch die Bitte um Deine fernere Freundschaft mit eingeschlossen. —

Was macht Dein juristisches Studium? Kürzlich schrieb mir einer, daß er die höchste Unlust daran empfinde, nämlich Gersdorff, den Du ja kennen gelernt hast. G. wird wahrscheinlich nach Leipzig gehn, um dort deutsche Literatur und Sprache zu treiben. Er beabsichtigt die akademische Carriere. Noch erfreulicher war mir seine Mittheilung, daß er sich im Corps (Saxonia) höchst unglücklich fühle; er betrachte es nur als eine Prüfung für den Charakter, hält sich sehr von den andern zurück und zürnt über deren Treiben und Richtungen. Er ist durch sein Einspringen in große Käm<pfe> gerathen und wird es nicht länger als ein halbes Jahr darin aushalten. Das ist alles höchst charakteristisch sowohl für Gersdorfif als das Corpsleben.

Was meine Frankonia betrifft, so haben wir wieder einige Entwicklungsstadien hinter uns. Wir Pförtner haben jetzt eine wissenschaftliche Richtung durchgebracht, ein Kneipabend ist ihr zum Opfer gefallen. Seit Ostern ist v. Gräfe unter uns, den Du vielleicht namentlich kennst. Neulich habe ich einen größeren Vortrag gehalten über Deutschlands politische Dichter. Unser Ziel ist: Bekämpfung aller Anachronismen in der Verbindung. So ist jeglicher Kneipcomment schon beseitigt.

Unendliches fällt mir ein, was ich Dir noch mündlich erzählen werde. Jetzt lebe wohl, grüße Gustav auf das freundlichste von mir und macht es irgendwie möglich, daß wir unsre Heimreise wenigstens zusammen verleben.

Dein Friedrich Wilhelm Nietzsche.

[«]

473. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Bonn am 10t. Juli früh. <1865>

Meine liebe Lisbeth,

was ich vor wenig Tagen an W. Pinder schrieb, das ist auch für Deinen Geburtstag wahr: früher ein Tag des genußreichsten Zusammenlebens, gemeinsamer Heiterkeit und Freude, jetzt nur ein Tag der Erinnerung, der liebevollsten Erinnerung an jene schöne Vergangenheit.

Solche Stunden sind es, an denen Mädchen sentimental werden können, ich mich zum Componiren angeregt fühle und dabei in alten Blättern Papieren und Gedichten umherwühle.

Da fällt mir denn Dein liebenswürdiger Brief in die Hände, in dem zwei schöne Verse eines Mendelsohnschen Liedes stehn; ich weiß auch nichts besseres, als auf jene lieben Worte zu verweisen: „Wir sind dieselben doch geblieben“

Oder um doch etwas an Deinem Geburtstag Dir zu wünschen, was nicht gerade schon in den bekannten Knittelvers eingezwängt ist: „Möge jeder von uns immer so gut und glücklich sein, wie der andre es nur immer wünschen kann, möge das Bild, das liebenswerthe Bild, was ein jeder von dem andern im Herzen trägt, möglichst mit der Wahrheit gleiche Züge haben.“

Denn es ist ja richtig, ganz als Ideale Persönlichkeit wirst Du mich ja wohl nicht auffassen, was ja doch ein haarsträubender Irrthum wäre. Aber doch werde ich im Ganzen und Großen mit recht hübschen Linien und weichen Tinten in Deinem Herzen verzeichnet stehn. Und Du kannst auf etwas Ähnliches auch bei mir rechnen, ob gleich meine Malertalente nicht groß sind und ich leicht einmal etwas zu schwarze Farben anwende, auch wohl in einigen mißvergnügten Momenten alles, Sachen und Personen, Engel und Menschen und Teufel sehr dunkel und durchaus unschön vor mir sehe. Immer bleibt es ja wahr, daß ein jeder nicht so gut ist, als er in den Augen liebender Menschen erscheint. Aber gerade darin liegt ein Antrieb zum Guten; denn wir wollen nicht, daß die, die uns die liebsten sind, sich über uns täuschen.

Zu dieser liebevollen Täuschung trägt noch etwas anderes bei, das ist die weite Entfernung von einander. Ihr bekommt nur Fragmente aus meinem Leben zu Gesicht, das sind die Briefe. Und Briefe als Erzeugnisse einer gehobenen Stunde werfen zumeist — wenn sie nicht gerade von Geldsachen <handeln> — einen [+ +

+]bende Persönlichkeit. So kommt es dann, daß Du in den Ferien Deine Verwunderung aussprichst, ich sei doch lange nicht so gut und liebenswürdig als Du Dir vorgestellt hättest. Das ist recht schmerzlich, aber ich habe es Dir psychologisch erklärt.

Nun die Nutzanwendung meiner „langweiligen" Zeilen: Meine liebe Lisbeth, ich habe Dich heute ganz besonders lieb und wünsche, daß Du Dich weder in mir, noch ich mich in Dir allzusehr täusche. Wir sind einander ziemlich strenge Richter, weil jedes Unangenehme, was wir von einem von uns hören, das schöne Bild in der Seele alterirt.

Seien wir besonders in dem, was uns gemeinsam eine freudenreiche Pflicht ist, so gewissenhaft wie möglich, und nicht nur in Worten und Briefen, sondern in Thaten, in unserer Liebe zu [+ + +]

Von dem Buchbinder, der mir das kleine gedankenreiche Dir dargebrachte Buch <einbinden> sollte, habe ich ein recht schwarzes Bild mir gemacht; denn er hat den Term<in auf> das schnödeste vergessen, und so kommt Brief und Buch vielleicht gar zu spät.

[«]

474. An Friederike Daechsel in Naumburg (Disposition)

<Bonn, kurz nach dem 10. Juli 1865>

A<n> T<ante> R<iekchen>

Wetter.
Glückwünsche.
Aussicht auf Zusammentreffen! Plauen
Leipzig.
Jenaer Fest.
Meine Gesundheit.
Abhängigkeit von der Natur.
Wetter.

[«]

475. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Bonn, kurz nach dem 10. Juli 1865>

Liebe Mama und Lisbeth,

Da ist mir ja eingefallen, daß am Tage nach Deinem Geburtstag, liebe Lisbeth, die Tante Riekchen ihren Geburtstag zu feiern pflegt.

Mein Glückwunsch kommt nun ein bischen spät, aber doch nicht zu spät.

An Deinem Geburtstag, den Du wahrscheinlich durch einen großen Jungfrauenkaffé gefeiert hast, habe ich am Nachmittage zum ersten Male in diesem Jahre wieder componiert. Und zwar mit energischer Wuth, gleich alles fertig. Da Dein Geburtstag doch die Ursache sein muß, so sei die Composition Dir noch nachträglich dedizirt. Es ist ein Lied im höchsten Zukunftsstile mit einem natürlichen Aufschrei und dergleichen Ingredienzen einer stillen Narrheit. Zu Grunde liegt ein Gedicht, das ich als Untersecundaner gemacht habe und zwar in Gorenzen. Ein Fischermädchen, das sich nach ihrem Schatz sehnt — voilà le sujet!

Sonntags war ich in Koblenz, und besuchte Kuttig, der bei Frau Generalsuperintendent Schmidtborn wohnt, die mich zu Mittag einlud und eine schöne Tochter hat, die aber sehr groß ist, was nicht mein Geschmack ist, da ich mehr die Pusselchen liebe, was eine Schmeichelei für meine Lisbeth sein soll, die ja ein Pusselchen ist.

Entschuldige diesen nicht gerade geistreichen Satz.

Heute wird wahrscheinlich Kuttig seinen Gegenbesuch machen.

Es ist draußen ein immenses Regenwetter. Es war scheußlich heiß. Man hätte eigentlich eine Prämie dafür ausgezahlt bekommen müssen, daß man überhaupt noch lebte. — Besonders bei meiner Korpulenz. —

Ich leide heftig an Rheumatismus.

Ich habe fabelhafte Reiselust. Ein sehr guter Bekannter hat mir eine Reise proponirt, die er nur in meiner Begleitung machen will. — über Ostende nach Paris und über Lüttich zurück. Mit 100 Thaler läßt sich alles herrlich machen.

Was sagt Ihr denn dazu?

Euer Fritz.

[«]

476. An Carl von Gersdorff in Göttingen

<Bonn,> 4 August 1865.

Mein lieber Freund,

Wie spät bekommst Du Nachricht von mir. Ich will mich auch mit keinem Wort entschuldigen, sondern einfach mein Vergehen eingestehen. So bekommst Du denn den Nachklang meines ganzen Bonner Lebens, das ich wirklich schon als abgeschlossen betrachte. In einer Woche werde ich nicht mehr hier sein.

Ich habe die Hoffnung, daß wir uns sicher in Leipzig treffen. Ritschl hat mir gestern erzählt, daß er sein Wort den Leipzigern gegeben habe und daß er sehr gern dahin gienge. Er freut sich nach den Wirren einer vielseitigen amtlichen Thätigkeit wieder einfacher simpler Professor zu werden. Er wird als Privatum die Geschichte der griech. Tragoedie und die Sieben gegen Theben lesen, als Publikum lateinische Epigraphik und zwar als Interpretationscolleg; er läßt zu diesem Behufe von jedem epigr. Monument 50 Platten abnehmen. Es wird eine kleine Bonner Colonie nach Leipzig übersiedeln.

Ich gehe nun zwar nicht nach Leipzig, um dort nur Philologie zu treiben, sondern ich will mich wesentlich in der Musik ausbilden. Dazu habe ich in Bonn schlechterdings keine Gelegenheit. Vielleicht schrieb ich Dir um Neujahr, daß ich in diesem Jahre weder dichten noch componieren wollte. Das Erstere habe ich bisjetzt durchgesetzt — genug Grund, um zu glauben, daß diese Ader erschöpft ist — gegen das Zweite habe ich erst ganz kürzlich verstoßen, indem ich wieder ein Lied gemacht habe. Ich werde ein wenig zu kritisch, um mich noch länger über etwaige Begabung täuschen zu können. Darum suche ich mein kritisches Vermögen überhaupt zu entwickeln.

Mein lieber Freund, wie schaal und langweilig sind alle diese Notizen. Ebenso nüchtern zähle ich einige Feste auf, an denen ich schöne und glückliche Augenblicke — und das Glück zählt nach Augenblicken — genossen habe. So nenne ich in erster Reihe das Kölner Musikfest. Sodann das Arndtfest, über das Du das Genauere aus den Zeitungen wissen wirst. Das Beste daran war die Rede von Sybel am 2t. Tage.

Einige recht ruhige schöne Tage habe ich in letzter Zeit in Bad Ems erlebt. Ich bin die letzten Wochn immer krank gewesen und habe viel zu Bett gelegen, sogar in jenen glühenden Tagen; mein Leiden ist ein heftiger Rheumatismus der aus den Armen in den Hals kroch, von da in die Backe und in die Zähne und gegenwärtig mir täglich die stechendsten Kopfschmerzen verursacht. Ich bin durch diese fortwährenden Schmerzen sehr abgemattet, und meistens ganz apathisch gegen Außendinge. An einigen Tagen, wo ich mich besser fühlte, war ich in Ems. Du kannst Dir vorstellen, wie wohlthuend dies stille rücksichtsvolle, diäte Leben, diese immer frische und erhebende Natur, diese frohen geputzten Menschen auf mich wirkten.

Für die letzte Zeit meines Aufenthalts in Bonn habe ich fabelhaft zu thun besonders für den studentischen Gustav-Adolfverein, dessen Schriftführer ich bin. Dann harren eine große Menge Briefe der Beantwortung.

Eben denke ich daran, daß heute die Pförtner wieder in ihre Mauern einziehen. O über die Armen, die mit kaltschauerlichen Empfindungen zum ersten Male wieder in den neuangestrichnen ungemüthlichen Betsaal hinuntersteigen!

Kuttig und Schmidtborn, so wie auch Ammon haben uns öfter in der letzten Zeit besucht.

Was den Leipziger Aufenthalt betrifft, so habe ich die freudige Aussicht, daß meine Mutter und Schwester mit mir ein Jahr nach Leipzig übersiedeln werden.

Verzeihe lieber Freund mir auch diesen ungemüthlichen Brief. Aber das heftige Stechen im Kopf hindert jeden Zusammenhang. Auf ein fröhliches Wiedersehn in Leipzig!

Dein Dich herzlich liebender

F. W. Nietzsche.

[«]

477. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Bonn am 5t. August <1865>

Meine liebe Mamma und liebe Lisbeth,

das sind nun die letzten Zeilen die Ihr überhaupt von mir aus Bonn erhaltet. Sie sollen mit einem herzlichen Danke beginnen; denn Euere lieben Briefe enthielten außer der werthvollen Beilage auch eine Nachricht, die mich auf das anmuthigste überrascht hat: daß Ihr mit mir in Leipzig zusammen sein wollt. Eine höchst glückliche Idee! Aber sehr kühn, wie ich es nicht geglaubt habe, besonders von dem bekannten Pusselchen, das einen Winter in Naumburg mit seinen Bällen und Soireen sicher sehr ungern aufgiebt. — Ich habe in diesen Tagen auch noch eine andre große Freude gehabt. Ich habe von dem Oberlehrer Dr. Mushacke in Berlin eine so überaus freundliche Einladung für den Oktober nach Berlin empfangen, daß ich sie nicht gut abschlagen kann, noch weniger abschlagen möchte. Sein Sohn studirt mit mir zusammen, ebenfalls ein Philolog und wird auch mit nach Leipzig gehn. So würde ich denn etwa am 1 Okt. abreisen und den 20 Okt. mit dem jungen Mushacke in Leipzig eintreffen, wo Ihr während dieser Zeit den Umzug besorgt habt und Euch ein wenig eingerichtet habt. Die ganze Sache ist sehr billig, die Familie sehr liebenswürdig.

Dagegen werde ich voraussichtlich nicht an dem Jenenser Fest Theil nehmen können, und zwar bloß wegen meiner Gesundheit. Ich habe jetzt so viele und häufige Schmerzen, daß ich trotz der strengsten Diät und der größten Vorsicht jetzt eigentlich schlimmer daran bin als je. So ein Fest regt mich zu sehr auf und bringt im Gefolge kleine und größere Diätfehler. Es ist mir sehr schmerzlich, besonders nachdem mir von der Frankonia eine ehrenvolle Entlassung mit Band zu Theil geworden ist.

So bald ich meine vielen und sich überstürzenden Geschäfte beseitigt habe, komme ich, denn ich sehne mich darnach in Eurer Pflege bald wieder mich wohlzufühlen. Jetzt ist mein Zimmer das reine Bureau; immer brennt das Licht, denn ich schreibe einen Brief nach dem andern, siegle und schicke ihn fort. Eine Unmasse Sachen sind zu regulieren insbesondre noch für den Gustav-Adolfverein. Dann treten Paquete an und Briefe und Rechnungen und glücklicher Weise regnet es draußen fortwährend.

Ich denke, daß ich möglicherweise schon nächsten Mittwoch bei Euch ankommen kann. Richtet es doch mir zu Gefallen so ein, daß ich die erste Zeit recht eingezogen bei Euch leben kann und nicht mit unliebsamen Gesellschaften gequält werde. Wir werden uns ja so viel zu erzählen haben. Und nehmt es mir nicht übel, wenn ich ein bischen launisch sein sollte. Wirklich man wird leicht einmal bei diesem Zustand ärgerlich und moquant.

Den Koffer mit Wäsche und den Büchern für die Ferien und den Kleidungsstücken schicke ich mit Post. Das Bett mit den Büchern als Fracht.

Ich freue mich ungemein auf Euch, wir werden recht angenehme Tage mitsammen verleben.

Auf Wiedersehn liebe Mamma und liebe Lisbeth! Schreibt ja nicht wieder, ich werde schon an alles denken und alles auf das Schönste besorgen.

Euer F. W. N.

[«]

478. An Hermann Mushacke in Bonn

Naumburg Mittwoch. <30. August 1865>

Mein lieber Freund,

so sehr ich mich über alles und jedes Deines ausnehmend lieben Briefes gefreut habe, so ärgerlich ist es für mich, daß ich Deinen gerechten und billigen Wunsch nicht erfüllen kann. Stelle Dir meine Lage vor: ich habe mehr Geld gebraucht als ich sollte, viel mehr; ich muß die leiseste Andeutung vermeiden, daß ich noch Schulden habe, um nicht meine Stellung unhaltbar zu machen. Und so bin ich denn in der verzweifelten Lage, Dir — wahrhaftig, fast mit Beschämung — schreiben zu müssen: „ich kann nicht“. Und welche erbärmliche Summe!

Und trotzdem kann ich nicht mit dem Gedanken fertig werden, daß ich hier unfreundschaftlich handele. Ich kann Dir keine Vorwürfe machen, wenn Du mir deshalb böse bist. Damit springe ich von diesem Thema ab.

Du kannst es Dir vielleicht erklären, daß ich mit einem etwas unangenehmen Gefühl an Bonn zurückdenke. Den dort verlebten Dingen und Stimmungen stehe ich noch zu nahe, das ist richtig. Die bittre Schale der Gegenwart, der Wirklichkeit läßt mich noch nicht zum Genuß des Kerns kommen. Denn ich hoffe, daß ich auch dieses Jahr einstmals vom Standpunkte der Erinnerung aus freudig als ein nothwendiges Glied meiner Entwicklung einregistrieren kann. Augenblicklich ist es mir nicht möglich. Noch scheint es mir, als ob ich das Jahr in mancher Beziehung fehlerhaft vergeudet hätte. Mein Verweilen in der Burschenschaft erscheint mir — offen gesagt — als ein faux pas, nämlich für das letzte Sommersemester. Damit gieng ich über mein Princip hinaus, mich den Dingen und Menschen nicht länger hinzugeben, als bis ich sie kennen gelernt habe.

So etwas straft sich selbst. Ich ärgere mich über mich. Diese Empfindung hat mir den Sommer etwas verdorben und sogar mein objektives Urtheil über die Burschenschaft getrübt. Ich bin keiner der unbedingten Parteigänger der Frankonia. Ich kann mir recht wohl eine liebenswürdigere Gesellschaft denken. Ich halte ihre politische Urtheilsfähigkeit für sehr gering, nur im Kopfe einiger Weniger beruhend. Ich finde ihr Auftreten nach außen plebejisch und abstoßend. Da ich mit meinen mißgünstigen Urtheilen nicht zu sehr zurückhaltend war, habe ich meine Stellung den Mitgliedern derselben gegenüber unbequem gemacht.

Hier, lieber Freund, muß ich immer dankbar Deiner gedenken; wie oft habe ich bei Dir, nur bei Dir die verdrießliche Stimmung verloren, die mich für gewöhnlich beherrschte. Und deshalb sind die angenehmen Bilder von Bonner Vergnügungen für mich immer mit Deinem Bild verknüpft.

Mit meinen Studien muß ich, im Grunde genommen, auch unzufrieden sein, wenn ich auch viel Schuld auf die Rechnung der Verbindung schreibe, die meine schönen Pläne durchkreuzt hat. Gerade in diesen Tagen merke ich, was für eine wohlthuende Beruhigung und Erhebung des Menschen in einer fortgesetzten eindringlichen Arbeit liegt. Diese Befriedigung habe ich in Bonn so selten gehabt. Ich muß höhnisch auf meine vollendeten Arbeiten aus der Bonner Zeit sehen, da ist ein Aufsatz für den Gustav-Adolfverein, einer für den burschenschaftlichen Abend und einer für das Seminar. Abscheulich! ich schäme mich, wenn ich an dies Zeug denke. Jede meiner Pennalarbeiten war besser.

Aus den Collegien habe ich vereinzelte Dinge abgerechnet nichts gelernt. Ich bin Springer für Genüsse dankbar, ich könnte Ritschl dankbar sein, wenn ich ihn fleißig benutzt hätte. Im Allgemeinen bin ich darüber gar nicht unglücklich. Ich gebe viel auf eine Selbstentwicklung — und wie leicht kann man nicht von Männern wie Ritschl bestimmt werden, fortgerissen werden vielleicht gerade auf Bahnen, die der eignen Natur fern liegen.

Daß ich für das Verständniß meines Selbst viel gelernt habe, rechne ich als den größten Gewinn dieses Jahres. Und daß ich einen herzlich theilnehmenden Freund gewonnen habe, für keinen geringeren.

Das gehört nämlich für mich nothwendig zusammen. Daß ich mit meiner vielfachen Zerrissenheit, mit meinem wegwerfenden oft frivolen Urtheile noch einen solchen lieben Menschen an mich ziehen konnte, befremdet mich einestheils, doch hoffe ich aus demselben Grunde; und nur in Momenten, wo der Geist alles negirt, frage ich mich, ob nicht mein lieber Freund Mushacke mich nur zu wenig kennt —

Hier will ich wieder einmal Athem schöpfen und von etwas Neuen beginnen. Ich arbeite jetzt tüchtig, wie schon gesagt. Theognis wird fürchterlich maltraitirt. Mit einer kritischen Schere, an einem langen methodischen Faden hängend, schneide ich ihm täglich einige aufgeflickten Flitter ab. Mitunter, wenn jeder Weg verschlossen scheint, möchte ich an der ganzen Untersuchung verzweifeln. Kommen Resultate heraus, — was ich kaum übersehen kann — werden sie in eine Arbeit für das Leipziger Seminar verwandelt. Für selbiges haben wir jetzt, falls Ritschl Direktor wird, Prioritätsaktien. Die Leipz. Philologen werden mir von Prof. Steinhart sehr ungünstig geschildert. Es fehlt das Leben für die Wissenschaft, die Leute wünschen baldiges Amt und Brod. Darum darf sich Ritschl keine Bonner Zustände mehr in Aussicht stellen. Die Tradition von G. Hermann soll spurlos in Leipzig verschwunden sein. Es fehlt alle Philosophie und alle Geschichte.

Immer noch weiß ich nicht gewiß, ob Mutter und Schwester mit nach Leipzig ziehn. Sicher ist aber eins — daß ich Dich vom 1.ten Oktober an besuchen darf und es mit der größten Freude thun werde. Ich schreibe Dir noch einmal das Genauere, mit welchem Zuge ich ankommen werde usw.

Meine Gesundheit ist augenblicklich eine bessere als in Bonn. Man fand, daß ich etwas elend aussah, darum werde ich jetzt quasi aufgefüttert. Vor Gesellschaften halte ich mich zurück. Die Reizbarkeit der Nerven ist noch nicht beschwichtigt.

Ich spiele natürlich viel Klavier, genieße schon früh um 5 Uhr die klaren blauen Spätsommertage und sage mir oft im Stillen, daß ich recht glücklich sein könnte. Dazu lese ich schöne Bücher, wie Laube's Reisenovellen und schöne Briefe, wie einer von meinem Freunde Mushacke aus Bonn kam und eine höchst humoristische Darstellung der dortigen Zustände enthielt.

Doch es wird dunkel. Ich schicke Dir einen herzenswarmen Gruß ins schöne Rheinland und wünsche Dir frohe und zufriedne Tage und Nächte.

Dein Fritz Nietzsche.

[«]

479. An Raimund Granier in Grünberg

<Naumburg, zweite Septemberhälfte 1865>

Mein lieber Granier,

Es geschah alles, wie Du vorausgesehen, ich sah den Brief höchst neugierig vorn und hinten an, las endlich die Unterschrift und war etwas überrascht. Nicht unangenehm, bewahre! Aber was der Mensch für ein schlechtes Gedächtniß hat — nämlich der gewöhnliche Mensch, homo vulgaris, an jeder Landstraße ohne Laterne zu finden — mir war es nämlich, als ob aus der Vergangenheit her immer noch ein kleiner Schatten zwischen uns stünde — umbra vulgaris ebenfalls sehr häufig, in jeder Seele zu finden — davon fand ich aber in dem Briefe nichts, kurz ich machte meinem Gedächtniß Vorwürfe und freute mich des Gegenwärtigen. Da Du nun auf eine so herzliche Weise mich zum Mitwisser Deiner Kümmernisse gemacht hast, so will ich versuchen auf Deinen Ton einzugehen und Dir meine eignen Erfahrungen auf dem betreffenden Gebiete erzählen. Ich habe einer Verbindung angehört, die sich Burschenschaft nannte und den Vorzug besaß ziemlich alle Bonner Pförtner in sich zu vereinigen. Offen gestanden war dies fast der einzige Vorzug — denn das was ich von einer Burschenschaft verlange, erfüllte sie nicht auch bei noch so bescheidnen Ansprüchen. Es scheint daß unsre Jugend wirklich zu wenig denkt. Das Verbindungsleben ist fortwährend in Gefahr an der Klippe von Äußerlichkeiten, von Formalitäten, von Gedankenlosigkeiten aller Art zu scheitern.

Die „Gemüthlichkeit“ dieser Art ist mir in der Erinnerung unerträglich; die politische Gesinnung war in einzelnen Köpfen, Corporationsgefühl war das Entsprechende bei den Meisten, die eben im Saufen, Pauken und Rennommiren die schöne Jugendzeit zu genießen glaubten. Ueber die sittlichen Zustände schreibe ich nichts näheres, sie waren traurig genug.

Es sitzt ein Kern von unerhörter Philistrosität in dieser Masse, darin behält Börne ewig Recht. Dieses Begeisterungslose, ernst Täppische, dies Gemeine, Alltägliche der Gesinnung, diese trockenste Nüchternheit, die sich am häßlichsten in der Trunkenheit offenbart, — Götter, wie froh bin ich, daß ich dieser schreienden Einöde, dieser hohlen Fülle, dieser greisenhaften Jugend entronnen bin!

Mein lieber Granier, Du hast vollkommen recht, Menschen, die man lieben und achten kann, noch mehr, Menschen, die uns verstehen, sind lächerlich selten. Aber wir sind Schuld daran, wir sind um 20, 30 Jahre zu spät in die Welt gekommen — oder ist es auch wieder eine Täuschung, die uns jene geistesrege Zeit in hellem Lichte erscheinen läßt — denn wir armen Menschen täuschen uns immer, sobald wir etwas Vergangenes schön finden, unser Glück ist Täuschung und die Glücklichsten sind die, die sich am gründlichsten täuschen.

Ich habe mich oft schon gefragt, ob wirklich das Glück für den Menschen das Erstrebenswürdigste ist, dann wäre ja der Dummkopf der schönste Vertreter der Menschheit, und unsre Helden des Geistes, „so wahr Denken Gram ist“ mindestens Narren, von der Gattung abfallende Affen oder Halbgötter, und das letztere wäre wahrlich das schlimmere Loos. Denn unsre Naturforscher leiten uns mit Vorliebe von Affen ab und vernichten alles, was überthierisch ist als unlogisch. Und beim Zeus, lieber Affe als unlogisch. Sieh jede Richtung der Wissenschaft, der Kunst an, der Affe zeigt sich in unsrer Zeit eclatant, aber wo bleibt der Gott? Nicht einmal weltschmerzlich darf man sein, wenn nicht Byron uns eine große Affenfratze schneiden soll, ja ich dürfte nicht einmal Deinen Brief in dieser schnöden Weise beantworten, wenn ich eben nicht Affe sein wollte oder etwas anderes sein könnte

Nach diesem Wirrsal von unlogischen Äußerungen kommt die Wirklichkeit wie ein Tölpel nachgehinkt. Siehe, Du gehst gen Berlin, ich gen Leipzig. Schaafe werden wir genug finden.

Unsre Ordnung ist in die größte Unordnung gerathen

„und schwand ich erst, dann denkt wohl keiner mehr zuweilen an den fernen Freund zurück“

um einen Dichter der Neuzeit zu citiren.

Briefe bekam ich nicht, Deussen sitzt in Büchern verschüttet, Bohr scalpirt, Rödiger renommirt, Krebel zieht auch nach Berlin, Oertzen ist Saxoborusse in Heidelberg, Gersdorff kommt mit mir nach Leipzig um germanistische Philologie zu treiben, in Pforta ist alles gut gegangen, Schmeisser und Pater haben gestern in Kösen Abschiedsfraß gefressen, ich selbst schreibe über meinen Codex des Theognis und reise nach Berlin wo ich bis zum 20t. Okt. bleibe. Dort sehen wir uns,

Du, lieber Granier und ich.

[«]

480. An Hermann Mushacke in Berlin

Naumburg am 20 S. <1865>

Mein lieber Freund,

ich schreibe in der Voraussetzung, daß Du jetzt in Berlin weilst und die Bonner Ascese überstanden hast. Meine Zeilen sollen Dir Zeit und Stunde verkündigen, wann ich in Berlin eintreffen werde: am 1st Oktober Sonntag Nachmittag c. 6 Uhr.

Um nicht gleich zuerst den Gefahren einer Irrfahrt in einem ganz unbekannten Terrain mich auszusetzen, ersuche ich Dich auf dem Bahnhof meine Ankunft zu erwarten, und ich hoffe daß Lokomotive und Lokomotivführer ihre Pflicht thun, damit Du nicht zu lange zu warten hast. Zudem kann ich mich in Addreßbüchern nur sehr schwer zurecht finden, besonders im Berliner, wo vielleicht auch die species Mushacke in wer weiß wie vielen Exemplaren vertreten ist.

Mein jetziges Leben ist eine Vorbereitungszeit auf Berlin, wie unser irdisches Dasein auf zukünftige Himmel, ohne übrigens Berlin so ohne weiteres mit einem Himmel in Analogie zu setzen. Ich genieße die Stille und die Ausgeflogenheit einer Provincialstadt und schaue fleißig in die blaue reine Luft und in meinen höchst geistlosen Theognis. Zum Kaffe esse ich etwas Hegelsche Philosophie, und habe ich schlechten Appetit, so nehme ich Straußische Pillen ein, etwa „die Ganzen und die Halben.“ Mitunter habe ich Lust zu simpeln, dann gehe ich nach Pforte und hole mir Corssen nach Almrich, wo dann Bier und Ritschl geknippen wird, letzterer natürlich mit geistigen Fingern. Im Allgemeinen wird die Seele bei diesem ereignißlosen Vegetiren so innerlich, daß Berlin sehr kräftig auf mich wirken muß. Vorgestern war ich in einem Naumburger Liebhabertheater, ein ungeheures Ereigniß. Die Hauptrolle spielte eine Buchbindersfrau, sodann ein Schusterjunge als Landrath und ein alter Naumburger Domschüler als Pair von Frankreich oder vielmehr nach Thüringer Aussprache als „Bär“.

Ich komme mir oft selbst so vor, wie so ein Herbstnachmittag, gleichmäßig still, aber auch beim Zeus! langweilig, indessen mit vollstem Behagen. An Berlin glaube ich; und der Glaube soll ja selig machen!

Von Zeit zu Zeit stirbt jemand im Ort oder ein behagliches Gerücht zieht wie alter Weibersommer von Haus zu Haus. Ich habe übrigens eine Romanfigur entdeckt, in Gestalt eines Kön. Preuß. Appellationsraths. Die Katzen spinnen in der warmen Sonne und im röthlichen Laube spielt der Wind Verstecken. Die Pflaumen sind schön und groß, aber theuer, ebenso die Butter. Das macht, der König und das Manoevre haben Appetit, dafür bezahlt ersterer mit kleinen Sternchen und Vögelchen. Er hat auch nach Pforte kommen <wollen> und 15 Primaner haben sich Fracks machen lassen und siehe! die Fracks kamen, aber der König nicht. Naumburg hat ihm nach Merseburg Naumburger Wein geschickt, im Lande wird man sagen, aus Ironie, um saure Gesinnungen anzudeuten: au contraire der Naumburger ist stolz auf seinen Wein, wie der Philister auf seine Pfeife, oder wie ich auf meinen Theognis. Trotz dem bleiben Naumburger Wein, philiströse Pfeifen und der gute Theognis, was sie waren; es ist ein Glück, wenn man ersteren nicht kennt, es ist ein Glück, wenn man am zweiten nicht erkannt wird, es ist ein Glück, daß man den letzten nicht kennt. Kürzlich ist ein Conditor gestorben, der einzige, zu dem ich gern gieng, nun ist der Mann so unanständig gewesen zu sterben, und hat mir den Appetit verdorben. Glückliches Naumburg mit Deinem Conditor, mit Deinen Räthen, mit Deinen Katzen und Jungfrauen, Dich soll ich verlassen? —

Allerdings, am 1ten Oktober, an dem ich meinen Freund H. Mushacke im Kreis seiner höchst werthen Angehörigen wiederfinden werde.

Theognis
antiker Kleinstädter außer
Dienst.

Ich bitte Deine werthen Angehörigen auf das freundlichste zu grüßen.

[«]

481. An Eduard Mushacke in Berlin

Leipzig den 19 Okt. 1865.

Hochgeschätzter Freund,

es ist mir einigermaßen schwer geworden, den Brief mit dieser Anrede zu beginnen; ich weiß nicht gewiß, ob es schicklich ist zu einem Manne, zu dem ich noch lieber „mein Vater“ sagen möchte, in dieser Weise zu reden. Aber die deutsche Sprache hilft mir nicht aus dieser Verlegenheit. Griechisch könnte ich beginnen „ὦ φίλε“, und das würde sich schon besser machen.

Schließlich ist die Gesinnung das wesentliche, und die Worte, die ich wähle sind mehr oder weniger gleichgültig. Mein dankbares und herzliches Gefühl, das ich Dir gegenüber empfinde, bleibt sich dabei gleich. Ich habe das Glück erfahren, einen Freund auch in seinen Eltern lieben zu können.

Diese Zeilen, die ich jetzt an Dich richte, sind die ersten in dem neuen Semester und in der neuen Wohnung. Mögen sie deshalb von guter Vorbedeutung sein.

Wir haben beide, Hermann und ich, in Leipzig noch keine unangenehmen Erfahrungen gemacht. Mit den Wohnungen dürfen wir zufrieden sein. Sie liegen bei einander, das ist das Beste. Ich habe einen Antiquar zum Wirth, der außer Büchern leider auch kleine Kinder hat, die ziemlich viel schreien.

Die Luft ist rein, Blumengärten liegen herum, es ist feierlich still, nur eine Geldschrankfabrik macht Getöse und die besagten kleinen Kinder.

Die Leipziger Studenten mißfallen uns. Sie sind zumeist knirpsartig und scheinen dumm. Das ist ein Vorurtheil. Heute vor hundert Jahren wurde der Student Wolfgang Göthe immatrikulirt.

Wir haben die bescheidne Hoffnung, daß man nach wieder hundert Jahren auch unsrer Immatrikulation gedenkt. Genug, daß Dein Name dadurch unsterblich wird, wenn er es bis dahin noch nicht geworden sein sollte.

Und der Kalender wird ja schon für letzteres sorgen.

Damit will ich heute schließen. Ich wünsche mir Gelegenheiten, wo ich die Liebe, die ich Dir und Deiner werthen Familie schulde, thätlich beweisen kann. Heute habe ich nichts als Worte.

Lebe wohl!

Friedrich Wilhelm Nietzsche.

[«]

482. An den Convent der Burschenschaft Frankonia in Bonn

<Leipzig> Am 20. Okt. 1865.

Ich habe dem Convent der „Frankonia“ anzuzeigen, daß ich hiermit durch Einsendung meines Bandes meinen Austritt erkläre. Ich höre damit nicht auf, die Idee der Burschenschaft hochzuschätzen. Nur das will ich offen eingestehen, daß mir ihre gegenwärtige Erscheinungsform wenig behagt. Dies mag zum Theil an mir liegen. Es ist mir schwer geworden, ein Jahr hindurch in der Frankonia auszuhalten. Ich habe es aber für meine Pflicht gehalten, sie kennen zu lernen. Jetzt halten mich keine engeren Bande mit ihr zusammen. Darum sage ich ihr Lebewohl. Möge die Frankonia recht bald das Entwicklungsstadium überstehen, in dem sie sich jetzt befindet. Möge sie immer nur Mitglieder von tüchtiger Gesinnung und guter Sitte zählen.

Friedrich Nietzsche.

[«]

483. An Franziska Nietzsche in Colditz

<Leipzig, 22. Oktober 1865>

Meine liebe Mama,

mein erster Wunsch ist, daß Dich dieser Brief richtig in Colditz antreffen möge. Denn vielleicht ist mein Brief ebenso unglücklich wie ich selbst und sucht Dich überall ohne Dich zu finden. Es ist ein sehr trüber Sonntagsnachmittag. Der Regen tropft leise auf das Zinkdach, das unter meinen zwei Fenstern hinläuft. Viele Menschen wohnen um mich herum und ich kann in ihre Wohnungen sehn. Lauter verdrießliche Gesichter! Und in den Gärten, die sich rechts und links von mir ausbreiten, ist alles gelb, mumienhaft, oede.

Das ist nun meine Welt! Meine Wohnung scheint zuthunlich. Wenn ich viel drin gearbeitet habe, wird sie wohl gemüthlich werden. Jetzt ist sie mir noch ungewohnt wie ein neues Kleid.

Aber ich habe schon viel Verdruß hier gehabt. Wo ist mein Gepäck geblieben? Wie hatte ich Euch seine Besorgung ans Herz gelegt. Aber nein! Ihr habt es besorgt, auf das beste besorgt. Aber irgend wer hat gebummelt. Die bösen Eisenbahnen, die bösen Spediteure! Ich werde auf die ganze Welt böse, denn wo bleiben meine Theognispapiere? Ach, der Tag ist vorüber, wo ich sie abgeben konnte, um einen

Nutzen davon zu haben. Und ich hatte so schön gearbeitet und so hübsche Ergebnisse gefunden!

Morgen fangen die Collegien an, ich habe mich noch gar nicht einrichten können. Aus Langeweile treibe ich mich den ganzen Tag in Leipzig herum, denn zu Hause schauen mich leere Wände, leere Schränke an. Denn auch Oldags, die bösen Oldags haben bis diesen Moment noch nichts geschickt.

Und alles das hätte ich vergessen, wenn ich Dich getroffen hätte, liebe Mama. Den ganzen Tag bin ich von Bahnhof zur Post und von der Post zu dem Bahnhof gelaufen, aber ich fand niemand. Was hatte ich Dir nicht alles zu erzählen! Wie Dir zu danken für die angenehmen Geburtstagsgaben, die ich zum Theil erst gebrauchen kann, wenn mein Hausstand eingerichtet ist. Dabei muß ich doch bemerken, daß ich keine Handschuhe gefunden habe, ebenso wenig das, was Du als Ballschmuck bezeichnest. Außer der Wäsche war in dem Kistchen das Geld der Tante, der Kuchen, die Wurst, Zucker, Kaffe, wollne Jacke, Slips und die hübsche Tasse.

Auch das Geld vom Onkel Bernhard kam erst am dritten Tag an.

Meine Wirthsleute scheinen reinlich und ordentlich, haben aber leider kleine schreiende Kinder. Der Mann ist Antiquar. Das Berliner Leben war ausnehmend freundlich und genußreich. Der alte Mushacke ist der liebenswürdigste Mann, den ich kennen gelernt habe. Wir nennen uns Du. An meinem Geburtstag haben wir Euer Wohl in Champagner getrunken.

Nun adieu! Grüße mir den Onkel und die Tante, ich möchte beinahe schreiben, unbekannter Weise, so wenig haben wir uns in den letzten Jahren gesehn.

Fritz.

„Blumengasse 4 im Garten."

[«]

484. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, 26. Oktober 1865>

Liebe Mama und Lisbeth,

auf Eure freundliche Einladung komme ich nächsten Sonntag zusammen mit Freund Mushacke. Um 5 Uhr werden wir natürlich nicht abfahren, um Euch nicht zu stören, wohl aber mit dem nächsten Zug; wozu ich mir schönes Wetter wünsche, da wir jetzt viel von seinen Schwankungen zu leiden haben und nur mit Mühe unter den Unannehmlichkeiten der Witterung und der Gegenwart die Heiterkeit des

Gemüthes aufrechterhalten; aber nein, Heiterkeit ist mir fremd, sage ich lieber Ruhe.

Ich mag nämlich diesen Brief nicht mit Klagen anheben, da Du denken könntest, ich wäre von solchen Unfällen ganz niedergebeugt. Die Wahrheit ist: der Koffer ist noch nicht da und die Eisenbahn- und Postexpeditionen haben keine Ahnung, obwohl sie nach Naumburg geschrieben haben. Ich muß also vielleicht meine besten Bücher und was mehr werth ist, meine Manuscripte und auch meine Kleider für verloren oder gestohlen achten. Denn so spät könnt Ihr ja den Koffer nicht aufgegeben haben, daß er heute am 26 nicht da wäre, selbst angenommen, Ihr hättet ihn später abgesandt, als es mein Wunsch war. Für meine Arbeit war der 21te der späteste Termin; das war also verfehlt. Doch ich kann mich über alles trösten, da die Zukunft manches wieder gut machen wird was die Gegenwart verdarb. Hätte ich nur erst Gewißheit. Ich bin überzeugt, daß Ihr gar keine Schuld an der Verzögerung habt. Ich glaubte zwar so eindringlich wie es nur möglich war, das Loos meiner Arbeit, das rechte Eintreffen derselben Euch und besonders meiner lieben und sorglichen Lisbeth ans Herz gelegt zu haben; aber vielleicht habe ichs undeutlich ausgedrückt oder sonst etwas. Schließlich bin ich doch an allem Schuld. Warum habe ich nicht den Koffer auf den Rücken genommen und ihn selbst nach Leipzig getragen.

Nun ist es freilich etwas unbequem für mich. Die Collegien haben längst begonnen und mir fehlt immer eins oder das andre. Philologisches kann ich zu hause fast nichts treiben, da mir mein Handwerkzeug fehlt. Ich kann nicht kochen, wenn mir Rindfleisch zugleich und der Kochtopf fehlt. Den Oldagschen Pack bekam ich vor ein paar Tagen. Wir haben den Mann allerdings etwas mild behandelt; es soll aber gelten, verbrenne den Brief. Es war sehr schlecht gepackt. Die Bücher sind vielfach geschunden und auf der verrenkten Matratze ist schlecht liegen.

Eine rechte Sorge hatte ich, wie ich gar keinen Brief bekam; ich dachte, Du wärst in Halle erkrankt und wußte nicht, wohin ich nun schreiben sollte.

So sind mir denn heute die Weintrauben kaum süßer, als der sie begleitende Brief. Nun habe ich darüber nachgedacht, was ich neulich über Deine lieben Geburtstagsgeschenke geschrieben. Sollte es wirklich so wenig dankbar geklungen haben? Es ist schmerzlich daß ich dies glauben muß. Und ich kann doch betheuern, daß ich nie für Geschenke in dem Grade dankbar bin, wie sie mir gefallen, wie sie etwa meiner Laune zusagen. Wenn mir der König eine Provinz schenkte, so würde ich ihm nicht mehr Dank wissen als wenn Du mir einen wollnen Strumpf schenkst. Denn es kann mehr Liebe hineingestrickt sein, als z. B. eine ganze Provinz für

Preußens König hegt. Eher möchte ich behaupten, daß wohl nichts mit so herzlichem Gefühle geschenkt wird, als was eine Mutter ihrem Sohne schenkt. Denn sie weiht alles durch ihre Liebe und möchte jede ihrer Gaben zu einem Amulete für ihren Sohn machen. Und man braucht auch Amulete in dieser wilden und durchaus feindlichen Welt. —

Gersdorff ist da und wir kommen öfter zusammen. Wo bleibt aber Rudolf? — Ritschl hielt gestern seine Antrittsrede; wir haben uns gesprochen; er wird angestaunt wie einUnthier. „Ne! was der alte Mann für Feier hat!“ sagte ein alter Sächser.

Lebt wohl und denkt freundlich
an F. W. N.

des Donnerstags Nacht.

[«]

485. An Friederike Daechsel und Rosalie Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, Ende Oktober — Anfang November 1865>

Meine lieben Tanten,

unsre Begegnung am vorigen Sonntage war so kurz, daß ich nicht einmal das aussprechen konnte, was doch am nächsten lag: nämlich meinen besten Dank für Eure lieben Geburtstagsgaben. Obschon ich diesen festlichen Tag nicht im Kreise von Verwandten zubrachte, so waren es doch sicherlich sehr liebe und ausgezeichnete Menschen, die ihn mit mir feierten. Und ich war ja sicher, daß auch Eure Gedanken, auch Eure Wünsche mir nahe waren. Es ist Euch bekannt, daß mit jedem 7ten Jahre der Mensch einen vollkommen neuen und andern Körper angezogen hat. Und deshalb ist das siebente, das vierzehnte und das einundzwanzigste so wichtig. Ich fange also jetzt an zum 4ten Male in einen neuen Leib einzugehn. Wie ist es nun mit unsrer Seele? Hat sich diese auch schon dreimal völlig geändert? Haben unsre Eigenschaften, unsre Fähigkeiten so wenig Stand, daß sie auch nach je 7 Jahren schwinden und neuen Platz machen? Nein, einem solchen Kreislaufe der Seele sind wir nicht unterworfen, wohl erweitert sie sich und gewinnt an Kraft, aber ihre Grundbestandtheile bleiben sich gleich, ewig gleich. Ist denn nicht unsre Liebe zu einander sich gleich geblieben, meine lieben Tanten?

Aber was wird mir in diesem 4ten Kreise von sieben Jahren alles geschehen? Alles muß sich darin entscheiden; ist er vorbei, so muß der Mensch fertig sein, das ganze Baugerüst muß untadelhaft dastehn; wir können dann bloß noch ausschmücken, aber nicht mehr umbauen.

Wie wichtig ist also das angetretne neue Jahr! Also, meine lieben Tanten, für Eure guten Wünsche meinen besten Dank, ebenso wie für die schönen Gaben, die Zeugen Eurer Liebe für mich. Lebt recht wohl!

Euer Fritz.

[«]

486. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig,> Sonntag d. 5 Nov. 1865.

Meine liebe Mama und Lisbeth,

allerdings hatte ich auf die Kiste gewartet, und ich freute mich recht, daß sie endlich gestern Sonnabend eintraf. Schließlich aber that es nichts, daß sie etwas spät kam. Es dürfte ja immer Fälle geben, wo das genaue und präzise Abschicken einer Kiste wesentlicher und notwendiger wäre als eben bei der vorliegenden Sendung. Ich hatte noch genug Wäsche und vermißte blos Gabel und Messer und Schüssel recht, aber letztere vermisse ich ja noch immer.

Schließlich ist dies alles ganz gleichgültig. Es ist mir aber lieb von Euch Gutes über meinen Freund zu hören. Wir haben uns den Sonntag recht wohl in Naumburg gefühlt und danken für Eure höchst freundliche Aufnahme.

Also jetzt würden wir uns auf eine längere Zeit nicht mehr sehen? Ich hoffe doch, daß Ihr bei Eurer Durchreise durch Leipzig mich besucht. Ich bin auf meiner Stube bis ¾11 Vormittags anzutreffen. Solltet Ihr Mittags ankommen und vielleicht mit der 5 Uhr-Post weiter fahren wollen, so schickt mir doch eine Karte durch einen Dienstmann in die „gute Quelle“ auf dem Brühl.

Vielleicht macht es sich doch, daß Ihr zur Aufführung der herrlichen Johannes-Passion von Bach herüber kommt: sie findet am Bußtage statt.

Wir sind wieder in das Gleis der gewöhnlichen Arbeiten, Gedanken, Plackereien, Erholungen gerathen; wie wichtig ist mir jetzt der Tag, und wie vieles entscheidet sich oder muß sich entscheiden in den engen Hirnkammern? Tragt Ihr es nur wirklich so leicht, dieses ganze widerspruchsvolle Dasein, wo nichts klar ist als daß es unklar ist? Mir ist es immer, als ob Ihr im Scherze darüber hinwegkämt. Oder täusche ich mich? Wie glücklich müßt Ihr sein, wenn ich richtig sehe.

Oder höre ich auch hierauf wieder Euren Witz: der Koffer ists, nur der Koffer ists, der ihn so verstimmt. Wie naiv! Unnachahmlich! Aber wie wenig verstünden wir uns!

„Thue Deine Pflicht!“ Gut, meine Verehrten, ich thue sie oder strebe darnach sie zu thun, aber wo endet sie? Woher weiß ich denn das alles, was mir zu erfüllen Pflicht ist? Und setzen wir den Fall, ich lebte nach der Pflicht zur Genüge, ist denn das Lastthier mehr als der Mensch, wenn es genauer als dieser das erfüllt, was man von ihm fordert? Hat man damit seiner Menschheit genug gethan, wenn man die Forderungen der Verhältnisse, in die hinein wir geboren sind, befriedigt? Wer heißt uns denn uns von den Verhältnissen bestimmen zu lassen?

Aber wenn wir dies nun nicht wollten, wenn wir uns entschlössen, nur auf uns zu achten und die Menschen zu zwingen uns wie wir nun sind anzuerkennen, was dann? Was wollen wir denn dann? Gilt es, ein möglichst erträgliches Dasein sich zu zimmern? Zwei Wege, meine Lieben: man bemüht sich und gewöhnt sich daran so beschränkt wie möglich zu sein und hat man dann seinen Geistesdocht so niedrig wie möglich geschraubt, so sucht man sich Reichthümer und lebt mit den Vergnügungen der Welt. Oder: man weiß daß das Leben elend ist, man weiß, daß wir die Sklaven des Lebens sind, je mehr wir es genießen wollen, also man entäußert sich der Güter des Lebens, man übt sich in der Enthaltsamkeit, man ist karg gegen sich und liebevoll gegen alle Anderen — deshalb weil wir mitleidig gegen die Genossen des Elends sind — kurz, man lebt nach den strengen Forderungen des ursprünglichen Christenthums, nicht des jetzigen, süßlichen, verschwommenen. Das Christentum läßt sich nicht „mitmachen“ so en passant oder weil es Mode ist.

Und ist denn nun das Leben erträglich? Ja wohl, weil seine Last immer geringer wird und uns keine Bande an dasselbe mehr fesseln. Es ist erträglich, weil es dann ohne Schmerz abgeworfen werden kann.

Lebt wohl, meine Lieben
Fritz.

Freund Mushacke empfiehlt sich Euch

Das Stipendium will ich nicht, meine Gründe kennt Ihr. Ich bekäme es auch nicht, da es nur für preußische Universitäten gültig ist. Macht Euch doch um solche Dinge keine Mühe. Komme ich nicht aus, so gebe ich Stunden.

[«]

487. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, nach dem 12. November 1865>

Meine liebe Mama und Lisbeth,

ich nehme an, daß Euch diese Zeilen noch in Naumburgs Mauern treffen und habe die Absicht Euch heute mit einem ragout meiner Erlebnisse zu unterhalten. Alles, was Ihr mir schreibt, ist mir recht angenehm gewesen, nur daß Ihr nicht über Leipzig reisen wollt, ist nicht hübsch. Schließlich seid Ihr nächsten Mittwoch noch in Naumburg und vielleicht gar in Leipzig, denn am sächsischen Bußtag findet unsre Aufführung statt.

Den Vetter Schenkel habe ich schließlich auch noch gefunden, nachdem ich den Gedanken ganz aufgegeben hatte. Wir sind sehr oft schon beisammen gewesen. Mit ihm zusammen werde ich einmal in Naumburg erscheinen. Vorigen Sonntag war die erste Quartettsoirée des Riedelschen Vereins. Nächsten Sonntag höre ich die erste Zukunftsmusikmatinée, auf deren Konzertprogramm für sämmtliche 10 Matinéen nur die Namen Wagner, Liszt, Berlioz sich zeigen. Ich habe nichts neues erlebt. Mein Tageslauf ist einfach. Ich stehe ½ 7 auf, arbeite bis 11 Uhr, gehe ins Colleg, dann zu Tisch (nicht mehr in die gute Quelle, sondern zu Mahn), sodann nach Hause, sodann von drei bis 5 wieder ins Colleg und arbeite je nach Belieben von da an bis zum Schlafengehn. Mein Ofen heizt gut. Die Kinder nebenan machen abscheulichen Lärm. Ich habe Doppelfenster. Wie vertreibt man Wanzen? (Stoßseufzer!) Das Wetter ist schlecht, regnerisch, der Boden schmutzig. Darum gehe ich nie ohne Ueberschuhe aus. Ich bitte Dich übrigens, liebe Mama, mir bis zu Ende des Monates 10 Thl. zu pumpen, da ich gar kein Geld mehr habe, das durch Collegien, Immatrikulation, Bücherankäufe, und durch das unvermeidliche Vorausbezahlen bei Haus- und Speisewirth draufgegangen ist. Sobald ich vom Vormund Geld bekomme, so schicke ichs Dir wieder. Aber bitte, sogleich!

Mein Umgang beschränkt sich bis jetzt noch auf Mushacke, Gersdorff, Rudolf und einige Bonner. Indessen mache ich doch ab und zu eine Bekanntschaft. Bei Nitzschens bin ich noch nicht gewesen, habe mir aber neulich Schloß Gohlis von innen und außen angesehen und auch die Töchter im Garten erblickt, mit einem photograph. Apparat beschäftigt. Auch in Altschönefeld und Abt-Naundorf war ich kürzlich auf einem meiner Spaziergänge. Mushacke hat es sehr wohl in Naumburg gefallen, habe ich das Euch nicht geschrieben? Den Kuchen haben wir beide zusammen vertilgt, wie Du angeordnet hast. Meine Vorräthe sind übrigens längst zu Ende. Was hat denn der alte Steinhart vor, wo will er denn hingehn? Daß mir Schenk schreiben will, freut mich. Stellt Euch nur vor, daß etwas über einen Monat ich wieder bei Euch in Naumburg bin. Jetzt wo wir uns so leicht besuchen können, verschwindet auch die Zeit erstaunlich schnell. Es wird also nächstens wieder nöthig sein, daß ich einen Wunschzettel für Weihnachten schreibe. Etwas Nachträgliches von meinem Geburtstag her habe ich Euch noch nicht gesagt. In Eurer großen Kiste war doch auch ein Paquet von Gersdorff; dies enthielt Grimms Festrede auf Schiller, eine meiner Lieblingsreden, schön gebunden, als Geburtstagsgabe. Briefe habe ich noch wenig bekommen. Ziemlich häufig aber Grüße von Pförtnern. Neulich war Almricher Kirmes! Habt Ihr denn Wunderlich eingeladen?

Somit wäre der Beutel voller Fragen, Wünschen und Antworten einstweilen geleert und ich habe Euch nur noch um einen baldigen Brief zu bitten, besonders auch wegen Gorenzen, über die Dauer Eures Aufenthalts und eure Zurückkunft.

Daß mir Lisbeth einen ausführlichen Brief schreiben wird, ist mir eine erfreuliche Aussicht. Was hat sie denn für ungeheure Dinge erlebt? Oder wird es ein Brief voll der schönsten Leihbibliotheksbücherrecensionen?

Adieu!

F W N.

[«]

488. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, vor dem 3. Dezember 1865>

Liebe Mama und liebe Lisbeth,

ich habe nicht nur für Eure freundlichen Briefe meinen besten Dank zu sagen, sondern auch in meinem und meiner Freunde Namen die Versicherung zu geben, daß wir der Einladung für den Nachmittag des nächsten Sonntags sehr gern Folge leisten. Wie wir es mit der Ankunft und der Zeit halten, weiß ich noch nicht. Jedenfalls treffen wir erst Nachmittag ½4 U. in Eurer Wohnung ein. Gersdorff will den Vormittag in Pforte zubringen. Ich möchte eine Matinee nicht versäumen.

Sonstige Mittheilungen könnte ich augenblicklich nicht machen. Weihnachten in Gorenzen? — ein angenehmer Gedanke. Es ist mir lieber als wenn wir wieder in Naumburg die Ferien zusammen verbrächten. Ich wäre am Ende genöthigt der Convenienz mehr als mir lieb wäre Opfer zu bringen. Anderseits ist mir die Aussicht auf Kinderscenen, die Erwartung von unerquicklichen Quiktönen etwas sehr bedenkliches. Ich habe leider von diesem Vergnügen jetzt zu viel genossen.

Ich sehe mir ab und zu neue Wohnungen an.

Also nächsten Sonntag wollt Ihr die Naumburger Schönheiten an uns Parade passiren lassen?

Ist es mir doch in der Erinnerung daß besonders Pinders, Fr. Wachsmuth und Hülsen, auch M. v. Zerboni vortreffliche Folien sind — aber für wen? Für Dich, meine liebe Lisbeth, die Du mir einen so fürtrefflichen Brief geschrieben hast, von dem am meisten mich eine Nachricht interessirte, daß Du nächstens Zeit haben würdest, über das Lebens Räthsel nachzudenken. Auf Deutsch: Dich zu langweilen?

Und folglich, weil ich über solche Dinge Dir geschrieben habe, so habe ich damit erreicht, daß ich Dich — usw.

Lebt recht wohl! Ich habe durchaus keine Zeit. Möge der Kaffee gut und die Damen lustig sein.

Das wünscht von Herzen
F.

[«]

489. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, vermutlich 9. Dezember 1865>

Liebe Mama und Lisbeth,

Ich muß mich entschuldigen, daß ich so spät schreibe; aber es gieng nicht anders an. Weshalb, das wird Euch beim Ende des Briefes deutlich sein.

Um zuerst den Sonntag zu berühren, so muß ich Euch für Eure schönen Vorbereitungen und für das Gelingen dieser angenehmen Zusammenkunft meinen besten Dank sagen. Wenn Ihr schreibt, daß die Damen sich dabei wohlbefunden haben, so kann ich dasselbe auch von meinen Freunden sagen. Sie haben mir dafür gedankt, obgleich ich dabei keinen Dank verdient hatte. Gersdorff hatte Clara Krug als verständig und gebildet, allerdings unschön gefallen. Der Vetter hatte sich natürlich amüsirt. Mushacke auch, der es aber nicht auszusprechen pflegt. Mir thut Ihr einen größeren Gefallen, wenn Ihr die vielen fremden, mir überaus gleichgültigen Wesen weglaßt, damit ich nicht zu Hause, wo man sich gemüthlich erholen will, zu einem kalten Conversationston genöthigt bin. Nehmt mir dies aber nicht übel; denn ich weiß, daß Ihr alles unternommen habt, um mir ein Vergnügen und eine Abwechslung zu gewähren. Dafür danke ich Euch denn herzlich.

Ich fahre fort. Der Montag verlief bis zum Nachmittag regelmäßig. Da aber fand ich heimkehrend aus dem Colleg ein Billet von Geh. Rath Ritschl, das mich zum Thee einlud. Der Abend war genußreich und anregend. Die Frau Pr. ist eine höchst gelehrte Frau im besten Sinne des Wortes. Sehr gut hat mir sodann die Tochter, die Ida R. gefallen. Wichtig ist mir der Abend deshalb, weil der alte Ritschl uns zur Gründung einer philolog. Gesellschaft vermochte. Das beschäftigt uns gegenwärtig.

Mittwoch Morgen bevor Euer Brief ankam, kam Rudolf zu mir und forderte mich auf Mittag mit ihm und Patzens nach Colditz zu fahren, wo Donnerstag früh Taufe sein sollte. Ich entschloß mich sogleich. Wir fuhren bis Grimma und dort blieben R<udolf> und ich, besichtigten die Schule und logierten in einem scheußlichen Gasthof. Am andern Morgen giengen wir die drei Stunden und trafen um 11 in dem Diakonat an. Kurz darauf kam Hr. v. Reißwitz und Frau. Das Kind wurde in der Kirche getauft, der Name ist Eva Maria. Die Rede war recht herzlich und beredt. Dann großes Festessen, zu dem noch der Pastor und der Kirchner kamen, Abends waren wir in der Gesellschaft und hörten ein abscheuliches Conzert. Rudolf tanzte. Am andern Morgen waren wir mehere Stunden auf der Irrenanstalt. Mittags fuhren wir zusammen wieder ab und kamen Abends in Leipzig an.

Endlich habe ich also Zeit Euch Nachricht von mir zu geben. Also Ihr reist nicht zusammen nach Gorenzen. Sollte es wirklich in Gorenzen passen, wenn ich morgen über 8 Tage mit Lisbeth dahin reiste? Ich kann mirs nicht denken. Denn das Kind scheint ein Festgeschenk werden zu wollen. Also bitte, darüber genaue Nachricht! Vielleicht könnten Lisbeth und ich zusammen noch eine Zeit in Naumburg verweilen.

Ich schreibe Euch sogleich, was ich mir zu Weihnachten wünsche. Damit ich selbst aber im Ungewissen bin, so schreibe ich meheres auf:

Pindarus ed. Mommsen. II vol. Berol. 1864.—

Bernhardy, Grundriß der römischen Literaturgeschichte. 4te Bearbeitung 1865.

Bernhardy, Grundriß der griech. Literaturgeschichte. Der zweite Theil in zwei Abtheilungen 1855 und 1859.

A. Schopenhauer, Parerga und Paralipomena. Dazu: Heim, Schopenhauer und seine Philosophie 1865.

alles wörtlich dem Buchhändler zu bezeichnen.

Jetzt habt Ihr Auswahl. Das zweite und dritte kann man auch antiquarisch beziehn. Es müssen aber genau die Ausgaben vom angegebnen Jahre sein.

Nun lebt recht wohl und schreibt bald einmal Eurem Fritz, der für Eure letzten Briefe seinen besten Dank sagt.

Die Wäsche schickt doch sehr bald, da ich nichts mehr habe.

[«]

[Briefe 1866]

[BRIEFE 1866]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1866]

490. An Rosalie Nietzsche in Naumburg
491. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
492. An Edmund Oehler in Gorenzen
493. An Franziska Nietzsche in Naumburg
494. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Februar 1866]

495. An Franziska Nietzsche in Naumburg
496. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[März 1866]

497. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
498. An Hermann Mushacke in Berlin

[«]

[April 1866]

499. An Carl Dilthey in Berlin
500. An Carl von Gersdorff in Görlitz
501. An die Redaktion des „Leipziger Tageblatts“
502. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
503. An Carl Riedel in Leipzig (Entwurf)

504. An Hermann Mushacke in Berlin

[«]

[Mai 1866]

505. An Julie Opitz in Plauen (Entwurf)
506. An Edmund Oehler in Gorenzen? (Entwürfe)
507. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Juni 1866]

508. An Hedwig Raabe in Leipzig (Entwurf)

[«]

[Juli 1866]

509. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
510. An Wilhelm Pinder in Berlin
511. An Hermann Mushacke in Berlin
512. An Carl von Gersdorff in Spandau
513. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[August 1866]

514. An Friederike Daechsel in Naumburg (Entwurf)
515. An Carl von Gersdorff, nach Nürnberg gerichtet
516. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
517. An Carl von Gersdorff im Feld
518. An Franziska Nietzsche in Halle? (Disposition)

[«]

[September 1866]

519. An Paul Deussen in Tübingen (Fragment)

520. An Friedrich Ritschl in Leipzig (Entwurf)
521. An Elisabeth Nietzsche in Oelsnitz

[«]

[Oktober 1866]

522. An Hermann Mushacke in Berlin
523. An Carl von Gersdorff in Berlin
524. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[November 1866]

525. An Georg Curtius in Leipzig (Entwurf)
526. An Hermann Mushacke in Berlin

[«]

[Dezember 1866]

527. An Hermann Mushacke in Berlin (nicht abgeschickt)
528. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
529. An Friedrich Ritschl in Leipzig
530. An Friedrich Ritschl in Leipzig (Entwurf)
531. An Unbekannt (fragmentarischer Entwurf)
532. An Unbekannt (fragmentarischer Entwurf)
533. An Unbekannt (fragmentarischer Entwurf)
534. An Unbekannt (fragmentarischer Entwurf)

[«]

490. An Rosalie Nietzsche in Naumburg

Leipzig am 12 Jan. 1866.

Meine liebe Tante,

ich habe nicht nöthig in den Familienkalender zu sehn, um daran erinnert zu werden, daß der 13 Januar einen Brief von mir verlangt. Es ist heute heller blauer Himmel, und das neue Jahr läßt sich an, als ob es die Frühlingstage den Wintermonaten voraus nehmen wollte. Wie ganz anders, wenn die feuchten lastenden Nebel uns den Athem und die Aussicht nehmen; da kriecht man leicht mit hypochondrischen Stimmungen in seine Stube und gedenkt des Kommenden mit beklemmtem Herzen. Heute also, liebe Tante, wo der Himmel rein und blau ist, schreibe ich Dir meine besten Geburtstagswünsche. Es macht sich unwillkürlich, daß ich frohe Hoffnungen und heitere Aussichten aus dem Wetter prophezeie; ist es doch als ob das neue Jahr Dich gleichsam mit einem herzlichen Handdruck seiner Huld und Gewogenheit versichern wolle. Möge es auch in allen Deinen Verhältnissen Dir freundlich entgegenkommen und Dich glücklich durch alle Arbeit, Mühe und böse Tage hindurchführen.

Mir, meine liebe Tante, ist es bis jetzt wohl ergangen. Ich zehre noch immer an der erquicklichen Erinnerung der Weihnachtstage, die diesmal mir besonders behagt haben. Hier nahm mich sogleich volle Arbeit in Beschlag; nach allen Seiten hin drängt es. Das bringt nun einmal die ungemeine Breite und Ausdehnung unsres Studiums mit sich. Unser philologischer Verein hat gestern Abend seine erste offizielle Sitzung gehalten, die zu allgemeiner Zufriedenheit ausgefallen ist. Nächsten Donnerstag werde ich meinen Vortrag halten. Wir haben ein hübsches Zimmer und zählen jetzt 10 Mann. Von einer andern Nachricht, die uns hier interessirte, wirst Du in den Zeitungen gelesen haben. Es war von einem Besuch des Königs die Rede, die Kniehosen der Professoren waren gerüstet und hatten Schrecken und Beängstigung unter den Facultäten hervorgerufen, es war unter anderem angekündigt, daß der König auch ein Colleg bei Ritschl hören wolle. Das ist nun freilich durch die Reise des Königs nach München unterbrochen worden. Vielleicht wird es Dir auch nicht mehr neu sein, auf welche Weise die philologische Facultät in Bonn ergänzt worden ist. Usener aus Greifswald und Bernais in Breslau sind die auserwählten, sehr tüchtige, höchst renommirte Leute aber — Wunder über Wunder! so ziemlich die extremsten Ritschelianer, die es jetzt giebt. Sie treiben den Meister fort, suchen ihn nachher zu halten und rufen endlich zwei seiner Schüler an seine Stelle.

Ich überlege mir jetzt vielfach, auf welcher preußischen Universität ich mein Examen mache. Die Frage ist schwerer als Du glaubst, und ich bin noch sehr unentschieden.

Sicher bleibt einstweilen, daß ich noch bis Michaeli in Leipzig bleibe, wo es mir ganz besonders wohl geht.

Weiteres habe ich Dir nicht mitzutheilen, liebe Tante; ich bitte noch mich bestens an Tante Riekchen zu empfehlen. Indem ich nochmals meine besten Wünsche Dir ausspreche und Dich auch um fernere Liebe und Theilnahme an meinem Leben und meinen Studien ersuche, verbleibe ich

Dein Friedrich Nietzsche.

[«]

491. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, 12. Januar 1866>

Meine liebe Mama und Lisbeth,

Das ist doch recht schlimm, daß ich so lange gezögert habe, und Ihr wahrscheinlich lange schon Nachricht von mir erwartet habt. Ich kann nicht helfen, ich hatte keine Zeit. Aber heute will ich das Verabsäumte nachholen.

Zuerst glaube ich, daß uns allen die Weihnachtsferien recht behagt haben und daß ihre Kürze ihr einziger Mangel war. So danke ich Euch denn noch für die vielfachen Bezeigungen Eurer Liebe, die sich bis zum Pfefferkuchen und zur wollnen Socke ausgedehnt hat. Zugleich giebt mir der Pfefferkuchen die tröstliche Sicherheit, daß das Lama doch noch im Laufe dieses Jahres in den gefräßigen Besitz ihrer Pfefferkuchen gekommen ist: also vorläufig noch keine pessimistischen Lebensansichten braucht.

Die Kiste ist regelmäßig angekommen, nur war sie etwas schwer, was ich recht fühlte, als ich sie von der Post in meine Wohnung trug. So bin ich auch selbst mit dem Gepäck richtig eingetroffen und hatte in Corbetha nicht umzusteigen; als ich in meiner Wohnung ankam, fand ich den kräftigen Geruch neuangestrichner Fenster; meine Wirthsleute hatten mich ein paar Tage später erwartet. Das gilt auch von meinen Freunden, die alle erst Sonntag kamen, so daß ich den Sonnabend Abend einsam in Begleitung von Stolle und Schopenhauer verleben mußte. Erstere hat sich so empfohlen, daß sie bereits von der Tagesordnung verschwunden ist. Am Dienstag Abend hörte ich in einer Volksversammlung die geistreiche Rede eines Frankfurters, des Dr. Leopold Stein, die für die Masse leider zu geistreich war. Gestern war Sitzung unsres philologischen Vereins.

Etwas habe ich doch noch in Naumburg vergessen, das sind die Ueberschuhe. Ich werde sie mir zu Deinem Geburtstag mitnehmen. Das Kissen empfiehlt sich sehr durch seine lebhaften Farben auf meines Sophas Grün. Ich habe einen recht kräftigen Schnupfen, das ist freilich sehr ungemüthlich. Es folgt anbei der Brief an die Tante Rosalchen.

Wenn ich recht vermuthe, so ist diese Tage die liebe Großmama bei Euch. Sie hat es sehr glücklich mit der Zeit getroffen, falls Ihr auch so schöne Tage habt wie wir. Da könnt Ihr vielfach zusammen ausgehn. Hier hört man immer noch recht eigentlich die Nachklänge der Leipziger Neujahrsmesse. In meinem Zimmer höre ichs von der Ferne her den ganzen Tag über tönen. Man kann in keine Restauration gehn, ohne Gesang und Spiel, man kann nicht zu Mittag essen, ohne nicht durch sehr schlechte Musik gestört zu werden.

In meiner Wohnung gefällt mirs ganz gut. Zwar schreien die Säuglinge immer noch fabelhaft. Und ich glaube nicht, daß diesem Hauptschaden abgeholfen werden kann. Aber anderweitig scheine ich jetzt besser daran zu sein.

Die Butter ist schmackhaft und gut.

Ich habe Euch in den Ferien erzählt, daß ich nach Breslau gehen wollte. Das ist zum Theil etwas erschüttert, dadurch daß einer der Professoren, derentwegen ich nach Breslau gehn wollte, Breslau verlassen hat.

Der Vetter Schenkel läßt Euch bestens grüßen. Er ist nach wie vor derselbe.

Mushacke zieht in wenig Tagen aus, so daß ich jetzt auf einem einsamen Posten etwas einsam wohne. Mit Gersdorff haben wir sonnabendliche Zusammenkünfte verabredet.

Für den Riedelschen Verein habe ich kaum mehr Zeit. Denn ich bin jetzt sehr in Anspruch genommen.

Das Essen schmeckt mir jetzt erstaunlich schlecht, was theils vom Schnupfen herrührt, theils eine Schmeichelei gegen die Weihnachtsküche sein soll.

Nachdem ich so mein Füllhorn von Intelligenz- und Käsenachrichten ausgegossen habe, behalte ich durchaus meine Fassung

als Euer
FriedrichWilhelm weiland
Nietzsche.

Bitte schicke mir die Wäsche, besonders den Bettüberzug mit telegraphischer Schnelligkeit

[«]

492. An Edmund Oehler in Gorenzen

Leipzig 15 Jan. 1866.

Mein lieber Onkel,

Du hast lange keine Nachricht von mir bekommen und bist daher durchaus nicht im Unrecht, wenn Du deshalb mit mir etwas unzufrieden bist. Nun ist heute die Gelegenheit vortrefflich, ein Wenig meiner alten Schuld abzutragen; nämlich an einem Tage, wo jeder mit einem verzeihenden Herzen begabt zu sein scheint und besonders kleine Nachlässigkeiten gern bei Entgegennahme herzlicher Wünsche und Gefühle zu vergessen bereit ist. So ein Tag ist ja der Geburtstag. Also hoffentlich auch Dein Geburtstag.

Zum ersten Male, daß Du an demselben meine schriftlichen Glückwünsche empfängst; Dank einem vortrefflichen Familienkalender der Tante Rosalie, der mich in Stand setzt auch die Lebensabschnitte meiner lieben nächsten Verwandten gebührend zu ehren.

Ich bin sicher, Dein Gefühl zu treffen, wenn ich meine besten Wünsche für das, was Dir am nächsten liegt, für Deine Familie ausspreche: die jetzt schon ganz normal auftritt (wenn nämlich die jüngern Mitglieder schon auftreten können) und ein vollkommnes Gleichgewicht erhalten hat. Wie ja auch die einzelnen Kinder Normalmenschen geworden sind, bis jetzt, so weit ich beurtheilen kann, leiblich, für die Eltern sicherlich auch jetzt schon seelisch und geistig. Also lieber Onkel, mögen sie Dir immer viel Freude bereiten.

Ich habe mich manchmal, besonders vor Weihnachten in Dein Gorenzen versetzt und mir das Bild jener Tage zurückgerufen, die ich einmal in winterlicher Behaglichkeit dort zubrachte. Damals warst Du noch einsamer Junggesell im Besitz von sehr viel Fräcken, die die wetterwendischen Launen der Zeit und der Schneider repräsentirten. Aber schon war der Bisam erschienen, der das bevorstehende Ende des Junggesellenthums ankündigte. Du mußt denken ich sei selber Schneider geworden, aber der Connex der Gedanken ist ein anderer. Ich schrieb eben noch in Hemdeärmeln, zog, da das Feuer ausgegangen war, den Schlafrock an, jenen Schlafrock grau und roth, den dasselbe Fest mir bot und versank jetzt in

Erinnerungen. Von meiner Gegenwart sollst Du auch einiges hören, zum Schluß sogar von meiner Zukunft, nämlich vom Examen, wobei ja auch der Frack eine Hauptrolle spielt, so daß ich, um in der Bilderreihe zu bleiben, für die Gegenwart nur das Symbol des Ueberrocks habe. Dieser nämlich schützt uns vor Sturm und scharfer Kälte. Das ist meine Leipziger Gegenwart, im Ganzen etwas abgeschlossen „zugeknöpft“ arbeitsam und geschützt vor äußeren Stürmen. Vollkommen verschieden allerdings von den Bonner Verhältnissen, die ich herzlich satt bekommen habe. Bis Michaelis werde ich noch hier bleiben, denn Du glaubst nicht, wie gewaltig uns die bedeutende Persönlichkeit Ritschls fesselt und wie schwer, ja kaum erträglich die Trennung von ihm sein wird. Dann gehe ich auf eine der preußischen Universitäten, nicht nach Berlin, weil dort unverständige Gegner Ritschls sind, kleine unartige Kläffer, nicht nach Halle, weil die dortige Philologie sich nicht des besten Rufs erfreut, auch nicht nach Bonn aus sehr begreiflichen Gründen, auch nicht nach Greifswald, weil es dort 5 Philologen giebt, also auf eine der übrig bleibenden. Dann beginnt nach 1—2 Jahren die Periode des „Fracks“ mit obligater Begleitung des Doktorhutes — falls ich der letzten Eitelkeit noch fähig sein sollte.

Damit sei es heute genug, lieber Onkel. Indem ich mich bestens der lieben Tante zu empfehlen bitte und meine Wünsche für Dein und Deiner Familie Wohl wiederhole, schließe ich.

Dein Friedrich Nietzsche.

[«]

493. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, 31. Januar 1866>

Liebe Mama,

obwohl Du mich Sonntag sehn wirst und also meine persönlichen Glückwünsche entgegennehmen kannst, so würde es mir doch leid thun, wenn Dein Geburtstagstisch am Freitag kein Lebenszeichen von mir aufwiese. Darum kommt heute meine musikalische Gabe, die Dir meine herzlichen Empfindungen und Wünsche in einer hörbaren Form vorführen soll. Ich halte es nun einmal für würdiger, ja für Dich sicher auch Angenehmer, wenn Du etwas von meinen geistigen Erzeugnissen bekommst. Dafür ist dieses heutige Kyrie auch eine seltne Erscheinung, da ich nun bereits über ein Jahr nicht mehr componiert habe und nur in Hinblick auf Deinen Geburtstag mich wieder in die fast aufgegebne Thätigkeit hineinversetzte. Nimm es deshalb einstweilen freundlich hin. Sonntag werde ich es Dir genau erklären und vorspielen.

Wie es zu vermuthen ist, wird an Deinem Geburtstag das Wetter so schön und frühlingsartig sein, daß Du mit einer fröhlichen und heiteren Vorbedeutung in das neue Jahr eintreten kannst. Einen großen Theil desselben werden wir also noch in dieser Nähe zusammenverleben, aber am Schluß desselben können wir wieder räumlich sehr getrennt von einander sein. Und so werden die nächsten Jahre fortfahren, unser Zusammenkommen immer seltner zu machen. Woraus denn nur folgt, daß wir die jetzige Zeit noch benutzen müssen. Und so hoffe ich denn, daß wir miteinander einen recht vergnügten Sonntag verleben; ist niemand eingeladen, so ist es mir am liebsten. Denn wir brauchen keine Gäste, um uns unter einander wohlzufühlen.

Mir geht es ganz wohl, ich habe Freude an unserm philologischen Verein, der uns alle Donnerstag zusammenführt; es sind sehr liebenswürdige Menschen darunter. Meinen Vortrag über die Theognideische Redaktion habe ich gehalten, und er hat viel Interesse erregt. Nächsten Donnerstag werden wir den Dr. Kinkel über die Anfänge griechischer Kunst hören; wir haben uns etwas näher kennen gelernt. In den letzten Tagen war der König in Leipzig und besuchte von früh bis Abend in Begleitung eines Minister und eines Generals die Vorlesungen, natürlich auch Ritschl. Er gefällt mir ganz ausnehmend, es ist ein feiner gelehrter Kopf, der etwas Herzliches und Mildes in seinem Wesen hat, gar nichts Unteroffizierartiges, wie andere Könige.

Es ist das Gerücht verbreitet, daß die Verlobung von Ritschls Tochter Ida in diesen Tagen publizirt sei, angeblich, mit Doktor Löning, der in dem Jahn-Ritschlstreite sich hervorgethan hat.

Mit Gersdorff habe ich jetzt allwöchentlich einen Abend verabredet, wo wir zusammen griechisch lesen; mit ihm und Mushacke alle vierzehn Tage einmal, wo geschopenhauert wird. Dieser Philosoph nimmt eine sehr bedeutende Stellung in meinen Gedanken und meinen Studien ein, und mein Respekt vor ihm nimmt unvergleichlich zu. Ich mache auch Propaganda für ihn und weise einzelne Menschen, wie z. B. den Vetter geradezu mit der Nase auf ihn hin. Was aber noch wenig genutzt hat. Denn bei dem echten Sachsen heißt es immer „primum vivere, deinde philosophari“ „zuerst leben, dann philosophiren“.

Damit will ich schließen und auf den Sonntag versparen, was sonst noch zu sagen wäre. Alles Gute und Erquickliche möge Dir im neuen Jahre nahe sein!

Dein Fritz.

[«]

494. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, 31. Januar 1866>

Liebe Mama und Lisbeth,

Hier folgt eine Menge schmutzige Wäsche, und ich bitte Euch bestens mir es bis Sonntag zu besorgen, daß ich es da gleich mitnehmen kann. Das in das Papier Eingewickelte bitte ich auf den Geburtstagstisch der Mama zu legen, es aber nicht mit in die schmutzige Wäsche zu geben.

Für die letzte Kiste sage ich Euch vielfältigen Dank. Sonntag Vormittag werde ich erscheinen. Natürlich allein, wie ich auch bitte, daß niemand weiter eingeladen wird. In dem Papier liegt ein Brief, der Euch Freitag einiges mehr erzählen wird. Für heute lebt herzlich wohl!

Euer Fritz.

Mittwoch früh.

[«]

495. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, vermutlich 6. Februar 1866>

Liebe Mama,

ich schreibe aus meheren Gründen eiligst. 1) habe ich schon seit einer Woche keine reine Wäsche mehr und bin verhindert auszugehen. Ihr habt doch die schmutzige Wäsche erhalten? Dabei leide ich schon seit Sonnabend an einem sehr schweren Husten; endlich heute scheint er sich etwas lösen zu wollen. Sprechen kann ich kaum mehr. 2) will ich gern nächsten Sonntag kommen und Montag und Dienstag dableiben, um das Pförtner Fastnachten mit zu erleben, besonders die Aufführungen der Primaner und Secundaner. Schreibe mir doch ja, ob es Euch paßt und was Ihr dagegen habt, ob ich logiren kann usw.

Bitte antworte mir doch sogleich und sende mir Wäsche zu.

Erlebt habe ich natürlich nichts, ich sitze auf meiner Stube und trinke Brustthee. Sonntag Abend war Gersdorff bei mir. Gestern hat mich der Vetter, Kinkel und Röscher besucht und heute Abend ist Kinkel eingeladen. Leider kann ich nicht so arbeiten, wie ich wollte, da der Kopf sehr eingenommen ist. Auch an Deussen habe ich geschrieben, der mich nun auch einmal mit einem Brief beehren dürfte.

Gersdorff reist übrigens auch für die besagten Tage nach Pforte. Der Himmel mag sich für diese Tage ausregnen und ausstürmen, damit ich ein schönes Reisewetter habe.

Damit lebt recht wohl und gebt wie gesagt, recht schnell Nachricht

Euer Fritz.

[«]

496. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, 23. Februar 1866>

Liebe Mama und Lisbeth,

Schon zu lange habt Ihr auf Nachricht von mir warten müssen. Um zuerst meinen Gesundheitszustand zu erwähnen, so hat sich der Husten auf eine erfreuliche Weise festgesetzt; ich nehme mich möglichst in Acht, was aber nicht viel sagen will. Ich muß doch ausgehn und Collegien besuchen. Dann unterstützt mich die höchst wechselnde Witterung gar nicht. Ich werde mich nun wohl bis zu einer wärmeren Jahreszeit an den Husten gewöhnen müssen. Darum sendet mir einige Erleichterungsmittel, da er sehr heftig, aber selten ist und mir den Athem benimmt.

Neulich bin ich bequem wieder nach Leipzig gekommen, indem ich der anmuthigen Fastnachtstage gern gedachte und zugleich Lisbeth viel Glück für ihre strapaziösen Vergnügungen wünschte (die man auch als ein ziemlich schlechtes Ersatzmittel des Turnens ansehn kann, indem die Beine zu einseitig bedacht werden, und der Geist entschieden auf den Hund gebracht wird, zu geschweigen, von andern Einflüssen, die ich mit Vorliebe schon in Naumburg entwickelt habe)

Ich habe den Abend, wie ich Euch sagte, bei Kinkel zugebracht. Zu Hause fand ich eine Einladung zu Prof. Ritschls, die ich aber zu spät in die Hände bekam. Am nächsten Tage bin ich Mittags dort gewesen und habe eine möglichst formelle Visite gemacht.

Große Neuigkeiten habe ich nicht erlebt. Das Kindergeschrei ist tödtlich. Ich habe auch gekündigt. Dazu ist einer der Säuglinge jetzt von der Mutter mit heißem Wasser übergossen worden: was denn Brandwunden und viel Geschrei veranlaßt hat und noch veranlaßt.

Unser Verein hat seit der Zeit zwei Sitzungen gehabt. Es geht alles ganz vortrefflich. Nächstens wollen wir Stiftungsfest feiern und uns gemeinsam photographisch verewigen, natürlich in charakteristischen Stellungen, mit bezeichnenden Attributen, womöglich ganz antik — indessen in moderner Tracht. Ihr braucht nicht an antike Gewänder zu denken, noch weniger an antike Nacktheit.

Von Euch zurückkommend fand <ich> einen erfreulichen Brief von Deussen, in dem viel Verständiges ist, 13 Seiten lang. Ich habe Euch von ihm zu grüßen. Vielleicht kommt er Ostern.

Heute ist große Orchesterprobe des Riedelschen Vereins. Heute (also Freitag über 8 Tage) ist die große Aufführung. Zu der ich Euch natürlich angelegentlichst einlade. Aber schreibt es mir etwas zeitig, ob Ihr kommen wollt, damit ich über die Billete verfügen kann.

Ihr bekommt heute schmutzige Wäsche; ich wünschte sehr, recht bald mit Wäsche und einigen Nahrungsmitteln versehn zu werden.

Damit sage ich Euch ein herzliches Lebewohl!

Euer Fritz.

[«]

497. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Leipzig Sonnabend <3. März 1866>

Liebe Mama und Lisbeth,

Die Zeit unsres Wiedersehens ist wieder so nah, daß es Euch verwunderlich erscheinen wird. Ich habe nämlich die Absicht, im Laufe nächster Woche einzutreffen: und ich bitte, einestheils nicht ängstlich Tag und Stunden zu zählen, andrerseits nicht zu überrascht zu sein, wenn ich schon in der ersten Hälfte kommen sollte. Ich kann es wirklich nicht genau bestimmen, da noch viele und nicht unwichtige Geschäfte erledigt werden müssen und ich auch dann noch von unvorhergesehenen Zwischenfällen abhänge.

Dagegen ist es sehr wünschenswerth, daß Ihr mir die Stube recht hübsch zurichtet, denn ich habe für die Ferien viel zu thun, und schwerlich habe ich schon so arbeitsreiche Ferien gehabt, wie diese sein werden. Der Grund davon ist: — und das Folgende betrachtet als strenges Geheimniß, vor allen Tanten und Verwandten und Bekannten, kurz vor allen Menschen — es soll nach den Osterferien ein Buch von mir erscheinen, dessen Manuscript ich in den nächsten 6

Wochen druckfertig ausarbeiten will. Es ist eine Theognisausgabe mit großen Einleitungen. Die Sache ist mir sehr schnell auf den Hals gekommen, ich selbst hatte nicht daran gedacht. Aber Ritschl, der meine letzte Arbeit gelesen hat, hält die Veröffentlichung meiner Untersuchungen für nothwendig, und so habe ich mich denn dieser Arbeit unterzogen. Ich habe nach Rom, Venedig und Paris deshalb noch zu schreiben und kann erst, wenn ich die Antworten von dort bekomme, an die volle Arbeit gehen. Die Stube wird sich wohl allmählich mit Büchern füllen. Die Geheimhaltung dieser Geschichte lege ich Euch nochmals ans Herz, den Grund dafür will ich Euch persönlich sagen.

Wäsche und dergleichen erwarte ich nicht mehr, da ich nur alles wieder zurückbringen müßte. Hat sich bei der letzten Sendung nicht alles auf das angenehmste gekreuzt? Meine Kiste stand fertig gepackt und der geschriebene Brief lag darin: da kam die Eurige. Für die Wurst sage ich Euch meinen besten Dank. Mein Husten ist beiläufig immer noch da und hat einen eigentümlichen Charakter, er kommt nämlich selten, aber beklemmt mich dann sehr. Das hoffentlich immer wärmer werdende Wetter wird ihn schon vertreiben.

Gestern wurde die Missa solennis vom Riedelschen Vereine aufgeführt, ich konnte noch nicht mitwirken und habe zugehört. Eine große Menschenmenge und viele Fremde darunter füllten die Kirche. Das Sopransolo sang die Jauner Krall, die Du liebe Lisbeth, noch von Dresden aus kennst. Die Aufführung war vortrefflich und höchst erhebend, es war einer meiner schönsten musikalischen Genüsse. Ich hatte doch noch gedacht, daß Ihr Euch einmal einfinden würdet. Aber vergebens. Dieses mein Logis lernt Ihr nun nicht kennen.

Wißt Ihr vielleicht, ob der Onkel Bernhard krank oder verreist ist, so schreibt es mir doch auf der Stelle. Ich erwarte mindestens seit 1½ Woche Geld und besitze jetzt gerade noch 1 Pfennig, da ich zu Mittag für ein Dreierbrod mein letztes Geld ausgegeben habe.

Vorigen Dienstag haben wir eine Art Stiftungsfest unsres Vereins gefeiert und zwar auf der Stube eines der Mitglieder. Wir kamen erst gegen 3 Uhr nach Hause — „und Ihr hattet doch keinen Ball“ wird Lisbeth sagen.

So. Alles übrige hoffe ich Euch bald persönlich zu sagen.

Ich weiß gar nicht recht, wo ich mein Gepäck hinthue während der Ferien. Denn ich will mir natürlich erst nachher ein Logis miethen.

Damit lebt recht wohl und richtet mir alles hübsch ein

Euer Fritz.

[«]

498. An Hermann Mushacke in Berlin

<Naumburg, 14. März 1866>

Mein lieber Freund,

Sind es auch heute einige geschäftliche Dinge, die mich zum Briefschreiben nöthigen, so sind es doch nicht diese allein; hier in Naumburg verlangt es mich „abgetrennt von jedem Freunde“ sehr darnach mit Dir einige Gedanken brieflich auszutauschen, die noch vor einer Woche persönlich ausgesprochen wären.

Ich bin thatsächlich etwas einsam, denn Du weißt, daß an solchen Sorgen, wie sie mich jetzt festhalten, viel weniger die Familie als befreundete Studiengenossen theilnehmen können. Dazu ist es mir eine bittre Empfindung, daß wir vorigen Montag, wer weiß, auf wie lange Zeit, von einander geschieden sind: während ich doch fast ein Jahr lang Dir alle meine Kümmernisse und Erquickungen mitgetheilt habe: als welcher Gedanke mich elegisch stimmen kann.

elegisch — Elegie — Theognideische Elegie — so, jetzt bin ich bei meinem abgebrauchten Thema und zwar recht „stichwortmäßig“.

Laß es Dich nicht verdrießen, wenn ich, einstweilen von dieser Monomanie besessen, Dich von diesen Sorgen unterhalte. Also Corssen ist in das Geheimniß gezogen, war sehr erfreut und sehr thätig; wir kletterten stundenlang in der Bibliothek herum. Am andern Tage wurde eine große Kiste von Büchern nach Naumburg geschafft: aber wie viel mir immer noch fehlt, das soll mein heutiger höchst unbescheidner Brief an Dich — und nachher noch einer an Roscher — beweisen. Ich muß Dich wirklich einmal um einen recht mühvollen Weg nach Eurer großen Bibliothek bitten und denke, daß Du Verbindungen hast, um auch einmal mit eignen Augen Dich nach den Dingen umzusehen, die mir so nöthig sind.

Es handelt sich nur um Theognisausgaben; ich gehe von der Voraussetzung aus, daß die Berliner Bibliothek sich durch Vollständigkeit auszeichnet.

Ich bitte also um folgende Ausgaben:

γνωμολογίαι παλαιοτάτων ποιητῶν ed. Turnebus 1553.

Theognis ed. Camerarius c. 1550 mit griechischem Commentar

Theognis ed. Seberus, edit. II, 1620.

Theognidis, Phocylid. etc. gnomica ed. Vinetus
entweder 1543 oder 1569.

Theognis ed. H. Stephanus

Das Jahr weiß ich nicht.

Dann bitte ich Dich mir die Ausgaben zu verzeichnen, die in die Zeit von 1495—1543 fallen; und von einer ‚ab Aleandro curata 1512’, wenn es möglich ist, mir das etwaige Vorwort, so weit es sich auf die benutzten Quellen bezieht, abzuschreiben nebst folgenden Stellen v. 122 ψεδνὸς? v. 143 κἀσφέτερον 193 οὖσαν 198 γὰρ μόνιμον, 236 λύειν ὡς πόλεως τείχοι ἁλωσομένης, 284 συνημοσύνη, 285 ἐτέλει, 308 ἕτοιμα.

Um dasselbe bitte ich Dich bei einer editio Iuntina. Ziehe doch den Engelmann zu Rathe, der mir leider nicht zu Gebote steht. Schließlich sieh doch zu, ob Du nicht Kallii specimen novae editionis Theogn. 1766 bekommen kannst, wo am Schluß der Praefatio ein Verzeichniß früherer Ausgaben stehen soll.

Diese Bitten sind, mild bezeichnet, naiv, und doch bin ich in rechter Noth, wenn Du sie mir nicht erfüllst. Ich bin überhaupt in rechten Sorgen, ich benehme mich sicherlich bei diesem ersten opus recht ungeschickt. Aber ich habe keine Uebung in solchen Dingen, ich kann den tiro nicht verleugnen. Einstweilen arbeite ich von früh bis Abend, wie ein Handlanger; wie fern bin ich noch von der wirklichen Ausarbeitung.

Nach dieser elegischen lamentatio versinke ich wieder in die stupide Gefühllosigkeit, an der ich jetzt in Folge meiner philologischen Holzhackerei leide. Von Erholung ist keine Rede, die nächste, auf die ich mich jetzt schon freue, ist — Dein Brief.

Damit grüße ich Dich herzlich

als dein Freund
Fr. W. Nietzsche.

Meine Mutter war erstaunt, daß Du schon Leipzig verlassen hast und hätte Dich gern noch einmal in Naumburg gesehn. Sie läßt Dich bestens grüßen. Sage Deinen lieben Eltern und Deiner Frau Großmutter meine besten Empfehlungen.

[«]

499. An Carl Dilthey in Berlin

Naumburg a./S. am 2t. Apr. 1866.

Hochgeehrter Herr,

nachdem ich mich längere Zeit angelegentlich mit Theognis beschäftigt habe, bin ich kürzlich durch Hr. Prof. Ritschl aufgefordert worden, meine Untersuchungen für den Druck vorzubereiten.

Indem ich mich nun nach einem Gelehrten umsah, mit dem ich einige Ansichten über Theognis austauschen könnte, war Hr. Dr. Volckmann in Schulpforte so freundlich, mich auf Sie, hochgeehrter Herr, hinzuweisen als einen, der dem Theognis eine besondre Aufmerksamkeit geschenkt habe: was ich schon aus dem Specimen Ihrer Theognisstudien im Rhein. Mus. 18 schließen konnte. Zugleich ermuthigte er mich dazu, Ihnen ohne Rückhalt meine Resultate vorzulegen; dies werde ich jetzt thun, und ich bitte Sie, mir diese Freiheit nicht übel zu deuten.

Ich habe zwei Punkte der Theognisfrage ins Auge gefaßt, die Wiederherstellung der letzten Redaktion und das richtige Verständniß der Suidasnotiz. Ich bin ausgegangen von einer genauen Feststellung der codd. fam., habe erwiesen, daß die Wiederholungen von den jüngsten Handschriften nach den ältesten zu fortwährend zahlreicher werden, und daß darin sich eine bestimmte Absicht des Redaktors verberge und glaube endlich das Princip dieser Redaktion, das auch die Wiederholungen erklärt, gefunden zu haben. Die einzelnen Fragmente sind durch Stichwörter aneinandergereiht, was schon Welcker an einer Anzahl Stellen bemerkt hat. Ich habe diese aber als durchgehendes Princip aufgefaßt und mit Hülfe der Annahme, daß auch in den älteren, vor dem Mutinensis liegenden codd. Wiederholungen weggelassen sind, die letzte Redaktion wiederherzustellen gesucht. Dies gilt auch für den Anhang derμοῦσα παιδικὴ. Mit diesem Moment und dem andern, daß Stobaeus unsre Stichwortredaktion benützt hat, habe ich als die Entstehungszeit dieser Redaktion den Zeitraum zwischen Julian und Stobaeus bezeichnet.

Bei der zweiten Frage ist es unzweifelhaft nöthig, von den Theognisnotizen der Eudocia auszugehen, nicht von der Suidasnotiz: wenn anders Eudocia den Hesychius (oder dessen verlorengegangene Epitome) excerpirt hat, ebenso wie Suidas. Dies steht für mich sicher. Hiernach haben wir zwei Theognisnotizen, von denen, wie ich vermuthe, die eine einer Dichtergeschichte (etwa der ἱστορία μουσικὴ des Dion. v. Halic), die andre einer Philosophengeschichte entnommen ist. Daß Theognis als Philosoph behandelt werden konnte, werden Sie sogleich zugeben, daß er es bei Suidas oder vielmehr bei Hesychius worden ist, scheint Phocylides φιλόσοφος zu verbürgen. Bei Phocylides steht auch die Zeitbestimmung für beide, die deshalb in der Philosophennotiz fehlt. Ich bemerke, daß ich Ihre vortreffliche Conjectur ἠθικῶς mit Freude annehme und für mich gelten lasse. Noch verschiedenes Einzelne spricht für diese Auffassung. Die zwei Artikel über Theognis würden nach meiner Vorstellung bei Hesychius so lauten: (denn bei der Eudocia hat der eine Artikel immer etwas aus dem andern geborgt)

I. ποιητ. Θέογνις Μεγαρεὺς τῶν ἐν Σικελία Μεγάρων γεγονῶς ἐν τῇ νθ᾽ὀλ. ἔγραψεν ἐλεγείαν εἰς τοὺς σωθέντας τῶν Συρακοσίων ἐν τῇ πολιορκίᾳ. γνώμας δι᾽ἐλεγείας εἰς ἔπη βώ.

II. φιλος. Θέογνις Μεγαρεὺς [ἐκ Σικελίας?] ἔγραψε πρὸς Κύρνον τὸν αὐτοῦ ἐρώμενον γνωμολογίαν δι᾽ἐλεγείων καὶ ἑτέρας ὑποθήκας παραινετικὰς. τὰ πάντα ἠθικῶς.

Sie sehen jetzt, wie ich mir die Suidasnotiz entstanden denke. Die Schlußbemerkung ὅτι μὲν παραινέσεις κτἕ ist nachweislich von Suidas selbst, wobei ich auf die Worte μιαρίαι und ἐνάρετος zu achten bitte. Der Worte wegen ἐν μέσῳ τούτων müssen wir annehmen, daß Suidas einen Theognis ohne μοῦσα παιδική las.

Das ist der Umriß meiner Untersuchungen, den Sie vielleicht für zu dürftig und mager halten mögen.

Nach dem Wunsche von Ritschl soll der Text angefügt werden, in der Art, daß die Stichwörter durch größere Schrift hervorgehoben werden. Daß die Scheidung der Fragmente nur auf einer Gruppe inferiorer Handschriften beruht, wissen Sie selbst. Ob nicht vielleicht doch die drei Hauptcodd. Anzeichen solcher Scheidung haben, darüber erwarte ich noch genaue Antwort auf drei Briefe, die Ritschl freundlicher Weise nach Paris, Rom und Venedig entsandt hat. Der cod. Mutinensis, der nach Bekker 1827 verloren war, scheint wiedergefunden zu sein, wenn ich eine Bemerkung Bergks in der Vorrede zu den Po. Ly. Gr. III Aufl. 1866 recht verstehe. Er hat nämlich von H. Nolte eine Collation des Phocylides ’ex codice antiquissimo Parisino’ erhalten und gefunden, daß dieser cod. kein andrer als der Mutinensis B<ekker>s ist.

Ich werde, hochgeehrter Herr, sehr empfänglich und dankbar für jegliche Notiz sein, die Sie mir vielleicht mittheilen werden. Ich werde jegliches Anzeichen von Theilnahme um so höher schätzen, als ich einstweilen noch Student bin — was ich Ihnen nicht verschweigen darf — und deshalb mit einiger Unruhe dem Wunsche meines ausgezeichneten Lehrers Ritschl nachkomme.

Zum Schluß überbringe ich Ihnen die herzlichen Grüße von Herrn Dr. Volckmann und zeichne

hochachtungsvoll
Friedrich Nietzsche.
stud. phil.

[«]

500. An Carl von Gersdorff in Görlitz

7 Apr. 1866. Naumburg.

Lieber Freund,

gelegentlich kommen Stunden jener ruhigen Betrachtung, wo man in Freude und Trauer gemischt über seinem Leben steht, ähnlich jenen schönen Sommertagen, die sich breit und behaglich über die Hügel hinlagern, wie Emerson sie so vortrefflich beschreibt: dann wird die Natur vollkommen, wie er sagt, und wir: dann sind frei wir vom Banne des immer wachenden Willens, dann sind wir reines, anschauendes, interesseloses Auge. In dieser vor allem anderen zu ersehnenden Stimmung nehme ich die Feder zur Hand, um Dir auf Deinen freundlichen und gedankenreichen Brief zu antworten. Unsre gemeinsamen Besorgnisse sind bis zu einem kleinen Reste zusammengeschmolzen: wir haben wieder gesehen, wie von ein paar Federstrichen, schließlich vielleicht sogar von zufälligen Launen Einzelner die Geschicke unzähliger bestimmt werden und überlassen es gern den Frommen, für diese zufälligen Launen ihrem Gotte Dank zu wissen. Es mag sein, daß uns diese Reflexion zum Lachen stimmt, wenn wir uns in Leipzig wiedersehen.

Von dem individuellsten Gesichtspunkte aus hatte ich mich bereits mit dem militärischen Gedanken vertraut gemacht. Ich wünschte mich öfter herausgerissen aus meinen gleichförmigen Arbeiten, ich war nach den Gegensätzen der Aufregung, des stürmischen Lebensdranges, der Begeisterung begierig. Denn so sehr ich mich auch angestrengt habe, so ist es mir doch täglich deutlicher geworden, daß man eine solche Arbeit nicht aus den Aermeln schüttelt. Ich habe die Ferien sehr viel — relativ — gelernt, und mein Theognis findet mich nach den Ferien mindestens um ein Semester fortgeschrittner. Dabei habe ich manche einleuchtende Dinge gefunden, die eine Bereicherung meiner quaestiones Theogn. werden sollen. Eingemauert bin ich in Bücher — durch Corssens ungemeine Gefälligkeit. Ebenso muß ich mich über Volckmann äußern, der mich redlich unterstützt hat, besonders mit der ganzen Suidaslitteratur, deren Hauptkenner er ist. Ich habe mich so gut in dies Gebiet hineingelebt, daß ich es auch selbstständig angebaut habe, indem ich kürzlich den Nachweis fand, warum das Violarium der Eudocia nicht auf Suidas, sondern auf die Hauptquelle des Suidas, eine epitome des Hesychius Milesius (natürlich verloren) zurückgeht: dies giebt für meinen Theognis ein überraschendes Resultat, das ich Dir später einmal darlegen will. Ich erwarte übrigens täglich einen Brief von Dr. Dilthey aus Berlin, einem Schüler Ritschl<s>, der in Theognisfragen mehr wie ein andrer bewandert ist. Ich habe mich ihm ganz geöffnet und ihm weder meine Ergebnisse noch meinen Studentenstand verschwiegen. Ich hoffe, daß ich in Leipzig angelangt rüstig an das Niederschreiben gehen kann; ich habe mein Material ziemlich zusammen. Zu leugnen ist es übrigens nicht, daß ich mitunter kaum diese mir selbst aufgelegte Sorge verstehe, die mich von mir selbst abzieht, (dazu von Schopenhauer — was oftmals eins ist) mich in ihren Folgen dem Urtheile der Leute aussetzt und womöglich gar mich zur Maske einer Gelehrsamkeit zwingt, die ich nicht habe. Man verliert jedenfalls etwas dadurch, daß man gedruckt wird. Manche Aufhaltungen und Verdrießlichkeiten sind nicht ausgeblieben. Die Berliner Bibliothek wollte die Theognisausgaben des 16 und 17 Jh. nicht herausrücken. Eine Anzahl sehr nöthiger Bücher hatte ich mir von der Leipziger Bibliothek ausgebeten durch Roschers Vermittlung. Roscher aber schrieb mir, daß seine Gewissenhaftigkeit nicht zuließe, Bücher, die auf seinen Namen geschrieben wären, aus der Hand zu geben. Welche Gewissenhaftigkeit zu tadeln mir nicht einfällt, nur kam sie mir unbequem genug.

Drei Dinge sind meine Erholungen, aber seltne Erholungen, mein Schopenhauer, Schumannsche Musik, endlich einsame Spaziergänge. Gestern stand ein stattliches Gewitter am Himmel, ich eilte auf einen benachbarten Berg, „Leusch“ genannt (vielleicht kannst Du mir dies Wort deuten) fand oben eine Hütte, einen Mann, der zwei Zicklein schlachtete, und seinen Jungen. Das Gewitter entlud sich höchst gewaltig mit Sturm und Hagel, ich empfand einen unvergleichlichen Aufschwung und ich erkannte recht, wie wir erst dann die Natur recht verstehen, wenn wir zu ihr aus unsern Sorgen und Bedrängnissen heraus flüchten müssen. Was war mir der Mensch und sein unruhiges Wollen! Was war mir das ewige „Du sollst“ „Du sollst nicht“! Wie anders der Blitz, der Sturm, der Hagel, freie Mächte, ohne Ethik! Wie glücklich, wie kräftig sind sie, reiner Wille, ohne Trübungen durch den Intellekt!

Dagegen habe ich Beispiele genug erfahren, wie trübe oftmals der Intellekt bei den Menschen ist. Neulich sprach ich einen, der als Missionair in Kürze ausgehen wollte — nach Indien. Ich fragte ihn etwas aus; er hatte kein indisches Buch gelesen, kannte den Oupnekhat nicht dem Namen nach und hatte sich vorgenommen, mit den Bramanen sich nicht einzulassen — weil sie philosophisch durchgebildet wären. Heiliger Ganges!

Heute hörte ich eine geistreiche Predigt Wenkels über das Christenthum „der Glaube, der die Welt überwunden hat“ unerträglich hochmüthig gegen alle Völker, die nicht Christen sind, und doch wieder sehr schlau. Alle Augenblicke nämlich substituirte er dem Worte Christenthum etwas anderes, was immer einen richtigen

Sinn gab, auch für unsre Auffassung. Wenn der Satz „das Christenthum hat die Welt überwunden“ mit dem Satz „das Gefühl der Sünde, kurz, ein metaphysisches Bedürfniß hat die Welt überwunden“ vertauscht wird, so hat das für uns nichts anstößiges, man muß nur consequent sein und sagen, „die wahren Inder sind Christen“ und auch: „die wahren Christen sind Inder“. Im Grunde aber ist die Vertauschung solcher Worte und Begriffe, die einmal fixirt sind, nicht recht ehrlich; es werden nämlich die Schwachen im Geiste vollends verwirrt. Heißt Christenthum „Glaube an ein geschichtliches Ereigniß oder an eine geschichtliche Person“ so habe ich mit diesem Christenthum nichts zu thun. Heißt es aber kurz Erlösungsbedürftigkeit, so kann ich es höchst schätzen und nehme ihm selbst das nicht übel, daß es die Philosophen zu discipliniren sucht: als welche zu wenige sind gegen die ungeheure Masse der Erlösungsbedürftigen, zudem aus gleichem Stoffe gemacht. Ja und wären alle, die Philosophie treiben, Anhänger Schopenhauers! Aber nur zu oft steckt hinter der Maske des Philosophen die hohe Majestät des „Willens“, der seine Selbstverherrlichung ins Werk zu setzen sucht. Herrschen die Philosophen, so wäre τὸ πλῆθος verloren, herrscht diese Masse, wie jetzt, so steht es dem Philosophen, raro in gurgite vasto, immer noch zu, θίχα ἄλλων wie Aeschylus, φρονέειν.

Dabei ist es für uns allerdings höchst lästig, unsre noch jungen und kräftigen Schopenhauergedanken so halbausgesprochen zurück zu halten und im Ganzen diese unglückliche Differenz zwischen Theorie und Praxis immer auf dem Herzen lasten zu haben. Wofür ich gar keinen Trost weiß, im Gegentheil Trostes bedürftig bin. Mir ist es so, als müßten wir den Kern milder beurtheilen. Er steckt auch in dieser Collission.

Damit lebe wohl, lieber Freund, empfiehl mich Deinen Angehörigen, wie die meinen Dich bestens grüßen lassen; und es bleibt dabei, wenn wir uns wiedersehen, so lächeln wir — mit Recht.

Dein Freund

Friedrich Nietzsche.

[«]

---

501. An die Redaktion des „Leipziger Tageblatts“

<Naumburg, vor dem 13. April 1866>

Verehrliche Redaktion,

Sie werden ersucht, folgende zwei Annoncen in Ihre Spalten aufzunehmen:

Ein Herr sucht eine angenehme Parterrewohnung, kühl und ruhig, in einer geschäftslosen Gegend. Annoncen abzugeben unter der Chiffre F. N. 246 bei der Expedition d. Bl.

Ein anständiger Herr (Student) sucht eine freundliche Wohnung bei anständigen Leuten. Annoncen unter der Chiffre P. D. 357 bei der Expedition d. Bl.

[«]

502. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Leipzig <22. April 1866>

Liebe Mama und Lisbeth,

mein erster Brief aus meiner neuen Wohnung. Der Mittwoch war ein mühseliger Tag; ich fand bei Rohn gegen 20 Adressen und begann sogleich herumzulaufen, lange Zeit ohne eine Spur von Erfolg. Dazu war es warm, ja heiß und sehr staubig. Endlich nach der Mittagsstunde fand ich ein Logis, das mir geeignet schien. Es war aber erst Donnerstag Abend zu beziehn, weil neue Möbel hineinkommen sollten. Dies nahm ich denn, es liegt 'rue de Lama' oder deutsch Elisenstraße Nr. 7 parterre, und zeichnet sich mehrfach aus. Allerdings bloß eine Stube, aber eine sehr hohe, kühl und ruhig — soweit ich ermessen kann — schöner Teppich, großer Spiegel, großes Oelgemälde in Goldrahmen einen alten Mann darstellend, als welches das Zimmer sehr ziert. Außerdem Sekretär, Waschtisch, Tisch, Ofen, Bett, Bücherbrett und 2 Stühle. Der Besitzer ist ein Maschinenfabrikant, Leute, die sehr elegant wohnen und offenbar wohlhabend sind. Das Haus selbst ist schön und durchaus nicht alt. Ich denke daß Ihr mich einmal besuchen werdet. Ich zahle monatlich mit Bedienung 4½ Thl. was nicht zu viel ist. Morgens trinke ich Milch, 2 Glas mit 2 Brödchen, die vorzüglich ist und gar nicht der Vorstellung entspricht, die ich mir gemacht hatte. Die Wirthsfamilie trinkt nämlich ebenfalls Milch, und so werde ich es wohl gut getroffen haben. Etwas was mir noch fehlt, ist eine Decke über das Bett. Ich werde recht oft überziehn lassen, denn sonst ist aus dem Zimmer der Bettgeruch gar nicht zu vertreiben.

Der erste Brief, den ich in der Wohnung bekam, war von einem total fremden Menschen, der mich Du anredet und mir anzeigt, daß er in den Ferien gebummelt und geraucht hätte, große Neuigkeiten, als welche ich durchaus nicht zu schätzen verstehe. Der Mensch hieß Thalheim und war aus Öls in Schlesien.

Meine Freunde und Bekannten habe ich hier glücklich angetroffen. Wir gehen oft zusammen durch die Meßbuden und waren bei Renz, sowie in einem vortrefflichen Conzert im Hotel de Pologne. Um an die Ausarbeitung meines Büchleins zu gehen, muß erst die Messe vorüber sein, die allzusehr die Ruhe des Denkens stört. Zudem erhole ich mich etwas, besonders durch weitere Spaziergänge. Kaum genießbar sind jetzt die Speisen, die man in den Restaurationen bekommt. Dazu wimmelt alles von abscheulichen geistlosen Affen und anderen Kaufleuten. So daß ich mich herzlich nach Beseitigung dieses Intermezzos sehne. Endlich habe ich mit Gersdorff eine Kneipe gefunden, wo man nicht Schmelzbutter und Judenfratzen zu genießen hat, sondern wo wir regelmäßig die einzigen Gäste sind. Das ist die Postrestauration, die mir schon vom alten Mushacke bestens empfohlen war.

Ich bekomme wieder Massen von der Bibliothek. Der Transport meiner Habseligkeiten war mehr als bequem, 2 Dienstleute, für 15 gr. zusammen, haben alles eingepackt und sehr gut transportirt, die Bücher in einem großen Bücherkorb.

Deussen ist noch nicht erschienen, dagegen ein andrer, eine Art Vorläufer von ihm, ein gewisser Eyffert, der in mein altes Logis zu Rohn gezogen ist. (Das übrigens neu tapezirt ist und neu gestrichen, sodaß daran Hoffnungen anzuknüpfen sind)

Mushacke hat mir von Berlin geschrieben, gestern habe ich auch den Diltheybrief bekommen, ich will mich bei Ritschl nach der Adresse erkundigen. Jedenfalls ist die Verzögerung ärgerlich, παππάξ! Ich bin aber froh, daß in meinem Briefe keine militärisch kriegerischen, sondern nur philologisch friedliche Auseinandersetzungen standen. Denn ein Kriegsrath ist ein greuliches Thier.

Fünf Wochen sind also vorübergejagt.

Damit lebt heute wohl und denkt meiner freundlich

Grüßt alle die Bekannten
Mit einem Gruß von mir
Und sagt den alten Tanten,
Ich kam' einmal abhanden
Als preußscher Grenadier.

Einer der kriegsbereit ist.
Fr. W. N.
Sonntag früh. Datum ist mir nicht bekannt.

Leipzig Elisenstraße Nr. 7 Parterre. (nämlich erhöhtes Parterre)

[«]

503. An Carl Riedel in Leipzig (Entwurf)

<Leipzig, nach dem 24. April 1866>

Hochgeehrter Herr Direktor,

Ihre Mittheilung über das Merseburger Conzert ist mir eine große Freude gewesen. Es versteht sich von selbst, daß Sie auf mich rechnen dürfen

[«]

504. An Hermann Mushacke in Berlin

<Leipzig, 27. April 1866>

Lieber Freund,

Du hast Grund meiner Lässigkeit zu zürnen, um so mehr als Du in der aufopferndsten Weise große Mühen für mich auf Deine Schultern genommen hast. Ich bedaure es herzlich, daß ich Dir diese Unruhen gemacht habe; dieser Brief soll Dich vollkommen davon befreien; darum will ich diese Dinge gleich zu Anfang erwähnen, damit Du den andern Theil des Briefes ohne Besorgnisse lesen kannst.

Ich habe eingesehen, daß über die Geschichte der Theognideischen Drucke ich einstweilen schweigen muß, weil ich darin keine zusammenhängenden Studien gemacht habe. Dazu kann ich jetzt auch von der Besprechung dieser Fragen absehn, da in den Ferien mein Stoff nach einer andern Seite hin sich erweitert hat. Sogar die Antworten auf meine Briefe (die noch nicht eingelaufen sind) sind mir jetzt ziemlich unwesentlich. So kann ich Dir denn meinen besten Dank für Deine Gefälligkeit sagen und bitte Dich mir dies „Lärmen um Nichts“ nicht übel zu deuten.

Ich habe diese Ferien sehr regelmäßig und beinahe unausgesetzt gearbeitet, trefflich im Allgemeinen von der Pförtner Bibliothek und von Dr. Volkmann unterstützt. Allerdings bin ich jetzt immer noch nicht weiter als daß mein Material sich vollkommen zusammengefunden hat. Von der Arbeit selbst ist kein Wort geschrieben. Jetzt glaube ich aber schon eher die Untersuchungen veröffentlichen zu können als vor den Ferien. Die letzte Woche dh. solange ich in Leipzig bin, habe ich fast gar nichts mehr gethan, habe auch momentan kein rechtes Interesse daran. In einigen Wochen will ich die Arbeit in einem Zuge niederschreiben. Falls ich nicht etwa mit Ritschl auseinandergerathe, was sehr leicht einmal geschehen kann. Er hat mir damals die Verweigerung des Seminareintritts sehr übel genommen. Solche Leute sind doch gewaltig übermüthig.

Ich glaube Du kannst Dich freuen diesen Sommer fern von der Leipziger Universität zu sein. Denn es ist sehr langweilig, Curtius abscheulich, Ritschl nicht mehr neu, Voigt altbacken; ich muß nur den guten Zarncke ausnehmen, der deutsche Litteratur recht angenehm und gelehrt vorträgt. Dazu ist es heiß, daß ich schmelzen möchte, Leipziger Meßtrubel fortwährend, an dem ich zuerst mein Vergnügen hatte. Dann ist Deussen ärgerlicher Weise nicht gekommen, und Gott weiß, wo er stecken mag. Unser philologischer Verein ist sehr geschmolzen. Das Essen ist überall sehr schlecht und ebenso theuer, im Theater fortwährende Afrikanerin, und wo man hinsieht Juden und Judengenossen. Mit Gersdorff bin ich sehr viel zusammen und ich wäre übel daran, wenn der nicht in Leipzig wäre. Wir gehen öfter zu Renz oder in die Bilseschen Conzerte und essen Abends öfter in der Postrestauration, als wo es vortrefflich ist und ich schon Stammgast bin. Ich mache alle meine Bekannten auf dieses tiefe Lokal aufmerksam. Der Wirth hat mir übrigens Grüße an Deinen lieben Vater aufgetragen. Gestern hat sich unser philologischer Verein darin versammelt.

Sehr zu unsrer dh. Gersdorffs und meiner Verstimmtheit haben noch zwei Schriften beigetragen, nämlich „Arthur Schopenhauer“ von Haym und „der Pessimismus und Schopenhauer“ von Kyi. Nicht als ob sie überzeugend wären: aber sie sind, besonders die erste, sehr bösartiger Natur.

Eyffert ist auch da und kam an den ersten Tagen halbtäglich zu mir und hat sich sogar Schopenhauer ausgebeten („Mushacke hat es mir gerathen“) Ueber das Kind! Er hat sich auch gar nicht geändert, er läuft in Leipzig eben noch so blöde herum, wie in Bonn.

Da fällt mir ein, daß Rohn mir in Betreff des Hahnschen Lesebuchs etwas aufgetragen hat. Es kostet Dir 25 Srg. (eigentlich einen Thaler) und Du könntest es an Calvary bezahlen, der dahingehende Aufträge hätte.

(Als Intermezzo muß ich mich über die schlechte Feder oder Tinte beschweren, die Dir meinen Brief sehr sauer machen wird. Dazu bin ich nicht im Stande, eine geordnete Gedankenfolge zu Papier zu bringen.)

Ich wohne hübsch. Elisenstraße 7 parterre. Bei dem Besitzer einer Maschinenfabrik. Ein angenehmes Zimmer 4½ Thl., dreimal anständiger als mein letztes Logis, in das übrigens Eyffert gezogen ist. Das Zimmer ist kühl und ruhig. Ein schöner Teppich ist darin. Ganz neue Möbel, die ich mir selbst bestimmen mußte.

Der „Kater“ bei Kintschy hat sich als Schopenhauerianer entpuppt. Gersdorff kommt jetzt täglich hin. Neulich brachte der Dichter Stolle seinen Jungen, der in Leipzig Philologie studieren soll, zum alten Kintschy, als welches eine rührende Scene gab.

Vielleicht komme ich nächstes Semester doch nach Berlin. Das Studium so ins Blaue hinein ist höchst langweilig, dagegen habe ich in den 5 Wochen Ferien mehr gelernt als in Jahren.

Jetzt thue ich gar nichts mehr. Ich stehe spät auf und trinke dann 2 Glas vorzügliche Milch und lese dabei Schopenhauer oder Westphals Metrik. Dann schlendere ich in die Universität, komme gewöhnlich um 2 Stunden zu frühe, denn ich habe keine Uhr und höre nichts in meiner Einsamkeit. Bei Curtius schlafe ich fast ein, esse dann bei Mahn und gehe zu Kintschy, wo ich mich aus<ruhe,> bis ich um 3 bei Roscher anlange, um 4 bei Voigt um 5 bei Ritschl, um 6 usw. dann essen wir und gehen zu Renz. Es ist sehr langweilig, und wenn ich es zu Stande bringe, noch eine Woche oder gar 2 so zuzubringen, so wird hoffentlich das gewaltsam zurückgestauchte wissenschaftliche Bedürfniß die Stärke haben, so daß ich an Ausarbeitung meines opusculi gehen kann.

Lieber Freund, nimm mir diesen abscheulichen Brief nicht übel; wenn ich erst wieder arbeite, wirst Du sobald auch einen besseren Brief bekommen.

Dabei ist es ganz dunkel geworden. Es ist schwül draußen. Ich will noch etwas auf den baierischen Bahnhof gehen.

Grüße nur Deine lieben Eltern angelegentlich und gedenke nicht ungern

Deines Dich
vermissenden
Freundes F W N.

[«]

505. An Julie Opitz in Plauen (Entwurf)

<Leipzig, Mitte Mai 1866>

Ich habe das schätzenswerthe Glück gehabt, viele vortreffliche Menschen als meine Verwandten kennen zu lernen: und deshalb <ist> meine Liebe zu ihnen nicht bloß die Folge des zufälligen Umstands daß sie durch Verwandtschaft an mich gekettet sind. Ich habe sie zu verehren als Vorbilder eines rüstigen arbeitsvollen Lebens und Strebens; ich erkenne in ihnen dasselbe liebevolle Herz, dieselben schönen menschlichen Züge, mit denen das Bild meines seligen Vater<s> geschmückt ist; so daß ich ihn gleichsam in seinen Angehörigen fortleben sehe und fortlieben kann.

Aber dieser Kreis vortrefflicher Menschen lichtet sich. Eben jetzt haben wir wieder das Scheiden einer solchen edlen Persönlichkeit zu beklagen; wir alle sind gleichmäßig dadurch bewegt, mehr als alle jedoch Du, meine liebe Tante, die Du mit ihr in der engsten Gemeinschaft lebtest und ihre letzten kleinen Freuden, ihre vielen Schmerzen und Seufzer mit empfunden hast. Ein Stück Deiner Seele ist von Dir geschieden: die Erde hat das Liebste, das Du besaßest, nicht mehr.

Wir haben uns in Ihrem Leben Ihrer herzlichen Gesinnung gegen uns zu erfreuen gehabt; und noch über ihr Grab hinaus hat sie nicht aufgehört, uns mit den unverdientesten Beweisen ihrer Güte auszuzeichnen. (Nimm Du liebe Tante den Dank dafür, da Du das nächste Anrecht auf unsre Dankbarkeit hast.)

So ist ihr Andenken ein gesegnetes überall, wo ihr<e> Hand gewaltet, wo ihre Liebe gesorgt hat: und wer wollte es ihrer edlen Seele verargen, daß sie von hinnen gieng, nachdem sie das Leid und die Mühe des Daseins in Fülle durchgekostet hatte.

Wir aber die Zurückbleibenden wollen uns stärken durch den Hinblick — — —

[«]

506. An Edmund Oehler in Gorenzen? (Entwürfe)

<Ende Mai 1866?>

Lieber Onkel,

Deinen letzten Brief sammt, uns ebenso angenehm als — — —

Mein lieber Onkel,

Wohl hast Du schon Nachricht von mir erwartet: denn in unsrer stürmischen Zeit kann man sich — — —

Lieber Onkel,

Du wirst wohl öfter schon Nachricht von mir erwartet haben: daß ich noch nicht Soldat bin, wirst Du Dir denken.

[«]

507. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

am 29t. Mai, geschr. in Leipzig. <1866>

Liebe Mama und Lisbeth,

Ihr habt fabelhaft lange keine Nachricht bekommen. Wäre etwas Wichtiges passirt, so hättet Ihr sie. Soldat bin ich noch nicht. Es hat Aussicht als ob wir überhaupt verschont bleiben sollten.

Die Pfingsttage bin ich in Leipzig geblieben, wie ich Euch gesagt hatte. Mit Eilenburg haben wir es vortrefflich getroffen. Dies war mir eine Freude. Ich habe Zeit zum Arbeiten gefunden und kann auch im Allgemeinen mit den Resultaten zufrieden sein. Nachrichten aus Italien sind noch nicht da. Die Sache schiebt sich auf die lange Bank hinaus, was mir auch ganz recht ist. Nächsten Freitag habe ich in unserem Verein wieder ein<en> Vortrag zu halten.

Ich habe die Ferientage sehr einfach verlebt, bin frühmorgens öfter zu einem Frühconzert im Rosenthal gewesen und habe mich Abends an Wachtel als Troubadour und Tell ergötzt. Gersdorff ist auch die Ferien dageblieben. Der Vetter war in Colditz und ist Sonnabend wieder gekommen. Er zieht mit nächstem Monat in die Stube neben der meinigen.

Werdet Ihr denn nicht einmal nach Leipzig kommen? So doch jedenfalls nach Merseburg zu dem Orgelconzert, wo der Riedelsche Verein singt. Es ist auf die erste Hälfte des Juni verschoben worden.

Ich fange den Brief noch einmal von neuem an: denn er ist wieder ein Paar Tage liegen geblieben. Dazwischen ist denn Dein Brief mit Geld, liebe Mamma, eingelaufen, für beides sage ich Dir besten Dank. Ich bedaure nur, daß letzteres viel zu wenig ist, und daß ich deshalb in Kürze genöthigt sein werde Geldbriefe zu schreiben: was immer eine Verschwendung von Tinte und Zeit und sehr langweilig ist.

Ihr habt mich in Naumburg erwartet. Aber so hatten wir es nicht ausgemacht. Heute schicke ich denn nun eine scheußliche Menge von Schmutz und Wäsche. Ich bitte aber um eine rapide Beschleunigung des Wäschprozesses. Denn in Leipzig ist es ebenso staubig wie heiß: und es scheint mir als ob aus Schweiß und Staub die Wäsche ihre dunkle Färbung und ihren schlechten Geruch erhielte.

Im Grunde kann ich keinen Grund ergründen, weshalb ich noch länger schreiben sollte. Denn Neuigkeiten weiß ich nicht, meine philologischen Ergebnisse interessiren Euch nicht, philosophische Erörterungen liebt Ihr nicht, Brief, Geld und Wäsche sind schon abgehandelt und es fehlt nur noch ein Gruß und ein Schluß.

Die Afrikanerin (à propos Wäsche) habe ich auch gesehen, die Musik ist bedauerlich schlecht, die Personen sehen abscheulich aus, und man glaubt nach Beendigung des Stückes lebhaft an die Abstammung des Menschen vom Affen. Für diesen Kunstgenuß sagt der Tante Rosalie meinen Dank: wenn man mir Freibillete schenkt, ich gehe nicht wieder hinein. Devrient habe ich als Hamlet und Graf v. Strahl bewundert. Nächstens kommt auch Fräul. Gallmeyer aus Wien, die tollste Persönlichkeit der deutschen Bühne.

Damit hat es zum zehnten Male geschnappt. Alle unsre Hoffnung steht bei einem deutschen Parlament. Dem Kongreß in Paris wünsche ich einen gesegneten Stuhlgang.

Damit lebt heute und immerdar bestens wohl. Vielleicht komme ich einmal Sonnabends. Aber wenn Ihr mich erwarten wollt, so werdet Ihr häufig genug durch mein Nichtkommen überrascht werden.

Die Kiste packt mit Vorsicht aus. Es ist nicht alles Wäsche, was stinkt.

Damit empfehle ich mich mit Neigung und Krümmung des Rückenwirbels

als Euer Fritz.

Elisenstr. 7 wohne ich jetzt.

[«]

508. An Hedwig Raabe in Leipzig (Entwurf)

<Leipzig, Juni 1866.>

Mein erster Wunsch ist, daß Sie die unbedeutende Widmung unbedeutender Lieder mir nicht übeldeuten. Es liegt mir nichts ferner als Sie etwa durch diese Widmung auf meine Persönlichkeit aufmerksam machen zu wollen. Wenn andre Leute durch Hand und Mund im Theater ihr Entzücken kundgeben, thue ich es durch ein paar Lieder; andre mögen in Gedichten noch besser sich verständigen. Alle aber haben nur ein Gefühl: Ihnen anzudeuten, wie glücklich sie auf eine kurze Strecke ihres Daseins gewesen sind, wie herzlich sie die Erinnerung an solche sonnige Blicke eines vollkommnen Lebens in sich hegen.

Sie dürfen nicht meinen, als ob diese Huldigungen Ihrer sicher höchst edlen und liebenswürdigen Natur dargebracht würden. Im Grunde verehre ich und sicherlich alle mit mir Ihre Darstellungen: mit der Süßigkeit und dem Schmerz, mit dem meine eigne Kindheit mir vor die Seele tritt als ein Verlorenes aber doch einmal Dagewesenes, denke ich auch an Ihre ursprünglichen und immer lebenswahren herzensguten Gestalten: Mögen diese Gestalten mir auf meinem Lebensweg auch noch so selten begegnen — und noch vor kurzem glaubte ich gar nicht mehr an ihre Wirklichkeit — so ist mein Glaube an sie jetzt wieder festgewurzelt. Dies verdanke ich wirklich Ihnen allein; nach diesem Bekenntniß werden Sie mir auch die Freiheit dieses Briefes nicht übelnehmen. Was kann Ihnen an augenblicklichen Erfolgen, an dem stürmischen Beifall einer aufgeregten Menge liegen. Aber zu wissen, daß viele aus dieser Menge eine heilbringende Erinnerung mit sich forttragen, daß viele, die das Leben und die Menschen trübe genug anblickten, jetzt mit hellerem Gesicht und freundlicher Hoffnung weitergehen — dies muß ein überaus beglückendes Gefühl sein.

Es ist schließlich mein Wunsch, daß Sie auch aus den Tönen der beiliegenden Lieder diese warmen und dankbaren Empfindungen heraushören mögen.

[«]

509. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, Anfang Juli 1866>

Liebe Mama und Lisbeth,

ich hoffe, daß Ihr Euch eine Zeitung haltet, so daß Ihr mit Eifer verfolgt habt, was die letzten Wochen für entscheidende Ereignisse gebracht haben. Die Gefahr, in der Preußen steckt, ist ungeheuer groß: daß es gar durch einen vollkommnen Sieg im Stande wäre, sein Programm durchzusetzen, ist ganz unmöglich. Auf diese revolutionaire Weise den deutschen Einheitsstaat zu gründen, ist ein starkes Stück Bismarks: Muth und rücksichtslose Consequenz besitzt er, aber er unterschätzt die moralischen Kräfte im Volke. Immerhin sind aber die letzten Schachzüge vorzüglich: vor allem hat er es verstanden, auf Östreich einen gewaltigen, wenn nicht den größten Theil der Schuld zu wälzen.

Unsre Lage ist sehr einfach. Wenn ein Haus brennt, fragt man nicht zuerst, wer den Brand verschuldet hat, sondern löscht. Preußen steht in Brand. Jetzt gilt es zu retten. Das ist das allgemeine Gefühl.

Mit dem Moment, wo der Krieg begann, traten alle nebensächlichen Rücksichten zurück. Ich bin ein ebenso enragirter Preuße, wie z. B. der Vetter ein Sachse ist. Für alle Sachsen ist es aber eine besonders schwere Zeit. Ihr Land vollkommen in Feindeshand. Ihre Armee ruhig und unthätig. Ihr König fern von den Seinen. Einem andern König und einem Kurfürsten hat man einfach das Garaus gemacht. Das ist die neuste Erklärung des Fürstenthums „von Gottes Gnaden." Da begreift man es, wenn der alte Gerlach mit einigen westphälischen Borneos gegen den Bund mit der gekrönten (Victor Eman<uel>) und nicht gekrönten Demokratie schimpft.

Am Ende ist diese preußische Art, die Fürsten loszuwerden, die bequemste von der Welt. Es ist geradezu ein Glück, daß sich Hannover und Kurhessen nicht an Preußen anschlossen: sonst wären wir in Ewigkeit nicht von diesen Herren losgekommen.

Wir leben also in der preußischen Stadt Leipzig. Heute ist der Kriegsstand für ganz Sachsen erklärt worden. Allmählich lebt man wie auf einer Insel, weil die telegraph. Nachrichten und die Postverbindung und die Eisenbahnen in fortwährender Störung sind. Nach Naumburg natürlich wie überhaupt nach Preußen geht alles wie sonst. Aber z. B. einen Brief an Deussen nach Tübingen zu befördern ist kaum eine Möglichkeit.

Dabei dauern die Vorlesungen ungestört fort. Wie ich neulich von Naumburg zurückkam, fand ich einen Brief von Ritschl vor, worin er mir die Ankunft der römischen Collation anzeigt. Die Pariser kommt Ende dieser Woche.

Trotzdem bin ich mir immer bewußt daß der Tag sehr nahe ist, wo ich einberufen werde. Dazu ist es nachgerade unehrenhaft zu Hause zu sitzen, wo das Vaterland einen Kampf um Leben oder Tod beginnt.

Erkundigt Euch einmal ganz genau auf dem Landamte, wann die Einberufung der Einjährigen-Freiwilligen stattfindet und gebt mir in Kürze Nachricht.

Das Erfreulichste, was noch Leipzig bietet, ist die Hedwig Raabe, als welche fortfährt vor ausverkauften Häusern zu spielen, in einer Zeit, wo das Dresdner Theater z.B. eines Tages 6 Thaler einnahm.

Lebt heute recht wohl und laßt mir bald wieder Wäsche und Nachrichten zutheil werden. Ich grüße Euch herzlich.

F W N.

Fortsetzung.

Da der Brief liegen geblieben ist, so wird es Euch schwerlich wüthend stimmen, wenn Ihr noch einen Nachtrag bekommt. Ich bin 3 Tage krank gewesen, aber heute geht es wieder. Die Hitze muß mir geschadet haben. Das ist aber gleichgültig. Wichtig ist aber, daß unsre Soldaten ihren ersten größern Sieg erfochten haben. Vorgestern Abend wurde es durch unsern Stadtkommandanten bekannt gemacht, der sogleich eine immense schwarzweiße Flagge an seinem Hotel aufhissen ließ. Die Stimmung der Bevölkerung ist sehr getheilt. Man glaubt den armseligen Wiener

Lügen, nach denen alle diese letzten Treffen eben so viele Verluste für die Preußen sind, man erzählt sich von einer Gefangennahme von 15 000 Mann Preußen. Das glaube der Teufel. In Wien werden ja zur Ermuthigung der Massen alle Depeschen gefälscht und umgedreht.

Ich bin beiläufig äußerst ergötzt über den glänzenden Durchfall (παππαξ) der Naumburg-Zeitzer Conservativen bei den letzten Wahlen. Wir wünschen keine Egoisten in der Kammer, die um sich zu fördern, schön thun, nach dem Mund reden, sclavisch wedeln und vor lauter Ergebenheit platzen wie die Boviste. Und es gab einen großen Gestank.

Euren Brief mit dem Gersdorffs bekam ich und kann Euch der Angst entledigen. Als ob Ihr so viel sicherer wäret als ich in Leipzig. Jetzt bleibe ich hier und möchte in diesen Zeiten wirklich nicht gern in einem etwas schläfrigen, zeitungslosen und kreuzzeitungsdunstaushauchenden Neste stecken.

Ich habe für Gersdorffs ersten Bruder rechte Besorgnisse. Die Ziethenschen Husaren waren die ersten im Feuer und sollen stark gelitten haben. Unser Gersdorff hofft in frühstens 3 Monaten Offizier zu werden, wenn nicht etwa alberne Kadetten ihm vorgezogen werden.

Hiemit gehabt Euch wohl; wenn das Lama Geburtstag feiert, dürfte ich nach Naumburg kommen. Ich bitte aber vorher um einen Brief wegen der Aushebungsgeschichte.

F W N.

[«]

510. An Wilhelm Pinder in Berlin

Leipzig Elisenstraße 7 Parterre.
<5. Juli 1866>

Lieber Wilhelm,

wenn ich genau berichtet bin, so wirst Du Deinen Geburtstag nicht im Feldlager oder in der Garnison, sondern bescheidentlich in Deiner Berliner Studirstube feiern. Einstweilen scheint es mir als ob unsre beiderseitigen Kräfte noch wenig vermißt würden; denn bis jetzt schlagen sich unsre Soldaten eben so tapfer als glücklich; sollte aber das Kriegsglück eine Schwenkung machen, so sind wir beide schwerlich im Stande, es in seinem Willen aufzuhalten. Sodann dienen wir ja auch in unsern Studien dem Vaterlande, das von den Seinen bald dies, bald jenes verlangt, körperliche oder geistige Leistungen. Jeder aber gebe sein Bestes: „denn liebend“ wie Hölderlin sagt, „giebt der Sterbliche vom Besten“. Ergo: ärgern wir uns nicht darüber, daß wir zu Hause hocken, während die waffenfähigen jungen Leute blutbespritzte Ehrenzeichen einhandeln.

Im Ganzen ist das Zuschaun zu solchem Spektakel interessant genug: besonders nachdem die erste Zeit drückender Besorgnisse vorbei ist, nachdem der Krieg Zugwasser bekommen hat und sich mit „affenartiger Schnelligkeit“ wie die Wiener Presse sagt, vorwärtsbewegt. Mein Leben in der preußischen Stadt Leipzig bietet Stoff zu vielen psychologischen Bemerkungen. Die gebildeten Sachsen sind fast unerträglicher als die Masse. Jene nämlich sind im Grunde zu feige, um Partei zu ergreifen mit ihren Sympathien. Sie stellen sich gern auf preußischen Standpunkt, zeigen gern eine gewisse Aufklärung darin, daß sie die Preußen als die unvermeidlichen einstigen Besitzer Sachsens darstellen: denn diese Nothwendigkeit begreifen sie alle. Um so mehr aber reizt sie ihr kleinlicher Geist zu fortwährenden mißgünstigen Blicken auf unsre Erfolge, zu kleinen Verdächtigungen und Detrektationen. Dies Benehmen habe ich schon sehr satt bekommen.

Dagegen haben wir in Leipzig lebenden Preußen alle mit herzlicher Freude empfunden, daß die Schritte unsrer Regierung seit etwa den letzten 6 Wochen unsren unbedingten Beifall haben. Wie ist es zu beklagen, daß dieser so begabte und thatkräftige Minister seiner Vergangenheit viel zu sehr obligirt ist; diese Vergangenheit aber ist eine unmoralische. Daran zweifelt jetzt auch kein Mensch mehr. Man kann nicht das Beste mit schlechten Mitteln erreichen. Das Richtige haben die französischen Zeitungen erkannt, die ihn einen Revolutionär nennen.

Man kann sehr viel in solchen Zeiten lernen. Der Boden, der fest und unerschütterlich schien, wankt; die Masken fallen von den Gesichtern ab. Die selbstsüchtigen Neigungen zeigen unverhüllt ihr häßliches Antlitz. Vor allem aber bemerkt man, wie gering die Macht des Gedankens ist.

Schließlich willst Du vielleicht wissen, was meine Studien machen. Die Collation des römischen codex ist in meinen Händen. Die Pariser wird jeden Tag erwartet. Ich nehme mir sehr viel Zeit. Denn vor Erledigung des Kriegs ist an keine Herausgabe zu denken. Viel Freude erlebe ich an unserem philolog. Verein.

Nun noch eine Anfrage, lieber Wilhelm. Ich habe für meinen Theognis noch manches auf der Berliner Bibliothek zu thun. Dazu wäre es mein Wunsch etwa die letzte Woche des Semesters in Berlin zuzubringen. Könntest Du mich vielleicht logiren? Schreibe mir doch einmal ganz offen Deine Meinung. Ich würde mich sehr darauf freuen mit Dir zusammen einmal eine Woche lang leben zu können: ein Vergnügen, was mir lange nicht mehr zu Theil geworden ist.

Unser Gustav also ist auch Krieger. Gersdorff steht in Spandau als Avantageur. Deussen ist horribile dictu: Theolog in Tübingen.

Bewahre mir auch fernerhin Deine Liebe

Dein treuer Freund F W. N.

[«]

511. An Hermann Mushacke in Berlin

<Leipzig, 11. Juli 1866>

Lieber Freund,

mit besonders herzlicher Empfindung schicke ich diesen Brief nach Berlin, der Dich an Deinem Geburtstage von mir grüßen soll. Im Ganzen bin ich jetzt in Leipzig trotz meiner vielen Bekanntschaften etwas vereinsamt; nachdem Du um Ostern uns verlassen hast, hat auch Gersdorff Lebewohl gesagt und läßt sich in Spandau zu dem gefährlichen Kriegshandwerk abrichten. Nun wohnt zwar mein Vetter ganz in meiner Nähe, nämlich in der Stube nebenan; aber wir haben nicht viele gemeinsame Interessen. Du kennst ja meinen herzensguten Vetter. Am meisten gehe ich mit Hüffer und Rohde um, die Dir noch von Bonn her bekannt sein mögen. Sodann natürlich mit meinen älteren Bekannten Roscher, Kleinpaul und Wisser. Nichts wünschte ich aber mehr als wieder einmal längere Zeit persönlich mit Dir Gedanken und Erlebnisse austauschen zu können: denn seitdem Schopenhauer uns die Binde des Optimismus vom Auge genommen, sieht man schärfer. Das Leben ist interessanter, wenn auch häßlicher.

Zudem bietet unsre Zeit besonderen Stoff zu Erfahrungen, ja zu außerordentlichen Erfahrungen. Wir werden uns viel zu erzählen haben, denn wir haben, trotz der Entfernung, das Meiste gemeinsam erlebt, ja sogar mit denselben Empfindungen erlebt. Wer wäre nicht stolz in dieser Zeit ein Preuße zu sein. Hat man nicht das seltsame Gefühl, als ob ein Erdbeben den Boden, den unerschütterlich geglaubten, unsicher machte, als ob die Geschichte nach jahrelanger Stockung plötzlich ins Rollen gekommen sei und unzählige Verhältnisse mit ihrer Wucht niederwürfe. Und sollte wirklich bloß der Kopf des einzelnen jedenfalls bedeutenden Mannes die Maschine in Bewegung gebracht haben. Sehen wir rückwärts, so empfindet man, daß jahrelang das kommende Gewitter uns in den Gliedern lag. Ich meine ja nicht, daß höhere Spukgewalten ihre Hand im Spiele haben. Vielmehr brechen morsche Gebäude mit Geprassel zusammen, wenn auch nur ein Kind an einem Pfeiler rüttelt. Jedenfalls muß man sich hüten, bei diesem Sturz nicht selbst zu verunglücken.

Dies alles könnte man reiner empfinden, wenn man nicht außerdem durch persönliches dh. vaterländisches Interesse gezwungen wäre, in athemloser Spannung dem gegenwärtigen Schauspiel zuzusehn. Wie glücklich sind wir, die wir bis jetzt bravo rufen und klatschen konnten. Ich bin indessen nicht sicher, ob sich nicht das Drama für uns in eine Tragödie verwandeln könnte. Auch könnten wir beide aufgefordert werden, dabei eine der unzähligen Statistenrollen zu übernehmen.

Immerhin scheint es fast lächerlich, wenn ich Dir bei den wichtigen Tagesinteressen von meinem Studium erzähle. Aber ich weiß, daß Du auch auf meine kleinen Erlebnisse freundschaftlich achtest. Heute nämlich bin ich endlich im Stande genau zu sagen, was mit meinen Theognisarbeiten wird. Gestern Nachts, als ich von Naumburg von einem Geburtstage zurückkam, fand ich einen Brief Ritschls vor mit dem kurzen Bemerk ‚Theognidea Parisina praesto sunt teque expectant‘. Die römische Collation habe ich schon vor meheren Wochen erhalten. Mittags war ich dann bei Ritschl, der mir wichtige Mittheilungen machte. Vor allem, daß zwei Gelehrte eine Theognisherausgabe in nächster Zeit beabsichtigten, die einen vollständigen Apparat neu gesammelt hätten. Also periculum in mora. R<itschl> empfahl mir meine Ergebnisse kurz zu einer Abhandlung zusammen zu stellen, wofür er mir das rheinische Museum offerierte. Zugleich sagte er mir, daß meine Aufstellung der familiae codicum auch nach diesen neuesten Untersuchungen sich durchaus bestätige.

So weiß ich denn endlich, was zu thun ist, und bin sehr froh darüber. Woher hätte ich auch in dieser Zeit einen Verleger bekommen. Ueberdies lerne ich von Tag zu Tag mehr, daß um einen Schriftsteller herauszugeben ganz andre Kenntnisse nöthig sind, als ich habe. So hatte ich den ganzen Gedanken an die Herausgabe in das Ungewisse hin verschoben. Heute aber kann ich nicht mehr mich weiter bedenken.

Für nächstes Semester weiß ich nichts Sicheres. Schreibe mir doch einmal über Haupts und Boekhs Collegien im Winter. Heute bringe ich Dir meine warmen Glückwünsche für Dein körperliches und geistiges Wohl, für Dein Studium, endlich für unsre Freundschaft. Grüße Deine verehrten Angehörigen auf das Beste von Deinem Freunde

Friedr. Nietzsche.

Elisenstr. 7. parterre.

Mit Deussen, der Dir seine Grüße aus Tübingen schickt, habe ich eifrig correspondirt. Er ist wieder theologus und zwar unverbesserlich (nämlich trotz Kant und Schopenhauer). Das thut mir geradezu wehe.

[«]

512. An Carl von Gersdorff in Spandau

<Leipzig, 12. Juli 1866>

Lieber Freund,

Du hast wohl eine schleunigere Beantwortung Deines Briefes und auch mit Recht erwartet. Aber ich war ein paar Tage verreist und komme also erst heute dazu, Dir meinen Dank und meine Freude über Deinen Brief auszusprechen. Wie schnell laufen jetzt die Ereignisse. Was liegt zwischen dem Tage Deines Schreibens und dem heutigen für eine Fülle von Erlebnissen, von großen freudigen Erlebnissen. Ich kann nicht abstreiten, daß ich in den Wochen der böhmischen Aktion mit der lebhaftesten Besorgniß Deiner Brüder gedachte; nun habe ich jetzt von Deinem ältesten Bruder Nachricht. Er ist verwundet, am Kopf, aber nicht schwer. Dagegen ist mir von einem Soldaten, der hier im Lazareth liegt, über seine massive Tapferkeit berichtet worden, daß ich mich auch in Deine Seele hinein sehr gefreut habe. Der Soldat sagte, sie hätten seinem Ungestüm gar nicht nachkommen können; er sei immer vorweg gewesen und sei im Kampfe mit Dreien durch einen Säbelhieb verwundet worden. Das wird für Dich eine schwere Zeit der Aufregung gewesen sein. Aber stolz müssen wir sein, eine solche Armee zu haben, ja sogar — horribile dictu — eine solche Regierung zu besitzen, die das nationale Programm nicht bloß auf dem Papiere hat, sondern mit der größten Energie, mit ungeheurem Aufwand an Geld und Blut, sogar gegenüber dem französischen großen Versucher Louis le diable, aufrecht erhält. Im Grunde ist jede Partei, die diese Ziele der Politik gutheißt, eine liberale, und so vermag ich auch in der bedeutenden conservativen Masse des Abgeordnetenhauses nur eine neue Schattirung des Liberalismus zu sehen. Denn ich vermag nicht zu glauben, daß diese Männer sämmtlich nur Regierungsmänner sind, Leute, die blindlings jeder regierenden Gewalt sich anschmiegen und etwa 6 Monate vorher in Östreich den Hort der conservativen Interessen erblicken, 6 Monate später aber einem nationalen Krieg gegen dasselbe die Mittel bewilligen. Es schadet aber gar nichts, wenn der Name „conservativ“ für unsre Regierungsform beibehalten wird. Für die Einsichtigen ist es ein Name, für die Vorsichtigen ein Versteck, endlich für unsern vortrefflichen König eine Art

Tarnkappe, die ihm selbst seine Augen verhüllt und ihn auf seinen freisinnigen und erstaunlich kühnen Pfaden ruhig weiter gehen läßt.

Immerhin kommt jetzt erst, wo das Ausland sich auf das bedenklichste einzumischen beginnt, die große Prüfezeit, die Feuerprobe für den Ernst des nationalen Programms. Jetzt muß man erkennen, wie viel unter dieser Firma sich an rein dynastischen Interessen verbirgt. Ein Krieg gegen Frankreich muß ja eine Gesinnungseinheit in Deutschland hervorrufen; und wenn die Bevölkerungen eins sind, dann mag sich Hr. v. Beust sammt allen mittelstaatlichen Fürsten einbalsamiren lassen. Denn ihre Zeit ist vorbei.

Niemals seit 50 Jahren sind wir der Erfüllung unsrer deutschen Hoffnungen so nahe gewesen. Ich beginne allmählich zu begreifen, daß es doch wohl keinen andern, milderen Weg gab, als den entsetzlichen eines Vernichtungskrieges. Die Zeit ist noch nicht fern, wo die Ansicht von Corssen „daß nur auf Oestreichs Trümmern sich die deutsche Zukunft erbaue“ für entsetzlich roth galt. Nun zertrümmert sich aber so ein altes Gebäude nicht so leicht. Mag es noch so baufällig sein, so wird es doch immer „gute und getreue“ Nachbarn geben, welche es stützen; es könnten ja ihre eignen Häuser bei seinem Sturz einen Schaden erleiden. Dies angewandt auf unsre europäischen Zustände ist die napoleonische Lehre vom Gleichgewicht, einem Gleichgewicht, wo das Centrum in Paris liegen soll. An dieses Centrum appelirt das bedrängte Östreich. Und so lange in Paris das Centrum ist, wird es in Europa im Ganzen beim Alten bleiben. Es wird also unsern nationalen Bestrebungen nicht erspart bleiben, europäische Zustände umzuwälzen, jedenfalls ihre Umwälzung zu versuchen. Mißlingt es, so haben wir beide hoffentlich die Ehre, von einer französischen Kugel getroffen auf dem Kampfplatz zu fallen.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen, die jetzt übrigens ein Jeder anstellt, komme ich auf die Leipziger und schließlich auf meine Zustände. Du hast hoffentlich im Daheim die zwei ausgezeichneten Bilder gesehen „preußische Kriegsknechte mit den Töchtern des Landes verkehrend“, Scenen aus dem Pleißenburghofe, wie sie die Wirklichkeit jeden Abend bietet. Das ist eine Illustration unsrer Leipziger Verhältnisse. Man ist nun einmal hier eines lebhaften Hasses wie einer lebhaften Zuneigung nicht recht fähig. Aber gemüthlich ist man unter allen Umständen und man fügt sich. Ich habe mich bei einem Soldaten Deines Regiments nach Deinem Herrn Schwager erkundigt und mir von Spandau erzählen lassen.

Eine Erholung seltner Art haben wir hier inmitten der aufregendsten Ereignisse gehabt, das ungewöhnlich lange Gastspiel der Hedwig Raabe, die vom Leipziger

Publikum als „blonder Engel“ förmlich angebetet wird. Ihren Gipfelpunkt erreichte die Freude, als sie mit Devrient zusammen in der Waise von Lowood auftrat. Sie lebt übrigens seit einiger Zeit bei einer ihr befreundeten Familie in Gohlis und zwar bei niemand anderem als meinem Onkel. Ich ärgere mich gewaltig, daß ich im vorigen Winter diese Familie so vernachlässigt habe. Ich ertrage es jetzt als eine Strafe meiner ungeselligen Gesinnung.

Nun wirst Du auch wissen wollen, was mein Theognis macht. Vor 2 Wochen bekam ich die römische Collation, vorgestern kam ich Nachts von einer Reise zurück und fand einen Brief von Ritschl vor mit der Notiz: „Theognidea Parisina praesto sunt teque expectant.“ Ich holte sie mir denn am folgenden Mittag ab und erfuhr dabei Wichtiges. Zwei Gelehrte nämlich beabsichtigen eine neue Ausgabe des Theognis, dessen gesammte codd. sie neu verglichen haben. Also periculum in mora. Ritschl empfahl mir also einstweilen von einer Ausgabe abzustehn und meine Ergebnisse möglichst schnell in Form eines Aufsatzes drucken zu lassen. Er bot mir dazu das rheinische Museum für Phil<ologie> an. Ich bin über diese Wendung sehr glücklich. Denn ich hatte schon den ganzen Plan aufgegeben und wußte doch nicht recht, wie ich mich meiner Verpflichtungen gegen Ritschl entledigen sollte. So ist es vortrefflich. In 3 Wochen muß der Aufsatz fertig sein. Dann wird er, wie Ritschl versprochen hat, sehr schnell gedruckt. Dann habe ich die Hand für nächstes Semester frei und brauche nicht in Leipzig zu bleiben. Uebrigens ist Ritschl jetzt liebenswürdiger als je und hat mir auch z.B. im Vertrauen mitgetheilt, daß meine Aufstellung der codicesgruppen auch nach den neuesten Untersuchungen sich durchaus bestätige.

Jetzt will ich Dir noch von Papa Deussen einiges mittheilen, der Dir seine Grüße sendet. Woher? aus Tübingen. Als was? Als theologus und zwar als unwiderruflicher. Ich schrieb ihm einen Brief mit den triftigsten Gründen. Aber es scheint bei ihm Sache des Willens zu sein, da wirken die Gründe nicht mehr. Er schrieb mir z. B. „ich sollte ihm folgende Möglichkeiten widerlegen: es könnte ja doch einen Gott geben, dieser Gott könnte sich doch offenbart haben, diese Offenbarung könnte ja in der Bibel enthalten sein.“ Heiliger Brama! Wenn man seinen Lebenslauf bestimmen soll auf drei solche Möglichkeiten hin! Und die soll ich noch widerlegen!

Nun lebe recht wohl. Niemals habe ich so viel Deiner gedacht wie jetzt — schon weil ich trotz meiner vielen Bekanntschaften etwas vereinsamt bin — aber ich fürchte, daß ich die nächste Zeit fortwährende Besorgnisse für Dich haben muß. Mich will man nicht zum Soldat haben. Theile mir doch, wenn Du zur Armee abgehst, es ganz kurz mit. Meine Adresse ist, wie immer, Elisenstr. 7.

Ich soll Dir auch noch von Brockhaus viele herzliche Grüße sagen, ebenso vom Vetter.

Zum Schluß unser beiderseitiges Motto:

κάλλιστον τὸ δικαιότατον, λῷστον δ’ὑγιαίνειν,
πρῆγμα δὲ τερπνότατον τοῦ τις ἐρᾷ τὸ τυχεῖν.

Dein Freund F W. N.
philologischer Lumpensammler.

[«]

513. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, nach dem 18. Juli 1866>

Liebe Mama und Lisbeth,

ich will meinen Brief heute mit betrübenden Nachrichten beginnen. Zuerst melde ich Euch den Tod von unserm Krämer, der im Kampf bei Sadowa gefallen ist. Ein vortrefflicher Mensch, ein sehr intellegenter Offizier, dessen Tod nicht mit dem von 8 Östreichern compensirt wird, ist in ihm von uns gegangen.

Sodann ist der älteste Bruder Gersdorffs in demselben Gefechte verwundet worden durch einen Säbelhieb auf den Kopf. Ein Ziethenscher Husar, der hier im Lazareth liegt, beschrieb sein ungestümes Vordringen, dem sie nicht hätten folgen können. Im Kampf mit dreien, von denen er zwei niederhieb bekam er die Wunde und soll aber mit dieser weiter vorgegangen <sein> bis zur Erschöpfung. Von Geest, den Ihr wohl auch noch als einen alten Bekannten von mir kennt, höre ich auch, daß er verwundet ist. Er soll ein sehr tüchtiger Leutnant sein.

Endlich ist der eine Zwilling von Riedigs gestorben. Hierbei fällt mir ein, daß Hr. Riedig sich heute im Namen einer Verwandten, einer Fr. Häring aus Dresden bei mir erkundigte, ob mein Vater Erzieher der Prinzess., Pastor etc. gewesen sei; sie beansprucht nämlich mit uns verwandt zu sein. Kannst Du mir nicht etwas über diesen Häring mittheilen? — Am Abend oder vielmehr um 1 Uhr oder etwas früher als ich von dem angenehmen Ausflug vom Lamaischen Feste zurückkehrte, fand ich zwei Briefe, die ich im Bette liegend las, zuerst von W. Pinder, der sich sehr auf meinen Besuch freut; obgleich ich diesen Gedanken wieder aufgegeben habe. Der andre Brief enthielt nämlich Ritschls latein. Anzeige, daß die Pariser Collation dasei. Am andern Tage bekam ich diese und wichtige Nachrichten. Nämlich daß eine Theognisausgabe zweier Gelehrten vor der Thür sei, und daß deshalb Gefahr im Verzug sei. Er rieth mir meine Ergebnisse in Form eines größern Aufsatzes schleunigst zu veröffentlichen und bot mir auf das freundlichste das rheinische Museum für Philol<ogie> an. Diese Wendung erfüllt mich mit großer Freude. Die Sache erledigt sich auf ungeahnt schnelle Weise, nachdem ich eigentlich sie aufgegeben hatte. Morgen beginne ich. In Folge dessen ist meine Berlinerreise einstweilen nicht nöthig.

Da das zweite Aufgebot mobil gemacht wird, so ist es unzweifelhaft nöthig, daß Ihr Euch auf dem Landamte erkundigt (wörtlich) „ob die einjährigen Freiwilligen jetzt einberufen werden.“ Darauf erbitte ich mir baldige und genaue Antwort.

Hedwig Raabe ist übrigens nicht wieder aufgetreten, ist indeß noch nicht nach Petersburg zurückgekehrt, sondern weilt noch mehere Wochen bei einer ihr befreundeten Familie in Gohlis, nämlich bei unsern Nitzschens. Man sieht sie häufig mit ihm und den beiden Töchtern.

Vorigen Sonnabend haben wir eine vortreffliche Kahnfahrt nach Connewitz in der Nacht gemacht, die ganz angenehm ablief. Wir hatten ein Windlicht und waren des Steuerns und Rudern nicht zu kundig, so daß wir oft strandeten.

In diesen Tagen versammeln sich in und um Leipzig 30 000 Mann darunter die Meckelnburger; an der Spitze des Armeecorps steht der Herzog von Meckelnburg, der im Hotel de Prusse logirt. Ich werde wohl auch einen Viertel Mann bekommen.

Damit ist mein Notizenkram gegliedert, der sehr Trauriges und Freudiges in buntem Wechsel enthält.

Ich kann Euch heute nur für Eure freundliche Bewirthung danken und Euch bitten, den Gedanken an eine Leipzigreise nicht aus den Augen zu verlieren. Ich brauche nicht zu sagen, daß die vielen Offiziere und Uniformen ein besondrer Genuß für das Lama ist.

Somit gehabt Euch wohl. Heute Abend ist Gesellschaft bei mir. Butterbrod, Kirschen, Eier, Schinken, Wein und Konfekt.

Lebt recht wohl.
Euer Fritz.

[«]

514. An Friederike Daechsel in Naumburg (Entwurf)

<Leipzig, August 1866>

Liebe Tante.

Gern hätte ich mündlich Dir meinen Schmerz über das zwar nicht unzeitige aber doch unerwartete Hinscheiden unser<er> lieben Julie ausgedrückt; leider aber kann ich nicht so schnell wie ich wohl wünschte nach Naumburg kommen und bin hier noch eine Reihe von Tagen durch Arbeiten, die beendet sein wollen zurückgehalten. So sehe ich mich denn genöthigt zur Feder zu greifen und dem Papier meine Worte der Trauer und der Betrübniß anzuvertrauen. Die lieben Plauenschen Tanten sind nun alle hingegangen, ein Ort, wo ich gern weilte, wo ich an meinen seligen Vater fortwährend erinnert wurde wo Milde und Liebe, treues Wirken und Schaffen aus allen Augen blickte, ist nun für mich leer geworden. Wo sind noch die Stätten, wo wir uns heimisch fühlen können? Wo sind sie jetzt außer in Naumburg? Röcken ist uns genommen, Pobles ist für uns fremd geworden auch Plauen lebt nur noch in der Erinnerung. Du weißt es, wie ich mich immer freute, wenn ich einmal hinaufreisen konnte, um die alten treuen Gesichter zu sehen, um von ihnen gute und schöne Worte zu hören, um aus ihrem reichen wechselvollen Leben, aus ihrem Schatz von Erfahrungen zu lernen. Das ist nun vorüber. Immer einsamer stehen wir jungen Menschen in der Gegenwart, die treuen Hüterinnen der Vergangenheit verlassen uns allmählich.

Du freilich sammt die liebe Tante Rosalie bist noch ganz anders durch diesen Tod getroffen. Es ist von Euch die liebste und nächste Lebensgefährtin geschieden. Aber sie ist schön und sanft geschieden. Der lebensmüde Leib sank dahin. Ihre letzten Gedanken waren sicher bei Euch und segneten Euch.

[«]

515. An Carl von Gersdorff, nach Nürnberg gerichtet

Leipzig am 15 Aug. 1866.

Lieber Freund,

da ich schlechterdings nichts Bestimmtes weiß, ob Du noch in Spandau weilst oder glücklich mit dem größten Theile Deines Regiments in Nürnberg angelangt bist: so will ich annehmen, was ich Dir wünsche, nämlich das Letztere und meinen Brief ruhig nach Nürnberg transportiren lassen. Findet er Dich dort nicht auf, so mag er eine Rückreise nach Leipzig und von hier nach Spandau antreten. Der Brief wird eben so wenig wie Du selbst darüber unglücklich sein, daß er das liebenswürdige Nürnberg gesehen und kennen gelernt hat.

Im Grunde muß Deine Lage jetzt beneidenswerth sein; Du hast es vortrefflich erreicht, zwar nicht Heldenthaten zu verüben — soweit die Zeitungen darüber richtig melden — aber doch eine kräftige militärische Spritzfahrt in ein feindliches, außerordentlich angenehmes Land mit zu machen. Zudem sollt Ihr Euch in Nürnberg sehr wohl fühlen, die Bevölkerung soll zuvorkommend sein, die Zeitungen berichten von Conzerten, die Euer Regiment giebt, mit abscheulichen, aber wenigstens recht preußischen Programmen, wie ich deren eins im Schützenhause gehört habe; als bei welchem ich Dich zu treffen hoffte.

Gleich zu Anfang meines Briefes will ich Dich nun einladen, nächstes Semester doch ja wieder in Leipzig zu verleben. Du kannst ja als preußischer Soldat „zum Staunen der Bürger und Bürgerfrauen“ auch hier fortdienen; ich hoffe wenigstens, daß das in Deiner Hand stehen wird. Daß es sich in Leipzig behaglich leben läßt, hast Du auch erfahren; für ein besseres, von gewissen Schrecknissen freies Logis würden wir zusammen sorgen. Ich für meinen Theil bleibe noch hier aus allen möglichen Gründen, die Dir am Schlusse des Briefes ganz deutlich sein werden.

Die reinen Sachsen beginnen schon wieder recht üppig zu werden; man weiß leider Gottes, daß die Integrität der Landesgrenzen gewahrt wird und beginnt mit voller Lunge auf Preußen zu schimpfen. Unerträglich ist mir besonders das leise Verdächtigen, das ironische Bezweifeln preußischer Bestrebungen. Die Menschen können eben so wenig hassen wie lieben; aber „Beust ist ein großer Mann!“ Was man von preußischen Sympathien in Sachsen spricht, gilt doch sehr ausschließlich nur von einer politischen Partei, die Biedermann mit seiner deutschen Allgemeinen und Freitag mit den Grenzboten vertreten. Die Landescommission hat wirklich das Land hinter sich; was ich zuerst nicht glauben wollte. Sie hat jetzt die Treitzschkesche Schrift verboten trotz des entschiedenen Widerstandes von Seiten des preußischen Civilcommissars. Ein Buchhändler brüstet sich damit, daß eines Tages Hr. von Glycinsky, der Stadtcommandant, in Civilkleidung bei ihm erscheint, die Schrift verlangt und recht gründlich abfällt. Bei Kintschy ist jetzt ein förmliches preußisches Heerlager alle Nachmittage; der alte Kintschy immer voran. Aber anderswo z. B. bei Mahn hört man die abscheulichste sächsische Kannegießerei, besonders von solchen, die unpartheiisch erscheinen wollen und doch mit wahrer Gier alles irgendwie Preußen Nachtheilige zusammenscharren.

Deshalb komme nur her als preußischer Leutnant; dann sind wir doch wenigstens in unserem Dunstkreis vor solchen Gesprächen sicher.

Zum Besten für die Verwundeten usw. hat der Riedelsche Verein ein großartiges Conzert in der Nikolaikirche gegeben, das über 1000 Thl. eingebracht hat. Frau Flinsch, Frau Krebs-Michalesi, Hr. Auer aus Düsseldorf, usw. waren die Solisten.

In den Todtenlisten habe ich auch einen mir sehr lieben Namen wahrgenommen. Ich habe Dir wohl öfter von meinem ersten Obergesellen, dem ich sehr viel verdanke, erzählt, Krämer, der zuletzt Sek.leutnant und Adjutant im 72 Reg. war; er fiel bei Sadowa. Solche Verluste von so edelherzigen und intellegenten Menschen wiegen nicht 10 Oestreicher auf.

Die napoleonischen Befürchtungen der letzten Tage haben überall eine, wie ich hoffe, unverdiente Aufregung hervorgerufen. Immerhin bleiben noch genug Nüsse übrig, die unser Minister mit seinem kräftigen Gebiß knacken mag. Befürchtungen von jener Seite könnten am Ende das begonnene Einigungswerk am schnellsten zu Stande bringen.

Unsre Thronrede, die gerade in der Stunde vor dem Riedelschen Conzert erschien hat auf mich wie auf viele einen sehr wohlthuenden Eindruck gemacht. Ich war ganz entzückt, sang in der Kirche noch einmal so schön und dachte sehr optimistisch über Preußens und Deutschlands nächste Zukunft. Aber diese fürchterliche Kreuzzeitung hat mir den Magen verdorben, und dazu die Rede von Senfft-Pilsach. Jetzt soll gar das Wort „Indemnität“ so viel bedeuten wie „Erklärung der Continuität“; da sträuben sich meine moralischen so wie philologischen Haare.

Lieber Freund, es ist zwar rein egoistisch, aber Du wirst es begreifen, wenn ich ganz besonders Dich bitte nach Leipzig wieder zu kommen. Mit wem in aller Welt soll ich mich jetzt aussprechen? Die Masse der Bekannten thuts wahrlich nicht; es sind viele liebenswürdige und verständige Menschen darunter, aus denen ich besonders Kleinpaul heraushebe. Aber die Zeit, wo man schnell Freundschaften — was doch viel mehr sagen will — schließt, ist für mich vorüber. Lieber lebe ich da etwas einsam und schreibe Briefe an meine wirklichen Freunde, in denen ich sie bitte nach Leipzig zu kommen.

Auch auf Deussen will ich noch versuchen brieflich einzuwirken. Nach dem wir uns zweimal geschrieben hatten, brachte sein letztes Schreiben das Bekenntniß, „er habe einen dummen Streich gemacht“. Kant und Schopenhauer haben ihm zu dieser Einsicht verholfen. Wie vielen haben sie nicht schon geholfen! Trotzdem will er sein Joch bescheiden zu Ende tragen; was ich gar nicht verstehe. Er will nämlich nach seinem ersten theologischen Examen zur Philologie zurückkehren. Nein, nein. Er muß nächstes Semester nach Leipzig kommen und in unsern philologischen Verein eintreten.

Dieser Verein nämlich gedeiht vortrefflich. Ich halte streng an dem Grundsatz, bei der Aufnahme neuer Mitglieder möglichst hart zu sein und auf keine äußeren

Vorzüge, etwa Liebenswürdigkeit und dergl. Rücksicht zu nehmen. Die Leute sollen etwas wissen und besonders wissensbegierig sein. Zu unsern neuen Mitgliedern gehören Rhode, Heinemann, Cron, alle drei der Ritschlschen Societät angehörig. In dieser existirt jetzt mancher Schund, wie mir erzählt wird, unter anderen ein unverbesserlich dummer Namensvetter, mit dem verwechselt zu werden ich hier und da das Unglück habe. Unser Verein ist jetzt öffentlich anerkannt; neulich haben wir Ritschl, dem geistigen Erzeuger des Vereins, unser Gesammtbild zum Geschenk gemacht.

Nun wirst Du wissen wollen, wie es mit meinem Theognis geht. Gut. Ich danke schön. Zwei Drittel der Arbeit sind fertig in Ritschls Händen, am letzten arbeite ich und denke in wenig Tagen fertig zu sein. Ritschl war sehr zufrieden mit dem, was ich ihm brachte, es hätte alles Hand und Fuß. Nach ihm will es auch W. Dindorf durchlesen, mit dem ich jetzt in Geschäftsverbindung trete. Jetzt kommt eine neue Geschichte, lieber Freund, die aber ganz geheim gehalten werden muß. Ritschl fragte mich neulich, ob ich wohl gewillt wäre auch einmal etwas für Honorar zu arbeiten. Ich antwortete: warum nicht, wenn es was ordentliches dabei zu lernen giebt. Es handelt sich also um ein Lexicon zum Aeschylos von dem Standpunkte der jetzigen Philologie aus. Lexica schreiben ist keine Wollust; aber denke, was man bei Aeschylos gerade lernen kann, wie man genöthigt ist den ungeheuren und höchst gediegenen Apparat durchzuarbeiten. Gestern Abend war ich also bei W. Dindorf, der die Sache arrangirt. Zunächst also soll ich eine Anzahl Probeseiten machen, wie Dindorf sagte, um zu sehn, wie groß ungefähr das Buch wird, in Wirklichkeit, um zu sehn, was ich kann, besonders ob ich methodisch verfahre. Das ist nun eine hübsche Probe, vor der ich mich nicht zu sehr fürchte. Vielleicht weil ich die Schwierigkeiten noch nicht kenne. Nach den Ferien bringe ich ihm die Paar Seiten, die ich recht mit Muße ausarbeite, und dann stellt er mir sein ganzes Material zu Gebote, damit ich dann aus vollem Zeuge arbeiten kann. Darunter sind, worüber ich ganz glücklich bin, auch die einzigen vollständigen Collationen des cod. Mediceus, um den sich die ganze Aeschyloskritik dreht.

Was die Größe des Buches anbetrifft, so schätzte es W. Dindorf ungefähr auf 60 Bogen. Das würden also 2 Bände jeder zu c. 500 Seiten. Verleger ist Teubner. Ritschl meinte, daß die Arbeit sehr gut bezahlt würde. Doch das verstehe ich nicht, bevor ich nicht weiß, wie viel Zeit und Mühe dazu nöthig ist.

Nicht wahr, das sind neue Aussichten? Im Grunde habe ich hier und da einmal Glück. Ritschl sorgt doch sehr liebenswürdig dafür, daß ich etwas lerne, und in einer Art, wie es mir wohl behagt. Die Bekanntschaft mit Dindorf ist ebenfalls sehr zu schätzen: er hat mir schon von codd. erzählt, die er besitzt und die er mir später zeigen will. Er ist ein großer Börsenspekulant und überhaupt ein schlauer Mann. In Geldgeschäften werde ich mich hüten selbständig zu verhandeln; das muß alles Ritschl besorgen. —

Die theatralischen Genüsse Leipzigs dauern fort. Jetzt ist Frau Niemann-Seebach da. Ich habe sie schon als Gretchen gesehn und bin erschüttert worden, wie wohl nie; dann als Julie in Romeo usw., heute hoffe ich sie als Maria Stuart zu bewundern.

Schließlich habe ich Dir zu sagen, was füglicher am Anfang gesagt sein würde. Ich sage Dir meinen herzlichsten Dank für Deinen letzten so inhaltsreichen und freundschaftlichen Brief. Mag alles was Du wünscht in Erfüllung gegangen sein!

Wenn Du einmal etwas Zeit hast, so schreibe mir doch, aber sende den Brief nach Naumburg, wohin ich nach Beendigung meiner Theognisarbeit abreisen will

Lebe recht wohl und gedenke
Deines Freundes
Fr. Nietzsche.

[«]

516. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig,> Sonnabend früh. Das Datum: 18 Aug. 1866.

Liebe Mama und Lisbeth,

Ich schreibe sogleich, nach dem ich Euren Brief sammt der Leibbinde erhalten habe. Für beides sage ich meinen besten Dank. An der Cholera bin ich noch nicht krank gewesen. Zudem tritt sie in Leipzig ziemlich milde auf. Ganz anders wenigstens als in Halle.

Ich will als den Tag meines Kommens den Mittwoch in nächster Woche bezeichnen, obwohl ich das nicht so sicher in der Hand habe. Ich denke mit meiner Arbeit bis dahin fertig sein zu können: aber, wie gesagt, die Wirklichkeit spottet oft über unsre Wünsche.

Dann möchte ich allerdings zuerst noch eine Woche in Naumburg zubringen. Ich habe nichts gegen eine Reise, aber sie darf nicht augenblicklich beginnen und sie muß kurz sein. Rudolf ist schon längere Zeit fort, wie überhaupt die Studenten, die nicht hier ansässig sind. Er hat mich ebenfalls in seine Heimat eingeladen. Aber wie gesagt: nur nicht sobald. Wenn Lisbeth lieber in den Harz will, so soll mir das sehr recht sein, weil ich dann nicht reisen muß: andererseits ist es mir unwillkommen, wenn sie gerade Naumburg verläßt, sobald ich dort anlange.

Was mich bestimmt, diese Ferien nicht in Reisen zu vergeuden, will ich Euch mündlich erzählen. Genug, daß es nichts Schlimmes ist; eher das Gegentheil. Ich habe wieder ganz angenehme Aussichten, nur muß ich etwas für sie thun. Zudem bin ich zunächst etwas müde, ich möchte mich in Naumburg etwas ausruhen, spazieren gehen, musiziren und dabei gemächlich arbeiten.

Meinen Hut und die Sommerkleider möchte ich wohl waschen lassen: ich könnte doch nur in ihnen reisen. Ich will sie also ebenso wie die schmutzige Wäsche Mittwochs mitbringen.

Heute Abend bin ich zu Riedigs eingeladen zu einer Tauffeierlichkeit. Vorgestern Abend zu Roscher mit einigen Bekannten. Das Wetter ist ungleichmäßig, aber fast immer kühl, deshalb mir nicht unangenehm.

Zwei Drittel meiner Arbeit hat Ritschl schon in den Händen.

Der dritte Theil will gar nicht vorwärts. Ich habe doch nie wieder so stätig gearbeitet, wie letzte Ferien.

Darum will ich es jetzt ähnlich machen. Nur hat es jetzt keine solche Eile.

Somit lebt recht wohl! Auf schönes Wiedersehn! Es nützt nichts, wenn ich noch mehr schreibe.

Euer Fritz N.

Mushacke und Gersdorff lassen grüßen, ebenso Stöckhardt, der mich gestern anredete. Ein schrecklich langer Kerl!

[«]

517. An Carl von Gersdorff im Feld

<Naumburg, Ende August 1866>

Lieber Freund,

„die Post hat keinen Brief für mich?“ wirst Du oft in Verwunderung gefragt haben. Aber sie hat einen von mir, die abscheuliche Post und hat ihn Dir nicht herausgerückt. „Sei still, mein Herz!“

Je länger der Zeitraum ist, in dem Du von mir nichts erfahren hast, je größer Dir mein Undank erscheinen muß, als welcher auf Deinen vorletzten ebenso herzlichen wie gedankenreichen Brief keine Zeile der Antwort zurückerstattete — weil nämlich die Nürnberger Feldpost meinen Brief verschlungen hat, ohne ihn wieder von sich zu geben — um so mehr fühle ich das Bedürfniß, das, was die Post verschuldet hat, wieder gut zu machen und mich also von dem scheinbar sehr gerechten Vorwurfe des Undankes zu entlasten. Es ist sehr bitter, Dich im Felde zu wissen, verstimmt durch fehlgeschlagne Pläne, durch wenig behagliche Umgebung, durch geisttödtende Bewegungen und endlich gar durch die Nachlässigkeit eines Freundes. Denn nicht anders mußte es Dir erscheinen. Genug ich erröthe, wie man öfters erröthet, ohne sich schuldbewußt zu fühlen, in dem Gedanken, man könne irgendwodurch in der Meinung andrer, vorzüglich lieber Menschen sinken.

Deine Briefe waren meinem subjektiven Gefühle nach mit das angenehmste, was der Sommerfeldzug erzeugt hat. Wie ganz anders nimmt sich ein von Freundeshand geschildertes Ereigniß, selbst kleiner Art, aus, als irgend welche Großthaten, über denen der häßliche Dunst des Zeitungspapiers sich lagert.

Leider kann ich von meinen Erlebnissen nur weniges und dazu kleinliches mittheilen. Meine Arbeit ist fertig in Ritschls Händen: ich habe sie in drei Theilen zu Stande gebracht und bin so lange in Leipzig geblieben, bis ich den letzten Strich (meine Namensunterschrift) gemacht hatte. Nie habe ich mit solcher Unlust geschrieben; ich habe schließlich den Stoff in der einförmigsten Weise abgehaspelt: doch war Ritschl mit einem Theile, den er gelesen hatte, recht zufrieden. Im Oktober wird es wohl erscheinen. Ritschl will die Arbeit aufmerksam durchlesen, auch Wilhelm Dindorf hat sich die Erlaubniß ausgebeten. Mit letzterem trete ich wahrscheinlich in Geschäftsverbindung. Er hat mir durch Ritschl den Antrag machen lassen, ob ich ein Aeschyloslexicon nach dem neuesten Standpunkte der Aeschyloskritik ausarbeiten wolle. Natürlich für gutes Honorar. Ich habe mir überlegt, daß ich dabei viel lernen kann, daß ich mit Aeschylos recht intim vertraut werde, daß ich die Dindorfsche (unter Deutschen Gelehrten einzig vollständige) Collation des cod. Mediceus in die Hände bekomme, daß ich bequeme Gelegenheit, ja Nöthigung habe, mir ein Stück, etwa die Choephoren, zu einer zukünftigen Vorlesung vorzubereiten und bin nach allen diesen Ueberlegungen darauf eingegangen. Nur muß ich erst meine Befähigung dazu nachweisen, indem ich einen Probebogen in diesen Ferien auszuarbeiten habe. Uebrigens ist eine solche Arbeit bei Aeschylos gerade nicht uninteressant; man ist genöthigt fortwährend strengste Kritik zu üben gegen die Unzahl von Conjekturen. Dindorf veranschlagte das Buch mindestens auf 60 Bogen. Nach den Ferien trete ich mit Teubner — falls ich angenommen werde — in Geldunterhandlungen. Ritschl ist immer freundlicher gegen mich.

Folglich bleibe ich auch nächstes Semester in Leipzig, wo es mir, alles gerechnet, vortrefflich behagt. Sollte es Dir nicht möglich sein, in Leipzig fortzudienen? Ich wäre darüber sehr glücklich, denn Du fehlst mir ganz besonders. Zwar habe ich jetzt viel Bekannte, aber keinen, mit dem ich so viel gemeinsame Vergangenheit und Gegenwart habe als mit Dir. Vielleicht kann ich auch den alten Deussen noch bewegen, nach Leipzig zu kommen; er schrieb mir neulich, er sehe jetzt vollkommen ein, daß er einen dummen Streich gemacht habe. „Spät kommst Du, doch Du kommst“ nämlich die Erkenntniß über das theologische Studium. Er will Tübingen verlassen die Wahl einer Universität ist ihm gleichgültig, weil er für seine Theologie, deren Joch er bis zu Ende (nicht dem aller Dinge, sondern bis zum ersten Examen) tragen will, nirgends viel zu finden hofft. Vielleicht ist er auch jetzt noch einmal zu einer „Umkehr“ zu bestimmen. Die Philologie wird sich immer freuen, wenn der lange verlorne Sohn, der sich mit den Träbern der Theologen gemästet hat, zurückkehrt, und die Sprachvergleichung besonders darf schon zu Deussens Ehren ein Kalb schlachten.

Unser philologischer Verein blüht: neulich hat er sich photographieren lassen und Ritschl ein Bild verehrt zu dessen großer Freude. Rohde ist jetzt auch ordentliches Mitglied, ein sehr gescheuter, aber trotziger und eigensinniger Kopf. Bei der Aufnahme von neuen Mitgliedern wirke ich dafür, daß mit möglichster Strenge und Sichtung verfahren wird. Hr. v. Voigt hat nicht die Ehre gehabt, aufgenommen zu werden.

Die letzten Wochen waren in Leipzig sehr interessant. Der Riedelsche Verein gab in der Nikolaikirche ein Conzert zum Besten der Verwundeten. Das Gedränge war an allen Kirchenthüren, wie am Theater, wenn die Hedwig Raabe spielte. Wir haben eine Einnahme von mehr als 1000 Thl. gehabt. Eine halbe Stunde vor Beginn des Conzertes kam das Telegramm der Thronrede nach Leipzig: ich bin nie über eine That unseres Königs so glücklich gewesen, wie über diese versöhnliche, unzweideutige Rede. Die alten Parteilager sind jetzt gänzlich verwüstet dh. die extremen Standpunkte. Männer wie Treitzschke und Roggenbach sind plötzlich die Vertreter der allgemeinen Meinung geworden. Ein großer Theil der sogenannten Conservativen z. B. der Rath Pinder in Naumburg schwimmt lustig in dem neuen Fahrwasser. Es ist auch für mich — offen gestanden — ein seltner und ganz neuer Genuß, sich ganz einmal im Einklang mit der zeitweiligen Regierung zu fühlen. Zwar muß man verschiedne Todte ruhen lassen, außerdem sich deutlich machen, daß das Bismarksche Spiel ein überaus kühnes war, daß eine Politik, welche va banque zu rufen wagt, je nach dem Erfolg ebenso verflucht wie angebetet werden kann. Aber der Erfolg ist diesmal da: was erreicht ist, ist groß. Minutenlang suche ich mich einmal von dem Zeitbewußtsein, von den subjektiv natürlichen Sympathien für Preußen loszumachen und dann habe ich das Schauspiel einer großen Haupt- und Staatsaktion, aus solchem Stoff, wie nun einmal die Geschichte gemacht ist, beileibe nicht moralisch, aber für den Beschauer ziemlich schön und erbaulich.

Du wirst wohl die Schrift über die Zukunft der Mittelstaaten von Treitzschke gelesen haben. Mit großer Mühe habe ich sie mir in Leipzig verschafft, wo sie wie überhaupt in Sachsen — proh pudor — verboten war. Dagegen haben unsre Gesinnungsgenossen, die Freitage, die Biedermänner usw. ein Votum der sächsischen liberalnationalen Partei erzielt, das sich für unbedingte Annexion ausspricht. Dies würde auch meinen persönlichen Interessen das dienlichste sein. Hoffentlich ist König Johann starrköpfig genug, Preußen zur Annexion zu zwingen.

Schließlich soll auch Schopenhauer noch erwähnt werden, an dem ich noch mit vollster Sympathie hänge. Was wir an ihm haben, hat mir kürzlich erst eine andere Schrift recht deutlich gemacht, die in ihrer Art vortrefflich und sehr belehrend ist: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung für die Gegenwart von Fr. A. Lange. 1866. Wir haben hier einen höchst aufgeklärten Kantianer und Naturforscher vor uns. Sein Resultat ist in folgenden drei Sätzen zusammengefaßt:

1) die Sinnenwelt ist das Produkt unsrer Organisation.

2) unsre sichtbaren (körperlichen) Organe sind gleich allen andern Theilen der Erscheinungswelt nur Bilder eines unbekannten Gegenstandes.

3) Unsre wirkliche Organisation bleibt uns daher ebenso unbekannt, wie die wirklichen Außendinge. Wir haben stets nur das Produkt von beiden vor uns.

Also das wahre Wesen der Dinge, das Ding an sich, ist uns nicht nur unbekannt, sondern es ist auch der Begriff desselben nicht mehr und nicht weniger als die letzte Ausgeburt eines von unsrer Organisation bedingten Gegensatzes, von dem wir nicht wissen, ob er außerhalb unsrer Erfahrung irgend eine Bedeutung hat. Folglich, meint Lange, lasse man die Philosophen frei, vorausgesetzt, daß sie uns hinfüro erbauen. Die Kunst ist frei, auch auf dem Gebiet der Begriffe. Wer will einen Satz von Beethoven widerlegen, und wer will Raphaels Madonna eines Irrthums zeihen? —

Du siehst, selbst bei diesem strengsten kritischen Standpunkte bleibt uns unser Schopenhauer, ja er wird uns fast noch mehr. Wenn die Philosophie Kunst ist, dann mag auch Haym sich vor Schopenhauer verkriechen; wenn die Philosophie erbauen soll, dann kenne ich wenigstens keinen Philosophen, der mehr erbaut als unser Schopenhauer.

Damit lebe heute wohl, lieber Freund. Ueberlege Dirs, ob Du nicht nach Leipzig kommen kannst. Jedenfalls aber theile mir mit, wann und wo wir uns treffen können. Denn allzugern möchte ich Dich einmal sehen, was in Leipzig mir nicht zu theil wurde, da Ihr Euch so schnell wieder aus der Umgebung von Leipzig verzoget. Doch habe ich die Musik Deines Regiments gehört, etwas unklassisch, und besonders viel Afrikanerin.

In Pforte bin ich noch nicht gewesen. Volkmann ist glücklich verheirathet. Deine Grüße werde ich treulich ausrichten. Meine Angehörigen lassen sich Dir bestens empfehlen und versichern Dich Ihrer Theilnahme. Adieu, lieber Freund,

Dein F W. Nietzsche.

[«]

518. An Franziska Nietzsche in Halle? (Disposition)

<Naumburg, Ende August 1866>

Augen.
  Testament.
  Lisbeth.
  Arbeit.
  Ankunft in
    Leipzig im Okt.

[«]

519. An Paul Deussen in Tübingen (Fragment)

<Naumburg, September 1866>

Lieber Freund,

wenn ich nur irgend etwas über Dein Geschick wüßte. Und wahrlich, es ist nicht meine Schuld. Ich muß annehmen, daß mein letzter Brief v. Ende August nicht an Dich gelangt ist: denn offen gestanden, ich würde es ebenso wenig verzeihen als begreifen können, wenn Du gerade diesen Brief unbeantwortet gelassen hättest. Also nehme ich den milderen Fall an, der mir allerdings sehr ungelegen gekommen ist: viele Briefe von mir könnten verloren gegangen sein an Stelle dieses einen, in dem ich Dich auf das angelegentlichste bat, Dein theologisches Bärenfell abzustreifen und Dich als jungen philologischen Löwen zu gebärden.

ad vocem Bärenfell. Ich bitte mir dies nicht übel zu deuten. Gewiß wirst Du tüchtig gearbeitet haben, aber ich bin nicht mehr im Stande, diese Arbeit zu schätzen, wenn ich an eine Bedingung dabei nicht glaube: nämlich daß diese Art Arbeit Dein Beruf sei. Ich glaube daran nicht, weil Du nach Deinem eignen Zeugnisse nicht daran glaubst. Und selbst wenn Du jetzt anders darüber denken solltest, wie Du zur Zeit Deines letzten Briefes dachtest: ich fürwahr für meinen Theil werde mich nie überzeugen lassen, daß Du in Deinem Berufe arbeitest, so lange Du Dich für ein theologisches Examen vorbereitest.

Lieber Paul, es ist wirklich keine Kleinigkeit, in den 20ger Jahren längere Zeit über seinen Beruf im Unklaren zu sein. Wir Menschen haben nur wenige wirklich produktive Jahre: diese sind unvermeidlich mit dem bezeichneten Lebensalter entflohen. Die originalen Ansichten, die unser ganzes späteres Leben ausführen, mit Beispielen und Erfahrungen belegen und bekräftigen soll, werden in diesen Jahren geboren: da aber unser Beruf uns unser Leben hindurch begleitet, so ist es nöthig, daß in ihm jene Ansichten und Einsichten gefunden werden. Unser philologisches Studium hat aber die Eigenart, daß, um in ihm etwas Neues zu erkennen, um eine bahnbrechende Methode zu finden, auch zugleich ein Grad von Gelehrsamkeit und Routine dh. Erfahrung und Übung nöthig ist. Also viel gelernt und viel verdaut, aber noch viel mehr gesucht, combinirt, erschlossen.

Dazu gehört Zeit, viel Zeit. Ich beherzige immer die Klage Ritschls, der sich seine Studentenzeit wieder ersehnte, weil es die einzige Zeit des Lebens wäre, wo man viel und zusammenhängend arbeiten könnte. Nun, lieber Freund, Du weißt, wohin alles dies zielt. Es ist mir nicht bekannt, wie viel davon in Deiner Macht steht. Jedenfalls fürchte ich, daß Du nicht wie jeder andre Körper durch Deine eigne Schwere gefallen, (und ich kann Dein theologisches Studium nur als Deinen Fall bezeichnen) bist, sondern gezogen von Anderen. Wer diese sind, ist allerdings nicht gleichgültig, aber in Anbetracht der für das Leben entscheidenden Wichtigkeit dieses Schrittes dürfen diese „Anderen“ nicht in Betracht kommen.

Du siehst, daß ich immer noch die Hoffnung auf Deinen philologischen „Flug“ nicht aufgegeben habe. Diese Hoffnung muß also sehr stark sein. Ich ärgere mich, wenn ich an Deine „Theologie“ denke, und deshalb verzeihe, wenn ich mich auch in diesem Briefe von ihr wegwende.

Je mehr ich und je heller ich, in den Vorhöfen der Philologie stehend, in ihre Heiligthümer einblicke, um so mehr suche ich für sie Jünger zu gewinnen. Das ist ein Studium, bei dem es manchen Tropfen Schweißes kostet, das aber auch wirklich jede Mühe lohnt. Die kräftige und kräftigende Empfindung einer Lebensaufgabe stellt sich dem wirklichen Philologen bald genug ein. Es soll uns ja nicht, lieber Paul, auf eine Lebensversicherungsanstalt und zeitige Pfründe ankommen. Aber wohl ersehnen wir beide Vertreibung jenes melancholischen Zustandes, wo der junge Geist noch keine Bahn gefunden hat, auf der er gesund einhergehen kann, wohl ersehnen wir beide [+ + +]

[«]

520. An Friedrich Ritschl in Leipzig (Entwurf)

<Bad Kösen, kurz nach dem 15. September 1866>

Allerdings hätte ich den Wunsch zum Zweck einer letzten Revision die betreffenden Papiere noch einmal in die Hände zu bekommen. Darum ersuche ich Sie mir selbige nach Kösen zu senden, wo ich mich seit kurzer Zeit, auf der Flucht vor der in Naumburg grass<ierenden> Cholera aufhalte. Hier bin ich auch mit den Aeschyleischen Studien beschäftigt, zu denen mein Material an Büchern und an Kenntnissen nicht reichen will. Ich fürchte deshalb Hr Prof. Dindorf durch den Probebogen kaum zufrieden stellen zu können.

Daß der genannte Herr meine Arbeit durchgelesen hat, verpflichtet mich ihm zu besonderem Danke. Er wird ebenso wie Sie mancherlei Schwächen und Lücken bemerkt haben. Vielleicht gelingt es mir noch einige kleinere Verstöße zu beseitigen. Auch ist mir manches aus der dahin einschlägigen Litteratur entgangen: z. B. habe ich den Theognis von Härtung in der Ausgabe der griechischen Elegiker noch nicht gesehen. Bemerkenswerth aber von mir nicht bemerkt ist auch Bergks Versuch in den eben neu ersch. poet<ae> lyr<ici> Gr<aeci>, in der Spruchsammlung die Fragmente aller möglicher Elegiker wieder zu erkennen, nicht nur des Solon und Tyrtäus und Mimnermus, sondern des Evenus, Thaletas, Archilochus usw. Gegen derartige Vermuthungen habe ich nichts einzuwenden, so lange sie nicht wieder zu Folgerungen über die Theognideische Tradition benutzt werden.

Mit dem von Ihnen vorgeschlagnen Titel „zur Geschichte der Theognideischen Spruchsammlung“ bin ich durchaus einverstanden. Jetzt habe ich Ihnen nur noch Dank für Ihre geehrten Zeilen zu sagen und Ihnen zu versprechen, daß das Manuscript in Kürze wieder zurückgeschickt wird.

In besonderer Ergebenheit
Lindenstraße 57.

[«]

521. An Elisabeth Nietzsche in Oelsnitz

<Bad Kösen, kurz nach dem 15. September 1866>

Liebe Lisbeth,

Damit es nicht scheint, als ob ich der Einzige von uns beiden sei, der Deiner gar nicht gedenkt, benutze ich diesen unnützen Zettel, um ihn Dir als Weihgeschenk zu opfern: als worüber Du Dich freuen darfst. Denn er ist entsandt in Kösen, vollgeschrieben nach Tische, als ich gesättigt war, mit Kösener Dinte, gekauft bei Merzyn, beschmiert und bestimmt dazu ein Köder, zu sein, um nach Kosen Dich zu locken. Hast Du übrigens Lust, noch in der Ferne zu bleiben, so werde ich nicht wüthend sein.

Ich arbeite hier, mit ziemlicher Lust, schlechter Dinte und genügender Einsamkeit. Ritschl schrieb gestern an mich meiner Theognidea halber, deren Loos zunächst ist, von mir noch einmal revidiert zu werden und dann in die Bonner Druckerei zu wandeln. Der Titel, den Ritschl vorschlägt ist Zur Geschichte der Theognideischen Spruchsammlung'. Er schrieb mir, daß auch Dindorf meine Arbeit gelesen habe und sie druckenswerth befinde. Ich habe wieder massenhaft Bücher aus Pforte um mich herum. Heute soll wieder eine neue Zufuhr bewerkstelligt werden.

Das Wetter ist etwas kalt und wenn Du Schlitten fährst, so denke an mich und erkälte Dir den Magen nicht. Welchem Übel man leichter ausgesetzt ist als der Schlitten selbst.

Jetzt ziehe ich mich bescheiden zurück und erkläre meinen mittheilbaren Stoff verbraucht zu haben. Uebrigens fühle ich mich als Philolog in Kösen ebenso wohl als ich mich als Mensch ärgere: das Alterthum ist nämlich hier fast einseitig vertreten.

Die Mamma putzt sich gern und giebt nicht gern Geld für Conzerte, wohl aber für Kirchen aus. Hiermit lebe recht wohl

Dein F.

[«]

522. An Hermann Mushacke in Berlin

Kösen 10 Oktober. <1866>

Hiermit empfängst Du die erste Hälfte Deines Briefes, die durch ein abscheuliches Versehen liegen geblieben war. Vielleicht hast Du die Gefälligkeit

beiliegenden Brief in der Calvaryschen Buchhandlung abzugeben.
Lieber Freund,

meine Ferien neigen sich ihrem Ende zu und zugleich mein Herbstaufenthalt in Kösen, das ich seit etwa 3 Wochen, flüchtend vor der selbst unser Haus nicht verschonenden Naumburger Cholera, in angenehmer Behaglichkeit mit meiner Mutter bewohne, während meine Schwester in der Ferne bei Verwandten weilt. Sehr lebhaft erinnern mich gerade diese Tage an Dich und Deine lieben Angehörigen, in deren Kreis ich voriges Jahr um dieselbe Zeit weilte, sehr deutlich tritt besonders das schöne Potsdam vor meine Seele, da mich Luft, Sonnenwärme und Waldfärbung unaufhörlich in vergangne Zeiten zurückführen, oft sogar nach Bonn und seinen Herbstschönheiten. Damals war ich eben aus den festen Pfortenmauern entlassen, nicht als Sträfling, sondern als studiosus liberalium artium, (zu denen ich kindlicher Weise auch die Theologie rechnete, ein starker Rechnungsfehler!) voller Hoffnungen in eine unsichere Zukunft blickend, leider aber auch zu unerfahren, um das Bonner Leben mir selbst zu eignem und eigenartigen Genuß und Gewinn zu bestimmen. Ebenfalls war sehr behaglich unser gemeinsamer Einzug in Leipzig, unsre vorsichtigen Versuche die Stadt, die gute Stadt kennen zu lernen, unsre Vergnügungen und Wirthschaftssorgen, unsre Bekanntschaft mit Schopenhauer. Ich bin recht gewöhnt an das alte Leipzig, so daß ich mit aufrichtigem Entzücken in einem hiesigen Gasthof das Leipziger Tageblatt entdeckte und dort täglich und fleißig die Theaternachrichten und Recensionen, die harmlosen Speiseanzeigen, Mockturtlesuppen u. a. die kleinstädtischen Streitigkeiten usw. studiere. Nächste Woche, den 16 oder 17 t. Oktober, will ich wieder abreisen, obwohl ich heute zufällig erfahre, daß die Leipziger Universität den Beginn ihrer Vorlesungen noch drei Wochen hinausgeschoben hat. Doch brauche ich die Leipziger Bibliothek, außerdem habe ich noch mein altes Logis in der Elisenstr. 7 mir reservirt, so daß ich mit wahrem Vergnügen den Tag der Abreise erwarte. Die Cholera hat in Leipzig arg gewüthet, auch Flathe ausgelöscht, ist aber jetzt im Abnehmen.

Der Hauptgrund, der mich bestimmt, so bald wieder zurückzukehren, ist eine Verabredung mit Dindorf, der mit mir in eine Art von Geschäftsverbindung zu treten anfängt. Wenn ich mich recht erinnere, so habe ich Dir noch nichts davon geschrieben, da ich in höchst fahrlässiger Weise Deinen letzten freundschaftlichen Brief so lange Zeit unbeantwortet gelassen habe. Zwischen diesen Brief und zwischen meine Abreise im August fällt nämlich jenes angedeutete Ereigniß. Ritschl hat wieder das Hauptverdienst dabei. Es gilt ein Lexicon zum Aeschylus zu machen; der Plan geht von Dindorf aus, Ritschl hat mich dazu vorgeschlagen.

Natürlich muß ich Dindorf ein Paar Seiten zur Probe machen. Das habe ich in diesen Ferien gethan. Es heißt Kernholz bohren. Man lernt viel dabei. Ritschl findet doch immer einen hübschen Weg, um mich zum Arbeiten zu bringen. Meine Theognisarbeit ist in der Druckerei. Mitunter fällt mir manche Lücke, manche Schwäche, manche Unwissenheit schwer aufs Herz. Doch ist nichts mehr zu machen, das Manuscript ist fort, schon seit Wochen. Wenn ich Freiexemplare erhalte — ich kenne den usus beim rhein. Museum nicht, — so bist Du einer der ersten, der eins erhält. Bios, damit Du Dich darüber amüsiren kannst.

Meinen Probebogen muß ich nach meiner Verabredung um Mitte des Monates liefern. Ritschl hat mir ein sehr gutes Honorar garantiert. Doch verstehe ich davon nichts. Genug, daß die ganze Geschichte mich auch noch für nächstes Semester in Leipzig festhält. Schließlich komme ich doch nach Berlin, wohin mich mancherlei zieht. Dahin siedelt übrigens auch Prof. Corssen aus Schulpforte über, der besagte Anstalt verläßt, aus Mißmuth über die principielle Vernachlässigung der Schule seitens der Regierung, und sodann, um seine wissenschafll. Arbeiten inmitten seiner gelehrten Freunde, des reichsten Apparates an Kunstschätzen, an Inschriften usw. fortzusetzen. Es soll eine zweite umgearbeitete Ausgabe seines Vokalismus usw. erscheinen. Mit Corssen verliert Pforte seinen besten Lehrer. Wohin man blickt, sind jetzt junge Leute, ohne weiteren Ruf, ohne sichere Praxis, ohne pädagogische Festigkeit angestellt. Jedoch sind liebenswürdige und strebsame Menschen darunter. Mit Oberlehrer Volckmann verkehre ich viel, da wir in Suidasfragen uns treffen, ebenso mit Dr. Richter, dessen Senecaausgabe (trag.) in Kürze erscheint. Er hat das eurhythmische Princip in der Ausgabe durchgeführt und ist sehr von dessen Richtigkeit überzeugt. Indessen hat er einen gefährlichen Gegner an Lucian Müller und seinen Schildknappen.

Unser philologischer Verein scheint zu gedeihen. Wir sind 10 ordentliche Mitglieder. Von Vorträgen will ich Dir nennen „über die Aspiration bei den Attikern“ von Roscher, „über Fremdwörter im Lateinischen“ von Kohlschütter, „über die sieben Weisen“ von Romundt, „über den Johannesprolog“ von Wisser, „zu Catull“ von Rhode, „die Quellen der biographischen Artikel im Suidas“ von mir. Dann haben wir öfter Abende, an denen ein „Allerlei“ von Conjekturen gebracht wird. Wisser wird die Notizen über Entstehung des Vereins, über die Mitglieder, die Vorträge zusammenstellen. Auch haben wir uns gemeinsam photographieren lassen und Ritschl ein Bild verehrt, der sich recht darüber gefreut hat. Vielleicht trete ich nächstes Semester in die Ritschlsche Societät. Wenigstens darf ich es nicht wieder ausschlagen, falls er es anbietet. Denn Ritschl hat wirklich Ansprüche auf meine volle Dankbarkeit. Ich habe immer die Empfindung, — das kann ich Dir ja, lieber Freund schreiben — als ob er meine Kenntnisse überschätzte. Immerhin ist sein Umgang sehr anspornend.

Jetzt fällt mir ein, daß ich auch wieder eine Bitte an Dich und Deinen lieben Vater habe. Du siehst ein, daß ich mich zu der lexikalischen Arbeit mit den neuesten Äschylusarbeiten bekannt machen muß. Wäre es Dir nicht möglich, mir eine kleine Sammlung der Äschylusprogramme zuzusenden, die ich, nachdem ich mir meine Notizen und Auszüge gemacht habe, pünktlich wieder zurückschicken werde? Denn es ist für mich zu kostspielig, diesen ganzen Litteraturzweig eigens für besagten Zweck anzuschaffen. Du kennst ja die Preise und den zweifelhaften Werth solcher Schriften. Sollte es aus irgend einem Grunde nicht angehn, so nimm mir meine Anfrage nicht übel. Übrigens habe ich in den letzten Wochen häufig einen Herren gesprochen, der Dich gut kannte, nämlich einen Herrn Simon, der bei dem Verkauf der Keilschen Bücher täglicher und regelmäßiger Gast war. Auch ich habe einige größere Käufe gemacht; z. B. habe ich den Suidas von Bernhardy für 9 Thl. erworben. Ich habe übrigens zu der Calvaryschen Handlung rechtes Zutrauen gewonnen.

Nun will ich Dir noch Nachricht über unsre gemeinsamen Freunde geben. Gersdorff ist, ich weiß nicht wo. Er hat mir sehr fleißig auf seinen Märschen nach und aus Baiern geschrieben und ist im Ganzen zufrieden, da er schnell genug avancirt ist. Er ist Fähndrich, trägt den Degen und thut Offizierdienste. Doch will er, wenn ein Jahr um ist und er Offizier geworden ist, wieder in den verlassenen Stand zurücktreten; er betrachtet sich nur als Kriegssoldat und ist von seinem Dienst, seiner Umgebung wenig erbaut. Sein ältester Bruder hat sich als Husarenoffizier hervorgethan, ist aber schwer verwundet und kommt erst allmählich wieder zu Kräften. Der Bruder Musikus hat in Hadersleben zu seiner Verzweiflung gestanden.

Unser Deussen studierte im vorigen Semester in Tübingen die Evangelienfragen und war in Versuchung, Pastor zu werden. Ich weiß nicht, ob er jetzt noch in Versuchung ist. Auf meine etwas heftigen Briefe antwortete er mir endlich, daß er zu der Erkenntniß komme, einen dummen Streich gemacht zu haben. Der „Herr“ mag weiter helfen! Es ist etwas zu toll, daß Deussen so lange schwanken kann. Ich habe ihm nun einen langen letzten Brief geschrieben, um ihn zu bestimmen, nach Leipzig zu kommen. Aber er hat mich über 4 Wochen lang schon ohne Antwort gelassen. Nachgerade kommt er mir etwas ‚irrational‘ vor, was Du ‚unberechenbar‘ oder ‚unvernünftig‘ übersetzen magst. Ich würde mich ungemein freuen, wenn er endlich den Pfad fände, der zur Philologie führt.

Kinkel hat uns ohne Nachricht gelassen. Er wurde jüngst in den Zeitungen als der „jugendliche Doktor Gottfr. Kinkel“ bezeichnet. Seinem Vater wurde bei seinem Fortgange aus London ein Festdiner gegeben, wobei unser Dr. im Namen der Familie einen Toast gebracht hat. Ich werde ihm von Leipzig aus schreiben, um ihm ein Bild unsres Vereines zu überschicken. Ebenso sind wir ohne Nachricht von Arnoldt aus Gumbinnen. Wenn Du mir etwas schreiben könntest, so wäre es mir sehr lieb.

Hierbei fällt mir ein, daß ich Dich im Auftrage von Romundt, der sich als strebsamer junger Mensch sehr hervorthut, um ein Programm bitten soll „Die sieben Weisen Griechenlands. Sorau 1864 von Dr. Bernhardt.“ Ich erinnere mich es auf Deiner Stube gesehen zu haben. Du thust mir einen großen Gefallen, wenn Du mir besagtes Programm überschickst.

Hiermit empfehle ich mich Dir und Deinen lieben Eltern sammt meiner Mutter bestens und bitte Dich, mich im guten Angedenken zu behalten.

Dein treuer Freund

Fr. Nietzsche.

Kösen 10 Oktober.

Diesen Ort verlasse ich am 13 t. Oktober, wo ich nach Naumburg übersiedle.

[«]

523. An Carl von Gersdorff in Berlin

Kösen 11 Oktob 1866.

Lieber Freund,

Du bekommst heute Nachricht über mein einförmiges, zwar für mich durchaus nicht langweiliges, aber doch für das Auge des objektiven Beschauers herzlich trocknes und interesseloses Leben. Im Grunde ist nur der Mangel an mittheilbaren Stoff die Veranlassung, daß Dein letzter Brief, wie alle Deine Briefe für mich ein freudiges Ereigniß, so lange unbeantwortet blieb. Ich bin diese Ferien nicht verreist, sondern sitze in arbeitsamer Einsamkeit in Kösen, das meine Mutter und ich, um der Naumburger Cholera zu entgehen, seit vier Wochen bewohnen: während meine Schwester sächsischen Verwandten ihre Besuche macht. Zwar sind die letzten Tage schwer kalt; ich schreibe Dir im Überrock, mit einer Decke über meine Füße, da unser Zimmer keinen Ofen hat; doch hat dieser Zustand schon Sonnabend sein Ende, wo wir wieder nach Naumburg zurückkehren. Abgesehen von diesen letzten, kalten, nebeldichten Herbsttagen haben wir uns nur über liebenswürdig helles und warmes Wetter zu freuen. Einige Nachmittage waren so mild und sonnig, daß ich unaufhörlich jener einzigen und unwiederbringlichen Zeit gedenken mußte, wo ich, zum ersten Male vom Schulzwange frei, ohne die Fessel des nicht verbindenden Verbindungslebens, den Rhein mit dem freien stolzen Gefühl einer unerschöpflich reichen Zukunft sah. Wie schade, daß ich mich um diese wirkliche Poesie durch jene selbsteignen Qualen brachte, die dem unmündigen Studenten so leicht als Quellen der Freude erscheinen.

Bei diesem Rückblick auf vergangne Zeiten bin ich übrigens nicht undankbar gegen die Gegenwart. Meine Wünsche sind im letzten Jahre durch die Wirklichkeit in meheren Punkten überholt worden. Wenn alsbald ein Umschlag eintritt, so darf ich nicht murren, sondern Unglück gegen Glück compensieren. Gerade durch den Gegensatz gegen das Bonnerleben ist mir das letzte Studienjahr in Leipzig so lieb. Während ich mich dort unverständigen Gesetzen und Formen fügen mußte, während mir Vergnügungen oktroyirt wurden, die mir widerstanden, während ein arbeitsloses Leben unter leidlich rohen Menschen mich mit tiefer Verstimmung erfüllte, hat sich in Leipzig unvermuteter Weise alles umgekehrt. Angenehme, liebe, freundschaftliche Beziehungen, unverdiente Bevorzugung von Seiten Ritschls, eine Anzahl mitstrebender Studiengenossen, gute Wirthsleute, gute Conzerte usw., wahrhaftig, hinreichend, um mir Leipzig zu einer sehr lieben Stadt zu machen! Daher kannst Du Dir mein Vergnügen vergegenwärtigen, als ich kürzlich im muthigen Ritter das Leipziger Tageblatt fand. Dies studiere ich täglich und eifrig, überlese die Speiselisten, die Conzertanzeigen, die Recensionen von Dr. E<mil> Kn<eschke>, die Choleralisten, all' die kleinen Zänkereien und Streitigkeiten, deren Organ jenes Blatt ist. Beiläufig erwähne ich, daß der Philosoph Leipzigs, Weiße, sowie der Aesthetiker, Flathe, auch jener Seuche zum Opfer gefallen sind, ebenso der Weinhändler Dähne. Vom alten Rohn bekam ich neulich einen längeren Brief, worin er mittheilte, daß er nicht zur Keuschen Auktion kommen könnte, weil er sein Geschäft in den Meßtagen „sauber pflegen müßte," außerdem „Vermehrung in nächsten Tagen!" Womit er auf die zu erwartende Bereicherung seiner Familie in nächster Zeit hindeuten wollte. Die besagte Auktion ist auch glücklich ohne ihn vom Stapel gelaufen: die Preise waren sehr hoch, was den Bestrebungen der Calvaryschen Antiquariatshandlung und der Pförtner Lehrer zu danken ist. Letztere nämlich zahlten mitunter höher als der Ladenpreis war, indem sie in den Büchern des ehemaligen Collegen Keil sich selbst ehrten. Besonders kaufte Corssen für die Pförtner Bibliothek theuer genug. Der Coetus kaufte mit Begeisterung die Revolutionslitteratur des alten Keil auf und bot durchweg auf die unnützlichsten

Bücher. Ich habe gegen 24 Thl. dabei ausgegeben, unter andern ist der Bernhardysche Suidas für 9 Thl. in meinen Besitz gekommen. Wichtiger ist mir diese Auktion dadurch geworden, daß ich einen Dr. Simon, den Socius der Calvaryschen Handlung kennen lernte und mit ihm wahrscheinlich ein großes Geschäft machen werde. Ich suche mir für mehere Hundert Thaler nach den umfassenden Catalogen Calvarys aus, und bezahle diese Summe in jährlichen Raten von 60 Thl. Auf diese Art komme ich in den Besitz einer hübschen Bibliothek. Du kannst es würdigen, wenn meine täglichen Gedanken sich längere Zeit auf den Erwerb einer Bibliothek gerichtet haben. Ohne eine solche ist nun einmal all unser philologisches Arbeiten Stückwerk.

Mein Theognismanuscript habe ich noch einer letzten Revision unterworfen; seit zwei Wochen wird es in der Druckerei sein. Dindorf hat es auch durchgelesen. Der Titel ist: „Zur Geschichte der Theognideischen Spruchsammlung.“ Von Ritschl habe ich in diesen Ferien auch einen sehr freundlichen Brief bekommen. Meine lexikalischen Arbeiten habe ich mit sehr mangelhaftem Apparat begonnen; die Pförtner Bibliothek und Corssen haben mich unterstützt. Wenn ich nach Leipzig komme und Dindorf meinen Probebogen annimmt, so wird die Arbeit aus vollem Zeug begonnen. Doch lasse ich mich möglichst wenig in anderen Studien stören. Ich will mir vor allem noch die Hauptresultate der Sprachforschung aneignen, um mein Lexicon wirklich vom Standpunkte der modernen Philologie aus schreiben zu können. Es ist so, wie ich Dir neulich schrieb: Ritschl findet immer einen hübschen Weg, mich zum Arbeiten zu veranlassen.

Du kennst den Dr. Richter; er gefällt mir sehr gut, und ich besuche ihn gern. Der arme Mann hat litterarische Gegner, und darunter den höchst groben Lucian Müller. In Kürze erscheint eine Ausgabe der Tragödien Senekas von ihm, in denen er das bekannte eurhythmische Princip entdeckt zu haben glaubt. Die Urtheile Richters über Pförtner Zustände sind sehr richtig; lange haben wir uns neulich über das Pförtner Lügensystem unterhalten, das ihm die Pforte sehr verleidet und seinem aufrichtigen Wesen sehr zuwider sein muß.

Wir können uns aber glücklich schätzen, daß wir noch in den Strahlen der untergehenden Sonne in Pforte gelebt haben. Die große Zeit dieser Anstalt ist völlig vorüber, die bestimmte Richtung einiger Regierungsbeamten, die Pforte zu dem Niveau andrer Gymnasien hinunterzudrücken, siegt vollkommen. Auch Peter wird es nicht mehr lange aushalten, nachdem jetzt nun auch der beste Lehrer der Anstalt, Corssen, seinen Abschied verlangt und erhalten hat. Vielleicht ist Dir dies eine Neuigkeit, jedenfalls eine schmerzliche. Denn das schöne Bild der Pforte lebt nur noch in unsrer Erinnrung. Was ist Pforte ohne Steinhart und Corssen. Letzterer geht nach Berlin, um dort seine großen Studien im Kreise von gelehrten Freunden fortsetzen zu können. Ich bitte Dich Jedem, der Corssen kennt, zu sagen, daß er nicht fortgeschickt worden ist, sondern daß man ihn sehr ungern fortgelassen hat, wenigstens von Seiten des Pförtner Collegiums. Schließlich hat man ihm noch die Herausgabe der Pförtner Alterthümer übertragen und ihm dazu 1500 Thl. bewilligt. Auch hat er die Absicht, einige Zeit nach Italien zu gehen. Ich freue mich, daß er sehr freudig in die Zukunft blickt. Wenn Du in Berlin sein solltest, so besuche ihn sicherlich. Seine Mutter wohnt Commandant.str. 40.

Ueber Politik habe ich heute keine Lust zu sprechen, doch sage ich Dir meinen Dank für Deine Ergießungen im letzten Briefe, in denen Du genau meine Ansicht theilst. Übrigens sieht man Zeichen und Wunder allenthalben.

Musik habe ich wenig getrieben, da ich in Kösen kein Klavier zur Verfügung habe. Dagegen hat mich der Klavierauszug der Walküre von Rich. Wagner begleitet, über die meine Empfindungen sehr gemischt sind, so daß ich kein Urtheil auszusprechen wage. Die großen Schönheiten und virtutes werden durch eben so große Häßlichkeiten und Mängel aufgewogen. +a+ (—a) giebt aber nach Riese und Buchbinder 0.

Jetzt arbeitet derselbe Componist den Zeitungen nach an einer Hohenstaufenoper und läßt sich ab und zu vom König, „dem holden Schirmherr seines Lebens“, wie es in der Widmung heißt, besuchen. Es schadete übrigens nichts, wenn der „König mit dem Wagner gienge,“ (gehen in des Wortes verwegenster Bedeutung), natürlich aber mit anständiger Leibrente.

Von Deussen höre ich nichts. Er schreibt nicht, deshalb hoffe ich, daß er noch nicht definitiv über nächstes Semester entschieden hat, folglich noch correktionsfähig ist. Der Kampf wider die Vorurtheile seiner Mutter mag nicht leicht sein. Ich werde mich sehr freuen, wenn er nach Leipzig kommt und ich ihm nach irgend einer Seite hin gefällig sein kann. Nächstes Semester höre ich griech. Grammatik bei Curtius, lateinische bei Ritschl, dann Paläographie bei Tischendorfs Gnaden (codd. lesen versteht er gründlich, und das ist abscheulich schwer). Im Theater ist der junge Wachtel als Tenor engagirt, also der Sohn des von uns bewunderten. Die Euterpedirektion ladet zum Abonnement ein und verspricht lauter bekannte Sachen.

Die Universität hat den Anfang der Collegien drei Wochen lang hinausgeschoben. Was die Herren faul sind: Wie freudig sie sich hinter das Banner der Cholera stecken! Mich wird es nicht hindern, am 17 Oktober wieder in Leipzig einzuziehen. Am 13 verlasse ich Kösen und siedle nach Naumburg über.

Damit ist heute meine karge Fülle an unbedeutenden Nachrichten bis zur Neige ausgeschöpft, und es bleibt mir nichts übrig als die Grüße zu referieren, die mir aufgetragen sind, die Grüße meiner Mutter, sowie der Pförtner Lehrer, Volckmann, Corssen, Peter, Koberstein usw.

Über Deine glückliche Beförderung bin ich sehr erstaunt. Ich würde mich nicht wundern, wenn Du auch noch einen Orden erhalten hättest; denn ich kann mir denken, wie gern man Dich als Kriegsmann im Heere zurückhalten möchte.

Zu Schluß ein solonisches Distichon, was sich zum Motto für Bismark eignet:

ἔστην ἀμφιβαλὼν σάκος ἀμφοτέροισι,
νικᾶν δ’οὐκ εἴασ’οὐδετέρους ἀδίκως.

„Hab einen mächtigen Schild vor beide Parteien gestellt: Steh ich und lass’ in Gewalt keiner von beiden den Sieg.“

Dein Freund
FW. Nietzsche

[«]

524. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig,> 31 OCTOBER 1866.

Liebe Mama und Lisbeth,

endlich kommt mein Brief und zwar ziemlich inhaltsarm; wenigstens giebt er Euch Gewißheit über mein Leben, wenn ich gleich hoffe, daß Ihr Euch darüber keine Zweifel gemacht habt. Sonst enthält er nichts als was meine Arbeiten betrifft, dergleichen Dinge Ihr zwar nebenbei mit in den Kauf nehmt, aber ungern genug.

Unser Kösener Leben, sowie überhaupt dieses letzte in Eurer Nähe zugebrachte Vierteljahr, ist mir in seiner naiven Harmlosigkeit eine angenehme Erinnerung, vornehmlich deshalb, weil ich gemächlich arbeiten konnte und nicht zu oft mit den unvermeidlichen Vergnügungen der Städter belästigt wurde; als welche in zu engem oder gar gepumpten Fracke einherzugehen pflegen. Hier in Leipzig bin ich wieder in meine alte Ordnung eingetreten oder vielmehr in eine ordentlichere Ordnung als z.B. in diesem Sommersemester, das durch seine kriegerischen Aufregungen auch den Frieden der Studierstube recht unliebsam unterbrach und verwirrte. Besonders bin ich befriedigt darüber, eher hier eingetroffen zu sein als die ganze Schaar der „Musensöhne“ und die alltäglichen Collegien sich wieder bei einander eingefunden haben. Einige meiner näheren Bekannte, wie Windisch, Roscher, Romundt sind auch schon hier, und so vermisse ich auch den Umgang mit Freunden nicht.

Dindorf habe ich einen, Ritschl zwei Besuche gemacht und bin von beiden mit sehr viel Freundlichkeit aufgenommen worden. Ich hoffe, daß die Aeschylusangelegenheit einen guten Gang nimmt und zwar so, daß ich mir nichts Übermäßiges aufbürde und nicht zu viel Verantwortung trage, dabei aber anständig honorirt werde. Wenn Du Dich erinnerst, liebe M., was ich nach Dr. Simons Vorstellung und nach der allgemeinen Sitte von einem Verleger bei dem ersten Werk fordern kann — nämlich gar nichts —, so wird Dir die Summe von c. 500 Thl. ziemlich beträchtlich vorkommen; diese will mir Dindorf bei Teubner durch seinen Einfluß auswirken. Also ungefähr ist der Bogen mit 10 Thl. bezahlt. Dabei ist die Arbeit eine viel leichtere als ich mir vorgestellt hatte und, wie gesagt, auch die Verantwortung ist eine geringere. Einige andre kleinere Arbeiten, wo ich aber mehr mit dem Kopfe leisten muß, als in der Aeschylusarbeit mit der Hand, zeigen sich auch wieder — Dank Ritschl — in der Ferne. Durch die Empfehlung des genannten Mannes habe ich auch jetzt Zutritt zu der Rathsbibliothek Leipzigs und zu ihren zahlreichen Handschriftlichen Schätzen. Dort bin ich oft in den Nachmittagsstunden und vergleiche eben einen Codex des 11ten Jahrhunderts.

Auch die Universitätsbibliothek muß mir täglich Bücher ausspeien, und doch fehlt mir immer so viel. Dindorf verlangt, daß ich eine leidliche Bibliothek besitze dh. er hält es ebenso für nothwendig wie ich selbst. Von Simon habe ich nun Nachricht aus Berlin, werde aber doch nicht auf seine Propositionen eingehen. Nämlich: außer den besagten 60 Thl. jährlich sind immer noch die Zinsen der übrigbleibenden Summe nachzuzahlen, so daß ich zwar 500 Thl. Bücher sogleich bekomme, diese aber in 12 Jahren mit 720 Thl. c. bezahle: was mir doch zu unpraktisch vorkommt, wie ihm übrigens selbst. Dagegen wirst Du, sowie der Vormund nichts dagegen haben, wenn ich mir in Hinblick auf die zu erwerbenden 500 Thl. etwa für 60 Thl. die nötigsten Bücher zulege. Worüber ich nächstens an ihn schreiben werde.

Aus Pforte habe ich noch keine Nachricht: Du wirst mir einen Gefallen thun und einmal an Schenk schreiben: „er möge zu dem Hausverwalter gehen, ihm sagen, daß mir kein Schreiben aus Pforte zugekommen wäre, daß ich zu wissen wünschte, was ich ihm zu schicken hätte, wenn ich das betreffende Stipendium bekommen sollte.“

Zuletzt bitte ich Euch, in Betreff meiner Angelegenheiten gegen jedermann stumm zu sein; auch gegen solche, die zum Theil etwas davon wissen. Ich studiere in Leipzig, und es geht mir leidlich: dies beides ist kein

Geheimniß, und Ihr dürft es sagen. Ebenso daß der grünweiße Patriotismus in Sachsen blüht, daß grünweiße und schwarzrothgoldne Fahnen an den Häusern flattern und neulich die ersten sächsischen Truppenzüge von vielen Tausenden auf dem Bahnhofe empfangen wurden. „Jetzt haben wir zwei Könige“ sagt der gemeine, aber aufgeklärte Mann, während andre gemeine ungeklärte Männer schon wieder wedeln und kriechen und Hymnen auf ihren Johann den Seifensieder singen.

Wegen letzterer Äußerung könnte ich übrigens der Majestätsbeleidigung beschuldigt werden. Es lebe der Rautenkranz mit den preußischen Raupen darin!

Euer Friedrich Nietzsche, als Sohn
und Bruder.

[«]

525. An Georg Curtius in Leipzig (Entwurf)

<Leipzig, November/Dezember 1866>

Hoch<verehrter Herr Professor,>

Was ich Ihnen neulich über Prof. Corssen mittheilte, muß ich dahin berichtigen, daß er bis Weihnachten ungefähr noch in Pforte bleiben wird. Er hat seinen früheren Entschluß wie ich höre inzwischen geändert; jedenfalls bitte ich Sie mir nicht die Unrichtigkeit meiner neulichen Angabe zur Last zu legen.

Ich benutze diese Gelegenheit, um Ihnen auf diesem Wege ein paar Vermuthungen mitzutheilen, die das schöne, jedenfalls auch in Ihrem Colleg ausführlich behandelte Danaelied des Simonides betreffen.

Der Anfang wird im cod. G<uelf.> so überliefert:

ὅτε λάρν<ακι ἐν δαιδαλαίᾳ
ἄνεμός τε μὴν πνέων κινηθεῖσα δὲ λίμνα
δείματι ἔριπε>

Es ist wirklich einmal übersetzt worden cum mare prae terrore concideret: was man nicht glauben sollte. δείματι ἤριπε kann natürlich nur von der Danae gesagt werden. Dann aber fehlt das von ὅτε abhängige Verbum;

Wie wenn der Dichter geschrieben hätte:

ὅτε λαρν<ακι δαιδαλέᾳ
ἄνεμός τ᾽ἐμάνη πνέων
κινηθεῖσά τε λίμνα,
δείματι ἤριπεν>

Vom „Rasen“ des Meeres zu sprechen ist gewiß nicht auffällig: von Beispielen ist mir nur zur Hand insanientem — Bosporum des Horaz od III. 4, 30 und ὥσπερ θάλασσα-μαίνεται Sim. Amorg. 7,37 ss. Bergk. Doch werden sich leicht mehrere finden lassen: ich übersetze also: als in dem kunstvollen Kasten der brausende Sturm raste und die bewegte See, da sank sie vor Furcht nieder usw.

κνώσσεις ἐν ἀτερπεῖ δούρατι χαλκεογόμφῳ δὲ νυκτιλαμπεῖ κυανέῳ τε δνόφῳ κτλ. Es scheint als ob sich Bergk bei der Conjektur des alten Ilgen beruhigen wollte νυκτὶ ἀλαμπεῖ. Aber wer mag wohl dem Simonides ein Tautologie wie diese zutrauen νυκτὶ ἀλαμπεῖ κυανέῳ τε δνόφῳ. Würden Sie Sich aber nicht über den schönen, allerdings kühnen Ausdruck freuen wenn Sie fänden

— κνώσσεις ἐν ἀτερπεῖ δούρατι·
χαλκεογόμφῳ δὲ νυκτὶ λάμπεις
κυανέῳ τε δνόφῳ ταθείς

schlummerst du im freudlosen Kasten: du leuchtest aber in erzgefügter Nacht (den Kasten muß man sich geschlossen denken: es kann bloß von der Dunkelheit im Kasten die Rede sein. Der kleine Perseus ist für sie gleichsam ein Stern in dem Dunkel, [ihres Leides)

ergeben

Über Theognis wird das nächste Heft des rhein. Mus. einen Aufsatz von mir bringen.

[«]

526. An Hermann Mushacke in Berlin

Leipzig im Novemb. 1866.

Lieber Freund,

Dein vortrefflicher letzter Brief, mit dem Du meinen Geburtstagstisch schmücktest, war der einzige, der meine Freunde vertrat und erinnerte mich recht lebhaft an die vielen Stunden der Anregung, der Erhebung und der innerlichen Freude, die ich ihnen so reichlich schulde: und wenn er mir gerade Dein Bild am deutlichsten vor die Seele rief, so liegt die Ursache dazu sehr nahe.

Zugleich empfieng ich durch Deine Güte die erbetenen Programme, aus denen ich immerhin einiges gebrauchen kann: im Allgemeinen muß man ja diese aeschyleischen Arbeiten solcher Art sehr vorsichtig aufnehmen, da sich unter hundert κριτικοὶ kaum zwei γνήσιοι und 98 νόθοι befinden.

Heute habe ich Dir etwas andres vorzulegen. Es wäre mir nämlich sehr interessant, über folgende Stellen des Properz sowohl Deine als Haupts Ansichten zu hören, und zwar wenn es Dir paßt, recht bald.

III 25, 17 (nach der Hauptischen Ausgabe citirt)

IV. 8, 26

V. 9, 68.

Worauf es ankommt, wirst Du wissen und ich füge deshalb kein Wort hinzu.

Ich bin also seit Mitte Oktobers in Leipzig und habe eine Reihe von ruhigen und arbeitsamen Tagen durchlebt. Seit dem 5 t. November haben auch die Collegien wieder ihren Anfang genommen, die mir recht ersprießlich zu sein scheinen. Sowohl Ritschls lat. Grammat. obwohl von mir schon gehört, als auch Curtius' griechische Grammat. und griech. Lyriker haben ihre anziehende Seite; wenn ich noch Tischendorfs Paläographie nenne, so weißt Du alles, was ich höre.

Außerdem bin ich regelmäßig Montags Mittwochs und Sonnabends in den Nachmittagsstunden auf der Stadtbibliothek, wo ich durch Ritschls Verwendung Zutritt zu dem reichen Handschriftenschatze habe. Hier bin ich bis jetzt mit der Collation einer Orosiushdsch und eines Terenz aus dem 10t. Jh. beschäftigt gewesen. So beschränkt auch die guten Sachsen in politischer Beziehung sind, und so abscheulich auch die Anfeindungen unsrer Gesinnungsgenossen — der Biedermänner, Freitage — sich ausnehmen, freundliche und gefällige Bibliothekare bringt Sachsen hervor; der alte Naumann ist ein Muster von Zuvorkommenheit, wie ebenfalls auf der Universitätsbibliothek sich unser Pückert auszeichnet, den Du ja auch noch kennst. Der „Diskusschwinger" ist zu meiner Freude dort nicht mehr sichtbar.

Immer mehr gewöhne ich mich an das gute Leipzig und ich fürchte, daß ich nicht so schnell wieder von hier weggehe. Mit welchem Rechte ich das sage, wird Dir am Schlusse des Briefes deutlich sein.

In diesem Winter soll alles Mögliche gethan werden. Insbesondere gedenken wir unserem Verein einen besonderen Schwung zu geben, so daß er, wie eine Kugel, noch über einige Semester hinaus fortläuft, die wir, die Gründer, vielleicht nicht mehr in ihm zubringen können. Ich denke viel über eine Erweiterung nach; unser Ziel soll sein „eine Vereinigung aller wirklich strebsamen Philologen in Leipzig". Zu diesem Zwecke haben wir auch 12 Stellen für außerordentliche Mitglieder festgesetzt, und ich habe für meinen Theil besonders eine Anzahl Pförtner dafür in Aussicht. Mein nächster Vortrag soll sich auf eine „Theorie der Interpolationen in den Tragikern“ beziehen; es ist, wie ich meine, nützlich, sich über die einzelnen Species der Interpolation klar zu machen, über die Tragweite einer Jeden, besonders über einige Voraussetzungen, über die interpolatorische Thätigkeit der Schauspieler, über das vielbesprochne Staatsexemplar der Tragiker usw.

Sodann habe ich mit Romundt und zwei Pförtner zusammen, die sich alle drei in dem bekannten philologischen Mauserzustande befinden, einen Abend verabredet, an dem wir gemeinsam die Choephor. des Aeschylus lesen und zwar möglichst κριτικῶς. Wir wissen ja aus eigner Erfahrung, wie lästig jener Zustand ist, wo die Endlosigkeit des Studiums und die augenblickliche Erfolglosigkeit des eignen Arbeitens einem zum Bewußtsein kommt: vielleicht kann man da durch gegenseitige Unterstützung sich etwas nützen.

Endlich bin ich auch Mitglied der Ritschlschen Societät und zwar zusammen mit beinahe den meisten ordentlichen Mitgliedern unsres Vereines, so daß diese Institute jetzt mit einander fast Hand in Hand gehen. Dort werden wir die Thesmophoriazusen lesen, auf die ich mich recht freue. Der alte Ritschl ist jetzt wieder bei Kräften, nach dem er längere Zeit am Halse gelitten hat und auch einmal von der Bibliotheksleiter gefallen ist. Er giebt gegenwärtig eine Sammlung seiner Opuscula heraus, von denen der griechische Theil in Kürze erscheinen wird. Man ordnet seine Papiere, wenn man am Ende seines Lebens steht.

Zum Schluß muß ich Dir noch eine besondere Liebenswürdigkeit von ihm erzählen. Du weißt, daß ich mich mit Laertius Diogenes beschäftigt habe und beschäftige, auch mit Ritschl hier und da einmal darüber gesprochen habe. Vor einigen Wochen fragte er mich ganz mysteriös, ob ich wohl, wenn von einer andren Seite eine Aufforderung käme, einmal über die Quellen des Diog. La. schreiben möchte: was ich natürlich mit Freuden bejahte. Vor einigen Tagen erschienen die Preisthematen der Universität, und das erste, auf das mein Auge fällt, lautet „De fontibus Diogenis Laertii.“

Das ist also meine zweite größere Arbeit, die allerdings mehr Umfang hat und mehr Mühe macht als meine Theognisquisquiliae, die aber ungemein fruchtbar gemacht werden kann und alle möglichen Gebiete berührt. In dieser vortrefflichen Weise sorgt Ritschl für mich. Es ist jetzt dadurch wahrscheinlich geworden, daß ich etwa im nächsten Winter, also 1867 hier in Leipzig mein Doktorexamen mache und also erst nachher nach Deinem Berlin kommen kann, um dort auch Deine deliciae, Haupt vornehmlich, genießen zu können.

Sehr dankbar muß ich auch Ritschl dafür sein, daß er mich mit W. Dindorf bekannt gemacht hat, der mich in der wohlwollendsten Weise, ja mit offenen Armen aufnimmt. Meine Aeschylusarbeit hat nach längerer Besprechung mit ihm und Ritschl und nach reiflicher Überlegung mit mir selbst diese Aussichten: die Arbeit erscheint auf Dindorfs consilium, also auch auf seine Verantwortung. Es gilt einen index zu machen, kein kritisches Wörterbuch, für das meine Kräfte schlechterdings nicht ausreichen. Teubner soll mir ungefähr 500— 600 Thl. dafür zahlen, wovon c. 200 in Büchern. Das würden die Bedingungen sein; nicht wahr, sie sind sehr günstig? Die Arbeit ist eine mechanische, aber ich erwarte mir trotzdem Kenntnisse, Bücher und Geld dafür, und vor allem Dindorfs Bekanntschaft und Teubners Verlag. Über alle diese Dinge bitte ich Dich um altum silentium.

So viel ich höre, ist jetzt unser Gersdorff in Berlin und bereitet sich auf sein Offizierexamen vor. Da ich gar nicht weiß, ob er meinen letzten Brief von Anfang Oktober erhalten hat, es auch durch seinen Bruder der wieder in Leipzig ist, nicht erfahren kann, so bist Du wohl so freundlich, ihm meine besten Grüße zu sagen. Er mag allerdings sehr beschäftigt sein.

Auch Du wirst wohl dieses Semester erstaunlich viel zu thun haben: ist es nicht Dein letztes? Für diese überaus peinliche Zeit der Vorbereitung zum Examen wünsche ich Dir Heiterkeit und Gesundheit, vor allem aber eine gewisse Verachtung derartiger Examina, von denen auch Schopenhauer möglichst schlecht denken würde. Wenn ich Dir nur die geringste Gefälligkeit erweisen könnte! Brauchst Du nicht ein Buch oder eine Collation oder irgend etwas? Vielleicht macht Dir ein langer, sehr interessanter Aufsatz von Lachmann geschrieben und nicht gedruckt ‚Euphrons Gedanken über das Institut der Philhellenen‘ einigen Spaß, und ich werde mir erlauben, ihn Dir mit den Programmen usw. in Bälde zuzuschicken.

Zum Schluß bitte ich Dich nur noch um recht schnelle Beantwortung der Fragen auf Seite 2., über deren Bedeutung ich Dir später schreibe. Mit den verbindlichsten Empfehlungen an Deine verehrten Eltern und Frau Großmutter verbleibe ich

Dein dankbarer Freund
F. W. N.

NB. Das bedeutendste philosophische Werk, was in den letzten Jahrzehnten erschienen ist, ist unzweifelhaft Lange, Geschichte des Materialismus, über das ich eine bogenlange Lobrede schreiben könnte. Kant, Schopenhauer und dies Buch von Lange — mehr brauche ich nicht.

[«]

527. An Hermann Mushacke in Berlin (nicht abgeschickt)

<Leipzig, Dezember 1866>

Lieber Freund,

Es ist doch die vortrefflichste Zeit des Jahres, in der wir jetzt stehen: je älter wir werden — und man wird bedauerlicher Weise sehr schnell alt — um so ferner stellen wir uns zwar zu der sogenannten „Bedeutung“ dieser Zeit, aber die Erinnerung an die glücklichen Empfindungen der Kindheit sichert dieser Zeit auch in späteren Jahren ein herzliches Willkommen. Man sieht so viele hoffende, freundliche, kindlich erregte Gesichter, überall sieht man den geheimen Wunsch, jemanden zu erfreuen und glücklich zu machen, man giebt Geld aus für unnütze Dinge, man schenkt, während man sonst nur bezahlt — und nun verläumde einer noch die Zeit, in der ein ideales, willenverneinendes (speziell Geldbeutel-reinigendes) Moment waltet und wirkt und zwar mitten in den egoistischen Strömen des 19t. Jhds, und zwar durch den Einfluß — der Religion, wie mein orthodoxer Onkel dazuzusetzen sich nicht versagen würde.

Doch meine Absicht ist keineswegs, diesen Päan noch länger fortzusetzen, dergleichen uns die Zeitungen täglich en masse darzubringen pflegen. Vielmehr wollte ich mich mit Dir etwas gemächlich unterhalten, und wenn da ein überflüssiges Wort von meiner Seite mit hinzufließt, so wirst Du es verzeihen, da Du an Ähnliches bei mir leider schon gewöhnt sein mußt. Außerdem weißt Du, daß „bejahrte Leute“ (nach meiner ersten Briefseite) auch das Recht haben, etwas geschwätzig zu sein.

In den letzten Wochen habe ich nichts so sehr in Leipzig vermißt als eben Dich selbst, und zwar aus folgendem Grunde. Nach den vielen Gefälligkeiten, die Du mir erwiesen hast, lechze ich darnach, Dir mit einer Entgegnung zu gefallen zu suchen, und das Schicksal resp. Ritschl hatte eine Gelegenheit dazu in mein Garn getrieben, für den Fall, daß Du in Leipzig seist.

Er hatte mir nämlich ein hübsches Thema für eine Doktordissertation gegeben, um einen Freund von mir für dasselbe ausfindig zu machen. Mein erster Gedanke warst Du natürlich: so höre denn, ob es Dir behagt.

Wir haben in der Ausgabe des Stobäus von Meinecke alles Gnomologische zusammen, mit einer Ausnahme. Die Spruchsammlungen des Maximus Confessor und Antonius Melissa sind zum letzten Male, soviel ich weiß, im 17t Jhd. herausgegeben und zwar untereinandergemischt. Nun hat Ritschl die editio princeps sich verschafft; es wird wohl auch möglich sein, einen codex selbst sich kommen zu lassen oder auch eine Collation zu verschaffen. Also Stoff zur Doktordissertation: 1. Die Geschichte des Textes, also codd. und edd. 2. was ganz interessant und sehr belehrend ist, die Quellen nachzuweisen, die die besagten Mönche für ihre Sammlungen benutzt haben, also die älteren Gnomologien, Stobaeus an der Spitze, für den sich vielleicht textlich etwas gewinnen läßt. Darauf würde dann eine Herausgabe der Sammlungen (natürlich nur der profanen Bestandtheile: sie enthalten auch viel Kirchliches) folgen, unabhängig von der Dissertation.

Gefiele Dir dies Thema, so wäre es am Ende auch möglich, daß Du in Berlin daran arbeitest: Ritschl kann ja nichts dagegen haben. Solltest Du also auf den Vorschlag eingehen — was ich nicht rathen, aber wohl freundschaftlich wünschen darf — so gieb mir eine kurze Notiz. Ich gehe dann direkt zu Ritschl, der sehr gern darauf eingehen muß; ich schreibe Dir wieder, Du bekommst, was Ritschl an Material hat und bist vielleicht im neuen Jahre einmal im Stande, Ritschl zu besuchen: was der alte Mann sehr gern hat. Vorbildlich für eine derartige Arbeit ist etwa Ritschls Aufsatz über das Gnomologium Vindobonense, Bonner indices vom Jahr 1839 und 40 (auch im demnächst erscheinenden fasciculus II seiner opuscula). Die besten Hdschr. für Maximus Confessor etc. sind Laurent. VII. 15 (sec. XI) und XI. 14 (sec. XII) cf. Rose Aristot. pseudepigr. p. 607. Nützlich: O. Bernhardt „zur Gnomologienlitteratur“. Sorau, aus den letzten Jahren.

Dies empfehle ich somit Deiner Überlegung: gefällt Dir der Vorschlag, so machst Du niemandem eine größere Freude als mir.

Wird es Dich nicht wundern, daß Deussen noch nicht — mein letzter Brief war aus Anfang September oder Ende August — es für gut hält, mir zu antworten? Ja daß ich selbst von Gersdorff seit Oktober keine Nachricht bekommen habe? Letztere<r> hat ebenso sicher dafür eine triftige Entschuldigung, wie ersterer keine hat. Ich würde längst an Deussen geschrieben haben, wenn ich nur wüßte, wo er lebte.

[«]

528. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig>: am 18 Dez.des Jahres 1866.

Liebe Mama und Lisbeth,

ich bin sehr erfreut darüber, bis diesen Moment noch keinen Brief von Euch bekommen zu haben; was mir für das Befinden der Tante Rosalie neue Hoffnungen giebt. Wenn Ihr irgend eine Erquickung ausfindig machen könnt, so überreicht sie ihr in meinem Namen und auf meine Rechnung.

Heute sollt Ihr Nachricht über mein Kommen empfangen: es wird nicht eher möglich sein, als nächsten Sonntag um 11 Uhr, also um die Zeit, in der ich Sonntag vor 8 Tagen bei Euch eintraf. Sehr große Bedenken habe ich wegen des Büchertransportes, zu dem es mir einstweilen an einer passenden Kiste fehlt. Auch wird es hübsch theuer werden.

Da Ihr mir meiner eignen Weihnachtsgeschenke halber ziemlich freie Hand gelassen habt, so habe ich mir für eine bescheidne Summe (etwa 4—5 Thl), die ich, wenn es nöthig ist, auch selbst decken kann, einige nützliche Bücher gekauft und werde sie, falls mich der Buchbinder nicht im Stich läßt, selber mitbringen, damit Ihr sie mir bescheeren könnt. Paulys Realencyklopädie, nach der ich verlangte und verlange, ist unter 27 Thaler nicht zu beschaffen, so daß ich mich hier einstweilen resigniert habe.

Sonst wünsche ich uns allen erquickende und ungetrübte Weihnachtstage, mir persönlich aber Zeit und Lust und Erfolg in meinen Arbeiten.

Euer Fr.

[«]

529. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Naumburg, am 28. Dec. 1866.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

die Naumburger Briefträger haben mich noch nicht im Stich gelassen und auch heute morgen Ihre verehrten Zeilen pünktlich meinen Händen überliefert. Ueberhaupt scheinen sie nicht an genauere Adressen gewöhnt zu sein. So kommt es, daß ich selbst unsre Hausnummer nicht kannte und sie eben jetzt erst in Erfahrung gebracht habe: Weingarten 355.

Ich bedaure vornehmlich, daß meine Nachlässigkeit zum Theil der Anlaß Ihres Briefes ist. Wenn auch die drei Bücher mit in meine Ferien gewandert sind, ohne hier gerade Ferien zu feiern, so haben sie doch mit meiner Schuld den viel wichtigeren Dienst verabsäumt, den sie Ihnen zu leisten haben. Wie ich hoffe, werden sie morgen wieder in Ihren Händen sein.

Schließlich verspreche ich schleunige Besorgung der Revision und unterzeichne mich als dankbarer Schüler, der die wärmsten Wünsche für Ihr Wohl zugleich mit so vielen Andern im Herzen hegt,

Friedrich Nietzsche.

[«]

530. An Friedrich Ritschl in Leipzig (Entwurf)

<Naumburg, vermutlich 29. Dezember 1866>

Meine Lieben,

Mit den durchgesehenen Druckbogen kommen auch zwei Bitten zu Ihnen, die Ihnen vorzutragen ich mir nicht versagen darf. Am Ende der Seite 190 meiner Arbeit fehlen zwei Zahlen; da ich diese aus dem Gedächtniß unmöglich ergänzen kann, so ersuche ich Sie die Lücke auszufüllen, obwohl ich mich schäme Ihnen diese Zumuthung zu machen.

Zweitens geschähe mir ein besonderer Gefalle, wenn ich einige Abzüge meines Aufsatzes bekommen könnte. Doch weiß ich nicht, was hierin Sitte ist und was ich billigerweise wünschen darf.

Die zwei Programmbände sowie Wachsmuth de Timone Phliasio werden, wie ich voraussetze, heute bei Ihnen angelangt sein. Mit dem besten Dank für deren Benutzung empfiehlt sich Ihnen auf das Angelegentlichste — — —

[«]

531. An Unbekannt (fragmentarischer Entwurf)

1866—1867?

Lieber Freund,

an einem jener trüben, düstern, schneeigen Nachmittage, die den Engländer in die begeisterte Selbstmordmanie versetzen und uns je nach der Laune ebenso verstimmen als [+ + +]

[+ + +] gemütlich anheimeln können [+ + +]

[«]

532. An Unbekannt (fragmentarischer Entwurf)

1866—1867?

Geehrter Herr Dr.

Indem ich auf eine Unterredung bezug nehme — — —
— — —

Palimpsest

[«]

533. An Unbekannt (fragmentarischer Entwurf)

1866—1867?

Lieber Freund,

hoffentlich irrt sich mein Gedächtniß über Deinen Geburtstag nicht — — —

[«]

534. An Unbekannt (fragmentarischer Entwurf)

1866—1867?

Hochverehrter Herr Professor,

daß Sie sich unserer noch freundlich erinnern, bezeugte mir noch jüngst — — —

[«]

[Briefe 1867]

[BRIEFE 1867]

[«]

[01] [02] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1867]

535. An Hermann Mushacke in Berlin
536. An Carl von Gersdorff in Spandau
537. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Februar 1867]

538. An Carl von Gersdorff in Spandau

[«]

[April 1867]

539. An Paul Deussen in Bonn
540. An Carl von Gersdorff in Spandau
541. An Hermann Mushacke in Berlin

[«]

[Mai 1867]

542. An Otto Kohl in Leipzig
543. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Juni 1867]

544. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Juli 1867]

545. An Hermann Mushacke in Berlin

[«]

[August 1867]

546. An Paul Deussen in Oberdreis
547. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[September 1867]

548. An Friedrich Ritschl in Leipzig

[«]

[Oktober 1867]

549. An Hermann Mushacke in Berlin
550. An Friedrich Ritschl in Leipzig
551. An Paul Deussen in Berlin (Fragment)

[«]

[November 1867]

552. An Erwin Rohde in Hamburg
553. An Rudolf Schenkel in Leipzig
554. An Carl von Gersdorff in Berlin
555. An den Senat der Universität Leipzig (Entwurf)

[«]

[Dezember 1867]

556. An Friedrich Ritschl in Leipzig
557. An Friedrich Ritschl in Leipzig
558. An Diederich Volkmann in Pforta? (Visitenkarte)

[«]

535. An Hermann Mushacke in Berlin

Naumburg am 4t. Januar 1867.

Lieber Freund,

recht wohl weiß ich, daß in einem meiner Kästchen in Leipzig ein fertiger Brief an Dich liegt: doch fühle ich heute ein solches Bedürfniß, mich mit einem meiner Freunde zu unterhalten und mich im Briefschreiben aufzuheitern, daß ich lieber noch einen neuen Brief schreibe. Und dazu ist ja auch Anlaß reichster Fülle da. Zunächst sind es die üblichen Neujahrswünsche, die erledigt werden sollen. Aber wahrlich, es ist mehr als Gewohnheit, wenn ich Dir heute meine herzlichen Wünsche darbringe. Denn Du hast dieses Jahr einen wichtigen Schritt vor, bei dem das Herz eines Freundes nie gleichgültig bleiben kann. Ich bitte, daß Du auch Deinem verehrten Vater, Deiner lieben Frau Mutter und Großmutter meine Gratulationen aussprichst.

Zweitens schicke ich Dir endlich die Programme wieder und habe leider nichts anderes als ἀντίδοτον zu senden als den schon erwähnten schriftlichen Aufsatz von Lachmann, der für einen Lachmannomanen allerdings mehr Werth hat als für Dich; er ist nämlich, bei Seite gesagt, nicht viel werth, wenn Du den subjektiven und (allenfalls) den culturhistorischen Werth abrechnest. Wie er in meine Hände gekommen ist „auf mannigfach verschlungenen Wegen“, wie er aus Rußlands Innerem und aus dem Nachlasse eines Selbstmörders stammt, erzähle ich Dir ein anderes Mal.

Drittens hätte ich Dir etwas Angenehmes mitzutheilen, falls Du jetzt in Leipzig studirtest. Ritschl hat mir nämlich 2 Themata höchst gefälliger Weise zu Gebote gestellt, um ein paar Freunde für deren Bearbeitung ausfindig zu machen; leider nur unter der schon angegebnen Bedingung. Natürlich dachte ich zuerst an Dich, aber sah zugleich ein, daß es vergeblich sei. Also möglicherweise hätte ich Dir einen kleinen Dienst erweisen können, „doch das Schicksal will es nicht“. Jedes dieser Themata ist hinreichend für eine Doktordissertation, und veranlaßt darauf eine Herausgabe. Es nützt nichts, Dir die Themata zu nennen.

Viertens bin ich Dir noch Näheres schuldig über einen Stoff, für den Du Interesse hast, über eine systematische Behandlung der Interpolationen, mit denen die griechischen Tragiker versetzt sind. Es war ursprünglich meine Absicht, darüber meinen nächsten Vortrag im Verein zu halten. Doch habe ich mich in diesen Ferien anders besonnen und einen Aufsatz über die πίνακες der aristotelischen Schriften ausgearbeitet, der z. Th. einen Nachtrag zu meinem letzten Vortrag über die biographischen Quellen des Suidas bildet. Wenn es Dir aber recht ist, so schreibe ich hier flüchtig das Gerippe jener Interpol.theorie nieder, was Dir übrigens sehr alltäglich und ruppig vorkommen wird.

Einleitung. Drei Zeiten und drei Arten der Interpolation:

1. der Schauspieler
2. der Gelehrten
3. der Schreiber (also aus Irrthum)

1. Hauptstück. 3 Tendenzen der schauspielerischen interpolatio.

a) etwas Mißfälliges am Dichter,

1) aesthetisch
2 ethisch
mißfällig

soll weggeschafft werden. Oder das veränderte Bühnenwesen verlangt eine Änderung des Stückes.

b) es sollen zeitgemäße Anspielungen hineingebracht werden

c) der Schauspieler will seine Rolle verstärken und will Glanzparthien und Effektstellen sich schaffen.

2. Tendenz der gelehrten Interpolation

a) sie will etwas dunkles erklären

b) etwas Lückenhaftes ausfüllen

3. Tendenz der Abschreiberinterpolation.

Ist nicht, vielmehr zieht er aus Irrthum γλωσσήματα in den Text.

Methode, die verschiednen Interpolationen zu erkennen.

zu 1. a und b) Es müssen ἀναχρονισμοὶ nachgewiesen werden.

zu 1. c.) Alles Überflüssige muß (zB. bei Euripides) zusammengestellt werden nach verschiednen generibus. Der Schluß ist hier immer ziemlich unsicher.

zu 2.) und 3) ist Heimsoeth lehrreich, aber übertrieben.

Hülfsmittel zur Erkenntniß von Interpolationen

1) zB. die Scholien. Welchen Werth das athenische Staatsexemplar hat, das nach Alexandria gekommen ist, setzt sehr schön auseinander Korn, de publico Aeschyli Sophoclis Euripidis fabularum exemplari, Bonnae 1863, das ich Dich ja zu lesen bitte. Bei dessen Lektüre fallen einem viele Gesichtspunkte ein zB. sind die scenischen Bemerkungen der Scholien auf wirklicher Tradition beruhend oder verdanken wir sie nur der ratio einiger Grammatiker? (Wahrscheinlich beides: es werden sich unter den Beispielen einzelne genera unterscheiden lassen.)

2) Beobachtung moderner Schauspieler und der Regisseure.

Sei mir über diesen langweiligen Abriß, den jeder besser machen kann, nicht böse.

In diesen Ferien habe ich auch die Grundzüge meiner Laert. Diog.arbeit niedergeschrieben, die noch sehr der doctrina, stellenweise der ratio ermangeln. Doch ist es sehr nützlich, sich auf diese Art die Lücken klar zu machen, und deshalb bin ich damit zufrieden.

Auch habe ich das leidige Vergnügen gehabt, die letzte Revision der Druckbogen vorzunehmen. Es sind 40 Seiten, also herzlich wenig. Daß jemand recht gründlich und geringschätzig widerspräche, wäre mir nicht zu erwünscht, aber doch noch erträglich. Es giebt noch schlimmere Möglichkeiten, aber auch noch bessere.

Von meinen anderen Freunden höre ich nichts mehr. Gersdorff ist auf das eifrigste beschäftigt und wird oder hat sein Offizierexamen gemacht. Sicherlich hat er genügende Gründe, warum er nicht schreibt.

Deussen hüllt sich seit meinem letzten Briefe im September oder August in tiefes Schweigen, ja in Nacht und Finsterniß, so daß mir sein Aufenthaltsort, sein Studium, selbst seine Existenz fraglich geworden ist. Doch will ich in diesen Tagen einmal an seine Eltern schreiben.

Schließlich habe ich keinen Grund, Dir zu verhehlen, daß ich heute sehr traurig gestimmt bin. Gestern um diese Zeit nämlich stand ich am Sterbebette meiner Tante Rosalie, die, um es kurz zu sagen, nächst meiner Mutter und Schwester die bei weitem intimste und nächste Verwandte von mir war, und mit der ein großes Stück meiner Vergangenheit, besonders meiner Kindheit von mir gegangen ist, ja, in der unsre ganze Familiengeschichte, unsre Verwandtschaftlichen Beziehungen so lebendig und gegenwärtig waren, so daß nach dieser Seite hin der Verlust unersetzlich ist.

Dazu ein überaus schmerzliches Krankenlager, einige Stunden vor ihrem Tode noch ein Blutsturz. Es war in der Dämmerung, draußen wirbelten die Flocken, sie saß im Bette ganz aufgerichtet, und allmählich kam der Tod mit all den traurigen Anzeichen: was einmal mit vollem Bewußtsein mit angesehn zu haben, eine eigenthümliche Erfahrung ist, die sich nicht so schnell aus dem Kopf verliert.

Wenn darum mein heutiger Brief etwas morose und traurig ist, so verzeih es den Umständen, unter denen er geschrieben ward.

Dein Freund
Friedrich Nietzsche.

536. An Carl von Gersdorff in Spandau

Leipzig Mittwoch. <16. Januar 1867>

Mein lieber Freund,

es war ebenfalls in den ersten Tagen des Januars, wo auch ich in Naumburg an einem Sterbebette stand, an dem einer nahen Verwandten, die nächst Mutter und Schwester die nächsten Anrechte auf meine Liebe und Verehrung hatte, die treulich an meinem Lebenswege Antheil genommen hatte, und mit der ein ganzes Stück meiner Vergangenheit und vornehmlich meiner Kindheit von uns gewichen ist. Und doch, als ich Deinen Brief empfieng, mein lieber, armer, schwergetroffner Freund, ergriff mich ein viel heftigerer Schmerz: war doch auch der Unterschied der beiden Sterbefälle so groß. Dort war ein Leben vollbracht, mit guten Handlungen ausgenützt, mit schwachem Körper bis zum Alter getragen: wir hatten alle die Empfindung, daß die Kräfte des Körpers und Geistes verzehrt waren und daß der Tod nur für unsre Liebe zu früh komme. Aber was schied mit Deinem auch von mir stets bewunderten und verehrten Bruder.

Es schied von uns eine jener seltnen, edlen Römernaturen, auf die Rom in seiner besten Zeit stolz gewesen wäre, auf die Du als Bruder noch viel mehr Anrecht hast stolz zu sein. Denn wie selten bringt unsre erbärmliche Zeit solche Heldengestalten hervor. Aber Du weißt es ja, wie die Alten darüber denken: „der Götter Lieblinge sterben früh.“

Was hätte eine solche Kraft noch thun können. Wie hätte sie als Vorbild eines selbsteignen, rühmlichen Strebens, als Beispiel eines entschiedenen, in sich klaren, um Welt und Weltmeinung unbekümmerten Charakters Tausenden in des Lebens Wirren Stärkung und Trost sein können. Wohl weiß ich, daß dieser vir bonus im schönsten Sinne Dir noch mehr war, daß er Dein anzustrebendes Ideal, wie Du mir oft früher sagtest, Dein sicherer Leitstern für die wechselvollen und durchaus nicht bequemen Bahnen des Lebens war. Vielleicht war dieser Tod der größte Schmerz, der Dich überhaupt treffen konnte.

Nun, lieber Freund, Du hast jetzt — das merke ich an dem Tone Deines Briefes — jetzt selbst an Dir erfahren, warum unser Schopenhauer das Leiden und die Trübsale als ein herrliches Geschick, als den δεύτερος πλοῦς zur Verneinung des Willens preist. Du hast auch die läuternde, innerlich beruhigende und festigende Kraft des Schmerzes erfahren und empfunden. Es ist eine Zeit, in der Du selbst erproben kannst, was wahr ist an der Lehre Schopenhauers. Wenn das vierte Buch seines Hauptwerkes jetzt auf Dich einen häßlichen, trüben, lästigen Eindruck macht, wenn es nicht die Kraft hat, Dich zu erheben und Dich aus dem äußeren heftigen Schmerze hindurchzuführen zu jener wehmüthigen, aber glücklichen Stimmung, die uns auch beim Anhören edler Musik ergreift, zu jener Stimmung, in der man die irdischen Hüllen von sich abfallen sieht: dann mag auch ich nichts mehr mit dieser Philosophie zu thun haben. Der Schmerzerfüllte kann und darf allein über solche Dinge ein entscheidendes Wort sagen: wir anderen mitten im Strome der Dinge und des Lebens stehend, jene Verneinung des Willens nur ersehnend als ein glückseliges Eiland, wir können es nicht beurtheilen, ob der Trost solcher Philosophie auch für die Zeiten tiefer Trauer ausreicht.

Es wird mir schwer, auf etwas Anderes überzugehen: denn ich weiß nicht, ob Dich nicht Erzählungen über mein Geschick und Ergehen in dieser Stimmung verdrießen. Doch wird Dir lieb sein zu hören, daß Einsiedel und ich in Folge gemeinsamen Schmerzes jetzt öfter zusammengekommen sind und auf Mittel und Wege sinnen, wie wir Dir eine kleine Freude und Erholung verschaffen können. Überhaupt hast Du an Einsiedel einen sehr theilnehmenden und mitfühlenden Freund; so eben habe ich ihm Deinen schönen, ausführlichen und mit herzlichster Liebe geschriebenen Brief vorgelesen. Wir wünschen Beide nichts sehnlicher als Dich einmal sehen und sprechen zu können.

Mir geht es wohl. Die Arbeit ist groß, aber fruchtbringend, darum erfreuend. Ich schätze ein stetiges und concent<r>irtes Arbeiten von Tag zu Tage mehr. Augenblicklich versuche ich meine Kräfte an einer Preisaufgabe der hiesigen Universität „de fontibus Diogenis Laertii“; ich habe dabei die wohlthuende Empfindung, nicht erst durch Anlockung von Ehre und Geld auf dies Thema gekommen zu sein, sondern es mir selbst gestellt zu haben. Das wußte Ritschl und war so gefällig, nachher dies Thema als Preisaufgabe vorzuschlagen. Ich habe einige Mitstreiter, wenn ich recht berichtet bin: doch habe ich in diesem Falle nicht geringes Selbstvertrauen, da ich bis jetzt lauter sehr schöne Resultate gefunden habe. Schließlich kommt es allein auf Förderung der Wissenschaft an: sollte ein Anderer noch mehr gefunden haben, so soll mich dies nicht sehr kränken.

Von Deussen habe ich im neuen Jahre Nachricht: er ist wieder Philolog, bravo: und empfindet, wie er selbst schreibt, wieder festen Boden unter sich. Er studirt in Bonn und scheint allmählich in das Fahrwasser zu kommen. Er schickte mir seine Übersetzung eines französ. Buches „Theodor Parkers Biographie“ mit, mit der er sich Geld verdient hat.

Zum Schluß, lieber Freund, bitte ich Dich um eins: belästige Dich nicht mit Briefschreiben. In kurzer Zeit bekommst Du von mir wieder Nachricht in einem recht ausführlichen Briefe, den heute zu schreiben mir nicht möglich ist. Dasselbe läßt Dir auch Einsiedel sagen.

Ich schließe mit einem warmen Lebewohl und einem Spruch des Aristoteles:
τί γάρ ἐστιν ἄνθρωπος; ἀσθενείας ὑπόδειγμα,
καιροῦ λάφυρον, τύχης παίγνιον, μεταπτώσεως
εἰκών, φθόνου καὶ συμφορᾶς πλάστιγξ.

Dein treuer, gleich-
falls tief getroffner
Freund
Friedrich Nietzsche.

[«]

537. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, 31. Januar 1867>
3 Nov. (wenn ich nämlich
meinem Stubenkalender
folgen wollte)

Liebe Mama und Lisbeth,

nächsten Sonntag also werde ich unsrer Verabredung gemäß in Naumburg eintreffen und zwar ohne den Vetter, der durch einen Juristenball verhindert ist, sich aber allseitig bestens empfehlen läßt. Ich selbst schwankte noch in den letzten Tagen, ob ich kommen könnte, da mich ein sehr heftiger Magen und Halskatharr an die Stube, ja sogar an das Bett fesselte. Das ist nun wieder besser und wird, da die Luft mild ist, wohl ganz vorübergehn.

Eine traurige Nachricht kann ich Euch nicht ersparen, nämlich daß Gersdorffs ältester Bruder in den ersten Tagen des Januar seinen Wunden, besonders den Folgen einer schweren Operation erlegen ist. Unser Gersdorff hat mir schon zwei sehr ausführliche Briefe seitdem geschrieben.

Schließlich sage ich meinen besten Dank für die Briefe und die Zusendungen: auch über Deussen bin ich recht erfreut. Er ist doch wenigstens Philolog. Also ein fröhliches Wiedersehn zur Geburstagsfeier!

Euer Fr.

[«]

538. An Carl von Gersdorff in Spandau

<Leipzig, 20. Februar 1867>

Lieber Freund,

wenn Du nicht in der Stimmung bist, eine Anzahl von seltsamen Dingen anhören zu können, so lege den Brief bei Seite und verspare ihn Dir für eine andere Stunde.

Heute war nämlich die große Leipziger Wahlschlacht, die Entscheidung eines mit allen Mitteln geführten Parteienkampfes, heute ist das Schlußwort in der Sache Stephani gegen v. Wächter gesprochen worden. Wie es ausfiel, will ich noch nicht verrathen.

Du kennst das Ergebniß der ersten Wahl: unser Vertreter, der vortreffliche, makellose vir strenuus Stephani (neuerdings St. Stephan in den Inseraten des Tageblattes genannt) siegte mit 1000 Stimmen über den Hort des sächsischen Particularismus Herrn v. Wächter: jedoch war dieser Sieg nicht ausreichend, es fehlte an c. 200 Stimmen an einer absoluten Majorität. Also mußte eine engere Wahl vorgenommen werden, bei der die Kämpen einer dritten und einer vierten Partei Würkert und Wuttke gar nicht mehr in Betracht kamen. Diese beiden sind also recht jämmerlich durchgefallen, am meisten Wuttke, genannt „das Reichswiesel“, der von einer sogenannten Volkspartei, im Grunde von den tollsten Preußenfressern auf den Schild gehoben war und mit c. 300 Stimmzetteln von demselben wieder herunterfiel. Das Organ dieser schwarzgelben Färbung ist die „Sächsische Zeitung“, ehedem „Abendpost“.

Würkert, groß, wie das Tageblatt sagt, als Bierwirth, Mensch, Gefangener, Dichter, Redner, wurde von den Lasalleanern in der 12ten Stunde aufgestellt und mit einer solchen Fluth von Reklame aufgeschwemmt, daß er selbst an seiner Wahl nicht zweifelte. Ihm zu Ehren wurde eines Sonntags um 11 Uhr eine Volksversammlung unter freiem Himmel veranstaltet, die nach mäßiger Berechnung von 12000—15000 Menschen besucht wurde. Er hielt mit vortrefflichem weit tönenden Organ, mit antiker Schwenkung seines Kutschermantels eine Wahlrede, mit kräftigen Worten über höchst unkräftige und unreale Dinge zB. über einen europäischen Arbeiterstaat, ließ sodann über seine Wahl abstimmen und erklärte, daß er gegen 4 Stimmen von der ganzen Versammlung gewählt sei. Dies war eine optische Täuschung: denn am Tage der Wahl hatte er c. 900 Stimmen für sich.

Jetzt kam alles auf die durchgefallnen Parteien und ihre neue Stellung an. Die Agitation wurde wirklich großartig, wo man gieng oder stand, drückte einem ein Dienstmann ein Programm, ein Pamphlet, eine Ermahnung in die Hand, selbst in das Haus wurden die Zettel getragen: das Tageblatt und die Nachrichten strotzten von Annoncen.

Ich glaube nicht, daß ein Gesichtspunkt noch übrig ist, aus dem Agitationsblei noch zu schmelzen wäre. An Übertreibungen fehlte es nicht z.B. wurde Wächter ein alter Mann genannt, dessen Gehirn nach Bock einen Stoffwechsel durchgemacht habe und der deshalb nicht mehr politisch fähig sei. Oder man benutzte eine Rede Stephanis, worin er versprach, als Vicebürgermeister seinen Verpflichtungen nachzukommen, aber eine Wahl, wenn sie auf ihn ohne sein Zuthun fallen würde, annehmen zu wollen, und ließ den 2ten Satz weg, so daß es scheinen mochte als ob Stephani eine Wahl ablehne. Kurz moralische und unmoralische Mittel, Stempel, Dienstmänner, Verleumdungen, riesige Maueranschläge, Fahnen mit den betreffenden Namen, alles war in Bewegung gesetzt — für den heutigen Tag.

Dieser war trübe und nebelig. An den Wahlstätten lagerten müssige Volksschichten, flatterten die Fahnen, knarrten die Stempelpressen, strahlten in bunten Farben die Plakate. Nachmittags giengen wir zu drei in das Rosenthal und kamen auf den Einfall, das Orakel über den Ausgang zu befragen. Nach allen nur denkbaren Versuchen gab es immer ein Resultat: wenn ein Rabe krächzend flog, wenn wir fragten, ob Mann oder Weib zuerst uns begegnen würden, ob eine aufrecht geworfne Münze die Bildseite zeige u.s.w. immer antwortete uns der „Zufall“ ..„Wächter“; was uns in heitre Stimmung brachte, so daß wir einen jungen Philologen, der uns begegnete, mit unsrer Orakelweisheit zu bethören suchten und ihm sagten, daß Wächter gewählt sei.

„Weiß schon, sagte das Unglückskind, mit 1000 Stimmen Majorität.“

Und so ist es. Inzwischen hat sich die Wächtersche Partei um 2000 Stimmen vermehrt. Wir sind unterlegen. Der Vetter triumphirt, der Particularismus schwingt die Fahne des Siegs.

Nun einiges Persönliche. Denn politische Dinge möchte ich nicht berühren — aus begreiflichen Gründen. Einstweilen also bleibe ich noch hier und zwar denke ich dabei sowohl an das nächste als das nächstfolgende Semester. Im Grunde bin ich sehr wenig genirt, (wenn mich nur der Kriegsstand nicht noch genirt!) lebe ein behagliches Dasein, so weit dies in einer solchen Welt möglich ist, habe gute Freunde und getreue Nachbarn und gute Lehrer, sitze täglich bei Kintschy mit

Kohl und Rohde zusammen, die jetzt meinen nächsten Umgang bilden, bin für unsern philologischen Verein nach Kräften thätig, kaufe mir sehr viel philologische Bücher, finde ab und zu einen leidlichen Gedanken und arbeite etwas unruhig. Thematen, die mich beschäftigen, sind
„de Laertii Diogenis fontibus“

„über die Büchertitel bei den Alten,“

im Hintergrunde schwebt ein Plan zu einer kritischen Geschichte der griech. Litteratur. Wenn ich Dir eine Lektüre empfehlen darf, die Dich zugleich an das Alterthum fesselt und an Schopenhauer erinnert, so nimm einmal die epistulae morales des Seneca vor.

Schließlich kommt das, was den Anfang meines Briefes hätte machen sollen, mein Dank für Deinen lieben Brief, den ich aus meheren Gründen ganz besonders schätze. Erstens weil weder ich, noch irgend Jemand von Dir jetzt Briefe erwartet, da wir vielmehr erfreut und dankbar sind, wenn Du nur Lust und Stimmung hast, unsere Briefe zu lesen. Zweitens aber war mir besonders Dein Bekenntniß zu unserm Philosophen lieb und werth, da es in einer Zeit ernster und schwerer Erfahrungen, entscheidender Schicksalsschläge gesprochen worden ist.

Fromme Menschen glauben, daß alle Leiden und Unfälle, die sie treffen, mit genauester Absichtlichkeit auf sie berechnet sind, so daß der und jener Gedanke, dieser gute Vorsatz, diese Erkenntniß in ihnen geweckt werden sollte. Uns fehlen zu einem solchen Glauben die Voraussetzungen. Wohl aber steht es in unsrer Gewalt, jedes Ereigniß, kleine und große Unfälle für unsre Besserung und Tüchtigung zu benutzen und gleichsam auszusaugen. Die Absichtlichkeit des Schicksals des Einzelnen ist keine Fabel, wenn wir sie also verstehen. Wir haben das Schicksal absichtlich auszunützen: denn an und für sich sind Ereignisse leere Hülsen. Auf unsre Verfassung kommt es dabei an: den Werth, den wir einem Ereigniß beilegen, hat es für uns. Gedankenlose und unmoralische Menschen wissen nichts von einer solchen Absichtlichkeit des Schicksals. An ihnen haften eben Ereignisse nicht. Wir aber wollen aus ihnen lernen: und jemehr sich unser Wissen in sittlichen Dingen mehrt und vervollständigt, um so mehr werden auch die Ereignisse, die uns getroffen haben, einen festgeschlossnen Kreis bilden oder vielmehr zu bilden scheinen. Du weißt, lieber Freund, was diese Reflexion soll.

Heute nehme ich von Dir Abschied, indem ich noch Einsiedels, meines Vetters, sowie auch meiner Mutter theilnehmende Grüße verzeichne.

Dein treuer Freund Friedrich N.

539. An Paul Deussen in Bonn

<Naumburg,> 4 April 1867.

Mein lieber Freund,

als ich Deinen vorletzten Brief von Naumburg aus geschickt bekam, hatte ich sehr angenehme Empfindungen. An demselben Morgen hatte ich schon andre Briefe bekommen und sonst Dinge erlebt, ich weiß nicht mehr was, die mich sehr glücklich stimmten. Ich hatte einen glücklichen Tag, aber das Hauptereigniß war für mich Dein Brief oder vielmehr die Nachrichten, der Ton, die Hoffnungen, die Entschlüsse Deines Briefes. Allerdings lachte ich mich im Stillen aus, daß ich noch vor wenig Tagen an eben denselben Menschen, der so zuversichtlich, sicher und auf festen Boden gestellt an mich schreibt, eine lange Epistel voller Wünsche und Aufforderungen geschickt hatte. Dieser Brief war an ein Phantom gerichtet: mein heutiger gilt endlich wieder dem Menschen, dem lieben Freunde und Philologen, der sich selbst und sein Studium wiedergefunden hat, der aus dem Irrgarten theologischer Scrupel zurückgekehrt ist, um seine Hochzeit mit der Philologia zu feiern. Jener liebe Freund hat mir auch schon in seinem letzten Briefe die glückliche Entbindung seiner Frau mitgetheilt, so daß über das Glück jener Ehe gar kein Zweifel sein kann.

Wirklich, lieber Paul, selbst wenn Deine Briefe nicht so viel Verführungen und Lockungen meiner Eitelkeit enthielten, wenn ihr ganzer Inhalt in den Satz zusammengefaßt wäre „ich bin Philologe, arbeite das und das und bin zufriedner als je“ so würden sie für mich auch dann die liebsten Genüsse und erhebendsten Freuden sein, die ich kenne. Der Gedanke ist mir all zu wohlthuend, nicht mehr zwischen uns hebräische Nebel zu haben, die uns verhindern, in rechter Gedankengemeinsamkeit mit einander durch das Leben zu gehen.

Heute nun erfülle ich zunächst Deinen Wunsch und schreibe ein philologisches Billet. Das Lexicon von W. Bötticher ist für Dich unentbehrlich, weil es 1 Artikel besitzt über den Ablativus mit sehr schätzbaren und reichen Zusammenstellungen; wenn man auch die Citate immer erst prüfen muß, da die Collationen, denen Böttiger folgte, nichts taugten. Aber es muß auch noch Spezialarbeiten über den Taciteischen Ablativ geben, Gott weiß aber wo. Ich habe leider keine bibliographischen Handbücher. Über den Genetiv hat gut gehandelt ein gewisser Zernial. Sehr nützlich soll eine Arbeit von Dräger sein „die taciteische Syntax.“

Auch vom Dr. Schmidt in Jena, dem Schildknappen Lucian Müllers, ist ganz kürzlich eine Schrift über syntaktische Eigenheiten des Tacitus erschienen, die sehr gerühmt wird. Autorität in solchen Fragen scheint übrigens E. Wölflin in Winterthur zu sein, der vor Kurzem im Philologus einen Jahresbericht über derartige Fragen gab. Darin hat mir besonders der Nachweis gefallen, daß derartige Sammlungen streng nach der chronologischen Folge der Taciteischen Schriften angelegt werden müssen, weil der usus des Tacitus sich in vielen kleinen Dingen verändert hat. Jedenfalls stehst Du, lieber Freund, mit solchen Untersuchungen auf einem gefährlichen Terrain, weil Du nach sehr viel Anstrengung plötzlich die Entdeckung machen kannst, daß Deine Mühe unnütz, wenigstens für die Wissenschaft, war. Wenn ich Dir aber einen Schriftsteller nennen darf, wo derartige schätzenswerthe Einzeluntersuchungen noch nicht einmal begonnen sind, so meine ich Ammian Marcellin. Ebenso ergebnißreich, denke ich, werden Ablativstudien im Apuleius sein. Welche Erweiterungen des Ablativgebrauchs verschaffte sich doch die afrikanische Latinität? Ich weiß nichts davon und kenne auch niemanden, der dieses Gebiet irgendwie innehat.

Da Du zu Deinen andern Studien auch den Photius benutzt hast, so wird bei Dir wohl etwas Interesse für dessen βιβλιοθήκη hängen geblieben sein. Hier haben wir wirklich eine vernachlässigte Provinz. Ich weiß nicht ob die Textkritik hier noch viel zu thun hat, aber ich glaube es (vielleicht ist in eben jenem cod. 176 statt τὴν τε ἕκτην καὶ ἑβδόμην καὶ δὴ καὶ τὴν ἐνάτην scil. διαπεπτωκέναι ἔφησάν τινες zu schreiben ἑβδόμην καὶ ὀγδόην καὶ κτλ. Es ist wohl ein τεῦχος von 4 Büchern verloren gegangen) Doch das meine ich nicht. Es läßt sich aber sehr viel aus den bibliographischen Angaben des Photius schließen und lernen. Die Gelehrsamkeit, die er mitunter zeigt, wird entweder aus den Prologen der Bücher selbst stammen oder sie ist nachweisbar aus einem früher beschriebenen Buche entnommen. So mache ich Dich auf eine Stelle aus der Beschreibung der ἐκλογαὶ Sopaters aufmerksam cod. 161 p. 177 H. Hier scheint die Quelle zu sein für seine Kenntnisse über Lebensumstände der Redner die zumeist wörtlich mit der pseudoplutarch. Schrift de decem orat. vit. stimmen. Daraus ist nur zu lernen, daß schon Sopater nicht mehr den Verfasser jener Schrift kannte, die Schäfer mit Sicherheit dem Plutarch abspricht.

Doch wir haben Wichtigeres zu thun als über Photios zu sprechen. Zunächst vernimm, daß ich nicht von Leipzig fortgehe, daß also ein gemeinsamer Berliner Aufenthalt einstweilen zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört.

Du glaubst nicht, wie persönlich ich an Ritschl gekettet bin, so daß ich mich nicht losreißen kann und mag. Dazu habe ich immer die traurige Empfindung, daß allzu lange sein Leben nicht mehr hingesponnen wird; ich fürchte es geht einmal schnell zu Ende. Du kannst nicht ahnen, wie dieser Mann für jeden Einzelnen, den er lieb hat, denkt, sorgt und arbeitet, wie er meine Wünsche, die ich oft kaum auszusprechen wage, zu erfüllen weiß und wie wiederum sein Umgang so frei von jenem zopfigen Hochmuth und jener vorsichtigen Zurückhaltung ist, die so vielen Gelehrten eigen ist. Ja, er giebt sich sehr frei und unbefangen, und ich weiß, daß solche Naturen sehr oft anstoßen müssen. Es ist der einzige Mensch, dessen Tadel ich gern höre, weil alle seine Urtheile so gesund und kräftig, von solchem Takte für die Wahrheit sind, daß er eine Art wissenschaftliches Gewissen für mich ist.

Also: ich bleibe noch etwas in seiner Nähe. Meine Aussichten in die Zukunft sind unbestimmt, somit ziemlich günstig. Denn nur die Gewißheit ist schrecklich. Mein Bestreben geht dahin mir jährlich auf eine ehrenhafte und wenig Zeit raubende Weise ein paar hundert Th. zu erwerben, damit mir aber für eine Reihe von Jahren die Freiheit meiner Existenz zu wahren. Z. B. will ich gern etwa im Anfang nächsten Jahres nach Paris gehen und dort ein Jahr an der Bibliothek arbeiten. Doch das wird Dich nicht interessiren, mehr vielleicht, was und wie ich jetzt arbeite. Denn daß man in Briefen an Freunde von sich und seinen Erfahrungen spricht, ist nicht nur zulässig, sondern auch wünschenswerth. Briefe sind eben subjektive Stimmungsbilder.

Meine Laertiusarbeit wird in diesen Wochen niedergeschrieben. Mein Bestreben ist diesmal, das logische Grundgerippe nicht so sichtbar durchblicken zu lassen, wie dies in meiner mitfolgenden Theognisstudie der Fall ist. Dies ist übrigens sehr schwer. Wenigstens für mich. Ich möchte derartigen Dingen ein etwas künstlerisches Kleid geben. Du wirst meinen Eifer lächerlich finden, mit dem ich Farben reibe, überhaupt mich anstrenge, einen leidlichen Stil zu schreiben. Aber es ist nöthig, nach dem ich mich so lange vernachlässigt habe. Sodann vermeide ich möglichst streng die Gelehrsamkeit, die nicht nöthig ist. Das kostet auch manche Selbstüberwindung. Denn manches superfluum muß hinweggeschnitten werden, das uns gerade sehr gefällt. Eine strenge Exposition der Beweise, in leichter und gefälliger Darstellung, womöglich ohne jeden morosen Ernst und jene citatenreiche Gelehrsamkeit, die so billig ist: das sind meine Wünsche. Das Schwerste ist immer, den Gesammtconnex von Gründen, kurz den Riß des Gebäudes zu finden. Dies ist eine Arbeit, die im Bett und auf Spaziergängen sich oft besser macht als am Studirtisch. Das grobe Material zusammen zu schaffen ist eine freundliche Arbeit, ob sie gleich oft etwas Handwerkmäßiges hat. Aber die Erwartung des endlich sich enthüllenden Zauberbildes hält uns munter. Am peinlichsten ist mir die Ausarbeitung, und hier reißt mir sehr oft die Geduld.

Jede größere Arbeit, das wirst Du auch empfunden haben, hat einen ethischen Einfluß. Das Bemühen, einen Stoff zu concentriren und harmonisch zu gestalten, ist ein Stein, der in unser Seelenleben fällt: aus dem engen Kreise werden viele weitere.

Kannst Du mir nicht einmal ganz offen schreiben, lieber Freund, wie viel Du zu Deiner jährlichen Existenz brauchst? Willst Du wirklich so schnell wie möglich und mit beiden Füßen zugleich in das Schulamt hineinspringen? Ich habe den entgegengesetzten Wunsch: möglichst lange von solchen äußeren Fesseln frei zu sein. Überhaupt bin ich sehr abgeneigt, mich wie eine Maschine mit Kenntnissen zu überladen. Vielleicht studirst Du auch etwas zu viel. Das Liebste ist mir einen neuen Gesichtspunkt zu finden und mehere und für diese Stoff zu sammeln. Mein Gehirnsmagen ist ärgerlich über jede Überfüllung. Vieles Lesen stumpft den Kopf entsetzlich ab. Die meisten unsrer Gelehrten würden auch als Gelehrte mehr werth sein, wenn sie nicht zu gelehrt wären. Speise nicht zu starke Mahlzeiten.

Das Berliner Seminar taugt wenig. Ich habe über dasselbe genaue Mittheilungen von einem unsrer ehemaligen Vereinsmitglieder, der diesem Seminar jetzt angehört. Die Behandlung der Studenten ist sehr grob.

Lieber Freund, überlege Dir einmal folgendes. Du willst nach Berlin gehen und kommst also über Naumburg. Hier besuchst Du mich und theilst mir Deine Gedanken über folgenden Vorschlag mit. Ich kann Dir eine Arbeit, die nebenbei, täglich etwa 2 Stunden gethan werden kann, zuweisen, die Dir einige Hunderte Thl. erwirbt. Bedingung ist, daß sie in Leipzig gemacht wird. Sie beschäftigt Dich ein halbes Jahr. Du lernst mancherlei dabei. Was Dich sonst in Leipzig erwartet, weißt Du. Ein Jahr in Berlin des Examens wegen zuzubringen ist ganz unnöthig. Wenn Du darauf eingehst, Du wirst mir's einmal noch danken. Denke nur an Ritschl. Sage niemandem, selbst Deinen verehrten Eltern und Geschwistern nichts von diesem Vorschlag. Laß nur alle in dem Glauben, daß Du nach Berlin gehest. In Naumburg besprechen wir alles Nähere. Ich reise von hier am 31. dieses Mon<ates> ab. Also lieber Freund sei verschwiegen, aber folge mir. Grüße alle, die sich meiner erinnern und erfreue durch Deinen Besuch Deinen treuen Freund

F. W. N.

Meine Mutter hat sich sehr über Deinen lieben und heiteren Brief gefreut und sagt Dir ihren besten Dank.

Gersdorff, der mir immer sehr nahe steht, ist jetzt Offizier in Spandau. Vom Tode seines ältesten, auch von Dir besungenen Bruders weißt Du. Von Mushacke habe ich immer nur gute Nachrichten. Unser philol. Verein in Leipzig blüht.

[«]

540. An Carl von Gersdorff in Spandau

Naumburg den 6t. April <1867>

Mein lieber Freund,

mein langes Stillschweigen hat Gott weiß worin seine Ursache. Denn nie bin ich dankbarer und freudiger gestimmt, als wenn Deine Briefe ankommen und mir von Deinen Erlebnissen und Stimmungen treue Kunde geben. Sehr oft kommt die Gelegenheit, von Dir zu sprechen; als welche ich nie vorübergehen lasse. Noch häufiger läuft mein Gedanke zu Dir, wenn ich gerade mitten drin in Büchern stecke und an alle möglichen gelehrten Dinge denken sollte, die Dir mit Recht etwas abschmeckend sind. Und trotzdem schreibe ich nicht. Mitunter wundere ich mich selbst darüber. Jetzt eben fällt mir ein, was der Grund sein wird. Die Hand, die den ganzen Tag schreibt, das Auge, das von früh bis Abend weißes Papier schwarz werden sieht, verlangt nach Abwechslung oder Ruhe. Heute aber am ganzen Nachmittag mußten Suidas und Laertius warten, weil ich Besuch hatte: darum werden sie auch heute Abend warten müssen. Warum geben sie ihr Regiment aus den Händen? Mögen sie nun den Nachtheil haben, ich habe wenigstens einen Vortheil dabei, ich kann mich mit meinem lieben Freunde brieflich unterhalten und brauche nicht die beiden alten Knaben zu beaufsichtigen, deren Thorheiten mich für gewöhnlich beschäftigen.

In diesen Ferien nämlich will ich meine Arbeit über die Quellen des Laertius zu Papier bringen und stehe jetzt noch ziemlich in den Anfängen. Ich will zu Deiner Belustigung gestehen, was mir die meiste Mühe und Sorge macht: mein deutscher Stil (vom lateinischen nicht zu reden: habe ich mich mit der Muttersprache auseinandergesetzt, so sollen auch fremde Sprache<n> daran kommen) Mir fallen die Schuppen von den Augen: ich lebte allzulange in einer stilistischen Unschuld. Der kategorische Imperativ „Du sollst und mußt schreiben“ hat mich aufgeweckt. Ich suchte nämlich, was ich nie gesucht hatte außer auf dem Gymnasium: gut zu schreiben, und plötzlich erlahmte die Feder in der Hand. Ich konnte es nicht und ärgerte mich. Dazu dröhnten mir die Ohren von Lessingschen, Lichtenbergschen, Schopenhauerschen Stilvorschriften. Ein Trost war mir immer, daß diese drei Auktoritäten einstimmig behaupten es sei schwer gut zu schreiben, von Natur habe kein Mensch einen guten Stil, man müsse arbeiten und hartes Holz bohren, ihn zu erwerben. Ich möchte wahrhaftig nicht wieder so hölzern und trocken, nach der logischen Schnürbrust schreiben, wie ich es z.B. in meinem Theognisaufsatz gethan habe: an dessen Wiege keine Grazien gesessen haben (vielmehr brummte es aus der

Ferne wie von Königsgrätz her). Es wäre sehr unglücklich nicht besser schreiben zu können und es doch warm zu wünschen. Vor allem müssen wieder einige munteren Geister in meinem Stile entfesselt werden, ich muß darauf wie auf einer Klaviatur spielen lernen, aber nicht nur eingelernte Stücke, sondern freie Phantasieen, so frei wie möglich, aber doch immer logisch und schön.

Zweitens beunruhigt mich ein andrer Wunsch. Einer meiner ältesten Freunde Wilhelm Pinder aus Naumburg steht jetzt dicht vor seinem ersten juristischen Examen; die wohlbekannten Ängste in solchen Zeitläuften kennen wir auch. Aber was mir gefällt, ja mich zur Nachahmung anstachelt, liegt nicht im Examen, sondern in der Vorbereitung dazu. Wie nützlich, ja wie erhebend muß es sein etwa in einem Semester alle Disciplinen seiner Wissenschaft an sich vorüber marschiren zu lassen und somit wirklich einmal eine Gesammtanschauung über dieselbe zu bekommen. Ist es nicht ebenso, als ob ein Offizier, stets nur gewöhnt seine Compagnie einzuexercieren, plötzlich in einer Schlacht zum Begriffe dessen kommt, was seine kleinen Bemühungen für große Früchte zeitigen können. Denn wir wollen es nicht leugnen, jene erhebende Gesammtanschauung des Alterthums fehlt den meisten Philologen, weil sie sich zu nahe vor das Bild stellen und einen Oelfleck untersuchen anstatt die großen und kühnen Züge des ganzen Gemäldes zu bewundern und — was mehr ist — zu genießen. Wann, frage ich, haben wir doch einmal jenen reinen Genuß unsrer Alterthumsstudien, von dem wir leider oft genug reden.

Drittens ist überhaupt unsre ganze Art zu arbeiten entsetzlich. Die 100 Bücher vor mir auf dem Tische sind eben so viele Zangen, die den Nerv des selbständigen Denkens ausglühen. Ich glaube, lieber Freund, Du hast mit kühnem Griff das allerbeste Loos erwählt. Nämlich einen wirksamen Contrast, eine umgedrehte Anschauungsweise, eine entgegengesetzte Stellung zum Leben, zum Menschen, zur Arbeit, zur Pflicht. Ich lobe wahrhaftig damit nicht Deinen jetzigen Beruf als solchen, sondern nur, soweit er Negation Deines vorigen Lebens, Strebens, Denkens war. Unter solchen Contrasten bleibt Seele und Leib gesund und bringt nicht jene notwendigen Krankheitsformen hervor, die sowohl das Übergewicht gelehrter Thätigkeit, als das übermäßige Vorherrschen der körperlichen erzeugen, die der Gelehrte so gut als der Bauerntölpel hat. Nur daß bei diesem diese Krankheiten anders sich zeigen als bei jenem. Die Griechen waren keine Gelehrten, sie waren aber auch nicht geistlose Turner. Müssen wir denn so nothwendig eine Wahl zwischen der einen oder andern Seite treffen, ist vielleicht hier auch durch das „Christenthum“ ein Riß in die Menschennatur gekommen, den das Volk der Harmonie nicht kannte? Sollte nicht das Bild eines Sophokles jeden „Gelehrten“

beschämen, der so elegant zu tanzen und Ball zu schlagen verstand und dabei doch auch einige Geistesfertigkeiten aufzeigte.

Doch es geht uns in diesen Dingen, wie es uns im ganzen Leben geht: wir bringen es schon zur Erkennung eines Uebelstandes, aber damit ist auch noch kein Finger gerührt ihn zu beseitigen. Und hier könnte ich wirklich ein viertes Lamento beginnen: als welches ich vor meinem militärischen Freunde zurückhalte. Denn einem Krieger müssen solche Klagen viel mehr zuwider sein als einem Stubenhocker als ich jetzt bin.

Da fällt mir eine jüngst erlebte Geschichte ein, die zwar eine Illustration der gelehrten Krankheitsformen ist und als solche verschwiegen werden dürfte, die Dich aber amüsiren wird, weil sie nur die Übersetzung des Schopenhauerschen Aufsatzes „über die Philosophieprofessoren“ in die Wirklichkeit zu sein scheint.

Es giebt eine Stadt, in der ein junger Mann, mit besonderen Denkfähigkeiten ausgerüstet und besonders zu philosophischer Spekulation befähigt, den Plan faßt, sich die Doktorwürde zu erwerben. Zu diesem Zwecke stellt er sein in einigen Jahren mühsam zusammengedachtes System „über die Grundschemen der Vorstellung“ zusammen und ist glücklich und stolz es gethan zu haben. Mit solchen Gefühlen überreicht er es der philosophischen Fakultät jenes Ortes, an dem sich zufällig eine Universität befindet. Zwei Philosophieprofessoren haben ihr Gutachten abzugeben und geben es dahin ab, daß der eine äußert, die Arbeit zeige Geist, aber vertrete Anschauungen, die hier gar nicht gelehrt würden, der andre aber erklärt, die Ansichten entsprächen nicht dem gemeinen Menschenverstand und wären paradox. Somit wurde die Arbeit zurückgewiesen, und dem Betreffenden der Doktorhut nicht aufgesetzt. Glücklicherweise ist der Betroffene nicht demüthig genug, in diesem Urtheil die Stimme der Weisheit zu hören, ja ist so übermüthig zu behaupten, daß eine gewisse philosophische Fakultät die philosophische facultas vermissen lasse.

Kurzum, lieber Freund, man kann nicht selbständig genug seine Bahnen gehn. Die Wahrheit wohnt selten dort, wo man ihr Tempel gebaut und Priester ordinirt hat. Was wir gut oder dumm machen, das haben wir auszubaden, nicht diejenigen, die uns den guten oder dummen Rath ertheilen. Man lasse uns doch wenigstens das Vergnügen eine Dummheit aus freien Stücken zu begehen. Ein allgemeines Recept, wie jedem Menschen zu helfen ist, giebt es nicht. Man muß an sich selbst sein Arzt sein, zugleich aber auch an sich die ärztlichen Erfahrungen sammeln.

Wir denken wirklich an unser Wohl zu wenig, unser Egoismus ist nicht klug genug, unsre Vernunft nicht egoistisch genug.

Damit, lieber Freund, sei es heute genug. Leider habe ich Dir gar nichts „Solides“ „Reelles“ oder wie sonst die Schlagwörter der jungen Kaufleute heißen, zu berichten, aber Du wirst auch nicht darnach verlangen. Daß ich mich mit Dir freue, wenn Du einen unsrer Gesinnungsgenossen entdeckst und dazu noch so einen tüchtigen und liebenswerthen, wie Krüger — das versteht sich. Unsre Freimaurerei mehrt sich und breitet sich aus, obschon ohne Abzeichen, Mysterien und Bekenntnißformeln.

Es ist späte Nacht, und draußen heult der Wind. Du weißt, daß ich in Leipzig auch im nächsten Semester bleiben werde. Meine Wünsche tragen mich, den Philologen nach Paris in die kaiserliche Bibliothek, wohin ich vielleicht im nächsten Jahre abgehe, wenn bis dahin der Vulkan nicht ausgebrochen ist. Mich, den Menschen, aber tragen meine Gedanken oft genug und so auch heute Nacht zu Dir, dem ich hiermit von Herzen „Gute Nacht“ sage.

Friedrich Nietzsche.
in treuer Freundschaft.

Naumburg den 6t. April:
als welchen Ort ich am 30 April
verlassen werde. Meine
neue Wohnung in Leipzig
Weststraße 59, 2 Etage.

[«]

541. An Hermann Mushacke in Berlin

Naumburg zwischen Charfreitag und Ostern.
<20. April 1867>

Mein lieber Freund,

ich habe immer gemeint, daß eine Freundschaft auch ohne einen regelmäßigen Briefwechsel bestehen kann: vorausgesetzt daß es eine wahre und echte ist. Denn so lange man fest empfindet, daß man seinen Freund nicht vergessen hat und nicht vergessen wird, ist es eigentlich unnöthig ihm dies zu schreiben. Somit schreiben Freunde unter einander sich nicht deshalb Briefe, um das Gewächs ihrer Herzensverbindung mit frischem Wasser zu begießen, sondern zunächst zu einem viel äußerlicheren Zwecke: sie erzählen von ihren Schicksalen, ihren Arbeiten, ihren Aussichten, sie verändern also nur die Coulissen, während sie wissen, daß auch im

Wechsel der äußeren Umgebung ihre Freundschaft fortdauert. Wer nun zufällig ohne wichtige Veränderungen eine Strecke Lebenszeit dahinlebt, hat auch keinen Zwang und keine Aufforderung an seine Freunde darüber zu schreiben.

Es thut mir herzlich leid, daß Du Dir einen Augenblick eine so ungünstige Meinung von meiner Freundschaft gebildet hast, als ob ohne einen Brief von Deiner Seite im Zeitraum von zwei, drei Monaten dieselbe erloschen wäre. Ich habe mir eine Nachlässigkeit ganz andrer Art zu Schulden kommen lassen: ich hatte Dir von Brief zu Brief die Lachmannsche Abhandlung versprochen und durch eine mir unbegreifliche Zerstreutheit beim Abschicken des Briefes immer vergessen, was ich versprochen hatte, so daß ich mir ernstliche Vorwürfe machte und mir wiederholt sagte, „das Nichtschreiben Deines Freundes Mushacke ist eine gerechte und gesunde Strafe für diese Zerstreutheit.“ Wenn also einer von uns beiden eine Veranlassung hat, sich zu entschuldigen, so bin ich es: als was ich auch hiermit aus vollem Herzen thue.

So hoffe ich denn, daß hiermit, lieber Freund, jede Spur einer unbequemen Empfindung gegen mich in Dir getilgt ist und wende mich zur Aufzählung meiner „Schicksale, Arbeiten und Aussichten“, mit denen ich Dich, vielleicht über Gebühr, in so manchem Briefe in Ermangelung besseren und edleren Stoffes abgespeist habe.

Ich sitze hier im behaglichen Neste Naumburg und bin nicht unbeschäftigt. Aber mein Wunsch zu arbeiten ist in diesen Wochen größer gewesen als mein Vermögen, kurz ich bin bis jetzt unzufrieden mit den Ergebnissen der letzten Wochen. Was ich beabsichtige meine Arbeit de fontibus Laertii niederzuschreiben, liegt noch im weiten Felde; alles was fertig ist umfaßt noch nicht drei Druckbogen. Ich stolpere nämlich am allermeisten über ein kaum früher beachtetes Hinderniß; ich habe nämlich im Deutschen schlechterdings keinen Stil, obgleich den lebhaften Wunsch einen zu bekommen. Da ich mir nun vorgenommen habe meine Laert.studien mit aller Sorgfalt erst deutsch auszuarbeiten, bevor ich den lateinischen Auszug daraus mache, bin ich auch genöthigt auf diese Stilfragen einzugehen. Als Gymnasiast schreibt man bekanntlich keinen Stil; als Student hat man nirgends Übung; was man schreibt, sind Briefe, somit subjektive Ergüsse, die keinen Anspruch auf künstlerische Form machen. Also kommt einmal eine Zeit, wo uns die tabula rasa unsrer stilistischen Künste ins Gewissen steigt. So ergeht mirs jetzt und daher kommt es, daß ich sehr langsam arbeiten muß.

Den nächsten Sommer werde ich wieder in Leipzig zubringen, da ich mich jetzt kaum noch von Ritschl losreißen kann. Das wirst Du einigermaßen nachfühlen können. Dazu quält mich immer der Gedanke, daß es in Kurzem einmal zu Ende sein kann; er ist in letzterer Zeit öfter und schwerer krank gewesen. Ich kann Dir nicht ausdrücken, was ich an ihm verlieren würde.

Im Herbst möchte ich mir den Titel eines Doktors aneignen; ich denke mit einer Abhandlung de Homero Hesiodoque coaetaneis. Wenn Du bei dieser Überschrift lächelst, so hast Du ein Recht dazu. Über alle meine persönlichen Verhältnisse bitte ich Dich vor meinen etwaigen Bekannten, mit denen Du zusammentriffst, Stillschweigen zu bewahren; es ist nichts lästiger als Hoffnungen zu erregen und schließlich Lügen zu strafen. Wer aber bürgt für seine nächste Zukunft? Ich habe noch so viel abenteuerliche Pläne, daß ein ganzer Theil derselben ins Wasser fallen muß.

Jetzt kommt etwas worüber Du Dich freuen wirst. Ich habe die besten Nachrichten von Freund Deussen, der in Bonn seit vorigem Herbst seinen philologischen Studien mit gutem Erfolge obliegt und der sich dabei auf festem Boden fühlt. Alles was er über seine Arbeiten schreibt macht einen gesunden und frischen Eindruck: wie weit er anders geworden ist, wirst Du am besten beurtheilen können, wenn er in einigen Wochen Dich in Berlin heimsucht. Dort nämlich gedenkt er ein Jahr lang zuzubringen.

Wenn Du einmal an mich nach Leipzig einen Brief schreibst, wohin ich am 30 dieses Monats wieder abgehe, so bemerke als Addresse „Weststraße“ Nr. 59, 2 Treppe. Du hast ja in demselben Hause, nur etwas höher gewohnt. Du kannst Dir also recht lebhaft vorstellen, wo ich diesen Sommer zubringen werde. Ich wohne in der Stube, die früher der „Baron“ Gott weiß welches Namens inne hatte.

Sonst geht alles in Leipzig vortrefflich. Vor allem gefällt mir unser philologischer Verein, der übrigens von Semester zu Semester einige Mitglieder verliert, die dann nach Berlin gehen. Unsre Zuhörerzahl ist immer größer geworden, unsre Debatten haben einen strengeren Charakter erhalten, unsre Ansprüche an die Aufzunehmenden sind immer gewachsen. Wir haben jetzt auch zwei Sprachvergleicher und sind froh, von dieser species zwei gute Exemplare für unsre Menagerie bekommen zu haben. Wenn Du Bekannte hast, die es riskieren einmal auf ein Semester als Philologen nach Leipzig zu kommen, so gieb ihnen meine Addresse; denn ich bin allmählich genug in Leipzig eingebürgert, um Neuankommenden gute Auskunft geben zu können.

Soviel ich weiß, willst Du in der nächsten Zeit Dein Staatsexamen machen. Kannst Du mir nicht einmal die Anforderungen, die Du zu diesem Zwecke an Dich selber stellst, kurz notieren, damit ich daran einen Maßstab habe, wenn ich auf den Gedanken käme mir irgendwann ein ähnliches „Vergnügen“ zu gestatten? Heute lebe recht wohl und sei sammt Deinen verehrten Angehörigen auf das herzlichste gegrüßt

von Deinem alten Freunde
F. N.

[«]

542. An Otto Kohl in Leipzig

<Naumburg,> Donnerstag <25. April 1867>

Meine Lieben,

[+ + +] machte es Ihnen vielleicht Vergnügen, das Conzert des Riedelschen Vereins zu besuchen? [+ + +] Ich selbst habe leider nicht die Zeit, nach Leipzig kommen zu können und in der Nikolaikirche mit zu wirken [+ + +]

Ich werde mich sehr freuen, wenn ich nächsten Dienstag oder Mittwoch in Leipzig wieder einziehe und wenn ich höre, daß [+ + +] Ihre Arbeiten einen fröhlichen Verlauf genommen haben [+ + +]

[«]

543. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, 27. Mai und 3. Juni 1867>

Liebe Mama und Lisbeth,

endlich bekommt Ihr wieder Nachricht und wie ich denke eine angenehme Nachricht von mir. Ich werde nämlich meine Pfingstferien diesmal etwas eher beginnen und deshalb in größter Kürze wieder bei Euch in Naumburg sein.

An weitere Vergnügungsreisen kann ich diesmal nicht denken, da ich mit meiner Arbeit sehr im Rückstande bin. Diese aber hoffe ich in Eurer Nähe, im Übrigen aber in möglichster Abgeschiedenheit zu vollenden. Daß Ihr mir alles hübsch vorrichten werdet, kann ich wohl hoffen.

Ich werde also nächsten Mittwoch in Naumburg eintreffen.

Hier geht alles leidlich. Unser Ritschl war wieder krank und hatte eine Rose am Fuße. Gestern hat er das erste Colleg wieder gehalten, mußte aber in einer Porte-chaise bis an die Tür des Auditoriums getragen werden.

Die Messe mit ihrem aufregenden Getöse ist nun überstanden. Meine Behausung gefällt mir, doch habe ich das beneidenswerthe Bewußtsein, von meinen Wirthsleuten als Citrone behandelt zu werden, aus der möglichst viel Saft dh. Geld herauszupressen ist.

In unserm Verein sind wir wie immer thätig.

Das Wetter ist so schlecht wie es in voriger Woche in Petersburg <war>. Ich fürchte, auch das Wetter ist sehr anhänglich an unsern Petersburger Gast, der wieder in Leipzig weilt, Hedwig Raabe.

Unseren Reitcursus haben wir bis nach Pfingsten verschoben, weil wir Übertheuerung zur Meßzeit fürchteten.

Sonntag waren wir, Rhode, Koch und ich, in dem überaus angenehmen Muldethale hinter Grimma. Es giebt kaum erquicklichere Gegenden.

Das Militärzeugniß habe ich wieder gefunden. Ich war noch nicht in Halle. Vielleicht bei der Rückkehr aus den Pfingstferien. Meine Promotion zum Doktor muß ich doch aus praktischen Gesichtspunkten auf einer preußischen Universität vornehmen. Wo, weiß ich noch nicht.

Also auf schönes Wiedersehen! Ihr merkt, daß Naumburg und Leipzig ziemlich nahe bei einander sind.

Euer Fritz.

Im November — Mai 1867.

NB. Der Brief ist etwas liegen geblieben. Es bleibt aber so wie ich schrieb.

Übermorgen komme ich. Gestern (Sonntag) war ich zu Tisch bei Ritschls. Von Gersdorff bekam ich auch einen Brief, er fühlt sich in seinem Militärstande sehr unglücklich; besonders nachdem der sehnlichst erwartete Krieg zu Wasser geworden ist.

Vor einigen Tagen habe ich auch den Vormund in Leipzig getroffen; er hat auch mein Logis besucht.

[«]

544. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Leipzig Dienstag
<Ende Juni 1867>

Liebe Mama und Lisbeth,

daß es mir nicht gut möglich war Halle zu besuchen und daß auch meine Lust darnach sehr gering war, könnt Ihr Euch denken. Auch wüßte ich keinen meiner Bekannten, der nach diesem Feste eine Sehnsucht getragen hätte. Um so besser ist es, daß Ihr Euch dabei ergötzt habt, Ihr, die noch der romantische Schimmer, der um Studenten und Professorenkomödien liegt, anziehen kann, weil Ihr nicht hinter die Coulissen dieser Welt zu sehen braucht.

Daß Sonntags der Vetter nicht kam, hatte seinen Grund in einer Schrulle des Vetters, die mir nicht deutlich geworden ist. Kurz, er wollte nicht allein nach Naumburg und gab meinen dringenden Vorstellungen nicht nach. Ob ihm das Vergnügen, mit mir zusammen nach Naumburg zu reisen, so unentbehrlich ist, weiß ich nicht. Später will er schon einmal kommen, aber mit mir. Kleiner Sachse, immer Anschluß an Norddeutschen Bund! Das war doch sonst Deine Leidenschaft nicht.

Unsre Reiter sind sämmtlich abgefallen, das heißt, bevor sie auf dem Pferde saßen. Nur Rohde hat ausgehalten. Wir beide also tummeln Nachmittags von 4—5 kräftiglich unsre Rosse und fühlen uns dabei und darnach sehr wohl. Die Erschütterung ist für den Unterleib sehr wohlthätig. Man hat Durst und Hunger und tiefen Schlaf in höherem Grade als andere Menschen. Meine dicke Hose bei einer Hitze von 30 Grad zu tragen, ist mir nicht schwer geworden.

Was nun nächstes Semester betrifft, so gedenke ich es in Berlin zuzubringen: als wohin ein Brief an Mushacke abgeht, der mir ein Logis besorgen wird. Und zwar werde ich gleich Ende August dahin absegeln. Mein ganzes Gepäck schicke ich als Frachtgut von hier aus hin. Für den Fall, daß ich Militärdienste thun will, habe ich dies doch in Berlin am Besten. Bevor ich dorthin abreise, komme ich noch einmal eine Woche nach Naumburg. Ich werde Euch auch das Bild unsres philologischen Vereins mitbringen, das besser geworden ist als das letzte und auch Ritschl sehr gefallen hat.

Bei meinen Wirthsleuten werde ich heute oder morgen kündigen. Die Rechnungen sind mir unbequem. Ich komme dabei und bei meinen sonstigen Ausgaben ins Trockne. In Berlin muß ich einmal einen bescheidenen Versuch machen Geld zu erwerben.

Heute habe ich nichts weiter zu schreiben als daß ich für weiße Wäsche und Briefe bestens danke, insgleichen mich mit Behagen der Pfingstferien erinnre. Somit lebt recht wohl!

Euer Fritz.

[«]

545. An Hermann Mushacke in Berlin

<Leipzig, einige Tage vor dem 15. Juli 1867>

Mein lieber Freund,

ich weiß recht wohl, daß dieser mein Brief diesmal ein paar Tage zu zeitig kommt, um Dir meine Geburtstagswünsche zu bringen. Doch was thut dies? Immerhin sind verfrühte Wünsche noch etwas besser als verspätete. Zugleich ersuche ich Dich meine kleine mitfolgende Arbeit freundlich anzunehmen, die offenbar viel zu spät zu Dir gelangt: so mögen denn der verfrühte Brief und die verspätete Gabe sich unter einander compensieren.

Endlich, lieber Freund, ist Aussicht vorhanden, uns wieder öfter zu sehn und zu sprechen: so gewiß ich nämlich nächstes Semester in Berlin zu verleben gedenke. Das freundliche Leipzig, der vir incomparabilis Ritschelius müssen mich doch endlich ziehn lassen, damit ich mir die nöthigen staatsdienstlichen Prädicate in Preußen erwerben kann. Wenn ich momentan meine hiesigen 4 Semester überschaue und zwar mit der Stimmung des Abschiedes und mit dem Auge der Erinnerung: so nehmen sie sich nicht nur sehr interessant aus, sondern auch höchst entscheidungsvoll für mein Leben. Immerhin ist doch hier meine philologische Ader durchgeschlagen, die in Bonn durch das Geröll und Geschlamm des Verbindungsleben arg zurückgehalten war. Dazu nehme ich das Andenken an einen wirklich großen Mann von hier mit, der mich mit Liebe und väterlicher Sorgfalt beachtet hat. Schließlich habe ich das wohlthuende Gefühl, etwas zur Erzeugung und zur Lebensfähigkeit unsres Vereins gethan zu haben. Um nicht der vielen vortrefflichen Leute zu gedenken, die ich hier kennen lernte und von denen zwei, nämlich Rohde und Kleinpaul mir besonders nahe stehn. Und auch jetzt bin ich noch lange nicht fertig mit der Aufzählung Leipziger Vortrefflichkeiten: z.B. wie könnte ich Schopenhauer vergessen, der mir hier an die Seele gewachsen ist. Selbst das Vergnügen, mich zum ersten Male gedruckt zu sehn, ist auf diesem Boden entsprungen. etc. etc.

Nach dieser laudatio ante acti temporis werfen wir einige Blicke auf die Zukunft. Und hier bin ich sogleich genöthigt, Dich mit einer Bitte zu belästigen. Ich möchte nämlich mein Gepäck nicht erst nach Naumburg und von dort aus nach Berlin transportiren lassen, sondern nach Berlin direkt. Entweder nun lasse ich es dort auf dem Bahnhof restante stehen oder einer meiner Freunde, vielleicht Deussen, ist so gefällig, es einstweilen in seiner Behausung liegen zu lassen. Wärst Du nun wohl so freundlich, mir bis zum Ende dieses Monates Juli einmal ein paar

Zeilen über diesen Punkt zu schicken, ob es Deussen paßt etc. Ich selbst gedenke Ende August in Berlin einzutreffen. Mein Gepäck aber muß noch am letzten dieses Monates fort, da ich ausziehe. Ich habe spekulative und rücksichtslose Wirthsleute — sapristi.

Was wollen wir alles zusammen in Berlin machen? Unter anderem bilden wir zu unserm Vergnügen und Nutzen einen neuen philologischen Verein; ich will doch sehen, ob ein derartiges Institut in Berlin, in der Stadt der Intelligenz und der logischen Thatsachen, dort nicht doppelt wirken und leben kann als hier, wo man immer mit sächsischer Langsamkeit und Ungewecktheit zu rechnen hat. Sodann reiten wir zusammen: denn auch dies gehört jetzt zu meinen Studien. Zufällig ist es wirklich gekommen, daß wir dh. Rohde und ich Ritschls Colleg nur mit Reitpeitschen besuchen: zufällig, sonst wären wir ja πίθηκοι ' Ερμάννου. Schließlich machen wir Examina und ähnliche Wintervergnügungen uns gemeinsam.

Kurz, ich wünsche, daß wir uns glücklich wiedersehen und wohl befinden mögen. Die Hälfte dieses Wunsches gilt Dir, dem Geburtstagskind, die andre Hälfte mir. Aber die beiden Hälften sind Zwillinge: stirbt der eine, so auch der andre. Darum ein Hoch darauf, daß sie zusammen leben und gedeihen!

Mit den herzlichsten und verbindlichsten Empfehlungen an Deine Angehörigen

Dein Friedrich Nietzsche.

[«]

546. An Paul Deussen in Oberdreis

Leipzig 1 August. <1867>

Mein lieber Freund,

Dein Vorschlag ist so freundschaftlich und so weit abliegend von jener breiten Straße des Egoismus, daß ich ihn nicht annehmen kann.

Zudem werde ich die Ferien doch wohl in Naumburg verleben, nachdem ich eine längere Reise in die bayrischen Alpen und Salzburg mit meinem Freunde Rohde gemacht haben werde.

Ich lese, daß es Dir gut geht und fühle den zufriednen Ton Deines Briefes. Du wirst mir viel zu erzählen haben. Kürzlich dachte ich gerade an Dich lebhaft, als in mir der Gedanke aufstieg, in Berlin einen philologischen Verein zu gründen. Dieser

Plan wird von Stapel laufen, so sicher mich der Sklave, der hinter mir mein Hab und Gut einpackt, bestiehlt.

Leb wohl, lieber Freund. Sage allen, die mich kennen, meine Grüße und genieße Deinen Plato, wie ein Mann, dem das Alterthum trotz der Philologie noch nicht verleidet ist.

Dein Fritz Nietzsche.

[«]

547. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, 6. August 1867>

Liebe Mama und Lisbeth,

es ist sehr leicht möglich, daß dieser Brief in Naumburg etwas warten wird, bis Ihr wieder in unsre stille Klause eingekehrt seid. Wenn es so kommt, so findet Ihr außer dem Brief auch noch ungeheure Kisten und Kasten vor, alles Zeichen meiner Existenz, Vorboten meiner Ankunft. Es ist sehr unrathsam, diese besagten Kisten aufzumachen, bis ich ankomme. Also bitte laßt sie stehen, wie sie sind.

Morgen oder in den nächsten Tagen reisen wir ab. Wir machen uns auf tüchtige Fußtouren gefaßt. Seltsamer Weise kann ich noch nicht einmal heute genau sagen, wohin uns die Reise führt. Es hängt von einer seltsamen Verkettung von Rücksichten und Neigungen ab, ob wir nach Salzburg und München oder in den böhmischen Wald gelangen. Schließlich kommt nicht sehr viel darauf an.

Ich nehme nichts weiter mit als zwo (oder 3) Hemden, 2 Paar Strümpfe, meinen dunklen Anzug, das Plaid. Sodann habe ich mir massive doppelsohlige Stiefeln und einen Ziegenhainer angeschafft. Es verlangt mich sehr nach Wald und Berg, nachdem derartige Bedürfnisse durch einen 2jährigen Aufenthalt in Leipzig künstlich aufgestaucht und somit sehr stark geworden sind.

Sehr angenehm soll dann unser Zusammenleben in Naumburg werden. Sicherlich werde ich Euch manches zu erzählen haben. Richtet Euch nur ungefähr darauf ein, daß ich in den letzten Tagen des Monates August bei Euch eintreffe.

Wenn wir nur einen Weg finden, die Militärangelegenheit günstig abzuwickeln. Ich habe dazu zunächst keine Zeit.

Meine betr. Arbeit ist am letzten des vorigen Monates abgegeben. Sie hat mir in der letzten Zeit rechte Mühe gemacht. Stoff für neue habe ich in reicher Fülle.

Die letzten Tage waren sehr angenehm. Lauter Abschiedsfeste und alle ebenso heiter als ernst. Leipzig verklingt allmählich in unsern Ohren. Ich verlasse es mit ganz andern Empfindungen als z. B. Bonn. Aus begreiflichen Gründen.

Adieu! Auf ein fröhliches Wiedersehn!
Euer Fritz.

Dienstag.

In den Naumburger Ferien werdet Ihr mir wohl ein Roß pumpen, daß ich meinen Reitstudien obliegen kann.

[«]

548. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Naumburg 26 Sept. 1867.

Hochverehrter Herr Geheimerath,

Ihre ausgezeichneten Bemühungen haben wiederum alles durchgesetzt, was meinen Arbeiten irgendwie nützlich sein kann. Direktor Förtsch ist sogleich mit großer Gefälligkeit bereit gewesen, mir das fast vollständige Exemplar des rheinischen Museum einzuhändigen: und aus Ihrem letzten verehrten Schreiben entnehme ich, daß auch Sauerländer auf den für mich so günstigen Vorschlag eingegangen ist. Falls es für Sie mit keinen Mühen verbunden ist, so wäre ich erfreut jenes Exemplar in Naumburg zu sehen. Doch steht dies schlechterdings in Ihrer Hand, da ich ja augenblicklich auf das Beste versorgt bin und recht gut bis Ende Oktober warten kann; wo ich mir dann erlauben würde, in Leipzig persönlich bei Ihnen vorzufragen.

Übrigens kann ich nicht gerade sagen, daß ich in der Indexanfertigung schon weiter vorgerückt wäre, da mich gegenwärtig lebhaft eine andre Untersuchung („über die unechten Schriften Demokrits“) gefangen hält. Doch wüßte ich keinen Grund, der mich bei jener Arbeit besonders zur Eile anspornte.

Schließlich freut es mich, den Ursprung jener räthselhaften Adresse „Lindenstr. 57“ endlich errathen zu haben. Als ich im vorigen Herbste in Kosen wohnte, erkundigten Sie sich nach meiner Wohnung, um mir die Theognispapiere schicken zu können. Darauf schrieb ich Ihnen jene bezeichnete Adresse. Im Übrigen ist auch eine falsche Adresse für die Naumburger Briefträger ein ἀδιάφορον.

Somit habe ich nur noch den Wunsch auszusprechen, daß diese schönen Herbstestage Ihrer Gesundheit recht ersprießlich sein mögen, und die Versicherung hinzuzufügen, daß ich mich am Ende des Oktober persönlich nach Ihrem Befinden erkundigen werde.

Ihr getreuer Schüler
Friedrich Nietzsche.

[«]

549. An Hermann Mushacke in Berlin

Naumburg Freitag <4. Oktober 1867>

Mein lieber Freund,

wir sind selten des Schicksals Herren, aber glauben es zu sein, wenn es lange Zeit uns günstig war. Dies soll keine Einleitung zu einer Tragödie, sondern nur die Vorbemerkung zu einer Zwischenaktsmusik sein, die ich in diesem Leben nicht mehr zu hören hoffte. Trommeln und Pfeifen, kriegerischer Klang! Das Schwert schwebt nicht über meinem Haupte, sondern an meiner Seite, diese Feder in meiner Hand wird in Kürze ein Mordgewehr sein, diese mit Notizen und Entwürfen bedeckten Papiere werden wahrscheinlich etwas Modergeruch annehmen. Der Kriegsgott hat mein begehrt. d. h. man hat mich für tauglich zum Freiwilligendienst befunden, während ich noch bei meiner Abreise nach Halle zur Philologenversammlung im Glauben stand, daß dieser Kelch an mir vorüber gegangen sei. Mit großer Mühe habe ich durchgesetzt, daß ich wenigstens einen Versuch machen darf, ob man mich in einem andern Orte als Naumburg ist und bei einer andren Truppengattung als Artillerie annehmen will. Mißlingt der Versuch, so beginne ich am nächsten Mittwoch die hiesigen Kanonen zu umarmen — mit mehr Ingrimm als Zärtlichkeit. Inzwischen aber gilt es einen Versuch.

Vielleicht kann ich in Berlin bei dem 2ten Gardeinfant.regiment ankommen. Zu diesem Behufe werde ich also morgen d. h. Sonnabend ¾12 Uhr von Naumburg abreisen und Abends in Berlin eintreffen. Daß ich bei dieser Gelegenheit Dir sehr dankbar wäre, wenn ich Dich auf dem Bahnhofe träfe, wage ich hier anzudeuten. Denn Du kennst meine Ungeschicktheit in einer fremden und großen Stadt. Auf diese unerwartete Weise ist unser Zusammentreffen viel näher gerückt als es mir noch gestern denkbar war; und es ist dies so ziemlich das Einzig Angenehme, das mir der plötzliche Eingriff des Mavors in meine Absichten verschafft. Dagegen sind meine Wünsche für die nächste Zukunft völlig durchkreuzt.

In wiefern, werde ich Dir persönlich erzählen.

Somit, lieber Freund, habe ich meine Ankunft in Berlin angemeldet und Dich um eine große Gefälligkeit ersucht. Wenn Du nicht kommen kannst, so werde ich mir trotzdem gestatten, bei Dir einmal vorzufragen. Einstweilen sage Deinen verehrten Angehörigen meine herzlichsten Grüße!

— Und wie viel Schönes brachten nicht gerade die letzten Wochen! Welche Genüsse bei dieser Philologenversammlung, bei der ich eine Unzahl alte Bekannte traf. Als am ersten Abende in den weiten Sälen des Schießgrabens die angekommnen Gäste — c. 500 — durcheinanderflutheten, da stand ich da, wie Elisabeth im Tannhäuser, als die Pilger aus Rom zurückkommen und sie in jedem Gesichte die bekannten Züge Heinrichs zu finden hofft. Sie täuscht sich, und ich täuschte mich auch. Freund Mushacke war nicht unter den philologischen Pilgern.

Addio a rivederla
Fritz Nietzsche.

[«]

550. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Naumburg 25 Okt. 1867.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

Durch einen raschen Griff des Schicksals bin ich außer Stand gesetzt, Ende dieses Monates in Leipzig zu erscheinen; womit zugleich auch meine Promotion in das weite Feld geschoben wird. Was ich nämlich nie erwartet habe, hat sich im Umlauf weniger Tage entschieden; ich bin trotz meiner Kurzsichtigkeit dem Kriegsgotte verfallen und habe jetzt den ganzen Tag vom Grauen des Morgens an bis in die späte Abendstunde bald in den Pferdeställen, bald in der Reitbahn, bald in der Kaserne, bald am Geschütz stark und anstrengend zu arbeiten. Das ist freilich eine neue fremde Speise, deren Bissen mir manchmal zwischen den Zähnen hängen bleiben: besonders wenn ich an die Mahlzeiten gedenke, die ich am Tische der Philologie einzunehmen gewohnt war. Wenn ich aber an diese denke, so fühle ich auch, wem ich allezeit den wärmsten Dank und die herzlichste Verehrung schulde, wessen Vorbild mich für immer auf jener Bahn festhält, von der mich gegenwärtig Unteroffiziere und gezogene Geschütze verscheuchen wollen.

Es versteht sich also, daß ich die indexabfassung, so bald die ersten schwersten Wochen überwunden sind, mit Freuden wieder in die Hand nehmen werde; zu welchem Behufe ich das Museumexemplar gern in Naumburg sehen würde, da ich auf die Dauer das der Domschule angehörige nicht zurückhalten kann noch darf.

So kann ich heute nur mit dem Wunsche schließen, daß Sie Sich so wohl, heiter und kräftig fühlen mögen, als ich Sie nach meinem ersten Plane in Leipzig persönlich zu finden hoffte. Jetzt ist es mir leider durch die harte Ungunst des Mavors, richtiger durch die ἄχαριν χάριν desselben, auf längere Zeit versagt, das Antlitz des Mannes zu sehn, als dessen Schüler ich mich

ergebenst zeichne
Friedrich Nietzsche
Kanonier

[«]

551. An Paul Deussen in Berlin (Fragment)

<Naumburg, Oktober/November 1867>

Mein lieber Freund,

eine Fluth von Gründen bestimmt mich Dir zu schreiben, Pflichten der Dankbarkeit für gastfreundliche Aufnahme und für einen warm empfundenen und inhaltsreichen Brief, vor allem aber der eigne Wunsch, Dich nicht länger im Unklaren zu lassen über mein Befinden in einem Stande, der meinem sonstigen Denken und Treiben fremdartig genug ist.

Du wirst ja durch Mushackes Freundlichkeit gehört haben, daß ich nach einem kraftlosen Versuche an den Wänden des Schicksals hinan und drüber weg zu klettern mich ergab und fortan Kanonier war. Insgleichen wird Dir deutlich sein, daß der Dienst bei der reitenden Artillerie als der schwerste Soldatendienst gilt und daß dem wirklich so ist. Wir müssen zu Fuß, zu Pferde und am Geschütz ausgebildet werden; und um Dir recht einfach vor die Seele zu führen, was dies für Zeit verlangt, so wisse, daß ich jeden Tag durchschnittlich von 7 Uhr morgens bis c. 6 Abends dienstlich beschäftigt bin, eine halbe Stunde des Mittags abgerechnet. Die andre Zeit dh. den Morgen von ¾5 bis 7 und Abends verwende ich zur Aneignung der militärischen Kenntnisse, die ein Offizierexamen in so reichem Maaße beansprucht und zum Weitertreiben derjenigen philologischen Arbeit, deren Vollendung ich bis zu einem naheliegenden Termine versprochen habe.

Also Arbeiten mit vollen Segeln, körperlich und geistig, in der Reitbahn und im Turnier der Gedanken, am Geschütz und mit den Geschossen der Logik, auf dem

Exercierplatz und in der Denkschule der Alten.

Mein lieber Freund, um eine Apologie Schopenhauers zu schreiben, die Du durch Deinen Brief herausforderst, habe ich nur das Faktum mitzutheilen, daß ich diesem Leben frei und muthvoll ins Antlitz schaue, nachdem meine Füße einen Grund gefunden haben. „Die Wasser der Trübsal“ um in Bildern zu Reden, bringen mich nicht von meinem Pfade ab, denn sie gehen mir nicht mehr über den Kopf.

Das ist natürlich nichts als eine ganz individuelle Apologie. Aber so stehen wir nun einmal. Wer mir Schopenhauer durch Gründe widerlegen will, dem raune ich ins Ohr: „Aber, lieber Mann, Weltanschauungen werden weder durch Logik geschaffen, noch vernichtet. Ich fühle mich heimisch in jenem Dunstkreis, Du in jenem. Laß mir doch meine eigne Nase, wie ich Dir die Deinige nicht nehmen werde.“

Mitunter zwar werde ich ärgerlich, wenn ich zeitgenössische Philosophen höre oder lese und ihren Ruf bemerke und frage eindringlich wie jener bekannte Hamlet seine Mutter fragte „Habt ihr Augen? Habt ihr Augen?“ Ich meine, sie haben keine, aber ich kann mich irren und die meinigen sind vielleicht zu kurzsichtig, daß ich einen Esel und ein Pferd verwechsle. Aber sei es so: wenn ein Sklave im Gefängniß träumt, er sei frei und entbunden seiner Knechtschaft, wer wird so hartherzig sein, ihn zu wecken und ihm zu sagen, daß es ein Traum sei. Wer wird es sein? Nur ein Büttel, und weder ich, noch Du werden Lust haben, dessen Rolle zu spielen.

Das Beste, was wir haben, sich eins zu fühlen mit einem großen Geiste, sympathisch auf seine Ideengänge eingehen zu können, eine Heimat des Gedankens, eine Zufluchtsstätte für trübe Stunden gefunden zu haben — wir werden dies andern nicht rauben wollen, wir werden es uns selbst nicht rauben lassen. Sei es ein Irrthum, sei es eine Lüge — — —

[«]

552. An Erwin Rohde in Hamburg

Naumburg d. 3 November 1867.

Mein lieber Freund,

gestern bekam ich einen Brief von unserm Wilhelm Roscher aus Leipzig, mit Nachrichten, welche mit Deiner Erlaubniß den Eingang dieses Briefes bilden sollen. Voran die erfreuliche Kunde, daß es mit Vater Ritschls Gesundheit und Heiterkeit bestens steht; was ich mit Verwunderung höre, da das Benehmen der Berliner ihm sicherlich manche wunde Stelle aufgerissen hat. Sodann scheint der Verein, der sich auch einen feierlichen Stempel zugelegt hat, einer schönen Zukunft entgegenzugehn. Der Lesecirkel zählt 28 Mitglieder bis jetzt: das Café von Zaspel soll nach Roschers Intentionen eine Art Philologenbörse bilden. Auch ist ein Schrank gekauft worden, in dem die Zeitschriften aufbewahrt werden. Freitagszusammenkünfte haben wahrscheinlich noch nicht stattgefunden; wenigstens schreibt Wilhelm nichts davon. Zudem sind verschiedene Mitglieder noch nicht eingetroffen zB. Koch, der leider durch eine schwere Krankheit verhindert ist. Ebenso wenig der vortreffliche Kohl, der sich seltsamer Weise mehere Wochen bei einem Freunde auf dem Lande aufhalten will und somit die bedenklichen Scenen des Examens etwas hinaus geschoben hat. Schließlich will ich nicht verschweigen, daß Roschers Brief mir die angenehme Nachricht brachte, daß meine Laertiusarbeit am 31 Okt. in der Aula den Sieg im Wettkampf gegen Herrn Οὔτις gewonnen hat; was ich vor allem deshalb erzähle, weil ich dabei Deiner freundschaftlichen Bemühungen eingedenk bin, unter denen das besagte opusculum vom Stapel lief. Es kann lange dauern, ehe von diesen Angelegenheiten etwas gedruckt wird: alle früheren Pläne habe ich zurückgezogen und nur den einen festgehalten, in einem größeren Zusammenhange dies Gebiet, vereint mit Freund Volkmann, zu behandeln. Da wir aber beide stark anderweitig beschäftigt sind, so mögen die hübschen Fabeln von der Gelehrsamkeit des Laertius und Suidas sich noch eine Zeit lang ihres Daseins freuen. Der einzige Mensch, der ein wenig schneller über die wahrscheinliche Sachlage unterrichtet werden muß, ist Curt Wachsmuth: als welcher persönlich und mündlich davon hören will und wird, nachdem ich ihn in Halle bei der Philologenversammlung kennen gelernt habe. Er hat wirklich einen künstlerischen Anstrich, vor allem eine kräftige banditeske Häßlichkeit, die er mit Schwung und Stolz trägt.

Jene Tage in Halle sind für mich einstweilen das lustige Finale, oder sagen wir die Coda, meiner philologischen Ouvertüre. Solche Lehrerbanden präsentieren sich doch besser als ich je erwartet hatte. Mag es sein, daß die alten Spinnen in ihren Netzen geblieben waren: kurz, die Kleidung war recht anständig und neumodisch, und die Schnurrbärte sind sehr beliebt. Greis Bernhardy zwar präsidirte so schlecht als möglich und Bergk langweilte durch einen unverständlichen dreistündigen Vortrag. Das Meiste war aber gut gelungen, vor allem das Diner (bei dem man dem alten Steinhart die goldne Uhr stahl: berechne darnach, welche Stimmung durchherrschte) und eine abendliche Zusammenkunft im Schützengraben. Hier lernte ich auch den klugblickenden Magister Sauppe aus Göttingen kennen, der mir als Protagonist der Naumburger Philologen von Interesse ist. Sein Vortrag über einige neue attische Inschriften war das pikanteste, was wir gehört haben; wenn ich nämlich Tischendorfs Rede über Paläographie ausnehme, der mit vollem Zeuge losfuhr dh. mit der Homerjungfrau, den Simonidesfälschungen, den Menander- und Euripidesfragmenten usw.; auch vermittelte er wiederum in reichster Fülle und kündigte schließlich sein paläogr. Werk an, mit naiver Preisangabe, nämlich im Werthe von ungefähr 5000 Thalern. Der Besuch war außerordentlich zahlreich, und Bekannte gab es in reicher Fülle. Beim Diner hatten wir eine Leipziger Ecke gebildet, bestehend aus Windisch, Angermann, Clemm, Fleischer usw. Sehr habe ich mich gefreut, in Clemm einen ganz besonders liebenswürdigen Menschen gefunden zu haben: während ich ihn in Leipzig kaum kennen gelernt habe, ja so gar in Folge der verteufelten Bonner Angewohnheit eine Art Abneigung gegen ihn empfand und ihn mit jenen schiefen Blicken zu betrachten pflegte, mit denen Burschenschafter die „Herren Chöre“ zu messen lieben. Natürlich erklärte er sich mit vollem Herzen bereit, an den Leipziger symbolis theilzunehmen. Doch fand er den Termin zu zeitig abgesteckt: und ich bin nahe daran sein Urtheil zu unterschreiben. Täglich, ja stündlich haben wir in Halle auf die Ankunft von Vater Ritschl gewartet, der sich angekündigt hatte und leider dem schlechten Wetter sich fügen mußte. Wir haben nach seiner Anwesenheit gelechzt, ich insbesondere, der ihm nach allen Seiten hin Dank wissen muß. Seiner Vermittelung habe ich zuzuschreiben, daß ich jetzt im Besitz des vollständigen rhein. Museums bin, und zwar ohne bisher etwas dafür gethan zu haben, ja in der sichern Aussicht, eine längere Zeit für jenen index nichts thun zu können. Die nächsten Paar Wochen nach unsrer Reise habe ich nicht in dieser Frohnarbeit verschwendet, sondern auf die lustigste Weise meine Democritea zusammengestellt; als welche in honorem Ritscheli bestimmt sind. So ist doch wenigstens der Hauptwurf gethan: obschon für eine sorgsame Begründung meiner Tollheiten und eine stämmige Combinatorik nur zu viel noch zu thun übrig ist, viel zu viel für einen Menschen, der „anderweitig stark beschäftigt ist.“

Nun, wirst Du fragen, wenn er nicht raucht und spielt, wenn er nicht indicem fabrizirt, noch Democritea combinirt, Laertium et Suidam despektirt, was macht er denn?

Er exercirt.

Ja, mein lieber Freund, wenn Dich ein Dämon einmal in einer frühen Morgenstunde, sagen wir, zwischen fünf und sechs, nach Naumburg geleiten und gefälliger Weise die Absicht haben sollte, Deine Schritte in meine Nähe zu lenken: so erstarre nicht über das Schauspiel, das sich Deinen Sinnen darbietet. Plötzlich athmest Du die Athmosphaere eines Stalles. Im halben Laternenlichte erscheinen Gestalte<n>. Es scharrt, wiehert, bürstet, klopft um Dich herum. Und mitten drin, im Gewande eines Pferdeknechtes, heftig bemüht, mit den Händen Unaussprechliches, Unansehnliches weg zu tragen oder den Gaul mit der Striegel zu bearbeiten — mir graut es, wenn ich sein Antlitz sehe — es ist beim Hund meine eigne Gestalt.

Ein paar Stunden später siehst Du zwei Rosse auf der Reitbahn herumstürmen, nicht ohne Reiter, von denen der eine Deinem Freunde sehr ähnlich ist. Er reitet seinen feurigen schwungvollen Balduin und hofft einmal gut reiten zu lernen, obschon oder vielmehr weil er jetzt immer noch auf der Decke reitet, mit Sporen und Schenkeln, aber ohne Reitgerte. Auch mußte er sich beeilen, alles zu verlernen, was er in der Leipziger Reitbahn gehört hatte und vor allem sich mit großer Anstrengung einen sicheren und reglementmäßigen Sitz aneignen.

Zu andern Tageszeiten steht er, emsig und aufmerksam, am gezognen Geschütz und holt Granaten aus der Protze oder reinigt das Rohr mit dem Wischer oder richtet nach Zoll und Graden etc. Vor allem aber hat er sehr viel zu lernen.

Ich versichere Dich bei dem schon erwähnten Hund, meine Philosophie hat jetzt Gelegenheit, mir praktisch zu nützen. Ich habe in keinem Augenblicke bis jetzt eine Erniedrigung verspürt, aber sehr oft wie über etwas Mährchenhaftes gelächelt. Mitunter auch raune ich unter dem Bauch des Pferdes versteckt „Schopenhauer hilf“; und wenn ich erschöpft und mit Schweiß bedeckt nach Hause komme, so beruhigt mich ein Blick auf das Bild an meinem Schreibtisch: oder ich schlage die Parerga auf, die mir jetzt, sammt Byron, sympathischer als je sind.

Jetzt ist endlich der Punkt erreicht, wo ich das aussprechen kann, womit nach Deiner Erwartung der Brief hätte beginnen sollen. Mein lieber Freund, Du weißt jetzt den Grund, warum mein Brief so ungebührlich lange sich verspätet hat. Ich habe im strengsten Sinne keine Zeit gehabt. Aber auch oftmals keine Stimmung. Man schreibt eben Briefe an Freunde, die man so liebt, wie ich Dich liebe, nicht in jeder beliebigen Stimmung. Ebensowenig schreibt man in einem erhaschten Moment heute eine Zeile und morgen eine, sondern man sehnt sich nach einer vollen und breiten Stunde und Stimmung. Heute blickt der freundlichste Herbsttag zum Fenster herein. Heute habe ich den Nachmittag frei, wenigstens bis ½ 7 Uhr; als welche Stunde mich zur Abendfütterung und Tränkung in den Stall ruft. Heute feiere ich den Sonntag auf meine Weise, indem ich meines fernen Freundes und unsrer gemeinsamen Vergangenheit in Leipzig und im Böhmerwald und in Nirwana gedenke. Das Schicksal hat mit einem plötzlichen Ruck das Leipziger Blatt meines Lebens abgerissen, und das nächste, das ich jetzt in diesem sibyllinischen Buche sehe, ist mit einem Tintenklecks von oben bis unten bedeckt. Damals ein Leben in freister Selbstbestimmung, im epikureischen Genuß der Wissenschaft und der

Künste, im Kreise von Mitstrebenden, in der Nähe eines liebenswerthen Lehrers und — was mir das Höchste bleibt, was ich von jenen Leipziger Tagen sagen kann — im steten Umgang mit einem Freunde, der nicht nur Studienkamerad ist oder etwa durch gemeinsame Erlebnisse mit mir verbunden ist, sondern dessen Lebensernst wirklich denselben Grad zeigt, wie mein eigner Sinn, dessen Werthschätzung der Dinge und der Menschen ungefähr denselben Gesetzen wie die meinige folgt, dessen ganzes Wesen schließlich auf mich eine kräftigende und stählende Wirkung hat. So vermisse ich auch jetzt nichts mehr als eben jenen Umgang; und ich wage selbst zu glauben, daß wenn wir zusammen verurtheilt wären unter diesem Joche zu ziehen, wir unsre Bürde heiter und würdevoll tragen würden: während ich augenblicklich nur auf den Trost der Erinnerung hingewiesen bin. In der ersten Zeit war ich fast verwundert, Dich als meinen Schicksalsgefährten nicht zu finden: und mitunter wenn ich reitend den Kopf umdrehe nach dem andern Freiwilligen, so meine ich Dich auf dem Pferde sitzen zu sehen.

Ich bin in Naumburg ziemlich einsam; ich habe weder einen Philologen, noch einen Schopenhauerfreund im Kreise meiner Bekannten; und selbst diese kommen selten mit mir zusammen, weil der Dienst meine Zeit sehr beansprucht. Somit habe ich oft das Bedürfniß die Vergangenheit wiederzukäuen und die Gegenwart durch Beimischung jener Würze verdaulich zu machen. Als ich heute morgen im Regenmantel durch die schwarze kalte feuchte Nacht gieng, und der Wind unruhig um die dunklen Häusermassen blies, sang ich vor mich hin „ein Biedermann muß lustig, guter Dinge sein“ und dachte an unsere närrische Abschiedsfeier, an den hüpfenden Kleinpaul — dessen Existenz augenblicklich in Naumburg und Leipzig unbekannt, aber deshalb nicht fraglich ist — an Kochs dionysisches Gesicht, an unser Gedenkmal am Ufer jenes Leipziger Stromes, das wir Nirwana tauften und das meinerseits die festlichen Worte, die sich siegreich erwiesen haben, trägt γένοι᾽οἷος ἐσσί.

Wenn ich zum Schluß diese Worte auch auf Dich anwende, theurer Freund, so sollen sie das Beste umschließen, was ich für Dich im Herzen trage. Wer weiß, wann das wechselnde Geschick unsre Bahnen wieder zusammenführen wird: möge es recht bald geschehn; wann es aber immer auch geschehe, ich werde mit Freude und Stolz auf eine Zeit zurückblicken, wo ich einen Freund gewann οἷος ἐσσί.

Friedrich Nietzsche.
Kanonier der 21. Batt. der reit. Abtheil, des Feldartilleriereg. Nr. 4.

NB. Der Brief hat sich wieder einige Tage verzögert, weil ich gern ein Kistchen mit Weintrauben demselben folgen lassen wollte: schließlich erklärt die unselige

Post, selbiges nicht annehmen zu wollen, weil die Weintrauben nur als Most ankommen würden.

Ignoscas.

[«]

553. An Rudolf Schenkel in Leipzig

Naumburg d. 5 Nov. 1867.

Mein lieber Vetter,

Du weißt, wie ich immer voller Pläne stecke und hast oft gelächelt, wenn ich Dir erzählte, auf welche neue Weise ich über das folgende Wintersemester disponirt habe. Diesmal hat mich das Schicksal völlig aus dem Sattel gehoben, oder richtiger, in den Sattel hinein, so daß ich unmöglich, wie es meine Absicht war, Ende Oktober nach Leipzig kommen konnte, um dort zu promovieren und alle die angenehmen Menschen und Orte wieder zu sehn, die mir meine Leipziger Vergangenheit so behaglich gemacht haben. Jetzt beim Lärm der tuba, beim Wiehern der Rosse, beim Rasseln des Geschützes erscheint mir mein damaliges Leben fast mährchenhaft; und fast wie ein Ton aus ferner, ferner Zeit kam zu mir die Nachricht von der akademischen Festlichkeit des 31ten Oktobers.

Freund Roscher war so aufmerksam, mir mitzutheilen, daß Du, lieber Vetter, durch Deine Abhandlung den schönen Ehrenpreis der Universität errungen hast, und zwar nicht auf dem Wege des Wilddiebstahls, sondern auf die rühmlichste, rechtmäßigste Weise: ein Glück, zu dem ich Dir meine besten Glückwünsche darbringe. Möge dies Ereigniß der festliche Heroldsruf sein, auf den Du in die Arena des Examens galoppirst, kühn und muthig, des Gelingens gewiß.

Behalte Deinen Vetter in
freundlicher Erinnerung
Friedrich Nietzsche

Kanonier der 2 Batt. der reitenden Abtheil.
des Feldartill.reg. Nr. 4.

[«]

554. An Carl von Gersdorff in Berlin

Naumburg <24. November und> 1 Dez. 1867.

Mein lieber Freund,

seltsam! Man besorgt Briefe über Geschäftsdinge und an gleichgültigere Personen weit pünktlicher als an seine vertrauten Freunde. Wie manche Zeile habe ich im Laufe dieses Sommers geschrieben, jede mit dem Bewußtsein, daß es jemanden giebt, der schon lange und suo iure einen ausführlichen Brief meinerseits erwartet. Wie viele Brieffragmente finde ich unter meinen Papieren, einige ganze Seiten, andre nur Überschriften enthaltend; nichts aber ist zu Ende gekommen, weil die Fülle von Arbeiten und Ereignissen das unfertige Blatt wieder durchstrich, und mir die Lust fehlte, Dir obsolete Dinge und Stimmungen zu schildern. Laß mich jetzt im raschen Überblick über jenen Sommer hinwegeilen, damit ich bei der Gegenwart verweilen kann, einer Gegenwart, in die Du Dich hineinfühlen wirst, da Du durchaus Ähnliches durchgelebt hast als ich jetzt erlebe.

Dieser Sommer, der letzte, den ich in Leipzig verlebte — nämlich der zweite — nahm mich kräftig in Anspruch. Du weißt, daß ich mich um das gestellte Preisthema de fontibus Laerti<i> Diogenis bemühte. Dies ist mir auch nach Wunsch gelungen; eine Menge hübscher, zum Theil wichtiger — dh. nach unserm Maßstabe wichtiger — Ergebnisse ist herausgekommen, und zum Schluß kam auch das gehoffte Urtheil der Fakultät. Darf ich Dir einige Zeilen aus dem iudicium Ritschls darüber mittheilen; über die ich mich sehr freue, weil sie mich ermuthigen und auf einer Bahn forttreiben, von der ich mitunter aus Skepticismus abzuweichen in Versuchung bin. Also heißt es nach Angabe meines Namens und meines Mottos (γένοι’οἷος ἐσσί): ‚ita rem egit ut Ordinis expectationi non tantum satis fecerit, verum eam superaverit. Tanta enim in hac commentatione cum doctrinae e fontibus haustae copia tum sani maturique iudicii subtilitas enitet, coniuncta ea cum probabili et disserendi perspicuitate et dicendi genuina simplicitate, ut non modo insigniore laude scriptoris indoles et industria dignae videantur, sed plurimum emolumenti in ipsas litteras, philosophorum potissimum Graecorum historiam et plenius et rectius cognoscendam, ex illius opera redundare existimandum sit —‘; als welches Unheil vor dichtgedrängter Aula bekannt gemacht wurde. Leider konnte ich nicht anwesend sein; was mich um so mehr schmerzte als der philologische Verein mir, seinem Gründer und Expräsidenten, ein συμπόσιον bei Simmer veranstalten wollte, zu dem auch Vater Ritschl sein Kommen zugesagt hatte. — Jene Arbeit beschäftigte mich bis in den Anfang des August hinein; sobald ich los und ledig war, flog ich mit Freund Rohde in den böhmischen Wald, um in Natur, Berg und Wald die müde Seele zu baden. An dieser Stelle muß ich einiges über

Rohde sagen, der ja auch Dir aus einer frühen Zeit her bekannt ist. Wir haben beide diesen Sommer fast immer zusammen gelebt und eine seltne Zusammengehörigkeit unter uns empfunden. Daß auch über diesem Freundschaftsbunde der Genius des Mannes schwebte, dessen Bild mir Rohde noch vor wenig Wochen aus Hamburg schickte, Schopenhauers, versteht sich von selbst. Du wirst, wie ich mir denke, darüber eine lebhafte Freude empfinden, daß gerade solche starke und gute Naturen, wie Rohde im besten Sinne ist, von jener Philosophie gepackt werden

Wieder ist eine Woche vergangen, wieder ist es Sonntag, jetzt der einzige Tag, der mir zur Erfüllung meiner Briefpflichten übrig bleibt. Um aber ungefähr in dem Gedankenkreis zu bleiben, in dem ich mich vor 8 Tagen befand, erzähle ich Dir von anderem Einflusse Schopenhauers. Da sind es zwei schriftstellerische Leistungen, eine wissenschaftliche und ein Roman, die unter diesem Gestirn geboren sind. Vielleicht hast Du schon von dem Buche gehört, das sich also betitelt „Bahnsen, Beiträge zur Charakterologie.“ Dies ist ein Versuch, die Charakterkunde zur Wissenschaft umzubilden; da dies auf Schopenhauerscher Basis und mit viel Liebe zum „Meister“ geschieht, außerdem auch wirklich viel gute Gedanken und Beobachtungen in diesem zweibändigen Werke stecken: so empfehle ich es Dir sowie allen Eingeweihten jener offenbaren und doch verborgenen Weisheit. Am wenigsten bin ich mit der Form zufrieden: der Verfasser überhastet seine Gedanken und verdirbt dadurch die Linie der Schönheit. — Der Roman, von dem ich nun reden will, ist das erste Erzeugniß einer Dichtung in jenem tragischen, fast asketischen Sinne Schopenhauers, ein Buch, dessen Helden durch die rothe Flamme des Sansara hindurchgetrieben werden zu jenem Umschwung des Willens, dabei eine Dichtung voll des höchsten Kunstwerthes, einer großartigen Fülle von Gedanken und im schönsten liebenswürdigsten Stile geschrieben. Das ist der letzte Roman Spielhagens „in Reih und Glied“ betitelt; von dem man wenig liest, weil sein Verfasser zu stolz ist, einer Clique sich anzuschließen, wie sie zB. Freitag besitzt. Mein Lehrer Ritschl urtheilt, daß dieser letzte Roman zehnmal so viel werth sei wie der ganze Freitag.

Zu dritt erzähle ich Dir von einem Ereigniß, mit dem Schopenhauer auch im fernen Zusammenhange steht, wenn er auch nicht, wie gutbesoldete Schulräthe behaupten, Ursache desselben ist. Es ist der unglückliche Selbstmord Kretzschmers in Schulpforte. Die Gründe sind thatsächlich nicht bekannt oder werden gut verschwiegen. Etwas Räthselhaftes liegt darin, daß der vortreffliche gewissenhafte Mensch sich ein Vierteljahr vorher noch verlobt hat und auf diese Weise noch ein junges Mädchen unglücklich macht. Daß er Anhänger Schopenhauers war, weißt

Du: und noch das letzte Mal, als wir beide zusammen in Almrich waren, sprachen wir miteinander über Schopenhauers Auffassung des Selbstmordes.

Doch jetzt kehre ich zurück zur Erzählung meiner Erlebnisse: die Nachricht von jenem Tode ereilte mich in Meiningen, wo ich die letzten Tage meiner Böhmerwaldreise zubrachte. Dort war nämlich ein großes viertägiges Musikfest von den Zukünftlern veranstaltet, die hier ihre seltsamen musikalischen Orgien feierten. Abbate Liszt präsidirte. Diese Schule hat sich jetzt mit Leidenschaft auf Schopenhauer geworfen. Eine symphonische Dichtung von Hans von Bülow, „Nirwana“ enthielt als Programm eine Zusammenstellung Schopenhauerscher Sätze; die Musik war aber fürchterlich. Dagegen hat Liszt selbst in einigen seiner Kirchencompositionen den Charakter jenes indischen Nirwana vortrefflich gefunden, vor allem in seinen „Seligkeiten“ „beati sunt qui etc.“

Nach diesen Wochen der Erholung und des reinsten Naturgenusses trieb mich ein wohlmeinender Dämon dazu, mich in Naumburg mit Eifer über ein neues philologisches Thema herzumachen „über die unechten Schriften Demokrits“. Diese Arbeit ist bestimmt für einen Cyklus von Aufsätzen, welche zusammen im nächsten Jahre Ritschl dedicirt werden sollen. Ich habe nämlich in Leipzig noch in den letzten Tagen meines Dortseins die Idee angeregt, daß seine speziellen Leipziger Schüler — natürlich mit genauer Auswahl — ihrem Lehrer auf diese Weise ihre Verehrung ausdrücken. Dazu sind gewonnen Rohde, Roscher, Windisch, Clemm und noch 4 andre, die Du nicht kennst. Darauf feierte ich in Halle jene Philologenversammlung mit — und das Verhängniß kam.

Jetzt bin ich nämlich Kanonier und zwar in der 2t. reitenden Abtheilung des Feldartill.Reg N. 4.

Wie überraschend dieser Umschwung war, wie gewaltsam ich meinem gewöhnlichen Treiben und bequemen Dahinleben entfremdet wurde, wirst Du leicht nachfühlen. Trotzdem ertrage ich diese Veränderung gefaßten Muthes und empfinde sogar an diesem Streiche des Schicksals ein gewisses Behagen. Jetzt bin ich erst unserm Schopenhauer recht dankbar geworden, jetzt wo ich Gelegenheit habe, etwas aoxriat zu treiben. In den ersten 5 Wochen hatte ich auch noch den Stalldienst durchzumachen: morgens um 5½ Uhr war ich im Pferdestall, um Mist hinaus zu schaffen und das Pferd mit Striegel und Kardätsche zu putzen. Jetzt ist mein Dienst durchschnittlich derart, daß ich von 7—½ 11 und von ½ 12—6 Abends beschäftigt bin und zwar den größten Theil dieser Zeit mit Fußexercieren. Vier mal in der Woche haben wir beiden Einjährigen Vortrag bei einem Leutnant als Vorbereitung zum Landwehroffizierexamen. Du wirst wissen, daß man als reitender Artillerist erstaunlich viel zu lernen hat. Das meiste Vergnügen machen mir die Reitstunden. Ich habe ein sehr hübsches Pferd und soll auch Talent zum Reiten besitzen. Wenn ich mit meinem Balduin auf dem großen Exercirplatz herumsause, so bin ich mit meinem Geschick sehr zufriedengestellt. Die Behandlung, die mir zu Theil wird, ist im Ganzen eine vortreffliche. Vor allem haben wir einen angenehmen Hauptmann.

Ich habe Dir von meinem Soldatenleben erzählt: hier liegt der Grund, weshalb ich so außerordentlich spät dazu komme, Dir Nachricht und Antwort auf Deinen letzten Brief zu geben. Unterdessen wirst Du wahrscheinlich, wie ich mir denke, der militärischen Fesseln ledig geworden sein. Weshalb ich es für bedenklich halte, meinen Brief nach Spandau zu adressieren.

Schon aber ist meine Zeit vorüber; ein geschäftlicher Brief an Volkmann, sowie ein andrer an Ritschl haben uns schon Zeit geraubt. Jetzt muß ich schließen, um zum Appell mit vollem Zeug mich fertig zu machen.

Also, lieber Freund, verzeih mir meine lange Fahrlässigkeit und schiebe dem Kriegsgotte den besten Theil der Schuld zu.

In treuer Gesinnung
Dein Freund
Friedrich Nietzsche
Kanonier.

[«]

555. An den Senat der Universität Leipzig (Entwurf)

<Naumburg, kurz nach dem 26. November 1867>

An einen hohen akademischen Senat

Da nach S. 22 des Universitätsprogramms vom 31 Okt. 1867 dem Unterzeichneten der Preis zuerkannt ist, so erklärt derselbe, daß er diesen Preis in Geld ausgezahlt wünscht, sowie daß er den Hr St. j. Rud. Schenkel zur Entgegennahme des betreffenden Geldes autorisirt habe.

[«]

556. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Naumburg 1 Dezember 1867.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

täglich vom Anbruche des Morgens bis in die Winterabende hinein mit einfältigen Rekruten langsamen Schritt üben oder über Satteln und Honneur machen belehrt zu werden stumpft in seinem ewigen Einerlei so den Kopf ab, daß man für ein gutes Glas Wein und eine fröhliche Nachricht empfänglicher als je wird. Und eine fröhliche Nachricht war es, die ich Ihrem letzten Briefe verdanke, fröhlich wie keine in der letzten Zeit. Insbesondre hat das mitgeschickte iudicium mich über manche schwere Stunde der Gegenwart hinweggehoben: denn es kam wie aus meiner wahren Welt herüber und rief mir ins Gedächtniß, daß meine augenblickliche Existenz nur ein Intermezzo und ohne wesentliche Bedeutung für Leben und Lebensaufgabe sei.

Daß diese zeitweilige Existenz aber langgehegte Pläne schonungslos durchkreuze, merke ich auch wieder bei dieser besondren Gelegenheit. Sollte ich Ihnen nicht schon einmal mitgetheilt haben, daß über das ganze Gebiet der Suidasfragen ich mich mit Dr. Volkmann in Schulpforte so weit geeinigt habe, daß wir daran dachten unitis viribus ein diesen Fragen gewidmetes Buch zu machen — das auch eine Herstellung des ὀνοματολόγος des wahren Hesychius Milesius enthalten sollte —. Daraus kann jetzt nichts werden. Vielmehr ist augenblicklich nur das Eine an der Stelle, was Sie gefälliger Weise mir auch vorschlagen: der Aufsatz erscheint baldigst im rheinischen Museum; als welches auch einer etwaigen Abhandlung Volkmanns sicherlich gern seine Spalten öffnen wird.

Freilich muß nun das gelehrte Publikum mit meiner Arbeit, so wie sie ist, fürlieb nehmen dh. mit einem Entwurfe, der zwar den Gang der Hauptgedanken deutlich giebt, aber eine Menge Einzelbelege und sonstige Füllstücke bei Seite liegen läßt. Denn ich bin selbst mit jenem Satze des akademischen Urtheils, so schmeichelhaft er auch klingt, sehr wenig einverstanden: vix quidquam reliquerit in ea quaestione, quod aut addi aut demi posse videretur. Addere könnte ich viel, kann aber bei meiner augenblicklichen Lage gar nichts. Was aber das demere betrifft, so bitte ich darum, daß mir mein Manuscript, bevor es in die Druckerei wandert, noch einmal zugeschickt werde. Übrigens würde ich gern einige Andeutungen hören, ob vielleicht die eingestreuten polemischen Urtheile den Worten nach etwas zu mildern sind oder stehen bleiben können. Man gestattet sich im lateinischen Ausdruck nach leidiger Philologenmanier leicht ein derberes Wort als nöthig ist.

Das ist es, hochverehrter Herr Geheimrath, was ich Ihnen heute zu schreiben habe: denn wozu das noch hinzufügen, was sich von selbst versteht und was den Grundbaß zu allem bildet, das Ihnen zu sagen und zu schreiben hat

Ihr getreuer und dankbarer
Friedrich Nietzsche

[«]

557. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Naumburg am 29 Dez. 1867.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

Sie werden Sich wiederholt gefragt haben, warum ich das Laertius-manuscript so lange in Naumburg zurückhalte. Hier meine Antwort darauf: es ist sogleich, als es durch Ihre Güte in meine Hände gelangte, an Dr. Volkmann nach Pforte adressirt worden, von dem es noch nicht wieder zurückgekommen ist. Ein paar Wochen aber nach Weihnachten wird es, begleitet von einem kleinen Aufsatze Volkmanns, seine Rückreise nach Leipzig antreten, um dort Ihrem Willen gehorsam zu sein.

Mit jenem Aufsatze Volkmanns aber hat es folgende Bewandniß. Wir beide sind unabhängig von einander und auf verschiedenen Wegen zu der Einsicht gelangt, welche Bedeutung Demetrius Magnes für die Quellenkunde des Suidas habe. Nun möchte Volkmann gern seinen ihm eigentümlichen Weg dem Publikum vorlegen; mein Wunsch aber ist es, daß dies gleichzeitig mit der Veröffentlichung meiner Arbeit oder auch früher, aber ja nicht — wenn mir eine Bitte freisteht — später geschieht. Es hat eben keiner von uns die Priorität jenes εὕρημα für sich: aber peinlich und bei meiner Freundschaft mit dem vortrefflichen Volkmann geradezu beunruhigend würde mir sein, durch den früheren Druck meiner Arbeit eine scheinbare Priorität für mich zu gewinnen.

Kurz, ich habe Volkmann gebeten, jenen Aufsatz zu schreiben und ihm aus freien Stücken versprochen, meine Abhandlung nicht eher fortzuschicken als bis die seinige — die wie er meint etwa 16 Druckseiten füllen wird — fertig und zum Absenden bereit ist. Das Weitere liegt dann in Ihren Händen, die manchen anderen und schwierigeren Knoten entwirrt haben, als diesen, den freundschaftliche Rücksicht und ein bischen Ehrgeiz geknüpft haben. —

So läuft das alte Jahr zum Schluß, ein Jahr, dessen beste Stunden und Tage für mich immer in Beziehung zu Ihrem Namen stehn. Mag das fröhliche Gestirn dieses Namens auch fürderhin noch lange leuchten, zur Freude der philologischen

Arbeiter, denen es Fruchtbarkeit ihrer Äcker und Gelingen ihrer mühevollen Bestrebungen verbürgt.

In treuer Verehrung und
Dankbarkeit und mit
den besten Neujahrswünschen
Friedrich Nietzsche

[«]

558. An Diederich Volkmann in Pforta? (Visitenkarte)

Naumburg (vermutlich 1867/1868)

[+ + +] Ich freue mich, den ersten Band der Ritschl'schen Opuscul. gerade in Naumburg zu haben und Ihnen damit zu Diensten zu sein [+ + +]

[Auf die Bitte um das indogermanische Programm von 1867 folgt:]

[+ + +] Prof. Brockhaus in Leipzig möchte es gern haben. [+ + +]

[«]

[Briefe 1868]

[BRIEFE 1868]

[«]

[02] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Februar 1868]

559. An Erwin Rohde in Kiel
560. An Friedrich Ritschl in Leipzig
561. An Hermann Mushacke in Berlin
562. An Carl von Gersdorff in Berlin
563. An Friedrich Ritschl in Leipzig

[«]

[April 1868]

564. An Friedrich Ritschl in Leipzig (Entwurf)
565. An Erwin Rohde in Hamburg
566. An Friedrich Zarncke in Leipzig
567. An Friedrich Ritschl in Leipzig
568. An Paul Deussen in Berlin

[«]

[Mai 1868]

569. An Erwin Rohde in Hamburg
570. An S. Heynemann in Berlin
571. An Friedrich Ritschl in Leipzig
572. An Friedrich Ritschl in Leipzig

[«]

[Juni 1868]

573. An Paul Deussen in Oberdreis
574. An Erwin Rohde in Kiel
575. An Paul Deussen in Oberdreis
576. An Carl von Gersdorff in Berlin

[«]

[Juli 1868]

577. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
578. An Sophie Ritschl in Leipzig
579. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
580. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
581. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[August 1868]

582. An Friedrich Ritschl in Leipzig
583. An Erwin Rohde in Kiel
584. An Carl von Gersdorff in Berlin
585. An Carl von Gersdorff in Berlin
586. An Hermann Mushacke in Berlin

[«]

[September 1868]

587. An Friedrich Ritschl in Leipzig
588. An Paul Deussen in Oberdreis
589. An Friedrich Ritschl in Leipzig
590. An Paul Deussen in Oberdreis (Fragment)

[«]

[Oktober 1868]

591. An Erwin Rohde in Hamburg
592. An Diederich Volkmann in Pforta (Visitenkarte)
593. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
594. An Friedrich Zarncke in Leipzig
595. An Paul Deussen in Oberdreis
596. An Erwin Rohde in Hamburg
597. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[November 1868]

598. An Friedrich Zarncke in Leipzig
599. An Erwin Rohde in Hamburg
600. An Gustav Krug in Naumburg
601. An Erwin Rohde in Hamburg
602. An Erwin Rohde in Hamburg
603. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Dezember 1868]

604. An Erwin Rohde in Hamburg
605. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
606. An Erwin Rohde in Hamburg

[«]

559. An Erwin Rohde in Kiel

Naumburg 1—3 Febr. 1868.

Mein lieber Freund,

Sonnabend ist es und zwar neigt sich der Tag seinem Ende zu. Für einen Soldaten liegt ein Zauber in dem Wort „Sonnabend", ein Gefühl der Beruhigung und des Friedens, das ich als Student nicht kannte. Ruhig schlafen und träumen zu können, ohne daß das Schreckensbild des andern Morgens die Seele umschwebt, wiederum 7 Tage jener uniformirten Aufregung, die man Militärjahr nennt, überwunden und abgethan zu haben — was giebt das für einfache und starke Vergnügungen, eines Cynikers würdig und fast zu billig und zu bequem von uns erworben! Ich verstehe jetzt jene erste und größte Sonnabendnachmittagstimmung, in der das behagliche Wort erscholl πάντα λίαν καλά, in der der Kaffe und die Pfeife erfunden wurde und der erste Optimist ins Leben trat. Jedenfalls waren die Ebräer, die jene schöne Geschichte erdachten und glaubten, Kriegsleute oder Fabrikarbeiter, aber gewiß keine Studenten; denn diese hätten 6 Feiertage und einen Werkeltag zum Vorschlag gebracht und würden in der Praxis auch jenen einen Tag den übrigen gleich gemacht haben. Wenigstens war dies meine Praxis: und ich fühle augenblicklich den Gegensatz zwischen meinem jetzigen Leben und meiner früheren wissenschaftlichen Müssiggängerei sehr stark. Könnte man nur einmal die Philologen von 10 Jahren zusammen holen und sie zur Dienstleistung in ihrer Wissenschaft so drillen, wie es beim Militär Mode ist: nach 10 Jahren wäre eine Philologie nicht mehr nöthig, weil alle Hauptarbeit gethan wäre, sie wäre aber auch nicht mehr möglich, weil kein Mensch freiwillig unter diese Fahne treten würde, eine Fahne, bei der der Begriff des „Einjährigen-Freiwilligen" ganz wegfällt.

So ein Sonnabend macht geschwätzig, wie Du merken wirst; da wir die übrige Woche zu viel zu schweigen haben und alle unsre Seelenfähigkeiten nach dem Kommandowort des Vorgesetzten zu regeln pflegen, so quillt an den unbewachten Momenten des Sonnabends das Wort aus der Lippe und die Zeile aus dem Tintefaß, zumal wenn das Feuer im Ofen knistert und draußen der frühlingschwangere Februarsturm braust. Sonnabend, Sturm und Zimmerwärme, das sind die besten Ingredienzen, aus denen der Punsch der „Briefstimmung" gebraut wird.

Mein lieber Freund, dies mein Leben ist jetzt wirklich sehr einsam und freundelos. Da ist nichts von Anregungen, das ich mir nicht selbst gäbe, nichts von jenem harmonischen Zusammenklang der Seelen, wie es manche gute Stunde in

Leipzig mit sich brachte. Vielmehr Entfremdung der Seele von sich selbst, Übergewicht eines herrschenden Einflusses, der den Geist zu straffer Furcht zusammenrafft und ihn die Dinge mit einem Ernste zu betrachten lehrt, dessen sie nicht werth sind. Dies ist die Kehrseite meiner jetzigen Existenz, wie Du sie mir gewiß nachfühlen kannst. Drehen wir aber die Münze um. Dies Leben ist zwar unbequem, aber, als Zwischengericht genossen, unbedingt nützlich. Es ist ein fortwährender Appell an die Energie eines Menschen und mundet besonders als ἀντίδοτον gegen die lähmende Skepsis, über deren Wirkung wir manches miteinander beobachtet haben. Dabei lernt man seine Natur kennen, wie sie sich unter fremden, meist rohen Menschen, ohne Beihülfe der Wissenschaft und ohne jene traditionelle fama, die unsern Werth für unsre Freunde und für die Gesellschaft bestimmt, zu offenbaren pflegt. Ich habe bis jetzt bemerkt, daß man mir wohl will, so Hauptmann wie Kanonier; andernseits thue ich, was mir obliegt, mit Eifer und eignem Interesse. Darf man darauf nicht stolz sein, wenn man als der beste Reiter unter 30 Rekruten gilt? Wahrhaftig, lieber Freund, das ist mehr als eine philologische Prämie: obwohl ich auch gegen derartige Lobsprüche nicht unempfänglich bin, wie sie mir die Leipziger Fakultät zu Theil werden ließ. Darf ich Dir, ohne in den Ruf eines ekeln Narren zu kommen, jenes ἐγκώμιον, wie es im Programm S. 22 steht, abschreiben?

Philosophorum denique Ordini unus traditus libellus est et ex classe quidem prima: ‚De fontibus Laertii Diogenis hac inscriptione‘ γένοι᾽οἷος ἐσσί Pind. Pyth. II. v.73. (Denkst Du noch an unser Nirwanaplätzchen im Rosenthal?) Eius libelli scriptor, quum res, quae ad eam quaestionem pertinerent et litteras quae huc facerent penitus cognovisset earumque momenta acri ingenio examinasset, rem, quam explanandam susceperat persecutus ita est, ut, quum summo acumine in singulis locis cognoscendis atque iudicandis uteretur summaque sagacitate in vero indagando, inveniendo, e tenebris eruendo versaretur ingenioque in colligendo plurimum valeret atque ea, quae explorate perceperat, dilucide exponeret, vix quidquam reliquerit in ea quaestione, quod aut addi aut demi posse videretur, summamque et ingenii et doctrinae laudem ab ordine amplissumo consecutus sit. e. q. s.

Nicht wahr, lieber Freund, tant de bruit pour une omelette? Aber so sind wir, wir machen uns lustig über solch ein Lob und wissen nur zu gut, was es auf sich resp. hinter sich hat, aber trotzdem verzieht sich das Gesicht zu einem wohlgefälligen Grinsen. Bei solchen Dingen ist unser alter Ritschl ein Kuppler, his laudibus splendidissimis sucht er uns im Netz der Dame Philologie festzuhalten. Ich habe erstaunliche Lust, in meinem nächsten in honorem Ritscheli geschriebenen

Aufsatz (über Demokrits Schriftstellerei) den Philologen eine Anzahl bittrer Wahrheiten zu sagen. Bis jetzt habe ich für denselben die schönste Hoffnung: er hat einen philosophischen Hintergrund bekommen, was mir bis jetzt bei keiner meiner Arbeiten gelungen war. Außerdem bekommen alle meine Arbeiten ohne meine Absicht, aber gerade deshalb zu meinem Vergnügen eine ganz bestimmte Richtung; sie weisen alle wie Telegraphenstangen auf ein Ziel meiner Studien, das ich nächstens auch fest ins Auge fassen werde. Es ist dies eine Geschichte der litterarischen Studien im Althertum und in der Neuzeit. Es kommt mir zunächst wenig auf die Details an; jetzt zieht mich das Allgemein-Menschliche an, wie das Bedürfniß einer literarhistorischen Forschung sich bildet und wie es unter den formenden Händen der Philosophen Gestalt bekommt. Daß wir alle aufklärenden Gedanken in der Literaturgeschichte von jenen wenigen großen Genien empfangen haben, die im Munde der Gebildeten leben und daß alle guten und fördernden Leistungen auf dem besagten Gebiete nichts als praktische Anwendungen jener typischen Ideen waren, daß mithin das Schöpferische in der litterarischen Forschung von solchen stammt, die selbst derartige Studien nicht oder wenig trieben, daß dagegen die gerühmten Werke des Gebietes von solchen verfaßt wurden, die des schöpferischen Funkens bar waren — diese stark pessimistischen Anschauungen, in sich einen neuen Kultus des Genius bergend, beschäftigen mich anhaltend und machen mich geneigt, einmal die Geschichte darauf hin zu prüfen. An mir selbst stimmt die Probe; denn mir ist es so, als ob Du bei den niedergeschrieben<en> Zeilen den Duft von Schopenhauerscher Küche riechen müßtest.

Von diesen Luftschlössern ist der Abfall zur Wirklichkeit recht bitter. Denke lieber Freund, daß ich, der ich in den angedeuteten Aussichten gelegentlich schwelge, trotzdem nicht im Stande bin, das Allernächste zu beendigen. Es ist mir rein unmöglich, den versprochnen Beitrag zum Ritschlbuche zur rechten Zeit zu liefern. So sehr die Materie mir im Kopfe und am Herzen liegt, so fern ist doch die Ausarbeitung: da fehlt es an Hundert Dingen, an Zeit, Büchern, guten Freunden, Momenten der Sättigung und der Erhebung: und zu jedem dieser Mängel muß ich hinzu fügen, daß jeder einzelne schon die Kraft hat, mich an einer Ausarbeitung zu hindern. Glückliche Menschen, sagt Ritschl von den Studenten, ihr habt 14 Stunden des Tages für euch und eure Studien! Elender Mensch, sage ich zu mir, Du hast nicht zwei Stunden des Tages; und selbst diese mußt Du dem Mavors opfern, der dir sonst das Lieutnantpatent verweigert. Ach lieber Freund was ist so ein reitender und fahrender Artilleriste für ein Unglücksthier, wenn er litterarische Triebe hat! Unser alter Kriegsgott hatte eben die jungen Weiber, nicht alte verschrumpelte Musen gern. Ein Kanonier, der über Demokritische Probleme oft genug in der Kasernenstube nachdenkt, auf einem schmutzigen Schemel kauernd, indem ihm die Stiebein gewichst werden, ist nun einmal ein παράδοξον, auf das die Götter mit Hohn blicken.

Wenn Ihr also noch bis November dieses Jahres warten wollt, so macht Ihr mir eine große Freude. Wir sammeln im Frühjahr und Sommer die Aufsätze unsrer Freunde, besprechen und beurtheilen sie, verhandeln mit dem Buchhändler, lassen lustig drucken — und dann kommt mein Aufsatz, zuletzt und spät zwar, aber doch zur rechten Zeit. Übrigens fand auch Clemm, den bisherigen Termin als zu kurz gesteckt. Bitte, theile mir doch Deine Meinung über diesen Punkt mit!

Wenn ich Dir sage, daß ich täglich von morgens 7 Uhr bis Abends um 5 im Dienst bin, außerdem noch bei einem Lieutenant und bei einem Thierarzte Vorträge höre, so kannst Du ermessen, wie schlimm ich daran bin. Abends ist der Leib schlaff und müde und sucht zeitig sein Nest. Und so geht es ohne Rast und Ruh aus einem Tag in den andern. Wo bleibt da die für wissenschaftliche Ausarbeitungen nöthige Sammlung und Contemplation!

Ach sogar für Dinge, die mir näher stehen als meine litterarischen Bedürfnisse, die χάριτες eines freundschaftlichen Briefwechsels und der Kunst, fällt so selten eine Stunde ab! Laß mich nur erst wieder im Vollgenuß meiner Zeit und Kräfte sein —

si male nunc, non olim sie erit.

Und im nächsten Jahre gehe ich nach Paris. Beinahe bin ich überzeugt, daß Du auf denselben Gedanken kommen wirst. Bekanntlich muß ja ein Biedermann lustig, guter Dinge sein, wenn anders Sankt Offenbach Recht hat.

Dir, also, Poesie der Zukunft, und dir, Freundschaft der besten Vergangenheit, den letzten Federzug, den letzten Tintenklecks!

fulsere quondam candidi tibi soles!

F Nietzsche
in treuer
Freundschaft.

[«]

560. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Naumburg Donnerstag 13 Febr. 1868.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

diesmal habe ich recht lange und dazu recht unnützer Weise warten lassen und warten müssen; und schließlich nach diesem langen Zeiträume kommt nicht einmal die versprochne Volkmannsche Abhandlung in Ihre Hände. Es ist mein Trost, daß außer mir niemand einen Schaden von diesem langweiligen Zaudern hat: aber ich brauche auch nicht zu verschweigen, daß ich keine Schuld daran habe.

Genug, Freund Volkmann will nicht mehr, daß ich auf ihn warte, da er noch lange nicht mit seinem Aufsatze fertig ist. Offenbar hat er sich arg in der Zeit verrechnet: doch das darf man einem preußischen, speziell einem pförtnerischen Schulmanne nicht übel nehmen.

Während dieser ganzen Zeit ist auch mein Laertianum draußen in Pforte gewesen: seit gestern habe ich das Ding ein paar Mal durch gelesen und durch corrigiert, so weit mir Ihre vortrefflichen Censurstrichlein dazu Anleitung gaben.

Eine Vorrede, hochverehrter Herr Geheimrath, habe ich nicht geschrieben und bitte Sie deshalb um Verzeihung. Erstens wollte ich nicht gleich auf der ersten Seite dem Publikum gestehen, daß dies eine prämiirte Arbeit ist: wodurch die Stellung des betreffenden Publikums zu dem unscheinbaren opus sogleich verändert wird, und alle möglichen persönlichen Rücksichten, Neigungen und Abneigungen bei dem Leser aufzutauchen pflegen. Noch weniger aber habe ich Lust sogleich selber auszusprechen, was an der Arbeit mangelhaft sei und einer weiteren Ausführung bedürfe: was dann für Gründe einer Umarbeitung augenblicklich entgegenstehen. Es drängt mich ja niemand, daß das Werkchen jetzt schon öffentlich werde: warum sollte es nicht noch ein Jahr liegen und der Verbesserung entgegenreifen? Wenn ich trotzdem selber froh bin, daß es nun bald gedruckt wird, so liegt das in Gründen, mit denen das Publikum gar nichts zu thun hat. Vor allem habe ich dadurch wieder eine Arbeit vom Gewissen und darf mich wieder frei nach andern schönen Dingen umsehn usw. Wenn ich später einmal genöthigt sein werde Nachträge zu schreiben, so ist das eine Gelegenheit, mich über Ursprung, nächsten Zweck der Arbeit und andre persönliche Dinge auszulassen.

Wie die Arbeit nun ist, wird sie, denke ich druckfertig sein; sie mag ungefähr 60—70 Seiten einnehmen, wenn man solche Lettern und solche Spatien anwendet, wie sie beispielsweise zu Brambachs Aufsatz de Romanorum re militari Band XX p. 599 ss. gebraucht worden sind: und wie sie mir recht gefallen. —

Wenn ich zum Schluß noch erwähne, daß ich den ganzen Tag von Morgen bis Abend durch meine militärischen Aufgaben und Dienstleistungen beschäftigt bin, so geschieht es nur, um einen neidischen Blick auf jene Zeit zu werfen, wo es mir öfter freistand, eine behagliche Mittagsstunde mit Ihnen durchzusprechen und dabei meine Wünsche und Absichten Ihnen auszubreiten: während jetzt mir nur vergönnt ist, mit kalter Tinte auf kaltes Papier zu schreiben, daß ich in warmer Verehrung verharre

Ihr treuer Schüler
Friedrich Nietzsche.

[«]

561. An Hermann Mushacke in Berlin

Naumburg 13 Febr. 1868.

Mein lieber Freund,

ein Viertel Jahr ist nun seit jenen Tagen vergangen, wo ich mit bestürzten Mienen und unruhigem Gemüthe vor Dir erschien, eine plötzliche Wendung meines Schicksals halb abwendend, halb gutheißend. Denn das wirst Du mir recht wohl angemerkt haben, daß ich mit einer Art Behagen mich selbst in einen Zustand hineindachte, der zwar mancherlei Unbequemlichkeiten in sich schloß, zugleich aber auch von einer Sphaere umgeben war, die Muth, Entschlossenheit und Männlichkeit athmete. Immerhin war das pikante Gericht mir an der Tafel meines Lebens einmal angeboten, und ich war nicht mehr in der Lage es zurückzuweisen; genug ich kostete und ich fand es nicht einmal so übelschmeckend. Besonders schmeckte es nach der Verweichlichung, die die Lebensweise und die Studienmanier eines Studenten im Gefolge hat. Und so habe ich mich denn gewöhnt, das Militärjahr als eine jener Hülfen zu betrachten, durch die wir einer einseitigen Ausbildung aus dem Wege gehen, vornehmlich aber in ihm ein entschiedenes Gegengift gegen eine steife pedantische engbrüstige Gelehrsamkeit zu finden, wider die ich immer im Kampfe liege, wo ich sie nur auch aufdecken kann.

Nach diesen allgemeineren Ansichten möchte ich gern von diesem Punkte schweigen; denn da mich jetzt jede Stunde an den Dienst erinnert, so will ich wenigstens in den Plaudereien mit meinen Freunden ihn momentan aus dem Sinn verlieren. Sehr gern nun möchte ich wissen, womit Du, mein lieber Freund, Dich herum schlägst und bis zu welcher Entfernung Du dem drohenden Ungeheuer [ἐξάμην] auf den Leib gerückt bist: was für Arbeiten Du ihm als Köder vorwerfen willst und dergl. Von mir wirst Du über diese Sache nichts zu hören verlangen. Eine größere Arbeit „über Demokrits Schriftstellerei“ klebt seit einem Viertel Jahr zwischen meinen Fingern: und doch kann ich die schöne Form nicht finden, nach der ich suche. Ich bemerke mit Freuden, wie alle meine Studien mit festgewebten Fäden unter einander zusammenhängen; und das geschieht vornehmlich deshalb, weil ich bei jeder einzelnen Untersuchung die Perspektive so weit als möglich aufstelle. Übrigens hat man mir in Leipzig die Ehre angethan meine Abhandlung de Laertii Diogenis fontibus zu krönen und zwar auf eine glänzende Weise; jetzt wird sie im rhein. Museum gedruckt. Ich lebte gerade in jener rauhsten Zeit meines Militärjahres, mußte Pferde schaben, reinigen und putzen, als mir die Nachricht wie ein angenehmer Nachklang einer schöneren Periode von Leipzig herüberkam. Von dort her höre ich überhaupt nur Gutes. Meine Freunde leben ihr harmloses Leben fort, Ritschl ist gesund und erfreut mich öfter durch heitere Briefe, unser Verein wuchert fröhlich weiter, Kintschy lebt noch usw.

Wenn ich nur erst wieder frei über meine Zukunft verfügen kann! Dann komme ich gewiß auch ein paar Monate nach Berlin, wenngleich meine Wünsche jetzt gewöhnlich noch weiter eilen, nach dem alles verschlingenden Paris. Immerhin aber ist es doch wahrscheinlich, daß ich zu allen möglichen examinösen Zwecken nach Berlin muß. Sollte es aber für Dich nicht eher eine Gelegenheit geben, nach Naumburg zu kommen? Frühling, Universitätsferien, Gott!, was für schöne Dinge, von denen ein Kanonier nichts wissen darf! Du findest immer das fröhlichste Willkommen! Heute aber bitte ich nur noch, meine besten Empfehlungen Deinen verehrten Angehörigen sowohl meinerseits als seitens meiner Mutter und Schwester auszurichten.

In treuer Freundschaft
Dein Fr. Nietzsche.

[«]

562. An Carl von Gersdorff in Berlin

Naumburg am 16 Febr. 1868.

Lieber Freund,

durch Deine beiden mich hocherfreuenden Briefe habe ich einen deutlichen Einblick in Dein gegenwärtiges Arbeiten und Denken gewonnen: ich fühle den ruhigen Genuß heraus, mit dem Du Dich nach straffem, einengendem Dienste wieder in dem schönen Garten der Wissenschaften ergehst. Wollte das Schicksal, daß auch mir dieser Genuß bald wieder winkte! Aber meine Zeit, ja mein bestes

Theil geistiger Kraft und Regsamkeit verbraucht sich in dem ewigen Kreislauf militärischer Übungen. Ich habe mich darüber jetzt vollkommen resignirt, während ich in den ersten Monaten einen ungestümen Anlauf nahm, auch bei den jetzigen Verhältnissen meine Studien fortzusetzen. Es lag mir vornehmlich eine Arbeit am Herzen, zu der ich eine Menge schönes Material gesammelt hatte und täglich sammelte, eine Arbeit, an die mich philologisches und philosophisches Interesse knüpfte: über Demokrits Schriftstellerei. Die ungeheuren Angaben über dieselbe hatten mir Mißtrauen eingeflößt; ich gieng dem Begriff einer großartigen litterarischen Falschmünzerei nach und fand auf den verschlungenen Wegen der Kombination eine Fülle interessanter Punkte. Am Schlüsse aber, als meine skeptische Betrachtung alle Folgerungen übersehn konnte, drehte sich mir allmählich unter den Händen das Bild herum; ich gewann ein neues Gesammtbild der bedeutenden Persönlichkeit Demokrits und von dieser höchsten Warte der Beobachtung gewann die Tradition ihr Recht wieder. Diesen ganzen Prozeß, die Rettung der Negation durch die Negation, habe ich mir nun zu schildern vorgenommen, so daß ich bei dem Leser dieselbe Folge von Gedanken zu erwecken suche, die mir sich ungesucht und kräftig aufdrangen. Dazu gehört aber Muße und frische Gesundheit des Denkens und Dichtens.

Nicht besonderes Glück habe ich bis jetzt mit meiner Arbeit de fontibus Laertii Diogenis gehabt, die längst gedruckt sein sollte, aber durch eine kleine Bummelei eines Bekannten erst in voriger Woche zum Druck nach Leipzig wanderte. Sie erscheint, wie meine Theognisstudie, im rheinischen Museum. Sie ist schon ihres Stoffes wegen angethan ein paar Philologen mehr zu fesseln resp. zu reizen als mein erstes opusculum. Es war nicht zu umgehen, daß ich hier und da einem Philologen einen Klaps versetzte. Nun wir werden sehn, wie es mir bekommt. Glücklicher Weise habe ich den größten Theil von Material gerade für wichtige Punkte noch gar nicht gegeben, so daß ich bei einer etwaigen Polemik immer noch mit vollen Händen werfen kann.

Später wenn ich mich von der Demokritarbeit frei gemacht habe, und eine Dissertation de Homero Hesiodoque aequalibus glücklich vom Stapel gelaufen ist: soll es mit frischen Sinnen an ein Hauptwerk gehen, an eine Darstellung der litterarischen Studien der Alten, wobei sich die Entwicklung dessen, was man jetzt Literaturgeschichte nennt, ergeben wird. Später will ich Dir einmal erzählen, wie ich im Hintergrunde einige stark pessimistische Sätze aufstelle, so daß das Ganze stark von einem Schopenhauerschen Dufte umschwommen sein wird.

Verzeihe mir, wenn ich Dich mit lauter Aussichten und Absichten, jedenfalls mit unrealen Dingen unterhalte. Aber denke, wie stark im Menschen das Bedürfniß ist seine Wünsche auszusprechen, und wie wenig meine Umgebung darnach angethan ist, gerade derartige Dinge aufzunehmen. Im Grunde ist das gerade, was mich am meisten in Naumburg bedrückt, die ἐρημία τῶν φίλων, während ich andernseits mich glücklich schätzen muß, durch die Gegenwart der Angehörigen der Sorgen für das Dasein enthoben zu sein, ja eines bequemen Lebens mich erfreuen zu können.

Meine Dienstangelegenheiten nehmen, wie ich Dir sagte, viel Zeit weg, sind aber im Ganzen erträglich. Besonders ist es immer noch das Reiten, für das man meinen Eifer durch mancherlei Lob rege erhält. Ich höre von den Offizieren, daß ich einen guten Sitz habe und mich dadurch vortheilhaft auszeichne. Wahrhaftig, lieber Freund, ich habe nie gedacht, daß ich auch in diesen Regionen noch Gelegenheit haben würde eitel zu werden. Genug, mein Trieb, mich in dieser schönen, aber schweren Kunst möglichst auszubilden, ist ziemlich stark. Wenn Du einmal, etwa bei Gelegenheit des Pförtner Schulfestes nach Naumburg kommst, wirst Du meine Leistungen leicht abschätzen können; ich glaube Du wirst tüchtig lachen, wenn Du mich kommandiren hörst. Übrigens habe ich noch viel zu lernen, um ein anständiges Offizierexamen zu machen.

Daß Du Dich mit viel Vergnügen auf nationalökonomische Studien geworfen hast, ist mir sehr begreiflich; ich selbst bedaure nichts mehr, als bis jetzt eines tüchtigen Pfadzeigers ermangelt zu haben. Denn über Roschers Stellung und Werth haben wir zu meiner Überraschung genau dieselbe Meinung. Sowohl im Gespräch mit Freund Kleinpaul, der die Schwäche der philosophischen Natur Roschers völlig durchschaute, als in der Unterhaltung mit der geistvollen Gattin Ritschls, die auch die prikkelnde Ungründlichkeit des witzigen Mannes herausfühlte, habe ich mich in dem angedeuteten Sinne ausgesprochen. Übrigens ist nur ein nicht geringer Beleg für die Richtigkeit dieser Meinung das Naturell seines Sohnes, das ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und das vollständig die Züge des Urbildes aufweist.

Ein Büchlein, aus dem ich über den Stand der social-politischen Parteien manches mir angeeignet habe, obgleich es eine bedenkliche Lektüre ist und scharf säuerlich nach Reaktion und Katholicismus schmeckt, ist Dir vielleicht auch bekannt: Geschichte der social-politischen Parteien in Deutschland, von Jos. Edm. Jörg (Freiburg im Breisgau 1867) Auch aus ihm leuchtet die irrationale Größe Lassalles hervor. Leider sehe ich keine Möglichkeit ab, wie ich dessen Schriften in meine Hände bekommen könnte, und ich muß mich daher auf spätere Zeiten vertrösten.

An dieser Stelle muß ich nochmals das Verdienst eines Mannes rühmen, von dem ich Dir schon früher einmal geschrieben habe. Wenn Du Lust hast Dich vollständig über die materialistische Bewegung unsrer Tage, über die Naturwissenschaften mit ihren Darwinschen Theorien, ihren kosmischen Systemen, ihrer belebten camera obscura etc. zu unterrichten, zugleich auch über den ethischen Materialismus, über die Manchester-Theorie etc. so weiß ich Dir immer nichts Ausgezeichneteres zu empfehlen als „die Geschichte des Materialismus“ von Friedr. Alb. Lange (Iserlohn 1866), ein Buch, das unendlich mehr giebt als der Titel verspricht und das man als einen wahren Schatz wieder und wieder anschauen und durchlesen mag. Bei Deiner Richtung der Studien weiß ich Dir nichts Würdigeres zu nennen. Ich habe mir schlechterdings vorgenommen mit diesem Manne bekannt zu werden und will ihm meine Demokritabhandlung als ein Zeichen meiner Dankbarkeit schicken.

Übrigens gehört auch Spielhagen zu denen, mit welchen ich ein persönliches Verhältniß wünsche. Nun vielleicht giebt sich in Berlin einmal eine Annäherung. Ich wundre mich, daß Du nicht einmal dem ausgezeichneten Manne einen Besuch abstattest. Wir müssen uns unsre philosophischen Freunde etwas zusammensuchen. Auch Bahnsen, der Verfasser der „charakterologischen Studien“ steht auf der Liste. Da ist ja auch Eugen Dühring in Berlin, der immer schöne Collegien gelesen hat zB. über Schopenhauer und Byron, über Pessimismus etc. Endlich ist dort wohl auch Frauenstädt, der Protagonist des Kultus, aufzutreiben. Wenn wir doch nur ein Organ für die Bestrebungen vom Standpunkte Schopenhauers hätten, eine philosophische Zeitschrift, redigirt von jungen talentvollen Männern usw.

Aber, wirst Du sagen, es ist jetzt nicht die Zeit zu philosophieren. Und Du hast Recht. Politik ist jetzt das Organ des Gesammtdenkens. Ich staune über die Ereignisse und kann sie mir nur dadurch näher bringen, daß ich mir die Wirksamkeit bestimmter Männer aus dem Flusse des Ganzen herausscheide und einzeln betrachte. Unmäßiges Vergnügen bereitet mir Bismark. Ich lese seine Reden als ob ich starken Wein trinke: ich halte die Zunge an, daß sie nicht zu schnell trinkt und daß ich den Genuß recht lange habe. Was Du mir von Machinationen seiner Gegner schreibst, glaube ich Dir sehr gern; denn es ist eine Nothwendigkeit, daß sich gegen solche Naturen alles Kleinliche, Engherzige, Parteiische, Bornirte aufbäumt und zum unversöhnlichen Kriege rüstet.

Heute lieber Freund ein herzliches Lebewohl! Entschuldige, daß ich nicht mehr von meiner Zeit diesem liebsten meiner Geschäfte zuwenden darf, im geistigen Verkehr mit meinen Freunden zu weilen. Indem ich Dir noch die Grüße meiner Angehörigen ausrichte, verbleibe ich in treuer Anhänglichkeit

Dein Freund
Friedrich Nietzsche

[«]

563. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Naumburg den 17 Febr. 1868.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

in diesen Tagen, wo mich ein Unwohlsein an das Zimmer fesselte, richteten sich meine Blicke vorwärts, über das Militärjahr hinweg; und dabei ist mir eingefallen, daß ich Ihnen noch eine Bitte vorzulegen habe. Vielleicht erzählte ich Ihnen schon, daß ich früher die Materialien zu einer Doktordissertation gesammelt habe, welche sich mit der Frage nach Homers und Hesiods ἰσοχρονία befassen soll. Erwarten Sie nicht, daß ich hierin einen anachronistischen Standpunkt der Wissenschaft vertreten werde: zunächst will ich nur untersuchen, worauf jener Glaube sich stützt und wie er sich im Verlaufe der Zeit ausgebildet hat. Dabei kommt übrigens wiederum einmal der epische Cyclus und die Zeit seiner Entstehung zur Sprache und hoffentlich nicht ohne einige neue Gesichtspunkte.

Was mir nun zu dieser Arbeit die wesentlichste Unterstützung böte, das wäre eine neue Collation der kleinen Schrift περὶ Ὁμήρου καὶ Ἡσιόδου καὶ τοῦ γένους καὶ ἀγῶνος αὐτῶν, die zwar unzählige Male abgedruckt ist, aber niemals wieder, seitdem Heinrich Stephanus 1553 in Florenz sich aufhielt, mit dem einzigen codex, der sie enthält, verglichen worden ist.

Diesen codex bomb<ycinus> saec. XIII hat kürzlich Valentin Rose in den Anecdotis Graecis et Graecolatinis auf das sorgfältigste beschrieben und ihm mehrfachen Nutzen abgewonnen. Er enthält z.B. den Archetypus unsrer sämmtlichen Polyänhandschriften. In ihm also — seine Nummer finde ich schlechterdings nicht in meinen Papieren — steht der bezeichnete Traktat auf fol 16$^{\mathrm{v}}$. Außerdem ist mir noch von Nutzen die kleine Epigrammensammlung, welche auf fol 20 unter diesem Titel anhebt ποῦ ἕκαστος τῶν Ἑλλήνων τέθαπται καὶ τί ἐπιγέγραπται ἐν τῷ τάφῳ.

Wenn Sie nun in der bezeichneten Angelegenheit etwas auswirken können, wenn Sie mir z. B. einen jungen, jetzt in Florenz weilenden Deutschen namhaft machen könnten, der eine derartige Arbeit gegen entsprechende Entschädigung unternehmen würde, so würden Sie mich hochverehrter Herr Geheimrath, zu neuem Danke verpflichten. Für heute habe ich nur noch Ihre Verzeihung dafür anzusprechen, daß ich so oft mit meinen Briefen und Anliegen in die Fülle Ihrer Geschäfte und Studien störend hineinfahre. Aber Kanoniere sind nun einmal aus gröberem Stoffe als andere Menschen gearbeitet. Verzeihung also dem rohen Krieger

Friedrich Nietzsche

[«]

564. An Friedrich Ritschl in Leipzig (Entwurf)

<Naumburg, Frühjahr 1868>

Als ich Ihre letzten Beiträge zum rhein. Mus. las, wurde mir nicht deutlich, ob Ihnen eine Laertiusstelle in Erinnerung ist, die recht ausdrücklich die Doppelbedeutung des ἀντ<ίσιγμα> περιε-<στιγμένον> ausspricht Laert. III 66

[«]

565. An Erwin Rohde in Hamburg

<Naumburg, 3. April 1868 und kurz davor>

Mein lieber Freund,

dieser Brief ist schlecht geschrieben und enthält Krakelfüße; dafür ist es der Brief eines Kranken, der seinen Arm noch nicht ohne Schmerzen bewegen kann.

Denn siehe, lieber Freund ich bin seit 3 Wochen schon schwer leidend gewesen: und die Veranlassung war eine bagatelle. Da zerreiße ich mir beim Reiten ein Paar Muskeln der Brust und hatte dadurch Schmerzen, die am ersten Abend gleich ein paar Ohnmachten hervorriefen. Nun lag ich 10 Tage fest in der schlimmen Bedeutung des Wortes dh. unbeweglich, wie aufgespannt und mit Stricken gebunden, unter schrecklichen Schmerzen, fortwährendem Fieber, ruhelos Tag und Nacht, mit Eisumschlägen. Dazu kam noch als schlimmer Gesell ein hartnäckiger Magenkatarrh. Endlich nach diesen zehn Tagen wurden Schnitte in die Brust gemacht, und ich habe seit jener Zeit das philokteteische Vergnügen einer starken Eiterung. Bei der Zerreißung jener Muskeln hat sich viel Blut im Innern der Brust versetzt: und dies ist nun in Eiterung übergegangen. Ich sage zu wenig, wenn ich sage daß schon 4, 5 Tassen von Eiter aus jener Wunde hervorgequollen sind. Seit jener Zeit bin ich wieder vom Bette aufgestanden; aber der Zustand ist noch kläglich: matt wie eine Fliege, angegriffen wie eine alte Jungfer mager wie ein Storch.

Dabei muß ich mich aus einer liegenden Stellung immer noch empor heben lassen; die ganze Brust ist wie eingeschnürt, und alle Bänder Muskeln und Sehnen schmerzen. Vorgestern bin ich auch einmal im Freien gewesen und ich schleppte Bein hinter Bein wie ein Invalide und wurde nach einer Viertelstunde müde.

Dies das ärztliche Bulletin. Die Moral: Zerreiße keine Muskel nicht!

Nun lieber Freund will ich Dir erzählen, wie unter den vielen abscheulichen Medizinen auch eine sehr angenehme war, die mir mehr genützt hat als jene abscheulichen. Das war Dein Brief und Deine Sendung. Da wachte ich eines Morgens auf, erquickt durch den Schlaf — ich nahm alle Abende Morphium — und bekam wie ein Geschenk des jungen Tages Deinen Brief auf das Bett. Ach bekämen doch alle Kranken solche Briefe; in denen Lebenskraft, Freundschaft, Hoffnung, Erinnerung, kurz alle guten Dämonen stecken.

Zugleich war es Deine mitgeschickte Arbeit, die mich zum ersten Male wieder zum geordneten wissenschaftlichen Denken reizte, deren Lektüre mich einen Vormittag meine Schmerzen vergessen ließ. Aber heilger Buddha, Du verlangst nun Kritik von mir; ich weiß nicht, was ich Dir als Gesunder darauf antworten würde, als homo miser sage ich nur, daß ich οὐχ ἱκανῶς τοῦ κρίνειν; wie es einmal vom Kallimachus heißt; was mich immer sehr gefreut hat. Doch habe ich für unsre lanx satura nur den einen Wunsch: daß die andern 8 Aufsätze nicht allzu tief unter das von Dir angenommene Niveau steigen mögen. Ich selbst empfand wirkliche Gewissensbisse: und die Folge war, daß seit jenem Tage ich mich immer mit meinem Demokrit schleppe wie eine schwangre Frau; doch ohne Aussicht sobald zu gebären. Der ganze Handel ist etwas bedenklich geworden, und vor meinem leidlich rigorosen philologischen Gewissen zerbrödtelt immer mehr.

Du kannst wirklich in puncto Deiner Abhandlung gutes Muthes sein; der Stoff hat doch viel Würze in sich, und Deine ganze Fassung des Problems hat gesunde frische Glieder und rothe Backen. Insbesondre ist jener Zug im Ganzen, der den Leser zwingt erst am Ende Halt zu machen: womit viel gesagt ist. Ein paar Mal hast Du mich etwas erschreckt: obwohl ich mich gleich wieder beruhigte. Aber warum soll der Leser erschrecken? Wenn Du zB. S. 30 gegen Teuffel sag<s>t „um so mehr als ja der Lucianische Ursprung des Ὄνος durchaus nicht unbestritten ist“, so erschrickt der Leser, den man sich ja als ein wenig dumm vorstellen muß: weil er in dem Glauben stand, es stehe jener Ursprung fest, da Du ohne ein Wort anzudeuten auf jenen Ursprung hin Deine Hypothese behauptet und andre bestritten hast. Liest der dumme Leser nun weiter, so bekommt er die ganze Sachlage später vor Gesicht und entscheidet sich mit Dir, daß der ὄνος aus dem Stalle Lucians ist. Aber das angeführte Sätzchen muß fort, damit es bei den Nervenschwachen keinen plötzlichen Schrecken macht.

Wo Du später die Frage nach der Autorschaft Lucians zu untersuchen beginnst, da hast Du mich zum zweiten Male erschreckt „Nun könnte es scheinen, sagst Du als ob die ganze Frage sich am kürzesten so erledigen lasse, daß man dem Lucian zwar die Autorschaft der Schrift abspräche, dann sich aber usw. — was die Ansicht eines gewissen Hoffmann ist. Dieser Satz erregt sogar unser Grausen, weil er so leichthin gegen all die schönen Ausführungen der ersten Kapitel streitet: besonders aber sprichst Du zu kaltblütig von dieser ganzen Auffassung; dies „es könnte scheinen“, dies „am kürzesten so erledigen lasse“ berührt mich peinlich. Willst Du nicht den Hoffmann bei Seite lassen oder in eine Anmerkung werfen?

Schließlich kann ich Dir kaum einen Satz der nächsten Seite zugeben „und alles bisher Vorgetragne könnte richtig sein, auch wenn Lucian nicht der Verfasser unsres ovo? wäre“; was in dieser Allgemeinheit gesagt schnell den Widerspruch weckt.

So habe ich mich doch noch zu einigen Äußerungen verlocken lassen, die ganz von ferne an das von Dir gewünschte munus critici erinnern. Na, verzeih, daß sie überhaupt geschrieben sind.

Denke Dir , daß man mir in diesen Tagen feierlich durch den Unteroffizier du jour im Namen des Hauptman<n>s und der Avancirten gratulirte, daß ich auf Regimentsbefehl „Gefreiter“ geworden sei. Ach, beim Hund, daß ich doch erst „Befreiter“ wäre!

Das erinnert mich an jene Pariser-Reiseaussichten, die Du wie einen schönen bunten Ball mir zugeworfen hast. Ich stimme bei, ich bin überzeugt, ich hoffe, ich arrangiere; der Gedanke ist bei mir schon fest in mein nächstes Zukunftsgewebe eingewoben. Aber lieber Freund nicht vor Sommer nächsten Jahres! Denn Schreckliches verlangen die Himmlischen vorher noch von mir: sie haben vor jene Reise ἱδρῶτα gestellt. Doktordissertation, Ritschl-satura, Museumsindex — „Brich nicht Steg“

Übrigens möchte ich nicht in Paris leben, wenn es nicht möglich wäre, etwas mit für seinen Broderwerb zu sorgen. Man ist dort so fleißig und man bezahlt den Arbeiter gut. Seien wir Arbeiter! Auf die Dauer kann ich nicht auf mein Restchen Vermögen hin leben, besonders nach Pariser Fuß.

Jedenfalls wird dort großartig gearbeitet, die Bibliothek zerwühlt, eine Revolution mitgemacht, der Tod des Kaisers erlebt und Französisch gelernt.

Ach lieber Freund was für Aussichten für einen Philoktet, der wieder sein ῥάκος voll νοσηλεία — sind das wirklich die richtigen griechischen Worte: ich verlerne γεράσκων αἰεί — etc. —

Da liegt wieder eine Reihe von Tagen. Daß man nicht einmal an seine Freunde ungestraft schreiben darf. Ja die Götter sind böse und neidisch von Jugend auf.

Dies Bischen Briefschreiben hat mir so geschadet, wie ich nicht vermuthen konnte. Ich mußte wieder zu Bett liegen bleiben und bin seit der Zeit steifer als ein Bock. Du hast keinen Begriff, was für vorsichtige Anstalten ich heute bei dem Schreiben dieser Zeilen treffen muß, um zB. mit der Feder Tinte zu fangen. Und trotzdem alle Augenblicke dieser krampfartige Schmerz. Die Wunde eitert fort. Der Arzt ist zu einer andern Garnison versetzt. Ja ich weiß es die Götter können die Cynismen, das Proletariat des Witzes nicht vertragen; sie zürnen mir, weil ich Dir von νοσηλεία und ῥάκος geschrieben habe.

Nun zwei Erlebnisse. Gestern kam Kohls Dissertation an und zwar mit dem Titel „I. Kants Ansicht von der Willensfreiheit“ Denke Dir , eine philosophische Dissertation von Kohl! In der der Name Schopenhauer lustig herumschwimmt. Ohne Unbescheidenheit sei es gesagt: ich roch so etwas von unsrer Athmosphaere heraus. So recht innerlich ist die Aneignung Schopenhauers nicht: er wird mitunter mißgedeutet; und am Schluß geht es ihm schlecht als einem, dessen Lehre von der Unveranderlichkeit des Charakters im Grunde daher stamme, daß er seinen eignen selbst nicht habe im Zaume halten können.

Übrigens hat mich dies auf den Einfall gebracht, auch einmal philosophisch zu promovieren und so meiner Studentenkarte in Bonn und Leipzig noch nachträglich zu ihrem Rechte zu verhelfen; ich bin nämlich immer als stud. philos. spazieren gegangen.

Jetzt das zweite Erlebniß. Am selbigen Tage bekomme ich einen verführerisch liebenswürdigen Brief von Zarnke, in dem er mir die Mitarbeiterschaft am litter. Centralblatt anträgt und zugleich für selbiges eine Anzeige der eben erschienenen Theogonieausgabe von Schümann wünscht: als welches Buch er mitschickt. So tauft man mich gebrechliches Menschenkind erst zum Gefreiten und dann zum Recensenten!

Gestern erzählte Volkmann, Curt Wachsmuth habe eine große Entdeckung gemacht. Mehr wußte er nicht. Einen zweiten Sohn hat er auch gezeugt.

Lieber Freund, ein Wort nach und aus meinem Herzen hast Du geschrieben: der Instinkt ist das Beste am Intellekt. Besagter Instinkt sagt mir jetzt wie ein δαιμόνιον „Denke noch etwas an Deinen fernen Freund, aber schreibe nicht mehr.“

Und damit Lebwohl!
F.N.

[«]

566. An Friedrich Zarncke in Leipzig

Naumburg d. 15 April. <1868>

Hochverehrter Herr Professor,

daß ich so spät erst antworte, ist nicht meine Schuld: der Geist war willig, aber der Arm war schwach. Denken Sie, daß ich bereits seit sechs Wochen außer Dienst bin und dafür von einem sehr schmerzhaften, langsam weichenden Übel heimgesucht werde. Beim Reiten habe ich mir ein paar Brustmuskeln zerrissen, eine Menge Blut hat sich dadurch versetzt; und eine großartige Eiterung nebst krampfhaften Anspannungen aller Brust-Rücken- und Armbänder ist die leidige Folge.

Doch was unterhalte ich Sie mit so häßlichen Dingen? Nur glauben Sie mir, daß ich augenblicklich noch sehnlicher wünsche, meinen Balduin selbst wieder satteln und besteigen zu können, als so schöne laudes wirklich zu verdienen, deren Sie freundlichst in den ersten Zeilen Ihres geehrten Briefes gedachten. Es giebt Gelegenheiten, wo „competente Seiten“ zwar sehr liebenswürdig, aber sehr incompetent sein können.

Im Übrigen sehen Sie mich durch die That bereit, auf Ihren sehr gefälligen Vorschlag betreffs des litt. Centralbl. einzugehn. Anbei folgt eine kurze Anzeige des Schömannschen Buches. — Das Gebiet, in dem ich glaube leidlich bewandert zu sein, ist das einer Quellenkunde und Methodik der griechischen Literaturgeschichte; um außerdem noch einige Namen zu nennen, die mir näher stehen, so mögen hier außer Hesiod noch Plato, Theognis sammt den Elegikern, Demokrit, Epikur, Laertius Diogenes, Stobäus, Suidas, Athenäus eine Stelle finden.

In dankbarer Ergebenheit
Friedrich Nietzsche
Gefreiter (noch nicht Befreiter)
von der 2ten reit. Batterie
des Magdeburgschen Feldartill.reg. Nr 4.

[«]

567. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Naumburg 29 April. 1868.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

Ob Freund Windisch Ihnen schon erzählt hat, daß ich längere Zeit erheblich krank gewesen bin und daß ich auch jetzt noch der vollständigen Genesung entgegenharre, weiß ich nicht, doch wünsche ich es. Ich habe nämlich so lange nichts von mir hören lassen, daß ich mich diesmal ausdrücklich entschuldigen muß: nur deshalb erwähne ich die fatale Krankheit, die als Folge der Zerreißung zweier Brustmuskeln mir auf längere Zeit alles Schreiben untersagt hat. Ich war so sehr heruntergekommen, daß ich allmählich erst wieder gehen lernen mußte. Auch jetzt ist die eiternde Wunde am Brustbein noch offen, auch jetzt dh. nach 8 Wochen.

Heute bringe ich Ihnen, so zu sagen, eine Art Epilog zu meiner Laertiusarbeit, ein Aufsätzchen, das sich ein Winkelchen des rhein. Mus. ausbittet, und dem ich Hoffnung gemacht habe, daß es nicht umsonst bittet.

Hochachtungsvollst
Friedr. Nietzsche
Gefreiter der 2 reit. Batt.
des Magdeb. Feldart.-
reg. Nr. 4.

[«]

---

568. An Paul Deussen in Berlin

<Naumburg, Ende April/Anfang Mai 1868>

Mein lieber Freund,

Deinen letzten Brief empfieng ich unter den heftigsten Schmerzen; ein paar Stunden darnach war meine Besinnung weg. Beides war nicht etwa Folge eines verborgenen Giftes, das aus Deinem Briefe auf mich übergieng und mich betäubte; zu meinem Glücke habe ich ja keine so gefährlichen Freunde (oder meinst Du, daß Schopenhauer zu dieser Gattung freundschaftlicher Giftmischer gehört? —)

Aus Deinen Briefen kann ich eigentlich nicht ersehn, ob ich Dir jemals mitgetheilt habe, daß ich seit Oktober Soldat und zwar Artillerist bin. Sollte ich vergessen haben es zu erwähnen, so entschuldige dies mit der sonderbar philosophischen Manier unsres Briefwechsels.

In diesem Dienste des Mars also habe ich mir einige Brustmuskeln zerrissen und dadurch eine längere und schwerere Krankheit herbeigeführt, die auch jetzt noch nicht gehoben ist. Ich habe keine Lust, Dich mit den Details einer ungeheuren

Eiterung, krampfhafter Ausdehnung der Brust- und Rückenbänder usw. zu belästigen. Genug, ich war durch Krankenlager und Schmerz sehr elend geworden; allmählich komme ich wieder zu Kräften.

Genau im Anfang dieser unterbrechenden Krankheit empfieng ich Deinen Brief; und ich las ihn erfreut, aber mit klappernden Zähnen. Wenn Du berechnest, wann Dein letzter Brief geschrieben wurde, so weißt Du auch, wie lange schon ich leidend bin.

Was mir nun in Deinem Sendschreiben am meisten gefallen hat, ist der heitere, selbstvergnügte Ton, der sehr vortheilhaft gegen das düstere Colorit Deiner Bonner und Tübinger Ergüsse absticht. Das „Greisenhafte“ schwindet: so ist Dein Ausdruck dafür, der sehr charakteristisch ist. Andere Leute würden sagen „das Jugendliche schwindet“ Nun darüber kein Streit.

In Bezug auf diesen heitern Ton erlaube ich mir nun einen Vorschlag zu machen. Sollten wir nicht endlich genug haben an den philosophischen Quertreibereien, deren Scene bisjetzt unsre Briefe waren. Ein Zusammenklang ist bis jetzt nicht erfolgt: warum sollen wir ewig auf den nicht zusammenstimmenden Saiten spielen? Dein letzter Brief z.B. verwirft meinen Standpunkt der Resignation als unjugendlich scil. greisenhaft: dagegen habe ich keine Waffe. Was Du aber hinzufügst, daß Resignation nur dann berechtigt sein wird, wo sie sich — wie bei Kant — auf eine feste Überzeugung über den Umfang unsres Erkenntnißvermögens etc. gründet, ist eine sehr gute Äußerung. Wer aber den Gang der einschlägigen Untersuchungen, vornehmlich der physiologischen seit Kant, im Auge hat, der kann gar keinen Zweifel darüber haben, daß jene Grenzen so sicher und unfehlbar ermittelt sind, daß außer den Theologen, einigen Philosophieprofessoren und dem vulgus niemand sich hier mehr Einbildungen macht. Das Reich der Metaphysik, somit die Provinz der „absoluten“ Wahrheit ist unweigerlich in eine Reihe mit Poesie und Religion gerückt worden. Wer etwas wissen will, begnügt sich jetzt mit einer bewußten Relativität des Wissens — wie z. B. alle namhaften Naturforscher. Metaphysik gehört also bei einigen Menschen ins Gebiet der Gemüthsbedürfnisse, ist wesentlich Erbauung: andernseits ist sie Kunst, nämlich die der Begriffsdichtung; festzuhalten aber ist, daß Metaphysik weder als Religion noch als Kunst etwas mit dem sogenannten „An sich Wahren oder Seienden“ zu thun hat.

Wenn Du übrigens Ende dieses Jahres meine Doktordissertation bekommst, so wird Dir mehreres aufstoßen, was diesen Punkt der Erkenntnißgrenzen erläutert. Mein Thema ist „der Begriff des Organischen seit Kant“ halb philosophisch, halb naturwissenschaftlich. Meine Vorarbeiten sind ziemlich fertig.

Also, lieber Freund, lassen wir fürderhin dies philosophische πάθος unsrer Briefe bei Seite. Du hast selbst den rechten Ton angeschlagen, indem Du mir einen recht philologischen Brief geschrieben hast: wofür ich Dir dankbar bin. Zugleich aber kann ich nicht umhin, mich über die seltsame Methode zu wundern, mit der Du Dir ein Thema zur Behandlung bestimmst. Andre Leute finden ein Problem, entweder von andern schon aufgedeckt, oder durch eignen Scharfsinn aufgespürt und machen sich jetzt dran eine Lösung zu suchen. Du aber schreibst mir, daß das Objekt Deiner Untersuchungen der

Euthydemos

sei: gut, das ist ein Arbeitsfeld, aber kein Problem. Nun machst Du zwar die Andeutung, daß Dich vornehmlich die Echtheitsfrage beschäftigen werde. Und hier ist der zweite Punkt, wo ich meine Verwunderung aussprechen muß. Beim Zeus, ich bin ein Freund der Kühnheit, wenn es nicht bloß eine Unteroffiziertugend ist, wenn es Kühnheit mit Bewußtsein ist. Die platonische Frage ist augenblicklich ein großartiger Komplex, ein innerlich verwachsenes Gewebe, ein Organismus. Solche Fragen wollen groß behandelt sein; was nützt es da, an einem der äußeren Punkt<e>, förmlich an der Haut der Frage sich anzunagen! Was nützt es Schaarschmidt einiger Leichtfertigkeiten und Übertreibungen zu zeihen! Die Untersuchungen sind jetzt schon auf dem höchsten Punkte angelangt: es handelt sich um psychologische Einsichten, es gilt Platos Seelen- und Geistesgang zu reconstruiren und nicht in der verschwommenen Weise von Schleiermacher oder vom alten Steinhart.

Was die Autorität der Überlieferung betrifft, so bitte ich Dich so freisinnig wie möglich zu sein. Vielleicht habe ich augenblicklich ein besonderes Anrecht darauf, sagen zu dürfen: es giebt keine Autorität für die Verzeichnisse der alexandrinischen Bibliothek; denn ich habe zufällig meine Hauptinteressen in diesen Überlieferungsfragen stecken. Ein jeder der platonischen Dialogen muß nach seinem Verfasser gefragt werden; und wenn er nicht selbst für Plato spricht, so helfen alle Zeugnisse nichts, selbst die des Aristoteles nicht: mit diesen kann es nämlich die fürchterliche Bewandniß haben, daß sie erst viel später hinzugeschrieben sind zB. bei der Redaktion des Andronikus. Ja es giebt bestimmte Beispiele solcher eingeschobenen Zeugnisse bei Aristoteles.

Nun erzähle ich Dir in Kürze von meinen Arbeiten und Absichten. Meinen Aufsatz über Demokrits Schriftstellerei habe ich noch nicht geschrieben: ich will die ganze Frage erst wieder aufnehmen, wenn ich einige anschließende Punkte zB. über die διαδοχαί der Philosophen, über die Titelmethoden der Alten, über die Väternamen der Philosophen, über die Todesarten der Philosophen erledigt habe, also etwa im nächsten Jahre. Einstweilen habe ich alles vorbereitet, um einen wunderlichen größeren Aufsatz Ende dieses Jahres fertig zu machen, über Homers und Hesiods Gleichzeitigkeit. Hier kommen zum ersten Male meine homerischen παράδοξα zu Tage; ein θαῦμα βροτοῖσιν, das sage ich Dir. Im Ganzen bin ich glücklich über eine Fülle von schönen Combinationen: und ich wünsche nur, sie darstellen zu können.

Unterdessen dh. während meiner Krankheit bin ich auch durch einen sehr gefälligen Brief von Prof Zarncke aufgefordert worden, am litterarischen Centralblatt mitzuarbeiten. Das habe ich denn angenommen, und Du kannst zB. eine kurze Anzeige über Schömanns Theogonie von mir in seiner neusten Nummer finden. —

Zum Schluß meinen Dank betreffend die angenehme Nachricht von Ernst Schnabels Verheirathung. Wenn Du ihm auch in meinem Namen einmal Glück wünschen willst, so machst Du mir eine besondre Freude. Insgleichen, wenn Du Deinen verehrten Angehörigen meine Grüße schickst: endlich wenn Du bald antwortest

Deinem Freunde
Friedrich Nietzsche

NB. Laß doch ja die militärische Addresse weg.

[«]

569. An Erwin Rohde in Hamburg

<Naumburg, 3. oder 4. Mai 1868>

Mein lieber Freund,

ich antworte bald: daraus entnimm, wie mich Dein Brief erfreut hat; noch mehr, wie sehr mich die darin berührten Dinge beschäftigen. Dazu kommt, daß heute morgen ein Schreiben von Windisch an mich einlief, ein Schreiben, dem ich eine entschiedene Tragweite für unsre Zukunftspläne zuspreche, obwohl der Schreiber — der Dir übrigens seinen herzlichen Gruß entbietet — davon nichts ahnt. Bevor ich aber Deine Spannung löse, sei erwähnt, was sonst allzuleicht unerwähnt bliebe, daß meine Genesung nur mit hinkendem Fuße vorwärtsschreitet, daß auch jetzt noch die eiternde Wunde am Brustbein offen ist, und daß mir immer noch die Kraft fehlt, rüstig wieder meine militärischen Studien aufzunehmen. Mögen sich Deine theilnehmenden Wünsche, dem Incubus vergleichbar, Nachts auf die Wunde legen: jedenfalls nützen sie mir mehr als Zinksalbe und Pflaster, ja es liegt in ihnen, wie überhaupt in Deinen brieflichen Lebensäußerungen für mich eine stärkende und heilende Magie, eine wirklich medizinische κάθαρσις τῶν παθημάτων.

Lieber Freund, unser Ritschl-sacellum ist über Nacht ins Wasser gefallen: weshalb? weil wir zu nah ans Wasser gebaut haben. Unsre Aktiengesellschaft löst sich auf, bevor das Kapital zusammen ist, unsre Schlacht ist verloren, bevor sie geliefert ist, da unsre Verbündeten davonlaufen. Ich hatte also kürzlich an Windisch geschrieben und ein wenig den Ernst der einmal angenommnen Commissionsmitgliedschaft betont dh. ihn um einen Brief mit genaueren Auskünften über unsre Mitarbeiter gebeten, auch unter anderem von dem Einzigen erzählt, der seiner Verpflichtung vor dem angesetzten Termine nachgekommen ist. Heute bekam ich die Antwort auf meine Anfragen, eine Antwort mit so vielen Details, daß ich unser Unternehmen als gescheitert betrachte. Urtheile selbst: Windisch selbst, an dessen Arbeit uns begreiflicher Weise viel liegen muß, schildert seine Lage als die jenes bekannten auf dem Dache sitzenden Greises: und sie ist auch darnach. Er ist Lehrer, will sich habilitieren, schreibt zwei Sanskritschriften zu diesem Zwecke, erzieht zwei Kinder, ordnet die verwirrten Angelegenheiten seines kürzlich gestorbenen Vaters und hat schließlich noch einen delikaten Grund, sich gegenwärtig nicht an unserm Projekt zu betheiligen. Dem armen Clemm geht es so schlecht mit seinen Augen, daß wir hier billiger weise nur bemitleiden, nicht Forderungen stellen können. Nun kommt Roscher, ein Menschenkind, das, ganz ins Ohr gesagt, mir immer etwas unzuverlässig erschienen ist: er hat, wie Windisch schreibt, zum Zweck seiner Dissertation, alles Fett aus seinen Klauen gesogen und denkt frecher Weise daran, seine abgestandenen Conjekturen uns resp. Ritschl vorzuwerfen. Windisch dankt, ich auch und zugleich in Deinem Namen. Wie mit Roscher, so steht es auch mit Dreßler, nur daß letzterer gar nichts mehr auszugeben hat, nicht einmal die Scheidemünze einer Conjektur. Es ist eine Misère: diese Menschen! Wie kann man so impotent sein und sich nicht einmal schämen, es einzugestehen! Hier hast Du eine Anzahl Romantitel: „kraftlose Lenden oder der lächelnde Sächser“ „der Conjekturenritt im Lexikon oder Barnum in der Westentasche“ „der kleine Lügner oder die Tapetenfabrik“, der geschickte Aspirant oder der H-Doktor in Leipzig etc.

Also, lieber Freund, nochmals: unsre Aussichten sind zu nichte: denn auch Kohl hatte, wie ich ihn sprach, noch gar keine Anstalten getroffen, ist überdies Lehrer in Barmen und arbeitet zu langsam. Von Andresen hört man nichts: aber er ist vergleichweise sicher. Windisch räth schließlich, die ganze Angelegenheit ein Paar

Jahr ruhen zu lassen: dann würden sich schon mehr Teilnehmer finden. So mag sie denn einschlafen, die gute Sache, für die ich mich sehr interessirt habe und die ich mit Schmerz fahren lasse. Man rechne nur einmal auf die menschliche Uneigennützigkeit, ja nur auf die simple Klugheit: man verrechnet sich. Das will alles mit Stöcken getrieben sein, selbst zu einer Handlung, die ebensosehr dem eignen Ruhm als dem des Lehrers zu Statten kommt.

Nun also die Folgerungen für uns, lieber Freund!

Zunächst also darf ich Dir wohl den Vorschlag machen, doch noch einmal eine neue Zukunftskarte zu entwerfen. Ich bin jetzt nämlich nicht mehr daran gebunden, die für Ritschl bestimmte Arbeit zu schreiben: wodurch ich Zeit gewinne. Vielleicht, ja hoffentlich bin ich Weihnachten mit Promotion und Museumsindex fertig; und dann können wir ja unsre Fittige aufheben, um noch Neujahr in Paris zu sein. Nach diesem Plane wäre es nun allerdings gerathen, Deine Promotion bis zu diesem Zeitpunkt ebenfalls ins Werk zu setzen: und Du kannst ja als Dissertation eben jene Quellenstudie verwerthen, die Du jetzt unter den Händen hast.

Ich selbst fühle mich, was diesen Punkt betrifft, recht unbequem. Im Grunde sind mir sowohl meine Democritea als meine Homerica zu gut zu diesem Zwecke: dh ich möchte sie mir aufsparen zu einer recht gemächlichen Darstellung, die ich vielleicht im Quartier latin vollende, nicht aber diese schönen Stoffe dadurch verwüsten, daß ich sie zerreiße. Zu einer Dissertation sind nämlich beide Themata zu langathmig und zu — deutsch. Nun habe ich zwar eine Zeitlang sogar ein philosophisches Projekt gehabt ‚ὥς κωλίζων' (nämlich „über den Begriff des Organischen seit Kant“ zu schreiben) und hiezu auch genug Stoff gesammelt; im Ganzen aber paßt dies Thema gar nicht für den bewußten Zweck, wenn man nicht leichtsinniger als eine Fliege zu Werke gehen will. Schließlich werde ich also eine enger begrenzte philologische Frage behandeln, nämlich die verschiedenen Papas, die die griech. Litterarhistoriker den Dichtern, Philosophen, Rednern usw. zuschreiben, etwas näher beleuchten, nämlich ob sie γόνῳ oder θέσει Papas sind, ob es fingirte Papas sind etc etc. Wenn Dir übrigens Deine Polluxarbeit ebenfalls zu gut zu jener Komödie ist, so empfehle ich Dir noch ein Thema gleichen Ranges: woher es kommt, daß jene Dichter, Philos. etc. bald dieser, bald jener Heimat entsprossen sein sollen. Man macht Rubriken und langweilt sich und andre — womit ja der Zweck erreicht ist.

Es versteht sich von selbst, daß Deine schöne für Ritschl bestimmte Arbeit unter keinem Preise diesem blödsinnigen Götzen, der Dea Promotio vorgeworfen werden darf. Wenn Du mir erlaubst Dir einen Vorschlag zu machen, so sendest Du mir nächstens als Einlage eines Briefes ein paar Zeilen an Ritschl, in denen Du ihm die bewußte Arbeit für das rhein. Mus. anbietest. Diese Zeilen sammt opus schicke ich dann an Ritschl, mit dem ich nun einmal in „Geschäftsverkehr“ bin. So bleibt es doch immer noch ein Zeichen der Dankbarkeit.

Übrigens, lieber Freund, bitte ich Dich aufrichtig, Deine Augen fest auf eine einmal einzuschlagende akademische Carrière zu richten: worüber Du allerdings einmal einen festen Beschluß fassen mußt. Hier ist eine ängstliche Selbstprüfung gar nicht an der Stelle: wir müssen einfach, weil wir nicht anders können, weil wir keine entsprechendere Lebenslaufbahn vor uns haben, weil wir uns zu anderen nützlicheren Stellungen einfach den Weg verrannt haben, weil wir gar kein anderes Mittel haben, unsre Constellation von Kräften und Ansichten unsern Mitmenschen nutzbar zu machen als eben den angedeuteten Weg. Schließlich dürfen wir doch nicht für uns leben.

Sorgen wir nach unserm Theil dafür, daß die jungen Philologen mit der nöthigen Skepsis, frei von Pedanterie und Überschätzung ihres Fachs, als wahre Förderer humanistischer Studien sich gebärden. Soyons de notre siècle, wie die Franzen sagen: ein Standpunkt, den niemand leichter vergißt als der zünftige Philolog.

Übrigens sei so gefällig, nicht wieder in Verbindung mit Deinem Namen die Herrn Forchhammer Ritter etc zu erwähnen.

Als zukünftige Universitätsritter müssen wir einiges thun ὥστε γνωρίζεσθαι, also von Zeit zu Zeit unsere Namen in die Zeitschriften bringen, von Paris aus Anekdota in die Welt setzen usw. Nach 1½—2 Jahren habilitieren wir uns in Berlin oder sonstwo und überstehn die Zeit der „destillirten Hoffnungslosigkeit“ das Privatdocententhum σὺν ἐρχομένω. Beiläufig hat mir Ritschl einmal gesagt, daß an philolog. Dozenten jetzt immer Mangel sei. Daß es so sein muß, beweisen die schnellen Beförderungen zB. von Reifferscheid und kürzlich von Riese in Heidelberg.

Jedenfalls aber gehen wir beide dieser akademischen Zukunft ohne übertriebene Hoffnungen entgegen. Aber ich halte es für möglich, daß in der Stellung eines Professors erstens eine anständige Muße zu selbsteignen Studien, zweitens ein nützlicher Wirkungskreis, endlich eine so wohl politisch als gesellschaftlich leidlich unabhängige Lage gewonnen und behauptet werden kann. Den zuletzt angedeuteten Vortheil haben wir vor jeder Staatscarrière voraus, sei es nun als Jurist oder als Schulmeister.

Wozu übrigens brauchen wir das sogenannte und übel berüchtigte Staatsexamen zu machen? Ich habe einen zähneklappernden Schauder vor dieser Abnutzung des Gedächtnisses, der Produktionskraft, des eigenartigen Entwicklungstriebes, vor dieser Maschine einer veralteten, alles nivellirenden Regierungsmaxime; ja ich bin überzeugt, daß ich dies Examen nicht machen kann, weil ich nie es können will. Also streichen wir dies Ding auch aus dem Programm unsrer Zukunftsmusik: ist es doch zu unsrer akademischen Laufbahn nicht nöthig.— —

Nun habe ich alle Punkte erwähnt, auf die mich der Brief Windischs (den ich Dir beilege) geführt hat. Hoffentlich nicht zu Deinem Verdruß. Denn ich habe jetzt keinen sehnlicheren Wunsch als die schönen Bilder eines Pariser Zusammenlebens in die Wirklichkeit übersetzt zu sehn. Wie in Leipzigs Einöden unser Naturgefühl wuchs, so in Naumburg mein Bedürfniß zu freundschaftlichem Austausch.

Deshalb, lieber Freund, sage mir recht bald einmal, wie Dir meine Zukunftspläne behagen. Für heute ein herzliches Lebewohl.

Fr Nietzsche

Sprich doch Deiner Frau Mutter meine ergebnen Grüße aus.

[«]

570. An S. Heynemann in Berlin

Naumburg 9 Mai 1868.

Lieber Herr Heynemann,

Sie sollten es doch nicht nöthig haben, sich so förmlich und tot ceremoniis an einen alten guten Leipziger Bekannten zu wenden. Hoffentlich haben Sie diese Leipziger Vergangenheit mit ihrer schönen Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Interessen in guter Erinnerung, wie wir sie alle haben; und eben unsre symbola sollte zwischen den also Verbundenen noch ein engeres Band knüpfen.

Sie sollte es: denn ich darf Ihnen zu meiner eignen Betrübniß nicht verschweigen, daß der schöne Plan, den ich mit solcher Liebe gepflegt habe, nahe daran ist, in alle Winde zu zerstieben.

Wie ich nämlich aus einem kürzlich eingegangnen Briefe von Windisch ersehe, so löst sich das Gewebe unsres Plans dort zuerst auf, wo es am wenigstens zu erwarten war: nämlich in Leipzig selbst. Es gehört freilich zu allen derartigen Unternehmungen etwas Energie und Selbstverleugnung, andernseits auch Zuverlässigkeit, wenn man einmal sich verpflichtet hat. An diesen drei Eigenschaften scheint es den Sachsen — in unserm Falle sowohl als in der deutschen Politik — zu fehlen.

Genug, lieber Herr Heynemann; wozu sollte ich Ihnen die unerfreulichen Details mittheilen, wozu sollte ich gar einzelne Namen nennen? Jedenfalls ist jetzt die Zahl der wirklichen Mitarbeiter so gering, daß wir, um uns und unsern Lehrer nicht zu compromittieren, einstweilen unser Unternehmen aufgeben müssen.

Einstweilen: denn ich werde nicht verfehlen, wenn einige Jahre über das Land gegangen sind, und die Zahl der Leipziger Schüler quantitativ und qualitativ sich vermehrt hat, meinen Plan von Neuem aufzunehmen; und ich hoffe dann bei Ihnen dieselbe schöne Bereitwilligkeit zu finden, die gegenwärtig so vortheilhaft gegen das Benehmen der Leipziger absticht.

Was nun Ihre fast fertige Arbeit betrifft, so erlaube ich mir Ihnen dasselbe vorzuschlagen, was ich Freund Rohde vorgeschlagen habe: senden Sie selbige Arbeit an Ritschl für das rheinische Museum ein: so machen Sie ihm damit doch wenigstens einen Theil der Freude, die wir verbündeten Symboliker ihm bereiten wollten.

Ich wünschte wohl Ihnen erfreulichere Dinge melden zu können: aber es steht leider nicht in meiner Hand. Somit bleibt mir nichts übrig, als Ihnen meinen Dank für Ihren Brief auszusprechen, in der Hoffnung, daß eine gefälligere Zukunft die Brücke wieder bauen hilft, deren Zerstörung wir jetzt bedauern.

Freundschaftlichst
Friedrich Nietzsche

z. Z. Gefreiter der 2t. reit.
Batt. des Magdeb. Feldartill.
reg. N. 4.

[«]

571. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Naumburg d. 12 Mai 1868.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

die beste Arzenei bleibt doch ein guter und theilnahmevoller Brief: was ist Pflaster und Salbe gegen das stärkende Gefühl des Wohlbehagens, wie es z.B. Ihre gütigen Zeilen in mir hervorriefen. Und so nehmen Sie denn diesmal meinen besonderen Dank für diesen quasi-ärztlichen Beistand, ja für eine momentane κάθαρσις τῶν παθημάτων.

Übrigens sind diese παθήματα langwierig und langweilig: bei diesem vollkommnen Frühlingswetter sehne ich mich nach meinem Pferde und dem soldatischen Dienste, aber die Wunde thut mir nicht den Gefallen, sich zu schließen.

Was man bei solcher unfreiwilliger (wenn auch nicht ganz unwillkommner) Muße anfängt, davon bekommen Sie heute wieder einen Beweis. Es hat mir seit meiner Schulzeit jenes schöne Danaelied des Simonides wie eine unvergeßliche Melodie im Kopfe gelegen; was kann man also bei solchem Maiwetter thun, als etwas „lyrisch“ zu werden? (Wenn Sie nur nicht gar diesmal auch eine „lyrische“ Conjektur in meinem Hefte entdecken!)

Die Danae ist beiläufig ein bescheidnes Kind: in ihrem Kasten sitzend, ist sie nicht an große Räumlichkeiten gewöhnt und bittet deshalb für sich nur um etwa 11—12 Seiten Ihres Museums. Auch kann sie warten. —

In treuer Verehrung
Friedrich Nietzsche

[«]

572. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Naumburg am 26t. Mai 1868.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

was Himmel, werden Sie heute sagen, soll das dicke Manuscript? Eine üble Angewohnheit des jungen Mannes, keinen Brief ohne solch einen Begleiter abschicken zu können! — Und doch würde ich mich sehr betrüben, wenn die mitfolgende Arbeit auch nur einen einzigen mißgünstigen Blick deshalb abbekäme, weil ich gerade der Absender bin. In der That ist der Verfasser derselben ganz unschuldig daran, daß ich neuerdings Sie mit meinen Manuscripten bombardiere — was Sie vielleicht dem depravierenden Einflüsse des Feldartilleriedienstes zuzuschreiben haben. Diesmal sind Verfasser und Absender verschiedne Personen: und gerade dem Ersteren wünsche ich für seine litterarische Schiffahrt die günstigsten Winde und die freundlichsten Sonnenblicke. Das beiliegende Blatt wird Ihnen den Namen des Bekannten-Unbekannten verrathen: auf den übrigens Horaz anspielt, wenn er sagt hie Rhodus, hie salta.

Ich selbst habe heute nur zweierlei noch auf dem Herzen. Zuerst habe ich meine Dankbarkeit Ihnen auszudrücken für die fabelhafte Geschwindigkeit, mit der Sie die

Danae unter Dach und Fach gebracht haben. Zu zweit bin ich Ihnen einen Bericht über meine Gesundheit schuldig: und ich möchte wohl über diesen Punkt etwas Besseres schreiben dürfen, als ich darf. Die Wunde am Brustbein ist immer noch offen, und die Eiterung hat auch angefangen, den Knochen zu infiltriren, so daß neulich zu meinem Erstaunen ein Stück meines Gebeines, ein Knöchelchen, zum Vorschein kam. Nun beschieße ich die innere Eiterungshöhle eifrig mit Kamillenthee und Höllensteinauflösung, bade auch wöchentlich dreimal in warmem Wasser. Mitunter geht mir etwas die Geduld aus; im Ganzen aber hält mich eine starke philologische und philosophische Beschäftigung stramm und aufrecht. Auch vertröste ich mich mit der Zukunft, zB. mit der Aussieht auf eine Pariser Reise, die ich im nächsten Jahre antreten will. Oder ich denke an die schöne Zeit, die mir hoffentlich der Herbst bringt, eine Zeit, in der es mir vergönnt sein wird, wieder in der Nähe des Mannes zu leben, als dessen treuen Anhänger sich unterschreibt

Friedrich Nietzsche.

[«]

573. An Paul Deussen in Oberdreis

Naumburg 2 Juni 1868.

Mein lieber Freund,

ich setze voraus, daß es Dich weniger Zeit kosten wird, einen Brief zu lesen als zu schreiben und gestatte mir deshalb, Deine tiefe Arbeit auf eine harmlose und vielleicht erquickliche Weise zu unterbrechen. Im Grunde hole ich nur nach was ich kürzlich versäumt habe, als das Pförtner Schulfest lebhafter als je in mir die Hoffnung rege machte, Dich einmal wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Damals lag der Stoff zu den schönsten Unterhaltungen auf meinen Lippen; im festlichen Gewände wartete ich, daß ein wohl bekannter Schritt die Treppe herauf poltern werde — und wartete vergebens. Keiner aus der Schaar meiner Pförtner Bekannten (excepto Schenkio) hat jenes Fest der Beachtung werth gefunden — wie ich es selbst nicht geachtet habe, ja sogar weder beim Empfang der Gäste, noch im Turnsaal oder auf dem Bergtage zugegen gewesen bin. Nun hielt mich zwar vor allem mein durchaus noch nicht gehobenes Leiden zurück, das ich mit allen möglichen Maschinen bekämpfe und das doch hartnäckiger ist als es auch der Laune eines geduldigen Mannes erträglich ist. Im Ganzen ist aber auch die gegenwärtige Pforte für mich kein Gegenstand der Sympathie: wir denken wohl noch gerne an sie wie an eine ehemalige Geliebte, aber mögen doch nicht vergnügt zusehn, wie sich die Abtrünnige mit ihrem neuen Liebhaber amüsirt. Dazu ist dieser Liebhaber auch zu schäbig, vor allem zu schwarz.

Aus dem Munde des Volkes vernahm ich, daß Du in Deiner Heimat lebtest — und dies erklärte mir hinreichend, weshalb Du nicht gekommen warst. Was dieser Mund hinzufügte „Du seist in Aristoteles versenkt“ wird wohl ebenfalls mutato nomine seine Richtigkeit haben. Jedenfalls aber war ich sehr ärgerlich, daß eine so schöne Hoffnung mir zwischen den Fingern zerlaufen war; denn ich hatte mir vorgenommen, Dich auf gewaltsame Weise in Naumburg festzuhalten, um uns gegenseitig die „wichtigen“ Ergebnisse und Erfahrungen mitzutheilen, wie sie junge Leute die am Schlüsse des ersten Drittels ihres Daseins stehen auf dem Herzen zu haben pflegen. Da ist zum Beispiel die große Thatsache eines Bartes und die kleine einer Lebensphilosophie, da ist der erhabene Standpunkt eines Cylinders usw. —

Übrigens fällt mir eben ein, daß es ein böser Dämon vielleicht verhindert hat, daß mein letzter Brief überhaupt in Deine Hände kam. Ich habe ihn nach Berlin unter Deiner alten Addresse geschickt. Er enthielt die Nachricht über meine Erkrankung und etwas Philologie, wenn ich mich recht erinnre. Es ärgert mich immer, wenn ein Brief an meine Freunde verlorengeht: denn ich kann es nicht über das Herz bringen, dieselbe Sache zweimal zu besprechen.

Wenn Du übrigens Deine Heimat wieder verläßt, um in Berlin die Tortur zu erleiden, so zwinge Dich einmal, über Naumburg zu reisen. Hier will ich Dir alle möglichen schönen Zauberformeln ins Ohr sagen, damit Dich der Teufel nicht verschlinge. Einstweilen wünsche ich Dir die hellsten Blicke und die frohste Ausdauer zum Vollbringen Deiner Arbeit. Meine Lebenspläne (an denen freilich das Schicksal, der große Censor, noch viel herumcorrigieren wird) sind zunächst diese. Im nächsten Jahre ist eine Reise nach Paris beabsichtigt, wo ich nicht unter einem Jahre zu bleiben gedenke. Meine Freunde Rohde und Dr Kleinpaul begleiten mich. Nachher werde ich mich wahrscheinlich in Leipzig habilitieren, wo eben ein andrer Freund Dr Windisch sich für Sanskritbedürfnisse etablirt, und wo ich immer noch durch den blühenden philolog. Verein in einem Verhältniß zur Philologenschaft stehe.

Nächstens werde ich Dir hoffentlich mein Laertianum und einen andern Aufsatz zuschicken können, die beide im rhein. Mus. gedruckt sind. Letzterer behandelt jenes allerliebste Danaelied, dessen Wohlgeschmack mir noch von Bonn her auf der Zunge liegt. Größere litterarische Absichten wachsen in mir von Tag zu Tag, und ebenso rüste ich mich geistig zu dem Berufe eines Universitätslehrers, indem ich viel für mich über die rechte Methode des Lehrens und Lernens, über das Maß und die Bedürfnisse jetziger Philologie nachdenke.

Soviel über mich. Gestern noch habe ich aber jemand gesprochen, der Dich häufiger getroffen hatte und mir einige Einzelheiten über Deine Studien etc mittheilte. Dies ist Stedtefeld, gegenwärtig Lehrer in Schulpforte. Er klagte etwas über Deinen allzu leicht erregten Enthusiasmus, über die Schnelligkeit und Umfänglichkeit Deiner Pläne, denen die nöthige Ausdauer nicht entspräche. Nun, lieber Freund, solche Dinge verzeihe ich am allerersten; ja ich lobe diese Fähigkeit, weil sie Dich verhindern wird, in den Sumpf zu fallen, in den so viele junge Philologen gerathen. Sie werden durch das ängstliche Bestreben beunruhigt, möglichst bald auch einmal eine wissenschaftliche That aufweisen zu können und stürzen deshalb wie Wüthende auf einen Schriftsteller, der ihnen Gelegenheit und Stoff zu solchen Thaten geben soll. Auch bei diesen armen Ehrgeizigen stat pro ratione voluntas: sie plagt nicht sowohl ein schöpferischer Trieb, als der Wille schöpferisch zu sein. Und wehe der ratio, die erst vom Willen ins Schlepptau genommen wird: Beiläufig sind diese Naturen gerade die prätentiösesten.

Überhaupt wirst Du finden, daß den meisten Philologen irgendwo eine moralische Verschrobenheit anhaftet. Zum Theil erklärt sich dies sogar physisch, insofern sie gezwungen sind ein Leben gegen die Natur zu führen, ihren Geist mit unsinniger Zufuhr zu überfüttern, ihre seelische Entwicklung auf Kosten des Gedächtnisses und des Urtheils zu vernachlässigen. Gerade die schöne Fähigkeit der Begeisterung ist am seltensten unter den jetzigen Philologen: als trauriges Surrogat derselben zeigt sich Selbstüberschätzung und Eitelkeit. Es hat mich geradezu geschmerzt, dies auch von Bernays zu hören, den ich im Ganzen doch als den glänzendsten Vertreter einer Philologie der Zukunft (dh. der nächsten Generation nach Ritschl Haupt Lehrs Bergk Mommsen usw) aufzufassen gewohnt bin. Ähnliches gilt von Lucian Müller, dem begabtesten Gassenjungen unsrer Philologie. Ja man nenne einen beliebigen Namen, man denke an V.Rose oder Ribbeck, oder Bücheier, oder Wachsmuth etc.; überall zeigt sich eine wunderliche Hochachtung des eignen Naturells und Mangel an ächter Begeisterung.

Wo diese Leute warm werden, wo ihr Wesen, ihre Sprache, ihr Denken in Fluß und Schwung kommt, da ist es das Gefühl ihrer Zeugungskraft: sie erwärmen sich als Künstler, nicht als Ethiker. Nur der Ethiker aber kennt die wahre Begeisterung, die durch und durch selbstlos ist.

Nun, mein lieber Freund, will ich Dich noch bitten, mir einmal einen recht ausführlichen Brief über Deine Arbeit zu schreiben; ja ich habe gar nichts dagegen, daß Du mir dieselbe zuschickst. Du sollst dann von mir hören, was ein freimüthiger

Freund theils zu loben, theils zu tadeln hat. Insbesondere, wenn Deine Arbeit etwa die Echtheitsfrage berühren sollte, würde mein Interesse für dieselbe das doppelte sein. Nur verschone mich mit einer Conjekturensammlung.

Eine musterhafte Arbeit eines Freundes ist noch kürzlich in meinen Händen gewesen, verfaßt von meinem Freunde E. Rohde in Kiel. Mit niemandem in der Welt bin ich so eins sowohl über philosophisch ethische Dinge als über philologische Anforderungen und Wünsche als mit diesem. Seine Abhandlung über „Lucians ὄνος im Verhältniß zu Lucius v<on> Paträ und Apulejus“, ist in diesen Tagen an das rheinische Museum abgegangen.

Übrigens gehört auch Rohde zu den Verführten, die in Schopenhauer ihr geistiges Centrum gefunden haben. Meine größte Freude in der letzten Zeit ist die gewesen, hier und da begeisterte Anhänger für diesen Namen geworben zu haben. Was wirst Du sagen, daß zu diesen auch der eminente Oberpfarrer Wenkel gehört, der mit flatternden Fahnen in jenes Lager übergegangen ist? Er gestand mir kürzlich, daß er erst jetzt erfahren habe, was Philosophie ist, und daß was Philosophen außer Kant und Schopenhauer geleistet haben, im Grunde gleich Null ist. Ich erwärme mich förmlich an diesen Flammen der Begeisterung, die mich an meine „erste Liebe“ erinnern. Selbst die von Wenkel so hochgeschätzten Männer wie Schleiermacher und Strauß sind für ihn jetzt blaß und farblos geworden.

Doch wozu erzähle ich Dir das? Gewiß nicht, um Dich ärgerlich zu machen. Im Grunde nur, um Dir zu beweisen, daß mein Geschmack auch in diesem Punkte nicht so paradox ist, wie es mitunter erscheinen mag meinem Freunde

Paul Deussen.

Empfiehl mich bestens Deinen verehrten Angehörigen; ich denke mitunter mit großem Behagen an Deine Heimat. — Im Übrigen schreib mir bald einmal, addressire nur nach Naumburg: der Brief erreicht mich schon, wenn ich noch das Leben habe. Aber auch dies Flackerding kann einmal auslöschen.

[«]

574. An Erwin Rohde in Kiel

Naumburg, <6.> Juni. <1868>

Mein lieber Freund,

gerade die eben verlebten Pfingsttage haben mich auf das lebhafteste und angenehmste an Dich erinnert: der Du um dieselbe Zeit im vorigen Jahre Naumburg besuchtest und mit mir jenes berühmte Problem über die geraden Beine usw auf das eifrigste zu lösen bemüht warst. Wenn ein günstiges Geschick es erlaubt hätte und Du auch dieses Pfingsten in dem stillen Naumburg eingekehrt wärest, so würde ich die Freude gehabt haben, Dir zwei neue und schöne Dinge zeigen zu können: ein gutes Buch und einen neuen Schopenhauerfreund. Außerdem würdest Du auch den vortrefflichen Windisch vorgefunden haben und in ihm eine lebendige Mnemonik unsrer Leipziger Vorzeit. Außerdem brachte letzterer einen direkten Bericht von Fridericus, der sich ebenso lobend über Deinen Aufsatz ausgesprochen hat, wie ich es voraussetzte und selbigen mit Freuden seinem Museum einverleiben wird, so bald es irgend angeht. Der gute Mann soll sich recht wohl befinden: und sein letztes litterarisches Stück, ein plautinisches Glaubensbekenntniß, das die Vorrede zum zweiten Opuskelbande bildet und mir in diesen Tagen von ihm zugeschickt wurde, ist in einem sieghaften und sicheren Tone geschrieben. Unser Windisch selbst hat mir in diesen Tagen sehr gefallen; es ist eine von den Naturen, die sich voll und breit entwickeln, deren Streben merkwürdig ganz und unangenagt ist und die anzusehn dasselbe Vergnügen macht wie ein kräftig wachsender Baum. Michaeli wird er sich habilitieren und mit einer Vorlesung über Sanskritgrammatik anfangen, da Brockhaus ihm dies Colleg freundlicher Weise abgetreten hat. Wie aber diese Studien in Leipzig getrieben werden, das beweist am besten das Faktum, daß augenblicklich 66 Studenten dies Colleg hören. Seine Heliandschrift ist allseitig sehr gut beurtheilt worden: seine Stellung in Leipzig muß eine sehr angenehme sein. Übrigens hat er mir viel Lust gemacht, mich ebenfalls einmal in Leipzig zu habilitieren; und ich gebe zu, daß die Existenz in der Nähe Ritschls und an der Stätte unsrer besten Erinnerungen mir sehr gefallen will.

In Leipzig sind auch zu meinem Erstaunen zwei Naturen wieder aufgetaucht, die sich früher gerade dort durchaus nicht wohl fühlten, nämlich Wisser und Romundt, ersterer augenscheinlich sehr niedergeschlagen. Ich hoffe bald von beiden näheres zu erfahren. Der Verein besteht noch und zählt 10 Mitglieder, wird aber auch von Nichtmitgliedern stark besucht. Roscher und Dreßler (über den ich völlig Deine Meinung theile) leiten ihn; mein Namensvetter hat kürzlich einen Vortrag über Eudocia gehalten. Hervorgehoben wird ein gewisser Stürenburg. Übrigens ist der Verein mehrere Mal bei öffentlichen Gelegenheiten als Vertreter der philologischen Studentenschaft anerkannt worden. Ein akademisches Lesezimmer steht auch zu erwarten. Der Religionseid ist Dank den Bemühungen Windisch' und Comp, beseitigt. Auch eine studentische Kranken- und Darlehnkasse wird angestrebt. Die Angelegenheit der Universitätsgerichte hat zu großen studentischen Aufzügen, Prügeleien und Demonstrationen Anlaß gegeben. Alles in Allem: der Gesammtgeist der Leipziger Studentenschaft hebt sich. Der frühere, auch uns noch hinreichend bemerkbar gewordene Mikrokosmos kleinstaatlichen Denkens und Treibens scheint auch in den Universitäten abzusterben.

Der Zustand Leipzigs führt mich begreiflicher Weise auf den Zustand Bonns, über den ich so eben einige interessante Einzelheiten durch Dr. Stedefeld, einen jungen Pförtner Lehrer und ehemaligen Verbindungsbruder, gehört habe. Die Philologie soll arg darniederliegen: die Studentenschaft bekommt einen provinziell rheinischen Charakter. Usener ist ein wohlmeinender Biedermann ohne hervorragendes Talent. Bernays verdirbt alles durch seine maßlose und inepte Eitelkeit; er betrachtet sich als ein Schulhaupt und quält alles, was in seine Nähe kommt, so daß er auf dem besten Wege ist, nie einen Schüler zu haben. Dabei ist er im Vortrag unerträglich weitschweifig. Müller erregt die Freude und das Gelächter der jüngeren Studirenden. Das Seminar ist vollständig herabgesunken. Philosophie lebt nicht in Bonns Mauern.

Aber beim Himmel, lieber Freund, es wird mir lästig einen Ärmel voll Notizen auszuschütten, gleich als ob ich an irgend jemand Anderes und nicht an Dich schriebe. Darum will ich auch nicht länger mit dem angekündigten Buche hinter dem Berge halten und eben so wenig mit dem neuen Gesinnungsgenossen. Denn wenn ich Dir diese beiden angenehmen Dinge vorgesetzt habe, muß ich ein ernstes, fast trauriges Lied anstimmen. Aber alle diese Sachen, die ich noch erwähnen will, haben doch einen gemeinsamen Horizont und dürfen Dich an manche Minuten erinnern, wo uns selbst ein Staunen über den gleichen Mollakkord überkam, der aus unsern Seelen zu einer Zeit ertönte. Das Buch erstens heißt „die drei Pfade“ und ist von einem Engländer Herbert Grey geschrieben. Der neue Schopenhauerfreund ist der auch Dir bekannt gewordne Oberpfarrer Wenkel. Ich freue mich erstaunlich über diese Um- und Einkehr und erlebe in der Begeisterungsflamme dieses Mannes von neuem den ersten Rausch der „jungen Liebe“, jene Leipziger Herbsttage, in denen zum ersten Male jene wundersame Schopenhauersche Musik mir das Herz im Tiefsten löste. Wenkel selbst gestand mir, daß er jetzt erst erfahren habe, was Philosophie sei, daß jetzt erst das Leben sich ihm zu erschließen anfange und daß er früher wie im Traume gewandelt sei. Was außer Kant und Schopenhauer die Philosophen geleistet hätten, das schätze er jetzt keinen Deut. Selbst Schleiermacher und seine geliebten Tübinger erscheinen ihm jetzt matt und farblos. Auch er hat jetzt das Bild Schopenhauers in seiner Studirstube aufgehängt. Seine Gespräche haben gar kein anderes und lieberes Objekt als ethische Probleme; wärst Du in Naumburg, so hättest Du das Vergnügen Schopenhauer von der Kanzel herab zu hören. Was mir noch besonders werth ist: Wenkel hat einen mächtigen Respekt vor der Persönlichkeit, auch vor der moralischen Sch.'s. Dieser Zuwachs zu unsrer Gemeine ist wirklich ein bedeutender, besonders da Wenkel die Fähigkeit hat Begeisterung zu wecken und überall jetzt mit dem Eifer eines Neubekehrten die Leute auf jenen Mann hinweist, dessen Name ihm selbst, als er noch ein Saulus war, gründlich und innerlich mißfiel. —

Um nun zum Schluß auch von mir zu reden dh. zunächst von meinem Befinden, so ist es mir selbst in trauriger Weise klar geworden, wie arg man lange Zeit in Selbsttäuschung leben kann. Nicht daß meine Krankheit vorüber ist, kann ich Dir melden, sondern daß der schlimmste Stoß wahrscheinlich noch zu erwarten ist. Die Eiterung dauert fort, der Brustbeinknochen ist angegriffen, und heute hat mir sogar der Arzt eine Operation in kaum zweifelhafte Nähe gestellt. Es handelt sich nämlich um die Abstoßung eines ganzen Knochenstücks; dazu wird man die Weichtheile aufschneiden müssen und dann den angegriffnen Knochen, nämlich das Brustbein „reduzieren", wie sich der Arzt ausdrückte, scilicet „absägen". Ist man aber erst unter dem Messer und der Säge der Operateure, so weißt Du auch, an wie einem dünnen Faden das Ding hängt, so man Leben nennt. Da kommt ein Eiterfieberchen — verloschen ist das kleine Licht. Wunderlich war meine Empfindung, als das erste Knöchlein meines Gebeines plötzlich aus einem Eiterkanal hervorgeschwommen kam, und mir allmählich klar wurde, daß die Pläne der Pariser Reise und der Habilitation möglicherweise unmögliche Dinge sind. Nie wird einem die Hinfälligkeit des Daseins so ad oculos demonstrirt, als wenn man so ein Stückchen aus seinem Skelett zu sehen bekommt.

Übrigens arbeite ich „so lange es Tag ist" eifrig an philologicis, habe zB. kürzlich Ritschl meinen Aufsatz über das Danaelied überschickt und bereite jetzt eben eine Dissertation über quaestiones pinacographicae vor. Überhaupt habe ich die unfreiwillige Muße zu einer größeren Concentration und Aufräumung meiner Studien verwendet; bestimmte Absichten sind in eine bestimmtere Form gegossen worden, überall sprießt es von halb gefühlten Erkenntnissen. Nein, lieber Freund, man rottet mich so schnell noch nicht aus; sollte es aber wider Erwarten geschehn, so schicke ich Dir meine Dissertation „über den Acheron" direkt aus dem Hades, mit Briefmarken des norddeutschen Bundes. Ja, wie der persische Dichter singt

Hast Du gerade Beine? —
So hab ich bald keine? —

FN.

[«]

575. An Paul Deussen in Oberdreis

Naumburg 22 Juni. <1868>

Hab Dank, lieber Freund, für die treue Gesinnung, die aus Deinem Briefe spricht, für die Wärme, mit der Du an das Wohl und Wehe meines Lebens denkst, für das schöne Anerbieten, das, wenn es auch abgelehnt werden muß, doch „in seinem eignen Glanze“ strahlt und Deinen herzlichen Willen mir zu helfen und meine Gesundheit zu fördern, hell und deutlich wiederspiegelt. Es geht mir im Ganzen immer noch schlecht genug: ein Knöchelchen nach dem andern kommt aus dem Eiterkanal heraus und zeigt an, daß das Brustbein arg beschädigt ist. Nächsten Donnerstag will ich in Halle den berühmten Operateur Volkmann consultieren und wir wollen hoffen, daß er befriedigende Auskunft giebt.

Übrigens Anerbieten gegen Anerbieten: Du mußt unweigerlich es so einrichten, daß Du Deine Rückkehr nach Berlin über Naumburg nimmst. Im Grunde wäre es fast Deine Pflicht, Deinen kranken Freund einmal zu besuchen: ja es würde gerade zu abscheulich sein, wenn Du es nicht thätest; und selbst der göttliche Plato würde Dir keine Absolution von dieser Sünde gewähren.

Was Deine Platostudien betrifft, so unterschätze ich keinen Augenblick die ausgezeichnete bildende Kraft derselben: verzeihe aber dem Philologen, der gelernt hat, daß dort, wo er etwas leisten und schaffen kann, selten gerade die duftigsten Blüthen und die höchsten Genüsse für Geist und Gemüth zu pflücken sind — der die ἄσκησις und die Resignation als unerläßliche Formen im strengen Dienste der „Dame Wissenschaft“ anerkennt — verzeihe mir also, wenn ich zu Deinem Versuche, Dich in die Tiefen der Ideenbildung und zugleich des platonischen Entwicklungsganges zu stürzen, kein fröhliches Gesicht mache. Für Deine Bildung wähle Dir die schwersten und schönsten Probleme, zum Zweck einer Dissertation aber eine ganz bescheidne abgelegne Ecke, nichts mehr. Denkst Du denn, daß mir bei meinen Laertius- und Suidasarbeiten so voll und wohl zu Muthe wird, wie etwa bei der Lektüre des Faust oder Schopenhauers? Wer dienen will, muß mit dem strengsten Dienste anfangen (oft schon deshalb, weil er zunächst nur dem niedrigsten Dienste genügen kann) Wähle Dir ein Untersuchungsfeld mit Resignation, bearbeite es mit Hingebung.

Da fällt mir ein, daß Du mir aus Deiner reichen Platobibliothek eine kleine Frage beantworten kannst, die mir in diesen Tagen aufstieß. Quinctil. sagt III 1, 10 quem Palameden Plato appellat, Alcidamas Elaites. Dies bezieht sich natürlich auf Phaedr. p. 261 D., aber zugleich ist auch deutlich, daß Quinctil. an dieser Platostelle

Ελαΐτικον, nicht ’Ελεάτικον las: das letztere geben die Hdschr.; die Scholien beziehn es auf Zeno. Die Sache ist schon bemerkt, nicht wahr?

Heute kann ich leider nicht länger schreiben: sage Deiner verehrten Familie alles Gute und bleib selbst was Du immer warst, ein treuer Freund

Deines Freundes
F. N.

[«]

576. An Carl von Gersdorff in Berlin

Naumburg a. 22 Juni. 1868

Mein lieber Freund,

heute haben mich meine militärischen Kameraden sammt und sonders verlassen; sie sind auf dem Wege nach Magdeburg um sich dort im Schießen zu üben. Somit bin ich ziemlich der einzige bunte Rock in Naumburgs Mauern, ein übrig gebliebener flügellahmer Storch, der mit Neid seine kräftigeren Gefährten von dannen ziehen sieht. Ja, lieber Freund, was auf mannichfach verschlungenem Wege das Gerücht Dir schon zu Ohren gebracht hat, ist zum besten (dh. zum schlechtesten) Theile wahr: meine Kriegerlaufbahn ist nicht gerade glücklich von mir in Scene gesetzt worden.

Ich hatte den Winter und mit ihm die schwerste und unerquicklichste Hälfte des Dienstes überstanden; man hatte mich zum Gefreiten gemacht und war wohl auch mit meinem Gebühren, zufrieden. Ich selbst athmete auf, als die schöneren Tage kamen und ich das Pferd auf dem weiten Exercirplatze tummeln konnte. Zuletzt ritt ich das feurigste und unruhigste Thier der Batterie. Eines Tages mißlingt mir in der Reitstunde ein schnell ausgeführter Sprung aufs Pferd; ich traf mit der Brust hart auf den Vorderzwiesel und spürte in der linken Seite einen zuckenden Riß. Ich ritt ruhig weiter und hielt auch noch anderthalb Tage den wachsenden Schmerz aus. Am zweiten Tage abends aber kamen zwei Ohnmachten und am dritten lag ich fest und wie angenagelt unter den heftigsten Schmerzen und starkem Fieber zu Bett. Er ergab sich durch ärztliche Untersuchung, daß ich mir zwei Brustmuskeln zersprengt hatte. Die Folge war ein entzündlicher Zustand des ganzen Muskel- und Bändersystems im Oberkörper und eine mächtige Eiterung, durch die Blutversetzung bei der Zerreißung herbeigeführt. Als etwa nach 8 Tagen ein Schnitt in die Brust gemacht wurde, kamen mehere Tassenköpfe voll Eiter hervorgestürzt.

Seit jener Zeit dh. seit einem Vierteljahr hat die Eiterung nicht aufgehört; natürlich war ich, als ich vom Bett wieder aufstand, so erschöpft, daß ich erst wieder gehen lernen mußte. Der Zustand war kläglich; ich brauchte zum Aufrichten, Gehen, Niederlegen fremde Hülfe und konnte nicht schreiben. Allmählich wurde mein Befinden besser; ich genoß eine stärkende Diät, gieng viel Spazieren und kam wieder zu Kräften. Aber die Wunde blieb offen und die Eiterung nahm kaum ab. Endlich ergab sich, daß der Brustknochen verletzt war, und daß hierin das impedimentum der Genesung liege. Eines Abends erschien auch der erste sichere Bote dieser Thatsache, ein Knöchelchen, das der Eiter mit herausgeschwemmt hatte. Das hat sich seitdem wiederholt und steht nach der Aussage der Ärzte noch öfter zu erwarten. Löst sich ein größeres Stück Knochen ab, so muß auch eine leichte Operation vorgenommen werden. Die Sache ist durchaus nicht gefährlich, aber langwierig; die Ärzte haben nichts zu thun als die Natur in ihrem Ausscheidungs- und Ergänzungsprozeß zu unterstützen. Dazu mache ich öfter des Tages Einspritzungen mit Kamillenthee und Höllensteinauflösung und bade täglich in warmem Wasser. Von unserm Stabsarzte werde ich in einiger Zeit für „zeitig unbrauchbar“ erklärt werden; und es ist möglich, daß ich eine Schwäche an der betroffnen Stelle immer behalte.

In nächster Woche will ich einmal nach Halle reisen, um den berühmten Operateur Volkmann zu consultieren. Diese Gelegenheit benutze ich, um das geliebte Leipzig sammt seinen Insassen heimzusuchen. Ich freue mich außerordentlich darauf, den vortrefflichen Ritschl wiederzusehn, der, seitdem ich von Leipzig weg bin, immer die liebenswürdigsten Beweise seiner Theilnahme und seines Wohlwollens mir gegeben hat: so daß ein ziemlich regelmäßiges Herüber- und Hinüberschreiben entstanden ist, und nie ein Monat vergeht, wo ich im Ungewissen über sein Befinden bin. Auch, was ich sonst von Leipzig höre, ist für mich voller Genuß: z. B. daß der philologische Verein kräftig zunimmt, daß meine guten philologischen Kameraden sich mit Doktorhüten oder gelehrten Arbeiten schmücken, daß der wunderliche Kauz Romundt mit einer Tragödie schwanger geht, die er im Leipziger Theater aufzuführen hofft, daß Freund Windisch sich unter glänzenden Auspicien in Leipzig habilitieren wird usw.

Sobald ich wieder die Feder führen konnte, habe ich mich wieder in meine Studien gestürzt, von denen ich Dir durch das zugesandte Danaeliedchen eine Probe gegeben habe. Auf Arbeiten war ich angewiesen, da ich aus begreiflichen Gründen wenig Umgang in Naumburg habe und nur selten einmal Besuch von Volkmann oder Dr Blass (einem Philologen vom Domgymnasio) oder von Stedtefeld bekomme, welcher letztere in Pforte die Stellung eines Adjunkten einnimmt. Auch erfreue ich mich mitunter an dem geistreichen Wenkel, von dem ich Dir auch erzählt habe. Wir sprachen früher viel zusammen über Philosophie etc. und ich konnte ihm, obschon er Hegeling war, meine vollste Hochschätzung nie versagen. Kürzlich, als ich wieder mit ihm zusammentreffe, erfahre ich, daß er seit jener Zeit mit vollen flatternden Fahnen in Schopenhauers Lager übergegangen ist und daß er mit begeisterter Wärme allseits und überall auf diesen Genius hinweist. Dies ist ein glänzender Zuwachs zu jener stillen Ketzergemeinde, welche Haym die „wunderbaren Heiligen“ zu nennen pflegt. — In Kürze bekommst Du weitere Nachrichten von mir, theurer Freund!

F.N.

[«]

577. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Wittekind, 1. Juli 1868>

Da ich zunächst weder Tinte noch Feder habe und in Wittekind selbst nichts zu haben ist, so muß heute einmal der mitgeschickte Bleistift seinen Dienst thun.

Als ich gestern gegen 2 Uhr in Wittekind eintraf, wurde ich auf das Unangenehmste überrascht, als der p. p. Friedrich mich in die völlig öde, klägliche Stube führte. Dazu war das Wetter regnerisch und kalt, und die theilnahmslose Einsamkeit nach Naumburger und Leipziger Leben doppelt einsam.

Kaum hatte ich Platz genommen, so kam auch schon ein Besuch, der mich noch verdrießlicher machte. Ernst nämlich, der wieder einige Tage in Halle ist und nach Leipzig will pour éprouver sa fortune, erschien nämlich mit gewohnter commishafter Dreistigkeit; ich habe ihn so lange als Gast behandelt, als seine Anforderungen nicht allzu zudringlich wurden; weitere Besuche habe ich mir am Ende mit etwas energischer Höflichkeit verbeten.

Ich brachte ihn spaziergangsweise nach Halle, traf auf dem Wege auch den Briefträger, so daß ich wenigstens mit Bett, Wäsche und Geld augenblicklich versehn bin. In Halle speisten wir zu Abend.

Es fehlen mir wesentlich Kleider, Stiefeln, Bücher. (Von letzteren schicke mir, liebe Lisbeth, Ueberweg, Geschichte der Philosophie, Bernhardy römische Litterat.gesch., Bernhardy griech. Litterat.gesch. (noch uneingebunden.) Krüger griech. Grammatik. Bergk Poetae lyrici Graeci. Schopenhauer, Parerga (W. Pinder hat sie) Die Bücher von Pforte schickt nur wieder zurück, (der Name „Volkmann“ oder das Zeichen der Pförtner Bibliothek ist darin)

Ebenso die Bücher von Domrich mit Ausnahme der Bücher, die ich bestellt haben sollte. Er hat mir die meisten zur Ansicht geschickt.

Briefe, die an mich addressirt sind, schickt doch ja nach Wittekind. —

Was nun die Gesundheit betrifft, so habe ich an Volkmann meine Ankunft gemeldet. Die Röthe und die Entzündung ist jetzt viel geringer, aber die Eiterung geht fort. Es fehlt mir an Leinwand zu Umschlägen.

In Leipzig hat es mir außerordentlich gefallen. Bei Roscher habe ich eine Nacht zugebracht, aber nicht mehr, da die schrecklichsten Wanzen mir keine Minute Schlaf gegönnt haben. Im Hotel Dresden habe ich zwei Nächte zugebracht, bei Romundt endlich auch zwei. Überall habe ich Erinnerungen gefeiert. Die größte Theilnahme fand ich aber bei Ritschls, insbesondre bei meiner „treuen Freundin“, der Frau Ritschl. Bei ihnen habe ich Sonntags zu Mittag gegessen, und mich bis Nachmittag um 6 sehr wohl gefühlt.

Windisch, der fabelhaft beschäftigt ist, läßt Euch bestens grüßen. Er wird mich in Wittekind besuchen. Im neuen Theater war ich drei mal, in Ritschls Colleg eben so oft. Den philolog. Verein habe ich auch besucht. Den alten Kintschy gleichfalls.

Heute Mittag habe ich im Kurhause table d’hôte gegessen: vielerlei, aber erstaunlich wenig. Monatlich 12½ Thlr. Bei Tisch war auch Volkmann da, ein sehr heiterer, ja burschikoser Mann, der mir bald nach Tisch seinen ersten Besuch machte. Ich soll also Soole baden, vermischt mit Kreuznacher Mutterlauge; und eben damit mache ich meine Umschläge feucht. Essen und Trinken darf ich nach Belieben.

Ich wünschte nur, daß das Wetter freundlicher wäre und daß ich ein paar Bücher hätte. Ebenso fehlt mir Papier: Kauft es von Jakobi. Schickt mir doch meine componirten Lieder im Lilahefte, sowie das Notenpapier mit, das, so viel ich weiß, im Kasten des Tisches, auf dem die Bücher stehen, zu finden ist. Dazu Goethes Gedichte und den Faust.

Menschen zum Umgang scheinen nach einer vorläufigen Musterung nicht hier zu sein. Bei Tische saß ein taubstummer Herr zu meiner Rechten und gräßliche weibliche Mißgeburten zu links und vis à vis. Auch bin ich nicht recht in der Stimmung, mit Jedermanns Unterhaltung vorlieb zu nehmen. Wenn man mich nur von Halle aus in Ruhe läßt. Leute mit denen ich nur Gleichgültiges reden, oder mich zanken muß, sind nie nach meinem Geschmack, jetzt am wenigsten.

Den alten Steinhart werde ich gelegentlich aufsuchen. Auch ein paar jüngere Dozenten, die mir empfohlen sind. Aber ich muß jetzt sehr wählerisch sein, weil ich doch sehr leicht angegriffen werde. Ernst war mir geradezu eine Marter; er wollte auf einige Tage zu mir herausziehn!

So, nun denke ich zunächst Auskunft gegeben zu haben, wie Ihr sie verlangt. Schickt mir nur die gewünschten Dinge auf das Schleunigste.

Sonnabend schicke ich die Wäsche. —

Heute Morgen habe ich gebadet. Ihr könnt mir das Plaid und den Strohhut mitschicken; man kann beides brauchen.

Lebt wohl und denkt freundlichst

an Euren
FN.

[«]

578. An Sophie Ritschl in Leipzig

<Wittekind, 2. Juli 1868>

Hochverehrte Frau Geheimräthin,

auch wenn ich das entliehene Buch nicht zurückzuschicken hätte, würden Sie doch heute einen Brief von mir bekommen haben. Denn allzusehr hat mich dieser letzte Sonntag verpflichtet, ein Tag von solcher Anmuth und Sonne, daß die Erinnerung an ihn das Beste ist, was ich aus Leipzig mit in mein einsames Bad gebracht habe. Wenn Sie aber einmal, ich weiß nicht durch welchen Genius geleitet, mir Ihre auszeichnende Theilnahme geschenkt haben, so müssen Sie auch geduldig die Folgen tragen, deren erste dieser heutige Brief sein mag.

Vorgestern Mittag bin ich in dem anmaßlichen Badedorf, das sich Wittekind nennt, eingetroffen; es regnete stark, und die Fahnen, die man zum Brunnenfeste aufgesteckt hatte, hingen schlaff und schmutzig herab. Mein Wirth, ein unzweideutiger Gauner mit blauer undurchsichtiger Brille kam mir entgegen und führte mich in das vor 6 Tagen gemiethete Logis, das bis auf ein völlig verschimmeltes Sopha öde war wie ein Gefängnis. Alsbald wurde mir auch deutlich, daß derselbe Wirth für zwei Häuser voller Gäste, also vielleicht für 20—40 Personen, nur ein Dienstmädchen im Sold habe. Die nächste Stunde brachte mir schon einen Besuch, aber einen so unangenehmen, daß ich ihn nur durch energische Höflichkeit von mir abschütteln konnte. Kurz die ganze Atmosphäre, in die ich trat, war frostig, regnerisch und verdrießlich.

Gestern habe ich etwas die Natur und die Menschheit des Ortes recognoscirt. Bei Tisch wurde mir das Glück zu Theil, in der Nähe eines taubstummen Herrn und einiger wunderbar geformter Frauengestalten zu sitzen. Die Gegend scheint nicht übel; aber vor Regen und Feuchtigkeit kann man keinen Schritt vorwärtsgehen und sehen.

Volkmann hat mich besucht und mir die hiesigen Bäder verordnet, im Übrigen eine Operation in nahe Aussicht gestellt. —

Wie danke ich Ihnen, daß Sie mir das Buch Ehlerts mitgaben, ein Buch, das ich am ersten Abend, bei kläglicher Beleuchtung, auf dem Schimmelsopha las und mit Vergnügen und innerer Erwärmung las. Böse Menschen könnten sagen, daß das Buch aufgeregt und schlecht geschrieben sei. Aber das Buch eines Musikers ist eben nicht das Buch eines Augenmenschen; im Grunde ist es Musik, die zufällig nicht mit Noten, sondern mit Worten geschrieben ist. Ein Maler muß die peinlichste Empfindung bei diesem Bildertrödel haben, der ohne jede Methode zusammengeschleppt ist. Aber ich habe leider Neigung für das pariser Feuilleton, für Heines Reisebilder usw. und esse ein Ragout lieber als einen Rinderbraten. Was hat es mich für Mühe gekostet, ein wissenschaftliches Gesicht zu machen um nüchterne Gedankenfolgen mit der nöthigen Dezenz und alla breve niederzuschreiben. Davon weiß Ihr Herr Gemahl auch ein Lied zu singen (nicht nach der Melodie „Ach lieber Franz, noch“ u.s.w.), der sich sehr über den völligen Mangel an „Stil“ gewundert hat. Schließlich ging es mir wie dem Seemann, der auf dem Lande sich unsichrer fühlt als im bewegten Schiff. Vielleicht finde ich aber einmal einen philologischen Stoff, der sich musikalisch behanden läßt, und dann werde ich stammeln wie ein Säugling und Bilder häufen, wie ein Barbar, der vor einem antiken Venuskopfe einschläft, und trotz der „blühenden Eile“ der Darstellung — Recht haben.

Und Recht hat Ehlert fast allerwärts. Aber vielen Menschen ist die Wahrheit in dieser Harlekinjacke unkenntlich. Uns nicht, die wir kein Blatt dieses Lebens für so ernst halten, in das wir nicht den Scherz als flüchtige Arabeske hineinzeichnen dürften. Und welcher Gott darf sich wundern, wenn wir uns gelegentlich wie Satyrn geberden und ein Leben parodiren, das immer so ernst und pathetisch blickt und den Kothurn am Fuße trägt?

Daß es mir doch nicht gelingt, meine Neigung zum Mißklang vor Ihnen zu bergen! Nicht wahr, Sie haben davon schon eine erschreckliche Probe? Hier haben Sie die zweite. Die Pferdefüße Wagners und Schopenhauers lassen sich schlecht verstecken. Doch ich werde mich bessern. Und wenn Sie mir wieder einmal etwas zu spielen erlauben sollten, so werde ich meine Erinnerung an den schönen Sonntag in Töne formen und Sie sollen hören, wie Sie es heute lesen, wie hoch diese Erinnerung gilt

einem schlechten Musikanten u.s.w.
Friedrich Nietzsche.

[«]

579. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Wittekind, 10.Juli 1868>

Liebe Lisbeth,

da ich also nicht persönlich zu Deinem Geburtstage erscheinen soll, ja auch kaum erscheinen könnte, so bleibt nichts anderes übrig als die Feder zu nehmen und Dir brieflich anzudeuten, was sich bei derartigen Gelegenheiten mündlich weit besser, ausdrucksvoller und schneller abmacht. Im Übrigen enthält das mitfolgende Buch schon im Titel eine Art Wunsch, den am heutigen Tage zu wiederholen ich nicht für unanständig halte: „Ordnung und Schönheit am häuslichen Herd!“ (wobei es dem Philologen erlaubt ist zu fragen, ob nicht am Ende dies „am“ bloß ein Druckfehler für „und“ ist)

Hoffentlich ist dies alles vernehmlich genug geredet, so daß ich nicht mit Fibelversen und Kleinkinderstammelanstalten aushelfen muß. Ja es ist auch das, was ich geschrieben habe, schon unnütz, da schon die Thatsache, daß ich am 10t. Juli an Dich schreibe, deutlich ausdrückt, daß ich ein „evviva“ schreien will.

Seit vorigem Sonntag ist hier alles wesentlich unverändert. Heute feiern wir wieder einmal Brunnenfest. Gestern hatte ich einen überraschenden, sehr angenehmen Besuch; als ich gerade aus dem Bade kam, sah ich plötzlich den Dr Klemm (jetzigen Privatdocenten in Gießen) vor mir, der auf einer Reise Leipzig berührt und dort von meinem Aufenthalt in Wittekind durch Ritschls gehört hatte und herüber gekommen war.

Ich bin die letzten Tage gewöhnlich Vormittags in Halle bei Volkmann gewesen, der sich ein überraschend schönes Haus gebaut hat. Dort bin ich zweimal mit dieser Jodtinktur angepinselt worden: was beiläufig sehr peinliche Schmerzen macht. Doch scheint schon jetzt die Knochenauftreibung geringer zu werden.

Übrigens bin ich nun auch im Besitz der Kiste und freue mich ihres Inhaltes, auch Deines freundlichen Briefes. Die Bücher freilich, die Domrich zur Ansicht geschickt hat, wäre ich gerne wieder los. Am besten ists, wenn Ihr bald einmal wieder her kommt und sie mitnehmt.

Heute muß ich aber noch mit besonderen Nachdruck um Geld bitten, ja ich hoffe, daß die betreffende Summe schon auf der Post ist. Bekanntlich bezahlen wir Mittag Sonnabends, und ich habe fast nichts mehr. Zahlt doch das Geld auf der Post ein, es ist dies doch der einfachste Weg.

Doch muß ich schließen, da die „Mittagsglocke ruft.“ In der Hoffnung daß Du an Deinem Geburtstage mit einem fröhlichen Magen aufstehst, und Dir von der Mamma recht schöne Dinge schenken läßt, verbleibe ich in Wittekind.

FW.

[«]

580. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Wittekind, 29. Juli 1868>

M. l. A.

Gestern bin ich wieder von meiner Leipzig-Altenburger Vergnügungsfahrt zurückgekehrt; ich fuhr gleich vom Bahnhof zu Volkmann, der sehr zufrieden war und mich benachrichtigte, daß ich in wenigen Tagen Wittekind verlassen könnte. Sonnabend will ich also, falls nichts dazwischen kommt, wieder in Naumburg eintreffen.

Die Leipziger und Altenburger Tage waren sehr interessant; näheres mündlich.

Heute habe ich Dich nur noch zu bitten an die Tante Ehrenberg zu schreiben und ihr mitzutheilen, daß ich nächsten Sonntag nicht mehr in Wittekind sein werde. Sie hatte nämlich vor, falls Ihr von Naumburg aus an demselben Tage hinkommen wolltet, ebenfalls zu erscheinen und mir ihren Besuch zu machen. Mir liegt aber aus einem schon mitgetheilten Grunde daran die Sonntage nicht in Wittekind zu verleben. Überdies bin ich froh wenn ich dies Nest wieder verlassen kann, und jede Stunde würde mich dauern, die ich in dieser schwitzenden Einöde zubringe. Also schreibe dankbar-ablehnend.

Wie aber bringe ich meine Sachen fort? —

Heute erwarte ich stündlich die Wäsche aus Naumburg, da ich keinen reinen Lappen etc. in Besitz habe und in arger Verlegenheit bin, in der ich verbleibe als

Euer F. N.

Mittwoch früh.

[«]

581. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Wittekind 30/31 Juli 1868>

Liebe Mamma und Lisbeth,

endlich definitive Antwort! —

Ich ersuche Dich also Sonntag morgen nach Wittekind zu kommen; wir wollen zusammen packen und vielleicht um 11 Uhr wieder abreisen. Vor allem aber bitte ich Dich mir Geld mitzubringen: ich habe diesmal nicht an Dächsel geschrieben, weil, so viel ich weiß, in Naumburg für mich Geld liegen muß. Wenigstens habt Ihr mir so etwas erzählt. Ungefähr 30—40 Thl. werden wohl noch nöthig sein.

Die letzten Wochen haben wir auf das Heiterste verlebt und keinen Tag unbenutzt gelassen; so daß ich doch von Wittekind mit keinen unangenehmen Empfindungen abziehe.

Heute habe ich Eile. Auf glückliches Wiedersehn!

FN.

[«]

582. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Naumburg am 2t. August 1868.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

nein, so wetterwendisch bin ich nicht. Die Indifikation ist fest in das Gewebe meiner Zukunftspläne eingefügt und kommt an erster und nächster Stelle daran. Ich bin diesem Unternehmen, zu dem ich mich freiwillig und mit einiger Vorliebe entschlossen habe, noch niemals, auch nicht in Gedanken, untreu geworden und ärgere mich, durch mein zufälliges Stillschweigen während meines letzten Aufenthaltes in Leipzig Anlaß zu einem Verdachte gegeben zu haben, den ich πύξ καὶ λάξ von mir abwehren werde.

Glücklicherweise liegt jetzt in dem Stande meiner Gesundheit nichts, was mich von jener Arbeit zurückhielte. Volkmann hat mich als völlig geheilt entlassen und mir im Ganzen keinerlei Vorsichtsmaßregeln anempfohlen, nur, daß ich mich nicht auf Faustkämpfe einlassen soll. Also bitte, Herr Geheimrath, nehmen Sie Ihren Verdacht zurück; sonst muß ich gleich von vorn herein gegen die einzige Vorschrift des Arztes sündigen.

Mit dem Wunsche, Ihren verehrten Angehörigen bestens empfohlen zu werden, bin ich

Ihr treu ergebener
Friedrich Nietzsche.

[«]

583. An Erwin Rohde in Kiel

Naumburg 6 Aug. 1868.

Mein lieber Freund,

heute darf ich Dir und mir gratulieren, Dir als dem glücklichen und vielbewunderten Sieger im akademischen Wettkampfe, mir als dem endlich Genesenen, von dem die Engel singen:

Gerettet ist das edle Glied
Das Brustbein, nun vom Bösen,
Das immer strebend sich bemüht
Sich eiternd abzulösen.

In Leipzig war das Gerücht Deiner Krönung allseitig verbreitet, zugleich mit einem stereotypen Refrain, daß Du Dich in Kiel habilitieren würdest, und daß dies der spezielle Wunsch Ribbecks sei. Vielleicht ist der Ursprung dieses Gerüchtes in dem bekannten Plauderstübchen (Lehmanns Garten N. 2 Mittags 12—1) zu suchen: wo ich wenigstens einem ähnlichen Gerede auf die Spur kam, das mich als den zukünftigen und erwarteten Leipziger Privatdocenten bezeichnet. Trösten wir uns mit einander; man traut’s uns doch wenigstens zu. Aber nichts darf uns abhalten, erst noch ein Jahr in Paris zusammen zu verleben: nachher sei es jedem von uns gestattet, auf einer beliebigen Universität beliebige Irrlehren in beliebige „milchsaugende“ Seelen zu streuen. Vorher aber lernen wir noch die göttliche Kraft des Cancan und üben uns „gelbes Gift“ zu trinken, um später würdig an der Spitze der Civilisation marschiren zu können.

Beiläufig die Nachricht, daß der Lucianische ὄνος schon einen zweiten Reiter gefunden hat. Da kommt mir ein Schreiben zu von dem kleinen Doktor Roscher, der mir eine Nachricht „von der höchsten Wichtigkeit“ ankündigt, so daß ich sofort (nach meiner neuen leidigen Gewohnheit) blaß werde und mir den Angstschweiß von der Stirne wische. Man höre: es cirkulirt eine Dissertation eines gewissen Knauth in der philologischen Sektion für Doktorexamina in Leipzig, die den von Dir occupirten Stoff ebenfalls behandelt und von Klotz und Ritschl glänzend beurtheilt ist! Roscher stößt einen Hülfsschrei aus, als ob irgend jemand im Begriffe stände ins Wasser zu fallen und zu ertrinken und als ob alle guten Freunde und getreuen Nachbarn heranstürzen müßten, um zu retten. — Glücklicher Mensch, Du hast einen Concurrenten, einen leibhaftigen Concurrenten von Fleisch und Bein, während mir kürzlich das Vergnügen zu Theil wurde Bergks Colleg über Theognis zu hören und dabei todtgeschwiegen zu werden, obschon ich mit gezückten Ohren lauschte und Deinem verehrten ὄνος sehr ähnlich ausgesehn haben muß.

Was Du an dem simonideischen Eiapopeia aussetzest, ist aus meiner Seele geschrieben: thue mir nun noch den Gefallen und mache die entsprechende Conjektur (-u), die ich obwohl ich schon seit Jahren darnach suche, nicht auftreiben kann. Sobald sie da ist, werfe ich das ἐμάνη zum Fenster hinaus und schreibe ein Zusätzchen an das rhein. Museum.

Etwa ὁτε λάρνακα δαιδαλέαν
ἄνεμός θ’ἧ̣κε πνέων oder τεῖρε πνέων oder τέμνε πνέων?

Ich merke eben, daß mein Brief bereits außer Rand und Band ist; aber es wäre wirklich ein Kunststück, wenn ich alles das in eine logische Folge bringen wollte, was ich mir vorgenommen habe heute noch zu erwähnen. Gestatte mir, mich der Ziffern zu bedienen.

1) ein neuer aber echter Schopenhauerfreund
2) Romundt ὁ τραγῳδός
3) Clemm in Gießen besuchte mich
4) und zwar in Wittekind
5) wohin mich der große Operateur Prof. Volkmann schickte
6) und das ich seit 3 Tagen gesund verlassen habe.
7) Frau Ritschl meine intime „Freundin“.
8) Tonkünstlerversammlung in Altenburg, von mir besucht.
Excurs über Wagners Meistersinger.
9) ich habe wieder componirt: weibliche Einflüsse.
10) Wittekinder Badekur und -cour.

11) Ich erwarte täglich Deinen Besuch.

Zu 1) Mein Freund Gersdorff (Leutnant a.D. eifriger Nationalökonom) berichtet mir folgendes. In Plaue an der Havel, unweit Brandenburg, lebt ein Rittergutsbesitzer Wisecke, ein wirklicher Freund Schopenhauers, der Einzige, der ein wohlgelungenes Porträt in Öl von dem großen Manne besitzt. Ein echter Schüler, ein vielgebildeter Mann, ein genialer Landwirth, der eine elende Sandscholle in fruchtbares Land umgewandelt hat (Gersdorff berichtet ausführlich über die Methode; Kavalleriemist aus den Berliner Ställen spielt dabei die Hauptrolle) ist er jetzt reich und seines Reichthums würdig; für seine Armen hält er einen eignen Arzt mit 800 Thl. Gehalt etc. Er hat ein gastfreies Haus, einen vorzüglichen Weinkeller, dessen feinste Weine immer nur in einem Pokale kreisen, der dem Manne gehört hat, dessen Genius in diesem Hause waltet. Jeder Besucher empfängt zum Abschiede ein Porträt Schopenhauers und ein Bild von seinem Wohnhause in Frankfurt, wohin Herr Wieseke alljährlich ein<e> Wallfahrt angetreten hat. Seine Charakterschilderungen Schopenhauers entsprechen im Ganzen wenig denen seiner unbedeutenden Freunde, zu denen Wieseke namentlich Frauenstädt „den flachen wässerigen Kopf“ rechnet.

Zu 2) Der vortreffliche, anziehend organisirte Romundt tauchte wieder in Leipzig auf und zwar mit einer Tragödie Mariamne und Herodes, als in welcher ein echauffirtes Frauenzimmer diverse Malheurs anrichtet, ohne unsre affection dabei zu lukrieren. Der poetische Funke in unserem Freunde ist nicht stark genug um Ochsen zu tödten, aber zur Betäubung eines Menschen ausreichend, so daß ich ihn inständig gebeten habe seine gefährliche Feuerwerkerei einzustellen. Er ist also zunächst wieder Philologe, schwimmt, so viel ich weiß, in den Gewässern Demokrits (um hier einen Fisch zum Doktorschmause zu fangen) und schwelgt in der Hoffnung, einmal die Regie eines Theaters zu übernehmen.

Zu 3) Eines Morgens, als ich in Wittekind eine Stunde in Salzlake gesessen hatte und mit der Munterkeit eines neueingesalznen Härings an das Tageslicht sprang, kam mir in der Höhe meines halben Leibes ein freundliches Gesicht entgegen, das dem liebenswerthen Clemm aus Gießen angehörte. Er trägt sein mißliches Geschick und seinen Fuß mit einer rührenden Sanftmuth. Eine lobende Recension seiner Habilitationsschr. wirst Du im Centralblatt gelesen haben. Sie rührt von Georg Curtius her.

Ich springe gleich zu 11). Ich erinnre mich, da Du im August eine größere Reise machen wolltest, die Dich auch über Naumburg führt. Rechne ein paar Tage auf Naumburg; ich wäre sonst im Stande Dich hier mit Hülfe meiner braven Kanoniere festzuhalten. Hier an Ort und Stelle sollst Du die weiteren Ausführungen der übersprungnen Paragraphen hören. Und was haben wir alles mit einander abzumachen, zu verabreden, zu hoffen etc.

Heute folgt eine Photographie, die mich in einer etwas gewagten Situation darstellt. Im Grunde ist es eine Unhöflichkeit mit gezogenem Säbel vor seine Freunde zu treten und dazu mit einem so saueren bitterbösen Gesicht. Es ist etwas Rohes um so einen Krieger. Aber warum ärgert uns der schlechte Photograph, warum ärgert uns der ganze Lebensplunder so, daß wir nicht mehr aussehn wie frische neugewaschne junge Mädchen? Warum müssen wir immer mit dem Säbel bereit stehn? Und wenn wir nun energisch dem schlechten Photographen zu Leibe wollen, was macht er? Er kriecht hinter seine Kappe und ruft „Jetzt!“

Adieu, lieber Freund! Sage Deiner verehrten Frau Mutter meinen besten Gruß und besuche mich so bald als möglich!

In alter Treue
Friedrich Nietzsche

Auch meine Angehörigen lassen Dich grüßen und freuen sich auf Deinen Besuch.

[«]

584. An Carl von Gersdorff in Berlin

Naumburg 8 Aug. 1868.

Lieber Freund,

endlich bekommst Du unbedingt sichere Nachricht über mein Befinden und zwar die beste, die Du wünschen kannst. Ich bin vor wenig Tagen völlig genesen aus dem Bade Wittekind zurückgekehrt, wohin ich gereist war, um die Geschicklichkeit und Erfahrung eines ausgezeichneten Operateurs, des Prof. Volkmann in Halle, in Anspruch zu nehmen. Meine Militärärzte waren gefällig und unbefangen genug, mich an diese Autorität zu weisen; schon nach drei Wochen meiner Wittekinder Kur wendete sich der (ziemlich schmerzhafte) Heilungsprozeß so günstig, daß Volkmann mir zur baldigen Genesung gratulieren konnte. Schließlich ist nicht einmal eine Operation nöthig gewesen, obwohl sie lange Zeit als fast unvermeidlich drohte. Lieber Freund, 5 Monate Krankheit, viele langwierige Schmerzen, tiefe Herabstimmungen des Körpers und des Geistes, peinliche Aussichten auf die Zukunft — alles dies ist überwunden; eine einzige tiefe mit dem Knochen verwachsene Narbe mitten auf der Brust erinnert mich daran, wie schlimm, ja wie gefährlich mein Zustand war. Wenigstens sagte mir Volkmann, daß, falls die Eiterung noch länger — sie dauerte ein Vierteljahr — angehalten hätte, voraussichtlich Herz oder Lunge ergriffen worden wären.

Es versteht sich, daß ich jetzt meinen Militärdienst nicht fortsetzen kann; zunächst werde ich für „zeitig unbrauchbar“ erklärt, ja ich wünsche nachgerade, nachdem es mir doch nun einmal unmöglich geworden ist, Landwehroffizier zu werden, langsam aus den Listen der Wehrpflichtigen zu verschwinden.

So ist es mir denn wieder erlaubt, über meine Zukunft frei zu disponieren: und von diesen Arrangements darf ich wohl einem treuen und zuverlässigen Freunde Einiges erzählen. Daß ich mich einmal habilitieren will, wirst Du bereits wissen; die Frage nach dem „Wo?“ ist schnell beantwortet, nämlich: in Leipzig, dessen akademische und studentische Zustände mir penitus vertraut sind. Dort stehen die Dinge für mich nicht ungünstig, weil die zunächst von mir vertretenen Fächer bei der gegenwärtigen Constellation Leipziger Professoren fast ganz brach liegen, weil aber andernseits ein Interesse für dieselben unter einer regen philologischen Studentenschaft nie aussterben kann. (Ich meine vor allem griechische Literaturgeschichte und griech. Philosophie) Die andre Frage nach dem Wann? kann ich noch nicht beantworten. Sicherer nämlich als die Habilitation — sicherer, weil näher — ist ein andrer Plan, der sich dazwischen schiebt. Ich will nämlich das nächste Jahr in Paris zubringen, natürlich ebensowohl aus Humanitätsrücksichten als aus ganz speziell philologischen Gründen.

Hier kommt nun eine Anfrage an Dich, die ich schon lange im Geiste wälze. Solltest Du nicht ebenfalls im Geiste die Absicht haben, eine längere Zeit an jener Hochschule des Daseins zu studieren? Es ist wahrhaftig eine meiner erquicklichsten Vorstellungen, wie wir beide, zusammen mit anderen guten Freunden (wie Rohde, Kleinpaul, Romundt) in Paris das Deutschthum und Schopenhauer repräsentieren. Ich bitte Dich sehr darum, diesen Plan recht sorgfältig zu überlegen; zunächst ist es meine Absicht innerhalb der drei ersten Monate des nächsten Jahres abzureisen.

Jetzt drängt noch eine Menge von Arbeiten, die erst erledigt werden müssen, ehe ich Deutschland verlassen kann. Größere litterarische Pläne wachsen wie Pilze über Nacht. Ich bin übrigens neuerdings durch freundliche Schreiben der Herausgeber sowohl Mitarbeiter der „Jahrbücher für Philologie“ als des litterarischen Centralblattes geworden; daß ich mich an dem rheinischen Museum für Phil. betheilige, wirst Du aus den zugeschickten Proben gesehen haben. —

Mit größtem Vergnügen habe ich von dem Herrn Wieseke gehört, den kennen zu lernen für Dich von stärkstem Interesse sein wird. Wie urtheilt er übrigens über den Menschen Schopenhauer? Gewiß anders, als seine bornirten Nachtreten

Solche Schüler wie Frauenstädt sind im Grunde eine beleidigende Grobheit gegen den Meister. Auch Wenkel hat von Anfang an von diesen Schülerköpfen und ihren Charakteristiken ihres Lehrers nichts wissen wollen. —

Hoffentlich bekomme ich bald eine günstige Antwort auf die Hauptfrage meines heutigen Briefes. In diesem Falle öffnet sich für mich ein weiter und schöner Horizont.

So lebe denn wohl und denke freundlichst

Deines treuen
Freundes
Friedrich Nietzsche.

Kannst Du nicht einmal nach Naumburg kommen? Vielleicht auf Deiner Reise in die Heimat?

[«]

585. An Carl von Gersdorff in Berlin

Naumburg 21 August. <1868>

Mein lieber Freund,

da fällt mir heute zu meinem Schrecken ein, daß Du nur noch bis zum 22t. in Berlin bleiben willst, und daß es daher für mich die höchste Zeit ist, wenn ich Dir vorher noch meinen Dank für Deinen freundschaftlich warmen und interessereichen Brief brieflich kundgeben will. Die Nachrichten über Wieseke habe ich, wogegen Du hoffentlich nichts einzuwenden hast, zween andern Anhängern unseres Meisters mitgetheilt, nämlich Rohde, der seit einigen Tagen mein Gast ist, und Wenkel, dem unermüdlichen Forscher und Vorkämpfer für Schopenhauers Sache und Lehre.

Deiner freundlichen Einladung zu folgen verbietet mir nicht nur mein noch nicht gelöstes Militärverhältniß; sondern vor allem der Haufen von Arbeiten, die in nächster Zeit zu erledigen sind, und die durch meine Krankheit ungeziemend hinausgeschoben und verzögert sind. Im Übrigen bin ich auch noch genöthigt, Soole zu baden und sehr vorsichtig Anstrengungen und Erkältungen aus dem Wege zu gehn: da mir mein Arzt etwas Angst vor einem Rückfall gemacht hat.

Im Anfange des Oktober denke ich in Leipzig zu sein: vielleicht können wir eine Zusammenkunft verabreden, indem wir einen Mittelort bestimmen: da für Dich ein Besuch in Naumburg mit all zu großen Schwierigkeiten, Versäumnissen und Umwegen verbunden ist. — Nach Paris reise ich nicht vor Ostern nächsten Jahres: ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß wir dort eine längere Zeit zusammenleben: jedenfalls kommt ein ganzer Club von Schopenhauerfreunden dort zusammen, und ich denke, wir werden eine Art von litterarischer Mission zu erfüllen haben.

Verzeih, daß ich heute schon schließen muß, um den Brief noch rechtzeitig in Deine Hände zu befördern. Mit dem Wunsche, daß Du Dich in der schönen Luft Deiner heimatlichen Berge und in dem Glücke des vertrauten Familienkreises nach Berliner Staub, Schweiß und Studium erquickest, und mit der Bitte, Deinen verehrten Angehörigen bestens empfohlen zu werden, bleibe ich

Dein treuer Freund
Friedrich Nietzsche

[«]

586. An Hermann Mushacke in Berlin

Naumburg. <August 1868>

Lieber Freund

recht lange hast Du gar keine Nachricht von mir bekommen, und so hast Du wahrscheinlich gar nichts davon erfahren, daß mein Militärdienst ein unangenehmes Zwischenspiel gehabt hat, in Gestalt einer langwierigen, schmerzhaften und nicht ungefährlichen Krankheit.

Jetzt, wo alles überwunden ist, denke ich mit herzlichem Schauder an jene Märztage, wo das Übel anhob, das auch in der Mitte des vorigen Monates noch nicht gehoben war. Im Grunde waren es zwei Leiden, jedes einzeln schmerzhaft genug, um einem das Leben zu verleiden, 1. eine Zerreißung zweier Brustmuskeln 2. Beschädigung des Brustbeins, von dem sich ein Knöchelchen nach dem anderen durch die Eiterkanäle entfernte. Die verschiedenen Ärzte die ich gebrauchte, waren nicht im Stande die Eiterung zu hemmen, so daß ich mich endlich dh. nach Verlauf eines Vierteljahrs an eine Autorität ersten Ranges in chirurgischen und operatorischen Angelegenheiten wandte, an den Prof. Volckmann in Halle. Dieser bestimmte mich in seine Nähe zu ziehn, und so habe ich denn 5 Wochen in Bad Wittekind zugebracht. Der Heilungsprozeß war wiederum reich an Schmerzen: aber der Erfolg war glänzend, und in seiner Schnelligkeit selbst für Volkmann überraschend.

Und was hast Du, mein lieber Freund, gemacht? Ich werde dreist auf das Couvert „Herrn cand. phil. H. Mushacke“ schreiben und hiermit zugleich den Wunsch aussprechen, daß Du candide aus dieser Misère hervorgegangen seist. Wenn Du nach diesen Überspannungen der Körper- Denk- und Gedächtnißkräfte Neigung fühlst, im traulichen Gespräch mit einem Freunde auszuruhn, mit lächelnder Zuversicht Zukunftspläne auszumalen, neue Hoffnungsfäden zu spinnen und alte vergangne Tage und Freuden wiederzukäuen — dann komm entweder nach Naumburg oder (wenn Du noch bis Oktober warten willst) nach Leipzig oder (wenn Du noch bis Neujahr warten magst) nach Paris. Denn dorthin richten sich seit längerer Zeit schon meine Augen: ein Jahr werde ich jedenfalls dort arbeiten: und wie glücklich wäre ich, wenn ich es im Verein mit guten Freunden thun könnte. Dies ist auch wirklich nicht unwahrscheinlich: Rohde z. B. begleitet mich jedenfalls, vielleicht auch Kleinpaul und Romundt. Also überlege Dir bestens diesen Plan und vergegenwärtige Dir, welchen Effekt so eine ganze Kolonie deutscher Gelehrten machen muß.

Im Übrigen habe ich noch eine Bitte an Dich. Kannst Du mir nicht den Wortlaut des philologischen Preisthemas, das die Akademie gestellt hat, anführen? Es betrifft eine Sammlung der Fragmente der älteren Peripatetiker. Ist zB. Theophrast mit eingeschlossen? Ich bitte Dich herzlich, Dich für diese Sache ein wenig zu interessieren und mir eine gefällige Mittheilung zu machen. —

Es fällt mir eben ein, daß ein längerer Aufenthalt in Paris für Deine romanischen Sprachstudien sehr wesentlich, ja unerläßlich sein wird. Ich bin fest überzeugt, daß Dein verehrter Herr Vater mit Freuden zu diesem Plane Ja sagen wird. Grüße doch Deine hochgeschätzten Angehörigen auf das Angelegentlich<s>te von

Deinem
treuen Freunde
Friedr Nietzsche.

[«]

587. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Naumburg Mittwoch. <9. September 1868>

Hochverehrter Herr Geheimrath,

sobald ich meiner militärischen Fesseln ledig bin, komme ich nach Leipzig und bringe Ihnen den index mit, von dem gegenwärtig zwei Drittel fertig sind. Die Naumburger ἐρημία τῶν βιβλίων ist mir recht peinlich, und ich lechze nach einer großen Stadt und Bibliothek, wie jener biblische Hirsch.

Der eigentliche Grund meines Briefes ist aber nicht, von dem index zu erzählen; ja ich hatte sogar den Wunsch, Sie erst mit der „vollendeten Thatsache" zu überraschen. Ein eben erhaltener Brief aber bestimmt mich, Ihren gütigen Beistand in einer Sache zu erbitten, in der ich selbst wenig oder nichts thun kann. Lesen Sie gefälligst dies Schreiben, welches ich beilege. Es stammt von einem sehr angenehmen, talentvollen Menschen, von dem ich mit Freuden das Beste und Vortheilhafteste sage, weil es wahr ist. Er ist plötzlich in Noth gerathen und wünscht eine anspruchslose Stellung in Leipzig. Dabei habe ich an zweierlei gedacht. Erstens gelingt es Ihnen vielleicht, eine Correktorenstellung an einer Leipziger Verlagsbuchhandlung oder eine Beschäftigung in einem Redaktionsbüreau ausfindig zu machen. Zweitens giebt es vielleicht litterarische Arbeiten, auch in unserer Wissenschaft, die diesem gut unterrichteten und vielseitig gebildeten Manne zuzuweisen wären: wobei freilich vorauszusetzen ist, daß sie pekuniär einträglich sein müssen.

Mit der herzlichen Bitte, daß Sie diese meine Anfrage nicht unbescheiden, und wenn auch das, doch erklärlich und berücksicht<ig>ungswerth finden, verbleibe ich

Ihr ergebenster
Friedrich Nietzsche

[«]

588. An Paul Deussen in Oberdreis

<Naumburg, September 1868>

Mein lieber Freund,

ich, der ich mich seit einiger Zeit mit der mulomedicina und Veterinärkunde befasse, will Dir heute zwo junge mulos empfohlen haben, die nach den vada caerula Rheni wandern und von Dir zu erfahren wünschen, wie man am besten, zum Wohl des Herzens und des Beutels, wandert: die Herren Redtel und Fritsch, bekanntlich angenehme junge Männer, als welche Dir viel von Pforte und auch einiges von mir zu erzählen haben werden. —

Laß ihnen ja nicht entgelten, daß ich im Verlaufe des Briefes etwas räsonnieren werde und denke, daß was Du ihnen sagst und thust, Du mir sagst und thust. —

Aber, lieber Freund, wer wird solch Zeug schreiben! Und fortschicken! An einen Freund wie mich! Dazu nicht einmal in schönem Latein! Wozu also? Ich war wirklich verdrießlich, weil durch solche Briefe der gute Ton zwischen uns verletzt wird. Wer wird seine pudenda zeigen? Wer wird Stunden der Erschlaffung zum Briefschreiben an Freunde verwenden? An einen Freund, wie zB. ich bin! Dazu nicht einmal in schönem Latein! Wozu also? — Da capo und mit Indignation in infinitum! —

Dagegen traf mich Dein früherer Brief in einem fast beweglichen Momente. Als nach fünfwöchentlicher Abwesenheit von Naumburg ich wieder aus meinem Bade zurückkehrte, als Genesener in meiner Heimat einzog und meine schön bekränzte Stube unter unzweifelhafter Rührung meiner Angehörigen betrat, da lag Dein Brief auf dem Tische als besondere Festgabe, Aufschlüsse bringend über den dummen Alcidamas, Fragen vorlegend über Christenthum und Platonische Inconsequenz (dies meine Antwort, wie Du sie verlangst, in einem Worte) und im Übrigen geschrieben mit dem Accent treuer Freundschaft und dem spiritus asper, den wir nun einmal als in unserem Deussenkopfe hausend kennen gelernt haben.

Darf ich gleich hier mit der Wahrheit herausrücken? Dir fehlt gerade so ein Mann, wie Ritschl, der Dein ingenium dorthin weist, wo es sich fruchtbar erzeigen kann. Es thut mir leid, daß Du so selten die Freude hast, einen tüchtigen Fund zu thun. Ein klein wenig Bär? Ungeschickt? Giebt sich mit Plato ab — nun, Du wirst eine Wolke umarmen.

Glaube mir nur, daß die Fähigkeiten, die dazu gehören, um mit Ehren philologisch zu produzieren, unglaublich gering sind, und daß ein Jeder, an den richtigen Platz gestellt, seine Schraube machen lernt. Fleiß vor allem, Kenntnisse zu zweit, Methode zu dritt — dies ist das ABC jedes produzierenden Philologen: vorausgesetzt, daß ihn jemand dirigirt und ihm eine Stelle anweist. Denn das gerade können nur Wenige von selbst. Es giebt eben Arbeitsgeber und Fabrikarbeiter — in diesem Vergleich soll aber nichts Geringschätziges liegen. Denn auch unsre größten philolog. Talente sind nur relativ Arbeitsgeber: stellt man sich noch höher und nimmt einen kulturgeschichtlichen Ausblick, so sieht man, daß auch diese Ingenien schließlich nur Fabrikarbeiter sind, nämlich für irgend einen großen philosophischen Halbgott (deren größter in dem ganzen letzten Jahrtausend Schopenhauer ist)

Verzeih mir diese Parenthesis, für die Du gar keine Mitempfindung hast. Aber andre Leute, Wenkel, ich und mein Freund Rohde sind über jene Parenthesis übereingekommen und fühlen eine teuflische Freude, dies allen die es nicht hören mögen, ins Gesicht zu sagen.

Übrigens habe ich auch den wahren Heiligen der Philologie entdeckt, einen echten und wirklichen Philologen, schließlich Märtyrer (jeder dumme Litteratur<historiker> glaubt ein Recht zu haben, auf ihn zu pissen: dies das Martyrium) Weißt Du, wie er heißt? Wagner, Wagner, Wagner! Ach, ist das ein gefährliches Buch, der Göthische Faust!

Ich grüße Dich: gedenke meiner, schreibe mir, besuche mich, o Freund Deussen!

Dies die Casuslehre Deines treuen

F Nietzsche

[«]

589. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Naumburg Sonnabend. <19. September 1868>

Hochverehrter Herr Geheimrath,

glücklicherweise haben Sie mir doch schon einmal (vielleicht vor anderthalb Jahren) angedeutet, in welcher Form die Anfertigung des index vor sich gehen solle; denn ohne diese Andeutung wäre es ja meinerseits dreist und unbesonnen gewesen, an das Werk heranzugehn, das, wenn man erst über die Hälfte hinaus ist, im Ganzen und Großen beinahe unverbesserlich ist: stat mole sua. Ich habe also, Ihrer Angabe gemäß, folgende Rubriken gemacht

Aa	Griechische Autoren	Schriftsteller
Ab	Lateinische Autoren	} register
B	Grammatisches	
	Metrisches	
	Historisches	
	Archaeologisches	Fachregister
	Topographisches	
	Zur lat. Epigraphik	
	Zur griech. Epigraphik	
Ca	griechisches Wortregister	
Cb	lateinisches Wortregister	

Da Stellenregister für griechische Autoren
Db Stellenregister für lateinische Autoren

In wie weit ich nun Ihren Absichten nachgekommen bin, bitte ich aus der mitgesandten Probe zu beurtheilen; es ist dies ein Auszug des 15ten Bd., nach den angegebnen Rubriken. Wenn sämmtliche Bände in dieser Art fertig sind, werden sie in abertausend Stückchen zerschnitten, nach den vorgeschriebnen Orientierungslettern sortirt und endlich in der gewonnenen Ordnung eingeklebt: eine Methode, die mir nach einigem Nachdenken als zeit- und mühesparend erschienen ist und die den Vortheil hat, daß sie das Umschreiben des ganzen index unnöthig macht, durch welches Umschreiben viele Fehler entstehen würden, mindestens entstehen könnten: dem vorzubeugen wäre.

In der bezeichneten Art sind fertig Band 1—13. 15—21. Noch nicht in meinen Besitz gelangt ist Heft 4 vom Jahrgang 1867 und alles, was dieses Jahr erschienen ist.

Wenn der index fertig aufgeklebt vor mir liegt, läßt sich noch vieles im Einzelnen nachbessern, besonders um eine größere Uniformität zu erzielen. (Z.B. ist es mir bei mehreren Autoren nicht möglich gewesen, aus zeitweiligem Mangel an Büchern, alle Citate nach einer Ausgabe zu regulieren.)

Soweit über den index. Im Oktober siedle ich wieder auf ein halbes Jahr nach Leipzig über; vielleicht kommt dann auch eine Gelegenheit zur Promotion, für die ich eine commentatio altera de Laertii Diogenis fontibus im Sinn habe. — Oder, wenn Sie wollen, de Aristotelis librorum indice Laertiano oder Analecta Democritea oder quaestiones Cynicae oder de fontibus Latinorum artis veterinariae scriptorum!! usw. mit Grazie in infinitum.

Was schließlich den Candidaten Volck betrifft (der übrigens älter als ich ist), so bin ich betrübt, ihm bis jetzt noch nichts Günstiges mittheilen zu können. Jedenfalls aber bin ich Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit zu helfen und zu nützen von Herzen dankbar. Und Sie verzeihn mir, daß ich mich so ungestüm an Sie wandte? Ich war wirklich etwas desperat, so dringlich angegangen zu werden, ohne einen andern Weg zu wissen, auf dem dem armen Manne zu helfen sei.

Mit den ergebensten Empfehlungen an Ihre verehrte Familie

verbleibe ich
Ihr treuer Schüler
Friedr. Nietzsche.

[«]

590. An Paul Deussen in Oberdreis (Fragment)

<Naumburg, September/Oktober 1868>

Mein lieber Freund,

ich schreibe, um nicht den Schein einer dreifachen Undankbarkeit auf mich zu laden: und man muß bekanntlich auch den Schein meiden. Es wäre in der That unverzeihlich gewesen, wenn es dreier Briefe bedurft hätte, um mich an eine — sonst wohl treu geübte — Freundespflicht zu erinnern. So lasterhaft bin ich nun allerdings nicht. Denn Deinem zweiten Briefe zuvorzukommen wäre ziemlich schwierig gewesen, da er dem ersten so schnell auf dem Fuße folgte als ich nimmer mehr voraussetzen konnte. Meinen darauf geschriebenen Brief übergab ich zween jungen Menschen, denen er zugleich eine Art Empfehlungsbrief an Dich sein sollte; und ich will hoffen, daß sie sich ihres Auftrags — der ihnen recht dringlich gegeben wurde — gut entledigt haben. Als Du nun Deine dritte Epistel (als προτρεπτικόν) schicktest, ersah ich deutlich, daß meine zwei Apostel noch nicht bei Dir angelangt seien; aber ich setzte voraus, daß der schreckliche Argwohn Deines letzten Briefes durch ihre Ankunft recht bald zerstört werden würde.

Sollte nun gar auch das letzte Unglück eingetroffen sein, sollten jene zwei MVLI, wer weiß aus welchen Gründen, Absichten oder Verlegenheiten, überhaupt nicht das glückliche Oberdreis und seine Inwohner erreicht haben, sollte somit mein Brief, hoffentlich ungelesen, in ihren Reisetaschen schlummern — nun, so wird wenigstens mein heutiger Brief den Verdacht abwehren, als ob ich etwa inzwischen zu den Seligen versammelt sei und mich meinen freundschaftlichen Verpflichtungen durch eine urplötzliche Hadesfahrt entzogen habe. So weit sind wir noch nicht: meine Knochen stehen wieder fest begründet auf der Erde, und morgen werde ich vielleicht wieder mein Pferd besteigen und in der Umgebung Naumburgs mich tummeln.

Inzwischen bist Du unermüdlich thätig gewesen; ja in Deinen letzten Zeilen fährst Du Dir gleichsam mit theatralischem Pathos an die erhitzte Stirn und staunst Dich selbst ob Deiner Geburt und der überstandenen Wehen an. Lieber Freund, ich mache das gemüthlicher, und zugegeben, daß bis jetzt meinerseits nur „lächerliche Mäuse“ geboren sind und ein großer Lärm um selbige bekanntlich nicht anständig sein soll: so hoffe ich doch auch allmählich Größeres zu vollbringen, ohne cyklopische Verwunderung vor mir selber: zu der hercule auch kein Grund vorhanden ist. Überhaupt scheint es mir, als ob gerade philologische Werke am aller seltensten freudige Bewunderung, Anerkennung des Genialischen etc. verdienten;

man rechne nur immer ab 1) was der Sammeleifer an solchen Büchern zu thun pflegt, 2) wie weit die betreffenden Fragen schon erwogen und behandelt waren, als der und der hinzukam, 3) was alles unser Staunen erregt, nur weil es uns fremd ist. Viele Bücher haben das Verdienst, welches man an Reisenden anerkennt, die zum ersten Male in eine unbekannte Region kommen und sie nun beschreiben: wobei sie doch noch Plattköpfe sein können. An andern Büchern bewundern wir die Fülle der Ideen etc: die aber nicht dem Autor sondern seinen Vorgängern angehören. An den meisten aber anerkennen wir nur den grausamen Fleiß und die unverächtliche Energie, die an unbedeutende Dinge verwandt ist: wobei wir die Empfindung haben, als ob wir etwas Asketisches, eine herbe Verleugnung vor uns sähen: während im Grunde nur ein ganz gemeiner Intellekt die Ursache dieser fleißigen Werke ist, ein Intellekt, der höhere werthvollere Ideenkreise nicht kennt, mindestens sie nicht fruchtbar behandeln kann und darüber zum Kleinkrämer wird. — Die besten philologischen Bücher gehören allen drei Klassen zugleich an.

[«]

591. An Erwin Rohde in Hamburg

<Naumburg, 8. Oktober 1868>

Mein lieber Freund,

jetzt wo ich über ein sehr wechselvolles Jahr zu recapitulieren habe, über ein Jahr voll gemüthlicher und ungemüthlicher Emotionen, voll asketischer und eudämonistischer Erfahrungen, ein Jahr begonnen im Pferdestall, fortgesetzt im Krankenbett, beendet in indicifikatorischer Sclavenarbeit: jetzt wo ich zusammenrechne, was dies Jahr an guten Momenten, an schönen Hoffnungen, an stillen Gedenkstunden gebracht hat, da käue ich auch mit innigstem Behagen die Empfindung jener erquicklichen Tage wieder, die uns im August zusammenführten, und wie eine beglückte Kuh wälze ich mich im Sonnenscheine dieser Erinnerungen.

Seit dem wir uns damals über Himmel und Erde ausgesprochen haben, ist mir kaum etwas Wichtiges passirt; ich schrieb auf der Veranda an meinem index: „dort saß ich unter falben Blättern ein frommer Mann.“ Der freundliche Spätsommer mit halbverkühltem Sonnenscheine und Müßiggang läuft nun ab, in Leipzig erwartet man mich, und ein Inserat im Tageblatte sucht ein „feines“ Garçonlogis für einen unverheiratheten Gelehrten. Unsre guten dortigen Bekannten haben alle schon

Staffeln des Ruhms erklommen: ich armer homo litteratus muß auch nächstens dran denken, einen akademischen Grad zu erwerben, um nicht zum pecus der „Literaten“ gerechnet zu werden. Im Übrigen nehme ich mir vor, etwas mehr Gesellschaftsmensch zu werden: insbesondre habe ich eine Frau aufs Korn genommen, von der mir Wunderdinge erzählt sind, die Frau des Professor Brockhaus, Schwester Richard Wagners: über deren Capacitäten Freund Windisch (der mich besucht hat) eine erstaunliche Meinung hat. Mir gefällt dabei die Bestätigung der Schopenhauerschen Erblichkeitstheorie; auch die andre Schwester Wagners (in Dresden ehemals Schauspielerin) soll ein bedeutendes Weib sein. Ritschls gehen fast nur mit Familie Brockhaus um.

Kürzlich las ich auch (und zwar primum) die Jahnschen Aufsätze über Musik, auch die über Wagner. Es gehört etwas Enthusiasmus dazu, um einem solchen Menschen gerecht zu werden: während Jahn einen instinktiven Widerwillen hat und nur mit halbverklebten Ohren hört. Ich gebe ihm trotzdem vielfach Recht, insbesondre darin, daß er Wagner für den Repräsentanten eines modernen, alle Kunstinteressen in sich aufsaugenden und verdauenden Dilettantismus hält: aber gerade von diesem Standpunkte aus kann man nicht genug staunen, wie bedeutend jede einzelne Kunstanlage in diesem Menschen ist, welche unverwüstliche Energie hier mit vielseitigen künstlerischen Talenten gepaart ist: während die „Bildung“, je bunter und umfassender sie zu sein pflegt, gewöhnlich mit mattem Blicke, schwachen Beinen und entnervten Lenden auftritt.

Außerdem aber hat Wagner eine Gefühlssphaere, die O. Jahn ganz verborgen bleibt: Jahn bleibt eben ein Grenzbotenheld, ein Gesunder, dem Tannhäusersage und Lohengrinathmosphaere eine verschlossene Welt sind. Mir behagt an Wagner, was mir an Schopenhauer behagt, die ethische Luft, der faustische Duft, Kreuz, Tod und Gruft etc.

Der einzige Mensch, den ich hier in Naumburg mit immer neuem Genuß aufgesucht habe, ist Wenkel, unser unermüdlicher Forscher in Kant und Schopenhauer, der in dieser Ausschließlichkeit seines Studiums eine bedeutende Willenskraft zeigt. Die stete Beschäftigung mit philosophischen Gedanken macht ihn zu einem bösen Kritiker unsrer Philologie: ich habe ihm öfter etwas hingebracht, um eine Meinung von ihm zu hören z.B. Bernaysische und Ritschlsche Aufsätze. An Ritschl anerkannte er einen gewissen genialen Zug, lachte aber über das Pathos bei solchen Kleinigkeiten; Bernays behagte ihm gar nicht. Er denkt auch im Stillen an eine spätere akademische Thätigkeit und will auch nächstens den Doktorhut haben.

Denke Dir, daß ich durchaus noch nicht endgültig mit dem Militärdienst abgeschlossen habe, ja daß sich sichre Aussicht auf spätere artilleristische Thätigkeit eröffnet. Mein Hauptmann hat mir freundlicher Weise in meinem Zeugniß die Qualifikation zum Landwehrlieutnant ausgesprochen: falls ich einen Monat im Frühjahr Dienst thue um mir die nöthigen Kenntnisse zum Gespanntexercieren zu erwerben. Da ein Krieg über kurz oder lang doch eine Unvermeidlichkeit ist, und sich keine Aussicht bietet, ganz aus den militärischen Fesseln erlöst zu werden, so ist ein Avancement zum Landwehrlieutnant von äußerstem Werthe.

Schließlich, lieber Freund, habe ich noch einiges über Deine sehr gelungene Polluxarbeit zu sagen. Durchgelesen habe ich sie; der ganze Complex von Combinationen hat für mich etwas sehr Einleuchtendes, obwohl ich damit durchaus kein „Urtheil“ gesprochen haben will, zu dem ich ganz incompetent bin, auch aus Büchermangel nicht competenter werden kann. Das erste Capitel hat einen recht propädeutischen Werth, insofern es eine Anzahl von Einzelergebnissen zu einem Gesammtbilde vereinigt, dabei nirgends allzu spezielle Kenntnisse voraussetzt, sondern hübsch ex ovo erzählt. Die akademische Fragstellung ist übrigens ungeschickt. (Das erste stemma stimmt nicht völlig mit dem Texte z.B. benutzt nach ihm Eustathius des Diogenian Περιεργοπένητες, während im Text er den Hesych benutzt. Dann fehlt im stemma die Bezeichnung, daß Photius direkt die Περιεργοπένητες benutzt hat: dies steht für mich übrigens nicht fest. Dionys hat so wohl die Epitome Pamphilea als die Περιεργοπένητες verwertet.) Ist Dir die Auseinandersetzung von M. Schmidt über die Quellen des Suidas (Fleckeis. Jahrbüch. 1855) bekannt? — Westphal, Geschichte der alten Musik p. 167 nennt übrigens Tryphon als Hauptquelle für den musikalischen Abschnitt des vierten Polluxbuches. —

Die zwei ersten Capitel meiner Laertiana sind in dem letzten Hefte des rhein. Mus. gedruckt und werden Dir in einem Einzelabzug nächstens zugehn. Ach wie widerwärtig mich diese ganze Arbeit berührt! Nonum prematur in annum! Sonst ists nichts! Diese eben ausgeheckte Weisheit gleich drucken zu lassen ist allzu thöricht, und ich habe nichts als Ärger davon. So vielerlei ist geradezu falsch, nochmehr verwegne Stammelei, und das Ganze unmündig ausgedrückt. Zu meiner Entschuldigung dient nur, daß ich erst am 15 Okt. d. Jahres mündig werde: an welchem Tage ich auch den militärischen Rock ausziehe.

Was ich zunächst noch für Laertianische Eier ausbrüte, das hebe ich mir auf, bis ein anständiges Körbchen damit voll ist. Meine Dissertation will ich über Homer und Hesiod als coaetanei machen. Kürzlich habe ich Val. Roses Anacreonteen für

<das> Centralblatt angezeigt — mit einigen Bemerkungen über Roses Unarten und Stachelschweinstil.

Doch was habe ich schon unnützer Weise geplaudert! Wer wird aber auch gleich nach Tische Briefe schreiben, Briefe an solche Freunde, Briefe, an denen man wenig Gedanken und viel Verdauung merkt. O Hund, du Hund, du bist nicht gesund, solche Briefe zu schreiben!

Mit diesem pensionsmädchenhaften Knix
verbleibe ich Dein Freund
Friedrich Nietzsche
preußischer Kanonier

Meine Angehörigen grüßen bestens.

[«]

592. An Diederich Volkmann in Pforta (Visitenkarte)

Naumb. 14 Oct. 1868.

Lieber Herr Doctor, ich wäre so gern noch einmal nach Pforte gekommen, um Abschied zu nehmen, aber meine Entlassung aus den militärischen Fesseln hat sich so ungebührlich verzögert, daß es schließlich zu spät geworden ist, und ich mich begnügen muß Ihnen schriftlich Lebewohl zu sagen. Übermorgen (am 16ten) segle ich also wieder nach Leipzig ab: wo ich endlich einmal, ohne durch die Uniform beengt zu sein, frei aufathmen kann. Machen Sie mir das Vergnügen und besuchen Sie mich dort einmal, im Laufe des Winters: wir werden uns mancherlei zu erzählen haben.

Heute nehmen Sie noch meinen besten Dank für alle Freundlichkeiten, die Sie mir im Laufe eines Jahres, eines für mich bunten und Wechsel vollen Jahres, erwiesen haben: denken Sie immer freundschaftlichst an Ihren

Friedr. Nietzsche
Reservist.

[«]

593. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, 18. Oktober 1868>

Liebe Mutter und Schwester,

bis jetzt ist alles, wie es scheint, gut abgelaufen; aber ich will mich hüten, zu frühzeitig darüber abzuurtheilen. Wirklich habe ich es so gemacht, wie Freund Windisch es mir vorschlug: ich habe mich gewissermaßen bei Prof. Biedermanns in Pension gegeben, weder zu einem billigen, noch zu einem übermäßigen Preise. Wenn diese Manier zu wohnen nur den einen Vortheil hat, mir Zeit zu sparen und mich an das Haus festzuhalten — so ist dies schon nicht wenig; immerhin aber ist mir ein derartiges Verhältniß zu fremd, um bestimmt behaupten zu können, daß es mir auf die Dauer gefallen werde. — Die Familie, in der ich Mittag und Abend esse, ist erträglich, die Küche, um nach den wenigen Proben zu urtheilen, die mir vorliegen, nicht schlecht, mein Zimmer groß, etwas öde, aber mit sehr hübscher Aussicht, die Gegend sehr ruhig, Schlafkammer hübsch geräumig und hell; dabei wohne ich an der Promenade, in einem Garten, im zweiten Stock. Das ist die Aufzählung der Vortheile und Vorzüge. Die monatliche Pension für Logis, Frühstück, Mittag, Abend, Bedienung, Beleuchtung beträgt 25 Thaler. Wie denkt Ihr über einen derartigen Preis? Meine Freunde finden ihn annehmbar — daran zweifle ich auch nicht; es fragt sich aber, ob er ausgebbar ist.

Meine Bücherkiste ist noch nicht angekommen: ein Beispiel der Bummelei, das mir sehr verdrießlich kommt. Was fällt denn diesen Naumburger Packknechten ein? — Um so billiger und schneller war der Transport meines Bettballens und der zwei Kisten, die ich als Passagiergut mitnahm: ich habe 8 Srgr zu zahlen gehabt.

Die zwei ersten Tage habe ich in Stadt Dresden gewohnt. Von Seiten Ritschls freundliche Aufnahme. Roscher, Windisch und Romundt sind die einzigen vorräthigen Bekannten. Das Wetter ist heute, am Tage meines Einzugs (18 Oktob.) recht sonnig und mild; für Heizung habe ich monatl. 2 Thal. zu zahlen. Mit dem heutigen Tage ist die Messe zu Ende gegangen; und damit sind wir von dem Fettgeruch und den vielen Juden glücklich erlöst. Bei Tisch übrigens ist auch ein Franzose, ein Monsieur Flaxland, zugegen, von dessen Sprache ich eigentlich nichts verstehe.

Nun, wünschen wir, daß diese Existenz sich erträglich macht; ich erwarte nicht viel und fordere noch weniger: also!

Meine Adresse wird sein Hr Dr Nietzsche, Leipzig Lessingstraße 22, 2 Trepp.

So lebt denn bestens wohl und denkt vergnügt Eures Sohnes und Bruders, weiland Kanoniers und Scheusals

F. N.

[«]

594. An Friedrich Zarncke in Leipzig

Leipzig Montag. <Zweite Oktoberhälfte 1868>

Verehrtester Herr Professor,

wenn ich gleich, militärisch ausgedrückt, bereits „zur Disposition“ gestellt bin, so wird es mir doch hoffentlich hier und da erlaubt sein, im Dienste des Centralblattes eine gut gezogene Kanone zu lösen: besonders wenn es einen Salutschuß gilt, wie im vorliegenden Falle.

Mit herzlichem Gruße
Friedrich Nietzsche

[«]

595. An Paul Deussen in Oberdreis

<Leipzig, zweite Oktoberhälfte 1868>

Mein lieber Freund,

Deine Briefe kommen neuerdings immer bei besonders feierlichen Gelegenheiten an: so, als ich vor kurzem in meine neue Leipziger Wohnung einzog, lag Dein Brief auf dem Tisch, den Freund Roscher bereits richtig expedirt hatte. Bald darauf habe ich denn auch den ersten Theil meines Laertianum an Dich addressiert, damit ich nicht wieder dem Vorwurfe verfalle, undankbar gegen Freunde zu sein und durch anhaltendes Stillschweigen den Eindruck eines Todten zu machen. Nein, ich lebe und, was mehr sagen will, ich lebe gut und wünsche, daß Du Dich einmal persönlich davon überzeugst: besonders um die Einsicht zu gewinnen, daß φιλοσοφεῖν und Kranksein, doch nicht identische Begriffe sind; daß es aber allerdings eine gewisse „Gesundheit“ giebt, die ewige Feindin tieferer Philosophie, die bekanntlich neuerdings zum Spitznamen für bestimmte Sorten von Grenzbotenhelden und Historikern geworden ist.

Indem ich so an den Schluß Deines Briefes anknüpfe, erledige ich zugleich den dort mir zugemutheten Vorschlag. Lieber Freund, „gut schreiben“ (wenn anders ich dies Lob verdiene: nego ac pernego) berechtigt doch wahrhaftig nicht, eine Kritik des Schopenhauerschen Systems zu schreiben: im Übrigen kannst Du Dir von dem

Respekt, den ich vor diesem „Genius ersten Ranges“ habe, gar keine Vorstellung machen, wenn Du mir (i. e. homini pusillullullo!) die Fähigkeiten zutraust, jenen besagten Riesen über den Haufen zu werfen: denn hoffentlich verstehst Du unter einer Kritik seines Systems nicht nur die Hervorhebung irgend welcher schadhaften Stellen, mißlungner Beweisführungen, taktischer Ungeschicktheiten: womit allerdings gewisse überverwegne Überwege und in der Philosophie nicht heimische Hayme alles gethan zu haben glauben. Man schreibt überhaupt nicht die Kritik einer Weltanschauung: sondern man begreift sie oder begreift sie eben nicht, ein dritter Standpunkt ist mir unergründlich. Jemand, der den Duft einer Rose nicht riecht, wird doch wahrhaftig nicht darüber kritisieren dürfen: und riecht er ihn: à la bonheur! Dann wird ihm die Lust vergehn, zu kritisieren.

— Wir verstehn uns einfach nicht: erlaube mir über die besagten Dinge zu schweigen: was ich mich erinnre, Dir schon einmal vorgeschlagen zu haben.

Mit Deiner Ablehnung einer Apologie bin ich auch nicht sehr zufrieden, insbesondre nicht, damit, daß ich Dir zugemuthet habe, die „Philologie“ zu vertheidigen. Daran liegt mir gar nichts: ich möchte aber wissen, was Du über den gegenwärtigen Stand der Philologie, über die herrschenden Methoden, über die Entwicklung der jetzigen Philologen, über ihre Stellung zu den Schulen usw. denkst und zwar im Gegensatz zu meinen etwas derb ausgesprochnen Ansichten. Denn deutlich (oder „martialisch“) zu reden hat in Briefen den besonderen Vortheil, seinen Halbpart aus schwebenden, vermittelnden Standpunkten zu drängen und ihm ein direktes Ja! und Nein! zu erpressen. Natürlich mit Gründen; aber Deine mythologische Auffassung der Philologie als Tochter (sage Tochter! heu heu!) der Philosophie, die als solche jeder Controle und Gerichtsbarkeit entzogen sei, enthält doch keinen auch nur leise angedeuteten Grund. Soll ich mythologisch reden, so betrachte ich Philologie als Mißgeburt der Göttin Philosophie, erzeugt mit einem Idioten oder Cretin. Schade, daß Plato nicht schon denselben μῦθος erdacht hat: dem würdest Du eher glauben — und mit Recht. — Allerdings frage ich jede einzelne Wissenschaft nach ihrem Freipaß; und wenn sie nicht nachweisen kann, daß irgend welche großen Kulturzwecke in ihrem Horizont liegen: so lasse ich sie zwar immer noch passieren, da die Käuze im Reich des Wissens eben so ihr Recht haben als im Reich des Lebens, lache aber, wenn besagte Kauzwissenschaften sich pathetisch gebärden und den Kothurn am Fuße führen. Insgleichen werden einige Wissenschaften einmal senil: und der Anblick ist betrübend, wenn diese, abgezehrten Leibes, mit vertrockneten Adern, welkem Munde das Blut junger und blühender Naturen aufsuchen und vampyrartig aussaugen: ja, es ist die Pflicht eines Pädagogen, die frischen Kräfte fern zu halten von den Umschlingungen jener greisen Scheusale: die vom Standpunkt des Historikers Ehrerbietung, von dem der Gegenwart Widerwillen, von dem der Zukunft Vernichtung zu erwarten haben.

Ἀλλὰ ταῦτα μὲν τροπικῶς. Ἡμεῖς δέ, lieber Freund, sind Jünger der Gegenwart: soyons de notre siècle! —

Schließlich einige persönliche Allotrien. Erstens bitte ich Dich, mir einige Worte über das Laertianum zu schreiben: weil ich wissen möchte, was derartige Arbeiten in Deinem ingenium für eine Werthstellung einnehmen. Zweitens bin ich Dir zu erzählen schuldig, wie wo und warum ich hier lebe. Vor allem nicht als Student: und es ist bereits über ein Jahr her, daß ich diesen unerträglichen Zustand abgelegt habe. Vielmehr bin ich hier der zukünftige Privatdocent Leipzigs und richte nach dieser Intention mein Leben ein. Die Familie, in der ich meine schöne Behausung aufgeschlagen habe, ist die des Prof. Biedermann, ehemal. Parlamentlers und jetzigen Redakteurs der Deutschen Allgemeinen: durch den es mir möglich ist, eine Anzahl interessanter Bekanntschaften zu machen (als da sind: geistreiche Frauen, hübsche Schauspielerinnen, bedeutende Litteraten und Politiker etc) Eine Anzahl größerer Aufsätze wartet der glücklichen Stunde, über die ich Dir später einmal schreibe. Ritschl, mein verehrter Lehrer und seine mir sehr nahe stehende Gattin erweisen mir manches Angenehme: dazu blühe ich im Kreise strebender Freunde und Genossen und bedaure nur, nicht zur Hand zu haben den vortrefflichen Paul Deußen

Adr.: Herrn F. Nietzsche
Leipzig
Lessingstr. 22, 2 Treppen.

[«]

596. An Erwin Rohde in Hamburg

<Leipzig, 27. Oktober 1868>

Mein lieber Freund,

daß ich lebe, wird Dir wohl das kürzlich zugesandte Laertianum angedeutet haben; daß ich gut lebe, wird Deine Combinationsgabe wahrscheinlich aus der Ort und Wohnungsanzeige am untern Ende des Widmungsblattes eruirt haben.

Ich bin nach Leipzig übergesiedelt, mit total veränderten Ansprüchen, und gänzlicher Ausziehung der Studentenhose und auch des damit verbundenen Lebens. Ein freundlicher Dämon, unter Vermittlung des vortrefflichen Windisch hat mich eine Behausung finden lassen, die bis jetzt jenen Ansprüchen genügt und das Zurückfallen in die studentische inquies, sammt Restaurations- und Theaterfieber, unmöglich macht.

Meine Wohnung liegt am Eingang der Lessingstraße, in einem Garten, hat eine wirklich anmuthige und mannichfaltige Aussicht und erlaubt es mir, mit Vergnügen in meinen vier Pfählen zu sitzen, Abende zu durchschwitzen und mich an Philologie zu erhitzen: das ist etwas für Fritzen, der früher die Neigung hatte, alle Abende ins Theater zu flitzen. Nun bin ich freilich genöthigt, mich etwas näher mit der Familie des Prof. Biedermann einzulassen, z. B. Mittag und Abend mit ihnen zu essen, überhaupt mich zu geberden, wie ein Jungferchen, das in die Pension kommt. Das kann, was die Götter nicht wollen, mir aber die Frau Ritschl, meine erfahrene Freundin, prophezeit hat, entsetzlich langweilig werden, ist es aber noch nicht: und schließlich kann ein Biedermann, wie ich, der schon Pferde gestriegelt hat, im schlimmsten Falle Askese üben. Lieber Gott, was erträgt nicht ein Philolog, dessen Existenz auf geistigem und körperlichem Hungerleiden beruht!

Übrigens ist der alte Biedermann der Mann seines Namens, ein guter Hausvater, Ehegatte, kurz alles, was man in einem Nekrolog zu rühmen pflegt: seine Gattin ist die Biederfrau: wo mit wiederum alles gesagt ist. Und so fort, bis zu Biederfräulein I und II. Nun hat die Familie viel erlebt und steckt immer noch mitten drin, im Getreibe politischer Interessen: zu meinem Tröste aber wird von Politik fast nicht gesprochen, da ich kein ζῶον πολιτικόν bin, und gegen derartige Dinge eine Stachelschweinnatur habe. Im Übrigen ist Biedermann der natürliche Bruder von Beust: dessen Charakter mir jetzt recht klar geworden ist, durch Anwendung der Schopenhauerischen Erblichkeitstheorie. Die Frau ist die Schwester vom Bürgermeister Koch. Unser Tisch- und Hausgenosse ist sodann noch ein Franzose Mr. Flaxland (größte Musikverlagshdl. in Paris), ein possirliches Kerlchen, der für Gelächter wie ein Bajazzo sorgt, und von dem ich etwas Französisch lerne resp. lernen werde. Gelegentlich gehe ich jetzt als Vertreter der Deutschen Allgemeinen in Conzerte und Vorlesungen; ja sogar die Kritik der Oper ist mir offerirt — nego ac pernego.

Natürlich muß ich auch mit den etwaigen Gästen des Hauses fürlieb nehmen; und mitunter braucht man nicht einmal fürlieb zu nehmen: z. B. wenn unsere Freundin und häufige Gästin Γλαυκίδιον bei uns ist, als welche neulich nach Hause zu begleiten, eine angenehme Pflicht war. Hoffentlich ist Dir noch in Erinnerung, wen wir also getauft haben: wenn nicht, so schreibe es und ich werde auf photographischem Wege Dein Gedächtniß auffrischen.

In den nächsten Tagen wird Laube bei uns eintreffen, als definitiver Übernehmer des thèâtres: und ich werde mich freuen, ihn kennen zu lernen. Heute Abend war ich in der Euterpe, die ihre Winterconzerte begann und mich sowohl mit der Einleitung zu Tristan und Isolde, als auch mit der Ouvertüre zu den Meistersingern erquickte. Ich bringe es nicht übers Herz, mich dieser Musik gegenüber kritisch kühl zu verhalten; jede Faser, jeder Nerv zuckt an mir, und ich habe lange nicht ein solches andauerndes Gefühl der Entrücktheit gehabt als bei letztgenannter Ouvertüre. Sonst ist mein Abonnementsplatz umlagert von kritischen Geistern: unmittelbar vor mir sitzt Bernsdorf, jenes signalisirte Scheusal, links neben mir Dr. Paul, jetzt Tageblattheld, 2 Plätze rechts mein Freund Stade, der für die Brendelsche Musikzeitung kritische Gefühle produzirt: es ist eine scharfe Ecke: und wenn wir Vier einmüthig mit dem Kopfe schütteln, so bedeutet es ein Unglück.

Lieber Freund, Vater Ritschl fragt, ob Du nicht einen kleinen Nachtrag über die Knauthsche Dissertation einschicken willst: selbige wird Dir durch Ribbeck zugekommen sein. Deine Arbeit (deren Vorzüge vor der Kn. Abhandlung sogar den Maulwürfen einleuchten müssen) kommt bald zum Abdruck.

Und so nimm einen freundlichen Leipziger gemüthlichen biedermännischen Händedruck von

Deinem treuen Freunde
F.N.

Privatgel. zu Leipzig Lessingstr. 22, 2 Tr.

[«]

597. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Leipzig am 30 Okt. 1868.

Liebe Mutter und Schwester,

zunächst einige praktische Dinge. Mit der übersandten Wäsche hin ich wohl einverstanden, doch erscheint es mir, als ob die Hemden noch recht grau aussehn: im Übrigen passen sie gut, und es schadet nichts, wenn Du noch einige hinzukaufst. Meine Wäsche lasse ich in einer Dampfwäscherei in meiner Nähe waschen: und dies nach dem Rathe der Prof Biedermann, die übrigens eine Biederfrau ist. — Ist die Majorennitätsangelegenheit immer noch nicht geordnet? Die Herren am Gericht bummeln gewaltig. Freund Wilhelm gratulirt übrigens bestens in meinem Namen und erinnert ihn an sein Versprechen. —

Ich selbst glaube bis jetzt zufrieden sein zu können. Wirklich bringt es die größere Häuslichkeit meiner Wohnung und meiner Tageseinrichtungen mit sich, daß ich viel zu Hause bin: was ja allein schon ein großer Vortheil ist. Mein Zimmer ist, besonders seitdem die Bücher aufgestellt sind, recht behaglich, obwohl es ziemlich groß ist und keinen Überfluß an Möbeln enthält. Auch mit dem Mittags- und Abendtisch bin ich zufrieden; ich merke doch, daß ich gar nicht so schrecklich verwöhnt bin. Die Familie hat mancherlei erlebt und in Folge mancherlei zu erzählen: sie besteht, außer den beiden Alten, aus einem Sohne, der Chemiker ist und in Möckern auf der Versuchsstation arbeitet, der also nur Sonnabend und Sonntag im elterlichen Hause zubringt; dann aus einem zweiten Sohn, der die Schule besucht, endlich aus zwei Töchtern, die eine etwa 15, die andre etwa 19 (über welchen Zeitpunkt man sich leicht täuschen kann, wie unser häusliches Exempel zeigt) Unser Tischgenosse ist dann ein kleiner Pariser, der deutsch lernt und sehr drôle ist: sein Französisch zu verstehn ist mir auch jetzt noch eine Unmöglichkeit, da er eine ganz unglaubliche Schnelligkeit der Zunge hat.

Schließlich hat der Umgang mit dieser Familie den Vortheil, interessante Leute kennen zu lernen; so erwarten wir in diesen Tagen unsern definitiven Theaterdirektor Heinrich Laube aus Wien, der zu den intimeren Freunden des Biedermannschen Hauses gehört.

Die Frau Biedermann ist übrigens die Schwester des sehr angesehenen Leipziger Oberbürgermeisters Koch, und er, der Professor und Redakteur, ist, im Vertrauen gesagt, der natürliche Bruder des Minister Beust: seine Persönlichkeit und sein Charakter genießt in Leipzig die allseitigste Achtung, besonders auch deswegen, weil jene verwandtschaftlichen Bezüge ihn nie vermocht haben, dem Ministerium Beust eine Concession zum Schaden seiner politischen Überzeugung zu machen. — Übrigens hat er eine große politische Vergangenheit hinter sich: als deutscher Reichspräsident etc.

Doch ich will jetzt den Kasten fertig machen: sonst überrumpelt mich noch die Botenfrau.

Somit lebt bestens wohl und
denkt gern an
Euren
F. N.

Der Buchbinder Jacobi hat noch, so viel ich weiß, zwei Bände des rhein.Mus.: schickt sie mir gelegentlich.

Adr. Leipzig, Lessingstr. 22, 2 Tr.

[«]

598. An Friedrich Zarncke in Leipzig

<Leipzig, Anfang November 1868>

Hochverehrter Herr Professor,

ist es eigentlich erlaubt, Ihnen eine Recension für das Centralblatt zuzusenden, zu deren Abfassung ich keinen offiziellen Auftrag von Ihnen bekommen habe?

In diesem Falle bitte ich um gelegentlichen Abdruck mitfolgender Recension, in der ich es mit einem Namensvetter zu thun habe. Im andern Falle bittet, unter dem Schutze der ignorantia legis, um Entschuldigung

Ihr ergebenster
Mitarbeiter
Friedrich Nietzsche

Lessingstr. 22, 2 Tr.

[«]

599. An Erwin Rohde in Hamburg

<Leipzig, 9. November 1868>

Mein lieber Freund,

heute habe ich die Absicht, Dir eine Reihe von heiteren Dingen zu erzählen, lustig in die Zukunft zu blicken und mich so idyllisch-behaglich zu geberden, daß Dein böser Geist, jenes katzenartige Fieber, einen krummen Buckel macht und sich ärgerlich von dannen trollt. Und damit jeder Mißton vermieden werde, will ich die bekannte res severa, die Deinen zweiten Brief veranlaßte, auf einem besonderen Blatt besprechen, das Du dann in besonderer Stimmung und auf besonderem Orte lesen magst. Die Akte meiner Komödie heißen: 1. Ein Vereinsabend oder der Unterprofessor, 2. der herausgeworfene Schneider. 3. ein Rendezvous mit +. Einige alte Weiber spielen mit.

Am Donnerstag Abend verführte mich Romundt zum Theater, für das meine Gefühle sehr erkalten: wir wollten ein Stück von unserm Zukunftsdirektor Heinrich Laube sehn und saßen wie thronende Götter im Olymp zu Gericht über ein Machwerk, genannt Graf Essex. Natürlich schimpfte ich auf meinen Verführer, der sich auf die Empfindungen seiner zehnjährigen Kindheit berief und war glücklich einen Raum verlassen zu können, in dem sich nicht einmal ΓΛΑΥΚΙΔΙΟΝ vorfand: wie sich bei mikroscopischer Durchsuchung aller Winkel des Theaters erwies.

Zu Hause fand ich zwei Briefe, den Deinigen und eine Einladung von Curtius, den jetzt näher zu kennen mir Vergnügen macht. Wenn sich zwei Freunde unserer Art Briefe schreiben, da freuen sich bekanntlich die Engelchen; und so freuten sie sich auch, als ich Deinen Brief las, ja sie kicherten sogar.

Am andern Morgen zog ich festlich aus, um mich bei der Curtia für die Einladung zu bedanken, da ich sie leider nicht annehmen konnte. Ich weiß nicht, ob Du diese Dame kennst; mir hat sie sehr gefallen, und es entstand zwischen dem Ehepaar und mir eine unverwüstliche Heiterkeit. In dieser Stimmung gieng ich zu meinem Redakteur en chef Zarncke, fand herzliche Aufnahme, ordnete mit ihm unsre Verhältnisse — meine Recensionsprovinz ist jetzt unter anderem fast die gesammte griechische Philosophie, mit Ausnahme von Aristoteles, den Torstrik inne hat und eines anderen Theiles, in dem mein ehemaliger Lehrer Heinze (Hofrath und Prinzenerzieher in Oldenburg) thätig ist. Hast Du beiläufig meine Anzeige von Rose's Symposiaca Anacreontea gelesen? Nächstens kommt auch mein Namensvetter dran, der an der Eudocia zum Ritter geworden ist — langweilige Dame, langweiliger Ritter!

Zu Hause angelangt fand ich Deinen zweiten Brief, entrüstete mich und beschloß ein Attentat.

Am Abend war der erste Vortrag unseres philologischen Vereines für dies Semester angesetzt: und man hatte mich sehr höflich ersucht, diesen zu übernehmen. Ich, der ich Gelegenheiten brauche, mich auf akademische Waffen einzupauken, war auch gleich bereit und hatte das Vergnügen, bei meinem Eintritt bei Zaspel eine schwarze Masse von 40 Zuhörern vorzufinden. Romundt war von mir beauftragt, recht persönlich aufzupassen, damit er mir sagen könne, wie die theatralische Seite, also Vortrag, Stimme, Stil, Disposition beschaffen sei und gewirkt habe. Ich habe ganz frei gesprochen, bloß mit Zuhülfenahme eines Deminutivzettels, und zwar über die Varronischen Satiren und den Cyniker Menippus: und siehe, es war alles καλὰ λίαν. Es wird schon gehn mit dieser akademischen Laufbahn!

Hier nun ist zu erwähnen, daß ich beabsichtige bis Ostern mich hier aller Habilitationsscherereien zu entledigen und zugleich bei dieser Gelegenheit zu promovieren. Dies ist erlaubt: einen speziellen Dispens brauche ich nur, in sofern ich noch nicht das übliche quinquennium hinter mir habe. Nun ist sich habilitieren und lesen zweierlei: aber recht passend scheint es mir, nachdem ich mir die Hände frei gemacht habe, dann hinaus zu reisen in die Welt, zum letzten Male in nichtamtlicher Stellung! Ach lieber Freund, es wird die Empfindung eines Bräutigams sein, Freude und Ärger gemischt, Humor, γένος σπουδογέλοιον, Menippus!

Im Bewußtsein eines guten Tagewerkes gieng ich zu Bett und überlegte mir die bewußte bei Ritschl aufzuführende Scene: als welche auch am andern Mittag aufgeführt wurde.

Als ich nach Hause kam, fand ich einen Zettel, an mich addressirt, mit der kurzen Notiz: Willst Du Richard Wagner kennen lernen, so komme um ¾4 in das Café théâtre. Windisch.

Diese Neuigkeit verwirrte mir etwas den Kopf, verzeih mir!, so daß ich die eben gehabte Scene ganz vergaß und in einen ziemlichen Wirbel gerieth.

Ich lief natürlich hin, fand unsern Biederfreund, der mir neue Aufschlüsse gab. Wagner war im strengsten incognito in Leipzig bei seinen Verwandten: die Presse hatte keinen Wind, und alle Dienstboten Brockhausens waren stumm gemacht wie Gräber in Livree. Nun hatte die Schwester Wagners, die Prof. Brockhaus, jene bewußte gescheute Frau, auch ihre gute Freundin, die Ritschelin, ihrem Bruder vorgeführt: wobei sie den Stolz hatte, vor dem Bruder mit der Freundin und vor der Freundin mit dem Bruder zu renommiren, das glückliche Wesen! Wagner spielt in Gegenwart der Frau Ritschl das Meisterlied, das ja auch Dir bekannt ist: und die gute Frau sagt ihm, daß ihr dies Lied schon wohl bekannt sei, mea opera. Freude und Verwunderung Wagners: giebt allerhöchsten Willen kund, mich incognito kennen zu lernen. Ich sollte für Freitag Abend eingeladen werden: Windisch aber setzt auseinander, daß ich verhindert sei durch Amt, Pflicht, Versprechen: also schlägt man Sonnabend Nachmittag vor. Windisch und ich liefen also hin, fanden die Familie des Professors, aber Richard nicht, der mit einem ungeheuren Hute auf dem großen Schädel ausgegangen war. Hier lernte ich also besagte vortreffliche Familie kennen und bekam eine liebenswürdige Einladung für Sonntag Abend.

Meine Stimmung war wirklich an diesen Tagen etwas romanhaft; gieb mir zu, daß Einleitung dieser Bekanntschaft, bei der großen Unnahbarkeit des Sonderlings, etwas an das Mährchen streifte.

In der Meinung, daß eine große Gesellschaft geladen sei, beschloß ich große Toilette zu machen und war froh, daß gerade für den Sonntag mein Schneider mir einen fertigen Ballanzug versprochen hatte. Es war ein schrecklicher Regen- und Schneetag, man schauderte, ins Freie zu gehn, und so war ich denn zufrieden, daß mich Nachmittags Roscherchen besuchte, mir etwas von den Eleaten erzählte und von dem Gott in der Philosophie — denn er behandelt als candidandus den von Ahrens gegebnen Stoff „Entwicklung des Gottbegriffs bis Aristoteles“, während Romundt die Preisaufgabe der Universität „über den Willen“ zu lösen trachtet. — Es dämmerte, der Schneider kam nicht und Roscher gieng. Ich begleitete ihn, suchte den Schneider persönlich auf und fand seine Sclaven heftig mit meinem Anzüge beschäftigt: man versprach, in ¾ Stunden ihn zu schicken. Ich gieng vergnügter Dinge weg, streifte Kintschy, las den Kladderadatsch und fand mit Behagen die Zeitungsnotiz, daß Wagner in der Schweiz sei, daß man aber in München ein schönes Haus für ihn baue: während ich wußte, daß ich ihn heute Abend sehen würde und daß gestern ein Brief vom kleinen König an ihn angekommen sei, mit der Adr.: „an den großen deutschen Tondichter Richard Wagner.“

Zu Hause fand ich zwar keinen Schneider, las in aller Gemächlichkeit noch die Dissertation über die Eudocia und wurde nur von Zeit zu Zeit durch gellendes, aber aus der Ferne kommendes Läuten beunruhigt. Endlich wurde mir zur Gewißheit, daß an dem altväterlichen eisernen Gitterthor jemand warte: es war verschlossen, eben so wie die Haustür. Ich schrie über den Garten weg dem Manne zu, er solle in das Naundörfchen kommen: unmöglich, sich bei dem Geplätscher des Regens verständlich zu machen. Das Haus gerieth in Aufregung, endlich wurde aufgeschlossen, und ein altes Männchen mit einem Paket kam zu mir. Es war halb 7 Uhr; es war Zeit meine Sachen anzuziehn und Toilette zu machen, da ich sehr weit ab wohne. Richtig, der Mann hat meine Sachen, ich probiere sie an, sie passen. Verdächtige Wendung! Er präsentirt die Rechnung. Ich acceptire höflich: er will bezahlt sein, gleich bei Empfang der Sachen. Ich bin erstaunt, setze ihm auseinander, daß ich gar nichts mit ihm als einem Arbeiter für meinen Schneider zu thun habe, sondern nur mit dem Schneider selbst, dem ich den Auftrag gegeben habe. Der Mann wird dringender, die Zeit wird dringender; ich ergreife die Sachen und beginne sie anzuziehn, der Mann ergreift die Sachen und hindert mich sie anzuziehn: Gewalt meiner Seite, Gewalt seiner Seite! Scene. Ich kämpfe im Hemde: denn ich will die neuen Hosen anziehn.

Endlich Aufwand von Würde, feierliche Drohung, Verwünschung meines Schneiders und seines Helfershelfers, Racheschwur: während dem entfernt sich das

Männchen mit meinen Sachen. Ende des 2ten Aktes: ich brüte im Hemde auf dem Sofa und betrachte einen schwarzen Rock, ob er für Richard gut genug ist.

— Draußen gießt der Regen. —

Ein viertel auf Acht: um halb acht, habe ich mit Windisch verabredet, wollen wir uns im Theatercafé treffen. Ich stürme in die finstre regnerische Nacht hinaus, auch ein schwarzes Männchen, ohne Frack, doch in gesteigerter Romanstimmung: das Glück ist günstig, selbst die Schneiderscene hat etwas Ungeheuerlich-Unalltägliches.

Wir kommen in dem sehr behaglichen Salon Brockhaus an: es ist niemand weiter vorhanden als die engste Familie, Richard und wir beide. Ich werde Richard vorgestellt und rede zu ihm einige Worte der Verehrung: er erkundigt sich sehr genau, wie ich mit seiner Musik vertraut geworden sei, schimpft entsetzlich auf alle Aufführungen seiner Opern, mit Ausnahme der berühmten Münchener und macht sich über die Kapellmeister lustig, welche ihrem Orchester im gemüthlichen Tone zurufen: „meine Herren, jetzt wird’s leidenschaftlich“, „Meine Gutsten, noch ein bischen leidenschaftlicher!“ W. imitirt sehr gern den Leipziger Dialekt. —

Nun will ich Dir in Kürze erzählen, was uns dieser Abend bot, wahrlich Genüße so eigenthümlich pikanter Art, daß ich auch heute noch nicht im alten Gleise bin, sondern eben nichts besseres thun kann, als mit Dir, mein theurer Freund, zu reden und „wundersame Mär“ zu künden. Vor und nach Tisch spielte Wagner und zwar alle wichtigen Stellen der Meistersinger, indem er alle Stimmen imitirte und dabei sehr ausgelassen war. Es ist nämlich ein fabelhaft lebhafter und feuriger Mann, der sehr schnell spricht, sehr witzig ist und eine Gesellschaft dieser privatesten Art ganz heiter macht. Inzwischen hatte ich ein längeres Gespräch mit ihm über Schopenhauer: ach, und Du begreifst es, welcher Genuß es für mich war, ihn mit ganz unbeschreiblicher Wärme von ihm reden zu hören, was er ihm verdanke, wie er der einzige Philosoph sei, der das Wesen der Musik erkannt habe: dann erkundigte er sich, wie sich jetzt die Professoren zu ihm verhalten, lachte sehr über den Philosophencongreß in Prag und sprach „von den philosophischen Dienstmännern.“ Nachher las er ein Stück aus seiner Biographie vor, die er jetzt schreibt, eine überaus ergötzliche Scene aus seinem Leipziger Studienleben, an die ich jetzt noch nicht ohne Gelächter denken kann; er schreibt übrigens außerordentlich gewandt und geistreich. — Am Schluß, als wir beide uns zum Fortgehen anschidtten, drückte er mir sehr warm die Hand und lud mich sehr freundlich ein, ihn zu besuchen, um Musik und Philosophie zu treiben, auch übertrug er mir, seine Schwester und seine Anverwandten mit seiner Musik bekannt zu machen: was ich denn feierlich übernommen habe. — Mehr sollst Du hören, wenn ich diesem Abende etwas objektiver und ferner gegenüberstehe. Heute ein herzliches Lebewohl und beste Wünsche für Deine Gesundheit.

FN.

Res severa! Res severa! Res severa!

Mein lieber Freund, ich bitte Dich, direkt an Dr. Klette nach Bonn zu schreiben und (ohne weitere Formen und Gründe) das Manuscript zurückzufordern. Wenigstens würde ich so handeln.

Die Ritschl'sche Taktlosigkeit ist zu stark: und in der stattgehabten Unterredung trat sie deutlich hervor: so daß ich etwas kühl mit ihm gesprochen habe, was ihn stark choquirte.

Das ist allerdings Wahrheit, daß das rhein. Mus. jetzt überhäuft ist: und das wird Dir das letzte Heft dieses Jahres bezeugen, das mit 4 Bogen über die gewöhnliche Seitenzahl hinausschießt.

Daß ich persönlich noch besonders über die Geschichte ärgerlich bin, liegt nahe. War ich es doch, der in bester Absicht und freundschaftlichster Meinung Dir den Vorschlag machte, Dein Mscpt dem rhein. Mus. anzuvertrauen: dem ich damit etwas recht Angenehmes zu erweisen glaubte. Besonders wurmt es mich, wenn ich daran denke, zu welchem Zweck die schöne Abhdl. zunächst bestimmt war.

Willst Du Dich rächen, so schicke die Schrift an den Hermes; doch bin ich selbst kein Freund einer derartigen Rache. Vom Philologus darf unter diesen Verhältnissen keine Rede sein: und mit Fleckeisens Jbh. steht es ähnlich wie mit dem rhein. Mus.

Also lieber Freund, muß ein Verleger gesucht werden (und wenn ich Dir rathen darf, gieb zugleich mit den ὄνος heraus, nach dem von Dir erkannten Handschriftenverhältniß) Natürlich wirst Du einen Verleger am liebsten in Deinem Hamburg suchen: sonst vertraue, daß ich mich mit Eifer nach einem noblen Buchhändler umsehen werde, falls Du mich dazu beauftragst.

Jedenfalls muß die Sache schnell gehn, ja in Monatsfrist muß das 3—4 Bogen starke Schriftchen gedruckt sein. —

Liegt Dir nichts an dieser Eile, so läßt sich vielleicht unter uns beiden ein kleiner Plan arrangieren: wir machen ein Buch mitsammen, genannt „Beiträge zur griechischen Literaturgeschichte“ in dem wir einige größere Aufsätze vereinigen (von mir zB. über Demokrits Schriftstellerei, über den homerisch-hesiodischen ἀγών, über den Cyniker Menipp) und auch eine Anzahl Miscellen beigeben.

Was denkst Du dazu?

In treuester Freundschaft und
Theilnahme in rebus secundis
et adversis
der Leipziger Eidylliker.

[«]

600. An Gustav Krug in Naumburg

Leipz. am 16 Nov. 1868.

Lieber Gustav,

es war schade, daß wir uns neulich nur im Vorüberfliegen und dazu in der feierlichen Athmosphaere eines Kreisgerichtes sehen und sprechen konnten: ein andrer Ort und eine minder amtliche Stimmung würden mir erlaubt haben, Dir von den schönsten Dingen zu erzählen: als zu welchen doch jener Knabe Richard sammt seinen Meistersingern zu rechnen ist.

Heute nun, bei solenner Gelegenheit, erneuere ich, unter verschiedenen anderen Bitten, auch die, Dich bald einmal hier sehen zu dürfen. Und wenn ich auch augenblicklich von keinem bevorstehenden musikalischen Ereigniß in der Leipziger Welt zu melden habe, so kommen doch solche Ereignisse mit der Sicherheit des Schnees in der Wintersaison. Und Nachricht sollst Du zur rechten Zeit haben.

In der Behaglichkeit meines jetzigen Lebens, das nichts von der Würde eines Staatsbeamten, noch von der unruhigen Unhäuslichkeit des Studenten an sich hat, empfinde ich den vollen Gegensatz des verflossenen Jahres. Wie anders war dirs, sage ich mir, als du noch voll Schauder in den Pferdestall tratst, aus dem dreckigen Lederranzen die Striegel nahmst, halb Schopenhauer, halb den Unteroffizier im Herzen?

Scheusliche Erinnerung! Nachbarin euer Fläschchen!

Wenn Du dagegen wissen willst, wie ich hier lebe, im Umgange mit (alten) Frauen, in der sicheren Empfindung eines zukünftigen Leipziger Dozenten, unter einer Anzahl von Gesinnungsgenossen und Schopenhauerfreunden, wenn Du genauere Wundermär meiner Wagner-bekanntschaft, über Meistersinger- und Tristaneinleitung usw. zu hören Lust hast — so komm zu Deinem alten Freunde, der Lessingstr. 22, 2 Tr. wohnt, Dir seine besten Geburtstagswünsche schickt und unsern glorreichen Freund Wilhelm zu grüßen bittet (ihn, der die betrübende, heilsam' und übende Prüfung bestanden!)

F. N.

[«]

601. An Erwin Rohde in Hamburg

Leipzig, am Bußtag <20. November 1868>

Mein lieber Freund,

jetzt wo ich wieder das wimmelnde Philologengezücht unserer Tage aus der Nähe sehe, wo ich das ganze Maulwurfstreiben, die vollen Backentaschen und die blinden Augen, die Freude ob des erbeuteten Wurms und die Gleichgültigkeit gegen die wahren, ja aufdringlichen Probleme des Lebens täglich beobachten muß und nicht nur an der jungen Brut, sondern an den ausgewachsenen Alten: da kommt es mir immer begreiflicher vor, daß wir beide, falls wir nur sonst unserm Genius treu bleiben, nicht ohne mannichfache Anstöße und Quertreibereien unsern Lebensweg gehen werden. Wenn sich Philologe und Mensch nicht völlig decken, so staunt das erwähnte Gezücht erst das Mirakel an, dann ärgert es sich und endlich kratzt, bellt und beißt es: als wovon Du eben ein Beispiel erlebt hast. Denn das ist mir ganz ersichtlich, daß der Dir gespielte Streich durchaus nicht gegen Deine spezielle Leistung gerichtet ist, sondern gegen das Persönliche; und ich lebe der sicheren Hoffnung, bald auch einmal so einen Vorgeschmack von dem zu bekommen, was meiner noch in dieser höllischen Athmosphaere wartet. Aber, lieber Freund, was hat das mit Deinen und meinen Leistungen zu thun, was Andere über unsre Persönlichkeiten urtheilen? Denken wir an Schopenhauer und Richard Wagner, an die unverwüstliche Energie, mit der sie den Glauben an sich unter dem Halloh der ganzen „gebildeten“ Welt aufrecht erhielten; und wenn es nicht erlaubt ist, sich auf deos maximos zu berufen, so bleibt uns immer noch der Trost, daß den Käuzen das Recht zu existieren nicht versagt werden darf (auch dem Käuzchen nicht: cf. beifolg. Photogr.), und daß zwei sich verstehende und herzenseinige Käuze ein fröhliches Schauspiel für die Himmlischen sind.

Schließlich ist nichts bedauerlicher, als daß gerade jetzt, wo wir anfangen, unsre Lebensanschauung praktisch zu bewähren und der Reihe nach alle Dinge und Verhältnisse, Menschen, Staaten, Studien, Weltgeschichten, Kirchen, Schulen usw. mit unsern Fühlhörnern betasten — daß gerade jetzt so viele Meilen zwischen uns liegen, und daß jeder von uns die halb vergnügliche halb schmerzliche Empfindung, seine Weltanschauung zu verdauen, für sich allein haben muß: eigentlich wäre nichts erquicklicher, als so, wie wir damals bei Kintschy unsre leiblichen Mahlzeiten gemeinsam verdauten, so jetzt zusammen symbolisch einen Nachmittagskaffe zu trinken und von der Mitte unsres Lebenstages aus rückwärts und vorwärts zu schauen.

Nun, es wird dazu auch in Paris noch nicht zu spät sein: wo die große ἀναγνώρισις unsrer Komödie stattfindet und zwar auf der schönsten Scene der Welt, zwischen den buntesten Coulissen und einer Unzahl glänzender Statisten.

Ach wie schön ist diese Luftspiegelung! —

Darum bleibe fern commune Wirklichkeit, schändlich gemeine Empirie, Soll und Haben, Grenzbotennüchternheit — nein, dieser ganze Brief sei nun mit ganzer Seele

als festlich hoher Gruß

dem Freunde dargebracht!

(Er trinkt das Tintefaß aus)

Chor der Asketen:

Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden.

[«]

602. An Erwin Rohde in Hamburg

<Leipzig, 25.November 1868>
Lessingstr. 22, 2 Tr.

Mein lieber Freund,

heute nur zwei kurze Notizen: erstens hat sich nämlich bereits ein Verleger für Deine Abhandlung gefunden und zwar der ausgezeichnete und wahrhaft dem Wohl der Wissenschaften dienende Dr. Engelmann: so daß Du resp. Dein Jüngstgebornes sich in guten Händen befindet.

Wenn Du darüber einige Freude empfindest und diese etwa äußern willst, so geh zu Deinem Buchhändler und laß Dir Richard Wagners eben erschienene 2te Ausgabe von „Oper und Drama“ geben; dann setze Dich behaglich an den Ofen und denke, wenn Du schöne Stellen findest — und sie sind unzählig — daß ein guter Freund in Leipzig sich über genau dieselben Stellen ganz kindisch freut.

In steter Treue und
Liebe
Dein nach dem be-
wußten Manuscripte
täglich verlangender
Freund.

Näheres später: heute wenig, aber schnell und gut.

[«]

603. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, Ende November/Anfang Dezember 1868>

Liebe Mutter und Schwester,

ei wie sträflich lange habe ich nichts von mir hören lassen; obwohl meine Schuld nicht so groß ist als sie scheint, da ich inzwischen einmal an Euch geschrieben habe, aber versehensweise den Brief, der fix und fertig war, nicht abgeschickt habe. Jetzt wo ich ihn noch einmal überlese, halte ich es nicht für nöthig, dies geistvolle Machwerk Euch zukommen zu lassen, aber im Auszug will ich mittheilen, was ich in ihm Euch zu erzählen hatte.

Jener Brief gieng von der Annahme aus, daß meine speziellen Arbeiten resp. ihre Förderung Euch gerechtermaßen wenig Spaß machen könne, dagegen meine plaisirs und Ähnliches resp. ihre Erzählung billigen Anspruch auf Eure Theilnahme hätten. Zu diesen plaisirs rechne ich zB. auch den Empfang Eurer letzten Epistel sammt ihrem poetischen Nachspiel und ihrer prosaischen Beilage. Letztere habe ich, in voller Anerkennung der in ihr bekundeten Fähigkeiten, Wünsche und Absichten, doch ohne eine genauere Prüfung vorzunehmen, in den Kasten gesteckt, als wo sie noch jetzt ungelesen schlummert. Erstere könnte mich erst dann zur

Nachahmung reizen, wenn es mir gelingen sollte, in ihren Sinn tiefer einzudringen, als es meinen bescheidenen Kräften bis jetzt möglich war.

Zuerst will ich registrieren, was an sogenannten Gesellschaften der Winter mir bis jetzt vorgesetzt hat. Also ein Abend neuerdings bei Ritschls, gestern vor 8 Tagen bei Brockhausens mit viel Volk, Männchen und Weibchen; heute Einladung bekommen zum nächsten Professorium, wiederum von Brockhausens. Morgen angenehmes Mittagsessen mit den soeurs Klemm; in nächster Woche von mir arrangirter Herrenabend in meiner Wohnung, eingeladen werden alle, die mir Besuche gemacht haben. Vorigen Donnerstag war ich im Gewandhause, Billet bekommen von Brockhausens. Sonntag Nachmittag bin ich im Rosenthale herumgaloppirt; ich reite wieder, und ohne Beschwerde.

Weihnachten also, wie ich schon neulich erwähnt habe, kann ich nur auf kurze Zeit nach Naumburg kommen, da ich in vielen Studien drin stecke. Was die Geschenke betrifft, so bitte ich um Entschuldigung, wenn ich unmöglich die gewünschten Lieder niederschreiben kann, weil mir zu allen der Text, zu einigen sogar die Musik fehlt. Meine eignen Wünsche müssen fachmäßig sein; doch brauche ich soviel, daß ich lieber nichts schreiben will, und es dem weiblichen Spürsinn überlassen bleiben soll, sich zu quälen und schließlich zu wählen.

Rohde hat länger zu leiden gehabt an seinem schleichenden Fieber, Windisch ist bis über die Ohren beschäftigt und der gute Einsiedel (der schon länger an der Brust litt) in diesen Wochen gestorben. —

Laßt es Euch wohl gehn und denkt gelegentlich an

Euren Sohn und Bruder
F.N.

[«]

604. An Erwin Rohde in Hamburg

Leipzig Lessingstr. 22, 2 Treppen
<9. Dezember 1868>

Mein lieber Freund,

immer noch kann ich Dir nichts Näheres über die Bedingungen Engelmanns schreiben, weil besagter Krieger nach Berlin verreist ist. Jedenfalls hat er sich bereit erklärt, das Manuscript anzunehmen: und damit ist ja die Hauptsache erledigt. Wie lange (dh. wie kurz) der Druck dauert, wie viel Freiexemplare er Dir zugesteht, berichte ich so bald ich es weiß. Übrigens verdiene ich in dieser Sache kein Atömchen von Dank; denn derjenige, der den Gang zu Engelmann gemacht hat, weil er mehr persönliche Autorität hat als ich ἀνώνυμος, ist unser vortrefflicher Windisch. Wenn dieser Gang übrigens fehlgeschlagen wäre, so waren die Aussichten für den braven ὌΝΟΣ sehr böse: denn mit solchen Broschüren von 3—4 Bogen macht man kein Geschäftchen, und deshalb nehmen Teubner und Gesinnungsgenossen derartige Sachen principiell nicht an. Also Ehre dem Engelmann und Dank dem Papa Windisch.

Beim nochmaligen Durchblick Deiner Arbeit habe ich mich nochmalig über die blöden Augen derer geärgert, die sie bisjetzt in den Klauen hatten. Insbesondere auch darüber, daß dieselben Augen an der Knautischen Eselei Wunder etwas Verdienstliches sahen. Aber aus diesen Augen sah der schlechte Wille, es war eben der böse Blick, der Deiner Arbeit und Dir so feindlich entgegenarbeitete.

Beiläufig, willst Du, daß ich Deine Arbeit im Centralblatt zur Anzeige bringe, oder liegt Dir mehr daran, daß ein dritter (wahrscheinlich Bursian) oculis integris sich darüber äußert? — Come voi volete. —

Nach diesem geschäftlichen Vorspiel darf ich Dir ja wohl einiges von meinem jetzigen Treiben erzählen und zwar zunächst — a bove principium — von meinem philologischen. Seitdem ich wieder hier bin, habe ich sträflich hin und her geschwankt zwischen denen Arbeiten, die irgendwann einmal fertig werden sollen, die aber in einer bestimmten Folge, nicht aber durcheinander vorgenommen werden müssen. Daß ich das kleine Schriftchen περὶ Ἡσιόδου καὶ Ὁμήρου καὶ τοῦ γένους καὶ ἀγῶνος αὐτῶν neu herausgeben will, weißt Du; ebenfalls daß sich daran eine Erörterung homerischer Traditionsfragen anschließen soll. Im Punkte der letzteren hatte ich das Malheur, an einer gewissen sehr wichtigen Stelle mich selbst nicht mehr überzeugen zu können: mein guter Sänger Homer, den ich mit allen fünf Fingern festzuhalten glaubte, zerrann mir eines schönen Morgens wie ein Gespenst; jetzt ist er wieder ein mythisches Scheusal, das die seltsamsten Transformationen durchgemacht hat: welche darzustellen eine Aufgabe für Strauß und ähnliche Talente wäre. — Dies hat mir die Sache jetzt etwas verleidet, und ich habe sie darum zurückgelegt: immerhin kommt übrigens bei meiner Betrachtungsart genug heraus, um mir diese ganze Region stets interessant und werth zu machen. Von der Leidener Bibliothek bekam ich auf meine Bitte von Herrn Du Rieu die Handschrift, die das Apographum Henrici Stephani enthält, von Florenz erwarte ich eine neue Collation.

Im Anfang November habe ich über den sonderbaren Kauz Menippus im Verein gesprochen: seine Zeit ist, von 4—6 Ausgangspunkten aus, von mir auf c.

280 a. C. n. fixiert worden und Probus in dem vielberedeten Zeugniß über die Varronischen Satiren hat wieder Recht. Varro's Jugend fällt also nicht, wie Oehler Roeper Bernhardy Riese etc. meinen, in das Alter des Menipp. Der Lucianische Menipp ist der um 280 lebende; die Scholien machen allerdings einmal eine Dummheit, aus Reminiszenzen an den Philostrateischen Menipp, mit dem Apollonius in Korinth zusammentrifft.

Jetzt nun mache ich wieder Abderitenstreiche und verwerthe dabei meine allmählich etwas abgelagerten Laertiusansichten. Hierbei ist mir mancherlei geglückt, ja ich komme zu der Meinung, daß bei solchen Arbeiten viel mehr ein gewisser philologischer Witz, eine sprunghafte Vergleichung Versteckter Analogien und die Fähigkeit, paradoxe Fragen zu thun vorwärts hilft, als die strenge Methodik, die überall erst am Platze ist, wo die geistige Hauptarbeit bereits abgethan ist.

Also diese Democritea sollen den index des Thrasyll seiner Form und Intention nach herstellen: und zugleich für eine spätere Sammlung der Demokritischen Fragmente (Mullach ist ein nachlässiges Hornvieh) durch Untersuchungen über Unechtheiten, ältere pinakographische Anordnungen, durch Zerlegung der Laertianischen vita des Democrit usw. die Grundlage geben. Mir persönlich gefällt die Gestalt des Democrit gewaltig, freilich habe ich sie mir ganz neu reconstruirt, da unsre Philosophiehistoriker weder ihm noch Epikur je gerecht werden können, weil sie frumb sind und rechte Juden vor dem Herrn; am allerwenigsten aber der weibische, geistreichelnde, unwahre und unklare Schleiermacher, den man überall bis zum Ekel lobt oder tadelt, beides mit möglichster Bornirtheit; die Wahrheit liegt eben nicht in der Mitte, sondern ganz wo anders. — Am 22 Februar 1888 feiern auch wir ein hundertjähriges Jubiläum: wir wissen auch warum.—

Da fällt mir zufällig ein, daß ich gar nicht weiß, wann Dein Geburtstag ist. Doch möchte ich es gerne wissen.

Nun noch einige Lipsiensia. Hier ist endlich auch Laube eingetroffen, mit einer Bullenbeißerphysiognomie, aber wie es scheint, mit viel praktischem Talent und gehöriger Energie. Übrigens auch mit seiner Frau, die ein ganz unmenschlich verdienstvolles Weib sein soll. Laube hat sich bei dem Gartenlauben-Keil eingemiethet und scheint ein großes Haus machen zu wollen. Seine Thätigkeit ist schon jetzt eine ganz ungewöhnliche, jede Zeitung berichtet von neuen Engagements, den Schauspielern droht er mit schrecklich viel Proben, die Studenten kirrt er durch billigere Preise; zugleich wird das alte Theater zugerichtet zu Lustspiel und Posse. Übrigens hat er aus Hamburg eine Primadonna engagirt, ein Fr. Schneider: wer, was und wie ist sie? — Γλαυκίδιον hat bereits von ihm 100 Th. Zulage bekommen (so daß sie jetzt 500 Thl. Gage hat) und auch im Übrigen laudes und Hoffnungen. Vorigen Sonntag war besagtes Wesen sammt ihrer hübschen Schwester bei uns zu Tisch: und im Laufe des Nachmittags war ich und meine Stube so glücklich, diese Weiblein, welche emsig mit Weihnachtsarbeiten beschäftigt waren, eine Stunde zu beherbergen. Und es war eitel γέλως und γλυκύτης.

— Jeder Deiner Briefe beweist mir, daß es eigentlich jammerschade ist um all die schöne Zeit, die wir nicht zusammen verleben, also zB. um den gegenwärtigen Winter, der mir zwar alle möglichen Anregungen und Vergnügungen im Leipziger Stile bietet, der mir aber den direkten und täglichen Umgang mit einem Weltanschauungsbruder versagt hat; ich müßte denn den guten Romundt nennen, der Dir gewiß auch gefallen würde, im Gegensatz zu manchen sehr alltäglichen aber gelehrten Köpfen, die mit Selbgefühl auf jene seltsame Complexion von Einsicht, Wollen und Nichtkönnen herabsehn, die sich Romundt nennen läßt. — Wie sehr wir beide dieselbe Straße ziehn, ist mir wieder an einem wirklich amüsanten Syndironismus klar geworden; wir trieben nämlich genau zur selben Zeit Romantik und sogen mit gieriger Nase anheimelnde und verwandte Düfte, ohne daß der eine von des andern immerhin abnormer Beschäftigung wußte. So etwas Zufall zu nennen wäre Sünde wider den heiligen Geist Schopenhauers. Nach diesem Vorfalle und überhaupt nach den ganz erstaunlichen Ähnlichkeiten Deiner von mir immer mit dankbarem Herzen und üppigem Behagen genossenen Briefe und meiner derzeitigen Gedankengänge habe ich auch die feste Zuversicht, daß wir uns über einen Genius ganz verstehn werden, der mir wie ein unlösliches Problem erschien und zu dessen Verständniß ich Jahr aus Jahr ein neue Anläufe machte: dieser Genius ist Richard Wagner. Dies ist nun das zweite Beispiel, wo wir, fast unbekümmert um die herrschende und gerade unter Gebildeten gültige Meinung, uns unsre eignen Götzen aufstellen; und man thut schon das zweite Mal diesen Schritt mit mehr Sicherheit und Selbstvertraun.

Wagner, wie ich ihn jetzt kenne, aus seiner Musik, seinen Dichtungen seiner Aesthetik, zum nicht geringsten Theile aus jenem glücklichen Zusammensein mit ihm, ist die leibhaftigste Illustration dessen, was Schopenhauer ein Genie nennt: ja die Ähnlichkeit all der einzelnen Züge ist in die Augen springend. Ach ich wollte, ich könnte Dir in behaglicher Abendstunde die vielen kleinen Einzelheiten erzählen die ich über ihn, meistens durch seine Schwester, weiß; ich wollte, wir könnten die Dichtungen mit einander lesen (die Romundt so hoch schätzt, daß er R.W. für den bei weitem ersten Dichter der Generation hält, und über die auch Schopenhauer, wie Wagner mir erzählte, sehr gut gedacht hat) wir könnten zusammen den kühnen, ja schwindelnden Gang seiner umstürzenden und aufbauenden Aesthetik gehen, wir könnten endlich uns von dem Gefühlsschwunge seiner Musik wegreißen lassen, von diesem Schopenhauerischen Tonmeere, dessen geheimsten Wellenschlag ich mit empfinde, so daß mein Anhören Wagnerischer Musik eine jubelnde Intuition, ja ein staunendes Sichselbstfinden ist.

Das alles aber mit einem Freunde wie Du bist zu genießen ist mir wirklich ein glühendes Bedürfniß, so daß ich mit Begierde der Zeit gedenke, die uns wieder zusammen führt. Bleibe sie nicht zu fern!

In treuer Freundschaft
Dein
Friedrich Nietzsche.

[«]

605. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, Mitte Dezember 1868>

Liebe Mutter

natürlich gehe ich auf die weihnachtlichen Propositionen betreffs Lisbeth ein: obwohl die „Schürze“ kein recht brüderliches Geschenk ist, und ein hübscher Fächer (von mir und der Professorin ausgesucht) schon seit Tagen in meinem Besitz ist. Indessen wird man letzteren leicht los: und auch an die Schürze werde ich mich gewöhnen, sowie an das Wildermuthsche Buch, falls die Bestellung mit der nöthigen Heimlichkeit vor sich gegangen ist. — Zum Schmucke des doch wohl vorauszusetzenden Christbaumes werde ich einige Lichterträger mitbringen, ebenfalls einige Papiersachen, Blumen etc, die der Knabe Karl für mich gemacht hat.

Was mein Kommen betrifft, so werde ich genau Ankunft und Abgang bezeichnen: Donnerstag Mittag erscheine ich, Sonntag Abend verschwinde ich. Mehr wäre aus allen möglichen Gründen vom Übel.

Ich bin sehr beschäftigt und muß auch wirklich meine Geschäfte ein wenig voranstellen. Darum entschuldige bestens kurze Briefe und kurze Besuche. Es wird schon einmal besser werden. — Übrigens geht hinreichend spazieren

Dein Sohn
Fritz.

Liebe Lisbeth,

Du hast unumschränkte Vollmacht in Betreff des für — bestimmten Geschenkes: wie ich Dir dies schon mündlich sagte. Mehr zu sagen, verbietet der Ort — und meine Zeit.

Auf fröhliches Wiedersehn
Dein Geschwister F. —

[«]

606. An Erwin Rohde in Hamburg

<Leipzig,> Am 22 Dezember. <1868>

Mein lieber Freund,

ich denke Dir mit den wenigen nachfolgenden Zeilen eine kleine Weihnachtsfreude machen zu können: und deshalb beeile mich und bin etwas kurzathmig.

Eben war ich bei dem guten Windisch, um mir Auskunft zu erbitten über die Schicksale Deines Schriftchens, das ich ganz in Windisch' Hände gegeben hatte. Und siehe: ich fand bereits einen Druckbogen vor, der sehnlich auf die Correktur wartete. Und siehe! kaum war ich eine halbe Stunde bei W. heimisch geworden als ein frecher Buchdruckerjunge kam und den zweiten Bogen brachte. Betreffendem Buben habe ich schleunig meine Addresse gegeben, da ich die Correktur — unter den obwaltenden Umständen — zu übernehmen bereit war. Dies that ich freilich ohne die Autorisation des Autors: indeß was war zu machen bei dieser engelmännischen Behendigkeit? So bitte ich denn um Deine nachträgliche Genehmigung: sorgsam werde ich übrigens sein. — So ist denn zu hoffen, daß noch im Laufe des alten Jahres die Drucklegung beendet ist.

Folgt genauere Beschreibung der Bogen.

Format das der Ritschelschen opuscula, lateinische Buchstaben: 35 Zeilen auf der Seite: somit ein sehr anständiges Äußere. Bogen I umfaßt die Seiten 1—34 Deiner Arbeit, Bogen II 35— 70. Somit werden es ungefähr 4 Bogen werden.

Engelmann wünscht Dich persönlich kennen zu lernen und bittet Dich, wenn Du durch Leipzig kommst, ihn zu besuchen. Du wirst an ihm einen nobeln Verleger haben. Übrigens weiß ich gar nichts von Bedingungen, die er gemacht hätte; und Du kannst ihm schließlich vertrauen, daß er Dir die nöthige Anzahl Freiexemplare zustellt.

Ach wie bin ich selbst froh, daß diese Sache so geglückt ist, da sich niemand mehr — Du nicht ausgenommen — über das Mißlingen geärgert haben würde als ich: habe ich doch die Verantwortung dafür zu tragen, daß ich Dir zu dem Rhein. Museum rieth, und daß dieser Rath so übele und verdrießliche Früchte trug.—

Weihnachten, liebster Freund, ist vor der Tür: einsam leb ich für und für: schreib mir bald, das dank ich Dir , doch so kurz nicht als ich hier.

In treuster Treue
Dein
Friedr. Nietzsche.

[«]

[Briefe 1869]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1869]

607. An Erwin Rohde in Hamburg
608. An Erwin Rohde in Hamburg
609. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
610. An Carl von Gersdorff in Berlin
611. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Februar 1869]

612. An Wilhelm Vischer (-Bilfinger) in Basel
613. An einen Buchhändler (Visitenkarte)
614. An Carl von Gersdorff in Berlin (Visitenkarte)
615. An Hermann Mushacke in Berlin (Visitenkarte)
616. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Visitenkarte)
617. An Oscar Oehler in Halle (Visitenkarte)
618. An Erwin Rohde in Hamburg (Visitenkarte)
619. An Friedrich August Wenkel in Naumburg (Visitenkarte)
620. An Wilhelm Vischer (-Bilfinger) in Basel
621. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
622. An Paul Deussen in Oberdreis (Visitenkarte)
623. An Paul Deussen in Oberdreis (Entwurf)
624. An Anton Klette in Bonn (Entwurf)
625. An Erwin Rohde in Hamburg

[«]

[März 1869]

626. An Wilhelm Vischer (-Bilfinger) in Basel
627. An Tonndorf in Leipzig (Visitenkarte)
628. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
629. An Wilhelm Vischer (-Heusler) in Basel
630. An Unbekannt (Entwurf)

[«]

[April 1869]

631. An Wilhelmine Oehler in Halle
632. An Carl von Gersdorff in Berlin
633. An Paul Deussen in Minden
1. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Mai 1869]

2. An Franziska Nietzsche in Naumburg
3. An Friedrich Ritschl in Leipzig
4. An Richard Wagner in Tribschen
5. An Elisabeth Nietzsche in Leipzig
6. An Erwin Rohde in Italien

[«]

[Juni 1869]

7. An Franziska Nietzsche in Oelsnitz
8. An Erwin Rohde in Rom
9. An Elisabeth Nietzsche in Leipzig

[«]

[Juli 1869]

10. An Paul Deussen in Minden
11. An Wilhelm Pinder in Naumburg
12. An Franziska Nietzsche in Naumburg
13. An Franziska Nietzsche in Naumburg
14. An Elisabeth Nietzsche in Leipzig
15. An Erwin Rohde in Italien
16. An Sophie Ritschl in Leipzig (Entwurf)
17. An Elisabeth Nietzsche in Leipzig

[«]

[August 1869]

18. An Friedrich Ritschl in Leipzig
19. An Carl von Gersdorff in Berlin
20. An Gustav Krug in Naumburg
21. An Franziska Nietzsche in Naumburg
22. An Erwin Rohde in Sorrento
23. An Franziska Nietzsche in Naumburg
24. An Paul Deussen in Minden (Fragment)
25. An Elisabeth Nietzsche in Oelsnitz
26. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)

[«]

[September 1869]

27. An Franziska Nietzsche in Naumburg
28. An Erwin Rohde in Florenz
29. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
30. An Friedrich Ritschl in Leipzig
31. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
32. An Carl von Gersdorff in Berlin

[«]

[Oktober 1869]

33. An Erwin Rohde in Florenz
34. An Curt Wachsmuth in Göttingen
35. An Friedrich Ritschl in Leipzig
36. An Wilhelm Engelmann in Leipzig
37. An Wilhelmine Oehler in Merseburg
38. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
39. An Friedrich Ritschl in Leipzig

[«]

[November 1869]

40. An Erwin Rohde in Rom
41. An Gustav Krug in Naumburg
42. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
43. An Friedrich Ritschl in Leipzig
44. An Franziska Nietzsche in Naumburg
45. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Dezember 1869]

46. An Paul Deussen in Minden
47. An Carl von Gersdorff in Berlin
48. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
49. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
50. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
51. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
52. An Sophie Ritschl in Leipzig
53. An Friedrich Ritschl in Leipzig

54. An Friedrich Zarncke in Leipzig

[«]

607. An Erwin Rohde in Hamburg

<Leipzig, 10. Januar 1869>

Mein lieber Freund,

bevor ich heute auf alle unsre gemeinsamen Herzensdinge kommen kann, will Bileams Eselein einige Worte verlauten lassen. Selbiges Gethier wundert sich nämlich sehr über jenen nach Hamburg geschickten Druckbogen, jetzt aber ist es durch den Obersten der Drugulinschen Druckerei aufgeklärt und denkt fürderhin wie ein aufgeklärter Setzer. Die erste Correktur nämlich habe ich besorgt: da es aber Träumerei ist, durch einen einzigen Angriff dem Setzer seine Liebhabereien für verrückte Worte und barbarisches Griechisch zu verleiden, so wurde Dir — dem als Autor natürlich eine ganz andre Autorität zur Seite steht (um mit R. Wagner zu reden) — die zweite Correktur übertragen und mir nun hinwiederum die dritte: welche auch bereits besorgt ist. Hoffen wir denn also, daß das neugebackne Geschöpfchen bald munter und guter Dinge umherspringe, Γλαυκίδιον in Backfischrollen vergleichbar. Der Himmel schenke Dir und mir immer so gute Hebammen wie den Dr Engelmann: dem Du vielleicht schon ein paar Zeilen geschrieben hast, zumal er den Wunsch hat Dich kennen zu lernen. — Und damit verstummt das Eselein, und die Menschen dürfen wieder reden.

Ach lieber Freund, was für einen schönen Weihnachtsgruß hast Du mir nach Naumburg geschickt. Am ersten Festmorgen war es, und Festglocken läuteten. Die ganze Welt ist an diesem Morgen beschenkt und deshalb ein wenig besser als im ganzen andern Jahr. Ich selbst zog mit geblähter Nase die warme Temperatur der Heimat ein: siehe, da kam der Briefträger und NB. machte meine Freude voll. Wer sich als Einsiedler zu fühlen gewöhnt hat, wer mit kalten Blicken durch alle die gesellschaftlichen und kameradschaftlichen Verbindungen hindurchsieht und die winzigen und zwirnfädigen Bändchen merkt, die Mensch an Menschen knüpfen, Bändchen so fest, daß ein Windhäuchchen sie zerbläst: wer dazu die Einsicht hat, daß nicht die Flamme des Genies ihn zum Einsiedler macht, jene Flamme, aus deren Lichtkreis alles flieht, weil es von ihr beleuchtet so todtentanzmäßig so narrenhaft, spindeldürr und eitel erscheint: nein wer einsam ist vermöge einer Naturmarotte, vermöge einer seltsam gebrauten Mischung von Wünschen Talenten und Willensstrebungen, der weiß, welch „ein unbegreiflich hohes Wunder“ ein Freund ist; und wenn er ein Götzendiener ist, so muß er vor allem „dem unbekannten Gotte, der den Freund schuf“ einen Altar errichten. Ich habe hier

Gelegenheit mir die Ingredienzen eines glücklichen Familienlebens in der Nähe anzusehn: hier ist kein Vergleich mit der Höhe, mit der Singularität der Freundschaft. Das Gefühl im Hausrock, das Alltäglichste und Trivialste überschimmert von diesem behaglich sich dehnenden Gefühl — das ist Familienglück, das viel zu häufig ist, um viel werth sein zu können. Aber Freundschaften! Es giebt Menschen, die an ihrer Existenz zweifeln. Ja, es ist eine ausgesuchte Gourmandise, die nur Wenigen zu Theil wird, jenen ermatteten Wanderern, denen der Lebensweg ein Weg durch die Wüste ist: sie tröstet ein freundlicher Dämon, wenn sie im Sande liegen, ihnen netzt er die verdorrten Lippen mit dem Götternektar der Freundschaft. Diese Wenigen aber singen in den Klüften und Höhlen, wo sie ungestört vom Weltlärm ihren Göttern opfern, schöne Hymnen auf die Freundschaft, und der alte Oberpriester Schopenhauer schwenkt dazu den Weihkessel seiner Philosophie.

An der mit NB. bezeichneten Stelle kam eine Nachricht, die mich in die Stadt rief, sobald der Bogen vollgeschrieben war: jetzt zurückgekommen zittre ich an allen Gliedern und kann mich nicht einmal dadurch befreien, daß ich Dir mein Herz ausschütte. Absit diabolus! Adsit amicissumus Erwinus

[«]

608. An Erwin Rohde in Hamburg

<Leipzig, 16. Januar 1869>

Mein lieber Freund,

ich hatte neulich allen Grund, an den Gliedern zu zittern und den Brief jäh abzubrechen; denn es ist ein großer Streich auf mein Haupt gefallen, und die gemeinsamen Pariser Pläne flattern in alle Lüfte. Und mit ihnen flattern meine schönsten Hoffnungen. Ich hatte es noch einmal recht wohl haben wollen, bevor ich an die Berufskette gelegt würde, ich hatte sehnlich begehrt, den tiefen Ernst und den zauberhaften Reiz eines Wanderlebens auszukosten, noch einmal das unbeschreibliche Glück, Zuschauer und nicht Mitspieler zu sein, mit dem treusten und verständnißreichsten Freunde zu schlürfen. Ich dachte mir uns beide, wie wir mit ernstem Auge und lächelnder Lippe, mitten durch den Pariser Strom hindurch schreiten, ein paar philosophische Flaneurs, die man überall zusammen zu sehen sich gewöhnen würde, in den Museen und Bibliotheken, in den Closeries des Lilas und der Notre dame, überall hin den Ernst ihres Denkens und das zarte Verständniß ihrer Zusammengehörigkeit tragend. Und was soll ich eintauschen gegen eine solche Wanderschaft, gegen solche Freundesnähe! Ach, liebster Freund, ich glaube, so ist es dem Bräutigam zu Muthe wie mir: nie erschien mir unsre holde Ungezwungenheit, unsre ideale Sommerbummelei so beneidenswerth wie jetzt.

Bevor ich nun das Folgende ausspreche, bitte ich Dich darum, eine Sache, die noch nicht ausgetragen ist, als ein strenges freundschaftliches Geheimniß zu betrachten, an dem fremde Nasen noch gar nicht zu schnüffeln haben.

Lieber Freund, ich habe die wahrscheinliche, ja sichere Aussicht, allernächster Zeit an die Universität Basel berufen zu werden: ich habe mich darauf einzurichten, von Ostern an akademischer Lehrer zu sein.

Mein Titel wird zunächst der eines Profess. extraord. sein, mein Gehalt 3000 fr. betragen und meine Stellung es mit sich bringen, an der obersten Klasse des dortigen Pädagogiums wöchentlich 6 Stunden zu geben. Nachdem diese ganze Berufung erst in Scene gesetzt ist, würde es eine unverzeihliche Laune sein, wieder sich auf die Hinterfüße zu stellen.

Der Ursprung aber dieser mährchenhaften Geschichte ist dieser. Der dortige Erziehungsrath, von Kiessling benachrichtigt, daß er nächstens Basel verlassen würde — mit was für vorteilhaften Aussichten, kann Dir gleich sein — jener Erziehungsrath also, der sehr vortreffliche Vischer fragt bei Ritschl, seinem alten Rathgeber in solchen Fällen, an und erkundigt sich bei dieser Gelegenheit nach einem Menschen meines Namens, von dem man den Eindruck habe, daß er aus guter Schule sei.

Das Folgende kannst Du Dir denken: wie Ritschl mich kommen läßt, wie ich in eine glückliche Bestürzung gerathe, in der ich einen ganzen Nachmittag, spazierengehend, Tannhäusermelodien sang, wie Ritschl über mich Bericht erstattet und wie nun schließlich Vischer wieder schreibt usw. Wozu Dich noch behelligen mit dem, was noch mitten durch schwimmt, mit den eifrigen, ja gierigen Bewerbungen Anderer usw.

Nun kann ja noch ein kleiner Dämon alles wieder über den Haufen werfen; und geschieht dies, so bin ich der Letzte, der den Kopf hängen läßt. Ich habe von Anfang an mich daran gewöhnt, in dieser Geschichte eine großartige Zufälligkeit zu sehen. Sollte sie sich plötzlich in jenes lächerliche Mäuslein verwandeln, von dem der Dichter singt — immerhin! Wir sind nicht so leicht todt zu machen! (Pluralis maiestatis!) Viel schmerzlicher wird mir sein — oder würde mir sein — wenn unsre Pariser Zukunftsträume spurlos in den Lüften zerflattern sollten.

Lieber Freund, ich halte meinen Finger an meinen Mund und gebe Dir einen recht kräftigen Händedruck. Wir sind doch recht die Narren des Schicksals: noch vorige Woche wollte ich Dir einmal schreiben und vorschlagen, gemeinsam Chemie zu studieren und die Philologie dorthin zu werfen, wohin sie gehört, zum Urväterhausrath. Jetzt lockt der Teufel „Schicksal“ mit einer philologischen Professur.

Übrigens sind zunächst die Aussichten dieser Professur vortrefflich. Steigerungen des Ranges und des Gehaltes sind schon nach kurzen Terminen vorgesehen; und alles, was ich höre oder erhorche, spricht dafür, daß ich mit frei denkenden und nobeln Behörden — unerhört! auf preußische Taille! — zu thun habe.

In der nächsten Zeit muß ich nun schnell promovieren; wärest Du vielleicht so gefällig eine Correktur der sehr kurzen Dissertation (Corollarium disput. de font. Laert.) zu übernehmen? Meine Zeit ist mir sehr theuer geworden. Gott weiß, was ich alles in den nächsten Monaten zu thun habe! Schopenhauer lächelt ob dieses Stoßseufzers: denn was bringen wir Schächer mit unsrer πολυπραγμοσύνη zu Stande!

Und so lebe wohl und verzeih, wenn Du kannst, die Treulosigkeit Deines treusten Freundes. S’ giebt halt keine Treue auf der Welt. Das Leben ist mir recht schwül, ich spüre so etwas wie das Herannahen des Sommers. —

Noch eine Notiz. Kürzlich hat mich Richard Wagner, zu meiner größten Freude, brieflich grüßen lassen. Luzern ist mir nun nicht mehr unerreichbar. Am Ende dieses Monates reise ich nach Dresden, um die Meistersinger zu hören. Schließlich freue ich mich darauf mehr als auf alles, ausgenommen unsre Pariser Reise.

Es lebe die Kunst und die Freundschaft!

F.N.

[«]

609. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, 17. Januar 1869>
Sonntags.

Liebe Mutter und Schwester,

endlich, werdet Ihr sagen, Nachricht in und aus dem neuen Jahre! Wenn ich nun recht langweilig sein wollte, könnte ich die Neuigkeiten des neuen Jahres so zusammen fassen: Arbeit — Arbeit — Arbeit — und hier und da ein Plaisirchen. Wenn ich die letzteren aber hinter einander erzähle, so bildet Ihr Euch schließlich wieder ein, ich lebte in einem fortwährenden Festtaumel. Da war ich z. B. neulich zu einem Professorenballe eingeladen (freilich war ich nicht dort), dann gehe ich mitunter mit Frau Ritschl ins Theater, dann erinnere ich mich eines schönen Herrensoupers bei Zarncke (mit Austern und Chablis etc) dann brachte mich ein Brockhaussches Billet am Neujahrstage ins Gewandhaus, dann gedenke ich am Donnerstag nach Dresden zu fahren zur Meistersingeraufführung, zusammen mit dem Pastor Brockhaus, bei dem ich heute Morgen gefrühstückt habe, usw. Doch fällt mir eben ein, daß Gustav Krug bestimmt den Termin der Aufführung wissen wollte. Sagt ihm gefälligst, daß, wenn den Dresdner Lokalblättern zu trauen ist, die erste Aufführung nächsten Donnerstag stattfände. Es sollte mich freuen, wenn er nach Dresden käme.

In diesen Tagen hat hier am Theater ein Fräulein Felicitas von Vestvaly gastirt und zwar mit Männerrollen, als Hamlet und Romeo: ein Weib mit einem kolossalen kraftvollen Contraalt und großem Talent. Sie tritt in 3 Sprachen auf, besitzt in Amerika ein Theater als Direktrice und stammt aus einer gräflichen Familie. Zudem duellirt sie sich vortrefflich; der alte Theaterdiener, der sie zu Hause im Schlafrock sah, schwor darauf, es wäre ein Mann. Nächstens beginnt das öffentliche Regime Laube's, während das geheime, die Vorbereitung zu seiner ersten Aufführung schon im Gange sind. Ich habe Gelegenheit, aber kaum Zeit, ihn kennen zu lernen. — In der nächsten Woche gastirt übrigens Hedwig Raabe; es wäre möglich, daß Ihr oder Wenkels den Geschmack hättet, gerade sie sehen zu wollen. Für diesen Fall bitte ich darum, daß mir an dem Tage Eurer Ankunft spätestens bis früh um 9 Uhr telegraphisch berichtet wird, wann und in welcher Zahl Ihr kommt: damit ich die nöthigen Schritte wegen der Billete zur rechten Zeit thun kann. Was gespielt wird, erfahrt Ihr aus allen Leipziger Zeitungen, und ebensobald wie ich d.h. tagsvorher.: da man hier nicht die gute Sitte hat, am Sonntag das Repertoir der kommenden Woche bekannt zu machen. — Solltet Ihr Lust haben, der ersten Laubeschen Aufführung beizuwohnen (Demetrius von Schiller, fortgesetzt von Laube) so bitte ich, mir allernächstens Auftrag zu geben, da sonst alle Möglichkeit Billete zu bekommen genommen ist.

Am 2ten Februar dh. am Tage nach dieser Laubeschen Aufführung würde ich wahrscheinlich nach Naumburg kommen: vielleicht ist es zu arrangieren, daß wir zusammen die Rückreise nach N. machen.

Übrigens erwarte ich von Dir , liebe Elisabeth, nächstens einen Brief von wegen eben dieses zweiten Februars.

Und so wünscht mir, daß es mir gut und glücklich gehe, auch im neuen Jahre, wie ich es Euch wünsche (ein verschämter, etwas altbackner, aber doch noch genießbarer Neujahrswunsch resp. eine Aufforderung mir zu gratulieren! Ha ha ha! (Lacht.)

Ha ha ha! (Lacht noch einmal.)
Schrumm! (Geht ab.)
F N.

[«]

610. An Carl von Gersdorff in Berlin

<Leipzig, 18. Januar 1869>

Mein lieber Freund,

ich bin sehr glücklich zu erfahren, in welchem Winkel Berlins Du jetzt hausest, nach dem Du eine Zeitlang ganz dem Bereiche meiner Briefe entschwunden warst; so daß ich fast Lust bekam, mich einmal im Inseratentheile der Kreuzzeitung nach Dir und Deinem Befinden zu erkundigen. Ich bin doppelt froh, gerade jetzt von Dir benachrichtigt und durch einen ausführlichen Brief angenehm überrascht zu werden, jetzt wo ich in der glücklichen Lage bin, einem theilnehmenden Freunde eine geheime, für diskrete Gemüther bestimmte, vorläufige Kunde ins Ohr zu flüstern. Nicht etwa die Kunde meiner Verlobung — bewahre mich Zeus — aber die zunächst viel wohler lautende einer Berufung. Es steht mir mit einiger Wahrscheinlichkeit (um nicht mehr zu sagen) die Aussicht offen, in nächster Zeit als Prof. extraor. (mit 3000 fr.) an die Universität Basel berufen zu werden.

Ich weiß im Voraus, wie herzlich Du mein lieber Freund, diese Neuigkeit begrüßen wirst: und ich wünsche nur Dir recht bald etwas Definitives schreiben zu können. Nicht wahr, die Sache hat etwas Mährchenhaftes, Siebenmeilenstiefelähnliches? Das Seltsamste ist immerhin, daß es wirklich in der Welt vollkommen vorurteilsfreie, geistig unbefangene und Formalitäten abgeneigte Regierungsbehörden giebt: wenigstens liegt für mich nur hierin das Erstaunliche jener Geschichte. Sind wir doch in Preußen, und speziell im Unterrichtsfache etwas anders gewöhnt. Zeter! Zeter! Wie Vater Schopenhauer so schön singt.

Mein hiesiges und jetziges Leben hat sich sehr gegen mein früheres umgewandelt. Erstens wohne und lebe ich in der Familie des Prof. Biedermann, des Redakteurs der Deutschen Allgemeinen, und zwar sehr hübsch. Sodann bin ich in mehreren Familien eingeführt: besonders nahe aber steht mir der Kreis des Prof. Brockhaus, in dem ich das seltne, ja einzige Vergnügen hatte Richard Wagner, den

Bruder der Frau Prof. Brockhaus, kennen zu lernen. An jenem glücklichen Abende hat er uns aus seiner Selbstbiographie vorgelesen, „Meistersinger“ gespielt und gesungen und mit mir speziell über Schopenhauer, als warmer Anhänger, gesprochen. Auch habe ich kürzlich zu meiner Freude einen brieflichen Gruß von ihm aus Luzern bekommen; nun, wenn die Götter es wollen, lebe ich von Ostern ab recht in seiner Nähe. — Diese Woche werden in Dresden die Meistersinger aufgeführt, ein Werk, zu dem ich die allerstärkste Zuneigung fühle, so daß ich trotz des mächtigen Arbeitsdranges hinüberfahren werde.

Ach hätte ich das Vergnügen, mit Dir einmal wieder an Ort und Stelle zusammen zu sein, damit wir gegenseitig unsre Vergangenheiten controlieren, gleiche Erfahrungen und Erkenntnisse uns mittheilen könnten. Auf mich stürmt nun jetzt der heiße Lebenssommer ein mit einer schwer wuchtigen Last der Geschäfte: und oftmals werde ich an die treuen Freunde denken, denen ich vor allem den Genuß und die geistige Erhebung der schönen akademischen Jahre danke. Vergiß mich nicht und behalte einen Platz in Deinem Herzen frei für

Deinen treuen
Friedr. Nietzsche.

Adr.: Dr. Nietzsche, Leipzig, Lessingstr. 22, II Trep.

[«]

611. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, Ende Januar 1869>

Liebe Mutter und Schwester,

heute will ich Euch nur genau benachrichtigen, wann Ihr mich nächsten Dienstag zu erwarten habt. Ich komme, wie gewöhnlich, mit dem Morgenzuge, der um 11 oder ½12 Uhr bei Euch ist.

Mancherlei werde ich Euch zu erzählen haben zB. über die Dresdener Aufführung der Meistersinger, über den Demetrius Laube’s usw. Auch über meine nun bald ins Werk zu setzende Doktorpromotion. Auch über den kürzlich erfolgten Biedermannschen Hausball, usw.

Verzeiht, wenn ich kurz bin; es drängelt gerade jetzt vielerlei.

Besten Dank für Deinen Brief liebe Elisabeth! Übrigens einverstanden, wenn’s denn sein muß.

Adieu!
Euer Fr. N.

[«]

612. An Wilhelm Vischer (-Bilfinger) in Basel

Leipzig, Lessingstr. 22, 2 Tr.
am 1 Febr. 1869.

Hochverehrtester Herr Professor,

nach dem, was mir heute Herr Geheimrath Ritschl mitgetheilt hat, ist es mir nicht nur erlaubt, sondern geboten, mich an Sie persönlich zu wenden und Ihnen eine unumwundene Erklärung darüber zu geben, wie ich mich im Falle einer Berufung usw. verhalten werde. Da mir alle dabei in Betracht kommenden Bedingungen und Verpflichtungen ebenso bekannt als erwünscht sind, so glaube ich getrosten Muthes aussprechen zu dürfen, daß ich eine eventuelle Berufung abzulehnen keinen Grund habe. Vielmehr bitte ich Sie, versichert zu sein, daß ich mit frischen Kräften, redlichem Fleiße und bestem Willen meinem Berufe leben werde, zumal es mein herzlicher Wunsch sein muß, das ausgezeichnete Vertrauen, mit dem Sie mich geehrt haben, einigermaßen zu rechtfertigen.

Für den Fall nun, daß ich von Anfang Mai ab an der Universität Basel thätig sein dürfte, wäre es mir von besonderem Werthe, Ihre Wünsche betreffs meiner Vorlesungen zu kennen, da man, um Vorlesungen passend zu wählen, mit den Bedürfnissen und Zuständen der betreffenden Universität vertrauter sein muß als ich es gegenwärtig sein kann. Einstweilen hatte ich daran gedacht, über Hesiods Ἔργα priv. und über Quellenkunde der griechischen Literaturgeschichte publ. zu lesen. Doch corrigieren sich diese Absichten von selbst, so bald ich etwas Näheres über Ihre Wünsche in Erfahrung gebracht haben werde.

Ich bin in dankbarer Verehrung
Ihr
ergebenster
Friedrich Nietzsche.

NB. Ich habe noch beizufügen, daß meine Promotion spätestens in vier Wochen erfolgt sein wird.

[Beilage]

Ich, der Sohn eines protestantischen Landgeistlichen, wurde am 15ten Oktober 1844 in dem Dorfe Röcken, unweit Merseburg, geboren und verlebte hier die ersten vier Jahre meines Lebens. Als aber der unzeitige Tod meines Vaters eine neue Heimat zu suchen nöthigte, war es Naumburg, auf das die Wahl meiner Mutter fiel. Hier bin ich in einem Privatinstitut für das Domgymnasium desselben Ortes vorgebildet worden, doch ohne diesem später dauernd anzugehören. Es bot sich nämlich bald eine Gelegenheit, in der benachbarten Schulpforte Aufnahme zu finden. Die Vorbedingungen zu einem Studium der Philologie werden einem Pförtner Schüler geradezu an die Hand gegeben. Es werden in dieser Anstalt mitunter spezifisch philologische Aufgaben gestellt zB. kritische Commentare über bestimmte sophokleische oder äschylische Chorgesänge. Dann ist es ein besondrer Vorzug der Schulpforte, daß unter den Schülern selbst eine angestrengte und mannichfache Lektüre griechischer und römischer Schriftsteller zum guten Ton gehört. Das Glücklichste aber war, daß ich gerade auf ausgezeichnete philologische Lehrer traf, auf Männer wie Steinhart, Corssen, Koberstein, Keil, Peter, die mir zum Theil auch ihre nähere Neigung schenkten:

Als ich nach einem sechsjährigen Aufenthalte der Schulpforte als einer strengen aber nützlichen Lehrmeisterin dankbar Lebewohl gesagt hatte, gieng ich nach Bonn. Hier richteten sich meine Studien eine Zeitlang auf die philologische Seite der Evangelienkritik und der neutestamentlichen Quellenforschung. Außer diesen theologischen Streifzügen war ich Zuhörer in den philologischen und archaeologischen Seminarien. Aus der Ferne verehrte ich die Persönlichkeit Friedrich Ritschl's. So fand ich es ganz natürlich zu gleicher Zeit mit ihm Bonn zu verlassen und mir Leipzig als neue akademische Heimat zu wählen.

Hier fühlte ich mich sehr wohl; vor allem fand ich eine Anzahl gleichstrebender Kameraden, mit denen ich mich bald zu einem philologischen Vereine verband. In ihm habe ich fünf größere Vorträge gehalten, deren Titel aufzuzählen hier am Ort sein wird. „Die letzte Redaktion der Theognidea." „Die Quellen des Suidas." „Die aristotelischen Schriftenverzeichnisse." „Die Gleichzeitigkeit Homers und Hesiods." „Der Cyniker Menipp und die Varronischen Satiren." Auf die Veranlassung Ritschl's sind sodann im Rheinischen Museum folgende Aufsätze gedruckt worden: „Zur Geschichte der Theognideischen Spruchsammlung" „das Danaelied des Simonides" „de Laertii Diogenis fontibus." Im Jahre 1866 machte ich mich daran, eine von der philosophischen Fakultät gestellte Preisaufgabe zu lösen. Die Nachricht, daß ich dies mit Glück gethan habe, bekam ich in Naumburg. Ich hatte mich nämlich im Sommer 1867 exmatrikulieren lassen, weil ich inzwischen als brauchbar zum soldatischen Dienste befunden worden war. Als reitender Artillerist hatte ich vollauf zu arbeiten und zu lernen; doch gerieth ich in Folge eines unglücklichen Sturzes in eine gefährliche Krankheit, die in ihrem Verlaufe wiederum das Angenehme mit sich brachte, daß ich zeitiger zu meinen Studien zurückkehren konnte, als es die militärische Regel erlaubt haben würde. Im Oktober 1868 verließ ich Naumburg als völlig Genesener, um in Leipzig meine Promotion und Habilitation vorzubereiten. Es war nämlich meine Absicht, beide Akte gleichzeitig zu bewerkstelligen; nach den bestehenden akademischen Gesetzen war mir aber die Habilitation nicht vor Ostern 1869 erlaubt. —

Friedrich Wilhelm Nietzsche.

[«]

613. An einen Buchhändler (Visitenkarte)

<Leipzig, vermutlich Februar 1869>

Wollen Sie mir gefälligst folgende Bücher in möglichster Kürze verschreiben:

1) Nicolai, Geschichte der griechischen Litteratur. / Magdeb. 1865—6 neueste Auflage!
2) G. Curtius griechische Schulgrammatik letzte Auflage!
3) G. Curtius, Erläuterungen zur griechischen Schulgrammatik/Prag 1863

[«]

614. An Carl von Gersdorff in Berlin (Visitenkarte)

<Leipzig, 12. Februar 1869>

Theurer Freund, in allen drei Instanzen bin ich einstimmig gewählt: wovon mich heute Vischer in Kenntniß gesetzt hat. Er redet mich „Herr Professor“ an: nun, so darf ich mich also auch so unterzeichnen. Dieser Prof. Vischer ist der Erziehungschef im Canton.

In treuster Freundschaft
FRIEDRICH NIETZSCHE.
Professor der klassischen Philologie

an der Universität
Basel.

Addr.: Leipzig Lessingstr. 22, 2 Tr.

[«]

615. An Hermann Mushacke in Berlin (Visitenkarte)

<Leipzig, 12. Februar 1869>

Mein lieber Freund, ich habe lange nicht die Freude gehabt, etwas von deinem Ergehen und Befinden zu hören. Vielleicht findest Du Anlaß, mir recht bald einmal zu schreiben, wenn Du folgende angenehme Neuigkeit hörst. Ich habe einen definitiven Ruf an die Universität Basel angenommen und beginne mit dem ersten Mai meine Vorlesungen. Gehalt 800 Thl. — Meine Addr. einstweilen:
Leipzig, Lessingstr. 22, II Tr.

FRIEDRICH NIETZSCHE.
Prof. extraord. der klass. Philologie.

Darf ich bitten, Deinen so sehr verehrten Angehörigen bestens empfohlen zu sein?

[«]

616. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Visitenkarte)

<Leipzig, 12. Februar 1869>

Zur Verbreitung!

FRIEDRICH NIETZSCHE.
Professor extraord. der klassischen
Philologie (mit 800 Thl. Gehalt) an
der Universität Basel.

[«]

617. An Oscar Oehler in Halle (Visitenkarte)

Leipzig Lessingstr. 22 <12. Februar 1869>

Lieber Oscar, es wird Dich gewiß herzlich freuen, von meiner definitiv erfolgten Berufung nach Basel zu hören. Vom ersten Mai an beginnt meine akademische Thätigkeit. Mein Gehalt beträgt 800 Thl. —

Mit der Bitte, dies Factum meinen lieben Verwandten in Halle mitzutheilen bin ich

FRIEDRICH NIETZSCHE.
Professor extraord. der klass.
Philologie in Basel.

[«]

618. An Erwin Rohde in Hamburg (Visitenkarte)

<Leipzig, 12. Februar 1869>

Lieber Freund, der Sprung ins Unvermeidliche ist geschehn: heute, an jenem festlichen Tage, an dem Dein Ὄνος reichgeschmückt ins Leben tritt, ist der unterzeichnete Ὄνος in den Stand des heiligen Professorenthums getreten. Es lebe die freie Schweiz, Richard Wagner und unsre Freundschaft.

FRIEDRICH NIETZSCHE.
Prof. extraord. der klass.
Philologie zu
Basel.

Addr.: Leipzig Lessingstr. 22 II Tr.

[«]

619. An Friedrich August Wenkel in Naumburg (Visitenkarte)

<Leipzig, 12. Februar 1869>

Lieber Herr Oberpfarrer, ich habe heute das besondre Vergnügen, Ihnen meine Berufung nach Basel anzeigen zu können: alswo ich einstimmig, in allen drei Instanzen gewählt worden bin. Mit Beginn des Mai muß ich meine Vorlesungen anfangen: außerdem habe ich wöchentlich 6 Stunden in der obersten Klasse des dortigen Pädagogiums zu geben. Drittens ist das philologische Seminar unter meiner Leitung. Also viel Müh und Beschwer!

FRIEDRICH NIETZSCHE.
Profess. extraord. der klass. Philologie
(mit 800 Thl. Gehalt)

Darf ich bitten, Ihrer Frau Gemahlin bestens empfohlen zu werden?

Mit herzlichem Gruße.

[«]

620. An Wilhelm Vischer (-Bilfinger) in Basel

<Leipzig, 13. Februar 1869>

Hochverehrtester Herr Professor,

sehr glücklich über den empfangenen Brief, beeile ich mich, Ihnen definitive Auskunft über die Vorlesungen zu geben die ich im Sommersemester zu halten gesonnen bin.

Publ. also und zweistündig „Quellenkunde der griechischen Literaturgeschichte“
Priv. und vierstündig „die Fragmente der griechischen Lyriker“

Natürlich kann ich erst an Ort und Stelle erfahren, welche Tage<s>stunde für diese Vorlesungen schicklich und bequem ist: wie ich ebenfalls erst nach einer eingehenden Rücksprache mit Ihnen mir erlauben werde, die Objekte der Seminararbeiten zu bezeichnen.

Ich freue mich auf meine Ankunft in Basel und werde mit warmem Herzen einen Mann begrüßen, der mir dem Unbekannten ein so muthiges Vertraun und eine so hülfreiche Theilnahme entgegengebracht hat.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Ihr dankbarster
Friedrich Nietzsche.

[«]

621. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, zweite Februarhälfte 1869>

Liebe Mutter und Schwester,

ich rechne mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf, daß Eure Gemüther nach diesem plötzlichen Stoß des Schicksals sich wieder etwas beruhigt haben, daß Ihr Euch an jene Thatsache bereits gewöhnt habt. Es wurde mir förmlich etwas Angst bei dem Enthusiasmus Eurer Briefe; schließlich ist ein Professor mehr auf der Welt, und damit ist doch wahrlich Alles beim Alten geblieben. Ich fürchte, daß man sich in Naumburg ein wenig lustig macht über Eure Freude: und Ihr werdet es nicht übel nehmen, wenn ich dies selbst thue. Worin besteht nun dieses wunderbare Glück, diese entzückende Neuigkeit? Was ist der Kern dieses so verherrlichten Pudels? Schweiß und Mühe: aber um nachzufühlen, bis zu welchem Grade, müßtet Ihr selbst in meiner Haut stecken. Aber Ihr habt bloß die Sahne abgeschöpft, und die mag Euch wohl geschmeckt haben. Mir bleibt die Schlackermilch des täglichen eintönigen Berufs, der freundelosen Einsamkeit usw.

Nach diesen Betrachtungen will ich Euch einiges Thatsächliche erzählen.

Natürlich bekam ich Gratulationen von allen Seiten, Telegramme von Euch, von Schenks und von Dächsel, Briefe von allen meinen Freunden (nur von Volkmann, Mushacke und Deussen bis jetzt nicht). Es wurde auch viel gefeiert und leben gelassen; und die ganze Zeit war gesellschaftlich etwas angreifend. Ich will aufzählen, was mir in den Kopf kommt also ein Herrensouper beim Hofrath Roscher, mehrere Gesellschaften bei Brockhaus, bei Frau Jäger, bei Curtius, bei Ritschl, bei Brockh<aus> und Ritschl ein paar Mal zu Tisch, Professorium. Dann bin ich auch in den Laube'schen Salon eingeführt und gehe wöchentlich einmal hin. Er ist täglich von 5—½7 offen; man trifft dort Menschen aller Klassen, Collegen, Litteraten und hübsche Schauspielerinnen etc.

So viel vom Treiben der Gesellschaft. In der Mitte März komme ich nach Naumburg, um dort einiges Praktische noch mit Euch abzumachen. Zudem werdet Ihr mich wohl auf eine längere Zeit nicht wieder sehen: denn ich höre zu meinem Ärger, daß die Ferien der Universität und der Schule nicht zusammenfallen.

Inzwischen könnt Ihr mir einen Gefallen thun, nämlich Euch nach einem Bedienten umsehn, den ich mitnehmen werde. Meine Wünsche resp. Bedingungen sind diese: er darf nicht zu jung sein, muß Neigungen zur Reinlichkeit und Ehrlichkeit haben. Es ist gut, wenn er Soldat war. Ich hasse den Naumburger Volksdialekt. Ein beispielloser Grad von Bornirtheit wäre mir unerwünscht. Er kann dabei ein Handwerk treiben, falls es reinlich und wohlriechend ist.

Im April reise ich ab. Meine Vorlesungen für das Sommersemester sind bereits angekündigt. Dann habe ich den griechischen Unterricht in der Prima des dortigen Gymnasiums zu geben. Auch das Seminar (das philologische) ist unter meiner Leitung. — Doch das wißt Ihr alles, sollte ich denken!

Nun lebt recht wohl und denkt
oft an Euren
Fr.

[«]

622. An Paul Deussen in Oberdreis (Visitenkarte)

<Leipzig, zweite Februarhälfte 1869>

Werther Freund, wenn nicht etwa zufällige Störungen des Kopfes Deinen letzten Brief verschuldet haben, so muß ich bitten, unsere Beziehungen hiermit als abgeschlossen zu betrachten.

F.N.

[«]

623. An Paul Deussen in Oberdreis (Entwurf)

<Leipzig, zweite Februarhälfte 1869>

Lieber Freund,

da ich zu langen Auseinandersetzungen keine Zeit habe, so nimm mit folgenden Andeutungen fürlieb. Erstens sende ich s. v. r. Deinen eignen Brief mit, den Du so sorgfältig lesen magst, wie ich es gethan. Ob ich und meine Leipziger Freunde, denen ich ihn zur Prüfung vorlegte, ihn richtig verstanden und ausgelegt haben, sollst Du nun selbst beurtheilen, wenn er zu Dir, als ein Fremdgewordner, zurückkehrt.

Es giebt Momente, an denen sich die Solidität einer Freundschaft zu bewähren hat: und ich habe die Erfahrung gemacht, gerade bei dem vorliegenden Glücksfalle, von welcher Lauterkeit und Tiefe eine Freundschaft sein kann. Als spicilegium sende ich Dir, ebenfalls mit der Bitte um baldigste remission, einen Brief des amicissumi Rohde in Hamburg. Daß ich Dir etwas fremd geworden bin, ja daß Du mich eigentlich nicht mehr kennst, da Dir die Entwicklung der drei letzten Jahre, das will sagen, der wichtigsten Lebensjahre, so gut wie unbekannt ist — das habe ich mir öfter überlegt; in diesem Alter schadet die Entfernung der Freundschaft am erheblichsten.

Recht nackt gesprochen — erscheint mir Dein ganzes Räsonnement in allen Deinen Briefen unendlich unbedeutend und trivial: und wie sich mit einer solchen Flachheit des Denkens, einem so unphilosophischen Mangel an Lebensernst noch der Stolz paaren will, der lächerliche Bauernstolz einen Höheren nicht anerkennen zu wollen, das gestehe ich nur mit Mühe und mit einem Stoßseufzer auf die menschliche Verkehrtheit einzusehn.

[«]

624. An Anton Klette in Bonn (Entwurf)

<Leipzig, zweite Februarhälfte 1869>

V.H.D. Heute habe ich Ihnen eine Thatsache zu erzählen, meinen Dank auszudrücken und eine Bitte zu äußern: aber ich fürchte daß die Thatsache nicht mehr neu und die Bitte etwas verwegen ist. Lassen Sie mich also mit dem Danke anfangen.

Die Königsberger Diss. die Sie mir gefälliger Weise übersendeten hat in meinen Augen nicht mehr Werth als in den Ihrigen. Es ist ein ganz anständiges Präludium zu der Laert. Quellenforschung aber überall, wo es gilt durch den Überfluß von Einzelheiten hindurch zu blicken und das dahinterliegende Gewebe mit den Augen festzuhalten, da will es dem Bahnsch nicht mehr glücken. In einem längeren Nachtrag zu meiner Arbeit, der sich nach anderthalb Jahren doch als nöthig erweist, komme ich auch auf jene Diss. zu sprechen. — Vielleicht ist es mir erlaubt, diesen Nachtrag später einmal Ihnen zuzuschicken. Einstweilen fehlt es mir an der Zeit, ihn fertig zu machen, weil jene Thatsache, von der ich Ihnen erzählen wollte, gebieterisch über mich disponirt.

Sie wissen es viell<eicht> schon, daß ich eine Berufung nach Basel bekommen habe, und daß meine neue Wirksamkeit schon mit Ostern beginnt. Dies bedeutet für einen Neuling, wie ich bin, viel Arbeit und Mühe, da ich dort nicht nur an der Universität und im philol. Seminar, sondern auch am Pädagogium bestimmte Verpflichtungen zu erfüllen habe.

Vorher aber muß ich mir doch anständigerweise noch die Leipziger Doktorwürde erwerben: und um dies so schnell als möglich zu bewerkstelligen, müssen Sie, verehrtester Herr Doktor ein wenig mit helfen. Kann ich nicht ein paar Abzüge meines Laertiusaufsatzes in der allernächsten Zeit bekommen? Ritschl meint, es müßte schon gehen und bittet Sie recht dringend, auf die Typotheken einen moralischen Druck auszuüben. —

Da haben Sie Dank Thatsache und Bitte: aber ich merke es fehlt noch eins: ich muß mich entschuldigen daß die letzte gar so stürmisch gerathen ist. Und wenn Sie es erlauben, werde ich dies mündlich thun, wenigstens ist es meine Absicht auf der Reise nach Basel auch Bonn zu berühren

[«]

625. An Erwin Rohde in Hamburg

<Leipzig, 22. und 28. Februar 1869>

Mein lieber Freund,

heute am Geburtstage Schopenhauers habe ich niemanden, mit dem ich so vertraut reden könnte als mit Dir. Ich lebe nämlich hier in der aschgrauen Wolke der Einsamkeit und dies um so mehr, als ich von vielen Seiten mit geselligen Armen aufgenommen werde und fast Abend für Abend dem traurigen Zwange der Einladungen Folge leiste. In diesen Gesellschaften höre ich so viele Stimmen und komme gar nicht zu mir selber; wie ist es nur möglich, dieses summende Geräusch auszuhalten? Oder verletzt es mich bloß, weil ich die Ohren der Kalliope habe. Aber es erinnert an die Mücke, jenes Geräusch, und Du weißt, daß die Mücke das musikalische Unthier κατ'ἐξοχήν ist, weil zwei Mücken zusammen immer in der kleinen Sekunde singen. Menschen, mit denen man auf den Einklang gestimmt ist oder deren Reden wie schöne Terzen neben den meinigen auf und niedersteigen, habe ich gar nicht an Ort und Stelle; und selbst der vortreffliche Romundt, der wie ich merke, den herzlichen Wunsch hat, mir etwas mehr zu sein als ein guter Bekannter, bleibt meinem Gefühle ich weiß nicht warum doch recht fern. Also Einsamkeit habe ich nicht erst in Basel zu lernen. —

Es sind wieder ein Paar Tage ins Land gegangen, und mein Brief an Dich ist nicht fertig geworden. Heute aber werde ich lebhaft wieder an jene Stimmung erinnert, in der ich ihn begann, heute wo ich als Erinnerung an den Geburtstag Schopenhauers eine Photographie unsers Meisters durch die Liebenswürdigkeit Wieseke's zugeschickt bekommen — zugleich mit der Einladung, einmal persönlich in Plaue (in der Nähe von Brandenburg) zu erscheinen. Da hat nämlich dieser alte

Hahn zur Feier des 22ten Februars sich eine Anzahl Schopenhauerfreunde aus Berlin zusammengeladen, darunter meinen Freund Gersdorff; alle haben sich gefreut, daß einer ihrer Leute Professor geworden ist und haben dessen Wohl in Steinberger 57ger getrunken. Erinnert das nicht an die ersten Christengemeinden und ihre Trunkenheit in süßem Weine? Als Motto für jenen Tag hatte sich jene Gesellschaft folgenden Spruch gewählt „Wie sollte es thöricht sein, stets dafür zu sorgen, daß man die allein sichere Gegenwart möglichst genieße, da ja das ganze Leben nur ein größeres Stück Gegenwart und als solches ganz vergänglich ist?“ Bei Tisch ist der bewußte Silberpokal mit Glanz aufgetreten, der „Onkel“ hat eine kleine Rede geredet, und nach dem Braten ist ein Capitel aus Schopenhauers Nachlaß vorgelesen worden.

Auch der heutige Tag soll zu Ehren eines Meisters gefeiert werden. Ich bin nämlich zu einem Privatsouper im Hotel de Pologne eingeladen, um dort Franz Liszt’s Bekanntschaft zu machen. Neuerdings bin ich mit meinen Ansichten über Zukunftsmusik usw. etwas hervorgetreten und werde jetzt von den Anhängern derselben stark angebohrt. Sie wünschen nämlich, daß ich mich litterarisch in Ihrem Interesse betheilige, ich aber für mein Theil habe nicht die geringste Lust, wie eine Henne gleich öffentlich zu gackern; und es kommt hinzu, daß meine Herren Brüder in Wagnero meistens doch gar zu dumm sind und ekelhaft schreiben. Das macht, sie sind im Grunde mit jenem Genius schlechterdings nicht verwandt und haben keinen Blick für die Tiefe, sondern nur für die Oberfläche. Daher die Schmach, daß die Schule sich einbildet, der Fortschritt in der Musik bestünde gerade in den Dingen, die Wagners höchst eigenartige Natur wie Blasen hier und da aufwirft. Für das Buch „Oper und Drama“ ist keiner der Kerle reif. — Ich habe Dir noch nichts erzählt von der ersten Meistersingeraufführung in Dresden, von dieser größten künstlerischen Schwelgerei, die mir dieser Winter gebracht hat. Weiß Gott, ich muß doch ein tüchtiges Stück vom Musiker im Leibe haben; denn in jener ganzen Zeit hatte ich die stärkste Empfindung plötzlich zu Hause und heimisch zu sein, und mein sonstiges Treiben erschien wie ein ferner Nebel, aus dem ich erlöst war. Jetzt nun steht mir so ein tiefer, schwerer Nebel wieder bevor. Ich habe für das Sommersemester 2 Vorlesungen angekündigt priv. Geschichte der griechischen Lyrik mit Interpretation auserwählter Proben publ. Methodik und Quellenkunde der griech. Literaturgeschichte. Sodann habe ich den ganzen griechischen Unterricht in der dortigen Prima zu geben, und auch das philologische Seminar wird seine Zeit und Mühe beanspruchen. Und vor allem die Einsamkeit, die Einsamkeit ἄφιλος ἄλυρος! Augenblicklich lebe ich zerstreut ja genußsüchtig ein verzweifeltes Carnevale vor dem großen Aschermittwoch des Berufs, der Philisterei. Es geht mir nahe — aber keiner meiner hiesigen Bekannten merkt etwas davon. Die lassen sich blenden durch den Titel Professor und glauben ich sei der glücklichste Mensch unter der Sonne.

Liebster Freund, ich empfinde es immer mit dem tiefsten Mißmuth, daß wir nicht zusammen leben können. Wir beide sind Virtuosen auf einem Instrument das andre Menschen nicht anhören mögen und können, das uns aber tiefstes Entzücken bringt; und nun setzen wir uns jeder an eine einsame Küste, Du im Norden, ich im Süden und sind beide unglücklich, weil wir den Zusammenklang unsrer Instrumente vermissen und uns darnach sehnen. —

Nach diesem Adagio sollte billigerweise ein Scherzo folgen: hier hast Du eins. Vater Ritschl hat sich neulich ausführlich über Deinen Ὄνος ausgesprochen: natürlich hat er ihn im Manuscript gar nicht gelesen. „Das ist ein Academicus!“ sagte er und war ganz glücklich. Offenbar war seine Stimmung völlig umgeschlagen, er rühmte nicht nur die schöne μέθοδος und die ausgesuchte Gelehrsamkeit, sondern auch den geistreichen, weltmännischen Ton, mit dem sich jener Esel vernehmen läßt. Engelmann übrigens, jener ausgezeichnete Verleger und höchst achtbare Mensch, hat sich mehrfach angeboten, ja mir einen Besuch gemacht, so daß auch ich für meine Zukunftsschriften nicht erst nach Verlegern zu suchen habe. Hier, lieber Freund, haben wir beide einen guten Fang gethan.

Du hast übrigens einen Menschen glücklich gemacht, der heißt Wilhelm Roscher. Er sprang und jubelte und kam zu mir gelaufen, als er Deinen Brief bekam.

Zum Schluß noch ein guter Rath vom alten Ritschl. Hast Du nicht Lust, Dich in Göttingen (statt in Kiel) zu habilitiren? R<itschl> hält dies für sehr angethan, aus vielen Gründen.

Und so lebe wohl und verzeih dem Freunde, der sehr viel an Dich denkt und doch so selten schreibt. Ich bleibe noch bis zum 15ten März in Leipzig.

F. N.

[«]

626. An Wilhelm Vischer (-Bilfinger) in Basel

Leipzig 7 März. 1869.

Hochverehrter Herr Professor,

daß ich Sie von dem Empfange der Urkunden so spät benachrichtige, bedarf gewiß der Entschuldigung. Es war meine Absicht, Ihnen zugleich mit dieser Benachrichtigung mein Leipziger Doktordiplom zukommen zu lassen, aber ich hatte mich über die Zeit geirrt, in der dieses ausgefertigt sein könnte. Inzwischen habe ich mir erlaubt den zweiten Theil meiner Laertiana an Sie zu addressieren; da diese aber in der ersten Hälfte des Jahres 1867 geschrieben und in der zweiten der Redaktion des Rhein. Mus. übergeben wurden, so ist es nicht verwunderlich, wenn ich mich in manchen Punkten jetzt zu fortgeschrittneren Ansichten bekenne: nur, daß alle Hauptsachen bis jetzt für mein Urtheil Stand gehalten haben. —

Es ist mein Wunsch, mich in Basel etwas eingerichtet und eingelebt zu haben, bevor die tägliche Berufsarbeit beginnt, und deshalb halte ich es für sehr rathsam, in der Mitte des April dort einzutreffen. Ich habe Prof. Kiessling brieflich gebeten, mir über bestimmte Angelegenheiten der häuslichen Einrichtung usw. gefällige Mittheilung zu machen: und ich weiß Ihnen gewiß wärmsten Dank dafür, daß sich Ihre ausgezeichnete Theilnahme für mich selbst bis auf diese Dinge erstreckt.

Einen andern Punkt, den Sie berühren, habe ich mir lange überlegt. Schließlich werde ich doch meine preußische Heimatsberechtigung aufgeben müssen. Denn gesetzt auch, daß ich bei Einberufungen zum Waffendienst im Frieden jederzeit mit Erfolg reklamieren kann, so ist doch gegen die fatale Möglichkeit eines Krieges kein Kraut gewachsen; ich würde unwiderruflich als reitender Artillerist eingezogen werden. Unter diesen Verhältnissen halte ich es der Baseler Universität gegenüber für meine Pflicht, meine Thätigkeit an derselben nicht von Krieg und Frieden abhängig zu machen.

Ich verharre mit dem Ausdruck

hochachtungsvoller Ergebenheit

Friedr. Nietzsche
Pr. e. o.

[«]

627. An Tonndorf in Leipzig (Visitenkarte)

<Leipzig, vermutlich erste Märzhälfte 1869>

An Herrn Tonndorf.

Bitte, schicken Sie mir gefälligst eine Flasche Oppenheimer, sowie eine Flasche von Ihren besseren Rheinweinen, etwa zum Preise von 20 Srg.

Professor Dr. Friedrich Nietzsche.

[«]

628. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Leipzig, kurz vor dem 15. März 1869>

Liebe Mutter und Schwester,

auf fröhliches Wiedersehen am Montag. Zwar habe ich noch sehr viel zu thun und abzumachen, aber ich denke doch mit dem Nachmittagszuge Montag eintreffen zu können.

Ihr werdet hoffentlich nicht vergessen haben, daß ich vielerlei und höchst Dringliches noch zu arbeiten habe, bevor ich nach Basel abgehe. Darnach bemeßt, in wie weit ich gesellschaftlichen Ansprüchen nachkommen kann.

Die Nachforschungen nach einem Diener gebt auf. Es ist mir mit triftigen Gründen abgerathen worden.

Ich mache mir das Vergnügen Euch einen Gratulationsbrief eigner Art — zur Erheiterung mitzuschicken. An einer verständnißvollen Auslegung wird es ja nicht fehlen.

Mit den besten Grüßen
Euer Fritz.

[«]

629. An Wilhelm Vischer (-Heusler) in Basel

Naumburg a/S. 24 März 1869.

Sehr geehrter Herr Professor,

Kiessling, mit dem ich in diesen Tagen in Leipzig zusammengetroffen bin, hat mir gerathen, mich brieflich an Sie betreffs meiner Wohnung zu wenden. Darum schreibe ich heute, natürlich mit dem Vorbemerk, daß ich Ihnen von Herzen für jeden Schritt dankbar bin, den Sie in dieser Angelegenheit für mich thun.

Ich bin also Willens, nach Verabredung mit Kiessling, vom ersten Juli ab zu der ehemaligen Wirthin K<iessling>’s, Frau Vogler zu ziehen, insgleichen Schreibtisch und Bücherbrett — als welche Dinge K<iessling> in usum Delphinorum hinterlassen hat — zu übernehmen. Diese meine zukünftige Wohnung ist so viel ich weiß jetzt vermiethet; wenn die Vogler aber von meiner bestimmten Absicht erfährt, so will sie den jetzigen Miethern kündigen.

Jedenfalls also brauche ich eine provisorische Wohnung für die ersten drei Monate. Nun ist es meine Absicht, um die Mitte des nächsten Monates in Basel einzutreffen, und ich rechne, daß es nicht zu spät sein wird, wenn ich mich erst dann nach jenem Provisorium umsehe. Vielleicht darf ich mir dann erlauben, Ihre Unterstützung und Ihren Rath in dieser Angelegenheit mir abzubitten; inzwischen aber würden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie der Vogler eine gelegentliche Notiz über meine Absicht zukommen ließen.

Mit der Bitte Ihrem Herrn Vater bestens empfohlen zu werden

bin ich
Ihr ergebenster
F Nietzsche

[«]

---

630. An Unbekannt (Entwurf)

<Naumburg, März/April 1869>

ich bin betrübt, daß eine Unzahl von größeren und kleinen Geschäften, wie sie jeder Umzug mit sich bringt, mir die Möglichkeit abschnitt Sie noch einmal vor meinem Weggange nach Basel zu sehen. Es bleiben die beiden Möglichkeit<en>: daß Sie mich in Basel aufsuchen oder daß ich mir erlaube, in meinen Universitätsferien einmal über Leipzig zu kommen

[«]

---

631. An Wilhelmine Oehler in Halle

Naumburg am 11ten April. <1869>

Meine liebe Großmutter,

ich mache mir das Vergnügen Dir anbei mein Doktordiplom zu übersenden. Es Dir persönlich zu überbringen ist mir leider bei der Beschränktheit meiner Zeit und der Fluth eindringender Geschäfte unmöglich gewesen: und morgen bereits geht es fort in eine neue Welt, in einen schwierigen und anstrengenden Beruf, unter fremde und ungewohnte Menschen und Verhältnisse. Daß mich dahin Deine Wünsche begleiten und daß Du Dich recht von Herzen über die rasche und glückliche Beförderung Deines Enkels gefreut hast, weiß ich und nicht nur aus den Worten Deines letzten an mich gerichteten Briefes, für den ich Dir meinen besten Dank sage: bürgt mir doch eine längere Erfahrung dafür, daß Du warm und aufrichtig an meinem Wohl und Wehe theilnimmst. Hoffentlich höre ich in meinem neuen und entfernten Aufenthaltsorte immer nur das Beste von Deinem Befinden; mögen Deinem ehrenvollen Alter traurige Erfahrungen erspart bleiben, mögen alle Deine Angehörigen durch gegenseitige Liebe, Verträglichkeit und Anhänglichkeit Dir den Zoll von Pietät und Verehrung entrichten, den Du in so hohem Grade durch mühevolle und rastlose Thätigkeit für das Wohl Deiner Familie verdient hast. Mit diesem Wunsche bin ich jetzt wie ehedem

Dein getreuer
und dankbarer Enkel
Dr Nietzsche
Professor in Basel.

[«]

632. An Carl von Gersdorff in Berlin

<Naumburg, 11. April 1869>

Mein lieber Freund,

der letzte Termin ist herangekommen, der letzte Abend, den ich noch in der Heimat verlebe: morgen früh geht’s hinaus in die weite weite Welt, in einen neuen ungewohnten Beruf, in eine schwere und drückende Athmosphaere von Pflicht und Arbeit. Wieder einmal gilt es Abschied nehmen: die goldne Zeit der freien unumschränkten Thätigkeit, der souveränen Gegenwart, des Kunst- und Weltgenusses als unbetheiligter oder wenigstens schwach betheiligter Zuschauer — diese Zeit ist unwiederbringlich hinüber: jetzt regiert die strenge Göttin, die Tagespflicht. „Bemooster Bursche zieh’ ich aus“ Du kennst ja das ergreifende Studentenlied. Ja ja! Muß selber nun Philister sein! Irgendwo hat dieser Satz immer seine Wahrheit. Man ist nicht ungestraft in Amt und Würden — es handelt sich nur darum ob die Fesseln von Eisen oder von Zwirn sind. Und ich habe noch den Muth, gelegentlich einmal eine Fessel zu zerreissen und anderwärts und auf andre Weise das bedenkliche Leben zu versuchen. Von dem obligaten Buckel der Professoren spüre ich noch nichts. Philister zu sein, ἄνθρωπος ἄμουσος, Heerdenmensch — davor behüte mich Zeus und alle Musen! Auch wüßte ich kaum, wie ich's anstellen sollte, es zu werden, da ichs nicht bin. Einer Art des Philisteriums bin ich zwar näher gerückt, der species „Fachmensch“; es ist nur zu natürlich, daß die tägliche Last, die allstündliche Concentration des Denkens auf bestimmte Wissensgebiete und Probleme die freie Empfänglichkeit etwas abstumpft und den philosophischen Sinn in der Wurzel angreift. Aber ich bilde mir ein, dieser Gefahr mit mehr Ruhe und Sicherheit entgegen gehen zu können als die meisten Philologen; zu tief wurzelt schon der philosophische Ernst, zu deutlich sind mir die wahren und wesentlichen Probleme des Lebens und Denkens von dem großen Mystagogen Schopenhauer gezeigt worden, um jemals einen schmählichen Abfall von der „Idee“ befürchten zu müssen. Meine Wissenschaft mit diesem neuen Blute zu durchdringen, auf meine Zuhörer jenen Schopenhauerischen Ernst zu übertragen, der auf der Stirne des erhabnen Mannes ausgeprägt ist — dies ist mein Wunsch, meine kühne Hoffnung: etwas mehr möchte ich sein als ein Zuchtmeister tüchtiger Philologen: die Lehrergeneration der Gegenwart, die Sorgfalt für die nachwachsende Brut, alles dies schwebt mir vor der Seele. Wenn wir einmal unser Leben austragen müssen, versuchen wir es, dieses Leben so zu gebrauchen, daß andere es als werthvoll segnen, wenn wir glücklich von ihm erlöst sind.

Dir, theurer Freund, mit dem ich in vielen Grundfragen des Lebens eins bin, wünsche ich das Glück, das Du verdienst, mir Deine alte treue Freundschaft. Lebe wohl!

Friedrich Nietzsche Dr.

Ich danke Dir herzlich für Deine inhaltsreichen Briefe. Verzeih es meiner πολυπραγμοσύνη, wenn ich so spät danke. Wieseke habe ich brieflich gedankt

Adr.: Prof. Dr. Friedrich Nietzsche in Basel.

[«]

633. An Paul Deussen in Minden

<Naumburg, 11. April 1869>

Lieber Freund,

nehmen wir's denn nicht zu tragisch: es scheint ja kein Grund vorhanden zu sein. Aber der alte Euripides hat doch bei Dir mitunter Recht: „die Feder schreibt und das Deussenherz weiß nichts davon.“ Diese kleine heillose Feder hat nämlich eine Neigung zur Phrase und die Eitelkeit, von jenem Herzen mehr erzählen zu wollen als sie weiß und verantworten kann. Es ist offenbar eine Gänsefeder; ich würde sie stark verschneiden oder sie ganz wegwerfen und mich an eine andre gewöhnen. Sapienti sat.

Es ist spät Nachts, und morgen mit dem Morgengrauen geht es fort. Die Welt muthet mich fremdartig an, jene Welt, in die ich trete. Versuchen wir’s, wir beide, jeder an seinem Orte, jeder in seiner Weise zu athmen und uns an eine zeitweilig drückende Athmosphaere zu gewöhnen.

Beiläufig: Basel ist für Dich nicht unerreichbar, besonders für einen solchen Fußsoldaten, wie Du bist, der von Oberdreis nach Minden — horresco referens — wandelt, gleich als ob die Eisenbahnen noch nicht erfunden wären.

Das Buch, das Du letzthin mitzuschicken so freundlich warst, habe ich aufgenommen, wie es gegeben war, als ein Erinnerungszeichen an lange und schöne Tage, an Zeiten gemeinsamer Entwicklung, an die auch ich gern und dankbar zurückdenke. Wir werden’s ja auch noch zusammen aushalten, falls Du mich nämlich nicht zu oft durch solche impromptus, wie es das letzte war, erschreckst und irre machst.

Und so beginne Deinen Beruf, mit der Treue und Sorgfalt, die ich an Dir aus Deiner Schulzeit kenne, mit dem Hinblick auf ein Ideal, mit der Sehnsucht nach einer Verwirklichung desselben. Schließlich thun wir alle eins und wollen auch hoffentlich etwas Ähnliches. Ich wüßte keinen Grund muthlos zu sein. Man erträgt ja das Leben: was bedeutet dagegen ein Amt, eine Pflicht! Wird’s zu toll, nun dann nützt das alte Hausmittel: „man setzt sich auf den Zuschauerplatz und sieht die allerschönste Komödie.“ „Nicht nur zu handeln, anzuschauen sind wir da“ um einen schönen Sophoklesvers schlecht zu parodieren.

Adieu theurer Freund
Wie ehedem und immer
Dein alter Kamerad
Dr Friedrich Nietzsche
Prof. in Basel
dies ist
die Adresse.

[«]

1. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel, Spalenthorweg 2.
<20. April 1869>

Liebe Mutter und Schwester,

gestern vor acht Tagen bin ich von Naumburg abgereist und gestern in Basel angelangt. Der erste Tag brachte mich Abends gegen 11 nach Köln und war bei weitem der unausstehlichste, den ich bisher erlebt habe. Dienstag Abend fuhr ich nach Bonn hinüber und habe dort in angenehmster Weise den Mittwoch verlebt, alte Erinnerungsstätten aufsuchend und neue Bekannte findend. Den ganzen Donnerstag verbrachte ich auf dem Dampfschiff, bei herrlichem Frühlingswetter, landete spät Abends bei Bieberich, unweit Mainz und fuhr nach Wiesbaden mit der Eisenbahn. Dies habe ich mir am andern Tage angesehn, ohne mich zu sehr angezogen zu fühlen; Mittags fuhr ich nach Heidelberg und sah Abends in schönster Beleuchtung, in blühender Umgebung die berühmte Schloßruine. Dabei traf ich einige Leipziger Bekannte. Den Sonnabend blieb ich dort, in einem einfachen aber guten Gasthof und arbeitete an meiner Antrittsrede. Sonntag hatte ich vor nach Basel direkt zu fahren, als ich aber eine Viertelstunde vor Karlsruhe war, wurde ich umgestimmt. Es stiegen nämlich in mein Coupé einige junge Leute, die die „Meistersinger“ in Karlsruhe hören wollten. Dieser Lockung konnte ich nicht widerstehen: ich stieg aus, ließ mein Billet auch für den nächsten Tag als gültig erklären und erquickte mich Abends an einer vortrefflichen Aufführung dieser meiner Lieblingsoper. Dies war mein Abschied von deutschem Boden. Montag um 2 Uhr kam ich in Basel an und logirte mich in der „Krone“ ein.

Jetzt sitze ich nun bereits in der provisorischen Wohnung, die ich Euch nicht genauer schildern kann als es Vischer bereits gethan hat. Sie ist ziemlich häßlich, hat aber den Vorzug etwa 20 Schritt entfernt, meiner definitiven Wohnung schräg gegenüber zu liegen. Dagegen werde ich wohl mit dieser zukünftigen zufrieden sein dürfen: mindestens machen die Zimmer, die College Schönberg unter den für mich bestimmten Zimmern bewohnt, einen sehr angenehmen Eindruck. Nachmittags war ich beim Bibliothekar Vischer, der mich nachher auf Eisenbahn, Speditionsgeschäft und Post begleitete. Auf der Post hatte ich das Vergnügen Eure Briefe vorzufinden, mit den Volkmannschen Zeilen. Ich wünschte ich wäre erst eingerichtet und fühlte mich in alter gewohnter Thätigkeit. In den nächsten Tagen will ich daran gehen mich meiner 60 Visiten zu erledigen.

Ich esse bei Recher am Centralbahnhof, mit den Collegen Schönberg und Hartmann und zwei andern Herren. Ich bin überrascht durch die Güte der Speisen, die nichts von der Restauration an sich haben. Es giebt Suppe, Rindfleisch eine zweite Fleischspeise und Braten. Also bürgerlich.

Sehr vermisse ich an Ort und Stelle einen befreundeten Menschen. Wahrscheinlich weil ich's bisher anders gewohnt war. Doch geht's auch so. — Gustav Wilhelm Wenkel und Volkmann sagt meine besten Grüße. Heute nehmt fürlieb mit der Nachricht, daß ich glücklich hier angekommen bin, und es lernen muß, mich hier wohl zu fühlen.

Mit herzlichem Gruße

Euer Fritz

[«]

2. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Basel, Mai 1869>

Liebe Mutter,

ich schreibe in der Voraussetzung, daß unsre Lisbeth nun glücklich auf die Universität Leipzig übergesiedelt ist, und daß sie dort mit Vergnügen den weiblichen Studenten spielt. In Deiner Einsamkeit wirst Du wohl Verlangen tragen, etwas von uns zu hören. Was mich betrifft, so habe ich bis jetzt allen Grund mich hier wohl zu fühlen, aber die bestimmte Hoffnung, in einiger Zeit noch mehr eingewohnt und behaglicher zu leben. Jetzt giebt's zu viel Neues. Auch ist das ewige Bekanntwerden mit neuen Menschen mir schrecklich lästig. Ich bin mit meinen Visiten noch lange nicht zu Rande; aber schon erfolgt der Rückschlag, und um die Mittagsstunde bin ich vor meinen Collegen, den Rathherren und Stadträthen nicht sicher. Auch die Einladungen beginnen langsam. Über die Basler läßt sich viel sagen, aber wenig, das nicht Anlaß zu Mißverständnissen gäbe, wenn man die Leute nicht immer vor Augen hat.

Meine Vorlesungen halte ich jeden Wochentag Morgens um 7 Uhr. Die Schulstunden am Pädagogium machen mir ziemliches Vergnügen. Ich fand Deinen Brief zu meiner Freude gerade als ich aus meiner ersten Vorlesung kam.

Zunächst kommt mir die Thätigkeit noch etwas anstrengend vor. Auch muß ich mich erst an das Klima gewöhnen, es giebt hier viel Wind und viel Zahnschmerzen.

Mein Umgang beschränkt sich einstweilen auf meinen nächsten Nachbarn und baldigen Hausgenossen, den Professor Schönberg, einen Nationalökonomen der zu gleicher Zeit mit mir hierher berufen ist: der auch, ebenso wie College Hartmann, bei Recher am Centralbahnhof ißt.

Die Gegend ist übrigens bemerkenswerth schön und lockt nach allen Seiten hin zu den besten Ausflügen, in den Jura, in die Vogesen, in den Schwarzwald: alles in nächster Nähe.

Unser Gehalt wird verrückterweise halbjährlich gezahlt und zwar postnumerando am 1 Juli und am 1 Januar.

In der Mitte des Juli haben wir Ferien: aber ich weiß nicht, ob ich Euch rathen möchte, um diese Zeit hierher zu kommen. Ich bin hier noch zu wenig eingerichtet, zu wenig bekannt, und möchte Euch gern mit den Schneebergen bekannt machen, nachdem ich selbst einige Erfahrung in ihnen habe. Jetzt fehlt es mir aber an aller Zeit, und speziell die Ferien werde ich der Vorbereitung widmen müssen.

Indessen darüber bekommst Du noch nähere Nachricht.

Briefe hierher haben mir Ritschl geschrieben, ebenso Deussen, Romundt, der Lieutnant Hempel und der gute Zarnke, der seine Photographie mitschickte.

Lebe wohl und erfreue mich bald wieder mit Nachricht. Es fällt mir ein, noch nicht gemeldet zu haben, daß alles auf das Beste gepackt bei mir angekommen ist: daß aber die Kosten für die Leipz. Kiste bedeutend waren. Bestelle mir doch schleunigst bei Haverkamp einen schwarzen Rock zu Visiten. Man trägt hier nie einen Frack.

Dein Fritz.
Spalenthorweg
2.

[«]

3. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Basel 10 Mai 1869.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

Sie werden gewiß gerne hören, daß es mir hier wohl geht, und daß dem nach die guten Wünsche Ihres Briefes, der mich hier bald nach meinem Eintreffen überraschte, zeitig anfangen in Erfüllung zu gehn. Einstweilen wenigstens ist mir alles neu genug, um auch amüsant zu sein (N B. doch nicht alles: zB. nicht die ungefähr 50 Visiten mit rückwirkender Kraft und die ewigen neuen Gesichter und Bekanntschaften) Daß ich genug zu thun habe, um mich nicht zu langweilen, ersehen Sie aus folgendem Überblick. Jeden Morgen der Woche halte ich um 7 Uhr meine Vorlesung und zwar die drei ersten Tage über Geschichte der griechischen Lyrik, die drei letzten über die Choephoren des Aeschylus. Der Montag bringt das Seminar mit sich, das ich für meinen Theil ungefähr nach Ihrem Schema eingerichtet habe: Vischer macht Anstalten, bald einmal von der Direktion desselben zurückzutreten. Gerlach präparirt sich zu seinen Seminarübungen nicht. — Dienstag und Freitag habe ich am Paedagogium zweimal zu unterrichten, Mittwoch und Donnerstag einmal: dies thue ich bis jetzt mit Vergnügen. Bei der Lektüre des Phaedo habe ich Gelegenheit meine Schüler mit Philosophie zu inficieren; durch die hier unerhörte Operation der Extemporalia wecke ich sie sehr unsanft aus ihrem grammatikalischen Schlummer. In meinen Vorlesungen habe ich sieben Mann, womit man mich hier zufrieden zu sein heißt. Die Studenten sind durchweg fleißig, schlingen unsinnig viel Vorlesungen in sich hinein und kennen den Begriff des Schwänzens kaum vom Hörensagen. — Über die Basler und ihr aristokratisches Pfahlbürgerthum ließe sich viel schreiben, noch mehr sprechen. — Vom Republikanismus kann einer hier geheilt werden. —

Um schließlich auf die Theognidea zu kommen: so ist es mir eigentlich verdrießlich, den alten Leutsch, der offenbar keine rechte Lust hat mit den Papierchen herauszurücken, brieflich anzugehen: aber es soll nächstens doch geschehen. Eine Einsicht in jene Papiere wird mich zur Entscheidung bringen, ob ich nicht doch die ganze Arbeit dem bewußten Dr Fritzsche überlasse. Wenn ich nur irgendwie wüßte, was dieser eigentlich im Schilde führt. Ich fände es seinerseits sehr vernünftig und auch ganz schicklich, wenn er einmal an mich schriebe.

Mit dem Wunsche bei Ihnen, verehrter Lehrer, in gutem Andenken zu bleiben und der Notiz, daß ich nächstens mir als besonderes ἥδυσμα eines schönen Nachmittages gönnen werde Ihrer Frau Gemahlin zu schreiben

bin ich Ihr
ergebenster
Friedr. Nietzsche.

[«]

4. An Richard Wagner in Tribschen

Basel am 22 Mai 1869.

Sehr verehrter Herr,

wie lange habe ich schon die Absicht gehabt, einmal ohne alle Scheu auszusprechen, welchen Grad von Dankbarkeit ich Ihnen gegenüber empfinde; da sich thatsächlich die besten und erhobensten Momente meines Lebens an Ihren Namen knüpfen und ich nur noch einen Mann kenne, noch dazu Ihren großen Geistesbruder Arthur Schopenhauer, an den ich mit gleicher Verehrung, ja religione quadam denke. Ich freue mich, Ihnen an einem festlichen Tage dies Bekenntniß ablegen zu können und thue dies nicht ohne ein Gefühl des Stolzes. Denn wenn es das Loos des Genius ist, eine Zeitlang nur paucorum hominum zu sein: so dürfen doch wohl diese pauci sich in einem besonderen Grade beglückt und ausgezeichnet fühlen, weil es ihnen vergönnt ist, das Licht zu sehen und sich an ihm zu wärmen, wenn die Masse noch im kalten Nebel steht und friert. Auch fällt diesen Wenigen der Genuß des Genius nicht so ohne alle Mühe in den Schooß, vielmehr haben sie kräftig gegen die allmächtigen Vorurtheile und die entgegenstrebenden eignen Neigungen zu kämpfen; so daß sie, bei glücklichem Kampfe, schließlich eine Art Eroberungsrecht auf den Genius haben.

Nun habe ich es gewagt, mich unter die Zahl dieser pauci zu rechnen, nachdem ich wahrnahm, wie unfähig fast alle Welt, mit der man verkehrt, sich zeigt, wenn es gilt, Ihre Persönlichkeit als Ganzheit zu fassen, den einheitlichen, tiefethischen Strom zu fühlen, der durch Leben Schrift und Musik geht, kurz, die Athmosphäre einer ernsteren und seelenvolleren Weltanschauung zu spüren, wie sie uns armen Deutschen durch alle möglichen politischen Miseren, durch philosophischen Unfug und vordringliches Judenthum über Nacht abhandengekommen war. Ihnen und Schopenhauer danke ich es, wenn ich bis jetzt festgehalten habe an dem germanischen Lebensernst, an einer vertieften Betrachtung dieses so räthselvollen und bedenklichen Daseins.

Wie viele rein wissenschaftlichen Probleme sich mir durch den Hinblick auf Ihre so einsam und merkwürdig dastehende Persönlichkeit allmählich erklärt haben, möchte ich Ihnen lieber einmal mündlich sagen, wie ich es auch gewünscht hätte, alles was ich eben geschrieben habe, nicht schreiben zu müssen. Wie gern würde ich an dem heutigen Tage in Ihrer See- und Bergeinsamkeit erschienen sein, wenn nicht die leidige Kette meines Berufes mich in meiner Basler Hundehütte zurückhielte.

Schließlich habe ich noch die Bitte auszusprechen, der Frau Baronin von Bülow bestens empfohlen zu werden und mich selbst zeichnen zu dürfen

als Ihren treusten
und ergebensten Anhänger und Verehrer

Dr Nietzsche
Prof. in Basel.

[«]

5. An Elisabeth Nietzsche in Leipzig

<Basel, 29. Mai 1869>

Liebe Lisbeth,

später als ich wünschte finde ich Zeit und Gelegenheit Dir für Deinen Brief zu danken und Dir etwas Näheres über meine hiesigen Erfahrungen mitzutheilen. Zuerst hat es mich gefreut, daß Du Dich in Leipzig doch nicht unbequem fühlst und vielleicht doch den Nutzen und das Vergnügen finden wirst, auf das Du gehofft hast. Immerhin ist es eine aufrüttelnde und neue Anschauungen bietende Abwechslung, gegenüber dem trägen Pulsgange des Naumburger Lebens. An das Haus und die inneren Verhältnisse der Familie B<iedermann> wirst Du Dich, wie es scheint, gut gewöhnen; ich stand immer in einiger Entfernung, so daß ich mit den Launen und gelegentlichen Verstimmungen einzelner Familienmitglieder nichts zu thun gehabt habe. Beiläufig gesagt: dem Dienstmädchen habe ich zu Weihnachten 2 Thaler und bei meinem Weggange 3 Thaler gegeben: sonst nichts. Dies verpflichtet Dich zu nichts. —

Mache mir doch bald einmal das Vergnügen, recht viel über Leipziger Zustände, auch über die einzelnen Personen, die mich angehen zu schreiben und grüße in meinem Namen alle „wen Du nur immer Lust hast darauf hin anzureden. Der Frau Brockhaus erzähle, daß ich ihren Bruder Richard Wagner am Pfingstmontag besucht habe und einen sehr angenehmen Mittag und Nachmittag mit ihm und Frau v. Bülow verlebt habe. Tribschen ist ein allerliebstes Landhaus am Vierwaldstätter See, ½ Stunde von Luzern. Vorigen Freitag bekam ich eine Einladung seinen Geburtstag (22 Mai) dort zu verleben und auch dort zu logieren, konnte aber leider nicht aus Professorenverpflichtungen usw.

Ich bin also seit Anfang Mai in voller Thätigkeit an Universität und Pädagogium, habe aber erst gestern meine Antrittsrede gehalten „über die Persönlichkeit Homers“ in der großen Aula des Museums, vor einem vollen Auditorium. Meine Vorlesungen habe ich für alle Wochentage auf die Morgenstunde von 7—8 verlegt, und bin mit dieser Art von Thätigkeit zufrieden; auch gewöhnt man sich an den Übelstand, 8 Zuhörer zu haben, in Anbetracht daß es die gesammte Philologenschaft ist und sogar noch ein Theologe. In der Schule habe ich Vergnügen an einer verständigen Klasse und bilde mir ein, zum Schulmeister zwar nicht geboren, aber doch auch nicht verdorben zu sein.

Unsre Mittagstafel haben wir, nämlich 3 Collegen, bei Recher am Centralbahnhof: auch ißt ein Bekannter Biedermanns, ehemaliger Weimarischer Offizier und Redakteur, Hr v. Göckel mit uns. Viele Einladungen selbstverständlich, beispielsweise zu Sonntag, Dienstag, Mittwoch Donnerstag in nächster Woche. Eine sehr angenehme deutsche Familie die des Direktor der sämmtlichen Versicherungsgesellschaften Gerkrat; sodann die vom Rathsherrn Vischer. Bei letzterem habe ich Zutritt zu den bewußten Familienabenden alle Dienstage. Neulich haben wir dort ein großes deutsches Zauber und -Gartenfest gefeiert und schließlich schwarzen Peter und Schreibespiele gespielt: Publikum lauter Professoren und eine Menge Damen. Auch eine Generalin von Hardegg (Gatte Gouverneur des Königs von Würtenberg), die mir warme Grüße von Fr. von Grimmenstein brachte. — Ich habe einen prachtvollen Flügel gemiethet (und billig) Mein näherer Umgang ist Jakob Burkhardt, bekannter Aesthetiker und Kunsthistoriker und geistvoller Mensch: frage Biedermannen. — Mit den besten Grüßen und Wünschen von

Deinem Bruder.

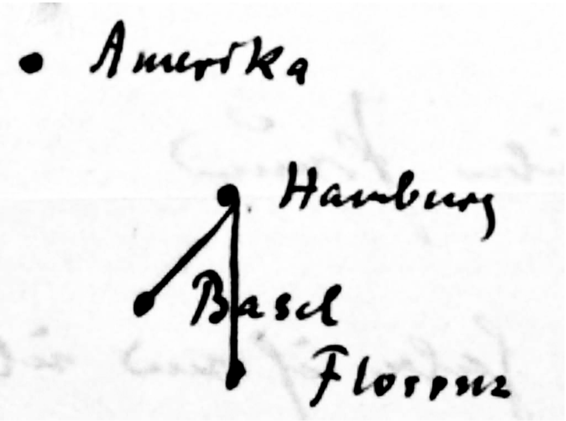
[«]

6. An Erwin Rohde in Italien

<Basel, 29. Mai 1869>
Adr. Prof Dr Nietzsche
Basel
Spalenthorweg
2.

Mein lieber Freund

heute endlich habe ich mir überlegt, daß es doch eine Art giebt Dich brieflich zu erreichen, ohne Deinen Aufenthalt durch einen Steckbrief der kön. italienischen Regierung ermitteln zu lassen: obwohl ich auch schon an diesen Gewaltakt gedacht habe. Ein Brief, den ich nach Florenz richtete (libreria Loescher) und an die Addresse des Dr. Wilmanns, ist ohne Antwort geblieben: besagter Dr. sollte mir nämlich Deine Existenz sicherstellen und überhaupt etwas von Dir erzählen: was er aber frevelhafter Weise, nicht gethan hat. Also schreibe ich heute an Deine Frau Mutter und schicke diesen Brief mit, der nun allerdings eine Reise fast so weit wie Amerika machen muß: was ich durch folgendes Stemma verdeutlichen kann



Wir hätten uns mit Leichtigkeit noch vor unserer gemeinsamen Abreise in Leipzig treffen können: wenn das Glück uns holder war. Denn wir sind thatsächlich an jenem Morgen, als Du von Leipzig fort fuhrst, aneinander vorbeigefahren, da ich denselbigen Morgen nach Leipzig reiste.

Hier nun in Basel, um Vergangnes vergangen sein zu lassen, ist alles im besten Zuge. Collegien alle Morgen um 7 Uhr (über Aesch. Choephoren und Geschichte der griech. Lyrik), alle Montag Seminar, alle Tage ein oder zwei Schulstunden. Ich lese am Pädagogium mit einer verständigen Klasse Plato und führe die glücklichen Bengels an milder Hand auf die philosophischen Fragen hin: dh. nur, um ihnen Appetit zu machen. Auch habe ich zu meiner Beschwerde doch zum erheblichen Nutzen der grammatischen Kenntnisse das griechische Extemporale eingeführt. Gestern hielt ich vor ganz gefüllter Aula meine Antrittsrede, und zwar „über die Persönlichkeit Homers“, mit einer Menge von philosophisch-aesthetischen Gesichtspunkten, die einen lebhaften Eindruck hervorgebracht zu haben scheinen. Mein Umgang zählt jetzt eigentlich nur nach Namen, nicht nach Personen: jeder Tag führt mir eine Masse neuer Visagen zu, die ich merken soll und muß — pro dolor. Nähere Beziehungen habe ich von vorn herein zu dem geistvollen Sonderling Jakob Burkhardt bekommen; worüber ich mich aufrichtig freue, da wir eine wunderbare Congruenz unsrer aesthetischen Paradoxien entdecken.

Sehr glücklich bin ich aber vornehmlich darüber, daß ich mit Richard Wagner auf das allerbeste bekannt geworden bin und am zweiten Pfingsttage einen Mittag und Nachmittag auf seine Einladung in seinem allerliebsten Landhause zugebracht habe, zusammen auch mit der gescheuten Fr. von Bülow (Liszts Tochter) Letztere lud mich neulich auch zu Wagners Geburtstag ein, um ihm eine Überraschung zu machen: leider mußte ich ‚nein‘ sagen, als Docent, nach dem Standpunkte der Tugend. W. ist wirklich alles, was wir von ihm gehofft haben: ein verschwenderisch reicher und großer Geist, ein energischer Charakter und ein bezaubernd liebenswürdiger Mensch, von dem stärksten Wissenstriebe usw. Ich muß ein Ende machen: sonst singe ich einen Päan.

Alles was ich Dir heute schreibe ist eigentlich nur äußerliches statistisches Material: aber wie viel durchlebt man innerlich, wenn man so in das Leben hineingeworfen wird, wie es mein Schicksal will. — Ich habe neulich einmal den Verwegnen Wunsch gehabt, Du möchtest Dich hier habilitieren: verlangt wird von Dir eine Antrittsrede und Einreichung Deiner Arbeiten (Hast Du meine Ὄνοςanzeige im Centralblatt gelesen?)

Adieu theuerster Freund.

F. N.

[«]

7. An Franziska Nietzsche in Oelsnitz

<Basel, Mitte Juni 1869>

Liebe Mutter

nun laß Dir wieder einmal etwas erzählen von Deinem Sohne dem freien Schweizer, und zwar nur Angenehmes und Erfreuliches, eitel „Milch und Honigseim“: ein Gleichniß, das uns unsre Schweizer Frühstückssitte ganz besonders nahe bringt. Freilich ist es ein recht verändertes Leben, das ich hier lebe; nichts mehr von jener souveränen Disposition, von der Verachtung des Tages und der Woche. Vielmehr empfinde ich recht deutlich, wie auch die erwünschteste Thätigkeit, wenn sie „amtlich“ und „berufsmäßig“ betrieben wird, eine Fessel ist, an der unser einer mitunter ungeduldig zerrt. Und dann beneide ich meinen Freund Rohde, der in der Campagna und Etrurien umherschweift, frei wie das Wüstenthier. Am lästigsten wird mir wie Du Dir denken kannst, die greuliche Masse der „geehrten“ Collegen, die sich pflichtmäßig bemühen, mich Abend für Abend einzuladen: so daß ich bereits erfinderisch bin, in geschickter Art Einladungen abzulehnen. Im Übrigen sind die Leute mir wohlgesinnt. Und wer mit einiger Verstimmung meine Ankunft an Ort und Stelle aufgenommen hat, hat sich jetzt entweder ins Unvermeidliche gefügt oder auch bei näherer Bekanntschaft mit mir den Grund seiner Verstimmung gehoben gefühlt. Besonders wichtig nach dieser Seite war meine Antrittsrede, die ich vor ungewöhnlich angefüllter Aula kürzlich erst gehalten habe und zwar „über die Persönlichkeit Homers.“ Durch diese Antrittsrede sind die Leute hier von Verschiedenem überzeugt worden, und mit ihr war meine Stellung, wie ich deutlich erkenne, gesichert. — Ich würde noch viel zufriedner sein, wenn ich meinen Freund Rohde hier hätte: denn es ist lästig sich wieder einen intimen Freund und Berather anschaffen zu müssen, als Hausbedarf.

Sonst habe ich Dir wohl schon den Collegen Burkhardt bezeichnet, einen geistvollen Kunsthistoriker, und ebenso den Nationalökonomen Schönberg, als umgangswerthe Menschen.

Von äußerster Wichtigkeit ist aber, daß ich ja den ersehntesten Freund und Nachbar in Luzern habe, zwar nicht nahe genug, aber doch immer nur so weit, daß jeder freie Tag zu einer Zusammenkunft benutzt werden kann. Dies ist Richard Wagner, der als Mensch durchaus von gleicher Größe und Singularität ist, wie als Künstler. Mit ihm und der genialen Frau von Bülow (Tochter Liszt’s) zusammen habe ich nun schon mehere glückliche Tage verlebt, zB. die letzten wieder, Sonnabend und Sonntag. Wagner’s Villa, am Vierwaldstätter See gelegen, am Fuße des Pilatus, in einer bezaubernden See- und Gebirgseinsamkeit, ist wie Du Dir denken kannst, vortrefflich eingerichtet: wir leben dort zusammen in der angeregtesten Unterhaltung, im liebenswürdigsten Familienkreise und ganz entrückt von der gewöhnlichen gesellschaftlichen Trivialität. Dies ist für mich ein großer Fund.

Soviel für heute. Ich werde Dir sehr dankbar sein, wenn Du mich bald wieder durch einen Deiner inhalt- und liebereichen Briefe über Dein Befinden, und über alles was mich angeht benachrichtigst: denn ich lebe wie auf einer Insel. Meinen lieben Verwandten, in deren Mitte Du lebst, meinen besten Gruß, insgleichen dem Vetter Rudolf. Ich erwarte eine Notiz über Lisbeth’s Geburtstagswünsche.

F. N.

[«]

8. An Erwin Rohde in Rom

<Basel, 16. Juni 1869>

Theuerster Freund,

vielleicht hast Du meinen Brief, allerdings nach ungeheuren ambagibus, schon erhalten: trotzdem fühle ich das stärkste Bedürfniß, Dir schnell noch ein zweites Lebens- und Liebeszeichen zu geben, zugleich als Dank für Deinen mich so heimatlich und vertraut berührenden Brief. Es tritt allmählich das ein, was ich von Anfang an sicher erwartete: ich fühle mich unter der Masse meiner geehrtesten Collegen so recht fremd und gleichgültig, daß ich bereits mit Wollust Einladungen und Aufforderungen aller Art, wie sie täglich einlaufen, zurückweise. Selbst die Genüsse von Berg Wald und See werden mir gelegentlich verdorben durch die plebecula meiner Amtsgenossen. Darin stimmen wir also wieder einmal überein: wir können die Einsamkeit vertragen, ja wir lieben sie. Und wenn wir beide zusammen sind, so ist dies ja eigentlich keine Zweiheit, sondern die wahre und echte Monade: dann sind wir erst recht einsam und abgeschnitten von aller zudringlichen Welt. — Ich sinne immer über Möglichkeiten nach, wie ich's nur mache, Dich in die Nähe Basels zu bringen. Wenn ich den Zustand der hiesigen Philologie ansehe, so fühle ich, daß alsbald ein neuer Lehrer hier nöthig sein wird. Vischer liest im nächsten Semester nur ein zweistündiges Colleg: das heißt: er liest überhaupt zum letzten Male, da ihm seine „Ministerialgeschäfte" keine Zeit lassen. Gerlach bringt auch höchstens ein zweistündiges Colleg zusammen und ist sehr alt. Mähly liest, nach Anwendung aller möglichen Zwangsmittel, endlich einmal, aber auch nur zweistündig. Du siehst hieraus, daß schon jetzt alle Arbeit mir überlassen wird: wie dies auch die hiesigen Philologiestudenten fühlen. Nun könnte ja angemessner Weise einmal der alte Gerlach absterben: auf diese Möglichkeit baue ich meine Hoifnungen. Hast Du nicht Gelegenheit Dich dem vortrefflichen höchst ehrenwerthen Vischer bekannt zu machen? Z.B. ihm eine archäologische Mittheilung zu machen: etwa über einen neuen Fund, den die Baseler schleunigst ankaufen können, wie zB. den Steinhäuserschen Apollokopf. À propos: erkundige Dich doch einmal gefälligst bei Steinhäuser, wo denn der Herakleskopf bliebe, auf den wir hier mit Schmerzen warteten. Erfährst Du über sein Verbleiben Details, so schreibe sie doch direkt dem Rathherrn W. Vischer (dies seine Adresse) und gieb als Veranlassung nur an, daß ich mich bei Dir in seinem Namen erkundigt habe.

Ich bitte Dich, nicht über alle diese Propositionen zu lachen: es liegt mir unglaublich viel daran, Dich hierher zu bekommen. Anbei die Bemerkung, daß Ritschl hier bei Vischer allmächtig ist und über mich damals einen wirklich fabelhaften Brief geschrieben hat. Du kannst Dir vorstellen, daß dieser Brief von vorn herein meine Stellung etwas schwierig machte: indessen hoffe ich, mich durch meine Antrittsrede leidlich eingeführt zu haben, nämlich mit entschiedenster

Ausprägung der Individualität. Thema: „die Persönlichkeit Homers.“ Ganz gefüllte Aula.

Neulich habe ich indiskreter Weise eine schöne Stelle aus Deinen früheren Briefen über Wagner ihm selber vorgelesen: er war sehr gerührt und hat sich eine Abschrift ausgebeten.

Mache ihm (und mir) doch bald das Vergnügen und schreibe ihm einen recht ausführlichen Brief. Du bist ihm durchaus kein Unbekannter mehr. Seine Adresse: „Herrn Richard Wagner, in Tribschen bei Luzern.“ Ich habe neulich wieder zwei Tage bei ihm logirt und mich erstaunlich erquickt gefühlt. Er macht alles wahr, was wir nur wünschen konnten: die Welt kennt gar nicht die menschliche Größe und Singularität seiner Natur. Ich lerne sehr viel in seiner Nähe: es ist dies mein praktischer Kursus der Schopenhauerschen Philosophie. — Die Nähe Wagners ist mein Trost.

Bis jetzt habe ich Dich um zwei Briefe gebeten, an Vischer und an Wagner. Jetzt kommt noch ein ganz persönlicher Wunsch. Auf Deiner Rückreise kommst Du doch gewiß nach Florenz: kannst Du mir nicht eine Collation von dem certamen Hesiodi et Homeri machen? Einen Text findest Du in älteren Hesiodausgaben, auch bei Göttling, dann bei Westermann.

In Neapel, wie ich mich aus einem Privatgespräch mit Tischendorf erinnere, existirt ein noch ungelesener Palimpsest. Willst Du Dir ihn nicht aufsuchen? — Vielleicht beschreibst Du mir auch einmal den dortigen Laertiuscod. saec. XII: eine Collation bekomme ich von Wachsmuth falls ich nämlich, wie wahrscheinlich ist, doch noch der futurus editor Laertii bin. Usener nämlich und ich beabsichtigen ein philosophie-historisches corpus, an dem ich mit Laertius, er mit Stobaeus, Pseudoplutarch usw. participire. Dies sub sigillo. —

Kannst Du nicht gelegentlich etwas nach der alten vorambrosianischen Laertiusübersetzung spüren, welche Rose nicht gefunden hat, die aber doch wohl noch existiert? —

Beiläufig: der dumme Christoph Ziegler, den ich wegen seiner Theognisausgabe etwas gezüchtigt habe, hat sich zu vertheidigen gesucht, in einem Inserate der Fleckeisenschen Jahrbücher. Antwort darauf ist unnöthig, ist aber schon von Hink in dem Leutsch’schen Anzeiger gegeben worden.

Kennst Du denn die neuen famosen plautinischen Excurse von Ritschl? — Ist denn Deine Polluxarbeit noch nicht gedruckt? Was hat denn unser Röscher eigentlich für litterarische Pläne in Italien? Romundt hat eine „grammatisch-philosophische” Dissertation geschrieben über λέγω etc. Der kleine Kinkel, in Zürich „das Wurm“ genannt spielt dort, wie es scheint, eine klägliche Rolle, hat sich aber verlobt heu heu! Doch ich bin ja in den Lucian-Müllerschen Sammelsurienstil verfallen: verzeihe mir, aber ich bilde mir ein daß Du gar nichts von unsrer hyperboreischen Welt zu hören bekommst.

Schließlich zu Deinem Erstaunen die Ankündigung meiner Wintercollegien: Lateinische Grammatik. Geschichte der vorplatonischen Philosophie, mit Interpretation ausgewählter Fragmente. Im Seminar Hesiods Ἔργα.

Ist das nicht fabelhaft?

Und so lebe wohl, theuerster Freund, stärke Dir Herz und Auge für eine lange Zeit, die Du wieder im nebligen Deutschland verbringen wirst: falls Du nicht vorziehst freier Schweizer zu werden, wie Dein

treuster Freund
F Nietzsche

Bringe Röscher meine besten Grüße!

[«]

9. An Elisabeth Nietzsche in Leipzig

<Basel, Ende Juni/Anfang Juli 1869>

Liebe Lisbeth,

kaum weiß ich noch, ob dieser Brief Dich noch auf Deiner Studienreise nach Leipzig antrifft; jedenfalls wird er Dich erreichen, um Dir zu sagen, daß ich mich über Deinen letzten spezifisch Leipzigerischen Brief, der nach Rosenthal und Kintschy duftete, sehr gefreut habe. Im Ganzen bist Du ja jetzt recht eingeweiht in meine Leipziger Vergangenheit und scheinst ja ähnlich befriedigt zu sein, wie ich es war. Das Unglück, daß die Frau Biedermann Dir nicht gefällt, ist noch zu ertragen: eine sehr gemüthvolle Athmosphaere ist nicht um sie herum, aber sie ist durchaus brav und leistet schließlich mehr als die ewig lachenden Weiberchen.

Besonders angenehm ist mir aber, daß Du auch mit der Ritschl bekannt geworden bist: nun hast Du doch einmal ein Beispiel andrer Art, als in der Naumburger Gesellschaft für mustergiltig gehalten wird. Überhaupt wird Dir jene ganze Gesellschaft doch nachgerade etwas engherzig und beschränkt erscheinen.

Über die Photographie der Großfürstin habe ich mich in sofern gewundert, als sie viel zu jung auf ihr aussieht, als sie doch nach Menschenermessen sein kann.

Aber die Hofphotographen sind schreckliche Lügner. Wenn Du sie übrigens noch einmal siehst, so lege ihr meinen Dank „unterthänigst“ vor die Beine.

Zunächst aber bitte ich Dich, mir recht bald einmal dh. sehr bald, in den nächsten Tagen, zu schreiben und mir die Wünsche Deines Herzens für bevorstehenden hohen Geburtstag zu bezeichnen.

Übrigens bin ich seit gestern Mittag in meiner neuen Wohnung und habe meine scheußliche Höhle verlassen, bei leidlichem Wetter. Bisjetzt aber haben wir Novemberkälte und fast fortwährenden Regen, mit Ausnahme weniger Tage, gehabt. Der edle Beruf ist übrigens doch etwas angreifend; Abends und speziell Sonnabends bin ich immer recht erschöpft. — Briefe habe ich neuerlich bekommen von Rohde aus Rom, von Gersdorff aus Berlin, von Romundt aus Leipzig, von Wagner aus Tribschen. Bei letzterem habe ich wieder ein paar sehr schöne Tage verbracht, zu meiner innerlichen Erbauung. Zu seinem Geburtstag war ich von Frau von Bülow eingeladen, konnte aber der Amtsgeschäfte wegen nicht kommen. — Ja ein Amt! ein wunderliches Ding!

Beiläufig: ich habe seit längerer Zeit an unsre Mutter geschrieben, aber noch keine Antwort bekommen: sollte folgende Adresse nicht richtig sein „per adr. Herrn Diakonus Schenkel in Planitz bei Zwickau“.?

Was denkst Du denn betreffs der Schweizerreise in diesem Jahre? Aus vielen Gründen ist es aber gerathener, wenn ihr einzeln kommt. Schreibe mir doch einmal Deine Meinung darüber.

Dein getreuer Bruder

Grüße nach allen Seiten! An Windisch usw.

[«]

10. An Paul Deussen in Minden

<Basel, Juli 1869>

Lieber Freund,

immer noch nicht habe ich Deinen liebenswürdig treuherzigen und behaglichen Brief beantwortet: das fiel mir eben, als ich ihn wieder einmal las, schwer auf die Seele, zugleich mit der Mahnung, daß Du eine Art von Recension über Deine Schrift von mir verlangt hast, während ich sie bis jetzt immer nur durchblättert und angelesen und letzthin zum Buchbinder geschickt habe. Aber nur Geduld! Wenn ich erst meine Vorlesung über Plato lese — und das geschieht in einem der nächsten Semester — dann soll sie auf das ehrlichste berücksichtigt werden. Inzwischen habe ich mich am hübschen Latein, gelegentlichen Bemerkungen und der glänzenden Ausstattung gefreut, wie sie so ein Schooßkind gewiß verdient hat. Unter anderen Umständen würde ich mit dem Werke eines Freundes eine intimere Bekanntschaft so gleich angebahnt haben — aber welch ein Tyrann ist so ein Amt, noch dazu ein so junges, da bekanntlich

ἅπας δὲ τραχύς, ὅστις ἂν νέον κρατῇ.

Doch Du wirst gern etwas näheres hören wollen von diesem Amte und so laß Dir denn erzählen. Die ganze Sache, um die Hauptsache vorweg zu sagen, paßt mir auf den Leib, wie angegossen, ja ich bin ganz offenbar in dem mir natürlichen Element, darüber habe ich keinen Zweifel. Doch wird es noch eine Zeit dauern, bis die Natur sich ganz und vollständig an diese Thätigkeit gewöhnt hat: einstweilen fühle ich mich häufig sehr angegriffen. Jedenfalls habe ich mir für das erste Semester viel zugemuthet: vor allem zwei neue Collegien, zu denen ich mich immer von Tag zu Tag vorbereiten muß, so daß ich etwas von der Hand in den Mund lebe. Sonst gefallen mir diese beiden — Geschichte der Lyrik mit Interpretation und Aeschylus' Choephoren — recht wohl, und ich bilde mir ein, meinen Zuhörern viele schöne und neue Dinge mitzutheilen. Auch die Thätigkeit im Seminar erscheint mir ziemlich fruchtbringend. Für nächstes Semester habe ich lateinische Grammatik angekündigt, sowie Geschichte der vorplaton. Philosophen (mit Interpretation ausgewählter Fragmente.)

Meine Antrittsrede, die ich in einem ganz gefüllten großen Saal gehalten habe, handelte über die Persönlichkeit Homers.

Am Pädagogium lese ich Plato's Phaedon und lasse fleißig nach Pförtner Sitte Docimastika schreiben. Schließlich kann ich doch noch einen leidlichen Schulmeister vorstellen. Wer hätte das gedacht?

Wenn Du mich einmal besuchst — auf einer Schweizerreise, wie ich es mir ausgedacht habe — so wirst Du finden, daß ich gut eingerichtet bin und mich hier wohl fühlen kann. Freilich fehlt es mir noch an intimen Freunden. Dagegen bin ich so glücklich Richard Wagner in der Nähe zu haben, und bei ihm, in seiner reizenden Villa am Vierwaldstätter See immer die gastlichste Aufnahme zu finden. Von meinen Collegen stehen mir Jakob Burkhardt, der Kunsthistoriker und der Nationalökonom Schönberg am nächsten. Rohde schreibt mir viel aus Italien, Gersdorff aus Berlin: und aus Minden bald einen Brief zu bekommen würde mich sehr erfreuen.

Adieu, bester Freund.

Fr. N.

[«]

11. An Wilhelm Pinder in Naumburg

<Basel, 4. Juli 1869>

Lieber Wilhelm,

das erste Lebenszeichen, das Du von mir aus Basel erhältst, wird nun gar zu einem Geburtstagsbrief. Da sieht man, welchen demoralisirenden Einfluß so ein Amt hat: man lernt seine heiligsten Pflichten, die Freundschaftspflichten, zu vernachlässigen. Heute aber, als ein Blick auf den Kalender mir mein begangnes Unrecht vor Augen führte, drängt es mich, von Dir Absolution zu erbitten, die ich natürlich am liebsten mündlich und personaliter zu haben wünsche, eingedenk nämlich jener feierlichen Rütliscene auf dem Naumburger Straßenpflaster und des dort gegebnen gegenseitigen Versprechens, baldigst wieder in Basel zusammenzutreffen und zwar zum Zwecke eines guten Frühstücks und andrer ernster Dinge.

Auf diese erquickliche Aussicht wollen wir heute, ein jeder im Weine seiner Heimat, bei Tische anstoßen.

Ich sollte denken, daß Dir nach den Stürmen und Aufregungen Deines Berufes häufig die Sehnsucht kommen müßte, seitab von Mördern und andern Strolchen einmal in einem Alpenthale etwas Dich auszuruhen. Solche Pläne mußt Du mir aber immer zuerst mittheilen: denn ich bin jetzt für alle meine Freunde der Alpenführer, der sie an der Grenze der Schweiz empfängt und es sich angelegen sein lassen wird, sein neues Vaterland mit seinen Schönheiten würdig zu präsentieren.

In dieser neuen Eigenschaft mich empfehlend, zugleich mit den besten Wünschen für Dein Wohl und unsre Freundschaft, endlich mit vielen angelegentlichen Grüßen an Gustav und Deine verehrten Angehörigen

bin ich
Dein alter Freund
Fritz Nietzsche Dr
Professor in Basel.

12. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Basel, erste Julihälfte 1869>

Liebe Mutter,

schon hatte ich gefürchtet, daß mein Brief der ungenügenden oder falschen Adresse wegen nicht an Dich gelangt sei und hatte Lisbeth mein Bedenken mitgetheilt und mir die richtige Adresse ausgebeten: als der große Riesenbrief erschien, den man gar nicht in einem Niedersitzen verdauen konnte. Nachdem ich Dir meinen besten Dank dafür ausgesprochen habe, muß ich auf einige Punkte desselben antworten. Zuerst was die Schweizerreise anbetrifft: so liegen meine Ferien schlecht genug. Die Sommerferien nämlich fangen in allernächster Zeit an, während also Lisbeth noch in Leipzig ist. Diese muß ich zunächst etwas zu meiner Erholung und Aufweckung der Lebensgeister verwenden: denn die Schulmeisterei und das tägliche Lesen greift doch gewaltig an, und ich habe wirklich ein mächtiges Ferienbedürfniß. Dann aber muß ich wieder tüchtig an die Arbeit, da eine Menge zu erledigen ist, zu dem sich im täglichen Verlauf der akademischen Thätigkeit keine Zeit findet. Im Herbst nun habe ich kaum 14 Tage völlige Ferien (also etwa in der ersten Hälfte des Oktober), dafür doch eine längere Zeit weniger zu thun, nämlich nur am Pädagogium, nicht an der Universität, die während des ganzen Oktober pausirt. Schließlich wäre also der Oktober doch ganz geeignet zu einer längeren Zusammenkunft, vielleicht auch zu einem gemeinsamen Aufenthalte in Montreux am Genfersee, der um die Wein- und Traubenzeit am besten zu besuchen ist. Die übrige Zeit würdet Ihr dann freilich mit in Basel verleben müssen, das übrigens auch erträglich ist.

Dies die Ferienangelegenheit. Daß Lisbeth sich in Leipzig wohl fühlt und gewissermaßen noch dazu in meinen Fußtapfen, macht mir viel Vergnügen. Und solch ein Aufenthalt war ihr gewiß sehr zu wünschen, denn die Naumburger Athmosphaere ist auf die Dauer nicht gesund. Wenn sie Lust hat, kann sie später, falls nicht unvorhergesehne Zwischenfälle eintreten, immer bei mir einen Theil ihrer Zeit verbringen: aber freilich ist es in Leipzig interessanter als in Basel.

Von Rohde habe ich zwei Briefe, aus Rom, desgleichen von Gersdorff: grüße doch Wenkel bestens und sage ihm, ich würde nächstens schreiben, um ihm einiges mitzutheilen. An Wilhelm habe ich einen Geburtstagsbrief geschrieben, auch

Deussen und Romundt haben endlich Antwort. Aber die Zeit ist spärlich für solche Dinge.

Ich theile Dir nächstens mit, wohin Briefe für die Zeit vom 15ten Juli an zu adressieren sind: wahrscheinlich nach Interlaken. Auch Wagner erwartet noch einen Besuch.

Und somit Lebewohl und
freundlichsten Gruß
von Deinem Sohn.

NB.

Benutze zum Frankieren keine Eingroschenmarke: weil hier ungenügend frankierte Briefe den unfrankirten gleich gerechnet werden.

[«]

13. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Basel, erste Julihälfte 1869>

Liebe Mutter,

habe doch die Güte, eiligst in meinem Namen für Lisbeth's Geburtstag den gewünschten Operngucker, von möglichster Güte und nicht billig, einzukaufen. Nützlich ist er unter allen Umständen, nämlich auf Reisen: so daß ich ebenfalls genöthigt bin, mir bald einen zuzulegen. Den Bädeker (das heißt doch nur für die Schweiz?) halte ich für ungeeignet, weil ich ihn selbst besitzen muß und Ihr doch nur mit mir die Reise machen werdet.

Ich hatte eigentlich die Absicht, verschiedene kleine Sachen Lisbeth an diesem Tage zuzuschicken: aber nach dem Du mir schriebst, daß der Tag der Leipziger Verhältnisse halber ignoriert werden soll, habe ich den Gedanken aufgegeben. Kannst Du nun nicht ein paar hübsche Kleinigkeiten von mir und in meinem Namen dazulegen?

Ich schicke noch mit eine Photographie von Richard Wagner, die mir sehr werth ist, da er sie mir selbst geschenkt hat und sie nicht käuflich zu haben ist. Außerdem ist sie äußerst treffend.

Mit herzlichem Gruße und der Bitte, alles in meinem Sinne (d. h. etwas kostspielig) auszuführen.

Fritz.

[«]

14. An Elisabeth Nietzsche in Leipzig

<Basel,> am 9t. Juli 1869.

Liebe Lisbeth,

Das ist Recht, daß Du den feierlichen Tag Deines Geburtstags in Naumburg verbringst, wo Du doch sicher bist vor den etwaigen Launen und unwirschem Mienenspiel der Frau Biedermann. Nur hätte ich aus allen möglichen Gründen gewünscht dies etwas eher zu erfahren, als heute dh. Freitag Vormittag. Ein Brief meinerseits wird Dich ja noch, wie ich hoffe, am Sonnabend in Naumburg erreichen: aber der bewußte Wunschzettel ist leider zu spät nach Basel gelangt, um eine Sendung von hier aus zu ermöglichen. So wird es denn wohl das Beste sein, wenn ich hindeute auf eine Nachfeier des berühmten Geburtstages, wie sie noch im Verlauf des Jahres an Ort und Stelle und möglichst solenn arrangirt werden soll. Inzwischen wünsche ich Dich durch einen Operngucker daran zu erinnern, daß man die Scenerie des Wilhelm Teil von Rossini nirgends schöner und naturwahrer sieht als am Vierwaldstätter See, besonders wenn man in Begleitung seines Bruders, des freien Schweizers, sich Land und Leute vorstellen läßt. Eine andre Art von Opernaufführungen kann ich Dir leider an dem hiesigen den Theatergrazien feindseligen Orte nicht anbieten.

Unsre Mutter freilich hat gegen den Operngucker einiges einzuwenden, vornehmlich daß Du „menschlichen Ansichten nach“, nie wieder so oft ins Theater kommen würdest, wie dies in Leipzig der Fall gewesen sei. Ich habe dagegen die nun freilich „unmenschliche“ Ansicht, daß Du mich nicht ewig in Basel zu besuchen haben wirst, sondern, irgendwann einmal, in einer civilisirteren Stätte, die meinem Besuche auch ein Theater offerieren kann. Dies ist übrigens nur eine von verschiedenen unmenschlichen Ansichten: wie wäre es zB. wenn Du das neue Lebensjahr, das sich Dir öffnet, zu einer „Veränderung“ benutztest, die schließlich selbst von unsrer Mutter nicht als eine unmenschliche bezeichnet werden würde: höchstens würde sie sich unmenschlich freuen, desgleichen der ferne Bruder, der mit dieser Äußerung gewinkt haben will, nicht mit dem Zaunpfahl, aber mit dem Operngucker.

Und so lebe wohl und immer wohler und behalte in gutem Angedenken

den heftig gratulierenden Schweizer

FN.

[«]

15. An Erwin Rohde in Italien

<Basel, Mitte Juli 1869>

Mein lieber Freund,

weißt Du schon, was der Baseler „Bündelitag“ ist? Jedermann schnürt sein Bündel und läuft nach der Eisenbahn, alle Schulen, auch die Universität machen eine Erholungspause von 4 Wochen: und die Baseler Klimatologen behaupten, während dieser Zeit sei es physisch unzuträglich, in Basel zu bleiben. Also hinaus in die weite Welt! Aber wohin? Die großen Eisberge locken mich, wie ich zu meinem Erstaunen merke, gar nicht so sehr: und ich würde mit Wonne wieder das liebenswürdige Baierisch-Böhmische Gebirgsland aufsuchen, wenn es nur in Deiner Gesellschaft geschehen könnte, lieber Freund. Leider bist Du jetzt nun gerade in Süditalien: sonst wäre ich Dir vielleicht bis zu einem der norditalischen Seen entgegengereist und wir hätten uns, in einem Kahne liegend, mit dem Blick nach dem blauen Himmel, schaukeln lassen können, trotz aller Einsamkeit in der allerbesten und ersehnenswerthesten Gesellschaft. Nun sitze ich hier in Basel und weiß nicht, warum ich fortwandern soll: finde ich doch nirgends so eine rechte wahre innerlich heilende und kräftigende Erholung. An meinen „Collegen“ mache ich eine seltsame Erfahrung: ich fühle mich unter ihnen, wie ich mich ehedem unter Studenten fühlte: im Ganzen ohne jedes Bedürfniß mich mit ihnen näher abzugeben, aber auch ohne allen Neid: ja genau genommen, fühle ich einen kleinen Gran von Verachtung gegen sie in mir, mit dem sich ja ein sehr höflicher und gefälliger Verkehr ganz gut verträgt. Mein Vorgänger Kiessling war freilich, wie ich aus allem entnehme, eine ganz diverse Natur, zugänglich-sanguinisch, immer auf den Beinen, um eine Gesellschaft zusammenzutreiben usw. während ich an solchen gemeinsamen Spaziergängen mit 6-8 Collegen sehr wenig habe, unendlich weniger, als wenn ich ungestört und einsam für mich wandere. Allmählich gewöhnen sich die Leute auch daran, mich allein zu lassen, nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns — denn sie glauben ich werde mich so nicht in Basel wohl fühlen und amüsieren — die gutherzigen Kerle.

Ich bin mit meiner akademischen Stellung zufrieden. Die Studenten haben Zutrauen zu mir, und ich suche sie bestens zu berathen, nicht bloß in philologicis.

Übrigens habe ich jetzt schon das Vergnügen, daß Michaeli drei meiner bisherigen Zuhörer auf meinen Rath nach Leipzig gehen; dazu gerade die besten. — Für meine Vorlesungen in den nächsten Jahren habe ich mir einen Plan gemacht, ich lese alles das, was ich genauer lernen will oder lernen muß. Offenbar profitiere ich dabei am meisten. Meine Choephoren und das Lyrikercolleg gerathen zu meiner Freude recht produktiv, und jedenfalls besser als ich voraussehen konnte. Das nächste Semester lese ich Geschichte der vorplatonischen Philosophen und lateinische Grammatik, im Seminar Hesiods ἔργα.

Anbei kommt wieder eine Photographie von mir, die gut sein soll. Von Gersdorff habe ich rührende Nachrichten über die Schopenhauerische Propaganda in Berlin. — Der cod. Florent. ist Laurent. 56, 1. Über den Neapol. Palimpsest weiß ich nicht näheres. Zu finden wird er sein, da es nicht viel griechische Handschriften in der Borbonica giebt. Tischendorf deutete etwas von patristischem Inhalt an. — Adressiere jedenfalls nach Basel, Briefe werden nachgeschickt, wenn ich verreisen sollte. — Und so lebe wohl. Ich lebe in Hoffnung auf eine glückliche Zeit, die uns zusammenführt.

Treusten Angedenkens
Dein Freund.

[«]

16. An Sophie Ritschl in Leipzig (Entwurf)

<Interlaken, 26. Juli 1869>

Wie im vorigen Jahr aus Wittekind, so bekommen Sie auch in diesem Jahr wieder einen Badebrief, geschrieben in Interlaken, Angesichts der Jungfrau; und sieht man von dem lächerlichen Gegensatz der bescheidnen Saalufer und der besagten Jungfrau ab, so ist meine Situation der damaligen zu ähnlich, um nicht eine besondere Logik in diesem Zusammentreffen von Brief- und Badestimmung finden zu dürfen. Sollte es vielleicht diese sein, daß wir gelehrten Maulwürfe uns erst in der Luft des Badelebens etwas abstäuben lassen müssen bevor wir es wagen können uns mit Frauen zu unterhalten, vor denen wir uns gern recht reinlich und säuberlich präsentiren möchten? Und gerade in diesem Sommer habe ich, aus begreiflichen Gründen, mehr Staub als je, noch dazu berufsmäßig also mit Würde schlucken müssen: so daß ich mich gewißlich dem Urbilde des deutschen Professors bereits um einige tüchtige Schritte genähert habe ... Zudem bietet Basel und die

Baseler Gesellschaft durchaus keine kultivirenden Einwirkungen: man verbraucht nirgend weniger Handschuhe als hier, und ob die „Junfer“ B. oder Merian (im Deutschen übersetzt Schulze und Müller) etwas sagt oder nicht, ist ganz gleichgültig und an sich langweilig: von dem Einfluß der Frauen merkt man hier nichts, es sei denn, daß sie jede Geselligkeit in eine Baseler Stadtklatscherei herunterziehn. Sie begreifen also verehrte Fr G<eheimräthin> mit welcher Sehnsucht dann wieder mit welch dankbarer Empfindung ich gelegentlich an die Leipziger Athmosphaere und an das Rosenthal, zurück denke. Denken Sie aber ja nicht daß ich die Baseler Männlein, besonders meine so höchst ehrenwerthen Collegen etwa auf Unkosten der Weiblein loben wolle: fast allen hat die Natur die Anmuth und den künstlerischen Aufschwung versagt, und selbst der mir näher stehende Jakob Burkhardt lebt, als vermögender Mann, in der geschmacklosesten Dürftigkeit und geht Abend für Abend zu den Baseler Philistern in die Bierstube. Rechnen sie nun dazu den absurden Schweizerpatriotismus (der wie der Schweizerkäse vom Schafe stammt und ebenso gelbsüchtig neidisch wie jener aussieht), die Miene der Überlegenheit, mit der sie auf deutsche Verhältnisse, mitunter auf uns Deutsche selbst, hinsehen: es kommt zu viel zusammen um nicht zu einem fast einsiedlerischen Leben bestimmt zu werden, besonders für einen, der wie ich, wenig Geschick in geselligen Tugenden auf zu weisen hat.

Dabei befinde ich mich nicht übel: ja ich würde gar nichts vermissen wenn noch einer meiner wenigen Freunde hierher nach Basel verschlagen würde. Ich angle durch Briefe nach einem oder dem andern, doch bis jetzt ohne Erfolg. Von großem Werthe ist mir, wie Sie mir das prophezeit haben, die Möglichkeit, mich bei Richard W. wieder etwas erholen zu können: und ich habe dort am schönsten Gestade des Vierw<ald>st<ätter>sees mit ihm und der ausgezeichneten Frau v B<ülow> die genußreichsten Tage dieses Sommers verlebt. Ich bilde mir ein, ihn jetzt nun wirklich als solchen zu kennen, wie ihn mir seine Leipz. Schwester geschildert hat, als einen der idealsten Menschen, und übervoll der edelsten und größten Gedanken und völlig frei von allen jenen armseligen Äußerlichkeiten und Flecken, mit denen ihn die lasterhafte Frau Fama behängt hat.

Doch die Zeit ist da den Brief zu schließen Molke zu trinken und schlechte Musik zu hören: <es> ziemt uns Philologen doch besonders gerade im Kleinsten recht treu und zuverlässig zu sein, also z B. in der Molkekur,

Und so schließe ich denn Mit dem herzlichen Wunsche, bei Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl stets in guter Erinnerung zu stehn, zugleich mit dem Ausdruck

der treusten und dankbarsten Ergebenheit
als Ihr

ergebenster
F. Nietzsche.

[«]

17. An Elisabeth Nietzsche in Leipzig

Interlaken 27 Juli. <1869>

Liebe Lisbeth,

mit großem Vergnügen habe ich Deinen ausführlichen Brief gelesen, mit dessen Urtheilen ich allermeistens übereinstimme, nur daß ich alles und jedes Lob und Dankeswort ablehnen muß, das Du mir spendest als dem angeblichen Geber Deiner Leipziger Freuden. Bei dieser Rechnung vergißt Du wie es scheint einen Faktor in Rechnung zu ziehn, den die Leipziger dagegen recht sehr zu schätzen wissen: Dich selbst.

Schade daß diese Deine Leipziger Studien- und Erholungszeit ein so baldiges Ende nimmt, immerhin doch schon zu spät, um die projektirte Schweizerreise ausführen zu können, da meine Ferien mit dem 15t. August zu Ende sind. Also müssen wir schon an die Herbsttage denken, etwa an die letzte Woche des September und die erste des Oktober, eine Zeit übrigens, die für den Anblick der Schweizerseen die geeignetste sein soll.

Übrigens ist eins nicht zu verschweigen, daß nämlich das Reisen in den besuchtesten dh. sehenswerthesten Theilen der Schweiz erstaunlich kostspielig ist: wie ich jetzt bei einem kleinen Aufenthalte in Interlaken hinreichend merke. Nach einer Überschlagsrechnung brauchen drei Personen etwa an jedem Tage 8-9 Thaler; billiger ist es natürlich, wenn man längere Zeit an einem Orte im Pensionsverhältniß bleibt, (dann täglich 6-8 fr.s:) für 3 Pers. c. 24 fr. Man muß eben in Betracht ziehn, daß die Preise in den Hotels der schönsten Gegenden, die meistens auch abgelegene sind, eben dieser Abgelegenheit halber, bei der Schwierigkeit des Transportes sehr hoch sind. Also beispielsweise in Grindelwald: das Zimmer für eine Person auf eine Nacht 2½ francs, Frühstück 1½, Mittag ohne Wein 4 fr. Abendessen 3 fr. Bedienung 1 fr. etc. Wenn es selbst kleine Häuser giebt — an den schönsten Punkten steht gewöhnlich nur ein großes Hotel — so kann man mit Damen natürlich diese nicht aufsuchen. Dazu rechne die nicht unbedeutenden Reisekosten für hin und zurück zweiter Klasse; mache Dir doch einmal mit Hülfe eines

Coursbuchs einige Zusammenstellungen. Ein direktes Billet von Leipzig bis Luzern zB. kostet 73 fr. 30 ct. (2 te Klasse.)

Schreibe mir doch auch einmal gefälligst, wie viel ich in diesem Jahre noch an Zinsen von meinem Vermögen erheben kann. Unsre Baseler Gehaltsverhältnisse haben nämlich zweierlei Unangenehmes. Man zahlt nämlich nur zweimal, am 1 Juli und am 1 Januar, sodann postnumerando: so daß ich für das ganze Jahr vom April bis zum letzten Dezember nicht mehr als 200 Thaler habe, die nämlich, die ich am 1 Juli für die drei vorhergehenden Monate bekommen habe. Dabei ist in Basel alles sehr theuer zB. das Miethgeld pro Monat c. 50 fr., ebenso viel das Mittagessen.

Also gieb mir doch genau an, was ich noch bekommen kann in diesem Jahre und zu welchem Termine.

Dies ist nun ein rechter Geschäftsund Geldbrief geworden: aber warum hast Du die Verwaltung meiner Gelder an Dich genommen? — Gestern habe ich endlich an Frau Ritschl geschrieben: hast Du ihn selber noch nicht kennen gelernt? Das ist jedenfalls nöthig. Wenn Du mir schreibst, so addressiere nur nach Basel.

Mit
herzlichem Gruß
Dein treuer Bruder

[«]

18. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Pilatus am 2 August 1869.

Hochverehrter und theurer Herr Geheimrath,

zum ersten Male im Vollgenuß der „Ferien“ habe ich eine Empfindung, wie ich sie seit meinen Schülerjahren nicht kannte. Bedeuten doch meine Studentenzeiten durchweg nichts anderes als ein üppiges Schlendern durch die Gefilde der Philologie und der Kunst; so daß ich mit innigstem Danke gegen Sie, das „Schicksal“ meines bisherigen Lebens, erkenne, wie nothwendig, wie rechtzeitig gerade jene Berufung kam, die mich aus einem „Wandelstern“ in einen Fixstern umschuf und mich wieder das Vergnügen der sauren aber regelmäßigen Arbeit und des unverrückbar sicheren Zieles kosten läßt. Und wie anders schafft der Mensch, wenn die heilige ἀνάγκη des Berufs hinter ihm steht, wie ruhig schläft man und wie sicher weiß man beim Erwachen, was der Tag verlangt. Dies ist doch wohl keine Philisterei; mir ist es als ob ich eine zerstreute Menge von Blättern in ein Buch zusammengebunden hätte: und das „freut dem Buche sehr“, um mit dem ungrammatischen Körner zu reden.

Doch was plage ich Sie mit diesen Sentiments? Nur um Ihnen anzudeuten, wie tief dankbar ich bei der glücklichen Umwandelung meiner Lebensstellung Ihre pädagogische Einsicht bewundere, die wirklich an meinem Falle ein nicht unbedeutendes Problem glücklich gelöst hat, und dazu nicht ohne Gefährlichkeit und Risiko. Dies recht eingehend zu überlegen werde ich durch die Einsamkeit und Zurückgezogenheit meines jetzigen Aufenthaltes aufgefordert: hier in der Höhe des Pilatus, eingehüllt in Wolken, ohne jede Fernsicht, erscheint mir meine bisherige Lebensführung in einem so wunderbaren Lichte, zeigt sich die Nähe, in der <bei> Ihnen zu leben mir so lange vergönnt war, als ein so wichtiger Hebel meines inneren und äusseren Lebens, daß ich flugs die Feder ergreifen muß, um Ihnen meine frische und heiße Dankesempfindung mitzutheilen. In dieser verharrend

bin ich Ihr
treu ergebner
Friedrich Nietzsche

NB. Nachträglich bemerke ich, daß ich, von morgen an wieder in Basel lebend, als die Hauptaufgabe dieser Ferien mir die Förderung des ‚index‘ vorgesetzt habe.

[«]

19. An Carl von Gersdorff in Berlin

<Pilatus, 4. August 1869>

Du glaubst gar nicht, mein lieber Freund, wie sehr mich Dein letzter Brief gerührt hat und wie deutlich ich das Gefühl unseres Zusammengehören empfand. Mitten heraus aus jener peinlichen Vorbereitung zum Examen, aus dem Gewühl der Weltstadt erklang mir Deine Stimme, als die eines tiefernsten, dem Besten und Würdigsten nachstrebenden Menschen, der fernab wandelnd von den Bahnen seiner Alters- und Berufsgenossen, im engsten Kreise weniger Auserwählter und in Betrachtung wichtigster Fragen sich wohl und heimisch fühlt. Glaube aber nur, daß auch mir diese Geisteswelt, in der Du lebst, ewig die nächste bleibt, daß ich mich keineswegs durch meinen philologischen Beruf von ihr entfremden lasse sondern an den Brücken baue, um zwischen innerem Wunsch und äußerem „Muß“ eine Verbindung herzustellen. So werde ich schon im nächsten Halbjahr eine Geschichte der vorplatonischen Philosophen lesen, in die allerhand hineingearbeitet werden soll, was als kräftige Kost meinen Zuhörern dient und sie unmerkbar den ernstesten und würdigsten Denkern zuführen soll. Dazu habe ich einen Menschen gefunden, der wie kein anderer das Bild dessen, was Schopenhauer „das Genie“ nennt, mir offenbart und der ganz durchdrungen ist von jener wundersam innigen Philosophie. Dies ist kein anderer als Richard Wagner, über den Du kein Urtheil glauben darfst, das sich in der Presse, in den Schriften der Musikgelehrten usw. findet. Niemand kennt ihn und kann ihn beurtheilen, weil alle Welt auf einem andern Fundamente steht und in seiner Athmosphäre nicht heimisch ist. In ihm herrscht eine so unbedingte Idealität, eine solche tiefe und rührende Menschlichkeit, ein solcher erhabner Lebensernst, daß ich mich in seiner Nähe wie in der Nähe des Göttlichen fühle. Wie manche Tage habe ich nun schon in dem reizenden Landgute am Vierwaldstättersee verlebt, und immer neu und unerschöpflich ist diese wunderbare Natur. So las ich noch gestern ein Manuscript, das er mir übergeben hatte „über Staat und Religion“; ein größerer tiefsinniger Aufsatz, dazu bestimmt seinen „jungen Freund“ den kleinen Baiernkönig über seine innere Stellung zu Staat und Religion aufzuklären. Nie ist in würdigerer und philosophischerer Weise zu einem König geredet worden; ich war ganz erhoben und erschüttert von dieser Idealität, die durchaus dem Geiste Schopenhauers entsprungen schien. Der König kann wie kein anderer Sterblicher die Tragik des Lebens verstehen, darum ziemt ihm die Gnade usw.

Erfreue mich doch recht bald mit neuen Nachrichten über Deine Wirksamkeit in partibus infidelium und sei herzlich und warm gegrüßt

von Deinem treuen
Fritz Nietzsche Dr

Grüße Textor und Krüger recht angelegentlich — Von morgen an bin ich wieder in Basel.

Ein wichtiges Buch für Dich ist „Hartmann’s Philosophie des Unbewußten“, trotz der Unredlichkeit des Verfassers. Dann schaffe Dir doch ja an „Deutsche Kunst und Politik“ von Richard Wagner und desselben „Oper und Drama.“

[«]

20. An Gustav Krug in Naumburg

<Pilatus, 4. August 1869>
Von morgen an bin ich
wieder in Basel.

Mein lieber Gustav,

zum Beweise, daß auch in der Höhe von 6000 Fuß über dem Meer, trotz der Einhüllung in eiskalte Wolken meine Freundschaft und Anhänglichkeit an Dich nicht einfriert, setze ich mich jetzt hin, mit schlechter Feder und erstarrten Fingern, wie sie beide der unfreundlich düstre Pilatus mir verschafft, an Dich zu schreiben und Dir gleich von meinen jüngsten Erlebnissen zu erzählen, wie sie Dich mehr als irgend einen meiner Freunde interessiren werden. Wieder habe ich einmal die letzten Tage bei meinem verehrten Freunde Richard Wagner verlebt, der mir in liebenswürdiger Weise das unumschränkte Recht häufiger Besuche ertheilt hat und mir böse ist, wenn ich einmal vier Wochen pausirt habe, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Du wirst mir nachfühlen, was ich mit dieser Erlaubniß gewonnen habe: denn dieser Mann, über den kein Urtheil bis jetzt gesprochen ist, das ihn völlig charakterisirte, zeigt eine so unbedingte makellose Größe in allen seinen Eigenschaften, eine solche Idealität seines Denkens und Wollens, eine solche unerreichbar edle und warmherzige Menschlichkeit, eine solche Tiefe des Lebensernstes, daß ich immer das Gefühl habe vor einem Auserwählten der Jahrhunderte zu stehen. Dazu war er jetzt gerade so glücklich, da er eben den dritten Akt seines „Siegfried“ beendet hatte und im üppigsten Kraftgefühl eben an die Composition der „Götterdämmrung“ schreitet. Alles was ich nun aus dem „Siegfried“ kenne, nach dem ersten Entwürfe, ist großartig concipirt z.B. der Kampf Siegfrieds mit dem „Wurm“, das Vogellied usw. Am Sonntage Vormittag habe ich, in meiner reizenden Stube mit freistem Anblicke des Vierwaldstätter Sees und des Rigi, eine Anzahl Manuscripte durchmustert, die mir Wagner übergeben hatte, eigenthümliche Novellen aus seiner ersten Pariser Zeit, philosophische Aufsätze und Dramenentwürfe, vor allem aber ein tiefsinniges Exposé, gerichtet an den „jungen Freund“ den baierischen König, zur Aufklärung desselben über Wagners Ansichten in „Staat und Religion“. Niemals ist schöner edler und tiefer zu einem König gesprochen worden; schade, daß der junge Mann, wie es scheint, so wenig davon gelernt hat. — Das ganze Leben Wagner’s ist durchaus patriarchalisch: die geistvolle und edle Frau von Bülow paßt durchaus hinein in diese ganze Athmosphäre; ihr hat W. seine Selbstbiographie diktirt. Dazu wimmelt alles von kleinen „Bülows, Elsa, Isolde, Senta Siegfried usw. die in ihrer Gesammtheit auch eine Biographie Wagner’s bilden. Am Sonnabend kam Nachmittags ein Herr Sérow, russisch. wirkl. Staatsrath und Verfasser einer Reihe Artikel über Berlioz in der gazette de St. Petersbourg, die ich Dir sehr empfehle, da sie bei aller ihrer Strenge und Grausamkeit des Urtheils durchaus die Meinung Wagners über Berlioz aussprechen. Zum Geburtstage Wagner’s war ich eingeladen, konnte aber aus

Amtsverhinderungen nicht kommen und habe somit die Bekanntschaft mit dem ersten Quartett Frankreichs, ja nach Wagner, der Welt überhaupt, versäumt. Außerdem war noch ein geistreicher Elsasser geladen, der einen sehr bedeutenden ausführlichen Artikel über Wagner (in der revue des deux mondes im Aprilheft) verfaßt hat und zum propagateur Wagnerschen Geistes in Frankreich sehr geeignet ist. In Paris wird also der Lohengrin durch die Anstrengungen Pasdeloups vorbereitet und Wagner will, ausnahmsweise, die Direktion der Hauptproben, vielleicht der Ausführung übernehmen. Sonst hält er sich völlig zurück, vor allem vor der Rheingoldaufführung in München, die nur eine Concession an den jungen König ist, im Grunde ein Widerspruch gegen die Gesammtbestimmung der Nibelungentrilogie. Doch was nützen alles diese unvermittelten Einzelnotizen? Könnte ich Dir nur einmal einige Stunden hintereinander erzählen, um Dir einen Begriff von dem wunderbaren Wesen dieses Genius zu verschaffen.

Diese Tage, die ich in Tribschen in diesem Sommer verlebt habe, sind unbedingt die schätzenswerthesten Resultate meiner Baseler Professur.

Wie wünschenswerth ist mir nun, daß Du im Laufe des Jahres den um Ostern geäußerten Gedanken einer Schweizerreise mit Wilhelm zur Ausführung bringst! Du kannst mich nicht verfehlen, da ich von morgen ab bis zum 15 September jedenfalls in Basel bin, festgehalten durch strenge und mühsame Berufsthätigkeit.

Grüße mir auf das Herzlichste Wilhelm und sage Deinen verehrten Angehörigen meine besten Empfehlungen. Ich denke gern an Naumburg, vornehmlich an die letzte Woche, die ich in meinem Vaterlande verlebt, Grenzscheiden zwischen Vergangenheit und Zukunft, die etwas vom Reiz, von der unbestimmten Hoffnungsseligkeit des Mulus-thums an sich trugen. Jetzt ist das Leben ernst, heiter aber, wie Du siehst und hörst, die Kunst!

In treuer Freundschaft
Fritz Nietzsche
Dr
Professor in Basel.

[«]

---

21. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Badenweiler,> 15 Aug. 1869.

Liebe Mutter,

ich glaube gar, ich habe seit einem Monat nicht geschrieben: leider hat aber auch die böse Post Deinen Brief an mich unterschlagen, so daß wir gegenseitig ohne alle Nachricht wären, wenn nicht Lisbeth die Vermittlerin gespielt hätte. Diese wird Dir denn erzählt haben, daß ich eine kurze Zeit in Interlaken gewesen bin; heute nun ist schon der letzte Tag der Ferien herangekommen, und ich werde in meinen Empfindungen zum ersten Male wieder an die Schülerempfindungen erinnert, denen dieser letzte Ferientag einen bitterherben Beigeschmack hat. Hoffentlich aber verlebe ich meine nächsten Ferien vergnügter und auch geselliger als diese: da Ihr, wie ich zu meinem Vergnügen höre, an Eurem Reiseplan fest haltet. Und das mit Recht!

Versichere mich doch, daß Wenkel meinen Brief aus Interlaken bekommen hat. Ich bin etwas auf die dortige Post mißtrauisch. Auch habe ich an Schenk's nach Weimar, sowie an Bernhard nach Sangerhausen geschrieben: und glaube damit recht gethan zu haben.

Mit Gustav Krug gieng es mir eigen; ich bekam nämlich von ihm einen ersten Brief, als ich eben meinen ersten Brief an ihn abgesandt hatte.

Einige schöne Tage der Ferien habe ich in Tribschen bei Richard Wagner verlebt.

Wie mir Lisbeth schreibt, hat Ritschl in Leipzig einen Brief aus Basel, in dem man mit mir seine Zufriedenheit erklärt. Dies ist mir recht.

Heute Abend nun geht es wieder heimwärts und morgen früh in Universität und Schule.

Um diese Zeit ist Naumburg am hübschesten. Ich verdenke Dir es nicht, daß Du jetzt wieder dort bist.

Ich erwarte Euren Besuch für die zweite Hälfte des September und die erste Zeit des Oktober. Ich denke, wir verleben die Zeit am idealisch schönen Genfersee, in einer mir gut empfohlnen Pension (Pension Hautrive in Vernex / bei Montreux)

Herzlichsten Gruß von
Deinem Sohn
F.

[«]

22. An Erwin Rohde in Sorrento

<Badenweiler, 17. August 1869>

Mein lieber Freund,

der letzte Ferientag. Alte begrabne Empfindungen wachen auf. Mir ist zu Muthe, wie es dem Tertianer zu Muthe ist, der sentimental wird und Gedichte über die Vergänglichkeit des irdischen Glücks macht, wenn er den Glockenschlag des letzten Ferientages hört. Ach lieber Freund, ich habe doch wenig Vergnügen und muß alles so einsam in mich hineinkauen. Ja ich würde auch die böse Dysenterie nicht scheuen, wenn ich durch sie mir ein abendliches Gespräch mit Dir erkaufen könnte. Wie wenig sind Briefe. Da habe ich mir gestern eine schöne Stelle vom alten Goethe gemerkt

„wie köstlich ist des gegenwärt'gen Freundes
„gewisse Rede, deren Himmelskraft
„ein Einsamer entbehrt und still versinkt.
„Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen,
„Gedank' ihm und Entschluß; die Gegenwart
„des Liebenden entwickelte sie leicht.“

Sieh das ist es: wir brauchen ewig Hebammen, und um sich entbinden zu lassen, gehen die Meisten ins Wirthshaus oder zum „Collegen“ und da purzeln dann wie die kleinen Katzen die Gedanklein und Plänlein heraus. Wenn wir aber trächtig sind, da ist niemand zu Hülfe, der uns bei der schweren Geburt beisteht: und finster und morose legen wir dann unsern derben ungestalten neugebornen Gedanken in irgend eine dunkle Höhle; das Sonnenlicht der Freundschaft fehlt ihm.

Doch mit meinen ewigen Reden über Einsamkeit werde ich noch ganz zum Zimmermann; und keine freundliche Maria will sich mir gesellen. „Das Öchslein und das Eselein, die lobten Gott den Herren fein.“ Da liegts! Nur ein wenig Rindvieh, und die Weltharmonie ist hergestellt, das Gebäude ist gekrönt. Weißt Du, die Schäfer und Schafe sahen den Stern; für uns andere ist alles dunkel.

Z.B. Tischendorf: er sah den Stern und lief ihm so schnell nach, bis er sich ihm auf die Brust setzte. Nun hat er für seinen kleinen Verdruß herrliche Ehren, bis in's vierte Glied. Ja, ja quod licet bovi!

Dafür will ich Dir noch etwas von meinem Juppiter erzählen, von R. Wagner, bei dem ich von Zeit zu Zeit aufathme und mich mehr erquicke, als sich meine ganze Collegenschaft vorstellen kann. Das Menschenkind hat noch keinen Orden und jetzt eben die erste Auszeichnung bekommen, nämlich die Ehrenmitgliedschaft der Berliner Akademie der Künste. Ein fruchtbares, reiches, erschütterndes Leben, ganz abweichend und unerhört unter mittleren Sterblichen! Dafür steht er auch da, festgewurzelt durch eigne Kraft, mit seinem Blick immer drüber hinweg über alles Ephemere, und unzeitgemäß im schönsten Sinne. Da hat er mir kürzlich ein Manuscript gegeben „über Staat und Religion“, bestimmt als Memoire an den jungen Baiernkönig, von einer Höhe und Zeitentrücktheit, von einem Edelsinn und Schopenhauerischem Ernst, daß ich König zu sein wünschte, um solche Ermahnungen zu bekommen. Neulich habe ich ihm übrigens ein paar Stellen aus Deinen Briefen zugeschickt, für Frau von Bülow, die mich mehrfach drum gebeten hatte. Als ich das vorletzte Mal dort war, kam gerade in der Nacht meines Aufenthaltes ein kleiner Junge zur Welt, „Siegfried“ zubenannt. Als ich das letzte Mal dort war, wurde Wagner gerade fertig mit der Composition seines „Siegfried“ und war im üppigsten Gefühl seiner Kraft. — Du willst ihm nicht schreiben? Du glaubst er hat über genug an entzückten Laien. Aber Du sollst auch nicht als Musiker schreiben, sondern als gleichgestimmter ernster Mensch: von solchen hat er nur sehr selten eine Kundgebung und ist jedes mal wie über einen Fund glücklich. Du bist ihm auch bereits kein Fremder mehr. Adresse: Herrn Richard Wagner in Tribschen bei Luzern (Beim Hund! Jetzt habe ich doch schön die Buchstaben gemalt: weißt Du, ich habe Dir einmal ein Buch von Grey empfohlen und Du hast Grog gelesen.) Hast Du eigentlich meinen letzten Brief (mit meiner Photographie) bekommen, den ich nach Neapel poste restante geschickt habe? Ich bin mißtrauisch.

Adieu theuerster Freund!
Fried. Nietzsche.

Für die liebenswürdige Collation bin ich Dir sehr verbunden. Romundt ist Dr. phil. Meine Rede über Homer (die in Leipzig sehr gefallen hat) bekommst Du bei Deiner Rückkehr.

[«]

23. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Basel, Montag
Abend.
<23. August 1869>

Liebe Mutter,

Zurückgekommen von einem überaus genußreichen, harmonisch-glücklichen zweitägigen Besuche auf Tribschen beim Freunde Wagner, erinnere ich mich, daß ich Dir noch für zwei Briefe Dank und Antwort schulde. Vor allem freue ich mich der sicheren Erklärung Deines Kommens im Herbst: aber Du machst Dir eine zu große Vorstellung von meinen nur zu bescheidnen Räumlichkeiten in der neuen Wohnung, wenn Du glaubst daß ich Euch in derselben beherbergen könne. Doch werde ich mich darnach umthun, daß wir doch recht nahe bei einander wohnen; und vielleicht sogar in demselben Hause: was möglich sein könnte, wenn mein College Schönberg zur rechten Zeit, nach seiner Absicht, auszieht: so daß sein Logis frei würde.

— Wir haben nun wieder eifrige und regelmäßige Thätigkeit: sobald das Semester aufhört, und ich völlig frei bin, denke ich, reisen wir zusammen an den zauberischen Genfersee und essen Trauben, nach Lust und nicht zur Kur, wie die Großfürstin.

Da Du Dich für ihre Zusammenkunft mit mir interessirst, so muß ich doch des Näheren erzählen, daß mir dieselbe einen ganz erwünschten Eindruck hinterlassen hat. Sie scheint gut und freisinnig gebildet, zeigt entschiedene Züge von Geist und einen bei Fürstinnen freilich nicht seltenen und bei der Last ihrer Stellung begreiflichen Lebensernst. Dabei hat sie ein liebenswürdig zugängliches und eingängliches Benehmen und leidet nicht an der Sucht fortwährend zu repräsentieren. Ich empfing sie in der von Dir angedeuten Weise, mit einem Bouquet am Bahnhof, geleitete sie über die Rheinbrücke zu Fuß und dann in ihr Hotel zu Wagen und habe dann mit ihr und ihrem Gefolge — sie hatte 21 Zimmer in Beschlag — zu Abend gegessen, so daß ich doch gegen 2-3 Stunden mit ihr zusammen war und auf längere Zeit ganz en deux. Dabei hat sie mir viel aus vergangner Zeit erzählt, viel auch aus allerletzter zB. von Euch, daß zB. Lisbeth in Leipzig so mager geworden wäre und ob sie jetzt Kuhmilch trinke und anderes. Auch haben mir die Hofdamen ein Interesse bewiesen und sich als gutmüthig heitere Wesen dargethan. Es ist ein großer Vortheil, wenn man fürstlichen Personen durchaus unabhängig gegenüber steht und keine Bitten auf dem Herzen hat. Warum hat denn unsre Lisbeth bei ihrem ersten Besuche so geklappert und sich so nervös geberdet? Ich wüßte nicht, daß mich die ganze Angelegenheit genirt hätte: nur bedauerte ich den Zeitverlust.

Die Großfürstin verrieth viel Geschmack für Musik und überlegte sich lange die Nähe von Tribschen und Rich. Wagner. Sie hat ihm durch mich ihre Verehrung ausdrücken lassen.

Nichts war glücklicher als die letzten Tage. Die warme und herzliche Annäherung an Wagner und Frau von Bülow, die völlige Gleichstimmung unsrer Hauptinteressen, W. dabei jetzt gerade in seiner größten Kraft des Genies, die wunderbarsten eben entsprungnen Schöpfungen, das herrliche Tribschen, fürstlich und geistreich eingerichtet — es kommt viel zusammen, um mich hier zu erquicken und mir in meinem Berufe Kraft zu geben. Adieu!

F.N.

[«]

24. An Paul Deussen in Minden (Fragment)

Basel, 25. August 1869

Mein lieber Freund,

zum Zeichen daß ich gerne etwas von Dir hören möchte, daß ich mich aber noch lieber mit Dir unterhalten würde — breche ich die alte leidige Gewohnheit vom Hinüber und Herüber eines Briefwechsels und schicke ein zweites „Hinüber“ zu dem fernen Freunde.

Ob wir uns wohl verändert finden, wenn wir uns einmal wiedersehen! Schon Dein Äußeres kann ich mir nicht mehr vergegenwärtigen: denn was bedeutet die schlechte Photographie, die den Abiturienten Paul Deussen darstellt und in meinem Album steckt? Auch von meiner Photographie, die ich Dir das letzte Mal zusandte, wirst Du wenig haben, ja vielleicht gar Dir eine falsche Vorstellung machen εἴδωλον καὶ ψεῦδος! Und was schon vom Äußerlichen gilt, wie viel mehr vom Innern. Wir können uns nur Briefe schicken, und diese sind noch nicht einmal Photographien des Innern, sondern nur flüchtige Schattenbilder einer noch flüchtigeren Stimmung.

Zur Freundschaft gehört Gegenwart: sonst tritt an ihre Stelle der Kultus der Erinnerung.

Nun will ich die Namen der Menschen aufzählen, welche mir, seitdem Du mich nicht mehr kennst, näher getreten sind.

Zuerst einige auch Dir bekannte: in erster und einziger Stellung Dr. Erwin Rohde, von bester und seltenster Sorte und mir in rührender Liebe treu zugethan. Dann Dr. Heinrich Romundt, jünger als ich und daher mehr in der Stellung eines lernendmitstrebenden Freundes: mir außerordentlich werth wegen seiner philosophischen Gleichstimmung, so daß ich niemandem gegenüber etwas Längeres und Wichtiges lieber auseinandersetze als ihm. Dann Oberpfarrer Wenkel, tapferster und aussichtsreichster Gesinnungsgenosse in nomine Schopenhaueri: Verhältniß gegenseitigster Werthschätzung.

Neuerdings beglückende Annäherung der wärmsten und gemüthvollsten Art an Richard Wagner, das will sagen: den größten Genius und größten Menschen dieser Zeit, durchaus incommensurabel! Alle zwei, drei Wochen verlebe ich ein paar Tage auf seinem Landgute am Vierwaldstätter See und erachte diese Annäherung als die größte Errungenschaft meines Lebens, nächst dem, was ich Schopenhauer verdanke.

Über Ritschl habe ich Dir schon öfter geschrieben.

Von Frauen sind als die für mich einflußreichsten zu nennen Frau Ritschl und Frau Baronin von Bülow (Tochter Liszt's.)

Gute Freunde und treue Kameraden sind mir noch folgende: Dr. Windisch in Leipzig, Volkmann in Pforte, Prof. Zarncke in Leipzig, Prof. Schönberg in Basel (Nationalökonom) Dr. Röscher, Dr. Kleinpaul. Alle die letzt genannten stehen mir nahe genug, doch nicht in der ersten Linie der Freundschaft.

Nicht wahr, das ist eine stolze Reihe von Namen, deren ich mich wohl erfreuen darf, zumal ich mit dem Prädikat „Freund“ sehr karg und haushälterisch bin und gar nicht darauf aus bin, nähere Bekanntschaften zu machen. Und nun sind alle die älteren und bewährten Namen noch nicht genannt, von Menschen, die mir schon befreundet waren, als Du mich kanntest.

Ein solches Verzeichniß ist jedenfalls lehrreich, und viele Betrachtungen kommen ganz ungesucht. Eine solche Freundesreihe ist gewissermaßen eine Projektion unsres Innern nach Außen, eine Art Tonleiter, auf der alle Tone unsres Wesens einen Ausdruck finden. Man wird nachdenklich. — Zum Glück und zur Heiterkeit bin ich wohl nicht geboren.

Das Wunderlichste ist, daß man zur Beurtheilung seiner Selbst sich nie völlig fähig fühlt und beim Versuch dazu sich eben so fremd ansieht und construirt als jeden beliebigen Andern. Deshalb sind äußerliche Maßstäbe so nützlich, wie zB. die oben erwähnte Freundesreihe. Nur daß man selbst sich scheut oder schämt, eine Consequenz zu ziehn und es lieber anderen überläßt: wie ich es heute z B. Dir überlasse, lieber Freunde, mir einmal Deine Betrachtungen über jene Liste mitzutheilen.

Ich bin schon viel zu alt, um eitel sein zu können: wie steht es mit Dir?

Wir leiden alle schwer am Leben.

Glücklich die harmlosen Blinden.........

Dein treuer Freund
Friedr. Nietzsche.

Wo ist unser Pförtner Kamerad Meier? Grüße ihn und bitte ihn in meinem Namen um meine Gedichte aus der Gymnasialzeit: falls er sie noch hat. Dieselbe Bitte ergeht an Dich: sonst ist alles fort.

[«]

---

25. An Elisabeth Nietzsche in Oelsnitz

<Basel, Ende August 1869>

Liebe Lisbeth,

ich werde mich doch nicht irren, wenn Dich meine Gedanken in Naumburg suchen und nicht mehr in Oel<s>snitz, als wo Du hoffentlich mit rechtem Erfolge Kuhmilch getrunken hast, um wieder zu der früheren Fülle und Wohlhabenheit zu gelangen, welche Dir die Leipziger Affairen und Erfahrungen geraubt haben, wenn anders meine Bürgen nicht falsch Zeugniß über Dich abgelegt haben. Diesen Auffütterungsprozeß werden wir nun auch in der Schweiz fortsetzen, am Gestade des Genfersees: soll ich Dich vielleicht in der Pension, die ich im Auge habe, als doppelte Person (also mit doppeltem Consum) ankündigen?

Wortspiel, auf Hüfte, mit Doppelsinn!

Doch jetzt werde ich sachlich und faßlich. Meine unbedingten Ferien beginnen mit dem 5 ten Oktober und dauern von da an ungefähr drei Wochen: zu meiner Freude, nach einem glücklichen Arrangement. Nun aber erwarte ich Euch eine Woche früher in Basel, also am 25 ten September: da hören nämlich meine Vorlesungen auf, und ich habe die nächste Woche nur noch am Pädagogium zu thun, so daß ich recht gut in der bezeichneten Woche zween Frauen dienen kann: während es nicht möglich sein soll, zween Herren zu dienen.

Nun aber eine Bitte, die recht schnell erfüllt sein will. Wechsle mir doch noch einen Staatsschuldschein ein und sende das Geld, indem Du es auf der Post einzahlst. Meine Adresse: „Hr. Pr. N. Basel, Schützengraben 45." Für Eure Reise verseht Euch nur mit Gold (dh. Louisdor's); es ist hier die bequemste Münze; der Louis nämlich = 20 francs. Doch könnt Ihr auch Thaler mitbringen: nur werdet Ihr leicht bei dem Hin- und Herrechnen aus einer Geldsorte in die andre betrogen.

Schreibe mir nun bald etwas Ganz Gewisses: damit ich meine Anmeldung machen kann.

Neulich habe ich einen vergnügten Tag mit Brockhausens verlebt, in Tribschen, und mir viel über Leipziger Dinge erzählen lassen. Ich erwarte von allen Seiten der Welt Briefe, weil ich überall hin geschrieben habe: und doch antwortet kein Mensch! Ich glaube, es ist alles verreist, und wir Baseler sind die einzigen, die in voller Arbeit stecken.

Schreibe mir doch Adresse Titel und Anrede der Fr. von Grimmenstein.

Mit brüderlichem Gruß und Glückwunsch
Dein F. N.

[«]

26. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)

<Basel, Ende August/Anfang September 1869>

[+ + +]

ist am Genfersee, in Lausanne: ich habe eine Pension in Aussicht, bei Vernex) Nun war es eigentlich, offen gestanden, meine Absicht, wenn Ihr mir die Freude Eures Besuches machtet, Euch so behandeln, wie man Gäste behandelt: und dies versteht sich eigentlich von selbst. Von diesem Gesichtspunkte aus wäre mir freilich Eure Reise im nächsten Frühling passender und bequemer, eben wegen der ganz verdrehten Finanzordnung.

Schließlich muß man solche Dinge ohne alle Sentimentalität behandeln.

Was mir lieber wäre, wirst Du jetzt wissen: doch dächte ich es schon in früheren Briefen gesagt zu haben. Indessen bin ich zu allem bereit; und bitte nur um eine ganz definitive Erklärung, natürlich nach stattgehabter Vereinbarung mit Lisbeth. Du kannst ja der Bequemlichkeit halber an L. eben diesen Brief schicken.

Nun noch einiges Andere.

Über Leipziger Dinge bin ich gut unterrichtet worden von der Familie Brockhaus, mit der ich einen heiter vergnügten Tag bei Wagners verlebte. Vorgestern telegraphirten sie mir von der Tellsplatte aus: ich konnte leider nicht kommen.

Zu meinem Erstaunen schreibt kein Mensch an mich, obwohl alle Welt mir Briefe schuldet, (ausgenommen Freund Rohde, der mir treulich Nachricht giebt)

Daß ich es bei Biedermanns ausgehalten habe, ist ganz erklärlich: ich stand den Leuten doch recht fern und hielt sie alle in geziemender Distance.

Ich mag ihnen nichts schlimmes nachsagen: sie haben ein schweres Leben durchgemacht, und das hat mich milde gestimmt gegen ihre Schwächen. Aber unausstehlich unbequem waren sie mir freilich zum nähern Umgang, besonders der oberflächliche Biedermann; die Frau und Kinder haben eine gute Art; wobei ich freilich kein Urtheil über ihre Ordnung Reinlichkeit usw. gesprochen haben will. Du betrachtest die Leute zu sehr vom Standpunkte Deiner eigenen Tugenden.

Zu den wichtigen Dingen, die in erster Linie beantwortet werden sollen gehören ja die „Alpenveilchen“: aber ich weiß nichts bestimmtes über ihr Vorhandensein im Bouquet: nur weiß ich, daß das Letztere mich 19 francs kostet. und daß es das beste Lob von der Großfürstin geerntet hat. — Ich habe sie am Bahnhof zugleich mit ihrem Haushofmeister empfangen und bin ihr durch diesen Herrn, bei ihrem Aussteigen, vorgestellt worden.

Beiläufig: hast Du von Lisbeth gehört, ob Ritschl etwas Näheres über meine Stellung und Geltung in Basel ausgesprochen hat?

An Lisbeth habe ich kürzlich geschrieben, in der Meinung, daß sie wieder in Naumburg sei: schreib ihr daß Doris Brockhaus danken und grüßen ließe und um Entschuldigung bäte, noch nicht geantwortet zu haben.

Was die aber für Heimlichkeiten unter einander haben, davon hast Du keinen Begriff chère maman: und ich auch nicht. Das darfst Du aber Lisbeth nicht wiedersagen.

Schicke mir doch unter allen Umständen und baldigst durch die Post einen eingewechselten Staatsschuldschein (per Einzahlung) Mit bestem Gruße und Danke

F N.

[«]

27. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Basel, Anfang September 1869>

NB. Ich bitte nochmals zu überlegen, ob die in diesem Briefe gewählten Ausdrücke und Anschauungen die richtigen sind.

F.N.

Ich wüßte auch nicht, wie ich noch „entschiednere“ Antwort auf Deine Fragen geben könnte.

Lies doch meinen Brief noch einmal.

Lege doch dies Aktenstück auch Lisbeth vor.

[«]

28. An Erwin Rohde in Florenz

<Basel,> am 3ten Sept. 1869.

Mein lieber Freund,

es ist ein böses Ding mit Briefen: man möchte vom Besten geben, und man giebt schließlich das ganz Ephemere, den Akkord und nicht die ewige Melodie. Immer wenn ich mich zum Briefschreiben an Dich niedersetze fällt mir das Wort Hölderlin’s (meines Lieblings aus der Gymnasialzeit) ein „denn liebend giebt der Sterbliche vom Besten!“ Und was hast Du nun, wenn ich mich recht erinnre, in meinen letzten Briefen bekommen? Negationen, Verdrießlichkeiten, Einsamkeiten, Einzelheiten. Und, weiß es Zeus und der herbstlich reine Himmel, so kräftig trägt’s mich gerade in dieser Zeit in’s Positive, so manche üppige Stunde mit reicher Einsicht und wirklicher Veranschaulichung geht an mir vorbei — aber immer wenn solche Zeiten und schwellende Stimmungen kommen, werfe ich einen ganzen Brief mit guten Gedanken und Wünschen für Dich in den blauen Himmel, in der Hoffnung, daß der elektrische Draht zwischen unsern Seelen (oder, nach Reichenbach die odische Lohe) diese Schnellschrift zu Dir befördert.

Wenn Du nicht gar zu entfernt wärest, würde ich mir das Vergnügen machen, Dir ein längeres Aktenstück zu „vermitteln“, meine Antrittsrede, die bereits, im Manuscript, auf Wanderung gewesen ist und zuerst Romundt besucht hat: der sie mit rührender Wärme aufgenommen hat. Dann war sie bei Vater Ritschl: von dem ich das Lob eines guten Stilisten davongetragen habe: zuletzt bei Freund Wagner, der sie Frau von Bülow vorgelesen hat: er stimmt, was mich sehr stärkt, mit allen vorgetragnen aesthetischen Ansichten überein, und gratuliert mir, das Problem richtig gestellt zu haben, was ja aller Weisheit Anfang und vielleicht Ende sei und woran meistens gar nicht gedacht werde. Nun soll die Abhandlung noch zu dem mir und Dir so verehrlichen Wenkel, vielleicht auch zu Dr. Deussen: aber die rechte Weihe, die σφρηγὶς hat sie erst, wenn Du Deinen Segen darüber gesprochen hast. Nichts ist angenehmer als ein solches Bekanntwerden im Manuscript: man wählt sich ein ernsthaftes denkendes Publikum und läuft nicht Gefahr, sich prostituirt zu sehen.

Übrigens habe ich auch mein Italien, wie Du; nur daß ich mich dahin immer nur die Sonnabende und Sonntage retten kann. Es heißt Tribschen und ist mir bereits ganz heimisch. In letzter Zeit bin ich, kurz hintereinander, vier Mal dort gewesen, und dazu fliegt fast jede Woche auch ein Brief dieselbe Bahn. Liebster Freund, was ich dort lerne und schaue, höre und verstehe, ist unbeschreiblich. Schopenhauer und Goethe, Aeschylus und Pindar leben noch, glaub es nur.

Deine Beobachtung über das Anlernen künstlerischer Genußfähigkeiten ist mir wichtig: ich komme neuerdings, so aus „heiler Haut“ darauf, in mir die Möglichkeit zu entdecken Landschaften-Gemälde innerlich einzusaugen. Dargestellte „historische Bilder, der Mensch in seiner Bewegung bleibt mir ewig fern; ich bin sehr unplastisch. Aber so ein Landschaftsbild macht mich ruhig und erwartungsvoll. —

Nicht wahr, auf Deiner Rückreise bleibst Du einige Zeit bei mir in Basel? Romundt habe ich für den Anfang des Wintersemesters eingeladen: er will zu meiner Freude kommen. Im Oktober lebe ich mit Mutter und Schwester am Genfersee.

Im Winter lese ich Geschichte der vorplatonischen Philosophen und Hesiods Tage. Meine jetzige Vorlesung über die Choephoren ist recht zu meinen Vergnügen gediehen.

Es ist ein reiner blauer kühler Herbstmorgen, man spürt nie mehr die verkümmerte Flügelhafligkeit seiner Seele. Sonst käme ich wohl über die Berge, wohl über das breite Thal

zu Dir, liebster Freund
Erwin Rohde.

[«]

29. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 25.September 1869>

Liebe Lisbeth,

Deinen Brief mit Vergnügen erwidernd bin ich nun froh endlich ein Definitivum zu wissen, noch dazu ein so angenehmes. Schon war ich in meinen Gedanken bereit, wieder Naumburger Athmosphäre ein paar Wochen zu athmen: und ich hätte dies recht gern gethan. Mancherlei kam zusammen, um mir eine Reise nach Norddeutschland in annehmbarem Lichte erscheinen zu lassen, Ihr, Heimat, Freunde, Leipzig usw.

So ist es freilich noch besser arrangirt, und ich finde es sehr verständig, verständlich und anstandslos.

Immerhin bitte ich aber noch um eine kurze briefliche Notiz über Tag und Zug Eures Kommens.

Zugleich noch mit einem Vermerk, ob es Euch recht ist, daß ich unsre Ankunft in einer schön gelegnen und empfohlenen Pension (Hautrive bei Vernex und Montreux) anmelde. Oder warten wir, um an Ort und Stelle zu wählen?

Übrigens denke ich Euch doch noch einen Eindruck der vollen Gebirgswelt zu verschaffen. Seht Euch mit warmen Kleidern vor.

Ich muß leider viel arbeiten, Vorbereitungen für die Wintervorlesungen und dann auch der berühmte index, an dem Du wieder anziehende Beschäftigung zu gewärtigen hast.

Heute morgen habe ich die Vorlesungen des Sommersemesters geschlossen: ein halbes Jahr war glücklich überwunden. Heute Abend sind meine Zuhörer zu mir eingeladen.

Geselligkeit in Basel selbst findest Du freilich nicht. Denn alle Welt verreist jetzt. Nur Rathsherr Vischer und Frau haben sich Euren Besuch ausgebeten.

Ich denke daß Ihr in meinem Hause logieren könnt: vorausgesetzt daß Ihr nicht früher als Dienstag Abend kommt.

Zum Schluß die Bemerkung, daß Ihr kein preußisches Papier mitbringen dürft: mindestens habt Ihr großen Schaden. Am brauchbarsten ist alles in Gold, Louisdor’s (=20 frs.)

Nehmt aber lieber etwas zu viel mit als umgekehrt.

Und dann vergeßt nicht meine eignen Bedürfnisse.

Auch erinnere ich mich, daß mein Geburtstag in die Zeit unsres Zusammenseins fällt.

Beiläufig die Bitte, mir bei Haverkamp ein Beinkleid machen zu lassen, hell, recht hell und stark wollig. Dann eine dunkle Weste mit kleinem Ausschnitt. Dann bringt mir doch die hirschledernen Unterhosen mit.

An alle Seiten freundliche Grüße.

Und Euch meine besten.

Auf Wiedersehn!
FN.

[«]

30. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Basel am Tage des Collegienschlusses
25 Sept. 69.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

dieser Brief hat nur den Zweck, Ihnen etwas über seinen Überbringer, den Herrn Griesemann, zu erzählen, der mit den besten Absichten, guten Fähigkeiten und der stärksten Ergebenheit für Sie, geliebtester Meister, nach Leipzig von Basel aus übersiedelt.

Er war mir aus zwei Gründen besonders schätzenswerth, erstens weil er als ein durchlebterer Mensch urtheilen und Auskunft geben konnte, in Fällen wo meine Baseler gemäß ihrer einheimischen Scheuheit vor allem Fremden und Ausländischen den Mund nicht aufthaten: so daß ich immer gern und mit Nutzen mit Herrn Griesemann conversirt habe. Sodann hat er als Philolog das ersichtliche Bestreben, ein strenger und unnachgiebiger Denker, vornehmlich Logiker zu sein: auch diese Eigenschaft machte mir ihn werth, da meine anderen Zuhörer und Seminarmitglieder meistens rettungslos in dem Brei vager Möglichkeiten herumschwammen.

Wenn ich noch hinzufüge, daß Hr. G. sich vornehmlich mit plautinischen Studien befaßt hat und daß er den Wunsch hegt in näherer Weise Ihrer Leitung und Ihres Unterrichtes theilhaftig zu werden, so glaube ich alles gesagt zu haben, um Ihnen den jungen mir vielleicht gleichalterigen Menschen, der jetzt vor Ihnen steht, zur Berücksichtigung zu empfehlen.

In der herzlichsten
Ergebenheit und
Treue
Ihr Schüler
Nietzsche.

[«]

31. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, Ende September 1869>

Liebe Lisbeth,

ei, ei, in was für Vermuthungen und Folgerungen habt Ihr mich durch das Telegramm mit seinem überraschenden Inhalt gestürzt! Und schließlich was war es? Etwas Clairvoiance oder richtiger Schwarzseherei; während nämlich alle Welt gerade diese Zeit für die geeignete zu einem Aufenthalt am Genfersee anerkennt, kann ein einzelnes Urtheil Euch derartig umstimmen. Und wenn auch, warum mußtet Ihr so mysteriös telegraphieren? Dachte ich doch — nun, mündlich mehr!

Also um dem grausamen Post- und Reise-spiel ein Ende zu machen, so erkläre ich, nach Naumburg kommen zu wollen; was in so fern berechtigt ist als ich Weihnachten (bei 6 Tagen Ferien) keinesfalls reisen könnte.

Ohne also etwas Definitives sagen zu können, denke ich ungefähr am Montag Nachmittag einzutreffen. Erwartet keine genauere Nachricht. Auch braucht Ihr nichts als mein Studirzimmer vorzubereiten.

Nun noch einige Vorsichtsmaßregeln. Erstens dürft Ihr nicht vergessen, daß ich außer dem Index mich für die Wintervorlesungen vorzubereiten habe: haltet mir deshalb alle irgend überflüssige Welt vom Leibe. Zweitens dürft Ihr mich in meiner Lebensweise nicht stören: und diese hat den Vorzug, sehr einfach und unkostspielig zu sein. Ich habe nämlich die letzte Zeit, nach dem Vorgange und der Einladung von Gersdorff, von nichts als Brot Milch Weintrauben Früchten und einer Suppe gelebt und denke daß eine zeitweilige Kur dieser Art meinem schlechten Magen recht gut thut. Also — große Küchenbeschwerde bringt mein Aufenthalt nicht mit sich.

Lästig ist mir, daß ich nun die ganze Masse des rhein. Mus. wieder mit mir schleppen muß. — Andernseits freue ich mich, auch nach Leipzig wieder kommen zu können. usw. Vielleicht auch reisen wir im Oktober einmal nach Weimar, zu den Verwandten, und zur Aufführung der Meistersinger.

Seid Ihr nun mit meiner Ankündigung zufrieden? Und werdet Ihr es nicht bereuen, eine so schöne Reise jetzt aufgegeben zu haben?

Mit herzlichen Grüßen und dem
Wunsch eines fröhlichen Wiedersehens
Fritz.

[«]

32. An Carl von Gersdorff in Berlin

(Vom 7 bis 17 October bin
ich in Naumburg.)

Basel 28 Sept. 1869.

Mein lieber Freund,

nun sollst Du hören, was Dein letzter Brief gewirkt hat: auch ich gehöre, seit dem Empfang desselben, nicht mehr zu den „Sarkophagen.“ Es kam mir in’s Gedächtniß, wie ich in Leipzig selbst ein mal einen schüchternen Versuch machte, nach der Lectüre Shelley’s, Dir die Paradoxie der Pflanzenkost sammt ihren Consequenzen vorzuführen: leider an unpassender Stelle, bei „Mahn“, während vor uns die bewußten Cotelletts mit Allerlei standen. Verzeih das gemeine Detail der Erinnerung, über die ich selbst ganz erstaunt bin: aber der Contrast Deiner Natur und der Pflanzenkost-Weltanschauung erschien mir damals so kräftig, daß selbst jene Einzelheiten sich mir einprägten.

Nach diesem ersten Bekenntniß, nun gleich das zweite: ich bin nämlich bereits wieder überzeugt, daß das Ganze eine Marotte ist, noch dazu eine recht bedenkliche. Doch zweifle ich, ob ich jetzt gerade alle Gründe bei der Hand habe, die mir inzwischen dagegen eingefallen sind. Ich verlebte nämlich wieder, wie ich es jetzt häufig thue, ein paar Tage bei einem, der jahrelang dieselbe Abstinenz geübt hat und davon reden darf, nämlich bei Richard Wagner. Und er hat mir, nicht ohne wärmste Betheiligung seines Gemüths und mit kräftigster Ansprache, alle die inneren Verkehrtheiten jener Theorie und Praxis vorgeführt. Das wichtigste für mich ist, daß hier wieder ein Stück jenes Optimismus mit Händen zu greifen ist, der unter den wunderlichsten Formen, bald als Socialismus, bald als Todtenverbrennung — nicht Begrabung, bald als Pflanzenkostlehre und unter unzähligen Formen immer wieder auftaucht: als ob nämlich mit Beseitigung einer sündhaft-unnatürlichen Erscheinung das Glück und die Harmonie hergestellt sei. Während doch unsre erhabne Philosophie lehrt, daß wo wir hin greifen, wir überall in das volle Verderben, in den reinen Willen zum Leben fassen und hier alle Palliativkuren unsinnig sind. Gewiß ist die Achtung vor dem Thiere ein den edlen Menschen zierendes Bewußtsein: aber die so grausame und unsittliche Göttin Natur hat eben mit ungeheurem Instinkt uns Völkern dieser Zonen das Entsetzliche, die Fleischeskost angezwungen, während in den warmen Gegenden, wo die Affen von Pflanzenkost leben, auch die Menschen, nach demselben ungeheuren Instincte, mit ihr sich genügen lassen. Auch bei uns ist, bei besonders kräftigen und stark körperlich thätigen Menschen, eine reine Pflanzenkost möglich, indeß nur mit gewaltigem Auflehnen gegen die Natur: die sich auch in ihrer Art rächt, wie es Wagner persönlich auf das allerstärkste empfunden hat. Einer seiner Freunde ist sogar das Opfer des Experiments geworden, und er selbst glaubt längst nicht mehr zu leben, wenn er in jener Ernährungsart fortgefahren wäre. Der Canon, den die Erfahrung auf diesem Gebiete giebt, ist der: geistig productive und gemüthlich intensive Naturen müssen Fleisch haben. Die andre Lebensweise bleibe den Bäckern und Bauern, die nichts als Verdauungsmaschinen sind. — Der andre Gesichtspunct ist eben so wichtig: es ist unglaublich, was eine so abnorme Lebensweise, die nach allen Seiten hin Kampf verursacht, an Kraft und Energie des Geistes aufzehrt, die somit edleren und allgemein nützlicheren Bestrebungen entzogen werden. Wer den Muth hat, für etwas Unerhörtes durch seine Praxis einzustehn, der sorge dafür, daß dies auch etwas würdiges und großes sei, nicht aber eine Theorie, bei der es sich um die Ernährung der Materie handelt. Und mag man auch Einzelnen ein Martyrium für solche Dinge zugestehn: ich möchte nicht zu ihnen zählen, solange auf geistigem Gebiete wir noch irgend eine Fahne hochzuhalten haben. Ich merke wohl, daß in Deiner Natur, liebster Freund, etwas Heroisches ist, das sich eine Welt voll Kampf und Mühe schaffen möchte: aber ich fürchte, daß ganz unbedeutende Flachköpfe diese Deine edle Neigung mißbrauchen wollen, indem sie ihr ein solches Princip unterzuschieben suchen. Wenigstens halte ich jene vielverbreiteten litterarischen Productionen für berüchtigte Lügenfabrikate, allerdings vom ehrlich-dummen Fanatismus dictirt. Kämpfen wir, und wenn es geht, nicht für Windmühlen. Denken wir an den Kampf und die Ascese wahrhaft großer Männer, an Schopenhauer Schiller Wagner! Antworte mir, theurer Freund.

F. N.

Ich fange noch einen neuen Bogen an, weil es mich wirklich sehr bekümmert, mit Dir hierin nicht übereinstimmen zu können. Indeß um Dir meine wohlmeinende Energie zu zeigen, habe ich dieselbe Lebensweise bis jetzt eingehalten und werde dies solange thun, bis Du selbst mir die Erlaubniß giebst anders zu leben. — Warum muß man doch die Mäßigkeit gleich bis zum Extrem ausdehnen? Offenbar deshalb, weil es leichter ist einen ganz äussersten Standpunct festzuhalten als auf jener goldnen Mitte ohne fehl zu gehen.

Das gebe ich ja zu, daß man in den Gasthöfen durchaus an eine „Oberfütterung“ gewöhnt wird: weshalb ich in ihnen nicht mehr essen mag. Ebenfalls ist mir ganz klar, daß eine zeitweilige Enthaltsamkeit von Fleisch, aus diätetischen Gründen, äusserst nützlich ist. Aber warum, um mit Göthe zu reden, daraus „Religion machen“? Dies liegt aber in allen solchen Absonderlichkeiten unvermeidlich eingeschlossen, und wer erst für Pflanzenkost reif ist, ist es meist auch für socialistisches „Allerlei.“

Auch in diesem Puncte hat Schopenhauer mit der unfehlbaren Sicherheit seines großen Instinctes das Richtige gesagt und gethan. Du kennst die Stelle.

Doch will ich von diesem Puncte nicht mehr reden. Wohl aber noch von allem, was sich auf unsern Meister bezieht — dessen Bild ich, beiläufig, noch nicht bekommen habe. Ich stehe jetzt wirklich in einem Centrum von Schopenhauerischen Fäden, in alle Welt ausgespannt. Wenn wir einmal wieder zusammen kommen, werde ich Dir von Wenkel’s Schopenhauerthum erzählen, ebenso von Wagner’s, der durchaus durchdrungen und geweiht ist von dieser Philosophie: ich werde Dir die denkwürdigsten und gedankenreichsten Briefe meiner Freunde Dr. Rohde (in Florenz) und Dr. Romundt (Leipzig) vorlesen, die alle auf das tiefste und bestimmendste von jener Philosophie gepackt sind. Um schließlich von mir zu reden, so durchdringt jene mir innerlichst sympathische Weltanschauung von Tag zu Tag mehr mein Denken, auch mein wissenschaftliches: wie Du es vielleicht merken wirst, wenn ich Dir bald einmal meine Baseler Antrittsrede im Manuscript zuschicke. Sie handelt „über die Persönlichkeit Homers“: man muß schon tüchtig sich in Schopenhauer hineingelebt haben, um an ihr zu fühlen, wo alles der bestimmende Zauber seiner eigenthümlichen Denkart mächtig ist.

Im nächsten Winter werde ich Gelegenheit haben in unserem Sinne nützlich zu sein, da ich Geschichte der vorplatonischen Philosophie und eine Vorlesung über Homer und Hesiod angekündigt habe. Auch werde ich zwei öffentliche Reden halten „über die Aesthetik der griech. Tragiker zb. über das antike Musikdrama“, und Wagner wird dazu aus Tribschen herüber kommen.

Ich habe Dir schon geschrieben, von welchem Werthe mir dieser Genius ist: als die leibhafte Illustration, dessen, was Schopenhauer ein „Genie“ nennt.

Mit meiner akademischen Thätigkeit, deren erstes Semester ich nun glücklich beendet habe, darf ich wohl zufrieden sein. Merke ich doch an meinen Zuhörern die geweckteste Theilnahme und wirkliche Sympathie für mich, die sich darin äussert, daß sie oft und gerne sich bei mir Raths erholen.

Aber es ist ein anstrengendes Leben, das glaube mir.

Ach wenn ich doch nicht alle diese Worte hätte schreiben müssen! Alle Wärme Unmittelbarkeit und Energie des Gefühls sind dahin, wenn erst das Wort, in Alizarintinte gehüllt, auf dem Papiere steht. Und doch erwarte ich etwas von dem Briefe. Oder darf ich dies nicht?

Jedenfalls doch eine baldige Antwort?

In herzlicher Gesinnung und
treuer Freundschaft, auch
mit bestem Grusse an Deine guten Freunde
Friedr. Nietzsche.

[«]

33. An Erwin Rohde in Florenz

<Naumburg, 7. Oktober 1869>

Heil und Segen voran!

die Überschrift des Briefes zeigt Dir, welche Üppigkeit mir zu Theil geworden, heimatliche Wärme und Erinnerungsfülle.

Draußen vor den Fenstern liegt der gedankenreiche Herbst im klaren mildwärmenden Sonnenlichte, der nordische Herbst, den ich so liebe wie meine allerbesten Freunde, weil er so reif und wunschlos-unbewußt ist. Die Frucht fällt vom Baume, ohne Windstoß.

Und so ist es mit der Liebe der Freunde: ohne Mahnung, ohne Rütteln, in aller Stille fällt sie nieder und beglückt. Sie begehrt nichts für sich und giebt alles von sich.

Nun vergleiche die scheußlich-gierige Geschlechtsliebe mit der Freundschaft!

Ich sollte auch meinen, daß jemand, der den Herbst, wenige Freunde und die Einsamkeit wahrhaft liebt, sich einen großen, fruchtbar-glücklichen Lebensherbst prophezeien darf.

„Drum dulde, daß der Parzen eine
„Den Herbst mir spinne, lieb und lang
„Aus halbverkühltem Sonnenscheine
„Und Müßiggang.“

Aber Du weißt, welchen Müßiggang wir meinen: haben wir doch schon zusammen gelebt, als ächte σχολαστικοὶ dh. Müssiggänger.

Und was hindert uns, von jenem Lebensherbst zu hoffen, daß er wieder uns so zusammenbringt?

Sei dies denn Wunsch und Hoffnung, ausgesprochen am Gedenktage Deiner Geburt, aber immer und allezeit im Herzen getragen.!

Von hier aus suche ich denn die alten Erinnerungsstätten in Leipzig auf, und Romundt meldet mir freundschaftlichst, daß er bereits dort eingetroffen sei, um mich nicht zu verfehlen. Habe ich Dir geschrieben daß er meine Einladung angenommen hat, den Anfang des Wintersemesters in Basel zu erleben, und daß wir dort die schwierige Frage seiner Zukunftsstellung mitsammen erledigen wollen. Schreibe mir doch Deine Meinung: wie ich ihn jetzt kenne, nach der schönen Entwicklung des letzten Jahres, halte ich ihn der Aussicht auf einen philosophischen Lehrstuhl durchaus für würdig. Wohlverstanden der Aussicht! Er wird viel zu thun haben, zur systematischen Bewältigung ganzer philosophischer Disciplinen. Und es möchte noch manches Jahr hingehen dürfen.

Übrigens wünsche ich unser Zusammentreffen auch deshalb so sehnlich, weil eine ganze Fülle von aesthetischen Problemen und Antworten seit den letzten Jahren in mir gährt, und mir der Rahmen eines Briefes zu eng ist, um Dir etwas darüber deutlich machen zu können. Ich benütze die Gelegenheit öffentlicher Reden, um kleine Theile des Systems auszuarbeiten, wie ich es zB. schon mit meiner Antrittsrede gethan habe. Natürlich ist mir Wagner im höchsten Sinne förderlich, vornehmlich als Exemplar, das aus der bisherigen Aesthetik unfaßbar ist. Es gilt vor allem kräftig über den Lessingschen Laokoon hinauszuschreiten: was man kaum aussprechen darf, ohne innere Beängstigung und Scham.

Windisch ist nun habilitirt: Brockhausens haben mich in Basel besucht, auch sind wir einen Tag in Tribschen zusammengewesen. Ritschl und Frau haben eine ganz unglaubliche Liebe und Hochschätzung vor mir: was ich Dir verrathe, um Dir Freude zu machen. Es sind doch höchst liberale Menschen, mit vieler eigner Kraft: sie ehren sich, wenn sie das Andersartige so unbefangenfreudig gelten lassen.

Und ich sollte mich sehr wundern, wenn Sie nicht auch über Dich so und ähnlich urtheilen. Das muß doch das Philologenthum empfinden, daß wir gute Freunde sind und unterschiedlich doch von allen anderen. Nicht wahr? Liebster Freund?

F.N.

Bis zum 17ten Okt. bin ich hier. — Die schöne und nützliche Collation des certamen ist ein rechter Freundschaftsdienst! Gott, daß solche ausgezeichneten Freunde wie Du, Handschriftsclaverei und ähnliche Scheußlichkeiten mir zu Liebe über sich nehmen!!

[«]

34. An Curt Wachsmuth in Göttingen

<Naumburg,> 14 Okt. 1869.

Geehrtester und lieber Herr Collega,

da ich diesen Winter in Basel die Geschichte der älteren griechischen Philosophen lesen werde, und zwar an der Hand des Laertius Diogenes, so habe ich endlich wieder Gelegenheit, der Herstellung dieses Schriftstellers eindringlich Zeit und Kraft zu widmen.

Dieser Vordersatz soll nur eine leicht zu errathende Bitte einleiten, die ich an Sie richten möchte, im Vertrauen auf Ihre, mir schon öfter bewährte, hülfreiche Gesinnung.

Ich gehe dabei von der Voraussetzung aus, daß die Absicht, den genannten Autor später herauszugeben, bei Ihnen noch nicht wankend geworden ist, und daß es mir also möglich sein dürfte, Ihnen einmal bei dieser Intention etwas Dienstliches und Angenehmes zu erweisen. Naturgemäß bekommen Sie Alles zu Händen, was zur Emendation dieses Autors mir bereits vorliegt oder was ich noch etwa Glaubhaftes in dieser Region entdecke.

Werden Sie es nun, nach dieser ernst gemeinten Vorbemerkung, für erlaubt halten, daß ich Sie um Übersendung des handschriftlichen Materials für den einschlägigen Theil des Laertius (Buch I II III VIII IX) ersuche?

Sagen Sie mir doch unverholen Ihre Meinung darüber!

Mit angelegentlichem Gruß an Sie und Ihre Frau Gemahlin

bin ich
Ihr ganz ergebener
Friedr. Nietzsche Dr.

Vom 18ten Oktober an bin ich wieder in Basel.

[«]

35. An Friedrich Ritschl in Leipzig

<Naumburg,> 16 Oct. 1869.

Lieber und verehrtester Herr Geheimrath, daß ich Ihnen nur verrathe, welche ganz besondere Freude mir gestern Ihr herzlicher Brief machte, der gerade, mit „allster Eile“ zur allerrechtesten Zeit kam, nämlich am Morgen meines Geburtstages. Ein schönes und fröhliches Wahrzeichen!

Ich mache mich aber nun eilig darüber, auf die angeführten Einzelheiten zu antworten. Da ich Montag Mittag von hier nach Basel abreise, so möchte es mir wohl noch möglich sein, vorher in den Besitz des Andresen’schen Ms’s. zu kommen: falls Ihnen eine solche beschleunigte Absendung nicht unbequem ist. Ich will dann, nach Einsicht des Ms’s. direct an Engelmann schreiben, würde aber bestimmter auf Erfolg rechnen, wenn Sie mir entweder auf einem Zettel oder in einigen Worten an mich ein Urtheil über diese Arbeit beischrieben, das ich dem Engelmann unter die Augen bringen könnte.

Wenn Sie sich sodann nach meiner nächsten größeren Publikation erkundigen, so wäre mir gerade in diesem Puncte ein wohlwollend-eindringlicher Rath von grösstem Werthe. Um nämlich ein größeres Buch mit fortlaufender Entwicklung eines Grundgedankens fertig zu machen, fehlt es mir augenblicklich an Allem, bei der Art meiner jetzigen Collegienvorbereitung, die mich zwingt, zum Alltagsbedarf das Quantum Productivität aufzuzehren. Doch… es kann ja nicht immer so bleiben — Dagegen könnte ich, nicht ohne Wollust, einen hübschen Band vermischtester Dinge, ein rechtes „Leipziger Allerlei“ zusammenstellen, theils litterarhistorische Erkenntnisse, theils neue Ansichten und Aussichten, drittens ein tüchtiges Bündel von Coniecturen zu Aeschylus Sophocles Lyrikern Laertius usw. Warum sollte es nicht erlaubt sein, mit einer solchen lustigen Buntheit und Unordnung ans Tageslicht zu kommen, nöthigenfalls unter halber Anonymität? Vielleicht wird so ein Miscellenbuch gar nicht ungern gelesen.

Sagen Sie mir doch ein entschiedenes und entscheidendes Ja! oder Nein!

Ein größeres Buch über Laertius soll ungefähr in zwei Jahren ausgearbeitet sein. Vielleicht auch eine Ausgabe der Choephoren.

Zum Schluß meinen allerwärmsten Dank für Ihre Liebe und Sorgfalt für mich und schönste Grüße an Ihre verehrten Angehörigen: meine Schwester ist über Ihre freundlichen Worte ganz „üppig“, besonders auch im Hinblick auf das in Aussicht gestellte Freiexemplar des Index. Sie hilft mir recht kräftig, wenn sie auch die Schriftennamen öfters etwas verdreht, z.B. Cäsar eine Schrift über „Civilehe“, eine andere „vom schönen Alexander“ usw. zuschreibt.

Mich und die Meinigen bestens empfehlend

in treuester Ergebenheit
Ihr Schüler

Friedr Nietzsche.

[«]

36. An Wilhelm Engelmann in Leipzig

<Naumburg, 18. Oktober 1869>

Verehrtester Herr Doctor

ich weiß nicht, ob ich mir zu viel erlaube, wenn ich Ihnen beifolgendes Ms. zu geneigtester Berücksichtigung etc anempfehle. Der Verfasser derselben ist Dr. Andresen, den ich, aus meiner Leipziger Vergangenheit her, recht wohl kenne und mit Rohde zusammen unter die allerbeste Rubrik von Ritschl'schen Schülern rechne. Diese Arbeit ist hervorgegangen aus mehrjähriger sorgsamer und fruchtbarer Durcharbeitung des vielbesprochnen angeblich Tacitinischen dialogus de oratoribus und wird, bei der gegenwärtigen Verbreitung und Höhe der Taciteischen Studien, ihrer Güte halber Aufmerksamkeit erregen. Ich könnte Mehreres und Eingehenderes über dieselbe sagen, wenn ich nicht vorziehen müßte, einen Brief von Geheimrath Ritschl an mich beizulegen, aus dem das Urtheil dieser Autorität auf das Unzweideutigste erhellt. Hier wird auch vorgeschlagen und Andresen ist jeden Augenblick dazu bereit und fertig, den revidirten Text der Abhandlung voranzufügen, so daß dann die neue Ausgabe die günstige Aussicht hätte in den Schulen, in Vorlesungen und philologischen Seminarien gebraucht zu werden.

Ich möchte um Alles Ihnen nichts Ungeschicktes und Unbequemes empfohlen haben und bitte Sie daher, geehrtester Herr, um die freieste, kürzeste und unumwundenste Äußerung Ihrer Neigung und Abneigung gegen den vorgelegten Plan.

In jedem Fall bin ich, mit dem Ausdrucke dankbarer Hochschätzung Ihr ergebenster

Fried. Nietzsche Dr.
Professor in Basel

Vom 19ten Oktober bin ich wieder in Basel.

[«]

37. An Wilhelmine Oehler in Merseburg

Naumburg am 18 Okt. 1869.

Liebe und verehrte Großmama,

heute Mittag geht mein kurzer Aufenthalt in der Heimat zu Ende: er war so arbeitsam und vielgeschäftig, daß ich selbst an Ort und Stelle fast keinen Besuch machen konnte, geschweige, daß es mir möglich gewesen wäre, Dir persönlich meinen allerbesten Dank für die liebenswürdigen Aufmerksamkeiten an meinem Geburtstage abzustatten. Dies nun wenigstens brieflich zu thun, soll mir noch diese letzte Stunde dienen, zugleich um Dir meinen herzlichen Wunsch auszudrücken, daß ich noch recht lange von Deiner warmen wohlwollenden Gesinnung für mich und von Deinem behaglichen gesunden und heiteren Leben im Kreise Deiner Kinder zu hören bekomme.

Für mich hat die Sommerzeit des Lebens, eine ernst angreifende Berufsthätigkeit, etwas früh begonnen; aber jetzt, wo ich auf das eben vollendete erste Halbjahr zurückblicke, darf ich wohl mit Vergnügen empfinden, daß diese Thätigkeit für mich wie ausgesucht ist und sich ungezwungen meinen Studien, Neigungen und Kräften anfügt. Es ist immer ein seltenes Glück, in seinem Elemente schwimmen zu dürfen.

Mit dem nochmaligen Ausdrucke meiner dankbaren Empfindung, zugleich auch für meine lieben Verwandten, die an meinen Lebenswegen so schätzenswerthen Antheil nehmen, endige ich als

Dein treulich ergebener Enkel
Dr Friedr Nietzsche
Professor in Basel.

[«]

38. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 27. Oktober 1869>

Heute darf ich mir die Erholung eines Briefes an Euch gewiß gönnen: nachdem ich von neun Uhr Morgen bis Mittag und wieder von zwei Uhr bis ½5 in Examenangelegenheiten, Versetzungs- und Censursorgen abwesend war, auch anderthalb Stunde selber hintereinander examinirt habe. Wie beneidenswerth ist dagegen doch die Existenz eines Schülers!

Zuerst nun die Thatsache, daß ich gestern: sage Dienstag Mittag erst in den Besitz der nöthigen Kiste gekommen bin: noch dazu mit nur halbem Deckel; wie es übrigens bei dem dünnen Holz und der Schwere des Inhaltes vorauszusehen war. — Der Inhalt war gut erhalten: doch hoffte ich die Zuckerdose, die Lampe usw. noch zu finden.

Gestern wurde ich durch einen schönen Brief des Hofgerichtsadvokat Hofmann in Darmstadt und zusammen durch eine Karte von Rittergutsbesitzer Wieseke erfreut und überrascht: denn es kam wieder ein großes Schopenhauerbild an, und zwar wesentlich verschieden. Weshalb ich es Dir zuschicke, liebe Lisbeth, damit es Schulz zur Regulirung diene.

Der Brief der Frau Bülow, der mich vergebens in Naumburg aufsuchte, enthält übrigens folgende Stelle, die ich als Aufforderung zum Tanz hiermit niederschreibe:

„Wollen Sie Ihrer Fräulein Schwester freundlichst für ihre bereitwillige Unterstützung in der Portraitangelegenheit danken, noch mehr aber für die gegen mich gehegte wohlwollende Gesinnung. In einem geprüften Leben weiß man solche Kundgebungen nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen. Ich weiß nicht, warum ich wegen dieses Bildes doch trotz aller Brockhausischen Kleinlauterei hoffnungsvoll gestimmt bleibe.“

Aber nun mußt Du auch etwas Reelles thun. Meinetwegen hinter dem breiten Rücken der Familie Brockhaus und Fräulein Doris.

Noch eine hübsche Stelle aus dem Briefe: „Was unsre Stimmung betrifft: so glaube ich, daß wir uns Sancho’s tiefsinnige Logik zu Gemüthe gezogen haben: „„die Traurigkeit ist nicht für die Thiere gemacht, sondern für die Menschen; wenn ihr aber die Menschen gar zu sehr nachhängen, so werden sie zu Thieren.““ Und so sind wir denn heiter ohne besondre äußere Veranlassung, denn selbst die privaten Verhältnisse stoßen auf die herkömmlichen Langwierigkeiten usw.“

Als ich von Naumburg fortfuhr, kam mir zum Bewußtsein, daß es doch eine rechte Hetzjagd war und nicht so angenehm als es hätte sein können. Indeß ist das Letzte vielleicht nur eine Phantasmagorie. Realiter haben wir doch heitere und freundliche Stunden verlebt: dazu war die Gegenwart des guten Windisch, noch mehr der Aufenthalt in Leipzig so anmuthig, daß ich die etwas langweilige Rolle meiner Naumburger Freunde, vollends die Thierquälerei jener „ernst“-haften Familie Krug recht gut vergessen könnte. Für Wenkel habe ich aufrichtige Besorgnisse: er braucht zwingend neue Umgebungen. Aber was thun?

Übrigens werde ich, wenn ich wieder einmal in dieser kalten Jahreszeit reise, mich besser vorsehen: die Nächte in der Eisenbahn waren furchtbar. Und meine Gesundheit ist jetzt noch davon angegriffen.

Hier erfreue ich mich der rothen „Ecke“, des rothen Sophas und der rothen Tischdecke, jedes in einer anderen Nuance. Aber mein Ofen ist warm, ich habe Doppelfenster und trinke Kakao.

Mit herzlichem Gruß
in alter Anhänglichkeit
FN.

[«]

39. An Friedrich Ritschl in Leipzig

<Basel, Ende Oktober/Anfang November 1869>

Verehrtester Herr Geheimrath,

das Andresen’sche Ms. ist zwischen Leipzig und Naumburg geradezu hin und her geflogen; denn kaum war es, bei Ihrer unglaublichen Geschicklichkeit im Paketmachen und -entsenden, in meine Hände gelangt, so gieng es wieder, von einem längeren Briefe an Engelmann begleitet, auf die Post. Mit dieser „affenmäßigen“ Geschwindigkeit contrastirt nun freilich die ruhige und mir verdächtige Bedachtsamkeit des Engelmann, der bis jetzt keinen Laut von sich gegeben hat. Doch — er ist sehr geplagt und hat viel zu thun. Antworten muß er endlich doch. Und da es ein sehr nobler Mann ist, so habe ich Hoffnung. —

Da man nun nächstens mit dem ersten Theile des index anfangen kann zu drucken, so bitte ich mir nähere Ordre aus, wohin ich das Manusc. zu senden habe. Nota bene mit einem Brief an den Setzer; wenn der nicht tüchtig instruirt wird, so komme ich bei der Correktur um.

Hier in Basel habe ich wieder reiches Maaß an Examenund Censurstrapazen. Auch ärgere ich mich über meine Wintercollegien, vor meinen drei dummen Zuhörern!

Schließlich möchte ich Sie bitten, beifolgendem Ms. eine Anwartschaft auf eine Stelle im rhein Mus zuzugestehn und zwar, wenn’s sein muß, Anwartschaft mit dem Ictus auf der Mittelsilbe! Es wird ungefähr ein Druckbogen sein.

Und nun mit den besten Empfehlungen an die verehrtesten Ihrigen

in „allster“ Ergebenheit
und Eile
Fr. Nietzsche.

[«]

40. An Erwin Rohde in Rom

<Basel, 11. November 1869>

Aber, mein liebwerthester Freund, wer darf solche verführerische Briefe schreiben? Glaube mir, wenn ich so etwas lese, wird mir der harte Bissen meines jetzigen Daseins noch im Munde zum Stein; der Fisch meiner Professur ist nicht einmal „marinirt“ sondern wird zur Schlange. Oder war diese Professur nicht eine Schlange, die mich verführt hat, weg vom Pfade, der zum Freunde und in die blauen Weltwunder führt?

Ich will in Deiner Sprache reden. Ich las Deinen Brief: und mir war, als wachte ich plötzlich auf, und es wäre tiefe braune Nacht um mich, und ferneher klänge so ein sehnsüchtiger Laut, wie ich ihn lange nicht gehört.

„Schweig mir von Rom“ sagt der arme Tannhäuser, der dort zu keinem grünen Zweig gekommen war; ich sage dasselbe, weil ich dort zu einem gekommen wäre: während ich hier in der musenlosen Stadt, in harter Arbeit lebe und klebe, mit zerbrochnen Flügelchen und geknickten Beinchen!

Zum Beispiel:

Ich lese in diesem Winter — auf Verlangen der Studenten — lateinische Grammatik! Homo sum — aber dies ist gar zu unmenschlich und mir überdies verdammt alienum.

Du bist eigentlich recht in Üppigkeit und Wollust, im Berge der Frau ARS und übrigens auch der heiligen MARIA so nahe, als man eben dem heiligen PAPA sein kann.

Auch tönt von Leipzig her frohe Kunde: Ritschl schreibt mir, daß ihm von verschiednen Seiten, besonders von der Dindorfschen der Pollux sehr gelobt werde, daß er aber die Schrift noch nicht zu sehen bekommen habe.

Schicke ihm doch ein Ex., womöglich mit Widmungsverschen. Der alte gute Schäker hat so was so gern. Er sammt Zubehör war wirklich rührend liebenswürdig, als ich in Leipzig meine Besuche machte. Auch glaube ich, daß man Dich dort anders kennt als es vielleicht früher der Fall war. — Dem alten Vischer habe ich ein Exemplar des ῎ΟΝΟΣ geschenkt, und er hat seine Freude daran gehabt.

Der Pollux ist eine so treffliche und lehrreiche Arbeit, daß ich voraussetze, man fängt nächstens mit Dir Unterhandlungen über jene Schlange (ahi anguis unc — sieh meine Sprachvergleichereien!) an, und optumo iure.

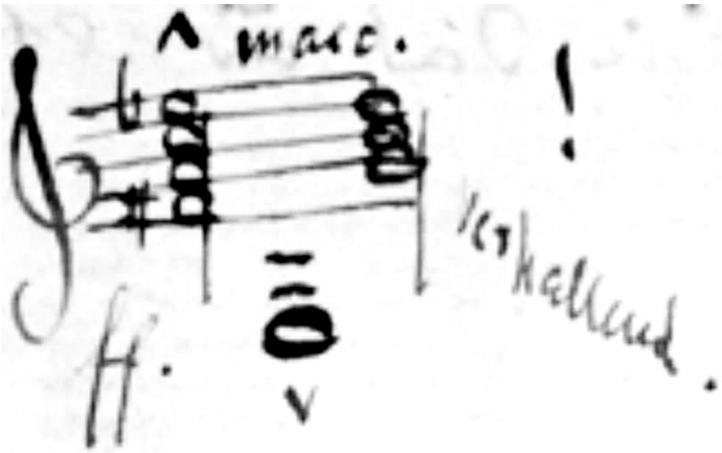
Wenn Du beiläufig vitas Homeri oder Hesiodi siehst, so thu mir den Gefallen sie zu collationieren. Besonders die des PseudoHerodot. Soll ich Dir Westermann biogr<aphi> schicken? In Homericis schlendere ich so für mich hin und finde allerlei: auch war mir Deine Collation schon mehrfach ersprießlich. Vom πέπλος besitze ich schon eine Collation, Rose auch. Unnütz.

Nun ein bis zwei Bitten. Kommen Dir — verzeih meiner Ignoranz — in Rom etc. auch Dürersche Blätte<r> zu Gesicht? Ich bin hinter einem her, genannt die Melancholie.

Neulich hat mir der Himmel zwei große Bilder (Photogr.) Schopenhauers bescheert, so daß ich jetzt mit dem Deinigen drei besitze. Ich lasse jetzt von einem sehr talentvollen Photographen ein ganz großes machen, und dürfte, falls es gelingen sollte, Dir unsern trübselig-sonnenhellen Freund nach Rom addressieren, zu Deiner und seiner Erbauung!

Über Hartmann mit Dir einmündig und einmüthig. Doch lese ich ihn viel, weil er die schönsten Kenntnisse hat und mitunter in das uralte Nornenlied vom fluchwürdigen Dasein kräftig einzustimmen weiß. Er ist ein ganz gebrechlicher contrakter Mann — mit etwas Bosheit, scheint mir, hier und da auch kleinlich und jedenfalls undankbar. Und das ist für mich ein Halt in der Ethik und der ethischen Beurtheilung von Menschen und Thieren.

Übrigens „Ehre Preis Lob und Dank“ (Anfang meiner Schlußfuge, wie so häufig beim alten Bach) der Einsamkeit, die uns selbst und unsre Freunde erhält. Ich streife alles Unbequeme öffentliche Förmlichleere von mir ab und lebe so bedürfnißlos in der warmen Winterstube: freilich jetzt gerade in Niederungen des Daseins, mehr planimetrisch als kubisch. Und nicht einmal wie bei Manfred „Erscheinung eines schönen Weibes“!



Pax nobiscum!
Liebster Freund!
F.N.

[«]

41. An Gustav Krug in Naumburg

<Basel, 17. November 1869>

Liebster Freund! Gruß und
Glückwunsch zuvor!

Und das zwar in aller Eile, da der Anfang eines Wintersemesters auch zu den holdesten Geschäften die Muße nimmt. —

Du glaubst nicht, wie gierig solche philologischen Zuhörer nach Weisheit und lateinischer Grammatik sind: bienen- und ameisenmäßig muß man schaffen, damit man täglich sein Füllhorn ausschütten kann.

Dies nur zur Erklärung, warum ich so schlecht und wenig schreibe: der Dämon des Berufs steht hinter meinem Stuhle. Und ehe den der Teufel holt, holt der Dämon mich.

Auch weiß ich jetzt wie die Nornen singen. Weißt Du wie das ward?

Persönlich würde ich Dir viel erzählen, was ich dem weißen Papier nicht anvertrauen kann und mag: Papier und Tinte sind dumm, und deshalb indiskret. Charta est κακόχαρτος: mit Hülfe des griechischen Lexikons eine wohl zu errathende Sentenz!

Vergiß auch im neuen Jahre nicht die alte Treue in unserm musikalischen Glaubenssatze: ist er doch zugleich ein echt- und schön-menschlicher!

Wir haben doch ein Recht behaglich zu schmunzeln, so viel reicher an schönsten und stärksten Genüssen und Erfahrungen zu sein, als andre, die Herzensleere, Unverstand und böser Wille immer mehr verarmen läßt! Wer wenig hat, dem wird auch das Wenige noch genommen, was er hat!

Mag noch so sehr die widerliche „Bildung“ der Menge gegen alle starken und energischen Gefühle sein — ohne Vereinsamung ist nun einmal nichts Edles und Hohes zu gewinnen; wo alle gehen, läuft eben die Gemeinheit mit.

Vor der uns alle guten Genien bewahren mögen!

Mit herzlichsten Grüßen an
Dich und Wilhelm und in
alter Freundschaft
Fr. Nietzsche Prof.

[«]

42. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 23. November 1869>

à ma soeur:

Wie steht’s mit der Indification? Ist Herr X (Gott wie heißt das Wesen?) parat und scheint er Dir sorgsam und zuverlässig gewesen zu sein? Es wird bereits emsig gedruckt. Also periculum in mora! Auf Deutsch: das Feuer brennt uns auf die Nägel. Denn wenn Du und er (elle et lui wie im Roman) auch alles gut und fertig habt, so wollen immer noch 3 Bände hineingearbeitet sein, und ich armes Wintercollegienwurm bin mit allem Möglichen geplagt und soll nun auch noch das aus den Ärmeln schütteln.

Wenn ich das zu Stande kriege und dazu geschwind, so ist meine Geschwindigkeit doch Hexerei. Nicht wahr?

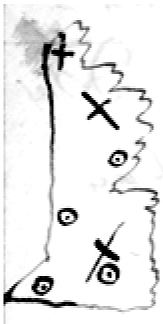
— Unterbrechung. Ich mußte fortlaufen, um meine 8 philologischen Raben im Seminar zu füttern; was denn auch geschehen ist.

In diesen Tagen ist ja auch wohl Demoiselle Brockhaus bei Euch gewesen; siehst Du, wie gut ich über Euren Lebenswandel unterrichtet bin.

Große Freude hat mir gemacht, daß der gute Romundt jetzt Aussicht zu einer vortrefflichen Erzieherstelle hat: ein Sohn, 400 Thaler, freie und glänzende Station, alle Jahre große Reisen und, bei längerem Verhältniß lebenslängliche Pension. Auf dies mein Anerbieten hat er mir aber noch nicht geantwortet; und bei seiner

Wunderlichkeit kann man sich auf alles gefaßt machen. Rohde ist in Rom und schreibt die allerschönsten Briefe: auch Deussen und Röscher (Gymnasiallehrer in Bautzen) haben recht hübsch geschrieben, so daß nach allen Seiten hin wieder Briefschulden gemacht sind, die ich jetzt nicht wegschaffen kann. Gersdorff, Wieseke Hofmann sind alle noch ungebrieft (in Naumburger Dialekt „ungeprüft“) Was Wunder, wenn die reinen Liebesbriefe — nämlich der an die gute Grimmenstein — mir wie mit Keulenschlägen abverlangt werden! Was soll da aus all den Pflichtbriefen werden!

(Letztere Bemerkungen à ma mère, mezza voce)



Natürlich möchte ich bald von Dir einiges hören zB. wonach Euer weihnachtliches Herz Verlangen hat. — Was macht der alte Schopenhauer? Immer noch das finster-gute Gesicht? Kneife nur Schulz recht in sein „Künschtler“-bewußtsein — aber nicht zu arg, sonst macht er uns den Schopenhauer zum Mohren: wie er überhaupt ideale Menschen (zB. Blass) recht schmutzig darzustellen pflegt. Habt Ihr in Euren Stuben hübsch warm? Und schöne Teppiche? Und rechte Ordnung? Und frühmorgens Kakao? Und schöne Äpfel? — Seht Ihr! Das habe ich alles. Hier das Bild des Teppichs (eine Pferdedecke. Die + bezeichnen die großen, die ⊙ die kleineren Löcher.

Adieu.

[«]

43. An Friedrich Ritschl in Leipzig

<Basel, kurz nach dem 23. November 1869>

Verehrtester Herr Geheimrath,

um zuerst auf Ihre letzte Zuschrift mit der wohlberechtigten Mahnung zu antworten, so denke ich daß jetzt endlich an dem Register gedruckt wird: gestern morgen wenigstens sind 5 dicke Hefte an Klette nach Bonn abgegangen. Das Wintersemester, im Speziellen die lateinische Grammatik hatte mich verführt, das letzte Heft des 24ten Bandes immer wieder bei Seite zu schieben. Meine Zuhörer nämlich, acht Mann hoch, verlangten von mir unisono, lateinische Grammatik zu hören. Ich gehorchte, einmal aus „Realpolitik“, andernseits, weil ich auch so recht viel in diesem Winter lerne. Mögen mir die Dämonen der lateinischen Grammatik gnädig beistehn! Sie wissen, wen ich anrufe.

Nun das Zweite, doch nicht τὸ δεύτερον.

Daß Sie so hülfreich und freundlich an Romundt gedacht haben, hat mich ordentlich in Rührung gebracht, und er selbst kann es Ihnen nicht mehr danken als ich es thue. Dies ist die erste glückliche Hand, die den guten und begabten Menschen am Schöpfe faßt. Er hat mir zwei lange und glückliche Briefe geschrieben und läßt einstweilen durch mich Ihnen seine treueste Ergebenheit und Dankbarkeit ausdrücken. Natürlich möchte er gar zu gerne zugreifen: sein einziges Bedenken ist, daß er sich zum Staatsexamen gemeldet hat und, ich glaube zum Januar, auch citirt ist. Mit anderen Worten: wenn er jene Stellung mit dem Januar erst antreten dürfte, so wäre ihm dies das Erwünschteste.

Doch meine ich, daß er auch dann bereit sein würde, wenn die Stelle sofort besetzt werden müßte.

Er würde dann genöthigt sein, seine Abhandlung über das gestellte Thema (den langweiligen Gottesbegriff Platos) neben seinen Berufsgeschäften auszuarbeiten.

Unter allen Umständen: er muß die Stellung annehmen. Ich darf ihm doch wohl schreiben, daß er sich Ihnen und Herrn Czermak persönlich vorstellen soll: zumal da er in Leipzig wohnt, Universitätsstr. 19, im Hofe, 3 Treppen.

Von Engelmann keine Notiz: Beweis, daß er auf die Proposition eingeht. (Aus analogen Fällen zu schließen!)

Mit den besten Empfehlungen an die verehrten Ihrigen

Ihr getreuer
F. Nietzsche

Ich sollte nicht vergessen haben, Ihnen für Brief und Rathschläge recht zu danken. Übrigens bin ich in Allem Ihrer Meinung: es war thöricht, nur an das „Miscellenbuch“ zu denken. Aber es wird so viel gedruckt, daß ich mich nächstens schäme.

[«]

44. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Basel, zwischen dem 23. und 29. November 1869>

Nun, bekomme ich denn gar kein Briefchen mehr von Dir? Und es wäre mir dies doch so wünschenswerth, ja nothwendig, da ich gar nicht weiß, womit ich Lisbeth eine weihnachtliche Freude machen könnte. Nur nicht wieder so einen Operngucker-gedanken! Und es wird doch wohl hübscher sein, wenn ich Euch von hier aus ein Kistchen schicke: erhöht es doch jedenfalls das Gefühl der Nähe und Zugehörigkeit trotz räumlicher Entfernung.

Dies das Eine. Sodann bitte Lisbeth, daß sie mir sofort meine Rede über Homer zurückbesorgt: -wahrscheinlich ist sie nach Pforta verliehen, aber dort denkt niemand an pünktliche Zurückgabe. Da ich sie höchst dringlich brauche, so mag Lisbeth doch sogleich die nöthigen Schritte thun.

Viel, viel Arbeit giebt es. Aber sie trägt sich besser als im schwülen Sommer.

Von Geselligkeit aber finde ich jetzt noch weniger als im vergangnen halben Jahr. Und dabei merke ich, wie wenig ich sie brauche.

Zu Gustav's Geburtstag habe ich geschrieben. Übrigens komme ich nicht sobald wieder nach Naumburg. Denn wir können uns anderswo noch vergnüglicher zusammenfühlen als gerade dort. Darum denke ich, daß Du für nächstes Jahr recht ernstlich und von vorn herein die Reisegedanken in Erwägung ziehst. Auch Wenkel kann einmal eine Schweizerreise machen.

Ist denn Lisbeth schon bei Ritschl's in Leipzig gewesen? Daß der alte Ritschl für Romundt so schön gesorgt hat und wirklich wohl nur aus Liebe zu mir, ist geradezu rührend.

Nun schreibe mir bald einmal einen Deiner schönen Riesenbriefe: denn wenn Ihr mir nicht schreibt, gewöhne ich mich ganz daran, mich als Einsiedler zu fühlen. Meine Wintergenüsse habe ich am Schluß meines letzten Briefes aufgeführt: was habt Ihr denn im schäbig-noblen Naumburg? Hier giebt es Conzerte und Theater und öffentliche Vorträge in Hülle und Fülle: doch bin ich zu aristokratisch geworden, um mich an diesen Scherzen erbauen zu können. Wie man sich verwandelt!

Ei über diese Erziehung!!
Der alte Sohn,
der immer „älter“ wird.

[«]

45. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel Montag Mittag.
<29. November 1869>

Cara Mamma, cara Lamma.

Besten Dank für die schnelle Erledigung meiner Bitte und die schönen Briefe. Im Speziellen ist mir das Schätzenswerthe Deiner jedenfalls mühsamen Arbeit noch nicht abschätzbar, deshalb einstweilen nur den allgemeinsten Dank, alles übrige, wie die jüdischen Wechsler sagen, auf Sicht!

Hendreich „der stille Associé“ hat übrigens seinen Brief und Lohn dahin und ist ein braver Kerl, wie’s scheint. Alle Wünsche kann man nicht befriedigen, und das Erreichbare ist oft besser als das Wünschenswerthe.

Inzwischen werdet Ihr meinen Brief mit einer neuen dringlichen Bitte bekommen haben. Heute schreibe ich den dritten, mit dem dritten Anliegen.

Nicht wahr, liebe Lisbeth, ich habe Dir einmal ein Siegel von R Wagner gegeben, auf dem sein Wappen steht? Kannst Du nicht bei Reisshauer bestellen, daß er auf dem Bildrahmen dieses Wappen als Verzierung irgendwie anbringt? Es wäre ein hübscher Scherz.

Meine Bitte, mir Eure Weihnachtswünsche zu nennen, wiederhole ich recht eindringlich, da alles, was mir bis jetzt darüber verlautet, nicht recht meinen Absichten gemäss ist.

Und nun herzlichen Dank und Gruss, nebst dem Wunsche bald von Euch wieder zu hören.

Euer
Fritz.

[«]

46. An Paul Deussen in Minden

Basel Sonntag im December.
<19. Dezember 1869>

Mein lieber Freund, daß ich so weit oben anfange, ist ein Beweis dafür, wie gern, also auch wie viel ich jetzt an Dich schreibe. Nämlich als Dein letzter Brief ankam, war ich gerade aus dem Bette aufgestanden und dachte beim Trinken meines Kakao, warum nur Freund Paul nicht etwas angelegentlicher schreibt: oder ob ich gar wieder was Unerhörtes, höchst Beleidigendes im letzten Briefe gesagt habe und dergleichen. Denn bisweilen begegnet es mir, daß meine Freunde irgend ein Wort zu tragisch nehmen: da sie mich doch kennen sollten und diese ihre Kenntniß und Erfahrung höher schätzen dürften als ein gelegentliches Wort. Solches überlegend empfing ich Deinen Brief, und hatte nur wenig gelesen, als ich auch etwas wie von einer veränderten Luft spürte; und als Du mir dann von Deinen Schopenhauerianis erzählst, wie Dir jener Name fast schon ein heiliger sei usw — da hörte ich bereits nichts Neues mehr: so untrüglich ist meine Witterung ὣς Λακαίνης εὔρινος βάσις.

Da Du etwas aus meiner Erfahrung in dieser so kräftig von mir eingesaugten Athmosphaere vernehmen willst: so will ich erst ein paar Glaubenssätze hinschreiben. Eine Philosophie, die wir aus reinem Erkenntnißtrieb annehmen, wird uns nie ganz zu eigen: weil sie nie unser eigen war. Die rechte Philosophie jedes Einzelnen ist ἀνάμνησις. Daher der große Ruhm auch schlechter Philosophen. Du willst eine Philosophie, die Dir zugleich einen praktischen Canon giebt: frage Dich nur genauer nach den eigensten Triebfedern Deines vergangnen Handelns: mit Bewußtsein kann man sich keine neuen Triebfedern schaffen. Das Vorhandene ist da, aber beileibe nicht, weil es da ist, auch vernünftig. Nur ist es nothwendig.

Auch die Philosophie, die der Mensch zur seinen macht, ist nothwendig. Die Aesthetik hat noch keinen zum Dichter gemacht. Du stellst die Dinge auf den Kopf.

Schreibe mir doch einmal während der Weihnachtsferien, in denen Du gewiß zu einem längeren Briefe Zeit findest. Addressiere aber nicht nach Basel, denn ich verlebe Weihnachten bei meinem edlen und im höchsten Sinne genialen Freunde Wagner und unsrer ausgezeichneten Freundin Cosima von Bülow d. h. auf Tribschen bei Luzern. Dieses Tribschen ist das Wagner'sche Landhaus. Aber schreibe mir doch, wo Du anzutreffen bist: vielleicht schicke ich Dir als Geburtstagsgeschenk (7 Jan.) meine Rede über „Homer und die klassische Philologie." Dies „vielleicht" bezieht sich nur darauf, daß ich noch nicht weiß, ob ihr Druck bis dahin beendet ist.

Jetzt von meinem Basler Dasein. Ich lese diesen Winter „lateinische Grammatik" vor 9 Zuhörern dh. vor allen hiesigen Philologen: am Pädagogium treibe ich Hesiod und Plato. Im Herbst war ich in der Heimat, auch in Pforte, die Deines Lobes voll ist. Vor allem in Leipzig war ich recht glücklich und erinnerungsselig.

Alles was ich Dir erzählen möchte, merke ich da eben, ruht auf Voraussetzungen, die Dir nicht bekannt sind. Ja! Vier Jahr auseinander! Mit Rührung fiel mir gestern mein*) „Nationalvers" aus der Bonner Zeit ein. Ach!

Übrigens erwarte ich Deine baldige Verlobungsanzeige. — Hast Du Peipers Recension der Deussen’schen Schrift im phil. Anzeiger v. Leutsch (Octoberheft) gelesen?

Grüße Dein Lottchen, Freund! sagt Schiller.

Pax nobiscum.
F.N.

[«]

47. An Carl von Gersdorff in Berlin

Basel, am Sonntage vor
Weihnachten, anno 1869.
<19. Dezember>

Theuerster Freund,

dass ich diesmal so spät schreibe, mache ich mir wahrhaft zum Vorwurf: aber glaube mir, dass das Leben eines jungen Docenten mit reissender Schnelle vorüberrauscht, so daß unter der Hand plötzlich zwei Monate seit meinem Geburtstage vergangen sind, und mein heutiger Brief sehr post festum kommt, aber doch zugleich ad festum, nämlich zur Feier Deines eignen Geburtstages. Leider ist der Buchdrucker Schuld, dass ich nicht mit diesem Briefe gleichzeitig auch eine kleine Gabe absenden kann, nämlich meine Baseler Antrittsrede, die ich nur für den engsten Kreis meiner Freunde habe drucken lassen, und deren öffentliches Bekanntwerden durchaus unräthlich ist.

Darf ich vielleicht die Vermuthung aussprechen, dass auch eine besondere Gratulation nach Bezwingung jenes Lindwurms, genannt „Staatsexamen“, heute am Platze ist? Ich habe das herzlichste Mitleid im Gedanken an diese Deine zu überstehenden Qualen empfunden, andernseits den Heroismus bewundert, dass Du in Deinen Briefen gar nichts von den wohlbekannten hochnothpeinlichen Empfindungen zu erkennen giebst. Mich hat mein Geschick in beinahe wunderbarer Weise über alle diese Schrecken hinweggetragen, wie einen Schlafenden; und ich muss bereits die Rolle eines Examinators, so gut es geht, spielen. Deutlicher kann man gar nicht exemplificieren, wie zufällig und folglich wie unzuverlässig solche Examina sind: ich der ich, bei einer leisesten Wendung meines vergangnen Lebens, wahrscheinlich jetzt alle Nöthe des Examens zu bestehen hätte, fungire als

Examinator. Im Übrigen bin ich der aufrichtigen Meinung, dass das Härteste, was man zu ertragen hat, auch das Nützlichste ist: und in diesem Sinne rufe ich Dir, victori felicissimo, zu: „Wohl bekomms!"

Das Bild unseres Meisters, mit dem Du meine Stube geziert hast, erinnert mich, Dir von der Gründung einer Societas Schopenhaueriana in Leipzig Mittheilung zu machen: sie ist angeregt durch unseren Freund Dr. Romundt. Was wirst Du sagen, dass mein bester Schüler hier, plötzlich Schopenhauer-fanaticus geworden ist und die ethischen Schriften ins Französische zu übersetzen begonnen hat, ebenso wie Kants Prolegomena? Es ist nämlich ein Waadländer, Namens Cornu.

In den nächsten Tage<n> reise ich ab, um die Weihnachtswochen- und Freuden mit meinem edlen und genialen Freunde R. W. zu verleben, in seinem prächtigen Landsitz Tribschen bei Luzern. Würde ich vielleicht dort gute neue Nachricht von Dir erwarten dürfen?

So sind wir nun durch alle Welt zerstreut, Rohde der ausgezeichnete Mensch, auf dessen treue Freundschaft ich gewiss stolz bin, in Rom beim Concil, Deussen, der mir schrieb, dass Schopenhauer für ihn fast schon ein heiliger Name sei, in Minden als Gymnasiallehrer, Romundt als Erzieher in Leipzig usw. — alles in Amt und Würden, an der Schwelle des „Philisteriums". Wir haben gegen dieses Greuel aller Greuel, gegen diese graue Sphaere der Mittelmässigkeit die herrlichsten Gegenmittel in der Verehrung unserer allerheiligsten Philosophie, in der Kunst, und — nicht am wenigsten —

in unsrer Freundschaft. Treulichst
F. N.

[«]

48. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, um den 20. Dezember 1869>

Schönsten Gruß zuvor!

Heute nur eine kurze Antwort auf Eure angenehmen Briefe und einige Bemerkungen wegen des bevorstehenden Weihnachten. Mit allen gegebenen Notizen bin ich einverstanden; ich denke mein bescheidnes Kistchen so zu schicken, daß es am Freitag Abend spätestens bei Euch ist, bitte aber, daß es, falls es früher kommen sollte, doch nicht eher eröffnet wird. Ich selbst nun reise am Freitag früh, wo meine Ferien beginnen, nach Tribschen ab; wo man mich, nach Richards Ausdruck mit „Jubel“ erwartet. Auch ist eine Stube für mich neu eingerichtet worden, mit Bibliothek usw, die neu getaufte „Denkstube“. Was haben wir für schöne Vorbereitungen für die Kinder gemacht! Und wie nützlich und praktisch (!) bin ich in meinen Besorgungen gewesen, so daß ich sogar neulich weißen Tüll mit Goldsternen, für das Christkindchen aus Paris verschrieben habe!

Da hört doch alles auf!

— Beiläufig: würdet Ihr es passend finden, daß ich Brockhausens einen Gratulationsbrief schicke? Ich möchte es thun, weil sie unhöflicher Weise mich gar nicht benachrichtigt haben, und ich erst von Tribschen aus die Anzeige bekam. Dort hat man sich darüber geärgert, daß Brockh. keine Silbe Aufschluß gegeben, so daß die Anzeige zuerst als Mystifikation betrachtet worden ist: es ist sogar ein langer Gratulationsbrief an Richard Wagner eingelaufen. —

Könnt Ihr es nicht einrichten, daß ich noch hier in Basel von Euch Nachricht bekomme? Von Freitag an ist meine Adresse „Landhaus Tribschen bei Luzern (Schweiz)

Nun mit den besten Wünschen und Hoffnungen allerseits!

F.N.

[«]

49. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, kurz vor dem 23.Dezember 1869>

Noch ein Weihnachts-zettelchen!

Ich habe vergessen über das Bild zu schreiben: es ist sehr gut und wird Lob erndten, auch finde ich es, zu Eurer Beruhigung, durchaus nicht theuer. Die Bezahlung wollt Ihr übernehmen: fragt doch, wie theuer ein zweiter Abzug sein würde. — Mit dem Zettelchen-schreiben (betreffs der Weihnachtsfreuden) bin ich gar nicht einverstanden: wenn auch kein Krösus, bin ich doch kein Bettel- und Zettelmann. Dagegen könnt Ihr bei einer gelegentlichen Besorgung nach Leipzig beifolgende Rechnung berichtigen. Ich verliere zuviel, wenn ich den Mann in Frankengeld bezahle. — Beiläufig: nach hiesigen Erfahrungen, ist es durchaus nöthig, alle meine Kleider in Norddeutschland machen zu lassen oder in Strassburg oder Paris. Denn hier ist alles sehr schlecht und noch theurer.

Ich reise übrigens bereits am Donnerstag Vormittag ab, weil auf Tribschen mein Dasein sehr ersehnt wird, um bei der Vorrichtung des Weihnachtsbaumes, eines Puppentheaters usw. zu helfen.

Vielleicht ist es das Beste, wenn Ihr mir jetzt gar nichts Weihnachtliches schickt, sondern bis Neujahr wartet: an welchem Tage ich in Basel wieder eintreffe.

Und nun! Schönste
Grüsse allerseits!
Euer Fr.

Wir erwarten hier die Ministerernennung Olliviers, des Schwagers der Frau Cosima, täglich aus Paris.

[«]

50. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, kurz vor Weihnachten 1869>

Festlichen Gruss zuvor!

Was hier kommt, ist gar wenig: noch dazu, da das Beste, allerdings nach Eurem Willen, nur eine Andeutung ist.

Dies ist das beigelegte Blättchen Papier, eine Haut, in die Ihr Euch theilen müsst, sie gilt aber unter Brüdern 16 Thl. preuss. und Domrich, noch besser der Buchhändler K.F. Köhler in Leipzig werden sie so hoch zu schätzen wissen. Angedeutet aber ist damit für Dich, verehrtestes Familienhaupt und Mutter zweier ausgewachsenen Kinder, erstens ein Reiseköfferchen, sodann verschiedene unsägliche häusliche Gefässe: wie ich sie Dir einmal versprochen habe. In beiden Regionen wagte ich nicht meinen Geschmack geltend zu machen. Die beigelegte Tischglocke hat den Zweck, Dir etwas mehr Bequemlichkeit, und den Dienstboten flinkere Beine anzueignen.

Unsrer Lisbeth ist erstens Goethes Wahrheit und Dichtung in schöner Ausstattung zum Genuss und eifrigen Gebrauch anempfohlen. Möge es mir sodann gelungen sein, die Grösse Deiner Hand richtig abgeschätzt zu haben: die hiesigen

Damenhände, die ich zu Rathe zog, waren alle zu gross. Der „Tyroler“, unser Haupthandschuhmensch, bezeichnete mir schliesslich die gewählte Sorte als Kinderhandschuh: was ich der 24jährigen Jungfrau hier als Schmeichelei wieder erzähle.

— Meine „Widmung“ kannst Du ohne Besorgnisse annehmen: in die Öffentlichkeit kommt von diesem Scherze nichts. Nur dass Wenkel und Frau Ritschl Exemplare mit der Widmung bekommen sollen, hoffentlich mit Deiner Zustimmung.

Endlich vermuthe ich, dass aus der „getheilten Haut“ für Dich ein Winterüberziehrock geworden ist.

Das beigelegte Gebäck ist baslerisch und weit berühmt.

Vielleicht erlebt es mein Schächtelchen, vor dem hellen Lichterbaume ausgepackt zu werden: und freilich möchte ich lieber selbst unter ihm stehen!

Fr.

[«]

51. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, kurz vor dem 24. Dezember 1869>

Noch ohne jegliches Gewand
Wird’s Büchlein brühwarm schon versandt:
„Jacobi“ wird schon weiter sorgen!
Und ist es schönstens dann geborgen
In festlich-schöne Deckelzier:
Dann, glaub’ ich fast, gefällt es Dir.
Man legt es auf den Spiegeltisch,
Und fragt jemand „Was soll der Wisch?“
So sagt man stolz-gleichgültig vor sich hin:
„Gewidmet ward es mir, der
Index-fexerin!“

[«]

52. An Sophie Ritschl in Leipzig

Tribschen bei Luzern,
am Morgen des ersten Weihnachtstages 1869.

Verehrteste Frau Geheimräthin,

hier etwas für die Weihnachtszeit, das soll heissen: etwas zur Erheiterung. Nämlich meine Antrittsrede in Basel, in einer durchaus nicht öffentlichen Form, die, wie mir jetzt scheint, sehr lächerlich ausgefallen ist, weil sie so gar ernsthaft gemeint war.

Wollen Sie sie lesen und es gefällt Ihnen manches und vieles nicht, so nehmen Sie nur immer an, wohlwollend, dass ich gerade das, was Ihnen missfällt, bei dem öffentlichen Vortrage mit Grazie weggelassen habe.

Und so sind Sie denn unter dem auf S. 4 erwähnten „allerschönsten Publikum“, mit Ihrer gütigen Erlaubniss, ebenfalls mit eingeschlossen.

Doch fürchte ich mich vor Ihrem Herrn Gemahl, meinem gestrengen Lehrer und Meister und bitte Sie, jene Rede womöglich vor ihm zu secretiren.

Don Quixote
aus Basel.

[«]

53. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Tribschen bei Luzern 29 Dec. 1869.

Hochverehrter Herr Geheimrath,

Heute habe ich Ihnen gar nichts Geschäftliches mitzutheilen, nur dass ich dankbar das Honorar empfangen habe, dass ich aus Bonn noch ohne Nachricht bin und dass ich an einer homerischen Abhandlung schreibe. Ueberall herrscht Ferienstimmung.

Beim Abscheiden eines für mich so bedeutungsvollen Jahres dürfen Sie es mir nicht verargen, wenn ich auch einmal einen ganz ungeschäftlichen Brief schreibe, nur zum Ausdruck, dass ich viel und dankbarlich Ihrer gedenke, und daß Sie von Allem, was mir jetzt noch Angenehmes widerfährt, den gebührenden Tribut bekommen sollen.

Dass ich zum Beispiel hier mich so zu Hause fühlen kann, wo ich die allererheblichste Förderung meiner Entwicklung täglich und stündlich erfahre, das ist Ihnen ebenfalls von mir auf das Register geschrieben worden.

Und nun weiss ich, wie viele in ähnlicher Lage sind und solche Register führen müssen, überall,

„doch in Deutschland, doch in Deutschland tausend und drei!“

Sie fahren wirklich in das neue Jahr hinein wie ein Triumphator: und wir andern laufen alle mit unsern Registern neben her und leugnen die Unsterblichkeit, bloss damit eine Wiedervergeltung schon auf Erden stattfinden müsse.

Also, verehrtester Lehrer, salve!

Sagen Sie auch Ihren werthen Angehörigen, dass ich ihnen meine besten Neujahrsgrüsse schicken will, zusammen mit den freundlichsten Empfehlungen von Richard Wagner und Frau Cosima.

In steter Dankbarkeit
Ihr getreuer
Friedrich Nietzsche

[«]

54. An Friedrich Zarncke in Leipzig

Tribschen bei Luzern
Dec. 1869.

Verehrtester Herr College

nur einige Worte zur Begleitung der endlich einlaufenden Recensionen und somit zur Entschuldigung, dass ich so sehr spät damit komme. Es war meine Absicht gewesen, eine Anzeige der Dresslerschen Dissertation zugleich abzusenden; damit bin ich aber nie fertig geworden, richtiger: ich habe die fertige Anzeige verloren und ebenfalls die Lust, mich mit dieser Langweiligkeit nochmals zu beschäftigen.

Verzeihen Sie mir meine lange Verzögerung, in der milden Sylvester- und Neujahrsstimmung, die jetzt alles beherrscht und leben Sie unter den glücklichsten, Bestes weissagenden Träumen in das Jahr 1870 hinein.

Treulichst Ihr Nietzsche.

[«]

[Briefe 1870]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1870]

55. An Kassian Knaus in Basel
56. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
57. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
58. An Erwin Rohde in Rom

[«]

[Februar 1870]

59. An Franziska Nietzsche in Naumburg
60. An Paul Deussen in Minden
61. An Paul Deussen in Minden
62. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
63. An Oscar Oehler in Halle

[«]

[März 1870]

64. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
65. An Carl von Gersdorff in Berlin
66. An Carl von Gersdorff in Berlin
67. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
68. An Friedrich Ritschl in Leipzig
69. An Erwin Rohde in Rom
70. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[April 1870]

71. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
72. An Friedrich Ritschl in Leipzig
73. An Friedrich Zarncke in Leipzig
74. An Friedrich Ritschl in Leipzig
75. An Friedrich Ritschl in Leipzig
76. An Erwin Rohde in Venedig

[«]

[Mai 1870]

77. An Erwin Rohde in Venedig
78. An Wilhelm Brambach in Freiburg (Fragment)
79. An Richard Wagner in Tribschen

[«]

[Juni 1870]

80. An Friedrich Ritschl in Leipzig
81. An Cosima von Bülow in Tribschen

[«]

[Juli 1870]

82. An Carl von Gersdorff in Berlin
83. An Paul Deussen in Minden
84. An Friedrich Ritschl in Leipzig
85. An Friedrich Zarncke in Leipzig
86. An Erwin Rohde in Hamburg
87. An Franziska Nietzsche in Cainsdorf
88. An Sophie Ritschl in Rigi-Scheideck

[«]

[August 1870]

89. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel
90. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel
91. An Erwin Rohde in Hamburg
92. An Elisabeth Nietzsche in Oelsnitz (Postkarte)
93. An Friedrich Ritschl in Leipzig (Fragment)
94. An Franziska Nietzsche in Cainsdorf
95. An Franziska Nietzsche in Cainsdorf
96. An Friedrich Ritschl in Leipzig

[«]

[September 1870]

97. An Elisabeth Nietzsche in Oelsnitz (Postkarte)
98. An Franziska Nietzsche in Cainsdorf
99. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel
100. An Richard Wagner in Tribschen
101. An Friedrich Ritschl in Leipzig

[«]

[Oktober 1870]

102. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel
103. An Carl von Gersdorff in Frankreich (Feldpostbrief)
104. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
105. An Friedrich Ritschl in Leipzig

[«]

[November 1870]

106. An Wilhelmine Oehler in Merseburg
107. An Carl von Gersdorff in Frankreich (Feldpostbrief)
108. An Richard Wagner in Tribschen

109. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
110. An Erwin Rohde in Hamburg

[«]

[Dezember 1870]

111. An Carl von Gersdorff in Frankreich (Feldpostbrief)
112. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
113. An Erwin Rohde in Hamburg
114. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
115. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
116. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
117. An Friedrich Ritschl in Leipzig

[«]

55. An Kassian Knaus in Basel

<Basel, vermutlich Januar 1870>

Geehrter Herr,

hier folgt das Siegel noch einmal in deutlicherem Abdruck: Sie sehen, dass das Wappen 7 Sterne (das „Siebengestirn“) enthält.

Was die Grösse betrifft, so soll es gerade noch einmal so gross werden als das von Ihnen gezeichnete Wappen.

Mit der Bitte um baldigste
Erledigung dieser Arbeit

Professor Dr Nietzsche
Schützengraben 45.

[«]

56. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, Januar 1870>

Hier, liebe Lisbeth, schicke ich Dir die Sachets von Guerlain: ein paar Confetti wußte ich auf keine Weise Dir zu schicken. Zwei Exemplare meines Vortrags habe ich beigelegt, falls Du sie vielleicht verschenken willst. Doch thue dies mit Vorsicht und jedenfalls nicht in meinem Namen.

Vor allem aber gieb Nachricht wegen des 2ten Februar: ich habe gerade sehr viel zu thun. Das Beste ist Du besorgst etwas für mich.

Die allerbesten Grüße!
F.

[«]

57. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel, Ende Januar 1870

Liebe Lisbeth, besten Dank für Brief und Nachrichten. Inzwischen wirst Du von mir ein Lebenszeichen bekommen haben. Heute lege ich einen Brief der guten Grimmenstein bei, der Euch vielleicht noch mehr erfreut als mich. Die Hauptsache aber ist eine Besprechung wegen des 2ten Febr. Weißt Du, ich kaufe solche Dinge wie Albums so erschrecklich viel theurer als Du z. B. Dazu käme noch der Transport, so daß ich überzeugt bin, für halb so Gutes doppelt so viel zu bezahlen. Übernimm Du also diesen Einkauf, und kaufe nicht unter 4—5 Thaler. Es ist ein Zeichen der Wohlanständigkeit des Hauses, ein ordentliches Album zu haben, jetzt wo jedes Dienstmädchen eins besitzt. Geld von meinen Zinsen wirst Du ja wohl noch haben. Dann lege noch einige kleinere Sachen hinzu, nach Deinem Geschmack und unserer Mutter Wohlgefallen. Mein Brief an sie soll am ersten d. Febr. eintreffen. — Nun wirst Du ja auch „praktisch“ wissen, was Sachets von Guerlain sind. — Viel Glück zu den „philosophischen“ Ballvergnügungen — wär’ nicht meine Passion! brrrr — r!

— Neulich habe ich einen öffentlichen Vortrag gehalten: am 2ten Febr. kommt der zweite. — Ich freue mich auf Ostern, nur daß wir eine ganz verrückte Ferienordnung haben! Es muß Rath geschafft werden! — Es giebt viele Arbeit. Ich gehe damit um, mir einen Hund — dänische Dogge — anzuschaffen. brr — — — — r! usw.

Also es bleibt bei der
Versprechung
F.

[«]

58. An Erwin Rohde in Rom

<Basel, Ende Januar und 15. Februar 1870>

Mein lieber Freund,

neulich überkam mich die Sorge, wie es Dir wohl in Rom ergehen möge, und wie abseits von der Welt und wie verlassen Du vielleicht dort lebst. Es wäre ja selbst möglich, dass Du krank wärest, ohne rechte Pflege und ohne freundschaftliche Unterstützung. Beruhige mich und nimm mir meine pessimistischen Grillen. Mir kommt das Rom des Concils so unheimlich giftig vor — nein ich will nicht mehr schreiben, denn das Briefgeheimniss ist für alle kirchlich-jesuitischen Dinge mir nicht sicher genug: man möchte wittern, was im Briefe stünde und Dir's entgelten lassen. — Du studirst das Alterthum und lebst das Mittelalter. —

Nun will ich eins Dir recht eindringlich sagen. Denke daran, auf Deiner Rückreise einige Zeit bei mir zu wohnen: weisst Du, es möchte vielleicht für lange Zeit das letzte Mal sein. Ich vermisse Dich ganz unglaublich: mache mir also das Labsal Deiner Gegenwart und sorge dafür dass sie nicht so kurz ist. Das ist mir nämlich doch eine neue Empfindung, auch so gar niemanden an Ort und Stelle zu haben, dem man das Beste und Schwerste des Lebens sagen könnte. Dazu nicht einmal einen wirklich sympathischen Berufsgenossen. Meine Freundschaft bekommt unter so einsiedlerischen Umständen, so jungen und schweren Jahren, wirklich etwas Pathologisches: ich bitte Dich wie ein Kranker bittet: „komm nach Basel!“

Mein wahres und nicht genug zu preisendes Refugium bleibt hier für mich Tribschen bei Luzern: nur dass es doch nur selten aufzusuchen ist. Die Weihnachtsferien habe ich dort verlebt: schönste und erhebendste Erinnerung! Es ist durchaus nöthig dass Du auch in diese Magie eingeweiht wirst. Bist Du erst mein Gast, so reisen wir auch zusammen zu Freund Wagner. Kannst Du mir nichts über Franz Liszt schreiben? Wenn Du vielleicht Deine Rückreise über den Laco di Como machen könntest, so wäre eine schöne Gelegenheit, uns allen eine Freude zu machen. Wir d.h. wir Tribschener haben ein Auge auf eine Villa am See, bei Fiume latte, Namens: ‚Villa Capuana‘, zwei Häuser. Kannst Du diese Villa nicht einer Musterung und Kritik unterwerfen?

Von Wackernagels Tod hast Du wohl gelesen. Es ist im Plane, dass Scherer in Wien ihn ersetzen soll. Auch ein neuer Theologe ist im Anzüge, Overbeck aus Jena. Romundt ist Erzieher bei Prof Czermak und wohl situirt, Dank Ritschl. Röscher, der mir über seine wärmste Verehrung für Dich geschrieben hat, ist als „bedeutender“ Pädagog in Bautzen. Bücheier soll nach Bonn gerufen sein. Das rhein. Museum hat jetzt lateinische Lettern. Ich habe einen Vortrag vor gemischtem Publikum gehalten über „das antike Musikdrama“ und halte am 1 Februar einen zweiten über „Socrates und die Tragödie.“ Ich gewinne immer mehr Liebe für das Hellenenthum: man hat kein besseres Mittel sich ihm zu nähern als durch unermüdliche Fortbildung seines eigenen Persönchens. Der Grad, den ich jetzt erreicht habe, ist das allerbeschämendste Eingeständniss meiner Unwissenheit. Die Philologenexistenz in irgend einer kritischen Bestrebung, aber 1000 Meilen abseits vom Griechenthum wird mir immer unmöglicher. Auch zweifle ich, ob ich noch je ein rechter Philologe werden könne: wenn ich es nicht nebenbei, so zufällig erreiche, dann geht es nicht. Das Malheur nämlich ist: ich habe kein Muster und bin in der Gefahr des Narren auf eigne Hand. Mein nächster Plan ist, vier Jahre Culturarbeit an mir, dann eine jahrelange Reise — mit Dir vielleicht. Wir haben wirklich ein recht schweres Leben, die holde Unwissenheit an der Hand von Lehrern und Traditionen war so glücklich-sicher.

Übrigens bist Du klug, wenn Du nicht so eine kleine Universität als Wohnsitz wählst. Man vereinsamt selbst in seiner Wissenschaft. Was gäbe ich darum, wenn wir zusammen leben könnten! Ich verlerne ganz zu sprechen. Das Lästigste aber ist mir, daß ich immer repräsentieren muss, den Lehrer, den Philologen, den Menschen und dass ich mich allen, mit denen ich umgehe, erst beweisen muss. Das aber kann ich so sehr schlecht und verlerne es immer mehr. Ich verstumme oder sage bereits absichtlich nur soviel, wieviel man als höflicher Weltmensch zu sagen pflegt. Kurz ich bin mit mir mehr unzufrieden als mit der Welt und deshalb um so zugethaner dem theuersten.

Mitte Februar. Ich habe jetzt die stärkste Besorgniss, dass mich Deine Briefe und Dich die meinigen nicht erreichen: seit November habe ich nichts gehört. Meine verehrte Freundin Cosima rieth mir, durch ihren Vater (Franz Liszt) mir Auskunft über Dich zu verschaffen. Dies werde ich auch nächstens thun, heute probiere ich es nochmals mit einem Brief. — Über das Concil sind wir gut durch die „römischen“ Briefe in der Augsburger unterrichtet: Kennst Du den Verfasser? Lass es Dir dann ja nicht merken: es wird schrecklich auf ihn gefahndet. — Ich habe hier einen Vortrag über Socrates und die Tragödie gehalten, der Schrecken und Missverständnisse erregt hat. Dagegen hat sich durch ihn das Band mit meinen Tribschener Freunden noch enger geknüpft. Ich werde noch zur wandelnden Hoffnung: auch Richard Wagner hat mir in der rührendsten Weise zu erkennen gegeben, welche Bestimmung er mir vorgezeichnet sieht. Dies ist alles sehr beängstigend. Du weisst wohl, wie sich Ritschl über mich geäussert hat. Doch will ich mich nicht anfechten lassen: litterarischen Ehrgeiz habe ich eigentlich gar nicht, an eine herrschende Schablone mich anzuschliessen brauche ich nicht, weil ich keine glänzenden und berühmten Stellungen erstrebe. Dagegen will ich mich, wenn es Zeit ist, so ernst und freimüthig äussern, wie nur möglich. Wissenschaft Kunst und Philosophie wachsen jetzt so sehr in mir zusammen, dass ich jedenfalls einmal Centauren gebären werde.

Mein alter Kamerad Deussen ist mit Leib und Seele zu Schopenhauer übergegangen, als der letzte und älteste meiner Freunde. Windisch ist auf ein Jahr nach England, im Dienste der East-Indien-Office, um Sanskrithdschr. zu vergleichen. Romundt hat einen Schopenhauer-verein ins Leben gerufen. — Soeben ist eine skandaleuse Schrift gegen Ritschl erschienen (gegen seine Plautuskritik und das auslautende D): von Bergk, zur Schmach des deutschen Gelehrtenthums.

Nochmals schönsten und herzlichsten Gruss. Ich freue mich auf das Frühjahr, weil es Dich durch Basel führt: nur theile mir mit, wann das geschieht: in den Osterferien bin ich mit den Meinigen am Genfersee.

Lebwohl! Lebwohl!

[«]

59. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Basel, 1.Februar 1870>

Hier, liebe Geburtstägerin und Mutter ein sehr schnell zu schreibender Geburtstagsbrief! Denn das Handwerk drängt, die Schule; noch mehr aber ein öffentlicher Vortrag, der heute Abend zu halten ist und mit dem ich noch sehr im Rückstande bin. Dies thut nun aber der Herzlichkeit meiner Wünsche keinen Eintrag: und morgen will ich, auf unsre altgewohnte Weise, den Tag selbst feiern, indem ich mir eine Hyacynthe kommen lasse — nicht wahr, so heißt doch Deine Geburtstagsblume? Ich bin mit der Botanik in der „Bredouille“ (sächsisches Französisch) Dann werde ich mir Pfannkuchen kommen lassen (auch habe ich einen Bäcker entdeckt, den einzigen in Basel, der Weihnachtsstollen zu backen versteht) Und Mittags werde ich zwei Gläser auf den Tisch stellen und durch gegenseitiges Zusammenstoßen einen großen Geburtstagslärm machen. Dies meine projektirte Feierlichkeit, in Begleitung der allerschönsten Wünsche für Dein und Deiner Kinder Wohl.

(1ter Kanonenschuß! Bum!)

Zu erzählen habe ich wenig. Die Einladungen nach Weihnachten sind recht häufig und ich nehme sie mit Pflichtbewußtsein an, um hier meinen guten Willen kundzugeben

Sonntag haben wir bei Direktor Gerkrath Geburtstag gefeiert. Von Tribschen bekomme ich immer die rührendsten Aufmerksamkeiten: an allen Tagen, wo ich etwas Besonderes vor habe, ist auch gewiß ein Brief da: es sind die besten Menschen von der Welt.

Windisch hat bestimmte Aussicht im Auftrag der East-Indien-Office (Verzeih dies jedenfalls scheußliche Englisch!) ein Jahr in London zuzubringen (mit c. 1600 Thaler) um Sanskrithandschr. zu catalogisiren. Deussen schrieb mir heute einen langen Brief: er hat sich vollständig zum Schopenhauer bekehrt und lobt meinen Homer-aufsatz überschwänglich, was Lisbeth mehr freuen wird als mich.

Meine Zeit ist vorbei: lösen wir schnell noch zweimal als alter Artillerist das Geschütz
Bum!
Bum!

rufen hurrah! und empfehlen

uns glückwünschend
Fr.

[«]

60. An Paul Deussen in Minden

Basel, Schützengraben 45.
<Februar 1870>

Mein lieber Freund,

es ist unglaublich, wie verschiedenartig Dein letzter Brief aussah, gegen alle Deine frühere Brieflitteratur gehalten. Jetzt endlich ist eine lang andauernde Entfremdung zwischen uns gewichen, nachdem wir nun Beide dieselbe Sprache reden und nicht mehr bei denselben Worten Verschiedenes empfinden. Vielleicht wäre Dir der etwas mühsame und nicht ganz ebene und direkte Weg zu dem jetzigen Höhegrad Deiner Bildung erspart gewesen und durch einen natürlicheren und gelinderen Pfad ersetzt worden, wenn wir immer zusammen geblieben wären. Wenigstens bist Du von allen meinen Freunden der letzte, der den Weg zur Weisheit gefunden hat. Jetzt endlich habe ich auch für Dich noch die besten Hoffnungen: viele Nebel werden vor Deinen Augen sinken. Freilich wirst Du Dich dann einsamer fühlen als je: wie es mir ergeht. Auch sind viele glänzende und in die Augen fallende Stellungen im Leben uns nicht mehr erreichbar, dafür auch nicht mehr erstrebenswerth. Die geistige Einsiedelei und gelegentlich ein Gespräch mit Gleichgesinnten sind unser Loos: wir brauchen mehr als andre Wesen die Tröstungen der Kunst. Auch wollen wir niemanden bekehren, weil wir die Kluft empfinden als eine von der Natur gesetzte. Mitleid wird uns eine wahrhaft vertraute Empfindung. Wir verstummen mehr und mehr — es giebt Tage und sehr viele, an denen ich nur im Dienste des Amtes rede, sonst nicht. Freilich habe ich das unschätzbare Glück, den wahren Geistesbruder Schopenhauers, der sich zu ihm wie

Schiller zu Kant verhält, als wirklichen Freund zu besitzen, einen Genius, der dasselbe furchtbar erhabene Loos empfangen hat, ein Jahrhundert früher zu kommen als er verstanden werden kann.. Ich sehe deshalb tiefer in die Abgründe jener idealistischen Weltanschauung: auch merke ich, wie mein philosophisches moralisches und wissenschaftliches Streben einem Ziele zustrebt und daß ich — vielleicht der erste aller Philologen — zu einer Ganzheit werde. Wie wunderbar neu und verwandelt sieht mir die Geschichte aus, vornehmlich das Hellenenthum! Ich möchte Dir bald einmal meine zuletzt gehaltenen Vorträge schicken, von denen der letzte (Socrates und die Tragödie) hier wie eine Kette von Paradoxien aufgefaßt worden ist und zum Theil Haß und Wuth erregt hat. Es muß Anstoß kommen. Ich habe bereits das Rücksichtnehmen in der Hauptsache verlernt: dem einzelnen Menschen gegenüber seien wir mitleidig und nachgebend, im Aussprechen unsrer Weltanschauung starr wie die alte Römertugend.

Nun wirst Du mir wohl öfter schreiben: denn Dir selbst muß eine Sehnsucht kommen, Dein Neu-Erlebtes jemandem auszuschütten. Auch wirst Du schwerlich einen finden, der so viele Bekehrungen erlebt und das begeisterte Neophytenthum so oft an anderen geliebt hat.

Treulichst
F W Nietzsche

[«]

61. An Paul Deussen in Minden

Basel Mittwoch im Febr. 1870.

Mein lieber Freund,

ich habe ganz vergessen, auf Deinen letzten Brief zu antworten: um so mehr hat er mich beschäftigt und jedenfalls war die Absicht, Dir die schönsten und besten Dinge zu schreiben, öfters bei mir sehr stark vorhanden. Denn jetzt bist Du einer der Unsrigen geworden, ja ich würde wagen, Dich im persönlichsten Sinne als den „Meinen“ zu bezeichnen, wenn nicht jenes von Dir angedeutete „Gebilde“ (aus Himmels Höhen oder Elberfelds Tiefen?) Einspruch erhoben hätte — oder erheben würde. Denn noch weiß ich nichts Genaueres: doch hoffe ich eins ganz bestimmt, daß ich bald über jenes noch ganz neutrale Wesen „das Gebilde“, so ins Klare gesetzt werde, wie es für Dich ein Genuß sein muß. Denn irgend jemandem wirst Du doch wohl Dich etwas ausschütten wollen: und ich bin in der Übung, erotische

Briefe (von verliebten, sich aussprechen wollenden Freunden nämlich) zu empfangen. Daß hier die Philosophie nichts mitzureden hat, billige ich vollkommen: um so mehr aber die wahre Theilnahme der Freunde und die eigne Klugheit.

Inzwischen ist mir eingefallen, daß ich neulich doch wohl schon an Dich geschrieben habe: wie dem nun sei, ich erinnere mich nicht, mit Dir schon über „das Gebilde“ gesprochen zu haben.

Es ist traurig, aber für die unsäglich dürftige deutsche Geselligkeit charakteristisch, daß Du Vergnügen am Umgange mit Schauspielern hast. Mir ist es auch so gegangen. Der Heiligenschein der freien Kunst fällt auch auf ihre unwürdigsten Diener. Im Übrigen idealisiren wir diese Schicht der Gesellschaft: und mitunter redet auch der kleine Dämon mit, dem Sophokles sich mit Wonne entflohen fühlte. Im Allgemeinen kann der ernstere Mensch sicher sein, in diesen Kreisen ausgenützt und ausgelacht zu werden. Doch merkt man dies sehr spät, und deshalb ist es ein hübscher Zeitvertreib. Mir ist dies Wesen augenblicklich fatal.

Wie erträgst Du die Einsamkeit? — Das Leben hat mit der Philosophie ganz und gar nichts zu thun: aber man wird wahrscheinlich die Philosophie wählen und Heben, die uns unsre Natur am meisten erklärt. Eine Umwandelung des Wesens durch Erkenntniß ist der gemeine Irrthum des Rationalismus, mit Sokrates an der Spitze.

Leb wohl lieber Freund und schreibe Dich einmal aus. Warum machst Du immer so schöne Perioden und Worte? Wir verstehen uns besser ohne jenen umhüllenden und verhüllenden Mantel der Rhetorik.

Der von Dir empfohlene Herr Reinhard ist ein angenehmer und verständiger Mensch, bis jetzt noch Theolog. Man sagt mir, daß er Kant liest, ja er fragte mich, ob er Schopenhauer lesen sollte. Doch habe ich ihm zunächst abgerathen. Ich bin vorsichtig.

In alter Treue und
Freundschaft
Dein
FN.

[«]

62. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, vermutlich 13. Februar 1870>

Dieser Brief ist nur für Dich

Liebe Lisbeth,

Ich theile Dir folgendes unter höchster Diskretion mit.

Oskar in Halle bittet mich soeben brieflich darum, ihm auf ein Jahr 200 Thaler (pro 5) zu leihen und ich beeile mich, da er das Geld, wie es scheint bald braucht, Dir meine Einwilligung kundzuthun. Die Hauptsache ist, daß kein Mensch, auch unsre Mutter nicht, eine Silbe davon erfährt (wegen der lästigen Familiengeschwätzigkeit und überhaupt!) Bitte, richte die Sache so geschickt wie nur möglich ein und besorge sie sogleich. Ich werde heute Oskar schreiben, daß Du die einzige Mitwisserin bist und ihm übermorgen das Geld schicken wirst. Wohnung: Halle Steinweg Nr. 24. Schreibe kein Wort dazu: es ist so anständiger. Aber hebe die Postanweisung auf.

Auch danke ich Dir schönstens für die Geburtstagsbesorgungen. Auch habe ich mit Staunen von Deinen Ballerfolgen gehört: es war doch besser, daß Du den Winter nicht in Basel zugebracht hast. Es ist übrigens schrecklich winterlich: ich komme soeben aus der Tribschener Einsamkeit zurück, ganz eingewickelt in Wagnersche Tücher und Decken. Unsere Freundschaft ist größer denn je. — Von Rohde habe ich gar keine Nachricht und seit lange nicht: was mir in der unheimlichen Athmosphaere von Rom sehr bedenklich ist: daß seine Briefe, weil sie Nachrichten vom Concil enthielten, unterschlagen sind, ist meine geringste Sorge. Ich will morgen an Franz Liszt schreiben, daß er mir über ihn Nachricht geben soll.

Sehr in Eile, aber deshalb
doch mit Herzlichkeit
Dein Bruder.

Schönste Grüße an die mittelalterliche (44?) Mutter.

[«]

63. An Oscar Oehler in Halle

Basel, Schützengraben 45.
<vermutlich 13. Februar 1870>

Lieber Oskar,

das ist ja sehr schön, dass der rekommandirte Brief nichts Unangenehmes enthält, wie ich zuerst befürchtete: noch schöner, dass ich endlich einmal in der Lage bin, Dir eine kleine Gefälligkeit zu erweisen. Nur in einer Beziehung musst Du mich entschuldigen: da ich nämlich hier am Ort mein Geld nicht habe, so musste ich die Sache meiner Kassenverwalterin kundthun, die übrigens die verschwiegenste Person von der Welt sein kann: meine Schwester. Diese wird Dir so schleunig als möglich die Summe zuschicken.

Gern hätte ich aus Deinem Briefe noch etwas über Dein Befinden, Deine Absichten usw. gehört. Ich denke noch mit Vergnügen an unsre Zusammenkünfte in Wittekind: obwohl für mich eine grosse Kluft zwischen damals und jetzt liegt. Es scheint mein Loos zu sein, etwas schnell zu leben. Was macht das „edle“ Ross, welches ich damals ritt? Und der tüchtige Arzt Volkmann, den ich seit der Zeit einmal wieder getroffen habe, ohne ihn anzureden, weil er phantastisch-geschmacklos wie ein theatralischer Jude gekleidet war. Und was ist aus dem freundlichen Herrn Volk geworden? Und aus der üppigen, doch etwas verkommenen Kefersteinschen Familie, mit der ich so schöne Ananasbowlen geschlürft habe?

Doch um meinen Brief nicht zum Fragezeichen zu machen, setze ich einen Punkt unter die ganze Geschichte, nachdem ich Dich bestens gegrüsst habe

als treuer und
— in unserm Falle — verschwiegener
Neffe
F Nietzsche Dr.

[«]

64. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 7. März 1870>

Zuerst, liebe Lisbeth, schönen Dank in der Oskarschen Angelegenheit. Auch ich habe keine Zeile Antwort von ihm. — Heute zweierlei: habt Ihr noch eine Photographie von mir? Man sammelt für ein Koberstein-album. Schicke doch eine Photographie und 2 Thaler in meinem Namen ab: die Addr. freilich suche doch von Volkmann zu erfahren: es ist ein Herr in Berlin, der an der Spitze des Comités steht. Wenn Du die Addr. weißt, so lege doch einen Briefbogen bei und schreibe darauf: | Dr. Friedrich Wilhelm Nietzsche, Professor der klassischen Philologie in Basel (Schulpförtner von Michael. 1858 bis Mich. 1864) | Dies aber muß bald geschehen Schließlich noch eine Geldangelegenheit. Ich will hier einen größeren Transport Bücher kaufen zum Werthe von ungefähr 70 (siebenzig) Thaler. Dazu mußt Du mir einen Staatsschuldschein einwechseln: zahle ihn dann auf der Post ein, in Franken und auf meine Addresse und thue dies doch sobald als möglich. Entschuldige daß ich Dir wiederholt solche Unbequemlichkeiten mache. Schönen Dank für Deinen letzten Brief mit den Ballherrlichkeiten. Hier ist Fastnacht: d. h. man trommelt von früh um 4 an. Von Rohde Brief.

Treulichst dein
Bruder

[«]

65. An Carl von Gersdorff in Berlin

<Basel, 11. März 1870>

Mein lieber Freund,

längst hätte ich Dir geschrieben, wenn ich nicht in einem wunderlichen Glauben gelebt hätte: nämlich Deine Addresse, ja Deinen Wohnort nicht zu kennen. Ich bildete mir ein, daß Dein neuer juristischer Beruf in alle Verhältnisse eine Veränderung gebracht habe, und war schon im Begriff, mich an das Berliner Kobersteincomité zu wenden und um Auskunft über Dich zu bitten. So ist es denn gekommen, daß Du mir zwei Briefe hintereinander geschrieben hast: und beide haben auf mich einen starken Eindruck gemacht und den sehnlichen Wunsch erweckt, Dich einmal wieder zu sehen. Was denkst Du über eine Schweizerreise in diesem Sommer, etwa im Monat Juli?

Daß wir nun auch über Richard Wagner einig sind, ist mir ein überaus schätzenswerther Beweis unseres Zusammengehörens. Denn es ist nicht leicht und erfordert einen tüchtigen Mannesmuth, um hier nicht bei dem fürchterlichen Geschrei irre zu werden. Auch trifft man mitunter sehr wackere und intelligente Leute in der Gegenpartei. Schopenhauer muß uns über diesen Konflikt theoretisch hinweg heben: wie es Wagner praktisch, als Künstler, thut. Zweierlei halte ich mir immer vor: der unglaubliche Ernst und die deutsche Vertiefung in der Welt- und Kunstanschauung Wagners, wie sie aus jedem Tone quillt, ist den meisten Menschen unsrer „Jetztzeit“ ein Greuel, wie Schopenhauer’s Askesis und

Verneinung des Willens. Unsern „Juden“ — und Du weißt, wie weit der Begriff reicht — ist vornehmlich verhaßt die idealistische Art Wagners, in der er mit Schiller am stärksten verwandt ist: dies glühende hochherzige Kämpfen, auf das der „Tag der Edlen“ endlich komme, kurz das Ritterliche, was unserm plebejisch politischen Tageslärm möglichst widerstrebend ist. Schließlich finde ich auch bei vortrefflichen Naturen oftmals eine Anschauung der Indolenz, als ob eine eigne Bemühung, ein ernstes eingehendes Studium, um einen solchen Künstler und solche Kunstwerke zu verstehn, gar nicht nöthig sei. Wie habe ich mich gefreut, daß Du „Oper und Drama“ so angelegentlich studirst! Ich habe es sogleich meinen Tribschener Freunden berichtet. Überhaupt sind ihnen meine Freunde keine Fremdlinge: und wenn Du etwa nach der ersten Meistersinger-aufführung einen ausführlichen Brief an R. W. schreiben willst, so wird dies große Freude erregen und man wird bereits des Genauem wissen, wer der Schreiber des Briefes ist. Auch versteht es sich, daß wir, wenn Du mich einmal besuchst, nach Tribschen reisen. Es ist eine unendliche Bereicherung des Lebens, einen solchen Genius wirklich nahe kennen zu lernen. Für mich knüpft sich alles Beste und Schönste an die Namen Schopenhauer und Wagner, und ich bin stolz und glücklich, hierin mit meinen nächsten Freunden gleichgestimmt zu sein. — Kennst Du schon „Kunst und Politik“? Auch kündige ich Dir das Erscheinen einer kleinen Schrift von R. W. an „über das Dirigieren“ die am besten mit dem „Philosophieprofessoren“-aufsatz Sch.’s zu vergleichen ist.

Sehr betrübt hat mich das Schicksal Deines guten Bruders. Wir haben in Leipzig, auch nach Deinem Fortgange, uns nicht selten getroffen, und ich habe ihn immer geschätzt. Hoffentlich wird hier noch alles gut werden. So elend ist aber unser Leben: von allen Seiten gähnt das Verderbliche und Schreckliche. Es gehört viel dazu, sich einen muthigen Sinn zu bewahren. — Ach und wie sehr braucht man das Bewußtsein wahrer Freunde! Die Einsamkeit ist mitunter gar zu trostlos.

Treulich Dein F. N.

Addr. an R. W: Hr Richard Wagner in Tribschen
bei
Luzern.

[«]

66. An Carl von Gersdorff in Berlin

Basel. Donnerstag. <17. März 1870>
Anbei der längst
versprochene
Aufsatz
(für Dich, privatissime)

Mein lieber Freund,

in aller Eile ein paar Worte, noch dazu erfreulicher Art!

Es wird Dir gewiß Vergnügen machen, von Richard Wagner selbst zur ersten Meistersingeraufführung eingeladen zu sein. Der Meister hat dem Kapellmeister Eckert (Schönebergerufer) geschrieben, er möge für Dich in seinem Namen einen Platz reservieren, für den Tag der ersten Aufführung. Also bitte, mache dem Herrn Eckert einen Besuch und hole Dir Dein Billet.

Die ganze Sache geht von R.W. und Frau von Bülow aus: Du siehst, wie man meine Freunde kennt und ehrt. Von Herzen

Dein Fr.
Nietzsche.

[«]

67. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, Ende März 1870>

Schönsten Gruß zuvor!

An der Universität habe ich gestern das Semester geschlossen: wobei mir zum Bewußtsein kam, daß ich nun bereits ein Jahr lang in dieser Thätigkeit bin. Auch waren neulich meine sämmtlichen Zuhörer bei mir zu Gaste; es machte sich ganz heiter, und die Bewirthung (in 5 Gängen) war recht stattlich. — Die nächste Zeit soll nun dem Osterprogramm gewidmet sein — und dem Pädagogium. Abfassung des Programms und der Druck soll noch vor Eurer Ankunft in Ordnung sein. — Unser Wetter ist noch ganz winterlich: es schneit wieder, alles ist weiß. Ein solcher Winter ist etwas ganz Unerhörtes hier in Basel: auch habe ich in Norddeutschland nie einen ähnlichen erlebt. Ich bin, wie es bei dem ewigen Temperaturwechsel natürlich ist, nicht recht gesund gewesen: auch Zahnschmerzen belästigten oft. Alles harrt sehr auf den Frühling. Und wir — als Reisegefährten — harren ganz besonders.

Ich erkundige mich hier nach guten Pensionen am Genfersee: im Ganzen werden sie sehr gerühmt, nur solle man nicht die zu kleinen wählen. Wenn Ihr herkommt, könnt Ihr vielleicht doch in meinem Hause wohnen: was natürlich für uns viel bequemer wäre. Es kommt nämlich darauf an, ob und auf wie lange der eine Herr verreist. — Bei Haverkamp bitte ich noch um eine Bestellung und Ihr bringt mir die Sachen dann mit. Nämlich Rock und Weste, von dunklerem Stoff (nicht schwarz, nicht grün, aber vielleicht braun); er wird ja mein Maß noch haben. Hier kann ich nicht ohne Schaden arbeiten lassen: ein Überzieher, den ich mir habe machen lassen, mißfällt mir sehr. Die Weste fast gar nicht ausgeschnitten: alles möglichst „nobel“ wie der Berliner sagt. Denn es soll ein Gesellschaftsrock sein. —

Von Gersdorff, der in Berlin als Referendar arbeitet, habe ich Nachricht: sein einziger Bruder, der Ostrichen als Pächter übernommen hatte, zeigte alsbald Spuren voller körperlicher und geistiger Verstimmung und mußte in eine süddeutsche Irrenanstalt gebracht werden. Dies ist jetzt das große Leidwesen der Familie. Auf diese Weise ist nun doch unser Gersdorff noch zum Majoratsherr geworden. — Er hat sich in Berlin sehr für Wagner begeistert: und dies hatte ich kaum nach Tribschen gelegentlich gemeldet, als mir mitgetheilt wurde, daß R.W. Gersdorff zur ersten Meistersingerauff. in Berlin eingeladen habe: womit ihm einer der Ehrenplätze reserviert ist.

D. Romundt hat sein Staatsexamen glücklich gemacht und ist jetzt Erzieher des jungen Czermack. Windisch, wie ich Euch schrieb, geht auf ein Jahr nach London — oder ist schon fort.

Meine beiden Vorträge „über die griechische Tragödie“ haben lebhaftes Interesse erregt; jetzt wandern sie wieder im Manuscr. überall herum.

Der index ist seit ein paar Monaten in Bonn, soll aber erst nach Ostern gedruckt werden.

Zum Schluß danke ich Euch bestens für Briefe und Besorgungen; ich habe die Franken richtig ausgezahlt bekommen. Von Oskar hätte ich ein paar Zeilen erwartet: indessen nothwendig war’s nicht.

Mit der Hoffnung auf recht ausführliche Nachrichten

Euer Fr.

[«]

68. An Friedrich Ritschl in Leipzig

<Basel, 28. März 1870>

Verehrtester und lieber Herr Geheimrath,

natürlich dürfen Sie auf mich rechnen. Eine solche Unternehmung war ja schon längst der geheime Wunsch aller braven Leipziger Commilitonen; allmählich aber scheint sie mir nothwendig geworden zu sein. Daß Sie mich aber der Ehre einer ersten Position würdigen, nehme ich mir wohl zu Herzen.

Augenblicklich habe ich das Programm des hiesigen Pädagogiums zu schreiben: was mich jedoch nicht zu lange beanspruchen darf. Für die Meletemata Societatis philologicae Lipsiensis mache ich Ihnen nun folgenden Vorschlag:

Eine ganze Kette von Untersuchungen über Homer und Hesiod im gegenseitigen Verhältniß, angeknüpft an die kleine sogenannte Schrift ‚certamen Hesiodi et Homeri' ist hinreichend vorbereitet und ausgedacht, um endlich niedergeschrieben werden zu können. Mein Plan war es, bis zum Herbst ein Büchlein von 12—14 Bogen über diese Materie fertig zu machen. Dies gebe ich nun mit Vergnügen auf und bestimme den ersten Theil sofort für die ‚meletemata'. Dieser Theil giebt eine neue Ausgabe (auf c. 12 Seiten) des certamen, die erste handschriftliche seit Henricus Stephanus (bei der auch wirklich etwas herauskommt), dann Untersuchungen über die Quellen der Schrift: zusammen vielleicht 3 Bogen oder mehr. Sind Sie damit zufrieden?

Sie erlauben mir doch, auch meinen Freund und Ihren treuen Schüler E. Rohde zu dem Unternehmen einzuladen? Wenn es sein muß, so bringe ich ihn noch zu einem Beitrag zum ersten Heft.

Mich freut es übrigens, wieder einmal eine Nöthigung zum Lateinschreiben zu haben, um durch Übung meinen bald fadenscheinigen bald fetten, immer ungesunden Stil etwas zu bessern. Auch habe ich vor, meine Laertiana buchmäßig zusammen zu schreiben.

Ich bin jetzt im Ganzen recht hoffnungsschwanger in Betreff meiner Philologie. Natürlich nicht jener genannten kleinen Arbeiten wegen, sondern weil ich überall in Grundanschauungen usw ein Wachsen spüre, das mir eine gute Frucht verkündet. Nur muß ich mir zu einer Hauptleistung Zeit lassen.

Jetzt habe ich nun ein Jahr im akademischen Berufe ausgehalten. Es geht, es geht! Doch nimmt das Pädagogium viel Zeit und Energie weg. Im Herbst komme ich zu Ihnen nach Leipzig (auch darf ich vielleicht einen Vortrag halten?) — Ihnen und Ihren verehrten Angehörigen die

schönsten
Grüße von Fried. Nietzsche

[«]

69. An Erwin Rohde in Rom

<Basel, 28. März 1870>

Zuerst, liebster Freund, ein schrecklicher Argwohn! Ich habe in diesem Winter 3 Briefe nach Rom und neuerdings einen nach Florenz geschickt (poste restante den letzteren: ein Dämon rieth mir, den ἀγὼν nicht beizulegen) Aber die ungöttliche Komödie in Rom scheint den Briefverkehr in ganz Italien unsicher zu machen; und ich schreibe deshalb auch heute schüchtern wie ein junges Mädchen. Alles hoffe ich bei unserem Wiedersehen in Basel Dir zu erzählen, was ich jenen Briefen anvertraut hatte. — Heute nimm meinen herzlichsten Dank für Deinen liebereichen Brief; was thut mir eine solche Stimme wohl, hier, wo ich das einsame Spazierengehen bis zur Virtuosität treibe. Ich erwarte Dich also in der ersten Woche des Mai; unser Semester fängt mit dem 3t.d.M. an. Du mußt aber eine Zeitlang bei mir wohnen. Das wird Dir nicht geschenkt, bevor uns das Schicksal wieder wie die beiden Beine des rhodischen Kolosses auseinanderreißt und Dich nach Kiel setzt, mich in Basel zurückbleiben läßt.

Jetzt kommt ein Vorschlag von mir und Ritschl, allerneuesten Datums. Du kennst die „grammatischen Studien“, die Curtius herausgiebt: R. schreibt mir heute sehr ausführlich, welche Nachtheile dieses Institut mit sich bringt. Curtius sagt jedem jungen Doktoranden: „Wenn Sie etwas Grammatisches schreiben wollen, so sollen Sie den Druck umsonst haben.“ Zuerst kam der locus de dialectis, jetzt ist der de praepositionum in l<inguae> g<raecae> usu an der Tagesordnung usw. Alle Folgerungen wirst Du selbst ziehen. R. will jetzt (auf Teubner’s Vorschlag) ‚Meletemata Societatis philologicae Lipsiensis‘ herausgeben und bittet mich um einen größeren Aufsatz für das erste Heft. Ich habe ihm quasi versprochen, von Dir auch etwas Derartiges herauszulocken. Der dritte im Bunde ist Andresen (mit einem Theile seiner Emend. des Dialogus), dann Stürenburg mit Lucretianis. Kurz, wenn wir nur wollen, so ist der Anfang ganz schicklich gemacht. Ich fühle persönlich die allerstärkste Verpflichtung und habe — ob es mich gleich augenblicklich etwas derangirt — unbedingt und sofort zugesagt. Das erste Heft muß von uns Beiträge haben; sonst will R. die ganze Sache fahren lassen. Das scheint mir der Hintergrund zu sein. Du weißt, wie neugierig, auch mißgünstig von vielen Seiten so ein erstes Heft angesehn wird. Also muß es gut sein. Ich habe mir gelobt, dem Unternehmen treu zur Seite zu stehen. — Gieb mir eine Antwort. — Du weißt doch, daß Bücheler nach Bonn, Studemund nach Greifswald versetzt ist? Ist Dein Vorsatz in Betreff Kiel's so sicher? Warum nicht Leipzig? Fürchte Dich nur nicht vor einer zu langen Carriere des priv. docens. Ich bin noch gar nicht sicher, daß Du überhaupt in sie hinein kommst. Denke Dir, nun habe ich bereits ein ganzes Jahr in der akadem. Thätigkeit überwunden. Sehr hat mir die Nähe meiner Tribschener geholfen: die Weihnachtsferien dort verlebt, eine Zusammenkunft alle 2 bis 3 Wochen, fortwährender Briefverkehr — das hat mich erstaunlich erquickt. Wenn Du zu mir kommst, wirst Du die neueste Broschüre von R.W. lesen, auch reisen wir zusammen nach Tribschen. Die Villa am Comersee heißt villa Capuana in der Nähe nördlich von Fiume latte, dicht am See, mit 2 Häusern. — 2 Vorträge, die ich hier gehalten habe (1 über das griechische Musikdrama 2 über Socrates und die Tragödie) sind für manche sehr anstößig gewesen. Du bekommst sie auch, ebenso wie die gedruckte Antrittsvorlesung. — Ich habe jetzt die besten Hoffnungen für meine Philologie: nur muß ich viele Jahre Zeit mir lassen. Ich nähere mich einer Gesammtanschauung des griechischen Alterthums, Schritt für Schritt und zaghafterstaunt. — Windisch ist nach England auf ein Jahr, im Dienste der East-Indien-Office. Romundt hat glücklich das Staatsexamen gemacht und ist Hauslehrer bei Prof. Czermak in Leipzig. Im April reise ich mit Mutter und Schwester an den Genfersee und wohne vom 15—30 April in einer villa bei Montreux. Leb wohl! Glückliches Wiedersehn!

Dein treuer Freund F. N.

[«]

70. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, Ende März—Anfang April 1870>

Nun will ich Euch endlich genauere Nachricht wegen der Osterferien geben. Ich hätte es eher thun mögen, war aber die letzte Zeit, bei dem starken Wechsel der Witterung, unwohl und habe an der Grippe laborirt. — Die Hauptsache ist nun, daß wir die kurze Ferienzeit zusammen nehmen und sie wirklich am Genfersee und nicht anderwärts zubringen. Das heißt, wir reisen am grünen Donnerstag (am ersten Ferientag) von Basel ab. Dann können wir 16 Tage am See bleiben. Mit

Anfang Mai muß ich wieder zurück, zum Anfang des Sommersemesters. — Die Tage vor dem grünen Donnerstag sind für mich sehr arbeitsam: Examina, Versetzungs- und Abiturientenprüfungen usw., dann habe ich das Programm für Ostern zu schreiben. Wenn ich alles recht überlege, so scheint es mir wünschenswerth, ja nöthig, daß Ihr am Montag Abend, spätestens am Dienstag Abend (vor dem grünen Donnerstag) in Basel eintrefft: jedenfalls nicht erst am Mittwoch. — Nehmt Euch zur Herreise ordentlich Zeit und berathschlagt mit Hülfe des neuesten Coursbuchs und des Bädekers (für Süddeutschland), wie Ihr bequem und genußreich von Naumburg bis Basel reist. Keinesfalls mit Nachtfahrten: was in dieser Jahreszeit sehr bedenklich und gefährlich ist. Also etwa

Sonnabend: Abreise von Naumburg 7 Uhr, 29 Min.
Vormitt. bis Frankfurt (Abends 8 Uhr)
Palmsonntag Frankfurt bis Heidelberg.
Montag Heidelberg bis Basel (Schnellzug) Ankunft Abends um 7.
Dienstag }
Mittwoch } Basel.
Donnerstag Abreise usw.
Charfreitag usw.

Was Hotels betrifft, so wählen einzelne Frauen immer die besten, also die, welche bei Bädeker zuerst genannt sind. In Heidelberg müßt Ihr etwas Zeit haben: denn es ist sehr schön. — Übrigens ist die Reise, wie ich sie angedeutet habe, sehr angreifend.

Wenn Ihr die Reise etwas studirt habt, (mit Karte, Bädeker und Coursbuch) dann werdet Ihr nach allen möglichen Einzelheiten zu fragen haben: und ich erwarte daher recht eingehende Briefe. Leider ist in meinem Hause kein leeres Zimmer.

Den Baedeker der Schweiz besitze ich. Doch muß ich schließen: gebt bald ausführliche Nachricht und denkt in der Hoffnung des Wiedersehens an Euren

F.

[«]

71. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel. Sonnabend <9. April 1870>

Ein Wörtchen!

Ich bin heute hier zum Professor ordinarius ernannt worden. Dies zur Verbreitung für meine Freunde.

Also Mittwoch Abends um 7 Uhr am Badischen Bahnhofe Wiedersehen!

Euer Fr.

[«]

72. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Basel Sonnabend. <9. April 1870>

Verehrtester Herr Geheimrath,

seit Ihrem letzten Briefe lebe ich in steter Unruhe und gönne mir keine Musse mehr. Vernehmen Sie, in welcher Constellation ich lebe. Das Pädagogiumsprogramm ist gestern glücklich fertig geworden und ich bin sofort zur neuen Arbeit übergegangen. Aber auf wie lange! Denken Sie dass nächste Woche meine Angehörigen kommen und dass wir zusammen an den Genfersee reisen. Bis dahin giebt es noch die Nöthe der Examina und Versetzungscommissionen. Mit andern Worten: ich weiss gar nicht mehr, wie fertig werden und wenn Sie mir zurufen „periculum in mora!“ so muss ich zurückrufen „mora in periculo“ was hier einmal ausnahmsweise soviel bedeuten soll „meine Erholungszeit geht zum Teufel!“ Denn Sie kennen das Loos von Arbeiten, die man mit in die Pensionswirthschaften in schönen Gegenden nimmt. Gesetzt sie werden fertig — so ärgert man sich hinterdrein, sowohl die Arbeit als die Ferien verpfuscht zu haben.

Schliesslich gebietet doch, soviel ich sehe, nichts anders diese grausame Eile als Freund Jungmann’s Situation. Hören Sie nun meinen Einfall. Geben Sie seine Arbeit sofort zu Teubner in Druck und lassen Sie gefälligst Teubner sagen, er möge die Rechnung später an mich gelangen lassen. Ich mache mir dies Vergnügen — mit Vergnügen. Nur darf Fr. Jungmann gar nichts davon erfahren; und mein Name muss gar nicht genannt werden. Vielleicht darf ich Sie um eine wohlgemeinte Lüge ersuchen und verspreche meinerseits, die Last dieser Sünde tragen zu wollen.

Ich sehe nämlich nicht ein, warum Jungmanns Dissertation sofort in das erste Heft der Meletemata kommen müsste.

Wenn nun dieser Grund zur höchsten Eile wegfällt, so bleiben gewiss noch, wie ich gar nicht unterschätze, auch noch andre Gründe, die Meletemata möglichst bald von Stapel laufen zu lassen. Ist es Ihnen denn zu spät, wenn ich das Manuscript druckfertig in der zweiten Hälfte des Mai sende? Nämlich es liegt mir etwas an dieser Arbeit und ich möchte sie nicht in zu grosser Bedrängtheit nieder schreiben: ich habe für den ganzen Stoff ein stilles tendre, wie Sie (und ich) für Freiburg.

Die Jungmann-frage betrachte ich als beantwortet.

Heute hat man mich auch zum Ordinarius gemacht.

Ihrer Frau Gemahlin sagen Sie doch, dass sie mir ja nicht böse sein soll. Man habe mitunter, ja gewöhnlich zum Besten keine Zeit, eben weil es das Beste ist.

Eiligst
Ihr getreuer
Friedr Nietzsche

[«]

73. An Friedrich Zarncke in Leipzig

Basel Sonnabend. <9. April 1870>

Verehrtester Herr College.

zwei Mit<t>heilungen und dies eiligst, für das C<entral> B<latt>.

Erstens ist heute die Berufung von Moritz Heyne seitens des Rathes bestätigt.

Zweitens hat man mich zum Ordinarius gemacht.

Schliesslich lässt sich Rathsherr Vischer wärmstens Ihnen empfehlen: er ist ganz glücklich über Ihren Brief und versichert, noch niemals ein so werthvolles und eingehendes Zeugniss über Jemanden empfangen zu haben.

Ich sende Ihnen die besten Wünsche und Grüsse

als
Ihr ergebendster
Friedr Nietzsche.

[«]

74. An Friedrich Ritschl in Leipzig

<Clarens au Basset, zweite Aprilhälfte 1870>

Verehrtester Herr Geheimrath,

auch so bin ich zufrieden.

Dies ist die eine Zeile, die Sie verlangen.

Hier ist alles blau blau blau warm warm warm, von früh bis Abends. Tinte und Feder aber versagen den Dienst. Ich habe schon oft gewünscht, dass Sie hier sein möchten, hier wo es nur eine Pflicht giebt, wie ein Murmelthier in der Sonne zu liegen.

Faul, aber treugesinnt
Friedr Nietzsche.

Pension Ketterer au Basset (Clarens)
Die Meinigen grüssen schönstens.

[«]

75. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Basel <Ende April 1870>

Verehrtester Herr Geheimrath,

ich antworte Ihnen bereits wieder aus Basel; die Meinigen habe ich am Genfersee zurückgelassen. Es war nämlich nöthig zurückzukehren, weil der Druck meines Programms (für das Pädagogium) ins Stocken gerieth und weil die Universität dem alten Gerlach zu Ehren etwas veranstalten wollte. Gestern habe ich im Auftrage des Senats an jenen eine lateinische Adresse gemacht. Es war nicht leicht. —

Der Titel dürfte vielleicht so lauten: Certamen quod dicitur Hesiodi et Homeri e codice Florentino post Henricum Stephanum denuo edidit Fridericus N.— Wenn Sie aber ändern wollen, so ist Ihnen im Voraus dafür gedankt. Rohde den ich für Ihr Unternehmen zu gewinnen suchte, sagt mir brieflich aus Venedig seine Betheiligung zu (um, wie er sich ausdrückt, „R. als Lehrer und Philolog, hämischen Anfällen gegenüber, meinen Verehrungszoll darzubringen.“) Er verspricht die Publikation einer von ihm in einem römischen cod. gefundenen kleinen Sammlung von Paradoxa, die wahrscheinlich dem Isigonus zuzuschreiben sind. Eine kleine gedrängte Vorrede und dann der Text, zu dem nichts zu thun ist als, wo sie vorhanden sind, die Parallelstellen hinzu zu setzen. — Er spricht davon, Ende Mai nach Basel zu kommen. Seine ‚Paradoxa‘ bezeichnet er „noch reichlich so gut als die meisten Anecdota neuesten Datums.“

Teubner kann auch diesen Beitrag sofort ankündigen; damit hätte ja das erste Heft, zusammen mit Andresens coniectanea, gewiß den nöthigen Umfang.

Mit herzlichem Gruß Ihr
getreuer Nietzsche

[«]

76. An Erwin Rohde in Venedig

<Basel, 30. April 1870>

Theuerster Freund, wie dankbar bin ich Dir, daß Du mir auf meine im Grunde unbescheidne Anfrage einen so erwünschten Bescheid giebst. Dein Anecdoton ist unter allen Umständen für das erste Heft ein Köder und eine Lockstimme; denn wenn das neue Unternehmen auch solche Dinge bringt, so ist ja der buchhändlerische Erfolg gesichert. Ich denke mir, daß jenes erste Heft Deine und meine Beiträge und einen Theil der vortrefflichen Andresenschen coniectanea (zum dialogus) enthalten wird. Ich habe versprochen das Ms. in der zweiten Hälfte des Mai einzusenden, habe übrigens noch gar kein lateinisches Wort niedergeschrieben, da ich viel beschäftigt war. Erstens hatte ich das Programm für das Pädagogium zu schreiben übernehmen müssen (handelt über Laertius; Du bekommst es, ebenso die im letzten Heft des rhein. Mus. gedruckten Analecta Laertiana und meine gedruckte Antrittsrede) Sodann war ich eine Woche lang mit den Meinigen am Genfersee, mit südlichen Vorempfindungen und vielem Gedenken an Dich. In den letzten Tagen quälte mich der akademische Senat noch mit dem Auftrag, eine lateinische Adresse an den alten Gerlach abzufassen, der sein 50jähriges Lehrerjubiläum feiert. Auch dies sonderbare Aktenstück bekommst Du, wenn Du mich besuchst.

Nicht wahr, es sind merkwürdige Leimruthen, die ich Dir, dem aus dem Süden nach Norden flatternden Vogel, stelle, um Dich hier fest zu halten?

Einige statistische Neuigkeiten: M.Heyne ist an Wackernagels Stelle hierher berufen, Studemund nach Greifswald, Leskien nach Leipzig. Auch will ich nicht vergessen, daß man mich im vorigen Monat zum ordentlichen P. gemacht hat. „Und ein Jahr hat er's getragen!" Es ist mir ganz erstaunlich. Diesen Sommer lese ich zwei Interpretatoria, Oedipus rex und Hesiod's Erga, dazu im Seminar Cicero's Academika. Unser Philologenbestand hat eine gewisse Höhe erreicht, die hier sehr anerkannt wird, 14 Mann! Welche Misère!

Nun habe ich auch die erste Klasse des Pädagogiums zur Universität befördert. Die guten Jungen zeigen sich recht dankbar und hatten sich wirklich an mich angeschlossen. Auch habe ich ihnen Einiges mehr gesagt, als man sonst auf Schulen zu hören bekommt. Im Grunde hat man in einer sympathischen Klasse mehr Wohlgefühl als auf der kühlen Höhe des akademischen Katheders. Drei von den 12 Schülern wollen Philologie studieren — Du kannst mir aber glauben, daß ich mich von der Sünde frei fühle, jemanden hierzu verführt zu haben.

Wenn ich jetzt noch einige kleine Abhandlungelchen fertig habe (über alte Materien) will ich mich zu einem Buche sammeln, zu dem mir immer neue Einfälle kommen. Ich fürchte daß es keinen philologischen Eindruck machen wird; aber wer kann wider seine Natur? Es beginnt nun für mich die Periode des Anstoßes, nachdem ich eine Zeit lang leidliches Wohlgefallen erregt habe, weil ich die alten wohlbekannten Pantoffeln an hatte. Thema und Titel des Zukunft-buches: „Socrates und der Instinct."

In dieser Woche habe ich dreimal die Matthäuspassion des göttlichen Bach gehört, jedesmal mit demselben Gefühl der unermeßlichen Verwunderung. Wer das Christenthum völlig verlernt hat, der hört es hier wirklich wie ein Evangelium; es ist dies die Musik der Verneinung des Willens, ohne die Erinnerung an die Askesis.

Im Sommer feiern wir das Beethoven-Jubiläum: unter anderem durch Aufführung der missa sollennis. Auch hat man mich angegangen, die Festrede zu halten. — Wenn Du zu mir kommst, lernst Du auch die neueste Schrift R. W. kennen: „über das Dirigiren" eine ausführliche Kritik unserer jetzigen Kapellmeister und die allerschönsten Bemerkungen aus seiner Dirigentenpraxis. Mir sagte dieser Tage Kirchner, einer der besten Schüler Schumanns, er habe nie und nirgends gute Aufführungen erlebt als unter Wagner. Also liebster Freund, auf Wiedersehen!! Aber vorher schickst Du noch die Paradoxa? Oder bringst Du sie mit?

Dein getreuer Freund.

[«]

77. An Erwin Rohde in Venedig

<Basel, 6. Mai 1870>

Mein lieber Freund, es ist ja zum Verzweifeln, was ich Dir für Nöthe mache, zusammen mit den pestilentiarischen Postanstalten Italiens. Mein Brief an Dich ist wieder einmal verloren gegangen — oder viel zu spät in Deine Hände gelangt.

Frage nur noch einmal — in ersterem Falle — in der libreria Münster nach, vielleicht ist er bloß verlegt oder verwechselt. Ich wiederhole also meinen wärmsten Dank für Deine Bereitwilligkeit auch in Ritschl's Namen, der eine große Freude daran hat. Nach seinem Arrangement soll Dein Paradoxen-beitrag (mit lateinischer Einleitung) das zweite Heft der Acta societatis L. beginnen, nach der Theorie der „fetten Bissen"; denn für dies Unternehmen ist jedes Anecdoton ein fetter Bissen. Das zweite Heft soll sofort im Anschluß an das erste gedruckt werden. Ich habe für das erste meinen Beitrag bis zur zweiten Hälfte des Mai versprochen. Du hast also vollständig Zeit; wenn Du mir aber die Paradoxa bald zuschicken willst, um damit fertig zu sein, so bin ich Dir im Voraus recht dankbar.

Für mich giebt es jetzt heillos viel zu thun, da ich für dies Semester eine Vertretung des Hr Mähly am Pädagogium übernommen habe. 4 Stunden Lateinisch und 2 Stunden griechisch: so daß ich jetzt wöchentlich gegen 20 Stunden habe — ich armer Schulmeisteresel!

Verzeihe mir die Kürze dieses Briefes: nur noch eins. Es hat mich gerührt, daß Du noch an das Dürersche Blatt gedacht hast. Willst Du die Copie für mich erwerben? Ich bitte Dich darum. Doch möchte ich sie dann bald zugeschickt erhalten, da es ein Geburtstagsgeschenk sein soll.

Ich hoffe sehr auf Deine Gegenwart

Adieu theuerster Freund!
FN.

[«]

78. An Wilhelm Brambach in Freiburg (Fragment)

<Basel, 18. Mai 1870>

Werthester Herr College,

Ich bedanke mich zunächst bestens für Ihre letzte musikalisch-metrische Zusendung. Sie gefiel mir so gut und schien mir so beifallswürdig, daß ich sie sofort weiter adressirt habe, nämlich an Richard Wagner, der sich gern über die neuesten Standpunkte griechischer Metrik unterrichten möchte. Manches habe ich ihm schon erzählt, aber nie ist es mir gelungen, die Sachlage so durchsichtig darzustellen, wie es in Ihren „Streifzügen" geschehen ist.

Anbei bekommen Sie mein Programm und als Einlage und Curiosität — eine von mir abgefasste Adresse auf Gerlach. Es war ein peinliches Stück Arbeit.

Schönstens dankend und
grüssend
Fr. Nietzsche.

[«]

79. An Richard Wagner in Tribschen

Basel 21 Mai 1870.

Pater Seraphice,

wie es mir voriges Jahr nicht beschieden war, Augenzeuge Ihrer Geburtstagsfeier zu sein, so hält mich auch jetzt wieder eine ungünstige Constellation davon ab; die Feder drängt sich mir heute widerwillig in die Hand, während ich gehofft hatte eine Maienfahrt zu Ihnen machen zu können.

Gestatten Sie mir, dass ich den Kreis meiner Wünsche heute so eng und persönlich wie nur möglich fasse. Andere mögen im Namen der heiligen Kunst, im Namen der schönsten deutschen Hoffnungen, im Namen Ihrer eigensten Wünsche ihre Gratulationen zu bringen wagen; mir genüge der subjectiveste aller Wünsche: mögen Sie mir bleiben, was Sie mir im letzten Jahre gewesen sind, mein Mystagog in den Geheimlehren der Kunst und des Lebens. Mag ich auch zeitweilig durch die grauen Nebel der Philologie hindurch Ihnen etwas entfernt erscheinen, ich bin es nie, meine Gedanken sind immer um Sie herum. Wenn es wahr ist, was Sie einmal — zu meinem Stolze — geschrieben haben, dass die Musik mich dirigiere, so sind Sie jedenfalls der Dirigent dieser meiner Musik; und Sie haben es mir selbst gesagt, dass auch etwas Mittelmässiges, gut dirigirt, einen befriedigenden Eindruck machen könne. In diesem Sinne bringe ich den seltensten aller Wünsche: es mag so bleiben, der Augenblick verharre: er ist so schön! Ich verlange nur dies vom nächsten Jahre, dass ich mich selbst Ihrer unschätzbaren Theilnahme und Ihres tapferen Zuspruchs nicht unwürdig erweisen möge. Nehmen Sie diesen Wunsch mit unter die Wünsche auf, mit denen Sie das neue Jahr beginnen!

Einer „der seligen Knaben.“

[«]

80. An Friedrich Ritschl in Leipzig

<Basel, Anfang Juni 1870>

Verehrtester Herr Geheimrath,

besten Dank für jenen neulichen Wink; es war eine gar zu dumme Dummheit. Ein Karton ist gedruckt; die Herstellung der Stelle ist sehr leicht.

Mein certamen bekommen Sie definitiv in nächster Woche. Diese leider nur zu nothwendige Verzögerung drückt mich sehr, da ich's anders versprochen habe. Doch wer konnte als ich das Versprechen gab, voraussehen, wie schwer mir dies Sommersemester gemacht werden sollte! Ich hätte billiger Weise Ihnen keine Zeile versprechen dürfen. Inzwischen habe ich durch plötzlichen Dispens J. Mähly's am Pädagogium 6 Stunden mehr und in summa wöchentlich 20 Stunden. Das giebt, bei lauter neuen Vorlesungen, eine totale Aufzehrung aller disponiblen Kräfte; wer jetzt in meiner Nähe wohnt, wird beurtheilen können, daß die kleine Gabe, die ich für Ihre acta bestimmt habe, mir ungewöhnlich schwer gefallen ist.

Nun bitte ich Sie sehr darum, folgender Combination Ihren Beifall zu zollen. Obwohl Teubner schon den Inhalt des ersten Heftes angekündigt hat, möchte ich aus dringenden Motiven folgende Anordnung vorschlagen

1) E. Rohde Paradoxa (c. 16 Druckseiten)
2) Certamen (c. 25 Druckseiten)
3) Jungmann
4) Andresen

Machen Sie mir die Concession, mit meinem Freunde R. zusammen das Heft eröffnen zu dürfen.

Dafür biete ich Ihnen Ersatz für das zweite Heft: auf mein Anfragen hat Dr. Wilhelm Roscher in Bautzen sofort einen Beitrag versprochen; und das Manuscript (eine decas von griech. Conjecturen) wird in 3 Wochen bei Ihnen sein. Damit habe ich doch nichts Unerwünschtes angezettelt? —

Es ist so ein freundlicher und dienstbereiter Mensch, unser Röscher.

Über das Programm hat Zeller in Heidelberg sehr angenehm an mich geschrieben. Gedruckt ist abscheulich inkorrekt; dafür hat einer meiner Studenten die Correktur besorgt. Schlecht genug. —

Also Rohde Andresen und ich
In einem Heft — sonst nich-t
nämlich sonst bleibt es beim Alten: was nicht wünscht

Ihr ergebenster
F Nietzsche

R. hat auch ein Fragment des Splenius zugleich edirt.

[«]

81. An Cosima von Bülow in Tribschen

Basel Sonntag. <19. Juni 1870>

Verehrteste Frau Baronin,

wir haben Ihnen zwei herrliche Tage zu danken, ich sogar im Grunde vier, weil ich alles was meinen Freund Rohde berührt mitempfinde und somit diesmal doppelt geniessen konnte. R. der am Tage darauf von Basel abreiste, gestand mir den Höhepunct seiner ganzen fünfzehnmonatlichen Reise ins „Blaue“ in Tribschen erlebt zu haben; er hat eine Verehrung und Bewunderung der ganzen gesammten dortigen Existenz mit davon getragen, die durchaus etwas Religiöses hat. Ich verstehe, wie die Athener ihrem Aeschylus und Sophocles Opferstätten errichten konnten, wie sie dem Sophocles den Heroennamen „Dexion“ gaben, weil er die Götter in seinem Hause aufgenommen und bewirthet habe. Dies Dasein der Götter im Hause des Genius erweckt jene religiöse Stimmung, von der ich berichtete. —

Hier sind die beiden Aufsätze, recht spät: aber der Abschreiber hat etwas gebummelt und der Buchbinder sich nicht beeilt. —

Meine Arbeitsnoth ist noch etwas gesteigert worden. Wenn nur meine Wünsche in Erfüllung gehen, und ich meinen Freund Rohde als Collegen in die Nähe bekomme (nach Freiburg) —

In Sachen Baireuths habe ich mir überlegt, dass es für mich das Beste sein dürfte, wenn ich auf ein Paar Jahre meine Professoren-thätigkeit einstelle und auch mit ins Fichtelgebirge wallfahre. Das sind so Hoffnungen, denen ich mich gern hingebe. —

Über Fidi habe ich mich sehr gefreut: es war das erste Mal, dass ich ihn in der rechten Umgebung und Beleuchtung der freien Natur sah, und wie gesund und hoffnungsreich erschien er mir da!

— — Ich muss schnell schliessen: man kommt, wohl irgend ein „Scholar.“

In treulichem Gedenken
Ihr ergebenster
F. N.

[«]

82. An Carl von Gersdorff in Berlin

Basel 2 Juli 70.
Basel, Schützengraben 45.

Theurer Freund,

ich rechne auf Deine Freundschaft: wenn ich auf die nicht rechnen könnte, so wüsste ich mich bei meinem langen brieflichen Stillschweigen gar nicht zu entschuldigen.

Ich habe dies Semester in übermässiger Weise arbeiten müssen; wöchentlich 20 Stunden Collegien und Schulstunden, das giebt eine alltägliche grosse Erschöpfung: man wird müde und nachlässig gegen sich — und seine Freunde.

Seit anderthalb Wochen liege ich zu Bett, mit einem verrenkten Fusse; das Schreiben wird mir schwer, und Du wirst es verzeihen müssen, dass auch heute mein Brief kurz ausfällt.

Besten Dank für Deine Mittheilungen aus Berlin. Es gehört eine grosse Festigkeit des Besserwissens dazu, um in einem solchen Sturme der Meinungen, wie sie Wagnersche Werke erregen, nicht irre zu werden. Das „Besserwissen“ aber ist nichts Leichtes, das Einem in den Schoos fällt, vielmehr das Product eines energischen Kampfes gegen die Zeitverflachung und einer immer ernsteren Vertiefung in die Kunstwelt der wirklich Grossen, deren Zahl gewiss nicht Legion ist. Wenn wir mehr zusammen lebten, könnte Dir vielleicht manche peinliche und qualvolle Zwischenstufe des Erkennens erspart bleiben.

Eine Photographie W’s wird Dir zugeschickt, sobald wieder neue Bilder in W’s Besitz sind.

Hr. Wieseke sage einstweilen meinen schönsten Dank; diese Aufmerksamkeit gegen einen so entfernten Gesinnungsgenossen hat etwas Ergreifendes.

In diesem Sommer also werden wir uns sehen? Ich bin vom 15ten August bis 25 September in Basel. Vorher, vom 15 Juli— 15 August bin ich verreist, noch weiss ich nicht genau, wohin; doch sollst Du es jedenfalls erfahren. Vielleicht hätten wir in den Alpen uns eine gemeinsame Zufluchtsstätte aussuchen können: doch bin ich jetzt, meines Beines wegen, ein schlechter Reisegefährte und wage nicht Dir einen Vorschlag dieser Art zu machen.

Dass ich „ordentlicher“ Professor seit März bin, habe ich Dir doch wohl geschrieben.

Also alter lieber Freund!
Auf Wiedersehen!
In Treue
Friedr Nietzsche

[«]

83. An Paul Deussen in Minden

<Basel, Juli 1870>

Lieber Freund,

nicht zürnen! Ich schreibe sehr spät und auch heute nur wenig. Ja ich schreibe nur, um geschrieben zu haben. Denn es greift mich an, und etwas Wesentliches Dir zu melden wüßte ich nicht.

Ich liege nämlich schon ziemlich zwei Wochen zu Bett in Folge einer Fuß Verrenkung.

Wenn wir nun wieder einmal zusammen treffen, wie wird’s da werden? Verstehen wir uns noch? Vielleicht erst jetzt? Wer weiß?

Mein Freund Rohde, der nach 15 monatlichem Aufenthalt in Italien mich 14 Tage in Basel besuchte, hat in glänzender Weise die Freundschaftsprobe der Entfernung (c. 3 Jahre) bestanden.

Hierzu hilft selbst ein so zauberkräftiger Name wie der Schopenhauers nicht: es kommt darauf an, eins oder wenigstens einmüthig zu sein. Ob jeder dieselbe Formel findet sich auszudrücken, ist nicht das Wichtigste.

Wir glauben uns durch Aufnehmen eines großen Genius zu erweitern. In Wahrheit verengern wir den Genius, daß er in uns hinein kann.

In allen ernsthaften Dingen ist jeder Mensch sein eigen μέτρον. Was ist Freundschaft? Zwei Menschen und ein μέτρον.

Willst Du mich nicht einmal besuchen?

Treugesinnt Dein alter
Freund

Fr. N.

(Daß ich seit März Ordinarius bin, hast Du wohl gelesen?)

[«]

84. An Friedrich Ritschl in Leipzig

<Basel,> 12 Juli 70.
Temperatur: 29 Grad R.

Verehrtester Herr Geheimrath,

so will ich denn nur fortschicken, was ich habe, nichts mehr und nichts weniger als die editio des Certamen (etwa 25 Druckseiten)

Es war wirklich ein arg gequältes halbes Jahr, zuletzt noch mit wahrhaft tropischem und wochenlang gleichmässigem Sonnenbrande. Dazu musste ich 2 Wochen zu Bette liegen und bin jetzt an meinem linken Fusse noch etwas leidend.

In diesen Tagen bekommt Klette einen Aufsatz von mir, den ersten, der sich mit dem Certamen befasst

Ihre Frau Gemahlin hat mir für übermorgen ihre Ankunft angekündigt: wie freue ich mich, sie in der Schweiz begrüssen zu können.

Mein mir ganz unschätzbarer Freund Rohde hat mich in Basel auf einige Zeit besucht: inzwischen wird er wohl auch bei Ihnen gewesen sein. Er will die erste Correctur des Ἀγών übernehmen; haben Sie seine Hamburger Adresse?

Und nun verzeihen Sie, dass ich schon wieder verstumme: unsere Stimmung ist nachgerade eine ganz unmögliche.

Ihr getreuer
Friedrich Nietzsche.

[«]

85. An Friedrich Zarncke in Leipzig

Basel 14 Juli 70.

Hier, verehrtester Herr College, haben Sie wenigstens eine Anzeige für das C<entral> B<latt>. Niemals war ich so beschäftigt wie in diesem Halbjahr (wöchentlich 20 Stunden); entschuldigen Sie also, wenn ich diesmal sehr spät antworte.

Sollte es nöthig sein, den Ton der Schlußbemerkung der Recension etwas zu ermäßigen — was ich nicht glaube — so steht dies natürlich bei Ihnen. Wer ist denn nur dieser unglaubliche Schwätzer in philosophisch klingen sollendem Jargon Byk? — Ich denke immer an Sie mit den herzlichsten Wünschen als Ihr

ergebenster
Friedr Nietzsche.

[«]

86. An Erwin Rohde in Hamburg

<Basel, 19. Juli 1870>

Endlich, liebster Freund, komme ich auch wieder zu Wort. Denke Dir, daß ich inzwischen einige Wochen zu Bett gelegen habe, einer Fußverrenkung wegen, offenbar weil ich dem Asclepios keinen Hahn geopfert habe, sondern die „Hahnen“ (denke an Köbi!) immer selbst auffresse (denke an Goethe).

Nach diesen gelehrten Citaten fühle ich mich bewogen, eine Stelle aus einem der letzten Bülow-briefe wörtlich zu citieren. „Uns sind diese Tage in sehr guter Erinnerung geblieben; der Meister hat an Ihrem Freund grosses Wohlgefallen, sein männlicher Ernst, seine bedeutende Theilnahme, und die wirkliche Freundlichkeit, die seine strengen Züge bisweilen durchleuchtete, war ihm durchaus sympathisch. Wird er nach Freiburg befördert, so kommen Sie immer zu Zweien auf Tribschen, denn „zwei einig geht der Mensch zu best“ sagt unsre Auctorität.“

Hier ein furchtbarer Donnerschlag: der französisch-deutsche Krieg ist erklärt, und unsre ganze fadenscheinige Kultur stürzt dem entsetzlichsten Dämon an die Brust. Was werden wir erleben! Freund, liebster Freund, wir sahen uns noch einmal in der Abendröthe des Friedens. Wie danke ich Dir! Wird Dir das Dasein jetzt unerträglich, so komme wieder zu mir zurück. Was sind alle unsre Ziele!

Wir können bereits am Anfang vom Ende sein! Welche Wüstenei! Wir werden wieder Klöster brauchen. Und wir werden die ersten fratres sein.

Der treue Schweizer.

[«]

87. An Franziska Nietzsche in Cainsdorf

<Basel, 19. (eigentl. 16.) Juli 1870>

Nun noch einige Worte von mir, geehrteste, uns zugehörige Mutter! Alle unsre schönen Anlagen und Auflagen im Gesicht usw. scheinen nun jetzt wieder zum + zu gehen! Bei Dir durch unablässiges Plagen und Schaffen, bei mir durch die schreckliche Noth, in die uns der heutige Tag mit seiner französischen Kriegserklärung gestürzt hat.

Nun habe ich noch die Sorge, Lisbeth wieder glücklich in Deine Arme zu befördern.

Wir haben so heiter noch in der Abendröthe des Friedens gelebt. Nun bricht das gräßlichste Ungewitter aus.

(Endlich auch bin ich betrübten Muthes, Schweizer zu sein! Es gilt unsrer Kultur! Und da giebt es kein Opfer, das groß genug wäre! Dieser fluchwürdige französische Tiger!)

Lebt recht wohl: Das Wort hat jetzt mehr Sinn, da alles alles zweifelhaft wird. Sage der lieben Tante meine wärmsten Wünsche. Dir selbst schönsten Dank für Deine Schweizer Reise! Es hat Dir doch gefallen? Nicht? —

F.

[«]

88. An Sophie Ritschl in Rigi-Scheideck

Axenstein bei Brunnen <um den 20. Juli 1870>

Verehrteste Frau Geheimräthin,

Sehr spät und auf Umwegen — weil ich inzwischen abgereist war — kam Ihr freundlicher Brief in meine Hände, zugleich mit einigen Zeilen Ihres Herrn Gemahls, datiert vom Sonntag Abend, der nach schleunigen Nachrichten über Sie verlangt und an mich und Vischer gleichzeitig Briefe abgesendet hat. — Telegraphische Privatdepeschen werden in Leipzig nicht mehr expediert. Eine Notiz, die wahrscheinlich für Sie berechnet ist: „Löffler, jetzt Director, ist mit seiner vor 10 Tagen angetrauten jungen Frau nothgedrungen hier liegen geblieben, statt nach Würtemberg und der Schweiz zu reisen“. Ich wenigstens weiss nicht, wer Löffler ist.

Meine tägliche Sorge ist nun, wie ich meine Schwester glücklich wieder in ihre Heimath expediere; dabei habe ich mich gefragt, ob Sie nicht vielleicht, unter dem Druck der entsetzlichsten Atmosphaere, Ihre Rückreise beschleunigen. In diesem Falle wäre meiner Schwester, die inzwischen hier mit mir lebt, eine kleine Notiz sehr erwünscht.

Hier bin ich, vom Standpuncte meines Fusses aus, sehr zufriedengestellt. Doch wage ich mich einstweilen noch nicht auf die Höhen; falls Sie aber noch etwas länger bleiben, so möchte ich wagen, Ihnen einen Besuch in diesem unvergleichlichen Theile des Vierwaldstätter- Seegebiets zu proponieren. Warm ist es freilich: aber vielleicht sehnen Sie Sich in Ihren Höhen etwas nach Wärme, was weiss ich. Wie empfehlenswerth unser Hôtel ist, das zeigt die Thatsache, dass es hier immer gleichmässig voll bleibt (110—120 Personen), trotz der beängstigenden Situation, die ja schlimmer gar nicht gedacht werden kann.

Welche beschämende Empfindung, jetzt ruhig bleiben zu müssen, jetzt, wo sogar für meine feldartilleristischen Studien die geeignetste Zeit gekommen wäre!

Mein Trost ist, dass für die neue Culturperiode doch wenigstens Einige der alten Elemente übrigbleiben müssen: und wie weit, durch einen solchen nationalen Erbitterungskrieg, selbst die Traditionen der Kultur vernichtet werden können, das kann man aus traurigen Analogien der Geschichte sich vergegenwärtigen.

Für schlimme Fälle habe ich mir natürlich noch einen kräftigen Entschluss vorbehalten.

Denken Sie, dass die Kieler Studenten einmüthig unter die Waffen treten! —

Also auf Wiedersehen? Meine Schwester macht Ihnen und Ihrer Fräulein Tochter ihre Empfehlung.

Ihr ergebener Friedrich
Nietzsche.

[«]

89. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel

Maderanerthal Montag 8 Aug. 1870.

Verehrtester Herr Rathsherr,

in der gegenwärtigen Lage Deutschlands darf Ihnen mein Entschluss nicht unerwartet sein, dass auch ich meinen Pflichten gegen das Vaterland zu genügen suche. In dieser Absicht wende ich mich an Sie, um mir — durch Ihre Fürsprache bei dem wohllöbl. Erziehungscollegium — Urlaub für den letzten Theil des Sommersemesters zu erbitten. Mein Befinden ist jetzt derart gekräftigt, dass ich ohne jede Bedenklichkeit als Soldat oder als Krankenpfleger mich nützlich machen kann. Dass ich aber auch das geringe Scherflein meiner persönlichen Leistungsfähigkeit in den Opferkasten des Vaterlandes werfen muss, das wird niemand so natürlich und billigenswerth finden als gerade eine schweizerische Erziehungsbehörde. Wenn ich auch mir wohl bewusst bin, welcher Kreis von Pflichten in Basel von mir auszufüllen ist, so könnte ich mich — bei dem ungeheuren Rufe Deutschlands, dass Jeder seine deutsche Pflicht thue — doch nur mit peinlichem Zwange und ohne wirklichen Nutzen in ihrem Banne festhalten lassen.

So viel ich vor drei Wochen gehört habe, ist Herr Mähly im Stande und gern bereit, seine Stunden im Pädagogium wieder zu übernehmen, und vielleicht wird Herr Hagenbach oder Herr Geizer bestimmt werden können, in diesem ausserordentlichen Falle den griechischen Unterricht der dritten Klasse in diesem Semester zu Ende zu führen; jedenfalls werde ich persönlich, falls Sie mir die Erlaubniss dazu geben, diese Herren um Unterstützung bitten.

Ich komme sofort nach Basel, um die Entscheidung einer wohllöbl. Erziehungsbehörde zu vernehmen und noch einige Anordnungen zu treffen. Bis dahin empfehle ich mich Ihrer Gewogenheit, die mir hoffentlich auch in diesem Falle zur Seite stehen wird.

Mit ehrerbietigem Grusse
Ihr
ergebenster
Dr. Friedr Nietzsche
Prof. o. p.

[«]

90. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel

<vermutlich Basel, Mitte August 1870>

Verehrtester Herr Rathsherr,

ich möchte gern Ihnen und den hochgeachteten Mitgliedern des Erziehungscollegiums noch schriftlich meinen Dank für die rasche und wohlwollende Beantwortung meiner Anfrage aussprechen.

Herrn Mähly habe ich heute Nachmittag geschrieben, Herr Geizer ist noch verreist.

Mit dankbaren und ergebenen
Empfindungen
Ihr
Friedr Nietzsche
Professor.

[«]

91. An Erwin Rohde in Hamburg

<vermutlich Basel 12. August 1870>

Liebster Freund

ich treffe Sonntag den 15 Aug. in Leipzig ein und lasse mich von dort durch die sanitärischen Vorstände dorthin senden, wo ich Verwundeten hülfreich sein kann, vor allem in der Schlacht selbst. Mit mir zusammen ist ein Hamburger, der Maler Mosengel.

Du erfährst gewiss in Naumburg an der Saale, wo ich bin: dorthin sende nur alle Briefe, (per adr. Frau Pastor Nietzsche)

Oder kommst Du mit?

Friedr Nietzsche

[«]

92. An Elisabeth Nietzsche in Oelsnitz (Postkarte)

<Erlangen, 20. August 1870>

Liebe Lisbeth, wir sind immer noch in Erlangen, aber Montag geht es definitiv nach den Schlachtfeldern der letzten Tage. Ich war doch neulich etwas beunruhigt Dich allein abreisen zu lassen, wir machten noch einen Versuch bei der Abreise auf dem Bahnhof zugegen zu sein. Aber siehe da! Der Zug pfiff vor uns ab, nicht einmal vor unserer Nase.

Das Geld ist — Dank der bereitwilligen Hülfsbereitschaft und Schnelligkeit unseres lieben Vetters, den ich recht herzlich zu grüssen bitte, am Donnerstage angekommen. Es ist jetzt nicht unwahrscheinlich, dass wir der siegreichen Armee bis Paris folgen.

Wenn Du mir schreibst, so adressiere nur immer nach Erlangen (per adr. Professor Dr. Plitt) Die Briefe werden mir, soweit dies möglich, nachgeschickt. Von mir bekommst Du bald Nachrichten, zuerst wohl von Pont à mousson. Wundere Dich aber nicht, wenn die Briefe jetzt mehr Zeit brauchen.

Wir wohnen immer noch im Wallfisch. Zwei der verwundeten Preussen sind gestern und heute gestorben. Wir reisen mit Ziemsen und einigen Ärzten. — In alter Treue

Dein Bruder.

Mosengel grüsst bestens.

[«]

93. An Friedrich Ritschl in Leipzig (Fragment)

<Erlangen, 20. August 1870>

[+ + +] Ihrer Frau Gemahlin habe ich angeboten, sie sorgsamst nach Leipzig zu geleiten. Aber sie hat ganz recht, den Gedanken zur Rückreise bei der jetzigen Lage zu verschieben. [+ + +]

[«]

94. An Franziska Nietzsche in Cainsdorf

Erlangen (in Bayern)
mein „Hauptquartier“.
<vermutlich 20. August 1870>

Den wärmsten Gruß zuvor!

Ein Paar Worte, damit Du keine Beunruhigung hast. Wir sind noch in Erlangen und werden durch unsre fortwährende Thätigkeit am Hospital ganz zu Wundärzten und Chirurgen. Ein Turco und ein Preuße werden von mir behandelt. Am Montage gehen wir mit meinem Collegen Ziemsen, dem Direktor der hiesigen Klinik und einigen Ärzten nach Metz und Verdun ab, auf die Schlachtfelder der letzten Tage. Wahrscheinlich folgen wir dann der deutschen Armee bis nach Paris, wenigstens wenn es nach unserm Wunsche geht. Wir erwarten ein ungeheures Arbeitsfeld und viel Beschwerde. — Briefe schicke nur nach Erlangen, per adr. Herrn Professor Dr. Plitt, unter meiner vollen Adresse. Es wird vielleicht hier und da einmal unmöglich sein, Briefe direkt an mich zu befördern, weil unser Aufenthaltsort schnell wechselt. Doch werde ich und Plitt alles so praktisch wie möglich verabreden. Die bayrischen Feldpostbriefe gehen sehr langsam und unregelmäßig. Dies schreibe ich nur, damit Du bei ausbleibenden Nachrichten von mir nicht gleich Angst bekommst, zu der wirklich gar kein Grund vorhanden ist.

Mit den besten Wünschen für Dich und mich und den schönsten Grüßen an Onkel und Tante

Dein Fritz N.

Auf welche Weise hat Rudolf sich jetzt bethätigt? Ich erwarte alle meine Freunde im Felde.

[«]

95. An Franziska Nietzsche in Cainsdorf

Sulz bei Weissenburg, in
der Nähe von Wörth
<29. August 1870>

Herzlichen Gruss zuvor!

Wir sind seit 5 Tagen auf der Reise von Erlangen fort: es geht langsamer als man irgend denken kann, obwohl wir alle Mittel der Beförderung beanspruchen und zB. in Frankreich, auf Bremsen sitzend, auf einem unendlichen Proviantzuge hineinfuhren. Gestern haben wir in 11-stündigem Tagesmarsch unsere Aufträge in Gersdorf und Langensulzbach und dem Schlachtfelde von Wörth abgemacht. Ein Andenken an das furchtbar verwüstete, mit zahllosentraurigen Überresten übersäte und stark nach Leichen riechende Schlachtfeld folgt mit diesem Briefe. Heute wollen wir nach Hagenau, morgen nach Nancy usw., der Südarmee nach. Wir reisen allein, Mosengel und ich; erst in Pont à mousson treffen wir mit dem Erlanger Collegen Ziemsen wieder zusammen.

Briefe von Euch können mich in den nächsten Wochen nicht erreichen, da wir fortwährend unsern Aufenthalt wechseln und die Briefpost überaus langsam geht. Von den militärischen Fortschritten erfährt man hier gar nichts mehr, das

Zeitungswesen hat ganz aufgehört. Die feindliche Bevölkerung scheint sich hier an den neuen Zustand der Dinge zu gewöhnen. Dafür ist sie auch, bei den geringsten Vergehungen, mit der Todesstrafe bedroht.

In allen Dörfern, durch die wir kommen ist Lazareth an Lazareth.

Du bekommst bald wieder Nachricht, sei nur ganz unbesorgt.

Dein Fritz.

Vielleicht schickst Du diesen Brief an Lisbeth; man kann nicht oft und bequem schreiben.

[«]

96. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Montag 29 Aug. Nachts um 2.
2 Uhr Nachts Viehwagen

bei ganz verkältetem Fussgestell trotz Flammensäule von Strassburg. Freies Feld zwischen Station Hagenau und Bischweiler. Neunstündiger Aufenthalt unter Pferden und Kavalleristen, bei feindlicher Bevölkerung.

Dies bereits gewohnte Art zu reisen. Morgen Nancy, dann Hauptquartier und weiter.

Ein Erinnerungszeichen an entsetzliches Schlachtfeld von Wörth folgt mit.

Elendes Oellicht hindert mehr zu schreiben.

Ihr getreuer
Nietzsche.

[«]

97. An Elisabeth Nietzsche in Oelsnitz (Postkarte)

<Nancy,> 2 Sept. 1870.

Nancy, seit gestern hier, in einer Stunde weiter nach Ars sur Moselle (bei Metz) Befinden vortrefflich

[«]

98. An Franziska Nietzsche in Cainsdorf

Erlangen, Hôtel Wallfisch, Sonntag.
<11. September 1870>

Nun denke Dir, liebste Mutter, daß ich bis jetzt von Dir noch gar keine Nachricht habe, daß ich aber bereits meinen Feldzug glücklich vollendet habe. Glücklich zwar nicht ganz: denn ich liege hier erkrankt an der bösen Ruhr: aber die schlimmsten Zustände sind vorüber, ja ich werde Dienstag oder Mittwoch abreisen können, um mich in Naumburg weiter zu pflegen. Zu diesem Behufe nun bitte ich Dich, mit Lisbeth doch, wenn es irgend geht, nach Naumburg zurückzukehren. Ich möchte jetzt, bei meiner Sehnsucht nach Ruhe und einer großen Erschöpftheit nirgends wo anders hin. Ich bin bis in die Nähe von Metz vorgedrungen und habe von dort einen Verwundetenzug nach Carlsruhe geleitet. Hierbei, bei dem fürchterlichen Zustand aller meiner Kranken, dem fortwährenden Verbinden ihrer zum Theil brandigen Wunden, bei dem Schlafen in Viehwägen, in denen 6 Schwerverwundete auf Stroh lagen, habe ich den Keim der Ruhr in mich aufgenommen; zugleich hat auch der Arzt an mir noch Rachen-Diphtheritis entdeckt, die aus derselben Thätigkeit stammt. Auch dieses Übel wird höchst energisch von uns bekämpft.

Trotz alledem bin ich froh, wenigstens etwas mit bei der unglaublichen Noth geholfen zu haben. Und ich wäre sofort noch ein zweites Mal ausgezogen, wenn nicht die Krankheit es mir unmöglich gemacht hätte.

Bitte telegraphiere an Lisbeth, sie möge sofort nach Hause abreisen.

Mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen

Dein Sohn.

[«]

99. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel

Erlangen, Hôtel Wallfisch
Sonntag <11. September 1870>

Verehrter Herr Rathsherr,

endlich — nach vier Wochen — komme ich zu einer Art Abschluss und fühle mich gedrängt Ihnen Bericht zu erstatten. Mein ursprünglicher Plan nach Leipzig zu gehen wurde schon auf der Reise aufgegeben, aus den besten Gründen: dagegen zog es uns — meinen Freund Mosengel und mich — nach Erlangen, wo ein rüstiger Verein für ähnliche Zwecke blüht, als die unsrigen waren, der bis jetzt schon 80 „Felddiakonen“ ausgeschickt hat. Alles gelang: wir kamen mit einem Verwundetentransport in Erlangen an und waren bereits am Sonntage — heute vor 4 Wochen, in Thätigkeit. Wir nahmen einen Cursus in der Verbandlehre und waren bei allen Visiten eines Assistenzarztes im Hospital zugegen. Bald durften wir auch Hand anlegen: an den vielen verwundeten Preussen Franzosen Turcos war viel zu lernen und viel zu nützen. Nach 10 Tagen wurde wieder ein Zug von 15 jungen Leuten (meistens Studenten) nach dem Kriegsschauplatz ausgesandt: der eine Theil unter der Leitung von Prof. Ziemsen gieng über Saarbrücken: der andere aus mir und meinem Freunde bestehend über Weissenburg. Wir hatten eine Menge Einzelaufträge und Vertrauenssachen zu besorgen, mit mancherlei Strapatzen. Auf dem Schlachtfelde von Wörth galt es, das Grab eines bairischen höheren Offiziers ausfindig zu machen: dies glückte uns. Ich bringe Ihnen ein Andenken an dieses fürchterliche Schlachtfeld mit, einige Chassepotkugeln. Wir drangen bis Ars sur Moselle (unmittelbar bei Metz) vor und bekamen dort Verwundete zu verpflegen. Eine besondere Freude war es mir, plötzlich den Collegen Hoffmann zu sehen, der einen Verwundetentransport nach Carlsruhe zu geleiten hatte. Ich schloss mich ihm, gleich Mosengel, an und jeder von uns übernahm die Sorge für einen mit Verwundeten gefüllten Wagen. Wir brauchten zwei Tage und zwei Nächte zu unserer Reise, während welcher Zeit wir unsere Kranken nicht verliessen. Ich hatte einen engen kleinen Viehwagen, mit Stroh bedeckt: darauf lagen 6 Schwerverwundete, ich mitten drin. Hier gab es viel zu thun: zu verbinden zu speisen usw. Die Atmosphaere in dieser Höhle war fürchterlich. In Carlsruhe lieferte ich unsere Kranken ab: Tags darauf kehrten wir nach Erlangen zurück, um hier Bericht zu erstatten. Schon auf dieser Reise erfasste mich heftiges Unwohlsein: der Arzt, den ich hier in Erlangen kommen Hess, constatierte erstens starke Ruhr und zweitens Rachendiphtheritis. Mit diesen beiden Hospitalseuchen habe ich also zugleich Bekanntschaft machen müssen. Die schlimmsten und gefährlichsten Zustände sind schon vorüber: der Arzt ist mit der fortschreitenden Besserung sehr zufrieden. Aber recht matt und erschöpft bin ich. Wir haben gegen beide Übel höchst energisch gekämpft. Mosengel ist mein getreuer Krankenwärter.

So weit mein Bericht, den ich im Bette machen muss.

Trotz diesem bösen Nachspiel fühle ich mich sehr beruhigt, wenigstens etwas, und wenn auch nur ein Tüttelchen an der grossen Sache der allgemeinen Krankenpflege geholfen zu haben. Der Verein, meistens aus hiesigen Professoren bestehend, ist mit unserer Thätigkeit sehr zufrieden: dies ist mehr als wir zu erreichen hoffen konnten.

Ihre Frau Gemahlin habe ich in treuem Angedenken und wünsche ihr recht herzlich empfohlen zu sein. Ihnen selbst nochmaligen Dank, dass mir in gegenwärtiger Zeit Urlaub zu Theil geworden ist. Man muss etwas mit thuen, um nicht als Zuschauer von innerer Unruhe und Selbstpeinigung aufgezehrt zu werden. Mehrere meiner Freunde sind unter den Todten. —

In der Hoffnung auf ein glückliches Wiedersehen
Ihr ergebener und getreuer
Friedrich Nietzsche
Prof. o.p.

[«]

100. An Richard Wagner in Tribschen

Erlangen, Sonntag <11. September 1870>

Lieber und verehrter Meister.

so ist denn, mitten im Ungewitter, Ihr Haus fertig geworden und fest begründet. Ich habe auch in der Ferne dieses Ereignisses immer unter Segenswünschen gedacht und bin sehr beglückt, aus den Zeilen Ihrer von mir so geliebten Frau Gemahlin zu ersehen, dass die Möglichkeit, diese Feste zu begehen, schließlich doch noch schneller kam als vielleicht — bei unserem letzten Zusammensein — zu argwöhnen war.

Sie wissen, welcher Strom mich aus Ihrer Nähe fortgerissen hat, so dass ich nicht Augenzeuge so heiliger und ersehnter Handlungen sein konnte. Meine Hülfsthätigkeit hat einen einstweiligen Abschluss gefunden, leider durch Krankheit. Meine mannichfache<n> Aufträge und Verpflichtungen führten mich bis in die Nähe von Metz; es wurde mir und meinem — sehr bewährten — Freunde Mosengel möglich, den grössten Theil unserer Aufgaben mit Glück zu erledigen. In Ars sur Moselle übernahmen wir die Pflege von Verwundeten und kehrten dann mit diesen nach Deutschland zurück. Dieses dreitägige und dreinächtige Zusammensein mit Schwerverwundeten war der Höhepunkt unserer Anstrengungen. Ich hatte einen elenden Viehwagen, in dem 6 Schwerleidende lagen, allein während jener Zeit zu besorgen, zu verbinden zu verpflegen usw. Alle mit zerschossenen Knochen, mehere mit 4 Wunden; dazu constatierte ich bei Zweien noch Wunddiphtheritis. Dass ich es in diesen Pestdünsten aushielt, selbst zu schlafen und zu essen vermochte, erscheint mir jetzt wie ein Zauberwerk. Kaum aber hatte ich meinen Transport an ein Karlsruher Lazareth abgeliefert, stellten sich auch bei mir ernstliche Zeichen von Unwohlsein ein. Mit Mühe kam ich nach Erlangen, um meinem Vereine über Verschiedenes Bericht zu erstatten. Dann legte ich mich zu Bett und liege bis jetzt. Ein tüchtiger Arzt erkannte als mein Leiden einmal eine sehr starke Ruhr und sodann Rachen-diphtheritis. Wir sind aber mit der grössten Energie gegen beide ansteckende Übel vorgegangen, und es ist heute gute Hoffnung zu melden. Mit zwei jener berüchtigten Lazarethseuchen habe ich also auf eins Bekanntschaft gemacht; sie haben so schwächend und entkräftigend auf mich in kurzer Zeit gewirkt, dass ich zunächst alle meine Hülfsthätigkeitspläne aufgeben muss und an meine Gesundheit allein zu denken veranlasst werde. So bin ich nach einem kurzen Anlauf von 4 Wochen, ins Allgemeinere zu wirken, bereits auf mich selbst wieder zurückgeworfen — recht elend!

Über die deutschen Siege möchte ich kein Wort sagen: das sind Feuerzeichen an der Wand, allen Völkern verständlich.

Heute darf ich nicht mehr schreiben; mein nächster Brief gilt Ihrer verehrten Frau Gemahlin, der ich meine innigsten Glückwünsche zu Füssen lege. Dem Täufling ein fröhliches Glückauf! Glückauf dem ganzen Tribschener Haus!

Ihr getreuer
Friedr Nietzsche

[«]

101. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Naumburg 21 Sept. 70.

Verehrtester Herr Geheimrath,

wer weiß ob Sie meine letzten Briefe bekommen haben! Dies ist der stille Zweifel, der einen in solchen Zeiten bei allem Briefschreiben überschleicht. Darum will ich Ihnen noch einmal erzählen, daß ich von Erlangen aus im Dienste der freiwilligen Krankenpflege mich nach dem Kriegsschauplatze begeben habe — bis nach Ars sur Moselle (ganz in der Nähe von Metz) und daß ich von dort einen Verwundetentransport nach Carlsruhe gebracht habe. Die Anstrengungen der ganzen Unternehmung waren bedeutend; mit den Bildern jener Wochen und einem unaufhörlich sich mir vernehmbar machenden Klageton habe ich jetzt noch zu ringen. Ich verfiel bei meiner Rückkehr zugleich in zwei Krankheiten, gefährlicher Art, die ich beide in der Tag und Nacht unausgesetzten Pflege von Schwerverwundeten durch Ansteckung bekommen habe — Rachendiphtheritis und rothe Ruhr — eheu!

(nobile par fratrum!)

Doch sind beide Übel in der Hauptsache überwunden; vor einigen Tagen bin ich hier in Naumburg angekommen, um mich recht zu erholen und durch stille Arbeit wieder von den Erregungen jener Zeit zu heilen. Daß Einem immer, bei den besten Absichten für das Allgemeine, die lumpige Persönlichkeit mit all ihren Quengeleien und Schwächlichkeiten zwischen die Beine kommt! Nochmals eheu!

Von meinen Erlebnissen hoffe ich Ihnen nächstens persönlich erzählen zu können; auch bringe ich Ihnen ein Paar Chassepotkugeln von den Schlachtfeldern mit. Alle meine militärischen Leidenschaften sind wieder erwacht, und ich konnte sie gar nicht befriedigen! Wäre ich bei meiner Batterie gewesen, so hätte ich die Tage von Rezonville Sedan und — Laon praktisch und vielleicht auch passiv erlebt. Nun aber hat mir meine Schweizerische Neutralität die Hände gebunden. —

Ich habe gehört, daß Ihre verehrten Angehörigen wieder bei Ihnen angelangt sind. Habe ich recht gehört? Dann hoffe ich sie in nächster Woche zu sehn. Meine Schwester läßt sich bestens empfehlen. Ich freue mich darauf wieder etwas philologische Luft zu athmen; mehr aber als das: Ich freue mich nach Jahresfrist Sie wieder zu sehen. Es war für mich persönlich ein recht Wechselund mühevolles Jahr!

Wann aber wäre man je auf stolzeren Füßen gegangen als jetzt? Und welcher Deutsche, wenn er einen Deutschen wiedersieht, darf jetzt nicht nur weinen, sondern auch — wie zwei Augurn — lachen?

Und das wollen wir nächste Woche zusammen thun.

Auf Wiedersehn!
Ihr getreuer
Friedrich Nietzsche.

[«]

102. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel

Naumburg a/S. 19 Oct. 1870.

Verehrter Herr Rathsherr,

übermorgen will ich abreisen, aber ich möchte gerne vorher noch einen brieflichen Grass an Sie absenden, zugleich mit einem kleinen Druckstück, das eben fertig geworden ist. Mit meinem Befinden kann ich jetzt wieder zufriedener sein; die Diphtheritis hat mich ziemlich lange noch incommodirt. Vor all den schrecklichen Bildern, die mir meine Reise gezeigt hat, habe ich Schutz bei der Wissenschaft gesucht. Rhythmische und metrische Fragen, wie sie die Vorbereitung für das Wintersemester mir wieder näher brachte, lassen mir jetzt keine Ruhe; ich freue mich diesmal recht auf meine Collegien-thätigkeit. Ritschl habe ich wohl und in altgewohnter Jugendlichkeit angetroffen; er sagt Ihnen seine besten Empfehlungen. Ist Ihnen ein juristischer Professor Brockhaus in Jena bekannt, Sohn des Orientalisten? Ich lernte ihn bei seinen Eltern kennen. Zarncke war verreist, wie man erzählte, nach Strassburg, um sich nach dem Schicksale der Bibliothek zu erkundigen. Die Besetzung der Klotz'schen Professur in Leipzig macht viel Unruhe; ich glaube dass Bursian die besten Aussichten hat. — In Erlangen erzählte man mir, dass man Binding dorthin berufen wolle.

Mein Wunsch, noch einmal auf dem Kriegsschauplatz zu erscheinen, ist nicht in Erfüllung gegangen; ich war allzusehr angegriffen und leide noch jetzt häufig an Nervenaufregung und plötzlicher Schwäche, Zustände, die mir alle ausserordentlichen Beschäftigungen verbieten und ein gewisses Gleichmass und grosse Ruhe zur Pflicht machen. Beides werde ich in der Thätigkeit des Winters finden.

Für alle Mittheilungen, die mir Ihr geehrter Brief brachte, sage ich Ihnen meinen besten Dank, noch mehr für das Wohlwollen, welches derselbe auch für meine letzten Schicksale zu erkennen gab. Meine Mutter und Schwester wünschen Ihnen und Ihren verehrten Angehörigen gleich mir angelegentlich empfohlen zu sein.

Und so verbleibe ich denn in der Hoffnung auf ein giückliches Wiedersehn

Ihr immerdar ergebener
Friedr Nietzsche.
Prof. o. p.

[«]

103. An Carl von Gersdorff in Frankreich (Feldpostbrief)

20 Oct. 1870. Naumburg

Mein lieber Freund,

dieser Morgen brachte mir die freudigste Überraschung und Befreiung von viel Unruhe und Beängstigung — Deinen Brief. Noch vorgestern wurde ich auf das ärgste erschreckt, als ich in Pforta Deinen Namen mit zweifelnder Stimme aussprechen hörte, Du weißt, was jetzt dieser zweifelnde Ton zu bedeuten pflegt. Sofort requirirte ich vom Rektor eine Liste der gefallenen Pförtner, die gestern Abend bei mir eintraf. Sie beruhigte mich in einem Hauptpunkte. Sonst gab sie viel Trauriges. Außer den Namen, die Du schon genannt hast, lese ich hier an erster Stelle Stöckert, dann v. Oertzen (doch mit einem Fragezeichen) dann v. Riedesel usw. in summa 16. — Alles was Du mir schreibst, hat mich auf das Stärkste ergriffen, vor allem der treue ernste Ton, mit dem Du von dieser Feuerprobe der uns gemeinsamen Weltanschauung sprichst. Auch ich habe eine gleiche Erfahrung gemacht, auch für mich bedeuten diese Monate eine Zeit, in der jene Grundlehren sich als festgewurzelt bewährten: man kann mit ihnen sterben; das ist mehr als wenn man von ihnen sagen wollte: man kann mit ihnen leben. Ich war nämlich doch nicht in so unbedingter Sicherheit und Entrücktheit von den Gefahren dieses Krieges. Ich hatte bei meinen Behörden sofort den Antrag gestellt, mir Urlaub zu geben, um als Soldat meine deutsche Pflicht zu thun. Man gab mir Urlaub, aber verpflichtete mich auf Grund der schweizerischen Neutralität, keine Waffen zu tragen (Ich habe seit 69 kein preußisches Heimatsrecht mehr) Sofort reiste ich nun mit einem vortrefflichen Freunde ab, um freiwillige Krankenpflegerdienste zu thun. Dieser Freund mit dem ich durch 7 Wochen alles gemeinsam gehabt habe, ist der Maler Mosengel aus Hamburg, mit dem ich Dich in Friedenszeiten bekannt machen muß. Ohne seinen gemüthvollen Beistand hätte ich schwerlich die Ereignisse der nun kommenden Zeit überstanden. In Erlangen ließ ich mich von dortigen Universitätscollegen medizinisch und chirurgisch ausbilden; wir hatten dort 200 Verwundete. Nach wenigen Tagen wurden mir 2 Preußen und 2 Turko's zur speziellen Behandlung übertragen. Zwei von diesen bekamen bald die Wunddiphtheritis und ich hatte viel zu pinseln. Nach 14 Tagen wurden wir beide, Mosengel und ich, von einem dortigen Hülfsvereine ausgeschickt. Wir hatten eine Menge Privataufträge, auch erhebliche Geldsummen zur Besorgung an 80 früher ausgesandte Felddiakonen. Unser Plan war, in Pont à Mousson mit meinem Collegen Ziemsen zusammenzutreffen und uns dessen Zug von 15 jungen Männern anzuschließen. Das ist nun freilich nicht in Erfüllung gegangen. Die Erledigung unsrer Aufträge war sehr schwer, wir mußten, da wir gar keine Adressen hatten, persönlich in anstrengenden Märschen nach sehr unbestimmten Andeutungen hin die Lazarethe bei Weißenburg, auf dem Wörther Schlachtfelde, in Hagenau, Luneville Nanzig bis

Metz durchsuchen. In Ars sur Moselle wurden uns Verwundete zur Verpflegung übergeben. Mit diesen sind wir, da sie nach Carlsruhe transportirt wurden, wieder zurückgekehrt. Ich hatte 6 Schwerverwundete 3 Tag und 3 Nächte lang ganz allein zu verpflegen, Mosengel 5; es war schlechtes Wetter, unsre Güterwagen mußten fast geschlossen werden, damit die armen Kranken nicht durchnäßt würden. Der Dunstkreis solcher Wagen war fürchterlich; dazu hatten meine Leute die Ruhr, zwei die Diphtheritis, kurz ich hatte unglaublich zu thun und verband Vormittag 3 Stunden und Abends ebenso lange. Dazu Nachts nie Ruhe, bei den menschlichen Bedürfnissen der Leidenden. Als ich meine Kranke<n> in ein ausgezeichnetes Lazareth abgeliefert hatte, wurde ich schwer krank: sehr gefährliche Brechruhr und Rachendiphtheritis stellten sich sogleich ein. Mit Mühe kam ich bis Erlangen. Dort blieb ich liegen. Mosengel besaß die Aufopferung, mich hier zu pflegen. Und das war nichts Kleines, bei dem Charakter jener Übel. Nachdem ich mehrere Tage mit Opium- und Tanninklystiren, und Höllensteinmixturen meinem Leibe zugesetzt hatte, war die erste Gefahr beseitigt. Nach einer Woche konnte ich nach Naumburg abreisen, bin aber bis jetzt noch nicht wieder gesund. Dazu hatte sich die Atmosphäre der Erlebnisse wie ein düsterer Nebel um mich gebreitet: eine Zeitlang hörte ich einen nie endenwollenden Klagelaut. Meine Absicht, wieder auf den Kriegsschauplatz abzugehen, wurde deshalb unmöglich gemacht. Ich muß mich jetzt begnügen, aus der Ferne zuzusehn und mitzuleiden.

Ach, mein lieber Freund, welche Segenswünsche soll ich Dir zurufen! Wir wissen beide, was wir vom Leben zu halten haben. Aber wir müssen leben, nicht für uns. Also lebe, lebe liebster Freund! und Lebe wohl! Ich kenne Deine heldenmüthige Natur. Ach daß Du mir erhalten bliebest! Treulich

Friedrich Nietzsche
(von morgen an in Basel)

Heute habe ich nicht mehr zum Schreiben Zeit, da meine Abreise bevorsteht. Von Basel aus erfährst Du mehr von mir. Ich bin glücklich, endlich Deine Adresse zu haben. Meine Angehörigen begleiten Dich mit ihren besten Wünschen.

[«]

104. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 23./24. Oktober 1870>

Liebe Mutter und Schwester,

es ist immer noch ziemlich ungemüthlich hier, deshalb wird es Euch nicht wunder nehmen, wenn ich in Unterhaltung mit Euch mich in die verlebten letzten Wochen zurückversetze. Es hat mir nämlich diesmal recht gut in Naumburg gefallen — das ist Euch gewiß nicht unangenehm zu hören, und Basel hat bis jetzt noch nichts gethan, um mir es nur annähernd so erträglich zu machen wie es mir bei Euch ergangen ist. Freilich kam ich nicht in bester Stimmung an. Denn ich hatte den ganzen zweiten Reisetag mit Erbrechen zu kämpfen. Am ersten Tage war ich gegen 12 Uhr Nachts ganz durchfroren in Frankfurt angekommen. Am zweiten, Abends um 8 war ich in meiner Wohnung und bestellte sofort Lindenblüthenthee. Auch heute geht es mir noch nicht gut. — Bei Frau Vogler und Minna habt Ihr starke Dankesgefühle erregt und wirkliche Freude gemacht. Beide lassen durch mich ihre Empfindungen ausdrücken — was denn hiermit geschehn sein soll. Sehr freundlich war der Empfang bei Vischers. Die Frau V. läßt Dir, liebe Lisbeth, sehr für den Brief danken und sie bediente sich dabei für den Brief schmeichelhafter Ausdrücke. Sie wäre bis jetzt zu beschäftigt gewesen, um antworten zu können. Fast hätte sie geglaubt, daß Du wieder mitkommen würdest.

Sogleich von heute ab habe ich das Vergnügen!, das Examen am Pädagogium mit zu erleben. Vischer schien sehr an meinem Eintreffen zu liegen.

Jetzt ein Auftrag, der in fliegender Eile erledigt werden muß. Ich bekam eben einen Brief von Ritschl (40 cents. weil von Naumburg bis Basel nicht frei gemacht) Er verlangt die Correcturbogen des Certamen: diese aber habe ich in Naumburg zurückgelassen. Sie müssen ihm sofort, ohne Brief, zugeschickt werden. Adr. Herrn Geheimerath Prof Dr. Ritschl Leipzig Lehmanns Garten.

Gestern als die Mittagzeit kam und ich hungerte, gieng ich in die drei Könige und aß dort ohne befriedigt zu sein. Monatlich wollen sie dort im Abonnement 75 frc. Das ist mir zu viel: allerdings ist eine halbe Flasche Rothwein eingerechnet.

Heute habe ich zu Hause gegessen, Minna's Kochkunst. Es war auch Nichts. — Das Fatalste in den 3 Königen war mir übrigens die durchherrschende französische Gesinnung und Sprache an der großen Tafel.

In der Kiste ist alles gut angekommen. Alle Packträger schimpften über sie, sie hat sie alle weiß gemacht.

Nun seid herzlich gegrüßt und bedankt
von Eurem Fr.

Es ist doch eine mächtige Reise. Und theuer, man mag's machen, wie man will.

[«]

105. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Basel Sonnabend
29 Oct. 70.

Verehrtester Herr Geheimrath,

leider waren die Correkturbogen nicht mehr in meinen Händen; ich hatte sie bei meiner Abreise in Naumburg zurückgelassen. Sofort habe ich dahin geschrieben — mit welchem Erfolg, weiß ich nicht. Inzwischen habe ich das Certamen noch einmal durchgesehn; was vielleicht noch hinzuzufügen wäre, wenn dazu noch Zeit ist — will ich auf der letzten Seite des Briefes notieren.

Die Correktur Rohdes ist mir an einigen Stellen besonders merkwürdig, wo er bei Citaten Worte streicht oder auch das Citat für falsch erklärt; nachträgliches Nachschlagen hat mich belehrt, daß ich von Anfang an das Rechte hatte. — Aber wie die Sache ohne Ihre Hülfe zu Stande gekommen wäre, sehe ich gar nicht ab. —

Hier haben wir Examinationsnöthe am Pädagogium. — Die politische Atmosphäre ist geradezu scheußlich, es giebt Leute, die offen ihren Enthusiasmus für die Verrätherei von Laon bekunden. Auch mit ruhigen und im Ganzen deutschgesinnten Baselern kann man sich nicht mehr verständigen. Der Deutschenhaß ist hier instinktiv und die Lust an den französischen Siegesberichten groß. Heute allgemeine Trauer wegen Metz. —

Mein Befinden ist immer noch nicht zu rühmen. Die Ruhr verdirbt auf lange hinaus die Eingeweide. Ich stecke bis über den Kopf in metrischen Fragen, der Winter wird wohl dabei draufgehen.

Sich Ihnen getreulich anempfehlend
Ihr ergebenster
Friedrich Nietzsche.

[«]

106. An Wilhelmine Oehler in Merseburg

<Basel,> 4 Nov. 1870.

Meine liebe Großmama

Du hast mich zu meinem Geburtstage so freundlich und mit so reichen Gaben bedacht, daß ich sehr wünschen mußte, Dir persönlich meinen Dank auszudrücken. Aber meine Zeit war schon abgelaufen; ja ein früher gemachter, auf die Feier Deines Geburtstags berechneter Plan, nach Merseburg zu kommen, mißlang im letzten Moment. So bleibt mir denn nur übrig, von hier aus Dich brieflich von meinen dankbaren Empfindungen zu benachrichtigen.

Bei meiner Rückkehr nach Basel fand ich sofort eine Fülle von Geschäften vor, die sich während meiner langen Abwesenheit aufgehäuft hatten und nun auf mich warteten. Meine Gesundheit ist dabei leider immer noch nicht so gut, wie ich es bei dem bevorstehenden Arbeit-reichen Winterhalbjahr wünschen möchte. Es scheint daß die Ruhr auf lange hinaus den Körper erschöpft und die Regelmäßigkeit seiner Funktionen stört. Sonst ist gerade jetzt mein Bedürfniß nach Berufstätigkeit groß, nachdem ich durch die Kriegsereignisse mehrere Monate lang von ihr ferne gehalten wurde. Auf den Besuch unserer Universität übt der Krieg keinen Einfluß aus. Eine ziemliche Anzahl von Katholiken haben wir bekommen, die ehemals sich bestimmt hatten Geistliche zu werden, jetzt aber bei den großen katholischen Kirchenspaltungen ihren Entschluß geändert haben und nun Philologie oder Naturwissenschaften studieren. Auch habe ich diesmal einen alten Schulpförtner zum Schüler — es ist glaube ich, der erste Fall, daß ein Zögling der Pforte nach Basel geht, um dort philologische Studien zu treiben.

Soviel von meinem Leben. Von dem Deinigen habe ich fast nur Erfreuliches gehört, und wir dürfen ja wohl hoffen und wünschen, daß Du mit Deiner gewohnten Rüstigkeit noch so manches Jahr glücklich zurücklegst.

Bewahre mir die treue Theilnahme und Liebe, mit der Du mich bisher ausgezeichnet und geehrt hast und sei herzlich gegrüßt von Deinem

dankbaren Enkel
Dr Friedrich Nietzsche
ord. Prof. der klass. Philol.
in Basel.

[«]

107. An Carl von Gersdorff in Frankreich (Feldpostbrief)

Basel 7 Nov. 70. <und kurz davor>

Mein lieber Freund,

hoffentlich erreicht Dich auch dieser Brief bei gutem tapferen Befinden und leidlicher Stimmung. Woher diese zwar kommen soll, ist mir fast unbegreiflich — es sei denn, daß man wisse, was das Dasein ist und zu bedeuten hat. Wenn sich einmal wie jetzt die schrecklichen Untergründe des Seins aufschließen, der ganze unendliche Reichthum des Wehes sich ausschüttet, dann haben wir das Recht, als die Wissenden mitten hindurchzuschreiten. Dies giebt eine muthig resignirte Stimmung, man hält's damit aus und wird nicht zur Salzsäule.

Ich habe mich mit wahrer Begierde in die Wissenschaften gestürzt; jetzt hat nun auch wieder die regelmäßige Berufsthätigkeit begonnen. Ich wünschte nur gesünder zu sein. Aber mein Organismus hat unter dem Anstürme der Ruhr sehr gelitten und noch lange nicht ersetzt, was ihm genommen wurde. Man hat mich hier in Basel mit großer Freundlichkeit wieder bewillkommt. Auch von Tribschen habe ich gute Nachrichten. Wagner und Frau sagen Dir die besten Grüße und Wünsche. (Du weißt doch daß im August die Hochzeit stattgefunden hat? Ich war als Zeuge eingeladen, konnte aber nicht erscheinen, weil ich gerade damals in Frankreich war) W. hat mir vor ein paar Tagen ein wundervolles Manuscript zugeschickt „Beethoven“ betitelt. Hier haben wir eine überaus tiefe Philosophie der Musik im strengen Anschluß an Schopenhauer. Diese Abhandlung erscheint zu Ehren Beethovens — als die höchste Ehre, die ihm die Nation erweisen kann. —

Mein Brief ist einige Tage zu meinem Leidwesen liegen geblieben. Das neue Semester begann wie gewöhnlich mit einem kräftigen Anstürme, so daß einem Hören und Sehen verging. Ich lese dieses Semester zwei neue Collegien, griechische Metrik und Rhythmik (nach einem eignen System) und Hesiod. Sodann die Seminarübungen. Dann die griechischen Stunden am Pädagogium, in denen ich die Oresteia des Aeschylos vornehme. Dazu kommen Regenz- Fakultäts- und Bibliothekssitzungen, nebst manchen Einladungen geselliger Art.

Gestern Abend hatte ich einen Genuß, den ich Dir vor allem gegönnt hätte. Jacob Burckhardt hielt eine freie Rede über „historische Größe“, und zwar völlig aus unserm Denk- und Gefühlskreise heraus. Dieser ältere, höchst eigenartige Mann ist zwar nicht zu Verfälschungen, aber wohl zu Verschweigungen der Wahrheit geneigt, aber in vertrauten Spaziergängen nennt er Schopenhauer „unseren Philosophen“. Ich höre bei ihm ein wöchentlich einstündiges Colleg über das Studium der Geschichte und glaube der Einzige seiner 60 Zuhörer zu sein, der die tiefen Gedankengänge mit ihren seltsamen Brechungen und Umbiegungen, wo die Sache an das Bedenkliche streift, begreift. Zum ersten Male habe ich ein Vergnügen an einer Vorlesung, dafür ist sie auch derart, daß ich sie, wenn ich älter wäre, halten könnte. In seiner heutigen Vorlesung nahm er Hegels Philosophie der Geschichte vor, in einer des Jubiläums durchaus würdigen Weise.

In diesem Sommer habe ich einen Aufsatz geschrieben „über die dionysische Weltanschauung“, der das griechische Alterthum von einer Seite betrachtet, wo wir ihm, Dank unserm Philosophen, jetzt näher kommen können. Das sind aber Studien, die zunächst nur für mich berechnet sind. Ich wünsche nichts mehr, als daß mir die Zeit gelassen wird, ordentlich auszureifen und dann etwas aus dem Vollen produziren zu können.

Vor dem bevorstehenden Culturzustande habe ich die größten Besorgnisse. Wenn wir nur nicht die ungeheuren nationalen Erfolge zu theuer in einer Region bezahlen müssen, wo ich wenigstens mich zu keinerlei Einbuße verstehen mag. Im Vertrauen: ich halte das jetzige Preußen für eine der Cultur höchst gefährliche Macht. Das Schulwesen will ich einmal später öffentlich bloßlegen, mit den religiösen Umtrieben, wie sie jetzt wieder von Berlin aus zu Gunsten der katholischen Kirchengewalt im Gange sind, mag’s ein Anderer versuchen. — Es ist mitunter recht schwer, aber wir müssen Philosophen genug sein, um in dem allgemeinen Rausch besonnen zu bleiben — damit nicht der Dieb komme und uns stehle oder verringere, was für mich mit den größten militärischen Thaten, ja selbst mit allen nationalen Erhebungen nicht in Vergleichung kommen darf.

Für die kommende Culturperiode sind die Kämpfer von Nöthen: für diese müssen wir uns erhalten. Lieber Freund, mit den größten Besorgnissen denke ich immer an Dich — möge Dich der Genius der Zukunft, in dem Sinne wie wir sie erhoffen, geleiten und schützen!

Dein treuer Freund Fr. Nietzsche

[«]

108. An Richard Wagner in Tribschen

Basel 10. Nov. am Luthertage. <1870>

Verehrtester Meister,

in dem ersten Anstürme des neuen Semesters, der diesmal, nach meiner langen Abwesenheit, besonders heftig ist, konnte mir nichts Erquicklicheres geschehen als die Übersendung Ihres „Beethoven“. Wie viel mir daran liegen musste, Ihre Philosophie der Musik — und das heisst doch wohl: die Philosophie der Musik kennen zu lernen, könnte ich Ihnen besonders an einem Aufsatze deutlich machen, den ich für mich in diesem Sommer schrieb, betitelt „die dionysische Weltanschauung“. In der That habe ich durch dies Vorstudium erreicht, dass ich die Notwendigkeit Ihrer Beweisführung vollständig und mit tiefstem Genüsse einsehe, so entlegen der Gedankenkreis, so überraschend und in Staunen versetzend alles und namentlich die Ausführung über Beethovens eigentliche That ist. Doch fürchte ich, dass Sie den Aesthetikern dieser Tage als ein Nachtwandler erscheinen werden, dem zu folgen nicht räthlich, ja gefährlich, vor allem unmöglich gelten muss. Selbst die Kenner Schopenhauerischer Philosophie werden der grössten Zahl nach ausser Stande sein, den tiefen Einklang zwischen Ihren Gedanken und denen ihres Meisters sich in Begriffe und Gefühle zu übersetzen. Und so ist Ihre Schrift, wie es Aristoteles von seinen esoterischen Schriften sagt „zugleich herausgegeben und nicht herausgegeben.“ Ich möchte glauben, dass Ihnen dem Denker zu folgen in diesem Falle nur für den möglich ist, dem der „Tristan“ vornehmlich sich entsiegelt hat.

Deshalb betrachte ich die wirkliche Erkenntniss Ihrer Tonphilosophie als ein kostbares Ordens-besitzthum, das einstweilen nur sehr Wenigen zu Gute kommt. —

In dem Manuscript sind gelegentlich einige doppelt zu setzenden Buchstaben nur einfach geschrieben zb. in „appellieren, Apperception, supplieren“, was für den Setzer zu bemerken wäre. —

[+ + +]

Ihr dankbarer und
getreuer
Friedrich Nietzsche

[«]

109. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

11 Nov. 70. Basel.

Liebe Mutter und Schwester,

Aber, meine Werthen, warum gar keine Zeile? Oder sind Briefe verloren gegangen? Ich habe sofort geschrieben, am 2ten Tage meines Baseler Aufenthaltes.

Inzwischen nun bin ich wieder in voller Thätigkeit. Gesundheit immer noch schwankend. Es dauert, wie meine Collegen versichern, lange, ehe der Körper ersetzt, was er durch die Ruhr verlor. — Briefe habe ich bekommen 1) von

Clemens Brockhaus, der sich Euch sehr empfehlen läßt und mit sehr anerkennenden Ausdrücken von seinem Besuch in Naumburg redet. 2) von Pastor Kletzschke, der seine Verlobung ankündigt mit Marie Weilepp. 3) von Tribschen, zugleich mit einem großen Manuscript, einer Beethovenrede W.s, 4) von Mosengel, ganz wie er ist, der Dich, liebe Lisbeth grüßen läßt, 5) von Rohde ein paar Worte, Verwunderung daß ich nicht schreibe 6) von Gersdorff, dem es ganz erträglich geht 7) vom Rathsherrn Vischer, zugleich mit 8 Flaschen vortrefflichen Weines Hermitage, zur Stärkung meiner Gesundheit. Sonntag war ich bei Siebers zu Tisch eingeladen. Sie haben mir viele Grüße an Euch aufgetragen, ebenso wie Hagenbachs und Vischers.

So viel heute. Nun aber seid Ihr an der Reihe. Es war doch ganz angenehm in Naumburg.

Euer F.

[«]

110. An Erwin Rohde in Hamburg

Basel Mittwoch circa den 27 Nov.
<23. November 1870>

Absolution! Mein lieber Freund! Solche Jahre kommen sobald nicht wieder vor, und somit soll es sobald nicht wieder vorkommen, daß ich so lange Zeit über mich wie ein Grab schweige. Einmal lebe ich noch — den Schlingen der Ruhr und der Diphtherie bin ich zwar nicht entgangen und sie haben mich sattsam ruinirt, aber im Ganzen bin ich jetzt wieder ein Mensch unter Menschen. Von meinen Kriegserlebnissen mag ich Dir nichts erzählen — warum hast Du sie nicht mitgemacht? Ich habe beiläufig nie eine Zeile von Deinen Briefen zu sehen bekommen, sie sind alle „im Felde“ verschwunden! Ich hatte einen sehr wackern Reisegefährten, dem ich von Dir mancherlei erzählt habe, in dem Wunsche, daß er Dich kennen lernt. Suche dies doch zu ermöglichen, Du wirst Dich freuen. Er heißt Mosengel, ist Maler und wohnt Hamburg, Catharinenstr. 41. Es ist einer der besten Menschen, die mir vorgekommen sind und ein mir wohlthuender Landschaftenmaler. Er hat viel Verdienste um mich, zuletzt hat er mich noch in meiner Krankheit gepflegt.

Jetzt bin ich wieder in voller Thätigkeit, und lese zwei Collegien, Hesiod und Metrik, sodann Academika im Seminar und Agamemnon im Pädagogium. Wie steht es denn mit Dir? Bist Du auch bereits im akademischen Joche? Wenn — nun dann Glückauf zur fröhlichen Jagd! Und zur Wanderung mit der Diogeneslaterne!

Ich recapituliere kurz, daß mir manches Freudige widerfahren ist. Erstens giebt es von Wagner einen großen Aufsatz über Beethoven, der eine Philosophie in Schopenhauers Geist und Wagners Kraft enthält. Er wird bald gedruckt sein. Frau Wagner fragte bei mir brieflich an, ob Du auch mit im Felde seist und wie es Dir gienge. — Zweite Freude: Jakob Burkhardt liest jetzt allwöchentlich über das Studium der Geschichte, in Schopenhauers Geist — ein schöner aber seltner Refrain! Ich höre ihn. Dritte Freude: an meinem Geburtstag hatte ich den besten philologischen Einfall, den ich bis jetzt gehabt habe — nun, das klingt freilich nicht stolz, soll's auch nicht sein! Jetzt arbeite ich an ihm herum. Wenn Du mir es glauben willst, so kann ich Dir erzählen, daß es eine neue Metrik giebt, die ich entdeckt habe, der gegenüber die ganze neuere Entwicklung der Metrik von G.Hermann bis Westphal oder Schmidt eine Verirrung ist. Lache oder höhne, wie Du willst — mir selber ist die Sache sehr erstaunlich. Es giebt sehr viel zu arbeiten, aber ich schlucke Staub mit Lust, weil ich diesmal die schönste Zuversicht habe und dem Grundgedanken eine immer größere Tiefe geben kann. — Im Sommer habe ich einen größeren Aufsatz für mich geschrieben „über dionysische Weltanschauung“, um mich bei dem einbrechenden Ungewitter zu beruhigen.

Jetzt weißt Du, wie es mir geht. Nimm noch dazu, daß ich die größte Besorgniß vor der herankommenden Zukunft habe (in der ich ein verkapptes Mittelalter zu erkennen wähne), auch daß meine Gesundheit schlecht ist — außer wenn ich Briefe von Freunden oder so schöne Abhandlungen bekomme, wie die Deinige aus dem rhein. Mus. Es fällt mir ein, daß Vischer sich höchst interessirt und Dir sehr dankbar darüber aussprach.

Auch hast Du ja Dich um meinen ἀγών so verdient gemacht, habe herzlichen Dank dafür. Ritschl behauptet, Du seist kein Correktor, ich habe mir nie angemaßt, mich dafür zu halten. So sind wir wenigstens in gleicher Verdammniß. — Sieh doch zu daß Du aus dem fatalen kulturwidrigen Preußen herauskommst! wo die Knechte und die Pfaffen wie Pilze hervorschießen und bald mit ihrem Dunst uns ganz Deutschland verfinstern werden. — Nicht wahr, wir verstehen uns? Nicht? Und Du nimmst mir nichts krumm? Es wäre weiß Gott Schade.

Adieu theurer Freund
F. N.

Meinen festlichen Geburtstagsgruß noch zu vermelden, ich wünsche Gesundheit, eine Professur und si placet — eine Frau.

111. An Carl von Gersdorff in Frankreich (Feldpostbrief)

Basel 12 Dez. <1870>

Mein lieber Freund,

was will ich glücklich sein, wenn Du die großen Ausfälle der letzten Wochen ohne jedes Leidwesen überstanden hast! Man darf nicht mehr an diese entsetzlichen Dinge denken, wenn man nicht allen Muth verlieren will.

Jetzt aber will ich Dir schreiben, in der Hoffnung, ja in der Voraussetzung, daß Du auch diesen fürchterlichen Gefahren entronnen bist, tapfer und glücklich, als ein Liebling des Kriegsgottes — doch ohne ihn wieder zu lieben!

Wann nun wird Dich dieser Brief erreichen! Vielleicht zu Deinem Geburtstag; und wenn Du ihn diesmal heil und gesund erlebst, so mache es ja wie Polycrates und opfere den Dämonen!

Von mir empfange die neueste Schrift Wagners über „Beethoven“, als ein Symbol unserer innigen Gemeinsamkeit unseres Strebens und Denkens unter einer Fahne, unter derselben, auf welche als auf die allein zum Ziele führende Wagner in dieser Schrift hinweist. Ich habe sie in erhobener und ehrfürchtiger Stimmung gelesen. Es sind tiefe Geheimnisse darin, schön und schrecklich, wie die Musik selbst in ihren höchsten Äußerungen sich offenbart.

Von Tribschen habe ich Dir die Photographie Wagner’s zu übersenden, zugleich mit herzlichen Grüßen. Frau Wagner schrieb mir „Hier für den philosophischen Kämpfenden die versprochene Photographie; Keinem hätte sie Wagner lieber geschickt als demjenigen, der seine Pflicht muthig erfüllend zugleich über das Wesen der Dinge nachzudenken nicht verschmäht.“

Nun noch etwas Erfreuliches. Du warst so gütig, mich aus Deinem Kriegslager auf eine Schrift aufmerksam zu machen, die für die Verbreitung des Schopenhauerischen Gedankenkreises auch in Frankreich bürgt. Einen großen Triumpf erlebte ich jüngst, als ich in den Berichten der Wiener Akademie der Wissenschaften einen Aufsatz des Prof. Czermak fand über Schopenhauers Farbenlehre. Dieser constatirt, daß Sch. selbständig und auf originellem Wege zu der Erkenntniß gekommen ist, die man jetzt als die Young-Helmholtzsche Farbentheorie bezeichnet: zwischen ihr und der Schopenhauerschen ist die wunderbarste, bis in die Bruchzahlen genaue Übereinstimmung. Der ganze Ausgangspunkt, daß die Farbe zunächst ein physiologisches Erzeugniß des Auges ist, sei zu allererst von Sch. dargelegt worden. Sehr bedauert wird, daß Sch. sich nicht von dem „wissenschaftlich unsinnigen“ Goetheschen Theorem und seinem furor Anti-Newtonianus habe losmachen können. Übrigens nennt Czermak (kein Anhänger unseres Philosophen) Schopenhauer „den gewaltigsten Philosophen seit Kant“ Und damit müssen wir wohl zufrieden sein.

Diese Abhandlung und Wagners Zustimmung zur Schopenh. Lehre sind auch in ihrer Art Beiträge zum Hegeldenkmal. Eigentlich polemischer Artikel bedarf es kaum mehr. Selbst das verdient für den Umschwung angeführt zu werden, daß Hartmann’s Philos. des Unbewussten — ein Buch, in dem jedenfalls die Probleme in Schopenhauerischen Sinne gestellt sind — jetzt bereits eine zweite Auflage erlebt hat. Laß nun mir noch ein Paar Jahre Zeit, dann sollst Du auch eine neue Einwirkung auf die Alterthumskunde spüren und damit hoffentlich verbunden auch einen neuen Geist in der wissenschaftlichen und ethischen Erziehung unsrer Nation.

Aber welche Feinde erwachsen jetzt auf dem blutigen Boden dieses Krieges für unsren Glauben! Ich bin hierin auf das Schlimmste gefaßt, zugleich in der Zuversicht, daß unter dem Übermaß von Leid und Schrecken hier und dort die Nachtblume der Erkenntniß aufgeht. Unser Kampf steht noch bevor — darum müssen wir leben! Darum habe ich auch das gute Zutrauen, daß Du gefeit bist; die Kugeln, die uns tödtlich treffen sollen, werden nicht aus Gewehren und Kanonen geschossen! Und damit Leb wohl! Lieber Freund!

In alter Treue Dein
Friedrich Nietzsche.

Inzwischen habe ich Deine Zeilen erhalten und bin herzlich erfreut, daß meine Voraussetzung die rechte war. Gebe der Dämon weiteres Glück! — Den „Beethoven“ Dir jetzt zu schicken, erlaubt die Post nicht. Du bekommst ihn erst im Januar.

[«]

112. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Montag Vormittag, Basel.
<12. Dezember 1870>

Liebe Mutter und Schwester

schönsten Dank für Eure angenehmen Briefe. Ich war als ich sie empfing, froh, noch einen Tag mit Briefschreiben gewartet zu haben; sonst wäre wieder eine Kreuzung entstanden. Auch bekam ich in Betreff der wesentlichen Frage (nämlich in Betreff Weihnachtens) soviel Aufschlüsse in Euren Briefen als ich brauche. Ich erinnre nur, daß man in diesem Jahre sehr viel Zeit bei allen Sendungen braucht. Darum werde ich mich beeilen, das was ich etwa zu schicken haben sollte, Euch bald zu schicken. An Gersdorff habe ich heute geschrieben, in der Voraussetzung, daß er den Brief ungefähr um Weihnachten erhalten wird, (falls er lebt!) Ich verlebe die Ferien in Tribschen, wo man es gar nicht verstehen würde, wenn ich fehlte. Auch werden dort schöne Musikvorbereitungen gemacht. Wagner hat eine Tribschener Symphonie componirt zur Geburtstagsfeier seiner Frau (am ersten Feiertage). Von Wagner ist jetzt seine Schrift über Beethoven erschienen. Ich habe sie Gersdorff zugesandt (als Geburtstagsgeschenk, auch für den ersten Feiertag) Mit Weihnachtsgeschenken bin ich in Verlegenheit. W. will ich eine geschriebene Abhandlung schenken (Du kennst sie zum Theil, liebe Lisbeth, sie wurde im Maderanerthal geschrieben) Aber für Frau W. habe ich gar nichts. Habt Ihr einen Einfall, so schreibt mir auf das Schnellste!

Diese Woche haben wir die Beethovenfeier gehabt. In der letzten Sitzung des akademischen Senats hat man Freund Heusler zum Rector der Universität, mich zum Sekretär gemacht. Neue Beschwerden! Der junge Vischer legt seine Bibliothekarstellung nieder und Sieber wird wahrscheinlich Bibliothekar. Frau Bischoff hat mich zu Weihnachten eingeladen, aber nachdem ich bereits mich nach Tribschen versprochen hatte. Sonst mehrfache Einladungen, bei Vischers, Hoffmann, Gerlach, Bernoulli usw.

Mit der Gesundheit geht es besser. Aber ich muß mich mit dem Hals sehr vorsehen und bin noch mehrere male von Hoffmann gepinselt worden. Auch trage ich einen Respirator und schätze diese Erfindung sehr.

Ich esse immer noch zu Hause. Mit Hartmann und Schwendener zusammen zu essen hat sich nicht gemacht — an mir hat's nicht gelegen.

Es giebt viel zu thun: 6 Stunden Pädagogium, 8 Universität. Dazu die Sitzungen der Regenz, Fakultät, Bibliothekscommission und Pädagogiumsconferenz!

Für den jetzigen deutschen Eroberungskrieg nehmen meine Sympathien allmählich ab. Die Zukunft unsrer deutschen Cultur scheint mir mehr als je gefährdet.

Mit den herzlichsten Grüßen Euer
Fritz.

NB. Ich reise am Freitag vor dem Feste nach Tribschen ab.

— Unser Philosoph Teichmüller hat einen Ruf nach Dorpat; wenn Wenkel eine wissenschaftliche philosoph. Abhandlung geschrieben hätte, so könnte man ihn zum Vorschlag bringen.

[«]

113. An Erwin Rohde in Hamburg

<Basel, 15. Dezember 1870>

Mein lieber Freund,

keine Minute ist seit dem Lesen Deines Briefes verflossen, und schon schreibe ich. Ich wollte Dir nämlich nur sagen, daß ich ganz gleich fühle wie Du und es für eine Schmach halte, wenn wir nicht einmal aus diesem sehnsüchtigen Schmachten durch eine kräftige That herauskommen. Nun höre, was ich in meinem Gemüthe mit mir herum wälze. Schleppen wir uns noch ein Paar Jahre durch diese Universitätsexistenz, nehmen wir sie wie ein lehrreiches Leidwesen, das man ernsthaft und mit Erstaunen zu tragen hat. Es soll dies unter anderem eine Lernzeit für das Lehren sein, auf das mich auszubilden mir als meine Aufgabe gilt. Nur habe ich mir das Ziel etwas höher gesteckt.

Auf die Dauer nämlich sehe auch ich ein, was es mit der Schopenhauerischen Lehre von der Universitätsweisheit auf sich hat. Es ist ein ganz radikales Wahrheitswesen hier nicht möglich. Insbesondre wird etwas wahrhaft Umwälzendes von hier aus nicht seinen Ausgang nehmen können.

Sodann können wir nur dadurch zu wirklichen Lehrern werden, daß wir uns selbst mit allen Hebeln aus dieser Zeitluft herausheben und daß wir nicht nur weisere, sondern vor allem bessere Menschen sind. Auch hier spüre ich vor allem das Bedürfniß, wahr sein zu müssen. Und wiederum ertrage ich deshalb die Luft der Akademien nicht mehr zu lange.

Also wir werfen einmal dieses Joch ab, das steht für mich ganz fest. Und dann bilden wir eine neue griechische Akademie, Romundt gehört gewiß zu uns. Du kennst wohl auch aus Deinem Besuche in Tribschen den Baireuther Plan Wagners. Ich habe mir ganz im Stillen überlegt, ob nicht hiermit zugleich unsererseits ein Bruch mit der bisherigen Philologie und ihrer

Bildungsperspektive geschehen sollte. Ich bereite eine große adhortatio an alle noch nicht völlig erstickten und in der Jetztzeit verschlungenen Naturen vor. Wie kläglich ist es doch, daß ich Dir darüber schreiben muß, und daß nicht jeder Einzelgedanke mit Dir bereits längst durchsprochen ist! Und weil Du diesen ganzen vorhandenen Apparat nicht kennst, wird Dir vielleicht gar mein Plan wie eine excentrische Laune erscheinen. Das ist er nicht, er ist eine Noth.

Ein eben erschienenes Buch von Wagner über Beethoven wird Dir Vieles andeuten können, was ich jetzt von der Zukunft will. Lies es, es ist eine Offenbarung des Geistes, in dem wir — wir! — in der Zukunft leben werden.

Sei es nun auch, daß wir wenig Gesinnungsgenossen bekommen, so glaube ich doch, daß wir uns selbst so ziemlich — freilich mit einigen Einbußen — aus diesem Strome herausreißen können und daß wir eine kleine Insel erreichen werden, auf der wir uns nicht mehr Wachs in die Ohren zu stopfen brauchen. Wir sind dann unsere gegenseitigen Lehrer, unsre Bücher sind nur noch Angelhaken, um jemand wieder für unsre klösterlich-künstlerische Genossenschaft zu gewinnen. Wir leben, arbeiten, genießen für einander — vielleicht daß dies die einzige Art ist, wie wir für das Ganze arbeiten sollen.

Um Dir zu zeigen, wie ernsthaft ich das meine, so habe ich bereits angefangen, meine Bedürfnisse einzuschränken, um einen kleinen Rest von Vermögen mir noch zu bewahren. Auch wollen wir in Lotterien unser „Glück“ versuchen, wenn wir Bücher schreiben, so verlange ich für die nächste Zeit die höchsten Honorare. Kurz jedes nicht unerlaubte Mittel wird benutzt, um uns äußerlich in die Möglichkeit zu versetzen, unser Kloster zu gründen. — Wir haben also auch für die nächsten Paar Jahre unsre Aufgabe.

Möge Dir dieser Plan vor allem würdig erscheinen, überdacht zu werden! Daß es vor allem Zeit sei, ihn Dir vorzulegen, dafür giebt mir Dein eben empfangener, wirklich ergreifender Brief Zeugniß.

Sollten wir nicht im Stande sein, eine neue Form der Akademie in die Welt zu setzen
„und sollt ich nicht, sehnsüchtigster Gewalt,
„Ins Leben ziehn die einzigste Gestalt?“
wie Faust von der Helena sagt.

Von diesem Vorhaben weiß Niemand etwas, und von Dir soll es nun abhängen, ob wir jetzt auch Romundt eine vorbereitende Mittheilung machen.

Unsre Philosophenschule ist doch gewiß keine historische Reminiscenz oder eine willkürliche Laune — treibt uns nicht eine Noth auf diese Bahn hin? — Es scheint daß unser Studentenplan, unsre gemeinsame Reise, in einer neuen, symbolisch größeren Form wiederkehrt. Ich will nicht der sein, der Dich wiederum, wie damals, im Stiche läßt; es wurmt mich immer noch.

Mit den besten Hoffnungen Dein
getreuer Frater Fridericus.

Vom 23 Dez. bis 1 Januar bin ich in Tribschen bei Luzern. — Von Romundt weiß ich nichts.

[«]

114. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 17. Dezember 1870>

Schönsten Gruß zum
Weihnachtsfest,

dies Jahr giebt nicht viel her. Seien wir froh, daß es balde zu Ende ist: ohne daß es uns selbst verschlungen hat. Schließlich ist dies immer noch das beste Geschenk, was wir uns machen können.

Nehmt fürlieb, mit dem, was ich Euch hier schicke. Die Berzeliuslampe soll einem längst gefühlten Bedürfnisse entgegenkommen, außerdem an Euren Baseler Besuch erinnern. Die bunten Lichter und die Chokoladenschachtel sollen das Allzuhausbackne dieses Lampengeschenks ein wenig verdecken. Ob mit Erfolg, bezweifle ich.

Dir, liebe Lisbeth, ein Band Schumannscher Lied<er> — es sind viel mehr darin als Du Dir gewünscht hast, was hoffentlich nicht übel vermerkt wird — die obligaten Handschuh und ein Schachbrett. Wenn Du nicht zufrieden bist, so sag’s nur, ich nehm’ es diesmal gar nicht übel.

Voila tout! „Siehe hier ist alles“ sagt der Deutsche. —

Allgemeines Erstaunen. Man hatte doch mehr erwartet. So ruppig ist noch kein Weihnachten ausgefallen, Hohn und Gelächter begleiten die Eröffnung des Baseler Weihnachtskistchens.

Ich verschwinde verschämt im Hintergrunde

FN.

NB. Abgesendet am Samstag vorher, so daß die Post eine Woche Zeit hat.

[«]

115. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 23. Dezember 1870>
Freitag Abend
5 Uhr.

Meine liebe Mutter und Schwester,

noch habe ich gerade ein Stündchen frei, um Euch recht angelegentlich zu danken: und ich hoffe daß mein Dankebrief am ersten Feiertag eintrifft, so daß Ihr an diesem Tage doch wenigstens ein Lebenszeichen von mir bekommt. — Je kärglicher meine Bescheerung für Euch ausgefallen ist, um so reichlicher die Eure für mich — nach der Lehre daß Einer immer besser wegkommt als zwei. Alles, was Ihr mir zu mäßigem Gebrauche dichterisch angerathen habt, ist glücklich in meine Hände gelangt, auch der Senker der Ampelpflanze. Nur der Kamm ist bis jetzt unsichtbar. Der Teppich hat mir viel Freude gemacht. Vor dem Bett wollte er sich nicht recht machen; er contrastirt mit der einfachen Schlafkammer zu sehr. Jetzt ist er in die Stube gelegt und zwar gleich an die Thür. Hier habe ich einen der alten Teppichstreifen weggenommen und ihn unter den Schreibtisch gelegt — wo ein Teppich für meine Füße nöthig war.

Freilich überstrahlt der neue Teppich alle vorhandenen Farben: nun, die Zeit wird das Ihre thun, diese Pracht zu mäßigen — nach dem Satze
„Übe immer Maß und Ziel,
Teppich! prange nicht zu viel!“

Die Königlichen Büsten zieren das Zimmer, wenn mir gleich diese blutgetränkten Herrlichkeiten auf die Dauer entsetzlich vorkommen. Nun, in Gyps erträgt man diese Herren, in natura weniger. Genug, daß ihre Standbilder bereits zur Seite der Lampe glänzen.

Die Ampel, wie Ihr Euch wohl auch vorgestellt habt, ist mir etwas recht Angenehmes, besonders wenn erst so ein lebendes Wesen, wie die Ampelpflanze darin sitzt und eifrig die schlechten Dünste des Zimmers aufsaugt.

Die frommen Wünsche für das Porte-monais sind so gut als es selber. Ich habe es sofort in Dienst genommen und heute bereits 500frs.aus ihm ausgegeben (heute ist Rechnungstag, Schneider und die Buchhandlungen usw sind bezahlt)

In Summa: auch alles Übrige war gut gewählt und „luschtig“, wie man hier sagt — nur die Absenz des Kammes bekümmert mich.

Die letzte Zeit war recht angreifend. Auch durch Geselligkeiten. Ich hatte zwei Abende Herrengesellschaft. Heute Abend bin ich bei Gerkrats, und Schönberg kommt von Freiburg dahin.

Morgen gehts nach Tribschen. So eben bekomme ich noch ein Telegramm von Wagner: er ladet mich zur Probe der Musikaufführung ein, die morgen, gleich nach meiner Ankunft in Luzern, im Hôtel du lac, ohne jedes Wissen der Frau Wagner, stattfinden wird.

Meine Geschenke sind diese: für Wagner habe ich ein von ihm längst gewünschtes Lieblingsblatt von Albr. Dürer „Ritter, Tod und Teufel“ das mir durch glücklichen Zufall in die Hände gekommen. Für Frau Wagner den bezeichneten Aufsatz, den ich selbst schön abgeschrieben habe. Für Herrn Richter eine Cigarrentasche in grünem Safian. Für die Kinder kleines Spielzeug aller Art.

Alles kommt mir recht schicklich vor. Ich freue mich sehr auf diese nächste Woche.

Ich lese wieder von einem neuen Ausfall in Paris und zwar gegen die Garden: was wieder Besorgnisse macht. Neulich habe ich an Gersdorff geschrieben und Wagners Photographie nebst Autograph beigelegt.

Rohde hat mir in schönster Weise von sich Nachricht gegeben: er ist in Kiel Privatdozent und hat 5 Zuhörer. (Es giebt nämlich nur 6 Philologen dort)

Nun wünsche ich Euch einen guten Abend, nochmals dankend und meinerseits um so mehr, als mir meine Sendung gar zu ärmlich vorgekommen ist. Aber es hilft nicht. Wir sind nun einmal nur Professor, ohne Aussicht, Millionär zu werden, ja ohne auch nur es zu wollen.

Von Tribschen aus schreibe ich Euch wieder.

Mit herzlichen Grüßen und der
Bitte fürlieb zu nehmen Euer
Fritz.

[«]

116. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Freitag, Tribschen im Unheilsjahre 1870.
<30. Dezember>

Meine liebe Mutter und Schwester,

zum Jahreswechsel empfangt meine Wünsche, die diesmal besonders lebhaft sind weil wir alle die stillen und lauten Befürchtungen haben, daß wir einer noch schlimmeren Zeit entgegengehn als die gegenwärtige ist. Die Nachwirkungen des Krieges sind mehr zu fürchten als der Krieg selbst mit seinen ungeheuren Verlusten. —

Gestern habe ich von Dir, liebe Lisbeth, Geld und Brief bekommen, ich ersah aus der Schlußbemerkung, daß mein Weihnachtskistchen richtig angekommen ist.

Hier geht es mir so gut als ich nur irgendwie wünschen konnte, und wir haben ein sehr schönes Weihnachten gefeiert. Die Feier des 25 t. als des Geburtstages der Frau W. war vollendet und einer ausführlichen Erzählung werth. Das „Tribschener Idyll“, wie der von W. componirte wunderschöne Symphoniesatz genannt ist, gehört zu dem Allerschönsten was es giebt. Die Musiker waren, wie wir, ganz begeistert. Vielleicht bekomme ich bald einen vierhändigen Klavierauszug: was Gustav Krug sehr interessiren wird.

Zu Weihnachten bekam ich ein prachtvolles Exemplar des „Beethoven“, dann eine stattliche Ausgabe des ganzen Montaigne (den ich sehr verehre) und — etwas ganz Einziges — das erste Exemplar vom Klavierauszuge des „Siegfried“ erster Act, eben fertig geworden, während noch ein Jahr vergehen kann, ehe der Klavierauszug dieses Werkes in die Öffentlichkeit kommt.

Heute kam von Gersdorff ein Brief an Wagner an. Somit lebt er noch.

Bevor ich abreiste, war ich noch den Abend bei Gerkrats zum Ausputzen des Weihnachtsbaumes: auch Schönberg war zugegen und ebenfalls der vortreffliche Overbeck.

Von Doris Brockhaus Verheiratung werdet Ihr auch unterrichtet sein. Am 4 Januar ist die Hochzeit.

Am Neujahrstage fahre ich wieder nach Basel zurück. Es giebt immer noch eine lange Hälfte des Wintersemesters.

Wir haben tiefen Schnee und rings um Tribschen herum große Einöde.

Nun lebt wohl, so gut es gehen mag und betretet das neue Jahr mit den alten Empfindungen. Die gute Tante grüßt herzlich von mir. Es fehlt mir die Lust, ihr zu schreiben, auch die Zeit. Ich bemerke, daß ich der Großmama längst geschrieben habe, nämlich in der ersten Woche, die ich wieder in Basel verlebte: wie ich doch versprochen hatte.

Grüßt die mir wohlwollenden Menschen
und denkt auch im neuen Jahre
gern an Euren
F.

NB. nebst den Grüßen von meinen Gastfreunden, die Dir, liebe Lisbeth, sehr freundlich gesinnt sind.

[«]

117. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Freitag vor Jahresschluß.
<Tribschen, 30. Dezember 1870>

Verehrtester Herr Geheimrath,

auch ich wünsche Ihnen zum Jahreswechsel auszudrücken, daß ich Sie immer in dankbarster Erinnerung halte und über nichts mehr erfreut sein kann, als wenn ich von Ihrem rüstigen Wohlbefinden und Ihrem Wohlwollen gegen mich höre. Möge uns allen das neue Jahr eine leidliche und erträgliche Antwort auf die vielen Fragezeichen geben, zu denen uns die Gegenwart zwingt, möge vor allem die staatliche Machtentfaltung Deutschlands nicht mit zu erheblichen Opfern der Kultur erkauft werden! Einiges werden wir jedenfalls einbüßen und hoffentliche auch dies nur in Hoffnung auf eine spätere reichliche und vielfältige Wiedererstattung

Um Ihen etwas von meinen Studien zu berichten — so bin auch ich recht ordentlich in die Netze der Rhythmik und Metrik gerathen, bekenne Ihnen übrigens meine Überzeugung, daß je mehr wir von der modernen Musik zum Verständniß der Metrik hinzugewonnen haben, wir um so weiter uns auch von der wirklichen Metrik des Alterthums entfernt haben; wenn ich auch glaube daß dieser ganze Prozeß von G. Hermann bis H. Schmidt einmal durchgemacht werden mußte. Mit Westphal bin ich fast in allen wesentlichen Punkten nicht mehr einverstanden. Sehr freue ich mich darauf, in dem angekündigten Buche von Brambach auch Ihre Lehren (so viel ich weiß, in der Vorrede) vorzufinden;

wenn Brambach selbst noch im Sinne seiner „Sophokleischen Studien“ dies neue Buch verfaßt hat, so fürchte ich auch ihn auf einem Irrpfade anzutreffen. Hier thut einmal ein völliger Radikalismus noth, eine wirkliche Rückkehr zum Alterthum, selbst auf die Gefahr hin, daß man in wichtigen Punkten den Alten nicht mehr nachfühlen könnte und daß man dies gestehn müßte. —

Von der Berufung des Prof. Lange nach Leipzig habe ich in diesen Tagen gelesen. Ich habe mir den Mechanismus dieser Berufung nicht klar machen können, weil ich seit dem Oktober nichts mehr von Leipzig gehört habe. Jedenfalls spüre ich, daß Bursian nicht durchgebracht worden ist: vielleicht ist Lange das Resultat eines Compromisses. —

Mit meinen Baseler Verhältnissen bin ich zufrieden. Jetzt wird ein philosophischer Lehrstuhl frei, da Teichmüller nach Dorpat berufen ist. Ich lese jetzt Hesiod und Metrik, im Seminar Cicero’s Academica. Wir haben 12 Zuhörer. Der alte Gerlach ist von unverwüstlicher Natur und — jedenfalls für das Pädagogium ein sehr guter Lehrer. Was mir hier fehlt, ist eins: Zeit.

Ich komme zum Schluß und wiederhole meine Wünsche für Ihr Wohlergehen. Zugleich bitte ich Ihrer Frau Gemahlin meine herzliche Gratulation aussprechen zu dürfen.

In steter Treue und Dankbarkeit
Ihr Friedrich Nietzsche

[«]

[Briefe 1871]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1871]

118. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel
119. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
120. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Februar 1871]

121. An Franziska Nietzsche in Naumburg
122. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
123. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Telegrammentwurf)
124. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Telegramm)
125. An Erwin Rohde in Kiel
126. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[März 1871]

127. An Franziska Nietzsche in Naumburg
128. An Franz Overbeck in Dresden
129. An Julius Piccard in Basel
130. An Erwin Rohde in Kiel

[«]

[April 1871]

131. An Elisabeth Nietzsche in Lugano

132. An Erwin Rohde in Kiel
133. An Wilhelm Engelmann in Leipzig (Entwurf)

[«]

[Mai 1871]

134. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel

[«]

[Juni 1871]

135. An Erwin Rohde in Kiel
136. An Friedrich Ritschl in Leipzig
137. An Wilhelm Engelmann in Leipzig
138. An Friedrich Ritschl in Leipzig
139. An Auguste Forst in Wiesbaden
140. An Carl von Gersdorff in Marienbad
141. An Wilhelm Engelmann in Leipzig

[«]

[Juli 1871]

142. An Paul Deussen in Marburg
143. An Franziska Nietzsche in Naumburg
144. An Erwin Rohde in Kiel
145. An Richard Meister in Leipzig
146. An Erwin Rohde in Kiel
147. An Erwin Rohde in Kiel

[«]

[August 1871]

148. An Friedrich Ritschl in Leipzig
149. An Erwin Rohde in Kiel

[«]

[September 1871]

150. An Franziska Nietzsche in Altendammbach
151. An Erwin Rohde in Kiel
152. An Elisabeth Nietzsche in Wiesbaden
153. An Paul Deussen in Marburg
154. An Elisabeth Nietzsche in Wiesbaden
155. An Franziska Nietzsche in Altendammbach
156. An Carl von Gersdorff in Berlin
157. An Friedrich Ritschl in Leipzig
158. An Auguste Forst in Wiesbaden
159. An Paul Deussen in Oberdreis

[«]

[Oktober 1871]

160. An Paul Deussen in Marburg
161. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel
162. An Erwin Rohde in Kiel
163. An Carl von Gersdorff in Berlin
164. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[November 1871]

165. An Gustav Krug in Naumburg
166. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
167. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
168. An Carl von Gersdorff in Berlin
169. An Richard Wagner in Tribschen
170. An Erwin Rohde in Kiel
171. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

[«]

[Dezember 1871]

172. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
173. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
174. An Franziska Nietzsche in Naumburg
175. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
176. An Carl von Gersdorff in Berlin
177. An Erwin Rohde in Kiel
178. An Carl von Gersdorff in Berlin
179. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
180. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
181. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
182. An Gustav Krug in Naumburg
182a. An Emil Heckel in Mannheim

[«]

118. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel

<Basel, vermutlich Januar 1871>

Verehrtester Herr Rathsherr,

für die nachfolgende Combination brauche ich in besonderem Maße Ihren wohlwollenden Rath und Ihre mir schon mehrfach bewährte wahre Theilnahme. Sie werden sehen, daß ich das Wohl der Universität ernsthaft in's Auge gefaßt habe, und daß deren wirkliches Interesse mich zu der folgenden, etwas ausführlichen Auseinandersetzung nöthigt.

Es wird Ihnen von meinen Ärzten mitgetheilt worden sein, in welchem Grade ich wieder leidend bin und daß an diesen unerträglichen Zuständen Überanstrengung Schuld sei. Nun habe ich mich wiederholt gefragt, woraus dieser sich in der Mitte fast jeden Semesters einstellende Zustand der Überanstrengung zu erklären sei; und ich mußte mir sogar überlegen, ob ich nicht meine Universitätsthätigkeit überhaupt abzubrechen habe, als eine für meine Natur ungeeignete Lebensweise. Schließlich bin ich aber in dieser Beziehung zu einer anderen Auffassung gelangt, die ich Ihnen jetzt vortragen möchte.

Ich lebe hier in einem eigenthümlichen Konflikt, und der ist es, der mich so erschöpft und selbst körperlich aufreibt. Von Natur auf das Stärkste dazu gedrängt, etwas Einheitliches philosophisch durchzudenken und in langen Gedankenzügen andauernd und ungestört bei einem Problem zu verharren, fühle ich mich immer durch den täglichen mehrfachen Beruf und dessen Art hin und her geworfen und aus der Bahn abgelenkt. Dieses Nebeneinander von Pädagogium und Universität halte ich kaum auf die Länge aus, weil ich fühle, daß meine eigentliche Aufgabe, der ich im Nothfalle jeden Beruf opfern müßte, meine philosophische, dadurch leidet, ja zu einer Nebenthätigkeit erniedrigt wird. Ich glaube daß diese Schilderung auf das Schärfste das bezeichnet, was mich hier so aufreibt und mich zu keiner gleichmäßig-heiteren Berufserfüllung kommen läßt, was andernseits meinen Körper erschöpft und bis zu solchen Leiden anwächst, wie die jetzigen sind: die, wenn sie öfter wiederkehren sollten, mich rein physisch zwingen würden, jeden philologischen Beruf aufzugeben.

In diesem Sinne erlaube ich mir, mich bei Ihnen um die durch Teichmüllers Weggang erledigte philosophische Professur zu bewerben.

Was meine persönliche Berechtigung, den philosophischen Lehrstuhl zu ambitionieren, betrifft: so muß ich allerdings mein eignes Zeugniß voranstellen, daß ich dazu Potenz und Kenntnisse zu besitzen glaube und mich sogar, Alles in Allem, für jenes Amt befähigter fühle als für ein rein philologisches. Wer mich von meinen Schul- und Studentenjahren kennt, ist nie über die Prävalenz der philosophischen Neigungen im Zweifel gewesen; und auch in den philologischen Studien hat mich vorzugsweise das angezogen, was entweder für die Geschichte der Philosophie oder für die ethischen und aesthetischen Probleme mir bedeutsam erschien. Sodann stimme ich völlig Ihrem Urtheile bei und mache es für mich geltend, daß bei der augenblicklichen etwas schwierigen Lage der Universitätsphilosophie und bei der geringen Zahl der wirklich geeigneten Bewerber derjenige einiges Anrecht mehr hat, der eine solide philologische Bildung aufzuweisen hat und bei den Studierenden die Theilnahme für eine sorgfältige Interpretation des Aristoteles und Plato wecken kann. Ich erinnere daran, daß ich bereits zwei Collegien angekündigt habe, die in diesem Sinne philosophischer Natur waren „die vorplatonischen Philosophen mit Interpretation ausgewählter Fragmente“ und „über die platonische Frage.“ So lange ich Philologie studiere, bin ich nie müde geworden, mich mit der Philosophie in enger Berührung zu erhalten; ja meine Haupttheilnahme war immer auf Seiten der philosophischen Fragen, wie mir mancher bezeugen kann, der mit mir umgegangen ist. Von hiesigen Collegen möchte zB. Overbeck darüber einigen Aufschluß geben können, von Auswärtigen Keiner mehr als mein Freund Dr. Rohde Privatdozent in Kiel. Es ist eigentlich nur dem Zufall zuzuschreiben, daß ich nicht von vornherein für Philosophie meine Universitätspläne gemacht habe: dem Zufall, der mir einen bedeutenden und wahrhaft anregenden philosophischen Lehrer versagte: worüber man bei der jetzigen Constellation der philosophischen Zustände an Universitäten sich gewiß nicht wundern darf. Gewiß aber würde hierin einer meiner wärmsten Wünsche erfüllt, wenn ich auch hier der Stimme meiner Natur folgen dürfte: und ich glaube hoffen zu können, daß nach Beseitigung jenes vorhin erwähnten Conflikts auch mein körperliches Befinden ein bei weitem regelmäßigeres sein wird. Als befähigt für eine philosophische Lehrstelle werde ich mich bald genug öffentlich ausweisen können: meine gedruckten Arbeiten über Laert. Diog. sind jedenfalls auch für meine philosophisch-historischen Bestrebungen geltend zu machen. Für pädagogische Fragen und Untersuchungen habe ich immer Theilnahme gehabt: darüber lesen zu dürfen wird mir eine Freude sein. Von neueren Philosophen habe ich mit besonderer Vorliebe Kant und Schopenhauer studiert. Sie haben aus den letzten 2 Jahren gewiß von mir den guten Glauben gewonnen, daß ich das Unpassende und Anstößige zu vermeiden verstehe und daß ich unterscheiden könne, was sich im Vortrag vor Studierenden schickt, was nicht.

Wenn ich Ihnen nun meine Kombination völlig darstellen darf, so hatte ich geglaubt, daß Sie in Rohde einen überaus geeigneten Nachfolger für meine philologische Professur und Stelle am Pädagogium finden würden. R., mir seit 4 Jahren auf das Genaueste bekannt, ist von allen jüngeren Philologen, die mir vorgekommen sind, der allerbefähigste und für jede Universität, die ihn erwirbt, ein wahrer Schmuck; zudem ist er wirklich noch zu haben, während ich höre, daß man in Kiel damit umgeht, durch Gründung einer neuen philolog. außerordentl. Professur ihn dauernd dort festzuhalten. Ich kann nicht genug aussprechen, wie sehr mir das Dasein hier in Basel durch die Nähe meines besten Freundes erleichtert würde. — Die ganze Konversion der Dinge könnte sofort mit dem Beginn des neuen Sommersemesters beginnen, so daß also keinerlei Lücken in der Besetzung der Stellen eintrete. Ich meinerseits wäre sofort bereit, Ihnen die Ankündigung meiner philosoph. Vorlesungen zu machen und würde durch eine regelmäßige Antrittsvorlesung im Anfange des Sommers meine neue Stellung inaugurieren.

Lassen Sie sich, verehrtester Herr Rathsherr, von der Sonderbarkeit der vorgeschlagnen Combination nicht erschrecken und würdigen Sie dieselbe einer Erwägung.

Um Ihre Nachsicht, Ihren Rath, Ihre Theilnahme bittend

bin ich in hochachtungsvoller
Ergebenheit der Ihrige
Dr. Fr. Nietzsche
Prof. o. p. der klass. Philol.

[«]

119. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, wahrsch. 21. Januar 1871>

Liebe Mutter und Schwester,

so will ich denn sogleich antworten, mich zu entschuldigen so gut es geht. Wirklich ist meine Gesundheit in der letzten Zeit nicht gut gewesen, und ich lechze nach Erholung und besserer Luft, vor allem nach weniger Berufsarbeit. Gelegentlich habe ich die ganze Professorenthätigkeit satt. Man kommt nicht recht zu seiner eigentlichen Aufgabe und verzehrt sich in der besten Zeit seines Lebens durch übermäßiges Schulmeistern — Zeter!

Schlechter Magen, schlechter Schlaf, zu wenig Bewegung, große Angegriffenheit, und unleidliches Wetter!

Beiläufig — um das Letzterwähnte Deines Briefes nicht zu vergessen — seitens meines Herrn Onkels ist bis jetzt noch keine Zeile, geschweige denn ein Pfennig eingelaufen.

Der gute Bergmann hat mich auf seiner Reise hier besucht und mit Zeichen seiner Liebe wahrhaft überhäuft. Ich wußte es, daß er nicht zurückkommen würde und nahm mit diesem Bewußtsein von ihm Abschied. Er war sehr leidend.

Meinem trefflichen Vetter Rudolf wünsche ich immer das Allerbeste, denn er verdient es. Schickt ihm doch beifolgende Karte von mir zur Gratulation.

Wie stehen eigentlich meine Vermögensverhältnisse? Ich habe gar keinen Überblick mehr. —

Prof. Fritz Brockhaus, der Bruder von Clemens (der Euch recht grüßen läßt) hat sichere Aussicht, hierher nach Basel berufen zu werden. Ich habe einen kleinen Antheil an dieser Berufung. —

Heute ist Samstag. Ich will tüchtig spazieren laufen, nur ist es sehr schmutzig. Die Nacht habe ich keinen Augenblick geschlafen. Ich bin froh daß die Woche zu Ende ist.

Nun nochmals schönen Dank für Eure Briefe. Entschuldigt meine Nachlässigkeit und denkt meiner freundlich.

Fritz.

[«]

120. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Freitag, Basel, 27 Jan. 71.

Ich habe Dir, liebe Lisbeth, noch nicht in Betreff des Geburtstages geschrieben. Natürlich habe ich darauf gerechnet, daß Du den Schirm in meinem Namen besorgst — einen guten Schirm. Dann kannst Du noch eine recht schöne Torte bestellen, auch für mich. Und Beides dann überreichen.

Wir haben einen argen Winter, und meine Gesundheit war recht bedenkenerregend in den letzten Wochen. Ostern muß ich jedenfalls etwas in südlichere Luft, vielleicht nach Glion. Was meinst Du, wenn ich Dich aufforderte, mit zu kommen?

Den beiliegenden Brief übergieb am Geburtstage, recht ziemlich.

Es grüßt Dich herzlich
Fridericus.

Wie steht es mit den Finanzen für Ostern?

[«]

121. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Für den 2ten Febr. 1871.
<Basel, vermutlich 27. Januar>

Wie alt, geehrteste Geburtstäglerin, bist Du denn eigentlich geworden? So viel ich mich erinnere gehst Du ungefähr mit dem Jahrhundert und ich freue mich Dir somit zu Deinem einundsiebzigsten Geburtstage gratulieren zu können: mit welchem Lebensalter doch schon etwas erreicht ist.

Wenn Du auf Deine letzten vierzig Jahre zurückdenkst, so muß es Dir doch ziemlich wohl zu Muthe sein; denn sie sind sehr schnell vergangen: was ein Beweis dafür ist, daß sie glücklich verlebt sind.

Unsereiner wünschte nichts mehr als mit gleicher, ja noch größerer Schnelligkeit hinter Dir drein zu fahren und Dich einzuholen; doch sagt man mir, daß das schwerer ist als man denkt und daß dies nur denjenigen passiere, die am 2 Febr. geboren sind.

Dies rasche Altern der Mütter soll nun das Gegentheil bei den Kindern hervorrufen — und wir haben ja das Beispiel, daß unsre Tochter nicht über die Siebzehn hinauskommt, so sehr sie sich auch seit 8 Jahren bemüht. Da müssen wir Beide also uns mit einander trösten: ich, immer noch wie Du, recht behaglich, nur mitunter etwas mehr als Du an Altersschwäche leidend feire dies Jahr meinen 87ten Geburtstag und darf mich vielleicht dabei pensionieren lassen. In Ehren und nicht ohne einen silbernen Pokal, aus dem Du recht ordentlich nippen sollst.

Für die nächsten fünfzig Jahre Deines Daseins bringe ich Dir heute einen so lange aushaltenden Regenschirm, nebst einer Torte, deren Dauerhaftigkeit mir aber nicht garantiert wurde. Genieße die eine unter dem anderen, wenn Du es Deiner Gesundheit für zuträglich erachtest —

mit welcher Dich herzlich grüßt
Dein
Fridericus.

[«]

122. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 6. Februar 1871>

Liebe Mutter und Schwester,

mein Befinden hat sich sehr verschlechtert, schreckliche Schlaflosigkeiten, Hämorhoidalleiden, große Angegriffenheit usw. — Liebermeister und Hoffmann behandeln mich; es sei eine Magen- und Darmentzündung, hervorgerufen durch Überanstrengung. Ich habe die Baseler Professur recht satt. Ich muß eine Karlsbader Wasser-Kur gebrauchen, aber es bessert sich nicht. Die Ärzte verlangen jetzt, daß ich bis Ostern Basel verlasse, und in einer südlicheren Luft, ohne irgend etwas zu thun, mich wieder stärke. Wer von Euch hat nun Lust, mich zu begleiten? Denn für uns drei würde die Sache wohl zu theuer. Mir sind die norditalienischen Seen angerathen. Nöthigenfalls kann ich auch allein reisen. Mein Zustand ist, wie mir noch gestern Hoffmann erklärte, gänzlich unbedenklich, wenn jetzt gleich Abhülfe geschafft wird.

Hier ist nun der rascheste Entschluß der Beste. Jedenfalls bitte ich um sofortige Antwort.

Wie gesagt, unbedingt nöthig ist es keineswegs, daß Ihr kommt. Etwas Anderes ist es, wenn ich Euch bitten würde, den Sommer in Basel zu verleben: worauf Ihr Euch nur einrichten mögt.

Aber anfragen wollte ich doch, ob jemand mich jetzt begleiten will. Italienisch kann ich nicht, aber mit Französisch kommt man dort überall ungefähr durch.

Man wird doch als deutscher Dozent in Basel unverantwortlich ausgenutzt: bei sehr schlechtem Gehalt! Wenn es irgend eine Gelegenheit giebt, mich von hier zu entfernen, so benutze ich sie.

Wie steht es nun mit den Geld Verhältnissen? Was habe ich Ostern für Zinsen zu erwarten? —

Ich bitte mir also über Eure Gedanken die allerschnellste Mittheilung aus, da jeder Tag, den ich jetzt länger in Basel verweile, meiner Genesung im Wege steht.

Ich telegraphiere heute: wenn dieser Brief ankommt, habe ich bereits die Rückantwort und Euer Entschluß ist schon so gefaßt, daß wir etwa Donnerstag von Basel aus abreisen können.

So ordnet es Liebermeister an, der mich eben besuchte und mir Lugano empfiehlt. Wenn der Entschluß so schnell nicht gefaßt sein könne, so dürfe ich nicht warten.

Und nun mit den herzlichsten
Wünschen
Euer Fr.

[«]

123. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Telegrammentwurf)

<Basel, 6. Februar 1871>

Elisabeth Nietzsche Naumburg an Saale

Erwarte Dich bis Donnerstag hier, zusammen nach Lugano, ich unwohl. Wenn nicht, abtelegraphieren.

Fritz.

[«]

124. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Telegramm)

Naumburg de Bâle N° 1045, 19 W. 8/2 1871 12 Uhr 20 Min. N

Elisabeth Nietzsche Naumburg an Saale.
Sehr verstimmt über Telegramme Arzt wünscht dich herbei ich erwarte noch Ankunft morgen.

Fritz.

[«]

125. An Erwin Rohde in Kiel

Basel Mittwoch. <8. Februar 1871>

Mein lieber Freund,

Große, noch nie dagewesene Transaktion, Transfiguration, Transsubstantiation!!

Wir haben vielleicht Aussicht, nächstes Semester zusammen zu verleben. Du als mein Nachfolger und ich — als Universitätsphilosoph!!

Teichmüller verläßt jetzt Basel, um nach Dorpat zu gehen, und ich habe mich gemeldet und um seinen Lehrstuhl beworben: mit der bestimmten Erklärung, daß Du als mein Nachfolger nach Basel in meine jetzige Stellung berufen wirst.

Sehen wir zu, wie die Götter unser Schifflein führen! Mir soll man nachsagen, daß ich zum Besten der Freundschaft die schlausten Einfälle gehabt habe. Wie habe ich gesonnen, uns zu vereinigen! Eine Möglichkeit winkt!

Dann müßtest Du schon Mitte April hier eintreffen.

Mehr schreibe ich nicht. Hoffen wir das Beste, aber schweigen wir!

Meine Gesundheit ist so schlecht, daß die Ärzte mich nach dem Süden schicken und ich übermorgen nach Lugano abreise. Magen- und Darm-entzündung! Scheußliche Schlaflosigkeit! Bis Ostern bleibe ich fort und kehre als Philosoph wieder, wenn mein Plan gelingt. Von mir also bekommst Du über die Baseler Dinge nichts mehr zu hören. Wenn aber erst Vischer schreibt, dann tritt die Sache in ein günstiges Stadium. Geduld und Hoffnung! Und Schweigen!

Dieser Brief ist gegen jedermann zu cachieren, auch gegen Vischer.

Freude, schöner Götterfunken!

Amicus.

Briefe nach Basel zu address<ieren.> — Ich schreibe eiligst.

[«]

126. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, kurz nach dem 8. Februar 1871>

Liebe Lisbeth,

nur wenig Worte. Komm doch ja noch. Also Montag Abend mit Schnellzug (so daß Du Sonntag um Mitternacht von Naumburg fort mußt) Am Bahnhof wird Dich Minna empfangen. Und bei mir wirst Du die Nacht wohnen, während ich allerdings schon Sonnabend von hier fortreise und nach Tribschen. Ich will dann um 2 Uhr Nachmittag am Dienstag an Eisenbahn und am Dampfschiff in Luzern sein: Du müßtest also am Dienstag 10½ Uhr von Basel abreisen. Diesen Dienstag geht es dann noch bis Andermatt, wo wir übernachten. Mittwoch bis Bellinzona, wo wir übernachten, Donnerstag Mittag kommen wir in Lugano an. Wir reisen also langsam: so ist es mir gerathen. Richte Dich auf große Kälte ein. Doch werden Dir auch Siebers alles an Decken usw. geben, was Du brauchst.

Die Zusagebriefe kamen Mittwoch früh: das Absagetelegramm einige Stunden später: Scherze, die ich jetzt schlecht vertrage: ich zitterte und mußte mich erbrechen. Mein Brief war geschrieben, um Euch zu beruhigen: dabei ist er über's Ziel hinausgeschossen. Es geht mir nicht gut.

Herzliche Grüße
F.

[«]

127. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Lugano am Tag des Kaisereinzugs in Paris.
<1. März 1871>

Heute sollst Du auch von mir ein paar Zeilen bekommen, zum Beweise, daß es mir doch schon viel besser geht. Zwar das Hauptleiden, die Schlaflosigkeit, ist bis jetzt noch nicht gehoben. Selbst wenn ich die stärksten Touren mache, oder den ganzen Tag im Freien bin, so hat dies keinen Einfluß auf den Schlaf. Dagegen geht es mit den Hämorhoiden schon recht gut: und wenn erst der Darm wieder ganz gesund ist, wird auch, wie ich hoffe, der Schlaf wieder kommen. Zeitweilig bin ich recht hoffnungslos: aber ich muß doch zugeben, daß seitdem ich aus Basel fort bin, der Zustand doch wieder erträglich geworden ist, während er in Basel einfach unerträglich war.

Daß Du Lisbeth fortgelassen hast, war mir eine große Erleichterung, und Du wirst wohl aus ihren Briefen wissen, daß es ihr bis jetzt gutgegangen ist, und daß sie gute Bekannte sich gemacht hat. In mancher Beziehung haben wir es gut getroffen.

Wenn ich nur bis Ostern wieder recht hergestellt bin, um in Basel wieder die alten Pflichten zu übernehmen!

Inzwischen halte ich mir alles Aufregende fern. Mitunter wirst Du Dich jetzt recht allein fühlen, nicht wahr?

Aber solche Freuden, wie die „hochihrigen Geschenke“, trösten dann wieder. Nicht wahr? Schönsten Dank für den ausführlichen Brief, den ich „den hochihren Brief“ getauft habe.

Und so bin ich in herzlicher Liebe
der hochihrige
Sohn Fr.

[«]

128. An Franz Overbeck in Dresden

<Lugano, nach dem 22. März 1871>

Mein lieber Freund und College, wundern Sie Sich nicht über den Exceß meiner Schreibunseligkeit? Ihnen so lange nicht zu schreiben! Ich wundere mich sehr darüber! Glauben Sie mir wenigstens, wie getreulich ich Ihrer gedacht und wie dankbar ich mich an viele Züge Ihrer mitleidigen Krankenpflege erinnert habe. Dank Ihnen, Dank Ihrem Pelz bin ich diesmal noch so leidlich weggekommen — in jeder Bedeutung des Wortes. Es war gewiß die höchste Zeit; denn mir kommt es jetzt, beim Nachdenken über den Baseler Januar, so vor, als ob ich in fortwährender traumhafter Überspanntheit aller Nerven herum gelaufen sei und Ihnen in diesem Zustande gewiß nicht sehr bequem gefallen sei. Und Sie haben mich damals ausgehalten und sind mit mir spazieren gegangen etc. etc. Zum Lohne dafür sollten Sie plötzlich an diesen blauen See versetzt werden — nur um Gottes Willen heute nicht, bei abscheulicher norddeutscher Regenluft und dickem pelzartigen Nebel! Aber vielleicht morgen oder übermorgen! Dann würden wir zusammen nach den ersten Blumen des Frühjahrs suchen und sie vielleicht auch eben so sicher hier finden wie in Dresden, das wie ich glaube Sie in diesen Ferien besuchen werden. Wenn wir eine warme Stelle am See finden sollten, so würden wir uns dort, unter kleinen Schlangen und Eidechsen, niederlassen: obwohl ich meine daß der Plauensche Grund auch diese Genüsse zu schaffen vermag. Wenn uns sehr wohl zu Muthe wäre, könnten wir uns sogar auf einen Kahn setzen und uns auf dem See herumfahren lassen, freilich nicht ohne Fußsack und mit der Wahrscheinlichkeit eines Schnupfens. Sie sehen, daß wir hier auch einige norddeutsche Anwandelungen haben, vielleicht mehr als in der Nordschweiz, die, in Folge des dort constatirten „Deutschenhasses“, auch wohl republikanische, durch ein Referendum zu erzielende und jedenfalls nicht norddeutsche Witterungsverhältnisse hat. Hier neigt man zu Preußen: ja wir haben, ohne jeden Mord, neulich eine Geburtstagsfeier Kaiser Wilhelms uns gestatten können und „lebende“ Bilder gestellt, ohne fürchten zu müssen, daß man auf dieselben schießt. Ja es giebt hier harmlose Deutsche, die sogar die Zither zu spielen wagen, ja es muß sogar bekannt werden, daß hier zwei, seit gestern 4 verkappte preußische Offiziere leben, die ohne jede Waffe am See spazieren und an Feiertagen sogar ihre Uniform tragen. Alles zusammen constatirt ein Wohlbefinden in Lugano, welches sicherlich das in Basel übertrifft und vielleicht nur noch vom Wohlbefinden in jeder deutschen Stadt, jedenfalls in Dresden, übertroffen wird. Es wäre also ein schlechter Lohn, wenn Sie für Ihre an mir bewiesene Mildthätigkeit aus Dresden hierher verzaubert würden: weshalb ich daran denke, Ihnen auf eine andre Art meine Dankbarkeit auszudrücken. Hier ist erstens meine Photographie, die nur zum geringsten Theil zeigt, daß ich mich gebessert habe, gerade aber die wichtigsten Veränderungen im Ganglien- und Saugadersystem nicht wiedergiebt, sondern den Mantel über dieselben gedeckt hat.

Mit diesem, so wie mit Ihrem Pelz verbleibe ich der ich war, frierend und fröstelnd und Ihrer herzlich gedenkend

Ihr dankbarer Freund,
Kamerad und College, ja Mitmensch
Friedr. Nietzsche

[«]

129. An Julius Piccard in Basel

Lugano, 25. März 1871

Lieber und werter Herr Kollege,

Sie haben mich durch Ihren Brief wahrhaft überrascht: wie selten habe ich ein so reines Zeichen der Teilnahme erhalten! Der ganze Tag nahm ein freundliches Gesicht an, der mit dem Empfang dieses Briefes begonnen war. Seien Sie überzeugt, daß ich so einen Zug wie diesen, nie vergessen kann. — Zugleich war es der erste Tag, den ich mit dem trefflichen Heusler zusammen in Lugano verlebte. Durch ihn bin ich wieder über die Baseler Zustände unterrichtet, ja wir bekommen jetzt täglich die Baseler Zeitung hierher. Ich hoffe in der Mitte des nächsten Monats wieder dort einzutreffen und mit Beginn des Mai in die alte berufsmäßige Tätigkeit einzutreten. Daß Sie selbst dieses ganze lange Winterhalbjahr ohne längere Störungen ausgehalten haben, dazu in einem, wie mir scheint, nicht ganz ungefährlichen Klima — hat mich sehr gefreut und gibt mir die besten Hoffnungen für die völlige Wiederherstellung Ihrer Gesundheit. Der Sommer ist in Basel recht erträglich und warm; ich kann heute das Wort „Wärme“ nicht ohne Sehnsucht schreiben. Denn der schöne See ist ganz mit kaltem dichtem Nebel überhängt, und graues Mißvergnügen breitet sich über das Hotel und seine sehr vom Wetter abhängigen Bewohner [+ + +]

[«]

130. An Erwin Rohde in Kiel

Lugano, Hôtel du Parc (wird aber Ende der Woche verlassen.)
<29. März 1871>

Ja, mein lieber Freund, den Bann lösen! Das ist nicht leicht und mir zur Zeit gänzlich unmöglich. Denn ich weiß von der Fortentwicklung der Sache nichts, gar nichts. Vischer hat mir zwar einmal hierher (nach Lugano) geschrieben, aber in seinem Briefe war kein Wort über unser gemeinsames Anliegen. Dagegen erlebte ich noch in Basel vor meiner Abreise und nachdem ich Dir geschrieben, einige Anzeichen, daß der „Philosoph“ Steffensen keinen guten Willen für das Projekt hat. Denke Dir, wie sehr man mich in der Hand hat, wenn man sich auf meine nie verschwiegene Schopenhauerei berufen kann! Zudem muß ich doch auch mich philosophisch etwas ausweisen und legitimieren: eine kleine Schrift „Ursprung und Ziel der Tragödie“ ist dazu fertig gemacht worden, fertig bis auf einige Pinselstriche. Somit glaube ich, daß wir mindestens etwas noch warten müssen, nämlich bis Michaelis, wo sich die Sache, besten Falls, für uns entscheidet. Freilich ist damit der traurige Zustand der Aufregung und Unzufriedenheit, als unser perpetuum mobile, noch recht in die Länge gezogen, und wir haben gute Zeit, unsere philosophische Kaltblütigkeit an einer nicht sehr hoffnungsreichen Erwartung zu erproben! — Das ist nun die Kehrseite meines Einfalls: gelang er schnell und unerwartet, Glorie!, verzögerte er sich, Miserabilität! Wir haben das längere Theil erwählt, das diesmal auch das kürzere ist.

Mein Befinden ist leider noch nicht das Beste; immer noch verbringe ich von zwei Nächten die eine schlaflos. Obwohl ich viel heiterer und ruhiger bin und im Ganzen mich wohl fühle, darf ich doch noch nicht an Reisepläne denken; von Italien erhasche ich den Zipfel und lasse ihn bald wieder fallen. Ich habe noch nicht einmal den Comersee und den Langensee kennen gelernt und bin bereits mehr als 6 Wochen in Lugano. Das Wetter ist im Ganzen wenig italiänisch; von einem Frühling, der mehr wäre als unser deutscher Frühling, habe ich noch nichts gespürt — Selbst die niederen Berge rings herum haben noch Schnee, und bis vor zwei Wochen hatten wir ihn noch im Garten des übrigens guten Hôtels. Abnorm! sagt man mir, ein leidiger Trost, an den ich mich seit meinem Aufenthalte in der Schweiz, bereits gewöhnt habe.

Unter vielen niedergedrückten und halben Stimmungen habe ich auch einige recht erhobene gehabt und davon in dem genannten Schriftchen Einiges merken lassen. Von der Philologie lebe ich in einer übermüthigen Entfremdung, die sich schlimmer gar nicht denken läßt. Lob und Tadel, ja alle höchsten Glorien auf dieser Seite machen mich schaudern. So lebe ich mich allmählich in mein Philosophenthum hinein und glaube bereits an mich; ja wenn ich noch zum Dichter werden sollte, so bin ich selbst hierauf gefaßt. Einen Kompaß der Erkenntniß, wozu ich bestimmt sei, besitze ich ganz und gar nicht: und doch sieht mir, in der Recapitulation, alles so wohl zusammenstimmend aus als ob ich einem guten Dämon bis jetzt gefolgt sei. Daß sich jemand, in dieser Unklarheit der Ziele, ja ohne jenes höchste Streben auf eine Staatsbeamtung hin, doch so klar und ruhig fühlen könne, wie ich mich im Ganzen fühle, habe ich nie geglaubt. Welche Empfindung, seine eigne Welt, einen hübschen Ball, vor sich rund und voll werden zu sehn! Bald sehe ich ein Stück neuer Metaphysik, bald eine neue Aesthetik wachsen: dann wieder beschäftigt mich ein neues Erziehungsprincip, mit völliger Verwerfung unserer Gymnasien und Universitäten. Ich lerne bereits nichts mehr, was nicht sofort in irgend einem Winkel des Vorhandenen einen guten Platz vorfindet. Und am meisten empfinde ich das Wachsen dieser eignen Welt, wenn ich, nicht mit Kühle, aber mit Ruhe, alle die sogenannte Weltgeschichte der letzten zehn Monate betrachte und sie nur als Mittel für meine gute<n> Absichten, ohne jede übertriebene Ehrfurcht vor diesem Mittel, verwende. Stolz und Verrücktheit sind wirklich zu schwache Worte für meine geistige „Schlaflosigkeit“. Dieser Zustand macht es mir möglich, auf die ganze Universitätsstellung als etwas Nebensächliches, ja oft nur Peinliches hinzusehn, und selbst jene philosophische Professur reizt mich eigentlich vornehmlich Deinetwegen, da ich ja auch diese Professur nur als etwas Provisorisches betrachte.

Ach, wie sehr verlange ich nach Gesundheit! Man habe nur erst etwas vor, was etwas länger dauern soll als man selber — dann dankt man für jede gute Nacht, für jeden warmen Sonnenstrahl, ja für geregelte Verdauung! Bei mir sind aber irgend welche inneren Organe des Unterleibes in Zerrüttung. Daher Nerven und Schlaflosigkeit, Hämorrhoiden und Blutgeschmack etc. Sei nur so freundlich, nicht etwa auch jenen vorhin geschilderten Geisteszustand auf das Gangliensystem zurückzuführen! Mir würde sonst um meine Unsterblichkeit bange. Denn ich habe noch nicht gehört, daß Blähungen philosophische Zustände erregen.

Mit diesen — mit diesen Zuständen — mich Dir empfehlend bitte ich Dich recht von Herzen, die Hoffnung noch nicht völlig aufzugeben: ich weiß, wie gern Vischer die Sache betreiben wird. Meine Briefsäumnisse mag ich nicht entschuldigen: aber Du weißt, je mehr man die Freunde braucht, um so weniger pflegt man zu schreiben. Es ist ganz gut — aber doch nicht recht! Darum bekommst Du bald wieder von mir einen Brief. Inzwischen denke meiner wie ich Deiner stets gedenke, lieber Freund!

F.N.

[«]

131. An Elisabeth Nietzsche in Lugano

<Lugano, 2. April 1871>

Motto:
Silentium! Silentium!
Macht kein Reden und Gesumm!
(R. Wagner)

Reise-ordre.

Heute Abreise mit der Gotthardtpost,
in Wäggis am Vierwaldstätter See
einwöchentlicher Aufenthalt
zur Nach-Kur.
Abreise heute, so viel ich weiss, um 6 Uhr.

[«]

132. An Erwin Rohde in Kiel

Basel
Ostermontag. <10. April 1871>

Mein lieber Freund

ich bin nach Basel zurückgekommen und beeile mich, meinem Versprechen getreu, Dir einen zweiten Brief zu schreiben, damit ich endlich aus der

Verdammniß der Briefunseligkeit erlöst werde. Übrigens bin ich auch seit heute Nachmittag im Stande, das gewünschte Zauberwort zu sprechen, das Wort „es ist nichts!“

Lieber Freund, ich leide an dem bittern Gefühl, Dir Hoffnungen erregt zu haben, um sie jetzt vernichten zu müssen. In meiner Abwesenheit hat man einen jungen talentvollen Aristoteliker entdeckt, mit der Fackel Trendelenburgs in der Hand; und somit sitze ich wieder als bescheidener philologus auf dem Katheder, und alle philosophischen Träume, seit 6 Wochen genährt und mit Deinen Hoffnungen getränkt, gehen zum Teufel der Lüge und des Schwindels.

Nun hast Du einmal einen Grund, mir ernstlich böse zu sein. Was für Dummheiten habe ich gemacht! Und wie sicher war ich in meinen Combinationen! Kaum darf ich mich hinter den Bettschirm meiner krankhaften Zustände verstecken; freilich war es ein in schlafloser Fiebernacht erzeugter Gedanke, und ich dachte da ein Heilmittel gegen Krankheit und Nerven gefunden zu haben — das Zusammensein mit Dir, mein lieber Freund!, das nun jetzt wieder in die graueste Ferne gerückt wird.

Und es giebt so gar nichts Erfreuliches, was uns dabei trösten könnte! Bei mir herrscht der philologische Ekel!

Ich war die letzten Tage in Tribschen, wo man Deiner herzlich gedenkt und sich mit mir an der Hoffnung erfreute, daß unser Plan gelingen werde. Dort hat man wieder die größten Dinge vor; dort ist Lebensluft für uns.

Ich kann nicht mehr schreiben. Deinetwegen erscheint mir dieser Tag so trostlos. Zwei schlaflose Nächte seit meiner Rückkehr, und ich glaubte gesund zu sein! Und nun kommt noch das bittere Gefühl, den besten Freund unwissend getäuscht zu haben!

Auch fühle ich mich recht unwohl.

Verzeih mir, lieber getreuer Freund, es war alles gut gemeint, aber was können wir gegen die Dämonen?

FN.

[«]

133. An Wilhelm Engelmann in Leipzig (Entwurf)

<Basel, 20. April 1871>

Sie haben Sich mir einmal in gefälligster Weise zum Verleger angeboten: nun lassen Sie uns sehen, ob Ihnen nicht das gefällt, was ich Ihnen heute anbieten möchte Ich habe eine etwa 90 Druckseiten füllende Broschüre ausgearbeitet, die den Titel haben soll: „Musik und Tragödie“; von ihr schicke ich Ihnen den Anfang im Manuscript. Wie Sie ersehen werden, suche ich auf eine völlig neue Weise die griechische Tragödie zu erklären, indem ich einstweilen von jeder philologischen Behandlung der Frage völlig absehe und nur das aesthetische Problem im Auge behalte. Die eigentliche Aufgabe ist aber dann, Richard Wagner, das sonderbare Räthsel unsrer Gegenwart in seinem Verhältniß zu der griech. Tragödie zu beleuchten. Ich glaube versichern zu können, daß der ganze letzte Theil für unsre musikal. Öffentlichkeit von aufregender Bedeutung sein muß: vergleiche ich wenigstens das, was über das gleiche Problem etwa von Hanslick und Andern neuerdings gesagt worden ist und schließe ich nach den Wirkungen, die einzeln vorgelesene Stücke meiner Arbeit auf meine Freunde gemacht haben: so kann ich nicht anders glauben als daß das allerweiteste denkende Publikum sich für diese Schrift interessiren muß. Um diesen mich verständlich zu machen, habe ich auf die stilistische Darstellung und Deutlichkeit besonderen Fleiß gewandt.

Ich wünsche aber, daß diese Schrift durchaus als schönwissenschaftliche Broschüre behandelt werde und bitte Sie deshalb, im Falle daß sie von Ihnen acceptirt werden sollte, selbige diesem Wunsch gemäß auszustatten. Um Einiges zu nennen, so ziehe ich zu diesem Betracht deutsche Lettern und zwar große deutsche Lettern vor, großes Oktavformat, mit keinesfalls mehr als 28—32 Zeilen und vor allem — schönes Papier. Falls Sie mit mir einverstanden sind, so schicken Sie mir recht bald eine Satz- und Papierprobe: und zugleich auch einen Vorschlag im Betreff des H<onorars>.

Wir könnten sofort mit dem Drucke beginnen.

[«]

134. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel

Basel Samstag. <27.Mai 1871>

Verehrter Herr Rathsherr,

ich muss mich sehr entschuldigen, dass ich gestern die Sitzung der Conferenz des Paedagogiums versäumt habe; durch einen Zufall ist mir die Einladung dazu erst eine Stunde nachher, als es bereits zu spät war, zu Gesicht gekommen. —

Die Nachrichten der letzten Tage waren so schrecklich, dass ich gar nicht mehr zu einer auch nur erträglichen Stimmung komme. Was ist man, solchen Erdbeben der Cultur gegenüber, als Gelehrter! Wie atomistisch fühlt man sich! Sein ganzes Leben und seine beste Kraft benutzt man, eine Periode der Cultur besser zu verstehen und besser zu erklären; wie erscheint dieser Beruf, wenn ein einziger unseliger Tag die kostbarsten Documente solcher Perioden zu Asche verbrennt! Es ist der schlimmste Tag meines Lebens. —

Meine Absicht war, Pfingsten zu verreisen: aber ich fühle mich nicht wohl und bleibe hier. Am Mittwoch hatte ich mit Wagner, der mich begleitete, gehofft, Sie vielleicht auf dem Bahnhofe in Luzern zu sehen.

Übrigens, hat mir der Wirth in unserem Hôtel bei meiner Abreise, die etwas eilig war, die Rechnung nicht gebracht; ich darf Sie wohl bitten, dass Sie mir die halbe Summe Ihrer Rechnung gelegentlich einmal angeben.

Ich komme in diesen Tagen zu Ihnen, um mich nach dem Resultat der Luzerner Candidatur zu erkundigen.

Ihr sehr ergebener
Friedr Nietzsche.

[«]

135. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel 7. Juni 1871>

Mein lieber, um so getreuerer Freund,

als ich durch mein sträfliches Nichtschreiben wirklich die schwärzesten Gedanken bei Dir erwecken könnte; und sie doch, wie Deine Briefe bezeugen, bei Dir nicht wachsen wollen. Im Grunde würde mir auch Unrecht geschehn, wenn Du mich nach dem Thermometer der Briefe bemessen wolltest. Nach Deinem vorletzten, mich wahrhaft ergreifenden Briefe war ich gänzlich unvermögend, zu schreiben; ich freute mich innerlich und täglich unseres Einvernehmens und unseres gemeinsamen, trotz der Entfernung ungestörten und unisonen Fortschreitens auf gleichen Bahnen, für welches Deine Bemerkungen über das Dionysische geradezu ominös sind, wie früher einmal unsre unbewußt gleichzeitigen Studien der Romantiker.

Wie schwer ich das Loos nehme, von Dir jetzt getrennt zu sein, wissen am stärksten die Tribschener Freunde, die von Dir die allerbesten Meinungen und

Hoffnungen haben.

Könnten wir nun nicht ein Mittel finden, Dich etwa nach Zürich zu bringen, welches Benndorf im Herbst verlassen wird? Ich will mich einmal nach den dazu nöthigen Schritten erkundigen, auch in diesen Tagen einmal an Ritschl schreiben.

Im Herbst komme ich, aus den bewußten Gründen, nicht nach Leipzig. Um so nöthiger ist es, unsre Sommerpläne festzuhalten.

Mir ist nun, bei häufiger Angegriffenheit und Schlaflosigkeit, sehr gerathen, hohe Alpenluft aufzusuchen: und ich habe mich schon in einer kleinen Pension im Berner Oberland mit meiner Schwester angemeldet. Ich gehe dorthin am 15 Juli und bleibe bis 14 August: dann giebt es Sommersemester, zweite Hälfte, bis Ende September. Es fehlt mir dies Jahr an Geld, wegen meines Frühlingsaufenthaltes in Lugano; und ich muß mich deshalb im Sommer sparsam einrichten. In jener Pension zahle ich für Alles 4 frs.

Mir erscheint es nun höchst wichtig, mit Dir mich einmal ernsthaft und anhaltend über mehrere Pläne zu verständigen. Brieflich kann ich nichts sagen. Ich rechne bei allen meinen Absichten, besonders im Punkte des Erziehungswesens, vor Allen auf Dich und zuerst immer allein auf Dich. Dann fällt mir mitunter ein, daß für solche Dinge nichts wichtiger ist, als uns gemeinsam hineinzuleben: während ich bis jetzt Dich noch nicht einmal oberflächlich benachrichtigt habe. Dann aber klingt mir aus jedem Deiner Briefe, so auch wieder aus dem letzten, eine so verwandte, innerlich vertraute „Melodei“ entgegen, daß ich immer meine, auch unsre Pläne müßten, auch ohne gegenseitige Verständigung, dieselben sein.

Mein Büchlein, dessen Geburt ich Dir von Lugano aus mit rechtem Gegacker — so ich mich recht erinnere, ankündigte, ist bis jetzt an der Verlegernoth verkümmert. Ein Aufsätzchen habe ich ausgeschält und es auf meine Kosten in Basel drucken lassen: es ist die Umarbeitung jenes früheren Vortrags „Sokrates und die Tragoedie“. Ein anderes Stück „über das Dionysische und Apollinische“ wird wohl in den „Preußischen Jahrbüchern“ erscheinen; falls man es annimmt, woran ich zweifle. Schließlich läuft bei mir alles auf das theure Vergnügen hinaus, eine Bibliothek lauter unedirter, doch zierlich gedruckter Schriftchen zu besitzen. — Meine Homerrede hast Du doch? Ich freue mich auch auf eine Homerunterhaltung mit Dir. Jetzt lese ich „Einleitung und Encyclopädie“, zum Staunen meiner Zuhörer, die sich schwerlich in dem Bilde wiedererkennen, das ich von dem idealen Philologen entwerfe.

Vorgestern habe ich Kinkel junior, sehnsüchtigen Privatdozenten in Zürich (doch ohne Perspektiven) wieder gesehn, nach fünf Jahren. Ein anderer Züricher Dozent, der zu unserer Zeit in Leipzig studirte und uns — natürlich — kannte, versetzte mich lebhaft in jene schöne Epoche. Er hatte eine so treue Erinnerung von unserem Wesen und Reden, citirte zB. Ansichten von mir, die ich im Colleg zu meinen Bekannten — doch wohl überlaut — geäußert haben muß, kurz bewies mir, wie anerkannt unsere Situation war. Er hieß Dr. Gröber. Von Wölflin habe ich das Allerbeste über die „Acta“, speziell Andresens Aufsatz gehört, desgleichen von Hagen, über Jungmann, und beide, listiger Weise, zu einer Recension „gesteigert.“

Die Absicht der Berliner Reise Wg’s war, den akademischen Vortrag zu halten und seine Baireuther Pläne zu sichern: dahingegen einer drohenden Berufung als Generalmusikdirektor auf jede Weise vorzubeugen. Alles ist gelungen, und in 2 Jahren erleben wir die Aufführung des „Nibelungenringes.“ — Wie schön und richtig hast Du die Meistersinger empfunden! — Ich habe mit Wagner die vorläufige Idee eines Reformations-journals besprochen, wobei wir auch Deiner vor Allem gedachten. Kurz, Vieles ist im Werk: wir wollen uns in Allem treu bleiben. Lebwohl, liebster Freund.

[«]

136. An Friedrich Ritschl in Leipzig

<Basel,> 7 Juni 1871.

Verehrtester Herr Geheimrath,

mit dem herzlichsten Danke für Ihren Brief, der mich nach jeder Seite hin beruhigt und aufgeklärt hat, verbinde ich heute die Anzeige, dass ich im Herbste nicht nach Leipzig zur Philologenversammlung kommen werde und meinen vorjährigen Antrag, einen Vortrag zu halten, zurückziehen muss. Nachdem ich weiss, dass Sie nicht präsidiren, versteht sich dies Alles von selbst. Im gleichen Sinne schrieb mir auch dieser Tage Freund Rohde aus Kiel. — Dabei ist es aber nicht unmöglich, dass ich dieses Jahr irgend wann einmal nach Leipzig komme, um Sie zu besuchen: eine Aussicht, die ich mir durch den oben gemeldeten Entschluss nicht rauben lassen möchte.

In Betreff Rohde’s möchte ich mir die Anfrage erlauben, ob Sie nicht ein Mittel wissen, wie man ihn in Zürich, an Benndorfs Stelle, zum Vorschlag bringen könnte. Mir liegt erstaunlich viel daran, ihn in meine Nähe zu bekommen. Und dass er jene Stellung mindestens so gut verdient als etwa Dilthey (von dem ich neulich munkeln hörte), ist ja keine Frage. Ich halte ihn, ohne alle freundschaftlichen

Übertreibungen, für eine der reichsten philologischen Kräfte und Begabungen, die wir für die Zukunft zu wünschen haben.

Kürzlich sprach sich Wölflin sehr lobend über Andresen's Aufsatz in den „Acta“ aus, desgleichen Hagen in Bern über Jungmanns Fulgentius. Ich habe beide zu einer Recension zu gewinnen gesucht.

Sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin (der ich nächstens einen geheimen Aufsatz von mir senden werde) bestens empfehlend, auch Namens meiner Schwester, die mich, bei meinen ungleichen Gesundheitsverhältnissen, hegt und pflegt,

bin ich
Ihr getreuer
Friedrich Nietzsche
in Basel.

[«]

137. An Wilhelm Engelmann in Leipzig

<Basel, Juni 1871>

Sehr geehrter Herr

da ich, im Fall einer Annahme des Manuscriptes, um eine baldige Antwort gebeten hatte, so bin ich jetzt gewiß zu dem Glauben berechtigt, daß das Manuscript, aus irgendwelchen Gründen, nicht Ihre Zustimmung erlangt habe: weshalb ich mir gestatten dürfte, bereits in anderer Weise über dasselbe zu disponiren.

Ich bitte Sie daher dasselbe jenem Herrn Dr. Romundt einhändigen zu wollen, der schon einmal den Auftrag hatte, es von Ihnen abzuholen.

Mit der angelegentlichen Bitte, daß dies bald geschehe, zeichne ich als Ihr

ergebenster
Prof. Nietzsche in
Basel

Dr. Romundt wohnt Schützenstr. 8, 3 Treppen

[«]

138. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Samstag Mittag.
<Basel, 17. Juni 1871>

Verehrtester Herr Geheimrath,

hier, zunächst dem herzlichen Bedauern über das Befinden Ihrer Fräulein Tochter, nur etwas Vorläufiges: von Tag zu Tag bekommen Sie mehr von mir zu hören. Heute habe ich nur wenig direkt ermitteln können, aber verschiedene Fäden angeknüpft, um schon morgen im Besitze genauerer Details zu sein.

Die mir am besten bekannten Familien sind zufällig nicht in Ragaz gewesen oder in einer Zeit, die über den jetzigen Zustand keine Schlüsse zuläßt. Die eigentlich „Kranken“ sind zudem meistens in dem — übrigens melancholisch düsteren — Pfäffers gewesen.

Ragaz gilt als „warm“ (doch nicht im Sinne eines Leipziger Sommers), hat weniger trübe und regnerige Tage als die hohen Kurorte und gestattet, bei seiner freien Lage, Spaziergänge in der Ebene: der schönste Weg, fast eben, nach dem genannten Pfäffers, ist schattig und schön. — Sind nicht die Naumburger Wachsmuths einmal im Sommer und auch neuerdings dort gewesen? — Frau Vischer hat mir aus dem Kreise ihrer Verwandten baldige und spezielle Nachrichten versprochen: desgleichen ihr Schwiegersohn, Hr. G. Fürstenberger, der einen mehrere Jahre in Ragaz thätig gewesenen und daher genau unterrichteten Baseler Architekten (oder Ingenieur?) Frey kennt. Dabei kam eine Pension zur Sprache, die ein ehemals in Basel studirender Pfarrer Steiger besitzt und die etwa 10 Minuten von Ragaz entfernt ist. R. hat übrigens den Ruf eines unterhaltenden aber theuren Bades; es giebt sehr schöne neue Hotels und vortreffliche Bäder. (Ärztlich—Genaues bei Meyer-Ahrens, „die Heilquellen der Schweiz“, das Ihre Universitätsbibliothek besitzen muß.) Ein ausführliches Buch über Ragaz wird diese Tage bei Ihnen eintreffen. Pensionseinrichtungen sind überall, wohl mit Ausnahme des allerersten Hotels; die Preise etwas höher als in Interlaken. Über diesen Punkt verspreche ich noch genaue Informationen.

Von den 15 Personen, die ich heute über R. ausgefragt habe, ist bald etwas zu erwarten: worauf ich Sie heute vertrösten muß. Auch werde ich in Erfahrung bringen, wer von den Baselern diesen Sommer nach R. geht. Die Quellen gelten als sehr heilkräftig, trotz ihres totalen Mangels nachweisbarer Grundelemente. —

„Schwyzerwirthschaften“, im angedeuteten Sinne, sind dort gar nicht mehr anzutreffen. „Gute Gesellschaft“ ist viel wahrscheinlicher als das Gegentheil: so daß man gewiß auch auf „gute Geselligkeit“ rechnen darf.

Mit der Bitte, heute mit diesem Prooemium fürlieb zu nehmen, verheißt Ausführliches

Ihr getreuer
F Nietzsche.

[«]

139. An Auguste Forst in Wiesbaden

<Basel,> Am 21 Juni 71.

Mein verehrtes Fräulein,

wir haben neuerdings in unserer Familie kein angenehmeres Ereigniß erlebt als jenes allerneuste, durch das Sie mit uns verwandt geworden sind. Habe ich gleich bis jetzt noch nicht die Freude genossen, Sie persönlich zu sehen und zu sprechen, so weiß ich doch jenes Ereigniß nach seinem vollen Werth zu ermessen, Dank meiner Schwester, die mir schon oft und immer sehr eingehend von den ausgezeichneten Qualitäten ihrer Freundin zu berichten wußte. In diesem Sinne glaube ich vor allem auch meinem trefflichen Onkel Oskar Glückwünsche schuldig zu sein, welche Sie an ihn in meinem Namen und Auftrag gewiß schöner ausrichten werden, als mir dies selbst, einem in Verlobungsfreuden Unerfahrenen, gelingen dürfte. Dabei vergesse ich nicht, welch eine bevorzugende Liebenswürdigkeit in der freudigen Eile beider Verlobten lag, das Glück des Tages sofort und ungesäumt nach Basel zu melden. Dafür mich herzlich bedankend und nach allen Seiten hin das Glück wünschend, dessen Sie in so hohem Maaße würdig sind, verspreche ich Ihnen von jetzt ab zu sein, was ich bis jetzt nicht sein konnte

Ihr Sie verehrender Neffe
Dr. Friedrich Nietzsche
Prof. o. p. in Basel.

[«]

140. An Carl von Gersdorff in Marienbad

Basel 21 Juni 1871.

Mein lieber, theurer Freund,

So bist Du mir denn glücklich erhalten und integer aus den ungeheuren Gefährlichkeiten heimgekehrt. Endlich wieder darfst Du an friedliche Beschäftigungen und Aufgaben denken und jene furchtbare kriegerische Episode als einen ernsten, doch vorübergeflohenen Traum Deines Lebens betrachten. Nun winken neue Pflichten: und wenn Eins uns auch im Frieden bleiben mag aus jenem wilden Kriegsspiel, so ist es der heldenmüthige und zugleich besonnene Geist, den ich zu meiner Überraschung, gleichsam als eine schöne unerwartete Entdeckung, in unsrem Heere frisch und kräftig, in alter germanischer Gesundheit gefunden habe. Darauf läßt sich bauen: wir dürfen wieder hoffen! Unsre deutsche Mission ist noch nicht vorbei! Ich bin muthiger als je: denn noch nicht Alles ist unter französisch-jüdischer Verflachung und „Eleganz“ und unter dem gierigen Treiben der „Jetztzeit“ zu Grunde gegangen. Es giebt doch noch Tapferkeit und zwar deutsche Tapferkeit, die etwas innerlich Anderes ist als der élan unserer bedauerungswerthen Nachbarn.

Über den Kampf der Nationen hinaus hat uns jener internationale Hydrakopf erschreckt, der plötzlich so furchtbar zum Vorschein kam, als Anzeiger ganz anderer Zukunftskämpfe. Wenn wir uns einmal persönlich aussprechen könnten, so würden wir übereinkommen, wie gerade in jener Erscheinung unser modernes Leben, ja eigentlich das ganze alte christliche Europa und sein Staat, vor allem aber die jetzt überall herrschende romanische „Civilisation“ den ungeheuren Schaden verräth, der unserer Welt anhaftet: wie wir Alle, mit aller unserer Vergangenheit, schuld sind an solchen zu Tage tretenden Schrecken: so daß wir ferne davon sein müssen, mit hohem Selbstgefühl das Verbrechen eines Kampfes gegen die Cultur nur jenen Unglücklichen zu imputiren. Ich weiß, was es sagen will: der Kampf gegen die Cultur. Als ich von dem Pariser Brande vernahm, so war ich für einige Tage völlig vernichtet und aufgelöst in Thränen und Zweifeln: die ganze wissenschaftliche und philosophisch-künstlerische Existenz erschien mir als eine Absurdität, wenn ein einzelner Tag die herrlichsten Kunstwerke, ja ganze Perioden der Kunst austilgen konnte; ich klammerte mich mit ernster Überzeugung an den metaphysischen Werth der Kunst, die der armen Menschen wegen nicht da sein kann, sondern höhere Missionen zu erfüllen hat. Aber auch bei meinem höchsten Schmerz war ich nicht im Stande, einen Stein auf jene Frevler zu werfen, die mir nur Träger einer allgemeinen Schuld waren, über die viel zu denken ist! —

Hier folgt eine Abhandlung, die von meinem philosoph. Treiben etwas mehr verräth als es der Titel andeutet. Lies sie mit Wohlwollen; ich habe noch Vielerlei vor und bereite mich auch auf einen Kampf vor, an dem, wie ich weiß, meine

Freunde starken Antheil haben werden. Wie viel wäre mündlich zu besprechen, mein theurer Freund! Und wann darf ich einmal auf Deinen Besuch hoffen?

Über Wagner wirst Du durch die Norddeutsche Allg. vielerlei und wie ich denke, nur Gutes gehört haben: auch über die großen Baireuther Pläne. Es ist Alles im schönsten Gange. — In Tribschen hat man Dich in gutem Gedächtniß: ich habe erzählt, daß Du mir Deinen Besuch für den Sommer versprochen hättest.

Mein Befinden ist diesen Sommer besser. Die Witterung ist übrigens höchst wechselvoll. Heute haben wir Sturm und kalten Regen. Im Sommer, vom 15 Juli bis 13 August bin ich in Gimmelwald, bei Mürren, im Berner Oberlande, zusammen mit meiner Schwester. Wir sind dort in einer kleinen, wundervoll gelegnen Pension bereits angemeldet.

Bist Du denn Zeuge des Berliner Einzugs gewesen? —

Nochmals, mein lieber Freund; ich bin glücklich im Gedanken an Deinen baldigen Besuch. Der Rathsherr Vischer (der als Student öfters im Hause Deines Großvaters in Weimar war) freut sich auch auf Dein Hiersein. Denn alle meine Bekannten wissen von Deinen Schicksalen.

Lebe recht wohl und immer besser: Du hast es verdient.

Ich bitte darum, Deinen verehrten Eltern empfohlen zu werden und bin, was ich war,

Dein treuer Freund
Friedrich Nietzsche.

[«]

141. An Wilhelm Engelmann in Leipzig

<Basel,> 28 Juni <1871>

Geehrtester Herr

mich für Ihre Anerbietung bestens <bedankend> und mit den Bedingungen einverstanden, muß ich doch, zu meinem Bedauern wiederholen, was ich schon in meinem letzten Briefe Ihnen schrieb: daß ich bereits von Neuem über mein Manuscript disponirt habe und Verhandlungen eingegangen bin, die wieder abzubrechen ich jetzt nicht mehr in meiner Hand habe. Sollten diese doch noch sich zerschlagen, so will ich Ihnen gern davon Notiz geben.

Inzwischen aber brauche ich, unter allen Umständen, mein Manuscript, an dem einige Veränderungen zu machen sind und bitte nochmals dasselbe Hrn. Dr.

Romundt in Leipzig (Schützenstr. 8, 3 Treppen) gefälligst zusenden zu wollen.

Ihr ergebenster
Dr. Nietzsche
Prof. in Basel

[«]

142. An Paul Deussen in Marburg

Basel 2 Juli 71.

Mein lieber Freund,

ich habe von Deinen Plänen gehört und über sie nachgedacht. In dieser Doppelheit der Stellung, theils als Gymnasiallehrer, theils als Universitätsdocent liegt zunächst etwas sehr Werthvolles. Ich würde Dich jedenfalls bitten, Deine Schulstellung ja nicht aus Überdruß an sogenannter „Schulmeistern“ preiszugeben. Es ist unsre hoffnungsreichste Position: und wer, wie ich, an die durchgreifendsten Reformen des Erziehungswesens gedacht hat, weiß diese Praxis, die reiche Empirie einer Gymnasiallehrerstellung hoch zu schätzen. Denn dort müssen wir anfangen, unsre ernsthaftere Weltbetrachtung zum Ausdruck zu bringen. Die Universität ist schwerlich der fruchtbringendste Boden dazu. — Über Universitäten müssen wir uns einmal mündlich verständigen. Wann wirst Du mir einmal mittheilen, daß wir uns sehen, wiedersehen wollen? Was sind Briefe!

Hier ein Aufsatz, das zweite Stück eines größeren, der langsam zum Druck kommt. Lies ihn so, wie er verfaßt ist, und laß Dich nicht abschrecken, wenn einige Kunstausdrücke kommen, die im ersten, vorangehenden Theile des Aufsatzes ausführlich motiviert sind. Es ist dies nur ein Druck für meine Freunde (wie früher der „Homer“) Also keine Publikation! Schreibe mir bald und ausführlich Deine Empfindungen darüber: es wird mir das über Deine philosophische Entwicklung am lehrreichsten sein.

Mein guter Freund, ich wiederhole, wann sehen wir uns?

In alter Treue
F Nietzsche.

[«]

143. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Basel 11 Juli 71.

Recht lange, meine liebe Mutter, hast Du von mir keinen Brief bekommen. Das kommt davon, wenn Lisbeth bei mir lebt, da wird sofort die Correspondenz einbeinig. Gestern haben wir ihren Geburtstag gefeiert, wie? wird sie Dir selbst erzählen. Leider war sie den Tag über nicht ganz wohl. Wir sind hier in der Periode der fortwährenden Gewitter: gestern hatten wir in einem Tag ungefähr sieben. Dazwischen — wie augenblicklich <—> ist die Hitze und Schwüle unerträglich, wir sind wie in einem Dampfbade und sehnen uns sehr nach einem kühlen Aufenthalt. — Meine Gesundheit hat das letzte Vierteljahr Stand gehalten, nur einige kürzer vorübergehende Leidenszustände ungerechnet. Im Ganzen bin ich recht zufrieden, doch merke ich schon wieder, daß ich 10 Wochen hintereinander unterrichtet habe. Das ist doch recht angreifend.

Du hast in Naumburg jetzt bekümmerte Tage der armen Laubscher's wegen erlebt und ich denke mir, daß Du recht trübgemuth zu Hause sitzen wirst. Lisbeth sagt mir gar, daß Du Dich Deines Auskommens halber sorgst. Ich mache Dir selbst folgendes Anerbieten, das Du einfach annimmst, ohne Lisbeth oder andern Menschen etwas davon zu sagen. Erstens bitte ich Dich, die kleine Summe, die Du von meinen Zinsen für Dich abgezogen hast, (wie mir Lisbeth heute sagt) als ein kleines Geschenk von mir anzunehmen. Sodann betrachte die Zinsen der 200 Thl., die Oskar mir seit Ostern schuldet, als die deinigen: so lange jetzt Oskar mir das Geld schuldet, gehören die Zinsen Dir. Nur bitte ich Dich, Oskar nichts davon zu sagen. Drittens bitte ich Dich, von meinen Eisenbahnpapieren Dir eins auszuwählen, nach Deinem Ermessen, welches Du haben willst: verwerthe es, wie Du Lust hast: ich meine, versilbere es und benutze es zu Deinen Bedürfnissen! Damit wird ja Deiner augenblicklichen Sorge wohl etwas abgeholfen sein. Ich selbst gestatte mir diesen Scherz als eine Nachfeier von Lisbeths Geburtstag und bitte nur darum, daß der Scherz verschwiegen bleibt und zweitens, daß Du ihn sans façon annimmst. Ich nehme einen Dank Deinerseits dafür gar nicht an.

Jetzt schlägt meine Stunde zum Mittagessen. Ich wünsche Dir guten Appetit und Heiterkeit,

Dein alter Sohn.

144. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel,> 12 Juli 71.

Mein lieber Freund,

entschließe Dich kurz zu einer Bewerbung um die eben ausgeschriebene Professur der Philologie in Zürich. Ich bitte und beschwöre Dich, thue es sofort!

Die Professur lautet zunächst auf die Realfächer der klassischen Philologie und antike Kunstgeschichte.

Beginn der Professur: das Sommersemester 1872.
Die Anmeldung muß bis 31 Juli gemacht sein.

Addressiere: Herrn Sieber, Director des hohen Erziehungswesens
in Zürich.

Anrede im Brief: „An eine hohe Erziehungsdirektion.“

Lege alle Deine Schriften und Aufsätze bei, schildere Deinen Bildungsgang recht ausführlich und überzeugend und berufe Dich so stark als möglich auf Ritschl’s Urtheil und das Urtheil Deiner Kieler Collegen, auch — si placet — auf mich und Vischer. Schreibe doch darüber an Ritschl und bitte ihn um ein testimonium. Ich bitte Dich dringend, thue alles, damit wir in die Nähe kommen. Sodann schreibe doch auch einen recht freundlichen Privatbrief nach Zürich, an Professor jur. Osenbrüggen, der mich gut kennt und gern hat und dem ich schon von Dir erzählt habe, theile ihm mit, was Du gethan hast und frage ihn was etwa noch für Dich zu thun sei.

Wir müssen alle energischen Mittel anwenden.

Ich schreibe in größter Eile, damit Du keine Zeit zu verlieren hast.

Die Bewerbung wird stark sein.

Ich reise am Samstag in die Ferien.

Addresse: Gimmelwald bei Lauterbrunnen im Berner Oberland, Hôtel Schilthorn.

Dein treuer Freund.

[«]

145. An Richard Meister in Leipzig

<Basel,> 14 Juli 1871.

Lieber Herr Meister,

Sie haben mich durch Ihren Brief sehr erfreut und keinesfalls, wie Sie dies in aller Bescheidenheit vermutheten, gelangweilt. Ich bitte Sie, wie sollten mich Nachrichten vom Vereine langweilen, nachdem es mir viel Langeweile gemacht hatte, so lange Zeit gar nichts von ihm zu hören, so daß seine Existenz für mich nicht über alle Zweifel sicher stand. Nun weiß ich daß er noch lebt: und es wäre, im Vertrauen gesagt, bei dem numerisch glänzenden Aufschwunge der Leipziger Philologenschaft, recht schmählich, wenn er nicht mehr lebte. Sorgen Sie jetzt dafür, daß er mit Ehren wächst und das bleibt, was er in den Jahren 65—67 dh. in den Jahren meiner Erinnerung, war, nämlich der Mittelpunkt und gemeinsame Herd aller wirklich produktiven und ernsthaft gesinnten Philologen. Ich bedauere es oftmals, daß ich nicht mehr den bequemen Zugang zu diesem Vereine habe, wie früher; gerade einer solchen Zuhörerschaft, wie ich sie jetzt unter Ihrem Präsidium voraussetze, hätte ich so mancherlei persönlich zu sagen, zur Kräftigung und Förderung aller der Pläne, die ich auf dem Herzen trage und die recht eigentlich das Herz der klassischen Philologie berühren. Wir dürfen noch auf eine Wiedererweckung des hellenischen Alterthums hoffen, von der unsre Väter nichts geträumt haben. Glauben Sie nur das nicht, daß wir mit einer abgegrasten und verkümmerten Wiese, als dürres Weidevieh, uns zu begnügen hätten! —

In diesem Sinne grüßen Sie den Verein von mir, der überzeugt sein darf, daß ich für ihn thun werde, was man von mir verlangt und wozu mich übrigens meine eigne Dankbarkeit jederzeit treibt.

Mit freundlichen Grüßen
bin ich
Ihr
Dr Friedr. Nietzsche
P. o. p. in Basel.

[«]

146. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, Mitte Juli 1871>

Mein lieber Freund,

nochmals einen herzlichen Gruß, als Begleitschein meiner Litteratur.

F. N.

— Mein früher erwähntes Büchlein hat keinen Verleger gefunden, ich bringe es jetzt stückweise zur Welt: welche Tortur für die Gebärende! —

— Ich habe wegen Zürich an Ritschl geschrieben. Er recognoszirt bereits. —

[«]

147. An Erwin Rohde in Kiel

<Gimmelwald bei Lauterbrunnen, 19. Juli 1871>

Mein lieber Freund,

in der erhabensten Gebirgseinöde habe ich soeben Deinen Brief empfangen und antworte ungesäumt, obschon ich nichts zu schreiben habe als: „Traurig! Es geht wieder einmal nicht! Welch' sonderbare Constellation!"

In derselben Viertelstunde, in der ich an Dich meine exhortativen Zeilen richtete, schrieb ich mit ähnlicher Dringlichkeit an Romundt — und mit ähnlichem Effekt! Unglückliche Viertelstunde, in der ich unser Dreier Loos an einen Faden zu ketten hoffte! Ich bot Romundt eine stattliche Lehrerstellung in Bern an (mit 3—4000 frs. Gehalt und mäßiger Stundenzahl an einem höhern Gymnasium) Mit Deinem Brief zugleich bekomme ich seine Antwort: er ist mit der Proposition zufrieden, kann sie aber nicht annehmen, weil er eben eine Hauslehrerstelle in Nizza angenommen hat!

— Ich hoffe nun sicherlich, schon des Parallelismus wegen, daß Du auch in Kürze, trotz Forchhammer, Dein Nizza erreichst.

Übrigens ist es miserabel vom Schicksal, uns zu trennen. Schließlich zwingt mich dasselbe noch zu viel extremeren Maßregeln.—. Ich will ja wahrhaftig nichts meinetwegen, aber es ist nöthig, daß wir zusammen sind, wie Dir sofort deutlich sein würde, wenn wir wieder ein Paar Tage zusammen gelebt haben werden, nöthig unserer beiderseitigen Bestimmung halber, deren vorgezeichnete Bahn ich schon deutlicher zu erkennen glaube.

Lassen wir uns durch das Schicksal nicht verdrießlich machen, sondern nur muthiger und radikaler! —

Es fällt mir ein, daß ich Dir neulich ein Exemplar meines „Sokrates", sammt einem zweiten für Ribbeck, durch die Post als Paket zugeschickt habe. Ich ärgere mich sehr, wenn es, wie es scheint, nicht angekommen ist. — In Leipzig habe ich diese Abhandlung durch Romundt im philologischen Verein vorlesen lassen und auch sonst bekannt gemacht, mit einiger „Sensation“, wie mir Romundt schreibt.

Hier, in der Wildniß, hoffe ich wieder wie Danae, auf einen Regen, wenigstens auf ein Tröpfeln von guten Einfällen, denn ich habe mir eine schwierige Aufgabe gestellt, die in der Ebene zu lösen ich verzweifle.

Und nun, lieber Freund, denke an mich als an Einen, der kein Mittel unversucht läßt, Dich in seine Nähe zu bringen, der auch bisjetzt die Hoffnung keineswegs für alle Zeiten aufgiebt.

Für Zürich, höre ich, haben Dilthey in Bonn und Matz einige Aussichten. Ich verdanke diese Notiz dem ekelhaften Lucian Müller, der von Petersburg aus nach der Schweiz kommt und mich — mich! — mich!! belästigt hat.

Mit mir zusammen ist der Ritter des eiser. Kreuzes Carl von Gersdorff, mein alter, trefflich sich bewährender Freund.

In steter Treue
Dein Freund F N.

Gleiche Adresse (Gimmelwald) wie bei dem letzten Brief.

Man will nicht in Zürich „vor allem einen Archäologen“; auch schätzest Du Deine Capacität für griech. Kunst zu gering. Man will einen Vertreter der Alterthümer und dann zweitens einen Sprachphilologen und drittens endlich einen, der einige allgemeinere archäolog. Collegien liest! — Aber freilich! Die sonderbare, in der Luft schwebende Professur verpflichtet Dich leider Gottes zum passiven Zuschauen und Geschehenlassen. Mir scheint die sich zankende Fakultät sammt dem in der Höhe thronenden Ministerium eines tüchtigen Trittes, Steißtrittes werth! Es ekelt mich — gerade wenn ich denke daß Du das Streitobjekt bist.

[«]

148. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Basel 4 Aug. 71

Verehrtester Herr Geheimrath,

durch eine kleine Reise in die Berge ist es mir etwas später als ich wünschen möchte, möglich geworden, die Büchersendung an Sie zu effektuiren. Ich denke aber, daß Hr. Opitz noch nicht in die Ferien abgereist sein wird und daß somit die Bücher gerade noch zur rechten Zeit in seine Hände kommen. Es scheint mir daß er finden wird, was er wünscht — ein ziemlich reiches und bisher unverwerthetes Material. —

Ich habe in den letzten Wochen einen Versuch gemacht, etwas für Rohde in Betreff der Züricher Professur zu erwirken — ohne Erfolg. Ich wußte nämlich gar nicht, daß die Regierung die entscheidenden Vorschlagsrechte in die Hände einer Commission von 3 Professoren gelegt hat, Benndorf an der Spitze: ich hatte mich aber mit meinen Empfehlungen und der Aufforderung, man möge sich bei Ihnen und Ribbeck nach Rohde erkundigen, an die Regierung gewendet. Benndorf nun scheint in seiner nervösen Art die Umgehung seiner Person übel genommen zu haben, während in der That Niemand von vorn herein gerade auf ihn rathen konnte, bei dem anerkannt mißlichen und für die Regierung feindseligen Schritte seiner Amtsniederlegung. Kurz — ich habe mich umsonst bemüht und muß auf eine bessere Gelegenheit warten, Rohde zu nützen. —

Ich weiß nicht, wer mir erzählt hat o<de>r ob ich es geträumt habe, daß die Leipziger Philologenversammlung nicht zu Stande kommt. Das thut mir leid: schlecht — wäre besser. —

Weiß man etwas über den Nachfolger von Falkenstein im Cultusminist<erium>? Ich habe auf Gerber gerathen. —

Was Sie mir gütigst mittheilten — daß nämlich Mommsen jene Briefe an Wehrenpfennig, in Treitzschkes Abwesenheit zum Abdruck übergeben habe — hat sich mir noch von einer anderen Seite aus bestätigt (Treitzschke hat den Hergang in gleicher Weise erzählt).

Haben Sie gute Nachrichten aus Ragaz von Ihrer Fräulein Tochter? Und wie überstehen Sie selbst diesen absurden Sommer? Die Statistik der Leipziger Universität zeigt ja enorme Progressionen für dies Semester. Der Ringkampf mit Berlin ist bereits für Leipzig entschieden.

Mich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin herzlich empfehlend und für die Zusendung Ihres plautinischen Aufsatzes bestens dankend

bin ich in steter Treue
Ihr ergebener Schüler
Friedrich Nietzsche.

[«]

149. An Erwin Rohde in Kiel

Basel 4 August 71.

Mein lieber Freund,

ich antwortete nicht auf Deinen zweiten Brief, weil ich erst sehen wollte, was ich in unserer Sache für Dich thun könnte. Daß ich nicht faul gewesen bin, nachdem Du mir die Aktion überlassen hast, könnte ich Dir durch einen Briefwechsel von 10 Briefen beweisen. Dich mit dem ganzen Gange der Angelegenheit jetzt noch zu incommodiren wäre nur langweilig — da das Resultat feststeht — leider feststeht — ich habe nichts für uns durchsetzen können, so gut der Anschein war, den die Sache in den früheren Stadien hatte. Benndorf hat mir gestern, etwas gereizt, die Lage klar gemacht, er scheint seinen Matz oder Dilthey warm zu halten, und meine Maßregeln, die sonderbarer Weise die Unterstützung der einflußreichsten Züricherischen Politiker fanden, tüchtig übelgenommen zu haben. Da er aber in der Commission eine wichtige Stimme hat und Dich durchaus nicht als Archäologen gelten lassen will, so ist es eben vorbei, und ich lauere wieder auf eine neue Gelegenheit. Du hast Recht — die Götter müssen etwas Seltsames mit uns vorhaben, daß sie bisjetzt uns so hartnäckig ein Bein stellen. Dieses Jahr habe ich nun schon zwei Experimente gemacht — nun, hoffen wir auf das dritte. —

Ich bin sehr glücklich, daß Du einen guten Eindruck von meinem „Sokrates“ bekommen hast und danke Dir sehr für Deine Theilnahme. Vieles aus dieser „purpurnen Dunkelheit“ wird noch deutlicher werden, wenn die ganze Schrift zusammenhängend vorliegt.

In der That glaube ich viel aus dem Gegensatze des Dionysischen und Apollinischen ableiten zu können. — Dein Ribbeck mit dem Wunsche nach Zeugniß und Beweis hat mir Freude eigner Art gemacht, wie sollte denn wohl das Zeugniß ungefähr lauten? Man bemüht sich der Entstehung der räthselhaftesten Dinge nahe zu kommen — und jetzt verlangt der geehrte Leser, daß das ganze Problem durch ein Zeugniß abgethan werde, wahrscheinlich aus dem Munde des Apollo selbst: oder würde eine Stelle bei Athenaeus dieselben Dienste thun? Für gewisse Leute sogar noch bessere. Denn dem wahrsagenden Apollo würde man jetzt, wie dem Ochsen der da drischet, das Maul verbinden. —

Übrigens zweifle ich nicht, daß ich irgendwann einmal dieselben Dinge noch besser und durchsichtiger darzulegen lernen werde. Inzwischen bitte ich Dich, Dich mit dem mystischen Dampfe der ersten Conception zu begnügen. Ich habe mich wahrhaftig im Punkte des Stils und der Ableitung durch strenge Anforderungen im Zaume gehalten, aber eine gewisse ἀλογία wird man bei solchen Dingen nicht los. Das Studium Schopenhauers wirst Du überall bemerkt haben, auch in der Stilistik: aber eine sonderbare Metaphysik der Kunst, die den Hintergrund macht, ist so ziemlich mein Eigenthum, nämlich Grundbesitz, aber noch nicht mobiles, kursives, gemünztes Eigenthum. Daher die „purpurne Dunkelheit“: als welcher Ausdruck mir unbeschreiblich gefallen hat. —

Im Herbst wird Richard Wagner wahrscheinlich in Mannheim ein großes Concert geben. Dies ist für uns ein Signal zusammenzukommen. Mannheim ist wirklich etwa die Mitte zwischen uns. Alles Nähere theile ich Dir mit, so bald irgend etwas darüber feststeht. Gieb mir doch eine Notiz ob Dir meine Combination gefällt. Eine Zusammenkunft unter den Weiheklängen Wagnerscher Musik — eine zauberisch schöne Vorstellung! Opfern wir schnell den Dämonen, daß sie nicht auch diesen Wunsch mir zu nichte machen!

Lebe wohl! Mein lieber guter treuer Freund und betrübe Dich nicht! Wir kommen zusammen! Und dann Eia popeia!

Friedr. Nietzsche.

[«]

150. An Franziska Nietzsche in Altendammbach

<Basel,> 2 Sept. 71.

Hier, meine liebe Mutter, sind Nachrichten von mir, mit eigner Hand geschrieben, nachdem die bisherige Führerin meiner Correspondenz mit Dir mich verlassen hat. Auch weiß ich bereits aus einem eben empfangenen Brief Lisbeth’s, daß sie ohne Unfall Wiesbaden erreicht hat und dort alle Behaglichkeiten eines guten Hauses und einer zärtlichen Freundin zu genießen hat. Basel hat ihr wohl gefallen, ja, nach meinem Unheil, zu gut. Doch findet sie es bald an jedem Orte erträglich, vorausgesetzt, daß man ihr von Zeit zu Zeit etwas Angenehmes sagt. Das haben, scheint es, meine ehrlichen Baseler etwas reichlich gethan: weshalb sie ungern diese Stadt verließ.

Ich lese Deine Briefe sehr gern: Du erzählst einem doch etwas, und aus der Menge der kleinen Züge macht sich mir dann ein anschauliches Bild: während unsereins nichts Rechtes schreibt, sondern immer auf persönliches Wiedersehen vertröstet, dann aber gewöhnlich erst recht nichts zu erzählen hat. Dieses persönliche Wiedersehn scheint auch jetzt wieder uns recht nahe bevorzustehn: wenn anders etwas aus meinem Plane wird, am 1 Oktober in Naumburg zu dreiwöchentlichem Aufenthalte einzutreffen. Jedenfalls gebe ich Dir bald genauere und bestimmte Nachricht. Zugleich soll damit ein Zusammentreffen mit Rohde in Leipzig verbunden werden etc.

Lisbeth hat diese Combination mit großem Beifall begrüßt. Zuerst war davon die Rede, daß ich Weihnachten nach Naumburg käme. So sehr das wünschenswerth wäre, so unbequem ist die Winterreise: vor allem aber hätte ich nur eine Woche Zeit. Deshalb habe ich mich für den Herbst entschieden, den ich nun einmal besonders in Thüringer Luft gern habe. Ich freue mich auf das Saalthal und, die vielen Leipziger Erinnerungsstätten und möchte fast wähnen, ich lebte im Exile, weil ich diesen Gegenden so ferne bin. Mit meiner Gesundheit bin ich immer noch nicht zufrieden, und ich glaube mehr als je, daß mir die Baseler Luft nicht bekommt. Es dauert recht lange, ehe ich die unwillkürliche Abneigung gegen die ganze schweizerische Existenz überwinde: bis jetzt bin ich noch nicht einmal auf dem Gefrierpunkt der Gleichgültigkeit.

Von Gersdorff's Besuch wird Dir wohl Lisbeth geschrieben haben. Er hat mir ebenso gut als Wagner's gefallen, als ein echter und kräftiger Repräsentant aller tüchtigen Eigenschaften des norddeutschen Wesen's. Romundt erwarte ich täglich zu sehen, da er auf seiner Reise nach Nizza, wo er den Winter verlebt, über Basel kommen muß. Deussen hat mich dringend gebeten ihn zu besuchen: und ich will dies ausführen, wahrscheinlich auf meiner Heimreise von Naumburg nach Basel. Er ist jetzt in Marburg an der Universität Dozent. Windisch ist aus England zurückgekehrt und in Leipzig zum professor extraord. gemacht worden. Rohde ist augenblicklich in einem Seebade in Holstein und hat sich verschworen, mit mir dieses Jahr zusammenzutreffen, nachdem verschiedne Versuche von mir, ihn dauernd in meine Nähe zu bringen mißlungen sind.

Es dürfte also sein, daß ich Dich durch meine Ankunft Deinem bisherigen schönen Aufenthalte „im Wald und auf der Haide“ entzöge: weshalb ich den lieben Onkel Theobald recht um Verzeihung bitten muß. Grüße ihn recht von mir: irgend wann werde ich ihn doch einmal wiedersehen, sammt seiner vortrefflichen Frau und den mir noch ganz unbekannten Kindern. Ich höre daß um diese Zeit sein Geburtstag ist: er lebe hoch!

Und Du auch!

Dein Fritz.

[«]

151. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel,> 6 Sept. 71.

Mein lieber Freund,

es hatte seine Gründe, daß ich nicht schrieb. Ich wußte nämlich nicht — und in Tribschen wußte man auch noch nichts — ob und was die Mannheimer Concertgeschichte würde. Jetzt, nachdem ich mehrfach mit meinen Tribschener Freunden darüber verhandelt habe, steht so viel sicher daß wir nicht darauf rechnen können. Vielleicht kommt im Oktober die Sache zu Stande. Es scheint eine Geldsache zu sein, die hier entscheidet. Du weißt ja wohl, daß es ein Wagnerverein zum Zwecke der Baireuther Unternehmungen ist, zu dessen Gunsten jener Concertplan ausgedacht ist. Ich habe in Tribschen genau meine Absichten vorgelegt und davon gesprochen daß ich im Herbst nach Norddeutschl. verreisen würde, falls nicht das Mannheimer Concert mich festhielte. Frau Wagner scheint nicht recht an dasselbe zu glauben, weil Wagner, lange durch unaufhörlich andringenden Besuch gestört, jetzt endlich wieder zu componiren fortfährt und sich schwerlich unterbrechen lassen wird.

So wäre denn diese unsre Hoffnung wieder einmal, nach einer grausamen Analogie, zerstört.

Jedoch, Jedoch — wir wollen! Wir wollen dies Jahr etwas wider der Sterne Lauf durchsetzen, nämlich —

Du hast bereits gehört daß ich nach dem Norden reisen will dh. nach Naumburg und Leipzig. Was meinst Du? Willst Du nicht nach Leipzig kommen? Ich habe jetzt bei dem mildkühlen Herbstwetter eine ordentliche Sehnsucht mit Dir in Leipzig herumzuwandern, auf den Grabmälern unsrer Vergangenheiten.

Ich reise nach Naumburg am 1 Oktober von hier ab. Für Leipzig würde ich etwa die Zeit vom 10t. des Oktober an berechnen. Am 20 muß ich wieder zurück.

Denke Dir daß gestern Abend Romundt bei mir eingetroffen ist, auf seiner Durchreise nach Nizza, wohin er sich auf 9 Monate vermiethet hat.

Wir dürfen ja dies Jahr Leipzig besuchen, da der Philologencongreß dort keine Orgien zu feiern gedenkt. Ach, was haben wir uns zu erzählen! Romundt hat mir recht zum Bewußtsein gebracht, wie einsam ich stehe und wie ich mich an meinen liebsten Freunden anhalten muß, um nicht allen Muth zu verlieren. . —

Bitte schreib mir bald ein Wörtchen der Entschließung! Ich mag Dir nichts mehr schreiben, nachdem ich wieder — wieder! — die Hoffnung habe, Dich zu sehen! — Liebster Dämon, beschere uns guten Kindern doch auch einmal etwas Erfreuliches und laß die alten Freunde zusammen kommen!

F W.

[«]

152. An Elisabeth Nietzsche in Wiesbaden

<Basel, 7./8. September 1871>

Hier, meine liebe Lisbeth, ist ein Brief unserer guten Mutter, die noch ganz ohne Nachrichten ist. Ich muß wirklich befürchten, daß ich die Adresse nicht recht gemerkt habe, ich habe geschrieben Altendammbach bei Schleusingen in Thüringen. Ist das nicht Recht? Schreibe doch gleich dorthin und melde meinen Plan, am 1 Oktober in Naumburg einzutreffen. Ich glaube jetzt auch, daß unsre Mutter mit Vergnügen wieder nach Naumburg zurückkehrt.

Für Deinen Brief herzlichen Dank. Ich freue mich, daß Du die Gefahren der Reise überstanden hast und in Wiesbaden bereits wieder in die nöthige Temperatur gerathen bist, die diesmal gewiß ihre besonderen Vortheile hat. Basel steht noch, die Wagen rasseln noch prestissimo über den Münsterplatz — kurz es ist das alte Basel, nur daß wir jetzt mehr schwitzen als in den Sommermonaten.

Romundt ist bei mir zu Besuch. Gestern waren wir in Grenzach.

Du kennst ja meine Wünsche in Betreff einer großen Reise. Es giebt sonderbare Zufälle. Ich bekam von Tribschen aus eine Anfrage, die was damit zu thun hat. Ich raune Dir nur in's Ohr, daß einer der Tribschener Freunde (ein deutscher junger Fürst, der den Krieg mitgemacht und übrigens Referendar ist, auch Majoratsherr) für eine Reise nach Italien Griechenland Orient usw. einen einsichtigen und gebildeten Begleiter sucht und daß man bei mir angefragt hat, ob ich Jemanden vorzuschlagen hätte.... Ich weiß nicht .....

Dies sind die neuesten Scherze, mit denen ich, unter den Siegeln der Diskretion, und mit den üblichen Empfehlungen an das Gustchen etc verbleibe

Dein Bundesbruder
F N.

Organisire nur die Naumburger Rückkehr zur rechten Zeit, damit ich nicht in die Verwilderung gerathe.

[«]

153. An Paul Deussen in Marburg

Basel 12 Sept. 71.

Mein lieber Freund, nicht wahr, Du bist noch Willens, Dich einmal für Philosophie zu habilitieren?

Seitdem ich dies weiß, denke ich immer daran, wie Deine Lage etwas zu erleichtern sei: und heute fällt mir eine Proposition zu, die Dir vielleicht nützen könnte. Man fragt bei mir an, ob ich jemanden wüßte, der sich für 4 Jahre unter folgenden Bedingungen zu einer Erzieherstelle verpflichten würde.

Es gilt in einer russischen Familie zu leben und zwar für den Winter in Florenz. Ein begabter, doch etwas verwöhnter Knabe von 13 Jahren ist zu unterrichten und zwar in Englisch, Lateinisch und Deutsch. In der Familie wird französisch gesprochen. Dieses Sprachenaggregat macht ja Dir keine Schwierigkeiten. Der Gehalt ist hoch., 3000—4000 frs. also c. 1000 Thaler. Natürlich völlig freie Station.

Dadurch würdest Du nun für 4 Jahre der Vorbereitung ein fast freier Mann und könntest fast ganz Deinen philosophischen Vorbereitungen leben. Du könntest fast die ganze Summe Dir, bei Deinen außerordentlich mäßigen Lebensansprüchen, ersparen, um Deine Privatdozentenlaufbahn, so kurz sie auch sein wird, als Rentier zu beginnen. Kurz, Du gewinnst Zeit und Geld, nicht zu reden von dem Werthe eines Aufenthaltes in Italien, Schweiz usw.

Schreibe mir, nach kaltblütiger Überlegung aber so rasch als möglich eine Antwort. Denn die eine Bedingung wäre, daß Du diesen Winter bereits antrittst. Dazu müßtest Du Deine Schulmanncarrière mit rascher Faust abschließen.

Also werther und lieber Freund! Schnell! Ja! oder Nein!

Ich selbst habe beschlossen Dich in diesem Herbst zu sehn. Ich reise nach Norddeutschland und werde etwa am 20 Oktober über Marburg nach Basel zurückkehren.

Ich freue mich herzlich Dich wieder zu sehen. —

Richte meine besten Grüße an Deine ausgezeichnete Familie aus. —

Noch anderthalb Wochen bin ich in Basel. Während dieser Zeit, ja in den nächsten Tagen muß Deine Antwort dasein. — Nimm die Sache nur nicht feierlich. Es soll kein Entschluß, aber ein lustiges Wagniß sein.

Si nihil est, lusisse videmur.

Die Kunde von Deinem theologischen Examen hat mich in Erstaunen versetzt. Mehr sage ich erst, nachdem ich Dich wieder gesehn habe.

Hast Du den „Sokrates“ noch einmal gelesen?

Auf Wiedersehn, lieber,
alter Freund und Ka-

merad!
Friedr Nietzsche.

[«]

154. An Elisabeth Nietzsche in Wiesbaden

Basel. <15. September 1871>

Nun, meine liebe Lisbeth, sollst Du das Schema meiner Reise zu Euch kennen lernen. Ich habe gesucht, so viel Tage zusammen zu scharren als nur irgend möglich ist. Durch Vertauschen von Pädagogiumsstunden ist es mir jetzt gelungen, noch einige Tage früher abreisen zu können. Während ich nämlich, nach unserer früheren Verabredung am Sonnabend Abend Basel verlassen wollte, thue ich dies jetzt schon Mittwoch vorher und benutze natürlich den durchgehenden Nachtzug, der mich Donnerstag früh bereits nach Frankfurt bringt: wo ich mit Dir zusammentreffe.

Also mußt Du drei Tage früher abreisen als Du früher beschlossen hattest: was Dir hoffentlich nicht allzu schwer fallen wird. Nun aber muß auch unser Naumburger Dasein etwas frühzeitiger in Stand gesetzt werden: weshalb ich sogleich an unsere Mutter schreibe. Bist Du zufrieden? —

Dein Hurrah!geschrei wegen des mitgetheilten Projektes ist unglaublich verfrüht: ich stehe noch in dem Stadium der vorläufigsten Erkundigungen und lebe weiter als ob es nichts wäre und nichts würde.

Gestern Abend war ich bei den alten Vischers. Schöne Grüße. Auch erfuhr ich von einem Briefe, den Du an Frau Vischer-Sohn geschrieben hast.

Ungefähr mit meiner Abreise zu Euch gleichzeitig ist hier die Hochzeit meiner Wirthin. Ich flüchte vor diesem Ereigniß. Overbeck und ich machen natürlich ein Geschenk.

Romundt war drei Tage bei mir: es hat ihm sehr in Basel gefallen.

Frau Wagner hat geschrieben daß ich dich von ihr recht grüßen möchte: sie bedauere, Dich so wenig in Tribschen gesehn zu haben.

Das Semester wird einem recht sauer. Wehe dem Hund, der Leder gefressen hat! sagt der Lateiner.

Schreibe mir doch noch ein paar Worte — daß Du nämlich meinen Brief bekommen hast und zur rechten Zeit abreisen willst.

Ich grüße das Schönste und das Bedeutendste Wesen der beiden Familien

(Reminiscenz Deines Briefes!)

Addio!

Friedrich N. als Bruder.

Also meine Abreise Mittwoch den 27 Sept.

[«]

155. An Franziska Nietzsche in Altendammbach

Basel 15 Sept. 71.

Hier, meine liebe Mutter, folgen die versprochnen Genauigkeiten über meine Abreise.

Mittwoch den 27 Sept. Abends verlasse ich Basel und bin demnach etwa um 5 Uhr Nachmittags am Donnerstag in Naumburg, zusammen mit Lisbeth, mit der ich in Frankfurt zusammentreffe. Also müßtest Du doch ein paar Tage eher unser Naumburger Heimwesen aufsuchen, nicht wahr?

Habe besten Dank für Deinen ausführlichen Brief, aus dem ich auch entnehme, wie gern Du wieder nach Naumburg zurückkehren wirst. Inzwischen wirst Du jedenfalls unsre beiderseitigen Briefe, aus Wiesbaden und Basel, empfangen haben und von Deinen Beunruhigungen befreit sein. Der Postverkehr nach Altendammbach scheint nicht sehr pünktlich und rasch zu sein.

Für die Reise werde ich mich so warm wie möglich einrichten. Die Nächte sind schon recht kalt.

Frau Vischer hat sich über den Empfang Deines Briefes außerordentlich gefreut: ich war gestern Abend bei ihr.

Inzwischen ist Romundt bei mir zu Besuch gewesen. Es hat ihm sehr in Basel gefallen, wie allen meinen Gästen.

Ich denke alle meine Freunde in einer Reihenfolge zu sehen. Falls nur Rohde nach Leipzig kommt!

Nun lebe recht, recht wohl! Wie freue ich mich auf unser Wiedersehen!

Grüße unsre Verwandten herzlich von mir!
Dein alter Sohn.

[«]

156. An Carl von Gersdorff in Berlin

Basel Montag c. 18 Sept.71.

Mein lieber Freund,
meinen herzlichsten Gruß zuvor!

Ich bin immer so zufrieden, wenn ich an Dich denke; denn es kommt mir so vor als ob wir auch nach 5 jährigem Intermezzo noch recht gut zusammenpassen. Unsere Wege sind doch, im letzten Grunde, nicht auseinandergegangen, und so haben wir uns wiedergefunden und so werden wir uns in aller Zukunft wiederfinden. Wie wenig Menschen haben, nach solchen Zwischenräumen der Trennung, solch ein Glück mit ihren Freunden!

Ich danke Dir noch einmal für Deinen Besuch; es hätte mir in diesem Sommer nichts Angenehmeres und Tröstlicheres passieren können. Wir haben das Netz der Cultur wieder einmal gemeinsam über unsern Köpfen zusammengezogen, und es wird schwer halten, uns in dieser Gemeinsamkeit unsrer besten Absichten zu stören.

Du bist überall im besten Andenken. Frau Wagner hat mir über Dich geschrieben, sehr erfreut und dankbar: Burckhardt und Vischer senden Dir ihre besten Grüße. Kurz — mein Basel lob' ich mir; meine Freunde sind mit Basel und Basel ist mit meinen Freunden zufrieden.

Deine letzten Mittheilungen haben mancherlei Schmerzliches. Dein armer Bruder!

Jene Auseinandersetzung über Religion und Philosophie, von der Du mir erzählst, gehört gewiß zu den traurigsten Nothwendigkeiten des Lebens: ist man einmal dazu getrieben, so wappne man sich mit Weisheit und Milde. Es ist so überaus schwer, bei solchen Anfechtungen, von aller Bitterkeit sich frei zu halten: während doch, bei der großen Dunkelheit des Daseins, hier das eigentliche Bereich des Mitleidens ist. Betone nur immer durch die That Deine innerste Übereinstimmung mit dem Dogma der Liebe und des Mitleidens — das ist die feste Brücke, die auch über solche Klüfte geschlagen werden kann. —

Auch ist es eine edle Kunst, in solchen Dingen zur rechten Zeit zu schweigen. Das Wort ist ein gefährliches Ding und selten bei derartigen Anlässen das rechte. Wie Vieles darf man nicht aussprechen! Und gerade religiöse und philosophische Grundanschauungen gehören zu den pudendis. Es sind die Wurzeln unseres Denkens und Wollens: deshalb sollen sie nicht an's grelle Licht gezogen werden. —

Im Herbst werden wir uns wiedersehen können: zwar schwerlich in Mannheim: denn W<agner> ist jetzt in voller schaffender Thätigkeit und deshalb wohl nur mit großer Mühe zu solchen zerstreuenden Öffentlichkeiten zu bewegen.

Aber ich komme wahrscheinlich nach Leipzig, wo ich eine Zusammenkunft mit Rohde verabredet habe. Genaueres melde ich Dir noch. Denke Dir, daß ich vielleicht das Glück habe, alle meine Freunde in diesem Sommer und Herbst in einer Reihenfolge wiederzusehen.

Du hast dieses Glück inaugurirt. Dann kam Romundt auf wenig Tage, aber doch zu unsrer großen beiderseitigen Ergötzung. Er war auf dem Wege nach Nizza und ist nun entschlossen, im nächsten Jahre sich für Philosophie zu habilitiren.

In Naumburg werde ich Pinder und Krug treffen, in Leipzig Windisch, Ritschl's Brockhausens und — Rohde. Auf meiner Rückkehr über Marburg will ich Deussen wiedersehn.

— Und könntest Du nicht Mushacke mit nach Leipzig bringen, ungefähr am 10 Oktober? So wäre der Kreislauf vollständig. —

Nun noch eine Bitte. Kennst Du den jungen Fürsten Hatzfeld, den Bruder der Frau v. Schleinitz? Er ist Referendar und Majoratserbe. Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du mir etwas Genaues über seinen Charakter und seine Bildungsabsichten etc. mittheilen könntest. Den Grund zu dieser, mir sehr wichtigen Anfrage will ich Dir später mittheilen. Wenn Du ihn nicht kennst — mindestens wirst Du leicht etwas über ihn hören können.

Und nun, mein lieber treuer Freund, lebe wohl! Lebe Dich hinein in Wagnersche Kunst, wie Du Dich in Schopenhauer hineingelebt hast. Grüße mir Deine künstlerischen Freunde und denke gern

an Deinen Gebirgskameraden Friedr Nietzsche.

[«]

157. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Basel 18 Sept. 71.

Mein verehrtester Herr Geheimrath,

ich kündige Ihnen hiermit an, daß ich, meinem gegebnen Versprechen gemäß, im Herbst einmal bei Ihnen erscheinen werde. Das ist nun beschlossen. Da wollen wir uns mancherlei erzählen, ich bin sehr zum Erzählen aufgelegt und weiß, daß Sie und Ihre Frau Gemahlin an mir den alten Antheil nehmen. Das hat mir der Miethling Romundt verrathen, der sich über Basel zu seinem Herrendienst nach Nizza begab.

Mit diesen Ankündigungszeilen geht zugleich eine Abhandlung ab, die sich Hoffnung macht — und wie ich denke, sich machen darf — im rheinischen Museum gedruckt zu werden. Sie ist verfaßt von dem begabten Dr. Geizer (dem Sohne des bekannten Professors und Fürstendieners), der hier Gymnasiallehrer ist und auch bei mir ein Colleg gehört hat. Augenblicklich ist er mit seinem Lehrer E. Curtius in Kleinasien, der Glückliche! und gräbt vielleicht nach den Gebeinen des Hektor — was weiß ich! Ich denke mir, er wird irgendwann einmal auf den Einfall gerathen oder gebracht werden — sich zu habilitieren. Machen Sie ihm und mir das Vergnügen, das Baseler Elaborat über Lykurgus im rhein. Museum gedruckt zu sehn.

Meine Schwester hat mich seit einiger Zeit verlassen. Wir sind hier in den letzten Athemzügen des Sommersemesters — wir haben hier einen langen Athem, nicht wahr?

Also auf Wiedersehen, verehrtester
Lehrer!
Ihr getreuer
Friedrich Nietzsche

[«]

158. An Auguste Forst in Wiesbaden

Basel 23 Sept. 71.

Sie verstehen zu bitten, Signorina, und zu fordern! Wie grausam, kalt und unempfindlich muß ich Ihnen jetzt erscheinen, wenn ich trotzdem — Nein sage.

Ich kann von meinen Ferien nichts, gar nichts mehr abgeben, nachdem bereits nur zu viel von mir für diese Zeit verabredet ist. Ich habe einer Zusammenkunft von Freunden in Leipzig bereits eine Woche concedirt — nicht sowohl der Freundschaft wegen — sondern ziemlich langwieriger Verabredungen halber, die für mich den Charakter von Pflichten und Aufgaben haben. Zu diesen muß ich mich sofort, wenn ich in unserer Naumburger Heimlichkeit und Stille angelangt bin, vorbereiten: weshalb es vor allem meine Aufgabe ist, nicht inzwischen den Kopf zu verlieren —

Auch auf meiner Rückreise giebt es noch einen Verlust von zwei Tagen, zu einem ähnlichen Zweck.

Ja, Sie denken an den herrlichen Begriff einer Ferienreise! Ich kenne nur noch Gesundheits- und Geschäftsreisen.

Lassen Sie also, ich bitte, zur rechten Zeit meine Schwester los und fangen Sie nur ebenfalls zur rechten Zeit an, für mich ein Schuldbuch anzulegen.

Verzeichnen Sie in demselben auf Seite 1 als erstes Verbrechen:

„verweigerter Besuch trotz einem der schönsten Briefe seiner Zeit und meiner Hand“

Mit bestem Danke und freundlichster, doch unerbittlicher Gesinnung

der Ihrige
Dr Friedr Nietzsche

[«]

159. An Paul Deussen in Oberdreis

Basel 24 Sept. 71.

So ist’s recht, mein lieber Freund! Schnell und entschieden!

Auch mir wirst Du kein Zögern vorwerfen, wenn Du sofort einen Empfehlungsbrief bekommst. Du wirst daraus ersehen, wer die Mutter Deines künftigen Zöglings ist, und durch welche Kanäle meine Pläne für Dich hindurchfließen mußten. Noch heute ist ein Brief in derselben Angelegenheit an die Fürstin Trubetzkoi nach Heiden abgegangen. Nun, ich wünsche, daß alles zu Deinem Besten ausschlägt.

Schreibe also sogleich und schicke Deinen ausführlichen Bewerbungsbrief mit dem Empfehlungsschreiben zusammen ab. Rasch! Denn es fehlt nicht an Bewerbern.

Natürlich schreibst Du französisch. Die Anrede ist, wie Du weißt, nur Madame,

Ich setze voraus, daß Du mir alles mittheilst, schon damit wir unser Zusammentreffen im Oktober gehörig vereinbaren können. Jetzt kann ich nicht nach Oberdreis kommen; ich nehme meine Schwester in Wiesbaden in Empfang, und dann reisen wir zusammen nach Naumburg. Es ist alles verabredet, und eine Änderung unserer Pläne unmöglich.

Inzwischen rechne ich auf das angekündigte Zusammensein in Marburg und freue mich herzlich darauf.

Zu Deinem Vorhaben glückwünschend
Dein treuer
Friedr Nietzsche

[«]

160. An Paul Deussen in Marburg

Naumburg Montag 16 Oct. <1871>

Da müssen wir, mein lieber Freund, es doch anders einrichten und unser Wiedersehen, so leid mir dies thut, wieder einmal verschieben.

Denn bis zum 20 d. M. kann ich nicht nach Marburg kommen. Dagegen glaube ich, daß wir mit mehr Muße und Gemächlichkeit nach Deiner Vorstellung in Vevey uns genießen können — nämlich in Basel: wo ich am 23 d M. wieder eintreffen werde. Meine Wohnung ist Schützengraben 45: und hier wohnt ebenfalls Overbeck.

Für Deine Reise wünsche ich Dir von Herzen Glück, danke Dir auch bestens dafür, daß Du an meinen Geburtstag gedacht hast. Ich verlebte ihn unter dem freundschaftlichen Beistande von Rohde, v Gersdorff, Krug und Pinder, mit einer ungewöhnlichen Solennität. Es war der letzte Tag eines Wiedersehn's mit den genannten Freunden: wir haben die vorhergehende Woche in Leipzig verbracht, in seliger Erinnerungsfeier. Dort habe ich meine Schrift „die Geburt der Tragoedie aus dem Geiste der Musik" einem Verleger übergeben.

Doch wozu dies alles Dir schreiben! Es giebt ja jetzt unvermeidlich Wiedersehn auf Wiedersehn!

Darauf hin sich vertröstend bin ich
der alte Freund F N.

[«]

161. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel

Naumburg 19 Oct. <1871>

Verehrter Herr Rathsherr,

so bald ich auch selbst, hinter diesem Briefe her, nach Basel aufbrechen werde, so will ich doch noch gern ein Paar Zeilen voraussenden, die Sie versichern sollen, wie herzlich ich mich, sammt meinen Angehörigen, über das jüngste, uns gütigst gemeldete Ereigniß in Ihrer Familie gefreut habe und wie sehr ich dem ausgezeichneten Brautpaare auch meinerseits Glück und Heil! entgegenrufe. —

Am nächsten Sonntage werde ich in Basel eintreffen, um zunächst am mündlichen Examen des Pädagogiums theilnehmen zu können. Ich will noch hinzufügen, daß es, wie natürlich, bei dem Ihnen vor meiner Abreise angedeuteten Entschluß, ein Anerbieten ablehnend zu beantworten, geblieben ist. —

Mit herzlichem Gruße an Sie und Ihre Frau Gemahlin bin ich, wie immer

Ihr ergebener
Dr Fr. Nietzsche Prof

[«]

162. An Erwin Rohde in Kiel

Naumburg Freitag Abend. <20. Oktober 1871>

Mein lieber Freund,

heute sende ich Dir nur ein Wörtchen zur Begleitung der Meßphotographie, die Hennig zu meiner Ergetzung vorgestern abgeliefert hat. Besagter Photograph will von uns noch 1 Thaler, wodurch für Jeden von uns noch die Ausgabe von 10 Srg. erwächst. Inzwischen habe ich bezahlt. Wir stehen auf dieser Photographie etwas verschoben und ich vornehmlich „unschön gekrümmt“, mit einem stumpfen Blicke, aus dem die ganze Dummheit der Messe, sammt ihren Spirituosen, redet. Im Übrigen — senza frivolita — wir waren doch die glücklichsten Meßjuden in Leipzig, ja wir dürften die Rollen aus dem Lumpacivagabundus unter uns vertheilen, wobei ich auf den Schuster Anspruch erhebe, von wegen des delirium tremens clemens demens.

Der verloren gegangene „Faust“ ist inzwischen von mir und Gustav Krug wieder auf dem Knabenberg, an einer Stelle, wo Gersdorff gerastet hatte, aufgefunden worden: was ich als ein herrliches omen preise. Die erste Stelle, die ich in dem Buche aufschlug, war: Altmayer: „Nun sag mir eins, man soll kein Wunder glauben“. Wodurch ich an unser Meßwunder und das Adventmirakel unsrer Existenz in Leipzig lebhaft erinnert wurde.

„Mein! Sollte wohl der Wein noch fließen?“

Ich glaube es fast, mein lieber Freund, es war keine Taschenspielerei, unsre Geisterscheinung in Leipzig. Wir waren dort und werden dort sein: was der Jude mit dem Worte Jehova ausdrücken soll. Herr, gedenke der rohden Stube!

Es segne Dich der heiige Pythagoras, mich der heilge Frit<z>sch und uns alle das Ding an sich!

Morgen reise ich nach Basel zurück, mich vom Mahle meiner Ferienfreuden wie ein satter Zecher erhebend. So solenn und üppig habe ich sie nie verlebt und ich weiß, was ich meinen Freunden zu danken habe. Noch mehr aber allen Dämonen, denen wir in einer Stunde nächstens ein gemeinsames Dankopfer bringen wollen: wodurch wir die Idealität von Zeit und Raum einmal glänzend bestätigen wollen. Nächsten Montag Abends um 10 Uhr erhebe ein Jeder von uns ein Glas mit dunklem rothen Wein und gieße die Hälfte davon in die schwarze Nacht hinaus, mit den Worten χαίρετε δαίμονες, die andre Hälfte trinke er aus. Probatum est. Gesegn’ es Samiel! Uhu! — An Gersdorff mache ich die Meldung.

Habe Dank, mein lieber lieber Freund!

FN.

[«]

163. An Carl von Gersdorff in Berlin

Naumburg Freitag Abend <20. Oktober 1871>

Hier, mein lieber Freund, empfange den „glücklich erstandenen“ Faust zurück, den wir am Mittwoch an einer Stelle, wo Du gerastet hattest, wiedergefunden haben. Wir haben sehr darüber gelacht, und im Stillen dachte ich mir, daß es kaum eine freundlichere Gunst der Dämonen geben kann. Darum wollen wir diesen Dämonen, die bei unsrer Zusammenkunft sichtlich auf das Wohlwollendste sich bemüht haben, ein gemeinsames Dankopfer bringen, über das ich an Rohde soeben das Nöthige berichtet habe. Am nächsten Montag Abend um 10 Uhr wollen wir es so einrichten, daß ein Jeder von uns ein Glas dunklen rothen Weins erhebt und die Hälfte davon in die schwarze Nacht hinaus gießt, mit den Worten χαίρετε δαίμονες, die andre Hälfte aber trinkt.

Zugleich bekommst Du die Meßphotographie, auf der Du wie ein Pascha thronst: für die übrigens jeder noch 10 Sg. zu zahlen hat: als welche Summe ich einstweilen erlegt habe.

Morgen reise ich nach Basel. Inzwischen empfange meinen herzlichsten Gruß und Dank. Es waren herrliche Tage. Es lebe unsre Freundschaft!

Dein getreuer Freund
Friedr Nietzsche

[«]

164. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel Donnerstag Mittag.
<26. Oktober 1871>

Meine liebe Mutter und Schwester, endlich komme ich dazu, Euch über meine Reise Nachricht zu geben und mich herzlich unseres Zusammenlebens in der Erinnerung zu erfreuen. Es ist alles glücklich von Statten gegangen, ohne Eisenbahnunglück: nur war das Wetter recht trostlos, feucht und kalt. Wirklich haben wir in Naumburg den letzten schönen Nachmittag für unsre Masseneinladung erloost. Nachts, wie ich über den oeden Markt fuhr, gab es bereits einen Regentropfen. Lange mußte ich mit schwindsuchtskranken Personen, die nach Montreux wollten, zusammenreisen, mir zum Ekel: bis endlich der Tag mich erlöste, und ich den letzten Theil der Reise von Bruchsal an allein in meinem Coupé sitzen konnte. Unser Zug kam natürlich um eine Stunde verspätet an. Ich legte mich zeitig schlafen und wachte erst gegen ½9 am Montag Morgen auf. Die drei Tage sind nun unter Examennöthen, Versetzungsconferenzen hingegangen. Ich fand eine Einladung von Turneysen-Merian vor und habe gestern eine Einladung zu Vischers in der Rittergasse zu Sonntag angenommen. Im „Kopf“ sind wieder die drei Stammgäste beisammen, und es schmeckt uns auch wieder — leidlich. — Nach dieser Papelei scheint es als ob ich ganz zum alten Weibe geworden sei. Wetter und guter Schlaf und Kost ist nun besprochen. Sela! —

Ich habe eine sehr angenehme Empfindung, wenn ich an unsere Naumburger Zeit denke. Es arbeitet sich im „Cabinettchen“ so gut als es sich dort schläft und ißt. Dazu waren diesmal die Herren Menschen etwas freundschaftlicher als sonst. Und welche Solennität und Üppigkeit an meinem Geburtstage! Und überhaupt wie behaglich habt Ihr meine Existenz dort eingerichtet. Wehe Euch, wenn Ihr mich so verwöhnt! Ich komme dann alle Ferien nach Naumburg: und Lisbeth käme nie wieder nach Basel! Wehe! Frau Vischer-Heusler fragte mich, ob sie noch immer „Heimweh“ nach Basel habe. Da hört doch Alles auf.

Montag fängt unsre Schule wieder an, Donnerstag ist das Rektoratsfest und das akademische Zunftessen. Frau Heusler ist nach Davos abgereist. Die drei neuen Collegen sind eingetroffen, alle (bis auf Immermann) in Wohnungsjammer.

Neumann wohnt mit seiner Frau immer noch in den drei Königen. Er hat, da gar kein passendes Logis für 2 Leute frei werden wollte, endlich die Hiss'sche Etage am Petersplatz gemiethet, für 1800 frs., kann sie aber jetzt noch nicht beziehn. Eycken wohnt in einer schlauchartigen Wohnung, in dem kleinen Häuschen am selben Platz. E. hat seine Mutter mit, eine Postmeisterswittib. Bei Vischers ist er durch das Dienstmädchen angemeldet worden „Herr Professor Postmeister", zur Erinnerung an Liebermeister.

Im Hause selbst ist alles scheinbar ungestört. Das Problem der Portière ist von mir noch nicht gelöst. Es ist weder kalt noch warm bei mir. —

Nun lebt recht, recht wohl und habt schönsten Dank für Eure Liebe und Güte.

Fritz.

Mein Klavier klingt wieder herrlich.

[«]

165. An Gustav Krug in Naumburg

Basel 13 Nov. 71.

Diesen Gruß,
lieber Freund,
  zum Angebinde:
daß Dich nicht
Aergernuß
  nage und schinde,
sondern daß
Frohgemüth
  Dich führe und leite,
Freunden zum Trost,
Feinden jedoch
  zu ewigem Neide!

Dieses Carmen ist nach einer eignen barbarischen Weise abzusingen, die ich auch zu Deinen Ehren erfunden habe. Bei unserer nächsten Zusammenkunft will ich sie mündlich weiter fortpflanzen. Auf Papier geschrieben verdorrt sie.

Welche angenehme Erinnerung habe ich von meinen Naumburger Herbsttagen mit genommen! Seit langer Zeit habe ich nicht so im Genüsse der Freundschaft, der

Heimat, der Vergangenheit und Gegenwart geschwelgt, und ich bin meinen werthen Freunden herzlichen Dank schuldig. In einer ganz seltnen Weise hat sich das Wohlgefühl über jene hellen und warmen Herbsttage bei mir noch hinterdrein manifestirt, in einer Weise, die Deine Theilnahme erwecken wird, mein lieber Freund. Du weißt daß ich seit 6 Jahren nichts mehr componirt habe (seit jenem Kyrie habe ich nicht mehr die Feder zu einem Notenkopfe gespitzt) und siehe! oder höre!

Inzwischen ist ein sonderbares Opus fertig geworden, gleichsam aus der Luft gefallen. Das erste Motiv war nur, etwas von meinen früheren Sachen vierhändig zuzurichten, so daß ich es mit meinem Collegen Overbeck zu spielen vermöchte. Ich verfiel auf jene „Silvesternacht“: aber kaum hatte ich das Notenpapier gekauft, so verwandelte sich alles unter meinen Händen, und von dem ersten Takte an ist es etwas völlig Neues geworden. Der lange Titel dieses 4 händigen Satzes, dessen Ausführung 20 Minuten dauert, lautet:

„Nachklang einer Sylvesternacht, mit Prozessionslied, Bauerntanz und Mitternachtsglocke.“ —

Du weißt, wie erstaunt ich war, Dich noch bei frischer Componirstimmung anzutreffen, und ich kam mir wer weiß wie verwelkt oder auch „weise“ vor, daß ich darin mich seit 6 Jahren resignirt hatte. Und nun hinterdrein! Du siehst, was Dein Beispiel an mir gefruchtet hat! Im Übrigen bin ich jetzt, wo ich das Werk hinter mir habe, fast auf dem früheren Punkte und denke nicht daran weiter zu componiren: weshalb ich sagte, diese Composition sei aus der Luft gefallen. Jedenfalls klingt sie gut: sie hat etwas Populäres, geräth nie in’s Tragische, wenn auch in’s Ernste und Wehmüthige. Mitunter ist sie triumphirend, ja auch schmerzlich ausgelassen, kurz — wenn Du Dich unserer Ferienstimmungen erinnern willst, der Spaziergänge über den Knabenberg, bis auf „das Ding an sich“, so wirst Du eine Exemplifikation dieser „dionysischen Manifestation“ haben. Das Ganze ist auf wenig Themen aufgebaut, in der Tonfarbe freilich orchestral, ja förmlich gierig nach Orchestration, aber Du weißt — hier kann ich nicht mehr mit. Die Geburtstage sind der 1te bis 7 November: es ist ein so reinliches Manuscript, daß ich mit Overbeck es immer aus der ersten Niederschrift bis jetzt gespielt habe. Jetzt schreibe ich es nochmal ab, um meiner ausgezeichneten und verehrten Freundin, Frau Cosima W., ein Geburtstagsgeschenk machen zu können.

Jetzt macht das neue Semester seine Ansprüche: meine Interessen sind auf Plato und auf lateinische Epigraphik gerichtet. Da höre ich die Muse der Tonkunst nur noch aus weiter Ferne —

Ich sinne darüber nach, wie ich Dir einmal einen Eindruck von meiner Comp, verschaffe. Jedenfalls bei unserem nächsten Zusammensein. Denn schließlich bist Du der Einzige, der etwas Theilnahme für solche Extravaganzen haben wird: bei anderen Menschen setze ich nur ein gewisses Mißtrauen in diesem Punkte voraus. Was thut es und wem schadet es, wenn ich mich alle 6 Jahr einmal durch eine dionysische Weise von dem Banne der Musik freikaufe! Denn so betrachte ich diesen musikalischen Exceß, als einen Freibrief. Es ist ein Nachklang, auch für meine musikalische Lebenszeit, ein Sylvesternachklang aus einem Musikjahre. — Jetzt hoffe ich, daß durch meinen rapiden Verlauf auch wiederum Dein Quartett gefördert wird: daß wir wieder einmal, nach alter Germania-Gewohnheit, eine „Synode“ halten und dieselbe mit einem „Concert eigner Compos.“ schließen können. — Möge Dich und unsern lieben gemeinsamen Freund Wilhelm ein guter Genius, auch auf allen juristischen Bahnen, führen und leiten,

Freunden zum Trost,
Feinden jedoch
zu ewigem Neide!

F W Nietzsche.

[«]

166. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel 13 Nov. 71.

Endlich, liebe Mutter und Schwester, bekommt Ihr den gebührenden Dank für Eure mich herzlich erfreuenden Briefe, so wie meinerseits neue Mittheilungen. Doch was ist inzwischen passirt, was für Euch von Interesse sein könnte? Von gestern angefangen: daß ich bei Bachofens zu Mittag eingeladen war, wo mehrfaches Bedauern über Deine Nicht-anwesenheit ausgesprochen wurde, liebe Lisbeth. Dann ist der alte Vischer seit 2 Wochen bettlägerig, an schwerem Rheumatismus und Muskelentzündungen. Es geht noch nicht gut. Dann habe ich nun wieder alle Collegien seit Anfang voriger Woche im Gange, 9 Studenten in dem einen, 6 in dem andern. Ich lese ein dreistündiges, ein einstündiges und halte außerdem die Seminarübungen und meine Pädagogiumstunden. Also wöchentlich 11 Stunden, womit ich zufrieden bin. — Deussen hatte sein Wiedersehn so unglaublich eingerichtet, daß ich ihn nur Nachts von 12—2 Uhr zu sehen bekam, und er mir wie ein „Fandom“ in der Erinnerung geblieben ist. — Die jungen Vischers haben mir neulich einmal Weintrauben herüber gebracht. — Zwei Tage habe ich bei Wagners verlebt, wo ich mit der allerwärmsten Herzlichkeit empfangen wurde. Dort habe ich die anziehende Bekannschaft von Frau von Muchanoff (Gräfin Nesselrode) gemacht. Auf dem Bahnhof rief mir noch Wagner Grüße an das „niedliche Schwesterchen“ nach und ob Du nicht bald einmal wieder kämst. Was ich auch den Kindern versprochen habe. — Gersdorff schreibt oft und hübsch aus Berlin. Er hat die Mazziniverse „und im Ganzen, Vollen, Schönen resolut zu leben“ endlich bei Goethe, unter den „geselligen Liedern“ wiedergefunden. Der eine seiner künstlerischen Freunde ist daran, für mich eine Vignette zu erfinden. — Von Frit<z>sch in Leipzig kein Wörtchen; großes Erstaunen meinerseits. — Die Ferientage waren so erwärmend für mich, daß ich hinterdrein noch zum Componisten geworden bin und in großer Schnelligkeit eine lange vierhändige Composition vollendet habe, die ich mit Overbeck spiele: „Nachklang einer Sylvesternacht, mit Prozessionslied, Bauerntanz und Mitternachtsglocke“: ein sehr hübscher Scherz! An Gustav habe ich heute geschrieben: ich wollte ihm gerne noch ein Exemplar des „Socrates“ mitsenden. Schließlich bemerke ich, daß ich gar keine eingebundenen Exemplare mehr habe: weshalb ich Gustav auf Weihnachten vertrösten muß.

Mir geht es gut: aber Grausen! Gestern haben wir ungeheuren Schnee bekommen. Dieser ekelhafte „weiße Koth“! Ich begrüßte ihn mit Empörung. Zum Colleg zu rutschen, nicht mehr zu gehen, in dieser winkeligen Hügelstadt, ist eine große Misère, trostlos, trostlos!

Mit herzlichen Grüßen von Eurem
Fritz.

[«]

167. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Basel 18 Nov. 71.

Geehrtester Herr,

Sie hatten mich wirklich durch Ihr Schweigen in den Zustand des Erstaunens versetzt; ich wußte nicht, was ich denken sollte und was ich zu thun hätte und sah deshalb mit lebhafter Theilnahme dem Tag entgegen, wo sich aufklären würde, was mir unverständlich war. Um so mehr freute ich mich über den heute bei mir angelangten Brief, der alle meine Beunruhigungen zerstreut und mich nur an eins mahnt, an die größte Eile. Ich sende deshalb heute noch, was ich druckfertig von meiner Schrift besitze und verspreche den fehlenden Rest und die Vorrede baldigst nachzuliefern. Inzwischen müssen wir alles daran setzen, um bis Weihnachten fertig zu sein. Wenn sich nur einigermaßen erfüllt, was ich mit meinen Freunden von dieser Schrift hoffe, so sollen auch Sie ihre Freude und Ihren Dank daran haben, ihr zur Öffentlichkeit verholfen zu haben.

In allen sonstigen Beziehungen werden wir uns, wie ich denke, mit Hülfe Rich. Wagner's ebenso leicht als zur beiderseitigen Zufriedenheit verständigen.

Inzwischen hoffe ich auf die baldige Zusendung von Correkturbogen: wir waren übereingekommen, daß ich selbst die letzte Revision übernehme.

Nun habe ich nur zu wünschen, daß unsere Namen sich unter einem guten Sterne zusammengefunden haben: und wenn die Namen sich reimen, sollten es die Menschen doch auch können.

Ihr ergebener
Dr Fr. Nietzsche

[«]

168. An Carl von Gersdorff in Berlin

<Basel, 18. November 1871>

Verzeihe mir, mein lieber Freund, daß ich Dir nicht früher für Deine Briefe gedankt habe, von denen ein Jeder mich an Dein kräftiges Culturleben erinnert, als ob Du im Grunde noch Soldat seist und Deine militärische Gesinnung jetzt im Bereiche der Philosophie und Kunst zu erweisen trachtetest. Und so ist es recht; nur noch als Kämpfer haben wir gerade in unserer Zeit ein Recht zu existieren, als Vorkämpfer für ein kommendes Saeculum, dessen Formation wir an uns, an unsern besten Stunden nämlich, etwa ahnen können: da diese besten Stunden uns doch offenbar dem Geiste unserer Zeit entfremden, aber doch irgendwo eine Heimat haben müssen; weshalb ich glaube, wir haben in diesen Stunden so eine dumpfe Witterung des Kommenden. Haben wir nicht auch aus unserer letzten gemeinsamen Leipziger Erinnerung noch das Gedächtniß an solche entfremdete Momente, die in ein anderes saeculum gehören? — Also — es bleibt dabei: und im Ganzen, Vollen, Schönen resolut zu leben! Aber es gehört eine kräftige Resolution dazu und ist nichts für Jedermann!

Heute wurde ich recht an unser Leipziger Dasein gemahnt, und in einem gewissen Sinne kann ich sagen: ich knüpfe an's fröhliche Ende den fröhlichen Anfang nun an, wie das lustige Lied heißt. Heute nämlich, erst heute! antwortete Fritzsch, der treffliche Verleger, auf meinen damaligen Besuch: weshalb ich Dir auch gerade heute Nachricht geben muß. Denn Du und Rohde, Ihr wart es, die mich zu dem trefflichen Fritzsch moralisch und körperlich brachten: was ich bis jetzt noch zu preisen habe. Er konnte nichts dafür, daß seine Antwort sich so lange verschob. Er hatte das Manuscript sofort einem Fachmann zur Beurtheilung übersandt, und dieser hat bis zum 16 Nov. getrödelt. Du weißt doch noch, daß das Lied „Lieber Freund, diesen Gruß zum Angebinde" für den 16 Nov. bestimmt war, nämlich zu Krug's Geburtstag. An diesem gleichen Tage schrieb der gute Fritzsch „daß mich nicht Ärgernuß nag' und schinde" und verspricht sogar noch bis Weihnachten fertig zu werden. Also die Ausstattung genau nach dem Muster von Wagners „Bestimmung der Oper" ist beschlossen: freue Dich mit mir! Für eine schöne Vignette wird somit ein herrlicher Platz sein: sage dies Deinem künstlerischen Freunde, zugleich mit meinen teilnehmendsten Grüßen. Nimm Dir einmal die Wagnersche Broschüre vor, schlage den Titel auf und berechne Dir die Größe, die wir dem bildnerischen Kunstwerk geben können. Es kommt nur auf den Titel:

Die
Geburt der Tragoedie
aus dem Geiste der Musik.

von
Dr. Friedrich Nietzsche
Prof. o. p. der klass. Philologie

Leipzig Fritzsch.

Ich habe bis jetzt das allerbeste Zutraun: die Schrift wird mächtig gekauft werden und auf ein Stückchen Unsterblichkeit mag sich der Herr Vignettenbildner nur gefaßt machen.

Nun noch etwas Neues. Denke Dir, mein lieber Freund, in welch seltsamer Weise jene erwärmenden Tage meiner Ferienzusammenkunft in mir hinterdrein wieder zum Vorschein gekommen sind. Nämlich in Form einer größeren vierhändigen Composition, in der alles wiederklingt von einem schönen sonnenwarmen Herbste. Genannt ist das Opus, weil es anknüpft an eine Jugenderinnerung „Nachhall einer Sylvesternacht, mit Prozessionslied, Bauerntanz und Mitternachtsglocke“. Das ist doch ein lustiger Titel: man hätte ebenso gut zu viel noch erwarten dürfen „mit Punschbowle und Neujahrsgratulationen“. Overbeck und ich spielen sie, es ist jetzt unser Specificum, das wir vor allen vierhändigen Menschen voraushaben. Weihnachten wird Frau Wagner mit dieser Musik beschenkt und überrascht. Auch an dieser Comp, seid ihr, meine lieben Freunde, die unbewußten dei ex machina! Seit 6 Jahren hatte ich nichts mehr componirt, und dieser Herbst hat mich wieder stimulirt! Gut ausgeführt, dauert die Musik 20 Minuten.

Im Übrigen bin ich wieder in philolog. Thätigkeit, lese „Einleitung in das Studium Plato’s“ und „latein. Epigraphik“ und bereite für die Zeit nach Neujahr 6 öffentl. Vorträge vor „ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten“.

Nächsten Dienstag hält unser neuer Philosoph seine Antrittsrede, über das „selbstverständliche“ Thema: „die Bedeutung des Aristoteles für die Gegenwart“. — —

Hier bist Du im guten Angedenken. Die Dämonenweihe habe ich bei Jacob Burkhardt, in seiner Stube gefeiert: er hat sich meinem Weiheakte angeschlossen und wir haben reichlich zwei Biergläser guten Rhôneweines auf die Straße geschüttet. In früheren Jahrhunderten wären wir der Zauberei verdächtig. — Als ich damals ½12 Nachts nach Hause kam, ziemlich dämonisch, fand ich erstaunter Weise Freund Deussen vor, mit dem ich noch bis gegen 2 Uhr auf der Straße herumzog. Mit dem allerfrühsten Zuge reiste er ab. Ich habe eine fast gespenstische Erinnerung an ihn, da ich ihn nur bei mattem Lampenund Mondeslichte gesehn habe.

Laß bald etwas von Dir hören, mein wackerer werther Freund! Du weißt jetzt, daß es mit der Vign<ette> höchste Zeit ist.

Sei herzlich gegrüßt von Deinem Friedr N.

[«]

169. An Richard Wagner in Tribschen

Basel 18 Nov. 71.

Verehrtester Meister,

heute endlich hat mir unser Fritzsch aus Leipzig Nachricht gegeben, nachdem ich lange in gänzlicher Befremdung über sein Schweigen dahin gelebt habe, ohne recht zu wissen, was ich zu thun hätte. Jetzt erfahre ich, dass er mein Manuscript sofort, noch bevor Ihre empfehlenden Zeilen eingetroffen waren, an einen Mitarbeiter seines Blattes zur kritischen Einsicht übersandt hatte: als welcher Bummler dasselbe bis zum 16 November zurückgehalten hat. Jetzt soll nun schnell losgedruckt werden; in welcher Beziehung Fritzsch vortreffliche Versprechungen macht. Dann kommt ein Passus, den Sie mir vielleicht mit einem Worte erklären können. Fritzsch schreibt mir: „über die Honorarfrage werden Sie unterdess selbst nachgedacht haben, vielleicht dass Ihnen in dieser Hinsicht Herr Wagner einige Andeutungen gemacht hat.“

Hier würden Sie mich gänzlich in ungeheure Inschriftenwerke versteckt finden, aus denen ich für meine Studenten eine lateinische Epigraphik zusammenbraue oder von Hunderten von platonischen Schriften umringt, mit deren Hülfe ich meine Zuhörer in das Studium Plato’s einführe. Hebe ich das Ohr einmal aus diesem Bücherhaufen empor, so höre ich sofort etwas, was in Bologna vorgeht oder in der Stadtverordnetenversammlung von Baireuth berathen ist, oder die „Academy“ präsentirt sich mir, mit einem neuen Aufsatz von Franz Hüffer, dem verkappten Engländer, oder auch ein erstaunliches Inserat mit dem Namen meines Freundes Gersdorff oder eine Besprechung von Fuchs Präliminarien der Tonkunst etc. Kurz, auch nur ein massiges Hinhorchen genügt jetzt, um über die grossen äusseren Züge Ihrer Existenz unterrichtet zu bleiben.

Von meinem letzten Tribschener Besuche habe ich die wärmste und herzlichste Erinnerung und weiss, was ich meinen Dämonen schuldig bin: denen ich neulich ein Dankopfer brachte, mit einer Spende rothen Weines und den gesprochnen Worten Χαίρετε Δαίμονες: eine Feierlichkeit, die zugleich in Basel, Berlin und Kiel stattfand und bei deren Vollziehung wohl jeder von uns auch Ihrer gedacht hat: denn was bitten wir von den Dämonen, was danken wir ihnen, was nicht mit Ihnen auf das Innigste und Nächste zusammenhängt?

Ihr getreuer
Friedrich Nietzsche.

[«]

170. An Erwin Rohde in Kiel

Basel Donnerstag.
<23. November 1871>

Mein lieber Freund,

eben hatte ich mich etwas ermüdet auf das Sopha gelegt und die Hände über die Augen gelegt, als ich plötzlich an Dich denkend aufspringe, die Feder ergreife und somit wie Du siehst, an Dich schreibe. Mir fiel ein, daß Du lange von mir nichts gehört hast und vielleicht auch in speziellen Beziehungen wissen möchtest, wie es mir inzwischen, etwa rücksichtlich des Fritzsche-Nietzsche-Büchleins, ergangen ist. Hast Du denn irgend so etwas Passendes aus der Gemmen-region aufgespürt? Denn dann wäre es hohe Zeit, dem edlen Verleger Mittheilung zu machen. Oder wir schickten es dem Freunde Mosengel, der seiner Zeit mir erzählte, wie er zu den wenigen Malern gehöre, die auch „Radirer“ wären. Ich weiß nicht, ob die Technik des Radirens gerade die in diesem Falle rechte ist, wie stehts damit? —

Erst seit vorigem Sonntag habe ich Bescheid von dem guten Fritzsch. Obwohl die Sache inzwischen mich beunruhigt hatte — that ich doch nichts, weder für, noch gegen, sondern wartete still, was meine Dämonen beschlossen hätten. Endlich kommt die Aufklärung: Fritzsch hatte mein Manuscript an einen Mitarbeiter seines Blattes zu kritischer Beurtheilung abgesandt, und dieser Bummler hatte so lange gebummelt! Jetzt scheint nun alles in Ordnung zu sein. Ausstattung, wie in Wagners „Bestimmung der Oper“ ist garantirt und ich glaube daß noch nie ein Erstlingswerk so üppig eingehüllt, wie ein Prinzenkind, aus der Taufe gehoben worden ist.

Einen recht schönen Nachklang hatte ich noch von unserer Zusammenkunft, die mich innerlich und äußerlich, bei den mildwarmen Herbstsonnenwirkungen, so erquickt hatte, daß ich hinterdrein wieder einmal, nach 6 Jahren Pause, zum Componisten geworden bin. Eine längere vierhändige Composition, in der Dauer von 20 Minuten, ist in kurzer Zeit, gleich nach meiner Rückkehr nach Basel, fertig geworden, mit der ich recht zufrieden bin. Sie heißt, im Anschluß an eine Jugenderinnerung, so:

„Nachklang einer Sylvesternacht, mit Prozessionslied, Bauerntanz und Mitternachtsglocke.“

So etwas danke ich Euch, meine lieben Freunde und Du wirst es spüren, wenn Du dieselbe einmal hörst.

Die Dämonenweihe habe ich mit Burkhardt zusammen gefeiert: er hatte sich dem Opfer angeschlossen, und um 10 Uhr flössen zwei Gläser rothen dunkeln

Weines in die Nacht hinab. — Am andern Tag hatte ich dämonischen Kater. —

Ich lese mit Vergnügen Plato und latein. Epigraphik. Da fällt mir wieder etwas ein. Sage, lieber Freund, hast Du vielleicht einmal daran gedacht, selbst auch etwas über mein Tragödienbüchlein öffentlich verlauten zu lassen? Ich fürchte immer, daß die Philologen es der Musik wegen, die Musiker der Philologie wegen, die Philosophen der Musik und Philologie wegen nicht lesen wollen und bekomme dann für meinen guten Fritzsch Angst und Mitleid. Vielleicht könntest Du die Philologen coram nehmen, etwa in einem Briefe an den Redakteur des rhein. Museums oder in einer Zuschrift an mich. Kurz, es fehlt mir die „höhere Reklame“. Du weißt, wie sehr die Philologen auf alles gestoßen werden müssen, was nicht bei Teubner und ohne den Zubehör kritischer Noten erscheint. Stoße sie! Ich bitte Dich.—

Ein sehr schöner Brief Wagners über die Bolognaaufführung steht in dem letzten Sonntagbeiblatt der norddeutschen Allgemeinen. Hast Du denn mit Wagner brieflich angeknüpft? Deine Abhandlung ist ernsthaft gelesen worden. Der zweite Akt der Götterdämmerung ist vor 3 Tagen fertig geworden.

Erfreue mich bald durch einen Brief, mein lieber, lieber Freund.

Treulich
ὁ μουσικός.

Das Geld habe ich bekommen, aber c. 2 frs. zu viel. Was soll ich damit anstiften? Oder war es auf meine Bereicherung abgesehn? —

Ich denke eben daran, daß Du ja das Centralblatt „beherrschest“: dann aber müssen wir möglicherweise auf einen ernstlichen Widerstand der Redaktion bedacht sein? Oder nicht? Jedenfalls nimm Dir dann etwas Raum. — Du bekommst eins der ersten Exemplare zugeschickt. Etwa um Neujahr herum.

[«]

171. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Basel, Montag.
<27. November 1871>

Werthester Herr Verleger,

hier empfangen Sie für unsre Schrift eine Titelvignette, welche ein trefflicher Künstler gearbeitet und mir heute zugeschickt hat. Es ist der von seinen Fesseln befreite Prometheus. Jetzt bitte ich Sie, schleunig einen guten und im besten Sinne bewährten Holzschneider mit der Ausführung dieser Vignette zu betrauen.

Jedenfalls muß der Schöpfer dieser Vignette den Holzstock noch zu einer etwaigen Correktur überschickt bekommen. Benutzen Sie dazu folgende Adresse: Herrn Carl von Gersdorff, Ritter des eisernen Kreuzes, Berlin, Alexandrinenstr. 121 (hunderteinundzwanzig) II Treppen. Dieser Herr ist zwar nicht der Verfertiger der Vignette, aber ein ganz naher Freund des Künstlers, dessen eigne Adresse ich zufällig nicht besitze.

Natürlich sind alle die genannten Menschen eifrige Wagnerianer. Gelegentlich frage ich jetzt bei Ihnen an ob Sie mir als Honorar für den Druckbogen drei Louisdor's geben wollen. Warum machen Sie mir keinen Vorschlag? Nun muß ich Ihnen einen machen. Wagner beschwert sich, daß bei solchen Dingen es jedesmal so zugienge als ob noch nie ein Buch gedruckt worden wäre. Sagen Sie mir, ob Sie mit meinem Vorschlage einverstanden sein können. —

Ich erwarte täglich Druckbogen: wie weit sind wir?

Mit freundlichstem Gruße bin ich
Ihr ergebener
Dr Fr Nietzsche
Prof.

NB. Meinen Rest von Manuscript bekommen Sie bald. — Die Vignette denken Sie Sich hineingestellt zwischen unsere Namen auf dem Titelblatt: Es ist ein kleines Meisterstück und sagt auf einfache Weise Vieles und Ernstes.

[«]

172. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel, Sonntag. 3 Dez. 71.

Meine liebe Mutter und Schwester,

Herzlichen Dank für den letztens erhaltenen Brief. Ich höre mit Vergnügen, daß es Euch in Naumburg wohlgefällt. Weihnachten werden wir aber nicht beisammen sein können, ich habe meine 6 Vorträge „über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“ nach Neujahr zu halten und bis jetzt noch kaum an dieselben denken können, so sehr beschäftigen mich meine Collegien. (eins mit 10, das andre mit 7 Zuhörern) Dazu kommt daß ich jetzt daran denken muß, mein Büchlein über die Tragödie abzuschließen. Denn mit Fritzsch ist alles in Ordnung. Es wird gedrucht, und ich erwarte täglich Correkturbogen. Die Ausstattung wird sehr schön (gleich der von Wagners „Bestimmung der Oper“) Aber es giebt sehr viel zu denken, und viel Alleinsein ist nöthig. — Am 20 d. M. ist das große Conzert Wagner’s in Mannheim. Ich habe kaum irgendwelche Aussicht hinzukommen, weil wir hier in dem Collegienfleiß erstaunlich gewissenhaft sind, und ich mich auch am Pädagogium nicht vertreten lassen kann. So entgeht mir auch dies Concert, wie mir das Berliner entgangen ist — und was nicht sonst? Wenn ich aber nur mit Baireuth durchkomme!

Dem alten Vischer geht es wieder gut. Er ist bereits aufgestanden vom Bett, und ich bin öfters bei ihm. Frau Vischer hat mir von einem Brief nach Naumburg erzählt, den sie geschrieben habe. — Bei Heyne’s war neulich eine große Gesellschaft, vornehmlich zu Ehren der neuen Professoren und Frauen. Es wurde die Kindersymphonie aufgeführt und nachher getanzt — bis Mitternacht. Montags bin ich zu einer Gelzer’schen Gesellschaft eingeladen, der alte Geizer schrieb mir eigens, daß er bedauere Dich, liebe Lisbeth nicht mit einladen zu können. Zugleich mit Deinem letzten Brief lief eine Einladungskarte bei mir ein, zu einem großen Diner, welches Georg Fürstenberger veranstaltete, zu Ehren des neuen Brautpaars. Das haben wir denn Gestern mit Gott bestanden. Es war die ganze Erste Etage von Hôtel Euler und der große Speisesaal im Parterre zu unserer Disposition, und es war eine Üppigkeit, die mir wenigstens unbekannt in Basel war. Wir waren gegen 60 Eingeladne, aber nur Jugend, ohne Mütter und Väter (weder die alte Frau Vischer noch die alte Frau Sarasin war zugegen, wohl aber Frau Vischer-Sarasin und Vischer-Heusler.) Hauptsächlich aber die Freundinnen von <der> Braut und die Freunde vom Bräutigam. Man spürte an allem die hier vertretenen Millionen der Gäste, und für Euch wäre es gewiß sehr unterhaltend gewesen, die ganze vornehmste Baseler Aristocratie beisammen zu sehn. Wir waren von 1 Uhr bis 8 Uhr zusammen und haben schließlich noch ein paar Stunden getanzt. Ich war der einzige Deutsche der Gesellschaft. Man hat mir noch ein paar Bälle angekündigt. Ich übersende zu Eurem Spaß das Menü mit der Tischkarte und entschuldige mich, so viel von solchen Dingen erzählt zu haben. Übrigens war es „luschtig“.

Mit herzlichem Gruße
Euer Fritz.

Schreibt mir doch etwas über Eure Weihnachtswünsche.

[«]

173. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

<Basel, kurz nach dem 3. Dezember 1871>

Werthester Herr Verleger,

mit Ihren Honorar-propositionen bin ich nach allen Seiten hin einverstanden und betrachte damit diesen Punkt als erledigt und abgethan. Nur möchte ich mir noch eine Anzahl Freiexemplare ausbitten, nämlich 25, von denen 5 auf Velin (nämlich auf solchem Velin wie in Wagners „Beethoven“) abzuziehen wären. Werden Sie mir dies noch concediren können?

In Betreff des Papiers, denke ich, bleibt es bei der ersten Vereinbarung, das heißt bei dem Papier von W’s „Bestimmung der Oper.“

Der Druck und die Correktheit desselben haben mich befriedigt. Der Druck kann so schnell wie möglich vor sich gehen. Ich will nicht auf mich warten lassen.

Mit besten Grüßen
Ihr ergebener
Prof Nietzsche.

NB. Es fällt mir ein, daß wir Frau Wagner eine rechte Freude machen würden, wenn wir ein Exemplar auf dem gelben Papier herstellten, das sie sehr liebt. Wie ich Sie im Herbst in Leipzig besuchte, zeigten Sie mir solches Papier, nicht wahr?

[«]

174. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Basel Sonntag. <vermutlich 10. Dezember 1871>

Meine liebe Mutter,

hier eine kurze Weihnachtsnotiz für Lisbeth. Bitte besorge für mich das Photographienalbum. Ich selbst werde an Deine Adresse schicken 1) die Kunstgeschichte, 2) den Hebel.

Mit herzlichem Gruß und der Bitte, den beifolgenden Zettel nicht zu lesen. Er ist für Lisbeth bestimmt.

Herzlichen Dank für Deinen gemüthlichen Brief.

Sehr in Eile

Dein Fritz.

[«]

175. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, vermutlich 10. Dezember 1871>

Meine liebe Lisbeth,

heute nichts mehr als diese kurze weihnachtliche Notiz. Ich überlasse Dir nothgedrungen den Weihnachten für unsere liebe Mutter ganz allein: das heißt, ich bitte Dich 1) die Gardinen in meinem Namen zu bestellen und zu überreichen. 2) ein paar geschnitzte Löffel Messer und Gabeln. Das Letztere könnte ich auch hier bekommen, fürchte aber zu zerbrechen.

Ich bin in großer Arbeit und sehr eilig.

Dein Bruder.

[«]

176. An Carl von Gersdorff in Berlin

Basel, Donnerstag früh.
<14. Dezember 1871>

Mein lieber Freund,

neulich habe ich etwas vergessen, nämlich den Text zum Kaisermarsch: was Du, bei meiner großen Verwirrung aller möglicher Geschäfte, einmal entschuldigen magst. Am Dienstag habe ich nun etwas Luft bekommen: dadurch daß ich wenigstens auch den Rest vom Manuscript und die Vorrede an Fritzsch abgeschickt habe. Nach Mannheim kann ich — leider! leider! — nicht reisen, denn das Amt des Schreibers in der Regenz und eine längere Krankheit des Prof Gerlach verhindern mich, Urlaub zu nehmen.

Für die Vignette habe ich Dir bereits gedankt: Fritzsch hat mir einen bewährten Holzschneider zugesichert. Er hat durch mich Deine Adresse bekommen, damit an Dich der Holzstock, zu Händen des geehrten Künstlers, eingesandt werde.

Nun der Text:

Volksgesang.

Heil, Heil dem Kaiser!
König Wilhelm!
Aller Deutschen Hort und Freiheitswehr!
Höchste der Kronen,
Wie ziert dein Haupt sie hehr!
Ruhmreich gewonnen
Soll Frieden dir lohnen!
Der neu ergrünten Eiche gleich,
Erstand durch dich das deutsche Reich:
Heil seinen Ahnen,
seinen Fahnen,
die dich führten, die wir trugen,
als mit dir wir Frankreich schlugen!
Feind zum Trutz,
Freund zum Schutz,
allem Volk das deutsche Reich zu Heil und Nutz!

/: Die letzte Zeile wiederholt :/

Mit herzlichem Gruße,
mein lieber Freund!
Dein
FN.

Wo bist Du Weihnachten? —

[«]

177. An Erwin Rohde in Kiel

Basel, nach dem 21. Dezember 1871

Mein lieber, lieber Freund,
einen herzlichen Weihnachtsgruß zuvor!

Ich hoffte Dir um diese Zeit bereits meine Schrift zuschicken zu können: es sind aber einige Verzögerungen eingetreten, nicht durch meine Schuld, so daß meine

Weihnachtsgabe diesmal etwas zu spät kommen wird. Die Vignette des Titelblattes hat einige Störungen gemacht: die Zeichnung, von Gersdorffs Freunde Rau entworfen, hat unsern höchsten Beifall, aber der „bewährte“ Holzschneider, den Fritzsch dafür ausgesucht hatte, hat eine stümperhafte Leistung gemacht, so daß sein Holzstock ganz unbrauchbar und incorrigibel ist, und wir das Werk von Neuem einem der besten Holzschneider, dem akademischen Künstler Vogel in Berlin, übertragen mußten. Gersdorff ist mir treu zur Seite und zeichnet sich durch zuverlässigste Hülfbereitschaft in allen Dingen aus (Hast Du ihm nicht einmal ein kleines Briefchen geschrieben? Ich glaube Du würdest ihn sehr erfreuen. Er gehört zum Vorstande des Berliner Wagnervereins: willst Du Dich nicht bei ihm zu einem Loose anmelden? Alexandrinenstr. 121 II Treppen)

Der Druck ist bedeutend compresser als in der „Bestimmung der Oper“, daher wird die Schrift wenig umfangreich, etwa 140 Seiten. Acht Bogen sind nach jeder Seite hin fertig, und ich habe nur einen kleinen Rest und die Vorrede zu corrigieren. Der ganze letzte Dir noch unbekannte Theil wird Dich gewiß in Erstaunen setzen, ich habe viel gewagt und darf mir aber in einem ganz enormen Sinne zurufen: animam salvavi: weshalb ich mit großer Befriedigung der Schrift gedenke und mich nicht beunruhige, ob sie gleich so anstößig wie möglich ausgefallen ist, und von einigen Seiten geradezu ein „Schrei der Entrüstung“, bei ihrer Publikation, laut werden wird.

Übrigens fühle ich mich in meinen Erkenntnissen der Musik wunderbar befestigt und von deren Richtigkeit überzeugt — durch das, was ich diese Woche in Mannheim, mit Wagner zusammen, erlebte. Ach, mein Freund! Daß Du nicht dabei sein konntest! Was sind alle sonstigen künstlerischen Erinnerungen und Erfahrungen, gemessen an diesen allerletzten! Mir gieng <es> wie einem, dem eine Ahnung sich endlich erfüllt. Denn genau das ist Musik und nichts sonst! Und genau das meine ich mit dem Wort „Musik“, wenn ich das Dionysische schildere, und nichts sonst! Wenn ich mir aber denke, daß nur einige hunderte Menschen aus der nächsten Generation das von der Musik haben, was ich von ihr habe, so erwarte ich eine völlig neue Cultur! Alles was übrig bleibt und sich gar nicht mit Musikrelationen erfassen lassen will, erzeugt bei mir freilich mitunter geradezu Ekel und Abscheu. Und wie ich vom Mannheimer Concert zurückkam, hatte ich wirklich das sonderbar gesteigerte übernächtige Grauen vor der Tages Wirklichkeit: weil sie mir gar nicht mehr wirklich erschien, sondern gespenstisch.

Diese Weihnachten verlebe ich einsam in Basel und habe die Tribschener herzlichen Einladungen ausgeschlagen. Ich brauche Zeit und Einsamkeit, um über meine 6 Vorträge (Zukunft der Bildungsanstalten) einiges nachzudenken und mich zu sammeln. Frau W. deren Geburtstag am 25 Dec. ist (und der ich, an Deiner Stelle schreiben würde!) habe ich meine „Sylvesternacht“ gewidmet und bin gespannt, was ich über meine musikalische Arbeit von dort aus zu hören bekomme, da ich noch nie etwas Competentes zu hören bekam. Wenn ich dieselbe Dir einmal zum Vortrag bringe, wirst Du, wie ich glaube, mit Rührung den warmen, beschaulichen und glücklichen Ton heraushören, der durch das Ganze hindurchklingt und für mich eine verklärte Erinnerung an das Glücksgefühl meiner Herbstferien zu bedeuten hat.

Mit Jakob Burkhardt habe ich einige schöne Tage erlebt, und unter uns wird viel über das Hellenische conferirt. Ich glaube, man kann jetzt in dieser Hinsicht Einiges in Basel lernen. Deinen Pythagorischen Aufsatz hat er mit großer Betheiligung gelesen und sich zu seinen Zwecken excerpirt, und das, was Du über die ganze Entwicklung der Pythagorasvorstellung sagst, ist gewiß das Beste, was über ein so ernstes Capitel bisjetzt gesagt worden ist. Inzwischen habe ich über Plato eine Anzahl Grundeinsichten gewonnen, und ich meine, wir Beide dürften einmal die bisher so schäbige und mumienhafte Geschichte griechischer Philosophen tüchtig und innerlich erwärmen und erleuchten. — Alles, was Du Allgemeines zu sagen hast, übergieb nur nicht den verfluchten philologischen Zeitschriften: warte nur etwas auf die Baireuther Blätter! — Über Deine zugesagte Zarnkische Anzeige bin ich sehr glücklich und von vornherein sehr dankbar. Mein lieber Freund, wir haben noch ein großes Stück Leben mit einander auszumessen: wir wollen treu sein.

FN.

[«]

178. An Carl von Gersdorff in Berlin

<Basel, 23. Dezember 1871>

Zunächst, mein lieber und werther Freund, denke ich an die Feier Deines Geburtstages und bin beglückt, wenn ich mir vergegenwärtige, wie dieses Jahr uns wieder im allerwünschbarsten Sinne zusammengeführt hat: so daß wir mehr als je wieder uns unserer Freundschaft freuen dürfen. Unsere besten Triebe, unsre eigentlich ernst gemeinten Absichten, unsre edelsten Hoffnungen — alles hat sich wieder in dem letzten Jahre zusammen verschlungen: nachdem Dein Lebensdämon Dich glücklich durch die schrecklichsten Gefahren hindurch gerettet hat. Und so werde ich heute ein Hoch auf Dein Wohl ausbringen, in dem Glauben, daß es auch zugleich dem Aufblühen unserer Friedenskultur gelte. Von jetzt an haben wir alle ernsten Kämpfe gemeinsam: also Hoch unsre Kriegskameradschaft im Frieden!

Leider bin ich noch nicht im Stande, Dir heute ein Exemplar meines Buches dediciren zu können. Aber empfange dafür heute das Versprechen, daß Du und die Tribschener die Ersten sein werden, die die Schrift zugeschickt bekommen. Fritzsch hat in letzter Zeit viel langsamer das Werk gefördert und doch bin ich damit recht zufrieden, seitdem ich durch Dich erfahren habe, welcher abscheulichen Gefahr meine Schrift im Falle einer Überstürzung ausgesetzt gewesen wäre. In der That danke ich Dir sehr für Deinen treuen Beistand in der Vignettenangelegenheit: Fritzsch hat weniger Schuld, weil er so etwas nicht verstehen wird und viele Stücke von seinem übrigens trefflichen „musikal. Wochenblatt“ und somit auch von dem Holzschneider desselben hält. Es wäre nichtswürdig gewesen, die schöne Leistung von unserem Rau so schmählich entstellt auf dem Titel wiederzufinden: und daß eine solche Stümperei auch meiner Schrift und des von mir gedachten Leserkreises nicht würdig sei, hast Du mit großem Rechte Fritzsch auseinandergesetzt; und ich danke Dir besonders dafür, weil mein Verleger auf diese Weise doch einmal aufmerksam gemacht worden ist, daß er es mit dieser Schrift so ernst wie möglich zu nehmen hat.

Der Druck ist übrigens viel compresser als in der „Bestimmung der Oper“ und damit ist auch meine Schrift weniger umfänglich geworden. Sie wird 140 Seiten haben. Acht Bogen sind fertig corrigirt.

Dein Gedanke von einer weihevollen Taufhandlung hat mir sehr gefallen, und ich werde im Stillen einmal über einen modus nachdenken. Um Dir übrigens einige Namen zu nennen, denen ich die Schrift zuschicke und die ich nöthigenfalls um Übernahme der Pathenstelle bei meinem Erstgebornen bitten könnte, so nenne ich noch Jacob Burkhardt, Rohde (der für das litterarische Centralblatt von Zarnke eine Anzeige vorbereitet) Gustav Krug Romundt Frau von Muchanoff, Liszt, Bülow, Makart: auch Frau von Schleinitz wird ein Exemplar bekommen. Auch die Großfürstin Constantin. Kennst Du vielleicht den baierischen Hauptmann M. von Baligand, dienstthuenden Kammerherrn des Königs? Er ist einer der thätigsten und begeisterten Mitglieder des Münchener Wagnervereins und hat bedeutende Beziehungen in England, wo er im nächsten Sommer bei seinem Freunde Lord Ellerton einen engl. Wagnerverein gründen will. Mit ihm bin ich neulich Nachts von Mannheim zurück gefahren.

Denn ich war in Mannheim. Und ich kann Dir sagen: unsre größten Ahnungen über das Wesen der Musik bestätigen sich in überschwänglichem Maße! Das habe ich in Mannheim erfahren. Ich kenne keine höheren und erhabeneren Zustände als die dort erlebten und bin glücklich, mich aus zahlreichen Fesseln und Zurückhaltungen für diese Tage herausgerissen zu haben.

Von den Baireuther Dingen hast Du wohl gehört, von der herrlichen Lage des Bauortes, von der Umtaufung des „Stuckbergs“ in „Richardshöhe“, von den großen Hoffnungen, die sich bei den Baireuthern bereits in der Petition einer neuen Eisenbahn geäußert haben usw. Wagner war sehr glücklich, wie er seine „Geschäfte“ abgemacht habe.

Ich habe in Mannheim meine Weihnachtsfeier anticipirt und kann diesmal nicht nach Tribschen, weil ich Zeit und Einsamkeit brauche, um meine Vorträge „über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“ auszudenken.

Nun, mein lieber Freund, lebe wohl! Sage Deinen verehrten Angehörigen meine ehrerbietigsten Empfehlungen und bewahre mir, für das Neujahr und alle Zukunft, die herzliche Gesinnung, von der ich so oft durch die schönsten Dokumente überzeugt werde.

In alter Treue und unter
den besten Glückwünschen
Dein Friedrich Nietzsche.

[«]

179. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel, Samstag. <23. Dezember 1871>

Meine liebe Mutter und Schwester,

von Herzen wünsche ich daß Ihr an meinen kleinen Weihnachtsgeschenken einige Freude haben mögt. Zur Erklärung derselben beginne ich mit dem, was Euch Beiden gemeinsam gewidmet ist: die Composition mit dem Titel „Nachklang einer Sylvesternacht“ müßt Ihr Euch recht bald einmal wirklich vortragen lassen; wozu ich Euch die bereitwillige Hülfe von Gustav Krug empfehle, dem ich deswegen noch einen Brief schreiben will. Sie wurde kurze Zeit nach meiner Rückkehr aus den letzten Ferien gemacht und ist für mich ein Zeichen, wie erwärmend und wohlthuend für mich diese Ferien gewesen sein müssen. Denn nach 6 Jahren Unterbrechung ist es der erste Versuch dieser Art, und wenn ich mich nicht täusche, ein wohlgelungener Versuch. Ich habe für Euch eine schöne Abschrift besorgen lassen und möchte gerne auch die Mühe, die deren Herstellung kostete, mit unter die Geschenke gerechnet wissen. Durchaus aber muß ich bald von Euch erfahren, wie Euch diese Musik gefallen hat. Ihr werdet schon einige Mitempfindung haben: denn diesmal ist meine Widmung nicht so unsinnig wie bei meinen früheren Compositionen, von denen der ungarische Reitermarsch dem Onkel Theobald und das Liebeslied der Tante Rosalie dargebracht wurden.

Dir nun, meine liebe Mutter, fallen die Gardinen anheim, deren Effekt uns beide erfreuen soll, wenn ich einmal nach Naumburg komme. Sodann wurde mir mitgetheilt, daß mit den geschnitzten Salatgeräthschaften Dir ein Gefallen geschehn werde. Nimm die Geschenke wohlwollend auf, darum bitte ich.

Dir, liebe Lisbeth, schenke ich die Kunstgeschichte von Lübke, aus der Du viel lernen kannst und gelernt haben wirst, wenn ich einmal etwas examinire. Es ist eine ganz neue Auflage: Du wirst mit dem Buche mehr zufrieden sein können als mit dem gewünschten Springerschen (wie kannst Du mir aber zumuthen, ein Buch aus einem skandaleusen jüdischen Antiquariat zu bestellen!!) Dann wird Dir unsre liebe Mutter in meinem Auftrage ein gutes Album übergeben haben. Auch der kleine Hebel wird Dir gefallen.

Soviel über meine Geschenke. Daß mein Buch über die Tragödie nicht dabei ist, hat seinen einfachen Grund darin, daß es noch nicht ganz fertig ist. Aber im neuen Jahre und vielleicht schon zu Neujahr wird es in Eure Hände kommen. Es ist beim Druck etwas gebummelt worden. Eigentlich sollte es mein Weihnachtsgeschenk für Richard Wagner sein, aber nun kommt es zu spät.

Ich feiere Weihnachten diesmal nicht in Tribschen, trotz den herzlichsten Einladungen, weil ich Zeit für mich brauche, um meine Vorträge, die im neuen Jahr beginnen, ausarbeiten zu können. (— die Vorträge über die Zukunft unserer Bildungsschulen —) Dazu habe ich mein Weihnachten bei Wagners schon antecipirt, dadurch daß ich die letzte Woche mit ihnen in Mannheim war und die unbeschreiblichen Genüsse eines Wagnerschen Conzertes in nächster Nähe mit erlebt habe. Wir hatten die erste Etage im „Europäischen Hof“, und es fiel von den vielen Ehren, die W. erwiesen wurden, auch auf mich als seinen nächsten Vertrauten noch ein Theil ab. Übrigens hat mich die ganze Reise verhältnißmäßig wenig gekostet, ob ich gleich von Montag bis Donnerstag fort war. Über meine dortigen künstlerischen Erfahrungen, den höchsten meines Lebens, die in gewissem Sinne die Erfüllung einer tiefen Ahnung waren, will ich brieflich nicht reden.

Nun lebt wohl, meine Lieben, und denkt in diesen Weihnachtstagen recht an mich.

Euer Fritz.
In alter Liebe.

NB. Der Geburtstag von Frau W. ist der 25te Dec. Es ist recht von Dir, liebe Lisbeth, wenn Du schreibst. Vergiß es nicht.

[«]

180. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

<Basel,> Am Tage der Bescherung, Weihnachten 1871.

Werthester Herr,

heute will ich Ihnen nur danken, daß wenigstens ich selbst bis zu Weihnachten noch die Freude hatte, die Correktur der ganzen Schrift beendigen zu können. Daß durch meine Schuld eine Verzögerung entstanden ist, werden Sie verzeihen: theils hatte ich selbst keine rechte Vorstellung, wie schnell mehrere Setzer zu gleicher Zeit den Druck fördern können, theils gab es hier in Basel verschiedenartige Berufsnöthe und Pflichten, die ich nicht von mir abweisen konnte.

Sehen wir also zu, daß wir in Tribschen eine rechte Neujahrsfreude machen können. Heute soll auch von Berlin aus der neugearbeitete Holzstock für die Vignette abgehen.

Nun habe ich, in Betreff der Versendung der ersten Exemplare, einige Bitten. Die Prachtexemplare schicken Sie gefälligst an mich. Von den anderen Freiexemplaren müssen wir eins so schnell wie möglich an

Herrn Dr. Rohde, Privatdozent an der
Universität Kiel,

schicken, der eine längere Anzeige der Schrift für Zarncke's litterar. Centralblatt machen wird. (Demnach braucht Zarncke oder Avenarius kein Exemplar zu bekommen)

In Leipzig bitte ich folgende Addressate<n> mit Zusendungen zu bedenken:

Frau Professor Brockhaus
Herrn Geheimrath Prof. Dr. Ritschl
(Lehmann's Garten)

Dann muß meine Schwester durch Ihre Vermittlung ein Exemplar bekommen:

Fräulein Elisabeth Nietzsche in Naumburg
an der Saale.

Sodann an Hr. von Gersdorff zwei Exemplare (eins davon an den Zeichner der Vignette Hr. Leopold Rau)

Alle diese Zusendungen sind mit den Worten zu bezeichnen „mit herzlichen Neujahrswünschen vom Verfasser.“

Die Transportkosten bitte ich mir anrechnen zu wollen. Alle Pakete sind zu frankiren.

Nun leben Sie recht wohl und schließen Sie dieses Jahr glücklich und zufrieden ab.

Ihr ergebenster
Dr. Friedr Nietzsche

NB. Ich war in Mannheim.

[«]

181. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 27. Dezember 1871>

Meine liebe Mutter und Schwester,

endlich, das heißt seit einer Stunde bin ich im Besitz Eurer herrlichen Weihnachtsgeschenke und sofort drängt es mich Euch auf das Herzlichste dafür zu danken. Wie lange hat aber die Post gezögert? Heute ist Mittwoch. Schon hatte mir der vorausgeschickte Brief etwas verrathen, im Grunde aber doch recht wenig: denn ich wurde beim Auspacken in jeder Hinsicht überrascht. Der Tapezierer hat mir geholfen, und ohne allen Anstoß ist das wunderschöne Bild in seiner prachtvollen Umrahmung herausgekommen, nach einiger Mühe: denn es war sehr gründlich verpackt und vernagelt. Auch hatten wir wieder, wie das mir jedesmal zu gehen pflegt, die falsche Seite des Kastens zuerst abgenagelt. Auch wunderte ich mich über die theure Rechnung der Post, die für den Transport ich glaube gegen 18 frs. verlangte. Es ist doch sehr theuer, so fern von einander zu wohnen. Heute Nachmittag werden die Bilder in meiner Stube umgehängt, natürlich kommt die Madonna über das Sopha, über das Pianino kommt ein Bild von Holbein, nämlich der große Erasmus, den mir die jungen Vischers am Weihnachtsabende bei der

Bescheerung geschenkt haben. Daraus erfahrt Ihr, wo ich an jenem Abend war: heute bin ich zur Bescheerung zu Bachofens und für den Sylvesterabend zur Bescheerung zu den alten Vischers eingeladen: so daß ich dreimal den Weihnachtsbaum erlebe. Für den Freitag Mittag hat mich der alte Stähelin nach Liestal engagirt.

Dies ist mein Festprogramm: nun fahre ich fort, Eure Geschenke zu preisen. Die Madonna della Sedia ist ein herrliches Bild: meine Stube wächst und steigert sich immer mehr. Ich zweifle bereits ob meine kleinen eiförmigen schwarzen Studentenbilder einer solchen Stube noch würdig sind. Diese werden jetzt, mit Papa Ritschl und mit Schopenhauer, über dem Büchertisch neben den Ofen gruppirt. Also — das Bild hat einen großen Effekt bei mir gemacht und ich danke Dir recht von Herzen, liebe Lisbeth. Auch scheint es mir als ob solch ein Bild unwillkürlich nach Italien zöge — und fast meine ich, Du hast es mir als ein Lockmittel dazu geschenkt. Ich kann auf diesen apollinischen Effekt gar nicht anders antworten als durch meinen dionysischen dh. die Sylvesternacht und sodann durch den apollinisch-dionys. Doppeleffekt meines Buches, das um Neujahr erscheint und das Du von Fritzsch direkt aus Leipzig bekommen wirst. Er hat schon seit 3 Tagen diesen Auftrag.

Nun gehe ich weiter und erzähle die Wirkung, die die schönen rosa-Paketchen von meiner lieben Mutter auf mich gemacht haben. Bei dem schönen Juchtenleder dachte ich mir, daß Ihr mich doch sehr verwöhnt: wo soll das noch, bei so aristokratischen Tendenzen, hinaus! Übrigens war mir eine solche Schreibmappe sehr nöthig, und der erste Brief, den ich auf ihr schreibe, gilt Dir, meine liebe Mutter. Ebenso nützlich und erfreulich war der gute Kamm die Haarbürste, die Kleiderbürste (die nur etwas zu weich ist) die angenehmen Strümpfe und die große Menge schmackhafter Leb- und Pfefferkuchen, alles gleichmäßig schön und festlich verpackt. Nicht zu vergessen die Hosenträger! Es war zu der Fatalität erst gestern gekommen, daß beide anderen alten Hosenträger endgültig zerrissen, so daß ich ohne dieselben ausgehen mußte. Also kommen die neuen im rechten Augenblick: „wenn die Noth am größten, sind die Hosenträger am nächsten“ dachte ich mir, als ich sie auspackte. Für Alles zusammen empfange meinen herzlichsten Dank; ich habe mich sehr gefreut und freue mich noch, wenn das Parfüm meiner Unterlage zu meiner Nase dringt. Deutlicher als durch diesen Geruch kann man nicht an ein Geschenk erinnern: wie oft werde ich also noch erinnert werden!

Nun sind wir also an der Grenze des Jahres. Ich denke mit Beruhigung daran und scheide dankbar von diesem Jahre. Ihr sollt es noch erleben, wie es für mich in einem gewissen Sinne Epoche macht. Meine Schrift erscheint nächstens: mit ihr beginne ich das neue Jahr und jetzt wird man wissen, was ich will, wonach ich mit aller Kraft strebe: meine Thätigkeit beginnt. Es waren schöne Stunden, in denen diese Schrift entstand: es war ein gutes Jahr, trotz seines bedenklichen Anfangs. Bald kam die Gesundheit wieder: und was für schöne erwärmte Zeiten aus Lugano und Basel und Naumburg und Leipzig treten mir jetzt vor das Auge!

Allen, die mir wohlwollend gesinnt sind — und wem mehr als Euch? — danke ich von Herzen an einer solchen Jahresgrenze und wünsche Euch und mir ein glückliches Neujahr in alter Kraft, in alter Liebe, meine liebe Mutter, liebe Schwester!

Euer Fritz.

[«]

182. An Gustav Krug in Naumburg

<Basel, 31. Dezember 1871>

Mein lieber Freund,

herzlichen Dank bin ich Dir schuldig, ebenso für Deinen eingehenden und wohlwollenden Brief als für die Übersendung eines sehr anziehenden Compositionsfragmentes. Um mit Letzterem zu beginnen, so freute ich mich der contrapunktischen Sicherheit in diesem kanonischen Experiment: das ist ja unsere moderne Art, die unerhörtesten Kunststücke nur noch scherzoso vorzuführen, etwa wie Wagner in der Prügelscene. Andererseits hat Dein Scherzo für meine Empfindung einen düsteren melancholischen Beigeschmack: wenn ich mir den Klang der Saiteninstrumente hinzudenke, so bekomme ich den Eindruck einer fieberhaften Erregung: rasche wilde Entschlüsse wechseln in unheimlicher Schnelle, und verlangend sehen wir aus nach einem erlösenden Mittelsatz:

Er führet die Freude durch’s offene Thor,
Es glänzen die Wolken, es theilt sich der Flor,
Da scheint uns ein Bildchen, ein göttliches, vor —

wie wir im Goetheschen Ergo bibamus sangen. Also, lieber Freund, ein göttliches Bildchen! Die Traurigkeit ist nicht für den Menschen gemacht, sondern für die Thiere, sagt Sancho Pansa. Wenn ihr aber der Mensch all zu sehr nachhängt, wird er darüber zum Thier. — Ich vermeide jetzt, so sehr es geht, dieses

„Thierische“ in der Musik. Auch der Schmerz muß von einer solchen Glorie dithyrambischen Entzückens umflossen sein, daß er darin gewissermaßen ertrinkt: wie ich dies am allergrößten Beispiele, am dritten Akt des Tristan empfinde. Lache so viel Du willst über meinen absurden Rath und Wunsch: ich wünsche und rathe Dir etwas mehr Glück — auch in der Musik,und das soll meine Neujahrsgratulation sein.

Ach, wir wissen es Beide, mein lieber Freund, wie dumm solch ein Wunsch ist: dieses innere ruhig beseligte Glück, aus dem die Kunst herausströmt, steht nicht in unserer Macht, folgt nicht unseren Wünschen — sondern fällt unerwartet hier und da einmal vom Himmel in unseren Schooß. Möge Dir im neuen Jahr dieses „Hier und da“ recht oft zu Theil werden! Und möge in specie das ganze Quartett ein Wiederklang solcher Momente sein, ohne allen „thierischen“ Beigeschmack oder mit einer so zarten und edlen Dosis, wie sie etwa Dein originelles Fragment in sich trägt. Wenn ich wieder nach Naumburg komme, rechne ich unter meine ersten Freuden, Dein Quartett wirklich einmal zu hören: bis dahin wird es Dir wohl geglückt sein, eine Quartettgesellschaft zusammen zu bringen. Man lernt übrigens bei der Ausführung eigner Compositionen durch Andere, was das „Dirigiren“ heißen will. Man bekommt bei dieser eignen Erfahrung erst einen Begriff wie viel Fehler in der Vortragsweise der einfachsten Musik zu machen sind. In so fern ist es sehr instruktiv, aber auch sehr peinlich und quälend, wie ich es jüngst öfters an meiner vierhändigen Compos. zu spüren hatte, die mir Niemand zu Danke spielen kann.

Um so mehr habe ich die Hoffnung, daß Dir gerade, mein lieber Freund, als dem allein in meine Musikentwicklung wirklich Eingeweihten, ein völliges Verständniß jener Composition möglich ist, die Du wohl in diesen Tagen kennen lernen wirst. Ich möchte Dich nämlich bitten, meiner Mutter und Schwester, denen ich sie zu “Weihnachten gewidmet habe, eine Vorstellung davon zu verschaffen und denke dabei keine Fehlbitte zu thun. Nimm diese Musik möglichst anspruchslos auf; es waren schöne Tage, wie ich sie machte — für mich, aber ich weiß nicht, in wie weit für Andere. Oder vielmehr — ich weiß es, nach hiesigen Erfahrungen. Aber es ist nicht sehr glorreich, davon zu reden. Es ist sonderbar, daß die eigne Empfindung sich so schwer übertragen läßt, und was man dann noch an einer solchen Musik pereipirt, ohne diese meine Empfindung, das weiß Gott. Es muß was Seltsames sein, und ich kann mich schlechterdings nicht hineindenken.

Meine Schrift erscheint um Neujahr bei Fritzsch. Dir als einem rechten Melomanen, wird sie natürlich zugeschickt. O! Sie ist böse und anstößig. Lies sie verstohlen in Deinem Kämmerlein.

Unserem lieben Freunde Wilhelm folge ich mit theilnehmendster Empfindung und denke in kurzer Zeit Victoria! über ein neu erlegtes Examenungethüm rufen zu hören. Inzwischen Muth! und Tapferkeit! Und Gesundheit! Und ein kräftiges Schlachtschwert und Schlachtroß für solche Gefährlichkeiten!

Empfiehl mich mit den besten Neujahrswünschen Deinen verehrten Eltern und sei versichert der alten Treue Deines

Freundes Friedr Nietzsche.

[«]

182a. An Emil Heckel in Mannheim

<Basel, Ende Dezember 1871>

Gerücht ganz unbegründet; beste Nachrichten aus Tribschen. Herzlichste Neujahrsgrüße an Wagnerverein.

Professor Nietzsche.

[«]

[Briefe 1872]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1872]

183. An Erwin Rohde in Kiel
184. An Richard Wagner in Tribschen (Entwurf)
185. An Richard Wagner in Tribschen
186. An Carl von Gersdorff in Berlin
187. An Hans von Bülow in Leipzig
188. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
188a. An Franz Liszt in Pest
189. An Carl von Gersdorff in Berlin
190. An Richard Wagner in Berlin
191. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
192. An Erwin Rohde in Kiel
193. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
194. An Friedrich Ritschl in Leipzig
195. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Februar 1872]

196. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel
197. An Carl von Gersdorff in Berlin
198. An Erwin Rohde in Kiel
199. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
200. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

201. An Erwin Rohde in Kiel

[«]

[März 1872]

202. An Erwin Rohde in Kiel
203. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
204. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
205. An Wilhelm Pinder in Naumburg

[«]

[April 1872]

206. An Friedrich Ritschl in Leipzig
207. An Erwin Rohde in Kiel
208. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
209. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
210. An Franz Overbeck in Basel
211. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
212. An Erwin Rohde in Kiel

[«]

[Mai 1872]

213. An Theodor Muncker in Bayreuth
214. An Carl von Gersdorff in Berlin
215. An Gustav Krug in Naumburg
216. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
217. An Gustav Krug in Naumburg
218. An Erwin Rohde in Kiel
219. An Gustav Krug in Naumburg
220. An Erwin Rohde in Kiel
221. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

222. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
223. An Erwin Rohde in Kiel
224. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
225. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel

[«]

[Juni 1872]

226. An Carl von Gersdorff in Berlin
227. An Erwin Rohde in Kiel
228. An Carl von Gersdorff in Berlin
229. An Erwin Rohde in Kiel
230. An Erwin Rohde in Kiel
231. An Carl von Gersdorff in Berlin
232. An Hans von Bülow in München
233. An Richard Wagner in Bayreuth
234. An Carl von Gersdorff in Berlin
235. An Friedrich Ritschl in Leipzig

[«]

[Juli 1872]

236. An Erwin Rohde in Kiel
237. An Paul Deussen in Marburg
238. An Erwin Rohde in Kiel
239. An Erwin Rohde in Kiel
240. An Hans von Bülow in München
241. An Carl von Gersdorff in Berlin
242. An Gustav Krug in Naumburg
243. An Malwida von Meysenbug in Bad Schwalbach
244. An Erwin Rohde in Kiel
245. An Hugo von Senger in Diablerets

246. An Richard Wagner in Bayreuth

[«]

[August 1872]

247. An Malwida von Meysenbug in Bad Schwalbach
248. An Carl von Gersdorff in Berlin
249. An Erwin Rohde in Kiel
250. An Friedrich Ritschl in Leipzig
251. An Oscar Oehler und Auguste Forst in Wiesbaden (Visitenkarte)
252. An Erwin Rohde in Hersbruck
253. An Malwida von Meysenbug in Heidelberg

[«]

[September 1872]

254. An Hugo von Senger in Genf
255. An Franziska Nietzsche in Naumburg
256. An Elisabeth Nietzsche in Wiesbaden (Telegramm)

[«]

[Oktober 1872]

257. An Franziska Nietzsche in Naumburg
258. An Carl von Gersdorff in Berlin
259. An Gustav Krug in Naumburg
260. An Richard Wagner in Bayreuth
261. An Gustav Krug in Naumburg
262. An Franziska Nietzsche in Naumburg
263. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
264. An Carl von Gersdorff in Berlin
265. An Erwin Rohde in Kiel
266. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

267. An Erwin Rohde in Kiel
268. An Hans von Bülow in München (Entwurf)
269. An Hans von Bülow in München

[«]

[November 1872]

270. An Malwida von Meysenbug in Florenz
271. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
272. An Erwin Rohde in Kiel
273. An Hugo von Senger in Genf
274. An Richard Wagner in Bayreuth
275. An Gustav Krug in Naumburg
276. An Erwin Rohde in Kiel
276a. An die Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag

[«]

[Dezember 1872]

277. An Erwin Rohde in Kiel
278. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
279. An Carl von Gersdorff in Ostrichen
280. An Erwin Rohde in Kiel (Rückseite einer Photographie)
281. An Hugo von Senger in Genf (Rückseite einer Photographie)
281a. An Unbekannt
282. An Malwida von Meysenbug in Florenz
283. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
284. An Carl von Gersdorff in Ostrichen
284a. An Cosima Wagner in Bayreuth (Briefdisposition)
285. An August von Loën in Weimar (Entwurf)
286. An Therese von Sachsen-Altenburg (Entwurf)

[«]

[«]

183. An Erwin Rohde in Kiel

Basel 2 Jan. 72.

Mein lieber Freund,

Du hast jetzt wohl das Buch empfangen? — Willst Du an Zarncke eine kurze Notiz schicken, daß Du die Anzeige übernehmen würdest?

Wenn Dir übrigens der entfesselte Prometheus auf dem Titelblatte ebensogut gefällt, wie er etwa Jacob Burckhardt gefällt: so erweise dem Künstler die Ehre und nenne ihn: Leopold Rau in Berlin.

Es war für mich ein ergreifender Augenblick, als heute die ersten Exemplare bei mir eintrafen. Ich habe immer die Worte auf den Lippen: Schaff, das Tagwerk meiner Hände, großer Geist, daß ich's vollende!

Unsre Briefe haben sich gekreuzt. Ach, mein lieber Freund, was danke ich Alles Deiner treuen Freundschaft! Du beschämst mich durch Deine Liebe. Jeder Deiner Briefe erweckt mir die gleiche Empfindung.

Ich bin in Eile und sage nur noch: ein tapferes Neujahr! Uns beiden!

Dein getreuer
Friedr Nietzsche

[«]

184. An Richard Wagner in Tribschen (Entwurf)

<Basel, vermutlich 2. Januar 1872>

Vor Ihnen mein verehrter Freund und Meister will ich am wenigsten das Geständniß zurückhalten daß Alles was ich hier über die Geburt der griechischen Tragödie zu sagen habe, von Ihnen schöner deutlicher und überzeugender gesagt worden wäre: denn

weshalb ich meine Aufgabe mit der vergleichen möchte welche die ungeschriebenen Dogmen Plato's

denn hier ist Ihr Bereich. Dagegen fühle ich eben so deutlich daß nur Ihnen gegenüber ich das Vorhandensein dieser Schrift zu entschuldigen habe, vor Vielen falls Sie jemals zu dieser historischen Arbeit heruntergestiegen wären. Denn Vor Ihnen muß ich das Vorhandensein dieser Schrift entschuldigen denn was möchte ich Ihnen erzählen können, was Sie, gerade auf diesem Gebiet der aesthetischen Forschung nicht längst errathen hätten? während ich andrerseits fürchte, daß Sie in vielen Punkten mich unsicheren Tastens und irrend finden werden, wo Sie mit einem Wort die entscheidende Auskunft in Bereitschaft haben.

[«]

185. An Richard Wagner in Tribschen

Basel 2 Januar 1872.

Verehrtester Meister,

endlich kommt mein Neujahrswunsch und meine Weihnachtsgabe: freilich sehr spät, doch ohne Fritzschens und meine Schuld. Die mitunter unberechenbare Post gehört aber zu „des Geschickes Mächten“, mit denen kein ewger Bund zu flechten ist. Am 29 Dec. ist bereits das Paket von Leipzig abgegangen, und stündlich habe ich bisjetzt auf seine Ankunft gewartet, um Ihnen mit ihm zusammen meine Glück- und Segenswünsche zuschicken zu können.

Möge meine Schrift wenigstens in irgend einem Grade der Theilnahme entsprechen, die Sie ihrer Genesis bisjetzt, wirklich zu meiner Beschämung, zugewandt haben. Und wenn ich selbst meine, in der Hauptsache Recht zu haben, so heisst das nur so viel, dass Sie mit Ihrer Kunst in Ewigkeit Recht haben müssen. Auf jeder Seite werden Sie finden, dass ich Ihnen nur zu danken suche, für Alles das, was Sie mir gegeben haben: und nur der Zweifel beschleicht mich, ob ich immer recht empfangen habe, was Sie mir gaben. Vielleicht werde ich manches später einmal besser machen können: und „später“ nenne ich hier die Zeit der „Erfüllung“, die Baireuther Culturperiode. Inzwischen fühle ich mit Stolz dass ich jetzt gekennzeichnet bin und dass man mich jetzt immer in einer Beziehung zu Ihnen nennen wird. Meinen Philologen gnade Gott, wenn sie jetzt nichts lernen wollen.

Ich werde beglückt sein, verehrtester Meister, wenn Sie diese Schrift, am Beginn des neuen Jahres, als ein gutes und freundliches Wahrzeichen entgegen nehmen wollen.

In kurzer Zeit werde ich für Sie und Ihre Frau Gemahlin gebundene Exemplare nachschicken.

Unter Segenswünschen für Sie und Ihr Haus und mit heissem Danke für Ihre Liebe bin ich, der ich war und sein werde

Ihr getreuer
Friedrich Nietzsche

[«]

186. An Carl von Gersdorff in Berlin

<Basel, 10. Januar 1872>

Für Alles, mein treuer lieber Freund, was Du mir schreibst, herzlichen Dank. Heute erzähle ich Dir ganz kurz das Erfreulichste, nämlich den Eindruck, den das Buch in Tribschen gemacht hat. Wagner schrieb mir: „Schöneres als Ihr Buch habe ich noch nichts gelesen! Alles ist herrlich! Nun schreibe ich Ihnen schnell, weil die Lektüre mich übermäßig aufregt und ich erst Vernunft abwarten muß, um es ordentlich zu lesen.“ Darauf noch einiges so Rührende, daß ich es nicht wiedergeben kann.

Das wird Dich baß erfreuen, nicht wahr? Bitte schreibe mir doch die genaue Adresse der Frau von Schleinitz auf, auch die Anrede, deren man sich im Briefe an sie zu bedienen hätte. (In diesen Tagen schreibe ich, auf W's ganz besondere Bitte, an den König von Baiern einen längeren Brief: es muß jeder von uns zusehen, wie er dem großen Baireuther Unternehmen am besten dient)

Ich selbst bin unwohl, muß mediziniren, hungern etc. Man erlebt so viel! Jeder Tag bringt etwas Ungewöhnliches!

Treu gesinnt
Dein alter Freund
FN.

Schöne Grüße an Rau und Krüger.

[«]

187. An Hans von Bülow in Leipzig

<Basel,> Januar 1872.

Ausgezeichneter Herr,

nehmen Sie von einem Unbekannten, der Sie verehrt, dieses Buch an. Vielleicht macht es Ihnen Freude. — Ich vermuthe so etwas, nach der Theilnahme, die meine Tribschener Freunde diesem Buche geschenkt haben.

Aber ich bitte Sie, es zu lesen.

Mein Verleger Fritzsch ist beauftragt, Ihnen das Exemplar in meinem Namen zu überreichen.

Hochachtungsvoll
Dr Friedr Nietzsche
Prof. o. p. in Basel.

[«]

188. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Basel 16 Jan 72.

Sehr geehrter Herr Verleger,

zu erst danke ich Ihnen für die Übersendung der Exemplare und des Geldes. Ich bin nach jeder Seite hin zufriedengestellt und habe nur den Wunsch, daß die Schrift Ihnen und unserer großen Sache einen rechten Nutzen bringt.

Ich will Ihnen nicht verschweigen, daß der Eindruck der Schrift auf meine Tribschener Freunde ein außerordentlicher und geradezu erschütternder gewesen ist. Das wird Sie freuen.

In diesen Tagen wird wohl Bülow in Leipzig concertiren. Ich bitte Sie den Brief an ihn, der mit Ihrer Adresse bei Ihnen heute einläuft, abzugeben und ein Exemplar meiner Schrift in meinem Namen mit zu überreichen. Es versteht sich von selbst, daß Sie dies Exemplar auf meine Rechnung setzen.

Auf der Rückseite dieses Briefes steht eine Ausfertigung über Ihr Verlagsrecht: genügt dieselbe?

Übrigens bin ich seit Neujahr Abonent Ihres „Wochenblattes“ und freue mich der trefflichen Leitung.

Seien Sie bestens gegrüßt
von Ihrem ergebenen
Dr Friedr Nietzsche
Prof.

Ich bitte Sie, wiederum auf meine Rechnung, noch ein Exemplar an Franz Liszt, Pest, Palatingasse 20 abgehen zu lassen. Ich schreibe an ihn in diesen Tagen. — Endlich noch an

Herrn Dr. Paul Deussen, Gymnasiallehrer in Marburg.

Drittens: Herrn Max von Baligand, Kammerjunker Sr. Maj. des Königs von Baiern, München

[Beilage]

Ich bezeuge hiermit, daß ich das Verlagsrecht der Schrift „die Geburt der Tragödie" an Herrn E. W. Fritzsch, Verlagshändler in Leipzig, übergeben habe, sodann daß ich 100 Thaler, sage hundert Thaler für eine auf 1000 Exemplare berechnete Auflage empfangen habe

Dr Friedrich Nietzsche
Professor o. der Philologie in Basel.

Basel 17 Januar 1872.

[«]

188a. An Franz Liszt in Pest

Basel in der Schweiz, 17 Januar 1872.

Verehrter Meister,

mein Verleger E W Fritzsch in Leipzig ist beauftragt, Ihnen ein Exemplar meiner Schrift „ die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" zu übersenden.

Ich bitte Sie darum, dieser Schrift gewogen sein zu wollen und finde eine hoffnungsvolle Ermuthigung zu dieser Bitte in dem freundlichen Verlangen Ihrer Frau Tochter in Tribschen, dass ich Ihnen, gerade Ihnen, hochverehrter Meister, dieselbe so bald als möglich schicken möge — ein Verlangen, das meinem innersten Wunsche entsprach.

Denn wenn ich mich nach den Wenigen umsehe, die das von mir beschriebene Phänomen, das ich „das dionysische" nenne, wahrhaft instinctiv erfasst haben — so haftet immer wieder mein Blick vor Allem bei Ihnen: Sie gerade müssen mit den entfremdetsten Mysterien jenes Phänomens in einem Grade vertraut sein, dass ich

Sie immer wieder als eine der merkwürdigsten Exemplificationen mit dem höchsten theoretischen Interesse betrachtet habe.

Ich bitte Sie, lesen Sie das Buch.

Mit dem Ausdrucke verehrungsvoller Ergebenheit
Dr. Friedr Nietzsche, ord. Professor in Basel

[«]

189. An Carl von Gersdorff in Berlin

Basel Mittwoch. <24. Januar 1872>

Mein guter Freund,

ich sende Dir nur einen flüchtigen Gruss, um Dich mit ihm zu bitten, diesen beifolgenden Brief unserem Meister zu übergeben.

Du wirst verwundert sein, ihn so plötzlich bei Dir zu sehn. Ich beschwöre Dich, alles zu thun, zu sehn, zu empfinden, was ihm in einem so wichtigen Moment von Werth sein kann. Ich übertrage auf Dich für diese Tage alles das, was ich für ihn empfinde und bitte Dich, so zu handeln als ob Du ich wärst.

Sonderbare Bitten, nicht wahr? Und doch weiss ich nichts anderes Dir zu sagen, mein guter Freund.

Treugesinnt Dein
Friedrich Nietzsche.

[«]

190. An Richard Wagner in Berlin

Basel Mittwoch. <24. Januar 1872>

Mein verehrter Meister,

soeben habe ich einen Brief an Ihre Frau Gemahlin abgesandt; es ist kaum eine Stunde nach Ihrer Abreise von Basel, so dass ich hoffen kann, wie schon morgen früh die gute Nachricht in Tribschen ist.

Es scheint jetzt der Moment zu sein, in dem der Bogen endlich gespannt wird — nachdem er lange mit schlaffen Sehnen da hieng. Dass Sie es aber auch sein müssen, der dies thut! Dass doch alles zuletzt auf Sie zurückgeht! Ich empfinde meine jetzige Existenz als einen Vorwurf und frage Sie aufrichtig an, ob Sie mich brauchen können. Ausser dieser Anfrage wüsste ich augenblicklich nichts zu berichten — aber viel, sehr viel zu wünschen, zu hoffen, mein verehrter Meister!

In Treue Ihr
Friedrich Nietzsche

[«]

191. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel Mittwoch <24. Januar 1872>

Meine liebe Mutter und Schwester,

ich habe länger geschwiegen als ich wünschte. Das neue Jahr hat so mancherlei Abhaltungen und Thätigkeiten an mich herangebracht, daß ich heute förmlich ein Register machen muß, um nicht den Faden zu verlieren. Hast Du denn, liebe Lisbeth, das Register zum rheinischen Museum von Ritschl zugeschickt bekommen — unsre Hundearbeit von dazumalen? Was für Zeug habe ich doch schon gemacht! Und daß so etwas gerade zugleich mit meiner „Geburt der Trag." erscheinen muß — wie skurril und wie nachdenklich!

In Betreff meines Buches steht alles auf dem Kopf, glücklicherweise die meisten, von denen ich höre, vor Entzücken, andre vor Wuth. — Ja man muß einen Sohn und einen Bruder haben, die solche Sachen schreiben — dann lohnt sich's, dächte ich, einen Bruder und einen Sohn zu haben. Nun, ich scherze — aber wie soll ich ernst von einem solchen Ereignisse reden, das durchaus nur mit Erschütterung begriffen werden kann!

Ich war in den ersten Wochen des neuen Jahres demnach und aus vielen Gründen erstaunlich angegriffen und hatte Angst vor einer Rückkehr des vorjährigen Zustandes. Ich wurde krank, mußte mediziniren und hatte Immermann als Arzt. Aber es ist alles überwunden. Die Weihnachtswoche war recht hübsch: einen sehr angenehmen Abend habe ich am Sylvester bei den alten Vischers verlebt. Erst war der allgemeine Akt der Bescheerung; ich bekam auch etwas, eine Copie von einem der schönen Gefäße des Hildesheimer Silberfundes (bei Bachofens bekam ich eine Tasse) Nachher habe ich mit der jungen Prof Vischer meine „Sylvesternachtklänge" vorgespielt. Dem alten Vischer geht es recht gut, und er ist sehr heiter. Beim Souper haben wir übrigens auch Deiner, liebe Lisbeth, gedacht und Dich leben lassen.

Nun kamen andre Erlebnisse zB. ein großer Ball von 80 Personen bei Banquier Stähelin-Buckner. Dann mein erster Vortrag über die Zukunft der Bildungsanstalten mit außerordentl. Erfolg. Nächsten Dienstag spreche ich wieder, es wird voraussichtlich übervoll sein. Übrigens kommt für diesen nächsten Vortrag Richard Wagner mit seiner Frau nach Basel herüber. Ich war in den letzten Tagen wieder einmal in Tribschen — nun, Ihr würdet staunen, wenn Ihr wüßtet, wie freundschaftlich ich dort behandelt werde und was ich dort für ein Ansehn habe. Als ich von dort zurückkam, empfingen mich Deputationen, um mir anzukündigen daß die Studentenschaft mir die Ehre eines Fackelzuges erweisen wolle: ich hatte Mühe, diese Ehre abzulehnen. Ich habe nämlich einen Ruf an eine norddeutsche Universität gehabt (Greifswald) und sofort, ohne alle Verhandlungen schon nach der ersten Anfrage abgelehnt. Ihr könnt Euch die Freude des Vischerschen Hauses denken. Und Burckhardts. Übrigens hat man mir, ohne mein geringstes Dazuthun — denn in diesem Punkte bin ich recht kitzlich — meinen Gehalt zu erhöhen versprochen: ich habe jetzt 4000 frs.

Anbei sende ich ein ganz dummes Referat über meinen ersten Vortrag aus der Grenzpost — alles, alles ist falsch verstanden — das ist das Amüsante daran. Dann schickt Dir, liebe Lisbeth, der junge Prof. Vischer das Basler Neujahrsblatt, von ihm verfaßt. Morgen ist die Hochzeit bei Vischers: die Hochzeitsreise geht nach Rom usw. Dann folgt ein Exemplar meines Buches für Gustav Krug. Endlich ein schön gebundenes, welches Ihr mit einem hübschen Begleitbrief durch die Grimmenstein an die Großfürstin Constantin schicken sollt. Ich habe die fürstliche Briefstellerei satt; (das versteht unsre Mutter) ich hatte die schwere Aufgabe, mich mit dem König von Baiern zu befassen. Aber um eins bitte ich — sprecht mir in Eurem Briefe von meinem Buche mindestens mit dem gleichen Respekt, mit dem Ihr etwa von der fürstlichen Person selbst redet. Sonst bin ich wild. Es ist keine Devotion hier nöthig. Also Hurrah! Ich bitte Euch, macht’s schön!

Euer alter Fritz.

[«]

192. An Erwin Rohde in Kiel

Basel, Sonntag, <28.> Jan. 72.

Mein guter lieber Freund,

neulich habe ich einmal eine vorläufige Anfrage, ob ich eine Professur in Greifswald annehmen würde; durch Susemihl bekommen, aber sofort, zu Deinen Gunsten und Dich empfehlend, abgelehnt. Ist die Sache in einem weiteren Stadium? Ich habe an Ribbeck verwiesen. — Hier war die Sache doch bekannt geworden und hat mir eine große Sympathie bei den guten Baselern erweckt. Obwohl ich protestirte, daß es kein Ruf sei, sondern nur eine ganz vorläufige Anfrage, hat mir doch die Studentenschaft einen Fackelzug beschlossen, und zwar mit der Motivation, daß sie damit ausdrücken wolle, wie sehr sie meine bisherige Thätigkeit in Basel schätze und ehre. Übrigens habe ich den Fackelzug abgelehnt. — Hier halte ich jetzt Vorträge „über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“ und habe es bis zur „Sensation“, hier und da zum Enthusiasmus gebracht. Warum leben wir nicht beieinander! Denn was ich jetzt alles auf dem Herzen trage und für die Zukunft vorbereite, ist in Briefen auch nicht einmal zu berühren. — Ich habe mit Wagner eine Alliance geschlossen. Du kannst Dir gar nicht denken, wie nah wir uns jetzt stehen und wie unsre Pläne sich berühren. — Was ich über mein Buch habe hören müssen, ist ganz unglaubwürdig: weshalb ich auch darüber nichts schreibe — Was denkst Du darüber? Ein ungeheurer Ernst erfaßt mich bei allem, was ich darüber vernehme, weil ich in solchen Stimmen die Zukunft dessen, was ich vorhabe, errathe. Dieses Leben wird noch sehr schwer.

In Leipzig soll wieder Erbitterung herrschen. Niemand schreibt mir von dort ein Wörtchen. Auch Ritschl nicht — Mein guter Freund, irgendwann müssen wir wieder mit einander leben; es ist heilige Nothwendigkeit. Ich lebe seit einiger Zeit in einem großen Strome: fast jeder Tag bringt etwas Erstaunliches; wie auch meine Ziele und Absichten sich erheben. — Ich kündige Dir, ganz verschwiegen und zur Verschwiegenheit auffordernd an, daß ich unter Anderem ein Promemoria über die Straßburger Universität, als Interpellation bei dem Reichsrath, zu Händen Bismark’s vorbereite: worin ich zeigen will, wie schmählich man einen ungeheuren Moment versäumt hat, um eine wirkliche deutsche Bildungsanstalt, zur Regeneration des deutschen Geistes und zur Vernichtung der bisher, sog. „Cultur“, zu gründen. — Kampf auf’s Messer! Oder auf Kanonen!

Der reitende Artillerist, mit
schwerstem Geschütz.

[«]

193. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel,> Montag. <29. Januar 1872>

Meine liebe Lisbeth,

was hast Du denn für den Geburtstag unserer Mutter, am 2 Febr. beschlossen? Ich muß Dich durchaus bitten, etwas Hübsches auch für mich auszudenken; mir fehlt es an allen Einfällen. Auch habe ich soviel zu thun. — Mein Brief zu diesem Tage soll am Mittwoch abgehn, um am Freitag einzutreffen.

Habt Ihr denn meine Sendung bekommen? Und das Buch weiter addressirt? — Versuche nur immer wieder, Dich in das Buch hinein zu leben: wenn es gelingt, so hast Du etwas Unvergleichliches davon. — Gustav hat nun auch das Exemplar? — Ich habe nur noch eins für mich; das kann ich nun nicht mehr fortgeben. Unter den guten Bekannten, die Exemplare von mir bekommen haben und, wie ich höre, für die Verbreitung des Buches emsige Sorge tragen, ist Frau von Moukhanoff, dann die Ministerin von Schleinitz in Berlin, Franz Liszt in Pest, Hr v. Bülow, Gersdorff und der treffliche Leopold Rau, der die Vignette gemacht hat, Hr v. Treitzschke, Ritschl, Frau Brockhaus, hier Overbeck, Jacob Burckhardt (ganz begeistert) der alte Vischer, die junge Frau Vischer, dann natürlich Romundt, Rohde, auch Deussen (der wieder dummes Zeug gemacht hat!) usw.

Gestern war ich in unserm Casinoconcert und habe Frau Bachofen begleitet, deren Mann krank ist. Morgens bekam ich den Besuch von Binding aus Freiburg (der nun nach Straßburg übersiedelt) und von Liebermeister aus Tübingen.

Vorgestern Abend waren wir bei Hoffmanns — Herrengesellschaft. Eben erhalte ich eine Einladung zu Burckhardt-Heusslers. — Hartmann geht Ostern fort nach Freiburg, Schulz im Herbst nach Straßburg. — Habe ich schon geschrieben, daß, wie ich neulich nach Tribschen reiste, ich mit dem auch Dir gut bekannten Fräulein Brüstlein fuhr, die jetzt Frau Brüstlein ist, verheirathet mit einem Vetter in Lyon. Es war das erste Stück ihrer Hochzeitreise: sie erkundigte sich sehr nach Dir. — Das junge Vischersche Ehepaar ist auf dem Wege nach Rom.

Nun da hast Du wieder einen Klatschbasenbrief! Herzliche Grüße an unsre liebe Mutter und Vertretung, wie gesagt, am Geburtstage. Sorge doch recht für Hyacinthen.

Dein Bruder
FN.

[«]

194. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Basel 30 Jan. 72.

Verehrtester Herr Geheimrath,

Sie werden mir mein Erstaunen nicht verargen, dass ich von Ihnen auch kein Wörtchen über mein jüngst erschienenes Buch zu hören bekomme, und hoffentlich auch meine Offenheit nicht, mit der ich Ihnen dies Erstaunen ausdrücke. Denn dieses Buch ist doch etwas von der Art eines Manifestes und fordert doch am wenigsten zum Schweigen auf. Vielleicht wundern Sie Sich, wenn ich Ihnen sage, welchen Eindruck ich etwa bei Ihnen, mein verehrter Lehrer, voraussetzte: ich dachte, wenn Ihnen irgend etwas Hoffnungsvolles in Ihrem Leben begegnet sei, so möchte es dieses Buch sein, hoffnungsvoll für unsere Altertumswissenschaft, hoffnungsvoll für das deutsche Wesen, wenn auch eine Anzahl Individuen daran zu Grunde gehen sollte. Denn die practische Consequenz meiner Ansichten werde ich wenigstens nicht schuldig bleiben, und Sie errathen etwas davon, wenn ich Ihnen mittheile, dass ich hier öffentliche Vorträge „über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“ halte. Von persönlichen Absichten und Vorsichten fühle ich mich — wie Sie mir glauben werden, so ziemlich frei, und weil ich nichts für mich suche, hoffe ich etwas für Andere zu leisten. Mir liegt vor allem daran, mich der jüngeren Generation der Philologen zu bemächtigen und ich hielte es für ein schmähliches Zeichen, wenn mir dies nicht gelänge. — Nun beunruhigt mich etwas Ihr Schweigen. Nicht als ob ich einen Augenblick an Ihrer Teilnahme für mich gezweifelt hätte; von der bin ich ein für alle Mal überzeugt — wohl aber könnte ich mir gerade von dieser Theilnahme aus eine gleichsam persönliche Besorgniss um mich erklären. Diese zu zerstreuen schreibe ich Ihnen. —

Das Register zum rhein. Mus. habe ich bekommen. Haben Sie vielleicht meiner Schwester ein Exemplar geschickt?

Eine Anfrage, ob ich einen event. Ruf nach Greifswald annehmen würde, habe ich ohne einen Augenblick des Zögerns verneinend beantwortet.

Bleiben Sie mir, mein verehrter Herr Geheimrath, zusammen mit Ihrer Frau Gemahlin gewogen und seien Sie herzlich gegrüsst von

Ihrem
Friedr Nietzsche.

[«]

195. An Franziska Nietzsche in Naumburg

30. 1. 72

Heute, mein<e> liebe Mutter, nur ein ganz kleines Geburtstagsbriefchen, unverhältnißmäßig klein bei den guten vielen und starken Wünschen, die ich heute für Dein Wohl und unsere Gemeinsamkeit empfinde. Der Himmel scheint Dir zu Deinem Festtage zu lachen: und schöne Frühlingsblumen wird man Dir auf den Tisch gestellt haben. Nun, so wollen wir denn hoffen, daß das Jahr Gutes für uns alle, heiteren Himmel über uns, und schöne Blumen um uns, auf den Tisch Deines Daseins legen möge: und da wir in unserer Familie bei unseren persönlichen Wünschen bescheiden zu sein pflegen, und uns über Kleines schon sehr zu freuen vermögen, ist es doch wohl wahrscheinlich, daß das Jahr Dich und uns befriedigen wird. Nicht wahr?

Es fehlt mir augenblicklich an Zeit, auszurechnen, der wie vielte Geburtstag es eigentlich ist, den Du feierst. Ist es eine mäßige Annahme, wenn ich mir einbilde, daß Du bald an die Mitte Deines Lebens kommen wirst, oder wie scheint es Dir?

Was wollen wir denn für dieses Jahr über unser Wiedersehn verabreden? Ich weiß nicht recht, was Euch zu der Annahme bringt, daß ich Ostern nach Naumburg kommen würde. Habe ich das irgendwann gesagt? Ich frage nur. Denn im Grunde habe ich wenig einzuwenden, höchstens etwa einmal im Gegentheil anzufragen, ob Ihr nicht auch an eine Schweizerreise bereits gedacht habt. Darüber sagen Eure Briefe nichts, und ich weiß nicht, was Ihr darüber denkt oder wünscht. Liegt Euch vielleicht an einer eklatanten Einladung von meiner Seite? — Ich frage nur. Oder soll ich Euch von Naumburg abholen? Gewiß habt Ihr irgend etwas schon im Stillen ausgebrütet, nur wollt Ihr mich erst langsam auf den Einfall kommen lassen, damit ich mir nachher vorstellen soll, ich habe Euch veranlaßt! Ist es nicht so? Ich frage nur. Mit Greifswald habe ich, scheint es mir, bei Euch Glück gemacht dh. mit Nicht-Greifswald. Ach, seht nicht zu viel in einer solchen Entschließung, und jedenfalls keine Sorge für meine Bequemlichkeit! Die wahren Gründe, wenn ich sie einmal erzählte, würden Euch vielleicht gar nicht gefallen. Ich bin nach dieser Seite der „akademischen Carrière“ so wenig ehrgeizig: und wenn ich irgendwo ehrgeizig wäre, so wäre es in Dingen, die vielleicht nur Hohn, Gelächter und gar kein Geld einbringen. So steht es bei mir: Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie wenig ich bei solchen Entschließungen an mein Behagen oder Fortkommen oder Lebensglück oder an gute Collegen usw. denke. Man muß nur wissen, was ein Ort überhaupt geben kann: einen befreundeten Menschen und ein ehrenhaftes Ansehn. Wer beides hat, der wird nicht gerne in den Glückstopf greifen: denn der Nieten sind zu viele. Und so halte ich es in Basel aus — mehr sage ich nicht. In mehreren ähnlichen

Fällen würde ich ganz ebenso handeln — und nur in sehr wenigen, sehr unwahrscheinlichen anders. Wenn Ihr daraus den Schluß ziehn wollt, daß Basel für eine längere Zeit wohl noch mein Domicil sein wird, so thut Ihr recht. Aber die Ursache ist nicht ein allgemeines Wohlbefinden, sondern die Weisheit der Resignation in unwesentlichen Dingen, wenn man wesentliche im Auge hat. Diese Wesentlichen sind aber einstweilen bei mir vom Ortswechsel unabhängig.

Nochmals, meine liebe Mutter, meine Glücks und Segenswünsche!

In herzlicher Liebe
Dein Sohn.

[«]

196. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel

Basel, Februar 1872.

Hochgeachteter Herr Präsident!
Verehrte Herren!

Das mir von Ihrer Seite zugegangne Schreiben verpflichtet mich Ihnen, sowohl durch die in ihm ausgedrückte Gesinnung als durch die am Schlüsse angekündigte Gehaltserhöhung, zu wärmstem Danke, den auch schriftlich auszusprechen ich nicht umhin kann. Wenn ich aus Ihren Worten eine lebhafte Billigung meiner hiesigen Bestrebungen und Thätigkeiten zu meiner Freude entnehmen darf, so mag es mir auch erlaubt sein, darauf hinzuweisen, wie sehr und wie ernsthaft ich mich vom Beginn meines hiesigen Wirkens an bestreben mußte, um nur einigermaßen jenem seltenen und auszeichnenden Vertrauen zu entsprechen, mit dem Sie mich, hochzuverehrende Herren, als einen Unbekannten-Unbenannten in meine jetzige Stellung an Hochschule und Pädagogium berufen haben. In diesem Bestreben bin ich auf das Angenehmste ebenso durch den wahrhaft collegialischen und wohlwollenden Geist unterstützt worden, den ich im Kreise der mit mir verbundenen Lehrer vorgefunden habe, als durch den eifrigen, auf Bildung und gute Sitte gerichteten Sinn unserer Jugend: so daß meine hier erworbenen Lehrererfahrungen bis jetzt fast nur an guten und tröstlichen Erinnerungen reich sind.

Indem ich Ihnen nochmals meinen besten Willen kundgebe, auch fürderhin zum Wohle unserer Anstalten zu arbeiten, und auch gern das Versprechen hinzufüge, mich nicht ohne die ernsthaftesten Erwägungen und jedenfalls nie aus egoistischen

Rücksichten von dem hier anvertrauten Amte abwendig machen zu lassen, habe ich die Ehre,

hochgeachtete Herren,
mich zu bezeichnen als
Ihren ergebensten
Dr Friedrich Nietzsche
ordentl. Prof. der klass. Philologie.

[«]

---

197. An Carl von Gersdorff in Berlin

<Basel,> Sonntag 4 Febr. 72.

Mein lieber Freund

wieder nur ein paar Zeilen, voll des herzlichsten Dankes für Deine Mittheilungen, die mich aus schweren Besorgnissen befreiten oder wenigstens fast befreiten. Inzwischen habe ich auch ein Telegramm gelesen „der Alexandriner Gersdorff ist unentbehrlich geworden“, das ich mir nicht ganz, aber doch fast ganz deuten kann. “Was Du auch thun magst — denke daran dass wir beide mit berufen sind, an einer Culturbewegung unter den Ersten zu kämpfen und zu arbeiten, welche vielleicht in der nächsten Generation, vielleicht noch später der grössern Masse sich mittheilt. Dies sei unser Stolz, dies ermuthige uns: im Übrigen habe ich den Glauben, dass wir nicht geboren sind glücklich zu sein, sondern unsere Pflicht zu thun; und wir wollen uns segnen, wenn wir wissen, wo unsere Pflicht ist.

Meinem Buche wird es doch schwer, sich zu verbreiten: eine ausgezeichnete Anzeige, die Rohde für das litterarische Centralblatt gemacht hatte, ist von der Redaction zurückgewiesen worden. Das war die letzte Möglichkeit, dass eine ernste Stimme in einem wissenschaftlichen Blatte sich für mein Buch erklärte: jetzt erwarte ich nichts — oder Bosheiten oder Albernheiten. . Aber ich rechne auf einen stillen langsamen Gang — durch die Jahrhunderte, wie ich Dir mit der grössten Überzeugung ausspreche. Denn gewisse ewige Dinge sind hier zum ersten Male ausgesprochen: das muss weiterklingen. Um mich selbst bin ich unbesorgt: denn ich will nichts für mich, am wenigsten eine Carrière zu machen. Jetzt arbeite ich heiter an meinen pädagogischen Problemen. Für die Osterferien bin ich sehr gebeten, mit einem Professor im benachbarten Freiburg (Baden) nach Athen, Naxos und Creta zu reisen: was sagst Du dazu! Besonders wenn Du hörst, wer es ist — der Sohn von

Felix Mendelsohn-Bartholdi — Nun, ich werde Nein! sagen. Ich erlebe immer etwas Curioses. Den ersten Brief eines Philologen (Professor an der Universität Bern) über mein Buch, den ich fast nicht kenne, lege ich bei: gelegentlich schickst Du mir den Brief zurück.

An Deinen verehrungswürdigen Vater die besten Empfehlungen und den Ausdruck meiner Freude über seine Theilnahme.

Behalt mich lieb und habe Dank! Dank!

Dein Friedr Nietzsche

[«]

198. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel,> 4 Febr. 72

Deine Anzeige, mein lieber Freund, ist ein wahres Meisterstück einer verkürzten und verjüngten Wiederspiegelung des Originals, und ich fühle mich Deiner wieder einmal im allertiefsten Grunde versichert. Ich bin geradezu erstaunt (und mit mir Overbeck, dem ich sie vorgelesen), wie schön und neu, wie stilvoll Dir diese so schwierige Aufgabe gelungen ist, und weiß nicht, wie ich Dir dafür danken soll als durch das offenste Geständniß, daß ich so etwas wie diese Anzeige nicht zum zweiten Mal erleben werde. Heute schicke ich sie noch nach Tribschen, damit meine Freunde sich mit mir Deiner erfreuen. Ärgere Dich nur nicht über den Zarncke; es ist ja Prostitution, mit dem Schreiber solcher Briefe zu verkehren. Also fahre er dahin; sein Sündenmaß ist voll, denn die Unverschämtheit, an die Ranke-anzeige etwas angeflickt zu haben, dürfen wir ihm nicht verzeihn. Übrigens folgt er, in Betreff meines Buches, nicht sowohl eigenen Impulsen als denen seiner Freunde Curtius und Overbeck etc.: denn die indianische Wuth gegen mich herrscht in diesem Kreise. Welche Frechheit, von einem „Freundschaftsdienste“ bei einer solchen Anzeige zu reden! die kein Zweiter machen könnte! Am wenigsten der alberne Herbartianer Zimmermann (der Schopenhauers Ästhetik „vernichtet“ hat und höchster Bewunderer von Hanslick ist!) oder auch der gute Lehrs, der „mit Musik und Alterthum“ nicht „ausreichend vertraut ist“, „um der Anzeige gewachsen zu sein.“ Wir wollen uns nur gewöhnen, das Allerdümmste jetzt in dieser Sache zu erfahren. Von der Art, wie so ein Buch entsteht, von der Mühe und Qual, gegen die von allen Seiten andringenden anderen Vorstellungen sich bis zu diesem Grade rein zu halten, von dem Muth der Conception und der Ehrlichkeit der Ausführung hat ja niemand einen Begriff: am allerwenigsten vielleicht von der enormen Aufgabe, die ich Wagner gegenüber hatte und die wahrlich in meinem Innern viele und schwere Contristationen verursacht hat — die Aufgabe, selbst hier selbständig zu sein, eine gleichsam entfremdete Position einzunehmen; und daß dies mir, selbst bei dem allerhöchsten am Tristan dargestellten Problem zu ihrer Erschütterung gelungen ist, gerade das bezeugen mir meine Tribschener Freunde. Das darf ich Dir sagen, mein geliebter Freund — gerade an diesem Punkte fühle ich mich stolz und glücklich und bin überzeugt, daß mein Buch nicht untergehn wird. — Der dumme Zarncke glaubt, daß es Dir darauf ankomme, mir zu nützen! Als ob nicht alles vielmehr darauf ankäme, anderen durch eine solche Anzeige zu nützen! Nun, lassen wir die Todten ihre Todten begraben!

Ich will einen Versuch wagen, Deine Anzeige an die Augsburgerin zu schicken: ob ich gleich von vorn herein das größte Mißtrauen habe. — Im Betreff des Centralbl.'s hatte ich die sichere Empfindung, daß es nichts würde und stieß ein Triumphgeschrei aus als ich Deinen Brief heute bekam. Nun, auch unsere Zeit kommt! Und wir müssen zur rechten Zeit wissen, daß alle Compromisse nur schädlich sind: Kampf auf die Kanone!

Schreibe doch an Wagner's: Du wirst das allerrührendste Entgegenkommen finden. Denn man liebt Dich dort: und wir mögen Pläne machen, welche wir wollen, Du bist immer dabei bedacht.

In herzlicher Dankbarkeit
Dein
Friedrich Nietzsche

Du hast doch meine Notiz über Greifswald bekommen?

[«]

199. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Basel 7 Febr. <1872>

Sehr geehrter Herr,

heute schreibe ich Ihnen im Auftrage Richard Wagner's, der Sie bittet, folgende Exemplare an Baireuther Herren auf seine Rechnung schicken zu wollen.

1 „deutsche Kunst und deutsche Politik" an Herrn Consistorialrath Krausse

1 dito: an Herrn Professor Fries
1 „Geburt der Tragödie“ an Herrn Rector Grossmann
dito: an Herrn Dekan Dittmar

Alle diese Herrn sind in Baireuth. — Kommen Sie vielleicht zu dem 22 Mai nach Baireuth?

Ergebenst Ihr
Prof. Friedr Nietzsche.

[«]

200. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel,> Mittwoch. 14 Febr. 72.

Meine liebe Mutter und Schwester, herzlichen Dank für Eure guten Nachrichten. Ich bin sehr erfreut, daß mir also doch die Ehre Eures Besuches für diesen Sommer zu Theil wird und denke öfterst über die dazu nöthigen Maßregeln nach. In Betreff der Zeit empfehle ich Folgendes. Zu Pfingsten bin ich in Baireuth, bei der dreifachen Festlichkeit an Wagners Geburtstag (22 Mai) dh. bei der Grundsteinlegung von W.’s Theater, von W’s Haus und bei der glänzendsten Aufführung der 9ten Symphonie am Abend. Wie wäre es nun, liebe Lisbeth, wenn Du dorthin kämst und mit mir etwa am Donnerstag nach Pfingsten, will sagen den 23 Mai nach Basel abführest. Der Vorschlag ist raffinirt genug. Wagner’s siedeln Anfang Mai nach Baireuth über, zunächst in ihre Sommerwohnung auf der Fantaisie. Zu dem verabredeten Tage treffen alle die guten Freunde in Baireuth ein, Gersdorff, Frau v. Schleinitz, Frau Muchanoff usw. Die Reise nach Baireuth wäre über Leipzig, Plauen ohne Umweg zu bewerkstelligen, über Augsburg Lindau geht es dann, auf nicht mehr ungewohnte Weise, nach Basel.

Eine große Calamität ist nun hier die Wohnungsfrage. Es wird mir von allen Seiten abgerathen, meine Wohnung aufzugeben, weil der Mangel ganz außerordentlich ist und fortwährend, bes. durch die Einwanderung der Elsasser, wächst. Ich sah mir ein Logis mit 4 Zimmern 2 Stock, Äschengraben, an, das den Räumlichkeiten nach für uns Beide gerade gepaßt hätte: der Preis wurde als sehr mäßig angesehn, 800 frs., freilich unmeublirt. Aber es war eben schon vermiethet. Brockhaus, der schon seine 4te Wohnung hat, wohnt schlechter als ich und zahlt monatlich 65 frs. Kurz, die Frage ist recht verzweifelt. An Hartmann’s sehr geringe Wohnung ist nicht zu denken. Nun, ich will mich schon bemühen: auch Frau

Merian-Burckhardt bemüth sich. — Hier baut alles Häuser, auch Vischer-Heuslers haben's beschlossen. Der vortreffliche College Immermann, dessen Frau sich sehr auf Deine Bekanntschaft freut, hat sich in meiner Nähe ein hübsches Haus für 40,000 frs. gekauft.

Was die Osterferien anbetrifft, so habe ich mich noch nicht entschieden. Eine meiner Absichten ist, in der französ. Schweiz französisch zu sprechen: das scheint mir recht vernünftig und nöthig. Doch zieht es mich auch sehr, zu Euch zu kommen.

Sehr unbequem ist mir, was Ihr in Betreff meines Buches verlangt. Wenn Ihr nur zwei Exemplare verschenken könnt, so rathe ich durchaus, keins zu verschenken. Denn es ist ganz unmöglich, ein gleiches Exemplar (wie an die Großfürstin) herzustellen: Ihr werdet bemerken, daß es ein Prachtexemplar mit allerstärkstem Papier ist: ich habe keins mehr: und es giebt keins mehr. Auch hatte ich nur an die Großfürstin gedacht, weil sie Wagner-enthousiastin ist. Ohne diesen Hintergrund hätte ich gar nicht an sie gedacht. Auch müßt Ihr wissen, daß das Verschicken und das Einbinden in Gold und Leder mich schon gegen 40 Thaler gekostet hat. Also würde ich Euch bitten, das Exemplar für Euch zu behalten und das Widmungsblatt ausschneiden und durch ein reines Blatt ersetzen zu lassen: gern will ich dann für Euch eine neue Widmung darauf schreiben. —

Für den Fall daß ich Ostern zu Euch käme, wäre es mir vielleicht möglich, der guten Therese ein anderes Exemplar (mit geringerem Papier und schön gebunden) persönlich zu überbringen: worauf man vielleicht vertrösten könnte. Im Übrigen bedenkt nur immer, ob das Buch, falls es wirklich gelesen wird, bei solchen unvorbereiteten Seelen vielleicht einen für Euch ganz unerwünschten Effekt hervorbringt.

In Rücksicht auf unsere Verwandtschaft bin ich am letzten ängstlich: diese müssen wissen, was ich will, und wenn sich zB. der Pastor Schenkel das Buch nicht anschaffen mag, so schickt es ihm in meinem Namen mit einem schönen Gruße zu. Um dasselbe bitte ich bei dem Vormund Dächsel. Laßt nur von Domrich zwei Exemplare holen: oder, noch besser, schreibe, liebe Lisbeth, an Herrn E. W. Fritzsch Verlagshandlung in Leipzig und bitte ihn, auf meine Rechnung und in meinem Namen 1 Exemplar an Schenkel, 1 an Dächsel zu schicken — und gieb genau die Addressen an, die ich nicht weiß.

Hier habe ich Einladungen bekommen und angenommen von Burckhardt-Heusler, Vischer-Sarasins, Thurneysens: gestern war der Ball bei Frau Bischoff-Fürstenberger: ich bin nicht hingegangen, wegen allzu großem Catarrh und Schnupfen.

Für den Monat März und April hatte ich eine sehr dringende und freundliche Einladung nach Griechenland (Athen, Creta Naxos) von einem Bekannten der sehr reich ist und gerne mit mir Zusammensein mochte. Ich habe ausgeschlagen, weil ich immer noch meine Vorträge bis Ende März „über die Bildungsanstalten“ zu halten habe: mit denen es mir Ernst ist. Vielleicht lacht Ihr darüber, wenn ich Euch sage, daß dieser Bekannte der Sohn von Felix Mendelsohn ist.

Hier ist mir mehrfach die Freude darüber bezeugt worden, daß Ihr wieder nach Basel kommen wollt. Diese nun auch meinerseits bezeugend

bin ich Euer Fritz.

[«]

201. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, Mitte Februar 1872>

Schnell, mein lieber treuer Freund, will ich Dir noch ein Paar Zeilchen schreiben. Mit der Augsburgerin ist es nichts, wir wollen uns mit diesem Blatte nicht einlassen, weil es gegen W<agner> infame Geschichten auf dem Gewissen hat. Die Norddeutsche stünde uns zu Gebote — aber kommt es Dir nicht lächerlich vor? Mir wenigstens. Denke außerdem, daß ich mit Dir über die Taktik einer Anzeige meines Buches in sofern nicht einverstanden bin, daß ich alles Metaphysische, alles Deducirende fern gehalten haben möchte: denn gerade dies wirkt, in einem Hohlspiegel zusammengedrängt, schlechterdings nicht anreizend zum Lesen, sondern umgekehrt. Glaubst Du nicht selbst, daß so ein Zarnckischer Leser, wenn er Deine Anzeige liest und vom Buche sonst nichts weiß, sich der Last, es zu lesen, enthoben fühlen darf — während gerade das Umgekehrte der gewünschte Erfolg sein muß, daß alle, die sich mit dem Alterthum befassen, es pflichtmäßig erst lesen müssen. Wir wollen es doch ja nicht den guten Philologen so leicht machen, daß wir sie selbst fortjagen — sie sollen sich daran erkennen. Außerdem ist es durchaus nicht nöthig, daß dies Buch rein metaphysisch und gewissermaßen „transmundan“ wirke: da ist mir Jakob Burkhardt ein lebendiger Beweis: er der sich alles Philosophische und vor allem alle Kunstphilosophie, also auch meine, höchst energisch vom Leibe hält, ist von den Entdeckungen des Buches für die Erkenntniß des griechischen Wesens so fascinirt, daß er Tag und Nacht darüber nachdenkt und mir das Beispiel der fruchtbarsten historischen Benutzung an tausend Einzelheiten giebt: so daß ich in seinem Sommercolleg über griech.

Culturgeschichte viel! zu lernen haben werde, um so mehr als ich dann weiß, wie vertraut und heimisch der Boden ist, auf dem dies gewachsen. Du und er — Ihr Beide zusammen gebt wirklich das Ideal des rechten Lesers ab: während Du von einer „Kosmodicee“ sprichst, erzählt er mir, daß er jetzt erst den Athenäus recht verstünde usw. Da nun aber eine gewisse „Notorietät“, wie Burkhardt sagt, für ein Buch erst erreicht sein muß, ehe es ernst genommen wird, so ist die Taktik einer Anzeige etwas der Überlegung Werthes. Deine Anzeige findet übrigens Wg. „vortrefflich“: auch Frau W. findet daß sie viel, viel zu gut sei für die Augsburgerin; doch wünscht letztere, Du hättest lieber auf die That als auf das Werk aufmerksam machen mögen. Damit bin ich nun wieder nicht ganz einverstanden: denn worin die That besteht, ist nicht so leicht, ohne die größte Beleidigung des lesenden Publikums, auszudrücken: und eine That soll man an ihren Erfolgen ermessen — vielleicht sind diese hier sehr gering, vielleicht läuft es auf einen elektrischen Schlag in’s Wasser hinaus — kurz, ich mag nicht, daß man von mir redet. Sodann muß man, wenn man „Thaten“ abschätzen will, auktoritativ reden können.

Also, mein lieber Freund — ich sage Dir alles ganz offen, wie ich’s fühle. Ich danke Dir für Deine edele Bemühung und werde Deine Anzeige brieflich unter Freunden herumschicken — aber laß uns ferne bleiben von dem Glauben, daß wir jetzt mit solchen Anzeigen etwas ausrichten. Die erwünschte „Notorietät“ wird vielleicht durch skandalöse Beurtheilungen und Beschimpfungen auch erreicht — ich empfehle Dir, nichts für mich zu schreiben, wie ich es mit Bestimmtheit weder von Wagner noch von Burkhardt erwarte: wir Alle wollen warten und uns privatim freuen oder ärgern.

Soeben werde ich durch einen Brief Ritschl’s sehr überrascht und im Grunde recht angenehm: er hat gegen mich nichts von seiner freundschaftlichen Milde verloren und schreibt ohne jede Gereiztheit: was ich ihm hoch anrechne. Ich schicke Dir seinen Brief, mit der gleichen Bitte, wie früher — mir die Dokumente einmal gelegentlich sicher zuzustellen. Du erfährst aus dem Briefe auch etwas in Betreff Dorpat’s.

Hier bin ich in voller Gedanken-thätigkeit über die Zukunft unserer Bildungsanstalten: und es wird Tag für Tag „organisirt“ und „regenerirt“, allerdings zunächst nur im Kopfe, doch mit der bestimmtesten praktischen „Tendenz“. Ich drücke mich heute infam aus: rechne meine stilistische Noth auf einen ewig fließenden Schnupfen und allgemeines Mißbehagen durch κατάρρους mit βράγχος. Hast Du denn nach Tribschen geschrieben? Ich erzähle Dir zum Schluß von dem 22 Mai dh. Wagner’s Geburtstag, Grundsteinlegung vom Theater in

Baireuth, desgleichen vom Wagnerschen Haus, endlich klassische Aufführung der 9ten Symphonie — also „Alle nach Konnewitz!“ Wirklich treffen wir alle für die Pfingstwoche in Baireuth ein. Lieber Freund, es ist fast nothwendig, auch für Dich, dort zu sein. Ich meine dies so ernst als möglich und denke mir, daß es Dir auch so scheinen wird. Fünfzig Jahre später würden wir es für unverzeihlich, für verrückt halten, nicht dabei gewesen zu sein — also überwinden wir die bewußten Unbequemlichkeiten — Basel und Kiel wird wohl in Baireuth seine Mitte haben. Ich beschwöre Dich wirklich bei unserm Allerheiligsten, der Kunst — komme dorthin! Wir müssen dies zusammen erleben, ebenso wie nächstes Jahr die „Bühnenfestspiele“. Schreib mir recht bald, mein lieber treuer guter Freund und denke an mich wie an Einen, der mit einem ungeheuren Schallrohr Dir zuruft: Baireuth!!

F N.

[«]

202. An Erwin Rohde in Kiel

Basel Freitag. <15. März 1872>

Endlich liebster Freund kommt wieder ein Brief von mir. Wundere Dich nicht: es gab viel und giebt viel zu überdenken. Mitten in der Berufsnoth und zwar in der doppelten hatte ich noch meine 6 Vorträge über die Bildungsschulen auszuarbeiten. Dies wird also meine zweite Schrift werden, und hoffentlich hast Du sie bis Mitte des Jahres oder früher in den Händen. Sie ist durchaus exhortativ und im Vergleich mit der „Geburt“ populär oder exoterisch zu nennen. Ich will mir das Vergnügen machen, sie mit einer starken Einleitung an den „philologischen Verein“ in Leipzig zu addressiren. Du verstehst sicherlich diese Maßregel nach allen ihren Seiten hin. ... Mit der hier erzielten Wirkung bin ich außerordentlich zufrieden, ich habe die ernsthaftesten und ergebensten Zuhörer, Männlein und Weiblein und so ziemlich die ganze Studentenschaft besseren Schlags. Wenn ich an meine Hoffnungen und Pläne denke, so bist Du mir immer gegenwärtig, so daß ich neulich sogar einmal ärgerlich wurde und mir sagte: „immer nur Rohde und Niemand Anderes! Das hole der Teufel!“ Mein lieber und treuer Kamerad, wir müssen nun eben versuchen, mit einander uns so weiter durchzukämpfen. Wenn ich nur auch wieder mit meinen Bildungsanstaltgedanken so unbedingt Deine Theilnahme und Zustimmung finde, die mir bei der Taufe des Erstlings so erquickend war! Es ist traurig, daß ich Dir erst alle diese Dinge gedruckt vorlegen kann: während im Grunde zwischen uns alles, Wort für Wort, durchsprochen, durchdacht, durchlebt sein müßte. Nun es kommt auch einmal ein Tag, wo es anders wird: daran glaube ich.

Was habe ich nun erlebt? Sehr gute Briefe und mindestens sehr merkwürdige über mein Buch zB. von Romundt; freilich sehr metaphysisch: er schreibt jetzt an einer Abhandlung — nun worüber doch! natürlich über das „Ding an sich“ und wird sie mir widmen. Dann von Franz Liszt (höchst überraschend!), von Hans von Bülow, von Hauptmann von Baligand, von Gustav Krug, von Dr Hagen aus Bern, dann habe ich mehrere Berichte durch die Tribschener Freu<n>de, woraus ich weiß, daß das Buch von Moskau bis Florenz sich ausgebreitet hat und überall sehr ernst und begeistert verstanden wird. Kurz, es bildet sich für dasselbe eine kleine Gemeinde — nur von den wackeren Philologen höre ich nichts — stumpf — dumpf — Mum! Mum! wie es in den Shakesspearübersetzungen heißt.

Übrigens verstehe ich alles, was Du in Deinem Briefe zuletzt mir sagst, und ich frage Dich deshalb nochmals, ob Du Lust hast zu einem größeren Artikel in der Norddeutschen Allgem. (Sonntagsbeiblatt) oder zu einem Brief an den Redakteur des Rheinischen Museums, zum Abdruck für dasselbe. Beides scheinen mir überlegenswerthe Möglichkeiten. Die Anstößigkeit dürfen wir vor Philologen nicht scheuen, und ich gehe jetzt darauf aus, alles möglichst an die rechte Adresse zu bringen. Noch ein anderer Einfall: es wäre möglich, den Brief über mein Buch an den Berliner Wagnerverein zu richten, natürlich zum Druck für die Nordd. Allgem. Sodann könnte ich Dir noch vorschlagen, einen Vortrag für die diesjährige Philologenvers, anzukündigen. Alle diese Vorschläge sind ziemlich gleichmäßig skandaleus. Aber wozu die Verschämtheit, wenn man was Rechtes zu sagen hat?

Das Beste übrigens wäre vielleicht ein offener Brief über das Buch, an Richard Wagner addressirt, von ungefähr 40 Seiten und schön gedruckt bei E W Fritzsch. Dabei wäre es nöthig, Dich als Philologen zu geriren und als Lehrer: vielleicht könnte dies eine kleine Widmung zu dem Gründungsfesttag in Baireuth sein. An Publicität für ein solches bei solcher Gelegenheit abgelegtes Zeugniß würde Dir es nicht fehlen.

Das ist wohl der erträglichste Einfall. Schreib mir doch ein Wörtchen darüber. Und nun leb wohl, mein lieber Kriegs und Friedenskamerad!

Dein getreuer, jetzt zum
Mittagsessen sich rüstender Freund
FN.

[«]

203. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel Dienstag. <19. März 1872>

Meine liebe Mutter und Schwester,

ich schwieg wirklich zu lange, aber am Ende jedes Winterhalbjahrs tritt ein Zustand der Erschöpfung ein, der Einem selbst die leichte Pflicht des Brief Schreibens recht schwer macht. Zwar habe ich auch jetzt noch jenes Halbjahr nicht abgethan: denn eine Woche Vorlesungen, 3 Wochen Pädagogium und 2 öffentl. Vorträge sind immer noch zu überwinden. Aber ich athme doch schon die Luft der Befreiung und des herankommenden Frühjahrs. Mit meinen Osterferien freilich kann ich dies mal nichts anfangen, — weil ich so gut wie keine habe. Also weder Naumburg noch französische Schweiz, sondern Basel. Ich habe Stunden bis zum grünen Donnerstag und dann wieder vom Osterdienstag an zu geben, und zwar dann noch drei Wochen. Am 29 April fängt unser Sommersemester an.

Dagegen verwende ich die Pfingstwoche, wie schon angekündigt, zu dem Baireuther Feste, und ich hoffe bald von Dir, liebe Lisbeth, etwas Entscheidendes und Entschiedenes zu hören. Übrigens darf ich mir jetzt Aussichten machen, daß ich für Dich ganz in meiner Nähe Wohnung finde, zwei Häuser entfernt von den jungen Vischers, in einem jener kleinen Häuser, wo nur ein paar Frauen wohnen.

Von meinen Erlebnissen nur so viel, daß ich mehrere mal nicht wohl war, im Ganzen aber den Winter tapfer überstanden habe. Viele erfreuliche Briefe laufen ein z.B. auch einer von Gustav Krug, dem ich zu sagen bitte, daß ich ihn um Pfingsten in Baireuth zu sehen wünschte. Sehr liebenswürdig hat die Ministerin Schleinitz, sehr großartig Franz Liszt geschrieben. Und so weiter. Hier gab es mannichfache Geselligkeit. Sehr werden Dir die vortrefflichen Prof. Immermanns gefallen. Neuerliche Einladungen zu Stähelin-Brunners, zu Bachofens, zu Präsident Thurneysens. Und so weiter.

Ist es denn nun Thatsache geworden, daß Oskar jene Naumburger Stelle bekommen hat? Das habt Ihr mir ja schon früher geschrieben und damit erklärt, weshalb unsere liebe Mutter den Sommer nicht in Basel verleben könne: daß sie dagegen Lisbeth abholen würde, das ist doch wohl alles schon früher abgemacht, weshalb ich in meinem letzten Briefe mich einfach an dies Arrangement hielt.

Vorgestern wurde mir von einem Briefe erzählt, der von Dir, liebe Lisbeth, bei Vischers eingetroffen sei. Das junge Vischer-Sarasinsche Ehepaar ist von der Reise zurück. Hartmann verläßt jetzt nun Basel. An seine Stelle tritt ein Professor Eisele, bis jetzt Abgeordneter in Berlin und Kreisrichter in Hechingen: man sagt von ihm daß er eine Naumburgerin zur Frau habe. Wer ist das? Hoffentlich Niemand aus der Schillingschen Sphäre.

Nun lebt wohl und seid herzlich gegrüßt von Eurem geplagten und

doch ferienlosen
F.

[«]

204. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Basel 22 März. <1872>

Hochgeachteter Herr,

in diesem Winter habe ich hier in Basel, im Auftrage der „akademischen Gesellschaft“, 6 öffentliche Vorträge gehalten, über dieses Thema: „über die Zunkunft unserer Bildungs-anstalten“. Ich hatte jedesmal ungefähr 300 Zuhörer: von den verschiedensten Seiten bin ich aufgefordert worden, diese Reden drucken zu lassen. Mir selbst aber liegt viel daran, daß sie gut und schön gedruckt werden.

“Wenn ich Ihnen dies Alles mittheile, so errathen Sie den Sinn meines Briefes. Nun weiß ich zwar, daß das Thema dieser meiner Vorträge noch etwas mehr von der Sphäre Ihres Verlags abliegt als „die Geburt der Tragödie.“ Jedenfalls möchte ich Ihnen zuallererst einen Vorschlag machen: und ich würde sehr erfreut sein, wenn Sie ihn annehmen könnten.

Mein Vorschlag geht auf ganz gleiche Ausstattung und gleiche Bedingungen, wie bei der „Geburt“. Bis zum 22 Mai müßten aber, aus doppelten Gründen, die Exemplare zum Versenden bereit sein. Was in diesem Tag in Baireuth vor sich geht, wissen wir: außerdem beginnt an diesem Tage die allgemeine deutsche Philologen- und Lehrerversammlung in Leipzig. Dieser letzteren den Sinn des ersteren Ereignisses nahe zu bringen und die Kulturbedeutung unserer Musikbewegung gerade den Lehrern ans Herz zu legen ist Absicht und Inbegriff meiner Vorträge.

Aber, wie schon angedeutet, verehrter Herr — für Sie giebt es nach keiner Seite hin eine Verbindlichkeit: wenn Sie mir schreiben, ohne Gründe: „es geht nicht“, so verstehe ich Sie vollkommen und betrachte diesen Brief als erledigt.

Immerhin durfte ich mich an Niemand Anderes zuerst wenden, gerade weil ich, bei meinem letzten Buche, eine so angenehme und schätzenswerthe Erfahrung gemacht habe.

Geben Sie mir bald eine kurze Notiz und nehmen Sie den Brief, so wie er geschrieben ist: aufrichtig!

Ihr ergebenster
Fr Nietzsche.

[«]

205. An Wilhelm Pinder in Naumburg

Basel <25. März 1872>

Mein lieber Wilhelm,

Hier kommt noch ein Gratulant, der spätesten einer, der es schmerzlich bedauert, nicht zeitiger von der „vollendeten Thatsache“ unterrichtet worden zu sein, zu der er Dir erst heute seine Glückwünsche bringt. Wie oft habe ich im Januar und Februar dieses Jahres Deiner gedacht, in der Annahme, daß Du während dieser Zeit durch jenes bureaukratische Purgatorium hindurchmüßtest, von dessen Fegefeuer ich auch nicht einen Tropfen bis jetzt gespürt habe — das Einzige, was mir an mir selber mitunter „mythisch“ vorkommt.

Wenn Deine neue würdevolle Stellung ihren Namen vom „Sitzen“ führt, so rathe ich Dir doch allen Ernstes, dies ja nicht zu wörtlich zu nehmen: vielmehr mindestens Dein Amt als „Stellung“ und noch besser als „Wanderung“ zu betrachten: einmal Wanderung von einer Ehrenstaffel zur anderen, sodann als Wanderung zu Deinen Freunden und nach dem Süden. Nach dem Purgatorium mußt Du Dich an Dante wenden, um nun über den weiteren Weg belehrt zu werden: und diese Reise zu Dante führt Dich z. B. auch an mir vorbei.

Komme doch, mein alter Freund und gedenke Deines Versprechens, das Du Deinen Eltern und mir gegeben hast. Hänge jetzt nun einmal ordentlich Deinen Körper in der Sonne Italiens auf, nachdem Du Deinen Geist an der Sonne eines kaiserl. preußischen Ministeriums erlabt hast. Sei jetzt ein „Beisitzer“ der Schneeberge und wirf einmal Deine gesammelte Aktenstoß-vergangenheit in irgend ein wildes Gewässer; schick Dich jetzt an zum „Römerzug“ und genieße in Italien die Emolumente jener Preußen- und Deutschenverehrung, welche Lohengrin und Prinz Friedrich Karl dort verbreitet haben. Laß Dich an der Sonne bräunen und nachdem Du als bummelnder Lazzaroni Dir selbst ordentlich „beigestanden hast“ und „beigegangen“ bist, magst Du dann hinterdrein auch wieder „beisitzen“.

Beherzige diese Variation über das Thema „sitzen, stehen, gehen“ und höre den kategorischen Imperativ!

mille mille mille passus meabis!

Ich selbst bin nicht so „frei“ wie Du und muß die ganze Osternzeit als „verschrumpftes Schulmeisterlein“ in Basel bleiben. Wie gern hätte ich Euch, meine guten Naumburger Freunde wiedergesehen! Wie gern hätte ich Gustav für einen schönen Brief persönlich gedankt! Ach! Der Berg kommt nicht zu Muhamed! Also verehrtester Muhamed, komme zum Berge! Sela!

Dein
FN.

[«]

---

206. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Basel 6 April 1872

Verehrtester Herr Geheimerath,

ich entsende heute vier bisherige Schüler und Zuhörer nach Leipzig und möchte ihnen etwas mit auf den Weg geben, das sie in Ihre Nähe führte: damit sie später, gereift in Ihrer Zucht und durch Ihren Zuspruch angespornt, als tüchtige „alte Studenten“ nach Basel zurückkehren. Denn daran muß mir vor Allem liegen, daß unsere hiesige philologische Unterweisung sich nicht gar zu ausschließlich an Studenten der ersten Semester zu wenden hat; ein Sommersemester mit voraussichtlich wenigen Studenten, wie das nächste, ist in so fern mir werthvoller, als manches reichere, weil ich weiß, daß inzwischen die tüchtigen Basler anderwärts — und zwar bei Ihnen — reifen und weiser werden.

Beachten Sie doch, verehrter Herr Geheimrath, diese Vier. Da ist Herr Von der Mühl, der Bruder Ihres Leipziger Privatdozenten, ein zuverlässiger und bewährter Student, der zuletzt Senior unseres Seminars war. Dann Hr. Achermann, früher katholischer Theolog in Luzern, ein denkender Kopf und strenger Charakter, dann Hr. Hotz, lernbegierig und gute Hoffnungen erweckend, endlich Hr. Boos, mit Neigung für Bücher und Polyhistorie und vielleicht an der Bibliothek zu verwenden. Möchte damit diese kleine Schaar Ihnen empfohlen sein.

Indem ich diesen Brief schreibe und mich auf das Datum besinne, fällt mir ein, daß es gerade Ihr Geburtstag sein muß, an dem ich mich brieflich an Sie wende.

Dies Zusammentreffen bin ich geneigt, als ein günstiges Omen für meine Basler auszulegen: welche demnach vor Ihnen als eine nachträgliche achtbeinige leibhafte Gratulation erscheinen mögen, um Sie auch an den entfernten und doch sich nahe wissenden Schüler und Anhänger zu erinnern, — der Pfingsten nicht nach Leipzig kommen wird und vielleicht erst im Herbst wieder Sie persönlich begrüßen kann.

Für den schönen und ausführlichen Brief, den Sie mir über mein Buch geschrieben haben, bin ich Ihnen rechten Dank schuldig, um so mehr als ich ihn im Grunde durch ungebärdiges Drängen provozirt habe. Aber ich wollte durchaus wissen, wie Sie Sich zu meinem Buche verhalten würden. Nun weiß ich es und bin beruhigt: zwar nicht vollständig. Doch darüber will ich nicht schreiben. Später wird Ihnen das, was ich will, deutlicher und einleuchtender sein, wenn meine Schrift „über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“ veröffentlicht sein wird. Inzwischen spreche ich die Überzeugung aus, daß es für Philologen einige Jahrzehnte Zeit hat, ehe sie ein so esoterisches und im höchsten Sinne wissenschaftliches Buch verstehen können. Übrigens wird sehr bald eine zweite Auflage erscheinen.

Behalten Sie mich in gutem Angedenken und sagen Sie Ihrer verehrungswürdigen Frau Gemahlin das Beste von Ihrem

ergebenen
Friedrich Nietzsche

[«]

207. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel,> Donnerstag, <11. April 1872 oder kurz danach>

Liebster Freund, um Deine Stimmung durch das Zauberspiel der Hoffnung etwas aufzuheitern, erzähle ich Dir, als Antwort auf Deinen Brief, zuerst, in welche Combination ich neuerdings, allerdings erst in Gedanken, Dich und Deinen Beruf, alias Lebensunterhalt gebracht habe. Ich denke nämlich darüber nach, wie Du um Michaeli in alle Ehren und Emolumente meiner Basler Professur, als mein vollständiger Nachfolger, eintreten kannst. Ich selbst nämlich will den nächsten Winter herumziehn im deutschen Vaterland dh. eingeladen von den Wagnervereinen der größeren Städte, um Vorträge über die Nibelungenbühnenfestspiele zu halten — es muß eben Jeder thun, was seine Pflicht ist und, im Collisionsfalle, was seine Pflicht mehr ist. Habe ich aber auf diese Art einen Winter mich von der Universität getrennt, so benutze ich gewiß das einmal eingetretene Vacuum, um 2 Jahre lang nach dem Süden zu gehen. Zum Zwecke dieses Unternehmens lege ich meine Stellung hier nieder, so daß Du dann in jeder Beziehung mein Nachfolger wirst; wenn die Universität mir aber wohl will, so denke ich, wird sie mir den Titel und die Würde eines ordentl. Professors unbeschadet der davon gänzlich unabhängigen, Dir zugedachten Professur belassen, natürlich nicht den Gehalt. Bist Du geneigt, Dich mit dieser Combination vertraut zu machen? — Wie gesagt, betrachte es als einen Entwurf, über den wir uns verständigen wollen. Ich selbst denke mit dem letzten Reste meines Vermögens, vielleicht 2000 Thaler noch 2½ Jahr existiren zu können — und was nachher wird, das weiß Gott, geht mich auch zunächst nichts an. Himmlisches Wohlgefühl, nicht als Stipendiat nach dem Süden zu wandern, die Augen rückwärts gedreht nach einem kaiserl. Ministerium! Aber vor Allem muß ich wissen, ob Du nöthigenfalls bereit bist. Die Entscheidung müßte Ende Mai getroffen werden. —

Herzliche und große Freude hast Du mir gemacht, als Du an Wagner den Brief abschicktest. Wir haben nun einmal für das Beste und Edelste, was wir wollen, keinen anderen Patronus: weshalb ihm von Rechtswegen alles als Opfergabe zukommt, was auf unserem eignen Ackerlande wächst. Wenn ich etwas schwer vermisse, so ist es gerade deshalb Deine Nähe: wir sollten immer zusammen uns an ihm erbauen und in der Erkenntniß seiner Werke fortschreiten. Das Nibelungenwerk taucht immer mehr vor meinen erstaunten Blicken auf — als etwas Unglaublich-Gigantisches und Vollendetes, und ohne Gleichen. Aber es ist schwer, solchen Werken sich zu nähern: weshalb der, der viel davon empfunden und verstanden zu haben glaubt, davon auch reden muß — daher mein Winterplan.

Zu Deinem Sendschreiben an W. wünsche ich Dir frohes und glückliches Gelingen. Denke, ich bitte Dich, daran, in welcher Zeit Du W. das erweist: später kann ich Dir einmal deutlich machen, in wie fern es einer der complizirtesten und aufregendsten Momente war, in dem jedes wahre Zeichen von Verständniß und Theilnahme lindernder Balsam ist.

Ich lege eine Anzahl von Briefen bei, von Romundt, von v. Baligand (Kammerherr des K<önigs> v B<ayern>) von Franz Liszt, von Gustav Krug, von Prof. Hagen in Bern, von Schuré in Florenz, von der Gräfin Krokow, von Fr. Mathilde M<aier>. Dann könnte ich noch erzählen von einem sehr liebenswürdigen Briefe der Ministerin von Schleinitz aus Berlin, von Fr. von Meysenbuch in Florenz usw. Hans von Bülow, den ich noch gar nicht kannte, hat mich hier besucht und bei mir angefragt, ob er mir seine Übersetzung von Leopardi (das Resultat seiner italiänischen Mußestunden) widmen dürfe. Der ist so begeistert von meinem Buche, daß er mit zahlreichen Exemplaren davon herumreist, um sie zu verschenken. Es giebt bald eine zweite Auflage. Übrigens giebt es noch keine öffentliche Anzeige, nicht einmal eine Buchhändleranzeige — es ist ein Erfolg im Schooß der Familie. Dohm, der Redakteur des Kladderadatsch ist auch ein „Begeisterter“ und wird darüber schreiben — vielleicht als der Erste: was sich rührend und ridikül ausnehmen würde. — Nur unsere verrückten Philologen schweigen — der Brief von Ritschl war doch sehr wenig aufrichtig und dazu recht unbedeutend.

Windisch hat sich in Leipzig mit Roscher’s Tochter verlobt — ei welch eine schöne Adscendenz!

Gersdorff ist treu, thätig und gut wie immer und ist jetzt in der nützlichsten und anhaltenden Correspondenz mit Tribschen. — Übrigens, mein lieber guter Freund, ist Baireuth am 22 Mai für uns nicht zu umgehen, nach Schicksalsschluß! Und im Herbst wirst Du ja, wenn meine Combination gelingt, Pfründner! Also komme, vorher aber schreibe mir. Zu allem, was Du unternimmst, nimm den Segen Deines Freundes, der Dich liebt und Dir herzlich zugethan ist.

Frd Nietzsche.

[«]

208. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, kurz nach dem 15. April 1872>

Meine liebe Mutter und Schwester

schon lange bin ich Euch den herzlichsten Dank schuldig, für schöne ausführliche und theilnehmende Briefe und zuletzt noch durch die mich angenehm überraschende Sendung jenes photographischen Gruppenbildes. Letzteres scheint mir gut gelungen, freilich muß ich eine tüchtige Anzahl von Physionomien mit in den Kauf nehmen, um das Ganze als ein Bildniß unserer Lisbeth betrachten zu dürfen: außerdem sieht sie, durch ihre Stellung im Hintergrunde, noch kleiner aus als sie ist. Aber immerhin, im Gegensatz zu dem Luganeser Kunstwerk — ist es doch ein Fortschritt zum Besseren: weshalb ich mich sehr darüber freue. Ob man aber ein Lexikon mit photographieren darf oder, im Nothfall, nicht eben so gut ein anderes Buch, darüber wäre nachzudenken. Übrigens ist dieser Tage bei mir ein Exemplar des Index vom Rhein. Mus. für Dich, liebe Lisbeth, eingelaufen: was ich mir als Überraschung für Deinen Geburtstage verspare.

Mir ist es nicht gerade zum Besten in der letzten Zeit gegangen. Noch immer laborire ich an einem kräftigen Schnupfen. Derselbe verhinderte mich neulich einen Abend bei Laroche-Burckhardts zuzubringen. Heute dagegen bin ich bei Geizers zu Tisch und will es wagen. Die Ostertage selbst habe ich, wie Ihr richtig vermuthet habt, in Tribschen zugebracht: wo wir Ostereier versteckt haben usw. Am Mittwoch vor dem grünen Donnerstag hat mich Dr Hans von Bülow hier besucht, im höchsten Grade begeistert von meinem Buche: er hat mir die Dedikation eines von ihm in Italien verfaßten Buches angekündigt. Ich höre daß eine zweite Auflage meines Buches bald nöthig sein wird. Mein Verleger E. W. Fritzsch hat mir neulich Grüße von Reils aus Halle überschickt: wer ist das? — und mir zugleich eröffnet, daß er im engsten Sinne mein Landsmann ist, ein geborener Lützener. — Prof. Immermann, mein Nachbar (der Nachfolger von Liebermeister) war gefährlich an der Kopfrose erkrankt: jetzt geht es ihm besser. Vielleicht verreisen wir eine kurze Zeit mit einander, um uns Beide zu erholen: denn der Winter war für mich sehr wichtig und angreifend. Mein Buch, meine Vorträge, viele Berufsarbeiten viele Geselligkeit und zwei Compositionen zu 4 Händen — und alle möglichen Erlebnisse, Pläne und Entwürfe! Der Erfolg meiner Vorträge war übrigens außerordentlich — Ergriffenheit, Begeisterung und Haß — schön gepaart.

Prof. Schulz ist in den Ferien nach Rom gereist und liegt dort erkrankt an Gelenkrheumatismus. Mit Prof. Neumanns war ich neulich auf der Frohburg — und wir sahen wirklich die Alpenkette. Dann habe ich bei Stähelin-Vischers einen Abend verlebt. Auch bei Burckhardt-Heuslers. Andreas Heusler ist mit seiner Frau jetzt in Gersau, nach seinen Berichten geht alles recht gut. Vischer-Heuslers bauen sich nun auch ein Haus. Romundt ist in Rom. Er hat mir die Dedikation seines nächsten Buches angekündigt. Die Familie Vischer geht jetzt in den Ferien nach Baden in der Schweiz. — Hier herrscht unerhörte Wohnungsnoth.

Nun, heute habe ich doch einmal recht erzählt — da fällt mir aber noch ein, daß ich an Dich, liebe Lisbeth noch eine Bestellung zu machen habe. Du sollst mir nämlich ein paar bei Hasenkamp verfertigte Kleidungsstücke mitbringen, (schon nach Baireuth!) Erstens, meine liebe Mutter, bestelle mir doch bei dem ehrenwerthen Schneider einen Frack, einen rechten Musterfrack. Mein jetziger ist ganz verbraucht — Anstrengungen dieses Winters! Sodann noch eine helle graue elegante Hose für den Sommer.

mit der ich verbleibe
Euer getreuer Sohn,

„beziehentlich“ Bruder
Fritz.

Grüßt doch die Tante Riekchen, recht herzlich von mir. — An Wilhelm Pinder habe ich vor längerer Zeit gratulirend geschrieben. Sagt doch Gustav, daß ich eine 4 händige Composition eben vollendet habe, mit der ich recht zufrieden bin, eine Umarbeitung der ersten Seite meiner „Sylvesternacht“, und freilich auf 7 Seiten angewachsen. —

Dann noch eine schwarze, am besten sammtne Weste; zum Frack. Oder eine seidene. Die Maaße muß ja der Schneider noch haben. — Herr Gott, es fehlt mir auch an einem Sommerüberzieher, mein jetziger ist im 4 ten Sommer! und hat sich somit tapfer bewährt! Aber sieht jetzt elend aus!

[«]

209. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

<Vernex, zweite Aprilhälfte 1872>

Hochgeachteter Herr,

vom Genfersee aus bekommen Sie endlich von mir eine Antwort, die ich Ihnen nur deshalb so spät zustelle, weil ich inzwischen eine ernste und wichtige Entscheidung zu treffen hatte. Dieselbe berührt unsere Angelegenheit insofern, als sie sich jedenfalls verzögert. Meine Vorträge sollen noch vollständig umgearbeitet und in eine andre Form gegossen werden; wozu ich vor allem Zeit brauche. Dafür bekommen Sie auch, wenn ich fertig bin, einen echten und rechten „Verlagsartikel“ das heißt einen solchen, dessen Wirksamkeit uns überdauern soll. Vertrauen Sie nur immer etwas meiner „Litteratur“; ich werde nie viel schreiben; aber das Wenige werde ich Ihnen immer zuerst anbieten, vorausgesetzt daß es einen allgemeineren Charakter hat und nicht zu speziell philologisch ist. Über dieses Wenige dürfen wir uns schon einige Hoffnungen machen. Es lebt und wird leben. Was für merkwürdige Briefe habe ich bereits über mein letztes Buch bekommen! Meine philologischen Fachgenossen sind freilich noch sehr zurück — aber warten Sie nur etwas. Diese werden es lesen müssen und immer wieder lesen müssen. Und wir erleben eine dritte Auflage eben so gewiß wie eine zweite.

Heute bitte ich Sie, noch ein paar Exemplare auf meine Rechnung und in meinem Namen zu versenden. Die Adressen weiß ich nicht, doch müssen dieselben in Leipzig leicht zu erfahren sein. Nämlich ein Exemplar an den Musikhistoriker

Ambros, der jetzt, glaube ich, in Wien lebt. (Diese Zusendung hat mir Bülow angerathen, ich wäre nie auf diesen Einfall gekommen) Dann an den Verfasser der „Philosophie des Unbewußten“ E. von Hartmann. Dann zuletzt an den Redakteur des Kladderadatsch Dohm, der wie ich höre ein Enthusiast ist.

Nächstens wird etwas bei Ihnen eintreffen, was bestimmt ist, Sie etwas zu überraschen, vielleicht auch zu belustigen.

Auf Wiedersehn in Baireuth! Sie werden wissen, daß R. W. direkt von Wien sich nach Baireuth begiebt. Vielleicht wird die „Götterdämmerung“ in dieser Woche fertig, wenngleich nur in erster Skizze. Dies erzähle ich aber nicht dem Redakteur des musikal. Wochenblattes.

Sehen Sie doch ja zu, daß Sie alles Verstimmende Betrübende Aufregende von W. in dieser Zeit fern halten. Ich bitte Sie persönlich darum, da ich in den Ostertagen Zeuge der Wirkung war, die ein J. J. Weber zu schreibender Brief auf W. ausübte. Auch Frau W. läßt Ihnen, verehrter Herr, durch mich den gleichen Wunsch aussprechen. Es lastet so viel auf diesem einen Manne, daß wir alle gleichmäßig so gut wie möglich helfen müssen, das Unvermeidliche mit ihm und für ihn zu tragen.

Leben Sie wohl, werther Herr Landsmann! Ich freue mich Sie im Mai zu sehen!

Ihr ergebenster
Friedr Nietzsche.

Pension Lorius in Vernex bei Montreux.

[«]

210. An Franz Overbeck in Basel

<Vernex, zweite Aprilhälfte 1872>

Ohercole! Ga-

nz vortrefflich ist bis jetzt alles abgelaufen, bis auf die Thatsache eines heute recht unmuthigen Wetters. Wir wohnen aber nicht in Pension Ketterer, sondern in Pension Lorius bei Vernex: wohin ich nun Sie bitten möchte, den Freund Pinder zu adressiren. Er soll doch sofort an mich telegraphiren, wenn er in Basel angekommen ist, falls er in der gleichen, bis jetzt etwa von Menschen angefüllten Pension leben will.

Wir lassen Sie beide auf das Herzlichste grüßen und bedauerten gemeinsam schon mehrmals Ihre Nicht-Anwesenheit!

Bitte, schicken Sie mir doch auch die einlaufenden Briefe unter gleicher Adresse zu

Ihr sehr affektionirter Freund
und Bruder ἐν θεῷ
F. N.

[«]

211. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

(Mit Tribschen ist es nun, seit heute, aus!)
<Basel,> Montag 29 April 1872.

Hochgeachteter Herr,

hier kommt die von mir neulich angekündigte Überraschung — eine vierhändige Composition meines Freundes George Chatham, zum Beweise dienend, wie stark schon in England das Walten des Wagnerschen Genius nachempfunden wird. —

Sagen Sie mir doch gefälligst bei unserem Wiedersehen in Baireuth, was Sie von dieser Musik halten. —

Die erste Anzeige der Geburt der Tragödie ist übrigens erschienen — aber wo! In der italienischen Rivista Europea, Aprilheft, zugleich mit einer empfehlenden Bemerkung über Ihre Musikzeitung. — Können Sie mir nicht die Publikation des Berliner akademischen Wagnervereins zukommen lassen?

Ihr ergebenster
Dr Friedr Nietzsche.

[«]

212. An Erwin Rohde in Kiel

Basel 30 April 72.

Mein guter lieber Freund, das ist ja ein wahres Glückstelegramm, nach allen Seiten hin Licht Luft Wärme und Wohlgefallen bei Gott und den Menschen verbreitend! Denke Dir daß ich gerade in diesen Tagen eine derartige schnelle Wendung recht von Herzen ersehnte, weil ich plötzlich die Angst bekam, es möchte Dir vielleicht meine Freundschaft schlecht bekommen und bei der Kameraderie übel angerechnet werden. Ich wollte Dich eben brieflich, aber inständig angehen, ja nichts zu unternehmen, was auf einen sehr nahen Umgang mit mir oder gar mit Wagner deuten ließe; denn schon jetzt, fürchte ich, ist unsre Centralblattangelegenheit mit einer gewissen komischen Färbung weit genug herumgetragen worden, um möglicherweise Den und Jenen gegen Dich aufzureizen. Jetzt aber, wo wir wie zwei Gewappnete mitten in der akademischen Zunft als treue Waffengefährten stehen, und die „Lebensnoth“ einmal ihr Antlitz verhüllt hat, dürfen wir auch wieder Mancherlei mehr wagen, um die Leute zu erschrecken — nach dem Sprüchwort: „Was ist schrecklicher als eine Flöte? — Zwei Flöten!“

Tribschen ist mit dem heutigen Tage zu Ende! Wie unter lauter Ruinen verlebte ich dort noch ein paar Tage, schwermuthsvolle Tage. Wir sprachen viel von Dir, auch von Deinem „tiefen, bedeutenden und ergreifenden Briefe“ wurde mir erzählt: sobald ein wenig Ruhe hergestellt sein wird, wird W. Dir schreiben. Inzwischen läßt er Dir durch mich sagen, wie sehr er Dir danke und bittet Dich seiner Einladung nach Baireuth zum 22 Mai ja zu folgen. Du bist verstanden worden und bist für immer in diesem Kreise der herzlichsten Theilnahme gewiß. Ach, welch ein ungeheures Leben regt sich jetzt von diesem Centrum aus! Und wie einzig glücklich sind wir, nicht außerhalb stehen zu müssen!

Die erste Anzeige meines Buches ist auch erschienen und sehr gut ausgefallen — aber wo! In der italiänischen Rivista Europea! Das ist hübsch und symbolisch!

Ich habe dagegen Anzeigen davon, daß ich den eigentlichen Fachgenossen jetzt bereits lächerlich vorkomme, lächerlich und unmöglich, weshalb mir zB. brieflich nicht mehr die übliche Höflichkeit angethan wird. Jetzt ist ja auch der Index des rhein. Mus. erschienen — denke Dir daß weder Ritschl noch Klette mir ein Wörtchen des Dankes für diese Gratis- und Hundearbeit gesagt haben! Schon mein Homeraufsatz (obschon nicht publiziert) hat die Äußerung hervorgerufen — „noch so ein Schritt und er ist ruinirt!“ Da geziemt es sich freilich, dem allmählich immer frecher werdenden Völkchen die Zähne zu zeigen und sie sänfliglich mit der Nase auf die Dinge zu stoßen, die sie mit ihren blöden Augen nicht sehen mögen. Doch werden meine 6 Vorträge jetzt noch nicht gedruckt, sondern erst im nächsten Winter, nach einer vollständigen Umarbeitung. — Ach, wie freue ich mich, mein Freund, daß wir nun Beide innerhalb der akademischen Verschanzung stehen, die Feuerbrände in den Händen — Dein letzter Brief erregte in mir die dankbarste Empfindung: wie unendlich einsam ich mich fühlen würde, wenn ich, bei allen Absichten und Hoffnungen, nicht an Dich denken dürfte, kann ich mir gar nicht ohne Schauder vorstellen. Deine Liebe gilt mir eine Million, sagt Falstaff. In Baireuth wollen wir alles mit einander besprechen, was ich heute nicht schreiben kann, ohne viel zu schreiben. Nur dies: es ist wahrscheinlich, daß ich für die nächsten Semester es noch innerhalb der Universität aushalte und mir die segensreiche Flucht in den Süden für den Zeitpunkt vorbehalte, wenn meine Stellung unerträglich und ekelhaft wird. Das ist sie bisjetzt noch nicht. Ja, seit Deiner heutigen Ernennung, bin ich auch glänzender und üppiger gestimmt als lange und fühle mich etwas von den Strahlen der kaiserlich-ministeriellen Gnadensonne vergoldet, die heute über Dir und Deinem Hause aufgegangen ist. Ora pro nobis! Dazu hat heute der Herausgeber der „philosophischen Monatshefte“ eine Biographie von mir eingefordert, wodurch ich mich gewissermaßen unter die „Philosophieprofessoren“ aufgenommen fühle. Drittens glaube ich von Straßburg her das gläubige und patriotische Jauchzen zu vernehmen und und den Festgesang pereat diabolus atque irrisores! Ein allgemeines akademisches Hochgefühl schwellt den Busen, mit dem ich, an ihn geworfen, nämlich an den Deinigen, zu bleiben gedenke,

hochgeachteter Herr Professor,
Euer wohlaffektionirter
irrisor academicus.

[«]

213. An Theodor Muncker in Bayreuth

Basel, 1. Mai. <1872>

Hochverehrter Herr Oberbürgermeister,

durch meinen großen Freund Richard Wagner bin ich eingeladen worden, sammt meiner Schwester der Festfeier des 22. Mai beizuwohnen. Ich muß mir daher erlauben, mich mit einer doppelten Bitte an Sie zu wenden, einmal mir zwei Plätze zu reserviren und sodann eine Verfügung in Betreff einer Wohnung zu treffen. Ich selbst gedenke am Samstag vor Pfingsten in Baireuth einzutreffen: meine Schwester wird am Dienstag mir nachkommen.

Verzeihen Sie mir die in diesen Bitten liegende Belästigung und seien Sie meiner Hochachtung wie meines Dankes in gleicher Weise versichert.

Ihr ergebenster
Dr. Nietzsche,
Prof. ord. der Universität
Basel.

[«]

214. An Carl von Gersdorff in Berlin

Basel 1. Mai <1872>.

Mein lieber guter Freund,

verarge mir es nur nicht, wenn ich hier und da einmal eine Pause mit Fermate in meinem Briefverkehr mache: es hat sicherlich Gründe, aber äußerliche, die für unsere Freundschaft ohne Beziehung sind. Es gab viel zu thun, und ich war auch einige Zeit recht angegriffen und unwohl. Der Winter wollte überstanden sein, und mancherlei wichtige Entscheidungen mußten getroffen werden, von denen ich Dich nicht unterhalte, weil ich Dich einmal mündlich darüber sprechen werde. Nämlich in Baireuth! Dort werde ich am Sonnabend vor Pfingsten eintreffen: ich bitte Dich, es doch ähnlich einzurichten. Heute habe ich, der Wohnung wegen, an den Oberbürgermeister Muncker geschrieben. Ich höre daß Frau von Muchanoff, Gräfin Krakow und Fr. von Meysenbug sich auch schon angemeldet haben: ebenfalls Frau von Schleinitz. Diese hat mir einen sehr liebenswürdigen Brief geschrieben, für den Du, lieber Freund, gelegentlich einmal recht schön danken kannst.

Auch Rohde kommt hin, der mir gestern aus Kiel telegraphirte, er sei Professor dort geworden. Kannst Du ihm vielleicht ein Zeilchen der Gratulation schicken? Er hat Schönes vor, was Wagner und mich zugleich betrifft — es ist aber noch nicht zu verrathen. Die erste Anzeige meines Buches ist nun auch erschienen aber wo! In der italiänischen Rivista Europea! An Dohm habe ich neulich noch ein Exemplar geschickt. Habe ich Dir schon von Bülows Enthusiasmus erzählt? Und daß er mir die Dedikation eines Buches angekündigt hat? Auch daß er mir erzählte, es werde sehr bald eine zweite Auflage nöthig sein? — Sehr schön sollen ja, nach Tribschener Unheil, die Publikationen des studentischen Wagnervereins sein. Ich halte den Gedanken für äußerst glücklich, daß er die „geistige Agitation“ vor allem übernehmen will, die Aufklärung über die Bedeutung dieser bevorstehenden Feste. Mache doch dem Vorsitzenden Hr Coerper einen Besuch und deute ihm an, er möge an mich und an Rohde, dh. an die einzigen Wagnerschen Professoren die gedruckten Publikationen schicken. Vielleicht auch an E. von Hartmann (dessen Adresse ich haben möchte)

Was Du mir über Deinen Herrn Vater schreibst, hat mich sehr ergriffen: in solchen Anzeichen verehre ich den wundervollen deutschen, ja wie ich lieber sagen möchte preußischen Ernst, von dem nun einmal Alles zu erhoffen ist, während ich gegen die oben auf schwimmende „deutsche Cultur“ jetzt im höchsten Grade bedenklich bin.

Wie geht es Deinen künstlerischen Freunden? Kommt einer von ihnen nach Baireuth? Wie sehr ich das wünsche!

Vorigen Sonnabend war trauriger und tiefbewegter Abschied von Tribschen. Tribschen hat nun aufgehört: wie unter lauter Trümmern gingen wir herum, die Rührung lag überall, in der Luft, in den Wolken, der Hund fraß nicht, die Dienerfamilie war, wenn man mit ihr redete, in beständigem Schluchzen. Wir packten die Manuscripte, Briefe und Bücher zusammen — ach es war so trostlos! Diese drei Jahre, die ich in der Nähe von Tribschen verbrachte, in denen ich 23 Besuche dort gemacht habe — was bedeuten sie für mich! Fehlten sie mir, was wäre ich! Ich bin glücklich, in meinem Buche mir selbst jene Tribschener Welt petrificirt zu haben.

Wir beginnen hier das Sommersemester — heute ist der Einweihungstag von Straßburgs — Universität: ich denke an diese Feier mit den gemischtesten Empfindungen.

Das Sommerkolleg von Burckhardt wird etwas Einziges: es entgeht Dir viel, daß Du es nicht erleben kannst. Hast Du gehört, daß B. in den letzten Wochen einen sehr ernsthaften Ruf nach Berlin hatte. Er schlug ihn aus.

Mein lieber Freund, wie schön ist es doch, daß wir uns so bald wiedersehen. Noch schöner aber daß wir uns, seit Jahresfrist, so recht wieder zusammengefunden haben. Unsre schönsten Hoffnungen und Pläne laufen nun in einer Bahn. Ich höre mit herzlicher Freude daß Du an den Klavierauszügen Dich erbaust: wir müssen unsre Nibelungenstudien jetzt höchst ernsthaft beginnen, um uns für so unerhörte Dinge würdig zu machen.

Schreib mir doch vor Baireuth noch ein Wort der Vereinbarung über unser Wiedersehen.

In herzlicher Liebe
Dein
FN.

[«]

215. An Gustav Krug in Naumburg

<Basel,> 2 Mai 72.

Mein lieber guter Freund,

es ist der Anfang des Semesters, die Arbeitsnoth ist groß, die Zeit fliegt wie Spinnweben im Herbst, also nimm mit ein paar geschäftlichen Zeilen fürlieb und betrachte mich einmal als Basler Handelsmann. Natürlich vertrösten wir uns auf Baireuth, natürlich erwarte ich Dich dort: und es stehen wirklich keine Schwierigkeiten im Wege. Ich bitte Dich nur, sofort an Hr. E. W. Fritzsch nach Leipzig zu schreiben und ihm einfach zu melden, daß Du die Baireuther Festfeier miterleben wolltest, als Mitglied seines Wagnervereins. Füge noch hinzu daß ich, Dein Freund, Hr. Fritzsch auch darum bäte, daß er für ein Logis in Baireuth Sorge trage.

Sollte irgend etwas mißlingen, so telegraphire nur an mich. Laß Dich aber keinesfalls abhalten zu kommen.

Wie danke ich Dir, mein Freund, für Deine Composition, die ich wirklich mit Staunen, als ein edles Kunstprodukt, studirt habe. Du hast eine Reinheit und Freiheit der Stimmenführung und ein sanft erregtes Pathos erreicht. Ich freue mich mit Dir darüber sprechen zu können. Von mir ist ein Gegenstück dazu fertig geworden, ein vierhändiges Stück des düstersten Pathos, lauter Beschwörungsformeln.

Sei herzlich gegrüßt!
Dein
Friedrich N.

[«]

216. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 2. Mai 1872>

Meine liebe Lisbeth,

die Zeit unseres Wiedersehens rückt heran; deshalb muß ich Dir heute über die Baireuther Dinge etwas Definitives schreiben. Gestern habe ich mich brieflich an den Oberbürgermeister von Baireuth gewendet, für Wohnung und Plätze, natürlich auch gemeldet daß Du mit mir seist. Ich selbst treffe am Sonnabend vor Pfingstsonntag dort ein und erbitte mir nun von Dir eine genaue Bestimmung über Deine Ankunft. Der Festtag (Mittwoch) enthält zwei große Akte, Mittags die Grundsteinlegung mit Wagner's Festrede, Abends die neunte Symphonie. Wie es scheint, ist etwas große Toilette nöthig. Es wird ein hübsches Zusammentreffen der nächsten Freunde des Wagnerschen Hauses. Ich denke wir werden wohl mit folgenden Freunden im gleichen Hôtel wohnen: Minister von Schleinitz und Frau, Frau von Muchanoff, Gräfin Krokow, Fr. von Meysenbug. Gersdorff und Rohde (der Professor geworden ist) kommen auch.

Du hast wohl gehört daß ich mit Wilhelm Pinder ein paar Tage am Genfersee zusammen war? Ich war mit Prof. Immermann hingereist und habe mich jetzt wieder etwas erholt. — Neulich Abschied von Tribschen. Das ist nun vorbei. —

Unsere liebe Mutter hat mir durch Wilhelm einen Brief überschickt, für den ich herzlich danke. Inzwischen werdet Ihr wohl meinen Brief längst in den Händen haben. Pinder brachte mir eine von Gustav Krug mir dedizirte Composition mit, die ich sehr schätze. Windisch hat sich mit der Tochter des Nationalökonomen Röscher in Leipzig verlobt. Hier war viel Krankheit und immer etwas typhös. Die Bäteli von Vischers, dann die junge Frau Vischer-Sarasin, ein Kind von Immermann's, die alte Frau Vischer etc. Jetzt ist der junge Prof. Vischer in Straßburg, der alte in Baden.

Die erste Anzeige meines Buches ist auch erschienen, hübsch und gut — aber wo? In einer italienischen Zeitschrift Rivista Europea.

Habt Ihr denn meine Kleider besorgt? Die bringst Du mir mit nach Baireuth. Auch das Geld, von dem Du mir schreibst.

Nein, was Du nicht Alles erlebst! So eine Baireuther Affaire! Du wirst Dir selbst immer merkwürdiger vorkommen, meine gute Schwester. Bringe nur Heiterkeit, gute Laune mit, auch Liebe zu Basel und zu Deinem

Bruder
F.

[«]

217. An Gustav Krug in Naumburg

Basel 4 Mai. <1872>

Mein lieber Freund,

ein zweiter Brief auf den Fersen des ersten. Periculum in mora. Ich verzweifle fast an der Möglichkeit, Dir einen Zuhörerplatz zu erwirken. Das Haus, mit 700 Plätzen, ist voll. Meine Freunde in der Fantaisie gaben mir eben Nachricht.

Schreibe also sofort an Riedel Prof. in Leipzig, noch besser, suche ihn auf und biete Dich, mit Überredungskünsten, als Sänger an. Das scheint mir der einzige Weg. Sage Riedel ich ließe ihn herzlich darum bitten und sei Bürge für Deine höchste musikalische Intelligenz und Fakultät.

In Treue Dein
F. N.

[«]

218. An Erwin Rohde in Kiel

Basel 4 Mai. <1872>

Mein lieber Freund, gieb mir, ich bitte Dich, recht schnelle und entschiedene Antwort auf meine Anfrage, ob Du nach Baireuth kommst. Ich nämlich rechne mit vertrauender Hoffnung darauf, und nicht allein ich sondern auch meine Freunde in der Fantaisie. Heute bekam ich von dort Nachricht: die Plätze des Theaters sind übermäßig beansprucht, während dieser schöne Rokokobau nur 700 Zuhörerplätze hat. „Doch hat Wagner für Sie und Dr. Rohde, den er durchaus als zu sich gehörend betrachtet, auf das Bestimmteste zwei Plätze reserviren lassen“. Wörtlich.

Die zwei „Wagnerischen“ Professoren dürfen nicht fehlen.

Ich reise Freitag vor Pfingsten ab und bin Sonnabend mit dem Frühesten in Baireuth. Wir erleben die Proben, das ist nöthig. Gieb eilig Nachricht Deinem

harrenden Freunde
FN.

[«]

219. An Gustav Krug in Naumburg

Basel, Himmelfahrtstag. <9. Mai 1872>

Mein lieber Freund, ich habe Deine schwermüthige Epistel bekommen und doch noch nicht allen Muth verloren, ob ich gleich weiß, daß die Plätzenoth die allergrößte ist. Zuletzt bleibt einer der Angemeldeten aus und flugs! bist Du an seiner Stelle. Brieflich und mündlich habe ich Dein Anliegen meinen Freunden in der Fantaisie an’s Herz gelegt. Nur daß sie in dieser Sache auch nicht zaubern können. Doch wollen wir immer noch etwas warten. Hat Fritzsch noch nicht geschrieben? Dann hat er sich jedenfalls ernsthaft bemüht. Kannst Du nicht einen Dir befreundeten Patron vertreten? — Kommt sehr spät noch ein günstiger Bescheid, so telegraphire ich

Amicissime Dein
F. N.

[«]

220. An Erwin Rohde in Kiel

Sonntag Basel. <12. Mai 1872>

Mein lieber Freund, nun Gott sei Dank, daß Du kommen willst. Bei der außerordentlichen Noth in Betreff der Plätze, des Logis usw. war es durchaus nöthig, schnell zu wissen ob Du kommen würdest. Das ist jetzt nun längst weiter gemeldet, nach der Fantaisie, wo jetzt meine Freunde hausen.

So sehen wir uns also wieder! Unsre Zusammenkünfte werden immer großartiger, immer historischer, nicht wahr?

Ich höre, daß die erste Probe am 19 t. sein wird, die zweite Montag, die dritte Dienstag.

Zwar bin ich etwas krank, im Besitz einer „Gürtelrose“ am Nacken: ich hoffe aber daß zwischen Hautaffektion und Gehirnfunktion zur rechten Zeit Friede geschlossen wird: denn ich muß nach Baireuth, trotz cingulum.

In den kurzen Osterruhemomenten ist auch eine pathetische vierhändige Musik entstanden: so daß jetzt zwei χορικὰ gleichsam das ἐπεισόδιον dieses Winters einrahmen. — Ich will Dir übrigens meine Wintervorträge mitbringen, durch die ich hier eine unverhältnißmäßige Erregung und Begeisterung, bes. bei den Studenten, hervorgerufen habe. Gedruckt werden sie nicht. Jetzt lese ich an der Universität Choephoren vor 6, vorplatonische Philosophen vor 10 Zuhörern. Es ist kläglich! Unsre werthen Fachgenossen sind recht still, in Betreff meiner Schrift: sie mucksen nicht einmal. Inzwischen brüte ich an ganz neuen Dingen, von denen Du hören sollst.

Wann willst Du in Baireuth eintreffen? Ich, wie schon gesagt, bin von Sonnabend morgen dort.

Ach, es ist wirklich unglaublich, was wir erleben! Und zusammen! Wenn ich mir dächte, daß wir in so wesentlichen Dingen uns nicht verstünden! Was würde mir fehlen! Wir wollen wieder dem Genius unserer Freundschaft opfern.

Adieu! Lieber Freund
FN.

Großer Tag! Wagnerconcert in Wien! Und — Tag der riforma federale in der Schweiz! Für selbige entweder Anfang vom Ende oder Ende vom Anfang.

[«]

221. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 12. Mai 1872>

Meine liebe Lisbeth, ich schreibe sofort, zunächst um Dir zu danken, daß Du mir durch Deinen entsagenden Brief eine peinliche Bemühung erspart hast. Denke Dir nämlich, daß ich seit ein paar Tagen von Baireuth aus benachrichtigt bin, daß es auch für Dich keinen Platz giebt; und daß ich selbst einen nur durch das energische Einschreiten W's und seine Erklärung, daß ich zu ihm gehöre, erlangt habe. Du mußt nämlich wissen, daß ich der einzige Mensch im ganzen Baireuther Unternehmen bin, der bis jetzt gar kein Recht hat. Denn ich bin nicht Patron, ja nicht einmal Mitglied eines Wagnervereins. Meine Tribschener Freunde wissen ganz genau, was wir beide mit einander verabredet hatten, und ich bin überzeugt daß Frau W. sich um einen Platz für Dich bemüht hat: umsonst. Kurz, dies Dir auseinanderzusetzen war nicht gerade angenehm: dazu haben wir kein Logis in B. bekommen, denn der Oberbürgermeister läßt mich ohne Nachricht, und meine Freunde in der Fantaisie zweifeln an einem Erfolg.

Hätte ich ein paar Tage früher geschrieben, so hätte ich Dir die Möglichkeit genommen, einen so rührend-entsagenden Brief zu schreiben: kurz, ich finde alles schicklich geordnet und danke Dir herzlich. Dazu bin ich etwas unwohl, habe die ganze Nacht nicht geschlafen und trage mich selbst mit der Furcht, vielleicht selbst nicht nach B. reisen zu können.

Also, meine liebe Lisbeth, einstweilen bleibt es bei der Verabredung, daß wir am Donnerstag nach Pfingsten uns in Culmbach treffen und mitsammen nach Basel reisen. Leider hat Deine Resignation, wie Du jetzt siehst, noch gar kein Resultat für den armen Gustav K<rug> erzielt.

Verarge mir die Kürze meines Briefes nicht, grüße unsre liebe Mutter herzlich und behalte

bei alledem
lieb
Deinen Bruder F.

Freitag vor Pfingsten reise ich hier ab. — Rohde ist Professor in Kiel geworden und kommt nach B.

[«]

222. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 24. Mai 1872>

Meine liebe Mutter, meine liebe Schwester, hier bin ich wieder in Basel und denke sofort daran, Euch dies anzuzeigen, um so schnell wie möglich nun die Freude der Ankunft meiner Schwester zu haben. Zugleich danke ich herzlich für die schöne Benachrichtigung, daß, auch Du, meine liebe Mutter, auf einige Zeit in diesem Jahre unser lieber Gast sein willst.

Überhaupt habt Ihr mir durch die trefflichen Besorgungen und den ausführlichen nach Bayreuth geschickten Brief vielerlei Gutes und Liebes erzeigt. Alles ist recht. Vielleicht erzählt Euch Gustav K<rug> etwas von mir: Ich selbst bin einstweilen noch stumm, über das Erlebte! — Schon ist ein Brief mit einer Einladung eingelaufen, die auch Dir bereits, liebe Lisbeth, gilt. Zu Turneysens Gemuseus, die Du noch nicht kennst.

Wenn mein Eifer, schnell zu schreiben macht daß Ihr gar nichts lesen könnt, so ist dies schon recht. Denn nur meinen Eifer sollt Ihr spüren, sonst habe ich eben nichts zu sagen als

auf Wiedersehn!
Fritz

Bringe mir das schön gebundene Exemplar der Geburt der Tragödie mit.

[«]

223. An Erwin Rohde in Kiel

Basel 27 Mai 72.

Freund, Freund, Freund, was hast Du gemacht! So ein E. R. ist nicht zum zweiten Male zu erleben. Ich tauchte, ohne diese Buchstaben zu sehen, langsam, immer erstaunter lesend, in den Bayreuther Empfindungsabgrund und endlich höre ich, dass die Stimme die so feierlich und tief tönt, die des Freundes ist. Ach liebster Freund, das hast Du mir gethan!

Ich schreibe nächtlings und eilig, um Dich zu bitten, dass ich mir von dieser Deiner herrlichen! Anzeige einen Abdruck machen darf, schön und üppig, Du sollst zufrieden sein, Papier und Druck wie bei meiner Schrift. Dann darf ich doch wohl Exemplare nach Belieben an unsere Freunde versenden, wie ich es früher (bei „Socrates und Tragödie“) gethan habe? Wie geht Dirs? Unglaublich, nicht wahr?

Ich zerschmelze. Kampf, Kampf Kampf! Ich brauche den Krieg.

Lebwohl, mein Freund!
Mein Freund!
Friedrich N.

[«]

224. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Basel 27 Mai 72.

Geehrtester Herr,

Sie werden wohl schon die herrliche und ganz ausgedehnte Anzeige unseres Buches in dem letzten Sonntagsbeiblatt der Norddeutschen Allgem. gesehn haben. Sie ist von Professor Dr. Rohde in Kiel.

Ich bitte Sie nun, mir auf meine Rechnung, etwa fünfzig Abzüge dieser Recension machen zu lassen, sobald als möglich und zwar: in Format Papier und Lettern ganz entsprechend meinem Buche. Ich denke, es wird ein halber Bogen voll werden. Die Correctur ist an Rohde, unter angegebner Adresse, zu schicken. — Bitte, helfen Sie mir, daß es schnell und gut geht. Ich bin wie immer

Ihr ergebenster
Dr Fr. Nietzsche.

[«]

225. An Wilhelm Vischer(-Bilfinger) in Basel

<Basel, 31.Mai 1872> Freitag Morgen.

Verehrtester Herr Rathsherr,

Hier empfangen Sie die erste ausführliche Recension, die meine Schrift über die Geburt der Tragödie bisjetzt erfahren hat. Sie ist von Prof. Rohde in Kiel und wird seinetwegen Ihnen vielleicht lesenswerth erscheinen. Die allererste, aber kürzere Anzeige brachte die italiänische Rivista Europea.

Sie haben wohl die Güte, mir das Blatt einmal gelegentlich wieder zurückzugeben.

Meine Schwester kommt Morgen (Samstag) Abend in Basel an; worüber ich so eben, zu meiner Freude benachrichtigt wurde.

In steter Hochachtung
der Ihrige
Friedrich Nietzsche.

[«]

226. An Carl von Gersdorff in Berlin

<Basel, 3. Juni 1872> Montag.

Mein lieber Freund

habe nur keine Besorgniß meinet wegen: das Sichervorauszusehende findet mich gerüstet. Nie werde ich mich in eine Polemik einlassen. Es ist Schade daß es gerade Willamowitz ist. Du weißt vielleicht daß er mich noch im vorigen Herbst freundlicher Weise besuchte. Ich dachte mir damals, der sollte nur in richtiger Umgebung und unter gutem Einflusse stehen, dann würde er, bei seiner Begabung, bei seinem reinen Eifer, auch vielleicht für den Bildungsgrad reif werden, den nun allerdings mein Buch voraussetzt, und den es jetzt bei ihm nicht antrifft.

Ich bitte Dich mir das Schriftchen recht schnell zuzuschicken: unsre Buchhändler sind zu langsam.

Auch Dich, mein lieber Freund, bedauere ich bei dieser unerwarteten Episode: warum mußte es nur gerade Willamowitz sein?

Alles Andre aber, was Du mir schreibst ist ja außerordentlich schön und anmuthend. Dein Wartburgerlebniß kann Dir in der Erinnerung wirklich wie ein Eisenbahntraum erscheinen.

Ach, mein Freund, wir wissen, was wir erlebt haben. Diese heilig ernsten Erinnerungen wird uns Niemand rauben können. Durch sie gefeit und für sie kämpfend müssen wir nun durchs Leben gehen und vor Allem bestrebt sein, in allen unsern Hauptschritten so ernst und kräftig als möglich zu sein, um uns jener großen Erlebnisse und Auszeichnungen würdig zu erweisen.

Wie glücklich war ich Dich und Rohde dort zu haben! Das wird uns immer fester zusammenbinden.

Lebe wohl und ertrage!
Mein lieber Freund!
In Treue, aber
eilig
Dein
F N.

[«]

227. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 8. Juni 1872>

Siehst Du, mein lieber lieber Freund, wie anstößig wir sind! Wir werden auch bald erfahren, wie einsam wir sind. Nun müssen wir ehrsam auf unserem Posten stehen bleiben. Wenn Du mir gerade jetzt zur Seite trittst, als kräftigster speerschwingender Waffengefährte, so erinnere ich Dich freilich daran, daß κελαινοῦ κύματος πικρὸν μένος sich schnell auch gegen Dich wenden wird. Doch darüber müssen wir uns gemeinsam trösten. Alles, was Du thun willst, sei von meiner Liebe gesegnet! Wir wollen treulich mit einander aushalten, lieber Freund, in ernsteren Calamitäten als der gegenwärtigen. Denn dies ist nur ein unverschämtes

Vorspiel, von ungeübter knabenhafter Hand gespielt — wir ahnen erst die „Weise“, die uns aus dem Kreise der „Höheren“ einmal entgegenklingen wird — ἐπὶ δὲ τῷ τεθυμένῳ τόδε μέλος παρακοπὰ παραφορά —

Gersdorff benachrichtigte mich über den ungefähren Inhalt jenes Pamphlets: so nur halb belehrt und über die Form unsicher, war auch ich etwas nervös erregt; seit gestern habe ich die Schrift in den Händen und bin ganz ruhig. Ich bin weder so unwissend, wie mich der Verfasser darstellt, noch so bar der Wahrheitsliebe: die ärmliche Gelehrsamkeit, die er prunkend aufzeigt, muß man freilich etwas an den Schuhen abgelaufen haben, ehe man über solche Probleme mitreden darf. Nur durch die frechsten Interpretationen erreicht er, was er will. Dabei hat er mich schlecht gelesen, denn er versteht mich weder im Ganzen noch im Einzelnen. Er muß noch sehr unreif sein — offenbar hat man ihn benutzt, stimulirt, aufgehetzt — alles athmet Berlin. Denke Dir, daß er mich im vorigen Herbst besuchte, in Naumburg, in der Form der Verehrung, und daß ich selbst ihm gerathen habe, meine demnächst erscheinende Schrift ernst zu nehmen. Das hat er, in seiner Art, gethan. Es hilft nichts, man muß ihn schlachten, obwohl das Bürschchen gewiß nur verführt ist. Aber es ist wegen des bösen Beispiels und wegen des voraussichtlich enormen Einflusses einer solchen Lug- und Trugbroschüre nöthig. Zum Dank dafür, daß Du ihn schlachtest, wird er dann irgendwo eine Professur bekommen und glücklich sein.

Vor allem aber, lieber Freund, wollen wir die Sache hoch und ernst nehmen, in unserer Weise; und den kritischen Gesellen auch nur als einen Typus in Betracht ziehn: in diesem Sinne bin ich herzlich erfreut, daß Du den Gedanken eines Sendschreibens an Wagner festgehalten hast. Daß Du hierin zu mir stehst, das wird allerdings ein unerhörtes Aufsehn unter dem philologischen Bienenstock machen; ich danke Dir von Herzen für diese Absicht. Fritzsch muß seine Sache schnell und schön machen, des bin ich überzeugt.

Nun Lebwohl, mein lieber treuer Freund! Wir dürfen muthig und erhaben sein! Wir dürfen es!

Adieu! Geliebter Zukunftsphilolog!
Dein F N.

[«]

228. An Carl von Gersdorff in Berlin

<Basel, 10. Juni 1872>

Mein lieber Freund,

damit Du ganz über mich beruhigt bist und nicht etwa glaubst, daß ich in irgend welcher Erregung meinen Tag verbringe, schreibe ich Dir, daß ich das Pamphlet gelesen habe und sofort gänzlich beruhigt war. Da trifft mich ja kein Wörtchen! Alles ist, bis ins Kleinste hinein, Verdrehung, Unverstand und Bosheit. Freilich verdient das Bürschchen eine Züchtigung, und in welcher Form sie erfolgen wird, soll Dir der mitfolgende Rohdesche Brief sagen.

Mir thut es herzlich leid um den jungen bethörten Menschen, und ich empfinde wie Du ein wahres Leidwesen, wenn ich an seinen guten Namen denke. Es hilft nichts! Er muß öffentlich bestraft werden: wir unter uns wollen aber nicht vergessen, daß das die Früchte der jetzigen Jugenderziehung und der jetzigen Philologie ist: und wenn Wilamowitz bis an sein Ende ein Brandmal davon trägt, so soll ihn das immer daran erinnern, wie schmählich er mißleitet, verführt, aufgereizt, wie schlecht er unterrichtet worden ist.

Ich denke, mein lieber Freund, daß ich nun eine Erfahrung mehr habe, eine typische Erfahrung; nun weiß ich auch, was ich bis jetzt nicht wußte, wie ich so etwas ertragen kann. Gerüsteter und muthiger als je blicke ich in die Zukunft, und die Entwürfe einer neuen Schrift (noch nicht der pädagogischen) wachsen in mir. Ruhe und Contemplation und einfache Zufriedenheit sind wieder zurückgekehrt, sobald ich die Schrift gelesen hatte.

Also betrübe Dich nicht und denke an unsre Bayreuther Gemeinsamkeiten! Wir Freunde haben Alles jetzt gemein!

In herzlicher Liebe
Dein F.

[«]

229. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 11. Juni 1872> Dienstag.

Heute schreibe ich Dir nur, mein lieber Freund, daß Du gänzlich unbesorgt um mich seist; ich befinde mich wirklich in der von Dir angewünschten μελιτόεσσα εὐδία, ja sogar in einer gewissen übermüthigen Spannung. Ich habe das Vergnügen, meine Schwester zu Besuch bei mir zu haben und verlebe mit ihr das harmloseste Dasein, während mich in einsamern Stunden die Bilder besuchen, die ich in meiner nächsten Schrift zu bannen suchen werde. Dazu habe ich ein Wohlgefallen an meinen Collegien, zumal an dem über vorplatonische Philosophen; diese großen Wesen erscheinen mir lebendiger als je und nur zum Spott kann ich des ehrsamen Zeller langgesponnene Berichte lesen. Beiläufig, daß ich Dir in Betreff der chronologischen Frage bei Pythagoras mit Wonne und Lob gefolgt bin: überhaupt sauge ich Deinen Aufsatz jetzt ordentlich aus. Findest Du das billigenswerth, daß ich, ungefähr nach Aristoteles Manier, aber sonst ganz wider die Sitte, die Pythagoreische Philosophie erst hinter der Atomistik und vor Plato behandele: die eigentliche Ausbildung muß doch da hinein fallen. Daß Pythagoras selbst schon alle Keime jener Philosophie gefunden habe, wie das Zeller noch annimmt, glaube ich nicht, und sehr schwach scheint alles, woraus er das Bekanntsein der pythagorischen Principien bei Parmenides usw. erschließen will. Die ganze Zahlenphilosophie erscheint mir umgekehrt als ein neuer Weg, zu dem das sichtbare oder scheinbare Mißlingen des Eleatischen, des Anaxagoras, des Leucipp ermuthigte — bitte, sage mir doch Deine Meinung über diese Dinge, ganz kurz, mit einem Worte.

Dann habe ich eine besondere Bedeutung des Anaximander entdeckt. — Zu den Zeitbestimmungen des Apollodor habe ich principiell Zutrauen: er hat schon das ganze willkürliche Wesen der älteren διαδοχαί entdeckt und durch seine Zahlen vernichtet. — Ich behandele als Hauptkerle Anaximander Heraklit Parmenides — in dieser Reihenfolge: dann Anaxagoras Empedocles Democrit. Thales nehme ich als Vorläufer zu Anaximander, Xenophanes als Vorläufer zu Parmenides, Anaximenes als Vorläufer des Anaxagoras Empedocles Democrit (weil er zuerst eine feste Theorie über das Wie! des Weltprozesses, μάνωσις πύκνωσις aufstellt). Leucipp ist auch Vorläufer. Außerdem giebt es Nachläufer, Zeno etc. Das ist doch eine schöne Kategorientafel, Hauptkerl, Vorläufer und Nachläufer!

Jetzt muß ich aber zu Mittag essen. Mein lieber Freund, ich denke Deiner immer mit der größten Liebe und Beruhigung: auch mit der Empfindung, als ob wir einer großen Gefahr entgangen seien, nämlich der Gefahr, nicht zusammen in Bayreuth gewesen zu sein. Verdient das nicht eine besondere Libation? Diese sofort zu bringen begebe ich mich zu Tische.

Ich grüße Dich von ganzem Herzen und bitte Dich um ein Paar Briefzeilen

Dein Fr. N.

[«]

230. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 18. Juni 1872>

Mein lieber Freund

ich habe an den Folgen eines Darm- und Magenleidens ein Paar Tage im Bette gelegen und bin auch heute recht matt — erwarte also nichts sonderlich Vernünftiges, wenn ich jetzt Deinen Brief, nach mannichfaltigen sich kreuzenden Überlegungen und Berechnungen, beantworte. Ach, mein lieber Freund, in solchen Fällen ist das, was das „Klügste“ heißt, gar nicht durch Schlauheit zu errathen: aber hinterdrein merkt man, ob man es ergriffen hat oder nicht. Denn der Fall ist absonderlich und ich wüßte nicht nach welchen Analogien zu entscheiden. Ich für meinen Theil lege außerordentlichen Werth darauf daß die Philologen in ein heilsames Erstaunen gerathen, wenn Du plötzlich, als Philolog, an meine Seite trittst. Was W<agner> in seiner Liebe für mich geschrieben hat, weiß ich nicht: bei der jetzigen Roheit unsrer Zunftbrüder wird es jedenfalls anders wirken als er erwartet. Bei solchen Gelegenheiten wird die unsichtbare Verschwörung gegen den „Geist“ sichtbar. Das ist aber das Unverhoffteste, ja das eigentlich Schreckliche, daß ein Philologe, in Würden, es wagt, mir zur Seite zu stehen: daß das nie geschehen würde, das eben hat den grenzenlos frechen Ton jenes Berliner Jungen möglich gemacht. Übrigens nehme ich des Bestimmtesten an, daß er nur das Echo seiner inspirirenden „Höheren“ ist, zu seiner Entschuldigung. Zu heilsamer Warnung und damit man nicht bei jedem neuen Produkt mit diesen ekelhaften Berliner Gesundbrünnlern zu thun hat, würdest Du, auch nach W’s Brief, etwas höchst Ersprießliches thun, wenn Du unsre Position, dem Alterthum gegenüber, in ihrer ganzen Ernsthaftigkeit und Strenge den Philologen schildertest und vor allem betontest, daß hier das Mitreden nicht jedem beliebigen Dr phil. freisteht, geschweige denn gar das Recensiren. Lieber Freund, ich denke mir Deine Schrift vor allem ausgehend von allgemeineren Beobachtungen über unser philologisches Treiben: je allgemeiner und ernster diese Betrachtungen sind, um so leichter ist es, das Ganze doch an die W.sche Adresse zu richten. Du könntest etwa im Anfang erklären, warum Du Dich gerade an W. wendest, warum nicht zB. an eine Philologenversammlung: daß es uns jetzt ganz an einem höchsten Forum für die idealsten Wirkungen unserer Alterthumsstudien fehlt. Dann könntest Du von unsern Bayreuther Erfahrungen und Hoffnungen reden und daher die Berechtigung entnehmen, auch unsre Alterthumsbestrebungen mit diesem „Wachet auf! Es nahet gen den Tag“ zu verknüpfen. Dann auf mein Buch kommend — usw. ach, lieber Freund, es ist so lächerlich von mir, in meiner matten Stimmung, das so hinzuschreiben. Aber die Hauptsache scheint mir: die Anrede an W. muß bleiben, weil gerade die direkte Beziehung zu W. die Philologen am meisten erschreckt und zum Nachdenken zwingt. Ebenso muß aber die Hinrichtung jenes Willamowitz rein philologisch vorgenommen werden. Vielleicht könntest Du, nach einer längern an W. gerichteten Einleitung allgemeinen Inhalts, einen Strich machen und nun, mit einer entschuldigenden Wendung die Abschlachtung vornehmen. Jedenfalls aber müßte am Ende der Abhandlung der Ton wieder so allgemein und ernst werden, daß man Wilamowitz vergißt und nur noch die Bemerkenswerthe Thatsache als Leser im Gedächtniß behält, daß mit uns nicht zu spaßen ist; womit bei Philologen sehr viel erreicht ist. Denn bis jetzt gelte ich ihnen als „Spaßphilolog" oder wie ich neulich hörte als „Musiklitterat".

Da die Schrift jedenfalls von Nichtphilologen gelesen wird, so sei doch, lieber Freund, gerade im Citiren nicht zu „vornehm", damit die nichtphilolog. Freunde des Alterthums erfahren, wo sie etwas lernen können. Leider verbot der Ton meiner Schrift jede Belehrung dieser Art. Wenn es geht, suche den Eindruck zu verwischen, als ob sie von Wesen aus dem Monde, aber nicht von den Griechen erzähle. — Wird das Sendschreiben vielleicht die Länge von 30—40 Seiten bekommen? Und ist es Dir recht, wenn es Fritzsch verlegt? Oder soll es Teubner nehmen? Das würde mir wohl Ritschl auswirken (R. ist fabelhaft liebenswürdig und wohlgesinnt gegen mich) — Verzeih mir, mein l<ieber> F<reund> diesen dummen Brief und mach' es ganz nach Deiner Neigung. Aber sei überzeugt daß ich sehr großen Werth darauf lege, wenn Du es thust. Mich kann man, in meiner jetzigen Vereinzelung, als Phantasten oder Dummkopf, übersehn: stehn wir beide neben einander, beide mit der Liebe zu W., so muß es eine tolle skandaleuse Aufmerksamkeit unter unseren philolog. Biedermännern und Schuften geben. In herzlicher Liebe und Treue Dein

F N.

[«]

231. An Carl von Gersdorff in Berlin

<Basel,> 24 Juni <1872>

Dein Brief, mein lieber Freund, ist immer noch eher in meine Hände gekommen als die Nord. Allgem. mit ihrer Sonntagsfreude. Ich danke Dir von Herzen für die mir bewiesene warme Theilnahme und Liebe: die ganze Angelegenheit ist ja allmählich aus einer Schande eine Ehre geworden, und

Niemand dürfte zufriedner sein als der gute Fritzsch. Wenn nun noch Rohde als philologischer Würgeengel sich des „Wilamowitzschen Wisches“ gegen „Fritz Nietzschens Fritzsch-Witz“ annimmt (— zur Übung im Sprechen anempfohlen! —) so werden wir heil und gesund, ja mit Blumen und Bändern geschmückt, den Kampfplatz verlassen. Heute ist gerade:

„Johannistag, Johannistag!
Blumen und Bänder, so viel man mag!

Mein lieber Freund, ich melde Dir hiermit feierlich, daß ich zur Aufführung des Tristan nach München kommen werde! Also sehen wir uns wieder, es ist herrlich! Nur daß ich gar nichts weiß, wann die Generalprobe, wann die erste Aufführung ist. Das musik. Wochenblatt sagt, am 28 werde der Tristan aufgeführt.

Ich will gleich an Bülow telegraphieren.

In Eile und Treue
immer der
Deine.
F N

[«]

232. An Hans von Bülow in München

Basel, Johannistag, 24 Juni 72.

Sehr verehrter Freund,

der Überbringer dieser Zeilen, den Ihnen vorzustellen ich mir hiermit erlaube, ist Herr Carl von Gersdorff, Ritter des eisernen Kreuzes, Verehrer des Tristan: er kommt zu dem gleichen Zwecke von Berlin nach München, der mich von Basel dorthin führen wird, sobald ich einen Wink von Ihnen erhalte, dass es Zeit ist.

Sei Ihnen hiermit mein Freund Gersdorff auf das Herzlichste anempfohlen!

Wir dürsten alle nach Tristan! — Haben Sie W<agner>s Brief an mich in der Sonntagsbeilage der Nordd. Allg. gelesen?

Seien Sie herzlich gegrüsst von
Ihrem
ergebensten Diener
Dr. Friedrich Nietzsche.

233. An Richard Wagner in Bayreuth

<Basel.> Am 24 Juni 1872

Johannistag! Johannistag!
Blumen und Bänder, so viel man mag!

Ja geliebter Meister, mit wahrem Wohlgefühle scheide ich von diesem Johannistage, der mir Ihren herrlichen und lange in mir fortklingenden Brief gebracht hat. Wie glänzend habe ich einen solchen Tag in meinem Leben zu verzeichnen, der mich an seinem Schlusse nur mahnt dankbar um mich zu blicken, mich nicht einsam zu wissen und mit frohem Gefühle das zu bewundern, was mir das günstigste Geschick zu erleben gab: das unverdiente reine Wohlwollen und die kräftig schirmende Liebe des mächtigsten Geistes.

Sie geben mir Zeit, meiner Aufgabe entgegen zu reifen; ja Sie reuten mit gütiger Hand selbst das zähere widerborstige Unkraut aus meinem Wege. Allem diesem gegenüber bin ich nichts als Zukunft — an diese zu glauben ist mir nur selten so rein erlaubt wie an diesem Tage, an dem Ihre Hoffnungen mir selbst eine solche Zukunft, wie wir sie wünschen, zu verbürgen scheinen.

Alles was Sie mir schreiben, wird hier von meinen Freunden auf das Höchste für wahr gehalten; ja ich glaube dass Basel vorbereiteter ist als manche Stadt gerade diese Ihre Worte zu verstehen, ja dass nicht Wenige sich an der öffentlichen Ehre, die mir erwiesen wird, mit erfreuen.

Vielleicht habe ich Ihnen noch nicht erzählt dass Dr. Romundt von Nizza hier eingetroffen ist, um sich hier als Privatdozent für Philosophie zu habilitiren; er hat eine Schrift fertig, des Titels: „Kant und Empedocles."

Mir selbst ist es eigentlich leiblich schlecht gegangen; ich musste wieder zu Bett liegen und habe heute zum ersten Male das Gefühl der wirklichen Gesundheit. Es ist mir verdriesslich, wie leicht und wie oft ich gänzlich umgeworfen werde, aber ich hoffe von nun an immer gesünder zu sein, und mein Arzt glaubt das auch.

Ach verehrtester Meister ich bin heute so glücklich. Einer grossen Gefahr bin ich in meinem Leben entgangen, Ihnen niemals nahe zu treten und weder Tribschen noch Bayreuth geschaut zu haben. Seit ich die Festempfindung jener Grundsteinlegung mit mir herumtrage, fühle ich mich so beruhigt: das folgende Lebensloos ist gleichgültiger.

Ein eben von München eintreffendes Telegramm Bülows giebt mir nun auch noch die Hoffnung, in dieser Woche den Tristan zu hören! Es ist nicht möglich, einen reicheren und volleren Sommer zu erleben — und Alles durch Sie! Wie könnte ich Ihnen danken!

In treuer Liebe
Ihr
Friedrich Nietzsche.

[«]

234. An Carl von Gersdorff in Berlin

<Basel, 25. Juni 1872>

Schnell, schnell, mein lieber Freund! Reise sofort ab! Am Freitag Abend erste Aufführung des Tristan, am Sonntag zweite Aufführung. Wir müssen das Werk 2 mal hören!

Ich reise Donnerstag Morgen ab, ich bitte Dich komme! Sonntag Nacht muß ich wieder zurück fahren. Bülow telegraphirte sehr erfreut über mein Kommen.

Dein getreuer, in schönster Hoffnung schwebender
Freund F. N.

Ich will Hôtel Marienbad wohnen: ich bitte Dich auch dahin zu kommen. Barerstr. 4 in der Nähe des Obelisk's.

[«]

235. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Basel 26 Juni 72.

Verehrtester Herr Geheimrath,

von Herzen danke ich Ihnen für die Übersendung des schönen und stattlichen Catalogs, vornehmlich auch, weil Sie gütig genug waren, mich auf der Adresse als „Ehrenmitglied d<er> L<eipziger> S<ocietät>“ zu bezeichnen, ein Ausdruck, der mich an dem Tag, an dem Ihre Sendung eintraf, zum Lachen brachte, weil ich glaubte vielmehr als „Schandemitglied“ angeredet werden zu müssen. Denn ich hatte mich eben in dem von Herrn Wilamowitz vorgehaltenen Spiegel beschaut und war mir der ganzen Scheußlichkeit meiner Physiognomie bewußt geworden.

Das geht nun seinen Lauf, und ich wüßte nicht, weshalb ich die Sache ernsthaft nehmen sollte — vorausgesetzt, daß Sie und die Wenigen Anderen, die mich kennen an mir noch nicht gerade verzweifeln. Den Berlinern habe ich aber jedenfalls einen Wuthschrei entlockt — das ist auch etwas. Denn nur so verstehe ich das Pamphlet: aus ihm redet weniger W. zu mir als andere „Höhergestellte“.

Nun werden Sie inzwischen in gleicher Weise wie ich durch Wagners offenen Brief an mich (Sonntagsbeil. der Norddeutsch. Allg) überrascht und wie ich hoffe erfreut worden sein. Da giebt es in Berlin einen zweiten Wuthschrei. Das thut mir ganz wohl — denn das dortige freche Gesindel hasse ich und halte es für schädlich und verderblich in allen Fasern unseres Lebens und unserer Bildung.

Nun kommt aber das Dritte und Stärkste. Die ganze Perfidie, Verdrehungslust und Beschimpfungsfrechheit jenes W. hat ja nur den festen Glauben zum Hintergrund, daß kein Philologe vom Fache für meine Ansichten eintreten werde: man dachte mich gänzlich isolirt. Nun schreibt mir Freund Rohde, daß er eine Schrift unter den Händen habe, rein philologischer Natur, in der Form eines Sendschreibens an R. Wagner. Darin wird der juvenile Bursche auf ehrliche philologische Manier und zum warnenden Exempel abgethan.

Nun habe ich eine Bitte an Sie, verehrtester Herr Geheimrath und vertraue dabei auf Ihre Liebe zu mir. Ich möchte gern daß die Rohdesche Schrift (c. 40 Seiten — wie gesagt unter dem Titel eines Sendschr. an R. W.) gerade bei Teubner erschiene und dadurch von vornherein auf den großen philologischen Markt gebracht würde. Das heißt — ich möchte nicht, daß wir wieder unsre Zuflucht zu einem Musikverleger (wie Fritzsch) nehmen müßten. Das große Aufsehn, das Rohde’s Schritt hervorrufen wird, mag Teubner’s den Muth zu diesem Verlage geben. — Wäre es Ihnen möglich, mich in diesem Wunsche etwas zu unterstützen? Eine gewisse Genugthuung vor den Leipzigern ist man mir ja schuldig; glauben Sie nicht auch, daß der von uns ausgehende Gegenschritt so stattlich und festlich wie möglich gethan werden müsse? —

Dies, wie gesagt, ist meine Bitte — sagen Sie mir Ja! oder Nein!, ich werde zufrieden sein. Denn ich gehöre in der ganzen Sache nicht zu den „Aufgeregten“.

Meine Schwester ist bei mir. Sie hat mir viel von Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin erzählt, viel und doch noch lange nicht genug; Sie glauben gar nicht, wie sehr ich mich darüber freute daß ich bei Ihnen und in Ihrem Hause noch ein so gutes und warmes Angedenken habe; denn wenn man solches „sonderbares Zeug“ macht wie ich, fürchtet man alle Gunst und Liebe der Befreundetsten verscherzt zu haben. Das ist aber eine falsche Furcht, das weiß ich: denn gerade in jenen Momenten bewährt sich jene treue Liebe, deren immer auf das dankbarste eingedenk ist

Ihr ergebenster Schüler
Friedrich Nietzsche.

[«]

236. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 7. Juli 1872> Sonntag.

Mein lieber Freund,

inzwischen habe ich einen Versuch gemacht, für Dein Sendschreiben die Teubnersche Officin zu gewinnen — durch Ritschl, dessen aufrichtiger Neigung ich, bei aller Spannung der Situation, sicher bin. Ich bin aber abgefallen und schicke Dir den Brief R.'s zu, als einen Beweis, wie principiell bereits alle unsre Schritte gedeutet werden. Obwohl ich in einem ziemlich geschützten Exil lebe, dringen doch von Zeit zu Zeit Stimmen der allerfrechsten philologischen Überhebung und Mißachtung an mich heran; von der Zunft bin ich, wie es scheint, zum Tode verurtheilt. Ob sie aber stark genug ist, wirklich zu tödten — das bezweifle ich.

Neulich wollten wir (Gersdorff und ich) Dir von München aus telegraphiren. Der „Tristan"! Aber wir dachten, daß der Ausdruck unserer begeisterten Freude vielleicht in einer sehr schmerzlichen Wendung zu Dir gelangen werde und unterließen es. Ach, mein lieber lieber Freund! Vom „Tristan" ist nicht zu sprechen! — In der ersten Hälfte des August ist eine Wiederholung, sodann, zum Jubiläum der Universität, Lohengrin und — vielleicht noch Meistersinger.

Hast Du denn ein paar Abzüge Deiner herrlichen Anzeige erhalten? Sie ist sehr verbreitet worden — auch die „Bösen" habe ich, aus Hohn, damit bedacht. Niemand weiß daß die Versendung von mir ausgeht; denn Gersdorff hat alles, von Tegernsee aus, besorgt. Haupt, Curtius, Zarncke etc. — alle φίλτατοι sind bedacht! Gott segne sie!

Freund Romundt ist, seit mehreren Wochen hier eingetroffen — als unser definitiver Privatdozent für Philosophie! Sehr freundliche Aufnahme ist ihm zu Theil geworden. Im nächsten Semester wird er über „Materialismus" lesen und ein Repetitorium über Gesch. der Philos. einrichten. Man unterstützt ihn und er ist recht zufrieden. Seine Schrift „Kant und Empedocles“ erscheint hier bei Georg im Verlag.

In München berichtete mir Bülow von einer französ. Übersetzung meines Buches. Eine begeisterte Dame, die früher Schumanns Schriften ins Franz. übersetzt hat, Mad. Diodati (Villa Diodati bei Genf, Byrons Villa) ist in voller Thätigkeit.

Ich habe einen ganzen Kreis von Florentiner Freunden kennen gelernt.

Da ich einmal beim Briefeschicken bin, will ich, als Gegengift gegen Ritschl’s Brief, doch Wagner’s letzten Brief beilegen. Lies ihn! Es wird Einem seltsam dabei ums Herz.

Wie geht Dirs, liebster Freund? Bist Du gesund und mäßig vergnügt?

Ich bin immer so glücklich, wenn ich an Dich denke. Wir wollen recht ruhig sein und uns von den Wellen nicht gar zu heftig bespritzen lassen. Das, was wir wollen, ist gut — und geht es Dir nicht auch so? Mitten in diesem „Wollen“ darin, in der Conception und dem Ausbau unserer Welt, ist mirs als ob es, außer uns (im Sinne des Wagnerschen „Wir“) gar Niemanden gäbe. Die stumpfe philologische Rasselbande zieht dann an mir wie eine Schaar Bleisoldaten vorbei.

Lebewohl, mein guter lieber Freund. Ich möchte gerne wissen, was Du treibst und ob Du guter Dinge bist.

Sei herzlich gegrüßt von
Deinem
Friedr Nietzsche

Lieber Freund, jetzt nehmen wir Fritzsch. Nicht wahr? Aber glaube nur dies: es hat gar keine solche Eile mit dem bewußten Sendschreiben! Mach Dirs behaglich — aber behandle die Philologen nur im hohen, höchsten Stile!!

[«]

237. An Paul Deussen in Marburg

Basel, am Montag.
<vermutlich 8. Juli 1872>

Nun, Du „bedeutend Erleichterter“! So komm doch! Bald! Auch ich habe, wenigstens vom nächsten Sonnabend ab, Ferien. Du sollst herzlich und gut empfangen sein und wirst Mancherlei von hier mit fort-tragen, was nie den Weg des Briefes gehn wird. So sehen wir uns also wieder, mein Freund! Nach 7 Jahren!

Dein Friedr N.

[«]

238. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, kurz vor dem 13. Juli 1872>

Mein lieber Freund,

es kommt mir eben ein Einfall. Ich bemerke nämlich daß kein Mensch den Brief *Wagner's* gelesen hat: und ich wünsche bei Gott, daß er nicht umsonst geschrieben ist, sintemalen er schön und wahr ist.

Könnten wir W's Brief und *Dein Sendschreiben zusammen* in *einer* Broschüre bei Fritzsch erscheinen lassen? Ich sollte denken, es müßte dem beiderseitigen Gelesenwerden zu Statten kommen. Titel beliebig: etwa: *Zwei Briefe über die Geburt der Tragödie*. Dann ein zweiter spezificirter Titel!

Scheint Dir der Vorschlag etwas für sich zu haben, so schreib mir recht, recht sehr schnell! Dann will ich sofort mit W. darüber verhandeln.

Mit Geschwindigkeit und Liebe
Dein F N.

[«]

239. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 16. Juli 1872>

Hier, mein lieber guter Freund, ist der Titel, die mit Jubel und Hohngeschrei begrüßte Erfindung meines Hausgenossen Prof. Overbeck.

Die Afterphilologie
des Dr U. v. Wilamowitz-Möllendorf.

Sendschreiben
eines Philologen
an
Richard Wagner.

Deinen Namen setzest Du dann erst unter den Brief dh. am Schluß (aber vollständig mit allen Ehren!) Im Schlußwort kannst Du mit Wohlgefallen Wilamowitz einigemale noch als „Afterphilologen“ anreden. Er gilt uns als Vertreter einer „falschen“ Philologie und der Erfolg Deiner Schrift soll sein, daß er auch den andern Philologen so erscheine. An Ritschl will ich noch recht ernst und eindringlich schreiben, daß er doch den unbegreiflichen Einfall aufgeben möge als hätten wir es auf einen Angriff auf die Altertumswissenschaft (oder die Geschichte! abgesehen. Ich hatte ihm nur geschrieben, daß Du in einfacher philolog. Manier den dreisten Burschen abthun wolltest. Nun hat ihn aber der Brief W<agner>s so erschreckt, daß er vor uns allen zusammen Angst bekommen hat. Dazu die Sorge für die „Teubnersche Philologie“! Ich empfehle Dir dies als Schlagwort innerhalb der Vier Wände.

In Betreff der Wil.-Behauptung über Aristarch und Titanen kann ich nichts auffinden, worauf er sich wohl beziehn möchte. Über das Vorhomerische der Titanenkämpfe hat am ausdrücklichsten Welcker geredet Mythologie I 262. Daß ich nur nicht immer wieder die weichliche Behauptung von der homerischen Welt als der jugendlichen, dem Frühling des Volkes usw. hörte! In dem Sinne, wie sie ausgesprochen ist, ist sie falsch. Daß ein ungeheures, wildes Ringen, aus finsterer Rohheit und Grausamkeit heraus, vorhergeht, daß Homer als Sieger am Schluß dieser langen trostlosen Periode steht, ist mir eine meiner sichersten Überzeugungen. Die Griechen sind viel älter als man denkt. Von Frühling mag man reden, wenn man vor den Frühling noch den Winter setzt: aber vom Himmel gefallen ist diese Welt der Reinheit und Schönheit nicht.

Meine Satyr-auffassung gilt mir als etwas sehr Wichtiges in diesem Umkreis von Untersuchungen: und ist etwas wesentlich Neues, nicht wahr? — Sehr anstößig ist daß ich die Satyrn, in ihrer ältesten Vorstellung, bocksbeinig genannt habe: es ist aber gar zu dumm, sich dagegen einfach nur auf Archäologie usw. zu berufen. Denn die Archaeologie kennt nur den veredelten Typus aus dem Satyrspiel: vorher liegt die Vorstellung von den Böcken als den Dienern des Dionysus und von den Bockssprüngen seiner Verehrer. Die Bocksbeine sind das eigentl. Charakteristische der ältesten Vorstellung: und ohne allen archäolog. Beweis möchte ich behaupten daß die οὐτιδανοί καὶ ἀμηχανόεργοι des Hesiod bocksbeinig waren, also capripedes wie Horaz sagt od. 2, 2. und andre Dichter (auch griechische). σάτυροι erkläre ich, wie auch τίτυροι als Reduplikationen der Wurzel τερ (wie Σίσυφος zu σοφός sich verhält.) τορός durchdringend hell, σάτυροι die „durchdringend schreienden“, als Beiwort der Böcke, wie μηκάδες der Ziegen. Ich denke, das ist eine famose Gleichung τορός zu τίτυρος = σοφός zu σίσυφος. Gefällt’s Dir, so führe es doch mit an. — Natürlich verwechsle ich Satyrn und Pane nicht, wie Wil. mir Schuld giebt. Ich sage p. 8: „Apollo der das Medusenhaupt keiner gefährlicheren Macht entgegenhalten konnte“; Wil. sagt dafür „schwingen“ 9 und 18 wo er mich sogar mit Anführungsstrichen falsch citirt. Ich begreife jetzt noch nicht, woran W. Anstoß nimmt: vorausgesetzt daß er weiß, was die Aegis ist. — Daß ich nur eine Scene fingire, wie etwa für den Apoll von Belvedere, ist ja doch klar. — Für Archilochus kommt bes. in Betracht Westphal Geschichte der alten und mittelalterl. Musik von p. 115 an: davon hat der Bursche gar keine Ahnung. — Zu adnot. p. 26 Natürlich heißt der Orakelvers Σοφοκλῆς σοφὸς, σοφότερος δ᾽Εὐριπίδης. — „Die ewig heitre Liebenswürdigkeit des Sophokles“ hat mir, als Gesammtprädikat, viel Spaß gemacht. — p. 29 die obersten Zeilen, steht ein himmlisches Beispiel für die gedankenlose Flachheit des lesenden Wil. Überhaupt ist die ganze Seite lustig. — p. 18 verdienen die skandalösen zotigen Witze in der Mitte der Seite eine Züchtigung: ich bitte Dich nachzuschlagen, was ich auf Seite 19 eigentlich gesagt habe. Auch das Motto ist scheußlich gemein. — Die Verwechslung der Elegie mit der Lyrik ist auch hübsch. Auch mag sich der αὐλητὴς Mimnermus über das freuen, was p. 17 steht. — Daß Aeschylus den Höhepunkt der antiken Musik bezeichne, nebst Simonides Pindar Phrynichos Pratinas, müssen wir doch einfach dem Aristoxenus glauben. (Wil. p. 21) Dessen Gesammtempfindung unterwerfe ich mich auch in Betreff der neueren Dithyrambiker. Über die „Stimulanzmusik“ redet ja Aristophanes deutlich: für das Mimetische weiß ich leider nichts mehr anzuführen. Ich „schmähe“ nicht. Für den Geist der neuen Nomen- und Dithyrambenmusik müssen wir uns den Euripides zu Nutze machen, dessen σκηνικὴ μουσικὴ jener Musik innerlich verwandt war: und dazu die Aristophanische Parodie. — Über die Stellung des Socrates zur tragischen Kunst ist eine höchst merkwürdige Stelle Arist. Ran. 1491 χαρίεν οὖν μὴ Σωκράτει | παρακαθήμενον λαλεῖν | ἀποβαλόντα μουσικὴν | τά τε μέγιστα παραλιπόντα τῆς τραγῳδικῆς τέχνης usw. — Du weißt daß ich bei den „Musen mit Dionysus in der Mitte“ an das bei Wagner in Tribschen hängende Aquarell Genelli’s gedacht habe. — Sage es doch noch einmal den Philologen, daß mein Sokrates Hand und Fuß hat: ich fühle so stark den Contrast meiner

Schilderung im Gegensatz zu den anderen: die mir alle so todt und verwest vorkommen. — Die Moira als ewige Gerechtigkeit gehandhabt in den Händen Zeus' ist die wesentlich aeschyleische Vorstellung. Die vorletzte Seite des Wil. ist recht gemein, durch Unterschiebungen usw. Die Beziehung des Aesch. zu den Mysterien deutet doch auch Aristophanes an. — Mein lieber Freund, verzweifle nicht und ärgere Dich nicht — Du hast eine greuliche Arbeit unter den Händen: und wenn ich mir denke, daß Du Dich dabei so heillos befindest, so schäme ich mich und bereue schmerzlich, überhaupt von Dir ein solches Opfer angenommen zu haben. Ich empfehle Dir etwas Hohngelächter und einige diabolische Freuden als Würze des Daseins. In einer ruhigen Zwischenpause sollst Du dann von mir mancherlei über den Tristan hören so wie über ein ungeheures, Bayreuth betreffendes Unternehmen, das ich in München gezeugt habe und das eine große Verantwortlichkeit in sich schließt. Ich bin Dir immer nahe, lieber Fr<eund>!

F. N.

An Fritzsch schreibe ich heute. Also 2 Bogen?

[auf dem Umschlag]
Schicke mir doch die Vorträge! Bitte!

[«]

240. An Hans von Bülow in München

Basel 20 Juli 1872.

Verehrter Herr,

wie gerne möchte ich Ihnen noch einmal aussprechen, mit welcher Bewunderung und Dankbarkeit ich Ihrer immer eingedenk bin. Sie haben mir den Zugang zu dem erhabensten Kunsteindruck meines Lebens erschlossen; und wenn ich außer Stande war Ihnen sofort nach den beiden Aufführungen zu danken, so rechnen Sie dies auf den Zustand gänzlicher Erschütterung, in dem der Mensch nicht spricht, nicht dankt, sondern sich verkriecht. Wir Alle sind aber mit dem tiefsten Gefühle persönlicher Verpflichtung von Ihnen und von München geschieden; und außer Stande Ihnen dies deutlicher und beredter auszudrücken gerieth ich auf den Einfall, Ihnen durch Übersendung einer Composition, in der freilich dürftigen, aber nothwendigen Form einer Widmung intra parietes, meinen Wunsch zu verrathen, Ihnen recht dankbar mich erweisen zu können. Ein so guter Wunsch! Und eine so zweifelhafte Musik! Lachen Sie mich aus, ich verdiene es.

Nun höre ich, aus den Zeitungen, daß Sie noch einmal, am 8 t. August, den Tristan aufführen werden. Wahrscheinlich bin ich wieder zugegen. Auch mein Freund Gersdorff will wieder zur rechten Zeit in München sein. — Von Hr von Senger wurde ich in diesen Tagen durch einen Brief erfreut. Haben Sie R W<agner>'s Sendschreiben über klassische Philologie gelesen? Meine Fachgenossen sind in einer angenehmen Erbitterung. Ein Berliner Pamphlet gegen meine Schrift — unter dem Titel „Zukunftsphilologie!" — befleißigt sich, mich zu vernichten, und eine wie ich höre, bald erscheinende Gegenschrift des Prof. Rohde in Kiel hat wiederum die Absicht, den Pamphletisten zu vernichten. Ich selbst bin mit der Conception einer neuen, leider wieder „zukunftsphilologischen" Schrift beschäftigt und wünsche jedem Pamphletisten eine ähnliche Beschäftigung. Mitten darin, möchte ich aber wieder die heilende Kraft des Tristan erfahren: dann kehre ich, erneuert und gereinigt, zu den Griechen zurück. Dadurch aber, daß Sie über dies Zaubermittel verfügen, sind Sie mein Arzt: und wenn Sie finden werden, daß Ihr Patient entsetzliche Musik macht, so wissen Sie das pythagoreische Kunstgeheimniß, ihn durch „gute" Musik zu kuriren. Damit aber retten Sie ihn der Philologie: während er, ohne gute Musik, sich selbst überlassen, mitunter musikalisch zu stöhnen beginnt, wie die Kater auf den Dächern.

Bleiben Sie, verehrter Herr, von meiner Neigung und Ergebenheit überzeugt!

Friedrich Nietzsche.

[«]

241. An Carl von Gersdorff in Berlin

<Basel, 20./21. Juli 1872>

Mein lieber Freund,

da hast Du mir wieder einmal schöne Dinge geschrieben, in der That! Deine Rückreisen werden immer bedeutungsvoller. An dieses letzte Erlebniß anknüpfend berichte ich zuerst, was ich heute aus Zeitungen erfahre, daß Bülow wahrscheinlich Generalintendant in München wird — wohingegen Hr v Perfall die Stelle eines Oberceremonienmeisters erhalten soll: Nachrichten glücklichster Natur, deren Kommentar Du Dir selbst geben wirst — falls sie nur wahr sind. Wir müssen also unsren Jubel noch etwas zurückhalten. Wären sie wahr — was von unsern Hoffnungen hienge nicht mit diesen Ereignissen zusammen!

Nun aber, lieber Freund! Vor allem erinnere ich Dich an Deine schöne freiwillige und mir damals wahrhaft erstaunliche Verheißung, daß Du im August wieder in München sein würdest. Vernimm nun: daß auch ich nicht wiederstehen kann!

Wir müssen wieder zusammen die Festwoche Lohengrin Holländer Tristan erleben und wollen diesmal, mit Weisheit uns auch den bildenden Künsten überlassen! Dies ist mein Plan.

Die Universität München feiert ja ihr Jubiläum; ich werde wohl, als einer der Vertreter von Basel, dabei erscheinen.

Ich bitte Dich recht von Herzen: Komm! Für die gütige Besorgung der beschwerlichen Versendung der Anzeigen herzlichen Dank, lieber Freund! Inzwischen reift Rohde's Gegenschrift: ihr wahrscheinlicher Titel, den ich aber geheim zu halten bitte, ist

Die Afterphilologie des
Dr U<lrich> v. W<ilamowitz-> M<öllendorff>
Sendschreiben eines Philologen
an Richard Wagner.

Es sind 2 Bogen im Druck, bei Fritzsch.

Morgen will ich an Frl von Meysenbugk in Schwalbach schreiben. Meine Zeit verstreicht unter der Conception von schönen griechischen und zukunftsphilologischen Gedanken — das macht glücklich.

Empfiehl mich, ich bitte Dich, Deinen verehrten Angehörigen und verzeih, wenn ich heute kürzer bin. Um so länger will ich in München sein — ich denke wirklich mit Entzücken an das dritte Mal, den Tristan zu schlürfen! Es ist der gesündeste Trank, den ich kenne — ich kam so glücklich-heiter in Basel an, wie ein Bräutigam.

Auf Wiedersehn, theurer, lieber Freund!
F N.

Basel c. 20 Juli, es kann aber auch später sein. Ich bin aber so „unhistorisch"

[«]

242. An Gustav Krug in Naumburg

Basel 24 Juli 1872.

Mein lieber Gustav, diesmal trenne ich mich wirklich recht schwer von Deiner Musik, wie von etwas, was mir täglich lieber und sympathischer wurde und das man endlich nur mit Widerwillen der Post zum Lange-Nichtwiedersehen-Hören anvertraut. Verliebt habe ich mich in Deine Musik: nur möchte ich mehr Musiker sein, um sie noch unbehinderter schlürfen zu können. Mindestens wünschte ich mir ein recht schönes 4 händiges Arrangement, von einem Meister des Klaviers und der jetzigen Technik gemacht. Deine Musik trieft um biblisch zu reden, vom Oele der Anmuth und Wehmuth; wie komme ich mir dann immer vor mit meinen plumpen Geschichten und täppischen fortissimi's mit tremoli's, wenn ich Deine Stimmenführungen sehe, wie schöngeschuppte graziöse Schlangen, und Deine Contrapunktik studire! Wirklich mein lieber Freund, aus Dir braucht nichts zu werden: denn Du bist was geworden: ein tüchtiger Musiker, während unser eins sich mit „Dionysisch“ und „Apollinisch“ lächerlich macht. Wie unvergleichlich ist, gegen jedes Theoretisiren gehalten, jedes wirkliche Produziren! Sei aber zufrieden, bei der innerlichen Art Deiner Musik, daß Du einen sogenannten Beruf hast, der gar nichts „Dionysisches“ in sich trägt: denn es ist schädlich, so musikalisch schwermuthsvoll auf dem Bauche zu liegen, wie ein Bär auf seiner Bärenhaut, „alle sechs Tagewerke im Busen fühlen“, wie Faust sagt — ich wenigstens habe wieder einmal für 6 Jahre das Musikmachen verschworen. „Der Ozean warf mich wieder einmal an's Land“, im vorigen Winter, nämlich auf die Sandbank der Dir bekannten Compositionen. Damit soll's aber genug sein. Ich gerathe, wie diese Compos. beweisen, in wahrhaft skandaleuser Weise in's Phantastisch-Häßliche, ins Ungeziemend-Ausschweifende. Und ich erwartete von Deiner Seite, einigen Schimpf und Schmach davon zu tragen. Solltest Du aber für Manfred eine wirkliche Art von Neigung haben, wie Dein Brief gütig genug war zu versichern, so warne ich Dich ganz ernsthaft, lieber Freund, vor Dieser meiner schlechten Musik. Laß keinen falschen Tropfen in Deine Musikempfindung kommen, am wenigsten aus der barbarisirenden Sphäre meiner Musik. Ich bin ohne Illusionen — jetzt wenigstens.

Verlange nur von mir nichts Kritisches — ich habe keinen guten Geschmack und bin, in meinen musikal. Kenntnissen, recht heruntergekommen, kann auch wie

Du gesehn hast, gar nicht mehr orthographisch schreiben. — Ich bin jetzt nur soviel Musiker, als zu meinem philosophischen Hausgebrauche eben nöthig ist.

Die Rohdesche Anzeige ist Dir und Wilhelm von Tegernsee aus durch Gersdorff geschickt worden. In Bälde erscheint eine Gegenschrift gegen das philologische Pamphlet; hast Du den Wilamo-Wisch (oder Wilam Ohne witz?) gelesen? Welch übermüthig-jüdisch angekränkeltes Bürschchen! Es bekommt aber Prügelchen! Ist nicht zu hindern!

Natürlich habe ich mit dieser Züchtigung nichts zu thun. Denn ich muß nur durch Eins das schimpfende unzufriedene Pack widerlegen, ärgern und erzürnen — durch den wohlgemuthen Weitermarsch auf der vor mir erschlossenen Bahn. d. h. ich bin wieder produktiv gestimmt wie die Kater im Lenz.

Im Herbst komme ich wahrscheinlich nach Naumburg.

Ich wünsche Dir von Herzen Glück zu Deinen juristischen Absichten: so chaotisch mir wird, wenn ich an Euren Gesetzeswust denke, so siegreich tauche aus diesem Strudel empor — laufe Deine Bahn, lieber Freund, „freudig wie ein Held zum Siege“ (Bayreuther Angedenkens!)

Lebwohl! Lebwohl! Da fällt mir ein, Dir noch nicht gesagt zu haben, daß der Tristan nothwendig von Dir gehört werden muß. Es ist ein grenzenlos großartiges Werk und verleiht dem Menschen das höchste Glück, die höchste Erhabenheit, die höchste Reinheit. Mündlich mehr. Dein

F. N.

[«]

243. An Malwida von Meysenbug in Bad Schwalbach

Basel 24 Juli 1872.

Gnädiges und verehrungswürdiges Fräulein,

in der nächsten Woche will ich wieder nach München reisen, zunächst als Vertreter der Universität bei dem Jubiläum; im Grunde aber benutze ich dies Jubiläum vor mir selbst als Vorwand, es treibt mich die herrliche Erinnerung an meinen letzten Münchener Aufenthalt; und wenn ich es, bei dieser Wiederholung, nur halb so gut erlebe, wie damals, so bin ich sehr glücklich. Gersdorff wird wahrscheinlich auch wieder kommen, den Tristan werden wir wahrscheinlich auch wieder hören — aber das Eine fürchte ich um so mehr: daß ich Sie, verehrtestes Fräulein, und mit Ihnen die heimisch-wohlthuende und erquickende Atmosphäre unseres damaligen Zusammenseins nicht wieder finden werde. Hier muß also die dankbare Erinnerung helfen; und ich verspreche Ihnen hiermit, daß sogleich das erste Glas, welches ich zusammen mit Gersdorff in München trinken werde, Ihnen und jener schönen Erinnerung geweiht sein soll.

Inzwischen habe ich durch die Zeitungen etwas aus München gehört, was — wenn es wahr sein sollte — für die Bayreuther Dinge ebensowohl als für uns Alle von aufregender Bedeutung ist: daß nämlich Hr von Bülow zum Generalintendanten ernannt, Perfall aber gestürzt sei dh. das inzwischen frei gewordne Amt eines Oberceremonienmeisters erlangt habe. Ich würde aus einer solchen Thatsache auf die günstigsten Möglichkeiten schließen: damit wäre vielleicht die Brücke zu mehrfachen Aussöhnungen — Verständigungen gefunden; und hoffentlich ist es dann auch möglich, die ausgezeichneten Münchener Künstler (ich meine besonders das Orchester) nicht länger in dieser peinlichen Entfernung von Bayreuth halten zu müssen. Auch für die persönlichen Dinge Hr v B.'s wäre damit eine Bahn geöffnet. Übrigens ist Gersdorff, auf seiner Rückreise von Bayreuth, eine größere Strecke zusammen mit den Masetti's gefahren, in der lebhaftesten Unterhaltung: man hatte ihn an der Lektüre des Tristanbuches als Münchener Festgast erkannt: Gersdorff schreibt, er habe besonders Gelegenheit gehabt, kräftig für Frau W<agner> einzutreten und freue sich, gerade das gekonnt zu haben.

Der Plan — Sie wissen, gnädigstes Fräulein, welcher Plan — hat die Billigung von Frau W. gefunden und ist als „praktisch“ anerkannt worden — ein seltner Stolz für mich unpraktischen Gesellen. Leider ist jetzt alle Welt in aller Welt zerstreut: und so hat G. bis jetzt nur brieflich sich an Frau v. Schleinitz wenden können. Frau W. will Feustel für die geschäftliche Leitung des Unternehmen's gewinnen. Der nächste Winter muß die Sache fertig machen: wenn Sie aber, verehrtes Fräulein, die eventuelle Zustimmung der Ihnen befreundeten Personen schon jetzt gewinnen könnten, so thun Sie es doch ja, ich bitte Sie recht sehr darum. Bei meinem nächsten Münchener Aufenthalte will ich versuchen, recht thätig zu sein. —

Nächstens erscheint eine Schrift meines Freundes Rohde, als „Sendschreiben eines Philologen an R. W.“, in der der Pamphletist gezüchtigt wird. Dagegen bin ich mit dem ersten Entwurfe einer neuen Schrift beschäftigt — der Zustand erster Conceptionen hat etwas Sehr-Beglückendes und Einsam-machendes; — trotzdem bin ich aber überzeugt, bei manchen Freunden meines früheren Buches einen tüchtigen Mißerfolg zu erleben. Denn es geht darin gar nicht „dionysisch“ zu, aber es ist sehr viel von Haß Streit und Neid die Rede, das gefällt nicht. Denn so sind die meisten Leser — sie construiren sich nach einem Buche den Autor, und wehe, wenn er in einem nächsten Buche ihrer Construktion nicht entspricht!

Nun schreibe ich Ihnen noch ein paar Gedichtchen ab, ungedruckte Gedichtchen von Goethe, als „Reisesegen“ der künstlerisch und menschlich sehr befähigten Gräfin E<gloffstein> zugesandt. Sie wurden mir in diesen Tagen von Frl. Kästner (der letzten noch lebenden Tochter Lotte’s) vorrecitirt, und ich citire sie wieder aus dem Gedächtniß — Ihnen, gnädigstes Fräulein, und Keinem Menschen weiter; denn die anderen Menschen lassen sie drucken.

Reisesegen.

Sey die Zierde des Geschlechts!
Blicke weder links noch rechts!
Schaue von den Gegenständen
In Dein Innerstes zurück!
Sicher traue Deinen Händen!
Eignes fördre — Freundesglück!

Reisesegen (bei einer Reise nach Dresden)

Ein guter Geist ist schon genug:
Du gehst zu hundert Geistern!
Vorüber wallt ein ganzer Zug
Von großen, größern Meistern.

Sie grüßen Alle Dich fortan
Als ihren Junggesellen;
Sie winken freundlich Dir heran
Zu ihnen Dich zu stellen.

Du stehst und schweigst am heilgen Ort
Und möchtest gern sie fragen. —
Am Ende ist’s ein einzig Wort,
Was sie Dir alle sagen.

Dies Wort ist „Wahrheit“. —

Damit nehme ich heute von Ihnen Abschied. Wenn Sie es mir gestatten wollten, so gebe ich Ihnen von Zeit zu Zeit von mir Nachricht, um bei jeder Gelegenheit

Ihnen sagen zu können, wie sehr ich Sie, verehrungswürdiges Fräulein, liebe und wie dankbar ich immer an Sie denke.

Mich Ihnen und Fräulein Olga H<erzen> recht von Herzen anempfehlend grüße ich Sie als

Ihr ergebenster
Diener
Prof Dr Friedrich Nietzsche.

[«]

244. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 25. Juli 1872> Donnerstag.

Nun, mein Freund, des Fritzschii wegen sey unbesorgt! Er hat mir sofort eine günstige Antwort zurückgeschrieben und ersucht Dich baldigst ihm das Manuscript zu übersenden. Im Anfange des Herbst will er dann eine Anzeige „im ausgedehntesten Maaße“ von unsern beiden Schriften veranstalten. In Betreff der Ausstattung habe ich ihm nichts geschrieben; vertrauen wir hierin seiner splendiden Anständigkeit; ich würde auch an Deiner Stelle diesen Punkt ganz unerwähnt lassen. — Was denkst Du über den Titel?

Wie gefallen Dir, beiläufig gefragt, meine „gebildeten“ Vorträge? Ich habe sie, Dank Dir, wieder bekommen und gebe sie jetzt an Romundt. Den sechsten und siebenten Vortrag will ich Anfangs Winters hier halten und damit diese ganz populäre Vorstudie abschließen. Romundt der Dir herzliche Grüße sendet, druckt an seiner Schrift: ein hiesiger Verleger hat sie genommen, macht es uns aber nicht recht, weil er in Druck und Ausstattung ganz ruppig ist.

Ich habe einen Entwurf zur nächsten Schrift unter den Händen, genannt „Homers Wettkampf“. Du magst nur immer lachen über die Unermüdlichkeit meiner agonalen Betrachtungen; diesmal kommt etwas heraus. —

Was ich Dir das letzte Mal über die Wilamowitzelei schrieb, waren rechte Lumpereien und gar nichts Principielleres. Aber — Gott sei Dank, wenn Du fertig bist; dann fällt von mir eine wahre Last — nämlich Dich mit jenem Wilamo-Wisch beschäftigt zu wissen! Ach, liebster Freund! Es soll nicht wieder vorkommen. Ich begreife nicht, wie ich Dich in einer solchen Sache noch bestärken konnte — wenn ich nicht immer dabei an unsre seltsame Stellung zu W<agner> gedacht hätte. Als Sendschreiber an W. werden wir Beide eine eigne Rubrik bilden: darüber freue ich mich, mit Dir zusammen genannt zu werden. Und zu einer schicklichen Publicität wollen wir es diesmal schon bringen, sei es auch nur, um die Teubners Lügen zu strafen: diese nämlich wetten, im Briefe an Ritschl, zehn gegen eins daß nicht hundert Exemplare verkauft werden. Ich hätte Lust Ritschl zu schreiben daß ich die Wette aufnehme. Ich habe das Teubner-Pack ein für alle Mal verschworen, nachdem ich ihren perfid-kaufmännischen Brief gelesen habe.

Doch hatte mich die Sicherheit jener Behauptung von 10:1 doch so erschreckt, daß ich auch von Fritzsch ein Nein! erwartete.

Nächsten Dienstag reise ich, zum Jubiläum nach München. Beiläufig giebt es, innerhalb von 9 Tagen Lohengrin Holländer Tristan — Gersdorff kommt wahrscheinlich auch. — Habt ihr schon Ferien? Ich wage nicht mehr zu sagen.

Der heutige Morgen geht darauf, Goethe-Inedita zu lesen: ich bin, ad hoc, von der noch einzig übrig gebliebenen Tochter von Charl. Kästner, eingeladen und habe schon neulich zwei schöne Gedichtchen „Reisesegen an Gräfin E<gloffstein>“ zu hören bekommen.

Ich möchte Du hörtest den Tristan — es ist das Ungeheuerste Reinste und Unerwartetste, was ich kenne. Man schwimmt in Erhabenheit und Glück.

Höre ich bald etwas von Dir, lieber

treuer Freund? Lebwohl!
Dein F.

[«]

245. An Hugo von Senger in Diablerets

Basel 25 Juli 72.

Verehrter Freund,

von Herzen danke ich Ihnen; ich hoffe, wie Sie, daß unsere, unter dem Zeichen des Tristan, erfolgte Annäherung etwas von dem Charakter jenes Sternbildes an sich tragen möge: nämlich Ernst, Tiefe, Dauer und Glück!

Heute übersende ich Ihnen eine Anzeige meiner Schrift von Prof. Dr Rohde (an der Universität Kiel). Sie ist mir überraschend werthvoll, weil sie klingt wie eine freie und schöne Variation zu meinem Thema — und nicht wie eine Recension!

Ich lege ein zweites Exemplar bei und würde mich sehr geehrt fühlen, wenn Sie mit demselben an Mad. Diodati meine angelegentliche Empfehlung machen wollten.

Denken Sie daß ich nächsten Dienstag wieder nach München reise, zunächst um bei dem Jubiläum der Universität als einer der Vertreter von Basel zugegen zu sein — sodann um Lohengrin Holländer und Tristan zu hören. Sie wissen daß ich Tristan zwei Mal hörte — aber die beiden anderen Werke nie! Nie! Ist es glaublich! Und ich habe bis jetzt in Europa gelebt!

Haben Sie gute Nachrichten von Hr v Bülow? Die Zeitungen erzählen so Schönes und Hoffnungsvolles, daß ich, vorläufig, mich beschränke zu hoffen, aber nicht zu glauben!

Ich grüße Sie von Herzen. Vielleicht daß ich bald einmal wieder etwas von Ihnen höre? Oder daß ich Sie sehe? — Zuletzt sind wir Beide in der Schweiz; ist es nöthig, erst nach München zu gehen, um sich im Café Maximilian zu begegnen?

Ihr freundschaftlich
ergebener
Dr. Friedrich Nietzsche
P. o. p.

[«]

246. An Richard Wagner in Bayreuth

<Basel, 25. Juli 1872>

Geliebter Meister

nächste Woche gehe ich wieder nach München; ich gebrauche vor mir selbst den Vorwand, es geschehe, um bei dem Jubiläum der Universität unser Basel mit zwei anderen Collegen zu vertreten. Im Grunde bin ich mir völlig klar, dass ich den Tristan zum dritten Male haben will: dazu kommt dass ich nie eine Aufführung des fliegenden Holländer, nie den Lohengrin erlebt habe — nie den Lohengrin! Deshalb maskire ich mich mit der Miene eines Universitäts-Vertreters und reise — obwohl ich genug Gründe hätte nicht zu reisen. Es ist fast zum Lachen — aber ich glaube, Gersdorff wird auch wieder da sein! Vielleicht sogar Rohde! Auch schleppe ich von hier aus meinen Freund Romundt, unseren Privatdocenten der Philosophie, mit. Er ist zwar unmusikalisch, als ursprünglicher Friese, nach dem Satze „Frisia non cantat“, aber ich lasse die Entschuldigung nicht mehr gelten. Am Ende weiss Keiner genau, wo bei ihm die Musik sitzt. Also er muss mit! Und so wird es wieder ein Freundes-Zauberkreis — Sie aber, geliebter Meister, sind „mitten unter uns“, wie es in der Bibel heisst.

Das „Sendschreiben eines Philologen“ ist, wie ich aus Rohdes Briefen höre, bald fertig, und Fritzsch wird es verlegen. Es ist wirklich unglaublich, wie weit der Begriff des „Musikverlags“ geht. Dass aber jenes Sendschreiben doch in diesem Verlage gut aufgehoben ist, glaube ich, nachdem die eigentlich philologische Generalfirma Teubner in Leipzig in wirklich unverschämter Weise den Verlag jener Schrift von sich abgewiesen hat. Sie wettet nämlich Zehn gegen Eins, dass nicht hundert Exemplare davon verkauft werden. Nun! Geschäftserfahrung gegen meinen guten Glauben an die „Menschheit“! Ich wette hundert gegen eins, dass wir mehr als dreihundert Exemplare absetzen. (So dass wenigstens Fritzsch keinen Verlust, und einen kleinen Vortheil hat!) Ich schätze die Bekanntschaft eines so anständigen und braven Verlegers, wie Fritzsch sich gezeigt hat in dem Grade, dass mir der Gedanke höchst peinlich wäre, ihm zu einem schlechten Geschäft gerathen zu haben.

In diesen Tagen schickte er mir den fünften Band Ihrer ges. Schriften, von dem mir drei Viertel ganz neu war! In einem ganz besonderen Verhältnisse befand ich mich zu dem „Brief an M<arie> W<ittgenstein> über Liszts symphon. Dichtungen“, besonders wenn ich mich der Bemerkung Ihrer Frau Gemahlin erinnerte, dass sie die Vollendung dessen, was ihr Vater unter symph. D. verstanden habe, in dem „Tribschener Idyll“ (seligen Angedenkens!) erkenne.

Ich glaube, ich werde es bald einmal zu büssen haben, dass ich mich mit solchen Terminis wie „das Apollinische“ und das „Dionysische“ bekannt gemacht und eingeführt habe: denn unwillkürlich scheint nun der ehrsame Leser (wohlverstanden der geneigte, der sozusagen begeisterte Leser!) zu verlangen, dass ich nun in der gleichen Tonart fortfahre. Das merke ich schon jetzt, wo ich mit den Vorstudien und ersten Linien von „Homers Wettkampf“ gut beschäftigt bin: darin ist freilich vom „Dionysischen“ auch nicht eine Spur! In Folge dessen grosses Missbehagen der „Freunde“, die mich nur metaphysisch zu kennen scheinen.

Im Anfange des nächsten Winters halte ich noch meinen Baselern den sechsten und siebenten Vortrag „über die Zukunft der Bildungsanstalten“. Ich will wenigstens fertig werden, selbst in der herabgestimmten und niederen Form, in der ich bis jetzt jenes Thema behandelt habe. Für die höhere Behandlung muss ich eben „reifer“ werden und mich selbst zu bilden suchen — ach, eine so gute Absicht! Aber was kann ich, so allein erreichen! Irgendwann muss ich nach Bayreuth flüchten, zu Ihrer Nähe, als der wahren „Bildungsanstalt“. Leben Sie bis dahin wohl, geliebter Meister!

Ihr treuer
Friedrich Nietzsche.

[«]

247. An Malwida von Meysenbug in Bad Schwalbach

<Basel, 2. August 1872>

Empfangen Sie, gnädigstes Fräulein, herzlichen Dank und Gruß als Antwort auf einen so liebevollen Brief. Vor allem aber möchte ich selbst etwas von Ihren Rückreise-projekten profitiren; wenn Sie also die Schweiz nicht umgehen können, so dürfte ich fast hoffen, auch selber nicht umgangen zu werden? Es wäre in der That herrlich, wenn wir uns noch einmal zusammenfinden könnten; ich habe jetzt den Besuch meiner Schwester und wäre mit ihr gerne bereit, wenigstens für ein paar Tage mich von hier loszumachen. Meine Herbstferien freilich fangen erst am 20 September an; dagegen steht noch die nächste Woche zu meiner Verfügung. Ich bin übrigens doch nicht nach München gereist: mein Entschluß wurde wankend, als mir Gersdorff schrieb, daß er nicht kommen könne. Er ist leider durch ein Ohrübel recht geplagt und selbst verhindert, in seine Heimat zu reisen. Es ist so unerträglich, als Einzelner einer ernsten und tiefen Kunst gegenüber zu stehen — kurz ich blieb lieber in Basel.

Hier war es, bis gestern, grenzenlos heiß und, für einen Gelehrten, eigentlich unmöglich. Heute wiederum würde eine höher gelegene Gegend der Schweiz uns in Nebel und Frost hüllen. Für den Fall aber daß das Wetter wieder schön wird, und Sie Ihre Abreise beschließen, geben Sie mir doch ja einige Aufträge. Ich werde so vergnügt und glücklich sein, verehrtestes Fräulein, für Sie etwas thun zu können.

Kennen Sie die Frohburg, einen von hier aus sehr gern besuchten und geschätzten Luftkurort inmitten des Jura? Die Frohburg liegt in der Nähe von Ölten (Knotenpunkt der schweizerischen Eisenbahnen), bequem zugänglich, mäßig hoch, mit schöner Alpenaussicht und reich an Spaziergängen, rings von der Phantastik der Juraformation umgeben. Sie hat Telegraphenverbindung.

Das ist mein Vorschlag, der aber sofort ins Nichts verschwindet, wenn Sie bereits etwas Sich ausgedacht haben. Nur bitte ich Sie, mir zu sagen, was Sie beschlossen haben: damit ich wenigstens Sie an der Eisenbahn in Basel empfangen kann.

Ich möchte ja nichts versäumen und bin deshalb heute kurz und eilig. Grüßen Sie Fräulein Olga recht von mir und sagen Sie ihr, daß ich die Memoiren ihres

Vaters lese.

Bleiben Sie, gnädigstes Fräulein, überzeugt von der Verehrung und Liebe

Ihres ergebensten
Dieners
Friedrich Nietzsche.

[«]

248. An Carl von Gersdorff in Berlin

<Basel, 2. August 1872>

Mein lieber, armer Freund, wie geht es denn jetzt? Das ist ja eine ganz abscheuliche Geschichte: denke nur daran, was wir noch alles hören müssen in unserem Leben (mehr als andere Menschen) Also ich bitte Dich herzlich, befleißige Dich Deiner Genesung — „ach eine recht dumme Bitte“, wirst Du sagen.

Im Übrigen bin ich nicht in München. Ich will nicht leugnen, daß ich fast augenblicklich die Lust verlor, als ich von Dir die Schmerzenskunde vernahm. So ist’s besser. Entweder zusammen — oder gar nicht.

Eben habe ich zum zweiten Male an Frl. von Meysenbug geschrieben (Schwalbach, Hôtel Stadt Mainz) Sie kommt wahrscheinlich in nächster Zeit nach der Schweiz und wir wollen in irgend einem schönen höheren Punkte uns begegnen. Es ist ein so liebevolles und ausgezeichnetes Wesen — wie heimisch waren wir doch bei ihr in München! Übrigens empfehle ich Dir dringend zu lesen „Aus den Memoiren eines Russen“ von Alexander Herzen. Höchst lehrreich und schrecklich!

Deussen war hier, ein paar Tage. Ach, das ist ein eignes Kapitel. Er hat mich eigentlich bis zur Erschöpfung gequält — das Resultat ist, wie er mir heute schreibt — die volle Emancipation. Ich bin ernsthaft besorgt — sage es Niemanden — besorgt für seinen Verstand. Ein gänzlich unbefriedigter Ehrgeiz verzehrt ihn.

Die Rohdesche Schrift ist fertig und, so viel ich weiß, bereits bei Fritzsch.

Ich selbst arbeite meine Bildungsvorträge um.

Die Proklamation habe ich noch nicht gemacht. Bis jetzt fehlen mir alle Gedanken dafür — Gott weiß, wo sie stecken. Aber ich kann mich nicht zwingen. Dazu war es grenzenlos heiß in Basel.

Von Frl. Kestner (der Tochter Lotte’s) habe ich Goethesche Briefe (originaliter) geschenkt bekommen.

Romundt läßt seine philosophische Schrift hier drucken. Wir bilden einen angenehmen Kreis, der treffliche Overbeck als dritter — Brockhaus übrigens geht im Herbst nach Kiel, verläßt unseren Kopf also.

Ich esse jetzt, seit Anwesenheit meiner Schwester, mit ihr in den drei Königen.

Nun, mein lieber Freund, mag es Dir recht gut und immer besser gehn! Im Herbst komme ich nach Norddeutschland. Sehen wir uns? Ich denke doch? Zuletzt müßten wir wirklich noch Rundreisebillets im Interesse unsrer Freundschaft haben.

Verzage nicht: ich kenne auch das Quälende der Ohrleiden und weiß auch wie gefährlich sie sind. Ich bin nicht eher ruhig bis ich von Deiner totalen Genesung höre.

Dein getreuer
Friedrich N.

[«]

249. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 2. August 1872>

Also fertig bist Du, mein liebster Freund? Dann vermuthe ich Dein Manuscript auch schon in den Händen des braven Fritzschii. Mit ihm ist alles aufs Beste abgemacht: von der Ausstattung und dem Honorario habe ich kein Wörtchen gesagt, ich denke wir vertrauen ihm und sagen gar nichts darüber.

Der Titel und sein Problem ist herzhaft hin und her erwogen worden, und alle, Overbeck, Romundt und ich, bleiben bei seiner völligen Unverfänglichkeit. Wir haben doch die so populäre Bildung Afterkunst usw. Wenn der zotiacus Wilamowitz noch eine aristophan. Interpretation, aus Schuldbewußtsein, herausspüren sollte, was gehen uns seine Würmer an? Doch bitte ich Dich, um Allem vorzubeugen, vielleicht schon auf der ersten Seite eine kurze Definition und Umschreibung des Wortes Afterphilologie zu geben; damit beruhigen wir die scabreusen Gewissen.

Nach München bin ich nicht gereist — Gersdorff konnte nicht kommen, er leidet sehr an einem Ohrübel. Allein mich unter dem Pack herumzudrehen, unter lauter leichtflüssiger Schmelzbutterbegeisterung — ist nicht recht schicklich — kurz — ich blieb hier und freue mich dessen.

Ich bin im Begriff die Bildungsvorträge umzuarbeiten. Sage mir doch ein Wörtchen darüber — denn Du mußt wissen daß ich gar kein Unheil über sie habe und mich gern belehren lasse.

Über meine letzte Composition, die ich in Bayreuth Euch vorspielte, habe ich mich endlich wahrhaft belehren lassen; der Brief Bülows ist für mich unschätzbar in seiner Ehrlichkeit, lies ihn, lache mich aus und glaube mir daß ich vor mir selbst in einen solchen Schrecken gerathen bin, um seitdem kein Klavier anrühren zu können.

Frl. von Meysenbug wird wahrscheinlich in nächster Zeit in die Schweiz kommen, und wir wollen etwas zusammen leben, an irgend einem hübschen Winkel. Es ist so ein mütterlich-liebevolles Wesen. Wir waren in München fast fortwährend mit ihr zusammen. Ich empfehle Dir zu lesen „Aus den Memoiren eines Russen“ von Alexander Herzen (dem Vater von Frl. Olga H.)

Deussen ist hier, ein paar Tage, gewesen. Sonderbar unangenehme Nachwirkung hinter sich lassend.

Brockhaus ist vom Herbst an Dein Collega in Kiel. Ein durch und durch ehrenwerther Mensch und sehr zu achten. — Von Freiburg weiß ich nichts, gar nichts. Wie würde ich die Combination Deiner Versetzung dorthin preisen! Aber ich kann gar nichts thun — Brambach wird wohl im Finstern schleichen. Ich habe Deinen Namen meinen Freiburger Bekannten oft und stark ins Gedächtniß gerufen. Aber — schicke doch Deine Wilamowitzschrift an Prof. Schönberg und Prof. Mendelsohn — ich bitte Dich.

Und nun, alter lieber Freund! Ich gratulire Dir zu den Ferien und wünsche nicht hinzufügen zu müssen, daß unsere zweite Hälfte des Sommersemesters noch bevorsteht.

Romundt grüßt Dich von Herzen. Ich habe ein paar Goethesche Briefe geschenkt bekommen, von dem 86jähr. Frl. Kestner (Lottens Tochter)

Ich lebe hier mit meiner Schwester guter Dinge und wünsche daß es Dir noch besser geht.

Dein getreuer
Fr. N.

[«]

250. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Basel 12 Aug. 72.

Verehrter Herr Geheimerath,

hier schicke ich Ihnen die Fortsetzung meiner Abhandlung über das Certamen. Freilich möchte dieselbe c. 35 Druckseiten für sich in Anspruch nehmen; deshalb weiß ich nicht, ob ich auf einen baldigen Abdruck im Rhein. Mus. hoffen darf. Denn voraussichtlich ist der Platz für die nächsten Hefte schon vergeben.

Deshalb habe ich an folgende Möglichkeit gedacht. Wahrscheinlich geben Sie bald einmal wieder einen fasciculus der Acta heraus: für denselben würde Ihnen meine Abhandlung zu Diensten sein, falls Sie sie brauchen können. Nur möchte ich, in diesem Falle, um Eins bitten. Im Rh. M. Bd. 25 ist bereits ein kleiner Anfang der Abhandlung (c. 12 Seiten) abgedruckt, an den nun mein heute eingeschicktes Manuscript sich anschließt. Ich möchte nun sehr wünschen, daß, im besagten Falle, die ganze Abhandlung (dh. 12 + 35 Seiten) in den Acta zusammen erschiene. Dann ist Text und Abhandlung Eigenthum der Acta.

Falls Sie, verehrter Herr Geheimrath, weder so, noch so meinem etwas länglichen Aufsatz zum baldigen Druck verhelfen können, so bitte ich um eine gefällige Rücksendung. In Form eines Programm's etc. werde ich ihn jedenfalls noch einmal los.

Für Ihre Bemühung bei Teubners sage ich Ihnen meinen herzlichen Dank. Es thut mir leid, daß nichts daraus geworden ist; doch wird nun Rohde's Aufsatz bald genug erscheinen, und Sie sollen nun sehen, ob es auf einen „Kampf gegen die Philologie“ oder gegen die „Geschichte“ abgesehn ist: ich begreife nicht, woher die Teubner's solche sonderbare Befürchtungen haben. Im Gegentheil: ich, als Philologe, wehre mich meiner Haut: mich will man nicht als Philologen gelten lassen; und deshalb vertritt Rohde mich, den Philologen. —

Im Herbst komme ich vielleicht wieder nach Leipzig: dort hoffe ich Sie und Ihre verehrungswürdige Frau Gemahlin begrüßen zu können. — Wissen Sie daß Romundt sich hier in Basel für Philosophie habilitiert? Wenn ich nun noch meinen Freund Rohde etwas mehr in der Nähe hätte, so wäre ich, nach der Seite der Freundschaft hin, in Basel wohl gebettet.

Mit den wärmsten Wünschen
für Sie, verehrter Lehrer
Ihr ergebenster
Friedr Nietzsche.

[«]

251. An Oscar Oehler und Auguste Forst in Wiesbaden (Visitenkarte)

<Basel, kurz vor dem 22. August 1872>

Ich wünsche das verehrliche hochzeitliche Paar meiner herzlichen und warmen Theilnahme zu versichern; leider kann ich dies gerade jetzt unmöglich mündlich thun. Wir werden den Festtag auch in der Ferne feiern.

Von Herzen grüsst als Neffe und Freund
Dr. Friedrich Nietzsche
ordentl. Professor an der
Universität
Basel.

[«]

252. An Erwin Rohde in Hersbruck

<Basel, 26. August 1872>

Warum, liebster Freund, höre ich seit bereits drei Wochen, nichts mehr von Dir? Ist Dir mein letzter Brief (mit der Bülowschen Einlage) nicht zugegangen? Oder hat die Post einen Frevel auf dem Gewissen? Oder bist Du gar, was der Dämon verhüte, krank? Am liebsten nehme ich an, daß Du Dich bequem am Seestrande gelagert hast und etwas den Gebrauch der Feder verlernt hast? Sollte aber die Schwinge Dir wieder wachsen, so benutze sie, ich bitte Dich, um zu mir zu fliegen i. e. metaphorice — ohne Metapher: schreib mir doch einmal, mein lieber Getreuer!

Hier ist inzwischen Romundt's Schrift im Druck fertig geworden, unter dem Titel „das Wesen der Dinge und die menschliche Erkenntniß“: wobei mir einfiel, das langweilige „Ding an sich“ wieder mit einem neuen Namen zu benamsen, nämlich so „das Derdiedas“: äußerst abstrakte Artikelbenutzung zur Bezeichnung des rein-inhaltlich-Unbestimmbaren!

Romundt's Habilitation führt mich auf Freiburg, wohin wir Alle Dich gewünscht haben — das wäre eine herrliche Dreieinigkeit geworden! Aber Brambächlein hat im Stillen gerauscht und geraschelt, ohne daß Jemand etwas ahnte. Nun hat Biedermann Horaz-Keller die Stelle.

Ich habe übrigens endlich an's rheinische Museum die Fortsetzung meines Artikels über's „Certamen“ eingeschickt: worauf mir Ritschl eine verdammt-gutmüthige Postkarte zuschickte, die ich Deiner Bewunderung anempfehle. Mit was für dummem Mißverstehen-wollen hat man zu kämpfen! Übrigens ist's mir recht, wenn es ihm wohlgeht und er sich bei dem Glauben beruhigt, daß ich wieder in's „alte vertraute sympathische Fahrwasser eingelenkt“ bin; er will mir aufrichtig wohl und ich bin ihm ebenso aufrichtig dankbar. Aber freilich! „Nur eingelenkt, nur eingelenkt!“ ruft er jetzt mir zu: und ich antworte: „man darf nicht sagen, was man denkt!“ Denn es ist doch haarsträubend daß er meint, weil ich einen Aufsatz über das Certamen schicke, habe ich aufgehört „Tragödiengeburtsphilolog“ zu sein!

Wie steht es denn mit Deinem Fritzschianum? Von Bayreuth aus werde ich angelegentlich darnach gefragt, und ich selbst habe herzlichen Appetit darnach. Bist Du mit dem braven F. zufrieden? Wir wollen uns doch bemühen, diese gute Firma etwas für uns festzuhalten. Sobald Du etwas Größeres zu drucken hast, so denke doch an ihn; denn ich habe alle die Teubner, Engelmänner usw. verschworen. In mir drängen sich jetzt die Entwürfe etwas durcheinander: doch fühle ich mich immer auf einer Bahn — es giebt keine Verwirrung, und wenn man mir nur Zeit läßt bringe ich's an's Tageslicht. Besonders fruchtbar ist meine Sommerbeschäftigung mit den vorplatonischen Philosophen geworden.

Im jubilirenden München bin ich nicht gewesen, das habe ich Dir wohl geschrieben. Wie steht es nun mit dem Herbst? Ich bin noch nicht ganz entschieden, ob ich nach Norddeutschland komme.

Es ist so wohlgemuthes Spätsommerwetter, daß man recht glücklich sein müßte, wenn man zusammen wäre! Ich habe immer nur einen Wunsch, nicht hastig zu werden — und solche Witterung predigt diese Lehre anschaulich, blau und goldgefärbt.

Ich preise Basel, weil es mir erlaubt ruhig, wie auf einem Landgütchen, zu existieren. Dagegen ist mir schon der Klang eines Berliner Organs verhaßt, wie die Dampfmaschine. Kürzlich besuchte uns hier so ein Berliner deus ex machina, der Redakteur der Spenerschen, Wehrenpfennig — ich hatte Honigseim im Bauche, als er wieder abreiste.

Nun, lieber guter treuer alter Kamerad, sei gesund und — ein bischen selig, nämlich schreibselig, im Hinblick auf Deinen schweizerisch-vereinsamten, in der Tonne lebenden

Διογενὴς Λαερτιάδης.

[«]

253. An Malwida von Meysenbug in Heidelberg

<Basel, 27. August 1872>
Schützengraben 45.

Gnädigstes Fräulein, also mit Sonnabend ist alles in Ordnung: es kommt ein Zeilchen von Ihnen imperativisch bei mir an, und ich fliege auf den Bahnhof. Vielleicht darf ich auch im Verlaufe des Nachmittags ein paar Wege für Sie machen. Geben Sie mir doch, ich bitte Sie, einmal irgend eine Gelegenheit, etwas nützlich zu sein, nützlich im allernächsten und realsten Sinne!

Meine Schwester darf ich Ihnen doch aufzeigen? Sie bittet mich wenigstens sehr darum und möchte auch Fräulein Olga kennen lernen. Das Buch des Herrn Gabr. Monod ist mir übrigens gerade in diesen Tagen zu Gesicht gekommen; auch habe ich mehrfach darüber sprechen hören. Ich werde mich herzlich freuen, einen so unparteiisch gesinnten Mann persönlich zu sehen, der noch überdies den Vorzug hat, als Verlobter von Frl. Herzen auf das Schönste empfohlen zu sein.

Dass Sie die Übersetzerin von Herzen's Memoiren sind, war mir ganz neu; ich bedaure Ihnen nicht schon, bevor ich dies wusste, meine Empfindung über den Werth dieser Übersetzung ausgedrückt zu haben. Ich war erstaunt über die Geschicklichkeit und Kraft des Ausdrucks und, geneigt bei Herzen jedes auszeichnende Talent vorauszusetzen hatte ich stillschweigend angenommen, er habe seine Memoiren selbst aus dem Russischen ins Deutsche übertragen. Meine Freunde sind von mir auf dies Werk aufmerksam gemacht; ich habe aus ihm gelernt, über eine Menge negativer Tendenzen viel sympathischer zu denken als ich bisjetzt vermochte: und selbst negativ sollte ich sie nicht nennen. Denn eine so edelfeurige und ausharrende Seele hätte sich nicht allein vom Verneinen und Hassen ernähren können.

Über Manches Andere hoffe ich jetzt mit Ihnen baldigst sprechen zu können: deshalb gestatte ich mir heute kurz zu schließen und mich Ihrer gütigen Theilnahme wiederholt anzuempfehlen.

Ihr treuergebener
Friedr Nietzsche.

[«]

254. An Hugo von Senger in Genf

Basel am 23 Sept. 1872.

Mein verehrter Freund,

welche Überraschungen haben Sie Sich ausgedacht! Wahrhaft typische Überraschungen! Das Nie-Erwartete so plötzlich heranbringend, dass ich selbst noch zweifelte, als ich den ausgezeichneten und für mich höchst nützlichen Atlas, sammt Ihren liebevollen Begleit-Zeilen, in den Händen hielt! Um Ihnen aber zu zeigen, dass ich recht von Herzen den Sinn Ihres Geschenkes erfasse, erzähle ich Ihnen etwas.

Denken Sie, dass mir in den letzten Jahren die Hoffnung auf eine griechische Reise mehrmals verlockend nahe getreten ist. Noch in diesem Frühjahr wurde ich von einem Professor der Universität Freiburg im Breisgau recht dringend zu einer solchen Fahrt in das Land der Sehnsucht eingeladen. Der Einladende war der Sohn von Felix Mendelsohn-Bartholdi. Ich will Ihnen nun erklären, dass dasselbe Buch, das mir Ihre Neigung erworben hat, mich damals zwang, ein solches Anerbieten auszuschlagen. Denn seit jenem Buche ist es mir unmöglich geworden, das, was wir unser Hellas nennen, und Mendelsohnsche Antigone-Erinnerungen neben einander zu ertragen: während ich gerade darin den tiefen Sinn Ihres Geschenkes verstehe, dass jetzt jenes Hellas unser Hellas geworden ist, zu dem uns in unserer Musik ein wahrhaft göttlicher Führer gegeben wurde. Nehmen Sie also, mein verehrter Freund, Dank und Glückwunsch dafür, dass Sie einen so schönen Gedanken gedacht und ausgedrückt haben, der mir mehr als alles Bürge dafür ist, wie tief und wie von innen heraus Sie an meinen Bestrebungen Antheil nehmen.

Was Sie mir von der rüstig fortschreitenden Übersetzung sagen, hat für mich etwas Rührendes. Mir zu denken, dass ein mit so zweifelhaften Hoffnungen ausgestreutes Wort in der Ferne Wurzel fasst und durch die Liebe ausgezeichneter Menschen gehegt und zur Blüthe gebracht wird — das ist für mich so neu und so beglückend! Sagen Sie dies auch Frau Diodati und geben Sie mir Nachricht, ob ich durch irgend etwas der verehrten Frau meine Ergebenheit und Dienstbarkeit auszudrücken vermag.

Seien Sie überzeugt von der herzlichen Liebe

Ihres
Friedrich Nietzsche

[«]

255. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Basel Freitag Mitte des Tags.
<27. September 1872>

Meine liebe gute Mutter,

nun ja! er kommt, nämlich der Unterzeichnete! Aber das Lama nicht mitbringend, welches nach Wiesbaden reist, aber wahrscheinlich nicht auf den Westerwald, als wo es grua - grua gruselich kalt ist.

Sonntag Abend ist er bei Dir, nämlich: derselbe Unterzeichnete, insofern er Sonnabend Abend in Basel abreist

Alles Andre einem gefälligen und anmuthigen Zusammensein aufbewahrend und mit dem Zuruf:

„für's schlotternde Gebein
heiz' nur den Ofen ein!"

Dein alter Sohn!

[«]

256. An Elisabeth Nietzsche in Wiesbaden (Telegramm)

<Baden in der Schweiz, 28. September 1872>

Innigsten Gruss zuvor. Heute reinste Herbstschoenheit Nun fort ins Erhabene — Dein Bruder

[«]

257. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Splügen, 1. Oktober 1872>

Meine liebe gute Mutter,

diesmal wirst Du lachen: denn es kommt ein langer Brief, mit Reisebeschreibung und allen möglichen Vergnüglichkeiten. Halb widerwillig entschloß ich mich nach Italien abzureisen; es lag mir schwer auf dem Gewissen, bereits an Dich einen Zusagebrief fortgeschickt zu haben. Aber wer widersteht dem launenhafter Weise plötzlich umgekehrten schönsten reinsten Herbst- und Fußreisewetter! Oder um noch mehr die Wahrheit zu sagen: ich empfand den brennendsten Drang, einmal mit meinen Gedanken eine kurze Zeit ganz allein zu sein. Wie mir das über Erwarten gelungen ist, kannst Du vielleicht schon aus der obenauf gedruckten Hôtel-Adresse errathen.

Die gute Lisbeth mag Dir erzählen, wie sonderbar die Abreise von Basel ausfiel: ich hatte diesmal die halbe Minute zuviel, die Du an jenem Sonntag zu wenig hattest, kurz ich kam, Dank dieser halben Minute gerade noch mit. Ich fuhr zuerst mit einem Baseler Ehepaar, das ich nicht kannte, aber zu kennen scheinen mußte — bekannte Situation, doch nicht ohne Gefahren. Von Baden (Schweiz) telegraphirte ich an Lisbeth: da es keinen Aufenthalt gab, so übernahm ein aussteigender Herr (Hr. Haller aus Bern) mit großer Gefälligkeit die Besorgung der Depesche. In Zürich fast angelangt, entdeckte ich als Wagongenossen einen mir gut bekannten und noch besser empfohlenen Musiker Goetz (Schüler v Bülows), der mir von seiner durch Kirchners Weggang bedeutend vermehrten Musikthätigkeit in Zürich erzählt: am meisten aber war er durch die nahe Aussicht erregt, daß seine Oper im Theater zu Hannover angenommen und zum ersten Male aufgeführt werde. Von Zürich an wurde mir im Wagon allmählich, trotz guter und bescheidener Gesellschaft, so frostig und angegriffen, daß ich den Muth verlor, bis Chur durch zu fahren. Mit Mühe dh. unter Kopfschmerzen erreichte ich Weesen am Wallenstädter See, in dunkler Nacht. Ich finde den Wagen des Hôtel „Schwert“ und fahre mit ihm: so kam ich in ein hübsch behagliches, doch ganz leeres Gasthaus. Unter Kopfschmerzen stand ich am andern Morgen auf. Mein Fenster führte auf den Wallensee, den Du Dir ähnlich wie den Vierwaldstätter See vorstellen magst, doch in größerer Simplicität und ohne dessen Erhabenheit. Dann fahre ich nach Chur, leider mit immer wachsendem Unbehagen, das mich fast theilnahmlos an Ragaz usw vorübergleiten ließ: ich war glücklich in Chur aussteigen zu können, refüsirte die Anfrage der Postbeamten, ob ich mit fahren wolle — was doch der Plan war — und lege mich, im Hôtel Lukmanier einkehrend, geschwind zu Bett. Es war Morgens 10 Uhr. Bis 2 habe ich wohl geschlafen, fühlte mich besser und aß etwas. Ein tüchtiger und kenntnißreicher Kellner empfiehlt mir den Spaziergang nach Pasugg: das mir bereits durch ein Bild der Illust. Zeitung im Gedächtniß war. In Stadt Chur ist Sonntagsruhe und Nachmittagsstimmung. Ich steige ganz bequem die Landstraße empor: alles liegt, wie am Tag vorher in goldiger Herbstverklärung vor mir. Herrliche Rückblicke, fortwährend wechselnde und sich erweiternde Umblicke. Nach einer halben Stunde ein kleiner Seitenpfad, der mich in schönen Schatten bringt — denn es war bis dahin ziemlich warm. Hier kam ich nun in die Schlucht durch die die Rabiusa braust: ich kann sie nicht genug preisen. Auf Brücken und schmalen am Felsgehäng sich hinziehenden Wegen dringe ich, eine halbe Stunde etwa, vor und finde nun, durch eine Flagge angezeigt, das Bad Pasugg. Zunächst enttäuschte es mich: denn ich erwartete ein Pensionshaus und fand nur eine mäßige Wirthschaft, doch mit Sonntagsgästen aus Chur angefüllt, mit bequem schmausenden und vielen Kaffee schlürfenden Familien. Zuerst trinke ich an der Salz-Soda Quelle drei Gläser: dann erlaubt es bald mein veränderter Kopf, auch noch eine Flasche weißen Asti spumante — Du erinnerst Dich? — nebst weichstem Ziegenkäse hinzuzufügen. Ein Mann mit chinesischen Augen, der an meinem Tische sitzt, bekommt auch vom Asti zu trinken; er dankt und trinkt mit geschmeichelten Empfindungen. Dann händigt mir die Wirthin eine ganze Masse Analysen der Wasser usw ein; zum Schluß führt mich der Besitzer des Bades Sprecher, ein exaltirter Mensch, auf seinem ganzen Besitzthum herum, dessen unglaublich phantastische Lage ich anerkennen muß. Ich trinke nochmals und in guten Quantitäten von den 3 ganz verschiedenen Quellen: der Besitzer verheißt noch neue Hauptquellen und bietet mir, mein Interesse gewahrend, Genossenschaft zur Gründung eines Hôtels usw an — Hohn! Das Thal ist äußerst reizvoll, für einen Geologen von unergründlicher Manigfaltigkeit ja Launenhaftigkeit. Es zeigten sich Graffitadern, aber auch Quarz mit Ocker und der Besitzer phantasirte gar von Goldlagern. Man sieht die verschiedensten Steingänge und Steinarten gebogen, abgelenkt, zerknickt, wie etwa am Axenstein im Vierwaldstättersee, nur viel kleiner und wilder. — Spat, gen Sonnenuntergang, gehe ich zurück, mit rechter Freude an diesem Nachmittag — obwohl ich öfters an den Naumburger Empfang oder Nichtempfang denken mußte. Ein kleines Kind mit blassen Haaren sucht sich Haselnüsse und ist drollig. Endlich holt mich ein altes Paar ein, Vater und Tochter, mich anredend und somit auch Gegenrede empfangend. Er, ein hochbejahrter Graukopf, Tischlermeister, war vor 52 Jahren auch in Naumburg, auf seiner Wanderschaft und erinnerte sich eines sehr heißen Tages. Sein Sohn ist Missionair in Indien, seit 1858 und wird für nächstes Jahr in Chur erwartet, um seinen Vater noch einmal zu sehen. Die Tochter war mehreremal in Ägypten gewesen und sprach von Basel als einer unangenehm schwülen und heißen Stadt. Ich begleitete die guten Humpelleute noch etwas. Dann esse ich in meinem Hôtel, wo ich bereits einige Gefährten für die morgende Splügentour vorfinde: leider darunter einen Juden. Montags um 4 stand ich auf, nach 5 ging die Post. Vorher mußten wir in einem übelriechenden Wartezimmer sitzen, unter Graubündner und Tessiner Bauern: überhaupt ist um diese frühe Stunde der Mensch ein widerwärtiges Geschöpf. Die Abfahrt erlöste mich: denn ich hatte mich mit dem Conducteur verständigt, daß ich seinen Sitz, hoch auf dem Wagen einnehmen konnte. Da war ich allein: es wurde die schönste Postfahrt, die ich je erlebt habe. Ich schreibe nichts von den ungeheuren Großartigkeiten der Via mala: mir ist es als ob ich die Schweiz noch gar nicht gekannt habe. Das ist meine Natur, und als wir in die Nähe des Splügen kamen, überkam mich der Wunsch, hier zu bleiben. Ich fand ein gutes Hôtel, und ein rührend einfaches Zimmerchen. Doch läuft ein Balkon an ihm vorbei, mit schönster Aussicht. Diese<s> hochalpine Thal (c. 5000 F.) ist ganz meine Lust: da sind reine starke Lüfte, Hügel und Felsblöcke von allen Formen, rings herum gestellt mächtige Schneeberge: aber am meisten gefallen mir die herrlichen Chausseen, in denen ich stundenweit gehe, theils nach dem Bernhardino zu, theils auf die Paßhöhe des Splügen, ohne daß ich auf den Weg Acht zu geben habe: so oft ich aber mich umsehe, ist gewiß etwas Großartiges und Ungeahntes zu sehen. Morgen wird es wohl schneien: worauf ich mich von Herzen freue. Ich esse Mittags, wenn die Posten kommen, zusammen mit den Fremden. Ich brauche gar nicht zu sprechen, kein Mensch kennt mich, ich bin völlig einsam und könnte hier wochenlang sitzen und spazierengehen. Auf meinem Zimmerchen arbeite ich mit frischer Kraft dh. ich notire und sammle einzelne Einfälle zu meinem jetzigen Hauptthema „Zukunft der Bildungsanstalten“.

Du glaubst gar nicht, wie sehr es mir gefällt. Die Schweiz hat, seit dem ich diesen Ort kenne einen ganz neuen Reiz für mich; jetzt weiß ich doch einen Winkel, wo ich, mich kräftigend und in frischer Thätigkeit, aber ohne jede Gesellschaft leben kann. Die Menschen sind Einem hier wie Schattenbilder.

Nun habe ich Dir alles geschildert, die nächsten Tage verlaufen nun wie der erste. Es fehlt Gott sei Dank! die verfluchte Abwechslung und Zerstreuung. Hier bin ich und außerdem noch Feder Tinte und Papier — wir grüßen Dich allesammt von Herzen.

Dein getreuer Sohn
Friedrich Nietzsche.

Bitte, erzähle Lisbeth von mir: sie wird sich freuen. Grüsse meine Naumburger Freunde recht schön.

[«]

258. An Carl von Gersdorff in Berlin

<Splügen, 5. Oktober 1872>

Mein lieber Freund, ich bitte Dich mir zu verzeihen, daß ich so lange geschwiegen habe: das Sommerhalbjahr ist für mich erst seit vorigem Sonnabend zu

Ende, bis dahin aber war ich gleichmäßig für Choephoren und vorplatonische Philosophen Tag für Tag in Thätigkeit, hatte aber außerdem noch den Besuch von Mutter und Schwester, so daß augenblicklich ich alle nur möglichen Briefschulden habe. Hierher, an die Paßgrenze der Schweiz und Italiens habe ich mich zurückgezogen und bin über meine Wahl, bis auf Tinte und Feder (wie Du merkst), sehr zufrieden, sehr glücklich! Wunderbare reiche Einsamkeit, mit den herrlichsten Straßen, auf denen ich stundenlang gehen kann, in meine Gedanken versunken, ohne in einen Abgrund zu fallen: so bald ich aber um mich sehe, ist etwas Neues und Großes zu sehen. Die Menschen kommen nur mit den Posten hier durch, ich esse mit ihnen zu Tisch — meine ganze Berührung mit ihnen! — sie sind wie die Platonischen Schatten vor meiner Höhle.

Wenn Du diesen Brief herausconjicierst, so bist Du ein ordentlicher Philologe.

Wenn ich dann einmal weiter reise, so werde ich Brescia in's Auge fassen, um auch dort wieder auszuruhen dh. wahrhaft zu reisen, wahrhaft zur Erholung zu reisen! Dort will ich die Bilder eines großen Venetianers studiren, des Moretto, und nur diese: so werde ich mir nicht den Magen, die Augen und die Ferien verderben.

Leider also werden wir uns in diesem Herbst nicht sehen; mein Plan für Norddeutschland war schon im Geiste fertig gedacht, und Du kamst recht ausdrücklich in diesem Plane vor — da verführte mich das herrlichste Wanderwetter zum Wandern.

Übrigens hatte ich mir vorgenommen, bei dieser norddeutschen Reise, auf ein-zwei Tage selbst Berlin zu berühren. Ich wollte nämlich das Atelier Deiner künstlerischen Freunde einmal mit Augen sehen. Besonders begierig bin ich, einmal etwas von dem Goethedenkmal durch Dich zu hören. Ich las eine sehr feindselige Beurtheilung von einem Dr Meyer (in dem Lützow'schen Kunstblatt), aber doch in einem Tone geschrieben, der der ungeheuchelte Ausdruck der Bewunderung ist, der Bewunderung einer großen Begabung. Da wurde eine Nebenfigur, ein bärtiger Mann, als Repräsentant der Tragödie auf's Höchste hervorgehoben — wäre es Dir nicht möglich, liebster Freund, meinem Wunsche nach Anschauung gerade dieser Figur irgendwie zu Hülfe zu kommen, durch Zeichnung oder Photographie?

Nun habe ich Dir noch von ein paar herrlichen Tagen zu berichten, in denen Deiner so oft, auch mit Gläserklingen gedacht wurde. Ja, wir vermißten Dich unter uns — Frl von Meysenbug, Olga Herzen und ihr Bräutigam Dr Monod aus Paris. Welch ausgezeichnet gute und nicht genug zu schätzende Menschen! Auch Hr. Monod, den Du noch nicht kennst, paßt außerordentlich gut in diesen Kreis, er ist Historiker, in Deutschland gebildet und, obschon echter Franzose, von dem edelsten Wunsche beseelt, nicht gegen das deutsche Wesen die Unparteilichkeit zu verlieren.

Kennst Du von ihm die vielgelesene Schrift Français et Allemands, Schilderung seiner Kriegserlebnisse? Bei dieser Gelegenheit empfehle ich Dir die 8 Artikel über die Franzosen in der Augsburger Allgem. nachzulesen, welche sie in den letzten zwei Monaten aus der Feder des Prof. Hillebrand in Florenz hatte, höchst merkwürdige Artikel, die zu schreiben wenig Deutsche befähigt gewesen wären.

Endlich — weißt Du daß es von der guten Frl von Meysenbug eine Selbstbiographie giebt? Sie überraschte mich damit — denn ich wußte nichts davon — indem sie mir eines Tages ein in Basel erschienenes Buch Mémoires d'une Idéaliste schenkte. Sehr lehrreich und rührend! Lies es ja!

Meine französische Übersetzerin bei Genf arbeitet tüchtig: und Hr von Senger übersandte mir seitdem herzliche und tief empfundene Zeichen seiner Neigung. Neulich erschien in prachtvoller Ausstattung der neue große Kiepertsche Atlas von Hellas von 1872, als Geschenk. — Romundt hat eine Schrift drucken lassen: sobald ich nach Basel zurück komme, schicke ich Dir ein sehr schönes Exemplar davon, mit der Bitte, es in meinem Namen Frau von Schleinitz zu überreichen.

Inzwischen, alter lieber Freund, denke an mich wie ich immer mit herzlicher Liebe mich Deiner erinnere. Lebe wohl!

Dein Friedr Nietzsche

Bitte schreibe aber nur nach Basel.

[«]

259. An Gustav Krug in Naumburg

<Chiavenna, 5. Oktober 1872>

Mein lieber Freund

auf merkwürdige Weise nach Chiavenna verschleudert und gerade noch eine Poststunde angenehm durch Briefschreiben ausfüllen wollend, gedenke ich Deiner, mit der Empfindung, etwas Schwer-verzeihliches noch auf dem Herzen zu haben. Ist es glaublich dass zu Hause, auf meinem Piano, zum Absenden bereit, nie abgesandt Deine schöne Quartett Musik ruht! Nein es ist nicht glaublich! —

Doch jetzt muß ich erst, auf Anrathen des Kellners, Suppe essen

Neugestärkt, erkläre ich noch einmal, dass es nicht glaublich ist. Aber es ist wahr!

Ich muss mich nochmals stärken. —

Nun dachte ich, harmloser Weise, im October, Dich zu sehen, Dich zu hören und im gemeinsamen Genüsse Deiner Musik mich zu reinigen — Da aber wurde ich nach Chiavenna verschlagen, wo ich nun schwermüthig überdenke, was zu Haus Deine Compositum auf meinem verstimmten Pianino liegend macht? Ob sie weich liegt? Ich zweifle. Ob sie sich selbst spielt? Nicht aufzuwerfende Frage. Aber das ahne ich dass Du Dich nach ihr sehnst und mich verwünschest.

Ach, jetzt ahne ich auch die Quelle alles jenes sonderbaren Wetterunfugs, der, mich begleitend, von Station zu Station die Tristanfrage in mir lebendig macht:

„Warum mir diese Pein!“

Jetzt weiss ich es. Der ewige Südwind ist ein verkappter Norddeutscher, über den Nordpol weggeschickt und so von unten herum kommend, eine Art von Föhn, erzeugt in Naumburg, foenum Numburgense, species extraordinaria.

Diese Nacht fahre ich an dem Comersee entlang. Ob Mondschein im Calender steht? Morgen früh bin ich, zu mehrtägigem Aufenthalt, in Bergamo. Ein Paar Tage weiter, in Brescia — dann geht die Melodie, in Form eines Kanons, rückwärts, Bergamo Lekko Chiavenna Splügen Chur Zürich Basel.

Zwei edle italiänische Städte, mit herrlichen venetianischen Schildereien und deshalb von mir ausgewählt, Bergamo und Brescia, Brescia und Bergamo!

Inzwischen wird bei Genf mit rührender Wuth meine „Tragödiengeburt“ ins Französische übersetzt. Meine Übersetzerin, Gräfin Diodati, hat früher einmal die Schriften Schumann’s in’s Französische übertragen und damit sich hinreichend für eine so schwierige Arbeit vorbereitet. Auch die italiänische Übersetzung wird in Florenz vorbereitet.

An den Übersetzungen hoffe ich die geehrten Sprachen selbst zu lernen. Denn mit meinem Italiänisch steht es böse.

Mit meinem letzten italiänischen Seufzer schliesse ich

Addio amico!
Federigo.

[«]

260. An Richard Wagner in Bayreuth

<Basel, 15. Oktober 1872>

Verehrter und geliebter Meister,

es ist heute für mich der erste Tag eines neuen Lebensjahres; da verstehen Sie gewiss meine herzliche Sehnsucht, ein paar Worte an Sie zu entsenden und damit den neuen Zeitraum zu beginnen. Ich weiss es, Sie werden für mich auch im neuen Jahre bleiben, was Sie im alten für mich waren — der feste Anker, der mich hält und der es verhindert, dass ich in die schlimme Strömung der Zeit gerathe: das Symbol des tapfersten ausharrenden Muthes. Wenn ich an Sie denke, so empfinde ich immer den stärksten Antrieb zum Besser-Reifer-Ruhigerwerden; ich weiss nicht, woher ich diesen Antrieb nehmen sollte, wenn ich Sie nicht hätte. Denn alles Andere mahnt zur Hast und zum raschen Erfolg. Nun aber habe ich es auf das Bestimmteste erfahren, dass alles, was mich dazu drängt und treibt, mich von mir selbst abführt, mich beklemmt und verwirrt, und dass ich unzufrieden, unproductiv und wenig nütze bin, so lange noch so ein moderner Stachelstab über mir schwebt. Dagegen werde ich glücklich und heiter gestimmt, wenn ich mir vorstelle, durch irgend welche Production einmal Ihren Beifall zu gewinnen — bei solchem Gedanken kommt mir aber dann immer das zuletzt Gemachte sehr zweifelhaft und embryonisch vor, und ich sage mir wieder „Lass dir nur Zeit und gerathe nicht in Unruhe“. Mit anderen Worten, geliebter Meister: Sie müssen noch recht warten, ehe ich etwas Leidliches zu Stande bringe und Ihnen eine Freude machen kann. Inzwischen bleibt es leider dabei, dass ich, als Werdender, Ihnen wie Sie sagen „nur Sorgen“ und nichts als Sorgen mache.

Doch geht es mir jetzt gut; vom Hochgebirge aus habe ich Ihrer verehrtesten Frau Gemahlin geschrieben, wie wohl und gesund ich dort mich fühlte. Die Einsamkeit ist für mich etwas sehr Erträgliches, ja Beglückendes, in einem früheren Jahrhundert wäre ich so etwas Einsiedlerhaftes geworden. Hier in Basel bin ich augenblicklich wieder recht allein; meine Schwester hat mich seit 14 Tagen verlassen, meine guten Kameraden sind alle noch verreist. Nur das Pädagogium zwingt mich so bald wieder am Ort zu sein. Ich fand, zurückkehrend, den sechsten Band Ihrer Schriften vor und gerieth so zufällig auf die wundervolle Schlussstrophe der Brünnhilde, die mir ganz neu war; sofort habe ich sie Rohde zugeschickt, damit auch er sich erbaue an dem „wunsch- und wahnlos heiligstem Wahlland“ und an „Trauernder Liebe tiefstes Leiden schloss die Augen mir auf: enden sah ich die Welt“. Es schmerzt mich recht, sie nicht componirt zu wissen, so sehr ich auch begreife, weshalb sie innerhalb der musikalisch-mythischen Tragödie nicht componirt werden musste. Es wäre so ein Vers für das Sanctuarium der allerprivatesten Hausandacht: für die ich übrigens auch den herrlichen Männerchor aus dem letzten Stück des Tannhäuser (vor „Heilige Elisabeth, bitte für mich!“) verwende, den ich ganz neuerdings erst entdeckt habe. Dann habe ich mit nicht endendem Entzücken den letzten Act des Siegfried wieder und wieder vorgenommen. Habe ich Ihnen schon erzählt, dass ich die Stelle wiedergefunden habe, die Sie damals componirten, als ich 1869 im Mai meinen ersten Besuch bei Ihnen in Tribschen machte? Es war ein schwüler brütender und üppiger Maien-Pfingstsonnabend; alles wuchs rings und duftete. Ich wagte lange nicht ins Haus zu gehen, sondern wartete etwas versteckt unter den Bäumen, gerade vor den Fenstern, aus denen mit größter Eindringlichkeit oft wiederholte Accordfolgen ertönten. Ich will schwören, es sei die Stelle gewesen

„Verwundet hat mich, der mich erweckt!“

die Klänge sind mit Erz mir ins Gedächtniss geschrieben, und lange spielte und sang ich sie mir vor, bevor ich den Siegfried in die Hände bekam; sie schienen mir so viel zu sagen.

Rohdes Sendschreiben an Sie soll nun endlich fertig gedruckt sein: ich weiss noch gar nichts davon, wir werden überrascht sein. Die französische Übersetzung meines Buches durch Gräfin Diodati ist tüchtig, bis über die Hälfte, fortgeschritten, wie man mir schreibt. Nun, meinen Lohn habe ich dahin, denn die Nationalzeitung soll mich neulich einmal als den einzigen aus dem „Tross Ihrer litterarischen Lakaien“ bezeichnet haben, der einen akademischen Lehrstuhl inne hat. Mit diesem neuen harmlosen Titel versehen nehme ich heute, geliebter Meister, von Ihnen Abschied. Wann sehe ich Sie wieder? —

Ihr treuer und
herzlicher Zuneigung Ihr Nietzsche.

[«]

261. An Gustav Krug in Naumburg

Basel 16 Oct. 72.

Endlich, endlich, guter Freund, kommt Deine Musik zu Dir zurück, von „günstigen Winden“ heimgetragen. Zunächst bitte ich Dich bei aller Noth ja einen gewissen 4ten und letzten Satz nicht zu vergessen: auch die beschwerlichste Zeit hat ihre Interims. Ich wünsche Dir zur Erholung recht bald einmal ein kurzes Interregnum der Königin Ars. Heute noch habe ich Dein Quartett durchgespielt und durchgelesen — nur mit einem Wunsche: Du mögest mir, wenn der bewußte 4te Satz zu Deiner Zufriedenheit fertig ist, erlauben, mich nach einem Verleger für Dein Werk umzuthun. Willst Du? —

Dein Geburtstagsbrief ist von mir mit Erinnerung an unser vorjähriges Zusammensein gelesen worden, ich danke Dir von Herzen. Siehst Du, lieber Freund, eins erlebst Du nicht wieder — daß ich nämlich wieder componire; im vorigen Herbst hat Dein Vorbild zum letzten Male bei mir ein musikalisches Schmiede-Hammer-Funken-Sprühen hervorgebracht; — nun ist es vorbei!

Durch diese Erinnerung wird mir unsre vorige Herbst Zusammenkunft immer merkwürdig bleiben; meine Musik, gleichsam ein Opfer auf dem Altar unserer Jugendträume, hat es leider nur bis zur Darstellung der „Neujahrsnacht eines Unglücklichen“ gebracht. Das ist nun vorbei. Es war auch hohe Zeit, eine so wild gewachsene Ranke abzuschneiden.

Nun kommt es mir so vor, als wiederspiegele mir Dein Quartett mein damaliges Sinnen und Trachten, Leid und Lust der ganzen jugendlich schwermüthigen Seele — und das macht mir Deine Musik so vertraut und ergreifend. So waren wir: sind wir’s noch? Ich höre unsre Vergangenheit, ein ertönendes Tagebuch — geht’s Dir auch so?

Nochmals, mein lieber Gustav; ich danke Dir sehr für Deine so lang bei mir beherbergte Composition. Bin ich nie mehr im Stande Dir von mir aus etwas Ähnliches zu schicken, so halte Dich zunächst an mein Buch; vielleicht hast Du beim Lesen desselben hier und da eine ähnliche Empfindung wie ich bei Deiner guten Musik.

Leb wohl und bleib mir treu!
Dein F.

[«]

262. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Basel 16 Oct 72.

Meine liebe gute Mutter,

nun ist der Geburtstag vorbei, das neue Jahr begonnen — sehen wir zu, daß wir es rechtschaffen beschließen. Ich danke Dir von Herzen für alles Gute, das Du mir gewünscht und das Du mir geschenkt hast. Die Wohlthat der warmbequemen Strümpfe genieße ich in diesem Augenblick, eine Wohlthat für „das schlotternde Gebein“. Der Naumburger Wein und der Baseler vereinige<n> sich gut in demselben Magen: dasselbe hoffe ich von dem Thee. Mein Theeservice nimmt sich jetzt bereits ganz stattlich aus; Lisbeth hat mich mit einer tüchtig-brauchbaren und bereits gebrauchten Theemaschine beschenkt — nun, man rüstet sich auf den Winter, der diesmal schneller kommt. Mit Mühe dh. um einige Stunden bin ich auf meiner Reise dem Eingeschneitwerden entgangen. Dein erster Brief, rührend durch die Schilderung der Erwartung, und tragisch durch das katastrophenartige Erscheinen des Briefträgers, traf mich bereits in Basel — oder vielmehr — er wanderte auf den eingeschneiten Splügen und von da wieder zurück nach Basel, wo ich bereits am Freitag voriger Woche eintraf. Mein Geburtstag hat mir Briefe aus Bayreuth gebracht; dann von Romundt, dann von Gustav Krug, dann von Gersdorff, der um Januar nach Italien geht und nächsten Sommer in Basel zubringen wird (um Chemie und „Cultur“ wie er schreibt, zu studiren) Endlich von unserer Lisbeth, die von Dreifelden aus, sehr zufrieden und ausführlich, noch Ausführlicheres versprechend, sich vernehmen läßt. Von Rohde wird heute noch die Schrift gegen Wilamowitz eintreffen; ich bin recht gespannt darauf — Rohde’s wegen, denn mich persönlich interessirt diese Polemik wenig. Aber die Aufgabe war für Rohde schwierig und reizvoll: nämlich in einem Sendschreiben an Wagner, das jedenfalls einen hohen und großen Ton verlangt, ein so nichtsnutziges Bürschchen mit abzuthun. Er wird es schon recht gemacht haben: und jedenfalls besser als wenn ich’s selbst gemacht hätte.

Überallher gute Nachricht — damit fieng das Jahr an.

Hier bin ich noch ganz allein. Denn Overbeck ist in Dresden. Romundt bei Bremen. Von dem Geschenk, das mir ein Verehrer meines Buches in Genf gemacht hat, habe ich Dir wohl erzählt. Auch daß meine französische Übersetzerin Gräfin Diodati über die Hälfte fertig ist. Nun wünsche ich mir nur für diesen Winter gute und zufriedenstellende Arbeit. — Mit unseren Studenten hapert’s diesmal.

Mit herzlichem Gruß und Dank
Dein alter Sohn
der vielleicht doch Weihnachten kommt.

263. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, vermutlich 18. Oktober 1872>

Meine liebe Lisbeth,

nun Du weißt, was Bergluft ist — man ist darin heiter und voller Menschenliebe, öfters aber sogar großartig und verwegen gestimmt.

Was ich eigentlich Dir damit sagen will, habe ich bereits wieder vergessen — vielleicht nur, daß ich nicht in Bergluft schreibe, aber daß Du das Ebenenerzeugniß mit Bergluft-Empfindung empfangen und verklären magst. Sela.

Dein Geburtstagsgeschenk empfieng mich am 11ten Oktober Abends bei meiner Rückkehr aus den Bergen und hat sich seitdem schon hinreichend legitimiert — als ein ehrsames Gefäß ohne Neigung umzufallen und mich zu verbrühen! Dem Himmel und Dir sei Dank dafür! Insgleichen für Deinen Geburtstagsbrief — es kam diesmal alles wie getröpfelt, langsam — aber schwere Tropfen, eine Art Honigregen. Auch Dein Brief gehörte zu den dicken Tropfen. Einer wird immer noch erwartet, meine Zunge ist bereit (wie die des Lällenkönigs) ihn zu empfangen — Rohde's Schrift, die fertig, aber noch nicht in meinen Händen ist. Dagegen habe ich die Correkturbogen des Rheinischen Museums. — Wie schön hattest Du sämmtliche 25 Bände desselben geordnet und überhaupt — es stand ziemlich viel beieinander, was zusammen gehörte, kurz, es war ziemlich schön! Lob und Preis!

Meine Reise war, im allerweltsmännlichen Sinne, sehr verunglückt, in meinem männlichen Sinne unvergleichlich geglückt. Zu erzählen ist nichts — Höhenluft! Hochalpenluft! Centralhochalpenluft! — Ein Versuch nach Italien zu reisen mißlang — ekelhafte weichliche Luft, keine Beleuchtungen! Ich kam bis Bergamo (Mitte bis Venedig), und reiste von dort spornstreichs, Hals über Kopf, zurück nach dem Splügen. Denke Dir, von drei Tagen zwei, sammt ihren Nächten, verreist, den einen hin, den dritten zurück nach dem Splügen, das ist doch energisch, kurzgefaßt — und theuer! Am letzten Tage der Gesammtreise habe ich einen himmlischen Herbsttag (den einzig guten der ganzen Zeit) in Ragaz zugebracht.

Vorgestern hatte ich den Besuch — Deussens. Es gieng vorüber, doch gab es gestern und heute Kopfweh. Ich war übrigens sehr vergnügt, er auch, sein „Glück" ist gemacht, er hat jetzt die Stelle bei der Russin — freie üppige Station und jährlich außerdem 5000 frcs. — Willst Du nicht einmal Oberdreis ansehn?

Nun grüße Deine glücklichen Mitmenschen, und seid alle zusammen, ihr dreifältigen Dreifeldner, guter Dinge wie

Euer
Fritz.

[«]

264. An Carl von Gersdorff in Berlin

<Basel, 18. Oktober 1872>

Mein lieber guter Freund,

schön, sehr schön! Herrliche Nachrichten das! Nun siehst Du, Dein Lebensschiff kommt ganz allmählich immer mehr in’s allein gemäße, allerbeste Fahrwasser: ein ganzes tüchtiges Leben hast Du jetzt zu Deiner Bildung vor Dir, kein sogenanntes „Amt“ verzehrt Deine guten Stunden und Deine Heiterkeit, sondern im guten alten römischen Stile gehst Du, ohne politische Begierden, auf’s *Land*, um dort Dir selbst, Deinen edlen Zielen und Deinen Freunden zu leben. Man hat schwer und ohne Ende zu thun, ehe man von sich sagen kann, was Aeschylus vom Orest sagt

ἔξω κομίζων ὀλεθρίου πηλοῦ πόδα.

denn „der verderbliche Schlamm“ der Gegenwart ist übermäßig groß und droht jeden zu ersticken.

Inzwischen nun ist die Hauptaufgabe, Dich für Deine italiänische Reise gut vorzubereiten. Ich war ja jetzt eben *etwas* in Italien (*einen* Tag, nämlich in Bergamo), gestehe Dir aber, daß es ohne bequeme Handhabung der Sprache rein *unausstehlich* dort ist. Also vor allem sprechen können und geschwind sprechen. Dann scheint es mir als ob man mit der Lektüre von Burckhardt’s Cicerone aufstehen und schlafen gehen müßte: es giebt wenig Bücher, die so die Phantasie stimuliren und der künstlerischen Conception vorarbeiten. Freilich hast Du die allerschönste und unmittelbarste Vorbereitung im Umgang mit Deinen trefflichen Bildhauer-Freunden. Sage Ihnen doch von mir etwas Herzliches: was Du mir über sie schriebst, erfüllt mich mit der größten Begierde, einmal mehr von ihnen zu hören und zu sehen. Wie glücklich bist Du, sie um Dich zu haben! Mitten in dem entsetzlichen ekelhaften Berlin! Du hättest es gewiß dort nicht so lange ausgehalten.

Die Rohdesche Gegenschrift ist immer noch nicht in meine Hände gelangt: die Romundtsche Erstlingsleistung verspricht Gutes, ob sie schon noch etwas sehr „Erstling“ ist. Doch gefällt sie mir sehr durch den spezifisch philosophischen Zug, der recht unmodern und namentlich „unhistorisch“ den Leser anweht. Ich bin bei dem ruhig, zumal ich ihn jetzt in der Nähe habe. Du wirst an ihm einen reinen braven und ernstsinnigen Menschen haben, der sich in unserem Kreise wohl und heimisch fühlt, ob er gleich unmusikalisch ist — immerhin, er ist nicht ohne alles „Dionysische“ um mich meiner Schulsprache zu bedienen.

Lieber Freund, der Sommer im nächsten Jahre wird ja über alle Erwartung reich und fruchtbar für uns werden — Du bringst Deine frischen Italien-Eindrücke zu uns — zusammen bereiten wir uns durch das Studium des Nibelungenwerkes vor. Burckhardt, Romundt Overbeck und ich — wir begrüßen Dich mit Jauchzen, wenn Du Deinen Fuß nach Basel setzen wirst. In Florenz triffst Du die guten Frauen noch, wenn Du nur vor Ostern dort eintriffst — lies nur die Memoiren! Du wirst Dich wundern.

Aus Bayreuth hat mir Frau W<agner> zum Geburtstag geschrieben, sie war krank und hat zu Bett gelegen. Eine Halsentzündung überfiel sie, nach den Beschwerden des Umzugs in’s zweite Provisorium. Anfang November beginnt die Rundreise an allen Theaterstationen. Haus und Stadt behagen wohl, man erwartet den Besuch Liszt’s. Der Schlund wird festgemauert, Conferenzen finden statt usw.

Frau W. hat in den Tagen der Genesung wieder mein Buch vorgenommen und schreibt „sie müsse immer von Neuem über die Meisterschaft Ihrer Darstellung staunen; besseres, geehrter Freund, werden Sie nie schreiben, ich halte eine größere Vollendung, als sie in diesem Buche herrscht, für unmöglich; aber anderes und gleich Gutes werden Sie uns geben, und auf anderen Gebieten.“ — Wie wird Einem da zu Muthe! So übermüthig und beschämt zugleich! Vor allem aber fühle ich dann daß ich, um mich selbst jetzt mit einer Produktion zu befriedigen, nach großen kühnen und sehr idealen Zielen zu ringen habe. Du hast von „Einfachheit und Größe“ gesprochen: das ist ein Klang aus meiner Seele, dort liegen auch meine Ideale.

Wir wollen uns auch fürderhin freund und nahe bleiben, nicht wahr, mein alter guter Gersdorff?

Treulichst Dein F. N.

265. An Erwin Rohde in Kiel

Basel den 25 Oktober 1872.

Endlich, liebster Freund, ist die erste Erregung überwunden, die mir beinahe eine Unverdaulichkeit zugezogen hätte — es wäre doch Schade gewesen, wenn ich an dieser herrlichen Weinbeere erstickt wäre, nicht wahr? Nun sitze ich recht behaglich-nachmittaglich in meinem warmen Zimmer und freue mich wie ein Kind über die Bescheerung, immer von Neuem wieder an ihr herumschnuppernd und -knuppernd. Was Du mir heute erwiesen hast, weiß ich nicht in Worten zu schildern, ich wäre so völlig unfähig gewesen, es mir selbst zu erweisen und weiß daß es keinen zweiten Menschen giebt, von dem ich ein solches Freundschaftsgeschenk erhoffen könnte. Was hast Du Dich überwinden müssen, armer lieber Freund, mit jenem Burschen so lange umzugehen! Ich begreife nachträglich das Ekelhafte und Peinliche jenes Angriffs am stärksten, indem ich fühle, was Du unter ihm gelitten hast. Nun aber strömt Deine Schrift in’s Weite und schleppt den ersäuften Burschen hinter sich drein in das Weite. Welche Wirkungen Du davon erwarten kannst, entnimm aus folgenden Mittheilungen, die an mich gekommen sind, ohne daß ich, wahrhaftig!, nach ihnen gesucht hätte. In Leipzig ist eine Stimme über meine Schrift: wie sie lautet, hat der brave und von mir sehr geachtete Usener in Bonn, vor seinen Studenten, die ihn gefragt haben, verrathen „es sei der baare Unsinn, mit dem rein gar nichts anzufangen sei: jemand, der so etwas geschrieben habe, sei wissenschaftlich todt.“ Es ist als ob ich ein Verbrechen begangen hätte; man hat 10 Monate jetzt geschwiegen, weil wirklich alles glaubt, so gänzlich über meine Schrift hinaus zu sein, daß kein Wort darüber zu verlieren ist. So schildert mir Overbeck den Eindruck aus Leipzig. Alle Parteien sind darin eins: damit aber die barocke Ausnahme nicht fehlt, erschien vorgestern ein Brief von E. Leutsch im „Altweiberton“ und verräth Neigungen! Die ganze Erfahrung hat etwas Blödsinniges! (Beiläufig, der alte Knabe schickte ein dickes Volumen, vielleicht 10-15 Abhandlungen, Programme usw. und zwar seine Theognisberichte altmodisch-zierlich eingebunden! Es ist zum Todtlachen!) Halb und halb hält man mich wohl sogar für übergeschnappt, denn diesen Trost haben unsre „Gesunden“, wenn sonst kein Trost verfangen will.

Nun Deine Schrift, in ihrer Großherzigkeit und kühnen Kriegsgenossenschaft, mitten in das gackernde Völkchen hineinfallend — welches Schauspiel! Romundt und Overbeck, die einzigen, denen ich bisjetzt sie vorlesen konnte, sind außer sich vor Freude über Dein glücklichstes Gelingen! — sie werden nicht müde, einzelnes und Allgemeines preisend hervorzuheben, sie nennen die Polemik „Lessingisch“ — nun Du weißt, was gute Deutsche mit diesem Prädikate wollen. Mir gefällt vor allem, immer den tiefen dröhnend<en> Grundton, wie bei einem starken Wasserfall, mit zu hören, durch den eine jede Polemik erst geweiht wird und den Eindruck der Größe macht, jener Grundton, in dem Liebe, Vertrauen, Muth, Kraft Schmerz, Sieg und Hoffnung zusammenklingen. Lieber Freund, ich war ganz erschüttert — und als Du von den „Freunden“ sprachst, vermochte ich lange nicht weiter zu lesen. Welche herrlichen Erfahrungen habe ich doch in diesem Jahre gemacht! Und wie zerstiebt an ihnen alles etwa von anderswoher auf mich losstürzende Ungemach! Auch aus Wagners Seele heraus bin ich stolz und glücklich — denn Deine Schrift bezeichnet einen merkwürdigen Wendepunkt in seiner Stellung zu den wissenschaftlichen Kreisen Deutschlands. Kürzlich soll die Nationalzeitung so frech gewesen sein, mich unter die „litterarischen Lakaien W’s“ einzurechnen; welches Erstaunen, wenn auch Du Dich zu ihm bekennst! Das ist wohl etwas wichtiger noch, als daß Du an meine Seite trittst? Nicht wahr, alter Freund? Und das, gerade das, macht den heutigen Tag mir zu dem glücklichsten, den ich lange erlebt, ich sehe, was Du, in Deiner Freundesthat für mich, für Wagner gethan hast! Wenn Gersdorff Deine Schrift liest, so bin ich überzeugt, daß er zwei- bis dreimal sich auf den Kopf stellen wird, aus Freude und Glück! Und wie schön und „fürnehm“ hat wieder der brave Fritzschius seine Sache gemacht! Wenn er nur nun auch den Vertrieb eben so gut besorgt — und etwas schneller, als das Erscheinen; ich wußte in der letzten Zeit gar nicht mehr, was ich denken sollte und war fast willens, an ihn zu schreiben. Du kennst doch W’s neueste Schrift „über Schauspieler und Sänger“? Ein ganz neu entdecktes Bereich der Aesthetik! Und wie fruchtbar gewendet erscheint mancher Gedanke aus der Geb. der Tragoedie. Ich unterhalte mich mit dieser neuen Schrift, als ob ich mit W. zusammen wäre, dessen Nähe ich jetzt nun, so lange schon, entbehre.

Wir wollen muthig sein, mein lieber lieber Freund! Ich glaube jetzt immer nur an das Besser-werden, an unser Besserwerden, an unser Wachsen in guten Absichten, guten Mitteln, an unser Wettlaufen nach immer edleren und ferneren Zielen! Oh wir erreichen sie, und nach jedem Siege ist uns das Ziel weiter gesteckt und wir laufen muthiger vorwärts. Soll es uns sehr kümmern, daß es nicht viel, ja sehr wenige Zuschauer giebt, die Augen haben zu sehen, welchen Wettlauf wir laufen? Kümmert uns dies, wenn wir nur wissen, daß diese wenigen Zuschauer auch für uns die einzigen Kampfesrichter sind? Ich für mein Theil gebe für einen solchen

Zuschauer, wie Wagner ist, alle Ehrenkränze, die die Gegenwart spenden könnte, Preis; und ihn zu befriedigen reizt mich mehr und höher als irgend eine andre Macht. Denn es ist schwer — und er sagt alles, ob es ihm gefällt oder nicht, und ist für mich wie ein gutes Gewissen, strafend und belohnend.

Nun mögen alle guten Geister mit uns sein, liebster Freund! Jetzt gehen wir mit einander, eines Glaubens und eines Hoffens! Was Du erlebst, erlebe ich und es giebt nichts mehr, was einer von uns noch für sich wäre, nichts Gutes und Rechtes!

Ich danke Dir, mein Freund, ich danke Dir!

Dein
Friedrich.

[«]

266. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 26. Oktober 1872>

Meine liebe Lisbeth,

nicht wahr, nun hast Du meinen Brief, der inzwischen, unnöthiger Weise, in die einsame Höhe des Westerwaldes hinaufgeklettert war. Herzlichen Dank für Deine reichlichen Mittheilungen, die ja erfreulichster und heiterer Natur sind. Auch ich habe heute Gutes zu melden, nämlich das Erscheinen von Rohdes herrlicher Schrift gegen den Wilamo-Wisch. Ich kann sie nicht schicken, Ihr müßt sie euch schon käuflich zulegen, aber ebenso Gustav und Volkmann etc. denn mir kommt diesmal darauf an, daß Jeder sie kauft. Vergnügen, ja Erbauung verspreche ich Dir davon. Sorge mir nur dafür, daß sie recht gekauft wird, im Stile jenes plötzlichen Begeisterungskaufs in Wiesbaden, von dem Du mir erzähltest. Ich bin sehr glücklich über dieselbe, sie ist so groß und frei, wie wir sie irgendwie wünschen konnten und sagt den Philologen viele Wahrheiten.

Kennst Du schon die neue Schrift von Wagner „über Schauspieler und Sänger“ (auch bei Fritzsch) Er schrieb mir heute einen herrlichen außerordentlich langen Brief und kündigt mir für die dritte Woche des November seinen und seiner Frau Besuch in Basel für 8 Tage an. Nichtwahr, das sind schöne Nachrichten!

Von Gersdorff habe ich geschrieben? Daß er im Dezember über Basel nach Italien geht und den Sommer in Basel studiren wird?

Liszt hat in Bayreuth meine Sylvesternachtsmusik vorgenommen und sehr günstig darüber geurtheilt. (Ich erzählte Dir von Bülow?)

Romundt und Overbeck sind wieder da, gestern führte ich ihm den ganzen Theeapparat vor, sammt der trefflichen Wurst. Durch Madoerin habe ich gegen 20 Pfund prächtiger Weintrauben gekauft.

Immermann's habe ich gestern besucht: große Freude, spaßhafteste Rückerinnerungen an den letzten Schöne-Abenteuer-Tag.

Auch die jungen Vischers habe ich besucht: der Alte ist sehr griesgrämig, es geht nicht gut. Die Correkturbogen des Rhein. Museum<s> sind endlich angelangt, mir zum Ekel; denn es ist sehr viel zu corrigiren.

Einen sehr entgegenkommenden Brief, mit einem ganzen Bündel von Schriften und Dissertationen, erhielt ich vom alten Prof. v Leutsch in Göttingen — er kündigt mir an, er habe eine geeignete Persönlichkeit für die „Berichterstattung" über mein Buch gefunden — sonderbar! Nicht?

Was macht denn unsere liebe gute Mutter? Strümpfchen? Hemdchen? Was weiß ich! Seid Ihr vergnügt zusammen? Wenn nicht, nun so lest Rohde's Schrift

Titel:

Afterphilologie.
Zur Beleuchtung des von dem
Dr. phil. Ulrich von Wilamowitz Möllendorf
herausgegebenen Pamphlets „Zukunftsphilologie!"
Sendschreiben eines Philologen
an
Richard Wagner
(Leipzig Fritzsch) 48 Seiten

Lebt recht schön wohl und schreibt bald einmal an Euren

FRITZ

[«]

267. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 27. Oktober 1872> Sonntag.

Hier, mein lieber Freund, schicke ich Dir einen herrlichen Brief W<agner>'s: er schrieb ihn mir, noch bevor er Dein Sendschreiben in den Händen hatte. Ich will von allem Guten, was mir zu Theil wird, Dich als Mit-Theilnehmer — und in diesem Falle, bei Wagnerschen Briefen, Dich ganz allein! Denn einen solchen Brief, wie den heutigen, zeige ich selbst Romundt und Overbeck nicht, so sehr ich sie liebe und ehre. Du wirst Muth und Kraft aus solchem Briefe athmen, mir geht es so.

Höchst originell und fast spaßhaft ist die allgemeine Perplexität in den Kreisen der musikalischen Meister über mich als Componisten: Bülows Brief kennst Du ja — nun kommt Liszt! und nennt Bülow's Unheil „sehr desperat“.

Ich lese Deine „Apologie des Nicht-Sokrates“ immer noch als Morgenimbiß und Abendbrod; ein Exemplar lasse ich mir zusammen mit Deiner Anzeige in der Nordd. Allg. für meinen Prunktisch herrichten, recht üppig in Leder und Gold.

Daß nur Fritzsch die Schrift ordentlich anzeigt! Ich will, daß er im litterarischen Centralblatt sie inserirt: „Freunden zum Trost, Feinden jedoch zu ewigem Neide!“ Schreib ihm doch ein paar Worte über Centralblatt und Rhein. Mus. etwa, auch Hermes? Jedenfalls Augsburgerin! Dann möge er ein Exemplar an Leutsch schicken.

Machen wir uns auf einen lärmenden Skandal gefaßt und stecken wir Watte in unsere Ohren, aber die Watte der guten Denkungsart und des „guten Ruhekissens“, welches das gute Gewissen sich nennt.

Ich sehe mich immer staunend nach einem ähnlichen Vorfall um und finde keinen. Giebt es noch andre derartige „Freunde“, wie Du einer bist? Die „kritische“ Nachwelt wird behaupten, Du habest selbst die Geb. der Trag, geschrieben und mich nur als πρόφασις genommen, um nachher noch solche Anzeigen und Apologien zu schreiben! Aus dem Innersten heraus! Aber eben so aus dem Äußersten! Ich scheine Dir nur das Wort aus dem Munde genommen zu haben, und Du bist Freund genug, mir darüber nicht böse zu sein?

Kurz, es ist etwas Mirakelhaftes dabei: sehen wir zu, was unsere „Kritiker“ zu diesem „Monismus des Dualismus“ sagen werden.

In herzlicher Liebe
Dein F.

[«]

268. An Hans von Bülow in München (Entwurf)

<Basel, 29. Oktober oder kurz vorher>

Nun Gott sei Dank daß ich das und gerade das von Ihnen hören muß. Ich weiß schon einen wie unbehaglichen Moment ich Ihnen gemacht habe dafür sage ich Ihnen, wie sehr Sie mir genützt haben. Denken Sie daß mir, in meiner musikal. Selbstzucht, allmählich jede Zucht abhanden gekommen ist, daß ich nie von einem Musiker ein Urtheil über meine Musik hörte und daß ich wahrhaft glücklich, auf eine so einfache Art über das Wesen meiner allerletzten Compositionsperiode aufgeklärt zu werden. Denn leider muß ich es gestehn — mache ich Musik eigner Fabrik von Kindheit an, besitze die Theorie durch Studium Albrechtberger's, habe Fugen en masse geschrieben und bin des reinen Stils — bis zu einem gewissen Grad der Reinheit fähig. Dagegen überkam mich mitunter ein so barbarisch-excessives Gelüst, eine Mischung von Trotz und Ironie daß ich ebenso wenig wie Sie scharf empfinden kann, was in der letzten Musik als Ernst als Karikatur als Hohn gemeint. Meinem nächsten Hausgenossen (o der Arme!) habe ich es als Pamphlet auf die Programmmusik zum Besten gegeben. Und die ursprüngliche Charakterbezeichnung der Stimmung war cannibalido. Dabei ist mir nun leider klar, daß das Ganze sammt dieser Mischung von Pathos und Bosheit, einer wirklichen Stimmung absolut entsprach und daß ich an der Niederschrift ein Vergnügen empfand, wie bei nichts Früherem. Es steht demnach recht traurig um meine Musik und noch mehr um meine Stimmungen. Wie bezeichnet man einen Zustand, in dem Lust Verachtung Übermuth Erhabenheit durch einander gerathen sind? — Hier und da verfalle ich in dies gefährliche mondsüchtige Gebiet. — Dabei bin ich — das glauben Sie mir — unendlich weit entfernt, von dieser halb psychiatrischen Musikerregung aus, Wagnersche Musik zu beurtheilen und zu verehren. Von meiner Musik weiß ich nur eins daß ich damit Herr über eine Stimmung werde, die, ungestillt, vielleicht schädlicher ist. An jener verehre ich gerade diese höchste Nothwendigkeit — und wo ich sie als mangelhafter Musiker nicht begreife setze ich sie gläubig voraus. Was mir aber an der letzten Musik besonders vergnüglich war, das war gerade, bei dem tollsten Überschwang eine gewisse Karikatur jener Nothwendigkeit. Und gerade diese verzweifelte Contrapunktik muß mein Gefühl in dem Grade verwirrt haben daß ich absolut urtheilslos geworden war. Und in dieser Noth dachte ich mitunter selbst besser von dieser Musik — ein höchst bedauerlicher Zustand, aus dem Sie mich jetzt gerettet haben. Haben Sie Dank! Das ist also keine Musik? Da bin ich recht glücklich daran, da brauche ich mich gar nicht mehr mit dieser Art des otium cum odio, mit dieser recht odiosen Art meines Zeitvertreibs abzugeben. Mir liegt an der Wahrheit: Sie wissen es ist angenehmer sie zu hören als sie zu sagen. Da bin ich also doppelt wieder in Ihrer Schuld. — Aber ich bitte Sie nur um eins, machen Sie für meine

Sünde nicht den Tristan verantwortlich. Nach dem Anhören des Tristan hätte ich gewiß solche Musik nicht mehr concipirt — er heilt mich für lange Zeit von meiner Musik. Daß ich ihn wieder hören könnte!

Dann will ich aber doch einen Versuch machen, eine musikal. Gesundcur vorzunehmen: und viell. bleibe ich wenn ich in Ihrer Ausgabe Beethoven Sonaten studiere, unter ihrer geistigen Aufsicht und Leitung. Im Übrigen ist mir das Ganze eine höchst belehrende Erfahrung — die Erziehungsfrage, die mich auf anderen Gebieten beschäftigt, wird für mich einmal, im Bereich der Kunst, mit bes<onderer> Stärke aufgeworfen. Welchen gräßlichen Verirrungen ist jetzt der Vereinzelte ausgesetzt!

[«]

269. An Hans von Bülow in München

Basel den 29 Okt. 1872

Verehrter Herr,

nicht wahr, ich habe mir Zeit gelassen, die Mahnungen Ihres Schreibens zu beherzigen und Ihnen für dieselben zu danken? Seien Sie überzeugt, daß ich nie gewagt haben würde, auch nur im Scherze, Sie um die Durchsicht meiner „Musik“ zu ersuchen, wenn ich nur eine Ahnung von deren absolutem Unwerthe gehabt hätte! Leider hat mich bis jetzt Niemand aus meiner harmlosen Einbildung aufgerüttelt, aus der Einbildung, eine recht laienhaft groteske, aber für mich höchst „natürliche“ Musik machen zu können — nun erkenne ich erst, wenn auch von Ferne, von Ihrem Briefe auf mein Notenpapier zurückblickend, welchen Gefahren der Unnatur ich mich durch dies Gewährenlassen ausgesetzt habe. Dabei glaube ich auch jetzt noch, daß Sie um einen Grad günstiger — um einen geringen Grad natürlich — geurtheilt haben würden, wenn ich Ihnen jene Unmusik in meiner Art, schlecht doch ausdrucksvoll, vorgespielt hätte: mancherlei ist wahrscheinlich durch technisches Ungeschick so querbeinig auf’s Papier gekommen, daß jedes Anstands- und Reinlichkeitsgefühl eines wahren Musikers dadurch beleidigt sein muß.

Denken Sie, daß ich bis jetzt, seit meiner frühsten Jugend, somit in der tollsten Illusion gelebt und sehr viel Freude an meiner Musik gehabt habe! Sie sehen, wie es mit der „Erleuchtung meines Verstandes“ steht, von dem Sie eine so gute Meinung zu haben scheinen. Ein Problem blieb es mir immer, woher diese Freude stamme? Sie hatte so etwas Irrationelles an sich, ich konnte in dieser

Beziehung weder rechts noch links sehen, die Freude blieb. Gerade bei dieser Manfredmusik hatte ich eine so grimmig, ja höhnisch pathetische Empfindung, es war ein Vergnügen, wie bei einer teuflischen Ironie! Meine andre „Musik“ ist, was Sie mir glauben müssen, menschlicher, sanfter und auch reinlicher. Selbst der Titel war ironisch — denn ich vermag mir bei dem Byronschen Manfred, den ich als Knabe fast als Lieblingsgedicht anstaunte, kaum mehr etwas Anderes zu denken, als daß es ein toll-formloses und monotones Unding sei. —

Nun aber schweige ich davon und weiß, daß ich, seit ich das Bessere, durch Sie weiß, thun werde was sich geziemt. Sie haben mir sehr geholfen — es ist ein Geständniß, das ich immer noch mit einigem Schmerze mache. —

Macht Ihnen vielleicht die mitfolgende Schrift des Prof. Rohde einiges Vergnügen? Der Begriff des „Wagnerschen Philologen“ ist doch neu — Sie sehen, es sind ihrer nun schon zwei.

Gedenken Sie meiner, verehrtester Herr, freundlich und vergessen Sie, zu meinen Gunsten, die musikalische und menschliche Qual, die ich Ihnen durch meine unbesonnene Zusendung bereitet habe: während ich Ihren Brief und Ihre Rathschläge gewiß nie vergessen werde. Ich sage, wie die Kinder sagen, wenn sie etwas Dummes gemacht haben „ich will’s gewiß nicht wieder thun“ und verharre in der Ihnen bekannten Neigung und Hochschätzung

als Ihr stets ergebener
Friedrich Nietzsche.

[«]

270. An Malwida von Meysenbug in Florenz

7 Nov. 72. Basel.

Verehrtestes Fräulein,

endlich ist mein Bündelchen für Sie bereit und endlich hören Sie wieder etwas von mir, nachdem ich in ein wahres Grabesschweigen versunken scheinen mußte. Denken Sie, daß ich inzwischen bereits einmal ziemlich in ihrer Nähe war — nämlich in Bergamo und daß nur ein vollendeter plötzlich ausbrechender Widerwille gegen Italien (namentlich Gemälde!) mich schnell wieder zurücktrieb. — Sonst hätten wir uns in diesem Jahre zum vierten Male gesehen und wieder ein solches Wiedersehn feiern können wie das Basler Concil, das ich in herzlichem Angedenken und mit stetem Dank gegen Sie und das liebenswerthe Brautpaar in

Erinnerung trage. Zum vierten Male! Vielleicht einmal mehr als gut ist, nach dem Sprüchwort daß aller guten Dinge drei sind — kurz, der Dämon trieb mich wieder zurück und setzte mich auf den Splügen, wo ich in der größten Abgeschiedenheit von Menschen und Gesellschaft ein beruhigtes und nachdenkliches Leben führte, in kräftiger, ja schneidender Luft (während die italiänische Atmosphäre auf mich einwirkte wie der Dunst einer Badestube — abscheulich und weichlich!)

Übrigens wird Freund Gersdorff im nächsten Januar über die Alpen steigen und hat bereits bei mir angefragt, ob er Sie noch in Florenz anzutreffen die Hoffnung hegen könne. Er ist sehr glücklich, da sein Lebensloos jetzt einmal tüchtig umgeschüttelt wird — dadurch daß er die juristische Laufbahn im December aufgeben darf. Er wird nun etwas reisen und dann Landwirthschaft, mit den dazu nöthigen wissenschaftlichen Vorbedingungen, studiren. Den nächsten Sommer denkt er vielleicht in Basel mit Chemie und „Kultur“ wie er schreibt, zu verbringen — was jedenfalls nicht Agrikultur sondern wirkliche Menschheitskultur zu bedeuten hat.

Für die dritte Woche des November und zwar für 8 Tage ist mir ein herrlicher Besuch angekündigt — hier in Basel! Der „Besuch an sich“, Wagner mit Frau. Sie sind auf der großen Rundreise, auf der sie alle wesentlichen Theater Deutschlands berühren wollen, bei Gelegenheit aber auch den berühmten Basler Zahnarzt, dem ich also sehr viel Dank schulde! Die neueste Schrift Wagners „über Schauspieler und Sänger“ kennen Sie schon? Dagegen gewiß noch nicht die Apologie von Prof. Rohde in Kiel, die er, ebenso mit dem Schwert als der Feder, und mit großer Überlegenheit über seinen Gegner geschrieben hat. Ich habe es nämlich durch meine Geburt der Tragödie dazu gebracht der anstößigste Philologe des Tages zu sein, für den einzutreten ein wahres Wunderwerk der Kühnheit sein mag, da alles einmüthig ist über mich den Stab zu brechen. Abgesehn von der Polemik, mit der ich Sie nicht belästigen würde, enthält aber die Rohdesche Schrift vielerlei Gutes über die philologischen Fundamente meines Buches und wird dadurch bei Ihnen einige Theilnahme finden können. Wenn ich nur nicht fürchten müßte, daß der großmüthige Schritt Rohdes ihn in ein wahres Nest von Mißgunst und Bosheit hineinführen wird! Jetzt sind wir Beide zusammen auf dem Index!

Im Grunde ist es ja eine Verwechslung; ich habe nicht für Philologen geschrieben, obwohl diese — wenn sie nur könnten — mancherlei selbst Rein-Philologisches aus meiner Schrift zu lernen vermöchten. Nun wenden sie sich erbittert an mich, und es scheint, sie meinen, ich habe ein Verbrechen begangen, weil ich nicht zuerst an sie und ihr Verständniß gedacht habe. Auch Rohde’s That wird erfolglos bleiben, denn nichts vermag die ungeheure Kluft zu überbrücken.

Nun ziehe ich ruhig weiter auf meiner Bahn und hüte mich den Ekel zu empfinden, zu dem man sonst auf Schritt und Tritt Veranlassung fände.

Verehrtestes Fräulein, Sie haben ja Schwereres doch Analoges erlebt und wer weiß wie weit mein Leben noch dem Ihrigen ähnlich zu werden vermag. Denn bis jetzt habe ich eben nur gerade angefangen mich etwas auszusprechen; ich brauche noch viel guten Muth und kräftige Freundesliebe, vor allem gute und edle Beispiele, um nicht mitten im Sprechen den Athem zu verlieren. Ja, gute Beispiele! Und da denke ich an Sie und freue mich recht von Herzen, mit Ihnen, verehrtestes Fräulein, als mit einer einsamen Kämpferin für das Rechte, zusammen getroffen zu sein. Glauben Sie ein- für allemal, daß ich Ihnen das unbedingte Vertrauen geschenkt habe, das ich, in dieser Welt des Mißtrauens, nur unter meinen nächsten Freunden empfinden darf, und daß ich so gegen Sie, vom ersten Augenblicke unseres Bekanntwerdens, gesinnt gewesen bin. Ebenfalls möge Fräulein Olga überzeugt sein, daß sie auf mich, in jeder Lage des Lebens, rechnen darf. Ich bin Ihnen Beiden von Herzen gut und erhoffe Gelegenheiten es zeigen zu können. —

Da kommt Ihr freundlicher Brief aus Florenz und erinnert mich zunächst daran, daß es, bei meinem abscheulichen Stillschweigen, eigentlich ganz anders erscheinen mußte als ich vorhin, im liegen gebliebenen und unvollendeten Brief, versichern konnte: warum schrieb ich nur nicht, in so langer Zeit! So frage ich mich selbst ganz erstaunt, ohne rechte Gründe oder gar Entschuldigungen zu finden. Aber ich habe es schon erlebt daß ich mich oft am schwersten entschließe, denen zu schreiben, an die ich am meisten denke. Aber ich verstehe es nicht. Deuten Sie es nur so gütig wie möglich und lassen Sie es dann vergessen sein. Es giebt so viel Irrationelles, gegen das man sich nur durch Vergessen hilft.

Mit diesem dunkeln Spruche will ich heute schließen. Sie empfangen mit diesem Briefe das Bild, die Rohdesche Schrift und meine fünf Vorträge über die Zukunft unserer Bildungsanstalten. Diese lesen Sie ja mit Vergegenwärtigung eines ganz bestimmten und zwar Baslerischen Publikums; es würde mir jetzt unmöglich erscheinen, so etwas drucken zu lassen, denn es geht nicht genug in die Tiefe und ist in eine farce eingekleidet, deren Erfindung recht gering ist.

Von Herzen Ihr
getreuer
Dr Friedrich Nietzsche

Ich richte noch die herzlichen Empfehlungen meiner Schwester aus; sie ist nicht mehr hier, will mich aber im Sommer wieder besuchen.

[«]

271. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel,> 7 Nov. 72.

Liebe Lisbeth,

Prof. His wohnt in Leipzig Ecke der Salomon- und Dresdener Straße, in einem großen neuen Hause: genaueres weiß ich nicht, aber dies reicht doch aus, nicht wahr?

Herzlichen Dank für alle Mittheilungen und Übereinstimmung meinerseits, auch in Bezug auf (Musikalienhandlung von Herrn K. Ferd. Heckel in Mannheim) Also die Rohdesche Schrift macht Aufsehen? Ich glaub's. Er läßt Dir übrigens schönstens für die Beendigung des Briefes vor der Reise danken.

Die Übersetzerin Gräfin D<iodati> hat wieder etwas verlauten lassen, ich will ihr nächstens mein Bild schicken. Man will Ritschl in Leipzig ein Album machen, also muß ich mich photographiren lassen. Auch unsre gute Mutter soll ein Bild bekommen.

Morgen wird Romundt seine Antrittsrede halten. Er hat auch für alle drei von ihm angekündigten Vorlesungen Studenten.

In der dritten Woche des November bekomme ich auf 8 Tage den Besuch Wagners und Frau.

Vorigen Dienstag war ich bei Frau Sarasin Brunner in hübscher Abendgesellschaft, allgemeine Erkundigung nach Dir und Hoffnung Deines Wiederkommens.

Frau Margreth läßt schönstens grüßen, sie schickte neulich Deine Hinterlassenschaften, auch der kleine Junge kam mit, um Grüße an Dich aufzutragen. Er rufe sehr oft zu Hause nach „Fräulein N."

Sonntag bin ich Mittags bei Bachofens, die außerordentlich herzlich sich bezeigen. Dann bin ich zu einem Ball bei La Roche Burckhardt's eingeladen dh. nicht zu den La Roches die Du kennst sondern zu den andern.

Auch Frl. Kästner hat mich zu einer Mittagsgesellschaft altmodisch-zierlich invitiert.

Über die 4 von Dir gekauften Exemplare habe ich mich sehr gefreut — ein treffliches Beispiel! In Schulpforte mag die Schrift nun auch ihre Wirkung thun. Gersdorff schrieb „freudetaumelnd"; er kommt Ende Dezember hierher.

Hoffen wir auf Weihnachten! Ich will mich bemühen, daß ziemlich 2 Wochen herauskommen. Aber es ist nicht leicht.

Grüße unsere liebe Mutter herzlich und nimm selbst den besten Dank für Brief und Wünsche.

Dein Bruder

Der arme Gustav, den ich sträflich lang warten ließ, erhält heute seine Noten. Entschuldige und beschwichtige — Übrigens ist er ein ausgezeichneter Musiker.

[«]

272. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, November 1872>

Lieber guter Freund, wir werden's schon ertragen. Hier ist das nächste, mich etwas bedrückende Faktum, daß an unserer Universität die Philologen ausgeblieben sind, für dies Wintersemester: ein ganz einziges Phänomen, das Du Dir wohl eben so deuten wirst wie ich. In einem speziellen Fall weiß ich sogar, daß ein Student, der hier Philologie studiren wollte, in Bonn zurückgehalten ist und beglückt an Verwandte geschrieben hat, er danke Gott nicht an einer Universität zu sein, wo ich Lehrer sei. — Kurz die Vehme hat ihre Schuldigkeit gethan, aber wir dürfen's uns nicht merken lassen. Daß die kleine Universität nun gar noch durch mich leiden soll, ist recht schwer zu ertragen. Wir sind um 20 Mann hinter dem Bestande des letzten Semesters zurück geblieben. Mit äußerster Noth habe ich ein Colleg über Rhetorik d<er> G<riechen> und R<ömer> zu Stande gebracht, mit 2 Zuhörern dh. einem Germanisten und einem Juristen.

Jacob Burckh. und der Rathsherr Vischer haben sich außerordentlich über Deine Schrift gefreut. Beiden habe ich von den schönen mir übersandten Exemplaren mitgetheilt, ebenso Overbeck und Ritschl, sodann den Florentinern Olga Herzen und Frl v Meysenbug. Nun habe ich 2 Prunkexemplare: vielleicht sieht das hier Gefertigte so aus wie Du es im Traume gesehn hast. Es trägt die Aufschrift E Rohde zur Geburt der Tragoedie und vereinigt Deine beiden Abhandlungen. Diese sind für mich ein Schatz, um den mich jeder Autor alter und neuer Zeit beneiden muß: Freund Immermann hier am Ort meint immer, Deine Sachen seien mindestens so schön wie die meinigen. Kurz, man bemerkt unser Orest- und

Pyladesthum χαλεποῖσιν ἐνὶ ξείνοισι und erfreut sich dran — was ich nur erwähne weil wir beide nicht bezweifeln daß viel mehr sich daran ärgern.

Von Auswärtigen hat noch Niemand einen Mucks gethan. Natürlich die Unsrigen abgerechnet. Das weißt Du, daß Wagner und Frau in wenig Wochen hierher, auf 8 Tage kommen? Romundt hat seine Antrittsrede gehalten und ist glücklich für alle drei von ihm angekündigten Collegien Zuhörer zu haben. Gersdorff kommt im Januar, auf der Durchreise nach Italien, hierher. Er war über Deine Schrift „freudetaumelnd!“

Hast Du von dem Zöllnerskandalon in Leipzig gehört? Sieh Dir ja einmal sein Buch über die Natur der Kometen an; es ist erstaunlich viel für uns darin. Dieser ehrliche Mensch ist, seit dieser That, in der schnödesten Weise in der gesammten Gelehrtenrepublik wie excommunicirt, seine nächsten Freunde sagen sich von ihm los und er wird in aller Welt als „verrückt“ verschrien! Ganz ernsthaft als „geisteskrank“, weil er nicht in das Trara-Horn der Kameraderie bläst! Das ist der Geist der Leipziger Gelehrten-Ochlokratie!

Daß ein Irrenarzt in „edler Sprache“ nachgewiesen hat, daß Wagner irrsinnig sei, daß dasselbe, durch einen andern Irrenarzt, für Schopenhauer geleistet worden ist, weißt Du wohl schon? Du siehst, wie sich die „Gesunden“ helfen: sie dekretiren für die unbequemen ingenia zwar kein Schaffot; aber jene schleichende böswilligste Verdächtigung nützt ihnen noch mehr als eine plötzliche Beseitigung, sie untergräbt das Vertrauen der kommenden Generation. Diesen Kunstgriff hat Schopenhauer vergessen! Er ist der Gemeinheit des gemeinsten Zeitalters wunderbar gemäß!

Jetzt aber muß ich in’s Colleg, will aber doch nicht mehr warten, Dir meinen Gruß zu schicken. Ich denke wir schicken uns diesen Winter so oft es geht Blättchen und Briefchen, aber auch ehrlich lange Episteln? Nicht wahr? Mein liebster Freund, sei nur guter Dinge, das Gute siegt schon dadurch daß man das Böse vergißt. Vergessen wir die Hunde!

Von ganzem Herzen
Dein F.

[«]

273. An Hugo von Senger in Genf

<Basel, Mitte November 1872>

Ihr großes Vertrauen zu mir, werthester Freund, spricht sich in Ihrem Schreiben so offen aus, daß ich heute, mit gleicher Offenheit, Ihnen zu entgegnen genöthigt bin: erstens: daß ich Philologe und etwas, wenn Sie wollen, Philosoph bin, dazu hart bestrittener (doch wie Sie aus beifolgender Schrift ersehen, gut vertheidigter) Philolog. Zweitens daß ich weder Musiker noch Dichter bin und somit auch bedauerlicher Weise Ihnen in diesem Falle weder zu rathen noch sonst zu nützen im Stande bin. Dazu habe ich, wenn Sie gütigst erlauben in meiner Eigenschaft als Philosoph, der die gegenwärtige Musikentwicklung im Zusammenhang mit einer zu erstrebenden Kultur betrachtet — einige eigne Gedanken über das gegenwärtige Componiren im großen dramatischen Musikstile. Ich weiß recht wohl, daß in den musikalischen Fachzeitschriften die Bedeutung Wagner's gerade dorthin verlegt wird, daß er die alten Formen Sonate Symphonie Quartett usw zertrümmert habe, ja daß überhaupt das Ende der reinen Instrumentalmusik mit ihm gekommen sei. Wenn nun daraus gefolgert wird, daß der Komponist jetzt nothwendigerweise zur theatralischen Musik übergehen müsse so bin ich immer sehr besorgt und vermuthe dabei eine Verwechslung. Jeder hat in der Art zu sprechen, die ihm geziemt: und wenn der Titan mit Donner und Erdbeben redet, so hat der Sterblichgeborne doch gewiß noch nicht das Recht, diese Sprachform nachzumachen, noch weniger die Pflicht! Wenn die höhere Kunstform erfunden ist, so sind, nach meiner Empfindung, die kleineren erst recht nöthig, bis zur kleinsten hinab, damit schon die Künstler nach ihrer verschiedenen Art sich aussprechen können, ohne fortwährend überdonnert zu werden. Die reinste Verehrung für W. zeigt sich gewiß darin, daß man als schaffender Künstler ihm in seinem Bereiche ausweicht und in seinem Geiste, ich meine, mit der unnachsichtlichen Strenge gegen sich selbst, mit der Energie, in jedem Augenblick das Höchste zu geben, was man vermag eine andre kleinere, ja die kleinste Form belebt und beseelt. Ich freue mich deshalb, daß Sie den Muth haben, die neuerdings so scheel angesehene Kantatenform ernst zu nehmen. und wenn Sie zB. bei diesem Ernstnehmen im Wagnerschen Sinne eine bessere Musik zu der Goetheschen Walburgisnacht zu machen vermöchten als Mendelsohn, so wäre das etwas Ordentliches und eines tüchtigen Wettkämpfers würdig; zudem würde Ihnen Niemand einen schöneren und — wie soll ich sagen? mehr reformatorischen Text bieten können.

Ich bitte Sie lieber Freund mit dieser Auslassung heute fürlieb zu nehmen und dieselbe so günstig und wohlwollend wie möglich zu deuten.

In Treue Ihr
Fr Nietzsche.

[«]

274. An Richard Wagner in Bayreuth

<Basel, Mitte November 1872>

Geliebter Meister,

nach Allem, was mir in der letzten Zeit wiederfahren ist, habe ich wahrhaftig am allerwenigsten ein Recht, irgendwie missmuthig zu sein, denn ich lebe wirklich inmitten eines Sonnensystems von Freundesliebe, trostvollem Zuspruch und erquickenden Hoffnungen. Doch giebt es einen Punkt, der mich augenblicklich sehr beunruhigt: unser Wintersemester hat begonnen und ich habe gar keine Studenten! Unsre Philologen sind ausgeblieben! Es ist eigentlich ein Pudendum und ängstlich vor aller Welt zu verschweigen. Ihnen, geliebter Meister, erzähle ich es, weil Sie alles wissen sollen. Das Factum ist nämlich so leicht zu erklären — ich bin unter meiner Fachgenossenschaft plötzlich so verrufen geworden, dass unsre kleine Universität Schaden leidet! Das quält mich sehr, weil ich wirklich derselben sehr ergeben und dankbar bin und am allerwenigsten ihr schaden möchte; jetzt aber feiern meine philologischen Collegen, auch der Rathsherr Vischer, etwas, was er in seiner ganzen akademischen Laufbahn noch nicht erlebt hat. Bis zum letzten Halbjahr war die Philologenzahl immer im Wachsen — jetzt plötzlich wie weggeblasen! Doch entspricht es dem, was mir aus andern Universitätsstädten zu Ohren kommt. Leipzig natürlich blüht wieder in Scheelsucht und Dünkel, alles verurtheilt mich und selbst diejenigen „die mich kennen“ kommen nicht über den Standpunct hinaus, mich wegen dieser „Absurdität“ zu bemitleiden. Ein von mir sehr geachteter Philologieprofessor in Bonn hat seine Studenten einfach damit beschieden, mein Buch sei „baarer Unsinn“ mit dem man rein nichts anfangen könne; jemand, der so etwas schreibe, sei wissenschaftlich todt“. So ist mir denn auch von einem Studenten berichtet worden, der erst nach Basel kommen wollte, dann in Bonn zurückgehalten wurde und nun an einen Baseler Verwandten schrieb, er danke Gott nicht an eine Universität gegangen zu sein, wo ich Lehrer sei. Glauben Sie nun, dass Rohde’s edelmüthige That etwas anderes erzeugen wird als Hass und Missgunst zu verdoppeln und gegen uns zwei zu richten? Das nämlich erwarten wir, Rohde und ich, mit der grössten Bestimmtheit. Das wäre aber allenfalls noch zu ertragen, aber der einer kleinen Universität von mir erwiesene Schaden, einer Universität, die mir viel Vertrauen geschenkt hat, schmerzt mich sehr und dürfte auf die Dauer mich zu Entschlüssen drängen, die bei mir schon aus andern Rücksichten immer von Zeit zu Zeit einmal auftauchen. — Übrigens kann ich dieses Winterhalbjahr gut benutzen, da ich jetzt nur noch, als einfacher Schulmeister, auf das Pädagogium angewiesen bin.

Das also war der „dunkle Punkt“, sonst nämlich ist alles Licht und Hoffnung. Ich müsste ein sehr moroser Maulwurf sein, wenn ich nicht durch solche Briefe, wie Sie sie mir schicken, zum Freudesprung begeistert würde. Also Sie kommen! Ich preise mein Glück und den Zahnarzt, denn diese Überraschung hätte ich nie zu träumen gewagt. Wollen Sie es diesmal vielleicht mit den „drei Königen“ versuchen? Ich halte sie für besser als Euler, in diesem Sommer habe ich mit meiner Schwester dort gegessen und einen sehr vergnügten Tag mit Fräulein von Meysenbug und dem Brautpaar Herzen-Monod verlebt.

Ihre herrliche Schrift über Schauspieler und Sänger hat bei mir wieder die Sehnsucht erregt, es möge jemand einmal aus Ihren aesthetischen Forschungen und Feststellungen einen zusammenfassenden Bericht machen, um zu zeigen dass inzwischen sich die ganze Kunstbetrachtung so verändert, vertieft und bestimmt hat, dass von der traditionellen „Aesthetik“ im Grunde nichts mehr übrig bleibt. Ich hatte auf dem Splügen gerade auch über die chorographische Bestimmtheit der griechischen Tragödie nachgedacht, über den Zusammenhang der Plastik mit der Mimik und Gruppenbildung der Schauspieler: gerade auch dies glaubte ich erkannt zu haben, wie genau Aeschylus selbst jenes Beispiel gegeben hat, von dem Sie reden: so dass selbst in unsren Texten durch wundersame Zahlensymmetrien sich Symmetrien der Bewegung errathen lassen; und ich knüpfte an Ihre Tragoedien die herrliche Hoffnung, dass von hier aus Mass Ziel und Regel für einen deutschen Stil der Bewegung, der plastischen Wirklichkeit sich finden müsse. Mit diesen vorbereitenden Gedanken las ich Ihre Schrift wie eine Offenbarung. —

Nun kam Rohde’s Schrift: nicht wahr, ich hatte ein Recht zu behaupten, nach dem Erscheinen des Pamphlets, dass ich selbst im kleinsten Nebenpuncte Recht habe? Es ist doch immer hübsch, wenn man dies dann durch einen zweiten bewiesen liest. Denn mitunter wird man gegen sich selbst misstrauisch, wenn die ganze Fachgenossenschaft so einmüthig in feindseligem Widerspruche ist. Was hat aber der arme Freund leiden müssen, um sich so lange mit einem solchen „Trossbuben“ herumzuschlagen! Wenn er es ausgehalten hat, so hat ihm der Hinblick auf Sie, geliebter Meister, den Muth und die Kraft gegeben. Wir sind nun Beide so glücklich, ein Vorbild zu haben — und wie beneidenswerth stehe ich da, einen solchen Freund wie Rohde zu besitzen, nicht wahr?

Als Curiosum erzähle ich noch, dass ich neulich von einem Musiker über einen Operntext zu Rathe gezogen wurde, im Grunde mit dem Wunsche, ich möge ihn selbst machen. Ich habe ihm eine weise Epistel geschrieben und sehr abgerathen: dagegen solle er eine gute Cantate componiren, nämlich die „Walburgisnacht“ Goethes noch einmal, nur besser als Mendelsohn! Ob er wohl folgen wird? — Das Ganze ist aber doch sehr spasshaft. —

In der Hoffnung dass Sie, bei Ihrer Wanderung im lieben niederträchtigen Deutschland, den bewährten Bayreuther Glücksgriff haben und mit dem Wunsche, recht bald eine Weisung zu erhalten, was etwa für Ihren hiesigen Aufenthalt vorzubereiten wäre, sage ich Ihnen heute von ganzem Herzen Lebewohl! und auf Wiedersehn!

Ihr alter Getreuer
F. N.

[«]

275. An Gustav Krug in Naumburg

Basel 15 Nov. 72.

Mein lieber Gustav

Ein paar Zeilen Dir zu senden will ich am wenigsten versäumen, so mannichfaltig auch die Arbeits- und Gedankennoth des Augenblicks ist. Ich verspreche Dir, am morgendlichen Festtage Deiner in Wein und Bier und anderen geistigen Getränken glückwünschend zu gedenken und dabei das Geburtstagscarmen abzusingen, dessen trotzige Weise Du immer noch nicht kennst, so oft ich sie Dir schon mitzutheilen versprochen habe.

Also verlebe auch das nächste Jahr „Freunden zum Trost, Feinden jedoch zu ewigem Neide!“ Tauche gesund und mit einem Schwanenlied auf der Lippe aus den sumpfigen Untiefen des Examens wieder an’s Licht — ἀγαθῇ τύχῃ, alter Freund!

Deine Noten wirst Du nun hoffentlich wieder in Deinen Händen haben — es dauerte unverzeihlich und eigentlich unbegreiflich lange; ja, kürzlich fieng ich wieder an, sträflicher Weise, die Absendung recht zu bedauern, da ich in kurzer Zeit den achttägigen Besuch R. W<agner>’s und seiner Gemahlin in Basel empfange; bei welcher Gelegenheit gewiß auch das Quartett des Freundes erwähnt und angesehn worden wäre. — Jetzt hat sich Meister Liszt über meine „Musik“ hergemacht — das ist doch ein rechtes Curiosum!

Du hast doch wohl Rohdes Schrift gelesen? Und für ihre Verbreitung gewirkt? Ich will, daß mein guter Verleger wirklich einige Exemplare absetzt. Er ist so honnet, ich wünsche daß er auch davon etwas hat. —

Rohde zeigt sich so, wie ich es allen meinen Freunden wünsche, stolz und gut.

Gersdorff kommt im Januar hierher und geht dann nach Italien.

Der Freund Romundt hat sich hier mit viel Glück habilitirt und liest in diesem Winter drei verschiedene Collegien, darunter eins mit 20 Zuhörern.

Deussen hat bei einer reichen russischen Familie in Genf ein gutes Nest gefunden, in glänzender Situation (und beiläufig 5000 frcs Gehalt)

Kurz, es geht den Freunden gut und deshalb hoffe ich auch Deinerseits auf üppige Examenerfolge.

Weihnachten uns wieder zu sehen ist jedenfalls ein schöner Gedanke — und doch keine volle Unmöglichkeit. Ich sage vorläufig nicht mehr.

Also, bester Freund, gehen wir hoffnungsvoll vorwärts und treulich vereint, wie ehedem

Von Herzen Dein
Friedrich Nietzsche.

Was macht unser Wilhelm?

[«]

276. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 20. und 21. November 1872>

Herzlich geliebter Freund, hier sende ich Dir das Curiosum des Ritter Schaf von Leutsch. Übrigens hat er mir auf meinen ebenfalls sehr zuvorkommenden Brief ebenfalls nicht geantwortet, vielleicht ebenfalls deshalb, weil ich mein Erstaunen über seinen Heldenmuth gar zu naiv ausgedrückt habe und am Schlusse ihn feierlich auf Dich und Deine „Afterphilologie" verwies. Laß fahren dahin, das alte Schaf hat davon doch keinen Gewinn — und wir erst recht nicht! —

Für Freitag Abend ist mir der Besuch Wagners und Frau hier angekündigt, etwa auf eine Woche: inzwischen telegraphisches unaufhörliches Wetterleuchten zwischen Basel Mannheim und Darmstadt. Da soll es hoch hergehen und Deiner soll, in Lust und Leid, immer treulich von uns Dreien gedacht werden! Mach Dich auf ein tüchtiges Gläser- und Ohrenklingen gefaßt!

Heute Abend ist hier ein üppiges Ballfest und da es für mich mit einer gewissen fluchwürdigen Romantik verknüpft ist, so mache ich es, wie das alte Pferd Ibykus ἦ μὰν τρομέω νιν ἐπερχόμενον.

Daß Ihr in Kiel nicht allein durch das Köchinnengesuch des Ehrenblaß heimgesucht seid, hoffe ich Dir durch mitfolgenden rein unglaublichen Brief zu beweisen. Ein ehrbares Hochzeitsgelüst ist, in einfacher Kutscherdeutlichkeit, darin ausgedrückt.

Was meinst Du aber dazu daß neulich ein ehrsamer Anderer, ein ganz tüchtiger Musikus mich um einen Operntext (mit karthagischer Musik, nach Salambô), zugleich um einen Cantatentext für altkatholische Reformzwecke in unbedingtestem Vertrauen angieng und zwar — wie er ganz ruhig explizirte — weil ihn sein Freund „der Dichter Lingg“ (ich nenne ihn „den Dichterling“) in Stich gelassen habe! Das gehört doch auch zu den „scheensten besten Kindern“, auch ich habe „sulliche“!

— Ich schreibe morgen’s, nach jenem Ballfest, von dem ich mich gegen 3 Uhr trennte, weiter: der Tag ist grau und regnerisch schmutzig, mir aber geht es vortrefflich „doch Gedanken stehn so fern“ heißt es bei Tiek und bei mir. — Also Du spielst in Kiel Komödie? —

Inzwischen traf eine Karte von Ritschl ein, die ich, zur Erbauung und andern Nebengedanken, beilege. Leider auch ein Telegramm, welches den Besuch W’s in Basel abmeldet, aber mich zu einem Zusammentreffen in Straßburg auffordert: dorthin werde ich auch morgen abreisen, um von Freitag bis Sonntag beglückte Atmosphäre zu schlürfen.

Ich denke jetzt, wenn ich kann und an jedem Ort, darüber nach, durch welche Schläue ich Dich und mich zusammenbringe, besonders um Dich aus Deiner erratischen Block-Einsamkeit zu erlösen. Hier läßt sichs bereits leben, weil man so viel demokratischen Takt hat, um den „Narren auf eigne Faust“, die Existenz zu gönnen. Aber schwierig ist’s, Dich da irgendwo hinein zu denken: denn überall stehen Candidaten, selbst am Katheder des noch keineswegs lebensmüden Gerlachii.

Deine Prophezeiungen mögen wohl zutreffend sein, mein lieber Freund; mich juckt der Daumen, wenn ich an sie denke, was ja sowohl ein wahrsagerisches als Händel — von der besten Sorte verkündendes — Phänomen ist. Ich litt sehr an der schwarzen Gallsucht, als ich Deinen Brief las und lief gleich darauf spazieren, um einen vernünftigen Einfall zu haben, wie ein materielles Fundament und Postament für Dich zu erbauen sei. Bis jetzt „oede das Meer“, kein Schiff zu sehn! In Straßburg will ich mit Wagner über den Begriff einer klassischen Professur in

Bologna verhandeln: auch Frl. von Meysenbug wird etwas Auskunft geben können. Was meinst Du, unter anderem, zum Rektorat in Bayreuth? Aber das sind bis jetzt alles ganz dumme Gedanken. Ein Redakteurgehalt mit c. 2000 Thl. könnte vielleicht ermittelt werden, wenn die von W. und mir längst geplante periodische Zeitschrift gegründet ist, in der, praktisch, durch Beispiel, die Möglichkeit einer hochgesinnten und durchaus fürnehmen, wahrhaft belehrenden Kulturzeitung bewiesen werden soll. Freilich erst vom Jahre 1874 an. Übrigens denke ich darüber nach, meine nächste Schrift als Festschrift für das Jahr 1874 und Bayreuth einzurichten, vielleicht wird sie den Titel haben — „der letzte Philosoph“. Ich baue daran pyramidum altius. — Ich dachte mir, daß wir auf irgend eine Weise kundzugeben hätten, wie jenes Jahr und jenes Fest zu ehren sei. —

Zuletzt bleibt immer für mich die Auskunft, Dir meine Professur feierlich zu cediren, mit der ich jetzt ohngefähr eine Einnahme von 4500 frs. genieße. Nun weiß ich zwar auch nicht recht, wo ich später unterkriechen soll, doch geht jetzt und eigentlich immer mein Schicksal so unerwartet, daß ich vielleicht schneller als man denkt darauf eine Antwort habe. Unter allen Umständen sollst Du nicht lange mehr in der trüben Materienstimmung und melancholischen Frage δός μοι ποῦ στῶ; Dich befinden; inzwischen spiele nur Komödie, liebster Freund. Wie auch ich gar nicht geneigt bin, die Miene „fröhlich pfeifender Nichtachtung“ abzulegen. Wir wollen schon, als Dioskuren, unsre Lebensrosse bändigen.

Adieu, alter Freund!
Hurra hoch! Du sollst leben!
Dein F N

[«]

276a. An die Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag

<Basel, November/Dezember 1872>

Geehrte Herren

es ist mir ein Vergnügen, Ihnen durch Übersendung meines Buches einen Wunsch zu erfüllen; wenn ich Ihnen aber mein Handexemplar sende, so bitte ich hierin zunächst nur meine Verlegenheit zu erkennen; ich kann kein neues Exemplar mehr von meinem Verleger erhalten, weil er keins mehr hat. —

Zugleich empfehle ich Ihnen eine ausgezeichnete Streitschrift, die durch mein Buch hervorgerufen ist „Afterphilologie. Sendschreiben eines Philologen (Prof Dr.

Rohde an der Universität Kiel) an Richard Wagner. Leipzig E. W. Fritzsch. Von einer separat gedruckten eingehenden Anzeige meines Buches, die zuerst in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung erschienen ist, lege ich vier Exemplare bei.

Endlich mache ich Sie noch auf einen offenen Brief Richard Wagner’s an mich aufmerksam, ebenfalls in der Norddeutsch. Allg. Z., vom 23. Juni dieses Jahres, zu finden.

Eine französische Übersetzung wird bald erscheinen. —

Es wird zuletzt erlaubt sein, meine geehrten Herren, den Wunsch recht von Herzen auszusprechen, daß mein Buch auch bei Ihnen dahin wirken möge, die Begeisterung für wahrhaft deutsche Bestrebungen, in Kunst und Wissenschaft, zu mehren und zu stärken.

Mit Hochachtung
der Ihrige
Dr Fr Nietzsche
Prof o. in Basel.

[«]

277. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 7. Dezember 1872>

Liebster Freund, wie geht’s? Nächstens hoffe ich Dir ein größeres photographisches Conterfei von mir schicken zu können, heute nur ein paar gute Grüße. Nicht wahr, inzwischen hast Du von Frau Wagner einen guten Brief erhalten? Ich habe gesehn, wie sie ihn vollendete — in Straßburg, wo wir nebeneinander, im Hotel ville de Paris, wohnten und wieder ordentlich nachgeholt haben, was man bei dem Auseinanderleben alles einbüßt. Von Dir war immer so die Rede als ob Du unter uns wärest, und die größte Offenheit war, in Hinsicht auf Dich, unter uns Regel und Nothwendigkeit. Soeben fragt sie bei mir brieflich an „Hören Sie von Prof. Rohde Gutes oder mindestens Erträgliches? Seit wir gemeinschaftlich sein Schicksal besprachen, geht mir das Brüten über Möglichkeiten nicht aus — die ewige Ohnmacht bei lebhafter Theilnahme ist ein schwer zu schleppendes Geschick!“ Eigentlich soll ich Dir Vieles noch erzählen, besonders über den außerordentlichen Eindruck, den W. und Frau von Deiner Schrift hatten (ebenso wie die Gräfin Muchanoff), wie Beide meinten, mit einem solchen polemischen Meisterstück könne man in Frankreich berühmt mit einem

Schlage werden: die Deutschen seien dafür zu wenig „fein“. Doch ich weiß nicht, was Frau W. Dir bereits alles geschrieben hat. Wir haben mit einander manche ganz annehmbare Möglichkeit für Dein äußeres Geschick in’s Auge gefaßt zB. die Stellung eines Bibliothekars bei der italiänischen (und Wagnerschen) Kronprinzessin. Irgend wann kommt etwas von dem heraus, was wir als Nummer in die Lebenslotterie, zu Deinem Besten, gesetzt haben.

Theilnehmende Briefbemerkungen habe ich über Deine Schrift neuerdings von Frl von Meysenbug, von Gustav Krug, von meiner Mutter und besonders mehrfache von meiner Schwester erhalten. Mein hiesiger Buchhändler sagte, sie wäre stark begehrt und verkauft. Mein Buch ist thatsächlich in Leipzig vergriffen. Das Neueste ist daß Jacob Bernays erklärt hat, es seien seine Anschauungen, nur stark übertrieben. Ich finde das göttlich frech von diesem gebildeten und klugen Juden, zugleich aber als ein lustiges Zeichen, daß die „Schlauen im Lande“ doch bereits etwas Witterung haben. Die Juden sind überall und auch hier voran, während der gute teutsche Usener gutgehörnt dahinten, im Nebel bleibt.

In der florentinischen Gesellschaft liest man jetzt meine Bildungsvorträge — es scheint dort jetzt gerade eine große Regsamkeit in Reform-Plänen der Anstalten zu sein, und es ergötzt mich sehr zu denken daß mein Stimmchen mit unter dem italiänischen Chorus gehört wird. — Die gute Gräfin Diodati übersetzt kräftig darauf los, Gott und der französische Sprachgenius möge sie in Schutz nehmen, daß ich mich nicht gar zu solökisch ausnehme.

„Der Philosoph“ dh. mein ganz unausgebrütetes Gedanken-ei liegt jetzt mir einzig in den Sinnen, so bunt und suchenswerth wie ein schönes Osterei für gute Kinder. — Gersdorff giebt im December seine juristische Laufbahn auf und kommt, nach Italien durchreisend, im Januar nach Basel. Krug hat ein sehr schönes Quartett gemacht und mir übersandt: es ist schönste „Erinnerungsmusik“ nämlich wie ein Tag aus unserem gemeinsamen Knabentraumleben, sehr abendwolkenhaft. Weihnachten will ich nach Naumburg und dort mit Krug etwas Musik machen, auch die Sylvesternachtsklänge sollen ihren Affektionswerth behalten: was kann ich dafür daß die Musik schlecht ist! Manfred ist übrigens noch „töller“, und ich denke nie ohne Gelächter an die absurde Trommeleiscene in Bayreuth im Hause des bestürzt bewundernden und überfallenen Buchhändlers.

Kann man Dich denn nicht nach Heidelberg berufen? Ribbeck Windisch sind Dir doch sicher — und Köchly hat nicht allzu viel zu sagen. Ich kenne dort nur einen Menschen und das ist ein Weib, aber ein sehr gutes, die Mutter des Malers Feuerbach. Ich werde, da ich ihr eben zu schreiben habe (in Sachen eines von mir protegirten Jesuitenzöglings, der hier in Basel Medezin studiren soll) Deine Schrift mitschicken.

Laß Dir's gut gehn, theuerster und lieber Freund, und sei muthig, wie ich es bin. Wagner's haben mich so gesund und „resolut“ im Goethe-Mazzinischen Sinne gefunden und sich darüber sehr gefreut. Bringen wir's erst dahin, einmal wieder zusammenleben zu können, so soll's ein Heidenleben geben! Inzwischen lies doch des Grillparzeri vorletzten Band (der Gesammtausgabe), die Aesthetika betreffend: er ist fast immer einer der Unserigen!

In herzlichem Gedenken
Dein F N.

[«]

278. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 9. Dezember 1872>
Montag.

Hier, meine liebe Mutter, mein<en> besten Dank für Deinen Brief, insgleichen für die Einlage von Lisbeth. Es ist alles in Ordnung und recht so: wenn ich gleich noch nicht bestimmt weiß, ob ich Weihnachten reisen kann. Doch hoffe ich darauf.

Ist eine ceinture und eine Schärpe dasselbe? Dies habe ich angenommen. Denn ich kann mir gar nichts bei einer „Schärpe“ denken. Oder soll es „Schürze“ heißen?

Hier folgt das Bild von Olga Herzen mit der Bitte an Lisbeth, ihre Photographie als Gegengabe, dem Versprechen gemäß, nach Florenz zu schicken. Aber sie hat jetzt keine Photographien, nicht wahr? Sehr schönen Brief von Frl. v. Meysenbug, nebst ihrer Photographie an mich — ich schicke sie auch mit, aber sie gehört mir. Nein, ich schicke sie nicht mit, der Brief wird zu schwer. Eben habe ich mein Bild gesehn — wilder denn je! Wenig ergötzlich. Aber sehr kräftig.

Mit Wagners habe ich herrliche Tage in Straßburg verlebt, wo wir zu einem rendezvous zusammengekommen waren, von Freitag bis Sonntag. Wir wohnten zusammen in Hotel ville de Paris.

Hier habe ich einen Ball bei La roche's mitgemacht und Einladungen von Vischers im blauen Hause, Turneysens Gemuseus, Immermann's, Burckhardt-Heuslers gehabt.

Gustav Krug hatte die schöne Gefälligkeit und Gewogenheit, mir sein Quartett in trefflicher Abschrift zuzuschicken. Ich habe es Wagner’s übermittelt: wenn sie, in der Weihnachtszeit, nach Bayreuth zurückkommen, soll es vorgenommen werden, wie sie mir schreiben.

Nun adieu für heute, es ist ein flüchtiges Briefchen, aber belastet von sehr guten und handfesten Grüßen — alles zusammen doch recht schwer, der Photographie mit eingerechnet.

Herzlichst Euer oder
Dein
Fritz.

[«]

279. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

Basel Donnerstag 12 Dez. 1872.

Herzlich geliebter Freund

das ist nun auch vorbei, und das gemischte Gefühl, das jeder Todesfall in uns erzeugen muß, ist hier besonders stark. Er hat es überstanden, dieses Dasein — wir müssen’s eben noch überstehen und zu dem Schwersten, was wir zu überstehen haben, gehört gewiß die sicher eintretende immer größere Vereinsamung — Geschwister Eltern Freunde — alle gehen davon, allmählich wird alles Vergangenheit, und wir uns selbst.

Nun lebst Du Deinen Eltern noch mehr als sonst; und wir alle, Deine Freunde, müssen wünschen und von Herzen dazu thun, daß auf Dir als auf einem kräftigen guten und schönen Fundamente die Hoffnung Deines Geschlechtes ruhe. Du siehst gewiß jetzt muthiger in die Zukunft als vor ein paar Jahren und wirst es selbst genug empfinden, welches Heil für den Sterblichen in einem ernsten, bewußten und alle Tiefen unserer Natur erregenden Streben liegt. Allmählich läuft alles Rechte und Tüchtige, dessen wir fähig sind, auf einer Bahn, nach einem Ziele; wir erstarken in dieser Empfindung und werden von den heftigen Schlägen des Schicksals nicht mehr zertrümmert.

Ich bin glücklich Dich bald wieder zu sehen und mich Deiner Tapferkeit erfreuen zu können. Es ist ja eine ernste Bildungsreise, die Du unternimmst; und wenn Du, vor ihrem Beginne, noch einmal das schreckliche Bild der Natur, mit Sarg und Begräbniß gesehen hast, so wirst Du Dir immer bewußt bleiben, auf welchen Schrecken auch das schönste Dasein und die befreiendste Kunst ruht, aber ebenso, wie wir das Himmelreich, sei es nun das der Religion oder der Kunst oder des reinen Erkennens, immer brauchen, um das Erdenreich oder die Erdenluft ertragen zu können. —

Für mehrere Briefe habe ich Dir zu danken, lieber Freund, und wenn ich so schwer zum Antworten kam, so hieng es diesmal an einer kleinen Erwartung: ich wollte Dir gerne meine Photographie mitschicken und es dauerte längere Zeit, ehe ich mich zum Photographirtwerden entschließen konnte und ehe der Photograph fertig wurde. Hier bekommst Du das erste Bild, das er mir sendet. Die Nacht bevor es aufgenommen wurde, wurde ich durch ein großes Feuer erschreckt, auch habe ich ein paar Stunden durch Wassertragen usw mit geholfen, kurz, es wird wohl an der Photographie etwas zu merken sein, daß ich die Nacht vorher nicht geschlafen hatte. Sie hat etwas Wildes und Bojarenhaftes.

Frl. von Meysenbug (Florenz via Alfieri 16) schreibt mir daß es ihr eine sehr große Freude sein würde, Dich wiederzusehen. Sie hat mir ihr Bild geschickt und erzählt von dem Eindrucke, den meine Vorträge über Bildungsanstalten auf sie und die anderen Zuhörer machen. Es ist jetzt gerade ein sehr günstiger Augenblick, daß diese nach Florenz gelangt sind, da man dort mit der Reform des Erziehungswesen's und der Lehranstalten fast ausschließlich beschäftigt ist.

Was macht denn der arme Wilamowitz? Ich weiß nicht, woher ich hörte daß er auch nach Italien reise; wobei nur zu wünschen wäre, daß Ihr nicht zusammentrefft.

Ein paar beglückte reine Tage habe ich mit Wagners in Straßburg zusammen verlebt und mich der unbedingten Zugehörigkeit zu diesen Beiden auf das Schönste versichert. Sie freuten sich recht über meine Gesundheit und über mein „Resolut“ sein, im Goethe-Mazzinischen Sinne. Dessen bedarf es aber auch, denn ich erlebe mancherlei, was man nur sehr gepanzert erträgt.

Ich habe jenen Spruch auf das Bild geschrieben und meine, es sollte auch für Deine Italienreise ein schönes Motto abgeben.

Weihnachten werde ich mit den Meinigen in Naumburg zusammen sein, aber mit den ersten Tagen des Januar bin ich wieder in Basel und erwarte Dich.

Ich drücke Dir, Du lieber Freund, die Hand und wünsche Dir stillen und ertragenden Muth in so schweren Zeiten.

Von Herzen der Deinige
Friedrich Nietzsche

[«]

280. An Erwin Rohde in Kiel (Rückseite einer Photographie)

<Basel, Mitte Dezember 1872>

Hier, liebwerthester Freund, die Photographie! Ich schaue böse drein, die gefälligen Mienen musst Du Dir suppliren.

Im Übrigen — decussatio epistolarum!

Wo Wagners jetzt sind, weiss ich auch nicht; kommen sie aber nach Hamburg, so wollen sie Dir telegraphiren. Das ist ausgemacht.

Gersdorffs letzter Bruder ist gestorben — im Irrenhause.

Die zwei Weihnachtswochen bin ich in Naumburg, Sonnabend reise ich ab. —

Als Motto des Bildes empfehle ich die Selbstanrede

„in otio tumultuaris, in tumultu es otiosus“

Wo stehts? Bei Cornificius.

Leb recht schön wohl, alter Freund.

[«]

---

281. An Hugo von Senger in Genf (Rückseite einer Photographie)

<Basel, Mitte Dezember 1872>

Hier, mein werthgeschätzter Freund, meine Photographie, die sehr viel freundlichere Mienen machen müsste, wenn sie ein treues Bild meiner Gesinnung gegen Sie sein sollte.

Treulich
Ihr
Friedrich Nietzsche.

[«]

281a. An Unbekannt

<Basel, vermutlich kurz vor dem 20. Dezember 1872>

Geehrter Herr,

daß ich der freundlichen Einladung zu Ihrem Feste nicht entsprechen kann, da ich für Samstag und die nächsten Tage zu einer Reise genöthigt bin, bedaure ich um so mehr, als Ihr Verein ein eigentlicher Altersgenosse von mir ist und ich wohl Verlangen getragen hatte, mir ihn einmal, noch dazu bei so festlichem Anlasse, aus der Nähe anzusehen. Sie feiern da eine stattliche Reihe von Jahren, welche dem Verein Ehre macht und Vertrauen erweckt. Doch vertraue ich eigentlich mehr noch dem Geiste der Jugend, der in ihm wohnt und der, wie mir scheint, noch mehr die Aufgabe hat, das neue Gute zu beginnen, als das alte Gute zu bewahren. Sie dürfen glauben, dass ich einem Vereine, der von diesem Geiste der Jugend beseelt ist, immer eine aufrichtige Neigung schenken werde. Das Losungswort der Jugend hat aber Goethe gesprochen, als er ihr unablässig zu streben rieth

„uns vom Halben zu entwöhnen
und im Ganzen, Guten, Schönen
resolut zu leben.“

Ich bitte Sie, geehrter Herr, Ihren Verbindungsgenossen mein Bedauern über meine Absage ebensowohl als meine Wünsche für das glückliche Fortbestehen Ihres Vereins auszudrücken.

Ergebenst der Ihrige
Dr. Friedrich Nietzsche

[«]

282. An Malwida von Meysenbug in Florenz

Basel 20 Dec. 72.

Verehrtestes Fräulein,

Sie haben mir eine große Freude gemacht, für die ich Ihnen auf der Stelle gedankt hätte, wenn es nicht nöthig gewesen wäre, eine Photographie von mir beizulegen. Nun gab es aber keine — und wie Sie sehen — giebt es jetzt zwar welche, doch wieder vom alten Seeräuberstil, so daß ich zu der metaphysischen Annahme gedrängt werde, es möge das, was die Photographen so und immer wieder so darstellen, mein „intellegibler“ Charakter sein; denn mein intellektueller ist es so wenig daß ich Bedenken trug, Ihnen dies Conterfei meiner schlechteren Hälfte anzubieten. Kurz, ich wollte sagen, es gab erst einen Zeitverlust, weil ich keine Photographie, und dann wieder einen, weil ich eine hatte — aber eben eine solche! Ich erkläre dies ausdrücklich, weil ich Ihre Photographie für unbegreiflich gut halte: wie sich auch meine Schwester über das Bild von Fräulein Olga eben so dankbar als erfreut zu äußern allen Grund hat. Ich reise jetzt für zwei Wochen nach Naumburg um dort Weihnachten zu feiern: während dieser Zeit will ich meine Schwester dazu bringen, sich photographisch hinrichten zu lassen: wenigstens bezeichnet dieser Ausdruck meine Empfindung, wenn der einäugige Cyklop als deus ex machina vor mir steht. Während ich mich dann bemühe, dem Verderben Trotz zu bieten, geschieht bereits das Unvermeidliche — und ich bin von Neuem als Seeräuber oder erster Tenor oder Bojar et hoc genus omne aeternisirt.

Nun werden Sie die Vorträge gelesen haben und erschreckt worden sein, wie die Geschichte plötzlich abbricht, nachdem so lange präludirt war und in lauter negativis und manchen Weitschweifigkeiten der Durst nach den wirklichen neuen Gedanken und Vorschlägen immer stärker sich eingestellt hatte. Man bekommt einen trocknen Hals bei dieser Lektüre und zuletzt nichts zu trinken! Genau genommen paßte das, was ich mir für den letzten Vortrag erdacht hatte — eine sehr tolle und bunte Nachtbeleuchtungsscene — nicht vor mein Baseler Publikum, und es war gewiß ganz gut, daß mir das Wort im Munde stecken blieb. Im Übrigen werde ich recht um die Fortsetzung gequält: da ich aber das Nachdenken über das ganze Gebiet etwas vertagt habe, etwa auf ein Triennium — was mir, bei meinem Alter, leicht wird — so wird der letzte Vortrag gewiß nie ausgearbeitet werden. — Die ganze Rheinscenerie, so wie alles Biographisch-Scheinende ist erschrecklich erlogen. Ich werde mich hüten die Baseler mit den Wahrheiten meines Lebens zu unterhalten oder nicht zu unterhalten: aber selbst die Umgebung von Rolandseck ist mir in bedenklicher Weise undeutlich in der Erinnerung. Doch schreibt mir auch Frau Wagner, daß sie sich, am Rheine reisend, meiner Schilderung entsonnen habe.

Unser Zusammentreffen hat stattgefunden, in beglückendster Weise, aber nicht hier in Basel, sondern in Straßburg: nach langem telegraphischen Wetterleuchten zwischen hier und mehreren süddeutschen Städten wurde endlich der Baseler Aufenthalt als unmöglich erkannt, und so reiste ich denn eines Freitags nach Straßburg, wo wir mit- und beieinander zwei und einen halben Tag verlebten, ohne alle sonstigen Geschäfte, sondern erzählend und spazierengehend und Pläne machend und der herzlichsten Zueinandergehörigkeit uns gemeinsam erfreuend. Wagner war mit seiner Reise recht zufrieden, er hatte tüchtige Stimmen und Menschen gefunden und war heiter und zu allem Unvermeidlichen gerüstet. Der ganze Winter geht drauf, denn nach Weihnachten geht es nach dem östlichen Norden Deutschlands, besonders nach Berlin, wo auf drei Wochen etwa Halt gemacht werden soll. Es ist nicht gewiß, aber möglich, daß er nach Mailand, zur Scala-Aufführung kommt.

Gersdorff trifft in der ersten Hälfte des Januar hier ein, um dann unverzüglich weiter, nach Florenz und Rom zu reisen. Im Februar will er mit seinem Vater in Rom zusammentreffen. Er bedarf jetzt, ebenso wie sein Vater, doppelt dieser längst vorbereiteten Reise, da in der allerletzten Zeit sein einziger Bruder, nach dreijährigem leidensvollen Aufenthalte im Irrenhause (Illenau), gestorben ist. Er ist nun die einzige Hoffnung seines Geschlechtes; seine Eltern sind ganz vereinsamt, da auch die letzte und jüngste Schwester, die bisher mit den Eltern zusammen lebte, sich jetzt verheirathet hat, mit einem Gr<afen> Rothkirch-Trach. Übrigens hat Gersdorff mir neulich ganz begeistert ebenso über Ihre als die Herzenschen Memoiren geschrieben: woraus Sie wenigstens das entnehmen können, daß er bei seiner Vorbereitung auf Italien, sich doch besonders auch auf Florenz gut vorbereitet.

Beiläufig: was sind denn das für philologische Fragen, vereintestes Fräulein, die Sie wie Sie schreiben auf dem Herzen haben? Machen Sie doch mit mir einen Versuch — falls Ihnen nicht etwa Wilamowitz den Glauben an meine Philologie erschüttert hat. Für diesen Fall stehe ich aber immer noch zu Diensten, da ich dann Freund Rohde heranziehen würde, an dessen Philologie zu zweifeln ich Niemandem erlaube.

Was haben Sie denn für den nächsten Sommer, nach der sehr schmerzlichen Trennung von Fräulein Olga, beschlossen? Und auf welchen Termin ist die Vermählung angesetzt? Und soll sie in Paris gefeiert werden? Oder bei Ihnen in Florenz?

Das Buch des Hr Monod über Gregor von Tours ist in den deutschen gelehrten Zeitschriften sehr rühmend besprochen und als das Beste und Werthvollste, gerade vom Standpunkte strenger historischer Schule aus, bezeichnet worden, was bis jetzt über Gregor geschrieben ist.

Heute Abend will ich abreisen. Ich sende Ihnen und Fräulein Olga einen herzlichen Weihnachts- und Neujahrsgruß zu. Es lebe dieses Jahr, aus manchen andern Gründen, aber namentlich weil es so schöne und hoffnungsreiche Gemeinsamkeiten geschaffen hat. Es läuft alles auf einer Bahn, und dem Tapferen muß das Gute und das Schlimme gleich recht sein.

Verehrungsvoll Ihr
getreuer
Fr Nietzsche

[«]

283. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 20. Dezember 1872>
Freitag.

Meine liebe Mutter und Schwester,

diesmal wird’s Ernst mit meinem Kommen, falls nicht etwa ein Eisenbahnunglück meine guten Absichten vereitelt. Am Sonnabend Abend reise ich ab, am Sonntag Nachmittag bin ich bei Euch. Ich will auch gleich des Bestimmtesten mittheilen, wie lange ich bei Euch bleiben kann, nämlich 14 Tage dh. am Sonnabend nach Neujahr muß ich von Naumburg abreisen.

Das Wetter ist hier ganz mäßig, sodaß ich nicht erfrieren werde.

Adieu! Adieu! Kocht mir Kaffeu!
Euer F.

[«]

284. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

Naumburg 23 Dec. 72.

Mein theurer Freund,

heute begrüße ich Dich zu Deinem Geburtstage und wiederhole Dir alle jene herzlichen und besonders lebhaften Wünsche, die heute und in den letzten Zeiten alle die Dir Zugehörigen, seien sie verwandt oder befreundet, Dir ausgesprochen haben. Wir wollen alle von Herzen Dein Bestes, wie wir uns freuen, Deinem Lebenslauf in aufsteigender Linie mit theilnehmenden Blicken und zu unserer steten Genugthuung folgen zu können. Wenn ich mich erinnre, wie näher und immer näher sich die Lebenspfade und Lebensziele von uns Beiden verschlungen haben — oder um genauer zu reden, wie sie sich immer mehr genähert haben und endlich in Eins zusammengeflossen sind, wie zwei Bäche, die in einen Strom und zu einem Meere hin zusammen zu fließen den kaum bewußten Willen haben — wenn ich mir das vorhalte, Pforte Universitätszeit Leipzig Kriegsjahre Tribschen so weiß ich daß das letzte Jahr auf diesen Freundschaftsbund Siegel auf Siegel gedrückt hat und daß von nun an unsre Zueinander-Gehörigkeit als wohl verbrieft und versiegelt unsern Lebensrest durchdauern wird.

Also lieber alter Freund, freuen wir uns heute auch unserer Freundschaft; ich wünsche mir heute das Beste, wenn ich es Dir wünsche.

Das Buch, das ich Dir hiermit überreiche, ist das mir von Romundt gewidmete und überhaupt somit das Erste, das mir gewidmet ist — also ein Freundschafts-Denkmal! Weshalb ich wünsche daß es auch in Deiner Bibliothek sei.

Nun zum Schlüsse eine Anfrage in Betreff Deiner Reise. Ich schreibe also von Naumburg aus, wo ich gestern Abend eingetroffen bin; meine Absicht ist, spätestens Sonnabend Abend nach Neujahr von hier zurückzureisen, so daß ich Sonntag Abend in Basel bin. Wäre es nun nicht möglich daß wir einen Theil zusammenreisten, etwa gar mit einer kleinen Variation über Bayreuth? Ich frage an bei Dir und bitte um Vorschläge.

Meine Angehörigen tragen mir herzliche Grüße auf: auch bitte ich Dich, mich Deinen verehrtesten Eltern von Neuem wieder anzuempfehlen.

Jetzt schreibe ich noch an Frau Wagner: dieselbe bekommt von mir ein Manuscript mit folgendem Titel und Inhalt:

Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen
und nicht zu schreibenden Büchern.

1. Über das Pathos der Wahrheit.
2. Der griechische Staat.
3. Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten (die ganz neue Vorrede kennst Du auch noch nicht)
4. Der Wettkampf.
5. Über das Verhältniss der Schopenhauerischen Philosophie zu der deutschen Cultur.

Diese fünf Vorreden, die Dir alle noch fremd sind (wie auch Wagners), wirst Du möglicherweise in Bayreuth lesen.

Leb wohl lieber Freund und behalte mich lieb.

Treulichst
Dein F. N.

[«]

284a. An Cosima Wagner in Bayreuth (Briefdisposition)

<Naumburg, 23. Dezember 1872>

Photogr<aphie>. Vorreden. Gersdorff. Pohl. Von neuen Arbeiten. J. Burckhardt. Bernays. Remittenten. Math<ilde> Maier. Componirabschluß.

[«]

285. An August von Loën in Weimar (Entwurf)

<Naumburg, 25. Dezember 1872>

Ich gehöre zu den Wenigen, die nie den Lohengrin gehört haben und höre dass er morgen den 26ten gegeben wird. Bitte sagen Sie mir doch ob dies wahr ist. Dann werde ich kommen und mich freuen Sie wiederzusehen.

[«]

286. An Therese von Sachsen-Altenburg (Entwurf)

<vermutlich Naumburg, nach Weihnachten 1872>

Wenn ich mir hiermit erlaube Ihnen allergnädigste Prinzeß mein Bild zu übersenden, so hätte ich mindestens zu wünschen daß die Miene desselben weniger gestreng und finster wäre, um etwas mehr die ebenso ehrerbietige als verehrend dankbare Empfindung auszudrücken in der ich allezeit gegen Eu<re> Königl. Hoheit verharre und verharren werde. Ich hoffe gewiß nicht umsonst, irgendwann einmal diese Gesinnung persönlich aussprechen zu dürfen: inzwischen bitte ich überzeugt zu sein daß wir der liebenswürdigsten Theilnahme an unsrem Weihnachtsfest — gleich mir persönlich — uns von Herzen erfreut haben und jeder von uns der freundlichen und verehrungswürdigen Geberin eingedenken und dies heute brieflich auszusprechen wünschen muß.

Indem ich damit die Bitte aussprechen will das übersandte Bild freundlich anzunehmen, werde ich nie aufhören mich zu bezeichnen

als den allerergebensten Diener

[«]

[Briefe 1873]

[BRIEFE 1873]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1873]

287. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
288. An Erwin Rohde in Hamburg
289. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
290. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
291. An Carl Riedel in Leipzig (Entwurf)
292. An Carl Fuchs in Berlin
293. An Franziska Nietzsche in Naumburg
294. An Erwin Rohde in Kiel

[«]

[Februar 1873]

295. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
296. An Erwin Rohde in Kiel
297. An Malwida von Meysenbug in Florenz

[«]

[März 1873]

298. An Carl von Gersdorff in Rom
299. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
300. An Erwin Rohde in Kiel

[«]

[April 1873]

301. An Carl von Gersdorff in Rom
302. An Malwida von Meysenbug in Florenz
303. An Cosima Wagner in Bayreuth (Entwurf)
304. An Richard Wagner in Bayreuth
305. An Richard Wagner in Bayreuth
306. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Mai 1873]

307. An Erwin Rohde in Kiel
308. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
309. An Richard Wagner in Bayreuth

[«]

[Juli 1873]

310. An Elisabeth Nietzsche in Novolles

[«]

[August 1873]

311. An Elisabeth Nietzsche in Novolles
312. An Carl von Gersdorff in Basel (Widmung)

[«]

[September 1873]

313. An Richard Wagner in Bayreuth
314. An Gustav Krug in Naumburg
315. An Franziska Nietzsche in Naumburg
316. An Carl von Gersdorff in Siena
317. An Carl Fuchs in Berlin

[«]

[Oktober 1873]

318. An Carl von Gersdorff in Bologna
319. An Erwin Rohde in Hamburg
320. An Emil Heckel in Mannheim
321. An Franziska Nietzsche in Naumburg
322. An Erwin Rohde in Kiel
323. An Richard Wagner in Bayreuth
324. An Carl von Gersdorff in Venedig

[«]

[November 1873]

325. An Carl von Gersdorff in Mailand
326. An Gustav Krug in Bonn (Rückseite einer Photographie)
327. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
328. An Eugen Kretzer in Godesberg
329. An Hugo von Senger in Genf
330. An Erwin Rohde in Kiel
331. An Erwin Rohde in Kiel
332. An Emil Heckel in Mannheim

[«]

[Dezember 1873]

333. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
334. An Wilhelm Pinder in Delitzsch bei Halle
335. An Carl von Gersdorff in Ostrichen
336. An Wilhelm Pinder in Naumburg (Visitenkarte)
337. An Franz Overbeck in Basel
338. An Erwin Rohde in Hamburg
338a. Vermutlich an August Beck in Basel (Visitenkarte)

[«]

[«]

287. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

<Naumburg (oder Basel), erste Januarhälfte 1873>

Können Sie dies, geehrtester Herr, für Ihre Rubrik „musikalische Kannegießerei“ gebrauchen?

Mit den besten
Grüßen
der Ihrige
F. N.

[«]

288. An Erwin Rohde in Hamburg

Naumburg. 4 Jan. 1873

Herzlichen Dank, geliebter Freund, für Deinen weihnachtlich vergnügten Gruß und Brief. Inzwischen wirst Du wohl mein Photogramm bekommen haben: heute will ich, als am letzten Naumburger Ferientage, nur ein Wörtchen schreiben, denn heute Abend fahre ich schon wieder retrorsum. Oft ist Deiner gedacht worden, von Gustav und mir, wenn je musicirt wurde, und noch öfter bei mir zu Hause. Ich habe an Frau Wagner ein dickliches Manuscript geschickt mit folgendem Titel: Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen (und nicht zu schreibenden) Büchern. 1. Über das Pathos der Wahrheit. 2. Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten. 3. Der griechische Staat. 4. Über das Verhältniss der Schopenhauerischen Philosophie zu einer deutschen Cultur. 5. Der Wettkampf. Davon kennst Du höchstens Nr. 3; alles Andre ist ganz neu.

W<agner> lud mich zum Neujahrstag ein, zur Geburtstagsfeier von Frau Cosima; ich konnte nicht kommen. Im Januar denke ich wirst Du Beide in Hamburg zum großen Concert begrüßen und wahrsch<einlich> während dieser Zeit der cavaliere von Fr<au> W<agner> sein.

Am zweiten Feiertag war ich in Weimar, um den Lohengrin zu hören: ich hatte dem Intendanten telegraphirt daß ich ihn noch nie gehört habe und war in seiner Loge. Auch in Leipzig war ich einen Nachmittag: mein Verleger hatte brieflich die

Erlaubniß zur zweiten Auflage eingeholt und ich gab mündlich die vergnügte Zustimmung. Nun bitte ich Dich mir unumwundenst zu sagen, was Du etwa an Worten verändert und vertauscht wünschest. Du bist der beste Kenner und Beurtheiler des Buches, auch seines Details, bitte sage mir, was Du meinst. Ich schicke ein Blatt mit, worauf ich notirt habe, was mir aufgefallen ist. Was denkst Du zur Einführung der griechischen Endungen Dionysos? Mit Ritschl war ich auch zusammen, er hat mir über die Kieler Professur alles Einzelnste mitgetheilt: er meint, daß Schöll nicht annehmen werde. Von Dir meinte er, es könne Dir nicht fehlen, einmal eine gute ordentl. Stellung zu bekommen, auch seist Du schon mehrfach genannt worden, bei anderen Gelegenheiten. Von Freiburg schwieg er. Übrigens weiß ich, daß die Freiburger unglücklich über ihren absoluten Fehlgriff (Keller) sind. — Von mir wußte Ritschl manches Unangenehme zu vermelden zB. daß ich ein schlechter Dozent sein solle (er drückte es nicht so stark aus, aber er meinte es) Ich habe ihn gebeten mir dies schriftlich zu geben und werde Dir das Documentum zuschicken. Ich sei nicht populär genug etc. Da nun die augenblickliche Zahl von 2 Zuhörern dafür spricht, und alle Welt aus meinem Buche sich eine verrückte Vorstellung über meinen Vortrag macht, so begreife ich, bei der herrschenden Mißgunst gegen mich, jenes Urtheil — an das aber jetzt, mit Schlauheit, meine akademische Unmöglichkeit und Unbeförderbarkeit angeknüpft werden wird. Übrigens glaube ich, ohne alle Bescheidenheit, daß ich ein ganz leidlicher Dozent bin, und auch in Basel glaubt man dies. —

Lebewohl mein lieber Freund und lebe immer besser im neuen Jahre. Sei überzeugt von meinem guten Muthe und daß wir endlich triumphiren werden. Amen.

F. N.

[«]

---

289. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 6. Januar 1873>

Seht Ihr's, ich bin gut hier wieder angekommen und melde Euch dies auf diesem zierlichen Bögelchen. Nachtreise ziemlich verschlafen: in Basel gut geschmuggelt. Am Naumburger Bahnhof war wirklich Gustav Krug, um mir das Geleit zu geben — höchst freundschaftige Bemühung um mitternächtige Stunde!

Bin nun wieder in aller Arbeit darin und fand gute Briefe vor. Erstens eine Neujahrsgratulation von St. Gotthard in Luzern. Dann ein Schreiben von Seiten des „allgemeinen deutschen Musikvereins“, der mich zum Preisrichter für eine ausgeschriebene Preisarbeit ernennt und mich einladet einen dritten Preisrichter vorzuschlagen, der Germanist sein muß. Wir werden also unser drei sein — außer mir Geh. Rath Müller in Gotha und der Germanist (ich werde wohl Heyne vorschlagen.)

Dann fand ich wieder so eine französische Balleinladung vor, von Ringwald's, für den 16ten Januar.

Endlich ein höchst befriedigter, obschon mich nicht befriedigender Brief von Deussen aus seiner fürstlichen Üppigkeit heraus.

Gersdorff wird nun auch von mir erwartet. —

Minna läßt schönstens danken. Sie hat mir gesagt daß ein neuer Bettüberzug ein sehr wünschbarer Zuwachs meiner Wäsche sein würde, da die alten eben alt sind.

Der Teppich, auf den der Steuerbeamte sich schnell stürzte, um sich eben so schnell zurückzuziehen, soll morgen ausgebreitet werden.

Overbeck und Romundt und ich haben Sonntag Abend nach meiner Ankunft zusammen gespeist. Der Theekasten prangt und die neuen Hemden sind in die Wäsche.

Mein Brief ist wie der Brief einer Köchin. Mein drittes Wort ist Wäsche oder etwas zu Verschmausendes. Die Wurst ist angeschnitten, wie es die Stolle war, und die Homeriden auf Chios, von denen der alte General sprach, gratuliren mir zum Neujahr. „Wundeerschön“ ausgedrückt!

Nun seid herzlich gegrüßt und habt allen den Dank, den ich Euch für diese vortrefflichen Weihnachtstage schulde.

Von Herzen
Euer F.

[«]

290. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 27. Januar 1873>
Montag.

Meine liebe Mutter und Schwester

ich schwieg so lange als ich schweigen mußte, denn ich war nicht wohl und lag, in Folge einer Erkältung, zu Bette. Nun geht es so matt hin, in's Freie darf ich heute noch nicht, denn es ist stürmisch-regnerisch, obschon lauwarm. Ich weiß gar nicht mehr, was ich essen soll, denn zu nichts habe ich Appetit. Und der Husten ist noch immer heftig, doch gelöster. Immermann erscheint täglich, als getreuer Freund und Arzt. Eben nehme ich mir vor einen ganzen Ballen von Briefen zu beantworten: als da sind: Einladungen (zu Vischer-Sarasin, Turneysen-Merian, J. J. Merian, dann zu einem großen Balle bei La Roche Burkhardts, die Du kennst, liebe Lisbeth; Ringwald's, beiläufig, ist Dalbe). Dann Erkundigungen nach meinem Befinden: Frl. Kestner. Dann lange Freundesbriefe: Deussen (aus üppigen Verhältnissen heraus, ist zufrieden, doch brieflich der Narr wie früher), Frl. von Meysenbug, rührender Neujahrsbrief, Rohde, dann Dr Fuchs (Brief von 20 ganz großen Seiten „die Naumburger Stunden gestalten sich in der Erinnerung wie ein liebliches Mährchen") Dann offizieller Briefverkehr: Prof. Riedel in Leipzig, Preisfragen-Einzelheiten. Es schwindelt mir! Dann Prof. Giliéron, der hier Doktor werden will und mir ein Manuscript von 160 lateinisch geschrieben Bogenseiten eingeschickt hat!

Ich hatte den Besuch des ausgezeichneten Gersdorff, zu aller meiner hiesigen Freunde Frohgenuß, von Freitag bis Montag. Viel Gutes besprochen. Er mußte dann über den Splügen reisen und wird wohl in Florenz eingetroffen sein.

Am Abende seiner telegraphisch angekündigten Ankunft (Donnerstag) konnte ich ihn nicht empfangen, denn ich war im blauen Hause, das in allem Glanze des Patriziers strahlte.

Nun Ihr habt einen schönen Verlobungsjubel angestimmt. Wer sind denn eigentlich die zunächst Betroffenen? (Ich meine Ent-Erb-Onkelten?)

Meine Stube bekommt jetzt von Allen, die sie sehn, das Prädikat, daß sie sehr traulich und behaglich aussehe.

Nun verzeiht, wenn ich heute schon schließe. Ich bin so matt.

Eurer herzlich gedenkend
der alte F N.

Anbei das Pindersche Hemd.

[«]

291. An Carl Riedel in Leipzig (Entwurf)

<Basel, nach dem 27. Januar 1873>

Ich habe über verschiedene Schwierigkeiten bei unserem Unternehmen nachzudenken Zeit gehabt, denn ich lag mehrere Tage krank zu Bette, und beeile mich heute, in Antwort auf Ihren geehrten letzten Brief Ihnen meine Ansichten zu geneigter Prüfung vorzulegen. Mit dem dritten Preisrichter wollen wir doch ja recht streng und vorsichtig sein: Simrock bekommen Sie schwerlich, er ist steinalt. Ich bin entschieden eingenommen (wie ich Ihnen auf das offenste erkläre, lieber Herr Prof) gegen Dr Fr. Stade als Preisrichter: ich sage dies Ihnen privatissime, aber muß es sagen. Sie wissen daß ich ihn als Menschen gern mag. Aber seine neuere Schriftstellerei ist höchst bedenklich, und hat so vielfachen Anstoß (selbst zu ausgelassenem Gelächter) gegeben, daß wir unserer Sache nicht dienen, wenn wir gerade ihn mit hinzuziehen. Wollen Sie meinerseits einen Vorschlag gütigst hören, so würde ich Herrn Hans von Bülow nennen, von dessen unbedingt gültigem Urtheil, von dessen kritischer Strenge ich die allergünstigste Meinung und Erfahrung habe. Es kommt sehr darauf an daß wir einen recht klingenden ebenso anspornenden als abschreckenden Namen finden — und das ist der Name Bülows.

Sind wir darin einer Ansicht? —

Nun kommt das Wichtigere: Lieber Herr Prof. ich finde die Preissumme äußerst gering und in Anbetracht des überaus wichtigen Themas und Anlasses weit zu gering. Wir müssen es durchaus wenigstens mit den Preissummen einer deutschen Akademie aufnehmen können, dies allein scheint mir eines so großen Vereines und eines so einzigen Anlasses würdig. Andrerseits betrachte ich jede größere Geldausgabe von unserer Seite, so lange es mit der pekuniären Unterstützung von Bayreuth so schlecht steht, als eine strafwürdige Verschwendung, so edel sonst die Zwecke sein mögen.

Beide Sorgen und Beängstigungen haben in mir folgenden Gedanken geweckt, den ich Ihnen recht herzlich zur Erwägung anempfehle.

Der Verein verspricht als Preis einen ganzen Patronatsschein. Die Mittel dafür bringen wir auf folgende Weise auf. Hundert Thaler sind also bereit, dann verkaufen wir die gekrönte Preisschrift an einen tüchtigen Verleger etwa zu hundert Thalern (etwa 8 Bogen, Auflage 1000, also c. 13 Thaler für den Bogen, mäßig und anständig bezahlt — das können wir, für eine gute Schrift immer bekommen.) So haben wir 200 Thaler: 50 Thl. will ich persönlich noch hinzulegen, in dem Falle daß sich noch einer findet, der 30 Thl. schenkt. (Vielleicht der Verein selbst?) Der Wettbewerb um einen ganzen Patronatsschein wird, das kann ich Sie versichern, ein sehr lebhafter sein. Wir müssen durchaus an die allerbesten Kräfte unter den deutschen Schriftstellern appelliren, und bedenken daß wir eine große öffentliche Verantwortung haben. Ich will sagen, es muß bei dieser ganzen Preisangelegenheit, durchaus vornehm und würdig zugehn.

[«]

292. An Carl Fuchs in Berlin

Basel, 29. Jan. 1873.

Lieber Herr Doktor,

ich war krank und lag zu Bett. Auch jetzt bin ich noch nicht wohl. Machen Sie mir also keine Vorwürfe, wenn ich heute Ihre guten Briefe mit einem Billet beantworte.

Den Brief an R<ichard> W<agner> nebst den Beilagen unter Kreuzband schicken Sie doch sofort an W.s Adresse, die ich nicht weiß. (Ich wußte die ganze Zeit nicht, wo er war).

Im Briefe ist fast nur von Ihnen die Rede: warten wir den Erfolg ab. —

Bald hören Sie mehr von mir: inzwischen schönsten Dank und gute Wünsche!

Treulich der Ihrige
Fr. Nietzsche.

[«]

293. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Basel, 31. Januar 1873>
Freitag.

Meine liebe Mutter

schnell will ich Dir einen Geburtstagsbrief abfassen, damit Du ihn übermorgen früh in Händen hast und nicht zu warten hast auf die guten Wünsche, die ich Dir aus der Ferne, mit herzlicher Theilnahme zusende. Ich wünschte etwas gesunder zu sein, um frohmüthiger gratuliren zu können: denn ob ich schon diese Woche alle meine Berufsgeschäfte erfüllt habe, ist es doch mit dem krippenartigen Zustand nicht besser geworden, zumal wir jetzt Kälte, Ostwind und Schneefall haben. Fataler Schnupfen und Husten und Mattigkeit, in summa etwas höchst Triviales, doch gerade genug, um das Gefühl hervorzubringen, daß man krank sei. Dieses Gefühl möge Dir im neuen Jahre möglichst erspart bleiben und die bekannte Rüstigkeit möge Dir und uns zu Nutze kommen. Das neue Jahr wird hoffentlich für uns zusammen auch wieder so vergnügte und behagliche Tage in Bereitschaft haben, wie wir sie letztes Weihnachten zusammen verlebten. Es ist noch gar nicht so lange her daß wir zusammen saßen, und das inzwischen verlebte Zeitstück ist nicht der Rede werth und hat wenig für sich, wenigstens was mich betrifft. Lisbeth wird Dir aber berichtet haben, daß man mich zum Preisrichter gemacht hat: die zwei anderen sind Prof. Simrock in Bonn und Prof. Heyne hier. Der Preis beträgt 300 Thaler. Gersdorff schrieb eben aus Florenz, sehr bezaubert: er wohnt herrlich, so nahe den Gallerien daß er keinen Regenschirm braucht und ist alle Abend bei Frl. von Meysenbug. Apropos: wo bleibt denn mein Bild, das ja der Photograph (Schulz) Henning längst fertig haben muß! Sobald Du ein Exemplar hast — sechs sind bestellt, so sende es eiligst nach Leipzig unter dieser Adresse:

Hr. stud. philol. Götz
Leipzig
Markt 3, III
im Hofe.

Mir selbst sende ein Paar! der Photographien. Die übrigen 3 stehen zu Eurer Disposition für Verwandte. —

Die Correkturen für die zweite Auflage sind fertig, und das Exemplar schon in Leipzig. Rohde war jetzt in Hamburg mit Wagners zusammen; nach einem großen Concert telegraphirten sie mir. Fuchs hat wieder geschrieben und ich habe geantwortet. Ich will sehen ob ich ihm eine Zusammenkunft mit W<agner> verschaffen kann, ich habe gethan, was ich konnte. Er wollte auch hier ein paar Concerte geben: das steht nicht in meiner Macht.

Verschiedne Einladungen, die ich bekam, habe ich ausschlagen müssen: innerhalb der letzten drei Wochen war ich zu nichts derart zu gebrauchen. Dem alten Vischer geht es besser, und er thut alle seine Geschäfte wieder. Romundt ist wie immer vergnügt und mit Eifer hinter seinen Studenten und Vorlesungen her. Mit Overbeck lebe ich in gewohnter angenehmer und beiderseits ersprießlicher Weise: wir alle drei wünschen sehr daß keine Störenfriede dazwischen kommen.

Rohde schreibt auch über den guten Brockhaus in Kiel, er mag ihn nicht. In Leipzig ist immer noch großer Zorn auf mich: Frau W<agner> hat mit dem alten Brockhaus ein ganz heftiges Gefecht über mich gehabt, in dem unbegreifliche Dinge zu Tage gekommen sind. Siehst Du, so lebt unsereins: wenn er nicht ein paar Freunde hätte, man wäre gleich preisgegeben und zu Boden getreten. So aber geht es mit Tapferkeit vorwärts. Wäre ich nur etwas wohler, und das Wetter reiner! Nun ich hoffe auf Lichtmeß: sorge nur schönstens dafür daß der Himmel ein freundlich Gesicht macht: wie wir es, Dir zu Ehren, alle machen werden. Dein getreuer Sohn Fritz.

Ich danke der lieben Elisabeth herzlich für Brief und gute Wünsche und hoffe daß sie in meinem Namen ein kleines Geburtstagsgeschenk nach Verabredung überreicht. Nimm fürlieb! —

[«]

294. An Erwin Rohde in Kiel

Basel. 31 Jan. 73

Herzlich geliebter Freund

ich war krank und lag zu Bett, als Dein erster Brief kam, und bin noch nicht wohl, jetzt wie Dein zweiter Brief eintrifft. Das ist schön, daß Du Dich durch mein Stillschweigen nicht hast abschrecken lassen. Ich habe mit größtem Dank Deine reichliche Blüthenlese aus der ersten Auflage angenommen und ausnahmelos benutzt: möge ich es Dir in allem Recht gemacht haben. Eine kleine Umgestaltung der ersten drei Seiten war alles Umfänglichere, zu dem ich mich, bei der Correktur, verstehen konnte: sonst habe ich mancherlei in einzelnen Worten noch nachgebessert. Keine neue Vorrede, sondern alles, wie es war. — Inzwischen bin ich Preisrichter geworden: der allg. deutsche Musikverein hat einen Preis von 300 Thl. auf eine 5 Bogen Schrift populärer Natur über Wagner's Nibelungendichtung ausgesetzt: Prof. Heyne Prof. Simrock und ich sind die Richter, ersterer auf meinen Vorschlag. Das ist doch ein anständiges Collegium. Den Preis habe ich, von ursprünglich 100 Thl. auf 300 emporgeschraubt und freue mich des gelungenen Werkes. — Ich denke über Organisation eines schweizerischen Wagnervereins nach. Beiläufig: liest Du das musikal. Wochenblatt? Von Wagner waren herrliche Reiseberichte darin: von mir ein furioser Angriff auf

Alfred Dove. Kannst Du nicht in irgend einer Ostern-Mußezeit, einen kleinen Aufsatz für dies Wochenblatt machen, ich meine von unserem Laienstandpunkte aus: etwas über unsre Bayreuther Hoffnungen, etwa anknüpfend an unsre dort verlebten Pfingsttage. Es ist das einzige Blatt, wo wir von der Leber und zu den Unserigen reden können. Gestern schrieb der Italiener Gersdorff, Florenz-berauscht. Du kommst auch im Briefe vor, folgendermaßen: „Rohdes Stellung und unsre Wünsche für ihn habe ich mit Frl von M<eysenbug> besprochen und unseren Freund ihrer Fürsorge empfohlen. Wenn sie Gelegenheit findet ihn allein zu sehen, so wird sie Herrn Villari die Sache vortragen. Dieser ausgezeichnete Mensch, den ich neulich kennen lernte, wird sicherlich alles thun, was in seiner Kraft steht. Er hat sehr großen Einfluß; aber freilich auch die Feinde, die Pfaffen und Jesuiten, sind mächtig und rühren sich wie die Maulwürfe“

Meine Bildungsvorträge übersetzt Fr. v M<eysenbug> in’s Italiänische und wird sie dann in italiänischen Zeitschriften erscheinen lassen: sie werden noch naiver klingen, es ist himmlisch. — Ich bin sehr vergnügt daß Frau Wagner einige Freude an meinen „Vorreden“ hat. Du kennst sie nicht? Ein Hauptstück ist drin, das erste „über das Pathos der Wahrheit.“

Ich klage eigentlich gar nicht mehr, außer wenn ich an Dich denke, mein geliebter Freund. Warum mußt Du dort oben wie ein Eisbär einsam hausen? Was macht denn die Universitätsgeschichte? Noch nicht fertig? — In Freiburg empfindet man, nach neuen Berichten, sehr stark die Dummheit, die man mit Keller begangen hat.

Eine kleine höchst auffallende Schrift, die 50 Dinge falsch, aber 50 Dinge wahr und richtig sagt, also eine sehr gute Schrift — versäume nicht zu lesen: der Titel würde unsereinen nicht anziehn, darum rathe ich sie Dir eigens an. Paul de Lagarde, über das Verhältniss des deutschen Staates zu Theologie Kirche und Religion. Göttingen 1873 Dieterichsche Verlagshdl.

Sodann lese ich Hamann und bin sehre erbaut: man sieht in die Gebärzustände unsrer Deutschen Dichter- und Denker-Kultur. Sehr tief und innig, aber nichtswürdig unkünstlerisch.

Ich schreibe übrigens wieder über die alten griechischen Philosophen: und irgendwann kommt ein Manuscript, zur Probe, an Dich. — Hast Du denn das Programm des Prof Overbeck, an dem Du einen treuen freundschaftlich gesinnten Menschen hast, bekommen? Er schickte es gerade während der Sturmfluthen. Wir fürchteten, es möchte zu Grunde gegangen sein.

Über Brockhaus schreibst Du, was wir Alle wissen, empfinden und bedauern. Er ist ein durchaus anständiger Mensch, das ist wahr und im vollen Maße bewährt.

Im Übrigen hole ihn der Teufel! — Was hat denn der alte Brockhaus zu Frau W<agner> über mich gesagt?

Ich habe recht an Dich und Euch gedacht, in der Zeit der Concerte. Also im Sommer Bayreuther Concil! Wir als die Bischöfe und Würdenträger der neuen Kirche! Ich möchte so gern noch etwas litterarisch zur Förderung unsrer Sache thun und weiß nicht wie. Alles, was ich projektire, ist so verletzend, aufreizend und der Förderung zunächst entgegenwirkend. Daß man selbst mein schwärmerisch gemüthliches Buch so übel genommen hat! Sonderbare Menschen! Was soll unsereins nur machen! Ausrufezeichen und Fragezeichen. Es lebe die Freundschaft und der treueste Freund Erwin Rohde.

[«]

295. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 15. Februar 1873>
Sonnabend.

Meine liebe Mutter und Schwester,

habt herzlichen Dank, diesmal feire ich <den> zweiten Februar auch noch hinterdrein, obwohl ich nicht verschweigen will, daß wir drei, Overbeck Romundt und ich, am Tage selbst auf Dein Wohl festlich in Rheinwein angestoßen haben. Die Schinkenwurst ist wirklich excellent, und ich selbst bin auch wieder in der Verfassung eben dies beurtheilen zu können. Das heißt, Geschmack und Appetit ist vorhanden, allerdings immer zugleich noch Husten und Schnupfen. Bei gegenwärtiger Witterung habe ich kaum Hoffnung davon frei zu werden. Übrigens habe ich die letzten Wochen meine Vorlesungen Abends, um nicht der Abendluft mich auszusetzen, in meiner Stube gehalten. Und gestern war ich überhaupt, seit vier Wochen, einmal wieder in Gesellschaft, bei Immermanns. Diese lassen Dich und Dich bestens grüßen, sie haben jetzt die alte Mutter und eine junge Cousine bei sich. Übrigens hat Frau Immermann, die eine Zeitlang in Göttingen und anderwärts war, eifrig für mich und oftmals zu kämpfen Anlaß gehabt. Es scheint daß man in Universitätsstädten viel über und gegen mich schwätzt.

Übrigens bin ich thätig gewesen, und wenn es Gesundheit und die Ostertage gestatten, so werde ich noch vor Anfang des Sommers mit einem neuen Buche fertig. Es heißt wahrscheinlich „die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen.“ Doch brauche ich vor dem Abschluß noch einige Erholung, gute Luft und gesunderes Clima. Vielleicht gehe ich Ostern auf eine Woche (mehr Zeit giebt es nicht) nach Gersau oder Montreux. Wie schön ist es doch, daß ich so etwas so nah habe! Nicht wahr?

Habt Ihr denn das Preisausschreiben gelesen, wo Prof. Simrock in Bonn, Heyne und ich als Richter genannt sind? Der Preis ist ein ganzer Patronatsschein oder (nach Wahl) 300 Thl.

Von Frau Wagner bekam ich gestern einen langen Brief, übrigens auch mit Empfehlungen und Neujahrsgratulationen für Euch Beide. Sie spricht ihre große Freude und Rührung über meine „Vorreden“ aus: bis jetzt war sie, in der stürmischen Rundreise-Noth, noch nicht dazu gekommen, mir zu schreiben. Jetzt ist aber eine kleine Pause: sie schreibt mir aus Bayreuth. Von ein paar Concerten in Hamburg und Berlin haben sie 12000 Thl. für das Bayreuther Unternehmen mitgebracht. Rohde haben sie in Hamburg, Dr Fuchs in Berlin gesprochen. Frl von Meysenbug soll jetzt nach Bayreuth, um dort Erziehungsanstalten, Kindergärten usw zu errichten.

Giebt es denn hier nichts Neues? Also Frau Heyne geht es recht gut, neulich konnte sie wieder bei einem Diner mit ihrem Gatten erscheinen: was ihr auch gut bekommen ist. Kurz, das ist nun überwunden und in Ordnung. Frau Sieber ist dagegen immer nicht gut daran; und Sieber selbst war krank. Frau Prof. Vischer-Heusler habe ich vorgestern besucht, um ihr von Weihnachten zu erzählen. Der Bruder von Sally Vischer hat sich verlobt, mit einer Frl. Bachofen aus dem weißen Hause. (Doch nicht mit der, von der Du gehört hast, und die die Villa hat, es sind drei Brüder, der Prof. und zwei) Andreas Heusler ist wieder in diesen Tagen nach Davos abgereist, zu seiner Frau. Dem alten Vischer geht es recht ordentlich.

Übrigens war die Torte sehr gut und ließ mich glauben, daß diese Bäckerei bei Euch besser sei als hier.

Nun nochmals meinen herzlichen Dank. Euch rechtes Wohlergehn anwünschend

bin ich in alter Liebe
Euer F.

[«]

296. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 21. Februar 1873>

Geliebter Freund, ich höre nichts von Dir und will von Herzen wünschen, daß nicht ein Übelbefinden die Ursache davon ist. Denn es ist ein Kunststück in dieser Jahreszeit nicht krank zu sein; ich selbst schleppe mich mit einem grippenartigen Zustande von Woche zu Woche, doch in aller Heiterkeit des Gemüths, wenn gleich arg verschnupft. Jetzt ist übrigens das Wetter wonnevoll, und zu Fastnachten will ich einen Versuch machen, den Vierwaldstätter See für ein paar Tage heimzusuchen: wärest Du dabei! Man hat hier das Schöne doch in beneidenswerther Nähe: und wenn ich Dir sage, daß ich Ostern, nach mehrjähriger Gewohnheit, auf eine Woche nach Montreux gehe, so ist es doch ein rechtes Glück, so etwas ohne viel Aufhebens jederzeit ausführen zu können. — Inzwischen bin ich leidlich thätig gewesen und habe an meinen alten griechischen Philosophen gearbeitet, über welche nach den Osterferien ein opusculum erscheinen zu lassen eine angenehme Hoffnung ist. Bis dahin wünsche mir Ruhe Gesundheit und Freiheit von Unterbrechungen verstimmender Art: denn die Unterbrechungen an sich sind mir sehr lieb und nothwendig, vorausgesetzt daß sie mich nicht krank und besorgt machen. Die Philosophie ist eine Person, die ich wechselweise mit Liebe und Haß verfolge: mitunter flüchte ich sogar aus Ekel oder Wuth. Dann sind mir Unterhaltungen anderer Art Bedürfniß; so habe ich in den letzten Tagen ein Hochzeitsgeschenk für Frl. Olga Herzen gemacht, die sich im März mit Hr. Monod verheirathet: eine vierhändige Composition, für das Ehepaar bestimmt, und mit dem Titel „Une Monodie à deux.“ Sie ist gut gerathen und würde mir keine Bülowschen Briefe zuziehen.

Aus Bayreuth habe ich einen langen Brief von Frau W<agner>. Von dem Hamburger und dem Berliner Conzert haben sie 12000 Thl. mitgebracht. Über die Hamburger Auszeichnungen schrieb Frau W. besonders beglückt: Deine Vaterstadt hat den besten Takt von der Welt bewiesen. — Liesest Du das „musikalische Wochenblatt“? Der Dr Fuchs hat sich Lotze und Gervinus als aestheticos vorgenommen und prügelt und haut tapfer darauf los. Neulich habe ich in einem „evangelischen Anzeiger“ über mich Einiges gelesen, was mir auf Wochen hinaus Heiterkeit verschafft, ich wurde „der ins Musikalische Übersetzte Darwinismus“ genannt, meine Theorie sei der „Developpismus des Urschleims“ usw: kurz die vollendete Tollheit! — Ein Buchhändler hat mir angezeigt, im Börsenblatte (im buchhändl.) sei ein neuer Artikel des Dr. W.-Möllend. gegen mich (oder uns) angekündigt — wieder bei Gebrüder Bornträger. Ich habe aber verboten mir dergleichen zuzusenden, kenne auch keinen Menschen, der es gelesen hat, hoffe übrigens daß Du ebenso verfährst.

Nun muß ich zu Mittag essen, doch werde ich auf Dich mit Overbeck und Romundt anstoßen, die ebenso wie ich Deiner immer mit Betrübniß gedenken, mit Betrübniß daß Du nicht hier bist! Ach, der Teufel! Warum nicht!

Dein
F. N.

[«]

297. An Malwida von Meysenbug in Florenz

<Basel, gegen Ende Februar 1873>

Verehrtestes Fräulein, es ist mir seit der Abreise meines Freundes Gersdorff nicht gut gegangen, ich bin aus einem zwar sehr trivialen, aber um so lästigeren grippenartigen Zustande nicht herausgekommen und habe den Winter recht nachdrücklich an mir abgebüßt. So kam es, daß ein kleines Hochzeitsgeschenk, welches ich mir für Fräulein Olga ausgedacht hatte, erst in diesen Tagen fertig wurde und daß ich wieder einmal, Ihnen gegenüber, als ein sündig-säumiger Briefschreiber erscheine. Nehmen wir, um nicht allen Glauben an die Gerechtigkeit zu verlieren an, daß die langwierige Unannehmlichkeit von Husten Heiserkeiten usw. meine Strafe ist: womit ich zugleich die Hoffnung ausspreche, daß der heutige Brief auch eine Wendung meines Gesundheitsstandes mit sich bringen werde.

Vor allem aber, und ganz abgesehn von meinen ganz gleichgültigen Misèren, — wie geht es jetzt mit Ihrem Befinden, verehrtestes Fräulein? Ist der böse Stoß mit seinen Folgen überwunden und können Sie wieder ordentlich ins Freie gehen? Ich wünsche es von Herzen. Denn Sie brauchen jetzt vor allem eine recht tapfere Gesundheit, um die verschiedenen nächsten Ereignisse, Trennungen, Entscheidungen wenn nicht „frohmüthig“ wie man hier sagt, so doch muthig zu überstehen. Übrigens hat mir Frau Wagner einige Andeutungen gemacht, die sich gerade auf jene wichtigen Entscheidungen beziehen. Ich denke immer noch, irgendwann einmal sitzen wir alle in Bayreuth zusammen und begreifen gar nicht mehr, wie man es anderswo aushalten konnte.

Nun spreche ich Ihnen über das kleine Geschenk, welches durch Ihre Hand Fräulein Olga angeboten werden soll: es ist eine vierhändige Composition von mir, zum Ersatz jener bei dem Baseler Concil ausgefallenen Musikviertelstunde. Zu Grunde liegt ein Thema aus meinem fünfzehnten Jahre, das meine Schwester dieses Weihnachten unter alten Manuscripten von mir aufgefunden und das ich in den letzten Wochen etwas ausgeführt habe. Ich weiß das Datum der Vermählung nicht; sagen Sie deshalb, verehrtestes Fräulein, dem ausgezeichneten Paare das Herzlichste in meinem Namen und bitten Sie darum, daß meine schlechte Musik wenigstens als ein Symbol freundlich angenommen werden möge, als das Symbol einer guten „monodischen“ Ehe; und wir wissen ja Alle, daß die besten Dinge oft gerade durch geringe und niedrige Symbole charakterisirt werden. Übrigens könnte es meiner Musik nichts schaden, wenn sie etwas besser wäre. Das steht aber leider nicht in meinen Kräften. —

Ich begehre jetzt recht nach Sonnenschein und einiger Fröhlichkeit: besonders auch, um ein Manuscript zu Ende zu bringen, das von philosophischen Dingen handelt und an dem ich mit rechter Liebe gearbeitet habe. Alle die großen Philosophen, die während des tragischen Zeitalters der Griechen, das soll heißen während des sechsten und fünften Jahrhunderts gelebt haben, kommen darin vor: es ist höchst merkwürdig, daß die Griechen überhaupt in jenem Zeitraume philosophirt haben — und nun gar, wie!

Wünschen Sie mir etwas Heiteres und Erfreuliches, damit ich besonders während der Osterzeit, in der ich ein paar freie Tage habe, Lust und Muth zu dieser Arbeit und ihrer Vollendung finde. Ich komme mit dieser Schrift wieder in ein höchst praktisches Culturproblem, es wird mir mit unter angst und bange. —

Ich bin erstaunt und erfreut, verehrtestes Fräulein, daß meine Vorträge so sehr Ihre Theilnahme, ja Ihren Beifall gefunden haben; Sie müssen mir aber, auf mein ehrliches Gesicht, glauben, daß ich alles in ein paar Jahren besser machen kann und besser machen will. Einstweilen haben diese Vorträge für mich selbst eine exhortative Bedeutung: sie mahnen mich an eine Schuld, oder an eine Aufgabe, die gerade mir zugefallen ist, besonders nachdem nun gar der Meister sie feierlich öffentlich auf meine Schultern gelegt hat. Es ist aber keine Aufgabe für so junge Leute, wie ich bin, man muß mir gestatten wenn nicht zu wachsen doch älter oder alt zu werden. Jene Vorträge sind primitiv und dazu etwas improvisirt, glauben Sie mir es nur. Ich halte nicht viel davon, besonders auch der Einkleidung wegen. Fritzsch war bereit sie zu drucken, ich habe aber geschworen, kein Buch erscheinen zu lassen, bei dem ich nicht ein Gewissen, so rein wie ein Seraphim besitze. So stehts aber nicht mit diesen Vorträgen: sie dürften und könnten besser sein, es ist anders als bei meiner Musik, die gerade so ist, wie sie sein kann — das heißt in diesem Falle leider „schlecht genug.“

Über Ihre philologisch-pädagogische Frage habe ich oft nachgedacht, die Entscheidung dünkt mich allgemeinhin nicht wohl möglich. Es kommt so sehr darauf an, welche gerade die Muttersprache ist. Leider fehlt es mir sehr an

Erfahrungen, aber ich sollte zB. meinen, es sei für ein deutsches Kind ein wahres Glück zuerst in einer regelrechten strengen Cultursprache, Französisch oder Latein, erzogen zu werden, damit sich ein kräftiges Stilgefühl entwickle, das nachher auch der später gelernten, etwas barbarischen Muttersprache zu Gute käme. Dagegen war es bei den Griechen und ist es bei den Franzosen freilich unnütz, eine zweite Sprache überhaupt zu lernen; solche Völker, die ein eignes Stilgefühl in so hohem Grade besitzen, dürfen sich bei ihrer eignen Sprache zufrieden geben. Alle anderen müssen lernen und lernen. (Ich spreche hier natürlich nicht von dem Werth, den das Erlernen einer fremden Sprache für Kenntniß fremder Litteraturen und Wissenschaften hat, sondern nur vom Sprachgefühl und Stilgefühl)

Warum schreibt denn Schopenhauer so vortrefflich? Weil er viele Jugendjahre hindurch fast nur französisch oder englisch oder spanisch gesprochen hat. Dann hat er, wie er selbst sagt, außerordentlich den Seneca, zu diesem Zwecke, studirt und nachgeahmt. Aber wie ein Deutscher, durch deutsche Lektüre, zu einem Stil kommen soll oder gar durch deutsche Unterhaltung und Geselligkeit, begreife ich nicht. Das Schwankende soll sich am Festen bilden: aber in Deutschland, im Lande der wüstesten Buch- und Zeitungsmacherei (im Jahre 1872 allein 12000 deutsche Bücher!) da sollte Jemand im Sprechen und Schreiben Stil lernen? Ich glaube es nicht, bin aber gerne bereit zu lernen. Denn wie gesagt, ich weiß nichts, habe nichts erfahren und bin kein Fachmann. —

Bleiben Sie mir, vereintestes Fräulein wohl geneigt und grüßen Sie Herrn Schuré von mir. Ihnen und Fräulein Olga alles Gute anwünschend verbleibe ich

Ihr
hochachtungsvoll ergebener
Friedrich Nietzsche.

NB. Ich danke Ihnen sehr für die Zusendung der Abhandlung des Herrn Villari, die ich ernsthaft lesen will — Gerne wünschte ich zu erfahren, ob Sie die Adresse meines trefflichen Freundes Gersdorff wissen und mir sagen können. Er schreibt so glücklich über Florenz und ist Ihnen so dankbar.

Was sagen Sie zu der mitfolgenden Preisaufgabe? Und den Preisrichtern? —

[«]

298. An Carl von Gersdorff in Rom

<Gersau, 2. März 1873>

Mein lieber Freund, in Basel trommelt man während der drei Fastnacht-tage so entsetzlich, daß ich mich hierher, nach Gersau, am Vierwaldstätter See, auf diese Zeit geflüchtet habe: als wo ich in Nebel und Regen, ohne die Möglichkeit spazieren zu gehen, mäßig mißvergnügt, aber doch wenigstens in Ruhe sitze. Hier endlich will ich Dir meinen längst geschuldeten Brief schreiben und hoffe, daß die Florentiner Freundin ihn Dir „übermittelt“ (wie Tischendorf in Leipzig immer zu sagen pflegte) Ich will gleich mit der Hauptsache beginnen: neulich Abends habe ich ein Fest gefeiert, eigentlich nur zu Deinen und Deiner Freunde Ehren: es müssen Dir, bei dem wiederholten Gläserklingen und dem fortwährenden Herbeiwünschen, die Ohren kräftiglich geklungen haben. Ich setze voraus, daß Du das Resultat des Tegethoff-Preisausschreibens weißt und daß Du wie ich, in einen wahren Entzückens-Taumel gerathen bist: also Rau hat den zweiten Preis (mit 2000 Gulden) und Otto den dritten (mit 1000 Gulden), den ersten hat der Baseler Bildhauer Schlöth in Rom, doch ist unter Kunstkennern kein Zweifel, daß Rau den ersten und zwar bei weitem den ersten verdient hat und daß nur durch einen herbeigezogenen Laien die letzte Entscheidung so absurd ausfiel. Ich las und las immer wieder über die Entwürfe Lissa II und fortes fortuna juvat und vor allem über den ersteren, alle Zeugnisse waren voller Enthusiasmus: das sei nicht von Michel Angelo entlehntes Räuspern, sondern eine gewaltige Urkraft, die sich hier in die Erscheinung dränge usw. Kurz ich vermuthete Rau und war außer mir vor Vergnügen, als ich endlich die Entscheidung hörte. Den Ottoschen Entwurf hat übrigens die Wiener Kunstkritik für ein Werk von Begas gehalten und sich also in einer für Otto höchst schmeichelhaften Weise geirrt. Die Namen der Sieger gehen durch alle Zeitungen, es waren 22 Entwürfe eingesandt. Ich will an Rau schreiben, weiß aber kein Mittel ihn zu erreichen als etwa durch einen per adr. von Begas bezeichneten Brief. Ich habe mich seit lange über nichts mehr gefreut und habe, an diesem wichtigen Grenzpunkte im Schicksale Deines Rau, wirklich das ganze Herz voll Segenswünschen — daß er ja auf der guten großen Bahn bleibt. —

Übrigens finde ich, daß Du selbst mit Deinem Geschmack an beiden Künstlern glänzend legitimirt dastehst. Ich gratulire, mein lieber Freund und wünsche Dir nochmals für Deine italiänischen Erfahrungen den gleichen auslesenden deutschen Geschmack und Ernst, den Du dort erwiesen hast.

Denke Dir, daß ich, seit Deiner Abreise lange Zeit unwohl war, zu Bett liegen mußte und bis heut zu Tage mich nicht völlig erholt habe. Ein langwieriger Grippenzustand mit unerschöpflichem Schnupfen. Inzwischen ist das Preisausschreiben des Allg. Deutschen Musikverein’s publicirt worden: ich habe durchgesetzt, was ich wollte, nämlich bedeutende Erhöhung des Preises (auf 300

Thaler statt 100 oder 50, wie ursprünglich beabsichtigt war) und Zahlung desselben als Patronatsschein. Die Preisrichter sind außer mir Prof. Heyne in Basel und Prof. Simrock in Bonn. — Von dem Meister und Frau W<agner> habe ich herrliche Briefe, es kam zu Tage, was ich gar nicht wußte, daß W. über mein Nichtkommen zu Neujahr sehr gekränkt gewesen ist — Das hast Du gewußt, liebster Freund, aber mir verschwiegen. Aber alle Wolken sind verscheucht und es ist ganz gut, daß ich nichts wußte, denn mancherlei kann man nicht besser, sondern höchstens noch schlechter machen. Gott weiß übrigens, wie oft ich dem Meister Anstoß gebe: ich wundere mich jedes mal von Neuem und kann gar nicht recht dahinter kommen, woran es eigentlich liegt. Um so glücklicher bin ich, daß jetzt wieder Frieden geschlossen ist. Kennst Du die wundervolle Schrift W.'s, die jetzt eben zum ersten Male gedruckt ist „über Staat und Religion", vom Jahre 1864, zuerst als privatestes Mémoire an den bayrischen König verfaßt? Sie gehört zu dem Tiefsten aller seiner litterarischen Produkte und ist im edelsten Sinne „erbaulich". — Sage mir doch Deine Ansicht über das wiederholte Anstoßgeben. Ich kann mir gar nicht denken, wie man W. in allen Hauptsachen mehr Treue halten könne und tiefer ergeben sein könne als ich es bin: wenn ich es mir denken könnte, würde ich's noch mehr sein. Aber in kleinen untergeordneten Nebenpunkten und in einer gewissen für mich nothwendigen beinahe „sanitarisch" zu nennenden Enthaltung von häufigerem persönlichen Zusammenleben muß ich mir eine Freiheit wahren, wirklich nur um jene Treue in einem höheren Sinne halten zu können. Darüber ist natürlich kein Wort zu sagen, aber es fühlt sich doch — und es ist dann verzweifelt, wenn es gar Verdrießlichkeiten Mißtrauen und Schweigen nach sich zieht. Ich hatte diesmal keinen Augenblick daran gedacht, solchen heftigen Anstoß gegeben zu haben; und ich fürchte immer durch solche Erlebnisse noch ängstlicher zu werden als ich es schon bin. — Bitte, liebster Freund, Deine offene Ansicht! —

Meine Schrift wächst und gestaltet sich zu einem Seitenstück zur „Geburt". Der Titel wird vielleicht „der Philosoph als Arzt der Cultur". Ich will eigentlich W<agner> zu seinem nächsten Geburtstag damit überraschen. —

Zur Vermählungsfeier von Frl. Olga habe ich eine eigene vierhändige Musik nach Florenz geschickt, mit dem Titel „Une Monodie à deux": der als Prognostikon einer guten Ehe aufgefaßt werden möge. Der Spieler rechts ist Madame Monod, der Spieler links Monsieur Monod.

Und nun herzlich geliebter Freund und „im Irrgarten der Liebe taumelnder Cavalier", (so nennt Dich W<agner>) habe herzlichen Dank für Deinen reichen und glücklichen Brief und denke gern Deines

Fr. Nietzsche

[«]

299. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 9. März 1873>
Sonntag.

Meine liebe Mutter und Schwester,

mein Stillschweigen ist wirklich sträflich da ich nichts als mein fortwährend einseitig festgehaltenes und abgezogenes Denken und Arbeiten vorschützen kann, und wie Ihr wißt, doch manche Minute kommt, in der man einen Brief schreiben kann und sollte. Im Übrigen bin ich jetzt auch allen Freunden, ohne Ausnahme, Briefe schuldig, den Bayreuthern sowohl wie den Florenzern, oder Rohde oder Gersdorff oder Fuchs oder usw. Kurz, niemand weiß etwas von mir, weil ich ziemlich fleißig bin. Dazu gieng es mir eine Zeitlang mit der Gesundheit und in Folge dessen mit der Arbeit nicht recht, und ich schrieb nicht, weil ich verdrießlich war. Seit den letzten Tagen erfreue ich mich aber einer rechten guten Gesundheit, und es hätte keiner erneuten Mahnung bedurft — heute hätte ich doch geschrieben. Übrigens danke ich Dir, liebe Lisbeth, sehr für Deine Briefe: Deine Freude über das werdende Buch und Dein Versprechen, im Sommer zu kommen, haben in gleicher Weise einen vollen Anspruch auf meine Dankbarkeit, und ich freue mich auf Pfingsten, wo Du eintreffen wirst und wo hoffentlich auch mein Buch im Ganzen und Großen fertig sein wird. Es wäre ja sehr angenehm, wenn Du die vortreffliche Wohnung vom vorigen Sommer wieder haben könntest: sonst hatte sich Frl. Kestner, die alles bedenkt, nach einer Wohnung in Kleinbasel in Deinem Interesse umgethan. Doch glaube ich unbedingt, daß es so, wie im vorigen Sommer für uns besser und bequemer ist.

Hier hat es mehrere Festlichkeiten gegeben, an denen ich zum Theil theilgenommen habe. ZB. bei alten Vischers, zur Feier von zwei Verlobungen (des Gelzerschen Brautpaars und des Dr. Speiser); dann war bei Vischer-Bischoff's ein Ball, hundert Personen waren da, vorher führten Sally, Frau Walter und einige Herren eine Operette auf. Dann war ich einen Abend bei den guten Siebers, mit Socin und Jakob Burckhardt. In Florenz ist die Hochzeit des Hr. Monod gewesen, ich habe zur rechten Zeit ein Geschenk geschickt, nämlich eine vierhändige Composition, betitelt „Une Monodie à deux“: wenn Du weißt, was eine Monodie ist, so verstehst Du auch die für eine Ehe ganz symbolische Wendung. Übrigens hat den linken Part Monsieur Monod, den rechten Part Madame Monod zu spielen. Auch haben mir beide schon brieflich gedankt.

Ungeheure Freude hat uns allen eine Nachricht gemacht, die beiden Bildhauer die Freunde und Protegé's von Gersdorff Rau und Otto haben beide, bei einer Bewerbung in Wien,um das Tegetthof Denkmal Preise bekommen, der eine mit 2000 östr. Gulden, der andre mit 1000 und gehen nun nach Italien. Das Werk von Rau (der den Prometheus in meinem Buche gemacht hat) wird als Werk gewaltigster und originaler Schöpferkraft bezeichnet. Gersdorff war in Florenz, als die Nachricht kam: Frl v Meysenbug sagte, er sei vor Jubel fast wie ein Bacchant auf der Straße herumgelaufen. Übrigens ist die gute Meysenbug sehr betrübt und schreibt mir die schwermüthigsten langen Briefe.

Für die Intervention bei der Ritschl-photographie danke ich bestens: ich habe auch an den stud. Götz eine Photogr. geschickt, wahrsch. ist sie nicht angekommen.

Frl. Olga Herzen erinnert Dich, liebe Lisbeth, an die Photographie, die bewußte, versprochne, ebenso hier Clara Turneysen.

Gersdorff hat in Florenz noch etwas ganz besonders Rührendes gemacht, er hat, nach den großen Anstrengungen des Tags und nachdem er alle Abende bei Frl Meysenbug verbracht hat, doch noch während der Nacht — abgeschrieben und was? meine Vorträge über die Zukunft der Bildungsanstalten; jetzt schreibt er mir glücklich, daß er sie nun ganz besitze, „weil sie zu schön seien, als daß ihre Existenz auf einem einzigen, allen Gefahren ausgesetzten Exemplare beruhen dürfe."

Seht Ihr, das sind Freunde! Herr Je! In Rom hat Gersdorff Wilamowitz den Schäker gesehen, ist aber geflüchtet, hinter den breiten Rücken eines antiken Herakles. Übrigens hat besagter W. wieder ein Pamphlet veröffentlicht, gegen Rohde, doch wir haben gelacht, es ist doch vorbei.

Nun, meine liebe Mutter und Schwester speist vergnügt zu Mittag, wenn Ihr es noch nicht gethan habt. Ich werde es jetzt thun und empfehle mich Euch

bestens als
Euer Fritz.

[«]

300. An Erwin Rohde in Kiel

Basel Mitte März. Nein! circa am 22 März. <1873>

Geliebter Freund, gestern gieng auch dies Semester, das achte meiner Erfahrung, zum Teufel oder wohin Du willst, und heute giebt es die Möglichkeit etwas aufzuathmen. Aber es will nichts Rechtes mit dem Aufathmen werden, wenn ich nicht erst mit meinen Freunden Friede schließe: denn diese werden mir zürnen, wie selten ich Briefe schreibe und wie undankbar ich mich gegen ihre briefschreibende Liebe benehme. Neulich bekam ich, in den Fastnachtstagen, bei tiefer Verstimmung, Deine Zeilen, geliebter Freund und verwünschte wieder den Dämon, der uns trennt oder, um ganz direkt zu reden, das dumme Benehmen der Freiburger, die Dich haben konnten, oder, noch direkter, die gemüthliche Perfidie meines „Freundes“ Ritschl, der sie daran verhindert hat. Nun sitzen wir auf unsern Stühlchen und kommen nicht zusammen! Jeden Brief möchte man fluchend beginnen und schließen, ja ich empfehle Dir, für unseren Gebrauch, das neue Wort „ich briefflucheu, Du briefffluchst“ usw.

Übrigens bin ich, wie ich recht empfinde, viel besser daran als Du. Overbeck und Romundt, meine Tisch- Haus- und Gedankenfreunde, sind der trefflichste Umgang von der Welt: so daß ich, nach dieser Seite, das Ächzen und das Krächzen ganz abgethan habe. Romundt hat gestern sein erstes Semester, als Akademiker, geschlossen und hat einen großen kathedralen furor in sich von diesem ersten Versuche davon getragen. Er hat das Interesse der Studenten wirklich erregt und wird ganz gewiß in seinem Elemente sein, wenn er Academicus bleibt. Overbeck ist der ernsteste freimüthigste und persönlich liebenswürdig-einfachste Mensch und Forscher, den man sich zum Freunde wünschen kann. Dabei von jenem Radikalismus, ohne den ich nun schon gar nicht mehr mit Jemandem umgehen kann. In den Osterferien wird er ein Dokument dieses Radikalismus, ein öffentliches Sendschreiben an Paul de Lagarde machen. Was im Verlauf eines Jahres von uns zusammen an wichtigen und eingreifenden Dingen besprochen wird, ist der Masse nach sehr groß, und ich empfinde fortwährend dabei, was man entbehrt, wenn man Dich entbehrt. Unser Leben soll noch lang genug sich hinspinnen, um zu sorgen, daß vieles Gewollte zur That wird; aber für uns Beide ist es irgendwann einmal necessitas, zusammenzuleben, eben dieser „Thaten“ halber.

Ich hoffe bald so weit zu sein, Dir ein größeres Stück meines ganz langsam sich gebärenden Buches über griechische Philosophie zur vorläufigen Einsicht zu übersenden. Über den Titel steht nichts fest: wenn er aber lauten könnte „der Philosoph als Arzt der Cultur“, so siehst Du, daß ich mit einem schönen allgemeinen und nicht nur historischen Problem zu thun habe.

In Leipzig ist die Setzer-Angelegenheit noch nicht geordnet, daher große Verzögerung der zweiten Auflage. Wilamowitz' zweites Stück habe ich gelesen, man schickte es mir in's Haus, und ich fand es lustig genug und ganz und gar sich selbst abthuend. Gersdorff hat den Schäker in Rom gesehen, ich schicke Dir seinen Glücksbrief, damit Du mit mir an dem Glück des „taumelnden Cavaliers" Deine Freude hast.

Jüngst war die Verheirathung von Frl. Olga Herzen mit Hr. Monod aus Paris. Ich erschien mit einer Hochzeitscomposition, vierhändig, folgenden Titels, der als Symbol einer guten Ehe gedeutet werden soll

Une Monodie à deux.

Frl. von Meysenbug ist tief unglücklich und sehr bedauernswürdig, sie bat mich, ich möge jetzt Ostern zu ihr nach Florenz kommen, um sie etwas zu trösten. Leider habe ich keine oder so gut wie keine Ferien, Dank dem ehrenwerthen Pädagogium.

R. W<agner> hat mir seine bisher noch ungedruckte Schrift von 1864 „Staat und Religion" zugesandt, ursprünglich für den König von Baiern verfaßt: ich bin tief erbaut. So schreibt jetzt kein Mensch mehr über Religion und Staat, besonders nicht an Könige. — Beiläufig: welche Skandalgeschichte meint denn Wilamowitz mit der Bemerkung über den „philologischen Anzeiger" c. S. 3 seiner PamphletAnmerkung. Der alte Leutsch ist doch nicht auch doppelzüngig?

Ich habe immer vergessen, den Aufsatz über das Certamen Dir zuzuschicken, der nun schon ganz abgelagert ist und doch nicht besser geworden. Nimm sie freundlich an, sagte das Kind zum Vater an seinem Geburtstage und ließ die Torte in den Dreck fallen.

Wenn wir nur noch eine andre Kunst gelernt hätten, theuerster Freund, um zusammen durch die Welt zu ziehen! Denn als Conjekturen-Dachshund hat man wahrlich kein ehrliches Gewerbe. Orgeldrehen ist besser. In diesem Semester hatte ich es zu zwei Zuhörern gebracht, der eine war Germanist, der andre Jurist, beiden trug ich Rhetorik vor! Es kommt mir so unglaublich verdreht vor, besonders wenn ich bedenke, daß der Eine ein persönlicher Enthusiast von mir ist und ebenso gut für mich Stiefeln wichsen als von mir Rhetorik hören würde! Nächstes Semester wird es etwas besser stehen: das Pädagogium wirft ein paar gute Philologen ab, mit denen doch zu verkehren ist.

Die Abundantia-Bilder sind heute hier angekommen, und ich gedenke unsrer vergnügten Leipziger-Naumburger Herbsttage! Das wollen wir doch bestens wiederholen, dieses Jahr, nicht wahr, bester Freund? Im Sommer besucht mich meine Schwester. Aber im Oktober ziehe ich Dir entgegen, nach dem guten

Thüringen. Oder wollen wir in Dresden zusammenkommen? Nur ja nicht wieder in dem gottverdammten Leipzig!

Ich wünsche Dir reinen Himmel, heitres Gemüth und empfehle, als mein Stärkungsmittel, Dir den Marcus Antoninus; man wird so ruhig dabei.

Treu und Deiner stets gedenkend
Fridericus

Im Gersdorffschen Briefe kommt was Rührendes vor, Du wirst es finden, meine Vorträge betreffend. Das ist ein Freund.

[«]

301. An Carl von Gersdorff in Rom

<Basel, 5. April 1873>

Theuerster Freund,

die Telegraphen haben zu thun und fliegen bald nach Heidelberg bald Nürnberg bald Bayreuth. Denn denke Dir, morgen reise ich auf acht Tage fort, treffe übermorgen mit Rohde zusammen — und wo? natürlich in Bayreuth. Ich begreife selbst noch nicht, wie schnell und plötzlich sich alles dies gemacht hat. Vor 8 Tagen dachte Keiner von uns an so etwas. Schon jetzt wandelt mich Rührung und Ergriffenheit an, wenn ich mir denke, wie wir selbander auf dem Bahnhofe dieses Ortes ankommen und nun jeder Schritt Erinnerung wird. Ich glaube doch, es waren die glücklichsten Tage, die ich gehabt habe. Es lag etwas in der Luft, das ich nirgends sonst spürte, etwas ganz Unsagbares, aber Hoffnungreichstes. Was werden wir dort zusammen denken, Dich immer natürlich mit einschließend! Meine Freude ist heute eine ganz unsinnige, denn es scheint mir, daß alles wieder so schön zu Stande kommt, wie ein Gott es sich nicht besser wünschen könnte. Ich hoffe, daß mein Besuch wieder gut macht, was mein weihnachtliches Nichtkommen schlecht gemacht hat und danke Dir recht von Herzen für Deinen einfachen und kräftigen Zuspruch, der mir wieder die Augen rein machte und die dummen „fliegenden Mücken“ verscheuchte, an denen ich zuweilen laborire.

Überhaupt, mein Freund, es giebt so Vieles in Deinen Briefen, dessentwegen ich immer das Glück preise, einen solchen Freund zu haben; und ich genieße schon eine eigne Freude, die kräftig geschwungenen und freien Züge Deiner Handschrift zu sehen, denn sie verrathen mir schon alles, wie es jetzt mit Dir steht. Daß Du übrigens meine Vorträge über die Zukunft der Bildungsanstalten abgeschrieben hast, das ist eine ganz eigne Geschichte nach eigner Melodie zu singen und nie zu vergessen. Ich habe mir dabei meine Gedanken gemacht und mache sie mir noch, so oft mir diese Geschichte einfällt. Sie fällt mir oft genug ein. Zuletzt mache ich noch einmal den sechsten Vortrag, nur damit Du etwas Fertiges von mir in den Händen hast.

Nach Bayreuth bringe ich ein Manuscript „die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen“ mit, zum Vorlesen. Von der buchmäßigen Form ist aber das Ganze noch sehr entfernt, ich werde immer strenger gegen mich, und muß noch viel Zeit vergehen lassen, um eine nochmalige Darstellung (die vierte desselben Thema’s) zu wagen. Auch war ich genöthigt, die sonderbarsten Studien zu jenem Zwecke zu treiben, selbst die Mathematik trat in die Nähe, ohne Furcht einzuflößen, dann Mechanik, chemische Atomenlehre usw. Ich habe mich wieder auf das herrlichste überzeugt, was die Griechen sind und waren. Der Weg von Thales bis Sokrates ist etwas Ungeheures.

— Sehr hübsch ist Deine Begegnung mit Wilamowitz und Deine Rettung, die wohl ein Trankopfer werth war. Weißt Du, daß der Schäker ein zweites Heft unter gleichem Namen hat drucken lassen, mit Schimpfereien und Sophistereien und eine Widerlegung nicht werth. Besonders gegen Rohde gerichtet wendet sich zum Schluß die Schrift in’s Allgemeine, weg von den zwei „verrotteten Gehirnen“; die Worte Davids Strauss gegen Schopenhauer werden wörtlich auf mich angewendet, und so kommt ein Bild von mir heraus als ob ich Herostrat, Tempelschänder usw sei. Das Schriftstück ist von Rom aus datirt. Neulich wurde ich in einem Blatt als der „in das Musikalische übersetzte Darwinismus und Materialismus“ bezeichnet, das Ureine wurde mit „Darwin’s Urzelle“ verglichen: ich lehre den „Developpismus des Urschleims“! Ich finde, daß die geehrten Gegner verrückt zu werden anfangen. Irgend ein Bonus Meyer ließ neulich über Wagner’s Bayreuther Werk seine Meinung laut werden, daß selbst die „brutale Bauwuth der Römer“ so etwas nicht gewagt habe. Der Haß scheint in hellen Flammen zu sein.

Das habe ich Dir erzählt, daß ich zu Frl. Olga Herzens Verheirathung eine Musik gemacht habe. Sie und ihr Monod haben mir darauf geschrieben, letzterer aber sehr als Franzose und politischer Mensch, was mir bei einer so privaten Sache nicht am Platze schien. Muß man denn sofort gleich von les tristes événements des dernières années reden? Mir wird sofort übel dabei. Ich bedaure die arme Florentinische Freundin sehr und weiß gar nicht zu helfen. Sie hatte mich eingeladen, Ostern zu ihr zu kommen; mir fehlt es aber an zusammenhängenden

Ferien. Ich habe nur 8 Tage und nach einer Examenunterbrechung, die mich hier zu sein zwingt, noch einmal 8-12 Tage: nichts mehr! Da kann ich nicht nach Florenz.

Unter mir, ich meine im ersten Stock des Hauses arbeitet Prof. Overbeck, unser werthgeschätzter Freund und Gesinnungsgenosse, an einer Brandschrift „die Christlichkeit unserer jetzigen Theologie.“ Unser Haus wird einmal berüchtigt werden.

Romundt hat sehr viel Glück als Academiker: die Studenten haben ihm mehrfach die größte Theilnahme verrathen. Er ist in dem rechten Fahrwasser und es kommt mir so vor als ob wir Alle es wären. Allein mein armer Rohde wandelt einsam dort oben herum. Da muß nachgeholfen werden.

In diesen Tagen ist der junge Prof. Vischer-Heusler in Rom eingetroffen: ich habe ihm Deine Adresse gegeben.

Deinem Herrn Vater sage meine Empfehlungen. Wann kommt denn Rau nach Rom? Und was für eine Adresse hat er? (nämlich bisher in Berlin). Nun nochmals, geliebter Freund, herzlichen Dank für Deine zwei Briefe, ich wollte ich wäre bei Dir. Übermorgen aber tauschen wir die Rollen; dann sitze ich bei W<agner>s und meine, Du säßest gerne dabei.

Getreulich
Dein Fried. Nietzsche

[«]

302. An Malwida von Meysenbug in Florenz

Basel 5 <6.> Apr. 1873

Verehrtestes Fräulein, wie gerne möchte ich diese Ostern bei Ihnen verbringen und wie dankbar habe ich Ihre Einladung empfangen. Wenn ich auch nicht helfen könnte Sie zu trösten, so wäre es mir doch hier und da gelungen Sie zu zerstreuen und Ihr Nachdenken irgendwohin abzulenken. Nun muß ich leider so festgebunden sein, daß ich nur für die allerkürzesten Termine (von 8-12 Tagen) um Ostern herum etwas Freiheit habe: das hängt davon ab, daß ich außer meiner Universitätsstellung noch das Amt eines griechischen Lehrers in der obersten Klasse des Pädagogiums inne habe und somit den langweiligen Quälereien schriftlicher und mündlicher Schulexamina usw. ausgesetzt bin. Die freie Zeit ist also zu kurz, um nach Florenz reisen zu können: wie oft habe ich das beseufzt! Denn ich habe wirklich das herzlichste Bedürfniß, Sie jetzt zu sehen und zu sprechen und würde jedenfalls nur Ihretwegen (und nicht irgendwelcher Malereien halber) nach Florenz gekommen sein.

Wenn ich mir besonders noch denke, daß Ihre Gesundheit noch nicht wiederhergestellt ist und daß Sie zu der Fülle von Seelenschmerzen und Beunruhigungen höchst überflüssiger Weise auch noch leiblich gequält werden, so fühle ich in mir so recht die Ohnmacht des Helfenwollens aber nicht -könnens! Hoffentlich schreibt Ihnen Frau Olga M<onod> das Beste und Beruhigendste, vor allem recht oft und ausführlich.

Heute Abend reise ich ab, rathen Sie wohin? — Sie haben es errathen. Und zwar treffe ich dort, um das Glücksmaß voll zu machen, mit dem Besten der Freunde, mit Rohde zusammen; morgen Nachmittag halb vier sitze ich im Hause an der Dammallée und bin ganz glücklich. Wir werden viel von Ihnen sprechen. Dann von Gersdorff, dem „taumelnden Cavalier“, wie ihn W<agner> nennt. Was Sie mir erzählen von einer Abschrift, die sich Gersdorff von meinen Vorträgen gemacht hat, ist geradezu rührend und gar nicht zu vergessen. Was ich für gute Freunde habe! Es ist ordentlich beschämend. In Bayreuth hoffe ich wieder Muth und Heiterkeit mir zu holen und mich wieder in allen Rechten zu befestigen. Mir träumte diese Nacht, ich ließe mir den Gradus ad Parnassum neu und schön einbinden; diese buchbinderische Symbolik ist doch verständlich, wenn auch recht abgeschmackt. Aber es ist eine Wahrheit! Von Zeit zu Zeit muß man sich, durch den Umgang mit guten und kräftigeren Menschen gewissermaßen neu einbinden lassen, sonst verliert man einzelne Blätter und fällt muthlos immer mehr auseinander. Und daß unser Leben ein gradus ad Parnassum sein soll, ist auch eine Wahrheit, die man sich öfters einmal sagen muß. Mein Parnassus der Zukunft ist, wenn ich mich sehr anstrenge und einiges Glück, sowie viel Zeit habe — vielleicht ein mäßiger Schriftsteller zu werden, vor allem aber immer mehr „mäßig im Schriftstellern“. Ich habe von Zeit zu Zeit eine kindliche Abneigung gegen bedrucktes Papier, das mir dann nur wie beschmutztes Papier gilt. Und ich kann mir wohl eine Zeit denken, in der man es vorzieht wenig zu lesen, noch weniger zu schreiben, aber viel zu denken und noch viel mehr zu thun. Denn alles wartet jetzt auf den handelnden Menschen, der jahrtausendalte Gewohnheiten von sich und anderen abstreift und es besser vormacht, zum Nachmachen. In meinem Hause entsteht eben etwas voraussichtlich sehr Rühmliches, eine Charakteristik unserer jetzigen Theologie, hinsichtlich ihrer „Christlichkeit“: mein Freund und Gesinnungsbruder Prof. Overbeck, der freieste Theolog, der jetzt nach meinem Wissen lebt und jedenfalls einer der größten Kenner der Kirchengeschichte, arbeitet jetzt an dieser

Charakteristik und wird, nach allem, was ich weiß und worin wir einmüthig sind, einige erschreckende Wahrheiten bekannt machen. Allmählich dürfte Basel ein Bedenken erregender Ort werden. — Nun wird es dunkel, ich muß an die Abreise und das Einpacken denken und Sie verlassen, verehrteste und innig bedauerte Freundin. Wäre es doch wenigstens zur Abreise nach Florenz!

In Treue
der Ihrige
Friedrich Nietzsche

[«]

303. An Cosima Wagner in Bayreuth (Entwurf)

<Basel, April 1873>

Verehrteste Frau, Sie haben mir die Ehre erwiesen die Widmung dieses Buches ohne Bedenken und sofort anzunehmen. Darf ich diese Unbedenklichkeit aus dem Vertrauen ableiten, welches Ihnen meine Abhandlung die Geburt <der Tragödie> über mich als Autor eingeflößt hat, so will ich Ihnen hier bekennen welche neuerliche Erfahrung mich selbst beinahe gegen das Buch eingenommen hätte.

Wir haben unter uns, eine schlimme Meinung über alles das was in dieser schlechten Zeit sofortigen Erfolg und Eingang findet: und das Buch von David Strauss, das in wenig Monaten vier Auflagen erlebte, müßte schon nach diesem Kanon sehr schlecht sein. Deshalb hätte mich fast die nach abgelaufenem Jahre nöthig gewordene zweite Auflage eines Buches mißtrauisch gegen dasselbe stimmen können, wüßte ich nicht zu seiner Rechtfertigung, daß an diesem sofort<igen> Erfolge jene schlechte Welt, mit ihren krähenden und kreischenden Zeitungen und Litteraturblättern als Herolden keinen Antheil hat, daß vielmehr von dieser Seite aus eine behutsame Stille für gut befunden worden ist. Ich halte mich, nach dieser Erfahrung hin, und allen andren für den beglücktesten Autor: denn gerade jene Windstille ist für die Fahrt meiner Schiffe das beste Anzeichen. Warum leben Sie nicht in der gleichen Windstille?

fast alle musikal. Berichterstatter die gegen Sie schreiben, leben von Ihnen — dies erklärt den ungebührlichen Lärm, es handelt sich um die Nothdurft der Herrn Hanslick Gumbrecht oder wie die Burschen heißen, deren Namen ich nicht merken will.

[«]

304. An Richard Wagner in Bayreuth

Basel den 18 April 1873.

Verehrtester Meister

ich lebe in fortwährendem Angedenken an die Bayreuther Tage dahin, und das viele in kürzester Zeit neu Gelernte und Erfahrene breitet sich in immer grösserer Fülle vor mir aus. Wenn Sie nicht zufrieden mit mir bei meiner Anwesenheit schienen, so begreife ich es nur zu gut, ohne etwas daran ändern zu können, denn ich lerne und percipire sehr langsam und erlebe dann in jedem Moment bei Ihnen etwas, woran ich nie gedacht habe und was mir einzuprägen mein Wunsch ist. Ich weiß es recht wohl, theuerster Meister, dass Ihnen ein solcher Besuch keine Erholung sein kann, ja mitunter unerträglich sein muß. Ich wünschte mir so oft wenigstens den Anschein einer grösseren Freiheit und Selbständigkeit, aber vergebens. Genug, ich bitte Sie, nehmen Sie mich nur als Schüler, womöglich mit der Feder in der Hand und dem Hefte vor sich, dazu als Schüler mit einem sehr langsamen und gar nicht versatilen Ingenium. Es ist wahr, ich werde täglich melancholischer, wenn ich so recht fühle, wie gern ich Ihnen irgendwie helfen, nützen möchte und wie ganz und gar unfähig ich dazu bin, so dass ich nicht einmal etwas zu Ihrer Zerstreuung und Erheiterung beitragen kann.

Oder vielleicht doch einmal, wenn ich das ausgeführt habe, was ich jetzt unter den Händen habe, nämlich ein Schriftstück gegen den berühmten Schriftsteller David Strauss. Ich habe dessen „alten und neuen Glauben“ jetzt durchgelesen und mich ebenso über die Stumpfheit und Gemeinheit des Autors wie des Denkers verwundert. Eine schöne Sammlung von Stilproben der abscheulichsten Art soll öffentlich einmal zeigen, wie es mit diesem angeblichen „Classiker“ steht.

In meiner Abwesenheit ist die Schrift meines Hausgenossen Overbeck „über die Christlichkeit unserer Theologie“ tüchtig vorgerückt, sie hat einen so offensiven Character gegen alle Parteien, und ist andererseits so unwiderlegbar und so ehrlich, dass auch er, nach ihrer Veröffentlichung, verfehmt sein wird, als einer, nach Prof. Brockhausens Ausdrucke, der „seine Carrière ruinirt hat.“ Basel wird allmählich recht anstössig.

Vom Freunde Rohde habe ich mich in Lichtenfels getrennt (in dessen Bahnhofrestauration Ihre Büste stand) Wir machten am Ostersonntag noch einen Morgenspaziergang miteinander, nach Vierzehnheiligen, das eine Stunde von Lichtenfels entfernt ist. Nicht wahr, ich habe doch vortreffliche Freunde?

Der verehrungswürdigsten Frau Gemahlin schicke ich heute, mit den besten Grüssen den Paulus von Rénan; die versprochene Schrift von Paul de Lagarde werde ich zusammen mit der Overbeckschen, wenn diese fertig ist, ankommen lassen.

Es thut mir so leid, dass wir den Dekan nicht noch einmal gesehen haben.

Leben Sie wohl! Leben Sie wohl, theuerster Meister, mit Ihrem ganzen Hause.

Ihr getreuer Friedrich Nietzsche

[«]

305. An Richard Wagner in Bayreuth

Basel Freitag. <26. April 1873>

Verehrtester Meister

ich habe eine kleine Bitte, und diese bezieht sich auf den Verleger Fritzsch. Wir sprachen über die Art, wie der Verlag desselben sich allmählich erweitern werde und dürfe, und schon heute habe ich das merkwürdigste Beispiel, was für Schriften und Autoren sich an den bisherigen ersten Ring ansetzen möchten. Mein Freund Overbeck ist mit seiner Schrift „über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie“ fertig und hat, auf mein Anrathen, bei Fritzsch einen Antrag gemacht, nachdem sein bisheriger Verleger Hirzel sich geweigert hat, aus Rücksicht auf David Strauss, der in Overbeck’s Schrift auch behandelt und nicht mit Sympathie behandelt ist. Ich halte Overbeck’s Characteristik der gegenwärtigen theologischen Parteien für ein Meisterstück und wünsche von Herzen, dass Fritzsch sich überwinden möge, mit dem Worte „Verlagsbuchhändler“ bis dahin Ernst zu machen, dass er auch diese ganz unmusikalische Schrift annimmt. Wir haben uns vergebens nach einem anderen geachteten Verleger für eine so offen-ehrliche und kühne Schrift umgesehen und finden jedesmal, dass die bekannteren Verleger selbst schon theologische Parteimänner sind und zuviel dem „Protestantenvereine“ angehören: so dass für sie diese Schrift unwillkommen genug sein würde. „So muss denn doch die Hexe dran“ wirklich die Noth treibt zu Fritzsch! Es ist recht zum Verwundern!

Meine Bitte geht nun dahin, dass Sie, verehrtester Meister, in dem Falle, dass Fritzsch sich bei Ihnen Raths erholt, ihm einen kurzen Rath und Bescheid geben möchten. Denn ich kann mir wohl denken, in welcher Herkules-Verlegenheit sich der redliche Fritzsch befinden mag, wenn er plötzlich einen theologischen Antrag erhält.

Ich wünsche von Herzen, dass Sie meine Bitte nicht unbescheiden finden mögen. Aus Cöln werden Sie wohl sich gerettet haben; ich denke mir Sie in Ihrer Bibliothek und bei den schönen Einbänden stehen und verspreche Ihnen in der Fritzsch-Overbeckschen Schrift einen stattlichen Zuwachs.

Ihnen und der verehrtesten Frau Gemahlin meine herzlichsten Wünsche!

Ihr Friedrich Nietzsche

Overbeck ist durch eine Reihe streng gelehrter Arbeiten wohl bekannt und sehr angesehen: sein Hauptwerk ist ein Commentar zur Apostelgeschichte. Die neue Schrift hat etwa den Umfang von 6 Bogen.

[«]

306. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel Dienstag. <29. April 1873>

Meine liebe Mutter und Schwester,

ja, es ist wirklich ein Skandal, wie lange ich nicht geschrieben habe. Meine Ferien sind dazu bald wieder zu Ende und nächste Woche geht die Sommerarbeit los. Ich hätte doch Zeit gehabt, nicht wahr? Nun wollen wir einmal sehen, was ich inzwischen gemacht habe, daß ich so schnell und fast ohne es zu merken, wie viel Zeit vergangen ist, über die Ferien hinweggekommen bin. Also zuerst schrieb ich noch an meinen griechischen Philosophen: das Buch ist aber gar nicht fertig und es kann noch viel Zeit vergehen, ehe ich zu einem Abschluß komme. Dann bekam ich zur höchsten Überraschung von Rohde die Mittheilung, daß er nach Süddeutschland käme und mit mir eine Zeit zusammen sein wolle. Wo? sollte ich bestimmen. Nun, ich bestimmte Bayreuth, und war also dort mit Rohde zusammen von Palmsonntag bis Ostersonntag. Das war doch schön ausgedacht. Gleich nach Ostern hatten wir hier Examina, anderthalb Wochen. Jetzt kaue ich am letzten Ferienknochen und benutze ihn, um eine polemische Abhandlung gegen David Strauss zu machen. Also Beschäftigung und Zerstreuung genug. Deinen Brief, meine liebe Mutter, erhielt ich nach Bayreuth nachgeschickt und danke bestens dafür. Viel Briefe habe ich sonst nicht bekommen, weil ich fast gar keine mehr geschrieben habe. Doch trotzdem — Gersdorff und Frl von Meysenbug halten aus und lassen immer wieder von sich, in rechter Freundschaft, hören. Ersterer ist jetzt in Sicilien mit seinem Vater und kommt im Sommer wahrscheinlich nach Basel. Seine Freunde Rau und Otto sind jetzt in Rom und bewohnen Gersdorff's Quartier. Overbeck hat eine ausgezeichnete Schrift vollendet und sie Fritzsch zum Verlag angeboten. Wir sind begierig auf die Antwort. Picard hat sich in diesen Wochen in Genf verheirathet. Daß Sally Vischer Braut ist, wißt Ihr ja wohl, mit einem Herrn Allioth in Arlesheim. Andre Neuigkeiten weiß ich jetzt nicht.

Also, liebe Lisbeth, Dein Kommen steht bevor! Ich freue mich von Herzen darauf. Mit der Wohnung hat es sich trefflich gemacht, der Hr Blomberg, der bis jetzt dort wohnte, ist mein Tischnachbar im Kopf. Ich denke, es bleibt bei der Verabredung mit Straßburg. Du weißt aber daß ich nur von Sonnabend vor bis Montag Abend nach Pfingsten Zeit habe. Das ist aber gerade die rechte Zeit für Straßburg.

Ich bin unterbrochen worden, meine Schüler vom Pädagogium kommen truppenweise, um sich zu bedanken, sie sind jetzt zur Universität abgegangen.

Der Rathsherr Vischer ist in Baden, der Prof. Vischer in Rom, das weißt Du wohl? Vom fliegenden Holländer in Weimar hat mir Frau Prof. V<ischer> erzählt. Einen Abend waren wir bei ihrem Vater, Romundt und Overbeck auch.

Der Kopf schwirrt mir ein Bischen, es fällt mir gar nichts Neues mehr ein, als daß ich wohl bin, nur öfter einmal an Augenschmerzen laborire. Für den Sommer müssen wir uns gute Bergluft mit grünen Matten verschaffen. Mir schwebt immer die Engst<l>enalp vor, oder noch einmal das Maderanerthal. Die Entscheidung muß Ende Mai spätestens gemacht sein, denn die Schweiz rüstet sich, wegen der Wiener Weltausstellung, auf sehr viel Fremdenbesuch.

Nun laßt es Euch recht gut gehn und nehmt die herzlichsten Grüße an von

Eurem
F.

[«]

307. An Erwin Rohde in Kiel

Basel 5 Mai.

Theuerster Freund,

bist Du wieder in der Semesterthätigkeit darin? Wir fangen so nachgerade in diesen Tagen an. Was Glänzendes wird es wieder nicht, doch auch nicht so lumpig und so durchaus verächtlich, wie im vorigen Winter. Gersdorff schrieb heute Morgen aus Sicilien. Overbeck ist mit seiner Schrift (wir nennen sie „Zukunftstheologie“) fertig, auch der Verleger ist gefunden — und wer? Fritzschius! Natürlich in so schönem Gewände, wie die Geburt der Trag. auftretend, wird sie nicht verfehlen alle theologischen Parteien zur Entrüstung zu bringen. Gersdorff hat Recht, wenn er schreibt, Basel sei vulcanisch geworden. Auch ich habe wieder etwas Lava gespieen: eine Schrift gegen David Strauss ist ziemlich fertig, wenigstens in der ersten Skizze — aber ich bitte Dich um Grabes-Nacht-Stillschweigen, denn es wird eine große Mystifikation in Scene gesetzt. Ich kam von Bayreuth in einer solchen anhaltenden Melancholie zurück, daß ich mich endlich nirgends anderswohin retten konnte als in die heilige Wuth.

Für die Zusendung Deiner Schrift über Aelius Promotus (bis dahin mir schändlich unbekannter Herr!) danke ich Dir bestens, habe sie mit schuldigstem Respekte gelesen und bekenne nicht ohne Desperation, durchaus verächtlicher Lump zu sein gegen Dich philologum. Dafür kannst Du aber auch keinen Hymnus auf die Freundschaft machen, noch den Papst durch die Monodie herauslocken (herauslitzen vulg.)

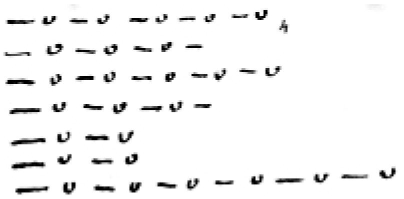
Weißt Du, daß unser überaus festlicher Abschiedstrunk in Lichtenfels mich berauscht gemacht hatte? Nämlich es trat das Phänomen ein, daß ich wähnte, ich würde in einem großen Rade mit herumgedreht: dabei wurde mir schwindlicht, ich schlief ein wachte in Bamberg auf, trank Kaffee: und war Mensch wie zuvor. Verlebte dann den Nachmittag in Nürnberg, sowie den zweiten Ostertag und befand mich körperlich ebenso wohl als höchst, höchst schwermüthig! Dabei waren alle Leute geputzt und liefen im Freien herum, und die Sonne so herbstlich mild. Nachts sauste ich nach Lindau ab, fuhr, im Kampf von Nacht- und Tagesgestirn, früh um 5 Uhr über den Bodensee, kam noch zeitig am Rheinfall bei Schaffhausen an, machte dort Mittag. Neue Schwermuth, dann Heimreise; an Lauffenburg vorbeikommend sah ich, daß die Stadt mächtig brannte.

Hier ist, für den ganzen Sommer, ein Freund Romundt’s eingetroffen, ein sehr nachdenkender und begabter Mensch, Schopenhauerianer, Namens Rée. — Ritschl hat Wilamowitzium angezapft und schickte mir die betreffenden Seiten des Rhein. Mus.’s zu. Geht mich gar nichts an.

Übrigens haben wir uns, wie mir vorkommt, gar nicht recht gesprochen, doch haben wir zusammen viel gelernt und erfahren — und diese Gemeinsamkeit ist doch wichtiger.

Den Barbier habe ich nicht bezahlt; was mich arg kränkt. Der Hausknecht, der von mir fürstlich belohnte, war, wie mir eingefallen ist, wahrscheinlich derselbe, den ich damals beinahe die Treppe hinuntergeworfen habe. Alle Schuld rächt sich auf Erden. In Scharfhausen habe ich ein vortreffliches Tintenfaß gekauft, mit einem Gutta percha Einsatz: die Tinte zeigt gar keine Oberfläche, und die Feder des Schreibenden drückt erst jenen Einsatz etwas nieder: so wird die Tinte nicht staubig und die Feder nicht übermäßig voll: und darum schreibe ich heute so schön, daß Du nichts lesen kannst, nicht wahr?

Nun, so wollen wir denn unser Dasein weiterschleppen und den Vers meines Freundschaftshymnus singen, welcher anfängt „Freunde, Freunde! haltet fest zusammen!“ Weiter habe ich das Gedicht doch noch nicht: doch der Hymnus selbst ist fertig — und dies ist das metrische Schema:



„Freunde Freunde haltet fest zusammen“
Preisausschreiben an alle meine Freunde, darauf
einen Vers zu dichten oder zwei!

Ich dachte, es würden während des Briefschreibens einige Herrn Studenten kommen, um zu meinem Collegio sich anzumelden. Denn es war meine Stunde; aber es ist keiner gekommen. Wehe! Wehe!

Adieu, mein lieber guter Freund! Und denke meiner freundlich.

Dein Fr. N.

[«]

308. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, vermutlich 11. Mai 1873>
Sonntag.

Liebe Mutter und Schwester,

heute nur ein Geschäftsbriefchen. Ich möchte die Gelegenheit Deiner Reise, liebe Lisbeth, wahrnehmen, um etwas von Naumburger Schustern und Schneidern zu erhalten. Erstens soll mir der Havercamp einen ganzen Anzug machen, Rock Hose Weste, (helle Hose, dunkleren Rock vielleicht wieder rothbraun, und vielleicht schwarzsammtne Weste) Mein Maaß hat er ja, gewachsen oder dicker geworden bin ich nicht. Sodann wünsche ich von Walter ein paar gute ordentliche Stiefeln, nach meinem Fuße gemacht, ja nicht schwer, sondern leicht.

Dies sind meine Bitten, nicht wahr, Ihr gebt gelegentlich die Aufträge, und seht Euch die Stoffe an? —

Hier sind wir wieder im Semester angelangt, und es geht leidlich. Gestern haben wir das Vischer-Heuslersche neue Haus gerichtet. Das wißt Ihr wohl schon, daß der Herr Blomberg, der bisherige Insasse Deiner Zimmer, liebe Lisbeth sich mit Frl. Geehring verlobt hat; ich habe neulich einen Gratulationsbesuch gemacht. Er hat eine Musikdirektorstelle bekommen (in Mühlhausen) und ist ein ganz liebenswürdiger und sehr junger Künstler. Es herrscht allseitiges Vergnügen.

Der Druck der zweiten Auflage war bis jetzt, wie so vieles Andere, durch die beharrlichen Setzer-Strikes in Leipzig verhindert. Prof Overbeck's neueste Schrift erscheint auch bei Fritzsch.

Weiter giebt es heute nichts zu melden: vielleicht bekomme ich über Deine Ankunft nähere Nachricht? Und es bleibt doch bei Strassburg?

Heute hatte ich mich wieder einmal dem Studium von Baedecker und Berlepsch überlassen, natürlich zu dem bewußten Sommer-Aufenthalts-Zweck.

Adieu, Adieu. Und beste Grüße
Euer F.

[«]

309. An Richard Wagner in Bayreuth

Basel 20 Mai 1873

Geliebter Meister,

nun sind es wirklich zwei Menschenalter, daß die Deutschen Sie haben — und gewiß giebt es viele, die, wie ich sammt meinen Freunden, den nächsten Himmelfahrtstag als den Tag Ihrer Erdenfahrt feiern, zugleich sich sagend, welches das Loos eines jeden zur Erde fahrenden Genius sein wird, ein Loos, das wahrlich noch mehr an eine Höllenfahrt erinnert. Ein solcher Tag sollte aber nicht von Vielen, sondern von Allen gefeiert werden, und das ist wirklich immer das Schmerzlichste, daß die Menschen sich so unglaublich langsam zur Dankbarkeit anschicken, und daß erst nach zwei Generationen eine blasse Ahnung dieser höchsten Dankbarkeits-Verpflichtung gefühlt wird. Was wären wir denn, wenn wir Sie nicht haben dürften, und was wäre ich zum Beispiel anderes (wie ich jeden Augenblick empfinde) als ein todtgebornes Wesen! Mich schaudert immer bei dem Gedanken, ich könnte vielleicht abseits von Ihnen liegen geblieben sein: und dann lohnte sich wahrlich nicht zu leben, und ich wüßte gar nicht, was ich mit der nächsten Stunde beginnen sollte. Jetzt lernte ich doch Eins: daß irgendwann die Deutschen anfangen müssen, für Sie ein „Publikum“ zu bilden: und ich wünsche sammt meinen Freunden zu diesem Publikum gerechnet zu werden. Freilich gehören wir mehr zur dritten als zur zweiten Generation und kommen somit spät genug. Das wieder gut zu machen, müssen wir’s recht Ernst nehmen mit unsrer Aufgabe, Publikum zu sein: damit wir von der dumpfen Ahnung zur Klarheit kommen, zu begreifen, weshalb Ihr Genius gerade zu den Deutschen gekommen ist.

Hier in Basel werden wir dies feiern, denn hier haben Sie wirklich eine kleine Schule. Da giebt es meinen Freund Gersdorff (seit vorgestern hier) Overbeck Romundt, dann des letzteren Freund Rée, der auch diesen Sommer hier bleibt, dann ein paar Studenten, die gläubig auf mich hören, wenn ich von Ihnen erzähle. Daß Overbeck jetzt mit der Fritzschischen Signatur auftritt, ist himmlisch, und ich danke Ihnen von Herzen, dies möglich gemacht zu haben. Ich wollte Ihnen aber eigentlich mit der Zusendung meines Anti-Strauss danken, der seit Wochen in der ersten Niederschrift fertig ist. Aber jetzt, in der ersten Noth des neuen Semesters, geht es mit der Umarbeitung langsam, zumal ich sehr an plötzlicher und schmerzhafter Augenschwäche leide und besorgt genug bin. Ich hatte gehofft, Ihnen zum Geburtstag mein Manuscript schicken zu können, aber es gieng nicht, und ich bitte Sie, mir noch ein Weilchen Zeit zu geben. Inzwischen sende ich Ihnen und der verehrtesten Frau Gemahlin meine herzlichsten Grüße; und wenn das ganze Haus Sie feiert und die guten Kinder gratuliren, so denken Sie, daß wir hier in der Ferne neunte Symphonie und Kaisermarsch spielen und mit feiern und mit gratulieren.

Ihr treulich ergebener
Gratulant
Friedrich Nietzsche

[«]

310. An Elisabeth Nietzsche in Novolles

<Flims, Ende Juli 1873>

Bitte meine liebe Lisbeth, mache auch in meinem Namen die Gratulationen, ich kann noch nicht schreiben —

es geht aber recht gut.
Schönste Grüsse, auch an Vischers.

Dein Fritz

[«]

311. An Elisabeth Nietzsche in Novolles

<Flims, erste Augusthälfte 1873>

Meine liebe Lisbeth,

Schön, alles in Ordnung und so, wie ich erwartet. Ich bitte Dich nun auf folgenden Vorschlag zu hören. Fahre nächsten Donnerstag früh fort, so dass Du Mittag in Olten bist und gegen 7 Uhr in Chur anlangst. Dort erwarte ich Dich, bleibe mit Dir die Nacht dort, und früh morgens am Freitag geht es mit der Post nach Flims.

Telegraphire mir ja, ob Du damit einverstanden bist, und so bald als möglich. Du bekommst das Zimmer neben mir, das bis jetzt Romundt hatte: der verreist am Donnerstag oder spätestens Freitag früh.

In Treue und fröhlicher
Erwartung Dein
F.

Herzliche Grüsse an Laubschers. Hier sind gute Familien und lauter freundliche Menschen.

[«]

312. An Carl von Gersdorff in Basel (Widmung)

Basel am 25 August 1873.

Freundschaft schrieb dies Buch,
und wenn es Feindschaft macht,
Sei zum Trost der Freundschaft, die es schrieb,
gedacht!

[«]

313. An Richard Wagner in Bayreuth

<Basel> Freitag den 18 Sept. 1873.

Geliebter Meister,

zuerst melde ich mit der einem Patrone zukommenden Würde, dass ich am 31 Oct. in Bayreuth eintreffen werde, um zugleich die Rechte von drei anderen Patronen (Gersdorff Rohde und meine Schwester) stellvertretend auszuüben. Zwar beginnen wir um dieselbe Zeit unser Winterhalbjahr: aber von zwei Dingen, die nöthig sind, ist eins immer nöthiger als das andre; und zumal in diesem Falle, wo es sich nicht um ein „mehr oder weniger nöthig“ sondern um eine Noth handelt. Ich wollte, ich könnte heute versprechen einen Sack Goldes mitzubringen; das steht freilich nicht in meiner Macht. Aber einen Sack voll guter Hoffnungen von dort mit fortzuschleppen, hoffe ich heute schon von Herzen, weil jene Noth mir bis an den Hals geht und rein gar nichts mehr übrig bleibt als auf die Hoffnung selbst zu hoffen. Ihr Sendschreiben an die Patrone warf mich in jene Stimmung zurück, mit der ich Ostern Bayreuth verliess: gegen die es gar keine Rettung giebt als etwas zu produciren und von Zeit zu Zeit einmal den Kaisermarsch, damit wir doch wenigstens noch „ein Symbol haben“, uns zu erinnern, wie alles noch einmal „gut werden kann“ — da Eins doch gut geworden ist, der deutsche Soldat.

In der That, meine erträglichsten Empfindungen sind jetzt militärische Empfindungen; und wenn ich schon zumeist von Schlachten und belagerten Städten träume, so geht mein waches Denken erst recht auf Angriff und Streit aus. Das ist auch ein Mittel, zur Ruhe zu kommen, wenn der faule Frieden ringsum einem nur Unruhe schafft.

Gersdorff, der treueste Freund — der mir, so lange er um mich war, meine rechte Hand und mein linkes Auge war — hat mich seit vorigem Montag verlassen und weilt mit Rohde zusammen in Genua. Wir, nämlich ich mit Overbeck und Romundt, haben eine wahre Nänie bei seinem Abschiede gesungen; ein unwiederbringlich schöner und seltsamer Sommer nahm mit ihm für immer von uns Abschied.

Jetzt eben schreibe ich meinen ersten längeren Brief wieder, nach einem ganzen halben Jahre, während dem Gersdorff alles Briefliche mit rührender Aufopferung besorgt hat. Meine Augen erlauben mir das Lesen wieder und auch ungefähr das Schreiben: obschon mich dies immer noch schnell erschöpft und mir Schmerzen macht. Mein Arzt ist aber voll der besten Hoffnungen. Nur über die Entbehrung wirklicher Musik bin ich mitunter geradezu ausser mir; wenn man nichts Rechtes mehr sieht, weder an den Menschen noch an den bildenden Künsten und gar nichts Tröstliches erfährt, so genügt es dann freilich nicht immer, sich seine eigene Musik vorzumachen; auf die aber und nur auf die bin ich reducirt, da ich nicht mehr Noten lesen darf oder kann. Vor dem Winter fürchte ich mich etwas, da mir bei Lichte zu lesen oder Collegien zu halten verboten ist. In summa bleibt nichts übrig als nachzudenken: und zwar denke ich über meine zweite „Zeitungemässheit“ nach. Auf zwölfe ist es abgesehen, und der Plan dazu entworfen. Mein erstes Heft hat hier eine unbeschreibliche Wirkung gethan; eine toll-feindselige Zeitungslitteratur ist gegen mich entstanden, aber gelesen hat es Jedermann.

Ihrer verehrtesten Frau Gemahlin schicke ich heute mit den herzlichsten Grüssen nur das Versprechen, ihr nächstens brieflich für die grosse und unschätzbare Theilnahme zu danken, die sie mir in der Zeit der „Verfinsterung“ bewiesen hat; ebenfalls Fräulein Meysenbug, deren letzter Brief an Gersdorff leider nach dessen Abreise eintraf und ihm nachgeschickt werden musste.

Auf Wiedersehen, geliebtester Meister,
am Reformationstage.

Der Basler Genesende.
Erasmus (oder auch Anselmus,
geisterinselhaften Angedenkens)

[«]

314. An Gustav Krug in Naumburg

Basel 21 Sept. 1873.

Nun, mein geliebter Freund, das nenne ich hinter Wolken verschwinden und mit dem Vollmondsglanze des Glücks wieder hervorkommen! In der That dachte ich oft genug mit einer zagenden Empfindung an Dich, nichts hörend und in der begreiflichen Entsagung, an die Ihr armen Examen-Menschen Eure Freunde gewöhnt. Nun ist Noth, Stillschweigen, Entsagung auf beiden Seiten vorüber, und glückwünschenden Herzens sende ich Dir heute ein Lebenszeichen. Vielleicht aber dass der schneidige Klingen-Klang (lies beim Zeus nur nicht „Klingklang“, das wäre etwas Anderes) meiner eben veröffentlichten Straussiade nicht zu Deiner festlich-blühenden Empfindung passen will — dann wirf nur das Buch einstweilen bei Seite.

Weihnachten komme ich nach Naumburg, Dich einmal auf Deine Weise holländerisch sprechen zu hören. Gesegnet sei der Thüringer Wald, das Schumannfest und all die mächtigen Alliirten einer werdenden und werbenden Minne.

Erlaube mir heute noch kurz zu sein; so bleibst Du davor behütet, mich langweilig finden zu müssen. Und welchem Liebenden dürfte man Zeit rauben und Langeweile schaffen! Dann gebieten mir meine Augen (die widerspenstigen! gefährlichen und gefährdeten!), jetzt bereits aufzuhören, während mein Herz gerade im Schusse war, Dir einen recht gemüthlichen Brief im „trägen Junggesellenton“ zu fabriciren.

Adieu! und liebt euch!

Auf Wiedersehn, getreuer guter Freund!

F N.

[«]

315. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Basel 21 Sept 73.

Meine liebe gute Mutter, so ist denn unsre gute Tante dahin, und wir sind wieder einsamer. Alt werden und einsam werden scheint dasselbe, und ganz zuletzt ist man wieder nur mit sich zusammen und macht Andre durch unsern Tod einsamer.

Gerade weil ich wenig von meinem Vater weiss und ihn mir mehr aus gelegentlichen Erzählungen errathen muss, waren mir seine nächsten Anverwandten mehr als sonst Tanten zu sein pflegen. Ich freue mich, wenn ich an Tante Riekchen, wie an die Plauenschen usw. denke, dass sie alle eine sonderliche Natur bis in ein hohes Alter festhielten und in sich Halt hatten, um weniger von aussen her und von dem so zweifelhaften Wohlwollen der Menschen abzuhängen: ich freue mich dessen, weil ich darin die Raçeeigenschaft derer, die Nietzsche heissen, finde und sie selbst habe.

Deshalb war die gute Tante mir immer auf das Freundlichste gewogen, weil sie es fühlte, wie wir in Einer Hauptsache verwandt waren, nämlich eben in der Nietzsche’schen Hauptsache. Und so ehre ich denn ihr Angedenken, indem ich von Herzen begehre, wenn ich alt werden sollte, wenigstens nicht von mir selber, das heisst von dem Geiste meiner Väter abzufallen.

Erwarte jetzt, meine liebe vielgeplagte weil viel helfende Mutter, nichts mehr von mir und denke gerne

an Deinen Sohn
Friedrich Nietzsche

[«]

316. An Carl von Gersdorff in Siena

Basel Samstag. <27. September 1873>

Nun, mein geliebter Freund! Heute giebt es endlich bei mir Ferien, das neunte akademisch-pädagogische Semester ist abgethan! Schnell also mag ein Gruss von mir hin zu Dir eilen, um Dir noch einmal zu sagen, was Du weisst — dass dieses neunte Semester Dein Werk ist. Was wäre da alles zu sagen, wenn es unter uns darauf ankäme, durch Worte zu danken! Genug, ich habe viel verloren, als ich mit dem zu Ende eilenden Semester auch Dich verlor, und hier und da beschleicht mich das Gefühl der Einsamkeit, das ich aber kräftig unterdrücke, um mir recht klar zu machen, was mir an den übrig gebliebenen Freunden eigentlich übrig geblieben ist. Nur dass auch diese, wenn ich mit ihnen zusammen bin, über Deinen Verlust klagen: so dass uns, um das allgemeine Beraubtsein zu ertragen, die Klage endlich immer in Dein Loblied umschlägt. Dann preisen wir uns, Dich als Freund zu haben und erleichtern es uns, dass wir Dich recht entbehren.

Das zwölftel Last, das jeder von uns mehr zu tragen hat, ist viel zu gering taxirt: und — da es auch einiges Erfreuliche inzwischen gab — so fehlte uns bei der Freude ein ganzer voller Mensch, nämlich Du.

Von R<ichard> W<agner> traf ein herrlich-heiterer Brief ein, in Betreff der Strussiade schrieb er „ich habe wieder darin gelesen und schwöre Ihnen zu Gott zu, dass ich Sie für den Einzigen halte, der weiss, was ich will!“

Daran wollen wir uns doch genügen lassen, nicht wahr, lieber Freund?

Übrigens ist der Zeitungs-Spuk gross und fast unerträglich gewesen! Alle Baseler Zeitungen haben Artikel, zum Theil verschiedenartige, gebracht, darunter auch einen begeisterten: in summa 5 Artikel. Dann Karl Hillebrand in der Augsburgerin — höchst merkwürdig, doch so dass für mich fundamentale Differenzen übrig geblieben sind, und ich im Ganzen Frau W. zustimme, wenn sie sagt „K. H. kennt die Franzosen besser als irgend ein Franzose, aber er kennt die Deutschen nicht mehr.“

Die Gesundheit ist wandelbar gewesen, doch hoffe ich alles von der nächsten, ruhig-produktiven Ferienzeit. Denn nur wenn ich etwas hervorbringe, bin ich wirklich gesund und fühle mich wohl. Alles Übrige ist schlechte Zwischenaktsmusik.

Fuchs hat die angemeldeten Compositionen geschickt — sie sind recht schön. Baumgartner brachte zwei herrlich gebundene (Juchten — Gold) Exemplare meiner Schriften, in die ich mich einschreiben musste. Leutsch hat hier seinen Besuch angemeldet — er soll einige Wahrheiten zu hören bekommen. Ritschl schweigt. Fritzsch schweigt — doch schreibe ich vielleicht noch heute.

Ein Brief von Frl. von Meysenbug traf kurz nach Deiner Abreise ein, ich lege ihn bei.

Heute ist alles blauer Himmel, und ich vermuthe dass Du sehr glücklich sein wirst.

Lebe wohl, mein lieber getreuer
Freund, mehr darf ich nicht
schreiben.
Dein
Friedrich Nietzsche.

Herzliche Grüsse und Wünsche von Overbeck Romundt, meiner Schwester und Vischers.

[«]

---

317. An Carl Fuchs in Berlin

Basel 30 Sept. 1873

Lieber Herr Doctor!

Hier kommt ein Lebenszeichen, aber auch nichts mehr, nicht einmal ein Zeichen wieder hergestellter Sehkraft: denn auch jetzt noch bediene ich mich der nachschreibenden Gefälligkeit eines vertrauten Freundes. Ja, ich nehme mir nicht einmal vor, Ihnen auf so zahl- und inhaltsreiche Briefe zu antworten, da ich im Respondieren und Correspondieren nie etwas getaugt habe und jetzt aus einer früheren Untugend eine Pflicht zu machen fast gezwungen bin. Verzeihen Sie es mir also, wenn ich dies Mal in Bausch und Bogen für alle Ihre Briefe nur danke und nichts als danke. — Und wundern Sie sich nicht, wenn mit diesem Gedankenstrich auch der Dank schon vorüber ist und wir nun sofort auf lauter Neues übergehen. Das Neueste aber ist die Zusendung Ihrer Arrangier-meisterstücke. Ich fühle das, was Sie hierin geleistet haben, fast wie eine Befriedigung meiner Finger, so ungeschickt dieselben auch sein mögen und so sehr auch diese nur ahnen können, was andere Finger wahrscheinlich wissen werden. Drücken Sie doch ja dem Herrn Riemenschneider meine Sympathie und meine Überraschung über seine musikalischen Nächte aus. Ihnen selbst aber als dem Freunde des Componisten darf ich wohl etwas Genaueres über den Grad meiner Sympathie sagen. Mit der Julinacht nämlich bin ich nicht ganz einverstanden und zwar gerade in Betreff ihrer Herzgegend: „langsam, innig“. Wenn der Componist uns zu verstehen geben will, daß der Julinachtsänger sich an irgend ein inniges Glück erinnert, so brauchte doch dies nicht durch eine Melodie ausgedrückt zu werden, die wie eine Reminiscenz an innige und glückliche Melodien klingt, aber eben nur wie eine Reminiscenz. Dasselbe scheint mir von der Resignationsmelodie auf der vorletzten Seite zu gelten. Ja, ich möchte glauben, daß die ganze Composition nur nachempfunden, nicht eigentlich vorempfunden ist, was doch jedes Gute sein soll. Aber ein großes Illustrationstalent zeigt sich gerade auch in dieser mehr abgenöthigten als nothwendigen Production, wobei ich besonders an die erste Seite denke. Viel selbständiger, viel erlebter dünkt mich die Nachtfahrt, Einleitung und der sehr zarte Mittelsatz geradezu meisterhaft charakteristisch. Die auf Seite 4 eintretende Hauptmelodie ist mir zwar nicht ganz sympathisch, obwohl ich auch hier wie überhaupt bei der ganzen Composition eine zauberische Orchestralwirkung zu errathen glaube.

— — Nun Thema 2: Dr. Fuchs der Symptomatiker! ich hatte in diesem Sommer Zeit, über schriftstellerische Musiker nachzudenken und zwar gerade in Hinsicht auf ein von Musik handelndes Wochenblatt. Ein solches ist, wie wir alle wissen, fast ausschließlich auf lesende Musiker angelegt; deren Bedürfnisse bestimmen den Charakter des Blattes und diese sind, Gott sei Dank, bis jetzt fast noch gar nicht litterarisch, sondern, so weit sie ein Wochenblatt brauchen, nur geschäftlich. Der und der sucht eine Stellung, der will seine Musik aufgeführt haben — das ist glücklicher Weise noch der naive Sinn eines solchen Blattes. Zu welchem Tragelaphen aber wird dasselbe, wenn hinten nur das Geschäft und vorne Wolzogen, Stade und Sie, geehrtester Herr Doctor, zu Worte kommen; ich meinerseits wage es nicht, Ihre drei Namen unter den Begriff des Vergnügens des

Gegensatzes halber zu fassen; Belehrung wäre auch nicht das rechte Wort; denn ich wüßte nicht, was Stade einem über 9te Symphonie oder Cornelius zu lehren hätte; und ob Wolzogen etwas zu lehren hat, wäre erst zu erkennen, wenn er erst einmal deutlich schreiben lernen wollte. Sie aber, werther Herr Doctor, denken ganz und gar nicht an den geschäftlichen Musiker vom hintern Theil des Blattes, an den glücklicher Weise so ungebildeten deutschen Musiker. Vielleicht denken Sie dabei an mich und da haben Sie wirklich einen, der sich gern von Ihnen belehren läßt und von wenigen Musikern so gern als von Ihnen. Leider liegt nur eben demselben das Wohl jenes Fritzscheschen Wochenblattes so am Herzen, daß er viel mehr als an seine „Belehrung“ und sein „Vergnügen“ daran denkt, wie wir die Existenz des Blattes schützen und mindestens bis zu den Bayreuther Festspielen verbürgen möchten, ich schwöre es Ihnen aber zu, daß ich keinen kenne, der Ihre Symptome gelesen hat; das liegt aber nicht an den Symptomen, sondern am Orte. An diesem Orte sind sie nicht nur unmöglich, sondern sie machen beinahe auch den Ort unmöglich. Dagegen könnte ich mir ein gewisses wohl ausgeführtes, breit angelegtes historisches Gemälde denken, in dem neben der Entwicklung ernst gemeinter philosophischer Lehrsätze über Musik auch die absurden Herren Lotze und Gervinus einen Platz oder wenigstens eine Armensünderbank hätten; ich kenne nur einen, der dies Gemälde malen könnte: aber was soll aus dem Maler werden, wenn Herr Georg Riemenschneider so viel Orchesterstücke componiert, und nun auch etwa Todtentanz und Donna Diana auf das Ciavier übertragen werden wollen!

Um aber auf das Wochenblatt zurückzukommen, so erinnere ich mich, keine Recensionen so gern gelesen und so an ihrem Platze gefunden zu haben als die Ihrigen, lieber Herr Doctor.

Das war nun freilich keine Antwort, sondern beinahe ein Straussisches Bekenntniß und vielleicht werden Sie dasselbe gar recht philisterhaft und mindestens sehr laienhaft finden. Wenn Sie es zeitgemäß finden sollten, mit einer brieflichen Betrachtung zu antworten, so seien Sie nur im Voraus überzeugt, in Basel allezeit das freundlichste Gehör und die wärmste Theilnahme für Ihr Wohl und Wehe zu finden.

Treulich Ihr ergebener
Friedrich Nietzsche.

[«]

318. An Carl von Gersdorff in Bologna

<Basel,> 18 Oct. 1873

Der beifolgende Brief L. Rau's will gleich befördert sein, deshalb nur sechs Worte. Herzlichen Dank für Deinen Geburtstagsbrief: am Tage selbst gieng mir's schlecht genug, wie überhaupt seit Deiner Abreise, aber ich schlage mich durch, besonders jetzt, wo es wieder einmal noth thut, gesund zu sein. Man verlangt von mir einen „Aufruf an die deutsche Nation" zu Gunsten Bayreuth's; „wird besorgt", wie Tausig sagte. — Von Fritzsch, trotz wiederholtem Brief und Rohde's Besuch keine Nachricht: dagegen bin ich hinter eine ganz und gar unheimliche Machination gekommen, die meine schleunige persönliche Intervention in Leipzig verlangt. Ich will brieflich nichts Genaueres sagen, weil ich mich fürchte, darüber dem Papier etwas anzuvertrauen. Genug dass eine ganz unvermuthete grässliche Gefahr dem Bayreuther Unternehmen droht und dass es an mir liegt, die Gegenminen zu Stande zu bringen. Overbeck und ich sagen immer „wir leben Samaroff". Gespenst R<osalie> N<ielsen> natürlich betheiligt. — —

Mitten in aller Noth und Aktion ist ein Stück der neuen Unzeitgemässheit (2 Capitel) geschrieben, das Ganze entworfen.

Die Straussiade hat in Basel in summa 9 Zeitungsartikel erlebt. Zuletzt hat mich sogar der Volksfreund feurig in Schutz genommen. —

Lebewohl, treuer glücklicher Freund, Alle grüssen von Herzen. Verzeih die unausstehliche Krakelei.

6 Preisarbeiten angelangt und wie ich glaube, verurtheilt.

Lebewohl! Alle
guten Geister mit Dir
und uns.
F.N.

[«]

319. An Erwin Rohde in Hamburg

Von der Schweizer Grenze <Basel>
18/10 73.

Liebster Freund!

Obenstehende Hôtelanzeige besagt nur, daß ich im vorigen Jahr auf dem Splügen war und daß ich augenblicklich kein anderes Briefpapier habe. Der aber, welcher diesen Brief und diese schlechte Hand schreibt ist Romundt genannt.

Seit Deiner Abreise habe ich mich mühsam durchgeschleppt, mußte alle drei Tage zu Bett liegen und war außer Stande, Deinen Geburtstag, wie sichs gebührt, durch Briefe und Weinspenden zu feiern. In Betreff des meinigen habe ich mir vorgenommen, immer nur das Vorübersein eines Jahres zu feiern und die Zukunft mit einiger Resignation herankommen zu sehn. Wenn die Götter sehr gnädig sind, so erhalten sie mir im neuen Jahre das, was ich im alten hatte; nämlich: meine Freunde und die Lust etwas Rechtes zu machen.

Alles Neue nämlich ist fürchterlich; wie ich schon in den ersten Tagen des neuen Jahres zu erfahren Gelegenheit hatte. Neu ist z.Bsp. die Aufforderung, die mir heute zukommt, zu Gunsten des Bayreuther Werkes und im Auftrage eines Patronenausschusses einen Aufruf an das deutsche Volk (mit Züchten zu reden) zu machen. Fürchterlich ist diese Aufforderung auch: denn ich habe selbst einmal aus freien Stücken etwas Ähnliches versucht, ohne damit fertig zu werden. Deshalb geht meine dringende und herzliche Bitte an Dich, lieber Freund, mir dabei zu helfen, um zu sehn, ob wir vielleicht gemeinsam das Unthier bewältigen. Der Sinn der Proclamation, um deren Entwurf ich Dich bitte, läuft darauf hinaus, daß Groß und Klein, so weit die deutsche Zunge klingt, bei seinem Musikalienhändler Geld bezahlt; zu welcher Handlung man etwa durch folgende Motivierung anreizen könnte: (nach einer, wie es scheint, von Wagner stammenden von Heckel mitgetheilten Angabe) 1. Bedeutung des Unternehmens, Bedeutung des Unternehmers 2. Schande für die Nation, in welcher eine solche Unternehmung, bei welcher jeder Theilnehmer uneigennützig und persönlich aufopfernd ist, als das Unternehmen eines Charlatans kann dargestellt und angegriffen werden. 3. Vergleich mit andern Nationen: wenn in Frankreich, England und Italien ein Mann, nachdem er gegen alle Mächte der Öffentlichkeit fünf Werke den Theatern gegeben hätte, die von Norden bis Süden gegeben und bejubelt werden, wenn ein Solcher ausriefe: die bestehenden Theater entsprechen nicht dem Geiste der Nation, sie sind als öffentliche Kunst eine Schande, helft mir eine Stätte dem nationalen Geiste bereiten, würde ihm nicht alles zu Hülfe kommen, wenn auch nur aus Ehrgefühl? u.s.w. u.s.w. Am Schluß wäre darauf hinzuweisen, daß bei sämmtlichen (3946) deutschen Buch- Kunst- und Musikalienhändlern, welche jede gewünschte Auskunft geben können, Listen ausliegen zur Einzeichnung etc. Laß Dich's nicht verdrießen, liebster Freund, und gehe daran; ich wills auch thun, kann aber bei meinen gräulichen Herz und Bauchzuständen für gar nichts einstehn. Übrigens drängt die Sache. Darf ich also bald auf ein Blatt im napoleonischen Stile rechnen?

Inzwischen ist eine andre Sache ins Gigantische und recht eigentlich über unsere Köpfe gewachsen. Auch brieflich ist es nur erlaubt, von ihr zu munkeln, nicht deutlich zu reden. Es besteht, wie Overbeck und ich des Festesten überzeugt sind, eine unheimliche Machination, um den - - - Leipz. Verlag in die Hände der Internationalen zu bringen. F<ritzsch> ist, wie wir fürchten, bereits compromittiert und hat wahrscheinlich schon Geld bekommen. Unsre Sache, auf die wir hoffen, ist in dem Augenblick vernichtet, wo nur ein Wörtchen davon in der Öffentlichkeit laut wird. Heute Abend wollte ich eigentlich zu einer schleunigen persönlichen Intervention nach Leipzig abreisen. Eine unerwartete Verpflichtung meines Amtes hält mich ab und so werde ich erst von Bayreuth aus nach Leipzig reisen. Dem scharfsinnigen Kritiker E. R. liegt nicht der ganze Apparatus criticus vor. (nämlich Briefe und Aussagen des weiblichen Gespenstes R<osalie> N<ielsen>). Aus dem, was wir wissen, ist es auch minder geübten Krütükern möglich, zu einem schrecklich bestimmten Resultat zu kommen, besonders wenn sie sich der berühmten speculativen Sälenleere R<omundt>'s bedienen. Bitte, theile uns doch noch mit, ob F<ritzsch> aus freien Stücken auf die Erwähnung jenes Testamentes kam, in welchem Tone er das Gespenst erwähnte und ob er angelegentlich von seiner Gesundheit sprach. Übrigens bist Du ernstlich von Dictator und Schreiber gebeten, diesen Brief sofort zu verbrennen.

Pocht das starke Männerherz wider die Rippen?

Nach solchen Vorkommnissen wage ich nicht mehr, meinen Namen unter diesen Brief zu setzen. Wir leben Samarow, denken nur Minen und Gegenminen, unterzeichnen nur pseudonym und tragen falsche Bärte.

Hui! Hui! Wie saust der Wind!

Im Namen der Mitverschworenen
Hugo mit der dumpfen Geisterstimme.

Herzliche Grüße fügt hinzu
der Schreiber

Alles ist gefährdet; auch bei Overbeck wühlts im Bauche, er fühlt sich vergiftet; er läßt grüßen. —

[«]

320. An Emil Heckel in Mannheim

<Basel, 19. Oktober 1873>
Sonntag

Geehrtester Herr Heckel,

das, was Sie von mir verlangen, wird besorgt.

Ihr Entwurf für die Buchhändler scheint mir vortrefflich, wie überhaupt der ganze Plan wieder für seinen Urheber spricht. Lassen Sie mir den Entwurf zu näherer Prüfung noch ein paar Tage; vielleicht kann ich dann den meinigen mit schicken. Ich komme, falls meine Gesundheit irgend wie es zulässt, am 30. d. M. nach Bayreuth. Von meinem Entwurfe will ich hier eine Anzahl gedruckte Abzüge machen lassen: er ist dann besser zu übersehen und nöthigenfalls zu revidiren.

Treulich Ihr
Nietzsche

Nein: ich schicke ihn gleich und habe ihn bereits durchgesehen

[«]

321. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Basel Montag. <20. Oktober 1873>

Meine liebe Mutter, ich komme so spät dazu Dir für Deine guten Wünsche und schönen Geschenke, mit denen Du meinen Geburtstag bedacht hast, zu danken: so spät, weil ich längere Zeit und zumal auch an dem genannten Tage selbst unwohl war, und jetzt jede Art von Erkrankung sich auch durch größere Reizbarkeit der Augen bemerkbar macht. Das hindert mich dann zu arbeiten zu lesen und zu schreiben, es hindert mich auch Briefe zu schreiben und hat es verzögert, meinen Dank an Dich schriftlich abzufassen. Von den Weintrauben habe ich nur kosten dürfen: aber Alle, die davon gegessen zumal meine Freunde wußten sie sehr zu loben; von der Stolle, als dem halt- und dauerbareren Gegenstande, muß ich selbst nach meiner Erfahrung rühmen, noch nicht eine so schmackhafte genossen zu haben. Verschen Portemonaie und all die kleinen sonderbaren Gegenstände haben den gebührenden Effekt gemacht; im Übrigen wollen wir froh sein, daß ein Jahr ungefähr wieder leidlich überstanden ist: darüber könnte ich selber wohl schnarren und trompeten, nicht aber über das neue herankommende, von dem man so gar nicht wissen kann, was es bringt und das mir eher Furcht als Vertrauen einflößt. —

Morgen reist nun unsre Lisbeth ab, die mir treulich in diesem Sommer das Leben erleichtert und erheitert hat. Sie bringt von mir einige alte Kleider mit. Vielleicht gelingt es mir diese Weihnachten wieder wie im vorigen Jahr, mit Euch Beiden zusammen zu sein: zuletzt bleibt es doch die beste Zeit für unsre Zusammenkunft, ob sie gleich so kurz ist. Über alles, was mich betrifft, wirst Du nun durch Lisbeth mancherlei Ausführliches hören. Ich erlebe immer viel, aber es bleibt, als kurze Briefnotiz, unverständlich oder mißverständlich.

Die Erklärung in Betreff des Testaments habe ich neulich ausgestellt und wird wohl in Deinen Händen sein. Briefe zum Geburtstage bekam ich von Wilhelm, von Gustav, von Gersdorff aus Italien, von Deussen aus Genf und von Rohde, sowie aus Bayreuth. Mit dem Deinigen also sieben Stück. Auch Dr. Fuchs aus Berlin gab neuerdings wieder sehr ausführliche Nachricht und läßt Dich grüßen. Gersdorff kommt im December wieder hierher.

Nun gehab Dich recht wohl und denke meiner freundlich und wohlgemuth als

Deines Sohnes
Friedrich Nietzsche.

[«]

322. An Erwin Rohde in Kiel

Basel, 25./26. Oktober 1873

Mittwoch früh gemacht und Sonnabend Abend fertig aus der Druckerei — alles im Geschwindmarsch.

Schreibe mir doch schnell Dein Urtheil, nach Bayreuth, theurer Freund. Zugleich mit Deiner Erklärung, ob Du gewillt bist, Deinen Namen zur Unterschrift, in Gemeinschaft mit anderen guten Namen, herzugeben.

Meine „Tendenz“ war, die Bösen zu erzürnen und die Guten, durch diesen Zorn, zu sammeln und anzufeuern.

Bis Mittwoch war Frau Gesundheit widerspänstig, jetzt parirt sie. —

Ein Brief von Fritzsch hat alle Befürchtungen zerstört. Er kommt übrigens nach Bayreuth.

Lies doch die Grenzboten und den neuen Artikel „Herr Friedrich Nietzsche und die deutsche Kultur.“

Fritzsch schreibt, dass wenn der Verkauf so fortginge, wie in den letzten Wochen, er noch in diesem Jahre eine zweite Auflage machen müsse.

Guter treuer Freund, ich werde Dich recht in Bayreuth vermissen! Wir sind so wenige.

Lebe wohl und behalte mich lieb. R<omundt> und
O<verbeck> sowie meine Schwester grüssen.

[«]

323. An Richard Wagner in Bayreuth

<Basel, 25. oder 26. Oktober 1873>

Hier, geliebter Meister, ist mein Entwurf. Eigentlich war es mein Wunsch, Ihnen denselben recht pathetisch vorlesen zu können; aber es scheint mir heute besser, daß er möglichst bald in Ihre Hände kommt. Entspricht er ungefähr seinem Zweck (die Bösen zu erzürnen und die Guten durch diesen Zorn zu sammeln und anzufeuern), so läge mir viel an der schnellen Anfertigung einer französischen, italiänischen und auch wohl englischen Übersetzung, aus ersichtlichen Gründen. Zur Unterschrift geeignet scheint mir weniger ein Patronats-Ausschuß als vielmehr eine von uns auszuwählende kleinere Schaar von Männern aus den verschiedensten Klassen und Ständen (Adel, Beamte, Politiker, Priester, Gelehrte, Geschäftsleute, Künstler). An jeden der ausgewählten wäre ein Exemplar dieses Aufrufs zu versenden, mit der Anfrage, ob er seine Unterschrift hergeben wolle. Ich bringe genug Exemplare mit, um dies zu ermöglichen. Sobald die Antworten zurückgekommen sind, ist dann der definitive Druck so schnell wie möglich vorzunehmen. Ein kurzer geschäftlich-praktischer Nachsatz müßte dem Aufruf, unterhalb des Striches und der Namen beigefügt werden; wie dies Alles am Freitag zu besprechen ist. Ich komme Donnerstag Nachmittag.

In Treue und Liebe
Ihr
F. N.

[«]

324. An Carl von Gersdorff in Venedig

Basel Montag. <27. Oktober 1873>

Mein lieber Freund, sofort schreibe ich wieder, weil ich aus Deinem Schreiben ersehe, dass ein Brief von mir nicht an Dich gelangt ist: nun wäre daran nichts gelegen, wenn nicht gerade in diesem Briefe als Einlage ein Brief von Rau gelegen hätte, den Rau selber als sehr wichtig bezeichnet und um dessen Bestellung er mich bat, weil er Deine Adresse nicht hatte. Wende Dich also an die Post in Bologna: dort muss sich poste restante mein Brief sammt der Einlage vorfinden. Du hattest mir früher geschrieben, dass Du 10 Tage in Bologna bleiben würdest: auf diese Notiz hin konnte ich es verantworten, wenn ich dorthin adressirte. Hoffentlich giebt es kein Malheur.

Mittwoch reise ich nach Bayreuth ab: wirst Du Dich wundern zu erfahren, dass die nöthige Anzahl von Vertretern des Patronats nicht zusammengekommen ist, so dass die Vereinigung am 31 d. M. vielmehr einen privaten als einen offiziellen Character haben wird. Man hat von mir einen „Aufruf an die Deutschen“ verlangt: ich habe ihn an einem Vormittag (nämlich vorigen Mittwoch) gemacht, und bereits am Sonnabend Abend bekam ich ihn fertig aus der Druckerei. Ich sende ein Exemplar an Dich mit der Bitte einer Beurtheilung: natürlich hat er jetzt noch nicht die ihm erst in Bayreuth zu ertheilende Gültigkeit: weshalb ich bitte, Dein Exemplar vorläufig geheim zu halten. Ich denke an eine Art der Unterzeichnung, wie wir sie damals in München ausgedacht haben: so dass die einzelnen Stände und Gesellschaftsklassen vertreten sind. Bist Du eventuell bereit, Deinen Namen mit darunter zu setzen? Du wirst an Rohde und Overbeck Kameraden haben.

Grosse Befürchtungen, die ich in meinem Bologna-Briefe an Dich andeutete, sind fast ganz gehoben: denn Fritzsch hat endlich geschrieben und sehr artig und warm. Er bittet um das Manuscript der Nr. 2 der U. B.; und versichert, dass er noch in diesem Jahre zu einer 2ten Auflage der Nr. 1 schreiten müsse, wenn der Verkauf in der Weise der letzten Wochen fortgehe. Honorar-Bedingungen acceptirt. Für die neue Auflage der „Geburt“ ist der Januar fixirt. Gespenst Nielsen ist bei den Russen.

Die grünen Hefte der „Grenzboten“ haben neulich ein Non plus ultra gebracht unter dem Titel „Herr Friedrich Nietzsche und die deutsche Kultur.“ Alle Gewalten sind gegen mich angerufen, Polizei Behörden Collegen, ausdrückliche Erklärung, dass ich an jeder deutschen Universität in Verschiss gethan würde, Erwartung dass man das Gleiche in Basel thut. Mittheilung, dass ich durch ein Kunststück Ritschl’s und die Dummheit der Basler aus einem Studiosus zum ord. Prof. geworden sei usw. Schmähungen auf Basel als „Winkeluniversität“, ich selbst werde als Feind des deutschen Reiches denuncirt, den Internationalen zugesellt usw. Kurz ein wohl zu empfehlendes heiteres Documentum. Schade, dass ich Dir’s nicht zusenden kann.

Selbst Fritzsch bekommt einen Tritt: es wird schmählich befunden, dass ein deutscher Verleger mich genommen habe. Also, liebster Freund, unsre Nr. 1 hat, um mich à la Fritzsch auszudrücken, „Eingang bei dem Publikum gefunden.“

Neun Basler Zeitungsblätter haben nun über mich gesprochen, in allen Tonarten, und in summa höchst ernsthaft in Vergleich zu dem Grenzboten-Wütherich und Frevler.

Mit Rohde habe ich gute Vorsätze ausgetauscht: für nächsten Herbst ist eine Zusammenkunft aller Freunde verabredet: wobei wir natürlich auf Dich wie auf uns selber rechnen. Da soll schon etwas herauskommen. Versammlungsgegend ist vorläufig der Genfer-See. Indessen darüber wollen wir später berathen.

Das Rüsselgespenst ist wieder da, aber nicht im Kopf!

Alle Freunde grüssen von ganzem Herzen.

Der ich bin und verharre als Euer
Liebden Getreuer
F. N.

[«]

325. An Carl von Gersdorff in Mailand

<Basel, 7. November 1873>

Liebster Freund,

Erkenne die Schriftzüge des Goi. — Also ich war von Mittwoch Abend bis Montag Morgen auf der Reise, hinwärts allein, rückwärts mit Heckel zusammen. In Bayreuth war etwa ein Dutzend Menschen zusammen gekommen, lauter Delegierte der Vereine und ich der einzige Patron an sich. Von Bekannten nenne ich Dir den Börsenkourier Davidson, das würdige Paar Batz und Voltz, dann Balligand und, um gleich die Besten zu nennen: Stern aus Dresden und Graf Dumoulin aus Regensburg.

Wer fehlte aber trotz aller Versprechungen? — Fritzsch, der sich wieder hinter Wolken verbirgt und dessen Beruhigungsbriefe uns jetzt nur noch mehr beunruhigen. Der eigentliche Festtag hatte jenes von dem Stiftungsfeste her dir wohlbekannte Sauwetter, so dass wieder einmal bei dem Besuch unserer Bundeshütte der stattlich geschmückte Patron einen neuen Hut zum Opfer bringen musste. Wohlgemerkt: das Wetter am Tage vorher und nachher war wundervoll hell und blau. Nach der Besichtigung in Dreck, Nebel und Dunkelheit war die

Hauptsitzung im Rathaussaal, in der mein Mahnruf von Seiten der Delegirten artig, aber bestimmt abgelehnt wurde; ich selbst protestierte gegen eine Umarbeitung und empfahl Prof. Stern für die schnelle Anfertigung eines neuen Fabrikats. Dagegen wurde Heckels vortrefflicher Vorschlag, bei sämmtlichen deutschen Buchhändlern Sammelstätten zu errichten, approbiert. Die ganze Sitzung war ein wunderlicher Akt, halb erhaben, halb sehr realistisch, aber doch in seiner Gesammtwirkung stark genug, um alle die Lotterieprojekte u. dgl., die im Grunde der Versammlung waren, verstummen zu machen. Den Abend beschloss ein sehr gelungenes, behagliches und harmloses Bankett in der Sonne, an dem auch Frau Wagner und Frl. v. Meysenbug als die einzigen Frauen theilnahmen. Ich hatte den Ehrenplatz zwischen beiden und bekam desshalb nach einer italienischen Oper den Namen Sargino, der Zögling der Liebe. Batz hielt eine Tischrede auf Frau Wagner und verband darin unbegreiflicher Weise ihr Lob mit den Begriffen Schnupftabakdose und Nachdruck. Sonnabend früh war Schlusssitzung bei Feust<e>l, in der der Entwurf Sterns acceptiert wurde. Du wirst ihn lesen, denn er wird eine grosse Publicität erlangen. Mein Mahnruf, von Wagners sehr gut geheissen, wird von stattlichen Namen unterzeichnet noch einmal Bedeutung bekommen, falls nämlich der Zweck des gegenwärtigen, optimistisch gefärbten Aufrufs nicht erreicht werden sollte. Nachmittags sahen wir uns bei schönster Abendsonne noch einmal das Theater an; die Kinder waren auch dabei; ich kletterte nach der Mitte der Fürstenloge. Der Bau sieht viel schöner und proportionierter aus als wir etwa nach den Plänen vermuthen. Es ist nicht möglich, ihn ohne Bewegung an einem klaren Herbsttage zu sehen. Nun haben wir ein Haus und das ist jetzt unser Wahrzeichen.

Dein Brief traf zur rechten Zeit bei Wagners ein. Hier fangen wir das Wintersemester an; ich lese mein Kolleg über Plato und wälze das andere, zu dem sich auch Theilnehmer gefunden haben, zu Gunsten meiner Augen ab. Overbeck ist nun auch vom Protestantenverein in die grosse Fehme gethan durch die Hand seines Spritzenmeisters Daniel Schenkel und Alfred Dove hat seine Theologie umdüstert bis zur Selbsterwürgung genannt, worin wir den Vorspuk der Puschmannerei sehen.

Wir alle werden uns von Herzen freuen, dich wieder unter uns zu sehen. Die Abende sind so traulich lang und der Kopf wieder gereinigt.

Lebe wohl alter lieber Freund
und herzlichen Dank für Deine guten Briefe. Sorge Dich nur nicht!

Dein Fr. N.

Herzliche Grüsse senden Overbeck und der Fabrikant dieses Lapidarstils.

[«]

326. An Gustav Krug in Bonn (Rückseite einer Photographie)

Basel am 14 Nov. 1873.

Mein lieber Freund, nimm auch heute wieder fürlieb, wenn ich sehr kurz bin, nämlich so kurz als diese Photographie ist; die Dich nur erinnern soll, dass ich heute als an meinem Namenstage Deines Geburtstages von Übermorgen herzlich gedenke. Ich empfehle Dich der Hut des Gottes Amor, der neun Musen, der drei Grazien und allen anmuthigen Teufelchen des Alterthums und der neuen Zeit. Vor Allem aber, geliebter Freund, nimm zu und wachse in Gnade und Wohlgefallen bei Deiner Holländischen Herrin, Königin und Göttin: während wir Freunde schon zufrieden sein müssen, von den Brosamen zu leben, die von dem reichen Tische der Liebe abfallen. Aber die Freundschaft darf auch von sich sagen „sie blähet sich nicht“ — und so wollen wir, obschon überflügelt durch die Liebe, doch neidlos, unsern Freundeschor anstimmen:

„dass Frohgemüth
„Dich führe und leite,
Freunden zum Trost, Feinden jedoch
<zu ewigem Neide!“>

Friedrich der Unzeitgemässe

[«]

327. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel, an meinem Namenstage.
<14. November 1873>

Meine liebe Lisbeth

Schnell schnell ein paar Krakelzeilchen, die wie ich fast fürchten muss, mehr zu Orakelzeilchen werden. Schönsten Dank für Deinen Brief: schauen’s, wir haben’s wieder einmal „einen ganzen Sommer lang“ zusammen ausgehalten, ohne uns zu beissen und zu kratzen, sondern hingegen — vielmehro „fein einträchtiglich.“ Also — wenn wir’s Lied nicht weiter können, so fangen wir’s wieder von vorne an, nämlich so zu sagen im nächsten Jahre. —

Mein Mahnruf ist in Bayreuth nicht acceptirt worden; deshalb bitte ich um die grösste Discretion. Es war übrigens ganz herrlich und auferbauend in jenen drei Tagen, und mit Schmerz ging's wieder zurück. Die verfluchten Nachtfahrten habe ich freilich verschwören gelernt. Mit der Gesundheit geht es jetzt einigermaassen, doch war vorgestern wieder ein Tag im Stile Deines Abschied-Tages. Lampenschirm vortrefflich. Gestern war ich bei Fräulein Kestner, die Dich sehr lobte und grüssen lässt. Es war eine kleine Mittagsgesellschaft, Henriette und Schwester zugegen. Ebenfalls ein Türke. Am Zunftessen, beim Beginn unsres Winterhalbjahrs, war's recht angenehm, Schiess (mit dem ich jetzt Du sage) und Socin meine Nachbarn, rings herum lauter gute Bekannte. Nächsten Sonntag ist Overbecks Geburtstag. An Gustav habe ich des gleichen Tages wegen geschrieben. Fritzsch war nicht in Bayreuth, hat auch nichts geschickt — sehr bedenklich! Der Kopf ist frei, insofern das Rüsselgespenst weggeblieben ist: sonst essen ein Anatom und zwei Theologen, gute Gesellen, mit uns. Gersdorff trifft bald hier ein, dann soll's wieder unzeitgemäss zugehen. Hier gab's noch einige Zeitungsartikel, zB. im Volksfreund ganz stattlich über die Geburt der Trag<ödie>. Es ist gar zu absurd! Brockhausens haben sich mit Wagner's meinetwegen greulich überworfen. Discretion!

Sage unsrer lieben Mutter einen herzlichen Gruss und ich wünschte schönen Erfolg bei der Auction. Sind die Papiere der Tante auf das Kotzebue-Stück hin durchsucht?

Denkt an mich und lebt recht,
recht wohl und gut mit ein-
ander, und auf Wiedersehen.
Euer Fr.

[«]

328. An Eugen Kretzer in Godesberg

Basel 20 Nov. 1873.

Lieber Herr Doctor,

das war recht schön von Ihnen gedacht und gethan, mir gerade jetzt einmal zu schreiben. Zwar merke ich von einem „Kreuzzuge“ gar nichts, und Niemand kann heiterer und ruhiger seinen Tag hinleben als ich es hier mit Overbeck zusammen thue. Aber ich merke schon, dass es anderswo anders steht — ärgern Sie Sich nur nicht darüber und gewöhnen Sie Sich nur immerhin solche Sachen wie etwa den Grenzboten-Artikel als ἀδιάφορα zu lesen. Ernst bei Seite, mein Verleger freute sich sehr über den Artikel. Wahrscheinlich giebt es im alten Jahre noch eine zweite Auflage und bald im neuen Jahre eine Nummer 2 der Zeitungemässheit.

Leider geht es meinen Augen noch nicht so gut dass ich sie vergessen dürfte — sie zwingen mich Ihnen heute nicht mehr als diese Seite und einen recht herzlichen Dank zu schreiben. —

Und bitte noch Eins: lesen Sie doch Overbeck's Schrift noch öfter, sie wird und muss Ihnen immer mehr sagen.

So mögen Sie allen guten Geistern und Ihrem eignen trefflichen Bestreben auch fürderhin übergeben sein!

Treulich Ihr
Friedrich Nietzsche.

[«]

329. An Hugo von Senger in Genf

Basel 20 Nov. 1873

Lieber und werther Freund,

Seien Sie nur ja nicht böse: alle meine Freunde hätten zwar seit Ostern allen Grund es zu sein, denn ich schreibe ihnen nicht — aber nur weil ich ihnen nicht schreiben darf — denn ich leide an den Augen.

Die Schrift, die Ihnen so gut gefallen hat, wurde diktirt; so musste ich mich durchhelfen. Doch geht es immer besser. Vielleicht haben Sie in nicht zu langer Zeit die zweite Nummer meiner Zeitungemässheit zu erwarten. Ich freue mich von Herzen, dass muthige und künstlerische Menschen sich an solchen Schriften erfreuen.

Und damit verstumme ich schon wieder, mit der herzlichen Erklärung, dass ich Ihnen auch in der schweigenden Periode nicht fremder geworden bin.

Seien Sie recht treulich gegrüsst von
Ihrem
Dr Friedrich Nietzsche.

[«]

330. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 21. November 1873>

Theurer lieber Freund, Absolution für's lange Stillschweigen und für das heute nur kurze Nichtschweigen — denn ich darf wirklich noch nicht recht daran mit meinen Augen und habe das Bischen Lichtzeit wacker für Vorlesungen, Pädagogiumsstunden und meine eigenen Hausdinge auszulitzen. Was letz<t>ere angeht, so komme ich vorwärts mit der Nr 2 der Zeitungemässheit; wünsche mir für die nächsten Wochen Heiterkeit und die Stimmung, die ich jetzt habe, so bin ich fertig. — Willst Du eine Correctur davon übernehmen? Es soll keine lange Sache sein, sondern die einmal beliebten 100 Seiten. Fällt's Dir schwer, so sage einfach Nein.

Fritzsch kam nicht nach Bayreuth, hat mir kein Geld geschickt und schweigt. Da steht er der Arme, Gott helfe ihm, er kann wahrscheinlich nicht anders. Amen.

Der Mahnruf ist verworfen worden, Du hast die richtige Empfindung gehabt. Hab rechten Dank für Dein Freundschaftswort nach Bayreuth. Dort war's herzlich und warm, recht stärkend; der von Prof. Stern verfasste Aufruf läuft jetzt durch alle Zeitungen. Die Sammelstätten bei den deutschen Buchhändlern allerorts mögen Schatzkammern werden — diesen Wunsch wünsche ich Tag und Nacht. — Offen gestanden, Wagner Frau Wagner und ich sind mehr von der Wirkung meines Mahnruf's überzeugt, es scheint uns nur eine Sache der Zeit zu sein, wann er absolut allein übrig und nöthig sein wird.

Hier sind wir heiter beisammen, wie Leute, die etwas Gutes im Schilde führen. Ach warum kannst Du nicht bei uns sein!

Wir denken Deiner immer mit stiller und lauter Trauer.

Wie gehts mit dem griechischen Roman? — Aber warte, wir schlagen uns durch, es wird noch alles gut und nicht ewig werden wir so einsam sein.

Ich möchte doch, dass Du einmal den Grenzbotenartikel lesest, als erheiterndes Curiosum: so was brauchen wir jetzt mitunter. Der Stier und der rothe Lappen. Dr. Fuchs wollte eine Gegenschrift schreiben, Rathsherr Vischer öffentlich protestiren, es war Mühe nöthig die Menschen zu beschwichtigen. Basel als „Winkeluniversität“ ist seitdem hier zum Hohne sprichwörtlich geworden und war das Schlagwort der Tischreden bei der Rektoratsfeier.

Ritschl hat mir einen jüdisch-römischen Aufsatz zugeschickt.

Adieu. Der gute Geist, Liebe und

Freundschaft sei um Dich.
Dein Getreuer in
Basel.

[«]

331. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 22. November 1873>
Samstag.

Aber lieber guter Freund, welcher Brief und welche Gedanken! Ai herrjeses! Gar nichts richtig, auch nicht die Spur! Gesinnung unerschütterlich, in Ewigkeit, Amen. Freundschafts-hymnus zu Ende componirt und immer in mir fortklingend.

Über die Bayreuther Dinge dachte ich, müsstest Du durch alle Zeitungen seit 2 Wochen Nachricht haben. Hierbei folgt der Aufruf (von dem ich mir leider nicht viel verspreche —) Noch etwas, was mir heute ich weiss nicht woher zugeschickt wird und worin ich erfahre dass mein Mahnruf eine Kapuzinerpredigt ist.

Und nun sei doch nicht mehr böse! Liebster Freund!

In aller Eile, sehr consternirt und unschuldig wie ein junges Kalb

Dein Freund.

Nein, was man nicht erlebt!

[«]

332. An Emil Heckel in Mannheim

Basel <27. November 1873>

Wenn ich Ihnen, geehrtester Herr Heckel, auf Ihre gütige Uebersendung des Patronatscheines nicht antwortete, so entschuldigen Sie mich wohl und nehmen nichts desto weniger an, daß er glücklich in meine Hände gelangt ist.

Heute bitte ich Sie nun um eine wenn möglich umgehende Uebersendung von ein Paar Exemplaren Ihrer Vereins-Statuten. Ich denke über die Möglichkeit einer Gründung eines „schweizerischen Wagner-Vereins“ nach, wie ich Ihnen privatissime mittheile, um hoffentlich, nach günstigen Erfahrungen, recht bald offiziell darüber Mittheilung zu machen.

Empfangen Sie meine angelegentlichen Grüße.

Der Ihrige
Professor Friedr Nietzsche

[«]

333. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, Dezember 1873>

Liebe Lisbeth, war die Höhe vom Kinn bis zur Haarwurzel oder bis zur Höhe des Haars gemeint? Bitte um schnelle Antwort; ebenfalls möchte ich gerne wissen, womit ich Dir ein Weihnachtsvergnügen machen kann (welches Buch z. B. wünschest Du Dir?)

Herzlichen Dank für Deinen Brief und für den unsrer lieben Mutter. Von den Freunden Wilhelm und Gustav ist das getroffne Arrangement sehr hübsch und achtungswerth, ausgedacht und ausgeführt. Hier ging es wieder nicht gut mit Gesundheit und Augen: Jedoch heute ist es besser. Gersdorff kommt übermorgen.

In aller Eile Dein Fritz.

[«]

334. An Wilhelm Pinder in Delitzsch bei Halle

Basel Samstag
13 Dez. 1873.

Nur ein paar Zeilchen, herzlich geliebter Freund, um Dir anzukündigen, dass ich eine Woche später Dir mündlich gratuliren werde, da meine Augenschwäche ein schriftliches Gratuliren nur im beschränkten Maasse zulässt. Also: wir sehen uns bald in Naumburg wieder, und in wie verändertem Zustande! Ich bin ganz ohne Erfahrung in Betreff der Psychologie eines Bräutigams und werde deshalb Deine jetzige Existenz mit einigem Erstaunen, vielleicht gar mit etwas Neid studiren.

Mit dem ich bin und zu
verbleiben gedenke

Dein alter Getreuer
Friedrich Nietzsche

[«]

335. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

<Naumburg, 26. Dezember 1873>

Herzlich geliebter Freund,

ich war krank, lag zu Bett — hier in der Heimat; die alte Litanei! So komme ich denn zu spät für Deinen Geburtstag, ebenso wie für den der Frau Wagner. Nun Ihr werdet mir Beide nicht so böse sein, wenn Ihr die Ursache meines Säumens kennt.

Deinen Brief aus Bayreuth habe ich noch nicht gelesen: er ist nach Basel von hier abgeschickt worden, ich hoffe von Herzen, dass gute Nachrichten darin stehen: Rohde hat gestern an mich geschrieben, Overbeck vorgestern. Fritzsch druckt also bereits an der Unzeitgemässheit (2), wenn ich recht berichtet bin; ich habe einen Contrakt aufgesetzt, nach dem der Druck bis Ende Januar beschlossen sein muss, während ich versprochen habe, bis zum 7t. Januar mein Manuscript fertig abgeliefert zu haben. Fritzsch besitzt Vorrede Cap. I II III IV V VI VII.; heute habe ich hier das Capitel X angefangen.

Dies meine Thätigkeit: nun gleich eine herrliche Neuigkeit! Schaffe Dir doch gleich aus Görlitz an „Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers“ Berlin Verlag von Robert Oppenheim 1874. Du wirst eine unbändige Freude haben, ich überlasse Dir zu errathen, wer der Autor ist. Es giebt immer wieder neue Hoffnungen, und unsre „Gesellschaft der Hoffenden“ wächst heran.

Heute Nachmittag spazierte ich mit Wilhelm Pinder und seiner Braut und empfand die ganze gutmüthige Ironie, die dieser doppelschlächtige Zustand auf unser Einen (der an der „Idee“ hängt) machen muss: ohne dass wir etwa diesem Zustand dauernd entgehen könnten.

Man hat mir hübsche Geschenke gemacht, zB. einen vergüldeten Korb als Mappe für grosse Photographien, wie die Deinigen sind, schöne Holzschnitzerei mit Blumen von meiner Schwester, als Local und Ansammlungsstätte für Briefe; auch die Prinzess Therese von Altenburg hat mich mit üppigen Juchtensachen bedacht. Dann noch einige grosse Rafaels.

Mein guter Freund, ich denke mit herzlicher Empfindung, ja Rührung an alles das, was ich Dir in diesem Jahre verdanke, wie viel Trost Hülfe und That, und

werde am Sylvestertage Dich mit einem besonderen Glase feiern. Nicht wahr, wir gehören zusammen und bleiben uns treu, mögen nun hunderte von Meilensteinen oder auch Weiber dazwischen treten. Es wird Dir wohl manchmal etwas einsam sein und Du wirst unsrer Theeabende in Basel gedenken; dann berühren sich gewiss unsre entgegenkommenden Wünsche und Hoffnungen, die Hoffnungen auf das nächste Jahr, 1874! Möge es tapfer überstanden werden
„Freunden zum Trost,
„Feinden jedoch
„Zu ewigem Neide!

Dein Getreuer
F. N.

Deinen verehrten Eltern meine Empfehlungen, ebenfalls an Dich die herzlichen Grüsse der Meinigen.

[«]

336. An Wilhelm Pinder in Naumburg (Visitenkarte)

<Naumburg, vermutlich 28. Dezember 1873>

Kannst Du lieber Wilhelm heute mit mir und bei mir zu Abend essen? Sage doch ja, wenn's möglich ist, denn morgen muss ich wieder etwas verreisen.

Von Herzen
F. N.

[«]

337. An Franz Overbeck in Basel

<Naumburg, 31. Dezember 1873>

Lieber getreuer Freund, nur ein paar Worte aus dem alten Jahr für den ersten Tag Deines neuen Jahres. Denn ich bin Dir so viel Dank schuldig, dass ich recht verschuldet in's neue Jahr komme und wenigstens am Sylvestertage noch meine alte Schuld bekennen muss.

Nicht wahr, wir wollen uns gut und treu bleiben, Wunsch- Waffen- und Wandnachbarn, seltsame Käuze meinetwegen im Baseler „Uhlenhorst“, aber recht friedfertige brave Uhlen. Nämlich für uns: nach aussen hin greuliches Mord- und Raubgethier, brüllende Tiger und ähnlicher Wüstenkönige Genossen.

Wirklich, ich rede bereits jüdisch-biblisch, psalmenhaft. Gott sei Dank, dass Gustav Binder nicht zuhört, (der, wie man mir erzählt, in 4 Nummern endlich fertig geworden ist und dessen Artikel ziemlich die Länge meiner Brochüre haben; zuletzt empfiehlt er mir, künftig auf Eisenblech drucken zu lassen).

Gestern war ich bei Fritzsch; Samstag erhalte ich wohl den ersten Correcturbogen. Erlebnisse mit Ritschl's mündlich.

Gesundheit schlecht, ich lag zu Bette, und kann nicht nach Bayreuth kommen, will vielmehr in einem Zuge so schnell wie möglich nach Basel zurück.

Herzliche Grüsse der Meinigen; und nun, alter guter Kamerad Overbeck, auf Wiedersehn! Und: es lebe die Gesellschaft der Hoffenden!

Dein Friedrich Nietzsche.

Schönsten Dank für Deinen Brief.

[«]

338. An Erwin Rohde in Hamburg

Naumburg am Sylvestertage 1873-74.

Lieber guter Freund, wie hast Du mich durch Deinen Brief erquickt, zumal ich zu Bette lag, erkrankt von der Reise und dem Leben etwas gram. Wirklich, wenn ich nicht meine Freunde hätte, ich möchte wissen, ob ich mich nicht selbst für verdreht halten müsste; so aber halte ich durch Euch mich selbst, und wenn wir uns uns gegenseitig Gewähr leisten (sieh einmal welches schöne „uns-uns“), so muss am Ende doch etwas bei unserer Art zu denken herauskommen: woran bis jetzt alle Welt zweifelt.

Zum Beispiel auch Ritschl's, denen ich einen kurzen Besuch machte und die in einer halben Stunde ein schnell gesprochnes Wort-Feuer gegen mich los liessen, bei dem ich sehre unverwundet blieb und mich auch so fühlte; am Schluss blieb man dabei, ich sei hochmüthig und verachtete sie. Gesammteindruck war hoffnungslos: der alte Ritschl fing einmal rasend über Wagner als Dichter zu schimpfen an, dann wieder einmal über die Franzosen (ich gelte als Bewunderer der Franzosen), endlich schimpfte er, nach Hörensagen, aber in der gräulichsten Weise über Overbeck's Buch. Ich erfuhr, dass Deutschland in den „Flegeljahren“ sei: weshalb ich mir auch das Recht nahm, etwas Flegel sein zu dürfen (nämlich meine Maasslosigkeit und

Rohheit gegen Strauss wurde gerügt) Dagegen ist Strauss als klassischer Prosaschreiber wirklich vernichtet: denn Papachen und Mamachen Ritschl sagen es und fanden auch schon den „Voltaire“ greulich stylisirt. —

Bei Fritzsch wohnte ich und habe wirklich herzliche Freude an diesem guten Menschen gehabt. Es geht ihm ganz gut, auch mit der Gesundheit. Meine zweite Ungemässheit (oder Unmässigkeit) ist im Druck: in den nächsten Tagen wirst Du den ersten Druckbogen erhalten: denn, liebster Freund, ich nehme Deine bereitwillige Güte in Anspruch und bitte Dich sogar darum, mir an der und jener Stelle meiner Schrift mit Deinem Rathe und Deiner moralisch-intellectuellen Correctur zu Hülfe zu kommen. Übrigens haben wir keine Zeit zu verlieren: es wird schnell gedruckt, und Ende Januar muss alles fertig sein.

Also, lieber Guter, sende immer recht schnell Deine Correctur nach Basel; denn freilich ist es etwas umständlich bei den grossen Entfernungen, und wir müssen zusehen, dass in der Druckerei keine Stockung eintritt.

Ausstattung wie bei Nr. 1. Wenn dieser Druck vorüber ist, beginnt der Neudruck von „Geburt der Tragödie“.

Ich höre mit grosser Freude, dass der „Roman“ sich bewegt und hebt und an der einschliessenden Eierrinde knappert. — Wen hast Du als Verleger im Auge, den Kieler Bekannten?

Gersdorff hat wieder das Manuscript der Nr. 2 geschrieben, er ist ein ganz und gar rührender und unschätzbarer Freund. Ich habe in diesen Tagen mein Schlusscapitelchen zu machen und möchte gerne heute und morgen fertig werden. Gesundheit schwankend und mittelmässig: vom Neujahr an soll es wirklich besser werden. Denn wenn man keine Gesundheit hat, soll man sich eine anschaffen.

Unbändige Freude hatte ich über Karl Hillebrand’s anonym erschienene „zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers“ (Berlin Oppenheim 1874); welches Labsal! Lies staune, es ist einer der Unsrigen, einer von der „Gesellschaft der Hoffenden“.

Möge diese Gesellschaft im neuen Jahre blühen, mögen wir gute Gesellen bleiben. Ach, mein Getreuer, es bleibt Einem gar nicht die Wahl: man muss Hoffender sein oder Verzweifelter. Ich habe mich ein- für allemal für das Hoffen entschieden.

Über die greulichen vorsichtigen akademischen Confratres in Kiel habe ich mich recht geärgert; diese Angst vor der „Jugend“!

Nun ich habe Rache genommen und der Jugend im Schluss meiner Nr 2 ein Lied gesungen, das dieser Art von knicklichkricklichen Greueln recht elend wehe thun wird.

Grüsse Deine verehrte Mutter; die Meinigen sagen Dir auch Viel Glück zum neuen Jahre!

Und so mögen wir uns gut und treu bleiben
1874 und so weiter bis an der
Tage letzten.
Dein Friedrich N

[«]

338a. Vermutlich an August Beck in Basel (Visitenkarte)

<Basel 1873/74>

Herrn Cand. Beck

Wollen Sie, geehrtester Herr, mir die Freude machen, nächsten Mittwoch bei mir zu Abend zu essen? Wir finden da endlich einmal Gelegenheit über mancherlei zu reden und zusammen zu denken, was uns am Herzen liegen muss.

Ihr
P FW N.

[«]

[Briefe 1874]

[BRIEFE 1874]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1874]

339. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
340. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
341. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

[«]

[Februar 1874]

342. An Carl Fuchs in Berlin
343. An Franziska Nietzsche in Naumburg
344. An Malwida von Meysenbug in San Remo
345. An Carl von Gersdorff in Ostrichen
346. An Erwin Rohde in Kiel
347. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
348. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

[«]

[März 1874]

349. An Wilhelm Vischer (-Bilfinger) in Basel
350. An Wilhelm Vischer (-Bilfinger) in Basel
351. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
352. An Mathilde Maier in Mainz
353. An Erwin Rohde in Kiel
354. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[April 1874]

355. An Friedrich Hegar in Zürich
356. An Carl von Gersdorff in Ostrichen
357. An Malwida von Meysenbug in San Remo
358. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
359. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
360. An Carl Fuchs in Berlin

[«]

[Mai 1874]

361. An Carl von Gersdorff in Gnadenberg
362. An Emma Guerrieri-Gonzaga in Florenz
363. An Erwin Rohde in Kiel
364. An Erwin Rohde in Kiel
365. An Richard Wagner in Bayreuth
366. An Erwin Rohde in Kiel

[«]

[Juni 1874]

367. An Carl von Gersdorff in Gnadenberg
368. An Erwin Rohde in Kiel
369. An Oswald Marbach in Leipzig
370. An Emma Guerrieri-Gonzaga in Florenz
371. An Erwin Rohde in Kiel

[«]

[Juli 1874]

372. An Carl von Gersdorff in Gnadenberg
373. An Erwin Rohde in Kiel

374. An Gustav Krug in Naumburg
375. An Elisabeth Nietzsche auf der Frohburg
376. An Carl von Gersdorff in Gnadenberg
377. An Elisabeth Nietzsche auf der Frohburg
378. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz
379. An Franz Overbeck in Basel
380. An Elisabeth Nietzsche in St. Romay
381. An Carl von Gersdorff in Gnadenberg
382. An Franziska Nietzsche in Naumburg
383. An Elisabeth Nietzsche in St. Romay
384. An Franz Overbeck in Dresden

[«]

[August 1874]

385. An Franz Overbeck in Dresden
386. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz
387. An Gustav Krug in Düsseldorf

[«]

[September 1874]

388. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz
389. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz
390. An Carl von Gersdorff in Gnadenberg
391. An Erwin Rohde in Hamburg

[«]

[Oktober 1874]

392. An Franz Overbeck und Heinrich Romundt in Basel
393. An Erwin Rohde in Hamburg
394. An Cosima Wagner in Bayreuth (Disposition)

395. An Richard Wagner in Bayreuth (Entwurf)
396. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz
397. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
398. An Malwida von Meysenbug in Rom
399. An Gustav Krug in Düsseldorf
400. An Emma Guerrieri-Gonzaga in Florenz

[«]

[November 1874]

401. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
402. An Marie Baumgartner in Lörrach
403. An Erwin Rohde in Kiel
404. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

[«]

[Dezember 1874]

405. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
406. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
407. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
408. An Carl Fuchs in Berlin
409. An Theodor Opitz in Liestal
410. An Erwin Rohde in Kiel
411. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

[«]

339. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 5. Januar 1874>
Montag.

Meine liebe Mutter und Schwester,

so bin ich denn wieder hier, lebendig und mit leidlicher Gesundheit (zwar nicht ganz wohl, zumal etwas heiser) Schlag 4 Uhr Nachmittags war ich auf der Rheinbrücke; zu versteuern hatte ich nichts, auch gab es keine Unbequemlichkeit. Nachts war es kalt und ganz und gar uneingeheizt; ich fror an die Füsse und vermisste wärmere Fussbekleidung.

Ich ass mit Romundt zu Abend; seine Professur-Angelegenheit ist noch sehr im Unsichern, bestimmt ist nur Eins, dass er nicht der Nachfolger von Eucken wird; doch hoffe ich, dass er eine ausserord. Professur erhält. Die grösste Abneigung, einen Schopenhauerianer zu befördern, hat sich mehrfach kundgegeben, ja mit dem Rathe, Romundt möge doch anders wohin gehen. Alles dies ganz discret.—

Mein Sopha ist neu überzogen. Es sieht alles ganz ordentlich aus. Heute frühstücke ich um 11 Uhr. Overbeck ist noch nicht angekommen.

Und nun empfangt noch einmal meinen herzlichsten Dank; es waren ruhige und gute Tage und es scheint mir doch, dass ich mich etwas bei Euch erholt habe, besonders mit den Nerven. Eure schönen Weihnachtsgeschenke zieren mein Zimmer und Alles erinnert mich an Euch. Dass unser Zusammensein so kurz sein musste!

Lebt wohl und denkt
an mich. Euer F.

[«]

340. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 14. Januar 1874>
Mittwoch

Meine liebe Mutter und Schwester, ich danke Euch sehr für Eure theilnehmenden Briefe und bitte nur darum, dass Ihr Euch ja nicht sorgen mögt. Es geht mir ganz gut, freilich habe ich meine Diät etwas verändert, insofern ich nicht mehr in den Kopf gehe, sondern um ½12 Uhr ein Frühstück nehme (Suppe und zwei Schinkenbrödchen) Meistens reicht mir das bis Abend aus, da ich ausserdem das Vegetarianer Brod im Zimmer habe. Mitunter aber esse ich Nachmittag noch etwas von Fleisch. Bis jetzt ist es mir gut bekommen und ich bin recht zufrieden.

Zwei Bogen meiner neuen Schrift sind corrigirt. Ich ruhe mich im Ganzen aus und gehe jeden Tag spazieren. Die Briefmappe hängt schön und gerade an der Wand. Mit Romundt's Professur giebt es noch keine Entscheidung. Der alte Vischer ist immer noch nicht besser dran, Fürstenberger ist in Nizza und will dann zur Erholung nach Kairo, Frau Vischer-Heusler hat den Typhus (Nervenfieber) Doch ist es nicht besorgnisserregend. Frau Rosalie Vischer habe ich neulich im neuen Hause besucht. Samstag Mittag war ich bei Frl. Kestner, Sonntag Mittag bei Bachofens, nächsten Freitag Abend werde ich bei Burckhardt-Heuslers sein. — Der Herr Lauterburg bleibt soviel wir wissen, im Sommer hier. Kurz wir müssen uns noch etwas Neues ausdenken, Frau Baumann hat auch schon einige Anfragen in der Nähe gemacht.

Herzlich grüssend und dankend Euer Fritz

Bitte liebe Lisbeth, erledige doch die Sache mit Onkel Hermann möglichst schnell zu seinen Gunsten; ich komme mir in dieser Angelegenheit sonst ruppig vor. Bitte!!

Wir sind doch etwas wegen Frau Vischer besorgt; Burckhardt-Heuslers lassen eben, aus Beunruhigung, für nächsten Freitag Abend absagen.

Frau Baumann bekommt im Sommer auf 6 Wochen den Besuch ihrer Schwester aus St. Gallen.

Ein hübsches Anerbieten: zwei Häuser von mir entfernt wohnt Frau André, eine rechte Frau, Deutsche. Sie will mir ihr gutes Zimmer abgeben, für Dich: freilich fehlt ein eignes Schlafzimmer; sie bietet Dir an, ob Du mit in ihrem Schlafzimmer schlafen wolltest. Frau Baumann hat die Sache vermittelt. Von wann an soll ich miethen? Gefällige Antwort und bald.

Also zwei Häuser weit. Parterre. Sonst wohnt noch bei Frau André Dr. Binder mit einer netten deutschen Frau, Arzt im Kinderspital.

[«]

341. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

Basel 18/1 74

Nun, alter lieber Freund, es geht im neuen Jahre recht ordentlich mit mir und Du kannst ohne alle Sorge an mich denken. Ich habe meine Lebensweise verändert und gehe nicht mehr in den Kopf, frühstücke vielmehr ½12 Uhr mit Suppe und esse eigentlich nur ausnahmsweise zu Mittag. Jedenfalls bekommt diese vereinfachte Esseinrichtung meinem Magen. Sodann habe ich bis Ostern vor, nichts Neues zu schreiben und dadurch mein Nervenunwesen auszuheilen. Also die Philosophen liegen wieder brach; aber Ostern geht die Thätigkeit wieder los und zwar ist es mein Wunsch, einen Schlag gegen den Einjährigen-Freiwilligen zu führen. Ich glaube, das ist das Schlimmste, was man den Bildungsphilistern augenblicklich anthun kann. Dazu befasst sich der Reichstag mit den Militärgesetzen; meine Vorschläge haben eine gewisse Art von politischer Möglichkeit und es wäre ganz gut, den Leuten zu demonstriren, dass wir nicht ewig in der Höhe und Ferne, unter Wolken und Sternen leben. Aber nun heran mit militärischer Litteratur, vornehmlich Geschichte des Heerwesens. Kannst Du mir irgendwie dabei helfen, getreuer Helfer und Freund?

Der Druck der Nr. 2 rückt von der Stelle. Zwei Bogen sind corrigirt und abgeschickt, heute oder morgen trifft der dritte ein, so dass bis Ende Januar ungefähr alles in Ordnung sein kann. Das letzte Capitel habe ich natürlich in Naumburg geschrieben und am Neujahrstag, zu dessen Inauguration, fertig gemacht. Mit wahrer Rührung empfieng ich Deine Abschrift und die sie begleitenden Zeilen und pries mich glücklich Dich als Freund zu haben. Denke nur ja daran, wie wir es im Herbst zu einer Zusammenkunft bringen können; und damit Du siehst, dass auch andre Leute diese Zusammenkunft wünschen, sende ich Dir etwas von Candrian. Rohde will auch kommen; man hat ihn übrigens in Kiel wieder einmal mit einer ordentl. Professur übergangen, es ist ein Skandal! Gegen Romundt hat sich denn auch hier die Furcht vor Schopenhauer geltend gemacht und es ist ganz unmöglich, dass er jetzt (ja wie ich glaube dass er jemals) hier die ordentl. Professur für Philosophie erhält. Wir wollen froh sein, wenn man ihn mit einer ausserord. Professur und vielleicht etwas Geld abfindet.

Mit Ritschl's hatte ich in Leipzig einen Wortkampf, der nichts Peinliches, aber etwas Schmerzliches und Hoffnungsloses hatte. Bei Fritzsch dem Trefflichen und Neubewährten habe ich eine Nacht gewohnt und den Eindruck mitgenommen, dass noch alles auf vier Beinen steht. Das weibliche Gespenst hatte unsre Phantasie verdorben. Es wird doch noch eine Preisarbeit, nach gelungener Umarbeitung, gekrönt, die des Prof. Dr. Koch. Die evangelische Kirchenzeitung soll meine Straussiade gepriesen haben. Übrigens gehe ich seit dem neuen Jahre nicht mehr auf die Lesegesellschaft und fühle mich befreit, nicht mehr das Zeitungsgeschwister zu hören. Mit Ranke's erstem Buch sind wir fast fertig. Von Deinen Übersetzungen hoffe ich später einmal etwas zu profitiren, nicht wahr das ist erlaubt zu hoffen? Dem alten Vischer geht es noch nicht gut. Frau Vischer-Heusler hat den Typhus, die Arme! An Bayreuth wage ich gar nicht mehr zu denken, denn sonst ist es mit aller Nervenerholung zu Ende.

Nun wir wollen tapfer bleiben.

Lebe wohl für heute, liebster Freund und verzeihe, wenn ich Dir keinen Brief, sondern nur ein Notizenbündel schicke. Overbeck und Romundt denken Deiner wie ich selbst, mit Treue und mit der Sehnsucht getrennt lebender Freunde. Muss es sein? Muss es sein? Nicht selten kommt mir das schmeichelnde Bild, dass ich, einige Jahre älter, mich einmal zu Dir, in Dein Asyl, flüchte und dass wir mit einander die Felder betrachten und die Sonne untergehen sehen.

Lebewohl!
F N.

Die zurückgelassenen Sachen folgen bald. Hug war nicht im Stande den Tannhäuser anzunehmen, besonders wegen des französischen Textes. Es macht mir übrigens rechtes Vergnügen, Dir mein Exemplar anzubieten; so dass ich Dich jetzt im Besitz von allen Wagneriana weiss; oder fehlt die herrliche Faustouvertüre?

Nun bist Du also auch wieder Onkel geworden. Bei Deiner Erzählung dachte ich mir verschiedenes Unsägliches.

Deinen verehrten Eltern meine besten Grüsse.

[«]

342. An Carl Fuchs in Berlin

<Basel, vermutlich Februar - März 1874>

Es ist Sonntag Morgen und ich dachte eben de tranquillitate animi nach — da brachte mir Herr Prof. Overbeck Ihren Brief, lieber Herr Doctor. Nein, Niemand kann Ihnen zu dem Schritte rathen, von dem Sie schreiben; es müsste ein heiliger Wahnsinn sein, der Sie vorwärts triebe, wider alle Vernunft — nun dann würden wir Anderen uns so gut wie möglich in's Unvermeidliche schicken und Ihnen zu helfen suchen. Inzwischen müssen wir Ihnen nur so unzweideutig wie möglich sagen, dass Basel für Ihre Lehrer-Bestrebungen, für Ihre philosophische Kundgebung, für Ihr leidlich-leibliches Fortkommen ein ungeeigneter Boden ist: es sei denn dass Sie nicht als mönchischer Gelehrter fortleben wollen, der nichts anderes von einem Orte begehrt als Ruhe und Einsamkeit. Beides kann man hier haben — und im Verhältniss zu Ihrem zappeligen unruhigen Hatz-Berlin will das freilich viel sagen. Aber eigentlich kann man das überall haben, ich sollte meinen, selbst gerade in Berlin oder Paris; man muss nur wenig begehren und sich eine Aufgabe stellen, bei der man gar nicht mehr versucht ist, auf den unruhigen Bildungs-Juden-Pöbel und die ganze anerkannte Öffentlichkeit hinzusehen. Die wahre Einsamkeit liegt in einem grossen Werke. Vorlesungen und Akademien — das ist alles nichts oder wenig mehr als der äusserliche Rahmen unsrer Existenz. Sich dahinein zu flüchten begreifen wir — Overbeck und ich — nicht recht mehr, da wir oft an das Gegentheil gedacht haben, an das Hinausflüchten, zu völliger Unbeschränktheit, um an irgend einem Winkel der Welt, sei es in den einfachsten Verhältnissen, denkend und frei weiter zu leben. Deshalb sind wir wohl auch schwerlich die rechten Rathgeber. Für diesen Ort könnte Ihnen übrigens Niemand etwas garantiren; eine Professur für Musik haben wir nicht und bekämen wir nicht, denn zu mehr als 2 akademischen Zuhörern würden Sie es, in einer recht unmusikalischen Stadt, schwerlich bringen. Die bezahlten Professuren der Philosophie sind wie wir nach einem ganz bestimmten höchst belehrenden Falle urtheilen müssen, für einen Anhänger Schopenhauer's ganz und gar unzugänglich: überhaupt herrscht grosse Ungeneigtheit gegen jede Förderung dieser „Richtung“. S. Bagge genügt den Baselern, ebenso der Director Reiter. Ich habe die Baseler gern und sage dies nicht mit Ironie, sondern nur um Ihnen über die hiesigen Schwächen und Beschränktheiten ein Licht aufzustecken. Man lebt hier theuer, ein Junggeselle mit sehr mässigen Ansprüchen nicht unter und wahrscheinlich über 3000 frc. (800 Thl.) Ja wer könnte Ihnen rathen, werther Herr Doctor! Ich vermuthe dass ich an Ihrer Stelle eine Musikdirectorstelle in einer kleineren Stadt oder noch besser eine einträgliche Organistenstelle begehren würde: dann liesse ich die Welt laufen und erlaubte nicht dass mich etwas noch hin und herzöge. Wir werden Alle ruinirt, wenn wir unruhig werden. — Das ist freilich alles sehr wenig und sehr schwach, leider aber schon viel zu viel für meine Augen. Und so seien Sie nicht böse dass ich hiermit schliesse. Overbeck wünscht ebenso herzlich wie ich, dass Sie einen guten Entschluss fassen mögen — aber, wie gesagt, rathen können wir Ihnen nichts. Wer könnte Ihnen rathen!

Mit warmen Wünschen
Ihr
Friedrich Nietzsche.

NB. Die Preisaufgabe wird von Seiten des A<llgemeinen> D<eutschen> Musikvereins nicht zum zweiten Male wieder gestellt werden.

[«]

343. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Basel,> 1 Febr. <1874>

Meine geliebte Mutter

eben wird mir gesagt dass heute schon der erste Februar sei, ich glaube es immer noch nicht recht, mache mich aber daran, sofort an Dich zu schreiben, damit ich noch einigermassen zur rechten Zeit mit meinen Geburt<s>tagswünschen in Naumburg eintreffe. Nun wollen wir einmal zusehen, was dieses Jahr bringt: hoffentlich für Dich und damit auch für uns Gutes oder Erträgliches. Ich schreibe heute bei schlechter Verdauung und Übelkeit; so denke ich denn zuerst an den Leib und wünsche von Herzen dass es Dir mit der Gesundheit so fort ergehen möge wie es Dir bis dahin gegangen ist und dass Du nicht etwa das absurde Beispiel Deines Herrn Sohnes nachahmest, der viel zu früh zu laboriren angefangen hat und der bereits wie ein altes Männchen sich über jeden Tag freut, wo er nicht an Unverdaulichkeit und Schmerzen erinnert wird. Im Übrigen hast Du es in Naumburg so ruhig und angenehm, wie ich mich wieder Weihnachten überzeugte, dass mir auch da kein andrer Wunsch einfällt als „es möge Alles auch fernerhin beim Alten bleiben.“

Es hat mir Weihnachten so gut bei Dir gefallen, dass ich wirklich bereits in meinem Gemüthe die Möglichkeit erwogen habe, ob ich nicht vielleicht Ostern wiederkomme; vielleicht gelingt es Dir dann, mich wieder zu kuriren, durch Süppchen Spazierengehen und ein Pferdchen vielleicht. Denke einmal darüber nach; oder meinst Du, es sei vernünftig eine gute Kaltwasser-anstalt in meiner Nähe zu besuchen? Ich muss jedenfalls etwas thun, die Schwäche nimmt zu sehr überhand. Auch eine Fusswanderung möchte sehr vernünftig sein. Es wird mir wohl möglich sein, von der Anwesenheit bei dem Osterexamen mich einmal ausnahmsweise dispensiren zu lassen: so dass ich ungefähr 4 Wochen Ferien hätte. Ach, ich hätte so gern ein kleines Landgut: da hinge ich auf einige Zeit meine Professur an den Nagel. Nun bin ich 5 Jahre Professor; ich dächte es wäre bald genug. Wirklich, ich möchte es wie Gersdorff machen und Stoppelhopser werden.

Übrigens ruhe ich mich aus — was man so ausruhen nennt, eigentlich merke ich nichts davon. Das heisst, ich schreibe augenblicklich kein Buch. Von dem neuerscheinenden sind 4 Bogen gedruckt, es geht langsam. Die Augen sind öfters angegriffen.

Für unsre Lisbeth habe ich eine sehr hübsche Wohnung in meiner nächsten Nähe entdeckt: bei den vortrefflichen Hegars. Die haben zwei Häuser, das hintere Haus liegt in der Strasse in der bis jetzt Vischer-Heuslers wohnten: es ist das nächste Haus von dem Fenster meiner guten Stube aus: darin wohnt der junge Hegar mit seiner jungen allerliebsten Frau, einer Französin, vortreffliche Leute und gut eingerichtet. Da also wird unsre Lisbeth wohnen und Frau Hegar freut sich schon darauf.

Anbei folgt etwas aus den Waldhäusern. — Neulich haben wir den alten Dr. Heitz begraben: schickt Lisbeth vielleicht ein Condolenz-Zeichen an die arme Frau Doctor?

Das Befinden von Frau V<ischer->Heusler ist recht befriedigend, auch die alte Frau Vischer erregt keine Besorgniss mehr, ihr Übel ist ein langwieriger Magenkatarrh.

Sonst weiss ich nichts Neues. Ich habe ein grosses Bedürfniss mich etwas auszuruhen und zu erholen, und dann denke ich immer an Euch. Auch noch ein neues Amt hängt mir auf dem Rücken: für dieses und das nächste Jahr bin ich Dekan meiner Facultät. Ich hab's satt.

Im Hause bin ich wieder gesteigert worden, so dass ich jetzt monatlich 47 frs. zahle (früher 40)

Nochmals: ich bin bei Dir mit treulichem Gedenken und herzlichen Wünschen.

Dein alter Sohn.

[«]

344. An Malwida von Meysenbug in San Remo

Basel 11 Febr. 1874.

Verehrte Freundin!

Ich wußte gar nicht mehr, wo ich Sie mit meinen Gedanken suchen sollte; von Gersdorff erfuhr ich nur, daß Ihre Bayreuther Existenz ein Ende erreicht habe; nun höre ich, wo Sie sind, einsam und krank, so daß ich am liebsten gleich Ihnen nachgereist wäre, wenn es nur irgendwie mit meinem Amt, mit meinen Pflichten verträglich wäre. Dafür verspreche ich Ihnen einen Besuch in Rom. Oder wäre es nicht in Erwägung zu ziehen, ob Genf oder Lugano Ihrer Gesundheit wohlthut; zeitweilig habe ich selbst daran gedacht, Ihnen Basel vorzuschlagen, denn bis jetzt haben wir einen milden und sonnigen Winter gehabt, und erst seit gestern giebt es Schnee und wirkliche Kälte. Wenigstens weiß ich, daß der Unterschied unseres Klimas mit dem Bayreuther bedeutend ist, und daß wir das Blühen der Bäume fast vier Wochen früher haben. Sehen Sie in diesem Vorschlage nichts, als den herzlichsten Wunsch, Ihnen einmal wieder näher gerückt zu sein; denn ein Leiden haben wir mit einander gemeinsam, welches schwerlich andere Menschen so stark empfinden, das Leiden um Bayreuth. Denn, ach, unsere Hoffnungen waren zu groß! Ich versuchte erst, gar nicht mehr an die dortige Noth zu denken, und, da dies nicht angieng, habe ich in den letzten Wochen so viel als möglich daran gedacht und alle Gründe scharf geprüft, weshalb das Unternehmen stockt, ja weshalb es vielleicht scheitert. Vielleicht theile ich Ihnen später etwas von diesen Betrachtungen mit; zunächst, nämlich etwa in vierzehn Tagen, bekommen Sie etwas anderes von mir, die von Ihnen erwartete Numero 2 mit dem Titel „vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben.“ Die Numero 2 erinnert mich daran, daß man gestern in Ludwigsburg David Strauß begraben hat.

Und was macht Frau Monod, und ist es wahr, daß sie einen Knaben geboren hat?

Sie sehen, ich diktirte bis jetzt, also geht es meinen Augen nicht gut. Doch jedenfalls besser. Ach könnte ich Ihnen helfen! Oder irgendwie nützen! Ich denke mit Mitleiden an Sie Arme und bewundere, wie Sie das Leben zu ertragen wissen. Dagegen gerechnet bin ich ein Glücksprinz und muss mich schämen. Meine Wünsche sind um Sie!

Ihr Friedr. Nietzsche

[«]

345. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

Basel 11 Febr. 1874

Lieber guter Freund, nur ein kleines Briefchen, um Dir zu melden, dass ich die Kiste (die seit einer Woche in meiner Stube steht) doch noch nicht fortschicken will, ich habe nämlich Aussicht, in spätestens 2 Wochen die Exemplare der zweiten Unzeitgemässheit; hineinzulegen, da will ich doch warten und setze voraus, dass es

Dir ziemlich gleichgültig sein muss, ob die Sachen ein paar Wochen früher oder später kommen. Die letzten Correkturbogen sind vorgestern angekommen. Es ist alles schön von Statten gegangen; in summa sind es 7 Druckbogen (111 Seiten)

Ich habe mich seit Weihnachten aller litterarischen Thätigkeit enthalten und bin im Ganzen zufrieden. Dafür ist vielerlei im Kopfe durchgedacht worden, neuerdings viel Staatlich-Politisches: vorher „Richard Wagner in Bayreuth“, wiederum vorher „Cicero und der romanische Begriff der Cultur“; Alles dies wird zu seiner Zeit wieder lebendig werden. Karl Hillebrand hat mich eingeladen, an einer „italiänischen Revue“ theilzunehmen, deren Redacteur er sein wird; das Werk erscheint buchweise, die besten, auch Dir bekannten italiänischen Namen sind dabei, von Deutschen sind allein eingeladen Jakob Burckhardt, Gregorovius, Hermann Grimm, Paul Heyse; ich habe natürlich abgesagt, ebenso Burckhardt.

Weisst Du schon dass Heinze der Nachfolger von Eucken geworden ist? Er hat schon neulich hier einen Besuch gemacht.

Gestern hat man in Ludwigsburg David Strauss begraben. Ich hoffe sehr dass ich ihm die letzte Lebenszeit nicht erschwert habe und dass er ohne etwas von mir zu wissen gestorben ist. — Es greift mich etwas an. —

Für die Militaria Dir und Mende schönsten Dank. „Wird besorgt“ wie Tausig sagte. Baumgartner sitzt mir gegenüber und hat eben zwei Briefe geschrieben, die ich ihm diktirt habe, an die arme Meysenbug und an Hillebrand.

Also „vorwärts allezeit mit strengem Fechten.“

Voll guter Hoffnung
Dein
F.

[«]

346. An Erwin Rohde in Kiel

Basel Mitte <15.> Februar. <1874>

Einen schönen Sonntagsgruss zuvor, liebster Freund! Lebst Du im grauen Norden? Wir haben so reine warme Tage und viel Sonnenschein, ja sogar schon tieffarbige Sonnenuntergänge. Der ganze Winter hat uns einen einzigen Schneetag gegeben. Seit Neujahr habe ich auch vernünftiger und sorgfältiger gelebt, so dass ich mein Befinden heute loben kann. Nur die Augen! Ein Schreiber thut mir noth! Zwar ist mir hier, seit einem halben Jahr ein äusserst sympathischer talentvoller

Schüler erwachsen, der bereits recht zu uns Allen gehört: Baumgartner mit Namen, ein Elsasser, Sohn eines Mühlhausener Fabrikanten. Der kommt jeden Mittwoch Nachmittag und bleibt den Abend; da wird diktirt, vorgelesen, Briefe geschrieben. Kurz das ist ein rechter Gewinn für mich und, wie ich verspreche, einstmals für uns Alle. Ostern will ich wieder nach Naumburg, um dort noch einmal recht systematisch der Ruhe und der Gesundheit zu leben: so werde ich's denn auf die Dauer schon aushalten. Seit Weihnachten habe ich vielerlei durchgedacht und musste in so entfernten Gegenden schweifen, dass ich, beim Eintreffen der Correcturbogen, öfters zweifelte, wann ich dies Zeug eigentlich geschrieben habe, ja ob das Alles von mir sei. Ich locke jetzt sehr stark wider den Stachel der politischen und Bürgertugend-Pflichten und habe gelegentlich selbst über das „Nationale" hinausgeschwiffen — Gott bessere es und mich!

Du hast, bei aller Deiner Noth, nun auch noch die Correctur-Noth gehabt, guter treuer Freund. Jedes Winkchen ist dankbarlich benutzt („ausgelitzt") worden, und mancher Flecken ist durch Deine Hand abgestreift worden. Eine Anzahl Sonderlichkeiten gingen übrigens nicht auf mich, sondern auf die Abschrift meines schwer leserlichen Manuscriptes zurück. Leider habe ich gerade für den letzten Bogen Deine Hülfe nicht mehr benutzen können. Ich glaubte, aus mehrern Gründen, man habe vergessen, Dir den letzten Bogen zuzusenden, und die Sache hatte Eile. Glücklicher Weise habe ich den ärgsten Anstoss selbst gehoben, auch durch Streichen von c. 1 Seite Text die Schlusspartien etwas erleichtert. Eine gewisse Allgemeinheit war übrigens geboten, weil ich Rücksichten auf speciellere Ausführungen in späteren Unzeitgemässheiten zu nehmen hatte. So mag denn das Unthier laufen — wem wird's Freude machen? Wer wird's auch nur lesen! Ich glaube, man wird auf eine ungeheure Dummheit bei mir schliessen — und man wird wirklich Recht haben! Nur halte ich es wirklich in der Gescheidtheit nicht mehr aus und ziehe mich auf mich selbst zurück. Ich kann wirklich nicht anders; aber nicht wahr, Du wirst mich deshalb nicht gleich verachten? Denn ich denke eigentlich, dass Du mich in diesen Dingen übersiehest — und ein Recht dazu hast, liebster Freund! An meine Mit-Philologen denkend fühle ich mitunter selbst so etwas wie Scham. Doch glaube ich nicht, dass man mich leicht aus der Bahn bringt — und erst will ich mich einmal ganz aussprechen, es giebt doch keine grössere Wohlthat, die man sich erweisen kann! Wenn Du Dein Exemplar hast (hoffentlich vor 2 Wochen), bitte ich Dich noch um Eins: sage mir doch mit Härte und Kürze Fehler Manieren und Gefahren meiner Darstellung — denn darin genüge ich mir nicht und erstrebe etwas ganz Anderes. Also hilf mir mit kurzen Winken, ich werde sehr dankbar sein.

Über Bayreuth giebt es etwas Neues und wenn nur Wahres! Eine ganz ausdrückliche Notiz des Mannheimer Journ. (dem Organon Heckels) bringt aus bester Quelle (d. h. Frau W<agner>) dass die Aufführungen jetzt endgültig gesichert sind. So wäre denn das Wunder geschehen! Hoffen wir! Es war ein trostloser Zustand, seit Neujahr, vor dem ich mich endlich nur auf die wunderlichste Weise retten konnte: ich begann mit der grössten Kälte der Betrachtung zu untersuchen, weshalb das Unternehmen misslungen sei: dabei habe ich viel gelernt und glaube jetzt Wagner viel besser zu verstehen als früher. Ist das „Wunder“ wahr, so wirft es das Resultat meiner Betrachtungen nicht um. Aber glücklich wollen wir sein und ein Pest feiern, wenn es wahr ist!

Hat man Dich denn nicht nach Greifswald berufen, an des Schöllii Stelle? Aber irgend was muss doch geschehen. Wie ich höre, geht Köchly nach Berlin, als Nachfolger von Haupt — wenigstens schwätzen die Zeitungen davon. Nun vielleicht die Heidelberger Professur! Das wäre etwas, nachdem Freiburg missglückt ist! Und wie steht es mit Deinem Roman? Das weisst Du noch nicht, dass wir Heinze als Philosophen bekommen haben; Romundt ist nicht acceptirt, die Angst vor Schopenhauer trat naiv auf (nicht bei Vischer, aber er ist nicht allmächtig) Man hat mich zu einer italiänischen Revue eingeladen, die in Buchform erscheinen wird; ich habe abgesagt. ebenso J. Burckhardt. Frl. v. Meysenbug ist wieder krank und in San Remo bei Nizza angelangt, von wo sie mir rührend schrieb. Olga Monod hat einen Knaben. Gersdorff der göttliche Landedelmann ist meiner Phantasie jetzt das Vorbild: wir sollten uns alle Landgüter erwerben und dann still und tapfer bis zu Ende leben. Aber so wie so: immer vorwärts mit strengem Fechten!

Adieu, geliebter Freund!
Dein
Friedrich N.

[«]

347. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel Mittwoch. <18. Februar 1874>

Meine liebe Lisbeth, ich habe Dir für mehrere Briefe zu danken, vor allem auch für die mir sehr convenirende Erledigung der Erbschafts-Angelegenheit. Anläßlich der noch disponiblen 60 Thl. von denen Du schreibst, habe ich nun noch eine Bitte an Dich. Schicke doch 50 Thl. in meinem Namen an Professor Carl Riedel in

Leipzig (Lindenstrasse 6) Ich bin meinem gegebnen Versprechen gemäß dies noch zu zahlen verpflichtet. — Daß ich von Fritzsch überhaupt noch Gelder bekommen werde, bezweifle ich im Stillen; genug, ich habe nichts bekommen und muß warten. In spätestens 2 Wochen wirst Du auch die Nr. 2 der Unzeitgemässen bekommen. Es sind 111 Seiten geworden.

Sehr kurios ist das Naumburger Erlebniß mit dem Professor Plüss, einem Basler. Ich finde es sehr artig in Rücksicht auf die beiden Städte. Übrigens hat man, im Vertrauen gesagt, wohl daran gedacht, diesen Herrn einmal als Nachfolger von Gerlach zu berufen. Ich kenne ihn übrigens gar nicht.

Über Bayreuth haben wir neulich eine noch unerklärte, aber sehr hoffnungsreiche Notiz bekommen. Wir warten auf Genaueres. Frl. v. Meysenbug schrieb aus San Remo bei Nizza und läßt Dich auch grüßen. Es geht ihr schlecht und sie hat viel zu leiden; dazu ist sie ganz einsam. Daß Hillebrand an mich geschrieben hat, habe ich schon erzählt?

Romundt hat gestern Abend einen öffentlichen Vortrag in der Aula gehalten. Heinze hat mich besucht; aber das habe ich auch schon erzählt.

Mein Befinden ist gut. Es ist kein Zweifel, daß ich jetzt die richtige Lebensweise gefunden habe. Geht es mir einmal schlecht, so hat es immer ganz nachweisbare Gründe. Ich glaube, Ihr werdet mich Ostern wohler finden als Weihnachten.

Mit den Augen freilich steht es wie ich schon sagte. Schonung fortgesetzt! Übrigens habe ich seit Weihnachten in keiner Beziehung mehr medizinirt; worüber sich unsre gute Mutter freuen wird.

Wenn ich aber Ostern kommen soll, müßt Ihr's recht geheim halten; daß ich auch wirklich Ruhe und Behagen finde. Wir wollen ja keine Pläne machen.

Sage unsrer lieben Mutter den herzlichsten Dank für ihren Brief und seid insgesammt herzlich gegrüßt.

Euer Fritz.

[«]

348. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

<Basel, Ende Februar 1874>

Hier liebster Freund, hast Du Deine Kiste. Sie birgt zwei Exemplare der Nr. 2. Eins für Dich, das Andre für Deinen Herrn Vater.

Hoffen wir alles Gute. Ich erwarte bei einzelnen Menschen diesmal eine ergreifende Wirkung, bei denen welche sehr schon am historischen Übel gelitten haben. J. Burckhardt hat mir einen schönen Brief geschrieben.

Beiläufig: er hielt Dich für den Verfasser der ästhetischen Ketzerbriefe. Vielen Dank für Deine militärischen Zusendungen, ebenso für Videant consules. Nächstens mehr.
— Vivat sequens Nr. 3

Der Getreue.
(Gestern Abend feierten wir die 2.)

[«]

349. An Wilhelm Vischer (-Bilfinger) in Basel

Basel Mittwoch. <4. März 1874>

Verehrter Herr Rathsherr,

ich habe Ihnen hier eine Bitte vorzutragen. Meine Gesundheit verlangt durchaus, dass ich Ostern längere Ferien mache; ich will nach Naumburg gehen und hoffe mit Hülfe einer Kur und kluger Diät meinen Magen wiederherzustellen; ebenso müssen meine Augen ausruhen. Meine Bitte geht nun dahin, dass einmal das mündliche griechische Examen der III Classe zu Gunsten eines anderen Faches ausfalle; bei dem schriftlichen Examen mich vertreten zu lassen ist ohne alle Schwierigkeit. —

Ich empfinde die Kürze der Ferien zwischen den Semestern und den Mangel der akademisch üblichen Feriendauer immer schwerer und vielleicht bald einmal so, dass ich mich entscheiden muss.

Mit der Bitte mir für den bezeichneten Examen-Mittwoch Urlaub zu gewähren

hochachtungsvoll
Dr. Fr. Nietzsche
Prof.

[«]

350. An Wilhelm Vischer (-Bilfinger) in Basel

<Basel, 9. März 1874>
Montag.

Verehrter Herr Rathsherr,

meine Ihnen mitgetheilte Bitte ziehe ich hiermit wieder zurück; denn es war mein Glaube, dabei nur um etwas ganz Geringes, ohne Mühe zu Bewerkstelligendes zu bitten, um eine Vertauschung oder etwas Ähnliches. Da ich nun eingesehen habe, mit welchen Veränderungen und Unbequemlichkeiten die Gewährung der Bitte verknüpft wäre, auch von einer Nothwendigkeit, weshalb ich gerade Ostern nach Naumburg reisen müsste, gar nicht die Rede sein kann (ich hatte nur das Nützlichere und Angenehmere, nicht das Nothwendige dabei im Auge) — so bitte ich jetzt diese Angelegenheit für erledigt zu halten; wobei ich nur zu bedauern habe, dass ich Sie überhaupt damit bemüht habe.

Mit dem Ausdruck der Ergebenheit
Ihr
Dr Friedrich Nietzsche

[«]

351. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel Montag. <9. März 1874>

Meine liebe Mutter und Schwester, nun ist es leider entschieden, daß ich Ostern nicht kommen kann, festgehalten durch meine Examen-Pflichten, von denen loszukommen ich nicht zweifelte. Zuletzt als ich meinen Antrag auf Urlaub stellte, ergab es sich, daß es nur mit den größten Schwierigkeiten verbunden wäre (es hat nämlich schon einer von uns Lehrern für diese Zeit Urlaub) Kurz, ich mußte meinen Antrag zurückziehen und bedaure nun sehr, mir und Euch Hoffnung auf ein längeres Zusammensein gemacht zu haben.

Hier ist der Vater von Frau Vischer-Heusler gestorben und begraben. Ihr selbst geht es langsam besser. Recht leidend ist der alte Vischer. — Ich selbst bin mit meinem Befinden zufrieden.

Habt Ihr denn richtig die zugesendete Numero 2 meiner Unzeitgemäßen Betrachtungen erhalten?

Schönes Wetter seit längerer Zeit, Vorbote des Frühlings.

Seid herzlich gegrüßt von Eurem
Fritz.

[«]

352. An Mathilde Maier in Mainz

Basel, 11. März 1874

Verehrtes Fräulein!

Sie geben mir wieder einen Beweis von hochzuschätzender persönlicher Theilnahme; wie sehr muß ich gerade deshalb bedauern, Ihrem für mich so ehrenvollen Anliegen mit einem Nein zu entgegnen. Nein, das kann ich nicht! Im Namen der Frauen das Wort zu führen ist mir versagt; was ich Ihnen allerdings auf indirekte Weise sogar demonstriren kann. Lesen Sie den mitfolgenden Mahnruf an das deutsche Volk, den ich vorigen Herbst geschrieben habe. So und nicht anders empfinde ich in dieser Sache, so und so stark spreche ich, wenn ich einmal sprechen muß — freilich zu stark selbst für Männer, wie der Erfolg mich damals belehrt hat. Die Vertreter der Wagner-Vereine, die in Bayreuth zusammenkamen, wagten nicht, ihre Namen unter diesen Aufruf zu setzen. Milder über die Sache zu denken habe ich inzwischen nicht gelernt, und die schöne frauenhafte Milde, die Ihrem Geschlecht auch in harten und verzweifelten Lagen ansteht, ist dem meinigen versagt.

Also Verzeihung, wenn ich einfach sage „ich kann nicht“.

Übrigens freut es mich sehr, von dem Enthusiasmus der Frau Schott gerade aus Ihrem Munde zu hören. Denn ich zweifelte, offen gestanden, bis jetzt ein wenig an ihm, weil ich weiß, wie thätig, ja wie entscheidend dieser Enthusiasmus sich äußern könnte, und weil ich doch nichts von diesen Äußerungen bis jetzt gehört habe. Sie machen mir, verehrtes Fräulein, wieder Hoffnungen, dadurch, daß Sie mir diesen Enthusiasmus verbürgen.

Auf Ihren tiefen und nachdenklichen Brief über die Geburt der Tragödie schrieb ich Ihnen nicht, ich erwartete immer noch die Gelegenheit der zweiten Auflage jener Schrift, um Ihnen zu danken.

Meinen Augen geht es besser als im vorigen Sommer, doch nicht so befriedigend, als Sie mit Ihrer gütigen Theilnahme vielleicht wünschen möchten.

Ich dictierte bis jetzt, verehrtes Fräulein. Seien Sie nicht böse über das absolute Nein. Übrigens: glauben Sie an die sogenannte „deutsche Frau“, daß Sie es wagen würden, sich an sie zur Unterstützung unserer Bayreuther Wunderhoffnungen zu wenden? Glauben Sie? Ich glaube nur an einzelne Individuen, zweifle aber — sträflicher Weise — an allem, was in Zeitungen und Zeitromanen als „deutsches Weib“ glorificiert wird. Dies sage ich Ihnen, weil ich Sie sehr ehre.

Ihr ergebener
Dr. Friedrich Nietzsche.

[«]

353. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 19. März 1874>

Auch mein Semester kommt zum Schluss, morgen nämlich, obwohl natürlich nur an der Universität; das Pädagogium wirft mir in seiner kärglichen Manier überhaupt anderthalb Wochen Osterferien ab, nicht mehr. Darin bist Du, liebster Freund, besser dran, aber auch nur darin, denn Dein übriges Loos beklagen wir Verbrüderte, immerfort, einzeln und gemeinsam. Ich habe wieder einen schönen Plan geschmiedet, für späterhin, um uns dauerhaft zu vereinigen — aber ein paar Jahre müssen noch in’s Land gehen. Doch nicht wahr, die Versammlung im Herbst, das concilium Rhaeticum, das ist fest und dabei bleibt’s? — Nun Bayreuth! Wir wissen durch Frau W<agner> — und es soll das Geheimniss der Freunde sein — dass der König von B<ayern> in der Form von Vorschüssen bis zu 100 000 Thaler das Werk unterstützt, so dass die Arbeiten (Maschinen — Dekorationen) rüstig gefördert werden. Wagner selbst schreibt dass 1876 der Termin sei, er ist muthig und glaubt dass jetzt das Unternehmen im Reinen ist. Nun das walte Gott! Dies Warten und Bangen ist schwer zu verwinden, ich hatte wirklich zeitweilig die Hoffnung ganz aufgegeben.

Ich erwarte immer von Dir die Meldung einer ordentl. Professur zu bekommen? — Übrigens sind die Menschen schrecklich dumm in Beziehung auf akademische Beamtungen, ich war neulich in Freiburg und hörte über den unausstehlichen Pedanten und Nörgelfritzen Keller klagen. Ist Recht! dachte ich, klagt nur zu; auch erfuhr ich dass Ritschl die Ursache seiner Berufung sei. Dieser schweigt und ich ergötze mich bei der Vorstellung, wie wenig er beim Lesen meiner „Historie“ verstehen wird. Dies Nichtverstehen schützt ihn vor dem Ärger und das ist das Beste an der Sache.

Professor Plüss in Schulpforte, mir fremd, ein Historiker, hat meine Mutterstadt Naumburg durch eine begeisterte Rede über die Geb. der Tragödie und die erste Unzeitg. aufgeregt. Herr Bruno Meier hat über Dräseke's Beitrag zur Wagnerfrage, bauchschütternden Angedenkens, eine lange schwere widerlegende Abhandlung geschrieben, worin ich als „Feind unserer Cultur" feierlich denuncirt und übrigens als verschmitzter Betrüger unter Betrognen dargestellt werde. Er schickte mir seine Abhandlung persönlich, sogar mit Wohnungsangabe zu; ich will ihm die zwei Schriften des Wilamopses zuschicken. Das heisst doch christlich seinen Feinden wohlthun. Denn was dieser gute Meier sich freuen wird, über Wilamopsen, das ist gar nicht auszudrücken.

Dr. Fuchs hat im Wochenblatt wieder mich ekelhaft angelobt, ich hab's nun satt mit dem. Doch was erzähle ich Dir von Lob und Tadel! Hier sind wir durch unsre Freundschaft vor Grillen und Verdriesslichkeiten ziemlich geschützt, und da ich wieder etwas unter dem Herzen trage, so geht mich Lob und Tadel gar nichts an. Dass ich es mit meinen Ergüssen ziemlich dilettantisch unreif treibe, weiss ich wohl, aber es liegt mir durchaus daran, erst einmal den ganzen polemisch-negativen Stoff in mir auszustossen; ich will unverdrossen erst die ganze Tonleiter meiner Feindseligkeiten absingen, auf und nieder, recht greulich, „dass das Gewölbe wiederhallt". Später, fünf Jähre später, schmeisse ich alle Polemik hinter mich und sinne auf ein „gutes Werk". Aber jetzt ist mir die Brust ordentlich verschleimt vor lauter Abneigung und Bedrängniss, da muss ich mich expectoriren, ziemlich oder unziemlich, wenn nur endgültig. Elf schöne Weisen habe ich noch abzusingen. — Unsern Overbeck habe ich zu meiner grossen geheimen Freude wieder so weit dass er Ostern auch wieder öffentlich loskämpft, in der Weise seiner Streit- und Friedensschrift Nr. 1. Siehst Du, hier geht's muthig zu, wir hauen um uns herum. Immer vorwärts mit strengem Fechten! — Nur der gute treffliche Romundt macht uns einige Sorge, er wird zum unerfreulichen Mystiker. Klarheit war nie seine Sache, Welterfahrung auch nicht, jetzt bildet sich ein wunderlicher Hass gegen die Kultur überhaupt in ihm aus — nun wie gesagt, wir (Overbeck und ich) sorgen uns etwas. Er grübelt in unheimlicher Weise über den Anfang der Empfindung, synthetische Einheit der Apperception — dafür behüte uns unser Heiland Jesus Christ.

Gute Briefe habe ich, von vielen Seiten. Burckhardt, mein College, hat mir in einer Ergriffenheit über die Lecture der „Historie" etwas recht Gutes und Characteristisches geschrieben. — Dem alten Vischer geht es recht schlecht, er hat sich vom grössten Theil seiner Geschäfte dispensiren lassen und sieht sehr grün weiss gelb-elend aus.

An der Geburt der Tragödie wird eifrig gedruckt — endlich!

Wann kannst Du denn im Herbste bei uns eintreffen? Ich möchte das genaueste jetzt schon wissen: damit die Freunde ihre Sommerpläne machen können.

Lebwohl herzlich geliebter Einsiedler und Romantiker des Nordens in Bezug auf den Süden.

Übrigens sind wir allesammt curiose Kerle, ich wundere mich sehr und immer sehrer.

Dein F N.

[«]

354. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 26. März 1874>

Meine liebe Mutter und liebe Schwester,

nun ist es also nichts mit unserer gemeinsam erhofften Osterfreude; eure letzten Briefe, die sich mit meinem Absagezettel gekreuzt haben, zeigten mir noch einmal recht deutlich, was ich damit verloren habe. Zwar ist mein Gesundheitszustand jetzt glücklicherweise nicht derart, dass ich eine Kur machen müsste, es geht, bei grosser Vorsicht und Regelmässigkeit, recht gut. Aber Ihr wisst, wie ich einer freundlichen und herzlichen Zerstreuung und Ableitung von meinen gewöhnlichen Gedanken bedürftig bin, wie ich dafür, und besonders für etwas Heiterkeit um mich herum, dankbar bin. Ich leide wirklich zu viel, und kann wirklich froh sein, wenn ich körperlich krank bin; denn dann kann ich einmal mir einbilden, es wäre mir zu helfen; was ich jetzt, wo ich nicht einmal die Krankheit als Vorwand habe, freilich für unmöglich halte. Aber es hilft nichts, man läuft seinen Lebensweg weiter, ich entlade mich durch gedruckte Verwünschungen und will jetzt wieder an die Nr. 3 meiner Unzeitgemässen gehen. — Am Ende versteht Ihr mich nicht? Also wie gesagt, es geht mir sehr gut, und ich habe seit Jahren keine so anhaltende Gesundheit gehabt, fast drei Monate schon.

Seit vorigem Sonntag habe ich schöne frische Blumen im Zimmer, und denkt! vom mittelländischen Meere. Die hat die gute Meysenbug geschickt. Einen ganz grossen Amethyst, fast wie meine Hand, habe ich geschenkt bekommen, von Baumgartner; nächsten Sonntag bin ich in Lörrach zu Tisch bei seinen Eltern, die wie man mir erzählt, den Deutschen sehr feind sein sollen (es ist eine Mühlhäuser Familie). Gestern Abend haben wir ein Abschiedsessen für College Eucken gehabt;

ich freue mich auf Heinze's Ankunft, denn ob ich schon nichts Förderliches in meinem Sinne von ihm erwarte, so weiss ich doch dass er ein guter tüchtiger und rücksichtsvoller Mensch ist. Wann kommt er denn? Wir haben hier himmlisches Frühjahrswetter; darf ich heute darum bitten, dass unsre Lisbeth sich recht bald entschliessen möge, zu mir zu kommen? Das ist vielleicht noch die einzige Manier, mir ein wenig Ferienerholung zu verschaffen.

Hier ist nichts passirt, was mitzutheilen wäre, ausser dass Frau Sieber das Scharlach hat. Doch geht es wieder besser. Herrliche Briefe an mich sind eingetroffen.

Wenn mir nur das Schreiben leichter würde.

Seid nicht böse dass ich schon schliesse
Herzliche Grüsse und Dank.
Euer Fritz.

[«]

355. An Friedrich Hegar in Zürich

<Basel, Anfang April 1874>

Hochgeehrter Herr Capellmeister,

eine kleine Bitte!

Ich gab Ihnen einmal ein Musikheft, mit dem Titel „Manfred-Meditation"; vielleicht finden Sie es noch wieder unter Ihren Papieren — in diesem Falle würden Sie mich recht verbinden, wenn Sie es mir nach Basel zusenden wollten.

Ich dachte Ihrer, als ich in den Zeitungen las, dass am 11ten d. M. in München wieder der „Tristan" aufgeführt wird.

Zu Ihrem Züricher Musikfeste werde auch ich mich einstellen; ich freue mich besonders darauf, das Triumphlied endlich! zu hören.

Ihr ergebenster
Dr. Friedrich Nietzsche
Prof. in Basel.

[«]

356. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

Basel erster April. 1874.

Lieber getreuer Freund, wenn Du nur nicht eine viel zu gute Meinung von mir hättest! Ich glaube fast, dass Du Dich einmal über mich etwas enttäuschen wirst; und will selbst anfangen dies zu thun, damit dass ich Dir, aus meiner besten Selbsterkenntniss heraus erkläre, dass ich von Deinen Lobsprüchen nichts verdiene. Könntest Du wissen, wie verzagt und melancholisch ich im Grunde von mir selbst, als producirendem Wesen, denke! Ich suche weiter nichts als etwas Freiheit, etwas wirkliche Luft des Lebens und wehre mich, empöre mich gegen das viele, unsäglich viele Unfreie, was mir anhaftet. Von einem wirklichen Produciren kann aber gar nicht geredet werden, so lange man noch so wenig aus der Unfreiheit, aus dem Leiden und Lastgefühl des Befangenseins heraus ist: werde ich’s je erreichen? Zweifel über Zweifel. Das Ziel ist zu weit, und hat man’s leidlich erreicht, so hat man meistens auch seine Kräfte im langen Suchen und Kämpfen verzehrt: man kommt zur Freiheit und ist matt wie eine Eintagsfliege am Abend. Das fürchte ich so sehr. Es ist ein Unglück sich seines Kampfes so bewusst zu werden, so zeitig! Ich kann ja nichts von Thaten entgegenstellen, wie es der Künstler oder der Ascet vermag. Wie elend und ekelhaft ist mir oft das rohrdommelhafte Klagen! — Ich hab’s augenblicklich etwas sehr satt und über.

Meine Gesundheit ist übrigens ausgezeichnet: sei ganz unbesorgt. Aber ich bin mit der Natur recht unzufrieden, die mir etwas mehr Verstand, nebst einem volleren Herzen, hätte geben sollen — es fehlt mir immer am Besten. Das zu wissen ist die grösste Menschenquälerei.

Die regelmässige Arbeit in einem Amte ist so gut weil sie eine gewisse Dumpfheit mit sich bringt, man leidet so weniger.

Im Herbst also — ach Du verstehst das „Also“ doch? müssen wir uns sehen, beim concilium subalpinum sive Rhaeticum. Wenn wir alle zusammen sind, kommt ein ganzer Kerl heraus, der keinen Grund hat sich zu betrüben. Gemeinsam und zusammen sind wir ein Wesen, welches „Freude trinken“ darf — an den Brüsten der Natur. Sage mir doch ganz genau, wann es Dir erlaubt ist hierher zu kommen? Rohde hat im letzten Briefe definitiv zugesagt. Overbeck auch, Romundt (seit gestern unser Hausgenosse) auch. Ich der ich die wenigsten Ferien habe denke doch die erste Hälfte des October zur Disposition zu sein. Kannst Du diese Zeit uns schenken? — Lieber theurer Freund! —

Hast Du zufällig gehört, dass Prof. Plüss in Schulpforte, Nachfolger Volkmann’s, in der Naumburger Litteraria einen „begeisterten“ Vortrag über Geburt der Trag. und die Straussiade gehalten hat? Sehr scherzhaft und unglaublich, nicht wahr? — Dr. Fuchs, im musikal. Wochenblatt, ist sehr dreist und hat es dadurch, wie durch manche Zudringlichkeit, mit Overbeck und mir verdorben. — Die gute Meysenbug schickte mir schöne frische Blumen, Frühlingsboten vom mittelländischen Meere.

Ich lege einen schönen und auch für Dich lehrreichen Brief Rohde's bei; gelegentlich wieder zurückzugeben!

Herrliche Briefe der Bayreuther.

Dank für die Druckfehler: aber der wichtigste fehlt, Höderlin für Hölderlin. Aber nicht wahr, es sieht wunderschön aus? Aber es versteht kein Schwein.

Meine Schriften sollen so dunkel und unverständlich sein! Ich dachte, wenn man von der Noth redet, dass solche die in der Noth sind, einen verstehen werden. Das ist auch gewiss wahr: aber wo sind die, welche „in der Noth“ sind?

Erwarte jetzt nichts Litterarisches von mir. Ich habe für mein Sommercolleg viel vorzubereiten und thue es gern (über Rhetorik).

Übrigens ist viel seit Weihnachten durchdacht und ausgedacht worden.

Sei herzlich gegrüsst und grüsse Deine verehrten Eltern.

Ja wenn man keine Freunde hätte! Ob man's noch aushielte? ausgehalten hätte? Dubito.

Fridericus.

[«]

357. An Malwida von Meysenbug in San Remo

Basel, Sonnabend vor Ostern. <4. April>
1874.

Verehrteste Freundin

Was für rührende Überraschungen haben Sie mir bereitet! Noch Niemand hat mir je Blumen geschenkt, und ich glaube jetzt zu wissen dass eine eigne Beredsamkeit in dieser stummen Farbenfülle- und Belebtheit liegt. Diese Frühlingsboten blühten in meinem Zimmer wieder auf und fast eine Woche lang konnte ich mich ihrer erfreuen. Denn so grau ist unser Leben und so schmerzhaft dazu, dass Blumen gleichsam die Ausplauderer eines Geheimnisses der Natur sind; sie verrathen dass irgendwo Leben Hoffen Licht Farbe auf dieser Welt zu finden sein muss. Wie oft verliert man allen Glauben daran! Und da ist es ein schönes Glück, wenn die Kämpfer sich gegenseitig Muth zusprechen und sich durch die

Übersendung von Symbolen, seien es Blumen, seien es Bücher, an ihren gemeinsamen Glauben erinnern.

Doch da denke ich an Ihre armen Augen, und bezweifle sehr, dass Sie diese schlechte Schrift lesen können, wenn Sie sie selbst lesen dürften.

Mein Befinden, um davon ein Wort zu sagen, ist seit Neujahr, in Folge einer veränderten Lebensweise, recht gut und ohne jedes Bedenken: nur dass ich mit den Augen vorsichtig sein muss. Sie wissen aber, es giebt einen Zustand körperlichen Leidens, der einem mitunter wie eine Wohlthat erscheint; denn man vergisst darüber, was man sonst leidet, oder vielmehr: man meint, es könne einem geholfen werden, wie dem Leib geholfen werden kann. Das ist meine Philosophie der Krankheit: sie giebt Hoffnung für die Seele. Und ist es nicht ein Kunststück, noch zu hoffen?

Nun wünschen Sie mir Kraft zu den noch übrigen elf unzeitgemässen Betrachtungen. Ich will wenigstens einmal alles aussprechen, was uns drückt; vielleicht fühlt man sich, nach dieser Generalbeichte, etwas befreiter.

Meine herzlichsten Wünsche begleiten Sie, verehrte und liebe Freundin.

Treulich Ihr
Friedrich Nietzsche.

[«]

358. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel Sonntag. <12. April 1874>

Meine liebe Mutter und Schwester,

es geht mir ganz gut, ich bin nicht krank, habe Eure Briefe auch bekommen, konnte mich aber aus vielen kleinen Gründen nicht entschliessen, durch eine Antwort die Sache schnell zu entscheiden. Eigentlich wollte ich diese Ferien nicht verreisen, nachdem der Plan mit Naumburg sich zerschlagen hat. Zudem bin ich in Arbeiten, besonders für das Sommersemester, die in einer fremden Pension nicht gefördert werden könnten. Überdies graut mir geradezu vor dieser Pensions-Ungemüthlichkeit, für die ich doch nur 9 Tage hätte (nämlich Donnerstag den 23 April Abreise von hier, Sonntag den 3 Mai retour) Also: ehrlich gesagt, ich schlage Euch vor, den Gedanken einer Heidelberger Zusammenkunft aufzugeben. Dafür bitte ich unsre Lisbeth, ihre Ankunft hier doch ja für den

23—25 festzuhalten, damit wir noch ein paar Ferientage zusammen geniessen können.

Ihr seht, ich bin noch gar nicht in Ferienstimmung, bis gestern habe ich noch Stunden gegeben, die nächste anderthalb Woche ist dem Examen gewidmet.

Ihr seid mir doch nicht böse? — Nun noch eine Bitte in Betreff Haverkamp. Er soll mir einen hübschen Rock und einen guten Sommerüberzieher machen. Dazu eine Weste. Sucht nur die Stoffe und Farben aus.

Den Vortrag des Prof. Plüss aus Schulpforte wünsche ich nicht zu lesen, ich bin froh, wenn ich nicht dazu gezwungen werde. Also bringe mir ihn ja nicht mit, liebe Lisbeth.

Verzeiht mir heute das Billetchen, dazu meine absagende Antwort und denkt recht in Freundlichkeit

Eures Fritzen.

[«]

359. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 19./20. April 1874>

Meine liebe Mutter, sei nur ganz und gar unbesorgt und lass Lisbeth nach Basel ziehen. Immermann erwartet ihre Ankunft und lacht wie ich über die Nachwirkung seiner dem ängstlichen Familienvater Heinze gegebenen Vorschrift. Nöthig war es gar nicht, dass Heinze's Familie erst hinter ihm drein kommt, aber wer die Ärzte ängstlich befragt, wird von ihnen so behandelt. Unsere Scharlachepidemie ist nämlich, seit wir Frühling haben, vorüber; ich habe natürlich überhaupt nichts davon erfahren, dass es eine solche Epidemie gab. Übrigens haben wir geradezu himmlisches Wetter, und Lisbeth und ich wohnen bekanntlich hier in Basel in der gesündesten Lage, dort wo die frischeste Luft weht.

Ich habe schon Hegar's die bestimmte Mittheilung über Lisbeths Ankunft am 25t. d M. gemacht; es war dies nothwendig, weil Frau Hegar einen Reiseplan in diesem Monat darauf hin einrichten wollte und somit bestimmt wissen musste, wann die Ankunft erfolgt.

Also nicht wahr, Sonnabend Nachmittag um 3 Uhr ist die Ankunft? Ich will endlich einmal ordentlich und zur rechten Zeit auf der Eisenbahn sein. Mit den herzlichsten Grüssen

Euer Fritz.

An Heinze's natürlich kein Wort über meine Bemerkungen.

[«]

360. An Carl Fuchs in Berlin

Basel 28 April 1874.

Ein längerer Brief, lieb und werther Herr Doctor, soll Ihnen ad oculos demonstriren, wie es mir mit meinen oculis geht, nach deren Befinden Sie Sich so theilnehmend erkundigen; und noch mehr scheint es mir endlich an der Zeit zu sein, Ihnen etwas ausführlicher und ausdrücklicher zu sagen, wie ich, in dem letzten Jahre Ihrer sehr viel, mit manchem Wechsel der Empfindungen, mit Hoffnung und Bangen bisweilen, gedacht habe, immer aber getreu des guten Glaubens und Vertrauens, dass Sie die seltne Kraft besitzen Sich selbst zu helfen: womit freilich auch gesagt ist, dass solchen Naturen auch gar nicht anders geholfen werden kann. Erwarten Sie also auch von Freunden nichts als ein theilnahmevolles Zuschauen Ihres „Ausringens und Emporringens" (Straussisch zu reden), erwarten Sie ja nicht Rathschläge, Aufforderungen, Zurufe, mit denen Ihnen nicht genützt werden kann: so sehr man aus der Ferne einmal und öfter sich versucht fühlt, Ihnen die Hand recht herzlich hülfreich entgegenzustrecken. Neulich zum Beispiel fiel mir ein: warum räth denn Niemand dem Dr. Fuchs, seine mannichfaltigen kleineren Abhandlungen, die bis jetzt getrennt und dazu in Fetzen publicirt und, weil in Musikblättern, nicht einmal recht publicirt wurden, schnellstens zusammen zu drucken? Ich dachte mir, es müsste Sie erheitern den Leuten einmal eine vorläufige Probe Ihrer philosophischen, theologischen musikalischen, schriftstellerischen Begabungsfülle zu geben: ganz vorläufig, ohne sich mit der Redaktion irgend welche Mühe zu machen, ganz nebenbei, nur um einmal den Bann der Musikblätter zu durchbrechen und sich selbst eine kleine Ermuthigung zu machen. Ich dachte an Ihren Aufsatz über Lotze, für und gegen Schopenhauer, über Renan, zu Grillparzer, Schatzgräberversuche und kenne wahrscheinlich nicht Alles, was Sie bei dieser Gelegenheit mit in diese lanx satura aufnehmen können. Aber wie gesagt, was kann ich rathen! Wenn Sie sich nicht schon selbst diesen kleinen Aderlass verordnet haben und ich Sie vielleicht nur an einen eignen Gedanken erinnere? Fast möchte ich's glauben.

Übrigens wäre ich für eine solche Sammlung Ihrer Arbeiten Ihnen sehr dankbar, denn ich lerne immer von Ihnen: während es mir Überwindung kostet, eine Musikzeitung wirklich zu lesen und ich immer mit Betrübniss Ihren Namen und Ihre Gedanken mitten unter den unbegreiflich ungeschickten und gedankenarmen Schriftgelehrten des musik. Wochenblatts finde. Wir wollen schon später, nach ein paar Jahren, daran denken, wie wir uns für unsere Art „Kulturkampf“ (wie der verfluchte Ausdruck lautet) ein öffentliches Theater gründen — später, wenn wir ein paar Namen mehr haben und nicht mehr so blutwenige sind, wie gegenwärtig. Bis dahin muss jeder von uns kräftiglich allein kämpfen: ich habe mir durch meine 13 Unzeitgemässen, die ich hinter einander herausgebe, eine gute Waffe geschmiedet, die ich den Leuten um die Köpfe schlage, bis dabei etwas herauskommt. Ich wollte, Sie machten es ebenso und schafften alles, was von Negativem, Polemischem, Hassendem in Ihrer Natur ist, auf diesem Wege aus sich heraus, um dann später Ruhe zu haben und sich durch gar nichts mehr „zum Widerspruch verleiten zu lassen“. So rechne ich und getröste mich einer Zeit, wo alles Kämpfen, Ächzen und Krächzen abgethan sein wird; inzwischen aber „vorwärts mit strengem Fechten“, wie irgend ein alter brandenburger Markgraf in der Reformationszeit gesagt hat. Denn zuletzt leiden wir alle so tief und schmerzlich, dass man es eben nur im rüstigsten Kämpfen aushält, das Schwert in der Hand. Und da wir nichts für uns wollen und mit einem freudigen und guten Gewissen uns in den härtesten Strauss begeben können, so wollen wir uns zurufen „der Soldat allein ist der freie Mann“ und wer ein freier Mann sein, bleiben oder werden will, hat gar keine Wahl: „vorwärts mit strengem Fechten.“

Und so leben Sie wohl und muthig, als Waffen- Kriegs- und Siegsgenosse und denken Sie gerne

Ihres getreuen
Friedrich Nietzsche.

[«]

361. An Carl von Gersdorff in Gnadenberg

8 Mai 1874 Basel.

Lieber treuer Freund, ich schrieb lange nicht und es kommt mir so vor, als ob Du Dich vielleicht darüber beunruhigen könntest. Dazu ist aber kein Anlass, es ist mir gut gegangen und jede Depression, Melancholia ferne und tief unter mir. Ich muss durch meinen letzten Brief einen falschen Eindruck hervorgebracht haben: weisst Du, ich wiederhole es, es war nicht die Sprache der Depression, höchstens einer gewissen noch nicht wunsch- und wahnlosen Resignation. Inzwischen habe ich meine dritte Unzeitgemässe so weit fertig, dass wenn Du da wärest, der Guss beginnen könnte; das Sommersemester nimmt mich aber jetzt in Anspruch und deshalb lege ich, da mich nichts drängt, diese Papiere etwas zurück. Titel: (aber zu verschweigen!) „Schopenhauer unter den Deutschen." Es wird schön, sage ich Dir. Zweitens habe ich fertig und bin „ganz erschröcklich zufrieden" damit — den Hymnus an die Freundschaft, für 4 Hände und ebenso viele Freundesherzen. Ich habe noch nichts Besseres gemacht, es klingt aber auch „nich e Bischen" deprimirt! Sondern vielmehro im Gegentheil!

Endlich wollte ich Dich fragen: hast Du eine Ahnung, an wen bei der Adresse zu denken ist:

E. Guerrieri-Gonzaga
Via del Pallone 1
Firenze

Ich bekam aus Florenz einen bedeutenden und warm empfindenden Brief und bin gebeten unter der angegebnen Adresse zu antworten. Frauenhand.

Der Druck der Geburt der Trag. ist fast vollendet.

Dr. Fuchs hat mehrfach und, ich kann nicht anders sagen als rührend, geschrieben; ich bin wieder geneigt, ihm zu helfen und zu nützen, so gut ich nur kann; auch hört er wirklich auf das, was ich ihm schreibe und vertraut mir in einer ganz und gar unbedingten Weise. Wir wollen ihn also, christlich zu reden „in unser Gebet aufnehmen."

Freund Krug und Pinder machen in diesem Herbste Hochzeit.

Collega Heinze ist hier eingetroffen und gefällt mir sehr: ein guter und tüchtiger Mensch.

Meine Schwester ist bei mir zu Besuch, und Tag für Tag schmieden wir die schönsten Pläne idyllisch-arbeitsamen und einfachen Zukunfts-Lebens.

Nun lebe wohl, Getreuester! Und bleibe uns allen durch That und Gesinnung unser „absolutes Ideal" wie Dich Wagner kürzlich in einem Briefe bezeichnete.

Dein
Friedrich N.

Kann man gelegentlich ein Stückchen Deiner Übersetzungen zu sehen bekommen? —

Romundt und Overbeck gedenken treulichst Deiner und freuen sich auf den Herbst.

Romeo und Julia von Hartmann folgt — ich kann Dir's nicht ersparen — ein wahres Höllengelächter höre ich aus Deinem Munde bereits erschallen; später nachdem man gelacht hat, hat man aber allen Grund, sehr ernst zu werden —

[«]

362. An Emma Guerrieri-Gonzaga in Florenz

Basel den 10 Mai 1874.

Mitunter weiss ich gar nicht mehr, ob ich ein Recht habe, von allen möglichen Leiden unserer Zeitgenossen zu reden; denn ich sehe die Leidenden nicht, nur mich selbst ausgenommen und mache vergebens die Augen auf. Zumal wenn man unter Gelehrten lebt, wird einem leicht zu Muthe, als ob hier nicht einmal leidfähige Menschen wären; — nur dass sie auch nicht glücklich machen können! Das aber können wir, lieber Briefschreiber, unter einander thun — weil wir zusammen leiden, wissen wir auch uns zu beglücken; und das thaten Sie bei mir mit Ihren Zeilen. Denn ich weiss keine höhere Freude als wieder von einem Menschen zu hören, der ein Sehnender und ein Hoffender ist; ach, und mitunter bedarf ich recht herzlich und stark dieser Freude, um überhaupt noch ein Hoffender sein zu können!

Ich errathe aus Ihrem Briefe weit mehr Übereinstimmung zwischen uns als vier Seiten eigentlich verrathen könnten. Es scheint mir dass Sie eine tiefe Veränderung der Erziehung des Volkes für die wichtigste Sache von der Welt halten — und Sie werden dabei nicht erst auf meine Zustimmung warten! Ich kenne auch für mich kein höheres Ziel, als irgend wie einmal „Erzieher“ in einem grossen Sinne zu werden: nur dass ich sehr weit von diesem Ziele bin. Inzwischen muss ich erst alles Polemische Verneinende Hassende Quälende aus mir herausziehn; und ich glaube fast, wir müssen das Alle thun, um frei zu werden: die ganze schreckliche Summe alles dessen, was wir fliehen, fürchten und hassen, muss erst zusammen gerechnet sein — dann aber auch kein Blick mehr zurück in's Negative und Unfruchtbare! Sondern nur noch pflanzen, bauen und schaffen!

Nicht wahr, das hiesse „sich selbst erziehn“! Doch wem gelingt dies recht und fortwährend! Und doch ist's nothwendig und gar keine Hülfe anderswoher zu erwarten. Mag der Einzelne sich dabei trösten, wie und auf welchem Wege er kann: Natur, die göttliche Goethische Gottnatur, Kunst und Religion (gewesene oder zukünftige), alles was stärkt und die verderbliche aber für uns unvermeidliche Vereinsamung ertragen lehrt, vor allem der herzliche Zuruf der Mit-Leidenden, Mit-Liebenden und Mit-Hoffenden, alles alles sei gesegnet und verehrt: damit nur ja der also Strebende nicht schwach und persönlich werde, damit er sich von jeder Unzufriedenheit und Verdrossenheit des Ich's frei halte, um nur die grosse allgemeine Noth auf seinem Rücken zu tragen! Und mehr noch ist nöthig: man muss sogar den Muth haben, mitsammt dieser Noth glücklich zu sein: mindestens so wie es der Krieger im Kampfe ist. Alles „Krächzen und Ächzen“ aber wollen wir mit Goethe weit von uns abthun.

Sie sehen, ich rede zu mir, während ich zu Ihnen reden sollte: und doch — was könnte ich Ihnen überhaupt sagen, wenn ich nicht zu Ihnen und zu Jedem wie zu mir sprechen darf? Als Mensch zu Mensch, wie Sie es selbst wollen?

Alles Gute sei um Sie!

Ihr
Friedrich Nietzsche

[«]

363. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 10. Mai 1874>

Liebster Freund, wir sind wohl beide wieder in Semester-Anfangs-Nöthen? Mein Ferienbissen von anderthalb Woche war schnell verschluckt; doch habe ich die letzten 6 Wochen gut angewendet, indem ich meinen Hymnum an die Freundschaft zu Ende componirt und schönstens für 4 Hände zu Papier gebracht habe. Dieses Lied ist für Euch Alle gesungen, und es klingt muthig und innig; ich glaube, wir halten's mit dieser Stimmung noch eine tüchtige Weile auf der Welt aus. Sodann ist Nr. 3 meiner Unzeitgemässen soweit vorbereitet, dass ich nur auf einen warmen fruchtbaren Regen zu warten habe: dann ist's plötzlich da wie ein Spargelgewächse.

In Bayreuth haben sie sich sehr über meine Melancholie betrübt und beunruhigt, die ich wohl durch einen Brief verrathen habe; aber wenigstens das weiss ich: es ist keine Verstimmung und Verdriesslichkeit. Sondern man geht eben auch so vorwärts. Gute Gesundheit! und gar keine Nerven!, glaub mir's nur. Dich umarmend, guter Freund

Dein Friedrich N.

[«]

364. An Erwin Rohde in Kiel

c. 14 Mai 1874. Basel.

Hier, liebster armer Freund, einige Anti-Melancolica! die zunächst mir verordnet worden sind; Du wirst aus ihnen und aus Dir, durch Analogie, entnehmen, was mich quält: doch nicht so, dass ich vor Dir darüber klagen würde, weil ich weiss, wie sehr und wie viel mehr Du leidest. Ich denke öfters, es ist Dir tröstlicher, wenn Du von mir nur das Gute und Entschlossne hörst; aber sieh einmal die mitfolgenden Briefe an — ich gerathe mitunter in eine schreckliche Klagerei und bin immer mir einer tiefen Melancholie meines Daseins bewusst, bei aller Heiterkeit; da aber gar nichts zu ändern ist, lege ich es auf Fröhlichkeit an, suche das, worin mein Elend ein allgemeines ist und fliehe vor allem Persönlich-Werden. Mein Gott, ich rede so dunkel und ungeschickt, Du wirst mich doch verstehen.

Übrigens bin ich wieder stark im Plänemachen, um mich ganz und gar zu verselbständigen und von aller officiellen Beziehung zu Staat und Universität mich in die unverschämteste Singulärexistenz zurückzuziehn, miserabel-einfach, aber würdig.

Einstweilen habe ich Rothenburg ob der Tauber als meine Privatburg und Einsiedelei ausgesucht; im Sommer will ich's besichtigen. Dort geht es wenigstens noch ganz altdeutsch zu; und ich hasse die characterlos gemischten Städte, die nichts mehr ganz sind. Dann mag's billig sein. Dort kann man noch seine Gedanken ausdenken, hoffe ich, und Pläne für Jahrzehnte planen und zu Ende bringen.

Meine „Historie“ hat mir aus Florenz einen äusserst sympathischen Brief eingetragen: gänzlich fremde Adresse: E. Guerrieri-Gonzaga. Ein Weib, scheint's.

Der junge Vischer-Heusler hat unserer Facultät (deren Dekan ich bin) 100,000 frcs geschenkt zur Gründung eines Lehrstuhl's für Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft. — Dem alten Vischer geht es sehr schlecht; greuliche Blasenleiden. — Heinze, mit mir recht gut bekannt, hält morgen seine Antrittsrede „über mechanische und teleologische Weltanschauung“.

Meine nächste Unzeitgemässe heisst „Schopenhauer unter den Deutschen“.

Dr. Fuchs ist mir wieder näher getreten, und ich habe ihm im Stillen alles verziehn, was mich bedenklich gemacht hat. Er laborirt sehr, am Leben, an sich selbst.

Heute soll man gen Himmel fahren — bei eiskaltem und nassem Wetter.

Sei nur ja nicht trostlos als ob Du einsam wärest — Schmerz und Liebe, alles bindet uns zusammen; und dann wollen wir doch einmal ernstlich darüber nachdenken, was zu einer dauernden Vereinigung alles Noth thut.

Wären wir nur ein wenig begüterter! —

Doch ist das Wenigste in diesem Falle schon ausserordentlich viel. Schreib mir doch Deine Gedanken darüber.

Ich wollte den Hymnus schicken; doch habe ich solches Malheur mit Abschreibenlassen, dass ich allen Muth verloren habe.

Nächste Woche ist Wagner's Geburtstag.

Leb wohl, herzlich geliebter Freund.
Dein Friedrich N.

Die Gefährten, Overbeck und Romundt, tragen mir die besten Grüsse an Dich auf; ebenfalls meine Schwester, die seit zwei Wochen wieder mein Gast ist.

[«]

365. An Richard Wagner in Bayreuth

Basel, den 20 Mai 1874.

Verehrtester Meister

fünf Jahre sind vorbei seit jenem Pfingstsonnabend, da ich zuerst bei Ihnen in Tribschen erschien, und das nennt man ein Lustrum. So will ich denn diesmal Ihren Geburtstag benutzen, um für mich eine neue Zeitrechnung zu gründen, nach Lustren; damit verbanden die Römer grosse Reinigungsopfer und feierten dies Fest als ein rechtes Frühlingsfest. So aber muss ich's auch feiern, als ein Fest der Lustration und der Jugend; denn mir ist wirklich so als ob ich seit jenem Mai vor fünf Jahren immer jünger und freier geworden sei; übrigens sagen es mir auch die Menschen, dass ich alle Jahre gesunder wohler und heiterer und überhaupt jünger aussehe. Es ist ein unvergleichliches Glück für einen, welcher auf dunklen und fremden Wegen tappt und stolpert, allmählich in die Helle geführt zu werden, wie Sie es mit mir gemacht haben; weshalb ich Sie gar nicht anders als einen Vater verehren darf. So feiere ich Ihren Geburtstag auch zur Feier meiner Geburt; und wenn damit wenig gesagt ist, um Sie zu ehren, so ist es doch die einzige Art, wie gerade ich Ihnen heute meine Verehrung ausdrücken kann.

Nun möchte ich Ihnen so wenig als möglich Sorge machen; und deshalb verspreche ich Ihnen heute, dass für die nächsten zwei Jahre mein Leben gesichert und gegründet ist — zwar auf eine Hoffnung, aber eine solche, welche nie zu Schanden, sondern unter allen Umständen nur zum Heile werden lässt. Seit ich weiss, dass in Bayreuth der Berg überwunden ist — die ersten Monate dieses Jahres waren fürchterlich aus der Ferne mitzuerleben — ist die Mitternachtszeit- und -Sorge vorbei, und nun geht alles dem Lichte zu.

Das würde Sie doch wohl nicht beunruhigen, wenn ich es eines Tags an der Universität, in der sonderbaren gelehrten Luft, nicht mehr aushielte? Ich sinne immer wieder nach, Sommer für Sommer, über „Verselbständigung“ unter den bescheidensten Verhältnissen (unter denen leben zu können ich stolz bin). Hier und da kommt es einmal zum Missmuth, doch sehr selten, und im Ganzen habe ich mich selbst in der Gewalt und hielte es wahrscheinlich selbst unter viel ungünstigeren Sternen aus als die sind, welche mir jetzt leuchten: und welche Glückssterne sind. Übrigens lohnt sich selbst jener seltnere Missmuth — wenn er wenigstens durch ergötzliche Briefe wie der Bandwurm schriftlich beseitigt werden kann. Ich selbst stak damals, als der Brief eintraf, tief in der Musikerei darin, welche ich mir, nach dem modernen Princip der „Selbsthülfe“, verordnet hatte. Zwar nicht die „Oper“ war’s — auch nicht die Nachtigall (worüber bei meiner „Musik“ gar kein Zweifel bleibt), aber es war, mit Respect zu reden, meine Musik und gefiel mir ganz absonderlich wohl. Auch glaube ich wieder viel dabei gelernt zu haben, und habe niemals mir so in Betreff figurirter Choräle ein Genüge gethan. Der Hymnus an die Freundschaft ist nun fertig — ich wollte, meine Freunde hätten einen besseren Componisten zum Freunde als ich bin; denn sie hätten es verdient.

Jetzt geht es wieder philologisch-kritisch zu, das Semester hat wieder Gewalt über mich (auch glaube ich in der Vierheit meiner Zuhörer die schlechtesten Köpfe der Universität glücklich zusammen zu haben Sterbliche Menschen! Sterbliche Menschen, wie Falstaff sagen würde.) Aeschylus, den ich mit diesen Armen an Geist Körper und Schicklichkeit zu verhandeln habe, hat mich jetzt mit Oswald Marbach zusammengebracht; dieser schickte mir, mit einem Briefe über die Geburt der Tragödie, seine Übersetzung der Oresteia, sammt Commentar — und ich habe in beiden Hinsichten nichts Besseres bisher kennen gelernt, am wenigsten von Seiten der Philologen; so dass Oswald Marbach mir sehr viel Dank zu verdienen scheint. So sind im Commentar die tiefsten Bemerkungen. Er ist einer der ganz wenigen, welche mit einer natürlichen Noth und Liebe an der alten Tragödie hangen.

In diesem Sommer werde ich wahrscheinlich einmal, Ihrer herzlichen Mahnung nicht so wohl folgend als ausweichend, in Bayreuth erscheinen; es ist so absurd, sich zu Dingen mahnen zu lassen, nach denen man mit allen Fingern greifen möchte. Doch hänge ich jetzt ein klein wenig sehr von dem innern Fort- und Ausgange meiner Arbeiten ab und weiss nicht über 14 Tage voraus meine Zukunft. Ich habe ein ganzes Nest voll halbausgebrüteter Eier im Kopfe. Fruchtbarkeit verpflichtet, sagte die Katze als sie 13 Junge warf.

Und nun, geliebter Meister, mein Geburtstagswunsch! Behalten Sie nur, was Sie haben, dann geben Sie uns auch, was Sie haben und was wir so ohne Weiteres leider nicht haben! nämlich Siegesmuth und Unerschütterlichkeit und Jugend! Wir Anderen sind, Ihnen gegenüber, nun einmal nichts anderes als Greise, furchtsame, verschüchterte Greise. Und da dem „Ewig-Jungen“ selbst der Gott weicht, „in Wonne weicht“, so dürfen wir Alten wohl auch noch die erlösende That vom übernächsten Sommer zu erleben hoffen; und ein hoffender Alter wird dadurch selber jung.

Und so will ich denn das lustrum feiern, das Frühlings- und Hoffnungsfest.

In herzlicher Liebe
Ihr
Friedrich Nietzsche

[«]

366. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, vermutlich 25. Mai 1874>

Nur ein paar Worte, zum Zeichen meiner Liebe und meines Dankes. Ich schicke Dir heute Briefe zu und denke immer wie alles Gute, was ich erfahre, auch Dir gehören soll.

Zur Erheiterung anempfohlen: „E v. Hartmann über Romeo und Julia“ (er ist entweder ein Schelm oder ein Schaf, dabei bleibt’s!) Ich habe nicht geglaubt, so schnell wieder mit diesem Herrn vor diese Alternative gestellt zu sein.

Sind Dir die Briefe eines aesthetischen Ketzers schon bekannt? Befinden ausgezeichnet; heute Ferien.

Bald mehr.
Dein Fridericus.

[«]

367. An Carl von Gersdorff in Gnadenberg

<Basel,> 1 Juni 1874.

Mein liebster bester und allergutster Freund, eigentlich bin ich ein wenig böse, dass Ihr mir gar nicht glauben wollt, dass es mir gut, ordentlich und gebührend geht. Freilich nicht gerade „sehr gut“, Censur Nr. 1 — aber was will man auch hier unter dem wechselnden Mond? Vielleicht bringe ich es aber, aus Trotz gegen Euch, noch zur Nr. 1.

Also nur keine Besorgnisse.

Herzlichen Dank für Deine beiden Briefe und insbesondre über Deine Bayreuther Mittheilungen. Ich habe mich einen halben Tag an dem Gedanken berauscht, mit Dir dort zusammenzutreffen. Es ging aber nicht! — Bitte, schreibe doch einmal ein Wörtchen an den armen Rohde, der recht bedenklich schweigt, ich weiss dass es ihm dann übel geht — und neulich schrieb er einmal wirklich erschütternd traurig. Der verdient solche Briefe, wie Ihr sie mir schreibt — ich verdiene sie gar nicht!

Wirklich himmlisch ist der Gedanke, Dich und die Bayreuther in einer Heiraths-Überlegungs-Commission zusammen sitzend zu denken! Ja-a-a-aaber! muss ich da doch auch sagen, besonders wenn es auf den Rath hinausläuft, es gäbe viele Weiber, das rechte zu finden sei meine Sache. Soll ich denn wie ein Ritter einen Kreuzzug durch die Welt machen, um nach jenem von Dir so gelobten Lande zu kommen? Oder meinst Du dass die Weiber zu mir kämen, zur Musterung, ob sie die rechten wären? Ich finde dies Thema ein wenig unmöglich. Oder beweise das Gegentheil und mache einmal für Dich die Nutzanwendung. —

Im Sommer will ich also nach Bayreuth gehen: nur fürchte ich an der Hitze zu leiden. Wir haben hier eine in dieser Hinsicht ganz eindrucksvolle Witterung.

Leb wohl, leb wohl, Getreuer
Unbesorglich-sein Sollender!
Dein Fridericus.

[«]

368. An Erwin Rohde in Kiel

1 Juni 1874.
Basel.

Liebster Freund,

ich erfahre so eben wieder durch Gersdorff und die Bayreuther, dass man sich sehr wieder um mich sorgt, dass man meine Stimmung gefährlich und galgenhumoral findet usw. Nun, ich kann mir nicht helfen, einige Menschen sehen aus der Ferne besser als ich aus der nächsten Nähe — und so mag wohl etwas an der Besorgniss daran sein. Nur dass mein Befinden, leiblich gesprochen, gut ist, Magen, Stuhlgang, Gesichtsfarbe, alles gesund, dazu bin ich wieder in leidlich productiver Seelenverfassung, also heiter, habe meine Schwester bei mir, kurz ich sehe einem Glücklichen so ähnlich als ich überhaupt weiss, was Glück ist — nämlich dass es etwas dergleichen giebt, ist kein Zweifel.

Nun lies den Gersdorffschen Brief und denke Dir Dein Theil dabei. — Wüsste ich nur, dass es Dir nicht schlimmer gienge als mir! Ich seufze, wenn ich an Dich denke.

Sage einmal, liebster Freund, willst Du nicht auch das Mittelchen gebrauchen, das ich selbst, ebenso Overbeck, gebrauchen? Man ritzt sich die Adern und lässt etwas Blut fliessen — unzeitgemäss wie die Andern schreien, die den Aderlass als ein überwundenes und antiquirtes Heilmittel betrachten. Ich meine: willst Du nicht auch einmal Dein und unser Elend etwas ausschütten und sagen, was Du leidest? Es liegt ganz gewiss etwas Befreiendes darin, den Leuten grob zu sagen, wie unser einer sich eigentlich unter ihnen befindet. Beseitigen wir den Bandwurm der Melancholie schriftlich — indem wir die Andern zwingen, unsre Schriften zu verschlucken.

Habt ihr auch so herrliche Mondabende? Man mag gar nicht in die Häuser zurück und mitunter glaube ich wirklich, dass die Luft singt. — Ich habe eben die Vorrede zu meiner dritten Unzeitgemässen geschrieben.

Einen schönen allerherzlichsten
Sonntagsgruss!
Dein Friedrich N.

[«]

369. An Oswald Marbach in Leipzig

Basel den 14 Juni 1874.

Hochverehrter Herr Hofrath,

Ich komme so spät dazu, Ihnen für die Übersendung Ihrer Oresteia und des Prometheus zu danken, thue dies aber mit umso mehr Überzeugung als gerade die Beschäftigung mit der Oresteia — ich lese im Colleg die Choephoren — einer der Gründe war, der mich vom Briefschreiben abhielt. Ich weiss kaum einen andern Menschen noch und gewiss keinen jetzt lebenden Philologen, der in einem so tiefen und natürlichen Verhältniss zur antiken Tragödie stünde wie Sie und der so sehr gehört zu werden verdiente, wenn er etwas von seinen inneren Erfahrungen mittheilt. Ich las mit dem grössten Wohlgefühl Ihre Übersetzung und glaube nichts Besseres gelesen zu haben, so dass ich mir sofort Ihre Sophocles-Übersetsetzungen kommen liess. Im Commentar zur Oresteia fand ich die tiefsten und nachdenklichsten Sachen; übrigens ist es eine Wohlthat dass Sie auf die wilde Conjecturalkritik unsrer modernsten Aeschylus-Gelehrten einfach keine Rücksicht genommen haben. Der Dr Keck, Herausgeber und Verstümmler des Agamemnon hat in anmasslicher Weise sich im Jenaer Litteraten-Blatt über Sie ausgelassen — diese Herren thun wirklich als ob einer Hühner gestohlen hätte, wenn jemand, der nicht Philologe ist, sich auf ihrem Pachthofe, dem Alterthumsgebiete, sehen lässt. Vom Theater versteht dies Völkchen übrigens nicht die Spur, und ihre Verse versteht kein ehrlicher Mensch. Ich las einmal meinen Schülern die Keckische Übersetzung des Agamemnon vor und bemühte mich sehr — aber endlich lachte ich selbst mit über das verschrobene schwülstige Deutsch, in dem diese kleinen Aeschylus-Äffchen sich so grossartig fühlen. Gott sei Dank, dass Sie uns von der kauderwelschen Rhythmik befreit haben, in der gewöhnlich griechische Chöre übersetzt werden und die gewiss nicht griechisch und deutsch ist.

Was Shakespeare angeht — kennen Sie das ekelhafte Pamphlet unsres Modephilosöphchen E. von Hartmann gegen Romeo und Julia?

Wir leben in einer wunderlichen Zeit; die deutsche Gesittung knarrt in ihren Angeln, und die Gefahr ist gross.

Verehrungsvoll
Ihr
Dr Friedrich Nietzsche

[«]

370. An Emma Guerrieri-Gonzaga in Florenz

Basel den 14 Juni 1874.

Da Sie, verehrte Freundin, in Ihrem letzten Briefe eine kleine Beichte gemacht haben, sollte ich eigentlich das Recht haben, ein klein wenig Beichtvater zu spielen, bin aber dazu nicht im Stande und zwar deshalb weil das, was Sie beichten, mir gar sehr gefällt und viel mehr als Sie glauben können! Nämlich — es ist sehr hübsch dass Ihnen die „Geburt der Tragödie“ befremdend und mein AntiStrauss empörend vorkam, da ich es nun endlich auch einmal erlebe, von Jemanden der nicht „Wagnerianer“ ist, gern gelesen zu werden. — So wollen wir denn auch kein Wörtchen über jene beiden Schriften mit einander sprechen und es ganz und gar der Zukunft überlassen, ob sie uns wieder an jene Schriften erinnert. Ich würde Ihnen ohne die „Beichte“ ein Exemplar der erstgenannten, die jetzt eben in zweiter Auflage erscheint, geschickt haben, thue es aber nun nicht und verspreche dafür die dritte Unzeitgemässe — in der Sie wohl meine Antwort auf Ihre Frage finden werden, ob ich auch mit Ihnen an eine „zukünftige Religion auf ganz philosophischer Grundlage“ glaube? Nun möchte ich Ihnen durchaus aber heute etwas schicken, zum sofortigen Beweis, wie sehr ich mich über Ihren Brief ergötzt habe — es verdriesst Sie doch nicht dass ich das Wort „ergötzt“ brauche? Glücklicher Weise haben ja die ernstesten Dinge mitunter einen Anflug von Heiterkeit — und ich habe einen so guten Glauben an meine Meinungen und ihren unterirdischen Zusammenhang, dass ich fast darauf schwören möchte, es komme sehr bald einmal ein Tag, wo wir uns über Griechen und deutsche Cultur, über Strauss und Tragödie ebenso gut verstehen, wie über tausend andre Dinge. Das ist lächerlich, ein so guter Glaube, nicht wahr? Nun lachen Sie mich nur aus, ich verdiene es.

Doch ich wollte sagen dass ich Ihnen heute durchaus etwas schicken möchte und dass ich nichts anderes hätte als ein Bild mit einer kleinen Inschrift darauf, von der ich wünsche, sie möge Ihnen das sagen, was sie mir sagt. Ich hörte einmal, bei einer Reise über den St. Gotthard, Mazzini diese Verse sprechen; er meinte, es seien die schönsten, welche Goethe gemacht habe.

Leben Sie recht wohl.

Ihr
Friedrich Nietzsche

[«]

371. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel,> Sonntag 14 Juni 1874.

Liebster Freund, es macht mir und uns Sorge, gar nichts von Dir zu hören: glückt die Arbeit? Bist Du ein wenig aus der Höhle Adulam heraus? Hier geht es recht und geziemend zu, es wird viel vom Herbst und unsrer Zusammenkunft gesprochen, bald will ich einmal über eine Art Programm nachdenken; zur Unterhaltung für die Abende habe ich bereits etwas Sehr Schönes, von dem Du und Ihr Alle noch nichts wisst.

In der letzten Zeit war Dein Landsmann Brahms hier, und ich habe viel von ihm gehört, vor allem sein Triumphlied, das er selbst dirigirte. Es war mir eine der schwersten aesthetischen Gewissens-Proben, mich mit Brahms auseinanderzusetzen; ich habe jetzt ein Meinungchen über diesen Mann. Doch noch sehr schüchtern.

Eben habe ich an meine neue Freundin in Florenz geschrieben; ich nannte sie dir? die Marchesa Guerrieri-Gonzaga? Hast Du vielleicht von der Faustübersetzung von Guerrieri gelesen oder gehört? Hillebrand hat sie sehr gepriesen; sie ist vom Bruder des Gemahls.

Übrigens höre ich dass Hillebrand in der Augsburgerin sich über meine Historie auslassen will. So schreibt Frl. von Meysenbug.

Wir hoffen (ganz leise gesprochen) für den hier neugegründeten Lehrstuhl für vergleichende Sprachforschung Windisch zu bekommen. Kurios! Nicht wahr?

Dem alten Vischer geht es recht schlimm, und die Befürchtung der Ärzte ist sehr gross; man glaubt kaum ihn noch durch dies Jahr zu bringen. — Unser alter Hagenbach ist gestorben.

Lebwohl lieber Getreuer.

Und willst Du nicht ein Wörtchen schreiben, nur damit wir wissen ob Du heiter und tapfer bist.

Wollen wir einmal in die Lotterie setzen?

Dein F N.

[«]

372. An Carl von Gersdorff in Gnadenberg

<Basel,> 4 Juli 1874.

Nun, liebster guter Freund, ich will dir bei aller Sommersonnengluth doch etwas erzählen. Erstens man sehnt sich nach Kühlung. Zweitens man schreibt tüchtig an der Unzeitgemässen, hoffte bis zu den Ferien fertig zu werden, kann es aber nicht, weil der Körper hinderlich ist und eine kleine Aufmunterung bedarf. Dagegen ist alles schon im schönen Zusammenhang, es wäre schade, wenn ich's verdürbe oder vergässe. Wahrscheinlich gehe ich mit meiner Schwester etwas in's Engadin. Mit Bayreuth bin ich über den guten Vorsatz nicht hinausgekommen; es scheint mir nämlich, dass sie dort ihr Haus und ihr Leben in Unruhe haben und dass gerade jetzt unser Besuch nicht passen würde. Ober mein Befinden sind sie übrigens beruhigt, Ihr habt alle euch in Schwarzseherei überboten. Endlich — ich kann jetzt nichts Anderes denken als das Fertigwerden und Gutwerden von Nr. 3. — Wie kamst Du übrigens, lieber Freund, auf den drolligen Einfall, meinen Bayreuther Besuch durch eine Drohung erzwingen zu wollen? Es sieht ja fast so aus, als ob ich freiwillig nicht hingehen möchte — und doch bin ich voriges Jahr zweimal, und vorvoriges Jahr zweimal mit den Bayreuthern zusammengetroffen — von Basel aus, und bei meinen erbärmlichen Ferienverhältnissen! — Wir wissen ja Beide, dass Wagners Natur sehr zum Misstrauen neigt — aber ich dachte nicht, dass es gut sei, dieses Misstrauen noch zu schüren. Und zu guterletzt — denke nur daran, dass ich gegen mich selbst Pflichten habe, die sehr schwer zu erfüllen sind, bei einer sehr gebrechlichen Gesundheit. Wirklich, es sollte mich niemand zu etwas zwingen.

Dies alles recht herzlich und menschlich aufzunehmen!

Denke Dir, dass der gute alte Vischer seit ein paar Tagen im Sterben liegt und die Familie um ihn versammelt ist. Du weisst, was ich an ihm verliere. —

Eben meldet man mir den Tod des Appellationsraths Krug, des Vaters meines Freundes. Mein Freund Pinder, ebenso wie Gustav Krug, machen im Herbst Hochzeit — und es blühn die Geschlechter weiter.

Für unsre Zusammenkunft habe ich etwas Sehr Schönes — ich bitte Dich aber, auch Deinerseits etwas mitzubringen. Vielleicht die italiänischen Übersetzungen!

Doch nur wenn du Zeit und Musse hast, Adieu, lieber getreuer Freund.

[«]

373. An Erwin Rohde in Kiel

Basel den 4 Juli 1874.

Liebster Freund, wir haben heisse Tage, die Sehnsucht nach den Ferien wird gross; ich wollte gern mit meiner Nr. 3 der Unzeitgem. vorher fertig werden, doch geht es durchaus nicht, aus körperlichen Gründen. Wenn es nur ganz so herauskommt, wie ich wünsche! Ich freue mich darauf, es Dir mitzutheilen. Denn ich denke mir eigentlich, es müsste uns Allen nützlich und kräftigend sein (da ich es selbst so fühle) Ich rede wirklich aus Erfahrung, wenn ich Dir sage: man kann sich manche Dinge vom Halse und von der Seele herunterschreiben — mindestens für eine gute Zeit. Das Wort „reif“ „unreif“ verstehe ich in dieser Hinsicht gar nicht mehr, man hilft sich eben wie man kann, um es eben gerade noch auszuhalten. Ich wünsche nie, dass solche Dinge rein litterarisch in Betracht genommen werden. Und wenn sie irgend einen Werth haben, so ist es ihr illitterater Character: Dinge, über welche Recensionen zu schreiben eine Dummheit ist. —

Unser guter alter Vischer ist sterbenskrank, die Familie ist um ihn versammelt und der Tod kann jeden Tag und jede Stunde eintreten, erhofftermaassen, zur Befreiung von schweren Schmerzen. Er ist unbedingt von allen Baselern der, welcher mir das bedeutendste und gründlichste Zutrauen geschenkt hat, auch in complicirten Verhältnissen. Kurz ich verliere dabei sehr, und die Universität wird mir um etwas gleichgültiger als sie es bereits ist. Wir, Overbeck und ich, sind doch jetzt in einer fast unheimlichen Vereinzelung, und es giebt hier und da Zeichen von furchtsamer Gesinnung gegen uns.

Für unsre Herbstzusammenkunft habe ich den Vorschlag gemacht, dass jeder von uns etwas dazu mitbringt, von seinem Eigensten.

Gott segne Dich und Deinen Roman und verleihe Dir kühle und reine Tage und wohl schlafende Nächte mit Mond- und Kometenscheine. Ich sehne mich nach kaltem Bergwasser wie eine wilde Sau.

Leb recht wohl.
Dein Fridericus.

[«]

374. An Gustav Krug in Naumburg

Basel den 6 Juli 1874.

Höre heute auch von mir, mein geliebter Freund, ein paar Worte herzlicher Betrübniss. Ich weiss freilich aus Erfahrung fast eben so wenig davon, was es heisst einen Vater zu verlieren als einen Vater zu besitzen. Dafür ist mir mein Jugendleben innerlich schwerer und bedrückender geworden als billig ist; und gerade aus meinem oft empfundenen Bedürfniss nach einem wahrhaft vertrauten und liebenden Berather wage ich es, auch heute den Grad und Umfang Deines Verlustes zu verstehen.

Sehe ich nun auf Dich, so treten wieder die räthselhaft verbundenen Worte: Tod und Hochzeit, so schnell hintereinander vor meine Augen, dass des Lebens und Blühens gar kein Ende abzusehen ist. In Dir selber lebt Dein Vater fort, und sein Bestes und Edelstes soll in Dir unverloren sein.

Und so soll auf jene wunderlich ungeheure Frage, die das Wort „Tod“ aufwirft, jenes Andere Wort eine Antwort geben. Eine Antwort: denn vielleicht giebt es mehrere. —

In alter getreuer Gesinnung
Dein F. N.

Grüsse Deine verehrten Angehörigen von mir und meiner Schwester, mit dem Ausdrucke des herzlichsten Beileides.

[«]

375. An Elisabeth Nietzsche auf der Frohburg

<Basel,> Den 6 Juli. <1874>

Meine liebe Lisbeth

wie geht’s? Schöner Morgen, nicht wahr? Und bereits ordentlicher Anschluss?

Hier eine Postkarte, welche die Naivität unserer Mutter in die Welt geschickt hat, damit wahrscheinlich erst 10 Menschen in Naumburg und 10 Menschen in Basel sie lesen, bevor wir sie in die Hände bekommen. —

Noch keine Nachricht über Vischers Befinden. — Das Hôtel in Bergün hat mir zugesagt.

Es geht mir leidlich. Der Tag ist schön.

Mittwoch hoffentlich auf Wiedersehn.

Dein F.

[«]

376. An Carl von Gersdorff in Gnadenberg

Basel den 9 Juli 1874.

Denke Dir, theurer Freund, vorgestern haben wir den Rathsherrn Vischer zu Grabe geleitet. Er starb auf die schmerzhafteste Weise, an Nieren- und Blasenleiden. Wir sind alle recht betrübt, ich zumal, der ich weiss, was ich an ihm verloren habe. — Sein Nachfolger wird voraussichtlich der Partei des „Volksfreundes“ angehören. —

Hier giebt es eine wahnsinnige Hitze, vom frühen Morgen an. Sonntag will ich in Zürich etwas Musik hören (unter Hegar’s Leitung)

Dr. Fuchs überschwemmt uns mit Briefen.

Etwas ganz Rührendes habe ich von Seiten des alten Oswald Marbach erlebt. Er hatte mir, obwohl wir uns nicht kennen, seine ausgezeichnete Übersetzung der Oresteia überschickt, als Dank für die ihm inzwischen bekannt gewordene „Geburt der Tragödie“, über die er sich aussprach. Ich antwortete ihm, wenngleich spät. Und nun hat er sich in einem neuen Briefe gegen mich ausgeschüttet, dass es ergreifend zu hören ist: wie er sich nur zweier Begegnungen in seinem Leben freuen könne; die eine sei die mit Wagner, die andre die — mit mir. — Nun das klingt wunderlich, aber als an einer subjectiven Thatsache darf man daran nicht rütteln und mäkeln.

Die Florentinerin heisst Marchesa Guerrieri; sie hat schon zwei Mal geschrieben.

In mir gährt jetzt sehr Vieles, und mitunter sehr Extremes und Gewagtes. Ich möchte wissen, bis wie weit ich solcherlei meinen besten Freunden mittheilen dürfte? — Brieflich natürlich überhaupt nicht. Und furchtsam dürft ihr auch nicht sein; ich meine, ihr solltet an einen ordentlichen Fatalismus in Betreff Eures Freundes glauben und damit aller Sorgen für seine Gesundheit usw. enthoben sein. Wenn er noch etwas erreichen soll, muss er es auch erreichen können. Die Macht über die Mittel gehört zum Handwerk.

Lebe wohl getreuer Lieber.
Dein
Fridericus.

[«]

377. An Elisabeth Nietzsche auf der Frohburg

<Basel,> 9 Juli 1874

Nun, meine gute Lisbeth, hier ist das elende Geburtstagsbriefchen, in Schweiss und Angst geschrieben, denn es ist unerträglich heiss, und Du hast wohl gethan, oben zu bleiben und Milch zu trinken und mit Füchslein spazieren zu gehen. (Beiläufig: besagte Milch wüthete in meinem Magen derart, dass ich nächtlings drei Mal spazieren gieng, doch ohne Füchslein, aber im Hemdlein) Ich kam drei Minuten eher an als der Zug und hatte einen herrlichen Abendweg gemacht. Doch schmerzten die Augen sehr. Eben höre ich dass Frau Vischer-Heusler heute morgen abgereist ist; Overbeck, der dort war, aber niemanden gesprochen hat, brachte die Nachricht. Wahrscheinlich weisst Du es schon. Wann willst Du nun herabkommen? — Wie gesagt, bedenke, es ist unsinnig schwül. Ein Brief von Frau Willett liegt bei, ebenfalls eine etwas affectirte Traueranzeige von Krugs.

Sonstige edle Gaben beizulegen trage ich Bedenken, da ich gar nichts zu verschenken habe, es sei denn eine Anzahl Briefmarken, woran Du eine bescheidne Freude haben magst.

Aber schöne Wünsche fallen mir ein: alle Jahre mögest Du etwas jünger werden, bis hinauf zum 40jährigen Backfisch, nach dem bekannten Familienvorbilde. Alle Jahre mögest Du etwas reicher werden, mindestens um fünf Procent: so wirst Du mit ach<t>zig Jahren Dir ein Häuschen kaufen können, um darin das zweite Jahrhundert zu verleben. Ja sogar ein Wägelein könnte im 150 ten Jahre angeschafft werden; doch freilich weder für den Sommer zu gebrauchen, noch für den Winter, weil kein Pferdlein davor und kein Knechtlein darauf ist; nachdem naheliegenden Beispiele.

Endlich: ich wünsche Dir von Herzen, dass Du nicht Dein ganzes Leben mit Füchslein spazieren gehest, sondern einmal nieder zu Deinem Bruder herunterkommst.

In Schweiss und Tiefsinn
bleibe ich
Dein neunundzwanzig jähriger
Bruder

[«]

378. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz

Basel den 15 Juli 1874.

Schön, geehrtester Herr, so wollen wir es denn einmal mit einander probiren. Noch im August denke ich Ihnen ein Manuscript zusenden zu können, ungefähr des Titels: „Arthur Schopenhauer“

Darf ich voraussetzen, dass Sie meine zuletzt veröffentlichten Schriften kennen, so werden Sie auch die Frage erlauben: Wären Sie eventuell im Stande, die Fortsetzung meines Cyclus von „Unzeitgemässen Betrachtungen“ zu übernehmen? — Persönliche Verhältnisse machen es meinem bisherigen Verleger Hr. Fritzsch in Leipzig, wie er mir schreibt, wünschenswerth, seine gesammte Verleger-Thätigkeit zu sistiren.

Meine Unzeitgemässen Betrachtungen sind sehr stark begehrt und gelesen; meine „Geburt der Tragödie“ erscheint so eben in zweiter Auflage.

Vielleicht ist Ihnen mein eventueller Vorschlag nicht unwillkommen?

Bitte, schreiben Sie mir ein Wort im Allgemeinen darüber. Und bald: da ich in die Ferien reisen will.

Inzwischen wünsche ich von Herzen, dass über dem Beginn unserer Bekanntschaft gute Geister wachen mögen.

Ihr ergebener
Dr Friedrich Nietzsche

[«]

379. An Franz Overbeck in Basel

<Bergün, 20. Juli 1874>

Herzlichsten Gruss von den 2 Berghühnern, als welche in ihrer Art die einzigen in diesem Hôtel sind. Gespräche über Universitätsphilosophie und Reinlichkeit des Körpers geführt. Heute, Montag soll die Arbeit losgehen.

Deine Getreuen.

Adr: Bergün Hôtel Piz d’Aela.

[«]

380. An Elisabeth Nietzsche in St. Romay

Bergün,
Hôtel Piz Aela. Mittwoch. <22. Juli 1874>

Meine liebe Lisbeth,

hier leben wir nun, als die Einzigen ihrer Art, obwohl genug Fremde täglich durchkommen. Aber Pensionäre giebt es nicht, weshalb es mir fast scheint, als ob Bergün nichts für Dich gewesen wäre. Ich zahle mit Zimmer 6 frs. für die Pension. Die Gegend ist unmässig schön und viel grossartiger als Flims. Nur vermissen wir das Bad: zwar haben wir ein paar Stunden höher einen See, auch schwammen wir neulich drin herum, doch war es so kalt dass ich roth wie ein Krebs herauskam und mir die Haut etwas geschwollen ist. Die Reise lief gut ab, in Chur trafen wir die ganze Flimser Gesellschaft, Travers Rohrs Hindermanns, und ich hatte eine Art von aufrichtigem Bedauern, nicht mit nach Flims gehen zu können. In Hôtel Lukmanier logirten wir, der Bruder von Prof. Fritz Burckhardt sammt seiner Frau ebenfalls. Morgen<s> ging es um ¾ auf 5 weiter, herrliche Gegenden. Ein Holländer war mein Reisegenosse, gewöhnlich fuhren wir beide in einem Einspännerchen hinter den Posten her. Der Bergüner Stein und das ganze Thal ist wirklich das Schönste, was ich sah.

Viel und glücklich gearbeitet habe ich noch nicht, mich hindert eine kleine Verstopfung, hervorgebracht durch die guten Veltliner Weine. Heute bekam ich einen Brief von der Marchesa Guerrieri, sie kommt in 8 Tagen nach Stachelberg und bittet mich sie dort zu besuchen; was ich natürlich auch thun werde.

Hast Du denn an Frl. von Meysenbug geschrieben? Ich glaube, dies war ihre Adresse

Ischia, villa Micciola

Wie geht es denn mit der Erziehung der Kinder? Als Curiosum noch die Mittheilung, dass ich neulich Abends einmal fast entschlossen war, Fräulein Rohr zu heirathen; so gut hatte sie mir gefallen. Dr. Fuchs hat natürlich wieder geschrieben, 16 Seiten, sehr schön und eine grosse Musik geschickt „Todtentanz“ (nach Goethe) von G. Riemenschneider und arrangirt von ihm und meisterhaft. Auch Fritzsch hat geschrieben und giebt nach, dagegen erwarte ich immer noch des Schmeitzner Antwort.

So, meine geliebte gute Schwester, genug für diesmal. Romundt grüsst und ich wünsche Dir dass Du diesen Brief lesen und verstehen kannst, so wie auch alles sonstige Gute. Schreibe mir bald.

Treulich
Dein Bruder.

[«]

381. An Carl von Gersdorff in Gnadenberg

<Bergün, 26. Juli 1874>

Mein lieber Freund, herzlich habe ich mich über Deinen wohlgemuthen und vertrauensvollen Brief gefreut und kann Dir heute in einer gleichen Stimmung antworten. Voran die Mittheilung, dass ich doch noch einen Theil meiner Ferien in Bayreuth zubringen werde — nämlich von dem Tage an, wo meine Nr. 3 fertig sein wird: an ihr wird hier auf der Höhe rührig gearbeitet. In der Tiefe brachte ich nicht mehr eine Zeile fertig und hielt fast das ganze Thema für zu schwer für mich: hier oben aber ist mir Vertrauen und Kraft wieder gewachsen — obwohl mir auch jetzt noch vor einem gewissen Capitel graut. Nun gab es mancherlei Erlebnisse inzwischen: so ist leider der gute Fritzsch als Verleger für mich und Overbeck unmöglich geworden — weil er, aus zwingenden Gründen, seine Verlegerthätigkeit sistiren will. Zwar hatte er auch die Nr. 3 wieder angenommen, aber mit dem sauersten und verdriesslichsten Gesicht von der Welt: so dass ich bereits meinen Cyclus von Unzeitgemässen beschlossen und verpfuscht sah. Da passirte etwas Unerwartetes: ein Brief erschien von einem jungen Verleger und wie es scheint Verehrer, E. Schmeitzner aus Schlosschemnitz in Sachsen — und jetzt ist bereits alles in Ordnung gebracht: ich habe für alle Unzeitgemässen einen sehr bereitwilligen und voraussichtlich rührigen Verleger. So kann ich denn mein schweres Tagewerk fortsetzen — das Schicksal gab mir wahrlich ein günstiges Zeichen!

In einer Woche treffe ich mit der Marchesa Guerrieri in Stachelberg zusammen, wohin zu kommen sie mich gebeten hat. Es soll eine ausgezeichnete Frau sein, nach Frl. von Meysenbug’s Urtheil und nach ihren eignen Briefen zu schliessen.

Hier (in Bergün: vide Bädecker) bin ich mit Romundt in einer göttlichen Gegend. Wir sind die einzigen Pensionäre eines Hôtels, an dem täglich hundert Reisende vorbei passiren, auf dem Wege nach St. Moritz oder zurück. Einen See wie den Flimser haben wir freilich nicht: neulich suchten wir einen drei Stunden, auf der Höhe von 6000 Fuss, badeten und schwammen darin, aber erstarrten fast zu

Eis und kamen feuerroth wieder heraus. Heute suchten wir eine Schwefelquelle auf, die noch nicht benutzt ist; auf dem Rückwege warf eine Ziege vor meinen Augen ein Zicklein, das erste lebendige Wesen, welches ich gebären sah. Das Junge war viel behender als ein kleines Kind und sah auch besser aus, die Mutter leckte es und benahm sich wie mir schien sehr vernünftig, während Romundt und ich furchtbar dumm dabei standen.

Heute Abend werden wir Risotto essen, sagt mir ebenderselbige Romundt und hat es bereits bestellt.

Als wir neulich in Chur ankamen, waren wir plötzlich inmitten der ganzen Flimser Gesellschaft, Travers, Rohrs Hindermanns; Fräulein Bertha sah wieder so vortrefflich aus, dass ich mich fast ärgerte, nach Bergün abzufahren. Nun wie wird's im Herbste, bei der grossen Zusammenkunft der Verschworenen? Hoffentlich ist bis dahin meine Nr. 3 gedruckt und gelangt als eine Art Festgabe in Eure Hände.

Nun lebe wohl getreuester und lieber Freund und nimm meine und Romundts herzlichste Grüsse

F N.

Adresse immer nur Basel.

[«]

382. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Bergün, gegen Ende Juli 1874>

Meine liebe gute Mutter, ich sitze hier auf den Bergen und will einmal an Dich wieder ein Briefchen schreiben, da unsre Lisbeth fern von uns Beiden ist und nicht wie gewöhnlich im Sommer Dir von mir und mir von Dir erzählen kann. Grimmiges Regenwetter seit ein paar Tagen, und alle Menschen sehr ungeduldig — das ist der Zustand in dieser Einsamkeit, an dem nur ich nicht Theil habe, weil ich mit Nachdenken und Fertigmachen einer neuen Schrift beschäftigt bin. Da lebt man anderswo, wo einem der Regen nichts anhat. Übrigens geniesst man ohne dran zu denken die stärkende Luft der Alpen und ist aus dem Stadt- und Alltagsleben heraus, da fällt einem manches ein, was man in der Tiefe und in der Sommerschwüle der Städte nicht findet.

Sonst sind wir, nämlich Freund Romundt und ich, ziemlich Herren des Hôtels; nur kürzlich ist ein badischer Edelmann mit Familie und ein preussischer Beamter hinzugekommen. Sonst gehen bis zu hundert Menschen täglich hier mit Post vorüber und essen in diesem Hause, so dass wir mitunter zu zwei, aber dann auch zu 40 Personen zu Tisch sind. Der grösste Theil will nach St. Moritz, bleichsüchtiges und nervenschwaches Volk aus der ganzen Welt zusammengeführt durch die modische Berühmtheit jener Bäder.

Im Herbst ist bei mir in Basel Zusammenkunft meiner Freunde; Gersdorff und Rohde und wir drei die jetzt in einem Hause wohnen, Overbeck, Romundt und ich — alle kommen oder bleiben dazu da. Ich bin leider meiner Schule halber um diese Zeit nicht flügge oder höchstens auf 10 Tage, und auch dies erst im October.

Meine Freunde Krug und Pinder machen Hochzeit, und ich habe bereits mit Lisbeth über meine Geschenke an sie berathen. Ausser ihnen habe ich eine grössere 4 händige Composition, mit dem Titel „Hymnus an die Freundschaft“ gemacht, von der beide eine schöne Abschrift erhalten sollen.

Mein Leben verstreicht unter grossen Unternehmungen und ich bin an die dreissiger Jahre herangekommen und immer mehr giebt es der Mühe und der Arbeit. Mitunter ist mir, ich hätte genug erlebt für sechzig Jahre.

Gesundheit ist im Ganzen in Ordnung gewesen, seitdem ich meine Lebensweise verändert habe — Ärzte und Medicinen habe ich, was Dich freuen wird, seit Neujahr nicht mehr angewendet. Doch ist und bleibt der Magen schwach. Im Herbst werde ich Dich bitten, für mich einmal einen grossen Obstkauf zu machen ein paar Körbe guter Äpfel. Zu Mittag will ich wieder so einfach leben, wie ich es im ersten Vierteljahr gethan habe — und so wird’s gehen. Weisst Du noch, wie desperat es vorige Weihnachten um mich stand?

Es wird Abend und ganz grau, da will ich schliessen und einen herzlichen Gruss an Dich heimsenden, hoch von den Engadiner Alpen her.

Treulich Dein Sohn Fritz.

[«]

383. An Elisabeth Nietzsche in St. Romay

Bergün, Donnerstag. <30. Juli 1874>

Meine liebe Lisbeth

heute greuliches Regenwetter, Wolken ganz tief. Inzwischen bin ich fleissig gewesen und habe meine Arbeit rüstig gefördert, doch bin ich noch weit vom Schlusse, weil das was noch fehlt, zum Schwersten gehört. Doch ist beschlossen, am Sonntag abzureisen und am Bayreuther Plan festzuhalten: ich brauche Erholung und finde sie vielleicht dort, Erheiterung zumal. Sonntag Abend bin ich in Chur, Montag früh fahre ich nach Stachelberg, Dienstag von dort zurück und über Rorschach nach Bayreuth. Stachelberg liegt fast am Wege, deshalb passt es mir.

Unaufhaltsamer Regen. — Jetzt giebt es einige Pensionäre, eine würtembergische Adelsfamilie und etwas Schulmeisterhaftes aus Saarbrücken.

Es plätschert wie toll seit heute früh. — Vorhin lasen wir die Kurlisten aus Graubünden und Engadin; zahllose Bekannte darin. Von früh bis Abends durchströmende Fremde. Nichts „Romanhaftes“, wonach Du begehrst. Fritzsch hat concedirt, dass die Unzeitgemässen anderswo fort erscheinen (Geld hat er nicht geschickt!) Schmeitzner hat in der artigsten Weise alles angenommen, und somit geht es ruhig weiter in der Veröffentlichung der Unzeitgemässen.

Doch ist es etwas Schreckliches, so immer gegen den Strom zu schwimmen und mitunter habe ich das Leben recht satt.

Overbeck hat geschrieben, doch nicht gerade zum Glück stimmend. Was hört auch unsereiner, wenn er nach Deutschland kommt!

Meine Bemerkung über Fr. R<ohr> sollte Dich nicht aufregen, ich theilte sie als Curiosum mit. Übrigens sind Deine Bedenken meine Bedenken. Nur weisst Du, dass der Augenblick gewöhnlich mehr kann als eine ganze Kette von Nach- und Vorblicken.

So scheint es beinahe, dass wir uns die Ferien nicht wieder sehn? Und nach den Ferien auch nur so abschiedsweise? Wir haben’s doch recht verrückt eingerichtet. — Willst Du übrigens, dass ich nicht nach Bayreuth gehe, sondern mit Dir irgendwo zusammentreffe, so telegraphire nur, und auch wohin. Oder willst Du mit nach Bayreuth?

Lebe recht wohl, liebe Lisbeth und denke an
Deinen Bruder.

Sonntag, wie gesagt, bin ich Abends in Chur, Hôtel Lukmanier. Montag Abends Stachelberg bei Glarus.

Romundt grüsst schön.

Ich freute mich über Dein idyllisches Leben, grüsse Vischer von mir, auch die Knaben.

[«]

384. An Franz Overbeck in Dresden

Bergün, Donnerstag. <30. Juli 1874>

Liebster Freund und Waffengefährte, graues Wolkenmeer um uns und plätschernder Regen seit morgens früh. Dazu Betrachtungen über Reichthum und Ehre und wie unsereinem Beides entgeht und immer mehr entgeht. Trübsinn. Auch Romundts Nase hängt tief.

Trotz alledem sollst Du jetzt einen Brief von den Berghühnern bekommen, und ich will versuchen, alles das aufzuzählen, was uns Gutes und Erquickliches begegnet ist — ausser Deinem Briefe, für den wir recht von Herzen danken.

Erstens hat Schmeitzner in der artigsten Weise Ja! gesagt und freut sich die Unzeitgemässen zu bekommen, hält sie sogar für ein „rentables Unternehmen“. Zweitens hat Fritzsch geschrieben und ist ganz und ohne Sträuben darauf eingegangen, den Verlag der Unzeitgem. aus den Händen zu geben. Drittens bin ich fleissig gewesen und habe vielleicht 84 Druckseiten fertig und zum Absenden bereit gemacht. Allerdings graut mir vor dem, was noch fehlt, ein kleines Capitelchen in der Mitte, vom Schwersten! Schwerzusagendem!

Drittens treffe ich nächsten Montag mit meiner italiänischen Dame Guerrieri in Stachelberg zusammen. Sie schrieb an mich zum dritten Male.

Viertens will ich dann Dienstag nach Bayreuth und dort bis zum Schluss bleiben, Deiner wartend. Gott gebe mir einige Erheiterung, denn man trägt schwer am Leben und sorgt dafür dass es immer schwerer werde.

Fünftens: die Musik Riemenschneiders habe ich mit hierher genommen; wir werden zusammen an ihr unsre Freude haben. Sie ist für mich wieder ein Beweis, dass ich auch die complicirteste Musik mir vorstellen und vorstellend geniessen kann; obwohl etwas Abstractes dabei bleibt und die Sehnsucht nach dem Tone gross ist.

Hier leben wir nun, in einem trefflichen Hôtel, aufmerksam behandelt und nicht übertheuert. Jetzt sind einige Pensionäre hinzugekommen, Würtembergischer Adel, der sich die Frankfurter Zeitung nachschicken lässt. Wir haben bisher gesehen: einen Fels bei der Albulabrücke, zwei einsame Hochthäler trennend und überblickend, wohin ich mir einen Thurm zu bauen gedenke: eine Schwefelquelle in seinem Seitenthal, von uns in Flaschen mit nach Haus gebracht, um Obstruction (durch Veltliner Weine verursacht) zu heben: eine Ziege welche vor Romundts Augen gebar: einen Theateragenten mit zwei Theaterprinzessinnen: in Chur unsre vorjährige Flimser Gesellschaft, Fräulein Rohr dabei: im Hôtel Lukmanier den besten Kellner, der einmal mein Bedienter und Reisemarschall werden soll: in der Nähe des Albulapasses einen See, erschröcklich kalt, so dass ich es acht Tage fast zu büssen hatte, in ihm geschwommen zu haben: einen Schulmeister, der in

Amerika war und jetzt etwas höher als Bergün lebt und ein reines Deutsch spricht, der sich aber auch nicht wäscht und badet wie alle Bergbewohner.

Heute wurde uns erzählt dass Auerbach in Tarasp folgende Beobachtung gemacht habe: „am ersten Tage guckt man mich an, am zweiten grüsst man mich, am dritten fragt man „Nun Herr Doctor, wie bekömmt die Kur?“ — Vielleicht antwortet er darauf „Wie mein Rothfuss sagt: man kann nicht nasser werden als nass.«

Gestern las Romundt aus Straussens neuem Glauben vor und wir bemerkten dass einige Sätze Auerbachs würdig sei<e>n.

Sonst wird von mir fast nichts gelesen, von Romundt Wilhelm Meister, über den er nach Tische wie Julian Schmidt zu reden gewohnt ist. Es scheint, die Mahlzeit bildet.

Fast möchte ich glauben, dass Du auch an einem guten Tranke braust, süss und bitter, Arznei und Gift, alles beides je nach der Person, für die er eingegossen wird; ich wenigstens habe einen ganzen Schirlingsbecher für die Philosophieprofessoren zu Stande gebracht — hoffentlich wird er Dir ein reines und süsses Getränk sein!

In herzlicher Gesinnung
Deine Freunde und Mit-gift-höhlenbären.

[«]

385. An Franz Overbeck in Dresden

<Bayreuth, vermutlich 7./8. August 1874>

Sieh doch zu, lieber Freund, dass Du ja nach Bayreuth kommst! Ich sage nichts, was da alles zu sehen und zu hören, überhaupt zu erleben ist — Komme nur: und richte es Dir bequem ein.

Ich meinerseits hatte ein starkes Magen- und Bauchübel von meiner Reise davongetragen und musste mich gleich bei der Ankunft zu Bette legen. Doch ist jetzt die Kolik ziemlich im Abzuge — hoffentlich.

Zwei Klaviervirtuosen Herr Klindworth und Herr Joseph Rubinstein sind hier; ersterer wohnt im Hause.

Ich will am Sonnabend Morgens gegen 11 Uhr von Bayreuth abreisen. Ach! und fürchte mich davor.

Herzlich vergnügtes Wiedersehn! Sammt den Grüssen und Einladungen Wagners — wir Alle erwarten Dich und freuen uns.

Dein Fridericus.

[«]

386. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz

<Basel, 19. August 1874>

Es wird Ihnen, geehrtester Herr, wahrscheinlich am erwünschtesten sein, wenn ich Ihren letzten mir sehr willkommnen Brief einfach so beantworte, wie ich es thue: durch Zusendung des Manuscriptes. Dessen erste Hälfte folgt anbei: die zweite werde ich spätestens in 14 Tagen in Ihre Hände liefern.

Sie sehen, das, was Sie bekommen, ist das dritte Stück der „Unzeitgemässen Betrachtungen“.

Meine Bedingungen sind dieselben, unter denen sie Herr Fritzsch übernommen hat: ich erbitte mir, bei einer Auflage von 1000 Exemplaren, ein Honorar von 10 Thaler per Bogen. Die Länge jeder „Unzeitgem. Betrachtung“ beträgt c. 100 Seiten.

Wenn Ihnen dieser Vorschlag recht ist, so antworten Sie mir durch Übersendung des ersten Correcturbogens.

Alles Gute Ihnen anwünschend
ergebenst
Dr Friedrich Nietzsche.

[«]

387. An Gustav Krug in Düsseldorf

Basel 22 Aug. <1874>

Denke Dir liebster Freund dass Du mich um etwas Unmögliches bittest und dass ich schmerzlich bedauern muss, bei Deiner Hochzeit abwesend zu sein. Denn wir Baseler Professoren haben eine verruchte Ferieneinrichtung, nach der unser Semester strengstens bis zum Ende September fortgeführt wird. Dazu kommt, dass ich ebenfalls am andern Beine gefesselt bin, als Lehrer am Pädagogium: so dass der Monat September für mich ein harter Arbeitsmonat ist, der mich absolut festhält. Und so bleibt mir nichts übrig als in der Ferne auf irgend eine festliche Art den bezeichneten Tag zu begehen. —

Ich schreibe in grosser Eile; nächstens erfährst Du mehr von mir, heute nichts als ein betrübtes: „Muss es sein? — Es muss sein!“ Hol’s der Teufel!

Treulich Dein Friedrich
Nietzsche.

[«]

388. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz

Basel, Mittwoch. <9. September 1874>

Geehrtester Herr,

so eben schicke ich den Rest meines Manuscriptes nach Leipzig, direct an C. G. Naumann, damit keine Verzögerung eintritt.

Ich habe bereits zwei Bogen zur Correctur gehabt, und auch diese sind schon wieder zu Naumann zurückgewandert.

Den Umfang der Schrift berechne ich auf 100 Seiten.

So geht denn Alles des Schönsten und Schnellsten von Statten.

Mit freundlichem Grusse
Ihr ergebenster
Dr F. Nietzsche.

[«]

389. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz

Basel. <15. September 1874>
Dienstag Morgen.

Geehrtester Herr,

das wäre freilich schlimm, wenn ich meine Bogen so schlecht corrigirte. Aber glücklicherweise liegt hier ein Mißverständniß zu Grunde. Denn ich hatte bis jetzt den Bogen noch gar nicht corrigirt, vielmehr ist das, was Sie vor sich gehabt haben, die erste Correktur, welche von Naumann besorgt wird; dagegen habe ich meine Correktur eben gestern Abend fortgeschickt — und in derselben sind alle die Dinge, an denen Sie Anstoß nehmen, beseitigt. Offenbar wird der Bogen nach der ersten Correktur Ihnen und mir zugleich zugesandt. — Ich hoffe, wie Sie, auf einen völlig fehlerfreien Druck. —

Nun habe ich Ihnen noch für Ihre neulichen brieflichen Mittheilungen bestens zu danken. Was Freiexemplare anbetrifft, so habe ich bisher von Herrn Fritzsch 25 bekommen; ist Ihnen diese Zahl recht und billig? — Ich bin ganz einverstanden, wenn Sie Sich der Anweisung auf Wechsel bedienen. — In Hinsicht einer möglichst vortheilhaften Bekanntmachung durch Inserate erlaube ich mir später einen Vorschlag; heute fehlt es mir an Zeit. Es kommt nicht sowohl auf viele Inserate, sondern auf eine recht überlegte Auswahl von Zeitschriften an; so scheint mir. Die Namen von solchen ein andermal, wie gesagt. Heute meine Empfehlung und den Wunsch, daß das Ziel bis zum ersten Oktober erreicht würde; an mir soll es nicht fehlen.

Ergebenst der
Ihrige
Dr F. Nietzsche.

[«]

390. An Carl von Gersdorff in Gnadenberg

<Basel, 24. September 1874>

Es war eine schwere Zeit, mein lieber Freund, dieser Schlusstheil unseres Sommerhalbjahres und ich athme tief auf, dass es nun vorüber ist. Ich musste nämlich, bei allen sonstigen Arbeiten, einen ziemlich langen Abschnitt meiner Nr. 3 noch ganz und gar umarbeiten, und die unvermeidliche Angegriffenheit und Seelenerschütterung, die ein solches Sinnen und Wühlen im Tiefsten mit sich bringt, warf mich oft beinahe um, und auch jetzt noch bin ich nicht völlig aus dem Kindbettfieber heraus. Doch ist bei alledem etwas Ordentliches zur Welt gebracht worden, und ich freue mich darauf, dass Du dich darüber freuen wirst. Der Druck, sehr beschleunigt und in Folge davon eine Last mehr, ist beinahe fertig, und wenn Du ankommst, wird wohl bereits ein Exemplar fix und fertig vorliegen. Es gab schwere Tage und überlästige Nächte — ach, und ich wünschte oft: wenn nur einmal etwas Heiteres und Gutes von aussen her käme, da man selber gar nichts Heiteres mehr aus sich heraus pumpen konnte! Und da weiss ich was ich eines Morgens, gerade mitten in der bedürftigsten Zeit, mich über Dein Geschenk gefreut habe, mein lieber getreuer Freund, der Du wahrhaftig eine Witterung davon gehabt haben musst, warum Du es Mitte September schicktest und nicht später. Es kam so zur rechten Zeit! und ich war auf das Glücklichste überrascht, und wenn Du später das fünfte Capitel lesen wirst, so erinnre Dich, dass ich während dem öfter aufstand, um das kunterbunte Kinkerlitzchen anzusehen und anzulachen. — Übrigens hat es Rohde und wer es sonst gesehen hat sehr gelobt.

Der arme Rohde war unser Genosse gerade während der gequältesten Zeit und wird schwerlich einen angenehmen Eindruck mit fortgenommen haben: denn auch Overbeck war in der gespannten Thätigkeit eines Menschen, der bis zu einem nahen Termine eine grosse Masse Manuscript druckfertig zu machen hatte; bis zum 5 October soll auch seine Schrift (der erste Band seiner Studien zur Kirchengeschichte) fertig sein, und fast jeden Tag kommt jetzt ein Correcturbogen. Rohde hat es schwer beklagt und gebüsst, dass aus unserer gemeinsamen Herbstzusammenkunft nichts geworden ist. Wir freuen uns nun sehr auf Deine Ankunft, geliebter Freund. Bringe uns Deinen Lebensmuth, Deine rührige Gesundheit und Energie mit; denn mitunter ist es hier, als ob wir verzagen müssten.

Mit dem Dr. Fuchs, den Du gesehen und gehört hast, giebt es jetzt eine starke Verstimmung, Du wirst hier hören, weshalb. Ich wundre mich ein wenig, dass er mir selbst nur ein Concertprogramm zuschickt. Was hat er denn auf Dich für einen persönlichen Eindruck gemacht? Aber, wie gesagt, davon mündlich.

Ich will jetzt Deinem Beispiele folgen und Walter Scott lesen; ich muss mich jetzt recht gründlich erholen, will noch eine Fusswanderung machen, ein Gewässerchen, meinem Magen zum Heile, trinken und versuchen guter Dinge zu sein. Auch Milch soll, gemäss Deinem Vorbilde, reichlich mir zugemolken werden.

Der treffliche Emerson, welchen ich mit in Bergün hatte, ist mir sammt meiner ganzen vollen Reisetasche gestohlen worden: das schöne Exemplar vom Ringe des Nibelungen (mit Wagners Widmung) war auch dabei. Moral: man soll seine Reisetasche auf Bahnhöfen nicht unbehütet liegen lassen, sonst ist gleich ein schändliches und tückisches Thier da, welches Reisetaschen auflauert.

Melde Du lieber Freund doch des Kürzesten, wann Du eintreffen willst.

Dich herzlich erwartend
Dein Fridericus.

[«]

391. An Erwin Rohde in Hamburg

<Basel, 26. September 1874>

Liebster Freund, die alte Wittib mahnt mich an aus ihrem Ofenwinkel, Du möchtest ihr doch den Hausschlüssel wiedergeben, welchen Du mit auf Reisen genommen hast.

Heute, endlich! giebt es die letzte Stunde vor den Ferien, und aus der Schule geht's fort auf den Bahnhof, von da auf den Rigi, mit Romundt und Baumgartner zusammen — und dort soll eine Kur mit viel Aufwand von Milch und Bergluft versucht werden.

Ich schlief die Nacht wenig und käute einige Stunden lang eine ganz thörichte Sache in mir herum und konnte sie nicht los werden, ob ich gleich mich auslachte. Sterbliche Menschen! Einer meiner 4 Aeschylus-Krüppel hat sich hinterdrein entpuppt als Tapezierer, er ist 30 Jahr und hat das Griechische im 29 ten angefangen.

Der letzte Correcturbogen wird heute erwartet. Der arme Overbeck dagegen ist an die Scholle gebunden und kann nicht mit, weil es bis zum 5 ten October noch 8 Bogen zu corrigiren giebt. Sterbliche Menschen!

Hinterdrein haben wir Dich und uns bejammert, dass Kiel und Basel so sonderbar unter dem Zeichen des Scorpion zusammenkommen mussten. Wenn Du nur nicht ein allzu dunkles Bild mitgenommen hast! Die Temperatur ist in unserem Hause im Durchschnitt um einen Grad glücklicher; während wir diesmal so recht der verfluchten Fuchsischen Wendung nachlebten: gequält geniessend".

Ach guter Freund, ich möchte gerne irgend wo hinaus und sei's an den Wänden empor. Rechne ich jetzt meine Freunde noch hinweg, so wird mir unsäglich grau und grässlich zu Muthe. Gott sei Dank, dass ich Euch habe, und dich! liebster Freund! und dich!

Dein treuer
F. N.

[«]

392. An Franz Overbeck und Heinrich Romundt in Basel

<Luzern, 2. Oktober 1874>

Dies nämlich, lieben Freunde, ist mein Hauptquartier, seit Dienstag und soll es bleiben, bis nächsten Dienstag Abend. Dann ist nämlich ein Cyclus von Bädern zu Ende, auf die ich abonnirt bin, um doch etwas für die Gesundheit zu thun oder — mir selber zu thun scheinen. Heute Regentag und grosser Jahrmarkt, zu Ehren des heiligen Leodegar. Vor meinem Fenster spielt Kasperl, und fortwährende Musik: doch werde ich ebenso wenig wie Seneca davon verführt. Meine Nachbarn bei Tische und Mitpensionäre sind Bischof Reinkens und Prof. Knood; der Oberkellner hält mir Reden über die Bedeutung dieser Herrn für die Schweiz und führt den Erfolg der Revisionspartei auf sie zurück. Ich komme, so ganz in der Nähe, aus der ironischen Stimmung nicht heraus: doch sind's gute Kerle und auch nicht die Spur Bischof, sondern Professoren, wie wir sie kennen. Doch entlockte ich dem guten Knood durch einige dumme Bemerkungen über Olten (Pfarrer Herzog ist auch hier) und russische Eisenbahnbüffets zwischen Petersburg und Moskau die gutmüthige Mittheilung, dass er letztere wohl im nächsten Jahre kennen lernen werde. Ha! dachte ich. — Übrigens lebe ich in göttlicher Harmlosigkeit, spazierengehend und immer bemüht, mir klar zu machen, dass ich 30 Jahre alt werde. Fortwährendes Spazierengehen oder -fahren oder -baden oder -lesen; denn in alledem ist die gleiche Stimmung, des animus spatiandi. Frau Baumann ist gebeten, mein Clavier zu stimmen, den Ofen einmal zur Probe heizen zu lassen und mir zum Dienstag Abend wieder das gute Grahambrod zu beschaffen. Sollte das Wetter wieder schön werden, so kommt vielleicht unser Freund Gersdorff noch ein paar Tage hierher, denn es ist ausserordentlich schön hier und meinen Thurm trage ich mit mir herum, um ihn bald hier bald da und jeden Nachmittag an einem neuen Orte aufzustellen.

Ich denke viel an Euch: wer 30 Jahre alt wird, zählt seinen Schatz auf und frägt sich, ob er es mit dem Leben aufnehmen kann. — Ja, scheint's.

Und was machen die Correcturen? Und der Termin des 5 ten October? Und die zu erzeugenden neuen Werke, Eier der Baumannshöhlenvögel?

Rohrdommel, beiläufig, heisst eine Hauptperson in Klopstocks Gelehrtenrepublik.

Bitte an Frau Baumann: sie soll das Zimmer für Gersdorff sich einmal ansehen und es mit dem, was noch etwa noththut, Teppiche, Lampe, Blumen usw. versehn; und je mehr sie von meinen Sachen nimmt und hinüberstellt, um so besser.

Und nun lebt wohl, ihr Getreuen

Euer Freund und Bruder
St. Gotthard.

[«]

393. An Erwin Rohde in Hamburg

Basel den 7ten October 1874.

Gestern Abend, mein lieber Freund, kam ich aus den Bergen zurück und heute morgen soll das nun bevorstehende Winterleben mit einem Geburtstagsbriefe an Dich begonnen und eingesegnet werden. Es fehlt mir nicht an Muth und gutem Vertrauen: das habe ich aus der Stille der Berge und Seen mitgebracht, wo ich recht bald bemerkte, woran es einem fehlte oder vielmehr woran man ein Übermass hatte. Nämlich an Egoismus; und das kommt von dem ewigen Für sich-Fortbrüten und Fortleiden. Zuletzt fühlt man sich fortwährend, als ob man hundert Narben hätte und als ob jede Bewegung wehe thäte. Aber wahrhaftig, nun werde ich nächstens 30 Jahre, da muss es ein wenig anders werden, nämlich männlicher und gleichmässiger und nicht mehr so verdammt auf und nieder. Sein Werk fortsetzen und dabei so wenig als möglich an sich denken — das muss es wohl sein, was noth thut. Ich kam mir bei einiger Besinnung recht undankbar und albern vor, mit meiner quälerischen Verzagtheit: denn ich dachte daran, wie unvergleichlich ich eigentlich durch die letzten 7 Jahre hindurch beschenkt worden bin und wie ich nicht genug empfinden kann, was ich an meinen Freunden habe. Eigentlich lebe ich ja durch Euch, ich gehe vorwärts, indem ich mich auf Euch stütze; denn mit meinem Selbstgefühle steht es schwach und erbärmlich, und Ihr müsst mir immer wieder mich mir selber gewährleisten. Dazu seid Ihr mir die besten Vorbilder; denn sowohl Du als Overbeck, Ihr tragt das Lebensloos würdiger und mit weniger Klagen, obschon Du es in manchem Sinne schlechter und beschwerlicher hast als ich. Und am meisten empfinde ich es, wie ihr mich weit gerade durch liebevolle Gesinnung übertrefft und an Euch weniger denkt. Darüber habe ich viel in der letzten Zeit nachgesonnen; dies darf ich Dir bei Gelegenheit eines Geburtstagsbriefes schon sagen.

Ich war mit Romundt und Baumgartner ein paar Tage auf dem Rigi, dann eine gute Woche allein in Luzern. Meine Tischnachbarn waren der Bischof Reinkens und Professor Knood. Heute Abend ist die Taufe von Immermann’s Jüngstem; wir Drei assistiren dabei. Ich war mehreremal in Tribschen und vermisste viel, viel; mit der Gräfin Bassenheim in Luzern schüttete ich das Herz aus, auch sie fühlt sich durch Wagners Fortgang ganz und gar „enterbt“ und hatte offenbar eine grosse Freude etwas Neueres und Genaueres über Baireuth zu hören. Gersdorff kommt erst gegen den 12 October, Du siehst, wie unsere Herbstzusammenkunft ganz in Stücke zerfällt, denn er kommt wieder in eine Arbeitszeit hinein, da meine Stunden mit dem 10ten beginnen. Overbeck ist noch im Corrigiren drin, ich bin damit fertig und erwarte stündlich das Eintreffen der fertigen Exemplare, damit sogleich eins derselben an Dich abgehen könne. Inzwischen ist mir der Inhalt der Nr. 4 ungefähr aufgegangen: was mich sehr erfreut hat, da ich es wie ein Geschenk hinnehme. Romundt hat litterarische Absichten; privatim gründet er den Staat und die Religion. Dr. Fuchs hat durch Übersendung von Grüssen und Concertzettel ausgedrückt, dass es noch nicht aus ist; und Overbeck hat ihm einen guten ehrlichen Brief über alle unsere Beschwernisse geschrieben. Baumgartner hat mir ein grosses Bild von sich hinterlassen, das ganz ausgezeichnet gelungen ist. Krug und Pinder reisen mit ihren Ehegattinnen herum und treffen mit einander in Heidelberg zusammen; ich habe leider Krugen verfehlt, ebenfalls Deussen, der auch durch Basel reiste und mich sprechen wollte.

Geld und Schlüssel ist angekommen, ich danke schönstens. Gersdorff soll in das gleiche Logis, wir wollen zusammen recht viel Deiner denken. Wenn Dein Roman fertig ist, so telegraphire, ich bitte Dich, damit wir ein kleines Fest a tempo feiern können. Wenn ich nur wüsste, wie Du Dir etwas Musik schaffen könntest, Musik unserer Art!

Draussen ist der sonnigste Herbst und ich habe so schöne Trauben auf dem Tische, dass ich nur wünschte, Du könntest sie essen, und wir sässen beisammen, ich spielte Dir etwas vor; auch famose Cigaretten habe ich aus Luzern mitgebracht. Das ist nun Alles wieder vorüber.

Leb wohl, mein lieber theurer Freund und bleibe mir so zugethan, wie bisher — dann wollen wir's schon noch eine Weile auf Erden aushalten.

Dein
getreuer
Friedrich Nietzsche

Da fällt mir ein, dass ich ja ein fertiges Exemplar der Nr. 3 besitze, freilich nur in Aushängebogen. Immerhin, es kommt zur rechten Zeit, wenn es gerade zum 9ten kommt.

[«]

394. An Cosima Wagner in Bayreuth (Disposition)

<Basel, um den 10. Oktober 1874>

Dank für Stuhl.
Gr<äfin> Bassenheim

Schopenhauer. Telegr.
Overbecks Schrift.
Fuchs.
30 Jahr.
Baumgartner
Rohde.
Bild

[«]

395. An Richard Wagner in Bayreuth (Entwurf)

<Basel, um den 10. Oktober 1874>

Der Sommer ist nun ganz und gar dahin, meine Herbstfreiheit auch; aus der Zusammenkunft meiner Freunde, wie ich sie gerade für diese Zeit vorgeschlagen hatte, ist nichts oder etwas anderes geworden, — Gersdorff wird von Tag zu Tag erwartet, kommt aber bereits in meine Schulnothzeit hinein, Rohde traf es noch unglücklicher, als er sich 2 Wochen bei uns niederließ: denn wir alle waren gerade in ziemlich unerträglicher Weise mit Arbeiten beschwert und konnten dem Freunde wenig sein. Krug ist mit seiner Gattin hier durchgekommen, Deussen auch, der junge Baumgartner hat mich verlassen, um in Bonn für ein Jahr lang Soldatendienste und zwar als Husar zu thun. Wir drei Freunde in der Baumannshöhle gehn viel mit einander spazieren, doch nicht ohne das Gefühl des Lächerlichen, das an einer isolirten Dreiheit haftet; und wie wir gegen Abend unsre drei langen Schatten neben uns herschreiten sehen, so lachen wir uns gewöhnlich todt; denn wir können nicht umhin, der drei gerechten Kammmacher zu gedenken. —

Die nächsten Tage, denke ich, überbringen Ihnen meine Nr. 3 welche ich Ihrer theilnehmenden Gewogenheit recht herzlich anempfehlen möchte. Die sonstigen Leser werden meinen, ich rede in derselben vom Mann im Monde. Zuletzt kommt es mir ja allein auf 6—7 Leser an. Das geht nun seinen Lauf und ich wüßte wenig noch dazu zu sagen. Inzwischen haben sich die Gedanken der vierten Nummer schon einigermaßen spüren lassen, aber die schwere Verpflichtung dieses Winters, griech. Litterat.geschichte zu lesen, macht es mir unwahrscheinlich, daß ich bald wieder Hand anlegen kann.

[«]

396. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz

Basel den 15 October 1874.

Geehrtester Herr,

ich war ein paar Wochen verreist, und deshalb kam Ihre Wechselsendung ein wenig später in meine Hände. Indem ich mich für dieselbe bestens bedanke, habe ich zugleich auszusprechen, dass ich mich über die vollendeten Exemplare meiner Schrift freue und dass ich Ihnen von Herzen einen guten Anfang und Fortgang in Ihrer Verleger-Laufbahn wünsche. Ein hiesiger Buchhändler hat bereits die Schrift und sendet sie herum; Sie würden mich deshalb verbinden, wenn Sie mir die Freiexemplare, welche Sie mir bestimmt haben, recht bald übersenden wollten. —

Anbei folgen meine Vorschläge in Betreff der Buchhändler-Anzeigen und der Recensions-Exemplare.

Mit vielen guten Wünschen
Ihr ergebener
Dr Friedrich Nietzsche

Anzeigen

Litterarisches Centralblatt von Zarncke
Augsburger Allgemeine
Kölnische Zeitung
Nationalzeitung
Rheinisches Museum für klassische Philologie
Jenaer Litteraturzeitung von Klette
Kladderadatsch?
u.s.w. / Norddeutsche Allg. Zeitung.
Fritzsch musik. Wochenblatt.

Recensionsexemplare

unter anderem auch an
Demokratische Berliner Zeitung, Redacteur Lübeck
(etwa 2 Exemplare: er hat jüngst brieflich darum gebeten)
Revue critique in Paris, Academy, London — wie bei Prof. Overbeck
Litterar. Centralblatt
Jenaer Litteraturzeitung

[«]

397. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 16. Oktober 1874>
Freitag Vormittag.

Meine gute liebe Mutter und Schwester, ich schreibe gleich ein Paar Worte zum Zeichen meiner herzlichen Freude und meines Dankes für Eure Wünsche und Gaben. Die Kiste kam ganz und gar zur rechten Zeit, nämlich am Donnerstag früh, noch bevor ich aufgestanden war, die hübschen Verschen, die mir schon etwas verrathen hatten, den Tag zuvor. Wir erwarteten stündlich die Ankunft Gersdorffs, aber er erschien nicht, und bis diesen Augenblick wissen wir nichts von ihm, ganz wider seine brieflichen Verheißungen. Von Rohde und Gustav Krug bekam ich Briefe; letzteren habe ich leider in Basel nicht zu sehen bekommen, weil ich gerade in den Tagen, als er mit seiner Gattin durchkam, in Luzern war. Mittags aßen wir drei Freunde zusammen im Schützenhause; der vierte Platz war für Gersdorff bestellt. Anbei folgt meine jüngste Schrift. Brief an Frau Margreth und Rechnung an Höflinger ist besorgt. Vorigen Dienstag war ich Abends bei Geizers, heute werde ich bei Miaskowsky's sein. Mittwoch vor 8 Tagen nahmen wir Theil an der Immermannschen Taufe. Bei Frau Heinze war ich vor Kurzem; sie war die letzte Zeit in großer Sorge um den einen Jungen gewesen, der eine Knieentzündung (an beiden Knien) hat. Doch ist sie jetzt beruhigt, es scheint die Nachwirkung von zu starkem anstrengenden Schwimmen im Rhein während des Sommers und vielleicht nur das Symptom schnellen Wachsthums. Der Junge ist dabei ganz wohl und heiter.

Das Köfferchen wird mir gute Dienste thun, die Schinkenwurst ist soeben angeschnitten worden. Portemonnaie, Schlüsseltasche, Zahncigarre, neue Taschentücher — Alles sehr angenehm und erwünscht. Inzwischen ist eine große Menge von Büchern eingebunden worden. Mein neuer Verleger hat auch die zwei ersten Nummern der Unzeitgem. B. an sich gekauft. Overbecks Buch wird ebenfalls baldig erscheinen.

Mit den Dreißiger Jahren ist es eine eigene Sache. Viel Mühe und Arbeit vor sich, manche Entscheidungen nöthig — da giebt es keinen Grund zur Heiterkeit, es sei denn, daß es immer Gründe zur Heiterkeit geben müsse.

Adieu, meine Lieben! Es grüßt Euch in herzlicher Dankbarkeit

Euer Fridericus

[«]

398. An Malwida von Meysenbug in Rom

Basel den 25 October 1874.

Endlich, verehrtestes Fräulein, komme ich wieder dazu, Ihnen etwas von mir zu erzählen, nämlich dadurch, dass ich Ihnen wieder etwas Neues von mir überreiche; aus dem Inhalte dieser letzten Schrift werden Sie genug von dem errathen, was ich inzwischen in mir erlebt habe. Auch dass es mit mir im Verlaufe des Jahres mitunter viel schlechter und bedenklicher stand als im Buche zu lesen steht. In summa aber doch dass es geht, vorwärts geht und dass es mir nur gar zu sehr am Sonnenscheine des Lebens fehlt; sonst würde ich sagen müssen dass es mir gar nicht besser gehen könnte als es geht. Denn es ist gewiss ein hohes Glück, mit seiner Aufgabe schrittweise vorwärts zu kommen — und jetzt habe ich drei von den 13 Betrachtungen fertig und die vierte spukt im Kopfe; wie wird mir zu Muthe sein, wenn ich erst alles Negative und Empörte, was in mir steckt, aus mir heraus gestellt habe, und doch darf ich hoffen, in 5 Jahren ungefähr diesem herrlichen Ziele nahe zu sein! Schon jetzt empfinde ich mit wahrem Dankgefühle, wie ich immer heller und schärfer sehen lerne — geistig! (leider nicht leiblich!) und wie ich mich immer bestimmter und verständlicher aussprechen kann. Wenn ich in meinem Laufe nicht völlig irre gemacht werde oder selber erlahme, so muss etwas bei alledem heraus kommen. Denken Sie sich nur eine Reihe von 50 solchen Schriften, wie meine bisherigen 4, alle aus der inneren Erfahrung heraus ans Licht gezwungen, — damit müsste man doch schon eine Wirkung thun, denn man hätte gewiss vielen Menschen die Zunge gelöst, und es wäre genug zur Sprache gebracht, was die Menschen nicht so bald wieder vergessen könnten und was gerade jetzt wie vergessen, wie gar nicht vorhanden erscheint. Und was sollte mich in meinem Laufe stören? Selbst feindselige Gegenwirkungen werden mir jetzt zu Nutzen und Glücks, denn sie klären mich oftmals schneller auf als die freundlichen Mitwirkungen: und ich begehre nichts mehr als über das ganze höchst verwickelte System von Antagonismen, aus denen die „moderne Welt“ besteht, aufgeklärt zu werden. Glücklicherweise fehlt es mir an jedem politischen und socialen Ehrgeize, so dass ich von da aus keine Gefahren zu befürchten habe, keine Abziehungen, keine Nöthigung zu Transaktionen und Rücksichten; kurz, ich darf heraussagen, was ich denke und ich will einmal erproben, bis zu welchem Grade unsre auf Gedankenfreiheit stolzen Mitmenschen freie Gedanken vertragen. Ich fordere vom

Leben nicht zu viel und nichts Uberschwängliches; dafür bekommen wir Alle in den nächsten Jahren etwas zu erleben, worum uns alle Vor- und Nachwelt beneiden darf. Ebenfalls bin ich mit ausgezeichneten Freunden wider alles Verdienst beschenkt worden; nun wünsche ich mir, vertraulich gesprochen, noch recht bald ein gutes Weib, und dann denke ich meine Lebenswünsche für erfüllt anzusehen — Alles Übrige steht dann bei mir.

Nun habe ich genug von mir gesprochen verehrteste Freundin und noch gar nicht verrathen, mit welcher herzlichen Theilnahme ich immer an Sie und an Ihr schweres Lebensloos gedacht habe. Ermessen Sie es an dem Tone unbedingten Vertrauens, in dem ich vor Ihnen von mir spreche, wie nahe ich mich Ihnen allezeit gefühlt habe und wie sehr ich wünschte, Sie hier und da ein wenig trösten und unterhalten zu können. Nun leben Sie aber leider so schrecklich entfernt. Vielleicht aber mache ich mich doch einmal um die nächste Osternzeit auf, Sie in Italien zu besuchen, vorausgesetzt dass ich weiss, wo Sie da zu finden sind. Inzwischen meine innigsten Wünsche für Ihre Gesundheit und die alte Bitte, mir freundlich gewogen bleiben zu wollen.

Treulich
Ihr
ergebenster Diener
Friedrich Nietzsche

Ich bin kürzlich 30 Jahre alt geworden.

Anbei die Photographie meiner Schwester, die nicht mehr bei mir ist.

[«]

399. An Gustav Krug in Düsseldorf

Basel den 31 October. <1874>

Es ist wunderlich zugegangen, dass wir uns, mein lieber Freund, in diesem Jahre gerade gar nicht zu sehen bekommen haben. Nichts wollte passen; zuletzt muss ich gar noch gerade von Basel abwesend sein und Deinen Brief fast acht Tage zu spät bekommen. Und zwar war ich nicht in Deutschland; denn da, wahrhaftig, hätte ich Dir einen Besuch gemacht und wäre von Herzen gern Dein erster Hausgast gewesen. Inzwischen habe ich Dir meine jüngste Schrift zugeschickt; aber Gott weiss, ob sie gerade zu Deiner jetzigen Stimmung passt. Ich glaube nicht; lass sie also nur liegen. Aber ist es nicht wahr, nichts will jetzt zwischen uns mehr passen? — Und doch weiss ich keinen Schuldigen — es sei denn — Aber nein, ich sage kein Wort mehr.

Nun sage einmal: wirst Du es denn so einrichten können, dass wir im nächsten Sommer zusammen in Bayreuth sind, genau, von der Mitte Juli bis Mitte August? Ich werde dort mit meiner Schwester zusammen ein Logis haben; von meinen Freunden erscheinen Gersdorff, Rohde und Overbeck. Es wird die Zeit der grossen Instrumentalproben sein. Liszt ist auch dort, und wer nicht. Übrigens wird die Partitur der Götterdämmerung wohl in den nächsten Wochen fertig sein; nach den letzten Berichten jammert bereits die arme Gutrune. Klindworth ist in der zweiten Scene des dritten Actes; die beiden ersten Acte sind schon fertig gedruckt, im Sommer spielte sie Klindworth mir vor, denn ich war mit ihm zusammen in „Wahnfried“ ein paar Wochen zu Gaste.

Wie glücklich sind wir daran, gerade in der Zeit unserer besten Jugend, 30 Jahre alt, ἀκμάζοντες, wie die Griechen sagen, diese Bayreuther Dinge zu erleben! Und Du noch dazu zusammen mit der geliebten Frau! Du hast Dich, wie mir scheint, nach jeder Seite auf das Beste für jene Festtage eingerichtet und vorbereitet. „Dem Glücklichsten das Schönste!“ würden wiederum die Griechen sagen. ——

Ich selber lebe im Kampfe, aber doch, wie Du meinem Hymno angemerkt haben wirst, keineswegs desperat oder niedergedrückt; sondern muthig und voll guter Absichten und Hoffnungen, als einer, der sich strengstens vorgesetzt hat, noch 45 Jahre zu leben und nicht nachzugeben.

Dabei gedenke ich Deines bevorstehenden Geburtstages, zu welchem ich Dir diesmal wahrscheinlich als der Erste gratulire. Ich sage nun nicht mehr als dies: möge alles das, was Deine Frau für Dich und zu Deinem Besten wünscht, in Erfüllung gehen: dann werden auch Deine alten Freunde über Dich und Dein Glück sich freuen können.

Dank Dir, lieber alter Kamerad, für Deinen Brief, Dank insgleichen für die Grüsse der liebenswürdigen Genossin.

Und vergiss mich nicht. Nämlich Du merkst, dass Freunde auf Frauen immer ein wenig eifersüchtig sind. — Und mit Recht! wirst Du sagen?

Adieu mein lieber Freund.
Dein Fritz Nietzsche

[«]

400. An Emma Guerrieri-Gonzaga in Florenz

Basel Ende October 1874.

Verehrte Freundin,

Sie wissen vielleicht nicht, dass ich einen Versuch gemacht habe, Sie in Stachelberg zu begrüssen und dass er misslungen ist. Ich kam, ungefähr in den ersten Tagen des August nach Glarus, telegraphirte an den Besitzer des Hôtels in Stachelberg, um zu erfahren, dass Sie dort angekommen seien, bestellte mir sofortige Rückantwort, und wartete, wartete — bis zum Abend, umsonst! — so dass ich endlich betrübt und enttäuscht von dannen fuhr. Hinterdrein ist mir eingefallen, es könnte vielleicht eine Störung der Telegraphenleitung dabei im Spiele gewesen sein, denn es gab gerade gewaltiges Hochwasser und starke Gewitter. Damals aber nahm ich an, Sie seien wohl in Italien zurückgehalten worden und ich sei zu früh gekommen; ich betrübte mich bei der Vorstellung dass die Krankheit Ihres Kindes vielleicht Ihre Reise verzögert habe. — Von Glarus fuhr ich direkt nach Bayreuth, wo ich das Ende meiner Sommerferien verlebte.

Nun schreibe ich Ihnen heute, um Ihnen meine neueste Schrift ans Herz zu legen, denn ich wünsche recht sehr, Sie möchten sie recht persönlich nehmen, als ob ich Ihnen das Alles, was darin steht, vorerzählte.

Sodann will ich nur verrathen, dass ich eine neue Möglichkeit ins Auge fasse, Ihnen einen Besuch zu machen. Ich habe meiner hochgeschätzten Freundin Fräulein von Meysenbug einen Besuch für die nächste Osterzeit beinahe versprochen.

Leben Sie wohl, verehrte Frau und empfangen Sie die ergebensten Grüsse und Wünsche

Ihres Dieners
Friedrich Nietzsche
der ganz neuerdings 30 Jahre alt geworden ist.

[«]

401. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel,> 3 Nov. 1874.

Meine gute Lisbeth,

ich danke Dir recht herzlich für Deinen Brief. — Also einige Mittheilungen. Erstens: ich esse seit einem halben Monat wieder im Kopf und befinde mich bis jetzt ausgezeichnet dabei. Überhaupt ist mein Magen seit Jahren nicht so gut gewesen wie jetzt. Zweitens. Schmeitzner hat von Fritzsch die beiden ersten Unzeitgemäßen angekauft. Im Vertrauen, der buchhändlerische Erfolg, wie hierbei herausgekommen ist, war bis jetzt ein kläglicher: von der ersten sind c. 500, von der zweiten kaum 200 Exemplare verkauft, und auch von der Geburt der Trag. sollen noch ein paar hundert übrig sein: erst wenn die verkauft sind, erscheint die zweite Auflage. An alledem ist zum Theil die ungeschickte Geschäftsführung Fritzschens schuld, zum größten Theil natürlich etwas Anderes. Übrigens hat Fritzsch ungefähr die Hälfte der mir schuldigen Summe bezahlt; ich habe große Massen Bücher einbinden lassen, und so ist es bald wieder vorbei.

Mit Gersdorff haben wir eine merkwürdig glückliche und heitere Woche verlebt, er kam am 16 Oct. an. Der arme Baumgartner laborirt sehr als Soldat. Von Overbeck erscheint jetzt eben ein Buch Studien zur alten Kirchengeschichte. Neulich war ich Abends bei Frl. Kestner, welcher ich Dein Bild brachte, zusammen mit einer schnurrigen alten Lievländerin Baronin Güldenstubbe, die aus Aegypten kam. Zwei Winterconcerte habe ich schon überstanden, ich dorre für Basel immer mehr ab, wie Du Dir denken kannst. Ein großes Colleg wird mich diesen Winter festnageln — ein Versuch für meine Augen. Morgen ist Rektoratsfeier, mit großem Schmause. Viel Meßlärm in der Stadt.

Das Beste kommt noch in Gestalt von Briefen zu mir. So aus Bayreuth, von Rohde usw. — Wozu war denn der kleine Borstwisch bei meinen Geburtstagsgeschenken?

Hier giebt es viel Obst und immer noch Weintrauben.

Die Braut des Prof. Von der Mühl kenne ich nicht, es soll ganz normal-baslerisch zugegangen sein.

Sage unsrer lieben Mutter etwas Gutes von mir und behalte mich lieb

Dein Fritz

[«]

402. An Marie Baumgartner in Lörrach

Basel Donnerstag. <12. November 1874>

Verehrteste Frau

am nächsten Samstag Nachmittag werden wir, nämlich Hr. Prof. Overbeck und ich, uns erlauben, Ihnen einen Besuch zu machen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen gerne sagen, in wie hohem Grade Sie mich durch Ihren Brief (den ersten, welchen ich über meine jüngste Schrift erhielt) ausgezeichnet und beglückt haben.

Die neuesten Nachrichten, die ich von Adolf erhalten habe, lauten ja sehr muthig und beruhigend; es wird Ihnen gewiss ein Stein vom Herzen gefallen sein, nun zu wissen, dass seine Gesundheit nicht mehr leidet.

Verehrungsvoll Ihr
ergebenster Diener
Dr Fr Nietzsche

[«]

403. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 15. November 1874>

Liebster Freund, ich bin so bis über die Ohren im Wintersemester drin, dass ich nach allem Guten in der Nähe und Ferne nur noch blinzeln darf d. h. in unserem Falle, ganz kleine Briefchen schreiben und wie ich fürchte nicht einmal oft. Erstens giebt es Litteraturgesch., sodann Rhetorik des Aristot., alles neu und schwer, dann Seminar, und Schule, kurz ich habe den Tag und die Woche in Stunden zerschnitten, und lebe nach diesem Stundenplane peinlichst, sonst wird nichts draus. — Mit den Augen erträgt es sich, zum Erstaunen, besser als ich dachte. Überhaupt emport Gesundheit. Dagegen giebt es diesen Winter keine neue Unzeitgemässe, es ist nicht zu erzwingen.

Ich habe mit meiner Nr. 3 in Bayreuth eine ganz unglaubliche Freude gemacht, und überhaupt scheint es, dass sie mit gutem Sterne im Lande herumwandelt. Schmeitzner ist nun auch Besitzer von Overbecks Christlichkeit und von meinen Nr. 1 und 2. Deren buchhändlerischer Erfolg war, wie sich dabei ergab, schlecht genug: von der Straussiade sind über 500 Exemplare, von der Historie nicht 200 verkauft. Welche Zukunft!

Romundt denkt nun endlich an Schulmeistereien von Ostern ab, es wird schlimm für den armen Freund sein, wegzukommen, schlimm auch anzukommen. Und doch halten wir's in jeder Beziehung jetzt für nothwendig, dass er die akademische Philosophirerei aufgiebt; vor allem weil er sich doch persönlich schlecht dabei befindet und oft recht angegriffen und nervös ist.

Die geschuldeten Gelder sind eingetroffen, ganz unerwartet, dem Geschenke vergleichbar. Mit Deinem Briefe aber hast Du mich ganz und gar gerührt, wahrhaftig, meine Freunde denken zu gut von mir und zu wenig an sich, dabei bleibts.

Morgen ist Overbecks Geburtstag, er wird 37 Jahre. Was für ein treffliches Buch, ich kaue daran herum und immer schmeckt mirs. Es ist eine zähe Kraft in dieser Natur, von welcher ich die grösste Meinung habe; er ist selbständig, gut und fleissig und hat den Muth alles dreies Jahr aus Jahr ein zu sein. Sieben<und>dreissig Jahre! —

Baumgartner mein Erzschüler ist jetzt Husar in Bonn und schreibt so, dass man viel Freude haben kann.

Heute Abend war ich eine Viertelstunde ganz glücklich: ich hörte den Carneval romain von Berlioz. Wir wollen nur alle unsere Sachen recht ordentlich machen, es zieht dann alles auch so einen Schweif von Glück hinter sich drein.

Gersdorff ist in Hohenheim, wir haben zusammen eine ganz tolle vergnügte und gefrässige Woche verbracht; jeden Morgen von 11—12 Uhr Gespräche über Heirathen und dergleichen.

Adieu mein lieber guter Freund, ich bedaure immer, dass Du das letzte Mal die Baseler Wirthschaft so trübe und vernebelt gefunden hast. Es geht ganze Monate lang anders zu. Zum Beispiel jetzt. In allen Treuen Dein

Dich liebender Freund F. N.

[«]

404. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

Basel den 16 Nov 1874.

Mein lieber Freund, aus meinem langen Schweigen wirst Du wohl schon entnommen haben, dass ich mich mit beiden Beinen in die Wintersemester-Noth hineingestürzt habe und dass ich jetzt tüchtig zu schwimmen habe. Mitunter vergeht einem Hören und Sehen, folglich auch alles Briefschreiben. Wenn Du einmal nach Bayreuth schreibst, so sage doch gelegentlich, ich hätte noch nie einen so arbeitsvollen Winter gehabt und müsste mit Hülfe eines Stundenplanes von Morgens 8 — Abends 11 oder 12 es zu erzwingen suchen: nämlich 7 Stunden Universität, 6 Pädagog., lauter neue Felder (darunter griech. Litteraturgeschichte, wie Du weisst) Es geht toll zu, aber bis jetzt bin ich wohl und heiter, besonders auch darüber dass Magen und Augen es ganz gut aushalten. An Unzeitgemässe Dinge ist lange nicht zu denken, das Amt reisst mich nach andren Seiten fort. Seufzen behalte ich mir vor, auf die Zeit, wo ich dazu Zeit haben werde.

Heute ist des muthigen Freundes und Bruders Overbeck Geburtstag; er ist 37 Jahre geworden. — Wie glücklich waren wir alle zusammen bei Deinem Hiersein! Es war die vergnügteste Woche des ganzen Jahres; ich zehre daran und muss bei einigen Erinnerungen immer lachen.

Anbei einiges Herrliche und Unglaubliche aus Bayreuth: wer freut sich so, wie Du darüber?

Den schönsten Dank für Deinen Brief und die Bitte, über die Brieffaulheit eines Fleissigen nicht böse zu sein. Adieu alter guter Freund.

[«]

405. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel 3 Dez 1874.

Meine liebe Mutter und Schwester

es geht so arbeitsam hier zu, dass eine Woche läuft und wieder eine Woche, und plötzlich merke ich, wie lange ich Euch nicht geschrieben habe. Also wirklich, es ist seit lange der schwerste Winter, was die Noth der täglichen Arbeit betrifft, und es wäre nicht auszuhalten, wäre es nicht sonst der beste, den ich seit Jahren verlebe; denn meine Gesundheit ist im guten Stande.

Weihnachten werde ich doch wohl nach Naumburg kommen. Es soll vergnügt zugehen. Hier lebe ich wie eine Ratte unter Büchern. Es passirt wenig, wofür ich dem Himmel dankbar bin; denn unter dem Vielen ist das Meiste nicht viel werth.

Vorgestern habe ich mit Heinze getanzt, bei Immermans, er, Miaskowski’s und wir.

Ausser Briefen wüsste ich gar nichts zu berichten. Ich sehe keinen Menschen und werde auch nicht eingeladen. Das heisst, doch, nächsten Sonntag zum alten Gerlach.

Auch Briefe bekomme ich nicht, man lässt mich schön in Ruhe. Frl. v Meysenbug freilich hat geschrieben, aus Rom, auch Baumgartner aus Bonn. In Lörrach war ich zweimal diesen Winter, es ist eine gute und wohlsorgende Frau und mir sehr dankbar, diese Frau Baumgartner, und jetzt übersetzt sie meine dritte Unzeitgemässe in’s Französische, ich glaube, es wird was sehr Gutes, denn sie weiss mehr vom Stil als ich.

Ich habe für 50 Jahre schöne Arbeiten vor mir — und nun muss ich so pferdemässig im Joche ziehn und kann kaum rechts noch links sehn. Ach!

(Seufzer!)

Der Winter ist im Ganzen kräftig gekommen, doch giebt es seit gestern schweinischen Koth.

Weihnachten wird es muthmaasslich kalt.

Ist es Euch recht, dass ich komme? — Ich freue mich so darauf, einmal unter Euch zu sein und diese verfluchte Universitätswirthschaft für 10 Tage hinter mir zu haben. Schenkt mir doch zu Weihnachten ein kleines Landhaus, wo ich den Rest meines Lebens ruhig sitzen kann und schöne Bücher schreiben — ach! (Seufzer!)

Mit herzlichem Grusse
Euer Fritz.

[«]

406. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 13. Dezember 1874>
Sonntag.

Meine liebe Mutter und Schwester

da ich auf meinen letzten Brief keine Antwort erhalte, nehme ich beinahe an, dass er gar nicht angekommen ist; zu Weihnachtszeiten nichts Ungewöhnliches. Oder, falls er angekommen ist, so habt Ihr Euch vielleicht gewundert, dass ich nun doch noch zu Weihnachten kommen will, vielleicht passt es Euch jetzt nicht und Ihr habt irgend welche anderen Beschlüsse gefasst. Kurz, sagt es mir nur, wenn es diesmal nicht gut geht, dass ich komme. Macht Euch ja keine Bedenken, mir ein einfaches Nein! zu schreiben. Aber bitte, schreibt bald.

Gestern Abend war ich bei Siebers; es geht recht gut, alles war guter Dinge, man grüsst Dich liebe Lisbeth.

Traurige Neuigkeit! Grosser Bankerott von Burckhardt-Schrickel. Ebenfalls von Heussler und Comp. (Du erinnerst Dich aus den Drei Königen), dann ebenfalls von Bischoff. Es steht mit allen Seidenfabrikanten schlimm.

Heute Mittag bin ich mit Overbeck bei Bachofens.

Gestern schickte Rohde ein Kästchen mit Kieler Sprotten.

Sagt mir doch, was ich Euch noch aus Basel mitbringen könnte.

Ich würde Mittwoch Nachmittag in Naumburg vor dem Feste ankommen — wenn es überhaupt angeht.

Nun verzeiht die Eile meines Briefs und seid herzlich gegrüsst

von Eurem Fritz.

Tod und Begräbniss des alten Herrn Reisch wird Euch gemeldet sein. — Viele Grüsse von Bätely Burckhardt.

[«]

407. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 18. Dezember 1874>
Freitag.

Meine Lieben, also wirklich, ich komme, und zwar freilich erst am Mittwoch Nachmittag: da ich hier am Diensttage noch zwei Stunden habe.

Ich wünsche Euch und mir ein recht geruhiges und vergnügtes Weihnachten.

Wäre nur erst die abscheuliche Nachtfahrt überwunden! Davor graust mir.

Das Wetter ist sehr schön hier.

Auf Wiedersehn!
Herzlich grüssend Euer F.

[«]

408. An Carl Fuchs in Berlin

<Basel,> 21 Dez. 1874.

Sie können Sich schwerlich vorstellen, wie sehr Sie mich durch Ihre letzten Mittheilungen erfreut haben. Wirklich, ich dachte vordem mit einem trüben Missmuth an Sie und fürchtete Schlimmes und Schlimmstes, ohne mir irgend welche Kraft beizumessen; um da etwas ändern zu können. Gott weiss wie ich Angesichts aller wirklichen Natur immer zum Fatalisten werde und es auch bei Ihnen wurde, heimlich zu mir sprechend: „dem ist nicht zu helfen.“ Schlimm! Schlimm! Gerade bei denen, wo man helfen könnte, lohnt sich’s nicht. Nun sagen Sie selbst, dass Sie eine gefährliche Crisis hinter sich haben; ich stelle diese mir als ein moralisches Kindbettfieber vor, wie es einzutreten pflegt, wenn man etwas Ordentliches gethan, sich rechtschaffen bezwungen hat und hinterdrein um so mehr zusammenknickt und eine Zeit lang etwas bettlägerig ist; in dieser Schwäche greift man dann leicht nach dem Falschen und erweckt Angst und Bangen. In seinen Hauptsachen muss sich nun der Mensch rein halten, ist meine stille Anforderung an Jedermann, während ich ziemlich tolerant, ja lax und nachlässig in den Nebensachen bin, bei mir und Anderen. Sie verzeihen es mir gewiss, wenn ich Ihnen es sage: es kam mich in diesem Spätsommer ein Schauer und Zweifel an; aus der Ferne lässt sich so etwas nicht leicht gut machen und durch offenherzige Briefe wird hier und da manches schlechter gemacht. Kurz, ich nahm mir vor etwas zu warten und zwar auf Handlungen und Thatsachen zu warten.

Darüber vernehme ich nun genug aus Ihrem letzten Briefe und nur Dinge von der tröstlichen und wiedergutmachendsten Art. Nun haben Sie die kleine Stadt entdeckt, wo Sie zum musikalischen Herren und Obersten heranwachsen können, wo es möglich ist pflanzen und ernten zu können und wo nicht der „böse Feind“ Ihnen die Saat verdirbt und die Freude der Arbeit nimmt. Wer möchte Ihnen nicht gerne längst dazu verholfen haben! Aber es nützte nichts, wenn Sie sich nicht dazu verhalfen und sich zu dieser Auffassung der Dinge hinab oder hinaufstimmten. (Beiläufig: als Sie mir die Mittheilung über die Mainzer Sache machten und das documentum illustre vorlegten, so habe ich in der nächsten Viertelstunde nach Bayreuth darüber geschrieben und angefragt ob etwas zu thun sei, schickte auch das documentum mit, hatte aber sofort das Gefühl bei dieser Sache und bei diesem Verfahren kein Glück zu haben und hatte auch keines). Ihre Künstler-Reiseabenteuer, Ihre Künstler-Rache an den Breslauern und überhaupt alles was Sie mittheilen und wie Sie es mittheilen hat etwas von Freiheit und Errettung an sich worüber ich mich immerfort freue; so konnten Sie sich nur selbst helfen. Mein Freund Gersdorff hat Sie in Bunzlau gehört, schickte das Programm und schrieb erbaut und ergriffen zumal über Ihren Vortrag Bach’s.

Wenn Sie die Preisschrift über den Ring des Nibelungen lesen, werden Sie merken, dass mit ihr Niemandem etwas weggenommen ist; während Sie wohl schon wissen, dass Ihnen Niemand etwas von dem wegnehmen kann, was wirklich das Ihrige ist und was Sie allein können. Kommen Sie im nächsten Sommer (1875) nach Bayreuth, zu den Proben? Ich bin dort von Mitte Juli bis Mitte August. Sehen Sie doch ja zu, dass Sie kommen. Ich meine, man muss dabei sein, sonst giebts gar kein „Muss“ mehr.

Und nun ein herzliches Lebe- und Reisewohl und alles Gute und Getreuliche dem Getreuen.

Ihr ergebenster
Fr. Nietzsche.

auch im Namen Overbecks, der bereits in die Ferien gereist ist.

[«]

409. An Theodor Opitz in Liestal

Basel den 21 Dezember 1874.

Nun schon zum zweiten Male habe ich von Ihnen, geehrtester Herr, ein Zeichen sympathischen Einverständnisses erhalten. Will ich versuchen Ihnen dafür zu danken, so müssen Sie mir auch freistellen, es auf meine Weise zu thun, ich meine hier nämlich, auf eine recht bescheiden-hochmüthige Art. Ich sehe von dem Persönlichen solcher Begegnungen ab und vergesse, daß Sie mich gelobt und geehrt haben, denke mir aber, daß Sie und ich über irgend etwas sehr Wesentliches Einer Meinung und daß wir Beide Recht haben. Darauf nämlich kommt es an, wirklich glauben zu können, daß man mehr Recht hat mit seinen unzeitgemäßen Meinungen als die ganze Zeit mit ihren zeitgemäßen: da steckt das Hochmüthige, von dem ich sprach, da aber auch das Bescheidene. Denn es ist gar kein Verdienst dabei von einer grünen Thür zu sagen sie sei grün und von der Wahrheit, sie sei wahr. Wir thun damit doch eben nur das Unvermeidliche und nehmen den Steinen die Mühe ab, die ja, wenn wir schweigen, schreien müßten. Denn, über Schopenhauer etwas zu sagen war fast schon zu spät: mir scheint es, hier haben schon die Steine geschrieen.

Mit aufrichtigem Danke
Ihr
ergebenster
Friedrich Nietzsche.

[«]

410. An Erwin Rohde in Kiel

den 21 Dez. 1874. Basel.

Morgen, mein liebster Freund, soll’s heimwärts gehen, und es giebt höllisch viel noch zu bedenken, einzukaufen, selbst noch ein paar Stunden zu geben, dann muss ich noch ein paar schöne Verschen machen, um sie in schön gebundene Bücher zu schreiben und soeben hatte ich den Besuch meines trefflichen Schülers Freundes und blauen Husaren Adolf Baumgartner, der mit einer ganzen Weihnachtsbescheerung bei mir antrat und selbst eine Bescheerung war; selbst noch ein Dichter meldete sich heute Abend, Hr Theodor Opitz, Übersetzer von Petöfi; er schickte ein Gedicht, mit der Überschrift „Schopenhauer als Erzieher“. Overbeck ist schon fortgeflogen in die Ferien und hat mir noch auf dem Bahnhofe aufgetragen, Dir seine Weihnachts- und Neujahrswünsche zu „übermitteln“ (wie der nunmehr selige Tischendorf zu sagen beliebte) Romundt der Unselige bleibt zurück wie ein Vogel auf seiner Stange: aber Ostern ist es aus mit seiner akademischen Nonsinecura, dann gehts hinaus; hier ist nichts für ihn günstig gestimmt. Dr. Fuchs ist ein gutes Vorbild, der hat sich eine neue Heimat gegründet, in Hirschberg in Schlesien, er schrieb nach langer etwas athemschwerer Pause vorgestern zum ersten Male wieder, gut und frei und mich völlig um- und einstimmend. Wagner ist am 21 November mit der Nibelungen-Partitur fertig geworden — Laus Deo! Krug und Pinder kommen mit ihren Weiberchen nach Naumburg, Gersdorff geht auch nach Hause und vielleicht zu den Grafen Einsiedels, auf Liebeswegen (m<ezza> v<oce>, ja selbst pp. im sanftesten decrescendo); ich selber schleppe meine Noten zusammen, um in diesen Erholenden Ferien das ganze musikalische Opferfest meiner Kindheit und Jugend noch einmal zu feiern und durch Abschreiben zu codificiren: wobei mir der einarmige Thürmer auf dem Naumburger Domthurme helfen soll. Der hymnus wird nun noch einmal umgeschrieben, für 2 Hände, aber für a bitzeli grosse Hände. Mit meiner Vorlesung über griech. Litteratur bin ich glücklich bis zu Tryphiodorum gekommen, resp. bei ihm stecken geblieben, will sagen, ich habe Epom abgehaspelt, verzeih mir die casuswidrige Wuth bei dieser Rückerinnerung — ich hoffe in drei Semestern mit meinem „Abriss“ fertig zu sein, aber es ist mehr eine καλὴ ἐλπίς.

In alle diese Bewegung und diese feuchten Schwingen fiel ein Kästlein Kieler Sprotten hinein, ich will nicht sagen wie ein Blitz bei heitrem Himmel, aber wohl wie ein Regen bei trockner Erde, wenn die Bäche klein sind und nur noch schleichen (Du siehst ich habe vom Epos die fürchterliche aber durchgehende Eigenschaft der unpassenden Gleichnisse angenommen) Kurz, sie haben trefflich geschmeckt, wir alle bezeugen es; in Betreff der Urheberschaft machte ich sofort folgende epigrammatische Dichtung

Dieser Sprott

Ist nicht von Gott,
meine, er kommt von Rott.

Soeben sehe ich nach der Uhr, schaudere, es ist gleich Eins (Nächtens!), Pflicht und Bett rufen und so bleibt mir nur noch eine Tinte voll Feder übrig — umgekehrt! um Dir zu sagen, dass ich jetzo und in kommenden Jahren Dein getreuer Freund und Bruder sein und bleiben will

Gute Nacht.
Dein
Fridericus.

[«]

---

411. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

Naumburg den 24 Dez. 1874.

Mein lieber getreuer Freund, ich sitze hier zu Naumburg, in heimatlichster Stimmung, gestern kam ich an, schlief gut und heute morgen soll Deiner und der Frauen Wagner gedacht sein. Es gab in den letzten Wochen ein großes Drängen, so daß ich nicht zum Briefschreiben kam, doch ist es mit der Gesundheit gerade noch gegangen, und ich glaube auch, es wird gehen. Die Geschichte des griechischen Epos habe ich in meinem Colleg bis jetzt zu Ende erzählt, da aber die ganze Litteratur der Griechen heran soll, wird sich dies Colleg wohl über 3 Semester hinziehen. Diese Ferien will ich dafür mit aller Litteratur verschont sein, habe aber alle meine Jugendcompositionen um mich gehäuft, daraus soll etwas gebraut werden „dran sich der Lenz erkennen lässt“, ich meine zur Erinnerung, für das Alter. Viel ist mir in den letzten Monaten durch den Kopf gegangen, und ich bin mehrfach wieder unzeitgemäß befruchtet worden, doch wann werde ich wieder Zeit finden? Quaeritur. Am Tage meiner Abreise aus Basel erschien ein Gedicht, verfaßt von dem Übersetzer des Petöfi Th. Opitz; ich lege es gelegentlich einmal bei. Die darin ausgedrückte Wirkung scheint diesmal bei allen meinen ordentlichen Lesern eingetreten zu sein (nur Frau Guerrieri fand sich diesmal „deprimirt“, von der Größe der Aufgabe erschreckt, frauenzimmerlich-zimperlich!); der alte Präsident Turneysen schrieb mir sehr gut, und daß Frau Baumgartner eifrig und glücklich daran übersetzt (bis jetzt bis zu Cap. 5) habe ich Dir wohl erzählt, sie hat viel Übung und Geschmack, aber bei vielen ihrer Sprachbemerkungen danke ich doch dem Himmel ein Deutscher zu sein, ich möchte nichts mit einer so ausgelitzten

Sprache wie die französische ist zu thun haben. Unser lieber junger Freund Baumgartner hat mich vorgestern auf die Bahn begleitet bei der Abreise, und zwar angethan mit der Paradepracht eines blauen Husaren, er sieht wohl und reichlicher aus als früher, und ist wirklich sehr gut aufgehoben in seiner Schwadron; der Offizier, der ihn und die Mit-Freiwilligen ausbildet ist Prinz Löwenstein, sein oberster Chef der regierende Reuß. Baumgartner schickt Dir seine besten Grüße, Dein Verwandter Gr<af> Rothkirch ist bei einer andren Schwadron. Mit dem Dr. Fuchs ist wieder Friede und Freundschaft eingetreten, das moralische Kindbettfieber überwunden; denke Dir, daß er sich in Hirschberg (Schlesien) eine neue Heimat gegründet hat; er schreibt kräftig, heiter und beruhigt, auch sehr dankbar — wofür eigentlich? Ich freue mich herzlich über diese Erfahrung. — Rohde schickte Kieler Sprotten nach Basel und einen sehr schönen Brief, er formt weiter an seinem „Roman“, der immer dicker wird wie ein Schneemann; schrieb auch einiges über Erotica und will bemerkt haben daß er „zu alt oder zu dumm oder zu verstudirt sei, als daß dergl. seine Gedanken ganz oder nur vorwiegend und namentlich auf einige Dauer fesseln könnten“. — Overbeck ist in Dresden, Romundt (dessen Geburtstag am 27 Dez. ist) in Basel, letzterer hat nun endgültig seine Universitätsdinge auf Nichts gestellt, ich will sagen, er geht Ostern ab und fort — und wohin? Wir wissens noch nicht, eine tüchtige Lehrerstellung soll herauskommen, nöthig ist es wahrhaftig, daß er die verfluchte Philosophirerei kalt stellt, er wurde recht tottig dabei und wird es täglich mehr, wie er selbst fühlt, und wir mit ihm fühlen. — Für Deinen letzten Brief und die Mittheilung des Bayreuther Briefes herzlichen Dank; wir wollen allesammt dem Himmel und der Unterwelt und wo sonst noch Götter sich aufhalten danken, daß das Nibelungenwerk gethan ist. Dem trefflichen Rau wünsche ich empfohlen zu werden und zu bleiben, das ist ein guter Mensch, und wie er seine Sachen ordentlich vorwärts führt, ist gut zu hören, auch zum Nachmachen. Krug und Pinder, beiläufig, werden mir in diesen Tagen ihre Weiberchen präsentiren, alles kommt zur Weihnacht.

Nun mein herzlieber Freund, Du weißt, daß wir über den Tag Deiner Geburt nicht klagen und fluchen; wie immer auch das Menschenloos im Ganzen sei, gewiß beklagens-, vielleicht fluchenswerth — aber gute Freunde ist eine sehr achtenswerthe Erfindung, derenthalben soll das Menschenloos gerühmt werden. Bis jetzt war es die einzige Art, wie wir mit unserm Besten etwas weiter wirkten und weiter lebten, über das Individuum hinaus; gelegentlich müssen wir auch nun unsere andre Schuldigkeit thun und für einen kräftigen geistig-leiblich ebenbürtigen Nachwuchs sorgen. Aber was auch geschehe, der Hymnus auf die Freundschaft soll immer fort erschallen; und dabei werde ich immer mit Lob und Dank an Dich gedenken, mein lieber treuer Gersdorff!

Empfiehl mich Deinen verehrten Eltern und sei selber herzlich gegrüßt von meiner Mutter und Schwester.

Und nun tapfer hinüber ins neue Jahr.

Dein
Friedrich Nietzsche.

[«]

[Briefe 1875]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1875]

412. An Hans von Bülow in London
413. An Emma Guerrieri-Gonzaga in Florenz
414. An Malwida von Meysenbug in Rom
415. An Marie Baumgartner in Lörrach
416. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
417. An Marie Baumgartner in Lörrach (Visitenkarte)
418. An Paul Deussen in Aachen
419. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
420. An Franziska Nietzsche in Naumburg
421. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Februar 1875]

422. An Erwin Rohde in Kiel
423. An Marie Baumgartner in Lörrach
424. An Malwida von Meysenbug in Rom
425. An Marie Baumgartner in Lörrach
426. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz
427. An Richard Wagner in Bayreuth
428. An Elisabeth Nietzsche in Bayreuth
429. An Marie Baumgartner in Lörrach
430. An Erwin Rohde in Kiel

[«]

[März 1875]

431. An Elisabeth Nietzsche in Bayreuth
432. An Marie Baumgartner in Lörrach
433. An Franziska Nietzsche in Cainsdorf
434. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz
435. An Marie Baumgartner in Lörrach
436. An Malwida von Meysenbug in Rom
437. An Elisabeth Nietzsche in Cainsdorf

[«]

[April 1875]

438. An Marie Baumgartner in Lörrach
439. An Carl von Gersdorff in Hohenheim
440. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Mai 1875]

441. An Auguste Pinder in Naumburg
442. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
443. An Carl von Gersdorff in Hohenheim
444. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
445. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
446. An Marie Baumgartner in Lörrach
447. An Carl von Gersdorff in Hohenheim
448. An Franz Overbeck in Karlsbad
449. An Richard Wagner in Bayreuth
450. An Franz Overbeck in Karlsbad
451. An Cosima Wagner in Bayreuth (Disposition)

452. An Elisabeth Nietzsche in Basel

[«]

[Juni 1875]

453. An Erwin Rohde in Kiel
454. An Franziska Nietzsche in Naumburg
455. An Erwin Rohde in Kiel
456. An Heinrich Romundt in Waldheim
456a. Eingabe an die Erziehungsbehörde in Basel
457. An Carl von Gersdorff in Hohenheim
458. An Carl Fuchs in Hirschberg

[«]

[Juli 1875]

459. An Franziska Nietzsche in Naumburg
460. An Franz Dorotheus Gerlach in Basel
461. An Carl von Gersdorff in Hohenheim
462. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
463. An Carl von Gersdorff in Hohenheim
464. An Gustav Krug in Bonn
465. An Erwin Rohde in Kiel
466. An Marie Baumgartner auf Seelisberg
467. An Franz Overbeck in Dresden
468. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
469. An Marie Baumgartner in Lörrach
470. An Carl von Gersdorff in Hohenheim
471. An Carl von Gersdorff in Hohenheim
472. An Louis Kelterborn in Basel
473. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[August 1875]

474. An Erwin Rohde in Bayreuth
475. An Marie Baumgartner in Lörrach
476. An Elisabeth Nietzsche in Basel
477. An Franziska Nietzsche in Naumburg
478. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Telegramm)
479. An Carl Fuchs in Hirschberg
480. An Malwida von Meysenbug in Paris
481. An Franz Overbeck in Bayreuth
482. An Edouard Schuré in Paris
483. An Erwin Rohde in Zürich

[«]

[September 1875]

484. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz
485. An Erwin Rohde in Kiel
486. An Marie Baumgartner in Lörrach
487. An Carl von Gersdorff in Ostrichen
488. An Heinrich Romundt in Oldenburg
489. An Gustav Krug in Bonn

[«]

[Oktober 1875]

490. An Erwin Rohde in Kiel
491. An Franziska Nietzsche in Dreifelden
492. An Paul Rée in Paris

[«]

[November 1875]

493. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

[«]

[Dezember 1875]

494. An Erwin Rohde in Kiel
495. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

[«]

412. An Hans von Bülow in London

<Naumburg,> 2 Jan. 1875.

Hochverehrter Herr

ich habe mich durch Ihren Brief viel zu erfreut und geehrt gefühlt, um mir nicht den Vorschlag, welchen Sie mir in Betreff Leopardi's machen, zehnfach zu überlegen. Ich kenne dessen prosaische Schriften freilich nur zum kleinsten Theile; einer meiner Freunde, der mit mir in Basel zusammenwohnt, hat öfters einzelne Stücke daraus übersetzt und las sie mir vor, jedes mal zu meiner grossen Überraschung und Bewunderung; wir besitzen die neueste Livorneser Ausgabe. (Soeben ist übrigens ein französisches Werk über Leopardi erschienen, Paris bei Didier, der Name des Autors ist mir entfallen — Boulé?) Die Gedichte kenne ich nach einer Übersetzung Hamerling's. Ich selber nämlich verstehe gar zu wenig Italiänisch und bin überhaupt obschon Philologe doch leider gar kein Sprachenmensch (die deutsche Sprache wird mir sauer genug).

Aber das Schlimmste ist: ich habe gar keine Zeit. Die nächsten 5 Jahre habe ich festgesetzt, um in ihnen die übrigen 10 Unzeitgemässen auszuarbeiten und um damit die Seele von all dem polemisch-leidenschaftlichen Wuste möglichst zu säubern. In Wahrheit aber begreife ich kaum, wo ich dazu die Zeit finden soll; denn ich bin nicht nur akademischer Lehrer, sondern gebe auch griechischen Unterricht am Baseler Pädagogium. Meine bisherigen schriftartigen Erzeugnisse (ich möchte nicht „Bücher“ und auch nicht „Broschüren“ sagen) habe ich in spärlichen Ferien und in Krankheitszeiten mir beinahe abgelistet, die Straussiade musste ich sogar dictiren, weil ich damals weder lesen noch schreiben konnte. Da es aber mit meiner Leiblichkeit jetzt sehr gut steht, keine Krankheit in Sicht ist und die täglichen Kaltwasserbäder mir keine Wahrscheinlichkeit geben, dass ich je wieder krank werde, so steht es mit meiner schriftstellerischen Zukunft fast hoffnungslos — es sei dass sich mein Tichten und Trachten nach einem Landgute irgendwann einmal erfüllte.

Auf eine solche schüchterne Möglichkeit werden Sie Sich, verehrter Herr, natürlich nicht einlassen; weshalb ich Sie bitten muss, von mir bei diesem Plane abzusehen. Dass Sie aber überhaupt dabei an mich „gedacht“ haben, ist eine Form der Sympathie, über die ich mich nicht genug freuen kann, selbst wenn ich erkennen sollte, dass es für jenes Vermittler-Amt zwischen Italien und Deutschland würdigere und geeignetere Persönlichkeiten giebt.

Ich verharre in steter Hochschätzung
Ihr ergebenster
Friedrich Nietzsche

[«]

413. An Emma Guerrieri-Gonzaga in Florenz

Naumburg. Den 2 Januar 1875.

Also verehrte Frau! Wir müssen uns einstweilen hinein fügen, dass unsere Übereinstimmung keine völlige, vor allem noch keine grundsätzliche ist. So nämlich habe ich Ihre Empfindung mir gedeutet, wie Sie mir dieselbe mit der dankenswürdigsten Offenheit mittheilten: ich meine, Ihre widerstrebende Stimmung ging diesmal über das zunächst vorliegende Buch hinaus und brachte es zu einem allgemeinen Zweifel und Bedenken in Betreff aller meiner Wege und Ziele. Denken Sie, dass mir Ihr Brief zumal als eine Antwort auf die „Historie“ erschien; als ob Sie nämlich jetzt dahin gelangt seien, das darin ausgesprochene Allgemeine jetzt so in der Nähe zu sehen, wie ich es etwa gewohnt bin anzusehen: wobei Sie erschraken und an den Allgemeinheiten selbst irre wurden.

In diesem Zweifel muss ich Sie nun belassen, denn ich habe gar kein Vertrauen zu brieflichen Aufklärungen so complicirter Dinge; wobei zuletzt doch jeder nach seinem Maasse, ich meine nach seinen Erfahrungen und Bedürfnissen misst. Über die eigentlichen Missverständnisse wird Sie Ihr reiner und zum Wahren strebender Sinn selbst besser aufklären und vor allem fruchtbarer aufklären als das irgend ein Brief vermöchte; fragen Sie sich, ich bitte, z. B. darnach, ob ich ein Feind des nationalen Gefühls bin und ob ich das deutsche Reich verunglimpfe, oder ob nicht viel mehr — — doch nein, in solchen Dingen sollen Sie mich rechtfertigen, nicht ich mich. Aber abgesehn von den Missverständnissen — nicht wahr, Sie verzeihen es, wenn ich ganz unbefangen das Wort gebrauche? — so wünschte ich, Sie möchten im Ganzen noch einmal oder zweimal den Versuch machen, einen neuen Gesichtswinkel (Gefühlswinkel?) für diese letzte Schrift zu gewinnen, Sie möchten nicht von vornherein zu hastig darauf ausgehen, das für Sie zunächst Wesentliche finden zu wollen. Der Weg von dem Schopenhauerischen Erzieherthum bis zu dem einzelnen Individuum ist noch sehr lang, und selbst das, was ich über diesen Weg noch zu sagen habe, — der Inbegriff der noch übrigen 10 Unzeitgemässen Betrachtungen — ist noch sehr viel. Ein wenig Geduld! —

Nein, verehrteste Frau, es darf nicht so sein, dass Sie von einer heroischen Musik einen deprimirenden Eindruck davon tragen. Es heisst dies wirklich nicht, verlangen dass Sie männlich empfinden sollen. —

Leben Sie wohl und bleiben Sie geneigt

Ihrem ergebensten
Friedrich Nietzsche

[«]

414. An Malwida von Meysenbug in Rom

Naumburg 2 Jan. 1875.

Liebe hochverehrte Freundin, wenn ich so spät auf einen so ausgezeichneten und jedes Dankes würdigen Brief antworte, so liegt der Grund in meinem curiosen Elend, zu dem jetzt mein Baseler Beruf geworden ist. Ich habe gegenwärtig und für ein paar Semester so viel zu thun, dass ich ordentlich in Betäubung von einem Tag in den andern gelange; so will's die „Pflicht“ und trotzdem ist mir oft dabei zu Muthe als ob ich mit dieser „Pflicht“ meiner eigentlichen Pflicht nicht nachkäme; und mit der letzteren hängt gewiss der Verkehr mit den wenigen Menschen zusammen, welche — wie Sie — in allem, was sie thun und leben, mich an das, was noth thut, erinnern.

Nun, ich lese griechische Literaturgeschichte und interpretire die Rhetorik des Aristoteles und gebe Stunden über Stunden, die Gesundheit hälts aus, die Augen eingeschlossen, nach der äusserlichen Ansicht der Dinge geht es mir also gut. Dabei aber weiss ich gar nicht mehr, wann ich wieder dazu kommen soll, meinen unzeitgemässen Cyclus fortzusetzen. Mein geheimes aber hoffnungsloses Tichten und Trachten geht auf ein Landgut. Ja, Weisheit mit einem Erbgut! wie Jesus Sirach sagt.

Jetzt habe ich 10 Tage Ferien hinter mir, ich verlebte sie mit Mutter und Schwester und fühle mich recht erholt; ich liess während dem alles Denken und Sinnen hinter mir und machte Musik. Viele tausend Notenköpfchen sind hingemalt worden, und mit einer Arbeit bin ich ganz fertig. Der Hymnus an die Freundschaft ist jetzt zweihändig und vierhändig anzustimmen; seine Form ist diese:
Vorspiel Festzug der Freunde zum Tempel der Freundschaft

Hymnus, erste Strophe.
Zwischenspiel — wie in traurig-glücklicher Erinnerung.
Hymnus, zweite Strophe.
Zwischenspiel, wie eine Wahrsagung über die Zukunft.
Ein Blick in weiteste Ferne.
Im Abziehen: Gesang der Freunde, dritte Strophe und Schluss.

Ich bin sehr zufrieden damit. Wollte Gott, es wäre auch ein andrer Mensch, zumal meine Freunde! Die Dauer der ganzen Musik ist genau 15 Minuten — Sie wissen was darin alles vorgehen kann, gerade die Musik ist ein deutliches Argument für die Idealität der Zeit. Möchte meine Musik ein Beweis dafür sein, dass man seine Zeit vergessen kann, und dass darin Idealität liegt!

Ausserdem habe ich meine Jugend-Compositionen revidirt und geordnet. Es bleibt mir ewig sonderbar, wie in der Musik die Unveränderlichkeit des Characters sich offenbart; was ein Knabe in ihr ausspricht, ist so deutlich die Sprache des Grundwesens seiner ganzen Natur, dass auch der Mann daran nichts geändert wünscht — natürlich die Unvollkommenheit der Technik und s. w. abgerechnet.

Wenn nach Schopenhauer der Wille vom Vater, der Intellect von der Mutter vererbt, so scheint es mir, dass die Musik als der Ausdruck des Willens auch Erbgut vom Vater her ist. Sehen Sie sich in Ihrer Erfahrung um: im Kreise der meinigen stimmt der Satz.

Heute Nachts fahre ich nach Basel zurück, durch hohen Schnee und kräftige Kälte, seien Sie froh, verehrte Freundin, jetzt nicht in unserm Bärenhäuter-Clima zu sein. —

Gestern schrieb Frau Wagner und Gersdorff an mich. Wir hoffen alle in der Mitte dieses Jahres zu den Bayreuther Proben zusammen zu kommen.

Ach könnten Sie doch dabei sein. Und möchte Ihnen dies Jahr erträglich und leicht werden! Und einiges Beglückende und Gute schenken!

Ich sah gestern als am ersten Tage des Jahres mit wirklichem Zittern in die Zukunft. Es ist schrecklich und gefährlich zu leben — ich beneide jeden, der auf eine rechtschaffne Weise todt wird.

Im Übrigen bin ich entschlossen alt zu werden; denn sonst kann man es zu nichts bringen. Aber nicht aus Vergnügen am Leben will ich alt werden. Sie verstehen diese Entschlossenheit.

Mit den herzlichsten Wünschen allezeit
der Ihrige
Friedrich Nietzsche

Meine Schwester wird allernächstens schreiben.

[«]

415. An Marie Baumgartner in Lörrach

7 Januar 1875.

Nicht wahr, hochverehrte Frau, es wird mir erlaubt sein, am nächsten Samstag bei Ihnen sammt meinen Freunden zu erscheinen? Danken und Gratuliren ist unsre Aufgabe, und zwar sehr danken und sehr gratuliren, auch in Hinsicht auf Ihren trefflichen Sohn, über den wir uns nicht genug freuen können. (So eben las ich im neuen rothen Heft und sehr erstaunt)

Ihr ergebener
und dankbarer
Dr F. Nietzsche.

[«]

416. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 17. Januar 1875>

Meine liebe Lisbeth,

dieses Jahr läßt sich auch für Dich anders an, als wir dachten; wie Du aus beifolgendem Briefe von Frau Wagner ersehen wirst.

Ich bitte unbedingt darum, zu thun, worum Du gebeten wirst, unsre gute Mutter wird mit Vergnügen Ja! sagen.

Sobald Du entschlossen bist, schreibe nach Bayreuth (so einfach wie möglich, aber ja recht bald!) und melde es mir.

Für einen bewußten Geburtstag im Februar gieb mir doch einen Wink.

Fritz.

Schönste Grüße. Ich war nach der Rückreise erkrankt (ganz wie vor einem Jahre zu Weihnachten in Naumburg) Es geht jetzt sehr gut.

[«]

417. An Marie Baumgartner in Lörrach (Visitenkarte)

<Basel, 19. Januar 1875>

Dr. Friedrich Nietzsche
ordentl. Professor an der Universität
BASEL.

bittet sehr um Verzeihung, dass seine Nachlässigkeit und Unachtsamkeit Ihnen so viel Bemühung gemacht hat.

Es soll am nächsten Samstag nicht wieder geschehen.

Sehr dankbar der Ihrige.

[«]

418. An Paul Deussen in Aachen

Basel Mitte Januar 1875.
<nach dem 17. Januar>

Du hast mir wirklich lieber Freund eine recht grosse Freude mit Deinem Briefe gemacht. Wenn sich alles so verhält, wie Du es schilderst und Du die entsprechende Energie, um solche Pläne durchzuführen hast — oder bewahrst, wie ich sagen könnte, so bekommt wirklich Dein Leben in seltnem Grade den Character des Vernünftigen und Gemeinnützlichen. Ich lobe sehr Deine Absicht, Dich durch einige Jahre strengeren Frohndienstes für alle übrigen Jahre des Lebens ganz und gar unabhängig zu machen; werde in der Durchführung dieses Planes ja nicht unsicher! Es ist kaum auszudrücken, was Du damit Dir gewinnst und welcherlei Gefahren Du damit den Weg verlegst. Und noch höher erscheint dieser Plan, wenn Du für die zukünftige so schwer errungene Mussezeit ein so edles Lebenswerk Dir vorgesetzt hast, wie es das ist, die indische Philosophie durch gute Übersetzungen uns zugänglich zu machen. Wüsste ich ein Mittel, um Dich zu einer solchen Lebensrichtung zu ermuthigen, wie gern wollte ich Dich ermuthigen! Mein Lob kann Dir nicht genügen, vielleicht schon eher meine Begierde, selber aus jener Quelle zu trinken, welche Du uns allen einmal öffnen willst.

Wenn Du wüsstest, mit welchem Missmuthe ich gerade immer an die indischen Philosophen gedacht habe! Was ich empfinden musste, als Prof. Windisch (der sich mit den philosophischen Texten sehr befasst hat, in London einen Katalog von c. 300 philosoph. Schriften verfasst hat!) mir sagen konnte, als er mir eine Sankhya-Schrift im Manuscript zeigte „Sonderbar, diese Inder haben immerfort philosophirt, und immer in die Quere!“ Dieses „immer in die Quere“ ist bei mir sprüchwörtlich geworden, um die Unbefähigung unsrer indischen Philologen, und ihre gänzliche Roheit zu bezeichnen. Ὄνος πρὸς λύραν. Der alte Brockhaus hielt vor ein paar Jahren in Leipzig eine Rectoratsrede mit einem Überblick über die Resultate der indischen Philologie — aber von Philosophie war alles stumm, ich glaube, er hatte sie zufällig vergessen.

Also: Du sollst gepriesen sein, dass Du sie nicht auch zufällig vergessen hast.

Wie glücklich erscheint jetzt Deine vorausgegangne Beschäftigung mit Kant und Schopenhauer! Du hast eine schöne Art entdeckt, diesen Lehrmeistern Deine Dankbarkeit auszudrücken.

Overbeck und Romundt sind, ebenso wie ich, voll Deines Lobes; und letzterem bist Du bereits mit einem so vernunftvollen Lebensplane vorbildlich und ermuthigend erschienen. Er verlässt Ostern die Universität und überhaupt das akademische Philosophenthum und sucht eine Lehrerstelle. —

Beiläufig: Du hast mir vor einiger Zeit einmal gemeldet, dass Du durch Basel mit einem bestimmten Zug durchkommen würdest. Natürlich war ich auf dem Bahnhofe, zog aber schliesslich traurig ab, nachdem ich alle Menschen, welche der Genfer Zug brachte, gemustert hatte und Dich nicht darunter fand.

Das musst Du aber irgend wann einmal wieder durch die That gut machen, nicht wahr, lieber Freund?

Und nun lebe wohl! Meine Segenswünsche sollen mit Dir sein.

Dein Friedrich
Nietzsche.

[«]

419. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel Dienstag. <26. Januar 1875>

Liebe Lisbeth,

ich habe mich sehr gefreut dass Du Dich kurz und gut entschlossen hast; ich legte grossen Werth darauf, dass Du es thatest, zuletzt bleibt es eine Art von hoher Schule für Dich; ich weiss keinen anderen Weg, wie Du so recht gründlich in alle meine Beziehungen eingeweiht werden könntest. Und so wird es für unsre Zukunft gut sein, dass es so gekommen ist. Ich freue mich darüber, wenn ich daran denke. — Je natürlicher Du Dich zeigst, um so leichter wird es Dir werden; denn nur das Festhalten einer Rolle ist schwer, bei W<agner>'s aber nützt es nichts Rollen zu spielen. Niemand verlangt von Dir, Frau Wagner zu ersetzen. Nimm es also einfach, die Kinder sind sehr gut; übrigens ebenfalls die Dienstboten.

Wenn ich denke, welche mannigfache Verpflichtung ich später einmal gegen Wagner's Familie haben könnte, so erscheint es mir sehr wichtig, dass Du recht gut bekannt und eingewöhnt bist. —

Die Zeitungen bringen jetzt die genauen Zeitansätze für die grossen Proben in diesem Sommer und die Aufführungen im nächsten Jahre. Es ist alles wie zugeschnitten für die Baseler Ferien, es passt herrlich. Es heisst, beiläufig „der Ring des Nibelungen“. Ich bin meines einzigen Exemplars das ich besass in Würzburg beraubt worden; jetzt habe ich nur die Gesammtausgabe. Über eine eigne Vorbereitung dafür habe ich gelacht.

Heinze ist seit einigen Tagen nicht wohl und liest keine Collegien.

Bis Fastnachten wird die französische Übersetzung meines „Schopenhauer als Erzieher“ fertig.

Ich war bei Frau Sarasin einen Abend eingeladen, bei La Roche-Burckhardts (nicht den Dir Bekannten), Freitag bei Hagenbach-Bischoffs.

In Betreff des 2t Febr. bin ich völlig einverstanden. Du wirst also noch in Naumburg zur Feier des Tages sein.

Dir und unserer guten Mutter
die herzlichsten Grüsse
Deines
Fritz.

[«]

420. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Basel,> Sonntag den letzten Januar 1875.

Meine liebe gute Mutter, ich komme eben vom Mittagsessen bei Vischer-Heußlers zurück und will schnell noch mein Geburtstagsbriefchen schreiben, damit Du es noch zur rechten Zeit und womöglich noch vor der rechten Zeit bekommst (um es nämlich wieder gut zu machen, daß mein Brief voriges Jahr wohl ein wenig spät kam) Wenn Du nächsten Dienstag 49 Jahr werden solltest — ich weiß es wirklich nicht genau — so will ich erzählen, was die alten Griechen von diesem Jahre hielten; sie meinten, man sei in diesem Jahre auf der Höhe und befinde sich geistlich und leiblich recht gut; weshalb ich Dir zu diesem Jahre besonders gratuliren will. Ich nehme ungefähr an, Du habest damit das erste Halbtheil Deines Lebens abgeschlossen, doch steht einer andern Auffassung nichts entgegen, wenn Du zb. vorziehen solltest, damit erst das erste Drittel des Lebens absolvirt zu haben... In letzterem Falle würdest Du auf dieser Erde noch Zeit haben bis 1973, im ersteren bloß bis 1924. Da ich mir selber vorgenommen habe, leidlich alt zu werden, so wollen wir uns nur daran gewöhnen, uns ungefähr als gleichalterig anzusehen; und wer weiß, ob Du nicht in 10 Jahren jünger aussiehst als ich in 10 Jahren! Ich glaube es beinahe und will mich nicht wundern. Irgendwann wird mich jeder der es nicht besser weiß, für den älteren Bruder halten (und Lisbeth vielleicht, wenn sie sich so fort in ihrer Jugend einmumisirt) für unser Enkelchen. Das wird eine schöne verkehrte Welt abgeben! Und woher kommts? Daher daß die Frau Mutter partout nicht alt werden will. Wozu ich heute aber von ganzem Herzen gratulire.

Mir geht es erträglich. Genug Arbeit, wenig Ruh bei Tag und Nacht. Doch halten's die Augen aus.

Die Jahre rennen so hin, und ich bin ferne davon, das Leben für eine schöne Erfindung anzusehen.

Am vorigen Freitag Abend war ich bei Hagenbach-Bischoffs zu Besuch. Siebers habe ich auch besucht, doch geht es nicht so gut bei Frau Sieber als man wünschen möchte. Heute Abend wird Dr. Hermann bei uns in der Baumannshöhle zu Gast sein, zum Abschied, er verläßt Basel mit diesem Monat. —

3 Sonnabende hinter einander war ich in Lörrach, wo die französische Übersetzung meiner letzten Schrift meine Anwesenheit wünschenwerth machte. Diese ist auch mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit fortgeführt worden; in 14 Tagen bekomme ich das fertige Manuscript und wir bemühen uns um einen Verleger in Paris. Mein deutscher Verleger in Schloß-Chemnitz ist über den bisherigen Verkauf recht zufrieden gestellt. Gersdorff wird Anfang März uns hier besuchen. —

Nun, meine liebe Mutter, feiere Deinen Ehrentag, wie auch ich ihn in der Ferne feiern werde. Behalte lieb Deinen

Fritz

[«]

421. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 31. Januar 1875>

Zettelchen für das Lama.

Schönsten Dank für Deinen Brief. Kürzeste Nachricht. Bitte zum Geburtstage unsrer lieben Mutter 3 Napoleons = 15 Thaler in meinem Namen unsrer Geburtstäglerin zu überreichen.

Die Reise Wagners geht nach Wien und Pesth, soviel ich höre. Die Zeitdauer kenne ich nicht, doch meine ich, nicht unter drei Wochen. Vielleicht noch etwas länger. Jedenfalls giebt es in der Charwoche keine Concerte mehr. — Schreib mir doch gleich von Bayreuth aus.

Fr.

Bitte bringe den Wagner'schen Kindern etwas zum Schnabuliren in meinem Namen mit.

[«]

---

422. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel,> 5 Febr. 1875.

Es ist schrecklich, mein lieber treuer Freund, wie die Monate hinfliegen und wie man wacht und schläft und nach Luft schnappt, aber noch schrecklicher sich zu denken dass es dem fernen Genossen eben so geht und dass man sich so wenig helfen kann. Ich wünschte sehr von Dir zu hören, dass Du gesund bist und Deinen Roman so gegen das Ende hin geführt hast. Mir ist es übrigens in diesem Jahre so, als ob ich mir jede unzufriedne Regung verbieten müsste, denn zuletzt heisst es doch viel Gunst und Bevorzugung von Seiten der Göttin τύχη, gerade als Zeitgenosse der Bayreuther Jahre zu leben; das Gefühl der Dankbarkeit dafür sollte mich nicht verlassen! Aber Du weisst den traurig-menschlichen Sinn eines solchen „es sollte". Mitunter zweifele ich fast daran, ob ich diese heiss und allzulange ersehnten Freudenfeste wirklich aushalten werde, mir dreht sich schon jetzt rein bei der Vorstellung davon das Herz um; man hat zu viel und zu lange entbehrt und gelitten. Nein, wie lebt man nur!

In Bayreuth ist jetzt wieder die leidige Nothwendigkeit da, dass Wagner und Frau zu Concertreisen nach Wien und Pesth fortmüssen. Während der Abwesenheit wird meine Schwester auf Frau Wagner’s Wunsch das Bayreuther Hauswesen leiten, sie wird jetzt wohl schon dort sein. Ich bin sehr glücklich über dieses grosse Zeichen von Vertrauen.

Meine dritte Unzeitgemässe ist inzwischen von Frau Baumgartner-Köchlin sehr schön ins Französische übersetzt worden. Jetzt suchen wir einen Verleger in Paris.

Adolf Baumgartner hat mir wieder ein dickes rothes Heft, das vierte, übersandt; er hat es als Husar in Bonn ausgearbeitet. Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Der kommt auch nach Bayreuth.

Gersdorff hat sich für den Anfang des nächsten Monates hier angemeldet. Der Gute, Trefflichste! Wir freuen uns herzlich darauf.

Weihnachten gab es viel Zusammensein mit Krug und Pinder. Ich sage Dir: wir haben eine ewige Jugend im Leibe, gegen diese dreissigjährigen Greise.

Romundt hat sich nun fest entschlossen, von Ostern die Universität zu verlassen, aber er ist leider keinen Schritt weiter zu bringen. Er macht uns mit einer störrigen Phantasterei (ach, ohne Phantasie!) rechte Sorge.

Overbeck wälzt kirchengeschichtliche Jahrhunderte vor sich her und schwitzt sehr bei dieser Winter-Arbeitsnoth.

Ich habe mir mehreres ausgedacht.

Übrigens ist Weihnachten der Hymnus auf die Freundschaft herrlich zum Ziele geführt worden. Für zwei Hände. In den seltensten Stunden arbeite ich jetzt, alle paar Wochen zehn Minuten, an einem Hymnus auf die Einsamkeit. Ich will sie in ihrer ganzen schauerlichen Schönheit fassen.

Im Colleg über griech. Litterat. ist nun auch die Lyrik abgethan, jetzt beginnt das Drama. Ich lerne dabei recht von Schritt zu Schritt. Ich finde, dass unsern griechischen Philologen eins fehlt, die leidenschaftliche Lust an den starken und eigenthümlichen Zügen. Und eins fehlt ihnen leider nicht: der grässliche Hang zur Apologie der Griechen.

Gute Nacht liebster Freund.
Dein getreuer Fridericus
N.

Das Gespenst hat sich spüren lassen, mit einem Paket lyrischtoller Gedichte.

[«]

423. An Marie Baumgartner in Lörrach

Basel 6 Febr. 1875.

Aber, verehrteste Frau, dazu sage ich kein Wort.

Dagegen schicke ich Ihnen den Brief von Fräulein von Meysenbug, den ich Ihnen neulich versprochen habe. Ich bin sehr glücklich darüber, wenn Sie meine Freunde lieben können; und die ausgezeichnete und durch ein schweres Leben bewährte Meysenbug verdient Liebe, wenn sich überhaupt Liebe verdienen lässt — woran ich wenigstens zweifle.

Nächsten Samstag beginnt unser Fastnachten; ich bin beinahe genöthigt, an diesem Tage zu verreisen, da ich einer Festivität um keinen Preis beiwohnen möchte, zu der ich für Samstag Abend eingeladen bin. Deshalb möchte ich nach Luzern und frage deshalb bei Ihnen an, ob ich vielleicht ausnahmsweise einmal Freitag Nachmittag kommen kann. Ich habe zwar eine Stunde am Pädagogium, doch will ich diese schon verlegen.

In einem Briefe an Frau Wagner, den ich gestern schrieb, habe ich von der Übersetzung erzählt und auch, von Ferne, unsern Wunsch merken lassen. Heute siedelt meine Schwester nach Bayreuth über. An diesem Abende will ich noch nach Rom schreiben, um die Angelegenheit in Betreff des Pariser Verlegers ein Schrittchen vorwärts zu bringen. Inzwischen ist mir eine sehr gute Pariser Verlagshandlung bekannt geworden, die deutsche Werke ins Französische übersetzt publizirt (zB. eine Schrift Hubers über die Jesuiten): der Name ist: Sandoz und Fischbacher.

Wenn Sie einverstanden sind, verehrteste Frau, dass ich Freitag komme, so schreiben Sie nicht, ich bitte Sie. — Meine Woche war sehr arbeitsam und ermüdend. Ich wünsche Ihnen einen hellen offnen Himmel, heute hing er voll Schneegewölk; es ist schwer dabei heiter und muthig zu bleiben.

Ihrem Sohne und meinem Freunde Adolf soll ebenfalls heute Abend noch geschrieben werden. Ich freue mich darauf.

Ihnen dankbar ergeben
Dr Friedrich Nietzsche.

[«]

---

424. An Malwida von Meysenbug in Rom

Basel den 7 Februar 1875.

Verehrteste Freundin

heute giebt es eine Bitte oder wenigstens eine Anfrage. Inzwischen nämlich ist meine Schrift über Schopenhauer, an der Sie eine so rührende und mich geradezu beschämende Freude gehabt haben, ins Französische übersetzt worden. Es hat sich in den letzten Jahren ein junger Mann, Adolf Baumgartner, sehr an mich angeschlossen, und in ihm habe ich, wie ich hoffe, einen der Unserigen heran erzogen — Sie glauben nicht, wie gute Hoffnungen ich habe. Also, dessen Mutter, Marie Baumgartner-Köchlin, ist die Übersetzerin; auch sie hat sich immer mehr unsern Ansichten genähert (sie ist beiläufig eine dankbare Leserin gewisser idealistischer Memoiren und überhaupt eine treffliche und erfahrene Frau, mit einem wackeren Deutschen als Gatten und voll der unglaublichsten Liebe für ihren Adolf) Die Familie ist eine elsassische, Frau Baumgartner kämpfte in Sonnetten und Schriften gegen die Annexion. Nun suchen wir einen Pariser Verleger und fragen bei Ihnen an, ob nicht vielleicht durch Herrn Monod hier geholfen werden könnte.

Die Übersetzung ist sehr gut und geschickt, von mir in Betreff des Gedankens revidirt; wir haben die Hoffnung, dass Frau Wagner sie einmal durchlesen wird, bevor sie in die Druckerei wandert.

Der Titel wäre „Arthur Schopenhauer“. Ich sollte denken, es müsste für Franzosen mancherlei darin stehen, was sie nöthigte einmal aufzuhorchen.

Wenn Sie, verehrtestes Fräulein, ein Wörtchen davon in einem Brief an Frau Olga sagen wollten — wie dankbar wäre ich Ihnen! —

Wissen Sie bereits, dass seit gestern meine Schwester in Bayreuth ist, auf besonderen Wunsch von Frau Wagner, welche nächstens mit Wagner nach Wien und Pesth zu Concerten reist und während dem eine Stellvertreterin nöthig hatte. Meine Schwester ist sehr glücklich, einen Dienst hier leisten zu dürfen, aber sehr beklommen darüber, ob sie ihn wirklich leisten kann. Genug, ich meine, es ist eine hohe Schule für sie und die schönste Vorbereitung für die Bayreuther Sommerfeste, deren Gast wir beide sein werden. Diese beiden Jahre sind für mich geweiht — ich weiss nicht, wodurch ich verdient habe, sie zu erleben.

Ich brüte an einigem Neuen und habe immer, bevor ich bis zu einem bestimmten Punkte bin, rechte Angst, wie vor böser Zauberei und dem Unsegen und Mehlthau feindseliger Mächte. Schicken Sie mir Ihren Segen, ich bitte Sie darum.

Einen ausgezeichneten Brief von Frl. Mathilde Mayer aus Mainz, als Antwort auf den „Schopenhauer“ wollte ich auch noch erwähnen. Dagegen ist Frau Guerrieri in Florenz diesmal nicht zufrieden, sondern durch meine letzte Schrift fast „rebellisch“ geworden, wie sie selbst sagt, findet alles viel zu „polemisch“ und bezweifelt den ganzen Weg, den ich gehe. Ja, was weiss ich von meinem „Weg“! Ich gehe ihn, weil ich es sonst gar nicht aushalten könnte und habe also keinen Grund, mir über ihn Zweifel und Bedenken zu machen. Es geht mir in summa ja eigentlich besser als allen meinen Mitmenschen, seit ich auf diesem Wege bin, über den zwei Sonnen Wagner und Schopenhauer leuchten und ein ganzer griechischer Himmel sich ausspannt. —

Bewahren Sie mir Ihre Liebe und nehmen Sie meine herzlichsten Wünsche für Ihr Wohl an.

Ihr ergebenster und
getreuer
Friedrich Nietzsche.

[«]

425. An Marie Baumgartner in Lörrach

<Basel, 10. Februar 1875>
Mittwoch.

Verehrte Frau

inzwischen ist auch mein Freitag mit Beschlag belegt worden. Und so bleibt es denn bei dem alten Plane, dass ich Samstag komme.

Ich war ein paar Tage krank und hatte mich erkältet. Auch heute geht’s noch ein wenig schwach zu. Hoffentlich ist es Ihnen besser als mir ergangen.

Mit den freundlichsten
Wünschen Ihr
dankbar ergebener
Friedrich Nietzsche.

Die Stelle bei Montaigne! Ich habe gesucht und gesucht! —

[«]

426. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz

Basel den 10 Februar 1875.

Geehrtester Herr Verleger,

um Ihre freundliche Zusendung der revue critique wenigstens mit etwas zu vergelten, theile ich Ihnen mit, dass „Schopenhauer als Erzieher“ inzwischen in’s Französische übersetzt ist und dass bereits vorläufige Schritte geschehen sind, um einen Pariser Verleger zu finden. Zur rechten Zeit wird derselbe sich dann mit Ihnen zu verständigen haben.

Die „Kritik“ muss wohl eher von einem französischen Kellner sein als von einem französischen Gelehrten.

Die erwähnte Übersetzung ist von einer sehr gescheuten Elsasserin gemacht, von Frau Baumgartner-Köchlin.

Ich möchte gerne einmal wissen, ob Sie eine gute Aussicht haben, diese dritte Unzeitgemässe zu verkaufen.

Privatim ist mir viel darüber geschrieben worden.

Leider bin ich diesen Winter etwas sehr im Gedränge von Arbeiten, doch hoffe ich Ihnen in der ersten Hälfte des Sommers etwas schicken zu können. Vorausgesetzt natürlich, dass Sie es mögen.

Leben Sie wohl, geehrtester Herr.

Ihr ergebener
Dr Friedrich Nietzsche

Herr Prof. Overbeck empfiehlt sich Ihnen.

Ich lege den Brief jenes Redakteurs bei, dessen Adresse ich Ihnen noch schuldig bin.

[«]

427. An Richard Wagner in Bayreuth

Luzern Montag den 15ten Febr. 1875.

Geliebter Meister

Sie werden sich über mich wundern, aber hoffentlich nicht böse sein, wenn ich heute nichts als einen Bettelbrief schreibe. —

Frau Baronin Moltke, Schwägerin des Generals, bittet durch mich um eine Ihrer Photographien und zwar um eine mit Ihrem Namen unterzeichnete. Der Zweck ist ein guter, wohlthätiger; verzeihen Sie also einmal das unbescheidene Mittel und den unbescheidenen Vermittler. —

Es soll, wenn möglich, nicht wieder geschehen, wie die kleinen Kinder sagen. Ich lege den Brief der Frau von Moltke bei.

Augenblicklich bin ich auf der Flucht vor dem Baseler Trommellärm; nicht länger als 4 Stunden hielt ich's aus, dann bin ich Hals über Kopf fort gereist und befinde mich jetzt in Luzern, im tiefsten Schnee und Schneegestöber.

Arbeitsamer Winter! Aber es kann mich nichts Übles anwehen, weil ich an das glaube, was der Sommer bringt.

Mit den innigsten Grüssen
Ihr treuer Friedrich Nietzsche.

Eben merke ich, daß ich den Brief nicht beilegen kann, weil ich ihn nicht mitgenommen habe; in der Eile habe ich etwas Falsches eingesteckt, das Schreiben des Redacteurs der Berliner „demokratischen Zeitung", welcher sich mir „als harmlosen, aber mit dem besten Willen ausgerüsteten Bundesgenossen" empfiehlt. — Frau von Moltke lebt mit ihren zwei Töchtern bei dem Feldmarschall, der selbst familienlos ist und die Kinder seines Bruders wie seine eignen behandelt. — Die mir aus Lugano bekannt gewordne Frau hat grosses Zutrauen zu mir; ich würde mich sehr freuen, auch in dem heutigen Falle ihr Vertrauen nicht zu Schanden werden zu lassen. — Es ist eine herrliche Stille um mich.

[«]

428. An Elisabeth Nietzsche in Bayreuth

<Basel, 22. Februar 1875>

Nicht wahr, meine liebe Lisbeth, es ist eigentlich recht ios, wenn ich so an Dich nach Bayreuth schreibe? Aber es ist eine ganz gute Einrichtung, scheint mir. Erzähle mir nur ausführlich, wie es Dir geht und was Du erlebst. Grüsse den Dekan, den Bürgermeister, Hr. Käf<f>erlein, Feustels; und dann mache doch den Kindern einen hübschen Spaass in meinem Namen, mir fällt nicht leicht etwas Gescheidtes ein. Beiläufig: besorge mir doch die Rechnung von dem Tischlermeister für den Pinder'schen Stuhl; ich hätte es längst besorgen sollen. — Gestern habe ich an Frau von Moltke geschrieben und die Photographie (für die ich sehr danke) abgeschickt. Heute Mittag bin ich bei Fräulein Kestner zu Tisch; sie hatte angefragt, ob Du schon hier seiest. Übrigens habe ich jetzt vor, keine Abendgesellschaften anzunehmen, sie bekommen mir gewöhnlich schlecht. Meine Reise nach Luzern ist gut abgelaufen; ich war 2 Tage in Hôtel Gotthardt und schrieb und dachte nach. Die

Übersetzung meiner dritten Betrachtung ist fertig, eine Dedication an mich in Form eines schönen Briefs macht den Anfang. — Würdest Du denn eventuell von Bayreuth nach Basel kommen wollen und können? — Hast Du Dich nicht gefreut, wie passend die Sommerferien jetzt zu den Bayreuther Proben und Festen sind? Mir ist es ein reines Wunder. — Der alte Gerlach soll jetzt pensionirt werden; man hat mich gebeten, für das Sommerhalbjahr 4 seiner Stunden zu übernehmen. Ich fürchte, es wird ein hartes Halbjahr. Die hübsche Bachofen von der weissen Villa soll sich mit einem Sohne des blauen Hauses verlobt haben. — Frl von Meysenbug hat wieder einen ihrer schönen rührenden Briefe geschrieben. — Schmeitzner hat sich erboten, den französischen Verleger zu schaffen. — Overbeck ist immer noch in schrecklicher Arbeitsnoth. Er grüsst recht schön und wird bald an Frau W<agner> schreiben. — Von Rohde höre ich gar nichts. — Wie geht es Dir denn mit den Kindern? Nichtwahr, mit der guten Loulou verträgt es sich leicht. Was macht der Bursch Siegfried? Kurz, erzähle bald etwas

Deinem Bruder.

Ich habe wieder eine wunderschöne Geschichte von einem bösen amerikanischen Buben. —

[«]

429. An Marie Baumgartner in Lörrach

<Basel, 23. Februar 1875>
Dienstag.

Verehrte Frau

da kommt der Zettel wieder zurück — nein, was für Mühe Ihnen aus dieser Arbeit erwächst! Und wie wenig ich im Stande bin, Ihnen etwas davon abzunehmen! Ich bedauere beides oft genug, auch heute wieder recht lebhaft, als der Zettel ankam. —

Mit den sprachlichen Vorschlägen bin ich fast immer einverstanden, ein paar Worte, von mir dazwischen geschrieben, seien Ihrer Prüfung empfohlen. Nur den Teufel müssen wir jedenfalls austreiben; es kommt eine Färbung in den Gedanken, sobald wir diabolique sagen, in der ich mein armes „dämonisch“ gar nicht wieder erkenne. Es giebt nun einmal gute Dämonen, und Faust war von einem solchen besessen. — Wollen Sie über diese Stelle vielleicht einmal Adolf anfragen? Ich möchte es, nur damit Sie mein hartnäckiges Widerstreben verzeihen. — Sonst noch keine Nachrichten. —

In Eile. Mit den herzlichen Grüssen Ihres

ergebensten F. Nietzsche

[«]

430. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, 28. Februar 1875>

Wie gerne hörte ich liebster Freund, wenn auch nur durch ein Wörtchen, dass es Dir befriedigend ergehe. Ich bin neulich einmal durch einen Traum — wenn es Traum war — in eine Beunruhigung gerathen. Auch von Bayreuth aus hat man mich gebeten, Nachrichten von Dir zu geben, Du weisst und weis<s>t es doch schwerlich deutlich genug, wie herzlich und warm man dort Deiner gedenkt und wie man sich sorgt. Gegenwärtig ist meine Schwester in Bayreuth und bleibt dort einige Wochen. Ich will auch gleich die Aufforderung von Frau Wagner mittheilen, dass Du doch Dich baldigst und etwas stürmisch an den Bürgermeister von Bayreuth wenden möchtest, um in diesem Sommer dort Quartier zu bekommen; es wird viel Mühe machen, für alle Gäste Unterkommen zu schaffen, und es soll dem Bürgermeister recht zugesetzt werden, weil die Wohnungsfrage noch ganz im Argen liegt. Du möchtest doch ja nicht „eine bescheidene Wohnung“ verlangen. Meine Schwester bemüht sich für sich und mich etwas zu finden, bis jetzt noch ohne Erfolg.

Das Semester läuft dem Ende zu, noch drei Wochen giebt es an der Universität, noch fünf an dem Pädagogium. Hier ist alles in grosser Erregung, denn die neue Verfassung der Stadt Basel wird jetzt im grossen Rathe durchberathen, alle Parteien sind in Erbitterung, im Frühjahr entscheidet dann das Volk. (Heute wurde eine Stelle von mir über die Staatsomnipotenz, aus der Nr. 3, mit für den politischen Kampf benutzt; hat mir Spaass gemacht) Unser Pädagogium verliert mit Ostern den alten Gerlach, der endlich pensionirt wird; was aber weiter geschieht, wer möchte es errathen? Man hat bei mir angefragt, ob ich 4 latein. Stunden an der obersten Classe für das nächste Semester übernehmen wolle, ich habe Nein gesagt, meiner Augen wegen.

Im Ganzen geht es mir gut und recht: mir ist als ob ich zu einem Burgherr würde, so verschanzt und innerlich unabhängig wird allmählich meine Art zu leben.

Ostern soll die Nr. 4 fertig werden. Dass die französische Übersetzung der Nr. 3 zu Ende geführt und mit einer briefartigen Dedication an mich versehen sei, habe ich Dir schon erzählt? Gersdorff kommt den 12 des März auf einige Zeit hierher, das weisst Du ebenfalls. —

Nun aber etwas, was Du noch nicht weisst und was Du, als vertrautester und mitfühlendster Freund zu wissen ein Recht hast. Auch wir — Overbeck und ich — haben ein Hausleiden, ein Hausgespenst: falle nicht vom Stuhle, wenn Du davon hörst, dass Romundt einen Übertritt zur katholischen Kirche projectirt und katholischer Priester in Deutschland werden will. Das ist erst neuerlich herausgekommen, ist aber, wie wir nachträglich zu unserem Schrecken hören, schon ein mehrjähriger Gedanke, nur jetzt dem Reifsein so nahe als noch nie. — Ich bin etwas innerlich verwundet dadurch und mitunter empfinde ich es als das Böseste, was man mir anthun konnte. Natürlich ist es von Romundt nicht böse gemeint, er hat bis jetzt eben noch keinen Augenblick an etwas anderes als an sich gedacht und der verfluchte Accent, der dem „Heil der eignen Seele“ gegeben wird, macht ihn ganz stumpf gegen alles andre, Freundschaft einbegriffen. Mir und Overbeck war es allmählich räthselhaft geworden, dass R. eigentlich gar nichts mehr mit uns gemein habe und sich an allem, was uns beseelte und ergriff, ärgerte oder langweilte; besonders hat er eine Art des muckischen Schweigens am Leibe, die uns längst nichts Gutes ahnen liess. Endlich kam es zu Geständnissen, und jetzt, fast alle drei Tage, zu pfäffischen Explosionen. — Der Ärmste ist in einer verzweifelten Lage und nicht mehr einem Zuspruche zugänglich, das heisst, er wird so von dumpfen Absichten gezogen, dass er uns wie eine wandelnde Velleität vorkommt. — Unsre gute reine protestantische Luft! Ich habe nie bis jetzt stärker meine innigste Abhängigkeit von dem Geiste Luthers gefühlt als jetzt, und allen diesen befreienden Genien will der Unglückliche den Rücken wenden? Ich frage mich, ob er noch bei Verstande ist und ob er nicht mit Kaltwasserbädern zu behandeln ist: so unbegreiflich ist es mir, dass dicht neben mir, nach einem 8jährigen vertrauten Umgange, sich dies Gespenst erhebt. Und zuletzt bin ich es noch, auf dem der Makel dieser Conversion hängen bleibt. Weiss Gott, ich sage das nicht aus egoistischer Fürsorge; aber auch ich glaube etwas Heiliges zu vertreten und ich schäme mich tief, wenn ich dem Verdachte begegne, dass ich irgend was mit diesem mir grundverhassten katholischen Wesen zu thun hätte. — Lege Dir diese ungeheuerliche Geschichte nach Deiner Freundschaft zu mir zurecht und sage mir ein paar tröstende Worte. Ich bin gerade im Punkte der Freundschaft verwundet und hasse das unaufrichtige schleichende Wesen vieler Freundschaften mehr als je und werde behutsamer sein müssen. — R. selbst wird sich in irgend einem

Conventikel wohl fühlen, das ist kein Zweifel, aber unter uns leidet er, wie mir jetzt scheint fortwährend. Ach liebster Freund! Gersdorff hat recht, wenn er oft sagt „es giebt nirgends Tolleres als in der Welt.“ Mit Trauer

Dein Freund Friedrich N., zugleich auch in
Overbecks Namen. —

Verbrenne den Brief, falls Dir gut scheint.

[«]

431. An Elisabeth Nietzsche in Bayreuth

Basel Freitag. <5. März 1875>

Meine liebe Lisbeth, ich schicke in aller Eile Dir Geld, indem ich mich zugleich schönstens bedanke, daß Du die Tischlermeister Rechnung bezahlt hast; Du sagst es wohl Frau W<agner>, daß dies abgemacht ist, ich fürchte immer, so etwas wird dann Wagners noch einmal auf die Rechnung gesetzt. — Ich schicke Dir Papiergeld, weil ich nicht wollte, daß Du Geld durch Postanweisung bekommst; bei Feustels wird Dir dies Papier gleich ausgezahlt. (Übrigens habe ich für die Seide 60 frs. zu zahlen gehabt, Quittung habe ich; an Frau Vischer nur 50 frs.) Große Freude hat mir Dein langer schöner Brief gemacht, er wurde sehr von mir erwartet. Nicht wahr, es ist eine hohe Schule für Dich, dieser ganze Aufenthalt in Bayreuth? Mit diesem Gedanken kann man dann schon über Vieles hinwegkommen. Und jedenfalls wirst Du einmal an diese Zeit mit großer Freude zurückdenken. Aus den Zeitungen habe ich von dem Wiener Concert erfahren. Wir Armen, daß wir jahrelang so abseits von dieser Musik gelebt haben! — Heute Mittag bin ich bei Adolf Vischers, ganz allein. Abendeinladungen habe ich jetzt der Reihe nach abgeschlagen, ich will sie mir ganz vom Halse schaffen, da sie mir selten gut bekommen. Morgen trifft Gersdorff hier ein, auf 14 Tage, das Vergnügen ist groß. — Fuchs hat aus Hirschberg in Schlesien geschrieben, recht zufrieden und muthig. Auch von Rohde verlautet Gutes. Das Schönste liest man immer in Briefen von Frl. von Meysenbug. — Unsre Sommerwohnung in Bayreuth gefällt mir sehr, ich kenne sie und war schon mit Gersdorff Krug und Rohde im „Salon“, um dort Musik zu machen.

Grüße die guten Kinder und führe ja die Fantaisie-fahrt aus, ich will an Euch dabei denken. Hast Du denn eigentlich das Theater schon gesehn? Die Photographien haben mir das größte Vergnügen gemacht, habe recht schönen Dank dafür! Deine Mittheilungen über die Bayreuther verstehe ich ganz gut, ich dächte auch nie behauptet zu haben, daß es eine „enthusiastische Stadt“ sei. Aber Du wirst doch auch merken, daß es eine Stadt ist, wo wir Alle regieren, und wenn wir auch nur das Klatschgespräch regieren: das heißt, man darf dort ungefähr leben, wie man will und kann, die Leute fügen sich. — Hier geht es arbeitsam zu, und wird im Sommer noch arbeitsamer werden. Ich lechze nach dem Sommer. Ich will Ostern nicht verreisen, einmal um etwas zu sparen (zu Gunsten der Sommerferien) zweitens weil ich meine Nr. 4 machen will. Die Nr. 3 ist in der Übersetzung fertig und abgeschrieben, wir hatten, im Vertrauen gesagt, den großen Wunsch und die Hoffnung, daß Frau W<agner> sie einmal durchlesen möchte; glaubst Du, daß es möglich sein wird? Und bald? — Die Abschrift ist wunderschön deutlich und wie gedruckt. —

Bitte, schreibe mir bald und ausführlich, Du machst mir eine große Freude. Und glaube es nur, ich brauche hier und da ein wenig Freude. Heute scheint die Sonne, ich denke mir, ihr fahrt nach Fantaisie.

Dein Dich liebender Bruder F.

[«]

432. An Marie Baumgartner in Lörrach

<Basel,> Donnerstag.
11. März
1875.

Verehrte Frau

mein Freund Gersdorff hat über die Hälfte Ihrer Übersetzung gelesen, wir haben Ihrer viel im Gespräche gedacht und ich glaube, so wie wir an Sie gedacht haben, hätten Sie Sich darüber freuen müssen.

Nun frage ich an, ob Sie vielleicht die noch fehlenden Stellen — ach was für böse Stellen! — jetzt eintragen wollen; dann können wir das Heft am nächsten Samstag an Schmeitzner fortschicken — denn dass Sie unsre armselige Hütte (um chinesisch-höflich zu reden) mit Ihrem Besuch ehren werden, steht für uns Freunde fest; im Voraus danken wir Ihnen dafür. — Und für wie vielerlei hätten wir Ihnen zu danken! Romundt zum Beispiel.

Am meisten aber Ihr ergebenster
herzlich grüssender
Friedrich Nietzsche.

[«]

433. An Franziska Nietzsche in Cainsdorf

Basel den 12 März 1875.

Meine gute liebe Mutter, es sind die letzten Wochen des Winterhalbjahrs, da drängt sich immer Vieles zusammen, besonders diesmal, wo ich zwei große neue Collegien zur Noth eben fertig zu bringen habe. Kurz ich wollte bitten Dich nicht zu wundern, daß ich wenig Briefe schreibe. Habe ich mir doch die Abend-Einladungen seit einigen Wochen grundsätzlich versagt und in jeder Woche vielleicht zwei bis viermal Absagebriefe schreiben müssen — das ist die einzige Gattung Briefe, welche ich noch pflege. Jetzt ist Gersdorff wieder bei mir, wir arbeiten augenblicklich in zwei Zimmern neben einander; er hilft mir wieder einmal, der alte treue Kamerad! Die Nachmittage des Sonnabend habe ich der Mehrzahl nach seit Neujahr in Lörrach verbracht, bei Frau Baumgartner-Köchlin, um Ihre Übersetzung meiner letzten Schrift zu revidiren, die nun bald bei einem Pariser Verleger erscheinen wird. Die Fastnachtstage war ich in Luzern, um dem Baseler Trommellärm aus dem Wege zu gehen und fand tiefen Schnee und herrliche Stille, es war mir zu Muthe wie bei einer großen Generalpause in lärmender Musik, man hörte ordentlich die Stille. Ich hatte dort Zeit, um Einiges auszudenken; Ostern hoffe ich meine Vierte Unzeitgemäße Betrachtung zu Ende zu bringen. Ein hiesiger Patrizier hat mich, im Hinblick auf einige Worte einer früheren Schrift, mit einem ächten Albrecht Dürer beschenkt: das Blatt ist das berühmte und ganz unschätzbare mit dem Namen „Ritter Tod und Teufel“. Siehst Du, was für schöne Dinge sich gelegentlich in die armselige Hütte Deines Sohnes verirren? Ich glaube, so drücken sich die Chinesen aus. —

Hier haben wir großen Verfassungsstreit; die alte Form der Regierung wird in ein paar Monaten zu Grabe getragen, neue Menschen kommen herauf, und Vieles dürfte sich ändern.

Von unsrer Lisbeth habe ich immer gute Nachrichten gehabt, sie ist jetzt auf ihrer hohen Schule.

Hoffentlich geht es Deiner Hand wieder gut. Ich danke Dir herzlich für Deinen Brief und sende Dir und den lieben Verwandten die freundlichsten Grüße.

Dein Fritz.

[«]

434. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz

Basel den 14 März 1875.

Geehrtester Herr

Sie sehen, ich benutze Ihr freundliches Anerbieten, für einen französischen Verleger sorgen zu wollen: zugleich mit diesem Briefe und vielleicht sogar vor diesem Briefe wird das druckfertige Manuscript in Ihren Händen sein, das nun nach Frankreich wandern mag und bei einem Pariser wie ich hoffe eine anständige Unterkunft finden wird.

In Betreff der Bedingungen, welche die Übersetzerin stellt, dürfen Sie keinerlei Erschwerung erwarten: sie wünscht eine gute und würdige Ausstattung und Freiexemplare, 20 für sich und 20 für den Original-Verfasser. Finden Sie diese Zahlen etwas übertrieben, so mögen Sie dieselben etwas ermässigen. Überhaupt haben Sie freie, ja freieste Hand, hochgeehrter Herr; glauben Sie, dass man berechtigt sei ein Honorar für die Übersetzerin zu fordern, so fordern Sie, glauben Sie nicht, so fordern Sie nicht. Die Übersetzung ist gut und sehr gewandt, Sie werden sich davon überzeugen. Frau Baumgartner selbst ist eine Elsasserin, aber als Tochter einer veritablen Französin und in Folge vieler litterarischer Übung, überdiess bei einem auffälligen Talent für Sprache und Form, eine Übersetzerin, wie ich sie mir nur wünschen konnte.

Nun wünsche ich Ihnen viel Glück und wenn es angeht einen baldigen Erfolg. — Sie melden mir wohl bei Gelegenheit etwas darüber. —

Wenn ich nur genau wüsste, lieber Herr Verleger, was ich Ihnen für Rechte noch zugestehen soll, da ich so bereit bin Ihnen recht viele zuzugestehen? Aber meine Unwissenheit ist hier gross.

Genügt Ihnen das Vorrecht auf eine zweite Auflage? Oder wollen Sie das alleinige Verlagsrecht für In- und Ausland? Bitte, schreiben Sie mir: „erstens will ich das, zweitens das, drittens das“ und befreien Sie mich aus der Verlegenheit, Rechte verleihen zu müssen, wo ich nicht weiss, wo ich Recht, wo Unrecht habe.

Es grüsst Sie
Ihr ergebener

Dr Friedrich Nietzsche

Die Adresse der Übersetzerin, an die jedenfalls eine Correctur zu überlassen wäre, ist:

Frau Baumgartner-Köchlin
in Lörrach
Grossherzogthum Baden.

[«]

435. An Marie Baumgartner in Lörrach

<Basel, 16. März 1875>

Verehrteste Frau

Gersdorff und ich, wir wollten am nächsten Samstag einen Spaziergang nach Lörrach machen und bei Ihnen vorsprechen. Das wollen wir auch jetzt noch; im Falle das Wetter, unwahrscheinlicher Weise, schlecht ist, kommen wir mit der Eisenbahn. —

Sagen Sie Ihrem Herrn Sohne einen herzlichen Gruss von uns Allen; vielleicht versucht er recht bald einmal unsere Schwelle zu betreten, wenn auch nur um sich zu überzeugen, dass wir freie und nicht allzu beschränkte Menschen sind und ein Unglück als etwas nehmen, was Mitleiden verdient. Übrigens wussten wir vom Besuche beim Zahnarzte. —

Am Sonntage Morgen ist mein Brief an Schmeitzner abgegangen. Vielleicht bringe ich Ihnen am Samstag schon irgend eine Antwort.

Wir freuen uns bei dem Gedanken, dass Sie es möglich machen, Ihren Besuch in der Baumannshöhle bald einmal zu wiederholen.

Treulich Ihr ergebener F. Nietzsche.

[«]

436. An Malwida von Meysenbug in Rom

Basel Mitte März oder noch später.
<kurz nach dem 20. März> 1875.

Verehrteste Freundin

hier schicke ich Ihnen ein ganzes Bündelchen Briefe: möchte ich damit ein wenig von der Freude zurückgeben, welche ich bei jedem Ihrer liebevollen Briefe empfange!

In dieser Stube ist oft von Ihnen gesprochen worden, wie immer wenn der treue Gersdorff und ich unsere Gedanken über unsere wahren Freunde austauschen; und ebenfalls haben Sie in Frau Baumgartner eine herzlich verehrende Freundin gewonnen; was Ihnen irgendwann einmal, vielleicht bald, durch einen Brief bezeugt werden soll. — Inzwischen hat sich mein Verleger Schmeitzner die Erlaubniss ausgebeten, für einen Pariser Verleger zu sorgen; wozu ich um so lieber meine Einwilligung gegeben habe, als ich so Herrn Monod keine Beschwerde mache, wenigstens zunächst nicht. Sollte Schmeitzner kein Glück haben, so würde ich dann dankbar die Vermittlung Hr M<onod>s annehmen.

Es giebt jetzt ein paar Tage Ferien, und ich brauche sie. Gersdorff ist schon über 14 Tage um mich. Es ist an der Nr 4 gearbeitet worden.

Seit Neujahr ist auch, ganz nebenbei, ein neues grösseres Musikstück fertig gemacht, ein Hymnus auf die Einsamkeit, deren schauerliche Schönheit ich aus vollem dankbaren Herzen verherrlicht habe. — Vom Hymnus auf die Freundschaft habe ich Ihnen erzählt. —

Da fällt mir ein, dass ich etwas über Eduard sagen soll; aber heute werde ich's schuldig bleiben. Lange, lange kam das Werk mir nicht zu Gesicht und ich dachte nie über Eduard nach. Wollen Sie mit etwas ganz Unreifem fürlieb nehmen, so würde ich als meine Meinung dies bezeichnen. Nur im Lichtstrahl von Ottiliens Liebe sieht Eduard so aus, wie er billigerweise immer erscheinen sollte. Aber Goethe hat ihn geschildert, wie er alle schildert, die ihm selber ähnlich oder gleich sind und wie er sich selbst malt: ein wenig banaler und flacher als er ist; wie es Goethe liebte, nach eignen Geständnissen, sich immer etwas niedriger zu geben, schlechter zu kleiden, geringere Worte zu wählen. Diese Liebhaberei Goethe's hat der Goethe-verwandte Eduard büssen müssen. Aber, wie gesagt, Ottilien's Liebe zeigt uns erst, wer er ist, oder lässt es uns errathen; dass diese gerade den lieben musste, hat Goethe zur Verherrlichung solcher Naturen erfunden, welche tiefer sind als sie je scheinen und deren Tiefe erst der seherische Blick wahlverwandter Liebe ergründet. —

Aber wie gesagt und versprochen: ich will das Werk einmal wieder lesen und dann Ihnen schreiben.

Ein hiesiger Patrizier hat mir ein bedeutendes Geschenk in einem ächten Dürerschen Blatte gemacht; selten habe ich Vergnügen an einer bildnerischen Darstellung, aber dies Bild „Ritter Tod und Teufel“ steht mir nahe, ich kann kaum sagen, wie. In der Geburt der Tragödie habe ich Schopenhauer mit diesem Ritter verglichen; und dieses Vergleiches wegen bekam ich das Bild.

So Gutes erlebe ich. Ich wünschte ich könnte andern Menschen täglich etwas Gutes erweisen. Diesen Herbst nahm ich's mir vor, jeden Morgen damit zu beginnen, dass ich mich fragte: Giebt es Keinen, dem Du heute etwas zu Gute thun könntest? Mitunter glückt es etwas zu finden. Mit meinen Schriften mache ich zu vielen Menschen Verdruss, als dass ich nicht versuchen müsste, es irgend wodurch wieder gut zu machen.

Und nun, verehrteste Freundin mag der Brief fortlaufen, sonst kommt Evchens schriftlicher Erguss zu spät.

Meine Schwester ist mit Glück und Nutzen in Bayreuth, in einer Art von hoher Schule. Wagners Rückkehr hat sie durch eine kleine Aufführung gefeiert, bei der die guten Kinder sehr hübsch ihre Verschen hergesagt haben — Siegfriedchen hat meiner Schwester gesagt „ich liebe dich mehr als mich selbst."

Lauter gute Nachrichten bekam ich bisher: doch weiss ich nicht, ob ich die Nachricht eine gute nennen darf, dass Wagner nach Ostern in München und Berlin Concerte geben will.

Ihnen das Beste und mir Ihre Liebe anwünschend

bleibe ich treulich
Ihr
Friedrich Nietzsche

[«]

437. An Elisabeth Nietzsche in Cainsdorf

Basel Charfreitag 1875.
<26. März>

Meine liebe Lisbeth, ich denke, dass mein Brief Dich gerade noch in Bayreuth erreicht; ich hätte eher schreiben sollen, denn ich war Dir sehr dankbar für die ausführlichen Mittheilungen. Und wie viel wirst Du mir erst zu erzählen haben, wenn wir uns einmal wieder sehen! Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen zu wissen, dass W<agner>s wieder gesund und zufrieden zurück gekommen sind; ist es wirklich wahr, dass noch in München und Berlin Concerte gegeben werden sollen? Es betrübt, ja empört mich fast dies zu hören, denn ich weiss, aus den Mannheimer Erinnerungen, was ein Concert für Wagner ist. Im musikal. Wochenblatte habe ich über das Wiener Concert gelesen, leider als Bericht eines Dr. Helm, unter dessen Helm kein Kopf ist, wie Fuchs sagt.

Der Sommer lässt sich für mich kurios an; also Du kommst nicht. Overbeck geht Anfang Mai nach Carlsbad, auf ärztliches Geheiss und bleibt das ganze Semester fort. Romundt verschwindet auch völlig, schon im April. Alle Abend-Einladungen habe ich hartnäckig ausgeschlagen, auch zu Bällen (nämlich Bäteli Burckhardt hat sich mit einem Strassburger verlobt, daher giebt es Bälle) und ich will überhaupt die ganze Abend-Geselligkeit für immer abschaffen. Der Sommer also ist recht seltsam.

Dafür habe ich jetzt drei Wochen lang den Besuch des treuen Gersdorff gehabt, wir leben auf das beste mit einander, heiter und ernst. Heute Nachmittag kommt, überraschend angemeldet, der Husar Adolf Baumgartner.

Meine Augen bedürfen, nach dem schweren Wintersemester, nothwendig des Ausruhens, sie schmerzen mich mitunter wieder. Auch mit dem Magen ist es wieder nichts. Ferien giebt es jetzt fast nicht. Immerhin, es wird schon gehen.

An Fräulein von Meysenbug habe ich einen Brief von Gersdorff und einen von mir beigelegt, sie bekommt auf einmal recht viel. Der Brief musste dreifach frankirt werden. Das erinnert mich, dass ich bei Deinem Bayreuther Briefen immer greulich nachzubezahlen habe (Drei Kreuzer ist nicht gleich einem Groschen)

Wie wünschte ich, wieder dich zu sprechen. Unserer Mutter habe ich geschrieben.

Dürers „Ritter Tod und Teufel“ ist, als Geschenk von Adolf Vischer bei mir eingekehrt. Ich war vor diesem Geschenk einmal da zu Mittag, ganz allein, es war sehr artig, selbst Thee wurde mir nach Tisch gekocht. Es sind gute, aber fanatisch fromme Leutchens, Adolf hält jetzt öffentlich im Vereinshaus Gebete. Wenn sie nur nicht eines Tags vor Gottseligkeit platzen!

Danke den allerliebsten Kindern für den Onkel-Nietzsche Toast, ich habe mich lächerlich darüber gefreut.

Und nun lebe wohl, hier läuft heute alle Welt in schwarzen Hosen herum, nur das Wetter nicht; als welches hell und gesund ist.

Sage Wagners die herzlichsten Grüsse, wir sprechen fast immer von ihnen — es sei denn dass wir von Kaspar Hauser reden; denn auch dies Thema steht wieder in Flammen.

Schreibe und melde immer Gutes
Deinem Bruder.

[«]

438. An Marie Baumgartner in Lörrach

Basel Mittwoch. <7. April 1875>

Verehrte Frau

Der schöne Lörracher Brief hat geholfen den Sonntag auf eine gute Weise zu beschliessen; ich war und bin die letzte Zeit über sehr empfänglich für Leiden und werde deshalb um so dankbarer für Freuden sein. Der ganze „unterschwürige“ (kennen Sie das Wort?) Character des Lebens ist mir zu gewissen Zeiten jeden Jahres so deutlich, dass ich gar nicht aufhöre, mich schlecht zu befinden. Am Samstag muss ich auf ein paar Tage fort, zu einsamen Fusswanderungen.

Am selben Tage Abends geht Romundt von Basel fort; er möchte Sie gern noch einmal vorher sehen und wird deshalb am Freitag Nachmittag den Versuch machen, Sie zu Hause zu finden.

Nicht wahr, Sie werden doch noch nicht die nächste Woche nach Carlsruhe entführt? —

Die Montaigne-Stelle hat eine gewisse Perplexität erzeugt: nämlich: die deutsche Übersetzung lautet ganz anders als ich die Stelle im „Schopenhauer“ angeführt habe; falsch ist sie aber auch, wie die meinige Auffassung, nur in ganz anderer Weise falsch.

Ich empfehle nun in der französischen Ausgabe die Sache so zu wenden: wir streichen die Worte p. 17 „was er von Plutarch sagt“ und führen den Gedanken „Kaum habe ich einen Blick usw.“ so ein, dass er von mir herrührt: was ja auch im Grunde das Richtige ist, da Montaigne jedenfalls etwas anderes sagt und seine Worte hier gerade nicht in den Ton meiner Stelle passen.

Der Entdeckerin meines Irrthums vielen Dank; es steht eben schlecht mit meinem Französisch, und bevor ich Montaigne idealisire, sollte ich ihn wenigstens richtig verstehen.

Mit herzlichen Wünschen allezeit
der Ihrige
Dr F. Nietzsche.

Auch lassen wir das „Bein“ weg und begnügen uns mit dem „Flügel“.

[«]

439. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

Basel 17 April 1875.

Endlich, liebster Freund, kommt Nachricht, endlich! Aber Du bist nicht böse. Wie gut wir uns zusammen vertragen, ist ja so erstaunlich, dass es bei jedem Darandenken mich zur Bewunderung und zum Dankgefühl begeistert. Ich glaube wirklich, wir können gar nicht auf einander böse sein; wir haben uns an die schönste Vertraulichkeit unter einander gewöhnt, so dass alles Schleichende, Grämliche, Übelnehmerische aus unserem Verkehre verscheucht ist, das heisst aber gerade die Ratten, die sonst an den besten Freundschaften zu nagen pflegen.

Ich schreibe heute scheuslich, meine Feder inspirirt mich zur Idee des Klexes und des Schmirakels.

Habe herzlichen Dank für Brief und Sendung, vor allem aber für Deinen Besuch; ich kam über jene Wochen hinweg wie in einem ganz angenehmen Traume; darauf brach die Romundtische Mirakel- und Ratten-Wirthschaft wieder los, es war um alle Geduld zu verlieren, heftige Abende bis um die Stunde Eins wurden zur Regel; die Buchhändler-Absicht verflog nach dreiwöchentlicher Besprechung in alle Winde, denn ich musste förmlich Romundten eine Anleihe bei meiner Phantasie eröffnen, weil er sich gar nichts Kommendes und Mögliches vorstellen kann. Overbeck und ich dachten mehr an das was ihm noth that als er selber, alle Augenblicke verfiel er wieder in Lässigkeit; das ganz Unentschiedne seines Wesens kam noch am Tage der Abreise fast auf eine komische Spitze, als er nämlich einige Stunden vor der Abreise nicht fort wollte; Gründe gab es nicht und so setzten wir es durch, dass er Abends reiste; es ging leidenschaftlich traurig zu und er wusste und sagte es immer wieder, dass nun alles Gute und Beste, was er erlebt habe, zu Ende sei; er bat viel weinend um Verzeihung und wusste sich nicht vor Trauer zu helfen. Eine eigenthümliche Schrecklichkeit brachte mir noch der letzte Augenblick; die Schaffner schlossen die Wagen zu, und Romundt um uns noch etwas zu sagen, wollte die Glasfenster des Coupés herunter lassen, diese widerstanden, er bemühte sich immer wieder und während er sich so quälte, sich uns verständlich zu machen — erfolglos: — ging der Zug langsam fort und nichts als Zeichen konnten wir machen. Die grässliche Symbolik der ganzen Scene war mir ebenso wie Overbeck (wie er später gestand) schwer auf die Seele gefallen, es war kaum auszuhalten. Übrigens lag ich den nächsten Tag mit einem dreissigstündigen Kopfschmerz und vielem Galle-Erbrechen zu Bette.

Romundt will also Gymnasiallehrer werden, ich wusste es, dass es gemäss dem einzigen Gesetz das bei ihm waltet, dem der Schwere, so kommen müsste.

Ich dachte mir, er werde etwas von Deiner Rüstigkeit im Unternehmen des Schweren und Neuen gelernt haben. —

Mir ist es nicht gerade gut ergangen bei alledem; das ekelhaft lange Winter-halb jähr ist noch nicht zu Ende! Erst nächsten Donnerstag bekomme ich etwas Freiheit.

Meine Arbeit ist fast nicht von der Stelle gerückt. Doch bin ich wieder dabei und will mich ordentlich dazu halten, die freien Tage zu nützen.

Meine Schwester ist seit Ostern wieder zu Hause. Denke Dir, dass in Bayreuth nicht weniger als 7 Personen (drei Erwachsene und vier Kinder) das Haus Wagner's verlassen mussten: die ganze Berliner Sippschaft nämlich! Nur die Baiern haben sich brav gezeigt. Für alle diese ist nur eine einzige Person, ein neuer Diener anzuschaffen: denn seitdem giebt sich Frau W<agner> selbst von früh bis Abend mit dem Hauswesen ab.

Concerte in Berlin usw. stehen bevor, das weisst Du. Die Götterdämmerung erscheint am 1ten Mai im Klavierauszug. Doch das ist auch nichts Neues.

Was machen die Liebes-Angelegenheiten? Man muss dem Schicksale hier und da einmal eine Tatze geben.

Lebewohl, mein herzlich geliebter Freund. Overbeck und Frau Baumgartner grüssen Dich auf das Wärmste. Am Samstag waren wir mit Herrn Cook, dem Freunde Proudhon's zusammen; es war toll. Übrigens ist er der Sohn eines vornehmen Oestreichers und einer Spanierin von den Balearen. Viel Geheimnissvolles.

[«]

440. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel den 19/April 1874.
ei Herr Jeses! 1875.

Meine liebe Lisbeth, es kommt mir so vor als hätte ich lange nicht geschrieben und als zeigte ich mich gar nicht dankbar für den schönen letzten Brief, den ich so sehr erwartet hatte. Nicht etwa des Geldes wegen; so angenehm mir dies auch kam; sondern weil ich nun endlich wissen wollte, ob die Bayreuther Expedition glücklich zu Ende gekommen sei. Bitte, bestelle mir doch sofort bei Haverkamp einen sehr gewählten ganzen Anzug, eingeschlossen Sommerüberzieher. Mir fehlt es an allem etwas; das Beste wäre es, Du brächtest ihn gleich selber mit nach Basel — verzeih die Vereinigung zweier sehr getrennter Interessen, eines brüderlichen und eines schneidermäßigen. Nämlich: ich rechne ganz merkwürdig bestimmt darauf, daß Du wenigstens mit Hülfe des Rundreisebillets kommst und bald kommst. Der Sommer wird gar zu eintönig; denke Dir daß ich jetzt schon ganz allein bin: Romundt ist seit 10 Tagen ganz fort und Overbeck seit gestern in Zürich. Zur Feier meines Alleinseins hatte Frau Baumann einen Häring mir zum Abendessen gebracht, einen wahren Großvater von Häring, so alt und unzeitgemäß war er. Im Übrigen bin ich immer noch mit meinem Winterhalbjahr nicht fertig, denn es giebt noch Examina, und eben habe ich 20 Hefte zu Ende corrigirt. Ferien-Freuden giebt es nicht, da es noch keine Ferien gab; es sei denn daß ich sieben türkische Bäder genommen habe, was aber auch nicht jedermann glücklich macht. Der Abschied Romundts und was ihm zuvor ging war ein saures Stück Leben und Arbeit; ein Trost, daß Gersdorff der Treue wieder drei Wochen lang sich hier vor Anker gelegt hatte. Jetzt ist er aber längst fort, auch Adolf Baumgartner, der zu Ostern kam, als ganz eiteler Husar und schrecklicher Stutzer: nun, er ist jung und wir sind zotteligalt, wie jener Häring. Dies bringt mich auf meine Nr. 4; an der arbeite ich wieder, danke es mir der Teufel. Und dabei ist das Sommerhalbjahr wieder so nahe, daß auch dies schon Rechte geltend macht. Arbeit, nichts als Arbeit! Da fällt mir ein ora et labora, hast Du schon gehört, daß die Baseler Frommen neulich unter Anführung einiger amerikanischer Schwindler eine ganze Woche gebetet und nicht gearbeitet haben — und Lieder gesungen, englische, wahre Schweine- und Matrosentanzsaal-Liederchen, von Morgens um 7 bis Abends ½10; nun ist in Folge dessen hier der Teufel los, die Pfarrer predigen gegen den Schwindel. Mir ist die Baseler Gesellschaft widerlicher geworden, seitdem sie diese Gassenhauer-Christlichkeit vertragen hat. Ich mache gar keine Besuche mehr. Da fällt mir ein, daß ich neulich doch einen gemacht habe, eine Curiosität, bei Frau Hindermann. Über das Verschwinden des guten Flachkopfs Heinze bin ich recht froh, es war auf die Dauer nicht auszuhalten. Na, überhaupt die ganze deutsche Professorenbande. Aber Heinze ist doch ein merkwürdig geringes Exemplar dieser an sich nicht sehr reizvollen und inhaltsreichen Rasse.

Ich erwarte Dich zu einem ganz langen Bayreuther Gespräch und wie gesagt, bald. Am ersten Mai erscheint der Klavierauszug der Götterdämmerung.

Was macht denn unsre gute Mutter? Und wollt ihr beide zusammen vom Naumburger Nest wegfliegen?

Was gäbe ich drum, wenn ich —

kurzum, es grüßt Dich
herzlich Dein Bruder

Fridericus
Intempestivus.

[«]

441. An Auguste Pinder in Naumburg

<Basel, 5.> Mai 1875.

Verehrteste Frau

da ich etwas verreist war, bin ich erst ziemlich spät in den Besitz der höchst schmerzlichen Nachricht gelangt, derentwegen ich heute an Sie schreibe. Ich möchte Ihnen nur sagen, wie auch ich mich mit beraubt fühle und wie es mir Mühe macht, mich an dieses Beraubtsein zu gewöhnen. Mir ist es als ob Naumburg in meiner Vorstellung sich verändere, wenn ich gezwungen werde, das Bild des verehrten Entschlafenen daraus hinwegzudenken, ich glaube eine unbegreifliche Lücke zu sehen und für die vielen guten und dankbaren Empfindungen mit denen ich gewohnt war, an das Pindersche Haus zu denken habe ich einen plötzlichen und gewiß lange währenden Schmerz eintauschen müssen.

Sie nehmen gewiß, hochverehrte Frau, den Ausdruck meiner Klage freundlich an und denken einen Augenblick an die Zeiten zurück, wo Wilhelm und ich Knaben waren und wo wir zusammen in allem unsern Denken und Wünschen durch Wort Rath und Vorbild desselben Mannes geführt wurden, dessen Verlust ich jetzt mit Ihnen so schmerzlich betrauere.

Ich verbleibe allezeit Ihr Ihnen und Ihren Angehörigen treulich zugethaner

Dr Friedrich Nietzsche
in Basel.

[«]

442. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Basel Mittwoch vor Himmelfahrt.
<5. Mai 1875>

Meine liebe gute Mutter und Schwester,

da es mir nicht gut ging und ich mich schlecht und angegriffen fühlte, auch zweimal zu Bette liegen mußte, so half ich mir endlich und ging eine Woche lang nach Bern, um dort spazieren zu gehen. Gestern bin ich recht erholt zurückgekommen und habe heute das Sommersemester mit einer Stunde begonnen. Ich lebte in Bern in dem Hôtel Victoria auf dem Schänzli, war der einzige Gast des Hôtels und hatte das schönste Zimmer mit dem Balkon der ersten Etage. Dabei wurde ich sehr gut und billig behandelt und ich konnte meiner Leidenschaft für Allein-Leben und Allein-Gehen die Zügel schießen lassen; lief also täglich 8 Stunden in den herrlichen Umgebungen Berns herum und dachte nach. — Zurückkommend finde ich nun Eure Briefe und die traurige Nachricht vom Tode des guten Rath Pinder. Ich habe heute der Frau Räthin geschrieben. Es thut mir recht sehr leid. — Overbeck verläßt mich nächsten Montag, um seine Cur in Carlsbad zu beginnen. Vom Herbst an zieht Herr Adolf Baumgartner mein Schüler und Freund, in unser Haus und zwar in das Romundtische Zimmer.

Was die Farbe des Rockes betrifft, so dächte ich, schwarz wäre das Beste für so einen gelehrten Nachtwächter, wie ich nun einmal bin. —

Unsre Briefe haben sich gekreuzt, es thut mir leid euch in Besorgniß versetzt zu haben. —

Von Bayreuth weiß ich gar nichts. Aber der Clavierauszug der Götterdämmerung ist in den Buchhandlungen erschienen, ich habe schon einen Blick hineingeworfen. Das ist der Himmel auf Erden.

Ich will in diesen Tagen einmal an Frau Wagner schreiben. Nicht wahr, zum 22ten Mai als zu Wagner's Geburtstag, schreibst Du auch, liebe Lisbeth?

Warum soll ich denn dem Lichtenstein ein Exemplar schicken? Wenn er einen Werth darauf legt, eins gerade von mir zu haben, gut, dann soll's sein, doch nicht sehr gerne. Man erscheint diesen Leuten gegenüber immer so als ob man was von ihnen wollte; das ist so ekelhaft, zumal für mich Schweizer.

Sonntag vor 8 Tagen war ich mit Overbeck bei Turneysens zu Mittag. Besuche habe ich gemacht, auch bei Frau Fürstenberger, zum Dank für die Ball-Einladung.

Jetzt will ich mich nun an die Nr. 4 machen, ich wünsche mir ein wenig Erheiterung und gutes Wetter.

Lebt recht wohl und behaltet lieb
Euren alten
Fritz.

Danke recht schön für das Grab Schopenhauers, meine liebe Mutter.

[«]

443. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

<Basel,> 8 Mai 1875.

Die Antwort auf Nr. 3 voran, liebster Freund!

Ich sprach heute mit Miaskowski und fand ihn in dieser Angelegenheit durchaus nicht ablehnend; er überlegt sich die Sache gründlich und ich glaube zu verstehen, weshalb sie ihm im Grunde ganz förderlich erscheint. Er will sehr gern ins „Reich“ zurück und möchte ebenfalls sehr gern viel Schüler haben, da er ein passionirter Lehrer ist, drittens hat er hier nicht viel Gehalt und das Leben ist theuer (ich meine er hat 4000—4500 frs.) Endlich hat er gerade eine spezielle Neigung für die landwirthschaftlichen Fragen seiner Disciplin und glaubt deshalb schon an einer Akademie wie der von Hohenheim an seinem Platze zu sein. Er wünscht nun vor allem in einem Briefe des Directors eine nähere Auskunft: über die Vorlesungen, die man von ihm verlangt, über die Schülerzahl, ob das Fach obligatorisch ist, über die wöchentliche Stundenzahl, über den Gehalt und etwaige Accessorien desselben, über die Wohnung und deren Umfang und so weiter. Er ist vielleicht dazu bereit, Pfingsten einen Besuch in Hohenheim zu machen; jedenfalls bitte Dr von Rau, dass er jetzt bald sich brieflich an M. wendet. Das Vorstadium der Angelegenheit ist ganz gut erledigt. Übrigens: im Vertrauen gesagt. M. hat mir freiwillig versprochen von der Sache hier durchaus keinen Gebrauch, etwa zu einer Gehaltserhöhung zu machen. Man hat mit einem anständigen Menschen zu thun. — Nicht wahr, im Herbst Antritt der Stelle? Ist eine gewisse Steigerung der 1900 Gld möglich oder nicht? Doch, wie gesagt, das Weitere geht uns nichts an, das mögen die Betheiligten unter sich ausmachen.

Übrigens ist es toll, liebster Freund, dass Du nun gar noch Professoren berufst und dass ich solche ins „Reich“ hinüber lootsen muss. Es war viel Hohngelächter in mir, als ich die Mission ausführte.

Nun zur Nr. 2, den ich zusammen mit Nr. 1 bekam. Ich war nämlich verreist, auf 8 Tage, weil die Maschine gar nicht mehr in Gang zu bringen war und ich zum zweiten Male wie nach Romundts Weggang zu Bett liegen musste. Da nahm ich mir den elenden Rest meiner Ferien zwischen die Beine und trabte fort. In Bern wohnte ich, als einziger Gast, in dem schönen Hôtel Victoria auf dem Schänzli und lief von dort aus auf Bergen und in Wäldern herum, immer allein und dachte mir viel aus. Oft genug kamst du vor, und in allen meinen Zukunfts-Plänen, die immer mehr auf das Erzieherische hinaus wollen, bist Du gar nicht mehr zu entbehren. Auch die Frage von Mann und Weib habe ich viel überlegt und möchte jetzt Dir auch zur allergrössten Vorsicht rathen. Es ist furchtbar, wie die Männer, an ein inferiores Geschöpf gebunden, herunterkommen, und mitunter kommt es mir so vor als ob wir bessere Aufgaben hätten als dem ganzen Ehe-capitel unsre Aufmerksamkeit zu schenken. Mündlich im Sommer viel mehr darüber, ich bin jetzt mit Gründen und Erwägungen vollgestopft.

Ich habe die Tücke in „über Land und Meer“ wohl gefühlt; dieser Schmierer hatte übrigens Schopenhauer nicht einmal selber in die Hand genommen, sondern nur die Stellen aus der Vorrede von der Leopardi-Übersetzung, die Brandes gemacht hat, abgeschrieben. In der Westminster-Review ist ein grösserer Aufsatz über meine 3 ersten Unzeitgemässen, höre ich, er soll ziemlich wüthend sein. Doch freut’s mich, dass Engländer mich lesen. Von Hillebrand ist erschienen: „Zeiten Völker und Menschen“, darin sind auch seine Aufsätze über mich mit abgedruckt. Mit der vierten Unzeitgem. steht es noch schlecht: zwar habe ich ungefähr 40 Seiten mehr von solcherlei Notizen, wie du sie zusammen geschrieben hast. Aber Fluss und Guss und Muth fehlt noch fürs Ganze. Inzwischen habe ich das Sommer-Halbjahr angefangen, das mir viel lästiger ist, der Augen wegen, die mich öfter schmerzen. Ich stehe nach 5 Uhr auf, das thut mir wohl. Übermorgen reist Overbeck ab; er grüsst dich von Herzen und wird gerne thun, was Du wünschest, auch dir für eine Karte an Frau von G<ustedt> sehr dankbar sein. Romundt hat geschrieben, bis jetzt noch ohne Amt. Auch Rohde, dem man zu einem Rufe nach Dorpat gewinkt hat, doch meint er, es werde nichts daraus. — Heinze ist weiss Gott schon wieder von Königsberg fortberufen und geht nach Leipzig, im Herbst. In Naumburg ist Pinder’s Vater gestorben; traurig. Pinder Sohn erwartet ein Kind für diesen Sommer. —

Im Jahrbuch des Schweizer. Alpenclubs 1864 fand ich eine Reisebeschreibung über den Piz Morteratsch; bei Öffnung der Flasche im Steinmann auf der Spitze ergab sich, dass dieser Berg das dritte Mal bestiegen worden ist „von Ernst von Gersdorff aus Berlin mit den Führern Ambüel und Walther.“ Im gleichen Bande steht ein ganz ausserordentlicher Aufsatz von Rütimeyer „die Bevölkerung der Alpen“, vom höchsten Interesse: von demselben Gelehrten empfehle ich noch (vielleicht sind beide Schriften etwas für Deinen Vater, zu einem Geschenk für ihn) „Vom Meer bis nach den Alpen“ Bern 1854. Dalpsche Buchhandlung.

Und damit sei es genug. Mein guter lieber Freund, ich möchte, wir lebten bei einander, da wir’s erprobt haben, wie gut es geht. (Es geht mit wenig Menschen, selbst mit vielen Freunden nicht!)

Ich habe einige Blicke in die Abgründe und blauen Seefluthen der „Götterdämmerung“ gethan, immer im Stillen noch etwas aus Bayreuth erhoffend.

Dein ganz Getreuer
Friedrich N.

Ich sah Burckhardt noch nicht, nächstens über Stuart Auskunft. Ich dächte, es sei ein gut berühmtes Werk.

Lies einmal die Augsburger Zeitung über das Berliner-Concert W<agner>'s (Freitagnummer, gestern) „Der Grössten Einer!" Hat sich der Ton verändert!

[«]

444. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 9. Mai 1875>
Sonntag.

Meine liebe Lisbeth, so eben, etwas früh am Tage, war die Nichte von Mad. Laubscher bei mir und ich erfuhr zu meiner grossen Freude, dass Du am nächsten Donnerstag nach Basel kommen willst. Das gab denn für mich die angenehmste Überraschung. Weisst Du, es scheint mir diesmal besonders glücklich: da Overbeck morgen früh abreist, Romundt nicht mehr im Hause ist, so kannst Du in meiner Wohnung wohnen und ich wohne in Overbecks Zimmern. Bitte schreibe mir doch schnell noch ein Wörtchen hierüber.

Alles Übrige mündlich. Nicht wahr, meine Kleider bringst Du mit?

Die herzlichsten Grüsse an Dich und unsre liebe Mutter.

Dein Fritz

Es ist alles mit Frau Baumann verabredet, ebenso mit Overbeck. Hr. Grumbach ist eben auf mehrere Wochen verreist. Alles günstig.

[«]

445. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 11. Mai 1875>
Dienstag früh.

Versteht sich, versteht sich! ich komme Freitag nach Oos Dir entgegen und fahre in Basel um 11 Uhr Vormittags fort. Alles sehr gut ausgedacht! Inzwischen wirst Du meinen Brief bekommen haben.

Bitte packe meinen neuen Überzieher so, dass ich ihn gleich herausnehmen kann, in Oos.

Dich und unsre liebe Mutter
herzlich grüssend.
In Freude
Dein
F N.

[«]

446. An Marie Baumgartner in Lörrach

Basel Donnerstag vor Pfingsten. 1875.
<13. Mai>

Denken Sie, verehrte Frau, dass es auch für nächsten Samstag eine zwingende Verhinderung giebt und dass ich nicht zu Ihnen kommen werde. Glücklicher Weise ist es gar nichts Schlimmes; ich bin nämlich durch die Nachricht erfreut und überrascht, dass meine Schwester mich doch noch besuchen wird und dass ich morgen (Freitag) mit ihr in Baden-Baden zusammentreffen soll. Da bleiben wir ein paar Tage, — meine Schwester kennt diesen Ort nicht, — und kommen am Montag Abend hier in Basel an.

Da bleibt nun gar nichts übrig als zu versprechen, dass wir Beide am Samstag nach Pfingsten nach Lörrach kommen.

Das Semester wird sehr arbeitsam, ich muss alle meine angekündigten Collegien lesen und habe für alle litterarischen Absichten gar keine Zeit. Wenn nur meine Augen Stand halten!

Overbeck hat mich Montag verlassen und mir noch herzliche Empfehlungen an Sie, verehrteste Frau, aufgetragen.

Ich möchte Ihnen ein neues Buch von Hillebrand in Florenz geben, wenn ich nur wüsste, wie! Es heisst „Zeiten Völker und Menschen“ und bei den „Menschen“ komme ich auch ein wenig in Betracht. Er redet so, wie die öffentliche Meinung in 10 Jahren sein wird d.h. er ist ein klein wenig der jetzigen Meinung voran. Doch geht es nicht weit.

Mir kommt es so vor als ob ich Ihnen manches zu erzählen hätte. Und da schreibe ich von Hillebrand!

In herzlicher Ergebenheit
Ihr
Friedrich Nietzsche.

[«]

447. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

<Basel, 21. Mai 1875>
Freitag.

Ein paar Zeilchen, Freund! Das Werk von Stuart und Rewett ist immer noch all und eins auf diesem Gebiete und sehr werthvoll; doch erscheint jetzt eine neue billige Ausgabe und es ist wirklich fraglich, ob nicht noch billiger als Deine antiquarische. Burckhardt räth etwas zuzuwarten und gute Buchhändler zu befragen; die Italiäner können das Beschummeln nicht lassen.

Es ist mir nicht gut gegangen: sehr häufige Magen- Kopf- und Augenschmerzen! Doch wird jetzt verständig gelebt, meine Schwester ist da, wir wohnen prächtig in der Baumannshöhle, sie in meinen, ich in Overbecks Zimmern. —

Keine Zeile der Unzeitgemässen Nr. 4! Für das ganze Semester zurückgelegt. Denn die Tagesarbeit für alle Collegien (13 Stunden) zwingt, ich habe keine Zeit.

Schmeitzner hat keinen Verleger für die französische Übersetzung gefunden. Von meiner Nr. 3 sind gegen 350 Exemplare verkauft.

Frau Wagner hat mir ein herrliches Medaillon von Wagner geschickt, ich habe noch nicht gedankt, auch noch nicht zum Geburtstag schreiben können, der Augen halber!

Verzeihe also, wenn ich aufhöre.
Geht's Dir gut?
F N.

Weisst Du etwas von Frl von Meysenbug? Haben wir sie verletzt? Ich habe seit unsrer Sendung nichts von ihr gehört. Ich fürchte sehr, die Monod-Geschichte, Du weisst, die Recension!

Schreib ihr doch, bitte, und versprich ihr einen langen Brief von mir. Jetzt kann ich nicht.

448. An Franz Overbeck in Karlsbad

Basel Freitag nach Pfingsten 1875.
<21. Mai>

Deinen Brief, lieber Freund, fand ich bei der Rückkehr von Baden-Baden vor, wo ich meine Schwester in Empfang nahm; ich danke Dir herzlich dafür, wie ich überhaupt immer mit einem stillen Dankgefühl in Deinem Zimmer sitze; wie zum Beispiel jetzt. Frau Baumgartner empfieng uns am Bahnhof, und wer war in der Baumannshöhle, als wir an sie herankamen? Adolf B<aumgartner>, von Bonn auf zweimal vierundzwanzig Stunden durchgebrannt. Hoffentlich ist es ihm nicht übel bekommen. Unsre häusliche Einrichtung ist sehr glücklich; da das Semester sich hart anlässt, und alle Vorlesungen von mir gelesen werden, auch das Pädagogium viel Mühe macht, so wird das Zimmer, in dem Deine Arbeitsamkeit blüht, wenigstens nicht durch Faulheit entweiht, denn ich bin Tag für Tag von 5 an bis 12 in Arbeit, und die Nachmittage sind dann durch Stunden und Collegien ausgefüllt oder richtiger in lauter Fetzen zerrissen, mit denen ich nicht viel anfangen kann. (13 Stunden!) Zustand des Magens und der Augen sehr bedenklich! Gestern war ich ganz unfähig und habe nicht einmal Wagner zum Geburtstage schreiben können. Meine Schwester thats für mich. —

Ich besitze durch Frau Wagner ein herrliches Bronze-Medaillon Wagner's; damit Du etwas von ihr hörst, lege ich ihren Brief bei. Ebenfalls Schmeitzner's, über den du Deine Gedanken haben wirst. Ich möchte Schm. vorschlagen, da er einmal die indischen Studien fördern will, eine Bibliothek von guten Übersetzungen indischer Werke, zumal der philosophischen, zu begründen und habe zB. an Windisch und Deussen gedacht. An meiner Unzeitgem. Nr. 4 habe ich kein Wort geschrieben, kann es nicht und werde es nicht. Vielleicht Ende des Semesters.

In Baden-Baden stolperte ich beinahe über die Kaiserin und benahm mich respectlos. Ass sehr behaglich bei Richard Pohl's zu Mittag. Wir haben hier jedenfalls schon 184 Studenten, die Freude ist gross. Heute war ich mit Jacob Burckhardt zusammen, er sah vortrefflich aus, hatte Hillebrand kennen gelernt und erzählte dass er scill. Hillebr. einen Schatz scil. eine Braut vel hoc genus omne in Florenz habe.

Über die Carlsbader Badelitteratur siehe den bezüglichen Artikel in den letzten Nummern der Augsburger Zeitung!

Und nun, mein lieber Freund stehe auf, nimm Dein Leberli und wandle!

Meine Schwester und ich, wir grüssen den Leidenden-Glücklichen auf das herzlichste.

Schicke mir Schm<eitzner>'s Brief doch zurück, ich muss ihm bald antworten.

[«]

449. An Richard Wagner in Bayreuth

Basel den 24ten Mai 1875.

Meine Wünsche kommen hinterdrein gehinkt, Sie müssen es schon einmal verzeihen, geliebter Meister. Ich gedenke dabei meiner leiblichen Unsicherheit und Schwäche, und bewundere Ihre Rüstigkeit, mit der Sie sich in den letzten Jahren durch das Gewirr von neuen Aufgaben, Beschwerden, Aerger, Ermüdung hindurch geschlagen haben; so daß ich nicht einmal das Recht habe, Ihnen in dieser Beziehung irgend etwas anzuwünschen. (Wenn ich doch lieber etwas von Ihnen lernen könnte!) Ich habe immer, wenn ich an Ihr Leben denke, das Gefühl von einem dramatischen Verlaufe desselben: als ob Sie so sehr Dramatiker seien, daß Sie selber nur in dieser Form leben und jedenfalls erst am Schlüsse des fünften Aktes sterben könnten. Wo alles zu einem Ziele hin drängt und stürmt, da weicht der Zufall aus, er fürchtet sich, scheint es. Alles wird nothwendig und ehern, bei der größten Bewegtheit: so, wie ich Ihren Ausdruck auf dem schönen Medaillon wiederfinde, mit dem ich neulich beschenkt worden bin. Wir andern Menschen flackern immer etwas, und so bekommt nicht einmal die Gesundheit etwas Stätiges.

Nun will ich nur erzählen, daß ich eine merkwürdig schöne Prophezeiung gefunden habe, welche ich Ihnen gerne zu Ihrem Geburtstage hätte schicken mögen.

Sie lautet so:

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allduldend gleich der schweigenden Mutter Erd'
und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.
    Sie ernten den Gedanken, den Geist von dir,
    Sie pflücken gern die Traube, doch höhnen sie
    dich ungestalte Rebe, daß du
    schwankend den Boden und wild umirrest.
Du Land des hohen ernsteren Genius!

Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,
oft zürnte ich weinend, daß du immer
blöde die eigene Seele läugnest.
Noch säumst und schweigst du, sinnest ein freudig Werk,
das von dir zeuge, sinnest ein neu Gebild,
das einzig, wie du selber, das aus
Liebe geboren, und gut, wie du, sei.
Wo ist Dein Delos, wo dein Olympia,
daß wir uns alle finden am höchsten Fest?
Doch wie erräth dein Sohn, was du den
Deinen, Unsterbliche, längst bereitest? —

Das sagt alles der arme Hölderlin, dem es nicht so gut wurde, wie mir und der es nur in der Ahnung trug, was wir trauen und schauen werden.

Wahrhaftig, geliebter Meister, Ihnen zum Geburtstag schreiben, heißt immer nur: uns Glück wünschen, uns Gesundheit wünschen, um an Ihnen recht theilnehmen zu können. Denn ich sollte wirklich meinen: es ist das Kranksein, und der in der Krankheit lauernde Egoismus, wodurch sie gezwungen werden, immer an sich zu denken: während der Genius, in der Fülle seiner Gesundheit immer nur an die andern denkt, unwillkürlich segnend und heilend, wo er nur seine Hand hinlegt. Jeder kranke Mensch ist ein Schuft, las ich neulich; und woran sind die Menschen nicht alles krank! Auf Ihren Reisen durch Deutschland werden Sie manches gehört haben z.B. von der ganz allgemeinen Krankheit „des Hartmannianismus“.

Leben Sie wohl, verehrter Meister, und bleiben Sie das, was wir nicht sind, gesund.

Treuergeben
Ihr
Friedrich Nietzsche.

[«]

450. An Franz Overbeck in Karlsbad

Basel 30 Mai 1875.

Ein Sonntagsbriefchen, lieber Freund; hoffentlich ist es Dir heute gut zu Muthe und das kräftige Gewässer rumort nicht im Inwendigen. Wir haben ein seltsam temperirtes Wetter, von fast idealer Schönheit (freilich nicht gerade für den Landmann) und ich habe gedacht, dieses ganze Muster- und Meisterstück von Frühjahr müsse Deine Genesung recht begünstigen. So etwas wie die paar Maientage in Baden-Baden habe ich eigentlich noch nicht erlebt und auf deutschem Boden fast für unmöglich gehalten. Jetzt trinke ich morgens um die gleiche Zeit wo Du trinkst, heißes Wasser, etwas später verdünnte Milch, nebst einem rohen Ei. Abends nichts als Suppe und etwas Thee; dazu Enthaltung von Sauerem Gepökeltem, Fettem: ich glaube, ich nähere mich Deiner jetzigen Art zu leben sehr an, und so halte ich's denn wieder aus, mit der höchsten Behutsamkeit freilich. Meine Schwester macht's mir sehr leicht zu leben. Denke, wir gehen damit um, uns eine Wohnung vom 1tn Oktober an zu miethen und eine eigne Wirthschaft zu begründen. Frau Baumann weiß noch nichts davon. Wir suchen schon nach Wohnungen; überhaupt aber merke ich, daß eine nach mir eingerichtete Häuslichkeit mir jetzt fast nothwendig geworden ist, wenn ich es noch eine rechte Zeit auf der Erde aushalten soll. Für den Sommer werde ich schwerlich nach Bayreuth oder nur für eine kurze Zeit kommen können, denn ich muß Bergluft und Trinkkur für meinen Magen anwenden, es hilft nichts. Heute Nachmittag wollen wir nach Lörrach zu der guten Frau Baumgartner fahren; sie denkt Deiner mit den herzlichsten Wünschen und wird Dir wohl auch schreiben. Adolf ist ohne Gefährde wieder nach Bonn zurückgekommen. Gestern waren wir bei Frl. Kestner und Frau Sarasin. Abendbesuche giebt es gar nicht mehr. Das Semester macht mir viel Arbeit. Ich habe am Pädagogium eine sehr gute Classe. Der kleine Kelterborn hat mir ein stattlich gebundenes Buch überreicht, von 448 engen Quartseiten; es ist die griechische Cultur Burckhardts; und zwar hat es Vorzüge vor Baumgartners Bearbeitung, es ist reicher an Stoff und geordneter und eine ausgezeichnete Ergänzung, während Baumgartner einen feineren Blick für Burckhardt selbst und großes imitatorisches Geschick hat. Dr. Fuchs hat ein opus I von sich geschickt, Clavierstücke über neugriechische Volkslieder, mit dem Titel Hellas. Von Frau Wagner habe ich ein höchst ausdrucksvolles Bronze-medaillon mit Wagners Kopf geschenkt bekommen.

Festersen fragt an, ob er die bestellten und längst angekommenen Bücher Dir nach Dresden oder nach Carlsbad zusenden solle. — Hörten wir doch etwas Gutes von Romundt! Im litterar. Centralblatt werden immer neue Lehrerstellungen ausgeboten, ich wundere mich, warum er nicht zugreift oder wenigstens zuzugreifen versucht. Aber es wird so sein wie mit St. Gallen.

Von Miaskowskis Sache weiß ich nichts mehr. Der Dr. Rau will einmal nach Basel kommen. Frau Immermann hat die Kurliste bekommen und dankt schönstens.

Wir haben Immermanns in dieser Woche zu Gaste.

Deine Erfahrungen mit den Vollbürgern des Reichs sind mir sehr werthvoll, ich freue mich darauf mündlich Näheres zu hören. Gestern las ich von der Aufhebung des Berliner Preßbureaus durch Bismarck. Er wurde gar zu tölpelhaft bedient, scheint es.

Adieu, mein lieber Freund. Mit meinen und meiner Schwester Wünschen und Hoffnungen für Deine Gesundheit

Dein getreuer
Friedr. Nietzsche

Heute die neue Großrathswahl! — Das Referendum hatte in der Stimmrechtsfrage einen günstigen Verlauf. Heute auch Oltener Zusammenkunft.

[«]

451. An Cosima Wagner in Bayreuth (Disposition)

<Basel, Ende Mai 1875>

Frau Wagner
Rus
Medaillon

[«]

452. An Elisabeth Nietzsche in Basel

<Basel, vermutlich Mai-Juni 1875>
Freitag Abends.

Meine liebe Schwester, ich möchte Dir gerne noch gute Nacht sagen, bin aber durch Spaziergang und Reden in einem ungesunden Grade erschöpft und brauche Ruhe.

Unsere Partie morgen findet statt: Prof. Hagenbach junior hat uns eingeladen, bei ihm zu Abend zu essen in Frenckendorf, bei Schauenburg. Wir werden also um 2 Uhr 45 Minuten am Centralbahnhof sein müssen: mach Dich nur gleich fertig, daß wir von der Terrasse der drei Könige aus gleich nach dem Bahnhofe gehn können. So ist es verabredet. Schlaf recht wohl, meine liebe Lisbeth.

Dein F.

[«]

453. An Erwin Rohde in Kiel

Basel 7 Juni 1875.

Mein lieber Freund, ich schreibe nicht! Du wirst aber gewiß schon errathen haben, warum nicht; weil mir's nicht gut gegangen ist. Es stand Elend mit Magen und Augen; aber heute will ich Dich nur damit erfreuen, daß ich auch im Stande bin, mich zu etwas Radikalem zu entschließen. Erfreuen? Gott weiß, wenigstens hat der Radikalismus auch hier seinen berühmten Hinkfuß. Also: meine Schwester und ich sind eben damit beschäftigt, hier eine Wohnung zu miethen, Meubles zu kaufen usw., kurz, um eine meinen Nöthen angemessene und heilsame Existenz von Mitte dieses Jahres an zu beginnen. In den Hundstagen werde ich freilich nicht nach Bayreuth kommen — dies ist der Hinkfuß — sondern in's Bad müssen, wohl nach Pfäffers. Alles ist sehr nöthig. In Aussicht auf diese schönen Neuerungen athme ich recht auf.

Das Semester ist recht mühsam, da ich alle meine Collegien lese. Ich wohne in Overbecks Zimmern, meine Schwester in meiner Wohnung. In Romundts Zimmer wird vom Herbst an der junge Baumgartner ziehn.

Zu Unzeitgemäßheiten habe ich weder Zeit noch Kraft.

Die französische Übersetzung der Nr. 3 hat trotz vielem Suchen keinen Verleger gefunden. Schmeitzner hat 350 Exemplare davon abgesetzt. Kannst Du ihm Dein Buch anbieten? Es wäre ihm ein großer Gewinn. Übrigens möchte er gerne Schriften über Indisches und Chinesisches herausgeben; weißt Du da einen Rath zu geben?

Von Overbeck nehme ich an, daß er seine Cur heute in Carlsbad beendigt. Seine Briefe sind heiter, obschon das Wasser sehr rumoren mag. Romundt hat in Sachsen nichts gefunden, jetzt hat er auf Hannover'sche Gymnasiallehrerstellungen sein Auge. Wir haben schwere und wechselvolle Winterwochen verlebt, eigentlich lag ein böser Nebel über dem Hause; der Abschied war höchst beschwerlich und schmerzlich, ich möchte dieser Zeit Ähnliches nicht wieder erleben.

Wir sitzen alle so einsam auf unserem Leuchtthurm — und wenn es nur immer ein Leuchtthurm wäre!

Dieser Theil des Lebens ist hart, man hat ja noch nicht recht resignirt. Man sieht sich selber aber schon recht deutlich. Doch ist der Anblick so, daß ich mitunter viel zu viel Muth und Hoffnung habe und wenn ich dann abrechne mit dem, was uns umgiebt, und worauf zu wirken ist, ist mirs, als ob ich nicht einen Finger mehr bewegen könnte. Es wird Dir auch so gehen?

Tragen wir die schweren Dreißiger, lebwohl mein lieber Freund, non olim sic erit.

Deiner oft und immer
mit Liebe eingedenk
Friederich.

Hast Du Briefe von Wagner und Frau, die mir gehören, bitte, so schicke sie mir.

[«]

454. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Basel den 10 Juni 1875.

Nur ein ganz kleines Briefchen, meine gute Mutter, da ein langes jetzt nicht in meiner Macht steht, nämlich der Augen wegen. Ich bin seit einigen Tagen durch einen recht harten Anfall meines Magenleidens heimgesucht; da nimmt denn Kopf und Augen sein ehrlich Theil. Es ist allmählich so schlimm mit diesem chronischen, nun schon vierjährigen Magenkatarrh geworden, so gefährlich und so zeitraubend (denn ich verliere fast wöchentlich immer zwei Tage), daß ich und die Ärzte mit mir nur noch in einer ganz consequenten Diät Hülfe sehen; so wie mir diese vorgeschrieben ist, kann ich sie aber nur in einem eignen Hauswesen durchführen.

Unsere Entschließung, von der Dir meine hülfreiche Lisbeth geschrieben hat, ist deshalb ein Resultat der Noth, es geht eben nicht mehr anders. Im andern Falle wäre ich gezwungen, meine Professur in kürzester Zeit aufzugeben. Nun scheint mir, daß Lisbeth hier sich sehr nützlich machen kann, daß sie vieles lernt; überdieß gefällt sie sich hier gut und hat mehr Bekannte als in Naumburg. Selbst die Möglichkeit an der Dir immer so viel liegt, daß sie sich verheirathe, ist hier doch wirklich größer (im Vertrauen gesprochen) als etwa in Naumburg. Freilich entziehe ich Dir nun unsre Lisbeth, aber sehen werden wir uns oft, nur daß es jetzt wohl mehr in Basel als in Naumburg sein wird.

Alles Nähere wird Dir Lisbeth schreiben; mir geht es noch zu schlecht. Mit den herzlichsten Grüßen

Dein Sohn
Fritz.

[«]

455. An Erwin Rohde in Kiel

Basel Montag. <14. Juni 1875>

Ach mein armer geliebter Freund!

Was für eine Leidens Epistel hast Du mir geschrieben! Ich bin den ganzen Morgen wie betäubt und zerstreut. Dass Dich die Dämonen so anfassen! Und zugleich noch die alberne Tyche dazwischen ihre Finger hat! Könnte ich Dir nur irgend etwas von der Last abnehmen oder Dich auch nur ein wenig erheitern. Nun kommen wir nicht einmal den Sommer zusammen, denn über mir waltet jetzt der Arzt und verbietet mir Bayreuth. Ich soll auf den Gurnigel bei Thun und Schwefelwasser trinken. Mein Befinden ist sehr schlecht, seit dem letzten Briefe hatte ich einen harten Anfall. Es wird wohl so etwas wie ein Magengeschwür sein, was mich seit Jahren quält. Jetzt muss ich jeden Tag nüchtern zwei Esslöffel Höllensteinlösung innerlich einnehmen und nach einem genauen Plane des Arztes leben. Mit ziemlicher Anstrengung setze ich meine Vorlesungen fort. Ich habe bereits eine Wohnung gemiethet, wo ich vom August ab mit meiner Schwester zusammen wohnen werde.

Ich kann nicht sagen, wie mich die Dorpater Geschichte verdriesst. Hast Du nicht irgend einen Wunsch, den ich erfüllen könnte?

In Betreff des Sommeraufenthalts der Hamburger Familie weiss ich sehr zu empfehlen

1) „Hôtel Segnes, Waldhäuser bei Flims in Graubünden“, womöglich mit Berufung auf meinen Namen. (c. 4000 Fuß hoch)

2) „Luftkurort Wiesen (Graubünden), Kurhaus Bellevue“

3) „Bergün in Graubünden, Hôtel Piz Aëla“

4) „Hôtel Tellsplatte bei Flüelen, an der Axenstraße.“

Doch heute nichts mehr. In herzlicher
Freundschaft
leidend und mitleidend
Dein Bruder.

[«]

456. An Heinrich Romundt in Waldheim

<Basel, 19./27.Juni 1875>

Ich danke Dir mein lieber Freund für die herzliche theilnehmende Gesinnung Deines Briefes. Hast Du denn das Kistchen erhalten? Ich schreibe heute nur, um meine Worte über Rohde zu erklären. Er hatte zugesagt für Dorpat und bestimmt darauf gerechnet, auch deshalb eine Berufung nach Graz ausgeschlagen, ist aber zuletzt mit 2 Stimmen gegen den andern Kandidaten unterlegen. Privatim für Dich und Overbeck. —

Mir geht es nicht besser. Große Dosen Chinin. —

Mit herzlichem
Gruße Dein Freund.

[«]

456a. Eingabe an die Erziehungsbehörde in Basel

<Basel, 24. Juni 1875>

Griechischer Unterricht am Pädagogium

p. 1. Die Zeit des gesammten griechischen Unterrichts, den ein Schüler der hiesigen Anstalten bis zu seinem Abgange zur Universität genießt, ist gegenwärtig sehr gering; er umfaßt drei Jahre am Pädagogium und zwei Jahre vor dem Eintritt in dasselbe, für jede Schulwoche 6 Stunden gerechnet. Es wäre zu überlegen, ob dieser Zeitraum nicht verlängert werden könnte, beispielsweise durch Hinzufügung einer obersten Classe, einer Selecta; denn ein Unterricht, der es nicht erreicht, den Schülern eine tiefere Neigung für das hellenische Leben einzuflössen und der sie nicht zuletzt mit der Fähigkeit entläßt, griechische Schriftsteller leicht zu lesen — ein solcher Unterricht hat sein natürliches Ziel verfehlt. Ein wenig weiter heißt in solchen Fällen sehr viel weiter, nämlich zum Ziel zu kommen.

p. 2. Sehr zu bedauern ist, daß das Griechische für Mediziner an unserer Schule als fakultativ angesehen wird. Immerhin sollte die Entbindung vom griechischen Unterricht nur in den seltensten Fällen zugestanden werden; denn welcher junge Mann kann ein paar Jahre vor seiner Universitätszeit mit der nöthigen Bestimmtheit wissen, daß er eben Medizin studieren werde? Dazu kommt, daß gerade die hiesigen Professoren der Medizin sich so dringend wie möglich zu Gunsten der griechischen Ausbildung zukünftiger Mediziner ausgesprochen haben.

p. 3. Ein weiterer Wunsch, den wir bei dieser Gelegenheit mitaussprechen wollen, bezieht sich auf die Einführung einer und derselben griechischen Grammatik für alle Jahre des Unterrichts, zum Beispiel der Koch'schen Grammatik.

p. 4. Wir verlangen, daß die Schüler, um als reif angesehen werden zu können, gelesen haben

a) den ganzen Homer
b) drei Werke der tragischen Dichter
c) eine größere Anzahl ausgewählter Stücke von platonischen Dialogen
d) ebenfalls ausgewählte Theile des Thukydides, des Herodot und des Xenophon
e) Reden des Lysias oder Demosthenes

Bei dieser Aufstellung wird nicht nur auf die Schul- sondern auch auf die Privatlektüre der Schüler Bezug genommen.

p. 5. Der ersten Classe fällt zu: Xenophons Anabasis oder Hellenika. Die Odyssee. In grammatischer Beziehung die Formenlehre und die Syntax der Casus, mit wöchentlichen schriftlichen Übungen. Der zweiten Classe fällt zu: Herodot. Die Redner. Die Ilias. Die Syntax der Tempora, des Infinitivs und des Participiums. Schriftliche Übungen.

Der dritten Classe fällt zu: Tragiker. Plato. Thukydides. Ilias. Die Syntax der Moduslehre. Schriftliche Übungen.

Prof. Dr. Nietzsche.
den 24 Juni
1875.

[«]

457. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

<Basel, um 26. Juni 1875>

Mein lieber Freund, meine Schwester dankt Dir herzlich für Deinen Brief und Deine treue Sorge, ich will Dir aber doch selber melden, wie mir's geht. Ich habe eine sehr schlimme Zeit hinter mir und vielleicht eine noch schlimmere vor mir. Der Magen war gar nicht mehr zu bändigen, auch bei der lächerlich strengsten Diät, mehrtägige Kopfschmerzen der heftigsten Art, in wenig Tagen wieder kommend, stundenlanges Erbrechen, ohne etwas gegessen zu haben, kurz, die Maschine schien in Stücke gehen zu wollen und ich will nicht leugnen, einige Male gewünscht zu haben, sie wäre es. Grosse Abmattung, mühsames Gehen auf der Strasse, starke Empfindlichkeit gegen Licht; Immermann kurirte auf so etwas wie ein Magengeschwür, und ich erwartete immer Bluterbrechen. Ich musste 14 Tage lang Höllenstein-Auflösung einnehmen, es half nichts. Jetzt giebt er mir täglich zweimal ausserordentlich grosse Dosen von Chinin. Er will, dass ich in den Ferien nicht nach Bayreuth gehe, ich sage gar nichts darüber, Du kannst Dir denken, wie mir zu Muthe ist. Indessen möchte ich gerne das nächste Jahr noch erleben und will deshalb in diesem Jahre thun, was ich soll. — Unter solchen Umständen wurde es zur Nothwendigkeit, mich mit Hülfe meiner guten Schwester häuslicher einzurichten; wir haben eine Wohnung, nahe an der alten, und beziehn sie nach den Sommerferien. Ich habe meine Vorlesungen und Stunden bei alledem fortgesetzt und nur an den schlimmsten Tagen, wo ich immer zu Bette liege, unterbrochen. Wohin ich die Ferien gehe, hängt vom Erfolg der jetzigen Kur ab, jedenfalls in ein Bad. Ich hoffe sehr viel von der neuen Häuslichkeit mit meiner Schwester zusammen, wir wollen zusehen, eine recht exacte Lebensweise zu erfinden.

Dass ich nicht muthlos bin, kannst Du daraus sehn, dass ich neulich einen Entwurf für meine Collegien auf 7 Jahre hin gemacht habe. Aber viel Quälerei hat das Leben. Zudem haben Krankheiten etwas Würdeloses und sind nicht einmal ein Unglück.

Willst Du in Bayreuth darauf vorbereiten, dass ich im Juli nicht kommen werde? Wagner wird recht böse sein, ich selbst bin es auch. Übrigens habe ich doch noch zu seinem Geburtstag geschrieben, mit vieler Überwindung, denn es ging mir übel. Es ist etwas Herrliches darum, wie er's aushält.

Lebe wohl mein lieber
Freund.

Ist Miaskowski berufen? Ich habe ihn seitdem nicht gesprochen, er wartete gewiss sehr darauf. Übrigens wäre es die höchste Zeit, denn jeder hier Angestellte muss 4 Monate vor dem Anfang des nächsten Semester (1 Nov.) seine Entlassung begehren.

[«]

458. An Carl Fuchs in Hirschberg

<Basel,> Ende Juni 1875.

Ja lieber Herr Doktor, wenn es mir nur nicht gar so schlecht gienge! Was ist da zu sagen, was zu schreiben! Ich bin seit ein paar Monaten in einer verruchten Krisis eines chronischen Magenübels, das an den Grundfesten meines Daseins zu rütteln beginnt. Mit Mühe lebe ich aus einem Tag in den andern. Alle paar Wochen versuchen's die Ärzte mit etwas Neuem, Höllenstein innerlich einnehmen, dann wieder große Dosen Chinin. Welche Kopfschmerzen — nein, ich will nicht davon erzählen, glauben Sie es mir nur, daß ich schwer lebe, und nicht unbedenklich, und daß bei solchem Zustande die Last meines Berufes, an sich groß genug, doppelt drückt.

Ich würde das wirklich nicht gesagt haben, wenn es nicht durchaus nöthig wäre, meine schier unbegreifliche Briefnachlässigkeit Ihnen nicht als sträflich, sondern als verzeihenswürdig hinzustellen. Ich kann wirklich, so wie es mir geht, keine Briefe schreiben. Denken Sie nur, daß die Ärzte mir nicht erlauben, diesen Sommer nach Bayreuth zu gehen! Ja was man bei einem solchen Gebot empfindet!

Meine litterarischen Fortsetzungen habe ich natürlich aufgegeben, ich bin nicht im Stande, eine Zeile daran zu schreiben. Das will nicht nur Gesundheit, sondern einen Überschuß von Gesundheit.

Ich danke Ihnen sehr für Ihre Composition. Was Sie mit dem Klavier-Instrument zusammenhängen! Mir ist so etwas noch nicht vorgekommen. So etwas kann übrigens nur ein wirklicher Klavierist spielen, nicht so ein verunglückter Orchestrist, wie ich bin. —

Nun wollte ich Ihnen die Photographie des kräftig und treu blickenden neuen Freundes, den Sie gefunden haben, zurückschicken, finde sie aber im Augenblick nicht. Also ein wenig später.

Ich las einmal in der Zeitung etwas von Ihren ehrenvollen Erlebnissen zu Weimar und hoffe, daß daraus Ihnen das Günstigste erwachse.

Und wie geht es in der häuslichen Welt? Ist Ihnen Glück zu wünschen und zugleich der Mutter und dem Kind? Mir ist hier zur Noth geworden, so garçonmäßig mit diesen elenden Gesundheitszuständen fortzuleben, deshalb ist meine Schwester zu mir gekommen, und vom August an giebt es da eine eigne Wirthschaft des Geschwisterpaars.

Wir beide grüßen Sie
von Herzen.
Friedrich Nietzsche.

[«]

459. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Sonntag. <4. Juli 1875>
Basel.

Meine gute liebe Mutter, nur ein Wörtchen. Lisbeth kann am Dienstag noch nicht zu Dir kommen, die Dienstbotenangelegenheit hält sie noch hier fest. Heute ist sie, zusammen mit Prof. Hagenbach, auf den St. Romey, um Frau Vischer zu besuchen. Mir geht es immer recht übel und ich erwarte mit Ungeduld die Ferien. Oskar hat in der freundlichsten und herzlichsten Weise mich eingeladen, aber ich kann nicht kommen, da ich jedenfalls in ein Bad geschickt werde.

Mit dem Wunsche, daß es Dir recht wohl gehen möge und mit vielem Dank für Deine schönen Briefe

Dein getreuer Sohn.

Ein böser Sommer! Übrigens ist es nicht so warm, im Gegentheil.

[«]

460. An Franz Dorotheus Gerlach in Basel

Basel Montag (vermutlich 5. Juli 1875>

Verehrter Herr Professor,

mit Vergnügen werde ich Ihrer gütigen Einladung für nächsten Samstag folgen.

Ihr ergebenster
Dr F. Nietzsche

[«]

461. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

<Basel, 7. Juli 1875>

Hier, geliebter Freund, einen Brief von Fräulein v. M<eysenbug> an Dich, der an meine Adresse kam und ebenso einen an mich, zur völligen Instruction. Du theilst mir aus dem Deinen wohl gelegentlich mit, was in meinem etwa nicht steht. Ich freue mich ausserordentlich wieder von unserer treuen Freundin gehört zu haben, nach so langem Schweigen.

Habe Dank, Treuester, für Deinen Brief, ich entgegne sofort auf Eins. Wer kann Dir denn so bestimmt gesagt haben, dass mein Leiden Migräne sei? Von dieser Bestimmtheit weiss Immermann nichts, der mir selber sagte, er experimentire nun einmal auf Nerven, da das vorige Mittel nichts besserte; helfe dies nichts, würde etwas Neues versucht. Da es mir nun immer schlecht geht und zumal die Säurenbildung grässlich mich bedrängt, und alles, mit Ausnahme des zartesten Fleisches, sich in Säure verwandelt, so bin ich wenigstens bereits überzeugt, dass die Nervenhypothese falsch ist; der Kopfschmerz bei Migräne ist übrigens halbseitig, meiner nicht, wie Du weisst. Die Quälerei in und über beiden Augen ist gross. —

Gott helfe Immermann, dann wird er auch mir helfen. Inzwischen — dubito.

Romundt ist ein Querkopf, ich schickte ihm, um ihn etwas zu ergötzen, ein paar Pfund Thee und Baseler Leckerli nebst Büchern. Ich höre lange nichts, endlich kommt es heraus, dass er grossen Verdruss daran gehabt hat, weil er aus unbegreiflichen Schlüssen Frau Baumann als die Senderin betrachtet hat, seltsame Briefe geschrieben und die arme Frau in Verlegenheit gebracht hat. Dabei hatte ich einen Begleitbrief geschrieben. Es ist toll. „Es sei ein Unstern über der Kiste gewesen,“ schreibt er heute; dieser Unstern ist, scheint mir, sein eigner Querkopf.

Also von Rohde weisst Du? Der Arme!! Ich habe auf ein Mittel gesonnen, ihn etwas zu zerstreuen.

Mit Bayreuth bin ich fast Deiner Meinung. Es geht nicht, ich halte es nicht aus, davon zu bleiben. Warte nur ab, es soll schon noch etwas von mir erfunden werden.

Die besten Glückwünsche zu den Prädikaten, welche Dein Freund Rau Dir über Frl. G. mitgetheilt hat. Darauf hin würde ich an Deiner Stelle alles thun und bald, denn diese Eigenschaften sind die schätzenswerthesten und seltensten bei Frauen. Wenn Du Dich auf Rau verlassen kannst, so sage ich wirklich „was du thun willst, thue bald!“ —

Nun lache nur über meine Paränesen. Du siehst doch, dass ich das Weltverbessern noch nicht aufgebe, wenn ich an Dich denke. Der Muth hört nur bei mir mitunter auf, doch nur für kurze Zeit.

In aller Liebe und
Herzlichkeit der Deine.

[«]

462. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel,> 8 Juli 1875

Meinen schönsten Geburtstags-Gruß, liebe Schwester, nebst einer kleinen Erzählung der Ereignisse, die seit Deiner Abreise Deinen Bruder betroffen haben. Ich nehme an, daß Du nicht nochmals das Opfer unsrer kindlichen Unerfahrenheit in Zahlendingen geworden bist und Deine Reise planmäßig zu Ende gebracht hast, ebenfalls nehme ich an, daß Ihr Euch vielerlei erzählt, vorschlagt, ausdenkt und den Geburtstag diesmal mit neuen und fast wehmüthigen Empfindungen feiern werdet. Da passen denn meine Erlebnisse gut hinein. Ich begann mir am ersten Tage, wo ich wieder den Kopf betrat, den Magen zu verderben und mußte die Nacht über einige Stunden ächzen und krächzen; jedesmal wenn der Akt vorüber war, zu neuem kräftigen Beginnen mich sammelnd. Zu Ehren meiner jetzigen Kur muß ich sagen, daß ich am Kopf an meinem Kopf dabei lange nicht so zu leiden hatte, auch daß ich den Morgen, matter zwar als ein Sänger am dritten Festtag, meine gewöhnlichen Tagesarbeiten machen konnte. In dieser Verfassung bekam ich den Besuch eines Berliner Herrn, Namens Dr. Förster, und unterhielt mich so ziemlich, ihn aber vielleicht unziemlich. Er behauptete mit unsrer lieben Mutter einmal zusammen gewesen zu sein, in Großjena, erinnre ich mich recht. Heute war ich bei Frau Vischer, des Dankes wegen, nachher spazierte ich mit Jakob Burckhardt ¾ Stunde im Münster-Kreuzgang. Das Steinabad wird mich am 16t. d. M. empfangen, man hat mir geschrieben. Auch Frau Baumgartner schrieb, vom Seelisberger

Wetter; hier hat es immer geheizt, wie im römischen Bad, dazwischen geblitzt und gedonnert und geregnet, Tag für Tag, ohne die Luft zu verbessern, die wie ein feuchter Flanell auf mir liegt. Heute ist der Tag, wo der Postvertrag aller Länder in Kraft tritt, mit derselben Briefmarke, die ich heute Dir zuwende, könnte ich Amerika, Spanien, das asiatische Rußland usw. erreichen. Frau Baumann fährt fort, mich mit Beefsteaks zu erquicken. Meine Collegien sind mein täglicher Trost und überhaupt eine schöne Erfindung. Das Sängerfest ist vor der Thüre und ich stehe beinahe auf dem Sprunge, ihm auszuweichen. Der Spalenthurm hat mir heute mit seinem Schmucke sehr gefallen. Auf dem Petersplatze müssen die Leute, um Platz zu finden, nach meiner Berechnung, zweimal über einander stehen, doch kann in meiner Berechnung ein Fehler sein. — So weit meine Erzählung. Ein Oelklex hat die andre Hälfte des Briefs zerstört. Feire deshalb Deinen Geburtstag nichts weniger glücklich und sei von der Liebe und den guten theilnehmenden Wünschen Deines Bruders von Herzen überzeugt. Dir und unsrer lieben Mutter die freundlichsten Grüße

Eures
Fritz.

Nun will ich noch nach dem Briefkasten hoppen, sonst hoppt der Brief nicht zur rechten Zeit zu Dir. Es ist zehn Uhr. In der Festhalle tönt das Concert zur Einweihung derselben.

[«]

463. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

Basel 12 Juli 1875.

Nur einen kurzen Bericht, mein geliebter Freund. Nächsten Freitag, am ersten Tag unsrer Ferien, reise ich fort und zwar in ein kleines Schwarzwaldbad, genannt Steinabad, bei Bonndorf. Es dient eigens den Magenleidenden, hat eine dreifach modificirte Diät und einen erfahrnen alten Arzt. Da wollen wir alles hoffen, auch dass ich am Ende der Ferien noch nach Bayreuth kann. Kannst Du mich nicht auf ein paar Tage dort besuchen? Wie glücklich würde ich sein. Mir ist es, bei der grössten Vorsicht und Enthaltung, im Ganzen besser gegangen, die Chininkur dauert noch fort. Freundlichsten Dank für die Nachrichten aus Bayreuth. Eine Bemerkung! war nicht in den Worten von Frau W<agner>, die Du mir schriebst, etwas Kaltes? Doch ich kann mich täuschen und bin vielleicht jetzt ein zu empfindlicher oder auch falscher Wärmemesser. Einen Anlass habe ich nicht gegeben. Inzwischen hat sie einen Brief von mir bekommen. Sie wird den Kopf voll haben, die arme Frau! Wer ihr doch helfen könnte!

Meine Schwester ist seit einer Woche wieder in Naumburg, wo es viel vorzubereiten giebt, dass wir am Ende der Ferien hier unser neues Heimwesen gründen können. Ich bin über diese Wendung sehr glücklich und sehe mit viel Vertrauen in das Kommende. Mein schöner Entwurf für die nächsten 7 Jahre war nur möglich bei einer solchen Ordnung und Regelung meines Alltaglebens. Nun habe ich doch eine ganz vertraute hülfreiche Seele um mich. Nicht mit einem Wort habe ich sie überredet, sie hat sich ganz freiwillig entschlossen.

Mit Jakob B<urckhardt> bin ich wieder auf dem guten alten Fusse, er schüttete neulich sein Herz einmal aus, wir gingen ¾ Stunden im Kreuzgang auf und ab.

Ein herrlich gelungener Stich vom alten Vischer ist als Geschenk bei mir eingetroffen, das Werk von unserm ausgezeichneten Weber.

Hier tobt seit 3 Tagen das eidgenössische Sängerfest, mit vielen Tausenden und grosser Üppigkeit des Empfangs und Schmucks. Ich natürlich — odi profanum Männergesangs-vulgus et arceo.

Mit getreuestem Grusse
und dem innigen Wunsche Dich zu sehen und zu sprechen.

Dein
Freund F N.

[«]

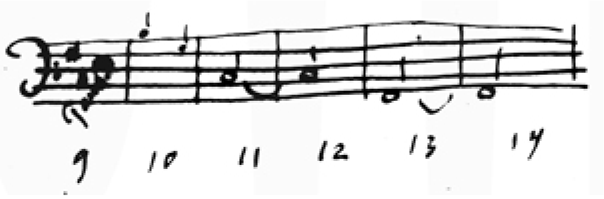
464. An Gustav Krug in Bonn

Basel den 12 Juli 1875.

Ja, mein lieber Gustav, wenn mir’s nur nicht so schlecht gegangen wäre und schlecht gienge! Da würdest Du sogleich meinen herzlichsten Dank für die ganz überraschende Mittheilung empfangen haben. So bin ich aber seit Wochen in der Gewalt eines desperaten Magen- und Kopfleidens und aller Nachsicht sehr bedürftig.

Dein geistreicher Schlusssatz zeigt wieder, was Du für ein Musiker bist und wie Dir das verwegenste und freieste combinatorische und imitatorische Spiel gelingt. So was kann ich nicht, das weisst Du. Deshalb bin ich auch nicht Dein Critiker und Rathgeber. Hast Du nicht Lust, es vielleicht einmal mit dem Altenburger

Musikdirektor Riemenschneider zu versuchen? Oder mit dem ausgezeichneten Quartettisten und Menschen Musikdirektor Alexander Ritter in Würzburg,*) den Du ja kennst? Ich will nur Weniges vorschlagen. In Betreff der Harmonisirung des Hauptthemas bin ich vom Takt 9 an nicht ganz einverstanden. Was meinst Du zu diesem Basse



Bei Tact 16, 17, 18 bleibt mir noch ein Anstoss, mir ist als ob Du nicht mit vollem Athem auf die Höhe kämst. Mit dem C dur von Tact 16 nimmst Du Dir den Haupteffect von Tact 13 halb hinweg, das wäre schade! Ja nicht so! Aber es ist schwer hier zu rathen. Ich habe eine Menge Wendungen versucht, ohne rechtes Glück. Denke das Thema noch einmal durch, es kommt so viel darauf an!

Vortrefflich ist das „Sehr ruhig ¾ Takt“, mir persönlich näher stehend als die leidenschaftliche Reizbarkeit des Hauptthemas. Nämlich: wenn die eigentliche Leidenschaft losgeht, da thut es mir immer leid, dass man kein Orchester hat; ich bin nun einmal ein verunglückter Orchestrist. Übrigens ist der Übergang aus dem „Sehr ruhig“ in den 2/4 Takt nicht ganz gelungen, da wirst Du die Harmonien noch etwas schieben und drängen lassen müssen, vielleicht mit Halbirung der Melodie?

Famos sind die Schlusswendungen auf der vorletzten und letzten Seite, mit ihrer rhythmischen Mannichfaltigkeit.

Damit ist <es> nun bei mir aus. Verzeih, alter Freund. Es geht mir so, dass ich um Nachsicht bitten darf. Die Ärzte wollen, dass ich diesen Sommer nicht nach Bayreuth gehe.

Um so mehr möge über Deinem Hause der Segen der Gesundheit und überhaupt jeder Segen walten. Dies wünscht Dir von Herzen Dein alter Freund.

Mich Deiner anmuthigen allerliebsten Lebensgefährtin zu Gnaden empfehlend

immerdar Dein
Fridericus amicus.

[«]

465. An Erwin Rohde in Kiel

Basel den 12 Juli 1875.

Liebster Freund, mir geht es ein wenig besser, und Freitag beginnen unsre Ferien, da athmet man auf. Ich reise in ein kleines Schwarzwaldbad für Magenkranke

Steinabad bei Bonndorf.

Hörte ich nur etwas von Deiner Linderung, Erleichterung oder Genesung oder von irgend welchen glücklichen Aspecten. Komme ja nach Bayreuth, ich will mich bemühen bis zum August bayreuthfähig zu werden, was ich bis jetzt nicht bin. Hätte ich Dich nur hier. Mir liegt viel daran, Dich einmal wieder ganz allein und ganz vertraulich in der Nähe zu haben, dass wir uns wieder ganz an einander gewöhnen und die langen Zwischenräume der einzel-Erlebnisse wieder über- und zusammenleben. Wünschest Du das nicht auch? Es geht so viel einem durch den Kopf und wird Plan und Ziel und Lebensführung, ferne Freunde haben so viel an einander nach zu lernen. Hast Du neulich einen Topf aus Bozen bekommen? Er kommt von mir, als Scherz. Lieber Himmel, wüsste ich Dir was Besseres zu geben als Früchte in Senf! Es ist eigentlich absurd, Du hast mir's doch verziehen?

Lebe wohl, mein herzlich ge-
liebter Freund!

[«]

466. An Marie Baumgartner auf Seelisberg

Basel den 14 Juli 1875.

Damit Sie, verehrte Frau, nicht in Ungewissheit und Sorge um mich sind, melde ich heute, dass die Ferien vor der Thür sind und dass ich am nächsten Freitag früh nach dem kleinen Schwarzwald-Bade abfahre. Man hat mir bis zu diesem Tage das Freiwerden von Zimmern in Aussicht gestellt. Ich habe inzwischen zwei erhebliche Anfälle meines Leidens gehabt, so dass ich wieder zu Bett liegen musste. Zuletzt noch gestern. Vom Sängerfest habe ich nichts gesehn und gehört, als ob ich währenddem auf dem Mond oder auf Seelisberg gewesen wäre. Meine Schwester ist nun schon lange von mir fort und hat auch bereits schon von ihrer Naumburger Thätigkeit geschrieben. Bei der Kühle, die hier in der Luft herrscht, denke ich Ihrer mit Bedauern, weil Ihnen nun gewiss die Hitze nicht geschenkt wird, wenn Sie vom Berg herunter kommen.

Ich danke Ihnen sehr für Ihre Güte und die Nachrichten über die Kuranstalt; aber ich glaube wirklich, dass sie für meinen jetzigen Zustand nicht wirksam genug und specifisch, wie die Ärzte sagen, ist. Vor allem trachte ich darnach, einen alten und bewährten Kenner und Beobachter von Magenleiden aller Art zu sprechen; und den finde ich in dem kleinen Bade. Es heisst also

Steinabad bei Bonndorf,
badischer Schwarzwald.

Heute und morgen habe ich noch Collegien zu geben und eine Menge kleiner Angelegenheiten zu besorgen. Habe ich Ihnen schon von meinem Collegien-Cyclus von 7 Jahren, den ich mir jetzt ausgedacht habe, erzählt? Da wollen wir den Herrn Griechen schön zu Leibe gehen.

Dass ich von aller Schriftstellerei für noch längere Zeit (als 7 Jahre) mich fernhalten muss, wird mir immer deutlicher; es gehört das zu den allmählich erkannten Bedingungen meiner Baseler Gelehrten-Existenz; ich versuche das Kunststück zu leisten, diese Existenz und meine persönliche Bestimmung so in einander zu verknüpfen, dass sie sich nicht schaden, sondern sogar nützen. Darauf bezieht sich auch jener Entwurf. Da heisst es denn: in vielem entsagen, um in der Hauptsache nicht entsagen zu müssen. Sie sehen: nach Muthlosigkeit sieht meine Stimmung am wenigsten aus! Eher nach Ubermuth; denn ich rechne auf lange Lebensstrecken hin, und da hat sich zB. mein Vater verrechnet, der mit 36 Jahren starb.

In Bayreuth ist grosse Arbeit und Mühsal, Kommen und Gehen. Am 1 August beginnen die Orchesterproben. Rohde, Gersdorff und auch wohl Overbedt kommen um die gleiche Zeit hin.

Leben Sie wohl, verehrteste Frau und seien Sie von der Zuneigung und Dankbarkeit

Ihres ergebensten
Dr Friedrich Nietzsche
herzlich überzeugt.

[«]

467. An Franz Overbeck in Dresden

<Basel, 14. Juli 1875>

Übermorgen, mein lieber Freund, reise ich endlich ab, am frühen Morgen des ersten Ferientags: mein Ziel ist ein kleines Bad im Schwarzwald, welches eigens für

Magenkranke bestimmt und der Diät nach eingerichtet ist, auch unter der Führung eines alten bewährten Specialisten steht. Also: „Steinabad bei Bonndorf, badischer Schwarzwald“.

Es ging mir immer schlecht, alle Wochen gab es einen Tag, wo ich zu Bett liegen musste, mit heftigem Erbrechen und höchst schmerzhaftem andauerndem Kopfschmerz. Gestern noch. Ich bin seit ungefähr 2 Wochen wieder allein, meine Schwester ist in Naumburg, um mancherlei für unsre Einrichtung vorzubereiten; denn umgezogen bin ich noch nicht, das geschieht erst nach den Ferien. Deine Gratulationen kamen so zeitig, dass sie hoffentlich schon auf die Vorbereitung unserer Übersiedelung ihre Kraft ausüben. Ich schreibe somit auch heute noch, lieber Freund in Deinem Zimmer, an Deinem Schreibtisch. Woher hattest Du doch die Nachrichten über mich? Es hat mir nämlich eine Art von boshaftem Vergnügen gemacht, fast aus jedem Briefe, der neuerdings an mich ankömmt, eine mich betreffende neue Thatsache zu entnehmen, die mir fremd war. ZB. da soll Herr Nietzsche seit 1 Juli Spalenthorweg 48 wohnen, er soll bestimmt an Migräne leiden, es soll das Übel wieder gehoben sein und er sich wohl befinden. Ich wünsche diesem Herrn viel Vergnügen, aber ich habe nicht die Ehre, ihn so gut zu kennen, wie mich. Und von mir weiss ich, dass alles Dreies nicht der Fall ist.

Das Sängerfest ist mit grossem Prunke einhergezogen, ich habe wenig gesehn und gehört, im Concert war ich nicht. Doch erfasste ich an einem Tage Hrn. Kaufmann, nöthigte ihn, sich als Inhaber einer gewissen interessanten Composition zu geriren, bat darum, sie abholen zu dürfen. Nein, er will sie bringen, durchaus. „Aber ich reise in den nächsten Tagen ab!“ „Gut, ich komme morgen“. Aber er kam nicht, auch übermorgen nicht, und ich weiss kein Mittel mehr, ihm das „Kunstwerk“ aus den Zähnen zu ziehn.

Ich lebe von Tage zu Tage, ganz ephemer und freue mich an meinem Colleg, nicht als ob es schön wäre, sondern weil es meine Gedanken zusammenhält und mir die Unruhe nimmt, wie sie bei einem solchen Zustande natürlich ist. Aber das habe ich eingesehn: schon mit halber Lebenskraft kann man Professor sein. Und das treibt mich zu der Frage, ob man’s wohl bei ganzer sein könne. Auf die Dauer? Zur Unterhaltung würde ich Dir Fuchsische Briefe schicken; aber sie sind mir schon zu theuer geworden. Der letzte war unzureichend frankirt, kostete mich 2 frs. und war mit 4 großen Marken von ihm versehn worden. Mathematische Frage: wie dick und schwer war er? —

G. Krug hat eine Composition geschickt, Schlusssatz seines Quartett<s>. Pinder hat unglücklich geboren, Krug erwartet Geburt. Ein Dr Förster aus Berlin kam, mich kennen zu lernen. Ich habe durch freie Äusserungen einen abstossenden

Eindruck gemacht. Ich schimpfte des längeren über den Berliner Curtius und den Maler Schwind und traf beidemal in’s Schwarze dh. dorthin, wo bei meinem geehrten Gast das Herz sass. — Auch Hr. Felix Dräseke, Componist, hat mich besucht.

Nun, alter Getreuer, hoffentlich erwachsen Dir täglich neue Segnungen Deiner inneren Badekur-Berieselung. Wäre ich nur so vernünftig gewesen, mit Dir zu gehen! Jetzt kommst Du nun als Vorbild und Musterstück wiederhergestellter Innerlichkeit zurück und findest die Höhle leer und mich ausgeräuchert! Aber gute Freunde und getreue Nachbarn wollen wir sein und bleiben!

[«]

468. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Steinabad,> 17 Juli 1875.

Meine liebe Mutter und Schwester, seit gestern Nachmittag um 2 Uhr bin ich im Steinabade und habe eine Stunde später die Bekanntschaft des alten und weithin geschätzten Dr. Wiel gemacht. Heute Morgen war ich zum Zweck genauer Untersuchung in Bonndorf bei ihm, und so ist denn zunächst das Übel, an dem ich leide also mit Namen zu nennen.

chronischer Magenkatarrh mit bedeutender Erweiterung des Magens. Nun soll der Bursche wieder zahm und klein gemacht werden, wir haben sein bisheriges Terrain sorgfältig punktirt und hoffen nach einiger Zeit zu sehen, daß er sich in bescheidenere Grenzen zurückgezogen hat.

Mein Speisezettel ist dieser. Jeden Morgen ein selbst gegebnes Clystier (Verzeihung, daß ich damit beginne, aber mit dieser Freude beginnt nun einmal der Tag! Inhalt: kaltes Wasser)

7 Uhr : ein Kaffeelöffel Karlsbader Sprudelsalz.
8 Uhr Beefsteak 80 Gramm, 2 Zwiebäcke.
12 Uhr Gebratenes Fleisch 80 Gramm (nichts weiter!)
4 Uhr 2 rohe Eier und eine Tasse Milchkaffee.
8 Uhr Gebratenes Fleisch 80 Gramm, mit Gelée. —

Sowohl nach Mittag- als Nachtessen ein Glas Bordeaux.

Also: möglichst wenig Quantität, damit der Magen nicht ausgedehnt wird, aber alles in guter Qualität.

Die Beefsteaks à la Wiel sind schmackhaft und viel weicher und milder als die uns bekannten.

Der Ort ist sehr hübsch gelegen; ein rechtes Schwarzwaldthal und vortreffliche Luft, das ist kein Zweifel. Der Aufenthalt ist viel erträglicher als ich dachte. Es sind c. 40 Menschen hier, aus aller Welt, Amerikaner, Berliner, Schweizer, Süddeutsche. Für mich zwar giebt es nichts darunter, meinte Dr. Wiel.

Es ist dies Steinabad von Basel aus gut zu erreichen; von Basel bis Stühlingen Eisenbahn und nun mit fast direktem Anschluß Post bis Bonndorf. Ich verpaßte zwar den Anschluß, nachdem ich das Postbillet schon genommen hatte und mußte also den Weg zu Fuß machen; was mir aber sehr wohl that (3 Stunden), während beim Anblick der Post sich mein Magen zusammenschnürte (oder auseinanderschnürte, scheints nun)

Dr. Wiel ist in fast lächerlicher Weise ganz so, wie ich ihn mir dachte.

Mein Magen ist interessant in seiner Art von Erweiterung, nämlich nach rechts, während sonst die Mägen entgegengesetzte Richtungen einschlagen.

Da habt Ihr meine erste Erzählung. Die Noth war groß, wir wollen hoffen, daß das Schlimmste mit den letzten 9 Wochen abgethan ist (in der letzten Woche gab es noch 2 schreckliche Tage mit Erbrechungen).

In herzlicher Liebe Euer
Fritz.

„Steinabad bei Bonndorf,
badischer Schwarzwald.“

Das ist die Addresse.

Das Sängerfest hatte herrliches Wetter, obschon die Wolken sehr gefährlich thaten. Die Zürcherischen Vereine siegten, der eine mit Fritz Hegar als Dirigenten, der andre mit einer Hegarschen Composition.

Der Dienstenwein ist bestellt, ebenso das Anstreichen der Bücherbretter. Der „Bleärnnel“ hat 5 frs. zurückgebracht.

Overbeck hat einen ganz glücklichen Brief an Immermann geschrieben; völlige Wiederherstellung und schönstes Gelingen der Kur.

Am Tag vor meiner Abreise kam Frau Baumgartner noch zu mir, von Seelisberg zurück. Schreib ihr doch einmal, liebe Lisbeth. Adolf hat Heimweh.

Nochmals herzliche Grüße.

[«]

469. An Marie Baumgartner in Lörrach

Steinabad bei Bonndorf
badischer Schwarzwald
Montag den 19 Juli 1875.

Da bekommen Sie Nachricht von mir, liebe Frau Baumgartner, mitten heraus aus einem tiefen Schwarzwaldthale, durch das augenblicklich der Regen braust (und nicht nur für einen Augenblick! ich könnte eher schreiben wie jener ungarische Kornspeculant: „so eben beginnt ein schöner zwölfstündiger Regen.“) Der Arzt, dessen wegen ich hierher gieng, Dr. Wiel, ein alter sehr erfahrner und weithin bekannter Magenspecialist, hat mir einen sehr guten Eindruck gemacht, das Bad selbst, mit ungefähr 40 Personen, erscheint mir seit gestern vortheilhafter, weil ich inzwischen ein besseres und vor allem ruhigeres Zimmer bekommen habe. In der zweiten Nacht wurde ich über rücksichtslosen Lärm in den Parterreräumen wüthend und liess endlich die Stimme zu allgemeinem Schrecken und Verstummen ertönen. Mein Befinden war nur am ersten Tag gut; gestern lag ich zu Bett, der Kopfschmerzen wegen und heute geht es schwach und matt zu. Der Dr hat mich sorgfältig untersucht und nach allen Symptomen und Beobachtungen „einen chronischen Magenkatarrh mit bedeutender Erweiterung des Magens“ constatirt. Ich nehme Morgens Karlsbader Sprudelsalz, habe einen sehr genauen Speisezettel (möglichst geringe Masse von Speisen, deshalb alles vom Kräftigsten — fast nur Fleisch, kein Wasser, keine Suppe, kein Gemüse, kein Brod —) heute Nachmittag bekomme ich Blutegel an den Kopf. So steht es also bis jetzt. Gesellschaft für mich ist nicht vorhanden. Um mir rechte Zerstreuung zu machen, treibe ich eine Wissenschaft, zu der ich bisher fast keine Zeit hatte und die es verdient Zeit für sie ausfindig zu machen „Handels-betriebslehre und die Entwicklung des Welthandels“, nebst National- und Socialökonomie.

Der erste Brief, der hier eintraf, war von Frau Wagner aus Bayreuth, und bereits die erste Seite enthielt ein Anliegen, das mehr an Sie als an mich addressirt ist. Bitte lesen Sie den mitfolgenden Brief und sehen Sie zu, ob Sie Wagners den erbetenen Dienst erweisen können. Es handelt sich um die Bestellung von Confitures aus Strassburg. Die Addresse von Frau W. ist einfach

Frau Cosima Wagner
geb. Liszt

in Bayreuth
(Königreich Baiern)

Die Bezahlung wird der Strassburger Correspondent des Banquier Feustel in Bayreuth übernehmen. Übrigens habe ich an Schmeitzner geschrieben, er solle das Manuscript nach Bayreuth an Frau W. absenden. — Wenn Sie noch etwas für meine Rechnung hinzu bestellen wollten, so wären dies schöne Datteln, ein paar Pfund, für die Kinder, namentlich den kleinen Siegfried. Doch müsste meine Sendung separat sein, sonst entsteht mit der Bezahlung grosse Verwirrung. Wohl auch bei einem andren Lieferanten. — Die Datteln wollten wir schon von Basel aus schicken, es gab aber dort keine guten; es ist auch mit dem Zoll so umständlich.

Mache ich Ihnen viele Mühe, verehrteste Frau? Ich fürchte fast!

Hoffentlich hörten Sie inzwischen etwas Tröstlicheres von Adolf, hoffentlich empfinden Sie auch eine gute Nachwirkung des Seelisberger Aufenthaltes. Mit diesen guten Hoffnungen und überhaupt mit viel guten Wünschen entsende ich Ihnen meine herzlichsten Grüsse.

In treuer Ergebenheit
der Ihrige
Dr Friedrich Nietzsche.

[«]

470. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

Steinabad bei Bonndorf,
badischer Schwarzwald.
Montag. <19. Juli 1875>

Hier, geliebter Freund, die ersten Nachrichten aus dem Steinabade.

Ein trefflicher sorgfältiger Arzt gefunden! So hoffe ich wenigstens. Der Ort selbst ist ein ordentliches waldreiches schönes Schwarzwaldthal; es erinnert an Flims, doch hat es vor ihm ebene und mannigfache Waldspaziergänge voraus. (Sonst freilich war es dort viel schöner, aber der Wald rückt einem hier recht auf den Leib, das soll anerkannt werden, zumal der Augen wegen)

Mein Leiden ist erkannt als „chronischer Magenkatarrh mit bedeutender Erweiterung des Magens“. Diese Erweiterung bringt überdies Blutstauungen mit sich, wobei die Ernährung des Kopfes mit Blut auch zu kurz kommt. Zunächst soll der Magen also in seine Grenzen zurück; eine merkwürdige Diät (von den inhaltreichsten Sachen, nur dürfen sie kein Volumen haben, also fast nur Fleisch), dann Carlsbader Sprudelsalz usw. Auch Blutigel soll ich am Kopf bekommen.

Mein Befinden war bis jetzt schlecht, gestern lag ich mit Kopfschmerzen wieder einmal zu Bett, und heute bin ich schwach und matt.

Es ist doch eine ernsthafte Sache, und wieder war es hohe Zeit, wie damals bei der Zersplitterung des Brustbeins, dass ich mich an einen wirklichen Specialisten (und zwar einen ausserordentlich erfahrnen und bewährten) wendete. Die übermässige Säurebildung des Magens hängt vom Gehirn und den Nerven ab, scheint es; indirekt aber doch wohl von der Erweiterung, insofern diese eben Blutstauungen mit sich bringt. Die Erweiterung ist sehr bedeutend, überdies interessant, weil nach einer ungewöhnlichen Richtung (nach rechts). Nun fragt sich immer noch, was die Ursache dieser Erweiterung ist; gewöhnlich kommt diese von einer Verengung des Pylorus durch Geschwülste her. So! Nun weisst Du es genauer als irgend jemand, wie es steht. Einiges Hypothetische bleibt dabei, aber die Hauptsache, die Erweiterung steht ganz fest; wir haben die bisherigen Grenzen des Magens mit Punkten bezeichnet und wollen hoffen, dass er aus dieser Stellung vertrieben werden kann.

Es sind gegen 40 Menschen hier, für mich keine Gesellschaft.

Der erste Brief, der eintraf, war ein sehr herzlicher von Frau Wagner, mit dem Wunsche, ihr eine Bestellung von Strassburger Confitures und Bonbons zu machen. Wird besorgt! Ich habe schon an Frau Baumgartner deshalb geschrieben.

Ist Dir’s nicht möglich, einmal auf eine Sonnabend-Sonntag-Partie hierher zu kommen?

Die Eisenbahn geht bis Stühlingen, und von da sind es noch 3 Stunden zu gehen. Ich wenigstens ging sie, es fahren täglich auch zwei Posten, eine um 9 Uhr 20 Vormittags, eine andre Nachmittags um 3.

Da fällt mir aber doch ein, dass es für zwei Tage eine unmögliche Partie ist. Denn es hiesse ja her- und zurückreisen.

Wie lange dauert Euer Semester noch?

Ich treibe in aller Stille, um mich zu zerstreuen und etwas Nöthiges zu lernen „Handelsbetriebslehre und Entwicklung des Welthandels.“ Sag’s nicht weiter. Es soll mir nur eine Vorbereitung auf national-ökonom. Studien sein.

Es regnet hier fast immer, aber ich gehe im Regen durch den Wald, er ist immer schön und ruhig.

Deiner treu gedenkend
F N.

[«]

471. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

<Steinabad,> den 21 Juli. <1875>.

Ja, liebster Freund, Du kommst mir nur um ein klein wenig zuvor, denn als ich meinen letzten Brief an Dich abgelassen, fiel mir erst ein, wie es mit Deiner Zeit jetzt stehen werde und wie Du ein Recht hättest mich unbescheiden zu nennen „ob meines unverschämten Geilens willen“ oder wie die schöne Wendung orginaliter lautet. Nein, ich gehöre nicht zu den gewaltthätigen Menschen, die immer Recht haben wollen und fast immer auch haben, selbst in der Freundschaft; sondern meine Unüberlegtheit ist die Schuld, Dir etwas anzumuthen, was wie ich mir hätte selbst sagen sollen Dir jetzt nicht möglich ist. Ich hätte nur so gern noch etwas vor Bayreuth über Bayreuth mit Dir geredet, da Du doch wohl nicht nur als Gersdorff sondern auch als Nietzsche hingehen wirst — vermuthlich wenigstens, wie die Anzeichen meines Schlechtbefindens errathen lassen. Wie mir’s geht, hat Dir mein letzter Brief erzählt; inzwischen haben wir die Diät sehr verändert (auf meine Bitte esse ich viel weniger — beiläufig eine der seltsamsten Möglichkeiten der Sprache — ich habe das viele Fleischessen satt.) Ein schönes Schwimmbad ist seit gestern meine Freude; es ist unmittelbar am Garten des Hôtels, ich benutze es allein, den andern Sterblichen ist’s zu kalt. Frühmorgens um 6 bin ich bereits darin, und kurz darauf laufe ich 2 Stunden spazieren, alles vor dem Frühstück. Gestern schweifte ich in den unglaublich schönen Forsten und verborgenen Thälern herum, gegen Abend, drei Stunden lang und spann im Gehen an allem Hoffnungsvollen der Zukunft herum, es war ein Blick des Glücks, den ich lange nicht erhascht hatte. Wozu ist man nun noch aufgespart? Ich habe einen schönen Korb voll Arbeit für die nächsten 7 Jahre vor mir, und eigentlich wird mir jedesmal wohl zu Muthe, wenn ich daran denke. Wir müssen unsre Jugend noch benützen und manches recht Gute noch lernen. Und allmählich wird’s doch ein gemeinschaftliches Leben und Lernen, immer wieder kommt einer zur Gemeine hinzu, wie diesen Sommer ein sehr fähiger und frühgereifter (weil frühleidender) Schüler, der stud. jur. Brenner in Basel. Auch wurde mir von einem jungen Manne erzählt, der nach Australien abging und sich vorher mit meinen Schriften versah. Von einem Briefe des Fürsten Rudi Liechtenstein (in Wien) habe ich Dir erzählt? Heute musste ich wieder einer Wiener Buchhandlung melden, dass eine Schrift von mir über Homer nicht veröffentlicht sei, sie fragte, wie nun schon mehrere, im Namen „eines treuen Anhängers“. Das weisst Du doch auch, dass ich nun ein zweites ausgearbeitetes und sehr inhaltreiches Manuscript über J. Burckhardt's griechische Cultur habe, als Geschenk von dem kleinen guten Dr. jur Kelterborn (der auch schon ein Amt hat.)

Nun beginnt nach den Ferien meine Häuslichkeit und ein so vernünftig ausgedachtes Leben und Wirken, dass ich noch zu etwas kommen kann. Ich bin jetzt sehr hinterher, die argen Lücken unserer Erziehung (ich denke an Pforte und die Universitäten und andres) an mir selber nachträglich auszustopfen; und jeder Tag hat sein kleines Pensum, ganz abgesehn noch von dem Hauptpensum, welches mit dem Colleg im Zusammenhange steht. Wir müssen noch eine gute Strecke Wegs immer steigen, langsam, aber immer weiter, um einen recht freien Ausblick über unsre alte Cultur zu haben; und durch mehrere mühsame Wissenschaften muss man noch hindurch, vor allem durch die eigentlich strengen. Aber dieses ruhige Vorrücken ist unsre Art von Glück, und viel mehr will ich nicht.

Mit der Schriftstellerei ist es nun für längere Zeit vorüber, glaube ich. Aber mir scheint, zu einem rechten Weck- und Mahnruf reichen meine vier Schriftchen auch gerade aus, sie sind für Jünglinge und junges Streben. Hast Du Schuré's le drame musical in 2 voll. gelesen? Er sandte es mir zu und hat mir viel Freude damit gemacht: Bd. I enthält als Bild das griech. Theater von Egesta, Bd. II das Innere des Bayreuthers. Und meine „Geburt“ hat er verstanden und mitempfunden, dass es eine Lust ist, so frei und von innen her. Für mein Gefühl ist alles Französische zu beredt und, bei Behandlung solcher Dinge wie die Musik, etwas zu lärmend und öffentlich. Aber das ist der Fehler der Sprache, nicht Schuré's.

Liebster Freund, ich glaube jetzt wirklich, dass ich nicht nach Bayreuth kommen kann, die Zeit von 4 Wochen ist für eine solche Kur an sich schon zu kurz; sollte es durchaus nöthig sein, so würde ich sie auf 5 Wochen verlängern, nur um alles zu thun, was ich bei einer so ernsthaften Sache mir schuldig bin. Aber im Herbst, nicht wahr, da habe ich Dich wieder in Basel? Was wird sich da alles erzählen lassen! Und meines Studirzimmers sollst Du Dich freuen! Herzliche Glückwünsche auf Deinen Weg!

Ich folge Dir in treuer Liebe
als Dein Freund

Friedrich.

Bonndorf's Lage: fasse Donaueschingen, die nächste Eisenbahnstation in's Auge. Von da nach Löffingen 3 Stunden Post, von da bis Bonndorf 2 Stunden zu Fuss. Dabei ist das Steinabad. Diese Mittheilung als Correctur meiner Angaben im letzten Briefe, aber keinesfalls als Ermunterungen zum Kommen! Ja nicht missverstehen, theurer Freund.

[«]

472. An Louis Kelterborn in Basel

Steinabad bei Bonndorf
badischer Schwarzwald.
Mittwoch. <21. Juli 1875>

Das wäre ja ein vortrefflicher Einfall, lieber Herr Doktor, wenn Sie mich einmal in meiner Waldeinsamkeit aufsuchen wollten.

Entschliessen Sie sich frank und frei; es ist leicht hierher zu gelangen, Sie brauchen nur in Basel Morgens um 6 Uhr 10 Min. auf dem Badischen Bahnhof zu sein. Ein Billet nehmen Sie bis Stühlingen; dort treffen Sie die Post, die nach Bonndorf fährt, und um Mittag sind wir zusammen. Im Ganzen ging es mir bis jetzt schlecht, aber gestern Nachmittag strich ich doch mit rechtem Glück durch die Forsten drei Stunden lang hin.

Ein Fluss-Schwimmbad finden Sie auch. —

So seien Sie nochmals schönstens eingeladen

von Ihrem ergebenen
Dr Friedrich Nietzsche.

[«]

473. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Steinabad bei Bonndorf
bad. Schwarzwald
den 25 Juli 1875.

Meine liebe Mutter und Schwester.

Hier sind neue Nachrichten von mir. Nach der letzten Untersuchung des Dr Wiel hat das Übel der Magenerweiterung schon abgenommen. Im Ganzen geht es mir erträglicher als in den ersten Tagen, doch habe ich immer noch den Magenkatarrh; was sich durch schlechten Geschmack im Munde, besonders Vormittags und ein Gefühl von Ermattung zu erkennen giebt. Mein Appetit fehlte mehrere Tage, sodaß von meinem Speisezettel die Fleische zu Mittag und zu Abend gestrichen wurden. Ich bin viel unterwegs, in den Wäldern und unterhalte mich dabei ausgezeichnet, so daß ich noch keine langweilige Stunde hatte; ausdenkend, überdenkend, hoffend, vertrauend, bald in der Vergangenheit und noch viel mehr in der Zukunft, so lebe ich und erhole mich recht dabei. Für Eure Briefe danke ich von Herzen; heute komme ich mit einer Bitte, die sich auf das beifolgende Notenheft bezieht. Der Naumburger Domthürmer soll mir schleunigst davon eine sehr gute Abschrift machen, so daß ich bei meiner Rückkehr nach Basel sie in den Händen habe; unser friedliches geschwisterliches Zusammenleben soll mit dieser Musik eingeweiht werden. Der Thürmer soll sehr deutlich schreiben, recht gutes und passendes Notenpapier nehmen und namentlich darauf sehen, daß die einzelnen Systeme nicht zu dicht übereinander stehen. Ich habe mir in dem Manuscript so geholfen, daß ich immer ein System ausließ; vielleicht macht er es ebenso, wenn er kein andres und passenderes Notenpapier bekömmt. Aber er soll seine Sache recht gut machen und sich nicht verschreiben. Bitte, meine liebe Elisabeth, dies ist eine Besorgung für Dich.

Mit Frau Baumann habe ich eine Correspondenz, die sich auf Beschaffung eines Klystiers bezieht und sehr ins Lächerliche verläuft. Sie sandte mir ein sehr thörichtes Instrument, das ich aber sofort wieder zurückaddressirte. —

Frau Wagner hat geschrieben, ebenso Frau Baumgartner, die heute mit ihrem Sohne in Bonn zusammen ist. Dann Gersdorff. Der kleine Dr Kelterborn will mich hier besuchen. Ein großer Brief von Dr Fuchs (kostete mich 2 frs. ob er schon 4 Groschenmarken draufgeklebt hatte) kam noch vor meiner Abreise.

Wir haben immer Regenwetter, es ist kalt, doch bin ich gut eingerichtet und führe einen ganzen Kleiderschrank von Sachen mit mir herum. —

Auf allem Eurem Schaffen und Herstellen, Einkaufen und Aufpacken, auch auf den zwei Schinken, von denen Du, meine liebe Mutter schreibst, möge mein Segen ruhn. Besonders aber auf Deiner Ankunft in Basel, meine Elisabeth. Es ist mein Trost zu denken, daß, wenn es mir bis jetzt schlecht gieng, nun wenigstens hier ein Riegel vorgeschoben wird.

Treugesinnt der Eurige
Fritz.

[«]

474. An Erwin Rohde in Bayreuth

Steinabad bei Bonndorf
badischer Schwarzwald.
1 August 1875

Heute, geliebter Freund, denke ich mir, werdet Ihr in Bayreuth zusammentreffen, und ich werde Euch und unter Euch fehlen! Es geht nicht, was ich bisweilen im Stillen doch glaubte — mitten in Eurem Kreise eines Tages ganz plötzlich dazusitzen und mich meiner Freunde recht zu erlaben! Es geht nicht, heute, in der Mitte meiner Ferien kann ich es endlich mit Bestimmtheit sagen. Eben hatte ich ein längeres Gespräch mit Dr. Wiel, und gestern lag ich wieder mit heftigen Kopfschmerzen zu Bett und mußte nach-Mittags und Nachts mit heftigen Erbrechungen mich quälen. Das leicht erkennbare eine Übel, die Magenerweiterung, haben wir in den 2 Wochen der Kur mit schon recht glücklichem Erfolge bekämpft. Der Magen ist in sich gegangen. Aber mit der nervösen Affektion desselben soll es eine langwierige Sache sein. Hier heißt es, in der Kurmethode streng sein und die Geduld nicht verlieren! Ich hatte einige recht gute Tage, frisches kühles Wetter und zog in den Bergen und Wäldern umher, immer allein, aber ich kann gar nicht sagen, wie angenehm und freudig beseelt! Ich würde es gar nicht auszusprechen wagen, was für Hoffnungen und Wahrscheinlichkeiten und Pläne es sind, an deren genauester Vergegenwärtigung ich mich dabei letze! Dann war fast jeder Tag durch einen guten liebevollen Brief bezeichnet; immer denke ich mit Stolz und Rührung daran, daß Ihr mir angehört, meine geliebten Freunde! Wenn man nur etwas Glück zu verschenken hätte! Sorge und Mißmuth quält mich am meisten da, wo ich sehe, daß man zu nichts nütze ist und die Dinge laufen lassen muß, so unbarmherzig sie auch sind. Und dann erscheint es mir bisweilen, als ob ich selbst etwas von einem Glückspilz wäre und den härtesten Angriffen der Leiden immer noch entgangen sei. Besonders an den Dummheiten und Bosheiten des Schicksals habe ich noch gar nicht recht laborirt und bin gar nicht würdig, mich unter der Schaar der wirklich Unglücklichen sehen zu lassen. Also: ich wollte sagen, daß ich eigentlich etwas Glück zu verschenken hätte. Wüßte ich nur wie! Und zumal wie man Dir, mein armer Freund, nur eine kleine Linderung verschaffen könnte! Oder das Geheimniß zu kennen, die große Linderung herbeizuführen!

Es ist Sonntag und rings im Garten sitzen viele Bonndorfer und trinken Bier, die Luft weht ganz rein von den Wäldern her und von Zeit zu Zeit ertönt eine scheußliche Blechmusik, die, mit einer Dosis von 2 Stunden Entfernung, vielleicht erträglicher ist und an das Waldhorn erinnern mag.

Ich habe hier keinen Menschen und führe ein ganz vornehmes unabhängiges Leben. Der Dr. Wiel will zu meiner Erheiterung und Belehrung morgen einmal mit mir kochen, er ist ein berühmter denkender Kochkünstler und Verfasser eines viel gebrauchten, in alle Sprachen übersetzten diätetischen Kochbuchs. Gestern hielt er mir einen Vortrag über émaillirtes Eisengeschirr und die neue Fleischhackmaschine, und so lerne ich etwas für meine neue Wirthschaft.

Ich lege ein Curiosum bei, das mir vor einer Woche aus Würtenberg zukam; es ist von der bekannten Würtemberger élégance der Empfindung und des Ausdrucks. Ein Brief von Romundt hinterließ bei mir verdrossene Stimmung, wie er denn selbst von keiner besseren beseelt war.

(Jetzt rast die Blechmusik in der unverständigsten Weise; wo nur die Leute die schlechte Musik herhaben mögen! So etwas habe ich nie gehört, es ist nicht Marsch, nicht Tanz, sondern ein altmodisches und doch hundsgemeines Gedudel, vom vorigen Jahrhundert her)

Also Romundt erzählt von seiner bisherigen Arbeit, „die auf eine Illustration des Schopenhauerischen Nichts

(eben hört die Musik auf und die Bonndorfer klatschen!)

am Schluss der Welt als Wille etc. hinauslaufe, des kühnsten schwersten und wahrsten Wortes, welches nach meiner Meinung uns Schopenhauer gesagt hat.“ Mich verdrießt so etwas im höchsten Grade, es ist die alte Narrethei, sich an den Schwanz einer Philosophie zu hängen und gerade den zu illustriren! Und was gehört für eine Unbescheidenheit dazu, dort genauer und heller sehen zu wollen und zu illustriren, wo Sch. aufhörte, überhaupt zu sehen. — Dann schreibt er, daß ihm sein Schüler Schenkel „seinen schmählichen Abfall zu Beck in Tübingen gemeldet habe.“ Nun, das ist nicht zu verwundern, nur sollte doch R. das Wort schmählich nicht so schnell in den Mund nehmen. Ich halte einen Abfall von Romundtscher Philosophie nicht für schmählich, sei es selbst zu Beck in Tübingen. Dieser Student Schenkel hat eben nur den Übergang von einem unklaren Pfaffen zu einem klaren und erklärten Pfaffen gemacht. — Aber am meisten verdroß mich, daß er mit unserm Overbeck gar nicht zusammengetroffen ist und nicht so viel Sehnsucht hatte, ihn jetzt nach seiner Genesung zu begrüßen. Das sieht wirklich aus wie schlechtes Gewissen, und in der That, er scheint die guten Absichten bei seiner Abreise wieder ganz in den Wind geschlagen zu haben. Denn er schreibt — ich hoffe, dass die Schulmeistern mir Zeit lässt meine Sache zu fördern. Ich hoffe das Gegentheil und wünsche, daß er durch den strengsten Zwang von seiner Sache ferngehalten würde, die Sache ist jetzt so unschuldig nicht mehr, sie verdirbt seinen Charakter, müssen wir wohl jetzt fürchten! — Der Winter mit dem Romundtschen Hausleiden ist mir wie ein gräßlicher Traum, es stülpte sich alles in mir um, und ich wurde voll des bittersten Mißtrauens, habe mich auch nicht von dieser absurdesten Erfahrung erholt.

Frau Baumgartner, die beste Mutter, die ich kenne, hat mir ein paar Mal auf das Liebevollste geschrieben. Ihr Sohn Adolf hat schwere und desperate Wochen durchgemacht, es scheint, daß die militärischen Dinge ihn fast zum Äußersten getrieben haben, so daß Frau B. nach Bonn reiste, um ihn etwas zu trösten. Die Art, wie sie das gethan hat und wie sie es erzählt, ist wie Sonnenschein; es ist eine ganz gute Seele.

Überall Desperation! Und ich habe sie nicht! Und bin doch nicht in Bayreuth! Wie sich das reimt, begreifst Du's? Ich begreife es fast nicht. Und doch bin ich mehr als drei Viertel des Tages im Geiste dort und schwärme wie ein Gespenst immer um Bayreuth herum. Du darfst nicht fürchten, mir die Seele zu lüstern zu machen, erzähle nur ein Bischen Viel, liebster Freund, ich dirigire mir auf meinen Spaziergängen oft genug ganze Theile der Musik, die ich auswendig weiß und brummle dazu. Grüße Wagner's auf das Innigste! Adieu, ihr geliebten Freunde, mein Brief ist hier und da etwas collektivisch geworden. Es liebt Euch von Herzen Euer

F.

Ist Schuré da? Ich will ihm schreiben. Was ist seine Addresse? Und welches ist die Addresse von Frl von Meysenbug?

Herzlichsten Dank, liebe Freunde Overbeck und Gersdorff für Eure Briefe! Ich genoß sie morgens nach dem Karlsbader Wasser, bei einem Waldspaziergang, immer von Zeit zu Zeit einen Schluck. Du, lieber Freund Rohde, kamst Nachmittag zum Milchkaffé an, zusammen mit Schmeitz<n>er und Asher!

[«]

475. An Marie Baumgartner in Lörrach

Steinabad den 2. August 1875.

Sie haben mir jedesmal, hochverehrte Frau eine wahrhafte Freude gemacht; und Ihren letzten Brief, über die Bonner Reise, habe ich mit Rührung gelesen, Ihren Sohn glücklich preisend und fest überzeugt, dass das Gefährlichste über den Menschen keine Macht gewinnt, wo eine solche Liebe ihn hütet und tröstet. Ich habe jetzt auch an Adolf geschrieben; Sie glauben nicht, in welchem traulich-freudigem Lichte der Winter vor meiner Seele aufsteigt, der in einigen Monaten kommen wird. Zum ersten Male fühle ich mich gleichsam geborgener; ich habe einen reichen Zuwachs an Liebe und bin dadurch geschützter und nicht mehr so leicht verletzlich und so preisgegeben, wie es bisher das Loos des Baseler Exils mit sich brachte. Sie müssen nicht glauben, dass ich je in meinem Leben durch Liebe verwöhnt worden sei, ich glaube, Sie haben mir's auch angemerkt. Etwas Resignirtes trage ich von der frühesten Kindheit in dieser Beziehung mit mir herum. Aber es mag sein, dass ich es nie besser verdient habe. Jetzt nun habe ich es besser, das ist kein Zweifel! Ich erstaune mitunter mehr darüber als dass ich mich freue, es ist mir so neu. Nun wächst jetzt in mir mancherlei auf und von Monat zu Monat sehe ich einiges über meine Lebensaufgabe bestimmter, ohne noch den Muth gehabt zu haben, es irgend Jemandem zu sagen. Ein ruhiger, aber ganz entschiedener Gang von Stufe zu Stufe — das ist es, was mir verbürgt noch ziemlich weit zu kommen. Es kommt mir so vor als ob ich ein geborner Bergsteiger sei. — Sehen Sie, wie stolz ich reden kann. —

Meine Krankheit beunruhigt mich gar nicht mehr, sondern nöthigt nur für die spätere Zeit zu bestimmten Weisen zu leben, in denen keine erhebliche Beschränkung liegt. Ich lag zwar wieder einen Tag in der bösen Baseler Manier zu Bett, am Tag, wo meine Freunde in Bayreuth zusammeneilen — mir ein sehr bestimmter Wink, ja nicht meine Kur zu unterbrechen. Also ich bleibe noch zwei Wochen hier. Eine bedeutende Verringerung der Magenerweiterung ist festgestellt. Aber auch Dr. Wiel denkt jetzt, wie Immermann mehr an eine nervöse Affection des Magens, die immer ein langwieriges Ding ist.

Für Ihre Mühe um die Bayreuther Münder und Mägen auch meinerseits den herzlichsten Dank. Es war ja viel beschwerlicher als ich dachte!! — Ist denn meine Schwester jetzt wieder in Basel? Die Posteinrichtungen sind hier nicht gut, aber Ihr Erlebniss mit der Eisenbahn ist beschämend für mich als Deutschen.

Die Übersetzung von Grote's Plato bitte ich doch ein wenig noch zu bedenken. Die Mühe ist ausserordentlich, die Frage, ob in Frankreich das Werk als nöthig und als angenehm empfunden wird, sehr aufzuwerfen, und dann — was die Hauptsache ist — Grote referirt ja zum grössten Theile über den griechischen Text Platons; und da kommt es immer darauf an, nicht nur das Englisch Grotes, sondern auch das zu Grunde liegende Griechisch Plato's zu verstehen und zur Hand zu haben — eine schwere und mühselige Aufgabe selbst für Philologen! Sonst wäre das Werk gewiss längst in's Deutsche übersetzt. —

Für heute leben Sie wohl, verehrte Frau und nehmen Sie die herzlichen Versicherungen meiner treuen Ergebenheit und Dankbarkeit freundlich auf.

Der Ihrige
Dr Friedrich Nietzsche.

Overbeck geht es sehr gut, er ist ebenso wie Rohde und Gersdorff in Bayreuth.

[«]

476. An Elisabeth Nietzsche in Basel

Steinabad bei Bonndorf
badischer Schwarzwald.
Dienstag. <10. August 1875>

Meine liebe getreue Elisabeth, so bist Du also in unserm Hause eingekehrt. Sei's zum Guten, für Dich und mich und für Alle, die uns lieben!

Mir fehlt es an Briefpapier, Du siehst es. Nimm fürlieb, es wird viel fürlieb zu nehmen geben.

Ein Brief unsrer Muter, den ich heute Nadimittag bekam, gab mir von Deinem Eintreffen und von den Vorkommnissen Deiner Reise Nachricht. Inzwischen bat ich Frau Baumgartner um Auskunft, wie es Dir gienge. Denn Du sollst jetzt mit Brief-Nöthen nicht beschwert sein, da schon alles Übrige so schwer auf Dir lastet. Ich dachte heute an die Anordnung und den Empfang der Meubles von der Eisenbahn, und mir schauderte! Wenn Du nur erst drüber hinaus bist!

Der Noten-Antiquar in Heilbronn hat mir für den Stoß Noten 12 Mark geboten. Beschämend! Ich hatte auf mehr als das Doppelte gerechnet. Doch habe ich angenommen. —

Frau Baumann hatte mir ein Clystier — Pardon! — auf meinen Wunsch geschickt. Ich sandte es zurück, weil ich es unbrauchbar fand. Frau Baumann schickte es mir darauf nochmals: es war inzwischen nicht brauchbarer geworden, es hat eben einen Construktionsfehler. Der Dr. Wiel und ich haben es zusammen untersucht, und mit gleichem Resultate. Ich war über die Verzögerung etwas ärgerlich; jetzt habe ich endlich ein neues anderswoher mir besorgt. — Sage es der Frau B. nicht, sie hat's gut gemeint, aber Malheur bei der Sache gehabt. Die

Correspondance darüber hättest Du lesen sollen! — Hat sich der Domthürmer daran gemacht? Ich hoffe. —

Du siehst, ich bin noch hier und nicht in Bayreuth! Und habe Gründe hier zu bleiben, denn, im Vertrauen, ich merke noch gar keinen Fortschritt, lag neulich wieder einen Tag (am letzten Juli) zu Bett in der greulichen Basler Weise, also mit Kopfschmerzen und vielem Übergeben. Die Magenerweiterung ist ziemlich gehoben, das ist die harmlose Seite der Sache. Aber das eigentliche Magenübel muß wo anders stecken, Dr. Wiel meint jetzt selbst, wie Immermann, wohl in einer nervösen Affektion des Magens. Er meint, es sei etwas Langwieriges, und ich preise mich glücklich, jetzt an geordnete häusliche Verhältnisse denken zu können. — Weißt Du, die gräßliche Übersäuerung ist noch ganz ungehoben. —

Übrigens ist das Wetter herrlich, der Wald duftet, ich gehe sehr viel spazieren, unterhalte mich auf die beste und vornehmste Manier, nämlich mit mir. — Wir wollen doch in Basel von der Magenerweiterung nichts sagen, weil Immermann sie nicht erkannt hat. Nicht wahr? —

Dr. Wiel sagt, daß die Beefsteak-Maschinen bei jedem Klempner zu haben sind; dann empfiehlt er sehr Fleischhackmaschine (Klopps ist ein Hauptessen für Magenkranke!). Sodann sollen wir ja nur émaillirtes Eisengeschirr für die Küche anschaffen. Er unterrichtet auf das Beste und Freundlichste und nimmt sich des Küchenwesens hier sehr an. —

Briefe von Frau Baumgartner, Overbeck, Romundt, Gersdorff, Rohde. — Hat denn Memel nun alle Bücher geschickt? Ich hoffe. — Der kleine Kelterborn hat mich hier besucht. Ich muß jedenfalls noch hier bleiben bis zum 15ten, den Sonntag. Obwohl's mich gelüstet, ich kann gar nicht sagen, wie? zu Dir zu kommen. Einstweilen meine herzlichsten Grüße

Treulich Dein Bruder.

Unter Kranken zu sein ist im Ganzen sehr widerlich, ich werde Dir schöne Dinge erzählen!

[«]

477. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Steinabad, 10. August 1875>

Da muß denn schnell ein Briefchen hinterdrein, meine liebe gute Mutter, damit es Dich noch in Naumburg abfaßt. Vor allem meinen herzlichen Dank für die vielen

Mühen, die Du meinetwegen jetzt gehabt hast, für Nachdenken, Geschick und Einrichtungstalent, welches am Ende nicht nur der Tischler zu preisen hat. Ich denke mit großer Freude an meine jetzt erwachsende Häuslichkeit in Basel und sehe täglich mehr ein, wie Noth es thut. Denn mit meinem Magen ist es eine langwierige Sache (wie der Dr. Wiel selbst sagt); die Magenerweiterung ist nichts Erhebliches, in dieser Beziehung hat die Kur auch Erfolg. Aber in Betreff der großen Übersäuerung des Magens sehe ich kaum einen Fortschritt. Neulich lag ich wieder einen Tag mit starken Kopfschmerzen und vielem heftigen Erbrechen zu Bett. Dr. Wiel meint schließlich doch auch, wie Immermann, daß der Grund in einer nervösen Affektion des Magens ruhe, das heißt also mit dem Kopfe zusammenhänge.

Sonst kann ich es mir in Betreff der Waldluft und Waldspaziergänge nicht besser wünschen, auch esse ich mit Appetit, nur daß ich fast unmittelbar darauf schon die Säure fühle. — Nur eine lang fortgesetzte, ganz geregelte häusliche Diät kann mir helfen, mit ein paar Wochen ist da wenig gethan, und deshalb ist eben die Einrichtung der Baseler Häuslichkeit ganz nothwendig.

Es scheint doch, daß ich in Basel durch die letzten 6 Jahre sehr überbürdet gewesen bin, und daran jetzt zu leiden habe. Warum nimmt man auch mit 24 Jahren eine Professur an! Aber ich hoffe wirklich, daß von jetzt ab es viel besser gehen wird und bin schon im Voraus unsrer lieben Lisbeth den wärmsten Dank schuldig.

Damit habe ich mein letztes Stückchen Papier beschrieben, wünsche Dir, meine liebe Mutter von Herzen gute Nacht

als Dein getreuer Sohn
Fritz.

An unsre Lisbeth habe ich geschrieben. Die freundlichsten Grüße an Oscars.

Die Addresse muß vollständig sein: Steinabad bei Bonndorf, badischer Schwarzwald.

[«]

478. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Telegramm)

<Steinabad,> 10/8 1875

Ich komme schon Donnerstag mittag zu Dir. Herzliche Grüße.

Ein Bruder.

[«]

479. An Carl Fuchs in Hirschberg

<Steinabad, 11. August 1875>

Sie haben Leid erfahren, lieber und armer Herr Doctor, und billigerweise sollten die, welche Sie lieben, versuchen Ihnen eine Freude zu machen. Aber wie schwer ist dies manchmal! Man möchte ja so oft verstummen, um nur nichts mittheilen zu müssen, da die Mittheilung gewöhnlich wieder einen Gran Leides enthält. Wir sind Beide nicht in Bayreuth, sehen Sie, da steckt mehr als ein Gran; und jeder Brief, welchen ich von meinen dort weilenden Freunden Gersdorff Overbeck und Rohde erhalte, bringt mir einen schmerzlichen Krampf hervor — bis ich mir endlich sage, „ein Glück, dass nur die Andern dort sein können.“ Da fallen aber Sie mir wieder ein! Es sind eben doch nicht alle „Andern“ dort, und mein Trost ist recht unvollständig!

Es gieng schlimm zu, ich merke es immer an der Art, wie ich mich zu meinen grossen Plänen und zum Zusammenhang meines Lebens verhalte. Diesmal war ich so weit herab gestimmt, dass ich fast ohne Pläne nur noch für heute zu morgen weiter zu leben beschloss. Hier habe ich gelernt wieder muthiger zu sein — die vorsichtigste Existenz in manchem Betracht kann ja immer noch die muthigste sein in Beziehung auf eine Hauptsache. Und so lebe ich nun einmal und werde leben, sehr vorsichtig und für die Hauptsache sehr muthig; und nicht einmal der Tod ist es, was mich am meisten schrecken könnte, sondern nur das kranke Leben, wo man die causa vitae verliert.

Hier bei meinem Herumschweifen in Bergen und Wäldern — immer allein und immer auf das beste unterhalten — dachte ich viel an Sie, an die eigenthümlich schwer zu verstehende Leidensgeschichte Ihres bisherigen Lebens; ich fragte mich, woran es nur hängen möge, dass auf dem, was Sie gut und mit Aufopferung schaffen und thun, nicht das Wohlwollen und die Freude Andrer ruhe, dass also alles recht-Vollbrachte Sie gleichsam rückwärts verwunde. Die Geschichte Ihrer „Logik der Hände“ quält mich, wenn ich an sie denke (ich habe, erinnere ich mich recht, selbst dazu beigetragen, Sie nach der Vollendung jenes Werks zu quälen, statt Sie zu erfreuen) Ebenso gedachte ich wieder Ihrer Präliminarien; dadurch, dass Sie dieselben als Dissertation herausgaben, haben Sie einen Ihrer schönsten Pfeile verschossen, ich kann es nicht anders nennen und ärgere mich, weil ich immer noch glaube, dass der Gedanken-Inhalt dieser Schrift als einer ästhetisch-kritischen kaum seines Gleichen habe. Auch alles, was Sie dem Frit<z>sch für das Wochenblatt übergeben haben, war dort wie verzaubert und konnte Ihnen nicht einmal die verstehende Sympathie der Musiker sichern. Da zerbreche ich mir nun den Kopf, woran diese wunderliche Art von Nicht-erfolgen hänge. Seien Sie nicht böse, wenn ich mich dabei an das Wort Liszts von den pressanten Freunden erinnerte, es kam mir so vor, als ob eine gewisse feurige Pressirtheit, ein nicht-warten-wollen Ihnen manchen Erfolg geraubt hat. Man soll dem Schicksal nicht merken lassen, was man will; fünf Minuten später ist es dann von selber so gutwillig, ein Anerbieten zu machen. „Bereit sein ist Alles", heisst es, denke ich, bei Shakespeare. Vielleicht ist aber das, was ich hier ziemlich altklug sage, nichts als die Theorie aus einem ziemlich mit Glücksfällen besäeten Leben? Aber Sie können mir glauben, dass es ganz meiner innersten Gesinnung entspricht, eine Sache jahrelang zu hegen und mir nicht anmerken zu lassen, dann aber, wenn sie mir in den Griff kommt, sie hinzunehmen; ich war „bereit". Es kommt bei diesem „Hegen" noch nicht eigentlich zum Wunsche, es fehlt mir eben darin an Ihrem Feuer. Es ist nur wie eine Vorstellung, conditional empfunden „es wäre für dich beglückend, wenn —"; Sie glauben schwerlich, was für grosse und herrliche Vorstellungen dieser Art ich mit mir herum trage, für welche ich plötzlich bereit sein werde. —

Nun ein Einfall. Erlösen Sie doch Ihre Präliminarien aus ihrer blutlosen Existenz bei Frit<z>sch und machen Sie etwas Neues daraus. „Briefe über Musik von Dr. Carl Fuchs" — so etwas schwebt mir vor der Seele, denn Sie haben das seltene Recht, daran zu denken, in wie fern die Briefform als wahre Kunstform behandelt werden könne. (Aristoteles galt den Alten als Klassiker der Prosakunst, nicht wegen der Schriften, die wir haben, sondern nur seiner Dialoge und Briefe wegen) Wir andern Sterblichen haben kein Recht Briefe zu veröffentlichen, wir wären dann affectirte Narren und wollten dies öffentlich zur Schau stellen. — In diese Briefe giessen Sie Ihre Erfahrungen über einzelne Meister und Meisterwerke, mit denen Sie unsereinem die grösste Wohlthat und Liebe erweisen können! Der dialectische Gang Ihrer „Kritik der Tonkunst" brauchte zuallerletzt an akademische Gangarten erinnern. Wenn Sie sich ein Publikum vor die Seele stellen wollen, dann nur ja keine Professoren, sondern etwa die Bayreuther Genossen, welche jetzt dort sind und im nächsten Jahre eine recht ungewöhnlich „gute Gesellschaft" machen werden.

Ihre Abfertigung Lotze's (sammt einigem Neuen über Gervinum, wenn ich bitten darf) könnte anhangsweise zeigen, dass Sie auch gut auf Mensur mit Säbeln stehen können. —

Alles freundlich zu erwägen! Ich bin ferne davon, mit irgend einem Rathe zudringlich fallen zu wollen, aber mitunter trifft man's, etwas zu sagen, was ein Anderer schon auf der Zunge hatte — da giebt es immer eine kleine Freude. Ich sagte Ihnen ja, wie es mein herzlicher Wunsch sei, Ihnen eine Freude zu machen.

Die weimarischen Briefe — ach wie gut ich mir alles vorstellen konnte, besonders Liszt — sind an die angegebne Addresse abgeschickt.

Was meinen Sie dazu, dass die Post fast alle Ihre Briefe nach Basel als „unzureichend frankirt" behandelt? Dabei beklage ich, dass die Marken, welche Sie darauf geklebt haben, immer gar nicht gerechnet werden, also vergeudet sind. Für den letzten Brief verlangte man z.B. von mir noch 2 frs. Es verdriesst Sie doch nicht, dass ich dies erwähne? Lieber Himmel, gieb, dass wir freien Geistes seien, alles andre kannst du für dich behalten.

Treugesinnt der Ihrige, immer
noch patientenmässige, und
patientiam brauchende, sowie
empfehlende
F. Nietzsche.

Von morgen an bin ich in Basel bei der guten Schwester

[«]

480. An Malwida von Meysenbug in Paris

<Steinabad,> 11 August 1875.

Hochverehrte Freundin

es ist nicht Undankbarkeit, sondern Noth, was mich so lange verstummen machte, das glauben Sie mir wohl gern. Ich weiss nichts besseres als daran zu denken, wie ich doch in den letzten Jahren immer reicher an Liebe geworden bin; und dabei fällt mir Ihr Name und Ihre treue tiefe Gesinnung immer zuerst mit ein. Wenn mir nun die Möglichkeit fehlt, solchen, die mich lieben, Freude zu machen, ja selbst der Glaube daran, so fühle ich mich ärmer und beraubter als je — und in so einer Lage war ich. Es war mir, meiner Gesundheit wegen, so aussichtslos zu Muthe, dass ich glaubte, ich müsste nun unter-ducken und wie an einem heissen drückenden Tage nur eben unter der Schwüle und Last so fortschleichen. Alle meine Pläne veränderten sich darnach und immer überlief's mich schmerzlich bei dem Gedanken: deine Freunde haben besseres von dir erwartet, sie müssen nun ihre

Hoffnungen fahren lassen und haben keinen Lohn für ihre Treue. — Kennen Sie diesen Zustand? Ich bin jetzt über ihn wieder hinaus, weiss aber nicht, auf wie lange — doch mache ich wieder Entwürfe über Entwürfe und suche mein Leben in einen Zusammenhang zu bringen — ich thue nichts lieber, nichts angelegentlicher, sobald ich nur einmal wieder allein bin. Daran habe ich einen förmlichen Barometer für meine Gesundheit. Unsereins, ich meine Sie und mich, leidet nie rein körperlich, sondern alles ist mit geistigen Krisen tief durchwachsen, so dass ich gar keinen Begriff habe, wie ich je aus Apotheken und Küchen allein wieder gesund werden könnte. Ich meine, Sie wissen und glauben das so fest wie ich und ich sage Ihnen etwas recht Überflüssiges!

Das Geheimnis aller Genesung für uns ist, eine gewisse Härte der Haut wegen der grossen innerlichen Verwundbarkeit und Leidensfähigkeit zu bekommen. Von aussen her darf uns wenigstens so leicht nichts mehr anwehen und zustossen; wenigstens quält mich nichts mehr als wenn man so auf beiden Seiten ins Feuer kommt, von innen her und von aussen. — Meine durch die gute Schwester eingerichtete Häuslichkeit, die ich in den nächsten Tagen kennen lernen werde, soll für mich so eine neue feste harte Haut werden, es macht mich glücklich, mich in mein Schneckenhaus hineinzudenken. Sie wissen, nach Ihnen und einigen wenigen strecke ich die Fühlhörner immerdar mit Liebe aus, verzeihen Sie den thierischen Ausdruck.

Ihnen und allen, die Ihnen am Herzen liegen, das Beste wünschend

Ihr allzeit getreuer Friedrich Nietzsche.

[«]

481. An Franz Overbeck in Bayreuth

<Steinabad, 11. August 1875>

Mein lieber Freund Overbeck, es giebt doch jedesmal, wenn jetzt ein Bayreuther Brief an mich ankommt, einen halbstündigen Krampf; immer ist mir's als ob ich aufspringen, alles von mir werfen und zu Euch eilen müßte! Wie die wunderbarste Versuchung höre ich oft auf meinen Spaziergängen so etwas vom „flüssigen Golde“ jenes Orchesterklanges und komme mir dann immer grenzenlos beraubt vor. Es ist meine wirkliche einzige Tröstung, Euch dabei zu wissen; es hätte so leicht kommen können, daß Keiner von uns dort wäre, ja daß wir kaum wüßten, was für ein Glück dort für uns zu finden sei. Aber erzählen wirst Du mir, obwohl ich mir schon jetzt sehr albern mit meinen Fragen „wie klang denn das? und das?“ vorkomme.

Mit meiner Kur habe ich einige cura, es sei zunächst nicht viel dabei herausgekommen. Indessen habe ich wenigstens für eine fernerhin einzuhaltende Diät Gutes und Ersprießliches gelernt und einen einsichtsvollen Arzt kennen gelernt, der auf dem medizinischen Bereiche Revolutionär ist und an Stelle der Receptir-Bücher ein wissenschaftlich begründetes Kochbuch für die Hausküche stellt — ein ebenso einfacher als schwierig zu findender Gedanke, scheint mir.

Ich war immer für mich und gewann es nur selten über mich, irgend welche gemeinsame Spaziergänge zu machen. Doch habe ich die größte Brauerei Deutschlands, das Rothhaus im Schwarzwald, mit tiefen Granitfelsenkellern, besichtet, auch der Schweinezucht und Käserei Aufmerksamkeit geschenkt.

Unsern Freund Gersdorff ersuche ich herzlich, die beiliegenden Briefe zu addressiren, was vermittelst einer Nachfrage bei Frau Wagner möglich ist. Der eine ist an Frl. von Meysenbug, der andre an Ms. Schuré in Paris. Ich dachte diesen Namen unter den Fremden und Gästen vorzufinden. Die Briefe sind zu lesen, wenn Ihr Lust habt.

In den nächsten Tagen reise ich nach Hause, meine gute Schwester hat inzwischen meine Häuslichkeit eingerichtet und erwartet mich.

Allen Betrübten Linderung, allen Hoffenden Bestätigung von Herzen wünschend

treulich
der Deinige F N.

[«]

482. An Edouard Schuré in Paris

Steinabad den 11 August 1875

Verehrtester Herr,

einmal war es die reinste Verlegenheit, gar nicht zu wissen, unter welcher Addresse ich Ihnen den Ausdruck meiner Dankbarkeit zukommen lassen könnte und dann ein tiefes körperliches Missbehagen, welches ich jetzt in einem kleinen Bade des Schwarzwaldes auch von der Seele herunter zu waschen suche — beides also mag mich entschuldigen, wenn ich so ausserordentlich spät Ihnen sage, wie freudig Sie mich durch Ihr bedeutendes Geschenk überrascht haben. Nicht mich allein; ich nenne sofort eine ausgezeichnete Landsmännin von Ihnen, Frau Baumgartner-Köchlin, welche Ihr Buch von mir erhielt und Ihnen durch mich Ihre dankende Verehrung aussprechen lässt. Frau Baumgartner bewunderte die Kraft und rednerische Originalität Ihres französischen Ausdrucks; und ich erfreute mich mit ihr an dem grossen Rhythmus des ganzen umfänglichen Werkes, ich möchte sagen, an der künstlerischen Vertheilung von Hochund Tiefton in der Oekonomie Ihres Buches. Wenn Sie einigen Gesichtspuncten meiner Schriften Ihre innerste Theilnahme geschenkt haben sollten — Sie sind so gütig, dies in Buch und Brief anzudeuten — so habe ich in Ihrer Zustimmung und Ihrer fruchtbringenden Theilnahme einen Zweifel widerlegt gefunden, der mich nicht selten gequält hat; ob ich nicht mit der monologisirenden Art meiner Schriften mir das Beste entzogen habe, was ein Autor sich wünschen kann — Übertragbarkeit seiner Ansichten und Fortleben, Fortwachsen derselben in fremden Seelen.

Aber wie kommt es, dass wir uns dies nicht in Bayreuth sagen konnten? Wir hofften es ja Beide und haben beide wie es scheint uns erheblich über das Mögliche getäuscht? Ich will nur annehmen, dass es keine Krankheiten sind, die Sie davon abgehalten haben, den schönsten Lohn für Ihre tiefe geistige Bemühung, den Bayreuther Lohn einzuernten.

Kommen Sie nicht einmal über Basel? Ich bedaure immer noch, dass Ihr damaliger Besuch sich in so absurder Weise mit einem Anfalle meines körperlichen Leidens kreuzen musste. Vielleicht kann ich jetzt eher Gesundheit und die Ermöglichung eines näheren und vertrauteren Sich-Mittheilens versprechen.

Leben Sie wohl, hochgeschätzter Herr, und glauben Sie an die Ergebenheit

Ihres
Dr Friedrich Nietzsche.

[«]

483. An Erwin Rohde in Zürich

<Basel, 28. August 1875>

Du bist herzlich ersehnt, geliebter Freund! Meine alte Wohnung, in der nächsten Nähe bei meiner jetzigen, wird Dein Dach sein. Da wollen wir einmal unsere Seelen recht wieder zusammenbringen — ich freue mich unsäglich darauf! Du findest mich hoffnungsreicher als in den vorigen Jahren, immer mit der paedagogisch-anthropagogischen Leidenschaft in Kopf und Herzen, und überdiess gesünder.

Mir ist es so als ob wir als recht Entbehrende und Sehnende jetzt endlich wieder zusammenkämen, als ob vieles zu sagen, zu fühlen und zu heilen wäre. — Gerade jetzt ist, in schöner Abschrift, mein Hymnus an die Freundschaft angelangt. Nun kommst Du, und es soll hymnisch zugehen, wenn auch nicht auf dem Klaviere.

Von Herzen der Deine.
F N.

Spahlenthorweg 48.

[«]

484. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz

<Basel, September 1875>

Geehrtester Herr

damit Sie sehen, wie ich Ihrer eingedenk bin und Ihnen für Ihren guten Brief meinen Dank ausdrücken möchte, so schreibe ich Ihnen heute, was ich bis jetzt auf indisch-chinesischem Gebiete in Erfahrung ziehen konnte. Sehr befähigt zu Original-Übersetzungen aus dem Sanscrit, also speziell zur Verdeutschung wichtiger und interessanter buddhistischer Schriften soll sein

Herr Dr. phil. Eduard Müller, in Basel, St. Alban-Vorstadt 16.

Ebenso Dr. phil. Lefmann Privatdocent in Heidelberg (der jetzt die Lalita Vistara übersetzt, etwas sehr Schönes!) ob er schon einen Verleger dafür hat? — aber dies ist ein Jude und soll manches gegen sich haben.

Für Chinesisch ist ganz ausgezeichnet als Übersetzer der Professor Dr. Schott in Berlin, Mitglied der Akademie. —

Hoffentlich ist Ihre Atropinkur zu Ihrer Befriedigung ausgefallen; ich habe dieselbe Kur durchgemacht, als ich die Schrift über Strauss schrieb oder vielmehr diktirte; denn ich durfte damals gar nicht lesen und schreiben.

Mein Befinden ist besser. Vielleicht kann ich Ihnen in nicht allzu langer Zeit etwas anbieten.

Wünschen Sie mir Gesundheit und heitere Herbsttage, so soll schon etwas fertig werden, worüber Sie sich ein wenig freuen werden. Aber versprechen kann und mag ich nichts.

Ergebenst der Ihrige
Dr F Nietzsche.

[«]

485. An Erwin Rohde in Kiel

<Basel, vermutlich 18. September 1875>

Hier, mein armer, innig geliebter Freund, einen Gruß von mir und zugleich das, was mit Deiner Addresse inzwischen an mich angelangt ist (den Brief mit dem Poststempel Brunnen habe ich aufgemacht, um ihn mit in dieses Couvert stecken zu können, Du verzeihst; ich habe keine größeren Couverts). Bald nach Deiner Abreise kam ein Brief an, den ich sofort per adr. Ribbeck weiter gesandt habe und der wohl in Deinen Händen ist.

Mir geht es seit vorgestern schlecht: Rückfall in schönster Form, Steinabad-Empfindungen, Erbrechen usw. Doch werde ich bald wieder darüber hinaus sein; ich durfte ja nicht hoffen, auf einmal zu genesen, und wer darf das!

Ich dachte gestern an Dich und mich, als ich las, das rauheste Mittelalter sei das Mannesalter, etwas ganz Barbarisches, wo man so zwischen Narr und Weisen in der Schwebe ist. Gerade in dieses Mittelalter und zwar in’s Mittelste desselben führte Dich der Tristan; und es war wirklich recht barbarisch, Dir auch das jetzt noch zuzumuthen!

Aber Du bist jetzt mit dem Segen des Unglücks gesegnet, da müssen wir andern nur darüber denken, Dir das Beste zu geben und zu zeigen, was es sonst noch giebt, selbst wenn es das Gewaltsamste sein sollte. Vielleicht daß wir dann in der Wahl nicht ganz geschickt sind; ich kann Dir gar nicht sagen, wie unvollkommen ich mich fühle, liebster Freund, wenn ich an Dein Leid und Lieben gedenke: gerade als sei ich ein ganz abscheulicher Mischmasch von Narr und Weisen und könne Dir gerade deshalb jetzt so wenig zu Hülfe kommen, weil ich keins von beiden ganz sei.

Wenn es Dich irgendwie lindern könnte, die Gegenwart eines Freundes, wenn auch eines für Deine eigentliche Noth rath- und nutzlosen, um Dich zu haben, o so denke doch ja daran, im Frühwinter nach Basel zu kommen. Mir graut vor Deiner Einsamkeit, wie Dir selber. Und hier fänden wir in der Zweisamkeit wenigstens den Trost eines treulichen Aussprechens und Einander-Gewohntseins, und darauf ließe sich dann wohl auch noch mehr bauen. Ich danke Dir auf das

Herzlichste für Deinen Besuch, Vertrauen und Liebe und Herzens-Ungetheiltheit hast Du mir wieder bewiesen, und gerade jetzt! Wie danke ich Dir dafür!

Mit den herzlichsten Wünschen grüße ich Dich sammt meiner Schwester

Dein Freund F. N.

[«]

486. An Marie Baumgartner in Lörrach

<Basel, 20. September 1875>
Montag

Hier empfangen Sie, hochgeehrte Frau, die vier Hefte vom Ring des Nibelungen. (Man wird beim Anblick dieser Hefte leider daran erinnert, dass Wagner's Verleger zwischen Operntexten und Wagners Gedichten keinen Unterschied gesehen hat!)

Die vorige Woche lief schlimm für mich ab, ich war vom ersten Tag an krank und ich musste Donnerstag und Freitag im Bette zubringen. Jetzt Mattigkeit! Nächsten Sonntag werde ich wahrscheinlich noch etwas von Basel weggehen, zusammen mit Overbeck, doch nur auf drei Tage. Es verlangt mich den Pilatus zu sehen und einiges mit Overbeck zusammen auszudenken, von dem niemand nichts weiss und wissen wird.

In dieser Woche hoffe ich Sie noch zu sehen.

Mit ergebenstem Grusse auch im Namen meiner Schwester

der Ihrige
Dr F Nietzsche.

[«]

487. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

Basel 26 Sept. 1875 Sonntag.

Mein geliebter Freund, gestern lief das Semester zu Ende, mein dreizehntes Semester, und von heute an giebt es vierzehn Tage Ferien. Gern hätte ich eine kurze Fussreise gemacht, denn mich verlangt im Herbst immer darnach, den Pilatus noch einmal bevor es Winter wird zu sehen; je länger ich nun in der Schweiz bin, umso persönlicher und lieber wird mir dieser Berg; aber draussen ist es schauerlich nass und früh-novemberlich, ich werde warten oder verzichten müssen — wie so oft im Leben. Man merkt doch recht, dass man die Zwanziger Jahre hinter sich hat. Eine gewisse Art von Enttäuschung, aber eine solche, welche zur eignen Thätigkeit spornt, wie die frische Luft des Herbstes, begleitet mich jetzt fast aus jedem Tag in den andern.

Also inzwischen habe ich mit Hülfe meiner Schwester mich häuslich eingerichtet, und es ist gut gelungen. So bin ich endlich, seit meinem dreizehnten Lebensjahre, wieder in traulicheren Umgebungen, und je mehr man sich aus allem, was Andre erfreut, exilirt hat, um so wichtiger ist, dass unsereins seine eigne Burg hat, von wo man zusehen kann und wo man vom Leben sich nicht mehr so gehudelt fühlt. Ich habe es durch das glückliche Wesen meiner Schwester, das mit meinem Temperament auf das beste zusammenstimmt, vielleicht günstiger getroffen als sehr viele Andere; unsere Nietzschische Art, die ich mit Freude selbst an allen Geschwistern meines Vaters wiedergefunden habe, hat nur am Für-sich-sein seine Freude, weiss sich selber zu beschäftigen und giebt eher den Menschen als dass sie viel von ihnen fordert. Dabei erträgt es sich vortrefflich, als Denker und Lehrer zu leben — wozu man nun einmal sich verurtheilt fühlt.

Ich knüpfe an dieses Lob meiner begonnenen Häuslichkeit das Lob Deines Entschlusses oder vielmehr den herzlichen Ausdruck meiner Freude, Dich überzeugt und entschlossen zu sehen, eine gute Ehe zu schliessen. Bringe aber ja in diesem Herbste die ganze Angelegenheit durch eine Reise nach Berlin in’s Reine und Fertige, ich rathe es Dir nur mit dem Wunsche, dass Du nicht zu lange am fürchterlichsten Elemente des Lebens, an der Ungewissheit leiden mögest.

Darf ich glauben, dass wenn Du mich noch vor Anfang Deines Semesters besuchst, Du mir eine glückliche Nachricht mitbringst? Im andern Falle stelle ich mir vor, dass eine neue Berliner Winter-Saison Deinem Vorhaben ernstlich gefährlich werden könne. — Doch davon verstehe ich wenig.

Unser Freund Rohde, der immer in den Unglückstopf des Lebens zu greifen pflegt und sich gewöhnlich etwas Herbes herausloost, war hier bei mir und meinte zuletzt, es sei der einzige Ort auf der Erde, wo er sich noch zu Hause fühle. Von der grässlichen Lage, in der er sich befand, mag ich brieflich nichts sagen; er wurde durch einen Brief des Vaters der Dame an einer ganz besonders verwundbaren Stelle getroffen und quälte sich sehr. Er reiste von hier nach München und hörte dort den Tristan, mit übermässiger Erschütterung. In den nächsten Tagen wird er wohl in Rostock sein, wo er an der Philologen-versammlung Theil nimmt und einen

Vortrag „über die Novelle bei den Griechen“ hält. — Ich habe bei diesem Zusammensein mit R. mehr gehabt als bei allen bisherigen, er war in seltenem Grade vertrauend und liebevoll, so dass es mir herzlich wohl that, ihm in der absurden Lage noch etwas sein zu können, jetzt wo sein Leben sich um ein kleines Mädchen dreht — der Himmel behüte Dich und mich vor gleichem Schicksale! —

Nun kommt auch bald unser Baumgartner zurück, er wird der Insasse meiner früheren Wohnung. Mannichfaltig zurechtgewiesen und belehrt kehrt er heim, er hatte mancherlei Unglück: so stürzte er neuerdings sehr gefährlich mit seinem geliebten Pferd, kam selber noch davon, musste aber das Pferd sofort erschiessen.

Mit J. Burckhardt geht es immer gut. Ich hörte gestern, er habe sich in Lörrach zu einem vertrauten alten Freunde über mich ausgesprochen, sehr günstig, man wollte mir gar nicht sagen, wie. Nur das Eine erfuhr ich: er habe gemeint, einen solchen Lehrer würden die Basler nicht wieder bekommen.

Man rückt jetzt wieder an unsrer Sommerferien-ordnung. Im ungünstigen Falle ist es möglich, dass die Bayreuther Feste nächstes Jahr und die Jahre darauf mich nicht sehen werden; höchstens dass man mir einmal Urlaub für ein paar Tage giebt. Es kann aber auch günstiger werden als es bis jetzt ist: wenn nämlich der ganze Monat August als Ferienzeit festgesetzt würde. Komme es nun, wie es wolle, ich will schon zusehn, nicht ganz darum betrogen zu werden, wie dies Jahr.

Mit meiner Gesundheit verbinde ich gute Hoffnungen, wenn ich die neue Lebensweise fortführe, die ich jetzt seit den Ferien auf Rath des Dr. Wiel eingerichtet habe. Ich esse alle 4 Stunden: um 8 Uhr ein Ei, Cacao und Zwieback, um 12 ein Beefsteak oder etwas Andres von Fleisch, um 4 Uhr Suppe Fleisch und wenig Gemüse, um 8 Uhr kalten Braten und Thee. Jedermann zu empfehlen! Ein Gleichgewicht ist da erreicht, bei dem man an Verdauungs-fiebern der gewöhnl. Diners nicht zu leiden hat.

Doch giebt es Rückfälle meines Magenleidens; und sehr viel guten Willen gesund zu werden, muss ich haben. —

Für die Besorgung der Briefe, welche ich nach Bayreuth schickte, danke ich sehr; beide sind angekommen, und von beiden Seiten sind auch Antworten darauf eingetroffen. —

Sehr gute Nachrichten von Romundt! Wie ich mich freue! Ein Brief mit völliger Veränderung der Gemüthsart traf ein, wie von einem Genesenden. Er hat mehr zu thun und zu placken als je im Leben, aber er fühlt die segensreiche Wirkung und sagt selbst, es müsse sich inzwischen etwas in ihm gedreht haben. Er ist Gymnasiallehrer in Oldenburg und hat bis jetzt den ganzen griechischen Unterricht in Unter- und Obersecunda gegeben und bekommt von jetzt ab das

Deutsch für Prima. Und es geht! Seine Adresse ist per adr. Frau Oberjustizrath Mencke, Petersstr. 17. Oldenburg im Grossherzogthum.

Miaskowski geht also Ostern nach Hohenheim, die Sache ist also erledigt, nachdem sie lange schwebte.

Meine Addresse ist: Spalenthorweg 48.

Liebster Freund, Litteratur mache ich nicht, der Ekel gegen Veröffentlichungen nimmt täglich zu. Wenn Du aber kommst, will ich Dir etwas vorlesen, was Dir Freude machen wird, etwas aus der unpublicirbaren Betrachtung Nr. 4 mit dem Titel „Richard Wagner in Bayreuth“. — Stillschweigen erbeten.

Lebe wohl, mein Getreuester
und Geliebter.
Dein F N.

Die besten Grüsse auch von meiner Schwester.

Bitte, empfiehl mich Deinen verehrtesten Eltern. — Sei guten Muths. Du darfst es sein.

[«]

488. An Heinrich Romundt in Oldenburg

Basel den 26 September 1875.

Geliebter Freund, wie einem Genesenden wünsche ich Dir Glück. Du glaubst kaum, wie sehr ich mich über Deinen letzten Brief freuen musste: ebensosehr als mich Dein vorletzter, den ich in Steinabad erhielt, bekümmerte; ich antwortete nicht, weil ich doch nur Deinen Missmuth zu mehren fürchtete. Jetzt aber ist es etwas Anderes, da soll schnell geantwortet werden, um Dir zu sagen, dass wir mit Freude und Liebe an Dich denken und selber uns von unheimlichen Besorgnissen genesen fühlen, wenn wir Dich so gute frisch belebte Briefe schreiben sehen.

Es scheint, dass Du auf ganz ehrenvolle Weise in das Lehrerwesen hineingerathen bist; eine Reihe von Jahren wirst Du freilich das Schwere dieses Berufs sehr hart empfinden: aber es ist gut so, wenn Du weise genug bist, es zugleich als eine Läuterung anzusehen. Ich sollte übrigens schon jetzt meinen, dass Du über Deine Befähigung zum Lehrer nicht mehr so desperat denkst, wie Du hier dachtest.

Hier hat sich mancherlei verändert. Overbeck ist, frisch und auf das Schönste wiederhergestellt, hier eingetroffen. Zufällig kam zu gleicher Zeit auf der anderen

Bahn Rohde an, mit dem es nun freilich eine andre Bewandniss hat. Er ist sehr schwer durch einen complicirten Liebeshandel betroffen und wird nicht so leicht durch Wassertrinken wie Overbeck curirt werden. —

A. Baumgartner ist nun bald erlöst, inzwischen hatte er mancherlei durchzumachen, unter anderem stürzte er gefährlich mit seinem schönen Pferde, kam selbst davon, musste aber sein Pferd sofort erschiessen. Er wird vom November an meine frühere Wohnung in der Baumannshöhle beziehn.

Inzwischen, nämlich von Juli an, habe ich eine neue Wohnung bezogen und mir selber vollständig eingerichtet, Spahlenthorweg 48, in einem neuen Hause; wo ich die ganze erste Etage und einen Theil der zweiten habe: in summa 6 Zimmer und dann Küche Keller Boden; auch ein gutes Dienstmädchen ist angeschafft. Hier hause ich denn mit meiner Schwester zusammen. Mein Gesundheits-Zustand machte eine so radicale Veränderung nöthig. Nur durch eine neue Lebensweise kann ich wieder auf einen grünen Zweig kommen. Ich fühle mich unsäglich besser daran als bisher, Du solltest mich nur in meinem Arbeitszimmer sitzen sehen, um vor unseren Einrichtungs-Talenten Achtung zu bekommen.

Ich habe einen Cyclus von Vorlesungen für 7 Jahre begonnen, jetzt im Winter lese ich daraus „religiöse Alterthümer der Griechen“. Es sind lauter neue Collegien; die nehmen mich denn auch ganz in Anspruch. Unzeitgemässe Betrachtungen erwarte nicht, das ist mein Rath. Mich ekelt vor allem Veröffentlichen! — Es ist zwar inzwischen etwas fast fertig geworden, nicht „die Philologen“; aber wie gesagt, nichts für die Öffentlichkeit. Mihi scribo. Aliis vivo.

J. Burckhardt soll von mir gesagt haben „so einen Lehrer würden die Basler nicht wieder bekommen.“ Darauf bin ich stolz. —

In Bayreuth war ich nicht, durfte nicht hin, so krampfartig es mich jedesmal packte, wenn ich von dort her etwas hörte. Dafür waren, als meine Stellvertreter, Overbeck Rohde und Gersdorff dort zusammen.

Mit unsern Grüssen und Wünschen vereinigen die sich von Frau Baumgartner, welche ich gestern besuchte.

Lebe wohl und erhole Dich jetzt gut, um einem tapferen Winter entgegen zu gehen.

Treulich
der Deinige
Friedrich Nietzsche.

[«]

489. An Gustav Krug in Bonn

Basel den 27 Sept 1875.

Mein geliebter Freund, mit den herzlichsten Glück- und Segenswünschen begleite ich das Ereigniss, mit dessen Meldung Du mich heute so angenehm überrascht hast.

Möge Dir ein guter Sohn und uns Allen ein tüchtiger Mitmensch in diesem Kinde geboren sein. „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut“ — mit diesem hoffnungsvollen Grusse wollen wir ihm an der Schwelle des Lebens begegnen.

Ich freue mich, dass es Deiner lieben Frau gut geht und dass Du das Glück dieses Ereignisses nicht mit schweren Sorgen zu erkaufen hast.

Behalte mich lieb und sei herzlich gegrüsst

von mir und meiner
Schwester, die seit
August mit mir zusammen lebt und eine eigne Haushaltung mir eingerichtet hat.
Treulich Dein
Fr. Nietzsche.

[«]

490. An Erwin Rohde in Kiel

Basel den 7 October 1875.

Gott weiss, mein geliebter Freund, in was für einem Lichte Du diesmal den Morgen Deines Geburtstags erblickest! Kommt Dir der Tag grau, ja greulich vor, so denke doch ein wenig mit daran, was Du mir, was Du uns bist und sei aus unserer Seele heraus dem Himmel dafür dankbar, dass Du lebst. Freue Dich einmal mit allen denen, welche Dich lieben, wenn Du aus Dir selber sonst nur Leid und Schwermuth zu saugen weisst. Vielleicht aber erwartet Dich der Tag mit einem anderen Gesichte, mit einem freudigeren, ich weiss gar nicht, was sich inzwischen mit Dir begeben hat; und da ich mich ganz ausser Stande fühlte und noch fühle, Dir irgend nach einer Seite hin zu rathen, so habe ich inzwischen auch nicht völlig verlernt zu hoffen, und zwar so wie Deine Liebe hoffte — dass alle Verdunkelungen aufgehellt, alles Zagen beseitigt ist und dass Deinem edlen tapfern Sinne eine gleiche Gesinnung, eine gleiche Tapferkeit entspricht.

Über Deinen philologischen Vortrag hat mir bis jetzt Overbeck aus den Zeitungen noch nichts berichten können (ich lese keine Zeitungen mehr, seit dreiviertel Jahr) Ich denke, Du sendest mir den Vortrag? Wenigstens würde ich mir damit eine grosse Freude erbitten. Sonderbarer Weise vergesse ich es fast immer mehr, dass wir als Philologen mit einander bekannt geworden sind; wir haben inzwischen so vieles Gemeinsame bekommen, dass ich das Ursprünglich-Gemeinsame kaum mehr besitze. Ich wurde neulich in fast erschreckender Weise daran erinnert, was man ist und was man gerade jetzt kann, da man sich in ein verzehrendes Anticipiren der Zukunft viel zu sehr eingelassen hat, um nicht alles gegenwärtige Können zu übersehen; mir wurde nämlich etwas aus einem Urtheile J. Burckhardts über mich wieder erzählt (er hatte sich in Lörrach gegen einen ganz vertrauten Arzt ausgesprochen) Unter anderem hat er gesagt: „so einen Lehrer würden die Baseler nicht wieder bekommen.“ Das gilt also meiner Thätigkeit am Pädagogium: also zu einem ordentl. Schulmeister hat’s man wirklich gebracht, fast so nebenbei, denn bis diesen Augenblick habe ich nur mit Pflichtgefühl und ohne alles Selbstgefühl diesem Amte gedient, auch ohne Freude. Vielleicht gelingt mir’s auch so nebenbei und beinahe gesagt im Schlafe noch zum Philologen zu werden; ich stecke so voll von allgemeinen Nöthen, dass ich mich fast wie ein Handwerker mit der Philologie befasse, ich meine, wie mit einem Ding, was man zu allen Stunden treiben kann und muss, ohne dass man viel daran denkt.

Meine Betrachtung unter dem Titel „Richard W. in Bayreuth“ wird nicht gedruckt, sie ist fast fertig, ich bin aber weit hinter dem zurück geblieben, was ich von mir fordere; und so hat sie nur für mich den Werth einer neuen Orientirung über den schwersten Punkt unserer bisherigen Erlebnisse. Ich stehe nicht darüber und sehe ein, dass mir selber die Orientirung nicht völlig gelungen ist — geschweige denn dass ich andern helfen könnte!

Auf den gleichen Punkt, doch nicht bis zu dem Grade der Ausarbeitung habe ich im Frühjahr eine Betrachtung gebracht unter dem Titel „Wir Philologen.“ Kommt eine Zeit, wo wir einmal länger zusammen und uns in einander leben, so will ich Dir manches mittheilen: alles ist selbst erlebt und deshalb windet es sich etwas schwer von mir los. Ich sage das, weil ich oft nach einem Zusammensein mit Dir mir vorwerfe, dass ich Dir nicht genug mitgetheilt habe. Es ist nicht der Mangel an Offenheit, das weisst Du.

Auf dem Bürgenstock war ich inzwischen, mit Overbeck; die letzten Gäste und einzigen Bewohner! Deiner viel gedenkend. Es ist nicht der Ort für Sehnsüchtige, die Ruhe kann einen toll machen.

Am 15t. d. M. wird Fräulein von Meysenbug, auf ihrer Rückreise von Paris, bei mir sein. Vielleicht auch Gersdorff; der mir neulich seine nunmehr gefasste Absicht, sich in Berlin zu verloben, mittheilte. Wir wollen unsern Segen aus vollem Herzen dazu sprechen.

Mein geliebter Freund, vergiss mich in Deiner Noth nicht, vergiss es nicht, dass es im Wasser der Trübsal doch ein paar Balken giebt. Und wenn es kein Balken ist, so doch immer die Freundeshand, an die Du Dich anklammern darfst, es gehe nun, wie es gehe.

Ich sehe einen blauen ruhigen kalten Herbsttag draussen liegen.

Lebewohl, liebster Freund und sei meiner Freundschaft sicher.

Ebenfalls grüsst meine Schwester mit den herzlichsten Wünschen.

Der Deinige F N.

Romundt hat mir die grösste Freude durch seine Mittheilungen gemacht. Er ist wie genesen und fühlt sich auch so: dafür hat er sich als Schulmeister (Griechisch in Secunda I und II, Deutsch in Prima) sehr zu placken. Es war zum Heil.

[«]

491. An Franziska Nietzsche in Dreifelden

Basel den 18 October 1875.

Mit großem Bedauern, meine liebe gute Mutter, habe ich davon gehört, daß Du Deinen Baseler Besuch wieder hinausgeschoben hast. Wir leben hier so angemessen für uns gerade, daß Du lachen wirst, wenn Du es mit ansiehst. Es geht so ruhig zu, wie es im Hause eines geistigen Arbeiters zugehen muß: es giebt gleichsam fortwährende Windstille. Die unangenehmsten Abwechslungen bilden nur meine Krankheits-Rückfälle (so lag ich leider wieder meinen Geburtstag zu Bett, mit all den alten Symptomen) Aber wenn diese bösen Gäste abgerechnet werden, erleben wir viel Freude an unsern Gästen, so zuletzt noch an Gersdorff. Es scheint, Lisbeth und ich, wir laufen wie zwei gute Pferdchen im Geschirr neben einander her und thun uns kein Leides; vielmehr im Gegentheil. Nun Du wirst alles sehen.

Mit dem herzlichsten Danke habe ich Deine Glückwünsche empfangen; ich selber verzichte allmählich immer mehr darauf, mit meinen Wünschen für mich in's Spezielle zu gehn, sondern suche nur so gut als möglich das, was mich trifft, zu nützen, sei dies nun Gesundheit oder Krankheit, Regen oder Sonnenschein. Will man Erkenntniß vom Leben haben, so kann man sie von allem und jedem ernten, da verlernt man fast das Wünschen.

Eine so ungeheure Masse Obstes und so schönen Obstes erschien eines Tages an unsrer Hausthür, daß wir uns nicht satt sehen, wohl aber sehr satt essen konnten; zum ersten Male wagte ich es wieder, Früchte zu essen, und es bekam mir auch gut. Sonst bin ich freilich noch sehr zur Vorsicht angehalten, und aus guten oder vielmehr schlimmen Gründen scheue ich sehr gebranntes Kind sehr das Feuer. Das wird aber sich ändern, und hoffentlich findest Du mich, wenn Du hierher kommst, schon bei dieser glücklichen Veränderung.

Der Winter ist hier vor der Thüre, wir haben trübes und unruhiges Wetter wochenlang gehabt.

Dem Onkel Oskar und seiner guten Frau unsre allerfreundlichsten Empfehlungen.

Leb wohl, meine liebe Mutter und empfange den herzlichen Dank Deines Sohnes

Fritz.

[«]

492. An Paul Rée in Paris

Basel, den 22 October 1875.

Lieber Herr Doctor, ich habe mich viel zu sehr über Ihre psychologischen Beobachtungen gefreut, als dass ich es mit Ihrem Todten-Incognito („aus dem Nachlass“) so ernst nehmen könnte. Beim Durchstöbern einer Menge neuer Bücher fand ich neulich Ihre Schrift und erkannte auf der Stelle einige jener Gedanken als Ihr Eigenthum wieder, und ebenso ergieng es Gersdorff, der aus der früheren Zeit noch neulich mir citirte „behaglich mit einander schweigen zu können soll ja ein grösseres Zeichen von Freundschaft sein als behaglich mit einander reden zu können, wie Rée sagte.“ Sie leben also noch in mir und meinen Freunden fort, und nichts hatte ich damals als ich Ihr von mir so hochgehaltenes Manuscript in den Händen hatte, mehr zu bedauern als gerade durch ein starkes Augenleiden zu absoluter Entsagung im Briefeschreiben gezwungen zu sein.

Ich bin ferne davon, mir es herauszunehmen Sie zu loben, ebenso wenig will ich Sie mit irgend welchen „Hoffnungen“ belästigen, die ich etwa auf Sie setze. Nein!

wenn Sie nie etwas anderes drucken lassen, wie diese **geist**bildenden Maximen, wenn diese Schrift wirklich Ihr Nachlass ist und bleibt, so soll es gut und recht sein: wer so selbständig lebt und für sich daher geht, hat das Recht sich auszubitten, dass man ihn mit Lob und Hoffnungen verschone. Nur möchte ich Sie für den Fall irgend einer Publications-Absicht darauf aufmerksam machen, dass Sie immer mit Sicherheit auf meinen Verleger, Herrn E. Schmeitzner in Schloss-chemnitz rechnen können. Ich sage dies namentlich deshalb, weil das Einzige, worüber ich mich bei Ihrer Schrift nicht freute, die letzte Seite war, auf der die Schriften des Herrn E. von Hartmann hinter einander her prangen; die Schrift eines Denkers sollte aber auch nicht einmal auf Ihrem Hintertheil an die Schriften eines Scheindenkers erinnern.

Mit recht guten Wünschen für Ihr leibliches Wohl und der Bitte meinen Dank dafür freundlich aufzunehmen, dass Sie Ihre Maximen überhaupt der Öffentlichkeit übergeben haben — womit Sie zeigen, dass Ihnen das geistige Wohl Ihrer Mitmenschen am Herzen liegt,

bin und bleibe ich
der Ihrige
Friedrich Nietzsche.

[«]

493. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

<Basel,> Dienstag den
16. Nov. 1875.

Mein lieber Freund, ich schreibe um Dir zu sagen, daß ich nicht schreiben kann; der Alp der Überarbeitung sitzt neben mir und alle paar Wochen auch auf mir: wo ich mich dann in der Dir bekannten Weise leidvoll und schleimvoll in mein Schlafzimmer zurückziehe. Wenn alles gut am Tage geht und gar kein unvorhergesehenes Elend mich faßt, werde ich mit der Tagesarbeit gerade fertig und strecke dann alle Viere von mir. Hauptcolleg 10 Mann, Nebencolleg 6 Mann, Seminar 10 Mann und wirklich viel guter Wille und auch mehr Talent als früher darunter.

Ich gehe gar nicht mehr zu Besuchen aus; wenn ich ermattet bin, liest mir meine Schwester etwas Walter Skott. Allergrößte Bewunderung für Robin den Rothen!

Heute ist Overbecks des Treuen Geburtstag. Zwei junge Musiker aus Leipzig sind als Verehrer meiner Schriften an die hiesige Universität gekommen und hören bei Overbeck und mir Collegien. Meine Ferien im Nächsten Sommer sind festgesetzt, von 15 Juli bis 13 August. Ich kann doch viel mitnehmen, wenn mir nur der Zutritt zu den Proben erlaubt würde! Vielleicht auch kann ich ein paar Tage mich vertreten lassen.

Wenn ich es nur bis dahin aushalte! Mich schaudert mit unter, die Arbeit ist zu groß.

Verzeih, daß ich soviel von mir rede.

Noch eins: kannst Du mir vielleicht gerade jetzt etwas leihen, 100 Thaler, eventuell auch 50 thun es. Rückzahlung wird versprochen Ostern 1877, ebenfalls werde ich 5 Prozent Zinsen zahlen. So eine neue Einrichtung wie ich sie jetzt habe macht das Berechnen für die erste Zeit etwas schwierig, ich möchte niemanden lieber als Dich um diesen Dienst ersuchen. Verzeihung!

Dir mag es besser gehen als mir es geht, liebster Freund. Das wünsche ich von Herzen, und wirklich ist an meine Freunde zu denken immer noch das Einzige, was mich etwas mit dem Dasein versöhnt, das mir sonst immer sinnloser erscheint. Diese Mühe! diese Hast! Dieser naive Glauben jedes Menschen, daß um ihn die Sonne und alle Welt sich dreht! Ich strotze von Erfahrungen dieser Art und möchte lachen, wenn ich nur könnte.

Dein getreuer
Friedr Nietzsche.

Meine Schwester grüßt mit mir von ganzem Herzen.

[«]

494. An Erwin Rohde in Kiel

Basel den 8 Dez. 1875.

Ach geliebter Freund, ich wußte Dir nichts zu sagen, schwieg, fürchtete und sorgte für Dich, ich mochte nicht einmal fragen, wie es stehe, aber wie oft, wie oft liefen meine mitleidvollsten Gedanken zu Dir! Es ist nun alles so schlimm wie möglich gekommen, und nur Eins könnte noch schlimmer sein: wenn die Sache nicht die furchtbare Deutlichkeit hätte, die sie nun hat. Das Unerträglichste ist doch der Zweifel, das gespensterhaft halb-wirkliche: und dieser Zustand ist doch wenigstens von Dir genommen, unter dem Du hier so gräßlich littest. Was wollen wir nun machen! Ich zerbreche mir den Kopf, wodurch Dir jetzt in irgend welcher Weise genützt werden könnte. Lange hatte ich mir eingebildet, man werde Dir die Diversion des Ortes machen, was ja sehr wichtig ist und Dich nach Freiburg im Breisgau berufen. Aber hinterdrein kommt es mir so vor als ob man gar nicht daran gedacht hätte. Da bleibt denn freilich die Herausgabe Deines Werkes immer das Heilsamste, es ist so etwas nicht ohne einige Freude und fesselt jedenfalls das Nachdenken, auch hat dies Geschäft Stätigkeit und hilft Dir vielleicht über diesen schrecklichen Winter hinweg. Ich erzähle Dir, wie es mir geht. Mit der Gesundheit nicht so, wie ich es eigentlich voraussetzte, als ich die völlige Umänderung meiner hiesigen Lebensweise durchsetzte. Ich liege alle 14 Tage bis 3 Wochen einmal auf 36 Stunden etwa zu Bett, recht gepeinigt, in der Art, wie Du es ja kennst. Vielleicht wird es allmählich besser, aber ich meine immer, daß mir noch nie ein Winter so schwer gefallen sei. Der Tag verläuft so mühevoll, durch neue Collegien usw, daß ich immer am Abend mit aller weiteren Lebenslust fertig bin und mich eigentlich wundere, wie schwer es sich doch lebt. Es scheint sich doch nicht zu lohnen, diese ganze Quälerei, man nützt weder sich noch anderen im Verhältniß zu der Noth, die man sich und andern auflegt! Dies ist die Meinung eines Menschen, der gerade nicht von den Leidenschaften gepeinigt wird — freilich auch nicht von ihnen beglückt wird. In den Ruhestunden für die Augen liest mir meine Schwester vor, und zwar fast immer Walter Scott, den ich gerne mit Schopenhauer den „unsterblichen“ nennen will: so sehr sagt mir seine künstlerische Ruhe, sein Andante zu, ich möchte ihn Dir empfehlen, doch Deinem Geiste ist mit solchen Mitteln nicht immer beizukommen, welche bei mir anschlagen: deshalb weil Du schärfer und schneller denkst als ich; und von der Behandlung des Gemüths durch Romane will ich gar nichts sagen, zumal Du schon gezwungen bist Dir mit Deinem eignen „Roman“ zu helfen. Aber vielleicht liesest Du jetzt noch einmal den Don Quixote — nicht weil es die heiterste, sondern weil es die herbste Lektüre ist, die ich kenne, ich nahm sie in den Sommerferien vor, und alles Persönliche Leid kam mir sehr verkleinert vor, ja als würdig, daß man darüber ganz unbefangen lache und selbst nicht einmal Grimassen dabei mache. Aller Ernst und alle Leidenschaft und alles, was den Menschen an’s Herz geht ist Don Quixoterie, es ist gut dies zu wissen, für einige Fälle; sonst ist es für gewöhnlich besser es nicht zu wissen.

Gersdorff will in den Weihnachtsferien Schritte thun, sich zu verloben. Freund Krug hat einen Knaben bekommen, Dr. Fuchs ist eingeladen, auf Einen Cyclus der Bayreuther Aufführungen im nächsten Jahr vom Patronatsschein meiner Schwester

Gebrauch zu machen. Zwei junge gute Musiker und Componisten studiren diesen Winter hier, um meine Vorlesungen zu hören, es sind Freunde Schmeitzners, ich thue mich um Verleger und Orientalisten zur Herausgabe des Tripitaka der Buddhisten aufzureizen. Dr. Deussen hält den ganzen Winter über begeisternde Vorträge über Schopenhauer, jede Woche 3, in Aachen, vor mehr als 300 festen Zuhörern. Baumgartner studirt jetzt hier unter meiner Führung Philologie. In meinem philologischen Seminar habe ich 13 Mann, zum Theil sehr gut begabte Leute. Mein Schüler Brenner ist leidend und mußte fort nach Catania; ich habe ihm für Frl. v. Meysenbug Grüße mitgegeben. Dr. Rée, mir sehr ergeben, hat ein ausgezeichnetes Büchlein, „Psycholog. Beobachtungen“ anonym erscheinen lassen, es ist ein „Moralist“ vom schärfsten Blick, etwas ganz Seltnes von Begabung unter Deutschen. Die Schrift Arnims „Pro nihilo“ ist mir lehrreich gewesen. Wagner’s bleiben bis Ende Januar in Wien. Ich lebe völlig zurückgezogen, mit meiner Schwester und bin zufrieden, wie ein Einsiedler, der keine Wünsche mehr hat als daß es recht schön wäre, wenn es einmal aus wäre.

Nun lebe wohl, lebe erträglich, geliebtester Freund, denke daß wir hier an Dich immer so denken, als ob wir Dir damit unsere Freundschaft fühlen lassen könnten. Das ist nun leider nicht der Fall, und so nimm mit diesen elenden Zeilen fürlieb. Meine Schwester und Overbeck grüßen Dich auf das Theilnehmendste, und ich bleibe Dein

Freund F. N.

[«]

495. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

<Basel, 13. Dezember 1875>

Gestern, mein geliebter Freund, kam Dein Brief und heute morgen, recht am Beginne einer schweren Arbeitswoche, Deine Bücher: da soll man schon guten Muthes bleiben, wenn man so theilnehmende liebevolle Freunde hat! Wirklich, ich bewundere den schönen Instinkt Deiner Freundschaft — der Ausdruck klingt Dir hoffentlich nicht zu thierisch — daß Du gerade auf diese indischen Sprüche verfallen mußtest, während ich mit einer Art von wachsendem Durst mich gerade in den 2 letzten Monaten nach Indien umsah. Ich entlieh von dem Freunde Schmeitzners Hr. Widemann die englische Übersetzung der Sutta Nipáta, etwas aus den heiligen Büchern der Buddhaisten; und eine der festen Schlußworte einer Sutta habe ich schon in Hausgebrauch genommen „so wandle ich einsam wie das Rhinoceros.“ Die Überzeugung von dem Unwerthe des Lebens und dem Truge aller Ziele drängt sich mir oft so stark auf, zumal wenn ich krank zu Bette liege, daß ich verlange, davon etwas mehr zu hören, aber nicht verquickt mit den jüdisch-christlichen Redensarten: gegen die ich mir irgendwann einen Ekel angegessen habe, so daß ich mich vor Ungerechtigkeit in Acht zu nehmen habe. Wie es nun mit dem Leben steht, magst Du auch aus beiliegendem Briefe des unsäglich leidenden Freundes Rohde ersehen; man soll sein Herz nicht an dasselbe hängen, das ist klar, und doch worin kann man es aushalten, wenn man wirklich nichts mehr will! Ich meine, das Erkennen-Wollen bleibe als letzte Region des Lebens-Willens übrig, als ein Zwischenbereich zwischen Wollen und Nichtmehrwollen, ein Stück Purgatorium, so weit wir auf das Leben unbefriedigt und verachtend zurückblicken und ein Stück Nirwana, insofern die Seele dadurch dem Zustande reinen Anschauens nahe kommt. Ich übe mich darin, die Hast des Erkennen-Wollens zu verlernen; daran leiden ja die Gelehrten alle und darüber entgeht ihnen die herrliche Beruhigung aller gewonnenen Einsicht. Nun bin ich immer noch etwas zu straff zwischen die verschiedenen Anforderungen meines Amtes eingespannt, als daß ich nicht allzu oft, wider Willen, in jene Hast gerathen müßte: allmählich will ich mir schon alles zurechtrücken. Dann wird auch die Gesundheit beständiger werden; die ich nicht eher erlange, bis ich sie auch verdiene, bis ich den Zustand meiner Seele gefunden habe, der der mir gleichsam verheißene ist, der Gesundheits-Zustand derselben, wo sie nur noch den Einen Trieb, das Erkennen-Wollen, übrig behalten hat und sonst von Trieben und Begehrungen frei geworden ist. Ein einfacher Haushalt, ein ganz geregelter Tageslauf, keine aufreizende Ehrsucht oder Geselligkeitssucht, das Zusammenleben mit meiner Schwester (wodurch alles um mich herum so ganz Nietzschisch ist und sonderbar beruhigt wird) das Bewußtsein ganz ausgezeichnete liebevolle Freunde zu haben, der Besitz von 40 guten Büchern aus allen Zeiten und Völkern (und von noch mehrern nicht gerade schlechten), das unwandelbare Glück, in Schopenhauer und Wagner Erzieher, in den Griechen die täglichen Objekte meiner Arbeit gefunden zu haben, der Glaube daß es mir an guten Schülern von jetzt an nicht mehr fehlen wird — das macht jetzt mein Leben. Leider kommt die chronische Quälerei hinzu, die mich alle zwei Wochen fast zwei ganze Tage, mitunter noch länger packt — nun, das soll einmal ein Ende haben.

Später einmal, wenn Du Dein Haus sicher und wohlbedacht gegründet hast, wirst Du auch auf mich als einen länger weilenden Feriengast rechnen können; ich erquicke mich öfter mit der Vergegenwärtigung Deines späteren Lebens und denke, daß ich Dir auch noch einmal in Deinen Söhnen nützen kann. Wir haben nun, alter treuer Freund Gersdorff, ein gutes Stück Jugend, Erfahrung, Erziehung, Neigung Haß Bestrebung Hoffnung mit einander bis jetzt gemein gehabt, wir wissen, daß wir uns von Herzen freuen, auch nur bei einander zu sitzen, ich glaube, wir brauchen uns nichts zu versprechen und geloben, weil wir einen recht guten Glauben zu einander haben. Du hilfst mir, wo Du kannst, das weiß ich aus Erfahrung; und ich denke bei allem, was mich freut „wie wird sich Gersdorff dabei freuen!“ Denn, um Dir dies zu sagen, Du hast die herrliche Fähigkeit zur Mitfreude; ich meine, sie ist selbst seltener und edler als die des Mitleidens.

Nun lebe wohl und gehe in Dein neues Lebensjahr hinüber, als der welcher Du im alten warst, ich weiß Dir sonst nichts zu wünschen. Als solcher hast Du Deine Freunde erworben; und wenn es noch gescheute Weiber giebt, dann wirst Du nicht mehr lange

„einsam wandeln wie das Rhinoceros.“

Treugesinnt der Deine
Friedrich Nietzsche.

Herzliche Grüße und Glückwünsche meiner Schwester. Meine Empfehlungen an Deinen verehrten Vater.

Ich schickte Dir Rütimeyers Programm, hoffentlich kam es an.

[«]

[Briefe 1876]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1876]

496. An Carl Burckhardt in Basel
497. An Friedrich Ritschl in Leipzig
498. An Carl von Gersdorff in Hohenheim
499. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

[«]

[Februar 1876]

500. An Paul Widemann in Basel (Visitenkarte)
501. An Erwin Rohde in Kiel
502. An Carl von Gersdorff in Hohenheim
503. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

[«]

[März 1876]

504. An Eugen Kretzer in Godesberg
505. An Paul Rée in Stibbe
506. An Carl von Gersdorff in Hohenheim
507. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Basel
508. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
509. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
510. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
511. An Franziska Nietzsche in Basel (Postkarte)

512. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

[«]

[April 1876]

513. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
514. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
515. An Franz Overbeck in Basel
516. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
517. An Mathilde Trampedach in Genf
518. An Malwida von Meysenbug in Rom
519. An Erwin Rohde in Jena
520. An Carl von Gersdorff in Hohenheim
521. An Heinrich Romundt in Oldenburg
522. An Mathilde Trampedach in Genf

[«]

[Mai 1876]

523. An Malwida von Meysenbug in Rom
524. An Carl Fuchs in Hirschberg
525. An Erwin Rohde in Jena
526. An Carl Burckhardt in Basel
527. An Richard Wagner in Bayreuth
527a. Cosima Wagner in Bayreuth (Disposition)
528. An Erwin Rohde in Jena
529. An Carl von Gersdorff in Hohenheim
530. An Heinrich Köselitz in Basel (Visitenkarte)
531. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz

[«]

[Juni 1876]

532. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz (Postkarte)
533. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz

[«]

[Juli 1876]

534. An Erwin Rohde in Jena
535. An Cosima Wagner in Bayreuth (Entwurf)
536. An Richard und Cosima Wagner in Bayreuth (Entwurf)
537. An Richard Wagner in Bayreuth (Entwurf)
538. An Cosima Wagner in Bayreuth
539. An Marie Baumgartner in Lörrach
540. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz
541. An Eugen Kretzer in Godesberg
542. An Erwin Rohde in Jena
543. An Carl von Gersdorff in Hohenheim
544. An Elisabeth Nietzsche in Basel
545. An Elisabeth Nietzsche in Basel

[«]

[August 1876]

546. An Elisabeth Nietzsche in Basel
547. An Elisabeth Nietzsche in Bayreuth
548. An Elisabeth Nietzsche in Bayreuth (Postkarte)
549. An Louise Ott in Paris

[«]

[September 1876]

550. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
551. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

552. An Louise Ott in Paris
553. An Erwin Rohde in Jena
554. An Reinhart von Seydlitz in Berlin
555. An Malwida von Meysenbug in Schwalbach
556. An Richard Wagner in Bologna
557. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[Oktober 1876]

558. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
559. An Adolf Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
560. An Franziska Nietzsche in Merseburg (Postkarte)
561. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
562. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
563. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
564. An Claudine von Brevern in Genua
565. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
566. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

[«]

[November 1876]

567. An Franziska Nietzsche in Naumburg
568. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
569. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)
570. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
571. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[Dezember 1876]

572. An Hans Paul von Wolzogen

573. An Franz Overbeck in Basel
574. An Ferdinand Schürmann in Bonn
575. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
576. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
577. An Louise Ott in Paris
578. An Reinhart von Seydlitz in Davos
579. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
580. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz
581. An Cosima Wagner in Bayreuth
582. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
583. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
584. An Erwin Rohde in Jena (Postkarte)

[«]

496. An Carl Burckhardt in Basel

Basel, den 2. Januar 1876

Hochverehrter Herr Präsident,

der schlechte Zustand meiner Gesundheit nöthigt mich um eine zeitweilige Erleichterung meiner Lehrer-Verpflichtung, nämlich um Befreiung von den Stunden des Pädagogiums für den Rest des Semesters nachzusuchen. Heftige periodisch wiederkehrende Kopf- und Augenschmerzen haben in der letzten Zeit einen solchen Grad erreicht, daß mir eine derartige Erleichterung zum dringenden Bedürfnisse geworden ist, und ich nur mit der erbetenen Begünstigung hoffen kann, meine Vorlesungen an der Universität zu Ende zu bringen. Indem ich noch mittheile, daß ich mit Herrn Rektor Burckhardt über eventuelle Vertretung vorläufig Rücksprache genommen habe, ersuche ich Sie, hochverehrter Herr Präsident, um geneigte Berücksichtigung meiner Bitte.

Hochachtungsvoll
Ihr
ergebener
Prof Dr. F. Nietzsche
Lehrer am Pädagogium.

[«]

497. An Friedrich Ritschl in Leipzig

Basel den 12 Jan. 1876.

Nehmen Sie, hochverehrter Herr Geheimrath, die beiliegende kurze Abhandlung mit Wohlwollen auf! Ich habe ihrem Verfasser, Herrn Dr. Jakob Wackernagel, einem unserer trefflichsten Zöglinge, Muth zu der Hoffnung gemacht, dass er mit derselben vielleicht im Rheinischen Museum auftreten könnte. Ich meine, es wächst in ihm ein tüchtiger Philologe auf und sicherlich hat er viel von den Tugenden seines Vaters geerbt.

Von mir möchte ich heute nichts sagen, da ich zu viel zu sagen hätte und mein Befinden gerade nicht gut genug ist, um mir dies augenblicklich zu erlauben. Nur glauben Sie ja, dass ich zu Ihnen und Ihrer verehrungswürdigen Frau Gemahlin stehe wie ehemals, in derselben Liebe und Dankbarkeit, auch wenn ich schweige.

Die Grüsse meiner Schwester hinzufügend (welche seit August zu mir übergesiedelt ist und meinen Haushalt führt) bin ich, der ich war,

Ihr getreuer
Dr F. Nietzsche

(Die Addresse des Dr. Jakob Wackernagel ist: Basel, Brunngasse 11.)

[«]

498. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

<Basel, 18. Januar 1876>

Mein geliebter Freund, habe Dank für Deine guten Nachrichten, ich erwartete sie mit Sehnsucht, jetzt kann ich doch mit Dir hoffen und weiss, dass einem von uns etwas Gutes zu Theil werden soll — so wie es dieser Eine auch verdient und nöthig hat. Es scheint mir, dass alles so gut eingeleitet ist, dass wir mit Fassung nun zu Ende warten dürfen. Das Ende kommt doch wohl Ostern?

Es macht mir Mühe zu schreiben, ich will drum kurz sein. Liebster Freund, ich habe das schlimmste schmerzhafteste und unheimlichste Weihnachten hinter mir, das ich erlebt habe! Am ersten Weihnachtstage gab es, nach manchen immer häufiger kommenden Ankündigungen, einen förmlichen Zusammenbruch, ich durfte nicht mehr zweifeln, dass ich an einem ernsthaften Gehirnleiden mich zu quälen habe, und dass Magen und Augen nur durch diese Centralwirkung so zu leiden hatten. Mein Vater starb 36 Jahr an Gehirnentzündung, es ist möglich, dass es bei mir noch schneller geht. Nun werden mehrstündige Eiskappen, Ubergiessungen auf den Kopf früh morgens, auf Immermanns Rath, angewendet, und es geht, nach einer Woche von gänzlicher Erschlaffung und schmerzhafter Zerquältheit, wieder etwas besser. Doch ist es nicht einmal Reconvaleszenz, der unheimliche Zustand ist nicht gehoben, alle Augenblicke werde ich an ihn erinnert. Man hat mir bis Ostern das Pädagogium abgenommen, an der Universität unterrichte ich wieder. Ich bin geduldig, aber voller Zweifel, was werden soll. Ich lebe fast ganz von Milch, die mir gut thut, auch schlafe ich ordentlich, Milch und Schlaf sind die besten Dinge, die ich jetzt habe. Wenn nur wenigstens die fürchterlichen tagelangen Anfälle ausbleiben wollen! Ohne sie kann man sich doch wenigstens aus einem Tag in den andern schleppen.

Meine Schwester liest mir viel vor, weil mir Lesen und Schreiben schwer fällt. Walter Scott hätte ich neben Milch und Schlaf nennen sollen. Etwa den 19 März will ich wo möglich an den Genfersee gehen, bis dahin ist der Winter noch zu rauh, und Spazierengehen in der Kälte ist mir eher schädlich als nützlich. Meine Mutter wird in Kürze hier eintreffen.

Bitte behalte den Inhalt des Briefes für Dich, wir wollen die Bayreuther nicht beunruhigen! Ach Bayreuth! Entweder ich darf nicht hin oder ich kann nicht hin — so schwebt es mir jetzt vor der Seele. Aber es soll noch eine dritte Möglichkeit geben, und wenn ich denke, was ich alles schon durchgemacht habe, so muss ich wohl glauben, auch noch über diesen Winter hinwegzukommen.

Lebe Du wenigstens wohl, ich muss mein Glück immer mehr im Glück meiner Freunde suchen. Alle meinen eignen Pläne sind ja wie Rauch; ich sehe sie noch vor mir und möchte sie fassen. Denn es ist traurig, ohne sie zu leben, ja kaum möglich. — Kannst Du Ostern etwas mit mir zusammen gehn, also etwa an den Genfersee? Eine ganz vorläufige Anfrage.

Schreibe doch an Frl. v Meysenbug, sie frägt theilnehmend nach Dir.

In alter Treue
der Deinige
F N.

Bald sollst Du Besseres aus Basel hören, ich verspreche Dir's

[«]

499. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

<Basel, 30. Januar 1876>
Sonntag.

Liebster Freund, die Addresse von Frl. von Meysenbug ist genau diese:

132 Monte Caprino
Campidoglio, Roma.

Bis jetzt kein neuer Anfall, aber Fortdauer des Zustandes selbst, der mir Bedenken einflösst. Ich gebe aber meine Stunden an der Universität, lebe mit der grössten Vorsicht und Regelmässigkeit. So wird es wohl besser werden müssen. Gänzliches Ausspannen, wie Du anräthst, ist nicht so leicht durchzuführen, mir scheint ein mässiges Fortleben in der hergebrachten Weise, doch eben mit aller Vorsicht, einstweilen ausführbarer, selbst heilsamer.

Und dann hilft die Nähe meiner Schwester, Overbecks, zumal des glücklichen Overbecks — was sollte ich in der Ferne! Ich wünschte jetzt nichts lieberes zu hören als zu hören, dass Du Ostern nach Berlin müsstest, müsstest, weil sie zog, nach Goethe, im Gedichte Um Mitternacht. Das gäbe dann Neuigkeiten, bei denen einem Freunde einmal von Herzen wohl werden müsste. Wohl und gesund!

Nun gedenke meiner, ohne Sorge, ich bitte Dich und vor allem — gedenke Deiner, in der Overbeckschen Weise.

Dein Freund

[«]

500. An Paul Widemann in Basel (Visitenkarte)

<Basel, Februar 1876>

Ihnen, lieber Herr Widemann, und durch Sie Herrn Köselitz die Mittheilung, dass ich jetzt mich nun doch dazu veranlasst sehe, meine Vorlesungen vorläufig auf unbestimmte Zeit einzustellen. Hoffentlich geht es in zwei Wochen besser: aber dann habe ich Sie nicht mehr? —

Dr. Friedrich Nietzsche
o. ö. Professor der Philologie
Basel.

[«]

501. An Erwin Rohde in Kiel

Basel den 18 Februar. <1876>

Geliebter Freund, dem Himmel sei Dank, dass Dir endlich einmal etwas nach Wunsch geht! Vielleicht hat es nun ausgestürmt, und der Sonnenschein kommt wieder über Dich, um zu trösten und gut zu machen, da wo niemand Dir zu helfen wusste. Ach, die Ohnmacht Deiner Freunde! Und dass wir immer zum leidenden Mitleiden verurtheilt waren! Und dass ich selber noch dazu zum

Verstummen gebracht worden bin, selbst jetzt noch, wo nun endlich einmal die Mitfreude zum Wort kommen könnte! — Mein Kopf ist immer noch schlimm daran, ich kann nicht lesen und schreiben und habe jetzt alle Vorlesungen aufgegeben, seit voriger Woche. Eine hübsche Thierquälerei! Im März will ich mit Gersdorff an den Genfersee.

Leb wohl, es giebt nicht mehr her!

Dein wahrer Freund.

Meiner Schwester Glückwünsche.

Ebenso Overbecks, des Unvermuthet-Glücklichen.

[«]

502. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

Basel Dienstag. <22. Februar 1876>

Mein geliebter Freund

wenn Dir mein Plan zusagt, so wollen wir es so machen: komme am ersten Tage Deiner Ferien nach Basel, wir ziehen dann sofort (etwa am 5 oder 6ten) weiter und suchen uns einen bescheidenen Aufenthalt am Genfersee. Wir wollen zusammen die eben angelangten 3 bändigen Memoiren einer Idealistin lesen, ich scheue mich ordentlich vor einem unbedachtsamen Einschlürfen eines so herrlichen reinen Getränkes.

Ich freue mich von ganzem Herzen auf unsere stillen Wanderungen und Gespräche. Durch Einsamkeit und Leiden bin ich ganz vollgepfropft worden.

Ich kann endlich sagen, dass es jetzt zum Besseren geht, nach einem sehr langen peinlichen Gleichmasse des schlechten Befindens. Doch habe ich endlich alle meine Vorlesungen einstellen müssen; erst seitdem spüre ich den Fortschritt.

Overbeck lässt Dich herzlich grüssen und Dir sagen, dass er am 5t. März nach Zürich zu seiner Braut reise, und sich sehr freuen würde, wenn er am 4t. Dich sehen könnte. Geht es nicht, und kannst Du, was sehr zu bedauern wäre, erst am 5t. ankommen, so bietet er Dir seine Wohnung zum Nachtquartier an. Bitte schreibe nächstens noch ein Wort über Deine definitive Entschliessung.

Deine Andeutungen über Berlin usw. schmerzen mich, es scheint mir so überflüssig und ungerecht, dass Du noch die Schule von dergleichen Schwierigkeiten durchmachen müsstest. Doch muss man manche Beschwerde selbst dankbar als eine Abschlagszahlung an den bösen Character des Daseins hinnehmen, das wissen wir ja; wir sind ja alle von grossen und plötzlichen Übeln umlauert, denke nur an Rohde.

Wie ich mich sehne, Dich wieder zu haben!

Dein F Nietzsche.

[«]

503. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

<Basel, 24. Februar 1876>

Nun höre einmal, liebster Freund, mich an! Der Brief von Frau W<agner> verändert die Lage und glücklicherweise nimmt meine Gesundheit täglich zu, so daß ich jetzt Dir einen zweiten Vorschlag mache. Immermann nämlich ist meiner Absicht entgegen, mich an einem Winkel des Genfersee's niederzulassen und räth mir Zerstreuung und Bewegung von Ort zu Ort an. Was ich mir nun diese Nacht ausdachte, hat auch die Zustimmung meiner Schwester erlangt, ist also meinem jetzigen Befinden nicht mehr widersprechend (was es noch vor 14 Tagen gewesen sein würde) Also: ich hole Dich am 28 Febr. in Hohenheim ab und wir fahren zusammen gen Wien. Ich nehme an, daß Du dort der Gast Deines Freundes sein wirst und denke, daß ich durch seinen Rath ein bescheidenes Unterkommen in einem benachbarten Gasthofe finden werde. Wir nehmen ein Rundreisebillet für 30 Tage von Stuttgart aus (über Ulm Augsburg München Salzburg Linz Wien Linz Passau Regensburg Nürnberg Nördlingen Stuttgart) II Kl. 39 Gulden süddeutsch. W<ährung>.

Es steht nun ganz bei Dir, zwischen den Vorschlägen zu wählen oder etwas Drittes vorzuschlagen. Nur bitte ich Dich so herzlich wie möglich, wenn Dir aus irgend einem Grunde das Alleinreisen und die Trennung unsrer Ferienprojekte erwünscht ist, mir dies zu sagen. Wir sind ja so glücklich, offen sein zu dürfen, ja uns nicht einmal unter uns entschuldigen zu müssen.

Also gebrauche das Vorrecht der Freiheit der Gesinnung.

Schreibe mir schnell eine Antwort, auch darüber ob es vielleicht bequemer ist, in Stuttgart zusammenzutreffen und mit welchem Zuge. Nach Bayreuth verrathe von meinem Kommen nichts, ich freue mich diesmal angenehm zu überraschen.

Der Deinige.

[«]

504. An Eugen Kretzer in Godesberg

Basel 2 März 1876.

Dieses Lebenszeichen, lieber und werther Hr Doctor, soll Ihnen nur sagen, dass es sich schlecht lebt: sonst würde ich Ihren bedeutenden Brief nicht unbeantwortet lassen: was ich leider muss, Krankheits halber. Inzwischen empfehle ich Ihnen dringend das eben erschienene Buch einer alten Freundin „Memoiren einer Idealistin“ Stuttgart, Verlag von Auerbach. Das ist etwas für Sie!

F. N.

[«]

505. An Paul Rée in Stibbe

<Basel,> 3 März 1876.

Mein lieber neugewonnener Freund,

keine Antwort, sondern nur das Symbol einer solchen, denn es geht mir eher schlechter als besser; wie einer, der sich unter der doppelten Tyrannei des Schmerzes und der Langeweile befindet, es erwarten muss. Gersdorff kommt nächsten Montag — erst Montag! ich bin ungeduldig.

Ihr Besuch hat mir das aufrichtige Bedauern hinterlassen, nun wieder etwas zu kennen, was mir in Basel fehlt, einen Menschen, mit dem man über „den Menschen“ sprechen kann. Wollen wir dieses, ich denke gemeinsame Bedürfniss als die Basis einer Freundschaft nehmen und die Hoffnung öfteren Zusammenseins darauf gründen? Es wäre mir eine hohe Freude und ein grosser Gewinn, wenn Sie hierzu Ja! sagen wollten. Sehen wir dann zu, wie viel persönliche Offenheit eine so fundirte Freundschaft vertragen kann! Ich mache es mir nicht so leicht, Ihnen dieselbe einfach zu versprechen — wer kennt sich genug, um ein solches Versprechen immer halten zu können. Aber wohl wünschte ich von Herzen, eine jede Offenheit Ihrerseits zu verdienen, wo immer Sie Lust haben sollten, mir sie zu schenken. — Es bedarf zu Allem noch der Gewohnheit und Sie als der Freiere müssen den guten Willen haben, wieder einmal in Basel länger vor Anker zu liegen. Von Ende August an bin ich wieder hier.

Leben Sie wohl, mein lieber Freund und nehmen Sie meinen und meiner Angehörigen herzlichen Dank für Ihren Besuch!

F. N

[«]

506. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

<Basel, kurz nach dem 3. März 1876>

Liebster Freund,

Du siehst wie es steht — denn ich kann selber nicht schreiben und muß, bildlich gesprochen, zur Feder und Hand meiner Schwester greifen. Es war Thorheit, für mich an Wien zu denken, eine entschuldbare Thorheit für Einen, der sich möglichst weit von der Monotonie eines leidenden Zustandes hinwegsehnt. Aber schon vor der Ankunft Deines Briefes war ich durch eine Verschlechterung meines Befindens hinreichend darüber belehrt, daß ich mir nichts dergleichen zutrauen dürfe, nur hatte ich gewünscht gerade für den Fall, daß ich nicht mitreiste, daß mein zweiter Vorschlag für Dich die Veranlassung zu genußreicheren Ferien würde als Du Dir jetzt in Begleitung eines Kranken versprechen darfst. Wie die Dinge nun gegangen sind habe ich diese Absicht freilich nicht erreicht, was ich herzlich bedaure zumal ich denken muß, daß mein letzter Brief Dich nur verwirrt und gequält hat. Wir lassen es also jetzt wie schon mein Telegramm besagte beim Alten und der sechste dieses Monates soll also vorläufig der Termin Deiner Ankunft sein vorausgesetzt, daß die Wünsche Deiner Eltern diesem Entwurfe nicht zuwider laufen.

Die Baumannshöhle steht bereit Dich in ihren Schlund aufzunehmen, und von der Höhle soll es dann weiter zu See, Wald und Fels gehen. Den genaueren Plan wollen wir dann erst hier gemeinschaftlich miteinander ausdenken. — Ich lese schon seit ein Paar Wochen keine Collegien mehr und bin die Beute von Schmerz und Langeweile zugleich. Es verlangt mich nach Gesundheit ebenso sehr als nach Veränderung!

Mit den herzlichen Grüssen meiner Mutter und Schwester bin ich

der Deinige
F N.

[«]

507. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Basel

<Veytaux, 8. März 1876>
Mittwoch früh

Meine liebe Mutter und Schwester

nur einen ganz kurzen Bericht. Die Gesundheit hat so ziemlich Stand gehalten, zu meinem Erstaunen. Wetter gestern sehr ungleich, aber mit himmlischen Beleuchtungen. Heute ganz finster. Sehr kalt! Wir sind die alleinigen Bewohner der Printannière, haben Chillon in der Nähe, als Seiten-Vordergrund aller Aussichten. Wir strecken die Beine nach dem Kamine. Es ist gut hier, der Wirth ein Badenser.

Pensionspreis 5 frs., alles einbegriffen.

Ich schlief ordentlich, doch wachte ich mit Kopfschmerzen auf. Wollen sehen, wie's heute geht. Die Luft ist kräftig, auf der ganzen Reise fühlte ich ihre erneuende Kraft.

Denkt nur ohne Sorge an mich, ich glaube, es wird besser werden. Als ich gestern das Vertrauen dazu recht emphatisch aussprach, blitzte es und ich nahm es als bejahendes Zeichen.

In herzlicher Liebe der Eurige.

Es ist aber Winter, es hilft nichts, vorhin schneite es mich an. Lass Dirs nur noch etwas in der warmen Stube gefallen, meine gute Mutter.

[«]

508. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Veytaux, 13. März 1876>

Vielen Dank für Briefe, gelbe H. und dergl. Hier haben wir das abscheulichste Wetter, Tag für Tag. Seit gestern Morgen Landregen. Donnerstag hatte ich den halben Tag lang Kopfschmerz, und lag dann den ganzen Freitag zu Bett: böser Tag! Seitdem geht es besser. Wir sind immer die einzigen Gäste des Hotels. Die Zusendung der gelben H. erfüllte einen Seelenwunsch. Trotzallem sind wir viel unterwegs und schlampen durch den Dreck. Im Ganzen doch sehr froh, hier zu sein. Dem Offizier geantwortet. Kraker ist in der Nähe, noch nicht gesehn. Sonst niemand. Wir lesen Manzoni's Verlobte und bedaure das ganz herrliche Werk nicht von Dir gehört zu haben, es ist unschuldig wie das Lämmlein. Über Fr. Burckhardts Mittheilung verdrieße ich mich sehr. Die herzlichsten Grüße an Dich und unsre liebe Mutter.

[«]

509. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Veytaux, 16. März 1876>

Ist meine letzte Meldung per Karte eingetroffen? Ich hoffe. Inzwischen ist es besser gegangen. Gestern der erste schöne Tag, wir waren in Glion. Heute starker Wind, stürmische See. Die Natur im Ganzen um 3 Wochen, gegen frühere Jahre, zurück. — Manzoni ausgelesen. Viel unterwegs, guter Schlaf. Doch habe ich noch kein rechtes Vertrauen zur Besserung. Die schlechte Einrichtung mit dem Pädag. geht mir immer durch den Kopf. — Gersdorff bleibt den Monat bis zu Ende.

Verlebt noch gute herzliche Tage mit einander, meine gute Mutter und Schwester und gedenkt tröstlich Eures F.

Der treue Overbeck hat geschrieben.

[«]

510. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Veytaux, 20. März 1876>
Montag.

Briefe bekommen, schönsten Dank.

Voller Winter! Seit zwei Tagen eingeschneit. Heute heller schöner kalter Tag.

Der „älteste Einwohner“ usw.!

Wir sind immer noch zu Zweien. Die Krankenpensionen in Montreux reizen uns nicht.

Heute wird es ein schlimmer Tag, fürchte ich. Gar nicht geschlafen.

Wir sind hier ganz gut besorgt und verbrennen viel Holz in den Kaminen. Gehen spazieren, bei gutem und schlechtem Wetter. Der See ist und bleibt etwas Herrliches. Ich grüsse Euch von ganzem Herzen.

[«]

511. An Franziska Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Veytaux, 25. März 1876>

Vielleicht mein letzter Gruss an Dich vor Deiner Abreise? Leider hast Du den winterlichsten aller Baseler Winter erlebt, und wenig Erfreuliches dazu! Ein andermal soll’s besser werden. Inzwischen nimm den herzlichsten Dank für Besuch, Hülfe, Besorgniss und Bemühung aller Art! — Mir geht es im Ganzen besser, das schlechte Wetter treibt in’s Zimmer, das kalte Zimmer treibt in’s Freie, so dass ich täglich doch 5—6 Stunden spazierengehe. Völliger Winter oder Regen mit Koth ist der einzige Wechsel. Ich bleibe aber, so lange es geht; es bekommt mir gut. In Basel ist 1) mein Bett zu warm; 2) ich vermisse sehr den Besitz eines grossen Plaids. 3) hast Du Frau Baumgartner besucht? 4) ich freue mich, wenn die Universität verlegt wird. 5) sind die Bücher an die Buchhändler besorgt? (Strauss will ich nicht) Sendet mir doch noch die dicke alte Hose. Mit den besten Wünschen und für die Briefe dankend.

Euer F.

[«]

512. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Veytaux, 28. März 1876>
Dienstag früh.

Meine liebe Lisbeth, morgen (Mittwoch) reist Freund Gersdorff ab und wird Donnerstag gegen 11 Uhr Vormittags bei Dir erscheinen, um Dir von mir zu erzählen.

Gestern waren wir in Bex, das uns sehr gefiel, nur ist es für mich viel zu theuer (der Tag kommt auf 12 frs. in allem)

Heute nur den herzlichsten Gruss!
Dein F.

[«]

513. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Veytaux, 2. April 1876>
Sonntag Morgen.

Bitte meine liebe gute Elisabeth sende mir die Addresse von Fr v. Meysenbug. Ich bin immer noch hier, die letzten Tage seit Gersdorff's Abreise sind schön, ich laufe den ganzen Tag.

Vielleicht aber komme ich doch nächsten Mittwoch zu Dir. Es geht mir ganz gut. Nun wollen wir sehen, wie es in Basel wird. Der Übergang in's Semester soll doch kein Übersprung werden.

Ich freue mich sehr darauf Dich wieder zu sprechen. Sage, kann ich mich nun in Betreff des Pädagogium's auf die gewünschte Anordnung verlassen?

F N.

Bitte schicke die Addresse sogleich an mich ab.

[«]

514. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Veytaux, 4. April 1876>
Dienstag früh.

Meine liebe Schwester, ich habe wieder einen schlechten Tag gehabt und ziehe vor, deshalb noch einige Tage hier zu warten und spazieren zu gehen. Eigentlich ist es erst seit Gersdorffs Abreise hier schön geworden, namentlich etwas wärmer.

Heute morgen dachte ich die Addresse von Frl. v. Meysenbug zu bekommen, um die ich bat? Aber die Post hatte nichts für mich. Ich will heute morgen Krakern einen Besuch machen.

Ich bin immer noch der einzige Gast hier.

Mit lauter innigen Grüssen Dein
Bruder.

[«]

515. An Franz Overbeck in Basel

<Veytaux, 5. April 1876>
Printannière, bei Chillon
Mittwoch.

Ich mache mir Vorwürfe, Dir nicht geschrieben zu haben, lieber guter Freund, der Du mich zur Strafe mit einem zweiten Briefe beschenkt hast! Ich sehe es, in was für einer verzeihlichen Stimmung Du bist und wie Du genug von Glücke hast, um noch davon abgeben zu können. Hier sitze ich nun, ich einsamer Mann immer noch: sitzen freilich ganz uneigentlich zu verstehen, denn ich steige auf und nieder von früh bis Abend und bringe es zu Stunden wahren Glücksgefühls, mitten unter vielem Unbehagen — Du weisst es ja, wie meine körperlichen Leiden häufig genug den „moralischen" zum verwechseln ähnlich sehen; und jenes Glücksgefühl ist daher auch immer etwas mehr als Abwesenheit von Kopfschmerz. Mir ist es, als ob ich in sehr vielen Dingen in die Klemme getrieben worden sei — Gesundheit heisst für mich, daraus zu kommen. Dieses Glück anticipire ich mitunter beim Herumschweifen auf den Bergen, ich weiss nichts Besseres („Traurig genug!" wirst Du sagen und mit Recht!)

Morgen gehe ich nach Genf. Ich fürchte mich vor einer neuen Stadt wie vor einem wilden Thiere; ein Besuch in Lausanne hatte einen ganz Bergamasken Character, mir war übel und wehe und ich war wie erlöst als ich wieder den Mond über Schloss Chillon erblickte und die Schneeberge Savoyens in mildkalter klarer Nacht leuchteten. Ich habe an Herrn von Senger geschrieben; misslingt mir's beim ersten Anlaufe, so komme ich spornstreichs nach Basel.

Mehr erlauben mir die Augen nicht zu schreiben. Dass die alma mater in die Kaserne marschiren soll, unter Deinem Vortritt, entzückt mich. Lebe wohl

In Treue der Deinige

Die freundlichsten Grüsse an Frau Baumann!

[«]

516. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Genf, 8. April 1876>

Seit Donnerstag Nachmittag in Genf. Es geht mir gut; nur musste ich den Freitag ganz still zu Hause bleiben. Von Senger ein überaus trefflicher Mensch und Freund; den Donnerstag Abend brachte ich in der Familie Köckert zu. Frau Diodati ist im Irrenhause. Heute Concert; morgen auch, Senger lässt auf meinen Wunsch die Benvenuto Cellini-Ouvertüre von Berlioz und einiges Andre machen. Die Schönheit von Genf versetzt mich in ein seliges Staunen, hier möchte ich sterben, wenn nicht leben. Meine erste Verehrung galt Voltaire, dessen Haus in Fernex ich aufsuchte. — Montag Abend bin ich bei Dir!

[«]

517. An Mathilde Trampedach in Genf

Genf den 11 April 1876.

Mein Fräulein

Sie schreiben heute Abend etwas für mich, ich will auch etwas für Sie schreiben. —

Nehmen Sie allen Muth Ihres Herzens zusammen, um vor der Frage nicht zu erschrecken, die ich hiermit an Sie richte: Wollen Sie meine Frau werden? Ich liebe Sie und mir ist es als ob Sie schon zu mir gehörten. Kein Wort über das Plötzliche meiner Neigung! Wenigstens ist keine Schuld dabei, es braucht also auch nichts entschuldigt zu werden. Aber was ich wissen möchte, ist ob Sie ebenso empfinden wie ich — dass wir uns überhaupt nicht fremd gewesen sind, keinen Augenblick! Glauben Sie nicht auch daran, dass in einer Verbindung jeder von uns freier und besser werde als er es vereinzelt werden könnte, also excelsior? Wollen Sie es wagen mit mir zusammen zu gehen, als mit einem, der recht herzlich nach Befreiung und Besserwerden strebt? Auf alle Pfade des Lebens und des Denkens?

Nun seien Sie freimüthig und halten Sie nichts zurück. Um diesen Brief und meine Anfrage weiss niemand als unser gemeinsamer Freund Herr von Senger. Ich reise morgen um 11 Uhr mit dem Schnellzuge nach Basel zurück, ich muss zurück; meine Addresse für Basel lege ich bei. Können Sie auf meine Frage Ja! sagen, so werde ich sofort Ihrer Frau Mutter schreiben, um deren Addresse ich Sie dann bitten würde. Gewinnen Sie es über sich, sich schnell zu entschliessen, mit Ja! oder Nein — so trifft mich ein briefliches Wort von Ihnen bis morgen um 10 Uhr Hôtel garni de la Poste.

Alles Gute und Segensvolle für immerdar Ihnen wünschend

Friedrich Nietzsche

[«]

518. An Malwida von Meysenbug in Rom

Charfreitag 14 April 1876. Basel.

Hochverehrtes Fräulein

es gab vor 14 Tagen ungefähr einen Sonntag den ich allein am Genfersee und ganz und gar in Ihrer Nähe verbrachte, von früh bis zu dem mondglänzenden Abend: ich las mit wiederhergestellten Sinnen Ihr Buch zu Ende und sagte mir immer wieder, dass ich nie einen weihevolleren Sonntag erlebt habe; die Stimmung der Reinheit und Liebe verliess mich nicht und die Natur war an diesem Tage nichts als das Spiegelbild dieser Stimmung. Sie gingen vor mir her als ein höheres Selbst, als ein viel höheres —, aber doch noch mehr ermuthigend als beschämend: so schwebten Sie in meiner Vorstellung und ich maass mein Leben an Ihrem Vorbilde und fragte mich nach dem Vielen, was mir fehlt. Ich danke Ihnen für sehr viel mehr als für ein Buch. Ich war krank und zweifelte an meinen Kräften und Zielen; nach Weihnachten glaubte ich von allem lassen zu müssen und fürchtete nichts mehr als die Langwierigkeit des Lebens, das mit Aufgebung der höheren Ziele nur wie eine ungeheure Last drückt. Ich bin jetzt gesünder und freier, und die zu erfüllenden Aufgaben stehen wieder vor meinen Blicken, ohne mich zu quälen. Wie oft habe ich Sie in meine Nähe gewünscht, um Sie etwas zu fragen, worauf nur eine höhere Moralität und Wesenheit als ich bin Antwort geben kann! Aus Ihrem Buche entnehme ich mir jetzt Antworten auf sehr bestimmte mich betreffende Fragen; ich glaube mit meinem Verhalten nicht eher zufrieden sein zu dürfen als bis ich Ihre Zustimmung habe. Ihr Buch ist für mich aber ein strengerer Richter als Sie es vielleicht persönlich sein würden. Was muss ein Mann thun, um bei dem Bilde Ihres Lebens sich nicht der Unmännlichkeit zeihen zu müssen? — das frage ich mich oft. Er muss das alles thun, was Sie thaten und durchaus nichts mehr! Aber er wird es höchst wahrscheinlich nicht vermögen, es fehlt ihm der sicher leitende Instinkt der allzeit hülfbereiten Liebe. Eins der höchsten Motive, welches ich durch Sie erst geahnt habe, ist das der Mutterliebe ohne das physische Band von Mutter und Kind, es ist eine der herrlichsten Offenbarungen der caritas. Schenken Sie mir etwas von dieser Liebe, meine hochverehrte Freundin und sehen Sie in mir einen, der als Sohn einer solchen Mutter bedarf, ach so sehr bedarf!

Wir wollen uns viel in Bayreuth sagen: denn jetzt darf ich wieder darauf hoffen, dorthin gehen zu können: während ich ein paar Monate auch den Gedanken daran aufgeben musste. Wenn ich jetzt nur, als der Gesündere, Ihnen etwas erweisen könnte! Und warum lebe ich nicht in Ihrer Nähe!

Leben Sie wohl, ich bin und
bleibe der Ihrige in
Wahrheit
Friedrich Nietzsche.

Ich bin sehr dankbar für den Brief Mazzini's —

[«]

519. An Erwin Rohde in Jena

<Basel, 14. April> Charfreitag 1876.

Mein geliebter Freund, ich bin seit vorgestern wieder hier, habe 4 Wochen am Genfersee, bei dem Schlosse Chillon, gelebt und die letzte Woche in Genf bei befreundeten Menschen. Ich bin viel gesünder und recht innerlich befreiter, hoffnungsvoller, meinen Plänen und Zielen wiedergegeben — nach einer schweren fast unausstehlichen Zeit, wo ich an allem verzweifelte. In Genf habe ich einen wahren Freund hinzuerworben, eine Bereicherung für uns Alle, Du sollst ihn in Bayreuth kennen lernen — es ist der Generaldirektor des Genfer Orchesters Hugo von Senger. Das ist mein großer Ertrag dieser Reise. Ich muß mir schon selber treu bleiben, um Euch meinen wahren Freunden treu bleiben zu können, aber es fraß die Skepsis und das Mißtrauen an mir. Ebenso verpflichtet mich das heimliche Weiterleben meiner Schriften, immer von neuem höre ich, daß hier und dort ein Kreis von Menschen sitzt, die auf mich hören und die erwarten, daß man noch höher steigt, freier wird, um selber dabei freier zu werden. Kennst Du Longfellow's Gedicht „Excelsior"? Und hast Du die jetzt eben erschienenen 3 Bände „Memoiren einer Idealistin" gelesen? Ich bitte Dich sehr darum, es zu thun. Es ist das Leben unsrer herrlichen Freundin Frl v Meysenbug, ein Spiegel für jeden tüchtigen Menschen, in den man ebenso beschämt als ermuthigt blickt, ich las lange Zeit nichts, was mich so innerlich umdrehte und der Gesundheit näher brachte. Wir haben ja Verschiedenes diesen Winter zu tragen gehabt, aber was mir so wohlthat, wird auch Dir wohlthun, bei aller Verschiedenheit der Naturen und der Leiden. Overbeck hat es seiner Braut vorgelesen, nach jeder Sitzung, erzählte er, seien sie in neue Begeisterung und Ergriffenheit ausgebrochen. Es ist etwas von der höchsten caritas darin. —

Wie geht es Dir, Geliebter? Ich quälte mich öfters in dem Gedanken, Dich durch nichts erreichen, Dir in nichts jetzt etwas sein zu können. Es war nicht nur die Entfernung. Leben wir ein besseres Leben, darin wollen wir uns ewig nahe fühlen. Ich bin der Deine, glaub es mir heute.

F N.

[«]

520. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

Am Tage nach Charfreitag 1876 <15. April>
Basel.

Liebster Freund, am Abend vor dem grünen Donnerstag bin ich von Genf wieder zurückgekommen und habe dort 6 Tage zugebracht, sehr reiche Tage mit mancherlei Erfahrungen. Die Woche vorher, welche ich nach Deiner Abreise noch als einziger Gast in der Printanière aushielt, benutzte ich namentlich zu einer innerlichen Sammlung und Säuberung und wurde über vieles Kränkliche und Grillenhafte und Verzagte wieder Herr, namentlich aber hielt ich meine Ziele mit neuer Begierde mir vor Augen und verlor den Hang (mit dem ich auch Dich gequält habe!) gegen mich selbst ungerecht zu sein. Ich fand das „gute Gewissen“ wieder, bis jetzt zu meiner Befreiung soviel gethan zu haben als ich konnte und damit auch andern Menschen einen wahren Dienst gethan zu haben. Auf dieser Bahn gehe ich wieder vorwärts und lasse mich auf desperate Rückblicke und Vorblicke nicht mehr ein. Ich verdanke sehr viel dem Buche unsrer herrlichen Freundin Meysenbug und werde den einen Sonntag, den ich in der höchsten moralischen Nachbarschaft mit ihr verbrachte, von früh bis Nachts im Freien, nicht vergessen.

Der Genfer Aufenthalt kam gerade im rechten Augenblick, als eine Art Bestätigung und Verstärkung des einsam-Beschlossnen. Vor allem habe ich, zur Bereicherung von uns Allen, einen wahren Freund hinzugefunden, in Hr von Senger. Ich wüßte in wenig Worten gar nicht zu sagen, wie viel ich dabei gewonnen habe. Du wirst ihn kennen lernen, einstweilen sage ich nichts.

Wenn wir uns wiedersehn, will ich Dir von Ferney dem Sitze Voltaires (dem ich meine echten Huldigungen brachte) erzählen, von dem glänzenden und doch wunderbar gebirgsnahen und freiheit-athmenden Genf, von Villa Diodati, von einzelnen Menschen, von dem besten Schuster in Genf (einem berühmten Communard), von dem Concert populaire, in dem meinetwegen die Benvenuto Cellini Ouvert. v. Berlioz gemacht wurde, von der Frau Sengers, einer höchst charaktervollen Engländerin und seinen merkwürdigen Kindern Leila und Agenor, von Mad. de Saussure, Banquier Köckert (ehemal. Virtuos), von zwei liebenswürdigen Russinnen in einer englischen Pension, von Ausflügen in’s Savoyische, von der Entdeckung, daß ich ein großer Klavierspieler sein soll, von zahlreichen moralistischen Gesprächen, von Hr. Jansen und dem Makler usw. usw. In der Hauptsache habe ich aber soviel erkannt: das einzige, was die Menschen aller Art wahrhaft anerkennen und dem sie sich beugen, ist die hochsinnige That. Um alles in der Welt keinen Schritt zur Akkommodation! Man kann den großen Erfolg nur haben, wenn man sich selbst treu bleibt. Ich erfahre es, welchen Einfluß ich jetzt schon habe und würde mich selbst nicht nur, sondern viele mit mir wachsende Menschen schädigen oder vernichten, wenn ich schwächer und skeptisch werden wollte.

Mit einer Nutzanwendung für Dich, mein geliebter Freund: ich bitte Dich inständig, mancherlei nicht zu berücksichtigen, was ich Dir in schwächeren Stunden in Betreff Deiner Verehelichung sagte. Um keinen Preis eine Conventionsehe! (wie es alle mir bis jetzt von Dir genannten und Dir von Andern proponirten Ehen sind) Wir wollen in diesem Punkte der Reinheit des Charakters ja nicht wankend werden! Zehntausendmal lieber immer allein bleiben — das ist jetzt meine Losung in dieser Sache.

Nochmals danke ich Dir von ganzem Herzen für die Aufopferung Deiner Ferien und Deine treuen Freundesdienste, über deren Werth für mich Du Dir auch keinen Augenblick einen quälenden Gedanken darfst beikommen lassen. Ein anderes Mal soll es heiterer und muthiger zugehen, diesmal war ich im Ganzen doch krank und namentlich auch moralisch krank; über die Bosheit der Welt sollte nicht so viel geredet werden, aber über das Durchsetzen und Vollbringen des Guten und Rechten; dabei flieht jede Morosität und jede Muskel spannt sich straffer.

In dankbarer Liebe
der Deinige
F Nietzsche

Meine Schwester und der Rektor Overbeck grüßen herzlich.

[«]

521. An Heinrich Romundt in Oldenburg

<Basel> Am Tag nach Charfreitag <15. April> 1876.

Endlich mein lieber Freund, sollst Du etwas von mir auf geradem Wege hören! Die Wellen giengen inzwischen über mein Haupt und der Winter nahm einen wahrhaft unheimlichen und schrecklichen Charakter für mich an. Nun bin ich aber vier Wochen am Genfersee, in der Nähe des Schlosses Chillon, bei Schnee Regen Sturm und Sonnenschein herumgelaufen und habe mich selbst dabei wieder gefunden. Das heißt nämlich das Vertrauen auf meine Ziele, das Verpflichtetsein auf meine Aufgaben und den Muth der Gesundheit. Schwimmen wir also weiter gegen den Strom; mitunter wird die Seele matt und da wirft wohl die Welle einen bei Seite und der ganze Körper kracht. Ich weiß nie, wo ich eigentlich mehr krank bin, wenn ich einmal krank bin, ob als Maschine oder als Maschinist.

Zuletzt war ich eine Woche in Genf, entdeckte dort einen wahren Freund in der schweren Bedeutung des Wortes (Hugo von Senger Generaldirektor des Genfer Orchesters) und machte bedeutende Erfahrungen. Ich fand zurückkehrend Dein Programm und ersah daraus den umfänglichen Charakter Deiner Thätigkeit und die angesehene Lehrerstellung, welche Du dort einnimmst. Dies ist Dein Chillon und Dein Genf, das sehe ich wohl ein, ich hoffe von Herzen, daß Du als höchsten Gewinn die Gesundheit der Seele davontragen mögest.

Ich verehre, sobald ich mir wiedergegeben bin, nur Eins stündlich und täglich, die moralische Befreiung und Insubordination und hasse alles Matt- und Skeptischwerden. Durch die tägliche Noth sich und andre höher heben, mit der Idee der Reinheit vor den Augen, immer als ein excelsior — so wünsche ich mein und meiner Freunde Leben.

In herzlicher Liebe der
Deine
F Nietzsche

[«]

522. An Mathilde Trampedach in Genf

Basel 15 April. <1876>

Hochverehrtes Fräulein

Sie sind grossmüthig genug, mir zu verzeihen, ich fühle es aus der Milde Ihres Briefe heraus, die ich wahrhaftig nicht verdient hatte. Ich habe so viel im Gedenken an meine grausame gewaltsame Handlungsweise gelitten, dass ich für diese Milde Ihnen nicht genug dankbar sein kann. Ich will nichts erklären und weiss mich nicht zu rechtfertigen. Nur hätte ich den letzten Wunsch auszusprechen, dass Sie, wenn Sie einmal meinen Namen lesen oder mich selber wiedersehen sollten, nicht nur an den Schrecken denken möchten, den ich Ihnen eingeflösst habe; ich bitte Sie unter allen Umständen daran zu glauben, dass ich gerne gut machen möchte, was ich böse gemacht habe.

In Verehrung der Ihrige
Friedrich Nietzsche

[«]

523. An Malwida von Meysenbug in Rom

<Basel, 11. Mai 1876>

Verehrteste Freundin, ich weiss wirklich nicht, wie ich Ihnen für das in Ihrem Briefe Ausgesprochne und Angebotne danken soll; später will ich Ihnen sagen, wie zur rechten Zeit dies Wort von Ihnen gesprochen wurde und wie gefährlich mein Zustand ohne dieses Wort geworden sein würde: heute melde ich Ihnen nur: dass ich kommen werde, um in Fano mit Ihnen zusammen ein Jahr zu leben. Ich sprach mit dem Präsidenten der hiesigen Universitäts-Curatel über die Möglichkeit eines Urlaubs vom October 1876—7; die definitive Beantwortung meiner Anfrage kann erst in 14 Tagen gegeben werden, aber dass man mir die volle Freiheit dazu geben wird, steht völlig sicher: darauf dürfen Sie sich verlassen!

Wahrhaftig, mit Niemandem möchte ich jetzt so gern ein Jahr als mit Ihnen zubringen — das dürfen Sie im wörtlichsten Sinne nehmen! Wollte ich es Ihnen genauer sagen warum — so würden Sie sehen, wie hoch ich Sie liebe und ehre!

Unserem Freunde Brenner weiss ich gar kein besseres Loos zu wünschen als in den Schutz Ihrer Mutterliebe zu kommen. Ich will mich bemühen, ihm auch meinerseits ein wenig von Nutzen zu sein, ich habe mancherlei erfahren und manches Gute vor mir; vielleicht dass er aus Rückblick und Vorblick etwas für sich selber entnehmen kann. Übrigens will ich gern ihm philologische Anleitung geben, falls er sie wünschen sollte.

Ich dachte diese Tage fast immer an „Fanum Fortunae“: für mich soll es ein „Glückstempel“ sein!

Mein Glück wird sein, das zu thun, wozu mich eine innere Stimme treibt; sonst will ich nichts. Es ist aber freilich sehr viel, und vielleicht der unbescheidenste

Anspruch auf Glück. — Sie werden einen sehr unvollkommnen Menschen in mir kennen lernen. <In Dankbarkeit und Verehrung Ihnen ergeben

Ihr Friedrich Nietzsche.>

Ihr Buch wird von mir überall hin verbreitet, Freund Overbeck las es als erstes Werk zusammen mit seiner Braut. Ich schenkte es einer Engländerin, der Frau des Hr v. Senger in Genf, meines neuen Freundes. — In diesem Buche leben Sie fort und hören nicht auf, den Menschen wahrhaft Gutes zu thun.

[«]

524. An Carl Fuchs in Hirschberg

Basel Mitte Mai 1876.

Wenn ich, mein lieber Herr Doktor, Ihnen erzählen müsste, was ich seit Weihnachten alles durchzumachen hatte und wie dünn das Lebensfädchen geworden war und wie ich es fast aufgegeben hatte, überhaupt noch diesen Bayreuther Sommer zu erleben — so würde ich Ihnen keine Freude und mir selbst eine unangenehme Erinnerung schaffen. Genug, es geht wieder besser, das heisst bei mir immer, hoffnungsreicher; mit der Hoffnung kommen alle alten Pläne und Vorhaben wieder, denen ich unlieber entsagen möchte als dem Leben: und mit den Plänen erscheinen dann auch die alten Genossen und Gleichgesinnten mir vor der Seele. Von Ihnen las ich neulich in Fritzschens Blatte: eine erfolgreiche Concertreise wurde berichtet, die Betheiligung an dem Altenburger Feste angezeigt. Nun glaube ich auch, dass wir uns in Bayreuth wiedersehen werden, denn ich dachte bei jener Concertreise an irgend einen Zusammenhang mit Bayreuth und werde mich wohl nicht getäuscht haben. Meine Schwester bot Ihnen eine Gelegenheit für die dritte Serie der Aufführungen, Sie nahmen nicht bestimmt an und deuteten auf Hoffnungen hin, die freilich umfänglicher waren als dass wir nicht von Herzen die Erfüllung derselben wünschen mussten. Dürften wir Sie jetzt bitten, uns einen Wink darüber zukommen zu lassen, wie es jetzt mit jenen Hoffnungen steht? Steht es gut mit ihnen, so wüssten wir schon eine passende Verwendung für das Ihnen angebotene Anrecht: namentlich würde ich gern meinem Freunde Overbeck auf diese Weise Zugang zu Bayreuth verschaffen.

Ich denke, wir dürfen über diesen Punct mit aller Freiheit zusammen reden? Also bitte, nur ein Wort, damit alles im Klaren ist!

Meine und meiner Schwester ergebenste Grüsse und Wünsche.

Mit freundschaftlichem Händedruck
der Ihrige
F Nietzsche

[«]

525. An Erwin Rohde in Jena

Basel den 16 Mai 1876.

Wie gerne hörte ich etwas von Dir lieber Freund! Aber ich kann mir auch denken, daß Du jetzt gar keine Lust zu Briefen hast. Es beunruhigt mich ein wenig, Deinen „Roman“ noch nicht angekündigt zu sehen, hoffentlich ist kein neuer Kobold Dir in den Weg getreten. Von mir selbst wirst Du ein paar Zeilen erhalten, haben, die ich nach meiner Rückkehr vom Genfersee an Dich schrieb (mit der Addresse nach Jena) Es geht mir recht erträglich, nur wollen die Augen ihren Dienst nicht thun. Aber Kopf und Magen sind in Ordnung, ich strenge mich aber auch nicht an und habe ein paar alte fromme Pferdchen meinen Studenten vorgeführt, die ich halb im Schlafe reiten kann. — Meine Arbeit, für die ich alle Kräfte sammle ist der Monat in Bayreuth. Um Weihnachten glaubte ich nicht daß ich ihn erleben würde. —

Ein junger Musiker, der meinetwegen auf ein paar Jahr nach Basel gekommen ist und den ich seines Talentes und seiner Seelengüte halber sehr schätze, ist mir in allen Stücken hülfreich. Nun möchte ich ihm gern in Einer Sache auch hülfreich sein: ich frage mich, wie ich es ermögliche, ihn nach Bayreuth zu bringen. Durch Wagner ist es leider, wie ich bestimmt weiß, unmöglich. Hast Du vielleicht noch über einen Cyclus von 4 Abenden zu verfügen? Ich höre, daß Du stolzer Inhaber von 2 Patronatsscheinen bist. Würdest Du vielleicht auf meine Fürsprache jenem Musiker das Anrecht darauf geben? Er heißt Köselitz und ist ein Instrumentalcomponist, der als ein Würdiger und wahrhaft Lernender unter dem Chaos der Bayreuther Festgäste sitzen würde.

Bitte nur ein Wort über diese Anfrage, mein treuer geliebter Freund.

Ich bin der Deinige
F N.

[«]

526. An Carl Burckhardt in Basel

Basel 19 Mai 1876.

Hochgeachteter Herr Präsident,

als ich Ostern 1869 in mein hiesiges Universitäts- und Schulamt eintrat, that ich es in der Erwartung, daß ich irgendwann einmal das nachholen werde, was ich, bei dem plötzlichen Übergang von Lern- in Lehrjahre, mir hatte versagen müssen — nämlich eine größere Reise nach dem Süden zu Zwecken einer freieren wissenschaftlichen Ausbildung zu machen. Verschiedne persönliche Gründe bestimmen mich, den Wunsch auszusprechen, daß mir gerade in diesem Jahre (von Mitte Oktober an) die Erlaubniß zu dieser Reise ertheilt werde; ich hebe von diesen Gründen nur den Einen hervor, daß ich in den letzten 7 Jahren zunehmend kränklicher geworden bin, daß ich manche schwere Zeiten durchzumachen hatte und mich namentlich letzten Winter in einem, wie mir scheint, gefährlichen Gesundheitszustande befunden habe.

Ich bitte Sie nun, hochgeehrter Herr Präsident, einer löblichen Curatel meine Bitte zur Erwägung vorzulegen

es möge mir von Herbst 1876 an ein längerer, mindestens einjähriger Urlaub gewährt werden.

Für die Zeit meiner Abwesenheit verzichte ich, wie sich dies von selbst versteht, völlig auf den mir bisher zukommenden Gehalt.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Dr Friedrich Nietzsche
Prof. o. p.

[«]

527. An Richard Wagner in Bayreuth

Basel, 21. Mai 1876.

An einem solchen Tage, wie Ihr Geburtstag ist, höchst verehrter Mann, hat eigentlich nur die allerpersönlichste Äußerung ein Recht; denn jeder hat etwas durch Sie erlebt, das ihn ganz allein, in seinem tiefsten Innern, angeht. Solche Erlebnisse kann man nicht addiren, und der Glückwunsch im Namen vieler würde heute weniger sein als das bescheidenste Wort des Einzelnen.

Es sind ziemlich genau sieben Jahre her, daß ich Ihnen in Tribschen meinen ersten Besuch machte, und ich weiß Ihnen zu Ihrem Geburtstage nicht mehr zu sagen, als daß ich auch, seit jener Zeit, im Mai jedes Jahres meinen geistigen Geburtstag feiere. Denn seitdem leben Sie in mir und wirken unaufhörlich als ein ganz neuer Tropfen Bluthes, den ich früher gewiß nicht in mir hatte. Dieses Element, das aus Ihnen seinen Ursprung hat, treibt, beschämt, ermuthigt, stachelt mich und hat mir keine Ruhe mehr gelassen, sodaß ich beinahe Lust haben könnte, Ihnen wegen dieser ewigen Beunruhigung zu zürnen, wenn ich nicht ganz bestimmt fühlte, daß diese Unruhe mich gerade zum Freier- und Besserwerden unaufhörlich antreibt. So muß ich dem, welcher Sie erregte, mit dem allertiefsten Gefühle des Dankes dankbar sein; und meine schönsten Hoffnungen, die ich auf die Ereignisse dieses Sommers setze, sind die, daß viele in einer ähnlichen Weise durch Sie und Ihr Werk in jene Unruhe versetzt werden und dadurch an der Größe Ihres Wesens und Lebensganges einen Antheil bekommen.

Daß dies geschehen möge, das ist heute mein einziger Glückwunsch für Sie (wo gebe es sonst das Glück, das man Ihnen wünschen könnte?) nehmen Sie ihn freundlich an aus dem Munde

Ihres wahrhaft getreuen
Friedrich Nietzsche.

[«]

527a. Cosima Wagner in Bayreuth (Disposition)

<Basel, 21./23. Mai 1876>

Fr<au> Wagner

Buch Meysenbug
Schilling Hr v Senger.
Manzoni Sterne
Mainländer.
Gr<äfin> Agoult!
Köselitz.
Ehrlich
Miss Zimmern.
Baumgartner-Übersetzung.
Rohde’s Roman.

[«]

528. An Erwin Rohde in Jena

Basel den 23 Mai 1876.

Da wollen wir uns denn herzlich mit einander freuen, daß Dein Werk fertig ist, mein geliebter Freund; ich hatte immer meine Besorgnisse, denn ich ahnte daß es ein μέγα βιβλίον werde und wußte, daß es bisher schon in mancher Beziehung ein μέγα κακὸν gewesen war. Nun ist es da, überdies in ein schönes Fellchen gehüllt und prangt und ergötzt mich. Es enttäuschte mich gleich in einer sehr angenehmen Weise, denn ich hatte mich ein wenig davor gefürchtet, als ob meine geringe philologische Weisheit auf diesem entlegenen Gebiete sich als völlige Thorheit entpuppen werde. Nun merke ich schon so viel, daß ich sehr viel Nutzen von Deinen Ergebnissen (den allgemeinen, wie den gelegentlichen) haben werde und daß ich auch im Zusammenhang über die Griechen genug gedacht habe, um dieses Buch gar nicht mehr entbehren zu können. Ebenso wird es J. Burckhardt gehen, dem ich davon erzählte (ich bin jetzt täglich mit ihm zusammen, im vertrautesten Verkehre) Ich hebe von dem, was ich bis jetzt gelesen, ein paar Sachen hervor, die mir gleich so gut „wie Baumöl“ eingingen, z. B. wie sich Roman und Novelle gegen einander abheben. Dann S. 56f. über die charakterologischen Studien der Peripatetiker, dann S. 18 (mit der morale di solitari) Ein sehr belehrender Abschnitt 4 auf p. 22 ss; dann p. 67 weibliche Leser p. 121 über die Art von wirklicher Popularität der alexandrinischen Dichter, dann p. 142 (mit Anmerk.) sehr schön über die elegische Erzählungskunst. Aufgefallen ist mir, daß Du von den päderastischen Verhältnissen so wenig sagst: und doch ist das Idealisiren des Eros und das reinere und sehnsüchtigere Empfinden der Liebespassion bei den Griechen zuerst auf diesem Boden gewachsen und wie mir scheint, von da aus auf die geschlechtliche Liebe erst übertragen worden, während es ihre (der geschlechtl<ichen> Liebe) zartere und höhere Entwicklung früher geradezu hinderte. Daß die Griechen der älteren Zeit die Männererziehung auf jene Passion gegründet haben und so lange sie diese ältere Erziehung hatten, von der Geschlechtsliebe im Ganzen mißgünstig gedacht haben, ist toll genug, scheint mir aber wahr zu sein. Auf Seite 70 und 71, glaubte ich, Du würdest an diese Dinge erinnern müssen. Der Eros, als πάθος der καλῶς σχολάζοντες, in der besten Zeit ist der päderastische: Die Meinung über den Eros, die Du „einigermaßen verstiegen“ nennst, nach der das Aphrodisische am

Eros nicht wesentlich, sondern nur gelegentlich und accidentiell ist, die Hauptsache eben φιλία ist, kommt mir nicht so ungriechisch vor. — Aber es scheint mir daß Du mit Absicht die ganze Region gemieden hast; auch J. Burckhardt redet im Colleg nie davon. — Vielleicht übrigens finde ich beim Weiterlesen Deines Buches auch hierüber Winke, ich bin noch nicht weit gekommen: meine Augen sind so schlimm. Du hast viel Sorgfalt auf die Darstellung verwendet; aber ich möchte Dich, den eigentlichen Rohde noch mehr durchhören, selbst mit der Einbuße, daß der Stil nicht so gefeilt wäre; wie ich an dem Overbeckschen Stil meine persönliche Freude habe, trotz allem „Obwohl“. Etwas Schweres, beiläufig gesagt, liegt in der von Dir häufig gebrauchten Zusammenstellung längerer Adjektiva mit Participien zb. „sprudelnd fruchtbares Talent“ „künstlich vermittelndes Verfahren“ „leichtfertig gewandte Arbeit“ „mühsam sorgfältiges Verfahren“ (p. 127)

Doch sollte ich über solche Dinge den Mund halten. Aber eine große Verwunderung, mit Maulaufsperren verknüpft, muß ich noch los werden: was bist Du doch für ein sonderbarer Mensch! In diesen letzten Jahren, so wie sie für Dich leider waren, gerade dies Buch auszuarbeiten — das geht ganz eigentlich über meine Fassungskraft! (beiläufig, auch über mein Talent, zu jeder Zeit: so etwas könnte ich nicht, wenn ich es auch können wollte) Der philologische Dämon steckt Dir so im Leibe, daß ich mitunter vor seinem Wüthen (in Scharfsinn und unbändiger Gelehrsamkeit) ordentlich schaudere. Ich weiß keinen Menschen, dem ich so etwas zutraute: und daß dieser Erzphilolog dabei noch ein Erzmensch und zwar mein Erzfreund ist, das ist wahrlich ein αἴνιγμα δύσλυπου, aber davon abgesehn „eine gute Gabe Gottes!“

Lebe wohl mein getreuer Freund.

Mit dem Musico Köselitz wollen wir’s auf eine andre Weise noch durchsetzen.
Overbeck schreibt in diesen Tagen.

[«]

529. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

Basel den 26 Mai 1876.

Für alle Deine Nachrichten, geliebter Freund, den besten Dank; sie haben mich bei gutem Befinden angetroffen, es scheint wirklich, dass die Unheimlichkeit des winterlichen Zustandes wie ein Gespenst vorübergegangen ist, es ist jetzt wieder heimlich bei mir.

Das Wort, mit seinem Doppelsinn, erinnert mich daran, dass ich etwas ausplaudern kann, das im übrigen noch Geheimniss ist (und einstweilen bleiben soll): dass ich vorhabe, von October an auf ein Jahr nach Italien zu gehen, einer Einladung der besten Freundin der Welt, Frl v. Meysenbug folgend. Noch habe ich nicht die definitive Erlaubniss der Behörden dazu, aber sie wird mir wahrscheinlich zu Theil werden, zumal ich aus freien Stücken (um ein so kleines Gemeinwesen nicht zu belasten) auf meinen ganzen Gehalt für diese Zeitdauer verzichtet habe. Freiheit! Du glaubst nicht, wie voll ich immer die Lungen nehme, wenn ich daran denke! Wir werden in grösster Einfachheit in Fano (am adriat. Meere) leben. Das ist meine Neuigkeit. — Alle meine Hoffnungen und Pläne zur endlichen geistigen Befreiung und zum unermüdlichen Weitergehen sind wieder in Blüthe; das Zutrauen zu mir selber, ich meine zu meinem besseren Selbst, erfüllt mich mit Muth. Selbst der Zustand meiner Augen ändert nichts daran (Schiess findet sie noch schlechter als damals, ich brauche einen Schreiber, das ist die Thatsache) Collegien sind sehr gut besucht, in einem c. 20, in dem andern c. 10 und ebenso im Seminar. — Geheirathet wird nicht, zuletzt hasse ich die Beschränkung und die Einflechtung in die ganze „civilisirte" Ordnung der Dinge so sehr, dass schwerlich irgend ein Weib freisinnig genug ist, um mir zu folgen. — Immer mehr kommen mir die griechischen Philosophen, als Vorbilder der zu erreichenden Lebensweise, vor die Augen. Ich lese die Memorabilien des Xenophon mit tiefstem persönlichen Interesse. — Die Philologen finden sie tödtlich langweilig, Du siehst, wie wenig ich Philologe bin. —

Rohde's „Roman" ist da — sehr lesenswerth auch für Dich, übrigens ein Zeugniss der tollsten Art für die guten und seltnen Eigenschaften des Autors. Gestern schrieb mir Wagner einen längeren Brief, zum Stolz- und Glücklichmachen, so weit er mich betrifft.

Der arme arme Rau! — Wir sollen alle an den Unwerth des Lebens bei Zeiten glauben lernen, jeder bekommt seine Art von tödtlicher Wunde. Ich sinne, wie ich ihm eine kleine Freude machen kann, zum Zeichen meines grossen Mitleides.

Ich höre mit Bedauern, dass Overbeck gerade um die zweite Serie der Festspiele Dich gebeten hat. Das passte schwerlich in Deine Absichten hinein. Aber in irgend welchen Dingen ist man immer zuletzt unfrei und muss sich damit trösten, das Vernünftige gewollt zu haben. — Meine Schwester hat Dr. Fuchs für die dritte

Serie eingeladen, schon vor lange; er wäre richtig, wie sich jetzt ergiebt, ohne diese Beihülfe, gar nicht hingekommen. —

Der neue Emerson ist etwas alt geworden, kommt es Dir nicht auch so vor? Die früheren Essays sind viel reicher, jetzt wiederholt er sich, und schliesslich ist er mir gar zu sehr in das Leben verliebt. —

Lebe wohl, behalte mich lieb,
ich bin Dein
alter Getreuer
F N.

nebst Overbecks und meiner Schwester herzlichen Grüssen.

Geht es an, so vergiss den trefflichen Musicum Köselitz nicht.

[«]

530. An Heinrich Köselitz in Basel (Visitenkarte)

<Basel,> 27 Mai 1876.
Nachmittag

Herrn H. Köselitz
grüsst
DR. FRIEDRICH NIETZSCHE
O. Ö. PROFESSOR DER PHILOLOGIE
BASEL.

Können Sie, werthester Herr, ein wenig zu mir kommen? Ich bin unwohl.

[«]

531. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz

Basel 30 Mai 1876

Geehrtester Herr Verleger

die schnelle Förderung des Druckes verdient allen meinen Dank: es soll nun auch an mir nicht fehlen, soweit die Besorgung der Correctur in meiner Hand liegt. Heute Abend ist der erste Correcturbogen an Naumann nach Leipzig abgegangen.

Gegen Ihre geehrten Vorschläge habe ich nichts oder wenig einzuwenden. Wenn Sie Ihren Vortheil bei dem zweiten Vorschlage (1500 Ex.) finden, so bin ich gerne bereit, zu ihm meine Zustimmung zu geben.

Das Honorar anbelangend, so will ich nicht verschweigen, dass ich ein höheres Anerbieten erwartet hatte; doch sind das geschäftliche Dinge, von denen man in solcher Entfernung nicht reden soll und kann. Für spätere Fälle behalte ich mir eine persönliche Verständigung vor. Diesmal soll es bei dem Vorschlage verbleiben, doch füge ich noch zwei kleine Bedingungen hinzu, mit denen ich, wie ich meine, Sie nicht wesentlich beschwere

1) es werden fünf von den mir zukommenden Freiexemplaren auf besonders schönem und starkem Papiere hergestellt (als Festexemplare)

2) Sie übernehmen die Besorgung der Freiexemplare an ihre Addressen welche ich Ihnen mittheilen werde, und zwar unter Kreuzband und franco.

Sind Sie mit mir zufrieden?
Ich bin
Ihr ergebenster
Prof. Fr Nietzsche.

[«]

532. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz (Postkarte)

Basel 11 Juni <1876>

Geehrtester Herr, ich schicke heute an Naumann die Fortsetzung des Manuscriptes. Eine gute Stimmung gab mir den Muth ein, den ursprünglichen Plan zu Ende durchzuführen.

Ergebenst der Ihrige
F.N.

[«]

533. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz

Basel 25 Juni 1876.

Geehrtester Herr Verleger

meine Schrift wird, ziemlich genauen Berechnungen zufolge, c. 96 Seiten lang werden: der letzte Correcturbogen kann, wie ich meine, Dienstag schon bei mir sein, und so sind denn alle Vorbereitungen zur Geburt getroffen. —

Auf der letzten Seite soll die Bemerkung über das Übersetzungsrecht ihre Stelle finden, also auf S. 96 oder 98. —

Heute bekommen Sie die Addressen; in der nächsten Woche werde ich Ihnen noch einen Brief an R. Wagner übersenden, welcher zugleich mit seinem Exemplare (mit ihm zusammengepackt) nach Bayreuth abgehen soll.

Nun habe ich noch ein Anliegen: ich will Herrn Professor Overbeck ein kleines Geschenk machen, und dies soll in den Lisztschen Bearbeitungen der Beethovenschen Symphonien bestehen: diese sind bei Breitkopf und Härtel erschienen, leider aber greulich theuer. Können Sie mir dieselben vielleicht zu einem billigeren Preise beschaffen? Ich würde Ihnen für diese Gefälligkeit aufrichtigen Dank wissen. Der genaue Titel ist:

Symphonies de Beethoven.
Partition de Piano
par
F. Liszt.
1—9. Leipzig Breitkopf & Härtel.

Sie können die Kosten sofort von meinem Honorare abziehn. (Ein musikal. Antiquar in Heilbronn offerirt sie für 12 Thaler: können Sie einen ähnlichen Preis erhalten?)

Kommen Sie nicht nach Bayreuth? Ich hatte darauf gehofft. — Was lohnt denn diess Leben, wenn man sich solche Dinge entgehen lässt? —

Leben Sie wohl, werthester Herr.
Ich bin der Ihrige
F. Nietzsche.

1 Herrn Richard Wagner } Bayreuth zwei Fest-
2 Frau Cosima Wagner } exemplare

3 Hr. Baron von Gersdorff
Landwirtschaftliche Academie Hohenheim bei Stuttgart

4 Hr. Bildhauer Rau

per addr. Hr. Baron v. Gersdorff in Hohenheim bei Stuttgart

5 Hr. Professor Dr. Erwin Rohde
in Jena

6 Hr. Dr. Paul Rée in
Stibbe bei Tütz Rgb. Marienwerder
Westpreußen

7 Fräulein M. von Meysenbug } Beide in ein Packet
8 Madame Olga Monod } an Frl. v. M.
addresirt per addr. Frau Cosima Wagner Bayreuth

9 Hr. Dr. Heinrich Romundt
Lehrer am Gymnasium Oldenburg Großherzogthum Oldenburg

10 Fräulein Mathilde Maier
Mainz Karthäuserstraße

11 Hr. Dr. Kretzer in Godesberg bei Bonn

12 Frau Pastor Nietzsche in Naumburg an der Saale Weingarten 355

13 Hr. Dr. Fuchs in Hirschberg Provinz Schlesien

14 Frau Geheimräthin Ritschl
Leipzig Lehmanns Garten N. 4

15 Hr. Assessor Gustav Krug
Königliche Eisenbahncommission Düsseldorf

16 Mr. Hugo de Senger, Directeur générale de l’orchestre de la ville de Genêve / à
Genêve

17 Mr. Edouard Schuré 704 rue d'Assas à Paris

18 Mr. le professeur Dr. Charles Hillebrand Firenze
Lung' Areo Nuovo. 36.

19 Frau Marie Baumgartner
20 Hr. Adolf Baumgartner stud. phil. } Beide Bücher in ein Packet an Fr. M. B. addressirt Lörrach Großherzogthum Baden

21 Hr. Hofrath Professor Dr. Oswald Marbach
in Leipzig.

Oben auf dem Titelblatt von jedem dieser Exempl. der Name des Addressaten und die Bemerkung, daß ich das Buch schicke. —

Für mich (resp. für meine Baseler Bedürfnisse) erbitte ich dann noch 9 Exemplare, darunter die drei übrigen Festexemplare.

Die Sendung an mich und ebenso die an R. W. nach Bayreuth kann natürlich nicht per Kreuzband gemacht werden: wohl aber alle übrigen Sendungen.

[«]

534. An Erwin Rohde in Jena

<Basel, 7. Juli 1876>

Geliebter Freund, ich beantworte Deinen mich herzlich erfreuenden und bewegenden Brief mit einigen Zeilen praktischer Angelegenheiten: denn es geht mir wieder, seit 3—4 Wochen miserabel, und ich muss sehen, mich bis und vor allem durch Bayreuth durchzuschlagen. — Von October an gehe ich nach Italien, man gab mir, anständigst und achtungsvoll, einen Urlaub auf Ein Jahr. —

Nach Wagner's Erklärung im musik. Wochenblatt ist der Zutritt zu den Proben Niemandem vergönnt. Die Zeitungen bringen dazu die Erklärung, dass der König von Baiern sich die Generalprobe vorbehalten habe, als einziger Gast derselben. — Ich komme den 10 August nach Bayreuth und muss die letzten Tage desselben Monats wieder nach Basel, des Pädagogiums wegen. — Es ist nur nöthig, seinen Patronatsschein zur Auswechslung gegen 12 Karten an Banquier Feustel zu schicken: aber sofort nöthig! — Für Köselitz ist gesorgt. — Auch mein trefflicher Schüler Brenner kommt hin. —

In einer Woche wirst Du meine Schrift bekommen. Sie sollte Euch guten Freunde überraschen: aber die voreiligen Buchhändler verderben einem jede kleine Freude.

Zur Schrift selber kein Wort, höchstens ein Aufathmen. — Es ging in diesem Jahre Deinem Freunde gar zu elend. Mein Glück ist gross, dass ich doch den Himmel einigemale blau gesehn habe.

Bleiben wir nur tapfer.
Immer der Deine
F N.

Meine Schwester und Overbeck
grüssen herzlich.

[«]

535. An Cosima Wagner in Bayreuth (Entwurf)

<Basel, Juli 1876>

Mein Verl<eger> Hr. Schm<eitzner> hat den Auftrag Ihnen und dem Meister die zwei Festexemplare meiner neuesten Schrift zu überreichen. Sie werden aus ihr ersehen daß ich es nicht aushielt, mich so einsam aus der Ferne her auf das Große, Ungeheure dieses Sommers vorzubereiten; daß ich meine Freude mittheilen mußte. Wenn ich nur hoffen dürfte, hier und da einen Klang Ihrer Freude errathen und mit ausgedrückt zu haben! Ich wüßte nichts Schöneres mir zu wünschen.

Möchte es mir gelungen sein, in dieser Schrift hier und da etwas zu sagen, was Ihnen und mir gemeinsam ist.

Sie wissen es sicherlich, mit welcher Gesinnung alle Bayreuther Freunde jetzt an Sie denken: wer von uns muß nicht wünschen, Ihnen in diesem Sommer auf irgend welche Weise seine allergrößte Dankbarkeit zu erkennen <zu> geben? Nehmen Sie von meiner Seite deshalb gütig den Versuch auf, den ich heute wage Ihnen eine kleine Freude zu machen dadurch daß ich Ihnen nun die zwei Festexemplare meiner neuesten Schrift übersende. Zum Lesen derselben werden Sie die unendlich Sorgende und Beschäftigte aber wohl erst nach diesem Sommer

Zeit und Lust haben: das setze ich voraus und danke Ihnen, wenn Sie dieser meiner Voraussetzung glauben.

[«]

536. An Richard und Cosima Wagner in Bayreuth (Entwurf)

<Basel, Juli 1876>

Mein Verleger hat den Auftrag, Ihnen und Ihrer Frau Gem<ahlin> die zwei Festexemplare meiner neuesten Schrift zu überreichen. Mir fällt gar nichts ein, was ich hier, bevorwortend und befürwortend, zu Gunsten derselben sagen soll. Denn immer überkommt mich ein Schauder, wenn ich bedenke, was ich gewagt habe: es ist als ob ich wieder einmal mich selber aufs Spiel gesetzt hätte. Ich bitte Sie auf das Herzlichste: lassen Sie geschehen sein was geschehen ist und gewähren Sie einem, der sich nicht geschont hat, Ihr Mitleid und Ihr Schweigen.

Diesmal bleibt mir nichts übrig als Sie zu bitten: lesen Sie diese Schrift als ob sie nicht von Ihnen handelte und als ob sie nicht von mir wäre. Eigentlich ist über die Schrift in der von mir gewagten Art unter Lebenden nicht gut zu reden: es ist etwas für die Unterwelt.

Wenn ich auf ein im Ganzen gequältes Jahr zurücksehe, so kommt es mir so vor als ob ich wirklich alle guten Stunden desselben auf das Ausdenken und Ausarbeiten dieser Schrift gewendet hätte: heute ist es mein Stolz, auch diesem Zeitraume noch eine Frucht abgewonnen zu haben. Viell<eicht> wäre das trotz allem guten Willen nicht möglich gewesen, wenn ich nicht seit meinem 14t Lebensjahre die Dinge mit mir herumgetragen hätte von denen ich diesmal zu reden gewagt habe.

Denke ich an das zurück, was ich diesmal gewagt habe, so schließe ich die Augen und ein Grausen überkommt mich hinterdrein. Es ist fast als ob ich mich selber aufs Spiel gesetzt hätte.

So bin ich denn mit einer Schrift fertig geworden, welche Ihren Namen trägt: denke ich daran zurück, was ich diesmal gewagt habe, so möchte ich am liebsten die Augen zu machen; ein Schauder überkommt mich hinterdrein. Ich weiß gar nicht, worum ich Sie bitten soll: nur lassen Sie geschehen sein, was geschehen ist.

Sie müssen in dieser Sache Einiges über sich ergehen lassen, ohne zu zucken: darunter auch das, was hiermit geschieht:

[«]

537. An Richard Wagner in Bayreuth (Entwurf)

<Basel, Juli 1876>

Hier, geliebtester Meister, ist eine Art von Bayreuther Festpredigt. Ich habe den Mund nicht halten können und Mehreres heraussagen müssen. Denen, welche sich jetzt freuen, werde ich die Freude gewiß vermehrt haben — das ist heute mein Stolz und mein Vertrauen. Wie Sie selber diese Bekenntnisse aufnehmen werden, kann ich diesmal gar nicht errathen.

Meine Schriftstellerei bringt für mich die unangenehme Folge mit sich daß jedesmal, wenn ich eine Schrift veröffentlicht habe irgend etwas in meinen persönlichen Verhältnissen in Frage gestellt wird und erst wieder, mit einem Aufwand von Humanität, eingerenkt werden muß. In wiefern ich dies heute ganz besonders empfinde, mag ich gar nicht deutlicher aussprechen. Überlege ich, was ich diesmal gewagt habe, so wird mir hinterdrein schwindlig und befangen zu Muthe und es will mir wie dem Reiter auf dem Bodensee ergehen.

Wenn ich nur um ein weniges anders über Sie dächte, so würde <ich> diese Schrift nicht veröffentlicht haben. Aber Sie haben mir einmal, in Ihrem allerersten Briefe an mich, etwas vom Glauben an die deutsche Freiheit gesagt: an diesen Glauben wende ich mich heute: wie ich auch nur aus ihm den Muth finden konnte, das zu thun was ich gethan habe.

Mit ganzem, vollen Herzen Ihnen zugehörig

Fr. N.

[«]

538. An Cosima Wagner in Bayreuth

Basel, Anfang Juli 1876

Hochverehrte Frau!

Sie wissen es sicherlich, mit welcher Gesinnung alle Bayreuther Freunde an Sie denken. Wer von uns muß nicht wünschen, Ihnen in diesem Sommer auf irgend welche Weise seine allergrößte Dankbarkeit zu erkennen zu geben! Nehmen Sie deshalb gütig von meiner Seite den Versuch auf, den ich heute wage, Ihnen eine Freude zu machen: dadurch daß ich Ihnen eins der zwei Festexemplare meiner neuesten Schrift übersende. Sie werden aus ihr ersehen, daß ich es nicht aushielt, mich so einsam, aus der Ferne, auf das Große Ungeheure dieses Sommers vorzubereiten, daß ich meine Freude mittheilen mußte. — Wenn ich nur hoffen dürfte, hier und da einen Klang Ihrer Freude errathen und mit ausgedrückt zu haben! — Ich wüßte nichts Schöneres mir zu wünschen.

Treu und tief ergeben
der Ihrige
Friedrich Nietzsche

[«]

539. An Marie Baumgartner in Lörrach

<Basel,> Montag 10 Juli. <1876>

Verehrte Frau

mein Verleger hat den Auftrag Ihnen ein Exemplar meiner neuesten Schrift zu überreichen: was, wie ich annehme, heute oder morgen geschieht.

Sie haben an meinem vorletzten Erzeugniss einen so liebevollen andauernden und aufopfernden Antheil genommen, dass Sie sich gewiss heute mit mir von Herzen freuen werden. So ist denn auch dem Baume dieses im Ganzen so bösen Jahres eine Frucht abgeschüttelt worden!

Treu ergeben Ihr
Dr F. Nietzsche

[«]

540. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz

Basel den 14 Juli 1876.

Hochgeschätzter Herr Verleger,

haben Sie vielen Dank! — Alles ist bei mir angelangt, und Alles hat mir eine herzliche Freude gemacht.

Die Ausstattung der Festexemplare ist verschwenderisch schön. Auch die zierliche Aufsteckung der Gold-garnitur soll nicht vergessen sein.

Die Ausgabe der Beethov. Symph. ist dieselbe, welche ich suchte: nur hatte ich einen drei mal höheren Preis im Sinne.

Der Druck ist correct und sauber und macht Hrn Naumann alle Ehre. —

Mein Befinden ist wieder seit Wochen schlecht. Im Herbst gehe ich auf ein Jahr nach dem Süden: ich nehme meine Pläne dahin mit und bringe hoffentlich die Gesundheit zu ihrer überschwierigen Durchführung mit von dort zurück.

Inzwischen, geehrtester
Herr, leben Sie wohl!
Mit Hochachtung
der Ihrige
Dr F. Nietzsche

Am Dienstag kam bereits ein Telegramm aus Bayreuth an.

[«]

541. An Eugen Kretzer in Godesberg

Basel Mitte Juli
1876.

Lieber Herr Doctor,

schönste Grüße von mir und nichts Weiteres! Denn Sie werden mich jedenfalls in Bayreuth finden, zu welchem der drei Cyclen Sie auch kommen wollen. Vielleicht findet sich dort auch die Stunde zu einer persönlicheren Besprechung. Sie sehen, ich drücke mich vorsichtig aus, denn ich bin dort nicht so sehr mein eigner Herr als anderswo. Alle meine Freunde der nächsten Art kommen dorthin, und viele der entfernteren. An Anknüpfungen zur „Gesellenschaft“ wird es Ihnen also nicht fehlen.

Es ist schön und recht, daß Sie kommen!

Ihr ergebenster
Dr. F. Nietzsche.

[«]

542. An Erwin Rohde in Jena

<Basel, 18. Juli 1876>

Sei es zum Guten, lieber getreuer Freund, was Du mir da meldest, zum wahrhaft Guten: das wünsche ich Dir aus ganzem vollen Herzen. So willst Du denn im Jahre des Heils 1876 Dein Nest bauen, wie unser Overbeck, und ich meine, Ihr werdet mir dadurch dass Ihr glücklicher werdet, nicht abhanden kommen. Ja, ich werde ruhiger an Dich denken können: wenn ich Dir auch in diesem Schritte vielleicht nicht folgen sollte. Denn Du hattest die ganz vertrauende Seele so nöthig und hast sie und damit Dich selbst auf einer höheren Stufe gefunden. Mir geht es anders, der Himmel weiss es oder weiss es nicht. Mir scheint das alles nicht so nöthig — seltne Tage ausgenommen. —

Vielleicht habe ich da eine böse Lücke in mir. Mein Verlangen und meine Noth ist anders: ich weiss kaum es zu sagen und zu erklären.

Diese Nacht fiel’s mir ein einen Vers daraus zu machen; ich bin kein Dichter, aber Du wirst mich schon verstehen.

Es geht ein Wandrer durch die Nacht
Mit gutem Schritt;
Und krummes Thal und lange Höhn —
Er nimmt sie mit.
Die Nacht ist schön —
Er schreitet zu und steht nicht still,
Weiß nicht, wohin sein Weg noch will.
Da singt ein Vogel durch die Nacht. —
— „Ach Vogel, was hast Du gemacht?
Was hemmst Du meinen Sinn und Fuß
Und gießest süßen Herz-verdruß
Auf mich, daß ich nun stehen muß
Und lauschen muß,
Zu deuten Deinen Ton und Gruß?“

Der gute Vogel schweigt und spricht:
„Nein, Wandrer, nein! Dich grüß ich nicht
Mit dem Getön!
Ich singe, weil die Nacht so schön:
Doch Du sollst immer weiter gehn
Und nimmermehr mein Lied verstehn!
Geh nur von dann’ —
Und klingt Dein Schritt von fern nur an,

Heb' ich mein Nachtlied wieder an,
So gut ich kann.
Leb wohl, Du armer Wandersmann!“

So geredet zu mir, Nachts nach der Ankunft Deines Briefs.

F N.

Nebst den allerherzlichsten Glückwünschen meiner Schwester.

[«]

543. An Carl von Gersdorff in Hohenheim

<Basel, 21. Juli 1876>

Liebster guter Freund, Du hast mich sehr ergriffen durch Deinen Brief, ich danke Dir von ganzem Herzen. Du weisst wirklich besser als irgend einer, wie mir zu Muthe ist. — Das Buch hat sich legitimirt, ich denke mit grosser Ruhe daran. W<agner> schrieb „Freund! Ihr Buch ist ungeheuer! Wo haben Sie nur die Erfahrung von mir her? usw“. Auch Frau Wagner und Jakob Burckhardt haben Zeugniss abgelegt. —

Und Rohde's Verlobung? Ja es giebt Wunderbares zwischen Himmel und Erde! „Das Gute siege“, sagt Aeschylus. —

Unverschämte Bedingungen von Bayreuth aus haben mich genöthigt, meine Wohnung dort zu kündigen. Kann ich die eine Woche, wo Du ein Zimmer frei hast, bei Dir wohnen?

Ich gratulire Dir zum Overbeckschen Kunstwerk, an dem ich eine Freude gehabt habe, wie ich sie mir kaum zutraute. Durch Geist, Witz und Zartheit des Gedankens hast Du alles, was Overbeck sonst bekommen hat, aus dem Felde geschlagen, davon bin ich überzeugt. Es ist eine ganz vornehme Schenkung, eine Art Adelsdiplom der Freundschaft.

Lebe wohl, Getreuester!
F N.

Gesundheit von Tag zu Tag jammervoll! Was soll's nur werden! — Sonst wunschlos, wahnlos! —

[«]

544. An Elisabeth Nietzsche in Basel

<Bayreuth, 25. Juli 1876>

Liebe gute Schwester,

fast habe ich's bereut! Denn bis jetzt war's jämmerlich. Von Sonntag Mittag bis Montag Nacht Kopfschmerzen, heute Abspannung, ich kann die Feder gar nicht führen.

Montag war ich in der Probe, es gefiel mir gar nicht und ich mußte hinaus. Mit Giessel's ist alles geordnet. Ich bin eingezogen, verlebe aber den Tag bei Frl. v. Meysenbug, die einen schönen kühlen Garten hat. Da esse ich auch zu Mittag, bis Du kommst und unsre Haushaltung einrichtest. Die Tochter der Katharine ist bereit.

Hier ist es unsinnig schwül. Eben ein Gewitter. — Anbei der Brief. Der gute Feustel ist höchst achtbar — anständig.

Nie war ich auf einer Reise schöner besorgt als diesmal, die Lebensmittel musterhaft. Nachts in Heidelberg, es ging nicht weiter.

Sende mir die Briefe mit der Adresse von Frl. v Meysenbug.

Herzliche Grüße von Olga und Frl. v. Meysenbug. Alle erwarten Dich sehr.

Tummle Dich, tummle Dich
gut<es> Lama!

Dein F.

[«]

545. An Elisabeth Nietzsche in Basel

<Bayreuth, 28. Juli 1876>
Freitag früh

Meine gute liebe Schwester, nun geht es besser, seit drei Tagen habe ich an meinem Befinden nichts mehr auszusetzen: dafür lebe ich auch bei Frl. v Meysenbug, bin von früh an im Garten, trinke Milch, bade im Fluss und esse so wie es mir wohlthut. Inzwischen habe ich die ganze Götterdämmerung gesehn und gehört, es ist gut sich daran zu gewöhnen, jetzt bin ich in meinem Elemente.

Meine Sachen liegen ausgepackt in der Giesselschen Wohnung. In einigen Tagen will ich in diese übersiedeln.

Beiläufig (aber nicht mittheilbar!): für den zweiten Cyclus sind noch nicht die Hälfte, für den dritten kaum ein Drittel der Plätze verkauft. Du siehst, wozu ich mich also nicht entschliessen werde.

Heute Abend kommt der König. Er hat über meine Schrift telegraphirt, dass sie ihn entzückt habe. — Ebenfalls kommen heute Schuré's. Wagner's und die Kinder haben sehr nach Dir gefragt.

Mit der italiän. Reise richtet sich alles so ein, dass es schöner als meine Wünsche werden könnte. Meer und Wald und bei Neapel — vielleicht läuft es darauf hinaus. Man muss nur hoffen. Meine Gesundheit nimmt einen so guten Anlauf, ich bin viel heiterer.

Halten wir ja an Arlesheim fest, es ist der einzige Ausweg, um fürderhin in Basel leben zu können.

Gestern fuhren wir zusammen nach Fantaisie. Bébé Monod trank schrecklich viel Milch.

Gesehen habe ich ausser den Verwaltungsräthen Frau von Schleinitz, Porges, Baligand, Lallas, Heckel, Richter. Ich muss mich aber sehr zusammennehmen und weise alle Einladungen, auch bei W<agner>'s zurück. W<agner> fand dass ich mich rar machte.

Der Eintritt in die Generalprobe ist immer noch nicht sicher. Aber richte Dich nur darauf ein.

Brenner geht es recht ordentlich, er gefällt mir.

Wollen Baumgartner's nicht kommen?

Lebe wohl meine gute Lisbeth tummle dich, fein's Lama!

Ist seit jenem ungarischen Brief nichts bei mir eingetroffen?

Dein F N.

Die Hausgenossen grüssen herzlich und denken Deiner oft.

[«]

546. An Elisabeth Nietzsche in Basel

<Bayreuth, 1. August 1876>

Meine liebe Schwester,

es geht nicht mit mir, das sehe ich ein! Fortwährender Kopfschmerz, obwohl noch nicht von der schlimmsten Art, und Mattigkeit. Gestern habe ich die Walküre nur in einem dunkeln Raume mit anhören können; alles Sehen unmöglich! Ich sehne mich weg, es ist zu unsinnig wenn ich bleibe. Mir graut vor jedem dieser langen Kunst-Abende; und doch bleibe ich nicht weg.

In dieser Noth schlage ich Dir vor: besprich Dich mit Baumgartners! Biete Mutter und Sohn 8 Billete zum zweiten Aufführung's Cyclus, alles zu 100 Thaler, an (ich kann ja meine Billete zur dritten Serie für Baumgartn. auf die zweite umschreiben lassen.) In der Giesselschen Wohnung könnt Ihr zusammen wohnen; sie ist so, wie wir sie haben, die billigste Wohnung in Bayreuth! Du solltest die sonstigen Preise hören.

Du musst diesmal auch für mich mithören und -sehen!

Eine Verständigung mit Baumgartners über die Wohnung (resp. Zahlung eines Theils der Kosten) wird leicht sein.

Ich habe es ganz satt.

Auch zur ersten Vorstellung will ich nicht da sein. Sondern irgendwo, nur nicht hier, wo es mir nichts als Qual ist.

Vielleicht schreibst Du auch ein Paar Worte an Schmeitzner und bietest ihm für die erste Vorstellung meinen Platz an. Oder jemandem anders, wem du willst. Z. B. Frau Bachofen.

Verzeih mir alle Mühe, die Du wieder mit mir hast! Ich will fort in's Fichtelgebirge oder sonst wohin

Dein Fritz.

Telegraphire nur über Deine Ankunft an Frl. v Meysenbug

Natürlich hast Du Eintritt zur Generalprobe, das ist abgemacht.

[«]

547. An Elisabeth Nietzsche in Bayreuth

<Klingenbrunn, 6. August 1876>
Sonntag.

Liebste Schwester, hoffentlich bist Du in Bayreuth und findest dort gute Menschen die für Dich sorgen, nachdem ich von dort verschwunden bin.

Ich weiss ganz genau, dass ich es dort nicht aushalten kann, ja eigentlich hätten wir es vorher wissen sollen! Denke nur wie vorsichtig ich bisher leben musste, die letzten Jahre. Ich fühle mich von dem kurzen Aufenthalte dort so ermüdet und erschöpft, ich komme gar nicht wieder recht zu mir. Einen schlimmen Tag hier gehabt, zu Bette gelegen; aber immerfort Schmerzen im Kopf, wie in gewissen Baseler Zeiten. Der Ort ist sehr gut, tiefe Waldung und Höhenluft, wie im Jura. Hier will ich bleiben, 10 Tage vielleicht, aber nicht wieder über Bayreuth zurückkehren; denn dazu wird es an Geld fehlen.

Ich ängstige mich darum, was Du nun mit der Wohnung anfängst (die ich übrigens gräßlich für mich, ja geradezu unmöglich fand, so schwül und unbequem ist sie) Ich habe Dir 100 Mark zurück gelassen und muß Dir, wenn ich nach Basel komme mehr Geld schicken; aber vielleicht ist der Plan mit Baumgartner's gelungen. Diese mögen dann die Wohnung zahlen; und sie sollen dann die Patronatsscheine ganz umsonst haben. Thue dies alles, so wie es Dir gut scheint. Krug hat einen Schein für 100 Thl. gekauft, das erzählte mir Heckel aus Mannheim.

Also sehen wir uns in diesem Jahre vielleicht nicht wieder! Wie doch die Dinge laufen! Ich muß alle Fassung zusammen nehmen, um die grenzenlose Enttäuschung dieses Sommers zu ertragen. Auch meine Freunde werde ich nicht sehen; es ist alles jetzt für mich Gift und Schaden.

Ich bitte Dich ernstlich, Basel und Arlesheim nicht so leicht in Gedanken aufzugeben. Mir erscheint es als das einzig Mögliche.

Ich freue mich, Dich bei Frl. v. Meysenbug und ihrer Familie zu wissen. Es sind zu gute Menschen: danke ihnen in meinem Namen auf das Herzlichste. — Ich denke

Deiner mit Liebe als Dein
Bruder.

Eine Diarrhöe quält mich zu alledem.
Adresse: Klingenbrunn bei Regen, im baierischen Walde
Gasthaus zum Ludwigsstein.

[«]

548. An Elisabeth Nietzsche in Bayreuth (Postkarte)

<Basel, 29. August 1876>
Dienstag früh.

Rückreise mit Schuré's und Rée zusammen sehr angenehm. Ich war erkältet, Montag schlecht, Kopfschmerzen. R<ée> wohnt in der Nähe und isst mit mir zu Mittag und Abend, in meiner Wohnung. Alles recht gut bis jetzt geordnet.

Baumg<artner> war Nachmittags da, sein Vater war der gegen Bayreuth eingenommene. Nicolas Köchlin eben gestorben.

Ich denke an Dich mit vielem vielem Danke.

Die Augen! — Das Herzlichste an Dich und an die Freunde.

Du hast doch Hr. Senger gesehn? —

[«]

549. An Louise Ott in Paris

Basel 30 August 1876.

Meine liebe Frau Ott,

es wurde dunkel um mich, als Sie Bayreuth verliessen, es war mir als ob jemand das Licht mir weggenommen hätte. Ich musste mich erst wiederfinden, aber das habe ich gethan, und Sie können ohne Besorgniss diesen Brief in Ihre Hand nehmen.

Wir wollen an der Reinheit des Geistes festhalten, der uns zusammenführte, wir wollen in allem Guten uns gegenseitig treu bleiben.

Ich denke mit einer solchen brüderlichen Herzlichkeit an Sie, dass ich Ihren Gemahl lieben könnte, weil er Ihr Gemahl ist; und werden Sie es glauben, dass Ihr kleiner Marcel mir zehnmal des Tages in den Sinn gekommen ist?

Wollen Sie meine ersten drei Unzeitgemässen Betrachtungen von mir haben? Sie sollen doch wissen, woran ich glaube, wofür ich lebe.

Bleiben Sie mir gut und helfen Sie mir in dem, was meine Aufgabe ist.

In reiner Gesinnung
der Ihrige
Friedrich Nietzsche.

[«]

550. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 4. September 1876>

Kann nicht schreiben! Atropin-cur der Augen! Viele Schmerzen.

Vielen Dank dem guten L. A. M. A. für den langen kurzweiligen Brief aus B<ayreuth>.

Frau Baumg<artner> hat meine Schrift über W<agner> schon zur Hälfte übersetzt. Schreib ihr doch, liebe Lisbeth.

Rée's Anwesenheit sehr erwünscht. Es grüsst Euch Beide schönstens

Euer Fr.

[«]

551. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 11. September 1876>
Montag früh.

Herzlichsten Dank, namentlich auch für das wetterfeste Plaid, welches ausreichen wird „bis in mein kühles Grab“. Es ist immer noch dunkel um mich. Rée liest mir viel vor, er und ich haben grosse Freude an einander. Ich kann der Augen wegen noch immer keine Besuche machen. Fatale Atropinkur! Vorigen Dienstag mit heftigen Schmerzen und vielem Erbrechen zu Bett. Schiess hat den ganz hohen Grad der Kurzsichtigkeit festgestellt. Gersdorff schreibt hoffnungsreiche Briefe. Ich höre sonst nichts. Dem Zahnarzt für Dich 8 frs. gezahlt. Overbeck (von Dr. Fuchs belästigt) hat geschrieben. Er kommt nächsten Sonntag. Lebt wohl meine liebe gute Mutter und Schwester.

[«]

552. An Louise Ott in Paris

Freitag. Basel. <22. September 1876>

Liebe gute Freundin,

erst konnte ich nicht schreiben, denn man machte mit mir eine Augenkur — und jetzt soll ich nicht schreiben, auf lange lange Zeit hinaus! Trotzdem — ich las Ihre zwei Briefe immer wieder, ich glaube fast, ich habe sie zu viel gelesen, aber diese neue Freundschaft ist wie neuer Wein, sehr angenehm, aber ein wenig gefährlich vielleicht.

Für mich jedenfalls. —

Aber auch für Sie, wenn ich denke an was für einen Freigeist Sie da gerathen sind! An einen Menschen, der nichts mehr wünscht als täglich irgend einen beruhigenden Glauben zu verlieren, der in dieser täglich grösseren Befreiung des Geistes sein Glück sucht und findet. Vielleicht dass ich sogar noch mehr Freigeist sein will als ich es sein kann!

Was sollen wir nun machen? Eine „Entführung aus dem Serail" des Glaubens, ohne Mozartische Musik?

Kennen Sie die Lebensgeschichte Fräulein's von Meysenbug, unter dem Titel „Memoiren einer Idealistin"?

Was macht der arme kleine Marcel mit seinen Zähnchen? Wir müssen alle leiden, bevor wir ordentlich beissen lernen, physisch und moralisch. — Beissen um uns zu nähren, versteht sich, nicht beissen, um zu beissen! —

Giebt es nicht von einem gewissen schönen blonden Weibchen ein gutes Bild? —

Ich reise Sonntag über 8 Tage fort nach Italien, auf lange Zeit. Von dort bekommen Sie Nachricht. Ein Brief an meine Adresse in Basel (Schützengraben 45) erreicht mich jedenfalls.

Von ganzem Herzen
brüderlich der
Ihre
Dr. Friedr. Nietzsche.

[«]

553. An Erwin Rohde in Jena

Freitag Basel, <22. September 1876>

Wie meine Augen immer dazwischen kommen, wenn ich recht herzlich mich gedrängt fühle, länger an Dich zu schreiben! Man macht jetzt eine Atropin-Kur mit diesen Augen, und Kopfschmerzen habe ich auszustehn gehabt seit meiner Rückkehr, dass all dies Leiden wirklich einer besseren Sache würdig wäre. So ist es: Du hast auf Deine Art, und ich auf diese und manche andre Art das Dasein abzubüssen.

Übrigens ist Dein gegenwärtiger Zustand zu beseitigen; so viel ich weiss, verstehn das die Frauen, sie haben den Instinkt dafür. Denn Dein Leiden ist nicht ganz selten, zumal bei einem Bräutigam. Nach allen schweren Passionen bleibt ein dunkles Bedürfniss zurück; mit der Geissel und den Flammenspitzen der Leidenschaft geschlagen und gequält zu sein muss doch irgend eine Lust höherer Art in sich haben. Da wirft man wohl hinterdrein ein sich darbietendes ruhigeres sonnigeres Glück weg an diesen Dämon der Erinnerung und thut sich von neuem sehr wehe damit: worauf es vielleicht ankommt — denn so wunderlich ist der Mensch.

Aber ich bitte und beschwöre Dich liebster Freund, zu warten und lange zu warten und recht den guten Willen zu haben, das Dir geschenkte Glück einer jungen liebenden Seele zu fühlen! — Hast Du diesen guten Willen nicht, so sollte man Dich eifersüchtig machen.

Man erzählt mir dass diese Familie Nachkommen des Grafen Ankerström sind: da wird es an einer im Grunde lebenden tiefen Leidenschaftlichkeit nicht fehlen, und Du darfst Dich in Acht nehmen.

Lebe wohl und glaube an meine innig besorgte Freundschaft, um diesen vielleicht absurden Brief zu entschuldigen. — Gersdorff wird von Nerina geliebt, es ist kein Zweifel, alles geht vorwärts.

Sonntag über 8 Tage reise ich von hier ab.

Lebwohl geliebter
Freund

Der allertrefflichste Rée geht mit nach Sorrento.

[«]

554. An Reinhart von Seydlitz in Berlin

Basel 24 Sept. 1876.

Lieber und werther Herr, nach einem solchen Briefe, einem so ergreifenden Zeugnisse Ihrer Seele und Ihres Geistes kann ich nichts sagen: als allein dies — bleiben wir uns nahe, sehen wir zu dass wir uns nicht wieder verlieren, nachdem wir uns gefunden haben! Ich sehe die schöne Gewissheit vor mir, einen wahren Freund mehr zu gewinnen. Und wenn Sie wüssten, was dies für mich bedeutet! Bin ich doch immer auf Menschenraub aus, wie nur irgend ein Corsar; aber nicht um diese Menschen in der Sclaverei, sondern um mich mit ihnen in die Freiheit zu verkaufen.

Nun wünschte ich, dass wir eine Zeit einmal zusammen leben möchten: denn meine Augen (welche man noch dazu mit einer Atropinkur behandelt) verbieten mir eine briefliche Verständigung, selbst wenn eine solche möglich wäre; woran ich aber zweifle.

Sie gehen am 1 October nach Davos, und ich, am gleichen Tage, nach Italien, um in Sorrent meine Gesundheit wieder zu finden, im Zusammenleben mit meiner verehrten Freundin Fräulein von Meysenbug (kennen Sie deren „Memoiren einer Idealistin“? Stuttgart 1875) ebenfalls begleiten mich ein Freund und ein Schüler dahin — wir alle haben ein Haus zusammen und alle höheren Interessen überdies gemeinsam: es wird eine Art Kloster für freiere Geister. Von dem erwähnten Freunde will ich nicht verschweigen, dass er der Verfasser eines anonymen sehr merkwürdigen Buches ist „psychologische Beobachtungen“ (Berlin Carl Duncker 1875)

Warum erzähle ich dies Ihnen? O Sie errathen meine stille Hoffnung: — wir bleiben ungefähr ein Jahr in Sorrent. Dann kehre ich nach Basel zurück, es sei denn dass ich irgendwo mein Kloster, ich meine „die Schule der Erzieher“ (wo diese sich selbst erziehen) in höherem Style aufbaue.

Von ganzem Herzen Ihnen
ergeben Friedr. Nietzsche

[«]

555. An Malwida von Meysenbug in Schwalbach

Basel, den 26. September
1876.

Liebes, verehrtestes Fräulein!

Ich hatte Freund Brenner gebeten, Ihnen von mir Nachricht zu geben, zumal ich ungefähr 3 Wochen durch eine Atropin-Cur der Augen im wörtlichen Sinne am Schreiben verhindert war; aber der junge Dichter hält es, wie es scheint, mit Versprechungen wie alte Dichter. Mir geht es seit meiner Heimkehr schlecht; ich dictire diesen Brief unter abscheulichen Kopfschmerzen vom Bette aus.

Ungefähr alle acht Tage habe ich meinem Leiden ein dreißigstündiges Opfer zu bringen; desshalb vertröste ich mich ganz und gar auf das Zusammensein mit Ihnen im Golf von Neapel. Wir wollen dort schon die Gesundheit erzwingen! An dieser

Hoffnung hat mich bisher Nichts irre gemacht. Wissen Sie, dass Dr. Rée mich begleiten will, im Vertrauen darauf, dass es Ihnen so recht ist? Ich habe an seinem überaus klaren Kopfe eben so wie an seiner rücksichtsvollen, wahrhaft freundschaftlichen Seele die größte Freude. Es kommt nicht darauf an, dass er mit uns beisammen wohnt. Ihre Pläne sollen natürlich, wenn dieß nicht angeht, in keiner Weise gestört werden, aber darauf dürfen Sie rechnen, dass wir Drei zusammen, Rée, Brenner und ich, um die Mitte October in Castellamare oder Sorrent je nach Ihrer Mittheilung eintreffen werden. Eine Nachricht unter meiner hiesigen Adresse kommt jedenfalls in meine Hände (Schützengraben 45).

Ich fühlte es die ganze Zeit, dass es der armen guten Olga schlimmer ergehe und war immer in meinen Gedanken besorgt. Sie erfreuen mich sehr durch die Mittheilung, dass ihre Genesung fortschreitet. Sagen Sie ihr meine innigsten Grüße und Wünsche.

Wagner telegraphirte mir von Venedig aus. Von morgen ab ist seine Adresse: Bologna, Hôtel de l'Italia.

In treuester Freundschaft
und Verehrung
Ihnen ergeben
Friedrich Nietzsche

[«]

556. An Richard Wagner in Bologna

Basel, den 27. Sept. 1876.

Hochverehrter Freund!

Sie haben mir durch den kleinen Auftrag, welchen Sie mir erteilten, Freude gemacht: es erinnert mich an die Tribschener Zeiten. Ich habe jetzt Zeit, an Vergangenes, Fernes wie Nahes, zu denken, denn ich sitze viel im dunkelen Zimmer, einer Atropin-Kur der Augen wegen, welche man nach meiner Heimkehr für nötig fand. Der Herbst, nach diesem Sommer ist für mich, und wohl nicht für mich allein, mehr Herbst als ein früherer. Hinter dem grossen Ereignisse liegt ein Streifen schwärzester Melancholie, aus dem man sich gewiß nicht schnell genug nach Italien oder ins Schaffen oder in beides retten kann. Wenn ich Sie mir in Italien denke, so vergegenwärtige ich mir, daß Ihnen dort die Inspiration zum Anfange der Rheingold-Musik kam. Möge es für Sie immer das Land der Anfänge bleiben! Sodann werden Sie die Deutschen eine Zeit lang los, und es scheint dies hie und da nötig zu sein, um etwas Ordentliches für sie tun zu können.

Sie wissen vielleicht, daß ich auch im nächsten Monat nach Italien gehe, aber nicht, wie ich meine, als in ein Land der Anfänge, sondern des Endes meiner Leiden. Diese sind wieder auf einem Höhepunkte; es ist wirklich die höchste Zeit: meine Behörden wissen, was sie tun, wenn sie mir ein ganzes Jahr Urlaub geben, obgleich dieses Opfer für ein so kleines Gemeinwesen unverhältnismäßig groß ist; sie würden mich nämlich auf eine oder die andere Weise verlieren, wenn sie mir nicht diesen Ausweg eröffneten; ich habe in den letzten Jahren, dank der Langmütigkeit meines Temperamentes, Schmerzen über Schmerzen eingeschluckt, wie als ob ich dazu und zu nichts Weiterem geboren wäre. Der Philosophie, welche dies etwa lehrt, habe ich praktisch meinen Tribut in reichem Maße gezahlt. Diese Neuralgie geht so gründlich, so wissenschaftlich zu Werke, sie sondiert förmlich, bis zu welcher Grenze ich den Schmerz aushalten kann, und nimmt sich zu dieser Untersuchung jedesmal dreißig Stunden Zeit. Alle vier bis acht Tage muß ich auf eine Wiederholung dieses Studiums rechnen: Sie sehen, es ist die Krankheit eines Gelehrten; — aber nun habe ich es satt, und ich will gesund leben oder nicht mehr leben. Völlige Ruhe, milde Luft, Spaziergänge, dunkele Zimmer — das erwarte ich von Italien; mir graut davor, dort etwas sehen oder hören zu müssen. Glauben Sie nicht, daß ich morose bin; nicht die Krankheiten, nur die Menschen vermögen mich zu verstimmen, und ich habe immer die hilfbereitesten, rücksichtsvollsten Freunde um mich. Zuerst nach meiner Rückkehr den Moralisten Dr. Rée, jetzt den Musiker Köselitz, denselben, der diesen Brief schreibt; auch Frau Baumgartner will ich unter den guten Freunden nennen; vielleicht freut es Sie zu hören, daß die französische Übersetzung meiner letzten Schrift (R<ichard> W<agner> i<n> B<ayreuth>) von der Hand dieser Frau im nächsten Monat gedruckt wird.

Käme der „Geist“ über mich, so würde ich Ihnen einen Reisesegen dichten; aber dieser Storch hat sein Nest neuerdings nicht auf mir gebaut: was ihm zu verzeihen ist. So nehmen Sie denn mit den herzlichsten Wünschen fürlieb, die Ihnen als gute Begleiter folgen mögen: Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin, meiner „edelsten Freundin“ um dem Juden Bernays einen seiner unerlaubtesten Germanismen zu entwenden.

Treulich, wie immer
der Ihrige
Friedrich Nietzsche.

[«]

557. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 29. September 1876>

Meine liebe Mutter und Schwester, den herzlichsten Dank für Eure Briefe. Ich habe immer schlechtere Wochen durchgemacht, lag seit dem 3 verschiedne Tage zu Bett, jedesmal mit 30 stündigem Kopfschmerz, ohne Schlaf, es ist nicht mehr zum Aushalten. Nächsten Sonntag reise ich ab, treffe in Montreux mit Rée zusammen, dann werden wir 2 Wochen in Bex sein, wo es schattige Spaziergänge usw. giebt. Mitte October trifft Brenner in Genf mit uns zusammen und es geht südlich. — Herrlicher Brief von Seydlitz. — Gersdorff hat Glück. — Olga geht es besser. — Wagner telegraph. mir von Venedig aus. Ich gebe Euch von Bex Nachricht und Adresse. Ich habe es sehr, sehr satt.

Lebt wohl und denkt meiner.

(Köselitz als ständiger Secretär nach Arlesheim von Herbst 1877 an engagirt.)

[«]

558. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

Bex (Suisse) Hôtel du Crochet <9. Oktober 1876>

Ich bin seit 8 Tagen in Bex und genieße des schönsten Herbstes, zusammen mit Rée, dem Unvergleichlichen. Doch mußte ich wieder 1½ Tag zu Bett liegen, mit den heftigsten Schmerzen (Montag Mittag bis Dienstag Nacht dauerten sie, mehr als 30 Stunden) Vorgestern und gestern fiengen die Vorstadien eines neuen Anfalls an, den ich für morgen erwarte. Ort und Aufenthalt im Hôtel (wo R<ée> und ich allein in einer Dépendence wohnen) ist außerordentlich schön: von 7—8 morgens (vor Sonnenaufgang) gehe ich spazieren. (ebenso von ½5—7 nach Sonnenuntergang: am Tage sitze ich auf der Terrasse vor unsern Zimmern.

Den 18 Oct. Reise nach dem Süden.

Herzlich
Euer F. N.

[«]

559. An Adolf Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Bex, 12. Oktober 1876>

Schönsten Dank für Ihre Sendung, werther Freund. Sie haben mir noch eine Sendung in Aussicht gestellt — zu meiner Freude: da will ich auch gleich noch um etwas bitten. Ein Buch liniirtes Papier von Mem<m>el-Tripet, mit dieser am Rande angegebnen Entfernung der Linien. Bitte brechen Sie es mir in Quartformat. Ich habe auch hier 1½ Tage zu Bett gelegen, aber seitdem geht es ein wenig besser. Ihrer verehrten Frau Mutter meine und meines Freundes Rée herzlichste Grüsse. Ich reise am 18 October und wohne bis dahin Bex Hotel du Crochet.

[«]

560. An Franziska Nietzsche in Merseburg (Postkarte)

<Bex, 16. Oktober 1876>

Ich danke von Herzen für Brief Grüsse Wünsche und Gaben und möchte es gern ausführlicher thun: nur ist mir Briefschreiben geradezu unmöglich: so angegriffen sind meine Augen. Sage das auch meiner lieben Grossmutter, sammt den herzlichsten Wünschen für ihre Wiederherstellung; ihre gute Natur ist etwas Erstaunliches, ich wünschte, ich hätte davon etwas in mir, so könnte ich sicherer auf Genesung hoffen. Es geht mir immer nicht gut. Der Aufenthalt ist sehr geeignet und vielleicht ist das ein Erfolg, dass seit 12 Tagen der Hauptanfall ausgeblieben ist. Donnerstag reise ich, mit Dr Rée und Brenner, nach dem Süden. Einstweilen, bis ich von Neapel meine Adresse schicke, schreibe nicht.

Dankbar Dein Sohn F. N.

die Flasche dient zu Thee

[«]

561. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Bex, 18. Oktober 1876>

Liebe und Verehrte, nur eine Karte als Antwort auf einen so reichen Brief, meine Augen wollen es nicht anders. Morgen reise ich südwärts; vorgestern haben wir uns an der Zusendung Ihres Sohnes gelabt, es ist eine sehr glückliche Nachbildung und macht ihm als einem Gereifteren alle Ehre. Die Schmeitzner-Angelegenheit nimmt einen raschen Verlauf, ich gratulire. Adressen: Dr. Romundt: Oldenburg, im Grossherzogth. Petersstr. 17. Gersdorff, Herrnhut (Schlesien) im Gasthof. Ich bitte in meinem Namen zu senden: Madame Louise Ott, Paris, rue Constantinople 6. | Mad. la Comtesse Diodati Genève. Ich bitte noch für Prinz Me<t>schersky, den Marchese Guerrieri, Gräfin Dönhof, deren Adressen ich Ihnen schicke. Auch Schuré und Liszt. Herzlichste Grüsse

[«]

562. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Bex, 18. Oktober 1876>

Geliebte Schwester, es ist der Tag vor der Abreise, der Föhn bläst sehr südlich. Ich glaube kaum, dass ich es im Süden so gut haben werde wie in Bex, die Wahl war vorzüglich! Zwar ist keine erhebliche Besserung da, doch war der letzte Anfall (vorgestern) nicht so lang (vielleicht Dank einer Stirnsalbe, die Schiess verordnet hat) Auch schnupfe ich un peu. Herzlichsten Dank für alles Gute, was Du mir gewünscht hast. Übrigens ist die V Unzeitgemässe fertig, ich brauche nur einen zum Dictiren (in Basel hatte ich Köselitz Tag für Tag dazu) Gersdorff ist mit N<erina> in Baden. — Das Bild machte mich sentimental. Gefiel es Dir? — Schreibe doch an Frau Baumgartner.

Rée grüsst herzlich, schreib ihm nur.

Vorläufige Adresse: Napoli (Italia) 23 Chiatamone Pension allemande

[«]

563. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 22. Oktober 1876>

Von Bex schlimme Abreise, in Genf etwas besser, zu Mittag im Hôtel Post gegessen. Brenner kam dorthin. Nachtreise durch Mont Cenis, am andern Tag Nachmittag Ankunft in Genua mit heftigstem Kopfschmerz: sofort zu Bett, Erbrechen und Dauer des Zustandes 44 Stunden. Heute Sonntag besser; eben von einer Fahrt im Hafen und in's Meer hinaus, zurück. Schönste Abendruhe und -Farbe. Morgen (Montag) Abend Abfahrt mit Dampfschiff nach Neapel, wir drei Freunde zusammen haben uns zur Seereise entschlossen. Herzlichste Grüße an Euch

[«]

564. An Claudine von Brevern in Genua

Genua 23 October 1876

Verzeihung, gnädige Frau, dass ich Sie in Stich liess und dass ich mein Versprechen (oder eigentlich meinen Wunsch) nicht erfüllen konnte, Verzeihung einem Halb-Kranken! Auf dem Wege zur Eisenbahn, wohin ich mit Dr. Rée gieng, fühlte ich mich plötzlich so schwach und angegriffen, dass ich obschon etwas beschämt und widerstrebend Kehrt machen musste wie nur je eine besiegte Armee. Trotzdem kann ich es mir vor meiner Abreise nicht versagen, meine Freude über ein Zusammentreffen schriftlich auszusprechen, welches mich das doppelte Schauspiel sehen liess: eine hohe erreichte Cultur und ein hohes Streben nach Cultur.

Ihnen und Fräulein von der Pahlen meine ergebensten Wünsche und Grüsse zum Abschied.

Dr Friedrich Nietzsche

[«]

565. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Sorrent,> 28 October. <1876>

Da sind wir, in Sorrent! Die ganze Reise von Bex bis hierher nahm 8 Tage in Anspruch; in Genua lag ich krank, von dort brauchten wir 3 Tage Meerfahrt ungefähr und siehe, wir entgiengen der Seekrankheit, ich ziehe diese Art zu reisen der mir ganz schrecklichen Eisenbahnfahrerei auch vor. Wir fanden Frl von M<eysenbug> in einem Hotel in Neapel und reisten gestern zusammen in die neue Heimat Villa Rubinacci, Sorrent près de Nâples. Ich habe ein ganz großes hohes Zimmer, vor ihm eine Terrasse. Ich komme vom ersten Meerbad zurück, das

Wasser war wärmer, nach Rée, als die Nordsee im Juli. Gestern Abend waren wir bei Wagner's, welche 5 Minuten von uns, im Hôtel Victoria wohnen und noch den Monat November bleiben.

Sorrent und Neapel sind schön, man übertreibt nicht. Die Luft ist hier eine Mischung von Berg- und Seeluft. Für die Augen ist es sehr wohlthätig; vor meiner Terrasse habe ich unter mir zunächst einen großen grünen Baumgarten (der auch im Winter grün bleibt), dahinter das sehr dunkle Meer, dahinter den Vesuv.

Hoffen wir.

In aller Liebe und Treue
Euer F.

[«]

566. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Sorrent, Ende Oktober 1876>

In Genua war ich krank, heftiger Anfall. Von dort bis Neapel Seereise, ohne Krankheit. Unsre schöne Wohnung hat diese Adresse: Sorrent près de Nâples, Villa Rubinacci. Wagners wohnen 5 Minuten von uns, Hôtel Victoria. Ich nahm heute Morgen ein Bad im Meer. Adressen für die Exemplare: Baronesse Isabelle de Pahlen, Roma poste restante. | Mad. la Marquise Guerrieri-Gonzaga, Modena per Gonzaga | Prince Alexandre Me<t>schersky, Firenze Villa Herzen.

Die herzlichsten Grüße Ihres F. N.

[«]

567. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Sorrent, erste Novemberhälfte 1876>

Meine liebe gute Mutter, wie unerwartet kam diese schmerzliche Nachricht! Ich war ganz davon betroffen und habe es nun zweimal in Einer Woche erlebt, dass ich mehr an die Gesundheit und Ausdauer ganz alter Personen geglaubt hatte als an die eigene Gesundheit — und mich dabei irrte. Mir fiel ein dass in einem der letzten Tage in Basel der alte Gerlach mich besuchte, so sehr als der Gesunde Rüstige, dass ich mich meiner ewigen Kränklichkeit schämte; und ebenso dachte ich: ja wenn du selber die Rippe gebrochen hättest und nicht deine gute alte Grossmutter — mit mir wäre es gewiss vorbei, mit ihr aber gewiss nicht. Nun ist es anders gekommen und Du meine liebe Mutter hast es in der Nähe mit erlebt und hast helfen und zusprechen können; um so mehr wirst Du Dich jetzt verlassen und beraubt fühlen. Da ist es mir ein wahrer Trost, unsere Lisbeth diesen Winter bei Dir zu wissen; so dass aus meinem Kranksein sich doch wenigstens dieser Vortheil für Dich ergeben hat; während Du sonst nur Sorge und Entbehrung davon hast. Nun wird sie mit Dir trauern und Dich erheitern; und ich will versuchen, Dir aus der Ferne her die Freude zu machen, dass meine Gesundheit vorwärts schreitet. Mehr kann ich jetzt nicht, selbst nicht einmal längere Briefe schreiben, das weisst Du ja.

Mit der letzten Woche bin ich sehr viel mehr zufrieden als mit irgend einer früheren. Dr. Rée hat Genaueres über mein Befinden an Lisbeth geschrieben, ich bat ihn darum. Ich werde ausgezeichnet besorgt, Trina ist als Krankenwärterin wie sonst sehr tüchtig. Ein heisses Fussbad mit Senf und Asche hat mir bis jetzt den wesentlichsten Dienst bei einem heftigen Anfall gethan; sodann die Spaziergänge in der Gebirgs- und Meerluft. Die Bäder habe ich aufgeben müssen. Mir graut jetzt etwas vor den Gesundheitsverhältnissen in Basel, welche jedenfalls ungünstig für mich sind. Namentlich habe ich meine Augen viel zu sehr anstrengen müssen. Trotzdem beschäftige ich <mich> mit dem Gedanken an das Gerlachsche Haus; mir fällt es immer wieder ein.

So viel für heute. In der herzlichsten Theilnahme, mit Dir trauernd und Dich und die liebe Elisabeth auf das Innigste grüssend Dein Sohn.

[«]

568. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Sorrent, 11. November 1876>

Tausendmal Gutes und Erwünschtes dem Freunde zum Geburtstage, und uns Beiden ein ersehntes Wiedersehen. Ich danke für Deinen Brief und antworte leider wie ich muss, mit einer Karte. Denn im Ganzen geht es mir nicht besser als im vorigen Jahre um dieselbe Zeit. In Genua lag ich krank und in Sorrent habe ich schon 4 mal den heftigen Anfall gehabt. Wagner’s sind seit einigen Tagen fort nach Rom. Meine Grossmutter ist gestorben. Der gute alte Gerlach und die arme Baseler Philologie! Hagen aus Bern hat um Auskünfte gebeten, die ich ihm nicht geben kann. — Brenner erzählte von Deiner Rede. Hätte ich sie doch! Dir und Deiner Treuen das Herzlichste.

[«]

569. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)

<Sorrent, 14. November 1876>

Lieber Freund Köselitz, meine schönsten Grüsse, der Tag ist blau und warm, und Nachmittags wollen wir mit dem Kahne an allen möglichen schönen Grotten der Küste vorbeifahren. — Haben Sie durch Frau Schwende die rothen Partituren empfangen, wie ich es aufgetragen habe? — Overbeck schrieb mir dass die beiden Freunde wieder beisammen sind, ich gratulire dazu. — Ich lebe ganz abseits von der „Welt“: so ist es recht, für uns Alle, nicht wahr? —

[«]

570. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

Sorrent, 18. November 1876

Verehrteste Frau, hier ist Wagner’s römische Adresse:

Hôtel d’Amerique
79 via Babuino
Roma

Das Exemplar an Frl. Natalie Herzen, um das ich bat, kann nach Florenz abgehen, wo sie jetzt ist — also gleiche Adresse wie Metschersky. — Ich athme und spüre die kommende Gesundheit, es fängt an wesentlich besser zu werden. Verschiedene Hausmittelchen helfen mit. — In einer Woche meldete man den Tod meiner Großmutter, Gerlachs und — des besten Lehrers Ritschl.

Mit den herzlichsten Empfehlungen von uns Allen.

[«]

571. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

Sorrent, 26. November 1876

Seit den Trauerbotschaften habe ich keine Nachricht. Nachträglich herzlichen Dank für Deine langen schönen Briefe. Es wird geschnupft. Mein Befinden war eine Woche recht hoffnungsreich, die letzte Woche taugte aber nichts, ich war Dienstag, Mittwoch und Freitag, mit den alten Schmerzen zu Bett, auch die andern Tage, von Sonntag an, waren schlecht. — Ritschls Tod hat mich sehr betrübt. Ich vermag aber keine Briefe zu schreiben, oder ganz selten. An Frau Gerlach schreibe doch!

Wir Alle grüssen Dich und die liebe Mutter.

[«]

572. An Hans Paul von Wolzogen

Sorrent, Anfang Dezember 1876

Werther und lieber Herr

Ja, aber die Gesundheit! Ich bin auf ein Jahr nach dem Süden verbannt: nichts lesen, nichts schreiben, womöglich nichts denken — das sind die ärztlichen Weisungen. Es versteht sich von selbst, dass ich, sobald es angeht, meine Theilnahme an Ihrem Unternehmen thätlich beweisen werde; aber einstweilen bin ich mir selber ein Fragezeichen und muss es deshalb leider auch Ihnen sein.

Mit herzlichem Gruss und bedauernd

F. Nietzsche.

[«]

573. An Franz Overbeck in Basel

<Sorrent,> 6 Dez. 1876

Lieber getreuer Freund, es ist mir, nach einem Aufblitzen eines besseren Zustandes, wieder so schlecht, so anhaltend schlecht ergangen, dass ich noch gar nicht zu hoffen wage. Die äusseren Bedingungen zum Gesundwerden sind alle bei einander, und es muss dabei etwas heraus kommen nicht wahr? Aber Geduld ist nöthig. Ich danke Dir herzlich für Deine Briefe, so wenig ich auch darauf antworten kann. Wolzogen habe ich eine durch meine Gesundheit bedingte Zusicherung gemacht, dass er einmal etwas bekommt. Aber der Sinn seines Unterfangens ist nicht der unserige; wir dürfen uns wahrlich nicht mit den Herren Plüddemann und Consorten verwechseln und vermengen. —

Die Familie Finocchietti ist mit Gersdorff's Werbung einverstanden. — Geld erbitte ich mir in der besprochnen Form einer Posteinzahlung. Ich weiss nicht, wie viel ich bekomme; sende mir zunächst 1000 fr davon.

Den Kaufmannschen Courszettel will ich nicht. — Was sagt man über Gerlach's Nachfolge?

Wir haben viel Voltaire gelesen: jetzt ist Mainländer an der Reihe.

Dir und Deiner lieben Frau
die herzlichsten Grüsse der Freundschaft.
F N.

[«]

574. An Ferdinand Schürmann in Bonn

Sorrent bei Neapel
Villa Rubinacci
6 Dezemb. 1876.

Nun, lieber Herr Schürmann, sehen Sie zu, dass wir uns nicht wieder verlieren, nachdem wir uns gefunden haben; dies steht mehr bei Ihnen als bei mir. Ihr Brief hat mir Freude und Hoffnung gemacht: wie wäre es, wenn Sie eine zeitweilige Übersiedelung nach Basel in's Auge fassten? Womöglich von Herbst 1877 an: denn bis dahin bin ich selber, durch eine sehr erschütterte Gesundheit, von Basel verbannt — nach dem Süden. Es ist sehr anzurathen, nicht am Studium des Alterthums zu verzweifeln; darüber möchte ich Ihnen viel sagen, aber nicht schreiben.

Mit herzlichem Grusse
der Ihrige
Dr Friedr Nietzsche

[«]

575. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sorrent, 7. Dezember 1876>

Manche sehr schlechte Tage hinter mir, die mich fast desperat machten. Jetzt geht es wieder etwas besser. Die Witterung ist sehr mild, Rée hat gestern im Meer gebadet. Ich gehe viel spazieren, Magen und Schlaf immer sehr gut. Weihnachten wollen wir diesmal uns nichts schicken, die Unsicherheit der italiän. Post und das grosse Porto nöthigen dazu. — Ich rathe sehr zu dem Gerlachschen Hause; an Stelle des Spazierengehens will ich den Turnsaal am Münsterplatz benutzen. Briefe mit herzlichem Danke empfangen, wir Alle grüssen Euch.

[«]

576. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sorrent, 15. Dezember 1876>

Herzlichen Dank für Eure Nachrichten. Einen ganz bösen Tag eben überstanden. Sonst ging es etwas besser. Ich sandte ein Röllchen Photographien zum Aufkleben: es ist Gegend und Menschheit, in der ich lebe. Ja nichts schicken! Die Kosten sind gar zu gross. Ich gehe sehr viel spazieren. Völlig alles Arbeiten aufgegeben, auch alles Dictiren und Disputiren. Was soll werden! Euer FN.

[«]

577. An Louise Ott in Paris

Sorrent près de Naples. Villa Rubinacci. 16 Dez. <1876>

Sie sind mir hoffentlich, meine verehrte Freundin, gut geblieben, ob ich Ihnen schon so lange Zeit jede Auskunft über meinen Aufenthalt und mein Ergehen schuldig blieb. Aber allen meinen Freunden ging es so wie Ihnen, ich konnte und durfte nicht anders — meine unerträglichen Kopfschmerzen, gegen welche ich kein Mittel bewährt gefunden habe, zwingen mich zu einer stillschweigenden Entsagung im freundschaftlichen Verkehre. Auch heute mache ich nur eine Ausnahme von der Regel und fürchte auch selbst dafür büssen zu müssen. Aber ich möchte gar zu gerne etwas von Ihnen hören, und vielleicht etwas Ausführliches — machen Sie mir dieses Weihnacht-Vergnügen. Es wird die französische Übersetzung meiner Schrift über R. Wagner unterwegs sein und hoffentlich zu Weihnachten bei Ihnen eintreffen — eine neue kleine Zudringlichkeit wie dieser Brief, um ein paar Zeilen — nein, mehrere Paar Zeilen von Ihnen zu erobern.

In unserem kleinen Kreise ist viel Nachdenken, Freundschaft, Aussinnen, Hoffen, kurz ein ganzes Theil Glück beisammen; dies empfinde ich trotz der vielen Schmerzen und der schlimmen Perspective meiner Gesundheit. Es ist vielleicht noch ein bischen Glück mehr in der Welt, aber einstweilen wünsche ich von Herzen allen Menschen, dass es ihnen ergehen möge wie uns, wie mir: sie dürfen dann schon zufrieden sein.

Neulich fiel mir ein, Sie, meine Freundin, möchten einen kleinen Roman schreiben und ihn mir zu lesen geben: man übersieht so schön, was man hat und was man vom Leben wünscht und wird gewiss dabei nicht unglücklicher — das ist die Wirkung der Kunst. Jedenfalls wird man weiser dabei. — Vielleicht ist es ein thörichter Rath: dann sagen Sie mir, dass Sie über mich gelacht haben; es macht mir Vergnügen dies zu hören.

Herzlich grüßend Ihr
Freund
F.N.

[«]

578. An Reinhart von Seydlitz in Davos

Sorrent près de Naples
Villa Rubinacci
16 December
1876.

Nichts weiter, lieber Freund als ein Zeichen, dass ich Ihrer herzlich und namentlich mit den besten Wünschen für Ihre Gesundheit eingedenk bin: auch dass ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben habe, Sie hier in der schöneren Jahreszeit als einen unserer kleinen Sorrentiner Gemeinde zu begrüssen. Wir haben so mildes Wetter, dass einer meiner Freunde fast täglich im Meere baden geht; und ich steige auf die Berge und suche meinem Kopfschmerz zu entlaufen — bis jetzt freilich ohne wirklichen Erfolg.

Wenn man krank sein muss, so sei es wenigstens in solcher Gegend und unter solchen Freunden, wie ich sie habe: voran unsere ausgezeichnete mütterlich wohlthätige Frl von Meysenbug, von der ich Ihnen als von einer wahrhaft schönen Seele schon schrieb. Wagner’s waren vierzehn Tage mit uns zusammen. Es ist nicht unmöglich, dass sie ihre Schritte im nächsten Jahre wieder gegen Süden wenden, vorausgesetzt — was wie ich fürchte vorausgesetzt werden muss — dass die Bayreuther Sommerfeste im nächsten Jahre ausfallen: die Wolken sind gar zu schwarz und unheimlich gefärbt als dass die Kunst wieder ihr Zelt aufschlagen könnte. In diesem Falle werden wir Wagner wiedersehen, ohne auch nur einen Schritt weit zu gehen.

Ich möchte so gerne, lieber Freund, mit Ihnen erst ein Stück Leben gemein haben; wer weiss was sich alles auf solch einem Fundamente aufbauen lässt?

Inzwischen bleiben Sie mir gut und sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin meine ehrerbietigsten Empfehlungen.

Treulich
der Ihre
Dr Friedrich Nietzsche

[«]

579. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Sorrent, 18. Dezember 1876>

Verehrte Frau, ich wünsche Ihnen ein gutes Weihnachtsfest. Mein Zustand ist wieder recht schlecht gewesen; hoffen wir auf das neue Jahr! Inzwischen haben alle Adressen beinahe sich verändert; Wagners sind in Bayreuth wieder, Frl. Natalie Herzen ist in Paris (Monod's Adresse) usw. Wir aber sind und bleiben hier, und das Buch wird mit Spannung erwartet. Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl die herzlichsten Grüsse von Frl. v. M<eysenbug> und mir.

F. N.

[«]

580. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz

<Sorrent, 18. Dezember 1876>

Meine besten Wünsche, lieber Herr Verleger, voran, für Weihnachten und Neujahr!

Heute möchte ich Ihnen erstens mittheilen, dass mein Freund Dr Rée nahe dabei ist, Ihnen sein Manuscript zuzusenden. Sie bekommen, wie ich aus bester

Überzeugung sagen muss, etwas höchst Werthvolles in Ihren Verlag, eine Schrift, welche über den Ursprung der moralischen Empfindungen in einer so durchaus neuen und strengen Methode handelt, dass sie wahrscheinlich in der Geschichte der Moral-Philosophie einen entscheidenden Wendepunct bilden wird.

Zweitens habe ich die Bitte auszusprechen, Sie möchten ein Exemplar meiner 2t und 3t Betrachtung an die Adresse einer römischen Freundin schicken:

Baronin Claudine von Brevern
Roma, Corso 499, 4tro piano.

Ebenfalls ein Exemplar der 1t und 4t unter gleicher Wohnungsadresse an
Baronesse Isabella de Pahlen

Es versteht sich, dass Sie diese Exemplare mir in Anrechnung bringen.

Drittens wünschte ich Ihnen zu sagen, dass es mir besser gehe: leider ist dies aber nicht der Fall oder fast nicht. Die grösste Schonung fortwährend geboten: viele unerträgliche Kopfschmerzen.

Für Ihren nach Basel gesandten Brief mit so freundlichen Anerbietungen sage ich Ihnen herzlichen Dank. —

Was macht die französische Übersetzung? —

Ich freue mich, dass Ihre beiden trefflichen Freunde wieder zusammen in Basel sind. —

Hochachtungsvoll
ergeben Dr F. Nietzsche

[«]

581. An Cosima Wagner in Bayreuth

<Sorrent, 19. Dezember 1876>

Verehrteste Frau!

Ihr Geburtstag ist da und ich weiß kein Wort, mit dem ich denken könnte, Ihrer Empfindung dabei zu begegnen. Wünschen? Glück wünschen? — ich verstehe diese Worte kaum mehr, wenn ich an Sie denke; hat man erst gelernt, das Leben groß zu nehmen, so fällt der Unterschied von Glück und Unglück hinweg, und gar über das „Wünschen“ kommt man hinaus. Alles das, woran Ihr Leben jetzt hängt, hat kommen müssen, wie es kam, und namentlich das gegenwärtige ganze Nach-Bayreuth ist nicht anders vorzustellen als es ist, denn es entspricht dem ganzen Vor-Bayreuth; was vorher elend und trostlos war, ist es auch jetzt noch, und was groß war, ist es geblieben, ja ist es jetzt erst recht. Wir können solche Tage wie den Ihrigen nur feiern, nicht beglückwünschen. Von Jahr zu Jahr wird man stiller und zuletzt sagt man über Persönliches kein ernstes Wort mehr.

Der Abstand meiner jetzigen, durch Kranksein erzwungenen Lebensweise ist so groß, daß die letzten 8 Jahre mir fast aus dem Kopfe kommen und die früheren Lebenszeiten, an welche ich in der gleichartigen Mühsal dieser Jahre gar nicht gedacht hatte, sich mit Gewalt hinzudrängen. Fast alle Nächte verkehre ich im Traume mit längstvergessenen Menschen, ja vornehmlich mit Todten. Kindheit Knaben- und Schulzeit sind mir ganz gegenwärtig; mir ist bei Betrachtung früherer Ziele und des thatsächlich Erreichten aufgefallen, daß ich in allem, was ich thatsächlich erreicht habe, bei Weitem über die Hoffnungen und allgemeinen Wünsche der Jugend hinausgekommen bin; daß ich dagegen von allem, was ich mir absichtlich vorgenommen habe, durchschnittlich immer nur den dritten Theil zu erreichen vermochte. So wird es wahrscheinlich auch fernerhin bleiben. Wenn ich völlig gesund wäre — wer weiß, ob ich nicht meine Aufgaben mir in’s Abenteuerliche weit steckte? Inzwischen bin ich gezwungen, die Segel etwas einzuziehen. Für die nächsten Baseler Jahre habe ich mir die Vollendung einiger philologischer Arbeiten vorgenommen, und Freund Köselitz hat sich bereit erklärt, mir als Sekretär, vorlesend und nachschreibend, hülfreich zu sein (denn mit meinen Augen ist es so gut wie vorbei) Bin ich mit den Philologica wieder in Ordnung, so erwartet mich Schwereres: werden Sie sich wundern, wenn ich Ihnen eine allmählich entstandene, mir fast plötzlich in’s Bewußtsein getretene Differenz mit Schopenhauer’s Lehre eingestehe? Ich stehe fast in allen allgemeinen Sätzen nicht auf seiner Seite; schon als ich über Sch. schrieb, merkte ich, daß ich über alles Dogmatische daran hinweg sei; mir lag alles am Menschen. In der Zwischenzeit ist meine „Vernunft“ sehr thätig gewesen — damit ist denn das Leben wieder um einen Grad schwieriger, die Last größer geworden! Wie wird man’s nur am Ende aushalten?

Wissen Sie, daß mein Lehrer Ritschl gestorben ist? Ich bekam die Nachricht fast zugleich mit der Meldung vom Tode meiner Großmutter und meines nächsten Baseler philolog. Collegen Gerlach. Ich habe noch in diesem Jahre durch einen Brief Ritschl’s den rührenden Eindruck bestätigt erhalten, den ich aus seinem früheren Verkehre mit mir hatte: er war gegen mich herzlich vertrauensvoll und treu geblieben, ob er schon eine zeitweilige Schwierigkeit des Verkehrs, ja eine rücksichtsvolle Trennung als nothwendig begriff. Ihm verdanke ich die einzige wesentliche Wohlthat meines Lebens, meine Baseler Stellung als Professor der Philologie: ich verdanke sie seiner Freisinnigkeit, seiner Scharfsichtigkeit und

Hülfbereitschaft für junge Menschen. In ihm starb der letzte grosse Philologe; er hinterläßt gegen 2000 Schüler, die sich nach ihm nennen, darunter etwa 30 Universitätsprofessoren.

Indem ich meinen Brief enden muß (ich darf nicht schreiben), fällt mir ein, daß Frau Marie Baumgartner die ergebne Bitte um Zurücksendung der französischen Schopenhauer-Übersetzung durch mich aussprechen läßt; ihre Adresse ist: Lörrach, Großherzogth. Baden.

In treuer Verehrung
Ihr
Friedrich Nietzsche

Sorrento
Villa Rubinacci.

Ich vergaß die Empfehlungen von Dr. Rée.

[«]

582. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sorrent, 24. Dezember 1876>

Alles Gute, Liebe, Erwünschte zum neuen Jahre für Euch Beide. Mir geht es ein wenig besser. Habt Ihr die Photogr. bekommen? Das von Wien, wovon Ihr schriebt, ist bis jetzt nicht eingetroffen. Aus Basel höre ich, dass Gerlach's Stelle nicht besetzt wird. Ich zahle hier monatl. 200 frs. Pension. Sorrent ist wie gemacht, um gesund zu werden. Ich bin viel kräftiger geworden; noch keine einzige Indisposition des Magens. Aber jede Woche ein Tag heftiger Kopfschmerz; dabei bleibt es. Wir zusammen senden herzlichste Weihnachts- und Neujahrsgrüsse.

F. N.

[«]

583. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sorrent, 30. Dezember 1876>

Tausend Dank für die Weihnachtsbriefe! Auch für das Kalenderchen, das gut zum Gebrauch ist. Wir hatten unvermuthet am Abend eine kleine Bescheerung, ich bekam einen Fächer und einen türkischen Fez (ich muss den Kopf Tag und Nacht warm halten) Heute giebt es eine kleine Ausgrabung von Antiken. Die französ. Übersetzung ist noch nicht fertig im Druck. Wagner's sind wieder in Bayreuth. Gersdorff's Angelegenheit immer noch nicht in Ordnung. Von Wien ist nichts angekommen, wie steht das? Rée's Schrift über den Ursprung der moral. Empfindung ist fast fertig. Mir geht es etwas besser.

Von uns Allen herzliche Grüsse.

[«]

584. An Erwin Rohde in Jena (Postkarte)

<Sorrent, 30. Dezember 1876>

Meine herzlichsten Neujahrswünsche voraus, alter lieber Freund! Ich möchte so gern etwas Tröstliches und Beglücktes von Dir hören, aber es scheint, wir schieben jeder unseren Karren. Meine Gesundheit will auch hier nicht recht von der Stelle, Schmerzen, Schmerzen! Könnte ich davon absehn, so wäre mein Zustand hier des Neides der Götter werth. Rée ist mit einer Schrift eben fertig, Brenner schreibt Novellen, Fl. v. M<eysenbug> einen Roman, man liest mir vor, denn ich darf nicht lesen und schreiben. Kann ich nicht Deinen Aufsatz über die Novelle bekommen? Dein

treuer F. N.

Villa Rubinacci, Sorrent près de Naples.

[«]

[Briefe 1877]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1877]

585. An Sophie Ritschl in Leipzig
586. An Heinrich Köselitz und Paul Widemann in Basel (Postkarte)
587. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
588. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
589. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
590. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
591. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Februar 1877]

592. An Marie Baumgartner in Lörrach
593. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz (Postkarte)
594. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
595. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)
596. An Reinhart von Seydlitz in Davos
597. An Franziska Nietzsche in Naumburg
598. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
599. An Reinhart von Seydlitz in Davos

[«]

[März 1877]

600. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

601. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
602. An Franz Overbeck in Basel
603. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[April 1877]

604. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
605. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
606. An Paul Rée in Jena
607. An Louis Kelterborn in Basel (Postkarte)
608. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)
609. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Mai 1877]

610. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz
611. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
612. An Franz Overbeck in Basel
613. An Paul Rée in Stibbe
614. An Reinhart von Seydlitz in Sorrent (Postkarte)
615. An Malwida von Meysenbug in Sorrent
616. An Erwin Rohde in Jena (Entwurf)
617. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
618. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[Juni 1877]

619. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
620. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
621. An Malwida von Meysenbug in Sorrent

622. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
623. An Hermann Siebeck in Basel
624. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
625. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
626. An Franz Overbeck in Basel (Fragment)
627. An Paul Rée in Jena
628. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
629. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[Juli 1877]

630. An Malwida von Meysenbug in Seelisberg
631. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
632. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
633. An Carl Fuchs in Hirschberg
634. An Hugo von Senger in Genf
635. An Franz Overbeck in Basel
636. An Reinhart von Seydlitz in Kreuznach
637. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
638. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
639. An Malwida von Meysenbug in Bad Faulensee
640. An Carl Fuchs in Hirschberg
641. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

[«]

[August 1877]

642. An Paul Deussen in Aachen
643. An Paul Rée in Stibbe
644. An Malwida von Meysenbug in Faulensee
645. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)

646. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
647. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
648. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
649. An Reinhart von Seydlitz in Grindelwald (Postkarte)
650. An Reinbart von Seydlitz in Grindelwald
651. An Elisabeth Nietzsche in St. Romey (Postkarte)
652. An Siegfried Lipiner in Jena (Fragment)
653. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
654. An Franz Overbeck in Zürich
655. An Malwida von Meysenbug in Faulensee (Postkarte)
656. An Erwin Rohde
657. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
658. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
659. An Reinhart von Sedlitz in Mürren (Postkarte)
660. An Louise Ott in Paris
661. An Marie Baumgartner in Lörrach

[«]

[September 1877]

662. An Malwida von Meysenbug in Faulensee
663. An Franz Overbeck in Zürich
664. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)
665. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)
666. An Reinhart von Seydlitz in München (Postkarte)
667. An Reinhart von Seydlitz in München (Postkarte)

[«]

[Oktober 1877]

667a. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Nachschrift zu einem Brief Otto Eisers)
668. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)

669. An Cosima Wagner in Bayreuth
670. An Carl Burckhardt in Basel

[«]

[November 1877]

671. An Paul Rée in Stibbe
672. An Louise Ott in Paris

[«]

[Dezember 1877]

673. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
674. An Carl von Gersdorff in Berlin (Fragment)

[«]

585. An Sophie Ritschl in Leipzig

<Sorrent, Januar 1877>

Verehrteste Frau,

Nur andauernde Krankheit und das wirkliche Unvermögen Briefe zu schreiben konnte der Grund sein, welcher mich abhielt, so lange Zeit abhielt, Ihnen mein tiefstes Mitgefühl zu erkennen zu geben; denn ich habe auf ein Jahr Basel verlassen und hier in Sorrent Genesung suchen müssen und fange eben erst an, die Gesundheit aus der Ferne zu sehen.

Wie oft ist die Gestalt des grossen geliebten Lehrers an mir seit jener Trauerbotschaft vorübergeschwebt, wie oft durchlief ich im Geiste jene nun schon so fernen Zeiten eines fast täglichen Zusammenseins mit ihm und erwog die zahllosen Beweise seiner wohlwollenden und wahrhaft hülfreichen Gesinnung. Ich bin glücklich, noch aus dem letzten Jahre ein kostbares Zeugniss seiner unveränderten Milde und Herzlichkeit für mich in einem Briefe zu besitzen und mir vorstellen zu dürfen, dass er, auch wo er mir nicht Recht geben konnte, mich doch vertrauensvoll gewähren liess. Ich glaubte, dass er den Tag noch erleben würde, da ich ihm öffentlich den Dank und die Ehre geben könnte, so wie es längst mein Herz wünschte, und in einer Art, dass auch er vielleicht sich daran hätte freuen können. Heute trauere ich nun an seinem Grabe und muss, meiner üblen Gesundheit nachgebend, auch mein Todtenopfer noch auf eine unbestimmte Zukunft verschieben.

Was mit ihm, abgesehen von allem persönlichen Verluste, überhaupt verloren gegangen ist, ob nicht in ihm der letzte grosse Philologe zu Grabe getragen wurde — das weiss ich nicht mit Sicherheit zu beantworten. Aber ob die Antwort so oder ganz anders ausfalle — dass in seinen Schülern eine nie erhörte Fruchtbarkeit seiner Wissenschaft verbürgt sei — jede Antwort fällt zu seiner Ehre aus: es ist ein gleich grosser Ruhm, der letzte der Grossen oder der Vater einer ganzen grossen Periode zu heissen.

Empfangen Sie die wärmsten Wünsche eines Ihnen immerdar aufrichtig ergebenen und mit Ihnen trauernden Freundes.

Ihr
Friedrich Nietzsche.

[«]

586. An Heinrich Köselitz und Paul Widemann in Basel (Postkarte)

<Sorrent, 8. Januar 1877>

Ja, werthe Freunde, wir verstehen uns, meine ich, viel zu gut als dass über diese Zeitschriftensache viel Worte meinerseits von Nöthen wären. Erstens: R. W<agner> hat das Fürchten, aber leider auch das Warten nicht gelernt. In 4 Jahren, hoffte ich bisher, würden genug Menschen beisammen sein, um das Unternehmen in grösserem Style beginnen zu können. Nun soll es aber jetzt geschehen: wobei mich die Furcht einer fausse couche beschleicht. Indessen: ist Hr. Schmeitzner entschlossen, so müssen wir Alle zusehen und mithelfen, dass die Sache gut läuft. — Herzliche Neujahrswünsche von Herzen erwiedernd

Ihr F. N.

[«]

587. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sorrent, 8. Januar 1877>

Wirklich bekam ich die schönen Neujahrsbriefe am Neujahrstage, zurückkehrend von einer gemeinsamen Landpartie, welche den ganzen Tag währte, bei schönstem Wetter und einer bezaubernden Ansicht des Golfs; wir waren auf einem der königl. Schlösser. Es geht mir jetzt besser, eine 5 Wochen fortgesetzte Kur mit inneren Nasendouchen hat Erleichterung gebracht: so dass ein Kopfcatarrh vielleicht bei dem ganzen Leiden im Spiele ist. Viel Schnupfen ist jetzt mein Heilmittel. Schönsten Dank für Bennoni. Was macht das Wiener Paket? Von Allen herzliche Grüsse.

[«]

588. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Sorrent, 9. Januar 1877>

Neben dem wärmsten Danke für Ihre Briefe und für zwei solche Briefe habe ich heute nur zu melden, dass allen guten glückwünschenden Empfindungen befreundeter Menschen meine Gesundheit wirklich zu entsprechen beginnt:

mehr wage ich noch nicht zu sagen. Die Adresse von A. Metschersky, der jetzt wieder in Petersburg ist, sende ich nächster Tage. Ich bitte also für Fr. Diodati, Ott, Nat. Herzen. (Liszt und Dönhof überflüssig vielleicht, ich weiss die Adressen nicht)

Dann: Ms. Schuré, Paris 104 rue d'Assas.
Princesse Carolyne de Sayn Wittgenstein, Roma 89 via Babuino
Madame Laura Minghetti, Roma
Marchese Anselmo Guerrieri-Gonzaga, Roma 5 via Rasella 152
Alexandre Herzen, Firenze 2 via Lorenzo magnifico

[«]

589. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sorrent, 20. Januar 1877>

So plötzlich geht es nicht bei einem jahrelang verschleppten Übel! Wieder 2 Tage zu Bett, auch hinterdrein noch schlimme Tage. — Vielen Dank für Benoni und Reuter's Schrift (brave Gesinnung, guter Kopf, abscheuliche Darstellung). Über Dr Förster's Besuch gefreut (wir mögen seine Brüder nicht recht) Danke sehr für Deine Briefe, alle angekommen. Die „Schule der Erzieher“ (auch modernes Kloster, Idealkolonie, université libre genannt) schwebt in der Luft, wer weiß was geschieht! Wir haben Dich schon im Geiste zum Vorstand aller wirthschaftl. Angelegenheiten unsrer Anstalt von 40 Personen ernannt. Du mußt vor allem italiänisch lernen!

[«]

590. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Sorrent, 27. Januar 1877>

Verehrteste Frau, es beunruhigt mich ein wenig, was der Übersetzung widerfahren sein mag, dass sie immer noch nicht erscheint. — Inzwischen ist Dr. Rée's Manuscr. an Schmeitzner abgegangen. — Ich habe manche schlechte, doch auch einige gute Tage hinter mir. Doch kann ich nicht lesen. Langsame Besserung; und der Zweifel, ob es wieder gut wird, nicht überwunden. — Hat Frau Cos. W<agner> Ihren „Schopenh.“ zurückgeschickt? — Von Schuré ist ein Band

Gedichte erschienen. Kennen Sie Romane von Daudet? Wir haben Voltaire Diderot Michelet Thukydides vorgehabt.

Meine allerbesten Wünsche!

Ihr F N.

[«]

591. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Sorrent,> 27 Januar 1877.

Meine herzlichsten Glückwünsche voran, meine geliebte Mutter; wir wollen zusammen wünschen, daß Dein kommendes Lebensjahr mehr von Leid Verlust und Sorgen verschont bleiben möge als das vergangene.

Einen eigentl. Brief kann ich nicht schreiben, es greift mich so an, daß ich es immer ein Paar Tage zu büßen habe (so wie neulich als ich endlich der armen Frau Ritschl schreiben mußte) Es gab immer wieder schlechte Tage und Stunden; in summa glaube ich aber, es geht vorwärts, nur soll niemand glauben, daß es auf einmal gut gehe. Wir haben es jetzt auch ein Bischen frisch und windig. Meinem Kopf scheint es immer noch an Blut zu fehlen; ich habe die letzten 10 Jahre zu viel nachgedacht (was bekanntlich mehr angreift als wenn man nur „zu viel arbeitet“: obwohl ich dies auch gethan habe.)

Wo mag nur die französ. Übersetzung meiner Schrift über Wagner bleiben? — Man liest mir jetzt Lorenzo Benoni vor, wir freuen uns alle daran.

Dr Rée hat sein Manuscript „über den Ursprung der moralischen Empfindung“ an Schmeitzner geschickt. — Brenner hat hübsche Novellen geschrieben, Frl. von Meysenbug arbeitet an einem Roman. — Es ist möglich, daß Fürst Lichtenstein sich unsrer kleinen Gemeinde anschließt. Später kommen Seydlitz und Frau, schon angekündigt; auch einige römische Damen.

Ich werde Euch später lehren, wie man Risotto macht, das weiß ich nun.

Zuletzt meinen schönsten Dank für Deinen unterhaltenden langen Brief

Dein Fritz.

[«]

592. An Marie Baumgartner in Lörrach

<Sorrent, 2. Februar 1877>

Verehrteste Frau

was für eine Freude haben Sie mir, und uns Allen gemacht! Wir können uns gar nicht darüber beruhigen, wie gut die Übersetzung gelungen ist; Fräulein von Meysenbug meinte immer wieder, es klinge als ob man einen der besten französischen Autoren höre, und ich selber bin fast überzeugt, dass die Übersetzung besser verstanden wird als das Original; ja wir Alle meinen, vielleicht sei Schmeitzner sehr klug gewesen: der Dampfer der Übersetzung nehme das etwas schwerfällige Lastschiff des Originals in's Schlepptau. Es ist eine wirklich artistische Leistung, so dass ich mich über mein Glück, einer solchen Übersetzerin und Sprachbildnerin zu begegnen, nicht genug wundern kann; die Vereinigung von grösster Deutlichkeit mit Schönheit und Zartgefühl des Ausdrucks ist gewiss etwas Seltenes. Es war so leicht meine Gedanken in einer fremden Sprache noch zu verdunkeln; in der That, ich fürchtete immer etwas die pathetische Rhetorik des modernen Französisch. Aber Ihnen ist es gelungen, mich zu erhellen. das macht mich sehr froh. Ausserordentlich schön ist z.B. der Schlusssatz von p. 19, dann auf p. 21 „de personnifier, de vivifier“ Dann p. 66. Das ganze VII Capitel, für das ich Grund hatte zu fürchten, sehr schön! Viele glückliche Einfälle und Erfindungen! Ich hebe noch p. 123 hervor; schon weiss ich dass ich täglich noch neue Überraschungen haben werde; bis jetzt konnten wir nur einen Theil zusammen lesen, und ich habe für mich das Ganze überschaut.

Nehmen Sie heute mit dieser Danksagung, welche ich Ihnen aus vollem Herzen ausspreche, fürlieb.

Ihrem Herrn Gemahl und meinem lieben Adolf die besten Grüsse.

Treu ergeben
Ihr
Friedrich Nietzsche.

Ein Wort von meinem Befinden: denken Sie dass meine Augen in fast plötzlicher Weise so abgenommen haben, dass ich fast gar nicht lesen kann! Höchstens noch, wenn die Buchstaben so gross sind wie in Ihrem merkwürdig schön ausgestatteten Buche.

[«]

593. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz (Postkarte)

<Sorrent, 2. Februar 1877>

Werther Herr Verleger, ausser dem Danke für Ihre briefl. Mittheilungen bin ich Ihnen für die franz. Übersetz. grossen Dank schuldig; dieselbe ist ausserordentl. gelungen und wird von competenten Personen als ein Meisterstück bezeichnet: aber die Ausstattung ist entsprechend. Hoffen wir, dass „Europa“ sich günstiger zeigt als Germania. — Ich bitte Sie um den ersten Band jenes Industriewerkes; sodann um: Spir, Denken und Wirklichkeit, Leipzig Findel (?) — Wollen wir nicht die Unzeit<gemässen> Betr<achtungen> als abgeschlossen betrachten?

Ihr F. N.

[«]

594. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Sorrent, 4. Februar 1877>

Hier, verehrte Frau, ein paar Feldblumen aus Sorrent. Wir alle senden Ihnen den Ausdruck unserer Verehrung und Bewunderung, denn die letzten Abende haben wir immer mit neuem Erstaunen in Ihrem Buche gelesen. Brenner hat die Blumen am felsigen Ufer gesucht, Frl. v. M<eysenbug> sie geordnet.

[«]

595. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)

<Sorrent, 8. Februar 1877>

Lieber Freund, eine kleine Belästigung durch eine Bitte! Ich wünsche von Memmel-Tripet, meinem Buchbinder ein Buch

liniirtes Papier, dessen Zeilen diese Entfernung haben:

Sie kennen es. Wollen Sie mir dies in Quart brechen (ja nicht rollen!) und unter Kreuzband zusenden? Noch immer Villa Rubinacci. Herzlich grüssend Ihr F.N.

[«]

596. An Reinhart von Seydlitz in Davos

<Sorrent, Mitte Februar 1877>

Lieber guter Freund, nichts als eine Anfrage — ausser dem allerherzlichsten Danke für Ihren Brief. Geht es Ihrer Gesundheit so gut und förderlich, um Bestimmungen über das Frühjahr treffen zu können? Ich hoffe und wünsche es aus ganzem Herzen. — Mich würden Sie nach wie vor in Sorrent finden. Meine beiden Freunde und Begleiter verlassen mich Ende März, und ich bleibe mit Frl. von Meysenbug (welche sich dankbar Ihrem verehrten Kreise empfiehlt) allein hier zurück.

Meinen Augen geht es schlechter, meinem Kopfe nicht wesentlich besser — also, mit altitaliänischer Wendung (welche ein päpstlicher Nepote zuerst gebrauchte; die Gerichtsdiener kamen, ihn zum Tode zu führen) „Va bene, patienza!“

Die Tage sind ausserordentlich schön; eine Mischung von Meer- Wald- und Bergluft herrscht hier, und viele halbdunkle stille Wege giebt es. Manche Pläne gehen uns Beiden (Frl. v. M<eysenbug> und mir) durch den Kopf, und Sie kommen immer mit darin vor.

Vor allem: wenn man keine Gesundheit hat, soll man sich eine anschaffen. — Haben wir sie aber, dann soll noch manches Gute zu Stande kommen, nicht wahr?

Treulich der
Ihre
Friedrich Nietzsche

Sorrent, Villa Rubinacci
(eventuell können Sie hier Wohnung finden)

[«]

597. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Sorrent, 18. Februar 1877>

Meine liebe Mutter, es schmerzt mich, durch eine Briefstelle Anlaß gegeben zu haben, daß Ihr unter einander etwas Verdruß hattet; genug, ich hatte gar nichts dabei gedacht und beabsichtigt. Ich schrieb an F<rau> R<itschl>, weil ich es für nöthig hielt, ebenso wie ich an Frau Gerlach schon vor Weihnachten und an Frau Brockhaus kürzlich geschrieben habe. Daß es mich angegriffen hatte, dafür könnt Ihr nichts; also — ich bitte um Entschuldigung.

Mein Befinden ist wieder sehr schlecht gewesen, fast desperat. Es gab Tage, wie um Weihnachten voriges Jahr. Innerhalb einer Woche lag ich 2 mal zu Bett, mit heftigen Schmerzen. — „Flimmern“ ist ein falscher Ausdruck für den Zustand meiner Augen. Ich kann nicht lesen, die Worte werden zu Klumpen.

Prof. Schiess, darüber consultirt, fand es beunruhigend, wenn es nicht bald weichen wollte; er empfahl mich in Neapel ärztlich zu berathen. (Neapel hat eine ausgezeichnete medicinische Fakultät an seiner Universität) Ich war dort und conferirte mit dem berühmtesten Arzt, Professor Schrön; und jetzt bin ich wieder ordentlich in Kur. Nach drei Monaten soll ich wieder kommen, wenn inzwischen keine neuen Symptome kommen. Alle Mittel wirken bei solch einem vorgeschrittenen Zustande meines Kopfleidens sehr langsam. Die Erklärung mit einem Kopfkatarrh ist nichts, vielmehr weiß ich jetzt sehr genau, wie das Übel beschaffen ist. Die erste ganz sorgfältige Untersuchung und Besprechung!

Sorrent ausgezeichnet zur Kur; namentlich als Augenkurort mit Recht gerühmt.

Meinen herzlichsten Dank für Alles Geschriebene und Mitgetheilte. (Ich selber kann nicht recht lesen was ich schreibe: Verzeihung, wenn alles sehr unordentlich aussieht)

mit herzlichen Grüßen
Dein F.

[«]

598. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sorrent, 21. Februar 1877>

Liebe gute Schwester, glaube nur, immer die herzlichste Empfindung, das alte Zutrauen gegen dich! Es giebt gar kein Mißverständniß. Es that mir wehe, solchen Hoffnungen und Wünschen nicht entsprechen zu können; und bei jedem Briefe gab es mir einen Stich, zu hören, wie bestimmt Ihr mich erwartet, wie schon das Datum (Anfang April) bestimmt und die Wohnung gemiethet ist. Ich konnte ja gar nicht an’s Reisen denken! Frl. v. M<eysenbug>, die über Italien viel Erfahrung hat, konnte Dich besser aufklären als ich, zumal ich nicht lang schreiben kann. — Es geht nicht gut. F. N.

Herzl. Dank der guten Mutter für Ritschl.

[«]

599. An Reinhart von Seydlitz in Davos

Sorrent, villa Rubinacci
Ende Februar 1877.

Lieber Freund

die gegenseitigen Versicherungen unsrer hoffnungsvollen Neigungen haben sich gekreuzt: dankbar nehme ich das gute Wahrzeichen an.

Ich bedarf solcher Nachrichten, wie Sie sie mir geben, denn mein Befinden war zuletzt wieder schlecht und erweckte den bösen Geist der Ungeduld in mir.

In Neapel suchte ich den ausgezeichneten Arzt Professor Schrön, an der Universität, auf; ich empfehle denselben nach dem Rufe den er geniesst und der Erfahrung, welche ich jetzt von ihm habe. Aber Sie haben die Wahl noch zwischen 6 andern deutschen Ärzten. Auch in Sorrent ist ein guter deutschsprechender Arzt. Die medicinische Facultät in Neapel ist überall geachtet und erzieht tüchtige Ärzte. Die Fremden beginnen nach Sorrent zu strömen; der März gilt sogar als der Monat, welcher die allermeisten bringt. Dass es stürmisch hier sein kann, haben wir eigentlich erst in den letzten Tagen erfahren. Dem März sagt man nach, dass er die schöne Jahreszeit beginne, aber ein paar windige Tage dürften doch kaum ausbleiben. Es giebt so gute verdeckte Spaziergänge zwischen Orangengärten, dass es einem darin immer windstill zu Muthe wird und man nur aus der heftigen Bewegung der Pinien über einem sieht, wie es draussen in der Welt stürmt. (Wirklichkeit und Gleichniss unseres hiesigen Lebens — wahr in beidem)

Dass ich bleibe, dass ich Sie erwarte, wissen Sie schon; Frl. von Meysenbug wird selber schreiben, ich glaube Sie haben sehr viel Freude durch Ihren Brief gemacht, gemischt mit jener Verwunderung, wie auch ich sie empfand, welche immer wieder fragt: ist es nur möglich? Solche Menschen leben? Und warum schenken sie uns diese Liebe? Verdienen wir sie? (ich rede von mir und frage ernstlich noch zuletzt: werden Sie sich nicht täuschen? Der Himmel weiss, Sie werden einen sehr einfachen Menschen finden, welcher von sich keine grosse Meinung hat)

Und nun alles Herzliche und Gute
dem neuen Freunde kräftig angewünscht von
Friedrich Nietzsche

[«]

600. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sorrent, 12. März 1877>

Seit 3 Wochen Winter oder unaufhörliches Regenwetter mit starken Winden. Der Vesuv tief eingeschneit. Der arme Vetter Albrecht war zweimal in Sorrent bei schlimmem Wetter: einen Abend war er bei uns. In 2—3 Wochen reisen Dr Rée und Brenner ab. Seydlitz, mir sehr befreundet, kommt um dieselbe Zeit hier an, mit seiner Frau. — In Bayreuth ist der alte Dekan begraben. Gersdorff ist in die diplomat. Carrière eingetreten. Rohde verheirathet sich Pfingsten. Overbecks Mutter ist gestorben. — Mir geht es im Ganzen nicht besser, aber ich hoffe auf die bessere Jahreszeit. Ich sende Dir und meiner guten Schwester dankbare Grüße.

[«]

601. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sorrent, 26. März 1877>

Ein böser Monat, mit ewigem Regenwetter und Sturm. Aber die gute Zeit ist vor der Thür. Wir waren in Capri, ohne viel Glück; ich einen Tag krank, wie bei jeder kleinen Reise. Wenn ich nur daran glauben könnte, dass es allmählich besser würde! Ich merke es nicht. Aber der sehr bedenkl. Zustand der Augen ist gewichen, das ist gut. Herzlichen Dank für den guten Brief. Und gute Wünsche! Rée und Brenner reisen am 2t. April

[«]

602. An Franz Overbeck in Basel

<Sorrent,> 26 März 1877.

Lieber guter Freund, ich war gerade die ganze letzte Zeit, durch eine Verschlimmerung meines Augenleidens, nicht in der Verfassung des Lesens und Schreibens; so konnte ich nur in stiller schweigsamer Theilnahme Deinen Schmerz ehren, Deinen grossen Verlust beklagen und mich im Allgemeinen verwundern, wie der Mensch doch weiterlebt, wenn ihm die natürlichen Wurzeln abgeschnitten werden. Ich schloss daraus, dass er viel mehr Wurzeln haben müsse als er gewöhnlich annimmt; verliert er welche, so schafft er sich neue. Dabei dachte ich an Deine Ehe und meine, dass Dir dieselbe als beste Trösterin genützt haben wird. Schrieb ich Dir, dass ich meine Grossmutter verloren habe?

Mein Befinden erweckt mir viel Bedenken, ich sah die Nothwendigkeit ein, mich wieder der ärztlichen Hülfe anzuvertrauen und bin jetzt unter der Obhut des Professor Schrön (Universität Neapel) Einsalben des Kopfes mit Narcein, dann Gebrauch von Brom Natrium, nebst einigen diätetischen Vorschriften; nach drei Monaten soll ich berichten. In der That geht es jetzt den Augen wieder besser (ich war vollständig ausser Stande zu lesen)

Der letzte Monat war sehr schlecht, Kälte Sturm Regen fast unablässig. Rée und Brenner reisen Ende März ab. Seydlitzens kommen zu uns. Wir bleiben hier. — Rohde heirathet Pfingsten. Gersdorff's Sache steht nicht gut.

Grüsse, mein lieber Freund, Deine Frau, dann Frau Baumgartner, Baumann, auch Immermanns.

Dem guten Köselitz bin ich Dank und Antwort schuldig.

Lebe wohl und sei der Liebe Deines Freundes gewiss.

Ich habe mancherlei durchdacht, was Dir, wenn wir zusammen kommen, zuerst vorgelegt werden soll.

Alle grüssen. — Bitte bezahle die Buchhändlerrechnung.

[«]

603. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Sorrent, 31. März 1877>
Sonnabend v. Ostern

Liebe gute Schwester, ich danke herzlich für Deine Briefe und antworte erst heute, weil ich nicht wußte, was ich antworten sollte; eigentlich weiß ich es heute auch nicht. Glaubst Du nicht, daß ich nach 6 Wochen B<ertha> R<ohr> nicht mehr ausstehen werde und sie nicht mehr sehen hören kann? Vielleicht übertreibe ich. Sonst weißt Du ja, wie wir zusammen über sie denken, Illusionen haben wir uns wohl nicht gemacht; oder doch? — Hier redet man mir zu in Bezug auf Nat. Herzen, was meinst Du? Aber 30 Jahre ist sie auch, es wäre besser, daß sie 12 Jahre jünger wäre. Sonst ist ihre Art und ihr Geist recht gut zu mir passend. — Bei Gersd<orff> sind die Mitgift-fragen immer noch nicht geordnet, es ist eine sehr verwickelte Geschichte. Aber schweige darüber. — Seydlitzens sind da, voller guten Willens und Artigkeiten für mich. Allmählich wird es wohl gelingen, den sehr guten begabten S<eydlitz> „einzufreundschaften“. Seine junge Frau ist Ungarin, sehr angenehm. — Hast Du Frau Wagner auf ihren Brief geantwortet? Wagners gehen den <Mai> nach London, und ich muthmaße etwas in Betreff Deiner. — Auf Capri trafen wir zufällig Besucherinnen der Bayreuther Feste, wie es schien aus der nächsten Umgebung von Bayreuth, ein junges Mädchen hieß A. v. T. Wer ist das? — Hier ist es jetzt Frühling geworden, oder beinahe soviel. Heute wieder trübe. Mir geht es die letzte Zeit etwas besser.

Von Herzen Dein Bruder.

Das musik. Wochenblatt über mich kenne ich.

Erwäge doch auch einmal die kleine Köckert. — (Religiöse Freisinnigkeit absolute Bedingung!)

[«]

604. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Sorrent, 17. April 1877>

Seit einer Woche bin ich mit Frl v M<eysenbug> allein, die Freunde sind abgereist. Ich denke, Dr. Rée wird Ihnen, wenn er Zeit in Basel hat, erzählen. Seine Schrift ist im Druck fast fertig. Gersdorff schrieb mir Gutes über Ihren Sohn, den er in Berlin gesehn hat. Ein neuer Freund, v. Seydlitz hat sich in unserer Nähe mit seiner Frau einer Ungarin niedergelassen. Im Juli denke ich in die Schweiz zu kommen. Meine Gesundheit ist und bleibt schlecht, sehr schwankend, namentlich die letzte Zeit. Die Augen etwas besser. Alles Gute und Herzliche von Ihrem ergebenen F. N.

[«]

605. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sorrent, 17. April 1877>

Für alles Gute, Unterhaltende herzlichen Dank. Die Freunde Rée und Brenner sind seit einer Woche fort. Mein Befinden seit dem wieder schlecht, mehrere mal zu Bett gelegen. Schöner Frühling überall. Ich freue mich dass es meiner lieben Lisbeth wieder ganz gut geht. Für den Juli projectire ich in die Schweiz zurückzukehren, zunächst nach einer höheren Gegend, zusammen mit Frl. v. M<eysenbug> welche mit Monod's dort zusammentrifft. Gersdorff ist in Berlin und zwar für ein paar Jahr als Maler, unter Rau's Leitung, er ist glücklich darüber

Mit innigen Wünschen.

[«]

606. An Paul Rée in Jena

<Sorrent, den 17. April 1877>

Ich war bis Freitag allein in der Villa Rub<inacci>. Da endlich kam Frl. v. M<eysenbug> zurück. — Mehrere Tage zu Bett gelegen, immer schlecht, bis heute. Nichts ist oeder als Ihr Zimmer ohne Rée. Wir sprechen und schweigen viel von dem Abwesenden; gestern wurde constatirt, dass nur Ihre „Erscheinung" abhanden gekommen sei. Abends spielen wir Mühle. Lesen giebt es nicht Seydl<itz> liegt zu Bett; wir konnten gegenseitig einer des andern „humaner Krankenwärter" sein, insofern wir mit Bettliegen abwechselten. Liebster Freund, wie viel verdanke ich Ihnen! Sie sollen mir nie wieder verloren gehn!

In herzlicher Treue Ihr F N

Für Telegramm und Brief Dank und wieder Dank.

[«]

607. An Louis Kelterborn in Basel (Postkarte)

<Sorrent, 22. April 1877>

Dank, lieber Freund, für alle Theilnahme, welche mir Ihr Brief von Herzen zeigt. Leider kann ich über mein Befinden nichts Tröstliches melden; nach manchen Schwankungen, und zeitweiligen Aussichten auf Besserung wage ich jetzt im Ganzen kaum zu sagen, dass es nicht schlimmer geworden ist. Im Herbst komme ich nach Basel zurück. Treugesinnt der Ihre F. N.

[«]

608. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)

<Sorrent, 25. April 1877>

Für alles Gesagte Gewünschte Geschickte herzlichen Dank. Aber keine Polemik mehr, ich bitte Sie, das ist nicht das Geschäft der Musiker. Später sage ich Ihnen mehr über diesen Fall, den ich als ein spaßhaftes Unglück bezeichnen muß. Jak. Burckhardt zu gewinnen ist, nach einer sehr entsprechenden früheren Erfahrung, unmöglich; wer wollte auch das Einzige, was er von uns wünscht, Achtung vor seinem persönlichen Begriff der Freiheit, nicht achten? Treulich Ihr N.

Mein Befinden elend schwankend.

[«]

609. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Sorrent 25 April <1877>
immer unbeständiges Wetter

Nichts Heiteres als Dein Brief, liebste Schwester, der in allen möglichen Punkten den Nagel auf den Kopf traf. Mir ging es so schlimm! Innerhalb 14 Tagen lag ich 6 Tage zu Bett mit 6 Hauptanfällen, der letzte ganz zum Verzweifeln. Ich stand auf, da legte sich Frl. v. M<eysenbug> auf 3 Tage wegen Rheumatismus. In aller Tiefe unsres Elends lachten wir sehr zusammen, als ich ihr einige ausgewählte Stellen des Briefes vorlas. — Der Plan nun welchen Frl. v. M als unverrückbar im Auge zu behalten bezeichnet und an dessen Ausführung Du mit helfen mußt, ist der. Wir überzeugen uns, daß es mit meiner Baseler Universitätsexistenz auf die Dauer nicht gehen kann, daß ich sie höchstens auf Unkosten aller meiner wichtigeren Vorhaben und doch mit totaler Preisgebung meiner Gesundheit durchsetzen könnte. Freilich werde ich den nächsten Winter in diesen Verhältnissen dort noch zu bringen müssen, aber Ostern 1878 soll es zu Ende sein, falls die andre Combination gelingt d. h. die Verheirathung mit einer zu mir passenden, aber nothwendig vermöglichen Frau. „Gut, aber reich“ wie Frl v M. sagte, über welches „Aber“ wir sehr lachten. Mit dieser würde ich dann die nächsten Jahre in Rom leben; welcher Ort für Gesundheit Gesellschaft und meine Studien gleich geeignet ist. In diesem Sommer soll nun das Projekt gefördert werden, in der Schweiz, so daß ich im Herbst verheirathet nach Basel käme. Verschiedne „Wesen“ sind eingeladen, in die Schweiz zu kommen, mehrere Dir ganz fremde Namen darunter zB. Elise Bülow aus Berlin, Elisabeth Brandes aus Hannover. Den geistigen Qualitäten nach finde ich immer Nat. Herzen am besten geeignet. Mit der Idealisirung der kl. Köckert in Genf hast Du viel geleistet! Lob Ehr und Preis! Aber es ist doch bedenklich; und Vermögen? —

Rohde soll die Wagner-Büste bekommen, mir fällt gar nichts mehr ein, meine Dummheit ist groß. Also willst Du dies schnell besorgen, mit einem Briefchen an Rohde?

Von Frankfurt hat man mich zu einer Rede über Wagner eingeladen. — Die Übersetzung von Frau Baumgartner wird durch die competenten Personen nicht gut gefunden. Dies ganz im Vertrauen.

In alter Brüderlichkeit Dein
Fritz
in Zukunft (wenn ich noch in einem
Jahr lebe) Römer.

Mit der Bayreuther Sorge bleibst Du verschont; wozu ich eigentlich gratulire, denn die Verantwortlichkeit ist zu groß. Lulu und die Gouvernante führen das Regiment. Die arme Loldi ist in ein orthopädisches Institut in Altenburg gebracht.

[«]

610. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz

<Sorrent, Mai 1877>

Können und wollen Sie diesem Vereine die erbetene Gunst gewähren, lieber Herr Schmeitzner? —

Mir geht es schlimm und schlimmer.

Briefe von jetzt an: Ragaz, Schweiz, poste restante.

F. N.

[«]

611. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sorrent, 7. Mai 1877>

Dir und unserer lieben Mutter den herzlichsten Dank. Heute nur die Bemerkung, dass Du in Sachen Rohde’s nach eignem Ermessen handeln sollst. Ich bin auch mit einem Juno Ludovisi-Kopf zufrieden. — Der Marchese Guerrieri war da, fragte zu allererst nach der Sorella, ihrem Aussehen usw., sie sei molto simpathica. — Mein Befinden schlecht.

[«]

612. An Franz Overbeck in Basel

Sorrent Montag. <7. Mai 1877>

Lieber treuer Freund,

Befinden immer schlechter, so dass ich schnell abreisen muss, ich lag alle 3 Tage zu Bett. Morgen geht es fort mit Schiff, ich will eine Kur in Pfäffers bei Ragaz versuchen. Briefe bitte nach Ragaz poste restante.

Es ist nicht daran zu denken, dass ich im Herbst meine Collegien wieder aufnehme: also!

Bitte hilf mir etwas und theile mir mit, an wen (und mit welchem Titel) ich mein Demissions-Gesuch zu richten habe. Es bleibe einstweilen Dein Geheimniss, der Entschluss ist mir schwer geworden, Frl. v. M<eysenbug> hält ihn aber für absolut geboten. Ich muss mich noch auf Jahre vielleicht meines Leidens gewärtigen.

Ich betrübe Dich damit, ich kann nicht anders.

Willst Du die Hug’sche Rechnung berichtigen, ebenso die einliegende Hutmacher-Rechnung von fr. 3,30?

Dein Brief hat mir so wohl gethan, ich bekam ihn im elendesten Zustande.

Deiner lieben Frau meine herzlichsten Grüsse.

Dein Freund und
Bruder
F N.

[«]

613. An Paul Rée in Stibbe

<Sorrent, 7. Mai 1877>

Ja, liebster Freund, morgen reise auch ich ab! Aus Noth, denn es gieng seit Ihrer Abreise immer schlimmer, alle 3 Tage lag ich zu Bett. Jetzt will ich auf dem kürzesten Wege (zu Meer) nach Pfäffers, zu dem ich einiges Vertrauen besitze. Ich reise allein. Briefe bitte nach Ragaz poste restante.

Es scheint nichts mehr zu helfen, die Schmerzen waren gar zu toll. Ihre Anwesenheit hatte den Dämon meiner Noth etwas in Schranken gehalten.

Alles was Sie reisend und schreibend mir Gutes erwiesen haben, werde Ihnen hundertfältig vergolten. Auf Jena vertraue ich als Ihren nächsten Musensitz.

Ist das gute Buch schon auf Wanderschaft? Wenn ich an dasselbe denke, so überfällt mich jedesmal eine solche Regung des Wohlwollens und Wohlbefindens, dass ich daraus die Existenz und Art des „unegoistischen“ „Triebes“ mir klar mache.

Bleibe ich leben, so bleiben wir uns auch gut. —

Al<exander> Herzen bittet doch um Rücksendung seiner Schrift, es war sein einziges Exemplar. Seine Adresse 2 via Lorenzo il magnifico Firenze.

Leben Sie wohl Getreuer Lieber! Ihren verehrten Angehörigen mich bestens empfehlend.

F. N.

[«]

614. An Reinhart von Seydlitz in Sorrent (Postkarte)

<Genua, 11. Mai 1877>

„Der hatte aes triplex um die Brust, der zum ersten Male das Meer befuhr“ sagt Horaz: ich hatte nur aurum triplex, daran lag’s, es war grässlich! Heute ein in allen Beziehungen gebrochener Mann; auch moralisch, denn ich bin äusserst misstrauisch, zähle alle Augenblicke Hab und Gut, verdächtige die Mitmenschen und komme mir nicht werth vor, dass mich die Sonne bescheint: was auch nicht der Fall ist.

— Dank und Preis Ihnen Beiden!

FN.

[«]

615. An Malwida von Meysenbug in Sorrent

Lugano Sonntag morgen. <13. Mai 1877>

Verehrteste Freundin

nachdem ich durch Nachdenken herausgebracht habe, dass eine Karte, obschon leichter als ein Brief, doch nicht schneller geht als ein Brief, müssen Sie nun schon einen längeren Bericht über meine bisherigen Odysseischen Irrfahrten hinnehmen. Das menschliche Elend bei einer Meerfahrt ist schrecklich und doch eigentlich lächerlich, ungefähr so wie mir mitunter mein Kopfschmerz vorkommt, bei dem man sich in ganz blühenden Leibesumständen befinden kann — kurz, ich bin heute wieder in der Stimmung des „heitern Krüppelthums“, während ich auf dem Schiffe nur die schwärzesten Gedanken hatte und in Bezug auf Selbstmord allein darüber im Zweifel blieb, wo das Meer am tiefsten sei, damit man nicht gleich wieder herausgefischt werde und seinen Errettern noch dazu eine schreckliche Masse Gold als Sold der Dankbarkeit zu zahlen habe. Übrigens kannte ich den schlimmsten Zustand der Seekrankheit ganz genau aus der Zeit her, wo ein heftiges Magenleiden mich mit dem Kopfschmerz im Bruderbunde quälte: es war „Erinnerung halb verklungener Zeiten“. Nur kam die Unbequemlichkeit hinzu, in jeder Minute dreimal — bis 8 mal die Lage zu wechseln und zwar bei Tag und Nacht: sodann in nächster Nähe Gerüche und Gespräche einer schmausenden Tischgesellschaft zu haben, was über alle Maassen ekelerregend ist. In Livorno’s Hafen war es Nacht, es regnete, trotzdem wollte ich hinaus, aber kaltblütige Verheissungen des Capitäns hielten mich zurück. Alles im Schiffe rollte mit grossem Lärme hin und her, die Töpfe sprangen und bekamen Leben, die Kinder schrieen, der Sturm heulte; ewige Schlaflosigkeit war mein Loos, würde der Dichter sagen. Die Ausschiffung hatte neue Leiden; ganz voll von meinem grässlichen Kopfschmerz, hatte ich doch Stundenlang die schärfste Brille auf der Nase und misstraute jedem. Die Dogana gieng leidlich vorbei, doch vergass ich die Hauptsache, nämlich mein Gepäck für die Eisenbahn einschreiben zu lassen. Nun ging eine Fahrt nach dem fabelhaften Hôtel national los, mit zwei Spitzbuben auf dem Kutscherbock, welche mit aller Gewalt mich in eine elende Trattoria absetzen wollten; fortwährend war mein Gepäck in andern Händen, immer keuchte ein Mann mit meinem Koffer vor mir her. Ich wurde ein paar Mal wüthend und schüchterte den Kutscher ein, der andere Kerl riss aus. Wissen Sie, wie ich in's Hôtel de Londres gekommen bin? Ich weiss es nicht, kurz es war gut, nur der Eintritt war greulich, weil ein ganzes Gefolge von Strolchen bezahlt werden wollte. Dort legte ich mich gleich zu Bett und sehr leidend! Am Freitag, bei trübem regnerischen Wetter, ermannte ich mich um Mittag und ging in die Gallerie des Palazzo Brignole; und erstaunlich, der Anblick dieser Familienporträts war es, welcher mich ganz heraushob und begeisterte; ein Brignole zu Pferd, und in's Auge dieses gewaltigen Streitrosses der ganze Stolz dieser Familie gelegt — das war etwas für mein deprimirtes Menschenthum! Ich achte persönlich van Dy<c>k und Rubens höher als alle Maler der Welt. Die andern Bilder liessen mich kalt, ausgenommen eine sterbende Cleopatra von Guercino.

So kam ich wieder in's Leben zurück, und sass den übrigen Tag still und muthig in meinem Hôtel. Am nächsten Tage gab es eine andre Erheiterung. Die ganze Reise von Genua nach Mailand machte ich mit einer sehr angenehmen jungen ballerina eines Mailänder Theaters zusammen; Camilla era molto simpathica, o Sie hätten mein Italiänisch hören sollen. Wäre ich ein Pascha gewesen, so hätte ich sie mit nach Pfäffers genommen, wo sie mir, bei der Versagung geistiger Beschäftigungen, etwas hätte vortanzen können. Ich bin immer noch von Zeit zu Zeit ein bischen ärgerlich über mich, dass ich ihretwegen nicht wenigstens ein paar Tage in Mailand geblieben bin. Nun näherte ich mich der Schweiz und fuhr die erste Strecke auf der Gotthardbahn, welche fertig geworden ist, von Como nach Lugano. Wie bin ich doch nach Lugano gekommen? Ich wollte eigentlich nicht recht, aber ich bin da. Als ich die Schweizer Grenze passirte, unter heftigem Regen, gab es einen einmaligen starken Blitz und Donnerschlag. Ich nahm es als gutes Omen hin, auch will ich nicht verschweigen, dass je mehr ich mich den Bergen näherte, mein Befinden immer besser wurde. In Chiasso entfernte sich mein Gepäck auf zwei verschiedenen Zügen von einander, es war eine heillose Verwirrung, dazu noch Dogana. Selbst die beiden Schirme folgten entgegengesetzten Trieben. Da half ein guter Packträger, er sprach das erste Schweizerdeutsch; denken Sie dass ich es mit einer gewissen Rührung hörte, ich merkte auf einmal, dass ich viel lieber unter Deutschschweizern lebe als unter Deutschen. Der Mann sorgte so gut für mich, so väterlich lief er hin und her — alle Väter sind etwas Ungeschicktes — endlich war alles wieder bei einander und ich fuhr nach Lugano weiter. Der Wagen des Hôtel du Parc erwartete mich, und hier entstand in mir ein wahres Jauchzen, so gut ist alles, ich wollte sagen, es ist das beste Hôtel der Welt. Ich habe mich etwas mit mecklenburgischen Landadel eingelassen, das ist so eine Art von Deutschen, die mir recht ist; am Abend sah ich einem improvi<sir>ten Balle der harmlosesten Art zu; lauter Engländer, alles war so drollig. Hinterdrein schlief ich, zum ersten Male gut und tief; und heute morgen sehe ich alle meine geliebten Berge vor mir, lauter Berge der Erinnerung. Seit acht Tagen hat es hier geregnet. Wie es mit den Alpenpässen steht, will ich heute auf der Post erfahren.

Mir kommt auf ein Mal der Gedanke, dass ich seit Jahren keinen so langen Brief geschrieben, ebenso dass Sie ihn gar nicht lesen werden.

Sehen Sie also nur in der Thatsache dieses Briefes ein Zeichen meines Besserbefindens. Wenn Sie nur den Schluss des Briefes entziffern können!

Ich denke mit herzlicher Liebe an Sie, alle Stunden mehrere Male; es ist mir ein gutes Stück mütterlichen Wesens geschenkt worden, ich werde es nie vergessen.
Trina der Guten meine besten Grüsse.
Ich vertraue mehr als je auf Pfäffers und Hochgebirge.

Leben Sie wohl! Bleiben Sie mir, was Sie mir waren, ich komme mir viel geschützter und geborgener vor; denn mitunter überkommt mich das Gefühl der Einöde, dass ich schreien möchte.

Ihr dankend ergebener
Friedrich Nietzsche.
Dritter Bericht des
Odysseus.

Wie schön hatten Seydlitzens mich auf’s Schiff gebracht! Ich kam mir wie ein ideales Gepäckstück aus einer besseren Welt vor.

[«]

616. An Erwin Rohde in Jena (Entwurf)

<Ragaz, vor dem 20. Mai 1877>

Eine bedeut<ende> Verschlimmerung meiner Leiden, bei der vielleicht das Frühlings-Klima in Süditalien einige Schuld trägt, zwang mich Sorrent schnell zu verlassen; jetzt brauche ich die Kur in Ragaz, als der erste doch schon nicht mehr einzige Badegast. Meine Einsamkeit ist groß, meine Aussichten sehr trübe, die Gegenwart verhaßt, geistige Beschäftigung jeder Art untersagt, Skrupel und Sorgen allerlei auf dem Gemüth — ein andermal von dem Allem; oder warum überhaupt davon reden? Es ist nichts.

Aber nun weg von mir und hin zu Dir liebster Freund. Es ist doch dabei geblieben, daß dieses Pfingstfest, wie Du es mir früher schriebest Dein Hochzeitfest ist? Der Frühling nahm heute eine Wendung zum Überherrlichen; ich dachte Deiner lange, als ich im hellsten Grüne, in der stärkendsten Blüthenbaumluft die Vögel singen und zwitschern hörte. Mir fiel ein, daß Rée sagte, es werde selten ein so schönes Paar geben als Dich und Deine Braut, und ich glaube wohl gar, ihr werdet immer schöner. Wir Männer namentlich sind in der Gefahr, aus Verarmung der Seele uns selber unangenehm zu werden; und ich erinnere mich dessen wohl, was Du mir einmal in Basel sagtest, am meisten thäte Dir ein Wesen noth, an dem durch immer neue Beweise der Liebe, durch zahllose tägliche kleine und große Opfer des Eigenwillens Deine Seele wieder voll würde. Wäre ich gesund, so würde ich Dir dies etwas besser in Musik gesagt haben. So wie es steht, kann ich nicht einmal mehr schreiben; aber Du weißt und fühlst daß ein wahrer Freund mit ganzer Seele Dir seine Segenswünsche schickt und daß er traurig ist, fern sein zu müssen und Dich nicht umarmen zu können.

[«]

617. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Ragaz, 20. Mai 1877>

So! Da bin ich wieder in der Schweiz. Ich gebrauche die Bäder von Ragatz seit ein paar Tagen; Pfäffers, wohin ich zuerst wollte, ist noch nicht eröffnet. Meine Adresse ist hier: Hôtel Tamina.

Heute ist Pfingsten, Overbeck hat für heute Mittag seinen Besuch angekündigt.

Die herzlichsten Grüsse Eures

F.

[«]

618. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Ragaz, 28. Mai 1877>

Herzlichen Dank für Briefe und Karte. Bis jetzt bin ich mit der Kur zufrieden. Gar nicht aufregend. Der Arzt besucht mich alle drei Tage. Die allgemeine Ermüdung des Gehirns will freilich noch nicht weichen. Overbeck war hier Pfingstsonntag und Montag. Die gute Frl. Kästner ist todt (auch der alte Herr Mosley) Nach Beendigung der Kur (4—5 Wochen) will ich in's Hochgebirge, worauf auch ich meine letzte Hoffnung setze. In Aeschi am Thunersee Zusammentreffen mit Monod's verabredet. — Hier ist ausgezeichnete Berg- und Tannenwaldluft. Lebt recht wohl.

Euer F.

[«]

619. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Ragaz, 1. Juni 1877>

Es geht erträglich. Ein böser Tag. 17 Bäder genommen. Noch kein Schritt bei den Behörden gethan. Vielleicht genügt es, versuchsweise, Pädagogium abzunehmen? Allgemeine Ermüdung des Gehirns will freilich noch nicht weichen. Mitte Monats will ich höher hinauf. — Weg nach Dorf Pfäffers, Brückchen, Geländer, schönstens hergestellt, Du Armer! Heute beginnt Kurmusik.

Dir und der Deinen das Herzlichste

[«]

620. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Ragaz, 2. Juni 1877>

Liebe gute Schwester, ein paar Zeilen für Dich allein.

In der That, ich glaube, es ist gut, wenn Du Ende des Monates nach Basel gehst, schon der Wohnung wegen. Vielleicht ist doch die Wohnung der Frl. Kästner das Rechte, (namentlich für den Fall der Verheirathung) Ich selber will am 15tn d.

M. auf die Berge gehen, wahrscheinlich nach Rosenlauibad bei Meiringen. Ich suche Frl. v. M<eysenbug> ebenda hin zu locken; sie und die Monod's kommen aber erst 15 Juli. Willst Du um dieselbe Zeit auch hinauf kommen? — Weisst Du, dass ich arg hin und her schwanke, meine Baseler Stellung ganz aufzugeben? Ich fürchte, es ist unverantwortlich, im Herbst wieder anzufangen. Mein Kopf ist viel leidender als wir dachten, das Übel verschleppt durch Jahre, jede geistige Anstrengung sofort schädlich. Bis zum 15 Juni muss ich mich entschieden haben (4 Monate vor dem Anfange des Winterhalbjahrs) Freund Rée hat mein Befinden immer besser dargestellt als es ist, unserer Mutter wegen. — Frl. v. M<eysenbug> ist dringend dieser Meinung, Overbeck auch. Trotzdem schwanke ich. Den Winter würde ich dann vielleicht im Engadin oder in Davos zubringen (das ja auch für Nervenleiden gut ist.) Diese allzufrühzeitige Baseler Professur entpuppt sich nachgerade als das Hauptunglück meines Lebens. — Du glaubst nicht, wie Kopf und Augen müde und arbeitsunfähig sind (ganz abgesehen von den schlimmen Tagen) — Bin ich wieder gesund, so auch wieder erwerbsfähig, an Stellung und Unterkommen wird es nicht fehlen, ich habe Freunde in aller Welt.

Die Verheirathung, sehr wünschenswerth zwar — ist doch die unwahrscheinlichste Sache, das weiss ich sehr deutlich!

Übrigens wollen wir zusehen. — Glaube nicht, dass mir in meiner jetzigen Einsamkeit etwas abgeht. Es ist mir sogar vorgekommen, als ob es mir gesünder sei, so ganz allein, ohne interessante Gespräche und gesellschaftliche Rücksichten, zu leben. Ich bin fast immer unterwegs und habe 20 Bäder genommen. Es geht mir besser als in Sorrent. Viele gute Briefe. Rée und Rohde wollen nächstens in Naumburg einen Besuch machen.

Weisst Du, dass ich gelegentlich erwartete, Du werdest mir etwas von Deiner bevorstehenden Verlobung melden? Nun, nichts für ungut.

Bitte schreib mir schnell ein paar Worte und grüsse unsere liebe Mutter herzlich.

Dein Bruder in Liebe.

[«]

621. An Malwida von Meysenbug in Sorrent

<Ragaz, 6. Juni 1877>

3 böse Tage hinter mir. Arzt will dass ich Bäder abbreche, fortgehe, in die Höhe. Sonntag den 10 Juni will ich reisen. Bitte Nachrichten immer nach Ragatz poste restante. Denn ich weiss noch nicht genau, wohin ich gehe.

Rosenlauibad Luft und Molkenkurort. Hübscher Damensalon mit Piano. Die meisten Zimmer mit Teppichen belegt: Bäder in dem alkalischen, sehr weichen Natronwasser. Winde kennt man beinahe gar nicht. Nur vor Sonnenaufgang ist die Luft in der Regel mehr als maifrisch, dagegen sind die Abende bis in die Nacht hinein auffallend mild. Arzt in Meiringen (Entfernung 2 1/2Stunde.) — Bequeme Hinreise über Thun Interlaken Brienzersee Meiringen.

Ich hoffe dass es Ihnen besser als mir geht
Ihr Getreuer.

Hat Trina die dicke Wintermütze mit in meinen Koffer gepackt?

Einziger Haus- und Tischkamerad der Kommandant von Posen. — Seit heute ein von Oertzen.

Herrlicher Tannenwald in der Nähe vom Bad Rosenlaui.

[«]

622. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Ragaz, 6. Juni 1877>
(Mittwoch)

3 böse böse Tage hinter mir. Ich empfieng Deinen lieben Brief im Bett liegend. Der Arzt widerräth weiteres Baden, will dass ich fortgehe, in die Höhe. Nächsten Sonntag reise ich ab. Ist es Dir möglich, mir bis dahin noch frs. 500 zukommen zu lassen? (Durch Postmandat). Schwüle Luft, grosse Hitze hier. — Rohde’s Heirath erst in den Sommerferien.

Lebwohl Lieber Guter

[«]

623. An Hermann Siebeck in Basel

Ragatz 8 Juni <1877>

Hochgeehrter Herr College

wenn auch meine Gesundheit keineswegs so beschaffen ist, dass ich mit irgend welcher Zuversicht dem kommenden Winter entgegensehe, so will ich doch noch auf die Wirkung der Zwischen-Monate rechnen; vielleicht wendet es sich zum Besseren. Für den Fall, dass ich Collegien lesen kann, habe ich diese drei mir ausgewählt:

1) Aeschylus Choephoren. Dreistündig.
2) die Rhetorik des Aristoteles. Zweistündig.
3) Im philologischen Seminar: griechische Elegiker. Einstündig.

Mit herzlichem Danke für Ihre guten Wünsche

bin ich Ihr ergebenster
Dr F Nietzsche

[«]

624. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Ragaz, 9. Juni 1877>

Verehrte Frau, ich las Ihren Brief, der mir aus Italien hierher nachfolgte, noch einmal und dachte eben, wie gut Sie zu trösten verstehen. Ich danke Ihnen von Herzen dafür. Meine Kurzeit in Ragaz ist auch nun abgelaufen, Erfolg ist abzuwarten (schlimm! dass er noch nicht da ist, denn die ganze letzte Woche war wieder schlecht) Nun soll ich in's Gebirge hinauf: wohin, weiss ich noch nicht sicher. Frl. v. Meysenbug m<it> Monod's kommen Mitte Juli in die Schweiz (wahrscheinl<ich> Aeschi am Thunersee) Ich will auch dorthin. Vielleicht Sie ebenfalls? Herzl. Grüsse!

[«]

625. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Rosenlauibad, 14. Juni 1877>

Letzte Woche in Ragaz schlecht, mehrere böse Tage. Arzt rieth abzureisen, Höhe zu suchen. Ich wollte nicht in's Engadin, weil dies zurück liegt und so reiste ich Sonntag früh um 5 ab, nach Zürich, Luzern mit Eisenbahn, von dort mit Post nach Brienz über den Brünig. Kam mit heftigen Schmerzen Abends 9 Uhr an, hatte böse Nacht und Vormittag. Mittag nach Meiringen mit Post, Nachmittag 3 Stunden zu Fuss mit Führer nach Rosenlauibad. Hier bin ich der einzige bleibende Gast; wie gewöhnl<ich>. Sehr schön, ohne Übertreibung. Kein Wind, Tannenwald. Bis jetzt geht es gut. Herzliche Grüsse. Adresse: Rosenlauibad bei Meiringen, Berner Oberland.

[«]

626. An Franz Overbeck in Basel (Fragment)

<Rosenlauibad 17. Juni 1877>

[+ + +] Ich habe keinen Schritt gethan, was die Angelegenheit in B<asel> betrifft; bitte sprich doch mit Fritz Burckhardt, ob ich mich darauf verlassen kann, dass man mir, unter den gleichen (Geld-) Bedingungen wie in diesem Jahre, das Pädagog<ium> erlässt, so lange es nicht wesentlich besser geht. Ich kann selber keine langen Briefe schreiben; hilf mir, guter Freund!

[«]

627. An Paul Rée in Jena

<Rosenlauibad, zweite Junihälfte 1877>

An diesen Ort, den das Bildchen zeigt, habe ich 3 Bücher mitgenommen: etwas Neues von Mark Twain dem Amerikaner (ich liebe dessen Albernheiten mehr als die deutschen Gescheutheiten), dann Plato’s Gesetze — und Sie, lieber Freund. So bin ich wohl der Erste, der Sie in der Nähe der Gletscher liest; und ich kann Ihnen sagen, das ist der rechte Ort, wo man überschaut das menschliche Wesen mit einer Art von Geringschätzung und Verachtung (sich selbst sehr einbegriffen) gemischt mit Mitleiden über die vielfältige Qual des Lebens; und mit dieser doppelten Resonanz gelesen, wirkt Ihr Buch sehr stark.

Es ist so viel überflüssige Noth im Leben, man sollte doch am Schmerz schon genug haben. Da kommt aber alles Leidwesen noch hinzu, welches die Meinungen mit sich bringen. —

Weshalb fühlt man sich so wohl in der freien Natur? Weil diese keine Meinung über uns hat. —

Immer mehr bewundere ich übrigens, wie gut gewappnet Ihre Darstellung nach der logischen Seite ist. Ja so etwas kann ich nicht machen, höchstens ein bischen seufzen oder singen — aber beweisen, dass es einem wohl im Kopfe wird, das können Sie, und daran ist hundertmal mehr gelegen.

Die Vaterschaft, welche mir Ihr allzuliebenswürdiges Widmungswort zuschreibt, habe ich mit ungläubigem Lächeln passiren lassen, ungefähr wie wenn — usw.

Mein Befinden ist auch nach der Kur in Ragaz und trotz der herrlichen Hochgebirgsluft mittelmässig, bedenklich — ich weiss mir nicht recht zu helfen. Viel Erschöpfung, aber in Folge davon innerlicher Gemüths-Wurmfrass. Ich war Ihnen so dankbar für den lustigen Brief — und wünsche täglich ein paar Mal (auch dreimal) Sie herbei, denn ich bin ganz allein und von allen Zweisamkeiten ist mir die Ihrige eine der allerliebsten und ersehntesten.

Leben Sie wohl, mein guter Freund.

Ich freue mich, dass Sie Rohde in der persönlichen Nähe haben, Sie haben an ihm mehr, in jeder Beziehung, als an mir, glauben Sie mir dies auf mein ehrliches Gesicht hin; in einiger Zeit werden Sie es wissen. — Dies unter uns.

Es bleibt bei der Zusammenkunft in Aeschi am Thunersee; Fr. v. M<eysenbug> — Monods, meine Schwester, ich. Von Mitte Juli an. Bis dahin bleibe ich in Rosenlaui bei Meiringen (C<an>t<on> Bern).

[«]

628. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Rosenlauibad, 25. Juni 1877>

Ich schreibe eigentlich nur, um dies Bildchen zu schicken. Denn neues ist nicht zu melden. Ort, Umgebung, Verpflegung ist sehr gut. Luft mild und angenehm von früh bis in die Nacht. Ich muss mich aber vor grösseren Spaziergängen in Acht nehmen, ich hatte schon zweimal zu büssen (es dauerte 2 Tage, ehe ich leidlich wieder zurecht kam: Schlaflosigkeit und grösste Erschöpfung der Nerven) Jedesmal wenn ein Gewitter in der Luft liegt, habe ich Kopfschmerzen. Vielleicht ist es noch nicht hoch genug? (etwas über 4000 Fuss) Sehr allein bin <ich>, obschon genug

Engländer durch passiren: Auf die Dauer muss der Aufenthalt gut sein. Es ist meine Art Natur.

Von Herzen Euer F.

[«]

629. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Rosenlauibad, vor dem 29. Juni 1877>

Liebe, liebe Schwester

den besten Dank. Alles sehr gut ausgedacht. Ich kann kaum die Zeit unseres Wiedersehens erwarten, es kommt mir noch so ferne vor.

Eine gewisse Veränderung der Pläne wird durch Frl. v. M<eysenbug>'s Wort auf ihrer letzten Karte hervorgerufen „aber Nat<alie> müssen wir total von der Liste streichen, sie hat mir neulich wieder zufällig ihre feste Ansicht in der Beziehung mitgetheilt". Es kommt übrigens niemand nach Äschi ausser Monods und Frl. v. M<eysenbug>. Mit den andern „Wesen" ist alles Phantasie und Hirngespinst. Nun ist mir Aeschi wirklich zu niedrig (niedriger als die Frohburg) ich werde mich jetzt, wo keine höheren Zwecke vorliegen, darauf beschränken, dort einen Besuch zu machen. — Wagner's kommen nächstens nach Selisberg am Vierwaldst<ättersee>, Frl. v. M<eysenbug> geht bis zum 20 Juli dorthin, bis Olga in Aeschi eintrifft. Ich werde vernünftiger Weise auch dorthin nicht gehen; denn ich muss jetzt nur ein Ziel haben, bis zum Herbst wieder arbeitsfähig zu werden. Wagner's Nähe ist nicht für Kranke, das zeigte sich auch in Sorrent.

Übrigens graut mir vor Basel, wo ich wie in einer Verpuppung leben muss und wirklich nervenschwach und melancholisch geworden bin. Sie schätzen mich; aber was habe ich mit ihnen gemein? Was kann ich ihnen, was sie mir nützen? — Das lässt sich aber vorläufig nicht ändern. Aber noch mehr abschliessen müssen wir uns, namentl<ich> vor den Deutschen (Overbeck klagte sehr über Immermann's, seine Frau hat ihm „die rechten Gesichtspuncte gegeben"; auch die „flachen" Miaskow<s>ky's sind wieder da!!)

Denke Dir, ich habe wieder an B<ertha> R<ohr> in Basel gedacht, sie stimmt zuletzt doch am besten für meinen Baseler Nothwehr-Zustand. Bitte, erkundige dich doch sofort wo sie diesen Sommer zu finden ist.

Gegen den Genfer Gedanken (Kl. K<öckert> habe ich manches einzuwenden, der Vater gefällt mir nicht, ich glaube es ist ein etwas verrufener Geschäftsmann. Und dann — wo ist Vermögen? Vielleicht eines Tages Bankerott. Mutter sehr geizig.

Also Deinen Geburtstag! Mir ist es ungefähr gleich, Bern oder Luzern, ich möchte nur meine späteren Pläne damit verbinden. Denn auf die Dauer bleibe ich nicht in Rosenl<auibad>, es ist wie Du Dir denkst, auf und ab. Sonst sehr gut. Ich gebrauche die Kur von St. Moritzer Wasser.

Grüsse unsere gute Mutter und danke ihr sehr für Ihren Brief. Schreib mir doch, bevor Du abreist. Auch, wohin ich Dir nach Basel schreiben soll.

In Treue und Liebe F.

[«]

630. An Malwida von Meysenbug in Seelisberg

(Sonntag) <Rosenlauibad, 1. Juli 1877>

Hochverehrte Freundin,

es hat mich betrübt, dass mein ausführlicher Reiseplan in Betreff des Splügen zu spät nach Florenz gelangt ist, wahrscheinlich nur um Einen Tag zu spät. Ich glaubte nicht, dass Sie so schnell von dort aufbrechen würden. (Diese Dinte ist schrecklich, und ich habe sie mir eigens kommen lassen! Aber man hat sie gefälscht, alle Lebensmittel sind in der ganzen Welt unecht und Dinte ist doch für uns ein Lebensmittel!)

So! jetzt geht es besser. —

Ich bedaure sehr, dass das Reisen Ihnen so schlecht bekommen ist; in der That, das muss aufhören und die Vielen, welche Sie lieben, müssen sich ein bischen bemühen und über die Alpen steigen. Aeschi, glaube ich, wird Ihnen entsprechen, es ist dem Clima nach ähnlich wie Sorrent, natürlich etwas alpiner: aber eine ähnliche Mischung von guter Berg- Wald- und Seeluft. Für meine Bedürfnisse ist es, so lange die ganz heisse Zeit währt, freilich viel zu niedrig, ich kann also erst später hinkommen. Das Hochgebirge hat immer einen wohlthätigen Einfluss auf mich gehabt. Zwar liege ich hier auch krank zu Bett wie in Sorrent und schleppe mich Tagelang unter Schmerzen herum, aber je dünner die Luft, umso leichter trage ich es. Jetzt habe ich eine Kur mit St. Moritzer Wasser begonnen, die mich mehrere Wochen beschäftigen wird. Es wurde mir sehr empfohlen, nach Ragatzer Kur in die Höhe zu gehn und dies Wasser zu trinken; als Mittel gegen eingewurzelte Neurosen gerade in dieser Combination mit Ragatz. Bis zum Herbst habe ich nun noch die schöne Aufgabe, mir ein Weib zu gewinnen, und wenn ich sie von der Gasse nehmen müsste: die Götter mögen mir Munterkeit zu dieser Aufgabe geben! Ich hatte wieder ein ganzes Jahr zum Überlegen und habe es unbenutzt verstreichen lassen; und doch weiss ich längst, dass ohne diess auch nicht einmal auf eine Milderung meiner Leiden zu rechnen ist. Im October bin ich entschlossen wieder nach Basel zu gehn und meine alte Thätigkeit aufzunehmen. Ich halte es nicht aus ohne das Gefühl nützlich zu sein; und die Baseler sind die einzigen Menschen, welche es mich merken lassen, dass ich es bin. Meine sehr problematische Nachdenkerei und Schriftstellerei hat mich bis jetzt immer krank gemacht; so lange ich wirklich Gelehrter war, war ich auch gesund; aber da kam die nervenzerrüttende Musik und die metaphysische Philosophie und die Sorge um tausend Dinge, die mich nichts angehen. Also ich will wieder Lehrer sein: halte ich's nicht aus, so will ich im Handwerk zu Grunde gehn. Ich erzählte Ihnen, wie Plato diese Dinge auffasst. — Meine besten Wünsche und Grüsse für die unermüdlichen Bayreuther. (ich bewundere alle Tage dreimal ihre Tapferkeit) Bitte beruhigen Sie mich über das Londoner Gesammtergebniss, man erzählte mir etwas sehr Schlimmes. Wie gern unterhielte ich mich mit Frau W<agner>, es ist immer einer meiner grössten Genüsse, und seit Jahren bin ich ganz darum gekommen! —

Ihre mütterliche Güte giebt Ihnen das traurige Vorrecht, auch Jammer-Briefe zu bekommen!

Overbeck hat keineswegs mir zugerathen, nach B<asel> zu gehen. Wohl aber meine Schwester, die mehr Vernunft hat als ich.

Es müssen mehrere Karten (von mir an Sie) nicht angekommen sein.

Leben Sie wohl, recht wohl! Ihnen herzlich ergeben

Friedrich Nietzsche.

4000 Fuss aber wie geschützt, mild, gut für die Augen!
(6 frs. die Pension, sehr gut.)

[«]

631. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Rosenlauibad, 2. Juli 1877>

Mein lieber Freund, ich habe noch immer nichts von merkbarer Besserung zu melden; genug ich glaube dass auf die Dauer mir der Aufenthalt hier gut thun muss: es ist gar zu schön, kräftig, gesund auf dieser Höhe und das Hôtel sehr gut. Ich trinke jetzt St. Moritz-Wasser; man rieth es mir sehr an, diese Cur nach Ragaz zu machen: zusammen als Mittel gegen eingewurzelte Neurose. — Meine Schwester kommt ungefähr den 6t d. M., bitte gieb ihr das Geld, für dessen Besorgung ich Dir herzlich danke, ebenso wie für die Unterredung mit B<urckhardt>. Gethan hab' ich nichts in dieser Sache, will warten.

F. N.

[«]

---

632. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Rosenlauibad, 3. Juli 1877>

Also mein Vorschlag: wir treffen uns Montag d. 9ten gegen 1 bis 2 Uhr, da kommt Dein Zug v<on> Basel an, und auch die Brünigpost. Wer zuerst kommt, wartet im Hôtel Gotthard, gleich gegenüber vom Bahnhof. Ist das Wetter gut, so gehen wir Nachmittags ¾ Stunde nach Pension Sonnenberg, herrlich gelegen und bleiben die paar Tage dort: nämlich den 10t.; den 11t. würde ich dann wieder mit der Post nach Rosenlaui zurückkehren — ich nehme Retourbillet, 2 frs. Gewinn. Oder? — sie geht etwa um 2 Uhr Mittags von Luzern ab. So haben wir noch den Vormittag für uns. Freilich wäre das Schönste Du giengest mit mir nach R<osenlauibad>, denn es ist gut hier in jeder Beziehung (Pens. frs. 5) und ein ebener Spazierweg von ¾ Stunde Länge (mit der schönsten Alpenansicht, die ich kenne) Indessen: ich will Deine Pläne hören. Wegen der St. Moritz Wasser Kur muss ich jedenfalls auf ein paar Wochen nach R<osenlauibad> zurück.

In ungeduldiger allerherzlichster Erwartung

F N.

Bis Sonntag Mittag muss spätestens das Telegr<amm> abgesandt sein!

[«]

633. An Carl Fuchs in Hirschberg

Rosenlaui bei Meiringen Berner Oberland: hier bleibe ich 2, 3 Wochen.
4 Juli 77.

Lieber Herr Doctor,

mein unstätes Wanderleben und dessen leidige Ursache, meine schlechte Gesundheit, hat es verschuldet, dass ich mich so spät erst für den Empfang Ihrer Programme bedanken kann; sie kamen erst spät in meine Hände. Thätigkeit über Thätigkeit, ersehe ich daraus; und wenn ich recht verstanden habe, ist nun auch von Zeit zu Zeit der Dirigenten-Stab in die kunstfertige Hand gelangt, etwas, was ich Ihnen längst gewünscht habe — gemäss Ihrem allerwürdigsten Vorbilde, Hans von Bülow. Kurz, es fällt mir immer wieder ein, wenn ich an Sie denke „wer immer strebend sich bemüht usw.“ Und heute muss ich’s Ihnen schreiben. In Hinsicht auf dies Wort stehe ich mit Ihnen ganz gleich, und es bleibt die gute Kameradschaft des „Strebend sich Bemühens“.

Ich habe Ihnen im vorigen Jahre Kummer gemacht; hatte ich völlig Unrecht, so haben Sie diesen Kummer rasch wieder überwunden. Man wird fortwährend verkannt, selbst von den Nächsten. Nur glaube ich, darin rechtschaffen gehandelt zu haben, dass ich Ihnen sagte, wie ich empfand: — Sie hielten mich für Ihren Freund, aber es stand etwas zwischen Ihnen und mir. In solchen Dingen halte ich an dem amerikanischen Sprüchworte fest „Ehrlichkeit ist die beste Politik.“

Vielleicht nahmen Sie meine Worte zu schwer, vielleicht verstanden Sie auch einiges anders, als ich es sagte; jeder hat seine Ausdrucks- jeder seine Verständnissweise: — daher so viel Missverstehens. Jedenfalls aber habe ich mich nicht gut ausgedrückt. Jetzt scheint es mir sogar, dass ich einer gewissen trüben allgemeinen Verstimmung (der allzuhäufigen Folge meines Krankseins) allzusehr nachgegeben habe und dass ich Ihnen irgendwie Unrecht gethan haben muss.

Schonung bedürfen wir alle; Sie wissen, was Goethe sagt „und wie der Mensch nur sagen kann „hier bin ich“ dass Freunde seiner schonend sich erfreun“ — Die Sache ist nur: ich war damals nicht Ihr Freund. Aber die Kürze unserer Bekanntschaft! Briefe sind nichts, so gut sie auch geschrieben werden. Man muss seine Empfindung für einen Menschen immer von Zeit zu Zeit angesichts dieses Menschen controliren können. Sonst giebt es ein Phantasiebild: und man bringt Züge hinein aus günstigen oder ungünstigen Erzählungen Anderer. — Ich hätte grosse Freude daran zu wissen, dass meine Verstimmung, mein Misstrauen einem Phantasie-Fuchs gegolten habe — und dass der wirkliche Dr. Carl Fuchs in allen Stücken geliebt und geehrt werden müsste. Also: seien Sie mir so weit böse, als Sie mir nicht gut sein können! Und vergessen Sie!

F. N.

[«]

634. An Hugo von Senger in Genf

Rosenlauibad bei Meiringen, Berner Oberland, 4. Juli 77.

Lieber Freund!

Sie haben ein volles Recht zu schweigen, das ist unter uns ausgemacht; denn wir wissen, dass wir uns gut sind und bleiben und dass Briefe nichts dazu noch davon thun können. Aber eine kurze Nachricht darf ich mir wohl einmal ausnahmsweise erbitten, alles übrige auf ein hoffentlich bald kommendes Wiedersehen versparend.

Ich erzählte Ihnen von einem ausgezeichneten Pianisten, einem wahren Lehrgenie, Dr. Carl Fuchs in Hirschberg (Schlesien), von dem Hans von Bülow gesagt hat, er sei sein bester Schüler. Ist die Möglichkeit noch nicht in Genf eingetreten, diese bedeutende Kraft für das Conservatoire zu gewinnen? Wenn nicht, nun so bitte ich nur darum, den Namen nicht zu vergessen.

Im vorigen Herbst wollte ich Sie sehen, als ich auf meiner Durchreise nach Italien Genf berührte — aber es misslang, ich weiss noch jetzt nicht, warum keine meiner Karten Erfolg hatte. Man wusste mir Ihre Wohnung im Hôtel nicht anzugeben — Sie waren umgezogen. Gar zu gern hätte ich mich Ihrer selber und Ihrer, herzlich von mir zu grüssenden Frau Gemahlin erfreut, Leila und Agenor ja nicht zu vergessen, wenn diese nur den Vetter nicht vergessen haben!

Meine Gesundheit war so schlecht; — ich will nicht jammern. —

Was machen die beiden guten Mädchen, deren Bekanntschaft ich Ihnen damals verdankte? Mit grossem Bedauern hörte ich von einem leidenden Zustande der älteren.

Sie haben doch meine kleine Schrift über Wagner erhalten. Die französ<ische> Übersetzung habe ich an Mad<ame> Diodati abgeschickt, im Anfang des Jahres. Wie geht es ihr, darf man fragen?

Wissen Sie, wohin Frau Koekert diesen Sommer ins Gebirge geht? Ich hörte, sie wolle mit ihrer Freundin, der Marquise Guerrieri, irgendwo in der Schweiz zusammentreffen.

Bemühe ich Sie nicht mit dieser Fragerei? Machen Sie’s kurz mit der Antwort, nehmen Sie eine Correspondenzkarte! Ich ehre den Künstler, ich liebe den Menschen, dabei bleibt es.

Treulich der Ihre Dr. Friedrich Nietzsche.

[«]

635. An Franz Overbeck in Basel

Felsenegg Mittwoch. <18. Juli 1877>

Mein lieber Freund, das Rendezvous mit meiner Schwester hat sich verlängert und meine Rückkehr nach Rosenlaui ist um 1½ Wochen verzögert. Wir haben uns soviel zu sagen. Unser Aufenthalt ist die Kuranstalt Felsenegg bei Zug.

Kannst Du mir vielleicht hierher Dein Exemplar der „Memoiren einer Idealistin“ schicken, vorausgesetzt dass es nicht zu schön eingebunden ist? Wir wollen freilich schon am Sonnabend fortreisen, aber es liegt mir viel daran. Mein Exemplar ist in Naumburg.

Mein Befinden ist erbärmlich wechselnd.

Heute nur herzlichsten Gruss
Dir und Deiner Frau
von uns Beiden.

[«]

636. An Reinhart von Seydlitz in Kreuznach

<Rosenlauibad,> 24 Juli. 1877.

Lieber lieber Freund,

gestern Abend kam ich nach Rosenlaui zurück, fand Ihren Brief vor und war ganz von Herzen befriedigt. Sie waren mir auf einmal verloren gegangen — wie oft verlangte es mich, Ihnen zu schreiben, für Ernst und Scherz Ihrer Briefe, für Sie selbst zu danken! Aber auch unsre Freundin Malvida wusste Ihre Adresse nicht; und so ging mirs wie dem Knaben, dem der Bindfaden gerissen ist so dass er dem schönen Drachen in den Lüften eben nur noch nachsehen kann, und endlich auch dies nicht mehr. (Das Gleichniss ist nicht schön: denn dass Sie nicht „von Papier“ sind, weiss Gott und Welt; auch sind Sie kein Drache. Aber mit dem „Knaben“ hat es seine Richtigkeit, und ich bin der Meinung Homer’s, dass es schon recht ist, wenn ein Gleichniss auf einem Beine stehen kann)

Also: ich sitze hier und warte auf Sie. Es geht mir gut? schreiben Sie — die Wahrheit ist, es ging mir einen Tag einmal gut, an diesem schrieb ich fünf Briefe und meldete es: so dass jetzt alle meine Freunde sich freuen, wie gut es mir gehe. Am Tag darauf lag ich zu Bette, und die letzten vierzehn Tage waren erbärmlich. — Reisen bekommt mir schlecht, ich will jetzt fünf Wochen noch hier bleiben und mich um Rosenlaui herumdrehen als ob ich mit einem halben-Stunden-Strick hier angebunden sei. —

Gestern ehrte ich das Andenken Ihrer lieben Frau durch eine gewisse festliche Art, mit jener Seife umzugehen, welche ich ihrer Güte verdanke. Ich bin immer mit ihr gereist, sie hat alles gesehen, was ich gesehn habe. (Freilich, ich sehe unterwegs nicht viel, ungefähr aber doch soviel als ein Stück Seife) — Wir wollen guter Dinge alle zusammen sein, nicht wahr? Ich darf ungestraft pränumerando ein wenig Unsinn reden?

Schumann's Kopf erinnerte mich an die Erzählung eines seiner Leipziger Freunde, er habe schweigend ganze Abende dagesessen und schweres Bier getrunken. —

Nun Getreuer Lieber, auf
Wiedersehen!

Es ist sehr angenehm hier, das weiss eine englische Familie, die Jahr für Jahr herkommt (der General Staatsanwalt von England, ein Mann mit 20 000 Pf. Einkommen, er hat den berühmtesten engl. Landschaftsmaler mit sich hier)

Ihnen Beiden herzlich zugethan
Friedrich Nietzsche.

[«]

637. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

Rosenlaui bei Meiringen, Berner Oberland.
<25. Juli 1877>

Seit einigen Tagen habe ich mich nun wieder von unsrer lieben Elisabeth getrennt, wir hatten uns soviel zu sagen; ich fand sie wohler als je. Jetzt will ich nun still hier in der Höhe die Ankunft des Herbstes erwarten und dann nach Basel zurück. Herzl<ichen> Dank für die ausführl<iche> Erzählung von Lipiner. Mein Befinden ist immer noch wenig versprechend, ach, die Augen!! ich sehe mit Besorgniss dem Winter entgegen. In Meiringen fand ich einen Arzt aus Frankfurt (er hatte alle meine Schriften bei sich) und consultirte ihn. Das Zusammenkommen mit Frl. v. M<eysenbug> ist bis jetzt missglückt. Es gab zu schlechtes Wetter.

Mit den besten Grüssen und Wünschen Dein Sohn.

[«]

638. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Rosenlauibad, 25. Juli 1877>

Glücklich, dass ich wieder in Rosenlaui bin! Nie bin ich schlechter, unangenehmer, kostspieliger gereist als seit der Trennung von Dir. Alles missglückte. In Bern lag ich krank. Ich war trotz allen Herumfahrens im Wagen ausser Stande Frl v M<eysenbug> zu finden. Hier fand ich Karten vor, dass ihr Aeschi nicht gefallen habe; Nachrichten Thun poste restante. Wo ist sie? — Seydlitzens haben sich bei mir angekündigt. Dr. Fuchs rührend, Brief von 62 Quartseiten. In Meiringen kam ich mit Dr. Eiser aus Frankfurt zusammen (er führte alle meine Schriften bei sich) Ich hatte ärztl<iche> Consultation mit ihm. Möge Dir es gut gehen, geliebte Schwester.

Dein F.

[«]

639. An Malwida von Meysenbug in Bad Faulensee

<Rosenlauibad,> 27 Juli. <1877>

Ist es möglich, verehrteste Freundin so viel Missgeschick zu haben? Ich war unterwegs, Sie zu suchen, und bin missmuthig hierher zurückgekehrt, nach einer sehr unangenehmen, durch Krankheit getrübten und unsinnig kostspieligen Herumreiserei. Sie hatten keine Adresse gegeben, aber ich glaubte an Aeschi, wie mein Vater an’s Evangelium, und so war ich auch in Aeschi.

Jetzt will ich Rosenlaui fünf Wochen lang nicht verlassen (eigentlich ist’s kein Wollen, sondern Müssen, unter dem Despotismus des Geldbeutels) Dann kehre ich nach Basel zurück, wo meine Schwester schon für unsern gemeinsamen Winteraufenthalt „arbeitet“. Mein Trost ist, dass Sie auch dorthin kommen wollen. Aber wie leid thut es mir, nun gar Niemanden der Ihrigen zu sehen — ich sah mir in Aeschi und Umgegend jeden kleinen Jungen an, ob es nicht Bébé wäre. Weil mir der Ort zu sonnig und zu windig vorkam, suchte ich Sie auch im Heustrichbade und blieb einen Tag dort, es ist eine Stunde von Aeschi entfernt; auch an Faulenseebad dachte ich. Aber nichts war über Sie zu erfahren als zuletzt die Notiz, von der ich jetzt Gebrauch mache, dass Briefe nach Thun poste restante zu schicken sei<e>n. Ein Telegramm nach Aeschi blieb unbeantwortet, natürlich; ich erklärte es mir aus einem Zufalle.

Ich hatte R<osenlauibad> verlassen, um in Luzern eine eintägige Zusammenkunft mit meiner Schwester zu haben, zur Feier ihres Geburtstages. Aber das Wetter wurde so schlecht, und meine Gesundheit schwankte hin und her, dass ein Tag nach dem andern verstrich: zuletzt wurde eine Abwesenheit von 14 Tagen daraus. Wie viel haben wir an Sie gedacht, wie mit Ihnen gelitten! Denn Sie haben einen heillosen Sommer bis jetzt erlebt. Jetzt wird es entsetzlich heiss; als ich nach Aeschi kam, hätte man mich essen können, wenn ich sonst schmackhaft wäre: denn gekocht war ich.

Hier ist es gut, aber zu viel Steigens für Sie, fürchte ich. Der Pensionspreis für Alles, Licht und Bedienung einbegriffen ist jetzt 7 oder 8 frs. (Der Wein wird besonders gerechnet.) Es sind nur Engländer da, sehr ange<se>hene zB der General Staatsanwalt Englands und der berühmteste engl<ische> Landschaftsmaler)

Mit Dr. Fuchs habe ich mich versöhnt. Ich fand einen sehr gehaltreichen Brief vor (62 Quartseiten, nebst geschriebenen Beilagen) In Meiringen fand ich bei Tisch einen Dr. med. Eiser aus Frankfurt, der alle meine Schriften im Berner Oberlande herumführte; ich habe eine ärztliche Consultation mit ihm gehabt, er fand dass Schrön mich mit homöopath<ischen> Dosen behandelt habe. Jetzt trinke ich wieder St. Moritz. — Ich freue mich, dass Sie an Prof. Schiess gedacht haben. — Mit wahrem Leidwesen sage ich aus der Ferne Lebewohl, Ihnen und allen Ihren Lieben.

F. N.

Es ging mir einen Tag gut, das meldete meine letzte Karte. Den Tag darauf lag ich zu Bette.

Ich fand hier alle Briefe und Karten von 14 Tagen vor.

[«]

640. An Carl Fuchs in Hirschberg

<Rosenlauibad, den 29. Juli 1877>
Ende Juli 77.

Lieber Herr Doktor, ich war von Rosenlaui ein paar Wochen abwesend: bei der Rückkehr fand ich mich durch Sie so reich beschenkt, daß ich zwei drei Tage laufen lassen mußte, um den Schatz ganz zu heben. Es gieng mir alles so recht zu Herzen und Sinnen, was Sie schrieben; namentlich danke ich Ihnen für die Schilderung des „Abends“ und der Vorbereitung dazu, ich glaube sogar es flossen meine Thränen dabei; was ich Ihnen nur erzähle, um zu beweisen, daß ich Ihnen nicht sehr fern stehe, mag geschehen und gesagt worden sein, was da wolle. Überhaupt: mir scheint doch dabei etwas Gutes herausgekommen zu sein, daß ich damals, in einer so unerquicklichen und harten Weise, mein Herz erleichterte: denn ich fühle es jetzt zu deutlich, daß meine Empfindung für Sie verändert ist, in’s Hoffnungsreiche, Freudige. (Ein Skeptiker würde sagen: da sieht man, was einige Gran Unrecht in der Einen Wagschale nützen können.) Das Übrige wollen wir nun einer persönlichen Begegnung überlassen, welche hoffentlich nicht mehr in weiter Ferne zu suchen ist. Komme ich nach Basel (Anfang September, denke ich), so soll auch meinerseits an Volkland ein Wort gerichtet werden. Es war zweifelhaft, ob ich wieder zurückkehren würde: denn ich habe, noch in diesem Frühjahr, ernstlich in Erwägung ziehen müssen, ob nicht meine Baseler Stellung aufzugeben sei; auch jetzt stehe ich mit Besorgniß vor dem nächsten Winter und seiner Thätigkeit: es wird ein Versuch, ein letzter sein. Von Oktober bis Mai war ich in Sorrent, zusammen mit drei Freunden und — meinen Kopfschmerzen. Ich nenne Ihnen die verehrte Freundin, welche mütterlich dort für mich sorgte: es ist die Verfasserin der anonym erschienenen „Memoiren einer Idealistin“ (bitte, lesen Sie dies ganz und gar ausgezeichnete Buch und geben Sie es Ihrer Frau Gemahlin!)

Ihre rhythmische Taktzählung ist ein bedeutender Fund reinen Goldes, Sie werden viele gute Münzen daraus schlagen können. Mir fiel ein, daß ich, beim Studium der antiken Rhythmik, 1870, auf der Jagd nach 5- und 7taktigen Perioden war und die Meistersinger und Tristan durchzählte: wobei mir einiges über W<agner>’s Rhythmik aufgieng. Er ist nämlich so abgeneigt gegen das Mathematische, streng Symmetrische (wie es im Kleinen der Gebrauch der Triole zeigt, ich meine sogar das Übermaaß im Gebrauch derselben) daß er mit Vorliebe die 4taktigen Perioden in 5taktige verzögert, die 6taktigen in 7taktige (In den Meistersingern, III. Akt, kommt ein Walzer vor: sehen Sie zu, ob da nicht die Siebenzahl regiert). Mitunter — aber es ist vielleicht crimen laesae majestatis — fällt mir die Manier Bernini’s ein, der auch die Säule nicht mehr einfach erträgt, sondern sie von unten bis oben durch Voluten wie er glaubt lebendig macht. Unter den gefährlichen Nachwirkungen W<agner>’s scheint mir „das Lebendigmachen-wollen um jeden Preis“ eine der gefährlichsten: denn blitzschnell wird’s Manier, Handgriff.

Ich habe immer gewünscht, es möchte Einer, der es kann, einmal Wagners verschiedne Methoden innerhalb seiner Kunst einfach beschreiben, historisch-schlicht sagen, wie er es hier, wie dort macht. Da erweckt nun das aufgezeichnete Schema, welches Ihr Brief enthält, alle meine Hoffnungen: gerade so einfach thatsächlich müßte es beschrieben werden. Die Andern, welche über Wagner schreiben, sagen im Grunde nicht mehr, als daß sie großes Vergnügen gehabt und dafür dankbar sein wollen; man lernt nichts. Wolzogen scheint mir nicht Musiker genug zu sein; und als Schriftsteller ist er zum Todtlachen, mit seiner Confusion artistischer und psychologischer Sprechweise. Könnte man übrigens, an Stelle des unklaren Wortes „Motiv“ nicht sagen „Symbol“? Etwas anderes ist’s ja nicht. — Wenn Sie an Ihren „musikalischen Briefen“ schreiben, so wenden Sie doch so wenig als möglich Ausdrücke aus der Schopenhauerschen Metaphysik an; ich glaube nämlich — Verzeihung! ich glaube, ich weiß es — daß sie falsch ist, und daß alle Schriften, welche mit ihr abgestempelt sind, bald einmal unverständlich werden möchten. Später darüber mehr, und auch dies nicht brieflich. — Über verschiedne meiner Bayreuther Eindrücke, aesthetische Grundprobleme berührend, möchte ich auch mit Ihnen mündlich mich verständigen, zum Theil mich von Ihnen beruhigen lassen. Ihren „Briefen“ sehe ich mit solcher hungriger Erwartung entgegen, daß ich nicht einmal mich entscheiden kann, ob ich lieber Ihre Aufschlüsse über Beethovens Stil, Takt, Dynamik u.s.w. zuerst in Händen hätte oder Ihren Lehr- und Leitfaden durch die Nibelungen-Noth (denn Noth macht alles, was nibelungenhaft ist). Am allerliebsten speiste ich beide Bissen auf einmal und wollte mich dann gerne, der Boa gleich, in die Sonne legen, um still einen Monat lang zu verdauen.

Aber nun sagen die Augen: höre auf! Können Sie die Blätter noch eine Zeit entbehren? Oder ist’s besser, daß ich sie gleich schicke? — Ich bleibe noch vier Wochen in Rosenlaui.

Mehr noch nach wie vor

Ihr
F. Nietzsche.

[«]

641. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Rosenlauibad, 29. Juli 1877>

Wie geht's, meine liebe Lisbeth? Mir thut die Luft hier so wohl, es geht besser als in Felsenegg. Ich bleibe bis zur Rückkehr nach B<asel>. Ist Freund Köselitz den September da? Es wäre sehr erwünscht. Sende mir doch einen Kragen, im Briefe, einen nicht zu weiten. Mein Koffer ist wieder in Brienz. Frl. v. M<eysenbug> ist im Faulenseebad, bei Aeschi. Seydlitzens wollen hierher kommen. Eben an Fuchs geschrieben. Dr. Eiser und Frau werden mich auch besuchen (der Arzt aus Frankfurt: er meinte, Prof. Schrön habe mich zu homöopathisch behandelt und war guter Hoffnung in Betreff meiner Neuralgie) War unser Zusammensein nicht hübsch? Das Beste Dir wünschend Dein Bruder.

Warst Du in Strassburg? Bitte.

[«]

642. An Paul Deussen in Aachen

<Rosenlauibad, Anfang August 1877>

Lieber Freund, wie spät bekommst Du den Dank für das Geschenk Deines Buches! Aber meine Reisen und indirekt also das, was diese Unbeständigkeit des Aufenthaltes nöthig machte, meine Gesundheit — denn ich bin seit October vorigen Jahres nicht mehr in Basel, sondern überall (namentlich in Süditalien und Hochalpen) gewesen: diese angegebenen Umstände liessen Dein Werk erst spät in meine Hände gelangen. Im Herbst will ich das Experiment machen, meine Baseler Stellung wieder wie früher einzunehmen: viel Vertrauen hab ich nicht. Viel Schmerzen (in Folge einer chronisch gewordenen Kopf-Neuralgie) waren inzwischen mein Loos, ihr Ertragen meine Hauptthätigkeit.

Du hast Deine Jahre sehr gut angewendet: strenger Wille des Lernens, erworbene Deutlichkeit und entschiedene Befähigung zur Mittheilung — welche viell<eicht> im mündl<ichen> Vortrag noch auf einer höhern Stufe stehen mag —: davon redet jede Seite Deines Buches. Allen denen, welchen es nütze ist Schopenhauer kennen zu lernen, namentl<ich> aber denen, welche sich selber über ihre Kenntniss desselben controliren wollen, hast Du einen ausgezeichneten Leitfaden in die Hand gegeben; jeder Leser findet ausserdem von Dir so manches darin für das er dankbar sein muss (namentl<ich> aus dem schwer zugänglichen Gebiete der indischen Studien)

Ich, ganz persönlich, beklage eins sehr: dass ich nicht eine Reihe Jahre früher ein solches Buch, wie das Deine, empfangen habe! Um wie viel dankbarer wäre ich Dir da gewesen! So aber, wie nun die menschl<ichen> Gedanken ihren Gang gehen, dient mir seltsamerweise Dein Buch als eine glückliche Ansammlung alles dessen, was **ich** nicht mehr für wahr halte. Das ist traurig! Und ich will nicht mehr davon sagen, um Dir nicht mit der Differenz unserer Urtheile Schmerz zu machen. Schon als ich meine kleine Schrift über Sch<openhauer> schrieb, hielt ich von allen dogmatischen Puncten fast nichts mehr fest; glaube aber jetzt noch wie damals, dass es einstweilen höchst wesentlich ist, durch Schopenhauer hindurch zu gehen und ihn als Erzieher zu benutzen. Nur glaube ich nicht mehr, dass er zur Schopenhauerschen Philosophie erziehen soll. —

Lebe wohl, lieber Freund und verzeih meinen Augen, welche mehr zu schreiben verbieten.

Dein F.

Sende ein Exemplar an Dr. Romundt Gymnasiallehrer in Osnabrück.

An Prof. Dr. Heinze in Leipzig.

Ich bin bis Ende August in Rosenlauibad bei Meiringen Berner Oberland, von da an: in Basel.

[«]

643. An Paul Rée in Stibbe

Rosenlaui <Anfang August 1877>
Residenz für den ganzen August 1877.

Mein lieber Freund,

man schreibt mir, dass es Ihnen wieder besser geht und dass Sie aus dem dunklen Zimmer entsprungen sind: so darf ich ja wieder schreiben, ohne zu befürchten, dass ein Brief Sie zu gesundheitswidrigen Excessen der Freundschaft treibt: wie es Ihr letzter lieber Brief leider gewesen ist! —

Heute habe ich etwas für die Verbreitung Ihres Namens thun können. Unter den Engländern, welche hier mit mir wohnen, ist auch der mir sehr sympathische

Professor der Philosophie an dem Londoner University Col<l>ege Robertson, der Herausgeber der besten englischen Zeitschrift über Philosophie „Mind“, a quarterly review“ (Williams and Norgate, 14 Henrietta Street, Covent Garden, London). Mitarbeiter sind alle Größen Englands Darwin (von dem ein reizend guter Aufsatz biographical Sketch of an Infant in No VI steht) Spencer Tylor usw. Sie wissen dass wir in Deutschland nichts Ähnliches an Güte haben, wie die Engländer in dieser Zeitschrift, die Franzosen in der ausgezeichneten revue philosophiqu<e> von Th. Ribot. Also: der Editor von „Mind“ bekam Ihr Buch zu lesen, ist voller Interesse und versprach heute Mittag aus freien Stücken, in seinem Blatte darauf aufmerksam zu machen. Mir fiel wieder ein, bei seinen Gesprächen über Darwin Bagehot usw, wie sehr ich Ihnen wünschte, in diesen Umgang, den einzig gut philosophischen, den es jetzt giebt, hineinzukommen. Wollen Sie nicht für diese Zeitschrift mitarbeiten? Die Übersetzung besorgt (oder lässt besorgen) der Editor. Von Wundt erscheint im nächsten Hefte ein grosser Aufsatz „die Philosophie in Deutschland“; hier in Rosenlaui wird er übersetzt. —

Heinze hat seine volle Genugthuung über Ihr Buch ausgesprochen: er bedauert ernsthaft, warum Sie nicht Leipzig zur Habilitation ausgewählt haben: er würde dieselbe lebhaft befürworten, weil er längst gewünscht habe, dass dieser Richtung (Philosophie mit Darwin) eine öffentl<iche> Anerkennung gegeben werde. (Er selber, sagte er, sei noch ein bischen radicaler als Sie, er sehe nichts als Egoismus usw).

Die letzten Nachrichten stammen aus einem Gespräche Heinze’s mit meiner Schwester.

Anfang September bin ich wieder in Basel, wo mir besagte gute Schwester bereits eine gute Wohnung besorgt hat. Alles, Universität und Pädagogium, wird wieder in Angriff genommen: ein Versuch. Denken Sie, einer meiner „Leser“, Dr. med. Eiser aus Frankfurt a/M besuchte mich drei Tage hier oben, mit seiner Frau und hat mir sehr gefallen. Er hat sich ganz als mein Arzt benommen und ich glaube Grund zu haben, ihm sehr zu vertrauen. Neue Medicamente und ziemlich hoffnungsvolle Aussichten für meine Gesundheit. (Es war derselbe, der mich zu einer öff<entlichen> Rede in Fr<ankfurt> einlud).

Mit Frl. v. M<eysenbug> habe ich mich in wahrhaft schrecklicher sinneverwirrender Weise verfehlt, ich war aus, sie zu suchen und bin förmlich mit dem Wagen um sie herumgefahren, ohne sie zu finden. Sie ist nicht in Aeschi, sondern in Faulenseebad bei Spiez, Thuner See. — Ihren Angehörigen meine ergebensten Grüsse!

Ihnen selber Gesundheit Glück und Freude! In treuer Gesinnung der

Ihrige Friedrich N.

[«]

644. An Malwida von Meysenbug in Faulensee

<Rosenlauibad, den 4. August 1877>
(Sonnabend)

Liebste mutter-gleiche Freundin,

es geht nicht! Ich habe mich bei meiner Rückkehr nach R<osenlauibad> sofort für den ganzen August gebunden, in der Annahme, Sie seien wirklich, wie es Ihr Seelisberger Brief verhiess, wegen des elenden Wetters sofort wieder über die Alpen zurück gegangen. So habe ich denn hier einen Ausnahme-Pensionspreis, viel geringer als alle Andern (denn ich brauche viel weniger, esse immer für mich, nicht table d'hôte: denken Sie, ich habe in meinem Leben nie so opulent gelebt wie in Sorrent) Dann bekommt es mir hier immer besser; wo kann ich aber auch, wie hier, vor dem Frühstück zwei Stunden und vor dem Abendessen zwei Stunden wie hier im Schatten der Berge spazieren gehen! — Am ersten September beziehe ich meine neue Wohnung in Basel. Ich bin leider genöthigt, jetzt jeden Franken anzusehen: was soll im Winter sonst werden, mit meiner guten Seh wester zusammen!

Ich entbehre Sie und hätte Ihnen so manches zu sagen.

Dr. Eiser machte mir die Freude, 4 Tage mit seiner Frau mich hier zu besuchen; wir sind uns sehr nahe gekommen und überdiess: ich habe den besorgtesten Arzt für mich gewonnen, den ich mir nur wünschen kann. Ich stehe jetzt also unter seinem Regime: ziemlich gute Hoffnung! Er ist erfahren, Sohn eines Arztes, selber in den 40 Jahren, ich gebe viel auf die geborenen Ärzte.

Dann habe ich mit einem Engländer Ms G Croom Robertson und dessen Familie Neigung um Neigung eingetauscht, es that mir weh, ihn heute scheiden zu sehen. Er ist Professor in University College London und Herausgeber der besten philosoph<ischen> Zeitschrift (nicht nur für England, sondern überhaupt; höchstens Th. Ribot's Revue philosophique steht ihr gleich) Ihm ist gelungen, was Monod in Betreff aller französ<ischen> Autoritäten der Historie mit seiner Revue gelungen ist: an seiner Zeitschrift „Mind" arbeiten alle philos<ophischen> Grössen

(Spencer Tylor Maine Darwin usw. usw.) — Er war sehr eingenommen für Rée's Buch, will darauf sehr aufmerksam machen und versprach, wenn Rée oder ich nach London käme, eine persönliche Beziehung zu allen den genannten Autoritäten zu vermitteln. Er sprach sehr gut über Wagner und Londoner Concerte. Beim Abschied habe ich seiner Frau noch Ihre „Memoiren“ in einer Weise empfohlen und an's Herz gelegt, dass — usw. Dasselbe habe ich neulich mit zwei polnischen Damen gethan, mit denen ich mich innerhalb zweier Wochen förmlich befreundet habe, Mutter und Tochter de Hattovski, der Vater ist russischer General in Tiflis. — In summa: die Menschen sind recht gut mit mir gewesen.

Prof. Heinze (ord. Prof. der Philosophie) in Leipzig bedauert sehr dass Rée nicht dort sich habilitire: er verlange längst nach einer Vertretung dieser Richtung. (Übrigens sei er selber noch etwas radicaler, er sehe nichts als Egoismus usw) — Deussen's Elemente der Metaphysik“ ein Leitfaden für Schopenhauer, ist erschienen. Viel Indisches darin.

Über Brenner schreibt Köselitz; ich lege den Brief bei, bitte ihn mir gelegentlich wieder aus.

So! Die Augen thun wieder weh. Ihrer Gesundheit gute Kräftigung von Herzen ersehnend und mit herzlichen Empfehlungen an die Ihrigen

Ihr treuer
Friedr. Nietzsche

[«]

645. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)

<Rosenlauibad, 7. August 1877>

Wie gut haben Sie geschrieben, lieber Freund! — Ihre „Busse“ gehört, nach kathol<ischen> Begriffen zu den „überschüssigen Verdiensten“ der Heiligen: sie soll Anderen zu Gute kommen; Sie selbst haben sie für sich nicht nöthig gehabt. Ich habe nicht einen Augenblick anders an Sie gedacht als mit Freude und der Erwartung eines fruchtbaren Zusammensein's vom Herbst an. — Wie könnte man nur Ihrem Freunde etwas nützen? Ich zerbreche mir den Kopf. Was wünscht er ungefähr, welche Art von Stellung? Wohl nicht mehr eine Informator-Stellung, sondern etwas Festeres? Und mit welchen Lehrgegenständen? Sagen Sie mir doch ein kurzes Wort darüber.

Mit herzl<ichen> Grüssen an Sie Beide Guten!

[«]

646. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Rosenlauibad, 7. August 1877>

Liebe Schwester, herzl<ichen> Dank für gute Nachrichten. Dr. Eiser und Frau besuchten mich 4 Tage hier, sehr angenehme Beziehungen mit Frankfurt entstanden, ich habe versprechen müssen, sie im Winter einmal zu besuchen. Sodann ist mir ein Engländer mit seiner Familie sehr nahe getreten (Professor an der Universität zu London Ms Croom Robertson (mit nächsten Beziehungen zu Darwin Tylor Spencer, allen philos<ophischen> Grössen Engl<and>s überhaupt) Werden uns im nächsten Sommer in Basel besuchen. Dann war Kaiser und Kaiserin v<on> Brasilien hier im Hause. Ein Freund Lipiner's hat sich hier niedergelassen. Freitag lag ich zu Bett. Im Ganzen geht es gut.

Wenn es Dir nur gut geht! Von Herzen.

[«]

647. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Rosenlauibad, 10. August 1877>

Herzl<ichen> Dank, ja wer so unterhalt<ende> Briefe schreiben kann! Oder dürfte! Denn die Augen sind schlechter, immer schlechter. Die Salbe ist nichts für mich (ich habe sie versucht), ganz anders Leidenden mag sie gut sein (mein Auge ist ja gesund, nur der Augennerv leidend, in Verbindung mit allen benachbarten Nerven) Freitag lag ich zu Bette. Im Ganzen thut mir aber das Hochgebirge sehr wohl. Besuch eines Arztes und seiner Frau auf 4 Tage. Dann Besuch von Prof. Monod und Olga. Dann sehr angenehme Beziehungen zu einem englischen Gelehrten. Dann war der Kaiser von Brasilien mit 17 Mann Gefolge hier im Hause. Es ist immer ganz voll. (v. Seydlitz mit Frau hat seinen Besuch angekündigt. Auch ein Freund Lipiner's war hier, Hr. Vohsen aus Mainz. Mag es Dir recht, recht gut gehen!

Dein F

[«]

648. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Rosenlauibad, 10. August 1877>

Liebe Lisbeth, inzwischen hat mich Dr. Eiser mit Frau auf 4 Tage besucht, sehr angenehm! Ebenso war Monod und Olga hier; ein wunderhübsches Bild der 2 Kinder habe ich für Dich bekommen. Seydlitzens sind in Faulensee und kommen dann hierher. Kaiser und Kaiserin v<on> Brasilien waren hier im Hause. Auch ein Freund v<on> Lipiner. Sehr gutes Wetter. Mir thut nichts so wohl wie Hochgebirge. Einen Tag zu Bett gelegen. Im Ganzen viel besser als in Felsenegg. Langer Brief unsrer Mutter. Ich bleibe bis Ende August hier (werde aber noch Geld brauchen!) Adieu meine Gute Liebe!

Dein B<ruder>.

[«]

649. An Reinhart von Seydlitz in Grindelwald (Postkarte)

<Rosenlauibad, 20. August 1877>

Liebster Freund, heute nur die Nachricht, dass nächsten Montag unser Haus sich bedeutend leeren wird, insofern ungefähr die Hälfte der Pensionäre weg reist. — Ich bedauere immer noch auf das Schmerzlichste, dass der Aufenthalt hier reich an Übelständen war: ich will von Herzen wünschen, dass die „Wasserfahrt über das Gebirge“ ohne Leibesschaden abgelaufen ist. — Novelle zweimal gelesen, einmal als Freund, sodann als Schriftgelehrter. — Plato und Seneca grüssen, jeder auf seine Art: ich selber schwankte inzwischen mit meiner Gesundheit hin und her und sah gestern (zu Bett liegend) Seneca ähnlich (besonders mit dem Bande) Möge mein Gruss Sie und Ihre verehrten Frauen bei Heiterkeit und Sonnenschein treffen! —

[«]

650. An Reinbart von Seydlitz in Grindelwald

Rosenlauibad, Mittwoch <22. August 1877>

Mein lieber Freund,

Sie in Grindelwald, ich in Rosenlaui — nichts als eines Esels Rücken liegt zwischen uns (Sie wissen doch, daß man die große Scheidegg so nennt?)

Nun will ich Ihnen zum zweiten Male zeigen, inwiefern ein Eselsrücken zwischen uns liegt. Nichts besser ausgedacht als Ihr Plan des allgemeinen Rendezvous — aber ich muß fehlen (jedes Wort, aber aus verschiednen Gründen zu unterstreichen, so daß es eigentlich 4 Sätze, mit verändertem Sinne, sind). Nach der Verständigung mit meiner Schwester kann ich erst am 1. Sept. in meine Wohnung. So lange bleibe ich hier, weil ich hier am billigsten lebe, Sie wissen, inwiefern. Am Abreisetag will ich morgens um 3 Uhr aufbrechen, in Meiringen die Post nach Brienz erreichen, und dann, mit Hülfe 2. Classe auf Dampfschiffen und 3. Classe auf Eisenbahnen, direkt nach Basel fahren. Schämen Sie sich an meiner Stelle, ich habe darin alle Scham verloren, es ist zum Erbarmen. — Trotzdem glaube ich, daß ich nichts mehr, nach dieser Mittheilung, zu sagen habe, um meine Abwesenheit beim Rendezvous zu entschuldigen. — Frl. von M<eysenbug> kommt später nach Basel, ebenso Monod's — und daß Sie Basel kreuzen müssen, möchte ich beschwören, ohne auch zu wissen, was inzwischen über Ihren Winteraufenthalt entschieden worden ist. So zweifle ich ebenfalls nicht daran, daß es mir erlaubt sein wird, noch vor Monatsfrist, Ihre verehrte Frau Mutter nochmals zu begrüßen und mich bei der Grindelwalder Briefschreiberin und Rosenlaui-Herumkletterin schönstens persönlich zu bedanken. Kurz wenn ich's recht überlege: alle Wege führen (zwar nicht nach Rom! oder doch?) aber nach Basel. —

Eine Karte, nach dem Lauterbrunner Steinbock gesandt, ist nicht in Ihre Hände gekommen.

Das Hôtel ist immer noch, zu meinem Erstaunen, fast voll. Doch würde es zu keinen solchen „Miserabilitäten“ wieder kommen, wie bei Ihrem damaligen Erscheinen. — Gestern Abend kam Ihre Karte, diese Nacht großes Gewitter, heute früh (in der Voraussetzung, daß Sie alle noch schlafen) schreibe ich und war schon am Gletscher.

Ihre Novelle giebt mir viel zu denken (über Sie und über die Novelle) und wenn wir uns wiedersehen, viel zu sprechen. Spinnen Sie, spinnen Sie — ich fürchte immer, das Netz risse zu schnell. Und verknoten Sie am Ende den Amerikaner recht fest (mit Matrosenknoten) in's Netz, und wenn er dran ersticken sollte!

Mich herzlich grüßend vor Ihnen Allen verneigend, Manches bedauernd, Vieles hoffend

bin ich
Freund F. Nietzsche.

[«]

651. An Elisabeth Nietzsche in St. Romey (Postkarte)

<Rosenlauibad, 22. August 1877>

Liebe Schwester, für alles Mitgetheilte herzl<ichen> Dank. Inzwischen waren Seidlitzens hier, auch die alte Baronin Mutter. Ich lag seit letzter Karte 2 mal zu Bett und bin doch recht über den Winter besorgt. Die Anstrengung der Augen ist es jedesmal, die mich für den nächsten Tag zu Grunde richtet! — 100 werden wohl genügen, ich will Samstag 1 Sept. von hier direct nach Basel, falls Du dann fertig bist. So eben schrieb ich ein allgemeines, von Seydl<itz> vorgeschlag<enes> Rendezvous in Interlaken ab (als zu kostspielig für mich) Es ist sehr heiss, nicht? Grüsse Vischers auf's Herzlichste und denke an mich.

Dein F.

Alle Strassburg<er> Nachricht <en> haben mich sehr gefreut.

[«]

652. An Siegfried Lipiner in Jena (Fragment)

<Rosenlauibad, 24 August 1877>

[+ + +] Also: Von jetzt an glaube ich, dass es einen Dichter giebt. [+ + +] sagen Sie mir sodann ganz unbefangen, ob Sie in Hinsicht auf Herkunft in irgend einer Beziehung zu den Juden stehen. Ich habe nämlich neuerdings so manche Erfahrungen gemacht, die mir eine sehr grosse Erwartung gerade von Jünglingen dieser Herkunft erregt hat. [+ + +] erst wenn mein Buch erschienen ist, wünsche ich, aber dann auch ganz dringend Ihre persönliche Begegnung: Vor dem wären zu viele Präliminarien nöthig, um sich nicht misszuverstehen — und ich habe wenig Zeit. — [+ + +]

[«]

653. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Rosenlauibad, 25. August 1877>

Den herzlichsten Dank für die Sendung. Ich habe eine unbeschreibliche Freude durch die Dichtung L<ipiner>'s gehabt, sie ist ersten Ranges, er selber ein wirklicher Dichter, seine Jugend rein wunderbar bei alledem. Nun du mir sagst, dass er auch als Mensch liebenswerth ist, so ist es ja ein überreicher Gewinn, den ich da auf einmal mache.

Dies in Kürze Dein F.

[«]

654. An Franz Overbeck in Zürich

<Rosenlauibad, 28. August 1877>

Lieber lieber Freund

in wenigen Tagen mache ich meine Heimfahrt, nach Basel. Meine Schwester ist schon dort und richtet ein (sie richtet immer viel aus, in solchen Dingen) Von dort aus will ich eines schönen Tages auch zu Dir, zu Euch hinüber kommen, denn es verlangt mich herzlich darnach, mit Dir zu reden und zu rathen. Der Aufenthalt hier oben war gewiss das Vernünftigste meiner ganzen Gesundheitsjagd; aber ich bringe sie auch von hier nicht heim. Eine Zeit lang wird's aber schon vorhalten. Eins aber sehe ich jetzt mit völliger Klarheit: auf die Dauer ist eine akadem<ische> Existenz für mich unhaltbar. Ich habe täglich ungefähr 1½ Stunde Augenlicht zu verbrauchen, das weiss ich jetzt aus sorgsamer Beobachtung. Lese und schreibe ich länger, so muss ich's schon am selben Tage mit Schmerzen büssen und wenige Tage darauf mit einem alten heftigen Anfall (Gestern hatte ich ihn wieder) Ich habe den 4 tägigen Besuch eines treffl<ichen> Arztes und Menschen gehabt, des Dr. Eiser aus Frankfurt (mit Frau) dessen Behandlung ich mich jetzt ganz anvertraut habe. Er fand, dass Prof. Schrön mich beinahe homöopathisch behandelt habe.

Nun drängen mich meine Gedanken vorwärts, ich habe ein so reiches Jahr (an innerem Ergebniss) hinter mir; es ist mir als ob die alte Moosschicht täglichen philologischen Nothberufs eben nur abgehoben zu werden brauchte — und alles steht grün und saftig da. Mit Missmuth denke ich daran, dass ich jetzt meine Ausbeute liegen lassen muss, vielleicht die frische Empfindung dafür und damit

Alles verliere! Hätte ich doch irgendwo ein Häuschen; da gienge ich wie hier täglich 6-8 Stunden spazieren und dächte mir dabei aus, was ich nachher im Fluge und vollkommener Sicherheit auf's Papier hinwerfe — so habe ich's in Sorrent, so hier gemacht und einem im Ganzen unangenehmen und verdüsterten Jahre viel abgewonnen. (Nicht wahr, ich habe vor Dir mich nicht über diese Offenheit des Selbstgefühls zu entschuldigen?)

Alles Andre (und manches Andre) mündlich. Sage Deinen lieben An- und Zugehörigen meinen herzlichsten Dank für Alle Theilnahme und die wiederholte Einladung. Dir selbst mit innigem Händedruck das Beste wünschend, alter lieber Freund

F N.

[«]

655. An Malwida von Meysenbug in Faulensee (Postkarte)

<Rosenlauibad, 28. August 1877>

Verehrteste Freundin, ist meine Karte verloren gegangen? Ich hatte so grosse Freude an M<onod>s plötzl<ichem> Erscheinen; wäre nur die arme Olga nicht krank geworden! Wir haben uns so wenig sagen können. Zum Rendezvous kann ich nicht kommen, Gründe dieselben. Am 1 Sept. Abends bin ich in Basel; meine gute Schwester arbeitet jetzt schon mächtig in Umzug und Einrichtung. — Ach könnte ich doch Basel 4000 Fuss in die Höhe heben! — Also wir sehen uns! Schönsten Dank für die schwarzen Kappen!

Treulich Ihr

F. N.

Was macht Bébé?

[«]

656. An Erwin Rohde

<Rosenlauibad, 28. August 1877>

Lieber lieber Freund,

wie soll ich es nur nennen — immer wenn ich an Dich denke, überkommt mich eine Rührung; und als mir neulich jemand schrieb „Rohdens junge Frau ein höchst liebliches Wesen, dem die edle Seele aus allen Zügen hervorleuchtet“ da habe ich sogar Thränen vergossen, ich weiss gar keinen haltbaren Grund dafür anzugeben. Wir wollen einmal die Psychologen fragen; die bringen am Ende heraus, es sei der Neid, dass ich Dir Dein Glück nicht gönne oder der Ärger darüber, dass mir jemand meinen Freund entführt habe und nun Gott weiss wo in der Welt, am Rhein oder in Paris, verborgen halte und ihn gar nicht wieder herausgeben wolle! Als ich neulich meinen Hymnus an die Einsamkeit im Geiste mir vorsang, war es mir plötzlich als ob Du meine Musik gar nicht möchtest und durchaus ein Lied auf die Zweisamkeit verlangtest: am Abend darauf spielte ich auch eins, so gut ich es verstand, und es gelang mir: so dass alle Englein mit Vergnügen hätten zuhören können, die menschlichen Englein zumal. Aber es war in einer finstern Stube, und niemand hörte es: so muss ich Glück und Thränen und Alles in mich verschlucken.

Soll ich Dir von mir erzählen? Wie ich immer, schon 2 Stunden bevor die Sonne in die Berge kommt, unterwegs bin, und dann namentlich in den langen Schatten des Nachmittags und Abends? Wie ich mir vielerlei ausgedacht habe und mir so reich vorkomme, nachdem dies Jahr mir endlich einmal erlaubt hat, die alte Moosschicht täglichen Lehr- und Denkzwanges einmal abzuheben? So wie ich hier lebe, ertrage ich es selbst mit allen Schmerzen, die mir freilich auch auf die Höhe gefolgt sind — aber dazwischen giebt es so viele glückliche Erhebungen des Gedankens und der Empfindung. Ganz neuerdings erst erlebte ich durch den „entfesselten Prometheus“ einen wahren Weihetag: wenn der Dichter nicht ein veritables „Genie“ ist, so weiss ich nicht mehr, was eins ist: alles ist wunderbar, und mir ist als ob ich meinem erhöhten und verhimmlischten Selbst darin begegnete. Ich beuge mich tief vor einem, der so etwas in sich erleben und herausstellen kann.

In drei Tagen gehe ich nach Basel zurück. Meine Schwester ist dort bereits mit Einrichten tüchtig beschäftigt. Der treue Musiker Köselitz zieht in meine Behausung und will die Dienste eines hülfreichen Schreiber-Freundes übernehmen. Mir graut etwas vor diesem Winter; es muss anders werden. Jemand, der täglich nur wenig Zeit für seine Hauptsachen und fast alle Zeit und Kraft für Pflichten auszugeben hat, die andre so gut besorgen können wie er — ein solcher ist nicht harmonisch, mit sich im Zwiespalt — er wird endlich krank. Wenn ich Wirkung auf die Jugend habe, so verdanke ich sie meinen Schriften, und diese meinen abgestohlenen Stunden, ja den durch Krankheit eroberten Interimszeiten zwischen Beruf und Beruf. — Nun, es wird anders: si male nunc, non olim sic erit. Inzwischen möge das Glück meiner Freunde wachsen und blühen, es thut mir immer herzlich wohl an Dich zu denken, mein geliebter Freund (ich sehe dich eben an einem rosenumgränzten See und einen schönen weissen Schwan auf Dich zuschwimmen)

In brüderlicher Liebe Dein F.

[«]

657. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Rosenlauibad, 28. August 1877>

Meine liebe Elisab<eth> hast Du meine letzte Karte bekommen? Also ich komme Sonnabend Abend, den 1 Sept. Welche Hausnummer? — Meinen Augen geht es wieder recht schlecht, ich habe es nun auf das sorgsamste erprobt, dass Vormittags 1½ Stunde Schreiben und Lesen und den ganzen Tag sonst spazieren gehen und schlafen, womögl<ich> im Schatten, die einzige Existenzform ist, die ich aushalte. Mir graut vor der verdammten Philol<ogie>. Wie viel habe ich ausgedacht! Wie reich fühle ich mich! Und nun soll alles wieder unter die Moosdecke vergraben werden! Höchst widerlich! — Hilf mir's tragen und sinne auf Abhülfe.

Dein Getreuer F.

[«]

658. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Rosenlauibad, 28. August 1877>

Gleich wieder schreiben und danken, für B<uch> und G<eld>, aber auf Kärtchen, hilft nichts! Eben vom Krankenbette wieder auferstanden, schmerzende Augen, trotzdem 6 Briefe und Karten heute morgen abzumachen. Ich bin immer wüthend, wenn ich daran denke: Correspondenz mit 30 und mehr Personen, ausser dem Zufälligen: dabei Nr. 2 Brille; Blindheit irgendwann unvermeidlich; tägliche Augenschmerzen; höchstens 1½ Stunde jeden Tag noch Augenlicht für Lesen und Schreiben (für meine Pflichten und Hauptsachen!) ich glaube Du denkst Dir's nicht schlimm genug. — An Lip<iner> nach Wien geschrieben.

Sonnabend nach Basel. Könnte ich doch auf der Höhe hier noch bleiben! Der Winter wird schlimm. — Im Frühjahr also auf Wiedersehen bei mir?

Adieu meine liebe Mutter. F.

Unzureichend frankirt, 65 ct. nachgezahlt.

[«]

659. An Reinhart von Sedlitz in Mürren (Postkarte)

<Rosenlauibad, 28. August 1877>

Novelle wieder gelesen, in Hinsicht auf Stil. Nun steht alles Tugenden und Schwächen, schön im Geiste vor mir aufmarschirt. Die Schwächen werden Sie besser kennen, die Tugenden aber kenne ich besser (nebst dem was Tugend werden will) So kann es eine hübsche Unterredung abgeben. —

Hinter Murren liegt der Allmendhubel: hinter diesem in Nachmittagsspaziergangs-Weite, ein schöner Berg, von mir „Druidenaltar“ getauft und oft bestiegen. Oben ein allerliebster kleiner Grat von 20 Fuss; da lag ich viel. Ich freue mich, dass Sie zusammen in Mürren sind; aber wann werden wir uns nun wiedersehen? Meinen Brief nach Grindelwald haben Sie erhalten? Ihrer verehrten Frau Mutter und liebwerthesten Frau Gattin ergebenste Grüsse von

Ihrem Freunde F N. (keine Briefe hier)

[«]

660. An Louise Ott in Paris

Rosenlauibad, 29. August <1877>
(ach, übermorgen muss ich fort! nach dem alten Basel wieder!)

Liebe liebe Freundin

ich will meine Bergeinsamkeit nicht verlassen, ohne Ihnen wieder einmal brieflich zu sagen, wie gut ich Ihnen bin. Wie unnütz, dies zu sagen, zu schreiben, nicht wahr? Aber meine freundschaftliche Empfindung für Jemanden hängt sich ein wie ein Dorn und ist mitunter lästig wie ein Dorn, man wird sie nicht leicht los. So nehmen Sie denn den kleinen unnützen lästigen Brief nur immer hin!

Man hat mir erzählt, daß Sie — nun, daß Sie erwarten, hoffen, wünschen; mit inniger Theilnahme hörte ich es und wünsche mit Ihnen. Ein neuer guter und schöner Mensch mehr auf der Welt, das ist etwas, das ist viel! Da Sie es durchaus ablehnen, sich in Romanen zu verewigen, so thun Sie es auf jene Weise; wir Alle müssen Ihnen sehr dankbar dafür sein (zumal es, wie man mir sagt, sehr viel mehr Noth macht als selbst das Romaneschreiben) —

Neulich sah ich auf einmal plötzlich im Dunkeln Ihre Augen. — Warum sieht mich kein Mensch mit solchen Augen an, rief ich ganz erbittert aus. O es ist abscheulich! —

Warum habe ich Sie niemals singen gehört? — Wissen Sie, noch niemals hat eine weibliche Stimme auf mich tief gewirkt, obschon ich Berühmtheiten aller Art gehört habe. Aber ich glaube daran, dass es eine Stimme für mich auf der Welt giebt, ich suche nach ihr. Wo ist sie nur? —

Leben Sie wohl, alle guten Geister mögen um Sie sein.

Treulich
Ihr
Friedrich Nietzsche

[«]

661. An Marie Baumgartner in Lörrach

<Rosenlauibad> 30 August. <1877>

Hier, meine liebe und verehrte Frau, ein Briefchen als Vorreiter meiner Ankunft in Basel — nicht als Antwort auf Ihren guten wie immer seelenreichen Brief. Wenn es mir mannichmal graute, an die Dämmerung meiner Baseler Existenz in diesem kommenden Winter zu denken, so fiel mir auch immer Ihre trauliche Stube und Ihr herzliches Empfinden ein. „Entbehren sollst du, musst entbehren“ heisst es ja überall, in jedem Menschenleben: da müssen die guten Freunde schön an einander halten, damit es doch ein warmes Plätzchen in der Welt giebt, wohin die Oede des Entbehrens nicht hinein darf.

Mir ist jetzt immer deutlicher geworden, dass es eigentlich der übergrosse Zwang war, den ich mir selbst in Basel anthun musste, an dem ich zuletzt krank geworden bin; die Widerstandskraft war endlich gebrochen. Ich weiss es, fühle es, dass es eine höhere Bestimmung für mich giebt als sie sich in meiner Baseler so achtbaren Stellung ausspricht; auch bin ich mehr als ein Philologe, so sehr ich für meine höhere Aufgabe, auch die Philologie selbst gebrauchen kann. „Ich lechze nach mir“ das war eigentlich das fortwährende Thema meiner letzten 10 Jahre. Jetzt, wo durch ein Jahr Zusammensein mit mir selbst alles ganz deutlich und übersichtlich geworden ist (— ich kann nicht aussprechen, wie reich, wie schaffensfreudig, trotz allen Schmerzen, ich mich fühle, sobald man mich allein lässt —) jetzt sage ich Ihnen auch mit Bewusstsein, dass ich nicht nach Basel zurückkehre, um dort zu bleiben. Wie es sich gestalten wird, ich weiss es nicht; aber meine Freiheit (— ach, die äusseren Bedingungen dazu sollen so bescheiden wie möglich sein —) diese Freiheit werde ich mir erobern.

Nun helfen und sinnen Sie mit, aus gutem freundschaftlichen Herzen, wie ich es zunächst wieder ertrage.

Ihr lieber Sohn geht nach Jena? Das hat mich sehr erfreut, ich wüsste ihm auch nichts besseres zu rathen. Rohde ist der begabteste und tüchtigste der jungen Philologen. — Aber ich sehe ihn noch im September? so schreibt mir meine Schwester, die arme, die jetzt wieder das Haus in Stand zu bringen hat.

Also auf Wiedersehen in Kürze.
Treulich der Ihre
Dr Friedr Nietzsche

[«]

662. An Malwida von Meysenbug in Faulensee

<Basel, 3. September 1877>
Gellertstrasse 22.
Montag.

Verehrte liebe Freundin

wie freuen wir uns Sie hier zu sehen, wie bedauern wir, dass M<onod>s nur unserem Basel eine Durchfahrt gönnen! Unter allen Umständen möchten wir am Bahnhofe sein — also wann? Um 5 Uhr vermuthlich? —

— Nun ich bin hier, die ganze letzte Zeit in Rosenlaui war für mich schlecht; mit heftigem Kopfweh verliess ich es früh um 4 Uhr, allein, im Finstern. —

Wohnung, Umgebung und meine gute Schwester — alles finde ich um mich herum reizend, anreizend, festbannend. — Aber in mir kriecht mancher Wurm der Sorge.

Ich schlief 2 Nächte so gut, so gut!

Auch waren schöne Briefe da, von Overbeck, Frau Ott und Dr. Eiser, der es als Arzt verlangt, dass ich bald nach Frankfurt zu einer neuen Berathung komme. — Was sagen Sie von Sorrent! Noch jüngst in Rosenlaui brachte ich eine schlaflose Nacht damit zu, in lieblichen Naturbildern zu schwelgen und mich zu besinnen, ob ich nicht auf irgend eine Weise oben auf Anacapri wohnen könnte. Ich seufzte aber immer bei der Einsicht, dass Italien mich entmuthigt, mich kraftlos macht (wie haben Sie mich in diesem Mai kennen gelernt! Ich schäme mich; so war ich nie!)

In der Schweiz bin ich mehr ich, und da ich die Ethik auf möglichste Ausprägung des „Ich“ und nicht auf Verdunstung baue, so — — — — — — — —

In den Alpen bin ich unbesiegbar, namentlich wenn ich allein bin und ich keinen andern Feind als mich selber habe.

Ich habe meine Studien über griech<ische> Literatur vorgenommen — wer weiss ob was daraus wird? —

Leben Sie wohl. Haben Sie das Feenweibchen gefunden, welches mich von der Säule, an welche ich angeschmiedet bin, losmacht?

Herzlichstes und Gutes
voraus sendend, Ihnen entgegen
F.

[«]

663. An Franz Overbeck in Zürich

<Basel, 11. September 1877>
Dienstag Gellertstr. 22

Lieber lieber Freund,

mir ist es zur Feier meiner Rückkehr nach Basel bis jetzt immer schlecht gegangen; nun wollen wir zusammen sehen, ob ich mich in Zürich besser benehme: was ich, in Deinem, in Eurem Interesse wünsche, damit Ihr nicht bereut, einen Kranken eingeladen zu haben.

Also: ich denke übermorgen, Donnerstag Vormittag, mit Bözbergbahn, zu Dir zu kommen: 12 Uhr 28 M. Ankunft in Zürich. Erwarte mich ja nicht am Bahnhofe, bitte! Kann ich 2, 3 Tage bleiben?

Wie freue ich mich auf unser Wiedersehen!

Heute ist Frl. v. Meysenbug bei uns.

Ich will Brenner's Novelle (in der „Rundschau" gedruckt) mitbringen.

Deinen Lieben meinen herzlichsten Dank und Gruss voraus schickend.

F N.

[«]

664. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)

<Basel, 20. September 1877>

Wollen Sie, lieber Guter, heute Nachmittag (vielleicht um 3 Uhr?) kommen? Ich bin von Zürich zurück und fand Ihre Abschriften mit Erstaunen vor (ich gab sie Ihnen mit der stillen Bosheit, Sie zum Geständnisse zu nöthigen, dass ich unleserlich sei: aber was ist Ihnen unverständlich? —)

[«]

665. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)

<Basel, 25. September 1877>

Ein paar Worte Dank für den eben erhaltenen Brief. Unsern armen G<ersdorff> müssen wir jetzt gehen lassen, die Sache ist nicht mehr aufzuhalten. Er schrieb mir von Paris aus, wo N<erina> und ihr Vater ist. G<ersdorff> ist voll Erbitterung gegen Alle, nament<lich> Frl. v. Meys<enbug> (!) und nur N<erina> behält Recht und Gunst. Wir könnten ihn jetzt durch Aufklärungen nur wüthend machen, er glaubt keinem Menschen ausser ihr. Traurig, zum Erbarmen. — Dr. Eiser erwartet mich in der ersten Octoberwoche. Baumg<artner> reist heute ab. — Electrother<apie> leuchtet mir ein, ich werde gewiss nach Heidelberg gehen. Ich habe mich so satt. Wie schön war es bei Dir, bei Euch. Auf Wiedersehen mit Dir und Deiner lieben Frau!

N.

[«]

666. An Reinhart von Seydlitz in München (Postkarte)

<Basel, 27. September 1877>

Den menschlichen Dingen ist nicht zu trauen. In Zürich wurde auch ich förmlich vor Zürich gewarnt, in Ihrem Interesse, liebster Guter. Beugen wir uns vor der Nothwendigkeit; auch ich thue es in diesem Augenblick, denn ich darf keinen Brief schreiben. Nächste Woche will ich nach Heidelberg und Frankfurt, der Ärzte wegen: Elektrotherapie empfohlen. — Der schönen Türkin schönster Dank und Ergebenheit von neuem versichert. In Zürich war ich zweimal in Ihrem Hôtel. Novelle und Rundschau in Ihren Händen? In Betreff ersterer nehme ich Antheil daran, daß mehrere Personen um die Ecke gehen und verschwinden — dies Lebenlassen ist gefährlicher als das Sterbenlassen. Oder? — Dem Treuen das Beste wünschend, Gesundheit und häusliches Glück.

Die Geschwister N.

[«]

667. An Reinhart von Seydlitz in München (Postkarte)

<Basel, 28. September 1877>

Haben Sie, lieber Freund, die Karte? Verargen Sie es mir nicht, wenn auch heute kein Brief kommt. Ergebensten Dank an Ihre verehrte Frau Mutter, daß sie mir Gelegenheit giebt, Philologe zu sein (ich vergesse es mitunter.) pollice verso heißt: „den Daumen gegen die Brust gerichtet“: die Gebärde, mit der das Volk die Tödtung des Gl<adiators> verlangte, pollicem premere „den Daumen drücken“ wörtlich: dh. „eine Faust machen und den Daumen hinein verstecken“ ist dasselbe wie unser „Jemandem den Daumen halten“, als Zeichen der Gunst. Mit Aufhebung des Zeigefingers flehte der Gl<adiator> die Gnade des Volkes an; die Gewährung derselben, durch die erwähnte Gebärde, heißt missio. Den Dreien herzl<iche> Grüsse von den Zweien.

Augenblicklich nach Ankunft des Br<iefe>’s, Freitag 4 Uhr

[«]

667a. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Nachschrift zu einem Brief Otto Eisers)

Frankfurt, 6. Oktober 1877

Erwarte mich Sonntag Abend. Herzlichste Grüße voran.

[«]

668. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)

Frankfurt a/M
6 October 77.

Können Sie am Montag Morgen mich besuchen? Herzlichen Gruß von Ihrem

F. N.

[«]

669. An Cosima Wagner in Bayreuth

Basel, 10. October 1877.

Hochverehrte Frau!

Ein werthgeschätzter Freund las mir jüngst eine Abhandlung über den „Ring des Nibelungen“ vor, welche mir so sympathisch und verständnißreich erschien, daß ich es wage, sie Ihnen und dem Meister zu einem Lese-Abend zu empfehlen. Dieser Freund ist ganz unlitterarischer Art und seine Schrift dem allerengsten Publicum angepaßt; ich glaube nicht, daß dieselbe von Jemanden gelesen ist, die Gattin und zwei, drei Personen ausgenommen. Vielleicht setzen Sie zu einigen Hypothesen ein entscheidendes Ja oder Nein an den Rand, namentlich erwünsche ich diess bei der Frage, wie Wotan sein Auge verlor und weshalb er die Wala aus ihrem Schlafe weckt.

Über Alles, was in Bayreuth vorgeht, kam hie und da doch auch zu mir, dem Abgeschlossenen, eine Kunde; und Einiges, wie den ächt Wagnerischen Gedanken der Bayreuther Schule, glaube ich so gut zu verstehen, daß mir jedes geschriebene

Wort indiscret vorkommt. Die herrliche Verheißung des Parcival mag uns in allen Dingen trösten, wo wir Trost bedürfen.

Fast alle meine Bekannten, an welche ich augenblicklich denke, haben ihren Wurm, der an ihnen tüchtig herumbeißt: so will ich denn ungescheut von meinem Wurme reden. Nachdem ich ein Jahr lang auf alle Weise gesucht habe, meine Gesundheit wiederzufinden, unterwarf ich mich in den letzten Wochen einer sorgfältigen und andauernden Untersuchung durch drei ausgezeichnete Ärzte. Das Resultat ist so traurig als möglich: die Augen sind fast zweifellos als Quelle meiner Leiden, namentlich der schrecklichen Kopfschmerzen, erkannt, zwei entzündliche Processe in denselben constatiert und die Blindheit als unvermeidlich in Aussicht gestellt, — falls ich mich nicht der harten Forderung aller Ärzte unterwerfe: auf mehrere Jahre hinaus absolut weder zu lesen, noch zu schreiben. In diesem Falle kann vielleicht der schwache Schimmer von Augenlicht noch erhalten werden, den ich jetzt noch habe. So kommt eine trübe Zeit voll peinlicher Entscheidungen für mich heran. Es fehlt mir bis jetzt nicht an Muth; ich denke, darin habe ich Etwas von Wagner abgelernt. Ihm und Ihnen von ganzem Herzen zugethan, in guten wie in bösen Tagen,

F. N.

[«]

670. An Carl Burckhardt in Basel

Basel, 17. Okt. 1877.

Hochgeehrter Herr Regierungsrath!

Nachdem ich ein Jahr lang — Dank der Gunst, welche mir durch den verliehenen Urlaub erwiesen wurde — danach gestrebt habe, meine Gesundheit durch alle erdenkliche Schonung und Heilversuche wiederzugewinnen, muß ich am Schluß dieser Frist mir leider eingestehen, daß ich dieses Ziel durchaus nicht erreicht habe; ja eine neuerlich angestellte sorgfältige Untersuchung durch drei Ärzte gab mir die traurige Gewißheit, daß viel schwerere Gefahren vor Allem hinsichtlich meines Augenlichtes im Anzuge seien und daß ich mich noch zu viel eingreifenderen Maßnahmen entschließen müsse. Die Forderung der Ärzte gieng einmüthig darauf hin, daß ich mich auf mehrere Jahre hinaus des Lesens und Schreibens absolut zu enthalten hätte; ich verweise in dieser Beziehung auf ein beigelegtes Memorandum, welches für mich von Dr med. Eiser in Frankfurt a/M, nach gemeinsamer Berathung der drei erwähnten Ärzte, aufgesetzt wurde. Nehme ich noch hinzu, daß mir die Anfälle meines Kopfes ein bis zwei Tage wöchentlich rauben, so sehe ich mich genöthigt, um nur einigermaaßen meinen academischen Pflichten für diesen Winter nachkommen zu können, das Gesuch um fortdauernde Entbindung von meinem Lehramt am Pädagogium an die hohe Erziehungsbehörde zu stellen; vorbehaltlich dessen, daß ich mich höchstwahrscheinlich zu weiteren Entscheidungen über meine gesammte hiesige Lehrthätigkeit gezwungen sehen werde. — Daß ich mit Bedauern von einer Anstalt scheiden werde, an deren Gedeihen ich mit wirklicher Theilnahme fast neun Jahre gehangen habe, werden Sie mir, hochgeehrter Herr Regierungsrath ebensowohl glauben, als daß ich mit Ergebenheit bin

Ihr
Ihnen und der hiesigen Behörde aufrichtig verpflichteter
Dr Friedrich Nietzsche, Professor und Lehrer am Pädagogium

[«]

671. An Paul Rée in Stibbe

Basel, 19. Nov. 1877
im Jahre des Unheils, wo der Ursprung der moralischen Empfindungen entdeckt wurde.

Möge ich bald von Ihnen, mein Freund, hören, dass die bösen Krankheitsgeister ganz von Ihnen gewichen sind: dann bliebe mir für Ihr neues Lebensjahr Nichts zu wünschen übrig, als dass Sie bleiben, der Sie sind und dass Sie mir bleiben, der Sie im letzten Jahre waren. Sie haben mich wahrscheinlich verwöhnt; aber ich muss Ihnen doch sagen, dass ich in meinem Leben noch nicht so viel Annehmlichkeiten von der Freundschaft gehabt habe, wie durch Sie in diesem Jahre, gar nicht von dem zu reden, was ich von Ihnen gelernt habe. Wenn ich von Ihren Studien höre, so wässert mir immer der Mund nach Ihrem Umgange; wir sind geschaffen dafür, uns gut zu verständigen, ich glaube, wir finden uns immer auf dem halben Wege schon, wie gute Nachbarn, die immer zur gleichen Zeit den Einfall haben, sich zu besuchen und sich auf der Gränze ihrer Besitzungen einander entgegenkommen. Vielleicht steht es ein Wenig mehr in Ihrer Gewalt, als in meiner, die grosse räumliche Entfernung zwischen Stibbe und Basel zu überwinden: darf ich in dieser Beziehung für das neue Jahr hoffen? Ich selber bin gar elend und gebrechlich daran, als dass ich nicht um die beste Freude, die es giebt, bitten dürfte, selbst wenn die Bitte unbescheiden ist - ein gutes Gespräch unter uns über menschliche Dinge, ein persönliches Gespräch, nicht ein briefliches, zu dem ich immer untauglicher werde.

Im Herbste fehlten Sie uns recht; es gab da eine Zusammenkunft aller Sorrentiner, hinzugerechnet Olga, Monod und die zwei allerliebsten Kinderchen - und Basel gefiel nach Sorrent, selbst mit seiner Herbst-Natur. Sie werden lachen, wenn Sie hören, was die Güte Seydlitzens mir zu meinem Geburtstage präsentirte: ein türkisches Kaffeegeschirr, ganz so drollig und unpractisch wie das, welches wir im Hôtel Vittoria kennen lernten. Die Wanderung dieser Freunde hat ein Ende erreicht, sie haben sich in Salzburg niedergelassen und eingerichtet, auch schon mein Wort bekommen, dass ich sie im nächsten Jahr dort besuche. Vielleicht verbinde ich diess mit einer Reise nach Wien; dort ist jetzt ein wahres Nest von Leuten, welche den zweifelhaften Geschmack haben, meine Schriften zu schätzen (Sie wissen, ich selber bin ein wenig über diesen Standpunct hinaus), aber es scheinen mir tüchtige Menschen darunter zu sein, und einer davon ist ein Genie: derselbe Lipiner, von dem Sie mir zuerst schrieben. Auch ein ungarisches Edelfräulein, in Wien lebend, bedient sich jetzt meines Beirathes in religiösen Seelensorgen. Für solche Fälle muss ich mir ein Verzeichnis von Büchern anlegen, welche den ganzen Cursus der Freigeisterei enthalten: die „Mem<oiren> e<iner> Id<ealistin>“ sollten den Anfang, Sie selber den Schluss dabei machen - haben Sie gehört, was das Jenaer Litteraturblatt von dem jungen „Spinoza“ erzählt hat?

Leben Sie wohl, liebster Freund!
F. N.

Meine Schwester grüsst auf das Herzlichste; Ihrer Frau Mutter bitte ich gut empfohlen zu werden.

[«]

672. An Louise Ott in Paris

Basel, 23. November 1877.

Liebe Freundin!

Nehmen Sie herzlichsten Gruß, Dank und Glückwunsch, wenn ich dies alles auch nur in den wenigsten Worten äußern kann. Mein Befinden ist schlecht, Kopf und Augen verweigern den Dienst mehr als je: ich müßte also diktiren. Aber ich will keinen Brief an Sie diktiren.

Für Sie und Ihr Kind hoffend, treu ergeben der Ihrige

F. N.

[«]

673. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

Basel, d. 3. Dec. 1877.

Hochgeehrter Herr Verleger!

Ich danke Ihnen für die Geneigtheit, welche Sie mir zu erkennen gaben, auch mein neues Buch, — ich darf wohl sagen: Hauptbuch — in Verlag zu nehmen. Es versteht sich aber von selbst, dass Sie Sich durch diese vorläufige Zusage in keiner Beziehung gebunden fühlen können, da Ihnen meine Bedingungen bisher unbekannt waren. Ich beeile mich nun, Ihnen dieselben mitzutheilen, und zwar, was Sie entschuldigen mögen, in Form von Paragraphen. Vorher aber setze ich den ganzen Titel meines Buches hin; er soll also lauten:

Menschliches Allzumenschliches.
Ein Buch
für
freie Geister.
Dem Andenken Voltaire's
geweiht
zur Gedächtnissfeier seines Todestages,
des 30. Mai 1778.
Von
Friedrich Nietzsche.

§ 1. Es werden 1000 Exemplare gedruckt; das Honorar für den Bogen 10 Thaler.

§ 2. Es wird das selbe Papier verwendet wie in Prof. Overbeck's „Studien etc."

§ 3. In Betreff der Lettern und ihrer Grösse muss ich nach aller Überlegung doch darauf bestehen, dass dieselben wie in den „unzeitgem<ässen> Betrachtungen" genommen werden. Sie haben es mit einem Autor zu thun, welcher ziemlich bestimmt das Schicksal vor sich sieht, blind zu werden. Nun will ich wenigstens nicht an meinen Schriften blind werden; oder vielmehr, ich will dieselben so lange lesen können, als ich noch einen Schimmer von Augenlicht habe. Sie dürfen mir es nicht verargen, wenn ich in diesem Puncte etwas heikel bin. Überdiess scheint es mir in Ihrem wie in meinem Interesse, dass diese vielleicht allzu gedankenreiche Schrift so wenig als möglich gedrängt und gestopft erscheint. Also 33 Zeilen wie bisher.

§ 4. Die Schrift wird erst Anfang Mai veröffentlicht: ich muss dringend bitten, diesen Termin einzuhalten. Später darf sie nicht gut erscheinen in Hinsicht auf die Säcularfeier Voltaire's (30. Mai). Andererseits wünsche ich, dass die Correcturbogen bis Ende März spätestens von mir erledigt sein können, weil ich den Monat April, meiner Gesundheit wegen, von Basel fortgehe und die Correctur nothwendig in Basel, dem gegenwärtigen Wohnsitze unseres Freundes Köselitz' gemacht werden muss.

§ 5. Ich bitte um Verschwiegenheit, aus allerlei persönlichen Gründen, und möchte auch, dass der Drucker um dieselbe ersucht würde. Wenn Sie es, eventuell, vorziehen, könnten Sie demselben meinen Namen bis zum Druck des Titelblattes verschweigen. Doch fürchte ich, es möchte diess seine Neugierde reizen und meine Absicht dadurch erst recht vereitelt werden.

§ 6. Sie werden wieder gebeten, die Frei-Exemplare an die betreffenden Addressen zu befördern.

Über den Umfang des Buches kann ich durchaus nichts Bestimmtes angeben; nehmen Sie immerhin an, dass es die Zahl von 300 Seiten überschreiten möchte. Falls meine Gesundheit nicht zu arg mich im Stich lässt, so bekommen Sie bis zum 1. Januar das Manuscript, mindestens einen Theil desselben.

Zuletzt, werthester Herr, sage ich Ihnen nochmals auf das Aufrichtigste, dass Sie ja nicht glauben dürfen, gegen mich irgendeine Art Verbindlichkeit bereits zu haben. Ich weiss nicht, in welchen Verhältnissen Sie Sich gegenwärtig befinden, und würde es vollkommen verstehen, wenn Sie mir einfach schrieben: ich kann nicht. In diesem Falle müssten wir uns dessen getrösten, dass ich vielleicht noch manches Buch hervorbringen werde, das eines Verlegers bedarf und dass ich mich bei solchen späteren Anlässen Ihrer, wie sich von selbst versteht, immer gern erinnern werde.

Mit vollkommener Hochachtung

der Ihrige
Dr Friedrich Nietzsche.

[«]

674. An Carl von Gersdorff in Berlin (Fragment)

Basel, 21. Dezbr. 1877.

Lieber Freund,

die größte Trivialität in der Welt ist der Tod, die zweitgrößte das Geborenwerden; dann aber kommt zu dritt das Heirathen. Ueberlegt man, wie viele Menschen fortwährend heirathen, so muß man über die kindliche Wichtigthuerei aller dieser Liebenden lachen; sie selber sehen gewöhnlich schon nach wenigen Monaten ein, daß sich selbst für sie nichts Wesentliches geändert hat, geschweige denn für die übrige Welt. Daß Ehen nicht zu Stande kommen, weil die beiden Parteien sich über Geldverhältnisse nicht einigen können, ist auch nichts Ungewöhnliches und giebt keinen Grund ab, viel Aufhebens davon zu machen. Dieß Letztere scheint nun bei Dir der Fall zu sein; es mag Dich eine Zeit lang betrüben, aber wenn Du die Sachlage einmal mit voller Klarheit überschaust, so wirst Du Dir dazu noch Glück wünschen müssen. Freund Rohde sagte schon damals in Bayreuth: „Gersdorff mag ein Kalb schlachten, wenn er N<erina> nicht bekommt!“ Das, was für alle Zuschauer dieses schon allzu sehr in die Länge gesponnenen Schauspiels vollkommen klar geworden ist und was Rohde schon damals sah, ist, daß Eure beiden Naturen schlechterdings nicht zu einander passen.

So, wie Du die Familie F<inocchietti> kanntest und wie Du sie mir bei unserem Zusammensein am Genfersee schildertest, konnte eine Heirath mit N<erina> nur den Sinn einer Rettung für sie haben: darüber kamen wir damals überein; es verstand sich aber von selbst, daß wenn es sich um die Rettung der Person handelte, man darauf verzichten müsse, auch all ihr Hab und Gut mitzuretten, — in diesem Punkte mußte man sich auf Einbußen gefaßt machen.

Wenn nun Deine Eltern aus sehr vernünftigen Gründen von einer Rettung in diesem romantischen Sinne nichts wissen wollten, so hätte die Sache für Dich als für einen braven Sohn, ein Ende haben sollen. — Rettung bedeutet übrigens in jenem Falle noch viel mehr, als ein bloßes endgültiges Lostrennen. N.’s von der Familie: es war das viel Schwierigere nöthig, die edleren und werthvolleren Eigenschaften N.s von dem ihr jedenfalls anhaftenden Familien-Charakter loszutrennen und zu retten. Ist man die Tochter eines Vaters, den Du immer wieder als erbärmlichen Schuft kennzeichnest, hat man eine Mutter, welche die Geliebte ihres Kochs war, umgiebt einen vom ersten Tage an eine schlechte, feige, vorurtheilsvolle Verwandtschaft, da muß einem mancherlei Bedenkliches wohl anhaften, und es bedarf einer starken Hand, eines energischen und klaren Kopfes um das mancherlei Krumme einer solchen Natur zurechtzubiegen. Wenn es nämlich überhaupt möglich ist! Genug, Frl. v. M<eysenbug> glaubte dieß; und sie hatte von Dir eine so hohe Meinung, daß sie Dich für eine so schwere Aufgabe geeignet hielt. Andere dachten anders und zwei

[+ + +]

zu beherrschen und ihr fest als Mann gegenüber zu treten, bist Du ihr völlig verfallen, daß man sagen möchte: es giebt jetzt zwei Ns. eine in Paris und eine in Berlin, und beide geben, ach! ein so erbärmliches Schauspiel. Das Benehmen dieser beiden Ns. gegen Frl. v. M. ist so abscheulich undankbar, daß es das Non plus ultra von Allem ist, was mir in dieser Gattung menschlicher Erbärmlichkeit bekannt wurde. Schon in Sorrent war ich öfters erzürnt über die zudringliche Rücksichtslosigkeit mit der Jedermann sich in ellenlangen Episteln an diese bevorzugte Seele wendete, an sie, die wahrlich eine höhere Mission zu erfüllen hat, als die unklare Sache unklarer Personen immer wieder zurecht zu legen und zum Besten zu kehren. Sie hat Euch Beide mehr geliebt und geschätzt als Ihr Beide verdientet, das ist kein Zweifel; sie hat sich für Euch aufgeopfert, wie bis jetzt Niemand in Eurem curiosen Handel, als die beredteste Fürsprecherin Eurer Beider Naturen. Ihr habt Ansprüche über Ansprüche an den leidenden Kopf, die kranken Augen die kostbare Zeit eines Wesens gemacht, welches so rein und leuchtend, so wirkungsvoll im schönsten Sinne des Wortes jetzt dasteht, daß sie von der plumpen Zudringlichkeit Eurer Florentiner Misere wohl geschützt sein sollte. Wenn N. nach der reinsten Seele unter den deutschen Frauen den Koth ihrer Verdächtigung und ihres Undankes wirft, so verräth sie eben damit, daß sie zu ihrer Florentiner Sippschaft gehört. Ich würde es schmählich und entehrend für einen deutschen Edelmann finden, zum Werkzeug und Polizei-Agenten im Dienste jener Undankbaren zu werden, ich würde es ausreichend finden, um mit ihm allen persönlichen Verkehr abzubrechen, wenn ich nicht wüßte, daß er im Zustande völliger Verblendetheit gehandelt hat. Aber im Namen von Frl. v. M. verbiete ich hiermit diesem Verblendeten, fürderhin noch Briefe an dieselbe zu richten — und selbst in dem Falle, den ich bestimmt voraussetze, daß ein tiefes Gefühl des Unrechtes über ihn kommt und er bitter um Verzeihung flehen möchte, so soll auch dann der Brief erst in Basel seine endgültige Addresse bekommen. Der Zustand der Gesundheit von Frl. v. M. macht diese Maßregel der Vorsicht nothwendig.

Salvavi animam meam, nimm Dir’s zu Herzen. Es ist auch für meinen Gesundheitszustand Etwas, das ich zu büßen habe und gewiß nicht zum zweiten Male thun werde. — Ich denke ich darf mich nach diesem Briefe mehr als je nennen

Deinen wahren Freund
Friedrich Nietzsche.

[«]

[Briefe 1878]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1878]

675. An Heinrich Köselitz in Basel (Widmung)
675a. An Paul Widemann in Basel (Widmung auf der Partitur der „Meistersinger von Nürnberg“)
676. An Richard und Cosima Wagner in Bayreuth (Entwurf)
677. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
678. An Reinhart von Seydlitz in Salzburg
679. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

[«]

[Februar 1878]

680. An Carl Burckhardt in Basel

[«]

[März 1878]

681. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
682. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)
683. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
684. An Ernst Schmeitzner in Chemitz (Postkarte)
685. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
686. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
687. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
688. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
689. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

690. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)
691. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
692. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
693. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
694. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
695. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
696. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
697. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
698. An Franziska Nietzsche in Heckholzhausen (Postkarte)
699. An Elisabeth Nietzsche in Wiesbaden (Postkarte)
700. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
701. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)
702. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

[«]

[April 1878]

703. An Franziska Nietzsche in Naumburg
704. An Elisabeth Nietzsche in Heckholzhausen (Postkarte)
705. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
706. An Franz Overbeck in Basel
707. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
708. An Andreas Heusler in Basel
709. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
710. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
711. An Karl Hillebrand in Florenz
712. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
713. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
714. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
715. An Paul Rée in Stibbe (Postkarte)

716. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
717. An Paul Rée in Stibbe
718. An Isabella von der Pahlen in Reval (Entwurf)

[«]

[Mai 1878]

719. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
720. An Paul Rée in Stibbe
721. An Reinhart von Seydlitz in Salzburg
722. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
723. An Heinrich Köselitz in Venedig

[«]

[Juni 1878]

724. An Louis Kelterborn in Basel
725. An Malwida von Meysenbug in Rom (Postkarte)
726. An Reinhart von Seydlitz in Salzburg (Postkarte)
727. An Erwin Rohde in Jena
728. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
729. An Carl Fuchs in Hirschberg

[«]

[Juli 1878]

730. An Unbekannt (Entwurf)
731. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
732. An Elisabeth Nietzsche auf der Frohburg
733. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
733a. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Widmung)
734. An Mathilde Maier in Mainz
735. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

736. An Carl Fuchs in Hirschberg
737. An Paul Rée in Stibbe
738. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
739. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[August 1878]

740. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
741. An Mathilde Maier in Mainz (Postkarte. Fragment)
742. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
743. An Paul Rée in Stibbe
744. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
745. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte. Fragment)
746. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
747. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)
748. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

[«]

[September 1878]

749. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
750. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
751. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
752. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)
753. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
754. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte. Fragment)
755. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
756. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
757. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)
758. An Unbekannt in Zürich
759. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[Oktober 1878]

760. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
761. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
762. An Paul Rée in Stibbe
763. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
764. An Marie Baumgartner in Lörrach
765. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
766. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[November 1878]

767. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
768. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
769. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
770. An Gustav Krug in Bonn
771. An Marie Baumgartner in Lörrach
772. An Reinhart von Seydlitz in München
773. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
774. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte. Fragment)
775. An Marie Baumgartner Lörrach
776. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
777. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[Dezember 1878]

778. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
779. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
780. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

781. An Paul Rée in Stibbe (Postkarte)
782. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
783. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
784. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
785. An Adolf Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
786. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
787. An Marie Baumgartner in Lörrach
788. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
789. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
789a. An Louise Ott in Paris (Widmung)

[«]

675. An Heinrich Köselitz in Basel (Widmung)

<Basel, 1. Januar 1878>

Diese Partitur wird fruchtbringender in Ihren Händen sein, mein lieber Freund Köselitz, als in den meinen: sie sehnt sich gewiss längst nach einem würdigeren Besitzer und Jünger der Kunst als ich es bin, im Fall etwas von der Seele des grossen Mannes, der sie mir gab, daran hängen geblieben ist. Was ich von Ihnen wünsche, wird wohl in der Hauptsache dasselbe sein, was Sie von Sich wünschen; genug dass ich Sie mir öfter Goethe-Faustisch also redend denke:

„— dieser Erdenkreis
„Gewährt noch Raum zu grossen Thaten.
„Erstaunenswürdiges soll gerathen,
„Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiss.“

Neujahr 1878

Treugesinnt
Ihr Freund und Lehrer
Friedrich Nietzsche

[«]

675a. An Paul Widemann in Basel (Widmung auf der Partitur der „Meistersinger von Nürnberg“)

<Basel,> Neujahr 1878

Dieses Werk, ursprünglich ein Geschenk Richard Wagner’s welches ich in Tribschen empfing, als ich 1869 dort mit ihm zum ersten Mal Weihnachten feierte, lege ich heute in die Hände des Herrn Paul Widemann, ebensowohl um ihm ein Zeichen meiner warmen und tiefen Hochschätzung zu geben, als um ein Unterpfand seiner Erinnerung an mich in seinem Besitz zu wissen. Möge der treffliche Freund sich dessen immer bewußt sein, daß ich treu in der Hoffnung auf sein Können und seine Kunst, treu im Glauben an seine große Kraft, Erfindungsgabe und Ausdauer bleiben werde. Ja, einst kommt der Tag, wo alles Erhoffte und Geglaubte sich erfüllt hat!

Friedrich Nietzsche

[«]

676. An Richard und Cosima Wagner in Bayreuth (Entwurf)

<Basel, Anfang 1878>

R<ichard> W<agner> und Fr<au>

Indem ich — übersende, lege ich mein Geheimniß vertrauensvoll in Ihre und Ihrer edlen Gem<ahlin> Hände und nehme an daß es nunmehr auch Ihr Geh<eimnis> sei. Dies Buch ist von mir: ich habe meine innerste Empfind<ung> über menschliche Dinge darin ans Licht gebracht und zum ersten Male die Peripherie meines eigenen Denkens umlaufen. In Zeiten, welche voller Parox<ismus> und Qualen waren, war dies Buch mein Trostmittel, welches nicht versagte, wo alle anderen Trostm<ittel> versagten. Vielleicht lebe ich noch, weil ich seiner fähig war.

Es mußte <ein> Pseudon<ym> gewählt werden, einmal weil ich die Wirkung meiner früheren Schriften nicht stören mochte, sodann weil die öffentl<iche> und private Beschmutzung der Würde meiner Person damit verhindert werden soll (weil meine Gesundheit dergleichen nicht mehr aushält) endlich und namentlich, weil ich eine sachliche Diskussion möglich machen wollte, an der auch meine so intelligenten Freunde aller Art theilnehmen können, ohne daß ein Zartgefühl ihnen wie bisher dabei im Wege stand. Niemand will gegen meinen Namen schreiben und reden. Aber ich weiß keinen von ihnen, der die Ansichten dieses Buches hätte, bin aber sehr lernbegierig in Bezug auf die Gegengründe, welche in diesem Falle vorzubringen sind.

Mir ist zu Muthe wie einem Offizier der eine Schanze gestürmt hat. Zwar verwundet — aber er ist oben und — entrollt nun seine Fahne. Mehr Glück, viel mehr als Leid, so furchtbar das Schauspiel rings herum ist.

Obschon ich wie gesagt niemanden kenne, der jetzt noch mein Gesinnungsgenosse ist, habe ich doch die Einbildung, nicht als Individuum sondern als Collektivum gedacht zu haben — das sonderbarste Gefühl von Einsamkeit und Vielsamkeit. — Herold vorangeritten, <der> nicht genau weiss, ob die Ritterschaft ihm nachkommt oder ob sie noch existirt.

[«]

677. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Vermutlich Basel, Anfang 1878>

Bitte, lieber Herr Schmeitzner, bringen Sie dies auf dem Manuskript in Ordnung, ich finde die Stelle nicht in meinen Papieren

[«]

678. An Reinhart von Seydlitz in Salzburg

Basel, d. 4. Januar 1878.

Sie sind so gut, lieber, lieber Freund, mit Ihren Wünschen und Verheißungen und ich bin jetzt so arm. Jeder Ihrer Briefe ist ein schönes Stück Lebensfreude für mich, aber ich kann Ihnen Nichts, gar Nichts dagegen geben. Wieder sind, während der Weihnachtsferien, böse, böse Tage, ja Wochen an mir vorbeigezogen: nun wollen wir sehen, was das neue Jahr kann. Uns zusammenbringen? Ich halte daran fest.

Gestern kam, von Wagner gesandt, der Parsifal in mein Haus. Eindruck des ersten Lesens: mehr Liszt, als Wagner, Geist der Gegenreformation; mir, der ich zu sehr an das Griechische, menschlich Allgemeine gewöhnt bin, ist Alles zu christlich zeitlich beschränkt; lauter phantastische Psychologie; kein Fleisch und viel zu viel Blut (namentlich beim Abendmahl geht es mir zu vollblütig her), dann mag ich hysterische Frauenzimmer nicht; Vieles, was für das innere Auge erträglich ist, wird bei der Aufführung kaum auszuhalten sein: denken Sie Sich unsere Schauspieler betend, zitternd und mit verzückten Hälsen. Auch das Innere der Gralsburg kann auf der Bühne nicht wirkungsvoll sein, ebensowenig der verwundete Schwan. Alle diese schönen Erfindungen gehören in's Epos und, wie gesagt, für's innere Auge. Die Sprache klingt wie eine Übersetzung aus einer fremden Zunge. Aber die Situationen und ihre Aufeinanderfolge — ist das nicht von der höchsten Poesie? Ist es nicht eine letzte Herausforderung der Musik?

Soviel für heute, nehmen Sie fürlieb. Ihnen und Ihrer lieben Frau Gemahlin

treu ergeben
Ihr Freund Nietzsche.

P. S. Lipiner ist, nach seinem Brief an mich, ein guter Wagnerianer; beiläufig sollte man es fast wünschen, er möchte den Parsifal noch einmal überdichten.

[«]

679. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

Basel, den 28. Jan. 1878.

Hochgeehrter Herr Verleger!

Heute nur so viel, dass ich gerne bereit bin, Ihren Vorstellungen nachzugeben, denn es handelt sich hier um Ihren Vortheil, über den Sie natürlich ein besserer Richter sein müssen, als ich es sein kann. Umsomehr bitte ich um die schon erwähnte Verschwiegenheit während der Herstellung des Buches und um die möglichste Beschleunigung derselben (ich erwarte die verheissenen 5 Bogen wöchentlich).

Mit herzlichem Gruss und Danke
der Ihrige
Prof Dr Friedrich Nietzsche.
(dictirt.)

Der 1. Correcturbogen mit dem Manuscript von Titel und Vorrede geht zu gleicher Zeit an Sie ab.

[«]

680. An Carl Burckhardt in Basel

Basel, den 11. Febr. 1878.

Hochgeehrter Herr Präsident,

Bei dem anhaltend erschütterten Zustand meiner Gesundheit hatte ich selbst neuerdings die Absicht gefasst, Ihnen ein Gesuch um Entlassung von meiner Stellung als Lehrer an den hiesigen höheren Lehranstalten überhaupt einzureichen. Doch hat mich der Rath meines Arztes und seine Meinung, dass an einer Wiederherstellung nicht zu verzweifeln sei, welche mich wieder in den Stand setzte, wenigstens meiner Aufgabe an der Universität zu genügen, bewogen mein Gesuch für jetzt auf eine endgültige Entbindung von meinen Verpflichtungen am hiesigen Pädagogium zu beschränken. Das Gutachten des Herrn Prof. Dr. Massini, welches es begründet, lege ich bei. Indem ich Sie, hochgeehrter Herr Präsident, demgemäss ersuche, meine Entlassung als Lehrer des Pädagogiums bei einer hohen Erziehungsbehörde zu befürworten und dabei meinem persönlichen Bedauern Ausdruck zu geben, dass ich von einer Anstalt scheiden muss, an der ich gern gewirkt habe, hoffe ich mit dieser abermaligen Anrufung des Wohlwollens einer hohen Behörde, je mehr ich mich zu dessen dankbarer Anerkennung schon verpflichtet fühle, sein Maass nicht zu überschreiten.

Mit vollkommener Hochachtung
Ihr ergebenster Prof. Dr F. Nietzsche

[«]

681. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Basel, 1. März 1878>

Bitte, corrigiren Sie auf Seite 142 Zeile 6 und 5 von unten: statt: die höchsten Efflorescenzen der Welt muss es heissen:
die absonderlichsten Ausnahmen in der Welt

Ergebenst
F. N.

[«]

682. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)

<Baden-Baden, 4. März 1878>

Hôtel Stadt Paris
Sophienstrasse
Baden-Baden

[«]

683. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Baden-Baden, 4. März 1878>

Ziemlich angegriffen. Bei Dr. Berton. Er wohnt gerade gegenüber. — In Geroldsau: herrlich! Welche Labung!

Hôtel Stadt Paris
Sophienstrasse

Warum ist der Winter-Fahrplan mitgeschickt? —

Herzlich der Deine

[«]

684. An Ernst Schmeitzner in Chemitz (Postkarte)

<Baden-Baden, 4. März 1878>

Adresse:
Hôtel Stadt Paris
Sophienstrasse
Baden-Baden

[«]

685. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Baden-Baden, 6. März 1878> Mittwoch.

Bis jetzt nicht gut. Schlaflosigkeit Erbrechen Erschöpfung. Doch vertraue ich Ort und Bad (Badehaus und Einrichtung über alles Lob hinaus schön!) Auch das Hôtel ist gut, ordentlich, still; ausser mir nur 3 dauernde Gäste, nach meinem Wunsche. Dank für Karte. — Frage Freifr<au> von der Pahlen, ob sie und Fr. v. Brevern meine an ihre römische Adresse gesandten 4 Schriften seinerzeit empfangen habe. — Bitte um die Adresse Lipiners. — Bogen 11 sende mir gleich.

Treulich Dein Bruder.

[«]

686. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Baden-Baden, 8. März 1878>

Donnerstag ganz böser Tag: immer zu Bett. Nacht vorher und nachher schlaflos mit viel viel Schmerzen. Schlechtes Wetter. — Danke sehr für Nachrichten und Bogen. —

Fritzsch ist banquerott. Bitte suche sofort mit Köselitz den Brief F.s, worin er um Stundung bittet. Wahrscheinlich ist alles verloren; aber Schmeitzner will sein möglichstes thun. Sende mir den Brief. — Die grauen Hosen und der Fächer fehlten, nimm sie mit nach Naumburg.

Dein Dich herzlich liebender
Bruder.

Freitag./ Das tägl<iche> Leben und die Kost passt für mich, man nimmt alle Rücksichten auf Verdaulichkeit usw. Die schlimmen Tage Tapiocabouill<on>, The-Milch, engl. Bisquits, tout comme chez nous!

[«]

687. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Baden-Baden, 8. März 1878>

Helfen Sie mir, meine Gesundheit verbietet mir alles eigene Handeln in der gemeldeten übeln Angelegenheit. Sie schreiben: „treten Sie die Forderung an die zweite Auflage an mich ab“; bitte schreiben Sie mir den Wortlaut vor, in dem ich das thun kann; in geschäftl<ichen> Dingen bin ich ein Narr. — Fritzsch hat für die erste Aufl<age> Thl. 100 bezahlt; für die zweite hatte ich eben so viel gefordert. Er bat um Stundung und verpflichtete sich brieflich, kein Exemplar zu verkaufen, bevor er mir nicht bezahlt habe. Ich war so artig, ihn 4 Jahre nicht zu mahnen, während er mir damals (Ostern 1874 oder 73?) das nächste Weihnachten in Aussicht stellte. — Im April will ich mit Ihnen in Leipzig zusammentreffen

Ergebenst F. N.

[«]

688. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Baden-Baden, 9. März 1878>

Warnen Sie Herrn Kipke und drohen Sie mit gerichtlichem Einschreiten meinerseits wegen betrügerischen Verkaufs: kein Exemplar darf verkauft werden, bevor das Honorar bezahlt ist — so ist es zwischen mir und F<ritzsch> schriftlich abgemacht. — Ich selber schreibe an Fritzsch. — Nichtwahr, Sie haben der Druckerei gesagt, dass ein Bogen an mich nach Baden, der andre wie bisher an Hr Köselitz nach Basel abgeht? Ich wundre mich, wie langsam und unregelmässig das Alles geht. — Herzlich grüssend

Ihr sehr leidender
F. N.

[«]

689. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Baden-Baden, 10. März 1878>

Danke herzlich. Das Wetter wird schön. Mein Befinden mittelmässig seit letztem Anfalle. Ja wenn ich hier ein Jahr leben könnte! Da könnte man schon gesund werden! — Danke unsrer Mutter für Brief, ich antworte nicht, kann nicht. —

Ich bin ganz **wüthend**, dass die Correcturbogen nicht an mich kommen; ist es denn eine Spielerei!! Ich muss ja vor Köselitzens und Widemann's Correcturen selber lesen; deshalb ist es ja eingerichtet. Alle Welt ist verrückt!

[«]

690. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)

<Baden-Baden, 11. März 1878>

Lieber Freund, in N° 237, p. 201 gegen Schluss, fehlt ein Satz: schreiben Sie ihn aus dem Manuscr<ipt> auf eine Postkarte und senden Sie diese sofort an Hr. Schmeitzner, ich habe ihn benachrichtigt. Es heisst im Druck „um seine Neuerung gegen den Papst als Werkzeug zu benutzen." Darauf folgt wenn ich mich recht erinnere, ein ganzer Satz, der im Druck fehlt. Dann geht es im Druck weiter „Ohne diese Absichten wäre Luther us.w.

In den ersten 9 Aushängebogen habe ich nicht wenige Druckfehler wahrgenommen, doch nicht eigentlich sinnentstellende.

Sie haben mit mir eine grässliche Mühe!!

Halten Sie Ihr Versprechen und kommen Sie auf einige Tage nach Baden!

Von Herzen Ihr F. N.

[«]

691. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Baden-Baden, 11. März 1878>

Geben Sie den Correcturbogen 13, der hier folgt, nicht eher in die Druckerei, als bis eine Karte von Freund Köselitz bei Ihnen eingetroffen ist. Er hat etwas vergessen aus dem Manuscripte nachzutragen, was der Setzer vergessen hat zu setzen — einen Satz auf p. 201. —

Was die Stelle betrifft, wo ich mich selbst citire, so wird bei der Correctur eine kleine Änderung gemacht werden.

Also 1 Bogen immer an mich nach Baden, der andre nach Basel an Hr. Köselitz. Ich bin sehr pünktlich. Wäre es nur auch die Druckerei! Wie viel Bogen giebt es? — An E W Fr<itzsch> habe ich geschrieben, bin neugierig

Mit ergebenstem Grusse

[«]

692. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

Baden-Baden, Montag. <11. März 1878>

Bitte, verschaffen und senden Sie mir hierher:

Grisebach, die deutsche Litteratur von 1770 an
II^{te} Auflage. Stuttgart, Kröner.

Sodann: können Sie mir recht billig die jetzt erscheinende deutsche Übersetzung von

Taine, Geschichte der englischen Litteratur erwerben?

Heute morgen schickte ich Bogen 13 an Sie ab.

Mit herzlichem Grusse Ihr
F N.

[«]

693. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Baden-Baden, 12. März 1878>

Eigentlich wüthete ich gar nicht gegen Dich, Du bekamst es nur zu hören, daß ich gegen die ganze Welt wüthete: ein bischen wegen der Druckerei-Bummelei in Chemnitz, ein bischen wegen Fritzsch. (An den ich einen langen Brief schreiben mußte!) Die Gesundheit kommt auch nicht von der Stelle. Seit gestern ist das Wetter scheußlich, vor meinen Fenstern ein Patsch-Matsch-Jahrmarkt. Trotzdem — es geht besser als in Basel, ich esse auch mehr und es bekommt mir. Der Arzt — Fragezeichen?? Das Bad gut und sehr harmlos. Wege herrlich, aber seit gestern keine Möglichkeit zu Gehen. Schicke Hauseggern hierher und schreib ihm ein Paar Worte über mein Befinden zur Entschuldigung. An Overbeck's herzl<iche> Grüße. Sei nicht böse auf Deinen

F.

[«]

694. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Baden-Baden, 13. März 1878>

die ganze Stelle p. 201 Zeile 8 von oben lautet:

denn der Kaiser schützte ihn, um seine Neuerung gegen den Papst als Werkzeug des Druckes zu verwenden, und ebenfalls begünstigte ihn im Stillen der Papst, um die protestantischen Reichsfürsten als Gegengewicht gegen den Kaiser zu benutzen. Ohne diess seltsame Zusammenspiel der Absichten wäre Luther verbrannt worden u.s.w.

p. 207 heißt es: Trostrede eines desperaten Fortschritts. —

Heute morgen erwartete ich Bogen 14, vergebens!

Leben Sie wohl, schönsten Dank
Ihres ergebenen Dr F N.

[«]

695. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Baden-Baden, 15. März 1878> Freitag. früh.

Aber, werthester Herr Verleger, Sie erinnern sich unseres Vertrags: Geheimhaltung bis 1 Mai! Davon kann ich nicht mehr nachlassen als diess: vom Augenblicke der Versendung der Freiexempl<are> an dürfen Sie im buchhändl<erischen> Börsenblatte, in den Bayr<euther> Bl<ättern> usw. inseriren, aber nicht eher. Treiben Sie den Buchdrucker echt an, heute kam wieder kein Bogen. —

Ich sende eben Bogen 14. Die Karte mit dem eingeschobenen Satze, dessentwegen ich vorher an Sie (und an Köselitz) schrieb, ist doch in Ihren Händen? —

Fritzsch hat sein Verhältniss zu Hr. K<ipke> befriedigend erklärt. Er schreibt: „Selbstverständlich ist der zukünftige Besitzer von Hr. Kipke zur Zahlung des Honorar's an Sie verpflichtet worden“. Ich frage Sie: war wirklich Hr. K<ipke> davon unterrichtet, dass F<ritzsch> das Honorar noch nicht gezahlt hat? Oder erfuhr er es erst von Ihnen? — Der Sache nach gleichgültig. —

Mir geht es schlecht, schlecht. Wäre nur diese Drucklegung erst vorbei! Ich soll und kann ja eigentlich nicht lesen und schreiben. Also, helfen Sie, lieber Hr. Verleger. Im April sehen wir uns.

Ihr F. N.

[«]

696. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Baden-Baden, 16. März 1878>

Wann willst Du abreisen? — Also nicht nach Naumburg? Nun dann wird es eine curiose Existenz für mich abgeben; aber in der That, für Dich ist Wiesbaden wahrscheinlich angenehmer und ruhiger — und drei Wochen später kommen wir doch wieder zusammen! — Bitte, entschliesse Dich ganz nach Deiner Neigung. —

Wetter winterlich, sehr! aber schön, und meinem Befinden nicht ungünstig. Ich gehe viel im schneeigen Tannenwalde spazieren; viele gute Wege. — Sende dem armen Br<enner> doch in meinem Namen wieder einige Orangen von der kleinen süssen Sorte, es ist Fieberkranken erlaubt zu essen. Ich weiss nicht recht, was ich wünschen soll — so wie ich ihn kenne. Nur kein lebenslängl<iches> Siechthum für ihn, wie er ist. An Kösel<itz> und Widem<ann> herzl<iche> Grüsse: ich hätte die kleinen Bleistiftvorschläge auf den letzten Bogen vermisst: sie sollten ja kein Bedenken zurückhalten, ich bin so dankbar dafür. — Overbeck's das Beste.

In herzlicher Liebe und Treue der Deine.

[«]

697. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Baden-Baden, 20. März 1879> Mittwoch früh.

Also: Freitag 1,48 am Bahnhof, nachher essen wir zu Mittag. Viel erzählen? Bitte, bringe die Adressen mit, der Bücher wegen. Ebenfalls das Notizbuch, welches Mutter zu Weihnachten mir schenkte, es lag auf dem Schreibtisch oben. Auch ein Pfund guter frischer Chocolade (c. 3 frs.) Sage, dass Köselitz doch bestimmt am Sonntage komme (ich habe ihn nöthig!). Hier Regenwetter; mir geht es nicht ganz gut deshalb, doch seit 13 Tagen keinen Anfall. Bei meiner Karte und Entschliessung bleibt es: von Herzen bitte ich Dich, mit Deiner Klugheit und Liebe darüber hinweg zu kommen. Kündige also getrost. Ich darf sagen, dass nur Gesichtspuncte der höheren Art und nichts Kleinliches mich dabei bestimmen. — Du wirst mit Liebe erwartet und findest das Zimmer neben dem meinen.

Treulich
Der Deine.

Kös<elitz> soll um 5 Uhr Morgens von Basel abfahren! — Bitte frage von Frl. von M<eysenbug> die genaue Adresse G. Monod's.

[«]

698. An Franziska Nietzsche in Heckholzhausen (Postkarte)

<Baden-Baden, 21.März 1878>

Ich komme bestimmt in der ersten Woche des April nach Naumburg. Mit den herzlichsten Grüssen Deines Sohnes.

Friedrich Nietzsche

[«]

699. An Elisabeth Nietzsche in Wiesbaden (Postkarte)

<Baden-Baden, 27. März 1878>

Sehr erschreckt und betrübt!! Eingabe an Bahn-Direction eben gemacht. Bei der Abreise hatte ich ein Gefühl von einem Unglück. — Mein Befinden ist seitdem immer schlecht gewesen. Auch böses “Wetter. Der treffl<iche> Köselitz half und nützte in allen Stücken.

Schreib, was Deine Gesundheit macht (Vielleicht war es der Dampfkessel der Medea — „Regenerationskur“ der „Verjüngung“

F.

[«]

700. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

Baden-Baden, 26/III 1878.

Lieber Herr Schmeitzner!

Sie dürfen die Anzeigen inwendig im Buche machen; wie Sie sagten: Aufhören des Textes auf der 3. letzten Seite, vorletzte Seite leer, letzte Seite Anzeige wie folgt, genau so:

Von demselben Verfasser, Herrn Prof. Dr Friedrich Nietzsche an der Universität Basel (Schweiz) sind bisher bei mir erschienen oder in meinen Verlag übergegangen:

—
—
—
— die Titel

—

Sodann erschien bei mir:
Dr Paul Rée, Verfasser der „Psychologischen Beobachtungen“ (Berlin, Carl Duncker.)

Der Urspr<ung> d<er> m<oralischen> Empf<indungen> dann Overbeck u.s.w.

Hochgeehrter Herr Verleger, können Sie mir vielleicht diese Woche hierher mit Postanweisung einen Theil des Honorar’s senden, vielleicht Mark 300? Das Übrige übergeben Sie mir bei der persönl<ichen> Begegnung in Leipzig?

Sehr ergeben
Dr F Nietzsche
Baden-Baden, 26 März 1878.

[«]

701. An Heinrich Köselitz in Basel (Postkarte)

<Baden-Baden, 30. März 1878>

Was Sie bis Mittwoch Abend von Basel absenden (zuletzt also Nachtzug 9 Uhr Mittwoch) kommt in meine Hände in Baden, (von wo ich Donnerstag Vormittag fortreise)

Wie gut und schön von Ihnen, dass Sie bei mir waren!

Treulich Ihr
F.N.

[«]

702. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Baden-Baden, 30. März 1878>

Bitte, als Schluss-aphorism das 8 Hauptstück (Staat) hinzuzufügen, falls Platz da ist:

Und nochmals gesagt. — Öffentliche Meinungen — private Faulheiten.

Damit ist das Manuscr<ipt> geschlossen. Ich wollte nächsten Donnerstag früh reisen? Können Sie viell<eicht> bis dahin die erbetene Sendung möglich machen? — Und wäre es nicht auch von Seiten der Druckerei zu bewerkstelligen, daß bis zu diesem Termin alle Correkt<ur>bogen in meinen Händen sind? (so daß Dienstag Abend der letzte nach Baden von Chemnitz abgienge) Sonst Adresse: Naumburg a. d. Saale per adr. Frau Pastor Nietzsche. Mit ergebensten Grüßen

der Ihrige F N.

[«]

703. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Baden-Baden> Dienstag. 2 April <1878>

Also, meine liebe gute Mutter, auf Wiedersehen am Freitag Nachmittag! Donnerstag früh will ich hier fort, die Nacht in Frankfurt verbringen.

Ich komme sehr als **Patient**, die Verbesserung der Gesundheit hat in den letzten Wochen nicht Schritt gehalten, das Wetter ist immer schlechter geworden.

Lass mich nur echt still für mich weg leben und beunruhige Dich in keiner Beziehung!

Im Voraus Dich herzlich
umarmend Dein Sohn
Friedrich Nietzsche.

[«]

704. An Elisabeth Nietzsche in Heckholzhausen (Postkarte)

<Baden-Baden, 2. April 1878>

Liebe gute Schwester, Donnerstag werde ich reisen, Freitag Nachmittag in Naumburg sein. Mit der Gesundheit bin ich wieder sehr unzufrieden, das Wetter ist auch gar zu schlecht. — Wegen F<ritzsch> in Leipzig habe ich einen Advocaten nehmen müssen. — Herzlichen Dank für alle Nachrichten, ich fürchte ein wenig die Eisersche Calderon-Angelegenheit: dass sie nur nicht zu einem bösen Steinchen im Schuh wird! Fr. v. M<eysenbugs> und Seydl<itzens> Nachrichten ärgern mich durch die Posaunenstösse über mein Besserbefinden und die angebl<iche> „Kaltwasserkur“: alleinsein ist die Kur, kalt Wasser thut’s freilich nicht. Und Jahrelang muss ich diese elende Kränklichkeit noch fortschleppen, das weiss ich auch.

Druck in Chemnitz will nicht von der Stelle! Lebwohl geliebte Schwester.

Grüsse die lieben Verwandten, schönstens glückwünschend.

[«]

705. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Baden-Baden, 2. April 1878>

Soeben meldet Hr. Köselitz einen greulichen Druckfehler: um Alles sehen Sie schnell zu ihn zu beseitigen!

p. 290 Zeile 5 v. oben (in Nr. 431)
Meere statt Menon

In der Angelegenh<eit> Fritzsch scheint mir jetzt am klügsten, seinem Briefe zu trauen und nichts zu thun (es sei denn eine Anfrage an Hr Kipke, ob F<ritzsch> dem Brief gemäß ihm die auf der 2$^{t.}$ Auflage lastende Verpflichtung erklärt habe und ob er sie anerkenne — aber auch dies kann unterbleiben

[«]

706. An Franz Overbeck in Basel

<Baden-Baden, 3. April 1878>
Morgen (Donnerstag) reise ich
nach Naumburg a/S ab.

Liebster Freund

morgen reise ich nach Naumburg ab. Die Kur ist im Ganzen viel zu kurz gewesen, das kalte Wasser war übrigens Nebensache, alleinsein und spazierengehen das Wirksame, worauf mich immer wieder der Instinkt hinweist. Immerhin — hier hielt ich es doch aus, während der Baseler Winter wie ein Alp auf mir lag — und in der Erinnerung noch liegt.

Darf ich Dich bitten den 12 13 oder 15 April meine Einkommens- und Erwerbssteuer zu erledigen? Dazu sende ich frs. 35 mit Postanweisung und das Blatt, welches Du gefälligst versiegeln wirst. In herzlicher Liebe Deiner immer gedenkend und mit den besten Wünschen für Dich und Deine liebe treffliche Frau

Dein Friedrich Nietzsche

[«]

707. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

Naumburg am 13 April 1878

Ihre Abschrift entzückt mich, durch Ihre Hand scheint die Musik erst in meine „Musik“ gekommen zu sein. —

Bei Ihrem Abschiedsbriefe, den Ihre Güte nach Baden mir zusandte, fiel mir ein, ob nicht auch Sie zu den guten Geistern gehören, welche, durch Kunst und Leben, die „Philosophie des Vormittages“ suchen? —

Bleiben wir Beiden unserm Selbst nur treu, so bleiben wir es auch einander: daran glaube ich.

Leben Sie wohl, lieber Freund
Friedrich Nietzsche

[«]

708. An Andreas Heusler in Basel

Naumburg an der Saale 14 April 1878.

Ach mein armer armer Freund, mit dem tiefsten herzlichsten Bedauern habe ich von Ihrer Vereinsamung gehört, das glauben Sie mir gewiß.

In Liebe Ihr
Friedrich Nietzsche

[«]

709. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

Naumburg den 14 April 1878.

Hier, geehrtester Herr Verleger, die letzten Blätter, an denen noch Mancherlei zu thun ist! Bitte, überwachen Sie ja den Correktor der Druckerei, der mir bei weitem nicht sorgsam genug erscheint. Das Wichtigste ist, daß die beiden Stücke 628 und 638 ihren Platz vertauschen müssen — eine sehr wesentliche Änderung!

Der Titel (nur Eine Farbe, schwarz) mag jetzt passiren. Irgendworan hängt es noch, aber wir wollen uns zufrieden geben. Daß das Wort Allzumenschliches stärker gedruckt ist als Menschl<iches> ist aus Gründen der Schönheit rathsam, aus Gründen der Vernunft mir nicht sehr gefällig.

Briefe zu den Freiexempl<aren> kann ich nicht schreiben — hol der Teufel jedes Wort, das ich schreiben muß! — Kein Druckfehlerverzeichniß! Es ist ja kein Buch für Esel. Aber Meere muß in der von Ihnen vorgeschlagenen Weise eingeklebt werden.

Nächsten Dienstag Nachmittag und den darauf folgenden Mittwoch werde ich in Leipzig sein (also übermorgen), aus verschiedenen Gründen. Herr Dr. Rée wird auch dahin kommen. Wollen Sie mich sehen, so werde ich mich herzlich freuen. Aber Eins muß ich Ihnen, wie meinem Freunde Rée voraussagen: meine Gesundheit verlangt erstens daß ich fast immer allein sein muß und daß eine freundschaftliche Besprechung nicht viel länger als eine halbe Stunde dauert — sonst muß ich es büßen.

Warum haben Sie einen Patienten zum Autor!

Übrigens macht mir das fertig werdende Buch viel Freude.

Ich wohne Leipzig Stadt Rom; dies Haus wird doch noch existiren?

Also Ostersonntag kann ich das erste Exemplar hier haben? Das Namenverzeichniß für die Freiexemplare bringe ich mit nach Leipzig oder schicke es Ihnen.

Mit ergebenstem Gruße
Ihr
Dr Friedrich Nietzsche

[«]

710. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Naumburg, 14. April 1878>

Nichtwahr, absolutes Stillschweigen gegen Dr Rée über unsere Unternehmung? Ich bitte sehr darum

F. N.

Ich möchte die Antiquariatskataloge von Brockhaus über englische und französische Litteratur, namentlich über deutsche Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen.

[«]

711. An Karl Hillebrand in Florenz

<Naumburg, Mitte April 1878>

Hochverehrter Herr

nach einem Winter schwerer Erkrankung genieße ich jetzt im Wiedererwachen der Gesundheit Ihre vier Bände „Völker Zeiten und Menschen“ und freue mich darüber wie als ob es Milch und Honig wäre. O Bücher, aus denen eine europäische Luft weht, und nicht der liebe nationale Stickstoff! Wie das den Lungen wohlthut! Und dann: ich möchte den Autor sehen, der Ihnen an Unbefangenheit und wohlwollendem Gerechtigkeits-Sinne gleichkäme — oder vielmehr: ich will mich bemühen, alle Autoren — wie wenige werden es aber sein! — kennen zu lernen, die Ihnen in Betreff jener hohen Tugenden nahe kommen. —

Wie danke ich Ihnen, daß Sie diese Aufsätze gesammelt haben! Sie wären mir sonst fast ganz entgangen, da ich weder Zeitungen noch Zeitschriften lese und überhaupt, der Nähe der Erblindung wegen, sehr wenig lese (und schreibe)

Dies erinnert mich daran, daß Sie auch über meine Schriften gesprochen haben: es ist bei weitem das Einzige, was mir von dem, was mir von Urtheilen über dieselben bekannt geworden ist, wirklich Freude gemacht hat. Denn hier urtheilt ersichtlich die Überlegenheit (in Erfahrung und Geschmack und einigen andren Dingen —), da ergreift der Beurtheilte, wenn er kein Narr ist, mit Vergnügen gegen sich selber Partei. Und wie gerne man von Ihnen lernt!

Von Herzen dankbar und ergeben
Dr. Friedrich Nietzsche,
Universität Basel (Schweiz).

Verargen Sie dem Philologen eine Pedanterie nicht: es heißt „das Sophisma“, nicht „der Sophismus“ — ich bitte um Verzeihung! —

[«]

712. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Naumburg, Mitte April 1878>

Hr. Widemann
Hr. Köselitz } geb. Exemplare

1 Herrn Professor Dr. Erwin Rohde
Jena

2 Herrn Dr. Paul Rée
(Berlin Stibbe bei Tütz
(2 Mauerstr.) Kreis Marienwerder

3 Herrn Baron Karl von Gersdorff
Berlin

4 2 Hedemannstraße

5 Herrn Baron von Seydlitz
Salzburg
Mönchsberg N. 8

6 Madame de Meysenbug
3° via della Polveriera
Roma
Italia

7 Herrn Siegfried Lipiner
Wien
Praterstraße N. 48

8 Herrn Dr. Heinrich Romundt
Gymnasiallehrer am Gymnasium in
Osnabrück

9 Fräulein Mathilde Maier
Mainz

Karthäuserstraße N. 13

10 Frau Marie Baumgartner
Lörrach
Thumringer Str.
(Gr.herzth. Baden)

11 Herrn Baron Emmerich Dumont
Graz Oesterreich
Göthestraße N. 6

12 Herrn Dr. Karl Fuchs
Hirschberg
Provinz Schlesien

13 Monsieur le professeur Dr.
Charles Hillebrand
Firenze
Lungo d'Arno
Italia

14 Mr. G. Croom Robertson
Professor in University College
London
6 Lorton Terrace; Ladbroke Road. W.

15 Der Bibliothek in Basel, zu geehrten Händen des Herrn
Bibliothekars Dr. Sieber.

16 Herrn Dr. O. Eiser
Frankfurt am Main
Gr. Hirschengraben N. 25

17 Herrn Professor Hofrath Dr. Heinze
in
Leipzig
Grimmaische Straße

18 Hr Dr. Paul Deussen
Privatdocent am Polytechnicum
in
Aachen.

19 Herrn Hans Baron von Bülow

K. K. Kapellmeister in
Hannover
20 Herrn Richard Wagner in
Bayreuth
21 Frau Richard Wagner
geb. Liszt in
Bayreuth
22 Professor Dr. Jacob Burckhardt
Basel
23 Prof. Dr. Overbeck
Basel
Eulerstr.
24 Prof. Dr. Massini
Basel
Elisabethenstr.
25 Prof Dr. Schiess
Basel
26 Herrn Georg Fürstenberger-Vischer
Basel
27 Frau Rothpletz, Haus Falkenstein in Zürich (Schweiz)
28 M. le prof. Gabriel Monod (révue historique) Paris
76 rue d'Assas.
m<einer> Schwester / Bis wann?

[«]

713. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

Naumburg <19. April 1878>

Monod's Adresse:
M. le professeur Gabriel Monod
76 rue d'Assas
Paris

Die letzten Aushängebogen bitte ich mir recht schnell noch hierher aus. Abreise Mittwoch früh nach Ostern.

Platon's Apologie ist eingetroffen, ich danke schön. — Aber was sah ich im buchhändl<erischen> Börsenblatte! O Herr Verleger! —

Meine Leipziger Reise muss ich schwer durch einen zweitägigen Anfall büssen. — Ihr ergebenster

F. N.

[«]

714. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Naumburg, vermutlich 21./22. April 1878>

Ich ersuche um die umgehende Zusendung
der rückständigen **Aushängebogen**.

[«]

715. An Paul Rée in Stibbe (Postkarte)

<Naumburg, 23. April 1878>

Morgen geht es rückwärts, nach Basel, in allen anderen Beziehungen aber vorwärts, hoffentlich! — Leipzig habe ich allerdings büssen müssen, aber Sie haben mich büssen müssen (mein Patiententhum u.s.w.), das war schwerer, und wie gütig haben Sie es ertragen! Ich denke Ihrer in herzlicher Dankbarkeit, ebenso wie meine Mutter.

Es wird Ihnen in meinem Auftrage etwas zugesandt, nächster Tage, weil ich bemerkte, dass Sie zweimal darin vorkommen p. 43 und p. 45. — Ist's recht? Ihr

Freund F N.

[«]

716. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Naumburg, 23. April 1878>

Lieber Herr Verleger, danke schön für Brief und Wünsche. Morgen Abend geht es nach Basel. — Es ist mir doch sehr lieb, nun zu wissen, wie Sie aussehen. Ich hoffe, es bleibt zwischen uns beim Alten — und Guten. —

F. N.

Noch ein paar Bücherwünsche.

Rénan, philosophische Dialoge. In's Deutsche übersetzt (1878 erschienen.)

Taine, die Entstehung des modernen Frankreich Bd. I Leipzig, Günther.

(Mit Titelblatt zufrieden)

[«]

717. An Paul Rée in Stibbe

<Basel, 24. April 1878>
Herrn Dr. Rée

Liebster Freund, stundenlang gehe ich mit Ihnen im Geiste lustwandeln; wir beiden flugmüden Vögelchen wissen nichts besseres zu thun als auf Einem Baumzweige mit einander zu zwitschern. So scheint es mir. Alle Sonne, die ich genieße, mag auch Ihnen wohl und willkommen sein — und nun machen Sie mit dem übersandten Büchelchen, was Sie wollen. Ihnen **gehörts**, — den Andern wird's geschenkt.

F N

Wo gehen Sie im Sommer hin? Vielleicht Etredat in der Normandie? Oder? — Gesundheit unbeschreiblich schlecht.

[«]

718. An Isabella von der Pahlen in Reval (Entwurf)

<Basel, April/Mai 1878>

Es war auf dem Bahnh<of> in Turin dass ich Ihnen etwas versprach in dunkl<en> Ausdrücken (denn ich habe eine Scheu von Kindern zu reden die nicht geboren sind) Kurz: was ich damals meinte war dies Buch. Bitte nehmen Sie es wie mich selbst als gelegentl<ichen> Reisegefährten und seien Sie gewogen

Fr v d Pahlen

[«]

719. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

Basel, Gellertstr. 22 <6. Mai 1878>

Sagen Sie doch, geehrtester Herr Verleger, wie ist es möglich, dass heute am 6^{t} Mai der Autor noch kein fertiges Exemplar seines Buches gesehen hat? — Bitte, senden Sie ein gebund<enes> Exempl<ar> an Herrn Köselitz direct nach seinem jetzigen Wohnort, ich habe seine Adresse nicht und möchte nicht mehr verzögern.

— Eine Woche Vorlesungen hinter mir, die zweite angefangen — schwer! schwer! aber es soll gehen!

Ihnen den allerbesten Erfolg wünschend

ergebenst
F N.

[«]

720. An Paul Rée in Stibbe

Basel den 12 Mai 1878.

Nun, das wäre ja herrlich, wenn ich Ihnen, mein geliebter Freund, zu einer Freude durch mein Buch verholfen hätte — denn sonst*) habe ich Verdruß Mißverständniß Entfremdung hervorgerufen, so scheint es, nach allen Brief-Erfahrungen. Ich aber fühle mich wie verjüngt, einem Gebirgsvogel gleich, der recht hoch oben, beim Eise, sitzt und auf die Welt hinuntersieht.

Halten wir gut zusammen, so hält auch manches Andere gut zusammen, und am Hause der Wissenschaft wird tüchtige Zimmermanns-Arbeit verrichtet, daß man uns Beide doch einmal deshalb loben wird.

Ich bin in voller akademischer Thätigkeit. Die Gesundheit schwankend und gefährlich, aber — fast hätte ich gesagt, „was geht mich meine Gesundheit an!“

Und was macht die Ihrige? Alles Heil- und Segenvolle dem Freunde anwünschend

immer Ihr
Friedrich Nietzsche
(sammt den Wünschen und Grüßen
meiner Schwester)

[«]

---

721. An Reinhart von Seydlitz in Salzburg

<Basel,> 13. Mai 1878.

Lieber Freund,

seit drei Wochen bin ich wieder in voller akademischer Sommer-Thätigkeit — sehr zufrieden darüber! Wenig Zeit übrig! — Heute nur einen Wink, den ein Freund verstehen wird.

Können Sie mir jenes Gefühl — das unvergleichbare — nachfühlen, zum ersten Male öffentlich ein Ideal und sein Ziel bekannt zu haben, das Keiner sonst hat, das fast Niemand verstehen kann und dem nun ein armes Menschenleben genügen soll — so werden Sie mir auch nachfühlen, warum ich in diesem Jahre, sobald mein Beruf mich frei giebt, Einsamkeit brauche. Keinen Freund — Niemanden will ich dann, es ist so nöthig. Nehmen Sie dies, bitte, ohne Erörterung hin. —

Einige Worte Ihres Briefes haben mich fast erschreckt. Sind Sie wirklich je in Ihren Gedanken auch den furchtbaren Weg mit seinen Via-mala-Consequenzen gegangen — gehen Sie ihn nicht wieder! Ich wußte davon nichts. So weit ich Sie kennen lernte, würde ich aber mir zu sagen erlauben: Ihr Temperament und Ihre Lebensstellung sind dafür nicht geeignet: Unzufriedenheit und Qual wäre Ihr Loos, und Niemand hätte den Nutzen davon.

Gerne hätte ich von Ihnen etwas über Lipiners Eindruck auf Sie gehört. Bei mir hat er sich eigentlich durch seine wiederholten Versuche aus der Ferne her über mein Leben zu disponiren und durch Rath und That in dasselbe einzugreifen unmöglich gemacht. So etwas verabscheue ich: keiner meiner ältesten Freunde würde wagen, mir solche dreiste Dinge zu proponiren. Mangel an Scham — das ist es. Von so Einem muß ich ganz ferne sein, dann gelingt es mir ganz gut, selbst sein Freund zu werden — aber in partibus.

— Meine Schwester, welche diesmal mir es überlassen hat, dem trefflichen und edel gesinnten Briefschreiber zu danken, liest jetzt mein neues Buch, ist aber ferne davon, darüber ein böses Gesicht zu machen. Ich glaube, sie hält die Partien, auf welche Sie anspielen (Freigeist und Ehe) für richtig. Mit ihnen haben die abnormen Umstände, unter denen wir Geschwister uns entschlossen, eine Zeitlang zusammen zu leben und die Niemand näher zu kennen braucht, nichts zu thun. — Ich glaubte, daß alle Frauen sich beim Lesen solcher Dinge Glück wünschen würden, keine Freigeister zu Männern zu haben: und so meinte ich das eheliche Glück im Allgemeinen gefördert zu haben.

Nichts liegt mir entfernter als Proselyten zu machen: Niemand hat so wie ich vor dem Gefährlichen des Freien Geistes gewarnt und zurückgeschreckt.

Bleiben Sie mir gut, mein lieber Freund. Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin

treulich zugethan
Friedrich Nietzsche.

[«]

722. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Basel,> 16 Mai 1878.

Also die Sendung an Hr. Köselitz übernehmen Sie, geehrtester Herr. Die 3 Exempl<are> kamen gestern in meine Hände. Bei so schöner Ausstattung bedauere ich die lüderliche Ungleichmässigkeit in der Breite des Randes (auch beim Einbinden nicht gut zu machen!) — Ergebensten Dank für Ihr Schreiben: es enthielt nichts Unerwartetes, mit Ausnahme Ihrer eignen Pläne und Andeutungen, die ich nicht ganz verstehe: weshalb ich der „Pistole“ mit Spannung entgegensehe. — Aber wahren Sie auch in Ihren Plänen den Gedanken meiner „Souverainität“ und Unabhängigkeit, nicht wahr? Mit Parteiblättern irgend welcher Art habe ich nie etwas zu thun. — Soviel. Inmitten meiner vollen akademischen Thätigkeit und sehr glücklich, sie wieder ganz auszuüben. Denken Sie, ich sei ein „Schriftsteller“? — Mit herzlichem Grusse

F. N.

[«]

723. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Basel, 31. Mai 1878>

Lieber Freund, am Tage Voltaire's kam zweierlei zu mir; rührend und ergreifend war beides: Ihr Brief und dann eine anonyme Sendung aus Paris, die Büste Voltaire's, mit einer Karte, auf der sich nur die Worte befanden „l'âme de Voltaire fait ses compliments à Frédéric Nietzsche.“

Nehme ich zu Ihnen die Beiden noch hinzu, welche sich wirklich über mein Buch erfreut gezeigt haben, Rée und Burckhardt (der es wiederholt „das souveräne Buch“ genannt hat), so habe ich einen Wink darüber, wie die Menschen beschaffen sein müßten, wenn mein Buch eine schnelle Wirkung thun sollte. Aber das wird und kann es nicht, so leid es mir des trefflichen Schmeitzner wegen thut. Von Bayreuth aus ist es in eine Art von Bann gethan: und zwar scheint die große Excommunikation über seinen Autor zugleich verhängt. Nur versucht man, meine Freunde doch noch festzuhalten, während man mich verliert — und so höre ich denn von Manchem, was hinter meinem Rücken geschieht und geplant wird. — Wagner hat eine große Gelegenheit, Größe des Charakters zu zeigen, unbenutzt gelassen. Mich darf es nicht beirren, weder in meiner Meinung über ihn, noch über mich.

Ja, wenn man soviel eindringenden Ernstes und auch soviel Zeit einem solchen Erzeugniß weihen wollte wie Ihre Güte gethan, so käme wohl etwas dabei heraus: nämlich Neues an Gedanken und Gefühlen und eine kräftigere Stimmung, wie als ob man in leichter gewordene Luft der Höhe gerathen sei. Rée sagt, er habe eigentlich nur Einmal durch ein Buch eine gleiche Stimmung produktiven Genießens erfahren, durch Eckermann's Gespräche; ganze Hefte von Reflexionen seien schon entstanden.

Das eben ist das Beste, was ich erhoffte — die Erregung der Produktivität Anderer und die „Vermehrung der Unabhängigkeit in der Welt“ (wie J.Burckhardt sagte).

Meine Gesundheit bessert sich, ich bin unermüdlich im Spazierengehen und einsamen Für-mich-hin-Denken. Ich freue mich des Frühlings und bin ruhig, wie einer, der nicht mehr so leicht aus dem Geleise zu bringen ist. — Könnte ich doch bis an's Ende so weiter leben! —

Dies alles handelt von mir, weil Sie gern etwas von mir hören wollen. Vieles möchte ich verschweigen, den Tod und die letzten gequälten Zeiten Brenner's, die seltsame Entfremdung vieler Bekannter und Freunde. —

Bleiben Sie mir gut, in aller Freiheit. — Wie verstehe ich Ihr „unstät und flüchtig“, wie ähnlich sind Sie mir darin! — Nun wachsen Sie fort und fort! In dieser Hoffnung bin ich immerdar

Ihr Freund F. N.

[«]

724. An Louis Kelterborn in Basel

Basel den 6 Juni 1878.

Mein lieber armer Herr Doctor,

seien Sie überzeugt, daß ich und ebenso meine Schwester mit dem herzlichsten Antheile in diesen Tagen Ihrer gedenken, und daß ich ein Mittel zu haben wünschte, um Ihnen nach einem solchen Verluste und in die schmerzliche Vereinsamung hinein doch das Leben tröstlich und lebenswerth erscheinen zu lassen.

Ihre kürzlich mir zugesandten Briefe haben mich gerührt: wirklich, Sie stehen mir sehr nahe, wenn Sie so empfinden können. Bleiben Sie mir gut.

In Trauer mit Ihnen
Friedrich Nietzsche.

[«]

725. An Malwida von Meysenbug in Rom (Postkarte)

<Basel, 11. Juni 1878>

Wer hat denn am 30$^{t.}$ Mai an mich gedacht? Es kamen zwei sehr schöne Briefe (von Köselitz und Rée) — und dann noch etwas Schöneres: ich war ganz ergriffen — — das Schicksal des Mannes, über den es auch nach 100 Jahren nur Partei-Urtheile giebt, stand mir als furchtbares Symbol vor Augen: gegen die Befreier des Geistes sind die Menschen am unversöhnlichs<t>en im Haß, am ungerechtesten in Liebe. Trotzdem: ich will stille meinen Weg gehen und auf alles verzichten, was mich daran hindern könnte. Die Krisis des Lebens ist da: hätte ich nicht das Gefühl der übergroßen Fruchtbarkeit meiner neuen Philosophie, so könnte mir wohl schauerlich einsam zu Muthe werden. Aber ich bin mit mir einig. — Mit Sorrent ist nun für uns das Bild des guten A<lbert> Br<enner> für immer verknüpft; rührend und melancholisch — das Grab des Jungen-Alten in dieser ewig jugendlichen heiteren Welt. — Von ganzem Herzen Ihnen gut und zugethan

F. N.

[«]

726. An Reinhart von Seydlitz in Salzburg (Postkarte)

<Basel, 11. Juni 1878>

Mir ist es sehr lieb und erwünscht, daß einer meiner Freunde W<agner>n Gutes und Freundliches erweist: denn ich bin immer weniger im Stande, ihm (so wie er nun einmal ist — ein alter unveränderlicher Mann) Freude zu machen. Seine und meine Bestrebungen laufen ganz aus einander. Dies thut mir wehe genug — aber im Dienste der Wahrheit muß man zu jedem Opfer bereit sein. Wüßte er übrigens, was ich alles gegen seine Kunst und seine Ziele auf dem Herzen habe, er hielte mich für einen seiner ärgsten Feinde — was ich bekanntlich nicht bin. — Mein letzter Brief war wohl sehr undeutlich? Mit Via-Mala-Consequenzen bezog ich mich auf meine Ansichten über Moral und Kunst (die das Härteste sind, was mir der Wahrheitssinn bis jetzt abgerungen hat!) — In 14 Tagen haben wir große Auflösung unsres Haushalts: meine liebe Schwester geht nun für immer wieder zu meiner Mutter zurück. — Ergebensten Dank für das Hamdelied: wer ist die Übersetzerin? —

Ihnen Beiden von Herzen zugethan

F.N und L.N.

[«]

727. An Erwin Rohde in Jena

<Basel, kurz nach dem 16. Juni 1878>

So ist’s recht und schön, liebster Freund: wir zusammen stehen doch noch nicht auf einem thönernen Gestell, das ein Buch gleich umwerfen möchte.

Ich warte diesmal in Ruhe ab, wie die Wellen, in denen meine armen Freunde herum plätschern, sich allmählich legen: habe ich sie in diese Wellen hineingestossen — lebensgefährlich ist’s nicht, das weiss ich aus Erfahrung; und wenn's freundschaftsgefährlich hier und da sein sollte — nun, so wollen wir der Wahrheit dienen und sagen: „wir liebten bisher aneinander eine Wolke".

Vieles wäre zu sagen, noch mehr Unsägliches dabei zu denken: im Scherz sei nur der Vergleich gewagt, dass ich einem Manne gleiche, der eine grosse Mahlzeit veranstaltet und dem Angesichts aller guten Speisen die Gäste davon laufen. Wenn da Einer oder der Andre wenigstens einige Bissen sich schmecken lässt (wie Du Lieber Guter den Graecis die Ehre anthust) so ist besagter Mann darüber schon sehr erbaut.

Grüble nicht über die Entstehung eines solchen Buches nach, sondern fahre fort, dies und jenes Dir herauszulangen. Vielleicht kommt dann auch einmal die Stunde, wo Du mit Deiner schönen constructiven Phantasie das Ganze als Ganzes schaust und an dem grössten Glücke, das ich bisher genoss, theilnehmen kannst.

Beiläufig: suche nur immer mich in meinem Buche und nicht Freund Rée. Ich bin stolz darauf, dessen herrliche Eigenschaften und Ziele entdeckt zu haben, aber auf die Conception meiner „Philosophia in nuce" hat er nicht den allergeringsten Einfluss gehabt: diese war fertig und zu einem guten Theile dem Papier anvertraut als ich im Herbste 1876 seine nähere Bekanntschaft machte. Wir fanden einander auf gleicher Stufe vor: der Genuss unserer Gespräche war grenzenlos, der Vortheil gewiss sehr gross, auf beiden Seiten (so dass R<ée> mit liebevoller Übertreibung mir in sein Buch (Urspr<ung> d<er> mor<alischen> Empf<indungen>) schrieb „dem Vater dieser Schrift dankbarst dessen Mutter"

Dadurch erscheine ich Dir vielleicht noch fremdartiger, unbegreiflicher? Fühltest Du nur, was ich jetzt fühle, seitdem ich mein Lebensideal endlich aufgestellt habe — die frische reine Höhenluft, die milde Wärme um mich — Du würdest Dich sehr, sehr Deines Freundes freuen können. Und es kommt auch der Tag.

Von ganzem Herzen
Dein F.

Meine liebe Schwester grüsst von Herzen. Weisst Du schon, dass sie in 2 Wochen nach Naumb<urg> zurückkehrt?

[«]

728. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

Basel 20 Juni 1878.

Geehrtester Herr Verleger,

Muth habe ich Ihnen gewiss nicht zuzusprechen; Ihre Erfahrungen sind bitter, aber nicht wahr, wir Beide wollen ehrlich darnach streben, dabei selber „süss“ zu bleiben, als gute Früchte, denen böse Nächte nicht allzu sehr zusetzen dürfen? Die Sonne wird schon wieder scheinen — wenn auch nicht die Bayreuther Sonne. Wer kann jetzt sagen, wo Aufgang, wo Niedergang ist und dürfte sich vor Irrthum sicher fühlen? Verhehlen will ich aber nicht, dass ich von ganzem Herzen das Erscheinen meines freigeisterischen Licht-Buches in einem Augenblicke segne, wo die Wolken sich schwarz über Europa’s Culturhimmel sammeln und die Verdunkelungs-Absicht fast als Moralität angerechnet wird.

Mit „Homer“ geht es nicht, ich bedaure sehr.

Anbei den Wunsch, die Fortsetzung von Taine’s „Frankreich“ zu erhalten, sodann

Klassisches Liederbuch von E. Geibel
(Berlin, Hertz)

Mit ergebenstem Grusse
Ihr
F. N.

[«]

729. An Carl Fuchs in Hirschberg

Basel. <kurz vor Ende Juni 1878>

Sie sind einer der Allerersten, lieber und werther Herr Doktor, welche mein Buch praktisch nehmen: darüber freue ich mich sehr, denn es beweist mir, daß die Wohlthat, welche ich mir selber damit erwies — auch noch übertragbar ist. Fühlen Sie jetzt, hinterdrein, nicht etwas von Höhenluft —; es ist etwas kälter um uns, aber um wie viel freier und reiner als im Dunst des Thals! Ich wenigstens fühle mich rüstiger und zu allem Guten entschlossener als je — auch zehnmal milder gegen Menschen, als in der Zeit meines früheren Schriftthums. In summa und im kleinsten Einzelnen: jetzt wage ich es, der Weisheit selber nachzugehen und selber Philosoph zu sein; früher verehrte ich die Philosophen. Manches Schwärmerische und Beglückende schwand: aber viel Besseres habe ich eingetauscht. Mit der metaphysischen Verdrehung ging es mir zuletzt so, daß ich einen Druck um den Hals fühlte, als ob ich ersticken müßte.

Bei Ihnen muß sich vieles innerlich ereignet haben, was mir eine gewisse Wahrscheinlichkeit gab, daß wir, gerade auf der neuen Basis, gut freund werden müßten. Sie segeln jetzt in ein unbekanntes neues Meer; es thut mir gar zu wohl, zu denken, daß ich Ihnen dabei den Muth nicht verdorben, daß Sie es verstanden haben, meine Freigeisterei, τὸ ἐμὸν πνεῦμα, selbst als Fahrwind zu benutzen.

Und nicht wahr? mein Gesicht bleibt Ihnen doch wieder Nietzschisch und nicht mehr Bülowisch? —

Das Orchester in Ihren Händen und unter Ihrem Geiste — ist mir eine höchst angenehme Vorstellung. Dahin mußte es kommen, im ganzen Plane Ihres Lebens: „am Ende ist der Sinn“, entsprechend Ihrem „im Anfang war der Unsinn“: was ich ganz glorios gesagt finde.

Bleiben Sie mir gut!

Immer Ihnen zugethan, obschon meine Augen mich zwingen, Ihren reichen Briefen das undankbarste Stillschweigen entgegenzusetzen. Aber Sie verstehen auch dies recht — nachdem wir überhaupt uns verstehen.

F. N.

[«]

730. An Unbekannt (Entwurf)

<Basel, Juli 1878>

Freitag den 28 Juni habe ich einen Eisenbahnwagen mit Möbeln von hier nach Naumburg a/Saale an Frau Pastor Nietzsche abgesandt, mit 4 tägiger Lieferungszeit (150 Mark

[«]

731. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Basel, 1. Juli 1878>

Werthester Herr Verleger, ich bestellte das classische (nicht das spanische) Liederbuch v<on> Geibel. Schreibe ich denn so diabolisch undeutlich, dass Antikes und Romantisches in Eins zusammenfliessen?

Mit Bedauern und herzlichem
Grusse Ihr F. N.

[«]

732. An Elisabeth Nietzsche auf der Frohburg

<Basel,> Mittwoch. 3 Juli 1878

Also meine geliebte Schwester! Heute nur einen Gruß aus der Tiefe zur Höhe und die Mittheilung, daß ich den Heimatsschein habe, daß ich einen Brief an Dich absandte (von Dr. Eiser muthmaßlich) daß heute die Stühle an M. und Sch. befördert werden, daß die Mange bei Immerm<anns> großes Vergnügen (laut Brief) gemacht hat. Endlich: ich komme Samstag womöglich zum Mittagessen, und wir reisen zusammen Montag früh zurück: 8 Uhr 41 von Läufelfingen ab, Ankunft in Basel 9,38, so daß ich zur Zeit in's Colleg komme.

Wetter ungünstig, doch kräftig — ich bin zufrieden. Gesundheit, wie zu erwarten — schwierig.

Gestern ein Halbstündchen bei Overbecks.

Lebewohl, in herzlicher Gesinnung
Dein
Bruder

[«]

733. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

Basel den 8 Juli 1878.

Meine liebe Mutter, laß Dir doch sofort vom Naumburger Bürgermeister einen Schein ausstellen, daß die Möbel Umzugsgut sind (vor 3 Jahren von Dir an mich in die Schweiz geschickt und jetzt an Dich wieder zurück) und sende den Schein dann nach Erfurt. Du bekommst die Sachen dann ohne alle Umstände. Sehr bedauernd, daß diese Schwierigkeiten Dich belästigen

Dein Sohn

Die Steuerbehörde der hiesigen Elsässischen (deutschen) Bahn hat sie steuerfrei als Umzugsgut angenommen und einen Schein ausgestellt.

[«]

733a. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Widmung)

Meiner geliebten Schwester
zum Abschied von Basel
am 10. Juli 1878
in herzlicher und steter Dankbarkeit.

F. N.

[«]

734. An Mathilde Maier in Mainz

<Basel, 15. Juli 1878>

Verehrtestes Fräulein,

es ist nicht zu ändern: ich muß allen meinen Freunden Noth machen — eben dadurch daß ich endlich ausspreche, wodurch ich mir selber aus der Noth geholfen habe. Jene metaphysische Vernebelung alles Wahren und Einfachen, der Kampf mit der Vernunft gegen die Verunft, welcher in Allem und Jedem ein Wunder und Unding sehen will — dazu eine ganz entsprechende Barockkunst der Überspannung und der verherrlichten Maßlosigkeit — ich meine die Kunst Wagner's — dies Beides war es, was mich endlich krank und kränker machte und mich fast meinem guten Temperamente und meiner Begabung entfremdet hätte. Könnten Sie mir nachfühlen, in welcher reinen Höhenluft, in welcher milden Stimmung gegen die Menschen die noch im Dunst der Thäler wohnen ich jetzt hinlebe, mehr als je entschlossen zu allem Guten und Tüchtigen, den Griechen um hundert Schritt näher als vordem: wie ich jetzt selber, bis in's Kleinste, nach Weisheit strebend lebe, während ich früher nur die Weisen verehrte und anschwärmte — kurz wenn Sie diese Wandelung und Krisis mir nachempfinden können, oh so müßten Sie wünschen, etwas Ähnliches zu erleben!

Im Bayreuther Sommer wurde ich mir dessen völlig bewußt: ich flüchtete nach den ersten Aufführungen denen ich beiwohnte, fort in's Gebirge, und dort, in einem kleinen Walddorfe, entstand die erste Skizze, ungefähr ein Drittel meines Buches, damals unter dem Titel „die Pflugschaar". Dann kehrte ich, dem Wunsche meiner Schwester folgend, nach Bayreuth zurück und hatte jetzt die innere Fassung, um das Schwer-Erträgliche doch zu ertragen — und schweigend, vor Jedermann! — Jetzt schüttele ich ab, was nicht zu mir gehört, Menschen, als Freunde und Feinde, Gewohnheiten Bequemlichkeiten Bücher; ich lebe in Einsamkeit auf Jahre hinaus, bis ich wieder, als Philosoph des Lebens, ausgereift und fertig verkehren darf (und dann wahrscheinlich muß)

Wollen Sie mir, trotz alledem, so gut bleiben, wie Sie mir waren oder vielmehr, werden Sie es können? Sie sehen, ich bin auf einen Grad der Ehrlichkeit angelangt, wo ich nur die allerreinlichsten menschlichen Beziehungen ertrage. Halben Freundschaften und gar Parteischaften weiche ich aus, Anhänger will ich nicht. Möge Jeder (und Jede) nur sein eigner wirklicher Anhänger sein!

Ihnen von Herzen
dankbar zugethan F. N.

[«]

735. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 19. Juli 1878>

Gratulire dem feuer- und eisenbahnfesten Lama, obgleich ich wünsche, daß es nun mit diesen abgelegten Proben sein Bewenden habe. — Der Gedanke vom Hausbesitz geht mir im Kopf herum, ich glaube, es ist Vernunft in der Sache. — Ich erwarte sehnlichst den Tag meiner Abreise, es ist sehr heiß geworden. Augen sehr schlimm daran. — Ich denke mir Euch sehr angenehm bei einander — Pläne machen ist das Allerbeste im Leben. Behaltet lieb und denkt Eures

F.

(Es hagelt Rechnungen — aber, es wird sich austoben)

736. An Carl Fuchs in Hirschberg

<Basel, zwischen 20. und 27. Juli 1878>

Also auch Sie, lieber Herr Doktor, sind in Betreff W<agner>'s in die Krisis gerathen! Nun, so werden wir wohl die Ersten sein; in meinem Buche habe ich in dieser Hinsicht die größte Schonung geübt, obwohl über zwanzig Punkte zum Entsetzen aller Wagnerianer in mir die Wahrheit feststeht. Irgend wann wird sie auch an's Licht müssen — aber dringend bitte ich Sie, ja nichts zu übereilen und alle Gährung erst verbrausen zu lassen, daß es auch in diesen Dingen einen edlen hellen Wein gäbe: Schreiben Sie jetzt nicht über Wagner! Was werden Sie noch alles entdecken! Sie sind ja in der günstigsten Unabhängigkeit von Bayreuth und den andren „Richtungen"; was Wagner und Frau Wagner von Ihnen denken, muß Ihnen ganz gleichgültig sein. W<agner> selbst ist alt und hat keinen Frühling mehr zu erwarten, die Wahrheit aber altert nicht und muß in diesen Dingen ihren Frühling erst noch erleben. — Eine einzige Combination von Fähigkeiten und Kenntnissen berechtigt Sie dazu, das Charakteristische des Stils bei jedem der großen Meister zu beschreiben — zum ersten Male, wie ich meine. Thun Sie dies doch zuerst einmal thesenhaft, aphoristisch, in der knappsten Form und mit haarscharfem Ausdruck. Ein halbes Tausend musikalischer Einzelsätze und Beobachtungen von Ihnen, die Quintessenzen Ihrer Erfahrungen — das giebt Ihnen Namen und Stellung.

Nur nichts Periodisches und Kleines (seien es „Briefe" oder Aufsätze für Zeitschriften), bevor Sie Sich nicht erst als Ganzes gezeigt haben! — Verzeihung, wenn mein Wunsch, Sie endlich in der Achtung der Achtung-Verleihenden befestigt zu sehen, mich in meinen Rathschlägen zudringlich erscheinen läßt. — (Mein Plan, ein „Jahrbuch der Freunde" herauszugeben, kann vor 2 und mehr Jahren nicht in Ausführung gebracht werden: Schmeitzner's Ungeduld soll mich nicht zum Thoren machen. Dies privatissime.) Nichts liegt mir ferner als eine Concurrenz mit so erbarmenswürdigem Zeug, wie die „Bayreuther Blätter" sind; und überhaupt — eine Orientirung nach irgend einem Bayreuther Sehwinkel. Auch Sie sprechen noch von einer „Spaltung im eignen Lager". Was geht mich jetzt ein „Lager" an !!!!! Gar noch gegen Wolzogen! schreiben! wie konnte Ihnen das in den Sinn kommen, lieber verehrter Herr Doktor! Ich weiß mitunter nicht, wie Sie Sich eigentlich taxiren. — Nochmals Verzeihung!

Meinen Bekannten mißfällt Ihr Stil in den gedruckten Sachen. Die Gründe sind 1) die Sätze sind 4mal zu lang 2) Sie affektiren Gelehrtenhaftigkeit, recht künstlerhaft, aber eine schreckliche Geschmacksverirrung (fremde wissenschaftl<iche> Worte und Begriffe im Überfluß) 3) die Hauptsachen kommen nicht stark und stämmig heraus, die Neben-Einfälle überwuchern sie, Sie schneiden nicht genug weg und arbeiten nicht genug um 4) Ihr Geist liebt es spitz zu werden, es ist das Geheimniß der guten Schriftsteller, nie für die subtilen und spitzen Leser zu schreiben.

Nicht wahr, Sie verargen mir diese epistula didactica nicht! — Womit sollte ich auch eine solche ehrliche Mittheilung als Ihre letzte war, vergelten als mit Ehrlichkeit?

Ganz Ihnen ergeben F N.

[«]

737. An Paul Rée in Stibbe

Basel, 11 Bachlettenstrasse. <gegen Ende Juli 1878>

Ach, lieber lieber Freund,

heute bin ich Ihnen einmal wieder lästig. Aber an wen mich wenden, da ein direkter Verkehr zwischen mir und meinem alten Freunde Gersdorff einstweilen auf dessen Wunsch unterbleiben muß? Ich habe nämlich von ihm damals als ich meinen eignen Haushalt einrichtete, 100 Thl. entliehen, also vor 2½ Jahr ungefähr. Jetzt ist besagter Haushalt völlig aufgelöst, meine liebe Schwester wieder zu unsrer Mutter definitiv heimgekehrt, mein Einsiedler-Thun neu, vernünftig und idyllisch eingerichtet: da will ich jene Schuld beseitigen und bedarf dazu Ihrer Vermittlung, Sie Armer! Nämlich: Sie werden ersucht, die 2 mitfolgenden Werthpapiere in Geld verwandeln zu lassen, von dem, was Sie dafür erhalten, 112½ Thaler an Gersdorff zu geben (nämlich 12½ als Zinsen nach Verabredung) und den Rest meiner Schwester zu schicken. —

Das ist so viel auf einmal verlangt, daß es mir grenzenlos unbescheiden vorkommt. Kommt es Ihnen auch so vor, so sagen Sie es, ich will's wahrhaftig nicht wieder thun. Aber Sie sind gegenwärtig immer noch meine einzige Zugbrücke zum guten Gersdorff (dem armen Nerina-Närrchen und Nerino-schäfchen — Pardon!) In wenigen Tagen ziehe ich mich in die allerhöchste Einsamkeit und Verborgenheit zurück, der Sommer ist überstanden, schwer genug.

Ihr letzter Brief, wie alle Ihre Briefe thaten meinem Herzen wohl und erweckten wieder manche Hoffnungen. Bei allem Guten, was Sie thun und vorhaben, wird auch für mich der Tisch gedeckt, und mein Appetit ist sehr lebendig nach Réealismus, das wissen Sie.

Meine sonstigen Bekannten und Freunde (mit ganz wenigen Ausnahmen) befinden sich, als ob ich ihnen den Milchtopf umgestoßen hätte. Gott helfe ihnen — ich kann nicht anders.

Treu, obwohl heute sehr
unbequem (wie die Sommerfliege auf
meiner Hand)
Ihr Freund F Nietzsche

[«]

738. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Basel, 26. Juli 1878>

Verehrteste Frau, nun muss ich mich doch auf ein paar geschriebene Abschiedsworte beschränken, so gerne ich noch einmal einen Abschieds-Nachmittag bei Ihnen zugebracht hätte. Aber das „Schicksal“ wollte es nicht: Sie wissen, worin mein Schicksal liegt, dem ich mich geduldig beugen muss. Jetzt fort in die Berge, in die höchste Einsamkeit, fort, fast möchte ich sagen: zu mir. Aber auch da werde ich immer dankbar und herzlich Ihrer gedenken

Dr F. Nietzsche.

[«]

739. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, Juli 1878>

Meine liebe Elisabeth

vor meiner Abreise an Dich noch eine Zeile. Es ging und geht mir miserabel, bei der unausstehlichen Basler Hitze, die alle Gesunden krank macht. Nun noch ein paar Tage! — Samstag und Sonntag war ich auf der Frohburg — ach wie heiß auch dort! Aber immerhin menschenmöglich. Zu Mittag 90 Personen am Tisch; ich aß weder zur Mittags- noch Abendtafel mit, aus den bekannten Gründen, froh daß mein Magen Milch und rohe Eier nicht verschmähte. — Hohenemsers sehr freundlich und erfreut. Die Frl. Kopp und die Andern senden Dir (heute auch noch einmal brieflich an mich) die „ergebensten Empfehlungen.“

Die verlangte Berechnung folgt anbei.

Das Hauskauf-Drama möge gut ablaufen, weder als Komödie noch als Tragödie. Aus der Ferne sieht es wie ein „bürgerliches Rührstück“ aus.

Von Dr Fuchs lange, sehr intelligente Briefe.

Rohde kommt definitiv nach Tübingen.

Die angenehmen Strümpfe sollen gleich mit in’s Gebirge. Ich danke allerschönstens, ebenso für die Plätzchen.

Unserer guten lieben Mutter herzliche Grüße. Ich gebe nächste Woche eine Notiz von meiner Reise

F. N. In Liebe

[«]

740. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Grindelwald> 2 August <1878>

Dir und unsrer lieben Elisabeth die Mittheilung, daß ich auf einem schönen Berge des Berner Oberlands gegenwärtig wohne, anderthalb Stunde von der Scheidegg entfernt, die Ihr ja beide kennt. Gienge es nur meiner Gesundheit besser!, die zuletzt doch entscheiden muß, ob ich hier längere Zeit bleiben kann — was ich sehr wünsche. Seit gestern ist das Wetter günstig.

In herzlicher Liebe F. N.

Adresse: Prof. F. N per adr. Herrn Bohren-Ritschard in Grindelwald, Berner Oberland.

das Gasthaus ist 6600 Fuß hoch gelegen

[«]

741. An Mathilde Maier in Mainz (Postkarte. Fragment)

<Grindelwald, vermutlich 6. August 1878>

[+ + +] Wagner<s> Größe können Wenige so sicher überzeugt sein, wie ich: weil Wenige so viel davon wissen. Trotzdem bin ich aus einem unbedingten Anhänger ein bedingter geworden: wie wir ja zu allen Größen der Vergangenheit stehen; ja wie es mir mit meiner eigenen 10jährigen letzten Phase geht — ich billige sie durchaus, kenne aber einen höheren Standpunkt. In Betreff W<agner>'s hatte ich eben das Höhere, sein Ideal geschaut — damit kam ich nach B<ayreuth> — daher meine Enttäuschung. — Zuletzt eine These: die eigentlichen Wagnerianer sind gute, sehr gute Menschen, aber gar keine Musikanten (wie Sie!) und alle mehr oder weniger Obskuranten (ich denke an Ihren vorletzten Brief.) Nun lachen Sie einmal und bleiben Sie gut

Ihrem
F. N.

(Um's Himmels willen) lesen Sie über Barockstil J. Burckhardts Cicerone!!!

[«]

---

742. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Grindelwald> 6 August 1878.

Nun, geehrtester Herr Verleger, da haben Sie ja die große Handschrift des großen Mannes. Trotz dem daß er so artig dankt, glaube ich, im Vertrauen gesagt, er wirft, wenn er wirklich im Buche liest, es an die Wand. Dies gilt aber dann mir, nicht Ihnen. —

Aus der höchsten Gebirgs-Einöde Ihnen einen Gruß zurufend

F. N.

[«]

---

743. An Paul Rée in Stibbe

<Grindelwald, 10. August 1878>

Können Sie, geliebter Freund, wenn Sie einmal fortreisen, nicht nach der Schweiz kommen und zu mir hinauf, auf einen Berg bei Grindelwald (6—7000 Fuß), wo ich, inmitten unglaublicher Naturruhe und -Größe, bequem (obgleich bei schlechter Gesundheit) throne. Oder wollen wir Mitte September in Bex zusammen kommen? Oder in Baden-Baden? — Oder geht es alles nicht! — Auch für mich kann ich nicht bürgen. — Herzlichen Dank für das leidige Geschäft — es soll nicht wieder geschehen. — Alle meine Freunde sind jetzt einmüthig, daß mein Buch von Ihnen geschrieben sei und herstamme: weshalb ich zu dieser neuen Autorschaft gratulire (falls Ihre gute Meinung sich nicht verändert hat) heute ein ungeheurer Brief Lipiners, ganz gegen Sie gerichtet. Es lebe der Réealismus und mein guter Freund!

F. N.

Verrathen Sie mich Niemand! Ich brauche unbedingte Ruhe und Einsamkeit.
Adr.: P. N. per adr. Herrn Bohren-Ritschard in Grindelwald (Schweiz)

[«]

744. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Grindelwald, 13. August 1878>

Mit großer Freude habe ich die Geschichte von der Haus- und Heimatbegründung gehört: wer weiß, ob da nicht auch für meine alten Tage das Plätzchen gefunden, das Tischchen gedeckt ist! — Mir geht es nicht gut, ich bin fast mißtrauisch gegen die hohe Höhenluft: oder ist es das schlechte Wetter fortwährend? Kopf und Magen machen sehr zu schaffen: kaum Eine vergnügte Stunde erlebt. Umgebung das Herrlichste, was ich sah: aber mir fehlt die Stimmung. Höhe des Hotels gegen 7000 Fuß, ich bin der erste und höchste Pensionär der ganzen Schweiz, unbestreitbar. — Von Lipiner ein Brief, lang, bedeutend für ihn sprechend, aber von unglaublicher Impertinenz gegen mich. Den „Verehrer" und seinen Kreis bin ich nun los — ich athme dabei auf. Mir liegt sein Werden sehr am Herzen, ich verwechsele ihn nicht mit seinen jüdischen Eigenschaften, für die er nicht kann. Euch Beiden herzlich dankbar

F.

Gersdorff hat mir seines Vaters Tod angezeigt. —

[«]

745. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte. Fragment)

<Interlaken, 25. August 1878>

Alle Ihre letzten Nachrichten [+ + +] möge das, was Sie vornehmen, [+ + +] so beweisen! Dies wünsche ich von [+ + +] Exemplar der II^{tn} Aufl. erbitte ich mir umgehend an meine Adresse: „Interlaken, Hôtel Unterseen.“ — Wissen Sie die Adr<esse> von Hr. Köselitz? — Daß W<agner> gegen mich Einwendungen öffentlich macht, ist mir sehr erwünscht, ich hasse alle Dunkelei und Munkelei der Gegnerschaft; anderseits wünsche ich um Alles nicht mit den Tendenzen der B<ayreuther> Bl<ätter> verwechselt zu werden. Sie auch nicht, lieber Herr Verleger!

F N.

[«]

746. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Interlaken, 25. August 1878>

Nicht wahr, Ihr habt mir nur einmal bis jetzt in den Ferien geschrieben? Aber doch meine 2te Karte erhalten? — Mir ist es so schlecht gegangen und geht so schlecht. Ganz erschöpft durch Krankheit verließ ich den Berg und gieng nach Interlaken. Hier versuche ich, nach Art meiner Badener Lebensweise, mit Bädern und Spazierengehen gesund zu werden: bis jetzt gieng es nicht vorwärts. Fast denke ich daran, mich dem guten Dr. Wiel (Ütliberg bei Zürich) wieder in die Arme zu werfen. Der Magen ist gar zu schlecht — der Kopf dazu! Übrigens läßt sich für Interlaken sehr viel sagen. Adresse: Interlaken, Hôtel Unterseen. — Es geht Euch doch gut? Ich freue mich Eures häuslichen Glücks gedenkend.

Herzlich gesinnt
F N.

[«]

747. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)

<Interlaken, 25. August 1878>

Mein geliebter Freund, bis jetzt ist’s mir wenig geglückt. Ich war auf einem hohen Berge, dem Männlichen bei Grindelwald, verließ ihn nach drei Wochen, weil meine Gesundheit immer schlechter wurde. Jetzt habe ich meine Hoffnung auf Interlaken gesetzt, wo ich mir ein Leben wie das von Baden im März des Jahres eingerichtet habe: es will aber nicht vorwärts. Vielleicht daß ich zuletzt dem Dr. Wiel auf Eurem Ütli mich wieder in die Arme werfe. — Meine Adresse ist hier: Hôtel Unterseen. Aber verrathe sie nicht! Ruhe ist mir nöthig, wie dem Schiffer auf stürmischer See: vergleiche Horazen’s Ode „otium etc. In herzlicher Liebe immer an Dich denkend und ein gutes Wiedersehn hoffend

F N.

Ergebenste Grüße Deinen verehrten Zürichern und namentli<ch> Deiner Frau.

[«]

748. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Interlaken, 29. August 1878>

Geehrtester Herr Verleger, heute bitte ich Sie, mir

Schreber, Heilgymnastik
neueste Auflage

hierher zu senden. Interlaken, Hôtel Unterseen.

Sie haben doch meine letzte Karte und meinen Dank erhalten? — Gesundheit erbärmlich; aber es soll vorwärts!

Ganz der Ihrige
Dr F N.

[«]

749. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Interlaken, 3. September 1878>

Es macht mir immer Freude, an Sie zu denken: könnte ich es Ihnen nur recht zeigen! Aber über Nicht-Briefschreiben entschuldige ich mich nicht, bei Ihnen allein nicht, mein lieber hülfreicher Hausgenius. Über Ihren langen und reichen Brief hatte ich eine rechte Herzensfreude, denn aus ihm klang das Glück des Gelingens, des Gebärens und Geborenhabens heraus. — Andre thun mir wehe mit Briefen, Sie glauben nicht, was für Zeug ich erlebe, nicht vernünftig genug, um eine Sentenz draus zu machen. — Auch W<agner> 's Polemik rechne ich unter das „Allzumenschliche." — Freund Widemann hat mir seine sinn- und kraftvolle Musik geschickt, ich ehre seine Verborgenheit und sende ihm durch Sie innigsten Gruß und Wunsch. Das Gute möge immerdar siegen!

F. N

[«]

750. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Interlaken, 3. September 1878>

Endlich geht es vorwärts, die Kraft zum Spazierengehen, Appetit, Schlaf, alles nimmt zu. Nun heißt es Geduld und Consequenz, um nichts wieder zu verderben. Bis Ende September will ich also hier bleiben. Nun habe ich alle Eure Briefe beisammen, mit herzlichstem Danke; ich folge mit aller Theilnahme dem Hauswesen und seiner Umwandelung und Ein-Nietzschung. Aber vor Weihnachten seht Ihr mich nicht, so leid es mir thut. Meer ist meiner Augen wegen schlimm, es macht mir übel. Die Broschüre „non volumus" ist wohl von Reuter? —

In Liebe
Euer <F.>

[«]

751. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

Interlaken, Hôtel Unterseen.
<3. September 1878>

Titelblatt und Vorrede ganz in Ordnung, bis auf Firma. Natürlich müssen die übr<igen> Exempl<are> von Auflage 1 dieselben Titel und Vorrede bekommen wie

Aufl. 2. — Gestern las ich W<agner>'s bitterböse, fast rachsüchtige Seiten gegen mich. Himmel, wie ungeschickte Polemik! — Meine Bitte um Schreber, Heilgymnastik haben Sie erhalten? — Ich bin Bismarck's Meinung, so lange die deutschen Zeitungen wie bisher gedruckt werden. Für gewisse Bücher sind latein<ische> Lettern gut, weil sie dem allzuschnellen Lesen entgegen sind. Näheres über die ganze Frage zu Weihnachten, wo ich Sie zu sehen hoffe.

Ihr ganz ergebener Dr F. N.

Und den besten Dank für Ihren Brief!

[«]

752. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)

Interlaken, Hôtel Unterseen, Dienstag.
<3. September 1878>

Es geht vorwärts, aufwärts, nach langem Versuchen und Besinnen: Jetzt heißt es nur, mit Geduld und Consequenz bis Ende September fortfahren. Freilich muß ich dabei auf Zürich, auf Dich verzichten. Vor wem, liebster Freund, möchte ich mich jetzt lieber aussprechen als vor Dir, vor wem könnte ich es! Es geht Vieles in mir um. Das von Außen Kommende habe ich fast nur abzuwehren. Abscheuliche Briefe. W<agner>'s bitterböse unglückliche Polemik gegen mich im Augustheft der Bayr<euther> Bl<ätter> habe ich nun auch gelesen: es that mir wehe, aber nicht an der Stelle, wo W. wollte. — Gestern machte ich einen Rechnungsabschluß über die letzten Jahre und war glücklich dabei — ich habe in fünf, sechs wesentlichen Punkten mir Freiheit und Unabhängigkeit erobert, mit großen Opfern freilich. Nun muß die Gesundheit vorwärts, dann kommt auch wieder mehr Freude. Herzlich Dir und den Deinigen ergeben.

F.

[«]

753. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Interlaken, 10. September 1878>

Verehrte Frau, in tiefem Gefühle der Dankbarkeit und des persönlichsten Zutrauens habe ich Ihren Brief gelesen: oh wenn Sie wüßten, was für eine Ausnahme derselbe war, unter allen Briefen, die ich seit Monaten bekommen habe! (Die meisten verleugnen mich in Einem Athem dreimal und krähen dabei selber wie Hähne.) So wollen wir denn ruhig in Geduld wachsen und zusehen, was, bei aller Buntheit der Meinungen und Bestrebungen, unverlierbar, einig, einfarbig, treu und gut bleibt. Im nächsten Winter will ich es schon machen, daß Lörrach wieder näher an Bachlettenstraße liegt. Anfang Oktober komme ich zu Ihnen

Inzwischen den herzlichsten Gruß.

[«]

754. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte. Fragment)

<Interlaken, 10. September 1878>

Heilgymnastik eingetroffen und schon eifrig b<enutzt. Dank> für Ihre guten Wünsche, da sehr viel b<ei meinem Zu>stande zu wünschen übrig bleibt. — Heute (nur noch eine) Bitte: senden Sie mir die Bayreuth<er Blätter nicht> allmonatlich, sondern geben Sie mir, was <von ihnen im Laufe eines> Jahres erschienen ist, dann zusammen. Wozu sollte ich mich verpflichten, Monatsdosen Wagner’schen Ärger-Geifer’s einzunehmen! Ich möchte auch fürderhin über ihn und seine Größe rein und klar empfinden: da muß ich mir sein Allzumenschliches etwas vom Leibe halten. — Dies verstehen Sie wohl und gut, recht aus dem Vertrauen heraus, welches wir, wie ich denke, zu einander haben.
Ergebenst

F. N.

[«]

755. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Interlaken, 13. September 1878>

Verehrte Frau, ich komme auf Einen Tag nach Basel und möchte Ihnen einen Besuch machen, nämlich nächsten Mittwoch Nachmittag, falls es meine Gesundheit irgend erlaubt. Darf der Patient um eine Tasse Thee und einen

Zwieback bitten? — Gesundheit sehr unangenehm. — Dienstag reise ich von hier ab: bis dahin Interlaken, Hôtel Unterseen.

Die herzlichsten Grüße! Sie bekamen doch meine Karte?

Ihr ergebenster
Prof. Dr F Nietzsche

[«]

756. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

Interlaken <13. September 1878>

Nun, meine Lieben, was werdet Ihr sagen? Ich will zu Euch kommen, es geht mir so schlecht, daß ich mir nicht zu helfen weiß — und das Winterhalbjahr rückt heran, mir zum Grauen. Es war nur ein Aufflackern, von dem ich Euch schrieb. Nächsten Freitag Nachmittag will ich bei Euch sein, Dienstag von hier fort nach Basel. Könnt Ihr schnellstens hierher noch schreiben? — Oder meint Ihr, ich solle zu Wiel nach Zürich, — Rothpletz-Overbecks haben mich so eingeladen. Aber wo habe ich die Ruhe und Pflege wie in Naumburg, so scheint es mir. Doch, wie gesagt, schreibt was Ihr denkt, ob es Euch paßt. Ich könnte bis Mitte Oktober bleiben.

Euer F.
in herzlicher Liebe

[«]

757. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)

Interlaken Dienstag. <17. September 1878>

Lieber Freund, wenn die verehrte Hausgebieterin von Falkenstein damit zufrieden ist, so komme ich auf ein paar Tage. Seit ich die letzte Karte schickte, ist es mir so schlecht ergangen, daß ich wie auf der Flucht bin und kaum weiß, wo ich mein Haupt niederlegen soll. Ich habe mich für den Rest der Ferien bei meiner Mutter in N<aumburg> angemeldet: vorher möchte ich aber gerne Euch sehen. Heute reise ich nach Basel. Donnerstag (Mittag ungefähr) werde ich, falls ich keinen

Gegenwink erhalte, in Zürich ankommen, also wie voriges Jahr. (Welch’ Jahr liegt dazwischen! Schauder und Graus!)

In Treue der Deine
F. N.

[«]

758. An Unbekannt in Zürich

<Zürich, vermutlich September 1878>

Herzlichstes von Ihrem Freunde, welcher hier in Zürich wohnt, bei Frau Rothpletz „Haus Falkenstein“

[«]

759. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Zürich, 21. September 1878> (Samstag)

Von hier aus (Haus Falkenstein) meine Herzenslieben, die Mittheilung, daß ich, Eurem Vorschlage gemäß, Dienstag in Naumburg eintreffen will (falls die böse Gesundheit mir keinen Streich spielt!) Also gegen Mittag, von Leipzig her kommend, da ich von Zürich über Lindau reise. (Abreise Montag früh, gegen 10 Uhr)

Man ist hier sehr gut, und hegt und pflegt mich, wie ich’s nicht verdiene.

Eben habe ich Zimmergymnastik gemacht. — Die herzlichsten Grüße voraussendend

Euer F.

[«]

760. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

Naumburg. <17. Oktober 1878>

Also, geehrtester Herr, es gab eine Verwechselung. Ich bitte Sie um Zusendung von

Die Entstehung des modernen Frankreich
Zweiter Band, erste Abtheilung
von H. Taine. Deutsch.
soeben erschienen. bei Günther, Leipzig.

Eben im Begriff abzureisen, nach sehr schlechten Wochen, recht leidend. Morgen in Basel.

Gehe es Ihnen gut
F. N

[«]

761. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 19. Oktober 1878>
(Morgens)

Hier sitze ich, den Kopf voll Schmerzen. Die Reise wie ein böser Traum hinter mir. Ich brachte Regenwetter mit nach Basel. Wie gut waren die Brödchen! Auch habe ich schon ausgepackt. Viele Zeichen Eurer Liebe sind um mich, an Anderes mir Erwiesene denke ich fortwährend. Verzeiht, wenn ich öfter mürrisch war — das Joch der Krankheit drückt mich zu schwer. Auch der arme Rée ist krank, eine Art Nervenfieber. — Ich kaufte sofort van Houten und mußte 4 frs. 50 für Pfund zahlen! —

Wie wird’s nun gehen! — Bei Euch war ich noch nie mit so herzlicher Empfindung und habe es Euch gar nicht merken lassen. Meine Lieben und Guten, ich bin Euch sehr dankbar.

Euer
F.

Der Zug kam erst um 7 Uhr Abends nach Basel!!!

[«]

762. An Paul Rée in Stibbe

Basel den 20 Oct. 1878.

Ach, liebster guter Freund, mit dem schmerzlichsten Bedauern lese ich, eben von der Reise heimgekehrt, die Nachricht Ihres Krankseins. Was soll aus uns werden, wenn wir in unsern „besten Jahren“ so elend dahinwelken (denn auch ich habe elende Monate hinter mir und beginne den Winter mit trüberen Aussichten als je! Will uns das Schicksal ein schönes Greisenalter aufsparen, weil vielleicht unsre Denkweise diesem am natürlichsten, wie eine gesunde Haut, anliegt? Aber müßten wir da nicht zu lange warten! Die Gefahr wäre, daß wir die Geduld verlören. — Mir fällt gar nichts tröstliches ein, denn daß Sie sich durchschlagen und mit Ihrer Kraft auch ein Stückchen von meinen Bestrebungen, meinen Hoffnungen verwirklichen würden, das war bis jetzt bei mir Glaubens-Artikel. Muß ich jetzt nicht fürchten, daß auch Sie wieder nach einem Andern ausschauen lernen, der Ihnen die Aufgabe abnimmt? Ach, wie elend ist es, nach Erben zu suchen, nicht für unser Thun, sondern für unser Thunwollen. Sie hören, ich rede in ganz jämmerlichem Egoismus und verwünsche Ihr Kranksein, weil mein bestes Hoffen und Wünschen zugleich dabei krank wird.

Sie sind besser als ich, das habe ich immer geglaubt; und daß Sie sich vom Krankenbette aus meines Geburtstages erinnerten und mir schrieben, werde ich als Psychologe ebenso wenig wie als Freund vergessen.

Von ganzem Herzen der Ihrige
F Nietzsche

[«]

---

763. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 21. Oktober 1878>

Nun seit 9 Tagen ununterbrochen Kopfschmerz. Sonnabend Nachmittag gieng ein Anfall los wie Donnerstag, vor Schmerz <konnte ich in der> Nacht nicht schlafen. — Heute erstes Colleg gehalten. Sehr übles Baslerisches Wetter, matt, feucht. — Gestern Dr Förster bei Overbecks gegrüsst, bot ihm mein Concertbillet an. —

Wenn Ihr einmal an Frau Schwenk schicken müsst, so bitte ich noch, auf mein Conto, um eine grössere Partie Zwiebäcke (doppelt geröstete) und Plätzchen, von Jedem für Eine Mark. Geht das? — Ich bin noch 15 Gr. schuldig geblieben, das rechneten wir auf dem Bahnhofe aus: dann für Frau Dr Eiser wieviel? bitte. — Meine allerbesten Wünsche und Dankesgrüsse an Euch, mir ist es noch als ob ich halb und halb in Naumburg wäre, wenn ich in lauter Naumburger Erinnerungen krame.

Lebt recht wohl. Euer F.

[«]

764. An Marie Baumgartner in Lörrach

Basel, Bachletten 11. <23.Oktober 1878>

Hochverehrte Frau,

da bin ich wieder, nach den elendesten Wochen, trotz Heimat!

Nächsten Samstag Nachmittag mache ich den Versuch, Sie zu Hause zu treffen (ich habe nur diesen Tag frei) Ist es Ihnen genehm, so bedarf es keiner Zeile: aber seien Sie nicht böse, wenn meine Kränklichkeit mir vielleicht im letzten Augenblick einen Streich spielt.

Mit herzlichstem Gruß und
Wunsch der Ihre
F Nietzsche

[«]

765. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Basel, 28. Oktober 1878>
Montag.

Ach, verehrte Frau, es kam so, wie <ich> dachte: ein bitterböser Sonntag der Schmerzen nach unsrem guten Nachmittag, welchen Ihre große Güte mir schenkte und meine Gesundheit erlaubte. — Nachträglich will ich doch eingestehen, daß es nach meinem September-Besuch genau dieselbe Sache war: ich mußte meine Ankunft in Zürich abtelegraphiren und lag zu Bette. Sie sehen, wie jämmerlich Ihr Freund daran ist, wie unfrei sein Leib, und warum er so nach Freiheit des Geistes dürsten muß! — Ich sende Ihnen den ergebensten Ausdruck meines Dankes und meiner Pietät.

Beiläufig: (ich bin neulich etwas erschrocken, daß Ihr lieber Sohn von dem litterar<ischen> Plane etwas erfahren hat. Legen Sie ihm Stillschweigen auf, bitte,

bitte, bitte!!)

In Verehrung der Ihre
F N.

[«]

766. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 28. Oktober 1878>
Montag.

Die erste Collegien-Woche tapfer durchgesetzt. Dafür lag ich gestern, Sonntag, wo die Karte kam, krank zu Bette, die alte Geschichte. — Das Wetter bisher ungünstig, immer Föhn oder Regen, zuletzt gegen 40 Stunden Landregen: — Alles, Arbeit, Kost, Schlaf, Gehen ist so genau darauf eingerichtet, daß ich das Kolleg lesen kann. — Eine sehr dicke wollne Decke, welche zweimal über das Bett gelegt werden kann gekauft (für 6 frs., im Ausverkauf) — Nun geht die Woche wieder los, Muth, Muth! — Mit dem Schinken bin ich noch nicht fertig, die Wurst noch nicht angefangen. Sendet mir ja nichts von solchen Dingen wieder, bevor ich darum bitte — damit es nicht zuviel vom Schweine werde. — Das Kistchen ist noch nicht da. Mit den allerherzlichsten Grüßen. Sorgt Euch nicht. Geht es nicht, so geht es nicht.

Euer F.

Die Postkarten werden im Hause gelesen, Vorsicht!

[«]

767. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 3. November 1878>

Hier, meine Lieben, den Wochenbericht. Gestern mußte ich, mit bitterem Gefühle, zum ersten Male das Colleg aussetzen, denn von Donnerstag Abend an gieng es böse. Heute (Samstag) habe ich wieder gelesen. Kalt ist es, unter Null; seit vorgestern heize ich. Holz sehr theuer. — Dienstag kam die gute Kiste, etwas lädirt; mit vielem Dank Briefe und Inhalt empfangen. Ich frühstücke immer noch wie in Naumburg, zu gleicher Zeit und im Bette. — Den Magen habe ich mir seit der Rückkehr noch nicht verdorben. Das Braunschweiger Fleisch ist mir alles zu sehr gesalzen, Schinken ebenso wie Wurst. — Heute zersprang meine Brille.

Nun meine herzlichsten Grüße
Euer Fr

[«]

768. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 9. November 1878>

Meine liebe Mutter und Schwester,

heute ist Sonnabend, wilder Föhnsturm, eiskalt mit Regen, seit gestern Abend; die ganze Nacht durch schlaflos. Das Colleg eben gehalten, die Woche ist überstanden. — Den vorigen Sonntag kam plötzlich ein sehr heftiger Anfall, so wie am Tage der Abreise: es sind jetzt 10 Sonntage hinter einander. (Also trotz dem Freitag vorher!)

Overbecks hatten mir ein wunderschönes gebratenes Huhn südfranzös<ischer> Abkunft gebracht, ich habe 4 mal davon gegessen, Frau O<verbeck> hatte es selber gebraten.

Donnerstag war die gute Frau Baumgartner auf eine 1/4 Stunde bei mir. Abends Vortrag Burckhardt's über Talleyrand. —

Die Naumburger Backsachen bewähren sich sehr, namentlich die Zuckerbrödchen; ich verglich sie mit den berühmten Biscuits de Reims, die hier auf der Messe zu haben sind: aber mir gefallen sie viel mehr, auch viel billiger sind sie. — Die Braunschweiger Wurst hat jetzt auch meine Sympathie. — Für Tapioca und Äpfelchen habe ich, glaube ich gar, noch gar nicht mich bedankt! —

So gehen meine Tage fort, höchst regelmäßig — höchst vorsichtig!!

Eurer Liebe von Herzen eingedenk
F.

2 Stere Holz, alles inbegriffen = 42 frs. 70 ct
Ich bitte recht schnell um Gustav Krug's Adresse!

[«]

769. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Basel, 13. November 1878>

Bitte, geehrtester Herr, umgehend um Zusendung von

1) Thukydides ed. Stahl
Leipz. Tauchnitz 1873 und 1875

2) Thukydides lib. I und II ed. Schöne
Berlin Weidmann 1874

3) Tillmanns, Commentar zu Thukyd<ides>
Teubner 1876.

Wie geht's? Bin in voller Arbeit. — Siegfr<ied> Lip<iner> ist sehr an Breitkopf und Härtel gebunden, die ihm für Dichtungen im Umfange des Prometheus 3—400 Thaler zahlen sollen. —

Mit ergebenstem Gruß und Wunsch immer der Ihrige
N.

[«]

770. An Gustav Krug in Bonn

Basel den 14 Nov. 1878.

Dein herzlicher Geburtstags-Gruß, mein lieber Gustav — er traf mich im Krankenbette — wird hiermit von mir erwiedert, so gut es geht (und es geht mir nicht gut —) Alles, was Du schriebst, kam wie von einer guten Insel thätiger zufriedner hoffender Menschen, es that mir recht wohl, dies zu hören. Bei mir ist es anders; wie als ob ich durch eine gefährliche Meerenge in diesen Jahren hindurchschwimmen müßte (und nicht nur hinsichtlich meiner Gesundheit.) Es ist weit „von Sestos nach Abydos“. Aber mein Muth ist ungebrochen. —

Bleibe mir gut und im Herzen nahe, was auch komme. Laß Dich namentlich nicht durch mein Schweigen und meine nur allzu nothwendige Brief-Unseligkeit beirren. Auch heute bin ich sehr kurz, muß es sein.

Dein Haus- Kindes- und Eheglück möge von guten Geistern fürderhin bewahrt sein.

Ich grüße Dich in alter Liebe
Dein
Friedrich Nietzsche

[«]

771. An Marie Baumgartner in Lörrach

<Basel,> 15 Nov 1878.

Verehrte liebe Frau Baumgartner, nur ein paar Worte!

Über Ihre Dichtungen als Gedichte nur eine Meinung zu haben wäre ganz und gar von mir unbescheiden. Genug, Sie scheinen mir im Elemente Ihrer Sprache und der kunstvollen Form sich heimisch zu fühlen; im Übrigen weiß wohl ein Gedankendichter wie Herr Prudhomme zu rathen.

Ihre Dichtungen aber als Wahrheiten betrachtet, die Sie sich und mir sagen: ja — da bedauere ich Sie ebenso sehr als ich mich beglückwünsche. Denn Sie haben an mir viel, viel weniger gefunden als Sie erwarteten, und ich weiß jetzt, daß ich unendlich mehr empfangen habe und besitze, als ich verdiene — nämlich eine zuverlässige treue Seele, welche überdies den Ehrgeiz hat, die Treue auf Erden mir gegen alle skeptischen Einflüsterungen zu beweisen.

So empfinde ich es: thut es Ihnen wehe? — Ich hoffe nicht. —

Die letzten Bissen des Manuscriptes, die ich Ihnen gestern gab, sind am schwersten zu kauen, es beschämt mich, Sie so <zu> bemühen. Fangen Sie mit den letzten Seiten an und endigen Sie mit den vordersten. Oder wie Sie wollen.

Ganz und gar ergeben
und dankerfüllt
F N.

Wissen Sie, daß es seit lange meine Empfindung ist „ich verdiene alles das nicht, was ich an Freundschaft und Liebe erfahren habe“, daß ich mitunter gegen meine Freunde voll Verdruß bin, weil ich Ihnen nicht wiedergeben kann. So ist es: geben ist seliger schon als wiedergeben, aber immer nur nehmen, nehmen müssen — das kann einen unselig machen. Zu ändern ist es nicht, hier steht das Fatum vor uns.

[«]

772. An Reinhart von Seydlitz in München

<Basel,> 18 Nov. 1878.

Seien und bleiben Sie mir, mein geliebter Freund, mit Ihrer herzlichen guten Seele gesegnet! So, wie ich es hier sage, denke ich immer an Sie. Briefe schreiben geht nicht mehr, meine ältesten wie meine letzten Freunde dürfen es nicht mehr von mir erwarten. Ich habe meinem Amte und meiner Aufgabe zu leben — einem Herrn und einer Geliebten und Göttin zugleich: viel zu viel für meine schwache Kraft und tief erschütterte Gesundheit. Äußerlich gesehen, ist es ein Leben wie das eines Greises und Einsiedlers: völlige Enthaltung von Umgang, auch dem der Freunde, gehört dazu. Trotzdem bin ich muthig, vorwärts, excelsior! —

— Über Wagner empfinde ich ganz frei. Dieser ganze Vorgang mußte so kommen, er ist wohlthätig und ich verwende meine Emancipation von ihm reichlich zu geistiger Förderung. — Jemand sagte mir „der Karikaturenzeichner von Bayreuth ist ein Undankbarer und ein Narr“ — ich antwortete: „Menschen von so hoher Bestimmung muß man in Bezug auf die bürgerliche Tugend der Dankbarkeit nach dem Maaße ihrer Bestimmung messen.“ — Übrigens bin ich vielleicht nicht „dankbarer“ als W<agner>. — und was die Narrheit betrifft —

Aber vielleicht habe ich schon zu viel gesagt, der „Wagnerianer“ regt sich in Ihnen und sucht nach Steinen...

Nein, lieber Freund, Sie werfen nicht nach mir, das weiß ich. Aber thun Sie mir auch die Ehre an, mich nie zu vertheidigen. Meine Position ist dafür zu stolz, Verzeihung! — Ich denke, meine Freunde soll<en> mit mir zusammen auch stolz sein.

Der lieben Frau meines Freundes erwiedere ich treulich alles Gute und Herzliche, was sie mir durch meine Schwester sagen ließ.

Ich bin und bleibe
der Ihrige
Friedrich Nietzsche

[«]

773. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 23. November 1878>

Ach, meine Lieben, zwei Anfälle in Einer Woche, (Sonntag Abend und Montag) und dann wieder Donnerstag Abend und Freitag: Sonntag hatte ich zum ersten Male versucht, in’s Conzert zu gehen, mußte aber nach wenigen Stücken hinaus, der Kopfschmerz war da. Am Donnerstag war die gute Frau Baumg<artner> da, mit Blumen Trauben Zwiebäcken mich beschenkend, aber es schadete mir doch. — Ich habe Euch doch mit der kleinen Randbemerkung meiner letzten Karte nicht beleidigt? Ich sehe es überall, man muß mit einander geduldig sein, jeder sagt irgendwann etwas Dummes und Übereiltes. Also verzeiht. Overbecks hatten Montag Gesellschaft und brachten mir etwas Rehbraten.

Adieu, meine liebe M<utter> und Schw<ester>

[«]

774. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte. Fragment)

<Basel, 23. November 1878>

[+ + +] Alles eingetroffen. [+ + +] <Fr>age: können wir — wie [+ + +] — bei dem „Anhange:: <Vermischte Mei>nungen und Sprüche (so [+ + +] Haupttitel M<enschliches> Allzum<enschliches> E<in> B<uch> f<ür> f<reie> G<eister> die Seitenzahl und Nummernzahl des Hauptbuches fortsetzen? also daß die erste Seite als p. 379, das erste Stück als 639 erscheint? — Der Umfang des Ganzen 8 Druckbogen oder etwas Weniger. —

Das litterarische Centralblatt Zarncke’s (das erste Gelehrtenblatt D<eutschland>’s.) soll ja sehr anständig von M. A. geredet haben. In Edeling’s Litteraturz<ei>t<ung> über G<eburt> d<er> Tr<agödie> und „Strauß“. Ich sehe nichts davon und will’s nicht. Ich liebe die Trommel nicht, aber ich verstehe auch, daß Sie nichts gegen Janitscharenmusik hätten? Seien Sie guten Muthes!

Herzlich ergeben Ihr F N.

<Ich habe meinen Bei>trag für B<ayreuther> Bl<ätter> schon bezahlt, an Overbeck.)

[«]

775. An Marie Baumgartner Lörrach

<Basel, 26. November 1878>
Dienstag.

Herzlichen Dank, verehrte Frau, ich lebe unter lauter Erinnerungszeichen (von Ihnen und an Sie), Blumen, Trauben, Zwiebäcken, Abschriften — „und siehe! es war alles sehr gut“ — heißt es in der Bibel.

Donnerstag Abend konnte ich Sie nicht wieder begrüßen — ein heftiger Anfall, der mir auch den Freitag raubte, kam heran. Seitdem habe ich immer gekränkelt und mit Mühe meine Collegien durchgesetzt. Meine Angehörigen verlangen: Aufhören! Aufgeben! — — — —

Ich selber warte und warte und bin immer noch geduldig wie ein Esel, weil immer noch voll ein wenig Hoffnung — was am Ende erst recht eine Eselei ist. —

Darf ich mir bei Ihrem Bäcker für einen Franken oder mehr solche Zwiebäcke bestellen, klein, ganz durchröstet und braun? So sind sie mir am zuträglichsten.

Meine Schwester fragte brieflich bei mir an, ob es jetzt nicht auch in Frankreich Dichter gebe, wie Hr’n Lipiner in Deutschland, nämlich einen gewissen M Prudhomme? — Ganz zufällig.

Ich grüße Sie von Herzen
als Ihr dankbarer
F. Nietzsche.

(Und was soll aus Ihren guten Gedichten werden?)

[«]

---

776. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Basel, 30. November 1878>

Wie gut Sie für mich gesorgt haben, verehrte Frau — und wie beschämend-schnell! (meine Bitte erscheint mir wie eine rechte Unbescheidenheit — aber gut ist der Zwieback; und die Pflaumen „mischen das Angenehme mit dem Nützlichen“ nach Horaz.

Mir gieng es inzwischen abscheulich. Ach, Geduld! Und woher Geduld? Und wozu Geduld! — Genug, ich habe sie noch.

Herzlich ergeben
F N.

Die Blumen zieren und erfreuen immer noch. —

[«]

777. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 30. November 1878>
Samstag.

Ach, es gieng inzwischen so schlecht. Alle drei Tage starke Anfälle. Jedes gelungene Colleg, jeder plötzliche Temperaturwechsel wirft mich nieder (das Basler Wetter ist sehr ungünstig, mit seinem ewigen feuchten Gedusel) Weihnachten will ich nach Baden-Baden. Die Zürcher wünschen mich, aber es geht nicht, ich muß Gespräche fliehen. — Nur der Magen ist immer in Ordnung gewesen und der Appetit, aber ich weiß jetzt auch, was mir frommt. (Die 3 Trauben der Frau B<aumgartner> waren nicht schuld, ich aß sie, als der Anfall vorbei war) Ich bekomme aus Lörrach ganz treffliche kleine Zwiebäcke und überhaupt wird mir manches besorgt. — Frau Leupold und Frau Overbeck waren, auf Anregung des guten Dr Förster, meinetwegen in Correspondenz über Sestri di Ponente: es ist aber zu aufregend und erst nach längerer Zeit wohlthuend — aber Ostern fehlt es mir an längerer Zeit. Zu Weihnachten möchte ich eine haltbare Cervelatwurst haben, nach Baden zu schicken — wenn einmal Wünsche erlaubt sind. Und was will Mutterchen und Lamchen? Sagt's mir doch! — Ach, wüßtet Ihr, welche Wohlthat bei alledem meine Vorlesungen für mich sind!!

Euer F.

[«]

778. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 7. Dezember 1878>

So trifft es sich schön: heute Morgen kamen Eure guten Worte und Wünsche, und nun mache ich den Bericht der Woche. Dienstag und Mittwoch waren es diesmal: sehr böse! — Dazu hatte ich einen schlimmen Finger seit 2 Wochen, (wie Deiner im Herbst, meine gute Mutter); bei Glatteis bin ich nun noch auf ihn gefallen, und muß deshalb täglich in's Hospital, wo ein Verband angelegt wird (Es kann immer noch einige Wochen dauern. Viel Schmerz.) — Jetzt ist Kälte. Meine Wohnung ist gut warm. Vorlesungen nach wie vor meine geistige Ressource. Sonntag Nachmittag hat mir Overbeck vorgelesen. Mit Baden ist es noch nicht sicher, es graut mir fortzugehen. Der ganze Train ist nun einmal im Gange und doch besser als den letzten Winter (in Bezug auf Gesundheit, scheint mir.)

Wollt Ihr noch einen Bücherwunsch hören? „Doehler, Geschichte der römischen Kaiser nach Domitian (die vor Domitian habe ich schon) (es geht mit Hadrian los) Halle, Waisenhaus-buchhandl<ung> (aus dem Französischen.)“ ungebunden wegen des Band I

Herzlichsten Gruß und Dank, auch für die Plätzchen

Euer F.

Von Rée seit Geburtstag keine Nachricht.

[«]

779. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 10. Dezember 1878>

Liebste Schwester, nach einer Besprechung mit Dettloff scheint mir mein Bücherwunsch unerfüllbar — also laß alle Schritte. Ich weiß eben die Titel nicht genau anzugeben. Ich besitze aber schon alle 4 Hefte der römischen Kaiser von Beulé (übersetzt von Doehler), also von Augustus bis „Titus und seine Dynastie“. Nun hat ein andrer Franzose eine Fortsetzung gemacht „Hadrians Zeit usw.“, aber ich weiß nicht, wer es übersetzt und wo es erschienen ist.

Mein Finger entscheidet über die Ferien, ich muß hier bleiben (der Nagel geht ab — es ist langwierig, aber ungefährlich.

In herzlicher Liebe Dir und unsrer
guten Mutter zugethan
F.

[«]

780. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 14. Dezember 1878>
Sonnabend

Meine Herzenslieben, es geht mir nicht gut, Dienstag wieder ein sehr schmerzhafter 30stünd. Anfall, und seit gestern werde ich einen leichteren Kopfschmerz nicht los. Der Finger nöthigt mich täglich ins Hospital. Wir haben strengen Winter. Herzl<ichen> Dank für Eure Briefe. Mein Bücherwunsch war eine Dummheit, es giebt dies Buch gar nicht. Also — Verzeihung! — So wenig als möglich! Bitte! Und hierher senden! Nur keine Äpfel! Die vertrage ich nicht recht.

Noch Eine Woche Collegien vor mir. —

Es ist doch jammerschade, daß ich nicht bei Euch sein kann! —

Welch schöne Plätzchen ich vom guten Lama bekommen habe!

Könnt Ihr mir ein paar Handschuhe aus schwarzer gröbster Wolle stricken, bloß Ein Daum und dann ein Sack für die übrigen Finger. Abends zu tragen, recht warm.

In herzlicher Liebe Euer Fr.

[«]

781. An Paul Rée in Stibbe (Postkarte)

<Basel, 14. Dezember 1878>

Was macht denn mein armer lieber lieber Freund Rée? Ich fürchte, er quält sich von einem Tag zum andern durch (so geht es nämlich mir wieder einmal) Dazu ihn im rauhsten Norden zu wissen Und woher käme das Erfreuliche! Ach, könnte ich doch Tauben mit Oel-Friedens- und Gesundheitszweigen ihm zu Weihnachten senden! — Zehnmal täglich wünsche ich bei Ihnen, mit Ihnen zu sein. Aber immer heißt es: „Ertrage! Entsage“! Ach, man bekommt die Geduld auch satt. Wir haben die Geduld zur Geduld nöthig. —

Und lieb und gut bleiben wir uns.

F.N.

[«]

782. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 17. Dezember 1878>

Hier, meine herzlich Geliebten, ein kleiner Beitrag zu Eurem Weihnachts-Tisch, zum Zeichen, daß ich Eurer gedacht habe und am Bescheerungs-Abende Eurer recht sehr gedenken werde.

Mit den Taschentüchern soll, wie ich mit Vergnügen hörte, meiner guten Mutter doch eine Freude gemacht werden können, ob sie schon behauptet, durchaus nichts nöthig zu haben. Nun, sieh zu, ob dieselben Dir Recht sind. Die Spiritus-Maschine wird Dir, wenn sie sich so gut bewährt, wie bei mir, gewiß einleuchten: sie arbeitet sehr feurig. Es ist das beliebteste System der Construktion. —

In Betreff meiner Gaben für das liebe Lama habe ich kein Glück gehabt. Am sichersten bin ich noch wegen der Handschuhe vom Tyroler, die ihr immer gefallen haben. Aber über die Weltausstellung ein Buch — ja ich wußte gar nicht, worüber sie sich belehren lassen will (ob über die Maschinen, oder die Kunst oder die Eßwaaren oder Seidenindustrie auf der Ausstellung — es giebt so viele Spezialschriften; und ich erfuhr auch von diesem Wunsche zu spät) Vielleicht nimmt sie das „Buch der Erfindungen usw.“ (mit den guten Illustrationen von Architektur) als eine Art erbärmlichen Ersatzes. Und nun gar mit dem Seidentuch! Das Gewünschte existirte nicht mehr bei Von der Mühls, traurig, traurig!

Ich versuche das arme Lama zu entschädigen, indem ich etwas nahm, was „viel eleganter“ sein soll: bin aber nicht überzeugt, daß es ihr so gut gefällt, wie das einfachere.

Könnte ich bei Euch sein! — Frau Schwenk ist bei mir und packt ein (sie ist sehr dankbar gestimmt und wird, so bald ihre viele Arbeit es irgend gestattet, schreiben. Ich gab ihr die vorgeschrieben<en> Gelder.)

Nun wollen wir das alte Jahr noch ablaufen lassen, in größter Stille; und mit einigem Muthe und noch mehr Geduld dem neuen entgegengehen, vor allem aber mit Liebe und Herzlichkeit unter einander.

Euer Fr.

[«]

783. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Basel, 21. Dezember 1878>
Samstag.

Nicht wahr, meine verehrte Frau Baumgartner, Sie sagen es mir durch eine Karte voraus, an welchem Tage ich den Besuch Ihres mir so werthen Sohnes (den ich ja nicht verfehlen möchte!) zu erwarten habe? Hoffentlich richtet sich meine Krankheit vernüftig darnach ein. — Inzwischen haben die Karlsruher Zwiebäcke sich eingestellt, die Quitten sind köstlich befunden worden: kurz, der Himmel behüte mich, daß ich nicht durch Ihre mannichfaltige Güte zum verwöhnten Kinde werde.

Bald mehr von Ihrem ergebensten Nietzsche

[«]

784. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 21. Dezember 1878>

Tiefer anhaltender Schnee-Winter um mich: wie ich ihn noch nie in Basel erlebte. Die St. Margarethen-Landschaft herrlich. Die Bäume brechen fast vor Schnee. Scheint mir gesund zu sein: die Woche ohne Anfall, alle Collegien gehalten, heute das letzte vor Weihnachten. — Frau Overbeck hat mir Quitten geschenkt, die Gute! — Mein Finger scheint, nach heutiger ärztlicher Besichtigung und Verbindung im Hospital, doch sich bessern zu wollen (zum ersten Male sah er besser aus) — Dienstag habe ich mit Frau Schwenck mein bescheidnes Kistchen an Euch erledigt. — Morgen gehen Overbecks fort. — Durch den Schnee werden viel Brief- und Paket-Verspätungen eintreten: also wartet nicht zu sehr auf Nachricht von mir. — Der Frau Bessiger gebe ich das Tuch, dem Manne Cigarren, dem Mädchen eine sehr hübsche Capouchon, dem Knaben einen halbseidnen Shawl und dann Zuckerdüten. (Die von N<aumburg> mitgebrachten Sachen verschenkte ich gleich damals) Nun, das Allerherzlichste an Euch meine Lieben!

Es denkt stets Eurer F. N.

[«]

785. An Adolf Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Basel,> 23 Dez. <1878>

Ich finde, Abends heim kommend, etwas auf meinem Tische vor, etwas in Kern und Schale Schönes und Ernstes: es thut mir sehr wohl. — Kommt es von Ihnen? Meinen allerschönsten Dank. — Aber Mittwoch bin ich vergeben und versprochen. Vielleicht kommen Sie Donnerstag oder Freitag? Ich werde an beiden Tagen jedenfalls von 2—4 Uhr Ihrer gewärtig sein: eine vorauslaufende Meldung ist unnöthig, falls Sie, wie gesagt, einen dieser Tage wählen wollen. — Inzwischen Ihnen und der o verehrten Frau Mutter den englischen Gruss: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen aneinander!“

F. N.

[«]

786. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel, 27. Dezember 1878>
Freitag. —

Endlich hat die Post auch mich bedacht, und Eure lieben Gaben sind in meinen Händen. (Das Buch, das mich äußerst angenehm überraschte, kam viel früher) Aber es war gut so, denn bis jetzt gieng es mir ganz elend, von Sonntag an bis jetzt Anfall über Anfall.

Ihr seht, ich kann nicht schreiben, kaum mich bedanken. Später über das Einzelne der Gaben. Die Handschuhe für Nacht und Tag sehr erwünscht. Würste scheinen nach der ersten Probe (von der runden) herrlich, wie die hier so theuren Gothaer lange es nicht sind.

Ihr habt doch Montag meine Karte bekommen? Eure Freude über meine Sachen hat mich gerührt. — Baumgartn<ers> schenkten mir „Leopardi übersetzt von Heyse“, schön gebunden.

Ich habe Adolf, ebenso seine Mutter, und dann Frau Overbeck noch beschenkt. Den Kindern hier im Hause außerdem, was ich schrieb, einen magnetischen Blechfisch und ein dreiklingiges Taschenmesser.

Die neuen Strümpfe habe ich an. — Um Johnson, mein liebes Lama, bemühe Dich nicht zu sehr, und gieb vor allem nicht viel dafür aus (2—3 Franken, nicht mehr) Auf eigne Rechnung bitte ich, mir noch den ersten Band von Doehler's Antoninen zu beschaffen und zu fragen, wann der dritte erscheint: aber es hat gar keine Eile. Sende das Buch, wenn einmal etwas Anderes zu senden ist.

Nehmt mit dem einzigen Wort „ich danke Euch von Herzen" fürlieb. Es wird mir so schwer heute, zu schreiben.

Nur fort mit dem alten Jahr.
Euer F.

[«]

787. An Marie Baumgartner in Lörrach

<Basel, 29. Dezember 1878>
Sonntag.

Was für Ferien habe ich, verehrte Frau! Vor Schmerz und Erschöpfung halbtodt; die ganze Woche ein Anfall nach dem andern, eine Art von nachträglicher Abzahlung an die erste Hälfte des akademischen Semesters. —

Nun soll's aber besser gehen, und morgen (Montag) erwarte ich unter günstigeren Bedingungen Ihren lieben Sohn zu sehen. —

Leopardi steht da in ernster Pracht, aufgespart für gute Sommertage im Gebirge. — Sie wissen doch, daß ich kein „Pessimist" bin, wie er und das „Düstere", wo ich es finde, nur constatire, nicht bejammere. Freilich kommen dabei keine so herrlichen Gedichte zum Vorschein.

Mein armseliges „Epigramm" galt übrigens nicht den Dichtern, sondern dem Dichter (Lipiner) — Dank Ihren Trauben ist es mir möglich, Horaz einmal wörtlich und thätlich zu interpretiren, heute Mittag „pensilis uva secundas et nux ornavit mensas cum duplice ficu"

Ihnen Beiden das Herzlichste.
F N.

[«]

788. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 31. Dezember 1878>

Nun, meine Lieben, voran in’s neue Jahr guten Muths und mit Geduld, so sage ich Euch und mir „schon Schlimme<re>s hat man überstanden“. In summa: ich halte es immer noch aus, so haltet es auch treulich mit mir aus: denn ein Kranker macht wenig Freude und viel Noth. —

Das Ritschl-Buch ist nicht eingetroffen. — Gestern war Ad<olf> Baumgartner bei mir, er pries jenen schönen Naumburger Tag ganz außerordentlich. — Wir haben Thauwetter. Mein Befinden immer noch schwankend. Morgen erwarte ich wieder den Anfall.

Die „Plätzchen“ sind wieder sehr gut. Und die Wurst bewundernswerth.

Freund Rée schrieb, es geht immer schlecht. Die galvanische Kur ohne Erfolg bei seinem Nerven-Unterleibsleiden. Auch Rohde schrieb gut und zufrieden. — Verreisen kann ich nicht.

Freitag geht es wieder los. — Die Geschichte mit Ernst betrübt mich (er soll mit einem ältern vertrauensvollen Arzte sprechen: in seinem Alter sehr nöthig.

Denkt meiner in Liebe, wie ich Eurer gedenke F N.

[«]

789. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Basel> Sylvestertag <31. Dezember> 1878.

Hier kommt, als Neujahrsgruß, das Manuscript. Um des Himmels Willen, geben Sie sofort Nachricht, wenn es in Ihren Händen ist! Ich lebe in Angst und Bangen bis dahin. —

Ende Januar kann der Druck fertig sein, nicht wahr? 8 Bogen und Alles wie beim Hauptbuch, auch unsre Bedingungen. — Packen Sie sorgfältig aus, es ist ein Zettel-Manuscript.

Alles Gute Ihnen von Herzen wünschend
Ihr
F N.

[«]

789a. An Louise Ott in Paris (Widmung)

Basel am Ende des
Jahres 1878

Frau Louise Ott

mit den ergebensten Grüssen und Wünschen ihres Dieners

Friedr. Nietzsche

(Krank, schweigsam, allein, doch muthig, mitunter glücklich, fast immer ruhig — es geht schon! es geht schon! — und trotzdem, liebes Schicksal! ein klein wenig mehr Sonnenschein! bitte! bitte! —)

[«]

[Briefe 1879]

[BRIEFE 1879]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1879]

790. An Louis Kelterborn in Basel
791. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
792. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
793. An Gustav Krug in Bonn
794. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
795. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
796. An Franz Overbeck in Basel
797. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
798. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
799. An Heinrich Köselitz in Florenz

[«]

[Februar 1879]

800. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
801. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
802. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
803. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
804. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
805. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
806. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
807. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

[«]

[März 1879]

808. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
809. An Heinrich Köselitz in Florenz
810. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz
811. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
812. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz (Postkarte)
813. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz (Postkarte)
814. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
815. Bescheinigung für Joseph Meyer in Basel
816. An Heinrich Köselitz in Florenz (Postkarte)
817. An Malwida von Meysenbug in Rom
818. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
819. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
820. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
821. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
822. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
823. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
823a. An Paul Widemann in Chemnitz (Widmung)
824. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
825. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
826. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
827. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
828. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
829. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
830. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
831. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

[«]

[April 1879]

832. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
833. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
834. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
835. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
836. An einen Freund
837. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
838. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
839. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
840. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
841. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
842. An Paul Rée in Stibbe (Postkarte)
843. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
844. An Paul Rée in Stibbe (Postkarte)
845. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[Mai 1879]

846. An Carl Burckhardt in Basel
847. An Paul Widemann in Chemnitz (Postkarte)
848. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
849. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

[«]

[Juni 1879]

850. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
851. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
852. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
853. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
854. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

855. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
856. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin (Postkarte)
857. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
858. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
859. An Franz Overbeck in Basel
860. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin (Postkarte)
861. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

[«]

[Juli 1879]

862. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin
863. An Franziska Nietzsche in Naumburg
864. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
865. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
866. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin (Postkarte)
867. An Franziska Nietzsche in Naumburg
868. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin
869. An Paul Rée in Nassau
870. An Franz Overbeck in Zürich

[«]

[August 1879]

871. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin (Postkarte)
872. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)
873. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin (Postkarte)
874. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin (Postkarte)
875. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)
876. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin (Postkarte)
877. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[September 1879]

878. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin (Postkarte)
879. An Paul Rée in Stibbe
880. An Heinrich Köselitz in Venedig
881. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
882. An Elisabeth Nietzsche in Tamins (Postkarte)
883. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
884. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)
885. An Elisabeth Nietzsche in Tamins
886. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
887. An Heinrich Köselitz in Venedig

[«]

[Oktober 1879]

888. An Heinrich Köselitz in Venedig
889. An Heinrich Köselitz in Venedig
890. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
891. An Elisabeth Nietzsche in Tamins (Postkarte)
892. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
893. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
894. An Franz Overbeck in Basel
895. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
896. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
897. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
898. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
899. An Paul Rée in Stibbe

[«]

[November 1879]

900. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

901. An Ida Overbeck in Basel (Postkarte)
902. An Elisabeth Nietzsche in Tamins (Postkarte)
903. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
904. An Franz Overbeck in Basel
905. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
906. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
907. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
908. An Elisabeth Nietzsche in Chur (Postkarte)
909. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
910. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

[«]

[Dezember 1879]

911. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
912. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
913. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
914. An Franz Overbeck in Basel
915. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
916. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)
917. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
918. An Elisabeth Nietzsche in Chur (Postkarte)
919. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)
920. An Erwin Rohde in Tübingen
921. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
922. An Elisabeth Nietzsche in Chur

[«]

790. An Louis Kelterborn in Basel

<Basel, Januar 1879>

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut
wie der Doctor Kelterborn!

Nein, im Ernste, Sie haben mir die erste Freude ins neue Jahr gebracht, mit dem, was Sie für mich thaten, zu mir sagten und sandten. Ich selber lag mit heftigen Schmerzen krank und bedurfte des Erfreuenden.

Mehr sage ich nicht. Grüßen Sie mit den Worten des ergebensten Dankes Herrn Huber. (Sie wissen, daß er mir schon einmal in diesem Winter eine große Wohlthat erwiesen hat: seiner Musik danke ich die beste Viertelstunde im ganzen Vierteljahr).

Ihr
Fr Nietzsche

[«]

791. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Basel, 5. Januar 1879>

Sylvester und Neujahr böse böse Tage für mich. Jetzt geht die Noth des Semesters wieder an, diese Woche bin ich sehr beschäftigt.

Manuscr<ipt> in Schmeitzner's Händen. Köselitz besorgt wieder die Correctur, wie ich heute durch Schm<eitzner> erfahre (ich kann es mir nicht besser wünschen — und fühle mich erleichtert, Ihnen keine neue Last zumuthen zu müssen.) Sie, Arme Gute, haben schon viel zu viel an meiner Noth mitgetragen!

Treulich
F N.

[«]

792. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Basel, 5. Januar 1879>

Ganz einverstanden, ja glücklich: Freund Köselitz macht es besser als irgend jemand! — Also **zugleich** immer einen Bogen an mich absenden und einen Bogen samt M<anu>s<cript> an K<öselitz> — Ein paar Fehler in der Zählung kommen vor; 2 Zettel haben dieselbe Zahl. Eine Zahl fehlt. — Hier folgen noch 7 Aphorismen: stellen Sie dieselben ungefähr nach 374 (ja nicht später, eher früher!) — So kommen wir in summa über die Zahl 400 hinaus. —

Glück und Heil auf den Weg! F N.

[«]

793. An Gustav Krug in Bonn

<Basel,> 6. Jan<uar> 1879.

Du hast mich, mein lieber Freund, dies mal Deinen Geburtstag auf die schönste Weise feiern lassen: denn Deine Musik brachte mich in die Nähe Deiner Seele, wie wohl nichts es sonst vermöchte. Das ist die Meditation eines edlen Gemüths über alles, was ihm das Leben geschenkt hat — und die Arbeit eines vortrefflichen Musikers. Du setztest mich in Erstaunen! — Ich selbst lebe ziemlich ferne von der Musik überhaupt — und muß es wohl.

Behalte lieb Deinen dankbar gesinnten
Friedr. N.

[«]

794. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 11. Januar 1879>

Eure guten Wünsche begrüßten mich schon am Sylvester, ich danke von ganzem Herzen. — Neujahrstag war ein sehr böser Eintritt in's neue Jahr! Seitdem habe ich alle meine Vorlesungen gehalten: erwarte aber, nach bestimmten Anzeichen, von morgen nichts Gutes. Der Finger ist auch wieder schlimm geworden (Nagelentzündung) Es ist wieder Schneelandschaft und Kälte. — Wollt Ihr noch einmal etwas schicken, so bitte ich, natürlich auf meine Unkosten, um eine nochmalige Wurstsendung, ich bin gar zu sehr zufrieden. — Von Frau Rothpletz bekam ich ein kostbares gebratenes Huhn de Bresse geschickt. Dr Eiser hat sehr schön zu Neujahr gratulirt, ich habe geantwortet. Seydl<itz>'s Adresse ist München Kletzenstrasse 4, I (ich habe seit lange ihm dahin geschrieben) — Allen guten Wünschen und Absichten gute Erfüllung.

In herzlicher Liebe Euer Sohn und Bruder

[«]

795. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Basel,> 12 Jan<uar 1879>

Geehrtester Herr Verleger,

der 12te Januar und noch kein Bogen? — Es wundert mich. — Sie wissen, daß Sie einen schwer Leidenden als Autor haben? daß ich Tag für Tag voraus die sorgfältigste Ökonomie über die wenigen verfügbaren — für Kopf und Augen verfügbaren Viertelstunden zu machen habe? daß ich jede Abweichung mit heftigen Anfällen meines Leidens zu zahlen habe? daß mir die Art des Drucks vom vorigen Jahre in peinlichster leidvollster Erinnerung ist? — Ich muß **Tag** und **Stunde** wissen, wann die Bogen eintreffen: bitte, sagen Sie dies in der Druckerei und machen Sie, wenn es Noth thut, Strafcontrakte.

Was Sie von Bayreuth schreiben, thut mir weh, Ihretwegen! — Bayreuth liegt unter der Tropen-Zone, scheint es; sehen Sie zu, daß Sie nicht gelb oder gar schwarz dabei werden.

Anbei ein Satz, der aus Versehen nicht abgeschrieben wurde: er gehört in den Abschnitt, der anfängt „das einzige Mittel, welches wir gegen den Socialismus noch in den Händen haben"; nach den Worten „eure lärmende Opern- und Musikbegeisterung:" muß es heißen:

: endlich eure Frauen, geformt und gebildet, aber aus unedlem Metalle, vergoldet, aber ohne Goldklang, als Schaustücke von euch gewählt, als Schaustücke sich selber gebend: — usw

Dann bitte, fügen Sie noch irgendwo einen meiner „Sprüche" ein, auf den ich mir etwas zu Gute thue

Was ist Genie?— Ein hohes Ziel und die Mittel dazu wollen.

Und nun möge es Ihnen gut gehen, besser, zehnmal besser als es mir geht, was die Schmerzhaftigkeit des Daseins betrifft, aber gleich gut, wie mir, in Hinsicht auf Ruhe und Sicherheit der Seele.

Ihr ergebener
Friedr. Nietzsche.

12 Jan. 12 Jan. 12 Jan.

[«]

796. An Franz Overbeck in Basel

<Basel, vermutlich Mitte Januar 1879>

Seit gestern Abend ein fortgesetzter **wüthender** Schmerz. Was soll werden! — Kein Colleg. —

F N.

[«]

797. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 18. Januar 1879>

Schlimmste Winterwoche hinter mir! Montag schlecht, Dienstag der Anfall, Mittwoch schlecht, Donnerstag und Freitag neuer sehr heftiger, gar nicht enden wollender Anfall, heute caput und müde. Nun muß es wieder besser kommen, hoffe ich. Aber das Collegienaussetzen ist mir gar zu ärgerlich gewesen. — Wenn Ihr mir etwa nach 2 Wochen noch einmal ein Kistchen senden wollt, so legt doch ein paar große weiße Servietten hinein, ich habe nur 2 und brauche sie viel. — Das Ritschl-buch ist leider nicht viel werth: leer und ziemlich frech. — Die neueste Dichtung von Lipiner „Renatus“ ist greulich unsympathisch, eine Verirrung. — Schmeitzner giebt in einigen Wochen etwas von mir heraus, einen Nachtrag zum letzten Buch, von c. 150 Seiten; es wird eifrig gedruckt, Köselitz (in Florenz) corrigirt wieder. Und nun mit innigem Gruß und Dank: lebt wohl.

[«]

798. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Basel, 19. Januar 1879>

Lieber Herr Schmeitzner, Ihr Brief ist sehr gut (wie Sie) und that mir wohl! — Nun treiben Sie die Druckerei an, es muß feurig zugehen! — Hier noch zwei Stücke: sie gehören vor jene Nummer, die den Titel führt: „Tragikomödie von Regensburg.“ —

Etwas ungeduldig, aber ganz der Ihre F N.

Verargen Sie mir auf Bogen 1 ein Paar Textveränderungen nicht! es kommt so viel auf diese principiellen Dinge an.

[«]

799. An Heinrich Köselitz in Florenz

Basel, Bachlettenstrasse 11.
<22. Januar 1879>

Lieber lieber Freund, so geht es wieder hin und her, zwischen Ihnen und mir, zu meiner allergrößten Freude — die so groß ist, daß ich alle Augenblicke die Größe Ihrer Bemühung vergesse, welche Sie sich wieder meinetwegen auf den Hals geladen haben, Sie Guter! Wenigstens hoffe ich Sie mit meinen Einfällen zu unterhalten — ich glaube, was in diesem Anhange zusammensteht, ist nichts Schlechtes: es wurde größten Theils in einer Höhe von 7200 Fuß über dem Meeresspiegel erdacht und niedergeschrieben. Vielleicht ist es das einzige Buch der Welt, das eine so hohe Abkunft hat. — Nun dürfen Sie spotten! — — — —

Meine Gesundheit ist abscheulich — schmerzenreich, wie früher, mein Leben viel strenger und einsamer; ich selber im Ganzen lebe fast wie ein ganzer Heiliger, aber fast mit den Gesinnungen des ganzen ächten Epikur — sehr seelenruhig und geduldig und dem Leben doch mit Freude zusehend.

Ich weiß es, daß Leopardi in Betreff der Schmerzhaftigkeit es nicht schlimmer gehabt hat als ich es habe. Trotzdem! —

Aber Briefe darf, kann, will ich nicht mehr schreiben. Ich liebe und verehre alles, was von Ihnen kommt, mein trefflicher Freund — und Sie deuten mein Schweigen immer ins Gute. —

Also in Venedig, ungefähr den 22 März des Jahres — so hoffe ich — auf Wiedersehen.

Treulich
F N.

[«]

800. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Basel, 1. Februar 1879>
Sonnabend.

Statt neun Zeilen werden es 21—22. Denken Sie sich Zeile 6—14 (auf Seite 63) gestrichen und dafür 21 Zeilen eingerückt. — Nur dies Wort, Verzeihung! ich bin in der schlimmsten Verfassung meiner Gesundheit und weiß nicht mehr, was noch werden soll.

Ihnen ergeben
F N.

Aber nun regelmäßige Sendung!

[«]

801. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Basel,> 3. Febr. 79

Meine liebe gute Schwester

Ich bin leider mit meinen Glückwünschen zu spät gekommen, hoffentlich nimmt es unsre gute Mutter nicht übel. Bitte beschwichtige wenn es nöthig sein sollte. Aber ein mehrtägiger Anfall hatte meine Absichten durchkreuzt. — Blühen und duften die Hyacinthen?

Overbeck hat mich bestimmt, die ganze nächste Woche die Collegien auszusetzen. Ich richte mich wirklich sonst zu Grunde. Die letzte Zeit war fürchterlich. Auch an guten Tagen verliere <ich> noch öfters zwei Stunden mit

Unbehagen aller Art. Bitte die gute Mutter, daß sie nicht mit andern Menschen darüber redet, daß es mir schlecht geht. Bitte dringend!

Mein Buch hat nichts damit zu thun. Es entstand im August, 7200 Fuß über dem Meere und wurde im September von Frau Baumgartner fertig abgeschrieben. Die Correktur besorgt Köselitz.

Meine Seele ist bei Alledem geduldiger als je, das ist das Beste.

Herzlich der Deine
F.

[«]

802. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 9. Februar 1879>

Gestern das Kistchen mit schätzenswerthestem Inhalte und eben jetzt der Brief vom guten Lama: da will ich gleich antworten, da es heute möglich ist. Drei Tage konnte ich nicht eine Zeile schreiben, wieder sehr schlimm, auch die ganze “Woche schlecht, obschon ich aussetzte. Nun, es muß wieder besser kommen. Das Colleg macht mir aber doch zuviel Nachdenkens nöthig, ich thue sonst rein nichts; nie habe ich einen Winter so ganz im Sinne des Gesundwerdens gelebt; er ist deshalb sehr belehrend für mich. Mit dem Magen ist es glänzend gelungen. Das Kopf leiden nimmt aber zu, die Krampf-erscheinungen (welche mich nöthigen das rechte Auge viele Stunden halb zu schließen) verbreiten sich an den Haupttagen über den ganzen Körper. — Mehr will ich nicht schreiben, ich muß alles abbüßen. Mit herzlicher Liebe und Danke für alles Gute das Ihr mir schreibt und thut, Euer F.

(Alleinsein ist das Allerschätzenswertheste meiner Curmethode, also betrübt Euch darüber nicht! Geht es im Sommer nicht besser, so verlasse ich die Universität)

[«]

803. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Basel, 13. Februar 1879>

Ich war Ihnen böse, werthester Herr Verleger — nach Ihrem Briefe kann ich es nicht mehr sein. Ersparen Sie mir so viel Sie nur können; mein Dasein ist so schon seit Weihnachten in einem unbeschreiblichen Grade schmerzenreich. — In Betreff von Bayr<euth> halten Sie wacker Stand; ich thue es auch, wie Sie wohl sehen — ruhig und milde in der Form: was die Sache betrifft, so strebe ich nach Gerechtigkeit, wie sie auch laute und wie sie in fremde Ohren hineinklingen möge: da lasse ich mich keinen Schritt breit von dem abdrängen, was mir jetzt die Wahrheit über die große Erscheinung der W<agnerschen> Kunst scheint. — Mit Leibeskräften bemühe ich mich, es im Ausdruck zur Vollkommenheit zu bringen: ich elender Patient sinne und zersinne mich bei allen Schmerzen noch — über „Ausdrücke“! Der Mensch ist ein seltsam Ding!!

F N.

[«]

---

804. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 17. Februar 1879>

Schlimme Woche. Ich verliere die Lust, es im Einzelnen zu erzählen. Wetter war sehr ungünstig. Magen in Ordnung, Lebensweise so besonnen wie möglich. Die Augen reichen aber nicht mehr zum Colleg aus, vom Kopf zu schweigen. (Ich hatte 6 Tage Kopfschmerz, außer wenn ich schlief.)

Wurst wieder vortrefflich. Schönsten Dank für das Hemd. Aber wo die Servietten? (Nämlich ganz alte weiche dicke Lumpen — neue kann ich mir auch hier anschaffen, kann sie aber nicht brauchen) — Auf der Rechnung von Socin steht „roth Flanelle 5 frs. 25 —“ ein Versehen?

Möge es Euch wenigstens recht gut gehen! Bei mir heißt es immer noch: Geduld! Und Geduld zur Geduld!“

In herzlicher Liebe
F N.

Das gute Lama ist gebeten, aus Doudan alle Urtheile über litterarische Dinge gut zu übersetzen. Bitte!

[«]

805. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 28. Februar 1879>

Meine Lieben, seitdem habe ich unbeschreiblich gelitten. Ein 4tägiger und ein 6tägiger Anfall der allerhärtester Art — Erbrechen über Erbrechen dabei (woraus Ihr schließen mögt, wie furchtbar die Schmerzen waren) Ein einziges Colleg hatte ich gewagt — jetzt wieder unmöglich auf eine Woche. — Es thut mir wehe, Eurer schreibenden und spendenden Liebe nicht einmal ordentlich **danksagen** zu können. — Ich habe vom 22 März an knapp 4 Wochen Ferien. Genauestes über Rehme mir erbittend. Doch werde ich wohl eher nach dem Süden mich wenden. Lebt wohl, ich danke, danke Euch!

F N

[«]

806. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Basel, 28. Februar 1879> Freitag.

Das am Montag Ihnen zugesendete M<anu>s<cript> paßt, wie ich jetzt sehe, nicht in Gang und Stimmung der Schlußpartie des Buchs. Lassen’s wir also weg! Oder was denken Sie?

F N.

Sehr leidend.

[«]

807. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Basel, 28. Februar 1879>

Werthester Herr Verleger,

sobald der letzte Bogen gedruckt ist, lassen Sie, bitte!, 4 Exemplare schnellstens heften und senden dieselben an die 4 Nächstbetheiligten

Frau Baumgartner

Herrn Köselitz
Dr. Paul Rée (Stibbe bei Tütz, Westpreussen)
Prof. Dr. Overbeck in Basel.

Mir die fehlenden Aushängebogen so bald als irgend möglich! Ich habe unbeschreiblich wieder gelitten. — Hoffentlich haben Sie an dem Buche einige Freude, zur Entschädigung für manchen Verdruß und Kummer? Von Herzen wünscht das

Ihr ergebenster F N.

[«]

808. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Basel, 1. März 1879>

Verehrteste Frau, inzwischen habe ich unbeschreiblich gelitten; auch heute noch bin ich unfähig, mehr zu thun als es Ihnen zu sagen. Nicht einmal danken kann ich: und immer habe ich besondere Gründe, Ihnen danken zu mögen! — ganz abgerechnet, wie dankbar ich Ihnen überhaupt sein muss. Von Herzen Ihrer gedenkend und sich alles dessen freuend, was Sie freut Ihr

treu ergebener
F. N.

Können Sie mir die gelegentl<ichen> litterarischen Urtheile Mérimées aus den lettres à une inconnue übersetzen? —

[«]

809. An Heinrich Köselitz in Florenz

Basel den 1 März 1879

Nun, lieber guter hülfreicher Freund, bleibt Ihnen nur noch übrig, an mir selber die Correctur zu machen — in Venedig! Mein Zustand war wieder fürchterlich, hart an der Gränze des Ertragbaren. „Ob ich reisen **kann**?“ Die Frage war mir oft: ob ich da noch leben werde?

Vorläufiges Programm.

Dienstag den 25 März Abends 7 Uhr 45 komme ich in Venedig an und werde von Ihnen eingeschifft. Nicht wahr? Sie miethen mir eine Privatwohnung (Zimmer mit gutem warmen Bett): ruhig. Womöglich eine Altane oder ein flaches Dach bei Ihnen oder mir, wo wir zusammen sitzen und so weiter.

Ich will nichts sehen als zufällig. — Aber auf dem Markusplatz sitzen und Militärmusik hören, bei Sonnenschein. Alle Festtage höre ich die Messe in S. Marco. Die öffentl<ichen> Gärten will ich in aller Stille ablustwandeln.

Gute Feigen essen. Auch Austern. Ganz Ihnen folgen, dem Erfahrenen. Ich esse nicht im Hôtel. —

Größte Stille. Ein paar Bücher bringe ich mit. Warme Bäder bei Barbese (ich habe die Adresse). —

Sie bekommen das erste fertige Exemplar des Buches. Lesen Sie's jetzt noch einmal im Ganzen: damit Sie sich als Verbesserer des Buches wiederfinden (und auch mich: zu guter letzt habe ich mir noch viel Mühe gegeben)

Lieber Himmel, vielleicht ist es mein letztes Produkt. — Es ist wie mir vorkommt, eine verwegene Ruhe darin.

Wüßten Sie nur, wie gut und dankbar ich immer von Ihnen denke und spreche! Und was ich alles von Ihnen erhoffe!

Jetzt seien Sie in Venedig mein guter Hirte und Arzt: aber mich quält's zu denken, daß ich Ihnen wieder viel Mühe mache. Aber so wenig wie möglich Zeit will ich Ihnen nehmen, das verspreche ich.

Von Herzen dankbar
Ihr Freund Nietzsche

— Ich wünsche sehr, reisen zu können, aber glaube noch nicht daran. —

Wohnung für 4 Wochen (c. 30—40 frs.) Ich möchte Venedig daraufhin ansehn, ob ich dort **längere** Zeit leben könnte (auch sehr billig —), wenn ich doch mein Basler Amt aufgeben müßte.

Ich benutze Ihre Fußtapfen.

Ihr Freund N.

[«]

810. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz

<Basel, Anfang März 1879>

Dann Exemplare an
meine Mutter und Schwester nach Naumburg
an Hr. Widemann
an Prof. Dr. Rohde in Tübingen
an Prof. Dr Jacob Burckhardt in
Basel
an die öffentl. Bibliothek in
Basel

die genauere Adresse von Prof. Hillebrand in Florenz weiß Herr Köselitz (Lungo d'Arno?)

Baron Seydlitz in München
Kletzenstr. 4. I.
Frl. v. Meysenbug in Roma
3 via della Polveriera

Herrn Herrigs Adresse ist zu erfahren durch die Redaktion der „Blätter für „Litteratur des Auslandes"

Herrn Assessor Gustav Krug
in Cassel
Königl. Eisenbahn-Commission
Herrn Dr. theol. und licent. Eugen Kretzer in
Godesberg bei Bonn
Frau Louise Rothpletz in
Zürich (Haus Falkenstein)
Herrn Dr. Romundt
Gymnasiallehrer in Osnabrück
Herrn Baron Emmerich Du-Mont in Graz.

Alle Adressen bitte ich mit artig-verbindlichen Worten und Anzeichen von des Verfasser's Ergebenheit zu begleiten.

(N B. für den lieben Herrn Verleger!) man kann darin nicht leicht zu viel thun — — wenn man nämlich als Verleger im Namen des Autors schreibt.

Herzliche Grüße
F N.

Daß Sie mir wegen der „Hadesfahrt" telegraphirten, werde ich Ihnen **nie** vergessen. Es ist ein Charakterzug —

Hoffentlich ist Ihnen Alles so recht, wie es jetzt am Schlusse des Buches auf einander folgt.

Ein guter sonniger Tag gab mir den Muth wieder, jene 10 Zeilen drucken zu lassen. Ihr Telegramm drückte das Siegel auf meinen Entschluß —

Für die Geld-Abrechnung und -Sendung meinen ergebensten Dank. —

Nach Venedig möchte ich, will ich — aber es ist verzweifelt unwahrscheinlich, daß ich **kann**.

Die mitfolgenden Briefbogen sind in die Exemplare einzulegen.

[«]

811. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Basel, 3. März 1879>

Verehrte Frau, morgen (Dienstag) Nachmittag will ich versuchen, wenn meine Gesundheit es irgend gestattet, zu Ihnen zu fahren. Eine Tasse Thee? darf ich bitten? (Essen darf ich nicht einen Bissen; dem Zwiebacke muss ich für eine Zeit abschwören)

Das Herzlichste der
guten Freundin.
F N.

[«]

812. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz (Postkarte)

<Basel, 5. März 1879>

Ein böser böser sinnentstellender Druckfehler (meine Schuld!) quält mich:
Seite 35, Z. 2 von unten muss es heissen:

Opferthier's (statt: Opfersinns)

Was meinen Sie? Wollen wir „thiers“ darüber kleben oder die ganze Sache schlüpfen lassen? Oder?

Haben Sie das dicke Correctur-Paket bekommen? Und kann Sonntag früh schon ein Exemplar bei mir sein (oder doch Bogen 10)

[«]

813. An Ernst Schmeitzner in Schloßchemnitz (Postkarte)

<Basel, 5. März 1879>

Lieber Herr Verleger, es genügt **vollständig**, (in Betreff des Druckfehlers p. 35, Zeile 2 v. unten) wenn Sie auf den wesentlichsten Freiexemplaren mit Bleistift leicht das Rechte („Opferthiers“) an den Rand schreiben. Wollen Sie mir auch noch diesen Dienst erweisen?

F. N.
(II^{te} Karte)

[«]

814. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 9. März 1879>

Jetzt Kaltwasserkur, daher eine Erleichterung des Zustandes. Es gab eine Nacht, welche ich nicht zu überleben meinte. Freitag über 8 Tage reise ich ab, über den Gotthard, nach einem warmen und ruhigen Ort: Köselitz der Treffliche, verläßt Florenz und kommt zu meiner Pflege. Für Eure Briefe von Herzen Dank! Ich erwartete täglich einige Bogen Doudan, mein liebes Lama! Verzeihung! Ich habe es nöthig; sage mir bestimmt, ob Du es machen kannst und willst (ich muß mich auf die Übersetzung verlassen können) — Schreibt mir doch über jede einzelne Hyacinthe, mit Namensangabe! Bitte! — Von den Würsten ist die Nr. 4 und 5 mir am liebsten: wie ist die genaue Bezeichnung auf dem Preiscourant? Über Rheme’s Heil-Einfluß auf Kopfleiden wußte auch Overbeck zu erzählen.

Lebt wohl, meine herzlich Geliebten, denkt nur, daß ich bei allem Leiden mich glücklicher fühle als je im Leben.

F N.

Schönstes Wetter.

[«]

815. Bescheinigung für Joseph Meyer in Basel

Basel den 10 März 1879.

Daß Herr stud. phil. Joseph Meyer aus Aristau den Vorlesungen mit regelmäßigem und lobenswürdigem Fleiße beigewohnt hat, bezeugt
hiermit

Dr F Nietzsche
Prof. o. p.
Direktor des philologischen Seminars

[«]

---

816. An Heinrich Köselitz in Florenz (Postkarte)

<Basel,> 12 März 1879.

Ein Wort der Liebe und des Dankes für Ihren Brief. Möge immer Gutes zwischen uns und aus uns Beiden wachsen! — Für mich ist Venedig immer noch keine ausgemachte Sache, oft scheint mir, es sei viel zu weit und ich müsse wieder eine eigene Kur mir für die 4 Wochen vorsetzen. — Trotzdem: es ist wahrscheinlich, daß ich komme. (In Betreff meiner Ernährung wünsche ich nichts mit Wirthsleuten zu thun zu haben: sorgen Sie um diesen Punkt gar nicht, lieber Freund!)

Eins der allerersten Exemplare ist unterwegs.

Ich freue mich von Herzen auf Sie!

F N.

[«]

---

817. An Malwida von Meysenbug in Rom

<Basel, 14. März 1879>

Dem lieben allerverehrtesten Fräulein Malwida von Meysenbug.

Friedrich der Schweigsame (der viel zu leiden hat, aber auch viel **mehr** von Ruhe und Glück zu genießen bekommt als Sterblichen gewöhnlich eingeschenkt wird. — Ich gehe vorwärts, aufwärts, vertrauen Sie mir immer weiter!)

[«]

818. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 14. März 1879>

Geliebtes Lama, das Beste und Billigste ist dies: ganz dünne billige Enveloppes von der Größe eines Buches: offen lassen (nicht zukleben!) und darauf schreiben: Manuscript. Drucksache: groß und deutlich über der Adresse an mich. Eben ein dreitägiger Anfall, es geht heute nur wenig besser. Die verwünschten Vorlesungen! Jede wirft mich um. — Über Rehme bin ich sehr genau in allen Punkten (medizinisch wissenschaftlich) unterrichtet. — Ein Bad für mein Kopfleiden giebt es nicht. Aber ein Ausruhen von mindestens 5 Jahren wäre vielleicht noch zu versuchen (ich glaube an keine Genesung mehr; von der Erschütterung des Gehirns, dem Erlöschen der Augen könnt Ihr Euch keine Vorstellung machen. Weniger als 5 Jahre sei ein Unsinn, meint Overbeck). Freitag über 8 Tage (also heute über 8 Tage) reise ich ab. Herzlichste

Grüße an Euch!

[«]

819. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Basel, 14. März 1879>

Herr Schmeitzner! Herr Schmeitzner! Aus meinen Briefen etwas abdrucken rechne ich zu den großen Vergehungen. Das thut mir so weh, wie wenig Anderes — es ist der gröbste Vertrauens-Mißbrauch. —

In Betreff des Anhangs zum „Anhang“ frage ich nur: anstößig bin ich den Leuten schon; liegt Ihnen als Verleger daran, daß ich ihnen auch noch lächerlich werde? — Mir selbst ist dies gleichgültig, wie jenes. Ich frage, ob Sie Ihren Vortheil dabei haben werden? Zwei unbegreifliche Fehler im Druck, trotz meiner ausdrücklichen Correktur: Der infame Sprachschnitzer „viel sichern“ (für sicherern) und das alberne wahrhaft (für nahrhaft), wodurch die Kraft der ganzen Stelle verdorben ist. — Da haben Sie meinen Kummer und meinen Ärger.

F. N.

[«]

820. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Basel, 17. März 1879>

Lieber Freund, es geht mir fürchterlich, ich weiss nicht wie ertragen.. — Keine Vorlesung.

F. N.

[«]

821. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Basel, 18. März 1879>

Eben wieder von den Todten erstanden. — Ich kann also nicht nach Venedig: es geht zu schlecht. — Ein paar Tage habe ich mir alles Gute und Günstige vorgesagt, was ich von Ihnen weiß, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Sie sind ein Mann der gewagten Maßregeln — das ist auch ein Charakterzug. Möge Ihnen alles günstig ausschlagen! — Für Verleger-Reklame, die einem Buche beigeheftet ist, macht alle Welt den Autor mitverantwortlich und lacht über seine Eitelkeit. So zB. bei E. v. Hartmann. Der Contrast ist bei meinem Buche sehr stark: ich habe nichts sehnlicher als Anonymität gewünscht. — Keine Druckfehlerverzeichnisse. —

Zur Strafe für Sie hören sie dies: Sie haben einen der häßlichsten Sätze, die ich je geschrieben, abgedruckt (ich war, wie ich mich genau erinnere, krank, als ich damals von Sorrent aus meinen Brief über Dr. Rée an Sie schrieb) — Aus dem „Anhange“ zum Anhange erfahre ich, was Sie über mich denken: und dabei habe ich meine Hintergedanken. (Die Inhaltsangaben sind gut gemacht) — Bitte, ein Exemplar hier nach Basel an Herrn Dr. juris Louis Kelterborn. — Große Freude über unsern Freund Widemann!

F. N.

In's Exemplar von Hr. Widemann möchte ich etwas hineinschreiben.

[«]

---

822. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Basel, 19. März 1879>

Ach, mein lieber hülfereicher und wieder so hülfbereiter Kamerad, wir werden uns nicht sehen, ich kann nicht kommen! Es ist zu schlecht gegangen. Bergluft, Einsamkeit — das soll wieder etwas helfen (man glaubts und hofft's; ich selber mache die Ferien wie einen Cursus der patienza durch und glaube und hoffe nichts —) Schreiben Sie nicht, bis ich Ihnen mittheile, wohin ich mich verschlagen habe, denn es ist eine Seefahrt, wo der Wind bläst, ich weiß nicht woher? wohin? Ich verliere so viel, Sie nicht zu haben!

Von Herzen Ihr Freund
F. N

[«]

---

823. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 19. März 1879>

Noch ein **schrecklicher** Anfall (der zweite im Winter mit Erbrechen), der mich ganz zerknickt hat: ich mußte die Vorlesungen ganz abbrechen. Freitag früh reise ich ab. Wohin? ich weiß es noch nicht. Bis zum Montag oder Dienstag werdet Ihr wohl Nachricht darüber von mir haben. — Die Übersetzung macht mir große Freude, ich werde Nutzen von ihr haben, und ich glaube, nach einiger Zeit wird auch das geliebte Lama sagen, daß sie ihren Nutzen auch dabei finde. Inzwischen bitte ich dringend: vorwärts, vorwärts! — Alle drei Handschriften sind lesbar, am bequemsten die zweite, am wenigsten noch die dritte. Doch darauf kommt es nicht an. Es wird jedes mal ein Fest für mich sein, wenn die Sendung kommt. Unversiegelt mit der angegebnen Aufschrift ist es ganz billig (5 Pfennige, glaube ich)

Der Wurst und Hyacinthenbericht? — Euch Guten Lieben das herzlichste

von Eurem F.

[«]

823a. An Paul Widemann in Chemnitz (Widmung)

<Basel, 21. März 1879>

Fließe mir Quell
voll und rein
tief und hell:
so kommen zu Dir
alle guten Geister
zum Stelldichein.

Für Herrn Widemann seinen Freund, geschrieben von F. N. am 21ten März 1879.

[«]

824. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genf, 23. März 1879>

Eure guten Briefe trafen noch vor meiner Abreise ein. Ich bin hier gelandet, allein; ich wagte es nicht mehr, über die Berge zu gehen, es geht zu schlecht.

Auch hier. —

Meine Adresse ist:
Genève (Suisse)
Hôtel de la gare.

In herzlicher Liebe
F N.

[«]

825. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genf, 23. März 1879> Sonntag.

Geliebter Freund, es geht mir nicht gut. Meine Adresse ist:

Genève, Hôtel de la gare

Alles ist trüb und kalt. Die Einsamkeit schwer zu ertragen, der Magen schlecht, der Kopf immer voller Schmerzen.

Das Savoyische Gebirge sah wie ein beschneites Grab aus.

Ein Bad genommen.

Euch Beiden Guten
das Herzlichste von
Eurem Freunde
F N.

[«]

826. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genf, 26. März 1879>

Schreiben Sie mir jetzt etwas, Sie lieber Freund, hierher in meine leidende Einsamkeit.

Genève (Suisse)
Hôtel Riche-mont.

Ich lebe schlecht aber recht — dabei bleibt's.

Eigentlich sollten wir doch zusammen leben. — Ich denke mir hier und da etwas aus — wenn ich nämlich noch den Muth habe, mir eine Zukunft für mich zu denken. Wo wollen wir den Garten Epicurs erneuern? Seien Sie guter Dinge und freuen Sie sich, der Frühling kommt, gewiss ist er schon in Venedig.

F. N.

[«]

827. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genf, 16. März 1879>
Mittwoch.

Schlimm! Es will nicht vorwärts!

Einer der härtesten Anfälle mit vielem Erbrechen. Der Magen immer zerstört.

Ich wohne von jetzt ab am See, nehme Bäder (Duschen)
Adresse: „Genève Hôtel Riche-mont.“

Von Herzen Euer
F.

Es freut sich wieder auf Doudan derselbe.

[«]

828. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genf, 26.März 1879> Mittwoch.

Ich hob schon die Flügel, um heim zu kehren. Inzwischen habe ich das Hôtel gewechselt: ich wohne jetzt am See, „Hôtel Riche-mont“.

Ein Anfall der bittersten Art (mit vielem Erbrechen) — — Immer krank, ganz zerstörter Magen.

Nun, ich will aushalten.

Ich grüsse Euch, meine Freunde
von Herzen
FN.

vielleicht ist ein Brief von Schmeitzner an mich da?

[«]

829. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Genf, 29. März 1879>

Verehrte liebe Frau, es geht fort und fort schlimm — auch hier in Genf. Meine Adresse ist: Hôtel Riche-mont. (Eben sagt man mir, dass das Haus vom Maler Diday gebaut ist und dass ich in seinem Schlafzimmer wohne: See, Sonne und Stadt vor mir.)

Eine Stunde vor der Abreise machte ich das geforderte Brandopfer: es that mir wehe. —

Denken Sie meiner mit Ihrem guten Herzen; und vielleicht giebt es dann auch ein Augenblickchen, um an Mérimée zu denken? — Einiges Übersetzte, hierher gesandt, würde mir ein Fest sein.

Ich bedarf der Freude und der Feste, es ist schwer so zu leben. Es grüsst von Herzen

F N.

Genève Hôtel Riche-mont.

[«]

830. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genf, 30. März 1879>

Eure lieben Briefe und Wünsche erfreuten mich gestern Samstag um 4 Uhr. Ich wohne noch im gleichen Hotel (am See, sonnig — schöner und gesünder und heiterer als in Baden-Baden, das mir, wie jeder Ort, wo ich so trübselig gelitten habe, jetzt unzugänglich geworden ist.) Ich nehme Douchen; doch bin ich viel schlimmer daran als voriges Jahr zu gleicher Zeit. —

Bis jetzt mehr Tortur als Erholung. — Wäre ich nur erst des Magens wieder Meister! — Nehmt es nur recht wahr, wie gut es Euch geht! Und vergleicht mein Leben am Abgrunde und unter Dreiviertel Schmerz und ein Viertel Erschöpfung!

In herzlicher Liebe Euer
F.

Ich bleibe hier. Hôtel Riche-mont.
O wieder etwas Doudan, bitte!

[«]

831. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genf, 30. März 1879>
Sonntag —

Ein paar Mal, lieber Freund, habe ich die Flügel wieder bewegt, um fort zu flattern: ich war aber selbst dazu zu müde. Vielleicht war's gut so. Inzwischen habe ich doch meine Wohnung noch einmal gewechselt, wenn auch nur innerhalb des Hôtels. Ich wohne sehr hoch, (5 Stock); schön, gesund, in der alten Wohnung Diday's, am See. — Mein Leben ist mehr Tortur als Erholung. — Giebt es Briefe von Dr. Rée oder Hr. Dr. Fuchs? Diese sende mir doch. — „Wäre ich blind!" dieser alberne Wunsch wird mir jetzt eine Philosophie. Denn ich lese und soll's nicht — wie ich auch nicht denken soll — und ich denke!

Dir und der Deinen das Herzlichste zurück wünschend

Ich bin nicht wenig bei Euren Lesestunden im Geiste zugegen!

F N.

Für mich Einsamen giebt es keine Genesung. — Fontenelle's dialogues des morts sind mir wie blutsverwandt.

[«]

832. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genf, 3. April 1879>

Ja, lieber Freund, Du hast Recht, und ich würde sofort kommen, hätte ich nur nicht die Basileophobie, eine wahre Angst und Scheu vor dem schlechten Wasser, der schlechten Luft, dem ganzen gedrückten Wesen dieser unseligen Brütestätte meiner Leiden! So glaube ich doch, aushalten zu müssen, wo ich bin: ich habe alle Bedingungen des Badener Aufenthaltes mir allmählich hergestellt, ich lege alle Vernunft in diese Aufgabe, die Ferien zur Gesundheit zu benutzen. Nur darf ich nichts Unmögliches von mir fordern. — Eben von einem höchst schmerzhaften zweitägigen Krankenlager erstanden — Euch herzlich grüßend

[«]

833. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genf, 5. April 1879>

Mit Ihnen zusammen, mit Ihrer Hülfe möchte ich noch manche sittliche und geistige Stufe erklimmen. Einstweilen hier die Devise meiner Wünsche (sogar die landschaftlichen sind eingeschlossen) RGS das bedeutet Ruhe Grösse Sonnenlicht — Alles im Sittlichen und Geistigen, ach womöglich auch Leiblichen!

Ihre Bemerkung über den lago maggiore hat mich wunderbar berührt: Sie haben mich darin so schön errathen. Erwägen Sie mit feinem Herzen und Auge einen kleinen Ort Fariola, zwischen Pallanza und Stresa, dort wo die Simplonstraße an den See stößt.

Ich denke über den Stil nach. Bitte, schreiben Sie zu meinem Nutz und Frommen mir einige Thesen über meinen jetzigen Stil (Sie sind dessen einziger Kenner) — was ich kann und nicht kann, über die Gefahr von Manieren usw. Wir müssen uns helfen, besser zu werden und immer Besseres zu machen.

Ich habe sehr viel zu leiden. Genéve (Suisse) Hôtel Richemont.

In Freundschaft
F. N.

[«]

834. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genf, 1. April 1879>
Samstag.

Es geht nicht gut, meine Herzenslieben. — Ich lag 2 böse Tage zu Bett: Erbrechen dazu. Heute ist es schon wieder im Anzuge.

Das Lama macht im Stil Fortschritte, und mir sind die Übersetzungen wirklich nützlich. (Nimm es recht genau, um so größer ist auch Dein Vortheil.) — Ich lebe ganz ähnlich wie in Baden-Baden, aber bin schlimmer daran. —

Von Herzen der Eure. Ich bleibe bis zum 23ten d. Monats hier — wo möglich!

F N.

Den schönsten Dank für Briefe und Wünsche.

[«]

835. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Genf, 6. April 1879>

Der Palmsonntag, den ich jedes Jahr mit Kinderempfindungen und einem Kinderverlangen nach neuer Freude verbringe und der folglich alle Jahre mehr ein Tag der Wehmuth wird, brachte mir Ihren Gruß und die Fortsetzung M<érimée>'s — ich bin sehr dankbar für Beides. M. ist ein Künstler ersten Ranges und als Mensch so gewillt, hell zu sein und hell zu sehen: er thut mir wohl. Und Sie haben „unter Schmerzen gemalt“, wie jener Maler in doloribus pinxi unter sein Gemälde schrieb, Sie Arme, Gute! — Nachmittags kam noch ein Brief von Jacob Burckhardt, ein wahrer Palmenzweig und beschämend für mich. Nehmen Sie an meinem Guten Theil, wie Sie es an meinem Schlimmen thun. Nicht wahr, als mitfreuende Freundin?

[«]

836. An einen Freund

<vermutlich Genf, April 1879>

Hier, Freund, sind zwei Briefe, die ich hochstelle und welche ich Ihnen versprochen habe — ich fand sie zufällig und schicke sie gleich fort: morgen würde ich sie zufällig wieder verloren haben.

F. N.

[«]

837. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genf, 11. April 1879>

Lieber Freund, wir haben jetzt wieder einen Wunsch gemeinsam: dass Jemand das überreiche Philosophieren des Alterthums über Freundschaft zusammenfasse und wiedererwecke: es muss einen Klang wie von hundert verschiedenen Glocken geben. — An die Zürcher liebwerthe Gastfreundschaft hatte ich für Pfingsten gedacht (falls ich lebe). — Den Hamburger

Brief hebe mir auf: er enthält das bestellte Loos, für das ich in Basel noch die Einzahlung gemacht habe. — Ein Brief des Hr. Fuchs wird den Poststempel „Danzig“, einer des Hr. Rée den „Tütz“ tragen. — Ceterum censeo Basileam esse derelinquendam. Ich habe Urtheile aller Stände aus den verschiedensten Gegenden der Schweiz: man stimmt überein, dass Basel eine schlechte drückende, zu Kopfleiden disponirende Luft habe. Ich habe dort nie, seit Jahren, einen ganz freien Kopf, wie ich ihn z. B. hier seit einigen Tagen habe. Sodann: ich vertrage Lesen und Schreiben nur bis zu 20 Minuten. Ergo: Academia derelinquenda est. Was sagst Du?

Von Herzen grüsst
Euer F. N.

Ich bleibe hier so lange ich irgend kann.

[«]

838. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Genf, 12. April 1879>

Dankbar alles empfangen. Über Schmeitzners Worte machen Sie sich keine Scrupel! diese sollen anlocken, dass die Besitzer des deutschen Originals auch die Übersetzung kaufen: weiter ist es nichts.

Hoffentlich ist Ihre Gesundheit wieder gekommen. Auch ich habe von der guten Luft bessere Tage gehabt. Ich hasse Basel immer mehr und verlasse es, sobald ich kann, gänzlich.

Möge Ostern mit Sonnengruss und Frühlingsblumen zu Ihnen kommen! Ich bleibe noch ungefähr 10 Tage hier.

Treulich der Ihrige
N.

[«]

839. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genf, 12. April 1879>

Möge Ostern Euch warme Sonnenblicke und die ersten Blumen bescheeren! — wir haben heute Schneefall. Unsre Briefe und Karten haben sich gekreuzt, nicht wahr? — Die Nachricht von dem Tode G<ustav> K<nieling>'s überraschte mich: aber mehr weil ich ihn für zu schwach hielt, so zu enden. Menschen mit schwachem Character und dabei sehr begehrlich (wie er) leben ein allzu elendes Dasein: das Gefühl davon giebt ihnen zuletzt einmal den Muth zum Äussersten. — Ich erfahre nichts, weil ich mir die Zusendung von Briefen verbeten habe. Geht Ms. Doudan schön vorwärts? — Luft und Wasser und Bäder thun mir sehr wohl. Ach das schändliche schädliche Basel, wo ich meine Gesundheit verloren habe und mein Leben verlieren werde! Alle Welt sagt mir, wie ungeeignet es für Kopfleidende sei. Wer giebt mir das Gefühl wieder, mit völlig freiem Kopf mich des Tages zu freuen: (jetzt bin ich zufrieden, wenn er vorbei ist!) Von Herzen grüsst und dankt

Euer F.

(Ich bleibe noch 9 Tage)

[«]

840. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genf, 12. April 1879>
(Samstag)

Danke schön, lieber Freund. Ach der arme Dr. Fuchs, mit seinen 36 Klavierstunden! — Sende mir nur den Münchner „Eventuellen", ich will's wagen. —

Ich sandte gestern eine Karte an Dich ab. —

Befinden heute nicht gut. Schlechtes Wetter. —

Treulich der Deine.

[«]

841. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Genf, 13. April 1879>
(Ostern)

Werthester Herr Schmeitzner, haben Sie mich selber auch mit ein paar Exemplaren bedacht? Ich denke sie in Basel bei meiner Rückkehr vorzufinden; das erste mir zugesendete wurde sofort, als ich es gesehen, verschenkt — es giebt so viele Geschenk-Pflichten. Seitdem habe ich mein Buch nicht gesehen. —

Über die bösen Druckfehler will ich nächstens Herrn Oschatz einige briefliche Wahrheiten sagen. —

Grüßen Sie unsern hochgeschätzten und lieben Freund Hr. Widemann von mir. — Es geht mir nicht gut. — Ich bleibe hier noch eine Woche. Ganz der Ihrige

F. N.

Genève (Suisse), Hôtel Richemont.

[«]

842. An Paul Rée in Stibbe (Postkarte)

<Genf, 15. April 1879>

Wenn es Ihnen nur gut geht, lieber lieber Freund! Mir geht es nicht gut, aber ich bin ein alter routinirter Leidtragender und werde meine Bürde weiter schleppen (aber nicht mehr lange — so hoffe ich!) Dafür sollen aber meine nächsten Freunde blühen, gedeihen, reif werden, goldne Früchte tragen: geschieht dies nicht, so wird mir das Leben schwer. Bitte, bitte, mein herzenslieber Freund, seien Sie gesund und siegreich! Und sagen Sie mir ein Wort davon, daß Sie Muth haben! Ich hörte so lange nichts von Ihnen (Eine kleine Sendung welche ich durch Hr. Schmeitzner an Sie besorgen ließ, war im Grunde nur die gleiche Anfrage: geht es Ihnen gut oder erträglich? Und können wir uns nicht zusammenfinden, unter irgend einem Laubdach und in milder Sonne? Für den Spätsommer habe ich an den Lago maggiore gedacht. Vielleicht daß ich die Universität verlassen muß, namentlich der Augen und des Kopfes wegen. Aber immer knüpfe ich im Geiste meine Zukunft mit der Ihrigen zusammen. Lieber, guter Freund, es grüßt Sie treulich

F. N.

Adresse: Basel.

[«]

843. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genf, 18. April 1879>

Darf ich Dich, lieber Freund, bitten, für mich den Anschlag am schwarzen Brett zu machen, genau nach dem Lektions-Katalog, doch mit den Schlußbemerkungen:

„Anmeldungen am Schlusse der ersten Vorlesungen. Anfang Samstag den 26 April, um 9 Uhr, in Auditorium III.“

Ich will nächsten Montag zurückkehren (ungefähr Nachmittags um 5, denke ich) Vielleicht sagst Du der Frau Bessiger ein Wort davon. — Das Wetter seit Samstag höchst ungünstig, sehr kalt, immer Regen. Ich war krank und lag ein Paar Tage zu Bett. — Der Brief aus München war vom guten Seydlitz. — J. Burckhardt schickte mir am Palmsonntag einen Brief, der ein wahrer Palmenzweig war. — Ich bin nun bald wieder der Eure (wäre es nur nicht in dem verfluchten Basel, vor dem ich eine wahre Gespensterfurcht habe!!)

Von Herzen Dein Freund.

[«]

844. An Paul Rée in Stibbe (Postkarte)

<Basel, 23. April 1879>

Liebster Freund, eine große Last ist durch Ihren Brief von mir gewälzt, und mehr als das: es hat in mir gejubelt bei der Nachricht von der „Kritik des Gewissens“: wir wunderlichen Halbtodten, die wir doch unsern Karren so vorwärts schieben! (der gute Dämon in uns ist mächtiger als die Krankheit und der Schmerz — wie er auch heißen möge, dieser „gute Dämon“!!)

Und nun, heimgekehrt, finde ich auch Ihren ersten Brief vor! Freund Overbeck hatte mir mehrermals bestimmt geschrieben, es sei nichts von Ihnen angekommen. Und ich hatte eine gräßliche Angst und Argwöhnung. —

Mein Zustand ist eine Thierquälerei und Vorhölle, ich kann’s nicht leugnen. Wahrscheinlich hört es mit meiner akademischen Thätigkeit auf, vielleicht mit der Thätigkeit überhaupt, möglicherweise mit — — usw: aber erst in diesem Falle mit der Freundschaft, liebster treuer Freund!

F N.

[«]

845. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 25. April 1879>
Freitag.

Seit meiner letzten Karte ist es schlimm und schlimmer gegangen, in Genf sowohl wie in Basel, wohin ich am letzten Montag zurückkehrte. Anfälle über Anfälle, dort und hier. Bis jetzt außer Stande, Vorlesungen zu halten. — Schieß hat gestern von Neuem die erhebliche Abnahme meiner Sehkraft seit der letzten Untersuchung constatirt. —

Eure inhaltsvollen und wohlgemuthen Briefe trafen mich noch in Genf, ich danke von ganzem Herzen dafür.

F.

[«]

846. An Carl Burckhardt in Basel

Basel d. 2. Mai 1879.

Hochgeachteter Herr Präsident!

Der Zustand meiner Gesundheit, derentwegen ich schon mehrere Male mich mit einem Gesuche an Sie wenden musste, lässt mich heute den letzten Schritt thun und die Bitte aussprechen, aus meiner bisherigen Stellung als Lehrer an der Universität ausscheiden zu dürfen. Die inzwischen immer noch gewachsene äusserste Schmerzhaftigkeit meines Kopfes, die immer grösser gewordene Einbusse an Zeit, welche ich durch die zwei- bis sechstägigen Anfälle erleide, die von neuem (durch Hrn. Prof. Schiess) festgestellte erhebliche Abnahme meines Sehvermögens, welches mir kaum noch zwanzig Minuten erlaubt ohne Schmerzen zu lesen und zu schreiben — diess Alles zusammen drängt mich einzugestehen, dass ich meinen akademischen Pflichten nicht mehr genügen, ja ihnen überhaupt von nun an nicht nachkommen kann, nachdem ich schon in den letzten Jahren mir manche Unregelmässigkeit in der Erfüllung dieser Pflichten, jedes Mal zu meinem grossen Leidwesen nachsehen musste. Es würde zum Nachtheile unserer Universität und der philologischen Studien an ihr ausschlagen, wenn ich noch länger eine Stellung bekleiden müsste, der ich jetzt nicht mehr gewachsen bin; auch habe ich keine Aussicht mehr in kürzerer Zeit auf eine Besserung in dem chronisch gewordenen Zustande meines Kopfleidens rechnen zu dürfen, da ich nun seit Jahren Versuche über Versuche zu seiner Beseitigung gemacht und mein Leben auf das Strengste darnach geregelt habe, unter Entsagungen jeder Art — umsonst wie ich mir heute eingestehen muss, wo ich den Glauben nicht mehr habe meinen Leiden noch lange widerstehen zu können. So bleibt mir nur übrig, unter Hinweis auf § 20 des Universitätsgesetzes, mit tiefem Bedauern den Wunsch meiner Entlassung auszusprechen, zugleich mit dem Danke für die vielen Beweise wohlwollender Nachsicht, welche die hohe Behörde mir vom Tage meiner Berufung an bis heute gegeben hat.

Indem ich, hochgeachteter Herr Präsident, Sie bitte Fürsprecher meines Gesuchs zu sein, bin und verbleibe ich in vorzüglicher Verehrung

Ihr ganz ergebener
Dr Friedrich Nietzsche
Professor o. p.

(dictirt)

[«]

847. An Paul Widemann in Chemnitz (Postkarte)

Basel. <6. Mai 1879>
11 Bachlettenstr.

Sagen Sie mir, lieber Freund, doch ein rasches Wort über Ihr Befinden und etwaige Pläne. —

Ich habe meine Professur niedergelegt und gehe in die Höhen — fast zur Verzweiflung gebracht und kaum noch hoffend. Die Leiden waren zu schwer, zu anhaltend. — Und wissen Sie die Adresse von Freund Köselitz? — Bitte, sagen Sie einen schönen Gruss und Dank an Herrn Schmeitzner, er sandte mir Bücher, Briefe und Geld: er mag verzeihen, dass der Halb-blinde nicht brieflich sich bedankt.

Meine Segenswünsche für Sie.

F. N.

[«]

848. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Basel, 7. Mai 1879>

Wollen Sie, verehrte Freundin, dem Leidenden und Scheidenden noch ein halbes Stündchen geben, so kommen Sie morgen (Donnerstag) zu Ihrer Stunde. Ich habe schwer gelitten, alles ist zum Äußersten gekommen, die Professur ist niedergelegt. Ich verlasse in wenig Tagen Basel für immer. Mein Mobiliar ist zu verkaufen. Samstag kommt meine Schwester.

Von Herzen Ihr
F Nietzsche

[«]

849. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Wiesen, 30. Mai 1879>
Freitag.

Es ist schön hier (Adr.: Wiesen, Graubünden, Hôtel Bellevue), aber Deinem Bruder geht es schlecht. — Föhn. Ich esse heute nicht zu Mittag. — Wald, wie wir ihn wünschen, giebt es auch hier nicht. Aber wo! — Seit unsrer Trennung war die arme Maschine in schlimmster Verwirrung. Der 70 stündige Anfall, unausstehlich, mit bösem Vor- und Nachtag. Vier Tage gar nicht geschlafen. Heute zum ersten Mal. — Um so schlimmer fühle ich mich heute. — Ein Herr ist außer mir im Hause. (In Zürich war Barometer 751: wir hatten in Bern doch 765. 751 war das Minimum in Europa, nach den Zeitungen) Die Matratze und die Decken verkaufe nicht, übergieb sie gerollt an O<verbeck> zur Aufbewahrung. Auch viell<eicht> mein Eßgeräth. — Ach, liebe Schwester, es muß eben gehen, aber schwer hab ichs. Ich denke an unser Bremgartner Schloßleben mit recht herzlicher Dankbarkeit.

Lebewohl, meine Liebe Gute! F N.

[«]

850. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Wiesen, 2. Juni 1879>
Montag.

Ich erhebe mich von einem äußerst schmerzhaften Anfalle. Im Bett bekam ich Deinen Brief, danke für alles von Herzen. — Jetzt aber keine Wurst schicken! Verpflegung hier sehr gut. — Ist von Bremgarten auch die Zahnbürste nachgeschickt worden? In den Koffer lege auch die gestrickten Unterjacken. — Bitte, an Frl. von Bleyleben ein Briefchen, recht herzlich und freundlich, erkläre ihr mit einigen starken Worten den Zustand meiner Gesundheit und meiner Augen, zur Entschuldigung, daß ich ihr eine offne Karte schrieb (ich glaubte schon ein Äußerstes zu thun!) und daß ich jetzt nicht mehr an sie schreibe. Ihr letzter Brief habe mir sehr wohl gethan: ihren Muth solle sie festhalten und die Heiterkeit womöglich dazu gewinnen. — Es ist ein sehr guter Ort: wenn nur erst der verfluchte Föhn aus den Thälern wäre! — Reise ja nicht eher, als bis Du Natalie's sicher bist! — Danke dem Freunde Ov<erbeck>, sein Brief kam mit dem Deinigen. Der Herr, welcher schon 12 Wochen hier ist, heißt Hirzel (aus Zürich, eigentlich Palermo) Ich freue mich und bin beruhigt, **Dich** und Niemanden sonst unter meinem Krimskrams zu wissen.

F. N

[«]

851. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Wiesen,> Den 4 Juni 1879.

Meine liebe gute Mutter, Du weißt nun von der Entschließung, zu der mein Zustand mich drängte. Das Wesentliche an ihm ist, daß der Kopfschmerz beständig geworden ist (nicht mehr wie früher nur periodisch auftritt), daß aber die Höhengrade desselben periodisch verschieden sind, mitunter fast zum Verzweifeln stark. Ebenso ist es mit den Augen wieder sehr abwärts gegangen. Erwarte also nur selten von mir zu hören, natürlich über alles Wesentliche im Schlimmer- oder Besserwerden. Jetzt bin ich wieder in der Höhe, in guter milder Wald- und Bergluft und habe treffliche Verpflegung. Meine Adresse ist: Wiesen bei Davos, Schweiz

In herzlicher Liebe Dein Sohn

Bitte sende mir jetzt nichts.

[«]

852. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

Wiesen bei Davos, Graubünden (Schweiz)
<5. Juni 1879>

Einstweilen, Lieber, Guter (dem ich ganz, auch in allen seinen Rathschlägen, vertraue) bin ich in den Fußtapfen Freund 5 Widemanns, nämlich in der Nähe von Spinabad. Höhen- und Waldluft (1450 Meter) — nur eine vorläufige Linderung meines gräßlich und grausam gewordenen Zustandes sollen diese mir geben. Gegen den lido haben nur meine Augen in ihrer jetzigen unglaublichen Reizbarkeit etwas einzuwenden: selbst hier suchen sie noch nach Dunkel. Gewiß, daß wir noch in V<enedig> zusammenleben werden, aber möglicherweise doch erst von Spätherbst an. Falls (Im Fall?) ich lebe — eine Formel die ich Grund habe, allen Plänen anzuhängen. Bis zu dieser letzten Gränze denke ich an Sie und liebe Sie.

F N

[«]

853. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Wiesen, 7. Juni 1879>

St. Aubin ist das Rechte: mir fiel es dieser Tage schwer aufs Herz, daß Groß-Paris sich für Dich in nächster Zeit ganz leeren würde. Also Klein-Klein-Paris muß erst heran. — Von neuem 2 Tage mit bitterbösem Anfalle zu Bett. Es geht schlimm! Denke, erst 2 erträgliche Tage auf der Höhe, von der Art der Bremgartner! Sonst ist alles wie geschaffen, um hier gesund zu werden. — Der Engadin ist mir durch den Überfluß von Deutschen und Baslern fast unbetretbar, das sehe ich jetzt ein (auch sehr theuer). — Koffer noch nicht zu senden, übergieb ihn an O<verbeck>'s. Aber wohl die neuen umgetauschten Stiefeln, bitte — Hr. Landerer ist ein schrecklich zudringlicher Halbverrückter: halte meine Adresse geheim; der Mensch verfolgt mich womöglich, er hat leer und unklar geschrieben. — Hr. Bessiger soll doch ja auf dem Lohnhof melden, „daß ich nicht mehr bei ihm wohne“. Grüße an ihn und seine Frau und Kinder — Nun, meine liebe Schwester, es muß gehen, bei Dir und bei mir!

F.

Das Herzlichste und Wärmste an die hülfreichsten Freunde, die es giebt, Eulerstr.

[«]

854. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Wiesen, 8. Juni 1879>

Lieber Freund, eigentlich geht es so schlecht als es nur gehen kann; aber die Moral: „in allen neuen Verhältnissen abzuwarten was draus wird“ hält mich in der Höhe fest. Ort, Haus, Zimmer, Bett, Kost, Pflege alles ist übrigens sehr gut und mir zusagend. (Immermann’s haben sich gestern angemeldet: kannst Du unter der Hand erfahren, wann die „Familie“ einrücken will? Und wer etwa sonst?) — Dein Wink über die regulating-Pillen ist Wasser auf meine Mühle der äußersten Vorsicht: hoffen wir auch hier auf die „Höhenluft“. Bedenke dabei zu Deiner Beruhigung, daß ich jetzt in diesen Dingen „Kenner“ bin, wie irgend ein Arzt und zehnmal behutsamer als z.B. unser treffl<icher> Ma<ssini> (den ich ja ausführlich genug darüber befragt habe!) — — — — — —

Schmerz, Einsamkeit, Spazierengehen, schlechtes Wetter — das ist mein Kreislauf. Keine Spur von Aufregung. Vielmehr eine Art gedankenlosen betäubten Übelbefindens —

Lebt wohl meine lieben Freunde! es denkt Eurer auf das Dankbarste

F. N

[«]

855. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

(Wiesen bei Davos, Schweiz)
<8. Juni 1879>

Lieber Herr Schmeitzner, ich lebe — weh, eine Existenz der größten Schmerzhaftigkeit freilich. Dem Rathe von Freund Widemann folgend bin ich jetzt in Wiesen, beinahe in seinen Fußtapfen dh. in der Nähe von Spinabad. — Ich habe Ihnen noch nicht für die Geld- und Exemplarsendung gedankt! — Es giebt 2 deutsche Übersetzungen von Carey, Volkswirthschaftslehre: senden Sie mir, bitte, diejenige, welche den größten Druck hat. (Sind beide mit kleinen Lettern, so will ich das Buch nicht) — Ist von Taine's englischer Litterat<ur> der Schluß noch nicht erschienen? —

Und Ihre Meßerfolge? — Gutes und Besseres Ihnen von Herzen wünschend

F N.

[«]

856. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin (Postkarte)

Wiesen, Sonntag. <15. Juni 1879>

Es thut mir wohl, Dich nun wieder in festen und reinlichen Verhältnissen zu wissen, meine liebe Schwester. Du hattest Schweres bei der Auflösung meines Haushaltes übernommen, bei der Schilderung der Einzelheiten hat's mich gegraust. — Der Verehrer! Ach Gott, ich halte alle diese Herrn Verehrer für ein ganz klein wenig dumm und wünsche nichts Weiteres von ihnen. — Eigentlich ist es immer schlimmer gegangen, Du glaubst nicht, wie viel Anfälle, wie viel Zu-Bette-liegen. Freitag will ich nun nach dem Engadin. Adresse: „Campfèr im Oberengadin, poste restante".

Kös<elitz> hat 2 Bildchen vom Lido geschickt. Er räth aber von einem Winteraufenthalt in V<enedig> ab. — Mit Fr. Baumgartner hast Du es gut gemacht, ich danke sehr. —

Was ist Rée's Adresse in Nassau? —

Dankbar Dein Bruder.

[«]

857. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Wiesen, 15. Juni 1879>

Der Zustand, lieber Freund, hat sich eher verschlimmert. Wie viel war ich zu Bett! usw. Freitag will ich nun nach dem Engadin: ich führe das Programm durch, freudlos und hoffnungsarm. Bitte, sende jetzt den Koffer ab, damit ich ihn vorfinde: „Campfér, Oberengadin, poste restante“

Der liebe K<öselitz> hat 2 eigenhändige Bildchen vom Lido geschickt, er verweist auf einen Brief an Dich, um sich nicht zu wiederholen. — Hr. Dr. Kretzer hat sich nun auch losgesagt, ziemlich gewunden, wie sich denken ließ. — Hr. Schmeitzner berichtet über einen abscheulichen Mißerfolg meines Hauptbuchs (M<enschliches> Allz<umenschliches>), nach der Ostermessen-Abrechnung. Es sind, statt 1000 Ex, wie er erwartet, nur 120 Ex. verkauft. (Er wird wohl daran zu Grunde gehen!) — Fr<eund> Rée, bei sehr schwacher und bedenkl<icher> Gesundheit, sendet doch den Capital-Entwurf seiner Historie des Gewissens.

Ihr habt meiner Schwester so hülfreich und gut beigestanden: sie schrieb jedesmal, daß erst bei Euch und durch Euch ihr Muth und Heiterkeit wiederkäme.

In herzlicher Liebe und Dankbarkeit F. N.

Bitte, bitte, bitte, nehmt den Notenständer aus meiner Hand an, ich bin so glücklich, wenn er Euch nicht mißfällt!

[«]

858. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<St. Moritz, 23. Juni 1879>

Meine liebe gute Mutter, nach 3 herzlich schlechten Wochen des Übergangs (in Wiesen) bin ich nun in meinem Sommerasyle angelangt. Die Adresse ist „St. Moritz in Graubünden, Schweiz.“ Bitte, verbirg meinen Aufenthalt vor Jedermann. Sonst muß ich den Ort, der mir so gefällt und bis jetzt wirklich wohl thut, sofort verlassen. Ich vertrage keinen Besuch. —

Deine Karte habe ich mit herzlichem Dank empfangen.

In Liebe Dein Sohn.

[«]

859. An Franz Overbeck in Basel

Adr.: St. Moritz in Graubünden, poste restante
<23. Juni 1879>
Montag.

Nur Worte, lieber Freund! Die Gedanken wirst Du suppliren. Vieles Gute kommt und kam von Dir; die Art, wie ich entlassen und ersetzt worden bin, war mir eine rechte Freude. Alles habe ich empfangen. Die Vorschläge betr. das Geld führe aus poste rest. St. M<oritz>. Kannst Du die frs. 1000 viell<eicht> unter Deinem Namen der Handwerkerb<ank> übergeben? Bitte. — Rechnungen habe ich alle bezahlt, 2 ganz kleine ausgenommen (Memel und die goldne Apotheke — willst Du es abmachen?) Mit Hamburg (nach 35ten Mißerfolg) alle Beziehung abgebrochen. —

Seit meiner letzten Karte die meiste Zeit zu Bett gelegen: dies ein Commentar, zu dem ich mir den Text ersparen darf.

Aber nun habe ich vom Engadin Besitz ergriffen und bin wie in **meinem** Element, ganz wundersam! Ich bin mit dieser Natur verwandt. Jetzt spüre ich die Erleichterung. Ach, wie ersehnt kommt sie!

Verbirg meinen Aufenthaltsort vor Jedermann, namentlich vor Jederfrau, Deine ausgenommen. (Dafür ist sie eben eine „Ausnahme“ in hundert Stücken)

Rohde hat nicht geschrieben. Was für Scrupel quälen ihn? Giebt es für ihn noch „Scrupel“!

Anbei der liebe Köselitz als Lidograph.

Lebwohl, lieber lieber Freund
F. N.

Von Zürich wirst Du noch Einiges hören. Es hängt so viel Gutes mit Dir zusammen

[«]

860. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin (Postkarte)

<St. Moritz, 24. Juni 1879>

Liebe liebe Schwester, vielleicht ist doch St. Moritz das Rechte. Mir ist es als wäre ich im Lande der Verheißung. Ein beständiger sonniger Oktober. Zum ersten Male Gefühl der Erleichterung. Ich wohne ganz für mich und esse im Zimmer (wie in Basel, auch fast dieselben Dinge (nur keine Feigen), fast kein Fleisch: aber viel Milch. Es thut gut. Hier will ich lange bleiben. Aber verbirg ängstlich meine Adresse, sonst muß ich fort.

St. Moritz in Graubünden
poste restante.

Bitte, bitte, schreib für mich an Frl. von Meys<enbug> — mir wirklich unmöglich!

In Wiesen fast immer zu Bett, die letzte Woche

(Die Zeitung an Sch<meitzner> zurück!!)

Schreckl<icher> Mißerfolg Schmeitz<ner>'s mit dem Hauptbuche! (Ich fürchte, er geht zu Grunde)

[«]

861. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<St. Moritz, 25. Juni 1879>

Ein ganzer Haufen guter und ernster Dinge liegt in meinem Kopfe bei einander, die alle mit Ihnen, lieber Freund besprochen werden sollten. Was liegt allein zwischen Ihrem Stilbrief, meiner Ostermorgenfreude in Genf — und Ihrer Lidographie! Wie viel Freude haben Sie mir gemacht — und doch sehe ich nicht ab, wann ich im Stande sein werde, mündlich meine Dank- und Gedanken-Rechnung vor Ihnen abzulegen. Einstweilen bin ich in die Höhe hinaufgetrieben und bereit, es mit diesem Versuche ernst zu nehmen. Wollen Sie mir etwas erzählen, so adressiren Sie: St. Moritz, Graubünden poste restante — aber geben Sie Niemandem einen Wink über diese Adresse, ich bitte! — Fast möchte ich fragen, ob Sie, für den Winter, vielleicht selber einmal an das Hochgebirge gedacht haben. — In Basel bin ich entlassen und ersetzt, recht nach meinem Herzen. —

Treulich Ihr F. N.

[«]

862. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin

<St. Moritz,> 6 Juli 1879.

Heute morgen wollte ich das Geburtstagsbriefchen schreiben — und siehe, da kommt das Kästchen, und ich bin's, der zu Deinem Geburtstag beschenkt wird! Das ist sehr drollig! Ich denke es einmal wieder gut zu machen, laß mich nur erst etwas mehr hier zu Hause sein. Bis jetzt weiß ich gar nicht, was man hier haben kann — und ein Windchen von einem Wünschchen hätte ich gern von St. Aubin her! — Also heute nichts als sehr gute treue Wünsche und noch viel mehr Dank für Gegenwart Vergangenheit und Zukunft, meine liebe Schwester. Du hast mir geholfen, wie nur eine sehr brave Schwester helfen kann. — Und heute wieder, alles wie ausgesucht nach meinem Herzen, bis zu dem Waschlappen, da ich Dich um einen bitten wollte. Mir sind die brown college so gemüthlich, könnte man so etwas von Gerste nicht selber einmal backen? Hier sind alle Bäckersachen unbändig theuer: da habe ich mir in Wiesen 150 Zwiebäcke backen lassen. Überhaupt Höhenpreise! Auf meiner ersten Rechnung war jedes rohe Ei mit 20 ct. berechnet.

Trotzdem, St. M<oritz> ist das Rechte für mich. Ich bin viel krank, habe 4 Tage schon zu Bett gelegen, und jeder Tag hat seine Elends-Geschichte — und trotzdem! Ich halte es besser aus als irgendwo. Mir ist als hätte ich lange lange gesucht und endlich gefunden.

An Besserung denke ich gar nicht mehr, geschweige denn an Genesung. Aber aushalten-können ist sehr viel, Du weißt, was ich meine.

Ich wohne ganz allein in einem Hause, und ruhig. Gutes Bett.

Längst wollte ich Dir für den Koffer danken. Alles war recht: über die Manchettes, die ich selbst in Basel nie brauchte, habe ich gelacht.

Stiefeln habe ich hier machen lassen. 19½ frs.

Anbei die Abschrift von der Entlassungsurkunde, Du kannst sie, wenn Du es räthlich findest, auch unsrer Mutter schicken (die heute einen sehr heimatlichen angenehmen Brief schrieb, den ersten nach Bremgarten)

Die Regenz hat auch 1000 fr. jährlich für 6 Jahre bewilligt: also werde ich zusammen 2000 haben; nach welcher Decke ich mich strecken muß.

An Frau Leupold wird geschickt. Durch Frau Rothpletz beziehe ich Lebensmittel aus Zürich, namentl<ich> amerikan<ische> Zunge.

Soviel. Alles über St. Aubin gefällt mir. Ich wünsche von Herzen Dein Wohlergehen im ganzen nächsten Jahr.

Dein getreuer Fritz.

Kannst Du etwas Genaues über R. Wagner's Winter-Reise nach Neapel erfahren, Zeit, Reiseroute usw — ich möchte jede Art Zusammentreffen verhüten. — **Wem** Du schreibst, gieb über meine Gesundheit sehr stark die Auskunft, es hätte lebensgefährlich mit mir gestanden und die rationellen Kurmethoden seien erschöpft gewesen. —

Hast Du die Adresse von Pachnike?

[«]

863. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<St. Moritz, Anfang Juli 1879>

Meine liebe gute Mutter, ich höre mit Vergnügen durch Deinen gemüthlichen Brief, wie Dein Heimwesen sich hebt und verschönert, und zwar so, wie ich's gern habe, durch die einfachsten Mittel und allmählich. Der alte Turm am Zwinger spukt mir immer noch im Kopfe, ob da nicht eine Stube für mich einzurichten sei: und dann frage ich, ob überhaupt nicht ein Gärtchen in der Nähe wäre, wo wir all unser Gemüse selber bauen könnten. So viel davon. — St. Moritz ist höher als Rigikulm, wo Du warst: Du wirst in der „Schweiz“ eine Abbildung davon gefunden haben, wohl auch von dem benachbarten Pontresina. Wälder, Seen, die besten Spazierwege, wie sie für mich Fast-Blinden hergerichtet sein müssen und die erquicklichste Luft — die beste in Europa — das macht mir den Ort lieb. Aber krank bin ich so viel wie überall, es geht mir so wie im Herbst in Naumburg, jeden zweiten Tag muß ich zu Bett zu bringen. Doch halte ich es hier besser aus, während ich anderwärts, namentlich in Basel, an der Grenze der Verzweiflung war.

An Genesung ist gar nicht zu denken, es ist sehr viel, wenn ich es erträglicher habe.

Ich wohne still, habe gute Milch und Eier.

Mit herzlichstem Gruße Dein F.

Einen Monat später werde ich vielleicht um eine Wurst-Proviant-sendung bitten, ja nicht eher.

St. Moritz/Graubünden, Schweiz
poste restante.

[«]

864. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<St. Moritz, 11. Juli 1879>

Lieben Freunde, ich bin hier soviel krank wie überall und habe schon 8 Tage zusammen zu Bett gelegen. Dies ist die Litanei, mir zum Ekel und Euch auch! Trotzdem — St. M<oritz> ist das Rechte, es ist meinen Empfindungen und Sinnesorganen (Augen!) sehr angepaßt und für Patienten zugerichtet. Die Luft fast noch besser als die von Sorrent, auch voller Gerüche, wie ich's gern habe. Meiner Tageseintheilung, Lebens- und Nahrungsweise brauchte sich kein Weiser des Alterthums zu schämen: alles sehr einfach und doch ein System von 50 oft sehr delikaten Rücksichten. Ich bin erstaunlich diesmal mit der Inscenirung zufrieden, aber das Stück taugt nichts — ich selber. — Die Kreuzbandsendung an Hr. Pachnike ist verloren gegangen. — Herzl<ichen> Dank für das Geld: ich hatte glücklicherweise einen Paß bei mir. — Ich wünschte, Du dächtest Dir für den Herbst einen Ausflug nach St. M<oritz> aus, zusammen mit Deiner lieben Frau; ich kann mir nämlich nicht denken, daß Ihre neulich so bestimmt erklärte Abneigung gegen St. M<oritz> unbesiegbar ist. Ich will nicht zu viel versprechen, weil wie gesagt, ich zu persönlich den Ort gern habe: aber ich glaube, eines Versuches ist er werth. — Das Allerherzlichste und Wünschenswertheste! Und Dank!

[«]

865. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<St. Moritz, 12. Juli 1879>

Wenn ich einige Worte recht deute, so geht das Werk des Schweigsamen seinem Ende entgegen? Das macht mich ganz glücklich; für mich ist Venedig **Ihre** Brütestätte und deshalb von hundert guten Wünschen und Segnungen bedacht. Der Lido, an dem Goethe zum ersten Male das Meer sah (— in „Schopen<hauer> als Erz<ieher>" habe ich Worte G<oethe>'s citirt, die eine Lido-Entzückung aussprechen —) scheint auch Ihnen Entzückungen gegeben zu haben. Inzwischen habe ich meine Art Natur gefunden, so daß ich erst merke, was ich seit Jahren entbehrt habe, wie arm ich auch darin war. — Ihre Gedanken über Männlichkeit beschäftigen mich. — Die „Gesundheit“ wie überall und immer! Aber St. M<oritz> ist das Rechte. Dieselbe Adresse

[«]

866. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin (Postkarte)

<St. Moritz, 12. Juli 1879>
Samstag.

Von meinen Winter-Projekten erfährt Niemand etwas, außer Dir. Am liebsten wäre mir Neapel’s Umgebung (sehr viel sonnige Tage, eine Hauptsache! und viel Spaziergänge: letztere fehlen in Venedig, und allein sein bringt mich mehr vorwärts als der Verkehr mit Kös<elitz> oder Rée, das sehe ich jetzt ein — nur muß ich sehr viel Gelegenheit zu abwechselnd<en> Spaziergängen haben, wie hier) aber gegen N<eapel> spricht W<agner>’s Anwesenheit. Unterrichte mich doch über Rimini, das J. Burckhardt mir empfohlen hat. Dann über Mentone (Spaziergänge; wie weit Monaco zu Fuß?) Die Orte müssen etwas zugerichtet sein für Kranke; billig zu leben lerne ich, da ich immer privatim lebe. Die Reise nach Neap<el> ist billiger von hier als bis Naumburg (Schiff v<on> Genua) Auch die ionischen Inseln tauchen auf. Es ist ein Jammer, daß es hier so langen und harten Winter giebt. (Es war sehr winterlich hier, doch nicht anders als in Sorrent, mit dessen Clima und Luft ich hier Ähnlichkeit finde.) Diese herrlichen Wälder! Ich bin 7—8 Stunden täglich im Freien. — Was kostet eine Kiste mit 3 Kilo Brown College? Und ebenso mit Diet? Es war sehr gut. Die Wurst mit Appetit verspeist. Am Ende schickst Du mir das Italien-buch? Mit dem herzlichsten Danke für Brief und Wünsche

Dein treuer F.

Gl <eiche> Adresse.

[«]

867. An Franziska Nietzsche in Naumburg

St. M<oritz> 21 Juli <1879>
Montag Vormittag.

Meine liebe gute Mutter, eben wollte ich schreiben und Dich bitten, doch ja in Erfahrung zu bringen, wann der Termin abläuft. Da kommt, sehr zur guten Stunde, Dein lieber Brief. Also: ich verpflichte mich förmlich, auf 6 Jahre 17½ Thl. (oder, wenn der ganze Zwinger zu erhalten ist, das Doppelte) jährlich zu zahlen. Aber das Thurmzimmer muß ich haben. Der Gemüsebau entspricht ganz meinen Wünschen und ist auch eines zukünftigen „Weisen“ keineswegs unwürdig. Du weißt, daß ich zu einer einfachen und natürlichen Lebensweise hinneige, ich bestärke mich immer mehr darin, es giebt auch für meine Gesundheit kein anderes Heil. Eine wirkliche Arbeit, welche Zeit kostet und Mühe macht, ohne den Kopf anzustrengen, thut mir noth. Hat nicht mein Vater gemeint, ich würde einst wohl ein Gärtner werden? Freilich bin ich ganz unerfahren, doch sonst nicht dumm, und Du wirst mich zuerst etwas anstellen müssen.

St. Moritz ist der einzige Ort, der mir entschieden wohlthut — täglich, bei gutem und schlechtem Wetter, bin ich dieser **Luft** dankbar. Da wird nun noch manchmal die Reise hierher gemacht werden, das sehe ich voraus. Aber vor Mitte Juni ist es **ganz** unräthlich, zu kommen, und man bleibt sehr lange, wenn man bis Mitte September aushält. Wie vereinigt sich das mit den Gärtner-Pflichten! Was meinst Du? (Was für Obst giebt es im Zwinger?) Für die Gartenarbeit bliebe April Mai Juni bis zur Mitte und von Ende September bis November — das sind, wie mir scheint, die Monate der wichtigsten Arbeiten.

Karlsbad zu trinken ist irgendwann dringend nöthig, des Unterleibs wegen. Mit dem Magen bin ich jetzt, wo ich mich selber im Zimmer beköstige (Milch Eier Zunge Pflaumen (getrocknete) Brod und Zwieback) völlig in Ordnung. Ich war noch in keinem Hotel oder Restaurant. —

Die Augen machen mir **große** Sorge, sie allein machen keine Fortschritte (was ja leider, nach dem Urtheil der 3 Autoritäten auch gar nicht möglich ist). — Wird jemand in N<aumburg> zu finden sein, der mir zu einer bestimmten Stunde täglich vorliest oder nachschreibt?

Mit dem herzlichsten Danke
Dein Sohn.

(Mir graut vor dem nächsten Winter, nach den Erfahrungen der letzten.)

St. M 21 Juli (ich bin gerade einen Monat hier)

[«]

868. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin

<St. Moritz, 24. Juli 1879>

Meine liebe liebe Schwester, sofort schreibe ich, denn ich habe eine gar zu große Freude an Deiner Mittheilung. So wie Du alles beschreibst, ist auch alles im höchsten Grade acceptabel, ja ein Glücksfund. Ich rathe aber, an andre Personen vorläufig nichts über die ganze Sache zu schreiben: im Herbst machst Du den Besuch in Chur und dann mag die Sache sich allmählich entwickeln. Der Winter in Chur hat viel mehr Sonne als man denkt. Der Ort ist schön, ich habe jedesmal die Rabiusaschlucht und Passug besucht. Zudem: Graubünden ist mir wirklich sehr lieb und St. M<oritz> der einzige Ort der Erde (so weit mir bekannt) der mir entschieden wohlthut, bei gutem und schlechtem Wetter. Ich komme wohl noch manchen Sommer hierher. Wind! Denke Dir, gehört zu den mir wohlthätigen Dingen. — Alle die berühmten „Winterkurorte“ sind auf Brustkranke berechnet: nichts für mich! Ich habe jetzt fast an Norddeutschland gedacht, um mit Rée zusammen zu leben und einiges zu lernen. Im Grunde meine ich, ich sei **hier** für einen Norddeutschen Winter sehr gut vorbereitet. (Berlin? und eine Vorlesung hören?) Sage Deine Meinung, bitte. (Venedig hat das mir feindseligste Clima, feuchtmild.

Für Frühjahr und Herbst habe ich mir Gärtnerei (Gemüsebau) in Naumburg ausgedacht. Von Oktober an trete ich in Pacht des Zwingers und die Thurmstube wird zum Wohnen für mich hergerichtet. (17½ Thaler jährlich)

Über meine Winterpläne Stillschweigen, bitte!

Der Betrugsschirm zerbrach. Tags darauf fiel die Riesenplombe aus dem Zahne, ich mußte zum Zahnarzt, die Noth war groß. Unter dessen Händen entdeckte ich, daß es van Marder in eigner Person war (jetzt in Florenz), sehr liebenswürdig und geschickt. — Was zahlte ich? Er sagte, das Loch sei 2½ mal so groß wie ein gewöhnliches. —

Soeben meldet Overbeck, daß die gute akadem<ische> Gesell<schaft> auch noch 1000 frs. auf 6 J<ahre> beschlossen hat. Also Summe der Pension 3000 frs. Das ist sehr schön.

Mit dem herzlichsten Gruße
Dein Bruder.

Nie, seit 30 Jahren nicht, hat es einen so schlechten verregneten und verschneiten Sommer in St. M<oritz> gegeben — und trotzdem: ich möchte nirgends lieber sein.

NB. Monod's Schrift, sehr fein und unbefangen, giebt nach mehreren Seiten zu denken. Ich bedanke mich durch Dich schönstens.

[«]

869. An Paul Rée in Nassau

<St. Moritz, Ende Juli 1879>

Mein geliebter Freund, Sie wissen wohl im Ganzen, wie es mit mir gestanden hat? Ein paar Mal den Pforten des Todes entwischt, aber fürchterlich gequält — so lebe ich von Tag zu Tage, jeder Tag hat seine Krankheits-Geschichte. Ich habe jetzt die beste und mächtigste Luft Europa's zu athmen und liebe den Ort, an dem ich weile: St. Moritz in Graubünden. Seine Natur ist der meinigen verwandt, wir wundern uns nicht über einander, sondern sind vertraulich zusammen. Vielleicht thut's gut so — immerhin, ich halte es ein wenig besser hier als anderswo aus.

Der September und der erste Theil des Oktober soll am schönsten hier sein — da steigen Wünsche nach dem sehr ersehnten Freunde auf, aber ich will nicht unbescheiden sein. Für unser Zusammensein — falls ich dieses Glück noch erleben sollte — ist Viel in mir präparirt. Auch ein Kistchen Bücher steht für jenen Augenblick bereit, Reealia betitelt, es sind gute Sachen darunter, über die Sie sich freuen werden.

Können Sie mir ein lehrreiches Buch womöglich englischer Herkunft, aber ins Deutsche übersetzt und mit gutem großen Druck zusenden? — Ich lebe ganz ohne Bücher, als Sieben-Achtel-Blinder, aber ich nehme gerne die verbotene Frucht aus Ihrer Hand.

Es lebe das Gewissen, weil es nun eine Historie haben wird, und mein Freund an ihm zum Historiker geworden ist. Glück und Heil auf Ihren Wegen!

Von Herzen Ihnen nahe
und das Allerförderlichste
Ihrer Gesundheit wünschend.

Sagen Sie mir ein Wort über Winterpläne.

Adr.: St. Moritz
Graubünden (Schweiz
poste restante

Friedrich Nietzsche, ehemals Professor
jetzt fugitivus errans.

[«]

870. An Franz Overbeck in Zürich

<St. Moritz, 31 Juli 1879>
Donnerstag.

Lieber Freund, ich hätte schon eher Dir für die schöne Hoffnung des Wiedersehens gedankt: aber der Anfall und ein Tag zu Bett-Liegens kam dazwischen. Der Sommer ist eigentlich vorbei, der schlechteste, dessen sich die Engadiner erinnern, ganz verregnet und verschneit. Der Schnee hängt noch tief ins Thal. Trotzdem: es ist der beste Bergaufenthalt, den ich gemacht habe. Vielleicht giebt es einen guten Nachsommer.

Das Buch an stud. Pachnike ist doch angekommen: aber „der Sohn Hermann“ hat sich verlobt und darüber, wie billig, einiges vergessen. Die Eltern der Braut lassen ihn weiter studiren.

Die akad<emische> Gesellschaft hat mich auf das Artigste überrascht. Ich werde so gut behandelt, als ob ich’s verdiente. Darin bleibe ich aber ewig ὁ σκεπτικώτατος.

Mit Freuden höre ich, daß der deutsche Ste. Beuve wächst und gedeiht. Ein Stein fiel mir vom Herzen, als ich hörte, daß es mit der Abneigung Deiner lieben Frau gegen das Oberengadin nichts ist, denn ich bin in Dingen, die ich sehr liebe (wie besagtes Oberengadin) aus Erfahrung sehr mißtrauisch geworden und frage mich dann, ob ich mich nicht sehr irre. — Nun verspreche ich Dir, daß Dir’s gefallen soll.

Bringe mir, bitte, ein paar hundert frs. (womöglich in Gold) mit. Das Geld an der Handwerkerbank möchte ich als Nothpfennig für die Zukunft und Zufälligkeiten erhalten, so daß es vielleicht mit 6 monatl. Kündigung angelegt werden könnte. Dann giebt es einen höheren Zins. Übrigens: es steht dies in Deiner Hand, ich verstehe nichts davon —

Um etwas Festes auf der Erde zu haben, habe ich (für sehr wenig Geld) von der Stadt Naumburg auf 6 Jahre den sog. Zwinger in Pacht genommen, ein Stück der alten Stadtmauer, welches dem Hause meiner Mutter gegenüber liegt.*) Hier werde ich alle Frühlinge (März bis Mitte Juni) Gemüsebau treiben. Ein Thurm ist darin, mit einem Zimmer, das mir meine Mutter zum Wohnen und Schlafen einrichtet. Ich regte die Sache an und hatte Glück damit.

Ein sonderbarer Bücherwunsch: kannst Du mir vielleicht (von der Bibliothek (oder Heusler) das letzte Buch Iherings „der Zweck im Recht“ schicken?

Lebewohl, mein lieber lieber Freund.
F N.

[«]

871. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin (Postkarte)

<S. Moritz, 2. August 1879>

Sehr niedergeschlagen seit lange, es will nicht vorwärts, ich bin zuviel krank. (Mein Sorrenter und Rosenlaui-befinden fällt mir immer ein, wahrlich nichts Gutes! aber wie hat’s sich seitdem verschlimmert!) Auch an Gastein mußte ich wieder denken. Morgen will ich auf ein paar Tage S<t.> M<oritz> verlassen. Ende Septemb<er> mache ich mich auf, den Winterort auszukundschaften. Der Apotheker aus Mentone, den ich sprach, sagte mir: „Die ganze Riviera hat keinen Schatten!“ Da ist es nichts, denn die Augen halten’s nicht aus!! (selbst hier muß ich, wenn ich schlechtere Tage habe, bis 4 warten, ehe ich eine schattige Straße habe — tödtlich langweilig obendrein: überdies ist es so wünschenswerth, gerade an solchen Tagen im Freien zu sein) Ich habe an Meran Bozen vor allem Riva am Gardasee gedacht (von hier alles ziemlich nah) Riva hat von ½2 Uhr an Schatten. Am liebsten gienge ich nach N<ord>deutschl<and> aber viell<eicht> ist es Thorheit. (Unsrer M<utter> habe ich noch kein Wort davon gesagt.) Allerschönsten Dank für Alles Alles. Frau Leupold (jetzt auf Frohburg) hat zurück geschrieben. Pachnike hat sich verlobt.

Treulich Dein B<ruder>

(Hoffend für die Plantage) und Genua!

Von Dr. Rée noch kein Wort.

Police habe ich.

[«]

872. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)

<St. Moritz, 12. August 1879>

Lieber Freund, mein Zustand hat sich inzwischen verschlimmert. Wer weiß, wie es stünde, ohne dieses gute, beste Clima! Mitunter meine ich, der nächste Winter sei der letzte, und dann mache ich Pläne für Naumb<urg>, auch an Berlin habe ich gedacht, Dr Rée's wegen, den ich gern noch einmal sehen möchte (es geht ihm auch schlechter, nach seiner Kur, er ist mit Mühe und langsam wieder in seine Heimat zurücktransportirt worden.) Es wäre also möglich, daß ich im Herbst über Zürich komme. Wollen wir aber ein wenig **hoffen**, so geht es südwärts. Ich habe mir längst gesagt, daß ich an Deinen Besuch nicht denken dürfe: ich überlegte mir einmal die unsinnigen Kosten und Post-reisebeschwerden, um in dies verflucht theure und ganz überfluthete Hochthal zu gelangen. Mitunter liegt freilich der Alp der Entsagung — der wirklich allseitigen Entsagung, die ich mir aufzwingen muß — ganz furchtbar auf mir, und dann denke ich Dich gern herbei. Und um ein ermuthigendes Wort, ein briefliches, bitte ich Dich wirklich, von Zeit zu Zeit! Ich wüßte es nicht zu entbehren. — (Ihering's Buch ist keine Broschüre, sondern ein 1ster dicker Band) Allen Lieben Treuen Guten ringsum mich von Herzen empfehlend

Dein Freund
F N.

Ach die Augen!! Das erste Buch, das ich vornahm, ist französ<isch> (les Moralistes Romains, von Flotow) Pardon! von Martha.

[«]

873. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin (Postkarte)

<St. Moritz, 14. August 1879>

Von 11 Tagen, liebe Schwester 8 Anfallstage, 5 davon im Bett zugebracht — so steht es seitdem; Du kannst Dir alles dabei denken. Ein Anfall hinderte mich, abzureisen (Ausflug in's Unterengadin). Als ich endlich reiste, mußte ich an der

Station 1½ Stunde nach meiner Ankunft mich legen und blieb bis zum dritten Tag liegen! Dann reiste ich traurig, bei Regen, zurück — eine der schmerzhaftesten und theuersten Reisen. Dein Brief kam recht als Ermuthigung: ich bedarf sie sehr und weiß mitunter nicht, wie ich den Alpdruck der Existenz noch tragen soll. Heute habe ich die Trinkkur hier angefangen — um nicht thatlos zu sein (da ich rathlos bin). Gestern sandte ich etwas Nachträgliches und sehr Bescheidentliches!! zum Geburtstag an Dich ab. — Für Naumburg habe ich eigentlich abgeschrieben: geht es aber immer noch schlechter, so reise ich doch nordwärts. Wann würdest Du ungefähr in Genua sein? (Ich verlange so nach Dunkel, meine Augen vertragen die Spaziergänge nicht mehr. Lies im Italienbuche über Ariccia nach, viell<eicht>: Novemb<er> und Dezember? Stillschweigen über Winterprojekte!!!!

Ist denn in Zürich die Schreibmaschine? — Schreib getrost an Fr. Rothpl<etz>, ich weiß schon Dein Zimmer.

Overbeck kommt nicht. Es ist zu theuer!

[«]

874. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin (Postkarte)

<St. Moritz, 19. August 1879>

Der gute O<verbeck>, durch meine Berichte beunruhigt kommt doch! heute (Dienstag.) Es ist mir immerfort schlecht ergangen. Eben in diesen Tagen habe ich die Trinkkur und Badekur begonnen, ich vertrage das Wasser sehr schwer und darf nur die Hälfte des gewöhnl<ichen> Quantums trinken. Dafür muß ich länger trinken, mindestens 4 Wochen. Mit Thusis meine liebe Schwester geht es nicht, ich habe neulich wieder gesehen, daß Reisen für mich ein wahres Unglück ist: geht es nach dem Süden für den Winter, so habe ich nur noch 3 oder 4 Stunden bis an den Comersee und bin dann sehr schnell in Mailand. Geht es nach dem Norden, so besuche ich Dich jedenfalls, in Tamins oder Chur. Vor dem 20t. September reise ich keinesfalls hier ab, womöglich bleibe ich bis zum Oktober. — Ich danke Dir für Deine guten Worte und Gedanken! Die Schreibmaschine wäre mir für den Fall, daß ich nach Naumb<urg> gienge erwünscht: sonst noch nicht! Köselitz und Venedig behalten doch wohl das Übergewicht.

In herzlicher Liebe Dein Bruder

[«]

875. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)

<St. Moritz, 27. August 1879>

Lieber lieber Freund, Dein Hiersein hat bisher mir einen tröstlichen Nachgeschmack hinterlassen. Es geht aber ganz so, wie Du es erlebt hast, von Tag zu Tag weiter!!! Doch habe ich ein paar Mal, Deiner gedenkend, auf der Meierei essen können. Ich ermuthige mich zum Aushalten der Kur. Du weißt, ich flöge gerne davon; aber das Fliegen (Reisen) macht mir Schrecken, und wo sollte ich mich niedersetzen! Rathlosigkeit, nach wie vor! — An Deiner Abhandl<ung> sind die fünf Fingerspitzen aller Deiner Tugenden zu sehen (ein Gleichniß à la Aubryet.) — Die beiden Briefschreiber sind eben spitzfindige Hunde: damals schrieb man aber, als bedeutender Mann, seinen Brief vor aller Welt, selbst die Ehrlichkeit hatte ihren Promenaden-Anzug dabei an. — Ich freue mich, Dich unter den Historikern zu sehen, vielleicht brauchst Du jetzt die schwarzen Zeitschriften nicht mehr.

In herzlicher Liebe Dich und die Deinen grüßend
F N.

[«]

876. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin (Postkarte)

<St. Moritz, 28. August 1879>

Liebe liebe Schwester, ich habe gestern so gelacht — eine große Seltenheit! Nicht wahr, der Apotheker will, ich soll diese schreckl<ichen> Pflaumen mit dem Faulthee zusammenkochen? Dann entsteht gewiß das, was Faust „die höllische Latwerge“ nennt! Und wenn die Wirkung zu stark sein sollte, soll ich dann die puritanischen Zwiebäcke essen? — Du hast mir den Preis der N. Würste nicht geschrieben. Gerade jetzt kann ich sie nicht essen, meine Kur hat allmählich meine Eß-Lebensweise ganz umgestaltet. — Also: der gute Freund war hier, es gieng aber schlimm, wie auch seitdem immer fort, und ich glaube nicht, daß er sehr tröstliche Eindrücke mitgenommen hat. Alle größeren Spaziergänge mußte er allein machen. Über den Winter sage ich nichts mehr; er soll, wie es scheint, nun einmal mein Verhängniß werden. O<verbeck> schreibt noch an Köselitz deswegen. Ich verlange mitunter so nach einem halbdunklen Orte und möchte nicht mehr spazierengehen. In herzlicher Liebe und Dankbarkeit

Dein Bruder.

Dein Brief kommt eben, es thut mir wehe dass Du Dich vertheidigst, kein Mensch denkt an „Vorwürfe"!! ich bin so glücklich über Dein La Planta-Arrangement. Quäl Dich nicht und einstweilen auch nichts von Riva.

F.

[«]

877. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<St. Moritz, 29. August 1879>
(Freitag)

Herzlich dankbar für Deinen eben empfangenen Brief, so wie für den vorherigen. Ich schrieb nicht, es gieng gar nicht gut! Der Freund Overbeck kam besorgt hinzu, er hat gewiß keinen tröstlichen Eindruck mit fortgenommen. Ich weiß noch nicht, was ich mit dem Winter anfange, ich bin aller Dinge so müde. Vielleicht daß ich doch noch im September zu Dir komme. Ich habe das viele Spazierengehen (ich bin 8 Stunden täglich im Freien!) so satt, meine Augen wollen Halbdunkel, und dann recht viel Vorlesen, damit ich nicht immer nachdenke — meine einzige Beschäftigung außer meinen ewigen Schmerzen. Lesen kann ich nicht, mit Menschen verkehren kann ich nicht, die Natur hier kenne ich auswendig, sie zieht mich nicht ab. Die Luft ist aber gar zu gut, mir graut davor, sie zu verlassen. Ich sage immer noch, was ich am 2^{tn} Tage schrieb „nirgendswo spüre ich diese Erleichterung durch die Luft, selbst bei den heftigsten Schmerzen." — Woher hast Du „bessere Nachrichten" über mein Befinden gehabt? Auch L<isbeth> schreibt davon — aber ich weiß nichts von „besseren" Zeiten! —

In herzl<icher> Liebe
F.

Schmerzen, Schmerzen, Schmerzen.

[«]

878. An Elisabeth Nietzsche in St. Aubin (Postkarte)

<St. Moritz, 1. September 1879>
Montag.

Seit Samstag unausstehl<ich> heftiger Anfall, Sonntag ganz zu Bett. — Mattei-Kur mir wohl bekannt. Schon zweimal angefangen, in Sorrent und dann in Genf, dieses Frühjahr, trage ein flacon noch im Porte-monnaie herum. Aber es ist eine Kur von Jahren, alle 15 Minuten den ganzen Tag über einen Löffel voll nehmen. Das Buch der C. M. las ich in Bex. — Man kann nicht in die Nähe des Genfersees kommen, ohne davon zu hören. Ach, liebe Lisbeth, Leute, die von Kopfschmerzen geheilt worden sind, giebt es Ungezählt-Viele, nach allen Kur-Methoden. Das beweist für mich nichts! —

Ich habe es so satt. Den 20 Sept<ember> wollte ich nach Naumburg abreisen. Es ist alles einerlei. Nicht mehr spazierengehen, von früh bis Abend vorlesen hören und keinen Augenblick mehr allein sein, aus zehnerlei Gründen.

Dein Bruder.

[«]

879. An Paul Rée in Stibbe

St. Moritz, Graubünden poste restante <September 1879>

Daß es Ihnen nicht besser geht!
„Was soll aus der Welt denn noch werden?“

Vielleicht, vielleicht komme ich diesen Winter nach Norden dh. Naumburg: geschieht es, so ist es freilich kein gutes Zeichen, das gebe ich selber zu (es geht nämlich abscheulich, und meine Thierquälerei, wie ich sie jetzt fühle, läßt mich Sorrent und Bex als Zeiten des „verhältnißmäßigen“ Paradieses ansehen) Gehe ich aber nach Naumburg, so thue ich es in der bestimmten Hoffnung, mit dem so lange entbehrten Freunde ein Wiedersehens-fest (vielleicht einen Wiedersehens-Monat, Thür an Thür, in Berlin zb., Monat Januar) zu feiern. — Dies sind schöne Träume eines Kranken, der jetzt leider auch Siebenachtel-Blinder ist und nicht mehr lesen kann, außer mit Schmerzen für ein Viertelstündchen.

In Liebe der Ihrige F N.

Verzeihung, geliebter Freund! Hier sind zwei Epigramme, die mir eben einfallen:

Auf meine ersten fünf Büchlein.

Ehmals meint' ich, A und O
Meiner Weisheit stünd' darin;
Jetzo denk' ich nicht mehr so:
Nur das ew'ge Ah! und Oh!
Meiner Jugend find' ich drin.

X X X

Auf mein **letztes** Buch.

Schwermüthig stolz, wenn du nach rückwärts schaust,
Leichtsinnig kühn, wenn du der Zukunft traust:
O Vogel, rechn' ich dich den Adlern zu?
Bist du Athene's Eule Uhu-hu?

X X X

(Von Herzen grüßend, dankend und — sich
entschuldigend.
F. N.

[«]

880. An Heinrich Köselitz in Venedig

<St. Moritz, 11. September 1879>

Lieber lieber Freund, wenn Sie diese Zeilen lesen, ist mein Manuscript in Ihren Händen; es mag seine Bitte an Sie selber vortragen, ich habe nicht den Muth dazu. — Aber ein paar Augenblicke des Glücks sollen Sie auch mit mir theilen, die ich jetzt beim Gedanken an mein nunmehr vollendetes Werk habe. Ich bin am Ende des 35sten Lebensjahres; die „Mitte des Lebens", sagte man anderthalb Jahrtausende lang von dieser Zeit; Dante hatte da seine Vision und spricht in den ersten Worten seines Gedichts davon. Nun bin ich in der Mitte des Lebens so „vom

Tod umgeben“, daß er mich stündlich fassen kann; bei der Art meines Leidens muß ich an einen plötzlichen Tod, durch Krämpfe, denken (obwohl ich einen langsamen klarsinnigen, bei dem man noch mit seinen Freunden reden kann, hundertmal vorziehen würde, selbst wenn er schmerzhafter wäre) Insofern fühle ich mich jetzt dem ältesten Manne gleich; aber auch darin, daß ich mein Lebenswerk gethan habe. Ein guter Tropfen Oeles ist durch mich ausgegossen worden, das weiß ich, und man wird es mir nicht vergessen. Im Grunde habe ich die Probe zu meiner Betrachtung des Lebens schon gemacht: viele werden sie noch machen. Mein Gemüth ist durch die anhaltenden und peinlichen Leiden bis diesen Augenblick noch nicht niedergedrückt, mitunter scheint es mir sogar als ob ich heiterer und wohlwollender empfände als in meinem ganzen früheren Leben: wem habe ich diese stärkende und verbessernde Wirkung zuzumessen? Den Menschen nicht, denn, ganz Wenige ausgenommen, haben sich in den letzten Jahren Alle „an mir geärgert“ und sich auch nicht gescheut, es mir merken zu lassen. Lesen Sie, lieber Freund, dieses letzte Manuscript durch und fragen Sie sich dabei immer, ob Spuren des Leidens und des Druckes zu finden sind; ich glaube nicht daran, und schon dieser Glaube ist ein Zeichen, daß in diesen Ansichten Kräfte verborgen sein müssen und nicht Ohnmachten und Ermüdungen, nach denen die mir Abgeneigten suchen werden.

Nun werde ich nicht eher ruhig, als bis ich die Blätter, von der Hand des aufopferndsten Freundes geschrieben und durch mich revidirt, nach Chemnitz absenden kann. Ich selber werde nicht zu Ihnen kommen — so eifrig mir auch Overbeck’s und meine Schwester dazu zureden; es giebt einen Zustand, wo es mir schicklicher zu sein scheint, in die Nähe der Mutter, der Heimat und der Kindes-Erinnerungen sich zu begeben Doch nehmen Sie alles dies nicht als etwas Letztes und Unwiderrufliches. Je nachdem die Hoffnungen steigen oder fallen, muß ein Kranker seine Pläne machen und ändern dürfen. Mein Sommer-Programm ist ausgeführt: 3 Wochen Mittelhöhe (in Wiesen), 3 Monate Engadin, und der letzte Monat davon die eigentliche St. Moritzer Trink-kur, deren beste Wirkung man erst im Winter spüren soll. Dieses **Durch**führen eines Programms thut mir wohl: leicht war es nicht! Die Entsagung in Allem (— es fehlten Freunde und jeder Verkehr, ich konnte keine Bücher lesen; alle Kunst war ferne von mir; ein Kämmerchen mit Bett, die Speise eines Asketen (die übrigens mir gut gethan hat: keine Magenbeschwerden den ganzen Sommer!) — diese Entsagung war vollständig, bis auf Einen Punkt: ich hieng meinen Gedanken nach — was sollte ich auch thun! — Dies ist aber gewiß meinem Kopfe das Allerschädlichste —

aber noch weiß ich nicht, wie ich's hätte vermeiden können. Genug, für diesen Winter heißt das Programm: Erholung von mir selber, Ausruhen von meinen Gedanken — dies kenne ich seit Jahren nicht mehr. Vielleicht bringe ich in Naumb<urg> eine Tagesordnung zu Stande, bei der diese Ruhe mir zu Theil wird. — Aber erst der „Nachtrag"! „Der Wanderer und sein Schatten."! —

Ihr letzter Gedanken-brief war Overbeck und mir eine solche Freude, daß ich ihm erlaubte, denselben mit nach Zürich zu nehmen, um ihn den Frauen dort vorzulesen. Verzeihung dafür!

Und Verzeihung für Größeres!

Ihr Freund N.

Adr.: St. Moritz-Dorf, poste restante

[«]

881. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<St. Moritz, 12. September 1879>
(Freitag).

Lieber Freund,

vorgestern Manuscript, gestern Brief, heute Karte: diese um einer Bitte willen! Bewahren Sie das Geheimniß des Manuscr<ipts> und meiner Winterpläne bis auf Weiteres vor Jedermann! Auch Prof. O<verbeck> weiß noch nichts.

Und fahren Sie fort, in Liebe zu gedenken Ihres

N.

der dasselbe thut, so oft ihm nur Venedig einfällt,
(dh. sehr oft!)

[«]

882. An Elisabeth Nietzsche in Tamins (Postkarte)

<St. Moritz, 15. September 1879>

Liebe liebe Schwester, ich bringe es zuletzt doch nicht über's Herz, an Dir bei meiner Reise nach Naumb<urg>, vorbeizuschlüpfen: erst wollte ichs, um allen Bewegungen des Gemüths zu entgehen. Zuletzt: wir wollen die Sache heiter nehmen: unvermeidlich ist sie, so wie mein Zustand ist. Die Correspondenz O<verbeck>'s mit unserm Köselitz hat mich bestimmt: ich sage Dir, inwiefern, mündlich. — Also: ich reise Mittwoch (übermorgen) nach Chur, wo ich gegen 4 Uhr Nachm. eintreffe. Dort, bitte, erwarte mich, wenn möglich; fahre eine Post früher von Reichenau nach Chur, gehe in's weiße Kreuz, frage nach der Wirthin (einer Wittwe) und wähle zwei Zimmer für uns: wir bleiben dann Donnerstag und Freitag zusammen. Sonnabend früh reise ich (Rorschach—Lindau Leipzig) direkt nach N<aumburg>. — Dies mein Vorschlag: paßt er Dir nicht, so telegraphire oder erwarte mich in Reichenau bei meiner Durchfahrt. In der allerherzlichsten Liebe D<ein> B<ruder> (dem es sehr schlecht gieng.)

[«]

883. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Naumburg, 22. September 1879>

„Naumburg an der Saale per adr. Frau Pastorin Nietzsche" so, mein lieber Freund, erreicht mich ein Brief für Herbst und Winter. Was Sie mir zuerst und nachher nach St. M<oritz> geschrieben haben, geht weit über alles hinaus, was mir zukommt, ich müßte mich schämen, neben Ihnen zu leben, wenn Sie mich mit den Augen solcher Güte und Hoffnung ansähen. Beim Abschreiben — Sie guter Hülfreicher! — werden Sie über viele „Allzumenschlichkeiten" **stolpern** — eine Art Genugthuung für mich — Aber ich weiß, daß Sie mich lieb behalten werden. Sie haben Recht, wir sind einander verwandt.

F N.

[«]

884. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)

<Naumburg, 22.September 1879>

Von Naumburg aus, lieber Freund, die ersten Worte. Es ist die Winterstation diesmal; wenn Du die Abrechnung der Gründe zwischen Vened<ig> u<nd> N<aumburg> so vor Dir hättest, wie ich sie habe, müßte Dein Urtheil dem meinigen gleich ausfallen; aber alles was in Betracht kommt ist kaum möglich mitzutheilen. Genug daß der Hauptgedanke meines Winterkur-Programm's — möglichste Ruhe vor meinen beständigen inneren Arbeiten, Erholung von mir selber, die ich seit Jahren nicht gehabt — mir in Vened<ig> undurchführbar erscheinen mußte. — Die klimat<ischen> Bedingungen sind hier natürlich günstiger als die jener Lagunen- und Scirroccostadt, in welche aus dem Engadin hinabzusteigen doch ein gefährliches Experiment der schlimmsten Art gewesen wäre. — Wie gesagt, ich zweifle nicht, auch Deine Vernunft („meine zweite und bessere Vernunft" wie ich sie oft nenne — Verzeihung!) würde meinen Entschluß gutheißen: Deine Correspondenz mit K<öselitz>, für die ich von Herzen Dir danke, gab den Ausschlag.

Herzliche Grüße Deinen Lieben.

[«]

885. An Elisabeth Nietzsche in Tamins

<Naumburg, kurz vor dem 25. September 1879>

Meine geliebte Schwester, seit unserm Wiedersehen und Auseinandergehen hat mich meine Krankheit ziemlich gnädig behandelt, so daß ich anfange, der St. Moritzer Kur mit Dankbarkeit zu gedenken. Das Naumburger Wetter ist nicht so hellherbstlich, wie ich es vom vorigen Jahre her im Gedächtniß hatte, und der große Abstand der Engadiner Höhenluft und der hiesigen feuchten Milde ist mir sehr bemerklich, doch nicht unangenehm; ich leide an Gedankenlosigkeit und bin im Grunde mit diesem Leiden zufrieden. Denke Dir, daß ich jetzt den Besuch des Dr Rée hätte haben können und daß die Vernunft die zu erwartenden Freuden der Vernunft widerrieth; mir als dem Freunde wurde der Entschluß sauer und bitter. — So viel von mir, der übrigens, wie Du vermuthen kannst, mit schönen Speischen und Spaziergängelchen und Novellchen **verwöhnt** wird — der Berg-Einsiedler vom Sommer. — In Betreff Deiner nicht uninteressanten, aber vielleicht nicht allzu ergötzlichen Lage (— für gefährlich sehe ich sie durchaus nicht an) glaube ich, obschon ganz unmaaßgeblich, daß wenn Ihr Beide miteinander in's

Plänemachen gerathet, auch die häßlichen Gemüths-Trübungen seltner werden dürften: man muß die Zukunft etwas gegen die Vergangenheit in den Kampf führen und die Freuden eines lernenden reisenden wohlthätigen Lebens mit der Phantasie vorwegzunehmen verstehen. Wahrscheinlich spreche ich von Dingen, die Du eben ausübst; aber das ist die beste Art von Rathschlägen, die zu spät kommt. An seinen (vermeintlichen) Feinden sich durch Wohlthaten und Artigkeiten **rächen** — dazu könntest Du vielleicht auch die Arme anreizen; Kranke wollen Recht behalten und in solchem Falle auch ihre Rache haben. — Gestern kam ein Spottgedicht eines österreichischen Dichters auf mich an, es war gut und nicht unartig. Wenn Du diesen weisen Brief erhältst, wirst Du vielleicht Lust haben daran fortzudichten — ich bin's zufrieden und verdiene es.

In herzlicher Liebe Dein Bruder.

[«]

886. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Naumburg, 29. September 1879>

Lieber Freund, eine Woche Naumburg ist hinter mir: sehr gnädig im Vergleich zu dem abscheulichen Zustande der letzten St. M<oritzer> Wochen. Ich meine, die Kur beginnt zu wirken und freue mich der consequenten Durchführung des Sommerprogramms (90 Tage St. M<oritz>, die letzten 30 davon Kur). Um zu beweisen, wie das Winterprogramm durchgeführt werden soll: denke Dir, daß Freund Rée jetzt auf einige Wochen seinen Besuch hier anmeldete und daß ich es über mich gewann Nein zu sagen. Verzeihung, wenn ich auf diesen Grad von Entsagung etwas stolz bin! Nöthig ist es. — Ich wünsche Dir und Deiner lieben Frau einen guten sommerlichen hellen Herbst und fröhliches Gelingen in allen guten Dingen.

Dein F. N

[«]

887. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Naumburg, 30. September 1879>

Die letzten Blätter aus dem Engadin sende ich als „Manuscript“ und „eingeschrieben“*): die billigste und zuverlässigste Versendungsart, wie mir Postbeamte sagten. — Hier in Naumburg will ich keine Gedanken haben und jedenfalls keine aufschreiben: letzteres wenigstens ist Sache des Willens. — Der Gesammteindruck des Neuesten, wie Sie, mein erster und letzter Leser bisher — das sind Sie ja unbedingt in Bezug auf M<enschliches> Allzum<enschliches> — ihn empfunden haben, entspricht so sehr meinem innersten Wunsche, daß ich vermuthe, unsre Seelen-Verwandtschaft sei dabei im Spiele. Lieber Freund, Sie wissen doch, daß Sie, je mehr Sie mit mir zusammenstimmen — und wünschen, auch an meiner Last zu tragen haben und daß Sie alles einmal gut und sehr gut machen müssen, was ich schlecht und versuchsweise gemacht habe? Sie haben viel Noth mit mir — daran denke ich, so oft ich an Sie denke.

F. N.

Ich habe der Stadt Naumb<urg> ein kleines burgartiges Stück der mittelalterl<ichen> Stadtbefestigung abgepachtet, um hier Gemüse zu bauen — auf 6 Jahre (! — !), wie es Brauch ist. Alles ist grün und buschig umwachsen; in einem Thurme der Mauer wird ein langes Zimmer (sehr alterthümlich —) für mich zum Wohnen hergerichtet. Ich habe 10 Obstbäume, Rosen Lilien Nelken Erdbeeren Stachel- und Johannisbeeren. Im Frühjahr geht meine Arbeit an, auf 10 Gemüsebeeten. — Alles ist mein Gedanke, und ich habe Glück dabei gehabt. Bei diesen Zukunftsspinnereien spinne ich mitunter auch den lieben Freund in Venedig mit in mein Thurm-Netz hinein — sehr dreist, nicht wahr? —

Eben jetzt, Dienstag Morgens, kommt zu meiner großen Freude, Ihre Abschrift in meine Hände; augenblicklich bin ich ganz Dankbarkeit gegen Sie — und weiter nichts mehr! Auch die begleitenden Worte Ihrer Karte erquicken mich, ich habe ganz und völlig das Urtheil über meine Sachen eingebüßt, weil ich zu wenig mit Menschen verkehre und keine Bücher lese. Mitunter fürchte ich zu sagen, was alle Welt weiß. Sie machen mir Muth.

[«]

888. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Naumburg, 4. Oktober 1879>

Haben Sie meinen recommandirten Brief mit der Schluß-Manuscript-Einlage, lieber Freund? — Gestern (Freitag) kam Ihre Abschrift des Ganzen in meine Hände, ich begreife nicht, wie Sie diese schreckliche Arbeit in so kurzer Zeit bewältigen konnten, segne Sie aber für diese Unbegreiflichkeit der That! Mir ist jetzt so ruhig zu Muthe; Hrn. Schmeitzner will ich Ende des Monats das M<anu>s<cript> persönlich in Leipzig übergeben. — Ich hatte Vergnügen, Manches wieder zu lesen, warum soll ich es Ihnen nicht gestehen! Z.B. den Anfangs- und Schluß-Dialog, in denen gute Stimmung ist (und eine Masse psychologischer Kleinigkeiten; das Schattenmachen am Schluß des Ganzen zB. (Kränkung Bedauern Abschied Natur-Stimmung des Abends durcheinander gemischt) Diesmal kommt es, wie Sie wissen, mir auf ein paar ungeheure moralische Perspektiven an, derentwegen man mich einen Narren schelten wird. Aber ich hatte viel Glück sie zu sehen!

Wie geht es Ihnen, lieber lieber Freund? Ist das Wetter gut?

Ihr treuer
N.

[«]

889. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Naumburg, 5. Oktober 1879>

Gestern Vormittag lief meine Karte an Sie, lieber Freund, ab, und drei Stunden später hatte ich wieder neue Beweise Ihrer unermüdlichen Güte für mich in den Händen. Könnte ich nur nun auch Ihren Wünschen entsprechen! „Doch Gedanken stehn zu fern“, wie Tieck singt. Sie glauben nicht, wie getreu ich bis jetzt das Programm der Gedankenlosigkeit durchgeführt; und ich habe Gründe hier treu zu sein, denn „hinter dem Gedanken steht der Teufel“ eines wüthenden Schmerz-Anfalls. Das Manusc<ript>, welches Sie von St. M<oritz> aus bekamen, ist so theuer und schwer erkauft, daß vielleicht um diesen Preis niemand es geschrieben haben würde, der es hätte vermeiden können. Mir graut jetzt öfter beim Lesen, namentl<ich> der längeren Abschnitte, der häßlichen Erinnerung halber. Alles ist, wenige Zeilen ausgenommen, unterwegs erdacht und in 6 kleine Hefte mit Bleistift skizziert worden: das Umschreiben bekam mir fast jedesmal übel. Gegen 20 längere Gedankenketten, leider recht wesentliche, mußte ich schlüpfen lassen, weil ich nie Zeit genug fand, sie aus dem schrecklichsten Bleistiftgekritzel herauszuziehen: so wie es mir schon vorigen Sommer gegangen ist. Hinterher verliere ich den Zusammenhang der Gedanken aus dem Gedächtniß: ich habe eben die Minuten und Viertelstunden der „Energie des Gehirns“ von der Sie sprechen, zusammenzustehlen, einem leidenden Gehirne abzustehlen. Einstweilen scheint es mir als ob ich nie wieder es thun werde. Ich lese Ihre Abschrift, und es wird mir so schwer, mich selber zu verstehen — so müde ist mein Kopf.

Das Sorrentiner M<anu>sc<ript> hat der Teufel geholt; mein Umzug und endgültiges Verlassen Basel’s hat in manchen Dingen sehr gründlich aufgeräumt. — mir eine Wohlthat, denn solche alten M<anu>sc<ripte> sehen mich wie Schuldner an.

Lieber Freund, über Luther bin ich noch längere Zeit außer Stande, in ehrlicher Weise etwas Verehrendes zu sagen: die Nachwirkung einer mächtigen Materialsammlung über ihn, auf die mich J. Burckhardt aufmerksam machte. Ich meine Jans<s>en Gesch<ichte> des deutschen Volkes Bd. II. in diesem Jahre erst erschienen (ich besitze es) Hier redet einmal nicht die verfälschte protestant<ische> Geschichtsconstruktion, an welche wir zu glauben angelernt worden sind. Augenblicklich scheint es mir nichts mehr als Sache des nationalen Geschmacks in Norden und Süden, daß wir Luther als Menschen dem Ign<atius> Loyola vorziehen! Die gräßliche hochmüthige gallig-neidische Schimpfteufelei Luthers, dem gar nicht wohl wurde, wenn er nicht vor Wuth auf jemanden speien konnte, haben mich zu sehr angeekelt. Gewiß haben Sie Recht mit der „Förderung der europ<äischen> Demokratisirung durch L<uther>, aber gewiß war dieser rasende Bauern-Feind (der sie wie tolle Hunde todtschlagen hieß und eigens den Fürsten zurief, jetzt könne man mit Schlachten und Würgen von Bauernvieh sich das Himmelreich erwerben) einer der unfreiwilligsten Förderer derselben. — Übrigens sind Sie in der billigeren Stimmung gegen ihn. Geben Sie mir Zeit! — Für die anderen Hindeutungen auf Lücken meiner Gedankenreihen sage ich Ihnen ebenso Dank, nur einen ganz ohnmächtigen Dank! Ach, hier denke ich eben wieder an meine „Wünsche der Wünsche“. Nein, ich dachte mir neulich den Freund K<öselitz> nicht als eigentlichen Schriftsteller, es giebt so viele Arten von dem innern Zustande und Gesund- und Reifwerden Zeugniß abzulegen. Zunächst für Sie den Künstler! Hinter Aeschylus kam ein Sophokles! Deutlicher möchte ich’s nicht sagen, was ich hoffe. — Und um einmal auch über Sie als Kopf und Herz ein aufrichtiges Wort zu sagen: welchen Vorsprung haben Sie vor mir, die Jahre abgerechnet und was die Jahre mit sich bringen!

Aufrichtig nochmals, ich halte Sie für besser und für begabter als ich bin und folglich auch für verpflichteter. — In Ihrem Lebensalter trieb ich mit größtem Eifer Untersuchung über die Entstehung eines Lexikons des 11 Jhdts. post Chr. und über die Quellen des Laertius Diogenes und hatte keinen Begriff von mir, als ob ich ein Recht hätte, eigne allgemeine Gedanken zu haben und gar vorzutragen. Noch jetzt überfällt mich das Gefühl der kläglichsten Neulingschaft; mein Alleinsein, mein Kranksein hat mich etwas an die „Unverschämtheit" meiner Schriftstellerei gewöhnt. Aber, Andere müssen alles besser machen, mein Leben sowohl als mein Denken. — Antworten Sie nicht hierauf. In wahrhaft treuer Liebe

Ihr auf Sie hoffender Freund
N.

[«]

890. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

Naumburg a/Saale 5 October 1879.
Per adr. Frau Pastor N.

Werther Herr Verleger,

im Frühjahre fragten Sie bei mir an, ob es am Jahres-Ausgange 5 ein M<anu>sc<ript> geben werde: Sie fügten Fragezeichen und Ausrufezeichen hinzu — und heute thue ich dasselbe, wo ich Ihnen melde, daß es ein Msc. giebt —

? ! ich glaube es selber kaum.

Fragen Sie den einzig Mitwissenden und Mithelfenden, unsern Freund Köselitz, was er von dem Msc. hält; ich selber erzähle Ihnen mündlich, wie ein so schwer Lebender und unsäglich Gequälter als ich bin es zu Stande gebracht hat — vorausgesetzt, daß ich Sie Ende des Monates in Leipzig treffen kann. Dort übergebe ich Ihnen das druckfertige Msc. — falls Sie es haben wollen! Darüber ersuche ich Sie um ein paar briefliche Worte.

Der Titel ist (— und aus dem Titel erklärt sich alles, was ich als Bedingungen meinerseits auszumachen hätte)

Der Wanderer und sein Schatten.*)

Zweiter und letzter Nachtrag
zu der früher
erschienenen Gedankensammlung
„Menschliches Allzumenschliches
Ein Buch für freie Geister“
Von
F N.

Mit ergebenstem Gruße Dr Nietzsche

Umfang des Buches gleich dem letztgedruckten „Anhange“.

Stillschweigen dringend erbeten!

[«]

891. An Elisabeth Nietzsche in Tamins (Postkarte)

<Naumburg, 10. Oktober 1879>

Aber, meine geliebte Schwester diese Überhäufung meiner unwürdigen Person mit so süßen Artigkeiten und Engadiner sowie Genfer Erinnerungen ist ja ganz wider unsre Abrede! so daß ich meinen herzlichsten Dank nicht ohne Kopfschütteln der Verwunderung aussprechen kann. Glücklicherweise kann ich heute von meinem Befinden nicht unvortheilhaft reden; der Kopfschmerz, sehr häufig, kam bis jetzt noch nicht im großen Stile. Ich glaube, daß die Kur von St. M<oritz> ein guter Griff war. Immer noch bin ich froh, daß ich der Venediger Versuchung ausgewichen bin. — Morgen ziehn die Damen (unten im Hause) ab, zu allgemeiner Herstellung der Heiterkeit. Den Zwinger gebe ich womöglich wieder ab. Hoffentlich höre ich von Dir Gutes und Heiteres.

Von Herzen dankbar Dein B<ruder>.

[«]

892. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Naumburg,> 15 Oct. <1879>

Für alles Gesagte und Gesandte, lieber und werther Herr Schmeitzner, vorläufig meinen aufrichtigen Dank, ich habe Freude davon gehabt. Können Sie nächsten

Sonnabend (also diese Woche) nach Leipzig kommen? (ich fahre 9 Uhr 10 M. ab) Ich möchte Ihnen dort in „Stadt Rom“ (vielleicht Vormittags um 11, wenn es Ihnen recht ist?) das M<anu>s<cript> überreichen. Meine Gesundheit erfordert, wie Sie wissen, Vorsicht im Genusse des menschlichen Verkehrs. Daraus folgt daß wir nicht lange (aber vielleicht Nachmittags noch ½ Stündchen) zusammen sein können. Mit dem herzlichsten Wunsche, Sie wiederzusehen,

Ihr ganz ergebener F N. (heute ist mein Geburtstag.)

[«]

893. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

Naumburg den 21 Oct. 1879.

Lieber Freund, ich brachte es nicht über mich, Ihren letzten Brief zu vernichten, es standen so gute Dinge darauf, daß ich schon darum bitten wollte, sie meinem Buche zu Gute kommen zu lassen: zuletzt denke ich, Sie benutzen den Brief einmal, wenn Sie zur Erholung ein Bändchen Gedanken sammeln: für diesen Zeitpunkt hebe ich ihn auf. — Sie sehen, bis jetzt hab ich noch nicht umgelernt, was meine hohe Meinung von Ihnen anlangt. Auch bin ich nicht der Einzige, der mit großen Hoffnungen Ihrer gedenkt. —

Letzter Tage sah ich in Leipzig Freund Widemann und Herrn Schmeitzner. Morgen soll der erste Druckbogen in meinen Händen sein.

Kann ich Ihnen nicht etwas senden, das Ihnen Freude macht — Lebensmittel des Geistes oder Leibes? Ich hätte großes Vergnügen an einem Auftrage.

Von Herzen der Ihrige

[«]

894. An Franz Overbeck in Basel

22 October <1879> Naumburg

Lieber lieber Freund, von Dir dem Geber so vieles Guten nehme ich Wünsche anders an als von Anderen. Den ganzen Geburtstag habe ich Deiner gedacht und recht in Liebe versucht, die Summe der Wohlthaten zu ziehen, welche Du mir in dem letzten Jahre, also in media vita nach dem Kirchenglauben, erwiesen hast.

Mitten im Leben war ich vom guten „Overbeck umgeben“ — vielleicht hätte sich sonst der andre Gefährte eingestellt — Mors.

Es geht erträglich und viel besser als im Sommer. Erst Ein heftiger Anfall (am Tag nach meinem Geburtstage), sonst das altgewohnte Kleingewehrfeuer meines Leidens — Tag für Tag. Seit ich das Engadin verlassen habe, ist keine Pille und kein Klysma mehr in den Leib gekommen, es war nicht mehr nöthig. Die Unfähigkeit etwas zu thun (Lesen Schreiben Denken) entspricht meinem Programme der Gedankenlosigkeit; dies ist jetzt mein Kurmittel. (In Venedig wäre es nicht möglich gewesen) Unser lieber Köselitz, voll von meinen und seinen Gedanken, würde mir eine zu starke Speise gewesen sein. —

In Leipzig sah ich letzter Tage Schmeitzner und Widemann (ich mußte die sehr angenehme Zusammenkunft Tags darauf büßen und verbrachte still einen Tag auf dem Sopha) —

Der Herbst ist sehr trübe, ja dunkel, wobei wenigstens meine Augen den Vortheil haben. — Danke für die Geldsendung, Du hast die bequemste und billigste Art, die ich mir nur denken kann, ermittelt, leider mit der Consequenz, Dir selber wieder die Mühe aufgeladen zu haben, welche ich dabei spare.

Danke ebenfalls für die Briefe, Deine eigenen voran, dann die nachgesandten (darunter war ein Spottgedicht auf mich, von einem österreichischen Dichter in Graz, es könnte selbst Hamerling sein)

Deiner lieben Frau meine herzlichsten Grüße, ebenso Deiner verehrten Frau Schwiegermutter in Zürich. — Mit Schmeitzner habe ich wegen der St. Beuve-Übersetzung ein paar Worte fallen lassen, die mit sehr großer Freude aufgenommen wurden. Ingleichen wegen der Wackernagelschen Buddhismus-Vorträge.

Schm<eitzner> verlegt etwas von Dühring, ist aber in vollem Entsetzen über den unangenehmen Charakter desselben. Dann giebt er Lasalle’s Briefe aus der allerletzten Zeit heraus — ich hoffe, dies ist einmal ein Verlagsartikel, wie wir ihm einen solchen gewünscht haben.

Freund Romundt’s Brief lege ich bei, ich verstehe ihn nicht ganz. Die Vermahnung zum Glauben verstehe ich sogar gar nicht — Glaube an was? frage ich <den> Tropf. Aber vielleicht meint er den Glauben an den Glauben. — Ein Butterbrod ist mir mehr werth als ein solch blasses Ding.

Von Herzen der Deine
F Nietzsche

Nicht zu vergessen die schon ein paarmal vergessenen dankbaren Grüße meiner Mutter!

Wann lebte der Bischof Ulfilas? Drittes Jahrhundert gegen Mitte?

[«]

895. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Naumburg, 22. Oktober 1879>

Wollen Sie, lieber Herr Schmeitzner, dies noch unter die Religiosa (III) einreihen?

Sonntag war ich in Leipzig krank, Montag früh reiste ich zurück. — Ich hatte und habe immer noch von unserer Zusammenkunft her einen angenehmen Nachgeschmack. Möge Alles gut gelingen! —

Herzliche Grüße an Freund Widemann.
F N.

[«]

896. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Naumburg, 24. Oktober 1879>

Lieber Freund, noch ein Wort à propos des Gärtnerschurzes. Der Zwinger und der Thurm, beides malerischer und größer als ich vermuthete, ist trotzdem aus meinen Händen wieder bereits in andre übergegangen: ich sah hier ein, daß für die Gärtner-Thätigkeit meine Augen viel zu schwach sind und daß das Bücken für meinen Kopf sehr unzweckmäßig ist — in der nächsten Nähe gesehen ergab sich die Gemüsebauerei als eine Unmöglichkeit, leider, leider! So war ich ganz glücklich, meinen Pachtcontrakt (in dem mir verboten war Wäsche im Zwinger aufzuhängen und eine Schänkwirthschaft zu errichten) wieder loszuwerden. Das Beste an der ganzen Geschichte, die Erwartung habe ich gehabt; und zu diesem Glück des Gärtnerthums in spe gehört auch der Gärtnerschurz in spe: für den ich mich bei Deiner lieben Frau herzlichst bedanke.

Dein Freund

[«]

897. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

Naumburg a/Saale<, 27. Oktober 1879>

Werther Herr Schmeitzner,

es thut mir sehr wohl, Ihr Auge jetzt über meinen Ersparnissen wachend zu denken; diese ganze Sache ist so gut geordnet als ich es nur hoffen konnte. Freilich haben Sie die Mühe, und ich den Vortheil dabei. —

Die Vorrede (oder vielmehr der Dialog) stellt mich nicht zufrieden. Ich bitte sehr darum, dieselben Zwischenräume wie beim Texte herstellen zu lassen: so daß Dialog und Aphorismen ganz gleich gedruckt erscheinen. Ende des Dialogs auf Seite 6 unten: so ist mir's recht. —

An Stelle eines Aphorismus, betitelt „Kurzer Sommer" (den ich durchzustreichen bitte) stellen Sie Mitfolgendes.

Zwei lateinische Aphorismen bitte ich auch durchzustreichen.

Bis heute (Montag) sind 2 Bogen in meinen Händen.

Mein Befinden ist leidlich — freilich nach meinem Maaßstabe, der nicht nach Jedermanns Geschmack sein möchte.

Mit dem besten Danke
Ihnen ergeben
F Nietzsche

[«]

898. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Naumburg,> 28 Oct. 1879.

Lieber Freund, ich hatte noch etwas vergessen! Bitte, lege wie bisher, die kleine Summe für die Bayreuther Zwecke aus, ich wüßte keinen Grund, weshalb ich aufhören sollte sie zu zahlen. (Gelesen freilich habe ich seit Herbst 1877 nichts mehr von jenen Blättern.)

In herzlicher Liebe Dein
Freund

[«]

899. An Paul Rée in Stibbe

Naumburg a/Saale 31 Oct. 1879.

Lieber Freund, nur ein paar Zeilen der Ungeduld! Ich warte nämlich seit Wochen auf eine freie Stunde, um einmal länger an Sie zu schreiben — sie kommt nicht, und ich muß alles Erzwingen so hart büssen, daß ich nichts mehr erzwinge. Viele Wünsche habe ich aufgeben müssen, aber noch nie den, mit Ihnen zusammenzuleben — mein „Garten Epikurs“! Die Vernunft sagt auch jetzt immer noch, daß wir warten müssen; es wäre gar zu traurig, wenn „wir uns schlecht bekämen.“ Meine Mutter, heute nur von Herzen grüßend und das Beste wünschend, wird Ihnen bald des Genauern schreiben, ob, wann und wie unser Zusammensein möglich ist. Sie hat mir Lermontoff vorgelesen; ein mir sehr fremder Zustand, die westeuropäische Blasirtheit, ist allerliebst beschrieben, mit russischer Naivetät und halbwüchsiger Weltweltenweisheit — nicht wahr?

Ich danke Ihnen, lieber Freund für alles Gesagte Gesandte und Gewünschte, namentlich aber für die wundersame entzückende und wiederum erschreckende Meldung, daß Ihr Werk wächst, reift — unglaublich! — Ein paar Seiten Ihrer „Untersuchungen“, auf die ich neulich fiel, machten mir nach jenem Werke der Verheißung unbändigen Appetit. —

Mein Hauptgedanke ist jetzt, daß die Hauptursache der irdischen Gebrechlichkeit in kleinen Unwissenheiten besteht — Verzeihung, daß ich die Nutzanwendung auch auf unser Kranksein mache! Wir müssen durchaus gesund werden, sobald wir recht begriffen haben, wie wir krank wurden. Medizinische Gespräche sind nicht zu vermeiden, wenn wir uns wiedersehen.

Und mit dem unausgesprochenen Wunsche der Angst um Sie, lieber lieber Freund schließe ich

In herzlicher Liebe
Ihr
F Nietzsche

[«]

900. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Naumburg, 5. November 1879>

Schönsten Dank, lieber Freund, für den Wink, ich wünsche den Anschein der Weiberverachtung nicht und habe den passus ganz gestrichen. Wahr ist es übrigens, daß urspr<ünglich> nur die Männer sich für Menschen gehalten haben, noch die Sprachen beweisen es; das Weib hat wirklich als Thier gegolten, die Anerkennung des Menschen in ihm ist ein<er> der größten moralischen Schritte. Meine oder unsre jetzige Ansicht vom „Weibe" sollte mit dem Worte „Hausthier" nicht berührt sein. — Ich urtheilte nach Huntley's Beschreibung der Frauenlage bei wilden Völkerschaften. —

Sehr lieb ist mir zu hören, daß Sie den Nachsommer nicht kennen, ich verspreche Ihnen etwas Reines und Gutes. Ich selbst kenne ihn seit kurzem, Rée sagte mir einmal, in ihm stehe die schönste Liebesgeschichte, die er je gelesen, das fiel mir ein.

Fahren Sie fort, bei der Corr<ektur> zu winken und zu warnen. Der Boden des Mißverständnisses ist bei dieser Schrift so oft in der Nähe; die Kürze, der verwünschte Telegrammstil, zu dem mich Kopf und Auge nöthigt ist die Ursache.

Von Herzen F. N.

[«]

901. An Ida Overbeck in Basel (Postkarte)

Naumb. a/Saale <5. November 1879>

Liebe verehrteste Frau Professor,

wäre es am Ende nicht das Beste, Herrn Chamfort wegzulassen? Ein Meisterstück war der betreffende Artikel wohl nicht; vielleicht erwägen Sie, ob Fontenelle in Ihre „Menschen des 18ten J<a>h<rhunder>t's" hineinpaßt? Sonst wäre ich dafür, sofort mit Hrn. Schmeitzner in Verbindung zu treten, oder deutlicher: Erlauben Sie mir, daß ich Schm<eitzner>'n einen Wink gebe; er wird sich brieflich an Sie wenden und Ihnen seine Vorschläge zu unterbreiten haben. — Bitten Sie meinen Freund, er möge Stifter's Nachsommer aus meinen Büchern („Köselitziana") nehmen und bei Memel einbinden lassen (grüne Leinwand, gerundete Ecken), ebenfalls Memel'n die Adresse an Hr. Köselitz geben (er soll das Buch gut verpackt und frankirt nach Venedig schicken) — Mein Befinden hat sich langsam, aber sicher verschlechtert: „erträglich" immer noch, im verschärften Sinne.

Von Herzen ergeben mit den Grüßen meiner Mutter
Ihr F. Nietzsche.

[«]

902. An Elisabeth Nietzsche in Tamins (Postkarte)

<Naumburg, 5. November 1879>

Meine geliebte Schwester, heute endlich läuft das Geld ab, die lächerlichen Centimes sollen die Umwechselkosten ausgleichen. Meine Gesundheit hat sich entschieden verschlimmert, doch geht der Schmerz über eine gewisse Grenze des „Erträglichen“ noch nicht hinaus; immerhin ein elender Zustand! Wetter fort und fort schlecht, seit Wochen. Heute ziehe ich in ein neues Schlafzimmer (oben). Ich hatte noch keinen Tag, wo ich im Stande gewesen wäre, ein Colleg zu halten; aber sehr viele Tage, wo eine Karte zu schreiben unmöglich ist. Meine Stimmung immerfort sehr ruhig und entschlossen, ich widerstrebe jeder Veränderung. Deine drei letzten Briefe zeigten etwas Ähnliches; was mir sehr wohl that.

Ich denke Deiner in der herzlichsten Gesinnung als Dein Bruder.

[«]

903. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Naumburg, 5. November 1879>

Werthester Herr Verleger, ich bitte, in dem Aphorismus „Natur als Doppelgängerin“ eine Zeile so umzuformen:

/ in dem gesammten anmuthig ernsten Hügel- Seen- und Wald-Charakter dieser Hochebene, welche sich ohne Furcht neben die Schrecknisse des ewigen Schnee’s hingelagert hat —/

Die zwei ersten Bogen sind vortrefflich gelungen. Ich danke für die Sendung Taine’s. Lebt der Dr. Dühring doch noch?

Ergebenst grüßend
F N.

nicht wahr, es geht langsam!

Mein Befinden hat sich verschlechtert.

[«]

904. An Franz Overbeck in Basel

Naumb. den 14 Nov. 1879.

Lieber lieber Freund, Dein Geburtstag ist ein Feiertag für mich, aber wünschen, wünschen — ich weiß gar nicht, was. Daß wir uns wiedersehen! — das versteht sich als ein habitueller Wunsch von selber. Auch daß im Winter Deine Abhandlung über die Entst<ehung> der chr<istlichen> Litt<eratur> fertig werden möge! Im Übrigen habe ich, wenn ich an Dich denke, nichts zu wünschen, sondern nur zu **danken**. —

Es geht nicht gut, die guten Einwirkungen des Sommers lassen nach, der unablässige Schmerz wird wieder recht lästig. Es ist ein Unglück, daß dies mal der Naumburger Herbst so trübe und naß ausgefallen ist, wie seit Menschengedenken nicht. Alle 8 Tage etwa einen Nachmittag die Sonne und den Himmel sehen — darauf läuft es hinaus. Geistige Ruhe ist mein Programm: die habe ich auch — aber das Wetter liegt schwer auf mir. Mein Muth ist trotzdem noch unerschüttert, und ich will den Winter hier aushalten.

Meine Mutter hat mir vorgelesen Gogol, Lermontoff, Bret Harte, M. Twain E. A. Poe. Wenn Du das letzterschienene Buch von Twain „die Abenteuer von Tom Sawyer“ noch nicht kennst, so wäre es mir ein Vergnügen, Dir damit ein kleines Geschenk zu machen.

Die Frage der Bücher-Versicherung wollen wir in graec<as> cal<endas> vertagen; in meinen Augen sind sie sehr gut versichert, insofern sie im Falkenstein wohnen dürfen.

Dir und Deiner lieben Frau
von ganzem Herzen gut
Dein Freund
F. Nietzsche

[«]

905. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Naumburg, 18. November 1879>

Liebe verehrte Frau Baumgartner, so muß denn doch die Karte dran! Ich finde das, was zu einem Briefe gehört, seit Wochen, nicht zusammen; und ich fühle andererseits, daß ich auf einer Karte Ihnen nichts zu sagen habe! Wenn irgend ein Mensch, so sollten Sie hübsche lange und innerliche Briefe von mir erhalten, wie Sie mir solche schreiben (und viel besser als ich's vermöchte) Nun geht es aber nicht, und darüber verstumme ich ganz. Ach, wie satt habe ich es, über mein Schlechtbefinden zu berichten! Ein kleiner Anflug von Milderung ist wieder verschwunden. Die „Stimmung“ dabei ist ziemlich kaltblütig, dürfte aber etwas sonniger sein. Ich will diesen Winter nicht denken, daher viel Langeweile. Von Herzen

Ihr N.

[«]

906. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Naumburg, 18. November 1879>

Geehrtester Herr, die Sainte-Beuve-Übersetzung ist fertig: wollen Sie sich an Hr. Prof. Overbeck ihretwegen wenden? (Frau Prof. O<verbeck> wünscht dringend, vollständig aus dem Spiele zu bleiben, also bitte, stellen Sie Sich als wüßten Sie nichts von ihrer Mitbetheiligung) Titel vielleicht: „Sainte Beuve. Menschen des achtzehnten Jahrhunderts. Erste deutsche Übersetzung.“ (Es sind 8 Personen; es giebt einen kleinen netten Band zum Anbeißen) —

Wollen Sie, nach Beendigung unsres Drucks, die Güte haben, von dem Honorar-Reste die verschiedenen Auslagen, die Sie für mich machten, abzuziehn und den Rest des Restes dann mir hierher senden? —

Das üble trübe nasse Wetter setzt mir sehr zu. Ach, an jedem Abende, wenn ich mich zu Bette lege, preise ich den Tag, weil er vorüber ist; sonst habe ich nichts daran zu preisen. Geduld!

Mit herzlichem Gruße Ihr N.

Aber unser sehr freimüthiges Buch wird doch nicht verboten werden?

907. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Naumburg,> 22 Nov. 1879.

Werthester Herr Schmeitzner,

Bogen 9 ist eben in meine Hände gelangt.

Also mein Buch macht Ihnen einige Freude? Ich höre dies mit Vergnügen. — Den Titel wollen wir unverändert lassen: etwas räthselhaft ist er, aber das schadet nichts; es ist manche Schelmerei im Buche, so mag auch noch eine auf ihm sein. — Der von mir geschätzte Logiker heißt: A. Spir, sein Buch: „Denken und Wirklichkeit“ (2 Bd. Leipzig) Übrigens kein Autor für Ihren Verlag! —

Kennen Sie etwas von dem englischen Philosophen Herbert Spencer? (hochberühmt in England Amerika Frankreich und Italien, höchst lehrreich für uns, weil er inmitten ungeheurer englischer Material-Sammlungen sitzt)

Von ihm erschien in diesem Jahre the data of ethics. — Wenn Sie einen Übersetzer wüßten, so würde es gewiß lohnend sein, dies Werk in Deutschland einzuführen (Es sind frühere Werke schon übersetzt erschienen zb. bei Brockhaus) Um die Autorisation des Original-Verlegers müßte man sich gewiß rasch bewerben. (Es wäre der beste Gegenschlag gegen Hrn von Hartmanns letzte Unverschämtheit „Prolegomena zu jeder **zukünftigen** Ethik“!!)

— Freiexemplare bitte ich in meinem Namen abzusenden an

Hr Prof. Overbeck und
Frau Overbeck
Frau Rothpletz in Zürich
Frau Baumgartner in Lörrach
Dr. Rée in Stibbe
Dr. Romundt in Osnabrück
Prof. Jakob Burckhardt in Basel
Bibliothek in Basel per adr.
Herrn Biblioth<ekar> Dr. Sieber
Prof. Heinze in Leipzig (mit dem Titel „Hofrath“ —)
Ms le professeur Gabriel Monod in Paris

Vielleicht fallen mir noch ein paar Personen ein. Hr. Widemann und Hr. Köselitz „verstehen sich von selber“. Die genaueren Adressen haben Sie wohl noch?

Ergebensten Gruß
Dr F Nietzsche.

[«]

908. An Elisabeth Nietzsche in Chur (Postkarte)

<Naumburg, 23. November 1879>

Meine liebe Schwester, ich bin sehr erfreut und dankbar für die Art, wie Du an Overbecks Geburtstag gedacht hast. Deine Briefe sind mir voller Interesse, bitte schreibe so ausführlich, wie bisher, auch wenn ich so einsilbig bleibe und bleiben muß, wie bisher. Die Augen vertragen gar nichts mehr (eine Kur dafür giebt es nach Gräfe's sehr bestimmter Erklärung, nicht: nur Schonung, um den unvermeidlichen Prozeß möglichst in die Länge zu ziehn. Die Verdunkelung durch Blutzudrang ist etwas ganz Anderes und etwas sehr Heilbares, in Sorrent litt ich selber etwa 2 Monate stark daran) Ein paar helle kalte Nachmittage abgerechnet, war mein Kopf fortwährend schmerzhaft und mehreremale in hohem Grade. Geduld!?!

Von Herzen Dein Bruder.

[«]

909. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Naumburg, 25. November 1879> Dienstag.

Wollen Sie etwas zur Anzeige von Dr. Rée's Buch beifügen, so empfehle ich dafür die Worte aus der Jenaer Litteraturzeitung (von 1877 oder 78?), wo Rée als „junger Spinoza“ bezeichnet wird. Diese gelehrte Zeitschrift wird von der Universität Jena herausgegeben.

Heute sandte ich Ihnen den 8^{ten} Bogen zu.

Herzliche Grüße.
F N.

Ein Citat aus der genannten Recension der Jenaer Litt<eratur>z<ei>t<u>ng ist das wirksamste, was Sie für jenen Zweck sich wünschen können.

[«]

910. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Naumburg, 27. November 1879>

(B<ogen> 9)
p. 135 muß es heißen:

um gute Bücher zu lesen und zu schreiben (usw. wie in der Correctur)

Dankbarsten und theilnehmendsten Gruß für den eben erhaltenen sehr interessanten Brief.

Der Ihrige F. N.

[«]

911. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Naumburg,> 7 December 1879.

Eine schreckliche Woche hinter mir, daher Verzögerung zu entschuldigen!

Das Geld dankbar erhalten.

Mit herzlichem Gruße
der Ihrige
F Nietzsche

[«]

912. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Naumburg, 11. Dezember 1879>

Ich ängstige mich um Ihr Befinden in dieser Schnee-Welt. Mir selber geht es so schlecht, daß ich in 14 Tagen nach Riva (Gardasee) aufbrechen muß, um in meine einzige Existenzform, die des Spazierengehens zurückzufallen. — Morus' Utopie mir unbekannt, J. Burckhardt sprach mir einmal begeistert davon, sie habe den

Blick der Zukunft, während Macch<iavelli>’s principe nur den Bl<ick> der Vergangenh<eit> und Gegenwart habe. — Sobald ich Sie mir den Nachsommer lesend vorstelle, bin ich glücklich: eigentlich hatte ich’s mir auf unser Zusammensein aufsparen wollen; bestimmt für Sie war das Buch, seitdem ich es kenne. — Alles ist eingetroffen! Wie warm und gut gehegt fühle ich mich, wenn ich Ihre Correcturen und Winke lese! Ich empfand nie anders dabei! —

Treulich und dankbar
F N.

[«]

913. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Naumburg, 11. Dezember 1879>

Seit letzten Nachrichten immer krank, die Anfälle fürchterlich (mit Erbrechen usw), viele Tage zu Bett. In 2 Wochen werde ich nach dem Süden (nach Riva) abreisen, womöglich! Ich halte nur die Spaziergehe-Existenz aus, die jetzt bei diesem Schnee, dieser Kälte mir hier versagt ist. Kannst Du mir bis dahin noch 4 Hundert Markscheine zusenden? Nächste Woche trifft M. Twain bei Dir ein, ebenso eine Erinnerung an meinen St. Moritzer Aufenthalt. Hoffentlich hat Deine liebe Frau nun Linderung ihrer Augenleiden; ich konnte ihr noch nicht für ihren Brief danken! Schmeitzner ist zu totaler Verschwiegenheit in Betreff der St. Beuve Übersetzerin veranlaßt worden. Hast Du Schm<eitzner>’s „ersten Verlagsbericht“ gesehn? Meine Freude ist groß, daraus zu erfahren daß das 2te Heft Deiner „Studien“ in Jahresfrist versprochen ist. — Ich danke Dir von Herzen für Deine Briefe und wünsche ein gutes Weihnachten.

F. N.
mit seiner Mutter.

[«]

914. An Franz Overbeck in Basel

<Naumburg,> Freitag d. 12 Dec. <1879>

Schönsten Dank, lieber Freund, meine Karte gieng Vormittags ab und Dein Brief kam Abends —. Geduld — es ist viel zu tragen! — Meiner Schwester dagegen geht es ordentlich.

In herzlicher Liebe
Dein F. N.

Nun werde ich Dr. Rée doch nicht zu sehen bekommen!
Erdbebentag war auch für mich ein non!-plus!-ultra!-Tag des Leidens.

[«]

915. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Naumburg,> 18 Dec. 1879.

Ein Wort des Dankes, werthester Herr Schmeitzner, zugleich mit meinen Wünschen zu Ihrem Geburtstage, der in diesen Tagen sein muß. Sie haben sich mit Ihrem „ersten Verlagsbericht“ ein schönes Geschenk gemacht: gute Saat, die hoffentlich eine gute Ernte bringt! Der Bericht ist vorzüglich geschrieben, sehr vornehm ((ich sehe augenblicklich davon ab, **wie** von mir darin geredet wird: möge es wahr werden! möchte es wahr sein! usw. usw.))

Ich leide außerordentlich und beständig, Anfälle über Anfälle. Ich denke an eine Flucht nach dem Süden — vielleicht nach dem Gardasee. Aber vielleicht giebt es keinen „Süden“ mehr.

Meine besten und herzlichsten Grüße an unsern gemeinsamen Freund Widemann.

Der vollendete „Wanderer“ ist mir fast etwas Unglaubliches — am 21 Juni kam ich nach St. Moritz — und heute — !

Die ganze „Menschlichkeit“ mit den 2 Anhängen ist aus der Zeit der bittersten und anhaltendsten Schmerzen — und scheint mir doch ein Ding voller Gesundheit. Dies ist mein Triumph.

Ihr Ihnen ganz ergebener
Dr. Nietzsche

Exemplare, bitte, noch zu senden an
Prof. Hillebrand in Florenz
Frl. v. Meysenbug in Rom

Prof. Rohde in Tübingen (Universität)
meine Schwester per adr. — Fräulein
Deta von Planta in Chur
(Graubünden)

[«]

916. An Marie Baumgartner in Lörrach (Postkarte)

<Naumburg, 28. Dezember 1879>

Der erste Wiederhall meiner Mittheilung an die Freunde kam von Ihnen, verehrte Frau: dankbar und Sie segnend las ich jedes Wort.

Mein Zustand ist so fürchterlich und unheimlich wie nur je. Daß ich die letzten 4 Wochen überlebte, begreife ich nicht.

Ihnen die herzlichsten Neujahrsgrüße sendend und Ihres lieben Sohnes Hoffnungen mit einschließend bin ich

Ihr getreuer
F. N.

[«]

917. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

Naumburg den 28 D<ezember 1879>

Lieber Freund, noch fehlen mir die Nachrichten aus Riva. Mein Zustand war inzwischen zum Entsetzen. Man will mich nicht fortlassen, indeß — meine Frage ist nur, ob ich fort kann. — Wir haben viel Gutes zwischen uns als Gemeingut, jeder Brief zeigt es mir, und wenn es mir ganz schlimm geht, erscheinen Sie mir immer als mein „Überlebender."

Von Herzen der Ihre
F. N.

[«]

918. An Elisabeth Nietzsche in Chur (Postkarte)

<Naumburg, 28. Dezember 1879>

Meine liebe liebe Schwester, es sind Zeiten so hart und furchtbar für mich, wie nur je welche. Der letzte Anfall mit dreitägigem Erbrechen, gestern eine Ohnmacht. Nie habe ich so das regelmäßige Schlimmerwerden so beobachtet wie in den letzten 3 Monaten. Kälte ist mir sehr schädlich. Ich will, sobald ich kann, mit Köselitz in Riva zusammentreffen, Nachrichten von dort erwarte ich noch. Dein Recept war leider ohne Wirkung, ebenso Eisbeutel. Senffußbäder kenne ich reichlich aus Sorrent, nutzlos! Ich freue mich auf Deine Geschenke, meine herzensliebe Schwester.

Dein Bruder

[«]

919. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)

<Naumburg, 28.Dezember 1879>

Der Zustand war zum Entsetzen, der letzte Anfall von dreitägigem Erbrechen begleitet, gestern eine bedenklich lange Bewußtlosigkeit. Wenn ich nicht in bessere und wärmere Luft fortkann, kommt es zum Äußersten. Alle Deine Briefe und Sendungen sind da, theurer Freund, ich danke Dir für Deine Liebe. Rohde hat einen herrlichen Brief geschickt. Deinen Lieben im Falkenstein und Dir selber den herzlichsten Neujahrsgruß von Deinem Freunde.

[«]

920. An Erwin Rohde in Tübingen

<Naumburg, 28. Dezember 1879>

Habe Dank, theurer Freund! Deine alte Liebe, neu besiegelt — das war das köstlichste Geschenk am Abende der Bescheerung. Selten ist mir’s so gut gegangen: gewöhnlich war das persönliche Schlußergebniß eines Buches für mich, daß ein Freund mich gekränkt verließ (wie es mein Schatten macht) Ich kenne das Gefühl der freundelosen Vereinsamung recht gut, das herrliche Zeugniß Deiner Treue hat mich ganz erschüttert. — Mein Zustand ist jetzt wieder zum Entsetzen, die Thierquälerei abscheulich — sustineo abstineo und wundere mich selber darüber.

Von Herzen Dein
F. N

[«]

921. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Naumburg, 28. Dezember 1879>

Können Sie mir die Übersetzung von Spencer's Data of Ethic' verschaffen? Dann möchte ich wissen, was alles von Bagehot in's Deutsche übersetzt ist.

Auch hätte ich gern aus einem Antiquariat eine deutsche Übersetzung von Labruyère. Ebenfalls von Milton (aber nur bei gutem Druck.)

Mein Zustand ist inzwischen fürchterlich und unheimlich gewesen.

Ein gutes Neujahr für Sie, lieber Herr Verleger.

[«]

922. An Elisabeth Nietzsche in Chur

<Naumburg, 29. Dezember 1879>

Ein Wort und nicht mehr, meine geliebte Schwester. Ei wie schön hast Du mich beschenkt, nur ist der Koffer für den bescheidenen „kranken Lehrer“ zu stolz; vielleicht wird er mit mir nicht reisen wollen!

Es liegt eine schwere schwere Last auf mir.

Im letzten Jahre hatte ich 118 schwere Anfallstage. Schöne Statistik! —

In herzlicher Gesinnung
Dein Bruder.

[«]

[Briefe 1880]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [10] [11] [12]

[Januar 1880]

1. An Otto Eiser in Frankfurt
2. An Malwida von Meysenbug in Rom
3. An Otto Eiser in Frankfurt
4. An Franz Overbeck in Basel
5. An Paul Rée in Stibbe

[«]

[Februar 1880]

6. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
7. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
8. An Heinrich Köselitz in Venedig (Telegramm)
9. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
10. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
11. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[März 1880]

12. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
13. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
14. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
15. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Lichtbild)
16. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

17. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
18. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
19. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

[«]

[April 1880]

20. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
21. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
22. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
23. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
24. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
25. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte).

[«]

[Mai 1880]

26. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
27. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
28. An Ida Overbeck in Basel
29. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
30. An Paul Rée in Stibbe (Postkarte)

[«]

[Juni 1880]

31. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
32. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
33. An Franz Overbeck in Basel (zwei Postkarten)
34. An Louis Kelterborn in Basel (Postkarte)

[«]

[Juli 1880]

35. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

36. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
37. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
38. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
39. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte).
40. An Heinrich Köselitz in Venedig
41. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
42. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
43. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[August 1880]

44. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
45. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
46. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte).
47. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
48. An Ida Overbeck in Dresden
49. An Heinrich Köselitz in Venedig
50. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
51. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[Oktober 1880]

52. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte).
53. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
54. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
55. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte).
56. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
57. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
58. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
59. An Paul Rée in Stibbe (Postkarte).

[«]

[November 1880]

60. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
61. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
62. An Gustav Krug in Köln
63. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
64. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
65. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
66. An Franz Overbeck in Basel
67. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
68. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[Dezember 1880]

69. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
70. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
71. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
72. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
73. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

1. An Otto Eiser in Frankfurt

Naumburg. <Anfang Januar 1880>

Lieber Herr Doctor,

Herzlichen Dank! Gerade Tage dachte ich Ihrer, es verlangte mich mit Ihnen einmal wieder zu reden; es giebt Niemanden vertrauenswürdigeres als Sie. Aber um einen Brief zu wagen muß ich durchschnittlich 4 Wochen warten, bis die erträgliche Stunde kommt — und hintendrein habe ichs noch zu büßen! Deshalb Verzeihung, wenn alles auf meiner Seite beim alten bleibt — — schweigend, aber in Liebe.

Meine Existenz ist eine fürchterliche Last: ich hätte sie längst von mir abgeworfen, wenn ich nicht die lehrreichsten Proben und Experimente auf geistig-sittlichem Gebiete gerade in diesem Zustande des Leidens und der fast absoluten Entsagung machte — diese erkenntnißdurstige Freudigkeit bringt mich auf Höhen, wo ich über alle Marter und alle Hoffnungslosigkeit siege. Im Ganzen bin ich glücklicher als je in meinem Leben: und doch! Beständiger Schmerz, mehrere Stunden des Tages ein der Seekrankheit eng verwandtes Gefühl einer Halb-Lähmung, wo mir das Reden schwer wird, zur Abwechslung wüthende Anfälle (der letzte nöthigte mich 3 Tage und Nächte lang zu erbrechen, ich dürstete nach dem Tode). Nicht lesen können! Sehr selten schreiben! Nicht verkehren mit Menschen! Keine Musik hören können! Allein sein und spazieren gehen, Bergluft, Milch- und Eier-Diät. Alle inneren Mittel zur Milderung haben sich nutzlos erwiesen, ich brauche nichts mehr. Die Kälte ist mir sehr schädlich.

Ich will in den nächsten Wochen südwärts, um die Spaziergehe-Existenz zu beginnen.

Mein Trost sind meine Gedanken und Perspektiven. Ich kritzele auf meinen Wegen hier und da etwas auf ein Blatt, ich schreibe nichts am Schreibtisch, Freunde entziffern meine Kritzeleien. Das letzte, womit meine Freunde fertig geworden sind, folgt nebenbei, nehmen Sie es gütig auf, auch wenn es vielleicht Ihrer eignen Denkungsart weniger willkommen ist. (Ich selber suche keine „Anhänger“ — glauben Sie es mir? — ich genieße meine Freiheit und wünsche diese Freude allen zur geistigen Freiheit Berechtigten)

Ihre liebe Frau steht vor mir als eine edle und starke Seele, welche mir wohl will. Ich bin und bleibe Ihr getreuer F. Nietzsche

Ich habe schon einigemal längere Bewußtlosigkeiten gehabt. Im letzten Frühjahr hatte man mich in Basel aufgegeben

Nach der letzten Untersuchung hat die Sehkraft wieder erheblich abgenommen.

[«]

2. An Malwida von Meysenbug in Rom

Naumburg den 14 Jan 1880.

Obwohl Schreiben für mich zu den verbotensten Früchten gehört, so müssen Sie, die ich wie eine ältere Schwester liebe und verehre, doch noch einen Brief von mir haben — es wird doch wohl der letzte sein! Denn die furchtbare und fast unablässige Marter meines Lebens läßt mich nach dem Ende dürsten, und nach einigen Anzeichen ist mir der erlösende Hirnschlag nahe genug, um hoffen zu dürfen. Was Qual und Entsagung betrifft, so darf sich das Leben meiner letzten Jahre mit dem jedes Asketen irgend einer Zeit messen; trotzdem habe ich diesen Jahren viel zur Läuterung und Glättung der Seele abgewonnen — und brauche weder Religion noch Kunst mehr dazu. (Sie merken, daß ich darauf stolz bin; in der That, die völlige Verlassenheit hat mich erst meine eignen Hülfsquellen entdecken lassen) Ich glaube mein Lebenswerk gethan zu haben, freilich wie einer, dem keine Zeit gelassen war. Aber ich weiß, daß ich einen Tropfen guten Oeles für Viele ausgegossen habe und daß ich Vielen zur Selbst-Erhebung, Friedfertigkeit und gerechtem Sinne einen Wink gegeben habe. Dies schreibe ich Ihnen nachträglich, es sollte eigentlich bei der Vollendung meiner „Menschlichkeit“ ausgesprochen werden. Kein Schmerz hat vermocht und soll vermögen, mich zu einem falschen Zeugniß über das Leben, wie ich es erkenne, zu verführen.

Zu wem dürfte ich dies Alles sagen, wenn nicht zu Ihnen? Ich glaube — aber es ist unbescheiden es zu sagen? — daß unser Charakter viele Ähnlichkeiten hat. Z. B.: wir sind Beide muthig, und weder Noth noch Geringschätzung kann uns von der Bahn, die wir als die rechte erkennen abdrängen. Auch haben wir Beide in uns und vor uns Manches erlebt, dessen Leuchten Wenige der Gegenwärtigen gesehen haben — wir hoffen für die Menschheit und bringen uns selber als bescheidenes Opfer, nicht wahr? — —

Hören sie Gutes von Wagner's? Es sind drei Jahre, daß ich nichts von ihnen erfahre: die haben mich auch verlassen, und ich wußte es längst, daß W<agner>

vom Augenblicke an, wo er die Kluft unserer Bestrebungen merken würde, auch nicht mehr zu mir halten werde. Man hat mir erzählt, daß er gegen mich schreibe. Möge er damit fortfahren: es muß die Wahrheit auf jede Art an's Licht kommen! Ich denke in einer dauernden Dankbarkeit an ihn, denn ihm verdanke ich einige der kräftigsten Anregungen zur geistigen Selbstständigkeit. Frau W<agner>, Sie wissen es, ist die sympathischste Frau, der ich im Leben begegnet bin. — Aber zu allem Verkehren und gar zu einem Wiederanknüpfen bin ich ganz untauglich. Es ist zu spät.

Ihnen, meine liebe schwesterlich verehrte Freundin der Gruß eines jungen Alten, der dem Leben nicht gram ist, ob er gleich nach dem Ende verlangen muß.

Friedrich Nietzsche.

[«]

3. An Otto Eiser in Frankfurt

<Naumburg, Mitte Januar 1880>

Welche Überraschung! Welcher Frühling! Wie gute Menschen wohnen in der Hirschgasse! —

Nein, lieber guter Herr Doctor, ich machte Ihnen die Schilderung meines Zustandes nach dem Durchschnitt des letzten Jahres, nicht nach der Ausnahme. Statistisch: ich hatte 118 schwere Anfallstage; die leichteren habe ich nicht gezählt. Könnte ich Ihnen das Fortwährende beschreiben, den beständigen Schmerz und Druck im Kopf, auf den Augen, und jenes lähmungsartige Gesammtgefühl von Kopfe bis in die Fußspitzen! — Meine Schwester sah mich unter den günstigsten Umständen, ich selber war zum Hoffen verführt.

Ihnen treu zugethan
F N.

[«]

4. An Franz Overbeck in Basel

<Naumburg, Ende Januar 1880>

Es gieng schlecht, ich konnte nicht diese Paar Zeilen schreiben, konnte auch nicht abreisen.

Bitte lege das Geld nach Deinem Gutdünken an, und recht bald. Willst Du auch die beifolgende Dettloffsche Rechnung bezahlen? (sie ist mir sehr fragwürdig — aber ich kann nichts machen)

Dr Rée war auf 5 Tage bei mir, mit beruhigenderem Zustande der Gesundheit und zu großer Herz-Erquickung für mich.

Dir und Deiner lieben Frau herzlich ergeben und eingedenk

Dein Freund

Oh dieser Winter! (Im letzten Jahre hatte ich 118 schwere Anfallstage)

[«]

5. An Paul Rée in Stibbe

<Naumburg, Ende Januar 1880>

Wie viel Freude haben Sie mir gemacht, mein lieber, außerordentlich lieber Freund! Also ich habe Sie noch einmal gesehen und so gefunden, wie mein Herz mir die Erinnerung bewahrt hatte; wie ein beständiger angenehmer Rausch war's, diese 6 Tage hindurch. Ich gestehe Ihnen, ich hoffe nicht mehr auf ein Wiedersehen, die Erschütterung meiner Gesundheit ist zu tief, die Qual zu anhaltend; was nützt mir alle Selbstüberwindung und Geduld! Ja, in Sorrentiner Zeiten gab es noch zu hoffen, aber das ist vorbei.

So preise ich denn, Sie gehabt zu haben, mein herzlich geliebter Freund!

Ihren verehrten Eltern Dank und Gruß.

F.N.

[«]

6. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Riva, 14. Februar 1880>

Geliebte Schwester

gestern in Riva angelangt. In Bozen 2 Tage krank gelegen. Heute trübe. Ich wohne in einem immergrünen Garten, der an den See stösst, abseits von der Stadt.

Adr.: Hôtel du lac
Riva, Südtirol

Die besten Grüsse den Insassen des gastfreundlichen Hauses.

Dir selber alles Schöne und Gute.

F N.

[«]

7. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Riva, 14. Februar 1880>

So bin ich in Riva, Wetter bisher trübe, heute Regen. Garten. Der Felsenweg entspricht meiner Erwartung.

Immer nicht wohl. — Sende sofort bitte, den dünnen Überrock und die graue Hose und ein Nachthemd. Koffer nicht senden! Die warme Decke behalte zurück. Sehr gut geheizt. In meiner kleinen Einrichtung machen mir die Augen sehr viel Schwierigkeit. An Lisb<eth> geschrieben. Bozen war nicht viel anders als Naumb<urg>. Ich reiste noch krank ab.

Deiner Pflege dankbar eingedenk
meine gute Mutter!

Adr: Riva (Südtirol) Hôtel du lac

[«]

8. An Heinrich Köselitz in Venedig (Telegramm)

<Riva, Mitte Februar 1880>

Köselitz, Venezia
S. Canciano, calle nuova
5256
Hôtel du lac à Riva

Nietzsche

[«]

9. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Riva, 16. Februar 1880>

Hier bin ich, Freund, Riva (Südtirol) Hôtel du lac. Am 13 ten März reise ich nach Venedig.

Ihnen näher und immer
sehr nah F.N.

Können Sie hierher kommen? Oder wollen wir warten?

[«]

10. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Riva, 24. Februar 1880>

Nur ein Wort, herzliebe Schwester. Seit gestern Abend ist Köselitz bei mir. Befinden abwechselnd. Die Natur erheitert mich wieder.

Nur kann ich nicht schreiben, die Augen wollen's durchaus nicht. Sage dies auch Fr. Ov<erbeck>'s mit den herzlichsten Grüßen. und empfiehl mich Hrn und Frl. Rohr angelegentlich.

In Treue Dein
Bruder.

Bitte kaufe für mich 2 Zahnbürsten, die härtesten bei Chr<istoph> Burckhardt (abgerundet)

[«]

11. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Riva, 28. Februar 1880>

Meine gute Mutter, Dein Brief war eine schöne Sonntags-Freude. Heute wurde der Naumburger Zucker aufgebraucht. Auch der Thee hat bis jetzt gereicht. Ein Bildchen, das einen Olivenwald-Spaziergang darstellt, folgt nächstens. Köselitz grüßt auf das Beste, er ist ganz unübertrefflich. — Ich bin mit meinem Zustande recht unzufrieden und brauche Geduld

In herzlicher Liebe D<ein> S<ohn>.

[«]

12. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Riva, 5. März 1880>

Endlich, meine gute Mutter! Aber es gab 4 böse Tage und ich mußte warten, bis ich Dir danken konnte, für Briefe und Sendung. Sehr erfreut über die wie neuen Hosen. Wetter im Ganzen gut, schöne Spaziergänge. Weite Oelwälder, auch ein grünes Eichengehölz, sehr milde Luft. Nicht mehr einheizen. Hr Busse bringt mich mit langem Schreiben in Verlegenheit. Köselitz sehr angenehm und nützlich.

Herzlich grüßend und im Geiste
umarmend Dein
Sohn.

[«]

13. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Riva, 9. März 1880>

Allerschönsten Dank, meine liebe Schwester, ich freue mich mit Dir, daß Du jetzt in einen so angenehmen und friedlichen Hafen eingelaufen bist. Ich habe gerade etwas überwunden (4 böse Tage hinter mir) und bin freudiger gestimmt. Danke dem liebwerthen Overbecke auch für die Geldversorgung in meinem Namen, Schreiben wird mir zu schwer. Die Albert’s werden wenn sie eintreffen, sehr bereite Geister finden; sage ihnen das. Köselitz ist um mich. Schöne Olivenwälder und Schatten, so viel ich haben will, giebt es hier.

Dein treuer
F.

[«]

14. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Riva, 12. März 1880>

Theurer liebster Freund morgen reisen wir nach Venedig ab.

Ich bin recht unzufrieden, mein Befinden ist in den 3 Wochen zurückgegangen, und der Schmerz fortwährend sehr peinigend. Nun also der vielerwogene Versuch mit Venedig, gegen den ich das Mißtrauen nicht los werde. Das Herzlichste und Dankbarste Dir und Deiner lieben Frau

[«]

15. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Lichtbild)

13 März 1880
zum Abschiede von Riva.

Euer Fritz.
mit den innigsten Grüssen.

[«]

16. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Venedig, 15. März 1880>

Vorgestern Abend kam ich in Venedig an, die letzte Woche in Riva war ich sehr leidend. Hier wohne ich gut, ruhig, habe eben den warmen Ofen; der Markusplatz ist in der Nähe. Gestern schön, aber kalt, doch konnte ich Nachmittags im Freien Cafe trinken, bei Musik, alles war mit Fahnen geschmückt, und die Tauben von St. Marcus flogen friedlich umher. Lauter schattige Sträßchen mit hartem ganz glatten Pflaster. Wohnung nur provisorisch einstweilen, schreibt an Köselitz' Adresse.

In herzlicher Liebe

Euer Fritz

[«]

17. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Venedig, 22. März 1880>

Meine geliebte Schwester, schönsten Dank für Deinen Vorschlag, Verzeihung aber, daß ich noch kein rechtes Ohr dafür habe. Einstweilen hat die schreckliche Reiserei ein Ende! und ich mache das sehr nöthige Experiment, ob ein entschieden „deprimirendes“ Clima (medizinisch gesprochen) meinem Kopfe nicht wohlthätiger ist als das bisher allein angewendete excitirende. Venedig übt auf viele Kopfleidende günstigen Einfluß. Individuelle Diät und Hautkultur rechne ich sehr hoch und leiste mir in Beidem zur Genüge; mein Magen ist nicht leidend, wenn ich selber sorgen kann, ich habe über mich mehr Beobachtungen als ein Arzt nach monatelangem Zusammensein hätte. Herzlich dankbar! Über Kiste und Bücher nächstens. Den innigsten Gruß unsrer lieben Mutter.

[«]

18. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Venedig, 27. März 1880>

Heute beziehe ich die neue Wohnung, so gelegen, daß ich einen langen schattigen Spaziergang (c. 20 Minuten) am Ufer habe und vom Fenster frei aufs Meer blicke (in der Stadt war mir’s zu bedrückt). Mein Zimmer ist 22 Fuß hoch, 22 Fuß breit und 23 Fuß lang, mit schönem Marmor, eine Prachttreppe führt hin, dabei die sonderbarste Dürftigkeit. Es ist mein Fund. Sendet mir gleich den Koffer und legt folg<ende> Bücher hinein Spencer (Thats<achen> der Ethik); Baumann (Ethik), Martensen (Ethik) dann Stendhal, 2 Bd., Gsell Fels Südfrankreich, das Büchlein über die griechischen Inseln, liebe Lisbeth, dann den dicken Band über Byron (in den Köselitziana, die ich in Basel ließ; sende mir doch das Verzeichniß davon) Handschuhe, Handtücher, ein Glas und Tellerchen und Eierbecher usw.) Von einem bösen Anfalle noch nicht erholt. — Lido besichtigt wegen der Meerbäder im Sommer: gut! Herzlichsten Dank für Brief.

F.

Bitte! eine Büchse voll gemahlenem Caffe.! und Maizena. Tag vor Ostern. — Köselitz’ Adresse.

[«]

19. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Venedig, 17. März 1880>

Liebster Freund, ich weiß noch nicht, wie Venedig thut, vielleicht besser als ich erwartete. Einstweilen erst ein sehr böser Anfall. — Heute beziehe ich ein von mir gefundenes Logis, nach meinen Bedürfnissen nicht in den engen Lagunen gelegen, sondern frei wie am Meere, mit dem Blick auf die Todteninsel. V<enedig> hat das beste Straßenpflaster und Schatten wie ein Wald: dabei keinen Staub. Das Wetter hell. Der Lido hat sich auch legitimirt. Möge Dir und Deiner lieben Frau Alles gut gehen!

Denkt meiner in Liebe! Euer F. N.

Immer noch die Adresse von Köselitz.

[«]

20. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Venedig, 2. April 1880>

Meine Lieben, es ist der erste Regentag in V<enedig> und ich spüre ihn etwas — aber im Ganzen thut mir der Ort viel wohler als Riva. Die Lebensweise ist sehr gut eingerichtet, ich werde wohl den Sommer hier bleiben. Kös<elitz> liest mir vor, er kommt 1/4 nach 2 Uhr und Abends halb acht, jedesmal auf 1 bis 1 1/2 Stunde. Die hohen Räume und die Stille kommen meinem Schlafe zu Gute, auch habe ich die Meerluft aus erster Hand, noch nicht durch Venedig verdorben. — Mein Koffer trifft wohl nun bald ein? — Versteht diese Karte nicht falsch und erhebt kein Triumphgeschrei, im Einzelnen geht es von Tag zu Tage wie immer, aber ich spüre eine calmirende Wirkung.

Von Herzen Euer F.

[«]

21. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Venedig, 2. April 1880>

Lieber fürsorglicher Freund, ich empfehle nach K<öselitz>'s reichlicher Erfahrung: sende das Geld in einem gewöhnlichen rekommandirten Briefe (an Kös<elitz>’s Adresse) ohne jede Geldangabe darauf, nur 500 frs., in einer **französ.** oder eidgenössischen Banknote (ja nicht Basler Bank). Die andern 250 frs. lege auf die Handwerkerbank. — Daß ich Dich so bemühe!! — Mein Zimmer ist 22 Fuß hoch, die Meerluft habe ich aus erster Hand, ich spüre die calmirende Wirkung des Ortes. Ich habe noch kein Bild gesehen und mache mir aus Kirchen nicht genug. Sehr viel mehr aus Kirchengeschichte! und darum meine herzliche Gratulation zu deren neuester Förderung. Dir und der Deinen in herzlicher Freundschaft ergeben

F. N.

[«]

22. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Venedig, 11. April 1880>
Sonntag.

Meine Lieben, der Koffer ist noch nicht da, unsre Briefe haben sich gekreuzt, und die Euren waren mir eine große Freude. Das Wetter war inzwischen fortdauernd scheußlich, Scirocco, Regen: demnach kann ich nichts Gutes melden.

Meine Wohnung hat sich aber bisher als gut gewählt erwiesen.

Mit dankbaren Grüßen Euer
F.

[«]

23. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Venedig, 11. April 1880>

Der Werthbrief kam glücklich und billigst <10 ct.> in meine Hände, schönsten Dank! Lieber Freund, wir hatten wochenlanges Regenwetter und Scirocco. — Meine Wohnung ist 22 Fuß hoch und ruhig, wie am Ende der Welt. Ich denke mit großem Vergnügen an den deutsch werdenden St. B<euve> (Wollt Ihr eine komische Travestie seiner Art, so lest Balzac, les caprices de Claudine) Weißt Du vielleicht, wo meine Bände Stendhal sind? Du schriebst mir einmal von einem

Bücherverzeichniß. Bitte, abonnire für mich in der Buchhandlung Festersens auf das wöchentl<ich> erscheinende Verzeichniß neuer Bücher, das man mir früher zusandte. Doch will ich es immer vierteljährlich haben, den ersten Band von diesem Jahre also jetzt. Kös<elitz>'s Adresse>. K<öselitz> empfiehlt sich, er hat viel zu thun, wir sehen uns erst den Abend, er liest Stifter vor.

Dein Fr N.

[«]

24. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Venedig, 21. April 1880>

Schönsten Dank für Eure Briefe, ich hoffe daß Du, liebe Lisbeth Dich wieder ganz der Gesundheit erfreust und daß Deine Reise, meine liebe Mutter, glücklich gelingt. Hier ist das Wetter ganz unbeständig; es fängt an warm zu werden, auch die Mücken kommen. Jetzt muß sich meine Wohnungs-Wahl bewähren. Das Wasser ist besser hier als in Naumburg. Von Dr Rée erträgliche Nachrichten. Von den Bayreuther Bl<ättern> will ich nichts hören, ich lese sie nicht mehr seit Juli 1877. Wenn Du, meine liebe Schwester, beim Lesen der Revue des deux mondes ein Buch sehr empfohlen findest (historisch oder philosophisch), so schreib es mir, ich werde sehr dankbar sein. Meine und Köselitzens herzlichste Empfehlungen.

[«]

25. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte).

<Venedig, 28. April 1880>

Der richtige Titel des neulich genannten Buchs v<on> Balzac ist un prince de la Bohême. Sehr Beachtenswerthes über St. Beuve finde ich bei George Sand, histoire de ma vie, 6tes Capitel des letzten Theils <cinquième partie>

Alles Buchhändlerische ist angekommen. Allerbesten Dank.

Scirocco sempre.

Ich hätte gern den Catalog der Bücher, welchen die socialistische Buchhandlung in Zürich vertreibt. Wie ist deren genauere Adresse?

Das Herzlichste für Dich und Deine liebe Frau.

F. N

[«]

26. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Venedig, 3. Mai 1880>

Willst Du mir, meine geliebte Schwester, die Overbecksche Bücherliste gelegentl<ich> übersenden? Und mir die 200 M., von denen Du schriebst, in zweckdienl<icher> Art anlegen? (doch so, daß ein Rest für Geburtst<ags>geschenke bleibt, es ist unsinnig, aus dieser Fern<e> und bei diesen Zollschwierigkeiten etwas zu schicken.) Es wird Dich viell<eicht> freuen zu hören, daß ich vornehml<ich> von Reis und Kalbfleisch lebe. Mein Magen hat seit meiner Abreise nicht die geringste Schwierigkeit gemacht. Dagegen ist die geistige Diät ein unglaublich schwieriges Ding für einen produktiven Menschen, und jeden Verstoß (dessen ich mich oft zu spät bewußt werde) muß ich mit einem Anfall büßen. Darin sind die Ärzte ganz ohnmächtig, nur eigne Vernunft kann helfen und hat bei mir schon viel geholfen. (Rechne, ich bitte, Maizena, Café, Hemden usw. auf mein Conto) Ich lebe sehr sparsam, es ist hier nicht schlimm

In Liebe Dein Br<uder>

[«]

27. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Venedig, 3. Mai 1880>

Meine liebe Mutter, der Koffer ist doch noch gekommen, fast wäre er als unbestellbar zurückgegangen, die Hausnummer war falsch, die Post hat 8 Tage nach Hrn. Kös<elitz> gesucht. Er kostete mich 10 frs. und einen Tag Herumlaufens und Herumstehens. Ich danke für alles, was darin ist! Die Hemden sind etwas zu prachtvoll für mein Auftreten, aber wozu weiße Handtücher? Darf ich sie verkaufen? Ich muß sehr Platz sparen. Die Rundtheilchen sind das erste Zuckergebäck, das ich hier esse. Maizena gebrauche ich zur Abendsuppe. Die Filtrirmaschine war auch unnöthig. Meine Wohnung bewährt sich fort und fort, bei dem abscheulichsten Wetter. Ich schlafe besser als irgendwo. Meine Zimmerthür ist

9 Fuß. Eine 8 theilige grüne spanische Wand macht das ungeheure Zimmer wohnlicher. Immer Regen und Sturm.

In herzlicher Liebe

De<in> Sohn.

[«]

28. An Ida Overbeck in Basel

<Venedig,> den 24 Mai 1880

Liebe verehrte Frau Professor, ich danke Ihnen auf das Allerherzlichste — aber einen kleinen Gewissensbiss habe ich doch gehabt: es schien mir, dass ich einen solchen Act Ihrer Güte hätte auf jede Weise verhindern müssen, und ich habe nichts gethan!

Der Aufsatz ist nicht so „aus der Sache“ gewachsen, wie andere des gleichen Verfassers, aber ich bin jedem dankbar, der Sache auch nur streift. Zu wissen, wie sich höhere Culturzeiten, als die unsere ist, mit den bittersten Schmerzen abgefunden haben — das ist doch sehr wichtig, und man dürfte wohl sehr viel mehr Kraft und Wissen hierfür aufwenden, als Ms. A<lbert> sich diesmal zu Gebote stellte. Auch soll man nicht alle solche Dinge allzuviel mit christlichen Dingen zusammenstellen, man bekommt sonst falsche Farben.

Die Einwände gegen Seneca’s Art zu trösten — wie wenn er gerade sie hätte hervorrufen wollen? Er mochte nicht das Wort aussprechen, auf welches es ihm ankam; er meinte, eine solche Trauer sei für eine Frau dieses Ranges (in jedem Sinne) nicht mehr anständig — was rieth er denn? Das, worüber er sein ganzes Leben meditirt hat, was der allzeit gegenwärtige Gedanke in seinen Schriften ist, auch wenn kein Wort davon dasteht — den Selbstmord. Nur bei diesem Worte verschwinden die Einwände; und jene vornehme Seele sollte es selber finden! Ms. A<lbert> hat statt dessen Lorbe<e>rn für das Christenthum pflücken wollen. — Vielleicht thue ich mit der Hypothese Beiden Unrecht. —

Meinem Freunde sagen Sie insbesondere für Alles Dank, was er mir neulich durch Hr. Köselitz sagen liess; es erquickt so, sich in der Ferne und doch in solcher Nähe der Empfindung mit einander zu wissen. Z. B. haben wir Beide kein Wort mehr nöthig — zur Verständigung über Juden und Judengenossen. Ich gestehe, alle Nachrichten aus Deutschland werden mir lästig und fremd, und meine

Gesundheit zwingt mich fast, der Conservirung halber mich zu verlöthen, wie eine Büchse.

Leben Sie wohl!
Innig dankbar
und ergeben
F Nietzsche

Aus Venedig, der Stadt des Regen’s, der Winde und der dunkeln Gässchen.

Glauben Sie der George Sand nichts über Venedig (das Beste daran ist Stille und schönes Pflaster)

[«]

29. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Venedig, 28. Mai 1880>

Deinem Briefe, der mir recht wohl that, meine liebe Schwester, antworte ich mit einer kleinen Liste jetziger Preise von Venedig.

Kirschen ein Pfund	15 Pfennige
Feigen (ganz leidliche) Pfund	24 Pfennige
Graham-Brot 1 1/2 Pfund	28 Pfennige
Beefsteak	45 Pfennige
Risotto	38—45
Maccaroni	24 Pfennige
Kalbsbraten in Citronensauce	38 Pfennige
Eier 2 Stück	10 Pfennige

Zucker, bester, gestoßen, das Pfund 68
ein großer Schwamm 24 Pfennige

alles auf Euer Geld reduzirt, mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Curs. — Dabei klagt man noch, wie theuer alles geworden sei. — Ich werde die Meerbäder in diesen Tagen anfangen.

Denkt meiner, Ihr Lieben es geht so, so, ich mag nicht mehr die Einzelheiten schreiben. Euer F.

[«]

30. An Paul Rée in Stibbe (Postkarte)

<Venedig, 28. Mai 1880>

Ach liebster Freund, daß gerade Ihnen solche Wunden geschlagen werden! Ihnen, dem ich, — ich kann gar nicht sagen, wie sehr — eine gleichmäßige warme friedliche Sonne wünsche, vom Morgen bis zum Abend des Lebens, damit die ganze Fülle edler Früchte ohne Schärfen und Säuren reif und vollkommen werde. Aber der Gott der Kannibalen und Asketen hat Freude, wenn gerade solche Menschen, wie Sie sind, leiden, es ist die reine Grausamkeit. — Und dabei denken Sie noch an mich und geben mir wieder einen Trunk der besten Milch! — Das ist und bleibt für mich W. Scott und und ich danke Ihnen sehr dafür.

In herzlicher Liebe Ihr
F.N.

[«]

31. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Venedig, 15. Juni 1880>

Herzlichen Dank für Deinen lieben Brief. Inzwischen Regen und Wind unausgesetzt Tag für Tag, die 2 letzten ausgenommen. In den dunkeln Gäßchen zu gehen thut meinen Augen wohl, es giebt wenig Orte, die für mich passen. Auch habe ich nichts geschrieben außer den Karten an Euch und Overbeck (an Euch von Venedig aus 10 Karten, diese mitgerechnet) Frau Overbeck hat eine große französ<ische> Abhandl<ung> (von P. Albert) ins Deutsche für mich übersetzt. Dr. Rée hat seine Pflegeschwester (27 Jahr alt) verloren. Der Caffé ist wohlschmeckend, aber nicht gerade stark. Die neuen Hemden kneifen am Halse, etwas zu eng. Ich habe die Zahnbürsten nicht gefunden und mir welche gekauft. Meine Lebensweise ist sehr zweckmäßig, aber für jeden Anderen „unausstehlich“. Das hilft nichts! Denkt meiner, Ihr Lieben.

Von Herzen F N

[«]

32. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Venedig, 15. Juni 1880>

Wenn ich Briefe schreiben könnte, wie Deine liebe Frau sie schreibt, so würde ich ihr antworten (trotz aller Augen); so aber schäme ich mich und ziehe vor, ihr durch Dich, liebster Freund, meinen allerherzlichsten Dank auszusprechen. Nachträglich muß ich dies auch noch für den Katalog ihrer Handschrift thun, der mir jetzt von Naumb<urg> geschickt wird und mir nützlich ist. — Das Buch von Siebenlist ist ein Stück Schopenhauer-Philologie, gegen das nichts (oder alles!) einzuwenden wäre. — Drei Seebäder genommen. Ich denke **bald** abzureisen und würde es am liebsten sehen, wenn ich das Geld vorher hier empfienge (250 + 750, bitte ganz wie das letzte Mal, 2 franz. Scheine à 500, keine Werthbezeichnung, Adresse aber an Köselitz, nicht an mich, ich habe solche Schwierigkeit mich zu legitimiren) Wären für den Augenblick viell<eicht> nur 500 frs. zu schicken da, so möge das Andre zurückbleiben. Die Abreise drängt, es ist sehr warm.

Dein Freund.

[«]

33. An Franz Overbeck in Basel (zwei Postkarten)

<Venedig, 22. Juni 1880>

Liebster Freund, das Geld ist angekommen, schnell zum Erstaunen. Ich wußte noch nicht bestimmt, wohin reisen; auch heute weiß ich es noch nicht, wahrsch<einlich> nicht weit weg, in Wälder, deren Schatten man mir garantirt <im Krainischen> Genaues baldigst! nebst der neuen Adresse. Wäre es Dir möglich, 2 theolog<ische> Bücher auf 4 Wochen zu entbehren? nämlich Lüdemann's Anthrop<ologie> des Paulus und das Buch über Justinus, welches Du mir öfter genannt hast. Dann möchte ich Wackernagels gedruckten Aufsatz über die Bramanen und seinen andern (ungedruckten?) über den Buddhismus. Siehst Du ihn gelegentlich? — Ich habe Deine „Christlichkeit" wieder durchgelesen, mit sehr viel Freude an dem erstaunlich reichen Inhalte und der vorzüglichen Disposition, ich bin dieser Lektüre etwas würdiger geworden, denn ich habe inzwischen über mancherlei nachgedacht und zwar rechts und links.

Ich freue mich sehr, daß J. Bur<c>khardt meiner noch gedenkt.

(Fortsetzung.) Als Du das Buch schriebst, habe ich wie ich jetzt mit Beschämung merke, neun Zehntel nur zu verstehen geglaubt. Es sind so viele feine Linien darin, daß man recht genau zusehen muß, um alle Freude zu haben. —

Von meinen Schriften höre ich kein Wort; glaube ja nicht, daß ich damit unzufrieden bin! — Schm<eitzner>'s neuestes Unternehmen von dem Du schreibst, widert mich an; ich bin ungehalten, daß er nicht ein Wort gegen mich davon gesagt hat. — Meine Gesundheit hat in Venedig sich besser befunden als in Naumburg und Riva, mein Aussehen ist gut. Im Übrigen noch sehr beim Alten. — Von Dr. Rée beunruhigende Nachrichten. — Dir und Deiner lieben Frau die herzlichsten und dankbarsten Grüße sendend

Dein Freund.

[«]

34. An Louis Kelterborn in Basel (Postkarte)

<Venedig, 27. Juni 1880>

Das waren gute und erfreuliche Worte, die Sie an mich richteten, lieber Herr Doktor, und die Stimmung Ihres Briefes gieng auf mich über und ließ mich Ihrer und Basels sehr herzlich und dankbar gedenken. Gar zu gern möchte ich Ihnen das gewünschte musikal<ische> Unthier (welches unverdientermaßen Ihre Mitempfindung erregt hat) senden, aber ich weiß gar nicht, in welchem Walde es jetzt haust, mein Abschied von Basel hat mein Hab und Gut für mich ganz unhablich gemacht; dies ist in Zürich und jenes in Naumburg, und in Kisten vernagelt, die nicht von mir gepackt sind, so daß ich nicht weiß, was drin ist. Später also, lieber Freund! — Inzwischen bleiben Sie, was Sie waren, in gutem Muthe und im Vorwärtsstreben sich selber treu. —

Der Antheil des ausgezeichneten Malers Hr. Br<ünner> ehrt mich sehr: ihm und ebenso Hrn. Huber meinen ergebensten Gruß.

D^{r} F.N.

[«]

35. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Marienbad, 5. Juli 1880>

So bin ich denn, lieber Freund, endlich in eine Art Nothhafen eingelaufen, nach der unangenehmsten Irrfahrt, die ich bisher gemacht habe. Alles, was ich mir in Krain Kärnten Tirol angesehn habe, paßte nicht für mich; vielmehr, es war Alles unmöglich. Jetzt also Marienbad in Böhmen — aber 2 Tage Regenwetter bisher. Die Reise hat meiner Gesundheit sehr geschadet, ich war ein paar Mal fast in Verzweiflung. Die Bergwelt erschien mir unbedeutend und „blödsinnig“ (ich habe in Bezug auf Gebirge zu viel Calame’ische Ansprüche — dies wurde mir auf der Reise zur Calamität) Verlassen Sie das gute Venedig nicht so leicht, die Menschen sind hier so häßlich, das Beefsteak kostet 80 Kreuzer, man ist wie in einer schlechtern Welt. Möge Ihnen oft die Stunde der Erhebung und Schönheit kommen! und sagen Sie es mir, wenn es Ihnen so geht: niemand kann daran mehr Freude haben als

Ihr Freund
F.N.

‖ Marienbad Böhmen, „Ermitage.“ ‖

[«]

36. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Marienbad, 5. Juli 1880>

Meine Lieben, ich habe eine sehr schlechte Reise gemacht, um Wald und Berg zu suchen: alles enttäuschte mich oder vielmehr: es war für meine **Augen** unmöglich. So habe ich mich denn nach Marienbad in Böhmen zurückgezogen, mein Wohnhaus heißt Ermitage. Bisher aber Regen, Regen und Schmutz. Gräßlich theuer, das Beefsteak 80 Kreutzer. Kein Bissen schmeckt mir, und so gieng es auf der ganzen Reise. Ich finde nicht, was mir recht ist, und wie ich’s in V<enedig> hatte. Dort wurde es aber zu heiß. Selbst die Wälder sind mir noch nicht tief genug. Meine Gesundheit war während der ganzen Reise so schlecht wie möglich, bis zum Verzweifeln, ich schlief keine Nacht vor Schmerz. — Da bin ich Euch nun wieder recht schön nah. Länger als 4 Wochen halte ich hier nicht aus, dann geht es in den Thüringer W<ald> wo er am tiefsten ist.

In herzlicher Liebe Euer F.

[«]

37. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Marienbad, 7. Juli 1880>

Lieber Freund, nach einer sehr unangenehmen und enttäuschenden Reise bin ich endlich hier, in Marienbad (in Böhmen) gelandet, meine Augen brachten mich an allen den angeblichen „Waldorten“ die ich inzwischen sah, fast zur Verzweiflung. Hier geht es besser. Ich wohne im Wald: „Eremitage“ heißt es. Ich träume davon, daß wir uns viell<eicht> diesen Sommer wiedersehen? — Im Fall Du die Bücher, von denen ich neulich schrieb, entbehren kannst, sende sie, ich bitte; ich habe inzwischen so oft über „christliche Moralität“ nachgedacht, daß ich förmlich heißhungrig nach einigem Stoff für meine Hypothesen bin.

Dir und Deiner verehrtesten lieben Gefährtin die guten Wünsche eines Wassertrinkers und Waldläufers.

[«]

38. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Marienbad, 7. Juli 1880>

Meine geliebte Schwester, ich hätte Dir wohl etwas zu senden, um auch meinerseits unter den Feiernden Deines Geburtstages geziemend vertreten zu sein: heute aber, wo ich mir die Sache genau überlege, sehe ich nicht ein, **wie** ich den angedeuteten Gegenstand (+), eine Erinnerung an Venedig, unzerbrochen in Deine Hände befördere; hier habe ich anjetzo Niemanden, der mir in solchen Dingen zu Rathe ist, und so scheint mir das Rathsamste, bis auf unser Wiedersehen zu warten — was mir freilich sehr leid thut. So mögen denn meine allerherzlichsten Glückwünsche ihren Weg allein zu Dir laufen: und vielleicht dauert es nicht zu lange, da feiern wir den 10 Juli noch einmal — in diesem Jahre, wo alle Monatstemperaturen durch einander laufen und jetzt zB. ein ganz artiges Spät-Oktober Wetter herrscht, muß alles erlaubt sein. — Ich habe Kopfschmerz und darf nicht mehr schreiben. Das ist freilich nichts, meine liebe Lisbeth, aber mit mir ist überhaupt nichts mehr, leider, leider. Genug, daß ich Marienbader Wasser und Wälder gebrauche und in beiden Dein Fest zu feiern versuchen werde

In Liebe Dein Bruder.

(+) etwas blaue Seide und etwas Silber ist dran, Venediger Arbeit, sieht hübsch aus und ist unnütz, wie alles Hübsche.

[«]

39. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte).

<Marienbad, 10. Juli 1880>

Meine liebe Mutter, ich freue mich, daß Ihr heute einen schönen Tag habt: für uns hier ist es der erste. Ich leide an Müdigkeit und bösem Humor und nehme an, daß es die Wirkung des Wassers ist. Kopfschmerzen habe ich so viel wie voriges Jahr, das bleibt sich für St. Moritz Venedig Naumburg und Marienbad fast gleich, trotzdem glaube ich einen Fortschritt gemacht zu haben, denn die Schmerzen sind nicht so intensiv mehr. Die Wälder sind sehr schön hier — und doch für meine Augen noch nicht ausreichend. Anfang August will ich nach Ruhla (oder anderswohin?), dort kann man, denke ich, gute Wellenbäder haben? Und ist der Wald wirklich unmittelbar dabei? Heute Eurer in besonderer Herzlichkeit gedenkend

Euer F.

Adresse: „Eremitage“! Marienbad in Böhmen.

[«]

40. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Marienbad, 18. Juli 1880>

Mein lieber Freund, noch immer denke ich täglich einigemal an die angenehme Venediger Verwöhnung und an den noch angenehmeren Verwöhner und sage nur, daß man’s eben nicht lange so gut haben darf und daß es ganz recht ist, jetzt wieder Eremit zu sein und zehn Stunden des Tages als solcher spazieren zu gehen, fatale Wässerchen zu trinken und ihre Wirkung abzuwarten. Dabei grabe ich mit Eifer in meinem moralischen Bergwerke und komme mir dabei mitunter ganz unterirdisch vor — es scheint mir jetzt so als ob ich inzwischen den leitenden Gang und Ausweg gefunden hätte, indessen will so etwas hundertmal geglaubt und verworfen sein. Hin und wieder tönt ein Echo Chopinscher Musik in mir, und das haben Sie nun erreicht, daß ich dabei immer an Sie denke und mich in Sinnen über Möglichkeiten verliere. Mein Vertrauen ist sehr groß geworden, Sie sind viel fester gebaut als ich vermuthete, und abgesehn von dem schädlichen Einfluß, den gelegentl<ich> Hr. Nietzsche auf Sie geübt hat, sind Sie von allen Seiten gut bedingt. Ceterum censeo Berge und Wälder seien besser als Städte, und Paris besser als Wien. Darauf kommt aber nichts an.

Unterwegs kam ich mit einem höheren Geistlichen in Verkehr, welcher zu den ersten Förderern alter kathol<ischer> Musik zu gehören schien, er war jeder Detailfrage gewachsen. Ich fand ihn sehr eingenommen für Wagner's Arbeit an Palestrina; er sagte, das dramatische Recitativ (in der Liturgie) sei der Keim der Kirchenmusik, und wollte darnach auch den Vortrag so dramatisch wie möglich. Regensburg sei jetzt die einzige Stadt auf Erden, wo man die alte Musik studiren, vor allem aber hören könne (namentlich in der Passionszeit)

Haben Sie von dem Brande von Mommsen's Hause gelesen? Und daß seine Excerpten vernichtet sind, die mächtigsten Vorarbeiten, die viell<eicht> ein jetzt lebender Gelehrter gemacht hat? Er soll immer wieder in die Flamme hineingestürzt sein, und man mußte endlich gegen ihn, den mit Brandwunden bedeckten, Gewalt anwenden. Solche Unternehmungen wie die M<ommsen>'s müssen sehr selten sein, weil ein ungeheures Gedächtniß und ein entsprechender Scharfsinn in der Kritik und Ordnung eines solchen Materials selten zusammen kommen, vielmehr gegen einander zu arbeiten pflegen. — Als ich die Geschichte hörte, drehte sich mir das Herz im Leibe um, und noch jetzt leide ich physisch, wenn ich dran denke. Ist das Mitleid? Aber was geht mich M<ommsen> an? Ich bin ihm gar nicht gewogen. —

Hier in der allein im Walde gelegen<en> Eremitage, deren Eremit ich bin, ist seit gestern große Noth: ich weiß eigentlich nicht, was geschehen ist, aber der Schatten eines Verbrechens liegt auf dem Haus. Man hat etwas vergraben, Andre haben es entdeckt, man hörte schrecklich jammern, viele Gensdarmen waren da, Haussuchung fand statt, und nachts hörte ich im Zimmer neben mir jemand schwer gequält seufzen, so daß mich der Schlaf floh. Auch schien in der tiefsten Nacht wieder im Walde gegraben zu werden, aber es fand eine Überraschung statt, und es gab wieder Thränen und Geschrei. Ein Beamter sagte mir, es sei eine „Banknotengeschichte" — ich bin nicht neugierig genug, um so viel zu wissen, wie viel wahrsch<einlich> alle Welt um mich weiß. Genug, die Waldeinsamkeit ist unheimlich.

Ich las eine Novelle von Mérimée, in der H. Beyle's Charakter geschildert sein soll: „die etrurische Vase"; es wäre, falls dies wahr ist, jener St. Clair. Das Ganze ist spöttisch, vornehm und tief schwermüthig.

Zuletzt eine Reflexion: man hört auf, sich selber recht zu lieben, wenn man aufhört sich in der Liebe zu Andern zu üben: weshalb dies letztere (das

Aufhören) sehr zu widerrathen ist. (Aus meiner Erfahrung.) Leben Sie wohl mein geliebter und sehr werthgehaltener Freund, gehe es Ihnen gut bei Tag und Nacht.

Treulich Ihr F.N.

In Ihrem Verhalten zum Deserteur würde Schopenhauer einen Beweis für die Unveränderlichkeit des Charakters sehen — und Unrecht dabei haben, wie fast immer.

[«]

41. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Marienbad, 19. Juli 1880>

Mein lieber Freund, Deine Sendung und Überraschung thut die angenehmste Wirkung. Deine eignen Abhandl<ungen> sind sehr feine Sachen, es weht eine so gut-philologische Luft darin, daß mir ordentlich schwer zu Muthe wird. Nach der Geschmeidigkeit des Stils zu schließen, möchte ich glauben, Du habest Lust dabei gehabt. — Aber was ist Engelhart für ein greulicher Typus! Da er alles so viel besser weiß als Justin, so versteht er wahrscheinl<ich> denselben doch nicht, aus Hochmuth schon. Dagegen ist Lüdemann's Arbeit ein Meisterstück auf einem sehr schwierigen Felde: leider ist er kein Schriftsteller. (Wackern<agel> will ich ein Wort des Dankes schreiben.) Mit meinen Augen steht es freilich sehr schlimm, ich kann sie nicht mehr schonen als ich sie schone, und doch vertragen sie eigentlich weder Lesen noch Schreiben mehr; gelegentlich eine Viertelstunde zu finden ist das Kunststück. — Herrlicher Gedanke: Wiedersehn in Naumburg. Deiner lieben Frau und den hochverehrten Verwandten in Zürich meine herzlichsten Grüße.

F.N.

[«]

42. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Marienbad, 19. Juli 1880>

Meine gute liebe Schwester, Dein vergnügter blauer Brief ist mir ordentlich gut bekommen: Tags darauf hatte ich den besten Tag bisher. Jetzt haben wir im Hause

Trübsal, der Besitzer ist plötzlich ins Gefängniß geschafft worden, Gensdarmen kamen und gruben eine Druckmaschine für falsche Banknoten aus, Haussuchung und viel Jammer hinterdrein. Die arme Frau ist seit 3 Tagen in der vollsten und tiefsten Verzweiflung. Wie ich gesagt habe: im nächsten Monat will ich nach Ruhla, hoffentlich sind die Wälder dort so gut als hier. Aber hier zu bleiben auf die Dauer — für mich geht es nicht. Für einen Gulden kann ich mich hier nicht satt essen. Alles ist 3—5 mal so theuer als in Venedig. Der Sommer ist, merke ich, doch meine beste Zeit. In Ruhla sehen wir uns? Die herzlichsten Grüße unsrer guten Mutter

[«]

43. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Marienbad, 27. Juli 1880>

Vielleicht, meine Lieben, sind meine letzten Karten nicht in Eure Hände gekommen, das Letzte, was ich von Euch bekam, war der liebe und mir herzlich wohlthuende Brief: vom 12$^{t.}$ d. M. Wenn nicht „Eremitage“ darauf steht, kommt kein Brief in meine Hände, die Menge der ab- und zuströmenden Fremden ist zu groß. (Es sind übrigens drei Viertel Juden) Gestern und heute Regenwetter; ich war nicht am Brunnen, was mich ärgert. Nächste Woche will ich fort, aber der Thüringer W<ald> ist, wie ich erst jetzt aus den Karten sehe, entsetzlich weit von hier, und Nordböhmen soll so schöne Waldorte haben. Ich denke eine moderirte Kaltwasserkur zu gebrauchen und glaube dann den Sommer gut angewendet zu haben.

In herzlicher Gesinnung Euer F.

Warum schreibt denn unsre gute Mutter kein Wörtchen mehr?

[«]

44. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Marienbad, 2. August 1880>

Hier, lieber Freund, eine Zeile Dankes für Ihren letzten mannichfach mich bewegenden, auch beunruhigenden Brief; auch bitte ich Sie dringend, das Wort „nachsichtig“ zu streichen; Sie wissen immer noch nicht, wie ich von Ihnen denke, weder vorsichtig, noch nachsichtig — Sie haben mein Vertrauen, und ich wünschte in diesem Punkte wenigstens das Ihre zu haben. Aber es ist seltsam zu beobachten: wer vom herkömml<ichen> Allerweltsweg frühzeitig abweicht, um seinen rechten Weg zu gehen, hat immer das halbe oder ganze Gefühl eines Exilirten, eines von den Menschen Verurtheilten und Entflohenen: diese Art schlechten Gewissens ist das Leiden der selbständig Guten. Das Heilmittel ist — was meinen Sie? — ein großer Erfolg bei eben denen, welchen man aus dem Wege gegangen ist. — Bitte, lassen Sie sich 3 Aufsätze Ihrer freien Presse nicht entgehen: (vor 4 Wochen) George Sand und A. de Musset. (vor 8 Tagen Stifter als Landschaftsmaler, und Hekt. Berlioz in seinen Briefen. — Die letzte Zeit immer in einer unbändig gehobenen Stimmung! Morgen Abreise — Sehr getreu Ihr Freund F. N.

[«]

45. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Marienbad, Anfang August 1880>

Bitte, bitte! Auch mir eins der ersten Exemplare! Und so rasch wie möglich! Zusammen mit dem für P<rofessor> Overbeck.

[«]

46. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte).

<Marienbad, 2. August 1880>

Morgen will ich, meine Lieben, von hier abreisen. Ich kann nicht bestimmt sagen, wohin? Es giebt so wenig Orte, wo ich es aushalte. Leider ist es regnerisch, seit 2 oder 4 Tagen schon. — Deinen Brief, meine liebe Mutter, bekam ich doch noch, nach 6 Tagen! (es fehlte die genaue Adresse — aber warum?) es stehen lauter heitere Sachen darin: möge Eurem Kirschfest gutes Wetter bescheert sein. Overbecks werden vom 12$^{t.}$ August ab in Dresden sein, ihr Rückweg führt nicht über Naumburg; dagegen würden sie, nach dem letzten Briefe, Anfang September nach Naumburg kommen, wenn ich dann schon dort sei. Sehr möglich, daß ich die Heimreise über Dresden mache (je nach der Wahl meines Kurortes) Mein Befinden ist nicht unbefriedigend, und nichts kann regelmäßiger sein als meine Lebensweise! Ich bin mindestens 8 Stunden täglich unterwegs: so halte ich das Leben aus. Ich denke an Dich und unsre liebe Lisbeth mit dem herzl<ichen> Wunsche des Wiedersehens.

F.

[«]

47. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Marienbad, 12. August 1880>

Immer noch bin ich, meine Lieben, in Marienbad, das Wetter ist Tag für Tag und Wochenlang abscheulich, ewiger Regen und grauer Himmel. Mein Befinden hat sich langsam dabei verschlimmert, es gab wieder heftige Anfälle mit Erbrechen usw. — Doch will ich ja diese Misère nicht mehr schreiben. Wie lange entbehre ich schon das, was mir so merklich wohl thut, reine Luft und Sonne! Ich werde wohl nun bis zu Ende des Monates hier bleiben, ich bin zu mißtrauisch gegen Ortswechsel und finde so selten etwas für mich Geeignetes. Hier habe ich doch den Wald und die guten Wege darin, die ich oft unter Regen gehe. Anfang September komme ich zu Euch und denke da ein stilles wohlthuendes Herbstleben zu finden. Mitte Oktober aber führt es mich wieder südwärts, es hilft nichts — bis jetzt vertrage ich Deutschland noch nicht. Ich denke in vieler Liebe an Euch.

F N.

[«]

48. An Ida Overbeck in Dresden

<Marienbad, 18. August 1880>
Mittwoch früh.

Vor einer Stunde, liebe Frau Professor erhielt ich die „Menschen des 18. Jahrhunderts“, ich blätterte darin und sah dies und jenes gute Wort und hinter jedem guten Wort so viel, viel mehr! Es entzückte mich, und zugleich ergriff mich das Gefühl einer tiefen unaussprechlichen Entbehrung. Ich glaube, ich habe geweint, und es müßte sonderbar zugehen, wenn dieses kleine gute Buch nicht manchem Anderen die Empfindung dergestalt erregte. —

Warum ich nicht schrieb? Weil ich seit 3 Wochen mit den Flügeln flattere, um von Marienbad fortzukommen — und weil drei Wochen beständigen Regenwetters mich festhielten, meiner Gesundheit nachtheilig waren und mich, durch den unaufhörlichen Wechsel von Erwartung und Enttäuschung fast um alle Entschlußfähigkeit brachten. Jetzt will ich geduldig noch bis Ende des Monats aushalten, und einen mittleren Grad von Wohlbefinden wieder zu erreichen suchen, den ich dem Walde, der Sonne, dem heitern Himmel und dem fatalen Trink-Wässerchen in den ersten Wochen meines hiesigen Aufenthaltes verdankte. Wäre es dabei geblieben, so würde ich meinen August in der Nähe Dresdens verbracht haben — so war mein Projekt, und ich schrieb nicht, um etwas Bestimmtes über die Zeit der Ankunft zu schreiben.

Aber immerhin! Es bleibt die schöne Hoffnung auf das Naumburger Wiedersehen! nicht wahr? — und die soll nicht zu Wasser werden! —

Heute feiert man hier den Geburtstag des Kaisers, aber ich kann mir inmitten der schwarzen und gelben Farben immer nur etwas Schreckliches, etwa den Geburtstag der Pest, denken. — Ich blickte noch einmal in Sainte Beuve. Er hat sehr feine Sachen gesehen: p. 19 redet er von der Ungezwungenheit des Ausdrucks (Font<enelle>'s) welche sich — wie eine heimliche List gegen die Großartigkeit der Dinge ausnimmt“ Das ist in der Art Pascal's empfunden.

Meinem lieben Freunde und dem gesammten verehrten Kreise die ergebensten Grüße

Ihres dankbaren
sehr dankbaren
Friedrich Nietzsche.

[«]

49. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Marienbad, 20. August 1880>

Freund Köselitz, in meine Ernte- ja Erntefest-Stimmung klingt Ihr Brief hinein, zwar etwas düster, aber so gut und kräftig, daß ich auch heute wieder wie jedesmal mein Nachdenken über Sie mit dem Chorale zu Ende und zur Ruhe bringe

„Was K. thut, das ist wohlgethan,

Es bleibt gerecht sein Wille!“

Amen.

Sie sind aus stärkerem Stoffe als ich und dürfen sich schon höhere Ideale bilden. Ich für meinen Theil leide abscheulich, wenn ich der Sympathie entbehre; und durch nichts kann es mir z. B. ausgeglichen werden, daß ich in den letzten Jahren der Sympathie Wagners verlustig gegangen bin. Wie oft träume ich von ihm, und immer im Stile unsres damaligen vertraulichen Zusammenseins! Es ist nie zwischen uns ein böses Wort gesprochen worden, auch in meinen Träumen nicht, aber sehr viele ermuthigende und heitere, und mit niemanden habe ich vielleicht so viel zusammen gelacht. Das ist nun vorbei — und was nützt es, in manchen Stücken gegen ihn Recht zu haben! Als ob damit diese verlorne Sympathie aus dem Gedächtniß gewischt werden könnte! — Und Ähnliches habe ich schon vorher erlebt, und werde es vermuthlich wieder erleben. Es sind die härtesten Opfer, die mein Gang im Leben und Denken von mir verlangt hat — noch jetzt schwankt nach einer Stunde sympathischer Unterhaltung mit wildfremden Menschen meine ganze Philosophie, es scheint mir so thöricht, Recht haben zu wollen um den Preis von Liebe, und sein Werthvollstes nicht mittheilen zu können, um nicht die Sympathie aufzuheben. Hinc meae Iacrimae. —

Ich bin noch in Marienbad: das „österreichische Wetter“ hielt mich fest! Denken Sie, daß es seit dem 24. Juli jeden Tag geregnet hat, und oft tagelang. Regenhimmel, Regenluft, aber gute Wege im Walde. Meine Gesundheit gieng dabei wieder rückwärts; in summa bin ich aber mit Venedig und Marienbad zufrieden. Es ist gewiß hier seit Goethe noch nicht so viel gedacht worden, und auch Goethe wird nicht so principielle Dinge sich haben durch den Kopf gehen lassen — ich war über mich selber weit hinaus. Einmal, im Walde, fixirte mich ein Herr, der an mir vorübergieng, sehr scharf: ich empfand in diesem Augenblicke, daß ich den Ausdruck strahlenden Glücks im Gesichte haben müsse und daß ich schon 2 Stunden mit ihm herumlaufe. Ich lebe incognito, wie der bescheidenste aller Kurgäste, in der Fremdenliste stehe ich als „Herr Lehrer Nietzsche“. Es giebt viel Polen hier und diese — es ist wunderlich — halten mich durchaus für einen Polen, kommen mit polnischen Grüßen auf mich zu und — glauben es mir nicht, wenn ich mich als Schweizer zu erkennen gebe. „Es ist die polnische Rasse, aber das Herz ist Gott weiß wohin gewandert“ — damit verabschiedete sich einer von mir, ganz betrübt.

Anfang September bin ich in Naumburg. Dorthin kommen auch Overbecks. Auch Frau von Wöhrmann (sie löst ihren Haushalt in N<aumburg> auf und geht nach Venedig zurück) Der Sohn von Frau von W<öhrmann> und ebenso sein

Freund Graf Werthern, die das Naumburger Gymnasium besuchen, kommen zu uns in's Haus. Haben Sie die „Menschen des 18. Jahrhunderts“ von St. Beuve? Es sind herrliche Gemälde von Menschen und St. B<euve> ist ein großer Maler. Aber ich sehe über jeder Gestalt noch eine Bogenlinie, die er nicht sieht, und diesen Vorsprung gibt mir meine Philosophie. Meine Philosophie? Hole mich der Teufel! Und Sie möge der liebe Gott holen — er hat Freude an allen Köselitzen.

Treulich der Ihre

FN.

[«]

50. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Marienbad, 21. August 1880>

Meine Lieben, allerbesten Dank für Eure Nachrichten. Aber das Lama! Wie es über die Welt triumphirt, unter berühmten Thieren wandelt! Schließlich ist ihr der Bruder, der „der Welt entsagt“ und immer noch im Walde herumläuft, ein zu geringes und unansehnliches Thierlein geworden! Trotz alledem! er wird Ende August oder am 1 Sept. oder 2 Sept. nach Naumburg kommen. — Bis heute hat es jeden Tag, seit meinem letzten Briefe an Euch, geregnet. — Ist das herrliche gute Buch „Menschen des 18. Jahrhunderts“ in Euren Händen? Das ist die Art von Menschen, von deren Existenz ich ohne Rührung gar nicht hören kann, ich vermisse sie und finde an der Gegenwart nichts zum Ersatz. — Mein Befinden, in Folge der wunderbarsten Klugheit meiner Lebensweise, hat sich wieder etwas verbessert.

In herzlicher Liebe

Euer F.

Eben habe ich im Walde ein neugebornes Reh gefunden.

Falls Berbig mein Maaß hat, soll er mir sofort ein Paar Stiefeln machen.

[«]

51. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Marienbad, 23. August 1880>

Meine geliebte Schwester, ich antworte sofort: Overbecks Adresse ist Dresden, Sidonienstr. 7. III. Ich selber denke Mittwoch, spätestens Donnerstag im Anfange des September zu kommen. Die Nummer der „Gegenwart“ ist bisher nicht in meine Hände gelangt; was liegt auch an dieser Berliner Weisheit! — Zu den neuen Pensionären wünsche ich Glück, mehr Glück als vom alten zu erlangen war. So ist der Wunsch freilich sehr bescheiden: um so eher wird er in Erfüllung gehen. — Sind die Stiefeln in Arbeit? — In herzlicher Erwartung unsres Wiedersehens (eines sehr stillen Zusammenseins ohne andre Menschen)

Euer F.

Die „Gegenwart“ kam: hast Du sie gelesen? Es ist nichts draus zu lernen, aber Schmeitzner's wegen mag sie gelobt sein!

[«]

52. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte).

<Stresa 14. Oktober 1880>

Meine Lieben, bisher war es die schlechteste aller Reisen, die Einzelheiten sind abscheulich. In Frankfurt ging das Erbrechen los, in Heidelberg legte ich mich zu Bett. Wieder auf der Mitte des Gotthard kam der Anfall, und ich war 3 Tage in Locarno krank. Jetzt habe ich mich hier in Stresa nolens volens (um meine Koffer abzuwarten) auf einen Monat eingemiethet, fortwährend melancholisch oder verstimmt (was durchaus nicht dasselbe ist) Das Wetter bringt mir überall Landregen und Scirocco. Ich bin erstaunt, wie wenig südlich dieser See ist (gar nicht zu vergleichen mit dem Gardasee!). Es ist noch recht schweizerisch hier, übrigens giebt es für den Nachmittag einen Schattenweg, für den Vormittag absolut nichts derart (keine hohen Mauern wie in Sorrent). Bis jetzt giebt es keine Speise die ich ertrage. Heute Versuch mit Tapioca. Adr. Stresa, Lago maggiore (Italia) poste restante. Es dankt Euch innig Euer

F.

[«]

53. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Stresa 14. Oktober 1880>

Inzwischen gieng es betrüblich, liebe Freunde! Immer krank, von der Mitte der Gotthardfahrt an, und verfolgt von Landregen. In Locarno blieb ich gezwungen 3 Tage, im übelsten Zustande. Was mir hier in Stresa zu Theil werden soll, wo ich einen Monat bleiben will (um meine Koffer abzuwarten), sehe ich nicht ab — Der See ist mir nicht südlich genug, man spürt schon den Anhauch des Winters. Dringend und umgehend erwünscht wäre mir die Sendung eines französisch-deutschen Wörterbuchs (klein, mit achtbarem Druck.) Adr.: Stresa, Lago Maggiore (Italia) poste restante. — Die Basler Stunden waren so erquicklich! Dankbar und innig grüßend

F. N.

[«]

54. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Stresa, 20. Oktober 1880>

Lieber lieber wunderlicher Freund, ich bin der Bösewicht, der sich rechtfertigen müßte, aber nicht kann: es sei denn, daß Sie den tiefen erbärmlichen Verfall meiner Gesundheit gelten lassen. Ich habe seit jenem Augustbriefe (den ich immer noch bei mir trage — er wiegt schwer) die Feder nicht in Tinte getaucht: so ekelhaft war, so geduldderheischend ist noch mein Zustand. Wirklich, ich hatte bei nichts Freude, außer wenn ich Ihrer gedachte und Das was Sie mir jetzt melden, in Betreff von „Sch<erz>, L<ist> und R<ache>“ hat mich gestern ganz umgeworfen, und ich lief einige Stunden in glücklicher Trunkenheit herum. So müssen sich die guten Künstler selber helfen, und den beengenden Druck aller Art in den Wind schlagen! Denken Sie, auch ich dachte mitunter, es sei Ihnen wohler zu Muthe, wenn ich wieder ferne sei — aber trotzdem, es verlangt mich doch sehr nach Ihnen, denn ich liebe Sie so als ich Sie ehre und schonen möchte. — Im November nach Neapel. Stresa, lago maggiore, poste restante.

In Treue und Vertrauen

[«]

55. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte).

<Stresa, 20. Oktober 1880>

Das sind heitere und gut gelungene Dinge, von denen Du schreibst, ich wünsche, daß alles so fort gehe. Bei mir immer noch Zustand der Erbärmlichkeit. Doch habe ich vorgestern einen Spaziergang voller Ruhe gemacht, ohne Freude, aber ohne Schmerzen — das war der Fortschritt, den ich sehr empfand. Die kleine Maschine bewährt sich herrlich, danke schön, meine liebe Schwester! Es ist kühl und nebelig. Meinen Geburtstag hatte ich vergessen, zum ersten Male. Bitte, geh zum Spediteur, wir müssen das Reiseziel des Gepäcks verändern, da ich die Seereise von Genua nicht machen werde (ich halte sie nicht aus, so wie es steht) Er soll einen Laufzettel nachsenden und nun so addressiren: Castellamare (presso di Napoli) Italia. Pensione Weiss.

Ich werde zu Lande reisen, in kleineren Stücken und 2. Klasse. Hier bleibe ich bis zum 10 November. Viel Geduld. Helft mir mit der Spediteur-Sache! Und denkt meiner in Liebe, wie ich in Dankbarkeit bin

Euer Sohn und Bruder

[«]

56. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Stresa, 27. Oktober 1880>

Ja, senden Sie mir etwas, lieber Freund! Sie haben mich so streng in Bezug auf Ihre Musik gemacht, daß es mir gar nicht in den Sinn gekommen ist, Sie um etwas zu bitten: ich freute mich auf Treu und Glauben hin, ohne „den Finger erst auf die Nägelmale zu legen" — ich meine, diese christliche Tugend sollten Sie belohnen? Bin ich je in Hinsicht auf Sie auch nur einen Augenblick ein „ungläubiger Thomas" gewesen? Ich frage mich und prüfe mein Gedächtniß. — Aber keine Partitur! — Im Stillen zehre ich immer noch an einigen Takten Chopin's, die mir aus Ihrem Zimmer her geblieben sind: es gab dort für mich einen Hauch Sommerluft, den ich nicht wieder fand.

F N.

[«]

57. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Stresa, 31. Oktober 1880>

Wenn ich nur, meine liebe, liebe Lisbeth, Dir was zu melden hätte, was Dir Freude machte, wie Dein Brief mir Freude machte! Ich denke so oft an Dich — „aber so ein Bruder ist zu nichts nütze in der Welt“ ist immer mein Schlußvers. —

Es geht melancholisch-geduldig weiter, böse Tage und bessere eingestreut. Immer ist es mir zu kalt, mir graut vor dem Winter mehr denn je. Gestern bei starkem Weststurm und reinem Himmel war der See wirklich südlich (wie der Gardasee im Februar) aber nicht in der Wärme. Danke herzlich für die kleine Verführung an die Riviera! Diese Woche sei der Koffer-Misère geweiht! (Ein Wort an Krugs, daß Gustav’s Wunsch nach der Partitur der Meistersinger unerfüllbar ist)
In vieler Liebe

Euer F.

[«]

58. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Stresa, 31. Oktober 1880>

Meine lieben Freunde, meinen Geburtstag hatte ich diesmal vergessen, zum ersten Male — woran lag dies? Wahrscheinlich habe ich den Kopf zu voll von anderen Gedanken, und diese bringen es mit sich, daß ich mir zehnmal jedes Tags zurufe „was liegt an mir!“ (Dies ist die Art, mir Muth zu machen.) Ich weiß nämlich sehr oft nicht, wie ich meine Schwäche (an Geist und Gesundheit und andern Dingen) und Stärke (im Schauen von Aussichten und Aufgaben) mit einander ertragen könne. Meine Einsamkeit, nicht nur in Stresa, sondern in Gedanken ist außerordentlich. Um so erquicklicher ist jedes Wort und jede That der wahren Freunde, ach, ein wahres Bedürfniß!

Von Herzen dankbar Euer
F.N.

[«]

59. An Paul Rée in Stibbe (Postkarte).

<Stresa, 31. Oktober 1880>

Vielleicht, liebster Freund, sind Sie wieder heimgekehrt und haben sich und Ihre Philosophie vor den Gefahren des Meeres und des Amerikanerthums gerettet. Ich denke mit wahrer Sehnsucht an Sie, ohne irgend eine Aussicht zu haben, dieselbe zu befriedigen; denn ich mußte mich wieder nach dem Süden zurückziehn und diesmal, wie ich mir gelobt habe, auf länger. Als Recept sowohl wie als natürliche Passion erscheint bei mir immer deutlicher die Einsamkeit und zwar die vollkommne — und den Zustand, in dem wir unser Bestes schaffen können, muß man herstellen und viele Opfer dafür bringen können. Für einen solchen Einsamen ist aber „der Freund“ ein köstlicherer Gedanke als hier die Vielsamen. — Meine Verehrung Ihren Eltern.

[«]

60. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Stresa, 7. November 1880>

Theurer, Lieber! Immer krank, viel zu Bett, vom Winter überfallen, täglich 200 Male sagend „was liegt an mir!“ — nun das ist ein Mensch, der Ihnen etwas anderes sagen soll als „ich vertraue!“? Mitunter fühle ich, durch Ihre Musik hindurch, wovon Sie sich losgerissen haben und losreißen. Dann wieder kommt mir ein Ideal komischer Musik in den Sinn, welches mich fast drängen möchte, nach Venedig zu kommen, um mit Ihnen davon zu reden. Drittens: ich habe kein Klavier, viertens ich habe in meinem Leben noch keine Singstimme gehört, welche nicht die gute Musik geschändet hätte — so daß ich gar nicht mehr an Stimmen denken mag, sondern immer nur an komische Musik so denke, als ob usw. usw. Erbarmen und Geduld! Freund!

Von morgen an: Genova, poste restante.

[«]

61. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Stresa, 7. November 1880>

Inzwischen, meine Lieben, hat es Trauer und Sorgen bei Euch gegeben. Leider vermag ich auch nichts Aufhellendes hinzuzubringen, denn es ging und geht erbärmlich. Der plötzliche Eintritt des Winters — auch hier! brachte mich plötzlich in jenen Zustand vom Naumburger Januar. Ich lag viel zu Bett. Ich wollte fort, aber die Koffer! Endlich — heute! habe ich sie, ich komme soeben von Intra mit Barke zurück, es blieb nichts übrig als Jagd darauf zu machen. In summa hat mich diese Sendung c. 40 frs. gekostet, ich bedaure die Thorheit. Morgen früh um 4 will ich nach Genua weiter (Adresse: Genova, Italia, poste restante) An Dr. Rée hatte ich kürzlich geschrieben. Hat Schmeitzner sein Blatt zurück? — Für das Salz mußte ich an der Steuer Strafe zahlen, und es wurde in den See geschüttet. Intra ist viel angenehmer als das eisige Stresa. Es grüßt und umarmt Euch

Euer F.

Das gute Lama hat so viel Mühe gehabt! Danke, Danke!

[«]

62. An Gustav Krug in Köln

<Genua, 16. November 1880>

Hier in Genua, mein lieber Gustav, finde ich Deine Trauerkunde, ich schreibe schnell ein paar Zeilen, unvorbereitet, wie es auf der Reise zugeht und mehr ein Zeichen meines Mitgefühls als ein Ausdruck desselben. Dazu ist es, wie mich eben der Kalender belehrt, Dein Geburtstag — Du wirst mit einer besondren Wehmuth heute auf Dein Leben zurückblicken! Wir werden älter und damit einsamer: gerade jene Liebe verläßt uns, die uns wie eine unbewußte Nothwendigkeit liebte, nicht wegen unsrer besondren Eigenschaften, sondern oft trotz derselben. Unsere Vergangenheit zieht sich zu, wenn die Mutter stirbt: da erst wird unsere Kindheit und Jugend ganz Erinnerung. Und dann geht es weiter, es sterben die Jugendfreunde, die Lehrer, die Ideale jener Zeiten — immer mehr Einsamkeit, immer kältere Winde umblasen uns. Du hast gut gethan, einen Garten der Liebe wieder um Dich zu pflanzen, lieber Freund! Ich glaube, daß Du heute Deinem Schicksal besonders dankbar sein wirst. Sodann bist Du Deiner Kunst treu geblieben, ich höre alles, was Du davon, mir meldest, mit einer innigen Befriedigung, und vielleicht kommt ein Alter, meinem Leibe günstiger als die jetzigen Zeitläufte, wo wir wieder zusammen sitzen und Vergangenes aus Deinen Tönen heraus wieder auferstehen sehen, so wie wir wohl in unserer jugendlichen Musik Beide zusammen von unsrer Zukunft geträumt haben.

Mehr darf ich nicht sagen, mein Leiden (das immer noch, nach wie vor, jeden Tag seine eigne Geschichte hat) legt seine gebieterische Hand auf mich. Du darfst glauben, wenn Du an mich denkst (wie Du es zu meinem Geburtstag gethan hast, den ich selber diesmal vergessen hatte) daß ich nicht des Muthes und der Geduld ermangele und hohen, sehr hohen Zielen auch so, wie es nun einmal steht und geht, nachstrebe —

Du darfst ebenso bestimmt glauben, daß ich Dein Freund bin und bleibe

In herzlicher Liebe mit Dir verbunden

Friedrich Nietzsche.

(Genova)

[«]

63. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 16. November 1880>

Endlich meine Lieben ein Wort! Inzwischen war alles Elend auf mich losgelassen, und ein solcher Wirrwarr von Anfällen und Unfällen eines Unberechenbaren, daß ich kaum schlimmere Zeiten je durchgemacht habe. Keine Einzelheiten, wozu Euch quälen! Ich bitte aller Welt zu sagen, ich sei in San Remo: in Wahrheit bin ich in Genua und will hier bleiben (Beweis: ich habe gestern schon die vierte Wohnung hier bezogen) Sagt es Niemandem. Ich bin wieder muthiger. Genova, poste restante
Italia

Letzte Carte aus Stresa Tags vor der Abreise.

[«]

64. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 17. November 1880>

Ihr Brief kam zur rechten Zeit: eben war der erste lichte und ruhige Moment erschienen, nach einer äußerst qualvollen unbegreiflichen Zeit, wo alle Übel des Leibes und der Seele über mich herfielen. O der tiefen Melancholie in Stresa! Ich sang und pfiff mir Ihre Melodien, um mir **Muth** zu machen: so werden sie mir im Gedächtniß bleiben! Und wahrlich, alles Gute der Musik muß sich pfeifen lassen, aber die Deutschen haben nie singen gekonnt und schleppen sich mit ihren Klavieren: daher die Brunst für die Harmonie. — Verrathen Sie Niemandem, daß ich in Genua bin und bleiben werde, sagen Sie, ich bitte, gelegentlich, ich sei in San Remo. Ich will mir die unbekannteste Dachstuben-Existenz gründen (ich habe jetzt das vierte Logis schon) Bleiben Sie muthig und so freudig-freundlich wie Ihr letzter Brief! Genova poste restante

[«]

65. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 17. November 1880>

Theurer Freund, ich gebe nur Nachricht, daß ich endlich die Ligurische Küste erreicht habe und zunächst nicht allzuweit von Genua leben werde. Seit unserm letzten Brief- und Karten-Austausch stürzten alle Übel und Unzuträglichkeiten so über mich her, daß ich mich kaum einer schlimmeren Zeit erinnere, ich habe gelitten wie ein Bär in der Klemme, und auch der Kleinmuth und die Bitterkeit nisteten im Herzen — höchst frühwinterlich, wie die Natur. Inzwischen denke ich der Asche und des Phönix: aufwärts! Denkt meiner in Liebe!

Euer Freund.

(Unter allen Umständen: Genova poste restante.)

[«]

66. An Franz Overbeck in Basel

<Genua, zweite Hälfte November 1880.>

Du wirst in tiefer Arbeit sein, lieber Freund, aber ein paar Worte von mir werden Dich nicht stören. Es thut mir immer so wohl, Dich in Deiner Arbeit zu denken, es ist wie als ob eine gesunde Naturgewalt gleichsam blindlings durch Dich wirkte, und doch ist es eine Vernunft, die im feinsten und häkelichsten Stoffe arbeitet und an der wir es wohl ertragen müßten, wenn sie sich ungeduldig und zweifelnd und gelegentlich verzweifelnd gebärdete. Ich verdanke Dir so viel, theurer Freund, daß ich dem Schauspiel Deines Lebens so in der Nähe zusehen durfte: in der That, Basel hat mir Dein Bild und das Jakob Burckhardts gegeben;

ich meine, nicht nur mit der Erkenntniß einen großen Nutzen aus diesen Bildern gezogen zu haben. Die Würde und die Anmuth einer eigenen und wesentlich einsiedlerischen Richtung im Leben und Erkennen: dies Schauspiel wurde mir durch die nicht genug zu verehrende Gunst meines Schicksals „ins Haus geschenkt“ — und folglich verließ ich dies Haus anders als ich es betrat.

Jetzt ist mein ganzes Dichten und Trachten darauf aus, eine idealische Dachstuben-Einsamkeit zu verwirklichen, bei der alle jene nothwendigen und einfachsten Anforderungen meiner Natur, wie viele, viele Schmerzen sie mich gelehrt haben, zu ihrem Rechte kommen. Und vielleicht gelingt es mir! Der tägliche Kampf gegen mein Kopfübel und die lächerliche Mannigfaltigkeit meiner Nothzustände erfordert eine solche Aufmerksamkeit, daß ich Gefahr laufe, dabei kleinlich zu werden — nun, es ist das Gegengewicht gegen sehr allgemeine, sehr hochfliegende Triebe, die mich so beherrschen, daß ich ohne große Gegengewichte zum Narren werden müßte. Eben habe ich mich von einem sehr bitterbösen Anfalle erhoben, und kaum ist die Noth zweier Tage abgeschüttelt, so läuft meine Narrheit schon wieder ganz unglaublichen Dingen nach, vom frühsten Erwachen an, und ich glaube nicht, daß irgendwelchen Dachstubenbewohnern die Morgenröthe lieblichere und wünschbarere Dinge beleuchtet hat. Hilf mir diese Verborgenheit festzuhalten, verleugne meine Existenz in Genua, — für eine gute Spanne Zeit muß ich ohne Menschen und inmitten einer Stadt, deren Sprache ich nicht kenne, leben, muß ich — ich wiederhole es; fürchte nichts für mich! Ich lebe, wie als ob die Jahrhunderte ein Nichts wären und gehe meinen Gedanken nach, ohne an das Datum und die Zeitungen zu denken.

Ich will auch mit den Bestrebungen des jetzigen „Idealismus“, zumal des deutschen, nichts mehr zu thun haben — Thun wir Alle unsre Arbeit, die Nachwelt mag dann uns so und so in Ordnung stellen, oder sie mag es auch nicht thun: nur will ich mich frei fühlen und nicht Ja! und nicht Nein! sagen müssen, z. B. zu solchem echt-idealistischen Büchlein, wie das ist, welches ich Dir mitsende. Es ist das Letzte, was ich vom jetzigen „deutschen Geiste“ kennen lernen will — ebenso rührend als anmaaßend als unsäglich geschmacklos: lies es nur einmal, mit Deiner Frau zusammen, versteht sich! Und dann verbrennt es und lest zur Reinigung von diesem deutschen Schwulste Plutarchs Leben des Brutus und des Dion. — Lebe wohl, lieber Freund! Habe ich Dir denn zu Deinem Geburtstag gratulirt? Nein. Aber mir habe ich dazu gratulirt. In Liebe der Deine.

Genova, poste restante.

[«]

67. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 24. November 1880>

Lieber Freund, ich lasse ein Kärtchen zu Ihnen fliegen, bloß um Ihnen zu sagen, was ich eben stark empfinde: ich glaube, Sie und ich, wir sind auf dem rechten Wege! Einsamkeit, und Strenge gegen uns vor unserm eignen Richterstuhl, kein Hinhorchen mehr nach Anderen, Mustern und Meistern! Ein Leben, das unserm innersten Wunsche gemäß ist und wird, eine Thätigkeit ohne Hast, kein fremdes Gewissen über uns und unserm Thun! So versuche ich's nun wieder einmal, mir herzurichten: und Genova scheint mir der rechte Ort, drei Mal jedes Tages ist mir hier das Herz übergegangen, bei dieser in die Ferne weisenden Größe und unternehmenden Mächtigkeit. Hier habe ich Gewühl und Ruhe und hohe Bergpfade und das, was schöner ist als mein Traum davon, das campo santo.

In Liebe und Treue der Ihre
F.N.

[«]

68. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 24. November 1880>

Meine Lieben, ich mache wieder den Versuch, ein Leben zu finden, das mit mir selber harmonisch ist, und glaube, es sei auch der Weg zur Gesundheit; mindestens habe ich auf allen andern Wegen bisher meine Gesundheit nur eingebüßt. Ich will mein eigner Arzt sein, und dazu gehört bei mir, daß ich mir selber im Tiefsten treu bin und auf nichts Fremdes mehr hinhöre. Ich kann nicht sagen, wie sehr die Einsamkeit mir wohl thut! Glaubt ja nicht, daß es meine Liebe zu Euch verringere! Helft mir vielmehr, meine Einsiedelei verborgen zu halten: nur so kann ich mich selber in jedem Sinne fördern (und zuletzt vielleicht auch Andern nützlich werden) Hier, die große bewegte Meerstadt, an der jährlich über 10,000 Schiffe anlanden — die giebt mir Ruhe und Für-mich-sein. Dazu eine Dachstube mit ausgezeichnetem Bett: einfache gesunde Kost (alles habe ich vereinfacht) Meerluft, unentbehrlich für meinen Kopf; Wege mit herrlicher Pflasterung, und für November eine allerliebste Wärme! (Viel Regen leider)

Für den schönen Brief den herzlichsten Dank. In Liebe Euer F.

Genova poste restante

[«]

69. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 5. Dezember 1880>

Meine liebe Lisbeth, unsre Nachrichten haben sich gekreuzt, ich gehe alle Wochen einmal zur Post. Gehen! Ja gegangen wird viel! Auch gestiegen! Denn ich habe, um in mein Dachstübchen zu kommen, im Hause 164 Stufen zu steigen, und das Haus selber liegt sehr hoch, in einer steilen Pallast-Straße, die wegen ihrer Steilheit und weil sie auf eine große Treppe ausläuft, sehr still ist und etwas Gras zwischen den Steinen hat. — Meine Gesundheit ist in einer abscheulichen Unordnung, auch der Magen. Aber die Luft des Meeres thut mir unsäglich wohl. Verrathet meine Einsiedelei nicht. Geduld! Wie oft denke ich an Eure Güte vom Herbste! Euer F.

[«]

70. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 5. Dezember 1880.>

Genova poste restante.

Theurer Freund, so geht es, wenn man so selten zur Post geht, wie ich! Da finde ich Deinen gütigen aufmunternden Freundesbrief vor, und hätte ihn haben können, bevor ich meinen an Dich absandte — aus ihm wirst Du wenigstens ersehen haben, daß immer noch etwas Kapital von Muth und Geduld da ist, um verbraucht zu werden. Übrigens geht es mir übel — doch preise ich die Meeresluft und die guten Wege in und um Genova. — Mit dem Geld und Schmeitznern bleibt es bei der Verabredung, er ist benachrichtigt. Mit dem herzlichsten Gruße an Deine liebe Frau.

F.N.

[«]

71. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 15. Dezember 1880>

Meine Lieben, was für hübsche Bilder gebt Ihr von Eurem Leben! Es thut mit ordentlich wohl, daß mein peinlicher Zustand nichts daran verdirbt; ich meine, daß ich diesen Winter nicht in Naumburg bin. Erzählt mir vom Wetter recht genau. Ich habe noch nicht daran gedacht einzuheizen (und leider! könnte es auch nicht, es giebt keinen Ofen) Die Luft, hell und mild, thut mir wohl. Aber trotzdem: täglich Kampf der Gesundheit, keine Diät will anschlagen, ewige Magenleiden, alle zwei Tage krank u.s.w. Seit Marienbad geht es so! In Venedig war es besser geworden. — „Schöne Gedanken“ habe ich nicht, es ist nicht meine Jahreszeit dafür. Was kosten 5 Stearinkerzen gewöhnl<icher> Länge bei Euch? Und ein Pfund Zucker? — Um Alles!! ich bitte nichts zu senden! Denkt aber gütigst etwas für Euch aus und gebt es Euch in meinem Namen (nehmt, ich bitte, 10 Thaler: so viel habe ich doch noch?)

Mit den allerherzlichsten Wünschen Euer dankbarer

F.

[«]

72. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 22. Dezember 1880>

Lieber Freund, von Keinem hätte ich lieber etwas über meinen guten alten Gersdorff gehört als von Ihnen. Er scheint also noch derselbe zu sein: was mir wohlthut, denn ich fürchtete, er wäre unter das ihm mögliche Maaß von Wohlbefinden hinabgesunken. — Und Sie, Freund? Was haben Sie für ein November- und Dezember-Wetter gehabt? Hier war es unvergleichlich — so daß ich sehr mißtrauisch für den Rest des Winters bin. Es fehlt mir der Ofen, wie Ihnen. Aber bis jetzt konnte man Tag und Nacht im Freien sitzen (und liegen — ich komme eben von der einsamen Felsenküste) Meine Gesundheit war in Venedig viel besser, aber ich habe meine Jahreszeiten im Leiden: nach dem Sommer zu bin ich gesünder, von da sinkt es. Schreiben Sie recht viele solche Takte, wie die am Schluß von „Arm und elend muß ich sein“ (scherzando): sie gehören zur guten alten, sehr guten und stets guten Zeit: wohin wir Alle gehören möchten!

Treulich F.

[«]

73. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Genua,> 25 December 1880.

Heute, meine innig Geliebten, ist Weihnachten, folglich ist Neujahr vor der Thür — so muß denn doch ein Briefchen geschrieben werden, was auch die Herren Augen sagen! —

Gestern lag ich auf meinem Bette und dachte über das Leben nach und kam zum Schlusse, daß doch sehr Vieles unvollkommen ist, und man die Zähne oft übereinander beißen muß: daher solle man sich etwas Gutes sagen und thun, so oft es angeht, der Eine dem Anderen, damit doch etwas bei dem ganzen Leben herauskomme! (dabei fiel mir ein, daß ich die Tante Cäcilie niemals besucht habe, ebenfalls daß ich Euch den vorigen Herbst verdorben habe, durch meine Ungeduld und mürrisches Wesen) Und plötzlich merkte ich, daß es fünf Uhr sei und also die Stunde, wo bei Euch und allenthalben Bescheerung ist. —

In der Stadt war es etwas regnerisch, aber milde, wie ich mir nie einen 24. Dezember bisher vorgestellt habe. Ich bin doch sehr damit zufrieden, im Süden und am Meere sein zu können — mein Kopf hat ganz gewiß eine Wohlthat davon. Sonst geht es immer noch drunter und drüber, hin und her; ich will immer durch strenge Regelmäßigkeit und Gleichheit für einen wie den anderen Tag es zwingen — aber meine Natur scheint gerade das Umgekehrte zu wollen: dasselbe was ihr gestern gut that, thut es heute nicht, es bedarf einer lächerlichen Aufsicht, und doch ist alle Augenblicke etwas versehen und wieder mit Mühe und Noth gut zu machen. Ich bin sehr viel krank, aber unvergleichlich besserer Stimmung als andere Jahre zur gleichen Zeit. Das ist etwas! —

In Venedig (das zehnmal weniger für mich paßt als Genua) ist jetzt Gersdorff, er verkehrt viel mit Köselitz. Er malt, aber, nach Köselitzens Urtheil, mit viel Übertreibung, alle Köpfe zu heftig, roth, aufgeblähte Nüstern u.s.w. Kann mir's recht gut denken! —

Gehen wir also friedlich in's neue Jahr, meine Lieben! Ich weiß nicht, was aus ihm wird, glaube überhaupt nicht so recht mehr an wesentliche Veränderung meines Zustandes, er will eben abgewartet und ertragen sein, ohne daß man deshalb allen

Lebensmuth verlieren müßte. Dagegen: bei Euch soll noch Gutes kommen, das nicht da ist, und alles Gute bleiben, das da ist: das wünsche ich in herzlicher Liebe!

Lebt wohl! Euer F.

NB. Ich war die letzte Woche desperat über Lärm im Hause und wollte zum vierten Male ausziehn, dachte mir eine Zornrede aus — und brachte es doch nur zu einer sehr verbindlichen Ansprache. Hinterher bilde ich mir gar noch ein, dieselbe habe die selbe Wirkung gethan, wie jene gethan haben würde. — So geht es.

Ich habe nicht für die guten Briefe dem Lama gedankt.

[«]

[Briefe 1881]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1881]

74. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
75. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
76. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
77. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
78. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Februar 1881]

79. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
80. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
81. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
82. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
83. An Heinrich Köselitz in Venedig
84. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
85. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
86. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
87. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

[«]

[März 1881]

88. An Heinrich Köselitz in Venedig
89. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

90. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
91. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
92. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
93. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
94. An Heinrich Köselitz in Venedig
95. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
96. An Erwin Rohde in Tübingen
97. An Heinrich Köselitz in Venedig

[«]

[April 1881]

98. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
99. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
100. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
101. An Heinrich Köselitz in Venedig
102. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
103. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
104. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
105. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
106. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
107. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
108. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

[«]

[Mai 1881]

109. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
110. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
111. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

[«]

[Juni 1881]

112. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
113. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
114. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
115. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
116. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
117. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
118. An Ernst Schmeitzner in Bautzen
119. An Heinrich Köselitz in Venedig

[«]

[Juli 1881]

120. An Erwin Rohde in Tübingen (Postkarte)
121. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
122. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
123. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
124. An Paul Rée in Stibbe (Postkarte)
125. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
126. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
127. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
128. An Marie Bautngartner in Lörrach
129. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
130. An Ferdinand Laban in Pressburg
131. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
132. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
133. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
134. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
135. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

[«]

[August 1881]

136. An Heinrich Köselitz in Venedig
137. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
138. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
139. An Franz Overbeck in Zürich
140. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
141. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
142. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
143. An Heinrich Köselitz in Venedig
144. An Paul Rée in Stibbe

[«]

[September 1881]

145. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
146. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)
147. An Ida Overbeck in Zürich (Postkarte)
148. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)
149. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)
150. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)
151. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
152. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
153. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
154. An Hermann Pachnicke in Berlin (Postkarte)

[«]

[Oktober 1881]

155. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
156. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
157. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
158. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

159. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
160. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
161. An Erwin Rohde in Tübingen (Postkarte)
162. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
163. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
164. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[November 1881]

165. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
166. An Paul Rée in Naumburg (Postkarte)
167. An Franz Overbeck in Basel
168. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
169. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
170. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
171. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
172. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

[«]

[Dezember 1881]

173. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
174. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
175. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
176. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
177. An Heinrich Köselitz in Genua (Postkarte)
178. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
179. An Carl von Gersdorff in Leipzig
180. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
181. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
182. An Heinrich Köselitz in Venedig

183. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

184. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)

[«]

[«]

74. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 8. Januar 1881>

Lieber lieber Freund, ich habe nichts zu schreiben, aber ich dachte eben an Sie recht lange, ich lag wieder still am Meere, wie eine Eidechse in der Sonne, an den fernen Bergesspitzen glänzte zum ersten Male der Schnee (näher ist er noch nicht gekommen). Ihr Brief, gut wie alles, was ich von Ihnen erfahren, zeigt mir wieder, daß ich Ihnen Noth mache, mehr als ich möchte. Ertragen wir es in Stille mit einander! Im späteren Leben, wenn wir immer mehr zusammengewachsen sind wie treue alte Bäume, lachen wir wohl noch einmal über die Jugend unsres Verkehrens! Bewahren Sie Sich mir auch im neuen Jahrzehnt — ich fürchte, am Ende desselben noch einsamer zu sein als ich jetzt bin (ich fürchte es und bin beinahe vorläufig schon stolz darauf!) Aber Sie müssen mir bleiben, und ich will Ihnen bleiben!

Treugesinnt Ihr Freund F.N.

[«]

75. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 8. Januar 1881>

Meine Lieben, Eure Briefe machten den Schluß des Jahres schön, es gab auch sonst blaues warmes Wetter zum Abschied. Inzwischen ist das neue Jahr etwas strenger aufgetreten, doch kann ich nicht sagen, daß ich bisher den Ofen wirklich vermißt hätte, bei meiner Art zu leben und zu wandern. An den ferneren Bergen der Küste ist der Schnee auf den Spitzen. Wir hatten drei bis vier Tage Regenwetter (Novemberwetter) Wenn die Sonne scheint, gehe ich immer auf einen einsamen Felsen am Meer und liege dort im Freien unter meinem Sonnenschirm still, wie eine Eidechse; das hat mehrere Male meinem Kopfe wieder aufgeholfen. Meer und reiner Himmel! Was habe ich mich früher gequält! Täglich wasche ich den ganzen Körper und namentlich den ganzen Kopf, nebst starkem Frottiren. — Meinen schönsten Dank und herzlichstes Bedauern über Geschenk und Mißgeschick desselben! Möge Freude und Zufriedenheit um Euch sein!

In herzlicher Liebe
Euer F.

[«]

76. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 8. Januar 1881.>

Magst Du, theurer Freund, zusammen mit Deiner lieben verehrten Frau, in Deiner zuversichtlichen guten Art auch in's neue Jahrzehnt übergetreten sein! Ich denke so oft an Dich und namentlich, wenn ich nach Mittag, fast Tag für Tag, auf meinem abgeschiedenen Felsen am Meere sitze oder liege, wie die Eidechse in der Sonne ruhe und mit den Gedanken auf Abenteuer des Geistes ausgehe. Meine Diät und Vertheilung des Tages sollte mir doch auf die Dauer gut thun! Meerluft und viel reiner Himmel — das sehe ich nun ein ist mir unentbehrlich! Die Wärme ist im neuen Jahre geringer als im alten, ich habe keinen Ofen — aber wer hat hier einen Ofen! — Ich habe noch nicht erfahren, ob das Büchlein und mein zugleich abgesandter Brief glücklich in Deine Hände gelangt ist? Treulich der Deine und der Eure.

F.N.

[«]

77. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 25. Januar 1881>

Lieber Freund, so lasse ich denn mein Genueser Schiff an Sie ablaufen! Der Winter ist hart geworden, seitdem hat sich meine Gesundheit zum Schlimmen gewendet — ich bin glücklich, nichts mehr mit dem Manuscript zu thun zu haben. — Nun heißt es wieder: „Freund, in Ihre Hände befehle ich meinen Geist!“ und noch mehr: „in Ihren Geist befehle ich meine Hände!“ Ich schreibe zu schlecht und sehe alles krumm. Wenn Sie nicht errathen, was ich denke, so ist das Manuscript unentzifferbar. (Mit großem Ergötzen sehe ich aber aus Ihren beiden letzten Briefen, in welcher Nachbarschaft unsere Gedanken laufen — leider kann ich nicht antworten wie ich möchte, verzeihen Sie es mir!) — Nun will ich sehen, ob sich das „Leben“ wieder erhalten läßt; ich habe doch meine

Aufgabe gelöst und denke mit gutem Gewissen an das Kommende — wie es nun auch kommt! Daß so viel Schmerz mir bescheert wird! Alberne Oekonomie meines Leibes! Mag es Ihnen nur im Leibe und im Herzen gut gehen, mein guter lieber Köselitz!

Treulich F.N.

Bitte um Antwort: poste restante!

[«]

78. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Genua, 29. Januar 1881>

Meine liebe gute Mutter,

so möge Dir das neue Jahr ein heiteres Gesicht machen! Und wenn es dabei ein Gesicht zeigt, das von dem des alten Jahres nicht gar zu verschieden ist, so wollen wir Alle damit zufrieden sein! Denn im Grunde hast Du, meine liebe Mutter, Dein erträgliches und rechtschaffenes Maaß von irdischem Wohlbefinden, davon überzeuge ich mich bei jedem Besuche mit großem Vergnügen. Daß das „Glück“ eines Tages mit Trommeln und Trompeten erst noch käme, daran glauben wir ja Alle nicht mehr; Jeder hat seine Aufgabe und muß täglich zusehen und sich tummeln, daß sie geräth — und geräth sie, so ist man guter Dinge; schlimmsten Falls macht man eine gute Miene, wie ich jetzt zum bösen Spiele des Winters.

Ja, das ist ein Spazierenlaufen! Denn im Zimmer ist es nicht lange Zeit auszuhalten, und ich habe bis jetzt noch keinen geheizten Raum betreten. Trotzdem bin ich nicht verstimmt, obschon meine Gesundheit entschieden seit dem Eintritt des harten Winters zum Schlechten sich wendet. Hoffentlich dauert es nicht mehr zu lange. Es bedarf einer so sorgfältigen und peinlichen Überlegung, jeden Tag mit einer solchen Gesundheit durch alle Klippen hindurchzuschiffen, daß ich froh bin, es allein abzumachen, denn es sieht so kleinlich aus, selbst unmännlich. Aber ich habe meine Tapferkeit und Männlichkeit in anderen Dingen und muß mich eben durchschlagen, um etwas Ordentliches in meiner Art doch noch, trotz aller bösen Krankheit, zu Stande zu bringen. Ich esse diesen Winter, der Erwärmung und leichteren Verdauung wegen, mehr Fleisch. Dagegen wagte ich noch nicht wieder mit den Eiern zu beginnen: ich habe immer noch den Naumburger gestoßenen Zucker. Zum Frühstück esse ich altbacknes Weißbrod, zu Thee oder Kaffe. Ich bin regelmäßig wie eine Uhr. Sechs bis acht Stunden gehe ich herum. Eigentlich habe ich das Leben, wie ich es früher ersehnte, als ich von Rothenburg an der Tauber träumte — erinnere doch unsre Lisbeth daran! — ja ich habe es gründlicher und tüchtiger als ich es damals mir ausdachte (ich war noch nicht unabhängig genug im Geiste und noch nicht so durch Erfahrung und Leiden durchgearbeitet, wie ich jetzt es bin — denn, meine liebe Mutter, ob man mir es ansieht oder nicht, ich habe in den letzten 10 Jahren unbändig viel erlebt.)

Und nun nochmals! Frieden und Freuden um Dich! In Treue und Liebe

Dein Sohn F.

[«]

79. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 3. Februar 1881>

Oh mein lieber Freund, wie schön verstehen Sie es, mein Gewissen zu erleichtern — denn es wurde mir recht schwer, an Sie, auf dem so große Aufgaben ruhen, mein Ansinnen zu stellen. — Wir haben einen Winter von 30 Tagen gehabt, vorausgesetzt daß er vorbei ist. Ich liege seit dem 31. Januar wieder täglich in der Sonne und gestern war es mir zu heiß. Venedig hat den Fehler, keine Stadt für einen Spaziergänger zu sein — ich brauche meine 6—8 Stunden Wegs in freier Natur. Haben Sie nicht vielleicht an Bologna für den Sommer gedacht? Oder Albano und Ariccia bei Rom? Es verlangt mich so nach Ihnen. Hören Sie etwas vom Befinden der Frau v. Wöhrmann? — Ihre Duell-Geschichte zeigt, daß Sie mir sehr überlegen sind — ich bewundere und lache dabei. In herzlicher Freundschaft Ihr F.N.

[«]

80. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 9. Februar 1881>

Ach, welche Überraschung war das! Die Schönheit und männliche Anmuth dieses Ihres Manuskriptes zu sehen — das ist wie nach einem römisch-türkischen Bade sich fühlen, reingewaschen nicht nur, sondern verjüngt und verbessert. Ich las und gieng einige Stunden spazieren, voller inniger Gedanken gegen Sie und die

Natur. Es scheint mir ein gehaltvolles Buch: aber es ist schwer. In den Morgenstunden dieses herrlichen Februar habe ich noch einen Nachtrag gemacht, damit alles recht unzweideutig herauskomme. — Sie werden, meine ich, damit zufrieden sein. Darf ich diesen Nachtrag senden? — Auch will ich den Titel ändern; Sie haben mich dadurch, daß Sie den zufällig hingeschriebenen Vers aus dem Hymnus an Varuna als Motto nahmen, auf den Gedanken gebracht: sollte das Buch nicht heißen: „Eine Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile u.s.w.“. Es sind so viel bunte und namentlich rothe Farben darin! Erwägen Sie es! (Das Titelblatt, mit einfachen, stark wirkenden Ornamenten, sei auch Ihrem Geschmack und Nachdenken empfohlen!)

Der dankbarste Glückliche.

[«]

81. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 12. Februar 1881>

Lieber armer Freund, vergeben Sie mir! Das Manuscript des Nachtrags ist stärker geworden als es billig ist in Hinsicht auf Sie! Ich bitte Sie inständig, helfen Sie mir diesmal noch und tragen Sie es mir nicht nach, daß ich etwas thue, was wie eine Unverschämtheit aussieht! Machen Sie meine Sache einmal zur Ihrigen — es mußte Mehreres in das Buch hinein, der Horizont desselben wollte rund werden, und ich war in der rechten Verfassung, bei diesem herrlichen Vor-Frühling! So ist es geschehn, was im Hinblick auf Ihre Freundschaft vielleicht hätte unterlassen werden sollen! Aber, wie gesagt, nehmen Sie es einmal als Ihre Sache; wer weiß, ob Sie nicht irgendwann einmal als mitschuldig an dem Zustandekommen dieses Buchs zu leiden haben — sehen wir zu, daß wir Beide uns jetzt an ihm zusammen noch freuen können. Aber dazu ist ein Wort des Verzeihens nöthig! Nur Ein Wort auf einer Karte, und, ich bitte dringend, nicht mehr als höchstens drei Worte!!!!! Nur ein Wort! Aber gleich, theurer armer Freund!

[«]

82. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 13. Februar 1881>

Von Euch Beiden, meine Lieben, habe ich so schöne ausführliche Nachrichten — und ich selber lasse so lange auf Nachricht warten! Vor Allem: wir haben den Winter hinter uns! Er hat gerade 30 Tage gedauert. Vom 31 Januar an ist es sehr angenehm, ich liege fast täglich ein paar Stunden am Meere. Von Hrn. Köselitz ließ ich mir Nachricht über Frau v. W<öhrmann> geben: sie will nicht nach Corfu. Die Einen sagen, sie leide an der Lunge, Andre nennen ein andres Leiden. Ein mir bekannter Maler malt ihr Töchterchen. — Wie lange bleibt sie in Venedig? Schreibt es mir doch. Jetzt ist Fürst Liechtenstein dort, er hat auch Hrn. Köselitz seinen Besuch gemacht, Gersdorff ist auch noch dort. — Liebe Lisbeth, zum Lesen in Gesellschaft empfehle ich Voltaire's Mahomet, von Goethe übersetzt (in allen Goethe-Ausgaben) Daß Frau von Sévigné eingeschlagen hat, hörte ich mit großem Vergnügen, ja, ich wartete darauf, es zu hören. Nehmt, meine Inniggeliebten, die herzlichen und dankbaren Grüße

Genaue Adresse, nicht wie das letzte Mal!

Eures F.

[«]

83. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 22. Februar 1881>

Ist es wahr, lieber Freund, daß Sie einen guten Glauben an das Ganze haben? Oder haben Sie mich nur etwas ermuthigen wollen? Ich bin so durch fortwährende Schmerzen zerbrochen, daß ich nichts mehr beurtheilen kann, ich sinne darüber nach, ob es mir nun nicht endlich erlaubt sei, die ganze Bürde abzuwerfen; mein Vater als er so alt war wie ich es bin, starb. — Auf Ihre vorletzte Karte hätte ich gleich antworten sollen und mögen — aber ich konnte nicht! sie war von einem feinen und freundlichen Geiste eingegeben, Madame de Sévigné würde Ihnen ein Compliment dafür gemacht haben. — Titel! Der zweite „E<ine> Morgenr<öthe>" ist um einen Grad zu schwärmerisch, orientalisch und weniger guten Geschmacks: aber das wird durch den Vortheil aufgewogen, daß man eine freudigere Stimmung im Buche voraussetzt als beim andern Titel, man liest in anderem Zustande; es kommt dem Buche zu statten, welches, ohne das Bischen Aussicht auf den Morgen, doch gar zu düster wäre! — Anmaaßend klingt der andre Titel auch, ach, was liegt noch daran! Ein wenig Anmaaßung mehr oder weniger bei solch einem Buche! — Die Orthographie und die grammatische Correktheit, lieber Freund, sind wieder Ihre Sache, ich habe keine andre Orthographie als die Köselitzische. Mitunter mache ich Sprachfehler z. B. in der bildung der Conjunctive: verbessern Sie mich in allen Stücken, ohne irgend ein weiteres Wort!

Hinter diesem ganzen Buche klingt mir meine Musik zu Manfred — denken Sie sich! — Was macht Freund Widemann? Von Dr. Rée höre ich das Betrübteste, sein Vater ist in der Nachwirkung einer Operation gestorben, seine Mutter schwer krank. Sind Sie wirklich diesen Sommer noch in Venedig? Frau v. Wöhrmann bleibt, wie ich höre. — Und Herr Racowitz? — Meinem alten Kameraden Gersdorff danken Sie des Herzlichsten für seinen Gruß, es steht zwischen uns beim Alten. (Wenn er sich nur frei machen wollte! Aber er ist so eigensinnig und zwar in Hinsicht auf Andre z.B. seine Verwandten! Denken Sie, was ich zuverlässig erfahre und was man nicht wissen darf, daß G<ersdorff>'s Vater sich erschossen hat.)

Nun, mein lieber einziger Leser und Schreiber, wir müssen das einmal Unternommene gut zu Ende führen, auch Herr Schmeitzner und Oschatz müssen angetrieben werden. Inzwischen giebt es Niemanden, an den ich mit so herzlicher und dankbarer Gesinnung dächte als an Sie!

In Treue der Ihrige
F.N.

Kennen Sie Jemanden in Bologna? Aber vielleicht komme ich noch nach Venedig, etwa Mitte April, ich muß mich von mir selber abziehn, meine Gedanken fressen mich auf. Ich will rudern — wer hat ein Boot? Aber allein. — Und meine Wohnung? —

[«]

84. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 22. Februar 1881>

Ja, theurer Freund, ich bin noch in Genua und habe den härtesten Theil des Winters hoffentlich hinter mir. Zum ersten Male im Winter ohne Ofen, mit erstarrten Gliedmaaßen oft genug. Ich bin wieder leidender als vor Weihnachten, und werde die Kopfschmerzen kaum mehr los, mitunter werde ich aller Dinge sehr müde. Bitte, sende den nächsten Gehalt wieder an Herrn Schmeitzner, ebenfalls die 50 frcs, von denen Du schriebst. Beunruhige Dich nicht, gegen den vorigen Winter gerechnet, bin ich doch gut gefahren, und viell. thut mir der Frühling wieder gut. — Die Augen stehn mir so selten noch zu Gebote! Verzeih meinen Anschein von Undankbarkeit, lieber guter Freund. Von Herzen Dich und Deine liebe Frau grüßend

F.N.

[«]

85. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Genua, 23. Februar 1881>

Werthester Herr Verleger

für alle Ihre Dispositionen meinen ergebensten Dank, ich glaube an Ihr aufrichtiges Wohlwollen für mich und deshalb glaube ich auch an Alles, was Sie in Dingen für mich thun, worin ich, wie Sie wissen, unerfahren bin. Was Geld betrifft, so verstehe ich nur Eins: wenig zu brauchen und zu sparen. Wer lebt denn wohl so philosophisch und gut (und doch keineswegs asketisch) als ich hier in Genua? Und doch brauche ich für jeden Monat nicht mehr als 60 Mark, Alles, auch das Zufälligste eingerechnet.

Dafür habe ich, schon meiner fast erloschenen Augen wegen, keine Aussicht auf irgend ein ernährendes Amt in meinem späteren Leben. Also wollen wir fortfahren zu sparen und zu sammeln! Dies ist heute aber nur die Nebensache. —

Ich frage nämlich an, ob Sie den Verlag eines neuen Buches übernehmen wollen, welches in der Abschrift des Herrn Köselitz vor mir liegt. Meine Bedingungen in Betreff der Ausstattung und des Honorars sind die alten. Dafür verlange ich aber, daß diesmal Herr Oschatz an Güte und Pünktlichkeit sich selber übertreffe — es muß ein Musterbuch werden.

Der Titel ist:

Eine Morgenröthe.
Gedanken über die moralischen Vorurtheile.
Von
Friedrich Nietzsche.

„Es giebt so viele Morgenröthen, die noch nicht geleuchtet haben.“ Rigveda.

Dies Buch ist das, was man „einen entscheidenden Schritt“ nennt — ein Schicksal mehr als ein Buch.

Geben Sie mir eine Antwort auf meine Anfrage, hierher, nach Genova (Italia) poste restante.

Sie wissen, daß ich immer mit den aufrichtigsten Wünschen für Sie bin und bleibe

Ihr Dr F. Nietzsche

[«]

86. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 24. Februar 1881>

Heute, in Folge eines starken Abführmittels, ein guter Tag, und helle Sonne! Ich habe sofort die Anordnung des Ganzen (im Groben) vorgenommen — es legte sich leicht und natürlich in 4 Massen auseinander, jede mit ihrer Grundfarbe, und von ähnlichem Umfange. Das Gelingen hat mich erheitert. Als ich das Ganze so wieder zusammen gesehen hatte, mußte ich lachen — es wird kein dickes Buch, aber es giebt nicht viele Bücher mit so viel Inhalt (rede ich jetzt als Vater des Buchs? ich glaube nicht) Meine drei Genueser Schutzpatrone Columbus, Mazzini und Paganini haben, wie mir scheint, etwas die Hand im Spiele gehabt. — Im Herbst verzweifelte ich, daß ich je die Stimmung und Kraft und Lust für das Ganze wieder finden würde — es war mir in Marienbad durch den Kopf geflogen. Und heute! — Dank Ihrer großen großen Güte!

F.N.

[«]

87. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 26. Februar 1881>

Lieber Freund, mit der Einen Hand warf ich einen Brief an Dr. Rée in den Kasten, mit der andern empfieng ich den Ihrigen und finde darin die mich entzückende Idee, dem Armen im Norden eine solche unsäglich feine, angemessene, gedankenvolle, hintergedankenvolle Dedikation zu machen. Ja, ihm etwas Sonne schaffen! Und Sie, wahrer Freund meiner Freunde, wie reich Sie immer zur rechten Zeit sind! So gegen Gersdorff! Ich schwärme und bin ganz glücklich! Wie viel des Guten kommt durch Sie zu mir!

F.N.

[«]

88. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 13. März 1881>

Das ist nicht recht, lieber Freund! Sie machen mich zum Vertrauten Ihrer Noth — und einer solchen Noth! — nachdem sie vorüber ist! Und es geht mir diesmal wie in Marienbad — es ist mir als ob Sie vor mir zurückflöhen und mich irgend wofür bestrafen wollten. Ich schäme mich immer, an diese Geschichten zu denken. Ach, ein Kärtchen und ein Wörtchen darauf und hundert frs. oder mehr fliegen zu Ihnen. — Nun, nichts für ungut! Aber Sie sind mir zu fein.

Ihre Nachrichten über Ihr Werk sind sehr gut. Fürst L<iechtenstein> ist mir immer, von sehr glaubwürdiger und urteilsfähiger Seite aus (Frau C<osima> Wagner) als ein ausgezeichneter Mensch gerühmt worden, ich freue mich, daß er auch gegen Sie Witterung verräth. Denn, lieber Freund, Sie sind zu entdecken.

Heute soll das M<anu>s<cript> an Herrn Schmeitzner abgehen. Was habe ich inzwischen alles um dieses Buches willen in mir durchgemacht! Nach einer kurzen kurzen Freude! Genug, ich fühle mich jetzt wieder auf offnem Meere, und die alte mir so wohlbekannte bittre Entschlossenheit hat mich wieder. —

Fragen Sie meinen alten Kameraden Gersdorff, ob er Lust habe, mit mir auf ein bis zwei Jahre nach Tunis zu gehen. Klima ausgezeichnet, nicht zu heiß — Überfahrt von Livorno über Cagliari sehr kurz, das Leben dort billig. Ich will unter Muselmännern eine gute Zeit leben, und zwar dort, wo ihr Glaube jetzt am strengsten ist: so wird sich wohl mein Urtheil und mein Auge für alles Europäische schärfen. Ich denke, eine solche Berechnung liegt nicht außerhalb meiner Lebensaufgabe. — Ein deutsch-schweizerisches Handelshaus in Tunis wird uns Logis besorgen. Aber erst muß das Buch fertig gemacht werden: ich will, daß bis Ende April ein Exemplar in Ihren Händen ist.

Von meinem Reiseplan bitte ich Sie und Herrn G<ersdorff> gegen andre Personen vorläufig zu schweigen. — Ein Maler des Genre's findet in Tunis sein gelobtes Land: nur darauf hin mache ich dem Freunde diesen Vorschlag.

Lieber lieber Freund, warum kann ich Ihre Musik nicht hören! Ich bedarf aller Arten Gesundheit — es ist mir etwas zu tief in's Herz gegangen, dieser „herzbrecherische Nihilismus"!

Nun, bleiben wir tapfer!

Treugesinnt F. N.

[«]

89. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

Genova den 13ten März 1881.

Werthester Herr,

hier ist das Manuscript — es kostet mich einen bitteren Entschluß, es aus den Händen zu geben. —

Es werden gegen 16—18 Druckbogen sein.

Nach dem Titelblatt folgt ein Blatt mit der Aufschrift: Erstes Buch. — Es sind 5 Bücher. —

Als Norm für die Raum-Eintheilung betrachte ich „Menschliches Allzumenschliches". Ja nicht eng zusammen drucken! Der Fehler des Buches ist so schon, daß die wesentlichsten Gedanken zu dicht sich folgen.

Nun aber Eile! Eile! Eile! Ich will von Genua fort, **sobald** ich das Buch fertig habe und sitze bis dahin auf Kohlen. Helfen Sie! treiben Sie Herrn Oschatz! Kann er mir nicht ein schriftliches Versprechen machen, daß bis spätestens Ende April das Buch hier in meinen Händen ist — fertig und vollkommen? —

Zu gleicher Zeit geht ein Bogen an Herrn Köselitz nach Venedig und ein Bogen an mich nach Genova (poste restante) ab.

Die Blätter und Blättchen des Ms. sind roth numerirt. Vier- oder fünfmal ist auch die Rückseite beschrieben.

Lieber Herr Schmeitzner, wir wollen Alle diesmal unsre Sache so gut als möglich machen. Der Inhalt meines Buches ist so wichtig! Es ist unsre Ehrensache, in nichts es fehlen zu lassen, daß es würdig und makellos zur Welt kommt. —

Ich beschwöre Sie, um meines Namens willen, jegliche Reklame zu unterlassen. Und manches Andere versteht sich von selber, sobald Sie selber erst das Buch gelesen haben.

Mit dem wärmsten Wünschen (aber einigem Herzklopfen)

Ihr ergebenster
Dr. F. N.

[«]

90. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 14. März 1881>

Hier, lieber Freund, kommt doch noch das M<anu>s<cript>. Ein Anfall meines Kopfleidens wird mich einige Tage „dienstunfähig“ machen — und so hilft vielleicht Gersdorff, die Zettel zusammenzukleben. Bitten Sie ihn darum in meinem Namen! (Machen Sie ihn darauf aufmerksam, daß 5 oder 6 auch auf der Rückseite beschrieben sind) Es sind 5 Bücher. Nach dem Titelblatt folgt ein Blatt mit der Aufschrift: Erstes Buch. (u.s.w.) Für das Titelblatt liebe ich die symbolischen Bezüge nicht. Einfache starke und muthige Linien und höchste Lesbarkeit der Worte! —

Treulich Ihr Freund
Nietzsche.

[«]

91. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 14. März 1881>

Meine Lieben, schönsten Dank für die Briefe. Es gieng und geht mir immer noch nicht gut. Ungünstiges Wetter. — Verzeihung, daß ich von B<aden->Baden gesprochen habe — an mich habe ich dabei gar nicht gedacht! Sondern nur, daß unser Mütterchen einmal einen angenehmen milden unterhaltenden und idyllischen Ort für ihr Alter habe, damit sie nicht in der dummen Beamtenstadt N<aumburg> allein übrig bleibe (dies N<aumburg> ist im Winter und im Sommer abscheulich — ich habe nie ein heimatliches Gefühl dafür gehabt, ob ich schon mich redlich bemüht habe, es mir dort gefallen zu lassen.) Über das Befinden der Frau von W<öhrmann> in Venedig habe ich keine guten Nachrichten. —

Glaubt nicht, daß ich in ärgerlicher Stimmung schreibe. Ich wünsche von Herzen Euch wohl zu thun und denke viel an das, was Euch erfreuen könnte.

Euer F.

[«]

92. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 18. März 1881>

Lieber, lieber Freund, heute nur Ein Wort! Es giebt etwas, wovon Du zu allererst erfahren mußt — in Chemnitz ist ein neues Manuscript von mir in Arbeit. Dies ist das Buch, welches wahrscheinlich an meinem Namen hängen bleiben wird. — Welche Last habe ich auf den Schultern gehabt! Und welche habe ich nun erst mir aufgelegt! Nun, vorwärts und das Auge weder rückwärts noch zur Seite gewendet! Ich bin sehr bewegt und möchte Deine treue Hand fassen können. Meine paar wirklichen Freunde werden mich von nun an noch mehr durchs Leben zu tragen haben, ich werde ihnen und Dir Noth machen, aber es hilft nichts!

Von Herzen Dein Freund.

[«]

93. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Genua, 19. März 1881>

[+ + +] <da>s erste Buch schon [+ + +] Glück zu! — [+ + +], werthester Herr! [+ + +] Bücher, nämlich:
Lecky Geschichte des Ursprungs der Aufklärung.
Deutsch.
Lecky Sittengeschichte Europas. Deutsch.
(Beides bei C. F. Winter, Leipzig)
Grabbe's ges. Werke Herausgegeben von O. Blumenthal.
(Ja nicht die andre neuere Ausgabe Gottschalls!)
Immer Genova, poste restante.

Der Correkturbogen wegen sehen Sie doch die Bestimmungen des Weltpostvertrags noch einmal ein! Ihr ergebener

F. N.

[«]

94. An Heinrich Köselitz in Venedig

Genova 20 März. 81.

Aber, lieber Freund, Ihre gestrenge Freundschaft wird mir wenigstens nicht verwehren können, eine Schuld abzutragen: ich denke an die zahllosen Brief- Correktur- Paket-Porti und Papier-Unkosten et hoc genus omne und versuche heute, etwas davon Ihnen zu ersetzen. Der Augenblick scheint mir gut gewählt, denn diese Sendung giebt mir die Befriedigung einer kleinen Bosheit, in Anbetracht, daß ich gerade so auf Ihren letzten Brief antworte. Sodann macht es mir Vergnügen zu denken, daß Sie nun ein paar Wochen länger in Venedig bleiben werden.

Ich bin heute guter Dinge, denn der Kopfschmerz, der von Sonntag Nachmittag bis zur letzten Nacht dauerte, ist wieder fort.

Danken Sie Gersdorff für die Aussicht, die er mir giebt. Ich liebe feste Termine: ist es möglich, den 15 September als solchen in's Auge zu fassen? —

Die Titelblatt-Affaire wollen wir aufgeben! Es ist auch daran etwas zum Lachen! Nämlich: ich wünschte dabei nur Sie zufriedenzustellen, da Sie das letzte Mal sich so ärgerlich über Herrn Schmeitzners und Oschatzens Ungeschmack äußerten — ich selber aber war gar nicht so unzufrieden und dachte im Stillen: „dies versteht eben Freund Köselitz besser" Nun, denke ich, beschränken wir uns darauf, Hrn. Oschatz einige Versuchstitel mehr fabriziren zu lassen — und Sie wählen den relativ erträglichsten aus! — Überdieß: wir wollen Hrn. Schmeitzner ja keine Kosten mehr aufbürden — zuletzt ruinirt er sich noch mit meinen unverkäuflichen Büchern. Wie eigentlich so ein Buch empfunden wird, möchte ich gern wissen; ich habe den schlimmsten Argwohn, wenn ich z. B. nach dem Briefe Rohde's weiter rathe und mir den ungeneigten Leser denke — was im Grunde, für den Fall des neuen Buches, Jedermann sein wird!

Dagegen freilich hat der Verfasser der Aera Bismarcks mich „den deutschen Montaigne Pascal und Diderot" genannt. Alles auf Ein Mal! Wie wenig Feinheit ist in solchem Lobe, also: wie wenig Lob! —

Schädlich wenigstens wird das Buch nicht wirken — nur daß ich selber es zu büßen haben werde! Ich gebe ja nicht nur den hochmoralischen, sondern allen anständigen und braven Menschen einen Anlaß, sich ihrer Moralität und Bravheit auf meine Unkosten zu freuen. Ich will zusehen, wie ich davon komme; weiß ich doch besser als Alle es wissen können, daß Alles noch zu thun ist, und daß ich selber nur auf Tage und Stunden den Charakter habe, der nöthig ist, um hier überhaupt noch an ein „Thun“ zu denken.

Ach, Freund, ich werde unklar, weil ich in diesen Nothdingen meines Selbst zu sehr umgetrieben bin und zuviel mit Einem Worte empfinde.

Sagen Sie mir, daß Sie mir gut sind, auch trotz der heutigen Boshaftigkeit — aber schreiben Sie es nicht auf Briefpapier, sondern auf ein Kärtchen, damit es Ihnen so wenig als möglich Zeit nimmt.

Von Herzen der Ihre:
treugesinnt F. N.

Jeder Titel muß vor Allem citirbar sein: also müssen wir ändern! Nicht „Eine Morgenröthe“, sondern nur: Morgenröthe. So klingt es auch nicht so prätentiös.

[«]

95. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 21. März 1881>

Ich bin so glücklich, lieber Freund, hier ein paar Büchlein Ihnen schicken zu können, die wie für Sie gerade geschrieben scheinen; wenigstens weiß ich Niemanden, der mehr Nutzen aus ihnen ziehn könnte. Es ist der Theil der musikalischen Aesthetik, der uns jetzt in Deutschland vorenthalten wird. — Und dann: wo findet sich ein zweiter Ohrenzeuge wieder, der zugleich auch so sehr Augenzeuge und mehr noch ist! — Er kennt den alten Haydn persönlich — und was weiß er zu erzählen! Einen herzlichen Gruß und Dank an Gersdorff! Denkt er wirklich daran, mich zu begleiten? — Herr Oschatz soll einige Versuchs-Titel mehr fabriziren, und Sie werden den erträglichsten auswählen — mehr wünsche ich nicht. Sie waren das letzte Mal (beim „Wanderer“) so ärgerlich über den Ungeschmack: ich hatte bei der Anregung dieses Thema’s nur den Wunsch, Ihnen diesen Ärger diesmal zu ersparen (ich selber nämlich war gar nicht unzufrieden: es ist zum Lachen!)

Mein Kopfschmerz hat 6 Tage diesmal gedauert! —

Treulich Ihr Freund.

[«]

96. An Erwin Rohde in Tübingen

<Genua, 24. März 1881>

So läuft nun das Leben dahin und davon, und die besten Freunde hören und sehen nichts von einander! Ja das Kunststück ist nicht gering: zu leben und nicht mißmuthig zu werden! Wie oft bin ich in dem Zustande, wo ich gerne bei meinem alten rüstigen blühenden tapferen Freunde Rohde eine Anleihe machen möchte, wo ich eine „Transfusion“ von Kraft, nicht von Lammblut, sondern von Löwenblut recht von Nöthen hätte — aber da steckt er in Tübingen, in Büchern und im Ehestande, für mich in allen Beziehungen unerreichbar. Ach, Freund, so muß ich denn fort und fort vom „eignen Fette“ leben: oder wie Jeder weiß, der dies einmal recht versucht hat, vom eignen Blute trinken! Da gilt es sowohl den Durst nach sich selber nicht verlieren als auch sich nicht auszutrinken.

Im Ganzen bin ich aber erstaunt, um es Dir zu gestehen — wie viel Quellen der Mensch in sich fließen lassen kann. Selbst einer, wie ich, der nicht zu den reichsten gehört. Ich glaube, wenn ich alle die Eigenschaften besäße, die Du vor mir voraus hast, ich würde übermüthig und unausstehlich. Schon jetzt giebt es Augenblicke, wo ich auf den Höhen über Genua mit Blicken und Empfindungen herumwandele, wie sie von eben hier aus vielleicht einmal der selige Columbus auf das Meer und auf alle Zukunft hinaus gesandt hat.

Nun, mit diesen Augenblicken des Muthes und vielleicht sogar der Narrheit muß ich mein Lebensschiff wieder in’s Gleichgewicht zu bringen suchen. Denn Du glaubst nicht, wie viel Tage, und wie viel Stunden selbst an erträglichen Tagen — überstanden werden müssen, um nicht mehr zu sagen. Soweit man mit „Weisheit“ der Lebenspraxis einen schwierigen Zustand der Gesundheit erleichtern und mildern kann, thue ich wahrscheinlich Alles, was man in meinem Falle thun kann — ich bin darin weder gedanken- noch erfindungslos — aber ich wünsche Niemanden das Loos, an welches ich anfange mich zu gewöhnen, weil ich anfange zu begreifen, daß ich ihm gewachsen bin.

Aber Du, mein theurer lieber Freund, bist nicht in einer solchen Klemme, wo man sich dünn machen muß, um gerade sich durchzuwinden; Overbeck ist es auch nicht, ihr thut eure schöne Arbeit und ohne viel davon zu sprechen, vielleicht ohne viel davon zu denken, habt Ihr alles Gute vom Mittage des Lebens — und ein wenig Schweiß dazu, wie ich vermuthe. Wie gerne hörte ich ein Wort von Deinen Plänen, von großen Plänen — denn mit einem solchen Kopfe und Herzen, wie Du hast, trägt man hinter all der täglichen und vielleicht kleinen Arbeit, irgend etwas Umfängliches und Sehr-Großes mit sich herum — wie sehr würdest Du mich erquicken, wenn Du mich solcher Mittheilungen nicht für unwürdig hieltest! Solche Freunde wie Du müssen mir helfen, den Glauben an mich in mir selber aufrecht zu erhalten; und das thust Du, wenn Du mich für Deine besten Ziele und Hoffnungen zum Vertrauten behältst. — Wenn sich unter diesen Worten die Bitte um einen Brief verbergen sollte, nun ja! liebster Freund, ich hätte gerne etwas recht, recht Persönliches von Dir wieder einmal in Händen — damit ich nicht immer nur den vergangenen Freund Rohde im Herzen empfinde, sondern auch den gegenwärtigen und — was mehr ist — den werdenden und wollenden: ja den Werdenden! den Wollenden!

Von Herzen
der Deine.

Sage Deiner lieben Frau ein Wort zu meinen Gunsten: sie soll nicht böse sein, daß ich sie immer noch nicht kenne: irgend wann einmal mache ich Alles gut.

Genova (Italia)
poste restante

[«]

97. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 30. März 1881>

Aber, liebster Freund, das war eine Vergiftung! Wahrscheinlich hat man Ihnen gefälschten Wein zu trinken gegeben; denken Sie ja darüber nach, wo Sie dies Gift in den Leib bekommen haben mögen! — Eben las ich in Ihrem Hefte „Carnevale von Venedig“ und zwar zum ersten Male! Sonderbar! das

Vorurtheil, es sei viel von meinen Meinungen darin, hatte mich bisher dagegen eingenommen. Jetzt werde ich auf das Angenehmste überrascht: es ist purus Köselitzius, reiner guter und nicht verfälschter Wein aus Ihrem Weinberge! Es thut mir alles so wohl; und ich glaube, es sind sehr nützliche Tendenzen in diesem Hefte ausgesprochen, die nicht nur mir nützlich und wohlthuend erscheinen werden! Z. B.: alle diese Bemerkungen über A<dalbert> Stifter's Nachsommer! Das könnte manchem Dichter, manchem Leser und manchem, der beides noch nicht ist, recht zu Statten kommen! Ich wünschte, Sie machten sich einmal inmitten Ihrer Arbeit „Ferien" und schrieben dieses Heft um, mit allem Behagen und ohne jegliche Rücksicht auf das „mein" und „dein" zwischen uns Beiden — welches ja, nach der Ethik der Pythagoreer, unter Freunden nicht existirt! Und so soll es sein! Ganz vertraulich und heimlich gesprochen: für wen schrieb ich denn das letzte Buch auf? Für uns: wir müssen uns einen Schatz an Eigenem sammeln, für das Alter! Denn mit dem Gedächtniß ist es nichts, ich habe z. B. den Inhalt meiner frühern Schriften fast vergessen, und finde dies sehr angenehm, viel besser jedenfalls als wenn man alles früher Gedachte immer vor sich hätte und sich mit ihm auseinandersetzen müßte. Giebt es vielleicht doch eine solche Auseinandersetzung in mir, nun, so geht sie im „Unbewußten" vor sich, wie die Verdauung bei einem gesunden Menschen! Genug: wenn ich meine eignen Schriften sehe, ist es mir als ob ich alte Reiseabenteuer hörte, die ich vergessen hätte. Sehen wir zu, daß wir unser ganzes Leben derartig für uns monumentalisiren — es ist mir ganz gleichgültig und leerer Schall in den Ohren, wenn ein solches Begehren „Eitelkeit" heißt. Seien wir doch eitel für uns und so sehr als möglich!

Der Übelstand meiner Augen ist groß, jetzt z. B. nach der Arbeit dieses Winters muß ich viele Tage verstreichen lassen, ohne ein Wort zu lesen und zu schreiben; und kaum begreife ich's, wie ich mit diesem Manuscript fertig geworden bin. Voller Bedürfnisse, etwas zu lernen und recht gut wissend, wo das steckt, was gerade ich zu lernen habe, muß ich das Leben so hinstreichen lassen — wie es meine elenden Organe, Kopf und Augen, fordern! Und es handelt sich nicht um ein Besserwerden! Es wird immer kümmerlicher, und die Dunkelheit nimmt zu!

Also, lieber guter Freund, machen Sie ein Venediger Gedenkbuch, geben Sie es anonym heraus (oder mit einem neuen Namen) und denken Sie daran, wie uns so ein Buch dieses Inhaltes erquickt haben würde, wenn es zu uns versteckten Jünglingen in unsere deutschen Winkel gelangt wäre, damals als wir 20 Jahr alt waren!

Nun noch ein Wort von unsern Bekümmernissen! Herr Otto Busse macht seinen Verwandten und Freunden die größte Sorge (— voller Größenwahn, (in Bezug auf sich und mich!)) und diese wenden sich nun an mich! — meinend, ich hätte ihm etwas in den Kopf gesetzt! Das soll ich nun wieder hinausschaffen! Er hält sich für den Reformator der Deutschen und mich für die „Autorität der Autoritäten“ — kurz: Muhammed und Allah! Er behauptet, daß „wissenschaftliche Werke“ von ihm in meinen Händen seien! für die die Deutschen noch nicht reif seien! u.s.w. Alles unter sieben Siegeln Ihnen anvertraut!

Dann: Herr Schmeitzner behandelt mich nicht artig. Vor 5 Wochen hat er mir ein Kärtchen geschrieben, (mit der allzu sächsischen Wendung „Ei natürlich verlege ich Ihr Buch!“) Seitdem tiefes Schweigen, trotzdem daß ich 2 Briefe und 2 Karten abgesandt habe! Daß ihm eine Ehre widerfährt, wenn er dieses Buch herausgeben darf, davon hat er keine Vorstellung.

Nun möchte ich gern etwas verreisen, um meinen Kopf etwas zu zerstreuen und **viel** Spazieren zu gehn — es ist dies sehr nöthig, damit ich nicht von meinen Skrupeln aufgefressen werde! (Verfluchte Melancholei!) Aber Correkturbogen! Fast hätte ich Lust, diese ganze Druckgeschichte Herrn Schmeitzner aus den Händen zu nehmen: ich warte nur, daß er mir einen Anlaß giebt. Vielleicht erweise ich ihm eben damit einen großen Dienst: denn wer mag ein solches Buch gerne als Verleger vertreten!

Frau von Wöhrmann hat ihre Söhne kommen lassen — es steht also wohl schlimm! — —

Charron — vorzüglicher Gedanke! Es ist das Erziehungsbuch des alten französischen Adels! — Es lebe unser Stendhal! Ja, die Rangordnung der Geister ist noch nicht gemacht! — P<rosper> Mérimée ist jetzt der best beschimpfte Franzose unter Franzosen aller Parteien! ihr erster großer Erzähler aus diesem Jahrhundert!

Gehen wir unsere Wege nur weiter! Man trifft doch auf mancherlei Gutes dabei! —

Von Herzen Ihr F. N.

[«]

98. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 6. April 1881>

Sie thun mir so wohl, lieber Freund, mit Vielem und mit Ihren Briefen namentlich — und ich habe das Wohlthuende jetzt recht nöthig! Es geht mir gar nicht gut. Wie gerne käme ich zu Ihnen, namentlich wenn ich jetzt denken darf, daß es nicht ganz wider Ihren Wunsch ist! Aber Venedig ist noch zu voll, ich kann nicht die Geselligkeit wieder aufnehmen, wie ich sie ehemals liebte, jede Unterhaltung ist jetzt, nach einem halbjährigen Nicht-reden, für mich eine ernste Sache. — Wann reist G<ersdorff> ab? — Aber da ist die arme Frau von W<öhrmann>, unsrer Familie so nahestehend und mir selber (sie hat mir wieder und wieder versprochen, „wie eine Schwester“ für mich sorgen zu wollen) Auch ihre beiden Söhne sind in V<enedig>. Dieses Ihr Venedig liegt an der Heerstraße für alle guten Menschen. Schlimm für mich! Ich käme gar zu gern.

Treugesinnt Ihr F. N.

Schmeitzner’s Schweigen auf alle Briefe und Karten ist wider die „gute Sitte“ —

[«]

99. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 6. April 1881>

Meine Lieben, Verzeihung, daß ich so spät antworte! Ich wartete lange auf einen guten Tag. Diese Uebergangsmonate in Genua sind mir nicht dienlich, ich bin fast immer krank, die Unruhe des Wetters ist gar zu groß. Die vielen Wolken und Südwinde drücken Stimmung und Kopf, seit 6 Wochen habe ich gar nichts mehr gethan. Nun, das muß man erfahren und sich anderemale darnach richten (Mit den Wintermonaten bin ich hier einverstanden) Auch wird die Sonne mir jetzt zu hell, wenn sie scheint — und meine Spaziergängerei ist nicht mehr durchzuführen, die doch von allen meinen Gesundheits-Maßregeln die wichtigste ist. — Die Genueser Küche ist für mich gemacht. Werdet Ihr’s mir glauben, daß ich jetzt 5 Monate fast alle Tage Kaldaunen gegessen habe? Es ist von allem Fleische das Verdaulichste und Leichteste, und billiger; auch die Fischchen aller Art, aus den Volksküchen, thun mir gut. Aber gar kein Risotto, keine Makkaroni bis jetzt! So veränderlich ist es mit der Diät nach Ort und Klima! — In herzlicher und dankbarer Liebe

Euer F.

[«]

100. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 6. April 1881>

Sonderbar! Den Tag vor Deinem Brief, mein lieber Freund, habe ich endlich einen Brief an Rohde abgesandt; es that mir sehr wohl zu hören, daß er bei Euch sei — das ist wie eine Badereise für ihn. Hätte ich Dich nur auch so nahe! Ich hätte einigen Zuspruch und die gute beschwichtigende Nähe des Vertrauens auch recht nöthig. Die letzten Monate waren mir hier ungünstig, für andre Jahre will ich mir's merken (die Unruhe des Wetters ist gar zu groß — aber mit den Wintermonaten in G<enua> bin ich einverstanden). — Was ich schrieb, daß mein Ms. in Arbeit in Ch<emnitz> sei, muß ich seltsamer Weise widerrufen. Hr. Schm<eitzner> hat seit 6 Wochen sich in tiefes Schweigen gegen mich gehüllt und antwortet auf nichts mehr: selbst daß mein Ms. überhaupt in seinen Händen ist, kann ich auf keine Weise erfahren. Völlig unverständlich! — Dir und Deiner lieben Frau den herzlichsten und dankbarsten Gruß.

[«]

101. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 10. April 1881> Sonntag früh.

Als ich gestern Ihren Brief las, „gieng mein Herze in Sprüngen", wie das Kirchenlied sagt, — es war gar nicht möglich, mir jetzt zwei angenehmere Dinge mitzutheilen! (Das Buch, zu dem allmählich in mir ein nicht geringer Hunger entstanden ist, wird wohl heute in meine Hände kommen) Also: so soll es sein! Wir Beiden kommen noch ein Mal zusammen, auf dieser aussichtsreichen Kante des Lebens und schauen mit einander vorwärts und rückwärts und geben uns die Hand dabei, zum Zeichen, daß uns viele viele guten Dinge gemeinsam sind, mehr als wir in Worten sagen können. Sie können es kaum wissen, wie erquickend mir der Gedanke dieser Gemeinsamkeit ist — denn Einer mit seinen Gedanken allein gilt als Narr, und oft genug auch sich selber: mit Zweien aber beginnt die

„Weisheit“ und die Zuversicht und die Tapferkeit und die geistige Gesundheit. — — — — — —

Also Recoaro! Ich habe nur noch bis Ende dieses Monates mein Zimmer in Miethe und gedachte jedenfalls den ersten Mai abzureisen: nun, wenn es Ihnen gelegen kommt, so reise ich an diesem Tage nach Vicenza (von da sind es 4 Stunden Fahrt — das ist für den nächsten Tag) Sehen Sie doch zu, noch Einzelheiten über Preise der Zimmer u.s.w. zu bekommen; ich habe gelernt, daß das Wissen um Preise die Hälfte der Sparsamkeit selber ist. (Hier habe ich monatlich, alles in allem, 80 lire gebraucht — so billig kann man nur in großen Seestädten leben!)

Beim Weiterlesen im Venediger Hefte ist mir der Wunsch, den ich Ihnen ausdrückte, immer lebhafter gekommen. Wirklich, es steht der Inhalt dieses Heftes nicht in meinem neuen Buche — aber es ist wie die gute Nachbarschaft dazu. Zweierlei fiel mir auf: einmal, Sie haben so viel erlebt und sodann, Sie haben mehr als irgend Jemand, den ich kenne, sich geübt, seit vielen Jahren, sich hell gut und eigentlich auszudrücken: die Worte strömen Ihnen jetzt zu, die rechten Worte. Sie dürfen mir ein wenig hierin vertrauen — ich habe in solchen Dingen Witterung und selbst einiges Wissen. Und damit Sie nicht glauben, ich wolle Sie jetzt loben, füge ich gleich hinzu: Sie verstehen sich als Schriftsteller nicht auf das Schimpfen und nicht auf die Bosheit — und das zu wissen ist ganz gut. Es giebt Menschen, deren Charakter immer gerade zu derselben Zeit seine hohe Fluth hat, wo ihr Intellekt die seine hat: es scheint mir, daß Sie zu diesen gehören. Es hat dies auch einige kleinere Beschränktheiten in sich, welche man, wie gesagt, wissen muß, um von sich nichts Falsches zu fordern.

Gestern habe ich, unter Anleitung meiner Wirthin, ein Genueser Gericht gekocht, dessen Hauptbestandtheile Artischocken und Eier waren.

Ich bin jetzt so weit hier heimisch, daß alle, denen ich meiner Lebensbedürfnisse halber mich nähere, ein freundliches Gesicht und Wort für mich haben. Ja, ich habe Beispiele von einem mehr als artigen, „uneigennützigen“ Betragen gegen mich.

Dagegen schweigt Herr Schm<eitzner> fortgesetzt, was weder freundlich, noch artig ist: vor 7 Wochen kündigte er einen Brief, durch jenes Kärtchen, an — aber der Brief kam nicht. Ich bat ihn vor 4 Wochen, mir ein paar Bücher zu schicken — aber die Bücher kamen nicht. Er nöthigt mich, nun auch zu schweigen.

Das Titelblatt sah greulich aus! — Eine wesentliche Änderung habe ich gemacht — Morgenröthe und nicht „Eine M.“ Ein Titel muß vor allem citirbar sein, — das war er bisher nicht. Zudem: in dem „Eine“ lag etwas Pretiöses.

Leben Sie wohl! Den allerschönsten Dank!

Ihr Freund F. N.

Sagen Sie Gersdorffen, daß der ausbrechende Krieg in Tunis alle Reisepläne in’s Weite schiebt, und daß es unrathsam ist, für diesen Herbst und Winter als Fremder dort anzulanden — man hat die mißtrauische Gesinnung und Schlimmeres gegen sich. — Ärgerliche Kreuzung!

[«]

102. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 10. April 1881>

Meine liebe liebe Lisbeth, einem so guten Briefe muß ich mit etwas Gutem antworten. Also: ein neues größeres Buch von mir! Mit dem Manuscript habe ich seit 2 Monaten nichts mehr zu thun, der Druck wird einen guten Theil des Sommers wegnehmen und ein Zusammensein mit Hrn. Köselitz nöthig machen <doch nicht in Venedig!> Dies ist ein entscheidendes Buch, ich kann nicht ohne große Bewegung daran denken. — Und noch etwas Heiteres: gestern habe ich auf meiner Maschine ein Genueser Gericht unter Anleitung meiner Wirthin gekocht, und siehe, es war vortrefflich! Hauptbestandtheile Artischocken und Eier (Die Artischocke kostet 7—8 Pfennige)

Lebt wohl und behaltet mich lieb! Wetter und Gesundheit molto variabile.

F.N.

[«]

103. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 16. April 1881>

In solchen herrlichen schlichten und fröhlichen Büchern wie dem Mayer's giebt es eine Harmonie der Sphären zu hören: eine Musik, die nur für den wissenschaftlichen Menschen bereitet ist. — Was ist der Ruhm! Charron der Verfasser von „sur la sagesse“ war vielleicht der gelesenste Autor zweier Jahrhunderte, nächst Montaigne. Und jetzt! — Er war Geistlicher und berühmt durch seine Predigten gegen Reformation; lebte in der Nähe und im Umgang mit dem alten M<ontaigne> — mehr hat mein Gedächtniß nicht über ihn. Es muß eine schöne neue Ausgabe etwa aus den fünfziger Jahren geben. Kräftiges schönes Altfranzösisch! — Vergessen Sie nicht, Badehosen nach Recoaro mitzunehmen!

Verzeihung für dies unanständige Durcheinander!

Mit herlichem Gruße Ihr Freund

F.N.

(„Über Auslösung“ ist für mich das Wesentlichste und Nützlichste im Buche)

[«]

104. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Genua, 16. April 1881>

Aber, werther Herr Verleger, unter solchen <Umständen> hätten Sie anders gegen mich handeln s<ollen! Ich bin> sehr unzufrieden: meine wesentliche Bed<ingung war> die Schnelligkeit der Herstellung und ein sch<nelles Arbeiten> mit dem Drucker (bis zum 1 Mai **fertig** zu s<ein). Soll ich> dieser verteufelten Correkturbogen wegen <noch den ganzen> Sommer verlieren? Mein Geist sollte gerade <für diese> Zeit Ruhe und Freiheit von den Problemen haben, von denen diese Blätter handeln. — Freiheit für etwas Anderes! Und nun kommen diese Bogen, wie Tropfen um Tropfen, mit einer schändlichen Hartnäckigkeit — alle Wochen einer! Warum schrieben Sie mir 7 Wochen nicht, nachdem Sie einen Brief mir angekündigt hatten! — Heute, am 16 April sind 2 Bogen erledigt!!! F.N.

[«]

105. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Genua, 19. April 1881>

Geehrtester Herr Verleger,

der eben ankommende Brief des Herrn B. G. Teubner, in dem er mir wöchentlich 4 Bogen zusagt, besänftigt mich einigermaaßen — ich schreibe es Ihnen gleich, damit Sie nicht glauben, ich sei gallsüchtig.

Ich ersuchte Sie, vor 4 Wochen, um die Zusendung von 3 Büchern: sollte die Karte nicht in Ihre Hände gekommen sein? Ich gl<aube> [+ +] in den 7 Woch<en Ihres Schwei>gens gehörte die <Erfüllung> meiner Bitte nic<ht zu den „Un>begreiflichkeiten". [+ + +]

[«]

106. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 26. April 1881>

Also, lieber Freund, nächsten Sonntag reise ich Ihnen entgegen und denke halb sechs Nachmittag in Vicenza Sie zu finden; für den Fall, daß irgendwie wir uns dort nicht finden, würde ich gerne noch von Ihnen den Namen des Gasthauses erfahren, in dem wir die Nacht zubringen und nach welchem ich mich sofort vom Bahnhofe begeben würde.

Teubner ist von unserm Ortswechsel benachrichtigt.

Sie bringen doch Ihre Musik mit? Und vielleicht auch Chopin?

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich freue, daß wir nun doch noch zusammenkommen! Wer weiß, wohin unsre Winde und Stürme uns nachher treiben! Es giebt leider zu viele Himmelsrichtungen (und nicht nur Himmels-!)

Von ganzem Herzen Ihr treuer Freund

F.N.

[«]

107. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 28. April 1881>

Meine Lieben, ich bin in vollem Einpacken, denn Sonntag verlasse ich auf einige Monate Genua, um mit Herrn Köselitz zusammen mein Buch zu corrigiren und Wald Berg und Freundschaft zu genießen. Es ist eine italiänische

Sommerfrische „Recoaro (presso di Vicenza) Italia“ ist die Adresse fürderhin und poste restante. Meine Koffer lasse ich hier, gepackt, und ebenso habe ich schon für meine Rückkehr eine Wohnung in Genua. Es ist nicht dieselbe wie bisher, weil meine Wirthin nach Spezia übersiedelt. — Mein Befinden war gar nicht gut, die ganze letzte Zeit: auch 2 ganz harte Anfälle der alten Art (mit Erbrechen usw.) gab es. Doch weiß ich ungefähr die Gründe. — Schönsten Dank für den Brief mit Thüringer Luft und anderem Guten. Dies Jahr komme ich nicht nach Deutschland, aus Sparsamkeit usw. Es denkt Eurer in Liebe

Euer F.

Das Paket welches ich sende, ist erst am 10 Juli aufzumachen! Pardon!!

[«]

108. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 28. April 1881>

Lieber theurer Freund, Sonntag verlasse ich Genua auf einige Monate und gehe nach Recoaro (presso di Vicenza) einer ital<ienischen> Sommerfrische, wohin auch Hr. Köselitz kommt. Willst Du mir dorthin den neuen „grünen Heinrich“ senden? Alle Jahre Ein gutes Buch zu lesen, ist gewiß keine Ausschweifung (voriges Jahr lasen wir den „Nachsommer“). — Fr<eund> Rohde hat einen langen Brief über sich geschrieben, an dem mir aber zweierlei fast wehe that 1) die Art Gedankenlosigkeit in Betreff der Richtung des Lebens bei einem solchen Menschen! und 2.) die Masse schlechten Geschmacks in Wort und Wendung (vielleicht nennt man’s auf deutsch<en> Universitäten „Witz“ — der Himmel behüte uns davor!) Dir und Deiner lieben verehrten Frau einen guten Sommer und heiteren Himmel! (am Himmel hängt bei mir fast Alles, es gieng mir also nicht gut!)

[«]

109. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Recoaro, 18. Mai 1881>

Meine Lieben, es will mir scheinen als hätte ich recht lange nichts von Euch gehört. — Mir ist es seit meiner Abreise so gegangen wie voriges Jahr nach der Abreise von Venedig: schlecht, sehr schlecht — deshalb schrieb ich nicht. Die erwähnte Sendung von Genua mußte ich unterlassen, es gab Schwierigkeiten, die ich mit meiner Unkenntniß der Sprache nicht überwältigen konnte: Verzeihung! — Zu meinen schönsten und überraschendsten Erlebnissen gehört die Entdeckung, die ich hier mache, wo ich Freund Köselitzens komische Oper kennen lerne: er ist ein Musiker ersten Ranges und was er kann, kann ihm unter den Lebenden keiner nachmachen. Dabei genieße ich noch etwas Persönliches: es ist gerade die Musik, die zu meiner Philosophie gehört. — Leider gebietet meine Gesundheit mir die größte Enthaltsamkeit in diesem Genusse. Meine Adresse habt ihr: Recoaro, presso di Vicenza, Italia, poste restante.

In herzlicher Liebe Eurer gedenkend

F N.

[«]

110. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Recoaro, 18. Mai 1881>

Nur ein Wort des Dankes, mein lieber Freund, für die Besorgung des „grünen Heinrich", er soll mir eine rechte Sommerfreude werden. Wenn Du mein nächstes Gehalts-Quartal an Schmeitzner sendest, bringe dies Buch, bitte, in Verrechnung. — Mein Befinden ist schlecht. Der Druck wird sich viel<leicht> noch über 2 Monate hinschleppen. — Nun aber noch eine frohe, sehr frohe Botschaft: unser Freund K<öselitz> ist ein Musiker ersten Ranges, sein Werk von einem neuen und eigenen Zauber der Schönheit, in dem Keiner der Lebenden ihm gleichkommt. Heiterkeit, Anmuth, Innigkeit, ein großer Bogen der Empfindung, von der harmlosen Lustigkeit hinauf bis zur unschuldigen Erhabenheit: dabei eine technische Vollkommenheit und Feinheit der Ansprüche an sich selbst, die mir, in diesem groben Jahrhundert, unsäglich erquickend vorkommt. Zu alledem: es giebt eine Verwandtschaft zwischen dieser Musik und meiner Philosophie: letztere hat die wohltönendste Fürsprecherin gefunden! —

[«]

111. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Recoaro, 31. Mai 1881>

Lieber Freund, soeben rüstet sich Hr. K<öselitz> zu seiner Ab- und Rückreise. Es ist so nöthig — für uns Beide. Meine Gesundheit verträgt, trotz aller Vorsicht, ein solches Zusammensein nicht mehr, es gab Anfälle von der übelsten Basler Manier. — Ich bleibe der Druckbogen wegen noch hier (die helle Sommersonne und die anscheinende Unmöglichkeit, einen Ort zu finden, der für meine armen Augen und die ebenen langen guten Spaziergänge, die mein Kopf braucht, gleichmäßig sorgt, bringt mich mitunter fast zur Verzweiflung; voriges Jahr habe ich nach sorgfältigstem Aussuchen von scheinbar möglichen Orten acht mal eine Enttäuschung erlebt, und in diesem Sommer geht es ebenso los!) Sicher bleibe ich bis Mitte Juni. Die Fortsetzung des „grünen Heinrich“ bitte ich mir später (etwa August) aus.

Dir und Deiner lieben Frau von Herzen ergeben

F.N.

[«]

112. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Recoaro, 5. Juni 1881>

Lieber Freund, es geht gar nicht gut, — aber ein Gefühl der Herzstärkung ist mir von unserm Zusammensein übrig geblieben, das ich nicht missen möchte! Ich bin Ihnen sehr dankbar für die Überwindung, nach Recoaro zu gehen und hier so lange auszuhalten. Noch nie gab es für mich einen Mai, der es so sehr gewesen wäre, wie dieser! Es ist so vieles offenbar geworden, und was noch alles von dem alten lieben Köselitzius absconditus an's Licht hinaus will, das ist gar nicht mehr abzusehen! — Ich träume davon unterwegs. Jeden Nachmittag war ich auf drei Viertel Höhe des Spitz. Veränderte Diät: alle Minestren, Risotti, Macaroni, Polenten abgeschafft! Tagesreglement, nach der Minute abgelebt! Aber elende Kopfschmerzen trotzalledem, Tag für Tag Gewitter oder Gewitter-Umwölkung! Können Sie vielleicht aus einem Reisebuch (Amthor's Tirol oder „Die deutschen Alpen I“) oder sonsther etwas über Brentonico erfahren? Ist es hoch?

In herzlicher Liebe und Freundschaft Ihr

F.N.

[«]

113. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Recoaro, 5. Juni 1881>

Meine Lieben, ich möchte Euch zum Danke für alles Gute, das Ihr mir schreibt und wünscht, Besseres zu melden haben — aber mein Befinden ist immer kläglich. Freund K<öselitz> hat mich schon seit einigen Tagen verlassen, es gieng nicht mehr, allein sein ist mir zuträglicher (und wie wenig waren wir eigentlich zusammen! Er hatte von früh bis in die Nacht zu arbeiten) Nun, ich muß Geduld und Vernunft brauchen! Die Anfälle hatten Baslerischen und Naumburger Charakter, und einen Grad von Kopfschmerz werde ich gar nicht los. Vielleicht gehe ich an's Meer schon bald wieder zurück. Doch bleibe ich gewiß hier bis zum 15 Juni.

In Liebe Euer F.

[«]

114. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Recoaro, 11. Juni 1881>

Meine Lieben, in ein Paar Wochen kommt mein Buch zu Euch. Seht es freundlich von außen an: so sieht das Wesen aus, das unsern nicht zu schönen Namen unsterblich machen wird! Aber ich bitte Euch von ganzem Herzen, es nicht zu lesen und es Niemandem zu leihen. Es bleibt dabei? — Herr Maler Rascowich ist in der größten Noth! Freund Köselitz (der selbst so wenig hat, und im letzten Jahre ein paar hundert frs. daran gewendet hat, Hrn. R<ascowich> vom Verhungern zu retten) schreibt mir heute, daß Frau v. Wöhrmann noch mit fünf Monaten Honorar für den Zeichenunterricht, den das Töchterchen bei Herrn R<ascowich> erhält, im Rückstande ist. Nun gehört unser Maler zu den delikaten Naturen, welche eher zu Grunde gehen als eine Rechnung einreichen. Erfindet doch ein feines Mittel, und schnellstens, um der lieben Frau v. W<öhrmann> das

Gedächtniß in diesem Punkte zu schärfen. — Mein Befinden fort und fort miserabel, aber die Correctur hält mich fest. In Liebe

F.

[«]

115. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Recoaro, 17. Juni 1881>

Meinen Glückwunsch zu Ihrem Finalissimo! Und ebenso zur Beendigung unsrer unausstehlichen Correctur! (Das M<anu>script des letzten Bogens ist an mich geschickt worden.) Das Umschlag-Titelblatt aber ist Ihre Sache — wie ich Teubner geschrieben habe; ich will es gar nicht sehen. Das Exemplar für Frau v. W<öhrmann> geht an Ihre Adresse; Schm<eitzner> ist benachrichtigt. — Inzwischen war ich des Lebens müde; das schöne Recoaro ist eine Hölle für mich gewesen, ich bin immer krank, und kenne keinen Ort der so ungünstig mit seinem beständigen Wetter-Umschlagen auf mich wirkte. Brentonico bei Mori (wir sind ja durchgefahren) ist viel zu tief, und der M<onte> Baldo ist noch dazu ein Wetterberg, wie der Pilatus: immer Gewölk! Ich zerbreche mir den Kopf und finde nichts als den Versuch mit dem Engadin zu wiederholen: was in 4 Tagen ungefähr geschehen soll. Ich bin ein gemartertes Thier und lechze nach einiger Schmerzfreiheit. In herzlicher Freundschaft

FN.

Pseudonymität und Verborgenheit unmöglich für Sie! Veränderung des Namens genügt z. B. Coselli.

[«]

116. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Recoaro, 19. Juni 1881>

Ach, meine gute liebe Schwester, Du meinst, es handele sich um ein Buch? Hältst auch Du mich immer noch für einen Schriftsteller! Meine Stunde ist da. —

Ich möchte Dir so viel ersparen, Du kannst ja meine Bürde nicht tragen (es ist schon Verhängniß genug, so nah mit mir verwandt zu sein) Ich möchte, daß Du Jedem mit reinem Gewissen sagen könntest „ich kenne die neueren Ansichten meines Bruders nicht“. (Man wird es Dir schon zu verstehen geben, daß diese „unmoralisch“ und „schamlos“ sind.) — Inzwischen: guten Muth und Tapferkeit, jeder für seinen Theil, und gute alte Liebe! —

Meine Adresse: St. Moritz in Graubünden (Schweiz) poste restante. Es ist dies wieder einmal ein letzter Versuch. Seit Februar habe ich außerordentlich zu leiden gehabt, und nur sehr wenig Orte sind mir günstig. — Schönsten Dank für den Dienst in Betreff des Herrn Malers R<ascovich>.

[«]

117. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Recoaro, 19. Juni 1881>

<Werthester> Herr Verleger,

<hier i>st meine Adresse <St. Moritz (>Graubünden) <Schweiz>, poste restante. — Die Correktur ist beendet; oder was etwa noch zu thun ist, geht einzig Herrn Köselitz an. —

Ich vermuthe, Sie haben Sich insgeheim geschworen, dies solle die letzte Schrift sein, die Sie von mir verlegen. In der That, ich passe nicht mehr in Ihre Wagner-Schopenhauer-Dühring- und sonstige Partei-Litteratur hinein. — Aber deshalb brauchen wir uns nicht böse zu sein! Ich bleibe mit herzlichen Wünschen immer der Ihrige

F.N.

[«]

118. An Ernst Schmeitzner in Bautzen

<Recoaro, 21. Juni 1881>

Roux, der Kampf der Theile im Organismus
(W. Engelmann, Leipzig)
Schüssler, eine abgekürzte Therapie 7 Aufl.

(Schulze, Oldenburg)
Kaltbrunner, der Beobachter (die erschienenen Lieferungen)
(Wurster, Zürich)
Kunze, Compendium der praktischen Medicin
(F. Emke, Stuttgart)
Johnston, Chemie des täglichen Lebens (die erschienenen Lieferungen)
(Krabbe, Stuttgart)
Foster, Lehrbuch der Physiologie
(C. Winter, Heidelberg oder Leipzig)
Horneman, Hygienische Abhandlungen
(Vieweg, Braunschweig)
Katscher, Bilder aus dem chinesischen Leben
(C. F. Winter, Leipzig)
Caspari, Zusammenhang der Dinge
(Trewendt, Breslau)
Post, Bausteine für eine allg. Rechtswissenschaft
(Schulze, Oldenburg)
Buckle, Essays
(C. F. Winter, Leipzig)

Wollen Sie, werthester Herr Verleger, die Güte haben und mir diese Bücher umgehend bestellen? Und in einem Holzkistchen alle **zusammen** nach St. Moritz (Graubünden) senden? Sehr verbunden

Prof. Dr. Nietzsche.

[«]

119. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Recoaro, 23. Juni 1881>

Mein lieber Freund, hier sind Nachrichten — gute Nachrichten von Dr. Rée.

In Betreff des Herrn Rascovicz schrieb mir meine Schwester vorgestern, auf welche sinnreiche und delikate Manier sie Frau v. W<öhrmann> das Gedächtniß in diesem Punkte geschärft habe. Weder ich, noch sie haben eine Minute Zeit in dieser Angelegenheit versäumt — und doch scheint es zu spät gewesen zu sein.

Wenn das Exemplar der Morgenröthe in Ihre Hände kommt, so erweisen Sie mir noch eine Ehre: gehen Sie mit demselben auf einen Tag nach dem Lido, lesen Sie es als Ganzes und versuchen Sie ein Ganzes für sich daraus zu machen — nämlich einen leidenschaftlichen Zustand. Wenn Sie das nicht thun, so thut es Niemand. —

Jene hundert frs., mein lieber alter Vergeßlicher, haben Sie mir längst abgetragen, in Gestalt von zahllosen Porti, Papierauslagen und was sonst zum Zustandekommen meiner Schriften nöthig war. Verzeihung, daß ich daran erinnere! —

Es bleibt doch bei dem Engadin — denn von meinen vielen Versuchen in der Schweiz (vielleicht 20—30) ist der Engadiner der einzige leidlich gelungene. Es ist schwer für meine Natur das Rechte in der Höhe und Tiefe zu finden, im Grunde ist es ein Tasten, es sind Faktoren dabei, die sich nicht streng fassen lassen (z. B. die Elektricität der ziehenden Wolken und die Wirkungen der Winde: ich bin überzeugt, daß achtzigmal von 100 ich diesen Einflüssen meine Qualen zu danken habe.) Wo ist das Land mit viel Schatten, ewig reinem Himmel, gleichem kräftigen Meerwinde von Morgen bis Abend, ohne Wetter-Umschläge? Dahin, dahin — will ich — ziehn! Sei es auch außer Europa!

Recoaro ist, als Landschaft, eine meiner schönsten Erfahrungen, ich bin seiner Schönheit recht nachgelaufen und habe viel Mühe und Eifer verwendet. Die Schönheit der Natur ist, wie jede andere, sehr eifersüchtig und will, daß man ihr allein diene.

Doch kam ab und zu Ihre Musik dazwischen, wie der beste Traum, den ich seit langem geträumt habe.

Treulich Ihr Freund N.

Adresse: St. Moritz in Graubünden (Schweiz) poste restante.

[«]

120. An Erwin Rohde in Tübingen (Postkarte)

<Sils-Maria> d. 4. Juli 1881.

Nun, alter lieber Getreuer, hier kommt alter ego, und Du kannst Dich nach Herzenslust mit mir unterhalten, mit mir zanken, grollen, glücklich sein und über alle Wolken hinausblicken. Es wäre schlimm, wenn es nicht gerade ein Buch für Dich wäre — ich wüßte sonst gar nicht mehr, wie ich es auf Erden noch dazu bringe, Jemandem eine Freude zu machen. Du hast darin alle meine Ingredienzien; laß bei Seite, was Dir wehe thut und nimm alles zusammen, was Dir, gerade Dir Muth macht. Anders weiß ich auch nicht für Deinen reichen und edelherzigen Brief dankbar zu sein — ich muß alle Viertelstunden, welche mir Kopf und Augen frei geben, im Dienste einer großen Aufgabe verwenden, und ich träume in meiner Seele immer davon, eben so auch am besten meinen Freunden zu dienen. Behalte mich lieb!

Dein F. N.

Sils-Maria (Engadin) Schweiz poste restante.

[«]

121. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria, 7. Juli 1881>

So habe ich mich denn wieder nach dem Engadin hindurchgerettet, und mein erster Brief von hier aus soll an Dich sein, meine liebe Schwester und Dir meine Geburtstags-Wünsche und -Herzlichkeiten überbringen. Sehr gerne wäre ich auf Deinem Geschenktischchen vertreten — und dafür bitte ich Dich nun selber zu sorgen, nach Deinem Geschmacke und in meinem Namen. Was ist Dir aber zu wünschen? — ich weiß es nicht recht und finde überhaupt von Jahr zu Jahr mehr, daß man, was man hat, nützen und ausnützen soll (selbst sein Schlimmes, wie eine schlechte Gesundheit) und sich des Wünschens lieber enthalten sollte: die Dinge, die man so begehrt, halten zuletzt, wenn man sie bekommt, nicht, was sie versprochen haben. Dies Alles sind freilich Theorien, die zu meinem Leibe und Leben mehr passen als zu dem Deinen; blase sie also ruhig in den Wind, wenn sie Dir nicht gefallen. Ich für meinen Theil wünsche mir nichts mehr: weiß ich doch kaum, wie ich mit dem fertig werden soll, was ich habe. Dies ist dunkel geredet, aber nicht dunkel gedacht. —

Es war eine böse und gefährliche Zeit, ich bin aus Recoaro kaum mit dem Leben davon gekommen. Die Anfälle kamen jeden Tag, alle bösen Complikationen zeigten sich (Erbrechen u.s.w.) — und trotzdem schien Alles so günstig wie möglich eingerichtet (Diät Bewegung Ruhe schöne und erhabne Gebirgsnatur, Alleinsein u. s. w.) Aber mit den Orten ist es jetzt bei mir ein reines Experimentiren, an den meisten gehe ich zu Grunde — es kommen Bedingungen in

Betracht, die eben nur bei meiner Art von Natur so entscheidend sind (die der atmosphärischen Elektricität); darauf hin muß ich die Orte ausprobiren. Basel Naumburg Genf Baden-Baden, fast alle Gebirgsorte, die ich kenne, Marienbad, die italiänischen Seen u. s. w. sind Orte zum Zugrundegehen. Der Winter am Meere ist erträglich, das Frühjahr (Sorrent und Genua) fortwährendes Leiden (wegen der unstäten Bewölkung) So oft mir nur einfällt, wie fürchterlich und hart ich die letzten 2 Jahre wieder zugebracht habe, selbst wenn es in aller Geduld geschah, so kann ich hier die Thränen nicht zurückhalten. Hier im Engadin ist mir bei weitem am wohlsten auf Erden: zwar die Anfälle kommen hierher wie überall hin, aber viel milder und menschlicher. Ich habe eine fortwährende Beruhigung und keinen Druck, wie sonst überall; die Aufregung hört hier für mich auf. Ich möchte alle Menschen bitten „erhaltet mir nur die 3, 4 Monate Engadiner Sommer, sonst kann ich wirklich das Leben nicht länger ertragen“. Wie unvernünftig, im vorigen Sommer nach Marienbad zu gehen, mir den Magen zu verderben und eine allgemeine Schwächung zu holen (durch die purgirende Wirkung dieser Wasser) Als ob ich Kraft fahren lassen dürfte und auf diesem Wege! Verzeihung!

Ich hatte auf der Reise das Unglück, daß ein Zug seinen Anschluß verfehlte; alle meine Pläne geriethen in Verwirrung, meine Gesundheit auch, die Reise dauerte schließlich noch einmal so lang und kostete auch noch einmal so viel. St. Moritz stieß mich heftig zurück, ich hielt es kaum 3 Stunden dort aus, dann nahm ich die Post. All das Elend, das ich dort durchgemacht habe, trat vor mich, es war alles wie mit meinen Schmerzen bewölkt. Trotzdem: es ist der Ort, dem ich es verdanke, daß ich noch lebe. Die Preise waren nicht geringer geworden, für ein einfaches Zimmer wollte man überall 90—180 frs. monatlich.

Am Abend des ersten Tages fürchtete ich das Engadin verlassen zu müssen. Am andern Tag kam Hülfe; ein junger Engadiner, mit dem ich eine Nacht gereist war, bemühte sich in uneigennütziger Weise um mich und hat mir ein stilles Plätzchen ausgemittelt, an dem ich gerne bis ans Ende sitzen bleiben möchte: aber der Engadiner Sommer ist so kurz, und Ende September will ich wieder nach Genua zurück. Ich habe es noch nie so ruhig gehabt, und die Wege, Wälder, Seen, Wiesen sind wie für mich gemacht; und die Preise sind nicht außer allem Verhältniß zu meinen Mitteln. Der junge Mann kam aus Neapel, um sein Hôtel im Sommer zu führen, bei ihm esse ich zu Mittag (allein, wie natürlich) Der Ort heißt Sils-Maria; bitte, haltet den Namen vor meinen Freunden und Bekannten geheim, ich wünsche keine Besuche. Briefe erbitte ich mir mit dieser Adresse: „Silvaplana (Engadin) Schweiz poste restante.“

Und unsrer guten Mutter habe ich noch nicht einmal für ihren schönen Reise-Brief gedankt! —

Sende mir, liebe Schwester, 2 Bücher aus dem Schranke, jedes unter Kreuzband. 1) Dühring, Cursus der Philosophie (das ist zum Lachen für mich) und 2) Carey, Volkswirtschaftslehre (uneingebunden, dick)

Und nun tapfer weiter, meine gute Lisbeth — wie es Dein Bruder auch thun wird. Sei unverzagt!

F.N.

[«]

122. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Sils-Maria, 8. Juli 1881>

Liebster Freund, das war eine **gefährliche** Zeit; kaum bin ich von R<ecoaro> fortgekommen! — Auf der Reise verfehlte ein Zug seinen Anschluß: Verdoppelung der Reisezeit und Reisekosten war das Resultat. Ihr Brief war der erste Gruß im Engadin! St. Moritz stieß mich heftig zurück, es erschien mir unter der Krystallisation meiner dortigen Leiden vor 2 Jahren. Nach 3 Stunden verließ ich es, am Abend wollte ich sogar das E<ngadin> verlassen! Zuletzt bin ich, dank einem ernsten und liebenswürdigen Schweizer, mit dem ich die Nacht durch reiste und der aus Neapel in seine Heimat zurückkehrte, in dem lieblichsten Winkel der Erde untergebracht worden: so still habe ich’s nie gehabt, und alle 50 Bedingungen meines armen Lebens scheinen hier erfüllt zu sein. Ich nehme diesen Fund hin als ein ebenso unerwartetes wie unverdientes Geschenk, gleich Ihrer herrlichen Musik, die hier, in dieser ewigen heroischen Idylle, noch schöner in’s Herz geht als da unten. — Ich erhebe mich eben von einem dreitägigen Anfall (Gewitter). Treulich

Ihr Freund FN.

Sils-Maria (Engadin)Schweiz poste restante.

[«]

123. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Sils-Maria, 8. Juli 1881>

Mein lieber Freund, ich bin wieder im Engadin. Die ganze letzte Zeit äußerst schmerzhaft und gefährlich, ich dachte nicht lebendig aus R<ecoaro> fortzukommen. Das Engadin hat mich vor 2 Jahren im Leben festgehalten und wird es auch diesmal thun, ich habe es nirgends besser. — Ich hätte gern ein paar Bücher von der Biblioth<ek> oder Lesegesellsch<aft>, nämlich die zwei Bände Hellwald, 1) Culturgeschichte, 2) die Erde und ihre Bewohner. (Er kennt die neueste Litteratur der Historie, Reisen usw.) Sodann den Band Kuno Fischer's über Spinoza. — Schmeitzner (der mir den Geldempfang gemeldet hat) wird Dir mein Buch geschickt haben; Verzeihung, es war nicht möglich 2 Exemplare, wie ich wünschte, zu senden. Zudem muß ich leider noch hinzufügen, daß es durchaus kein Buch zum Vorlesen ist, sondern im Superlativ ein einsames Buch sein will. — Wie erquickt es mich, von der Förderung Deiner „christl<ichen> Litteratur-Genesis" zu hören! Wie viele Fragen habe ich dafür bereit! — Der grüne Heinrich ist mir für meinen (im Grunde pathetischen) Zustand ein wenig zu miniaturenhaft und bunt: aber es ist ein Ausbund von Poesie und Schelmerei, vielleicht sogar von Ernst.

Dein treuer Freund
F.N.

[«]

124. An Paul Rée in Stibbe (Postkarte)

<Sils-Maria, 8. Juli 1881>

So wollen wir's nur fort treiben! Am Ende, mein lieber tapferer Freund, sind wir doch ein Paar tüchtige Schwimmer. Alle Welt hält uns schon für ertrunken, aber da tauchen wir immer wieder auf und bringen sogar aus der Tiefe etwas mit herauf, was, wie wir meinen, Werth hat und vielleicht auch einmal für Andre Glanz bekommen wird. Ich habe gerade auch eine gefährliche Zeit hinter mir und bin wieder im Engadin angelangt, meiner alten Rettungsstätte: „des Leibes noch nicht ledig" und was die Seele betrifft, so lesen Sie das Buch, welches unser Verleger Ihnen zusenden wird. Mir ist mitunter als ob ich als Längst-Gestorbener mir die Dinge und Menschen anschaute — sie bewegen, erschrecken und entzücken mich, ich bin ihnen aber ganz ferne. Der auf ewig Abhandengekommene und doch gerade

Ihnen so Nahe: —
In Treue F.N.

[«]

125. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria, um den 9. Juli 1881>

Meine liebe Mutter,

ich betrübe mich sehr über Deinen und unsern Verlust! Es war ein so sanftmüthiger und braver Mensch, unser Theobald, streng gegen sich und doch kein Fanatiker; ich hielt ihn für den besten unter den Oehlers. Wer weiß, ob nicht an seinem Nervenleiden, noch mehr als seine Theologie, die Quacksalberei seines Schwiegervaters den Hauptantheil hat! Er hat den Tod dem Irrenhause vorgezogen und wahrscheinlich klug daran gethan. Wir werden immer seiner mit Rührung gedenken.

Nun noch ein Wort von mir, zur Beruhigung. Ich mache mir Vorwürfe über meine Thorheit, Euch meine kurzen Gesundheits-Kärtchen und nichts weiter zu schicken: — so müßt Ihr einen falschen Eindruck von mir gewinnen. Nie gab es einen Menschen, auf den das Wort „niedergedrückt“ weniger gepaßt hätte. Meine Freunde, die mehr von meiner Lebensaufgabe und deren unaufhaltsamer Förderung errathen, meinen, ich sei wenn nicht der Glücklichste so jedenfalls der Muthigste der Menschen. Ich habe Schwereres auf mir als meine Gesundheit und werde damit fertig, auch dies zu tragen. Mein Aussehen ist übrigens vortrefflich, meine Muskulatur in Folge meines beständigen Marschirens fast die eines Soldaten, Magen und Unterleib in Ordnung. Mein Nervensystem ist, in Anbetracht der ungeheuren Thätigkeit die es zu leisten hat, prachtvoll und der Gegenstand meiner Verwunderung, sehr fein und sehr stark: selbst die langen schweren Leiden, ein unzweckmäßiger Beruf und die fehlerhafteste Behandlung haben ihm nicht wesentlich geschadet, ja im letzten Jahre ist es stärker geworden, und, Dank ihm, habe ich eines der muthigsten und erhabensten und besonnensten Bücher hervorgebracht, welche jemals aus menschlichem Gehirne und Herzen geboren sind. Selbst wenn ich mir in Recoaro das Leben genommen hätte, so wäre einer der ungebeugtesten und überlegtesten Menschen gestorben, nicht ein Verzweifelnder. Mein Gehirnleiden ist sehr schwer zu beurtheilen, in Betreff des wissenschaftlichen Materials, welches hierzu nöthig ist, bin ich jedem Arzte überlegen. Ja es beleidigt meinen wissenschaftlichen Stolz, wenn Ihr mir eurerseits neue Kuren vorschlagt und gar meint, ich „ließe meine Krankheit laufen“. Vertraut mir doch ein wenig mehr auch hierin! Bis jetzt bin ich erst 2 Jahre in meiner Behandlung, und wenn ich Fehler gemacht habe, so lag es immer daran, daß ich dem eifrigen Zureden Anderer endlich nachgegeben habe und Versuche machte. Dahin gehört der Aufenthalt in Naumburg, in Marienbad u.s.w. Jeder verständige Arzt hat mir übrigens eine Genesung erst nach einer längeren Reihe von Jahren in Aussicht gestellt, und vor allem muß ich die schweren Nachwirkungen los zu werden suchen, von allen jenen falschen Methoden her, nach denen ich so lange Zeit behandelt worden bin. Seid mir ja nicht böse, wenn ich Eure Liebe und Theilnahme in diesem Punkte zurückzuweisen scheine. Aber ich will durchaus mein eigner Arzt nunmehr sein, und die Menschen sollen mir noch nachsagen, daß ich ein guter Arzt gewesen sei — und nicht nur für mich allein. — Immerhin gehe ich noch vielen, vielen Leidenszeiten entgegen; werdet nicht darüber ungeduldig, ich bitte Euch von Herzen! Dies macht mich ungeduldiger als meine Leiden selber, weil es mir zeigt, daß meine nächsten Verwandten so wenig Glauben an mich haben.

So viel heute und Ein-für-alle-Mal! Schon viel zu viel für meine Augen!

Wer im Geheimen zusehen könnte, wie ich die Rücksichten auf meine Genesung mit der Förderung meiner großen Aufgaben zu verknüpfen weiß, der würde mir keine geringe Ehre zollen. Ich lebe nicht nur sehr muthig, sondern im höchsten Maaße vernünftig und unterstützt von einem reichen medicinischen Wissen und unablässigen Beobachten und Forschen.

Von ganzem Herzen und mit der Bitte,
mir nichts übel zu deuten
Euer Sohn und Bruder.

Schreibt mir gute Dinge hier hinauf, wo ich über der Zukunft der Menschheit brüte, und lassen wir alles das kleine persönliche Leiden und Sorgen bei Seite. Auch eine äußerst delikate Wurst würde zu den guten Dingen gehören.

[«]

126. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sils-Maria, 13. Juli 1881>

Den herzlichsten Dank, meine liebe gute Mutter, für Deinen Brief! Er that mir recht wohl! Ja so klingt es wahrscheinlicher: der arme Th<eobald> hat im Zustande der Gemüthserregung ein Bad nehmen wollen (um sich zu beruhigen), und dabei traf ihn der Schlag. Das kommt oft, oft vor! — Hoffentlich hat mein Brief Dir wenigstens den Trost verschafft, daß Dein alter Sohn noch ziemlich tapfer durch's Leben geht. —

Zwei zweitägige Anfälle bisher im Engadin.

Wenn die Wurst Ende nächster Woche eintrifft, so wäre es die beste Zeit! Dann bitte ich um 1) 1 Paar wollne Strümpfe, 2) einen Handschuh (gestrickt) zum Waschen (wie das gute Lama mir sie zu machen pflegt) (ich meine zu meinem Bade morgens) und 3) endlich ein Paar schwarze gestrickte recht lange Handschuh mit einem Daumen. Bitte bitte!

Fr.

[«]

127. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Sils-Maria, 13. Juli 1881>

Verzeihung, mein lieber guter Freund! Ja die Barbarei meiner Handschrift, die niemand mehr lesen kann, ich auch nicht! (Weshalb lasse ich meine Gedanken drucken? damit sie für mich lesbar werden. Verzeihung auch dafür!) — Also:

Sils (Engadin) poste restante.

Es giebt nämlich in Graubünden noch ein Sils.

Eben von einem heftigen zweitägigen Anfalle zum Lichte erwachend und wieder an's Leben glaubend

Treulich Dein und Euer
F.N.

[«]

128. An Marie Bautngartner in Lörrach

<Sils-Maria, 15. Juli 1881>

Liebe verehrte Frau Baumgartner, hier kommt wieder einmal ein geschriebenes Wörtchen von mir zu Ihnen, und als Vorläufer oder Mitläufer eines gedruckten Wortes, für das ich um alle Ihre Theilnahme bitten möchte: — Besseres und

Persönlicheres habe ich nicht mitzutheilen, und das alte Lied meiner körperlichen Nothzustände möchte ich wahrhaftig nicht mehr vor Ihnen absingen. Jeder hat zu tragen: verlernen wir über dem Tragen und Schwertragen auch das Auffliegen und Weit-Hinausschauen nicht! Es verträgt sich nicht so übel mit einander! Es giebt viele Mittel, um stark zu werden und starke Flugschwingen zu bekommen: Entbehrung und Schmerzen gehören dazu, es sind Mittel im Haushalte der Weisheit. Über allem Jammer immer wieder ein Lied der Freude — nicht wahr, das ist das Leben! Das kann es sein! Treulich

F.N.

Ich denke an Sie und die Ihrigen, namentlich an Ihren Gelehrten, mit dem herzlichsten Danke.

[«]

129. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sils-Maria, 19. Juli 1881>

Meine liebe Mutter und Schwester, allen Euren guten Briefen folgt nun auch die gute Wurst nach, leider zerbrochen und durch die große Hitze etwas ausgedörrt (Ich würde vorschlagen, derlei Langes zwischen 2 glatte Hölzer zu packen) Die andern gewünschten Sachen schickt jetzt noch nicht — später, wenn vielleicht wieder einmal eine schöne Wurst mitzuschicken ist (und ebenso, zum Vorrath, für 5 Sgr. „abführende Pillen“ aus der Tuchenschen (Herrenstr.) Apotheke; die italiänischen thun mir nicht so gut; hier habe ich dergleichen nicht nöthig oder doch nur nach den Anfällen)

Bis jetzt 4 zwei- bis dreitägige Anfälle (mit langem Erbrechen: jedesmal Gewitter im Spiel oder Gewitterwolken) heute bin ich sehr matt, aber froh — der vierte ist eben vorüber.

Es ist für die Engadiner Begriffe unsäglich heiß. Wo bleiben die erbetenen Bücher? Wie sieht denn mein Buch aus? Mein Verleger, gegen mich taktlos und nachlässig — ich bin seiner müde und er vielleicht meiner — beehrt mich nicht mit einem Exemplar. Von Herzen Eurer gedenkend

F.

Adresse nunmehr: Sils (Engadin, Schweiz)

[«]

130. An Ferdinand Laban in Pressburg

Sils <Engadin, Schweiz> 19 Juli 1881

Ihr Gesang, werther Herr, geht mir so nahe und thut mit so wohl, daß ich alles Recht verliere, ihn zu loben. Zumal da ich annehme, Sie machen es jenen älteren Musikern gleich, welche ihre heitere lebenfunkelnde Symphonie mit einem ernsten schwermüthigen Satze wie mit einer Morgendämmerung beginnen: — sie waren darin Schelme. Und vielleicht haben Sie eben auch nur ein Vorspiel uns geben wollen, daß uns ein wenig irre leiten soll? Denn zuletzt, lieber Herr, sind wir Beide doch wohl Einer Meinung, über diesen Einen Punkt: daß sich auch jetzt noch der Bogen des Lebens so straff spannen lasse, daß die Sehne der Begierde singt und pfeift? daß wir auch jetzt noch so stolz und darüber-hinsehend leben können, wie jener herrliche römische Kaiser, in dessen Verehrung wir Beide einmüthig sind (lesen Sie doch zum Beweise dafür meine jüngst erschienene „Morgenröthe“ — ich kann sie Ihnen leider nicht schicken) Dankbar der Ihrige

F.N.

[«]

131. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria, Mitte Juli 1881>

Meine liebe Schwester

Du hast in so vielen Stücken über mich Recht, daß ich von Herzen wünsche, Du mögest auch über Dich selber immer Recht haben und das Dir Zuträglichste beschließen. Ich denke, Du wirst über den Irrthum vieler Mädchen hinaus sein, welche ihren Zug zur Zurückgezogenheit und Unabhängigkeit auf dem Wege der Ehe zu befriedigen denken; das Ergebniß ist gewöhnlich ganz wider Erwarten das Umgekehrte, von den seltensten Ausnahmen abgesehen. Dein Leben in Pforta gefällt mir sehr. Sieh Dich nur reichlich um, wo Ort, Menschen und Thätigkeit (Klima nicht zu vergessen) gerade für Dich gemacht zu sein scheinen. So denke ich für meinen Theil auch, und müßte ich selber darüber Europa verlassen. Denn alles, was wir leiden, müssen nicht nur wir, sondern das muß die andre Menschenwelt tragen — sehen wir also zu, so wenig wie möglich zu leiden.

Ich werde Dich schwerlich abhalten können, meine „Morgenröthe“ zu lesen; so dachte ich über ein Mittel nach, auch dies für Dich und mich zum Besten zu wenden. Lies das Buch also, wenn ich bitten darf, unter einem Gesichtspunkt, den ich allen andern Lesern gerade widerrathen würde, aus einem ganz persönlichen Sehwinkel (Schwestern haben zuletzt auch Privilegien) Suche alles heraus, was Dir verräth, was im Grunde Dein Bruder am meisten braucht, am meisten nöthig hat, was er will und was er nicht will. Lies dazu namentlich das fünfte Buch, wo vieles zwischen den Zeilen steht. Wohin alles bei mir noch strebt, ist nicht mit Einem Worte zu sagen — und hätte ich das Wort, ich würde es nicht sagen. Es kommt auf günstige aber ganz unberechenbare Umstände an. Meine guten Freunde (und Jedermann) wissen eigentlich nichts über mich und haben auch wohl noch nicht nachgedacht; ich selber war immer sehr schweigsam über alle meine Hauptsachen, ohne daß es doch so erschien.

Versorge mich, mein liebes Lama, doch mit schönen Notizbüchern und lege eine Werkstatt dazu an — ich brauche jährlich mindestens 4; feinstes, sehr starkes Papier (weiß), ungefähr 100 Blätter in jedem Buche. Wenn Du von Menschen hörst, die etwas mir zu Gefallen thun wollen — heiße sie Notizbücher machen. Der Zustand, in dem ich in Bezug hierauf lebe, ist schmachvoll. Anbei das Format. Ja nicht größer!

In herzlicher Liebe und mit den besten Grüßen an unsre Mutter. Die Wurst ist doch sehr schön.

Dein Bruder.

[«]

132. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Sils-Maria, 21. Juli 1881>

Mir fiel ein, lieber Freund, daß Ihnen an meinem Buche die beständige innerliche Auseinandersetzung mit dem Christenthume fremd, ja peinlich sein muß; es ist aber doch das beste Stück idealen Lebens, welches ich wirklich kennen gelernt habe, von Kindesbeinen an bin ich ihm nachgegangen, in viele Winkel, und ich glaube, ich bin nie in meinem Herzen gegen dasselbe gemein gewesen. Zuletzt bin ich der Nachkomme ganzer Geschlechter von christlichen Geistlichen — vergeben Sie mir diese Beschränktheit! —

Frau Lucca: ein sehr guter Gedanke! Sie kann sprechen und Possen machen. Auch mich hat sie einmal entzückt, vor nunmehr 18 Jahren. Sollte sie jung genug sein? —

Bei der Art, wie Sie Ihre Partitur machen, bin ich voll stiller Hochachtung für Sie und sehe zu, wie ich einem guten Goldschmiede zusehe. Täuschen Sie sich nicht über meine Empfindung!

Hier, auch hier giebt es für mich zu leiden; bisher 4 schwere zwei- oder dreitägige Anfälle. Der Sommer ist für die Engadiner zu heiß; ich wage gar nicht an Venedigs Sommer dabei zu denken.

Hr. Schmeitzner hat vergessen, **mir** mein Buch zu senden; ich bin seiner satt. (Aber er hat all meine Ersparnisse!)

In treuem Gedenken der Ihre

F. N. in Sils.

[«]

133. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Sils-Maria, 23. Juli 1881>

Es freut mich sehr, mein lieber Freund, daß auch in dieser Angelegenheit unsre Freundschaft Stand hält, ja sich neu besiegelt hat — ich denke mitunter mit Bangniß an alle die Feuer- und Kälteproben, denen die mir liebsten Menschen durch meine „Unumwundenheit“ ausgesetzt werden. Was das Christenthum betrifft, so wirst Du mir wohl das Eine glauben: ich bin in meinem Herzen nie gegen dasselbe gemein gewesen und habe mir von Kindesbeinen an manche innerliche Mühe um seine Ideale gegeben, zuletzt freilich immer mit dem Ergebniß der puren Unmöglichkeit. — Auch hier habe ich viel zu leiden, der Sommer ist diesmal heißer und elektricitätsreicher als gewöhnlich, zu meinem Nachtheil. Trotzdem weiß ich mir nichts meiner Natur Angemesseneres als dies Stück Ober-Erde. — Frau Baumgartner hat mir sehr gut und herzlich geschrieben. — Ich selber bin noch nicht im Besitz meines Buches. — Hellwald mit Dank empfangen; es ist ein Compendium einer Gattung von Meinungen.

Dir und Deiner lieben Frau von Herzen zugethan

F.N.

Ich weiß absolut nicht mehr, mit welchen Ansichten ich noch wohlthue, mit welchen ich wehe thue.

[«]

134. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sils-Maria, 30. Juli 1881>

An diesem unerwarteten Kästchen habe ich großes Vergnügen gehabt, meine liebe Mutter und Schwester! Gerade nach diesen Dingen hatte ich rechtes Verlangen; meine Kost, die sich nach der Decke strecken muß, ist hier sehr gut, aber wesentlich fleischig. Es fehlten mir gut-gewürzte süße Sachen. Der Handschuh ist schon im Gebrauche.

Mein Befinden aber bleibt übel: diese schreckliche Unbeständigkeit des Himmels, diese Wolken selbst im Engadin! Schon 3 schwere Anfälle durchgemacht! Und dazwischen immer etwas elend. Es ist ein Ausnahme-Wetter hier.

Das Schmeitznersche Buch ist nun auch in meinen Händen.

Die Wurst ist so mild und rein von Geschmack. Aber keine Birnen schicken, meine liebe Mutter, ich danke Dir!

Euer Sohn und Bruder.

[«]

135. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Sils-Maria, 30. Juli 1881>

Ich bin ganz erstaunt, ganz entzückt! Ich habe einen Vorgänger und was für einen! Ich kannte Spinoza fast nicht: daß mich jetzt nach ihm verlangte, war eine „Instinkthandlung“. Nicht nur, daß seine Gesamttendenz gleich der meinen ist — die Erkenntniß zum mächtigsten Affekt zu machen — in fünf Hauptpunkten seiner Lehre finde ich mich wieder, dieser abnormste und einsamste Denker ist mir gerade in diesen Dingen am nächsten: er leugnet die

Willensfreiheit —; die Zwecke —; die sittliche Weltordnung —; das Unegoistische —; das Böse —; wenn freilich auch die Verschiedenheiten ungeheuer sind, so liegen diese mehr in dem Unterschiede der Zeit, der Cultur, der Wissenschaft. In summa: meine Einsamkeit, die mir, wie auf ganz hohen Bergen, oft, oft Athemnoth machte und das Blut hervorströmen ließ, ist wenigstens jetzt eine Zweisamkeit. — Wunderlich! Übrigens ist mein Befinden gar nicht meinen Hoffnungen entsprechend. Ausnahmewetter auch hier! Ewiges Wechseln der atmosphärischen Bedingungen! — das treibt mich noch aus Europa! Ich muß reinen Himmel **monate**lang haben, sonst komme ich nicht von der Stelle. Schon 6 schwere, zwei- bis dreitägige Anfälle!! — In herzlicher Liebe

Euer Freund.

[«]

136. An Heinrich Köselitz in Venedig

Sils-Maria den 14 August 1881.

Nun, mein lieber guter Freund! Die Augustsonne ist über uns, das Jahr läuft davon, es wird stiller und friedlicher auf Bergen und in den Wäldern. An meinem Horizonte sind Gedanken aufgestiegen, dergleichen ich noch nicht gesehn habe — davon will ich nichts verlauten lassen, und mich selber in einer unerschütterlichen Ruhe erhalten. Ich werde wohl einige Jahre noch leben müssen! Ach, Freund, mitunter läuft mir die Ahnung durch den Kopf, daß ich eigentlich ein höchst gefährliches Leben lebe, denn ich gehöre zu den Maschinen, welche zerspringen können! Die Intensitäten meines Gefühls machen mich schaudern und lachen — schon ein Paarmal konnte ich das Zimmer nicht verlassen, aus dem lächerlichen Grunde, daß meine Augen entzündet waren — wodurch? Ich hatte jedesmal den Tag vorher auf meinen Wanderungen zuviel geweint, und zwar nicht sentimentale Thränen, sondern Thränen des Jauchzens; wobei ich sang und Unsinn redete, erfüllt von einem neuen Blick, den ich vor allen Menschen voraus habe.

Zuletzt — wenn ich nicht meine Kraft aus mir selbst nehmen könnte, wenn ich auf Zurufe Ermuthigungen Tröstungen von außen warten müßte, wo wäre ich! was wäre ich! Es gab wahrhaftig Augenblicke und ganze Zeiten meines Lebens (z. B. das Jahr 1878), wo ich einen kräftigenden Zuspruch, einen zustimmenden Händedruck wie das Labsal aller Labsale empfunden hätte — und gerade da ließen mich alle im Stich, auf welche ich glaubte mich verlassen zu können und die mir jene Wohlthat hätten erzeigen können. Jetzt erwarte ich's nicht mehr und empfinde nur ein gewisses trübes Erstaunen, wenn ich z. B. an die Briefe denke, die ich jetzt bekomme — alles ist so unbedeutend, keiner hat etwas durch mich erlebt, keiner sich einen Gedanken über mich gemacht — es ist achtbar und wohlwollend, was man mir sagt, aber ferne, ferne, ferne. Auch unser lieber Jacob Burckhardt schrieb so ein kleinlautes verzagtes Brieflein.

Dagegen nehme ich es als Belohnung auf, daß dies Jahr mir zweierlei zeigte, das zu mir gehört und mir innig nahe ist — das ist Ihre Musik und diese Landschaft. Das ist keine Schweiz, kein Recoaro, etwas ganz Anderes, jedenfalls etwas viel Südlicheres, — ich müßte schon nach den Hochebenen von Mexiko am stillen Ozeane gehen, um etwas Ähnliches zu finden (z. B. Oaxaca) und da allerdings mit tropischer Vegetation. Nun, dies Sils-Maria will ich mir zu erhalten suchen. Und ebenso empfinde ich für Ihre Musik, aber weiß gar nicht, wie ihrer habhaft werden! Notenlesen und Klavierspielen habe ich aus meinen Beschäftigungen ein- für allemal streichen müssen. Die Anschaffung einer Schreibmaschine geht mir im Kopf herum, ich bin in Verbindung mit ihrem Erfinder, einem Dänen aus Kopenhagen.

Was machen Sie im nächsten Winter? Ich nehme an, daß Sie in Wien sein werden? Aber für den darauf folgenden Winter wollen wir uns eine Zusammenkunft ausdenken, wenn auch nur eine kurze — denn ich weiß jetzt wohl, daß ich nicht zu Ihrem Umgange tauge und daß es Ihnen freier und fruchtbarer zu Muthe ist, wenn ich wieder fortgeflogen bin. Mir liegt andererseits an der immer größeren Befreiung Ihres Gefühls und an dem Erwerbe eines innigen und stolzen Zu-Hause-seins, in summa an Ihrem glücklichen allerglücklichsten Schaffen und Reifwerden so unbeschreiblich viel, daß ich mich in jede Lage leicht finden werde, welche aus den Bedingungen Ihrer Natur erwächst. Ich habe nie gegen Sie irgend welche häßlichen Gefühle, vertrauen Sie darauf, lieber Freund! —

Sagen Sie mir noch beiläufig, wie man jetzt deutsches M<ark> Papiergeld in Italien verkauft (für ital<ienisches> Papier), ich meine, was der Cours ist.

Die Adresse von Fräulein von Meysenbugk habe ich auch nicht im Kopfe; jetzt wird sie wohl mit Monods irgendwo zusammen sitzen, ich meine, Hr. Schm<eitzner> mag das Exemplar nach Paris schicken. — Mit Hrn. Schm<eitzner> ist alles auf's schonendste ausgeglichen; ich habe mir vorgenommen, ihn nicht dafür leiden zu lassen, daß ich auf voreilige Schlüsse hin manches von ihm erwartete, was nicht zu seiner Natur gehört.

In herzlicher Freundschaft und Dankbarkeit

Ihr F. N.

(Ich bin viel krank gewesen.)

[«]

137. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sils-Maria, 18. August 1881>

Meine gute Mutter, seit der so angenehmen Sendung, für welche ich mich sofort bedankt habe, hörte ich nichts mehr von Dir, auch unser Lama bekam damals einen Brief von mir, aber hat nicht geantwortet. Überhaupt hat seit einem Monat keine Menschenseele an mich geschrieben. Oft krank gewesen, heute gerade erhebe ich mich von einem Anfalle. Sehr unruhiges Wetter. Wie vermisse ich in dieser Schneeluft die warmen Handschuhe! Wurst sende mir ja nicht mehr, ich habe Mittags Fleisch und möchte nicht mehr Fleisch essen. Aber bitte, einen Docht für die Spirit<us> Lampe, ein Kämmchen (mit Bürste) für die Tasche, etwas alte Leinwand für Wunden, dann Zwirn und Nadeln. Und sehr ist alles Süße hier oben von mir geschätzt, z. B. die guten Pfefferkuchen (das einzig Preiswürdige, was ich in Naumburg kenne) Ja! Und ein starkes Schreibheft, in gewöhnlichem Quartformat, gutes Papier, und Linien (in dieser Entfernung Verzeihung!

In herzlicher Liebe
F.

[«]

138. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sils-Maria, 18. August 1881>

Meine gute Lisbeth, ich bringe es nicht über’s Herz, Herrn Dr Ree abzutelegraphiren: obwohl ich Jedermann, der meinen Engadiner Arbeits-Sommer d. h. die Förderung meiner Aufgabe, meines „Eins ist noth“, unterbricht, als meinen Feind betrachte. Ein Mensch mitten hinein in das von allen Seiten aufschießende Gewebe meiner Gedanken — das ist eine furchtbare

Sache; und kann ich meine Einsamkeit nicht fürderhin sicher stellen, so verlasse ich Europa auf viele Jahre, ich schwöre es! Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren und habe schon viel zu viel verloren; wenn ich nicht mit meinen guten Viertelstunden geize, so habe ich ein schlechtes Gewissen. Du kannst nicht wissen, was ich noch von mir verlange. Genug, es soll der letzte Fall der Art sein, ich habe eine Verpflichtung gegen Dr R<ée>, die mir verbietet, Nein zu sagen: wie ich eine gegen Herrn Köselitz hatte; ich mußte nach Recoaro, als er mich bat, dorthin zu kommen (es handelte sich nicht um mich, sondern um ihn und seine ganze Lebens-Entscheidung). Von meiner Gesundheit und wie es der zu bekommen pflegt, rede ich nicht einmal. — Ich habe dafür gesorgt, daß in meinem Nachbarhaus, Hôtel Edelweiß, ein Zimmer für meinen Freund bereit ist.

In herzlicher Liebe und Aufrichtigkeit

Dein Bruder.

[«]

139. An Franz Overbeck in Zürich

<Sils-Maria, 20./21. August 1881>

Theurer Freund, zwischen uns steht es gut; und was die Wirkung meines Buchs betrifft, so sage ich, im Scherz und Ernst, „es gehört zu den stärksten geistigen Getränken“, wenigstens nach der Wirkung zu urtheilen, die ich selber davon verspüre, wenn ich mich einmal müde und muthlos fühle. Zuletzt: es ist ein Anfang meiner Anfänge — was liegt noch vor mir! auf mir! Irgendwann werde ich genöthigt sein, auf ein Paar Jahre von der Welt förmlich zu verschwinden — um alle meine Vergangenheit und menschlichen Beziehungen, und Gegenwart, Freunde, Verwandte, Alles, Alles mir aus dem Sinn zu schlagen. Da wird es gelten tapfer zu sein, und auch Du, mein geliebter Freund, wirst Deine alte große Treue, Deine Tapferkeit in der Treue zu mir, noch auf einer höchsten Probe bewahren müssen! Ich bin auf die Dauer ein lästiger Kamerad, nicht wahr? Nun, Freund Romundt denkt anders, dem wenigstens habe ich keine Lasten aufgelegt — er schreibt frisch und munter, daß er „die Lehre Kants von Gott — Seele — Freiheit — und Unsterblichkeit wieder aufbaue“. Das hat mich wirklich erheitert! Es scheint doch, daß ich noch keine „schädliche und unmoralische“ Wirkung ausgeübt habe (vielmehr — gar keine Wirkung!) — Seien wir guter

Dinge! Sind wir doch die Freien, und nicht die „Kinder der Magd!“ — Nun kommen Bitten über Bitten! Verzeihung! — Das nächste Mal möchte ich das Geld selber empfangen; ich reise den 27 September von hier fort, ist es möglich, es bis dahin zu erhalten? Wann kehrst Du nach Basel zurück? Nach Genua es zu senden hat die Schwierigkeit, daß es mir dort an Ausweise-Papier fehlt (ich habe keinen Paß, brauche ihn auch sonst nicht.)

Schmeitzner soll fürderhin meine Ersparnisse nicht mehr empfangen, es giebt Gründe, ein wenig auf der Hut zu sein, er ist wagehalsig und thut manches, ohne erst um Erlaubniß zu fragen. Nun, lieber Freund, möchte ich sehr gern, daß alles noch von der Basler Pension zu Ersparende von Dir angesammelt würde, und Zinsen zu Zinsen, so daß ich nach Ablauf der 6 Jahre, noch eine gute Zeit davon leben kann (sage mir: wann ist der letzte Zahlungstermin dieser 6 Pensionsjahre?) Ich bin auf der „Höhe“ des Lebens d.h. meiner Aufgaben, die das Leben mir allmählich gestellt hat, und muß, wo irgend möglich, diese nächsten vier Jahre ohne alle und jede äußere Störung eben diesen Aufgaben weihen, und an gar nichts Anderes mehr denken, hilf mir dabei, Treuester der Treuen!

Nein, Littré’s Buch werde ich gewiß nicht lesen, und ebenso wenig komme ich zu Keller’s „grünem Heinrich“: meine Augen erlauben mir solche „Luxusausgaben der Sehkraft“ nicht mehr. Im Vertrauen gesagt: das Wenige, was ich mit den Augen arbeiten kann, gehört jetzt fast ausschließlich physiologischen und medizinischen Studien (ich bin so schlecht unterrichtet! — und muß so Vieles wirklich wissen!) Bitte, sende den zweiten Band vom „grünen Heinrich“ an unsern „grünen Heinrich“ in Venedig, der jetzt eben mit seiner herrlichen Partitur — Filigran-Arbeit auch als solche — fertig geworden ist. — Ich habe mit dem Erfinder der Schreibmaschine Hr. Malling-Hansen in Kopenhagen, Briefe gewechselt — ein solches Instrument, bei dem die Augen nach einer Woche Übung gar nicht mehr thätig zu sein brauchen, wäre unschätzbar für mich, aber es ist nichts für mich „Armen-Mann“ — mit Kasten und „zur Versendung bereit verpackt“, also noch ohne Transport kostet es 375 R.Mark. Es wiegt 6 Pfund und ist 8 Zoll lang. Eine Schriftprobe lege ich bei.

Ich möchte ein paar Bücher durch Dich vom Buchhändler:
1. O. Liebmann, Analysis der Wirklichkeit.
2. O. Caspari, die Thomson’sche Hypothese (Stuttgart 1874 Horster.)
3. A. Fick, „Ursache und Wirkung“.
4. J. G. Vogt, die Kraft. Leipzig, Haupt & Tischler 1878.

5. O. Liebmann, Kant und die Epigonen.

Sodann hätte ich eins von meinen Büchern aus den Züricher Kisten sehr nöthig: Spir, Denken und Wirklichkeit — es ist uneingebunden, befindet sich also in der Kiste der Uneingebundenen und besteht aus 2 Bänden.

Giebt es auf der Zürcher Lesegesellschaft (oder Bibliothek) die „philosophischen Monatshefte“? Ich brauche davon Band 9 Jahrgang 1873 und ebenso Jahrgang 1875. Dann Zeitschrift Kosmos, Band 1.

Giebt es von Dubois-Reymond’s Reden eine Gesamtausgabe?

Endlich, endlich! Auch in die Apotheke möchte ich Dich schicken, es handelt sich um Vervollständigung meiner Privatapotheke. Ich bitte um

1. ferrum phosphoricum
2. phosphorsaures Kali
3. natrum sulfuricum
4. natrum muriaticum

von jedem 10 Gramm in Pulverform. Sehr gut verpackt. Sei mir nicht böse und nimm Dir Zeit zu Allem, mache es so gelegentlich wie möglich ab. Ich bin wegen meiner zudringlichen Bitten schon Deiner verehrten Schwiegermutter so beschwerlich geworden, und möchte doch bei ihr und bei Dir und bei Deiner lieben Frau und bei allen Deinen werthen Verwandten in Zürich in recht gutem Andenken bleiben!

F.N.

[«]

140. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Sils-Maria, 21. August 1881>

Lieber Freund, ich habe Overbeck beauftragt, Ihnen den 2. Band von Keller’s „gr<ünem> Heinrich“ zuzusenden und bitte Sie das Ganze, als einen Labetrunk nach schwerer Arbeit, aus meiner Hand freundlich anzunehmen. Ich juble mit Ihnen, wenn ich an Ihre Filigran-Partitur denke.

Overbeck schrieb mir jüngst in einer Bewegung, die an ihm selten ist; charakteristisch schien mir dieser Satz „Dein Buch erfüllt mit höchstem Lebensmuthe, weil es so gründlich und ehrlich davon durchdrungen ist, daß zu trösten gar nicht der Beruf der Wahrheiten ist, und alle sancho-pansaartige Begehrlichkeit, mit der man gemeinhin an die Wissenschaft herantritt, niederschlägt". — Und der gute Rée hat, als Antwort, in der liebenswürdigsten Weise bei meiner Schwester angefragt, ob es erlaubt sei, von Stibbe nach Sils-Maria überzusiedeln. Endlich: Freund Romundt, der sich in Leipzig habilitirt hat, kündigt mir an, daß sein nächstes Werk „die Lehre Kants über Gott, Seele und Unsterblichkeit wieder aufbaue" — es soll, wie man mir meldet, Bismarck gewidmet werden — — !

In Paris ist eine Ausstellung für Electricität: ich sollte eigentlich dort sein, als Ausstellungsgegenstand, viell<eicht> bin ich in diesem Punkte empfänglicher als irgend ein Mensch, zu meinem Unglücke!

Treulich und dankbar der Ihre F. N.

[«]

141. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sils-Maria, 21. August 1881>

Meine liebe Schwester, der Schrecken darüber, daß meine Einsamkeit nicht heilig geachtet wird, hat mich 4 Tage krank gemacht, es schien als ob alle guten Geister mich verlassen hätten und die ganze geistige Arbeit des Sommers verloren sei. Nun, ich werde mir die Sache schon zurecht legen, und jedenfalls soll Freund R<ée> um so besser behandelt werden. Schon jetzt habe ich Gesichtspunkte, nach denen mir eine Zusammenkunft — jetzt mit ihm — sehr wichtig erscheint. — Darüber hatte ich ganz vergessen, Dir für Deinen ersten Brief zu danken, der mich so erheitert hatte; mir fiel ein Wort meiner Genueser Wirthin über die Frauen ein: „tutte le donne sono furbe" (Ungefähr: „alle Frauen sind Spitzbuben"). — Herr Malling-Hansen in Kopenhagen, der Erfinder der berühmten Schreibmaschine, hat mir jetzt zweimal geschrieben — aber es ist eine Sache für reiche Leute. Mit Transport wird es mindestens frs. 500 kosten. Die Maschine ist 8 Zoll lang, 6 Pfund schwer und befindet sich in einem Mahagonikasten. Der genaue Preis für Maschine Kasten und „zur Versendung verpackt" (also noch ohne Transport) ist R.M.375. — Ich friere so: Strümpfe! Viel Strümpfe!

Mit herzlichem Gruße und Dank.

[«]

142. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sils-Maria, 24. August 1881>

Ja, meine liebe Mutter, hier oben, 6000 Fuß höher als Genua, wo die Schneeschmelze bis zum Juni sich hinzieht, und im Juli und August Schnee fällt, hat man Wünsche, die unten in der Ebene etwas verrückt klingen mögen. Ich sehe nach dem Thermometer im Zimmer: 8 Grad Réaumur. Dabei schneidende Winde, und das unbeständigste Wetter, welches auch den Engadinern unangenehm und nachtheilig ist: leider (für mich qualvoll!) sehr viele Gewitter. Schreib mir doch, was für verschiedene Wirkungen die Nietzsche's vom Gewitter gespürt haben. — Mit meiner Nahrung bin ich sehr zufrieden: Mittag (1/2 12) jedes Mal ein Fleisch, mit Maccaroni, Morgens (1/2 7) ein rohes Eidotter Thee und Aniszwieback (ländlich-kräftig), Abends (1/2 7) 2 rohe Eidotter, ein Stück Polenta (wie sie alle Hirten und Bauern essen), Thee (zweiter Aufguß) und Aniszwieback. In Genua lebe ich noch viel „volkstümlicher", gleich den dortigen Arbeitern. Alle Morgen um 5 kalte Gesammtabwaschung, täglich 5—7 Stunden Bewegung. Von 7—9 Abends still im Dunklen sitzen (so auch in Genua, wo ich ohne Ausnahme jeden Abend von 6 an zu Hause war: nie Theater, Concert u.s.w. Ihr könnt Euch nicht denken, wie sparsam, ja geizig ich mit meinen geistigen Kräften und meiner Zeit umzugehen habe, damit ein so leidendes und unvollkommenes Wesen doch noch reife Früchte trage: nehmt mir in Hinsicht auf diese schwere Art zu leben nichts übel, ich muß gegen mich selber täglich, stündlich hart sein. In Liebe

Euer F.

[«]

143. An Heinrich Köselitz in Venedig

Sils-Maria Ende August 1881.

Aber das sind ja herrliche Neuigkeiten, mein lieber lieber Freund! Vor allem, daß Sie fertig sind! Mir wird bei dem Gedanken dieses ersten großen Fertigwerdens Ihres Lebens unsäglich wohl und feierlich zu Muthe, ich werde den 24. August 1881 im Gedächtniß behalten! Wie es nur zugeht! Aber mich überkommt, sobald ich nur Ihres Werkes gedenke, ein Gefühl von Befriedigung und eine Art von Rührung, dergleichen ich in Bezug auf meine eignen „Werke" nicht kenne. An diesen ist etwas, das immer und immer meine Scham beleidigt: sie sind Abbilder eines leidenden unvollständigen, der nötigsten Organe kaum mächtigen Geschöpfes — ich selber als Ganzes komme mir so oft wie der Krikelkrakel vor, den eine unbekannte Macht über's Papier zieht, um eine neue Feder zu probiren. (Unser Schmeitzner hat ganz gut verstanden, mich an diesem Punkt empfindlich zu berühren, indem er in jedem seiner letzten Briefe betonte, daß „meine Leser keine Aphorismen mehr von mir lesen wollten".) Nun, Sie, lieber Freund, sollen kein solcher Aphorismus-mensch sein, Ihr Ziel geht in's Höhere, Sie haben nicht nur, wie ich, den Zusammenhang und das Bedürfniß des Zusammenhanges ahnen zu lassen — Ihre Aufgabe ist es, in Ihrer Kunst die höheren Stilgesetze wieder offenbar zu machen, deren Beseitigung die Schwäche der neueren Künstler fast zum Princip erhoben hat: Ihre Aufgabe ist es, Ihre Kunst wieder einmal fertig zu zeigen! Das fühle ich, wenn ich an Sie denke, und ich genieße in dieser Aussicht ein Vollendetwerden meiner eignen Natur wie im Bilde. Diesen Genuß haben Sie mir bisher allein gegeben, und erst seitdem ich Ihre Musik kenne, steht es so zwischen uns.

Und dann die zweite Neuigkeit: daß Wien nach Venedig und der Berg zu Muhammed kommt! Welche Unruhe nimmt dies von mir! Ich sehe jetzt den Gang der Dinge, Ihre erste festliche Einführung — ich vermuthe, Sie werden, unmittelbar in dem Erfolge, den Muth haben, Ihren aesthetischen neuen Willen durch ein Paar beredte Schriftstücke der Welt kund zu thun und damit über die einzig zulässige Interpretation Ihres Werkes die Verwirrung beseitigen. Bekennen Sie sich ungescheut zu den höchsten Absichten! Menschen wie Sie müssen ihre Worte voranwerfen und sie durch ihre Thaten einzuholen wissen (selbst ich habe mir bisher erlaubt nach dieser Praxis zu leben) Benutzen Sie alle Freiheiten, die man dem Künstler allein noch zugesteht und bedenken Sie wohl: unsre Aufgabe ist unter allen Umständen anzutreiben, „**dort**hin" zu treiben — gleichgültig beinahe, ob wir selber dorthin gelangen! (Die exhortatio indirecta finde ich zum Erstaunen oft in meinem letzten Buche z. B. in dem Abschnitte § 542 „der Philosoph und das Alter" — die direkte Ermahnung und Anreizung hat dagegen etwas so Altkluges.)

So viel für heute — es ist gar nicht nöthig, hierauf zu antworten, lieber Freund. Wenn wir uns einmal wieder sehen, spielen Sie mir Ihre Musik als Antwort (sie ist mir in diesen Monaten recht in's Herz gesickert, und, aufrichtig! — ich weiß jetzt nichts, was ich lieber hören möchte —)

Es war mir eine rechte Freude, die Handschrift meines alten braven Gersdorff wiederzuerkennen (leider in etwas zu blasser Tinte) und zwar von einem Interesse Zeugniß ablegend, welches annoch selten ist und das ihn mir recht in der Nähe meiner Befürfnisse und Freuden zeigt.

Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner als eines durch Ihren letzten Brief Hochbeglückten.

Ihr Freund Nietzsche.

[«]

144. An Paul Rée in Stibbe

Sils-Maria Ende August 1881

Mein lieber lieber Freund, nur zweimal habe ich bis jetzt dem schönsten Schauspiele etwas zusehen dürfen — wie eine selbsteigne intellektuelle Natur sich plötzlich entfaltet, bei Ihnen und bei unserm Freunde Köselitz. Letzterer hat, nach einer wunderbaren tiefen Umwandlung seines „Geschmacks“, neuerdings ein Werk geschaffen, welches eine helle Heiterkeit und Höhe zeigt, daß ich darin wie in einem besseren Wasser schwimmen muß und im Schwimmen auf dieser neuen Fluth vor Vergnügen jauchze: — es ist seine komische Oper „Scherz List und Rache“. Und wenn er immer wieder mir zu verstehen giebt, daß meine Philosophie und Denkweise ihm zu dieser Umwandlung verholfen habe und daß diese hier in Tönen zu erklingen beginne, so bin ich sowohl als alter verunglückter Musikus und ebenso als neuer unmöglicher unvollständiger aphoristischer Philosophus allzu hoch geehrt, um mich nicht auch beschämt zu fühlen.

Und dieses selbe Jahr, das jenes Werk an’s Licht brachte, soll nun auch das Andre Werk an’s Licht bringen, an dem ich im Bilde des Zusammenhanges und der goldnen Kette meine arme stückweise Philosophie vergessen darf! Welches herrliche Jahr 1881! Ich empfinde gegen Sie, mein lieber Freund und Vollender, ein ganz unbegrenztes Wohlgefühl und möchte, was ich Ihnen vielleicht schon zehnmal sagte, eine eigne Sonne schaffen können, die über Ihnen und dem Wachsthum Ihres Gartens allein zu scheinen hätte. Wie sollte ich es auch aushalten, ohne von Zeit zu Zeit meine eigne Natur gleichsam in einem gereinigten Metalle und in einer erhöhteren Form zu sehen — ich, der ich selber Bruchstück und wandelndes Elend bin und durch seltne, selt<e>n „gute Minuten“ in das bessre Land hinausschaue, in dem die ganzen und vollständigen Naturen wandeln. Es jammert mich immer zu hören, daß Sie leiden, daß Ihnen irgend etwas fehlt, daß Sie jemanden verloren haben: während bei mir Leiden und Entbehrung zur Sache gehören und nicht wie bei Ihnen zum Unnöthigen und zur Unvernunft des Daseins.

Nun gleich etwas von dieser Unvernunft! Lieber Freund, wenn Sie jetzt reisen wollen, so thun Sie es ja nicht im Hinblick <auf> eine Zusammenkunft mit mir (die doch nur sehr kurz sein dürfte, nach allen neuern Erfahrungen!) sondern um Ihrer Gesundheit und der Gesundheit Ihrer verehrten Frau Mutter Willen! Sollte aber das Engadin nicht in letzterer Hinsicht ungeeignet sein? Es ist kalt und windig hierselbst, wir hatten letzthin sogar einen vollen Schnee-Wintertag. Den 26. Sept. reise ich nach Genua zurück, ich muß um diese Zeit dort sein, und will in den nächsten Jahren überhaupt nur zwischen Genua und Sils-Maria hin- und herreisen. (Ich vertrage Reisen nicht, habe kein Geld zu Ortswechsel und dergleichen und bedarf der unbedingten Einsamkeit nicht als einer Liebhaberei, sondern als der Bedingung, mit der ich vielleicht das Leben noch ein paar Jahre aushalte (— es geht nämlich, im Vertrauen gesagt, sehr elend). So habe ich mich denn entschlossen, auf das Wiedersehen mit Ihnen zu verzichten und Ihnen dringend ans Herz <zu> legen, für die eigne Wohlfahrt und die der nächsten und zugehörigsten Seele bei dem Entwurfe des Reiseplanes zu sorgen. Ach, mein lieber Freund Rée, bleiben wir zusammen auf den Höhen tapferer Gesinnung, hellen Schauens, fliegen wir miteinander durch Vergangnes und Zukünftiges und seien wir, im Wohlgefühle dieser Gemeinsamkeit, nicht dem Schicksale zu gram, wenn es uns von einander hält — wie es jetzt wieder zu thun scheint! —

In herzlicher Liebe und Treue
Ihr Freund
Nietzsche

[«]

145. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sils-Maria, 2. September 1881>

Den schönsten Dank, meine Guten Lieben — aber das war mein Geburtstagspaket! Da Ihr mir schriebt, eins schicken zu wollen, hatte ich Euch ja daraufhin meinen Wunschzettel geschickt. Alles ist recht und zum Theil schon im Gebrauch und im Verbrauch. Nun noch c. 3 Wochen, dann ist es wieder hier vorbei, am 26ten d. M. Abreise nach Genua. Das Wetter war in summa die ärgste Enttäuschung, die das Engadin mir machen konnte — und mir äußerst nachtheilig. Seit der letzten Karte war mein Zustand mir besorgnißerregend, der Kopfschmerz permanent, alle Speisen unmöglich. Draußen tiefer Schnee-Winter, oder Stürme, Gewitter, Regentage, alles wild durcheinander. Jetzt versuche ich eine Milchkur (der gute Rath des guten Lama kam genau zur Stunde, als ich das Milchtrinken anfieng) Rée schrieb, er und seine Mutter würden „in einigen Wochen“ reisefertig sein — aufrichtig, ich bin wenig zum Besuchempfangen mit meiner Gesundheit eingerichtet. Sonst — meine „Gedanken“ würden jetzt nicht mehr gestört werden! — ich habe gar keine mehr! Es ist Verfall. — Neulich fiel mir Frau Pastor Harseim ein, ich habe ihr als Knabe eine „heroische Handlungsweise“ zugetraut, sie war die erste Frau dieser Gattung, die ich kennen lernte. Ich freue mich über ihre Freude. — Schreibt mir Gutes und Beruhigendes über Gesundheit — es ist genug, daß Einer von uns Sorge macht!

In Liebe F.

[«]

146. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)

<Sils-Maria, 5. September 1881>

Lieber Freund, und armer Freund! — Denn ich denke mit Beschämung an die Zudringlichkeit meiner Nothstände! — wir wollen die Geldsendung in den October verschieben. Ein rekommandirter Brief, Genova poste restante, doch ohne Angabe, was darin ist, kommt schon in meine Hände. Was die Handwerkerbank und überhaupt jede Anlegung des Geldes in Basel betrifft, so wäre mir die Nennung meines Namens dabei unerwünscht. Falls mein Name aber nothwendig ist, so würde ich einer Züricher Anlage den Vorzug geben.

Ich habe schlimme Zustände durchgemacht, es trat, unter der Einwirkung des geradezu bösartigen und tollen Wetters, eine allgemeine decadence ein. Die Hoffnung auf das Engadin ist diesmal zu Schanden geworden, doch wäre es anderswo mir nicht besser ergangen, mindestens in diesem aufgeregten Europa, das vor Neuerungssucht selbst die Jahreszeiten durcheinanderwirft. Hier hatten wir tiefen Schneewinter, Herbststürme und Sommergewitter und Märzthautage wild durcheinander.

Dein dankbar gesinnter Freund

F.N.

[«]

147. An Ida Overbeck in Zürich (Postkarte)

<Sils-Maria, 5. September 1881>

Liebe Frau Professor, wenn ich mich heute an Sie mit einer Bitte wende, so wird es wohl wie schlechtes Gewissen aussehen — da ich mir bewußt bin, Ihrer verehrten Frau Mutter sowohl wie meinem Freunde schon gar zu viel Noth mit meinen Bitten gemacht zu haben! Ich möchte von Ihnen Auskunft über ein gelehrtes Kochgeräth, den sogenannten Papinianischen Topf (auch Digestor Papinianus, den Physiologen gut bekannt) Giebt es solche in Zürich? Und zu welchem Preise? Ein kleines Format vorausgesetzt (etwa um ein halbes bis ganzes Pfund Fleisch darin zu kochen) Oder finden Sie die luftdicht zu schließenden Umbach'schen Bouillontöpfe vorräthig?

Im Falle Sie etwas Derartiges entdecken, was sich für meine Genueser Küche eignen möchte und auch seinem Preise nach im Verhältniß zu mir steht, so senden Sie es mir noch in das Engadin.

Und Sie werden doch mir deshalb nicht böse sein? Herzlich

Ihnen zugethan und dankbar gesinnt
FN

[«]

148. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)

<Sils-Maria, 6. September 1881>

Verschen aus der Baumannshöhle.
Die Weisheit spricht: da wo Gedanken fehlen,
Da stellt der Thee zur rechten Zeit sie ein,
Ein Gott noch unbekannt den Griechenseelen,

„Maschinentheos“: — laßt uns weise sein!

(So sprach einst der eine Höhlenbär zum anderen, als er von ihm das Theetrinken lernte.)

[«]

149. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)

<Sils-Maria, 18. September 1881>

Danke Deiner lieben Frau für ihre ebenso gütige als exakte Auskunft. Nein, ein solcher Topf paßt nicht für meinen Haushalt: welcher flüchtig und transportabel sein muß, wie ich selber (ebenso wenig als die erwähnte Schreibmaschine) Die Zeitschriften laß! Die gesuchten Aufsätze stehen in Liebmann’s „Analysis“ auch. Ceterum, missis his jocis, dicam quod tacere velim, sed non jam tacere possum. Sum in puncto desperationis. Dolor vincit vitam voluntatemque. O quos menses, qualem aestatem habui! Tot expertus sum corporis cruciatus, quot in caelo vidi mutationes. In omni nube est aliquid fulminis instar, quod manibus me tangat subitis infelicemque penitus pessumdet. Quinquies mortem invocavi medicum, atque hesternum diem ultimum speravi fore — frustra speravi. Ubi est terrarum illud sempiternae serenitatis caelum, illud meum caelum? Vale amice.

[«]

150. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)

<Sils-Maria, 20. September 1881>

Lieber Freund, das Geld ist auch eingetroffen, insgleichen die delikaten Backwerke, für welche ich der verehrten Senderin den herzlichsten Dank auszudrücken bitte. In einer Woche reise ich ab. Die Abhandl<ung> von Fick ist mir jetzt nicht mehr nöthig. Bitte, habe die Güte, meine mannichfaltigen Ausgaben, zu denen meine leiblichen und geistigen Bedürfnisse in diesem Sommer Anlaß gegeben haben, bei Dir und den Deinen im Hause Falkenstein in Ordnung zu bringen! Es ist ja bald wieder Geld für mich in Deinen Händen, das dazu dienlich ist. — Hast Du vielleicht an Köselitz den 2ten Band des „grünen Heinrich“ geschickt? — Denke Dir, daß Freund Rohde Buch und Brief, vor 3 Monaten ihm zugesandt, unbeantwortet gelassen hat! Was mag den wieder quälen!

— Man muß sich die Geduld zum Aushalten in Pfennigen zusammenbetteln. Vertraue mir, ich habe noch Gründe auszuhalten. —

Dein Freund.

[«]

151. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sils-Maria, 21. September 1881>

Mein liebes Lama, es ist nicht leicht möglich, mir mit einem Geschenk mehr Vergnügen zu machen als Du mir mit den Büchlein's gemacht hast; so oft ich sie gebrauche, werde ich dankbar Deiner gedenken, ebenso oft als ich bisher mich geärgert habe, daß ich in diesem Punkte wie der erste beste Schulknabe fürlieb nehmen mußte. (Sonst schwimmt nämlich ein nur einigermaßen geachteter Autor oder Künstler in einem Luxus von Geschenken, die sein Handwerkszeug betreffen — und es ist der beste Beweis dafür, daß ich vollkommen ohne Anerkennung meinen Weg gehe (seit ich mir die „Parteien" der -ianer vom Halse geschafft habe) wenn ich constatire, daß nach 10 Jahren Thätigkeit ich wie ein Anfänger mit dem geringsten Zeuge arbeite, das gar nichts mit meinen Gedanken zu thun hat. Es vermehrt meinen Stolz, daß ich diese schönen und sinnreich geschmückten Büchlein meiner Familie und nicht irgendwelchen „Verehrern" verdanke.) Bleistift Nr. 2 ist recht, aber fürderhin wollen wir Faber abdanken. Romundts Buch, recht ausgequollen persönlich, scheint mir sehr erquicklich und für ihn hoher Ehren werth; ich kenne etwas die inneren Widerstände, die er zu überwinden hatte; wie blutig-schwer ist jeder Schritt der Selbständigkeit! — Mit der herzlichsten Dankbarkeit

Dein Bruder.

[«]

152. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sils-Maria, 21. September 1881>

Meine liebe Mutter, gestern hatte ich den besten Tag dieses Jahres — es war ein vollkommner September, Geist und Leib bei mir frei, Mittags kamen die Geschenke, und den ganzen Nachmittag lief ich mit glücklichen und dankbaren Gefühlen an den blauen Seen herum. Die Strümpfe sind ein wahrer Schatz, ich sehe mich schon wieder die langen stillen Abende mit doppelten Strümpfen in der Kälte sitzen. Die Uhr werde ich jetzt um der Uhrkette willen noch weniger gern verlieren, ich denke beide so lange als möglich zu tragen. Die Handschuhe kommen sehr erwünscht, ein klein wenig allerdings post festum, denn ich habe schon ein erfrornes Fingerchen. Nun, der Genueser Winter ist noch in Aussicht, vielleicht wird er härter. In Betreff der Hallischen Pfefferkuchen bin ich alles Lobes voll, es ist mein „Leib"-confekt, das mir immer gut thut — und es freut mich, wie ich schon einmal schrieb, daß Ihr in Naumburg doch wenigstens etwas habt, das billig ist. Dienstag geht es fort nach Genua, leider sehr unbequem, mit Nachtreisen und Nachtankunft (fast 3 Tage unterwegs!) Dann kommt die Noth, Wohnung zu finden: ach, diese nächsten Wochen sind eine große Aufregung, und ich werde wohl viel krank sein! Adresse wieder: Genova (Italia) poste restante. Der Name Nietzsche unterstrichen, N sehr deutlich.

[«]

153. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Sils-Maria, 22. September 1881>

Hier die letzte Karte aus dem Engadin, von jetzt ab heißt es wieder: Genova poste restante. Gefährliche Zeiten waren es, der Tod schaute mir über die Achsel, ich habe den ganzen Sommer über fürchterlich gelitten: wohin soll ich mich wenden! Daß ein Himmel mit monatelanger Reinheit eine Lebensbedingung für mich geworden ist, sehe ich nun ein: lange vermag ich diesem ewigen Wechseln, diesem Wolken-aufziehen nicht mehr Stand zu halten! Und welche Energie der Geduld verbrauche ich nutzlos im Kampfe mit dem unvernünftigen Element! Denken Sie, ich habe in summa hier oben 10 erträgliche Tage gehabt, und die schlimmen Tage brachten Zustände so gräßlich als ich sie in Basel erlebt habe. — Der größere Theil derer, welchen ich mein Buch geschickt habe, hat, in 3 Monaten, nicht einmal ein Wort des Dankes für mich gehabt. Nun, das kann mich stolz machen: ach, Freund, ich brauche noch etwas Leben, denn ich habe noch etwas damit anzufangen! Mögen die Menschen mir keine Freude machen: so will ich mir selber Freude machen! Aber Ihre Musik muß mich umtönen, das wird mir nöthig, merke ich jetzt.

Treulich F.N.

[«]

154. An Hermann Pachnicke in Berlin (Postkarte)

<Sils-Maria, 24. September 1881>

Mein lieber Herr Pachnicke, Ihre Anhänglichkeit thut mir wohl, und fast scheint es mir als wenn, mit der Zeit, sich daraus auch irgend eine Anähnlichung ergeben müßte. Erwägen Sie recht innerlich, was ich in der „Morgenröthe“ gesagt habe — deren Aushängebogen ein Geschenk für Sie sein sollen. In philologicis wenden Sie sich ja an meinen Freund, Professor Dr. Rohde an der Universität Tübingen — ich selber lebe ferne und ohne Bücher und kann keine Briefe schreiben. Muth und eine hohe Gesinnung Ihnen wünschend

der Ihrige F.N. (Genova (Italia)
poste restante.

[«]

155. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 4. Oktober 1881>

Meine Lieben, so bin ich wieder im alten Genua eingerichtet, mitten im Gäßchengewühl und recht im Gegensatz zu der Eleganz der Kranken in Nizza. (Inzwischen hat mich Vieles für Nizza bereden wollen, ich widerstrebe) Müde und wie betäubt bin ich hier angekommen, mein Zustand war unbeschreiblich geworden, und die Reise selber war nur durch einen Krampf von Energie möglich. Fast fürchte ich, mir einzugestehn, daß Recoaro und Engadin endgültige Widerlegungen meiner Bergaufenthalte sind (wegen der größeren Nähe der Wolken) Daß Dr. Rée mich hier besuchen wird, ist sehr fein und praktisch für mich ausgedacht. — Es ist mir ein Paar Mal gelungen durch meine medizinischen Künste einen entschiedenen Anfall aufzuhalten — zu meinem großen Erstaunen! — Die Notizbücher sind herrlich, aber — es steht noch nichts drin. Genova poste rest<ante>

[«]

156. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 4. Oktober 1881>

Drei Worte, lieber Freund, die ersten wieder aus Genua! Und wieder waren Sie es, der mich hier zuerst begrüßte — Sie glauben nicht, wie empfänglich ich für solche Zeichen der Seele bin. — Ich bin gereist fast mit der Energie eines Tollen, denn der Wechsel meiner Zustände und die Quälerei, an der meine halbe Blindheit auf Reisen schuld ist, überstiegen alles Maaß, und mit „Geduld“ war nichts mehr auszurichten.

Bleiben Sie bei Ihrem Matrim<onio> segr<eto>-Projekt! Es giebt noch keine Oper, bei der einem Nordländer völlig **südländisch** zu Muthe wird, — das bleibt Ihnen aufgespart!

Treulich Ihr F.N.

[«]

157. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 8. Oktober 1881>

Meine Guten Lieben! So schwer es mir wird, es mir einzugestehn — ich kann nur noch am Meere leben. Das Martyrium vom 1 Mai bis 1 Oktober war gräßlich und barg alle und die schlimmsten Gefahren für mich in seinem Schooße. Auch hier leide ich viel, wie Ihr wißt, aber es ist doch menschenmöglich, damit zu leben, während im Engadin, in Marienbad, in Naumburg und Basel mir das Leben zur Thierquälerei wurde. — Freund Rée soll mir einen großen Gefallen thun, nämlich die gebundenen 2 Bände meiner eignen Schriften, die Ihr in Naumburg habt (gut im Carton verpackt, mit Seidenpapier) mitbringen. Ich brauche sie — und überdieß machen sie mir Vergnügen. Wenn ich sie nicht lese, wer liest sie! —

In herzlicher Liebe (bei Scirrocco)

Euer F.

[«]

158. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 14. Oktober 1881>

Nun, alter lieber Freund, so habe ich wieder meine Stadt Genua, die unmodernste, die ich kenne und die zugleich von Lebenskraft strotzt — so etwas ganz und gar Unromantisches und doch höchst Ungemeines: so will ich denn weiter leben in der Obhut meiner hiesigen Schutzheiligen Columbus Paganini und Mazzini, die zusammen sehr gut ihre Stadt vertreten. Von Dir und von Deiner verehrten Schwiegermutter erhielt ich die einzigen Ermuthigungen im Engadin — ich habe einen fürchterlichen Wechsel von Zuständen durchgemacht, und meine Abreise und Reise wurde nur durch eine gewisse Tollheit von Energie möglich.

F.N.

[«]

159. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 21. Oktober 1881>

Ich schreibe im Café, mein Zimmer hat nicht Licht genug zum Lesen und Schreiben (aber am 25ten d. M. wechsele ich — die dritte Wohnung wieder!) Ach, meine Lieben, es ging und geht nicht gut! Ich mag gar keine Einzelheiten melden. Es ist ein fortwährender Kampf, Tag für Tag. Möchten Eure guten Wünsche endlich einmal „einschlagen“! Inzwischen heißt es: tapfer sein! — Wir haben eigentlich Winter, eisige Regen mit Sturm, mir graut vor dem, was kommt, vielleicht ein harter Winter — und ich wieder ohne Ofen. Aber die giebt es hier nicht. Der fürchterliche Aufenthalt im Engadin hat mich vorbereitet. — Denkt, daß zu den Übelständen dieses Monates gehörte, Abends von 8—12 außer meinem Zimmer zu sein (in Folge einer schrecklichen Musik nebenan) Genug, es bedarf wieder der Geduld. Habt auch mit mir Geduld!

In Liebe und Dankbarkeit.

[«]

160. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 21. Oktober 1881>

Eisige Regen, heftige Winde, kurz Winter, es ist hart und läßt Schlimmes fürchten. J. Burckhardt hat Recht, aber mir dem Fast-Blinden sind jetzt alle neuen Versuche mit Städten und alle Reisen überhaupt unausstehliche Martern geworden; diese Stadt (auch diese Bevölkerung) sagt meinem Charakter zu und hält mich in der Tapferkeit und im Streben fest. Ach, Freund, wie gieng es inzwischen! Jeder Tag ein Kampf — die Summe von Energie, Geduld, Besinnung und Erfindung, die täglich von mir verbraucht wird, ist wahrlich nicht gering, aber da Niemand darum näher weiß, wird sie mir einmal auch Niemand anrechnen — und zuletzt nennt man gar mein Leben ein müßiggängerisches. — Lege das Geld doch auf 6 monatl. Kündigung an. — Ich denke Deiner und der Deinigen in herzlicher und steter Dankbarkeit, lieber guter Freund!

F.N.

[«]

161. An Erwin Rohde in Tübingen (Postkarte)

<Genua, 21. Oktober 1881>

Lieber alter Freund, da Du mir inzwischen nicht geschrieben hast, so nehme ich an, daß es irgendwelche Schwierigkeiten dabei für Dich giebt. Deshalb spreche ich heute die herzlich gemeinte Bitte und dies ohne alle für Dich peinlichen Hintergedanken aus: schreibe mir jetzt nicht! Es verändert sich damit gar nichts zwischen uns, aber unerträglich ist mir die Empfindung, anscheinend durch die Zusendung eines Buches auf einen Freund eine Art Zwang ausgeübt zu haben. Was liegt an einem Buche! Ich habe noch Wichtigeres zu thun — und ohne dies wüßte ich nicht, wozu leben. Denn es geht mir hart, ich leide viel.

In Liebe
Dein F. N.

[«]

162. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 27. Oktober 1881>

Es war eine fürchterliche Zeit für mich, und ich hatte meine Genueser Kühnheit nöthig, um durchzukommen. Ich führe täglich einen Kampf durch, von dem Niemand einen Begriff hat, die Anfälle meiner Schmerzen sind so mannichfaltig und verlangen von mir so viel, viel Energie, Geduld, Nachdenken und Erfindung — ja es ist fast lächerlich: Erfindung! — — — —

Ihr Brief war wieder das Beste, was die letzten Wochen mir vom Dasein zeigten — ich war glücklich, Sie wieder mir schaffend denken zu dürfen, und noch mehr erquickte es mich zu hören, daß Sie Ihrem Leben einen großartigen langen Plan einzuverleiben gedenken — mit dieser Ihrer Praxis errathen Sie beinahe die Ausschweifungen meiner neuesten Theorien.

In treuer Neigung Ihr Freund
F.N.

[«]

163. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 28. Oktober 1881>

Willst Du mir, lieber Freund, folgendes Buch unter Kreuzband senden lassen (durch Deinen Leipziger Buchhändler, mit dem Du es vielleicht vereinbarst, daß ich direkt mit meinen Bücheraufträgen mich an ihn wenden kann, und daß die Zahlung jährlich zugleich mit Deinen eigenen Zahlungen erfolgt?)

Foissac, Meteorologie, Deutsch von Emsmann.
Leipzig 1859.

(Es ist von wegen der fürchterlichen Einflüsse der atmosphärischen Elektrizität auf mich — sie werden mich noch auf der Erde herumtreiben, es muß bessere Bedingungen des Lebens für meine Natur geben. Z. B. in den Hochebenen Mexicos, auf der Seite des stillen Ozeans (schweizerische Colonie „Neu-Bern"). Sehr, sehr, sehr gequält, Tag um Tag.

Dein Fr.

[«]

164. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 29. Oktober 1881>

Das waren wieder schreckliche Zeiten! Jeder Tag ein Elend und ein Kampf! Das unglaublichste Wetter! Ich bildete mir ein, hier milder fortzukommen als im Engadiner Sommer — aber die Schmerzen sind **dieselben**. — Seit gestern habe ich die neue Wohnung, welche mir schöne Ruhe zu geben erscheint. Es ist gut, daß Freund Rée mich nicht in den letzten Wochen hier gesehn hat — ich war auf die tiefste Stufe meiner Ansprüche herabgestiegen. Jetzt kann ich mich schon „sehen lassen" — es hat mich viel Nachdenken gekostet, dies Haus zu finden. Adresse: Genova, salita delle Battistine 8 (interno 6), aber nur für Rée und nicht für Briefe.

In Liebe Euer Philoktet.

[«]

165. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 6. November 1881>

Ich erhebe mich eben von der letzten Niederlage. Aber lassen wir die Gesundheit (und ogni speranza)! Ich bin hier in Genua so reich, so stolz, so ganz principe Doria und verlange nach nichts als nach Ihnen, lieber Freund — ich biete Ihnen alle Güter dieser meiner Welt, um Sie, vielleicht für einen Monat, nach Genua zu locken, Sie sammt Ihrer neuen und alten Musik! Ich war — in allem Ernste gesagt Ihretwegen — im Theater und hörte Rossini's Semiramide und Bellini's Giulietta e Romeo (dies 4 mal).

Dieser Monat ist hier sehr schön; ich sitze Abends in einem Weingarten, mit Meer, Bergen und Villen unter mir, ja ich nehme ein Meerbad, in meiner Grotte der Morgenröthe. Wenn die Lotterie uns günstig ist, kommen Sie? Ein Rundreisebillet für 40 Tage kostet 44 lire (ein Zimmer für 15—20) und sonst alles sehr billig.

Ihr Freund N.

[«]

166. An Paul Rée in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 6. November 1881>

Mein lieber Freund, eben giebt mir ein Brief meiner Schwester ein Bild von Ihnen, genug und zuviel für meine Ungeduld und mein — Tage-Abzählen: — ich meinte, der Anfang des November werde uns zusammenbringen! Halten Sie ja an dem Wiedersehen in Genua fest — dieser Ort gehört zu mir, ich will Ihnen denselben schon präsentiren und repräsentiren, ganz als principe Doria, wenn Sie wollen. — Heute nur eine Bitte: bringen Sie mir zwei Chemicalien mit, welche ich hier nicht aufzufinden weiß 1) Magnesia phosphorica 2) Kali phosphoricum; von Jedem 50 Gramm, in Pulver und Jedes wohlverschlossen in Glas (wegen der leichten Löslichkeit). Wollen Sie so gut sein?

Von Herzen Ihr Freund Nietzsche.

[«]

167. An Franz Overbeck in Basel

<Genua, 14. November 1881.>

Mein lieber Freund, was ist dies unser Leben? Ein Kahn, der im Meere schwimmt, von dem man nur dies mit Sicherheit weiß, daß er eines Tages umschlagen wird. Da sind wir nun zwei alte gute Kähne, die sich treulich Nachbarschaft gehalten haben, und namentlich hat Deine Hand redlich dabei geholfen, mich vor dem „Umschlagen“ zu behüten! So wollen wir denn unsere Fahrt fortsetzen und einer um des Andern Willen recht lange! recht lange! — wir würden uns so vermissen! Einigermaßen glatte See und gute Winde und vor allem Sonne — was ich mir wünsche, wünsche ich auch Dir; und traurig, daß meine Dankbarkeit sich eben nur in einem solchen Wunsche äußern kann und daß sie gar nichts über Wind und Wetter vermag!

Foissac ist eingetroffen, schnell und billig von Deinem Buchhändler besorgt: diese medizinische Meteorologie, obschon von der Academie gekrönt, ist aber leider eine Wissenschaft in der Kindheit und für meine persönliche Noth eben nur ein Dutzend Fragezeichen mehr. Vielleicht weiß man jetzt mehr — ich hätte in Paris bei der Elektrizitäts-Ausstellung sein sollen, theils um das Neueste zu lernen, theils als Gegenstand der Ausstellung: denn als Witterer von elektrischen Veränderungen und sogenannter Wetter-Prophet nehme ich es mit den Affen auf und bin wahrscheinlich eine „Spezialität“. Kann Hagenbach vielleicht sagen, durch welche Kleidung (oder Ketten, Ringe u.s.w.) man sich am besten gegen diese allzustarken Einflüsse schützt? Ich kann mich doch nicht immer in einer seidenen Hängematte aufhängen! Besser, sich ganz aufzuhängen! Und sehr radikal!

Wann ist der Gotthardtunnel fertig? Wann soll er befahren werden? Er soll mich zu Dir und zu den Ärzten (Augen- und Zahnärzte einbegriffen) bringen; ich habe eine lange Consultation in’s Auge gefaßt. (Dieser Tunnel ist den Genuesen vor die Thür gebaut, sie sind äußerst dankbar, ja, sie sind gegen jeden Schweizer jetzt dessenthalben artig.)

Meine Augen versagen immer mehr — die außerordentliche Schmerzhaftigkeit nach kürzestem Gebrauche hält mich geradezu von der Wissenschaft entfernt (ganz abgesehn von der großen Schwachsichtigkeit.) Seit wie lange habe ich nicht lesen können!! Romundt’s Buch habe ich nicht gelesen — nach einem musternden Blicke aber glaube ich, es ist Schleicherei auf verbotenen, **uns** verbotenen Wegen — das mag ich nicht! —

Paësiello’s Meisterwerk ist das matrimonio segreto: da kam Cimarosa und componirte denselben Text noch einmal, und siehe! es wurde auch sein Meisterwerk. Und nun kommt Köselitz und — das ist das Neueste — er hat es zum dritten Male componirt und ist im Wesentlichen fertig damit. Der Text verdient es — das Wagniß und die Kühnheit des Gedankens hat mir zu denken gegeben. So wie ich K<öselitz> kenne, freue ich mich dieses Charakterzugs: Überhebung und Dreistigkeit sind ihm sehr fremd. — — Die „Nacht o holde“ hat auf Dich vielleicht etwas anders gewirkt als auf mich, nach Deinen Worten zu schließen — und so ist es natürlich. Genug, es war beide Male ein Eindruck, der zu Ehren des Componisten auslief. —

Mit der Bitte, mich Deiner lieben Frau des Herzlichsten zu empfehlen verbleibe ich Dein Freund

Friedr. Nietzsche.

[«]

168. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 18. November I88I>

Lieber Freund, vielleicht bringt gerade das Interesse Ihres Schaffens eine zeitweilige Nöthigung der Ruhe oder der energischen Abziehung mit sich: ich weiß das nicht — aber kommen Sie, wenn Sie müssen, angemeldet oder unangemeldet: Ihrer bin ich immer gewärtig! Vom „Gelde“ sage ich nur so viel: ich erspare immer etwas: warum soll ich dies nicht für den gegebenen Fall eines Besuchs auf Ihre Zukunft anlegen, statt auf die des Hrn. Schmeitzner? Was ist sicherer? Sagen Sie selber! (— Ich rede recht genuesisch! —) Freund, ein großer Fund für Sie! Ich hörte zweimal eine ganz junge Sängerin als Somnambula: Emma Nevada. Zweimal hat sie mich in eine sanfte Trunkenheit versetzt (was noch keine Stimme über micht vermocht hat) Immer schwebt jetzt „Nausicaa“ um micht, ein Idyll mit Tänzen und aller südlichen Herrlichkeit solcher, die am Meere leben, Musik und Dichtung von Freund Köselitz; Nausicaa gesungen von Emma Nevada. Meine Genuesen waren ganz außer sich, sie haben sie behandelt wie einen Engel vom Himmel.

Ihr F.N.

Gab es je so schönes Wetter? —

[«]

169. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 18. November 1881>

Meine liebe Schwester, vom Tode der Frau von W<öhrmann> hatte ich sogleich durch Köselitz Nachricht, schreiben kann ich nicht, obschon ich es herzlich gern thun möchte. Ach, die Augen — Ich weiß mir damit gar nicht mehr zu helfen, sie halten mich förmlich mit Gewalt **ferne** von der Wissenschaft — und was habe ich außerdem! Nun, die Ohren! könnte man sagen. — Wir hatten das schönste Wetter inzwischen, und alles in allem, ich habe nie Besseres erlebt. Jeden Nachmittag sitze ich am Meere. Durch die Abwesenheit der Wolken ist mein Kopf frei, und ich bin voller guter Gedanken und Absichten — aber, wie gesagt, die Augen! sie halten nicht mehr eine Viertelstunde Lesens aus, ohne Schmerzen zu machen. Es genügt mir, daß hier und da ein Wörtchen in Dein herrliches Notizbuch kommt — es muß mir genügen! Eurer immer dankbar gedenkend — in Liebe F N.

[«]

170. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 27. November 1881>

Mein lieber Freund, es wäre unbescheiden, auf meine „Aufforderung zum Tanz“ der Reise zurückzukommen, aber erzählen will ich doch, daß die erste Seite Ihres Briefes mich lachen machte, vor freudiger Erwartung. Ich war in meinem Garten, d. h. dem der Villetta Negro, neben der ich wohne (Stendhal nennt sie einmal „eine der malerischesten Stellen Italiens“); und dachte Ihrer in vieler Liebe. —

Der liebliche Singevogel ist davongeflogen (er singt jetzt „Mignon“, in Florenz). — Das Goldmännchen von Mailand ist an mir vorübergegangen — und an Ihnen auch, wie ich fürchte? — Dr. Rée schreibt von Gersdorff in Leipzig, und daß er es da nicht lange aushalten werde, „vor Sehnsucht nach Venedig und Köselitz“. Ohime! Sie seufzen! —

In Treue Ihr Freund F. N.

[«]

171. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 27. November 1881>

Lieber, guter Freund, ich und alles „Meinige“ macht Ihnen Noth! Dieser Herr Busse! Aber es waren ein paar so delikate Empfindungen in seinem Briefe, daß ich ergriffen war — ergriffen und voller Spott über mein Schicksal! Niemand (wenn ich einen einzigen Menschen ausnehme —) hat mich bisher so geehrt wie dieser arme Herr Busse. Senden Sie nur seine Sendschreiben, ich will ihm sogar antworten —: er ist mein ganzes „Publicum“. —

„Zeitschriften“ — etwas mir ganz fremd Gewordenes: wozu! ich kenne die Zeit nicht mehr, nehme mir Zeit und brauche keine Publicität: wenn ich aber eine brauchte, dann würde ich nicht an ein Journal denken, das sich selber lesen muß, um Leser zu haben. (Oder wird auf die Anti-Juden spekulirt?) Seien wir geduldig!!!

Soll ich die Briefe zurück an Sie schicken?

[«]

172. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 28. November 1881>

Hurrah! Freund! Wieder etwas Gutes kennen gelernt, eine Oper von François Bizet (wer ist das?): Carmén. Hörte sich an wie eine Novelle Mérimée's, geistreich, stark, hier und da erschütternd. Ein ächt französisches Talent der komischen Oper, gar nicht desorientiert durch Wagner, dagegen ein wahrer Schüler von H<ector> Berlioz. So etwas habe ich <nicht> für möglich gehalten! Es scheint, die Franzosen sind auf einem besseren Wege in der dramatischen Musik; und sie haben einen großen Vorsprung vor den Deutschen in Einem Hauptpunkte: die Leidenschaft ist bei ihnen keine so weithergeholte (wie z. B. alle Leidenschaften bei Wagner).

Heute etwas krank, durch schlechtes Wetter, nicht durch die Musik: vielleicht sogar wäre ich viel kränker, wenn ich sie nicht gehört hätte. Das Gute ist mir Medizin! Darum meine Liebe zu Ihnen!!

[«]

173. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 4. Dezember 1881>

Das war ein Wort zur rechten Zeit, meine liebe Lisbeth! Ja, die Schreibmaschine ist mir unentbehrlich (sonderbar! ich hatte sie aus den Gedanken verloren und doch leide ich so an den Augen! sie sind bei jedem Anfall sehr betheiligt!) Also: ich will die Maschine kaufen — **vorausgesetzt**, daß Freund Rée sie mir mitbringt (daß sie nicht geschickt werden muß!) Auch möchte ich nicht gerade das Exemplar haben, auf dem Jedermann gespielt hat. In der zweiten Hälfte Dezember schicke ich das noch nöthige

Geld an Dich — wie viel? — daß Du über 200 M. für mich vom Oktober an verfügen könntest, schriebst Du mir.

Ich habe neulich auf meiner Karte Freund Rée nicht einmal für seinen schönen Brief gedankt!

Nein! Wie zur rechten Zeit Dein Brief kam! Ich erhob mich von einem schweren Anfall und wußte gar nicht mehr, was machen. Ich habe so viel zu schreiben. Eurer in Liebe gedenkend!

[«]

174. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 5. Dezember 1881>

Lieber guter Freund, von Zeit zu Zeit (wie kommt das?) ist es mir wie ein Bedürfniß, so etwas Allgemeineres und Unbedingteres über Wagner zu hören, und am liebsten von Ihnen! Auch über Chamfort **gleich** zu fühlen, soll eine Ehrensache für uns Beide sein, er war ein Mann vom Schlage Mirabeau's, nach Charakter, Herz und großem Sinne — M<irabeau> selber urtheilte so über seinen Freund.

Daß Bizet todt ist, gab mir einen tiefen Stich. Ich hörte Carmen zum zweiten Male — und wieder hatte ich den Eindruck einer Novelle ersten Ranges, wie etwa von Mérimée. Eine so leidenschaftliche und so anmuthige Seele! Für mich ist dieses Werk eine Reise nach Spanien werth — ein höchst südländisches Werk! — Lachen Sie nicht, alter Freund, ich vergreife mich mit meinem „Geschmacke" nicht leicht so ganz und gar. — In herzlicher Dankbarkeit

Recht krank inzwischen, doch wohl durch Carmen - - -

[«]

175. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 5. Dezember 1881>

Meine liebe Schwester, ich kenne die Hansen'sche Maschine recht gut, Hr. Hansen hat mir zweimal geschrieben und Proben, Abbildungen und Urtheile

Kopenhagener Professoren über dieselbe geschickt. Also diese will ich (nicht die amerikanische, die zu schwer ist.)

Haus Falkenstein ist verkauft, Rothpletzens siedeln spätestens 1 April nach München über. Man fragt wegen meiner Bücher an; ich möchte sie eigentlich mit nach München transportiren lassen — das ist ein Universitätsort mit herrlichem Hochwald in der Nähe — möglich, daß ich da einmal eine Zeitlang arbeite oder Collegien höre. Schreib mir über diesen Punkt. Herzlichste Grüße an unsre gute Mutter

[«]

176. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 6. Dezember 1881>

Lieber Freund, verzeihe, daß ich nur Ein Wort des Dankes für Deinen **guten** Brief habe — die Augen erlauben mir nicht mehr die geringste „Freigebigkeit im Schreiben“. Wegen der Bücherkisten erbitte ich mir noch etwas Bedenkzeit. Wenn der Gehalt fällig ist, so sende mir doch wieder 500 frs. davon, poste restante und recommandirt, aber ohne Bezeichnung des Geldwerthes, als Brief somit. Mein alter Paß von 1876 wirkt immer noch bei der Post. — Deinem Buchhändler schulde ich 3 Mark 90 Pfennige. — In Leipzig essen jetzt Rée, Gersdorff und Romundt zusammen, es wird da viel unser gedacht. — Die Schreibmaschine ist eine Nothwendigkeit geworden, ich habe den Auftrag dafür gegeben, meine Schwester war deshalb in Leipzig und hat dort eine solche arbeiten sehn. — Mehrere böse Anfälle. Das Wetter aber in Summa sehr gesund.

Von ganzem Herzen grüßend
N.

[«]

177. An Heinrich Köselitz in Genua (Postkarte)

<Genua, 8. Dezember 1881>

Sehr spät bringt mein Gedächtniß (das mitunter verschüttet ist) heraus, daß es wirklich von Mérimée eine Novelle „Carmen“ giebt, und daß das Schema und der Gedanke und auch die tragische Consequenz dieses Künstlers noch in der Oper fortleben. (Das libretto ist nämlich bewunderungswürdig gut) Ich bin nahe daran zu denken, Carmen sei die beste Oper, die es giebt; und so lange wir leben, wird sie auf allen Repertoiren Europa's sein.

Herr O. Busse verspricht seine Gedanken über die „Fortpflanzung des Menschen" zu veröffentlichen (oh **ich** Unglücklicher! —) einstweilen empfiehlt er in seinem Sendschreiben die Kindes-Aussetzung nach Art der Spartaner. Ich finde das Wort und das Gefühl nicht, um ihm zu antworten.

Eine lateinische Abhandlung über **Epicur** will mir gewidmet sein: bravo!

Ich lebe seltsam, wie auf den Wellenspitzen des Daseins — eine Art fliegender Fisch. Sie sind mir immer gegenwärtig, mein lieber Freund!

F.N.

[«]

178. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 12. Dezember 1881>

Lieber Freund, ich danke Dir für Deine Mittheilung und Mühwaltung! Heute erfahre ich durch Dr. Rée, daß Hr. Schmeitzner für seine zu begründende Zeitschrift Mitarbeiter wirbt durch die Versicherung, daß Du und ich fest zugesagt hätten! Unverschämt! Die Wahrheit ist, daß er noch gar nicht an mich eine Anfrage gestellt hat, und daß ich unsäglich weit davon entfernt bin, mich an dieser Zeitschrift zu betheiligen! — Auf die genannte Weise hat er Hrn. Dr. von Stein (in Halle Privatdozent) gewonnen. — Ich sehe weder ein Princip, noch einen großen Namen, noch irgend ein Bedürfniß — wozu diese Zeitschrift? Und Herr Widemann halte ich für merkwürdig ungeeignet, Redacteur zu sein. —

Für den nächsten Monat hoffe ich auf den Besuch Dr. Rée's, dessen Buch „das Gewissen" tüchtig gefördert wird. In alter Liebe und Dankbarkeit

F.N.

[«]

179. An Carl von Gersdorff in Leipzig

<Genua,> 18 Dezember 1881.

Mein lieber alter Freund,

das nenne ich eine grandiose Art, der Verfinsterung unsrer Freundschaft ein Ziel zu setzen und Licht zu schaffen! Ich war vor Vergnügen ganz außer mir, als ich Deine Karte gelesen hatte — ich lief mit einem so glücklichen Gesichte durch die Straßen Genua's, daß die Leute mich verwundert ansahen; zuletzt hielt ich ein Tuch vor das Gesicht. Nun! Glaube es mir nur, ich bin wirklich noch Dein alter Freund, ja ich meine, ich werde Dir förderhin ein bessrer Freund sein können als ich es früher war — das ist eine Frucht der letzten schweren seltsamen entscheidenden Jahre! Viel Wetter und Unwetter sind uns Beiden über den Kopf (und über das Herz) gegangen, manche Rinde mußte brechen — aber, wir Beide sind inzwischen trotzalledem, gleich guten alten Bäumen, in die Höhe gewachsen — wer weiß wie hoch! Heute weiß ich nichts Besseres zu thun als einem liebenswürdigeren Wesen als ich bin nachzufolgen und Dir auch ein Gelöbniß zu machen. Ja, mein alter Freund, ich will bis an mein Lebensende beflissen sein, Dir Freude und Muth zu machen; Dein Vertrauen zum Leben und zu Dir selber soll immer im Wachsen sein, und große edle und freie Gedanken sollen vor Dir herziehn —: in dem Allen will ich die Genossin Deines Lebens zu unterstützen suchen, welche, wie ich mit der tiefsten Dankbarkeit empfinde, Deine tapfere und großmüthige Grundart errathen hat und vertrauensvoll ihre Hand in die Deine gelegt hat.

Und nun kein Wort mehr — es giebt Vieles, was nicht ausgesprochen werden soll, zwischen uns, und Eines giebt es, was ich wieder gut machen will (ich habe Dir Einmal wehe gethan — **das vergesse ich nie**, und Du sollst den Vortheil davon haben!)

In Treue Dein
Freund Nietzsche.

[«]

180. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 18. Dezember 1881>

Im Geiste habe ich über so viel Dinge Ihnen Kärtchen zugesandt, daß ich gleich von der allerletzten Neuigkeit ein Wort sagen will — Vergangnes mag vergangen sein! Gersdorff hat auf eine grandiose Art dem Mißverhältniß zwischen uns ein Ziel gesetzt! — Diese Familie meines Namens (ohne e) ist mir von meiner Kindheit her bekannt, ich habe einmal die Sommerferien auf ihrer schönen Besitzung zugebracht (es giebt eine weitschweifige Art von Verwandtschaft). Schöne Mädchen!

Wünschen Sie mir Glück und helles Wetter! ich nehme die Feder zur Hand, um das letzte Manuscript zu machen (die Schreibmaschine trifft erst in einem Vierteljahre ein). Es gilt der Fortsetzung der „Morgenröthe“ (6. bis 10. Buch). Es ist **Zeit**, sonst vergesse ich meine Erlebnisse (oder „Gedanken“)!

Jede „Zeitschrift“, die Sie zum Schreiben bringt, soll mir lieb und werth sein!

Treulich
F.N.

[«]

181. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Genua, 21. Dezember 1881>

Meine Lieben, ein Briefchen von mir soll wenigstens zu Weihnachten in Eure Hände kommen — im Übrigen setze ich voraus (und bitte darum!) daß ich auf Eurem Geschenktische vertreten sein möge — in der Art wie voriges Weihnachten, und daß Ihr Euch von mir etwas bescheert, was Euch Vergnügen macht oder nützlich ist.

Die letzte Neuigkeit ist meines alten Freundes Gersdorff Verlobung — aber was könnte ich Euch Neues erzählen! (Seine Braut, Frl. Martha Nitzsche (Gohlis Leipzig) wer ist das? Kennt Ihr sie?) Er hat auf eine grandiose Art unsre Freundschaft wieder in Ordnung gebracht.

Meine Bücherkisten in Zürich ärgern mich. Ich möchte nämlich die Bücher (mit wenigen Ausnahmen) überhaupt los sein und dachte sie zu verkaufen (und andre nützlichere zum Theil dagegen eintauschen) Nun kommt der theure Transport nach Naumburg, der fast das Geld verschlingt, das ich dafür in Leipzig lösen könnte!

Meine Augen gehen reißend abwärts, ich kann es nicht verhehlen. Ich werfe jetzt öfters etwas um, zerbreche etwas oder stolpere. Wo finde ich eine andre Stadt, die so herrlich mit breiten Platten gepflastert ist, wie Genua, wo ich weit in der Umgebung herum gehen kann und immer auf glattem harten Steine (mit Riefen darin, wo es auf- oder abwärts geht)?

Überhaupt ist Genua doch eigentlich mein glücklichster Griff, in Bezug auf Gesundheit und geistige Ungestörtheit.

Ich habe ein sehr helles, sehr hohes Zimmer — das wirkt gut auf meine Stimmung. Ganz in der Nähe ist ein reizender Garten, der offen steht, mit mächtigem waldartigen Grün (auch im Winter) Wasserfällen, wilden Thieren und Vögeln und herrlichen Fernblicken auf Meer und Gebirge — alles auf sehr kleinem Raume.

Jetzt verzehren die Genuesen ihr Weihnachtsbackwerk, ihr pane dolce di Genova in ungeheuren Massen und senden es nach aller Welt hin. Es ist ganz genau unsre Stolle, oder vielmehr: unsre Stolle ist die deutsche Nachahmung des pane dolce di Genova. Ein Gebäck mit Mandeln Rosinen Citronat kann nicht gut rein deutsche Erfindung sein — das liegt auf der Hand.

Und nun wollen die Augen nicht mehr — und vielleicht könnt Ihr dies Geschreibsel nicht lesen?

Nach der Schreibmaschine wäre eine Vorlesemaschine eine sehr schöne Erfindung. Jeder Vorlese-Mensch ist eine Störung für ein denkendes und sensibles Thier, wie ich bin.

Adieu! meine Lieben, die Ihr mir so schöne lange Briefe geschrieben habt! Lauft glücklich das alte Jahr zu Ende ab — wer weiß, was das neue alles bringen wird, Gutes und Neues! Das ist ja das Beste vom Leben — le long espoir et les vastes pensées, nach Lafontaine.

In herzlicher Liebe
Euer Fritz.

Mittwoch früh.

[«]

182. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 28. Dezember 1881>

Gebe Ihnen, mein lieber Freund, das neue Jahr etwas Neues, irgend ein sehr schönes Geschenkchen — ich weiß nicht was — und erwägen Sie, ob ich Ihnen nicht irgend einen Wunsch erfüllen kann; ich habe ein solches Bedürfniß, von Ihnen einen Wunsch zu hören!

Augenblicklich bin ich elend daran, ich komme nicht recht wieder zu mir, der letzte Anfall war zu hart (am 23ten Dez.) Weihnachten lag ich zu Bett und dachte, daß ich nicht mehr „denken" dürfe.

Soll ich Ihnen den Klavierauszug von Carmen schicken? Oder macht er eine Störung? — Diese Nacht gieng meine Seele zwischen Ihren Melodien aus Sch<erz> L<ist> und R<ache> herum und war sehr glücklich dabei! Wann erlebe ich das wieder und das matr<imonio> segr<eto> dazu!! Machen wir Pläne!

In Treue Ihr Freund.

[«]

183. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 28. Dezember 1881>

Meine Lieben, seit dem 23ten bin ich krank, es gab einen der allerheftigsten Anfälle, der mich nachdenken gemacht hat — und jetzt komme ich gar nicht recht wieder in Ordnung und lege mich alle Nachmittage wieder zu Bett, trotz allem schönen Wetter. — Verzeihung! Ich habe den letzten Brief, wie ich zu spät merkte, nicht frankirt, ich finde wenigstens die dafür bestimmte Postmarke noch in meinem Portemonnaie. — Auch hier konnte ich ein Paar Geschenkchen machen. Dem Sohn meiner Wirthin, der im Irrenhause ist, habe ich eine schöne Stolle (Pane dolce) geschickt. — Liebe Lisbeth, schreib doch gleich ein Wort an Frau Rothpletz wegen der Übersiedelung der Bücher nach Naumburg. — Tapfer vorwärts in's neue Jahr, im Vertrauen auf alles alte Gute!

F.

[«]

184. An Franz Overbeck in Zürich (Postkarte)

<Genua, 28. Dezember 1881>

Ich wollte Dir und ebenso Frau Rothpletz in den Weihnachtstagen einen Brief schreiben — und nun bin ich krank geworden und, ob ich schon wieder aufgestanden bin, erhole ich mich schlecht und muß mich jeden Nachmittag wieder zu Bett legen. So verzeih dies Kärtchen und bitte auch die verehrte Frau um Nachsicht für mich: möge das neue Jahr Vieles besser machen als das alte und auch mich etwas ausbessern! Also die Bücher fort nach Naumburg! (fast hätte ich gesagt: fort zum Teufel! Wozu habe ich halbblindes Thier noch Bücher! Es ist nur eine Last und namentlich wenn ich denke, wem Alles es Last ist!) Das Geld ist gut angekommen, der alte Paß wirkte wie der allerneueste. — Was Hr. Schmeitzner ableugnet, hat Herr Dr. von Stein (im Gespräch mit Rée) erzählt. — Gersdorff hat auf eine grandiose Art seine Freundschaft mit mir wiederhergestellt. — In Treue Dein

F.N.

[«]

[Briefe 1882]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1882]

185. An Heinrich Köselitz in Venedig
186. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
187. An Heinrich Köselitz in Venedig
188. An Ida Overbeck in Basel
189. An Heinrich Köselitz in Venedig
190. An Heinrich Köselitz in Venedig
191. An Heinrich Köselitz in Venedig
192. An Franz Overbeck in Basel
193. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
194. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Februar 1882]

195. An Heinrich Köselitz in Venedig
196. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
197. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
198. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
199. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
200. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
201. An Heinrich Köselitz in Venedig (Typoskript)
202. An Heinrich Köselitz in Venedig (Typoskript)
203. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Typoskript)

[«]

[März 1882]

204. An Franz Overbeck in Basel (Typoskript)
205. An Heinrich Köselitz in Venedig (Typoskript)
206. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Typoskript)
207. An Gustav Krug in Köln (Typoskript)
208. An Heinrich Köselitz in Venedig (Typoskript)
209. An Heinrich Köselitz in Venedig (Typoskript)
210. An Franz Overbeck in Basel (Typoskript)
211. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
212. An Elise Fincke in Baltimore (Typoskript)
213. An Heinrich Köselitz in Venedig (Typoskript)
214. An Malwida von Meysenbug in Rom (Typoskript)
215. An Paul Rée in Rom (Typoskript)
216. An Paul Rée in Rom (Postkarte)
217. An Heinrich Köselitz in Venedig (Typoskript)
218. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[April 1882]

219. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
220. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
221. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
222. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[Mai 1882]

223. An Paul Rée in Locarno
224. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

225. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
226. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
227. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
228. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
229. An Paul Widemann in Dresden (Visitenkarte)
230. An Paul Rée in Stibbe
231. An Lou von Salomé in Zürich-Riesbach
232. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
233. An Ida Overbeck in Basel
234. An Lou von Salomé in Zürich-Riesbach
235. An Paul Rée in Stibbe

[«]

[Juni 1882]

236. An Franz Overbeck in Basel
237. An Lou von Salomé in Hamburg
238. An Paul Rée in Stibbe
239. An Lou von Salomé in Hamburg
240. An Lou von Salomé in Hamburg
241. An Lou von Salomé in Berlin
242. An Paul Rée in Stibbe
243. An Lou von Salomé in Stibbe
244. An Heinrich Köselitz in Venedig
245. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
246. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Telegramm)
247. Vermutlich an Paul Rée in Stibbe <Entwurf>
248. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
249. An Lou von Salomé in Stibbe
250. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

251. An Lou von Salomé in Stibbe

[«]

[Juli 1882]

252. An Heinrich Köselitz in Venedig
253. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
254. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
255. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
256. An Lou von Salomé in Stibbe
257. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
258. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
259. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
260. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
261. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
262. An Franziska Nietzsche in Naumburg
263. An Heinrich Köselitz in Venedig
264. An Malwida von Meysenbug in Mezzaratte bei Bologna (Entwurf)
265. An Elisabeth Nietzsche in Schulpforte (Postkarte)
266. An Elisabeth Nietzsche in Schulpforte (Postkarte)
267. An Erwin Rohde in Tübingen
268. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
269. An Lou von Salomé in Stibbe
270. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
271. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
272. An Heinrich Köselitz in Venedig
273. An Elisabeth Nietzsche in Bayreuth (Postkarte)
274. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
275. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

[«]

[August 1882]

276. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
277. An Jacob Burckhardt in Basel
278. An Heinrich Köselitz in Venedig
279. An Lou von Salomé in Bayreuth (Fragment)
280. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
281. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
282. An Heinrich Köselitz in Venedig
283. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte).
284. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
285. An Franz Overbeck in Dresden (Postkarte)
286. An Theodor Curti in Zürich
287. An Lou von Salomé in Tautenburg
288. An Lou von Salomé in Tautenburg
289. An Lou von Salomé in Tautenburg <Widmung>
290. An Lou von Salomé in Tautenburg (Zettel)
291. An Lou von Salomé in Tautenburg (Zettel)
292. An Paul Rée in Stibbe
293. An Lou von Salomé in Stibbe
294. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

[«]

[September 1882]

295. An Heinrich Köselitz in Venedig
296. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
297. An Otto Eiser in Frankfurt
298. An Lou von Salomé in Stibbe
299. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
300. An Elisabeth Nietzsche in Tautenburg

301. An Franz Overbeck in Basel
302. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
303. An Paul Rée in Stibbe
304. An Jenny Rée in Stibbe
305. An Lou von Salomé in Stibbe
306. An Gottfried Keller in Zürich
307. An Heinrich Köselitz in Venedig
308. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
309. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
310. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
311. An Lou von Salomé in Stibbe
312. An Elisabeth Nietzsche in Tautenburg (Entwurf)
313. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Zettel)

[«]

[Oktober 1882]

314. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
315. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
316. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
317. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
318. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
319. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
320. An Heinrich Romundt in Neuenstaden bei Freiburg (Fragment)

[«]

[November 1882]

321. An Lou von Salomé in Leipzig (Widmung)
322. An Heinrich von Stein in Halle
323. An Louise Ott in Paris
324. An August Sulger in Paris

325. An Lou von Salomé vermutlich in Berlin
326. An Hermann Levi in München
327. An Franz Overbeck in Basel
328. An Louise Ott in Paris
329. An August Sulger in Paris
330. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
331. An Carl von Gersdorff in Ostrichen
332. An Heinrich Köselitz in Leipzig (Postkarte)
333. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
334. An Paul Rée, vermutlich in Berlin
335. An Lou von Salomé, vermutlich in Berlin
336. An Unbekannt: Lou von Salomé? (Disposition)
337. An Lou von Salomé in Berlin (Entwurf)
338. An Lou von Salomé in Berlin (Entwurf)

[«]

[Dezember 1882]

339. An Paul Rée in Berlin (Entwurf)
340. An Unbekannt: Paul Rée? (Entwurf)
341. An Unbekannt: Paul Rée? (Entwurf)
342. An Heinrich von Stein in Halle
343. An Heinrich Köselitz in Leipzig
344. An Hans von Bülow in Meiningen
345. An Erwin Rohde in Tübingen
346. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Postkarte)
347. An Lou von Salomé in Berlin (Entwurf)
348. An Lou von Salomé in Berlin (Entwurf)
349. An Paul Rée in Berlin (Entwurf)
350. An Lou von Salomé in Berlin (Entwurf)

351. An Lou von Salomé in Berlin (Entwurf)
352. An Lou von Salomé vermutlich in Berlin (Entwurf)
353. An Paul Rée in Berlin (Entwurf)
354. An Paul Rée in Berlin (Entwurf)
355. An Lou von Salomé vermutlich in Berlin (Entwurf)
356. An Unbekannt (Entwurf)
357. An Malwida von Meysenbug in Rom (Entwurf)
358. An Malwida von Meysenbug in Rom (Fragment)
359. An Franz Overbeck in Basel
360. An Paul Rée und Lou von Salomé in Berlin (Entwurf)
361. An Lou von Salomé und Paul Rée in Berlin (Fragment)
362. An Paul Rée in Stibbe (Entwurf)
363. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Entwurf)
364. An Franz Overbeck in Basel (Entwurf)
365. An Franz Overbeck in Basel
366. An Franz Overbeck in Basel

[«]

[«]

185. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 5. Januar 1882>

Hier, lieber Freund, kommt Carmen: aber zur Strafe für Ihre Moralpredigt über „Glücksgüter“ soll sie Ihnen nur bis zu unserm nächsten Wiedersehen angehören! — Der Klavierauszug, den ich gestern durchlas, ist französisch-mager, es fehlt alle Zukost! Doch sind die Gesangspartien vollständig — und Sie errathen doch alles! Ich habe mir erlaubt, einige Randglossen hineinzuschreiben — im Vertrauen auf Ihre Humanität und Musikalität. In summa gebe ich Ihnen vielleicht eine schöne Gelegenheit, über mich zu lachen — Carmen gehörte wirklich in diesem Winter zu meinen „Glücksgütern“, und Genua ist mir um dieser Oper willen sehr viel werther geworden. — Ihr Brief hatte eine himmlische venetianische Farbe, ich bin glücklich über das Versprechen, sich mit Venezia nicht nur in heimlicher Ehe zu vermählen.

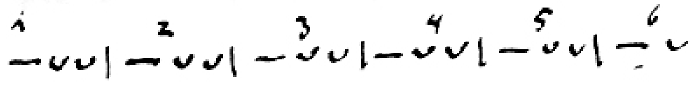
F.N.

[«]

186. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 8. Januar 1882>

Meine liebe Schwester, Deine Verse sind vom allerbesten Takte eingegeben — Takt nach fünf Seiten hin: und für alle Dinge mit 5 Seiten hat Dein Brüderchen so gute Äugelchen. Im ersten Gedicht würde ich vorschlagen zu ändern: „denn da soll Jeder fragen“, und im zweiten sind richtige Hexameter überall herzustellen



Statt der 2 Kürzen kann auch eine Länge stehn, außer im 5^{ten} Fuße. — Wegen des 2^{ten} Februars bin ich ganz einverstanden. —

Schmeitzner hat wahrsch<einlich> keine Einbanddecken mehr, sondern alles nach Bayreuth abgeliefert: und nach B<ayreuth> möchte ich nicht gerne schreiben — ich habe es abgelehnt, diese Blätter noch zu lesen, und man weiß das dort. Meinen Jahresbeitrag von 20 Mark zahle ich fort — scheint Dir dies schicklich? — Wie viel Jahrgänge sind es? Dir und unsrer lieben Mutter den schönsten Dank für die guten Weihnachtsbriefe und Neujahrswünsche. Ich bin wieder krank gewesen.

[«]

187. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 17. Januar 1882>

Welche Freude machte mir Ihr Brief! Wie haben Sie mich über mich selber beruhigt! — So ein einsames Wesen ist allen Gefahren der Geschmacks-Verirrung preisgegeben; nun, wenn ich jetzt mich verirrt habe, so doch mit Ihnen zusammen! —

Ich hätte Ihnen jeden Tag schreiben mögen, aber Arbeitsamkeit oder Krankheit (abwechselnd) disponiren über meine Augen-Kräfte. Werde ich es aushalten?

Das Wetter ist so, daß ich jeden Tag mit der Frage beginne und schließe: „gab es je so gutes Wetter?“ — wie gemacht für meine Natur, frisch, rein, mild.

Das neue Jahr brachte ein „Huldigungsschreiben“ aus Amerika, im Namen von 3 Personen (darunter ein Professor des Peabody-Instituts in Baltimore) — Ich bin Ihnen so nahe, Stunde für Stunde!

F.N.

[«]

188. An Ida Overbeck in Basel

Mitte <19.> Januar 1882 Genova

Meine liebe und verehrte Frau Professor, wenn ich zu Ihrem Briefe, mit dem Sie meinem Neujahre einen festlichen Glanz gaben, den letzt angelangten amerikanischen Brief hinzunehme, so muß ich sagen: ich verdanke zweien Frauen den beredtesten Ausdruck dafür, daß meine Gedanken wirklich auch gedacht und bedacht werden und nicht nur gelesen (oder richtiger: „und nicht nur nicht gelesen!“) Jener Brief kam von der Gattin eines Professors des Peabody-Instituts in Baltimore; welche im Namen ihres Mannes und eines Freundes mir dankt, wie Sie mir danken, auf eine denkende Art! Nun, das sind die Ausnahmen, und ich genieße sie ganz als Ausnahmen; die Regel war bisher: keine Wirkung oder eine gedankenlose Wirkung! Sie werden mir es glauben, daß ich deshalb nicht von den Menschen gering denke und daß von allen Mienen mir die Miene des „verkannten Genies“ die lächerlichste dünkt. Eine sehr langsame und lange Bahn wird das Loos meiner Gedanken sein — ja ich glaube, um mich etwas blasphemisch auszudrücken, an mein Leben erst nach dem Tode und an meinen Tod während des Lebens. Und so ist es billig und natürlich! —

Wenn ich Sie wiedersehe, werde ich Ihnen einige curiose Einzelheiten erzählen — heute nur ein Wort über die Möglichkeiten dieses „Wenn-ich-Sie wiedersehe“. Ich bin in Genua durch eine Arbeit gebunden, die hier, nur hier zu Ende kommen kann, weil sie einen Genueser Charakter an sich hat — nun, warum soll ich es Ihnen nicht sagen? Es ist meine „Morgenröthe“, angelegt auf 10 Capitel und nicht nur auf 5; und sehr Vieles, was in der ersten Hälfte steht, ist nur der Unterbau und die Vorbereitung von etwas Schwererem, Höherem (ja! es wird auch manches „Schauderhafte“ noch gesagt werden müssen, liebe Frau Professor!) Kurz, ich weiß nicht, ob ich im Sommer nordwärts fliegen kann: reise ich aber, so komme ich über Basel und zu Ihnen ins Haus.

In Bayreuth werde ich dies Mal durch meine Abwesenheit „glänzen“ — es sei denn, daß Wagner mich noch persönlich einlüde (was nach meinen Begriffen von „höherer Schicklichkeit“ sich recht wohl schicken würde!) Mein Anrecht auf einen Platz will ich ganz schlafen lassen. Im Vertrauen gesagt: ich würde „Scherz List und Rache“ lieber hören als den Parsifal.

Damit Sie wissen, was zwischen Herrn Köselitz und mir vorgeht, und wie ich fortfahre „die Jugend zu verderben“ (— der Schierlingsbecher wird mir wohl nicht entgehen!) so lege ich den letzten Brief des Herrn Köselitz bei: er wird Ihnen vielleicht einige „Verwunderung“ machen, aber ganz gewiß keinen „Schauder“!

Das Wetter der letzten Monate war der Art, daß ich nichts Schöneres und Wohlthätigeres aus meinem ganzen Leben dagegen zu setzen hätte — frisch, rein, mild: wie viele Stunden habe ich am Meere gelegen! Wie viele Male sah ich die Sonne untergehen!

Liebe Frau Professor, „alles Gute ist unter Freunden gemeinsam“ — sagen die Griechen: möge uns*)! das Leben noch viele Gemeinsamkeiten schenken! — das dachte ich als ich Ihren Brief las.

Von Herzen Ihnen dankbar und ergeben
Dr. F. Nietzsche.

[«]

189. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 21. Januar 1882>

Lieber Freund, ich habe mir eben einen Brief an Hofkapellm<eister> Levy in München ausgedacht, der mir ehedem bekannt war — zuletzt muß ich mir aber doch erst Ihre Erlaubniß zu diesem Schritt erbitten. Vielleicht könnte ich selbst einen Brief an den König bewerkstelligen (mit Benutzung der „Gelegenheit“, daß ich ihm meine „Morgenröthe“ überschickte!) Ich bin seit Ihrem Briefe zu Allem bereit und zu mehr noch. Soll ich an Bülow schreiben? Geben Sie mir schnell einen Wink, so geschieht’s. Würde Ihre Reise nach dem Norden ein Abbrechen Ihrer Venediger Existenz bedeuten? Und wann würden Sie reisen? —

Ich habe auf Gersdorff’s Karte sofort geantwortet (Leipzig Lindenstr. 10) und erwartete, nach der Art dieses Briefes, daß G<ersdorff> unmittelbar schreiben würde. Aber ein Monat ist fort ohne einen Brief. Was ist geschehen? —

Ich schrieb vorgestern an Frau Overbeck, daß ich „Scherz, List und Rache“ viel lieber hören möchte als den Parsifal. Aber ein „Philosoph“ ist seinen Freunden so unnütz! —

[«]

190. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 25. Januar 1882>

Nun, mein lieber Freund, ich schreibe Ihnen ein paar Zeilchen — am liebsten wäre ich jetzt bei Ihnen. Wirklich, Sie waren in der Gefahr, von mir überrascht zu werden — nichts als die Meldung meiner Angehörigen, daß der längst angekündigte Besuch des Dr. Rée nahe bevorstehe, hat mich hier in Genua zurückgehalten. Was Sie jetzt erleben, das ist die Regel — ich war im vorigen Sommer so erstaunt, so außer mir vor Erstaunen, daß die Dinge in Bezug auf Sie und Ihre Schätzung einmal anders und ausnahmsweise gehen sollten. Aber ich möchte gern Ihnen ein wenig über diese verfluchte „Regelmäßigkeit“ hinweghelfen oder — um die Wahrheit zu sagen — mir von Ihnen darüber hinweghelfen lassen; denn ich bin über dieser Wienerischen Zurückweisung nicht nur böse, sondern beleidigt, ja förmlich krank und aller guten Dinge unfähig geworden. Es klang mir wie ein höhnischer Protest gegen meine eben zu Papier gebrachte friedliche Denkweise und „Gott-Ergebenheit“. Das beste Gegenmittel wäre nun: miteinander etwas zu lachen und gute Musik zu machen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr es mich nach Ihrem matr<imonio> segr<eto> gelüstet. An dem Tage, an dessen Abende Ihr Brief anlangte, hatte ich mir überlegt, daß alle nähere Disposition über meine Aufenthalte und alle Eintheilung dieses und des nächsten Jahres von der Musik des Hrn. Peter Gast und vom Schicksale dieser Musik abhänge, — ich erwog einen Winter in Wien und Venedig. Wahrlich, lieber Freund, es giebt so erstaunlich wenig des Guten, das von außen her zu mir käme, ich bin in meiner Einsamkeit wie eingeschneit und lebe so hin, ein wenig allzu verlassen und allzu todt geschätzt, selbst von meinen Freunden. Nur Sie und Ihre Zukunft — Nausikaa eingerechnet —, nur Ihre Briefe und Gedanken sind die schöne Ausnahme in meinem „Winter“, und wahrscheinlich das, was mir am meisten Wärme bringt und erhält.

Ein paar Worte über meine „Litteratur“. Ich bin seit einigen Tagen mit Buch VI, VII und VIII der „Morgenröthe“ fertig, und damit ist meine Arbeit für diesmal gethan. Denn Buch 9 und 10 will ich mir für den nächsten Winter vorbehalten — ich bin noch nicht reif genug für die elementaren Gedanken, die ich in diesen Schluß-Büchern darstellen will. Ein Gedanke ist darunter, der in der That „Jahrtausende“ braucht, um etwas zu werden. Woher nehme ich den Muth, ihn auszusprechen!

Heute las ich, zum ersten Male seit letztem Sommer, etwas in meiner „Morgenröthe“ und hatte Vergnügen dabei. In Anbetracht daß diese Dinge sehr abstrakt sind, ist die Munterkeit des Geistes, mit der sie behandelt sind, ganz achtbar. Lesen Sie zur Vergleichung irgend ein Buch über Moral — ich habe immer noch meine Sprünge und Hopsasa’s für mich. Daneben zog mich an, wie reich das Buch an unausgesprochnen Gedanken ist, wenigstens für mich: ich sehe hier und dort und an allen Enden verborgene Thüren, die weiter und oft sehr weit führen (und nicht nur auf „Abtritte“ — Pardon!)

Wollen Sie mein neues Manuscript? Vielleicht macht es Ihnen eine Unterhaltung und Zerstreuung. (Denken Sie ja nicht an’s Abschreiben — das hat noch ein Jahr Zeit und vielleicht sogar sehr viel mehr)

Es fällt mir ein, daß ich das M<anu>s<cript> aber selber noch einmal durchlesen muß, damit Sie es lesen können (Es fehlen viele Zeichen und auch einige Worte) In Anbetracht, daß Gesundheit und Augen mich in Stich lassen, dürfte ich vor 2 Wochen mit dieser Correktur und Durchsicht nicht fertig werden.

Der Januar ist der schönste meines Lebens. Aber er hatte nur 21 Tage! —

Von Herzen Ihr Freund F N.

[«]

191. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 29. Januar 1882>

Lieber Freund, Hr. v. Bülow hat die Unarten preußischer Offiziere an sich, ist aber ein „ehrlicher Kerl“ — daß er sich mit deutscher Opernmusik nicht mehr befassen will, hat geheime Gründe aller Art; mir fällt ein, daß er mir einmal sagte „ich kenne Wagner’s neuere Musik nicht“. — Gehen Sie im Sommer nach Bayreuth, da finden Sie alle Theater-Menschen Deutschlands bei einander, und auch Fürst Liechtenstein u.s.w., Levy ebenfalls. Ich denke, daß alle meine Freunde dort sein werden, auch meine Schwester, nach ihrem gestrigen Briefe (und das ist mir sehr lieb!).

Wäre ich bei Ihnen, so würde ich Sie mit Horazens Satyren und Episteln bekannt machen — ich meine, dafür sind wir Beide gerade reif. Als ich heute hineinguckte, fand ich alle Wendungen bezaubernd, wie einen warmen Wintertag.

Mein letzter Brief war Ihnen zu „frivol“, nicht wahr? Haben Sie Geduld! In Bezug auf meine „Gedanken“ ist es mir nichts, sie zu haben; aber sie loswerden, wenn ich sie lossein will, wird mir immer verteufelt schwer! —

Oh welche Zeit! Oh diese Wunder des schönen Januarius! Seien wir guter Dinge, liebster Freund!

[«]

192. An Franz Overbeck in Basel

Genova, den 29 Januar 1882.

Mein lieber Freund, gestern schrieb mir meine Schwester, daß sie gerne von meinem „Anrecht“ auf einen Platz in Bayreuth Gebrauch machen würde: nun, wenn es nicht zu spät ist, wohlan, so will ich das Formular, von dem Du mir schriebst, unterzeichnen — denn von den Quittungen habe ich nichts mehr. — Übrigens ist es mir lieb, von diesem Entschlüsse meiner Schwester zu hören; ich denke, daß alle meine Freunde dort sein werden, auch Herr Köselitz. Ich selber aber habe Wagner’s zu nahe gestanden, als daß ich ohne eine Art von „Wiederherstellung“ (κατάστασις πάντων ist der kirchliche Ausdruck), als einfacher Festgast dort erscheinen könnte. Zu dieser Wiederherstellung, die natürlich von Wagner selber ausgehen müßte, ist aber keine Aussicht; und ich wünsche sie nicht einmal. Unsere Lebens-Aufgaben sind verschieden; ein persönliches Verhältniß bei dieser Verschiedenheit wäre nur möglich und angenehm, wenn Wagner ein viel delikaterer Mensch wäre. Ich denke, lieber Freund, Du verstehst mich hierin. Jene nun einmal eingetretene Entfremdung hat ihre Vortheile, die ich nicht so leicht, gegen einen Kunstgenuß, oder aus reiner „Gutmüthigkeit“, wieder aufgeben werde. Freilich: ich verliere die einzige Gelegenheit, einmal alle, die mir nahe stehen oder standen, wieder zu sehen, und viele wacklig gewordene Verhältnisse wieder fest zu machen. Da ist Freund Rohde, der mir seit der Übersendung der „Morgenröthe“ kein Wort gegönnt hat, ganz wie Fräulein von Meysenbug und so weiter. Nun, wenn Du mit Deiner lieben Frau dort bist, so bitte ich, für mich bei dem und Jenem ein freundliches Wort einzulegen. Ich bin wahrlich kein „Unmensch“ geworden! —

Gestern sandte ich das neue Manuscript an Hrn. Köselitz nach Venedig ab. Es fehlen noch das 9^{te} und 10^{te} Buch, welche ich jetzt nicht mehr machen kann — es gehört frische Kraft dazu und tiefste Einsamkeit (Dr. Rée kommt in nächster Woche) Vielleicht finde ich einen Monat in diesem Sommer, der mir beides giebt, in irgend einem Walde: ich habe an die Wälder Corsica’s gedacht, aber auch an den Schwarzwald (St. Blasien?) Vielleicht aber muß ich mit dieser schwersten aller meiner Aufgaben bis zum Winter warten.

Inzwischen giebt es böse Neuigkeiten von Hrn. Köselitz. Die Wiener haben die Partitur ihm zurückgeschickt; ein Versuch, den er darauf anstellte, Bülow’s Interesse für sein Werk zu gewinnen, mißlang ebenfalls (er will nichts mehr mit deutscher Opermusik zu thun haben). — Ich bin für Alles unsäglich dankbar, was unserem armen Freunde in dieser schweren Lage wie eine Ermunterung und Genugthuung klingen könnte. — Übrigens ist er Philosoph, mehr als ich. Wahrhaftig, ich selber trage härter an seinem Mißerfolg als er! —

Mein lieber Freund, was mache ich Dir doch immer für Mühe und Noth! — Wenn wir uns wiedersehn, so erweisest Du mir die Ehre mir Deinen Vortrag über die Entstehung der christl. Litteratur vorzulesen? — Habt Ihr auch einen solchen „Frühling“ wie wir? Die wahren „Wunder des heiligen Januarius!“ —

Von Herzen Dein und Euer

Friedrich Nietzsche

[«]

193. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 30. Januar 1882>

Ja, wie soll ich Dir nur gleich antworten, meine geliebte Schwester? Ich bin nämlich mit Deiner Schreibmaschinen-Schenkung noch nicht bei mir im Reinen; wenn ich Dich wiedersehe, werde ich Einiges zu sagen haben, was ich nicht zu schreiben wüßte. —

In Betreff des Bayreuther Platzes, der Dir natürlich ganz zu Gebote steht, habe ich sofort an Overbeck geschrieben. Hoffentlich ist es nicht zu spät. Es ist mir sehr lieb, daß Du dort sein willst; Du wirst alle meine Freunde dort finden. Ich aber — Verzeihung! — komme gewiß nicht hin, es sei denn, daß W<agner> mich persönlich einladet und als den geehrtesten seiner Festgäste behandelt. (Ich muß nachgerade die „Etiquette“ für mich etwas feststellen). — Gestern sandte ich das neue M<anu>s<cript> an Hrn. Köselitz (Fortsetzung der „Morgenröthe“) Aber gedruckt wird dies Jahr nicht! —

Von Herzen dankbar
F.

[«]

194. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Genua Ende <30.> Januar 1882.

Meine liebe Mutter, so laufen die Jahre dahin, eines immer schneller als das andre. Man lernt eben das Spiel des Lebens endlich auswendig — man bekommt es, wie die Klavierspieler sagen, zuletzt „in die Finger“; deshalb geht es so geschwinde! Das merke ich schon: um wie viel mehr wirst Du es merken! Und ebenso wenig wie mir, wird Dir an Deinem Geburtstage mit Wünschen gedient sein; festhalten, was man hat, ist das Haupt-Kunststück des späteren Lebens, und wissen, was man voraus hat vor so Vielen, und namentlich vor allen Unzufriednen! Das Jahr macht Dir ein heiteres Gesicht: sehen wir zu, daß auch wir Dir Grund zur Heiterkeit und zum Wohlgefühle des Lebens geben! Gleich diesem schönsten aller Januare! —

Hier ist es immer wie im Frühling: man kann schon des Vormittags im Freien sitzen, und zwar im Schatten — ohne zu frieren. Kein Wind, keine Wolke, kein Regen! Ein Greis sagte mir, es habe noch nie einen solchen Winter in Genua gegeben. Das Meer still und tief gesunken. Die Pfirsiche blühen! — Giebt es freilich einen Nach-Winter, so ist es mit den Oelbäumen und dem ganzen Obste schlimmer als je! — Ich sehe die Soldaten im leichtesten Leinen-Anzuge; ich selber habe auf meinen Spaziergängen dieselben Kleider an, wie im Engadiner Sommer, mit dessen guten Tagen das jetzige Wetter verwandt ist. Aber freilich: das mir schädliche Wetter war bei meinem letzten Aufenthalte da oben so überwiegend, und das Ganze in summa eine solche Geduldsprobe, daß ich dieses Jahr mir das Engadin verbiete. —

Trotz diesem Wetter ist mein Befinden sehr variabel gewesen; und es hätte mir viel besser gehen müssen, wenn ich nicht auch in diesem Winter etwas zu arbeiten gehabt hätte. Und eine regelmäßige geistige Arbeit Tag für Tag zu bestimmten Stunden ist immer noch das sicherste Mittel, mich unvermerkt zu Grunde zu richten. „Unvermerkt“ — das heißt, es kommt ein Tag, wo ich merke, daß es sehr schlimm steht, und wo die Erholung nicht mehr in einigen Ruhetagen geschafft werden kann. - - - Zu alledem bin ich seit October vielen Zahnschmerzen unterworfen gewesen — es giebt etwa 6 hohle Zähne, und das Wort „Zahnoperationen“ hat mich mit Neid erfüllt. Vielleicht muß ich mich schließlich doch entschließen, nach Florenz zu Dr. van Marter zu reisen, der mich schon einmal unter den Händen gehabt hat. — Neuerdings bin ich mit einem anderen Leiden bekannt geworden, das seine eigene Unannehmlichkeit hat; mich quält jetzt ein Blasen-Leiden und will nicht vor mir weichen. Kurz, Du siehst, es ist noch manches von mir auszuhalten, und ich habe guten Muth nöthig, der sich nicht so leicht auf dem nächsten Markte kaufen läßt.

So! Mehr darf ich für diesen Tag nicht schreiben, die Augen schmerzen schon. — — Ich erwarte mit großem Verlangen die Ankunft des Dr. Rée — er wird gerade in dem Carneval hineinkommen, der diesmal den Besuch der berühmten Französin Sarah Bernhardt bietet. Wir werden 3 Tage (am 5ten, 6ten und 7ten Februar) französisches Schauspiel haben, in unserm großen Carlo-Felice-Theater, welches 3000 Menschen faßt — und es wird voll sein. —

Nochmals, meine liebe gute Mutter, ich will zusehen, daß Du in diesem Deinem neuen Jahre durch mich keine neue Noth hast — bei der alten wird es wohl verbleiben! —

Von Herzen Dein Sohn
Friedrich.

Nicht wahr, ich erfahre genau die Stunde der Ankunft meines Freundes, daß ich am Bahnhof sein kann? Will er einen Monat hier bleiben und soll ich darauf hin miethen? — Salita delle Battistine 8, interno 6 ist die Adresse.

[«]

195. An Heinrich Köselitz in Venedig

Genova den 5ten Februar <1882>

Mein lieber Freund, ich finde Ihre Behandlung des Bülow'schen Falles ganz angemessen — ich glaube, Bülow selber wird sie angemessen finden; er ist liberaler Impulse fähig. — Gestern kam Dr. Rée an; er wohnt im Nachbarhause und bleibt einen Monat. Heute Abend werden wir Beide zusammen im Theater Carlo Felice sitzen, um Sarah Bernhardt zu bewundern, als la dame aux camelia's (Dumas fils). Die Schreibmaschine (eine Sache von 500 frs.) ist hier, aber — mit einem Reise-Schaden: vielleicht muß sie wieder zur Reparatur nach Kopenhagen, heute werde ich von dem ersten hiesigen Mechaniker darüber Bescheid erhalten. —

Gersdorff glaubt, daß eine Aufführung von Scherz L<ist> und Rache in Leipzig zu ermöglichen ist — erzählt Rée. — Nerina hat die Verlobung G<ersdorffs>'s ziemlich tragisch genommen und macht dem Armen Noth. —

Wie? Sie gehen zuletzt nicht nach Bayreuth? — Ich empfinde bei dieser Möglichkeit zu verschieden auf Ein Mal, um sagen zu können, wie es mich berührt. Aber es scheint mir nicht nützlich — und sei es auch nur, daß Sie Wagner's Orchester und seine Orchester-Erfindungen kennen lernen müßten. Zuletzt: ich wüßte Sie sehr gerne einmal unter allen meinen Freunden, die, wie ich mir vorstelle, an Ihnen versuchen werden gut zu machen, was sie in Bezug auf mich auf dem „lieben Herzen“ haben — Pardon, daß ich davon rede!

„Causalitäts-Sinn“ — ja, Freund, das ist etwas Anderes als jener „Begriff a priori“ von dem ich rede (oder fasele!) Woher kommt der unbedingte Glaube an die Allgültigkeit und All-Anwendbarkeit jenes Causalitäts-Sinnes? Leute wie Spencer meinen, es sei eine Erweiterung auf Grund zahlloser durch viele Geschlechter gemachter Erfahrungen, eine zuletzt absolut auftretende Induktion. Ich meine, dieser Glaube sei ein Rest eines älteren viel engeren Glaubens. Doch wozu dies! Ich darf über so etwas nicht schreiben, mein lieber Freund, und muß Sie auf das „9te Buch“ der M<orgenröthe> verweisen, damit Sie sehen, daß ich am wenigsten von den Gedanken abweiche, welche Ihr Brief mir darlegt: — ich freute mich dieser Gedanken und unsrer Übereinstimmung.

Das neue „Journal“ hat mich gar nicht unangenehm überrascht. Oder täusche ich mich? Ist dieser Grundgedanke seiner Einleitung — das Europäerthum mit der Perspektive der Vernichtung der Nationalitäten — ist dies nicht mein Gedanke? Sagen Sie mir darüber die Wahrheit: vielleicht führt mich irgend welche Spiegelfechterei der Eitelkeit irre. —

Neulich gehe ich spazieren und denke an gar nichts unterwegs als an die Musik meines Freundes Gustav Krug, — rein zufällig und ohne alle Veranlassung. Den Tag darauf kommt ein Heft Lieder von ihm mir zu Händen (von Kahnt verlegt) und darunter gerade das Lied, welches ich auf meinem Spaziergang mir reconstruirt hatte. Wunderlichstes Spiel des Zufalls!

Wetter nach wie vor, unbeschreiblich! Rée und ich waren gestern an jener Stelle der Küste, wo man mir in hundert Jahren (oder 500 oder 1000, wie Sie gütigst annehmen!) ein Säulchen zu Ehren der „Morgenröthe“ aufstellen wird. Wir lagen fröhlich wie zwei Seeigel in der Sonne.

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr getreuer Seelen-Nachbar

F.Nietzsche.

[«]

196. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Genua, 5. Februar 1882>

Ein einziges Wörtchen heute nur, meine Lieben! Das war ja ein förmliches Weihnachten, das da über mich her fiel, und noch dazu ein rechter Weihnachtsmann dazu, obwohl keineswegs ein Brummbär! Nun wollen wir Alles versuchen, die schönen Pelzfüße und die meiner kaum erschlossenen Vogelnatur so sehr willkommenen, obwohl allzustolzen Notizbüchlein. (Eins der früheren schwarzen ist vollgeschrieben, das andere schwarze habe ich heute dem Freunde Rée verehrt —: so habe ich denn zum Gebrauche für dies Jahr die beiden Kunst- Lust- Thier- und Genie-Büchlein) Übermorgen mehr, heute nur den allerherzlichsten Gruß und Dank!

F.

[«]

197. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Genua den 10. Febr 1882.

Hier ist zunächst der Revers für Bayreuth, welcher nun, nach Overbecks Anweisung, seinen Weiterweg an Feustel in B<ayreuth> zu machen hat, und zwar mit einer ausdrücklichen Erklärung Deinerseits, meine liebe Schwester, für welchen von den 3 Tagen der Hauptaufführung Du Dich entschieden hast (26. 28 oder 30 Juli) Dann wird er Dir die Karte senden.

Bis jetzt ist es gegangen, wie es zu erwarten stand, nicht gut. Der erste Tag sehr guter Dinge; den zweiten hielt ich mit Benutzung aller Stärkungsmittel aus; den dritten Erschöpfung, Nachmittags eine Ohnmacht; die Nacht kam der Anfall; den vierten zu Bett; den fünften stand ich wieder auf, um mich Nachmittags wieder zu legen, den sechsten und bis jetzt immer Kopfschmerz und Schwäche. Kurz, wir müssen es noch lernen, zusammenzusein. Es ist eben gar zu angenehm mit Dr. Rée zu verkehren; es giebt nicht leicht einen erquicklicheren Verkehr. Aber ich bin an das Gute nicht gewöhnt. —

Es gefällt ihm oder vielmehr: er ist ganz überrascht, wie sehr es ihm hier gefällt. —

Mit Sarah Bernhardt hatten wir Unglück. Wir waren in der ersten Aufführung; nach dem ersten Akte fiel sie wie todt nieder. Nach einer peinlichen Stunde Wartens spielte sie weiter, aber mitten im dritten Akte überfiel sie ein Blutsturz, auf der Bühne — da war es denn aus. Es war ein unerträglicher Eindruck, zumal sie eben eine Kranke der Art spielte (la dame aux camelias von Dumas fils) — Trotzdem hat sie mit ungeheurem Erfolg am nächsten und nächstnächsten Abende wieder gespielt und Genua überzeugt, daß sie „die erste lebende Künstlerin" sei. — Sie erinnerte mich, in Aussehen und Manieren, sehr an Frau Wagner. — Mitte März geht Dr. Rée nach Rom zu Frl. v. Meysenbug. — Mit der Schreibmaschine ist noch nichts entschieden; ein äußerst geschickter Mechaniker hat jetzt eine Woche daran gearbeitet, sie herzustellen. Morgen soll sie „fertig" sein. Hoffen wir das Beste!

Wie bin ich von Euch, meine Lieben, beschenkt worden! Und ich höre auch von Dr. R<ée> lauter Erfreuliches von Euch. Ich denke, daß unsre liebe Lisbeth jetzt oder sehr bald Gelegenheit haben wird, Frau Rée nützlich zu sein; sie reist Sonntag ab.

Mehr erlaubt die Gesundheit durchaus nicht, zu schreiben. Verzeihung!

In der größten Dankbarkeit
Euer Fr.

Welches ist Adresse und Titel Gustav Krugs?

[«]

198. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 11. Februar 1882>

Freund Rée und ich — ja wie oft reden wir von Ihnen und sorgen und hoffen mit einander in Bezug auf Alles, was Herrn Peter Gast angeht! Wie wünschen wir Sie herbei! — denn ich habe jetzt eine Wahrscheinlichkeit mehr, daß Genua Ihnen gefallen wird: R<ée> ist ganz außer sich vor Erstaunen, wie sehr es ihm gefällt. Übrigens verspricht er Ihnen, den nächstjährigen Carneval in Venedig zu erleben, vorausgesetzt, daß Sie dabei „betheiligt" sind — auch ich will dort sein. —

Gersdorff hat in Leipzig über Sie gesagt: „was Carlsbad ist für einen verdorbnen Magen, das ist Köselitz für einen verdorbnen Geist".

Die Schreibmaschine ist da, aber schwer beschädigt — es wird schon eine Woche an ihr „reparirt“.

Mit unserem herzlichsten Gruße R. und N.

[«]

199. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 11. Februar 1882>
Sonnabend Nachmittag.

Hurrah! Die Maschine ist eben in meine Wohnung eingezogen; sie arbeitet wieder vollkommen. — Ich weiß noch nicht, was die Reparatur gekostet hat. Freund R<ée> hat es mir nicht sagen wollen.

F.

[«]

200. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 14. Februar 1882>

Mein lieber Freund, immer sich ablösende Anfälle verhinderten mich bisher, Dir für Deinen Brief zu danken und zu melden, daß ich den Bayreuther Revers nach Deiner Weisung an meine Schwester gesandt habe: die das Weitere wohl gethan haben wird. — Dr. Rée ist bei mir; er kam über Verona, sehr bedauernd, daß Basel nicht am Wege war. Es giebt nicht leicht einen gefälligeren und rücksichtsvolleren Verkehr als den seinen mit mir, und wir sind oft bis zur Ausgelassenheit heiter mit einander; er ist ganz erstaunt, wie sehr ihm Genua gefällt. — Trotzdem sehe ich wieder ein, daß absolute Einsamkeit für mich nicht eine Laune sondern die Vernunft selber ist. — Er bleibt bis Mitte März. (Ich schrieb jüngst an Frau Rothpletz, so wie früher an Deine liebe Frau: Briefe angekommen?)

Dein F.

[«]

201. An Heinrich Köselitz in Venedig (Typoskript)

<Genua, 17. Februar 1882>

Glattes Eis ein Paradeis
Fuer Den der gut zu tanzen weiss.

Willst Du nicht Aug und Sinn ermatten
Lauf auch dem Lichte nach im Schatten

Nicht zu freigebig! nur Hunde
scheissen zu jeder Stunde.

Lieber aus ganzem Holz eine Feindschaft
Als eine geleimte Freundschaft.

Nothdurft ist billig: Glueck ist ohne Preis,
Drum sitz ich statt auf Gold auf meinem Steiss.

Wie komm ich am besten den Berg hinan?
Steig nur hinauf und denk nicht dran.

Auch Rost thut noth: Scharf sein ist nicht genung:
Sonst sagt man stets von dir: „er ist zu jung“.

F.N.

[«]

202. An Heinrich Köselitz in Venedig (Typoskript)

<Genua,> Ende Februar 1882.

Lieber Freund Ihr Lob meiner Reime hat mich sehr ueberrascht. Mit dergleichen unterhalte ich mich auf meinen Spaziergaengen. Sebastian Brant kenne ich nicht. Sie haben Recht — unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken. Wann werde ich es ueber meine Finger bringen, einen langen Satz zu drücken! —

Uebrigens bin ich trotz der erquicklichsten Gesellschaft immer fast wie halbtodt. Wir haben dreimal im Meere gebadet. In naechster Woche gehen wir auf zwei Tage nach Monaco. Mitte Maerz verlaesst mich der Freund um nach Rom ueberzusiedeln. Genua gefaellt ihm mehr als Sorrent und Neapel. Haben Sie vielleicht gehoert ob Wagners von Palermo zurueck sind oder ob sie Ostern in Rom erleben wollen? Ich hoerte Ihretwegen den Barbiere. Es war die musterhafteste Auffuehrung, Alles von erstem Range, wie mir schien, sogar der Kapellmeister. Aber die Musik missfiel mir. Ich liebe ein ganz anderes Sevilla. Koennen Sie mir nicht eine große Zerstreuung erfinden? Ich moechte ein paar Jahre in Abenteuern verbringen, um meinen Gedanken Zeit, Stille und frische Erdkrume zu geben. — — — — —

Ihr Freund Nietzsche.

Teufel! Können Sie das auch lesen?!

[«]

203. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Typoskript)

<Genua, Ende Februar 1882>

Meine Lieben koennte ich nur auch so viel Heiteres melden wie von Euch kommt. Aber ich bin immer wie halbtodt und der letzte Anfall gehoerte zu meinen schlimmsten. In allen Zwischenpausen wie zwischen allem Elende selber lachen wir viel und reden gute und boese Dinge. Vielleicht begleite ich den Freund auf einem Ausfluge an die Riviera. Moege sie ihm so gefallen als ihm Genua gefaellt: ich bin hier doch sehr zu Hause. Eine Marquesa Doria hat bei mir anfragen lassen ob ich ihr deutschen Unterricht geben wolle: ich habe Nein gesagt. Die Schreibmaschine ist zunaechst angreifender als irgend welches Schreiben. Waehrend des großen Carnevalzuges waren wir auf dem Friedhofe dem schoensten der schoensten der Erde. Mitte Maerz geht Rée zu Frl. von Meysenbug nach Rom. Wir beide ziehen Genua der Sorrentinischen Landschaft vor. Dreimal haben wir im Meere gebadet. Mit dem herzlichsten Danke und Grusse

Euer F.

[«]

204. An Franz Overbeck in Basel (Typoskript)

<Genua, Anfang März 1882>

Dieser Brief mein lieber Freund ist zugleich eine Fingeruebung — Verzeih und nimm fuerlieb! Mitte Maerz verlaesst mich Freund Rée um Frl. von Meysenbug in Rom zu besuchen. Ich selber bleibe nur noch bis zu Ende desselben Monats. Es wird mir schon jetzt hier zu hell. Wohin aber? — Ja, wer mir das sagen könnte! Willst Du die Guete haben mir wieder die ueblichen 500 Francs zu schicken? Koeselitzens Partitur ist jetzt in den Haenden des Baron Loën: Gersdorff hat vermittelt. Die Heirath des Letztgenannten findet am 19 Maerz statt. Er schrieb mir sehr freimuethig und tapfer und wie aus einer neuen Tonart. Romundt hat ein neues Buechlein fertig — „Christenthum und Vernunft" —: „Haettst solln ae Pfarr waern!" sagt Gersdorff, der die Vignette dazu gezeichnet hat. Meine Schwester war einige Zeit mit Frau Rée zusammen und ganz entzückt von ihr. Auch hoerte sie einen Vortrag des Dr. Foerster im Architecten-Hause (Berlin) der meiner zwei Mal in ausschweifenden Ausdruecken gedachte. Er will nach Suedbrasilien auswandern, es sei denn dass — —

In herzlicher Freundschaft und mit den Grüssen des Dr. Rée.

Dein F. N.

[«]

205. An Heinrich Köselitz in Venedig (Typoskript)

<Genua, 4. März 1882>

Lieber Freund das waeren schon Abenteuer nach meinem Geschmack: waere nur meine Gesundheit nach meinem Geschmack! Ich wuerde gern eine Colonie nach den Hochlanden Mexikos fuehren: oder mit Rée in die Palmen-Oase Biskra reisen — noch lieber kaeme mir ein Krieg. Am liebsten die Noethigung zum kleinsten Antheil an einer grossen Aufopferung. Die Gesundheit sagt zu Allem Nein. Wir waren zwei Tage in Monaco, ich wie billig ohne zu spielen. Doch waere mir den Abend in diesen Sälen zu verbringen die angenehmste Art der Geselligkeit. Die Menschen sind mir dort eben so interessant als das Gold gleichgueltig. — Wie viel gaebe ich darum ueber die Musik des Barbiers mit Ihnen gleich zu denken: Zuletzt ist auch Dies eine Sache der Gesundheit. Die Musik muss sehr passionirt oder sehr sinnlich sein, um mir zu gefallen. Beides ist diese Musik nicht: die ungeheure Gelenkigkeit ist mir sogar peinlich wie der Anblick eines Clowns. — Es ist nicht unmoeglich dass ich Ende Maerz nach Venedig komme: oder giebt es dort

Stoerenfriede? Ich will Sie bitten, mir Etwas von Ihrem Muth und Ihrer Beharrlichkeit abzugeben. — Rée ehrt und liebt Sie gleich mir.

Ihr Freund N.

[«]

206. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Typoskript)

<Genua, 4. März 1882>

Meine Lieben, mit unsrer Reise nach Monaco haben wir Glueck gehabt — ich habe nicht gespielt und Rée hat wenigstens nicht verloren. Es ist in Bezug auf Lage Natur Kunst und Menschen das Paradies der Hoelle. Das Beste war mir ein ruhiges Stuendchen in einem prachtvollen Thee-Salon, wo uns ein gepudertes und buntes Geschoepf von Diener mit ausgezeichnetem Thee versah. Diese ganze Kueste ist unglaublich theuer als ob das Geld keinen Werth habe. Mentone ist von Gersdorff fuer seine Hochzeitsreise ins Auge gefasst worden. Die Hochzeit ist am 19. Maerz. Gebt mir doch einen Rath in Betreff eines Hochzeitsgeschenkes! Wagners sind die Einzigen gewesen, die ihm nicht zu seiner Verlobung gratulirt haben. Meiner Gesundheit ist diese Jahreszeit nicht guenstig. Bei den letzten Anfaellen habe ich eine unglaubliche Menge Galle erbrochen. Diese Maschine war wieder einmal in Reparatur.

In herzlicher Liebe und sehr dankbar für Eure schoenen Briefe

Euer F.

[«]

207. An Gustav Krug in Köln (Typoskript)

<Genua, 10. März 1882>

Lieber Freund Mit Deinen Liedern gieng es mir seltsam. Eines schönen Nachmittags fiel mir Deine ganze Musik und Musikalität ein — und ich fragte mich schliesslich: Warum lässt er nie etwas drucken? Dabei klangen mir die Ohren von einer Zeile aus Jung Niklas. Am nächsten Morgen kam Freund Rée in Genua an und überbrachte mir Dein erstes Heft — und als ich es aufschlug fiel mir gleich Jung Niklas in die Augen. Das wäre eine Geschichte für die Herren Spiritisten! —

Deine Musik hat Tugenden die jetzt selten sind —: ich sehe mir jetzt alle neue Musik auf die immer grösser werdende Verkümmerung des melodischen Sinns an. Die Melodie, als die letzte und sublimste Kunst der Kunst, hat Gesetze der Logik, welche unsre Anarchisten als Sklaverei verschreien möchten —: gewiss ist mir nur dass sie bis zu diesen süssesten und reifsten Früchten nicht hinauflangen können. Ich empfehle allen Componisten die lieblichste aller Askesen: für eine Zeit die Harmonie als nicht erfunden zu betrachten und sich Sammlungen von reinen Melodien zum Beispiel aus Beethoven und Chopin anzulegen. — In Deiner Musik klingt mir viel gute Vergangenheit und wie Du siehst auch etwas von Zukunft. Ich danke Dir von ganzem Herzen.

Dein Freund F.N.

[«]

208. An Heinrich Köselitz in Venedig (Typoskript)

<Genua, 11. März 1882>

Lieber Freund — Rée hat mir Ihre Abhandlung vorgelesen und ist gleich mir wieder einmal erstaunt über Das was jetzt an einem Musiker möglich ist. Dieser derbe Thatsachensinn, diese Energie des Griffs, diese Neigung für die Gegenfüssler-Welt des Künstlers — woher kommt Ihnen das Alles? Vielleicht von Ihrem Vater her: gewiss aber nicht von Ihren Lehrern und am wenigsten von mir —: ich bin viel skeptischer und phantastischer als Sie und lerne immer mehr einsehen dass mir das Schicksal in Ihnen ein unschätzbares Erziehungsmittel geschenkt hat. Auch Ihre jetzige „Obstination“ wirkt auf mich tugendhaft zurück: ja auch ich will fertig werden, trotz meiner verfluchten Gesundheit, wie Sie fertig werden wollen trotz Loën „dem Vater der Lüge“. So nennt ihn Gersdorff der mir einen wohlgemuthen Brief geschrieben hat. Ende des Monats gehe ich „an’s Ende der Welt“: ja wenn Sie wüssten wo das wäre! Sie kämen mir am Ende nach? — Ich würde dieser Abreise wegen mein Manuscript jetzt gerne zurück haben — bitte bitte! Lieber Freund, es lebe die Freiheit, Heiterkeit und Unverantwortlichkeit! Leben wir über uns, um mit uns leben zu können!

In Treue Ihr F. N.

[«]

209. An Heinrich Köselitz in Venedig (Typoskript)

<Genua, 15. März 1882>

Mein lieber armer Freund, hier ein Liedchen zu unsrer Erheiterung: wir haben sie Beide so nöthig. Nun Sie gar noch anfangen, an Sich selber zu leiden, hat das Übel seinen Höhepunkt erreicht. Jetzt heisst es: sauve qui peut! Es ist unerträglich, Sie vor meinen Augen zu Grunde gehen zu sehn —: haben Sie doch darin ein Wenig Mitleiden mit mir! Zuletzt habe ich’s gerade so schlimm und thöricht getrieben wie Sie: unsre bürgerlichen Tugenden und Vorurtheile sind unsre Hauptgefahren — zum Beispiel dieser inhumane Fleiss. Wollen Sie meinen Zustand kennen lernen? Zur Strafe für die unsinnige Thätigkeit meiner ersten Basler Jahre kann ich jetzt nicht mehr die kleinste geistige Arbeit thun ohne einen Gewissensbiss —: ich empfinde jedesmal: „das ist nicht recht, du darfst nicht mehr arbeiten!“ Ihre Worte in Betreff der Augen haben mir mehr wehe gethan als irgend Etwas seit Jahren. Lassen Sie diese Partitur, jetzt und sofort! Die ganze Aufgabe Ihres Lebens tritt vor Sie hin und sagt: „So will es die Pflicht“! Die nächsten Monate müssen ganz der Genesung geweiht sein: Leib und Seele bitten und beschwören Sie darum — ich auch! Wieviel Geld brauchen Sie für drei Monate in den Bergen? Es steht Ihnen zu Gebote. Seien Sie grossmüthig gegen mich — gegen Sich! In Treue

Ihr Freund
F. N.

Lied von der kleinen Brigg genannt „Das Engelchen“.

Engelchen: so nennt man mich —
Jetzt ein Schiff, dereinst ein Mädchen
Ach noch immer sehr ein Mädchen:
Denn es dreht um Liebe sich
Stets mein feines Steuerrädchen.

Engelchen: so nennt man mich —
Bin geschmückt mit hundert Fähnchen,
Und das schönste Kapitänchen
Bläht an meinem Steuer sich:
Als das hunderterste Fähnchen.

Engelchen: so nennt man mich —

Überall hin, wo ein Flämmchen
Für mich glüht, lauf' ich, ein Lämmchen,
Meinen Lauf sehnsüchtiglich:
Immer war ich solch ein Lämmchen:

Engelchen: so nennt man mich —
Glaubt ihr wohl, dass wie ein Hündchen
Belln ich kann und dass mein Mündchen
Dampf und Feuer wirft um sich?
Ach, des Teufels ist mein Mündchen:

Engelchen: so nennt man mich —
Sprach ein bitterböses Wörtchen
Einst, dass schnell zum letzten Örtchen
Mein geliebter Freund entwich:
Ja, er starb an diesem Wörtchen.

Engelchen: so nennt man mich —
Kaum gehört, sprang ich vom Klippchen
In den Grund und brach ein Rippchen.
Dass die Seele mir entwich:
Ja, sie wich durch dieses Rippchen.

Engelchen: so nennt man mich —
Meine Seele wie ein Kätzchen
That eins zwei drei vier fünf Sätzchen,
Schwang dann in dies Schiffchen sich:
Ja, sie hat geschwinde Tätzchen.

Engelchen: so nennt man mich —
Jetzt ein Schiff, dereinst ein Mädchen:
Ach, noch immer sehr ein Mädchen:
Denn es dreht um Liebe sich
Stets mein feines Steuerrädchen.

Engelchen: so nennt man mich.

[«]

210. An Franz Overbeck in Basel (Typoskript)

<Genua, 17. März 1882>

Lieber Freund, wahrscheinlich ist Deine Geldsendung schon auf der hiesigen Post: sie hat mir die Ankunft eines recommandirten Briefes gemeldet. Heute bitte ich Dich, die übrigen 250 Francs an Herrn Köselitz zu senden — mit einem Vermerk dass sie von mir kommen. Der Frühling ist hinter uns: wir haben Sommer-Wärme und Sommer-Helligkeit. Es ist die Zeit meiner Verzweiflung. Wohin? wohin? wohin? Ich verlasse so ungern das Meer. Ich fürchte die Berge und alles Binnenländische — aber ich muss fort. Was für Anfälle habe ich wieder hinter mir! Die ungeheuren Mengen Galle, welche ich jetzt immer ausbreche, erregen mein Interesse. Ein Bericht des Berliner Tageblattes über meine Genueser Existenz hat mir Spaass gemacht — sogar die Schreibmaschine war nicht vergessen. Diese Maschine ist delicat wie ein kleiner Hund und macht viel Noth — und einige Unterhaltung. Nun müssen mir meine Freunde noch eine Vorlese-Maschine erfinden: sonst bleibe ich hinter mir selber zurück und kann mich nicht mehr genügend geistig ernähren. Oder vielmehr: ich brauche einen jungen Menschen in meiner Nähe, der intelligent und unterrichtet genug ist, um mit mir arbeiten zu können. Selbst eine zweijährige Ehe würde ich zu diesem Zwecke eingehen — für welchen Fall freilich ein paar andere Bedingungen in Betracht zu ziehen wären. — Rohde hat geschrieben —: ich glaube nicht dass das Bild, welches er sich von mir macht, richtig ist; doch bin ich nicht übel zufrieden damit, dass dies Bild nicht noch viel falscher ist. Aber er ist ausser Stande, etwas von mir zu lernen — er hat kein Mitgefühl für meine Leidenschaft und Leiden. — In Berlin habe ich einen wunderlichen Apostel: denke Dir, dass der Dr. B. Förster in seinen öffentlichen Vorträgen mich in sehr emphatischen Ausdrücken seinen Zuhörern präsentirt. — Rée ist jetzt in Rom: Ende April geht er nach der Schweiz zu seiner Mutter. Er freut sich sehr auf einen Tag in Basel und sendet seine Grüsse voraus.

Lebe wohl, mein lieber Freund — ich bin immer Dein und Euer dankbar ergebener

F.N.

[«]

211. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 17. März 1882>

Köselitz will das Geld nicht. — Oh, er ist so obstinat! — Die 500 frcs sind in meinen Händen: ich danke Dir, mein lieber Freund. —

Eilig Dein
F. N.

[«]

212. An Elise Fincke in Baltimore (Typoskript)

<Genua, 20. März 1882>

Ja verehrte Frau es giebt noch Einiges von mir zu lesen — mehr noch: Sie haben noch Alles von mir zu lesen. Jene unzeitgemässen Betrachtungen rechne ich als Jugendschriften: Da machte ich eine vorläufige Abrechnung mit dem was mich am meisten bis dahin im Leben gehemmt und gefördert hatte, da versuchte ich von Einigem loszukommen, dadurch dass ich es verunglimpfte oder verherrlichte wie es die Art der Jugend ist —: Ach die Dankbarkeit im Guten und Bösen hat mir immer viel zu schaffen gemacht! Immerhin — ich habe einiges Vertrauen in Folge dieser Erstlinge eingeerntet, auch bei Ihnen und den ausgezeichneten Genossen Ihrer Studien! All dies Vertrauen werden Sie nöthig haben um mir auf meinen neuen und nicht ungefährlichen Wegen zu folgen und zuletzt — wer weiss? wer weiss? — halten auch Sie es nicht mehr aus und sagen was schon mancher gesagt hat: Mag er laufen wohin ihm beliebt und sich den Hals brechen wenn's ihm beliebt.

Nun verehrte Frau jetzt sind Sie wenigstens gewarnt?

Sie wundern sich dass ich so spät schreibe — ich bin fast blind, und erst seitdem ich diese Schreibmaschine besitze kann ich wieder einen Brief beantworten d. h. seit drei Wochen. Mein Wohnort ist Genua. —

Ihr ergebener Diener
Dr. F. Nietzsche.

[«]

213. An Heinrich Köselitz in Venedig (Typoskript)

<Genua, 20. März 1882>

Mein lieber Freund Möge Alles so sein wie Sie wünschen dass ich glauben möge dass es sei: — Uf! das liesse sich lateinisch besser sagen und in sieben Worten. — Erwägen Sie doch einmal ob Sie nicht mir und zweien meiner Freunde Ihre Matrimonio-Partitur verkaufen wollen? Ich biete Frs. 6000 zahlbar in vier Jahresraten zu Frs. 1500. Die Angelegenheit kann geheim bleiben wenn es Ihr Wunsch ist — Ihrem Herrn Vater dürften Sie sagen dass ein Verleger Ihnen diese Summe geboten habe. — Sodann erwägen Sie was zu thun ist um für das Gefühl der Italiäner die „Impietät“ gegen ihren Classiker Cimarosa aufzuwiegen. Man müsste dazu das Werk der Königin Marguerita empfehlen und ans Herz legen und aus der politischen Lage Gewinn ziehn. Eine deutsche Artigkeit gegen Italien — so müsste es erscheinen. Zu diesem Zwecke könnte freilich die erste Aufführung nur in Rom sein: die Widmung an die Königin dürfte Herrn von Keudell sehr interessant und erwünscht sein. Angenommen dieser Gedanke sagte Ihnen zu — so rathe ich endlich Frl. Emma Nevada für das Werk zu gewinnen: sie hat sich jetzt eben Rom erobert. Die Italiäner sind gegen alle berühmten Sängerinnen sehr artig. Aber passionirt habe ich sie ein einziges Mal gesehn.

Wir haben jetzt die Erste Wiener Operettengesellschaft hier — also deutsches Theater. Ich habe durch sie eine sehr deutliche Vorstellung davon bekommen wie Ihre Scapine beschaffen sein muss. Für weibliche Ausgelassenheit und Grazie scheinen mir die Wienerinnen wirklich erfinderisch zu sein. Sie brauchen für dies Werk wegen seiner armen Handlung lauter erste Süjets. Mir graut vor einer idealistisch anständigen Mittelmässigkeit der Aufführung. — So! Das heisst schwätzen wie ein Theaterdirector — Pardon!

Ich las in R<obert> Mayer: Freund, das ist ein grosser Spezialist — und nicht mehr. Ich bin erstaunt wie roh und naïv er in allen allgemeineren Aufstellungen ist: er meint immer Wunder wie logisch zu sein wenn er bloss eigensinnig ist. Wenn irgend Etwas gut widerlegt ist so ist es das Vorurtheil vom „Stoffe“: und zwar nicht durch einen Idealisten sondern durch einen Mathematiker — durch Boscovich. Er und Copernikus sind die beiden grössten Gegner des Augenscheins: Seit ihm giebt es keinen Stoff mehr, es sei denn als populäre Erleichterung. Er hat die atomistische Theorie zu Ende gedacht. Schwere ist ganz gewiß keine „Eigenschaft der Materie“, einfach weil es keine Materie giebt. Schwerkraft ist, ebenso wie die vis inertiae, gewiß eine Erscheinungsform der Kraft (einfach weil es nichts anderes giebt als Kraft!): nur ist das logische Verhältniß dieser Erscheinungsform zu anderen, zb. zur Wärme, noch ganz undurchsichtig. — Gesetzt aber, man glaubt mit M<ayer> noch an die Materie und an erfüllte

Atome, so darf man dann nicht dekretiren: „es giebt nur Eine Kraft“. Die kinetische Theorie muß den Atomen mindestens außer der Bewegungsenergie noch die beiden Kräfte der Cohaesion und der Schwere zuerkennen. Dies thun auch alle materialistischen Physiker und Chemiker! und die besten Anhänger M<ayer>s selber. Niemand hat die Schwerkraft aufgegeben! — Zuletzt hat auch M<ayer> noch eine zweite Kraft im Hintergrunde, das primum mobile, den lieben Gott, — neben der Bewegung selber. Er hat ihn auch ganz nöthig!

Leben Sie wohl oder vielmehr gut, mein lieber Freund!

In Treue Ihr F. N.

[«]

214. An Malwida von Meysenbug in Rom (Typoskript)

<Genua, vermutlich 21. März 1882>

Mein hochverehrtes Fräulein eigentlich haben wir von einander schon einen letzten Abschied genommen — und es war meine Ehrfurcht vor solchen letzten Worten welche mich für so lange Zeit vor Ihnen stumm gemacht hat. Inzwischen ist Lebenskraft und jede Art von Kraft in mir thätig gewesen: und so lebe ich denn ein zweites Dasein und höre mit Entzücken dass Sie den Glauben an ein solches zweites Dasein bei mir niemals ganz verloren haben. Ich bitte Sie heute recht lange, lange noch zu leben: so sollen Sie auch an mir noch Freude erleben. Aber ich darf nichts beschleunigen — der Bogen in dem meine Bahn läuft ist gross und ich muss an jeder Stelle desselben gleich gründlich und energisch gelebt und gedacht haben: ich muss noch lange lange jung sein, ob ich mich gleich schon den Vierzigern nähere. — Dass jetzt alle Welt mich allein lässt, darüber beklage ich mich nicht — ich finde es vielmehr erstens nützlich und zweitens natürlich. So ist es und war es immer die Regel. Auch Wagners Verhalten zu mir gehört unter diese Trivialität der Regel. Überdiess ist er der Mann seiner Partei; und der Zufall seines Lebens hat ihm eine so zufällige und unvollständige Bildung gegeben dass er weder die Schwere noch die Nothwendigkeit meiner Art von Leidenschaft begreifen kann. Die Vorstellung dass Wagner einmal geglaubt haben kann, ich theilte seine Meinungen, macht mich jetzt erröthen. Zuletzt wenn ich mich über meine Zukunft nicht ganz täusche, wird in meiner Wirkung der beste Theil der Wagnerischen Wirkung fortleben — und das ist beinahe das Lustige an der Sache. - - -

Senden Sie mir ich bitte Sie Ihren Aufsatz über Pieve di Cadore: ich wandele gern Ihren Spuren nach. Vor zwei Jahren habe ich gerade diesen Ort sehnsüchtig ins Auge gefasst. — Glauben Sie dem nicht, was Freund Rée von mir sagt — er hat eine zu gute Meinung von mir — oder vielmehr: ich bin das Opfer seines idealistischen Triebes. —

Von Herzen Ihnen ergeben und immer der Alte noch, wenn auch der Neue

Friedrich Nietzsche.

[«]

215. An Paul Rée in Rom (Typoskript)

<Genua, den 21. März 1882>

Mein lieber Freund welches Vergnügen machen mir Ihre Briefe! — Sie ziehen mich ab — nach allen Seiten, und zuletzt unter allen Umständen zu Ihnen hin! — Gestern badete ich am Meere, genau an jener berühmten Stelle wo - - - denken Sie im vorigen Sommer einer meiner nächsten Verwandten von einem solchen Anfall im Bade überrascht wurde und weil zufällig Niemand in der Nähe war ertrank. Über Ihre 30 frs. habe ich sehr gelacht — die Post übergab mir diesen Brief ohne selbst nach meinem Passe zu verlangen — und der junge Beamte lässt Sie grüssen — ecco! — Overbeck hat mir mein Geld geschickt — ich bin für ein paar Monate jetzt versorgt. — Grüssen Sie diese Russin von mir wenn dies irgend einen Sinn hat: ich bin nach dieser Gattung von Seelen lüstern. Ja ich gehe nächstens auf Raub darnach aus — in Anbetracht dessen was ich in den nächsten 10 Jahren thun will brauche ich sie. Ein ganz anderes Capitel ist die Ehe — ich könnte mich höchstens zu einer zweijährigen Ehe verstehen, und auch dies nur in Anbetracht dessen was ich in den nächsten 10 Jahren zu thun habe. — Nach den Erfahrungen die ich eben mit Köselitz mache werden wir ihn nie dazu bringen Geld von uns anzunehmen — es sei denn in der bürgerlichsten Form von Kauf und Verkauf. Ich habe ihm gestern geschrieben ob er mir und zweien meiner Freunde die Matrimonio-Partitur verkaufen wolle —: ich bot ihm 6000 frs. zahlbar in vier Jahresraten von 1500 frs. Diesen Vorschlag halte ich für eine Feinheit und einen Fallstrick —. Sobald er Ja sagt, melde ich es Ihnen; und Sie haben dann die Güte mit Gersdorff zu verhandeln. —

Leben Sie wohl! Die Schreib-maschine will nicht mehr, es ist gerade die Stelle des geflickten Bandes.

Ich schrieb an Frl. v. M<eysenbug> auch wegen Pieve's.

Meine herzlichsten Wünsche für Ihr Wohl, bei Tag und Nacht

Ihr getreuer Freund F N.

Ich sende den Brief an Frl. von M<eysenbug> Rom poste restante weil ich ihre Adresse nicht habe.

Nein! ich sende den Brief an Frl. v. M. an Ihre Adresse, lieber Freund.

[«]

216. An Paul Rée in Rom (Postkarte)

<Genua, den 23. März 1882>

Lieber Freund, das Geld ist angekommen — aber Sie haben sich nicht des cours der salita Battestine erinnert, über den wir übereingekommen waren, und mir 20 lire zuviel geschickt! — Die Schreibmaschine verweigert seit vorgestern den Dienst; ganz rätselhaft! Alles ist in Ordnung! aber kein Buchstabe ist zu erkennen. — Mehrere böse Tage! Ach die verfluchte Wolken-Elektrizität! Soll ich wirklich so verrückt sein, mich wieder den Bergen zu nähern? Am Meere geht es mir doch am erträglichsten. Wo ist aber der Meer-Ort, der Schatten genug für mich hat! è una miseria!

Von Herzen grüßend F. N.

[«]

217. An Heinrich Köselitz in Venedig (Typoskript)

<Genua, 24. März 1882>

Mein lieber Freund Ich habe Frl. Nevada nur als Sonnambula gesehen: ihre sonstigen Opern sind Mignon, Barbier, Faust. Aber die Sängerin der Carmen war Frau Galli-Marié, une personne très jolie, très chic. — Mit meinem Vorschlage möchte ich der Gefahr einer Überarbeitung wenigstens von Einer Seite aus entgegenarbeiten — die erste Rate steht Ihnen zu Gebote, wann Sie wollen. Auf diese Weise würde die von Ihnen so gewünschte Unabhängigkeit von Ihren Verwandten etwas früher erreicht, mindestens angebahnt. Natürlich ist dieselbe Summe zu Ihren Diensten bereit auch ohne „Kauf und Verkauf" — seien Sie doch unbefangen in diesem Punkte, wie Richard Wagner es auch jetzt noch sein würde: und mit Recht. Mein Vorschlag des Kaufs ist nur eine Nachgiebigkeit gegen Ihre bürgerlichen Vorurtheile. Sie werden mir doch deshalb nicht böse werden? — Mitte nächster Woche reise ich ab: zwei Monate haben Sie dann mindestens vor mir Ruhe. Gott sei Dank — werden Sie sagen.

In Treue
Ihr Freund Nietzsche.

[«]

218. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Genua, 27. März 1882>

Meine liebe Schwester, hier kommt ein kleines Geburtstagsgeschenk, etwas vor der Zeit — aber ich bin im Begriff abzureisen und muß den Moment wahrnehmen. Ich mache Dich hier mit einer ausgezeichneten Frau bekannt, welche nicht nur als Mutter von Frau Cosima Wagner unsre Verehrung verdient. — Das verfluchte Schreiben! Aber die Schreibmaschine ist seit meiner letzten Karte unbrauchbar; das Wetter ist nämlich trüb und wolkig, also feucht: da ist jedesmal der Farbenstreifen auch feucht und klebrig, so daß jeder Buchstabe hängen bleibt, und die Schrift gar nicht zu sehn ist. Überhaupt!! - - - Ich schreibe, sobald ich ein festes Sommerdomizil habe: aber das wird etwas lange vielleicht dauern!

Dein und Euer F.

[«]

219. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Messina, 1. April 1882>

Euer Vergnügen über meine Verse hat mir großes Vergnügen gemacht; Ihr wißt, Dichter sind unbändig eitel. Einige weise Reime in altdeutscher Manier haben bei Köselitz den größten Effekt der Verwunderung hervorgebracht. Zuletzt, wenn die Augen mich verhindern etwas zu lernen — ich bin bald so weit! so kann ich immer noch Verse schmieden. — Der letzte Anfall meines Leidens glich vollständig der Seekrankheit: als ich zum Dasein erwachte, lag ich in einem hübschen Bettchen an einem stillen Domplatz; vor meinem Fenster ein Paar Palmen. Hier will ich also den Sommer verleben, ich muß, nach den schlimmen Erfahrungen der letzten Jahre, den Versuch machen, am Meere auch im Sommer zu leben. Die Schatten-Verhältnisse bestimmten meine Wahl. Adresse: Messina (in Sicilia) (poste restante)

In Liebe
Euer F.

[«]

220. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Messina, 8. April 1882>

Lieber Freund, daß Sie Sich nicht über mich beunruhigen, heute ein Kärtchen — mit der Bitte und Bedingung, daß Sie mir eine gute Zeit keine Briefe, sondern höchstens ebenfalls ein Kärtchen schicken. Also, ich bin an meinem „Rand der Erde“ angelangt, wo, nach Homer, das Glück wohnen soll. In Wahrheit, ich war noch nie so guter Dinge, wie die letzte Woche, und meine neuen Mitbürger verwöhnen und verderben mich auf die liebenswürdigste Weise. Reist vielleicht Jemand mir nach, der die Menschen zu meinen Gunsten besticht? —

Adresse: Messina, Sicilia poste restante.

Mein Sommer-Aufenthalt.

[«]

221. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Messina, 8. April 1882>

Also, lieber Freund! Die Vernunft hat gesiegt: — nachdem mir die letzten Sommer in den Bergen so schlecht bekommen sind, und die Annäherung an die Wolken immer mit Verschlechterung meines Zustandes verbunden war, so bleibt übrig zu versuchen, was ein Sommer am Meere thut. Die Stadt war schwer ausfindig zu machen; zuletzt bin ich mit Einem kühnen Sprunge, direkt, als einziger Passagier, hierher nach Messina gereist, und fange an zu glauben, daß ich mehr Glück als Verstand dabei gehabt habe — denn dies Messina ist wie geschaffen für mich; auch die Messinesen zeigen mir eine Liebenswürdigkeit und Entgegenkommen, daß ich schon auf die wunderlichsten Nebengedanken gerathen bin (zB. ob nicht Jemand hinter mir her reist, der die Leute für mich besticht?) Adresse: Messina, Sicilia, poste restante. Dein guter Brief hat mir zu denken und zu lachen gegeben. Immer Dein und Euer

F. N.

[«]

222. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Messina, 14. April 1882>

Herzlichen Gruß und Glückwunsch! — Von Februar an ist mir Genua nichts nütze mehr: schmerzhafte Unlustigkeit, so daß man mühsam über den Tag wegkommt. Verstärkung der Anfälle. In Recoaro wurde es noch schlimmer. Da scheine ich denn einen vorzüglichen Griff gethan zu haben! Sehr gute Stimmung! Nur verwöhnt man mich! Du kannst errathen, daß ich nicht um zu verschwenden, nach Sicilien gegangen bin, aber die billigen Preise, die man mir macht, setzen mich doch in Erstaunen. Habt Ihr kalt? Die Kalabrischen Berge, meine Vis-à-Vis, haben Schnee! — Wäsche im letzten Zustande! Ich pfeife auf zwei noch möglichen Hemden! Auch meine Kleidung ebenso schlicht als schlecht. Aber mein Zimmer 24 Fuß lang und 20 Fuß breit. Für 4 Pfennige 3 Apfelsinen.

Dein Bruder.

[«]

223. An Paul Rée in Locarno

<Luzern, 8. Mai 1882>

Mein Freund, wie finde ich den mehrerwähnten Goldklumpen, nachdem ich den „Stein der Weisen“ (es ist noch dazu ein Herz) gefunden habe? — — Scirocco immer um mich, mein großer Feind, auch im Metaphorischen Sinne. Zuletzt aber denke ich immer: „ohne Scirocco wäre ich in Messina“ — und vergebe meinem Feinde. — In summa: höchste Gottergebenheit. — Die Reise lächerlich durch und durch, ich will erzählen. Heute direkt nach Basel, wo ich incognito bei Overbecks sein werde, bis Ihr Telegramm mich nach Luzern ruft. Adresse: Nietzsche per adr. Professor Overbeck, Basel, Eulergasse. Die Zukunft ist mir völlig verschlossen, aber doch nicht „dunkel“. Ich muß durchaus Frl. L<ou> noch einmal sprechen, im Löwengarten etwa? — In unbegrenzter Dankbarkeit Ihr Freund N.

[«]

224. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Basel, 8. Mai 1882>

Mein werther Herr Verleger, ich hätte Ihnen Mehreres zu erzählen, muß mich aber in Hinsicht auf Augen und fortwährende Kopfschmerzen darauf beschränken, um etwas zu bitten. Senden Sie doch ein Exemplar meiner „Morgenröthe“ unter meiner Adresse nach Zürich poste restante, und umgehend! — Das erste Heft Ihrer Zeitschr<ift> war interessant genug; und zumal die Einleitung setzte mich in einiges Erstaunen, wegen der unerwarteten Gedanken-Harmonie mit mir. Dürfte ich nur lesen, so würde ich weiter lesen! aber der Rest meiner Augen gehört ganz meinem Ziele. Für den Herbst können Sie ein M<anu>s<cript> von mir haben: Titel „Die fröhliche Wissenschaft“ (mit vielen Epigrammen in Versen!!!)

Die besten Wünsche für Sie und Herrn Widemann!

Ergebenst der Ihre
Dr. F. N.

[«]

225. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Luzern, 15. Mai 1882>

Es klingt vielleicht unglaublich — aber wahrscheinlich werde ich Mittwoch Nachmittag über Frankfurt zu Euch nach Naumburg kommen.

In Liebe
Euer F.

Abreise Dienstag Abend von Basel

[«]

226. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Luzern, 15. Mai 1882>

In Luzern erwarteten mich Lou und Rée am Bahnhofe. — Wahrscheinlich reise ich Dienstag über Basel nach Naumburg, zusammen mit Rée — prestissimo! - - - Dienstag oder Mittwoch über 2 Wochen kommt Lou einen Tag nach Basel (Abends geht die Reise weiter.) Nachmittags möchte sie gerne zu Dir und Deiner lieben Frau kommen. Ist es erlaubt? —

Herzlich dankbar.

Adr.: Naumburg.

[«]

227. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Naumburg, Mitte Mai 1882>

Werthester Herr Verleger!

Auch der ernstesten Zeitschrift thut hier und da etwas Heiteres noth. Hier sind 8 Lieder für Ihre Zeitschrift. Meine Bedingungen sind

1) daß sie alle 8 auf Ein Mal gedruckt werden
2) und den Anfang einer Nummer machen, der nächsten womöglich —
3) daß sie mit zierlichen und eleganten Lettern gedruckt werden, nicht mit denen der Prosa-Aufsätze.

Auf meinen „Geschmack“ müssen Sie Sich unbedingt verlassen. — Wollen Sie? Schnelle Rückantwort nach Naumburg a/Saale wo ich ein wenig ausruhe.

Dank für Brief und Sendung nach Zürich!

Ergebensten Gruß an Freund Widemann!

Dr. F. Nietzsche

[«]

228. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Naumburg, 23. Mai 1882>

Ein Wort, mein lieber Freund! Inzwischen gieng es mir gut. Schönstes Wetter. In Bezug auf Lou tiefes Stillschweigen. So ist es nöthig. — Der Besuch bei Frau Rée ist jetzt sicher in's Auge gefaßt, nach Rée's letzter Karte. — Wir essen den guten Honig und sprechen viel über Dich und Deine verehrungswürdige Gattin. Treugesinnt Dein dankbarer

F N.

[«]

229. An Paul Widemann in Dresden (Visitenkarte)

<Naumburg, 24. Mai>

PROF. DR. NIETZSCHE
Herrn Paul Widemann mit herzlichem Gruß und Wunsch

[«]

230. An Paul Rée in Stibbe

<Naumburg, kurz nach dem 24. Mai 1882>

Lieber Freund, mir ist es inzwischen recht gut ergangen; endlich bin ich dem Scirocco entschlüpft. —

Sehen Sie doch das Maiheft der Schmeitznerschen Zeitschrift an: darin sind „Idyllen aus Messina“. —

Ich habe einen alten Kaufmann, der Bankerott gemacht hat, engagirt: er schreibt täglich 2 Stunden, während meine Schwester das Manuscript diktirt, und ich zuhorche und berichtige: die einzige Rolle, die ich jetzt spielen kann. — Ich bin schweigsam gewesen und werde es auch fürderhin sein — Sie wissen, in Bezug worauf. Es ist nöthig. —

Man kann sich nicht auf wunderbarere Weise Freund sein als wir es jetzt sind, nicht wahr? Mein alter lieber Ree!

Ihr F. N.

[«]

231. An Lou von Salomé in Zürich-Riesbach

<Naumburg, kurz nach dem 24. Mai 1882>

Liebe Freundin Lou,

besuchen Sie doch Professor Overbeck's — ihre Wohnung ist Eulergasse 53. —

Hier in Naumburg bin ich bisher in Bezug auf Sie und uns ganz schweigsam gewesen. So bleibe ich unabhängiger und stehe Ihnen besser zu Diensten. —

Die Nachtigallen singen die ganzen Nächte durch vor meinem Fenster. —

Rée ist in allen Stücken ein besserer Freund als ich es bin und sein kann; beachten Sie diesen Unterschied wohl! —

Wenn ich ganz allein bin, spreche ich oft, sehr oft Ihren Namen aus — zu meinem größten Vergnügen!

Ihr F. N.

[«]

232. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Naumburg, 26. Mai 1882>

Der Correctur-Bogen kam einen Tag später als die Karte, welche ihn ankündigte. Ich habe ihn umgehend an Herrn Widemann abgesandt. Für mich wünsche ich 4 Abzüge (bitte dieselben ungebrochen unter Kreuzband zu senden!) Auch möchte ich auf diesen Jahrgang Ihrer Zeitschrift abonniren, zumal meiner Schwester wegen. Ich bleibe noch 3 Wochen in Naumburg: eine Zusammenkunft mit Ihnen, werthester Herr Verleger, in Leipzig — wäre mir sehr erwünscht. Diesmal giebt es freilich kein Köselitzesches Manuscript für die Teubnersche Druckerei. Ich habe einen alten Kaufmann, der banquerott ist, engagirt — meine Schwester und ich diktiren abwechselnd, es ist eine Thierquälerei für mich.

Ihr F. N.

[«]

233. An Ida Overbeck in Basel

Naumburg a/Saale Pfingsten — 1882 <28. Mai>

Verehrte Frau Professor

bei unserem letzten Zusammensein war ich allzu sehr angegriffen: so habe ich Ihnen und meinem Freunde eine Sorge und Beängstigung hinterlassen, zu der eigentlich kein Grund vorliegt; vielmehr Anlaß genug zum Gegentheil! Im Grunde schlägt mir das Schicksal immer zum Glücke und mindestens zum Glücke der Weisheit aus — wie sollte ich mich vor dem Schicksale fürchten, namentlich wenn es mir in der gänzlich unerwarteten Gestalt von L<ou> entgegentritt?

Beachten Sie, daß Rée und ich **mit gleichen Empfindungen** unsrer tapferen und hochherzigen Freundin zugethan sind — und daß er und ich sehr großes Vertrauen zu einander auch in diesem Punkte haben. Auch gehören wir weder zu den Dümmsten, noch zu den Jüngsten. — Hier habe ich bisher ganz von diesen neuen Dingen geschwiegen. Trotzdem wird dies auf die Dauer unthunlich sein, und zwar schon deshalb, weil meine Schwester und Frau Rée in Verkehr sind. Meine Mutter will ich dagegen „aus dem Spiele“ lassen — sie hat schon genug Sorgen zu tragen — wozu noch unnöthige? —

Fräulein Lou wird diesen Dienstag Nachmittag zu Ihnen kommen (auch das Buch „Schopenhauer als Erzieher“ zurückbringen, welches in der That durch ein Versehen in meinen Koffer gerathen war) Sprechen sie über mich mit jeder Freiheit, verehrte Frau Professor; Sie wissen und errathen ja, was mir, um mein Ziel zu erreichen, am meisten Noth thut — Sie wissen auch, daß ich kein „Mensch der That“ bin und in bedauerlicher Weise hinter meinen besten Absichten zurückbleibe. Auch bin ich, eben wegen des erwähnten Zieles, ein böser böser Egoist — und Freund Rée ist in allen Stücken ein besserer **Freund** als ich (was Lou nicht glauben will.)

Freund Overbeck darf bei diesem Privatissimum nicht zugegen sein? Nichtwahr? —

Es ging mir inzwischen recht gut; man findet, ich sei in meinem Leben nie so heiter gewesen. Was mag der Grund davon sein?

Treulich dankbar und ganz
der Ihre
F. N.

[«]

234. An Lou von Salomé in Zürich-Riesbach

Naumburg a/Saale Pfingsten <28. Mai 1882>

Meine liebe Freundin,

das haben Sie mir recht nach dem Herzen (und auch nach den Augen) geschrieben! Ja, ich glaube an Sie: helfen Sie mir, daß ich immer an mich selber glaube und unserm Wahlspruch und Ihnen Ehre mache
„uns vom Halben zu entwöhnen
„und im Ganzen Guten Schönen
„resolut zu leben“ —

Mein letzter Plan, Sie zu sprechen, ist dieser:

Ich will nach Berlin reisen, in der Zeit, wo Sie in Berlin sein werden, und von da mich sofort in einen der schönen tiefen Wälder zurückziehn, welche in der Nachbarschaft Berlins sind — nahe genug, um uns treffen zu können, wann wir, wann Sie wollen. Berlin selber ist für mich eine Unmöglichkeit. Also: im „Grunewald“ bleibe ich und warte die ganze Zeit ab, welche Sie nachher in Stibbe zubringen. Dann stehe ich Ihnen für alle weitern Absichten zu Gebote: vielleicht finde ich irgend ein würdiges Förster- oder Pfarrhaus im Walde selber, wo Sie noch ein Paar Tage in meiner Nähe leben können. Denn, aufrichtig, ich wünschte sehr, so bald als möglich mit Ihnen einmal ganz allein zu sein. Solche Einsame, wie ich, müssen sich auch an die Menschen, die ihnen die liebsten sind, erst langsam gewöhnen: seien Sie hierin gegen mich nachsichtig oder vielmehr ein wenig entgegenkommend! Gefällt es Ihnen aber, weiter zu reisen, so finden wir nicht weit von Naumburg eine andre Waldeinsiedelei (in der Nachbarschaft eines Altenburgschen Schlosses; dahin könnte ich, wenn Sie wollen, meine Schwester bestellen. (So lange noch alle Sommerpläne in der Luft hängen, thue ich gut, bei den Meinigen ein vollkommnes Stillschweigen aufrecht zu halten — nicht aus Lust an Heimlichkeiten, sondern aus „Kenntniß der Menschen“) Meine liebe Freundin Lou, über „Freunde“ und den Freund Rée insonderheit will ich mündlich mich erklären: ich weiß sehr wohl, was ich sage, wenn ich ihn für einen besseren Freund halte als ich es bin und sein kann. —

Oh der schlechte Photograph! Und doch: was für ein lieblicher Schattenriß sitzt da auf dem Leiterwägelchen! — Den Herbst verbringen wir, denke ich, schon in

Wien? Zu welcher Aufführung wollen Sie in Bayreuth sein? Rée hat eine Karte zur ersten, so viel ich weiß. — Nach Bayreuth suchen wir noch einen Zwischenort zu Gunsten Ihrer Gesundheit? Von meiner soll heute nicht die Rede sein.

Von Herzen Ihr F. N.

Man behauptet, ich sei in meinem Leben nicht so heiter gewesen als jetzt. Ich vertraue meinem Schicksale. —

[«]

235. An Paul Rée in Stibbe

<Naumburg, 29. Mai 1882>

Mein lieber Freund, wie geht es? Wohin geht es? Und geht es überhaupt? — Was machen die Sommer-Pläne? Gestern habe ich meinen neuesten Plan an L<ou> mitgetheilt: ich will nämlich in einer der nächsten Wochen in den Grunewald bei Charlottenburg übersiedeln und dort so lange verweilen, als L<ou> bei Ihnen in Stibbe ist: um sie dann in Empfang zu nehmen und etwa in einen thüringischen Waldort zu begleiten, wohin eventuell auch meine Schwester kommen könnte. (zB. Schloß Hummelshayn) Bis jetzt, so lange noch Alles schwebt, habe ich Stillschweigen für nöthig befunden.

Haben Sie Ihren Bayreuther Platz schon vergeben? Vielleicht an Lou? Das wäre für die erste Aufführung? — Meine Schwester ist vom 24. Juli an dort.

Gestern war Romundt bei mir, der in der That zu den glücklichen Menschen gehört.

Es ist mir gut gegangen, und ich bin heiter und arbeitsam. — Das M<anu>s<cript> erweist sich seltsamer Weise als „unedirbar“. Das kommt von dem Princip des „mihi ipsi scribo.“ —!

Ich lache öfter über unsre pythagoreische Freundschaft, mit dem sehr seltenen „φίλοις πάντα κοινὰ“. Es giebt mir einen besseren Begriff von mir selber, einer solchen Freundschaft wirklich fähig zu sein. — Aber zum Lachen bleibt es doch?

In herzlicher Liebe Ihr F. N.

Ihrer verehrten Frau Mutter meine und meiner Schwester ergebenste Grüße.

[«]

236. An Franz Overbeck in Basel

<Naumburg, etwa 5. Juni 1882>

Mein lieber Freund,

seit mehreren Tagen krank, es gab einen äußerst schmerzhaften Anfall. Ich erhole mich langsam. — Nun Dein Brief! — Einen solchen Brief bekommt man nur Ein Mal, ich danke Dir von ganzem Herzen und werde es Dir nie vergessen. Ich bin glücklich für mein Vorhaben, das für uneingeweihte Augen sehr phantastisch schillern dürfte, den ganzen guten Menschen- und Freundes-Verstand von Dir und Deiner lieben Frau gewonnen zu sehen. Die Wahrheit ist: in der Art, wie ich hier handeln will und werde, bin ich einmal ganz und gar der Mensch meiner Gedanken, ja meines innersten Denkens: diese Übereinstimmung thut mir so wohl, wie mir das Bild meiner Genueser Existenz wohlthut, in der ich auch nicht hinter meinen Gedanken zurückgeblieben bin. Es sind eine Menge meiner Lebensgeheimnisse in diese neue Zukunft eingewickelt, und es bleiben mir hier Aufgaben zu lösen, die man nur durch die That lösen kann. — Übrigens bin ich von einer fatalistischen „Gottergebenheit“ — ich nenne es amor fati — daß ich einem Löwen in den Rachen laufen würde, geschweige denn — —

In Betreff des Sommers ist Alles noch im Unsichersten.

Ich schweige hier fort und fort. In Betreff meiner Schwester bin ich ganz entschlossen, sie außerhalb zu lassen; sie könnte nur verwirren (und sich selber vorerst)

Romundt war hier; brav und etwas **mehr** auf den Wegen der Vernunft.

Dir und Deiner lieben Frau von Herzen zugethan

F N

[«]

237. An Lou von Salomé in Hamburg

<Naumburg, 7. Juni 1882>
Mittwoch

Meine liebe Freundin,

auch ich war, gleich Ihnen, recht krank und, wie ich ausgerechnet habe, vom gleichen Tage an; das giebt mir eine Art von bittrer Genugthuung — es ist mir ganz unerträglich, Sie mir allein leidend zu denken.

Von Overbecks kam ein acht Seiten langer Brief an; darin war viel Liebe und Bewunderung für Sie und viel Sorgfalt und Besorgniß für uns Beide. Das ist nichts Geringes, daß der gute Menschenverstand solcher nüchternen und braven Freunde unserem Vorhaben günstig ist. — Sonst halte ich es jetzt für nothwendig, über dieses Vorhaben auch gegen die Nächsten und Besten schweigsam zu sein: weder Frau Rée in Warmbrunn, noch Frl. v. Meysenbug in Bayreuth, noch meine Angehörigen sollen sich über Dinge ihre Köpfe und Herzen zerbrechen, denen wir, wir, wir gewachsen sind und sein werden; während sie für Andere gefährliche Phantastereien sein dürften. —

Für Berlin und Grunewald war ich so bereit, daß ich jede Stunde abreisen konnte. Also erst nach Bayreuth werden wir uns wiedersehn? Und auch dann nur „vielleicht“? Warmbrunn ist kein Ort für mich; auch scheint es mir räthlicher, unsre Dreieinigkeit in diesem Sommer nicht so offen zur Schau zu tragen, wie dies ein Aufenthalt in Warmbrunn mit sich bringen würde: — zum Besten unserer Herbstund Winterpläne. Ich bin in diesem Deutschland viel zu bekannt.

Auch ich habe jetzt Morgenröthen um mich, und keine gedruckten! Was ich nie mehr glaubte, einen Freund meines letzten Glücks und Leidens zu finden, das erscheint mir jetzt als möglich — als die goldene Möglichkeit am Horizonte alles meines zukünftigen Lebens. Ich werde bewegt, so oft ich nur an die tapfere und ahnungsreiche Seele meiner lieben Lou denke.

Schreiben Sie mir immer so wie dieses Mal! Nichts lese ich lieber und leichter als Ihre Hand.

Von ganzem Herzen
Ihr
F. N.

[«]

238. An Paul Rée in Stibbe

<Naumburg, vermutlich 10. Juni 1882>

Inzwischen, mein lieber lieber Freund, war ich krank — ja ich bin es noch. Daher auch heute nur wenig Wörtchen!

Ich halte es nunmehr für festgestellt, daß Frl. Lou bis zur Bayreuther Zeit in Stibbe ist — jedenfalls daß sie mit Ihnen und Ihrer Frau Mutter bis zum angegebenen Termine zusammen bleibt? Ist dies die richtige Auffassung der Lage?

Auf welche Weise wird sie denn nach Bayreuth zu befördern sein? Oder combiniren Sie selber vielleicht Pläne, welche südwärts führen (Engadin?)?

Ich selber denke daran, Anfang Juli mich gewissermaßen nach Wien auf den Weg zu machen: das heißt, einen Sommeraufenthalt in Berchtesgaden zu versuchen — **vorausgesetzt**, daß ich keinerlei Dienste vorher zu leisten habe. Im Ganzen bitte ich Sie dringend, von unserem Winter-Vorhaben gegen Jedermann zu schweigen: man soll von allem Werdenden schweigen. Sobald etwas zu zeitig davon verlautet, giebt es auch Gegner und Gegen-Pläne: die Gefahr ist nicht gering. —

In Deutschland, merke ich leider, ist es für mich schwer, incognito zu leben. Thüringen habe ich ganz aufgegeben.

Ich möchte möglichst bald hören, **was** ich zu thun und zu lassen habe, damit ich über meinen Sommer verfügen kann. Naumburg ist ein fürchterlicher Ort für meine Gesundheit.

Adressiren Sie, liebster Freund, Ihre nächsten Zeilen nach Leipzig, poste restante.

Verzeihung für diese vom Geiste der Krankheit überhauchte Schreiberei!

In summa haben wir Beide es doch sehr gut; wer hat denn ein **so schönes** Projekt vor sich, wie wir?

M<anu>s<cript> ziemlich fertig: aber immer noch unedirbar. Mihi ipsi scripsi.

Adieu!

Von Herzen
Ihr F. N.

[«]

239. An Lou von Salomé in Hamburg

<Naumburg, vermutlich 10. Juni 1882>

Ja, meine liebe Freundin, ich übersehe aus meiner Ferne gar nicht, welche Personen in unsere Absichten nothwendig eingeweiht werden müssen; aber ich denke, wir wollen daran festhalten, eben nur die nothwendigen Personen einzuweihen. Ich liebe die Verborgenheit des Lebens und ich wünschte von Herzen, daß Ihnen und mir ein europäisches Geschwätz erspart bliebe. Im Übrigen verbinde ich mit unserem Zusammenleben so hohe Hoffnungen, daß alle nothwendigen oder zufälligen Nebenwirkungen jetzt wenig Eindruck auf mich machen: und was sich auch ergiebt, wir wollen es zusammen tragen und das ganze Bündelchen alle Abende zusammen in's Wasser werfen — nicht wahr?

Ihre Worte über Frl. v. M<eysenbug> bestimmen mich, ihr nächstens einen Brief zu schreiben.

Geben Sie mir zu verstehen, wie Sie sich die Zeit von Bayreuth ab einzurichten denken, und auf welche Mithülfe meinerseits Sie dabei rechnen. Mir thut jetzt Berg und Hochwald sehr noth: nicht nur die Gesundheit, noch mehr „die fröhliche Wissenschaft" treiben mich in die Einsamkeit. Ich will das Ende machen.

Paßt es, wenn ich jetzt schon mich nach Salzburg (oder Berchtesgaden) begebe, also auf den Weg nach Wien?

Wenn wir zusammen sind, schreibe ich Ihnen etwas in das übersandte Buch. —

Zuletzt: ich bin in allen Dingen der That unerfahren und ungeübt; und seit Jahren habe ich mich nie für irgend eine Handlung vor Menschen zu erklären oder zu rechtfertigen gehabt. Meine Pläne lasse ich gerne im Verborgenen; über meine Facta mag alle Welt reden! — Doch gab die Natur jedem Wesen verschiedene Vertheidigungswaffen — und Ihnen gab sie Ihre herrliche Offenheit des Wollens. Pindar sagt einmal „werde der, der du bist!"

Treulich und ergeben
F N.

[«]

240. An Lou von Salomé in Hamburg

<Naumburg, vermutlich 12. Juni 1882>

Nun, liebste Freundin, Sie haben immer für mich ein gutes Wort in Bereitschaft, es macht mir große Freude, Ihnen zu gefallen. Die fürchterliche Existenz der Entsagung, welche ich führen muß und welche so hart ist wie je eine asketische Lebenseinschnürung, hat einige Trostmittel, die mir das Leben immer noch schätzenswerther machen als das Nichtsein. Einige große Perspektiven des geistig sittlichen Horizontes sind meine mächtigste Lebensquelle, ich bin so froh darüber, daß gerade auf diesem Boden unsre Freundschaft ihre Wurzeln und ihre Hoffnungen treibt. Niemand kann so von Herzen sich über alles freuen, was von Ihnen gethan und geplant wird!

Treulich Ihr Freund F.N.

[«]

241. An Lou von Salomé in Berlin

<Naumburg,> Donnerstag <15. Juni 1882>

Meine liebe Freundin

seit einer halben Stunde bin ich melancholisch und seit einer halben Stunde frage ich mich, warum? — und finde keinen andern Grund als die eben durch Ihren liebwerthesten Brief gemachte Meldung, daß wir uns nicht in Berlin sehen werden.

Nun sehen Sie, was ich für ein Mensch bin! Also: morgen früh um 11 Uhr 40 will ich in Berlin sein, Anhalter Bahnhof. Meine Adresse ist: Charlottenburg bei Berlin, poste restante. Mein Hintergedanke ist 1) - - - und 2) daß ich in einigen Wochen Sie bis nach Bayreuth begleiten darf, vorausgesetzt, daß Sie keine bessere Begleitung finden. — Das heißt sich plötzlich entschließen!

Mit den herzlichsten Grüßen
Ihr Freund N.

Berchtesgaden gilt mir als „widerlegt“. Vorläufig bleibe ich im Grunewald. — M<anu>s<cript> fertig. Durch den größten Esel aller Schreiber!

Ich bringe die Einleitung mit nach Berlin, welche als Überschrift hat „Scherz, List und Rache“ Vorspiel in deutschen Reimen.

[«]

242. An Paul Rée in Stibbe

Naumburg, Sonntags, bei hellem Wetter. <18. Juni 1882>

Mein lieber alter Freund, dieses deutsche Wolken-Wetter hat mich zu einer Art von Siechthum verurtheilt, so daß auch meine Vernunft mitunter nicht mehr vernünftig blieb — Zeugniß mein letzter Brief, für dessen schnelle Beantwortung ich Ihnen von Herzen gut bin.

Zeugniß zweitens meine Reise nach Berlin, um L<ou> und den Grunewald zu sehn; doch habe ich nur das Zweite erreicht — auf Nimmerwiedersehn! Am Tage drauf fuhr ich nach Naumburg zurück — halbtodt. — Ebenso wurde aus dem projektirten Aufenthalt in Leipzig nichts; ich hielt es auch nur Einen Tag aus.

Trotzalledem bin ich voller Zutrauen zu diesem Jahre und seinem geheimnißvollen Würfelspiel über mein Schicksal.

Ich reise nicht nach Berchtesgaden und bin überhaupt nicht mehr im Stande, allein etwas zu unternehmen. In Berlin war ich wie ein verlorner Groschen, den ich selber verloren hatte und Dank meiner Augen nicht zu sehn vermochte, ob er mir schon vor den Füßen lag, so daß alle Vorübergehenden lachten.

Gleichniß! —

Was wird nach Bayreuth? Ich combinire jetzt, daß auch meine Mutter Frl. Lou einladen könnte, daß sie etwa den Monat August in Naumburg zubrächte, und daß wir im September uns auf den Weg nach Wien machten. Sagen Sie Ihre Meinung, bitte.

Ich lege ein Billet an unsre sehr merkwürdige und allzusehr liebenswürdige Freundin bei; ich weiß nicht, wo sie ist. —

Ihrer verehrten Frau Mutter meinen Gruß und Dank — Sie wissen ja, wofür ich ihr gerade jetzt solchen Dank schuldig bin.

Von Herzen Ihr
Freund N.

[«]

243. An Lou von Salomé in Stibbe

Sonntag.<Naumburg, 18. Juni 1882>

Liebe Freundin

Also: ich habe eine kleine anscheinend sehr thörichte Reise nach Berlin gemacht, bei der mir Alles mißrieth; Tags darauf fuhr ich zurück, über den Grunewald und mich selber etwas aufgeklärter als sonst — ein wenig hohnlachend und sehr erschöpft. —

Heute aber bin ich schon ganz wieder in meine fatalistische „Gott-Ergebenheit“ zurückverfallen und glaube von Neuem, daß mir Alles zum Besten gereichen muß sogar diese Berliner Reise und ihre Quintessenz (ich meine das Faktum, daß ich Sie nicht gesehen habe)

Ich möchte so gerne bald mit Ihnen etwas arbeiten und studiren und habe schöne Dinge vorbereitet — Gebiete, in denen Quellen zu entdecken sind, vorausgesetzt daß Ihre Augen gerade da Quellen entdecken wollen (— die meinen sind nicht mehr frisch genug dazu!) Sie wissen doch, daß ich wünsche, Ihr Lehrer zu sein, Ihr Wegweiser auf dem Wege zur wissenschaftlichen Produktion? —

Was denken Sie über die Zeit nach Bayreuth? Was wäre **Ihnen** das Erwünschteste, Zuträglichste und Erstrebenswertheste eben für diesen Zeitraum? — Und ist für den Beginn unsrer Wiener Existenz der September ins Auge zu fassen?

Meine Reise belehrte mich wieder über mein unsägliches Ungeschick, sobald ich neue Orte und Menschen um mich fühle —: ich glaube, die Blinden sind zuversichtlicher als die Halb-Blinden. Mein Wunsch in Betreff Wiens ist jetzt, wie ein Paquetstück in ein Zimmerchen des Hauses abgesetzt zu werden, in welchem Sie wohnen wollen. Oder im Hause nebenan, als

Ihr getreuer Freund und
Nachbar F.N.

[«]

244. An Heinrich Köselitz in Venedig

Naumburg an der Saale. <19.> Juni 1882.

Mein lieber alter Freund, ein seltsames Jahr! Ganz äußerlich schon sieht es närrisch genug aus: denken Sie, daß ich von Messina nach dem Berliner Grunewalde gereist bin, der mir als Aufenthalt für den Sommer von einem schweizerischen Forstmann empfohlen wurde. Ich fand freilich hier nicht, was ich suchte — und bin jetzt wieder in Naumburg. Inzwischen ist aber allerlei Wesentliches geschehen oder vorbereitet — und ich sehe mit Staunen dem sonderbaren Würfelspiele zu und warte und warte. Denn es muß mir Alles zum Besten gereichen: ich lebe ganz in einer fatalistischen „Gott-Ergebenheit“. — Genaueres läßt sich nicht schreiben.

Heute frage ich an, ob Sie mir bei der Correktur der „fröhlichen Wissenschaft“ — meines letzten Buches, wie ich annehme — helfen **können** (vom „Wollen“ rede ich nicht, mein alter Getreuer!) Aufrichtigkeit bis zum Tod! Nichtwahr?

Die Quälerei der M<anu>s<cript>-Herstellung, mit Hülfe eines banquerotten alten Kaufmanns und Esels, war außerordentlich: ich habe es verschworen, dergleichen nochmals über mich ergehen zu lassen.

Ich habe zehnmal auch dieses Buch für unedirbar gehalten und zehnmal wieder mich von diesem Glauben bekehrt. Jetzt denke ich so: es liegt gar nichts daran, was meine jetzigen Leser über dieses Buch und über mich denken, — aber es liegt etwas daran, daß ich so von mir gedacht habe, wie in diesem Buche zu lesen ist: sei es auch nur, um vor mir selber zu warnen.

Vom Herbste an beginne ich eine neue Studenten-Zeit: ich gehe an die Universität Wien.

Kommen Sie nach Wien? Ach, ich kann es Ihnen nicht sagen, wie ich es entbehre, Sie nicht um mich zu haben.

Die Einsiedelei des Lebens ist gar zu groß und wird immer größer. —

Und Ihre Musik! In Basel ließ ich mir drei Mal Ihr „Nacht du holde“ vorspielen — und hatte lange, lange nicht genug. Und ebenso jene allerfröhlichsten 8 Takte

Adieu, mein lieber Freund!
F.N.

[«]

245. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

Naumburg a.S. <,19. Juni 1882>

Mein werther Herr Verleger, meine unberechenbare Gesundheit und das ebenso unlogische Sommer-Wetter haben alle meine guten Absichten über den Haufen geworfen. (ZB. wollte ich ein paar Wochen in Leipzig sein und dachte Sie da zu sehen.) — In den nächsten Tagen bekommen Sie den ersten Theil M<anu>s<cript> der „fröhlichen Wissenschaft“ — ich bitte dringend darum, daß der Druck bei Teubner **sofort beginnt**.

Für Honorar und Exemplare meinen besten Dank.

Ergebenst
Prof Nietzsche.

[«]

246. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Telegramm)

Leipzig, den 21. 6. 1882

Bitte morgen elf Uhr Leipzig Nürnbergerstrasse 6. 1 Treppe

Nietzsche

[«]

247. Vermutlich an Paul Rée in Stibbe <Entwurf>

<Naumburg, Mitte Juni 1882>

Allen Ernstes, so ist es besser. Auf die Dauer wäre mein Stillschweigen unmäglich gewesen; es war nur für die allernächste Zeit nöthig, wie ich es auch mit Overbecks vereinbarte. Ich selber mußte erst meinen Angehörigen wieder etwas „angehören“, nach vieler, langer und sonst innerlicher Trennung. Von vornherein wäre ich ihnen mit einem solchen Unterfangen (wie unsere Wiener Pläne) ganz unverständlich gewesen; (sie würden an eine verrückte Idee oder Leidenschaft geglaubt haben)

[«]

248. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Naumburg, 24. Juni 1882>

Lieber Freund, morgen verlasse ich Naumburg; meine Adresse ist: Dorf Tautenburg bei Dornburg (Thüringen). — Dir wohlbekannt! — Teubner druckt bereits an der „fröhlichen Wissenschaft“; Köselitz hilft corrigieren. Die Herstellung des M<anu>s<cripts> für die Druckerei war peinlich; hoffentlich für lange Jahre zum letzten Male! — Frl. L<ou> ist bei Frau Rée in Stibbe, guter Dinge wie wir Alle. Den 24. Juli wird sie in Bayreuth sein. Die Übersiedelung nach Wien erfolgt wohl schon im September; hast Du etwas in Aussicht, in Betreff der Wohnung von Frl. L<ou>? — Das Geld möchte ich jetzt nicht haben; wenn Du in Deutschland bist, wird es dafür noch Zeit sein. — Romundt fand ich gefaßt, muthig und voller Pläne, übrigens viel vernünftiger und angenehmer als ich erwartete. — Deiner lieben Frau das Herzlichste!

F.N.

[«]

249. An Lou von Salomé in Stibbe

Montag <Tautenburg, 26. Juni 1882>

Meine liebe Freundin,

eine halbe Stunde abseits von der Dornburg, auf der der alte Goethe seine Einsamkeit genoß, liegt inmitten schöner Wälder Tautenburg. Da hat mir meine gute Schwester ein idyllisches Nestchen eingerichtet, das mich nun diesen Sommer bergen soll. Gestern habe ich es in Besitz genommen; morgen reist meine Schwester ab, und ich werde allein sein. Doch haben wir etwas verabredet, was sie vielleicht wieder hierher bringt. Gesetzt nämlich, Sie hätten keine bessere Verwendung des Monat August’s und fänden es schicklich und thunlich, hier mit mir im Walde zu leben, so würde meine Schwester Sie von Bayreuth hierher geleiten und mit Ihnen hier in Einem Hause wohnen (zb. bei dem Pfarrer, wo sie augenblicklich wohnt: der Ort hat Auswahl an hübschen bescheidenen Zimmern) Meine Schwester, über die Sie Rée befragen mögen, würde gerade für diese Zeit nach Abgeschiedenheit verlangen, um auf ihren kleinen Novellen-Eierchen zu brüten. Es ist ihr ein äußerst angenehmer Gedanke, in Ihrer und meiner Nähe zu sein. — So! Und nun Aufrichtigkeit „bis zum Tod“! Meine liebe Freundin! Ich bin durch nichts gebunden und wechsele meine Pläne, wenn Sie Pläne haben, auf das Leichteste. Und soll ich nicht mit Ihnen zusammen sein, so sagen Sie auch dies mir einfach — und nicht einmal Gründe brauchen Sie anzugeben! Ich vertraue Ihnen ganz: aber das wissen Sie. —

Wenn wir zu einander passen, so werden auch unsre Gesundheiten zu einander passen, und irgendworin wird ein geheimer Nutzen sein. Ich habe bisher nie daran gedacht, daß Sie mir „vorlesen und schreiben“ sollen; aber ich wünschte sehr, Ihr Lehrer sein zu dürfen. Zuletzt, um die ganze Wahrheit zu sagen: ich suche jetzt nach Menschen, welche meine Erben sein könnten; ich trage Einiges mit mir herum, was durchaus nicht in meinen Büchern zu lesen ist — und suche mir dafür das schönste und fruchtbarste Ackerland.

Sehen Sie meine Selbstsucht! —

Wenn ich hier und da an die Gefahren Ihres Lebens, Ihrer Gesundheit denke: da füllt sich meine Seele jedesmal ganz von Zärtlichkeit; ich wüßte nichts, was mich so schnell Ihnen nahe brächte. — Und dann bin ich immer glücklich, zu wissen, daß Sie Rée und nicht nur mich zum Freunde haben. Sie Beide mir zusammen spazierengehend und redend zu denken ist mir ein wahrer Genuß. —

Der Grunewald war viel zu sonnig für meine Augen.

Meine Adresse ist: Tautenburg bei Dornburg, Thüringen.

Treulich Ihr
Freund Nietzsche.

Gestern war Liszt hier.

[«]

250. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Tautenburg, 27. Juni 1882>

Ich danke Ihnen von Herzen für Ihren Brief; es thut nichts, wenn einmal „das wilde Thier“ den Kopf durch den Käfig steckt — zuletzt haben wir, Sie und ich, unsre göttlich-lustigen und sehr unthierischen Stunden, derentwegen es doch werth ist zu leben — nicht wahr, alter Freund?

Meine Adresse ist: Dorf Tautenburg bei Dornburg (Thüringen).

Tautenburg liegt in Wäldern versteckt. — Kommen Sie nach Bayreuth!

Treulich der Ihre F.N.

[«]

251. An Lou von Salomé in Stibbe

<Tautenburg, 27./28. Juni 1882>

Liebe Freundin

wie freue ich mich, vom guten Schiffe zu hören, daß es in den guten Hafen eingelaufen ist! Augenblicklich werden wir Alle Drei zu den zufriedensten Menschen gehören, die es giebt. Dieses Tautenburg entzückt mich und paßt zu mir in allem und jedem; und nochmals fühle ich mich in diesem wunderbaren Jahre durch ein unerwartetes Geschenk des Schicksals überrascht. Für meine Augen und meine einsamen Neigungen ist hier das Paradies; ich verstehe den Wink, daß die Zeit meiner Südländerei vorüber ist; die Reise von Messina bis Grunewald war ein dicker Strich unter diese Vergangenheit.

Inzwischen habe ich alles, was Sie betrifft, meiner Schwester mitgetheilt. Ich fand sie, in der langen Trennungszeit, so gut fortgeschritten und ausgewachsener als früher, alles Vertrauens würdig und sehr liebevoll gegen mich. Ihre eigenen Pläne für den Winter sind inzwischen festgestellt (sie geht nach Genua, in meine dortige Wohnung, später nach Rom); meine Besorgniß, dieselben möchten sich mit meinen Wiener Plänen kreuzen, ist damit gehoben. Übrigens hat sie jetzt ihre eignen Neigungen zur Abgezogenheit und „Unbeeinflußtheit" — und so glaube ich in summa, daß Sie es mit ihr und uns versuchen dürfen. — Aber meine ganze Stillschweigerei war nicht nöthig, werden Sie jetzt meinen? Ich analysirte sie heute und fand als letzten Grund: Mißtrauen gegen mich selber. Ich bin nämlich durch das Ereigniß, einen „neuen Menschen" hinzuerworben zu haben, förmlich über den Haufen geworfen worden — in Folge einer allzustrengen Einsamkeit und Verzichtleistung auf alle Liebe und Freundschaft. Ich mußte schweigen, weil mich von Ihnen zu reden jedesmal umgeworfen hätte (es passirte mir bei den guten Overbecks) Nun, das erzähle ich Ihnen zum Lachen. Es geht bei mir immer sehr menschlich-allzumenschlich zu und meine Thorheit wächst mit meiner Weisheit.

Dies erinnert mich an meine „fröhliche Wissenschaft." Donnerstag kommt der erste Correcturbogen, und Sonnabend soll der letzte Theil des M<anu>s<cripts> in die Druckerei abgehen. Ich bin jetzt immer von sehr feinen Sprachdingen occupirt; die letzte Entscheidung über den Text zwingt zum scrupulösesten „Hören" von Wort und Satz. Die Bildhauer nennen diese letzte Arbeit „ad unguem." — Mit diesem Buche kommt jene Reihe von Schriften zum Abschluß, die mit „Menschl<ichem,>

Allzum<enschlichem>“ beginnt: in allen zusammen soll „ein neues Bild und Ideal des Freigeistes“ aufgerichtet sein.

Daß dies nun freilich nicht „der freie Mensch der That“ ist, werden Sie längst errathen haben. Vielmehr — doch hier will ich schließen und **lachen**. Von Herzen Ihnen

und Freund Rée zugethan F.N.

[«]

252. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Tautenburg, 1. Juli 1882>

An den Schmerz.

Wer kann dich fliehn den du ergriffen hast,
Wenn du die ernsten Blicke auf ihn richtest?
Ich will nicht flüchten, wenn du mich erfaßt,
Ich glaube nimmer, daß du nur vernichtest!

Ich weiß, durch jedes Erden-Dasein mußt du gehn,
Und nichts bleibt unberührt von dir auf Erden:
Das Leben ohne dich — es wäre schön,
Und doch — auch du bist werth, gelebt zu werden!

Gewiß, du bist nicht ein Gespenst der Nacht,
Du kommst, den Geist an seine Kraft zu mahnen:
Der Kampf ist’s, der die Größten groß gemacht,
Der Kampf um’s Ziel, auf unwegsamen Bahnen.

Und drum, kannst du mir nur für Glück und Lust
Das Eine, Schmerz, die ächte Größe geben,
Dann komm und laß uns ringen, Brust an Brust,
Dann komm und sei es auch um Tod und Leben —

Dann greife in des Herzens tiefsten Raum,
Greif ein in’s tiefste Innere des Lebens,
Nimm hin der Täuschung und des Glückes Traum,

Nimm, was nicht werth war unbegrenzten Strebens.

Des ächten Menschen Sieger bleibst du nicht,
Ob er auch deinem Streich die Brust entblöße,
Ob er im Tode auch zusammen bricht: —
— Du bist der Sockel für des Geistes Größe!

[«]

253. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Tautenburg, 1. Juli 1882>

Pardon, Freund! Teubner (oder Schmeitzner?) macht Alles falsch. Das M<anu>s<cript> soll an Sie! Die Verse sind gräßlich durch Drucker und Setzer mißhandelt: ich schäme mich, daß Sie dies unverständliche Zeug zu sehen bekommen.

Adresse immerfort: Dorf Tautenburg bei Dornburg (Thüringen) —

In Freundschaft F. N.

Um des Himmels willen Ihre Orthographie und Interpunktion und keine stäts! Oder?

[«]

254. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Tautenburg, 1. Juli 1882>

Bis jetzt krank, schwerer Anfall. — Zu Bett. Gewitter über Gewitter. Morgenschuh gefunden. Es fehlt Zucker und Salz. Auch etwas Fleischextrakt wäre nützlich, namentlich nach den Anfällen. Der Pfarrer war 2mal hier. Ja keine Gedanken in <den> Kopf setzen von wegen „Mißtrauen einflößen!“ Fehlt aller Grund dazu! Sonst alles recht so! — Selter<s>wasser sehr wohlthuend. Der Barbier ist nicht ganz ungefährlich.

Unsrer Mutter die herzlichsten Grüße.

Dein treuer Bruder FN

Parsifal: Seite **56—93** (nur zu lang!), vom vorletzten Takt **231** bis Mitte **238** Klavierauszug

[«]

255. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Tautenburg, 2. Juli 1882>

Hier, meine liebe Schwester, ist der Brief Lou's. —

In Betreff Deiner Winterpläne und ihrer völligen Unabhängigkeit will ich selber brieflich antworten. — Es scheint also, daß Alles sehr schön gelingt. Schreibe an den Pfarrer.

Diese Federn sind fürchterlich, eine wie die andre. Erweise mir die Gunst, durch Dr. Romundt ein Gros von der Humboldfeder Roeder's **B** kommen zu lassen. Es ist die einzige Feder, mit der ich noch schreiben kann.

Manuscript ganz fertig. Große und siegreiche Empfindung, in Hinsicht auf 6 Jahre!

Drei Bogen Correctur in meinen Händen.

Danke **sehr** für die Kirschen! Ich aß seit dem keine Erdbeeren. Alle Abende um 6 bin ich im Wirthshause, seit dem der Anfall vorüber ist.

Mache doch eine Nota für mich und die verschiedne Sendungen. —

Aber jetzt wirst Du doch an Lou schreiben?

Von ganzem Herzen

dankbar

Dein Bruder
F. N.

(sehr guter Dinge!)

[«]

256. An Lou von Salomé in Stibbe

Tautenburg bei Dornburg Thüringen. <3. Juli 1882>

Meine liebe Freundin,

Nun ist der Himmel über mir hell! Gestern Mittags gieng es bei mir zu wie als ob Geburtstag wäre: Sie sandten Ihre Zusage, das schönste Geschenk, das mir jetzt Jemand hätte machen können — meine Schwester sandte Kirschen, Teubner sandte die drei ersten Druckbogen der „fröhlichen Wissenschaft“; und zu alledem war gerade der allerletzte Theil des Manuscriptes fertig geworden und damit das Werk von 6 Jahren (1876—1882), meine ganze „Freigeisterei“! Oh welche Jahre! Welche Qualen aller Art, welche Vereinsamungen und Lebens-Überdrüsse! Und gegen Alles das, gleichsam gegen Tod und Leben, habe ich mir diese meine Arznei gebraut, diese meine Gedanken mit ihrem kleinen kleinen Streifen unbewölkten Himmels über sich: — oh liebe Freundin, so oft ich an das Alles denke, bin ich erschüttert und gerührt und weiß nicht, wie das doch hat gelingen können: Selbst-Mitleid und das Gefühl des Sieges erfüllen mich ganz. Denn es ist ein Sieg, und ein vollständiger — denn sogar meine Gesundheit des Leibes ist wieder, ich weiß nicht woher, zum Vorschein gekommen, und Jedermann sagt mir, ich sähe jünger aus als je. Der Himmel behüte mich vor Thorheiten! — Aber von jetzt ab, wo Sie mich berathen werden, werde ich **gut** berathen sein und brauche mich nicht zu fürchten. —

Was den Winter betrifft, so habe ich ernstlich und ausschließlich an Wien gedacht: die Winterpläne meiner Schwester sind ganz unabhängig von den meinigen, es giebt dabei keine Nebengedanken. Der Süden Europa’s ist mir jetzt aus dem Sinn gerückt. Ich will nicht mehr einsam sein und wieder lernen, Mensch zu werden. Ah, an diesem Pensum habe ich fast Alles noch zu lernen! —

Nehmen Sie meinen Dank, liebe Freundin! Es wird Alles gut, wie Sie es gesagt haben.

Unserem Rée das Herzlichste!

Ganz Ihr
F.N.

[«]

257. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Tautenburg, 3. Juli 1882>

Parterre-Zimmer des Pfarrers sind vielleicht doch bequemer?

Die 5 Damen aus Merseburg, welche er gerne hier oben hätte, sind, wenn ich recht verstanden habe, Frau von Häsler mit 2 Töchtern und Gouvernante und Frau von Bergsdorff. Oder? —

Herzlichste Grüße
FN.

[«]

258. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Tautenburg, 3. Juli 1882>

Werthester Herr, heute soll der Rest des M<anu>s<cripts> zur Post, und zwar direkt in die Druckerei, damit keine Zeitversäumniß entsteht. Bis jetzt habe ich 3 Correktur-Bogen.

Von unserem Leipziger Zusammentreffen habe ich einen angenehmen Nachgeschmack; es war nur allzu kurz! —

Meine Adresse ist für den Sommer: Tautenburg bei Dornburg, Thüringen.

Meine besten Wünsche für alle Ihre Unternehmungen!

Ihr Nietzsche.

[«]

259. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Tautenburg, 4. Juli 1882>

Meine liebe Mutter, gerade heute Mittag hatte ich solchen Appetit nach Kirschen - und siehe, als ich nach Hause kam, standen sie da! Ich war in Dornburg, wie auch schon gestern: um Teubnersche Verwirrungen durch Telegramme wieder zurechtzubringen. Regenwetter, Sumpfland, Geduld! Trotzdem ist Tautenburg auf die Dauer das Rechte, und es ist wichtig, daß wir es so nah bei Naumburg gefunden haben — in Hinsicht auf spätere Zeiten. Ich will den Sommer hier bleiben. Da beißt mich eben ein Floh. In Dornburg kann ich übrigens Alles haben, was ich noch wünschte (zb. Liebig, auch Caffé und Salz) also wollen wir Naumburg lassen. Immer mit Dankbarkeit Deiner schönen Pflege gedenkend

Dein F.

[«]

260. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Mittwoch <Tautenburg, 5. Juli 1882>

Meine liebe Schwester, nun, ich will nur nicht aus der Haut fahren, aus Verdruß über die Post.

Also: ich schrieb Sonntags nach Ankunft des Naumburger Pakets sofort an Dich; auch an unsre Mutter eine Karte, ich war Euch so dankbar! Montag morgen mußte mein Geschriebenes in Euren Händen sein.

Die Hauptsache ist: ich hatte den liebenswürdigen Zusage-Brief Lou's in den Brief an Dich eingelegt; es war so viel auch von Dir darin die Rede, in einer Weise, die Dir sehr viel Vergnügen machen mußte. Sie ist ganz und gar einverstanden und will 4 Wochen in Tautenburg bleiben. Es ärgert mich aus 100 Gründen, daß du diesen Brief nicht lesen kannst. Aber schreib ihr jetzt und laß das Brief-Malheur und den Brief unerwähnt. Inzwischen will ich Alles thun, ihn aufzutreiben. Die Post ist für mich hier das Unerträgliche. Ich habe täglich Noth damit gehabt und muß schließlich immer selber in Dornburg verhandeln. Teubner hat 6 Bogen bisher gedruckt; wie ich aber die Correcturen mit Köselitz über Tautenburg zu Stande bringe, begreife ich noch nicht. Und dabei kann immer noch etwas verloren gehen! —

Im Übrigen bin ich sehr guter Dinge (obwohl nicht gerade guter Gesundheit — es ist zu viel Gewitter in der Luft, Tag für Tag!)

Mit diesem Post-Malheur bin ich äußerst unzufrieden, meine Absicht war, Dich so schnell wie möglich aus der Spannung zu erlösen — und das Gegentheil ist passirt! — —

Bitte, um des Himmels Willen: Stahlfedern! Die Naumburger also: B. John Mitchells classical 689! Später mag mir Dr. Romundt die mir allein nützliche Humboldfeder B (Roeders) schaffen.

Alle sonstigen Bedürfnisse zb. Caffé Salz kann ich bequem mir selber besorgen, auch Liebigs Extrakt.

In herzlicher Liebe Dein und Euer

F N.

[«]

261. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Tautenburg, 6. Juli 1882>

Meine liebe Mutter, soeben bekomme ich Deine Sendung; inzwischen wirst Du gehört haben, daß meine letzte Karte des Dankes an Dich verloren gegangen ist. Immerfort Regenwetter und dazwischen plötzliche Hitze und Gewitter-Aufziehn: sehr übles Wetter für meinen Kopf! Mehrere Tage bin ich die Kopfschmerzen nicht losgeworden, auch heute nicht. Sonst gefällt mir Alles hier wohl, namentlich Haus und Wirthe, ebenfalls die Kost im Gasthof (Abends um 6) Auch saure Milch bekommt mir sehr gut. Mach doch eine Nota für mich! Mit den herzlichsten Wünschen und Grüßen Dein Sohn.

[«]

262. An Franziska Nietzsche in Naumburg

(Dienstag) <Tautenburg, 11. Juli 1882>

Meine liebe Mutter,

Sonntag war ich krank. — Es giebt viel zu thun. Große Verzögerung der Drucksache. —

Neulich, als ich von Dir gieng, traf ich auf dem Bahnhofe den Oberpfarrer mit Suschen; großes Gelächter.

Heute eine Bitte und ein wenig dringlich!

Der Verschönerungs Verein hat mir hier zwei neue Bänke in den Theilen des Waldes aufstellen lassen, wo ich gerne allein spazieren gehe. Ich habe versprochen, zwei Täfelchen daran anbringen zu lassen. Willst Du die Güte haben und dies besorgen? Und sofort? Sprich mit einem Sachverständigen, welche Art von Täfelchen und Aufschriften sich am besten hält.

Auf dem einen soll stehen: Der todte Mann.
F.N.
Auf dem andern: Die fröhliche Wissenschaft.
F.N.

Es muß etwas Feines und Hübsches sein, das mir Ehre macht. Mit herzlichem Gruß

Dein Sohn Fritz.

[«]

263. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Tautenburg, 13. Juli 1882>

Mein lieber Freund,

keine Worte höre ich lieber aus Ihrem Munde als „Hoffnung“ und „Erholung“ — und nun mache ich Ihnen diese größliche Correktur-Noth gerade in diesem Zustande, wo es paradiesisch um Sie zugehen sollte!

Kennen Sie meine Harmlosigkeiten aus Messina? Oder schwiegen Sie darüber, aus Artigkeit gegen ihren Urheber? — Nein, trotz dem, was der Vogel Specht in dem letzten Gedichtchen sagt — es steht mit meiner Dichterei nicht zum Besten.

Aber was liegt daran! Man soll sich seiner Thorheiten nicht schämen, sonst hat unsre Weisheit wenig Werth.

Jenes Gedicht „an den Schmerz“ war nicht von mir. Es gehört zu den Dingen, die eine vollständige Gewalt über mich haben, ich habe es noch nie ohne Thränen lesen können; es klingt wie eine Stimme, auf welche ich seit meiner Kindheit gewartet und gewartet habe. Dieses Gedicht ist von meiner Freundin Lou, von welcher Sie noch nicht gehört haben werden. Lou ist die Tochter eines russischen Generals, und zwanzig Jahre alt; sie ist scharfsinnig wie ein Adler und muthig wie ein Löwe und zuletzt doch ein sehr mädchenhaftes Kind, welches vielleicht nicht lange leben wird. Ich verdanke Sie Fräulein von Meysenbug und Rée. Jetzt ist sie bei Rées zu Besuch, nach Bayreuth kommt sie zu mir nach Tautenburg, und im Herbst siedeln wir zusammen nach Wien über. Wir werden in Einem Hause wohnen und zusammen arbeiten; sie ist auf die erstaunlichste Weise gerade für meine Denk- und Gedankenweise vorbereitet.

Lieber Freund, Sie erweisen uns Beiden sicherlich die Ehre, den Begriff einer Liebschaft von unserem Verhältniß fernzuhalten. Wir sind Freunde und ich werde dieses Mädchen und dieses Vertrauen zu mir heilig halten. — Übrigens hat sie einen unglaublich sicheren und lauteren Charakter und weiß selbst sehr genau, was **sie** will — ohne die Welt zu fragen und sich um die Welt zu bekümmern.

Dies für Sie und für Niemanden sonst. Aber wenn **Sie** nach Wien kämen, wäre es schön!

Zuletzt: was sind denn bisher meine werthvollsten Menschen-Funde? Sie — dann Rée — dann Lou.

In treuer Gesinnung
Ihr Freund F. N.

[«]

264. An Malwida von Meysenbug in Mezzaratte bei Bologna (Entwurf)

<Tautenburg, vermutlich 13. Juli 1882>

Mögen Sie jetzt in der Nähe von Olga und ihren Kindern eine ruhig-tröstliche Sonnenzeit haben; möge namentlich das Zusammensein mit dieser geliebten Seele alle jene Befürchtungen zerstreuen oder mildern, welche Sie mir in Rom ausdrückten; dies und gar nichts Anderes wüßte ich Ihnen zu wünschen — alles Andre haben Sie ja!

Ich sitze hier inmitten tiefer Wälder und habe eben die Correctur meines letzten Buches zu besorgen; es führt den Titel „die fröhl. W<issenschaft“> und bildet den Schluß jener Gedanken-Kette, welche ich damals in Sorrent zu knüpfen anfieng ach, ich war immer ein solcher Bücher-Verächter und bin nun selber „der Sünde bloß“ oder wie sagt Gretchen? — mit 10 Büchern! Die nächsten Jahre werden keine Bücher hervorbringen — aber ich will wieder, wie ein Student, studiren. (Zunächst in Wien.)

Mein Leben gehört jetzt einem höheren Ziele und ich thue nichts mehr, was dem nicht frommt. Errathen kann es Keiner und verrathen darf <ich> es jetzt selber noch nicht! Aber daß es eine heroische Denkweise verlangt (und durchaus keine religiös-resignirte), will ich Ihnen, und Ihnen gerade am liebsten eingestehen. Wenn Sie M<enschen> mit dieser Denkweise entdecken, so geben Sie mir einen Wink: wie Sie es mit der jungen Russin gethan haben. Diese<s> Mädchen ist mit mir jetzt durch eine feste Freundschaft verbunden (so fest man dergl. eben auf Erden einrichten kann); ich habe seit langem keine bessere Errungenschaft gemacht. Wirklich ich bin Ihnen und Rée außerordentlich dankbar gestimmt, mir hierzu behülflich gewesen zu sein. Dieses Jahr, welches in mehreren Hauptstücken meines Lebens eine neue Crisis bedeutet (Epoche ist das richtige

Wort, ein Mittelzustand zwischen 2 Crisen, eine hinter mir eine vor mir) ist mir durch den Glanz und die Anmuth dieser jungen, wahr<haft> heroischen Seele sehr verschönt worden. Ich wünsche in ihr eine Schülerin zu bekommen, und wenn es mit meinem Leben auf die Länge nicht halten sollte, eine Erbin und Fortdenkerin.

Beiläufig: Rée hätte sie heirathen sollen (um die mancherlei Schwierigkeiten ihrer Lage zu beseitigen); und ich meinerseits habe es wahrlich nicht an Zuspruch fehlen lassen. Aber es scheint mir jetzt eine verlorne Bemühung. Er ist in Einem letzten Punkte unerschütterlicher Pessimist, und wie er sich hierin treu geblieben ist, gegen alle Einwände seines Herzens und meiner Vernunft, hat mir zuletzt doch großen Respekt eingeflößt. Der Gedanke der Fortpflanzung der Menschheit ist ihm unerträglich: er bringt es nicht über sein Gefühl, die Zahl der Unglücklichen zu vermehren. Für meinen Geschmack hat er in diesem Punkte zu viel Mitleid und zu wenig Hoffnungen. Alles privatissime!

In Bayreuth werden manche meiner Freunde sich bei Ihnen einstellen und Ihnen wohl auch ihre Hintergedanken über mich einst verrathen; sagen Sie diesen Freunden allesamt, daß man es mit mir abwarten müsse und daß kein Grund zum Verzweifeln da sei.

Denken Sie, daß ich sehr zufrieden bin, die Parsifal-Musik nicht hören zu müssen. Abgesehen von 2 Stücken (denselben welche auch Sie mir hervorheben) mag ich diesen „Stil“ (dieses mühselige und beladene Stückchen-Werk) nicht: das ist Hegelei in Musik: und überdies ebenso sehr ein Beweis großer Armut an Erfindung als ein Beweis ungeheurer Prätension und Cagliostricität ihres Urhebers. Pardon! In diesem Punkte rigoros. — In Moral bin ich unerbittlich.

[«]

265. An Elisabeth Nietzsche in Schulpforte (Postkarte)

<Tautenburg, 13. Juli 1882>

Meine liebe Schwester, die Merseburger 5 Damen kommen nicht, und Pfarrer’s halten nun daran fest, daß es bei der ersten Verabredung bleibt. Ich habe es mir noch einmal überlegt und finde es **so** auch am angenehmsten (außer für Dich, mit dem Schlaf-Kämmerchen da oben!) Also: wenn Du schon geschrieben haben solltest, so schreibe doch umgehend noch eine Karte an Pfarrer’s und sage, daß es bei der ersten Verabredung bleibe. — Man ist sehr artig gegen mich: in summa entstehen 5 neue Bänke in meiner Gegend, und die schönste um eine Buche herum, ganz für meine Bedürfnisse in großer Einsamkeit, soll heißen „die fröhliche Wissenschaft“.

Von Herzen Dein Bruder.

[«]

266. An Elisabeth Nietzsche in Schulpforte (Postkarte)

<Tautenburg> (Freitag) <14. Juli 1882>

Eben war der Pfarrer da. Es steht ganz so, wie ich Dir schrieb: man wünscht sehr, daß es bei der ersten Verabredung bleibt (also 12 Mark für die drei Räume) Für den Fall, daß Du allein die beiden oberen Zimmer haben willst, verlangt man 8 Mark. Bleiben wir nur bei dem ersten Plane; das Oberstübchen soll sehr verschönert sein, und die Dame, welche jetzt drin wohnt, vollkommen zufrieden sich darüber äußern. Heute Abend wird die schöne Bank gebaut. — (Er hatte schon Deinen Brief.) Ich habe keine Nachrichten von Rées. Sollte wieder die Post — ?

Ich schrieb an Frl. von Meysenbug nach Paris.

Große Verzögerung in Leipzig bei Teubners.

Elend!

Herzliche Grüße.

[«]

267. An Erwin Rohde in Tübingen

„Tautenburg bei Dornburg, Thüringen.“ Mitte Juli 1882.

Mein lieber alter Freund, es hilft nichts, ich muß Dich heute auf ein neues Buch von mir vorbereiten; höchstens noch 4 Wochen hast Du davor Ruhe! Ein mildernder Umstand ist, daß es das letzte für eine lange Reihe von Jahren sein soll: — denn im Herbst gehe ich an die Universität Wien und fange neue Studentenjahre an, nachdem die alten mir, durch eine zu einseitige Beschäftigung mit Philologie, etwas mißrathen sind. Jetzt giebt es einen eigenen Studienplan und hinter ihm ein eigenes geheimes Ziel, dem mein weiteres Leben geweiht ist — es ist mir zu schwer zu leben, wenn ich es nicht im größten Stile thue, im Vertrauen gesagt, mein alter Kamerad! Ohne ein Ziel, welches ich nicht für unaussprechlich wichtig hielte, würde ich mich nicht oben im Lichte und über den schwarzen Fluthen gehalten haben! Dies ist eigentlich meine einzige Entschuldigung für diese Art von Litteratur, wie ich sie seit 1876 mache: es ist mein Recept und meine selbstgebraute Arzenei gegen den Lebens-Überdruß. Welche Jahre! Welche langwierigen Schmerzen! Welche innerlichen Störungen, Umwälzungen, Vereinsamungen! Wer hat denn so viel ausgestanden als ich? Leopardi gewiß nicht! Und wenn ich nun heute über dem Allen stehe, mit dem Frohmuthe eines Siegers und beladen mit schweren neuen Plänen — und, wie ich mich kenne, mit der Aussicht auf neue schwerere und noch innerlichere Leiden und Tragödien und mit dem Muthe dazu! so soll mir niemand darüber böse sein dürfen, wenn ich gut von meiner Arzenei denke. Mihi ipsi scripsi — dabei bleibt es; und so soll Jeder nach seiner Art für sich sein Bestes thun — das ist meine Moral: — die einzige, die mir noch übrig geblieben ist. Wenn selbst meine leibliche Gesundheit zum Vorschein kommt, wem verdanke ich denn das? Ich war in allen Punkten mein eigener Arzt; und als einer, der nichts Getrenntes hat, habe ich Seele Geist und Leib auf Ein Mal und mit denselben Mitteln behandeln müssen. Zugegeben, daß Andere an meinen Mitteln zu Grunde gehen könnten: dafür thue ich auch nichts eifriger als vor mir zu warnen. Namentlich dieses letzte Buch, welches den Titel führt „die fröhliche Wissenschaft“ wird Viele vor mir zurückschrecken, auch Dich vielleicht, lieber alter Freund Rohde! Es ist ein Bild von mir darin; und ich weiß bestimmt, daß es nicht das Bild ist, welches Du von mir im Herzen trägst.

Also: habe Geduld, und sei es auch nur darum, weil Du einsehen mußt, daß es bei mir heißt „aut mori aut ita vivere“.

Von ganzem Herzen
Dein
Nietzsche.

[«]

268. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Sonntag Mittag <Tautenburg, 16. Juli 1882>

Meine liebe Schwester,

Heute bin ich krank.—

Rée bildet sich ein, die erste Bayreuther Aufführung sei am 24ten; und ich sehe, daß auch der Reiseplan Lou's darauf hin eingerichtet ist. Bitte schreibe doch umgehend an L<ou> **wie** es damit steht. Sie braucht erst am 25ten Abends dort einzutreffen, kann also von Stibbe später abreisen. —

Mein letzter Brief an sie ist gewiß verloren gegangen! (ich schrieb ihr gerade vor 14 Tagen). — äußerst unangenehm!

Die drei Bänke sind fertig. — Vielleicht ergeht es Dir mit L<ou> wie mir mit Tautenburg. — Was ich Dir bisher verschwieg, ist, daß ich für ihre Gesundheit mehr Besorgniß habe, als für die meine. — —

Was das Geld betrifft und den mir von Dir zugedachten Halb-Antheil, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, Dich zu bitten, diesen bewußten Halb-Antheil Dir von mir schenken zu lassen (so daß Du nunmehr für die Tautenburger Zwecke 100 M. hast)

Adieu, mein liebes Lama, es muß noch Alles gut werden.

F N.

[«]

269. An Lou von Salomé in Stibbe

Tautenburg bei Dornburg (Thüringen) <, 16. Juli 1882>

Nun, meine liebe Freundin, bis jetzt steht Alles gut, und Sonnabend über 8 Tage sehen wir uns wieder.

Vielleicht ist mein letzter Brief an Sie nicht in Ihre Hände gelangt? Ich schrieb ihn Sonntag vor 14 Tagen. Es sollte mir Leid thun; ich schilderte Ihnen darin einen sehr glücklichen Moment: mehrere gute Dinge kamen auf Einmal zu mir, und das „gutste“ dieser Dinge war Ihr Zusagebrief! —

Indessen: wenn man gutes Zutrauen zu einander hat, so dürfen sogar die Briefe verloren gehen.

Ich habe viel an Sie gedacht und im Geiste so mancherlei des Erhebenden, Rührenden und Heiteren mit Ihnen getheilt, daß ich wie mit meiner verehrten Freundin verbunden gelebt habe. Wenn Sie wüßten, wie neu und fremdartig mir alten Einsiedler das vorkommt! — Wie oft habe ich über mich lachen müssen!

Was Bayreuth betrifft, so bin ich zufrieden damit, nicht dort sein zu müssen; und doch, wenn ich ganz geisterhaft in Ihrer Nähe sein könnte, dies und jenes in Ihr Ohr raunend, so sollte mir sogar die Musik zum Parsifal erträglich sein (sonst ist sie mir nicht erträglich.)

Ich möchte, daß Sie vorher noch meine kleine Schrift „Richard Wagner in Bayreuth“ lesen; Freund Rée besitzt sie wohl. Ich habe so viel in Bezug auf diesen Mann und seine Kunst erlebt — es war eine ganze lange **Passion**: ich finde kein anderes Wort dafür. Die hier geforderte Entsagung, das hier endlich nöthig werdende Mich-selber-Wiederfinden gehört zu dem Härtesten und Melancholischsten in meinem Schicksale. Die letzten geschriebenen Worte W<agner>’s an mich stehen in einem schönen Widmungs-Exemplare des Parsifal „Meinem theuren Freunde Friedrich Nietzsche. Richard Wagner, Ober-Kirchenrath.“ Genau zu gleicher Zeit traf, von mir gesendet, bei ihm mein Buch „Menschliches Allzumenschliches“ ein — und damit war Alles klar, aber auch Alles zu Ende.

Wie oft habe ich, in allen möglichen Dingen, gerade dies erlebt: „Alles klar, aber auch Alles zu Ende“!

Und wie glücklich bin ich, meine geliebte Freundin Lou, jetzt in Bezug auf uns Beide denken zu dürfen „Alles im Anfang und doch Alles klar!“ Vertrauen Sie mir! Vertrauen wir uns!

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihre Reise

Ihr Freund
Nietzsche.

[«]

270. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Tautenburg, 18. Juli 1882>

Mein lieber Freund, herzlichsten Dank für Deine und Eure Bemühungen. Noch habe ich keine Antwort von L<ou>. — Verfüge zu Gunsten des Zahnarztes so wie Du schreibst. — Falls Du die 500 frcs noch nicht in deutsches Geld gewechselt hast, so nimm doch 20 frcs Stücke in Gold. — Ich hätte gern die Adresse von Frl. Helene Truschkowitz und ebenso die von dem Redakteur Curti. — Die Drucksache geht langsam, ich bin beim 8ten Bogen. — Gesundheit befriedigend, doch mit Zwischenfällen. — Euer dankbar ergebener

F.N.

[«]

271. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

Freitag <Tautenburg, 21. Juli 1882>

Schönsten Dank meine liebe Mutter! Also: Sonntag will ich kommen, und Abends geht es zurück!

Gestern wieder der Kopfschmerz. —

Ich möchte die beiden Täfelchen Sonntags mitnehmen! Es bleibt bei den Namen. — Nichts was verrostet! —

In herzlicher Liebe Dein und Euer

F.

(Immer „Thüringen“ auf jede Adresse an mich!)

[«]

272. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Tautenburg> (Dienstag) <25. Juli 1882.>

Mein lieber Freund,

so soll ich denn auch meine Sommer-Musik haben! — auf diesen Sommer strömen die guten Dinge herab, wie als ob ich einen Sieg zu feiern hätte. Und in der That: erwägen Sie, wie ich seit 1876 in mancherlei Betracht, des Leibes und der Seele, ein Schlachtfeld mehr als ein Mensch gewesen bin! —

Lou wird der Klavierpartie nicht gewachsen sein: aber da stellt sich, wie vom Himmel geschickt, im rechten Augenblick Hr. Aegidi ein, ein ernster vertrauenswürdiger Mensch und Musiker, der gerade hier in Tautenburg weilt (ein Schüler Kiel’s) — durch einen Zufall komme ich ein halbes Stündchen mit ihm in Berührung, und wieder ein Zufall war es, daß er, von dieser Begegnung nach Hause kommend, den Brief eines Freundes vorfindet, der so beginnt: „Ich habe soeben einen famosen Philosophen entdeckt, Nietzsche“. —

Sie bleiben natürlich der Gegenstand der äußersten Discretion; eingeführt als italiänischer Freund, dessen Name ein Geheimniß ist. —

Ihre melancholischen Worte „immer daran vorbei“ sind mir **sehr** im Herzen hängen geblieben! Es gab Zeiten, wo ich ganz dasselbe von mir dachte; aber es giebt zwischen Ihnen und mir außer anderen Unterschieden auch den, daß ich mich mehr zu etwas „schubsen“ lasse (wie man in Thüringen sagt.) —

Sonntags war ich in Naumburg, um meine Schwester ein wenig noch auf den Parsifal vorzubereiten. Da gieng es mir seltsam genug! Schließlich sagte ich: „meine liebe Schwester, ganz **diese** Art Musik habe ich als Knabe gemacht, damals <als> ich mein Oratorium machte“ — und nun habe ich die alten Papiere hervorgeholt und, nach langer Zwischenzeit, wieder abgespielt: die Identität von Stimmung und Ausdruck war märchenhaft! Ja, einige Stellen zb. „der Tod der Könige“ schienen uns Beiden ergreifender als alles, was wir uns aus dem P<arsifal> vorgeführt hatten, aber doch ganz parsifalesk! Ich gestehe: mit einem wahren Schrecken bin ich mir wieder bewußt geworden, wie nahe ich eigentlich mit W<agner> verwandt bin. — Später will ich Ihnen dieses curiose Faktum nicht vorenthalten, und Sie sollen die letzte Instanz darüber sein — die Sache ist so seltsam, daß ich mir nicht recht traue. —

— Sie verstehen mich wohl, lieber Freund, daß ich damit den Parsifal nicht gelobt haben will!! — Welche plötzliche decadence! Und welcher Cagliostricismus! —

Eine Bemerkung Ihres Briefes giebt mir Anlaß, festzustellen, daß alles, was Sie jetzt von meinen Reimereien kennen, vor meiner Bekanntschaft mit L<ou> entstanden ist (wie auch die „fr<öhliche> Wissenschaft“.) Aber vielleicht haben Sie auch ein Gefühl davon, daß ich, sowohl als „Denker“ wie als „Dichter“, eine gewisse Vorahnung von L<ou> gehabt haben muß? Oder sollte „der Zufall?“ Ja! Der liebe Zufall!

Die comédie soll von uns zusammen gelesen werden; meine Augen sind jetzt allzusehr schon occupirt. L<ou> kommt am Sonnabend. Senden Sie Ihr Werk schnellstens ab — ich beneide mich selber um diese Auszeichnung, die Sie mir erweisen!

Ganz von Herzen Ihr dankbarer Freund Nietzsche.

[«]

273. An Elisabeth Nietzsche in Bayreuth (Postkarte)

<Tautenburg, 28. Juli 1882>

Meine liebe Schwester, ich habe Deine Adresse nicht! — Sonst ist Alles eingetroffen, die Maschine (prächtig!) und Deine Karte. Ich glaube es wohl, daß es Euch **zusammen** gut zu Muthe ist! — Besucht doch Overbecks am 30ten, Erlangerstrasse 511 bei Wittwe Köhler. — Fünf Stunden nach Eurem Zusammentreffen in Leipzig hatte ich schon den Brief von L<ou>. — Schreibe genau über die Zeit der Ankunft.

Erwäge ja, daß wenn man nicht ein Paar hohe Augenblicke und Empfindungen von Bayreuth mitnimmt, es keinen Sinn hatte, nach B<ayreuth> zu gehen. —

Dir und Fräulein L<ou> das Herzlichste! Und durch Euch auch an Alle, die mich lieben!

F. N.

[«]

274. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

Tautenburg bei Dornburg (Thüringen) <, 28. Juli 1882>

Denken Sie sich doch eine Farbe für den Umschlag aus, werthester Herr Schmeitzner, welche nicht so gemein und alltäglich ist und irgend einen Sinn in Bezug auf **dies** Buch hat. Z.B. ein schönes Grau-Rosa. —

Teubner sandte gestern den 13t Bogen. Es werden 15—16 im Ganzen. Den Text für die zwischen uns besprochne Bemerkung auf der Rückseite des Umschlags habe ich schon festgestellt. Die ersten drei fertigen Exemplare bitte sofort hierher! —

Mit den herzlichsten Wünschen, auch für die Bayreuther Festtage

Ihr
F.N.

[«]

275. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Tautenburg, 30. Juli 1882>

Die Septuaginta ist die griechische Übersetzung des alten Testaments. Darin kommen ja unzählig oft die „Heiden“ vor („warum toben die Heiden usw.“); Da steht immer griechisch ἔθνη („Völker“) — und Ulfilas übersetzt dies „Völker“ wörtlich in thiut[e], (ich weiß die richtige Endung nicht mehr). Nämlich „thiuta“ bedeutete damals „Volk“ (die Frage der Etymologie des Wortes ist davon ganz unabhängig!) Ich behaupte: die Gothen haben sich daran gewöhnt, bei ihrem Worte für Völker den Sinn „Heiden“ zu empfinden: wie die griechisch redenden Christen bei ihrem ἔθνη.— Ist mein Brief über das matrim<onio> segr<eto> angekommen? Letzteres sehr erwartet!

Von Herzen
F. N.

Hoch lebe Cagliostro!

[«]

276. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Tautenburg, 1. August 1882>

Freund! Da Hr. Aegidi schon am 7ten abreist, so werde ich wohl auf Ihr Werk für jetzt verzichten müssen!! Aber bitte, bitte, **empfehlen** Sie mich dieser Wiener Dame, damit ich in Wien Sie hören kann: ich bin in der äußersten Begierde nach unserer Musik — Pardon für diese Unbescheidenheit! Aber ich dachte an Bayreuth! Der alte Zauberer hat wieder einen ungeheuren Erfolg, mit Schluchzen alter Männer usw. — Cosima, die immer noch „eine treue Zuneigung zu mir“ hat, hat Lou und meine Schwester zu sich privatissime eingeladen — mehr weiß ich noch nicht.

Meine Schwester schrieb: „ich fürchte, ein Tauber wäre von der Aufführung begeistert.“

Beide Damen kommen heute Abend, Wetter dort und hier unsäglich schauderhaft.

Ihr alter Freund
F.N.

W<agner> hat neulich furchtbar traurig gesprochen: „seine besten Freunde Nietzsche, Rohde verließen ihn; er sei einsam“

[«]

277. An Jacob Burckhardt in Basel

(Naumburg a./Saale.) <vermutlich 2./3.> August 1882.

Nun, mein hochverehrter Freund — oder wie soll ich Sie nennen? — empfangen Sie mit Wohlwollen das, was ich Ihnen heute sende, mit einem vorgefaßten Wohlwollen: denn, wenn Sie das nicht thun, so werden Sie bei diesem Buche „die fröhliche Wissenschaft“ nur zu spotten haben (es ist gar zu persönlich, und alles Persönliche ist eigentlich komisch).

Im Übrigen habe ich den Punkt erreicht, wo ich lebe wie ich denke, und vielleicht lernte ich auch inzwischen wirklich ausdrücken, was ich denke. In Hinsicht hierauf höre ich Ihr Unheil als einen Richterspruch: ich wünschte namentlich, daß Sie den Sanctus Januarius (Buch IV) im Zusammenhang lesen möchten, um zu wissen, ob er als Ganzes sich mittheilt. — Und meine Verse? - - -

In herzlichem Vertrauen
Ihr
Friedrich Nietzsche.

NB. Und was ist doch die Adresse jenes Herrn Curti, von dem Sie mir bei unserm letzten, sehr schönen Zusammensein sprachen?

[«]

278. An Heinrich Köselitz in Venedig

Tautenburg. <4. August 1882>

Lieber Freund.

Eines Tages flog ein Vogel an mir vorüber; und ich, abergläubisch wie alle einsamen Menschen, die an einer Wende ihrer Straße stehen, glaubte einen Adler gesehn zu haben. Nun bemüht sich alle Welt darum, mir zu beweisen, daß ich mich irre, — und es giebt einen artigen europäischen Klatsch darüber. Wer ist nun der Glücklichere —ich, „der Getäuschte“, wie man sagt, der einen ganzen Sommer ob dieses Vogelzeichens in einer höheren Welt der Hoffnung lebte — oder jene, welche „nicht zu täuschen“ sind? — Und so weiter. Amen.

Gestern, alter Freund, überfiel mich der Dämon der Musik — „stellen Sie sich mein Entsetzen für!“ mit Lessing zu reden. Mein gegenwärtiger Zustand „in media vita“ will auch noch in Tönen sich aussprechen: ich werde nicht loskommen.

Und es ist recht so: bevor ich meine neue Straße ziehe, muß ich noch ein wenig blasen und geigen.

Wien ist vom Horizonte fast verschwunden. Vielleicht München — dabei erwäge ich auch meine Beziehungen zu Levi.

Ich wollte doch, Sie wären in Bayreuth gewesen: man rühmt W<agner>s Instrumentation des Parsifal als das Erstaunlichste in dieser Kunst.

Wann giebt es für mich Ihre Musik! — Jetzt bin ich „ein wenig in der „Wüste“ und schlafe manche Nacht nicht. Aber nichts von Kleinmuth! Und jener erwähnte Dämon war, wie Alles, was mir jetzt über den Weg läuft (oder zu laufen scheint) heroisch-idyllisch.

Adieu, lieber Freund!
Von Herzen
F. N.

[«]

279. An Lou von Salomé in Bayreuth (Fragment)

<Tautenburg, 4. August 1882>

[+ + +] und wie schwer selbst die Pflicht eines Freundes geworden ist, der jetzt noch zu mir tritt. —

Ich wollte allein leben. —

Aber da flog der liebe Vogel Lou über den Weg, und ich meinte, es sei ein Adler. Und nun wollte ich den Adler um mich haben.

Kommen Sie ja, ich bin zu leidend, Sie leidend gemacht zu haben. Wir ertragen es miteinander besser.

F.N.

[«]

280. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Tautenburg, 7. August 1882>

Unsre letzte Zusammenkunft, meine liebe Mutter, lief etwas melancholisch ab; ob ich schon mit dem entgegengesetzten Wunsche gekommen war: mich bei Dir ein wenig zu erholen, da ich mich sehr angegriffen fühlte. — Daß die Täfelchen immer noch nicht da sind, ist ein Jammer: schließlich kommen sie, wenn alle Gäste fort und Herbststürme vor der Thür sind. Wenigstens hier hat man den Glauben an November: so kalt und trübe ist es. — Bei Gelzers in Jena hatte ich den angenehmsten Nachmittag. Von Herzen Dein F.

[«]

281. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Tautenburg, 14. August 1882>

Nun, alter lieber Freund, so haben **Sie** wieder die grausame Quälerei der Correktur überstanden, ich gratulire Ihnen und mir dazu — hoffentlich sind Sie mir trotzdem nicht böse geworden! Ungefähr den 4ten Theil des ursprünglichen Materials habe ich mir vorbehalten (zu einer wissenschaftlichen Abhandlung).

Inzwischen gab es mancherlei Bewegung: in summa läuft Alles „zu meinem Besten“ ab, ich habe eine starke Probe zu bestehen gehabt, und sie bestanden. — L<ou> bleibt noch 14 Tage bei mir: im Herbst treffen wir uns wieder (in München?) Ich habe meinen Blick für Menschen; was ich sehe, existirt auch, wenn es Andre nicht sehen. L<ou> und ich sind sich **allzusehr** ähnlich, „blutsverwandt“ (ich darf sie also Ihnen nicht einmal mehr loben!)

Von Herzen

[«]

282. An Heinrich Köselitz in Venedig

Tautenburg. <20. August 1882>

Mein lieber Freund,

die „fröhliche Wissenschaft“ ist eingetroffen; ich sende Ihnen sofort das erste Exemplar. Mancherlei wird Ihnen neu sein: ich habe noch bei der letzten Correktur dies und jenes anders und Einiges hoffentlich besser gemacht. Lesen Sie zb. die Schlüsse des 2ten und 3ten Buchs; auch über Schopenhauer habe ich ausdrücklicher geredet (auf ihn und auf Wagner werde ich vielleicht nie wieder zurückkommen, ich mußte jetzt mein Verhältniß feststellen, in Bezug auf meine früheren Meinungen — denn zuletzt bin ich ein Lehrer und habe die Pflicht, zu sagen, worin ich mir gleich bleibe und worin ich ein Andrer geworden bin) Machen Sie einige Bemerkungen zu diesem und jenem Abschnitt, lieber Freund. Und auch über das Ganze und die ganze **Stimmung**: theilt sie sich wirklich mit? Namentlich: ist Sanctus Januarius überhaupt verständlich? Nach Allem, was ich erlebt habe, seit ich wieder unter Menschen bin, ist mein Zweifel daran **ungeheuer**! Ich habe diesen Grad von Fremdheit und Gleichgültigkeit gegen das, was mir das Wichtigste ist, eingerechnet mich selber — nicht für möglich gehalten: darin sind sich alle „Freunde“ gleich. Wer ist mir liebevoller gesinnt als die gute Meysenbug? — aber doch schreibt sie mir eben, sie sei überzeugt, wenn ich „meinen Gipfel erreicht hätte, würde ich freudig wieder zu Wagner und Schopenhauer zurückkehren“. Und Schmeitzner drückt sich in Bezug auf „Zarathustra“ also aus „Nach der letzten Nummer Ihres neuesten Buches zu urtheilen, darf sich der Buchhändler nun freuen, wieder Bücher „für das Publikum“ von Ihnen zu erhalten; das wird auch mehr Leben in den Absatz der älteren bringen.“

Ekel und Mitleid - - -!

Doch, wie gesagt, das sind nicht Ausnahmen, es ist die Regel. Ich habe dies Faktum sogar auf die grausamste aller denkbaren Weisen zu fühlen bekommen — aber das ist Nichts zum Schreiben, und nicht einmal zum Sprechen.

Zuletzt, lieber Freund, bin ich alledem gewachsen, und mein Muth hat bei diesem Aufenthalt unter Gespenstern nicht abgenommen. — Seltsam! In allem bin ich sonst der empfindlichste Mensch: aber was die Meinung **über** mich betrifft, komme ich mir jetzt so eselhaft-geduldig vor! Wie geht das zu? —

Leben Sie wohl! Wir wollen dem Leben ja nicht gram werden, sondern immer mehr werden, die wir sind — die „fröhlich-Wissenden.“

L<ou> bleibt noch eine Woche bei mir. Sie ist das intelligenteste aller Weiber. Alle fünf Tage haben wir eine kleine Tragödienscene. — Alles, was ich Ihnen über sie schrieb, ist Unsinn, wahrscheinlich auch das, was ich eben schrieb.

Von ganzem Herzen
Ihnen ergeben und
dankbar
F.N.

[«]

283. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte).

<Tautenburg, 20. August 1882>

Einstweilen den herzlichsten Dank, meine liebe Mutter. Die Reine-claudes sind ausgezeichnet, es mögen Jahrzehnde her sein, daß ich keine aß.

Nächsten Sonntag kommen wir nach Naumburg zurück und verlassen Tautenburg.

Näheres schreiben wir noch.

Dein F.

[«]

284. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Tautenburg, kurz vor dem 22. August 1882>

Geehrtester Herr Verleger,

nächst dem Danke für Ihren Brief habe ich heute meine Wünsche in Betreff der Freiexemplare und deren Versendung auszusprechen. Von Teubner bekam ich 4 geschickt: davon habe ich bereits 3 verschenkt. Auf alle die Exemplare, welche durch Ihre Gefälligkeit versendet werden, bitte ich nur diese Worte zu setzen:

Absender Professor Nietzsche
Naumburg a/Saale

Baron Gersdorff auf Ostrichen bei Seidenberg (Schlesien)
Der Universitäts-Bibliothek in Basel
zu Händen des Hr. Bibliothekars Dr. Sieber.
Professor Dr. Jakob Burckhardt in Basel
Professor Dr. Overbeck, z.Z. in Dresden, Sidonienstr. 7. (2 Exemplare)
Frau Marie Baumgartner in Lörrach (Baden) Thumringerstr.

Dr. Paul Rée, Stibbe bei Tütz Westpreussen.
Prof. Dr. Rohde, Universität Tübingen
Dr. Paul Förster, Charlottenburg, Bismarckstr.
Madame M. de Meysenbug per adr. Madame Natalie Herzen 2 Exemplare
Paris, rue d’Assas 76.
Hofrath Prof. Dr. Heinze Leipzig
Dem Dichter Gottfried Keller in Zürich (genügt als Adresse!)
Dr. Heinrich Romundt, Leipzig 6 Nürnbergerstr. 2te Treppe

An Hr. Köselitz habe ich schon gesendet, Hr. Widemann wird Ihre Freundschaft schon bedenken oder bedacht haben. — Adresse von jetzt ab: Naumburg a/Saale. Ganz ergeben Ihr

Dr. Nietzsche

[«]

285. An Franz Overbeck in Dresden (Postkarte)

<Tautenburg, 22. August 1882>

Mein lieber Freund, „die fröhliche Wissenschaft“ ist nach Dresden commandirt und wird bald bei Dir eintreffen. Ein 2tes Exemplar, das ich mitsende, bitte ich Frau Rothpletz nach München zu senden, deren Adresse mir fehlt. — Dies Buch ist in jedem Betracht **wider** den deutschen Geschmack und die Gegenwart: und ich selber bin es noch mehr. **Jede** Berührung mit Menschen, seit ich Genua verließ, hat mich darüber belehrt. — Nächsten Sonntag siedle ich nach Naumburg über. — Ich hörte gerne, was Deine Frau über den Sanctus Januarius denkt. Euch von Herzen zugethan —

der Genueser.

Lou und meine Schwester senden die besten Grüße.

[«]

286. An Theodor Curti in Zürich

<Tautenburg, Juli/August 1882>

Hochgeehrter Herr,

man hat mir gesagt, daß Sie in einem auszeichnenden Grade mehreren meiner Ansichten Ihre Theilnahme zugewendet hätten; und obwohl ich grundsätzlich mich über alles das, was man „Wirkung“ zu nennen pflegt, in tiefster Unwissenheit erhalte, so möchte ich doch gerne in diesem Falle eine Ausnahme machen — einmal in Hinsicht auf das, was ich von dem Charakter, der Unabhängigkeit und dem Geiste dessen hörte, an den zu schreiben ich die Ehre habe (— Jakob Burckhardt war es, der mir von Ihnen sprach), sodann, weil es mich ganz und gar überrascht, daß meine politisch-sozialen Maienkäfer die ernsthafte Theilnahme eines politisch-sozialen Denkers erregt haben. Es kann kein Mensch in Bezug auf diese Dinge mehr „im Winkel leben“ als ich: ich spreche nie von dergleichen, ich weiß die bekanntesten Ereignisse nicht und lese nicht einmal die Zeitungen — ja ich habe mir aus dem Allem ein Privilegium gemacht! — Und so wäre ich denn gerade in diesem Punkte gar nicht böse, wenn ich mit meinen Ansichten Lachen und Heiterkeit erregt hätte: aber Ernst? Und bei Ihnen? Könnte ich das nicht zu lesen bekommen?

Zufällig höre ich, daß der jüngst verstorbene Bruno Bauer in seinen alten Tagen sich auch dies und jenes aus meinen Gedanken über das bezeichnete Gebiet herausgeholt habe. Ein paar ähnliche Mittheilungen kamen noch hinzu: sodaß ich neugierig über mich selber geworden bin.

Verzeihung, verehrter Herr! Sie sind jetzt das Opfer dieser Neugierde!

Mit ergebenstem Gruß
der Ihrige
Prof.Dr. F. Nietzsche

Adresse: „Tautenburg bei Dornburg“
(Thüringen)

[«]

287. An Lou von Salomé in Tautenburg

<Tautenburg, 8./24. August 1882>

[+ + +]

1.

Menschen, die nach Größe streben, sind gewöhnlich böse Menschen; es ist ihre einzige Art, sich zu ertragen.

2.

Wer das Große nicht mehr in Gott findet, findet es überhaupt nicht vor und muß es entweder leugnen oder — schaffen (schaffen-helfen).

<3.>

[+ + +]

4.

Die ungeheure Erwartung in Betreff der Geschlechtsliebe verdirbt den Frauen das Auge für alle fernen Perspektiven.

5.

Heroismus — das ist die Gesinnung eines Menschen, der ein Ziel erstrebt, gegen welches gerechnet er gar nicht mehr in Betracht kommt. Heroismus ist der gute Wille zum absoluten Selbst-Untergange.

6.

Der Gegensatz des heroischen Ideals ist das Ideal der harmonischen All-Entwicklung — ein schöner Gegensatz und ein sehr wünschenswerther! Aber nur ein Ideal für grundgute Menschen (Goethe zb.)

Liebe ist für Männer etwas ganz Anderes als für Frauen. Den Meisten wohl ist Liebe eine Art Habsucht; den übrigen Männern ist Liebe die Anbetung einer leidenden und verhüllten Gottheit.

Wenn Freund Rée dies läse, würde er mich für toll halten.

Wie geht es? — Es gab nie einen schöneren Tag in Tautenburg als heute. Die Luft klar, mild, kräftig: so wie wir Alle sein sollten.

Von Herzen
F.N.

[«]

288. An Lou von Salomé in Tautenburg

<Tautenburg, 8./24. August 1882>

Zur Lehre vom Stil.

1.

Das Erste, was noth thut, ist Leben: der Stil soll leben.

2.

Der Stil soll dir angemessen sein in Hinsicht auf eine ganz bestimmte Person, der du dich mittheilen willst. (Gesetz der doppelten Relation.)

3.

Man muß erst genau wissen: „so und so würde ich dies sprechen und vortragen“ — bevor man schreiben darf. Schreiben muß eine Nachahmung sein.

4.

Weil dem Schreibenden viele Mittel des Vortragenden fehlen, so muß er im Allgemeinen eine sehr ausdrucksvolle Art von Vortrag zum Vorbild haben: das Abbild davon, das Geschriebene, wird schon nothwendig viel blässer ausfallen.

5.

Der Reichthum an Leben verräth sich durch Reichthum an Gebärden. Man muß Alles, Länge und Kürze der Sätze, die Interpunktionen, die Wahl der Worte, die Pausen, die Reihenfolge der Argumente — als Gebärden empfinden lernen.

6.

Vorsicht vor der Periode! Zur Periode haben nur die Menschen ein Recht, die einen langen Athem auch im Sprechen haben. Bei den Meisten ist die Periode eine Affektation.

7.

Der Stil soll beweisen, daß man an seine Gedanken glaubt, und sie nicht nur denkt, sondern empfindet.

8.

Je abstrakter die Wahrheit ist, die man lehren will, um so mehr muß man erst die Sinne zu ihr verführen.

9.

Der Takt des guten Prosaikers in der Wahl seiner Mittel besteht darin, dicht an die Poesie heranzutreten, aber niemals zu ihr überzutreten.

10.

Es ist nicht artig und klug, seinem Leser die leichteren Einwände vorwegzunehmen. Es ist sehr artig und sehr klug, seinem Leser zu überlassen, die letzte Quintessenz unsrer Weisheit selber auszusprechen.

F.N.
Einen guten Morgen,
meine liebe Lou!

[«]

289. An Lou von Salomé in Tautenburg <Widmung>

<Tautenburg, 8./24. August 1882>

Sommer 1876

Nicht mehr zurück? Und nicht hinan?
Auch für die Gemse keine Bahn?

* * *

So wart’ ich hier und fasse fest,
Was Aug’ und Hand mich fassen läßt:

* * *

Fünf Fuß breit Erde, Morgenroth,
Und unter mir — Welt, Mensch und Tod.

* * *

F.N.

Meiner lieben Lou. — Sommer 1882

[«]

290. An Lou von Salomé in Tautenburg (Zettel)

<Tautenburg, den 25. August 1882>

Zu Bett. Heftigster Anfall. Ich verachte das Leben.

FN.

[«]

291. An Lou von Salomé in Tautenburg (Zettel)

<Tautenburg, 26. August 1882>

Meine liebe Lou,

Pardon für gestern! Ein heftiger Anfall meines dummen Kopfleidens — heute vorbei.

Und heute sehe ich Einiges mit neuen Augen. —

Um 12 Uhr bringe ich Sie nach Dornburg: — aber vorher müssen wir noch ein halbes Stündchen sprechen (bald, ich meine, sobald Sie aufgestanden sind.) Ja? —

Ja!

F.N.

[«]

292. An Paul Rée in Stibbe

Naumburg a/Saale. <Ende August 1882>

Mein lieber Freund,

ich erinnere mich, einige Male darüber gegrübelt zu haben, daß Sie mir von dem Augenblicke an, wo L<ou> in Stibbe war, keinen Brief mehr schrieben. Nun habe ich es, ganz und gar ohne Absicht der Nachahmung, im gleichen Falle gleich gemacht — und ich bin überzeugt, daß Sie darüber nicht mehr gegrübelt haben. Es läßt sich über L<ou> nicht schreiben, es sei denn „über ihre Begabung“ (und auch dies wäre nur eine Form des Nichtschreibens). Sehen wir zu, **ob** wir es einmal dazu bringen, über sie zu sprechen! —

Im Übrigen habe ich mich in der ganzen Angelegenheit betragen, wie es **meiner** Privat-Moral gemäß ist; und da ich dieselbe nicht zum Gesetz für Andere mache, so fehlt mir heute jeder Anlaß zum Loben und Tadeln — ein Grund mehr, keine Briefe zu schreiben! —

Ich habe einige Schritte gethan zum Zweck der baldigen Übersiedelung nach Paris. —

Ist „die fröhliche Wissenschaft“ in ihren Händen, das Persönlichste aller meiner Bücher? In Anbetracht, daß alles sehr Persönliche ganz eigentlich komisch ist, erwarte ich in der That eine „fröhliche“ Wirkung. — Lesen Sie doch den Sanctus Januarius einmal im Zusammenhang! Da steht meine Privat-Moral beisammen, als die Summe meiner Existenz-Bedingungen, welche nur ein Soll vorschreiben, falls ich mich selber **will**.

Ich lege ein Billet an **unsere** Lou bei.

Adieu, lieber alter Freund! Und mögen auch Ihnen „alle Erlebnisse nützlich, alle Tage heilig und alle Menschen göttlich sein“ — so wie sie mir es sind.

Mit den herzlichsten Wünschen
Ihr
F Nietzsche.

[«]

293. An Lou von Salomé in Stibbe

<Naumburg, Ende August 1882>

Meine liebe Lou,

einen Tag später als Sie gieng ich von Tautenburg weg, im Herzen sehr stolz, sehr muthig — wodurch eigentlich?

Mit meiner Schwester habe ich nur wenig noch gesprochen, doch genug, um das neue auftauchende Gespenst in das Nichts zurück zu schicken, aus dem es geboren war.

In Naumburg kam wieder der Dämon der Musik über mich — ich habe Ihr Gebet an das Leben componirt; und meine Pariser Freundin Ott, die im Besitz einer wundervoll starken und ausdrucksreichen Stimme ist, soll es Ihnen und mir einmal vorsingen.

Zuletzt, meine liebe Lou, die alte tiefe herzliche Bitte: werden Sie, die Sie sind! Erst hat man Noth, sich von seinen Ketten zu emancipiren, und schließlich muß man sich noch von dieser Emancipation emancipiren! Es hat Jeder von uns, wenn auch in sehr verschiedener Weise an der Ketten-Krankheit zu laboriren, auch nachdem er die Ketten zerbrochen hat.

Von Herzem Ihrem
Schicksale gewogen — denn
ich liebe auch in Ihnen
meine Hoffnungen.
F.N.

[«]

294. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

<Naumburg,> Ende August 1882.

Nun, mein alter Freund, endlich bin auch ich wieder einmal im Stande, Dir etwas zu senden — und zwar ein rechtes Lebens-Zeichen. Jetzt, wo ich in media vita bin, habe ich alle Gründe, dem Leben nicht gram zu sein; und ich wünsche, daß Du, mein Kriegs-Kamerad des Lebens, auch mein Siegs-Kamerad sein möchtest. —

Im Übrigen ist Brief-schreiben Unsinn für mich, das weißt Du ja! Dafür erzählen meine Bücher so viel von mir, als hundert Freundschafts-Briefe nicht könnten. Lies namentlich den Sanctus Januarius in diesem Sinne. —

Nun habe ich alter Genueser und Nachahmer des Columbus Genua verlassen, die mir liebste Stadt der Erde. Wo wirst Du diesen Winter sein, zusammen mit Deiner lieben Frau (der ich meine ergebensten Grüße sende)

Vielleicht in Paris? — Ich wenigstens werde dort sein.

Einstweilen bleibe ich noch einige Zeit in Naumburg. Gewiß einige Tage.

Von Herzen Dein
Freund Nietzsche.

[«]

295. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Naumburg, 1. September 1882.>

Mein lieber, lieber Freund, diesmal kommt „Musik“ zu Ihnen. Ich möchte gern ein Lied gemacht haben, welches auch öffentlich vorgetragen werden könnte —, „um die Menschen zu meiner Philosophie zu verführen“. Urtheilen Sie, ob dies

„Gebet an das Leben“ sich dazu schickt. Ein großer Sänger könnte mir damit die Seele aus dem Leibe ziehn; vielleicht aber, daß andre Seelen sich dabei erst recht in ihrem Leib verstecken! — Ist es Ihnen möglich, der Composition als solcher etwas den laienhaften Strich und Griff zu nehmen? Daß ich mir nach meinem Maaßstabe **Mühe** gegeben habe, werden Sie mir vielleicht glauben, nämlich auf mein Wort hin. Alle Vortragsbezeichnungen bedürfen der Revision und Correctur.

F.N.

Gewiß — so liebt ein Freund den Freund,
wie ich dich liebe, räthselvolles Leben!
Ob ich in dir gejauchzt, geweint,
ob du mir Leid, ob du mir Lust gegeben,
ich liebe dich mit deinem Glück und Harme,
und wenn du mich vernichten mußt,
entreiße ich mich schmerzvoll deinem Arme,
gleich wie der Freund der Freundesbrust.

Mit ganzer Kraft umfass’ ich dich,
laß deine Flamme meinen Geist entzünden
und in der Gluth des Kampfes mich
die Räthsellösung deines Wesens finden!
Jahrtausende zu denken und zu leben,
wirf deinen Inhalt voll hinein, —
Hast du kein Glück mehr übrig mir zu geben,
wohlan — so gieb mir deine Pein.

Ihr Brief, das Zeugniß meines einzigen Lesers, that mir sehr, sehr wohl. —
Was macht die Gesundheit „des Gesunden“?
Ich bleibe einige Tage noch in Naumburg a/Saale.

[«]

296. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

Naumburg a/ Saale <, Anfang September 1882>

Geehrtester Herr Verleger,

in Anbetracht, daß ich in einigen Tagen von Naumburg abreisen möchte, wäre es mir sehr erwünscht, wenn Sie mir, gemäß der Notiz Ihres letzten Briefes über die Rückkehr Ihres Banquiers im September, das Honorar hierher senden wollten.

Was mein letztes Buch anbetrifft, so **verbürge** ich Ihnen seine Dauerhaftigkeit inmitten des Wechsels von Geschmacks-Strömungen. Ich schreibe nur, was von mir **erlebt** worden ist, und verstehe es auszudrücken: dergleichen Bücher bleiben immer „übrig." — —

Mein Aufenthalts-Ort wird für die nächsten Jahre Paris sein. —

Ich habe noch kein Zeichen dafür, daß die Freiexemplare in den Händen der Betreffenden-Betroffenen sind. Wahrscheinlich sind sie noch nicht in deren „Köpfen". —

Mit herzlichen
Wünschen Ihr
Dr. Nietzsche.

[«]

297. An Otto Eiser in Frankfurt

<Naumburg> Anfang September <1882>

Lieber und verehrter Herr Doctor,

nicht wahr, ich darf nicht durch Frankfurt reisen, ohne Sie zu sehen? Ja, am liebsten bliebe ich einen Tag, da es sich nicht nur um's Sehen, sondern um's Sprechen handelt. Ob ich aber diesen Tag bei Ihnen im Hause bleiben kann, darüber werden Sie oder Ihre verehrungswürdige Frau Gemahlin mir ein Wort auf ein Postkärtchen schreiben — ein Wort der unbedingtesten Unbefangenheit, wie es nicht nur unter Kranken, sondern namentlich unter Freunden am Platze ist. Ja? — Ich will in einigen Tagen nach Paris übersiedeln und meine Reise über Frankfurt machen; woselbst ich Morgens gegen 8 Uhr eintreffen würde.

In der Hauptsache darf ich mich als Genesenen und mindestens als Genesenden bezeichnen. Seltsam und unglaublich, nicht wahr? Es bleibt übrig, Ihnen Einiges zu erzählen, das vielleicht auch den Arzt interessiren möchte.

Von Herzen der Ihre Dr. Friedrich Nietzsche
zur Zeit in Naumburg a./Saale

[«]

298. An Lou von Salomé in Stibbe

<Naumburg, 8. September 1882>

Meine liebe Lou,

Alles, was Sie mir melden, thut mir sehr wohl. Übrigens bedarf ich etwas des Wohlthuenden!

Mein Venediger Kunstrichter hat einen Brief über meine Musik zu Ihrem Gedichte geschrieben; ich lege ihn bei — Sie werden Ihre Nebengedanken dabei haben. Es kostet mich immerfort noch den größten Entschluß, das Leben zu acceptiren. Ich habe zu viel vor mir, auf mir, hinter mir. — Heute siedele ich nach Leipzig über, vielleicht sogar, wenn mir Einiges gelingt, auf einen Monat. Ich will die Bibliothek benutzen und arbeiten.

Es kommt mir jetzt so vor, als ob meine Rückkehr „zu den Menschen“ dahin ausschlagen sollte, daß ich die Wenigen, die ich noch in irgend einem Sinne besaß, verliere. Alles ist Schatten und Vergangenheit. Der Himmel erhalte mir mein Bischen Humanität! —

Von Tautenburg vergaß ich zu erzählen, daß der Pfarrer außer sich vor Erstaunen war, als er den Tag nach Ihrer Abreise hörte, eine Schülerin Biedermann's im Hause gehabt zu haben. Er hält diesen nämlich für den scharfsinnigsten Philosophen und sich selber für den einzigen wahren Schüler desselben. Die 3 Mark, welche Sie in Dornburg auf den Tisch gelegt hatten, habe ich mir erlaubt, in Ihrem Namen dem Tautenburger Verschönerungs-Verein zu übergeben.

Meine Schwester ist nicht zurückgekehrt.

Eben kam das matrimonio segreto an — nach erstem Durchblättern schon mir als Meisterstück erkenntlich. Lachen Sie nicht über die Schnelligkeit meines Unheils — ich bin sehr, sehr **Musiker**.

Ich empfehle Ihnen und Freund Rée (dem ich herzlich für seinen Brief danke) darüber nachzudenken, wie sich das Verantwortlichkeitsgefühl entwickelt hat. Das Ichgefühl des Einzelnen der Heerde, ebenso wie sein Gewissensbiß als Heerden-

Gewissensbiß ist außerordentlich schwer mit der Phantasie zu erfassen — und ganz und gar nicht nur zu erschließen. Die größte Bestätigung meiner Heerden-Instinkt-Theorie gab mir jüngst das Nachdenken über die Entstehung der Sprache.

Vorwärts, meine liebe Lou, und aufwärts!

Mit den herzlichsten Wünschen Ihr F.N.

Adr: Leipzig poste restante.

[«]

299. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Naumburg, 8. September 1882>

Werther Herr Verleger, ich siedle heute nach Leipzig über und werde da wahrscheinlich bis Ende <des> Monats bleiben. Meine Adresse zunächst: poste restante. (Dr. Romundt's Adresse ist „Nürnberger Str. 6, 2 Treppen) Mit der Geldsendung hat es gar keine Eile: wenn ich nur im Verlauf des Monats dazu komme. Sie bezeichnen mir viel. ein Leipziger Haus, wo ich die Summe erheben kann? — Zwei vorzügliche Photographien folgen, besser kann's ein Maler nicht machen.

Dr.F.N.

[«]

300. An Elisabeth Nietzsche in Tautenburg

<Leipzig, 9. September 1882>

In zwei, drei Tagen, meine liebe Lisbeth, geht es fort; an Eisers, die ich in Frankfurt aufsuchen will, habe ich geschrieben, und sobald ich von Dir Herrn Sulger's Adresse weiß, wird alles in Ordnung sein. Gestern erhielt ich zwei Postkarten von Dir — aus Messina über Rom und Basel — Ehre der Post! —

Ich habe auch meine für Naumburg festgesetzte Arbeit (eine Composition) schönstens erledigt und auch dabei mir genug gethan. —

Wenn ich Dir nur einen Begriff von meiner fröhlichen Zuversicht geben könnte, die mich diesen Sommer beseelt hat! Es ist mir Alles gelungen und Manches wider Erwarten — gerade da als ich es mißlungen glaubte. Auch Lou ist sehr zufriedengestellt (sie steckt jetzt ganz in Arbeit und Büchern.) Was mir sehr wesentlich ist: sie hat Rée zu einer meiner Hauptansichten bekehrt (wie er selbst schreibt), die das Fundament seines Buches völlig verändert. Rée schrieb gestern „Lou ist entschieden in Tautenburg um einige Zoll gewachsen“.

Ich höre mit Betrübniß, daß Du noch immer an der Nachwirkung jener Scenen zu leiden hast, die ich Dir von Herzen gern erspart hätte. Halte aber nur diesen Gesichtspunkt fest: durch die Aufregung dieser Scenen kam an's Licht, was sonst vielleicht lange im Dunklen geblieben wäre: daß L<ou> eine geringere Meinung von mir und einiges Mißtrauen gegen mich hatte; und wenn ich genauer die Umstände unsres Bekanntwerdens erwäge, so hatte sie vielleicht dazu ein gutes Recht (eingerechnet die Wirkung einiger unvorsichtigen Äußerungen von Freund R<ée>) Nun denkt sie aber jetzt ganz gewiß besser von mir — und das ist doch die Hauptsache, nicht wahr, meine liebe Schwester? Im Übrigen, wenn ich an die Zukunft denke, so wäre es mir hart, annehmen zu müssen, daß Du mit mir in Bezug auf L<ou> nicht gleich empfändest. Wir haben eine solche Gleichartigkeit der Gaben und Absichten, daß unsre Namen irgend wann einmal zusammen genannt werden müssen; und jede Verunglimpfung, die sie trifft, wird mich zuerst treffen.

Doch vielleicht ist dies wieder schon zu viel über diesen Punkt. Ich danke Dir nochmals von ganzem Herzen für alles, was Du mir Gutes in diesem Sommer angethan hast — und ich erkenne Dein schwesterliches Wohlwollen wahrhaftig recht sehr in dem auch, wo Du mit mir nicht gleichempfinden konntest. Ja, wer darf sich auch mit mir wider-moralischen Philosophen ohne Gefahr einlassen! Zweierlei verbietet mir meine Denkweise unbedingt: 1) Reue 2) moralische Entrüstung. —

Sei wieder gut, liebes Lama!

Dein Bruder.

[«]

301. An Franz Overbeck in Basel

Adresse: Leipzig, Auenstr. 26 **2te** Etage. <9. September 1882>

Mein lieber Freund, so sitze ich denn einmal wieder in Leipzig, der alten Bücher-Stadt, um einige Bücher kennen zu lernen, bevor es wieder in die Ferne geht. Mit dem deutschen Winter-Feldzug wird es wohl nichts werden: ich bedarf in jedem Sinne des hellen Wetters. Ja Charakter hat er, dieser Wolken-Himmel Deutschlands, ungefähr, wie mich dünkt, wie die Parsival-Musik Charakter hat — aber einen schlechten. Vor mir liegt der erste Akt des matrimonio segreto — goldene, glitzernde, gute, sehr gute Musik!

Die Tautenburger Wochen haben mir wohlgethan, namentlich die letzten; und im Ganzen Großen habe ich ein Recht, von Genesung zu reden, wenn ich auch häufig genug an das labile Gleichgewicht meiner Gesundheit erinnert werde. Aber reinen Himmel über mir! Sonst verliere ich allzu viel Zeit und Kraft!

Wenn Du den Sanctus Januarius gelesen hast, so wirst Du gemerkt haben, daß ich einen Wendekreis überschritten habe. Alles liegt neu vor mir, und es wird nicht lange dauern, daß ich auch das furchtbare Angesicht meiner ferneren Lebens-Aufgabe zu sehen bekomme. Dieser lange reiche Sommer war für mich eine Probe-Zeit; ich nahm äußerst muthig und stolz von ihm Abschied, denn ich empfand für diese Zeitspanne wenigstens die sonst so häßliche Kluft zwischen Wollen und Vollbringen als überbrückt. Es gab harte Ansprüche an meine Menschlichkeit, und ich bin mir im Schwersten genug geworden. Diesen ganzen Zwischenzustand zwischen sonst und einstmals nenne ich „in media vita“; und der Dämon der Musik, der mich nach langen Jahren wieder einmal heimsuchte, hat mich gezwungen, auch in Tönen davon zu reden.

Das Nützlichste aber, was ich diesen Sommer gethan habe, waren meine Gespräche mit Lou. Unsre Intelligenzen und Geschmäcker sind im Tiefsten verwandt — und es giebt andererseits der Gegensätze so viele, daß wir für einander die lehrreichsten Beobachtungs-Objekte und -Subjekte sind. Ich habe noch Niemanden kennen gelernt, der seinen Erfahrungen eine solche Menge objektiver Einsichten zu entnehmen wüßte, Niemanden, der aus allem Gelernten so viel zu ziehn verstünde. Gestern schrieb mir Rée „Lou ist entschieden um einige Zoll gewachsen in Tautenburg“ — nun, ich bin es vielleicht auch. Ich möchte wissen, ob eine solche philosophische Offenheit, wie sie zwischen uns besteht, schon einmal bestanden hat. L<ou> ist jetzt ganz in Büchern und Arbeiten versteckt; ihr größter Dienst, den sie mir bisher erwiesen, ist der, Rée zu einer Reform seines Buches auf Grund eines meiner Hauptgedanken bestimmt zu haben. — Ihre Gesundheit reicht nur für 6—7 Jahre aus, wie ich fürchte.

Tautenburg hat Lou ein Ziel gegeben. — Sie hinterließ mir ein ergreifendes Gedicht „Gebet an das Leben“.

Leider hat sich meine Schwester zu einer Todfeindin L<ou>’s entwickelt, sie war voller moralischer Entrüstung von Anfang bis Ende und behauptet nun zu wissen, was an meiner Philosophie ist. Sie hat an meine Mutter geschrieben, „sie habe in Tautenb. meine Philosophie in’s Leben treten sehen und sei erschrocken: ich liebe das Böse, sie aber liebe das Gute. Wenn sie eine gute Katholikin wäre, so würde sie in’s Kloster gehen und für all das Unheil büßen, was daraus entstehen werde.“ Kurz, ich habe die Naumburger „Tugend“ gegen mich, es giebt einen wirklichen Bruch zwischen uns — und auch meine Mutter vergaß sich einmal so weit mit einem Worte, daß ich meine Koffer packen ließ und morgens früh nach Leipzig fuhr. Meine Schwester (die nicht nach Naumb. kommen wollte, so lange ich dort war und noch in Tautenburg ist) citirt dazu ironisch „Also begann Zarathustra’s Untergang“. — In der That, es ist der Beginn vom Anfang. — Dieser Brief ist für Dich und Deine liebe Frau, haltet mich nicht für menschenfeindlich. Ganz von Herzen

Dein F.N.

Das Herzlichste an Frau Rothpletz und die Ihrigen!
Ich dankte Dir noch nicht für Deinen herzlichen Brief.

[«]

302. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Leipzig, 10. September 1882>

Meine liebe Mutter, Kopfschmerz-Anfall und 2 schlaflose Nächte bisher, ebenfalls augenleidend. Aber wenigstens untergebracht, mit großer Anstrengung und Sucherei! Romundt verreist; ich war eine Nacht in seiner Wohnung. Adresse also für den Schmeitznerschen Brief:

Leipzig, Auenstrasse, 26, 2te Etage bei
Lehrer Janicaud.

In der Nähe des Rosenthals. Die innere Stadt macht mich bisher fast ohnmächtig.

Dein F.

Sonst poste restante.

Ganz studentisch, 15 M. monatlich. Ruhig.

[«]

303. An Paul Rée in Stibbe

<Leipzig, vermutlich 15. September 1882>

Mein lieber Freund,

ich bin der Meinung, daß wir Beide und wir Drei klug genug sind, um uns gut zu sein und zu bleiben. In diesem Leben, wo Menschen wie wir so leicht zu Gespenstern werden, vor denen man sich fürchtet, wollen wir uns an einander freuen und uns Freude zu machen suchen; und wollen darin erfindsam werden — ich für meinen Theil muß darin sehr nachlernen, da ich ein isolirtes Ungeheuer war.

Meine Schwester hat inzwischen die Feindseligkeit ihrer Natur, die sie gewöhnlich gegen ihre Mutter ausläßt, mit aller Kraft gegen mich gekehrt und sich förmlich von mir gelöst, in einem Briefe an meine Mutter, aus Abscheu vor meiner Philosophie, und „weil ich das Böse liebe, sie aber das Gute“ und dergleichen Tollheit. Mich selber hat sie mit Spott und Hohn überschüttet — nun, die Wahrheit ist, ich bin gegen sie mein Leben lang geduldig und milde gewesen, wie ich es nun einmal gegen dies Geschlecht sein muß: und das hat sie vielleicht verwöhnt. „Auch die Tugenden werden bestraft“ — sagte der weise Sanctus Januarius von Genua.

Morgen schreibe ich an unsre liebe Lou, meine Schwester (nachdem ich die natürliche Schwester verloren habe, muß mir schon eine übernatürliche Schwester geschenkt werden.) Und Anfangs Oktober auf Wiedersehen in Leipzig! Ihr

Freund F.N.

Auenstr. 26, 2 Etage.

[«]

304. An Jenny Rée in Stibbe

<Leipzig, vermutlich 16. September 1882>

Hochverehrte Frau,

sehen Sie dies Bild an und erschrecken Sie nicht: das bin ich. Schon lange suchte ich nach einer Gelegenheit, Ihnen ein Zeichen davon zu geben, wie vielfach verbunden und dankbar ich mich gegen Sie fühle — seit manchem Jahre schon und neuerdings immer mehr. Heute sendet der Photograph die Bilder; und das erste soll die Ehre haben, an Sie verehrteste Frau, abgehen zu dürfen. Ihr Sohn Paul und <ich,> wir sind nun eine gute Strecke Zeit <einander> lieb geblieben, und jetzt, wo unsre Freundschaft zu einer Art Dreieinigkeit geworden ist, haben wir einen Grund mehr, einander gute Freunde zu bleiben, um unsrer lieben Dritten im Bunde das Leben etwas erträglicher und ihrer Natur würdiger zu gestalten. Alles Vertrauen, was Sie uns hierin bezeigen, ist Etwas, vor dem ich einen hohen Respekt empfinde —: ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür.

Ihr
Dr F. Nietzsche.

[«]

305. An Lou von Salomé in Stibbe

<Leipzig, vermutlich 16. September 1882>

Meine liebe Lou, Ihr Gedanke einer Reduktion der philosophischen Systeme auf Personal-Acten ihrer Urheber ist recht ein Gedanke aus dem „Geschwistergehirn“: ich selber habe in Basel in diesem Sinne Geschichte der alten Philosophie erzählt und sagte gern meinen Zuhörern: „dies System ist widerlegt und todt — aber die Person dahinter ist unwiderlegbar, die Person ist gar nicht todt zu machen“ — zum Beispiel Plato.

Ich lege heute einen Brief des Professor Jacob Burckhardt bei, den Sie ja einmal kennen lernen wollten. Auch er hat etwas Unwiderlegbares in seiner Persönlichkeit; aber da er ein ganzer eigentlicher Historiker ist (der Erste unter allen lebenden), so hat er gerade daran, an dieser ewig ihm einverleibten Art und Person, kein Genügen, er möchte gar zu gerne einmal aus andern Augen sehen, zum Beispiel, wie der seltsame Brief verräth, aus den meinigen. Übrigens glaubt er an einen baldigen und plötzlichen Tod, durch Schlagfluß, nach Art seiner Familie; vielleicht möchte er mich gerne als Nachfolger in seiner Professur? — Aber über mein Leben ist schon verfügt. —

Inzwischen hat der Prof. Riedel hier, der Präsident des deutschen Musik-Vereins, für meine „heroische Musik“ (ich meine Ihr Lebens-Gebet“); Feuer gefangen — er will es durchaus haben, und es ist nicht unmöglich, daß er es für seinen herrlichen Chor (einen der ersten Deutschlands „der Riedelsche Verein“ genannt) zurecht macht. Das wäre so ein kleines Weglein, auf dem wir Beide zusammen zur Nachwelt gelangten — andre Wege vorbehalten. —

Was Ihre „Charakteristik meiner selber“ betrifft, welche wahr ist, wie Sie schreiben: so fielen mir meine Verschen aus der fröhlichen Wissenschaft ein — p.10, mit der Überschrift „Bitte“. Errathen Sie, meine liebe Lou, um was ich bitte? —Aber Pilatus sagt: „was ist Wahrheit!“ —

Gestern Nachmittag war ich glücklich; der Himmel war blau, die Luft mild und rein, ich war im Rosenthal, wohin mich Carmen-Musik lockte. Da saß ich 3 Stunden, trank den zweiten Cognac dieses Jahres, zur Erinnerung an den ersten (ha! wie häßlich er schmeckte!) und dachte in aller Unschuld und Bosheit darüber nach, ob ich nicht irgend welche Anlage zur Verrücktheit hätte. Ich sagte mir schließlich Nein. Dann begann die Carmen-Musik, und ich gieng für eine halbe Stunde unter in Thränen und Klopfen des Herzens. — Wenn Sie aber dies lesen, werden Sie schließlich sagen: Ja! und eine Note zur „Charakteristik meiner selber“ machen. —

Kommen Sie doch recht, recht bald nach Leipzig! Warum denn erst am 2 Oktober? Adieu, meine liebe Lou!

Ihr F.N.

[«]

306. An Gottfried Keller in Zürich

Leipzig, Auenstrasse 26, **2**^{te} Etage. <16. September 1882>

Hochverehrter Mann,

ich wünschte, Sie wüßten schon irgend woher, daß Sie das für mich sind — ein sehr hochverehrter Mann, Mensch und Dichter. So brauchte ich mich heute nicht zu entschuldigen, daß ich Ihnen kürzlich ein Buch zusendete.

Vielleicht thut Ihnen dieses Buch trotz seinem fröhlichen Titel wehe? Und wahrhaftig, wem möchte ich weniger gern wehe thun als gerade Ihnen, dem Herz-Erfreuer! Ich bin gegen Sie so dankbar gesinnt!

Von Herzen der Ihrige
Dr. Friedrich Nietzsche
(ehemals Professor der Universität
Basel und Drei Viertels-Schweizer)

[«]

307. An Heinrich Köselitz in Venedig

Leipzig, <16. September 1882>
Auenstraße 26, 2te Etage

Endlich, liebster Freund, habe ich Etwas von Ihrer Musik zu hören bekommen; ich mußte, um dies zu ermöglichen, nach Leipzig übersiedeln, und auch hier fand sich nicht gleich der Vermittler. Genug, gestern Nachmittag haben wir, nämlich der alte Riedel (der Präsident des deutschen Musikvereins, der ein Paar Tage lang sich mit dem ganzen Klavierauszuge vertraut zu machen gesucht hatte) und ich, über dieser „Musik für Italiäner“ gehockt, und dies mit einer **herzlichen Bewunderung** für deren Urheber. (In Bezug auf Sie, — Name, Person, Vergangenheit — war ich natürlich von der äußersten Vorsicht: kaum, daß R<iedel> weiß, daß der Componist ein Deutscher ist.) Es ist Alles so fertig und meisterlich; R<iedel> sagte alle Augenblicke „fein“, „sehr fein“, namentlich im Harmonischen. Was das Melodische betrifft, so war nicht Jegliches nach seinem Geschmack (er ist gerade in ein höchst contrapunktisches Requiem von Dräseke verliebt —)

Ich selber, theurer Freund, bin langsam in der Liebe, haben Sie darin Geduld mit mir! Um Etwas zu nennen, was mir sehr **ein**leuchtete: Ouvertüre zweite Hälfte der zweiten Seite, namentlich von dem legatissimo an. — Ihr Stil hat an symphonischer Breite gewonnen, und zwar im tempo allegro und vor allem in der allegria selber: worin jetzt die Besten keinen Athem haben. — Ihr Recitativ ist voller Musik, und weder trocken, noch besoffen — eine gewisse italiänische Abneigung gegen die deutsche Gefühls-Trunksucht fällt mir überhaupt auf. — Zuletzt möchte ich doch glauben, diese Musik sei italiänische Musik für Deutsche, **sogar** für Wagnerianer. Man genießt dabei das Glück der zweiten Unschuld.

Nichts wäre leichter als hier in diesem Winter Ihr „Sch<erz>, L<ist> und R<ache>“ zur Aufführung zu bringen. Der Unternehmer, der ehemals berühmte

Stägemann, sucht nach einer Novität und findet nichts, der Kapellmeister Hr. Nikisch wird mir von allen Seiten gepriesen als großer Dirigent, als feinsinniger und neuerungslustiger Musiker, der für Ihr Werk mit Passion thätig sein würde. Es ist ein Augenblick, wo die Küche heiß ist, man brauchte die Schüssel nur hineinzuschieben. Aber ich weiß gar nichts vom Schicksale und Aufenthalte Ihres Werkes. Auch ich, beiläufig gesagt, wurde beim Anhören Ihrer Musik, etwas begehrlich nach der italiänischen „Sentimentalität". In Messina, wo ich die Luft Bellini's athmete (Catania ist sein Geburtsort) verstand ich, daß ohne jene 3, 4 Thränen man die Heiterkeit nicht lange aushält (Meine Idyllen aus Messina sind nach diesem Recepte componirt.)

Auch der Musikverleger Fritzsch ist von ganzem Herzen bereit, einer Leipziger Aufführung eines Ihrer Werke sich zu widmen; Nikisch ist eng mit ihm befreundet. —

Aus Ihren beiden letzten Briefen entnahm ich, — oder witterte ich? daß es irgend eine ungeheure Differenz zwischen uns giebt — nun, gar nichts Persönliches, alter lieber Freund, sondern etwas, das mit Zweck, Ziel und Erträglichkeit des Lebens zu thun hat. Nehmen Sie an, daß jenes Lebens-Gebet (kann ich's wieder haben?) ein Commentar zur „fröhlichen Wissenschaft" ist (eine Art Baß dazu). — Das Lied selber ist übrigens von Lou, sie gab es mir beim Abschied von Tautenburg (wo wir drei Wochen zusammen waren.)

Ich bleibe noch bis Ende des Monats hier. Romundt übernimmt eine Farben-Fabrik. Gersdorff schrieb mit Liebe von Ihnen, er scheint verlegen zu sein als Urheber des Weimarischen Plans. Von seiner Frau rühmt er „Schönheit Reinheit und Vernünftigkeit, welche ein sehr liebliches Wesen zusammen ausmachten". — Jak<ob> Burckhardt will, daß ich „Professor der Weltgeschichte" werde; ich lege seinen Brief bei.

Ihre Musik geht also weiter an Overbecks? Inzwischen aber will ich mich noch in diese Sonne setzen — ah, Freund, könnte ich Ihnen sagen, welche fünffache Finsterniß mich umhüllen will, und welchen Widerstand ich zu leisten habe. — Vermeiden Sie die Menschen! Unser Einer ist ein Glas, welches zu leicht einen Sprung bekommt — und dann ist es aus.

Ganz von Herzen

Ihr Freund F.N.

Neueste Nachricht: den 2. Oktober kommt L<ou>) hierher; ein Paar Wochen später reisen wir ab — nach Paris, und dort bleiben wir, vielleicht Jahre lang. — Mein

Vorschlag.

[«]

308. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Leipzig, 17. September 1882>

Geehrtester Herr Verleger, haben Sie die Gefälligkeit, ein Exemplar meines letzten Buches an Frau Rothpletz, München, Fürstenstraße 13, zu senden. —

Das Geld ist in Naumburg bisher nicht eingetroffen; ich hätte es gern hierher: Leipzig, Auenstr. 26, 2^te^ Etage — und recht bald.

Mit ergebenstem Gruße. Ihr
Professor Nietzsche.

[«]

309. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Leipzig, 23. September 1882>

Mein lieber Freund, inzwischen werden Sie meinen Brief haben? Er kommt spät genug — aber es mißlang mir Einiges, bevor ich dazu kam, auch nur den ersten Ton Ihrer herrlichlieblichen Kunst zu genießen. Auch heute noch bin ich sehr unzufrieden in diesem Punkte: seit dem Zusammensein mit Riedel hörte ich nichts mehr: ich bin so unbekannt in Deutschland! Heute gehe ich zu Fritzsch (ich fand ihn schon 2mal nicht zu Hause) Ich trällere für mich oft die erste Gesangsnummer Ihres Werks, die mir wohl thut. — Seltsames Jahr! Ich habe in der letzten Woche etwas Haarsträubendes erlebt, aber ich ertrage Alles nachgerade und schwebe fast sofort wieder in die gute helle Höhe empor, immer sicherer meines Glaubens, daß mir Jedes zum Besten gereicht. Das Entgegenkommen von Erlebnissen, die zur Entwicklung meiner letzten Gedanken-Entscheidung führen, ist mir oftmals märchenhaft-sonderbar.

In Liebe und Dankbarkeit F. N.

[«]

310. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Leipzig, 25. September 1882>

Lieber Freund, ich komme soeben von Kapellmeister N<ikisch>. Er zeigt die größte Bereitwilligkeit in Bezug auf „Sch<erz>, L<ist> und R<ache>“ und bittet unverzüglich um die Partitur. Geben Sie nach Weimar Auftrag, dieselbe an mich zu adressiren (damit es hier verborgen bleibt, daß sie von Weimar kommt.) Ich habe festgehalten, daß Sie nur als Pseudonym in dieser Sache auftreten, auch im geschäftlichen Verkehr. An Stägemann (Adresse einfach: Hr. St. Direktor des neuen Theaters) wenden Sie sich doch nicht eher, als bis N<ikisch> mit ihm gesprochen hat. **Geht Alles schnell**, so werde ich ihm in einem Besuche Ihren Brief und Ihre Bedingungen selber überbringen. — Sehr glücklich, Ihnen Hoffnung machen zu können

Ihr
F. N.

[«]

311. An Lou von Salomé in Stibbe

<Leipzig, 26. September 1882>

Meine liebe Lou,

wie geht es Ihren Augen? — Sie sollten vielleicht alle zwei Tage etwas schwimmen; wir haben hier zwei Schwimmbassins mit angenehmer Temperatur (20’), auch für Damen. —

Inzwischen habe ich die Aufführung einer Oper meines Venediger Freundes am Leipziger Theater kräftig in die Hand genommen; bisher gieng Alles gut, und man kommt mir auf das Artigste entgegen. Gesetzt, ich erreiche dies Ziel, so wird der Componist für diesen Winter nach Leipzig übersiedeln. —

In der That, der Riedelsche Verein wird das „Lebensgebet“*) zur Aufführung bringen; Prof. Riedel ist äußerst davon eingenommen und arbeitet es eben für 4 stimmigen Chor um (was meine Augen nicht vertragen) Dabei ergab sich die Nothwendigkeit, an 2 Stellen den Text zu ändern: der I-Vokal ist nämlich überall, wo ein starker Accent in der Musik erreicht werden soll, unbrauchbar. — über die

Musik selber schrieb Köselitz zuletzt noch: „ganz Manfred, groß, machtvoll, aber unheimlich.“ (das heißt: er mag sie nicht.) —

Auch Gersdorffs wollen nach Leipzig kommen; die „fröhliche Wissenschaft“ hat zwischen uns wieder alles in Ordnung gebracht, und mehr als das. G<ersdorff> schrieb, er denke so oft an Rée, und mit täglicher Dankbarkeit für den ausgezeichnet angenehmen Tabak.

Romundt, im Begriff abzureisen, will jedenfalls Ihre und Rée's Ankunft noch abwarten. — Auch mit Dr. Ziel habe ich die Bekanntschaft wieder erneuert. — Die Hofräthin Heinze hat mir Studirzimmer und Bibliothek ihres Gatten zu Gebote gestellt, es ist eine alte Jugendgespielin von mir (eine ausnehmend scharfsinnige kleine Kratzbürste, mit der es Niemand aushält — mit Ausnahme meiner Wenigkeit)

Ich lege einen Ausschnitt aus einer Berliner Zeitung bei, interessant wegen der verschiednen Auffassung von Carmen. Endlich kommt man in Deutschland dahinter, daß diese Oper (die beste, die es giebt) eine Tragödie enthält! Ich kenne Frl. Lilli Lehmann persönlich; sie kam einmal nach Bayreuth, als ich gerade bei Wagners zu Besuche war, und ich habe ein paar Spaziergänge mit ihr gemacht. Falls ich hier etwas länger gebunden sein sollte, so werde ich mir auch schon die Aufführung von Carmen auswirken; dafür sitze ich wieder einmal etwas „an der Quelle“. Und Lilli muß dann die Hauptpartie singen, sie scheint ihre Sache teufelsmäßig gut zu machen. (Den Ausschnitt geben Sie mir doch in Leipzig wieder, bitte, gleich den 2 Briefen)

Aber was schwätze ich denn, meine liebe Lou, so viel mit der Feder! Fortsetzung mündlich. Und wann?

Von Herzen Ihnen zugethan
F.N.

(Auenstrasse 26, 2 Etage)

[«]

312. An Elisabeth Nietzsche in Tautenburg (Entwurf)

<Leipzig, vermutlich September 1882>

Diese Art von Seelen, wie Du eine hast, meine arme Schwester, mag ich nicht: und am wenigsten mag ich sie, wenn sie sich gar noch moralisch blähen, ich kenne

Eure Kleinlichkeit. — Ich ziehe es bei weitem vor, von Dir getadelt zu werden.

[«]

313. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Zettel)

<Leipzig, September/Oktober 1882>

Meine Lieben,

zufällig fand ich auf der Messe so delikaten Ingwer, daß ich nicht umhin kann, Euch ein Pfund davon zu schicken. Mit Zwieback zusammen gegessen, giebt er eine vorzügliche Speise ab. Auch sagt man dem Ingwer nach, daß er dem Gemüth gut thue.

F.

[«]

314. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Leipzig, 1. Oktober 1882>

Aber, meine liebe Mutter, wo bleiben denn meine Sachen? Der letzte Termin, den ich dafür gesetzt hatte, ist vorbei; und bei diesem Froste war die Abwesenheit des Schlafrocks hart (ich habe mich folglich erkältet) Ebenso brauche ich die Bücher (und die Fracks!). Nach Naumburg kann ich nicht kommen. — Es geht mir übrigens gut, und Alles geht vorwärts und glückt mir (es ist nun einmal ein Festjahr für mich): nur verwöhnt man mich hier, wie in Messina, von allen Seiten. Mit herzlichem Gruße

F.

Frl. Lou und Rée sind da, Köselitz wird erwartet, auch Gersdorffs wollen kommen.

[«]

315. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Leipzig, 2. Oktober 1882>

Aber, liebster Freund, sprechen Sie nicht so zu mir! ich komme mir sonst unerträglich vor, und zwar für die mir liebsten Menschen. Noch immer fehlt die Partitur. Oh Loën! Wenn ich ihm schreiben dürfte! — Lou und Rée sind eingetroffen: kommen Sie doch, sobald wir Nikisch’ für „Sch<erz>, L<ist> und R<ache>“ sicher sind, unverzüglich! Sie finden lauter friedliche und arbeitsame M<enschen>, die hoch und gut von Ihnen denken. — Der Riedelsche Verein wird mein „Lebensgebet“ (jetzt Chor) aufführen. — Heute Abend große Hauptleistung des Leipziger Spiritism, nach Befehl der Geister: welche behaupten, diese Sitzung werde für die Geschichte des Sp<iritismus> sehr wichtig sein: es werde eine Persönlichkeit in Betracht kommen — Genug, ich soll dabei sein, und es giebt 6 Personen, welche in Aufregung abwarten, was ich dazu sagen werde. Das beste „Medium“, aber hochschwanger. Heute werden die Geister „erscheinen“, zB. „die russische Nonne“ und das „Kind“. — Zwei Ärzte sind zugegen. Von Herzen Ihr

F. N.

[«]

316. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Leipzig, 3. Oktober 1882>

Lieber Freund, der Spiritism ist eine erbärmliche Betrügerei, welche nach der ersten halben Stunde langweilt. Und dieser Prof. Zöllner hatte sich von diesem Medium täuschen lassen! Kein Wort mehr davon! Ich hatte Anderes erwartet und war im Voraus mit 3 schönen physiologisch-psychologisch-moralischen Theorien sicher gestellt: aber ich brauchte meine Theorien gar nicht! — —

Partitur immer noch nicht da!

Ihr Freund F. N.

[«]

317. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

Mittwoch früh. <Leipzig, 4. Oktober 1882>

Endlich, lieber Freund, ist die Partitur in meine Hände gelangt, und zwei Stunden später soll sie bei Kapellm. Nikisch abgegeben werden. —

Verdrießliches Wetter.

Von Herzen Ihr F. N.

Die P<artitur> sieht so rein und unberührt aus — — — —!

[«]

318. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Leipzig, 6. Oktober 1882>

Heute Morgen, lieber Freund, war ich wieder bei Nikisch, aber er hatte die Partitur noch nicht angesehn ((überhäuft von Einstudiren Manfreds (nächste Woche), der Meistersinger und Rubinsteins Maccabäer (Anfang November)) Ich habe ihm gesagt, Sie wollten so schnell wie möglich herkommen, ihm etwas vorspielen, usw. was ihn sehr zu freuen schien; er lud mich ein, dabei zugegen zu sein — (was ich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, gerne annehmen würde!) In der That, Eile ist nöthig; die zwei Wochen Loënscher Bummelei waren ein Malheur. Morgen will ich zu Stägemann gehen; das Winterhalbjahr geht eben schon los! Schreiben Sie mir umgehend, ob Sie kommen können (ich zweifle eigentlich nicht, daß wir's hier durchsetzen, aber ich bin vielleicht ein „Phantast"!)

Auf Wiedersehn, liebster Freund!

F.N.

[«]

319. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Leipzig, 17. Oktober 1882>

Die schöne Torte hättet Ihr mir nicht senden sollen: jedenfalls danke ich herzlich dafür. — Mit dem 15. Okt. begann der Winter. — Herr Köselitz ist angekommen und macht die schönste Musik. — Morgen werden wir zusammen das große R<ichard>-Wagner-Concert besuchen (ausverkauft) in dem die Bayreuther Künstler auftreten; es giebt ein Stück Parsifal, unter vielem Andern, zu hören.

Mit besten Grüßen
F. N.

[«]

320. An Heinrich Romundt in Neuenstaden bei Freiburg (Fragment)

<Leipzig, 30. Oktober/5. November 1882>

Nietzsche meldet ... die Abreise des Fräuleins Lou Salomé von Leipzig als dieselbe Woche noch bevorstehend ... In eben dem selben Brief aber hatte Nietzsche ... bereits geschrieben: Lou, ganz in religionsgeschichtliche Betrachtungen versenkt, ist ein kleines Genie, dem hier und da ein wenig zuzusehen und förderlich zu sein ein Glück für mich ist. [+ + +]

[«]

321. An Lou von Salomé in Leipzig (Widmung)

<Leipzig,> Anfang November 1882.

Freundin — sprach Kolumbus — traue
Keinem Genueser mehr!
Immer starrt er in das Blaue,
Fernstes zieht ihn allzusehr!
***
Wen er liebt, den lockt er gerne
Weit hinaus in Raum und Zeit — —
über uns glänzt Stern bei Sterne,
Um uns braust die Ewigkeit.
***

Meiner lieben Lou.

[«]

322. An Heinrich von Stein in Halle

Leipzig, Auenstr. 26, 2te Etage. <Anfang November 1882>

Geehrtester Herr Doctor,

ich bin Ihres Besuchs verlustig gegangen, das thut mir Leid — ein Brief rief mich an jenem Tage von Leipzig weg. —

Darf ich mir erlauben, Ihnen heute die Aushängebogen meines letzten Buches zuzusenden? So haben Sie wenigstens eine Möglichkeit, sich mit mir auch in Halle unterhalten zu können (eine andere Möglichkeit, daß ich einmal zu Ihnen komme, vorbehalten).

Man hat mir erzählt, daß Sie, mehr als jemand sonst vielleicht, sich Schopenhauern und Wagnern mit Herz und Geist zugewendet haben. Dies ist etwas Unschätzbares, vorausgesetzt, daß es seine Zeit hat.

Ihnen von Herzen zugethan
Dr. Nietzsche.

[«]

323. An Louise Ott in Paris

<Leipzig, vermutlich 7. November>

Verehrungswürdige Freundin,

Oder darf ich nach sechs Jahren dieses Wort nicht mehr gebrauchen?

Inzwischen habe ich dem Tode näher gelebt, als dem Leben und bin folglich ein wenig zu sehr zum „Weisen“ und beinahe zum „Heiligen“ geworden ...

Indessen: das läßt sich vielleicht noch corrigiren! Denn ich glaube wieder an das Leben, an die Menschen, an Paris, sogar an mich selber — und will in kurzer Zeit Sie wiedersehen. Mein letztes Buch heißt: „Die fröhliche Wissenschaft“.

Giebt es viel heiteren Himmel über Paris? Wissen Sie durch Zufall etwa von einem Zimmer, das für mich paßt? Es müßte ein todtenstill gelegenes, sehr einfaches Zimmer sein. Und nicht gar zu ferne von Ihnen, meine liebe Frau Ott.

Oder rathen Sie mir ab, nach Paris zu kommen? Ist es kein Ort für Einsiedler, für Menschen, die still mit einem Lebenswerke herumgehen wollen und sich gar nicht um Politik und Gegenwart bekümmern?

Sie sind mir eine so liebliche Erinnerung!

Von Herzen Ihnen zugethan
Professor Dr. F. Nietzsche

[«]

324. An August Sulger in Paris

<Leipzig, 7. November 1882>

Geehrtester Herr Doctor,

der Himmel weiss, was aus meiner Übersiedelung nach Paris werden soll, wenn Sie mir nicht die Hand ein wenig entgegenstrecken wollen. Zudem sagt Goethe „edel sei der Mensch, hülfreich und gut“ — und die Basler sind es gar nicht so selten, nach meiner Erfahrung zu urtheilen. - - -

Ich würde also, ungefähr in 10 Tagen, in Paris eintreffen, eines Morgens gegen 10 Uhr (Leipzig — Frankfurt — Paris) — vorausgesetzt, daß Sie mich Halb-Blinden dort empfangen und „einschiffen“ wollen! Ein Zimmer, sehr einfach, aber in der stillsten Umgebung, so etwas Todtenstilles, wie es sich für mich Einsiedler und Gedanken-Wurm passt: vielleicht ist Ihnen etwas der Art durch Zufall bekannt. Sonst müssen wir’s suchen.

Schreiben Sie mir ein Wort, ob Sie guten Willen haben oder nicht: Sie bekommen dann zur rechten Zeit eine definitive Mittheilung über den Tag meiner Ankunft.

Werden Sie mich wieder erkennen? Oder müssen wir „ein rosa Bändchen“ verabreden, mein werther Herr Doctor?

Mit herzlichem Grusse
Prof. Dr.Nietzsche
Leipzig, Auenstrasse 26, 2te Etage.

[«]

325. An Lou von Salomé vermutlich in Berlin

<Leipzig> Kali phosphor. den 8 Nov. 1882.

Liebe Lou, fünf Worte — meine Augen schmerzen.

Ich besorgte Ihren Petersburger Brief. Vor zwei Tagen habe ich auch an Ihre Frau Mutter geschrieben (und zwar ziemlich lang)

Auch nach Paris habe ich zwei Anfrage-Briefe abgeschickt. —

Welche Melancholie!

Ich wußte es nicht bis zu diesem Jahre, wie sehr ich mißtrauisch bin. Nämlich gegen mich. Der Umgang mit Menschen hat mir den Umgang mit mir verdorben.

Sie wollten mir noch Etwas sagen?

Ihre Stimme gefällt mir am meisten, wenn Sie bitten. Aber man hört dies nicht oft genug.

Ich werde beflissen sein — —

Ah, diese Melancholie! Ich schreibe Unsinn. Wie seicht sind mir heute die Menschen! Wo ist noch ein Meer, in dem man wirklich noch ertrinken kann! Ich meine ein Mensch.

Meine liebe Lou
ich bin Ihr —
getreuer — —
F.N.

(An Rée und Frau Rée das Herzlichste!)

[«]

326. An Hermann Levi in München

<Leipzig, verm. um den 10. November 1882>

Verehrter Herr Kapellmeister,

ich denke doch, Sie haben mich irgend wie noch im Gedächtniß, wenn auch nur wie einen Schatten, der sich nicht entschließen kann, ganz der Unterwelt anzugehören? Wirklich lebte ich Jahrelang dem Tode näher als dem Leben und gab mir in diesem Zeitraume alle die Privilegien der Sterbenden — namentlich das, „die Wahrheit zu sagen."

Jetzt wo ich wieder zum Leben erwacht bin, vielleicht zum Lang-Leben — kann ich mich noch der guten Gewohnheit, die ich eben nannte, noch nicht losmachen: wovon Sie sogleich eine Probe bekommen sollen. Also: ich glaube daran, daß es hundert mal bessere Musik geben könnte als die Wagners ist

Pardon! — —

Dies bringt mich dazu, Ihnen einen Freund anzuempfehlen, welcher in Kürze nach München geht, um — Ihnen zuzusehn und zuzuhören, wenn Sie dirigiren. Er will auf diese Weise von Ihnen lernen und bittet mich, Sie, hochverehrter Herr

Kapellmeister, für ihn gnädig zu stimmen. Aber wie soll ich dies machen! Ganz leise ins Ohr geflüstert: dieser Musiker, Herr Peter Gast, scheint mir der neue Mozart.

Ich denke einigermaßen zu wissen, welchen Schüler ich zu welchem Lehrer schicke. (Lateinische Construktion —)

Von Herzen der Ihrige

Prof. Dr. Friedr. Nietzsche.

Leipzig Auenstrasse 26 2te Etage.

[«]

327. An Franz Overbeck in Basel

<Leipzig, um den 10. November 1882>

Mein lieber Freund, so geht es! Ich schrieb nicht, um die Entscheidung in mehreren Dingen abzuwarten, und heute schreibe ich, nur um Dir dies zu sagen; denn es ist noch nichts entschieden. Noch nicht einmal in Betreff meiner Reise- und Winter-Pläne. Paris steht immer zwar noch im Vordergrund, aber es ist kein Zweifel, daß mein Befinden unter dem Eindrucke dieses nordischen Himmels sich verschlechtert hat; und vielleicht habe ich nie so melancholische Stunden durchgemacht, wie in diesem Leipziger Herbst — obwohl ich doch Gründe genug um mich habe, guter Dinge zu sein. Genug, es gab manchen Tag, wo ich im Geiste über Basel wieder meerwärts reiste. Ich fürchte mich vor dem Lärme von Paris etwas und möchte wissen, ob es genug heiteren Himmel hat. Andererseits würde in einer erneuten Genueser Einsamkeit manche Gefahr liegen. — — Ich gestehe, ich würde überaus gerne Dir und Deiner lieben Frau einen längeren Bericht über die Erfahrungen dieses Jahres gemacht haben: es giebt sehr viel zu erzählen, und wenig zu schreiben.

Für das Buch von Jans<s>en bin ich Dir großen Dank schuldig, es präcisirt vorzüglich alles Unterscheidende zwischen seiner und der protestantischen Auffassung (der ganze Handel läuft auf eine Niederlage des deutschen Protestantism hinaus — jedenfalls der protestantischen „Geschichtsschreibung“) Ich selber habe in der Hauptsache nicht viel umzulernen gehabt. Die Renaissance bleibt mir immer noch die Höhe dieses Jahrtausends; und was seither geschah, ist die große Reaktion aller Art von Heerden-Trieben gegen den „Individualismus“ jener Epoche.

Lou und Rée sind in diesen Tagen abgereist, zunächst um mit Mutter Rée sich in Berlin zu treffen: von da geht es nach Paris. Mit der Gesundheit von Lou steht es bejammernswürdig, ich gebe ihr nun viel kürzere Zeit als noch in diesem Frühjahr. Wir haben unser gut Theil Sorge; Rée ist wie geschaffen für seine Aufgabe in dieser Sache. Für mich persönlich ist L<ou> ein wahrer Glücksfund, sie hat alle meine Erwartungen erfüllt — es ist nicht leicht möglich, daß zwei Menschen sich verwandter sein können als wir es sind.

Was Köselitz (oder vielmehr Herrn „Peter Gast“) betrifft, so ist hier mein zweites Wunder dieses Jahres. Während Lou für den bisher fast verschwiegenen Theil meiner Philosophie vorbereitet ist, wie kein anderer Mensch, ist Köselitz die tönende Rechtfertigung für meine ganze neue Praxis und Wiedergeburt — um einmal ganz egoistisch zu reden. Hier ist ein neuer Mozart — ich habe keine andre Empfindung mehr: Schönheit Herzlichkeit Heiterkeit Fülle Erfindungs-Überfluß und die Leichtigkeit der contrapunktischen Meisterschaft — das fand sich noch nie so zusammen, ich mag bereits gar keine andre Musik mehr hören. Wie arm, künstlich und schauspielerisch klingt mir jetzt die ganze Wagnerei! — Ob Sch<erz> L<ist> und R<ache> hier aufgeführt wird? Ich glaube es, aber weiß es noch nicht. —

Dies Bild, welches ich beilege, mag auf Deinem Geburtstagstisch zu finden sein (es wird als Photographie bewundert.)

Hat Frau Rothpletz mein letztes Buch empfangen? Ich vergaß ihre genaue Adresse.

Von Herzen Dir ein gutes Jahr wünschend Dein Freund

Nietzsche

[«]

328. An Louise Ott in Paris

<Leipzig, 15. November 1882>
Mittwoch früh.

Oh, meine verehrte Freundin, kaum habe ich Ihnen gesagt, daß ich komme, muß ich Ihnen melden, daß ich noch lange nicht komme, — daß immer noch ein paar Monate hinlaufen können.

Komme ich aber, dann auf lange! — und kann ich nicht im Herzen von Paris leben, dann vielleicht in St.-Cloud oder St.-Germain, wo ein Einsiedler und Gedanken-Wurm besser sein stilles Wesen treiben kann.

Von ganzem Herzen Ihnen dankbar
Friedrich Nietzsche.

[«]

329. An August Sulger in Paris

<Leipzig, 15. November 1882>

Lieber Herr Doctor,

wie liebenswürdig Sie geschrieben haben! Aber mit meiner Reise hat es noch gute Weile. Dies dumme Winter-Wetter setzt mir so zu, dass ich die Lust verliere, es mit dem Norden und seinen bedeckten Himmeln länger aufzunehmen. Die Gesundheit sagt „geh nach Süden“ — Hoffentlich sagt sie mir im Frühling „geh nach Paris“.

Dann hoffe ich Ihnen die Hand zum Danke schütteln zu können.

Mit herzlichem Gruß
Ihr
Prof. D. Nietzsche

[«]

330. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Leipzig, 15. November 1882>

Werthester Herr Verleger,

es handelt sich um einen Auftrag — er will von Ihnen meine Photographie, (die große)

Meine Adresse: Genova (Italia) poste restante.

Abreise heute.

Prof. Nietzsche

[«]

331. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

<Leipzig, 15. November 1882>

Mein alter lieber Freund,

heute Nacht geht es wieder südwärts, zu meiner Residenz Genua. Mir bekommt Norden und Winter nicht — ich habe die Pariser Pläne zurückgelegt (trotzdem daß Mad. Ott mir vorgestern Blumen schickte)

Deine letzte Briefe thaten mir sehr gut, ich danke Dir von ganzem Herzen.

Dein Freund F.N.

Adresse: Genova poste restante.

[«]

332. An Heinrich Köselitz in Leipzig (Postkarte)

<Genua, 23. November 1882>

Meine Adresse ist nunmehr
Santa Marguerita, Ligure
ferma in posta.

Meine herzlichsten Wünsche sind bei Ihnen, Freund! Hoffentlich gelingt Ihnen das Leben etwas besser als mir. Ich bin auch hier noch nicht über den Alpdruck hinaus, den dies Jahr brachte.

Ihr F. N.

Kalt. Krank. Ich leide.

[«]

333. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 23. November 82.>

Liebe Freunde, inzwischen gieng es nicht gut. Gotthardreise eisig kalt, ohne Heizung. Meine Wohnung in Genua fand ich vermiethet, Genua selber eisig-kalt und regnerisch, Alles mißrieth mir. Endlich reiste ich nach Porto fino ab und blieb in Santa Marguerita. Am andern Tage (bis jetzt) heftiger Anfall des Kopfleidens, mit Erbrechen usw Mein Zimmer eisig kalt, wie alle Reise-Eindrücke. Trotzdem weiß ich nichts Besseres als zu bleiben. „Gram“ ist allzeit bei mir — heißt es irgendwo (bei Shakespeare?) Bitte mir, was noch kommt, zu senden nach Santa Marguerita Ligure, poste restante.

Heute / Ich leide.

Dein F.N.

Das Leben bei Euch war die Oase. — —

[«]

334. An Paul Rée, vermutlich in Berlin

<Santa Marguerita> <, vermutlich 23. November 1882>

Aber, lieber, lieber Freund, ich meinte, Sie würden umgekehrt empfinden und sich im Stillen darüber freuen, mich für eine Zeit los zu sein! Es gab in diesem Jahre hundert Augenblicke, von Orta an, wo ich empfand, daß Sie die Freundschaft mit mir etwas „zu hoch bezahlen“. Ich habe schon Viel zu Viel von Ihrem römischen Funde abbekommen (ich meine Lou) — und es schien mir immer, namentlich in Leipzig, daß Sie ein Recht hätten, gegen mich ein wenig schweigsam zu werden.

Denken Sie, liebster Freund, so gut als möglich von mir, und bitten Sie auch Lou um eben dasselbe für mich. Ich gehöre Ihnen Beiden mit meinen herzlichsten Gefühlen — ich meine dies durch meine Trennung mehr bewiesen zu haben als durch meine Nähe.

Alle Nähe macht so ungenügsam — und ich bin zuletzt überhaupt ein ungenügsamer Mensch.

Von Zeit zu Zeit werden wir uns schon wiedersehen, nicht wahr? Vergessen Sie nicht, daß ich von diesem Jahre an plötzlich arm an Liebe und folglich sehr bedürftig der Liebe geworden bin.

Schreiben Sie mir etwas recht Genaues über das, was uns jetzt am meisten angeht, — was „zwischen uns steht“, wie Sie schreiben.

In ganzer Liebe
der Ihre
F.N.

NB. Ich lobte Sie so in Basel, daß Frau Overbeck sagte: „Aber Sie beschreiben ja Daniel De Ronda!“ Wer ist Daniel De Ronda?

Adr.: Santa Marguerita Ligure
poste restante.

[«]

335. An Lou von Salomé, vermutlich in Berlin

Santa Margherita Ligure (Italia) <verm. 24. November 1882>

Meine liebe Lou,

gestern habe ich den beifolgenden Brief an Rée geschrieben: und eben war ich unterwegs, ihn zur Post zu tragen — da fiel mir etwas ein, und so habe ich das Couvert wieder abgerissen. Dieser Brief, der Sie allein betrifft, würde R<ée> vielleicht mehr Schwierigkeit machen als Ihnen; kurz, lesen Sie ihn, es soll ganz in Ihrer Hand stehen, ob R<ée> ihn auch lesen soll. Nehmen Sie dies als ein Zeichen des Vertrauens, meines reinsten Willens zum Vertrauen zwischen uns!

Und nun, Lou, liebes Herz, schaffen Sie reinen Himmel! Ich will nichts mehr, in allen Stücken als reinen hellen Himmel: sonst will ich mich schon durchschlagen, so hart es auch geht. Aber ein Einsamer leidet fürchterlich an einem Verdachte über die Paar Menschen, die er liebt — namentlich wenn es der Verdacht über einen Verdacht ist, den sie gegen sein ganzes Wesen haben. Warum fehlte bisher unserm Verkehre alle Heiterkeit? Weil ich mir zu viel Gewalt anthun mußte: die Wolke an unsrem Horizonte lag auf mir!

Sie wissen vielleicht, **wie** unerträglich mir alles Beschämenwollen, alles Anklagen und Sich-Vertheidigen-müssen ist. Man thut viel Unrecht, unvermeidlich — aber man hat ja auch die herrliche Gegenkraft, wohlzuthun, Frieden und Freude zu schaffen.

Ich fühle jede Regung der **höheren** Seele in Ihnen, ich liebe nichts an Ihnen als diese Regungen. Ich verzichte gerne auf alle Vertraulichkeit und Nähe, wenn ich nur dessen sicher sein darf: daß wir uns dort einig fühlen, wohin die gemeinen Seelen nicht gelangen.

Ich spreche dunkel? Habe ich erst das Vertrauen, so sollen Sie schon erleben, daß ich auch die Worte habe. Bisher habe ich immer schweigen müssen.

Geist? Was ist mir Geist! Was ist mir Erkenntniß! Ich schätze nichts als Antriebe — und ich möchte darauf schwören, daß wir darin etwas Gemeinsames haben. Sehen Sie doch durch diese Phase hindurch, in der ich seit einigen Jahren gelebt habe — sehen Sie dahinter! Lassen Sie sich nicht über mich täuschen — Sie glauben doch nicht, daß „der Freigeist“ mein Ideal ist?! Ich bin —

Verzeihung! Liebste Lou!, seien Sie, was Sie sein müssen.

F.N.

[«]

336. An Unbekannt: Lou von Salomé? (Disposition)

<Santa Margherita, Ende November 1882>

Fritz
„So ihr nicht werdet
— Overbecks
— Manfred
— Ein Mann in eines Kindes Hut!
— damals war ich furchtbar eingeklemmt
(scheinbar verloren)
— meinen Schriften nicht immer gewachsen
— ohne Vater und Berather
— Nilson
— Rée
— Wetter Stimmung Objekte zb Lou
— bei mir ist jetzt die Spitze allen moral<ischen> Nachdenkens und Arbeitens in Europa

— ich war auf Einmal
Philolog, Schriftsteller Musiker Philosoph
Freidenker usw (vielleicht Dichter? usw).
— Skobeleff
— Vorträge in Leipzig
— mit Fürsten
— gut, edel, **groß**.
— Mitleid meine schwache Partie. Wenn Sie sagten: ich werde bald sterben usw
— Bescheidenheit. Ich werde von mir überrascht.
— „bezaubernd wahrlich ist der Fraß
„bezaubernder noch, wer ihn aß.“
Idyl<len> aus Messina Psychol<ogisches> Problem 2 Zeiten. Ich fürchtete mich und überwand mich. Ich will mich nicht mehr verhehlen. So etwas Junges Anmuthiges Leichtsinniges Tiefes Unbeständiges — macht mich weinen.
Wo die Noth am größten, ist L<ou> am nächsten (in Genua über Bayreuth denkend, kein einziger neuer Antrieb)
für mich ein Adler
die Worte liebkosen und streicheln
wie mit meinem Dämonion reden
was thut noth zur Größe?
unerträglich mir, wehe zu thun zb. durch jenes Schweigen.
— Genua Dirne
Kühe, Katzen und Vögel

[«]

337. An Lou von Salomé in Berlin (Entwurf)

<Genua, Ende November 1882>

Was machen Sie, meine liebe L<ou> ich bat um heitern Himmel zwischen uns
soll ich sagen: es ist vorbei

Wollen wir uns zusammen erzürnen? haben wir Lust einen großen Lärm zu machen? Ich ganz und gar nicht, ich wollte heitren Himmel zwischen uns. Aber Sie sind ja ein kleiner Galgenvogel! Und einst hielt ich Sie für die leibhaftige Tugend und Ehrbarkeit.

[«]

338. An Lou von Salomé in Berlin (Entwurf)

<Genua, November/Dezember 1882>

M<eine> l<iebe> L<ou> ich muß Ihnen einen kleinen boshaften Brief schreiben. Um des Himmels Willen, was denken denn diese kleinen Mädchen von 20, welche angenehme Liebesgefühle haben und nichts Weiteres zu thun haben als hier und da krank zu sein und zu Bett zu liegen? Soll man diesen kl<einen> M<ädchen> viell<eicht> noch nachlaufen, um ihnen die Langeweile und die Fliegen zu verjagen? Zufällig Einen netten Winter zu machen<?> Charmant: aber was habe ich mit netten Wintern zu thun? Sollte ich die Ehre haben, dazu beizutragen

[«]

339. An Paul Rée in Berlin (Entwurf)

<Genua, Anfang Dezember 1882>

Seltsam! Ich habe über L<ou> eine vorgefaßte Meinung: und obwohl ich sagen muß, daß alle meine Erfahrung aus diesem Sommer widerspricht, werde ich diese Meinung nicht los. Eine Reihe von höheren Gefühlen, welche unter M<enschen> sehr selten und sehr auszeichnend sind, müssen in ihr vorhanden sein oder gewesen sein: irgend ein Haupt-Unglück

Eigentlich hat sich Niemand in meinem Leben so häßlich gegen mich benommen wie L<ou>. Bis heute hat sie jene abscheuliche Verunglimpfung meines ganzen Charakters und Willens nicht widerrufen, mit der sie sich in Jena und Tautenb<urg> einführte: und dies obwohl sie weiß, daß es mir in seiner Nachwirkung erheblichen Schaden zugefügt hat (Namentl<ich> in Bezug auf Basel) Wer mit einem Mädchen das solche Dinge sagt, nicht den Verkehr abbricht, der muß ja — ich weiß nicht was sein — so schließt man. Daß ich es nicht that, war die Folge jener vorgefaßten Meinung: übrigens von mir ein gutes Stück Selbstüberwindung.

R<ohde> der mir kürzlich vorgehalten hat, diese meine ganze neuere Denkweise sei ein exc<entrischer> Entschluß nennt mich einen Tausendkünstler der Selbstüberwindung.

Was mir übrigens am schwersten wird, ist, daß ich weder mit Ihnen noch mit Lou noch mit irgend jemandem von dem reden kann, was mir am meisten auf dem Herzen liegt.

Wie ich einen Mann behandeln würde, der so über mich zu meiner Schwester redete, darüber ist gar kein Zweifel. Darin bin ich Soldat und werde es immer sein, ich verstehe mich auf Waffen. Aber ein Mädchen! Und Lou!

sie hat mich in Bayreuth nicht nur im Stich gelassen, sondern geringschätzig behandelt (meine Schwester erzählte 100 Geschichten) — in diesem Punkte bin ich empfindlich, denn daß meine Freunde mein Verhalten gegen W<agner> zu würdigen und mir Recht darin zu schaffen wissen, das gehört für mich zum Begriff „mein Freund“

wer diese Dinge nicht begreift der weiß nichts davon was es heißt „der Erkenntniß Opfer bringen“

Können Sie diese Dinge nicht ins Gleiche bringen? Ich habe nie mit Lou davon sprechen wollen einen einzigen Punkt ausgenommen, von dem Sie wissen.

In der Hauptsache, wollte ich ihr die Freiheit lassen, das Geschehene von sich aus wieder gut zu machen: mir ist alles Erzwungene zwischen 2 Personen gräßlich.

Als ich sie das letzte Mal sah, sagte sie mir, sie habe mir noch etwas mitzutheilen. Ich war voller Hoffnung. (Ich sagte zu meiner S<eele> „Sie hat eine sehr schlechte Meinung von mir aber sie ist klug, sie wird bald eine bessere bekommen“

ich möchte daß die schmerzhafteste Erinnerung dieses Jahres mir von der Seele genommen würde — schmerzhaft nicht, weil sie mich beleidigt sondern weil sie Lou in mir beleidigt.

[«]

340. An Unbekannt: Paul Rée? (Entwurf)

<Genua, Anfang Dezember 1882>

Das unglaubliche Resultat dieses Sommers, daß L<ou> mich meinen Angehörigen und den Baslern verdächtigt hat und ich nun behandelt werde als niedrig gesinnter M<ensch> der noch dazu auf Schleichwegen geht —

Auch geht ein solches Zusammenleben wider meinen Geschmack — — —

[«]

341. An Unbekannt: Paul Rée? (Entwurf)

<Genua, Anfang Dezember 1882>

Ich habe den Ehrgeiz eines weltlichen Heiligen — aber Sie und alle Andern haben mich im letzten Jahre sehr mißtrauisch gegen mich selber gemacht. Und im Verdruß über dies Mißtrauen war ich nahe daran zu Grunde zu gehn.

Nun hat Lou das Gerede in Umlauf gesetzt durch Frau Gelzer und meine Schwester

gerade Lou!

Das ist eine Grausamkeit des Schicksals.

Mitleid Hölle.

Ertragen im Schweigen; — Selbstüberwindung

[«]

342. An Heinrich von Stein in Halle

<Genua,> Anfang Dezember 1882.

Aber, lieber Herr Doctor, Sie hätten mir gar nicht schöner antworten können, als Sie es gethan haben — durch Übersendung Ihrer Bogen. Das traf glücklich zusammen! Und bei allen ersten Begegnungen sollte es ein so gutes „Vogelzeichen“ geben!

Ja, Sie sind ein Dichter! Das empfinde ich: die Affekte, ihr Wechsel, nicht am wenigsten der scenische Apparat — das ist wirksam und glaubwürdig (worauf Alles ankommt!)

Was die „Sprache“ betrifft, — nun wir sprechen zusammen über die Sprache, wenn wir uns einmal sehen: das ist nichts für den Brief. Gewiß, lieber Herr Doctor, Sie lesen noch zu viel Bücher, namentlich deutsche Bücher! Wie kann man nur ein deutsches Buch lesen!

Ah, Verzeihung! Ich that es selber eben und habe Thränen dabei vergossen.

Wagner sagte einmal von mir, ich schriebe lateinisch und nicht deutsch: was einmal wahr ist und sodann — auch meinem Ohre wohlklingt. Ich kann nun einmal an allem deutschen Wesen nur einen Antheil haben, und nicht mehr. Betrachten Sie meinen Namen: meine Vorfahren waren polnische Edelleute, noch die Mutter meines Großvaters war Polin. Nun, ich mache mir aus meinem

Halbdeutschthum eine Tugend zurecht und nehme in Anspruch, mehr von der Kunst der Sprache zu verstehen als es Deutschen möglich ist. —

Also hierin auf Wiedersehn!

Was „den Helden“ betrifft: so denke ich nicht so gut von ihm wie Sie. Immerhin: er ist die annehmbarste Form des menschlichen Daseins, namentlich wenn man keine andre Wahl hat.

Man gewinnt etwas lieb: und kaum ist es Einem von Grund aus lieb geworden, so sagt der Tyrann in uns (den wir gar zu gerne „unser höheres Selbst“ nennen möchten): „Gerade das gieb mir zum Opfer.“ Und wir geben’s auch — aber es ist Thierquälerei dabei und Verbranntwerden mit langsamem Feuer. Es sind fast lauter Probleme der Grausamkeit, die Sie behandeln: thut dies Ihnen wohl? Ich sage Ihnen aufrichtig, daß ich selber zuviel von dieser „tragischen“ Complexion im Leibe habe, um sie nicht oft zu verwünschen; meine Erlebnisse im Kleinen und Großen, nehmen immer den gleichen Verlauf. Da verlangt es mich am meisten nach einer Höhe, von wo aus gesehen das tragische Problem unter mir ist. — Ich möchte dem menschlichen Dasein etwas von seinem herzbrecherischen und grausamen Charakter nehmen. Doch, um hier fortfahren zu können, müßte ich Ihnen verrathen, was ich Niemandem noch verrathen habe — die Aufgabe, vor der ich stehe, die Aufgabe meines Lebens. Nein, davon dürfen wir nicht mit einander sprechen. Oder vielmehr: so wie wir Beide sind, zwei sehr getrennte Wesen, dürfen wir davon nicht einmal mit einander schweigen.

Von Herzen Ihnen dankbar
und zugethan
F. Nietzsche.

Ich bin wieder in meiner Residenz Genua oder in deren Nähe, mehr Einsiedler als je: Santa Margherita Ligure (Italia) (poste restante).

[«]

343. An Heinrich Köselitz in Leipzig

<Rapallo, 3. Dezember 1882>

Mein lieber Freund,

trotz alledem — will ich die letzten Wochen nicht zum zweiten Male erleben.

Auch habe ich gefroren wie nie im Leben. Endlich flüchtete ich in ein Albergo, unmittelbar am Meere, und mein Zimmer hat einen Kamin.

Mein Reich erstreckt sich jetzt von Portofino bis Zoagli; ich wohne in der Mitte, nämlich in Rapallo, aber meine Spaziergänge führen mich täglich an die genannten Grenzen meines Reichs. Der Hauptberg der Gegend, von meiner Wohnung an aufsteigend, heißt „der fröhliche Berg“, Monte allegro: ein gutes omen — hoffe ich.

Kommen Sie ja diesmal über Genua — wir treffen es im Leben nicht wieder so. Ich werde Ihnen, wie der Teufel, alle „Herrlichkeiten der Welt“ zeigen und will Sie damit nicht einmal „verführen“! —

Heinrich von Stein schrieb an mich, sehr verstummt (nicht verstimmt, wie es schien) und „mit ehrfurchtsvollem Gruße“.

Aber was werden Sie sagen: ich habe einen neuen Anhänger — nämlich Hans von Bülow („hingebende Theilnahme“ für mich)

Die Welt ist rund und muß sich drehn: machen wir „gute Musik“ dazu, alter Freund! Hier und da glaubt man wohl, man dürfe auch selber ein wenig mittanzen, aber Niemand will mit diesen Leierkasten-Männern tanzen — dazu sind sie nicht da.

Addio, es lebe der Gott Italiens.

Ihr Freund F N.

Ihrem Herrn Vater meine Verehrung und Dankbarkeit — Dank dafür, daß Herr Peter Gast da ist und daß er der und der ist! —

Adresse immer dieselbe, Santa Margherita Ligure.

[«]

344. An Hans von Bülow in Meiningen

<Rapallo, Anfang Dezember 1882>

Hochverehrter Herr,

durch irgend einen guten Zufall erfahre ich, daß Sie mir — trotz meiner entfremdenden Einsamkeit, zu der ich seit 1876 genöthigt bin — nicht fremd geworden sind: ich empfinde eine Freude dabei, die ich schwer beschreiben kann.

Es kommt zu mir wie ein Geschenk und wiederum wie etwas, auf das ich gewartet, an das ich geglaubt habe. Es schien mir immer, sobald Ihr Name mir einfiel, daß es mir wohler und zuversichtlicher um's Herz werde; und wenn ich zufällig etwas von Ihnen hörte, meinte ich gleich es zu verstehn und gutheißen zu müssen. Ich glaube, ich habe wenige Menschen so gleichmäßig in meinem Leben gelobt wie Sie — Verzeihung! Was habe ich für ein Recht, Sie zu „loben"! — —

Inzwischen lebte ich Jahre lang dem Tode etwas zu nahe und, was schlimmer ist, dem Schmerze. Meine Natur ist gemacht, sich lange quälen zu lassen und wie mit langsamem Feuer verbrannt zu werden; ich verstehe mich nicht einmal auf die Klugheit, „den Verstand dabei zu verlieren". Ich sage nichts von der Gefährlichkeit meiner Affekte, aber das muß ich sagen: die veränderte Art zu denken und zu empfinden, welche ich seit 6 Jahren auch schriftlich zum Ausdruck brachte, hat mich im Dasein erhalten und mich beinahe gesund gemacht. Was geht es mich an, wenn meine Freunde behaupten, diese meine jetzige „Freigeisterei" sei ein excentrischer, mit den Zähnen festgehaltener Entschluß und meiner eigenen Neigung abgerungen und angezwungen? Gut, es mag eine „zweite Natur" sein: aber ich will schon noch beweisen, daß ich mit dieser zweiten Natur erst in den eigentlichen Besitz meiner ersten Natur getreten bin. —

So denke ich von mir: im Übrigen denkt fast alle Welt recht schlecht von mir. Meine Reise nach Deutschland in diesem Sommer — eine Unterbrechung der tiefsten Einsamkeit — hat mich belehrt und erschreckt. Ich fand die ganze liebe deutsche Bestie gegen mich anspringend — ich bin ihr nämlich durchaus nicht mehr „moralisch genug."

Genug, ich bin wieder Einsiedler und mehr als je; und denke mir — folglich — etwas Neues aus. Es scheint mir, daß allein der Zustand der Schwangerschaft uns immer wieder an's Leben anbindet. —

Also: ich bin, der ich war, Jemand der Sie **von Herzen verehrt**

Ihr ergebener
Dr. Friedrich Nietzsche

(Santa Margherita Ligure |Italia| poste rest.)

[«]

345. An Erwin Rohde in Tübingen

<Rapallo, Anfang Dezember 1882>

Mein lieber Freund,

so bin ich doch wieder im „Süden“; ich kann immer noch nicht nordischen Himmel, Deutschland und „die Menschen“ vertragen. Es gab sehr viel Krankheit und Melancholie inzwischen.

Bei Deinem mir äußerst willkommenen Briefe, der mich in Santa Margarita erwischte, hatte ich namentlich Eine Freude: Dich von einer concentrirenden Haupt-Arbeit reden zu hören. Im Grunde zürne ich allen meinen Freunden im Stillen, bevor ich nicht dies Wort von ihnen höre. Wir müssen uns in etwas Ganzes hineinlegen, sonst macht das Viele aus uns ein Vieles.

Ich schreibe heute auch so schlecht wie gewisse Freunde — und nicht einmal aus Rache. —

Was mich betrifft — liebsten Freund, sieh zu, daß Du gerade jetzt nicht über mich in den Irrthum geräthst. Gut, ich habe eine „zweite Natur“, aber nicht um die erste zu vernichten, sondern um sie zu ertragen. An meiner „ersten Natur“ wäre ich längst zu Grunde gegangen — war ich beinahe zu Grunde gegangen.

Was Du von dem „excentrischen Entschluß“ sagst, ist übrigens vollkommen wahr. Ich könnte Ort und Tag dazu nennen. Aber — wer war es doch, der sich da entschloß? — Gewiß, liebster Freund, es war die erste Natur: **sie** wollte „leben“. —

Lies mir doch einmal zu Gefallen meine Schrift über Schopenhauer: es sind ein paar Seiten drin, aus denen der Schlüssel zu nehmen ist. Was diese Schrift und das Ideal darin betrifft — so habe ich bisher mein Wort gehalten.

Die hochmoralischen Attitüden mag ich schlechterdings nicht mehr. Die Worte in jener Schrift mußt Du ein wenig umfärben.

Nun stehe ich vor der Hauptsache. —

Was den Titel „fröhliche Wissenschaft“ betrifft, so habe ich nur an die gaya scienza der Troubadours gedacht — daher auch die Verschen.

Von Herzen
Dein alter Freund
Nietzsche.

Santa Margherita Ligure
poste restante.

Himmel! Was bin ich einsam!

[«]

346. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Postkarte)

<Rapallo, 8. Dezember 1882>

Vielleicht habe ich Ihre letzte Weisung, theurer Freund, falsch verstanden; ich habe einen Brief an Sie nach Annaberg abgehen lassen und nicht nach Leipzig. Noch nichts von Levi? Und wie steht es mit dem Gewandhause? Machen Sie doch ja Prof. Riedel und Fritzsch in meinem Namen einige Artigkeiten — es gieng so schnell mit dem Weggehn, und mancherlei lag einem auf dem Herzen. Hier war das Wetter auch zum Verzweifeln, wenigstens für meinen Kopf. Ich wohne in Rapallo, im albergo della Posta: und als der Einzige. Kommen Sie ja nach München hierher! — Briefe nach wie vor: Santa Marg<herita>, Lig<ure>; ferma in posta.

Ganz von Herzen Sie grüßend

Ihr F N.

[«]

347. An Lou von Salomé in Berlin (Entwurf)

<Rapallo, vor Mitte Dezember 1882>

M<eine> l<iebe> L<ou> nehmen Sie sich in Acht! Wenn ich Sie jetzt von mir weise, so ist dies eine fürchterliche Censur über Ihr ganzes Wesen! Sie haben mit einem der langmüthigsten und wohlmeinendsten M<enschen> zu thun gehabt: aber ich bin mehr als irgend ein M<ensch> glaubt durch Ekel zu überwältigen. Schreiben Sie mir andere Briefe. Besinnen Sie sich eines Bessern, besinnen Sie sich auf sich selbst!

Ich habe mich noch nie über einen M<enschen> getäuscht: und in ihnen ist jener Drang nach einer heiligen Selbstsucht, welche der Drang nach Gehorsam gegen das Höchste ist — Sie haben ihn ich weiß nicht durch welchen Fluch verwechselt mit seinem Gegensatze, dem Ausbeuten aus der ausbeutenden Lust der Katze um nichts als um des Lebens willen —

Wenn Sie allem Erbärmlichen in Ihrer Natur die Zügel schießen lassen: wer kann dann noch mit Ihnen umgehn!

Sie haben Schaden gethan, Sie haben Wehe gethan — und nicht nur mir sondern allen den M<enschen>, die mich liebten: — dies Schwert hängt über Ihnen

Sie haben in mir den besten Advokaten, aber auch den unerbittlichsten Richter! Ich will, daß Sie sich selbst verurtheilen, und sich Ihre Strafe bestimmen.

Dies Alles sind Dinge, die man hat, um sie zu überwinden — um sich zu überwinden.

Ja, ich war Ihnen böse: aber warum von dieser Einzelheit reden? Ich bin Ihnen alle 5 Tage böse gewesen — und glauben Sie mir ich habe immer einen sehr guten Grund dazu gehabt. Aber wie sollte ich jetzt mit M<enschen> leben können, wenn ich mein Abscheu vor vielem Menschlichen nicht zu überwinden wüßte?

Ich werde nicht nur durch Handl<ungen> sondern vielmehr durch Eigenschaften beleidigt.

ich hatte damals in Orta bei mir beschlossen, Sie zuerst mit meiner ganzen Ph<ilosophie> bekannt zu machen. Ach, Sie ahnen nicht, was das für ein Entschluß war: ich glaubte daß man kein größeres Geschenk Jemandem machen kann. Eine sehr langwierige Sache (Ein langwieriger Bau und Aufbau)

Damals war ich geneigt Sie für eine Vision und die Erscheinung meines Ideals auf Erden zu halten. Bemerken Sie: ich sehe sehr schlecht.

Ich glaube, es kann Niemand besser von Ihnen denken, aber auch Niemand schlimmer.

Hätte ich Sie geschaffen, so würde ich Ihnen gewiß eine bessere Gesundh<eit> gegeben haben, aber vor allem einiges Andre, an dem mehr liegt — und viell<eicht> auch ein Bischen mehr Liebe zu mir (obwohl daran gerade am allerwenigsten liegt) und es steht ganz so wie mit Freund R<ée> — ich kann weder mit Ihnen, noch mit ihm auch nur ein Wort von dem sprechen, was mir am meisten am Herzen liegt. Ich bilde mir ein, Sie wissen ganz und gar nicht, was ich will? — Aber diese erzwungene Lautlosigkeit ist mitunter fast zum Ersticken, namentlich wenn man den M. lieb hat

[«]

348. An Lou von Salomé in Berlin (Entwurf)

<Rapallo, vor Mitte Dezember 1882>

Ich glaube, es kann Niemand besser von Ihnen denken, aber auch Niemand schlimmer.

Es steht ganz so wie mit Freund R<ée> — ich kann weder mit Ihnen noch mit ihm ein Wort von dem sprechen, was mir am meisten am Herzen liegt. Diese erzwungene Lautlosigkeit ist mir mitunter fast zum Ersticken — namentlich weil ich Sie Beide lieb habe.

Damals war ich geneigt, Sie für eine Vision, und die Erscheinung meines Ideals auf Erden zu halten. Bemerkten Sie schon? ich sehe sehr schlecht.

Ja, ich war Ihnen böse! Aber warum von dieser Einzelheit reden? Ich bin Ihnen alle 5 Tage und öfter noch böse gewesen — und glauben Sie mir, ich habe meine sehr guten Gründe dazu gehabt. Ich werde mehr als durch Handlungen durch Eigenschaften beleidigt. Aber ich überwinde mich. Und wie sollte ich jetzt mit M<enschen> leben können, wenn ich meinen Abscheu vor vielem Menschlichen nicht zu überwinden wüßte. Ich habe die Welt und Lou nicht geschaffen. — Hätte ich L<ou> geschaffen, so würde ich Ihnen gewiß eine bessere Gesundheit gegeben haben, aber vor Allem einiges Andre, an dem viel mehr liegt als an Gesundheit — und vielleicht auch ein Bischen mehr Liebe zu mir (obwohl daran gerade am wenigsten liegt.)

(Ich habe mich im Ganzen Großen noch nie über einen M<enschen> getäuscht.)

Ich traute Ihnen höhere Gefühle als andern M<enschen> zu: das war, das allein, was mich so schnell an Sie band. Nach Allem, was mir von Ihnen erzählt worden war, war dies Zutrauen erlaubt. Ich würde Ihnen wehethun und nichts nützen, wenn ich Ihnen sagte, was ich meine heilige Selbstsucht nenne. — Seltsam! Ich glaubte im Grunde immer noch daran, daß Sie dieser höheren und allerseltensten Gefühle fähig sind: irgend ein Grund-Unglück in Ihrer Erziehung und Entwicklung hat Ihnen den guten Willen dafür nur zeitweilig gelähmt. — Denken Sie: jener Katzen-Egoismus der nicht mehr lieben kann, jenes Lebensgefühl im Nichts zu dem Sie sich bekennen sind genau das mir ganz Widerwärtige am Menschen: schlimmer als irgend etwas Böses. (Dinge, die man hat, um sie zu überwinden — um sich zu überwinden.): eingerechnet die Erkenntniß als plaisir neben andern plaisirs. Und wenn ich Sie irgendwie verstehe: dies Alles sind an Ihnen willkürliche und angezwungene Tendenzen — so weit es nicht Symptome Ihrer Krankheit sind (:worüber ich eine Menge schmerzlicher Hintergedanken habe.)

Damals in Orta hatte ich bei mir in Aussicht genommen, Sie Schritt für Schritt bis zur letzten Consequenz meiner Philosophie zu führen — Sie als den ersten Menschen, den ich dazu für tauglich hielt. Ach, Sie ahnen nicht, welcher Entschluß, welche Überwindung das für mich war! Ich habe als Lehrer immer viel für meine

Schüler gethan: der Gedanke an Belohnung in irgend einem Sinn hat mich dabei immer beleidigt. Aber das, was ich hier thun wollte, jetzt, bei dem immer schlechteren Zustande meiner Körperkräfte, war über Alles Frühere hinaus. Ein langwieriger Bau und Aufbau! Ich habe nie daran gedacht, Sie erst um Ihren Willen zu fragen: Sie sollten kaum merken, wie Sie in diese Arbeit hineinkämen. Ich vertraute jenen höheren Impulsen, an welche ich bei Ihnen glaubte.

— ich dachte Sie mir als meinen Erben —

Was Freund R<ée> betrifft: so gieng es mir, wie es mir jedesmal (auch nach Genua) gegangen ist: ich kann dieses langsame Zugrundegehen einer außerordentlichen Natur nicht ansehen, ohne ingrimmig zu werden. Dieser Mangel an Ziel! und daher diese geringe Lust an den Mitteln, an der Arbeit, dieser Mangel an Fleiß, selbst an wissenschaftl. Gewissenhaftigkeit. Dieses fortwährende Vergeuden! Und wäre es wenigstens ein Vergeuden aus der Lust des Verschwendens! Aber es hat so ganz die Miene des schlechten Gewissens. — Ich sehe überall die Fehler der Erziehung. Ein Mann soll zum Soldaten erzogen werden, in irgend einem Sinne. Und das Weib zum Weib des Soldaten, in irgend einem Sinne

Spiritus und Portemonnaie.

[«]

349. An Paul Rée in Berlin (Entwurf)

<Rapallo, vor Mitte Dezember 1882>

Lieber Freund, ich nenne L<ou> meinen leibhaften Scirroco: noch nicht Eine Minute habe ich mit ihr zusammen jenen reinen Himmel über noch gehabt, den ich mit und ohne Menschen brauche. Sie vereinigt in sich alle Eigenschaften der M<enschen> die ich verabscheue — eklig und gräßlich — Sie bekommen mir nicht — und nun habe ich mir seit Tautenburg die Tortur aufgelegt sie zu lieben! Eine Liebe, deren wegen Niemand eifersüchtig zu sein hat höchstens vielleicht der liebe Gott.

Das ist so immer ein Problem für einen Tausendkünstler der Selbstüberwindung (so nannte mich R<ohde> jüngst)

[«]

350. An Lou von Salomé in Berlin (Entwurf)

<Rapallo, vor Mitte Dezember 1882>

Wenn m<eine> l<iebe> L<ou> all die Qual meiner Seele das Mittel sein sollte um Ihnen dieses Gefühl und diesen Brief zu entlocken, so will ich gern gelitten haben.

[«]

351. An Lou von Salomé in Berlin (Entwurf)

<Rapallo, vor Mitte Dezember 1882>

Ob ich Viel gelitten habe, das ist mir Alles nichts gegen die Frage: ob Sie sich selber wiederfinden, liebe Lou oder nicht — Ich bin noch nie mit einem so armen M<enschen> umgegangen wie Sie sind
unwissend — aber scharfsinnig
reich in der Ausnützung des Gewußten
ohne Geschmack, aber naiv in diesem Mangel
ehrlich und geradezu im Einzelnen, aus Trotz zumeist; im Ganzen, was die Gesammt-Haltung des Lebens betrifft unehrlich (krank aus Überarbeitung usw.)
Ohne jedes Feingefühl für Nehmen und Geben
ohne Gemüth und unfähig der Liebe
im Affekt immer krankhaft und dem Irrsinn nahe
ohne Dankbarkeit, ohne Scham gegen den Wohlthäter
untreu und jede Person im Verkehr mit jeder anderen preisgebend
unfähig der Höflichkeit des Herzens
abgeneigt gegen die Reinheit und Reinlichkeit der Seele
ohne Scham im Denken immer entblößt, gen sich selber gewaltsam im Einzelnen
unzuverlässig
nicht „brav“
grob in Ehrendingen
ungeheuer das Negative
„ein Gehirn mit einem Ansatz von Seele“
Charakter der Katze — das Raubthier, das sich als Hausthier stellt,
das Edle als Reminiscenz an den Umgang mit edleren M<enschen>
ein starker Wille, aber ohne großes Objekt
ohne Fleiß und Reinlichkeit

ohne bürgerliche Rechtschaffenheit
grausam versetzte Sinnlichkeit
rückständiger Kinder-Egoismus in Folge geschlechtlicher Verkümmerung und Verspätung
der Begeisterung fähig
ohne Liebe zu M<enschen>, doch Liebe zu Gott
Bedürfniß der Expansion
schlau und voll Selbstbeherrschung in Bezug auf die Sinnlichkeit der Männer

[«]

352. An Lou von Salomé vermutlich in Berlin (Entwurf)

<Rapallo, vor Mitte Dezember 1882>

Ich mache Ihnen heute nichts zum Vorwurf als daß Sie nicht zur rechten Zeit über sich gegen mich aufrichtig gewesen sind. Ich gab Ihnen in Luzern meine Schr<ift> über Sch<openhauer> — ich sagte Ihnen daß da meine Grundgesinnungen drin stünden und daß ich glaube, es würden auch die Ihrigen sein. Damals hätten Sie lesen und Nein! sagen sollen — In solchen Dingen hasse ich alle Oberflächlichkeit — es wäre mir Viel erspart geblieben! Ein solches Gedicht wie das „an den Schmerz“ ist in Ihrem Munde eine tiefe Unwahrheit. —

Sehen Sie, ich habe genau umgekehrt gehandelt: ich schrieb eigens dazu einen Brief an Fr<au> O<verbeck> um sie zu bitten, Ihnen über meinen Charakter einige (von mir bestimmt bezeichnete) Aufschlüsse zu geben, damit Sie nicht von mir erwarteten, was ich nicht gegen Sie leisten kann.

Ich habe das weiteste Herz für die Verschiedenheit von M<enschen>. Allein es ist unerträglich, Jemanden wegen Eigensch<aften> zu verehren deren Gegentheil er besitzt.

Sagen Sie nichts l<iebe> L<ou> zu Ihren Gunsten: ich habe schon mehr zu Ihren Gunsten geltend gemacht als Sie konnten — und zwar vor mir und vor Andern.

M<enschen> solcher Art wie Sie können nur durch ein hohes Ziel andern M<enschen> erträglich sein.

Wie verkümmert nimmt sich Ihre M<enschlichkeit> neben der von Freund R<ée> aus! Wie arm sind Sie in der Verehrung, der Dankbarkeit, der Pietät, der Höflichkeit, der Bewunderung — Scham — um von höheren Dingen nicht zu reden.

Was würden Sie antworten wenn ich Sie fragte: sind Sie brav? Sind Sie unfähig des Verraths?

Haben Sie kein Gefühl davon, daß wenn ein M<ensch> wie ich in Ihrer Nähe ist, er viel Überwindung nöthig hat?

Ich könnte es mir leichter mit Ihnen machen: aber ich habe mich schon in so manchen Stücken überwunden, daß ich auch dies noch glaube, zu Stande zu bringen: Ihnen zu nützen, selbst wenn Sie mir schaden.

Wissen Sie daß ich Ihre Stimme nicht hören mag — außer wenn Sie bitten?

Sind Sie rechtschaffen? (Feingefühl im Verhältniß von Geben und Empfangen

[«]

353. An Paul Rée in Berlin (Entwurf)

<Rapallo, Mitte Dezember 1882>

ich habe gar nicht daran gezweifelt, daß sie irgendwann auf eine himmlische Weise sich von dem Schmutz jener schmählichen Handlungen reinigen wird.

Jeder andre Mann würde sich von einem solchen Mädchen mit Ekel weggewendet haben: auch ich hatte ihn, aber überwand ihn immer wieder und die Wahrheit zu sagen: es jammert mich eine edel angelegte Natur in ihrer Entartung zu sehn.

Diesen Streich spielte mir das Mitleid.

ich verlor das Wenige, was ich noch besaß, meinen guten Namen; das Vertrauen einiger M<enschen>, ich verliere viell<eicht> noch meinen Fr<eund> Rée — ich verlor das ganze Jahr durch die schrecklichen Qualen, denen ich bis heute ausgesetzt bin.

ich fand Niemanden in Deutsch<land> der mir hilft und bin jetzt von D<eutschland> wie verbannt und was mir am meisten weh thut — meine ganze Phil<osophie> ist bloßgestellt durch — — — vor mir selber brauche ich mich dieser ganzen Sache wahrlich nicht zu schämen: die stärkste und herzlichste Empfindung dieses Jahres habe ich für L<ou> gehabt, und es war nichts in dieser Liebe, was zur Erotik gehört. Höchstens hätte ich den l<ieben> G<ott> eifersüchtig machen können.

Seltsam! Ich dachte, es würde mir ein Engel entgegengeschickt, als ich mich wieder den M<enschen> und dem Leben zuwandte — ein Engel, der Manches in mir lindern sollte, was durch Schmerz und Einsamkeit zu hart in mir geworden war, und vor allem ein Engel des Muthes und der Hoffnung für Alles das was ich immer vor mir habe — Inzwischen war es kein Engel.

Im Übrigen will ich nichts mehr mit ihr zu thun haben. Es war eine vollkommen unnütze Verschwendung von Liebe und Herz. Nun, die Wahrheit zu sagen: ich bin reich genug dazu.

[«]

354. An Paul Rée in Berlin (Entwurf)

<Rapallo, Mitte Dezember 1882>

Ich verstehe Sie nicht mehr, l<ieber> F<reund> (wie können Sie es neben einem solchen Wesen aushalten! Um des Himmels Willen, reine Luft und gegenseitige höchste Achtung! Sonst — — —

[«]

355. An Lou von Salomé vermutlich in Berlin (Entwurf)

<Rapallo, Mitte Dezember 1882>

M<eine> l<iebe> L<ou> schreiben Sie mir doch nicht solche Briefe! Was habe ich mit diesen Armseligkeiten zu thun! Bemerken Sie doch: ich wünsche daß Sie sich vor mir erheben damit ich Sie nicht verachten muß.

Aber L<ou> was schreiben Sie denn für Briefe! So schreiben ja kleine rachsüchtige Schulmädchen. Was habe ich mit diesen Erbärmlichkeiten zu thun! Verstehen Sie doch: ich will, daß Sie sich vor mir erheben, nicht daß Sie sich noch verkleinern.

Wie kann ich Ihnen denn vergeben, wenn ich nicht erst das Wesen wieder an Ihnen entdecke, um dessentwillen Ihnen überhaupt vergeben werden kann!

Nein m<eine> l<iebe> L<ou> wir sind noch lange nicht beim „Verzeihen“. Ich kann das Verzeihen nicht aus den Ärmeln schütteln, nachdem die Kränkung 4 Monate Zeit hatte, in mich hineinzukriechen.

Adieu m<eine> l<iebe> L<ou> ich werde Sie nicht wiedersehen. Bewahren Sie Ihre Seele vor ähnl<ichen> Handl<ungen> und machen Sie an Andern und namentl<ich> an meinem Fr<eund> Rée gut, was Sie an mir nicht mehr gut machen können.

Ich habe die Welt und L<ou> nicht geschaffen: ich möchte, ich hätte es gethan — dann würde ich alle Schuld daran allein tragen können, daß es so zwischen uns gekommen ist.

Adieu l<iebe> L<ou> ich las Ihren Brief noch nicht zu Ende, aber ich las schon zuviel.

[«]

356. An Unbekannt (Entwurf)

<Rapallo, Mitte Dezember 1882>

Erst von dem Augenblick an, wo ich von Lou lasse, dürft ihr sie verachten — dann ist sie ein verächtliches Geschöpf — habe ich meinen Bek<annten> gesagt.

Es jammert mich Lou's: sie hat auf jedes höhere Ziel und jedes Ideal verzichtet — es ist mir gräßlich und schwermüthig

[«]

357. An Malwida von Meysenbug in Rom (Entwurf)

<Rapallo, Mitte Dezember 1882>

Wie ging es doch zu? — Aber als ich Ihren Brief gelesen hatte, brach ich in Thränen aus. — Doch ich möchte heute nicht von mir sprechen.

Sie wollten wissen, wie ich über Frl Salomé denke.

M<eine> Schwester betrachtet L<ou> als ein giftiges Gewürm, welches man um jeden Preis vernichten müsse und handelt auch danach. Dies ist mir ein ganz übertriebener Gesichtspunkt und mir durchaus zuwider: im Gegentheil, ich möchte ihr von Herzen gern nützlich sein und ihr Bestes im jedem Sinn fördern. Ob ich das kann, ob ich es bisher gekonnt habe, ist eine Frage, auf die ich nicht antworten möchte: bemüht darum habe ich mich redlich. Für meine Interessen ist sie bis jetzt wenig zugänglich gewesen; und ich selber bin ihr (wie mir scheint) eher etwas überflüssig als interessant: das Zeichen eines guten Geschmacks!

Es ist Vieles an ihr anders als bei Ihnen — und auch bei mir: es drückt sich naiv aus und ist in dieser Naivetät für einen Menschen-Beobachter voller Reiz. Ihre Klugheit ist außerordentlich, und Rée meint, Lou und ich seien die klügsten Wesen — woraus Sie sehen daß R<ée> ein Schmeichler ist.

Ich bitte Sie aber aus ganzem Herzen Ihre Empfindung einer zärtlichen Theilnahme, welche Sie für Frl. S<alomé> gehabt haben, ihr zu erhalten — ja mehr zu thun. Aber worin dies mehr besteht, — darüber kann ich nicht schreiben.

Die Familie R<ée> nimmt sich in der angenehmsten Weise des jungen Mädchens an, und Paul ist auch hier wieder das Muster der Delikatesse und Fürsorglichkeit.

Meine Gesundheit erlaubt mir den Norden noch nicht, ja ich bin Europas müde, ich brauche ewig blauen Himmel, um das Leben zu ertragen.

„Der Tausendkünstler der Selbstüberwindung" — so nannte mich kürzlich Rohde. An meinem Selbst gibt es schrecklich Viel zu überwinden.

Das Wort aus einer meiner Schriften, welches Sie citiren — ich kenne es nicht mehr —

Meine liebe verehrte Freundin, Sie erwarteten gewiß, etwas Anderes von mir zu hören. Und wenn ich Sie sehe, will ich anders reden. Aber schreiben? Nein.

[«]

358. An Malwida von Meysenbug in Rom (Fragment)

<Rapallo, Mitte Dezember 1882>

Meine liebe verehrte Freundin,

Wie gieng es doch zu? Aber als ich Ihren Brief gelesen hatte, brach ich in Thränen aus. — Doch ich wollte heute nicht von mir sprechen.

Sie wollten wissen, was ich über Fräulein Salomé denke? — Meine Schwester betrachtet Lou als ein giftiges Gewürm, welches man um jeden Preis vernichten müßte — und handelt auch darnach. Das ist mir nun ein ganz übertriebener Gesichtspunkt und meinem Herzen durchaus zuwider. Im Gegentheil: ich möchte nichts mehr als ihr nützlich und förderlich sein, im höchsten und im bescheidensten Sinne des Worts. Ob ich das kann, ob ich's bisher gekonnt habe, ist freilich eine Frage, auf die ich nicht antworten möchte: bemüht darum habe ich mich redlich. Für meine „Interessen" ist sie bis jetzt wenig zugänglich gewesen; ich selber bin ihr (wie mir scheint) eher etwas überflüssig als interessant: das Zeichen eines guten Geschmacks! Es ist Vieles an Ihr anders als bei Ihnen — und auch bei mir; es drückt sich naiv aus und ist in dieser Naivetät für den Menschen-Beobachter voller

Reiz. Ihre Klugheit ist außerordentlich: Rée meint, Lou und ich seien die klügsten Wesen — woraus Sie sehen, daß Rée ein Schmeichler ist.

Die Familie Rée nimmt sich auf die angenehmste Weise des jungen Mädchens an; und Paul R<ée> ist auch hier wieder das Muster der Delicatesse und Fürsorglichkeit.

Meine liebe verehrte Freundin, vielleicht wollten Sie etwas Anderes von mir über L<ou> hören: und wenn ich Sie wiedersehen werde, sollen Sie auch Anderes von mir hören. Aber schreiben? Nein. —

Aber ich bitte Sie aus ganzem Herzen, die Empfindung einer zärtlichen Theilnahme, welche Sie für L<ou> gehabt haben, ihr zu bewahren — ja, mehr zu thun! Aber worin dies <mehr besteht,> darüber kann ich <nicht schreiben.>

[+ + +] Einsame Menschen leiden fürchterlich an Erinnerungen.

Beunruhigen Sie sich nicht — im Grunde bin ich Soldat und sogar eine Art „Tausendkünstler der Selbst-Überwindung“. (So nannte mich kürzlich Freund Rohde, zu meinem Erstaunen)

Liebe Freundin, giebt es denn nicht irgend einen Menschen auf der Welt, der mich liebt? — —

[+ + +]

[«]

359. An Franz Overbeck in Basel

<Rapallo, gegen den 20. Dezember 1882>

Lieber Freund, herzlichen Dank für Deine Nachrichten! Es geht etwas besser, oder vielmehr: es wird schon besser gehn! Viele Anfälle hinter mir. Es ist fast zum Lachen: ich habe jetzt 3 Jahre hinter einander fast um die gleiche Zeit an mein „Ende aller Dinge“ geglaubt! Indessen: ich bin zäh, und auch in anderm Betrachte habe ich genug Härte gegen mich noch vorräthig, um dem Leben noch etwas zuzusehn, selbst wenn es mich maltraitirt.

Trotzalledem muß ich in dem nächsten Jahre etwas in Hinsicht auf meine Zukunft erfinden und mich mir selber etwas mehr sicher stellen. Mit aller meiner „Vernunft“ bleibe ich ein leidenschaftliches und plötzliches Wesen; die Einsamkeit ist, je länger je mehr, etwas Gefährliches. —

Ich gieng dies Jahr mit einem wirklichen Verlangen zu „den Menschen“ zurück — ich meinte, man dürfe mir schon etwas Liebe und Ehre erweisen. Ich erlebte Verachtung, Verdächtigung und, in Hinsicht auf das, was ich kann und will, eine ironische Gleichgültigkeit. Durch einige böse Zufälle erlebte ich dies Alles in der grausamsten Form. — Objektiv betrachtet: es war höchst interessant. —

Nun stehe ich ganz einsam vor meiner Aufgabe und weiß **auch**, was mich nach deren Lösung erwarten wird. Ich brauche ein Bollwerk gegen das Unerträglichste. — —

Denke Dir: ich habe einen neuen Anhänger — nämlich Hans von Bülow („hingebende Theilnahme für mich“). Auch ein Brief des Dr. H. von Stein überraschte mich — er ist ganz stumm geworden durch „die fröhliche Wissenschaft“ und sendet mir einen „ehrfurchtsvollen Gruß“.

Da fällt mir ein, daß ich so gerne Deine liebe Frau noch über den Sanctus Januarius hören möchte.

Bizet war ein großer Genuß, ich wünschte um mich herum etwas Bizetismus in allerlei Gestalt. Ich habe die Idylle nöthig — zur Gesundheit.

Mit dem herzlichsten Gruße
(Santa Margarita Ligure, poste restante.)

Dein Freund F N.

[«]

360. An Paul Rée und Lou von Salomé in Berlin (Entwurf)

<Rapallo, gegen den 20. Dezember 1882>

Ich bin, um als Freigeist zu reden in der Schule der Affekte d. h. die Affekte fressen mich auf. Ein gräßliches Mitleid, eine gräßliche Enttäuschung, ein gräßliches Gefühl verletzten Stolzes — wie halte ich’s noch aus? Ist nicht Mitleid ein Gefühl aus der Hölle? Was soll ich thun? An jedem Morgen verzweifle ich, wie ich den Tag überdaure. Ich schlafe nicht mehr: was hilft es 8 Stunden zu marschiren! Woher habe ich diese heftigen Affekte! Ach etwas Eis! Aber wo giebt es für mich noch Eis! Heute Abend werde ich so viel Opium nehmen, daß ich die Vernunft verliere: Wo ist noch ein M<ensch> den man verehren könnte! Aber ich kenne Euch Alle durch und durch.

Beunruhigen Sie sich nicht zu sehr über die Ausbrüche meines Gräßenwahns oder meiner verletzten Eitelkeit: und wenn ich selbst aus den genannten Affekten mir zufällig einmal das Leben nehmen sollte, so würde auch dann nicht gar zu viel zu betrauern sein. Was gehn Euch ich meine Sie und Lou, meine Phantastereien an! Erwägen Sie Beide doch sehr miteinander, daß ich zuletzt ein kopfleidender Halb-Irrenhäusler bin, den die Einsamkeit vollends verwirrt hat. — Zu dieser, wie ich meine verständigen Einsicht in die Lage der Dinge komme ich, nachdem ich eine ungeheure Dosis Opium aus Verzweiflung eingenommen habe. Statt aber den Verstand dadurch zu verlieren, scheint er mir endlich zu kommen. Übrigens war ich wirklich wochenlang krank: und wenn ich sage, daß ich hier 20 Tage Orta-Wetter gehabt habe wird Ihnen mein Zustand begreiflicher erscheinen. Bitten Sie Lou, mir Alles zu verzeihen — sie giebt auch mir noch eine Gelegenheit, ihr zu verzeihen. Denn bis jetzt habe ich ihr noch nichts verziehen. Man vergibt seinen Freunden viel schwerer als seinen Feinden.

Da fällt mir Lou's Vertheidigung ein. Seltsam! So oft sich Jemand vor mir vertheidigt, läuft es immer darauf hinaus, daß ich Unrecht haben soll. Dies weiß ich nun schon im Voraus, und so interessirt's mich nicht mehr.

Sollte Lou ein verkannter Engel sein? Sollte ich ein verkannter Esel sein?

in opio veritas: Es lebe der Wein und die Liebe!

Machen Sie sich doch keine Skrupel! Ich bin's ja so gewöhnt: in diesem Jahre werden sich Alle an mir ärgern, im nächsten vielleicht alle an mir freuen.

[«]

361. An Lou von Salomé und Paul Rée in Berlin (Fragment)

<Rapallo, gegen den 20. Dezember 1882>

Meine Lieben, Lou und Rée!

Beunruhigt Euch nicht zu sehr über die Ausbrüche meines „Größenwahns" oder meiner „verletzten Eitelkeit" — und wenn ich selbst aus irgend einem Affekte mir zufällig einmal das Leben nehmen sollte, so würde auch da nicht allzuviel zu betrauern sein. Was gehen Euch meine Phantastereien an! (Selbst meine „Wahrheiten" giengen Euch bisher nichts an) Erwägen Sie Beide doch sehr miteinander, daß ich zuletzt ein kopfleidender Halb-Irrenhäusler bin, den die lange Einsamkeit vollends verwirrt hat.

Zu dieser, wie ich meine, verständigen Einsicht in die Lage der Dinge komme ich, nachdem ich eine ungeheure Dosis Opium — aus Verzweiflung — eingenommen habe. Statt aber den Verstand dadurch zu verlieren, scheint er mir endlich zu kommen. übrigens war ich wirklich wochenlang krank; und wenn ich sage, daß ich hier 20 Tage Orta-Wetter gehabt habe, so brauche ich nichts mehr zu sagen.

Freund Rée, bitten Sie Lou, mir Alles zu verzeihen — sie giebt auch mir noch eine Gelegenheit, ihr zu verzeihen. Denn bis jetzt habe ich ihr noch nichts verziehn.

Man vergiebt seinen Freunden viel schwerer als seinen Feinden.

Da fällt mir Lou's „Vertheidigung" [+ + +]

[«]

362. An Paul Rée in Stibbe (Entwurf)

<Rapallo, letzte Dezemberwoche 1882>

Ich schreibe dies bei hellstem Wetter: verwechseln Sie nicht meine Vernunft mit dem Unsinn meines neulichen Opiumbriefes. Ich bin durchaus nicht verrückt und leide auch nicht an Größenwahn. Aber ich sollte Freunde haben, die mich vor solchen verzweifelten Dingen, wie denen des Sommers zur rechten Zeit warnten.

Wer konnte ahnen, daß ihre Worte Heroismus „kämpfen für ein Prinzip" ihr Gedicht „an den Schmerz" ihre Erzählungen von den Kämpfen für die Erkenntniß einfach Betrügerei sind? (Ihre Mutter schrieb mir in diesem Sommer: L<ou> hat die denkbar größte Freiheit gehabt.)

Oder steht es anders? Die Lou in Orta war ein anderes Wesen, als die, welche ich später wiederfand. Ein Wesen ohne Ideale, ohne Ziele, ohne Pflichten, ohne Scham. Und auf der tiefsten Stufe des M<enschen>, trotz ihrem guten Kopf!

Sie sagte mir selber, sie habe keine Moral — und ich meinte, sie habe gleich mir eine strengere als irgend Jemand! und sie bringe ihr öfter täglich und stündlich Etwas von sich zum Opfer.

Einstweilen sehe ich nur, daß sie auf Belustigung und Unterhaltung aus ist: und wenn ich denke, daß dazu auch die Fragen der Moral gehören, so ergreift mich, gelinde gesagt, eine Empörung. Sie hat es mir sehr übel genommen, daß ich ihr das Recht auf das Wort „Heroism der Erkenntniß" absprach — aber sie sollte ehrlich sein und sagen: „ich bin himmelweit gerade davon entfernt." Beim Heroism handelt es sich um die Aufopferung und die Pflicht und zwar die tägliche und stündliche, und demnach um viel mehr: die ganze Seele muß voll von Einer Sache sein, und Leben und Glück gleichgiltig dagegen. Eine solche Natur glaubte ich in L<ou> zu sehn.

Hören Sie, Freund, wie ich heute die Sache ansehe! Sie ist ein vollkommenes Unglück — und ich bin das Opfer desselben.

Ich habe im Frühling gemeint, es habe sich ein M<ensch> gefunden, der im Stande sei, mir zu helfen: wozu freilich nicht nur ein guter Intell<ekt> sondern eine Moralität ersten Ranges noth thut. Statt dessen haben wir ein Wesen entdeckt, welches sich amüsiren will und schamlos genug ist, zu glauben, daß dazu die ausgezeichnetsten Geister der Erde eben gut genug sind.

Das Resultat dieser Verwechslung ist für mich, daß ich mehr als je der Mittel entbehre, einen solchen M<enschen> zu finden und daß meine Seele, die frei war, von einer Fülle widerlicher Erinnerungen gemartert wird. Denn die ganze Würde meiner Lebens-Aufgabe ist durch <ein> oberflächliches und unmoralisches leichtfertiges und gemüthloses Geschöpf wie Lou in Frage gestellt worden und auch daß mein Name

mein Ruf ist befleckt

Ich habe geglaubt, Sie hätten sie überredet, mir zu Hülfe zu kommen.

an P<aul> R<ée>

[«]

363. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Entwurf)

<Rapallo, letzte Dezemberwoche 1882>

Du mußt über einen andern Ton nachdenken mit mir zu reden: sonst nehme ich keine Briefe mehr aus Naumburg an!

Ich bringe es schlechterdings, nicht mehr über mich, einen Brief aus Naumb<urg> zu öffnen; und immer weniger sehe ich ein, wie Ihr das wieder gut machen wollt, was Ihr mir diesen Sommer angethan habt und dessen Nachwirkungen mich fortwährend treffen.

[«]

364. An Franz Overbeck in Basel (Entwurf)

<Rapallo, 25. Dezember 1882>

L<ieber> F<reund> Dieser Bissen Leben war der härteste den ich bisher kaute; es ist immer noch möglich, daß ich daran ersticke. Ich habe an den beschimpfenden und qualvollen Erlebnissen dieses Sommers gelitten wie an einem Wahnsinn. Die ganze Zeit brachte ich es viell<eicht> zu 4, 5 Nächten Schlafs — und auch das nur mit den stärksten Dosen an Schlafmitteln. Mein ganzes Denken Dichten und Trachten ist von den Verheerungen dieser Affekte heimgesucht. Was soll draus werden! Ich spanne jede Faser von Selbstüberwindung an —aber — es ist zu viel für einen M<enschen> so langer Einsamkeit

Heute unterwegs fiel mir etwas ein, das mich sehr lachen machte: sie hat mich nämlich behandelt wie einen Studenten von 20 Jahren — eine für ein Mädchen von 20 Jahren sehr erlaubte Denkungsweise — einen Studenten der sich in sie verliebt hatte. Aber Weise wie ich lieben nur Gespenster — und wehe wenn ich einen M<enschen> liebte — ich würde ba<ld> an dieser Liebe zu Grunde gehen. Der M<ensch> ist eine zu unvollkommene Sache

[«]

365. An Franz Overbeck in Basel

<Rapallo, 25. Dezember 1882>

Lieber Freund

vielleicht hast Du meinen letzten Brief gar nicht bekommen? — Dieser letzte Bissen Leben war der härteste, den ich bisher kaute und es ist immer noch möglich, daß ich daran ersticke. Ich habe an den beschimpfenden und qualvollen Erinnerungen dieses Sommers gelitten wie an einem Wahnsinn — meine Andeutungen in Basel und in meinem letzten Briefe verschwiegen immer das Wesentlichste. Es ist ein Zwiespalt entgegengesetzter Affekte darin, dem ich nicht gewachsen bin. Das heißt: ich spanne alle Fasern meiner Selbst-Überwindung an — aber ich habe zu lange in der Einsamkeit gelebt und an meinem „eigenen Fette“ gezehrt, daß ich nun auch mehr als ein Anderer von dem Rade der eignen Affekte gerädert werde. Könnte ich nur schlafen! — aber die stärksten Dosen meiner Schlafmittel helfen mir eben so wenig als meine 6—8 Stunden Marschiren.

Wenn ich nicht das Alchemisten-Kunststück erfinde, auch aus diesem — Kothe Gold zu machen, so bin ich verloren. — Ich habe da die allerschönste Gelegenheit zu beweisen, daß mir „alle Erlebnisse nützlich, alle Tage heilig und alle Menschen göttlich“ sind!!!!

Alle Menschen göttlich. —

Mein Mißtrauen ist jetzt sehr groß: ich fühle aus Allem, was ich höre, Verachtung gegen mich heraus. — Z. B. noch zuletzt aus einem Briefe von Rohde. Ich will doch darauf schwören, daß er, ohne den Zufall früherer freundschaftl. Beziehungen, jetzt in der schnödesten Weise über mich und meine Ziele aburtheilen würde.

Gestern habe ich nun auch mit meiner Mutter den brieflichen Verkehr abgebrochen: es war nicht mehr zum Aushalten, und es wäre besser gewesen, ich hätte es längst nicht mehr ausgehalten. Wie weit inzwischen die feindseligen Urtheile meiner Angehörigen um sich gegriffen haben und mir den Ruf verderben — — nun, ich möchte es immer noch lieber wissen als an dieser Ungewißheit leiden. —

Mein Verhältniß zu Lou liegt in den letzten schmerzhaftesten Zügen: so glaube ich heute wenigstens. Später, — wenn es ein Später giebt, will ich auch darüber ein Wort sagen. Mitleid, mein lieber Freund, ist eine Art Hölle — was auch die Anhänger Schopenhauers sagen mögen.

Ich frage Dich nicht: „was soll ich machen?“ Einige Male dachte ich daran, mir in Basel ein Stübchen zu miethen, Euch hier und da <zu> besuchen und Vorlesungen zu hören. Einige Male dachte ich auch an’s Gegentheil: meine Einsamkeit und Entsagung auf ihren letzten Punkt zu treiben und —

Nun, das laufe nun seinen Weg! Lieber Freund, Du mit Deiner verehrungswürdigen und klugen Frau — Ihr seid mir beinahe noch der letzte Fußbreit sicheren Grundes. Seltsam!

Mäge es Euch gut gehen!

Dein F. N.

[«]

366. An Franz Overbeck in Basel

<Rapallo, 31. Dezember 1882>

Lieber Freund

Dank von ganzem Herzen für Deine zwei Briefe. Und heute wirst Du Dich nicht wundern zu hören, daß ich inzwischen auch noch nicht weise geworden bin. Die ungeheure Spannung, mit der ich die letzten 10 Jahre Schmerz und Entsagung überwunden habe, rächt sich in solchen Zuständen; ich bin zu sehr Maschine dadurch geworden, und die Gefahr ist nicht gering, bei so heftigen Bewegungen, daß die Feder springt.

Ich war drei Mal in Genua, aber fand kein Zimmer, wie ich es diesmal brauche, nämlich mit Ofen. Es ist kalt, ich habe in Leipzig schon mich an Feuer gewöhnt — und zuletzt: ich habe nicht viel Wärme zuzusetzen. In Genua giebt es keine Öfen. Der kälteste Monat ist gerade vor der Thür.

Zuletzt hilft es nichts, ich muß hier bleiben. Für meinen Kopf bietet die Nähe des Meeres eine Erleichterung — das ist nicht zu unterschätzen, da ich, wie begreiflich, jetzt wieder sehr viel auch physisch zu leiden habe.

Ich bin nun einmal nicht Geist und nicht Körper, sondern etwas drittes. Ich leide immer am Ganzen und im Ganzen. —

Nun, was soll werden? Meine Selbst-Überwindung ist im Grunde meine stärkste Kraft: ich dachte neulich einmal über mein Leben nach und fand, daß ich gar nichts weiter bisher gethan habe. Selbst meine „Leistungen“ (und namentlich die seit 1876) gehören unter den Gesichtspunkt der Askese. Askese sieht natürlich bei diesem Menschen etwas anders aus als bei dem andern. (Auch der Sanctus Januarius ist das Buch eines Asketen — meine liebe Frau Professor Overbeck!)

Mit herzlichem Gruße

Dein F.N.

Und Heil dem neuen Jahre — um nichts über das alte zu sagen!

Sylvester 1882 (mich schaudert bei dieser Jahreszahl.)

[«]

[Briefe 1883]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1883]

367. An Malwida von Meysenbug in Rom
368. An Heinrich Köselitz in München
369. An Franz Overbeck in Basel

[«]

[Februar 1883]

370. An Heinrich Köselitz in Venedig
371. An Malwida von Meysenbug in Rom
372. An Franz Overbeck in Basel
373. An Franz Overbeck in Basel
374. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
375. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
376. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
377. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
378. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
379. An Unbekannt (Entwurf)
380. An Cosima Wagner in Bayreuth (Entwürfe)
381. An Heinrich Köselitz in Venedig
382. An Malwida von Meysenbug in Rom
383. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
384. An Franz Overbeck in Basel
385. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

[«]

[März 1883]

386. An Franz Overbeck in Basel
387. An Heinrich Köselitz in Venedig
388. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
388a. An August Bungert in Genua (Widmung)
389. An Paul Deussen in Oberdreis
390. An Heinrich Köselitz in Venedig
391. An Heinrich Köselitz in Venedig
392. An Heinrich Köselitz in Venedig
393. An Franz Overbeck in Basel
394. An Heinrich Köselitz in Venedig
395. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

[«]

[April 1883]

396. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
397. An Heinrich Köselitz in Venedig
398. An Franz Overbeck in Basel
399. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
400. An Malwida von Meysenbug in Rom
401. An Heinrich Köselitz in Venedig
402. An Heinrich Köselitz in Venedig
403. An Franz Overbeck in Basel
404. An Malwida von Meysenbug in Rom
405. An Heinrich Köselitz in Venedig
406. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
407. An Heinrich Köselitz in Venedig
408. An Elisabeth Nietzsche in Rom

409. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
410. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

[«]

[Mai 1883]

411. An Jacob Burckhardt in Basel
412. An Gottfried Keller in Zürich
413. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
414. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
415. An Heinrich Köselitz in Venedig
416. An Franziska Nietzsche in Naumburg
417. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
418. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
419. An Franz Overbeck in Basel
420. An Karl Hillebrand in Florenz
421. An Marie Baumgartner in Lörrach

[«]

[Juni 1883]

422. An Elisabeth Nietzsche in Rom (Postkarte)
423. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)
424. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
425. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
426. An Franziska Nietzsche in Naumburg
427. An Carl von Gersdorff in Ostrieben

[«]

[Juli 1883]

428. An Heinrich Köselitz in Venedig
429. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

430. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
431. An Franz Overbeck in Basel
432. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
433. An Heinrich Köselitz in Venedig
434. An Paul Rée in Flims (Entwurf)
435. An Georg Rée in Stibbe (Entwurf)
436. An Louise von Salome in Petersburg (Entwurf)
437. An Malwida von Meysenbug in Rom
438. An Ida Overbeck in Basel
439. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Entwurf).
440. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
441. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
442. An Ida Overbeck in Basel (Entwurf)
443. An Ida Overbeck in Basel
444. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
445. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

[«]

[August 1883]

446. An Heinrich Köselitz in Venedig
447. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
448. An Ida Overbeck in Steinach am Brenner (Entwurf)
449. An Ida Overbeck in Steinach am Brenner
450. An Franz Overbeck in Steinach am Brenner (Entwurf)
451. An Franz Overbeck in Steinach am Brenner
452. An Heinrich Köselitz in Venedig
453. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
454. An Franz Overbeck in Steinach am Brenner (Postkarte)
455. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

456. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
457. An Heinrich Köselitz in Venedig
458. An Franz Overbeck in Steinach am Brenner
459. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
460. An Heinrich Köselitz in Venedig

[«]

[September 1883]

461. An Heinrich Köselitz in Venedig
462. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

[«]

[Oktober 1883]

463. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
464. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
465. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
466. An Paul Lanzky in Florenz (Fragment)
467. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
468. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte).
469. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
470. An Franz Overbeck in Basel

[«]

[November 1883]

471. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
472. An Malwida von Meysenbug in Rom
473. An Franz Overbeck in Basel
474. An Heinrich Köselitz in Venedig

[«]

[Dezember 1883]

475. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
475a. An Franz Overbeck in Basel (Entwurf)
476. An Franz Overbeck in Basel
477. An Franz Overbeck in Basel
478. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

[«]

[«]

367. An Malwida von Meysenbug in Rom

<Rapallo, 1. Januar 1883>

Hochverehrte Freundin

Ich stehe eben von einem äußerst schmerzhaften Anfalle meines Leidens auf, mit dem ich „Neujahr feierte“: da finde ich Ihren Brief und Ihre alte Güte vor! Verargen Sie mir meinen neulichen Seufzer nicht (auch braucht Niemand sonst um meine Noth zu wissen) Aber es kommt gerade jetzt Vieles zusammen, um mich der Verzweiflung ziemlich nahe zu bringen. Unter alle Diesem ist, wie ich nicht leugnen will, auch meine Enttäuschung in Betreff von L<ou> S<alomé>. So ein „wunderlicher Heiliger“ wie ich, der die Last einer freiwilligen Ascese (einer schwer verständlichen Ascese des Geistes) zu allen seinen übrigen Lasten und erzwungenen Entsagungen hinzugenommen hat, ein Mensch, der in Bezug auf das Geheimniß seines Lebenszieles keinen Mitwisser hat: ein solcher verliert unsäglich viel, wenn er die Hoffnung verliert, einem **ähnlichen** Wesen begegnet zu sein, das eine ähnliche Tragödie mit sich herumschleppt und nach einer ähnlichen Lösung ausschaut. Seit Jahren bin ich nun ganz allein, und Sie werden mir zugeben, daß ich „eine gute Miene“ dazu gemacht habe — auch die gute Miene gehört unter die Bedingungen meiner Ascese. Wenn ich jetzt noch Freunde habe, so habe ich sie — ja wie soll ich das ausdrücken? — **trotz dem**, was ich bin oder werden möchte. So sind Sie mir gut geblieben, liebe verehrte Freundin, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß ich dafür zum Danke Ihnen auch noch einmal aus meinem Garten eine Frucht reichen kann, die nach Ihrem Geschmack ist. —

Was Sie vom Charakter L<ou> S<alomé>’<s> sagen, ist wahr, so schmerzlich es mir ist, es einzugestehn. Ich fand eigentlich noch niemals einen solchen naturwüchsigen, im Kleinsten lebendigen, durch das Bewußtsein nicht gebrochnen Egoism vor, einen solchen thierhaften Egoism: und deshalb sprach ich von „Naivetät“, so paradox das Wort auch klingt, wenn man sich dabei des raffinirten auflösenden Verstandes erinnert, den L<ou> besitzt. Aber es will mir scheinen, daß in diesem Charakter noch eine andre Möglichkeit verborgen liegt: wenigstens ist dies der Traum, der mich nie ganz verlassen hat. Gerade bei einer solchen Natur könnte eine beinahe plötzliche Veränderung und

Verlegung des ganzen Schwergewichts möglich sein: das, was die Christen eine „Erweckung“ nennen. Die Vehemenz ihrer Willenskraft, ihre „Schwungkraft“ ist außerordentlich. In ihrer Erziehung müssen entsetzliche Fehler gemacht worden sein — ich habe noch kein so schlecht erzogenes Mädchen kennen gelernt. So wie sie augenblicklich erscheint, ist sie beinahe die Caricatur dessen, was ich als Ideal verehre, — und Sie wissen, man wird am empfindlichsten in seinem Ideale gekränkt.

Was Rée betrifft, so kommt er mir immer mehr wie Jemand vor, dessen Lebensflamme halb im Erlöschen ist: — keine Ideale, keine Zwecke, keine Pflichten, keine Instinkte. Es scheint ihm wohl zu thun, in der Nähe L<ou> S<alomé>s zu leben und ihr nützlich (ich möchte sagen: dienstbar) zu sein. Darin geht es ihm anders als mir. Aber auch ich will L<ou> nützlich sein, so gut ich kann: das habe ich ihr und mir versprochen.

Nicht wahr, Sie glauben mir, wenn ich sage „es handelt sich nicht im Entferntesten um eine Liebschaft“? Sie erwähnten Nerina, und mir kam der Gedanke, als ob ich vielleicht eine Parallele zu meinem Freunde G<ersdorff> sein solle?

So viel über dies Thema: es gehört zu den Irrfahrten Ihres Freundes Odysseus. Wäre ich nur etwas klüger! Oder beriethe mich Jemand besser! Aber ein Halb-Blinder lebt zu sehr in seinen Träumen, Bedürfnissen und — Hoffnungen.

Um Nicht-Antwort wird gebeten, meine verehrungswürdige Freundin.

Von Herzen Ihr FN.

[«]

368. An Heinrich Köselitz in München

<Rapallo, 10. Januar 1883>

Inzwischen, mein lieber Köselitz, fehlte es mir an Vernunft — und so war ich nicht im Stande Ihren Brief zu beantworten, nicht einmal, ihn richtig zu empfinden. Es war mir, als ob aus einer ungeheuren Fremde her Jemand zu mir spreche.

Neulich unterwegs dachte ich viel an Sie: ich erwog das Problem, welches seit Wagner da ist, und ungelöst ist: wie ein ganzer Akt Oper eine symphonische Einheit als Organism bekommen könne. Dabei gerieth ich auf mancherlei Fragen der Praxis oder der „Praktik“; z.B. der Musiker müßte einen solchen Gesammt-Satz schaffen aus der genauesten Kenntniß des dazu gehörigen Stücks Drama (Affekte, Wechsel und Kampf der Affekte) und alles Scenische muß ihm gegenwärtig sein. Aber nicht das Wort! Der eigentliche Text müßte erst gedichtet werden, nachdem die Musik fertig ist, in einer fortwährenden Anpassung an die Musik: während bis jetzt das Wort es war, das die Musik mit sich fortschleppte.

Dies ist Ein Punkt: den Text nach der Musik zu dichten!

Der andere Punkt ist der, daß der Verlauf der Affekte, der gesammte Aufbau des Aktes etwas vom Schema des symphonischen Satzes haben müßte: gewisse Responsionen und dergl. — daß also der Dichter sofort auf die Aufgabe hin den Akt zu bauen habe, daß er ein symphonisches Ganze auch als Musik werden könne.

Kurz: der Musiker muß vorher den Dichter leiten, und nachher, wenn die Musik fertig ist, erst recht! —

Es thut mir Alles sehr wohl, was Sie über Ihre Erlebnisse schreiben. Auch selbst in meinem Interesse ist es, wenn Sie mit Levi eine gute Tonart des Verkehrs erfinden. Was seinen „Scherz“ betrifft, so habe ich ein Verschen gemacht:

„Mit Wagner bliebe man gerne Freund,
Wär’ er sich nicht selber sein größter Feind.“

Meine Grüße an ihn <Levi>, wenn es Ihnen passend scheint, sie auszurichten. — Irgendwann einmal werde ich doch wohl in München leben. —

Lesen Sie doch einmal die November-Nummer von Schmeitzner’s Zeitschrift. Da ist ein Aufsatz über die „fröhliche Wissenschaft“ aus einer mir unbekannten Feder. Nicht übel! Zum ersten Mal las ich seit 6 Jahren etwas über mich ohne Ekel.

Sonst stinkt das Blatt nach Dühring und Juden-Feindschaft.

Wenn es mir etwas besser geht (die Gesundheit ist sehr rückwärts gegangen!) werde ich auch an Frau Rothpletz schreiben, die mir einen äußerst liebevollen Neujahrsbrief schrieb. Einstweilen sagen Sie ihr den Dank meines Herzens.

Adieu, lieber Freund! Und vorwärts, aufwärts! Die Erde und das Leben sind nur bei dieser schrägen Richtung in die Höhe auszuhalten.

Von Herzen
Ihr F. N.

Anfang Februar werde ich wohl wieder in Genua sein.

[«]

369. An Franz Overbeck in Basel

<Rapallo, 20. Januar 1883>

Lieber Freund,

es geht gar nicht gut, und am besten wäre es, ich schwiege davon. Am Anfang Februar will ich nach Genua übersiedeln — ich werde in dem gleichen Hause wohnen, wo ich vorigen Winter verlebte. Einen Ofen werde ich nicht haben — ich habe auch hier keinen. Gefroren hab ich diesen Winter wie noch nie, auch nie so schlecht gegessen. Übrigens geht die Gesundheit stark rückwärts.

Ich verstehe jetzt, welchen Werth für alle Einsiedler der Menschenhaß gehabt hat. Leider bin ich zum Gegentheil geartet. Auch wünschte ich, ich hätte einen felsenfesten Glauben an mich selber: aber dazu bin ich noch weniger angelegt. Ich bin schon viel zu viel krank dazu: und jeder Umschlag des Wetters, jeder trübe Himmel bringt in mir eine große Beängstigung hervor. Das Wetter letzten Sommers in Deutschland und diesen Winters hier ist das Schlimmste, was mir an physischen Widerwärtigkeiten begegnen kann. Im Grunde ist „die fröhliche Wissenschaft“ nur eine überschwängliche Art sich zu freuen, daß man einen Monat reinen Himmel über sich gehabt hat. Man wird eben als Leidender sehr bescheiden und übertrieben dankbar gesinnt — was ich auch in Bezug auf andre Dinge im verflossenen Jahre viel zu viel gewesen bin.

Das „moralische“ Schluß-Ergebniß dieses bösen Jahres heißt so: man hat mich dasselbe Gift hundertmal und in den verschiedensten Dosen schlucken lassen, das Gift „Geringschätzung“, von der schnöden Gleichgültigkeit an bis zur tiefen Verachtung. Das hat bei mir einen Zustand hervorgebracht wie bei einer Phosphorvergiftung: ewiges Erbrechen, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit usw. Ich habe Jahre lang nichts von außen her erlebt: im verflossenen Jahre aber sehr viel, leider immer dasselbe. Drum werde ich’s so schwer los. Das beneficium mortis erlange ich aber nicht von mir — ich will noch etwas von mir und darf mich durch schlechtes Wetter und schlechten Ruf daran nicht hindern lassen.

Deutschland ist jetzt für mich eine üble Gegend: gerade die Art Menschen, welche ich dort achte, ist mir äußerst abgeneigt; und die Deutschen sind so ungeschickt in ihren Abneigungen, daß sie immer gleich auch taktlos-unhöflich werden. Ich bin als Student achtungsvoller behandelt worden als im letzten Jahre.

So weiß ich denn gar nicht, wo ein, wo aus. Wüßte ich Jemanden, der mich nach Spanien begleitete! Für Europa sind dort die besten Möglichkeiten reinen Himmels. (Ich bin durch eine Abhandl. in Perthes geogr<aphischer> Zeitschrift sehr gut über Mittelmeer-Klima unterrichtet.)

Frau Rothpletz erfreute mich Neujahr mit einem äußerst gütigen Briefe: sie stellt die Möglichkeit hin, daß wir uns alle zusammen im Sommer wiederfinden — etwa in Tirol oder Südbayern. Aber, wie gesagt, ich fürchte Deutschland.

Ich habe einiges Vertrauen zu irgend einer grandiosen Alpen-Wildniß: ich muß mir Muth machen.

Und immer mehr sehe ich ein, daß ich nicht mehr unter Menschen passe — ich mache lauter Thorheiten (ich bin, im Vertrauen gesagt, 1) viel zu aufrichtig und 2) bis zum Exceß gutmüthig, so daß alles Unrecht immer auf mir liegen bleibt — was auf die Dauer ein sehr übles Resultat giebt.

Adieu, mein lieber Freund, ich bemühe mich allen denen wohlwollend und gerecht zu sein, welche es nicht gegen mich sind.

Den herzlichsten Gruß an Deine liebe Frau, und die besten Wünsche für Euch Beide.

F.N.

Köselitzens Erlebnisse haben manches Parallele mit den meinigen. Aber er hat einen Vorsprung vor mir: er ist vollkommen gesund.

[«]

370. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Rapallo, 1. Februar 1883>

Lieber Freund, ich schrieb Ihnen lange nicht, und es war gut so. Meine Gesundheit hatte sich wieder an Zustände gewöhnt, welche ich hinter mir glaubte: es war eine große Leib- und Seelenquälerei — wobei das jetzige Europa-Wetter keinen geringen Antheil hatte.

Inzwischen gab es aber wieder reine klare Tage, und sofort bin ich auch wieder meiner selber Herr geworden. Ein Glück bleibt es bei alledem, wenn man in der Einsamkeit mit sich selber fertig werden kann: aber wie Viele sind gebunden und müssen ihr Elend im Verkehre mit Menschen verdoppelt tragen!

Gefroren habe ich übrigens wie noch niemals, und ebenfalls niemals schlechter gegessen. Eine Veränderung meines Aufenthaltortes ist jetzt nöthig: ich hatte bereits das Zimmer wieder gemiethet, welches ich im letzten Winter in Genua bewohnte — aber die neueste Nachricht ist, daß der Herr, welcher jetzt darin wohnt, sich anders entschlossen hat und bleiben will.

Nun hat mich die alte gute Freundin Meysenbug nach Rom eingeladen: und mir mit Bestimmtheit Jemanden in Aussicht gestellt, der täglich 2 Stunden mit mir schreiben will. Da ich gerade auf das Dringendste Jemanden zum Schreiben und Diktiren nöthig habe, so will ich nach Rom übersiedeln — so wenig es, wie Sie wissen, der Ort meiner Wahl ist.

Dieser bereitwillige „Schreiber“ ist Fräulein Cécile Horner, die Verwandte Brenner’s (ich habe sie nie gesehn)

Aber vielleicht haben Sie Vergnügen daran zu hören, was es zu schreiben und druckfertig zu machen giebt. Es handelt sich um ein ganz kleines Buch — hundert Druckseiten etwa. Aber es ist mein Bestes, und ich habe einen schweren Stein mir damit von der Seele gewälzt. Es giebt nichts Ernsteres von mir und auch nichts Heitereres; ich wünsche von Herzen, daß diese Farbe — welche nicht einmal eine Mischfarbe zu sein braucht — immer mehr zu meiner „Natur“farbe werde. Das Buch soll heißen

Also sprach Zarathustra.
Ein Buch für Alle und Keinen.
Von
F. N.

Mit diesem Buche bin ich in einen neuen „Ring“ eingetreten — von jetzt ab werde ich wohl in Deutschland unter die Verrückten gerechnet werden. Es ist eine wunderliche Art von „Moral-Predigten“.

Mein Aufenthalt in Deutschland hat mich vollkommen zu dem gleichen Gesichtspunkte gebracht wie Sie, liebster Freund, der Ihrige — nämlich daß ich nicht mehr hineingehöre. Und jetzt wenigstens, nach meinem „Zarathustra“, geht es mir auch wie Ihnen: diese Einsicht und „Stellungnahme“ hat mich ermuthigt.

Wohin wir jetzt gehören? — Seien wir glücklich, daß wir eine solche Frage überhaupt stellen dürfen!

Unsre Erlebnisse waren ziemlich gleich: nur haben Sie ein besseres Temperament, eine bessere stillere einsamere Vergangenheit — und eine bessere Gesundheit vor mir voraus.

Ich bin beinahe erstickt. —

Also bis zum 10ten werde ich noch hier sein. Später Roma poste restante.

Ihnen immer sehr in Gedanken und Wünschen nahe

F. N.

Sie haben Overbecks entzückt! Wie mich!

[«]

371. An Malwida von Meysenbug in Rom

<Rapallo,> Am 1.ten Februar 1883.

Verehrtestes Fräulein,

die Güte Ihres Vorschlags hat mich bewegt: es war soviel Nachdenken darin — über das, was gerade mir noth thut. Wie selten wird einem das Geschenk einer solchen nachdenklichen Güte!

Der Zufall wollte, daß ich gerade meiner alten Genueser Wirthin versprochen hatte, den Februar in meinem alten Kämmerchen bei ihr zuzubringen. Aber „der Zufall“ will wiederum, daß sie mir vorgestern meldet, besagtes Kämmerchen werde doch nicht frei: der Herr, der bisher darin wohne, habe sich entschlossen, zu bleiben. Also bin ich frei, auch für Rom.

Nehmen wir also an, daß ich Mitte des Monats Februar nach Rom komme. —

Was das Klima Rom’s betrifft, so bin ich freilich besorgt: die intrikate Maschinerie meines Kopfes hält es wirklich nur an wenig Orten aus. Das letzte Mal hatte ich denselben **Scirocco** dort, der mich aus Messina trieb: ich fand ihn in Orta wieder, dann in Luzern — und endlich hat er mich (in Gestalt von Fräulein L<ou> S<alomé>) auch in Deutschland weidlich gequält - - -

Aber einen Monat versuche ich’s jedenfalls. Meine „Einsiedlerei“ wird ja auch in Rom möglich sein: sie ist bei mir leider eine ganz einfache Sache der Noth, obschon ich reichlich viel guten Willen in diese „Noth“ hineingelegt habe. — Dergestalt suche ich mir alle meine Nothwendigkeiten zu „wenden“.

Unschätzbar ist mir gerade in diesem Augenblick die Möglichkeit, welche Sie mir eröffnen, daß Fräulein Horner bereit sei, nach meinem Dictate zu schreiben. Ich habe gerade etwas zu diktiren und druckfertig zu machen: wenn Fräulein H<orner> mir dabei helfen will, so ist es wirklich eine „Hülfe in der Noth“. Ich wußte gar nicht, wohin mich wenden: da kam Ihr Brief.

Geben Sie mir, meine hochverehrte Freundin, mit Einem Worte noch den Wink, wo die Wohnung ist, welche Sie erwähnten — und verzeihen Sie, was ich Ihren Augen und nicht nur Ihren Augen wieder für Noth gemacht habe!

Von ganzem Herzen der Ihrige
Dr. F. Nietzsche.

Santa Marguerita Ligure (poste restante).

[«]

372. An Franz Overbeck in Basel

<Rapallo, 1. Februar 1883>

Zugleich mit Deinem Briefe, für dessen Ton und Willen ich Dir nicht genug danken kann, mein lieber Freund — kam die Meldung aus Genua, daß mein altes Kämmerchen doch nicht zum ersten Februar frei werde: sein bisheriger Inhaber habe sich anders entschlossen. Nun hat Malv<ida> Meysenbug mir schon seit Wochen vorgeschlagen, nach Rom zu kommen: sie hat ein Zimmer ausfindig gemacht, mehr noch: auch Jemanden, der bereit ist, täglich ein Paar Stunden für mich zu schreiben (nämlich Fräulein Horner, die im Hause nebenan wohnt) Rom ist nicht der Ort meiner Wahl, aber augenblicklich weiß ich nicht besser zu wählen. Eben habe ich für die Mitte des Monats Februar meine Ankunft zugesagt. — Nun möchte ich Dich bitten, mir recht bald noch an meine bisherige Adresse das Geld zu schicken (die frcs 400, womöglich in italiänischem Papier) und ebenfalls ein Buch (unter Kreuzband) das ich bei Dir gelassen habe „Italien in 60 Tagen von Gsell-Fels“.

Jetzt hatten wir Regenwetter: aber vorher gab es eine ganze Reihe vollkommen reiner Tage, die ich gut benützt habe. Ich war vorher in einem wahren Abgrund von Gefühlen (meine Briefe waren sehr unvollständig —), aber ich habe mich ziemlich „senkrecht“ aus dieser Tiefe in meine Höhe erhoben. Es wird nun wieder „gehen“: — hoffen wir’s wenigstens!

Inzwischen, im Grunde in ganz wenig Tagen, habe ich mein bestes Buch geschrieben, und, was mehr sagen will, jenen entscheidenden Schritt gethan, zu dem ich im vorigen Jahre noch nicht den Muth hatte. Diesmal hatte ich alle meine zehn Kräfte nöthig — und sie waren auch zu meinen Diensten. Ich bin jetzt noch ein Paar Tage mit der „Nagelprobe“ beschäftigt, eine Sache des feinen Hörens, für die man nicht einsam genug sein kann. Dann brauche ich nur Jemanden, dem ich meinen Text diktire: und dazu ist also Fräulein Horner „vom Himmel gefallen.“

Unter diesen Umständen geht es auch mit der Gesundheit wieder vorwärts. Doch habe ich, wie ich heute ausrechnete, in den letzten zwei Monaten 50 gramm Chloral-Hydrat (puro) verbraucht — ich habe nie mehr geschlafen ohne dies Mittel!

Aber ich habe doch geschlafen, jetzt gegen 14 Tage hintereinander — oh welche Wohlthat! — —

Meine „Moral“ in Bezug auf mich heißt übrigens mehr als je „Einsamkeit“. Mein lieber alter Freund, ich dachte Dir diesmal etwas Erfreuliches zu schreiben? Ist es so? Und ebenso Deiner lieben Frau! Innige Grüße.

Dein F.N.

[«]

373. An Franz Overbeck in Basel

<Rapallo, 10. Februar 1883>

Lieber Freund

das Geld ist in meinen Händen: und wieder dachte ich darüber nach, welche unangenehme Mühsal ich Dir nun seit Jahren mache. Vielleicht hat es nun bald sein Ende.

Ich will es Dir nicht verhehlen, es steht schlecht mit mir. Es ist wieder Nacht um mich; mir ist zu Muthe, als hätte es geblitzt — ich war eine kurze Spanne Zeit ganz in meinem Elemente und in meinem Lichte. Und nun ist es vorbei. Ich glaube, ich gehe unfehlbar zu Grunde, es sei denn, daß irgend Etwas passirt, ich weiß durchaus nicht was. Vielleicht, daß mich Jemand aus Europa wegschleppte — ich, mit meiner physikalischen Denkungsweise, sehe in mir jetzt das Opfer einer terrestrisch-klimatischen Störung, der Europa ausgesetzt ist. Was kann ich dafür, daß ich einen Sinn mehr habe und eine neue furchtbare Leidensquelle!

Selbst so zu denken ist schon eine Erleichterung — so brauche ich doch nicht die Menschen als Ursachen meines Elends anzuklagen. Obwohl ich dies könnte! Und nur zu viel auch thue! Alles, worauf ich in meinen Briefen an Dich hingedeutet habe, ist nur das Nebenbei — ich habe eine solche vielfache Last qualvoller und gräßlicher Erinnerungen zu tragen! So ist es mir zum Beispiel noch nicht Eine Stunde aus dem Gedächtnisse weggeblieben, daß mich meine Mutter eine Schande für das Grab meines Vaters genannt hat.

Von anderen Beispielen will ich schweigen — aber ein Pistolenlauf ist mir jetzt eine Quelle relativ angenehmer Gedanken. —

Mein ganzes Leben hat sich vor meinen Blicken zersetzt: dieses ganze unheimliche verborgen gehaltene Leben, das alle sechs Jahre einen Schritt thut und gar nichts eigentlich weiter will als diesen Schritt: während alles Übrige, alle meine menschlichen Beziehungen, mit einer Maske von mir zu thun haben, und ich fortwährend das Opfer davon sein muß, ein ganz verborgenes Leben zu führen. Ich bin den grausamsten Zufällen immer ausgesetzt gewesen — oder vielmehr: ich bin es, der aus allen Zufällen sich Grausamkeiten gemacht hat.

Dies Buch, von dem ich Dir schrieb, eine Sache von 10 Tagen, kommt mir jetzt wie mein Testament vor. Es enthält in der größten Schärfe ein Bild meines Wesens, wie es ist, sobald ich einmal meine ganze Last abgeworfen habe. Es ist eine Dichtung und keine Aphorismen-Sammlung.

Ich fürchte mich vor Rom und kann mich nicht entschließen. Wer weiß, welche Tortur dort auf mich wartet! So habe ich mich daran gemacht, mein eigner Abschreiber zu sein.

Was soll ich thun unter diesem Himmel und Wetter-Wechsel! Ah diese Beängstigung! Und dabei weiß ich, daß, relativ, am Meere es noch „am besten geht“!

Mit herzlichem Danke und Dir und Deiner lieben Frau das Beste wünschend

F.N.

[«]

374. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Rapallo, 11. Februar 1883>

Der Gsell-Fels, lieber Freund, ist bis heute Abend (Sonnabend) nicht eingetroffen. Vielleicht war es für Kreuzband zu schwer? Oder als eingebundenes Buch für Kreuzband ungeeignet? Genug, ich vermuthe, daß er noch in Basel ist. — Mit Bedauern! — nun mache ich Dir wieder neue Mühsal!

F.N.

[«]

375. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Rapallo, 13. Februar 1883>

Geehrtester Herr Verleger,

Ihr Gruß war zufällig das erste Zeichen von Theilnahme, welches ich in Genua empfieng.

Heute habe ich Ihnen etwas Gutes zu melden: ich habe einen entscheidenden Schritt gethan — und ich meine nebenbei, auch einen solchen, der Ihnen nützlich sein soll. Es handelt sich um ein kleines Werk (kaum hundert Druckseiten), dessen Titel ist

Also sprach Zarathustra.
Ein Buch für Alle und Keinen.

Es ist eine „Dichtung“, oder ein fünftes „Evangelium“ oder irgend Etwas, für das es noch keinen Namen giebt: bei weitem das Ernsteste und auch Heiterste meiner Erzeugnisse, und Jedermann zugänglich. So glaube ich denn, daß es eine „sofortige Wirkung“ thun wird — zumal jetzt, nach verschiedenen Anzeichen zu schließen, die langsame und widerstrebende Art, sich mit mir zu beschäftigen, jetzt an einen gewissen Punkt gelangt ist — Zufällig erfahre ich sowohl aus Wien wie aus Berlin, daß unter „intelligenten Männern“ viel von mir geredet wird. Ich mache Sie auf Herrn Brandes, den Culturhistoriker aufmerksam, der jetzt in Berlin ist: es ist der geistreichste der jetzigen Dänen. Ich erfahre, daß er sich eingehend mit mir beschäftigt hat.

Unsre „Bedingungen“ des Verlags sind uns Beiden bekannt. Nur muß ich diesmal auf zwei Äußerlichkeiten besonderen Werth legen, weil dieses Buch als eine Spitze meiner bisherigen Bücher erscheinen soll. Bei ganz gleichem Formate und Drucke bitte ich um eine schwarze Linie, welche den Text jeder Seite einfaßt: so ist es einer Dichtung würdiger. Und dann: ein stärkeres Velin!

Geben Sie mir gefälligst eine umgehende Benachrichtigung, ob ich Ihnen das Werk schicken soll. Ich arbeite mit allen „Kräften“ (oh meine Augen!) selber an der Abschrift, und will, daß, im Falle Sie einverstanden sind, Teubner diese 6 Bogen in der größten Schnelligkeit absolvirt.

Für mich ist die Zeit einer „Drucklegung“ immer ein Krankheits-stadium. Deshalb so schnell als möglich!

Mit den besten Wünschen Ihnen
zugethan
Dr. F. Nietzsche.

Santa Margherita Ligure,
poste restante.

(Aufrichtig, ich schäme mich von „sofortiger Wirkung“ zu sprechen; aber ich thue es Ihretwegen, der Sie vernünftiger Weise ganz andre Werthschätzungen im Kopfe tragen müssen als ich. Pardon!)

[«]

376. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Rapallo, 14. Februar 1883>

Soeben soll das fertige Manusc<ript> an Schmeitzner abgehn. Du siehst, lateinisch zu reden: omnis motus in fine celerior.

Für Rom bin ich immer noch nicht entschlossen (trotz der guten Gesellschaft, die mir versprochen wird: Gräfin Dönhoff und ausgezeichnete Norweger.) — Mir ist zu Muthe, als ob ich in diesem Jahre Niemanden sprechen könne. —

Unglaubliches Wetter. Und wahrlich nicht après nous le déluge!

Dein Freund.

[«]

377. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Rapallo, 14. Februar 1883>

Geehrtester Herr Verleger, um jedem Zeitverluste vorzubeugen, sende ich das Manuscript sofort an Sie ab: es ist eben fertig geworden. Die Verfügung darüber steht bei Ihnen: nur bitte ich mir eine telegraphische Mittheilung darüber aus, daß es in Ihren Händen ist. Nichts als „Arrivato“.

Mit den besten Hoffnungen
Ihr
F.N.

(Santa Margherita Ligure
poste restante.)

[«]

378. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 14. Februar 1883>

Woran starb Wagner? Soeben kommt die Nachricht seines Todes nach Genua. Ich bin heute ohne allen Grund hierher gereist und kaufte eben, wider meine Gewohnheit, die eben erschienene Abendnummer des Caffaro. Mein erster Blick fällt auf das Telegramm aus Venedig.

F.N.

Adr.: Santa Marg. Ligure, immer fort!

[«]

379. An Unbekannt (Entwurf)

<Rapallo, Mitte Februar 1883>

Jemand, der so lange allein gelebt hat, erlebt gar keine einzelnen Erlebnisse mehr, sondern nur Symptome allgemeinen Verhaltens zu seinem Leben: und ich habe gräßliche Erinnerungen mit zurück gebracht, und bin nicht im Stande mich von ihnen freizumachen.

[«]

380. An Cosima Wagner in Bayreuth (Entwürfe)

<Rapallo, Mitte Februar 1883>

Sie haben Einem Ziele gelebt und ihm jedes Opfer gebracht; über den Menschen hinaus empf<anden> Sie das Ideal dieses Einen, und ihm, welches nicht stirbt, gehören Sie, gehört Ihr Name für immer.

und über die Liebe jenes Menschen hinaus erfaßten Sie das Höchste, was seine Liebe und seine Hoffnung erdachten: Dem dienten Sie, Dem gehören Sie und Ihr Name für immerdar — dem was nicht mit einem M<enschen> stirbt, ob es schon in ihm geboren wurde

So sehe ich heute auf Sie, und so sah ich, wenn gleich aus großer Ferne, immer auf Sie, als auf die bestverehrte Frau, die es meinem Herzen giebt.

Wenige wollen so etwas: und von den Wenigen: wer kann es so wie Sie!

Sie haben es sich früher nicht verwehrt in ernsten Lagen auf meine Stimme zu hören: und eben jetzt, wo mich die erste Nachricht ereilt, daß Sie das Ernsteste jetzt erlebt haben, weiß ich mein Gefühl nicht anders auszuschütten als indem ich ganz an Sie und nur an Sie allein es richte

weiß ich nicht anders zu thun als ich es früher that

als die bestverehrte Frau, die es meinem Herzen giebt.

Wir sind nicht Gegner in kleinen Dingen gewesen

nicht was Sie verlieren, sondern was Sie jetzt besitzen, steht mir vor der Seele: und es wird wenig M<enschen> geben, die mit Einem so tiefen Gefühl sagen: so war es Alles meine Pflicht — es war auch mein ganzer Besitz — was ich um diesen Einen that, und nichts [— — —]

Ich denke, ich spreche mit diesem Allem von Ihnen meine hochverehrte Frau? Aber ich denke, ich sprach mit diesem Allem auch ganz und gar von ihm. Ja es ist jetzt schwer geworden, von Ihnen allein zu reden. —

ich glaube durchaus nicht an irgendwelche noch versteckte Welten, aus denen etwas Tröstungen zu entnehmen wären. Das Leben ist genau so tief und schwerwiegend als wir es tief <und> schwerwiegend zu machen wissen: aber es giebt Einige die aus hundert furchtbaren Zufällen die nicht in unserer Hand stehen, immer wieder Vernunft und Schönheit aufzurichten wissen durch den Glauben an V<ernunft> und Sch<önheit> — das ist nun der beste gute Wille und die beste gute Kraft, das war und ist im Höchsten Ihre Kraft.

Es ist immer noch Kampf; und die ersten Bollwerke sind immer noch zu erstürmen. Da ist der Anblick des Lebens hart, gräßlich, — und wenn man Einen sieht, der um neuer Farben und Töne willen, wie ein — — —

Sie haben es sich früher nicht verwehrt, in ernsten Lagen auch meine Stimme <zu> hören: und jetzt, wo die Kunde zu mir kommt, daß das Ernsteste Sie getroffen hat, weiß ich nicht anders zu thun als ich früher that und bitte Sie desgleichen zu thun — ich habe kein Mittel, das Gefühl, das mir diese Kunde giebt, auszuhalten als indem ich es ganz auf Sie und nur allein auf Sie richte.

Nicht was Sie verlieren, sondern was Sie jetzt erst besitzen, soll nun vor meiner Seele stehn: wie Sie jetzt wohl zu sich sprechen dürfen: dies nun habe ich vollbracht, so wollte es meine Pflicht, was ich um diesen Einen that, und Alles habe ich gethan und dargebracht und mich nicht geschont, ich war unerbittlich, und wo ist der Tropfen Blutes, den ich für mich behielt: eine tiefe Ruhe hinter allem Schmerze: ich fühle es. Und so habe ich es einstmals gewollt." —

bis um letzten Blutstropfen sich vergeben und ohne Schonung so — — —

Über die Liebe jenes Menschen hinaus erfaßte ich das Höchste, was seine Hoffnung erdachte: dem diente ich, und diesem Höchsten, das nicht stirbt, gehöre ich an und mein Name für immerdar.

So sehe ich heute auf Sie, und so sah <ich>, wenn gleich aus großer Ferne, immer auf Sie — als auf die bestverehrte Frau, die es meinem Herzen giebt.

Wenige wollen so etwas von sich wie Sie es wollen: und von diesen Wenigen — wer kann es dann so wie Sie es können und konnten! Ein Kampf ist fortwährend, jedes große Leben durch und durch, und es gäbe Gründe über Gründe, wenn der Anblick eines solchen kämpfenden Lebens immer hart und gräßlich wäre.

[«]

381. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Rapallo, 19. Februar 1883>

Lieber Freund, jeder Ihrer letzten Briefe war eine Wohlthat für mich: ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür.

Dieser Winter war der schlechteste meines Lebens; und ich betrachte mich als das Opfer einer Natur-Störung. Das alte Sündfluth-Europa bringt mich noch um: aber vielleicht kommt mir noch ein Mensch zu Hülfe und schleppt mich auf die Hochlande von Mexico. Allein kann ich solche Reisen nicht unternehmen: das verbieten die Augen und einiges Andre.

Die ungeheure Last, die in Folge des Wetters auf mir liegt (sogar der alte Aetna beginnt zu speien!) hat sich bei mir in Gedanken und Gefühle verwandelt, deren Druck furchtbar war: und aus dem plötzlichen Loswerden von dieser Last, in Folge von 10 absolut heitern und frischen Januartagen, die es gab, ist mein „Zarathustra“ entstanden, das losgebundenste meiner Erzeugnisse. Teubner druckt bereits daran; ich selber habe die Abschrift gemacht. Übrigens meldet Schmeitzner, daß im vergangnen Jahre alle meine Schriften besser gekauft worden sind, und ich erfahre sonst allerlei über eine wachsende Theilnahme. Sogar ein Mitglied des Reichstags und Anhänger Bismarcks (Delbrück) soll seinen äußersten Unwillen darüber ausgedrückt haben, daß ich nicht — in Berlin lebe, sondern in St. Margherita!!

Verzeihen Sie dies Geschwätz, Sie wissen, was mir sonst jetzt gerade im Kopfe und am Herzen liegt. Ich war einige Tage heftig krank und machte meinen Wirthen Besorgnisse. Es geht nun wieder, und ich glaube sogar, daß der Tod Wagners die wesentlichste Erleichterung war, die mir jetzt geschafft werden konnte. Es war hart, sechs Jahre lang Gegner dessen sein zu müssen, den man am meisten verehrt hat, und ich bin nicht grob genug dazu gebaut. Zuletzt war es der altgewordne Wagner, gegen den ich mich wehren mußte; was den eigentlichen Wagner betrifft, so will ich schon noch zu einem guten Theile sein Erbe werden (wie ich es oft gegen Malvida gesagt habe) Im letzten Sommer empfand ich, daß er mir alle die Menschen weggenommen hatte, auf welche in Deutschland zu wirken überhaupt Sinn haben kann, und sie in die verworrne wüste Feindseligkeit seines Alters hineinzuziehn begann.

Es versteht sich, daß ich an Cosima geschrieben habe.

Im Übrigen, alter Freund, auch Ihnen hat sich mit diesem Tode der Himmel aufgehellt. Es ist jetzt Verschiedenes möglich zB. daß wir noch einmal im Bayreuther „Tempel“ sitzen, um Sie zu hören.

Was Ihre Worte über Lou betrifft, so habe ich sehr lachen müssen. Glauben Sie denn, daß ich darin einen andern „Geschmack“ habe als Sie? Nein, durchaus nicht! Aber im gegebnen Falle handelte es sich verdammt wenig um „mit oder ohne Liebreiz“, sondern darum, ob ein groß angelegter Mensch zu Grunde geht oder nicht. —

Also die Correcturen dürfen wieder zu Ihnen laufen, mein alter hülfreicher Freund? — Schönsten Dank für Alles.

FN.

[«]

382. An Malwida von Meysenbug in Rom

<Rapallo, 21. Februar 1883>

Liebe verehrte Freundin,

so geht es! Ich warte Tag um Tag um Ihnen schreiben zu können: „ich komme!“, weil ich Tag um Tag denke, es wird besser gehn. Aber es geht immer schlechter, und jetzt, nach dem Tode Wagner’s zumal, ganz schlecht. Meine Gesundheit ist jetzt, wie Februar 1883 vor drei Jahren; es ist Alles krank an mir, und ich will und mag keinen Menschen sehn und sprechen. Es soll mein altes strenges Selbst-Régime noch einmal versucht werden: denn mein Erfahrungs-satz ist „wenn ich mir selber nicht allein helfe, werde ich keine Hülfe finden.“

Das heißt also: ich komme nicht nach Rom.

W<agner>s Tod hat mir fürchterlich zugesetzt; und ich bin zwar wieder aus dem Bett, aber keineswegs aus der Nachwirkung heraus. — Trotzdem glaube ich, daß dies Ereigniß, auf die Länge hin gesehn, eine Erleichterung für mich ist. Es war hart, sehr hart, sechs Jahre lang Jemandem Gegner sein zu müssen, den man so verehrt und geliebt hat, wie ich W<agner> geliebt habe; ja, und selbst als Gegner sich zum Schweigen verurtheilen müssen — um der Verehrung willen, die der Mann als Ganzes verdient. W<agner> hat mich auf eine tödtliche Weise beleidigt — ich will es Ihnen doch sagen! — sein langsames Zurückgehn und -Schleichen zum Christenthum und zur Kirche habe ich als einen persönlichen Schimpf für mich empfunden: meine ganze Jugend und ihre Richtung schien mir befleckt, insofern ich einem Geiste, der dieses Schrittes fähig war, gehuldigt hatte.

Dies so stark zu empfinden — dazu bin ich durch unausgesprochne Ziele und Aufgaben gedrängt.

Jetzt sehe ich jenen Schritt als den Schritt des alt werdenden Wagner an; es ist schwer, zur rechten Zeit zu sterben.

Hätte er noch länger gelebt, oh was hätte noch zwischen uns entstehen können! Ich habe furchtbare Pfeile auf meinem Bogen, und W<agner> gehörte zu der Art Menschen, welche man durch Worte tödten kann. —

Dies war bei weitem der härteste und qualvollste Winter meines Lebens, und mein Leid gieng außerordentlich in die Tiefe und die Abgründe; — die Anlässe dazu sind fast gleichgültig. Es gab irgend eine große Nothwendigkeit für mich, einmal gemartert zu werden und zu sehn, ob mein Ziel mich leben läßt und am Leben festhalten läßt. Der Tod Wagner's gab in diese Empfindungen hinein einen tiefen dumpfen Donner; aber vielleicht geht mein Ungewitter jetzt seinem Ende zu.

Mit der wärmsten Dankbarkeit

Ihr Nietzsche.

Ich habe an Cosima geschrieben. Sie werden dies billigen?

[«]

383. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Rapallo, 22. Februar 1883>

Lieber Freund, von jetzt an ist meine Adresse
Genova, Salita delle Battestine 8 (interno 6)

Ich bitte, diese Adresse Niemandem mitzutheilen; insgleichen aus meinem Zarathustra-Unternehmen (es wird bereits gedruckt!) eine Sache des Schweigens zu machen.

(Es geht mir sehr, sehr schlecht.)

Treulich F N.

[«]

384. An Franz Overbeck in Basel

<Rapallo, 22. Februar 1883>

Lieber Freund, es geht recht übel. Meine Gesundheit ist jetzt auf dem Punkte, wie vor drei Jahren. Alles ist kaput, und der Magen nachgerade so sehr, daß er auch die Schlafmittel nicht mehr verträgt — was schlaflose, äußerst gequälte Nächte zur Folge hat, und in weiterer Folge eine gründliche Nervosität. — Ah, ich bin fürchterlich von der Natur zum „Selbstquäler“ ausge — rüstet. Es versteht sich von selber, daß, von außen her gesehn, ich das vernünftigste Leben führe. Aber meine Phantasie et hoc genus omne von Geist sind stärker als meine Vernunft.

Was Rom betrifft, so habe ich gestern abgeschrieben; ich will Niemanden jetzt sprechen. Auch habe ich auf einem Umwege gehört, daß meine Schwester in Rom erwartet wird, und daß sie über Venedig reisen will.

Sonnabend siedle ich nach Genua über; meine Adresse ist von jetzt ab (und ich bitte darum, sie nicht mitzutheilen!)

Genova (Italia) salita delle Battestine 8 (interno 6)

Ich will auf dem schon gegangenen Wege in größter Zurückgezogenheit meine Gesundheit suchen. Mein Fehler im vorigen Jahre war, daß ich die Einsamkeit aufgab. Ich bin durch das ausschließliche Zusammensein mit idealischen Bildern und Vorgängen so reizbar geworden, daß ich im Verkehr mit den jetzigen Menschen unglaublich leide und entbehre; zuletzt werde ich dabei hart und ungerecht, kurz, es bekommt mir schlecht.

Wagner war bei weitem der vollste Mensch, den ich kennen lernte, und in diesem Sinne habe ich seit sechs Jahren eine große Entbehrung gelitten. **Aber** es giebt etwas zwischen uns Beiden wie eine tödtliche Beleidigung; und es hätte furchtbar kommen können, wenn er noch länger gelebt haben würde.

Lou ist bei weitem der klügste Mensch, den ich kennen lernte. **Aber** u.s.w. u.s.w.

Mein „Zarathustra“ wird schon im Druck sein.

Ich habe an Cosima geschrieben, sobald ich konnte. Das heißt: nach einigen der allerschlimmsten Tage, die ich zu Bett zubrachte.

Nein! Dieses Leben! Und ich bin der Fürsprecher des Lebens!!

Sobald die Jahreszeit es erlaubt, will ich in die Berge, zu den Süd-Abhängen des Mont-Blanc.

Es hilft Alles nichts: ich muß mir helfen, oder es ist aus. —

Was macht bei Dir und Deiner lieben Frau die Gesundheit?

Dein Freund F N.

[«]

385. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Rapallo, 23. Februar 1883>

Zugleich mit dem herzlichsten Dank für Ihren Brief sende ich heute meine neue Adresse (die ich auch schon Teubnern mitgetheilt habe)

Genova (Italia)
salita delle Battestine
8 (interno 6)

F.N.

[«]

386. An Franz Overbeck in Basel

<Genua, 6. März 1883>

Lieber Freund, Dein Brief that mir herzlich wohl. Verzeihung, wenn ich jetzt wenig schreibe. Ich bin krank, fast vom Augenblick an, wo ich Genua betrat. Fieber, Kopfschmerz, Nachts Schweiß, große Müdigkeit. Zumeist zu Bett; ich habe weder Appetit noch Geschmack. Man nennt diese Krankheit hier Influenza. Dr. Breiting (der erste Arzt Genua's und mir äußerst zugethan) hat mir Chinin verordnet; das hatte ich mir natürlich auch selber schon verordnet. — Es soll eine Sache von 4—6 Wochen sein. Wie gut, daß ich allein und nicht in Rom bin!

Sonst sieht der Himmel fortwährend rein und klar aus, und auch in mir ist Alles geordneter und zufriedener. Ich begreife eine gewisse Nothwendigkeit für mich, darin, daß ich so gelitten habe; ich habe mir drei oder vier Glücks-Wünsche persönlicher Art, die ich noch hatte, damit aus der Seele geschnitten, und bin wieder freier als ich es vorher war. — Die Loslösung von meinen Angehörigen fängt an, sich mir als wahre Wohlthat darzustellen; ach, wenn Du wüßtest, was ich in diesem Capitel (seit meiner Geburt —) Alles zu überwinden gehabt habe! Ich mag meine Mutter nicht, und die Stimme meiner Schwester zu hören macht mir Mißvergnügen; ich bin immer krank geworden, wenn ich mit ihnen zusammen war. „Gezankt“ haben wir uns fast gar nicht, auch im vorigen Sommer nicht; ich weiß schon mit ihnen umzugehen, aber es bekommt mir schlecht.

Eine andere „Befreiung“ will ich Dir nur andeuten: ich habe es abgelehnt, daß Rée's Hauptbuch „Geschichte des Gewissens“ mir gewidmet wird — und damit einem Verkehre ein Ende gesetzt, aus dem manche unheilvolle Verwechslung entstanden ist. —

Ob mein letztes Werk gedruckt wird, ist mir zweifelhaft; ich höre und sehe nichts mehr davon. Nun, es hat auch Zeit! —

Malvida schrieb mir eben, auch von Frau Wagner „C<osima> will für die Welt, uns Alle einbegriffen, ebenso abgeschieden sein wie er, will nie die Freunde wiedersehn, nie einen Brief mehr lesen, kurz wie eine Nonne leben, nur seinem Andenken und den Kindern.“ —

Ungefähr will ich’s ebenso machen, wenn auch nicht aus gleichen Motiven. Ich werde „verschwinden“ — ich glaube, das habe ich schon vom Engadin aus Dir einmal in Aussicht gestellt. Vorher aber bedarf ich noch vieler Erwägungen und auch einer langen persönlichen Unterredung mit Dir.

Mein Leben gestaltet sich allmählich und nicht ohne Krämpfe — aber es soll Gestalt bekommen!

So! Und nun will ich mich wieder hinlegen. Was ich müde bin!

Dir und Deiner verehrten Frau immer auf das dankbarste eingedenk

F.N.

Genova Salita delle Battestine
8 (interno 4)

Dienstag den ?

Deussens Vedanta-Werk ist ausgezeichnet. Übrigens bin ich für diese Philosophie beinahe das böse Princip.

[«]

387. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 7. März 1883>

Krank! Lieber Freund, so geht es! Kaum hatte ich Genua betreten, so gieng’s los. Fieber, Frost, Nachts Schweiß, intensiver Kopfschmerz, große beständige Müdigkeit, Mangel an Geschmack und Appetit: das ist das Bild der Krankheit. Ich bin zumeist im Bett und schleiche hier und da einmal in die Stadt. Ein Basler Arzt sorgt für mich und hat mir natürlich Chinin verordnet: aber meine eigne „Weisheit“ hatte schon vorher Chinin „verordnet“. Das ist eine Sache von 4—6 Wochen, sagt man mir; man nennt’s Influenza. — Wie gut, daß ich allein bin!

Für Ihren letzten Brief bin ich Ihnen besonders dankbar. Wirklich, lieber Freund, Sie sind einer der festesten Knoten, mit denen ich mich an's Leben gebunden fühle; ich kann es gar nicht ausrechnen, wie viele ermuthigende Gefühle ich einem gelegentlichen Hinblick nach Ihnen oder einem gelegentlichen Herblick von Ihnen zu mir verdanke.

So wie Sie's machen, gefällt mir's ungemein: Ihre Kraft, Ihre Spannung, Ihre Forderung an sich selber wächst mitten unter der gleichmäßigen ehrlichsten Arbeit und kommt nicht nur wie eine Convulsion einmal „über" Sie — und deshalb sind Sie in der Praxis stolzer als jene Künstler, bei denen Kraft und Ehrgeiz das Leben zum Krampfe machen.

Habe ich Ihnen gar nichts zu erzählen? — Gestern kam ein deutscher Musiker zu mir, Herr Bungert, im Alter von 35 Jahren, früher Klavierspieler, neuerdings Componist. Er stammt, was Klavierspielen betrifft, aus der Schule Chopin's (er lebte 4 Jahre in Paris und hatte einen Schüler Chopin's zum Lehrer); was Contrapunkt betrifft, ist Kiel sein Lehrer. Auch war er schon ein Jahr praktischer Kapellmeister (in Kreuznach). Das Erste, was er mir erzählte, war, daß er mit einer Oper eben fertig sei, deren Text er selber gedichtet habe: sie heiße Nausikaa. Ich erfuhr, daß N<ausikaa> zuletzt sich in's Meer wirft und sich dem Poseidon zum Opfer bringt. Ein andres Werk von ihm „die Studenten von Salamanca" sei von 3 deutschen Bühnen angenommen, und er werde deshalb wohl nach Deutschland reisen müssen. Er hatte die Absicht gehabt, der Nausikaa wegen nach Griechenland zu gehen, aber der englische Consul Brown habe ihm klar gemacht, daß man „dies näher haben könne" und zwar — bei Porto fino. Er hat in einem gut eingerichteten Castell daselbst, das jenem Consul gehört, ganz allein gelebt und die Nausikaa componirt. — Vielerlei gieng mir bei diesen Dingen durch den Kopf. Er scheint den Umgang mit mir zu wünschen, es ist eine Ahnung in ihm, daß es bei mir irgend welche Griechische und auch wohl Goethische Hoffnungen giebt. — Aber er gefällt mir noch gar nicht. Haben Sie je von ihm gehört?

Bungert heißt er.

Endlich, lieber Freund: ich bin ganz zweifelhaft geworden, ob mein Werk, von dem ich Ihnen in einem meiner letzten Briefe schrieb, gedruckt wird. Es giebt Hindernisse. — Und alle Dinge haben Zeit oder sollten sie haben.

Nun wieder in's Bett.

Mit herzlichem Gruß und Wunsch
F.N.

Salita delle Battestine

8, interno 4.

[«]

388. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 9. März 1883>

Soeben kam „Gsell-Fels Italien“ bei mir an. —

Ich leide gräßlich am Kopfe, Tag für Tag.

Es schneit, seit gestern Abend. Gab es je so viel Schnee in Genua? So war’s, als ich von Leipzig abreiste.

Ein deutscher Componist, Herr Bungert, hat mich besucht; zum ersten Male, daß mich Jemand hier besucht. — Was denkt man über seine Musik bei Euch? — Ich lag zu Bett mit verbundenem Kopfe, und er hat mich ein paar Stunden auf das Beste unterhalten — er erzählte mir seine Opern, die er selbst gedichtet hat, namentlich seine Nausikaa (er lebte in Porto fino) Es ist ein Dichter. —

(Eben blitzt und donnert es). Dein Freund

F.N.

[«]

388a. An August Bungert in Genua (Widmung)

Genua, 14. März 1883

Wer viel einst zu verkünden hat,
Schweigt viel in sich hinein:
Wer einst den Blitz zu zünden hat,
Muss lange — Wolke sein.

[«]

389. An Paul Deussen in Oberdreis

<Genua, 16. März 1883>

Das ist schön, lieber alter Freund! So soll man's machen: alle seine sieben Kräfte einzeln entfalten und zuletzt zusammen nehmen und mit sieben Pferden nach Einem Ziele fahren. Da mußte Viel in einem Menschen zusammenkommen, um eine solche Vedanta-Lehre uns Europäern offenbaren zu können; und ich preise nicht am wenigsten, alter Freund, daß Du nicht verlernt hast, tüchtig zu arbeiten. Hieß nicht eine der drei Musen Μελέτη? Der Himmel weiß es: ohne rechtschaffenen Fleiß wächst nur Unkraut aus der schönsten Anlage. In der Nähe gesehn soll auch der beste Künstler sich nicht vom Handwerker unterscheiden. Ich hasse das Lumpengesindel, das kein Handwerk haben will und den Geist nur als eine Feinschmeckerei gelten läßt.

Es macht mir großes Vergnügen, einmal den klassischen Ausdruck der mir fremdesten Denkweise kennen zu lernen: dies leistet mir Dein Buch. Es kommt darin Alles auf's Naivste an's Licht, was ich in Hinsicht auf diese Denkweise geargwöhnt habe: ich lese Seite für Seite mit vollkommner „Bosheit" — Du kannst Dir keinen dankbareren Leser wünschen, lieber Freund!

Der Zufall will, daß man gerade jetzt ein Manifest von mir druckt, welches ungefähr mit derselben Beredsamkeit Ja! sagt, wo Dein Buch Nein! sagt. Das ist zum Lachen; aber vielleicht thut Dir's wehe, und ich bin mit mir noch nicht einig, ob ich es Dir schicken werde. Um Dein Buch machen zu können, durftest Du nicht so über alle Dinge denken wie ich; und Dein Buch mußte gemacht werden. Folglich — — — — — — — —

Von Herzen dankbar
Friedrich Nietzsche.

[«]

390. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 16. März 1883>

Lieber Freund, es hat sich Nichts verbessert, der Kopfschmerz arbeitet jeden Tag von ½ 12 bis Abends um 7, ich bin fast immer zu Bett, ein Paar Stunden des Vormittags abgerechnet. Dazu haben wir Winter; und eine ganze Woche Sonne war nicht im Stande, den Schnee Genua's abzuthauen. Mein Arzt widerräth mir Genua, seiner Winde wegen, welche auf mein Gehirn wirken, auch wenn ich im Zimmer bin. Er empfiehlt mir Süd-Spanien. Ich bin ruhig, aber von der schwärzesten Melancholie. Mein Leben ist in allen Fundamenten mißrathen, ich empfinde das jeden Augenblick — und ebenso, daß es so kommen mußte, und daß es meine einzige „Existenzform“ ist.

Herr Bungert und ich, zwei brave Genuesen — wir haben nun 3 Jahre in der größten Nachbarschaft gelebt (auch diesen Winter wieder, in Santa Margar.) — und nichts von einander gewußt. Er führt meine Schriften mit sich herum und hat Vieles „hinter sich“ gelassen, was auch wir „hinter uns“ gelassen haben zB. Schopenhauer. Wenn mich nicht Alles täuscht, so gehört diese neue Bekanntschaft zu den ausgesuchtesten, die mir der Zufall schenken konnte. Er ist selbständig; ich fand nichts Krankhaftes bisher an ihm. Er hat Feuer im Leibe und Muth zu den größten Aufgaben; seine Grundsätze sind streng und den unsern so verwandt als möglich. „Die Studenten von Salamanca“ (aus dem Gil Blas genommen) sind in einem neuen Stile componirt: lange geschlossene symphonische Formen. Was ich von ihm hörte, machte mir im hohen Maaße den Eindruck des Reifgewordenen; er verlangt von einem Stücke, daß jede Note zuletzt dran nothwendig sei und nicht durch eine andre ersetzt werden könne. Es ist ein Dichter; er hat den Kopf voll der griechischen Heroensage, und seine Entwürfe sind jener Welt von Empfindungen entnommen, in der Aeschylus und Sophokles dichteten. Eine Niobe schwebt ihm als sein Äußerstes vor der Seele. — Der germanischen Sage ist er abgeneigt. Von jetzt lebenden italiänischen Dichtern liebt er Stecchetti („Postuma“), und seinetwillen wird er wohl später in Bologna leben. Vorgestern war sein Geburtstag, was zufällig herauskam; ich war den Abend bei ihm, und er spielte mir neue Stücke zB. Genova la superba. Er hat viel italiänische Lieder componirt. Früher gehörte er nach seinem Geschmacke zu den Ultra-Romantikern und Anhängern des „letzten“ Beethoven; aber er hat viel erlebt und sich viel verwandelt. Es ist ein Rheinländer der Abkunft nach. —

So! — Das nenne ich „schwatzen"! — Von Teubner in Leipzig niente. —

Himmel! Was ist das Leben für eine kuriose Erfindung! —

Der Tod Wagner’s ist mir eine große Erleichterung. — Privatissime: es steht bevor, daß ich für ein Jahrzehnd „von der Welt verschwinde“. Aber die Gesundheit redet ihr Wort

Von Herzen der Ihre
F.N.

[«]

391. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 20. März 1883>

Mein lieber Freund,

ich schreibe Ihnen gleich noch ein Paar Worte über Hr. Bungert und schicke auch zugleich etwas Musik von ihm an Sie ab (ich selber kenne dieselbe noch nicht.) Mit seinen gedruckten Sachen steht er bei op. 27; nun ist aber die ganze Genueser Ausbeute noch unedirt. Er lebt von dem, was man ihm für seine Musik bezahlt (man bezahlt sehr viel), hinzugerechnet, daß er wöchentlich etwa 4 Stunden giebt. Er besitzt einen herrlichen Flügel, ein Pianino und eine „comfortable“ Einrichtung für 2 Zimmer — alles erworbenes Hab und Gut; auch eine gute Bibliothek — für griechische Tragödie und für Homer viel Philologisches; dann eine Menge Lyriker. Er hat Vorlieben für Unbekanntes auch innerhalb der deutschen Litteratur; es scheint wirklich das Beste unbekannt, wenigstens mir unbekannt zu bleiben.

In Bezug auf Gedichte ist mir seine Cultur ganz erstaunlich. Wie stark und wie geistreich weiß er einem Gedichte beizukommen! Aber die Musiker sollten auch billigerweise die besten Interpreten sein.

„Wirkung“ seiner Musik auf mich? Ach, Freund, ich bin langsam in der Liebe, ich empfinde das Fremde zu lange, wie alle Einsamen thun; aber ich gebe mir Mühe. Ich sagte ihm neulich, der wahre Künstler sei der, welcher „mit Vernunft rase“; so scheint es mir bei ihm zu stehn und ich habe meine große Freude dran. Sein Affekt geht leicht in die Höhe, und es ist nichts Gewolltes und Geschraubtes daran; auch ist er allen „hysterischen“ Leidenschaften herzlich feind. Es scheint mir, daß er jetzt „machen kann“, was er will; dies ist seine Gefahr; er muß sich durch große Aufgaben erziehn. Das Leben hat ihm vor 3 Jahren die tiefste Wunde gemacht; er meinte, man wachse nur durch große Verluste: erst seitdem hat er seine dramatischen Ziele. Sein nächster Freund ist der Bildhauer Cauer in Rom. Er ist entschlossen von Charakter und kein Schmeichler; die Kellner mögen ihn, obwohl er sie etwas mißhandelt. Er besucht keine Gesellschaften, aber man legt, wie es mir scheint, hier großen Werth darauf, ihn einmal bei sich zu haben; besonders die Familie des deutschen Consuls Leupold und Engländer. Vorgestern überraschte er mich durch die Schnelligkeit, mit der er ein Lied componirte, das ihm die Königin von Rumänien zusandte: es hieß „Alpenglühen“ — nachdem ich es vier Mal singen gehört hatte, schien es mir ein sehr gutes Gedicht. (Besagte Dame wird in Pegli erwartet.) Für den Frühling geht er nach Deutschland, um seine Gil-Blas-Oper aufzuführen (sie ist in Leipzig und Köln angenommen; er corrigirt eben Partitur- und Klavierauszug-Abschriften. Den Klavierauszug hat Blomberg gemacht: wissen Sie aus Basel noch, wer das ist?)

— Ganz unter uns, lieber Freund: der Ort, wohin ich mich zurückziehn werde, ist Barcelona in Spanien, vom Herbste an. Ich will meine Lebensaufgabe schon zu Ende führen — aber damit ist das nicht widerlegt, was ich im letzten Briefe andeutete. (Ich leide viel zu viel, und ich entbehre — Alles!)

Noch fällt mir ein: Bungert findet die Orchestration von Carmen außerordentlich, höchstens zu raffinirt; er erzählte, daß Hector Berlioz selber bei dieser Partitur sehr die Hand im Spiel gehabt habe. — Was seine eigne Orchestration in der Gil-Blas-Musik betrifft, so fürchtet er, daß sie „zu schwer“ ist. — Es giebt eine Ouvertüre „Tasso“ von ihm und eine Symphonie (ungedruckt).

So! Mein lieber alter Freund, ein geschwätziges Brieflein.

Allerschönsten Dank!

Ihr F. N.
(krank)

[«]

392. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 22. März 1883>

Mein lieber Freund,

gestern Abend hörte ich wieder Carmen — es war vielleicht die zwanzigste Aufführung in diesem Jahre, das Haus gestopft voll, wie immer: es ist hier die Oper der Opern. Sie sollten die Todtenstille hören, wenn den Genuesen ihr Leibstück gespielt wird — das Präludium des 4ten Aktes, und das Bis-Geheul hinterdrein. Auch die „Tarantelle“ gefällt ihnen sehr. Nun, alter Freund, auch ich war wieder ganz glücklich, es bewegt sich bei dieser Musik irgend ein tiefer tiefer Grund in mir, und ich nehme mir immer dabei vor es auszuhalten, und lieber noch meine äußerste Bosheit auszuschütten als an mir — zu Grunde zu gehen. Ich dichtete fortwährend dabei Dionysos-Lieder in denen ich mir die Freiheit nehme, das Furchtbarste furchtbar und zum Lachen zu sagen: dies ist die jüngste Form meines Wahnsinns. Wenn ich nur diesem Herrn Gumbert, Pardon! Bungert etwas von dieser Musik beibringen könnte, hinzu zu seinem Schumann- Brahmsschen Schwebe-Idealismus, den ich auf die Dauer nicht aushalte: es fehlen die

Knochen. Ich glaube, wir haben uns bereits etwas von einander „entfernt“; und als ich Carmen wieder hörte, war ich noch „entfernter.“

Ah diese verfluchte Gesundheit! Ich liege zu Bett und stehe auf, um mich wieder zu legen. Noch kein Spaziergang. Alle 2 Tage schwätze ich mit Dr. Breiting über Physica und Medica, — das thut mir wohl.

Sie schrieben zuletzt vom „Hochgebirge“? So denke ich auch; ich will an die Südseite des Montblanc, nach Cour majeur. Aber vor Mai geht das nicht. Und wie soll ich bis Mai noch leben! So viele Tage!

Verzeihung, daß ich so oft schreibe: ich vertraue jetzt so wenig Menschen.

In Treue
F N.

[«]

393. An Franz Overbeck in Basel

<Genua, 22. März 1883>

Mein lieber Freund, mir ist zu Muthe, als hättest Du mir lange nicht geschrieben. Aber vielleicht täusche ich mich, die Tage sind so lang, ich weiß gar nicht mehr, was ich mit einem Tage anfangen soll: es fehlen mir alle „Interessen“. Im tiefsten Grunde eine unbewegliche schwarze Melancholie. Im Übrigen Müdigkeit. Zumeist zu Bett; auch ist es das Vernünftigste für die Gesundheit. Ich war recht mager geworden, man wunderte sich; jetzt habe ich eine gute trattoria und will mich schon wieder herausfüttern. Aber das Schlimmste ist: ich begreife gar nicht mehr, wozu ich auch nur ein halbes Jahr leben soll, Alles ist langweilig schmerzhaft degoutant. Ich entbehre und leide zu viel und habe einen Begriff von der Unvollkommenheit, den Fehlgriffen und den eigentlichen Unglücksfällen meiner ganzen geistigen Vergangenheit, der über alle Begriffe ist. Es ist Nichts mehr gut zu machen; ich werde nichts Gutes mehr machen. Wozu noch etwas machen! —

Das erinnert mich an meine letzte Thorheit, ich meine den „Zarathustra“ (Ist es jetzt deutlich zu lesen? Ich schreibe wie ein Schwein) Es passirt mir alle Paar Tage, daß ich es vergesse; ich bin neugierig, ob es irgend einen Werth hat — ich selber bin in diesem Winter unfähig des Unheils und könnte mich im allergröbsten Sinne über Werth und Unwerth täuschen. Übrigens höre und sehe ich Nichts davon: äußerste Schnelligkeit war meine Bedingung des Drucks. Nur meine allgemeine Müdigkeit hat mich Tag für Tag verhindert, den ganzen Druck abzutelegraphiren;

ich warte mehr als 4 Wochen auf Correcturbogen, es ist unanständig, mich so zu behandeln. Aber wer ist denn noch anständig gegen mich! So nehme ich's denn hin. —

Der Winter verzögert sich dies Jahr um ein, zwei Monate. Sonst würde ich dran denken können, bald etwas in die Berge zu gehen und Höhenluft zu versuchen. Genua ist nicht das Rechte für mich; so findet Dr. Breiting.

Ich bin auch noch keinen Schritt spazieren gewesen. Die Nächte schwitze ich. Der tägliche Kopfschmerz ist milder geworden, aber immer noch regelmäßig.

Ich habe neulich Liebermeister's im Hôtel de Gênes besucht; sie sind jetzt in Santa Margherita.

Hoffentlich bist Du mit Deiner lieben Frau in guter Stimmung, das Leben ist Euch wahrlich nicht mißrathen, ich denke mit Vergnügen daran.

Dein Freund
F N.

[«]

394. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 24. März 1883>

Mein lieber Freund, Sie haben mich sehr erbaut mit Ihrem Briefe! Nichts höre ich von Ihnen lieber als Ihre Versprechungen, es sei denn Ihre Erfüllungen, ich meine Ihre Musik. Ich habe gar nicht daran gedacht, daß Sie etwas von B<ungert> zu lernen hätten; und wenn ich von Ihnen im Gespräche ein Wort sagte (natürlich mit jedem Grad von Vorsicht), so nannte ich Sie immer den „Freund meiner Hoffnung". — In Bezug auf die **jetzige** und bevorstehende deutsche Cultur — also abgesehn von uns „Zukunfts-Musikern" — giebt mir B<ungert> Manches zu denken. Sehen Sie, da ist jetzt, abseits von dem Wagnerianismus, in Deutschland eine Musik-Empfindung obenauf, die sich eben, in Gestalt B<ungert>s, der Bühne bemächtigen will; die Vertreter derselben betrachten sich als erwachsen aus Beethoven und Schumann und haben darin Recht. (il motivo ist auch beim „letzten Beethoven" abhanden gekommen, sein Mangel charakterisirt allen deutschen „Idealismus", zB. auch die Idealistinnen wie M<alwida> von Meysenbug) Jene Vertreter fühlen sich als die Erben der deutschen Lyrik (Goethe — Heine — Daumer), ihr typisches Verhältniß ist in Bettina von Arnim ausgedrückt (— die sollten sie als ihre Heilige verehren!) — es ist das Verhältniß Goethe : Beethoven, oder vielmehr etwas Drittes, worin diese Beiden in ein Verhältniß kommen. Nun ist mir äußerst interessant, daß dieser lyrisch-romantische Geist, der in Deutschland jetzt der Fürsprecher der Sinnlichkeit ist, die Griechen hinzunimmt und zum ersten Male **Homer** zum Tönen bringen will. Dieses allgemeine Erlebniß der deutschen Cultur hat in Goethe's Erlebnissen seine Vorgeschichte. Geht es gut, so kommt so etwas heraus dabei, wie „Hermann und Dorothea“ in Musik: auf mehr warte und hoffe ich nicht dabei. (Ganz persönlich genommen, ist mir diese deutsche Zukunft ziemlich gleichgültig, wie „Hermann und Dorothea“) An „Melodie“ wird es fehlen, hier wie dort, ich meine bei den Wagnerianern. Aber man wird das Gegentheil glauben. —

Ich dachte darüber nach, was eigentlich das ist, was Sie il motivo nennen. Ich dachte beinahe, es sei Musik, die man nicht macht, sondern die man nimmt: Volks-Musik. Man hat jetzt nachgewiesen, daß die beliebtesten Arien Bellini's (auch Paesiello's) ihr Motiv aus Liedern haben, die man um Catania herum singt. (Homer nahm die Motive zusammen, über die ein paar Jahrhunderte alle Rhapsoden gesungen hatten.) „Il motivo“ scheint mir, auf musikalischem Gebiete das zu sein, was man „Sprichwort“ nennt. Was meinen Sie? — Dabei fällt mir mein „Zarathustra“ ein. —

Man trinkt in Genua Bier.

Was Spanien betrifft, so ist Ihr Argument auch ein Argument gegen Genua. — Lieber Freund, die Wahl Barcelona's ist das letzte Ergebniß meiner klimatologischen Studien und beinahe die Entscheidung eines Verzweifelnden. Ich überlebe einen solchen Winter, wie diesen nicht wieder, sondern würde mir, wenn wieder mir auf so lange der Himmel verhüllt bliebe, unfehlbar das Leben nehmen. Sie kennen mich glücklicherweise hierin nicht; es ist nicht leicht möglich, mehr zu leiden als ich diesen Winter gelitten habe. Und „es hieng am Wetter!“ — — sagt mein Mephistopheles.

Von ganzem Herzen
Ihr F N.

Zuletzt wollen wir B<ungert> nicht Unrecht thun: das Heft Lieder gehört in seine Vor-Genueser Zeit — er hat Hunderte von Liedern gemacht, und auch jetzt noch 100 ungedruckt „auf Lager“.

[«]

395. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

Genua, Ostern <25. März> 1883.

Werther Herr Verleger,

ich bin Gift und Galle gegen Sie oder Teubner oder die ganze verfluchte Druckerei. Man soll halten, was man verspricht, oder nicht versprechen.

Der Druck sollte beendet sein — ich sandte das M<anu>s<kript> am 14 Februar ab. Und ich habe noch keinen Bogen! So raubt man mir Monate; ich kann ja nichts anfangen, so lange so ein „Druck“ auf mir liegt. — Ich will nicht ein Wort mehr hinzufügen

Nietzsche.

[«]

396. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

Genua, <1.>April 1883

Werther Herr Verleger,

es thut mir wohl, daß ich keinen Grund habe, auf Sie böse zu sein. Was Teubner’s betrifft — so geben mir diese zu verstehen, daß ein Brief von mir verloren gegangen sein müsse. Thatsache ist, daß ich unmittelbar nach Empfang der Druckprobe meine Zustimmung brieflich an Teubners gemeldet habe; ich habe nicht eine halbe Stunde verstreichen lassen. —

Diese fünf Wochen unnützen Aufenthaltes in dieser windigen feuchten und durchfrorenen Stadt sind meiner Gesundheit zum Verhängniß geworden. Fünf Wochen Fieber und Chininessen. Fast immer zu Bett.

Ihr
Nietzsche.

Denken Sie doch über das Titelblatt nach! Teubners sind in Dingen der Form wahre Tölpel.

[«]

397. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 2. April 1883>

Lieber Freund Köselitz, nehmen wir an, daß es jetzt wieder aufwärts geht — vergessen und verbrennen Sie den Unsinn meiner diesjährigen Briefe und glauben Sie kein Wort von alledem, was ein kranker Mensch spricht. Ihr letzter Brief war wieder so reich an kräftigen Einsichten — ich schämte mich ordentlich, daß Sie derlei als Antwort auf meine todtmüde Bett-Briefschreiberei mir sendeten. Natürlich haben Sie Recht, und ich bin ein Unwissender in Dingen der musica. Alle meine Erinnerungen sind hierin zehn bis 20 Jahre alt; und damals war ich noch ein Andrer, oder vielmehr: ich war damals gewiß noch nicht „ich selber". — Es ist Schade, daß ich Ihnen das Liederheft Bungert's sendete, ich wußte nicht, was darin stand und wollte ihn wahrhaftig nicht bei Ihnen herabsetzen. Ich halte ihn für etwas — er ist sehr fleißig und unangenehm. Was muß ich aber für Unsinn geschrieben haben, daß Sie glauben konnten, er betrachte Beethoven als überwundenen Standpunkt — und ebenso, daß er eine tiefe Wirkung von mir aus erfahren habe? Von Beidem ist das Gegentheil wahr; es verdrießt mich, ihn derart bei Ihnen „verleumdet" zu haben. Was Beethoven betrifft, so gehen meine Erinnerungen auf Tribschen zurück. W<agner> liebte die letzten Quartette sehr, er wollte mit ihnen demonstriren, daß Beeth<oven> sich aus der Form nichts mehr gemacht habe; „er hätte hier oder auch dort aufhören können" — sagte er wohl bei einem Stück. Das allerletzte Quartett ist, wenn ich mich recht erinnere, eine Ausnahme, nach dem Urtheil der Wagnerianer ein „Rückschritt". — Lieber Freund, für all diese Dinge, wie sie in Wahrheit stehen, müssen Sie mir erst wieder Ohren machen.

Ich dachte oft, daß jetzt für mich die rechte Zeit gekommen sei, mich an Haydn's Quartetten zu erquicken. Die letzten Beethovenschen sind, nach meiner Erinnerung, als Ganzes eine undeutliche und launenhafte Musik: an einigen Stellen steht freilich der Himmel offner als irgendwo. (Damals sagte ich „das sind Behauptungen, aber keine Beweise: das ist ‚gesetzt', aber nicht — componirt")

Zarathustra kommt jetzt an die Reihe. Was stand ihm im Wege? Eine halbe Million christlicher Gesangbücher, die Teubner bis Ostern fertig machen mußte. Unter welche Rubrik gehört eigentlich dieser „Zarathustra"? Ich glaube beinahe, unter die „Symphonien". Gewiß ist, daß ich damit in eine andere Welt hinübergetreten bin — der „Freigeist" ist erfüllt. Oder?

Von Herzen
dankbar Ihr Nietzsche.

(Ich bleibe bis zum 25ten hier.)

[«]

398. An Franz Overbeck in Basel

<Genua, Anfang April 1883>

Mein lieber Freund Overbeck, ich weiß Deinem guten Briefe nichts zu erwidern als: es geht vorwärts. Mit dem Leben bin ich diesmal noch davon gekommen: nun will ich auch noch mit der Gesundheit davonkommen. — So stand es immer mit meinen Erleb- und Erleidnissen: gesetzt ich halte sie aus, so werden sie mir noch zum Gewinn. Ich bin jetzt viel klarer und entschlossener als im vorigen Jahre, und als sehr sehr gebranntes Kind habe ich eine sehr klare und entschlossene Scheu vor dem Feuer: das will in meinem Falle sagen: Menschenscheu. Selbst in diesem letzten Monate (in Genua), der mich mit 4,5 Menschen bekannt gemacht hat, haben sich meine Erfahrungen wiederholt und bestätigt. Hundertmal habe ich mir gesagt, daß das wesentliche Genesungsmittel in den letzten drei Jahren die Enthaltung von allem Verkehre war. Jetzt ist Genua für mich „verspielt und verthan“. Ich bin stolz genug für ein unbedingtes incognito, selbst in ärmlichen Verhältnissen: aber halb geehrt, halb geduldet, halb verwechselt fühle ich mich wie in der Hölle — dazu bin ich nicht „stolz genug“. — Dein Vorschlag im letzten Briefe ist bei weitem das Acceptabelste von Vorschlägen, die mir neuerdings gemacht sind (Jakob Burckhardt hat mich sehr eindringlich aufgefordert, „Weltgeschichte ex professo zu dociren“ — mit Hindeutungen auf seinen Lebensabend) Aber warten wir erst noch Zarathustra ab: ich fürchte, keine Behörde der Welt wird mich darnach noch zum Lehrer der Jugend haben wollen. Übrigens — was stand diesem meinem Zarathustra im Wege? Eine halbe Million christlicher Gesangbücher! Aber jetzt komme ich bei Teubner an die Reihe (weshalb ich bis zum 25ten des Monats noch hier bleiben werde). — Verhältnißmäßig passe ich sehr gut nach Basel und zu den Baslern (besser als Du, liebster Freund!) Auch hier ist der Basler Dr. Breiting mir bei weitem der zuträglichste Verkehr. (Ich aß gestern mit ihm in seinem Hospital, das er commandirt und besuchte mit ihm die Kranken) Aber das Clima Basels ist mir ganz unmöglich, nach einem halben Jahre bin ich wieder halbtodt. Ich brauche reinen Himmel — sonst gehe ich an meinem gräßlichen Temperament zu Grunde (In allen Lebensaltern war der Überschuß des Leidens ungeheuer bei mir)

Zuletzt: es ist **möglich**, daß ich mit diesem Winter in eine neue Entwicklung eingetreten bin. Zarathustra ist etwas, das kein lebendiger Mensch außer mir machen kann. Vielleicht habe ich jetzt erst meine beste Kraft entdeckt. Selbst als „Philosoph“ habe ich meine wesentlichsten Gedanken (oder „Tollheiten“); noch nicht ausgesprochen — ach, ich bin so schweigsam, so versteckt! Aber gar als „Dichter"! Meine Philologie habe ich vergessen; ich hätte was Besseres in meinen 20-ger Jahren lernen können! Ach, was ich unwissend bin! —

Im Sommer Wald und Hochgebirge, im Herbst Barcelona — das ist das Neueste. Geheim zu halten!

In treuer Freundschaft
F N.

[«]

399. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Genua>, Dienstag <2. April 1883>

Werthester Herr Verleger

„es steht nicht in meiner Macht“, den Zarathustra-Text zu Gunsten der ängstlichen Leipziger zu verändern — und es freut mich zu hören, daß Sie selber in dieser Beziehung mich und meine Unabhängigkeit vertreten haben. Was übrigens „den Staat“ betrifft: so weiß ich, was ich weiß. Mag man mich zu den „Anarchisten“ rechnen, wenn man mir übel will: aber gewiß ist, daß ich europäische Anarchien und Erdbeben in ungeheurem Umfange voraussehe. Alle Bewegungen führen dahin — Ihre antijüdische eingerechnet.

Aus einiger Entfernung gesehn sieht der „Antisemitismus“ ganz und gar so aus wie der Kampf gegen die Reichen und die bisherigen Mittel, reich zu werden.

Verzeihung! Wie komme ich dazu zu politisiren! —

Was das Titelblatt zu Zarathustra betrifft: so schlage ich diesmal etwas Neues vor, nämlich daß darauf gar nichts weiter steht als

Also

sprach Zarathustra.

Sehr groß natürlich und in rother Farbe, auf blaßgrünem Grunde. Was urtheilen Sie?

Eine vorläufige Anzeige durch die Augsburger Zeitung würde ich rathsam finden. Ja keine Reclame, lieber Herr Schmeitzner — es würde der „übermenschlichen“ Vornehmheit der Zarathustra-Tendenzen Abbruch thun.

Sie sprachen in Ihrem letzten Briefe von Geld-Überfluß oder etwas Ähnlichem. Wenn es Ihnen bequem fällt, so hätte ich gerne das Honorar hierher und bald — und zwar in französischem Papier. Gesetzt, daß es 6 Bogen werden, so betrüge die Summe gerade frs. 300.

Bitte, es in einem recommandirten Briefe zu senden, an meine angegebene Adresse, ohne eine Bezeichnung, daß Geld darin ist. Bisher habe ich auf diese Art mir alles Geld schicken lassen. —

Treiben Sie ja doch die Druckerei vorwärts! Ich will Genua verlassen und mit Schiff: und vorher soll Alles fertig corrigirt sein!

Mit herzlichem Gruß und Dank der Ihre
Nietzsche

Schlimmer als „starke Ausdrücke“ sind — „schwache Ausdrücke"!

(Auch ein Probeblatt des Umschlags (des Titels) soll Teubner schicken!)

[«]

400. An Malwida von Meysenbug in Rom

<Genua, um den 3/4. April 1883>

Verehrte Freundin,

inzwischen habe ich meinen entscheidenden Schritt gethan, Alles ist in Ordnung. Um einen Begriff davon zu geben, worum es sich handelt, lege ich den Brief meines ersten „Lesers“ bei — meines ausgezeichneten Venediger Freundes, der auch diesmal wieder mein Gehülfe beim Druck ist. —

Ich verlasse Genua, sobald ich kann und gehe in die Berge: dieses Jahr will ich Niemanden sprechen.

Wollen Sie einen neuen Namen für mich? Die Kirchensprache hat einen: ich bin — — — — — — — — der Antichrist.

Verlernen wir doch ja das Lachen nicht!

Ganz ergeben der Ihre
F. Nietzsche.

Genova, Salita delle Battestine 8 (interno 4).
Diese Adresse ist im strengsten Sinne **nur** für Sie.

[«]

401. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 6. April 1883>

Lieber Freund,

beim Lesen Ihres letzten Briefes überlief mich ein Schauder. Gesetzt, Sie haben Recht — so wäre also mein Leben doch nicht mißrathen? Und gerade jetzt am wenigsten, wo ich es am meisten geglaubt habe?

Andererseits gab mir Ihr Brief das Gefühl, daß ich nun nicht mehr lange zu leben habe — und es soll so gut sein! Sie glauben, lieber Freund, es nicht, was für einen Überschuß von Leiden mir das Leben abgeworfen hat, in allen Zeiten, von früher Kindheit an. Aber ich bin ein Soldat: und dieser Soldat ist zuguterletzt noch der Vater Zarathustra's geworden! Diese Vaterschaft war seine Hoffnung; ich denke, Sie empfinden jetzt den Sinn des Verses an den Sanctus Januarius „der du mit dem Flammenspeere meiner Seele Eis zertheilt, daß sie brausend nun zum Meere ihrer höchsten Hoffnung **eilt**" — —

Und auch den Sinn der Überschrift „incipit tragoedia". —

Genug davon. Ich habe vielleicht keine größere Freude in meinem Leben gehabt als Ihren Brief. —

Nun geben Sie mir einen Rath. Overbeck besorgt sich um mich (geben Sie ihm doch etwas Vertrauen auch in Bezug auf Zarathustra) und hat mir jüngst den Vorschlag gemacht, ich möchte wieder nach Basel zurückkehren und zwar nicht an die Universität; aber etwa als Lehrer am Pädagogium weiterwirken (er schlägt mir vor, „als Lehrer des Deutschen") Dies ist sehr gut und fein empfunden, ja es hat mich beinahe schon verführt: meine Gegengründe sind Gründe von Wetter und Wind usw. O<verbeck> meint, daß es schon „Anknüpfungspunkte" geben würde, falls ich dieses Willens sei; man hat mich gut im Gedächtniß, und, die Wahrheit zu sagen, ich bin nicht der schlechteste Lehrer gewesen. Meine Augen und die geringe Arbeitskraft meines Kopfes in Hinsicht auf Dauer wollen in Rechnung gebracht sein: ebenso die Nähe J<acob> Burkhardts, eines der **wenigen** Menschen, mit dem zusammen ich mich wirklich wohl fühle.

In diesem Sommer will ich einige Vorreden zu neuen Auflagen meiner früheren Schriften machen: nicht als ob neue Auflagen bevorstünden, sondern damit ich noch zur rechten Zeit besorge, was zu besorgen ist. Gar zu gerne möchte ich auch noch den Stil meiner älteren Schriften reinigen und klären; aber das ist nur bis zu einer gewissen Grenze möglich. —

Was macht der Apulische Hirtenreigen? —

Mich ekelt davor, daß Z<arathustra> als Unterhaltungs-Buch in die Welt tritt; wer ist ernst genug dafür! Hätte ich die Autorität des „letzten Wagner", so stünde es besser. Aber jetzt kann mich Niemand davon erlösen, zu den „Belletristen" geworfen zu werden. Pfui Teufel! —

Treulich und dankbar
Ihr Freund Nietzsche.

[«]

402. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 17. April 1883>

Nun machen gar noch Sie, lieber Freund, „spanische Schlösser" wie man in Frankreich sagt — und zwar neuspanische, mexikanische. Ich freue mich darüber! Wir werden dem jetzigen Europa fremd; damit dies Gefühl ein positivum werde, etwas Kräftiges und Schaffendes, wäre es freilich rathsam, es mit der räumlichen Entfremdung zu verstärken. Inzwischen haben wir Beide Grund zu warten: und ich wahrscheinlich doch eher in Barcellona als in Basel. Man verspricht mir für B<arcelona> reinen Himmel und wesentlich nördliche Winde; das Neueste aber ist, daß Genua sich eine direkte allwöchentliche Verbindung mit B<arcelona> herstellt — eine Folge der Gotthardbahn — wodurch uns Barcellona (c. 30 Stunden Fahrt) so nahe gerückt ist wie Neapel. — Ich bemerke ausdrücklich, daß bei dem Overbeckschen Vorschlage gar nicht der Gesichtspunkt materieller Versorgung maaßgebend gewesen, vielmehr der einer Beschwichtigung des Gemüths. Das letzte Jahr hat mir auf Ein Mal so viele Anzeichen davon gegeben, daß man (eingerechnet meine „Freunde" und Angehörigen) mich, mein eigentliches Leben und Thun, **verachtet**; und ich bin nicht „gemacht" zum Ertragen der Verachtung. In der That ist es äußerst zweifelhaft, ob ich jetzt ein „nützlicher“ Mensch bin; wer mich nicht als einen „schädlichen“ ansieht, der doch ganz gewiß als einen höchst überflüssigen Nichtsthuer. Mit „Zarathustra“ gerathe ich nun gar noch unter die „Litteraten“ und „Schriftsteller“, und das Band, das mich mit der Wissenschaft verknüpfte, wird als zerrissen erscheinen. —

Bemerken Sie doch, lieber Freund, daß Heinze bei weitem mein bester Fürsprecher in Universitätskreisen ist: er fällt damit auf und setzt sich dem Argwohne aus. Ich habe ihn gern: es ist eine sehr reinliche wohlmeinende und gerade Art. In Schulpforta war er noch mein Lehrer. Daß er nach Basel berufen wurde, war wesentlich mein Werk; und da ereignete sich das curiosum, daß ich, damals Dekan der philosophischen Fakultät, meinen früheren Lehrer „einzuführen“ hatte. —

Mit Rée habe ich „abgeschlossen": d. h. ich habe mir die Widmung seines Hauptwerks — verbeten. —

Ich will mit Niemandem mehr verwechselt werden.

Meine Erfahrungen in den letzten Wochen haben mir bestätigt, daß die 2-jährige absolute Enthaltung vom Verkehre hier in Genua das Hauptmittel meiner leiblichen Genesung gewesen ist. Die ärmlichste Einsamkeit soll mir recht sein: aber, nochmals, ich will nicht verwechselt werden.

Jene vorgeschlagene Basler Existenz ist mir nicht sicher genug, gerade auch in Hinsicht auf „Beschwichtigung des Gemüths“.

Ich habe, wohlerwogen, noch die Mittel, um 10 Jahre in meiner Weise zu leben. Das kommt von der Sparsamkeit. —

(Neulich imponirte mir ein buffo-Duett durch seinen Geist: hinterher hörte ich, daß es aus der Cenerentola sei.)

Treulich Ihr Freund N.

Von allen Menschen, die ich kenne, sind Sie der Einzige, an dessen Zukunft ich glaube und dessen Werden wirklich Etwas mit meinem Werden Gemeinsames hat. Deshalb darf ich Sie schon gelegentlich um Rath fragen. —

Ich lerne eigentlich jetzt erst Zarathustra kennen. Seine Entstehung war eine Art Aderlaß, ich verdanke ihm, daß ich nicht erstickt bin. Es war etwas Plötzliches, die Sache von 10 Tagen.

[«]

403. An Franz Overbeck in Basel

Genova, Mittwoch. <17. April 1883>

Lieber lieber Freund, inzwischen habe ich mir Deinen Vorschlag nochmals überlegt und auch den Venediger maestro zu Rathe gezogen. Das Wetter ist herrlich, meine Gesundheit und mein Muth immer im Wachsen: somit hat meine Überlegung einigen Werth. Es giebt viele ängstliche Zeiten für mich, über die ich schwer hinwegkomme; da zweifle ich denn auch am Werthe meiner Überlegungen und Entschlüsse. Sobald Gesundheit und Wetter sich aber aufheitern, gestehe ich mir immer ein, daß ich mit einem äußerst schmerzhaften Leben doch auf ein Ziel lossteure, um dessentwillen es sich schon lohnt, hart und schwer zu leben. Ich bin mir dessen deutlich bewußt: am schlechtesten ist mir immer bisher jedes Beiseitegehen von meiner Hauptsache bekommen, sei es selbst in Gestalt eines Berufs oder des Arbeitens für Andre (— in welche Rubrik, kurioser Weise, mein letzter Sommer und Herbst gehört) Und diesen Winter hat mich Nichts am Leben erhalten als das plötzliche Zurückspringen auf meine Hauptsache: da liegen meine Pflichten, wo ich an mich die schwersten Anforderungen stellen muß, da liegen auch meine Lebensquellen. Lehrer sein: ach ja, es wäre wohlthätig genug jetzt für mich (vorigen Sommer war ich's noch und empfand, wie gut dies zu mir passe) Aber es giebt etwas Wichtigeres, gegen das gerechnet mir auch ein nützlicher und wirkungsvoller Lehrer-Beruf nur als Erleichterung des Lebens, als Erholung gelten dürfte. Und erst, wenn ich meine Hauptaufgabe erfüllt habe, werde ich auch das gute Gewissen für eine solche Existenz, wie Du sie mir wünschest, finden. —

Aber vielleicht habe ich sie erfüllt?

Inzwischen kam Zarathustra, langsam, Bogen für Bogen, zum Vorschein. Ja, ich lernte ihn jetzt erst kennen! In jenen 10 Tagen seiner Entstehung hatte ich dazu keine Zeit. Wirklich, liebster Freund, es scheint mir mitunter, als ob ich gelebt, gearbeitet und gelitten hätte, um dies kleine Buch von 7 Bogen machen zu können! ja als ob mein Leben damit eine nachträgliche Rechtfertigung erhalte. Und selbst auf diesen schmerzhaftesten aller Winter sehe ich seitdem mit andern Augen: wer weiß, ob nicht erst eine so große Qual nöthig war, mich zu jenem Aderlaß zu bestimmen, als welcher dies Buch ist? Du verstehst, es ist sehr viel Blut in diesem Buche.

Darf ich Dich bitten, mir die 1000 frcs (in französischem Papier, s il [v]Vous plaît!) baldigst zu kommen zu lassen? An meine Adresse, Salita delle Battestine 8 (interno 4) und recommandirt, aber ohne Angabe des Inhaltes.

Sodann bitte ich Dich noch um die Adresse der verehrten Frau Rothpletz in München, der ich immer noch nicht Dank gesagt habe, daß sie mir so tröstlich zum 1 Januar schrieb. —

Herr Dr. Fuchs kann sich gratuliren, daß er einmal im Leben so gütig beurtheilt worden ist, wie von Dir in Deinem Briefe. Ich weiß etwas zu viel von ihm. —

Von Herzen Dir und Deiner lieben Frau zugethan

Dein Nietzsche.

Ich dankte Dir noch gar nicht für Deinen reichen ausführlichen Brief, den ich um so mehr zu schätzen habe als er Dich des Restes Deiner Mußezeit beraubt hat!

Wenn Du doch aus dieser Universitäts-Welt heraustreten könntest! Und zumal aus der schweren Luft der noch mehr verschränkten als beschränkten Basler!

Hier am Meere giebt es genug kleine Städte, wo man halb so billig und dreimal so gesund lebt als in Basel. —

[«]

404. An Malwida von Meysenbug in Rom

<Genua, um den 20. April 1883>

Wollen Sie nicht ein wenig mit lachen, hochverehrte Freundin? Ich lege eine Karte bei, vom Verfasser jenes Briefes — Erwägen Sie doch, es ist gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts! Und der Schreiber ist ein anscheinend vernünftiger Mensch ein Skeptiker — fragen Sie nur meine Schwester!

Es ist eine wunderschöne Geschichte: ich habe alle Religionen herausgefordert und ein neues „heiliges Buch“ gemacht! Und, in allem Ernste gesagt, es ist so ernst als irgend eines, ob es gleich das Lachen mit in die Religion aufnimmt. —

Wie geht es Ihrer Gesundheit? Ich war im Ausgange des Winters schlimm daran: ein heftiges Fieber hat mich fast fünf Wochen gequält und ans Bett gefesselt. Wie gut, daß ich allein lebe! -

Nicht wahr, Sie heben mir die beiden Curiosa auf oder senden Sie gelegentlich zurück? Bis zum 25ten bin ich (was ich im Grunde sehr bin) noch **Genuese**.

Von Herzen Sie verehrend
Nietzsche.

Die Bemerkung auf der Mitte der Karte ist gut. — In der That habe ich das Kunststück (und die Thorheit) „begangen“, die Commentare eher zu schreiben als den Text. — Aber wer hat sie denn gelesen? Ich meine: jahrelang studirt? Ein Einziger, so viel ich weiß: dafür hat er nun auch seine Freude am Texte.

In Deutschland fand ich voriges Jahr die Oberflächlichkeit des Urtheils bis zu dem Punkte des Blödsinns gereift, daß man mich mit Rée verwechselte. Mit Rée!!! Ich meine, Sie wissen, **was** das sagen will. —

[«]

405. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 21. April 1883>

Lieber Freund, in Hinsicht auf Ihre Karte erlaube ich mir, nicht ohne etwas Ironie, Schopenhauers Satz zu citiren: „Moral predigen — ist **leicht**“.

Ihre Bemerkung über „Räderwerk“ und „Organismus“ finde ich wahr. Es ist ein curiosum: ich habe den Commentar früher geschrieben als den Text. Versprochen ist Alles schon in „Schop<enhauer> als Erz<ieher>“; es war aber ein gutes Stück Weg von „Menschl<iches>, Allzum<enschliches>“ bis zum „Übermenschen“ zu machen. Wenn Sie jetzt einen Augenblick an die „fröhl<iche> Wiss<enschaft>“ zurückdenken wollen, so werden Sie lachen, mit welcher Sicherheit, ja impudentia darin die bevorstehende Geburt „annoncirt“ wird. —

Auf die Gefahr hin, Ihnen einen Augenblick des Ekels zu machen und unter der Bedingung, daß Sie diesen Brief sogleich verbrennen, rechtfertige ich mich wegen des Wortes „Verachtung“, das Sie zu stark und unglaubwürdig finden. Ich habe mich nie von der Meinung Anderer über mich führen lassen; aber mir fehlt die Menschenverachtung und die glückliche Mitgift des Bärenfells — und so bekenne ich, zu allen Zeiten des Lebens sehr an der Meinung über mich gelitten zu haben. Bedenken Sie, daß ich aus Kreisen stamme, denen meine ganze Entwicklung als verwerflich und verworfen erscheint; es war nur eine Consequenz davon, daß meine Mutter mich voriges Jahr einen „Schimpf der Familie“ und „eine Schande für das Grab meines Vaters“ nannte. Meine Schwester schrieb mir einmal, wenn sie katholisch wäre, so würde sie in ein Kloster gehn, um den Schaden wieder gut zu machen, den ich durch meine Denkweise schaffe; ja sie hat mir offne Feindschaft angekündigt, bis zu jenem Zeitpunkte, wo ich umkehren und mich bemühen werde, „ein guter und wahrer Mensch zu werden“. Beide halten mich für einen „kalten hartherzigen Egoisten“, auch Lou hatte von mir die Meinung, bevor sie mich näher kennen lernte, ich sei „ein ganz gemeiner niederer Charakter, immer darauf aus, Andre zu meinen Zwecken auszubeuten“. Cosima hat von mir gesprochen als von einem Spione, der sich in das Vertrauen Anderer einschleicht und sich davonmacht, wenn er hat, was er will. Wagner ist reich an bösen Einfällen; aber was sagen Sie dazu, daß er Briefe darüber gewechselt hat (sogar mit meinen Ärzten) um seine Überzeugung auszudrücken, meine veränderte Denkweise sei die Folge unnatürlicher Ausschweifungen, mit Hindeutungen auf Päderastie. — Meine neuen Schriften werden an den Universitäten als Beweise meines allgemeinen „Verfalls“ ausgelegt; man hat eben etwas zuviel von meiner Krankheit gehört. Aber das thut mir weniger wehe, als wenn mein Freund Rohde sie als „kalt-behaglich“ empfindet und als „wahrscheinlich sehr zuträglich für die Gesundheit“. — Zuletzt: jetzt erst, nach der Veröffentlichung des Zarathustra, wird das Ärgste kommen, denn ich habe, mit meinem „heiligen Buche“, alle Religionen herausgefordert.

— Rée ist immer gegen mich von einer rührenden Bescheidenheit gewesen, dies will ich Ihnen ausdrücklich bekennen. — „Aus der Welt fort in den Wald ziehn! Punktum."

Ihr treugesinnter
Nietzsche

[«]

406. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 23. April 1883>

Heute lernte ich zufällig, was „Zarathustra“ bedeutet: nämlich „Gold-Stern“. Dieser Zufall machte mich glücklich. Man könnte meinen, die ganze Conception meines Büchleins habe in dieser Etymologie ihre Wurzel: aber ich wußte bis heute nichts davon. —

Es regnet in Strömen, aus der Ferne klingt Musik zu mir. Daß mir diese Musik gefällt und wie sie mir gefällt, weiß ich nicht aus meinen Erlebnissen zu erklären: eher noch aus denen meines Vaters. Und warum sollte nicht — ?

Ihr Freund N.

[«]

407. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Genua, 27. April 1883>

Lieber Freund,

jetzt ist die Correctur zu Ende: ich drücke Ihnen die Hand! Wie gut Sie verstehen zu corrigiren, und wahrhaftig nicht nur meine Texte, sondern me ipsum — das bewies mir wieder Ihr herrlicher letzter Brief.

Ich hätte Ihnen jene häßlichen Dinge nicht schreiben sollen: zumal sie ganz unvollständig und ungenügend sind, um Ihnen die Qual und Melancholie dieses Winters zu erklären. Was liegt an schiefen Urtheilen über mich! — so habe ich selber in jeder hellen Stunde empfunden. Viel schwerer drückten auf mich eine Anzahl widerlich-schauerlicher Thatsachen, deren Mitwisser ich geworden war, ohne irgend Etwas dabei zu thun zu haben. Am schlimmsten aber litt ich an einem verschwiegenen Ehrenhandel, aus dem ich lange keinen Ausweg sah als meinen Tod. — Zuletzt kam der Tod Wagners. Was riß damit Alles in mir auf! Es ist meine schwerste Probe gewesen, in Bezug auf Gerechtigkeit gegen Menschen — dieser ganze Verkehr und Nicht-Mehr-Verkehr mit Wagner; und mindestens hatte ich es zuletzt hierin zu jener „Indolenz“ gebracht, von der Sie schreiben. Was kann freilich melancholischer sein als Indolenz, wenn ich an jene Zeiten denke, wo der letzte Theil des Siegfried entstand! Damals liebten wir uns und hofften Alles füreinander — es war wirklich eine tiefe Liebe, ohne Nebengedanken. —

Jetzt, lieber Freund, will ich zusehn, wie ich alle meine persönlichen Verhältnisse wieder in Ordnung bringe. Meine Schwester hat mir von Rom aus geschrieben, und auf das Versöhnlichste: — zum Danke dafür will ich jetzt über Rom reisen.

Im Übrigen habe ich mir jetzt diesen Gesichtspunkt vor die Seele gestellt: je mehr man mich vergißt, um so besser hat es mein Sohn, als welcher heißt Zarathustra. Woraus sich ergiebt, daß ich ein noch verborgeneres Leben vor mir habe als mein bisheriges war. Von Herzen dankbar

Ihr Freund Nietzsche.

(Ich reise nächsten Donnerstag Nachts, den 3 Mai)

[«]

408. An Elisabeth Nietzsche in Rom

Genova Freitag den 27 April. <1883>

Meine liebe Schwester,

es war der reine Zufall, daß Dein Brief in meine Hände kam, denn ich gehe nicht mehr wie sonst zur Post. Aber es soll ein guter Zufall gewesen sein: und so will ich Dir denn gleich antworten. Es freut mich von Herzen, daß Du nicht mehr Krieg gegen Deinen Bruder führen willst. Zu alledem bin ich jetzt auf einem Punkte angelangt, in dem man nicht mehr Krieg gegen mich führen darf, wenn man „weise“ und meine Schwester ist. —

Es war mein schwerster und kränkster Winter; abgerechnet 10 Tage, welche mir gerade genügten, um Etwas zu machen, um dessentwillen sich mein ganzes schweres und krankes Dasein lohnt. Ich hatte aus meiner kurzen „Rückkehr zu den Menschen“ eine solche Summe von widerlich-schauerlichen Eindrücken mitgenommen, daß ich eine Zeitlang ihre Last zu schwer fand. Nun, ich bin über Vieles in meinem Leben schon Herr geworden; aber es gab darin manche heftige Überwindung, um „dem Leben überhaupt“ gut zu bleiben und meine persönlichen Erfahrungen als unwesentlich bei einer solchen Gesammtabschätzung durchzustreichen.

Dies habe ich denn auch diesen Winter wieder gethan: und auf die Dauer werde ich auch alle meine menschlichen Beziehungen, die einstweilen etwas verwirrt sind, wieder in Ordnung gebracht haben, — mit Dir anzufangen.

Und dies wäre der Anfang, daß ich jetzt nach Rom komme. In der That, der Frühling kommt spät, unsre Küstengebirge hier tragen noch Schneekronen. So habe ich denn noch einen Monat Zeit.

Bitte, verhilf mir zu einem guten Zimmer, worin man sich recht ausruhen kann, ich bin oft so müde. Auch kann man mir in Betreff der Stille nirgends mehr genug thun.

Die „ewige Stadt“! Ich bin ihr nicht gut gesinnt und komme nicht ihretwegen nach Rom. Aber sage das ja nicht der verehrten Meysenbug! —

Aber was ist denn das für eine widernatürliche Vermehrung meiner Reichthümer, von der mir eben Overbeck aus Basel schreibt? — Was die

Schreibmaschine betrifft, so hat sie ihren „Knacks“ weg: wie Alles, was charakterschwache Menschen eine Zeitlang in den Händen haben, seien dies nun Maschinen oder Probleme oder Lou’s. Aber mein hiesiger Arzt, ein Basler, der mich hier von einer Malariahaften influenza kurirt hat, macht sich ein Vergnügen daraus, sie bei sich zu haben und zu „kuriren“; und wirklich, er zeigte mir neulich einen Vers, den er mit ihr zuwege gebracht hatte und der anfieng:

„Schreibkugel ist ein Ding gleich mir von Eisen“ —

Was nun das „Eiserne“ anlangt: so willst Du, daß es Thon werde. Welcher Gedanke! Liebe Lisbeth, je mehr man mich **vergißt**, um so besser geht es meinem Sohne, der da heißt: „Zarathustra“: dies ist ein Haupt-Gesichtspunkt — für mich und Dich.

Meine Gesundheit ist ziemlich hergestellt, doch habe ich, zur Beruhigung meines Nervensystems, nöthig gehabt, **4 Monate**, Nacht für Nacht Schlafmittel zu gebrauchen: wovon ich mich nun entwöhnen will. —

Die Correctur ist zu Ende, also kann ich reisen. Somit will ich vorschlagen, daß ich nächsten Donnerstag (den dritten Mai) Nachts hier abfahre: Freitag Mittag bin ich dann in Rom.

Bis dahin gieb mir noch Nachricht.

Mit dem herzlichsten Danke
Dein alter Bruder Fritz.

(NB. Ich schreibe an unsere Mäms.)

Meine Grüße an Malvida!

Adresse: salita delle Battestine
8 (interno 4)

[«]

409. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Genua, 27. April 1883>

Werther Herr Verleger, mein Brief ist doch in Ihren Händen? Ich bat mir das Honorar in demselben für Genua aus; nun ist es dafür zu spät. Auch machte ich einen Vorschlag in Betreff des Umschlags: ein eben eintreffender Brief Teubner’s zeigt aber, daß Sie ihn noch gar nicht davon benachrichtigt haben. — Eine Adresse für mich bin ich außer Stande anzugeben; damit Sie aber nicht alle Verbindung mit mir verlieren, will ich Ihnen die jetzige Adresse meiner Schwester schreiben: deren Sie sich nöthigenfalls bedienen mögen.

Roma, via Polveriera 4
(piano 2)

Ergebenst Ihr Nietzsche.

[«]

410. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 29. April 1883>

Lieber Freund, ich danke allerschönstens für Brief und Sendung. Um Dir einen Begriff davon zu geben, daß mit der Gesundheit auch meine Menschlichkeit (sagen wir: „Gutmütigkeit“ —) überhand nimmt, melde ich, daß ich Donnerstag zu versöhnlichen Zwecken nach Rom reisen will (— eine dumme Reise in allen andern Rücksichten!) und daß ich eben an meine Mutter geschrieben habe.

Gestern las ich mich citirt, mit einiger Verwunderung, weil ich vergessen hatte, so ein Wort gesagt zu haben. Nämlich: „gut deutsch sein heißt sich entdeutschen.“ —

Dir und der Deinen das Herzlichste

F. N.

[«]

411. An Jacob Burckhardt in Basel

Herrn Prof. Dr. Jakob Burckhardt in Basel.

<Genua, 1. Mai 1883>

Hochverehrter Herr Professor,

zuletzt fehlt mir jetzt nichts als ein Gespräch mit Ihnen! Nachdem ich über den „Sinn meines Lebens“ etwas zur Klarheit gekommen bin, hätte ich gar zu gern Sie über „den Sinn alles Lebens“ sprechen hören mögen (ich bin jetzt mehr „Ohr“ als irgend etwas Anderes —) aber der Sommer führt mich diesmal nicht nach Basel, sondern nach Rom! Was das beifolgende Büchlein betrifft, so sage ich nur dies: irgendwann schüttet Jeder einmal sein Herz aus und die Wohlthat, die er sich damit erweist, ist so groß, daß er kaum begreifen kann, wie sehr er eben damit Allen Anderen am meisten wehthut.

Ich ahne etwas davon, daß ich dies Mal Ihnen noch mehr wehe thue als es bisher geschehen ist: aber auch das, daß Sie, der Sie mir immer gut gewesen sind, von jetzt ab mir noch guter sein werden!

Nicht wahr, Sie wissen, wie ich Sie liebe und ehre?

Ihr
Nietzsche.

Roma, via Polveriera 4 (piano 2)

[«]

412. An Gottfried Keller in Zürich

Herrn Staatsschreiber Gottfried Keller in Zürich.

<Genua, 1. Mai 1883>

Hochverehrter Herr,

als Antwort auf Ihren gütigen Brief und zugleich als Bestätigung Ihres darin ausgesprochnen Gedankens — daß der große Schmerz die Menschen beredter mache als sie es sonst sind —: möchte sich Ihnen das beifolgende Büchlein empfehlen, das den Titel trägt

„Also sprach Zarathustra.“

Seltsam! Aus einem wahren Abgrunde von Gefühlen, in die mich dieser Winter, der gefährlichste meines Lebens, geworfen hatte, erhob ich mich mit Einem Male und war zehn Tage lang wie unter dem hellsten Himmel und hoch auch über hohen Bergen.

Die Frucht dieser Tage liegt nun vor Ihnen: möge sie süß und reif genug sein, um Ihnen — einem Verwöhnten im Reiche des Süßen und Reifgewordnen! — **wohl** zuthun!

Von Herzen Sie
verehrend
Prof Dr Nietzsche

Roma, via Polveriera 4 (piano II).

[«]

413. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Genua, 1. Mai 1883>

Werthester Herr Verleger,

noch schnell ein Paar Worte, bevor die Noth des Einpackens losgeht! Denn mit Genua hat es nunmehr sein Ende.

Anbei folgen 4 Briefe, welche ich nicht zu lesen bitte — Pardon! — aber die in die betreffenden Freiexemplare eingelegt werden sollen. Die Adresse steht jedes Mal oben auf der ersten Seite.

Die Personen, welche Sie nach meinem Wunsche diesmal mit Freiexemplaren bedenken mögen, sind diese:

Herrn Dr. Sieber, Bibliothekar der
  Basler Universitäts-Bibliothek,
  zu geehrten Händen
Herrn Prof. Dr. Overbeck in Basel
Herrn Prof. Dr. Jakob Burckhardt in Basel
Frau Marie Baumgartner in Lörrach (Baden)
  (Thumringer Strasse)
Herrn Staatsschreiber Gottfried Keller in Zürich
Herrn Prof. Dr. Rohde in Tübingen.
Frau L. Rothpletz in München
  (13 Fürstenstraße)
Herrn Baron Hans von Bülow in Meiningen
Herrn Dr. Heinrich von Stein
  Privatdozenten der Universität Berlin
Herrn Baron Carl von Gersdorff auf Ostrichen bei
  Seidenberg (Schlesien)
Herrn Hofrath Prof. Dr. Heinze in Leipzig

Wenn Sie die Adresse des ausgezeichneten Dänen Hrn. Georg Brandes sich verschaffen können, so geschähe mir ein großer Gefallen, falls Sie ihn mit einem Exemplare in meinem Namen beschenken wollten.

Es ist gar nichts auf die Exemplare zu schreiben, ausgenommen meine römische Adresse, und diese auf die Außenseite der Pakete: also jedesmal

Prof. Dr. Nietzsche, Roma
4 via Polveriera
(piano 2)

Nun mache ich Ihnen wieder diese Mühe, lieber Herr Schmeitzner! Verübeln Sie mir es nicht und bleiben Sie wohlgesinnt

Ihrem „Autor"
Nietzsche

[«]

414. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Rom, 6. Mai 1883>

Werthester Herr Verleger, wie geht es Ihnen? Ich sende Ihnen von Rom aus einen herzlichen Gruß und eine ganz zuverlässige Adresse, welche von nun an an die Stelle der letztgenannten zu treten hat (auch auf allen Freiexemplaren)

Roma, piazza Barberini 56, ultimo piano
56 (sechs und fünfzig)

Ergebenst Ihr
Nietzsche.

[«]

415. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Rom, 10. Mai 1883>

Mein lieber Freund, es thut mir wohl zu denken, daß Ihr Herr Vater um Sie ist und das Geheimniß der Venediger Existenz seines Sohnes einmal mit Augen sieht. Es kommt eigentlich in allen Dingen auf dies „mit Augen sehen“ an; auch ich bin sehr zufrieden, zur Correctur meiner Urtheile und der Urtheile über mich, nach Rom gegangen zu sein und „mit Augen gesehn“ worden zu sein. Der vergangne Herbst und Winter ist mir hier recht ferne und fremd geworden; mancherlei darin war vielleicht nur eine furchtbare — Hallucination. —

Im Übrigen mögen zur Erklärung meines damals ganz ungewöhnlichen „Unlustgefühls“ jene elektrischen „Stürme“ ausreichen, welche in den Herbstund

Wintermonaten alle Beobachter der elektrischen Strömungen in Erstaunen gesetzt haben: zeitlich fallen sie mit dem Sichtbarwerden großer Sonnenflecken zusammen.

Rom ist kein Ort für mich — so viel steht fest. Ich nehme diesen Monat hin als eine menschliche Erquickung und ein Ausruhen. Niemals noch habe ich so gut gewohnt; zum ersten Male war es, daß es als eine Ehre bezeichnet und empfunden wurde, mich im Hause zu haben: und natürlich war es eine Schweizer Familie, welche mich dermaßen auszeichnete.

Wenn ich sagen wollte, was mir fehlt, so würde ich sagen: Ihre Musik. Es giebt für mich keine köstlichere Art der menschlichen Erquickung und des Ausruhens.

Für den Sommer habe ich ein Projekt: ein gut eingerichtetes Schloß im Walde, von Benediktinern zu ihrer Erholung eingerichtet, mit zusammengeladenen befreundeten Menschen zu füllen. Ich will jetzt mir auch neue Freunde suchen.

In der Hauptsache aber halte ich fest, daß eine tiefe und strenge Einsamkeit, eine tiefere und strengere als je, auf mich wartet.

Wo ich bin, lieber Freund, da wächst auch die Liebe zu Ihnen, und ich will gerne der Herold Ihrer Musik heißen. Bleiben wir doch ja in allen guten Hoffnungen einander treu und gewogen!

Von Herzen Ihr Freund Nietzsche.

Adr.: Roma, Piazza Barberini 56, ultimo piano

[«]

416. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Rom, 13. Mai 1883>

Meine liebe Mutter,

eben habe ich zum ersten Male die weißen Hosen angezogen; es ist ungefähr die Zeit dazu, obwohl es bei uns hier viel kühler geblieben ist als bei Dir (nach Deinem letzten Briefe zu schließen, für den ich bestens danke.) Auf den Bergen, die wir um Rom sehen, liegt noch viel Schnee; das erhält ein Klima, wie es kaum erquicklicher zu denken ist. Heute ist eigentlich zum ersten Male der Himmel trübe, die Luft überaus dick und schwül.

Auch die Taschentücher kommen mir sehr zu Nutz, vielen Dank!

Meine weiteren Pläne und die mit ihnen verbundene Wahl eines Aufenthaltes geben mir viel Mühe und Kopfzerbrechen.

Rom selber ist völlig ungeeignet für mich; und dies recht gründlich begriffen zu haben ist ein Vortheil dieser letzten Reise hierher.

Mit den besten Grüben
und Wünschen
Dein F.

Wenn es je noch eine Gelegenheit giebt, etwas hierher zu senden, so bitte ich mir etwas aus, das mir sehr Noth thut — die einzige Sorte von Stahlfedern, mit denen ich bequem schreiben kann. Ich möchte gleich einen langen Vorrath davon, also 2 Gros (das sind 24 Dutzend)

Die Feder heißt

B S. Roeders Humboldfeder
Berlin

B bedeutet „weich"

Man kann sie direkt bestellen (es genügt: S. Roeder Stahlfederfabrik Berlin) oder bei einem Naumburger Schreib-Papierhändler.

[«]

417. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Rom, Mitte Mai 1883>

Werthester Herr Verleger

für Ihre Sendung und noch mehr für Ihre letzte Karte meinen aufrichtigen Dank: ich freute mich über alles eigentlich Persönliche, was letzte Karte enthielt und denke nunmehr, daß Sie auf Ihrer Bahn sind. Vielleicht daß Sie eben damit auch über die „Verlegenheiten des Verlegers“ hinaus kommen oder hinaus sind. —

Von Zarathustra höre ich kein Wort. Unbegreiflich! Lebt er noch? Oder haben Teubners ihn zuletzt noch umgebracht, etwa um seiner „starken Ausdrücke“ willen?

In der Sendung französischen Geldes lag einiger Humor für mich, erstens, weil ich inzwischen nicht nach Frankreich, sondern nach Rom gereist bin: woran ich damals, als ich Ihnen schrieb, noch nicht dachte. Und zweitens weil Sie mich nun gerade zu dem nöthigen, was ich mir ersparen wollte — nämlich: zu einem Banquier zu gehen. Das ist mir nämlich, bei der Schwäche meiner Augen und der gänzlichen Unerfahrenheit in Geldsachen, das Gräßlichste: und man betrügt mich ganz regelmäßig, oder ich lasse Geld liegen — kurz, ich komme schlimm dabei und davon weg.

Nichts für ungut! Ich erzähle es Ihnen nur, damit Sie etwas zu lachen haben.

Adresse nach wie vor: Roma, piazza Barberini 56 ultimo piano

Mit ergebenstem Gruße, auch von Seiten meiner Schwester

Nietzsche

[«]

418. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Rom, 20. Mai 1883>

Lieber Freund, ein Zufall erinnert mich daran, daß ich Ihnen im vorigen Jahre noch ein Wort über Ulfilas schuldig geblieben bin. U<lfilas> hat die ganze Bibel übersetzt: für das alte Testament benutzte er die Septuaginta. Alle Gothenstämme nahmen seine Übersetzung an: sie wanderte nach Spanien und Italien mit ihnen. Der größte Theil ist für uns verloren gegangen; vom alten Testament blieben nur Fragmente aus Esra und Nehemia und ein Psalm übrig. —

„Zarathustra“ ist die ächte unverderbte Form des Namens Zoroaster, also ein persisches Wort. Von den Persern wird auf p. 81 Mitte geredet. —

Inzwischen habe ich einen Brief an Sie abgesandt, doch, wie mir scheint, vergessen, auch meine Adresse Ihnen mitzutheilen: Roma, Piazza Barberini 56 ultimo piano. —

Ich bin sehr bewegt und bringe viel Zeit in heiterer Gesellschaft zu; sobald ich allein bin, fühle ich mich so erschüttert wie noch nie im Leben. — Und Sie, lieber Freund? —

[«]

419. An Franz Overbeck in Basel

<Rom, 20. Mai 1883>

Mein lieber Freund,

in Hinsicht auf Genesung und Herstellung geist-leiblicher Sicherheit war Rom ein guter Gedanke und hat sich bisher bewährt: ich fand überall und nicht nur bei meiner Schwester das entgegenkommendste Vertrauen — etwas, das ich sehr nöthig hatte, sei es auch nur als Symbol und Vorzeichen für etwas, das ich einmal sehr nöthig haben werde. Die Gesundheit zwar, im wörtlichsten Sinne, ist bisher durch Rom nicht gefördert, und die Großstadt ist sogar meinen Bedürfnissen entgegengesetzt. Für alles das, was Rom anbietet, bin ich zu wenig vorbereitet, oder vielmehr: ich bin zu sehr schon mit Vorbereitungen zu andern Dingen überladen, als daß ich noch genug freien Willen hätte, mich auf so viel Fremdes und Neues einzulassen. Der antike Kopf Epikurs, sowie der des Brutus, gab mir zu denken, ebenso drei Landschaften des Claude Lorrain. Im Grunde fand ich aber noch Nichts, woran ich einen Geist erkannt hätte der zu mir als zu einem Bruder und Freunde redete — und gestern sah ich gar Menschen die heilige Treppe hinauf knien!

Hoffentlich ist inzwischen mein Zarathustra in Deine Hände gelangt; ich selber weiß gar nichts mehr von ihm, seit die Correctur vorbei ist. Mag er seinen Weg allein gehen! —

Was die Verwendung der nächsten Jahre betrifft, so bin ich darüber nicht mehr im Ungewissen. Eine äußere Bedingung ist dazu die oft schon brieflich angedeutete „Weltflucht“: so viel ist klar und wer mir wohl will, wird es sich auch klar machen können. Es kostet mich dieser Entschluß viel mehr Mühe als Du glauben wirst; und die Erwählung des richtigen Ortes bringt mich fast zur Verzweiflung.

Ich meine, daß meine Schwester über die eigentlichen Motive dieser nächsten Schritte gut genug unterrichtet ist und bitte ihr hierüber, wenn sie davon sprechen sollte, Glauben zu schenken. Die Erlebnisse des vorigen Jahres sind ihr zu Gute gekommen — und insofern auch mir. Malvida Meysenbug ist lauter mütterliche Güte gegen mich; sie wünscht mir, was ich mir selber am meisten wünsche und versteht auch Wege und Griffe dazu. (Beiläufig: sie möchte gern, daß ich und Lenbach (der Maler) uns näher befreundeten)

Meine Adresse ist Roma, Piazza Barberini 56 ultimo piano: ich bleibe hier wohl noch bis in den Juni hinein.

Dir und den Deinigen — denn ich nehme an, daß die verehrte Frau Rothpletz bei Dir ist — meine und meiner Schwester allerbeste Grüße.

In Dankbarkeit Dein Freund

F.N.

[«]

420. An Karl Hillebrand in Florenz

<Rom, 24. Mai 1883>

Verehrtester Herr,

manche Jahre sind vorüber, in denen ich gegen Sie geschwiegen habe — schwerverständliche Jahre voller Selbstüberwindung und schwarzer Wellen, aus denen ich nunmehr „an die Oberfläche komme“, nicht als ein Ertrunkener, sondern, wie ich meine, voller als je an Leben.

Dies kleine Buch, das ich hiermit Ihrer Güte anheimgebe, ist ein ganz plötzliches Ereigniß, das Werk von zehn vollkommen hellen Tagen dieses schwermüthigsten aller Winter. Jetzt, wo ich es kennen lerne — denn bei seiner Entstehn fehlte mir dazu die Zeit, und inzwischen war ich krank — erschüttert es mich durch und durch und ich bin nach jeder Seite in Thränen. Alles, was ich gedacht, gelitten und gehofft habe, steht darin und in einer Weise, daß mir mein Leben jetzt wie gerechtfertigt erscheinen will. Und dann wieder schäme ich mich vor mir selber: denn ich habe hiermit nach den höchsten Kronen die Hand ausgestreckt, welche die Menschheit zu vergeben hat. —

Wer ist umfänglich genug an Menschlichkeit und Wissen, um einem solchen Narren, wie ich jetzt bin, das zu sagen, was er am liebsten hört, die Wahrheit, jede Wahrheit?

Unter den Lebenden weiß ich nur Sie und Jakob Burckhardt, die mir diesen Dienst leisten könnten — — so bitte ich Sie denn von ganzem Herzen: thun Sie es!

Nicht wahr, Sie wissen, wie hoch ich Sie verehre?

Friedrich Nietzsche.

Roma, piazza Barberini 56 ultimo piano.

[«]

421. An Marie Baumgartner in Lörrach

<Rom, 28. Mai 1883>

Inzwischen, verehrteste Frau, wird mein „Zarathustra“ bei Ihnen angelangt sein; und nach dem zu schließen, was Sie mir voriges Jahr über die ersten Zeilen desselben geschrieben haben (sie bildeten den Schluß der „fröhlichen Wissenschaft“); darf ich beinahe mit Sicherheit darauf schließen, daß dieser mein jüngster und liebster Sohn bei Ihnen nicht in der Fremde sein wird.

— Ich bin jetzt auf hoher See und verlange das Höchste von mir und — für mich. —

Im Zusammenhange damit steht nun ein Entschluß, der seit Jahren kommt und geht und wiederkommt und endlich — jetzt!

— mich reif findet und stark genug: der Entschluß, auf ein paar Jahre zu „verschwinden“.

Aber Sie meinen vielleicht, verehrte Freundin, ich sei schon genug „verschwunden gewesen“? — und Ihr letzter äußerst gütiger Brief scheint mir vielmehr den Wunsch auszudrücken, ich möchte aus den dunklen Wassern der Vereinsamung wieder „an die Oberfläche“ kommen!

Fragen Sie hierüber auch meinen Sohn Zarathustra: und wenn Entschuldigen von irgend welcher „Schuld“ dabei Noth thut, so wird er mich auch entschuldigen müssen!

Ich will es so schwer haben, wie nur irgend ein Mensch es hat: erst unter diesem Drucke gewinne ich das gute Gewissen dafür, etwas zu besitzen, das wenige Menschen haben und gehabt haben: **Flügel** — um im Gleichnisse zu reden.

Bleiben Sie mir gut, auch dann wenn ich „verschwunden“ und „verflogen“ bin!

Von Herzen Ihr Freund
Nietzsche.

[«]

422. An Elisabeth Nietzsche in Rom (Postkarte)

<Terni, um den 10. Juni 1883>

Mißrathen! Scirocco hielt sein flammendes Schwert über Aquila. Die Gegend nichts für mich! —

Mit heftigstem Kopfschmerz etc.. bis hierher, Terni, zurückgereist. Strömender Regen. Jetzt zu Bett!

Morgen weiter nach der Schweiz zu. Näheres weiß ich noch nicht.

Von Herzen Dein Bruder (recht verzweifelt aber!)

[«]

423. An Elisabeth Nietzsche in Basel (Postkarte)

<Bellagio, 15. Juni 1883>

Im lieblichen Regenneste angelangt. Doch voller Respekt vor den gutgehaltenen Wegen in weitem Umkreis, die ich soeben bei strömendem Regen auf die Probe gestellt habe. Im Gehen dachte ich viel an Dich, und mit der herzlichsten Dankbarkeit.

Fast schaudere ich jetzt vor der Einsamkeit zurück: aber ich habe es schon gelernt, die Zähne auf einander zu beißen.

Hier sagt man, es habe dies Jahr immer geregnet. Ein Zimmer mit Ofen im Engadin! — das wird der Humor der Sache sein!

Dein getreuer Bruder.

[«]

424. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Bellagio 15. Juni 1883>

Mein lieber alter Freund, diesmal sende ich, zur Auskunft über mich, keinen gräßlichen Brief (Du wirst mich meiner Briefe halber satt bekommen haben! —), sondern meine fröhliche und mit mir sehr wohl -versöhnte Schwester. Mit der angelegentlichen Bitte an Dich und Deine zu verehrende Frau, ihr die Treue entgelten zu lassen, die sie mir in jenen unwirschen Zeiten bezeigt hat, und mit dem Wunsche, daß ein seit 8 Wochen über Chemnitz („Zarath<ustra>“); gesandter Brief in den Händen von Frau Rothpletz ist, bin ich Dein Freund

N.

[«]

425. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria,> 21 Juni 1883.

Meine liebe Mutter und Schwester, dieser Brief wird, wie ich hoffe, Euch wieder bei einander finden; und vielleicht kommt er, wenn Ihr gerade von mir sprecht — nun, ich denke, nichts Schlimmes!

Inzwischen gieng es mir hart. Ich traf im Engadin bei Regen ein und recht durchgefroren: einige Stunden später war Sils-Maria eingeschneit. Ich blieb bis Mittwoch im Hôtel, leider heimgesucht vom bösen Kopfschmerz — dank dem unglaublichen Wetter. Es hat hier „immer geregnet“ — ganz so, wie man mir’s am Lago maggiore sagte. Die Gegend und ganze Art des Engadin gefällt mir wieder ausnehmend, es bleibt mir die liebste Gegend — aber es muß wärmer werden! Hier in meinem ungeheizten Zimmer fühle ich mich schlechter als in den kältesten Januartagen der Genueser Küste. Zudem fehlen immer noch (heute Donnerstag!) meine Sachen aus Rom.

Die Leute sind so gut gegen mich und freuen sich meiner Wiederkehr, zumal die kleine Adrienne. Im Hause selber, wo ich wohne, kann ich engl. Biskuits, Corned-beef, Thee, Seife und eigentlich alles Mögliche kaufen: das ist bequem.

Irgend ein reicher Freund sollte mir hier ein Haus von 2 Zimmern bauen: denn auf die Dauer mag ich in diesem ganz niedrigen, weiß getünchten Raum nicht leben. Daß ich aber noch manchen Sommer hier herauf muß — ist mir sehr wahrscheinlich.

Ihr könnt nicht glauben, wie melancholisch ich in der Ebene bin. — Hier oben bin ich mehr chez moi. —

Nun bitte, bitte: eine große Wurstsendung ! Etwas recht Gutes! Auch eine Schinkenwurst dabei! Natürlich auf meine Unkosten! Aber recht bald, daß ich mich von innen her erwärme.

Wie kam’s doch, daß ich mich für die schwarze Weste nicht bedankt habe? Sie sitzt gut und war mir sehr nützlich. Dagegen sind meine 4 Paar weiße Hosen eine Ironie auf diesen Engadiner „Winter“. —

Glücklicherweise bin ich jetzt durch 3 Jahre eingeschult, Kälte zu ertragen.

Meine Stimmung ist gut.

Euch herzlich zugethan
Fritz.

Notiz, die allein von unsrer Mutter gelesen werden darf: bitte, besorge in meinem Namen für den 10. Juli Jakob Burckhardt, Der Cicerone. Neueste Auflage.

[«]

426. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria, kurz nach dem 21. Juni 1883>

Meine liebe Mutter

Eine Stunde nach dem Abgange meines Briefes kam Deine Sendung an: schneller konnte meine Bitte nicht erfüllt werden! In der That war Alles darin, was ich haben wollte — und Einiges mehr. Z.B. der herrliche Honig. Doch wollen wir's ja nicht ein zweites Mal probiren! Gewöhnlich läuft der Honig unterwegs aus — wovon mir greuliche Geschichten erzählt wurden. Aber es ist so kalt! Es ist ein vollständiger rauher Winter hier: und sehr trübe dazu, wenn es nicht schneit oder regnet. Abscheulicher Wind!

Trotzdem — es wird schon gehen und besser werden.

Die Wurst ist ausgezeichnet, insgleichen die Süßigkeiten. Die Federn sind die richtigen, das ist eine wichtige Sache!

Sage doch meiner Lisbeth, daß die Kisten von Rom aus mich 87 frs. gekostet haben: und die Bücher sind dabei so verdorben worden, daß ich sagte: „noch zwei Mal und es ist Maculatur".

Es ergab sich, daß ich in der weißgetünchten Stube es nicht aushielt — meiner Augen halber. So habe ich angeordnet, daß sie neu und zwar grünlich gestrichen wird.

Alle Kranken fand ich hier gesund geworden: und die Alten eher jünger als vor 2 Jahren. So den alten Pfarrer von 81 Jahren: er hat diesen Winter keine seiner Funktionen ausgesetzt und geht Sonntag in das tiefste Gebirge stundenweit um ein Kind zu taufen.

Euch von Herzen dankbar
F.

(Später doch noch eine Wurst- und Schinkensendung!)

NB. ich vergaß für die Abschrift der Recension zu danken. Das ist nun freilich die schüchternste und befangenste Art, von mir zu reden. In Anbetracht aber, daß es ein Leipziger Professor ist, der so schreibt, so ist vielleicht sogar noch der Muth anzuerkennen! — Im Vergleiche zu diesem armen Volke lebe ich freilich im „siebenten Himmel“ der Erkenntniß!

[«]

427. An Carl von Gersdorff in Ostrieben

Sils-Maria, Oberengadin (Schweiz) Ende Juni 1883.

Mein lieber alter Freund Gersdorff,

inzwischen habe ich erfahren, daß Dir etwas sehr Schmerzliches widerfahren ist — der Verlust Deiner Mutter. Als ich dies hörte, war es mir ein rechter Trost, Dich nicht allein im Leben zu wissen, und ich gedachte der herzlichen und dankbaren Worte, mit denen Du in Deinem letzten Briefe an mich, Deine Lebens-Gefährtin erwähntest. Wir haben es in unserer Jugend schwer gehabt, Du und ich — aus verschiedenen Gründen; aber es wäre eine schöne Billigkeit darin, wenn unserem Mannes-Alter einiges Milde und Tröstliche und Herzstärkende begegnete.

Was mich betrifft, so habe ich eine lange schwere Askese des Geistes hinter mir, die ich freiwillig auf mich nahm und die nicht Jedermann sich hätte zumuthen dürfen. Die letzten sechs Jahre waren in diesem Betracht die Jahre meiner größten Selbstüberwindung: wobei ich noch absehe von dem, was mich Gesundheit, Einsamkeit, Verkennung und Verketzerung überwinden ließ. Genug, ich habe auch diese Stufe meines Lebens überwunden — und was jetzt noch vom Leben übrig ist (wenig, wie ich glaube!) soll nun ganz und voll das zum Ausdruck bringen, um dessentwillen ich überhaupt das Leben ausgehalten habe. Die Zeit des Schweigens ist vorbei: mein Zarathustra, der Dir in diesen Wochen übersandt sein wird, möge Dir verrathen, wie hoch mein Wille seinen Flug genommen hat. Laß Dich durch die legendenhafte Art dieses Büchleins nicht täuschen: hinter all den schlichten und seltsamen Worten steht mein tiefster Ernst und meine ganze Philosophie. Es ist ein Anfang, mich zu erkennen zu geben — nicht mehr! — Ich weiß ganz gut, daß Niemand lebt, der so Etwas machen könnte, wie dieser Zarathustra ist —

Lieber alter Freund, nun bin ich wieder im Ober-Engadin, zum dritten Male, und wieder fühle ich, daß hier und nirgends anderswo meine rechte Heimat und Brutstätte ist. Ach, was liegt noch Alles verborgen in mir und will Wort und Form werden! Es kann gar nicht still und hoch und einsam genug um mich sein, daß ich meine innersten Stimmen vernehmen kann!

Ich möchte Geld genug haben, um mir hier eine Art ideale Hundehütte zu baun: ich meine, ein Holzhaus mit 2 Räumen; und zwar auf einer Halbinsel, die in den Silser See hineingeht und auf der einst ein römisches Castell gestanden hat. Es ist mir nämlich auf die Dauer unmöglich, in diesen Bauernhäusern zu wohnen, wie ich bisher gethan habe: die Zimmer sind niedrig und gedrückt, und immer giebt es mancherlei Unruhe. Sonst sind mir die Einwohner von Sils-Maria sehr gewogen; und ich schätze sie. Im Hôtel Edelweiß, einem ganz vorzüglichen Gasthofe, esse ich: allein natürlich, und zu einem Preise, der nicht gänzlich im Mißverhältniß zu meinen kleinen Mitteln steht. Ich habe einen großen Korb Bücher mit herauf gebracht: und auf drei Monate ist es wieder abgesehn. Hier wohnen meine Musen: schon im „Wanderer und sein Schatten“ habe ich gesagt, diese Gegend sei mir „blutsverwandt, ja noch mehr“. —

Nun habe ich Dir Etwas von Deinem alten Freunde und Einsiedler Nietzsche erzählt — ein Traum von dieser Nacht brachte mich dazu.

Bleib mir gut und treu! — wir sind alte Kameraden und haben Manches gemeinsam gehabt!

Dein
Friedrich Nietzsche.

[«]

428. An Heinrich Köselitz in Venedig

Sils-Maria, Engadin (Svizzera) <1. Juli 1883>

Wie kommt es doch, lieber Freund Köselitz, daß ich so lange nicht an Sie geschrieben habe? — so fragte ich mich eben. Aber ich war so unsicher und unschlüssig inzwischen, ein Hauch von Krankheit lag noch auf mir: da wollte ich nicht schreiben (ich habe diesen Winter leider viel zu viel Briefe geschrieben, die voller Krankheit sind —) Sodann mißrieth mir Einiges: so der Versuch, in Italien einen Sommeraufenthalts-Ort für mich zu finden. Einmal versuchte ich’s im Volsker-Gebirge und einmal in den Abruzzen (in Aquila) Nun ist mir verwunderlich gewesen, warum ich jetzt jedes Jahr, wenn der Frühling kommt, den heftigsten Trieb fühle, noch südlicher zu gehn: so dies Jahr nach Rom, voriges Jahr nach Messina; vor zwei Jahren war ich drauf und dran, mich nach Tunis einzuschiffen — da kam der Krieg. Die Erklärung liegt wohl darin, daß ich die Winter über jedesmal so an der Kälte gelitten habe (3 Winter ohne Ofen!) daß mit dem Erwachen der Wärme ein wahrer Heißhunger nach Wärme in mir erwacht. — Dies Jahr kam noch ein Heißhunger nach menschlichen, ich meine humanen

Beziehungen hinzu: und namentlich nach „menschlicheren“ als das vorige Frühjahr mir gebracht hat. In der That, so wie ich jetzt Alles überschaue: so war das, was mir im vorigen Jahr und diesem Winter begegnet ist, von der schauerlichsten und bösesten Art: und ich wundere mich, daß ich mit dem Leben davon gekommen bin — wundere mich und zittere jetzt noch dabei.

— Man hat mir in Rom sehr viel Liebes und Herzliches erwiesen; und wer mir gut gewesen ist, ist es jetzt mehr als je.

Von Zarathustra höre ich jetzt eben, daß er noch „unversandt“ in Leipzig wartet: sogar die Freiexemplare. Das machen die „sehr wichtigen Verhandlungen“ und beständigen Reisen des Chefs der alliance antijuive, des Herrn Schmeitzner: da muß „der Verlag einmal etwas warten“: so schreibt er. Es ist wahrhaftig zum Lachen: zuerst das christliche Hinderniß, die 500 000 Gesangbücher, und nun das judenfeindliche Hinderniß — das sind ganz „Religionsstifterliche Erlebnisse“.

Malvida und meine Schwester waren erstaunt, wie bitter (verbittert) Zarathustra ausgefallen sei; ich — wie süß. De gustibus usw. —

Nun habe ich wieder mein geliebtes Sils-Maria im Engadin, den Ort, wo ich einmal sterben will; inzwischen giebt er mir die besten Antriebe zum Noch-Leben. Ich bin im Ganzen merkwürdig schwebend, erschüttert, voller Fragezeichen —: es ist kalt hier oben, das hält mich zusammen und stärkt mich. —

Ich will 3 Monate hier sein: aber was wird dann? Ach Zukunft! - - -

Fast jeden Tag denke ich mir aus, wie ich einmal wieder zum Hören Ihrer Musik komme; sie fehlt mir, ich weiß so wenig Dinge noch, die mir von Grund aus wohlthun. Aber Sils-Maria und Ihre Musik gehören dazu.

Ihr letzter Brief enthielt sehr schöne Gedanken, für die ich mich recht bedanke! Ich sah daraufhin mir noch einmal Epicur’s Büste an: Willenskraft und Geistigkeit sind im höchsten Grade an dem Kopfe ausgeprägt.

Ihnen nahe und von Herzen treu
F. N.

[«]

---

429. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria, Anfang Juli 1883>

Meine liebe Schwester

nun bin ich auch in Besitz Deines Briefes, wie ich schon längst im Besitz und Genuß Deiner Baseler Sendung bin; und ich wünschte Etwas zu haben, das ich Dir entgegen senden könnte, um nicht bloß mit Worten der Dankende zu sein. Aber Sils-Maria ist eine Art Ende der Welt; in Naumburg ist man „der Welt“ viel näher; leider, wie ich aus Deinem Briefe mit Betrübniß entnehme, auch „der bösen Welt“. Mach Dir doch ja um meinetwillen keine **neuen** Sorgen und Aufregungen; ich weiß es so schon gar nicht wieder gut zu machen, daß ich Dir in den letzten 12 Monaten der Störenfried Deines Lebens werden mußte.

Es war gut, daß wir in Rom zusammen waren; und wenn ich auch zu den schweigsameren Menschen gehöre, so wirst Du doch genug gehört und errathen haben, um zu wissen, wie es mit mir steht. — Das, was der Mensch sein Ziel nennt (das, woran er im Grunde bei Tag und Nacht denkt): das legt eine wahre Eselshaut um sein Wesen, so daß man ihn beinahe todtschlagen kann — er überwindet’s und geht, als der alte Esel, mit dem alten I-A seinen alten Weg. So steht’s jetzt mit mir. —

Hier habe ich mich auf 3 Monate eingemiethet: in der That, ich bin der größte Thor, wenn ich mir durch italiänische Luft den Muth nehmen lasse. Hier und da taucht der Gedanke in mir auf: was geschieht nachher? (Schreibe mir doch einmal über den Eindruck, den Lugano auf Dich gemacht hat.) Meine „Zukunft“ ist mir die dunkelste Sache von der Welt; da ich aber noch viel fertig zu machen habe, sollte ich auch nur an dieses Fertig-machen als meine Zukunft denken und das Übrige Dir und den Göttern überlassen. - - -

Die Gegenwart verlangt übrigens — Würste und Schinken: alle übersandten Fressalia habe ich mit dem größten Danke gegen die Geberin aufgespeist, insgleichen mit dem besten Appetite: mein Magen ist ganz in Ordnung.

Sollte Dein Geburtstag in der Nähe sein? Ich habe nicht die geringste Ahnung mehr, ob es Juni oder Juli ist: so leben die Philosophen — ohne Zeit. — Für den genannten Fall habe ich unsrer guten Mutter einen Wink gegeben, der hoffentlich nicht zu spät gekommen ist. Unter allen Umständen bin ich Dein getreuer Bruder und habe die allerherzlichsten Wünsche für Dich jederzeit bei mir.

Dein F.

(Pfefferkuchen bekommt mir nicht in dieser Höhe.)

[«]

430. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria, 6. Juli 1883>

Soeben, mein liebes Lama, sagt man mir, daß wir den 6ten Juli haben: so lasse ich schnell noch ein Brief-Täubchen abfliegen, daß Dir zur angemessenen Stunde meine allerschönsten Gratulationen überbringen mag.

Burckhardt's Cicerone, dessen neueste Außage zu besitzen Du einmal den Wunsch geäußert hast, soll in meinem Auftrage auf Deinem Geburtstags-tische liegen; es ist wirklich eins der besitzenswürdigsten Bücher und beinahe belehrender als ein Aufenthalt in Rom: für uns Beide soll das Buch aber ein Erinnerungs-zeichen sein an das vielerlei Gute, was wir dort zusammen gesehn (und nicht gesehn) haben —eingerechnet die Genüsse anderer Art zB. in den trattorie.

An letztere werde ich eben durch meine oede langweilige Leguminosen-Suppe erinnert: zu der bin ich aber heute verurtheilt, weil mein Magen in Folge eines äußerst schmerzhaften 2tägigen Anfalls ganz geschwächt ist. Es geht mir eigentlich nicht gut; denn ich mache jede Veränderung des Wetters mit durch; namentlich hat mir bisher jede Bedeckung des Himmels meinen Kopfschmerz gebracht; — gemäß der Nähe der Wolken bin ich sogar hier in diesem Punkte noch empfindlicher als in Genua. Die Moral meiner Gesundheit heißt nach wie vor: „wo es jährlich 200 bewölkte Tage giebt, bist Du 200 Tage unwohl und leidest: wo es 40 bewölkte Tage giebt, hast Du für 320 gute Chancen — um nicht mehr zu sagen".

Zudem: es ist hier ein Winterchen fortwährend: ich bin äußerst dankbar für den Besitz des Fußsacks (sage das unserer lieben Mutter, insgleichen meinen herzlichsten Dank für ihren zweiten Brief!).

Das Zimmer habe ich dunkel mir tapeziren lassen, aber es ist und bleibt kalt und sehr niedrig! - - -

Aber das sind Allotria; jetzt, meine liebe Schwester, eine Hauptsache, eine ganz ernsthafte Bitte an Dich! Du sollst Schmeitznern die bestimmte Erklärung abnöthigen, mündlich oder schriftlich, wie Du es am besten vermagst, daß er den 2ten Theil Zarathustra unverzüglich in Druck giebt, **sobald** das Manuscript in seine Hände kommt. Ich will damit zu Ende kommen und von dieser Expansion des Gefühls erlöst sein, die solche Produktionen mit sich führen: es ist mir öfter der Gedanke gekommen, daß ich an so Etwas plötzlich sterbe. Er soll es in der Hand haben, wann er diesen zweiten Theil (genau vom Umfange des ersten) ausgeben will: aber **ich** will den Druck hinter mir haben und muß dies verlangen: es ist eine Gesundheitssache ersten Ranges. Dieses Frühjahr bin ich durch die nichtswürdige Bummelei der Herrn Teubner 4 Wochen länger krank gewesen als ich hätte sein müssen. Dafür will ich Schmeitznern versprechen, daß nächstes Jahr von mir nichts zu drucken ist: meine Absicht ist nun, Vorträge auszudenken und auszuarbeiten, und den „Text“ für meine Vorträge aus meinem Zarathustra selbst zu nehmen. —

Aus Allem wirst Du errathen, daß besagter 2^{ter} Theil wirklich existirt: Du kannst Dir von der Vehemenz solcher Entstehungen nicht leicht einen zu großen Begriff machen. Darin aber liegt ihre Gefahr. — Um des Himmels Willen, bringe dies mit Schmeitzner in’s Reine; ich selber bin jetzt zu reizbar gestimmt. — Ach, wie schön, daß ich Dir so Etwas schreiben kann! —

Ganz von Herzen
Dein Bruder.

[«]

431. An Franz Overbeck in Basel

<Sils-Maria, 9. Juli 1883>

Mein lieber Freund Overbeck! Der Zufall (oder die Post) wollte, daß Dein Brief erst den 4ten Juli in meine Hände gelangte — und seitdem war ich nicht wohl. So komme ich spät zu Dir, ganz wie mein Sohn Zarathustra, der sich nach meinem Willen schon diese **Ostern** meinen Freunden präsentiren sollte: aber da kam erst „das christliche Hinderniß“ (die 500 000 Gesangbücher, von denen ich wohl schrieb?) und nun steht ihm wieder „das judenfeindliche Hinderniß“ im Wege. Denn wirklich, es verhält sich so: Herr Schmeitzner meldete jüngst, die „äußerst wichtigen“ Verhandlungen und Reisen in Sachen des Antisemitenthums machten, daß der Verlag zurückstehn müsse die sämmtlichen Exemplare des Zarath<ustra>, eingerechnet die Freiexemplare seien noch in Leipzig! — Bravo! Aber wer erlöst mich von einem Verleger, der die antisemitische Agitation wichtiger nimmt als die Verbreitung meiner Gedanken? Ich meine hier nicht einmal besonders stolz zu reden — —

Ich erkannte auf der Theeund Leguminosen-Sendung mit herzlichem Danke die Handschrift Deiner lieben Frau; ich habe ihr Mühe gemacht! Ach, und ich muß fortfahren, ihr Mühe zu machen! Erstens brauche ich bald wieder Thee (bei diesem

Kalk-Wasser braucht man doppelt so viel und bringt es doch nicht zu einem wohlschmeckenden Getränke: übrigens bin ich kein Freund von dieser Qualität, ich hätte gern ein Pfund von einem feineren Thee) Sodann: doch ich schreibe lieber bald einmal direkt an Deine verehrte Frau.

Ich habe hier sehr an der Kälte gelitten: ein wahres Glück, daß ich durch 3 ofenlose Winter einigermaßen abgehärtet bin. Doch wirken diese kalten Stuben sehr auf die Stimmung, in Genua so wie hier. Ein Gefühl von Welt-Fremdheit, Vorüber-Eilendem, Wanderer-haftem sitzt sehr tief in mir drin — und, die Wahrheit zu sagen, schwerlich nur in Folge der großen Unbehaglichkeit meines äußeren Lebens. Es kommt selten noch ein warmer Ton zu mir; und Vieles vom Allerbesten, das Anderen das Herz warm macht, ist mir gleichgültig geworden. Um ein Wort von meiner Gesundheit zu sagen: so bin ich einer der geduldigsten Menschen und balancire von einer Weise in die andre. Aber der Überschuß kranker, schmerzhafter, mindestens tief gehemmter Tage ist außerordentlich: obschon ich gegen mich als Patienten alle erdenkliche Vorsicht, Strenge und Selbstüberwindung gelten mache. Zweierlei scheint mir incurabel: das Eine, daß jedes regelmäßige geistige Arbeiten, nach einer gewissen Zeit (c. 2 Wochen) einen tiefen Verfall nach sich zieht, weil es zu intensiv ist (der Zeit nach gar nicht: da geben ja schon die Augen sehr bestimmte Grenzen!) Sodann: mein Gefühl, sei es des Angenehmen oder des Unangenehmen, hat so heftige Explosionen, daß ein Augenblick, im strengsten Sinne, hinreicht, um, durch eine Veränderung der Blut-cirkulation wahrscheinlich, mich vollkommen krank zu machen (etwa 12 Stunden später ist es entschieden, es dauert 2—3 Tage) Endlich: jeder bedeckte Himmel setzt mich tief herab; hier oben, wo die Wolken nahe sind, entsteht unvermeidlich sogar Kopfschmerz dabei. Also: Gegenden, wo es 200 bedeckte Tage giebt, nehmen mir 200 Tage weg — und umgekehrt.

Sonst ist der Engadin mir lieb und werth, und bis zur Mitte September soll er mir's bleiben. Wie gern hätte ich Dich einmal recht nahe, alter lieber Freund!

F.N.

[«]

432. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria, 10. Juli 1883>

Mein liebes Lama, also so weit ist meine Zarathustra-Angelegenheit vorwärts gerückt, daß ich Ende dieser Woche bereit bin zur Absendung des druckfertigen Manuscriptes.

Ah, ich kann nicht ausdrücken, wie groß die Genugthuung ist, welche ich bei diesen Worten empfinde. Damit, daß ich diesen 2ten Theil gemacht habe, ist das ganze Jahr schon gerechtfertigt, insbesondere die Reise nach dem Engadin: und sogar auch die Reise nach Rom bekommt nun eine neue Bedeutung: es war ein tiefes Ausruhen in diesem römischen Aufenthalt; und gerade auch in der Zerstreuung und dem Lärm meiner Wohnung lag etwas Nützliches, ebenso in dem Klumpfuß auf der Eisenbahn und dem vielen verdorbenen Magen und schlechten Nächten. Alles hinderte mich zu arbeiten und nachzudenken; und es ist kaum zu sagen, wie schwer es ist, mich von mir selber wegzuziehn. — Von dieser negativen Wohlthätigkeit Rom's könnte ich nun noch zur positiven übergehen — aber meine Augen sind übel daran, und ich habe noch Anderes zu schreiben.

Unter allen Umständen muß jetzt unverzüglich der Druck losgehen! oder ich breche mit Schmeitzner (wozu ich allen Grund habe — —)

So lange er glaubt, daß seine Agitation eine wichtigere Angelegenheit sei als die Verbreitung meiner Bücher und Gedanken: ist es für mich die äußerste Geduldsprobe meines Stolzes, mit ihm zu verkehren. —

Im letzten Winter habe **ich** Alles so eingerichtet, daß der erste Theil Zarathustra Ostern in den Händen meiner Leser sein konnte: und habe den höchsten Fleiß nöthig gehabt, um es so einzurichten. Ein verlornes halbes Jahr der Wirkung meiner Gedanken kommt recht sehr in Betracht, namentlich in Hinsicht auf die Dauer meines eignen Lebens. —

Daß il negro immer noch auf der Wanderschaft ist, thut mir recht Leid. Herrig soll mir sehr willkommen sein.

Der Brief an Frau R<ée> ist, litterarisch betrachtet, Deine beste Leistung bisher; gebe der Himmel, daß es nie wieder zu solchen Anlässen kommt, Dich litterarisch auszuzeichnen! Übrigens kann ich schwören, daß die mir in Deinem Briefe zugesprochene Denk- und Handlungsweise mit der Wahrheit übereinstimmt, und nicht nur eine „schöne Farbe“ ist. Mein Mitleid hatte über meinen Stolz gesiegt, und die Absicht zu helfen über die Absicht, mir zu nützen — (in der „fröhlichen Wissenschaft“ steht zu lesen: „wo liegen deine größten Gefahren? — Im Mitleiden.“);

Rée habe ich auch in dieser Sache viel zu gut behandelt: und ungefähr 10 Briefe an ihn nicht abgeschickt (vielmehr an Stelle eines jeden einen neuen geschrieben — ich fürchtete immer, er könnte sich das Leben nehmen. Zuletzt hat er über seinen verrückten Freund wohl nur gelacht!)

Bitte, bringe die Sache mit Schmeitzner-Teubner in Ordnung. Sobald Du das Ja-wort hast, telegraphire mir „Ja".

Dir und unsrer lieben Mutter das Herzlichste!

Dein F.

Es geht wieder besser mit der Gesundheit, seit ich täglich saure Milch nehme, wie in Tautenburg.

[«]

433. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Sils-Maria, 13. Juli 1883>

Lieber Freund,

ich hatte rechte Sehnsucht nach einem Briefe von Ihnen; und als ich vorgestern das Ersehnte Mittags auf meiner Serviette liegend fand, glaubte ich, daß mir lange keine bessere Mahlzeit aufgetischt sei. Es war ein Klang aus Ihrer Musik in Ihren Gedanken, das erquickte mich — ob es mir gleich wieder einen Heißhunger nach dieser Musik machte, der ja jetzt unstillbar scheint. Wenigstens möchte ich nicht deswegen die Cholera nach Venedig beschwören, daß Sie von dort flüchten müßten! (Es gehört zu den schauerlichen Erinnerungen aus meiner Studentenzeit, daß ich eine Nacht mit einer Cholera-leiche zugebracht habe)

Die Wünsche auf Ihrer Postkarte, die so geheimnißvoll klangen, müssen wohl gut auf mich gewirkt haben — vielleicht hat sich inzwischen gerade das erfüllt, was Sie mir im Stillen gewünscht haben.

Nicht wahr, lieber Freund? Dies ist eine allgemeine Wahrheit: „der zweite Vers ist schwerer, als der erste Vers".

Nun, ich habe den zweiten Vers hinter mir — und jetzt wo er fertig ist, schaudert mir bei der Schwierigkeit, über die ich hinweg bin, ohne an sie gedacht zu haben.

Seit meinem letzten Briefe gieng es mir besser und muthiger, und mit Einem Male hatte ich die Conception zum zweiten Theile Zarathustra — und nach der Conception auch die Geburt: Alles mit der größten Vehemenz.

(Dabei ist mir der Gedanke gekommen, daß ich wahrscheinlich an einer solchen Gefühls-Explosion und -Expansion einmal sterben werde: hol' mich der Teufel!)

Das Manuscript für die Druckerei wird übermorgen fertig sein, es fehlen nur noch die letzten 5 Abschnitte; und meine Augen ziehn meinem „Fleiße" Grenzen.

Wenn Sie die Schlußseite des ersten Z<arathustra> lesen, so werden Sie die Worte finden „— und erst, wenn ihr mich Alle verleugnet habt, will ich euch wiederkehren.

Wahrlich, mit andern Augen, meine Brüder, werde ich mir dann meine Verlorenen suchen; mit einer andern Liebe werde ich euch dann lieben."

Dies ist das Motto zum zweiten Theil: aus ihm ergeben sich, was dem Musiker zu sagen fast unschicklich ist, andre Harmonien und Modulationen, als im ersten Theile.

In der Hauptsache galt es, sich auf die zweite Stufe zu schwingen, — um von dort aus noch die dritte zu erreichen <deren Name ist: „Mittag und Ewigkeit": das sagte ich Ihnen schon einmal? Aber ich bitte Sie inständig, davon gegen Jedermann zu schweigen! Für den dritten Theil will ich mir Zeit lassen, vielleicht Jahre —)

Wenn ich nun wieder mit der Bitte zu Ihnen komme, mir bei der Correktur zu Hülfe zu kommen — so geht das eigentlich über alle Grenzen von Freundschaft und Schamhaftigkeit hinaus: und wenn Sie es nicht zu Stande bringen, mich darin zu rechtfertigen — ich bringe es nicht zu Stande!

Dabei bleibt Ihnen die Hoffnung, daß aus dem Drucke jetzt nichts wird. Vielleicht trenne ich mich von Schmeitznern: er behandelt unverhohlen seine antisemitische Agitation als eine weit wichtigere Angelegenheit als die Verbreitung meiner Gedanken. —

Geben Sie mir doch noch genaue Auskunft über die Schritte und Fortschritte Ihrer Partitur: Sie schwiegen so lange davon! Und welche Pläne giebt es? Und was macht die göttliche Nausikaa?

Von Herzen Ihr Freund
Nietzsche.

[«]

434. An Paul Rée in Flims (Entwurf)

<Sils-Maria, Mitte Juli 1883>

Zu spät, fast ein Jahr zu spät erhalte ich Aufschluß über den Antheil, den Sie an den Vorgängen des letzten Sommers haben: und ich habe noch nie so viel Ekel in meiner Seele beisammen gehabt, wie jetzt, bei dem Gedanken, daß solch ein schleichender verlogen heimtückischer Gesell jahrelang als mein Freund hat gelten können. Dies heiße ich ein Verbrechen und nicht nur an mir — sondern zu oberst an der Freundschaft und selber noch am hohlsten Namen „Freundschaft“. Pfui, mein Herr! Man wird sich vor Ihnen hüten müssen, und nicht einmal wie vor einem anständigen Bösewicht, sondern wie vor einem unanständigen! Also von Ihnen stammt die Verunglimpfung meines Charakters, und Frl. S<alomé> ist nur das Mundstück, das sehr unsaubere Mundstück Ihrer Gedanken über mich gewesen? Sie sind es, der, in meiner Abwesenheit natürlich, von mir wie von einem gemeinen und niedrigen Egoisten redet, der immer darauf aus sei, Andre auszubeuten? Sie sind es, der behauptet hat, ich habe unter der Maske der Idealität in Bezug auf Frl. S<alomé> die schmutzigsten Absichten verfolgt? Sie sind es, der über meinen Geist zu äußern wagt, ich sei verrückt und wisse nicht, was ich wolle? Nun verstehe ich freilich diesen ganzen Handel besser, der mich beinahe den achtungswürdigsten und mir nächststehenden M<enschen> entfremdet hätte: Niemand konnte je begreifen, wie ich auf die Seite solcher M<enschen>) treten konnte, die sich wahrscheinlich schon überall durch falsches Spiel gegen mich verdächtig gemacht haben. Je nun, ich habe meinen Freund zu vertreten geglaubt, wenn ich Sie eine ganze Reihe von Jahren hindurch vertheidigt und gegen Mißtrauen geschützt habe: und ich hatte dazu genug Anlaß, da Sie nicht zu denen gehören, welchen Vertrauen entgegengebracht wird. Vielleicht hat mir in den letzten 7 Jahren Nichts so im Wege gestanden, als eben dies, daß ich Sie in Schutz nahm. In der That, in der Menschen-Kennerei hab ich’s, nach dieser Probe zu schließen, nicht weit gebracht, und ich errathe, wie vielen Hohn und Spott Sie in dieser Hinsicht gegen mich schon haben laut werden lassen. Bravo! Aber ich will lieber von solchen M<enschen> wie Sie sind, verhöhnt werden, als daß ich sie verstünde. In der That, ich verstehe gar nicht mehr, was Sie von mir und mit mir gewollt haben. R<ichard> W<agner> warnte mich ein Mal vor Ihnen und sagte: „der wird einmal schlecht an Ihnen handeln, der führt Nichts Gutes im Schilde.“

Nachdem Sie diesen Brief geschrieben haben, bleibt gar kein Zweifel mehr über Ihren Charakter: Wir wollen uns bei Frl. S<alomé> bedanken, daß sie zuerst den Schleier von diesem Isisbilde gehoben hat. — Ich aber habe Sie Jahrelang für rechtschaffen gehalten und in diesem Punkte gegen Jedermann vertheidigt! Es steht schlimm mit meiner Menschenkennerei! — es ist kein Zweifel: und Sie haben allen Grund, über mich zu lachen.

ich hätte große Lust, Ihnen mit ein paar Kugeln eine Lektion in der praktischen Moral zu geben: und vielleicht erreiche ich im günstigsten Falle, Sie ein für alle Mal von der Beschäftigung mit Moral abzubringen — —: dazu nämlich mein Herr Dr. Rée gehören nur reine Hände aber nicht Schlammfinger!

[«]

435. An Georg Rée in Stibbe (Entwurf)

<Sils-Maria, Mitte Juli 1883>

Unsre kurze Bekanntschaft von Leipzig her muß mich rechtfertigen, wenn ich heute an Sie schreibe, was ich Ihrem Bruder Paul selber nicht schreiben mag: daß jeder weitere Verkehr zwischen ihm und mir unter meiner Würde ist. Jetzt erst, fast ein Jahr zu spät kommen mir wesentliche Thatsachen zur Kenntniß, welche Ihren Bruder heillos vor mir compromittiren — nachdem ich inzwischen mir die höchste Mühe gegeben hatte, sein verdächtig gewordenes Benehmen gegen mich zu entschuldigen und ins mildeste Licht zu rücken. Es ist beinahe ein Zufall, daß ich jetzt davon erfahre: im vorigen Jahre, ebenso wie bei meinem diesjährigen Aufenthalte in Rom hatte ich immer verlangt, daß in meiner Gegenwart nicht von den häßlichen Vorgängen des vorigen Sommers geredet würde. Jetzt aber höre ich, daß die ganze abscheuliche Verunglimpfung, die mir und meiner Schwester von Frl. S<alomé> angethan ist, ganz und gar auf Ihren Bruder zurückfällt: daß dieses Mädchen eben nur das Mundstück für seine Gedanken gewesen ist — Bisher hat es Jedermann, mit dem ich mich in nähere Verbindung setzte, dies für eine Ehre und Auszeichnung gehalten: — ich halte es selber dafür — darüber sage ich kein Wort weiter. — Ihr Bruder hat diese Gesinnung gegen mich reichlich zur Schau getragen: aber, wie ich nun weiß, hinter meinem Rücken als schleichender, verleumderischer, verlogener Gesell an mir gehandelt. Er also ist es, welcher von mir als einem niedrigen Ch<arakter> und gemeinen Egoisten redet, der Alle nur zu seinen Zwecken ausbeuten wolle: er ist es, der mir vorwirft, ich hätte unter der Maske idealer Ziele in Bezug auf Frl. L<ou> die schmutzigsten Absichten verfolgt; er ist der, der es wagt, von meinem Geiste verächtlich zu sprechen, als ob ich ein Verrückter sei, der nicht wisse, was er wolle. — Nun verstehe ich es allerdings, wenn er mir diesen Winter schrieb, er habe gegen mich das Gefühl von Schuld — ohne sich näher darüber auszulassen. Ich mag alle diese schleicherischen Duckmäuser nicht, seine Art hat mir lange schon Bedenken gemacht, aber ich meinte, es sei ein Mensch, den anzutreiben und in geistiger Arbeit zu erhalten meine Schuldigkeit sei. Ich sagte ihm voriges Jahr einmal: „wir haben uns nie gezankt, aber auch nie übereingestimmt.“

Und so bleibt es dabei: Ihr Bruder gereicht mir, wie nicht minder Ihnen und Ihrer verehrungswürdigen Mutter zur Schande: ich habe lange nichts so Bitteres erlebt.

Unter dieses Wort Schuld fällt es vor Allem, wie schamlos er mich über Frl. S<alomé> belogen hat: er predigte von ihr, wie als ob sie zu gut für diese Welt sei, eine Märtyrerin der Erkenntniß von Kindesbeinen an, vollkommen selbstlos, als ob sie alles Glück und alles Behagen des Lebens für die Wahrheit zum Opfer gebracht hätte. — Nun Herr R<ée>, es wächst alle Jubeljahre Einmal ein M<ensch> dieser Art auf Erden: und ich würde um die Erde reisen, um ihn kennen zu lernen. Ich habe nun dieses Mädchen kennen gelernt und mit der größten Hartnäckigkeit versucht, den letzten Schatten jenes Bildes von ihr festzuhalten. Unmöglich! (ihre Mutter selber hat mich vor ihr gewarnt) Ich war einfach der Belogene: und so oft ich Ihrem Bruder mein sehr strenges Urtheil über den Charakter dieses Mädchens gab, meinen Sie, daß er je nur ein Wort der Entschuldigung und der Milde für sie gehabt hätte? Er sagte immer nur: Sie haben vollkommen über Lou Recht, aber es ändert meine Beziehungen zu ihr in Nichts“. Brieflich nannte er sie einmal sein Verhängniß: quel goût! Diese dürre schmutzige übelriechende Äffin mit ihren falschen Brüsten — ein Verhängniß!

Pardon!

Wie sie selber über Ihren Bruder spricht und denkt, das soll die Sache meiner Diskretion sein. In Leipzig rief sie ihn nie anders als Dreckel! was mich empört hat.

[«]

436. An Louise von Salome in Petersburg (Entwurf)

(Sils-Maria, Mitte Juli 1883)

Hochverehrte Frau

Ich bin Ihnen die Antwort auf die Bedenken schuldig geblieben, welche Sie in Ihrem Brief an mich äußerten, im Grunde, weil diese Bedenken sich mir selber inzwischen allzuschwer in der Wirklichkeit aufdrängten. Was war das für eine Täuschung, in welche man mich versetzt hatte! Man hatte mir von Ihrem Frl. Tochter gesprochen und geschrieben, wie als ob sie fast zu gut für diese Welt sei, eine Märtyrerin der Erkenntniß von Kindesbeinen an, jedes Glück und jedes Behagen des Lebens ja die Gesundheit hingebend für das Eine: Wahrheit, vollkommen selbstlos, und bewährt in einer langen Schule der Aufopferung. Ich will nicht davon reden, welche Mühe ich mir gegeben habe, auch den letzten Schatten dieses Bildes aufrecht zu erhalten und wie viel ich dabei zu vergessen und zu vergeben gehabt habe. Noch weniger aber will ich Ihnen als der Mutter aussprechen, welches Bild mir schließlich übrig geblieben ist.

Meine Schwester und ich — wir haben Beide alle Gründe, die Begegnung mit Ihrem Frl. Tochter im Kalender unseres Lebens schwarz anzustreichen. Daß wir Beide es sehr gut mit ihr gemeint haben, steht außer allem Zweifel. —

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster

[«]

437. An Malwida von Meysenbug in Rom

Sils-Maria, Engadin (Schweiz) <Mitte Juli 1883>

Meine liebe hochverehrte Freundin,

oder ist es unbescheiden, wenn ich Sie so nenne? Gewiß ist, daß ich ein unbändig gutes Zutrauen zu Ihnen habe: und so wird es auf die Worte nicht sehr ankommen.

Ich habe einen schlimmen Sommer gehabt und habe ihn noch. Die böse Geschichte des vorigen Jahres stürzte noch einmal über mich her; und ich habe so viel hören müssen, was mir diese herrliche Natur-Einsamkeit verdorben und fast zur Hölle gemacht hat. Nach Allem, was ich nun erfahren habe, ach viel zu spät! — sind diese beiden Personen Rée und Lou nicht würdig, meine Stiefelsohlen zu lecken — Pardon für dies allzumännliche Gleichniß! Es ist ein langes Unglück, daß dieser Rée, ein Lügner und schleichender Verleumder von Grund aus, mir über den Lebensweg gelaufen ist. Und was habe ich lange Geduld und Mitleid mit ihm gehabt! „Es ist ein armer Bursch, man muß ihn vorwärts treiben“ — wie oft habe ich mir das gesagt, wenn mir seine ärmliche und unaufrichtige Manier zu denken und zu leben Widerwillen machte! Ich vergesse den Ingrimm nicht, den ich 1876 empfand, als ich hörte, er werde mit zu Ihnen nach Sorrent kommen. Und vor zwei Jahren wiederholte sich nochmals dieser Ingrimm: ich war hier in Sils-Maria und wurde krank bei der Nachricht meiner Schwester, daß er hier herauf kommen wolle. Man soll seinen Instinkten besser vertrauen, auch den Instinkten des Widerstrebens. Aber das Schopenhauerische „Mitleiden“ hat immer in meinem Leben bisher den Haupt-Unfug angestiftet — und deshalb habe ich allen Grund, solchen Moralen gut zu sein, welche noch ein paar andere Triebfedern zur Moralität rechnen und nicht unsere ganze menschliche Tüchtigkeit auf „Mitgefühle“ reduziren wollen. Dies nämlich ist nicht nur eine Weichlichkeit, über die jeder großgesinnte Hellene gelacht haben würde — sondern eine ernste praktische Gefahr. Man soll sein Ideal vom Menschen **durchsetzen**, man soll mit seinem Ideale seine Mitmenschen wie sich selber zwingen und überwältigen: und also schöpferisch wirken! Dazu aber gehört, daß man sein Mitleiden hübsch im Zaume hält, und daß man, was unserm Ideale zuwider geht (wie z.B. solches Gesindel wie L<ou> und R<ée>) auch als Feinde behandelt. — Sie hören, **wie** ich mir „die Moral lese": aber um bis zu dieser „Weisheit“ zu kommen, hat es mich fast das Leben gekostet. —

Ich hätte den Sommer mit Ihnen und in dem edlen Kreise, der Sie umgiebt, leben sollen: aber nun ist es zu spät!

Von ganzem Herzen Ihnen zugethan und dankbar

Nietzsche

[«]

438. An Ida Overbeck in Basel

<Sils-Maria, Mitte Juli 1883>

Liebe verehrte Frau Professor,

inzwischen kam der Brief meines Freundes Overbeck, und ich erlaube mir heute einmal, ihm so zu antworten, und zu danken! daß ich an Sie schreibe, an die ich seit langer Zeit keinen Brief abgeschickt habe! Seien Sie froh deshalb: denn Alles, was ich in dem letzten Zeiträume an Briefen „verfaßt“ habe, gehört unter die Rubrik: Krankheit und Schwermuth — und auch die Dinge, von welchen ich zu erzählen (oder eigentlich nicht einmal zu erzählen) hatte, waren aus dem Reiche des Daseins, welches man am besten verhüllt. Es war mein schwerster und kränkster Winter; und die Erlebnisse, die ihn dazu machten, hätten Einen über Nacht zu einem „Timon von Athen“ machen können. Was liegt daran, daß in ihnen allen Nichts ist, dessen ich mich zu schämen hätte und Manches, das eine andre Würdigung und Theilnahme hätte finden dürfen, als es sie zB. bei meinen Angehörigen gefunden hat! In dem finde und fand ich keinen Trost und keine Erleichterung. Im Gegentheil: wenn ich selber irgendwie mehr zu dieser Gattung von „Wirklichkeit“ gehörte, ihr gleichartiger wäre, so würde ich wahrscheinlich Alles viel leichter ertragen haben — — und tragen. So aber fiel es wie ein Wahnsinn über mich her; und es ist durch Nichts wieder gut zu machen, daß meine Phantasie und mein Mitleid jetzt nun ungefähr ein Jahr in dem Schlamm dieser Erfahrungen hat waten müssen. Ich glaube mehr bereits ausgestanden zu haben, fünf Mal mehr, als genügt, einen normalen Menschen zum Selbstmord zu bringen: und es ist noch nicht zu Ende. Das Unglück wollte, daß ich voriges Jahr im Grunde nur Dinge zu hören und errathen bekam, die zu diesen nächsten Erlebnissen den entsprechenden Rahmen bildeten; insbesondere sind mir einige Proben einer abgründlichen Perfidie der Rache (seitens jenes jüngst gestorbnen großen Musikers R<ichard> W<agner>) zu Ohren gekommen. Der Contrast all dieser Dinge zu dem Seelen-Zustand, in welchem ich vorigen Frühling lebte, war ganz und gar schauerlich, und stark genug, ein Glas zu zerbrechen, das auch ziemlich viel schon ausgehalten hat.

Jetzt gehen diese Dinge wieder von Neuem vorwärts. Meine Schwester will ihre Rache an jener Russin haben — nun gut, aber bis jetzt bin ich das Opfer von alledem gewesen, was sie in dieser Sache gethan hat. Sie merkt nichts davon, daß kaum ein Zoll noch fehlt zum Blutvergießen und zu den brutalsten Möglichkeiten — und ich lebe und arbeite hier Oben diesen Sommer wie Einer, „der sein Haus bestellt.“ — —

In der That, ohne die Ziele meiner Arbeit und die Unerbittlichkeit solcher Ziele lebte ich nicht mehr. In so ferne heißt mein Lebensretter: Zarathustra, mein Sohn Zarathustra! —

Was den betrifft: so habe ich Alles dazu gethan, daß er diese Ostern bei meinen Freunden erscheinen konnte — Der Rest ist Schweigen.

Das Geld bitte ich meinen Freund, hierher zu senden. Mit Thee bin ich durch meinen Wirth versorgt worden, der Commissionär für Genfer Geschäfte ist. Die Leguminose ist sehr empfehlenswerth. — Wollen Sie einen guten Zwieback-Bäcker mit dem beifolgenden Zettel versehen und den Freund bitten, daß er die Bezahlung übernimmt? (In Genua zahle ich für den feinsten Zwieback in der ersten Conditorei 1 frc. 60 das Kilo)

Und nun den herzlichsten Gruß und die alte Bitte um Nachsicht!

Ihr F.N.

Auch Ihrer Frau Mutter den wärmsten und dankbarsten Gruß und meine Bitte um Verzeihung dafür, daß mein Brief an Sie immer noch — in Chemnitz liegt! — Was ist jetzt ihre Adresse?

[«]

439. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Entwurf).

<Sils-Maria, kurz nach Mitte Juli 1883>

Dein Bruder ist ganz eigentlich unglücklich: ich habe nämlich den Brief an G<eorg> R<ée> abgeschickt.

Nein, ich bin nicht gemacht zu Feindschaft und Haß: und seit diese Sache so weit geschritten ist, daß eine Versöhnung mit jenen Beiden nicht mehr möglich ist, weiß ich nicht mehr wie leben; ich denke fortwährend dran. Es ist unverträglich mit meiner ganzen Philosophie und Denkweise — es zieht mir jedes hochstrebende Gefühl nieder, daß ich in die Rubrik menschlicher Feindseligkeiten gerathen bin und mit solchem armen Volke! Bis dahin habe ich nie Jemanden gehaßt, auch W<agner> nicht, dessen Perfidien bei weitem über die Leistungen L<ou>'s hinausgingen. Jetzt erst fühle ich mich gedemüthigt.

[«]

440. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria, kurz nach Mitte Juli 1883>

Mein liebes liebes Lama,

eben habe ich, in einem Briefe an Georg Rée, den ich in Leipzig kennen gelernt habe, meine Beziehungen zu Paul R<ée> abgebrochen.

Stelle Dir vor! Der Übelstand bei dieser ganzen Sache war für mich, daß ich den besten Theil der facta nicht wußte: während sie Dir wahrscheinlich allzugegenwärtig waren, da Du jenen Scenen beigewohnt hast — ich aber nicht! — Mit R<ée> hätte ich ja unter keinen Umständen wieder verkehren können, wenn das Bild, welches Frl. Salomé von mir entwarf, in Wahrheit auf ihn zurückgeht. Deine beiden letzten Briefe haben mir erst Lichter angezündet! Ich wußte auch das Stärkste von dem nicht, was sie über Rée selber geurtheilt hat. Welche Hülfe wäre das mir in diesem Winter gewesen! —

Seit diese Sache wieder losgelassen ist, leide ich daran wie an einem Wahnsinn und habe bei Tag und Nacht keine Ruhe. Ich meinte, es sei genug, daß ich diesen Winter fünf Mal mehr darum ausgestanden habe als genügt, einen normalen Menschen zum Selbstmord zu bringen. Und nun erst sind wir in das sanglante Stadium der Sache getreten! Es ist ein Ehrenhandel in bester Form geworden.

Ich merkte der Sache in den ersten fünf Minuten ihren lebensgefährlichen Charakter an; und als ich von Tautenburg fortgieng, war ich äußerst glücklich, einer solchen Sache durch sehr viel Selbst-Überwindung eine leidlich harmlose Wendung gegeben zu haben (auf meine Unkosten natürlich; was ich aber nicht gar zu schwer taxirte) Was liegt daran, daß man einem Manne Etwas als Schwäche gegen ein Mädchen auslegt! — in diesem Punkte nehmen es Männer und Frauen nicht gar so streng. Es schien mir aber meiner sehr würdig, statt auf Rache und Vergeltung, auf den Nutzen der Person hinzuarbeiten, welche sich schlecht gegen mich benommen hatte.

Schließlich, schließlich, mein liebes Lama, blieb ich als der Einzige übrig, „der sich schlecht benommen hatte“; — seit Deinem Schritte, aus dem geschlossen wurde, daß meine nächsten Angehörigen nicht an meine „Idealität“ in dieser Sache glaubten, wendete sich Alles zu meinen Ungunsten. —

Pardon! Es soll das letzte Wort in der Sache zwischen uns sein, deren Consequenzen ich nunmehr stillschweigend über mich ergehn lassen will.

Schmeitzner telegraphirte mir Dienstag Nachmittag: woraus ich schließe, daß es doch erst Dein zweiter Brief war, der ihn zur Raison gebracht hat. Es ist mir ganz unschätzbar, daß ich jetzt noch diese Drucksache abmachen kann; ich bin wie Einer, der keine Zeit mehr hat. Also nochmals meinen allerinnigsten Dank für diese Wohlthat! —

Was meine Lebensweise betrifft: so erzähle ich Dir als Curiosum, daß ich seit wir uns nicht gesehn haben, Mittag für Mittag (außer wenn ich krank war) Dasselbe gegessen habe (es giebt einfach um diese Stunde nichts anderes): nämlich: reine Bouillon (2 Teller), ein Beefsteak mit Piselli (das kostet zusammen 2 fr. 50 cs. — was Dir einen Begriff von den hiesigen Preisen geben mag!)

Deuschland ist mir unsäglich verleidet. Vielleicht gehe ich den Winter nach San Remo, wo es viel mehr heitere Tage giebt als in der Umgebung Genua's. Und es ist doch nur ein Katzensprung weiter. — Bevor ich den dritten und letzten Theil Zarathustra nicht fertig habe, ist das Leben für mich noch unerlöst. Dies privatissime!

In Treue Dein Bruder.

Zwei Briefe an Dich und einen Brief an Paul Rée, die ich inzwischen schrieb, habe ich nicht abgesendet, sondern wieder zerrissen. — Schone mich, bitte! —

[«]

441. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Sils-Maria, 24. Juli 1883>

Mein lieber Freund, die Angst überkommt mich, Sie möchten krank sein? Oder habe ich wirklich mit der Bitte zu viel erbeten, die ich im letzten Briefe aussprach und Ihnen wehe gethan? (Ich wünschte auch für den zweiten Theil Zarathustra, an dem gedruckt wird, Ihre Beihülfe in der Correctur) Ich kann mir es sehr gut vorstellen, daß dies leidige Corrigiren Ihnen zum Tode fatal geworden ist und bin nicht im Geringsten gegen Sie „böse“, wenn Sie mir dies sagen: — glauben Sie doch ein wenig mehr daran, daß ich Ihnen von Grund aus gut bin und mir selber nicht den Schmerz anthun möchte, Ihnen Etwas Lästiges zugemuthet zu haben. — Und dann: ich hörte so gerne von Ihren Arbeiten und Plänen, falls es erlaubt ist, davon zu hören? —

Ihr alter Freund Nietzsche.

[«]

442. An Ida Overbeck in Basel (Entwurf)

<Sils-Maria, kurz vor dem 29. Juli 1883>

Soeben kamen auch die Zwiebäcke an: ich finde sie kräftig und mild, so wie ich alle Dinge mir wünsche — und welcher Art auch Ihr Brief war für dessen Vertrauen ich Ihnen meinen herzlichsten Dank zu sagen habe. Schließlich darf ich sogar glücklicherweise die Vermuthung aussprechen, daß wenn Sie die böse Geschichte, „in deren Schatten ich wandle“ sehr viel genauer kennen würden, Sie mir ihrethalben auch noch sehr viel gewogener sein würden. Vertrauen Sie doch diesem Worte und denken Sie nicht an „Schwäche“ und dergleichen; wenn ich an dieser Geschichte zu Grunde gehe, so ist es, weil ich mir in Bezug auf einen sehr natürlichen Zug des menschl<ichen> Herzens, nämlich „Rache“ schlechterdings nicht nachgeben will, also in Folge einer Stärke. Glauben Sie auch nicht an Rückfälle: leider handelt es sich um einen Vor-Fall, um etwas für mich Neues, von dem ich erst seit drei Wochen weiß und dessentwegen ich Höllentage und Nächte erlebt habe. Besorgen Sie sich auch nicht über die falsche Stellung zwischen meiner Schwester und mir (die Wahrheit ist, daß alle meinen bisherigen Stellungen zu allen M<enschen> falsche sind: sie ist ebenso oder mehr beleidigt als ich und hat ihr gutes Recht) und wenn sie durchsetzen will, daß L<ou> wieder nach Rußland zurückgeschafft wird, so stiftet sie, falls sie es erreicht, mehr Nutzen als ich mit meinem Ascetismus. Sie ist voriges Jahr zu schonend gegen mich gewesen und so sind mir erst seit 3 Wochen die gravirendsten Thatsachen dieser Geschichte bekannt geworden, die sie mir in Tautenburg verschwiegen hat. In Rom wollte ich nicht, daß von alledem geredet werde. Ein Brief an Frau Rée (übrigens ein Frauenzimmer-Meisterstück) dessen Kopie sie mir schickte, gab mir neue Lichter — und neue Qualen: Dr. Rée tritt auf einmal in den Vordergrund: über einen M<enschen> mit dem man jahrelang Liebe und Vertrauen gemein gehabt hat, umlernen zu müssen ist fürchterlich, und ich möchte mir in dieser Wüste Labung und Trost aus den Fingern saugen.

Von Steinach schwieg ich: ich habe mich hier bis Mitte Sept. eingemiethet, das Zimmer tapeziren lassen und will die absolute Einsamkeit benutzen. Im Winter und Frühjahr habe ich zu viel Zeit durch Krankheit verloren — es war ein typhöser Zustand, von dem ich mich nur ganz langsam erholt habe. (Sonderbar, ich hatte bis dahin noch nie an Fieber gelitten) Ach, wenn Sie wüßten, was die Probleme mir für Noth machten, mit denen ich mich jetzt herumschlage, und das schreckliche Gefühl der Verantwortlichkeit auf der höchsten Spitze der Erkenntniß! Wenn in dieses Uhrwerk schwieriger Vorstellungen und hoher Gefühle auf einmal die Sandund Schmutzkörner des Lebens hineingerathen — so entsteht etwas [von] wie tiefste

Desperation. Glauben Sie mir, wenn ich diese 2 Jahre leben bleibe, so ist es eine Leistung ersten Ranges. Bis Ende Sept<ember> möchte ich eine größere philos<ophische> Abhandl<ung> fertig haben: inzwischen druckt man eifrig am zweiten Bande meines Zarathustra.

Ich habe einmal den Glauben gehabt, einen solchen M<enschen> gefunden zu haben. Als ich diesen Glauben verlor, da war es nicht eine Enttäuschung, sondern die Ent<täuschung>. Ich hatte den besten Willen, ihn umzuschaffen zu dem Bilde, welches ich mir von ihm gemacht hatte: man hat mich dabei gestört —; wer weiß, wie weit ich es gebracht hätte!

Sonderbar! Noch in einem ihrer jüngsten Briefe sagte M<alwida von Meysenbug>, sie habe seit Olga Niemanden so zärtlich geliebt als L<ou>.

[«]

443. An Ida Overbeck in Basel

<Sils Maria, kurz vor dem 29. Juli 1883>

Meine liebe Frau Professor,

soeben kamen auch die Zwiebäcke an: ich finde sie mild und kräftig, so wie ich alle Dinge mir wünsche — und welcher Art auch Ihr Brief war, für den ich Ihnen den herzlichsten Dank zu sagen habe. Glücklicherweise darf ich sogar die Vermuthung aussprechen, daß wenn Sie diese böse Geschichte, in deren Schatten ich wandle, sehr viel genauer kennen würden, Sie mir **ihrerhalben** noch sehr viel gewogener sein würden. Vertrauen Sie doch diesem meinem Worte und denken Sie nicht an „Schwäche“ und „Allzumenschliches“ und dergleichen; und wenn ich an dieser Geschichte auch zu Grunde gehn sollte, so geschähe es, weil ich mir auch hier wieder zehn Mal zu viel zugemuthet habe als sonst Menschen thun, und gegen mich unerbittlich bleibe — also aus einer Stärke und nicht aus einer Schwäche. Glauben Sie auch nicht an „Rückfälle“: leider handelt es sich jetzt um Vor-Fälle, um Dinge die für mich neu sind und derentwegen ich Höllentage und -Nächte verlebt habe: nun, ich würge daran — und habe schon Manches im Leben hinunter gewürgt!

Bemerken Sie doch: die einzige meiner würdige Position in dieser Sache ist — daß ich ihr Opfer bin. —

Besorgen Sie sich auch nicht in Betreff einer „falschen Stellung“ von mir zu meiner Schwester (die Wahrheit ist, daß alle meine Stellungen zu allen Menschen falsch sind — wer kennt mich denn!); sie hat in dieser Sache ihr gutes Recht, überdies ist sie ebenso sehr oder mehr beleidigt als ich — und wenn sie durchsetzen will, daß Frl. S<alomé> wieder nach Rußland zurückgeschafft wird, so stiftet sie, falls sie es erreicht, mehr Nutzen, als ich mit meinem Ascetismus, der durchaus auf Rache verzichten will. Wir sind jetzt sehr gute Freunde, besser als je. Aber sie auf meinen Standpunkt versetzen? — Warum?

Meine Schwester ist voriges Jahr zu schonend gegen mich gewesen: ist es nicht toll, daß mir die gravirendsten Thatsachen dieser bösen Geschichte erst seit drei Wochen bekannt worden sind! — in Tautenburg hat sie dieselben mir verschwiegen, und in Rom verlangte ich, daß von dieser ganzen Sache nicht geredet werde. Erst ein Brief meiner Schwester an Frau Rée (beiläufig gesagt, ein Frauenzimmer-Meisterstück von Brief!), dessen Kopie sie mir schickte, gab mir Lichter und welche Lichter! Dr. Rée tritt auf Ein Mal in den Vordergrund: über einen Menschen, mit dem man sich lange Jahre in Vertrauen und Liebe verbunden gefühlt hat, umzulernen, **so** umlernen zu müssen — ist ganz und gar fürchterlich, und ich möchte mir einen Tropfen Trost und Labsal inmitten dieser Wüste aus den Fingern saugen. — Vielleicht bringt der Herbst noch ein kleines Pistolenschießen.

Von Steinach schwieg ich; ich habe mich hier bis Mitte September eingemiethet, mit meinem ganzen Hab und Gut (104 Kilo Bücher!) habe mir das Zimmer tapeziren lassen und will meine absolute Einsamkeit gehörig benutzen. Es ist mir nämlich im letzten Winter und Frühling gar zu viel Zeit verloren gegangen (durch Krankheit: es war ein typhöser Zustand, von dem ich mich äußerst langsam erholt habe). Ach, wenn Sie wüßten, was die Probleme mir für Noth machen, mit denen sich Geist und Herz jetzt bei mir herumschlagen — dies schreckliche Gefühl der Verantwortlichkeit auf der höchsten Spitze der Erkenntniß! Wahrhaftig, ganz abgesehn von allen elenden Erfahrungen und der ungeheuren Vereinsamung, in der ich seit Jahren lebe — das, was mich am stärksten am Leben festhält, ist auch das, was mir die tiefsten Nöthe und Desperationen bringt und bringen muß —: nun sollte man mich billiger Weise noch mit **überflüssigen Nöthen** verschonen!

Glauben Sie mir: wenn ich diese 2 Jahre leben bleibe, so ist es eine Leistung ersten Ranges.

— Lesen Sie doch auf dem beiliegenden Bogen „die heilige Katharina in Rom" — da ist ein Ideal freilich in mittelalterlicher Verkleidung vorgeführt. Ich habe einmal den Glauben gehabt, einen Menschen dieses Ideals gefunden zu haben. Als ich diesen Glauben verlor, da war es nicht „Eine Enttäuschung", sondern — die Enttäuschung. Nun, ich hatte sogar den Willen dazu, mir den Menschen umzuschaffen zu dem Bilde, welches ich mir von ihm gemacht hatte: — und wer weiß, wie weit ich's darin gebracht hätte! Aber man hat mich gestört. —

Die Blätter sind aus dem Buche des Berliner Privatdozenten Heinrich von Stein (das ist übrigens der gegenwärtige Verehrer von Frl. S<alomé>, also mein „Nachfolger", hierin, wie in andern Dingen).

Sonderbar! Noch in einem ihrer letzten Briefe an mich schrieb Malvida v. Meysenbug, sie habe seit Olga Niemanden so zärtlich geliebt wie Frl. Salomé. —

Im Herbst soll eine größere philosophische Arbeit fertig sein. Am zweiten Bande Zarathustra wird bereits eifrig gedruckt.

Ihnen und meinem Freunde den Ausdruck dankbarster Gesinnung! Das Geld ist in meinen Händen.

F.N.

[«]

444. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria, Ende Juli 1883>

Meine liebe Schwester,

Dein Brief hat mir gut gethan — etwas, das jetzt selten ein Brief bei mir hervorbringt. Was Herrn Schmeitzner betrifft: so wird Deine Vermuthung berechtigt sein. Alles erwogen, war er in einer greulichen Klemme und mußte schon nolens volens den 2ten Zarathustra sofort acceptiren; er hat auf einer Karte gemeldet, daß das Ms. sofort an die Druckerei abgeht. Es ist beinahe zum Lachen, wie Jemand gezwungen werden kann, gerade das zu thun, was er am wenigsten thun möchte (nämlich: noch Etwas drucken und seine Schulden vermehren) Auf die Dauer freilich bin ich der, welcher am schlimmsten dabei fährt: denn, ich sehe es deutlich kommen — eines Tages ist der gute excentrische Bursche **banquerott**, und meine Ersparnisse sind **dahin** (in Wahrheit:

verwendet zum Besten der antisemitischen Agitation — was wieder der Humor an der Sache ist!)

Übrigens hat er auch als Politiker Unglück, und ich verstehe seinen Stoßseufzer in dem Briefe an Dich nur gar zu gut! — Ich gratulire aufrichtig dem Dr. Förster, daß er noch zur rechten Zeit Europa und die Judenfrage hinter sich gelassen hat. Denn wehe einer Partei, welche genöthigt ist, nach so kurzem Bestände schon einen solchen Tisza-Prozeß auf ihr Conto zu schreiben! Ja, wenn der verkommenste Adel der Welt, der ungarische, zu einer Partei gehört, da ist Alles verloren. —

Ich war dieser Tage etwas verstimmt über Frau Overbeck, welche mir, gewiß in der „wohlmeinendsten" Absicht, aber doch ungeschickt und **unbescheiden** bis zum Exzeß, einen kleinen moralischen Brief geschrieben hat über „Schwäche", „Närrisch-sein, Allzumenschliches" usw. und mit der Versicherung „ich kann mich noch immer nicht überzeugen, daß ich an Ihnen ernstlich irre zu werden hätte": nebst der Belehrung, daß „man nur durch Fehler und Schwächen zu seinen höchsten Tugenden komme". Man kann gar nichts Dümmeres thun als klagen: man diskreditirt sich bei seinen Freunden und diskreditirt sich seine Freunde.

Ich habe mir diese Sache ad notam genommen — aber sehr artig geantwortet, wie sich von selbst versteht (auch mit der Bemerkung, daß wir (Du und ich) jetzt sehr gute Freunde sein, vielleicht bessere als je, und daß Du, wenn Du erreichtest, daß Frl. S<alomé> nach Rußland zurückgeschafft würde, wahrscheinlich mehr Nutzen stiftetest, als ich mit meinem Ascetismus, der auf alle Vergeltung verzichten wollte)

Inzwischen gab es einen Höllen-Tag, in Folge dessen ich ein paar Tage krank war. Ich hatte eben zu Mittag gegessen, da meldet mir der Wirth meines Hotels „um drei Uhr kommt Familie Rée, 8 Personen". Ich kann nicht beschreiben, was die nächste Stunde mir Alles durch den Kopf gieng: ich lief zur Post, es war strömendes Regenwetter, ich bestellte für den nächsten Morgen mir einen Platz, ich wollte nach Basel, endlich mußte ich zu Bett: und wahrhaftig, ich zitterte bei jedem Geräusch im Hause. Ich bin ganz und gar nicht gemacht zur Feindschaft. — Zuletzt ergab sich, daß ein Mißverständniß, ein ähnlich klingender Name an Allem schuld war. Aber ich habe doch, in Folge dieses Tages, meinen Brief an Georg Rée abgesandt. —

Es ist hier, seit Wochen! äußerst kalt, die Berge tief bis hinab beschneit, die Fremden unzufrieden. Ich selber bin sehr arbeitsam; wenn ich aus meiner Arbeit zu mir komme, bin ich aber die Beute der **Melancholie** — das ist nicht zu ändern! Ich sehe und weiß, wie groß meine Vereinsamung ist; und diese unheilvolle Geschichte trennt immer mehr Menschen von mir ab. — Es gab in diesem Frühjahr auch von Overbeck's Seite einen Brief, den ich mir hinter die Ohren geschrieben habe: er demonstrirte, ich hätte als Schriftsteller jedes erlaubte Maaß dessen überschritten, was die Leser sich gefallen lassen könnten und dürfe mich gar nicht wundern, wenn man sich gegen mich wende (nebst Bemerkungen darüber, daß meine Aphorismen-Form auch die beste Geduld zuletzt zur Verzweiflung bringe: ungefähr war dies der Sinn.) Früher würde er sich das Alles nicht erlaubt haben zu sagen, aber nach dieser Geschichte darf man's!

Nächstens schreibe ich auch unsrer guten Mutter, deren Brief von gestern mich wahrhaft gerührt hat. Aber bis Mitte Sept. bin ich hier fest gemiethet und will weiter arbeiten.

Dein Bruder F.

[«]

445. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

Sils-Maria, Engadin Schweiz 31 Juli 1883.

Geehrtester Herr Verleger,

in Betreff des Correctur-Ganges habe ich in diesen Tagen an Naumann geschrieben; namentlich daß das Manuscript nicht an mich, sondern immer an Hrn. Köselitz geschickt wird. Thun Sie Alles, daß es keine Stockungen und Bummeleien à la Teubner giebt!

Was den ersten Zarathustra betrifft: so habe ich Alles gethan, daß er um Ostern in den Händen der Leser sein konnte. Ein halbes Jahr früher oder später — das ist für ein kurzes Menschenleben, wie es das meinige sein wird, sehr viel — ich sage kein Wort mehr.

Ihr ergebenster
Dr Nietzsche.

NB. Der erste Bogen ist in meinen Händen. Sollen die Bogen immer an Sie zurück geschickt werden? —

446. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Sils-Maria, 3. August 1883>
Freitag.

Mein lieber Freund, ich fürchte, daß es Post-Unfug gegeben hat: bis heute ist Nichts von Ihren Correcturen in meine Hände gelangt, wohl aber Ihre Karte, die mit der Absendung des ersten Bogens gleichzeitig ist: und inzwischen müssen Ihnen noch 2 Bogen zugegangen sein. Was thun! Ich vertraue mir selber nicht in Betreff jener feinen Kleinigkeiten der Correctur, die Ihr Auge und Ihr Geschmack sieht — ja nicht einmal in den groben „Großigkeiten“ vertraue ich mir.

Ihr Brief gab mir wieder zu denken und dafür dankbar zu sein, was für ein guter Leser Sie sind — und wie Sie nicht nur das „zwischen den Zeilen Stehende“ lesen, sondern auch das, was zwischen ihnen stehen sollte, aber nicht dasteht! Im Übrigen sehen wir zu, was Zarathustra selber zu Ihrem Briefe zu sagen hat; und es stünde schlimm, wenn er dazu gar Nichts zu sagen hätte.

Ihre Farben-Bemerkung über „Gewitterhaft-Violett“ war mir interessant, und in gleichem Maße wie Ihre vorjährigen Worte über die Farben meiner „Musik“ — sit venia verbo! Auch, was Sie über „complementirende Menschen“ sagen, gehört noch in dies Bereich Ihres venezianischen Farbensinns: ich selber könnte mir sehr gut Wesen vorstellen, welche sich so zu allen anderen verhalten wie Erlösungen, Zwecke und Rechtfertigungen, — aber ich fand Niemanden der Art. Mein Glaube ist, daß es höhere und tiefere Menschen giebt, und viele Stufen und Distanzen; und es ist unerläßlich, daß der höhere Mensch nicht nur höher steht, sondern auch den Affect der Distanz fühlt und zeitweilig zu erkennen giebt — unerläßlich mindestens dafür, daß sein Höher-sein wirkt, also höher macht. Wenn ich den ersten Zarathustra ganz verstehe: so will er eben an solche sich wenden, welche im Gedränge und mitten im Gesindel lebend entweder ganz und gar die Opfer dieses Distanz-Affektes werden (des Ekels, unter Umständen!) oder ihn ablegen müssen: denen redet er zu, sich auf eine einsame glückselige Insel zu flüchten — oder nach Venedig. —

Gerade Epicur gilt mir als negatives Argument für meine Forderung: bis jetzt hat es ihm alle Welt entgelten lassen, und schon von seiner Zeit an, daß er sich verwechseln ließ und es mit der Meinung über sich leicht, göttlich-leicht nahm. Schon in der letzten Zeit seiner Berühmtheit haben sich die Schweine in seine Gärten gedrängt; und es gehört zu den großen Ironien der fama, daß wir einem Seneca zu Gunsten der Epikurischen Männlichkeit und Seelenhöhe Glauben schenken müssen — einem Menschen, dem man im Grunde immer sein Ohr, aber niemals „Treu und Glauben“ schenken sollte. In Corsica sagt man: Seneca è un birbone. —

Eben erfuhr ich, daß ich wieder einmal dem Tode entgangen bin: denn es war eine Zeitlang höchst wahrscheinlich, daß ich den Sommer auf Ischia, in Casamicciola, zubringen würde.

Adieu, mein lieber, lieber Köselitz! In Ihrer Umarbeitung von „Sch<erz>, L<ist> und R<ache>“ liegt viel Charakter, guter Charakter — bravo! bravissimo!

Ihr Freund Nietzsche.

[«]

447. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Sils-Maria, 3. August 1883, Abends>

Lieber Freund, Ihr Bogen I ist doch noch angekommen, nach Umschweifen. Mit Bogen 4 wird nun auch das Ms. Ihnen regelmäßig zugehen: — für mich ist dies eine wahre „Erleichterung des Gemüths“, denn heute, beim Durchsehen der ersten Bogen litt ich förmlich Scham vor Ihnen, in Anbetracht der wahnsinnig albernen Einfälle, die in ihnen zu lesen waren, Dank den Leipziger Setzern und Correktoren. „Zuletzt denkt Freund Köselitz, Zarathustra ist verrückt geworden (oder, was schlimmer wäre, Leipzigerisch)!“ — also sprach ich zu meinem Herzen.

Einen Brief an Sie sandte ich heute Morgen ab.

Es giebt in meinem Kopf jetzt wieder manchen schlimmen Nagewurm.

Ihr Freund
F. N.

[«]

448. An Ida Overbeck in Steinach am Brenner (Entwurf)

<Sils-Maria, kurz vor dem 14. August 1883>

Ich will nur gleich direkt noch einmal an Sie schreiben und gut zu machen suchen, was ich mit dem letzten Briefe schlecht gemacht habe. Es muß ein sehr ungeschickter Brief gewesen sein, denn erstens hat er Sie betrübt, und zweitens hat er den Eindruck gemacht als ob ich mich zu vertheidigen hätte. Die Wahrheit zu sagen: zur Moralität ermahnt zu werden macht mich ungeduldig und der Ausdruck „falsches Mitleid“ angewendet auf den tiefsten Schmerz meines Lebens, hat mir sogar wehe gethan. Trotzdem sind das Empfindungen, die nicht 2 Tage bei mir anhalten, solchen M<enschen> gegenüber von deren gründlichem Wohlwollen ich überzeugt bin. Ich sehe, daß ich auf Ihren Brief diese Worte geschrieben habe „man thut nichts Dümmeres als klagen: man diskreditirt sich damit vor seinen Freunden und diskreditirt sich selber dadurch seine Freunde“. Indeß: „diese Weisheit“ soll in unserm Falle unanwendbar, oder ein überwundener Standpunkt sein, nicht wahr? — Übrigens ist die ganze böse Geschichte so complicirt, daß ich Jedem nur dankbar sein muß, der ihretwegen an mir noch immer nicht ernstlich irre geworden ist.

Meine Erfahrung vom vorigen Jahre hat mir eine seltsame Beobachtung an die Hand gegeben: ich, lange Zeit dem praktischen Leben fremd, handle in 50 Fällen 49 Mal nach einem Motive, an welches man nicht denkt, wenn man mich handeln sieht. Daraus ergiebt sich, daß ich fast immer Mißdeutung errege und meist, in unglücklichen Fällen, das Opfer meiner Handlungsweise bin. — Nun denke ich aber über Opfer, Enttäuschung, Schmerz und dergl. so: es kommt nur darauf an, daß man’s aushält — dann sind es die mächtigsten Förderungen und Quellen des Lebens. Und was dies Jahr betrifft, das noch nicht zu Ende ist — so kann ich jetzt schon sagen, daß ich niemals mich in solchen Höhen der Empfindung gefühlt habe, wie in diesem unheimlichen Jahre, und daß ich mehr als Eine Stunde mir schon wieder gesagt habe: ein solcher Schmerz, (es war als ob ich an allen verwundbaren Stellen auf Einmal mit dem Messer gestochen würde!); ist eine hohe Auszeichnung. Sie wissen viell<eicht> daß ich stolz darauf <bin>, in physischen Martern zu den M<enschen> zu gehören, welche am meisten Erfahrung haben. Ich habe Leib und Seele in solcher Beschaffenheit daß ich mit Beiden furchtbar leiden kann: und was die Seele betrifft, war ich voriges Jahr wie Einer, der viele, viele Jahre lang keine Erlebnisse mehr erlebt hatte: weshalb jede Haut der Seele und jede natürliche Schutzmaßregel mir fehlten.

Man hat mich in fürchterlicher Weise belogen, mißbraucht, verhöhnt in der Ehre beeinträchtigt — dies ist jetzt kein Zweifel. Wenn sich meine Freunde darüber empören und eine Genugthuung an den Übelthätern suchen, so ist das in Ordnung:

dies nenne ich „das gute Recht meiner Schwester.“ Der Übelstand ist, daß alle diese feindl<ichen> Maßregeln sich gegen Personen richten, welche ich geliebt habe und welche ich viell<eicht> jetzt noch liebe: mindestens bin ich jeden Augenblick bereit, den ganzen Kram von Beleidigung und mir erwiesenem Schaden wegzuwerfen, wenn ich wüßte, ich könnte ihnen wirklich nützen.

Da überhaupt wieder in dieser Sache gehandelt wird (ich hatte meine Schwester dringend gebeten, es zu lassen), so bin ich gezwungen, mit meiner Schwester zu handeln; denn man hat sie im vorigen Jahre, von Seiten der Familie R<ée> in Stich gelassen, ebenso wie mich. Unter dem Eindruck einiger empörenden Details, die ich ein Jahr zu spät erfuhr, habe ich an Georg R<ée> den Rittergutsbesitzer auf Stibbe einen fulminanten Brief geschrieben. Er hat mir darauf mit einem Injurien-Prozeß gedroht — und darauf wieder habe ich mit etwas Anderem gedroht. Nun wollen wir sehen, wie es weiter geht.

Lou ist, was mächtige Energie des Willens und Originalität des Geistes betrifft, ein Wesen ersten Ranges und ebenso in Betreff einer wirklichen Genialität der Begabung für meine persönlichen Interessen habe ich [—] „es ist ewig schade um sie“, dies Wort hat hier sein Recht: — Nach ihrer praktischen Moralität mag sie ins Zuchthaus oder Irrenhaus gehören: — Für Rée und das ihn Auszeichnende mag sprechen, daß M<alwida> von M<eysenbug> ihn jahrelang, als den besten Ausdruck menschl<icher> Güte verehrt hat.

[«]

449. An Ida Overbeck in Steinach am Brenner

<Sils-Maria, kurz vor dem 14. August 1883>

Meine liebe Frau Professor,

ich will nur gleich noch einmal direkt an Sie schreiben und gut zu machen suchen, was ich mit dem letzten Briefe schlecht gemacht habe. Es muß ein sehr ungeschickter Brief gewesen sein, denn erstens hat er Sie betrübt, und zweitens hat er den Eindruck gemacht, als ob ich mich zu vertheidigen hätte. Die Wahrheit zu sagen: zur Moralität vermahnt zu werden macht mich ungeduldig, und der Ausdruck „falsches Mitleiden“, angewendet auf den tiefsten Schmerz meines Lebens, hat mir sogar wehe gethan. Aber das sind Empfindungen, die nicht zwei Tage bei mir anhalten, solchen Menschen gegenüber, von deren gründlichem Wohlwollen ich überzeugt bin. Übrigens ist die ganze böse Geschichte so complicirt, daß ich es hochzuschätzen habe, wenn Jemand ihretwegen „noch immer nicht ernstlich an mir irre geworden ist“ — so sehr ich auch das entgegengesetzte Bewußtsein habe, das ich schon in meinem Briefe ausdrückte, das Bewußtsein, in meinem ganzen praktischen Verhalten zu Menschen niemals Höheres gewollt und niemals sublimer gehandelt zu haben. Was meine Schwester betrifft, so habe ich es weder im vorigen Jahre noch in diesem an Deutlichkeit darüber, was ich will, fehlen lassen; aber wenn man nicht zusammen lebt, so geschieht Manches, dessen Folgen man anzuerkennen hat, nachdem es nicht mehr möglich ist, es ungeschehn zu machen. Ich habe mich gewiß nicht gegen Sie über meine Schwester beklagt, sondern über das Fatalistische darin, daß Alles, was sie in dieser Sache gethan hat — und zwar zur Rettung und Wiederherstellung meiner Ehre (eingerechnet ihre eigne Genugthuung) — sich gegen mich wendet. Als ich gerade mit meinem zweiten Zarathustra fertig geworden war, (beiläufig: ich habe noch in keinem Jahre diese Höhen der Empfindung erreicht und bin wahrscheinlich deshalb der beneidenswürdigste aller Sterblichen) da bekam ich ganz unerwarteter Weise ihren Brief an Frau R<ée> nebst einigen Details über die ganze Geschichte, die mich dermaaßen empörten, daß ich an den Rittergutsbesitzer Rée, den Bruder meines ehemal. Freundes einen fulminanten Brief schrieb. Der hat mir darauf mit einem Injurien-Prozeß gedroht: und ich habe darauf mit etwas Anderem gedroht. Nun wollen wir sehen, wie die Sache weiter läuft. — Meine Schwester schrieb mir zuletzt noch, daß sie mir jene Dinge aus Schonung voriges Jahr verschwiegen habe; und in der That, vielleicht war es wirklich nöthig, mir diese ganze auf Jahre sich zurückerstreckende Enttäuschung tropfenweise und allmählich einzugeben — wahrscheinlich lebte ich andernfalls nicht mehr. Ich war voriges Frühjahr wie Einer, der viele, viele Jahre von außen her nichts mehr erlebt hatte; meiner Seele fehlte die Haut sozusagen und alle natürlichen Schutzmaaßregeln. Das, was ich von da an erlebt habe, ist so complizirt schmerzhaft, daß ich meine, es sei nach allen an mir überhaupt verwundbaren Stellen das Messer gestoßen worden.

Und nun noch ein Wort über Frl. S<alomé>. Ganz abgesehn von der idealistischen Beleuchtung, in der man mir sie vorgeführt hatte (als eine Märtyrerin der Erkenntniß fast von Kindesbeinen an und noch mehr Heldin als Märtyrerin) ist und bleibt sie mir ein Wesen ersten Ranges, um die es ewig schade ist. Gemäß der Energie ihres Willens und der Originalität ihres Geistes war sie zu etwas Großem angelegt: nach ihrer thatsächlichen Moralität mag sie freilich eher ins

Zuchthaus oder Irrenhaus gehören. Mir fehlt sie, selbst noch mit ihren schlechten Eigenschaften: wir waren verschieden genug, daß aus unsern Gesprächen immer etwas Nützliches herauskommen mußte, ich habe Niemanden so Vorurtheilsfrei, so gescheut und so vorbereitet für meine Art von Problemen gefunden. Mir ist seitdem, als ob ich zum Stillschweigen oder zu einer humanen Heuchelei im Verkehre mit allen Menschen verurtheilt sei. —

Bitten Sie doch ja Freund Overbeck, daß er seinen herrlichen Gedanken eines Zusammentreffens in Schuls festhält. Und Sie selber, meine liebe verehrte Frau Professor, bleiben Sie mir gut und — zuversichtlicher!

Allseitig die besten Grüße!

Von Herzen Ihnen
ergeben — Nietzsche

Wir sind bei Bogen 4 Zarathustra II. Drucker ist Naumann: den ersten Theil rückt Teubner nicht heraus, wahrscheinlich, weil Hr. Schm<eitzner> seine Schulden nicht bezahlen kann. —

[«]

450. An Franz Overbeck in Steinach am Brenner (Entwurf)

<Sils-Maria, 14. August 1883>

Ich will auch an Dich, lieber Freund, noch ein Paar aufrichtige Worte schreiben, wie ich es jüngst an Deine Frau gethan habe. Ich habe ein Ziel, welches mich nöthigt, noch zu leben und dessentwegen ich auch mit den schmerzhaftesten Dingen fertig werden muß: ohne diesen Zwang, der über mir steht, würde ich es leichter nehmen — nämlich längst nicht mehr leben. Und nicht nur hätte mir Jeder, der in diesem Winter meinen Zustand aus der Nähe gesehn, begriffen hätte, sagen dürfen: mach Dir's doch leichter! Stirb!“ sondern auch schon früher, in den furchtbaren Jahren physischer Leiden, stand es so mit mir. Selbst noch meine Genueser Jahre sind eine lange lange Kette von Selbst-Überwindungen und nicht im Geschmacke irgend eines M<enschen>, den ich kenne. Also, lieber Freund, der „Tyrann in mir“ der unerbittliche wird mich vielleicht auch diesmal triumphiren lassen (was körperliche Qualen betrifft — nach Länge Intensität und Mannichfaltigkeit darf ich mich zu den Erfahrensten und Erprobtesten und Siegreichsten unter den Menschen zählen) Und wie meine Denkweise ist, so verlangt sie sogar einen absoluten Sieg: nämlich die Verwandlung des Erlebnisses in Gold und Nutzen höchsten Ranges. Einstweilen bin ich aber immer noch der leibhaftige Ringkampf: beim Lesen der Aufforderung Deiner lieben Frau hatte ich den Eindruck, als ob Jemand den alten Laokoon auffordere, er möge doch seine Schlangen überwinden. Pardon!

Meine „Angehörigen“ und ich wir sind von einander zu verschieden: sie wissen nicht genau was mir noththut. Die Maßregel, die ich den Winter über nöthig befand, keine Briefe mehr von daheim zu empfangen, ist aber nicht mehr aufrecht zu erhalten. Ich blute aber noch an jedem verächtlichen Wort, das gegen Rée oder Frl. S<alomé> geschrieben wird — ich bin nicht zur Feindschaft gemacht, während meine Schwester mir kürzlich schrieb, es sei ja ein „frischer fröhlicher Krieg.“

Ich habe die stärksten abziehenden Mittel angewendet, die ich kenne, und namentlich an meine höchste und schwerste Produktivität appellirt. (Inzwischen ist wieder die Skizze zu einer „Moral für Moralisten“ fertig geworden) Aber von außen her kommt mir Nichts entgegen: umgekehrt, es ist gleichsam alles verschworen, mich in meinem Abgrund festzuhalten: so das entsetzliche letztjährige Winter-Wetter, wie es die Küste von Genua noch kaum erlebt hat, so wieder dieser kalte trübe Sommer ohne Sonnenschein. Das Mißgeschick Köselitzens im vorigen Herbst hat mich tief verletzt; der Tod W<agner>’s aber war viell<eicht> die schauerlichste Complikation dieses Winters, aus Umständen, von denen ich nicht reden kann. Das langwierige Nervenfieber gab mir einen Begriff von der tiefen Erschütterung meines Wesens — denn ich hatte überhaupt bis dahin noch nie Fieber gehabt und mich für unfähig dazu gehalten)

Denke doch daran, Etwas absolut Abziehendes ausfindig zu machen: ich bin eine so concentrirte Natur, daß es jetzt der äußersten und extremsten Mittel bedarf, um mich abzuziehn. Die Gefahr ist groß. Soll ich eine Übersiedelung nach Mexico vornehmen?

[«]

451. An Franz Overbeck in Steinach am Brenner

<Sils-Maria,> Dienstag. <14. August 1883>

Mein lieber Freund Overbeck,

ich will auch an Dich noch ein Paar aufrichtige Worte schreiben, wie ich es jüngst an Deine verehrte Frau gethan habe. Ich habe ein Ziel, welches mich nöthigt, noch zu leben und dessen-wegen ich auch mit den schmerzhaftesten Dingen fertig werden muß. Ohne dieses Ziel würde ich es leichter nehmen — nämlich, längst nicht mehr leben. Und nicht nur diesen Winter hätte ein Jeder, der meinen Zustand aus der Nähe gesehn und begriffen hätte, mir sagen dürfen: „mach Dir’s doch leichter! Stirb!“ — sondern auch früher schon, in den furchtbaren Jahren physischen Leidens, stand es ebenso mit mir. Selbst noch meine Genueser Jahre sind eine lange lange Kette von Selbstüberwindungen um jenes Zieles Willen und nicht im Geschmacke irgend eines Menschen, den ich kenne. Also, lieber Freund, der „Tyrann in mir“, der unerbittliche, will, daß ich auch dies Mal siege (was körperliche Qualen betrifft, nach Länge Intensität und Mannichfaltigkeit, so darf ich mich zu den erfahrensten und erprobtesten Menschen rechnen: ist es denn mein Loos, daß ich’s auch noch in Betreff der seelischen Qualen sein muß?) Und wie meine Denkweise und letzte Philosophie nun einmal ist, so habe ich sogar einen absoluten Sieg nöthig: nämlich die Umwandlung des Erlebnisses in Gold und Nutzen höchsten Ranges. — —

Einstweilen bin ich freilich immer noch der leibhaftige Ringkampf: so daß ich bei den neulichen Aufforderungen Deiner lieben Frau ungefähr den Eindruck hatte, als ob Jemand den alten Laocoon auffordere, er möge doch seine Schlangen überwinden.

Meine Angehörigen und ich — wir sind zu verschieden. Die Maaßregel, die ich diesen Winter für nöthig befand, keine Briefe mehr von daher zu empfangen, ist aber nicht mehr aufrecht zu erhalten (ich bin nicht hart genug dazu) Aber ein jedes verächtliche Wort, was gegen Rée oder Frl. S<alomé> geschrieben wird, macht mir das Herz bluten; es scheint, ich bin schlecht zur Feindschaft gemacht (während meine Schwester mir zuletzt noch schrieb, ich solle guter Dinge sein, es sei ja „ein frischer fröhlicher Krieg“)

Ich habe die stärksten abziehenden Mittel angewendet, die ich kenne, und namentlich an die höchste und schwerste eigne Produktivität appellirt. (Inzwischen ist die Skizze zu einer „Moral für Moralisten“ fertig geworden) Ach, Freund, ich bin ja ein alter geriebener Moralist der Praxis und Selbstberherrschung, ich habe hier so wenig etwas versäumt, wie etwa diesen Winter bei der Selbst-Behandlung im Nervenfieber. Aber von außen her werde ich nicht unterstützt; im Gegentheil, es scheint gleichsam Alles verschworen, mich in meinem Abgrunde festzuhalten: —

so das entsetzliche letztjährige Winter-Wetter, wie es die Küste Genuas noch kaum erlebt hat, so wieder dieser kalte trübe regnerische Sommer.

Aber die Gefahr ist groß. Ich bin eine allzu concentrirte Natur, und was mich auch trifft, bewegt sich nach meinem Mittelpunkte. Das Unglück des vorigen Jahres ist nur im Verhältniß zu dem mich beherrschenden Ziele und Zwecke so groß; ich war und bin furchtbar zweifelhaft über mein **Recht** geworden, mir ein solches Ziel zu setzen — das Gefühl meiner Schwäche überfiel mich, in einem Momente, wo Alles, Alles, Alles mir hätte Muth machen sollen!

Denke doch daran, liebster Freund Overbeck, etwas absolut Abziehendes ausfindig zu machen! ich glaube, es bedarf jetzt der äußersten und extremsten Mittel — Du kannst Dir nicht vorstellen, wie bei Tag und Nacht dieser Wahnsinn in mir wüthet.

Daß ich in diesem Jahre meine sonnenhellsten und heitersten Dinge erdacht und geschrieben habe, viele Meilen hoch über mir und meinem Elende: das gehört eigentlich zum Erstaunlichsten und Schwerst-Erklärlichen, was ich weiß.

Ich habe, soweit ich berechnen kann, noch das nächste Jahr **nöthig** zu leben — hilf mir dazu, daß ich noch fünfzehn Monate aushalte.

Wenn es irgendwie Dir möglich ist, den Gedanken einer Zusammenkunft in Schuls zu verwirklichen: so gieb mir einen Wink — ich bin Dir äußerst dankbar auch schon für den Vorschlag.

Treulich Dein
Nietzsche.

[«]

452. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Sils-Maria, 16. August 1883>

Woher, lieber Freund, haben Sie nur alle diese herrlichen Epicurea? Ich meine nicht nur Epikurische Worte, sondern alles das von Epicur's Garten-Luft und -Duft, was mir aus jedem Ihrer neuerlichen Briefe entgegenkommt. Ach, ich hätte dergleichen so nöthig — eingerechnet das göttliche Kunststück „den Massen auszuweichen“. Denn, die Wahrheit zu sagen, ich bin beinahe zerdrückt. — Doch ich will von Anderem sprechen.

Das Schicksal Ischia's hat mich immer mehr erschüttert; und außer alle dem, was jeden Menschen angeht, giebt es Etwas daran, das mir persönlich nahe geht, auf eine eigne schauerliche Weise. Diese Insel lag mir so in den Sinnen: wenn Sie Zarathustra II zu Ende gelesen haben werden, wird dies Ihnen deutlich sein, **wo** ich meine „glückseligen Inseln" suchte. „Cupido mit den Mädchen tanzend" ist nur in Ischia sofort verständlich: (die Ischiotinnen sagen „Cupedo"). Kaum bin ich mit meiner Dichtung fertig, bricht die Insel in sich zusammen. — Sie wissen, daß in der Stunde, in der ich den ersten Zarath<ustra> im Druck-Manuscript vollendete — Wagner gestorben ist. — Dies Mal bekam ich **in der entsprechenden Stunde** Nachrichten, die mich so empörten, daß es wahrscheinlich diesen Herbst ein Pistolen-Duell giebt. Silentium! Lieber Freund! — —

Inzwischen habe ich die Skizzen zu einer „Moral für Moralisten" gemacht und in vielen Punkten mich geordnet und zurechtgerückt. Die durchgehende unbewußte ungewollte Gedanken-Congruenz und -Zusammengehörigkeit in der buntgeschichteten Masse meiner neueren Bücher hat mein Erstaunen erregt: man kann von sich nicht los, deshalb soll man es wagen, sich weithin gehen zu lassen. —

Ich gestehe, was ich mir jetzt sehr wünschte — daß einmal ein andrer Mensch eine Art Résumé meiner Denk-Ergebnisse machte und mich selber dabei in Vergleichung zu bisherigen Denkern brächte. Es verlangt mich, aus einem **wahren Abgrunde** unverdientester und sehr ausgedehnter Geringschätzung heraus, in welchen mein ganzes Thun und Trachten seit 1876 steht, nach einem „Wort der Weisheit" über mich.

Zarathustra-Bogen sind ausgeblieben — ich mag nicht an Schm<eitzner> schreiben; ich glaube, daß es ihm nicht gut geht, in Folge dieser Antisemitica. Vom ersten Z<arathustra> ist noch kein Exemplar in die Welt gebracht; so viel ich verstehe und errathe, rückt Teubner die Exemplare nicht heraus, weil Schm<eitzner> ihm nicht seine Schulden bezahlen kann. Silentium! Bitte!! —

Ich gehe, soweit ich nicht krank bin (oder halb wahnsinnig, was auch vorkommt) mit Gedanken über eine Rede herum, die ich im Herbst in Leipzig an der Universität halten will: „die Griechen als Menschenkenner" ist das Thema. Ich habe nämlich den ersten Schritt dazu gethan, um dort an der Universität Vorlesungen halten zu können — zunächst, für 4 Semester, eine Schilderung der „griechischen Cultur" — wozu ich hier mir einen Entwurf machte. Silentium zum dritten Male! —

Inzwischen kann alles Mögliche geschehn. Ach, Freund, wohin ist jener Monat des Sanctus Januarius!!! Seitdem bin ich wie zum Tode verurtheilt und nicht nur zum Tode, sondern zum „Sterben“.

Leben Sie wohl! Wer steht mir jetzt so nahe wie Sie?

Ihr Nietzsche.

[«]

453. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria, Mitte August 1883>

Meine liebe Schwester,

ich schreibe unmittelbar nach Empfang Deines Briefes, der mir wieder Deine für mich wohlwollenden Absichten recht zum Bewußtsein bringt. Es geht in meinem Kopfe drunter und drüber, ich thue wahrscheinlich eine Ungerechtigkeit nach der andern, richte eine Teufelei nach der andern <an>, erreiche unter allen Umständen, daß ich selber dabei zehn Mal mehr leide als irgend Jemand — und wünsche täglich auf irgend eine Weise erlöst zu sein. Ich bin sehr froh, daß ich einige Briefe an Dich — Nachtgeburten — zerrissen habe; aber doch ist mir ein Brief an unsere Mutter entschlüpft, der noch in dieselbe Gattung gehört. Das Schlimme ist, ganz wie letzten Winter, ein mir persönlich im höchsten Grade nachtheiliges **Ausnahme-Wetter**: ich bin im buchstäblichen Sinne bei bedecktem Himmel und heranziehenden Wolken ein anderer Mensch, schwarzgallig und sehr bösartig gegen mich, mitunter auch gegen Andre. (Zarathustra I und II sind Licht- und Heiterer-Himmel-Ausgeburten, ebenso der Sanctus Januarius. Wer mich nach solchen Dingen beurtheilt, beurtheilt mich hundert Mal zu günstig, à la Köselitz.) Mein eigentliches Recept heißt deshalb immer noch das Thal von Oaxaca in Mexico, welches im Jahre c. 33 betrübte Tage hat, im Übrigen Tag und Nacht reines wolkenloses Engadiner Himmels-Wetter, ca. 220! während Sils im Jahre 80 heitere Tage hat. (die Höhe ist die gleiche wie hier, es ist eine Schweizer-Colonie, die Preise außerordentlich billig)

Andererseits thäte mir ein Bischen Dociren sehr gut: nur habe ich eine gräßliche Erinnerung speziell an die Leipziger Universität — ich bin diesen Empfindungs- und Urtheils- Maaßstäben auf eine fast lächerliche Art entwachsen — oder wie Du’s nennen willst. Die Zukunft der Menschheit —

daran zu denken ist mein einziges Labsal, das Gegenwärtige will ich nicht mehr sehn und hören, es erstickt, drückt, quält mich, es macht mich arm und kleinmüthig — — Am wenigsten aber könnte ich jetzt Vorlesungen aus dem Ärmel schütteln, alte noch weniger als neue. Mein allgemeinster Gesichtspunkt ist, daß ich nächstes Jahr hier oben meinen Zarathustra-Schluß mache — der Gedanke daran, wie er mir vorschwebt, macht mich fast schwindeln, die Aufgabe ist ungeheuer schwer und einstweilen weit über das Maaß meiner Kräfte gehend.

Darauf hin will ich diesen Winter leben, mich recht hell und ruhig und fest machen und abwarten, ob ich's leisten kann.

Mit Overbeck habe ich ein baldiges Zusammentreffen in Schuls in's Auge gefaßt. Den September will ich mich von hier fortmachen; und wenn Ihr mich sehr lockt, so komme ich doch noch nach Naumburg (Versprechen möchte ich's nicht, das hängt von meiner bösen Gesundheit, respective vom Wetter ab) Ich muß heitre Menschen um mich haben, in Ermangelung des heitern Himmels. Und ein Bischen geehrt werden und nicht beschimpft und verdächtigt.

Herzlich dankend
Dein F.

Ich will meine Bücher für nächsten Sommer gleich hier Oben in meinem Zimmer lassen.

[«]

454. An Franz Overbeck in Steinach am Brenner (Postkarte)

<Sils-Maria, 18. August 1883>

Herrlich, lieber Freund! Und meinen allerbesten vorläufigen Dank! Also am gleichen Abende mit Dir komme ich in Schuls an; zum Aufenthalte schlage ich Piz Chiampatsch vor: — das von Dir genannte Haus wird hier als todt bezeichnet. Sieh doch ja zu, daß wir es zusammen auf 3—4 Tage bringen; der Himmel weiß, oder weiß es nicht einmal, wann mir eine solche Freude wieder bescheert wird! Ich erhob mich heute von einem schweren Anfalle. Immer noch ganz allein; doch hat mich mein „Leibarzt", Dr. Breiting von Genua, besucht — was noth that.

Von Herzen Dir und den verehrten Deinigen zugethan

N.

Danke Deiner lieben Frau für einen sehr liebenswürdigen Brief!

[«]

455. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria, gegen den 20. August 1883>

„Vorüber, ihr Schafe, vorüber!“
Mich krankes Schaf zu weiden
In schönen Einsamkeiten,
Das lag mir in dem Sinn.
Nun ist der Sommer gangen;
Das Lama und die Schlangen,
Die nahmen mir ihn hin.

Räuberlied
Nun ruhen alle Wälder,
Der Hüter schläft der Felder,
Und auch das liebe Vieh.
Du aber, meine Seele,
Auf! Schrei aus voller Kehle:
„Die Börse! Ou la vie!“

Injurien-Prozeß
Vor strömendem Geblüte
Da förchtet sich der Jude,
Es macht ihn mißvergnügt.
Viel lieber strömt er Gelder
An seine Rechtsanwälter
Bis so — „die Ehre siegt.“

Ergebung in Gott
Laß nur das Lama schnauben
Es wächst aus sauren Trauben
Zuletzt doch süßer Wein.

Der Liebe Unterpfänder
Sind kleine Mißverständer
Und große obendrein!

[«]

456. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Sils-Maria, 21. August 1883>

Verbrennen Sie doch, lieber Köselitz, meinen letzten Brief, wie jene Winter-Briefe, und verwischen Sie auch die Spur davon, wenn es geht, aus Ihrem Gedächtniß. Ich habe es **schwer**; aber wer giebt mir das Recht, damit es Ihnen schwer zu machen! Um so mehr als Sie einer der besten Erleichterer meines Lebens und meiner Gedanken sind! — Morgen treffe ich mit Overbeck zusammen, um zu berathschlagen (besser wär's freilich „um Rad-zu schlagen"); Mir fehlt allzusehr heiterer Himmel, Zutrauen der Menschen und Ihre Musik —!

Meinen ergebensten Dank für Ihre unverbesserlich guten Correcturen!

Von ganzem Herzen
Seneca exul.

(Ich bleibe noch bis Ende August in Sils-Maria.)

[«]

457. An Heinrich Köselitz in Venedig

Sils-Maria, 16. August 1883.

Wie gut that mir wieder Ihr Brief, Freund Venetianer! — das heiße ich „Vorlesungen über griechische Cultur" vor Einem, der sie nöthig hat — und nicht vor Leipziger Studenten et hoc genus omne! Die kuriose Gefahr dieses Sommers heißt für mich — um das böse Wort nicht zu scheuen — Irrsinn; und wie ich im vorigen Winter zu einem wirklichen langen Nervenfieber wider alles Vermuthen gekommen bin — ich, der ich noch niemals Fieber gehabt hatte! — so könnte auch das noch passiren, woran ich ebenfalls **nie** bei mir geglaubt habe: daß mein Verstand sich verwirrt. Man hat mich ein Jahr lang zu einer Gattung von Gefühlen gehetzt, denen ich mit allerbestem Willen abgeschworen habe und über die ich in der gröberen Form wirklich glaubte Herr geworden zu sein: Rachegefühle und „ressentiment's“. — Und dabei haben sich meine Triebe und Absichten verwirrt und sind labyrinthisch geworden: so daß ich oft nicht weiß, wie herauskommen. — Der Gedanke der Vorlesungen in Leipzig war ein Gedanke der Verzweiflung, — ich wollte eine Distraction durch stärkste tägliche Arbeit, ohne eigentlich auf meine letzten Aufgaben zurückgeworfen zu sein. Aber der Gedanke ist bereits wieder bei Seite gethan: und Heinze, der jetzige Rector der Universität hat mir klaren Wein darüber eingeschenkt, daß mein Gesuch in Leipzig scheitern werde (und wohl auch an allen deutschen Universitäten); die Fakultät werde es nicht wagen, mich dem Ministerium vorzuschlagen — von wegen meiner Stellung zum Christenthum und den Gottes-Vorstellungen Bravo! Dieser Gesichtspunkt gab mir meinen Muth wieder.

Auch die erste Besprechung des ersten Zarathustra, die mir zugesandt wird (von einem Christen und Antisemiten, und, sonderbarer Weise, im Gefängnisse entstanden) macht mir Muth, insofern auch da sofort die populäre Position, die einzig an mir begriffen werden kann, eben meine Stellung zum Christenthum, gut und scharf begriffen ist. „Aut Christus, aut Zarathustra!“ Oder auf Deutsch: es handelt sich um den alten längst verheißenen Antichrist — so empfinden es die Leser. Da werden alle Vertheidiger „unsrer Lehre vom Weltheilande“ feierlich herbei gerufen („umgürtet euch mit dem Schwerte des heiligen Geistes“!!) gegen Zarathustra: und dann heißt es „Bezwingt ihr ihn, so wird er der Eure und wird treu sein, denn an ihm ist kein Falsch; bezwingt er Euch, so habt ihr euren Glauben verwirkt: das ist die Buße, die ihr dem Sieger zahlen müßt!“

Hier, lieber Freund, so lächerlich es Ihnen vielleicht klingen mag, hörte ich zum ersten Male von außen her, was ich von innen her lange hörte und weiß: ich bin einer der furchtbarsten Gegner des Christenthums und habe eine Angriffs-Art erfunden, von der auch Voltaire noch keine Ahnung hatte. — Aber das geht Sie „Gott sei Dank!“ nichts an.

Worum ich Epicur beneide, das sind seine Schüler in seinem Garten; ja, **da** läßt sich schon das edle Griechenland, und da ließe sich gar das unedle Deutschland vergessen! Und daher meine Wuth, seit ich im breitesten Sinne begriffen habe, was für erbärmliche Mittel (die Herabsetzung meines Rufs, meines Charakters, meiner Absichten) genügen, um mir das Vertrauen und damit die Möglichkeit von Schülern zu nehmen. „Um des Ruhmes willen“ habe ich nicht Eine Zeile geschrieben, das glauben Sie mir wohl: aber ich meinte, meine Schriften könnten ein guter Köder sein. Denn zuletzt: der Trieb des Lehrens ist stark in mir. Und **insofern** brauche ich sogar Ruhm, daß ich Schüler bekomme — zumal es mit einer Stellung an Universitäten nach der letzten Erfahrung unmöglich ist. — Ich war ein Paar Tage mit Overbeck zusammen — ein paar reine sonnenhelle Tage, an denen auch Ihrer viel gedacht wurde!

F. N.

Ihren Worten über Epicur, wie den früheren über Seneca, weiß ich Nichts an die Seite zu stellen — an Sach-Kenntniß.

[«]

458. An Franz Overbeck in Steinach am Brenner

(Dieser Brief ist für Dich allein.)

<Sils-Maria, 16. August 1883>

Lieber Freund

die Trennung von Dir warf mich in die tiefste Melancholie zurück, und die ganze Rückreise wurde ich böse schwarze Empfindungen nicht los; darunter war ein wahrer Haß auf meine Schwester, die mich nun ein Jahr lang mit Schweigen zur Unrechten Zeit und mit Reden zur unrechten Zeit um den Erfolg meiner besten Selbst-Überwindungen gebracht hat: so daß ich schließlich das Opfer eines schonungslosen Rachegefühls bin, während gerade meine innerste Denkweise allem Sich-Rächen und Strafen abgesagt hat: — dieser Conflict in mir nähert mich Schritt für Schritt dem Irrsinn,*) das empfinde ich auf das Furchtbarste — und ich wüßte nicht, inwiefern eine Reise nach Naumburg diese Gefahr verringern könnte. Umgekehrt: es könnte zu schauderhaften Augenblicken kommen — und auch jener lange genährte Haß könnte in Wort und That zum Vorschein kommen: wobei ich bei weitem am meisten das Opfer sein würde. Auch Briefe an meine Schwester zu schreiben ist jetzt nicht mehr rathsam — außer solchen von der harmlosesten Form (ich schickte ihr zuletzt noch einen Brief voller lustiger Verschen) Vielleicht war meine Versöhnung mit ihr in dieser ganzen Geschichte der verhängnißvollste Schritt — ich sehe jetzt ein, daß sie dadurch geglaubt hat, ein Recht zu ihrer Rache an Frl. S<alomé> zu bekommen. — Pardon! Nach unserer Übereinstimmung über das Bedenkliche an dem Leipziger Plan that es mir wahrhaft wohl, einen Brief Heinze's vorzufinden, mit dem diese ganze

Angelegenheit — ein Schritt der Verzweißung meinerseits — zu Ende gebracht ist. Ich lege Dir den Brief bei, insgleichen die erste öffentliche Äußerung über Zarathustra I; sonderbarer Weise ist letztere in einem Gefängnisse niedergeschrieben. Was mir Vergnügen macht, das ist zu sehen, daß gleich dieser erste Leser ein Gefühl davon hat, worum es sich hier handelt: um den längst verheißenen „Antichrist“. Seit Voltaire gab es kein solches Attentat gegen das Christenthum — und, die Wahrheit zu sagen, auch Voltaire hatte keine Ahnung davon, daß man es **so** angreifen könne. — Was Zarathustra II betrifft, so schreibt Köselitz: „Z<arathustra> wirkt ungeheuer stark; es wäre aber verwegen, schon darüber mich äußern zu wollen: er hat mich umgeworfen, ich liege noch am Boden.“ — Du verstehst! Inzwischen, während ich mit Dir zusammen war, hat mir mein alter Schulfreund Krug seinen Besuch machen wollen (der „Direktor des königl. Eisenbahn-Betriebs-Amts in Cöln“ ist, wie auf seiner Karte steht)

Köselitzens Brief enthält Worte über Epicur (wie früher einmal über Seneca) welchen ich Nichts an die Seite zu setzen wüßte, an tiefster **Sach-** und Menschenkenntniß dieser Philosophie: er deutet an, daß er „Leibphilologen“ habe, die er in die Bibliothek treibe, die Kirchenväter und andre Scribenten auf Epicur hin anzusehn. Welche Wohlthat war es, Dich und Dein herzliches Vertrauen einmal so in der Nähe zu haben! Und wie gut verstehen und verstanden wir uns! Möge Deine besser gesicherte Vernunft meinem ins Schwanken gerathenen Kopfe eine Stütze sein und bleiben!

Von Herzen Dein Freund Nietzsche.

[«]

459. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria> Mittwoch <29. August 1883>

Meine liebe Schwester

es ist heute, wie schon seit drei Tagen ein vollkommen reines Wetter — und ich überschaue mit Heiterkeit und Sicherheit, was ich bisher erreicht und nicht erreicht habe und was ich von mir noch will. Du weißt es nicht; und deshalb darf ich es Dir nicht verübeln, wenn Du mich gerne auf einem anderen Boden und gesicherter, geschützter sehest. Dein Brief an G<eorg> R<ée> gab mir zu denken, und noch mehr Deine gelegentliche Bemerkung, mein Zustand in Basel sei doch wohl der beste bisher gewesen. Ich hingegen urtheile so: der ganze Sinn der furchtbaren physischen Schmerzen, denen ich ausgesetzt war, liegt darin, daß ich durch sie **allein** aus einer falschen, nämlich hundertmal zu niedrigen Auffassung meiner Lebens-Aufgabe herausgerissen worden bin. Und da ich zu den bescheidenen Menschen von Natur gehöre, so bedarf es der gewaltsamsten Mittel, um mich zu mir selber zurückzurufen. Auch die Lehrmeister, die meine Jugend gehabt hat, sind wahrscheinlich, im Verhältniß zu dem, was ich zu thun habe, nur geringere und vorübergehende Kräfte; daß ich über ihnen ihr Ideal geschaut habe, über all diesen Schopenhauer's und Wagner's — das hat mir sie ganz entbehrlich gemacht, und ich könnte mich jetzt gar nicht unbilliger beurtheilen, als wenn ich mich nach diesen von mir in jedem Sinne überwundenen Zeitgenossen beurtheilte. Jedes Wort meines Zarathustra ist ja siegreicher Hohn und mehr als Hohn über die Ideale dieser Zeit; und fast hinter jedem Wort steht ein persönliches Erlebniß, eine Selbst-Überwindung ersten Ranges. Es ist ganz nothwendig, daß ich **mißverstanden** werde; mehr noch, ich muß es dahin bringen, schlimm verstanden und verachtet zu werden. Daß meine „Nächsten" [Verwandten] damit anfangen mußten, begriff ich vorigen Sommer und Herbst, und hatte das herrliche Bewußtsein, eben damit auf meiner Bahn zu sein. Dies Gefühl steht auch im Z<arathustra> überall zu lesen. Der schlimme Winter und meine unterliegende Gesundheit haben mich davon entfernt und muthlos gemacht; und ebenso haben die kleinlichen Dinge, welche seit einigen Wochen über mich herstürzen, mir wieder die größte Gefahr gebracht — nämlich meinen Weg zu verlassen. Sobald ich jetzt sagen muß: „ich halte die Einsamkeit nicht mehr aus", so empfinde ich eine unsägliche Erniedrigung vor mir selber — ich bin dem Höchsten, das in mir ist, abtrünnig geworden.

Was liegt an diesen Rées und Lou's! Wie kann ich ihr Feind sein! Und wenn sie mir Schaden gethan haben — ich habe genug **Nutzen** von ihnen gehabt und gerade darin, daß es so ganz verschiedene Arten Menschen sind als ich bin: darin liegt für mich eine reichliche Compensation, ja eine Aufforderung zur Dankbarkeit gegen die Beiden. Es sind beides originale Menschen, und keine Kopien: deshalb hielt ich es mit ihnen aus, so sehr sie mir wider den Geschmack giengen. In Betreff der „Freundschaft" habe ich bis jetzt überhaupt Entbehrung geübt (und Schmeitzner z.B. behauptet, ich hätte gar keine Freunde, „ich sei zehn Jahre lang vollkommen in Stich gelassen worden"); Was die ganze Richtung meiner Natur betrifft: so habe ich keinen Genossen (auch Köselitz nicht!) niemand hat eine Ahnung davon, wann mir Trost, eine Ermuthigung, ein Händedruck Noth thut; dies war z. B. im höchsten Grade voriges Jahr der Fall, nach meinem Aufenthalte in Tautenburg. Und wenn ich klage, dann glaubt alle Welt ein Recht zu haben, ihr Bißchen Machtgefühl an mir als einem Leidenden auszulassen; man nennt's Zuspruch, Mitleiden, guten Rath usw.

Aber so gieng es immer solchen Menschen, wie ich bin; **mein** ganz persönlicher Übelstand ist die schlimme Gesundheit, welche als Erniedrigung meines eignen Kraftgefühls, als Mißtrauen gegen mich selber sich geltend macht: und da ich unter diesem europäischen Himmel mindestens zwei Drittel des Jahres leidend und schwermüthig bin, so gehört ein unglaubliches Glück dazu, daß ich's noch länger aushalte. Glück nenne ich hier nur das Ausbleiben solcher Unglücksfälle, wie der letztjährigen — also daß keine Steine in mein Uhrwerk gerathen. Ich kann nämlich an kleinen Steinchen zu Grunde gehen, weil das Uhrwerk jetzt im höchsten Grade complizirt ist, und die **Verantwortlichkeit** in den allerhöchsten Fragen der Erkenntniß auf mir lastet. — In summa um doch eine praktische Consequenz aus diesen Allgemeinheiten zu ziehn: meine liebe liebe Schwester, erinnere mich mit keinem Wort, weder mündlich noch schriftlich, an die Dinge, welche mich um mein Selbst-Vertrauen, ja fast um das Resultat meines Lebensweges bringen wollten! Rechne es auf meine Gesundheit, daß sie so sehr auf mich wirken und gewirkt haben! Schaffe Vergessen und irgend etwas Neues und ganz Verschiedenes davon, daß ich über den Verlust solcher „Freunde“ **lachen** lerne! Und denke daran, daß einem Menschen wie ich bin, niemals die Gegenwart gerecht werden darf, und daß jeder Compromiß zu Ehren des **„guten Rufs“** meiner nicht würdig ist.

Geschrieben bei reinem Himmel, mit hellem Kopfe, gutem Magen und in früher Morgenstunde.

Von Herzen Dein Bruder.

Die Correktur wird mich noch ein paar Wochen hier festbinden.

[«]

460. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Sils-Maria, Ende August 1883>

Zunächst, lieber alter Freund, noch eine Erinnerung aus der Zeit, wo ich eifrig genug Democritea und Epicurea trieb — eine auch für Philologen noch unerschöpfte Welt der Forschung! Sie wissen: die Bibliothek in Herculanum, deren Papyrus man äußerst langsam und mühselig zum Reden bringt, ist die Bibliothek eines Epicureers; also es giebt Hoffnungen für die Aufdeckung ächter Schriften Epicur's! Ein Stück aus einer solchen ist zB. von Gomperz (in den Berichten der Wiener Academie) entziffert worden: es handelt von „der Freiheit des Willens“ und ergiebt als (wahrscheinliches) Resultat, daß Epicur ein heftiger Gegner des Fatalismus war, aber dabei — Determinist: — was Ihnen Vergnügen machen wird! (Damals trieb ich die Atomenlehre bis hin zum Quartanten des Jesuiten Boscovich, der zuerst mathematisch demonstrirt hat, daß die Annahme erfüllter Atompunkte eine für die strengste Wissenschaft der Mechanik unbrauchbare Hypothese sei: ein Satz, der jetzt unter mathematisch geschulten Naturforschern als kanonisch gilt. Für die **Praxis der Forschung** ist er gleichgültig.)

Gestern kamen, von Naumann gesandt, die Aushängebogen des zweiten Z<arathustra> an; beim Durchsehen derselben fand ich 4 Druckfehler, welche ich Ihnen mittheile, für die einstmalige Möglichkeit einer zweiten Auflage, welche Sie wohl erleben werden, ich aber nicht! p. 6 oben muß es heißen: Denkbarkeit, nicht Dankbarkeit.

p. 7 ganz unten euch, nicht auch.

p. 38 Rosenhänge, nicht Rosengänge

p. 44 schreien, nicht schreie.

Sonst nimmt sich das Buch gut und reinlich aus. Ich bin noch nicht zu einem objektiven Eindruck des Ganzen gelangt; doch wollte es mir scheinen, daß es einen nicht geringen Sieg über den „Geist der Schwere“ darstelle, in Hinsicht darauf, wie schwer die Probleme, um die es sich handelt, darzustellen sind. Daß der erste Theil einen Ring von Gefühlen umfaßt, der für den Ring von Gefühlen, die den zweiten Theil ausmachen, eine Voraussetzung ist — auch das erscheint mir leicht erkennbar und „gut gemacht“, um wie ein Tischlermeister zu reden. Im Übrigen habe ich alles Schwere und Schwerste noch vor mir. Nach einem ziemlich genauen architektonischen Überschlag des Ganzen giebt es noch ebenso viel als bisher — ungefähr noch 200 Seiten. Gelingt es mir so, wie mir — trotz der fürchterlichsten Gegnerschaft, die ich im Herzen gegen das gesammte Zarathustra-

Gebilde mit mir herumschleppe — die ersten zwei Theile gelungen erscheinen, so will ich ein Fest feiern und vor Vergnügen dabei sterben. Pardon!

Wahrscheinlich hätte ich, wenn ich dieses ganze Jahr meine Seele heiter und hell gehabt hätte, aus artistischen Motiven die Farben der beiden ersten Theile dunkler, finsterer und greller gewählt — in Hinsicht auf das, was den Schluß macht. Aber dies Jahr war mir das Labsal heitrerer und luftigerer Farben zum Leben **nothwendig**; und so habe ich im zweiten Theile beinahe wie ein Possenreißer meine Sprünge gemacht. — Im Einzelnen ist unglaublich Vieles persönlich Erlebte und Erlittne darin, das nur mir verständlich ist, — manche Seiten kamen mir fast blutrünstig vor.

Es gehört für mich übrigens zu den noch räthselhaften Thatsachen, daß ich wirklich in diesem Jahre beide Theile gemacht habe. Ein Bild, das fast in allen meinen Schriften einmal vorkommt „über sich selber erhaben“ — ist zur Wirklichkeit geworden — und — oh wenn Sie wüßten, was hierbei sich selber zu bedeuten hat! Sie denken hundert Mal zu gut von mir, Freund Köselitz! —

[«]

461. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Sils-Maria,> Montag.
<3. September 1883>

Mein lieber Freund,

nun ist es wieder einmal mit dem Engadin für mich zu Ende: Mittwoch will ich abreisen — nach Deutschland, wo es Mehreres für mich zu thun und abzuthun giebt. Geben Sie, wenn Sie mir schreiben wollen, Ihrem Briefe die Richtung auf Naumburg; da will ich ein wenig mich in den natürlichsten Empfindungen ausruhen und erholen, eingerechnet, daß ich viel schönes Obst essen will. Was mir auch dort fehlen wird, wie es mir überall fehlt — das ist Ihre Musik. Ich glaube, wie Sie meine Sachen vielleicht stärker und unbequemer empfinden als irgend Jemand, so muß ich alles, was von Ihnen kommt, balsamischer empfinden als Andere es können: dies ist ja ein ganz **artiges** Verhältniß zwischen uns! Vielleicht ist es ein Verhältniß wie zwischen Komödien- und Tragödiendichtern (ich sagte Ihnen wohl einmal, daß Wagner in mir einen verkappten Tragödiendichter sah) gewiß ist, daß ich im Ganzen „epikurischer“ dabei wegkomme als Sie; und so ist es das „Gesetz der Dinge“: der Komödiendichter ist die höhere Gattung und **muß** mehr wohlthun als jener Andere, ob er es nun will oder nicht.

Dieses Engadin ist die Geburtsstätte meines Zarathustra. Ich fand eben noch die erste Skizze der in ihm verbundenen Gedanken; darunter steht „Anfang August 1881 in Sils-Maria, 6000 Fuss über dem Meere und viel höher über allen menschlichen Dingen.“

Wie die Qual und Wirrsal meines Gemüths auf die Farben der zwei ersten Theile gewirkt haben mag? (Denn die Gedanken und Richtungen waren gegeben) Seltsam, alter Freund! Ich meine allen Ernstes, daß Z<arathustra> heiterer und lustiger ausgefallen ist als er sonst ausgefallen sein würde. Ich könnte dies beinahe „aktenmäßig“ beweisen.

Andererseits: ich würde lange, lange, lange nicht so tief gelitten haben und leiden, wenn ich nicht in den 2 letzten Jahren fünfzig Mal Motive aus meiner Einsiedler-Theorie auf die Praxis übertragen hätte und aus den schlimmen, ja schauerlichen Folgen dieser „Praktik“ zum Zweifel an mir selber getrieben worden wäre. Dergestalt hat Z<arathustra> sich auf meine Kosten erheitert, und ich habe mich auf seine Kosten verdüstert.

Übrigens muß ich Ihnen, nicht ohne Betrübniß, melden, daß jetzt, mit dem dritten Theile, der arme Z<arathustra> wirklich in’s Düstere geräth — so sehr, daß Schopenhauer und Leopardi nur als Anfänger und Neulinge gegen seinen „Pessimismus“ erscheinen werden. So will es der Plan. Um aber diesen Theil machen zu können, brauche ich selber erst tiefe, himmlische Heiterkeit: denn das Pathetische der höchsten Gattung wird mir nur als Spiel gelingen. (Zum Schluß wird **Alles** hell.)

Vielleicht arbeite ich inzwischen noch Etwas Theoretisches aus; meine Skizzen dafür haben jetzt die Überschrift

Die Unschuld des Werdens.
Ein Wegweiser zur Erlösung von der Moral.

Der erste Theil Z<arathustra> ist jetzt endlich unterwegs, der zweite fertig gedruckt (ich notire für den Fall einer 2ten Auflage, diese Druckfehler:

p. 6 oben: Denkbarkeit, nicht Dankb./ p. 7 ganz unten: euch, nicht auch/ p. 38: Rosenhänge, nicht Rosengänge/ p. 44: schreien, nicht schreie/ p. 98 Zeile 9: Da, nicht Dann//

Beinahe wäre ich nach Venedig gekommen! Feiern Sie ein Fest dafür, daß es nicht geschehen ist und behalten Sie lieb Ihren Freund

Nietzsche.

[«]

462. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

Naumburg a/Saale, Dienstag. <18. September 1883>

Werthester Herr Verleger,

Zugleich mit der Übersendung des Honorars für den zweiten Zarathustra, welches ich mir jetzt ausbitten möchte, geben Sie mir doch auch wieder einen genauen Rechenschafts-Bericht über meine Ihnen anvertrauten Gelder (ich habe in diesem Jahre noch keinen solchen Bericht erhalten) Bitte, sehen Sie zu, daß das Gewünschte in den nächsten 8 Tagen in meine Hände kommt; denn meines Bleibens hier in Naumburg ist es nur noch kurze Zeit.

Sehr schön wäre es, wenn Sie uns hier einmal besuchen wollten.

Für Ihre letzte Karte meinen besten Dank. Ich wünsche von Herzen, daß mein Zarathustra-Sonnenschein, von dem Sie reden, recht Vielen „einleuchten“ möge; geschieht es aber nicht, so bin ich zum mindesten daran nicht schuld. Es herrscht in dem lieben Deutschland eine allerliebste Verdüsterung aller Himmel: ich will zusehn, mich selber sobald als möglich wieder aus dieser Wolken-Trübsal zu retten.

Mit herzlichen Wünschen
Ihr
Dr. F. Nietzsche.

Mir fehlt die „fröhliche Wissenschaft“ ganz und gar: bitte bitte um ein Exemplar!

[«]

463. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Basel, 8. Oktober 1883>

Meine Lieben, ach was für eine Reise! Zwar ergab sich in Frankfurt, daß Overbeck und Frau im gleichen Zuge gewesen waren, aber eine Stunde nach unserm Zusammensein war ich krank. Ich reiste allein weiter und kam bis

Freiburg mit größter Mühe. Dort legte ich mich zu Bett: eine Nacht Erbrechens. Am Morgen drängte mich der Lärm im Hause fort nach Basel zu reisen. Da, bei Overbecks, lag ich den zweiten Tag mit heftigsten Kopfschmerzen. Heute besser. Aber bedeckter Himmel und kalt. Sehr angegriffen! Morgen weiter nach Genua. —

Mein Abschied von Euch ist mir diesmal härter angekommen als sonst: auch habt Ihr mir so viel Liebes erwiesen! — Jetzt heißt es alle Kraft zusammennehmen, um nicht die letzte Kraft noch zu verlieren. Ich bin vieler Dinge so müde.

Euer F.

[«]

464. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Spezia, 13. Oktober 1883>

Meine Lieben, ich weiß noch immer nicht, wo ich bleibe; Dr. Breiting ist ganz „unabkömmlich“, meine Wohnung in Genua ist bis zum 15ten d. M. noch vermiethet. Aber Genua selber schien mir diesmal **unmöglich**. Inzwischen habe ich Spezia studirt, es aber auch nicht so gefunden, wie ich’s nöthig habe. Das einzig Sichere ist, daß ich am **Meere** leben muß: ich kann nicht beschreiben, wie erlösend es mir für Gehirn **und** Augen vorkommt. Übrigens bin ich immer noch sehr herunter und viel krank; der Norden und all das Nordische hat mir schrecklich zugesetzt! Briefe nach Genua poste restante.

In herzlicher Liebe Euer
F.

[«]

465. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Spezia, 13. Oktober 1883>

Mein geliebter Freund, ich möchte Dir, außer meinem Danke für die wohlthuenden Tage bei Euch, irgend Etwas Bestimmtes melden: das Einzige wäre dies, daß die Nähe des Meeres mir **unbeschreiblich** wohl thut: womit die Negation aller nordischen Pläne noch einmal bestätigt und begründet wird. Ich darf, ich kann nur noch am Meere leben, in Hinsicht auf Gehirn und Augen! — Aber wo! Genua unmöglich, Spezia (wo ich 3 Tage bin) kaum möglich. Briefe nach Genua poste restante, ich weiß nicht mehr, wohin. Dr. Breiting ganz überbeschäftigt.

Dein F. N.

[«]

466. An Paul Lanzky in Florenz (Fragment)

<Spezia, kurz nach dem 13. Oktober 1883>

[+ + +] Kommen Sie mit mir nach Murcia oder Barcellona: 220 wolkenleere Tage im Jahre! [+ + +]

[«]

467. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Genua, 22. Oktober 1883>

Nun, alter treuer Freund Köselitz, es steht gar nicht gut mit mir: die bösen Anfälle immer schneller hinter einander her, ich erhole mich kaum noch. Seit vielen Wochen konnte ich keinen Brief mehr schreiben; ich hoffe, daß meine Schwester sich bei Ihnen in meinem Namen für Brief und Sendung (Beides gleich lieb und nachdenklich) bedankt hat? In Genua angelangt, nehme ich mir nun vor, den alten Berg zur Gesundheit und Heiterkeit nochmals zu erklimmen. Vielleicht gelingt es mir nicht wieder, und damit wäre Vieles mißlungen. Unterdessen gedenke ich Ihrer wie meines besten Trostes: und Ihnen soll Alles gelingen!

Ihr N.

[«]

468. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte).

<Genua, 22. Oktober 1883>

Meine liebe Mutter und Schwester, so habe ich denn wieder in meiner alten Residenz Genua Platz genommen — vorläufig, bis mich Jemand nach Spanien begleitet. Hier will ich schrittweise meine Gesundheit und Heiterkeit wiederfinden, so wie ich es vor 4 Jahren gethan habe: an Energie fehlt es ja nicht. Es steht augenblicklich schlecht: tiefste Erschütterung, Anfall über Anfall. Von Spezia an südlich geht der Scirocco los, deshalb habe ich nun auch den Süden Italiens gestrichen. — Ich habe eine Aufgabe, und keine Zeit mehr zu verlieren. Haltet mir, so viel es geht, unangenehme Eindrücke und Erinnerungen fern und seid in Bezug auf mich guten Muths. Mit dankbaren Grüßen und Wünschen

Euer F.

[«]

469. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Genua, 22. Oktober 1883>

Lieber alter Freund, beim Lesen Teichmüllers bin ich immer mehr starr vor Verwunderung, wie wenig ich Plato kenne und **wie sehr** Zarathustra πλατωνίζει. — Gesundheit unglaublich herunter, aber guter Wille, sie wieder hinauf zu bringen, vorhanden. Ich fand nirgends einen guten Ort für mich und habe mich in's alte Genua und in's alte Haus zurückgezogen — hoffentlich um da auch die alte Heiterkeit wieder zu finden, ohne welche ich nichts Gutes-Neues zu finden weiß. Dir und Deiner lieben Frau die Versicherung herzlichen Gedenkens: wir drei haben es noth, tapfer zu sein!

F. N.

[«]

470. An Franz Overbeck in Basel

<Genua, 27. Oktober 1883>

Lieber Freund, Teichmüller II ist eingetroffen und ebenfalls der treffliche Cornaro — Wasser auf meine Mühle! Vielleicht stelle ich einmal die eignen Erfahrungen zusammen; ich habe Viel beobachtet und versucht und will auch noch den **Lohn** davon haben — das bewußte „lange und heitere Leben". Nicht in Deutschland leben und nicht mit meinen Angehörigen zusammen ist mir freilich ebenso wichtig wie die Martern des Wenig-Essens. Ich bin sehr herunter, die Meerluft erquickt mich unbeschreiblich. Dr. Breiting verordnete mir, zu meinem Triumphe, das von mir zuerst medizinisch verwendete Kali phosphor. wieder; er hat sich von seiner Wirksamkeit bestens inzwischen überzeugt. So bin ich der Erfinder meines eigenen Medikaments. Ebenso bin ich stolz auf meine rationelle Typhus-Behandlung im letzten Winter; und wenn ich noch dieselbe Energie besitze wie vor 4 Jahren, so will ich auch im Ganzen schon wieder Herr meines Leibes und meiner Seele werden und auf dem gleichen Wege (man erzählte mir daß ich unbewußt die Methode angewendet habe, die jetzt in Amerika florirt.)

Von Herzen dankbar

F N

[«]

471. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Genua, Anfang November 1883>

Mein liebes Lama, bis jetzt war es elend*) und ekelhaft, und wenn ich Dir dies schreibe, so will ich damit nicht Dich etwa auffordern, über Recepte nachzudenken, wie mir aufzuhelfen ist. Ich muß mir aufhelfen, Niemand Anderes — und auch mein Recept muß ich **finden** und mir nichts **geben** lassen. (Im Gleichnisse zu reden: es muß mir gehen wie mit dem Kali phosphoricum — ich will mein Heilmittel selber erst entdecken. Beiläufig: Dr. Breiting wendet es seitdem mit „entschiedenem Erfolge“ an —) Von der Schwere der Aufgabe, die auf mir liegt, hat Niemand eine Vorstellung; und wenn Jemand sich dieselbe etwa unter der Form einer litterarischen Arbeit, z. B. dem Fertigmachen meines Zarathustra denkt, so macht mir das beinahe Übelkeit und Lach- oder Brechreiz — so „zwider“ ist mir alle Litteratur-Macherei; und der Gedanke, zuletzt gar unter die Schriftsteller gerechnet zu werden! gehört zu den Dingen bei denen es mich schüttelt. Lies, meine liebe Schwester, recht viel in „Morgenröthe“ und „fröhlicher Wissenschaft“, den inhalt- und zukunftsreichsten Büchern, die es giebt —; in Deinen letzten Briefen war Mancherlei über „egoistisch“ und „unegoistisch“, was nicht mehr von meiner Schwester geschrieben sein sollte. Ich unterscheide vor

Allem starke und schwache Menschen — solche, die zum Herrschen und solche, die zum Dienen und Gehorchen, zur „Hingebung“ berufen sind. Was mich an **dieser** Zeit anekelt, ist die unsägliche Schwächlichkeit Unmännlichkeit Unpersönlichkeit Veränderlichkeit Gutmüthigkeit, kurz die Schwäche der „Selbst“-sucht, die sich gar noch als „Tugend“ drapiren möchte. Was mir bisher wohlgethan hat, war der Anblick von Menschen eines langen Willens — die Jahrzehnde lang schweigen können und sich nicht einmal deshalb mit moralischen Prunkworten aufputzen —, etwa als „Helden“ oder „Edle“, sondern die ehrlich sind, an Nichts besser zu glauben als an ihr Selbst und ihren Willen, dasselbe den Menschen einzudrücken für alle, alle Zeit.

Pardon! Was mich an R<ichard> W<agner> anzog, war dies; insgleichen lebte Schopenh<auer> nur in einem solchen Gefühle.

Und nochmals Pardon, wenn ich hinzufüge, daß ich ein Wesen solcher Art voriges Jahr gefunden zu haben glaubte, nämlich Frl. S<alomé>; ich habe sie für mich **durchgestrichen**, als ich endlich fand, daß sie nicht mehr wolle, als es sich auf ihre Weise behaglich zu machen, und daß die prachtvolle Energie ihres Willens nur auf ein **so** bescheidenes **Ziel** gerichtet sei — kurz daß sie darin zur Gattung Rée gehört. (Ich will noch der Billigkeit wegen hinzufügen, daß sie ebenso wie Rée eine für mich sehr anziehende Eigenschaft besitzt, nämlich in Bezug auf sich, die Motive ihres Handelns usw. von einer vollkommenen Schamlosigkeit zu sein. Weißt Du, es leben vielleicht in jedem Zeitalter kaum 5 Menschen, die diese Eigenschaft haben und zugleich Geist genug, um sich ausdrücken zu können. (Zu ihnen gehörte Napoleon.)

Ich weiß vielleicht besser als irgend Jemand auch noch unter den starken Menschen Rangordnungen zu machen nach der Tugend; so gewiß unter den Schwachen es noch hundert Arten und sehr artige und liebenswürdige giebt — gemäß den Tugenden, die den Schwachen zukommen. Es giebt **starke** „Selbste“ deren Selbstsucht man beinahe göttlich nennen möchte (z. B. die Zarathustra’s) — aber **jede** Stärke ist schon an sich etwas für den Blick Labendes und Beseligendes. Lies Shakespeare: er steckt voll solcher starker Menschen, roher harter mächtiger Granit-Menschen. An diesen ist unsre Zeit so arm - - - und nun gar an starken Menschen, die Geist **genug** hätten für meine Gedanken!

Taxire also den **Verlust**, den ich in diesem Jahre erlitten habe, nicht zu niedrig. — Du kannst Dir nicht denken, wie einsam und „verborgen“ ich mir immer unter all der liebenswürdigen Tartufferie jener Menschen vorkomme, die Du „Gute“

nennst: zB. Malvida oder auch Schücking's, Heinze's, Seydlitzens usw. usw. und wie es in mir mitunter **schreit** nach einem Menschen, der redlich ist und reden kann, sei es selbst ein Scheusal, wie Lou. Natürlich wären mir Halbgötter zur Unterhaltung erwünschter. — —

Nochmals Pardon, ich schreibe Dir dies aus dem allerherzlichsten Herzen und weiß wahrhaftig wie herzensgut Du es mit mir meinst. — Ah diese verfluchte „Einsamkeit"!

FN.

Stein ist zu jung noch für mich, den würde ich verderben. Köselitzen hätte ich beinahe verdorben — ich habe 1000 Rücksichten gegen ihn nöthig.

Sende mir unter Kreuzband poste restante den Gsell-Fels (60 Tage Italien) — Ich sende Dir nächstens Paraguay-Thee. Zum **16.** November sende einen Zarathustra II an Overbeck. — Lorentz in Leipzig hat doch die Rhein.-Museums? —

Die besten Grüße meiner lieben Mutter.

[«]

472. An Malwida von Meysenbug in Rom

<Genua, Anfang November 1883>

Meine hochverehrte Freundin,

es ist mir inzwischen schlecht, recht schlecht gegangen, und meine Reise nach Deutschland war schuld daran. Ich vertrage es nur noch, am Meere zu leben; alle binnenländische Luft depotenzirt bei mich Nerven und Augen auf die entschiedenste Weise und bringt in kurzer Zeit Schwermuth und Mißtrauen in mir zum Vorschein — häßliches Unkraut, mit dem ich schon mehr im Leben gekämpft habe als mit Schlangen und anderen berühmtern Unthieren. Im kleinen Elend steckt unser gefährlichster Feind; das große Leid vergrößert.

Aber nun bin ich wieder **einsam** — und die Wahrheit zu sagen, ich war noch nie so einsam. Alle Erlebnisse der letzten Jahre haben mich immer dies Eine gelehrt: es giebt Niemanden, der Willens ist mit mir meinen Weg zu gehn — es sieht noch Niemand diesen Weg — —

Dies ist ein großes Leid, und wahrhaftig, ich fühle es bereits: es hat die Kraft, zu vergrößern. —

Denken Sie, daß ich sofort nach Spezia gereist bin, als ich hörte, Sie seien dort. Aber es war zu spät.

Noch habe ich mich nicht für den vorzüglichen Aufsatz des Frl. Jacobson über Stecchetti bedankt: bin jetzt über diesen Dichter völlig aufgeklärt und will nichts mit ihm zu thun haben. Diese Italiäner sind so abhängig und halten ihre Ohren so nach Frankreich und Deutschland hin! — wie in ihrer Politik. Nur in der bösartigen Satire sind sie original und wahrhaft zu bewundern: aber was ist mir sonst dieser „Mussetisme“, wenn mir selbst Musset nicht gar zu viel bedeuten will? —

Nun habe ich noch eine Bitte auf dem Herzen. Es sind Briefe an mich nach Rom abgegangen, zum Beispiel von Jacob Burkhardt, Gottfried Keller und Anderen, — diese Briefe möchte ich nicht einbüßen. Durch ein Versehen tragen alle diese Briefe an mich folgende Adresse: via Polveriera 4, secondo piano. Wollen Sie gütigst einmal in dem angegebenen Hause darnach fragen lassen? Oder, eventuell, auf der Post? —

Ihre letzten Nachrichten klangen betrübend, und inzwischen erfuhr ich auch noch, was für Sorgen Sie in der nächsten Nähe

gehabt haben. Meine herzlichsten Wünsche sind immer um Sie und nicht weniger meine allerergebenste Dankbarkeit: aber ich möchte viel lieber einmal etwas für Sie thun, und nicht bloß für Sie fühlen!

Ihr Nietzsche.

Genova, Salita delle Battestine 8 (interno 5)

[«]

473. An Franz Overbeck in Basel

<Genua, 9. November 1883>

Mein lieber alter Freund, möge Dir ein gutes Jahr beschieden sein! Oder vielmehr: ich glaube, Du wirst es haben, so wie Du es verdienst: denn zuletzt erlebt man immer nur seine Erlebnisse, oder noch genauer: sich selber. Jedes Mal, daß ich mit Dir zusammenkam, hatte ich meine innerste Freude an Deiner Ruhe und milden Festigkeit; und ich bin nachgerade dahin gekommen, nichts höher zu schätzen als einen langen Willen, für den zehn Jahre nicht viel bedeuten, und wenn es selber zehn Jahre des Schweigens sein sollten. Ich habe Dir seit Deinem letzten Geburtstage, an dem wir in Basel zusammen waren, viel Unruhe gemacht und vielleicht auch manchen Zweifel: trotzdem glaube ich, Du weißt jetzt besser als vor 12 Monaten, daß ich einen Steuermann in mir trage, auf den Verlaß ist, daß er mancherlei Thorheiten des Kapitäns zuletzt wieder gut macht und ausgleicht — eben auch einen langen und bisher noch sehr schweigsamen Willen. —

Meine Schwester hat den Auftrag, Dir zum 16 Nov. den zweiten Theil Zarathustra's einzuhändigen — lies ihn als einen zweiten Theil von vieren dh. verstehe, daß Mancherlei darin erst im Sinne des Ganzen seine Nothwendigkeit bekommen wird. Im Übrigen wirst Du wissen, wie unsäglich fern ich mit diesem Z<arathustra> von allem eigentlich Litterarischen bin. Es handelt sich um eine ungeheure Synthesis, von der ich glaube, daß sie noch in keines Menschen Kopf und Seele gewesen ist. Bringe ich sie so an's Licht, wie ich sie auf Augenblicke vor mir gesehn habe, so will ich ein Fest feiern und sterben. —

Es geht, wie ich leider melden muß, betrüblich genug. Anfälle über Anfälle, jeder Tag eine Krankengeschichte und manche Stunde, wo ich mir sage: „ich weiß mir nicht mehr zu helfen“. Jetzt erst merke ich ganz, wie arm und abgeschnitten von äußeren Begünstigungen mein Leben nun eine ganze Reihe von Jahren hingerollt ist — jetzt wo die stille Hoffnung mich verlassen hat, daß diese Erleichterungen und Begünstigungen zu mir kommen müßten. Ich bin fortwährend noch wüthend darüber, sobald mir einfällt, daß mir ein Mensch fehlt, mit dem ich über die Zukunft der Menschen nachdenken kann — wirklich, ich bin durch die lange Entbehrung von zu mir gehöriger Gesellschaft inwendig ganz krank und wund. Nichts kommt mir zu Hülfe, Niemand denkt sich etwas aus, das mich erheitern und erheben könnte, es will sich nichts dazwischen stellen und mich von all den beschimpfenden Eindrücken erlösen, mit denen mich die letzten Jahre überhäuft haben. Ich bin an den Augen viel gehinderter als sonst, es giebt so viel Zeit, wo mir die Einsamkeit zur Last wird. Dazu will es mit Genua durchaus nicht mehr gehen, es lärmt zu sehr und hat seine Spaziergänge in gar zu großen Entfernungen. Ich merke, man kann nichts zum zweiten Male thun. Um zu genesen, brauche ich neue erstmalige Eindrücke. Von Menschen hier habe ich gar nichts; Breiting sehe ich etwa alle 8 Tage auf 5 Minuten, er ist mit Zeit und Kopf vollkommen in Anspruch genommen. Im Grunde thäte mir nichts so noth als Menschen (also z. B. Rom): aber die andre Thatsache ist, daß ich es nur am Meere noch aushalte. — — — —

Denkt freundlich an mich, Du mit Deiner lieben Frau (was macht ihr Übersetzungs-Project?) zumal wenn Ihr gute Musik zusammen spielt!

Von Herzen Dein Freund

Nietzsche.

[«]

474. An Heinrich Köselitz in Venedig

Nice (France), rue Segurance 38 II
Dienstag, im Anfang <4.> December. <1883>

Ach, lieber lieber Freund, eben erst kommt Ihre Karte in meine Hände, es macht mich unglücklich, wie spät! — und namentlich, daß ich Genua verlassen habe und, nach längerem Zweifel, mich vorgestern für diesen Winter in Nizza festgesetzt und festgebunden habe! Im Jahr 220 vollkommen reine Tage — das entschied zuletzt: die Wirkung dieser herrlichen Lichtfülle auf mich sehr gequälten Sterblichen (und oft so Sterbenslustigen —) grenzt an's Wunderbare. Ich habe hier für die sechs Winter-Monate fast so viel Himmels-Tage als in Genua für das ganze Jahr. Damit sagte ich der geliebten Stadt des Columbus — etwas Anderes war sie mir nie — Lebewohl; und sie war zuletzt noch rührend-schön in ihrem Oktoberglanze.

Nizza, als französische Stadt, ist mir unleidlich und fast ein Flecken in dieser südländischen Herrlichkeit; aber es ist auch noch eine italiänische Stadt — da, im älteren Theil, habe ich mich eingemiethet, und wenn geredet werden muß, wird italiänisch geredet: dann ist es, wie in einer Genueser Vorstadt.

Freund, ich weiß Etwas, das ich Ihnen nicht verschweigen will. Eine deutsche Dame wünscht Pensionäre zu haben, in einer neu eingerichteten Villa (bestens eingerichtet und warm — wie ich bezeugen kann); und da sie diesmal anfängt, so hat sie einen unglaublich niederen Anfangs-Preis für diesen Winter gemacht (90 frs. für Zimmer und Kost). Es ist nicht nahe bei mir, sondern ein Halb-Stündchen weit; ungefähr die ganze Promenade des Anglais liegt dazwischen. Gesetzt aber, Sie wollten sich dort einlogiren, so wäre der letzte Gesichtspunkt vielleicht sogar in Ihrem Sinne vortheilhaft. — Ich selber zahle 25 frs. Miethe für den Monat;

und auch billige Restaurationen giebt es, im Stile Ihrer Panada und der Pariser Etablissements Duval: es ist besser hier leben als in Genua. Wein sehr billig.

Jene Villa liegt still, im Garten; schöne Hügelland-Spaziergänge sind unmittelbar dabei. Das Meer etwa 10 Minuten weit.

Zuletzt, liebster Freund — ich weiß gar nicht mehr zu sagen, wie sehr ich Ihre Musik liebe und sehnsüchtig liebe. Die Zahl der Dinge, die mir ganz und gar wohl thun und die Seele heil machen, ist **so** klein für mich geworden, oh ich großer Narr!

In herzlicher Liebe Ihr
Nietzsche.

Ein Beweis, daß ich Sie gern in irgend einer Art bei mir haben möchte: ich habe dies Mal aus Naumburg Ihre sämmtlichen Briefe an mich mitgenommen.

FN.

Reisegeld von Genua nach Nizza würde unter meine Obliegenheiten gehören — nicht wahr, alter Freund?

[«]

---

475. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Nizza (France) rue Ségurance 38 II. <4. Dezember 1883>

Meine liebe Mutter und Schwester,

habt nur Geduld mit mir (auch ich muß sie mit mir haben —): das ist freilich sehr viel verlangt, nicht wahr?

Inzwischen hat sich wenig gebessert, aber doch so viel entschieden, daß ich den Winter in Nizza bleibe. Die lärmende elegante Stadt mißfiel mir Anfangs; zuletzt habe ich aber Manches herausgefunden, was für mich übrig bleibt — stille Wege und italiänische Stadt-Theile, bessere Kost als in Genua und für einen bescheidenen Prinzen, wie ich bin, im Ganzen auch alte Genueser Preise. Es ist eine große Stadt, man kann's haben, wie man will. Das Wichtigste aber ist, daß es keine Kranken-Stadt ist — viel zu frisch und windig: während es dieselbe Lichtfülle und Zahl der reinen Tage hat, wie jene Krankenorte, an denen ich nicht gehängt sein möchte.

Ich habe gegen Genua diesen Fortschritt gemacht: Genua hat ungefähr im ganzen Jahr so viel himmlisch-klare Tage wie Nizza in seinen 6 Wintermonaten. Von der belebenden, ja förmlich elektrisirenden Wirkung dieser Lichtfülle auf mein ganzes System kann ich keinen Begriff geben; der beständige schmerzhafte Druck auf dem Gehirn, dem ich zuletzt noch in Naumburg verfallen war, ist weg; auch esse ich noch einmal so viel, und der Magen protestirt nicht.

Trübe Tage machen mich auch hier krank. —

Mein Zimmer ist sehr kalt, aber gut für den Frühling. Glücklicherweise bin ich durch die Genueser Winter an schauerliche Winter-Zimmer gewöhnt.

Eben habe ich Köselitz eingeladen, hierher zu kommen; und Herr Paul Lanzky wird wohl einmal noch mein Reisegefährte nach Spanien sein. —

Licht, Licht, Licht — darauf bin ich nun einmal eingerichtet. —

Sagt dem werthen Dr. Ziller den allerschönsten Dank für seine übersandte Dissertation; sie soll, mit Köselitz zusammen, ernstlichst gelesen und überdacht werden. — Seid doch ja recht zufrieden, so gute Musik und einen so guten und interessanten Menschen im Hause zu haben. —

Für Weihnachten muß ich Euch bitten, meine Lieben, Euch etwas von mir zu wünschen und zu bescheeren, wonach Euch das Herz verlangt. Ja nichts senden! Es war mir unmöglich, in Genua die Schwierigkeiten zu überwinden, welche die Absendung des Paraguay-Thees machte; er steht noch in Genua. Wenn Du einmal durch diese Stadt kommen solltest, meine liebe Elisabeth, so empfehle ich folgende Wohnungs-Adresse: Frau Settimia Stagnetti, salita delle Battestine 8 (interno 5) — für Dich wie gemacht. (Monatl. 22 frs).

Hiesige Bekanntschaften gäben zu erzählen: ein preußischer General mit Tochter, die Frau eines indischen Fürsten Lady Memet Ali mit Töchterchen, ein prachtvoll köstümirter Perser, mein Tischnachbar, auch eine alte Baslerin, eine alte schwäbische Pfarrerin und Russen Engländer etc. — alles spricht aber deutsch und ist gegen mich artig. (Übrigens lauter honette Leute.)

Adressirt für gewöhnlich nach Villefranche-sur-Mer poste restante

Von Herzen
Euer F.

[«]

475a. An Franz Overbeck in Basel (Entwurf)

<Nizza, Anfang Dezember 1883>

Overbeck

Genua war eine ausgezeichnete Schule harter einfacher Lebensweise für mich — ich weiß jetzt, daß ich wie ein Arbeiter und Mönch leben kann. Zuletzt war ich dort zu bekannt — und ich konnte nicht länger leben wie ich wollte.

Nizza ist groß genug, es versteckt mich.

1) Ich ahnte daß ich von dem Augenblick an, wo ich mein Ideal zeigen würde, ich ganz allein sein würde. Nun weiß ich es. Es gab zuletzt noch die härteste Illusion.

2) Sodann ist Deutschland und die Wirkung durch Universität für mich jetzt ein überwundener Standpunkt — überhaupt das Leben und Wirken im Norden

Nizza ist eine Dauerstation für mich.

Farbe der Wand
Der Salon
Mücken
Piano
Kinder

Der Monat in Genua war kritisch, ich hatte Zustände die von Desperation reden — ich wußte nicht wo aus noch ein. Jetzt glaube ich, ist Vieles wieder klar und bin ich mit den 2 letzten Jahren zufrieden — wegen dieser ungeheuren Klarheit.

Genua war überdieß von Anfang an für mich die Stadt Eines Menschen, des Columbus. Nun habe ich selber ein neues Land entdeckt — in allen guten Stunden glaube ich es. Ich muß es mir nur noch — **erobern**

[«]

476. An Franz Overbeck in Basel

Nizza (France) 38 rue Segurance
(im zweiten Stock.)
<6. Dezember 1883>

Mein lieber Freund Overbeck,

habe nur noch Geduld mit mir wie bisher! Nach meinen guten Stunden und Minuten gerechnet — seltenen Dingen! das ist wahr — bin ich einer der beneidenswerthesten Sterblichen, und jetzt mehr als je. Zwischen inne liegt Vieles, was an Verzweiflung grenzt und dessenthalben ich Deine Geduld mit mir haben muß — das ist auch wahr. In jenen guten Stunden aber weiß ich, daß ich nicht umsonst jahrelang die einsamste aller Meer-Fahrten gemacht habe: ich habe mein „neues Land“ entdeckt, von dem noch Niemand etwas wußte; nun muß ich’s mir freilich immer noch, Schritt für Schritt, erobern. —

Von allen guten Dingen, die ich gefunden habe, will ich am wenigsten die „Fröhlichkeit des Erkennens“ wegwerfen oder verloren haben, wie Du vielleicht angefangen hast zu argwöhnen. Nur muß ich jetzt, mit meinem Sohne Zarathustra zusammen, zu einer viel höheren Fröhlichkeit hinauf, als ich sie je bisher in Worten darstellen konnte. Das Glück, welches ich in der „fröhlichen Wissenschaft“ darstellte, ist wesentlich das Glück eines Menschen, der sich endlich reif zu fühlen beginnt für eine ganz große Aufgabe, und dem die Zweifel über sein Recht dazu zu schwinden anfangen. Lies mir zu Liebe doch noch ein Mal Seite 194 und das Gedicht auf der folgenden Seite; übrigens steckt das ganze Buch voll solcher Stellen, an denen ausgedrückt ist „die Stunde ist da! Machen wir uns vorher noch ein kleines Fest mit Singen und Springen!“ —

Das eigenthümliche Unglück des letzten und vorletzten Jahres bestand im strengsten Sinne darin, daß ich einen Menschen gefunden zu haben meinte, der mit mir die ganz gleiche Aufgabe habe. Ohne diesen voreiligen Glauben würde ich nicht in diesem Maaße an dem Gefühle der Vereinsamung*) gelitten haben und leiden, wie ich es that und thue: denn ich bin und war darauf vorbereitet, allein meine Entdeckungsfahrt zu Ende zu führen. Aber sobald ich nur einmal den Traum geträumt hatte, nicht allein zu sein, war die Gefahr fürchterlich. Noch jetzt giebt es Stunden, wo ich nicht weiß, mich selber zu ertragen.

Das andre Unglück war: ein ungewöhnlich trübes Wetter im vorigen Winter, ebenso wie im letzten Sommer. Ich bin auf Licht eingerichtet: — es ist beinahe das Einzige, was ich absolut nicht zu entbehren und zu ersetzen weiß: Lichtfülle eines heiteren Himmels. Mit Genua habe ich’s darin überhaupt nicht gut getroffen: jetzt erst fand ich die statistische Angabe, daß Genua im ganzen Jahre nicht viel mehr reine Tage hat als Nizza in den sechs Winter-Monaten: worauf ich umgehend mich nach Nizza aufmachte. Bin ich erst des Spanischen mächtig, so geht es weiter nach Valencia, etwa im nächsten Winter. Ein Mensch, so bescheiden wie Dein Freund in Wohnung und Kost und Kleidung, lebt überall leicht und billig. —

Es geht mir jetzt besser. —

Herzlichsten Dank für Deinen Brief und Deine Gefühle für mich — ich will zusehn, daß ich Dir und Deiner verehrten lieben Frau nicht wieder solche Noth mache, wie zuletzt.

Dein Nietzsche.

[«]

477. An Franz Overbeck in Basel

Nice, vallon St. Philippe, Villa Mazzoleni
<24. Dezember 1883>

Lieber alter Freund,

wie wohl that mir Dein Brief! — Nun nimm mit mir fürlieb auch in das neue Jahr hinein, das vor der Thüre steht — ich bin dieses alten sehr müde, und wenn ich heute keinen Klagebrief schreiben mag, so ist es, weil ich's in diesem Jahre zuviel gethan habe — namentlich aber an Dich, mein lieber Freund!

Mit meiner **Gesundheit** steht es so, wie vor mehreren Jahren in Basel es einmal stand — ich weiß nicht mehr wo aus, noch ein. Die ungeheure Masse von Gemüthsqualen hat mich in alle Fundamente hinein zu Schaden gebracht. — Nizza ist mir höchlichst zuwider; aber in der Einen Hauptsache, was den reinen Himmel betrifft, übertrifft es wahrhaftig noch meine Erwartungen. Es war ein großes Unglück, daß ich vorigen Winter in der wolkigen feuchtschweren Luft der anderen riviera verbrachte.

Anbei sende ich die verlangte Quittung, mit der Bitte, auf ihr auszufüllen, was noch auszufüllen ist. Lege das Geld nur einstweilen auf die Handwerkerbank, ich will den Versuch machen, bis März mit dem auszureichen, was ich bei mir habe, vom Oktober her. — Deine neueste Finanz-Operation zu meinen Gunsten verpflichtet mich zu vielem Danke. —

Es giebt einen neuen Menschen, der mir vielleicht zur rechten Zeit geschenkt wird: er heißt Paul Lanzky und ist mir so ergeben, daß er gerne sein und mein Schicksal zusammenknüpfen möchte, sobald es angeht. Unabhängig und ein Freund der Einsamkeit und Einfachheit, 31 Jahre alt, philosophisch gesinnt, mehr

Pessimist noch als Skeptiker: es ist der Erste, der mich brieflich anredet „Verehrtester Meister!“ (was mich mit den verschiedensten Empfindungen und Erinnerungen getroffen hat).

Er ist Mitbesitzer des Hôtels (foresteria) in **Vallombrosa** — und zuletzt wird meine „Philosophie“ noch einmal in diesem alten guten großartigen Winkel sich „ein Nest“ gründen. — Einen Theil des nächsten Jahres werde ich wohl dort, im Paradisino, einsiedlerisch abseits von dem Hotel selbst, zubringen: eingeladen dazu bin ich. — Das Zusammentreffen ist wunderbar: ich hatte mir voriges Jahr solche Mühe um eben dies Vallombrosa gegeben — und wenn Du etwas von meinen Hintergedanken errathen hast, so wirst Du jetzt auch fühlen, wie der Zufall mir entgegenkommt.

Nun wohlan! —

Krank, krank, krank! Was kann die vernünftigste Lebensweise ausrichten, wenn alle Augenblicke einmal die Vehemenz des Gefühls dazwischen schlägt wie ein Blitz und die Ordnung aller leiblichen Funktionen umstößt (ich glaube namentlich die Blutcirkulation verändert)

Sage Deiner lieben Frau, daß ich Emerson wie eine Bruder-**Seele** empfinde (aber sein Geist ist schlecht gebildet.) Alles Gute uns Dreien!

F N.

[«]

478. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Nizza,> 25 Dez. früh. <1883>

Meine Lieben Guten,

nun habe ich alle Eure herzlichen und sorglichen Briefe von Villafranca, auch das prächtige militärische Buch und eben noch den Weihnachtsbrief — da ärgert es mich so, daß mein letzter gestern Abend abgesandter Brief gar nicht zu Eurer fröhlichen Tonart paßt, und daß ich nicht meinen Wurm für mich behalten habe, wie so oft in anderen Jahren. Wahr ist es nun freilich, daß es mir erbärmlich schlecht geht und gegangen ist (die erste Reihe der Tage in Nizza ausgenommen, wo ich wie elektrisirt war); ich glaube daß meine Gesundheit in diesem letzten Vierteljahr so schlimm war wie je in meinen schlechtesten Zeiten; und oft weiß ich nicht mehr wo aus, noch ein. Alles war an mir krank, ich kam alle 2—3 Tage eben Ein Mal dazu essen zu können; dann alle Art Erkältungen (heftigen Schnupfen als kleinstes Übel gar nicht zu rechnen) Ewig Erbrechen, Schlaflosigkeit, schwermüthige Gedanken über die alten Dinge, allgemeines Unbehagen des Kopfes, spitzige Schmerzen in den Augen, daher auch nicht lesen, keine Gesellschaft — denn mein Magen zwang mich nach kurzer Zeit jene bunte Tischgesellschaft aufzugeben. Auch habe ich nie so an der Kälte gelitten, wie hier; die Nächte friert es gewöhnlich. Sonst ist das Wetter prachtvoll und meine stäte tägliche Bewunderung. — Aber ich muß Vieles ändern und besser haben als ich es jetzt habe: sonst ist es vorbei mit Eurem Fritz.

Vielleicht habe ich bald die rechte Hülfe an dem Herrn Paul Lanzky in Florenz, der wie es scheint darauf wartet, mit mir zusammen zu leben; nur kann er jetzt von Florenz nicht fort. Er ist Mitbesitzer des Hôtels von Vallombrosa und hat mir bereits für nächstes Frühjahr Vorschläge gemacht, die ganz schön für Euren Eremiten und Wald-Einsiedler passen. Was den Hochsommer betrifft, so halte ich an Sils-Maria fest: und wenn das liebe Lama hinaufkommen will, so ist das recht und lieb und auch schon von mir mit der Frau Durisch in Aussicht genommen — lieber aber als Frl. Mellien würde ich Frl. v. Salis in ihrer Gesellschaft finden. Freilich, ich kenne weder die Eine, noch die Andre.

Hr. Lanzky ist der Erste, der an mich schreibt „verehrtester Meister!“ — es macht mir ebenso sehr Rührung als Spaaß und Spott, daß ich hierin anfange, zum Erben Wagner’s zu werden.

Ich bin jetzt ganz still untergebracht, die gute Frau Hendschel kocht; ein Spanier, mit dem ich mich italiänisch verständige und der theilnahmvoll für mich ist „come un fratello“ theilt meine Mahlzeiten. Ich habe nun auch ein kleines Öfchen mir ins Zimmer schaffen lassen — und damit, wenn nicht das Vergnügen der Wärme, so doch das des dicken Rauchs.

So! Meine herzlich Geliebten, legt Euch meinen häßlichen Brief von gestern zurecht, so gut es gehn will und bringt mich auf andre Gedanken — Ihr könnt nicht glauben, welche Gemüths-Qualen ich ausstehe, und seit einem Jahre! — ich habe ein sehr verborgenes Leben geführt, es ist mir schwer beizukommen und aufzuhelfen; ich glaube, es ist gar nicht zu errathen, warum ich so leide.

Nun wohlan! Da ist das neue Jahr vor der Thüre. Um des Himmels Willen, nichts schicken! Wir haben hier den Stadt- Octroi — ganz abgesehn noch von der Douane!

Seid fröhlich, wie ich es sein möchte!

Von Herzen dankbar
Euer F.

Schönstes Neujahr für uns Drei!

[«]

[Briefe 1884]

[BRIEFE 1884]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1884]

479. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
480. An Franz Overbeck in Basel
481. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Entwurf)
482. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Entwürfe)
483. Vermutlich an Franz Overbeck in Basel (Entwurf)

[«]

[Februar 1884]

484. An Heinrich Köselitz in Venedig
485. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)
486. An Franz Overbeck in Basel
487. An Fräulein Simon (Albumblatt)
488. An Franz Overbeck in Basel
489. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
490. An Erwin Rohde in Tübingen
491. An Heinrich Köselitz in Venedig

[«]

[März 1884]

492. An Ferdinand Laban in Berlin
493. An Heinrich Köselitz in Venedig
494. An Franz Overbeck in Basel

495. An Heinrich Köselitz in Venedig
496. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
497. An Franz Overbeck in Basel
498. An Malwida von Meysenbug in Rom
499. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
500. An Resa von Schirnhofer in Genua
501. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

[«]

[April 1884]

502. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
503. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
504. An Franz Overbeck in Basel
505. An Franz Overbeck in Basel
506. An Heinrich Köselitz in Venedig (Telegramm)
506a. An Paul Lanzky in Florenz (Entwurf)
507. An Franz Overbeck in Basel

[«]

[Mai 1884]

508. An Malwida von Meysenbug in Rom (Entwurf)
509. An Malwida von Meysenbug in Rom
510. An Resa von Schimhofer in Zürich
511. An Josef Paneth in Wien
512. An Malwida von Meysenbug in Rom
513. An Franz Overbeck in Basel
514. An Heinrich von Stein in Berlin

[«]

[Juni 1884]

515. An Franz Overbeck in Basel
516. An Malwida von Meysenbug in Rom
517. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Juli 1884]

518. An Franz Overbeck in Basel
519. An Meta von Salis in Zürich (Postkarte).
520. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
521. An Franz Overbeck in Basel
522. An Heinrich Köselitz in Annaberg
523. An Resa von Schimhofer in Zürich

[«]

[August 1884]

524. An Franz Overbeck in Basel
526. An Franziska Nietzsche in Naumburg
526. An Franz Overbeck in München
527. An Heinrich von Stein in München

[«]

[September 1884]

528. An Malwida von Meysenbug in Rom
529. An Heinrich Köselitz in Annaberg
530. An Franziska Nietzsche in Naumburg
531. An Resa von Schirnbofer in Graz
532. An Franziska Nietzsche in Naumburg
533. An Franz Overbeck in München
534. An Heinrich von Stein in Völkershausen

535. An Gottfried Keller in Zürich
536. An Heinrich Köselitz in Annaberg
537. An Franziska Nietzsche in Naumburg
538. An Heinrich Köselitz in Annaberg

[«]

[Oktober 1884]

539. An Franziska Nietzsche in Naumburg
540. An Franz Overbeck in München
541. An Heinrich Köselitz in Annaberg
542. An Franz Overbeck in Basel
543. An Heinrich Köselitz in Annaberg
544. An Franz Overbeck in Basel
545. An Franziska Nietzsche in Naumburg
546. An Heinrich Köselitz in Annaberg
547. An Elisabeth Nietzsche in Straßburg
548. An Heinrich Köselitz in Annaberg
549. An Elisabeth Nietzsche in Straßburg
550. An Franziska Nietzsche in Naumburg
551. An Franz Overbeck in Basel

[«]

[November 1884]

552. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
553. An Franz Overbeck in Basel
554. An Franz Overbeck in Basel
555. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
556. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
557. An Heinrich Köselitz in Zürich
558. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Fragment).

559. An Paul Lanzky in Ajaccio
560. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
561. An Resa von Schirnhofer in Paris
562. An Heinrich von Stein in Berlin
563. An Julius Rodenberg in Berlin (Entwurf)

[«]

[Dezember 1884]

564. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
565. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
566. An Franz Overbeck in Basel
567. Vermutlich an Hermann Levi in München (Entwurf)

[«]

479. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

<Nizza, 18. Januar 1884>

Mein werther Herr Verleger

eine gute Nachricht! Oder vielmehr die Beste, die es, von mir aus gesehn, geben kann: mein Zarathustra ist fertig: — es bedarf der Abschrift — es bedarf des Drucks. Ich hatte im vergangenen Jahr nicht daran mehr gedacht, daß die ungeheure Sache, den Schluß zu diesen beiden ersten Theilen zu finden, mir schon in diesem Winter (in ein paar Wochen, die Wahrheit zu sagen —) gelingen werde. Ich bin glücklich und, wie schon oft in meinem Leben, von mir selber über mich selber „überrascht".

Die Vehemenz des Gefühls bei solchen Dingen ist übrigens so groß, daß man wie ein gläsernes Gefäß auf Ein Mal dabei springen kann: und bevor dieser dritte und letzte Theil nicht gedruckt vor mir liegt, und ich von dieser Vehemenz täglich und nächtlich gequält bin, ist die Gefahr keine geringe.

Erlösen Sie mich also wenigstens mit dem vorläufigen Versprechen, daß Sie, lieber und werther Herr Schmeitzner, Alles thun werden, den Druck zu beschleunigen. —

Dieser dritte Akt meines Dramas (besser sollte ich vom Finale meiner Symphonie reden) ist dem Umfange nach (nach ziemlich genauer Schätzung) so lang wie der zweite dh. gegen 100 Druckseiten, eher weniger als mehr.

Der Inhalt enthält mancherlei „Unglaubliches" — sehen wir zu, wie es mit der deutschen „Pressfreiheit" bestellt ist! Zuletzt: kann man denn „Dichtungen" verbieten? —

Mit der Bitte, mir schnell zu antworten und in allem Übrigen Ihnen zugethan und das Beste wünschend

Nietzsche

Nizza (France), pension de Genève petite rue St. Etienne

[«]

480. An Franz Overbeck in Basel

Nice, (France) Pension de Genève petite rue St. Etienne.

<25. Januar 1884>

Verzeihung, alter Freund, für dies Zettelchen — aber ich will eine gute Nachricht drauf schreiben. Seit vorigem Freitage ist „Also sprach Zarathustra“ vollkommen fertig — und ich bin mitten im Abschreiben. Das Ganze ist somit genau im Verlaufe eines Jahrs entstanden: im strengeren Sinne sogar im Verlaufe von 3 x 2 Wochen. —Die letzten zwei Wochen waren die glücklichsten meines Lebens: ich bin **nie** mit solchen Segeln über ein solches Meer gefahren; und der ungeheure Übermuth dieser ganzen Seefahrer-Geschichte, welche so lange dauert als Du mich kennst, 1870, kam auf seinen Gipfel. Wie es mit mir im auslaufenden Jahre stand, das gab mein letzter Brief zu verstehen. Auch mußte ich die völlige Fremdheit des Nizzaer Bodens reichlich büßen; sogar Geld-Verluste erheblicher Art hatte ich, indem meine Hauswirthin, der ich für Zimmer und Pension vorausbezahlt hatte, verschwinden mußte.

Jetzt habe ich mich in die stille zuverlässige Welt einer Schweizer-Pension zurückgezogen.

Die Vollendung meines Zarathustra hat meiner Gesundheit sehr wohl gethan. — Alter lieber Freund, das Nächste, was ich projektire, zur Erholung! ist ein großer **Front-Angriff** auf alle Arten des jetzigen deutschen Obscurantismus (unter dem Titel „Neue Obscuranten“); Dazu — habe ich Deinen Rath und Deine Beihülfe **nöthig**!

Von Herzen Dein N.

[«]

481. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Entwurf)

<Nizza, Januar/Februar 1884>

Ich bin gerade in einer Stimmung, in der ich jeden Grad von menschlichem Blödsinn, (zumal über) moral<ische> Dinge, gutmüthig und kaltblütig über mich ergehen lasse: das will ich Deinem Briefe zu Gute kommen lassen. Auf den habe ich nicht zu antworten. Aber ich will Dir etwas erzählen.

Das Eine ist: von allen Bekanntschaften, die ich gemacht habe, ist eine der werthvollsten und ergebnißreichsten die mit L<ou>. Erst seit diesem Verkehre war ich reif zu meinem Z<arathustra>. Ich habe diesen Verkehr Deinetwegen abkürzen müssen. Verzeihung wenn ich dies härter empfinde, als Du mir nachfühlen kannst. L<ou> ist das begabteste, nachdenkendste Geschöpf, das man sich denken kann, natürlich hat sie auch bedenkliche Eigenschaften. Auch ich habe solche. Indessen das Schöne an bedenklichen Eigenschaften ist, daß sie zu denken geben, wie der Name sagt. Natürlich nur für Denker.

Es wird mir lieb sein, wenn Du mir schriebest: lieber Fr<itz> mein letzter Brief war Blödsinn sende ihn zurück — aber wenn Du es nicht thust, werde ich keine grauen Haare bekommen. A propos, könntest Du Dich nicht mit Frl. S<alomé> versöhnen?

[«]

482. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Entwürfe)

<Nizza, Januar/Februar 1884>

Aber ein Jahr nachher auf Dinge zurückkommen, die vor meinem intimen Zusammensein mit Frl. Salomé in Tautenburg und Leipzig liegen, war eine Brutalität sonder Gleichen; und mir dann Brief für Brief Dinge mitzutheilen, die mir ganz neu waren, und nachträglich noch Schmutz auf jene aufopferungsreichen Monate zu werfen, das heiße ich niederträchtig. Wenn Frl. S<alomé> über mich geäußert hat, daß ich „unter der Maske idealer Ziele“ schmutzige Absichten in Bezug auf sie verfolgte“, durfte ich so Etwas ein Jahr nachher erfahren? Ich hätte sie mit Schimpf und Schande fortgejagt und Rée’s von ihr befreit. — Dies nur als Probe von hundert Fällen, worin sich die verhängnißvolle Perversität meiner Schwester gegen mich gezeigt hat. Im Übrigen weiß ich längst, daß sie nicht eher Ruhe hat, als bis ich todt bin. Nun, mein Zarathustra ist fertig! Im Augenblick, wo er fertig wurde und ich in meinen Hafen einfuhr, stand sie da und warf mir Hände voll Schmutz in’s Gesicht.

Es sind Andeutungen in Deinem Briefe, welche mich sprachlos machen.

Bin ich es nicht, der ein Übermaaß von unverdienter Güte Euch im letzten Jahr bewiesen hat? Seid Ihr denn undankbar durch und durch? Oder so in den letzten Grund hinein verlogen, daß die einfachste Wahrheit bei Euch auf dem Kopfe steht?

Wer hat sich denn schlecht gegen mich benommen, wenn nicht Ihr? Wer hat mein Leben in Gefahr gebracht, wenn nicht Ihr? Wer hat mich so vollständig in Stich gelassen, wie Ihr, und damals, wo ich Trost nöthig hatte, mir mit Verhöhnung und Beschmutzung meines ganzen Lebens und Strebens geantwortet?

Ich kenne erst recht, und von Kindheit an, die moralische Distanz, die mich und Euch trennt, und habe all meine Milde, Geduld und Stillschweigen nöthig gehabt, um Sie Euch nicht allzufühlbar zu machen. Begreift Ihr denn Nichts von dem Widerwillen, den ich zu überwinden habe, mit solchen Menschen, wie Ihr seid, so nahe verwandt zu sein! Was bringt mich denn zum Erbrechen, wenn ich Briefe meiner Schwester lese und diese Mischung von Blödsinn und Dreistigkeit, die sich gar noch moralisch aufputzt, hinunterschlucken muß?

Ich habe nun ein paar Jahre wie ein zu Tode gemartertes Thier gegen L<isbeth> mich gewehrt und geflüchtet; ich habe sie beschworen mich in Ruhe zu lassen und sie hat nicht einen Moment aufgehört, mich zu martern. Ich fürchtete mich, vorigen August deshalb nach N<aumburg> zu gehn, um nicht thätlich mich an ihr zu vergreifen, und berieth deshalb mit O<verbeck>. Und nun stellt sie sich hin und thut, als ob sie an nichts schuld sei!

Ich weiß nicht, was schlimmer ist, die grenzenlose dreiste Albernheit L<isbeth>s, einen Menschenkenner und Nierenprüfer wie mich über 2 Menschen belehren zu wollen, welche ich Zeit und Lust genug hatte, aus der nächsten Nähe zu studiren: oder die unverschämte Taktlosigkeit, Menschen unausgesetzt mit Schmutz vor mir zu bewerfen, mit denen ich doch jedenfalls ein wichtiges Theil meiner geistigen Entwicklung gemein habe und welche insofern mir 100 Male näher stehen als dieses alberne rachsüchtige Geschöpf.

Mein Ekel mit einer so erbärmlichen Creatur verwandt zu sein.

Woher hat sie diese ekelhafte Brutalität — woher jene verschmitzte Manier, giftig zu stechen <durch welche ihr Brief an Frau R<ée> mir unbeschreiblich wehe that, in die Seele von Frau R<ée> hinein)

Wenn ein Mensch wie ich sagt „der und der gehört in den Plan meines Lebens“ wie ich es L<isbeth> über Frl S<alomé> gesagt habe — so ist es eine blödsinnige Albernheit des Urtheils und des Willens zu schaden und sich an überlegenen Geistern zu rächen. Dann mir in einer so infamen Weise entgegen zu arbeiten. Zuletzt habe ich doch durchgesetzt, was ich wollte.

Die dumme Gans ging so weit, mir Neid auf R<ée> vorzuwerfen! und mich mit G<ersdorff> und sich mit M<alwida> zu vergleichen!

Du kannst mir nicht nachfühlen, welcher Trost mir jahrelang Dr R<ée> gewesen ist — faute de mieux wie es sich von selber versteht, und welche unglaubliche Wohlthat mir gar der Verkehr mit Frl S<alomé> gewesen ist.

Was den Brief L<isbeth>s anlangt — so beunruhigen mich Urtheile über mich selber nicht. Ich denke, ich habe dasselbe schon Ein Mal zu hören bekommen — war's von L<isbeth>? Oder von Frl S<alomé>? Über mich wenigstens stimmten sie damals überein. Wer treibt denn darin doppel Spiel?

Glaube ja nicht, l<iebe> M<utter>, daß ich schlechter Laune bin. Im Gegentheil! Aber wer jetzt nicht zu mir hält, der laufe zum Teufel — oder meinetwegen nach P<araguay>.

[«]

483. Vermutlich an Franz Overbeck in Basel (Entwurf)

<Nizza, Januar/Februar 1884>

Das Dümmste ist, daß ein grenzenlos absurder Brief meiner Schwester mich nöthigt, aus meiner allzu schonenden Zurückhaltung gegen sie herauszutreten.

Nebenbei gesagt, meine Schwester ist ein Unglückswurm: es ist ihr jetzt das sechste Mal in zwei Jahren passirt, daß sie mitten hinein in meine höchsten und seligsten Gefühle — Gefühle, wie sie auf der Erde überhaupt selten dagewesen sind — einen Brief hineingeworfen hat, der den niederträchtigsten Geruch des Allzumenschlichen hat.

Ich wunderte mich auch in Rom und Naumburg immer darüber, wie selten sie etwas sagt, was mir nicht wider den Strich ist.

Ich bin nach jedem Brief empört gewesen, über die schmutzig verleumderische Art, in der meine Schwester von Frl. Salomé redet. Es mag sich gegen das Mädchen einwenden lassen, was man will — und gewiß anderes als meine Schwester thut — aber dabei bleibt übrig, daß ich kein begabteres, nachdenkenderes Geschöpf gefunden habe. Und obwohl wir nie übereinstimmten, ebenso wie es zwischen Rée und mir stand, so waren wir doch beide nach jeder halben Stunde Zusammensein glücklich über die Menge, die wir dabei gelernt hatten. Und nicht umsonst habe ich in diesen letzten 12 Monaten meine höchste Leistung geleistet. Gewarnt waren wir hinreichend voreinander: und so wenig wir uns liebten, so wenig war es doch nöthig, daß wir einen für uns und alle Welt im höchsten Sinne nützlichen Verkehr aufgaben. Etwas Ähnliches gilt für meinen Verkehr mit Rée; ich weiß heute so gut wie vor sechs Jahren, wo seine Schwächen sind. — Aber er gehört als Denker in meine Entwicklung, und seine Bahnen sind in einem gewissen Sinne meine Erzeugnisse. Daß die Beiden sich gemein gegen mich benommen haben, ist wahr — aber ich hatte es ihnen vergeben, wie ich meiner Schwester schlimmeres Verhalten gegen mich vergeben hatte.

Meine Schwester, dreist gemacht durch die allzu bescheidne Gesellschaft Naumburgs und, wie schon gesagt, an die abscheulichste Litteratur gewöhnt, die es jetzt giebt — ist endlich auch verwöhnt durch meine Gutmüthigkeit und Schonung. Wie viel Briefe an sie habe ich verbrannt! Wie hundert Male habe ich gesagt: „sie kann nichts für ihre Art, laß sie laufen: eines Tages zeigt sie schon wieder ihre angenehmsten Seiten“.

Auf einen Brief wie den letzten Brief meiner Schwester gebührten sich von Rechts wegen eigentlich ein paar Ohrfeigen.

[«]

484. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Nizza, 1. Februar 1884>

Mein alter treuer Freund, — denn daß ich so lange schwieg, das hat Sie mir gewiß nicht untreu gemacht. Es gab nichts Gutes zu melden, und ich habe vom vorigen Winter her die Erinnerung und Scham, wie viel Schlimmes ich damals zu Papier gebracht habe, zu Ihrem Leidwesen — es war selber eine Krankheit in der Krankheit, meine damalige Briefschreiberei. — Wissen Sie eigentlich, daß ich im vorigen Winter einen Typhus durchgemacht habe?

Diesen Winter, bis zu Neujahr, gieng es nun wieder zum Verzweifeln; und auch meine Gesundheit war vom Schlimmsten, so wie einmal in Basel. Zu alledem maltraitirte mich meine Schwester nach wie vor mit Briefen, welche ich unter den Begriff „Antisemitismus“ fassen will — Sie errathen, welchen engeren Inhalt sie hatten. Nun, ich bin wieder einmal über alle „Berge“. —

Inzwischen ist mein Verlangen nach Ihrer Musik so groß geworden, daß ich unversehens wohl einmal in Venedig erscheinen werde. Es ist ein Verlangen wie nach schwerer Krankheit: ich glaube, Sie finden in der ganzen Welt keine Ohren, die so auf Sie hören möchten, lieber Freund! —

Zudem: ich möchte auch ein Fest zu Zweien mit Ihnen feiern, und habe guten Grund dazu — denn ich bin im Hafen! Mein „Zarathustra“ ist seit vierzehn

Tagen fertig, ganz fertig — —

Wissen Sie vielleicht eine stille deutsche Pension, wo man etwa zu 5 frcs. al giorno leben kann (das Frühstück abgerechnet, welches ich mir selber besorge; auch ohne Wein: denn ich bin kein Weintrinker)

Dieses Jahr, oh lieber Freund, — mag es Ihnen und mir gedeihen!

Von Herzen
Ihr Nietzsche.

Ich weiß, Freund, was Sie zu thun haben: fürchten Sie nicht, daß ich in Bezug auf Ihre Zeit unbescheiden bin. — —

Dieser Januar war der schönste, den ich erlebte: auch dem Wetter nach.

Nice <France>
Pension de Genève, petite rue St. Etienne.

[«]

485. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Postkarte)

<Nizza, 6. Februar 1884>

Schönsten Dank, mein werthester Herr Verleger! Und haben Sie guten Muth: Sie haben jetzt das zukunftreichste Buch in Ihrem Verlag, das es giebt — — ich weiß sehr gut, was ich da sage und bin keineswegs toll oder eitel. — Sollte Naumann wieder der Drucker sein, so bestehen Sie unerbittlich auf tiefschwarzen Druck, auch schon für die Correctur-Bogen (ich habe das letzte Mal mit dieser Leipziger „Blässe“ meinen Augen geschadet) Sodann erinnre ich daran, daß das **Manuscript** nicht an mich, sondern an Hr. Köselitz zu senden ist (der 2. Zarathustra ist in Folge des umgekehrten modus druckfehler-reicher als ich wünschte!) — Vor Allem aber presto, presto! Denn es handelt sich um das Finale meiner Symphonie. Also nicht wieder 500,000 Gesangbücher und andre Teufeleien!

F.N.

[«]

486. An Franz Overbeck in Basel

<Nizza, 6. Februar 1884>

Mein lieber alter Freund,

ich höre mit Betrübniß vom „Gedärme“ und was damit zusammenhängt; es ist der böse Monat, wo man **im Norden** zum Bewußtsein gebracht wird, daß man den Winter wie eine Schuld zu büßen hat. Ach, und was hat man jetzt im Norden nicht zu „büßen“! Umgebung, Bestrebungen, Vereinsamung — im Grunde ist alles Winter daselbst und wirkt zuletzt aufs „Gedärme“. — Um so mehr bewegt mich Dein Wort „innerlicher Jubel“. Ach, Freund, wer freut sich denn **noch**, daß ich „über meinen Berg“ bin! Ein Einsiedler in Venedig und Einer in Vallombrosa noch (letzterer leider auch unter vieler Noth des Gedärmes!)

— Was die deutschen Zustände betrifft, so mag wohl Dein Rath an mich, den ich aus Deinen Worten herauslese, der richtige sein: „man soll den Sumpf nicht aufrühren“. Mit was für häßlichen und im Grunde ephemeren Dingen müßte ich mich bekannt machen! Im Grunde ist es die Auszeichnung meiner Position, daß ich von so Vielem nicht weiß und nicht zu wissen brauche (z. B. der Name „Nordau“ ist mir unbekannt). In der That, wir wollen warten und auch unsre Feindschaft in’s Große treiben. —

Eine „Erholung“ übrigens habe ich nöthig, und, wenn es keine kriegerische ist, so muß es eine tüchtige Muskel-Übung sein — Fußmärsche und dergleichen. —

Vielleicht durchlaufe ich einmal die riviera bis nach St. Raphael hin; bisjetzt betrachte ich das Clima von Nizza als das einzig für mich passende; Genua war ein großer Mißgriff, und St. Margherita ein — lebensgefährlicher. — Andrerseits ist mir Nizza zuwider, als Abklatsch von Paris und großthuerische Halb-Großstadt; es fehlt Wald, Schatten, Stille in einem kaum glaublichen Maße. Wäre ich vermögend, so würde ich schon anderswo an der riviera leben; aber verhältnißmäßig lebe ich hier natürlich am billigsten, weil es die größte Stadt ist.

Lieber Freund, es hilft nichts, wir müssen die letzten 500 frs. von der Handwerker-Bank zurücknehmen. Ich habe jetzt Geld nöthig. Aber ich will mich dies Jahr über nichts ärgern: ob es schon Gründe gäbe. —

Es wird bereits gedruckt, falls Schmeitzner seine Schuldigkeit gethan hat. — Übrigens ist der ganze Zarathustra eine Explosion von Kräften, die Jahrzehende lang sich aufgehäuft haben: bei solchen Explosionen kann der Urheber leicht selber mit in die Luft gehen. Mir ist öfter **so** zu Muthe: — das will ich Dir nicht verbergen. Und ich weiß im Voraus: wenn Du aus dem Finale ersehen wirst, was mit der ganzen Symphonie eigentlich gesagt werden soll (— sehr artistisch und schrittweise, wie man etwa einen Thurm baut), — so wirst auch Du, mein alter treuer Freund, einen heillosen Schrecken und Schauder nicht überwinden können. Du hast einen äußerst gefährlichen Freund; und das Schlimmste an ihm ist, wie sehr er **zurückhalten** kann. Wie gerne möchte ich mit Dir und Deiner lieben verehrungswürdigen Frau zusammen lachen (mich über mich selber todtlachen!!!)

Von Herzen

Dein Nietzsche.

[«]

487. An Fräulein Simon (Albumblatt)

Nizza, am 6ten Febr. 1884.

Die Einen reisen, weil sie sich suchen; die Andern, weil sie sich verlieren möchten.

+ + +

Wir machen es auch im Wachen wie im Traume: immer erfinden und erdichten wir erst den Menschen, mit dem wir verkehren — und vergessen dann sofort, daß wir ihn erfunden und erdichtet haben.

+ + +

Redlich gegen uns selber und wer sonst uns freund ist, muthig gegen den Feind, großmüthig gegen den Besiegten, höflich gegen Alle. —

Friedrich Nietzsche.

[«]

488. An Franz Overbeck in Basel

<Nizza, 12. Februar 1884>

Mein lieber Freund,

unbesorgt! Es geht und soll gehn! Die Wahrheit ist, daß eine Verwandlung mit mir vorgeht, und freilich giebt es Augenblicke dabei, wo ich nicht weiß, wie ich den nächsten Augenblick aushalten soll. Aber ich habe alle Taschen voll Erfahrungen und selbsterdachter Recepte. Ob sich wohl jemals ein Mensch so allein gefühlt hat? Ob ich nicht schließlich stumm werde? Zum Mindesten bin ich alle Tage ein Paar Mal auf dem Punkte, Napoleon zuzustimmen, welcher gesagt hat: „es giebt Dinge, die man nicht schreibt.“ Die Gesundheit ist inzwischen immer besser geworden, seit Neujahr erst drei Anfälle. Ich meine, das, was ich gethan habe, ist zugleich für meinen Leib eine Erlösung und Erquickung. Die Spannung der letzten 10 Jahre war zu groß: dies hatte seine physischen Consequenzen. — Ah, man soll nur seine Aufgabe hübsch durchführen, man fährt dabei am besten. Nun habe ich zum ersten Male meinen Hauptgedanken in eine Form gebracht — und siehe da, wahrscheinlich habe ich mich selber dabei erst „in eine Form gebracht.“ —

Übrigens brauche ich nachgerade einen Menschen, der etwas meinen Verkehr mit den lieben Mitmenschen wie ein Ceremonien-Meister überwacht: daß ich wenigstens nicht mehr den ärgsten Brutalitäten und Ungeschicktheiten der bêtise humaine ausgesetzt bin. Was man sich gegen mich an Anmaaßung und Zudringlichkeit in den letzten Jahren bis hin auf die letzten Tage erlaubt hat — geht über alle Vorstellung und Geduld hinaus. Ich muß mich noch ganz anders in meine Einsamkeit einwickeln. Namentlich aber muß ich verlernen, Briefe zu schreiben, in denen ich mich leidend zeige. Der Leidende ist die wohlfeile Beute für Jedermann; in Bezug auf einen Leidenden ist Jeder weise. — (Ganz objektiv betrachtet: wie viel Vergnügen schafft der Leidende denen, die es gerade nicht sind!) —

Mit Vallombrosa viel Verkehr, Übersenden von Bildern, meteorologischen Tabellen u.s.w. Das Problem ist noch nicht gelöst. —

Herzlichsten Dank für das übersandte Geld! Ich lachte dabei, als es ankam: denn ich hätte schon noch etwas warten können! Aber meine allgemeinen „Beängstigungen“ äußern sich mitunter in solchen ganz speziellen Beängstigungen z.B. ob ich noch Geld genug habe für **Übermorgen**, oder Streichhölzer u.s.w. u.s.w.

Übrigens fand ich noch Niemand, der mich auf einer Fußreise begleiten will. Allein reisen — ist für mich **Myops** nachgerade eine Thierquälerei. So bleibe ich denn wohl noch Etwas hier: obschon das Licht jetzt schon zu intensiv für mich geworden ist.

Wäre ich doch nicht so arm! Zum Mindesten möchte ich einen Sklaven haben, wie auch noch der ärmste griechische Philosoph ihn hatte. Ich bin zu blind für sehr viele Dinge. Dir und Deiner lieben Frau von ganzem Herzen zugethan

N.

[«]

489. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Nizza, 22. Februar 1884>

Geehrtester Herr,

in Betreff des Drucks von „Also sprach Zarathustra“ bitte ich angelegentlich um jeden Grad von möglicher **Beschleunigung**: denn ich kann nur noch kurze Zeit hier in Nizza bleiben. Bis heute (Freitag) ist noch kein Bogen eingetroffen.

Hochachtungsvoll
Ihr
Professor Dr. Nietzsche.

Nice (France) pension de Genève petite rue St. Etienne.

[«]

490. An Erwin Rohde in Tübingen

<Nizza, 22. Februar 1884>

Mein alter lieber Freund

ich weiß nicht, wie es zugieng: aber als ich Deinen letzten Brief las und namentlich als ich das liebliche Kinder-Bild sah, da war mir’s, als ob Du mir die Hand drücktest und mich dabei schwermüthig ansähest: schwermüthig als ob Du sagen wolltest „Wie ist es nur möglich, daß wir so wenig noch gemein haben und wie in verschiedenen Welten leben! Und einstmals — —“

Und so, Freund, geht es mir mit allen Menschen, die mir lieb sind: alles ist vorbei, Vergangenheit, Schonung; man sieht sich noch, man redet, um nicht zu schweigen —, man schreibt sich Briefe noch, um nicht zu schweigen. Die Wahrheit aber spricht der Blick aus: und der sagt mir (ich höre es gut genug!) „Freund Nietzsche, du bist nun ganz allein!“

So weit habe ich’s nun wirklich gebracht. —

Inzwischen gehe ich meinen Gang weiter, eigentlich ist’s eine Fahrt, eine Meerfahrt — und ich habe nicht umsonst Jahrelang in der Stadt des Columbus gelebt. — —

Mein „Zarathustra“ ist fertig geworden, in seinen drei Akten: den ersten hast Du, die beiden andern hoffe ich in 4—6 Wochen Dir senden zu können. Es ist eine Art Abgrund der Zukunft, etwas Schauerliches, namentlich in seiner Glückseligkeit. Es ist Alles drin mein Eigen, ohne Vorbild, Vergleich, Vorgänger; wer einmal darin gelebt hat, der kommt mit einem andern Gesichte wieder zur Welt zurück.

Aber davon soll man nicht reden. Für Dich aber, als einen homo litteratus, will ich ein Bekenntniß nicht zurückhalten — ich bilde mir ein, mit diesem Z<arathustra> die deutsche Sprache zu ihrer Vollendung gebracht zu haben. Es war, nach Luther und Goethe, noch ein dritter Schritt zu thun —; sieh zu, alter Herzens-Kamerad, ob Kraft, Geschmeidigkeit und Wohllaut je schon in unsrer Sprache so beieinander gewesen sind. Lies Goethen nach einer Seite meines Buchs — und Du wirst fühlen, daß jenes „Undulatorische“, das Goethen als Zeichner anhaftete, auch dem Sprachbildner nicht fremd blieb. Ich habe die strengere, männlichere Linie vor ihm voraus, ohne doch, mit Luther, unter die Rüpel zu gerathen. Mein Stil ist ein Tanz; ein Spiel der Symmetrien aller Art und ein Überspringen und Verspotten dieser Symmetrien. Das geht bis in die Wahl der Vokale. —

Verzeihung! Ich werde mich hüten, dies Bekenntniß einem Andern zu machen, aber Du hast einmal, ich glaube als der Einzige, mir eine Freude an meiner Sprache ausgedrückt. —

Übrigens bin ich Dichter bis zu jeder Grenze dieses Begriffs geblieben, ob ich mich schon tüchtig mit dem Gegentheil aller Dichterei tyrannisirt habe. Ach Freund, was für ein tolles, verschwiegenes Leben lebe ich! So allein, allein! So ohne „Kinder“!

Bleibe mir gut, ich bin’s Dir wahrhaftig!

Dein
F. N.

[«]

491. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Nizza, 25. Februar 1884>

Lieber Freund, ich schrieb nicht, weil ich Etwas Bestimmtes Ihnen melden wollte und nicht dazu kam, mich zu „bestimmen“. Das Dumme ist nämlich, daß Venezia und Nizza klimatische Gegensätze sind — und daß mir Nizza unbeschreiblich wohlthut. Ich las eben wieder (Sigmund, Klimatische Kurorte p. 195) über Venedig „wie in Pau beobachtet man die herabstimmende, beruhigende, erschlaffende Einwirkung auf den Kreislauf, das gesammte Nervensystem usw.“ — das bedeutet aber für mich Kopfschmerz und Schwermuth. Nun habe ich jetzt so viel auf der Seele (ach, Freund, zuerst und vor Allem das Gefühl einer unbeschreiblich großen Verantwortlichkeit!!) daß ich keinen Fehler in klimatischer Beziehung machen darf. Wissen Sie, daß der Fehler des vorigen Winters (Santa Margherita mit seiner feuchten Luft) mir fast (sehr „fast!“); das Leben gekostet hat? — —

Auf der andern Seite dürste ich förmlich nach Ihrer Musik und nach guten Gesprächen mit Ihnen; oder auch nach gemeinsamem Schweigen. Denn — ich bin schweigsam geworden! Alle Dinge hängen zusammen, und ich fand nachgerade so Vieles, worüber ich nicht mehr sprechen mag: wo soll man da anfangen zu reden und aufhören zu schweigen! Musik ist bei weitem das Beste; ich möchte jetzt mehr als je Musiker sein. —

Ist es denn nicht möglich, uns einmal einen Winter an dieser Küste einzurichten? Oder könnten Sie den Sommer nach Sils-Maria kommen? Ihre letzten Briefe gaben keine weitere Auskunft über das Projekt mit Bologna für nächsten Herbst: es scheint mir nöthig, daß jetzt schon dafür Alles vorbereitet werden müßte. Gesetzt, Sie könnten mit einiger Sicherheit diese Aufführung für die bezeichnete Zeit bestimmen: so würde ich darauf hin vielleicht meine Sommer-Pläne verändern und etwa Vallombrosa bei Florenz zu meiner Sommer-Residenz auswählen.

Es fällt mir ein, daß ich neulich vergessen habe, Ihre Hülfe und Mit-Arbeit mir für den letzten Theil des Zarathustra abzubitten; und so mag vielleicht in diesen Tagen ein Correctur-Bogen ganz grob und ungezogen bei Ihnen zur Thür hinein gefallen sein. Seien Sie freundlich und helfen Sir mir dies Mal noch! — Ich ärgere mich so über Druckfehler und habe davon so viel stehen lassen (im 2ten Theile, auf den 3 ersten Bogen, deren Manuscript der große Taps Schmeitzner Ihnen vorenthalten hatte) Sandte ich Ihnen nicht schon Einiges von dieser Gattung? hier gleich noch zwei! Seite 8 Zeile 5 von Oben muß es heißen Zeuge- und Werdelust statt Zunge und Werdelust. — Seite 15 Zeile 12 von Oben muß es heißen Aber wen statt Aber wer. usw.

Nochmals: die regelmäßige Zusammenstellung Venedigs mit Pisa und Pau (auch Rom) in seiner Wirkung macht mich jetzt bedenklich; welche klimatischen Thorheiten habe ich nicht schon begangen! Und wie habe ich sie büßen müssen!

Seien Sie nicht böse, lieber Freund — mich selber macht es so ungeduldig, wieder zur Geduld verurtheilt zu sein!

Ihr getreuer Nietzsche

[«]

492. An Ferdinand Laban in Berlin

<Nizza, Anfang März 1884>

Mein werther Herr Doctor,

Gestern fiel mir ein, daß ich seit vorigem Frühjahr Nichts von Ihnen gehört habe, nicht einmal, daß die damals an Sie abgesandte Photographie wirklich in Ihre Hände und vor Ihre Augen gelangt ist. Dabei kamen mir besorgliche Gedanken, ich argwöhnte, Sie möchten krank sein — und in der That, aus Allem, was Sie geschrieben haben, empfindet (athmet man gleichsam) die Nähe einer sehr zarten, sehr leidensfähigen Organisation.

Sagen Sie ein Wort zu meiner Beruhigung. Ich träume davon, daß ich in nicht ferner Zeit irgendwo im Süden, am Meere, auf einer Insel, umgeben von den zutrauenswürdigsten Freunden und Arbeits-Genossen leben werde; — und in diesen stillen convent habe ich auch wohl Sie mit hineingedacht. —

Von „Also sprach Zarathustra“ — (meinem „Manifeste“); sind die beiden ersten Theile im vorigen Jahre erschienen. Am dritten und letzten Theile wird bereits gedruckt.

Meine Adresse ist zunächst noch: Nizza (France) pension de Genève, petite rue St. Etienne.

Mit den allerbesten Wünschen Ihr

Nietzsche.

[«]

493. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Nizza, 5. März 1884>

Lieber Freund, Das ist ja eine herrliche Neuigkeit, dieser Entschluß, den Sie mir melden — eine so naturgemäße Lösung Ihres Venetianerthums! Ich merke jetzt erst, wie es mich im Grunde beunruhigt hat, daß Sie nicht an der Spitze Ihrer Truppen marschiren wollten — ich meine mit dem Taktstock in der Hand! Vor Allem wünschte ich nun, daß der Contrakt mit dem Impresario **sogleich** gemacht werde, und kein Tag mehr dazwischen trete: das Fertigwerden der Partitur ist ja dazu durchaus nicht nöthig!

Mit diesem Projekte haben Sie einen Köder nach mir geworfen, dem ich alter Musik-Karpfen nicht ausweichen kann: ja, ich komme dazu nach Venedig, und schon zu den Proben, falls Sie mir dies erlauben werden. Niemals in meinem Leben habe ich Musik so nöthig gehabt wie in diesem Jahre —: schließlich kommt Alles zur **rechten** Zeit! Ich, für meinen Theil, bin genau im vierzigsten Jahre an den Punkt gelangt, an welchen für dies Jahr zu gelangen ich mir in den 20ger Jahren vorsetzte. Eine hübsche lange und sehr schauderhafte Seefahrt! —

Nun aber, da ich im Hafen bin, Musik! Musik! —

Meine Gesundheit war noch nie so gut wie vom 1. Januar ab. Natürlich war ich seitdem auch eine ganze Reihe von Tagen krank: und zwar, ausnahmslos, sobald der Himmel bedeckt war!

Ich halte es nun für ausgemacht, daß mein Kopfleiden ausschließlich mit reinem Himmel zu kuriren ist. —

Verzeihung, daß ich davon rede, es ist nur um mich zu rechtfertigen, wenn ich noch etwas länger hier bleibe: — länger als ein paar Wochen aber schwerlich! —

Und dann? — Ich weiß nicht, **was**. Ich bin sehr angelegentlich nach Vallombrosa eingeladen, von einem Herrn Paul Lansky, der Mitbesitzer des dortigen Hôtels ist und sich mir gewissermaßen zu Gebote gestellt hat. Er ist unabhängig, mehr Pessimist noch als Skeptiker, mir **sehr** zugethan (er schreibt an mich „Verehrter Meister“ — was mir kuriose Empfindungen und Erinnerungen giebt), und vom Herbst ab will er gehn, wohin ich will. Er hat mir Bilder und meteorologische Tabellen über V<allombrosa> geschickt (950 Meter hoch, Tannenwald) Wenn ich will soll ich im „Paradisino“ wohnen, allein, (dort wo der heilige Gualterus selber gelebt hat.) —

Die Wahrheit zu sagen — ich wäre zehn Mal lieber bei Ihnen. Und wenn ich komme, nicht wahr, da suchen Sie mir einmal ein Zimmer am Canale grande? — daß ich in die ganze lange bunte Stille vom Fenster aus hinausschauen kann? Außer

Capri hat im Süden Nichts mir einen solchen Eindruck gemacht wie Ihr Venedig. Ich rechne es nicht zu Italien: irgend was vom Orient ist da hinuntergefallen. —

Schließlich! Schließlich — ich habe Musik nöthig und Ihre Musik! Ich muß eine Kur machen — —

Sie sehen, wie sich die Gedanken bei mir, mit Paulus zu reden, „verklagen und entschuldigen“. Ich ärgere mich, daß ich nicht bei Ihnen bin.

Treulich Ihr Nietzsche

[«]

494. An Franz Overbeck in Basel

<Nizza, 8. März 1884>

Anbei, mein lieber Freund Overbeck, ein Brief, der eine sehr gute Nachricht enthält. Wie lange habe ich auf diesen Entschluß unsres Musikers in Venedig gewartet! — und es war eine Sache von der Art, die Einem Stillschweigen außegt. Also — er will sich an die Spitze seiner „Truppen“ stellen, den Taktstock in der Hand! Ich schrieb ihm, er möge keinen Tag mehr verstreichen lassen und den Contract mit dem Impresario fertig und fest machen.

Der Anfang seines Briefes handelt von meinem Zarathustra, in einer Manier, die Dich eher beunruhigen als befriedigen wird. Himmel! wer weiß, was auf mir liegt und was für Stärke ich brauche, um es mit mir selber auszuhalten! Ich weiß nicht, wie ich gerade dazu komme — aber es ist möglich, daß mir zum ersten Male der Gedanke gekommen ist, der die Geschichte der Menschheit in zwei Hälften spaltet. Dieser Zarathustra ist nichts als eine Vorrede, Vorhalle — ich habe mir selber Muth machen müssen, da mir von überall her nur die Entmuthigung kam: Muth zum Tragen jenes Gedankens! Denn ich bin noch **weit** davon entfernt, ihn aussprechen und darstellen zu können. Ist er wahr oder vielmehr: wird er als wahr geglaubt — so ändert und dreht sich Alles, und alle bisherigen Werthe sind entwerthet. —

Von diesem Sachverhalt hat Köselitz eine Ahnung, einen Vor-Geruch. Ich schreibe dies zu seiner Entschuldigung. — —

Im Übrigen: es gab wieder für mich Erlebnisse zum Ersticken (ich deutete es im letzten Briefe an), aber ich bin drüber **hinweg**.

Meine herzlichsten Grüße!

Dein N.

N.B. Es bleibt dabei, daß ich einen Ceremonienmeister (eine Art Schutzmann) nunmehr nöthig habe. Im andern Falle muß ich die absolute Einsamkeit wählen.

[«]

495. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Nizza, 22. März 1884>

Mein lieber Freund,

über Mailand habe ich ebenso sprechen hören wie Sie — es giebt „den Ton“ an. Und dies war schon der Fall zu Stendhal’s Zeiten. Wissen Sie, daß dieser nicht genug zu schätzende Mensch auf seinen Grabstein setzen ließ

„Arrigo Beyle Milanese“ **so sehr** glücklich hatte er sich in Mailand gefühlt, „neugeboren“! — Aber Sie sollten schlechterdings darauf bestehn, selber auch zu „dirigiren"! Bei allen neuen Stilen giebt es nur Einen, der ihn vorzutragen versteht; daran glaube ich gerade auch in Ihrem Falle! Übrigens warf mir der Zufall einen Aufsatz über Cimarosa’s M<atrimonio> S<egreto> zu: von Hanslik. Der scheint ganz gut zu wissen, was allen diesen großen Musik-Gewaltigen von Schumann an fehlt — einmal der „volle Sonnenschein“ und sodann der veritable „Buffo“ — —

Ich sagte Ihnen wohl schon in Leipzig: in Ihrer Musik ist „voriges Jahrhundert“ und das heißt für Menschen des neunzehnten Jahrhunderts beinahe so viel wie „Unschuld und Seligkeit“. Vor Allem aber **Narrheit** — und immer mehr scheint es mir, daß das Leben ohne Narrheit gar nicht auszuhalten ist.

Himmel! Was liegt mir jetzt alles auf dem Nacken!! Irgend ein Selbst-Erhaltungstrieb schreit jetzt förmlich nach Ihnen und Ihrer Kunst, Sie Erleichterer meines Daseins, dem ich jeden Tag ein Mal im Herzen Dank sage! —

Zuletzt ist in mir, neben Ihrem Mailänder Plane und durchaus nicht im Gegensatz dazu, noch einmal der Gedanke aufgestiegen, daß Ihr Werk, falls es der Königin Margherita gewidmet wäre, eine Art Eifersucht der Italiäner weniger erregen würde, die, bei der Erinnerung an ihren Cimarosa, ihnen sehr leicht kommen könnte. In diesem Jahrhundert des Nationalitäten-Wahnsinns! —

M. von Meysenbug und die Gräfin Dönhoff wünschen durchaus, daß ich nach Rom komme und ein paar Vorträge halte. Aber ich bin ferne davon. Doch könnte ich, in Bezug auf Sie, und wenn ich Ihnen damit diene, mich schon zu einer römischen Reise bestimmen.

Im Übrigen kamen gestern von Vallombrosa — Veilchen an mich hier an: zum Zeichen, wie weit auch dort die Natur ist (950 M.) Haben Sie keine Möglichkeit, mich etwas über Lanzky zu informiren (Jude? Und wer ist der Musiker Widmann?)

Beiläufig neben allem diesem „Beilaufenden“: hat Venedig eine gute Bibliothek auch für deutsche Bücher, namentlich Historie? —

Mein „Zarathustra“ kommt langsam, langsam vorwärts — wer weiß, ob nicht wieder ihm 500 000 Gesangbücher im Wege sind!

Sie werden auf den letzten Bogen noch einige Ueberraschungen haben. Der Teufel weiß! — nun, nachdem ich **soweit** mein Stillschweigen gebrochen habe, bin ich zu **„mehr“** verpflichtet, zu irgend einer „Philosophie der Zukunft“ — eingerechnet „dionysische Tänze“ und „Narren-Bücher“ und anderes Teufelszeug. — Man muß noch weiterleben!!! Was denken Sie? —

Eigentlich hat Schopenhauer den Pessimismus verdorben —; er war zu eng für diese ganze prachtvolle Nein-sagerei. —

Mit hundert guten Wünschen

Ihr N.

(Arbeiten Sie nicht zu viel!)

Wann könnten Sie nach Mailand kommen? (Die Partitur braucht nicht fertig zu sein!) — Wichmann, nicht Widmann! sonst in Rom.

[«]

496. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Nizza, 27. März 1884>

Geehrter Herr,

ich bin mir nicht sicher, ob ich an 2 Stellen der letzten Correctur-Bogen genügend corrigirt habe und bitte an diesen Stellen einmal nachzusehn. p. 68 Zeile 10 von unten muß es heißen: meine reichste Gabe p.103 Zeile 8 von oben muß es heißen: und „Umfang der Umfange“ und „Nabelschnur der Zeit“ und „azurne Glocke“.

Zuletzt ersuche ich die Vollendung des Drucks zu **beeilen** — ich warte hier schon viel zu lange auf das Fertigwerden dieses kleinen Buchs von 7 ½ Bogen! Sobald die 5 ersten Exemplare in meinen Händen sind, reise ich ab: ich bitte dringend darum, daß Dies bald geschieht!

Ergebenst Dr. Nietzsche

[«]

497. An Franz Overbeck in Basel

<Nizza, 28. März 1884>

Mein lieber alter Freund Overbeck, die Angelegenheit unseres Venediger maëstro steht nicht mehr auf den Füßen des letzten Briefes, den ich Dir sandte: der damalige Plan ist ihm von Sachverständigen ausgeredet worden: — jetzt will er sich mit der Verlagshandlung Lucca in Mailand einlassen, ganz in der Art, wie es die italiänischen Opern-componisten machen, um ihr Werk zur Aufführung zu bringen. Alles Genauere mag Dir der beiliegende Brief andeuten; in dem auch äusserst anziehende Worte über seine Nausicaa-Conception stehn. Er hat Tiefe und Kraft, unser Freund — und er darf sich, nach seiner Gesundheit, lange Ziele vorsetzen.

Deine Bemerkung, daß Du „ansehnlich magerer“ geworden bist, hat mir zum Bewußtsein gebracht, daß ganz Dasselbe auch in Bezug auf meine Leiblichkeit geschehn ist. Wir — arbeiten zu viel: da steckt wahrscheinlich der Grund, warum unsere Maschine ihren periodischen Knacks haben muß. Mir fiel dieser Tage ein, daß ich in drei Jahren „die Morgenröthe“, „die fröhliche Wissenschaft“ und den „Zarathustra“ gemacht habe: in Anbetracht, daß diese Litteratur unter den Begriff „Liebigscher Fleischextract“ gehört, darf ich mich über meine „Gesundheit“ nicht verdrießen — eher verwundern! Und ganz so steht es mit Deiner ungeheuren Arbeitsamkeit.

Nizza halte ich fest: es ist klimatisch mein „gelobtes Land“. Nur muß man hier tüchtig essen und nicht à la Cornaro leben.

Wo ich die nächste Zeit sein werde, weiß ich heute noch nicht: die Druck-Angelegenheit zwingt mich, noch Etwas hier auszuhalten, wo es schon viel zu hell für meine Augen geworden ist. (Beiläufig: meine Halb-Blindheit hat mir hier viel Theilnahme und sogar briefliche und mündliche Hülfe-Anerbieten verschafft. Es steht schlimm.)

Dir und Deiner lieben Frau die Versicherung meiner treuen Freundschaft.

F.N.

Ich habe keine Quittungs-Formulare mehr — oder weiß sie nicht zu finden. Verzeihung!

[«]

498. An Malwida von Meysenbug in Rom

<Nizza, gegen Ende März 1884>

Meine verehrte Freundin,

aus tiefer Arbeit heraus ein Wort! Und damit ist im Grunde auch Alles schon gesagt: meine Entschuldigung für Nicht-Schreiben, Nicht-Kommen und was ich sonst noch für „Schuld“ gegen Sie auf dem Herzen haben mag. —

Nizza ist, in der auffälligsten Weise, der erste Ort, der meinem Kopf (und sogar meinen Augen!) wohlthut; und ich ärgere mich, so spät zu dieser Einsicht gekommen zu sein. Was ich brauche, erstens, zweitens und drittens: das ist Heiterkeit des Himmels und Sonnenschein ohne jegliches Wölkchen, gar nicht zu reden von Scirocco, meinem Todfeinde. Nizza hat im Jahre durchschnittlich 210 solcher Tage, wie ich sie brauche: unter diesem Himmel will ich schon das Werk meines Lebens vorwärts bringen, das härteste und entsagungsreichste Werk, das sich ein Sterblicher außegen kann. — Ich habe Niemanden, der darum weiß: Niemanden, den ich stark genug wüßte, mir zu helfen. Es ist die Form meiner Menschlichkeit, über meine letzten Absichten hübsch schweigsam zu leben; und außerdem auch die Sache der Klugheit und Selbst-Erhaltung. Wer liefe nicht von mir davon! — wenn er dahinter käme, was für Pflichten aus meiner Denkweise wachsen. Auch Sie! Auch Sie, meine hochverehrte Freundin! — Diesen würde ich zerbrechen und Jenen verderben: lassen Sie mich nur in meiner Einsamkeit!!!

— Daß ich in den letzten Jahren jede Art von Niederträchtigkeit erlebt habe und daß beinahe Jedermann, meine Mutter und Schwester sehr eingerechnet, Hände voll Schmutz nach meinem Charakter geworfen haben, Dies rechne ich nicht zu hoch an: ob es gleich, weil es auf Ein Mal kam, mich beinahe um den Verstand gebracht hat. Es war zuletzt eine Eselei von mir, mich „unter die Menschen“ zu begeben: ich mußte es ja voraus wissen, was mir da begegnen werde.

Die Hauptsache aber ist die: ich habe Dinge auf meiner Seele, die hundert Mal schwerer zu tragen sind als la bêtise humaine. Es ist möglich, daß ich für alle kommenden Menschen ein Verhängniß, das Verhängniß bin — und es ist folglich sehr möglich, daß ich eines Tages stumm werde, aus Menschen-Liebe!!!

Ich blätterte dieser Tage einmal in Schopenhauer — ah, diese bêtise Allemande — was ich Das satt habe! Die verdirbt alle großen Dinge! Auch den „Pessimismus"! —

Haben Sie davon gehört, daß mein Zarathustra fertig ist? (in 3 Theilen — Sie kennen den ersten davon) Eine Vorhalle zu meiner Philosophie — für mich gebaut, mir Muth zu machen. Schweigen wir davon. — Ah, was ich jetzt **Musik** nöthig hätte! Was ich es bedaure, daß die Gräfin Dönhoff nicht hier ist! Ob schon je ein Mensch solchen Durst nach Musik gehabt hat? —

Bleiben wir tapfer und guter Dinge, ein Jeder auf seinen zwei Beinen! — Das Herzlichste und Beste für Sie und das geliebte edle Wesen, das zu meiner Freude jetzt bei Ihnen ist!

Ihr Freund Nietzsche.

[«]

499. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Nizza, 30. März 1884>

Mein lieber Freund, hiermit melde ich, vielleicht zu Ihrem Erschrecken, daß ich im Verlauf der nächsten Woche nach Venedig komme; ich habe hier nur noch eine Geldsendung abzuwarten. Eben ist der letzte Druckbogen abgethan — welche Erleichterung! Sind Sie zufrieden, auch mit dem Finale meiner „Symphonie“? (Es knüpft an den Anfang des 1^{ten} Theils an: circulus also, und hoffentlich nicht circulus vitiosus). In Ihrem letzten Briefe entzückte mich Vieles: — wir Beide sind jetzt recht hübsch unterwegs nach — „Griechenland“! Nicht wahr? Auch hatte ich solches Vergnügen an Ihrem veritablen Artisten-Jargon, in dem Sie von Ihrer Musik sprachen: so reden alle französischen Artisten von Rang und ohne

Rang. Aber um als Deutscher so zu sprechen, muß man beinahe schon ein — — sein! usw. Auf Wiedersehn! Von Herzen

N.

Adresse: Genova, poste restante.

[«]

500. An Resa von Schirnhofer in Genua

<Nizza, 30. März 1884>

Kommen Sie nur, mein verehrtes Fräulein! Und versuchen Sie es mit dem Hause, in dem ich jetzt wohne. — Sie werden es zutrauenswürdig und schweizerisch-brav finden. Es ist allmählich ziemlich leer geworden, die Winter-Vögel fliegen davon.

In Bezug auf mich selber haben Sie den günstigsten Zeitpunkt getroffen. Gestern wurde der letzte Correctur-Bogen meines letzten Theils „Zarathustra“ fortgeschickt — nun bin ich frei, freier vielleicht als ich je war, und zu jedem „otium cum dignitate“ äußerst bereit.

Also — ich werde Ihnen Nizza zeigen und auch, so gut es gehen will, mich selber, da Sie denn durchaus den alten Einsiedler „kennen lernen“ wollen. Indessen! Jeder Einsiedler hat seine Höhle, nämlich in sich, und manchmal hinter der Höhle noch eine Höhle und noch eine — ich wollte sagen, es ist schwer, einen Einsiedler kennen zu lernen.

Nehmen wir an, daß Sie am 3ten April mit dem Morgen-Schnellzug von Genua abfahren: so sind Sie gegen Mittag in Nizza und finden mich am Bahnhofe, bereit Ihnen zu dienen und erkennbar an einem großen Schnurrbarte und an einem Briefe, den ich in der Hand halte.

Dies mag als abgemacht gelten. Nur für den Fall, daß es Ihnen nicht passen will, würde ich mir noch eine Zeile vorher ausbitten.

Bitte, seien Sie freundlich und fragen Sie vor Ihrer Abreise noch einmal auf der Post in Genua nach poste-restante-Briefen für mich! Diese alte Columbus-Stadt ist eine Art Heimat für mich gewesen: es macht mir Freude, Sie dort zu wissen.

Ihr ergebenster Dr. Fr. Nietzsche

[«]

501. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

Nizza, Sonntag. <30. März 1884>

Ein eben eintreffender Brief, der mir einen längeren Besuch vom 3ten April an in Aussicht stellt, nöthigt mich, zu meinem herzlichsten Leidwesen, meine Karte zu widerrrufen. Meine Adresse bleibt somit die alte.

Treulich Ihr
Nietzsche.

[«]

502. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Nizza,> Dienstag früh. <1. April 1884>

Geehrter Herr,

ein inzwischen eingetroffener Brief nöthigt mich, noch eine Anzahl Tage hier in Nizza zu bleiben. Ich bitte darum, die fünf ersten Exemplare des Zarathustra **umgehend** hierher abzusenden.

Hochachtungsvoll
Ihr
ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche

[«]

503. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Nizza, 2. April 1884>

Mein lieber Freund, zuletzt vergaß ich Dich zu bitten, mir noch 500 frc. hierher zu senden. —

Das Neueste ist, daß große Befürchtungen in Betreff meines Verlegers entstehn. Du weißt, daß er bis zum 1. April meine bei ihm stehenden Gelder an meine Mutter zurückzahlen wollte. Jetzt aber! Aber darüber ein ander Mal. —

Die verfluchte Antisemiterei verdirbt mir alle meine Rechnungen, auf pekuniäre Unabhängigkeit, Schüler, neue Freunde, Einfluß, sie hat R<ichard> W<agner> und mich verfeindet, sie ist die Ursache eines radikalen Bruchs zwischen mir und meiner Schwester u.s.w. u.s.w. u.s.w. Ohe! Ohe!

Ich erfuhr hier, wie sehr man mir in Wien einen solchen Verleger zum Vorwurf macht. —

[«]

504. An Franz Overbeck in Basel

<Nizza,> Montag. <7. April 1884>

Schönsten Dank, mein lieber Freund! Auch Dein Wink in Betreff Mickiewicz' kam zur rechten Zeit: ich schäme mich, so wenig von den Polen zu wissen (die, zu guter Letzt, doch meine „Altvordern“ sind!) — wie sehr wünschte ich einem Dichter zu begegnen, der zu Chopin gehörte und mir wie Chopin wohlthäte! — Über Lipiner hörte ich jüngst noch sehr Genaues: äußerlich ein „gemachter Mann“ — Sonst aber die typische Form des jetzigen „Obscurantismo“, hat sich taufen lassen, ist Antisemit, **fromm** (er hat kürzlich Gottfried Keller auf das Feindseligste angegriffen und ihm „Mangel an wahrem Christenthum und Glauben“ vorgeworfen!) Lipiner soll alle jungen Leute, auf die er Einßuß hat, ruiniren — er treibt sie zum „Mystischen“ und läßt sie das wissenschaftliche Denken verachten. Ein Mensch mit lauter sehr „praktischen“ Nebenabsichten, der die „Zeichen der Zeit“ sich zu Nutze macht. Meine Nachrichten stammen von einem Wiener Naturforscher, der ihn von Kindheit an kennt. —

Über Schmeitzner's Verhalten weiß ich nichts Neues. Die Sache ist mir äußerst peinlich, denn ich glaubte eine gute Gelegenheit zu haben, meiner Mutter einen wirklichen Dienst zu erweisen und damit Etwas zwischen uns zu verbessern: da kommt mir wieder die Antisemiterei zwischen die Beine!!

Die Zeit ist nun ganz vor der Thür, daß ich Nizza verlasse: ich will die ersten Exemplare meines Zarath<ustra> noch abwarten. Hoffentlich werden sie kommen: aber es ist auch wieder so eine monatelange Claustrur möglich, wie voriges Jahr. Ich erwarte, unter uns gesagt, den Bankerott Schmeitzner's. Wohin werden da unsre Bücher gerathen!

Für nächsten Winter bin ich bereits ziemlich sicher; womöglich das gleiche Haus und das gleiche Zimmer. Vielleicht gelingt es mir, hier eine Gesellschaft mir zu begründen, unter der ich nicht ganz der „Verborgene“ bin. Das Clima des littoral provençal gehört auf das Wunderbarste zu meiner Natur; ich hätte den Schlußreim zu meinem Zarathustra nur an dieser Küste dichten können, in der Heimat der „gaya scienza.“ Lanzky (ein Dichter, beiläufig) ist bereits entschlossen zu kommen; ich wünschte Köselitz bereden zu können. Vielleicht sogar Dr. Rée und Frl. Salomé, an denen ich gern Einiges gut machen möchte, was meine Schwester schlimm gemacht hat. Ich hörte jetzt wieder über Beide; und Erfreuliches (sie sind in Meran) Von Frl. S<alomé> soll diesen Frühling Etwas erscheinen „über religiöse Affecte“ — dies Thema habe ich in ihr entdeckt, es freut mich außerordentlich, daß meine Tautenburger Bemühungen doch noch Früchte tragen.

Mein Umgang in diesem Winter war durch die Gäste des Hauses, in dem ich wohne, an die Hand gegeben. Ein alter preußischer General mit seiner Tochter, in allen praktischen Dingen mein Rathgeber; eine alte amerikanische Pfarrerin, die mir täglich c. 2 Stunden aus dem Englischen übersetzt hat; neuerdings haben Albert Köchlin und Frau <Lörrach> sich äußerst liebenswürdig gegen mich benommen. Jetzt eben habe ich Besuch, für 10 Tage etwa, von einer Züricher Studentin, was Du spaaßhaft finden wirst — es thut mir wohl, es beruhigt mich Etwas, nach den inneren „großen Wellen“ der letzten Monate. Sie ist befreundet mit — Irma von Regner-Bleileben; und zwischen ihr und Frl. Salomé scheint eine gegenseitige Verehrung stattzufinden; sie ist ebenfalls sehr intim mit der Gräfin Dönhoff und ihrer Mutter, natürlich auch mit Malvida: so daß es genug gemeinsame personalia giebt. Gestern besuchten wir zusammen ein spanisches Stiergefecht. —

Himmel! Ich bekomme jetzt nachgerade eine hübsche Gattung von Briefen — diese Art von Verehrungs-Stil hat R<ichard> Wagner in die deutsche Jugend hineingetragen: und es beginnt schon, was ich lange prophezeit habe, daß ich in manchen Stücken der Erbe R<ichard> W<agner>’s sein werde. —

Die letzten Monate habe ich „Welt-Historie“ getrieben, mit Entzücken, obschon mit manchem schauerlichen Resultate. Habe ich Dir einmal Jacob Burckhardt’s Brief gezeigt, der mich mit der Nase auf die „Welt-Historie“ gestoßen hat? Falls ich den Sommer nach Sils-Maria komme, so will ich eine Revision meiner Metaphysica und erkenntnißtheoretischen Ansichten vornehmen. Ich muß jetzt Schritt für Schritt durch eine ganze Reihe von Disciplinen hindurch, denn ich habe mich nunmehr entschlossen, die nächsten fünf Jahre zur Ausarbeitung meiner „Philosophie“ zu verwenden, für welche ich mir, durch meinen Zarathustra, eine Vorhalle gebaut habe.

Beim Durchlesen von „Morgenröthe“ und „fröhlicher Wissenschaft“ fand ich übrigens, daß darin fast keine Zeile steht, die nicht als Einleitung, Vorbereitung und

Commentar zu genanntem Zarathustra dienen kann. Es ist eine Thatsache, daß ich den Commentar vor dem Text gemacht habe — — Wie geht es Emerson und Deiner verehrten Frau?

Dein Freund N.

Du schreibst nichts von Deiner Gesundheit?

[«]

505. An Franz Overbeck in Basel

<Nizza, 10. April 1884>

Hurrah, alter lieber Freund Overbeck, hier ist das erste Exemplar des letzten Zarathustra — das gehört billigerweise Dir! Es steht ein Gedanke drin, ein ganz ungeheurer Gedanke, um dessentwillen ich noch recht lange leben muß. Aber was liegt an mir! Die Hauptsache ist — nun, Du wirst es Dir selber sagen!

Dein Nietzsche.

[«]

506. An Heinrich Köselitz in Venedig (Telegramm)

Genova, 21. 4. 1884
7. 40 <Uhr>

Vengo sta sera alle sette.

Nietzsche.

[«]

506a. An Paul Lanzky in Florenz (Entwurf)

<Venedig, Ende April 1884>

Aber, mein werther Herr Lanzky, warum schreiben Sie mir das? Wollen Sie mich reizen, Mehr zu sagen, als ich Lust habe? — — Oder soll ich zu der absurden Rolle hinabsteigen, meinen Zarathustra (oder seine Thiere) erklären zu müssen? Dafür, denke ich, werden irgendwann einmal Lehrstühle und Professoren dasein. Einstweilen ist es noch lange nicht Zeit für Zarathustra — und ich will mich verwundern, wenn in dem Rest meines Lebens mir fünf, sechs Menschen begegnen, welche Augen für meine Ziele haben. „Einstweilen" — das heißt so lange noch alle diese Allemanderies und niaiseries von „Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben" — — —

Bemerken Sie doch: ich habe mich mit diesem übermenschlichen Bilde ermuthigen wollen.

Alle Menschen aber, die irgend einen heroischen Impuls in sich haben zu ihrem eigenen Ziele hin, werden sich eine große Kraft aus meinem Zarathustra herausnehmen.

Was habe ich mit Denen zu thun, die kein Ziel haben! Mein Leibrezept, beiläufig bemerkt, ist, in Hinsicht auf Solche, — Selbstmord. Aber er mißräth gewöhnlich, aus Mangel an Zucht. Da empfehle ich denn, zur Vorbereitung, eine verbesserte Diät (energische Fleischkost und Nichts von den verdammten italienischen Paste secche) und täglich 5 — 8 Stunden strammen Marschirens im Freien. Auch Soldat-werden thut gut.

Wollen Sie mich davon überzeugen, was ich zu gut weiß, — daß das schwerste und tiefste aller Bücher aller Zeiten auch am schwersten und tiefsten mißverstanden werden muß?

— — — ist das nicht genug?

So, mein Herr! Nun will ich mir einmal Luft machen.

Sie erleben die Entstehung des erhabensten und zukunftsreichsten aller Bücher, die je geschrieben wurden, — Sie haben die Ehre, in dem Zeitalter dieses Buches zu leben: und wie? es ist Nichts in Ihnen, welches das Dasein dafür selig preist, daß solche Dinge entstehen können? Und Sie haben Nichts mir zu schenken, zu geloben? Nichts sich selber oder irgend einem heroischen Genius einsamer Entschließungen zu schwören und zu geloben? Nicht einmal die Allemanderies und niaiseries des trübseligen Gesindels von heute haben Sie aus dem Kopfe verloren, welches für seine Willensschwäche beschönigende Phrasen sucht!

Wie? Sie „sehen meine Ziele nicht"? Gut; was ist da zu verwundern? Ist es aber meine Schuld, wenn Sie nicht meine Augen im Kopfe haben? Sind es denn Ziele für Jedermann? Was haben Sie — mit meinen Zielen zu thun? Was mit dem „Leben"? Ich wollte von den Zwecken Ihres Lebens hören! Hätten Sie welche, so könnten Sie damit vielleicht ein Werkzeug des meinigen sein. Fort mit Ihnen, mein Herr Unbescheiden! Gardez votre distance, monsieur!

[«]

507. An Franz Overbeck in Basel

Venezia, San Canciano calle nuova 5256. <30. April 1884>

Mein lieber Freund Overbeck,

im Grunde ist es doch sehr schön, daß wir und uns durch die letzten Jahre nicht fremd geworden sind, und sogar, wie es scheint, durch den Zarathustra nicht. Daß ich gegen mein vierzigstes Lebensjahr sehr allein sein würde — darüber habe ich mir niemals Illusionen gemacht; und ich weiß auch Dies, daß Vieles Schlimme gegen mich noch unterwegs ist — ich werde in Kürze darüber belehrt werden, **wie theuer** man es zu zahlen hat, daß man — die dumme und falsche Sprache der ambitiosi zu gebrauchen — „nach den höchsten Kronen greift".

Inzwischen will ich meine mir eroberte Situation gut nutzen und ausnutzen: ich bin jetzt, mit großer Wahrscheinlichkeit, der unabhängigste Mann in Europa. Meine Ziele und Aufgaben sind umfänglicher als die irgend eines Andern — und das, was **ich** große Politik nenne, giebt zum Mindesten einen guten Standort und Vogelschau-Blick ab für die gegenwärtigen Dinge.

Was alle Praxis des Lebens betrifft, so bitte ich Dich, treuer und bewährter Freund, mir fürderhin nur Eine Sache zu wahren, eben die größtmögliche Unabhängigkeit und Freiheit von persönlichen Rücksichten. Ich denke, Du weißt, **was** gerade in Bezug auf mich die Mahnung Zarathustras „Werde hart!" sagen will. Mein Sinn, jedem Einzelnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und im Grunde gerade das mir Feindseligste mit der größten Milde zu behandeln, ist übermäßig entwickelt und bringt Gefahr über Gefahr, nicht nur für mich, sondern für meine Aufgabe: hier ist Abhärtung nöthig und, der Erziehung halber, eine gelegentliche Grausamkeit.

Verzeihung! Es klingt nicht immer gut, wenn man von sich selber redet, es riecht auch nicht immer gut.

Mit meiner Gesundheit bin ich, wie es scheint, über den Berg. Die Winter werde ich in Nizza leben, für die Sommer brauche ich eine Stadt mit großer

Bibliothek, wo ich incognito leben kann (ich habe an Stuttgart gedacht, was meinst Du?)

Dieses Jahr denke ich immer noch, wieder nach Sils Maria zu gehen, wo mein Bücher-Korb steht — vorausgesetzt, daß ich mich gegen Zudringlichkeiten meiner Schwester besser zu schützen verstehe als voriges Jahr. Es ist wirklich eine recht bösartige Person geworden; ein Brief voll der giftigsten Verdächtigungen meines Charakters, den ich von ihr im Januar erhielt, ein artiges Seitenstück des Briefes an Frau Rée, hat mir nun hinreichend Klarheit gegeben — sie muß fort nach Paraguay. Ich selber will den Verkehr mit allen Menschen abbrechen, welche zu meiner Schwester halten: ich vertrage jetzt Alles „Halbund Halb" in Bezug auf mich nicht mehr.

Hier bin ich im Hause Köselitzens, in der Stille Venedigs und höre Musik, die vielfach selber eine Art idealisirtes Venedig ist. Er macht aber Fortschritte zu einer männlicheren Kunst: die neue Ouverture des matrimonio ist hell, streng und feurig.

Dein Freund N.

[«]

508. An Malwida von Meysenbug in Rom (Entwurf)

<Venedig, Mai 1884>

Was Frl. L<ou> betrifft, so wünsche ich sehr, ihr einmal auch noch nützlich zu sein, nachdem ich ihr bisher thatsächlich (Dank dem Eifer meiner Angehörigen) sehr viel Schaden gethan habe — sehr wider den Willen meines Herzens, wie sich von selber versteht.

[«]

509. An Malwida von Meysenbug in Rom

Venezia, San Canciano, calle nuova 5256
<Anfang Mai 1884>

Inzwischen, meine hochverehrte Freundin, sind hoffentlich die beiden letzten Theile meines Zarathustra in Ihre Hände gelangt: zum Mindesten habe ich lange schon meinem Verleger den Auftrag dazu gegeben. Das ist kein Geschenk, für das man so ohne Weiteres zu danken hätte — ich verlange ein Umlernen in Betreff der liebsten und verehrtesten Empfindungen, und viel Mehr als ein Umlernen noch! Wer weiß wie viele Generationen erst vorüber gehen müssen, um einige Menschen hervorzubringen, die es in seiner ganzen Tiefe nachfühlen, was ich gethan habe! Und dann selbst noch macht mir der Gedanke Schrecken, was für Unberechtigte und gänzlich Ungeeignete sich einmal auf meine Autorität berufen werden. Aber das ist die Qual jedes großen Lehrers der Menschheit: er weiß, daß er, unter Umständen und Unfällen, der Menschheit zum Verhängniß werden kann, so gut als zum Segen.

Nun, ich selber will Alles thun, um zum Mindesten keinem allzugroben Mißverständniß Vorschub zu leisten; und jetzt, nachdem ich mir diese Vorhalle meiner Philosophie gebaut habe, muß ich die Hand wieder anlegen und nicht müde werden, bis auch der Haupt-Bau fertig vor mir steht. Menschen, die nur die Sprache der Ambition verstehen, mögen mir nachsagen, daß ich nach der höchsten Krone griffe, welche die Menschheit zu vergeben hat. Wohlan! —

Aber diese Einsamkeit, und von Kindesbeinen an! Diese Verschlossenheit im vertrautesten Verkehre noch! Es ist mir gar nicht mehr beizukommen, auch mit Wohlthun nicht mehr.

Kürzlich, als ich in Nizza den Besuch von Frl. Schirnhofer hatte, dachte ich oft Ihrer mit großer Dankbarkeit, denn ich errieth, daß Sie mir damit wohlthun wollten: und wirklich, es war ein Besuch zur rechten Zeit, der heiter und nützlich ablief (zumal keine störende eingebildete Gans zugegen war — Pardon! ich meinte meine Schwester). In der Hauptsache aber glaube ich nicht, daß es einen Menschen geben könne, der mich über dies eingewurzelte Gefühl des Alleinseins hinwegbrächte. Ich fand noch Niemanden, vor dem ich reden könnte, wie ich mit mir selber rede. — Verzeihung für diese Art von Selbst-Bekenntniß, meine verehrte Freundin!

Zweierlei möchte ich gerne genau noch wissen; erstens, wo Sie diesen Sommer sind. Zweitens brauche ich die Adresse von Liszt, seine römische Adresse (nicht für mich).

Ich ärgere mich über jenen inhumanen Brief, den ich im vorigen Sommer Ihnen schickte; ich war durch diese unsäglich widrige Aufhetzerei geradezu krank gemacht worden. Inzwischen ist die Lage dahin verändert, daß ich mit meiner Schwester radical gebrochen habe: denken Sie um des Himmels willen nicht daran, da vermitteln und versöhnen zu wollen — zwischen einer rachsüchtigen antisemitischen Gans und mir giebt es keine Versöhnung. Im Übrigen wende ich jeden Grad von Schonung an, weil ich weiß, was sich zur Entschuldigung meiner Schwester sagen läßt und was im Hintergrunde ihres für mich so schmählichen und unwürdigen Verhaltens steht: — die Liebe. Es ist durchaus nöthig, daß sie möglichst bald nach **Paraguay** absegelt —. Später, sehr viel später wird sie von selber zur Einsicht kommen, wie sehr sie mit diesen unausgesetzten schmutzigen Verdächtigungen meines Charakters (die Geschichte dauert nun 2 Jahre!) mir in der entscheidendsten Epoche meines Lebens geschadet hat. Zuletzt bleibt mir die sehr unbequeme Aufgabe übrig, einigermaßen an Dr. Rée und Frl. Salomé gut zu machen, was meine Schwester schlimm gemacht hat (von Frl. S. soll nächstens ihr erstes Buch erscheinen: „über den religiösen Affect" — das selbe Thema, für welches ich ihre außerordentliche Begabung und Erfahrung in Tautenburg entdeckte — es macht mich glücklich, nicht ganz umsonst mich damals so bemüht zu haben.) Meine Schwester reducirt ein so reiches und originales Geschöpf auf „Lüge und Sinnlichkeit" — sie sieht in Dr. Rée und ihr nichts weiter als 2 „Lumpen"; — dagegen empört sich nun freilich mein Gerechtigkeits-Gefühl, so gute Gründe ich auch habe, mich von Beiden für tief beleidigt zu halten. Es war mir sehr lehrreich, daß meine Schwester zuletzt gegen mich selber genau so blind-verdächtigend gehandelt hat, wie gegen Frl. S.; ich brachte mir **da** erst zum Bewußtsein, daß alles Schlimme, was ich von Frl. S. geglaubt habe, auf jenes Gezänk zurückgeht, das vor meiner näheren Bekanntschaft mit Frl. S. liegt: wie viel mag da meine Schwester falsch verstanden und hinzugehört haben! Es fehlt ihr alle und jede Menschenkenntniß; der Himmel bewahre sie davor, daß nicht einmal einer der Feinde des Dr. Förster über diesen vor ihr beredt wird!

Nochmals um Verzeihung bittend, daß ich diese alte Geschichte wieder zur Sprache brachte! Es ist nur, um Ihnen zu sagen, daß Sie sich ja nicht in Ihrem eigenen Gefühle durch jenen abscheulichen Brief beeinflussen lassen mögen, den ich Ihnen vorigen Sommer schrieb. Außerordentliche Menschen, wie Frl. Salomé, verdienen, zumal in solcher Jugend, jeden Grad von Nachsicht und Mitleiden. Und wenn ich auch, aus verschiedenen Gründen, noch nicht im Stande bin, eine neue Annäherung von ihr an mich zu wünschen, so will ich doch, für den Fall, daß ihre Lage sich schlimm und verzweifelt gestaltet, von allen eigenen persönlichen Rücksichten absehen. Ich verstehe jetzt nur zu gut, durch eine **vielfache** Erfahrung, wie leicht mein eigenes Leben und Schicksal genau in den gleichen Verruf kommen könnte, wie das ihrige — verdient **und** unverdient, wie es immer bei solchen Naturen der Fall zu sein pflegt. —

Von Herzen Ihnen ergeben
und dankbar
Nietzsche.

[«]

510. An Resa von Schimhofer in Zürich

<Venedig, Anfang Mai 1884>

Mein werthes Fräulein Resa,

— dieser Name ist mir gar nicht leicht, selbst meine Feder stolpert dabei.

Es ärgert mich, daß Sie von Nizza eine Erkältung (statt einer Erwärmung) davon getragen haben. Das müssen wir das nächste Mal besser machen. Ist es denn nicht möglich, den nächsten Winter für Nizza und die Ausarbeitung der Dissertation zu reservieren?

— Erwägen Sie das! —

Was Themata zu schönen Dissertationen betrifft, so ist meine „Morgenröthe“ eine gute Fundgrube. Bitte, lesen Sie die und ebenso „die fröhliche Wissenschaft“ — beide Bücher sind überdies Einleitungen und Commentare zu meinem Zarathustra.

Eben schrieb ich an Malwida; im letzten Theile, „Rückkehr zur Humanität“ predigend in Hinsicht auf — — Fräulein Salomé. — Wenn Sie Etwas über ihr litterarisches Unternehmen hören, so erzählen Sie es mir. Man muß gegen alle Art Genie’s hübsch human sein, **sogar** — wenn es Weiberchen sind. Pardon! Aber ich weiß ja, wie Sie selber hierin denken.

Treulich der Ihre

Nietzsche

Venezia, San Canciano calle nuova 5256.

[«]

511. An Josef Paneth in Wien

<Venedig, Anfang Mai 1884>

Werther Herr Doctor,

Meinen Glückwunsch voran! Aber vielleicht geht es Ihnen gerade jetzt so gut, daß Nichts mehr „zu wünschen übrig bleibt“ —: dann um so besser! Und um so mehr wird es meinen Wünschen für Sie gemäß sein!

Mein Verleger hat seit lange den Auftrag, Ihnen den letzten Theil meines Zarathustra zuzustellen. Betrachten Sie mich nunmehr wie Jemanden, der seine Fahne entrollt hat und keinen Zweifel über sich mehr übrig läßt. —

Bemerken Sie aber wohl: mein Werk hat Zeit —, und mit dem, was diese Gegenwart als ihre Aufgabe zu lösen hat, will ich durchaus nicht verwechselt sein. Fünfzig Jahre später werden vielleicht Einigen (oder Einem: — es bedürfte eines Genie’s dazu!) die Augen dafür aufgehn, was durch mich gethan ist. Augenblicklich aber ist es nicht nur schwer, sondern durchaus unmöglich (nach den Gesetzen der „Perspektive“), von mir öffentlich zu reden, ohne nicht grenzenlos hinter der Wahrheit **zurückzubleiben**. — —

Also! — mein werther Herr Dr. Paneth, ich will nicht, daß jetzt schon über mich „geschrieben wird“.

Behalten Sie mich und unsre Gespräche an der provençalischen riviera (der Heimat der „gaya scienza“ —) in gutem Angedenken!

Ihr
Nietzsche.

Venezia, San Canciano calle nuova 5256

[«]

512. An Malwida von Meysenbug in Rom

<Venedig, Mitte Mai 1884>

Meine verehrte Freundin,

Dank, von ganzem Herzen, für diesen Brief, aus dem mir eine lichte und gütige Seele entgegenstrahlte —: ich lachte, als ich ihn gelesen hatte und fühlte mich freier.

Ein einziges Wort als Commentar. Sie nennen mich „ungerecht“ in Bezug auf meine Schwester, wie Sie mich, vor zwei Jahren, „ungerecht“ in Bezug auf Richard Wagner genannt haben. In beiden Fällen kennen Sie nur — ich muß sagen, glücklicherweise — nur die Hälfte des Thatbestandes — und ich bin ferne

ferne davon, den Rest, die andere Hälfte vor Ihren Augen auszubreiten. Glauben Sie mir aber dies: wenn es überhaupt auf Erden Menschen mit dem tiefsten und unbezwinglichsten Bedürfniß nach Gerechtigkeit giebt, so gehöre ich zu ihnen. Sonderlich, wenn man mich beleidigt hat. Mein Leben enthält sogar mehrere Absurditäten in Folge einer Neigung, mich als erhaben über die Möglichkeit beleidigt zu werden zu bewahren. Vielleicht hat mich eben Ihr Brief vor einer solchen Absurdität bewahrt — —

Unter allen Umständen empfinde ich eine Beleidigung, die Ihnen angethan wird, hundert Mal stärker als eine, die mich allein betrifft.

Nun noch eine komische Differenz zwischen uns. Nämlich: was mir an Rée und später wiederum an Frl. S<alomé> interessant, ja höchst anziehend war, Das ist ganz allein ihre „greuliche Denkweise“. Es sind im Grunde bisher die zwei einzigen Personnages gewesen, welche ich frei fand von dem, was ich, in Bezug auf das gute alte Europa, die „moralische Tartüfferie“ zu nennen pflege. Sie glauben nicht, wie viel ich im Verkehr mit solchen Naturen zu lernen verstehe — und wie ich sie entbehre. Ich nannte Frl. S<alomé> einstmals in Tautenburg mein „anatomisches Praeparat“ — und mein Grimm gegen meine Schwester wird etwas von dem Grimm des Prof. Schiff an sich haben, dem man seinen Lieblings-Hund gestohlen hat. Sehen Sie doch, meine verehrte Freundin, auch ich bin ein arger, arger vivisector — —

Von Herzen

Ihr
Nietzsche.

[«]

513. An Franz Overbeck in Basel

Venezia, 21 Mai 1884

Lieber Freund

mein letzter Brief hat Dich mehr als ich wünschte beunruhigt: ich schreibe überhaupt sehr thörichte Briefe. — Die Angelegenheit mit meinen Angehörigen muß ich mir vom Halse schaffen — ich habe nunmehr 2 Jahre lang mich in den gutmüthigsten Versuchen erschöpft, zurechtzulegen und zu beruhigen, aber umsonst. So viel ich die Geschichte kenne, ist übrigens diese Art von Mißverhältniß bei Menschen meines Ranges etwas Regelmäßiges. Schlimm genug, daß ich jetzt begreife — endlich! muß ich sagen — wie fast alle meine sonst noch bestehenden Verhältnisse an einem irreparablen Grundfehler leiden und absurd geworden sind. — Zuletzt aber liegt meine eigentliche Noth wo anders und nicht im Bewußtsein dieser Absurdität: eine Noth so groß und tief, daß ich immer frage, ob irgend ein Mensch schon so gelitten hat. Ja wer fühlt mir nach, was es heißt, mit jeder Faser seines Wesens fühlen, daß „die Gewichte aller Dinge **neu** bestimmt werden müssen!" Daß daraus mir im Handumdrehn auch jede leibliche Gefahr, Gefängniß und dergleichen, erwachsen kann, ist das Geringste daran; oder vielmehr, es würde mir wohlthun, wenn es erst so weit wäre. Ich will so Viel von mir, daß ich undankbar gegen das Beste bin, was ich schon gethan habe; und wenn ich es nicht so weit treibe, daß ganze Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde thun, so habe ich in meinen Augen Nichts erreicht. Einstweilen — habe ich auch noch nicht einen einzigen Jünger.

Vorwärts! Reden wir von anderen Dingen.

Es war recht an der Zeit, daß ich nach Venedig gieng; denn unser maëstro ist schwer von der Stelle zu bringen und meint im Grunde, mit einigem Partituren-Schreiben sei Alles gethan. Er denkt über Aufführung und Aufführbarkeit kaum nach; und nachträglich sehe ich ein, was für eine wichtige Sache es war, daß ich ihn im vorletzten Herbste nach Leipzig rief — ob es schon zunächst den Anschein hatte, daß es umsonst gewesen sei. Aber es war nicht umsonst: im andern Falle hätte er noch 2 Jahre lang unmögliche Musik gemacht. Daß sein „Plan" mit der Mailänder Firma Lucca ebenso unpraktisch war, wie sein Venediger, habe ich ihm sofort bewiesen: durch ein briefliches unbedingtes Nein! dieser Firma. Ebenso daß seine Musik überhaupt vor Italiänern einstweilen unmöglich ist, und überdieß deren Pietät gegen ihren Cimarosa verletzen würde. Kurz, es gab eine Revolution in allen möglichen Dingen, eingerechnet Text, Finale's und viele Form-Fragen, die sich auf die Wirkung beziehn. Um das Ergebniß zusammenzufassen, so sieh Dir einmal diesen Theater-Zettel an

Der Löwe von Venedig.
Komische Oper in fünf Akten von Peter Gast.

Muthmaaßliche erste Aufführung in Dresden gegen Weihnachten. — Habe ich das nicht gut gemacht?

Übrigens steht Alles in der Hauptsache ausgezeichnet, ja zum Erstaunen gut: ich meine in Betreff der Entwicklung seiner Kräfte; und wenn er sich Schritt vor Schritt von den Überresten des kleinen Geschmacks, der sächsisch-chinesischen Hypertrophie von Gutmüthigkeit und dergleichen reinigt, so erleben wir noch das Entstehen einer neuen klassischen Musik, welche sich erlauben darf, die Geister griechischer Heroen heraufzubeschwören. Einstweilen hat er mit dem genannten Werke Venedig ein Denkmal gesetzt; und es ist möglich, daß 20 bezaubernde Melodien daraus einmal mit dem Wort und Begriff „Venedig“ zusammenwachsen werden. — Ich habe hier eine schöne Gelegenheit, meine aesthetische Moral zu predigen, und wahrhaftig nicht vor tauben Ohren! Man muß die große Sache R<ichard> W<agner>’s von seinen persönlichen, zu Principien umgewandelten Mängeln loslösen: in diesem Sinne will ich gerne Hand an sein Werk legen und nachträglich noch beweisen, daß wir nicht nur durch „Zufälle“ zusammengerathen sind. Dein Wort vom „mystischen Separatisten“ nehme ich mit Freuden auf: ich sagte kürzlich noch Köselitz, es gäbe keine „deutsche Cultur“ und habe nie eine gegeben — außer bei mystischen Einsiedlern, Beethoven und Goethe sehr eingerechnet! —

Dein und Euer Freund

Nietzsche

[«]

514. An Heinrich von Stein in Berlin

Venezia, San Canciano, calle nuova 5256, am 22. Mai 1884.

Mein lieber Herr Doctor,

Diese Gedichte Giordano Bruno’s sind ein Geschenk, für welches ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar bin. Ich habe mir erlaubt, sie mir zuzueignen, wie als ob ich sie gemacht hätte und für mich — und sie als stärkende Tropfen „eingenommen“. Ja wenn Sie wüßten, **wie** selten noch etwas Stärkendes von Außen her zu mir kommt! Ich sprach vor zwei Jahren mit einer Art Ingrimm davon, daß ein Ereigniß wie der Parsifal ferne von mir, gerade von mir, vorübergehen mußte; und auch jetzt wieder, wo ich noch einen zweiten Grund weiß, um nach Bayreuth zu gehen — nämlich Sie, mein lieber Herr Doctor, der Sie zu meinen großen „Hoffnungen“ gehören — auch jetzt wieder habe ich Zweifel daran, ob ich hinkommen darf. Nämlich: das Gesetz, das über mir ist, meine **Aufgabe**, läßt mir keine Zeit dafür. Mein Sohn Zarathustra mag Ihnen verrathen haben, was sich in mir bewegt; und wenn ich Alles von mir erlange, was ich will, so werde ich mit dem Bewußtsein sterben, daß künftige Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde thun.

Verzeihung! — Es giebt so ernste Dinge, daß von ihnen zu reden man erst um Verzeihung bitten sollte. —

Zuletzt möchte ich doch erfahren, wann die Aufführungen sind, wann Sie selber nach Bayreuth kommen und ob Sie vielleicht geneigt wären, mich im Oberengadin (Sils-Maria) zu besuchen: — dort nämlich habe ich seit Jahren meine „Sommer-Residenz“ (eine Stube in einem Bauernhause)

Von Herzen Ihr
Nietzsche

[«]

515. An Franz Overbeck in Basel

<Venedig, erste Juniwoche 1884>

Lieber Freund,

habe die Gefälligkeit, den beiliegenden Brief an meine Mutter in Naumburg zu adressiren, auch zu frankiren. Es ist mir seit ungefähr 2 Monaten nicht mehr gelungen, einen Brief in ihre Hände gelangen zu lassen; die Post weiß keine Aufklärung über dies sich immer wiederholende Verschwinden von richtig adressirten Briefen und Karten zu geben. Schließlich bin ich auf einen Verdacht gekommen, den ich nicht weiter aussprechen will. —

Köselitz wird etwa in 2 Wochen nach Deutschland reisen, um dem Dresdener Kapellmeister seine Oper vorzuspielen, mit dem er in einer Verbindung von früher her ist. Seien wir glücklich, wenn es soweit ist! Die Sache wird dann schon von selber weiter laufen.

Wenn Du Jakob Burckhardt siehst, so grüße und frage ihn, ob Zarathustra in seinen Händen ist.

Es giebt einen neuen Anhänger, Halb-Franzose, Halb-Italiäner, Halb-Deutscher, in Rom: heißt Aragon.

Herzlich grüßend

Dein Nietzsche.

[«]

516. An Malwida von Meysenbug in Rom

Venezia, <erste Juniwoche 1884>
San Canciano calle nuova 5256

Meine hochverehrte Freundin,

Verzeihung, wenn ich in Bezug auf Herrn A<ragon> noch ziemlich viel Mißtrauen habe. Ohne Ihre Fürsprache und rein nach dem mitgeschickten Briefe zu urtheilen, würde ich sogar geneigt sein, auf ein ungewöhnliches Maaß von Unbescheidenheit und Grünschnäbelei zu rathen.

Ganz allgemein geredet — so ist es jetzt äußerst schwer geworden, mir zu helfen; ich halte es immer mehr für unwahrscheinlich, Menschen zu begegnen, die dies vermöchten. Fast in allen Fällen, wo ich mir bisher einmal dergleichen Hoffnungen machte, ergab es sich, daß ich es war, der helfen und zugreifen mußte —: dazu aber fehlt es mir nunmehr an **Zeit**. Meine Aufgabe ist ungeheuer; meine Entschlossenheit aber nicht geringer. Was ich will, das wird Ihnen mein Sohn Zarathustra zwar nicht sagen, aber zu rathen aufgeben; vielleicht ist es zu errathen. Und gewiß ist Dies: ich will die Menschheit zu Entschlüssen drängen, welche über die ganze menschliche Zukunft entscheiden, und es kann so kommen, daß einmal ganze Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde thun. — Unter einem „Jünger“ würde ich einen Menschen verstehn, der mir ein unbedingtes Gelübde machte —, und dazu bedürfte es einer langen Probezeit und schwerer Proben. Im Übrigen vertrage ich die Einsamkeit: während jeder Versuch der letzten Jahre, es wieder unter Menschen auszuhalten, mich krank gemacht hat. —

Mit Zeitungen, selbst den wohlgemeintesten, kann und darf ich mich nicht einlassen: — ein Attentat auf das gesammte moderne Preßwesen liegt in dem Bereiche meiner zukünftigen Aufgaben. —

Es thut mir immer leid, Nein sagen zu müssen, und ganz besonders zu Ihnen, meine hochverehrte Freundin! Denn zuletzt sind wir Beide zum Ja-sagen geschaffen, nicht wahr? —

Mit den dankbarsten Gefühlen immer Ihr

Nietzsche.

[«]

517. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Venedig 14 Juni 1884.

Meine liebe Mutter,

in diesen Tagen geht es fort von hier, und da ich für die nächsten 3 Monate mir eine Revision der allersubtilsten Dinge (der erkenntnißtheoretischen Probleme) vorgesetzt habe, so bitte ich zu entschuldigen, wenn ich während dieser Zeit ein vollständiges Stillschweigen beobachte und auch von keiner Seite Briefe haben will.

Damit Deine Stimmung darüber sich nicht etwa verdüstere, habe ich eben ein Paar Zeilen an meine Schwester geschrieben.

Seht mitsammen zu, wie Ihr es noch eine Weile mit mir aushaltet.

F.

[«]

518. An Franz Overbeck in Basel

Hôtel Piora bei Airolo
<12. Juli 1884>

Lieber Freund,

es ging schlecht bisher (immer krank) — ich schrieb schon zwei Briefe an Dich, schickte sie aber glücklicherweise nicht ab. Das feucht-warme wolkige Wetter hier oben ist nichts für mich; muthmaaßlich gehe ich noch nach dem Engadin, oder nach Zürich.

Von Luzern aus schrieb ich, wie Du riethest, an meine Mutter. —

Ich habe meinen Tröster und Zusprecher bei mir — meinen Sohn Zarathustra. Wenn Du in die Ferien gehst, nimm ihn mit Dir: ich möchte, daß Du Dich auch davon überzeugtest, daß ich mit diesem Buche alles überwunden habe, was je in Worten gesagt worden ist, und daß dies noch nicht einmal sein größtes Verdienst ist.

Basel, oder vielmehr mein Versuch, in alter ehemaliger Weise mit den Baslern und der Universität umzugehn — hat mich tief erschöpft. Eine solche Rolle und Verkleidung kostet jetzt meinem Stolze zu viel.

Tausend Mal lieber Einsamkeit! Und wenn es sein muß, allein zu Grunde gehn! —

Der Gedanke, den ich Dir im „weißen Kreuz“ aussprach, mich durch eine Art von ganz persönlicher Zuschrift „an meine Freunde“ gleichsam zu erklären — war nur die Eingebung der Basler Luft, ein Gedanke der Entmuthigung. Nicht ein Wort mehr von mir! Das „Mich-Erklären“ habe ich ja schon abgethan, durch den letzten Theil der „fröhlichen Wissenschaft“. Auch der Gedanke an Vorlesungen in Nizza ist nur ein Nothwehr-Einfall der Verzweiflung: denn im Grunde — wie könnte ich jetzt noch Vorlesungen halten! — Freilich, wie ich über die nächsten Jahre hinwegkommen soll, darüber weiß ich mir nicht ein, noch aus. Aber ich habe schon Schweres überstanden und rechne darauf, daß mein Geist der Erfindung mich auch dies Mal nicht im Stich lassen wird. Einstweilen stecke ich in tiefer, tiefer Schwermuth, kaum weiß ich zu sagen warum. Es mag sein, daß ich im Stillen immer geglaubt habe, an dem Punkte meines Lebens, an dem ich angelangt bin, nicht mehr allein zu sein: daß ich da von Vielen Gelübde und Schwüre empfangen würde, daß ich Etwas zu gründen und zu organisiren hätte, und dergleichen Gedanken, mit denen ich über Zeiten gräßlicher Vereinsamung mich hinwegtröstete. Inzwischen ist es anders gekommen. Es ist alles noch zu früh, ich muß mir eine neue Geduld erfinden. Und mehr noch als Geduld. —

Ich denke Deiner und Deiner lieben Frau mit dankbarem Herzen.

Dein N.

N.B. Wie heißt doch das deutsche Wörterbuch, das viel kleiner als das Grimmsche ist, und fertig?

— Da fällt mir ein, daß im weißen Kreuz von mir ein Nachthemd zurückgeblieben ist. Laßt doch, bitte, einmal dort bei dem Zimmermädchen darnach fragen! Pardon!

Muth! Muth! Und: aequam memento rebus in arduis servare mentem — rufe ich mir zu.

Heute Abreise von hier nach Zürich, Hôtel Habis, wo ich bleibe.

[«]

519. An Meta von Salis in Zürich (Postkarte).

<Airolo, 12. Juli 1884>

Mein verehrtes Fräulein,

angenommen, daß Sie wissen, wer ich bin, dürfen Sie sich nicht wundern, wenn ich wünsche, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich werde einige Tage in Zürich bleiben, Hôtel Habis: geben Sie mir, wenn ich bitten darf, ein Wort der Mitteilung dahin über das Wann? und Wo? eines Zusammentreffens.

Ihr ergebener Diener
Prof. Dr. Nietzsche

Piora bei Airolo, bei der Abreise

[«]

---

520. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Sils-Maria, 18. Juli 1884>

Mein alter Freund, ich bin in Sils-Maria angelangt — ah diese gute Luft! Ich kann nichts Thörichteres thun als meine Gesundheit und meinen Muth durch ungünstige klimatische Bedingungen herunter zu drücken: Zeugniß mein letzter Brief, auf welchen Du sehr gut geantwortet hast, nämlich aus meinen eigenen Herzenswünschen heraus. Eine Weile soll es nun wieder gehen! „Vorüber die Trübsal dieses Frühlings! Vorüber die Bosheit meiner Schneeflocken im Juni!" wie Z<arathustra> sagt, sehr engadinerhaft!

Dein N.

[«]

---

521. An Franz Overbeck in Basel

<Sils-Maria, 23. Juli 1884>

Lieber Freund,

ich vergaß neulich, Dich zu bitten, dem Bibliotheks-Diener den betreffenden Wink zu geben: „Sils-Maria, Oberengadin“ genügt als Adresse. Insgleichen vergaß ich Dich zu fragen, wann Du wieder aus den Ferien nach Basel heimzukehren gedenkst, und wann demgemäß die nächste Pensions-rate für mich in Aussicht steht. Ich laborire nämlich an der Vorstellung, dies Mal nicht bis zu dem nächsten Termine auszureichen. Man hat mir in Val Piora und Zürich schrecklich viel Geld abgenommen. — Was ich überhaupt das „Reisen an sich“ verwünsche! Es erschöpft mich auf eine mir kaum verständliche Art. — Das Wetter war mir bisher zuwider, und ich bin noch ferne davon, mich erholt zu haben. Es gab Tage, die ich kaum zu überwinden wußte: meine Feinde, die Wolken —!

Andererseits giebt es Stunden wenigstens, wo ich, bei einem Rückblick über 40 Jahre, mich glücklich preise — freilich auch mit vielen „blauen Augen,“ aber eben doch hindurch gekommen zu sein. Die Consequenzen eines solchen Lebens kamen in den letzten Jahren zum „Ausbruch“ — eruptiv, in jeder Hinsicht, und beinahe zerstörend. Aber dies „beinahe“ ist meinem ganzen Leben an die Stirn geschrieben — zuletzt bin ich bis jetzt doch noch „der Siegreiche“.

Ich stecke mitten in meinen Problemen drin; meine Lehre, daß die Welt des Guten und Bösen nur eine scheinbare und perspektivische Welt ist, ist eine solche Neuerung, daß mir bisweilen dabei Hören und Sehen vergeht.

Aber Du wirst mitten in Deiner Arbeit sein und hast schon viel zu viel Zeit auf Deinen tollen Freund verwenden müssen — ich dachte oft daran, und mit Betrübniß. Es sollte Jemanden geben, der für mich, wie man sagt, „lebte“; da würde auch Dir, mein lieber Freund, Viel erspart sein.

Die Abende, wo ich ganz allein, im engen niedrigen Stübchen sitze, sind harte Bissen zum Kauen.

Dir und Deiner lieben Frau (der ich vergessen habe die mémoires der Herzogin von Abrantes zu empfehlen, zur Ergänzung der Remusat)

von Herzen zugethan
N.

[«]

522. An Heinrich Köselitz in Annaberg

Sils-Maria (Ober-Engadin) <, 25. Juli 1884>

Lieber Freund,

Ihr Brief giebt mir in äußerst angenehmer Manier die regulativen Begriffe, mit denen ich meine Erfahrungen der letzten Zeit zusammenfassen kann. Ich bin nämlich lange unterwegs gewesen und habe viele sogenannte „alte Bekannte“ (ich sollte sagen: als „neue Unbekannte“); aufgesucht und gesprochen. Das war eine Thorheit, die mich in jeder Hinsicht gelangweilt und erschöpft hat; dazu kam, daß der Sommer heiß war und daß ich immer in Gegenden lebte, deren Clima mir nachtheilig ist. Endlich in Sils-Maria! Endlich Rückkehr zur — Vernunft! Inzwischen nämlich gieng es um mich zu unvernünftig zu (ich war wie unter Kühen); aber daß ich mich so lange in diesen Niederungen und Kuhställen aufhielt, war selber die größte Unvernunft. Wer Distractionen nöthig hat, wie sie unser-Einer hier und da nöthig hat, Gelegenheit zu lachen, boshafte Menschen und Bücher — der soll nur irgend wo anders hin gehn, aber nicht nach Basel et hoc genus omne.

Das Spaaßhafteste, was ich erlebte war J<acob> Burckhardts Verlegenheit, mir etwas über den Zarathustra sagen zu müssen: er brachte nichts Anderes heraus als — „ob ich es nicht auch einmal mit dem Drama versuchen wolle“. —

In summa: es wird wohl bei Sils und Nizza verbleiben, kürzere Zwischen-Aufenthalte abgerechnet (so ist vorläufig ein Ausflug nach Corsica für nächsten Frühling von Nizza aus verabredet, nämlich von Resa von Schirnhofer und mir — vivat tertius!) Auch sollten wir, mein geliebter Freund, uns hier, im heiligen Sils, der Ursprungsstätte des Zarathustrismus, für nächsten Sommer wiederzusehen versprechen! Haben Sie Lust dazu? Ein landschaftlicher Umblick in der Schweiz hat mich von Neuem belehrt, daß Sils-Maria nicht seines Gleichen in der Schweiz hat: wunderliche Mischung des Milden, Großartigen und Geheimnißvollen! —

Was fehlt mir doch? Daß ich Ihre Musik nicht hören kann, daß ich gar nicht weiß, wann und wie ich sie wieder zu hören bekomme! Ach die glücklichen Dresdener! Meine Tischnachbarin, eine Lievländerin, die in Dresden lebt, erregt meine Eifersucht. An Frau Rothpletz schrieb ich ad vocem „Einsamkeit“ einen Brief und sagte ihr wie wäre denn jetzt — jetzt! — solche Musik wie die Ihre noch möglich, wenn nicht die Erfindung der Einsamkeit gemacht worden wäre! Eingerechnet die Einsamkeit zu Zweien, wie die unsre in Venedig, für die ich Ihnen von ganzem Herzen Dank sage!

Treulich Ihr N.

Ihren verehrlichen Eltern mich bestens empfehlend. N.

[«]

523. An Resa von Schimhofer in Zürich

Sils-Maria, Oberengadin
(diese Adresse genügt)
<25. Juli 1884>

Verehrtestes Fräulein,

hier ist gut leben, in dieser starken hellen Luft, hier, wo die Natur auf wunderliche Weise zugleich mild, feierlich und geheimnißvoll ist — im Grunde gefällt mir's nirgendswo so gut als in Sils Maria, kurz, Sie werden mich wieder heiter und guten Muths finden, wie in Nizza.

Ich überlege, wie Sie am besten reisen. Nothwendig ist, sich einen Coupéplatz (Chur-Silvaplana) bei der Post in Chur vorauszubestellen, mindestens 8 Tage voraus: der Andrang ist groß. Die Morgenpost geht (wenn ich mich recht erinnere) um 6 Uhr in Chur ab und ist Abends um 5 ungefähr in Silvaplana, wo ich Sie empfange. Ich möchte gerne sobald als möglich den Tag wissen, an dem Sie eintreffen wollen, damit man für diesen Tag Ihnen ein Zimmer im Hotel Alpenrose (wo ich esse) reservire: der Andrang ist auch da groß. Sehen Sie übrigens das schweizerische Eisenbahn-Coursbuch an: man kann auch Nachmittag von Zürich abfahren und gegen 11 den Anschluß an die Nachtpost in Chur erreichen — in diesem Falle ist man Morgens um 10 in Silvaplana. Das ist aber sehr anstrengend; rathsamer scheint mir, in Chur (Hôtel Lukmanier) die Nacht zu bleiben; das genannte Hôtel liegt der Post gegenüber. —

So viel. Ich freue mich auf Ihre Ankunft. Eben blitzt es.

Herzlich Ihnen ergeben
Nietzsche.

[«]

524. An Franz Overbeck in Basel

<Sils-Maria, Anfang August 1884>

Lieber Freund, gestern Abend kam Dein Brief, und ich nahm, Dank demselben, mit mehr Vergnügen als sonst, meine einsame Mahlzeit ein. Die Nacht hatte ich wenig Ruhe, im Zimmer nebenan starb Jemand, man gieng immer hin und her, Arzt, Pfarrer usw. Heute regnet es, wie schon gestern, meine Finger sind steif, ich werde gerade noch fertig bringen, zu schreiben, daß ich gerne 200 frcs. von der Handwerker-Bank hätte, zur Beruhigung. Ob ich im September südlich-westlich reisen kann, hängt von der Cholera und der (7 tägigen!) Quarantäne ab; diese Krankheit hat mich schon gezwungen, über Zürich nach dem Engadin zu reisen, statt, wie es viel näher war, über Lugano. —

An „Peter Gast“ habe ich ungefähr vor einer Woche geschrieben, seine Venetianische Musik geht mir tröstlich durch den Kopf, und ich betrachte es als eine harte Entsagung, nicht bei der Aufführung seiner Oper Zeuge und Taufgevatter zu sein.

Das Clima ist rauh, und die sonderbare Erschöpfung, an der ich laborire (Du glaubst nicht, wie langsam ich meines Weges gehen muß —) hat an dieser scharfen Kälte und Herbheit ein Heilmittel — mindestens hoffe ich das.

Beim Durchlesen meiner „Litteratur,“ die ich jetzt wieder einmal beisammen sehe, fand ich mit Vergnügen, daß ich noch alle starken Willens-Impulse, die in ihr zu Worte kommen, in mir habe und daß auch in dieser Hinsicht kein Grund zu Entmuthigung da ist. Übrigens habe ich so gelebt, wie ich es mir selber (namentlich in „Schopenhauer als Erzieher“); vorgezeichnet habe. Falls Du den Zarath<ustra> mit in Deine Mußezeit nehmen solltest, nimm, der Vergleichung halber, doch die eben genannte Schrift mit hinzu (ihr Fehler ist, daß eigentlich in ihr nicht von Schopenhauer, sondern fast nur von mir die Rede ist — aber das wußte ich selber nicht, als ich sie machte.)

Eben kommen, schön verpackt, die Bücher an.

Dir und Deiner lieben Frau das Beste wünschend

Dein N.

[«]

526. An Franziska Nietzsche in Naumburg

10 August 1884, Sils-Maria

Gestern Abend, meine liebe Mutter, kam die Kiste aus Braunschweig, ich danke bestens für diese Besorgung — der Schinken ist delikat. — Gesundheit giebt manchen Anlaß zur Sorge; so viel Erschöpfung; früher konnte ich ganz anders gehen. Schmerz an der Stelle des Rückens, wo ich schief bin. Seit einigen Tagen plötzliche Verdunkelung des Augenlichtes, so daß ich alles Arbeiten eingestellt habe. — Sonst bewährt sich Sils, und es wird wohl fürderhin bei Sils und Nizza bleiben. Wäre damit das Clima bezeichnet, welches ich zum Leben nöthig habe, so muß doch noch Manches sich hinzufinden, wenn ich es länger aushalten soll — ich bin mit schweren, allerschwersten Aufgaben und Pflichten überbürdet. Vorigen Sommer habe ich das Zimmer tapeziren lassen, dies Mal denke ich an die Erwerbung eines Ofens. Es fehlt nicht an Menschen, mit denen ich reden kann, mit Turneysen-Merians zb. habe ich 3 Wochen zu Mittag gegessen. Eine Engländerin ist da, die früher an mich geschrieben hat. Eben nahm ein preußischer Beamter des Patent-Amts (aus dem Bismarckschen Dunstkreis) von mir Abschied — ganz ergriffen: (er sagte, „die Gespräche mit mir seien die bedeutungsvollste Episode seines geistigen Lebens“); Resa von Schirnhofer wird wohl noch kommen, wenigstens sind Briefe an sie bei mir eingetroffen. Du siehst, daß „der Einsiedler von Sils-Maria“ diesen Sommer besser daran ist als den vorigen, auch fehlt es nicht an guten Nachrichten, welche beweisen, daß die Verehrung, ja Ehrfurcht vor mir außerordentlich im Wachsen ist. Ich selber bin dem gegenüber in einer artigen boshaften Stimmung: das liegt wohl an dem Umstände, daß diese letzten Jahre meine wohlwollenden nachsichtigen vergebenden und versöhnlichen Instinkte gar zu stark in Anspruch genommen worden sind.

Da hast Du nun wieder einen geistigen Wetterbericht von Deinem Sohne; den nächsten bekommst Du wohl erst aus Nizza, wohin ich im September abziehe. (Ich soll dort, nach Prof. Schiess’ Urtheil, Seebäder gebrauchen.)

Mit herzlichem Gruß und Wunsche

Dein F.

[«]

526. An Franz Overbeck in München

Sils-Maria Oberengadin. <Sonntag>
<18. August 1884>

Lieber alter Freund,

das Geld kam mir zu Händen — ich danke schönstens für die schnelle Besorgung. Die Gesundheit will dies Mal nicht recht von der Stelle, ich bin immer noch nicht die große seltsame Erschöpfung losgeworden. Still liegen — das ist an Stelle des Viel-Herumlaufens früherer Jahre getreten. Das Problem der „düsteren Abende“ ist noch nicht gelöst.

Es thut mir wohl, daß es keine Briefe von Naumburg giebt; wie erschüttert und krank ich aber noch in dieser Hinsicht bin, giebt dies zu verstehen, daß nach jedem Briefe, den ich meiner Mutter in diesem Sommer geschrieben, ich 2 Tage ernstlich krank gewesen bin. Du kannst Dir wohl vorstellen, wie die beständige Wiederholung Eines Vorgangs endlich auf mich gewirkt hat: daß man mir immer und immer wieder in die ungeheure Spannung eines großen Gefühls, das sich über das Schicksal der Menschheit ausspannt, eine Hand voll Schmutz ins Gesicht wirft (und dies auf Grund von Handlungen meinerseits, vor denen, wie mir scheint, jeder höher empfindende Mensch nur Ein Gefühl: bewundernde Verehrung haben sollte!) Daß es mir nicht ansteht, mich zu „rechtfertigen“, wo ich über das Maaß menschlicher Tugenden hinausgegangen bin, liegt auf der Hand, ich gewinne es nicht über mich; aber vielleicht habe ich eben dadurch das Verhältniß zu meinen Angehörigen in Grund und Boden verdorben. — Fühlte ich nicht, daß ich von allen Seiten jetzt isolirt bin, so würde ich diese Lostrennung von meinen Blutsverwandten nicht so schmerzlich empfinden. In Summa: es gehört zu meinen Aufgaben, auch darüber Herr zu werden und fortzufahren, alle meine Schicksale zu Gunsten meiner **Aufgabe** „in Gold zu verwandeln.“

Es gab doch wieder Stunden, wo diese Aufgabe ganz deutlich vor mir steht, wo ein ungeheures Ganzes von Philosophie (und von Mehr als je Philosophie hieß!) sich vor meinen Blicken auseinander legt. Dies Mal, bei dieser gefährlichsten und schwersten „Schwangerschaft,“ muß ich mir begünstigende Umstände zusammenholen und alle Sonnen mir leuchten machen, die ich noch kennen lernte. Auch werde ich wohl auf der Hut sein, solche klimatische Thorheiten zu begehen, wie die Sprünge Nizza Venedig Basel. Es muß im Wesentlichen vielmehr bei Nizza und Sils bleiben.

Ich hatte für einige Tage Fräulein Resa von Schirnhofer bei mir zu Besuch, bevor sie zu ihren Eltern, nach Graz, abreiste; es ist ein drolliges Geschöpf, das mich lachen macht und sich gut an mich gewöhnt. Diesen Winter wird sie in Paris ihre philosophischen Studien fortsetzen.

Ich esse diesen Sommer nicht allein zu Mittag, wie früher, vielmehr in Gesellschaft; meine jetzige Tischnachbarin, an der ich meine Freude habe, ist eine alte Russin (Hofdame der Kaiserin), eine veritable Schülerin Chopin’s. Mehrere Wochen waren Turneysen- Merian’s in meiner Nähe. Auch Sidney v. Wöhrmann hat mich besucht. Auch giebt es einen neuen „Verehrer,“ einen preußischen Beamten aus dem Bismarck’schen Dunstkreis, angestellt im Patent-Amte.

So viel, mein lieber Freund. Ich ersehne Nachricht von Köselitz — nein, was ich diese Musik liebe und diesen Musiker! Die Cholera-Quarantäne (von 7 Tagen) hält mich in Spannung. Zunächst will ich versuchen, es bis Ende September hier auszuhalten (falls es nicht zu schnell Winter und Schnee giebt). Dann Nizza. Ah, wenn ich doch sagen dürfte: Dresden!

Dir dankbarlich ergeben und mit vielen guten Wünschen für Dich

N.

[«]

527. An Heinrich von Stein in München

<Sils-Maria,> Mittwoch <20. August 1884>

Sehr willkommen! Sehr ersehnt — mehr sage ich heute nicht. Nehmen Sie in Sils-Maria das Hôtel Alpenrose: da esse ich jetzt zu Mittag. Ein Wort noch über die muthmaßliche Stunde Ihrer Ankunft in Silvaplana: daß ich Sie, verehrtester Herr, daselbst abholen kann.

Von Herzen erfreut
der Einsiedler von Sils-Maria.

[«]

528. An Malwida von Meysenbug in Rom

Sils-Maria, Oberengadin, Schweiz. 1. Sept. 1884.

Liebe verehrte Freundin,

um gleich die Hauptsache zu sagen: es ist ein Jammer, wenn wir Beide, zwei Menschen, welche sich lieb haben, nicht zusammenleben — und nun kommen die für mich ganz fatalistischen Gründe des Clima’s und zwingen mich, meine Winter fürderhin in Nizza und nicht in Rom zuzubringen! Erwägen Sie doch einmal, ob die unglaublich belebende und stärkende Luft Nizza’s, die stärkste Luft Europa’s (nächst der vielleicht von Sils-Maria) Ihnen nicht auch gut thun müßte, wie sie mir gut thut: eingerechnet die Wirkung von 220 absolut hellen Sonnen-Tagen im Jahr, für mich etwas ganz Entscheidendes. (Rom hat 100 Tage weniger) Ich für meinen Theil wünsche mir gerade Ihre Nähe, wie ich mir reinen Himmel wünsche: womit Ihnen Alles gesagt sein muß, vorausgesetzt, daß Sie auf meinen Sohn Zarathustra hingehört haben. Und wie werthvoll wäre uns ein Zusammensein namentlich an den Abenden, wo wir beide nicht lesen und schreiben dürfen, und wo wir uns so Viel zu erzählen hätten!

Ich bin einstweilen gesonnen, gegen Anfang Oktober nach Nizza zu gehen und wieder in meine gute schweizerische Pension „Hôtel de Genève“ — und Seebäder zu gebrauchen, wie mir verordnet ist. Bis dahin Sils.

Stein war 3 Tage hier: das ist ein Mann nach meinem Herzen! Er hat mir aus freien Stücken versprochen, so bald er frei wird d.h. so bald sein Vater nicht mehr lebt, dem zu Liebe er es im Norden aushält, zu mir nach Nizza überzusiedeln.

Auch die gute Resa Schirnhofer war da, mit einer ihrer Züricher Freundinnen. Schade, daß sie, um Baslerisch zu reden, so „unanmüethig“ aussieht! Ich kann das Häßliche in meiner Nähe nicht lange aushalten (ich meinte schon in Bezug auf Frl. Salomé einige Selbst-Überwindung darin nöthig zu haben)

Nun erwägen Sie, meine verehrteste Freundin, sich, mich, Ihre Gesundheit — man kann in Nizza mindestens so billig leben als in Rom, und wie ich wenigstens urtheile, drei Mal so produktiv.

Von ganzem Herzen

Ihr
Nietzsche.
Umwenden!

Fast vergaß ichs — ad vocem „Propaganda-machen“ in Ihrem vorletzten Briefe, woraufhin ich mir heute eine kleine Rache erlaube — —

Miß Helen Zimmern (es ist dieselbe welche den Engländern mit gutem Erfolge Schopenhauer vorgeführt hat) schreibt an mich „ich möchte Sie nochmals daran erinnern, doch Ihre Freundin, die Verfasserin der Memoiren einer Idealistin zu bitten, mir ihre sämmtlichen Werke zukommen zu lassen. Es würde mir sicherlich Freude machen, wenn ich dieselben in England durch einen Aufsatz bekannt machen könnte, und ich glaube, daß ich diesen Winter Zeit finden könnte, mich mit denselben zu beschäftigen. “

Ich hatte Miss Zimmern in Ihrer Hinsicht einen Wink gegeben, bei einer Unterredung hier in Sils-Maria: ihre Adresse ist London, 7, Tyndale Terrace Canonbury Square

[«]

529. An Heinrich Köselitz in Annaberg

2. Sept. 1884. Sils-Maria
(Oberengadin)

Zuletzt, mein lieber verehrter Freund — was uns auch für Widerwärtigkeiten im Wege stehen mögen, wir Beide gehören nun einmal zur Ritterund Brüderschaft „von der **gaya** scienza“ und wollen uns dessen in diesem guten Jahre, das Ihren „Löwen“ und meinen „Zarathustra“ von Einem Baume abschüttelte, recht von Herzen getrösten. Der Rest — ist Warten, bei Ihnen wie bei mir.

Für die Zukunft trage ich die Hoffnung mit mir herum, daß sich in Nizza eine kleine, äußerst gute Gesellschaft dieses Glaubens an die gaya scienza bilden wird: und im Geiste habe ich Ihnen als dem Ersten schon den Ritterschlag zur Einweihung in diesen neuen Orden gegeben. Man soll „beim Mistral!“ fluchen und schwören — eine andere Verpflichtung wüßte ich nicht, da sich bei Menschen, wie wir sind, Alles „von selber versteht“. —

Einstweilen bin ich durch eine doppelte Quarantäne von Nizza fern gehalten (das heißt durch 2 X 7 Tage) und in Anbetracht, daß erst mit den Herbst-Regen die Cholera verschwinden wird, also etwa in der zweiten Hälfte des October —oscillirt meine Sehnsucht sehr nach dem Norden zu, deutlicher geredet, nach Dresden zu. Sobald die „Aussicht der Aufführung“ Ihnen selber zu Gesicht kommt, (oder auch nur die Wahrscheinlichkeit dieser Aussicht) bitte, telegraphiren Sie hierher. Hier, ohne Ofen, durchfroren, mit blauen Händen, kann ich’s schwerlich lange aushalten — ich müßte mir denn einen Ofen anschaffen.

Ich bin überdies mit der Haupt-Aufgabe dieses Sommers, wie ich sie mir gestellt hatte, im Ganzen fertig geworden — die nächsten 6 Jahre gehören der Ausarbeitung eines Schema’s an, mit welchem ich meine „Philosophie“ umrissen habe. Es steht gut und hoffnungsvoll damit. Zarathustra hat einstweilen nur den ganz persönlichen Sinn, daß es mein „Erbauungs- und Ermuthigungs-Buch“ ist — im Übrigen dunkel und verborgen und lächerlich für Jedermann.

Heinrich von Stein, ein prachtvolles Stück Mensch und Mann, an dem ich Freude gehabt habe, sagte mir ganz ehrlich, er habe von besagtem Z<arathustra> „zwölf Sätze und nicht mehr“ verstanden. — Das that mir sehr wohl.

Schreiben Sie mir ein Wort über Ihre Übersetzung.

Mit der Gesundheit steht es sehr unsicher, es stand in Venedig besser, und in Nizza besser als in Venedig. Alle 10 Tage ein guter Tag: so lautet meine Statistik, hole sie der Teufel!

Kein Mensch, der mir vorliest! Alle Abende melancholisch im niedrigen Zimmer, frostklappernd, 3—4 Stunden die Erlaubniß abwarten, zu Bett zu gehn!

Heute verläßt mich meine beste Sommer-Bekanntschaft, meine Tisch-Nachbarin Frl. von Mansuroff, dame d'honneur der russischen Kaiserin — ach, wir hatten uns so Viel zu erzählen, es ist ein Jammer, daß sie fortgeht! Denken Sie doch, eine veritable Schülerin Chopins, und voller Liebe und Bewunderung für diesen „ebenso stolzen wie bescheidenen" Menschen! - - -

Sils-Maria ist allerersten Ranges, als Landschaft — und nunmehr auch, wie man mir sagte, durch „den Einsiedler von Sils-Maria" — —

Sehen Sie, da schrieb ich schnell noch eine „Unbescheidenheit allerersten Ranges"!

Treulich Ihr Freund
Nietzsche

[«]

530. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria, 2. September 1884>
Donnerstag.

Meine liebe Mutter,

Deine Gabe, die ich als Geburtstagsgeschenk empfangen habe, hat mich wahrhaft gerührt, und ich möchte gern im Stande sein, auch Deinem Wunsche zu entsprechen und nach Naumburg zu kommen. Was die Gegengründe betrifft, so wirst Du durch meinen letzten Brief hinreichend unterrichtet sein. Es versteht sich, daß für einen außerordentlichen Fall (z. B. wenn es vielleicht sich absehn ließe, daß ein Zusammensein zu Dreien das Letzte für eine längere Zeit sein dürfte — ein Fall, der mir öfters vorschwebt und auf den sich, wie ich gemeint habe, der Wunsch meiner Schwester zu einer Zusammenkunft bezieht) — es versteht sich, daß für einen solchen Fall ich die Rücksichten der Gesundheit (und noch mehr die des Geldes) hintenan setzen würde. Auch würde es mir selber wohlthun, einigermaßen mein Programm für die nächsten 5 Jahre auszusprechen das sich ziemlich bestimmt gestaltet hat, Dank der grossen Aufgabe, in deren Dienste ich lebe. Vielleicht würde gerade durch dies Letzte allem dem Mißverständlichen und Entfremdenden, an welchem die vergangenen Jahre so reich waren, am besten in Hinsicht auf die Zukunft vorgebeugt.

Zum Mindesten würde ich klar machen, weshalb man einem so Tief-beschäftigten und ebenso Tief-Verborgenen Menschen, wie ich bin, mit der größten und schonendsten **Vorsicht** begegnen müsse (nach der Regel, daß man einen Nachtwandler nicht anreden darf —)

— Im Übrigen steht Alles gut, und ich habe, trotz der größten Schwierigkeiten, bis zu diesem Zeitpunkte (dem 40ten Lebensjahre) Alles noch von mir erreicht, was ich erreichen wollte. —

Schreibe mir, bitte, umgehend, und erwäge, ob im andern Fall vielleicht nächstes Jahr um dieselbe Zeit ein solches Zusammensein zu Dreien in's Auge zu fassen wäre.

Es hat mich sehr gefreut, daß Du an die kleine Adrienne gedacht hast. Meine Leute hier sind ausgezeichnet, und nachgerade wird der „Einsiedler von Sils-Maria" von allen Seiten sehr achtungsvoll behandelt. Mehrere der Sommergäste der hiesigen Hôtels haben mir Abschiedsbesuche gemacht.

Honig excellent! Handschuh sehr erwünscht! —

Wirklich, ich fürchte mich jetzt vor langen Reisen, Du kannst nicht glauben, was ich dies Jahr schon an den Folgen der Eisenbahn- und Postfahrten gelitten habe. Sils und Nizza, Nizza und Sils — und dazwischen eine Frühjahrs-Station: so wird es gehen. — Mit den herzlichsten Wünschen für uns 3

Dein Sohn F.

Ich bin traurig über die Abreise meiner vortrefflichen Tischnachbarin Frl. von Mansuroff, dame d'honneur der russichen Kaiserin (einer veritablen Schülerin Chopins) und langweile mich seitdem. Besuch verabredet.

Dr. von Stein hat mit der höchsten Verehrung vom Charakter des Dr. Rée und von seiner Liebe für mich geredet — was mir sehr wohlgethan hat. —

Das Neueste ist: „der Kampf um Gott", Roman von H. Lou.

[«]

531. An Resa von Schirnbofer in Graz

(2. Sept. 1884) Sils-Maria, Oberengadin

Sehr geehrtes Fräulein

inzwischen gieng es nicht gut. Ah, diese dumme Gesundheit! Außerdem ist es kalt hier oben, blau-finger-kalt, um mich kurz verständlich zu machen; ich wälze das Problem eines Ofens in meinem Kopfe.

Von Nizza bin ich jetzt durch 2 Quarantänen, jede zu 7 Tagen, fern gehalten — was mich etwas nach Norden zu oscilliren macht. Ich möchte wissen, ob man auf die Dresdener Aufführung des „Löwen von Venedig“ rechnen dürfte — in diesem Falle wäre ich **sehr** versucht und verlockt —. Zuletzt wünscht meine Schwester, „wichtiger“ Dinge halber, ein Zusammentreffen.

Inzwischen kam Heinrich von Stein zu Besuch, nicht länger und nicht kürzer als Sie selber, und sehr erquicklich. Was mir Das gut that! — endlich ein Mensch mit einer heroischen Grundstimmung, und in der Umgebung R. W<agner>’s schön zur Ehrfurcht erzogen, ganz anders als jetzt erzogen wird (nämlich zum Mitreden und Mitschwätzen über Jedes vor Jedem) Er hat mir Aussichten gemacht, für die Zeit, wo sein Vater nicht mehr lebt — zu mir nach Nizza überzusiedeln. —

Eben nahm Frl. von Mansuroff Abschied — oh wie einsam ist es schon geworden! —

Lesen Sie, ich bitte, Stifter’s „Nachsommer“. —

(„Der Kampf um Gott“ Roman von H. Lou (Stuttgart, Auerbach), seit Mai im Druck.)

In summa: ich bin mit dem Sommer zufrieden, insofern ich für 6 Jahre den Entwurf gemacht habe, den Entwurf meiner „Philosophie“ oder „Religion“ oder was weiß ich? Genug, es muß noch gelebt werden. —

Aber die dumme Gesundheit! — —

Nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank für Ihren Besuch und bleiben Sie gut-freundschaftlich gesinnt.

Ihrem ergebensten
Nietzsche.

[«]

532. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria, Anfang September 1884>

Anbei, meine liebe Mutter, das letzte Document, welches ich in Bezug auf meine Chemnitzer Gelder in den Händen habe; es fehlt, wie Du sehen wirst, der Zins vom 1 Januar 1883 bis 1 April 1884.

Herr Schmeitzner schrieb im vorigen Monat an mich (ohne von mir an sein Versprechen erinnert zu sein): „ich stecke jetzt tief in Hypotheken, Kaufs- und Miethverhandlungen, denn ich muß Wort halten und Ihnen am 1. April das Darlehn zurückzahlen.“

Alles Weitere sei nun Dir anbefohlen, meine liebe Mutter! Dein Vorschlag ist mir vollkommen recht; willst Du es anders, ist es mir auch recht.

Von Mitte nächsten Jahres an hört meine Baseler Pension auf. Von da an will ich langsam meine Gelder aufbrauchen, langsam und sparsam, wie ich es gewöhnt bin — ja noch etwas sparsamer. Ich fange an mit den Geldern, welche ich noch in Basel habe: dann kommt das Schmeitznersche Geld an die Reihe (abgesehn von den 600 Thl.) und zuletzt mein Naumburger Vermögens-Rest. Bis ich mit dem Allen fertig bin, werde ich noch durch zweite Außagen und neue Schriften manche Einnahme haben.

Ich werde noch einige Zeit hier bleiben. Nach Taormina zu gehn, wozu mir meine Schwester räth, liegt mir jetzt ganz fern ebenso fern als Fräulein Mellien. Auch auf die Einladung von Malvida nach Rom habe ich mit Nein geantwortet.

Mitten in tiefer Arbeit.

Von Herzen
F.

[«]

533. An Franz Overbeck in München

Sils-Maria, 14 Sept. 1884.

Lieber Freund, herzlichen Dank voraus!

Im Ganzen sind alle Dinge diesen Sommer bei mir von der Stelle gekommen, und der Hauptzweck ist erreicht worden, freilich sehr auf Unkosten der Gesundheit: namentlich ist eine plötzliche auffallende Verdunkelung der Augen hinzugekommen, die mich nöthigt, mit Schiess zu correspondiren. Die Gesammt-Depression, an der ich leider bei unserm Zusammensein in Basel litt, ist aber gehoben; ich glaube jetzt, daß ich die Differenz mit meinen Angehörigen hundert Mal zu schwer genommen habe. Es genügte schon der Vorschlag zu einem

Rendezvous mit meiner Schwester, um vergnügte Gesichter zu machen. Das ist nun mein ewig wiederholter Fehlgriff, daß ich mir fremdes Leid viel zu groß vorstelle. Von meiner Kindheit an hat sich der Satz „im Mitleiden liegen meine größten Gefahren“ immer wieder bestätigt (vielleicht die böse Consequenz der außerordentlichen Natur meines Vaters, den Alle, die ihn kannten, mehr zu den „Engeln“ als zu den „Menschen“ gerechnet haben) Genug, daß ich durch die schlimmen Erfahrungen, die ich mit dem Mitleiden gemacht habe, zu einer theoretisch sehr interessanten Veränderung in der Werthschätzung des Mitleidens angeregt worden bin.

Das Erlebniß des Sommers war der Besuch Baron Stein’s (er kam direkt aus Deutschland für 3 Tage nach Sils und reiste direkt wieder zu seinem Vater — eine Manier, in einen Besuch Accent zu legen, die mir imponirt hat) Das ist ein prachtvolles Stück Mensch und Mann und mir wegen seiner heroischen Grundstimmung durch und durch verständlich und sympathisch. Endlich, endlich ein neuer Mensch, der zu mir gehört und instinktiv vor mir Ehrfurcht hat! Zwar einstweilen noch trop wagnetisé, aber durch die rationale Zucht, die er in der Nähe Dührings erhalten hat, doch sehr zu mir vorbereitet! In seiner Nähe empfand ich fortwährend auf das Schärfste, welche **praktische** Aufgabe zu meiner Lebens-Aufgabe gehört, wenn ich nur erst genug jüngere Menschen einer ganz bestimmten Qualität besitze! — einstweilen ist es noch unmöglich, davon zu reden, wie ich denn auch noch zu keinem Menschen davon geredet habe. Welch sonderbares Schicksal, 40 Jahr alt werden und alle seine wesentlichsten Dinge, theoretische wie praktische, als Geheimnisse mit sich noch herumschleppen! — Vom Zarathustra sagte Stein ganz aufrichtig, er habe „zwölf Sätze und nicht mehr“ davon verstanden: was mich sehr stolz gemacht hat, denn es charakterisirt die unsägliche Fremdheit aller meiner Probleme und Lichter (zufällig brachte der Sommer mir mehrmals dasselbe Zeugniß in Betreff der Morgenröthe und fröhlichen Wissenschaft „die fremdartigsten Bücher, die es giebt“).

Dagegen ist Stein Dichter genug, um z.B. von dem „anderen Tanzlied“ (dritter Theil) aufs Tiefste ergriffen zu sein (er hatte es auswendig gelernt) Wer nämlich gerade bei den Heiterkeiten Zarathustra’s nicht Thränen vergießen muß, der gilt mir als noch ganz fern von meiner Welt, von mir.

Stein hat mir aus freien Stücken versprochen, zu mir nach Nizza überzusiedeln, sobald sein Vater nicht mehr lebt: dem zu Liebe er es im Norden und an einer deutschen Universität aushält.

Daniella v. Bülow hat mir durch ihn sagen lassen, daß sie ihre Verlobung aufgelöst habe und jetzt, zur Stärkung, meine Schrift „Schopenhauer als Erzieher“ lese.

Köselitzens Schicksal macht mir viel Sorge. Mit der früheren Unabhängigkeit scheint es vorbei zu sein, es steht nicht gut mit der Färberei seines Vaters, er wird schwerlich wieder von Hause fortkönnen, solange er nicht Erfolge hat. Was diese betrifft, so ist der jetzt herrschende Wagnerismus ihm durchaus nicht schädlich, im Gegentheil: vorbereitend, wie ich selber es **persönlichst** erlebt habe — die zartesten und sublimsten Zustände haben noch nie vor Wagner so geleuchtet, und erst nachdem man durch ihn Augen für diese Lichter und Farben bekommen hat, weiß man, wohin die Kunst unsres Venediger Maestro will und muß — — Seine Gegnerschaft liegt vielmehr im deutschen bewußten oder unbewußten Obscurantismus und Sentimentalismus, in den zweiten-Aufguß-Brühen, wie sie z.B. Brahms servirt, und in summa in der deutschen Mittelmäßigkeit des bürgerlichen Geistes, welcher allem Südländischen gegenüber sich argwöhnisch-reizbar verhält und „Frivolität“ wittert. Es ist derselbe Gegensatz, den meine Philosophie zu spüren bekommt — man haßt an mir und an Köselitzens Musik den hellen Himmel.

Ein Italiäner sagte kürzlich „gegen das, was wir Himmel cielo nennen, ist der deutsche Himmel una carricatura.“

Bravo! da steckt meine ganze Philosophie! —

Von Herzen grüßend und Dir sammt den Deinen das Beste wünschend

Dein Freund N.

Es geht in den nächsten Tagen fort, muthmaaßlich nach Nizza. Adresse jedenfalls: Nizza poste restante.

„Der Kampf um Gott“ Roman von H. Lou (Stuttgart, Auerbach) — Stein sprach davon. —

[«]

534. An Heinrich von Stein in Völkershausen

Sils-Maria, den 18 September 1884.

Lieber Herr Doctor,

hier ein letzter Gruß aus Sils-Maria, wo es sehr Herbst geworden ist: — sogar die Einsiedler fliegen davon.

Ihr Besuch gehört zu den drei guten Dingen, für welche ich diesem Zarathustra-Jahre von Grund aus dankbar bin.

Vielleicht sind Sie schlimmer dabei gefahren? Wer weiß, ob Sie nicht viel zu sehr den Philoctet auf seiner Insel gefunden haben? Und sogar Etwas von jenem Philoctet-Glauben: „ohne meine Pfeile wird kein Ilion erobert!“

In einem solchen Zusammentreffen, wie dem unsrigen liegt immer viel Folge, viel Verhängniß. Aber das glauben Sie mir gewiß: von nun an sind Sie einer der Wenigen, deren Loos im Guten und Schlimmen zu meinem Loose gehört.

Treulich
der
Ihre
Nietzsche.

NB. Für alle Fälle irgend eines Anliegens gebe ich Ihnen diese ewige Adresse:

Nizza, poste restante.

[«]

535. An Gottfried Keller in Zürich

Sils-Maria, Oberengadin
20 Sept. 1884.

Hochverehrter Herr,

vom 25. September an werde ich meinen Herbst-Aufenthalt in Zürich nehmen (in der Pension Neptun, inneres Seefeld) Zu den Wünschen die ich mit diesem Aufenthalte verbinde, gehört — zu aller oberst — der Wunsch, von Ihnen die Erlaubniß zu einem Besuche zu erhalten (nebst einem Wink über Ort und Stunde, vielleicht in der Museums-Gesellschaft? oder wie es Ihnen gut und gelegen dünkt.)

Mein „Zarathustra“ ist hoffentlich in Ihren Händen? — Mit ehrerbietigem Gruße

Prof. Dr. Friedr Nietzsche

[«]

536. An Heinrich Köselitz in Annaberg

<Sils-Maria, 20. September 1884>

Eine Bitte an Sie, lieber Freund! — und machen Sie ein freundliches Gesicht dazu!

Ich habe meine Verbindung mit Kapellmeister Hegar in Zürich wieder angeknüpft und möchte gerne ihn zu einer Concert-Aufführung von „Scherz List und Rache“ überreden. Nun haben Sie freilich allen Grund, an meiner Überredungs-Kunst zu zweifeln — ich selber zweifle vielleicht noch mehr daran. Aber zuletzt handelt es sich um einen Versuch: erreiche ich Nichts, so haben wir wieder Das gelernt, was wir schon wußten — sonst aber wäre damit nichts verdorben, sondern alles „beim Alten“. —

Meine Adresse ist hierzu, vom 25. September an

Zürich, Pension Neptun

(ich bitte die Partitur „einschreiben“ zu lassen)

Wenn Sie zufällig den Klavier-Auszug von „Nacht, du holde“ besitzen (oder jemand Ihrer Angehörigen), bitte legen Sie ihn bei — ich sende ihn pünktlich wieder zurück, wenn ich Zürich verlasse.

Für den Winter bleibt es bei Nizza.

Über B<althasar> Grazian empfinde ich wie Sie: Europa hat nichts Feineres und Complicirteres (in der Moralisterei!) hervorgebracht. Gegen meinen „Zarathustra“ macht er immerhin den Eindruck von Rococo und sublimer Verschnörkelung — oder was denken Sie darüber?

— Der Besuch v. Stein’s hat Nachwirkungen, er scheint tief ergriffen sich nach allen Seiten hin darüber ausgesprochen zu haben. Die Erziehung in der Nähe Dühring’s und Wagner’s hat zum Mindesten ihn feinfühlig in Bezug auf das verborgene Pathos eines Einsam-Daherziehenden gemacht: mir selber war in seiner Nähe zu Muthe, wie jenem Philoktet auf seinem Eilande beim Besuch des Neoptolemos — ich meine, er hat auch Etwas von meinem Philoktet-Glauben errathen „ohne meinen Bogen wird kein Ilion erobert!“ —

Übrigens hat sich mir die Aufgabe des nächsten Jahrzehends wundervoll auseinander gelegt — obwohl ich schaudere und staune, wenn ich nach den Kräften frage, die einer solchen Aufgabe genügen könnten. Man muß abwarten und „die Schürze aufhalten“ wenn der Baum von irgend einem Winde geschüttelt wird — mehr weiß ich nicht.

Gestern rechnete ich aus, daß die entscheidenden Höhepunkte meines „Denkens und Dichtens“ („Geburt der Tragödie“ und Zarathustra) mit dem Maximum der magnetischen Sonnen-Einwirkung zusammenfallen, umgekehrt mein Entschluß zur Philologie (und Schopenhauer) (eine Art Selbst-Irrewerden) und insgleichen Menschliches Allzumenschliches (zugleich schlimmste Crisis meiner Gesundheit) mit einem Minimum. — Sehen Sie, wie der Einsiedler von Sils-Maria zum Astrologen wird?

Allerherzlichste Wünsche!
Ihr N.

[«]

537. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Sils Freitag. <20. September 1884>

Meine liebe Mutter,

zum Glück bin ich noch hier; meine Entscheidung in Betreff einer Zusammenkunft mit meiner Schwester wird in ihren Händen sein. In Rücksicht auf Deine Cholera-Besorgnisse habe ich nicht Lugano gewählt: was „die Teilsplatte“ betrifft, so ist sie zu nahe an der Eisenbahn, um für mich ein erträgliches Ruhequartier abzugeben. Im Oktober Bäder im Vierwaldstätter See zu nehmen ist wohl kaum im Ernst gemeint gewesen.

Also Zürich, Pension Neptun, ein gutes bekanntes Haus: ich habe bereits eine Notiz dahin abgehen lassen, an General Simon, der gerade dort ist (derselbe hat in Nizza mir in manchen praktischen Dingen geholfen, wo es mir selber schwer war, das Praktische zu finden — ein gutmüthiger, stiller, trockner und äußerst zuverlässiger alter Herr, über den vielleicht Dr. Ziller Dir Auskunft geben kann)

Für den Fall, daß meine Schwester mir eine besondere Gefälligkeit erweisen will, würde ich sie ersuchen, mir Etwas mitzubringen, nämlich

1) eins von meinen alten Nachthemden

2) ein Paar dünne weiße Strümpfe (von den alten) von wegen zu enger Stiefeln

3) ein Buch, das letzte, das Jacobi für mich eingebunden hat, daran erkenntlich, daß die Ränder nicht über den Schnitt hinausragen: heißt Arnobius, deutsch, altes gelbliches Papier darin. Ein Kirchenvater

4.) ein zweites Buch, nämlich der erste Band meines dreibändigen deutschen Montaigne (steht im Kabinett unter den guten Büchern, ein alter Schmöcker

Ich selber will am 24. Sept. früh hier abreisen und werde am 25. Vormittags in Zürich sein. Nach eben getroffener Verabredung werde ich wahrscheinlich von zwei Gelehrten bis dahin begleitet, von Prof. Leskien aus Leipzig und Dr. Brockhaus: sehr zu meiner Beruhigung, denn Alleinreisen ist nachgerade für mich eine nicht ungefährliche und mich unbeschreiblich aufregende Sache.

Die Augen immer mehr verdunkelt. —

Möge die Zusammenkunft einen guten Ausgang haben, und namentlich nicht noch neues Unheil aus ihr wachsen!

Bei dem Wort „höchst wichtig für mich“ kann ich mir gar nichts mehr denken.

Herzlich grüßend
Dein Sohn.

[«]

538. An Heinrich Köselitz in Annaberg

<Zürich, 30. September 1884>

Verzeihung, lieber Freund, für dies abgerissne Blättchen und noch abgerissnere Briefchen! Zunächst — zu Ihrer Beruhigung, die Partitur ist seit gestern in meinen Händen, — oder vielmehr, sie ist es bereits nicht mehr, denn ich brachte sie Nachmittags zu Hegar. Gäbe es Orchesterstimmen, so bekäme ich die Ouvertüre schon die nächsten Tage zu hören (denn Hegar macht mir hier den Herbst zum Fest, will mir die Arlésienne spielen lassen und was ich will, privatissime, in der Tonhalle und überdieß hat er Herrn Freund, den Schüler Liszts, den ich von früher her kenne, beredet, mir Einiges nach Herzenslust vorzuspielen. Oh der Jammer, daß es keine Klavierauszüge von der mir liebsten und tröstlichsten Oper giebt! Wie Ihre Melodien mir den ganzen Sommer hindurch um die Seele gelaufen sind!

Der Himmel ist nizzahaft schön und ein Tag wie der andre. Meine Schwester ist bei mir; angenehmste Art sich **wohl** zuthun, wenn man sich lange weh gethan hat. Gottfried Keller hat für heute mit mir eine Zusammenkunft verabredet. Ich habe den Kopf voll der ausgelassensten Lieder, die je durch den Kopf eines Lyrikers gelaufen sind. Zusammen mit Ihrer Partitur gab es einen Brief von Stein, der mir zu all den guten Dingen dieses Jahres als ein kostbares Geschenk, nämlich als ein neuer ächter Freund, geschenkt worden ist.

Kurz — seien wir voller Hoffnungen, oder um mich besser, mit Worten des alten G<ottfried> Keller auszudrücken:

„Trinkt, oh Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt! “

Ihr dankbarer Freund
N.

Bis Ende Oktober hier, Zürich Pension Neptun dann Nizza.

[«]

---

539. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Zürich, 4. Oktober 1884>

Meine liebe Mutter,

inzwischen wirst Du wohl ausreichend gehört haben, daß sich Deine Kinder wieder artig mit einander vertragen und in jedem Betracht guter Dinge sind. Wie lange dies Zusammensein noch dauern wird, läßt sich heute noch nicht sagen; meine Arbeiten, die ich vorhabe, bestimmen mich unter allen Umständen bald wieder zur Einsamkeit: und der Klumpfuß, den ich mit mir schleppe, ich meine 104 Kilo Bücher, wird mich nicht gar zu weit von hier weg fliegen lassen. —

So ist denn für dieses Jahr unser Wiedersehn eine Unmöglichkeit; ich wünsche von Herzen, daß es Dir nicht schwer fallen möge.

Die guten Absichten, welche Dein letzter Brief aussprach, mich etwas stattlicher gekleidet durch die Welt gehen zu machen, habe ich mit vielem Danke angenommen; in der That, ich bin ziemlich dürftig daran und durch viele Ortswechsel ein wenig allzu abgeschabt, gleich einem Bergschafe.

Die Gesundheit macht mir alle Augenblicke Noth: ein fremder Ort und manches Ungewohnte in Speise und Tages-Ordnung malträtirt mich immer. Mein Aussehn ist aber gut und nicht anders als im vorigen Jahre.

Mit herzlichem Danke Dein
F.

[«]

540. An Franz Overbeck in München

4 Oktober 1884 Zürich.

Lieber alter Freund,

ich bin seit einer Woche hier in Zürich (Pension Neptun) zum Zwecke einer Zusammenkunft mit meiner Schwester — und bis jetzt ist viel guter Sonnenschein in uns und über uns gewesen. Im ganzen Jahre, seitdem ich Nizza verlassen, ist es mir auch leiblich nicht so wohl gegangen, wie hier. Ich bleibe noch einige Zeit und ersuche Dich, das Geld (1000 frcs.) nicht nach Nizza, sondern hierher abzusenden (Pension Neptun, recommandirter Brief, wenn ich bitten darf)

Man muß hübsch Viel begraben, um hübsch Viel noch leben zu können — da man letzteres nun einmal muß.

Dein Freund Nietzsche

Herzlich Glück zur Rückkehr und zum Winter-Halbjahr wünschend. — Nizzahaftes Sonnen-Himmel-Wetter! (— Meine Schwester ist ein Pracht-Thierchen; nächstes Jahr werde ich sie wohl auf die bewußte „überseeische“ Manier für lange verlieren.

(— Schmeitzner will „mich“ für 20 000 Mark verkaufen, aber findet Niemanden, der zu „mir“ Muth genug hat. Dies Beides privatissime

[«]

541. An Heinrich Köselitz in Annaberg

Mittwoch,
Zürich, Pension Neptun.
<8. Oktober 1884>

Lieber Freund,

man verspricht mir, daß Ende nächster Woche die Orchesterstimmen der Löwen-Ouvertüre fertig abgeschrieben sind — und dann wird es, vor einem einzigen Zuhörer, nämlich vor mir, eine Aufführung derselben in der Tonhalle geben. Mehr — habe ich bis jetzt nicht erreicht. Vielleicht, daß ein

Intimwerden des Dirigenten mit derselben uns einen Schritt weiter bringt. — Wie schwer und absurd „aller Anfang“ ist! — Seien wir guter Dinge!

Übrigens ist Hegar ein vorzüglicher Dirigent — die Art, wie er gestern seinem Orchester eine Beethoven’sche Ouvertüre in’s Gefühl und „Gewissen“ schob, hat mir ganz und gar imponirt. Es giebt zwischen uns eine vollkommene Ehrlichkeit. —

Er machte mir zu Liebe die Arlésienne; das Adagietto klingt ganz sublim.

Von Ihnen, als dem Urheber der Partitur, vermuthet er immer wieder, Sie müßten Kapellmeister beim Militär sein oder in einer kleinen Stadt, — Sie hätten so wenig Zutrauen zu den Geigen, und wollten Alles blasen machen. Natürlich schweige ich über alles Persönliche, die Stimmen sollen nicht einmal Ihren Pseudo-Namen tragen. —

Verfluchte Akustik der Tonhalle!

Ganz von Herzen grüßend
Ihr N.

So steht es „in den Sternen“ geschrieben, daß ich Ihr erster Hörer bin! — und nicht einmal Sie - - -?

[«]

542. An Franz Overbeck in Basel

Zürich, Pension Neptun <Mittwoch> <8. Oktober 1884>

Lieber Freund,

hoffentlich bist Du mit Deiner guten Frau wieder daheim, und auch im Besitz meines vor wenigen Tagen übersandten Briefchens.

Heute ersuche ich Dich, mir für eine Woche das Köselitzische Lied „Nacht Du holde“ zu überlassen — ich habe die Möglichkeit, es hier einmal mir zu Ohren zu bringen, und große Sehnsucht darnach. —

Von Herzen Dein N.

[«]

543. An Heinrich Köselitz in Annaberg

Zürich Pension Neptun 14. Oktober 1884
Dienstag

Heute morgen, lieber Freund, hat unser Hegar mit seinem Orchester Ihre Ouvertüre studirt, um sie mir nächsten Sonnabend Morgens 1/2 11 Uhr zwei Mal hintereinander vorzuspielen (Tonhalle)

Den Nachmittag war ich mit ihm zusammen und ließ mir erzählen. Daß Sie doch dabei gewesen wären! Er sprach mit großer Sympathie und aufrichtigem Wohlwollen für — uns Beide. „Sehr viel Talent“ — und dergleichen, was sich von selber versteht. Aber — denn es giebt ein „Aber“ — er wurde nicht müde, das dringendste Bedürfniß auszudrücken, daß Sie ein Orchester in die Hände bekommen müßten (er findet im Punkt der Instrumentation fortwährend jenen Widerspruch zwischen der Feinheit der Absichten und dem „Irrthum der Mittel“, und demonstrirt es an Beispielen.) Er sprach von Ihrem „imaginären Orchester“; auch davon, daß Sie gewisse Farben-Effekte, die Ihnen zusagten, im Übermaaße gebrauchten und abbrauchten usw. usw. Es legte sich mir ein Alp auf die Brust: er meinte, Ihr Werk klinge unbedingt anders als Sie sich vorstellten, und Sie selber würden am meisten verwundert beim Zuhören sein.

Ich schicke diese Zeilen ab, mit dem nicht zu verbergenden Wunsche, Sie möchten am Sonnabend mit zuhören. Wenigstens fürchte ich die Verantwortlichkeit, allein dabei zu sitzen, mit meiner erbärmlichen Laienhaftigkeit und Liebe zu Ihnen. (Das Adjektiv „erbärmlich“ gehört nur zum ersten Worte)

In treuer Liebe zu Ihnen
FN.

— — die Sache scheint mir von der äußersten Wichtigkeit für Sie, für die deutsche Musik, für uns. Wenn Sie nicht an die Dresdener Aufführung glauben, so kommen Sie doch ja! — —

Schönsten Dank für den eben erhaltenen Brief! Muth! Hoffnung! Ich bleibe hier bis Ende Oktober.

[«]

544. An Franz Overbeck in Basel

<Zürich, 14. Oktober 1884>

Lieber Freund,

in aller Geschwindigkeit die Mittheilung, daß diesen Samstag, Morgens 1/2 11 Uhr in der Tonhalle die Ouvertüre zum „Löwen in Venedig“ zu hören ist. — — — — — —

Zugleich als Dankes-gruß beim Empfang Deiner Geburtstagswünsche.

Von Herzen
F.N.

[«]

---

545. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Zürich Pension Neptun den 17 Oct. 1884

Meine liebe gute Mutter

Deine Briefe und Deine Geschenke — Alles hat mir besonders wohl gethan: so daß ich dies Mal mit viel besserer Gesundheit in das neue Lebensjahr hinübergesegelt bin als all die letzten Jahre hindurch. Der ganze Züricher Aufenthalt ist bisher wohl gerathen, und mein Herabsteigen aus dem Engadin ohne alle üblen Folgen geblieben. Das ausgezeichnet helle Wetter kam mir zu Hülfe, vor allem aber die herzliche und aufrichtige Art unsres geschwisterlichen Zusammenseins. Ich denke, daß nun für die Zukunft zwischen mir und meiner Schwester der Himmel wieder hell gemacht ist. — Im Übrigen empfinden wir, Du und ich, in Bezug auf die Entscheidung des nächsten Jahres ganz gleich, so daß ich eigentlich Nichts dazu Dir zu sagen habe. Höchstens das, was Du aber auch schon als ausgemachte Wahrheit wissen wirst: jeder von uns Dreien hat für das, was er am liebsten möchte und thäte, zwar den besten Willen, aber zu wenig — Geld.

Deine Trauben sind viel schöner als die Züricher, die ich hier zu Tisch bekomme; und was den Honig angeht, so wird auch zukünftig eine Sendung davon zu den angenehmsten Weisen gehören, mich an die Heimat zu erinnern. Ein wenig Honig dieser Qualität nach Tisch scheint mir sogar gut zu thun, während ich gern schon lange auf die gewöhnlichen „Honigtöpfe“ der Schweiz verzichtet habe.

Donnerstag Mittag war das Kästchen in meinen Händen. —

Hemd und Strümpfe — alles höchst erwünscht und nöthig!

Bis Ende des Monates bin ich noch hier, dann wieder Nizza oder Umgebung von Nizza. Es gehört zu den wesentlichsten Errungenschaften des letzten Jahrs für mich, zu wissen welche Gegend Europa’s ganz eigentlich meine Gegend ist. Ich bin davon überzeugt und habe eben die Probe abgelegt, insofern ich der mehrfachen Versuchung, diesen Winter nach Rom zu gehn, widerstanden habe.

Mit dem allerherzlichsten
Danke
Dein
F.

[«]

546. An Heinrich Köselitz in Annaberg

1/2 12 Uhr Sonnabend
<Zürich, 18. Oktober 1884>

Lieber Freund Gast,

eben komme ich aus der Tonhalle: Heil dieser guten Stunde und Ihnen, der sie mir geschenkt hat! So ist denn Ihre Musik zum ersten Male erklungen, und ich bin stolz darauf, daß dies durch mich und für mich geschehn ist. Mag diese Löwen-Ouvertüre ein Symbol Ihres Laufs durch die Welt sein — so kühn, männlich, witzig, wacker lief sie dahin, ganz und gar nach meinem Herzen, voll hellen Himmels und gewißlich auch — voller Zukunft.

H<egar> will dieser Tage mit der Partitur zu mir kommen; über ein paar Einzelheiten schreibe ich nach dieser Besprechung. — Er sagte, sichtlich warm für Sie geworden, auf dem Orchester-Podium zu mir, gleich nach dem Schlüsse „wenn Sie*) noch Etwas zu hören wünschten, so möchten Sie nur nach Zürich kommen“. —

Leben Sie wohl, lieber Freund — freuen Sie sich mit mir, denn ich freue mich unbändig.

Ihren verehrten Eltern meine Empfehlungen und — aus vollem Herzen — meine Glückwünsche!

Treulich
Ihr
N.

[«]

547. An Elisabeth Nietzsche in Straßburg

<Zürich, 19. Oktober 1884>

Mein liebes Lama

schließlich muß ich, um Dich noch auf Deiner Wanderschaft zu erreichen, ein Briefchen nach Naumburg adressiren. — Es ist mir öfter zu Muthe gewesen, als ob ich Dir, bei unserm Zusammensein in Zürich, nicht ausreichend meine Liebe bezeugt hätte. Man verlernt Das, wenn man so allein lebt wie ich. — Inzwischen gieng es erträglich, nur Einen Tag war ich krank und zwar wieder allein aus klimatischen Gründen. — Ich bin, mit Hülfe der Bibliothek, jetzt arbeitsam; doch sage ich mir jeden Tag von Neuem, daß alles Dies nur Zwischenakt und Erholung ist: — wenn „der Geist über mich kommt“, muß ich hundert Mal einsamer und „unzerstreuter“ sein als ich hier sein kann (dann sind mir vielleicht die dummen Pensions-Heerdenthiere gar nicht so unzuträglich, ja vielleicht wohlthätiger als jede Art von näherer Menschheit) NB! —

Während wir zusammen zur Bahn fuhren, meldete Hegar, daß denselben Morgen die Ouvertüre geprobt werde. Dies ergab zur Folge, daß wir Beide darum kamen, denn ich kehrte erst Mittag in den Neptun zurück. Gestern fand eine zweimalige Vorführung dieser Ouvertüre statt, zu meiner freudigsten Genugthuung — sie klang **prachtvoll** (H<egar> hatte schon einige Tage vorher seinen ersten Eindruck zurückgenommen und als „Irrthum“ bezeichnet — er ist ersichtlich warm geworden, wie ich es vermuthete.) Gestern bezahlte ich die Noten-Abschriften — eine Sache von nicht mehr als — 21 frs. Komisch! Man kann sein Geld nicht besser anlegen. — Köselitz denkt, nach der letzten Karte, daran, nach Zürich überzusiedeln — ich soll bei Hegar anfragen. —

Am Tage Deiner Abreise gieng Frl. Müller durch resp. sie siedelte zu ihrem Studenten über, mit einem entliehenen Hut, Shawl und — meinen Noten! Sollte man’s glauben? Vier Tage war ich in „schwebender Pein“, endlich übte ich eine sonderbare Pression aus, indem ich Beschlag auf einen Brief legte — und erhielt meine Noten zurück. — Die alte Frau Müller erzählte mir gestern genug von der ganzen Geschichte, oder vielmehr viel zu viel: viel Unflätherei. —

Herzlichsten Dank für Deinen Brief zum Geburtstag; und wie viel hast Du mir dies Mal geschenkt! Alle Tage gar nichts Anderes als immer schenken! Es war ein recht wohl gerathner Herbst bisher. Meinen allerschönsten Dank!

Dein F.

[«]

548. An Heinrich Köselitz in Annaberg

Mittwoch Morgen. <Zürich, 22. Oktober 1884>

Lieber Freund Gast,

wenn die Dresdener Aufführung nicht drängt, so kommen Sie schnellstens hierher — schnellstens, weil H<egar> im Herbst immer etwas mehr Zeit hat als im Winter, und weil ich selber hier bald abreisen will. H<egar> hat mir gestern, als er die Partitur zurückbrachte und zwar bevor ich die Anfrage an ihn richtete, mit der Sie mich in Ihrer letzten Karte beauftragten) proponirt, Sie möchten doch alle Herbste hierher kommen — er wolle Ihnen gerne von jeder seiner Proben eine halbe Stunde einräumen, wo Sie das Orchester selber „in die Hand nehmen“ und Ihre Sache einstudiren und sich vorführen könnten. Diese Proposition erschien mir so artig, daß ich heute nur nochmals das Wörtchen „schnellstens“ unterstreichen möchte — weil, wie gesagt, die Arbeit Hegars von jetzt ab fortwährend anwächst, und er bald vielleicht keine Zeit mehr für uns übrig hat. — Natürlich war er mit Ihrem Wunsche ganz einverstanden; und wenn Sie den Winter hier zubringen, so giebt es mancherlei Musik zu hören, bei deren Einübung Sie nach Belieben zugegen sein können. Also! — (Der Pianist Herr Freund spielt mir öfter vor.)

Eine Besprechung der Ouvertüren-Partitur im Einzelnen bleibt bis auf Ihre Hierherkunft aufgespart.

Es versteht sich von selber, daß die in Dresden angeknüpfte Beziehung die wichtigere und entscheidende sein muß.

Ganz von Herzen
der Ihre
N.

[«]

549. An Elisabeth Nietzsche in Straßburg

<Zürich> Mittwoch. <22. Oktober 1884>

Gestern, mein liebes Lama, war ein schöner Tag, und Dein Brief kam mitten unter lauter guten Dingen in meine Hände. Das Wetter von früh an strahlend in Nizza-hafter Herrlichkeit. Um 9 Uhr gieng ich in die Tonhalle und erlabte mich an Beethoven und Bizet. Dann meldete mir der deutsche Besitzer vom Hôtel des Etrangers in der ehrerbietigsten Form seine Freude, daß ich daran dächte, für den Winter in sein Haus zu kommen und garantirte die selben Bedingungen, wie bisher in Nizza. Dann kam Hegar und brachte die Köselitzische Partitur: er stellte sich für jeden Herbst mit seinem Orchester zur Verfügung und bot aus freien Stücken an, Herrn Peter Gast von jeder seiner eignen Orchester-Proben eine halbe Stunde abzutreten, wo K<öselitz> also das Orchester selber „in die Hand nehmen" und seine Sachen einstudiren könne. Nach diesem Vorschlage brachte ich die inzwischen eingetroffne Bitte K<öselitz>'s vor, hierher zu H<egar> zu kommen, um in der nächsten Nähe eines Orchesters zu leben — kurz, es paßte Alles gut zusammen, und ich meine das Schicksal K<öselitz>'s mit diesem Züricher Aufenthalte vorwärts gebracht zu haben. — Nachmittags machte ich einen langen Spaziergang mit meiner neuen Freundin Helene Druscowicz, welche einige Häuser weit von der Pension Neptun mit ihrer Mutter wohnt: sie hat sich von allen mir bekannt gewordenen Frauenzimmern bei weitem am ernstesten mit meinen Büchern abgegeben, und nicht umsonst. Sieh einmal zu, wie Dir ihre letzten Schriften gefallen („drei englische Dichterinnen", darunter die Elliot, welche sie sehr verehrt) und ein Buch über Shelley. Jetzt übersetzt sie den englischen Dichter Swinburne. Ich meine, es ist ein edles und rechtschaffnes Geschöpf, welches meiner „Philosophie" keinen Schaden thut. Dann lies doch die Novellen meiner Berliner Verehrerin Frl. Glogau: man rühmt sie sehr von wegen „psychologischer Feinheit". Abends war ich im ersten Tonhallen-Concert, wozu mich H<egar> eingeladen hatte: und so verbrachte ich mit der „Arlésienne" noch den Abend des guten Tags und legte mich schlafen. Heute Morgen kam ein herzlicher und äußerst taktvoller Brief meines alten Freundes Overbeck an, welcher im Wesentlichen seine volle Freude ausdrückt, daß mir „ein solches Stück treuer und ursprünglicher Anhänglichkeit, wie ich es bei Mutter und Schwester habe", nicht verloren gegangen ist. — Da ich Deine Reise-Adressen nicht hatte, so habe ich einen Brief an Dich nach Naumburg geschickt. Treulich Dein

F.

Es lebe die Unabhängigkeit! — so denke ich täglich. Nichts mit Heiratherei!

Meine Grüße an alle Verwandten, welche mir wohlgesinnt geblieben sind.

[«]

550. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Zürich, 30. Oktober 1884>

Eben, meine liebe Mutter, wieder einmal vom Krankenlager aufgestanden. Nun schnell ein Wort des herzlichsten Dankes für die angenehme Wein- und Honig-Sendung — auch habe ich nunmehr drei schwarze Handschuh zu meiner Theebereitung; und die Gefahr, sich die Finger zu verbrennen, ist sehr damit verringert. — Es gab Vielerlei hier für mich zu thun, wovon ich im Einzelnen nicht erzählen kann. Die letzten Tage hatte ich Herrn Köselitz hier einzuführen — alles hat sich bisher gut in dieser Absicht angelassen; und zunächst ist dieser Musiker entschlossen, in Zürich zu **bleiben**, zum Mindesten für den Winter. —

Zufällig kam heraus, daß noch Jemand hier in der Nähe (ich meine in der Nähe meines Hauses) wohnt, nämlich Frau Banquier Köckert aus Genf: — großes Vergnügen, sich wiederzusehn! Bis zum 5 November bleibe ich hier. Dann Abreise nach der riviera. —

Es war eine recht gute Erholungs-Zeit für Deinen Sohn, aber ganz unmöglich wäre mir's, so zu leben, wenn ich wieder „vom Geiste angefallen“ bin: **der** verlangt von mir: Einsamkeit. —

Meine Lieben, ich denke, Ihr sitzt hübsch bei einander und erzählt euch gute Dinge — auch von mir?

In herzlicher Liebe
Euer F.

(Donnerstag. Noch voller Kopfschmerz.)

[«]

551. An Franz Overbeck in Basel

<Zürich, gegen Ende Oktober 1884>
Adresse: Mentone, France / post restante.

Lieber Freund Overbeck,

in den nächsten Tagen geht es fort, südwärts; mit dem Züricher Herbste, der ausnehmend schön gerathen ist, hat es nunmehr (wie es scheint —) sein Ende — es war gestern schauerlich trübe und drückend. Im Grunde bin ich herzlich zufrieden, hierher gekommen zu sein — endlich gab es wieder einmal ein Aufathmen von dem ungeheuren Drucke meiner Aufgabe, und folglich ein neues Kräfte-sammeln: so daß ich entschlossener als je dies Mal an den Winter herangehe. Ich hatte Viel hier zu thun und durchzusetzen, namentlich als ich begriff, daß es vor der Hand nothwendig sei, Herrn Peter Gast hier einzurichten, in der Nähe eines guten Orchesters und abseits von seinen Verwandten, die ihm den Muth nehmen. Mit Dresden ist es mißrathen, ich ärgere mich, daß ich nicht an K<öselitzen>s Stelle im Frühjahre hingereist bin. Die Stellung eines Künstlers, der, ein Kleinod in den Händen, wie ein Bettler sich herumdrücken muß, um zu bewirken, daß man's annimmt, ist gar zu absurd. Es ist die Aufgabe seiner Freunde, ihm das zu ersparen. (Seine Ouvertüre klingt übrigens über Erwarten prachtvoll.) — Er wohnt artig und geräumig hierselbst im kleinen Sonnenhof (wo auch die treffliche Druscowicz mit ihrer Mutter lebt) und ißt zusammen zu seiner Erheiterung mit Studentinnen und dergleichen, darunter Frl. Willdenow, die mich den Sommer im Engadin besucht hat. Hegar äußerst entgegenkommend, ebenso Freund. Auch gegen Gottfried Keller fühle ich mich sehr verpflichtet. Frau Banquier Köckert aus Genf ist seit einigen Wochen hier und immer noch mir sehr zugethan.

Was Schmeitzner angeht, so lies, ich bitte Dich, den beiliegenden Brief, seine Antwort auf den von Dir gebilligten Brief. Ich — weiß nichts zu thun. —

Dr. Fuchs hat mir selber seine zwei Hefte zugeschickt — derartigen Ausbrüchen höherer Philologie halte ich gern das Ohr offen, doch bin ich, eben als alter Philologe, zehnmal skeptischer gegen das Riemannsche Problem als Fuchs und lache im Stillen, wie oft hier der Feuereifer des Künstlers F<uchs> mit dem Philologen Fuchs durchgeht. Das Verdienst wird die **Feststellung** einer unbewußten allgemeinen artistischen Blödsinnigkeit sein. Aber wo stünde es nicht ähnlich! Wer z. B. wäre jetzt im Stande, meinen Zarath<ustra> richtig zu „phrasiren."!! —

Das Erquicklichste in diesem Herbste war mir der Eindruck meiner Schwester, sie hat sich die Erlebnisse dieser Jahre tüchtig hinter die Ohren und in's Herz geschrieben und, was ich an jedem Menschen besonders ehre, ohne alle Rancünen.

So die alte ungeschmälerte Herzlichkeit wieder zu finden hatte ich nicht erwartet und vielleicht nicht einmal verdient. Dir und Deiner lieben Frau dankbar zugethan

Dein Freund N.

[«]

552. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Zürich, 4./5. November 1884>

Meine Lieben,

allerschönsten Dank für Eure Briefe! Den Freitag geht es fort, und zwar über Genua nach Mentone (— das soll viel stiller sein als Nizza und auch eine achtungswürdigere Menschheit beherbergen — ich wills versuchen!) Nun ist die Ferien-Zeit für mich vorbei, und ich denke, ich habe darin Kräfte neu gesammelt und gespart, um nun wieder an meine Aufgaben gehn zu dürfen. Nicht ohne Furcht und Schauder — aber es muß sein. — In Hinsicht auf die angedeutete Bestimmung des Winters will ich mit der Schmeitzner-Angelegenheit nichts zu thun haben. Andererseits liegt mir daran, daß meine Schriften so schnell wie möglich aus seinen Händen kommen; und insofern eine jetzt angekündigte Klage ihn zum **Verkauf** der Schriften **drängt**, so soll es mir recht sein, wenn unser Onkel sofort die nöthigen Schritte thut. Auf den inzwischen eingelaufenen Brief Sch<meitzner>s will ich nicht antworten, er hat gar nichts von dem gethan, was ich forderte und nicht einmal eine Abrechnung geschickt, sondern mich bis aufs neue Jahr vertröstet. — Ich möchte, daß man Schmeitznern andeutete, er solle beim Verkauf der Schriften — z. B. an den Berliner Verleger Oppenheim (den Verleger Karl Hillebrandt's und Frl. Druscowicz) denken. Hillebrandt ist nun todt — der Einzige, der bisher Etwas für mein Bekanntwerden gethan hat! In dem Necrolog der Frankfurter Zt. wird es ihm zur Ehre angerechnet, daß er für mich eingetreten sei („Nietzsche, den man in Deutschland, weil er mit offenem Visir und mit unerschrockenem Muthe hervortrat, verketzert hat"). — Ich habe gar nichts von Schmeitzner's Briefen, Abrechnungen usw. mehr in den Händen — schlimm! —

Köselitzen habe ich schönstens einquartirt (ins gleiche Haus, wo Helene Druscowicz mit ihrer Mutter wohnt) und auch überredet, seine Mittags-Mahlzeit zusammen mit Frl. Willdenow, Frl. Blum, Miss Currel und anderen weiblichen

Bekannten einzunehmen — zu seinem Besten, denn er hat gar zu plebejische Sitten, und Niemand kann mir's genug nachrechnen, was für Überwindung mich der Verkehr mit diesem schwerfälligen Körper und Geiste kostet. Das Klavierspiel Eugen d'Alberts und Freunds hat mich übrigens inzwischen so verwöhnt, daß ich meinen alten Freund Köselitz nicht mehr spielen hören kann! — Viele neue Menschen; man will mich durchaus mit dem Thiermaler Koller bekannt machen, ebenso mit Böcklin, der sich hier angekauft hat; auch eine Einladung auf eine artige Sommer-Villeggiatura gab es. — Der „Ceremonienmeister" fehlt: — Frau Köckert scheint über denselben nachzudenken. Herrliches Wetter!

Treulich Euer
F.

(Hemd wird gezeichnet.)
Wetter unglaublich schön bisher! Adresse: Pension des Etrangers
Mentone (France)

[«]

553. An Franz Overbeck in Basel

<Zürich, 6. November 1884>

Mein lieber Freund,

ich vergaß in meinem letzten Schreibebrief Dich zu bitten, das Schmeitzner'sche Dokument an die Adresse meiner Mutter zu befördern. Inzwischen habe ich begriffen, daß ich meine Schriften so schnell als möglich von Schmeitzner erlösen muß, dh. daß er gezwungen werden muß, dieselben jetzt zu verkaufen. (Denn ich habe, kurz gesagt, noch bei Lebzeiten Jünger nöthig: und wenn meine bisherigen Bücher nicht als Angelruthen wirken, so haben sie „ihren Beruf verfehlt." Das Beste und Wesentliche läßt sich nur von Mensch zu Mensch mittheilen, es kann und soll nicht „public" sein.)

Morgen Abend (also Freitag) Abreise nach Mentone. Meine Adresse ist vorläufig: Pension des Etrangers.

Aufenthalt hier wohlgerathen, wirkliche „Ferien," Hauptschubfach meiner Gedanken verschlossen, Vielerlei gelernt, Vielerlei Liebes und Herzliches erfahren — und voller Dankbarkeit, auch gegen Dich, mein alter lieber Overbeck!

Dein F N.

[«]

554. An Franz Overbeck in Basel

Mentone, pension des Etrangers <13./14. November 1884>

Mein erstes Wort von hier an Dich, geliebter Freund — denn der Zufall belehrt mich eben, daß der sechszehnte November ganz in die Nähe gerückt ist (Zualledem bekam ich eben den von Dir umadressirten Brief des zudringlichen, von mir immerfort grundsätzlich ignorirten Herrn Kürschner aus Stuttgart — und hatte Vergnügen, Deine Schrift zu erkennen) Sieh zu, lieber alter Freund, was sich mit mir noch fernerhin machen läßt; zugegeben, daß es immer lästiger wird, mit mir zu verkehren, so weiß ich doch, daß, bei dem Gleichgewichte Deiner Natur, auch unsre Freundschaft auf ihren zwei Beinen stehen bleiben wird. Es thut mir gründlich weh, daß Du mich jetzt jahrelang immer nur in Zuständen von Krankheit und tiefer Erschöpfung gesehn hast — ach, jeder Schritt auf der Bahn meiner Aufgabe macht sich fürchterlich bezahlt, und jetzt, wo ich mein Leben mehr verstehe, scheint es mir, daß all mein körperliches Elend der letzten 12 Jahre unter den Begriff solcher Abzahlungen fällt) Die unausgesetzte schmerzliche Entbehrung an allem Nothdürftigen, Tröstlichen, Stärkenden, lange zusammengepreßt durch meinen üblichen Gedulds-Stoicismus, bricht von Zeit zu Zeit heraus, und zwar wie mir scheint, immer am stärksten nach einer neuen „Schwangerschaft“ und „Niederkunft“. So bin ich dieses ganze Jahr vom März an innerlich krank gewesen, abgerechnet die hellen Wochen in Zürich, welche den Charakter von Ferien und Festen für mich hatten (Dank den guten heiteren Menschen um mich: ihr Einfluß wiegt den von reinem Himmel bei mir auf, ad exemplum Malvida bei römischem scirocco.

Die Herreise, gefährlich und unerträglich aufregend für einen Drei-Viertels-Blinden, mußte zunächst mit einem bitterbösen 3 tägigen Anfalle bezahlt werden. Auch heute bin ich noch nicht in Ordnung, aber es geht aufwärts. Mentone ist, gegen Nizza gehalten, meiner würdiger, aber es scheint, daß äußere Gründe mich nöthigen könnten, trotzdem dorthin überzusiedeln. Einstweilen die angegebene Adresse.

Dir und Deiner lieben Frau treulich ergeben

N.

[«]

555. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Adresse: Mentone (France) <14./15. November 1884>
Pension des Etrangers.

Meine Lieben

angelangt in Mentone und ungefähr über die Nachwirkungen der unerträglich-aufregenden Reise hinweg — will sagen: über einen dreitägigen ganz bösen Anfall. (Es gab zu viel: 4 Mal Billetwechseln, 3 Mal Umsteigen, 2 Mal Dogana peinlichster Art; und dieses steife Sitzen in übervollen Coupés ist für meinen Rücken eine unbeschreibliche Quälerei — ich verschwor wieder alles Reisen!!) Ich habe hier ein hübsches Arbeits-Zimmerchen, ähnlich wie in Zürich, mit voller Sonne. Aber das Haus ist fast leer, und die Ernährung einstweilen erbärmlich (kleine aufgewärmte Bissen von Fleisch, es bekommt mir gar nicht gut)

Wird es nicht besser, so gehe ich doch wieder nach Nizza, wo man mir genügend zu essen giebt, und alles hübsch mager gebraten, — während hier würtembergisch gekocht wird. —

Pardon! daß ich vom Essen rede. Sonst, landschaftlich, ist Mentone mir viel zuthunlicher als Nizza — stiller, großartiger, alles Gebirge und Grün mehr zur Hand, so daß man nicht erst wie in Nizza einen Anlauf von 40 Minuten zu machen hat, um in’s Freie zu kommen.

Aber die Fremden fehlen noch. Man baut eben in aller Gemächlichkeit den Musik-Pavillon. Was die Einwirkung von Meer und Himmel betrifft: so ist mir zu Muthe, als sei ich seit dem Verlassen von Nizza im Frühling immer krank gewesen, die Züricher Wochen abgerechnet, wo Himmel und „Mensch“ sich verschworen hatten, mir’s wohl sein zu lassen.

Ich bin hier so viel geduldiger und warte der Dinge, die da „kommen“ sollen (aus mir nämlich!)

Ich bin Lorentz noch 16 Mark schuldig, aber er kann noch warten. Schmeitzner soll und muß mich verkaufen, ich will aus dieser „Sackgasse“ heraus.

Euch herzlich zugethan
Euer F.

[«]

556. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Mentone, kurz nach dem 15. November 1884>

Mein liebes Lama,

Schmeitzner hat schon von mir einen Rüffel-Brief — auch nicht gar so grob, obschon darüber, was grob ist, unsere Ansicht zu differiren scheint. (Der arme Lanzky ist nun um seinen schönen Brief ganz gekommen und nach Griechenland abgereist.)

Ich — für meinen Theil — will durch die Klage vor Allem **das** erreichen, daß Sch<meitzner> meine Schriften so schnell als möglich verkauft: ich habe mich in Zürich (mit Hülfe des Lese-Museums) überzeugt, daß diese Schriften in seinem Winkel gleichsam verfaulen: seit langem ist mein Name in den sämmtlichen wissenschaftlichen Zeitschriften des In- und Auslandes nicht mehr genannt worden (dies privatissime unter uns!) Er sendet keine Redaktions-Exemplare, er macht keine Anzeigen usw.

Die Hauptsache ist nun: ein guter Verleger, womöglich Breitkopf und Härtel in Leipzig, oder etwas der Art. (Lipiner’s Prometheus ist bei Br<eitkopf> und Härtel erschienen; das sind reiche Leute.) Jener Oppenheim soll zuverlässig und thätig sein. Wenn Du einmal nach Leipzig reisen könntest, giebt es nicht die Möglichkeit, mit Herrn Härtel zu sprechen? Oder sollte ich auf den alten Engelmann zurückkommen, der seiner Zeit (als ich jung war!) sich mir als Verleger angeboten hat? Vielleicht lebt er nicht mehr; dann aber der Sohn. (Das gute Buch von W. Rolph „biologische Probleme“ ist da erschienen, Leipzig, Wilhelm Engelmann.) Ich selber habe Schmeitznern die 3 Verleger genannt. — Nämlich: wenn Alles gut geht, habe ich im Januar einen Verleger und Drucker für den 4ten Zarathustra nöthig. Bis dahin muß also der Verkauf gemacht sein, denn ich bringe keinen Verleger dazu, den 4ten Theil zu drucken, wenn nicht die 3 ersten in seinen Händen sind. (Von diesem 4ten Theile ist kluger Weise bei allen Unterhandlungen über Verkauf usw. zu schweigen, ebenso von dem nunmehr unvermeidlichen fünften und sechsten Theile (es hilft nichts, ich muß meinem Sohne Zarathustra erst zu seinem schönen Tode verhelfen, er läßt mir sonst keine Ruhe.)

Schreibt, meine Lieben, schöne erheiternde Dinge, daß mir Alles wohlgerathe.

Mentone ist etwas Herrliches, gegen Nizza gerechnet. Schon habe ich 8 Spaziergänge entdeckt. Jetzt darf niemand Bekanntes in meine Nähe kommen: ich bedarf dieser absoluten Stille. Ich esse allein.

In herzlicher Liebe Dein und Euer

F.

Sende, mein liebes Lama, das „Material“ (namentlich die letzte Zins-Berechnung) an den guten Onkel! (Köselitz meinte einmal, wenn ich mit Schmeitznern Ernst machte, so fürchte er, ich würde seinerseits eine unerwartete Gemeinheit zu erfahren bekommen — —)

Ich habe an Onkel D<aechsel> sofort geschrieben.

Und kommt denn Dr. F<örster> nach Deutschland? und wann? —

[«]

557. An Heinrich Köselitz in Zürich

<Mentone, d. 22. November 1884
Pension des Etrangers.)

Hier, mein lieber Freund Gast, ist Etwas, das Ihnen gehören soll, wenn es jenen großen erhaben-ausgelassenen Orchester-Tanz, der in Ihnen schlummert, zum Aufwachen bringt — einen Tanz für großes Orchester, das gut brüllen und brausen kann! Sie können das Lied als Vorrede (oder wie man sonst sagte, als „Programm“); gebrauchen — nämlich für den Fall einer Veröffentlichung Ihrer Musik.

An den Mistral.
Ein Tanzlied.

Mistral-Wind, du Wolken-Jäger,
Trübsal-Mörder, Himmels-Feger,
Brausender, wie lieb’ ich dich!
Sind wir Zwei nicht Eines Schooßes
Erstlingsgabe, Eines Looses
Vorbestimmte ewiglich?

Hier auf glatten Felsenwegen

Lauf’ ich tanzend dir entgegen,
Tanzend, wie du pfeifst und singst:
Der du ohne Schiff und Ruder
Als der Freiheit freister Bruder
Ueber wilde Meere springst.

Kaum erwacht, hört’ ich dein Rufen,
Stürmte zu den Felsenstufen,
Hin zur gelben Wand am Meer —
Heil! Da kamst du schon gleich hellen
Diamant’nen Stromesschnellen
Sieghaft von den Bergen her!

Auf den eb’nen Himmels-Tennen
Sah ich deine Rosse rennen,
Sah den Wagen, der dich trägt,
Sah die Hand dir selber zücken,
Wenn sie auf der Rosse Rücken
Blitzesgleich die Geisel schlägt —

Sah dich aus dem Wagen springen,
Wogen peitschen, Meere zwingen,
Sah dich wie zum Pfeil verkürzt
Rückwärts mit der Ferse stoßen,
Daß dein Wagen in die Rosen
Erster Morgenröthen stürzt.

Tanze nun auf tausend Rücken,
Wellen-Rücken, Wellen-Tücken —
Heil, wer neue Kunst schafft!
Tanzen wir in tausend Weisen,
Frei — sei unsre Kunst geheißen,
Fröhlich — unsre Wissenschaft!

Raffen wir von jeder Blume
Eine Blüthe uns zum Ruhme
Und zwei Blätter noch zum Kranz!
Tanzen wir gleich Troubadouren

Zwischen Heiligen und Huren,
Zwischen Gott und Welt den Tanz!

Wer nicht tanzen kann mit Winden,
Wer sich wickeln muß mit Binden,
Angebunden, Krüppel-Greis,
Wer da gleicht den Heuchel-Hänsen,
Ehren-Tölpeln, Tugend-Gänsen:
Fort aus unserm Paradeis!

Wirbeln wir den Staub der Straßen
Allen Kranken in die Nasen,
Scheuchen wir die Kranken-Brut!
Lösen wir die ganze Küste
Von dem Odem dürrer Brüste,
Von den Augen ohne Muth!

Jagen wir die Himmels-Trüber,
Welten-Schwärzer, Wolkenschieber,
Hellen wir das Himmelreich!
Brausen wir — — oh aller freien
Geister Geist, mit dir zu Zweien
Braust mein Glück dem Sturme gleich!

— Und daß ewig das Gedächtniß
Solchen Glücks, nimm sein Vermächtniß,
Nimm den Kranz hier mit hinauf!
Wirf ihn höher, ferner, weiter,
Stürm' empor die Himmelsleiter,
Häng' ihn — an den Sternen auf!

[«]

558. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Fragment).

<Mentone, kurz vor dem 28. November 1884>

[+ + +] Zugleich schrieb Frau Dr. Müller die Inhaberin der „Schweizer Pension“ in Ajaccio, an mich, meine ihr gemachten Vorschläge acceptirend. Zugleich noch ein langer Brief von Frl. Resa aus Paris, welche, wie ich denke, mich in Corsica besuchen will.

Trotzalledem — ist Euer Prinz so caput, daß er sich noch nicht zu dieser Reise (12 Stunden Nachtfahrt) entschließen kann.

Aber ich meine, diese absonderliche Gelegenheit für Corsica darf ich nicht schlüpfen lassen. Zunächst will ich nach Nizza und experimentiren, ob es wieder so heilsam wirkt. Bin ich erst wieder hergestellt, dann wollen wir zusehn.

Es muß heitere Menschen um mich geben. Schade, daß ich nicht nach Paris gegangen bin. —

Habt mich lieb und seid guter Dinge. (Mein Brief über Schmeitznersche Angelegenheiten wird in Euren Händen sein?)

Euer Fritz.

Adresse: Nizza (France) Pension de Genève / petite rue St. Etien[e]ne

[«]

559. An Paul Lanzky in Ajaccio

<Mentone, 26. November 1884>

Mein lieber Herr Lanzky,

Malheur! Sie sind ein paar Tage zu früh abgereist — aber daß Sie nach Nizza gekommen sind, gefällt mir sehr, ich könnte meine Dankbarkeit dafür unter Umständen soweit treiben, jetzt nach Corsica zu kommen. Geben Sie mir, wenn möglich sogleich, ein Paar Einzelheiten über das „Wie und Wo“ in Ajaccio — hierher adressiert, Mentone pension des Etrangers.

Ich befinde mich gerade nicht gut, tapferes Spazierengehen und Pläne-Machen für die Menschen-Zukunft soll mich darüber hinwegbringen. Einige Anfälle von Ungeduld und Grobheit abgerechnet.

Nochmals: es ist mir herzlich angenehm, von Ihnen wieder gehört zu haben.

Treulich
Ihr

Dr. Friedrich Nietzsche
Prof.

NB. Kommen Sie doch, versuchsweise, Sonntag den 30 Nov. morgens an den Hafen: — vielleicht bin ich schon da.

[«]

560. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Mentone, 28. November 1884>

Meine Lieben, seit meiner letzten Karte bis jetzt heftiger Anfall. Heute erschöpft. — Corsica-Angelegenheit erledigt: — Herr Lanzky wird von dort zurückkehren und den Winter mit mir in Nizza, in der gleichen Pension, zubringen. (Resultat von Briefen und Telegrammen.) Ich will und muß an Nizza festhalten, zum Zweck meiner zukünftigen „Colonie“, welche mir jetzt möglicher erscheint (ich meine: sympathische Menschen, vor denen ich meine Philosophie doziren kann) So allein, wie hier, oder im Engadin, bin ich beständig krank. — Zwischen N<izza> und Mentone handelt es sich um eine gewisse Luft-Feuchtigkeitsdifferenz; ich bin ein feines Thier. Also die alte Adresse (bitte auch für Onkel Bernhard) Pension de Genève.

Euer F.

[«]

561. An Resa von Schirnhofer in Paris

<Mentone, Ende November 1884>
(Adresse: Nice, France pension de Genève)

Mein liebes Fräulein Resa,

es stand inzwischen, seit meiner Abreise von Zürich, erbärmlich mit mir; ein versuchter Zwischen-Aufenthalt in Mentone ist mir ganz und gar mißrathen — ich vermisse hier die anregende Gewalt des Nizzaer Klima’s und verstehe nicht recht, warum sie hier fehlt. Die Landschaft ist ersten Ranges — feine und kühne

Linien, wie vom Maler ausgedacht. Auch ist es still, viel achtbarer als in Nizza — und trotzalledem, es geht nicht!

Denken Sie: inzwischen hat Herr Lanzky in der dortigen Pension de Genève auf mich gewartet — ich hörte es zwei Tage zu spät. Dann ist er nach Ajaccio abgereist, einen rührenden Brief an mich zurück lassend.

Ah diese dummen Augen! — Nun darf ich schon nicht mehr schreiben! Es steht jetzt schlimmer damit als die letzten Jahre. Ich habe zu viel diesen Sommer gearbeitet.

Lob, Ehr' und Preis für Alles, was Sie über Ihre Pariser Menschen- und Studien-Einrichtung melden! Auch daß Ihnen alles „Monodische“ so gut gefällt! Es sind feinere, höhere Menschen: da soll es wohl schöne und ausgesuchte Kinder abgeben! —

Und Malvida krank? Wie gerne wäre ich bei ihr in Versailles!

Machen Sie um meinetwillen, wenn ich bitten darf, die Bekanntschaft von Saint-Germain-en-Laye: mein Zukunfts-Ort für stilles Arbeiten und Herumstreifen durch Wälder.

Und St. Cloud? —

Sie wissen, im Grunde bin ich den Franzosen (nicht gerade den Parisern!) „guter“ als den Deutschen. Namentlich jetzt!

Geht die Welt nicht schief und schiefer?
Alle Christen treiben Schacher,
Die Franzosen werden tiefer, —
Und die Deutschen — täglich flacher.

Herzlich zugethan Ihr
N.

[«]

562. An Heinrich von Stein in Berlin

<Mentone, Ende November 1884>

Einsiedlers Sehnsucht.

Oh Lebens Mittag! Feierliche Zeit!
Oh Sommer-Garten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten!

Der Freunde harr’ ich, Tag und Nacht bereit:
Wo bleibt ihr Freunde? Kommt! S’ ist Zeit! S’ ist Zeit!

Im Höchsten ward für euch mein Tisch gedeckt:
Wer wohnt den Sternen
So nahe, wer des Lichtes Abgrunds-Fernen?
Mein Reich — hier oben hab ich’s mir entdeckt —
Und all dies Mein — ward’s nicht für euch entdeckt?

Nun liebt und lockt euch selbst des Gletschers Grau
Mit jungen Rosen,
Euch sucht der Bach, sehnsüchtig drängen, stoßen
Sich Wind und Wolke höher heut’ in’s Blau
Nach euch zu spähn aus fernster Vogelschau - - -

Da seid ihr Freunde! — Weh, doch ich bin’s nicht,
Zu dem ihr wolltet?
Ihr zögert, staunt — ach, daß ihr lieber grolltet!
Ich bin’s nicht mehr? Vertauscht Hand, Schritt, Gesicht?
Und was ich bin, — euch Freunden bin ich’s — nicht?

Ein Andrer ward ich und mir selber fremd?
Mir selbst entsprungen?
Ein Ringer, der zu oft sich selbst bezwungen,
Zu oft sich gegen eigne Kraft gestemmt,
Durch eignen Sieg verwundet und gehemmt? —

Ich suchte, wo der Wind am schärfsten weht,
Ich lernte wohnen,
Wo Niemand wohnt, in öden Eisbär-Zonen,
Verlernte Mensch und Gott, Fluch und Gebet,
Ward zum Gespenst, das über Gletscher geht.

Ein schlimmer Jäger ward ich: seht wie steil
Gespannt mein Bogen!
Der Stärkste war’s, der solchen Zug gezogen —
Doch wehe nun! Ein Kind kann jetzt den Pfeil
Drauf legen: fort von hier! Zu eurem Heil! —

Ihr alten Freunde! Seht nun blickt ihr bleich,
Voll Lieb' und Grausen!
Nein, geht! Zürnt nicht! Hier — könntet ihr nicht hausen!
Hier zwischen fernstem Eis- und Felsenreich —
Da muß man Jäger sein und gemsengleich.

Ihr wendet euch? — — Oh Herz, du trugst genung!
Stark blieb dein Hoffen!
Halt neuen Freunden deine Thüre offen,
Die alten laß! Laß die Erinnerung!
Warst einst du jung, jetzt — bist du besser jung!

Nicht Freunde mehr — das sind, wie nenn' ich's doch?
Nur Freund-Gespenster!
Das klopft mir wohl noch Nachts an Herz und Fenster,
Das sieht mich an und spricht „wir warens doch?"
— Oh welkes Wort, das einst wie Rosen roch!

Und was uns knüpfte, junger Wünsche Band, —
Wer liest die Zeichen,
Die Liebe einst hineinschrieb, noch, die bleichen?
Dem Pergament vergleich ich's, das die Hand
Zu fassen scheut — ihm gleich verbräunt, verbrannt! —

Oh Jugend-Sehnen, das sich mißverstand!
Die ich ersehnte,
Die ich mir selbst verwandt-verwandelt wähnte —
Daß alt sie wurden, hat sie weggebannt:
Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt!

Oh Lebens Mittag! Zweite Jugend-Zeit!
Oh Sommer-Garten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten!
Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit: —
Der neuen Freunde! Kommt! S' ist Zeit! S' ist Zeit!

— — — — Dies ist für Sie, mein werther Freund, zur Erinnerung an Sils-Maria und zum Danke für Ihren Brief, einen solchen Brief!

F. N.

(Nizza, pension de Genève, petite rue St. Etienne.)

[«]

563. An Julius Rodenberg in Berlin (Entwurf)

<Mentone/Nizza, November/Dezember 1884>

Zuletzt weiß ich nicht einmal, ob Ihre „Rundschau“ jemals schon Gedichte veröffentlicht hat. Der gegenwärtige Fall aber — daß Friedrich Nietzsche selber einer Zeitschrift das Anerbieten mache, Etwas von mir zu drucken — geht so sehr wider alle meine Regel, daß auch Sie hier einmal eine Ausnahme machen können — eine Ausnahme wie ich unbedingt voraussetze, zu Gunsten und zum Vortheile Ihrer Zeitschrift. Geben Sie mir, hochgeehrter Herr, ein gefälliges Ja! zur Antwort auf diese Zeilen, zugleich mit Ihrem Vorschlage in Betreff des Honorars. Meine Adresse ist zunächst: — — —

[«]

564. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Donnerstag <4./11. Dezember
1884> Pension de Genève
petite rue St. Etienne. Nizza.

Meine Lieben,

schönsten Dank, alles ist jetzt in meinen Händen. Eure Briefe klingen winterlich-gemüthlich. Für mich — muß es bei Nizza bleiben: die feine Probe mit etwas so Benachbartem und Ähnlichen (in manchen Beziehungen sogar Wohlthätigeren) wie Mentone, welche durchaus zu Gunsten von Nizza ausgeschlagen ist, ist sehr lehrreich; ebenso ist Ajaccio ganz aus dem Felde geschlagen, seit ich durch Herrn Lansky darüber so unterrichtet bin als ob ich dort gewesen wäre. Nun ist Vieles oder Alles hier für mich noch zu erfinden —

und ich hoffe, daß ich zum letzten Male mich stumm und demüthig in eine solche Pensions-Unwürdigkeit hineingesteckt habe.

Herr L<anzky> welcher 4 Wochen hier auf „mein Kommen und Verzeihen" gewartet hatte und schließlich nach Ajaccio abgereist war, ist sofort zurückgekehrt, als ich ihm telegraphirte: „Venez pour Nice. Votre ami N." Er telegraphirte zurück: „Je serai a Nice mercredi. Votre bienheureux Lanzky". — Er hat einen Begriff davon, wer ich bin. Im Ganzen aber, um mich französisch auszudrücken: il m'ôte la solitude, sans me donner la compagnie. — So wird es denn diesen Winter nichts mit dem 4. Zarathustra werden. — Er war mehrere Jahre Redakteur der rivista Europea und kennt diese Welt der Litteraten und Buchhändler. — Ich brauche, für mein späteres Leben hierselbst 1) eine unabhängige Wohnung 2) eine Köchin 3) meinen Musiker Köselitz (mit 5 Stunden wöchentlich und einem kleinen Zuschuß von seinem Vater kann er hier leben, er hat mir dies zugestanden: die Stunden muß ihm meine alte gute Mansuroff bei ihrer hiesigen russischen Gesellschaft verschaffen) Ich könnte noch einige 4) und 5) hinzufügen, bemerke aber ausdrücklich, daß darunter ganz und gar nicht eine „Ehegattin" eingerechnet ist.

K<öselitz> wird am 7. Dez. seine Löwen-Ouvertüre in einem Tonhallen-Concert selber dirigiren. — Unter seiner Tischgesellschaft ist das Fräulein von Salis, zu seinem großen Mißbehagen.

Dein letzter Brief, mein liebes Lama, enthielt einen Irrthum, den ich, auch zur Mittheilung an Onkel Bernhard, hiermit gründlich beseitigen möchte. Also: Herr Schm<eitzner> kann, wenn er will, die von den vereinbarten 1000 noch vorhandenen Exemplare meiner Schriften an irgend einen Buchhändler verkaufen, er kann aber nicht das Verlagsrecht dieser Schriften verkaufen, **weil** er es nicht besitzt! Das Recht, meine Schriften zu verlegen, also neue Auflagen zu veranstalten, habe ich ganz allein zu vergeben: und zwar bis auf 30 Jahre nach meinem Tode hinaus. (Es ist dies, unter Umständen, etwas, das mich vermögend machen kann) (Dies ist auch das Urtheil des Herrn Lansky)

Also, liebes Lama, es ist eine große Dummheit, daß ich jetzt nicht nach Leipzig kann. Bei reiflicher Überlegung finde ich es nicht rathsam, daß Du an meiner Stelle mit Leipziger Verlegern redest: auch mit Heinze sprich nicht davon (das ist ein unschlüssiger und ängstlicher Charakter, nicht nur nach meiner Ansicht; überdieß hat er nicht den entferntesten Begriff von meiner Bedeutung, ich meine: er hat keinen „Glauben an mich" und ist geistig **zu gering**! Dies unter uns; Du weißt ja, daß ich ihn persönlich gern habe)

Die Summe 20 000 M. ist eine alberne Schwindelei des Schmeitzner. Gesetzt es giebt von den ursprünglich hergestellten 13 000 Exemplaren meiner Schriften (es sind 13, jedes ist in 1000 E. gedruckt) noch die Hälfte, was wohl die ungefähre Wahrheit sein wird, also c. 7000, so würde der unverschämte Schwindler dann immer noch 3 Mark ungefähr für jedes Exemplar haben wollen!! — während unter den 13 Büchern 7 sind, deren Buchhändler-Preis 3 Mark oder weniger beträgt!! (die 4 Unzeitgemäßen und die 3 Zarathustra's) Wenn Beschlag auf etwas gelegt werden muß, gut, dann auf meine Bücher: die vorhandenen Exemplare werden ungefähr den Werth von 5—7000 Mark repräsentiren; ich meine, für diese Summe gelänge es mir etwa, sie an einen Verleger zu verkaufen, falls sie mir, bei Zahlungs-Unfähigkeit Schmeitzner's, verbleiben sollten. Dies Verkaufen würde ich persönlich abzumachen haben: — schlimmsten Falls müßte ich deshalb nächstes Jahr nach Leipzig kommen. —

Inzwischen aber hoffe ich, daß Schm<eitzner> mir dies erspart und seinerseits einen Käufer findet. — Seid guter Dinge, meine Lieben! So lange diese Geschichte schwebt, ist alles geistige Schaffen unmöglich. Euer

F.

Schm<eitzner> hatte meine Adresse nicht und that deshalb ganz recht, seinen letzten Brief nach Naumburg zu adressiren. — Ich schrieb im letzten Briefe an Euch, daß ich selber ihm brieflich schon den „Wink“ gegeben habe.

[«]

565. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Nice (France) 21 Dez. 1884.

Meine Lieben,

hier ein Weihnachts-Briefchen! Es ist jammervoll, daß wir nicht hübsch um einen Weihnachts-Baum zusammen stehn — mit Senden von Geschenken geht es nicht, bei solcher Entfernung. Also etwas „Sammt zu einem Jäckchen“ soll meiner lieben Mutter in meinem Namen präsentirt werden; und meinem lieben Lama auch Etwas, schlechterdings, etwas Hübsches, sehr — Hübsches: so verlange ichs hiermit! — Und seien wir alle guter Dinge!

Gestern war ich krank, Abends kam der Brief, der mich besonders dadurch erbaute, daß er nichts von der dummen Schmeitznerei enthielt. Für derartige

„Schweigsamkeiten“ habe ich viel Verständniß und Dankbarkeit; man kommt über viele Dinge gar nicht anders weg als daß man nicht mehr daran rührt. Es versteht sich, daß, wenn erst ein definitives Ergebniss vorliegt, ich auch davon wissen will. —

Augenleiden — das ist die nicht verschweigbare Thatsache dieses Winters. Es ist kein Zweifel, daß mein Zimmer im Engadin (ohne Licht, gegen die Felswand hin, Ein kleines Fenster —) die Ursache ist.

Im Übrigen bewährt sich Nizza, im seltsamen Contrast zu Mentone. Ich habe die trockensten Climata nöthig, um mich wohl zu fühlen und geistig hell und heiter zu sein. Die außerordentliche Luft-Trockenheit ist es, was Nizza an dieser ganzen Küste, und was das Engadin wieder in der ganzen Schweiz auszeichnet. Damit hängt wieder die Menge Helligkeit und Reinheit des Himmels zusammen.

In der Pension geht es, Dank meiner „Nachsicht“ und „Bescheidenheit“ („Leutseligkeit“ ist das Richtigere.) General Simon ist auch wieder da. —

Jeden Morgen wird etwas eingeheizt. Der Magen hat sich wieder verbessert, die Küche ist sehr nach seinem Bedürfnisse eingerichtet.

Lanzky ist mir nicht lustig genug. Aber er giebt sich große Mühe um mich und hält es aus, daß ich ohne Grobheit es mitunter nicht aushalte. —

Nun aber sagen die Augen: „Genug!"

Euch mit Liebe grüßend und umarmend

Euer
Prinz Friedrich.

Ich bitte, Lanzky’s wegen, um Rohde’s Broschüre über die Geburt der Tragödie (braun Leder gebunden), dann den Aufsatz über Homer, endlich ein gebundenes Schreibheft, röthlich-violett, Quartformat, vollgeschrieben, dick — ich habe es das letzte Mal vergessen, einzupacken. Damals war es in der Stube an der Treppe, lag in einem Korbe? zwischen andern Büchern und grauen Schreibbüchern. Auf der letzten Seite steht, glaube ich, „böse Weisheit“ oder Etwas Ähnliches. Viele Sentenzen.

Ich sende einen Aufsatz Lanzky’s über mich, nicht weil ich ihn zu loben hätte, sondern weil es der erste größere Essay über mich ist. Daß er in einem ungarischen Winkelblatt gedruckt ist, gehört unter die Rubrik der Dummheit und Ungeschicklichkeit meines Herrn Verlegers. —

F.N.

Und mag das neue Jahr alles Gute und Erwünschte bringen, eingerechnet den Erwünschten!

Von Herzen
Euer F.

[«]

566. An Franz Overbeck in Basel

Nice <France> Pension de Genève petite rue St. Etienne
22 Dez. 1884.

Mein lieber Freund

Dein letzter Brief, ein schöner Klang aus Deinem Geburtstags-Gefühle heraus, that meinem Herzen so wohl — gerne hätte ich gleich noch einmal geschrieben! Aber die Thatsache dieses Winters heißt leider Augenleiden — und folglich äußerste Beschränkung alles Schreibens und Lesens. Über die Ursache dieses Leidens bin ich außer Zweifel: mein Zimmer im Engadin hat kein Licht (einer schwarzen Felswand ganz nahe, Ein einziges kleines Fenster — das Zimmer darf nicht wieder von mir bewohnt werden! Vielleicht habe ich auch im Sommer zu viel schlecht gedruckte Bücher gelesen (deutsche Bücher über Metaphysik!) — — Der Versuch mit Mentone mißrieth, aber das Mißrathen war mir sehr lehrreich. Nizza übt genau wie im vorigen Winter einen überraschend-schnell-wohlthätigen Einfluß — und ich begreife nunmehr, daß es die Lufttrockenheit ist, welche mich Nizza und Oberengadin lieben läßt: ich meine, der lufttrockenste Ort der Riviera und der Schweiz, also Nizza und Oberengadin thun meinem Kopfe am wohlsten. Daß die genannten Gegenden auch eine große Menge heller reiner Tage aufweisen, hängt indirekt mit der erwähnten großen Lufttrockenheit zusammen. Nizza 60 mm, Mentone aber 70 mm im Durchschnitt — Es geht besser, die Anfälle sind hier viel seltener.

An sich ist mir die Stadt N<izza> gräßlich, ich verhalte mich defensiv und wie als ob sie nicht da wäre: mir liegt an der Luft und dem Himmel von N<izza>

Albert Köchlins sind wieder artig gegen mich, auch der General Simon ist sich gleich geblieben. Sodann wohnt Herr Paul Lanzky in meiner Pension, ein großer Verehrer von mir: ehemals Redakteur der rivista Europea, in summa also ein Litterat. Als er mir aber gestern einen langen Essay über mich (gedruckt in einem ungarischen Blatt!) zu lesen gab, blieb mir nichts übrig als zu thun, wie voriges Jahr mit Herrn Dr. Paneth, ebenfalls einem großen Bewunderer und Anbeter: nämlich ihn zu verpflichten, **nicht** über mich zu schreiben. Ich habe ganz und gar keine Lust, eine neue Art von Nohl, Pohl und „Kohl“ um mich aufwachsen zu lassen — und ziehe meine absolute Verborgenheit tausend Mal dem Zusammensein mit mittelmäßigen Schwarmgeistern vor. —

Hast Du Stein’s „Helden und Welt“ gelesen? — Bitte, thu’s.

Ich lasse mir einen größeren Aufsatz Emerson’s, der einige Klarheit über seine eigene Entwicklung giebt, in’s Deutsche übersetzen (schriftlich); beliebt es, so steht er Dir und Deiner lieben Frau zu Gebote. Ich weiß nicht, wie viel ich darum gäbe, wenn ich nachträglich bewirken könnte, daß eine solche herrliche große Natur, reich an Seele und Geist, eine strenge Zucht, eine wirkliche wissenschaftliche Cultur durchmachte. So wie es steht, ist uns in Emerson ein Philosoph **verloren** gegangen!

Dir und Deiner lieben Frau das Beste zum Übergange in’s neue Jahr wünschend Dein

N.

Willst Du mir 500 frs. (französisch Papier) in der alten Weise hierher senden? —

[«]

567. Vermutlich an Hermann Levi in München (Entwurf)

<Mentone/Nizza, Herbst 1884/Ende 1884>

L<ieber> H<err> L<evi>. Wer weiß, ob Sie sich meiner noch erinnern. Denn ich bin ein Einsiedler, und wenn ich selber die halbe Welt vergessen habe, so wird billigerweise wohl Drei Viertel Welt (oder mehr) mich vergessen haben, — — —

[«]

[Briefe 1885]

[BRIEFE 1885]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1885]

568. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
569. An Franz Overbeck in Basel
570. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
571. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Februar 1885]

572. An Carl von Gersdorff in Ostrichen
573. An Heinrich Köselitz in Zürich
574. Vermutlich an Marie Köckert in Hanau (Entwurf)
575. An Marie Köckert in Hanau (Fragment)
576. An Franz Overbeck in Basel
577. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[März 1885]

578. An Resa von Schirnhofer in Paris
579. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
580. An Heinrich Köselitz in Venedig
581. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
582. An Paul Lanzky in Florenz (Entwurf)
583. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Entwurf)

584. An Heinrich von Stein in Halle (Entwürfe)
585. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
586. An Franziska Nietzsche in Naumburg
587. An Malwida von Meysenbug in Rom
588. An Heinrich Köselitz in Venedig
589. An Franz Overbeck in Basel

[«]

[April 1885]

590. An Heinrich Köselitz in Venedig
591. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
592. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
593. An Carl von Gersdorff in Ostrichen
594. An Heinrich Köselitz in Venedig (Telegramm)
595. An Bernhard Förster in Naumburg
596. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg
597. An Heinrich Schieß in Basel (Entwurf)
598. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Mai 1885]

599. An Franz Overbeck in Basel
600. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
601. An Carl von Gersdorff in Ostrichen
602. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg
603. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Telegramm).
604. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Juni 1885]

605. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
606. An Franziska Nietzsche in Naumburg
607. An Resa von Schirnhofer in Paris

[«]

[Juli 1885]

608. An Heinrich Köselitz in Venedig
609. An Franz Overbeck in Basel
610. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
611. An Elisabeth Förster in Tautenburg
612. An Franz Overbeck in Basel
613. An Heinrich Köselitz in Venedig
614. An Bernhard und Elisabeth Förster in Naumburg
615. An Elisabeth Förster in Naumburg
616. An Paul Heinrich Widemann in Dresden

[«]

[August 1885]

617. An Unbekannt (Entwurf)
618. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
619. An Heinrich Köselitz in Venedig
620. An Franziska Nietzsche in Naumburg
621. An Elisabeth Förster in Naumburg
622. An Paul Heinrich Widemann in Chemnitz
623. An Helene Druskowitz in Berlin (Entwürfe)
624. An Heinrich Köselitz in Venedig
625. An Elisabeth Förster in Naumburg
626. An Heinrich von Stein in Halle

[«]

[September 1885]

627. An Emily Fynn in Blankenberghe
628. An Franziska Nietzsche und Elisabeth Förster in Naumburg (Entwurf)
629. An Franziska Nietzsche und Elisabeth Förster in Naumburg
630. An Heinrich Köselitz in Venedig

[«]

[Oktober 1885]

631. An Ernst Schuch in Dresden (Entwurf)
632. An Franz Overbeck in Basel
633. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
634. An Heinrich von Stein in Berlin
635. An Franziska Nietzsche und an Elisabeth Förster in Naumburg (Postkarte).
636. An Franz Overbeck in Basel
637. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz
638. An Franziska Nietzsche in Schkortleben bei Weissenfels (Postkarte)
639. An Bernhard und Elisabeth Förster in Naumburg
640. An Franziska Nietzsche in Schkortleben bei Weissenfeis (Postkarte)

[«]

[November 1885]

641. An Elisabeth Förster in Naumburg (Postkarte)
642. An Franziska Nietzsche in Schkortleben bei Weissenfels (Postkarte)
643. An Paul Lanzky in Florenz (Fragment)
644. An Elisabeth Förster in Naumburg (Postkarte)
645. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
646. An Elisabeth Förster in Naumburg
647. An Reinhart und Irene von Seydlitz in München
648. An Heinrich Köselitz in Wien

[«]

[Dezember 1885]

649. An Franz Overbeck in Basel
650. An Heinrich Köselitz in Wien
651. An Heinrich Köselitz in Annaberg
652. An Franziska Nietzsche in Naumburg
653. An Elisabeth Förster in Naumburg
654. An Bernhard und Elisabeth Förster in Naumburg

[«]

[«]

568. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Nizza, Anfang Januar 1885>

Meine Lieben,

es war meine Absicht, Euch brieflich gleich nach dem Eintreffen der Bücher zu danken: aber — die Bücher treffen nicht ein, ich weiß nicht, was geschehn sein mag. So will ich denn keinen Tag mehr verlieren und euch erzählen, wie herzlich angenehm die kleine hübsche Sendung war: erstaunlich, was Alles in so wenig Raum Platz hat! Die goldnen Knöpfchen sind aber für euren halbblinden Fritz zu kostbar, ich wage nicht sie zu tragen. Ich lag zu Bett, als Euer Geschenk ankam: am ersten Januar (ich rechne aus, daß ich nun 5 Mal hinter einander an diesem Tage krank war!)

Die Wahrheit zu sagen: seit meinem letzten Briefe gieng es immerfort schlecht, das Wetter änderte sich, und damit war es für mich aus. Ewige Anfälle, Erbrechen über Erbrechen; jetzt weiß ich vor jeder Mahlzeit nicht mehr, ob essen oder nicht essen. Die Schwäche des Magens ist in einer eklatanten Weise wieder zum Vorschein gekommen, und in einer Pension ist da schlimm sich einrichten.

Mein Seufzer, den ich schon Ein Mal ausdrückte, heißt auch heute wieder: man schaffe mir eine Köchin!

Dann ist Nizza auf die Dauer nicht möglich, die große Stadt, das unerträgliche Gelärm der Wagen usw. Ebenso habe ich die Herrn Mit-Pensionäre satt, man ist eigentlich in einer gar zu schlechten Gesellschaft, und darf kaum hinsehn, wie der liebe Tisch-Nachbar bei Tisch Messer und Gabel führt. Von dem, was bei Tisch geredet wird, nicht zu reden! Ich denke an meine ehemalige Genueser Isolirtheit mit Trauer und Sehnsucht zurück, obgleich ich wie der ärmste Schlucker gelebt habe; aber ich war nicht von solchem mittelmäßigen deutschen „Pack“ umgeben, es war stolzer und mir angemessner.

Herr Lanzky ist ein rücksichtsvoller mir sehr ergebener Mensch — aber die alte Geschichte: während ich Jemanden nöthig habe, der mich unterhält, läuft es darauf hinaus, daß ich unterhalte. Er schweigt, seufzt, sieht auch aus wie ein Schuster und versteht weder zu lachen noch Geist zu zeigen. Unausstehlich auf die Länge. —

Er geht nächsten Sonntag fort, nach St. Raphael, ein paar Stunden weiter an der Küste, um diesen Ort für mich zu untersuchen. Wir stehen mit einer dortigen Villa in Unterhandlung. —

Köslitz hat in einem Tonhallen-Concert seine Ouvertüre mit schönem Erfolge aufgeführt und selber dirigirt: ich habe einen langen Bericht von Overbeck darüber, der zugegen war. —

Der Gedanke der „Bismarckreden“ kommt in der angenehmsten Weise einem Wunsche entgegen, den ich den ganzen Winter über schon gegen Lanzky ausgesprochen habe. B<ismarck> nämlich läßt sich im Reichstag gehen und bringt seine innewendigsten Dinge heraus, wie Goethe vor Eckermann. Der erste Fall, daß ein Staatsmann einen Reichstag nöthig hat, um über Alles und Jedes sein Herz auszuschütten. Offenbar kann er vor seiner Frau es nicht thun: die ist zu dumm. Schließlich beneide ich ihn selbst um einen solchen Reichstag.

— Von Herzen Euer dankbarer

F.

Was hat mir der gute Stein für einen dunklen Brief geschrieben! Und das zum Danke dafür, daß ich ihm ein Gedicht von mir schickte! Es weiß Keiner mehr sich zu benehmen.

Lanzky’s Aufsatz ist zu dumm und unklar, ich hab’s satt mit der deutschen Stumpfheit.

Nachschrift drei Tage später: endlich sind die Bücher angelangt, allerschönsten Dank! Aber wo bleibt das röthliche dicke Schreibbuch? — Gesundheit langsam sich verbessernd, schönes Wetter.

Mit den Augen geht es immer schlimmer — —

[«]

569. An Franz Overbeck in Basel

Pension de Genève Nice sur mer, petite rue St. Etienne

<Anfang Januar 1885>

Mein lieber Freund, dies Mal habe ich mich für zwei Briefe zu bedanken — und doch darf es nicht länger werden als ungefähr auf einem Kärtchen Platz hat.

Die **Augen!!** — und leider, in summa, die ganze Gesundheit! Bisher ist mir in Bezug auf die Gesundheit der Winter mißrathen — — —.

Lanzky, ein rücksichtsvoller, mir sehr ergebener Mensch, aber nichts für längeres Zusammensein. Lieber noch einen Hanswurst. Er geht Sonntag fort, nach St. Raphael, um diesen Ort für mich auszukundschaften: wie er es schon mit Ajaccio gethan hat. Auf die Dauer ist Nizza nämlich für Deinen Philosophen unausstehlich! — unwürdig! — großstädtisch-lärmend — stupid! —

Herzlichen Dank für die Nachrichten über meinen Züricher Musikanten. Dein Wort in Bezug auf seine Musik „naiv“ trifft den Kern.

Dir und Deiner lieben Frau herzlich zugethan

N.

Von Schmeitzner weiß ich seit Monaten nichts; und bin zufrieden damit. Mein Onkel in Sangerhausen, ein geschickter Justizrath, hat die Aufgabe, so viel von den 5000 Mark zu retten als möglich. — Neue Verleger? Moser?! — „Daß Gott erbarm!“

N. B. Das Geld ist in meinen Händen. Schönsten Dank, alter lieber Freund!

Ich freute mich so sehr, unerwartet-Günstiges über Dein eignes Befinden zu vernehmen: will’s gerne Dir nachmachen!

[«]

570. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Nizza,> Mittwoch. <14. Januar 1885>

Meine liebe Mutter und Schwester,

eben kam Eure besorgte Karte an; ich hoffe, daß inzwischen mein vor einigen Tagen abgesandter Brief einige Beruhigung gegeben hat. Die Verzögerung entstand dadurch, daß ich von einem Tag zum andern auf die Bücher wartete — bis sie kamen; da habe ich gleich geschrieben.

Ich bin beständig krank. Diese Nacht noch war ich ganz desperat und wußte wieder einmal nicht wo aus noch ein. Winter-Wetter auch hier. Es schneit heute, wie schon gestern. Wir sind zwei Grad unter Null. Unbeschreiblich, wie ein bewölkter Himmel auf mich wirkt! Der Barometer steht 20 Grad tiefer als mir zuträglich ist! Die Ärzte Nizza’s sagen, daß diesen Winter es allen chronisch Kranken schlechter geht als andre Winter.

Seit Sonntag ist Hr. Lanzky fort, nach St. Raphael. Gestern telegraphirte er, daß er diesen Ort für mich unmöglich finde. Er ist in solchen Dingen höchst zuverlässig und mir sehr werthvoll.

Mich graut vor allem Reisen und Orts-Wechseln. Voriges Jahr habe ich, seit ich Nizza verlassen habe, es nur zu ganz wenig erträglichen Tagen gebracht — ausgenommen die erste Zeit in Zürich.

Schreibt mir doch immer, wie viele Grade der kleine Haar-Hygrometer in Eurer Stube zeigt.

Ich möchte es gerne einmal mit einem Sommer in einer benachbarten Sommerfrische (c. 1000 bis 2000 Meter hoch) versuchen, in Anbetracht daß mit diesem heitren Provence-Himmel kein Stück Europa's auch für die Sommerzeit concurriren kann. Aber es giebt andre Gründe, die schließlich doch nordwärts treiben.

Ach die Augen! Alles steht still.
Von Herzen Euer
sehr leidender
F.

[«]

571. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Nizza, den 29 Januar 1885

Dies Mal, meine liebe gute Mutter, wird es mir besonders schwer, Dir Etwas Bestimmtes zu wünschen, das dies Jahr Dir bringen soll; und selbst der Wunsch, daß dies Jahr Dir nichts nehmen soll, will mir nicht über die Lippen. Wir sind allesammt jetzt in großer Schwebe und Unsicherheit und geben deshalb wohl das „Wünschen" auf; aber was kommt, das wollen wir mit einander tragen und uns zurecht machen.

Sehr gerne wünschte ich auch auf Deinem Geburtstags-Tische vertreten zu sein, mit irgend einem hübschen nützlichen Ding, das Dir Freude macht.

Seit den letzten Nachrichten, die ich gab, habe ich von Dir und unsrer Lisbeth so liebevolle Briefe erhalten, daß ich gern auf der Stelle geantwortet hätte. Aber die Augen, mit denen es schlecht und schlechter geht, geben mir diesen Winter die Entschuldigung für mein briefliches Verstummen nach allen Seiten hin.

Das Wetter hat eine große Crisis auch hier bestanden, es gab drei Tage, wie man sie für Nizza nicht glauben möchte, und eine solche Sturmfluth des Meeres, daß die Promenade des Anglais bis heute jämmerlich an den Nachwirkungen leidet. Seit 50 Jahren hat man so eine Noth nicht erlebt. — Inzwischen ist aber der vollkommen helle Himmel von früh bis Abends zur Regel wieder geworden: was meiner Gesundheit sehr zu Hülfe gekommen ist.

Herr Lanzky ist von St. Raphael zu mir wieder zurückgekehrt und bleibt noch bis zu Ende des Februars. Daß wir uns viel in Gedanken damit beschäftigen, für mich eine bessere und würdigere Existenzform zu schaffen als meine jetzige es ist, und daß ich mich eigentlich fortwährend etwas schäme, so wenig noch auch im äußeren Leben ein Vorbild abzugeben, nach der Art meines Zarathustra, der doch seine Höhle hat und seine zwei Hausthiere — das kannst Du Dir vorstellen. Ein Ort ist zwar schon gefunden, unweit Nizza's, wo ich später leben will, die Halbinsel St. Jean; aber da muß noch Viel geschafft und geglückt sein, bis es dazu kommt, daß ich dahin übersiedle. Ebenso ist meine Sommer-Existenz im Engadin auf eine ganz neue Basis zu stellen. Überall begreife ich, daß es mit dem Bisherigen vorüber ist, und daß ich jetzt ohne alle Übereilung definitive Zustände zu schaffen habe, zum mindesten ausreichend für 10 Jahre, um mein Lebenswerk mit der vollkommensten Ruhe in Angriff nehmen zu können. Eine Umgebung die zu mir paßt, ich meine zu meinem Werke! Oktober bis Mai in St. Jean, Juli und August im Engadin, die Übergangs-Monate vielleicht in Zürich: so sieht einstweilen das Programm aus. — —

In St. Jean fanden wir vor 8 Tagen die schönsten grünen Geranium-Hecken mit den rothen Blüthen; da dachte ich Eurer und der traurigen Schnee-Welt. —

Abends trinke ich immer jetzt einen starken Grog — heute will ich's auf Dein Wohl thun!

Dein F.

[«]

572. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

12 Febr. 1885 Nizza (France)
pension de Genève
petite rue St. Etienne

Mein lieber alter Freund,

ich lebe so abseits und sehe und höre nichts mehr von Dir. Aber dieses Jahr muß ich, aus Familien-Gründen, wieder einmal nach Deutschland kommen: ich denke, in dieser Erwartung denken wir Beide uns zusammen ein kleines Rendezvous aus, etwa für Leipzig.

Heute theile ich Dir, nicht ohne einige Bedenken, Etwas mit, das eine Frage an Dich in sich schließt. Es giebt einen vierten (letzten) Theil Zarathustra, eine Art sublimen Finale's, welches gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist (das Wort „Öffentlichkeit“ und „Publikum“ klingt mir, in Bezug auf meinen ganzen Zarathustra, ungefähr so wie „Hurenhaus“ und „öffentliches Mädchen“ — Pardon!). Aber dieser Theil soll und muß jetzt gedruckt werden: in 20 Exemplaren, zur Vertheilung an mich und meine Freunde, und mit jedwedem Grade von Discretion. Die Kosten für einen solchen Druck (bei C. G. Naumann in Leipzig, der die letzten Theile gedruckt hat) können nicht erheblich sein; ich selber aber bin, durch die große Unredlichkeit meines Verlegers, jetzt weniger bei Gelde als je (das will sagen: er ist mir 6000 Francs schuldig, und mein Rechtsanwalt sagt mir, es sei kaum möglich, den Prozeß gegen ihn mit Erfolg durchzuführen). Anders ausgedrückt: ich habe, bis zu meinem vierzigsten Jahre, thatsächlich mit meinen vielen Schriften noch keinen Groschen „verdient“ — —: was der Humor (und wenn Du willst, der Stolz) der ganzen Sache ist.

Mehr aber sage ich nicht. Gieb mir, mein lieber alter Freund, so bald wie möglich, hier her Deine Antwort, eine unbefangene Antwort (man kann gegen mich so unbefangen sein, wie gegen „den lieben Gott“, — vorausgesetzt, daß es einen solchen giebt).

Und vor Allem, seien und bleiben wir guter Dinge: es giebt hundert Gründe, in diesem Leben tapfer zu sein.

Dein Freund Nietzsche.

[«]

573. An Heinrich Köselitz in Zürich

<Nizza, 14. Februar 1885>

Mein lieber Freund!

geben Sie mir und meiner herzlichen Neugierde so bald als möglich einen ausführlichen Bericht über Das, was Sie thun und wollen, und was in diesem Jahre geschehn soll. — Meine Augen wollen von mir, daß ich diesen Winter unartig-stumm gegen Jedermann bin — auch „gegen mich selber“ — um dunkel von dunklen Dingen zu reden. Ich sehne mich nach Ihrer Musik, erwäge tausend Mal, wie Sie selber hier anzusiedeln wären — und wie „Mistral“ und der unglaublich weiße Lichthimmel Nizza’s auf Sie wirken müßten. Mitunter geht meine Sehnsucht so weit, mich nach Venedig zu drängen, weil ich glaube, Sie leichter dorthin locken zu können als hierher. (Überdieß: ich bin Nizza’s — einer lärmend-widerlichen Franzosenstadt, im Grunde meiner Seele müde und weiß mir leider davon nicht zu helfen, da, bei genauestem Nachforschen, die klimatischen Bedingungen dieses Ortes sich nicht zum zweiten Male in Europa wiederholen wollen.

Im April komme ich (spätestens!) nach Zürich: wäre es möglich, da etwas von Ihrer Musik aufgeführt zu hören, etwas Vokalisches namentlich, so würde ich Vieles Dumme und Verdrießliche, das mir in diesem Jahre bei meiner Reise nach dem Norden bevorstehn mag, gerne dagegen in den Kauf nehmen! —

Bleiben Sie guter Dinge, alle Trübsal lohnt weder auf Erden, noch im Himmel. In Ihrem letzten Briefe waren ein Paar Worte bei Gelegenheit von H. Berlioz, bei denen ich Größtes Vergnügen hatte.

Overbeck schrieb mir des Genaueren über Ihr erstes öffentliches „Auftreten“. Oh daß ich Sie hier an der Spitze des italiänischen Orchesters (dirigirt von Gialdino —Gialdini) sehen könnte! es ist nämlich das neuerbaute italienische Theater eben eröffnet worden (Aida).

Grüßen Sie Freund und Hegar, die Studentinnen nicht zu vergessen!

— Wollen Sie diesen Sommer mich im Engadin (in dem kleinen Stübchen meiner braven Familie Durisch) vertreten? So lernen Sie mein Sils-Maria kennen: — ich selber muß nach Naumburg.

— Was ist aus dem Bruder von Fl. Druscowicz geworden? —

Unter uns gesagt: es giebt etwas Neues als „Frucht“ dieses Winters, aber ich habe keinen Verleger, vor allem aber gar keine Lust mehr daran, neue Dinge gedruckt zu sehn. Die ungeheuere Albernheit, so etwas wie meinen Zarath<ustra>) herauszugeben, ohne es nöthig zu haben, ist mir mit entsprechenden Albernheiten vergolten worden: wie es billig war.

Mittag und Ewigkeit
Von
Friedrich Nietzsche
Erster Theil: die Versuchung Zarathustra’s.

Übrigens vielleicht undruckbar: eine „Gotteslästerung“, gedichtet mit der Laune eines Hanswursts. — Wer aber hübsch gegen mich ist und mir mit Köselitzischer Musik schmeichelt, soll das Ding privatissime zu lesen bekomen.

Addio, und auf Wiedersehn
Ihr N.

Nizza, pension de Genève
(petite rue St. Etienne)

[«]

574. Vermutlich an Marie Köckert in Hanau (Entwurf)

<Nizza, Mitte Februar 1885>

Der Himmel weiß (oder weiß er es nicht?) ob ich mich über Ihren Brief gefreut habe. Es kam daß ich’s gestehe, ein kleines boshaftes Vergnügen noch dazu; ich hatte nämlich bei mir gewettet, daß Sie mir diese Worte schreiben würden (Werden Sie es glauben, daß ich hier und da an der Einbildung leide, das zu sein, was man einen Menschenkenner, einen Nierenprüfer nennt? Nein, Sie werden es nicht glauben.

Diesen April werde ich wieder nach Zürich kommen; und später muß ich nach Deutschland, unter die lieben Deutschen — über welche Sie mir nach dem Herzen reden. Es wird muthmaaßlich für lange Zeit meine letzte Reise in diese nordische Welt sein, deren Aufgaben und Werthschätzungen nicht meine Aufgaben und Werthschätzungen sind, und deren Luft mir leicht den Athem nimmt. Damit — will ich aber noch nichts gegen die jetzigen Deutschen gesagt haben: nur daß ich nicht unter sie gehöre.

Haben Sie das tiefste und hellste, südlichste, ja sogar morgenländischste Buch gelesen das es giebt? Pardon, ich meine „Also sprach Zarathustra“ von Friedrich Nietzsche.

[«]

575. An Marie Köckert in Hanau (Fragment)

<Nizza, 20. Februar 1885>

Seien wir guter Dinge! Alle Trübsal lohnt sich weder in Himmel noch auf Erden!

[«]

576. An Franz Overbeck in Basel

Nizza Freitag 20 Febr. 1885.

Lieber Freund,

ich freute mich herzlich, wieder von Dir zu hören. Mein Leben ist darin jetzt sehr insel-haft geartet, als nur ganz selten noch Nachrichten und Briefe zu mir kommen. Es scheint, daß die größte Zahl meiner früheren Freunde und Bekannten entweder nicht mehr zu mir gehören wollen oder es nicht können — genug, sie schweigen. Ich selber stehe unter der Tyrannei meines Augenleidens und darf nicht schreiben (meine Besorgniß ist nicht gering, ich fürchte, daß ich eines Tages ganz plötzlich blind werde — unter uns gesagt!)

Der Winter ist dies Mal für Nizza mißrathen, und äußerst seltsam. Eine Sturmfluth, wie seit 50 Jahren nicht; zwei Erdbeben; schon vier Mal große Landregen von 2 bis 3 Tagen Dauer — etwas sonst hier Unerhörtes. Alle Kranken sind kränker. Viel bewölkter Himmel. Ich selber habe Viel ausgestanden, die Anwesenheit des braven Lanzky (der nächsten Montag abreist) hat über Manches hinweggeholfen. Doch hätte ich, in letzterer Hinsicht, eine Gegen-Rechnung zu machen — in summa habe ich gelernt, wie nöthig für mich noch eine gute Zeit lang (sagen wir 5 Jahre!) eine vollständige Einsamkeit ist. Es will zu Vieles in mir noch reif werden und zusammenwachsen; die Zeit für „Schüler und Schule“ et hoc genus omne ist noch nicht da.

Die Angelegenheit „Schmeitzner“ steht schlecht, mein Onkel schrieb „kaum möglich“ und „größte Schwierigkeiten“. Ich gestehe, daß Deine mir ganz unerwartet kommenden Geld-Nachrichten zu einem sehr geschickten Momente kamen, und mir zur Beruhigung wurden.

Das Schlimme ist überdieß, daß ich nun keinen Verleger habe, und wenn ich gut genug über meinen litterarischen Ruf in Deutschland unterrichtet bin, auch schwerlich jetzt einen finden werde. Es hat keiner — den Muth dazu. Einige Tage später werde ich mehr in hoc puncto wissen, denn ich habe Unterhandlungen eingeleitet. Weißt du, mein lieber Freund, es ist seit längerer Zeit Etwas da zum Drucken: der Titel wird Dich genügend aufklären.

Mittag und Ewigkeit,
Erster Theil
die Versuchung Zarathustra's.

Im Monat April denke ich für eine kurze Zeit in Zürich zu erscheinen, wo es Mancherlei abzuwickeln giebt. Das ganze Jahr stellt mir eine Reihe praktischer Aufgaben, zum Theil durch die Dir bekannte Familien-Angelegenheit herbeigezogen. Ich werde nach Deutschland gehn, muthmaaßlich für lange zum letzten Male. Von dem Quartal-Gelde nimm, bitte, so viel weg als zur Anschaffung einer Obligation nöthig ist. Das Übrige sende an mich hierher, womöglich in französischem Papier.

Von Peter Gast hatte ich dieser Tage einen Brief. Drei Akte der Oper sind im Klavierauszuge fertig, die beiden letzten in Arbeit. Ich will, mit ihnen bewaffnet, mein Heil bei deutschen Kapellmeistern versuchen; diese Oper „unter die Haube" zu bringen gehört zu meinen Sommer-Projekten. Deiner lieben Frau das Herzlichste wünschend Dir immer herzlich-dankbar zugethan

N.

Weißt Du Jemanden, der für diesen Sommer in Sils-Maria mein Zimmer bewohnen könnte? (30 frs. per Monat.)

[«]

577. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Nizza,> Donnerstag<5. März 1885>

Meine Lieben,

Eure heiteren Briefe sind mir sehr willkommen gewesen, ich wünschte mit ähnlichen Heiterkeiten und Festlichkeiten aufwarten zu können. An diesem Winter in N<izza> bleibt aber Viel auszusetzen, und wollte ich anfangen aufzuzählen, so bekämt Ihr die langweiligste Litanei von der Welt. Das Dümmste ist 1) die Augen — — 2) der beständige (fast beständige) Schmerz im Kreuz, mit einer Ausstrahlung nach der rechten Hüfte zu. Derselbe ist so lästig, daß er mir immer und immer wieder die Frage vorlegt: **ob** ich überhaupt dies Jahr nach Deutschland kommen kann. Reisen ist nämlich eine Marter für mich geworden, von der Ihr Euch keine Vorstellung machen könnt: die Reise von Zürich bis hierher war etwas Schreckliches, und der Gedanke, mich gar noch weiter als Zürich nach dem Norden zu zu entfernen, will mir nicht in den Kopf. Mir ist zu Muthe, als ob ich eben erst die letzten Reisen überwunden hätte — es kommt dazu, daß ich Sammlung im höchsten Grade nöthig habe, und gar keine Zeit mehr verlieren möchte, nachdem ich so viel verloren habe. (Morgen verläßt mich Herr Lanzky, ein recht braver Mensch, der aber doch mir den Werth und die Nothwendigkeit der Einsamkeit für mich wieder recht an's Herz gelegt hat. Ich will wohl auf der Hut sein, nicht wieder auf diese Art mir einen Winter rauben zu lassen. Es versteht sich, daß ich mich für viele Zeichen von Wohlwollen und Sorgfalt bei ihm sehr zu bedanken habe: aber Eins ist bei mir hundert Mal wichtiger als alles Andre —)

Was den Sommer betrifft, so habe ich den unheimlichen und mich entmuthigenden Eindruck der warmen Jahreszeit und der Ebenen vom vorigen Jahre her noch zu sehr in Erinnerung, als daß ich daran dächte, den Sommer anderswo als im Engadin zu verleben. (Nicht in Sils-Maria, sondern wahrscheinlich in Celerina) So weiß ich mir denn gar nicht zu helfen, als Euch zu bitten, ob nicht eine Zusammenkunft zwischen uns zu verabreden ist, bei der mir es möglich ist, in der Schweiz zu bleiben. Wenn Hr. Dr. Förster Ende April kommt, wer weiß, ob es dann im Verlauf des Jahres nicht einen Anlaß für zwei Menschen mindestens giebt, etwas herumzureisen. Unsre gute Mutter bitte ich von Herzen darüber nachzudenken (in Bezug auf die nächsten 10 Jahre), daß ein alljährliches Zusammentreffen und -Wohnen sich am besten vielleicht für einen Ort der Schweiz ausdenken ließe*): aber auch Venedig würde mir recht sein.

Was ich von St. Jean, der Halbinsel schrieb, ist inzwischen näher geprüft worden: ich fürchte, es ist unausführbar.

Nizza ist unerträglich geräuschvoll. —

(Über Schmeitzner habe ich einen Brief des Onkel Bernhard: ich sage nichts weiter als daß der Ausdruck, „kaum möglich“ und „größte Schwierigkeit“ darin vorherrscht. —) Am Liebsten gienge ich Ende März aus Gründen der Augen und der Stille nach Venedig. Aber wahrscheinlich wird eine Reise nach Zürich daraus, wo Mehreres auf mich wartet.

Mit den herzlichsten Wünschen, und der Bitte, mit meinem körperlich und geistig sehr angegriffnen Zustande fürlieb zu nehmen

Euer F.

[«]

578. An Resa von Schirnhofer in Paris

11 März 1885
Nizza, Pension de Genève, petite rue St. Etienne

Verehrtes Fräulein,

man bekommt diesen Winter schwer Etwas von mir zu lesen, das wollen meine Augen so. Ich wünschte sogar dieser dummen Augen wegen in irgend einem dunklen Venedig oder sonstwo zu sein; denn was ich eigentlich von Nizza verlange, sehr trockne Luft und beständigen sehr reinen Himmel, das kann man diesen Winter hier so wenig als anderwärts haben. Es ist ein Ausnahme-Winter: wir hatten eine Sturmfluth wie seit 50 Jahren nicht, zwei kleine Erdbeben, vier zwei- bis dreitägige Landregen à la tedesca, und ein beständiges unklares Ja- und Neinsagen des Himmels: — was meiner Gesundheit schlecht genug bekommen ist. Sodann aber gab es für mich bis vor wenig Tagen einen Deutschen im Hause hier, der mir sehr zugethan ist, — aber ich mag die Deutschen wenig, es ist eine andre Art von „ziehendem Gewölk“, und mir gar nicht zuträglich. — —

Mag ich denn die Franzosen? Einige von ehemals, vor Allem Montaigne. Aus diesem Jahrhunderte im Grunde nur Beyle, und was auf seinem Boden gewachsen ist.

Und Das ist es, was mir heute diesen Brief an Sie, mein liebes verehrtes Fräulein Resa, abzwingt: obgleich, wie gesagt, die Augen-Moral mir zuschreit „Lesen und Schreiben Sie nicht, mein Herr Professor!“ —

Es soll nämlich in Frankreich eine Art von Stendhal-Schwärmern geben, man spricht mir von solchen, die sich „Rougistes“ nennen. Machen Sie, ich bitte, etwas Jagd darauf: zb. auf eine neue Ausgabe von „Le rouge et le noir“, bevorredet von einem Herrn Chapron, wenn ich recht gehört habe. Wohin hat dieses feine Huhn (es ist todt) seine Eier gelegt? Größere Bücher giebt es nicht von ihm. Und machen Sie doch die Bekanntschaft des lebendsten Schülers von Stendhal, Hr. Paul Bourget und erzählen Sie mir, welche Aufsätze er neuerdings geschrieben hat (— ich zeigte Ihnen hier in Nizza seine gesammelten essays zur psychologie contemporaine) Er ist, wie mich dünkt, der rechte Schüler jenes Genie's, das die Franzosen 40 Jahre zu spät entdeckt haben (von Deutschen bin ich der Erste, der ihn erkannt hat, und nicht auf eine Anregung von Frankreich her) Die sonstigen berühmten Litteratur-Menschen dieses siècles z. B. Sainte-Beuve und Renan, sind mir viel zu süßlich und undulatorisch; aber was ironisch, hart, sublim-boshaft ist, von der Art wie Mérimée, — oh wie Das meiner Zunge wohlschmeckt!

Ende März geht es über die Schweiz nach Deutschland. Die Verheirathung meiner Schwester ist für dies Jahr im Vordergrunde: — grüßen Sie Malwida von mir und seien Sie selber herzlich gegrüßt

von Ihrem ergebensten
Nietzsche

Ms. Bourget ist Mitarbeiter der Revue nouvelle. — Grüßen Sie die ausgezeichneten Menschen, die ich so sehr liebe, ich meine Monods, von mir, Fl. Natalie ja nicht zu vergessen!

Adieu, ma chère philosophe —, veuillez agréer les tendres et respectueux hommages d'un hermite.

[«]

579. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

<Nizza>, 12. Febr. 1885.

Geehrtester Herr,

ich sende Ihnen hiermit, mit der Bitte um jedweden Grad von Diskretion, den vierten und letzten Theil meines Zarathustra, der nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist, sondern nur in 20 Exemplaren gedruckt werden soll. Der Druck muß, wie ich auf das Dringendste Ihnen an's Herz legen möchte, sofort beginnen und so sehr beschleunigt werden, als es nur möglich ist; ich nehme an, daß jede Woche 4 Correktur-Bogen abgesandt werden. Der Correkturgang ist dieser: 2 Abzüge nebst dem Manuscript gehen an diese Adresse:

Herrn Heinrich Köselitz in Zürich (Schweiz)
Stadelhofer Platz, Kleiner Sonnenhof
zu gleicher Zeit wird ein Abzug an mich abgesandt:
Prof. Dr. Nietzsche
Nizza (France)
Pension de Genève
petite rue St. Etienne

Daß wir Beide, Herr Köselitz und ich, „pünktliche“ Leute sind, werden Sie von früher her wissen.

Alles, was zum Zweck des Drucks nöthig wird, an Abzügen, Probedrucken und dergleichen, muß, zum Schluß, vernichtet oder in meine Hände abgeliefert werden; ich bitte Sie, hochgeehrter Herr, mir eine ausdrückliche Erklärung darüber zukommen zu lassen, ob Sie mir eine Garantie gegen Veruntreuung einzelner Exemplare durch beschäftigte Arbeiter, Druckergehülfen und dergl. geben können. —

Daß ich ein Freund tiefschwarzen Drucks bin und solchen auch für die Correkturbogen mir ausbitte, wissen Sie von früher her. Ausstattung und Papier sollen vollkommen dem letztgedruckten (dritten) Theile meines Zarathustra entsprechen.

Mit Hochachtung
Ihr ergebenster
Dr. Friedrich Nietzsche
Prof.

[«]

580. An Heinrich Köselitz in Venedig

Nizza, Sonnabend. <14. März 1885>

Mein lieber Freund,

als ich Ihre Mittheilung bekam, hatte ich eine Stunde lang großes Vergnügen, um Ihretwillen und um meinetwillen; denn ich weiß Sie lieber in V<enedig> als in Z<ürich>, und mich gleichfalls. Hinter drein aber bin ich Ihnen beinahe böse geworden: es schien mir, Sie hätten in Anbetracht alles dessen, worüber wir im vorigen Frühjahr übereinkamen, (nämlich, daß es für das fernere Schaffen vorbei sei mit Venedig, und etwas Neues, klimatisch-Grundverschiedenes versucht werden müsse) sich entschließen sollen, nach Genua zu gehn, oder vielmehr mir ein paar Worte früher schreiben. Ich wäre bereit gewesen, Sie in Genua, Santa Marguerita, Porto fino einen Monat lang und mehr herumzuführen und mit Ihnen zu erwägen, ob und wie da für Sie zu leben wäre. — Aber nun ist das zu spät, und ich bin Ihnen auch schon lange nicht mehr böse. Ich sage sogar, daß Ihr Venedig auch mir die liebste Verführung ist, und daß es nicht lange mehr dauern wird, so bin ich verführt. Meine Gesundheit ist schlecht, der Zustand der Luft und des Himmels anders als andre Winter, und viele seltsame Melancholien sind mir über das Herz gelaufen, — vom eigentlichen Kranksein nicht zu reden.

Mit den Augen steht es schlimm und schlimmer. — Es kommt vielleicht dieser Tage ein Druckbogen bei Ihnen an: seien Sie nicht ungeduldig, lieber Freund und helfen Sie mir auch dies Mal noch. Es ist der vierte und letzte Theil von „Also s<prach> Z<arathustra>“; der Titel, welchen ich Ihnen das letzte Mal brieflich meldete, war eine Verlegenheits-Auskunft in Hinsicht auf einen neuen Verleger. Damals nämlich suchte ich einen Verleger, und billigerweise hätte ich keinen „vierten Theil“ anbieten können. Für das, was ich noch zu sagen habe comme poète-prophète, brauche ich eine andre Form als die bisherige; und es war eine harte Sache, mich um eines Verlegers willen zu einem solchen Titel zu entschließen. Genug, ich fand keinen Verleger und drucke nun mein Finale auf eigne Kosten. Dafür nur in wenig Exemplaren und nicht für die „Öffentlichkeit“. Bitte, schreiben und sprechen auch Sie nicht davon, daß es einen 4ten <Zarathustra> giebt.

Ihr Orpheus hat mich sehnsüchtig-schwermüthig gemacht. Ach, Freund, daß Sie mir schreiben könnten, Ihre Dichtung sei gedichtet! Es ist eine herrliche Erfindung.

Denken Sie im Spazierengehen daran, mir ein Zimmer, das für mich paßt, zu schaffen — hoch, still, voller Möbel, alterthümlich, und bei reinlichen rechtschaffnen Leuten. Ihr Freund

Nietzsche.

[«]

581. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Nizza,> Sonnabend <14. März 1885>

Endlich, meine Lieben, das will sagen: seit einer Stunde kann ich Euch Nachricht und Aufschluß darüber geben, was ich dieses Frühjahr thun will. Zürich ist nämlich, durch eine plötzliche Entschließung von Hrn. Köselitz, aus dem Programm gestrichen worden; er meldet mir heute morgen, daß er es daselbst absolut nicht mehr aushalte und auf dem Wege nach Venedig sei. Nun habe ich ein Zusammentreffen mit Hr. K<öselitz> auf Grund gemeinsamer Pläne jetzt nöthig; auch ist Venedig für meinen gegenwärtigen

Zustand der Augen die wohlthätigste aller Städte —: genug, ich bin sehr erfreut über diese Wendung, welche mir die Reise nach Zürich erspart.

Dem armen K<öselitz> ist es mit Zürich ergangen, wie mir seiner Zeit (das will sagen ungefähr 10 Jahre meiner Jugend!) mit Basel: das **Clima** dieser Städte ist im Widerspruch mit unsern produktiven Fähigkeiten, und diese beständige Qual macht uns krank. Nach der Seite hin war Basel ein ganz großes Unglück für mich, noch heute leide ich an der schrecklichen Nachwirkung dieser Zeit (und werde nicht mehr davon loskommen).

Man wird tüchtig für seine Unwissenheit bestraft: hätte ich mich zur rechten Zeit mit medizinischen, klimatologischen und dergleichen Problemen beschäftigt, statt mit Suidas und Laertius Diogenes: ich wäre kein halb-zu-Grunde-gerichteter Mensch. — —

Also: ich habe das Meer nöthig usw. Pardon, ich langweile Euch mit diesen alten Geschichten.

Und so verliert man seine Jugend, und ist nun schon über 40 hinaus, und immer noch in den ersten Experimenten über das, was man nöthig hat, und spätestens seit 20 Jahren haben sollte. —

Ihr seht, ich bin wieder heiterer, der wesentlichste Umstand ist wohl der, daß Herr Lanzky fort ist. Ein sehr achtungswürdiger Mensch und mir sehr zugethan — aber was liegt mir an dem Beiden! Er bedeutete für mich das, was ich „bedecktes Wetter“ „deutsches Wetter“ und dergleichen nenne. Es lebt übrigens jetzt Niemand, an dem mir viel gelegen wäre; die Menschen, die ich gerne habe, sind lange, lange todt, z. B. der Abbé Galiani oder Henri Beyle oder Montaigne.

Über die Zukunft meiner Schwester mache ich mir meine Gedanken: das will sagen, ich glaube nicht recht an ein Zurückkehren des Hr. Dr. Förster nach Paraguay. Europa ist gar nicht so klein, und wenn man nicht in Deutschland leben will (worin ich ihm gleichgeartet bin) so braucht man noch lange nicht so weit zu gehn. Zum Enthousiasmus für „deutsches Wesen“ habe ich’s freilich noch wenig gebracht, noch weniger aber zum Wunsche, diese „herrliche“ Rasse gar rein zu erhalten. Im Gegentheil, im Gegentheil —

Pardon, Ihr seht, wie heiter ich bin. Vielleicht, daß wir uns dies Jahr wiedersehn. Aber nicht in Naumburg: Ihr wißt, es bekommt mir schlecht, und der Ort hat Nichts in meinem Herzen, was für ihn spricht. Ich bin dort nicht „geboren“, und niemals „heimisch“ geworden.

Rückenschmerzen, wie sonst. Nizza diesen Winter ausnahmsweise weniger hell und trocken. Vor Ende März werde ich aber schwerlich weg können.

Euch in Liebe zugethan

F.

Ich vergaß mich für Deinen Brief, meine liebe Mutter, der sich mit dem meinen gekreuzt hat <zu danken>. Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, Etwas „übel zu nehmen“ — — im Gegentheil!

[«]

582. An Paul Lanzky in Florenz (Entwurf)

<Nizza, Mitte März 1885>

So geht es, wenn man nicht am rechten Orte Halt macht, nämlich in St. M., wo es Etwas Gutes zu sehen und auch Etwas zu machen gab.

Die Heiterkeit des „Himmels“ hängt davon ab, daß es sehr viele gute Dinge auch zu machen giebt: und daß das Leben zu kurz ist, um je damit fertig zu werden (— dies ist die Feinheit der Sache)

— Seit Sie fort sind, habe ich es wieder so weit gebracht, fortwährend meinem Lebensloose dankbar zu sein, das mir erlaubt in Nizza zu leben (und nicht im trüben Deutschland), wo ich nicht nöthig habe, mein thatsächliches „Eremitenthum“ auf eine brutale Weise auch noch zur Schau zu tragen. Ich liebe den Komödianten-Mantel mehr als die Kapuze-Trägerei.

[«]

583. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Entwurf)

<Nizza, Mitte März 1885>

Als ich deinen Brief las, kam mir wieder einmal zum Bewußtsein, weshalb mich einige feinere Köpfe in Deutschland für irrsinnig halten oder gar erzählen, ich sei im Irrenhaus gestorben. Ich bin viel zu stolz als je zu glauben, daß ein Mensch mich lieben könne: dies würde nämlich voraussetzen, daß er wisse, wer ich bin. Ebensowenig glaube ich daran, daß ich je Jemanden lieben werde: das würde voraussetzen, daß ich — einmal — Wunder über Wunder! — einen Menschen meines Ranges fände — Vergiß nicht, daß ich solche Wesen wie Rich<ard> W<agner> oder A. Schopenhauer eben so sehr verachte als tief bedaure und daß ich den Stifter des Christenthums als oberflächlich empfinde im Vergleich mit mir ich habe sie alle geliebt, als ich noch nicht begriff, was der Mensch ist.

Es gehört zu den Räthseln, über die ich einige Male nachgedacht habe, wie es möglich ist, daß wir blutsverwandt sind. — Was mich beschäftigt, bekümmert, erhebt, dafür habe ich nie einen Mitwisser und Freund gehabt! es ist Schade, daß es keinen Gott giebt, damit es doch Einer wüßte.. — So lange ich gesund bin, habe ich guten Humor genug, um meine Rolle zu spielen und mich vor aller Welt darunter zu verstecken zb. als Basler Professor. Leider bin ich sehr viel krank, und dann hasse ich die Menschen, welche ich kennen gelernt habe, unsäglich, mich eingerechnet. —

Meine liebe Schwester, das Wort unter uns — und Du darfst den Brief hinterdrein verbrennen. Wenn ich nicht ein gut Stück von einem Schauspieler wäre, so hielte ich's nicht eine Stunde aus, zu leben.

Für Menschen, wie ich bin, giebt es keine Ehe: es sei denn im Stile unseres Goethe. Ich denke nicht daran, je geliebt zu werden.

Wenn ich Dir sehr gezürnt habe, so ist es, weil Du mich zwangst, die letzten M<enschen> aufzu<ge>ben, mit welchen ich ohne Tartüfferie sprechen konnte. Jetzt — bin ich allein.

mit denen ich ohne Maske von den Dingen reden konnte, die mich interessiren. Was sie von mir dachten und hielten, war mir sehr gleichgültig. — Jetzt bin ich allein.

Verbirg diesen Brief unserer Mutter und — — —

Es scheint mir, daß ein Mensch, bei dem allerbesten Willen, unsäglich viel Unheil anstiften kann, wenn er unbescheiden genug ist, denen nützen zu wollen, deren Geist und Wille ihm verborgen ist.

Um ein Beispiel zu nehmen: die gute Malvida hat ihr ganzes Leben nichts als Unheil angestiftet, Dank jener eben genannten Unbescheidenheit.

Sei mir eines solchen Briefs wegen nicht böse! Es liegt mehr Artigkeit darin, als wenn ich wie gewohnt, eine Komödie spiele.

Du weißt, daß ich von den Franzosen dieses Jahrhunderts Henri Beyle (Stendhal) am liebsten habe. Von seinen Schülern ist bei weitem der einflußreichste Taine: um Dir einen Begriff von ihm zu geben, sende ich Dir seinen M. Graindorge, ein Buch, das für meinen Geschmack etwas zu harmlos ist, aber vielleicht um so mehr geeignet ist, dir einen günstigen Begriff von seinem Verfasser zu geben.

[«]

584. An Heinrich von Stein in Halle (Entwürfe)

<Nizza, Mitte März 1885>

Diesen Winter bekommt man keine Briefe von mir, ich bin augenleidend, in einem Grade, daß ich fürchte, eines Tages und ganz plötzlich, blind zu sein — Dies sage ich nur, um mich zu entschuldigen, dafür daß ich auf Ihren Brief so spät antworte. — Mein werther Freund, Sie wissen nicht, wer ich bin, noch was ich will. Mein Vortheil ist es, zuzusehen, was Andere thun und wollen, ohne selber dabei erkannt zu werden. — Ich weiß sehr gut, daß Ihre Liebe und Verehrung für R<ichard> W<agner> zu groß ist, als daß Sie einen M<enschen> erkennen könnten, der grundsätzlich von ihm verschieden ist. Was würden Sie von mir denken, wenn ich sagte, daß ich R<ichard> W<agner> eben so sehr tief bedaure als verachte? Sie würden denken, ich sei verrückt. Es ist mein Loos, mich nur unter Masken zu zeigen, ich bin sehr ehrlich gegen Sie, Ihnen so viel von mir zu verrathen. —

Dies unter uns

Ihr ergebenster
N

Sie gefallen mir sehr: nur sollten Sie ernsthaft Dichter und schlechterdings nicht Aesthetiker und Philosoph sein wollen.

Was R<ichard> W<agner> anbetrifft, von dem Ihr Brief redet: so gehört er zu den Menschen, welche ich am meisten geliebt und auch am meisten bedauert habe. Doch liegt es mir ferne, mich je mit ihm zu verwechseln oder zu vergleichen: er gehört einer ganz anderen Ordnung von Menschen an — und am letzten wohl zu den großen Schauspielern —

Es ist schwer zu erkennen, wer ich bin: warten wir 100 Jahre ab: vielleicht giebt es bis dahin irgend ein Genie von Menschenkenner, welches Herrn F. N. ausgräbt. — Im Übrigen — unter uns gesprochen — habe ich Gründe vorsichtig zu sein und Schritt für Schritt zu thun. Schon diesen 4ten Z<arathustra> habe ich nicht mehr der Öffentlichkeit anvertraut.

Dies Werk — es braucht Ihnen nicht zu gefallen, Sie sollen sich ja keinen Zwang anthun! Werke dieser Art sind sehr anspruchsvoll, sie wollen Zeit. Da muß erst die Autorität von Jahrhunderten dazu kommen, daß so Etwas recht gelesen wird. Einstweilen — — —

Ich will bei Gelegenheit einmal den deutschen Musikern die Leviten darüber lesen, was sie von W<agner> zu lernen und zu verlernen haben — sonst bleibt auch in der Geschichte der Musik W<agner> schließlich wie ein großer Thunichtgut übrig

Was aber gar das Reich der Erkenntniß angeht — um des Himmels Willen, wo haben Sie Ihre Augen — was hat da dieses Genie der deutschen Unklarheit zu schaffen, der Nichts ordentlich gelernt und Alles durcheinander gemantscht hat, Pardon und — — —

Soll denn dieses Genie der deutschen Unklarheit auch noch nach seinem Tode fortfahren Unfug zu stiften? Sie mir in einem trüben Winter unter Freunden mit dem W<agner> L<exikon> beschäftigt zu denken — nein, dabei jammert’s mich und ich gedenke meiner eigenen elenden Zeiten, als ich jung war. Lesen Sie doch zur Wiederher<stellung> etwas Stärkend<es> und Herzerh<e>bend<es>, lesen Sie Montaigne — falls Sie zu meinem eigenen, freilich gefährlich starken Wein keinen Durst haben, und noch nichts von besseren Büchern wissen.

Ihnen als dem Verfasser des Wagner-Lexikons! in das ich inzwischen auch ein Mal hineingeblickt habe — und daß ichs ausspreche, mit einem unsäglichen Abscheu vor diesem anmaaßlichen Gefasel über jeglich Ding. „Man soll diesen Sumpf nicht aufrühren“ μὴ κωὴ καμαρώοου, sagte der Syrakusaner — — —

[«]

585. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Nizza Donnerstag <19. März 1885>

Geehrter Herr,

es wird mir eben gemeldet, daß Herr Heinrich Köselitz, der mich, wie ich Ihnen mittheilte, in der Correctur unterstützen wird, inzwischen seinen Wohnort gewechselt hat. Seine Adresse ist:

Venezia (Italia)
San Canciano calle nuova 5256

Das Manuscript, hier am 12. d. M. abgesandt, wird in Ihren geehrten Händen sein. Ich bitte nochmals um die größte Beschleunigung des Drucks.

Was das Papier betrifft, so bitte ich doch ein besseres, namentlich stärkeres Velin zu wählen, als zum Druck des dritten Theils verwendet wurde: nur die Farbe muß ähnlich sein. —

Was die Zahl der Exemplare betrifft, so habe ich mich auch (entgegen meiner ersten Mittheilung) zu einem „Mehr“ entschlossen: ich ersuche Sie, im Ganzen 40 Exemplare herstellen zu lassen. —

Im Übrigen wissen Sie, daß ich ein gutes Vertrauen zu Ihrer Druckerei habe, es ist die beste, welche ich bisher kennen lernte.

Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche.

NB Eben erhalte ich Ihre Zeilen. „Discret, gut und billigst“ va benissimo!

Aber das Ms. ist noch nicht in Ihren Händen! —

[«]

586. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Nizza, 24. März 1885>
Dienstag Mittag.

Meine liebe Mutter,

Hier sind ein paar Blumen für das gute Lama; ich rechne nämlich aus, daß dieselben zu gleicher Zeit bei ihr ankommen können, wie Herr Dr. Förster: so daß sie sich damit hübsch schmücken kann. Man sagt mir, daß die Blumen sofort in warmes Wasser gesetzt werden müssen, bei der Ankunft: dann erhalten sie sich noch einige Tage wie frisch.

Herzlich grüßend
(Fast immer krank) Dein F.

[«]

587. An Malwida von Meysenbug in Rom

<Nizza,> Donnerstag <26. März 1885>

Verehrte Freundin,

Sie wundern sich darüber, daß ich Ihnen gar nicht mehr schreibe? Ich wundere mich gleichfalls darüber; aber immer, wenn ich mich dazu anschickte, legte ich endlich die Feder wieder weg. Wüßte ich die Gründe dafür genau, so würde ich mich nicht mehr wundern, aber — vielleicht betrüben.

Es gieng mir nicht gut, den ganzen Winter (die trockne Luft fehlte mir, dank den Abnormitäten dieses Jahrs), und als Ihr gütiger Brief zu mir kam, lag ich zu Bett, sehr leidend. Aber das ist eine alte Geschichte, und im Grunde bin ich's satt, Briefe über meine Gesundheit zu schreiben. „Helfen“ — wer könnte mir helfen! Ich selber bin bei weitem mein bester Arzt. Und das Positivum, daß ich's aushalte und meinen Willen durchsetze unter viel Widerständen, ist mein Beweis dafür.

Es war den Winter über ein Deutscher um mich, der mich „verehrt“: ich danke dem Himmel, daß er fort ist! Er langweilte mich, und ich war genöthigt, so Vieles vor ihm zu verschweigen. Oh über die moralische Tartüfferie aller dieser lieben Deutschen! Wenn Sie mir einen Abbé Galiani in Rom versprechen könnten! Das ist ein Mensch nach meinem Geschmack. Ebenso Stendhal. — Was Musik angeht: so habe ich letzten Herbst gewissenhaft und neugierig die Probe gemacht, wie ich jetzt zu R. Wagner's Musik stehe. Was mir diese wolkige, schwüle, vor allem schauspielerische und prätentiöse Musik zuwider ist! So sehr zuwider als — als — als — tausend Dinge, zum Beispiel Schopenhauer's Philosophie. Das ist Musik eines mißrathenen Musikers und Menschen, aber eines großen Schauspielers — darauf will ich schwören. Da lobe ich mir die tapfere und unschuldige Musik meines Schülers und Freundes Peter Gast, eines ächten Musikers: der mag einmal für seinen Theil dafür sorgen, daß die Herrn Schauspieler und Schein-Genies nicht mehr zu lange den Geschmack verderben. — Der arme Stein! Er hält R. Wagner sogar für einen Philosophen!

Warum rede ich davon? Es ist nur, daß ich Ihnen irgend ein Beispiel gebe. Es ist der Humor meiner Lage, daß ich verwechselt werde — mit dem ehemaligen Basler Professor Herrn Dr. Friedrich Nietzsche. Zum Teufel auch! Was geht mich dieser Herr an! —

Sehen Sie, meine verehrte Freundin, das ist ein Brief „unter vier Augen“.

Ende dieses Monats kommt Herr Dr. Förster nach Naumburg, von der Liebe beschleunigt, nämlich um einen Monat früher als es die Vernunft seiner Land-Studien wollte. Was ich froh bin über diese Wendung! Und wie ich hoffe, damit für die Zukunft einer ganz lebensgefährlichen Art von Folterung enthoben zu sein, welche diese letzten Jahre über mich verhängt war! —

Geben Sie mir doch die Adresse jenes Klosters! Es könnte sein, daß ich vielleicht im Herbst einmal den Versuch mit Rom mache, vorausgesetzt, daß ich incognito dort leben kann, und meiner Einsiedler-Natur nichts Widernatürliches zugemuthet wird.

Sie wissen doch, wie sehr ich Ihnen zugethan bin?

Ihr
N.

Ich liebe diese Küste nicht, ich verachte Nizza, aber im Winter hat es die trockenste Luft in Europa.

[«]

588. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Nizza, 30. März 1885>

Lieber Freund,

seltsam! Ich erinnere mich gar nicht mehr, daß ich jemals eine Reise nach einem Orte hin mit Vergnügen unternommen hätte. Aber diesmal: — zu denken, daß ich bald in Venedig und bei Ihnen sein werde, erquickt mich, entzückt mich, es ist wie die Hoffnung auf Genesung bei einem lange und geduldig Kranken. Dabei habe ich entdeckt, daß Venedig mir bisher allein gefallen und wohlgethan hat: oder vielmehr, ich sollte ganz andre (und bescheidenere) Ausdrücke gebrauchen. Als Landschaft ist mir Sils-Maria verwandt (leider nicht als Ort) — wüßte ich nur, wie ich dort mir eine würdige Einsamkeit und Einsiedlerschaft erhalten könnte! Aber — es kommt in Mode!

Sie selber aber, mein lieber Freund und maestro, gehören einstweilen für mich wesentlich zu Venedig, und im Grunde höre ich nichts lieber, als daß Sie dieser Stadt noch nicht müde sind. Wie Viel habe ich neuerdings an Sie und über Sie gedacht!

Sogar, als ich in den mémoires des alten De Brosses (1739—40) über Venedig las und über den damals berühmtesten maëstro, nämlich Hasse (il detto „Sassone“). Sein Sie nicht böse, es liegt mir ferne, unehrerbietige Vergleichungen zu machen.

An Malvida schrieb ich dieser Tage, Herr Peter Gast werde für seinen Theil dafür sorgen, daß die Herrn Schauspieler und Schein-Genies der Musik nicht mehr lange den Geschmack verderben. „Nicht mehr lange“ — das ist vielleicht eine große Übereilung. In einem demokratischen Zeitalter ist das Schöne jeder Art Eigenthum Weniger: pulchrum paucorum est hominum. Ich freue mich, in Ihrem

Falle ein „Weniger“ zu sein. Die Menschen, die tief und lustig genug für mich sind, mit âmes mélancholiques et folles, gleich meinen verstorbenen Freunden Stendhal und Abbé Galiani, haben es auf Erden nicht aushalten können ohne die Liebe zu einem Musiker des Glücks (Galiani nicht ohne Piccini, und Stendhal nicht ohne Cimarosa und Mozart)

Ah, wenn Sie wüßten, wie allein ich jetzt auf der Welt bin! Und wie viel Komödie noth thut, um nicht, hier und da, aus Überdruß, irgend Jemandem in's Gesicht zu spucken! Glücklicher Weise ist etwas von den höflichen Manieren meines Sohnes Zarathustra auch in seinem verrückten Vater vorhanden.

Wenn ich aber zu Ihnen und nach Venedig komme, hat es, für eine Zeit lang, einmal mit der „Höflichkeit“ und der „Komödie“ und dem „Überdruß“ und der ganzen verfluchten Nizza-haftigkeit ein Ende — nicht wahr, mein werther Freund?

Nicht zu vergessen: es werden wieder „bajicoli“ gegessen!

Von Herzen
Ihr N.

NB. Ich will hier die Beendigung des Drucks abwarten.

[«]

589. An Franz Overbeck in Basel

Nizza 31 März 1885.

Alles ist glücklich in meinen Händen, ich danke Dir, lieber alter Freund, für alle diese Sorge und Sorgfalt um mich. Du schreibst nichts von Deiner und Deiner lieben Frau Gesundheit: ich nehme es als ein gutes Zeichen, daß Ihr diesen sonderbaren Winter glücklicher bestanden habt als ich. Für mich gab es viel Überwindung, viel kranke Tage. Mit den Augen steht es immer bedenklicher. Die Mittel Schiessens haben nichts geholfen. Seit vorigem Sommer ist eine Wendung eingetreten, die ich nicht verstehe. Flecken, Verschleierung, auch Thränenfluß. Ich darf schwerlich wieder nach Nizza: die Gefahr, überfahren zu werden, ist hier zu groß. Bei Tische hat man mir immer vorlegen müssen, ich mag bei diesem Zustande nicht mehr in Gesellschaft essen.

Es ist wahrscheinlich, daß ich mir die Reise nach dem Norden erspare, die Gefahren und Aufregungen des Allein-Reisens sind jetzt zu groß für mich geworden. — Dr. Förster ist aus Paraguay zurückgekehrt, großer Jubel in

Naumburg. Vielleicht entsteht aus der Verheirathung meiner Schwester auch für mich Etwas Gutes: sie wird die Hände voll zu thun haben und Jemanden besitzen, dem sie völlig vertrauen darf und dem sie wirklich nützen kann: was Beides, bisher, in Bezug auf mich, nicht immer möglich war.

Vom Prozeß contra Schm<eitzner> höre ich nichts Neues. Er hatte sich selber zuletzt den ersten Januar als Termin gesetzt, aber ihn wieder, wie früher, verstreichen lassen, ohne „Mucks". — Was ich am meisten wünsche, meine 3 ersten Theile Zarathustra ihm aus den Händen und damit aus der „Publicität" zu ziehn, läßt sich vielleicht erreichen.

Natürlich habe ich für den vierten Z<arathustra> keinen Verleger gefunden. Nun, ich bin's zufrieden und genieße es sogar als ein neues Glück. Wie viel Scham war immer, bei allen meinen Publicationen, für mich zu überwinden! Wenn ein Mensch, wie ich, die Summe eines tiefen und verborgenen Lebens zieht, so gehört dergleichen vor die Augen und Gewissen der ausgesuchtesten Menschen. Genug, es hat Zeit. Mein Verlangen nach Schülern und Erben macht mich hier und da ungeduldig und hat mich, wie es scheint, in den letzten Jahren sogar zu Thorheiten verleitet, welche lebensgefährlich waren. Zuletzt bringt mich das ungeheure Schwergewicht meiner Aufgabe immer wieder zum Gleichgewicht: und ich weiß ganz gut, was zuerst und zunächst allein Noth thut. —

Ich las jetzt, zur Erholung, die Confessionen des h<eiligen> Augustin, mit großem Bedauern, daß Du nicht bei mir warst. Oh dieser alte Rhetor! Wie falsch und augenverdreherisch! Wie habe ich gelacht! (zb. über den „Diebstahl" seiner Jugend, im Grunde eine Studenten-Geschichte.) Welche psychologische Falschheit! (zb. als er vom Tode seines besten Freundes redet, mit dem er Eine Seele gewesen sei, „er habe sich entschlossen, weiter zu leben, damit auf diese Weise sein Freund nicht ganz sterbe". So etwas ist ekelhaft verlogen.) Philosophischer Werth gleich Null. Verpöbelter Platonismus, das will sagen, eine Denkweise, welche für die höchste seelische Aristokratie erfunden wurde, zurecht gemacht für Sklaven-Naturen. Übrigens sieht man, bei diesem Buche, dem Christenthum in den Bauch: ich stehe dabei mit der Neugierde eines radikalen Arztes und Physiologen. —

Über das plötzliche Verschwinden unsres „rückfälligen" Musikers, der auch mich mit einer Karte consternirte, war ich böse. Zuletzt hilft es nichts, ich muß wieder, wie voriges Jahr, nach Venedig und zusehn, woran es eigentlich fehlt. Wir wollen übrigens billig sein: er führt seit Jahren, eine unwürdige Hunde-Existenz als Notenschreiber, was Wunder, wenn er einmal aus der Haut fährt! Das Ab schreiben ungeheurer Partituren, das Machen von Klavierauszügen, in den produktivsten Jahren eines produktiven Menschen, wo etwas ganz Anderes noth thut, ist für mich ein Jammer. So schlecht hat es R. Wagner nicht gehabt, und selbst Herr Bungert beschäftigt zu solchen Zwecken andre Musiker und Notenschreiber. Es fehlt Geld — voilà tout! Und deshalb muß dieser „Löwe von Venedig“ erst öffentlich brüllen. Und ich will thun, was ich kann.

Über die Maaßregel des Fl. v. Salis habe ich gelacht. Das gehört unter die Feinheiten der agents provocateurs: sie wollte genau Das, was sie erreicht hat, eine Abweisung, um daraus für die „Agitation“ Capital zu schlagen.

Mich Dir und Deiner lieben Frau zu freundlichem Angedenken empfehlend immer Dein

F. N.

[«]

590. An Heinrich Köselitz in Venedig

Oster-Montag früh.
<Nizza, 6. April 1885>

Lieber Freund,

eben erhalte ich Ihre Correctur des fünften und sechsten Bogens, wieder mit Dank und Bewunderung der feinen Augen und der feinen Sorgfalt meines Herrn Correctors. —

Ich halte dafür, daß wir jetzt sehr bald uns wiedersehn. Übermorgen (Mittwoch) will ich abreisen; ich hatte bei meiner Zeit-rechnung die christlichen Feste nicht in Betracht gezogen, durch welche die Druckzeit meines IV. Z<arathustra> sich bedeutend verlängert. Wenn ich hier auch nicht „auf Kohlen“ sitze, so will ich doch sehr aufathmen, wenn ich erst wieder an der Lagune sitze. Der Winter war ein großes Pensum der Selbst-Überwindung, und mein einziges Gebet früh und spät „mein Herr, fahren Sie nicht aus der Haut!“

Meine Bitte, lieber Freund, mich hübsch venetianisch irgendwo unterzubringen, — still muß es sein! — habe ich Ihnen schon vorgetragen. Aber machen Sie sich keine Noth deshalb, lassen Sie den Zufall Ihnen etwas zuflüstern! Thut er’s nicht, nun, so versuche ich’s und probire eine Zeit lang dies und das.

Was ich mich auf Ihre Musik freue! — Nehmen wir an, daß ich Freitag Abend in Venedig bin. Jedenfalls telegraphire ich von Genua aus. Meine dumme Gesundheit erlaubt mir nichts fest zu versprechen.

In Freundschaft Ihr
N.

[«]

591. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Nizza, 8. April 1885>

Meine Lieben,

herzliche Glückwünsche allerseits!
Morgen geht es fort nach Venedig.
Meine Adresse:

Venezia (Italia)
poste restante.

In Liebe Euer F.
(sehr augenleidend!!!)

[«]

592. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

Nizza, Mittwoch. <8. April 1885>

Mein lieber Freund,

morgen früh geht es fort: ein Winter voll viel Noth und Selbst-Überwindung ist wieder hinter mir! — Mit den Augen steht es zum Schlimmsten, es verlangt mich sehr nach der dunkelsten aller Städte, nach Venedig. — Ein Tag ist für Genua zurückbehalten: diesem Ort bin ich tief dankbar, und vielleicht passen wir auch fernerhin zu einander. Adresse: Venezia poste restante.

Von Herzen Dein N.

[«]

593. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

Nizza, 9 April 1885.

Mein lieber alter Freund,

ich bin sehr betrübt durch die Andeutung, welche Du mir in Betreff der Gesundheit Deiner lieben Frau machst. Nun lebe ich zwar hier an einem Orte, wo es Einem nicht an allerlei Ermuthigungen in dieser Hinsicht gebricht; es ist mir sogar erstaunlich, wie lange, wie (relativ) gut und namentlich wie heiter durchschnittlich ein solcher Zustand ertragen wird. Es scheint, wenn das Leben nicht selber eine lebensgefährliche Sache wäre, diese Krankheit würde es noch nicht dazu machen. So bitte ich Dich denn, auch bei dieser Herzenssorge Deinen Himmel hell zu erhalten, so viel es nur möglich ist.

— Was meine Angelegenheit betrifft, über welche ich Dir Mittheilung machte, so bin ich mitten im Druck; C. G. Naumann hat versprochen „diskret“, gut, billigst“, und ich habe Gründe, an seine Versprechungen zu glauben. Bei einem Worte Deines Briefes kam ich auf den Gedanken, daß zum mindesten das Motto dieses Finale Dir sehr nach dem Herzen sein werde.

Wenn Alles fertig ist, will ich Dir erzählen, wie es steht: Du kannst dann erwägen, was in Deinen Kräften steht. Du bist, mein lieber alter Freund, in dieser Sache vor mir vollkommen frei: in meiner Liebe zu Dir verrückt sich Nichts um einen Zoll, gehe es so oder so. Aber dies versteht sich, unter Menschen, wie wir sind, von selber.

— Morgen breche ich auf und gehe für ein paar Monate nach Venedig. Ich bin sehr augenleidend, und sehne mich nach dem Dunkel seiner Gäßchen. Zuletzt ist es die einzige Stadt, die ich liebe. Und dann ist der einzige Musiker dort, der jetzt Musik macht, wie ich sie liebe, nämlich unser Freund „Peter Gast“. Weißt Du wohl, was den goldigen Glanz des Glücks, was ächte Naivetät, was Meisterschaft im Sinne alter Meister betrifft, so ist dieser Köselitz jetzt unser erster Componist. Es gehört freilich eine gute Nase dazu dies herauszuriechen. Unsre Zeit ist durch die prätensiöse und übertreibende Theater-Musik R<ichard> W<agner>’s (welcher zuletzt ein Schauspieler war, ein sehr großer Schauspieler, auch als Musiker, aber nicht mehr!) arg verdorben in allen Angelegenheiten des musikalischen Geschmacks und Wohlgeschmacks. Die Oper unsres Freundes, welche absolut jetzt auf die deutschen Bühnen muß, heißt „der Löwe von Venedig“. Da wird Einem endlich einmal wieder venetianisch-wohl, wie 1770 ungefähr. —

Meine Adresse: Venezia, poste restante.

Dir und Deiner lieben Frau meine angelegensten und herzlichsten Wünsche.

[«]

594. An Heinrich Köselitz in Venedig (Telegramm)

Genova, 10 Aprile 1885.
7. 10 mattina.

Venio questa sera.

Amico.

[«]

595. An Bernhard Förster in Naumburg

Venedig, Donnerstag. <16. April 1885>

Lieber und sehr werther Herr Doctor,

— endlich eingerichtet: Geistes-Gegenwart, Tintenfaß-Gegenwart und Alles, was dazu gehört, um einen Brief zu schreiben. Voilà!

Hier und da fällt auch mir ein guter Tag vom Himmel: so geschah's kürzlich, als ich wieder in der Stadt war, die ich allein liebe. Und da gerade, zu allen den guten Geschenken eines ersten Vormittags auf dem St. Marco-Platze, kam mir auch noch Ihr Brief zu Händen. Es ist gar nicht möglich, daß ich einen Brief unter herzlicheren Empfindungen lesen kann. —

— Also, es hilft Nichts, meine Schwester geht „in die weite weite Welt“ und mit Ihnen, mein lieber Herr Doctor. Die Liebe führt das Lama — Pardon! so nannte ich sie bisher — wie mir scheint, in viele Gefahren, fernab von der Heimath, in ein Leben voller Versuche, wo Manches schief, Manches gut gehn wird: in summa es erwartet sie eine tapfere Zukunft. In dem Allen thut sie mir es gleich: es scheint, dies gehört zur Rasse. Und wenn die Liebe sie in weniger „abstrakter“ Gestalt führt als mich, so hat sie vielleicht von uns Beiden den besseren Geschmack, und „den besseren Theil“ erwählt: nämlich Herrn Bernhard Förster. Die Frauen sind in solchen Dingen schlauer als die Männer: unsereins läuft der „Wahrheit“ und solchen andern blassen Schönheiten nach, und schließlich, wenn man es weit bringt, bringt man es so weit, bei dieser Leidenschaft, daran zu zweifeln, ob man noch im Stande ist, irgend einen Menschen recht aus letztem Herzensgrunde zu lieben: was, nach Briefen und sonstigen Dokumenten der Seele zu schließen, meiner Schwester ganz und gar nicht widerfahren ist.

Dies soll nicht ein Seufzer meinerseits sein, sondern nur ein Einwand gegen eine gewisse allzuschmeichelhafte und unverdiente Wendung Ihres viel zu ernsten Briefes. Man soll, wenn man liebt, eine Sache auch mit ihren schlimmen Kehrseiten lieben (wie das Leben einmal eingerichtet ist, bezahlt man Alles etwas zu theuer — scheint mir) Umgekehrt: um mit meinem Sohne Zarathustra zu reden: „jedwedes schlimme Ding hat zwei gute Kehrseiten“ — und **was** Ihnen fürderhin auch begegnen mag, verehrter Herr Doctor, meine Schwester wird Ihnen helfen, die „guten Kehrseiten“ und den Himmel wieder hell zu finden. Es scheint, auch dies gehört zur Rasse. —

Mit vielen guten Wünschen, auch unaussprechbaren — Ihr sehr ergebener

Nietzsche.

[«]

596. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Venezia (Italia), calle del ridotto, casa
Fumagalli. <16. April 1885>

Meine liebe Mutter und Schwester,

in Venedig endlich angekommen, es ist **kalt**, ich fand nichts von Wohnungen, das nach meinen Wünschen ist, Magen durch diese klimatische Veränderung sehr außer Rand und Band, Augen umschleiert, wie ich’s noch nie im Leben gehabt habe. Genug, es muß Vieles besser werden. Andererseits gefällt mir die Musik meines maëstro so sehr, als nur möglich, nämlich mehr als alle andre Musik — und ich habe nicht mehr viel Dinge übrig, die mir gefallen.

Eben habe ich einen Brief an Herrn Dr. Förster abgeschickt, mit der einfachen Adresse Naumburg a/Saale; ich denke, er ist berühmt genug dazu, daß man nicht mehr nöthig hat.

Meine **Wäsche** — großer Jammer! Helft mir aus, und schnellstens, wenn es möglich ist! Also: ich habe noch 2 tragbare (ungefähr tragbare) Hemden, Alles Andre sind Lumpen.

Das zuletzt angefertigte Hemd ist im Halse etwas zu eng; das letzte Nachthemd ist zu kurz. Auch mit den Strümpfen steht’s böse.

Auch, bitte, 2 Paar Unterbeinkleider!

Über die Schmeitzner-Angelegenheit bin ich sehr erstaunt. Es kommt mir sehr zustatten, denn ich habe, weil ich diesen Winter keinen Verleger fand, trotz ernstlicher Bemühung, und weil dies Suchen endlich gegen meinen Stolz gieng, den vierten (und letzten) Theil Zarathustra auf eigne Kosten drucken lassen. Es ist übrigens gut so, dieser Theil ist noch weniger als die 3 ersten für die „Öffentlichkeit“; ich bitte darum, daß von der Existenz dieses Theils nicht gesprochen wird; aber ich freue mich, jetzt etwas zu haben, wodurch ich Menschen, welche sich um mich hübsch „verdient“ machen, eine Artigkeit erweisen kann. Die Exemplare sind bisher mir noch nicht ausgehändigt (im Ganzen nur 40) Vielleicht gebe ich C. G. Naumann in Leipzig Auftrag, den Bücher-Ballen nach Naumburg zu expediren: stellt ihn hübsch in eine Ecke und laßt ihn schimmeln!

Meine Sachen fangen erst an, etwas zu taugen, wenn ich selber erst schimmle.

Wozu ich hier in Venedig noch nicht präparirt bin. —

Da fällt mir ein: es giebt ja etwas auszudenken, als Geschenk für die Hochzeit des berühmten und vielgefeierten Lama. Aber hierzu müßt Ihr mich inspiriren, es muß etwas sein, das sie gern mit in ihre ferne neue Heimat nimmt.

In alter Liebe Euer
F.

[«]

597. An Heinrich Schieß in Basel (Entwurf)

<Venedig, gegen Ende April 1885>

Meine Augen geben mir große Besorgnisse und noch mehr Unbequemlichkeit und Langeweile. Der Zustand ist so, daß ich mit Mühe lesen kann, durch die Menge Schleier, die vor mir herumschweben: dabei thränen die Augen beständig. Hier, in der feuchten Luft Venedigs, finde ich es viel lästiger als in der trocknen Luft Nizzas: sollte hier das Licht, wegen des vielen Wasserdampfs, eine andre Art von Reizung des Sehnervs hervorbringen als dort, wo die Lichtstrahlen direkter sind und nicht so undulatorisch wirken wie hier? — Mein jetziges Augenleiden scheint mir toto genere verschieden von meinem früheren: das frühere hatte, wie mir scheint, seinen Grund in Ernährungs-störungen des Gehirns, welche den nervus opticus zeitweilig depotenzirten: mein jetziges hat wohl mit der Netzhaut zu thun? Verzeihung für solche Vermuthungen: zuletzt ist es vor Dir eine Unbescheidenheit, auch nur solche Vermuthungen zu äußern.

Die Salbe mit Kali jodatum hat keine irgendwie merkbare Veränderung hervorgebracht.

[«]

598. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Venedig, Ende April 1885>

Meine liebe Mutter, ich antworte sofort, sehr erfreut über Deinen Brief und Deine Sendung. Im Grunde bin ich vielleicht niemals so guter Stimmung gewesen wie die letzten Wochen, und es scheint mir, daß ich fortwährend es fühle, wie Ihr bei einander in einer festlichen und freudigen Stimmung seid. Daß ich außerdem einen Musiker habe, der ganz eigens für meinen Geschmack und meine Ohren Musik macht, während ich andre Musik kaum mehr aushalte, ist ein großes Glücks-Geschenk für einen mit schweren Aufgaben überladenen und oft gedrückten, halbzerdrückten Menschen, der nicht mehr ganz jung ist. Es bleibt zu sagen übrig, daß mit meinen Augen es schlimm steht, unheimlich-schlimm; mein ganzes Leben habe ich niemals eine so seltsame und schnell zunehmende Verdunkelung erlebt: es ist Alles vor mir mit Schleiern, welche sich schnell bewegen, überdeckt, dabei thränen die Augen beständig. Für den Sommer muß ich irgend wohin „ins's dunkle Loch"; ich weiß mir noch nicht zu rathen. Vielleicht nach Vallombrosa, wohin Augenleidende aus Rom zu gehn pflegen: es ist inmitten großer Tannenwälder. Aber freilich, ich möchte nicht wieder mit Herrn Lanzky zusammentreffen, an dem ich diesen Winter mehr „laborirt" habe als Ihr denken könnt. Ich habe viel Geduld im Verkehr mit den mir fremdesten Naturen; und habe noch Niemanden von mir gestoßen: aber zuletzt büße ich's immer mit meiner Gesundheit. Am schlimmsten bekommen mir die Langweiligen; am besten die geistigen Hanswürste, — und im Grunde habe ich deshalb, weil man diese unter Deutschen heute nicht findet, fast nur mit Todten Verkehr. — „Bekenntniß einer schönen Seele", nicht wahr?

Die Steuer hat mich mit 5 frs. gestraft; und gestern, als C. G. Naumann in Leipzig mir Bücher schickte, wurde ich auch mit 5 frs. gestraft: er hatte einen Brief eingelegt, was in Italien strengstens verboten ist. Auf diese Weise werde ich nicht reich, scheint es; aber es schadet meiner guten Laune nichts.

Meine liebe Mutter, Dein Sohn eignet sich schlecht zum Verheirathet-werden; unabhängig sein bis zur letzten Grenze ist mein Bedürfniß, und ich bin für meinen Theil äußerst mißtrauisch geworden in diesem Einen Punkte. Eine alte Frau, und noch mehr ein tüchtiger Diener wäre mir vielleicht wünschenswerther. Wüßte ich nur erst einigermaaßen, wo leben! Du glaubst nicht, an was für delikate Bedingungen die Freiheit meines Kopfes und meine ganze geistige Tüchtigkeit gebunden ist. Und nun die Augen!

Außerdem bin ich gar noch von einer gräßlichen und ganz unmöglichen Verwegenheit meiner Meinungen, ich meine für deutsche Verhältnisse und sittsame gute Freunde und Nachbarn unmöglichen Verwegenheit. Immer aber Komödie spielen, wie ich es so viel thue und gethan habe, geht mir wider den Geschmack; zuletzt ist man doch gerne „bei sich zu Hause“ wenigstens ehrlich. Ich meine: ich kann mir eine „Lebensgefährtin“ gar nicht vorstellen, ohne aus der Haut zu fahren. — —

Gersdorff schrieb mir betrübt: Tuberculose bei seiner Frau constatirt. — Was Köselitzens Oper betrifft: der Löwe von Venedig — die schönste Musik seit Mozart, und doch eine Musik, welche Mozart nicht hätte machen können —, so ist Berlin’s Hoftheater dafür ausgedacht, und Herr von Hülsen wird die Ehre haben, die beste deutsche komische Oper in Scene zu setzen.

Ich sende Herrn Dr. Förster und meiner lieben Schwester die herzlichsten Grüße; auch wißt Ihr, wie hoch ich den Dr. v. Stein schätze (ob er gleich noch im Wagnerschen Sumpfe sitzt, und für meine Denkweise noch keine Nase hat), Dir selber aber den allerschönsten Dank!

Dein F.

Ich wäre gern den Sommer über mit Seydlitzens zusammen, falls sie einen schönen dunklen Wald ausfindig machen. Lisbeth möge ein Bischen nachdenken.

[«]

599. An Franz Overbeck in Basel

Venezia 7. Mai 1885.

Sehr erbaut durch Deinen Brief und sehr beruhigt: denn mitunter kam mir der Verdacht, Du möchtest gar den Verfasser des Z<arathustra> für übergeschnappt halten. Meine Gefahr ist in der That sehr groß, aber nicht diese Art Gefahr: wohl aber weiß ich mitunter nicht mehr, ob ich die Sphinx bin, die fragt, oder jener berühmte Oedipus, der gefragt wird — so daß ich für den Abgrund zwei Chancen habe. Das geht nun seinen Gang. —

Der übersandte Brief aus Holland, von einem alten Herrn van Eeden, Direktor des Colonialmuseums in Haarlem, war einer jener „Huldigungsbriefe“, bei denen ich immer mich frage: ob diese selbe Gattung von Menschen, wenn sie mit Einem Male erführen, was ich langsam, langsam vorbereite, mich nicht wie den Tod hassen würden. — Mir ist auch diese Art von Freuden seit langem vergällt. — Mit den Augen steht es hier noch schlimmer als in Nizza; ich habe nach einer erträglichen Wohnung gesucht und gesucht und nichts gefunden, — in solchen Dingen kann mir auch unser K<öselitz> nicht recht rathen und zu Hülfe kommen. Er ist ein ungeschickter Mensch, mit dem man seine Noth hat; und zum Verkehre nicht gemacht, — aber deshalb mir nicht weniger lieb. In seinen eignen Sachen zeigt er sich ebenso gedankenlos und ungeschickt wie in fremden. Er war so ziemlich entschlossen, sein Werk nach Berlin an Hrn. v. Hülsen zu schicken: es kam mir vor wie ein Mittel, wieder lange Zeit nichts davon hören zu müssen. Ich rede ihm zu, den ganz fertigen (prachtvoll gerathenen) Klavierauszug an jenen Musikverleger und ehemaligen Virtuosen Ries (bei Dresden) zu schicken; der will ihm wohl und ist, namentlich wenn er den Klavierauszug druckt, am besten geeignet, zwischen Bühnen und dem Componisten zu vermitteln, — es ist ein sehr erfahrener und bekannter Mann. — An der Musik selber und ihrer Mozartischen Idealität kann ich mich nicht satt hören; es mag aber sein, daß ich dergleichen Musik nöthiger habe als Andre, und insofern auch weniger befähigt bin, ihren Werth festzusetzen. — Einen ganz überraschenden Erfolg hatte ich jüngst, durch einen Brief des Herrn Lanzky: ich hatte gemeint, die Bemühung um ihn, und im Grunde damit dieser Winter in Nizza, sei umsonst gewesen, wie andre Bemühungen meinerseits — aber siehe, es kam anders. Er schrieb wie ein umgedrehter Mensch, von seinem „Pessimismus“ befreit und zu einem ganz ernsthaften wissenschaftlichen Leben entschlossen (ob er schon nicht mehr jung ist). Alles hatte sich verbessert, selbst die Handschrift; er schrieb sehr dankbar. — Den „Kampf um Gott“ habe ich nicht gesehn und mag ihn einstweilen nicht sehn; man bezeugt der Verfasserin, von sehr verschiedenen Seiten her, Respekt. Und wenn Deine liebe Frau auf Grund dieser Art Mémoires und Halb-Roman dem Frl.

S<alomé> wieder eine etwas günstigere Beurtheilung gönnt, so soll es mir von Herzen lieb sein; zuletzt hat sie genau das ausgeführt, was ich von ihr in Tautenburg gewünscht habe. Im Übrigen hole sie der Teufel! — Den 22. Mai ist die Hochzeit meiner Schwester, Du verstehst das Datum. Es ist mir der Wunsch ausgedrückt worden (bei meiner Anfrage, womit ich im Stande sei, eine Art „Hochzeitsgeschenk“ zu machen), daß jenes Dürer’sche Blatt „Ritter Tod und Teufel“, welches in Deinen Händen ist, mit diesen beiden Auswanderern als ein werthvolles und tapferes Wahrzeichen, in ihre neue ferne Heimat wandern solle. Es thut mir eigentlich gründlich wehe, es aus Deinen Händen zu nehmen, denn zuletzt hast Du solcher Trostmittel ebenso nöthig als irgend welche Auswanderer, als ein Seefahrer und Vereinsamter auf Deine Art. Vielleicht aber ist es für Deinen Geschmack zu düster: und so sende es, wenn es Dir gefällt, an meine Schwester ab. —

Mein Prozeß gegen Schmeitzner hat, wie ich eben höre, eine überraschende Wendung gemacht: Vater Schmeitzner ist als Bürge eingetreten, und im Juni sollen die 5600 Mark ausgezahlt werden. Da will ich denn zunächst den Druck meines 4ten Z<arathustra> bezahlen. Er ist als Finale gemeint: lies nur einmal die „Vorrede“ des ersten Theils. Der Titel den ich Dir zuerst schrieb, war eine „Condescendenz“ an die Herrn Verleger, welche absolut keine „vierten Theile“ verlegen wollen, wenn sie nicht die drei vorher haben.

Meine herzlichsten Grüße an Deine liebe Frau, und wer sonst in Basel mir wohl will. (Ausdrücklich bemerkt: ich habe weder Burckhardt, noch irgendwem in Basel ein Exemplar geschickt — verschweigen wir, bitte, das Factum, daß ein 4ter Theil existirt.

Dankbar ergeben
Dein Freund N.

Adresse dieselbe wie Köselitzens:
Venezia, San Canciano calle nuova 5256.

[«]

600. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

<Venedig, 7. Mai 1885>

Mein liebes, liebes Lama,

eigentlich kommt mir Alles sehr wunderbar vor, zum Beispiel, daß Du da so, Dir nichts, mir nichts, mit einem fremden Manne Dich abgiebst und sogar in die weite weite Welt gehn willst. Nun habe ich gleich an Overbeck geschrieben, von wegen des Dürerschen Blattes, das freilich mir viel zu düster vorkommt; dann will ich Dir auch noch mein buntes persisches Handexemplar meines Zarathustra schicken, Du kannst es in irgend einem amerikanischen Urwalde aufstellen, als Fetisch. Auch sende ich zugleich 2 Exemplare des vierten Theils, für Dich und Herrn Dr. Förster, mit der ausdrücklichen Bitte, daß dieser vierte Theil überallhin verschwiegen wird, wie als nicht vorhanden. — Kommt später die Frage in die Nähe, was Alles mit hinüber genommen werden soll in die neue Heimat: so möchte ich dann gern etwas von dem, was am nothwendigsten ist, beschaffen dürfen, als eine Art „Hochzeits-Geschenk post festum“. Die Schmeitznersche Angelegenheit nimmt ja einen Verlauf, daraufhin ich ja wagen dürfte, sogar Geschenke zu machen: zunächst kommt dann mein Drucker Herr C. G. Naumann, welcher 284 Mark 40 Pfennige verlangt. Deine Vorschläge für die Zukunft klingen nicht übel auf meinem Resonanz-Boden wieder; für die Sorge, die sich darin ausdrückt, weiß ich nicht genug zu danken. Meine Gegen-Bemerkung ist, daß vielleicht alle Sorgen für meine Zukunft mit Einem Male abgethan sein könnten. Ich ertrage Vormittags das Leben, aber kaum mehr Nachmittags und Abends; und es scheint mir sogar, daß ich genug gethan habe, unter ungünstigen Umständen, um mich mit Ehren aus dem Staube machen zu können. — Dann werde ich zu blind, um noch lesen und schreiben zu dürfen, es fällt mir fast jeden Tag genug ein, daß deutsche Professoren daraus zwei dicke Bücher machen könnten. Aber ich habe Niemanden, für den das Zeug paßt. Es ist so viel Unerlaubtes darunter; es thut Andern wehe. Ich gestehe, daß ich ganz gerne hier und da eine Vorlesung halten würde, ganz ziemlich und schicklich, als Moralist und großer „Erzieher“, der nicht auf den Kopf gefallen ist; aber Studenten sind so dumm, Professoren sind noch dümmer! Und wo! In Jena? Ich habe jetzt keinen Ort mehr, wo ich gerne bin, ausgenommen Venedig: nur daß der hohe Gehalt der Feuchtigkeit der Luft 90 procent, mich malträtirt. Nizza und Oberengadin sind sehr trocken. Und dann wäre ich besser daran in Venedig, wenn mein werther Freund K<öselitz>, der große Musiker, nicht hier wäre. Er ist ein Tölpel und zum Verkehre ungeschickt; ich habe zu viel zu überwinden, was mir wider den Geschmack geht. Freilich: seine Musik ist ein Ding ersten Ranges, von mozartischer Güte und Verklärung: daran kann der Meister Richard nicht rühren. — Übrigens rührt es mich, daß Ihr den 22. Mai gewählt habt: mir ist immer zu Muthe, als ob Du Dich, in allen möglichen Beziehungen, auf einen Fleck Erde niedergelassen und festgesetzt hast, wo ich einmal früher gesessen habe; alles, was Du thust, ist mir Erinnerung, Nachklang. Ich selber — ich bin schrecklich weit davon gelaufen, und habe Niemanden mehr, dem ich auch nur erzählen möchte, wohin. Glaube ja nicht, daß mein Sohn Zarathustra meine Meinungen ausspricht. Er ist eine meiner Vorbereitungen und Zwischen-Akte. — Verzeihung!

Gersdorff kommt den Sommer in die Schweiz, mit seiner kranken Frau (die Tuberkulose, unter uns gesagt) Lanzky schrieb, zu meinem großen Erstaunen, kürzlich einen großen Dankes-Brief hierher: wie ein ganz umgewandelter Mensch —, und ich soll daran Schuld sein! So sind die Bemühungen dieses Winters vielleicht doch nicht so umsonst gewesen, wie andre Bemühungen. — Ein alter Holländer aus Haarlem hat mir ein „Huldigungsschreiben" geschickt: daß, nach dem Tode Schopenhauer's, ich usw. — Die Leute wissen und riechen nicht genug, wohin es mit mir geht. Ich bin ein gefährliches Thier und eigne mich schlecht zum Verehrtwerden.

Die akad. Gesellsch. in Basel hat für 3 Jahre wieder die 1000 frs. Pension erneuert, insgleichen sind die 1000 frs. aus dem Heuslerschen fond, seitens der Universität-Regenz, mir auch wieder zuerkannt. Der Staats-Beitrag von 1000 frs. geht mit diesem Jahre (nicht schon mit dem Juni) zu Ende, und es ist kaum wahrscheinlich, daß er erneuert wird. Dies ist die „Sachlage". —

Unsrer lieben Mutter habe ich gleich nach Empfang der schönen Sendung geantwortet; was für gute Hemden! Was für Honig! Danke ihr noch mals in meinem Namen. — Ich weiß nicht, wohin ich diesen Sommer gehe. Ein tiefer Wald wäre das Beste, aber es müßten heitere Menschen da sein, vor denen ich nicht auf der Hut zu sein noth habe. — Alles was für „Emancipation des Weibes" schwärmt, ist langsam, langsam dahinter gekommen, daß ich „das böse Thier" für sie bin. In Zürich, unter den Studentinnen, große Wuth gegen mich. Endlich! — Und wie viele solche „Endlichs" habe ich abzuwarten! — —

In Liebe

Dein Bruder.

Ich habe schrecklich hier gewohnt, bin umgezogen, und nun ist's noch schlimmer. Niemand sorgt für so etwas. Oh Genua! und Nizza!

Himmel! Ich muß doch selber die drei ersten Zarathustra's haben! Also bitte, schicke mir umgehend die drei Hefte aus dem Naumburger Vorrathe. Du bekommst, wie gesagt, mein Exemplar.

601. An Carl von Gersdorff in Ostrichen

<Venedig, 9. Mai 1885>

Lieber alter Freund,

vor einigen Tagen habe ich ein Exemplar meines vierten und letzten Zarathustra an Dich auf die Post gegeben; hinterdrein beunruhigt mich die Vorstellung, daß das Kreuzband vielleicht nicht fest genug gewesen ist, und daß ich um keinen Preis ein Exemplar dieses ineditum in fremde Hände und unter falsche Augen gerathen lassen möchte. Sollte das Buch zur Stunde nicht eingetroffen sein, so thue, ich bitte Dich, Schritte bei der Post. Die Widmung des Exemplars an Dich steht auf der Titelblatt-seite außen: so daß eine Nachfrage Deinerseits Erfolg haben dürfte.

Das Zweite, was ich zu schreiben habe, ist die ganz unerwartet günstigere Gestaltung meines Prozesses contra Schmeitzner. Die Wahrscheinlichkeit ist in der That groß, daß ich, in zwei Monaten ungefähr, zu meinem Gelde komme; der Vater Sch<meitzner>'s ist als Bürge eingetragen u.s.w. In summa: daraus ergiebt sich die angenehme Möglichkeit, daß ich meinen Herrn Drucker in Leipzig selber bezahlen kann: ein etwas kostspieliger Scherz bleibt es, den ich mir nicht so leicht zum zweiten Male erlauben dürfte. Aber wie glücklich bin ich nun, etwas in den Händen zu haben, womit ich solchen Menschen, welche sich um mich „wohlverdient“ gemacht haben, auf meine Art eine Artigkeit erweisen kann! Zuletzt habe ich Dich noch zu bitten, mein lieber alter Freund Gersdorff, von diesem ineditum nicht zu sprechen. Overbeck bekommt ein Exemplar, ebenso Köselitz — ich habe Beide um dasselbe gebeten.

Ein schönes Motto aus einem alten Mysterium ist mir eingefallen:

„adventabat asinus
pulcher et fortissimus.“

Mit herzlichem Gruße, und in Betreff Deiner lieben Frau voll der aufrichtigsten Wünsche

Dein Freund
N.

Venezia, an der Rialtobrücke.

(Meine Adresse aber Venezia poste restante.)

602. An Elisabeth Nietzsche in Naumburg

Venezia 20 Mai 1885.

Mein liebes Lama,

für den Tag, welcher über Dein Lebensloos entscheidet (und zu dem Dir Niemand mehr als ich Glück und Gedeihen und gute Vorzeichen und guten Muth anwünschen kann) — für diesen Tag muß ich mir selber eine Art Lebens-Abrechnung machen. Von jetzt ab wirst Du ganz andre Sachen zunächst und zuvorderst in Kopf und Herzen haben als die Sachen Deines Bruders, und so soll es recht und billig sein — und ebenso liegt es in der Natur, daß Du mehr und mehr die Denkweise Deines Gatten theilen wirst: welche ganz und gar nicht die meine ist, so viel ich an ihr auch zu ehren und zu rühmen habe. Damit Du aber künftighin eine Art Direction hast, in wiefern die Beurtheilung Deines Bruders viele Vorsicht und vielleicht auch Schonung erfordert: schreibe ich es Dir heute, zum Zeichen großer Herzlichkeit, worin das Schlimme und Schwere meiner Lage liegt. Ich habe bisjetzt, von Kindesbeinen an, Niemanden gefunden, mit dem ich dieselbe Noth auf Herzen und Gewissen hätte. Dies zwingt mich heute noch, wie zu allen Zeiten, mich, so gut es gehn will, und oft mit sehr viel schlechter Laune unter irgend einer der heute erlaubten und verständlichen Menschheits-Sorten zu präsentiren. Daß man aber eigentlich nur unter Gleichgesinnten, Gleich-Gewillten gedeihen kann, ist mein Glaubenssatz (bis hinab zur Ernährung und Förderung des Leibes); daß ich keinen habe, ist mein Malheur. Meine Universitäts-Existenz war der langwierige Versuch der Anpassung an ein falsches Milieu; meine Annäherung an Wagner's war dasselbe, nur in entgegengesetzter Richtung. Fast alle meine menschlichen Beziehungen sind aus den Anfällen des Vereinsamungs- Gefühls entstanden: Overbeck, so gut als Rée, Malvida so gut als Köselitz — ich bin lächerlich-glücklich gewesen, wenn ich mit Jemandem irgend ein Fleckchen und Eckchen gemein fand oder zu finden glaubte. Mein Gedächtniß ist überladen mit tausend beschämenden Erinnerungen, in Hinsicht auf solche Schwächen, in denen ich die Einsamkeit absolut nicht mehr ertrug. Mein Kranksein hinzugerechnet, welches immer die schauerlichste Entmuthigung über mich bringt; ich bin nicht umsonst so tief krank gewesen und noch jetzt durchschnittlich krank — wie gesagt, weil es mir am rechten milieu fehlt und ich immer etwas Komödie spielen muß, statt mich an den Menschen zu erholen. — Ich betrachte mich deshalb ganz und gar nicht als einen versteckten oder hinterhältigen oder mißtrauischen Menschen; im Gegentheil! Wäre ich's, so würde ich nicht so viel leiden! Man hat es aber nicht in der Hand, sich mitzutheilen, wenn man auch noch so mittheilungslustig ist, sondern man muß den finden, gegen den es Mittheilung geben kann. Das Gefühl, daß es bei mir etwas sehr Fernes und Fremdes gebe, daß meine Worte andere Farben haben als dieselben Worte in andern Menschen, daß es bei mir viel bunten Vordergrund giebt, welcher täuscht — genau dies Gefühl, das mir neuerdings von verschiedenen Seiten bezeugt wird, ist immer noch der feinste Grad von „Verständniß", den ich bisher gefunden habe. Alles, was ich bisher geschrieben habe, ist Vordergrund; für mich selber geht es erst immer mit den Gedankenstrichen los. Es sind Dinge gefährlichster Art, mit denen ich zu thun habe; daß ich dazwischen in populärer Manier bald den Deutschen Schopenhauern oder Wagner'n anempfehle, bald Zarathustra's ausdenke, das sind Erholungen für mich, aber vor Allem auch Verstecke, hinter denen ich eine Zeit lang wieder sitzen kann.

Halte mich deshalb mein liebes Lama nicht für toll, noch für ausgesucht-schlecht, und vergieb es mir insbesondre, daß ich nicht bei Deinem Feste zugegen bin: so ein „krankhafter" Philosoph gäbe einen schlechten Brautvater ab! Mit tausend zärtlichen Wünschen

Dein F.

[«]

603. An Franziska und Elisabeth Nietzsche in Naumburg (Telegramm).

<Venedig, 22. Mai 1885>

Mit innigen Segenswünschen gegenwärtig Euer Fritz

[«]

604. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Venedig, Ende Mai 1885>

Meine liebe gute Mutter,

es ist mir nicht viel anders zu Muthe gewesen, diese ganze Zeit über, als Dir; die ganze Sache gieng mir durch und durch.

Und da Dein Sohn eine schlechte Gesundheit hat, so war er folglich immer krank; dieser Frühling ist einer der melancholischsten Frühlinge meines Lebens. Es fehlt mir hier an Abziehung und an theilnehmenden Menschen: an Herrn K<öselitz> nehme ich den wärmsten Antheil, aber zu einem Verkehre mit mir ist er nicht gemacht, noch weniger dazu, etwas für einen Halbblinden Vorsorge zu haben. Für den Tag der Hochzeit hatte ich das Glück, daß eine Baseler Familie, welche mir von Nizza aus bekannt ist, mit mir eine Ausfahrt nach dem Lido machte; die Nöthigung, mit wohlwollenden halbfremden Menschen zu reden, war mir eine wahre Erleichterung.

Vielleicht ist Alles so, wie es gekommen ist, in Ordnung; auch haben wir Beide (ich meine Dr. Förster und mich) uns bisher schicklich genug und mit sehr viel gutem Willen benommen. Die Sache ist aber gefährlich, und wir wollen etwas auf der Hut sein; für meinen persönlichen Geschmack ist ein solcher Agitator zum näheren Verkehre etwas Unmögliches. Er selber hat wohl das gleiche Gefühl: er schrieb zuletzt an mich „Ob eine persönliche Begegnung vor unserer Abreise uns dauerndes Behagen zurücklassen würde, wage ich zu bezweifeln“. Du verstehst.

Ich verstehe die Gestaltung seiner Zukunft nicht, und ich für meine Person bin sogar zu aristokratisch gesinnt, um mich dermaaßen mit 20 Bauernfamilien rechtlich und gesellschaftlich auf gleichen Fuß zu stellen: wie er es im Programm hat. In solchen Verhältnissen bekommt der, welcher den stärksten Willen hat und am klügsten ist, das Übergewicht; gerade zu diesen beiden Qualitäten sind deutsche Gelehrte schlecht präparirt. Pflanzen-Nahrung wie Dr. F<örster> sie will, macht solche Naturen nur noch reizbarer und verstimmbarer. Man sehe sich doch die „fleischfressenden“ Engländer an: das war bisher die Rasse, welche am besten Colonien gründete. Phlegma und Rostbeef — das war bisher das Recept für solche „Unternehmen“.

Was mit mir für diesen Sommer wird, weiß ich immer noch nicht. Wahrscheinlich das alte Sils-Maria: ob ich gleich von allen meinen dortigen Aufenthalten eine schauerliche Erinnerung habe. Ich war immer krank, hatte keine Nahrung, die gerade mir Noth thut, langweilte mich unerhört, aus Mangel an Augenlicht und Menschen — und kam immer in einer Art Verzweiflung in den September hinein. Dies Mal habe ich eine alte Dame in Zürich eingeladen, dorthin zu kommen; noch habe ich keine Antwort. Die jungen Damen, alles wenigstens, was um Malvida von Meysenbug herum wächst, ist nicht nach meinem Geschmack; und ich habe die Lust verloren, bei diesem halbverrückten Volke meine Unterhaltung zu suchen. Ich würde sogar den Umgang mit deutschen Professoren vorziehn: die haben wenigstens alle etwas Rechtschaffnes gelernt, und folglich kann man was bei ihnen lernen.

Mit den Augen steht es täglich schlimmer; und, ohne daß mir Jemand zu Hülfe kommt, bin ich am Ende des Jahrs wahrscheinlich blind. So will ich denn schließen, ich sollte gar nicht lesen und schreiben: aber man hält's nicht aus, wenn man ganz allein ist.

Mit alter Liebe
Dein Sohn.

NB. Es ärgert mich immer, daß meine dumme Gesundheit und Dein Naumburg und Haus sich nicht mit einander vertragen wollen. Es wäre mir keine kleine Wohlthat, wenn Du bei mir sein könntest.

Venezia (Italia) (poste restante)

[«]

605. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

Venedig, 5. Juni 1885

Eben, meine liebe Mutter, erhalte ich Deinen Brief: ich las ihn nicht ohne Rührung. Meine Augen sind im schlimmsten und gefährlichsten Zustande, es ist absolut jetzt unerlaubt, zu schreiben, sonst würde ich gern Dir antworten, ebenso den Tautenburgern, an welche ich oft und mit Herzlichkeit denke. Morgen Abreise nach Sils-Maria. Ein Wiedersehn in diesem Jahre möchte ich nicht verschwören, aber es muß sich erst Manches entscheiden, ehe ich's versprechen könnte.

In Liebe
Dein F.

[«]

606. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Sils-Maria Freitag.<26. Juni 1885>

Meine liebe Mutter,

Dein Brief mit den vielen hübschen kleinen Sachen hat mir großes Vergnügen gemacht; er gab mir eine gute Vorstellung von dem Befinden und neuen Leben unsrer Lisbeth. Inzwischen habe ich selber ein paar Worte an sie und ihren Gatten geschrieben; hoffentlich ist's freundlich aufgenommen worden — ich gestehe, daß ich Schwierigkeiten habe, mich mit dieser Thatsache von Ehe und Auswanderung zu vertragen. Zuletzt bin ich nicht nur in diesem Falle, sondern bei Allem beinahe, was die Menschen gegenwärtig treiben, verwundert, und außer Stande, dazu „Ja“ oder „Nein“ zu sagen. Mögen Sie es „besser wissen“, was ihnen gut thut! — Dieser Sommer ist bisjetzt der heißeste, dessen man sich im Engadin erinnert: was mich für Euer Wohlbefinden in den Ebenen fürchten macht. Ich vertrage keine Hitze mehr, nachdem ich mir Jahre lang eine Art von mildem Winter fast für alle Jahreszeiten hergerichtet habe. Sils-Maria ist vielleicht zum letzten Male mein Aufenthalts-Ort: es fehlt mir an Schatten, und im Hause fehlt Alles das, was ich gern habe: ein hohes Zimmer, ein bequemer Lehnstuhl, Licht ohne direkte Sonne und ebenso ohne Reflex-licht weißer Häuserwände: — ich habe von Allem was ich brauche, das extreme Gegentheil. Mit dem Magen steht es ein wenig besser, seit ich nur noch zartes Fleisch und Milchreis zu mir nehme, und ich hoffe es mit dieser Diät noch vorwärts zu bringen. Sehr wohl that mir bisher die Nähe einer trefflichen alten Dame, Frau Röder-Wiederhold aus Zürich; bisher habe ich fast jeden Tag ihr 3 Stunden diktirt. Aber ihre Zeit ist nun bald vorbei, und dann bin ich wieder mir selber überlassen. Mit den Augen verhalte ich mich ähnlich, wie Du es mir anräthst. Übrigens hatte ich eine große Gesammt-Consultation über meine Gesundheit mit einem alten Arzte und Freunde des bekannten Dr. Schweninger aus München (der, wie Du wissen wirst, der Arzt Bismarck's ist) Sein Scharfblick war, nach 1 1/2 tägigem Zusammensein mit mir, für mich überraschend; seine Vorschläge der Kur (mit Beiseitelassung aller Medizin) haben sich aber nicht bewährt. In Betreff der Nahrung hat er mir geradezu genau dasselbe verboten, was ich mir, auf Grund langer Beobachtung jetzt selber verbiete (und ohne daß er von Letzterem eine Ahnung hatte), nämlich Kartoffeln, Kohl, Blumenkohl, Essig, Senf, Pfeffer, Schwarzbrod, Zwiebel, Saucen, alle Suppen, Würste, Käse, alle Liqueure und starken Alcoholica. Ich bin im Grunde sehr einfach zu ernähren: nur gerade in Deutschland nicht, wo man nicht versteht, mir mein Fleisch auf dem Rost zu braten. Eier, Reis, Gries, Milch usw., vor Allem aber gutes Fleisch.

Verzeihung für diese Details. — Einstweilen glaube ich nicht um Nizza herumzukommen, es ist der einzige Ort, der mir den Stoffwechsel so anregt, daß ich mich im Kopfe frei fühle; das Umgekehrte geschieht an Orten mit Luft-Feuchtigkeit und viel Gewölk. Deshalb ist Deutschland im Ganzen, und unser Naumburg im Besonderen, mir unzuträglich. Nizza und Oberengadin sind vielleicht im ganzen Europa die stimulantesten Climata, Dank der trocknen Luft. Warum ist mein System so träge, daß es immer nur mit der größten Noth arbeitet? In Venedig habe ich zuletzt auch die leichteste Mahlzeit nicht mehr zu Ende bringen (verdauen) können. Andrerseits braucht ein Gehirn, wie das meine, eine sehr starke Ernährung: — und ich habe Jahrelang an unzureichender Ernährung gelitten, weil ungünstiges Clima (wie das Basel's) mir die Schwierigkeit vermehrte. Die herzlichsten Grüße und Wünsche an Dich und Deine „Nächsten“!

Dein F.

Bitte, etwas Honig! Eigentlich gehört's jetzt zur Tradition meines Aufenthalts hierselbst. Und ein Paar waschlederne gelbe Handschuhe, wie ich sie gern habe!

Ich erwarte die alte Russin Excellenz von Mansuroff, auch meine zwei Engländerinnen wieder. General Simon und Tochter sind in der Nähe von St. Moritz.

Bitte etwas Hübsches für die kleine Adrienne!

[«]

607. An Resa von Schirnhofer in Paris

Sils-Maria im Oberengadin. Juni 1885.

Mein verehrtes Fräulein,

Sie haben mir wieder mit Ihrem Brief eine angenehme Überraschung gemacht, beinahe war's ein Besuch in Sils-Maria. Im Grunde würden Sie selber sich vielleicht hier oben jetzt wohler fühlen als in den heißen Ebenen und Städten; und sollten Sie den alten Einsiedler hier oben, gemäß dem schönen Präcedenz-Falle von 1884 mit einem mehr als brieflichen Besuche auszeichnen, so verspricht er Ihnen, daß er bei besserer Laune und Gesundheit sein will als voriges Jahr. Einstweilen habe ich die treffliche Frau Röder-Wiederhold im Hause; sie erträgt und duldet „engelhaft“ meinen entsetzlichen „Antidemocratismus“ — denn ich diktire ihr täglich ein paar Stunden meine Gedanken über die lieben Europäer von heute und — Morgen; — aber zuletzt, fürchte ich, fährt sie mir doch noch

„aus der Haut“ und fort von Sils-Maria, getauft wie sie ist, mit dem Blute von 1848. — Auch steht es ganz schlimm mit meinen Ansichten über das „Weib an sich“. Genug, ich argwöhne, daß es Niemand lange mehr um mich aushält. Obwohl es viele Gründe gäbe, mir „gute Gesellschaft“ zu wünschen. Ah, wer kennt meine „sieben Einsamkeiten“! —

Schade, daß Sie Paul Bourget nicht kennen lernen! Ich meine, das wäre ein feines Fühlhorn für Alles, was jetzt in Frankreich noch „fein“ ist. Ich las: in Vorbereitung nouveaux essais de psychologie contemporaine von Paul Bourget. Paris, Alphonse Lemerre, éditeur, 27—31 Passage Choiseul. Sie würden mich beglücken, wenn Sie mir meldeten, sie seien erschienen.

Sagen Sie unserer ehrwürdigen Malvida etwas zu Gunsten Ihres Einsiedlers: ich glaube, daß ich sie diesen Winter einmal angebrummt habe. Ebenso wünsche ich der ausgezeichneten Kameradin Ihrer Zürcher Studentenzeit, Frl. Wildenow, allerbestens empfohlen zu sein.

Mit ergebenstem Gruße
Ihr N.

Und die Doctor-Dissertation? Welches Thema? —

Ihr Verhalten gegen Frl. Sal<is> ist **excellent.**

— „Phädra“ gelesen? Nein. — An Monods die besten Grüße.

[«]

608. An Heinrich Köselitz in Venedig

Sils-Maria Oberengadin 2 Juli 1885.

Lieber Freund,

inzwischen habe ich über Sie durch Frau Röder Dinge gehört, zu denen ich gerne meinen Glückwunsch schicken möchte. Der Gedanke an Wien gilt mir in Bezug auf Ihre Musik, wie Sie es wissen, als der eigentliche „Vernunftgrund“ — in hoc signo vinces, das ist auch heute noch mein Glaube. Wie dumm, daß ich unnützer Mensch nicht einmal dazu dienen kann, ein wenig die Brücke zwischen Venedig und Wien zu machen!

Theilen Sie mir etwas über Ihre neue Musik mit, auch, wie sich der Schluß der Sinfonia ungherese gestaltet hat. Und um welche Zeit des Jahres Sie gedenken, Ihr Schiff auslaufen zu lassen. Alles geht mich so nahe an, — ich wünschte, ich hätte ein Paar Menschen mehr, deren Thun und Lassen mich so nahe angienge wie Ihr Thun und Lassen. Das Letztere sage ich ironice: der Himmel segne Sie dafür, daß Sie hübsch in Ihrem Geleise bleiben und nicht zu viel nach fremdem Rathe hinhorchen.

Ihre treffliche Frau Röder bemüht sich erstaunlich, mir über die Schwierigkeiten meines allzu vereinsamten Lebens hinwegzuhelfen. Doch glaube ich, daß sie zu sehr mit dem „Blute von 48“ getauft ist, als daß sie, in Bezug auf mich, mehr thun könnte als die „allerbeste Miene machen.“ In der Hauptsache mag es ein „böses Spiel“ sein; nun, in der nächsten Woche ist sie davon erlöst. Sie sind bei weitem der liebste Gegenstand unsrer Unterhaltung; und, was Sie auch denken mögen, Ihr Züricher Winter hat Ihnen eine sehr zugethane und rücksichtenreiche Freundin geschenkt.

Meine Gesellschaft vom vorigen Sommer ist auch wieder da, und mir zugethaner als je, die beiden Engländerinnen, welche mir den Genuß distinguirter Lebensformen geben, und die alte russische Hofdame (und Schülerin Chopin’s): noch im letzten Monat hat sie eine Fuge componirt, die keinen „ Spaaß versteht“.

— Die letzte Nacht an der Rialtobrücke brachte mir noch eine Musik, die mich zu Thränen bewegte, ein unglaubliches altmodisches Adagio, wie als ob es noch gar kein Adagio vorher gegeben habe.

Mit tausend guten Wünschen

Ihr Freund N.

Ich erwarte auch, aus Paris, das Frl. von Schirnhofer.

[«]

609. An Franz Overbeck in Basel

(2. Juli) Sils-Maria, Oberengadin. <1885>

Lieber alter Freund Overbeck,

es beunruhigt mich, nichts von Dir zu hören; und zum Mindesten will ich wünschen, daß Deine Gesundheit nichts mit diesem Schweigen zu thun hat — obwohl die Hitze dieses Jahres und ebenso die Erinnerung an die schlechte lähmende Luft Basels, wie ich sie im vorigen Juni wieder kennen gelernt habe, mir auch nach dieser Seite hin besorgliche Gedanken eingiebt. Als ich hier oben ankam, war eine meiner ersten Handlungen, nach Deinem „Teichmüller“ zu suchen; leider ergab er sich als absens — woraus folgt, daß er in der Nizza-Bücherkiste steckt: was ich hiermit, zu meinem großen Bedauern, Dir melde. Dagegen habe ich hier, aus Deinem Bücherschatze, den Mainländer. Großen Dank noch für die Übersendung des Dürers an meine Angehörigen: man hat mir so sehr dafür gedankt, daß ich glauben muß, damit weit über den Begriff „Hochzeitsgeschenk“ hinausgeschossen zu haben. Möge aber die Zukunft des jungen Paars sich tröstlicher und hoffnungsvoller gestalten als dies unheimliche Bild zu verstehen giebt! Unter uns, ich habe viele Besorgnisse auf dem Herzen —, allerdings auch einige sonderbare Wünsche, gerade was diese neue Welt in Paraguay betrifft. Es kann im Handumdrehen jetzt für mich Europa unmöglich werden; und siehe da, vielleicht findet sich dort in der Ferne auch für einen solchen verflogenen Vogel, wie ich es bin, ein Ast. (Wie geschrieben steht: „so häng ich denn auf krummem Aste“ usw.)

Hier oben habe ich wieder die gleiche, mir sehr zugethane Gesellschaft des vorigen Jahres; zwei sonst in Genf lebende distinguirte Engländerinnen und jene alte Dame vom russischen Hofe, von der ich schrieb, daß sie eine der nächsten Schülerinnen Chopin’s ist: — ihr Verhältniß zur Musik ist kein Spaaß, noch im letzten Monate hat sie eine tüchtige strenge Fuga componirt. Nun ist in meiner Gesellschaft eine deutsche Dame aus Meiningen, welche auf eine briefliche Einladung meinerseits hierher gekommen ist und mir, durch Vorlesen und Nachschreiben, mit großer Güte entgegenkommt: leider ist nächste Woche ihre Zeit zu Ende. Was die Augen betrifft, so ist mein Zustand jetzt von dem Dührings wenig verschieden; dieses plötzliche reißend schnelle Verschwinden des Augenlichtes vom vorigen Sommer an bis jetzt gehört zu den Dingen, wofür ich die Gründe nicht weiß. Die Jodsalbe, welche Schiess verordnete, war wirkungslos. — Ich habe fast jeden Tag 2—3 Stunden diktirt, aber meine „Philosophie“, wenn ich das Recht habe, das, was mich bis in die Wurzeln meines Wesens hinein malträtirt, so zu nennen, ist nicht mehr mittheilbar, zum Mindesten nicht durch Druck. Mitunter sehne ich mich darnach, mit Dir und Jakob Burckhardt eine heimliche Conferenz zu haben, mehr um zu fragen, wie Ihr um diese Noth herumkommt als um Euch Neuigkeiten zu erzählen. Die Zeit ist im Übrigen grenzenlos oberflächlich; und ich schäme mich oft genug, so viel publice schon gesagt zu haben, was zu keiner Zeit, selbst zu viel werthvollern und tiefern Zeiten, vor das „publicum“ gehört hätte. Man verdirbt sich eben den Geschmack und die Instinkte, inmitten der „Preß- und Frechheits-Freiheit“ des Jahrhunderts; und ich halte mir das Bild Dante’s und Spinoza’s entgegen, welche sich besser auf das Loos der Einsamkeit verstanden haben. Freilich, ihre Denkweise war, gegen die meine gehalten, eine solche, welche die Einsamkeit ertragen ließ; und zuletzt gab es für alle die, welche irgendwie einen „Gott“ zur Gesellschaft hatten, noch gar nicht das, was ich als „Einsamkeit“ kenne. Mir besteht mein Leben jetzt in dem Wunsche, daß es mit allen Dingen anders stehn möge, als ich sie begreife; und daß mir Jemand meine „Wahrheiten“ unglaubwürdig mache. — —

Von meiner Mutter erhielt ich die besorgte Meldung, daß Schmeitzner bisher nicht gezahlt hat: es wäre schrecklich, wenn der Prozeß weiter gehn, resp. die Subhastation usw. beantragt werden müßte. Der Juni war der festgesetzte Termin der Zahlung. Mein Onkel, der die ganze Sache übernommen hatte, liegt auf den Tod krank.

Bitte, sende mir wieder 500 frs hier herauf. Deiner vortrefflichen Frau mich herzlich anempfehlend in alter Liebe Dein

F. N.

[«]

610. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Sils-Maria, 4. Juli 1885>

Lieber Freund,

klassisches Beispiel von Briefe-Kreuzung: die 2 Posten müssen sich, eine Stunde von Sils entfernt, begegnet sein. Ich hoffe, daß mein Brief auf alle Deine Fragen Antworten bringt. — Von der „Gesundheit“ habe ich nichts geschrieben, abgesehn von den Augen; es ist gar nichts Befriedigendes zu melden, und oft fängt es bei mir an, an Geduld für das ewige „Geduld-habensollen“ zu fehlen. Venedig war im Ganzen eine Quälerei für mich; Resultat viel Melancholie und Mißtrauen gegen alles Unternommene. Hier oben geht es ein wenig besser. Kranken-Kost, wesentlich Milch. Über Gersdorff ohne Nachricht.

Deiner lieben Frau Besserung und Ent-Baselung „so bald wie möglich“ wünschend Dein alter Freund

N.

[«]

611. An Elisabeth Förster in Tautenburg

Sils-Maria 5. Juli 1885.
(Montag.)

Mein liebes Lama

zuletzt nämlich bleibt mir das Vorrecht, Dich so zu benamsen, denn ich höre, daß Dein Gatte Dich anders anredet (allerdings ebenfalls hebräisch, was mich bei einem alten Antisemiten wunder nimmt: Eli bedeutet „mein Gott“ und wahrscheinlich, im besonderen Falle „meine Göttin!“) Genug, ich wünsche von ganzem Herzen, daß Dich die Menschen auch fürderhin mit hübschen Namen anreden, sei es nun deutsch oder hebräisch oder paragyaisch: ebenfalls „daß es Dir wohlgehe und Du lange lebest auf Erden“: nämlich alle, welche mir bisher bekannt worden sind als Colonisten Südamerika’s (ich lebte in Rapallo und S. Margherita unter solchen), waren dort reich geworden und hatten nicht nur ihr „Schäfchen“, sondern ein tüchtiges Schaf über’s Meer „ in’s Trockne“ gebracht, nämlich in ihre alte genuesische Heimat. Nach diesen sehr weltlichen Wünschen blieben mir noch genug irdische, ja sogar ganz persönliche und geschwisterliche übrig: aber — es will mir Vieles nicht mehr über die Lippen, geschweige denn über eine solche verfluchte kritzliche Schreibefeder. Jedes geschriebene Wort ist vieldeutig, mißverständlich, eines Commentars durch Blicke und Händedrücke bedürftig. Wie viel Dummheiten macht man, wenn man schreibt, was man wünscht! Wie viel dumme Briefe habe ich schon geschrieben! Es lebe die Weisheit meiner Augen, welche mich immer mehr aus einem Schreibethier in ein Schweigethier verwandelt! —

Morgen geht Frau Röder fort, und ich bin wieder allein in dieser erbärmlichen Hütte, welche mir so wider den Geschmack geht, leider auch wider die Gesundheit. Vielleicht kommen die Züricher Mädchen, welche Du kennst, etwas zu dem Einsiedler herauf, nämlich Frl. Wildenow und Frl. Blum. Übrigens gelte ich, in den Studentinnen-Kreisen, als das „böse Thier“ — es scheint, daß eine gewisse Anspielung auf ein lärmmachendes und klatschendes Instrument geradezu bezaubernd gewirkt hat! Wenn Du übrigens vielleicht noch nach München kommen solltest, so sieh Dir zwei dort lebende Mädchen an, von welchen die treffliche Frau Röder mit Bewunderung redet: Frl. von Rantzau und Frl. von Alten — sie leben zusammen. (Dagegen ist die Abneigung gegen Frl. von Salis überall sehr stark, seltsamer Weise, nicht nur bei Frau R<öder> sondern auch bei Köselitz und Frl. von Schirnhofer, — mir selber war sie gar nicht so unsympathisch, vor allem, weil sie gute Manieren hochschätzt, und, wenn auch etwas schweizerisch-steif, selber übt: etwas, das in diesem Pöbel- und Bauern-Zeitalter mir mehr gilt als „Tugend“, „Geist“ und „Schönheit“.) Eine sehr leidende alte Engländerin, von der ich wohl schon im Herbste erzählte, macht mir nach dieser Seite hin Vergnügen; und wenn Du irgend ein Wunderthier von Elégance des Geistes und der Gebärden noch entdeckst, meine liebe Schwester, so melde mir’s: Dein Bruder hat wenig Dinge übrig, die ihm noch Vergnügen machen.

Wie steht der Fall Schmeitzner? Es versteht sich, daß, sobald sein Geld „im Kasten klingt“, es auch zu Jedem springen soll, der etwas davon haben will: sage das, bitte, ausdrücklich unsrer lieben Mutter! — Und wie steht es mit Onkel Bernhard? — Für die Versprechungen auf der letzten Karte meinen besten Dank! — Mit der Gesundheit will es nicht von der Stelle, doch sagt man mir, daß ich besser aussehe als vor 4 Wochen. Milchdiät. Grüße mir meinen Herrn Schwager auf das Angelegenste und behaltet zusammen, wenn Ihr Euch lieb habt, mir irgend ein Winkelchen des Herzens vor!

In Liebe Dein Fritz.

[«]

612. An Franz Overbeck in Basel

<Sils-Maria, 13. Juli 1885>

Mein lieber Freund,

das Geld ist in meinen Händen: was für Umstände habe ich Dir gemacht! — Ich erhebe mich eben von einem ganz schlimmen Anfalle, der fast die vorige ganze Woche eingenommen hat. — Solche Dinge von sich fordern, wie ich es thue — und eine solche Gesundheit! Und zuletzt habe ich in den letzten 10 Jahren doch Einiges durchgesetzt.

— Ein Brief von Köselitz, den ich Dir durchaus mittheilen muß, weil ich Deinen Rath brauche, wirft mich ganz um. Daß man gar nichts machen kann! Oder was könnte ich noch machen? Ich weiß zu gut, daß auf persönlichem Wege Alles zu erreichen ist, daß aber, ohne „Connexion“ und thätige Freunde, der beste Künstler verlornes Spiel spielt: gerade das Seltene und Außerordentliche seines Werks steht ihm im Wege! —

Seit 4 Jahren hat K<öselitz> von außen her nichts als Zurückweisungen und Demüthigungen erfahren: ausgenommen die kleine Züricher Episode. (Seltsam, daß dieselbe Zeitung des Dr. Curti, welche sich ehemals meiner politischen Ansichten anzunehmen verstanden hat, über die Löwen-Ouvertüre tiefe feine und grundsätzliche Sachen geäußert hat, welche wie Prophezeiungen klangen: und Niemand weiß, wer der Verfasser ist!)

Zuletzt thut K<öselitz> das, was mir im Frühjahr das Rathsamste schien: er wendet sich an Ries. Aber es scheint mir, er thut es auf eine Weise, um lauter negative Antworten sich zu erzwingen! — —

Meine „Gesellschafterin“ ist abgereist, seit einer Woche. Ich habe ihr etwas diktirt, was ungefähr eine fünfte Unzeitgemässe Betrachtung zu nennen wäre. Doch war es mehr, um mir etwas Luft zu machen.

Wenn Du mich inmitten meiner Bücher hocken sähest! Und was für Bücher! Eigentlich habe ich erst in den letzten 10 Jahren mir Kenntnisse verschafft; von der Philologie her lernte ich im Grunde nur Methoden (denn den furchtbaren antiquarischen Krimskrams mußte ich wieder wegschaffen, gleichsam „ausmisten“). Nun aber sagen die Augen wiederum auf das Bestimmteste, daß das Kenntnisse-sammeln, soweit es von Büchern abhängt, seine Zeit gehabt hat. Das Durchdenken der principiellen Probleme, das unwillkürlich den Inhalt meiner Engadiner Hochgebirgs-Sommer ausmacht, bringt mich immer wieder, trotz der verwegensten Angriffe von Seiten meines innewendigen „Sceptikers“ auf dieselben Entscheidungen: sie stehen schon, so verhüllt und verdunkelt als möglich in meiner

„Geburt der Tragödie“, und alles, was ich inzwischen hinzugelernt habe, ist hineingewachsen und ein Theil davon geworden.

Übrigens ist es mein letzter Sommer in Sils. Die Augen commandiren auch hierin, ich halte es in der Helle nicht mehr aus. In allen sonstigen Beziehungen lebe ich hier oben wie ein Ascet, der alles um sich herum gerade so hat, wie es ihm am unangenehmsten ist: die Natur abgerechnet und die zuträgliche trockne Luft.

Dein Freund und Einsiedler
N.

— Wo werdet Ihr im Sommer sein, bevor Du nach Dresden gehst?

[«]

613. An Heinrich Köselitz in Venedig

Sils-Maria
Oberengadin
23 Juli 1885.

Lieber Freund,

darauf hätte ich wetten mögen, daß Sie auf Ihren „Nothschrei“-Brief in dieser Weise selber antworten würden, wie es heute durch Ihre Karte geschieht — zu meiner großen Freude, wie ich gerne eingestehe. Aus meinem eignen Briefschreibe-leben kenne ich das Phänomen nur zu gut, daß man eine Dummheit und noch dazu eine Unzartheit begeht, wenn man, als Adressat eines Briefs, durch eine geschwinde Beileids-Bezeugung sich zwischen diese natürliche „Auslösung“ (Herstellung der persönlichen Souverainetät) drängt. Ecco! Geredet wie ein Pedant! — aber gefühlt wie ein Freund, glauben Sie’s mir! —

Ich notirte mir gestern, zur eigenen Bestärkung auf dem einmal eingeschlagnen Wege des Lebens, eine Menge Züge, an denen ich die „Vornehmheit“ oder den „Adel“ bei Menschen herauswittere — und was, umgekehrt, Alles zum „Pöbel“ in uns gehört (In allen meinen Krankheits-Zuständen fühle ich, mit Schrecken, eine Art Herabziehung zu pöbelhaften Schwächen, pöbelhaften Milden, sogar pöbelhaften Tugenden — verstehen Sie das? Oh Sie Gesunder!) Vornehm ist z. B. der festgehaltene frivole Anschein, mit dem eine stoische Härte und

Selbstbezwingung maskirt wird. Vornehm ist das Langsam-Gehen, in allen Stücken, auch das langsame Auge. Wir bewundern schwer. Es giebt nicht zu viel werthvolle Dinge; und diese kommen von selber und wollen zu uns. Vornehm ist das Ausweichen vor kleinen Ehren, und Mißtrauen gegen den, welcher leicht lobt. Vornehm ist der Zweifel an der Mittheilbarkeit des Herzens; die Einsamkeit, nicht als gewählt, sondern als gegeben; die Überzeugung, daß man nur gegen Seines-Gleichen Pflichten hat und gegen die Andern nach Gutdünken verfährt; daß man sich immer als Einen fühlt, der Ehren zu vergeben hat, und selten Jemandem zugesteht, daß er Ehren gerade für uns auszutheilen habe; daß man fast immer verkleidet lebt, gleichsam incognito reist, — um viel Scham zu ersparen; daß man zum otium fähig sei, und nicht nur fleißig wie Hühner: — gackern, eierlegen und wieder gackern und so fort. Und so fort! alter Freund, ich ermüde Ihre Geduld, aber Sie errathen gewiß, was mir an Ihrem Leben gefällt und Freude macht, und was ich immer fester unterstrichen wünschte.

Der Gedanke, welchen Sie in Betreff des Herrn Wiedemann äußern, ist mir sehr willkommen: übersenden Sie ein Exemplar so, daß daraus auch meine warme Theilnahme für ihn ersichtlich ist — als eine Art Glückwunsch zur Vollendung seines Werks. Ich kenne dasselbe nicht: was Sie mir andeuten, über „Gleichgewichtslagen“ und „Unzerstörbarkeit der Kraft“, gehört auch zu meinen Glaubens-Artikeln. Doch haben wir Dühring gegen uns: zufällig finde ich eben diesen schönen Satz „der Ursprungszustand des Universums oder, deutlicher bezeichnet, eines veränderungslosen, keine zeitliche Häufung von Verschiedenheiten einschließenden Seins der Materie, ist eine Frage, die nur derjenige Verstand abweisen kann, der in der Selbstverstümmelung seiner Zeugungskraft den Gipfel der Weisheit sieht“. Dieser Berliner „Maschinist“ hält uns also, mein werther Freund, für castrati: zum Mindesten hoffe ich, wir haben eine Art Schadenersatz für den angedeuteten Mangel darin, daß wir — „schöner singen“ als Herr Dühring. Ich kenne kaum eine widerlichere Tonmanier als die seine. — Daß ich den „endlichen“ d. h. bestimmt gestalteten Raum für unabweislich im Sinne einer mechanistischen Weltausdeutung halte und daß die Unmöglichkeit einer Gleichgewichtslage mir mit der Frage, wie gestaltet der Gesammt-Raum ist — gewiß nicht kugelförmig! zusammen zu hängen scheint — das habe ich Ihnen schon mündlich erzählt. —

Meine Gesundheit beunruhigend unsicher; irgend eine cardinale Gefahr. Frau Röder ist seit einem halben Monat fort, bene merita! Aber, unter uns, sie paßt mir nicht, ich wünsche keine Wiederholung. Alles, was ich ihr diktirt habe, ist ohne

Werth; auch weinte sie öfter als mir lieb ist. Sie ist haltlos; die Frauen begreifen allesammt nicht, daß ein persönliches malheur kein Argument ist, am wenigsten aber die Grundlage zu einer philosophischen Gesammtbetrachtung aller Dinge abgeben kann. Das Schlimmste aber ist: sie hat keine Manieren, und schaukelt mit den Beinen. Trotzdem: sie hat mir über einen bösen Monat weggeholfen, mit der aller besten Gesinnung. — Heiß, unsinnig heiß auch hier. Ihr Freund

N.

Ich hatte geglaubt, mein vierter Z<arathustra> widerstände Ihnen? In der That, er ist schlecht zugänglich, mit seinen entlegenen Zuständen und „Weltgegenden“: welche aber doch existiren und nicht nur arbiträr sind. Für Sie gesagt, als meinen „Einzigen“.

[«]

614. An Bernhard und Elisabeth Förster in Naumburg

<Sils-Maria, 29. Juli 1885>

Meine Lieben,

was für eine Freude habt Ihr mir doch mit der kleinen Kiste gemacht! Die Wahrheit zu sagen: ich war eine Stunde hinterdrein krank, so daß ich den Vers machen mußte

„nichts ist mir schwerer zu ertragen,
„als etwas Gutes zwischen lauter schlechten Tagen.“

Ich bin so oft auf der Post gewesen, immer mit der stillen Hoffnung, daß dort Etwas für mich steht, mit Allerlei darin, und Einiges imprévu, wie ich’s liebe, sogar vielleicht etwas Leckermäuliges, das in die erschreckliche Monotonie von Reis, Rindfleisch, Thee und Milch hineinfällt, und namentlich ein artiges Ding für la petite Adrienne, die hübsch wird und nunmehr in die Schule geht (ich glaube, daß ich zum letzten Male im Hause dieser trefflichen Leute bin) Und siehe, Alles hat sich schönstens erfüllt! Habt tausend Dank! Was das Buch des Herrn W<idemann> betrifft, so weiß ich eigentlich nicht, ob es mir oder ob es dem Lama zugesandt ist; ich habe schon durch Herrn Köselitz meinen Glückwunsch zu seinem Fertig-werden ausdrücken lassen.

Widemann wendet sich fundamental wider Kant und Schopenhauer: ich sehe dem mit Erstaunen zu, wie schnell jetzt die philosophischen Systeme wechseln und wechseln. Es giebt, unter wirklichen Denkern, heute keine Anhänger Schopenhauers mehr, und nur ganz wenige Kantianer. Widemann's Standpunkt, welcher im Grunde der Eugen Dühring's ist (obwohl er seine Unabhängigkeit gelten macht), ist für mich bereits ad acta gelegt: und fünf andere hinzu, deren Heraufkommen ich in den nächsten 20 Jahren erwarte. Ich sehe mit Trauer, daß sich noch Nichts, noch Niemand für mich ankündigt, der mir einen Theil meiner Arbeit abnähme. Scheinbar steht es hier, bei W<idemann> gerade anders: denn sein Buch endet vollkommen mit Zarathustra-Gedanken, und auf der letzten Seite erscheinen Dühring und ich in ganz großer Gala und Gloria. Es ist Schade, daß Ihr nicht die Seiten aufgeschnitten habt, wo von meinem „tiefsinnigen Evangelium" und „meiner klassischen Formulirung des höchsten Ideals menschlichen Strebens" geredet wird. —

Hopsa! reden wir von etwas Vernünftigerem! Das Lama hat neulich einen so rührenden Brief an mich geschrieben: ich bitte Euch, sie dafür in meinem Namen schönstens zu streicheln. Zuletzt ist der Gedanke eines Zusammentreffens in Baden-Baden nicht übel, nur kommt dabei mein Wunsch, unsre liebe Mutter wieder zu sehn, ins Gedränge. —

Was macht die Schmeitznersche Zahlung? Daran hängt eigentlich meine Dispositions-Fähigkeit für Herbst und Winter.

Auch thäte ich gerne etwas für die Aufführung von K<öselitzen>s Oper, mündlich und persönlich: denn wenn ich nichts thue, thut Niemand was. Er schrieb verzweifelt, seit 3 Jahren hat er nichts als Zurückweisungen und Demüthigungen erfahren.

Ich bin seit 3 Wochen ungefähr wieder allein. Und bin froh darüber. Kein neuer Mensch schlägt bei mir mehr Wurzel, und die „alten Menschen" sind alle für mich abgedorrt. Schlimm! Ich bin auch der Meinung, daß nichts über gute Familien-Verhältnisse geht.

Alle 3 Tage krank. Mit den Augen steht's ganz böse. Aber was hält unser-Einer nicht aus?

Es grüßt Euch von Herzen
Euer Fr.

[«]

615. An Elisabeth Förster in Naumburg

<Sils-Maria, Ende Juli 1885>

Mein liebes Lama,

Dein guter herzlieber Brief kam einen Tag zu spät: so ist mein Dank für Deine Kiste einen Tag zu früh abgelaufen. Die Freude der kleinen Adrienne war unbeschreiblich. Für Cubaba allerschönsten Dank, es erinnerte mich an eine Art Kuchen aus Kastanien, welche man in Genua macht, ist aber feiner im Geschmack. Seit drei Tagen haben wir Luft, Himmel und Wind wie in Nizza des Winters, es ist frisch; alle Welt sagt mir, daß ich viel besser aussehe. Auch denke ich wieder muthiger über die Zukunft: und seltsam, in Betracht zu den ungeheuren Dingen, mit denen sich Dein dummer Bruder beschwert hat, heißt Muth bei mir auch immer soviel als: guter Wille zur Einsamkeit und Verborgenheit, und Ablehnung jedes Arrangements, wozu mein vieles Kranksein mich verführen könnte. Wenn ich in den letzten Jahren hier und da nach „Schülern“ geseufzt habe, so war es immer die Wirkung krankhafter Entmuthigung; an guten Tagen weiß ich ganz deutlich, daß es besser ist, meine Hauptsachen still für mich abzumachen — und daß ich meinen Verkehr mit Menschen rein als Kur und gelegentliche Medizin zu nehmen habe, vor Allem als Erholung. Aber sobald ich wieder zu Kräften komme, weiß ich, warum ich die größte Unabhängigkeit und Einsamkeit zuerst und zuzweit und zudritt nöthig habe. — Da kommt eben ein Brief von Lanzky: der sorgt ernstlich für mein Persönliches und Leibliches und ist andererseits nicht zum „Schüler“ geeignet, das weiß er selber — aber zu einer Art von Oekonom und Wirthschafter um mich herum. Lies genau, meine liebe Schwester, was er sagt. Ich glaubte es dieser Tage selber, daß ich um die riviera nicht herumkomme: die Beschleunigung des „Stoffwechsels“, wie die Physiologen sagen, bedingt durch trockne Luft (wie in Nordamerika und Nizza) ist für mich, da ich das langweiligste Gedärm von der Welt habe (verdorben überdies durch Jahrzehnde medizinischer Vergiftung) eine Sache ersten Rangs. St. Jean ist etwas für alle Jahreszeiten; ich möchte gern „der Einsiedler von St. Jean“ werden. Im Freien leben und arbeiten — das ist meine Aufgabe. Milch, Reis, Fleisch, keine Hôtels. Und Honig: — oh wie gut ist er wieder!

Bitte, laß diesen Brief auch Deinen Gatten lesen! und behaltet mich lieb!

F.

[«]

616. An Paul Heinrich Widemann in Dresden

Sils-Maria, Oberengadin, Schweiz. <31. Juli 1885>

Sie haben, mein werther Freund, mir durch Ihren Brief und die Übersendung Ihres Werks keine kleine Ehre erwiesen — gar nicht zu reden von dessen letzter Seite, wo Sie meinem Sohne Zarathustra die erste öffentliche Censur feierlich und festlich ausstellten: — Das soll Ihnen nie vergessen werden! Am Tage, an dessen Abende Ihr Buch in meine Hände gelangte, vorvorgestern nämlich — hatte ich morgens nach Venedig den Auftrag abgegeben, daß Ihnen der vierte Theil des Z<arathustra> (das nicht herausgegebene und geheim zu haltende verwegene „Finale“ meiner Symphonie) umgehend zugesandt werden möge. Sie sehen, daß mein Wunsch, Ihnen irgendwie die Freude über Ihr Werk, als vollbracht, auszudrücken, nicht einmal sich die Zeit nahm, dessen Ankunft abzuwarten. Heute kommt meine Freude über die That, — eine ganz außerordentliche That, wie mir scheint — zu einem ersten vorläufigen Worte. Der Eindruck stimmt sehr gut zu alle dem, was ich zuletzt über Sie erzählt bekam, durch Herrn Schmeitzner, bei seinem letzten Besuche in Naumburg: — er sprach von Ihrer Ruhe und Selbst-Beschränkung innerhalb einer großen Aufgabe, von Ihrer Selbst-Kritik, von Ihrer Energie und Willensstärke bei einer unsicheren Gesundheit. Solche Eigenschaften sind es, welche heute selten werden und die Jeden, der sie hat, zu etwas Seltenem, vielleicht Seltsamem machen, worauf hin Zuschauer und Freunde wünschen, hoffen, fürchten, sich sorgen dürfen. Aber zu dem Allen ist es, für mich wenigstens, heute noch nicht Zeit: da hat Ein Wort allein Recht — Dank, mein hochgeehrter Herr und Freund, großen Dank! —

Zuletzt bemerke ich noch, daß ich des verheißenen gebundenen Exemplars mich bereits unwürdig gemacht habe, indem die Ränder des ungebundenen schon mehrfach beschrieben und bekritzelt sind. Unterlassen Sie also diese Zusendung: während ich durchaus nicht Anlaß geben möchte, daß der scharfsinnige Dr. Paul Rée („Stibbe bei Tütz, Westpreußen“) um den Genuß und die Ehre Ihrer Bekanntschaft käme.

— Also, wie es nach den Worten Ihres Briefs zu sagen erlaubt ist,

auf Wiedersehn!
Ihr
ergebenster
Prof. Dr. Friedrich Nietzsche

[«]

617. An Unbekannt (Entwurf)

<Vermutlich: Sils-Maria, August 1885>

Ich selber bin 100 Mal radikaler als W<agner> oder Sch<openhauer>, deshalb bleiben es doch meine verehrtesten Lehrer: welchen — — —: ob ich schon jetzt zu meiner Erholung und Erquickung ganz andre Musik nöthig habe als die W<agner>'s, und, beim Lesen Sch(openhauer)'s, jetzt mich langweile, oder verdrießlich werde. Des Falschen und Oberflächlichen ist zu Viel darin.

M<eine> „Unzeitgemäßen“ bedeuten für mich Versprechungen: was sie für Andre sind, weiß ich nicht. Glauben Sie, daß ich längst nicht mehr leben würde, wenn ich diesen Versprechungen nur um Einen Schritt breit ausgewichen wäre! Vielleicht kommt noch ein Mensch, der entdeckt, daß von M<enschliches,> A<llzumenschliches> an ich nichts gethan habe als meine Versprechen erfüllen. Das, was ich freilich jetzt die Wahrheit nenne, ist etwas ganz Furchtbares und Abstoßendes: und ich habe viel Kunst nöthig, um schrittweise die M<enschen> zu einer völligen Umdrehung ihrer höchsten Werthschätzungen zu überreden.

[«]

618. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Sils-Maria, 1. August 1885>

Lieber Freund,

vergeben Sie eine nochmalige Bitte um Absendung eines Z<arathustra>-Exemplars: nämlich an Frl. Helene Druscowicz (die Adresse ist Unter-St. Veit bei Wien) Genanntes Mädchen schrieb dieser Tage sehr artig und unmotivirt an mich: und Sie wissen, daß man auf Erden für alles Unmotivirte dankbar zu sein hat — es ist selten! Das Buch W<idemann>s ist eingetroffen: persönlich betrachtet, ist es vielleicht ein kleines Malheur für mich (von wegen des Dühring und des gepredigten Mengel-Mansch von Physik und „Bewusstseins-Thatsachen“) aber es wird noch viele solche Quidproquo's geben, und bösere! Ich habe mich bereits bedankt: persönlich betrachtet nach der Seite des Verfassers hin, ist es ein ganzes großes Stück Charakter und Zähigkeit des Willens; das Talent — ist wesentlich schematisch, „kategorientafelhaft“.

N.

Eben trifft Ihr Brief ein, schönsten Gruß und Dank! —

[«]

619. An Heinrich Köselitz in Venedig

Sils-Maria, gegen Anfang August
— mehr weiß ich nicht.
<7. August 1885>

Lieber Freund,

Hurrah, seit gestern bilde ich mir ein, daß mir etwas vom Himmel gefallen ist, ganz eigens für Sie und für Niemanden anders — nämlich ein prachtvolles Operntext-Sujet. Lesen Sie in beifolgendem Buche die Geschichte auf p. 196 und nehmen Sie die Correcturen vor, die sich von selber verstehn (z. B. daß Marianna nicht die Mutter, sondern die Schwester des Ermordeten sein muß, und daß, bei der Katastrophe, p. 198 unten, es die plötzliche Liebe ist, welche den Romanetti rettet, den Haß auslöscht und die vendetta der Familien beendet.) So hat dieses Thema Alles, was gerade Sie brauchen, weil gerade Sie es können. Erster Akt: festlich-südlich, Carneval, blutige Unterbrechung. Zweiter Akt: die große korsische Todtenklage, die Racheschwüre an der Bahre, Soli und Chöre. Dritter Akt: die gefährliche Einsamkeit eins auf den Tod Verfolgten zum Gefühl zu bringen. Gebirge, Wald, Höhlen, Verstecke, Verrath. Vierter Akt: Katastrophe mit schrecklicher Spannung, zum Schlüsse die Versöhnungs- und Verbrüderungsschwüre der zwei feindlichen Geschlechter. Alles ist männlich, das hysterische Element der Wagnerei ist hundert Meilen weit; es wird viel geschossen; die Liebe (welche im ersten Akte irgendwie keimartig angedeutet sein muß) ist dies Mal Liebe der That und nicht der lyrischen Expansion: wobei es doch, auf dem Höhepunkt des vierten Aktes, ein um so wirkungsvolleres Liebesduett abgeben könnte. Und vor Allem: alles ist wirklich theatralisch, und sogar opernhaft comme il faut! Die Rachefurien-Effekte des zweiten Aktes hat Ihnen kein Musiker schon vorweg genommen. Das Ganze hat Logik, extreme

Leidenschafts-Logik — und hat überdies jene typische Art, wie sie ein Drama haben soll.

Marianna, das kriegerische Mädchen, welche im zweiten Akte wie eine Erinnys zu erscheinen hat, ist eine sehr gute Rolle: ebenso Romanetti, der, im Gegensatz zu ihr, verschlossen, vornehm-düster, alle die Züge eines tiefen Menschen zeigen muß, der seine Feinde und den Tod selber verhöhnt. Daß gerade Sie, lieber Freund, das machen können, als prädestinirt für diesen Text und diese Musik, dafür habe ich ein seltsames sigillum veritatis: nämlich Ihre sinfonia ungherese. Ja, wenn Sie mir vergönnen wollen, daß ich Ihnen einen Gedanken ins Ohr flüstern darf, der vielleicht in meinem Munde etwas Unbescheidenes hat: ich bilde mir ein, Sie haben die Ouvertüre zu dieser Oper bereits componirt, und sie sei nichts Anderes als die eben erwähnte sinfonia. Das Schwere, Harte, Gedrängte, Sehnsüchtige, gleichsam Tragödien-schwangere der korsischen Seele scheint mir unübertrefflich gut darin ausgedrückt. Zuletzt ist der „Corse in Musik“ zu erfinden: weshalb sollte nicht „der Ungar“ mit dabei helfen? Es ist sehr gut, daß ein so undeutscher und unitaliänischer Typus der Musik überhaupt schon eine Art Bürgerrecht erlangt hat.

Sie werden diesen Text viel unbedenklicher dichten können als einen griechischen (ich wenigstens habe eine schreckliche Angst vor griechischen Texten, jede antike Statue sieht mich an, als ob sie sagen wollte „ich und Eure Musik — wir vertragen uns nicht!“ Pardon, meine Scepsis braucht nicht die Ihrige zu sein, werther Freund! —

Lesen Sie, bitte, südliche Volkslieder zum Versuche und in summa — seien Sie nicht ungeduldig über einen Freund, der es beinahe nöthig hat, daß es Ihnen gelingt, im höchsten Sinne, weil es ihm selber, in Bezug auf das ganze Leben, nicht gelungen ist.

Von Herzen
Ihr N.

[«]

620. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Sils-Maria im Oberengadin (Schweiz)
<etwa um den 10. August 1885>

Meine liebe Mutter

wie sehr wünschte ich, Dir auf Deinen rührenden Brief, für den ich meinen ergebensten Dank ausspreche, irgend Etwas melden zu können, das Dir Freude machte! Aber es bleibt bei Deinem wunderlichen Sohne in solchen Fällen immer „sehr viel zu wünschen übrig“ — die alte Geschichte, die Du kennst! Zum Beispiele: wie gerne schriebe ich, daß ich käme, um den Herbst bei Euch zu verbringen! Wie jetzt die Dinge stehn, glaube ich nicht mehr daran — und Schuld ist mein unehrenwerter Herr Verleger, der, wie es scheint, nun auch den Gerichten gegenüber sein Wort nicht hält. Ein Brief Widemann’s aus Dresden gab eine Andeutung, welche mir die eben geäußerte Besorgniß einflößt. Nun habe ich, im festen Vertrauen, für die zweite Hälfte dieses Jahres, auf dem bezeichneten Wege Geld zu bekommen, schon bei meinem Leipziger Drucker nicht unerhebliche Ausgaben gemacht (c. 100 Thaler); insgleichen habe ich noch in diesem Herbste eine Bücherrechnung zu bezahlen — und, was meine Baseler Geldquellen betrifft, so ist mit diesem Sommer, wie Du weißt, der Wendepunkt eingetreten (ich habe jetzt jedes Jahr 1000 frs. weniger als in den letzten 6 Jahren zu verbrauchen, denn der Staatsbeitrag der Pension ist nicht erneuert worden) Daß ich an den Süden klimatisch gebunden bin, steht leider außer Frage; daß ich mich von jetzt ab noch einfacher einrichten muß, ebenfalls, — vor Allem daß ich die großen Reisen mir versage, welche überdies auch meiner Gesundheit immer sehr nachtheilig gewesen sind. Diesen Sommer hat es sich wieder, auf unheimliche Weise, bestätigt, daß Dein Sohn an allen Tagen mit bewölktem Himmel krank ist. Es geht äußerst langsam mit meiner Besserung; doch glaube ich, mit der bisherigen Milch- Reis- und Fleisch-Diät das Rechte getroffen zu haben. Im Übrigen arbeite ich, so oft ich nur eine gute halbe Stunde Gesundheit erwische, und auch dieser Sommer hat sein Erträgniß. Seltsam! Es wimmelt im Engadin von Menschen, die mich kennen; und wenn ich Zeit hätte, „eitel“ zu sein, so könnte ich einen kleinen „Hof“ um mich haben. Es vergeht kaum ein Tag, wo mir nicht besondre Aufmerksamkeiten erwiesen werden, und was die Anerbietungen betrifft, mit Vorlesen, Musik-Vorspielen etc. so werde ich behandelt wie ein Prinz. Aber „der Einsiedler von Sils-Maria“ fängt an, auf seine „Würde“ zu halten und immer schwerer zugänglich zu sein. Auch esse ich nie mehr in Gesellschaft (außer in solcher, die „man mir giebt“) Zwei Engländerinnen, Mutter und Tochter, und eine alte russische Hofdame sorgen ganz eigentlich für mich, ungefähr wie gute Tanten. Ein ausgezeichneter Musiker und Componist, den die alte Russin sich zu Gaste geladen hat (es ist ihr Contrapunkt-Lehrer) begleitet mich auf meinen Spaziergängen; ist er beschäftigt, so thun’s zwei hübsche junge Gräfinnen, oder ein ehemaliger*) Schulpförtner, der mit seiner Schwester hier ist, oder Professor Leskien und Dr. Brockhaus aus Leipzig, oder ein Holländer aus Java, der mit meinen Engländerinnen verwandt ist usw. So, meine liebe gute Mutter, jetzt kannst Du Dir wenigstens vorstellen, was Dein Sohn macht. Das Schlimmste ist: er hat kein Geld, ins Ohr gesagt!

Von Herzen Dein F.

[«]

621. An Elisabeth Förster in Naumburg

<Sils-Maria, kurz vor dem 15. August 1885>

Mein liebes Lama,

im Grunde wartete ich gerade auf diese Mittheilung über den Fall Schmeitzner, und um dieser von mir als wahrscheinlich angesetzten Möglichkeit willen habe ich zu der ganzen Sache Ja gesagt. Ich kann nämlich nur wiederholen, was ich schon Ein Mal Dir schrieb: woran mir **absolut** gelegen ist, das ist, meine Schriften aus Sch<meitzner>s Händen zu winden. Daß er mich bezahlt oder nicht bezahlt, ist, dagegen gerechnet, ein verschwindender Gesichtspunkt. Mein Wunsch ist groß, den ganzen Rest von Exemplaren meiner Schriften zu besitzen; oder vielmehr, ich sehe gar kein anderes Mittel als das angegebene, um dazu zu gelangen, was jetzt noth thut, meine frühern Schriften neu und wesentlich verändert herauszugeben. Es ist mir also äußerst angenehm zu hören, daß es vielleicht möglich ist, selber bei der Verauktionirung der Bietende zu sein (resp. vertreten durch Vetter Adalbert)

Zur Instruktion für das Bieten bei dieser Auktionirung bitte ich diese Gesichtspunkte zu betrachten.

1 **ich möchte vor Allem**

Menschliches, Allzumenschliches. 1878.
Nachtrag dazu: Vermischte Meinungen und Sprüche
1879.
Der Wanderer und sein Schatten 1880.

in Besitz bekommen; diese bedürfen nämlich absolut einer schleunigen **neu** redigirten Auflage (ich kann nicht darauf warten, bis die spärlichen letzten Exemplare von „Menschl<iches> Allzum<enschliches>“ sich verkauft haben; was bei dem augenblickl. Stande der Dinge sich auf Jahrzehnde hinausschieben könnte)

2) Sodann will ich die drei Theile Zarathustra wieder bekommen (und sie, nach sorgfältigstem Ermessen, persönlich an einen neuen Verleger verkaufen)

3) Nicht will ich in Besitz bekommen die Reste der Exemplare
Geburt der Tragödie 2. Aufl.
und der vier Unzeitgemässen Betrachtungen 1873 —1876.

4) Was die „Morgenröthe“ und
„die fröhliche Wissenschaft“ anbetrifft: so bin ich bei
mir selber nicht entschlossen. Es würde mir zu viel Noth und Sucherei machen, gerade für solche Schriften (Elite-Schriften für Elite-Menschen, d. h. für ganz Wenige) neue Verleger zu finden. So mag es rathsam sein, auch diese, wie die unter 3) aufgezählten, laufen zu lassen.

Die Versicherung Sch<meitzner>s, am 1. Oktober zu zahlen, hat nicht den geringsten Werth, in Anbetracht dessen, was er alles schon versprochen hat. Sein Vater, der sich für ihn verbürgt hatte, hat nicht gezahlt: somit erscheint mir das energische Vorgehen des Onkels vollständig am Platz. Was eben seit Jahren versucht und versucht worden ist, das bezeichnete Haus zu verkaufen, ist also auch bis zum letzten Termine nicht gelungen: — es wird seine guten Gründe haben! Zu einem Subhastations-Verfahren, wie es wahrscheinlich nöthig würde, bin ich nicht reich genug; das ist langwierig und kostspielig. Die Aussicht auf die reiche Braut — ja, wenn nur Schm<eitzner> nicht im Frühjahr 1884 gegen mich dasselbe Kunststück ausgeführt hätte! Wer darf ihm zuletzt noch glauben? Und wenn er nur selber sich glauben dürfte! —

An mich geschrieben hat er bisher nicht. — „Eins ist nothwendiger als das Andre“, mein liebes Lama! Ich bin gegen Deine Theilnahme an Sch<meitzner> gar nicht unempfindlich, auch gegen ihn selber ohne Abneigung. Aber das Malheur, das dieser Verleger in Hinsicht auf die Wirkung Deines Bruders angerichtet hat, ist ungeheuer: daß ich jetzt, im 41ten Lebensjahre isolirt bin, keinen Schüler habe und es täglich empfinde, daß ich gerade in meiner besten Kraft stehe, um eine große Schul-Thätigkeit als Philosoph auszuüben, stelle Dir das auch vor die Seele! Die Bücher heraus aus diesem Winkel!!! Es sind meine Angelhaken; wenn sie mir keine Menschen fangen, so haben sie keinen Sinn! —

Ich gebe dem Rechtsanwalt sofort Auftrag zur schleunigen Zwangsversteigerung. Dir und meinem Herrn Schwager von Herzen dankbar

F.

[«]

622. An Paul Heinrich Widemann in Chemnitz

Sils-Maria den 19. Aug. 1885.

Werther Freund,

Soeben hat mein Chemnitzer Rechtsanwalt von mir einen Auftrag erhalten, der, wie ich hoffe, auch Ihren Wünschen genug thun soll.

Im Übrigen bitte ich zu entschuldigen, wenn Jemand nur schwer dazu zu bringen ist, in einem vierten Falle Vertrauen zu haben, nachdem ihm drei Mal hintereinander das gegebne Versprechen nicht gehalten wurde.

In Eile und bei sehr behinderter
Gesundheit
Ihr
N.

[«]

623. An Helene Druskowitz in Berlin (Entwürfe)

<Sils-Maria, etwa Mitte August 1885>

Mein verehrtes Frl.

Das Exemplar war Ihnen als Eigenthum zugedacht: aber freilich: ein andres ist, sich auch nur Ein Wort daraus zu eigen machen. Und nun wollen Sie gar schon über solche Dinge schreiben! in Bezug auf welche Sie noch nichts erlebt haben, geschweige denn eine heiligste und innerlichste Erschütterung, wie sie jedem Grade von Verständniß erst vorangegangen sein müßte!

Zu meiner traurigen Verwunderung sehe ich aus Ihren — — —

so <viel ich> von diesen jetzigen M<enschen> weiß, ist meine Hoffnung gering.

Verzeihung, mein verehrtes Frl., aber ich gehöre nicht zu denen, welche „Litt<eratur> machen“, noch weniger zu denen, welche glauben, man könne von allen Dingen öffentlich reden. Wer nicht mir aus dem tiefsten Grunde seines Herzens Dank dafür weiß, daß so etwas wie mein Z<arathustra> überhaupt von mir mitgetheilt ist, wer nicht alles Dasein dafür segnet, daß so etwas in ihm, wie dieser Z<arathustra>, möglich ist, dem fehlt Alles, Ohr, Verstand, Tiefe, Bildung, Geschmack und überhaupt die Natur eines „auserlesenen Menschen“. Solche „Auserlesene“ will ich damit an mich heranziehn: — — —

Ps. Das übersandte Exemplar gehört wie billig Ihnen zu, mein liebes und verehrtes Frl., als Ihr Eigenthum

Was Ihren so aufrichtigen, wenngleich nicht gerade um- und einsichtigen, ja vielleicht auch nicht besonders „bescheidenen“ Brief betrifft: so sage ich, wie so oft: Wie schade daß man nicht eine halbe Stunde Gesprächs haben kann, wenn sie noth thut! Ich brachte noch diesen Winter einen gescheuten und sehr ergebenen Gefährten ms Alters dahin, daß er einen Aufsatz, den er über mich geschrieben hatte, vor Beschämung in Stücke riß.

[«]

624. An Heinrich Köselitz in Venedig

Sils-Maria 21 Aug. 1885.

Lieber Freund,

mit steifen Fingern — es ist januarlich-kalt seit zwei Tagen — einen herzlichen Gruß! Der Sommer hat bisher keinen üblen Verlauf gehabt, die Gesundheit ist zum Mindesten auf einige zerstreute Tage bei mir zu Gaste gewesen. — was ich sehr hoch anschätzen muß! und mein Muth ist heute größer als er es in Venedig bei unserem letzten Zusammensein war. Ich will doch schwören, daß vino Conegliano mir zum Unheil ausgeschlagen ist! Inzwischen habe ich Milch, Reis, etwas Beefsteak, rohe Eier — und gar nichts Anderes genossen (nicht risotto, sondern Reis in Milch gekocht!)

Die letzten Wochen gab es Blitz und Donner in der Angelegenheit Schmeitzner. Doch scheint jetzt Alles endlich auf der richtigen Bahn: so daß ich am 1. Oktober mein Geld (7000 frs. —) wirklich bekommen soll. Man hatte mich möglichst mit der Sache verschont: als aber die entscheidenden Maßregeln nöthig wurden, stürzte Alles auf mich los, die Rechtsanwälte, meine Angehörigen, Schmeitzner selber, sogar Herr Widemann, es hagelte Briefe und Telegramme, und — die Verantwortlichkeit saß auf mir! Wie billig! Dank einer sehr energischen und plötzlichen Maaßregel (Pfändung des ganzen Verlags in meinem Namen: so daß Schm<eitzner>, von einer Reise kommend, alles versiegelt fand und nicht hinein konnte) auf welche Niemand vorbereitet war, wurde ein Hochdruck geschaffen. Ich hatte, unter uns gesagt, meinen Rechtsanwälten den Auftrag zu einer schleunigen Zwangsversteigerung des ganzen Verlags gegeben (und schon Mittel gesucht, dadurch in den Besitz aller meiner Bücher selber zu kommen) Diese „Zwangsversteigerung“ hat Schm<eitzner> fürchterlich erschreckt: natürlich wäre Alles zu Löschpapier-Preisen weggegangen (ich hätte zwar mein Geld nicht auf diesem Wege bekommen, aber meine „Litteratur!“ Gleich nach der Auktion würde ich gegen Schmeitzner sen. geklagt haben, dessen Bürgschaft in den Händen meiner Rechtsanwälte ist — genug, ich war gut vorgesehn) Wie jetzt die Dinge stehen, ist es Schm<eitzner> nicht mehr möglich, zum vierten Male ein gegebenes Versprechen zu brechen — er muß zahlen! Die Mittel dazu giebt der Verkauf seines ganzen Verlags an Hr. Ernicke in Chemnitz (Firma in Leipzig) für 14,000 Mark; Zahlung 1. Oktober. Den Kauf-Contrakt habe ich in den Händen. Zahlung an mich gleich nach erfolgtem Geld-Eingange: dann Rückgabe der Pfänder. — — Lieber Freund, es hat mich stolz gemacht, Ihnen mit meiner Korsischen Idee nicht mißfallen zu haben. Ich selber möchte am liebsten nach Corsica: und zwar nach Corte, meiner Residenz, wie sie als solche schon seit 4 Jahren mir im Kopfe spukt. Dort ist Pasquale Paoli Herr der Insel gewesen, der wohlgerathenste Mensch des vorigen Jahrhunderts; dort ist die Stelle für ganz große Conceptionen (Napoleon wurde dort, 1768, concipirt — in Ajaccio ist er nur geboren!)

— Die Versendung des 4. Zarath<ustra> an Frl. Druscowicz war meinerseits eine Dummheit; glücklicher Weise hat sie es so aufgefaßt, als ob sie das Buch nur lesen dürfe: sie wird es also an sie zurückschicken, ich gab ihr die dazu nöthige Adresse.

Nun aber die Hauptfrage: geht es mit der Dresdener Angelegenheit vorwärts? Ihre letzten Meldungen beglückten mich. Ich hörte gern, womöglich umgehend, etwas Neues in dieser Sache. Ob ich nach Norden reise, ob ich vielleicht einmal den Winter in Dresden verbringe, — das hängt im Grunde jetzt an Ihren Briefen.

Herr Prof. Ruthardt aus Genf, ein tüchtiger Mensch, mir sehr zugethan, und ein Musiker, vor dem ich Hochachtung habe, war längere Zeit unser Gast, ich meine der Gast meiner alten Russin, deren Lehrer er ist. Er wünscht sehr, sie kennen zu lernen. Den Winter wird er in Leipzig sein; auf der Hinreise besucht er Mottl in Karlsruhe — er wird ihn unzweifelhaft auf Ihre Oper neugierig machen.

Mit den herzlichsten Grüßen
N.

Frau Röder mit ihrem Mangel an Takt, fährt fort, sich brieflich über mein Sils-Maria lustig zu machen: was mich beinahe beleidigt. Dieser Ort soll der Nachwelt ehrwürdig in die Ohren klingen — — aber diese Weiberchen!

Dühring, Cursus, der Philosophie p. 79 steht jener Satz. — Bitte, aus Bebel eine Stelle! er citirt eine Engländerin (Elisab…) über die Dringlichkeit der geschlechtlichen Bedürfnisse des Weibes. Bitte, schreiben Sie den Satz für mich ab! Er ist erbaulich, beim heiligen Aristophanes!

[«]

625. An Elisabeth Förster in Naumburg

Sils-Maria 21. August 1885.

Mein liebes Lama,

geschwind eine Auskunft in der Sache Schmeitzner, die, wie ich hoffe, nunmehr geordnet ist, Dank vielfältiger Briefschreiberei: — auch bin ich krank davon gewesen. Der angewendete „Hochdruck“, wie die Techniker sagen, hat seine Schuldigkeit gethan.

Am 1. Oktober wird Schm<eitzner> zahlen, in die Hände des Rechtsanwalt Kaufmann; dieser hat Auftrag, das Geld an Dich abzuliefern. Der Verlag ist an Herrn Erlicke in Chemnitz (Buchhändler-Firma in Leipzig) für 14,000 Mark verkauft; der Verkaufs-Contrakt liegt mir vor. (Daraus ist lehrreich, daß Sch<meitzner>s Jahres-Umsätze zwischen 8000 und 1500 Mark schwankten — nun, meine Bücher haben ihm nicht geschadet!) die Zwangsversteigerung wäre nicht leicht durchführbar gewesen. — Schm<eitzner> selber hätte seine Zustimmung, welche nöthig war, nicht gegeben; ja sogar Herr Widemann, der an mich schrieb, würde eher seinerseits die Gelder beschafft haben als jene Auction zugelassen haben. Also sind meine Bücher mir entwischt! — aber freilich, eine gute Portion Mühe und Sucherei bleibt mir nunmehr auch erspart.

An den Onkel Bernhard habe ich einen dankbaren Brief geschrieben.

Meine Diät ist noch die gleiche; der Erfolg beginnt sich zu zeigen, — scheint es mir. Der Meteorolog des Ortes (Sils ist eine schweizerische met. Station) sagt mir, die Lufttrockenheit der letzten Tage sei ganz erstaunlich. Es ist kein Zweifel, daß dieser Factor jetzt der wichtigste für mein Wohlbefinden ist. —

Ein vortrefflicher Musiker und Componist war hier bei uns zu Gaste, Prof. Ruthardt aus Genf, der Lehrer meiner alten Mansouroff. Er hat sich sehr an mich angeschlossen; ich werde gewiß ihm wieder begegnen. (Der Rückgang der Wagnerei, unter uns gesagt, ist eine Thatsache: das Gewissen aller strengeren Musiker ist aufgerüttelt.)

Sils-Maria gefällt mir wieder sehr gut, seitdem die Heuernte vorbei ist. Die grünen Wiesen sind mir fatal, geradezu anstößig — aber jetzt, gelb, bunt, braun, klingt Alles schön zusammen. Daraus ersiehst Du, wie sehr Dein Bruder innewendig ein Südländer geworden ist. — Das Clima ist rauh und härtet ab; auch halte ich strengstens noch an meiner Milch und Reis-Diät fest.

Was macht unsre liebe Mutter? Ich hörte lange nichts von ihr. Mein Brief an sie wird, wie ich hoffe, durch Deine freundliche Vermittelung in ihre Hände gekommen sein? — Und mein Herr Schwager? Arbeitet er an seinem Buche? Ich habe jetzt einen Holländer zum Umgang, der mir viel von China erzählt (er hat durch seinen eiskalten brüsken Stolz das ganze Hôtel empört — sobald er aber mich findet, giebt es die artigste und lehrreichste Unterhaltung) Meine Engländerinnen und ihre alte russische Freundin gehen Ende des Monats fort, nach Blankenberghe an's Meer; sie haben sich auf das Gütigste meiner angenommen, und neulich zum Beispiel, als mir die Schm<eitzner>-Geschichte Kopfschmerz und Noth machte, mich einen ganzen Tag herumkutschirt, um mich zu zerstreuen.

Prof. Curtius in Leipzig ist gestorben — ein Ereigniß, das hier vielleicht die stärkste Resonanz fand. Denn Dr. Fritsch ist seinem Lehrer auf das Leidenschaftlichste zugethan, und stand zu dem Hause Curtius persönlicher als alle Verwandten des alten Professors; anderseits ist Prof. Leskien der Führer der Anti-Curtianer, und, als Urheber eines tiefgehenden Conflicts, vielleicht am frühzeitigen Tode C<urtiu>s betheiligt.

Neue gute Nachrichten mir ausbittend und herzlich grüßend

Dein F.

[«]

626. An Heinrich von Stein in Halle

Sils-Maria, 30. August 1885.

Werther Herr und Freund,

gar zu gern käme ich Ihrem Wunsche — der mich eben so sehr erfreut als ehrt — auch räumlich entgegen, und nicht nur mit dem Herzen und „dem guten Willen“. Aber — ich habe noch kein Recht, „Ferien mir zu machen“, das heißt in diesem Falle: mein Engadin zu verlassen. Die üble Beschaffenheit meiner Gesundheit hat mich um die ersten Sommer-Monate gebracht: jetzt, bei etwas besserer Laune und Verfassung, muß ich noch drei, vier Wochen bei der Arbeit bleiben.

Damit ist die Aussicht, Sie wieder zu sehn, keineswegs für dieses Jahr „über alle Berge“. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß ich im Herbste nach Naumburg komme: obwohl ich nichts versprechen kann. Es hängt Alles davon ab, wie weit ich Dies und Jenes, das mich beschäftigt, vorwärts bringe: — und ob ich Deutschland (deutsches „Clima“ in jedem Sinne, leiblich und seelisch —) mir zumuthen darf.

Von Herzen Ihnen zugethan
Ihr Freund Nietzsche.

[«]

627. An Emily Fynn in Blankenberghe

Sils-Maria, 6 Sept. 1885.

Hochverehrte Frau,

es hätte Gründe gegeben, Ihnen sogleich zu schreiben, aber es gab bessere Gründe, etwas zu warten. Man weiß es zehn Tage hinterdrein besser, von wem man Abschied genommen hat als am Tage darauf.

Was das schöne Räthsel betrifft: so zweifle ich nicht, daß „böse Geister“ auch sehr böse, sehr ironische Lösungen dieses Räthsels bereit halten würden, — ohne sie natürlich auszusprechen: es liegt ja in ihrem Plane, daß das Leben seinen räthselhaften Charakter nicht verliere — Verzeihung!

— Was aber „die Blumen“ betrifft, so kann ich nicht verhehlen, daß ich einstweilen vor den gemalten Blumen, wie ich sie diesen Sommer gesehn habe eine größere Hochachtung besitze als vor den natürlichen: — Sie sehen, wie weit ein Philosoph Artist sein kann! Bisher glaubte ich, die Blumen zeigten das Streben der Natur in’s Kleine und Hübsche: jetzt beginne ich zu ahnen, daß es auch ein Streben ins Große und Vornehme sein könne.

Es ist wahrscheinlich, daß ich in einigen Tagen Portofino wiedersehn werde (ich reise nicht nach dem Norden —) Darf ich die Kühnheit haben zu hoffen, daß ich es auch wieder hören werde?

— Ihnen Allen, meine hochverehrten Damen, von Herzen und mit vieler Dankbarkeit zugethan

Friedrich Nietzsche

[«]

628. An Franziska Nietzsche und Elisabeth Förster in Naumburg (Entwurf)

<Sils-Maria, vermutlich Anfang September 1885>

Meine Lieben, ich kann nicht Alles sagen, noch weniger schreiben: und ich denke, Ihr wißt, daß ich mich ungefähr in die bescheidene Attitüde eines „leidenden Gelehrten" „der um seiner Gesundheit willen im Süden oder im Engadin lebt", zu schicken weiß. Es hat seine guten Gründe, weshalb mir Menschen fehlen, die zu mir gehören; und es wäre für einen Philosophen lächerlich, wenn er es anders verlangen wollte. Trotzdem es stirbt die Sehnsucht nicht in mir aus, daß der außerordentliche Glücksfall sich doch noch einmal ereignet; es ist höchst schauerlich, solchermaaßen allein zu sein. Mißversteht mich nicht: Das Letzte, was ich wünschte, ist „Ruhm" und „Zeitungslärm" und „Schüler-Veneration"; ich habe es zu sehr aus der Nähe gesehn, was dergleichen heute zu bedeuten hat. Ich würde mich mitten darin noch einsamer fühlen als schon jetzt und vielleicht in der Menschenverachtung noch erschrecklich zunehmen.

— — — aber es geht nicht, — und es ist für uns Alle besser so. Ich kann jetzt keinen solchen Abschied nehmen. Da mir das Lama [—] davon will, so ist es besser — — —

[«]

629. An Franziska Nietzsche und Elisabeth Förster in Naumburg

Sils-Maria
6. Sept. 1885.

Meine Lieben,

Eure schönen Gaben und Lockspeisen sind eingetroffen — ach, es bedurfte der Lockmittel nicht, Ihr könnt es gar nicht ausdenken, wie sehr und wie lange schon eine Art von grimmigem Heimweh mich quält und mich zu der nordischen Reise zu überreden sucht. Ja, es ziehen auch noch andre Zauber mich nach Eurer Richtung: z. B. daß mit großer Wahrscheinlichkeit diesen Winter in Dresden meine himmlische Leib- und Trostmusik-Oper „der Löwe von Venedig“ zu hören ist. Und trotzdem: es geht nicht! Es geht nicht! Ich bin ein armes Thier mit meiner Gesundheit, das wißt Ihr — und es ist schlecht in diesem Jahre gegangen, bei aller Vorsicht. Das liegt daran, daß ich mich von übermäßig schweren Pflichten und Skrupeln bedrängt weiß, denen eigentlich nur eine Löwen- und Bären-Gesundheit Stand hielte. Vielleicht kann ich dies nicht deutlich machen, aber glaubt es mir: ich leide Tag und Nacht daran. Daß ich „gute Miene“ zu machen weiß und von Zeit zu Zeit sogar einen Anfall von Glück und von ausgelassener Munterkeit habe, das wißt Ihr auch: sonst lebte ich lange nicht mehr. Es wird mir schrecklich schwer, das Lama vor ihrer Abreise nicht zu sehen, es geht mir durch und durch. Trotzdem ist es, glaube ich, besser so — und nicht nur meinetwegen. Vielleicht könnte es bei einem nochmaligen Wiedersehn herauskommen, zu sehr herauskommen, wie vereinsamt sich Euer Fritz jetzt fühlt — denn ich bin ohne Ausnahme alle meine Freunde in den letzten Jahren losgeworden — und wie er thatsächlich schon in einem fernen, fremderen, auch unzugänglicheren Lande lebt als alle Paraguays sein könnten. Aber wir sollten uns Alle einander hübsch Muth machen, da wir allesammt nichts Kleines vorhaben. Ich habe diesen Sommer hier in Sils oft mit großer Neigung über das Projekt meines Herrn Schwagers geredet, vor Deutschen und Ausländern; und seit er von jener Agitation zurückgetreten ist, die gleich jeder negativen Bestrebung die Gefahr in sich birgt, einen edelgearteten Charakter am leichtesten zu verderben, bin ich voller Theilnahme und herzlicher Wünsche für seine Unternehmungen. Das Lama wird ihre Sache gut machen, daran ist kein Zweifel (nur bin ich besorgt, daß sie aus Liebe zu ihrem Gatten zu wenig Fleisch ißt — „ Eines schickt sich nicht für Alle“, Verzeihung, meine Lieben!) Mit meiner lieben Mutter will ich, wenn sie erst allein ist, dies und jenes Zusammentreffen und Zusammenleben verabreden: inzwischen müssen wir uns Alle tapfer zusammennehmen. Sils bleibt mein Sommer-Aufenthalt: das hat sich entschieden, Dank einigen Veränderungen, die meinen Augen angemessen waren. Jetzt muß ich noch den Winterort feststellen: ein Versuch mit Florenz soll zunächst gemacht werden. Adresse also: Firenze (Italia) poste restante.

In Liebe und mit Thränen
Euer Fritz.

An Stein habe ich geschrieben: damals glaubte ich noch an die Reise nach Naumburg. Inzwischen war ich krank.

[«]

630. An Heinrich Köselitz in Venedig

Naumburg a. d. Saale, Dienstag. <22. September 1885>

Lieber Freund,

inzwischen gab es und giebt es Mancherlei abzuwickeln, und eine Reise nach dem Norden war nicht gut zu vermeiden. Es wird für lange die letzte Reise in dieser falschen Richtung sein: und Alles, was ich insbesondre gegen die klimatische Beschaffenheit Naumburgs einzuwenden habe, bestätigt sich so präcis und unzweideutig, daß ich bereits mit einiger Angst an die Abreise und an die schädliche schwächende Nachwirkung dieses Aufenthalts denke. Im Übrigen thut es mir wohl, noch einmal mit meinen Angehörigen zusammen zu sein: der „Sprengstoff“, in Gestalt des Dr. Förster, wird uns ja in Kurzem recht hübsch über die ganze Erde hin auseinander treiben!

— Heute frage ich bei Ihnen an, ob es bei Ihrem Plane, im Oktober nach Dresden zu kommen, geblieben ist? und ob es schon bestimmtere Entschlüsse giebt? Auch was Schuch inzwischen gethan oder gelassen hat? — Daß ich selber nach Dresden komme, möchte ich gerne versprechen, kann es aber nicht, aus Gründen der Gesundheit. Das Wahrscheinlichere ist vielmehr, daß ich mich im Oktober wieder südwärts auf den Weg mache, vielleicht über Venedig nach Florenz: vielleicht sogar mit ein Paar Wochen Aufenthalt in Venedig, nach dem ich Sehnsucht habe — —

Ist denn das Parterre-Zimmer am Canale grande, gegenüber der Mosaik-Fabrik, noch frei? Seien Sie so freundlich, einmal Ihren Spaziergang dort vorbei zu machen!

Und das Quintett! Was ich Ihnen dazu Glück wünsche, ein größeres Werk diesem heißen Sommer abgewonnen zu haben!

Schönsten Dank für die Citate aus Bebel: obwohl mein Gedächtniß eine Confusion gemacht zu haben scheint, — ich meinte eine andere Seite des Buchs und ein andres „weibliches“ Citat. Zuletzt liegt wenig daran.

Kennen Sie casa Kirsch, ponte di Dio — ein Haus, welches mir Frau Röder-Wiederhold empfohlen hat? Und zuletzt: wissen Sie die jetzige Adresse dieser trefflichen Frau, der nothwendig in kurzer Zeit von mir ein paar freundliche Zeilen zugesandt werden müssen?

Der Sommer in Sils-Maria nahm einen nicht ungünstigen Verlauf; und, dank einigen Veränderungen, die meinen Augen zu Hülfe kamen (z. B. neuen Wegen, welche dem Verschönerungsvereine von Sils alle Ehre machen) ist es sicherer als je, daß dieses Dorf auch fürderhin mich zu Gaste haben wird.

Dieses Jahr nöthigt mich zu lauter abschließenden, wenigstens für eine längere Zeit „endgültigen“ Maaßregeln. — Nächsten Sonnabend eine Zusammenkunft mit dem neuen Buchhändler und Erben Schmeitzner’s, Herrn Erlecke: ich bin für eine neue Auflage von Menschl<iches>, Allzumenschl<iches> vorbereitet. Im Übrigen wird nichts mehr „publicirt“: es geht nunmehr bei mir „wider den Anstand“. — Lange Stille; auch keine neuen Menschen mehr. Die alten Sachen, wenn es noth thut, besser, feiner, voller machen. Sie verstehen diese ganze „Moral“ —

Von Herzen Ihr getreuer
Nietzsche.

[«]

631. An Ernst Schuch in Dresden (Entwurf)

<Vermutlich: Leipzig, Anfang Oktober 1885>

Hoffentlich ist Ihnen mein Name nicht unbekannt, und ich darf, ohne mich erst entschuldigen zu müssen, Ihre Gewogenheit in einer Sache in Anspruch nehmen, die mir sehr am Herzen liegt: ich hörte nämlich gern aus Ihrem Munde — oder durch eine Zeile Ihrer Feder — ob die Aufführung der Oper „Der Löwe von Venedig“ für diesen Winter in Aussicht genommen ist. Der Componist, Herr Heinrich Köselitz, welcher früher mein Schüler war und zwei Jahre bei mir Collegien gehört hat, ist inzwischen mir als Musiker u. Freund immer näher und näher getreten; heute gehört er zu den größten Hoffnungen, die ich für die deutsche Kunst habe, und ich zähle seine Musik, insonderheit die genannte Oper zu den besten Dingen, mit denen mich bisher das Leben beschenkt hat. Hier ist jene goldne

Brücke der Versöhnung geschlagen, welche über Mozart, Rossini und Wagner hinweg führt — hier ist die südliche Schönheit, die Grazie des Herzens, der helle Himmel, einer ausgelassenen Heiterkeit wieder mit der nordischen Tiefe, der deutschen gelehrten Gründlichkeit und Innigkeit vermählt: und alle die so lange vermißten Zauber der ächten Melodie wirken wieder von Neuem. Ich nenne endlich das Wort, welches die Musik des genannten maëstro am stärksten abhebt und auszeichnet: es ist ganz und gar naive Musik — und man kann von dem Naiven in der Kunst gar nicht hoch genug denken. Als ich Herrn Peter Gast das letzte Mal sah, entwickelte er mir seine sehr guten Gründe, warum er für die Vorführung seines Werkes eigentlich nur zu Ihrer Hand zu Ihrem Feuer zu Ihrer delicatezza in der Interpretation vollkommenes Vertrauen habe — und warum er sich fürchte seine Musik anderswohin zu senden, er traut durchschnittlich den deutschen Kapellmeistern das südländische Temperament und jene instinktive Grazie nicht zu, mit denen sein Löwe von Venedig auf Ihrer Bühne „brüllen“ muß. — Es geschieht so selten, daß ich einmal nach Deutschland komme, wie glücklich wäre ich, in Dresden der ersten Aufführung meiner Leib- und Lieblingsoper beiwohnen zu können (einer Oper, der ich den die europ. Erfolge von Carmen weissage) (im Grunde habe ich in Dresden bisher den stärksten Eindruck einer Oper erlebt: die allererste Aufführung der Meistersinger daselbst, 1866, im Januar, wenn ich mich recht erinnere?)

Hochachtungsvollst und ergebenst

[«]

632. An Franz Overbeck in Basel

Leipzig <6. Oktober 1885>
Auenstraße 48 II rechts.

Lieber Freund

ein Gruß aus Leipzig! das wird Dir unvermuthet kommen. Aber es zog mich diesen Herbst unwiderstehlich noch einmal nach Deutschland (wo ich weder für Leib noch für die liebe „Seele“ fürderhin etwas zu suchen habe) um meine Mutter und Schwester noch einmal beisammen zu finden — wer weiß, ob nicht zum allerletzten Male! Denn im Januar oder Februar reisen die neuen „Colonisten“ ab, glücklicherweise nicht allein, sondern mit lauter achtbaren und wohlansehnlichen Personen. Dr. Förster habe ich noch nicht zu sehn bekommen, denn er weilt in

Westphalen, redet und reitet abwechselnd auf seinen zwei Pferden (Paraguay und Antisemitismus) und wird im Monat November dasselbe noch für Sachsen thun. Unsereins hat gar keine Vorstellung von der Masse Arbeit und Aufregung, welche mit solchen Aufgaben verknüpft ist. Was mir wohlthut, ist die Einmüthigkeit im Lobe seines Charakters (denn es lag mir daran, unter der Hand, aus dem Mund von Freund und Feind mir den ungefähren Ruf meines so unerwarteten „Verwandten“ festzustellen) Es giebt ja Gründe genug, im Allgemeinen den Herren Antisemiten nicht über den Weg zu trauen. Übrigens ist ihre Sache viel populärer als man in der Ferne ahnt, namentlich scheint mir der ganze preußische Adel für dieselbe zu schwärmen. — Der Gedanke einer Colonisation in Paraguay ist von mir sehr geprüft worden, nicht ohne den Hintergedanken, ob nicht daselbst auch für mich sich einmal ein Asylon fände. In Bezug auf diese Aussicht bin ich zu einem unbedingten „Nein“ gekommen; meine klimatischen Bedürfnisse widersprechen. Sonst aber ist an der ganzen Sache viel Vernunft, P<araguay> ist ein prachtvolles Stück Erde für deutsche Landbebauer — und unter nicht gerade phantastischen Erwartungen darf ein Westphale oder Pommer wohl gemuth dahin absegeln. Ob gerade meine Schwester und mein Herr Schwager dort am Platze sind, ist eine andre Frage; und ich gestehe mit meiner Mutter zusammen oft sogar schrecklich besorgt zu sein. — Die nunmehrige Einsamkeit meiner Mutter ist eine andre Sorge für mich. Vielleicht kommt es dazu, daß sie wenigstens einen Theil des Jahres mit mir zusammen lebt, etwa in Venedig. Mir selber geschieht damit eine große Wohlthat, denn für meine leibliche Verfassung und halbe Blindheit ist eine fürsorgliche Pflegerin (Du kannst Dir denken, daß meine Mutter mich zu verheirathen wünscht (mit der Tochter meines ehemaligen militärischen Chefs, des Generals von Jagemann.) Aber sie wünscht es umsonst) immer nothwendiger geworden, von meiner seelischen Vereinsamung zu schweigen, aus welcher auch der beste Wille mich jetzt nicht herauszuziehn vermöchte. Ich nehme sie als Loos und will es schon noch lernen, dies Loos nicht als Unglück zu tragen. Eigentlich fehlt mir jetzt ein Mensch, der die schickliche Distanz um mich zieht, eine Art Ceremonienmeister, der mir die überflüssigen Malheurs erspart, welchen ich die letzten Jahre und auch jetzt wieder ausgesetzt war. Es scheint, daß jeden Monat wenigstens eine große bêtise gegen mich begangen werden muß, besonders von den Herrn Weibern, die in unsrer Zeit erschrecklich an Grazie des Herzens und an Bescheidenheit abnehmen. Nun, der Himmel gebe, daß allmählich ich den Menschen aus dem Gedächtniß verschwinde, und meine Einsamkeit zu keinem unverschämten Geschwätze mehr Anlaß giebt. Bei Sils-Maria wird es wohl bleiben:

man ist mit der Anlage schattiger Wege und einer Ummöblirung meines Zimmers den Forderungen meiner Augen schönstens entgegengekommen. Für den Winter steht noch nichts fest. Vielleicht einmal Venedig, welches nach der Abreise Köselitzens (nach Wien —) für mich Einsiedler möglich wird. Schmeitzner's Sache steht im Vordergrund: er hat in 2 Jahren 4 Mal sein Wort nicht gehalten — richtiger, ich Narr habe vier Mal ihm volles Vertrauen geschenkt, und dies nach so vielen schlechten Erfahrungen!! — Wie geht es Dir, lieber alter Freund?

N.

Mitte Monats werde ich wieder in Naumburg sein. Meine Geldwünsche kann ich heute noch nicht präcisiren.

[«]

633. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Leipzig, 7. Oktober 1885>

Lieber Freund, eben eintreffende Nachrichten über den Fall Schmeitzner (schlimme Nachrichten, bei denen es mir schwer wird, mich nicht erbittern zu lassen) geben so viel Klarheit, daß ich jetzt hier kein Geld mehr zu erwarten habe: so bestimmt ich darauf rechnen durfte und gerechnet habe (die Bezahlung für den Druck des Z<arathustra> 4 (c. 100 Thaler), eine Buchhändler-Abrechnung mit Lorentz und endlich diese ganze nordische Reise!) Für diesen 1. Oktober als Schmeitznerschen Zahlungstermin war auch der Verkauf des ganzen Sch<meitzner> Verlags an einen Redakteur und Verleger Erlecke in Chemnitz und Leipzig anberaumt; die Copie des Contracts ist in meinen Händen. Nun aber höre ich, daß auch daraus nichts wird! — Widemann's Vater ist Sch<meitzner>s Advokat. — Sende mir, bitte, nach Leipzig, was von Geld jetzt für mich flüssig wird.

Treulich Dein N.

Ich vergaß gestern mich Deiner verehrten Frau zu empfehlen.

[«]

634. An Heinrich von Stein in Berlin

Leipzig den 15 Oktober 1885.

Werther und sehr lieber Herr,

Ihr Brief, den ich gestern auf der Post entdeckte, hat mich gerührt: Sie haben Recht — und was hülfe es zu beweisen, daß wenigstens meinerseits kein Unrecht gegen Sie begangen ist? Ich mache es, wie kranke Thiere der Wildniß und verstecke mich in meine „Höhle“ — Leipzig ist noch mehr Höhle in diesem Sinne als es Naumburg sein konnte. Die Reise nach dem Norden ist mir nicht zum Besten gerathen; die Gesundheit immer trübe und bewölkt, einige Geschäfte, welche Eile zu haben schienen, wollen sich durchaus nicht zu Ende wickeln lassen. Und so weiter.

Gestern sah ich Rée’s Buch über das Gewissen: — wie leer, wie langweilig, wie falsch! Man sollte doch nur von Dingen reden, worin man seine Erlebnisse hat.

Ganz anders empfand ich bei dem Halb-Roman seiner inséparable soéur Salomé, der mir scherzhafter Weise zugleich vor die Augen kam. Alles Formale daran ist mädchenhaft, weichlich, und in Hinsicht auf die Prätension, daß ein alter Mann hier als erzählend gedacht werden soll, geradezu komisch. Aber die Sache selber hat ihren Ernst, auch ihre Höhe; und wenn es gewiß nicht das Ewig-Weibliche ist, was dieses Mädchen hinanzieht, so vielleicht das Ewig-Männliche.

Ich vergaß zu sagen, wie hoch ich die schlichte, klare und beinahe antike Form des Réeischen Buches zu schmecken weiß. Dies ist der „philosophische habitus“. — Schade, daß nicht mehr „Inhalt“ in einem solchen Habit steckt! Unter Deutschen aber ist es nicht genug zu ehren, wenn Jemand in der Art, wie es R<ée> immer gethan hat, dem eigentlich deutschen Teufel, dem Genius oder Dämon der Unklarheit, abschwört. — Die Deutschen halten sich für tief.

Aber was thue ich! Der Höhlenbär fängt an zu brummen — — Bleiben wir allesammt hübsch tapfer auf unserm Posten, auch mit einiger Nachsicht gegen einander: denn Eines schickt sich durchaus nicht für Zweie. Und vor allem: so wenig als möglich brummen!

Treulich
Ihr N.

(In einer Stunde geht’s nach Naumburg: ich will da endlich den Dr. Förster einmal sehen.)

[«]

635. An Franziska Nietzsche und an Elisabeth Förster in Naumburg (Postkarte).

<Leipzig, 17. Oktober 1885>

Oh meine Lieben, wie schlecht thut mir dies Naumburg! Leipzig ist auch heute dick umwölkt, und doch ist es zehnmal heller und freier in meinem Kopfe.

Altum silentium. Briefe fehlen.

Mit dem herzlichsten Danke für alle Eure Güte und Liebe

Euer Fr.

Sende, mein liebes Lama, was alles noch rückständig ist, z. B. das andre Hemd (wie sanft und zart ist solch ein Wollenhemd, beinahe wie Lama).

[«]

---

636. An Franz Overbeck in Basel

Leipzig den 17. Oktober 1885. Auenstraße 48^{II} rechts.

Lieber Freund,

Alles ist glücklich in meinen Händen — und Dein eben gekommener Glückwunsch auch in meinem Herzen! Es war der einzige dem Papiere anvertraute Glückwunsch, den ich dies Mal erhielt: — ich dachte länger über dieses Factum eines ein und vierzigjährigen Lebens nach. Es ist auch eine Art von Resultat, und vielleicht nicht in jedem Betracht ein trauriges, zum Mindesten, wenn man ein Recht sich zugestehn darf, den Sinn seines Lebens in die Erkenntniß zu setzen. Zu ihr gehört Entfremdung, Entfernung, vielleicht auch Erkältung. Du wirst reichlich gemerkt haben, wie die Scala der „Frostgefühle“ jetzt beinahe meine Specialität ist: das kommt davon, wenn man so lange „in der Höhe“ lebt, „auf dem Berge“ oder auch, wie der Vogelfreie, „in der Luft“: man wird für den feinsten Reiz der Wärme empfindlich, und immer empfindlicher — oh man wird so dankbar für Freundschaft, mein lieber alter Freund!

Zwei Tage in Naumburg, zur „Feier“ meines Geburtstages. Immer krank, es ist gar nicht auszumachen, ob von außen nach innen oder von innen her. Dicker dunstiger Himmel und, vielleicht, Naumburg zum letzten Male.

Dr. Förster war mir nicht unsympathisch, er hat etwas Herzliches und Edles in seinem Wesen und scheint recht zum Handeln gemacht. Es überraschte mich, wie viel Dinge er fortwährend erledigte und wie leicht ihm das wurde; darin bin ich anders. Seine Wertschätzungen sind, wie billig, nicht gerade sehr nach meinem Geschmacke, Alles ist zu geschwinde fertig, — ich meine, wir (Du und ich) empfinden diese Art von Geistern als voreilig. — Eine früher einmal von mir gelesene Schilderung Försters, welche die Times machten, muß ich als zutreffend anerkennen.

Inzwischen ging die Geschichte mit Schmeitzner wieder weiter und weiter — ich kann durchaus nicht sagen „vorwärts". Seit vorigem Montage, wo Nachmittags um 5 Uhr eine feierlich versprochne Entscheidung stattfinden sollte, tiefstes silentium. Zwangsversteigerung in Aussicht, sein ganzer Verlag seit Juni als Pfandobjekt von mir gerichtlich mit Beschlag belegt. Vorausgesetzt, daß die Auction stattfindet, so soll der Versuch gemacht werden, meine ganze Litteratur in meine Hände zu bringen: um sie nachher einem neuen würdigeren Verleger (wahrscheinlich Veit und Comp. d. h. Herrn Credner in Leipzig) zu übertragen. Dies ist das Programm. Ich kann von hier nicht von der Stelle, bevor nicht diese Sache im Reinen ist. —

Gestern fand ich, vom Buchhändler geschickt, Rée's „Entstehung des Gewissens" vor und dankte nach raschem Überblicke meinem Schicksale, welches es mit sich brachte, daß ich mir vor zwei oder drei Jahren die Widmung dieses mir zugedachten Werkes verbitten mußte. Armselig, unbegreiflich „altersschwach" —. Zugleich, durch eine artige Ironie des Zufalls, traf auch das Buch des Frl. Salomé ein, das mich ganz umgekehrt berührt hat. Welcher Contrast zwischen der mädchenhaften und sentimentalen Form und dem willens- und wissenskräftigen Inhalte! Es ist Höhe darin; und wenn es wohl nicht das Ewig-Weibliche ist, was dieses Pseudo-Mädchen hinanzieht, so vielleicht — das Ewig-Männliche. — Übrigens hundert Anklänge an unsre Tautenburger Gespräche. —

Grüße Deine liebe Frau bestens von mir (beiläufig, Förster erzählte von einem sehr hübschen Zusammensein mit Euch —) ich hatte gemeint, daß er Euch ganz unbekannt sei? Treulich Dein

N.

[«]

637. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz

Leipzig, 20. Okt. 1885.

Werthester Herr Verleger,

das ist freilich eine Enttäuschung — denn man hatte mir gesagt, die Auflage sei vergriffen oder fast vergriffen. So wie die Dinge nach Ihrer freundlichen Mittheilung stehn, wird es aus meinem Projekte nichts werden, und ich muß vorziehen, das, was ich zu Gunsten der neuen Auflage gethan und geschrieben habe, für einen andern Zweck zu verwenden. Wollen Sie mir nicht wenigstens die Ziffer der noch in Betracht kommenden unverkauften Exemplare mittheilen, insgleichen irgend einen Preis-Vorschlag für dieselben, der nicht außer Verhältniß zu mir und meinen Mitteln steht? — Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß von nun an meine Baseler Pension jährlich mir 1000 frs. weniger einträgt als bisher, und daß ich überhaupt nur noch mit Sicherheit auf 3 Jahre diese Pension zu erwarten habe? Dies als Commentar zu dem Worte „Mittel".

Der 4. Theil Zarathustra, resp. die sämmtlichen gedruckten Exemplare (mit Ausnahme von 6 verschenkten) ist mir einstweilen unzugänglich, nämlich vergraben und versteckt unter dem Hab und Gut des Herrn Köselitz in Venedig: welcher genannte ausgezeichnete maëstro sich jetzt, nach seinem letzten Brief zu schließen, in Wien befinden wird, ohne daß ich näher sagen könnte, wo daselbst und auch wie lange. —

Ihnen und Ihrem ausgezeichneten Freunde Herrn Widemann mich angelegentlich empfehlend

Ihr ergebener
Dr. Nietzsche

[«]

638. An Franziska Nietzsche in Schkortleben bei Weissenfels (Postkarte)

<Leipzig, 23. Oktober 1885>

Meine liebe gute Mutter,

leider ist jetzt, bei meinem äußerst wechselnden Befinden, gar nichts zu verabreden. Vielleicht reise ich noch auf einen Tag nach Naumburg: es wäre schön, wenn ich, auf dem Rückwege, in Corbetha meine verehrten Anverwandten und Dich selber begrüßen könnte. Vielleicht aber muß ich erst nach Dresden. Ich stecke in vielfacher Abwicklung von Geschäften. Das Geld Sch<meitzner>s habe ich glücklich in Händen, andre Projekte sind weniger glücklich bisher verlaufen. Sobald ich ein Ende absehe, schreibe ich Dir.

In herzlicher Liebe Dein F.

[«]

639. An Bernhard und Elisabeth Förster in Naumburg

<Leipzig, 29. Oktober 1885>
Donnerstag früh.

Meine lieben Lieben,

es hat mir gut gethan, bei Euch zu sein. Den Abend speiste ich noch zu Eurem Andenken die mitgebrachten „Opfergaben“ auf, das Kalb und das Schöps (i. e. Edmund von Hagen) und war trotz eiskalter Stube guter Dinge und dankbar.

Schuch hat nicht gemuckst: womit diese Sache als erledigt zu betrachten ist. — Eben habe ich, weniger erheitert als verwundert, das „non remittendum“, die „Urtheile der Presse“ über E<dmund> v<on> H<agen> durchgemustert. Unter uns, in dieser Geschmacks-Sache sind die Wagnerianer (z. B. die Bayreuther Blätter) schlimm compromittirt. —

Der gute Heinze ist vorgestern bei dickem Regenwetter, bei mir, ich will sagen, in meiner Wohnung gewesen, um sich nach mir zu erkundigen. Heute soll ihm, zum Danke dafür, die „Intellektual-Krone“ aufgesetzt werden. —

Unterwegs fuhr ich mit einem Herrn und seiner Gattin zusammen, welche aus Graz kamen und mit Dr. v. Hausegger befreundet waren: sie erzählten von dessen Vegetarianisme.

Mein liebes Lama, sende dem Onkel Bernhard das türkische Kaffeegeschirr — der Gedanke scheint mir sehr gut; und in Anbetracht, daß es etwas Ächtes und eine Curiosität ist, macht dergleichen vielleicht mehr Freude und ist besser in diesem Falle am Platze als wenn es in verhüllter Form einen „Lohn und Geldwerth“, eine Art Bezahlung darstellte.

Undeutlich ausgedrückt! —

Melde mir, bitte, das Resultat der Unterredung mit Kürbitz (gieb mir auch seine genaue Adresse) und verhandle mit ihm über den festen Termin, an welchem jedes Jahr die Zinsen übersandt werden können. Und rechnet zusammen möglichst exakt aus, wie viel die Zinsen nunmehr in einem solchen Falle jährlich betragen werden.

Heute wird Lorentz abgezahlt. —

Behaltet mich lieb!

Euer Fr. das einsamste aller Thiere.

(Ich denke Sonntag zu reisen.)

— Soeben stelle ich aus dem „Tageblatt“ fest, woher mein

verhältnißmäßiges Wohlbefinden von gestern kommt. Die Luftfeuchtigkeit war von 99 plötzlich auf 62 heruntergegangen (61 ist die Durchschnittsziffer für Nizza im ganzen Jahre). —

Eben las ich „gebrannter Java-Kaffee, großartig im Geschmack“!

NB. Wer einen großen Sprung will thun, der geht zurück. —

[«]

640. An Franziska Nietzsche in Schkortleben bei Weissenfeis (Postkarte)

<Leipzig, 30. Oktober 1885>

Meine liebe Mutter, bitte komm Sonntag den ersten November zu mir; Nachmittags gegen 6 Uhr ist meine Abreise von hier, da haben wir schöne Zeit mit einander, vorausgesetzt, daß Du die Güte hast, 10 Uhr 56 Vormittags hier einzutreffen. Natürlich werde ich am Bahnhofe sein. — Stelle Dir vor, daß ich vorigen Dienstag, gerade während Förster’s bei Dir waren, in Naumburg vorsprach. Doch habe ich die Zeit bis Abends 8, wo sie kamen, gut benutzt und Besuche gemacht (bei Försters Alwinchen, bei dem Referendar Schenk, bei dem Banquier Kürbitz und bei der alten Räthin Pinder) Das Wetter wurde so abscheulich, daß ich es nicht wagte, Dich und meine lieben Anverwandten für den nächsten Tag zum Rendezvous in Corbetha einzuladen: was anfänglich meine Absicht war. Hier bin ich jetzt mit dem Geschäftlichen ziemlich zu Ende — und mit dieser ganzen nordischen Reise nachgerade nicht unzufrieden.

Von Herzen Dein
F.

[«]

641. An Elisabeth Förster in Naumburg (Postkarte)

<Florenz, 7. November 1885>

Meine Lieben, ich bin noch nicht „an der Stelle“, Florenz paßt nicht, es ist laut, ungleich gepflastert und voller Wagen-Gefahr für mich. Von Montag an ist meine Adresse: Vallombrosa per Pontassieve (Italia). Lanzky läßt mir dort das beste Zimmer zurichten. In München, wo es 7 Tage keine Sonne gegeben hatte, verbrachte ich einen Vormittag bei Rothpletzens und den Abend bei Seydlitzens; mit letzteren namentlich war es erquickend. Ich reiste, ausgezeichnet von Frau v. S<eydlitz> mit Beefsteaks à la Wiel und einer Flasche Thee ausgerüstet, ab, trug Sorge für eine ganz naive alte Pfarrerin, welche ohne jegliche Kenntniß von Geld, Land und Leuten sich „nach dem Süden“ mit ihrer Tochter aufgemacht hatte. — Ich bin in Flo<renz> einen halben Tag nicht dazu gekommen, an mein Unterkommen zu denken (Lanzky war nicht da, mein Telegramm hatte ihn nicht erreicht, weil er verreist war). In herzlicher Liebe

F.

[«]

642. An Franziska Nietzsche in Schkortleben bei Weissenfels (Postkarte)

<Florenz, 7. November 1885>

Meine liebe gute Mutter, einen Gruß aus Florenz, wo es trübe und regnerisch und ganz und gar nicht in der Art der riviera ist. Übermorgen ziehn wir (d. h. Hr. Lanzky und ich) uns in die Wald- und Berg- und Klostereinsamkeit von Vallombrosa zurück, es ist gar nicht weit. Man macht mir dort das beste Zimmer zurecht; Stille werden wir haben, der Ort ist berühmt, Dante und Milton haben ihn verherrlicht, letzterer in der Schilderung des Paradieses. Jetzt ist darin eine große Forstlehranstalt; abgesehn und abseits von dem Hôtel, wo wir Zwei wohnen werden. Höhe circa 3000 Fuß, also frische Luft, gelegentlich Schnee. — Die Reise war eine schreckliche Strapatze; ich mußte zualledem noch die Sorge für eine alte Pfarrers-Wittwe und Tochter übernehmen, welche mit großem Muthe und völliger Unwissenheit sich „nach dem Süden“ aufgemacht hatten. Jetzt habe ich sie glücklich untergebracht, sie waren ganz hülflos. — Wie schön war es, daß Du bei meiner Abreise bei mir warst! Allerschönsten Dank!

F.

[«]

643. An Paul Lanzky in Florenz (Fragment)

<Vermutlich: Genua, 9./10. November 1885>

Mein lieber Herr Lanzky, ein Bedenken, welches man mir auf der Post machte (ob es überhaupt ein „valli di Siena“ gäbe, oder ob hier nicht vielleicht durch einen Schreibfehler villa di Siena — — —

[«]

644. An Elisabeth Förster in Naumburg (Postkarte)

<Nizza, 11. November 1885>

Wundert Euch nicht zu sehr, meine Lieben, wenn sich heute der Hamletische Maulwurf aus Nizza und nicht aus Vallombrosa („Schattenthal“ —) verlautbart. Es war mir sehr werthvoll, fast gleichzeitig die Luft von Leipzig München Florenz Genua und Nizza zu experimentiren. Ihr könnt gar nicht glauben, wie sehr bei diesem Wettkampfe Nizza triumphirt hat. Meine Wohnung ist nach wie vor Pension de Genève, petite rue St. Etienne; sie ist inzwischen durch Umbau und gänzliche Erneuerung von Stoffen und Farben sehr appetitlich geworden. Mein Tischnachbar ist ein Bischof, ein Monsignore, der Deutsch redet. Euer viel viel gedenkend

Prinz Eichhorn.

[«]

645. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Nizza, 12. November 1885>

Lieber Freund, nur ein Gruß und Glückwunsch von einem, der unterwegs und „unausgepackt“ ist, der aber nicht unter den Gratulanten Deines Geburtstags fehlen möchte. Möchte das neue Jahr uns endlich auch einmal wieder zusammenführen! Es giebt so Vieles zu sagen, es wird immer schwerer und unthunlicher zu schreiben. In den letzten 2 Monaten habe ich eine respektable voyage en zigzag gemacht, und meine stille Hoffnung, es fände sich dabei etwas Neues für mich, sei es Ort oder Mensch, blieb unerfüllt. Um so strenger machten Kopf und Gesundheit ihre Ansprüche geltend: es scheint, daß Nizza und Sils-Maria nicht zu überbieten und auch nicht zu ersetzen sind. In München fand ich in der Theresienstr. das freundlichste Willkommen, München selbst blieb winterlich und sonnenlos. — Schmeitzner hat gezahlt. Meine Adresse Nizza poste restante. In Liebe und Dankbarkeit.

N.

Deine zwei Teichmüller liegen vor mir und folgen demnächst.

[«]

646. An Elisabeth Förster in Naumburg

<Nizza, 23. November 1885.>
Montag.

Inzwischen ist der dicke Brief, mein liebes Lama, von Vallomarosa nach Nizza gewandelt; insgleichen der Brief unsrer guten Mutter. Habt den allerschönsten Dank! Heute ein paar geschäftliche Notizen (ich bin immer noch von einer gründlichen Erkältung her indisposé und embêté)

Die zwei gewünschten Scheine für Herrn Kürbitz folgen anbei. Erstaunlich, daß sie aus all dem Krimskrams von Papieren zu Tage kamen!

Die Löschungsurkunde, welche, wie es scheint, Herr Kaufmann mitgeschickt hatte, (auf seinem Briefe steht unten „anbei Löschungsurkunde“) habt Ihr wohl zurückbehalten? Meine genaue Adresse hierselbst ist: rue St. François de Paule 26, 2 étage, á gauche

Doch werde ich’s schwerlich bis weiter als zur Mitte Dezember darin aushalten, es fehlt der Ofen, und Vieles ist da, was fehlen dürfte. Ich muß ernstlich darauf bedacht sein, meinem Leben hier eine festere Form zu geben; so lange diese nicht hergestellt ist, bleibt mir als Zuflucht immer nur die schweizerische Pension de

Genéve, welche in 2 Hinsichten sehr lobenswerth ist: es ist still daselbst, ebenfalls reinlich — und dies Mal fehlen die degoutanten Menschen. Die Küche ist, in Hinsicht auf Simplizität der Bereitung und Qualität des Fleisches, vielleicht das mir Angemessenste: nur muß ich mit etwas Grahambrod nachhelfen. —

Ich gestehe, daß ich eine überraschend wohlthätige Wirkung gespürt habe, seit ich jeden Abend mit einem Glase Bier beschließe. Gerade in solchen stimulanten Klimaten scheint das Bier wie ein Medikament zu dienen. —

Die zwei letzten Monate waren ein tolles Wagniß für mich, ich kann es gar nicht ausdrücken, was es heißt **endlich** den Kopf wieder frei haben! Zu alledem haben wir hier ein für Nizza abscheuliches und unziemliches Wetter; und **trotzdem** empfinde ich den Unterschied, wie als ob ich aus einem Gefängnisse entschlüpft wäre. —

Es war sehr nützlich, obschon äußerst kostspielig, ein Paar Möglichkeiten, die mich hier und da noch verlockten, nämlich München, andrerseits Florenz, endlich Genua, kurz hintereinander erprobt zu haben: alles nichts für mich! Nichts ersetzt mir die Luft von Nizza und die großartige Freiheit dieser cosmopolis, Freiheit in landschaftlicher und menschlicher Beziehung. Außerdem ist es eine Stadt, wo Einer billig leben kann, sogar lächerlich billig; und wenn ich's noch nicht dazu gebracht habe, so liegt es an meinen Augen und andern Unvollkommenheiten. Das Volk lebt vegetarisch, abgesehn von Fischen.

Mein liebes Lama, hilf mir und schlage bei Wiel nach: der erwähnt ein kleines „genial construirtes“ Maschinchen, womit man Eier zu Schaum schlägt (unter dem Capitel „Eierspeisen“ oder sonstwo) Für den Fall, daß Ciaire Heinze im Frühjahr hierher kommt, hat sie vielleicht die freundschaftliche Gefälligkeit, mir dies Maschinchen mitzubringen. Nota bene! Herr Köchlin hat mir Viel von einer schweizerischen Colonisation, mit Baseler Geld und Frömmigkeit unternommen, auch in den Laplatastaaten (von Rosario aus) erzählt, welche nicht geglückt ist. Er wundert sich, wie man sich nicht mit den jetzigen deutschen Verhältnissen vertragen könne, welche so sehr viel günstiger und solider seien als die in Frankreich oder Italien oder Schweiz oder überall. Du siehst, man beneidet unsre Zustände im Auslande.

Ich lese in Försters Buche und meine, daß einem braven Ackerbauer und Viehzüchter dabei das Herz wackeln muß. Für eine andre Art Menschen wird es weniger verführerisch sein. Die Abwesenheit großer Bibliotheken ist vielleicht nicht genügend ins Licht gestellt. Verzeihung, mein altes Lama, wenn das kränkliche Culturthier, Dein Bruder, sich gar noch Scherze erlaubt.

Lebt wohl, meine Lieben, und muthig und vergnügt, auch mit guten Erinnerungen an

Euren Fritz.

[«]

647. An Reinhart und Irene von Seydlitz in München

<Nizza, 24. November 1885>

Meine lieben Freunde,

nach einem kleinen Umweg über Florenz — es geht in meinem Leben nichts ohne Seitensprünge ab — bin ich endlich wieder in meiner Residenz Nizza angelangt und ungefähr, sehr ungefähr „ausgepackt“: — zwischen Nizza und meiner Engadiner Einsiedelei von Sils-Maria wird sich nunmehr der Rest meines Lebens abspielen, die allerliebsten Intermezzi von Venediger Aufenthalten und Gondelfahrten zu Dreien hübsch eingerechnet! Wie schön verpflegt, anglo-amerikanisch, wie man’s hier heißen würde, bin ich von Eurem München abgereist! und wirklich habe ich mit dem herzlichsten Angedenken jeden Schluck getrunken und jeden Bissen gekaut (— man kaut, um gut zu kauen, an einem Bissen 30 bis 70 Mal: das habe ich vom Philister Gladstone gelernt, der seine Kinder bei Tische zählen heißt —).

Hier wohne ich „Square des Phocéens“, am Meere: die ungeheuerliche Art Kosmopolitismus, welche in dieser Wortverbindung steckt, macht mir Vergnügen. In der That haben einst Griechen hier gewohnt.

In Florenz überraschte ich den dortigen Astronomen auf seiner Sternwarte, welche den schönsten Gesammt-Überblick über Ort, Thal und Fluß giebt. Sollte man’s glauben, daß er neben seinem Arbeitstische die sehr zerlesenen Schriften Eures Freundes hatte und daß er, ein schneeweißer alter Mann, mit Begeisterung Stellen aus „Menschliches, Allzumenschliches“ recitirte? — Das Bild dieses vollkommen und hochgearteten Eremitenthums war das kostbarste Geschenk, das ich von Florenz mitnahm: — zugleich freilich auch der schmerzhafteste Biß, nämlich ein Gewissensbiß. Denn ersichtlich hatte dieser einsame Forscher es in der Weisheit des Lebens (und nicht nur in der Entdeckung von Kometen und Orion-Nebeln) weiter gebracht, als Euer Freund.

Auch war er gesund: und wenn ein Philosoph krank ist, so ist er beinahe schon ein argumentum gegen seine Philosophie. Inzwischen dürfte ich geltend machen, daß ich „reißend schnell“ gesund und immer gesunder werde, seit ich meine Philosophie habe und nicht mehr „falschen Götzen“ diene.

Es giebt ein artiges provençalisches Wort, welches ich immer besser verstehn lerne (— und das ist viel bei einem Deutschen) gai saber.

Behaltet lieb

Euren Freund
Nietzsche.

Adresse: Nice (France) poste restante.

Le japonisme meines Freundes Seydlitz und Gedanken über die ästhetische Tartüfferie des jetzigen Europa’s haben mich die ganze Reise über beschäftigt.

[«]

---

648. An Heinrich Köselitz in Wien

Nizza, 24. Nov. 85.

Lieber Freund,

endlich, nach langen Umschweifen, zur Vernunft zurückgekehrt (welche in diesem Falle Nizza heißt), bekomme ich auch schon eine Belohnung dafür, nämlich sehr ersehnte Nachrichten über Sie, einmal durch Sie selber, sodann durch Frau Röder. Es sind schlechte Nachrichten im Grunde; aber so, wie Sie sind, muß Ihnen das Schlechteste zum Vortheile gereichen — verzeihen Sie diesen Optimismus, der zum Mindesten aus der bona fides eines Freundes stammt. Sie haben „den Wind gegen sich“: gesetzt daß Sie schwindsüchtig und übermäßig zärtlich angelegt wären, so müßte man für Sie die größte Angst haben (zum Beispiel ich selber hätte für mich selber in Ihrem Falle wenig Zutrauen). Aber mit Ihren „starken Lungen“, Ihrer lebenslangen Übung im Alleinsein, Ihrer schweigsamen Tapferkeit werden Sie Herr über alle schlechten Winde werden, — und vielleicht sogar noch etwas „herrischer“ und „selbstherrlicher“ als bisher. Ein ganz alter Römer sagt von einem gleich Ihnen Kämpfenden:

„increscunt animi, virescit volnere virtus“

(es schwillt der Muth, durch die Wunde erst tritt die Tapferkeit in Saft und Kraft). Man soll es Ihrer Musik schon einmal anhören, was Krieg und Sieg sind.

Dieser Tage erquickte es mich zu erfahren, daß diese Stadt, welche ich nicht mehr wechseln und eintauschen darf, in ihrem Namen etwas vom Siege hat. Und wenn Sie hören, wie der Platz heißt, wohinaus mein Fenster schaut (herrliche Bäume, in der Ferne röthliche große Gebäude, das Meer und die schön gewundene baie des anges), nämlich „ square des Phocéens“, so werden Sie vielleicht gleich mir über den ungeheuren Cosmopolitismus dieser Wort-Verbindung lachen — wirklich haben Phoceer einstmals hier sich angesiedelt — aber etwas Siegreiches und Über-Europäisches klingt heraus, etwas sehr Tröstliches, das mir sagt „hier bist du an deinem Platze“.

Inzwischen nämlich prüfte ich München, Florenz, Genua, — aber es schickt sich für meinen alten Kopf nichts Anderes als dies Nizza, abgerechnet ein paar Monate Sils-Maria: obgleich der Sommer sogar hier erquicklicher sein soll als an irgend einem Binnen-Orte Deutschlands (die Abende frische Meerbrisen, die Nächte kühl). Die Luft ist unvergleichbar, die anregende Kraft (ebenso die Lichtfülle des Himmels) in Europa nicht zum zweiten Male vorhanden. Ich erwähne endlich, daß man hier billig, sehr billig leben kann, und daß der Ort umfänglich genug ist, um jeden Grad einsiedlerischer Verborgenheit zu gestatten. Die ganz ausgesuchten Dinge der Natur, wie die Waldwege am nächsten Berge, wie die Halbinsel St. Jean, hat unsereins für sich; ebenso ist die ganze herrlich-freie Promenade am stark brandenden Meere (c. dreiviertel Stunde lang —) nur für ein paar Stunden des Tags besucht. Vergeben Sie mir, daß ich mich öfter im Geiste mit Ihrem Loose beschäftige und dabei nicht selten zu dem Schlusse komme: Sie sollten es einmal mit diesem Nizza versuchen und Deutschland Deutschland sein lassen. Wir selber, als arbeitsame und solitäre Thiere, werden uns hübsch aus dem Wege gehn, aber hier und da ein kleines Fest des Zusammenseins veranstalten. Zuletzt bin ich einer der besten Liebhaber Ihrer Musik — es würde mir im letzten Theile meines Lebens etwas Nicht-zu-Ersetzendes fehlen, wenn Sie und Ihre Kunst mir gänzlich abhanden kämen. (Gefällt es Ihnen hier nicht, so ist jeden Sonnabend Abend ein Schiff bereit, Sie nach Ajaccio zu führen. Sie schlafen die Nacht durch und finden sich früh morgens im Hafen von A<jaccio)>.) Von Genua bis Nizza fährt man präcise 5 Stunden (7 Uhr morgens ab, Ankunft um 12). Es ist nicht nur Neugierde, welche mich fragen macht, wie auf Sie gerade dies Clima wirken möchte; es ist ebenfalls nicht nur das Verlangen eines Freundes. Man ist hier so „außerdeutsch“ — ich kann es nicht stark genug ausdrücken.

Behalten Sie lieb Ihren Freund N.

Adresse: Nice (France), poste restante.

[«]

649. An Franz Overbeck in Basel

<Anfang Dezember 1885.>
Nice, nie St. François de Paule 26 (2me étage à gauche)

Lieber Freund,

Dein Brief macht mir eine herzliche Freude: Du siehst, ich „antworte“ sofort darauf, obwohl im Grunde nach gar nichts „gefragt“ ist. Es ist ein Glück, daß es nicht viel Neues zu melden giebt, das Neue hat gewöhnlich seinen Haken. Die Gesundheit ist besser als unter deutschem Himmel, der Kopf freier, die beständige Verstimmung, an der ich in Naumburg und Leipzig litt (— ich gab mir die beste Mühe, sie zu verbergen —) hier wenigstens nicht mehr „beständig“. Ein Zeichen davon ist es, daß ich wieder im Experimentiren mit Wohnungen usw. bin; in der braven Schweizer Pension hielt ich mich nur 3 Tage auf, doch komme ich oft genug auf sie zurück, — vielleicht nachdem ich, wie nun schon 2 Winter, durch die erwähnten Experimente mich zur Verzweiflung gebracht habe. Es muß sich etwas Unabhängiges und mir Angemessenes schließlich finden lassen: aber ich zweifle immer mehr, daß ich's finde. Weshalb ich Menschen brauche, die für mich sorgen. Das Unpraktische meiner Natur, die halbe Blindheit, andrerseits das Ängstliche, Hülflose, Entmuthigte, was in der Consequenz meiner Gesundheit liegt, schraubt mich oft in Lagen fest, die mich fast umbringen. —

Fast sieben Jahre Einsamkeit und, zum allergrößten Theil, ein wahres Hundeleben, weil es an allem mir Notwendigen fehlte! Ich danke dem Himmel, daß es Niemand so recht aus der Nähe mit angesehn hat (Lanzky abgerechnet, der immer noch ganz außer sich darüber ist.) Und zu dem Allen diese Überzahl von schmerzhaften, mindestens verhängten Tagen, gar nicht von der verzweifelten Langeweile zu reden, in die Jeder geräth, welcher der „Distraction der Augen“ enträth! Ich meine, man hätte mir einen ziemlichen Grad von Pessimismus und Resignationismus nachsehn müssen; aber ich selber habe mir ihn nicht „nachgesehn,“ vielmehr mich aus Leibeskräften dagegen gewehrt. (Das stärkste Stück darin, das ich geleistet habe, war, unter was für Verhältnissen ich meinen Zarathustra begann und durchsetzte: — ich will keinen Tag von den 3 letzten Jahren zum zweiten Male durchleben, Spannung und Gegensätze waren zu groß!)

Dies unter uns, mein lieber alter Freund! Es gäbe so Vieles „unter uns“ zu sagen! Brieflich, ich weiß nicht, wie groß mein Mißtrauen gegen Briefe geworden ist. — Es fällt mir ein, daß ich über Deine bei Schm<eitzner> erschienenen

Schriften meine Ansicht gegen Credner gründlich ausgelassen habe; es lag mir daran, für den Fall, daß der Schmeitzner'sche Verlag versteigert wurde, daß der sehr achtbare Credner sich dabei auch Deiner Schriften bemächtigte. Leider, so muß ich sagen, war diese Versteigerung nicht durchzusetzen; und Deine wie meine Schriften liegen vollständig vergraben und unausgrabbar in diesem Antisemiten-Loch. (Das ist meine Einsicht in die Sache: Schmeitzner selber denkt nicht anders darüber.) Meine „Litteratur" existirt nicht mehr —, mit diesem Urtheile habe ich Abschied von Deutschland genommen, gar nicht desperat etwa! — vielmehr empfand ich, wie viel Mohn in dieser oblivio liegt und welchen Werth es hat, daß ich meinen sehr umfänglichen und nicht ungefährlichen Gedanken ohne die Neugierde eines „Publikums" nachlaufen kann. Niemand in Deutschland weiß (auch wo man mich gut zu kennen glaubt) was ich von mir will, oder daß ich etwas will; und daß ich davon, unter den schwierigsten Umständen, sogar ein gut Stück schon erreicht habe. — Mit Credner war ich über eine zweite Auflage von Menschl., Allzumenschliches einig geworden, für welche ich Alles (bis auf die Abschrift) bereit gemacht hatte — ein ganzer Sommer Arbeit steckt darin! Schmeitzner schob einen Riegel vor, indem er für die Vernichtung der noch übrigen Exemplare der ersten Auflage die Summe von 2500 Mark verlangte. Damit, wie ich begriffen habe, ist für immer die Möglichkeit zweiter Auflagen ad acta gelegt. Schm<eitzner> selbst hält meine Bücher jetzt für Blei (sie werden überall unter die „antisemitische Litteratur" gerechnet, wie mir von den Leipziger Buchhändlern bestätigt wird —, und nun macht mir gar der gute Widemann den Streich, mich in Einem Athem mit dem greulichen Anarchisten und Giftmaule Eugen Dühring zusammen zu loben!) Vom Zarathustra sind nicht hundert Exemplare verkauft (und diese fast nur an Wagnerianern und Antisemiten!!) Kurz, es giebt Gründe zu lachen und den Rücken zu kehren. Das Beste ist, daß sonst alles hübsch wieder in Ordnung ist, daß Schm<eitzner> gezahlt hat (nicht ganz so viel als ich Dir schrieb, aber doch mehr als 5000 Mark), daß meine Angehörigen mich mehr lieben als je, daß man mit meinem Aussehn zufrieden ist, daß meine Schwester nunmehr alle Hände voll zu thun hat, in einer Richtung, wo für mich keine malheurs herauskommen, daß Nizza und Sils-Maria entdeckt sind, und daß augenblicklich eine Art halkyonischer Zustand erreicht ist, der dem Zustandekommen einer Philosophie nicht ungünstig sein soll. Und Du, mein lieber Freund, behältst lieb Deinen

N.

Bitte, wenn das Geld flügge wird, sende es, wie sonst (womöglich französisches Papier) einfach récommandé! Ich bin neugierig, wie es mit der Baseler Pension sich gestaltet. — Rée's Buch, prachtvoll klar und durchsichtig, giebt mir nichts Neues, wo ich es erwartete; — und für eine historische Beweisführung des Alten fehlt ihm gerade Talent und Umfang des Wissens. Vom „Kampf um Gott" hattest Du noch nicht geschrieben — abgesehn ein Wort von dem Eindrucke, den Deine liebe Frau habe („sie habe Respekt"). Ich bin sehr gut über Eure Universitäts-Festlichkeiten unterrichtet, man versorgt mich mit Basler Nachrichten.

[«]

650. An Heinrich Köselitz in Wien

Adresse: Nice, rue St. François de Paule 26, II
<6. Dezember 1885>

Lieber Freund,

eben kommt Ihr guter Brief mir zu Händen: ich weiß nichts Besseres zu thun, als sofort darauf zu „antworten" — so groß ist meine Freude über Ihre Geduld und Ihr Ausharren in Wien. Gesetzt, daß Alles zuletzt umsonst war, und der Norden vorläufig noch nichts von Ihrem „Süden" wissen und hören will: so haben Sie nicht nur eine Schuldigkeit abgethan — es scheint mir, Sie haben selbst dann mehr erreicht. Sie dürfen sich für eine gute Zeit wieder die ganze Frage von „Angebot und Nachfrage" aus dem Kopfe schlagen, und, mit gutem Gewissen, wieder in jenen himmlischen Abgrund der Einsamkeit des Schaffenden stürzen, in dem Sie gelebt haben, — in dem wir leben müssen, in dem, zuletzt, wir allein leben können! Ich habe es, mit meinen zwei Monaten in Deutschland, gerade so weit gebracht als ich es Ihnen hiermit wünschen möchte: es kam mir zur vollen Klarheit, daß ich dort gegenwärtig noch nichts zu suchen habe, und daß andre Aufgaben und „Aufgeber" dort am Platze sind. Diese Klarheit hat mich nicht getrübt — Sie dürfen mir's glauben —, umgekehrt, noch niemals bin ich in einer solchen halkyonischen Meeresstille und Unbekümmertheit in meinem Süden angelangt, so daß selbst die Leibes-Gesundheit sich verbessert zu haben scheint, trotz der greulichen Strapatzen, welche ich mir seit Sils-Maria zugemuthet habe.

Schmeitzner hat gezahlt; für eine zweite Auflage von Menschl<iches>, Allzum<enschliches>, welche ich mit viel Fleiß in diesem Sommer vorbereitet hatte, war ein ausgezeichneter Verleger gefunden: — schließlich bekam ich einen

Brief Sch<meitzner>s, der mir ein für alle Mal den Glauben an die „zweiten Auflagen“ genommen hat (er verlangte, seinerseits, als Entschädigung für den Rest der ersten Auflage 2500 Mark), zugleich mit so unschicklichen Vorschlägen über die Mittel, meine Litteratur verkäuflich und um mich herum Lärm zu machen, daß ich seitdem verstummt bin und stumm bleiben will. Leider verwies er mich, hinsichtlich der angedeuteten Lärmtrommel-Mittel, auf Hrn. Widemann, der mir noch Näheres mittheilen werde: Grund genug für mich um Hrn. W<idemann> nicht zu sehn und als nicht vorhanden zu betrachten. Es ist ein Malheur, daß er diesem Schm<eitzner> so nahe steht: er ist mehreremal vermittelnd in der Prozeßsache Sch<meitzner>’s aufgetreten (sein Vater war Sch<meitzner>’s Advokat) Zuletzt ist mir noch niemals eine solche Verunglimpfung zu Theil geworden als durch seine Zusammenstellung der Namen „Dühring“ und „Zarathustra“: — an diesem Zeichen habe ich genug. Die Antisemiterei vernichtet allen feineren Geschmack, auch bei Zungen, die von Anfang an nicht belegt sind. — Daß jene zweite Auflage nicht möglich ist, thut mir wohl; ich habe bereits herausgerechnet, daß sie nicht nöthig ist, — daß vielmehr eine tiefe Stille über mich, eine Art Begrabensein (meine Schriften sind buchstäblich bei Schm<eitzner> begraben und unausgrabbar) zu den Bedingungen gehört, unter denen allein noch Etwas in mir wachsen kann. — Ich guckte eben links: blaues Meer, eine Bergkette darüber und, in der Nähe, mächtige Eucalyptus-Bäume. Der Himmel leuchtet.

Erwägen Sie recht den schönen Begriff Nizza (der Name ist griechisch und spielt auf einen Sieg an) — es ist „Cosmopolis“, wenn es eins in Europa giebt! Man ist dem feinen französischen Geiste näher (ein neuer Band psychologie contemporaine von Paul Bourget liegt neben mir) und doch wieder nicht zu nahe: meine Straße, mit dem großen italiänischen Theater, ist eine Musterstraße nach italiänischem Schema, — und die Menschen darin ächte rechte Rivieresen. Bei hellstem Himmel sieht man Corsica, sogar von meinem Fenster aus. Die Capelle in Monte Carlo wird jetzt von einem Deutschen dirigirt. Den 23. Januar singt die Lucca hier Carmen. — Trattorien, wo Sie so gut wie in der Panada, (oder vielmehr besser und billiger) essen (vortrefflicher Landwein!) giebt es gleichfalls. Wollen Sie ein Paar Stunden geben, so fehlt es nicht an Auswahl unter vornehmen Russinnen und Polinnen (diese Art herrscht hier).

Ihnen herzlich zugethan und voller Wünsche und Hoffnungen

F. N.

— Was ich darum gäbe, Ihr Septett zu hören! Was ich neidisch auf die Wiener bin! — Läßt es sich mit Carlsruhe machen, so komme ich hin. Frau Röder schrieb sehr artig von dort. (Soll ich an Mottl schreiben? —)

[«]

651. An Heinrich Köselitz in Annaberg

Nice (France)
rue St. François de Paule 26, II
<10. Dezember 1885>

Lieber Freund,

vielleicht kommt ein an Sie nach Wien abgesandter Brief doch noch in Ihre Hände (vorausgesetzt, daß Sie daselbst, Hauptpost poste restante, Ihre Annaberger Adresse aufgegeben haben oder aufgeben wollten). Zuletzt wundere ich mich über einen geheimen „Parallelismus“ unsrer diesjährigen Erlebnisse und voyages en zigzag, bis zu dem Grade, daß ich mich fast darüber freue: — am Ende nämlich ist ein großes Gefühl von Ruhe und sanfter Gleichgültigkeit über mich gekommen, von dem ich wünsche, daß es auch Ihre Belohnung sein möchte. Es ist jetzt Niemand in Deutschland, der weiß, was ich will oder daß ich etwas will oder gar daß ich davon schon ein genügendes Theil erreicht habe, — Niemand, dem meine „Sachen“ recht von Herzen Vergnügen oder Besorgniß und Noth oder irgend Etwas machten —. Nun, vielleicht ist dies zu wissen eine unschätzbare Einsicht, mit ihr ist man den Gärten Epikurs ganz nahe gekommen, vor Allem aber sich selber, — man springt nach dieser Einsicht mit einem muthwilligen Sprunge zu sich selber zurück. Fahren wir fort, Das zu machen, was uns wohlthut, wobei wir es bei uns selber zu einem guten Gewissen bringen: der Rest ist Schweigen oder gloria, „wie es Gott will“ —.

Für eine Reihe Jahre Sicherheit zu haben und nicht gefährlichen Zufällen ausgesetzt zu sein: dazu muß Einiges erfunden und ausgedacht werden. Ich rede jetzt von Ihnen, lieber Freund. Es ist ganz in der Ordnung, daß Sie erst noch den Versuch mit Carlsruhe machen. Ob er nun gelingt oder nicht gelingt, gleich darauf haben Sie sich wieder nach einer Einsiedelei umzusehn. Der Unmuth über einen nochmaligen Mißerfolg dürfte Sie, wie ich es billig, aber schmerzlich empfinde, nach Venedig zurück treiben, als nach dem einzigen Orte, der für Sie bewiesen ist. Wenn ich mir erlaubte, Ihnen in meinen letzten Briefen Nizza anzuempfehlen, so weiß ich freilich, worin das Haupt-Hinderniß für Sie liegen dürfte, und warum Sie fürchten werden, hier nicht Eremit genug zu sein. Indeß: erwägen Sie, daß die 4 Monate, welche ich mich wahrscheinlich jedes Jahr hierselbst aufhalte, nur den dritten Theil des Jahres ausmachen, zweitens, daß es gerade die 4 Arbeits-Monate für mich sind, in denen ich „den Menschen“ aus dem Wege gehe, vielleicht sogar den Freunden; erwägen Sie vor Allem, daß es ein Freund ist, mit dem man eine strenge Verabredung machen kann, und der an allen Ihren Arbeits- und Lebensbedingungen beinahe ein persönliches Interesse hat. Andererseits nämlich räth Vieles zu Nizza: es ist ein Ort, um das ganze Jahr daselbst zu leben —, Sie werden den Sommer viel erquicklicher finden als Venedig ihn geben konnte, Dank den nächtlichen Seewinden und Abkühlungen. Sodann ist Nizza, ästhetisch genommen, die entgegengesetzte Art Süden als Venedig es war; es schiene mir eines Versuches würdig, zu sehen, was Ihnen die Musen oder der Mistral oder der leuchtende Himmel hier zu erzählen hätten. Drittens leben Sie hier billiger als an jedem andren Orte der riviera: N<izza> ist ein großer freimüthiger Ort, der es ungefähr Jedermann recht zu machen versteht. Die Preise sind billigerweise während der Winter-Saison höher, man sagt mir, daß sie im Sommer um die Hälfte fallen. Trotzdem hätte ich auch für den Winter Ihnen respektable Trattorien zu empfehlen, wo Sie essen werden, wie Sie es in Venedig gewohnt sind, eher billiger, eher besser. Es ist ein himmlischer Umstand, daß Sie nicht die Üppigkeits-Gelüste der meisten Künstler haben, und daß Ihr so würdiges Leben auch die Tugenden der Einfachheit und Sparsamkeit in sich schließt. — Später werden Sie natürlich einmal ein reicher Mann: aber es liegt heute Alles daran, daß es Ihnen erspart bleiben muß, sich um dies „Später“ zu sorgen. Ihre Kunst will es, daß Sie sorglos leben, nicht wahr, mein lieber Freund?

Ihr N.

[«]

652. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Adresse von nun an
Nice (France), rue St. François de Paule 26 II
<10. Dezember 1885>

Meine liebe Mutter

heute möchte ich, außer meinem Danke für Deinen herzlichen Brief, bei Dir von wegen Weihnachtens anfragen: ob Du etwas weißt, womit unsre Lisbeth und ihr Gatte bei diesem letzten deutschen Weihnachten erfreut werden könnten? Bitte, beschaffe es in meinem Namen und Auftrage: und was Geld betrifft, so gehe zu Herrn Kürbitz, der giebt es Dir (ich will ihm einen kleinen Brief schreiben, namentlich auch in Hinsicht auf die Grabplatte, deren Kosten ich ganz auf mich zu nehmen gedenke, in Anbetracht erstens, daß ich als Sohn meines Vaters und meiner Mutter darauf das Vorrecht habe, und zweitens, daß es gerade für Dich keine Zeit ist, Geld zu außerordentlichen Dingen aufzubringen. Wenn es Dir so gefällig ist, kannst Du ja meine Intention zu Gunsten des bevorstehenden Festes auslegen und darin ein wohlgemeintes kleines Geschenk meinerseits erblicken)

Bitte, sage auch unsrer Lisbeth, daß ihr Gedanke betreffs Onkel Bernhard und die kleinen Löffelchen mir sehr gefiele, und daß sie ja dazu thun möge, was noth thut, mir zu Gefallen.

Das grüne Buch wird jetzt von Frau Pfarrer Hamann gelesen; sie ist voller Auszeichnung für die große Wahrhaftigkeit der Darstellung und versteht die Lage und Aufgabe aus einer Menge ähnlicher Erfahrungen heraus, welche sie innerhalb 50 Jahren in Amerika gemacht hat. Ich gestehe, daß sie mir große Scrupel in den Kopf gesetzt hat (sie meint, die Schwierigkeiten würden für eine Frau kaum überwindlich sein, selbst bei der stärksten Energie und der ausdauerndsten Gesundheit: — Männer könnten sich die Entbehrung, welche ein Weib in solchen Fällen durchzumachen habe, nicht deutlich vorstellen. Auch hält sie, so lange es nicht bessere kaufmännische Zustände, bessere Wege und bessere Regierungsbeamte giebt, alle Arbeit für aussichtslos, mindestens müsse die erste Generation sich als geopfert betrachten. Genug, sie nimmt einen Antheil an der Sache, bei dem nichts Erbauliches herauskommt: weshalb ich Dich bitten möchte, ihre Ansichten strengstens verschwiegen zu halten. Es ist dies selber der Wunsch der alten Frau, sie sieht, daß es zu spät ist, und daß zu späte Warnungen immer nur Malheur anrichten.)

Ich selber habe mich für 4 Monate hier festgesetzt und contraktlich verpflichtet. Das Zimmer, welches ich jetzt bewohne, ist, so lange ich lebe, das erste Zimmer, in dem ich ohne Überwindung und Widerwillen lebe — es entspricht den Haupterfordernissen meiner Gesundheit und meines Geschmacks. Es ist 20 Fuß lang, 14 Fuß breit und 14 Fuß hoch; das Fenster 8 Fuß hoch und 3 Fuß breit; dunkelgelb tapezirt, dunkler Fußteppich, das Bett drei Mal so groß als meins in Naumburg. Nichts darin erinnert an Eleganz, Luxus bric-à-brac und sonstigen weiblichen Zubehör; lauter nothwendige Dinge stehen darin, darunter auch ein ganz großer Arbeitstisch und ein „Voltaire“ (ein bequemer Gelehrten-Lehnstuhl, wie er mir in Deutschland noch nicht vorgekommen ist) Die Aussicht geht auf herrliche Bäume (Eucalyptus der größten Art) das blaue Meer und das Gebirge, vor Allem aber auf den leuchtenden Himmel. Die Sonne kommt Nachmittags, wie sie allein in Hinsicht auf meine Augen kommen darf. —

Ich bin betrübt über meinen vortrefflichen maëstro Köselitz. Es ist ihm auch in Wien schlecht gegangen; nun will er über Dresden Annaberg nach Carlsruhe und dort einen Versuch machen, seine Oper anzubringen. Es wäre mir sehr lieb, wenn Du ihn einlüdest, auf seiner Reise durch Naumburg zu kommen, und wenn es möglich wäre, ihm eine Ehre zu erweisen. Es ist der erste lebende Musiker, — aber die Welt braucht Zeit, sich für etwas Neues zu begeistern, wenn es zugleich etwas Gutes und Feines ist. Adressiere einfach: Herrn Heinrich Köselitz, Annaberg (Sachsen) Ich will, daß er nach Nizza kommt. —

Herzlich grüßend
Dein Sohn.

Sprich dem Lama meinen besten Dank für ihren Brief aus.

[«]

653. An Elisabeth Förster in Naumburg

Nice (France), rue St. François
de Paule 26 II 20. Dez. 1885.

Mein liebes Lama,

hoffentlich ist kein Brief verloren gegangen; controliren kann ich es nicht mehr. Zuletzt bin ich vielleicht im Rückstande geblieben, weil es mit der Gesundheit nicht gut gieng: ich mag nicht viel davon reden, — da läßt man das Briefschreiben lieber ganz. Sieben Jahre Einsamkeit sind nunmehr vorbei, im Grunde bin ich ganz und gar nicht für Einsamkeit gemacht, und es begegnet mir jetzt, wo ich nicht mehr absehe, wie ich sie loswerde, beinahe alle Wochen ein so plötzlicher Lebensüberdruß, daß es mich krank macht. Meine Diät kommt mir recht vernünftig vor, Mittags trinke ich Milch zu etwas Grahambrod, Abends um 6 bin ich in der Pension de Genève zu Gaste, wo so gekocht wird, daß mein Magen dabei seine Rechnung findet. Schlafmittel brauche ich nicht mehr; wenigstens kommt mir das Seidel Münchener Kindl-Bräu, das ich öfter einmal zu mir nehme, mehr wie ein

Verdauungsmittel vor, es ermüdet mich nicht. Gegen Grog habe ich jetzt einen Widerwillen. In meinem Zimmer friere ich leider zu stark, jetzt wo auch wir bis zu 4 Grad unter Null (gelegentlich —) hinab sinken; auch giebt es miserable Störung durch Musik, rechts durch ein Kind, das Tonleitern stümpert, hinter mir durch eine Violine und durch einen Trompeten-Virtuosen. So sehne ich mich auch hierin nach einer Verbesserung, doch nicht mehr für diesen Winter, wo ich aushalten will. Das Schlimmste ist, daß mir die menschlichen Ressourcen jeder besseren Art fehlen, ja daß ich kaum noch Menschen weiß, von denen ich wünschte, daß sie hier leben möchten. Ich hätte Köselitzen gerne hier, weil es jetzt der einzige Musiker ist, dessen Geschmack mir „schmeckt“ — und weil er einsiedlerisch und anspruchslos für sich zu leben versteht. Aber es ist mir mehr nöthig als nur gelegentlich einmal Musik. —

Inzwischen ist auch das allerliebste Maschinchen angelangt; gebraucht habe ich es noch nicht, was meinst Du, welche Art Topf dazu gehört? Es soll mir viel Vergnügen machen und mich immer schön an Dich erinnern. Wie dumm, daß ich Niemanden mehr zum Lachen habe! Wäre ich bei besserer Gesundheit und reich genug, so würde ich, nur um noch Heiterkeit zu haben, nach Japan übersiedeln (zu meinem größten Erstaunen fand ich, daß auch Seydlitz inwendig diese Umwandlung durchgemacht hat, er ist artistisch jetzt der erste deutsche Japanese — lies beifolgende Zeitungsberichte über ihn!) Ich bin gern in Venedig, weil es dort leicht japanesisch zugehn könnte —, ein paar Bedingungen dazu sind da. Das übrige Europa ist pessimistisch-triste, die gräßliche Verderbniß der Musik durch Wagner ist nur ein Einzelfall der allgemeinen Verderbniß und Trübsal. —

Da fällt mir ein, daß ich noch nichts von Krugs erzählt habe. Es mißrieth: ihre Karte welche an die pension de Genève addressirt war, wurde mir überbracht, als sie eben abreisten. Ich lief spornstreichs zur Eisenbahn, um sie noch zu erwischen. Umsonst! Der Zug war fort. —

Danke unsrer Mutter schönstens für das Brillenfutteral! Es ist wirklich mir sehr nöthig gewesen — ich schleppte mich schon zu lange mit den alten Ruinen. — Nun ist es wieder Weihnachten, und es ist ein Jammer, zu denken, daß ich immerfort (wie nun schon sieben Jahre) verurtheilt bin, wie ein Ausgestoßner oder wie ein cynischer Verächter der Menschen zu leben. Es sorgt sich jetzt Niemand mehr um eine Verbesserung meiner Existenz, das Lama hat „Besseres zu thun“ und jedenfalls genug zu thun! Alle die alten Bekanntschaften sind altbacken und steinhart geworden, — wenn ich dran denke, wie ich immer fürlieb genommen habe, so erschrecke ich vor der Zukunft, ich meine vor der Wahrscheinlichkeit, mit was für

Menschen ich noch fürlieb nehmen werde, aus jener Noth, welche macht, daß der Teufel Fliegen frißt. — Das ist einmal ein schöner lustiger Weihnachts-Brief! Es lebe das Lama!

F.

Warum geht Ihr nicht nach Japan? Es ist das billigste Leben und so lustig! —

Besten Dank unsrer lieben Mutter für ihren Brief, auch den Gruß der alten Pfarrerin Hamann.

[«]

654. An Bernhard und Elisabeth Förster in Naumburg

<Nizza, gegen Ende Dezember 1885>

Meine Lieben,

es ist herrliches Wetter, da muß auch Euer Thier wieder ein fröhliches Gesicht machen, ob es schon recht melancholische Tage und Nächte gehabt hat. Weihnachten gerieth aber zu einem Festtage. Mittags bekam ich Eure liebe Sendung zu Hände<n>, und geschwind hing die Kette um den Hals, und das artige Kalenderchen kroch in die Westen-Tasche. Darüber ist nun freilich das „Geld" entschlüpft, wenn nämlich Geld in dem Briefe war (unsre Mutter schreibt davon) Verzeiht es Eurem blinden Thiere, das seinen Kram auf der Straße auspackte: da mag wohl etwas daneben gerutscht sein, denn ich suchte sehr eifrig nach dem Briefe. Hoffentlich ist ein armes altes Weibchen in der Nähe gewesen und hat auf diese Weise ihr „Christkindchen" auf der Straße gefunden. Dann fuhr ich nach meiner Halbinsel St. Jean, lief einen großen Weg um die ganze Küste ab und setzte mich endlich unter junge Soldaten, die Kegel schoben. Frische Rosen und Geranien in den Hecken, und alles grün und warm: gar nicht nordisch! Da trank denn Euer Thier drei ganz große Gläser eines süßen Landweins und war beinahe a bitzeli betrunken; wenigstens sagte ich nachher zu den Wellen, wenn sie gar zu heftig heran schnoben, wie man zu den Hühnern sagt „Butsch! Butsch! Butsch!" Dann fuhr ich wieder nach Nizza und aß in meiner Pension zu Abend, fürstlich; auch brannte ein großer Weihnachtsbaum. Denkt euch, ich habe einen boulanger de luxe gefunden, welcher weiß, was „Quarkkuchen" ist: er erzählte, daß der König von Würtemberg sich einen solchen zu seinem Geburtstage bestellt hat. Das fällt mir bei dem Worte „fürstlich" ein. —

Ein Paar Tage krank. So blieb der Brief unbeendigt. Inzwischen schrieb Overbeck, daß Rohde einen Ruf nach Leipzig habe. Ob er ihn annimmt? Seltsam, es bewegt mich zu denken, daß jetzt in Leipzig oder seiner Nachbarschaft alles zusammenkommt, was mir das Gefühl giebt, nicht ganz heimatlos zu sein. Im Grunde war es auch diesen Herbst wieder hübsch in Leipzig; ein wenig melancholisch, aber gerade so, wie unsereiner alle Genüsse des Lebens gewürzt findet, mit einem alten kleinen Rosengeruch des Unwiederbringlichen.

Meine Augen werden über kurz oder lang es nur noch in Wäldern aushalten; aber alte Freunde müssen diesen „Wäldern“ nahewohnen. Heißt das nicht — alles gerechnet — „Rosenthal“? — Und zuletzt hat man, durch Leipziger Rathsbeschluß, dem Knoblauch den Krieg erklärt: (die einzige Form des Antisemitismus, welche Eurem kosmopolitischen Nashorn gut riecht) — Verzeihung!

In alter Liebe Euer F.

Himmel! Ich vergaß zum neuen Jahre Euch unbändig viel Glück und Gesundheit und Tapferkeit und gute Gedanken und treue Menschen zu wünschen! — —

NB Ich habe wieder schlafen gelernt (ohne Schlafmittel)

[«]

[Briefe 1886]

[BRIEFE 1886]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1886]

655. An Bernhard Daechsel in Sangerhausen (Entwurf)
656. An Bernhard und Elisabeth Förster in Naumburg
657. An Reinbart und Irene von Seydlitz in München
658. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Postkarte)
659. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
660. An Franz Overbeck in Basel (Entwurf)
661. An Franz Overbeck in Basel
662. An Felix Mottl in Karlsruhe (Entwurf)
663. An Hermann Credner in Leipzig (Entwurf)
664. An Heinrich Köselitz in Annaberg
665. An Hermann Credner in Leipzig (Entwurf)
666. An Franziska Nietzsche in Naumburg
667. An Paul Widemann in Chemnitz (Entwurf)

[«]

[Februar 1886]

668. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Visitenkarte)
669. An Elisabeth Förster in Naumburg
670. An E. Kürbitz in Naumburg (Entwurf)
671. An Emily Fynn in Genf
672. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Widmung)
673. An Erwin Rohde in Tübingen

674. An Franziska Nietzsche in Naumburg
675. An Resa von Schirnhofer in Zürich (Entwurf)

[«]

[März 1886]

676. An Elisabeth Förster auf der Reise nach Paraguay
677. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
678. An Franz Overbeck in Basel
679. An Hermann Credner in Leipzig (Entwurf)
680. An Heinrich Köselitz in Annaberg
681. An Unbekannt (Entwurf)
682. An Hermann Credner in Leipzig (Entwurf)
683. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Entwurf)

[«]

[April 1886]

684. An Franz Overbeck in Basel
685. An Bernhard Förster in Asuncion
686. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)
687. An C. Heymons (Carl Duncker's Verlag) in Berlin
688. An Carl Fuchs in Danzig
689. An C. Heymons (Carl Duncker's Verlag) in Berlin
690. An Heinrich Köselitz in Annaberg
691. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
692. An Franziska Nietzsche in Naumburg
693. An Sophie Vischer-Heusler in Basel

[«]

[Mai 1886]

694. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

695. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Postkarte)
696. An Max Heinze in Leipzig (Entwurf)
697. An Hermann Credner in Leipzig (Entwurf)
698. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
699. An Irene von Seydlitz in München
700. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
701. An Albert Erlecke in Chemnitz (Entwurf)
702. An Hermann Credner in Leipzig (Entwurf)
703. An Hermann Credner in Leipzig (Entwurf)
704. An Elisabeth Förster in Asuncion

[«]

[Juni 1886]

705. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
706. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Telegramm)
707. An Paul Heinrich Widemann in Bernsdorf (Postkarte)
708. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
709. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
710. An Arthur Nikisch in Leipzig (Entwurf)
711. An Franz Overbeck in Basel
712. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Postkarte)
713. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
714. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Postkarte)
715. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
716. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
717. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[Juli 1886]

718. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

719. An Heinrich Köselitz in Annaberg
720. An Franz Overbeck (Entwurf)
721. An Franz Overbeck in Basel
722. An Franziska Nietzsche in Naumburg
723. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
724. An Heinrich Köselitz in Annaberg
725. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[August 1886]

726. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
727. An Paul Lanzky in Vallombrosa (Entwurf)
728. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
729. An Franz Overbeck in Basel
730. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
731. An Erwin Rohde in Dänemark (Entwurf)
732. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
733. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
734. An Heinrich Köselitz in München
735. An Friedrich Hegar in Zürich
736. An Franziska Nietzsche in Naumburg
737. An Reinhart von Seydlitz in München
738. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Visitenkarte)
739. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

[«]

[September 1886]

740. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
741. An Bernhard und Elisabeth Förster in Asuncion
742. An Heinrich Köselitz in München

743. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)
744. An General Simon in Celerina (Visitenkarte)
745. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
746. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
747. An Heinrich Köselitz in München
748. An Heinrich Köselitz in München (Postkarte)
749. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
750. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)
751. An Heinrich Köselitz in München (Postkarte)
752. An Paul Deussen in Berlin
753. An Hippolyte Taine in Meuthon St. Bernard (Entwürfe)
754. An Jacob Burckhardt in Basel
755. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
756. An Malwida von Meysenbug in Rom

[«]

[Oktober 1886]

757. An Emily Fynn in St. Moritz
758. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
759. An Heinrich Köselitz in München
760. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
761. An Franz Overbeck in Basel
762. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte).
763. An Gottfried Keller in Zürich
764. An General Simon in Siena (Entwurf)
765. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Entwurf)
766. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment).
767. An Reinhart von Seydlitz (Entwurf)
768. An Reinhart von Seydlitz in München

769. An Franz Overbeck in Basel
770. An Heinrich Köselitz in München
771. An Unbekannt (Entwurf)
[«]

[November 1886]

772. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
773. An Elisabeth Förster in Paraguay
774. An Franziska Nietzsche in Naumburg
775. An Franz Overbeck in Basel
776. An Heinrich Köselitz in München
777. An Franziska Nietzsche in Naumburg
[«]

[Dezember 1886]

778. An Friedrich Hegar in Zürich
779. An Heinrich Köselitz in München
780. An Malwida von Meysenbug in Rom
781. An Heinrich Köselitz in München
782. An Franziska Nietzsche in Naumburg
783. An Franz Overbeck in Dresden
784. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
[«]

[«]

655. An Bernhard Daechsel in Sangerhausen (Entwurf)

<Nizza, kurz vor dem 2. Januar 1886>

Eben giebt mir meine Schwester ihr Argwohn zu verstehn es möchte ein von mir an Dich abgesandtes Dankeswort nicht bei Dir angelangt sein: da fällt mir ein, daß ich selber beim Empfang Deines letzten, lieben Briefs und seiner guten Wünsche den gleichen Eindruck und schwarze Hintergedanken hatte — und nun habe ich schon eine halbe Stunde auf die nachlässige und unordentliche Italiänerin räsonnirt, welche meine Besorgungen in der Stadt zu machen hat, falls ich sie nicht selber mache. Sie sagt natürlich, daß sie alle Briefe richtig in den Kasten werfe — aber — — —

Seltsam, es ist der dritte Fall in diesem Winter, daß ich auf den Gedanken gebracht werde, es möchten Briefe von mir nicht besorgt werden. Warum doch? Vielleicht der Briefmarken halber? — Gesetzt aber, mein Verdacht wäre begründet, so bliebe nichts übrig als zu wiederholen, was ich in jenem Br<ief> gesagt — und ich thue es mit herzlichem Vergnügen. Du hast mir einen großen Dienst erwiesen, mein lieber O<nkel>, denn ich zweifle nicht, daß ich ohne Deine Ermuthigung dieses energische Handeln zur rechten Stunde um mein mir wohlverdientes gesammtes Honorar für meine bisherigen Schriften gekommen sein würde: — ein Fall, der nicht nur als Geldverlust, sondern noch schlimmer in seiner moral<ischen> Consequenz auf mich fort-gewirkt haben würde.

Solche Erfahrungen „verderben den Charakter“, wie ich zu sagen pflege: und wer uns solche Erfahrungen erspart, ist also auch unser moral<ischer> Wohlthäter. Und sonderlich wir Philosophen, die wir allzugeneigt sind, unsre schlechten Erlebnisse zu generalisiren und dem gesamten Leben in die Rechnung zu schreiben, haben sehr dankbar zu sein, wenn wir ein gutes gegen ein schlechtes Erl<ebnis> eingetauscht bekommen: — nun, wir generalisiren auch diese Erfahrung viell<eicht> etwas unbesonnen, aber das ist weniger gefährlich — —

[«]

656. An Bernhard und Elisabeth Förster in Naumburg

<Nizza, 2. Januar 1886>
Sonnabend Abend

Meine Lieben,

Ihr habt mich inzwischen mit allen möglichen guten Dingen und Projekten, Schriften, Uhrschnüren, Zukunfts-Öfchen, Zukunfts-Zuhörerchen, ausgegrabenen Griechen und emporgezogenen Deutschen überhäuft und überwältigt, so daß ich ein bischen den Verstand dabei verlor. Nun ist er wieder gekommen, und sofort verlangt er, daß ich Euch einen Dankesbrief schreibe. Zu alledem ist unser Winter herrlich, und wir haben hier guten Grund dankbar zu sein; denn sobald man in die Zeitungen blickt, heißt es „Schneesturm in Wien“ usw. Zwar haben auch wir es zu Schnee gebracht; er sah so komisch aus, daß ich glaubte, er stamme von einem Conditor und boulanger de luxe und schmecke vielleicht süß. Eine ganz heimtückische Lüge stand über unser Clima in der Leipziger „Illustrirten Zeitung“: wörtlich „An der Riviera, die uns sonst um diese Zeit mit Blumen zu versorgen pflegt, ist Alles erfroren“. Ich empfehle den Redacteur tüchtig „emporzuziehn“, an den Haaren natürlich! —

Mir ist zu Muthe, als sei ich das erste Mal in Nizza; mindestens weiß ich jetzt besser mir das Schöne, was zu mir hier paßt, zu Gemüthe zu führen und das Übrige einfach zu ignoriren. Die feine Luft, die zarten Farben aller Art, die unbeschreibliche Sonnigkeit — es hat etwas Begeisterndes, wenigstens für mich. Mein Kopf ist hier zehn Mal mehr werth als in Zürich oder Leipzig, hier, wo ihm das Clima „congenial“ ist, um mich äußerst gebildet auszudrücken. Es ist kein Zweifel, daß ich jedes Jahr (jeden Winter! aber nicht die andere Zeit!) jetzt einen Rucks weiter zur Gesundheit gemacht habe; und zwar zur Gesundheit meines Kopfes, nicht meiner Augen (unter uns gesagt —) Das Projekt mit Vorlesungen hat viel Verführerisches; trotzdem darf ich es nicht allzu sehr aus der Nähe betrachten, aus verschiedenen Gründen. Es thut gut, damit noch etwas Geduld zu haben; einstweilen solltet Ihr, meine Lieben, Eure Blicke lieber nach etwas „Zeitgemäßerem“ Umschweifen lassen. Zum Beispiel nach einer sogenannten Lebensgefährtin. Das Signalement ist: lustig, hübsch noch sehr jung, und im Übrigen ein tapferer kleiner Hammel à la Irene Seydlitz (mit der ich mich beinahe „Du“ nenne) — Dem Onkel Bernhard habe ich natürlich geschrieben, aber ich entnahm seinem Neujahrs-Glückwunschbrief an mich denselben Verdacht, den Du, mein liebes Lama, gehabt hast: daß der Brief nicht angekommen ist. Dies ist das dritte Mal, daß ich diesen Winter auf die Vermuthung komme, es sei ein Brief von mir unterschlagen oder sonst etwas. Ich habe dem Onkel ein paar Zeilen darüber noch zugeschickt.

Meine Lieben, es scheint mir nicht möglich, den hiesigen Himmel mit seinen 220 wolkenlosen Tagen wie ein Öfchen in den Koffer zu stecken und nach Zürich überzusiedeln. Traurig!

Auch hier Vorlesungen über Südamerika, eingerechnet Paraguay. Der Reisende, sehr entzückt im Ganzen (nach einer Reise von 3 1/2 Jahren) behauptet zuletzt, nichts gefunden zu haben, was schöner sei als Nizza.

Von schweizerischer Seite wurde ich auf den Gedanken gebracht, daß das vielfache, fast regelmäßige Scheitern deutscher oder schweizerischer Colonien in den La-Plata-Staaten seinen Grund in der Vermengung der Nationalitäten habe d. h. im Durcheinanderleben deutscher und romanischer Elemente. Es entstehe da kein Gefühl von Heimat, von Zu Hause sein, wenn man die italiänische Schmutzerei usw. in der nächsten Nähe habe. Principiell Romanen ausschließen und ebenso principiell die Reinlichkeit in Wohnung und Leben affichiren: das sei die Hauptsache, aber beides sei nicht leicht, weil das Erste im Widerspruch mit der Regierungspraxis jener Länder stünde, das Zweite mit dem Clima. Nun, vielleicht kann man die Deutschen dazu „emporziehn“.

Mit dem herzlichsten Gruße und Danke

Euer Fritz.

[«]

657. An Reinbart und Irene von Seydlitz in München

Adr.: Nice (France)
rue St. François de Paule 26 II
am 2ten Januar 1886

Meine sehr lieben Freunde,

außer für zwei so gute Briefe habe ich heute auch noch dem angenehmen Schalk Zufall allerschönstens zu danken, dafür daß er mich, ganz unverdientermaaßen, bei meinen Freunden in „guten Geruch“ — Blumen-Geruch! gebracht hat. Möchte ich doch im Stande sein, etwas von unserem unverwüstlichen Sonnen-Wetter (ein Tag wie der andre) unter Kreuzband zu senden, am besten ein gutes Stück blauen Himmels, an dem wir hier Überfluß haben — Nizza rechnet im

Jahre auf 220 absolut wolkenlose Tage und hat damit in Europa keinen Nebenbuhler, auch an dieser Küste nicht. Es ist das belebendste Klima, das sich denken läßt, das „Paradies der Kranken und Greise“ (folglich der heutigen Philosophen, welche, in irgend einem Sinne, etwas von Beidem zu sein pflegen)

Meine lieben Freunde, eigentlich sind hier alle Bedingungen zusammen, um sehr gesund, sehr gut beleuchtet, sehr kosmopolitisch, ja sogar sehr billig zu leben (letzteres in Folge des rapiden Niedergangs der Wohnungspreise und der allgemeinen Hôtel-Calamität, welche keine Aussicht hat bald zu verschwinden.) Dank den großen Liquidationen kann man hier zu sehr hübschen Meubles und Einrichtungen kommen. Die Fremden-Welt, wie sie hier lebt, scheint mir zuletzt für einen Künstler und Impresario „in Japonicis“ mehr vorbereitet als vielleicht die Gesellschaft irgend einer europäischen Großstadt. Das slavische Element (Polinnen, Russinnen) überwiegt.

— Was Alles nur ausdrücken soll, daß ich eine herzliche Sehnsucht habe, Euch hier zu haben.

Nehmt, wenn ich bitten darf, Euren Freund mit in Eure Zukunftspläne, Zukunftsträume, Zukunftschlösser auf —, ich, wie ich eben verrathen habe, thue das Gleiche. Wer weiß, was da noch Gutes einmal herauskommt! Man soll hübsch zum Gotte Zufall beten: mitunter schickt er Blumen. —

Aber der Magen, der Vater der Trübsal auch bei mir! Jetzt will er, daß ich von Milch, Eiern, Feigen und Grahambrod lebe — ich glaube, so hat Epicur gelebt, der auch am Magen litt. Das Glück, wie es jener Weise verstand, ist das Glück eines Dyspeptikers - - - Und behaltet lieb Euren Freund

Nietzsche.

[«]

658. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Postkarte)

<Nizza, 5. Januar 1886>

Meine Lieben,

Werthester Freund, unsre Briefe haben sich gekreuzt, und mein vorletztes an Sie nach Wien abgesandtes Schreiben ist, wie ich Ihrer letzten Mittheilung entnehme, noch gerade zur rechten Zeit in Ihre Hände gelangt. Inzwischen verlangt es mich sehr nach Nachricht über Alles, was sich in Dresden begeben hat; und der angenehme Zweifel ist in mir aufgestiegen, ob es überhaupt noch nöthig ist, seine

Blicke nach Carlsruhe zu richten:— vielleicht bedurfte es für Dr<esden> nur Ihrer Ankunft, um den Stein ins Rollen zu bringen — und den „Löwen“ zum Brüllen. So wenigstens redet mir täglich die Hoffnung zu… Es versteht sich von selber, daß ich jeden Augenblick bereit bin, nach C<arlsruhe> an M<ottl> zu schreiben: bezeichnen Sie mir nur den Termin, wo das Eintreffen eines Briefs Ihnen am nützlichsten erscheint. Der Genfer Professor der Musik, welcher den Winter über in Leipzig weilt, um seine Sachen aufzuführen, heißt Ruthardt: er wünscht sehr, Sie kennen zu lernen! Sie erfahren bei Riedel, wo er wohnt. (Vermuthlich kommen Sie nach Leipzig?)

Treulich
N.

[«]

659. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Nizza, 5. Januar 1886>

Meine liebe Mutter, alles schönstens in Ordnung und nochmals besten Dank! — „Herr Z<iller> wie Du schreibst, will den Klavierauszug des Kaisermarsches gern billiger als 22 Mark kaufen“? Aber er kostet neu nicht 22 Groschen: hier steckt wohl ein Mißverständniß? Übrigens möchte ich ihn behalten, es ist Musik, die ich immer noch sehr liebe. — Die Partitur des Kaisermarsches, die ich besitze, ist ja nicht zu verkaufen! sie ist 1) ein Geschenk W<agner>s an mich, 2) hat W<agner> mit diesem Exemplar der Partitur die erste Aufführung des Werks (in Leipzig) dirigirt; 3) sind handschriftliche Veränderungen im Notentext darin, derentwegen dieses Exemplar einen einzigen Werth hat. — Das gute Lama hat auch an mich geschrieben, einen rührenden Sylvester-Brief. Nun, wir müssen Alle zusehn, wie wir uns die nächsten Monate durchschlagen. Glaubst Du, daß Heinze’s nach Nizza kommen? Und wann? Ich selber bleibe bis zum 13. April (das ist, des Lichtes und meiner Augen wegen, der späteste Termin.) Das Wetter, Woche für Woche, unglaublich schön, hell von früh bis Abend. Treulich Dein

F.

Bürgschafts-Sache mit Schmeitzner ist erledigt. — Hast Du mit Kürbitz gesprochen? Ich schrieb an ihn. —

[«]

660. An Franz Overbeck in Basel (Entwurf)

<Nizza, Anfang Januar 1886>

1. Ich hörte mit größter Theilnahme von R<ohde>’s Berufung: aber warum schreibt er gar nicht mehr an mich? Ich habe wenig Geduld für einen ehemaligen Freund übrig und wahrhaftig nicht als Einer, der von Natur ungeduldig und unduldsam wäre.

Aber ich habe diese ganzen 10 Jahre über (wenn ich meinen Freund O<verbeck> ein für alle Mal ausnehme) allzuviel Blödsinn, Oberflächlichkeit und Anmaßung von Seiten solcher erlebt, welche ich als meine Freunde glaubte. Ich danke dem Himmel, daß ich die Liebe meiner Angehörigen noch habe, nachdem auch diese, unter der Nachwirkung von allerlei „Freundschaftsdiensten“, wie gefährdet war.

3. Was aber meine ganze Lage betrifft, so erkenne ich gar Niemand mehr für meinen Freund an, der nicht das ungeheure Elend dieser Lage begreift: daß ein Mensch, der für die reichste und umfänglichste Wirksamkeit geboren ist, dermaßen in unfruchtbaren Einöden seine besten Jahre zubringen muß: daß ein Denker wie ich, der sein Bestes niemals in Büchern, sondern immer nur in ausgesuchten Seelen niederlegen kann, gezwungen ist, mit seinen halbblinden schmerzenden Augen „Litteratur zu machen“ — es ist Alles so verrückt! so hart!

[«]

661. An Franz Overbeck in Basel

Nice, rue St. François de Paule 26 II.
(am 9 Jan. 1886.

Lieber Freund,

es gäbe Vielerlei zu erzählen, wäre ich nur „bei besseren Augen“. — Ich danke bestens für Deine guten Freundes-Wünsche zum neuen Jahre; insgleichen waren mir die fünf Hundert-Scheine sehr willkommen (— sie ersparten mir den „Gang zum Banquier“, den ich hasse und der mich immer krank macht). Es giebt viel in diesem Jahre zu überwinden, zunächst die kommenden Monate, welche für meine Angehörigen nicht minder hart als für mich sind. Meine Mutter ist fast in

Verzweiflung. — Gestern meldete sie mir das Definitivum in Betreff der Rohdeschen Angelegenheit: sie knüpft Hoffnungen daran; in der That ist mir Leipzig, das ja beinahe meine Heimat ist, nunmehr, als ein Rendez-vous aller meiner guten Bekannten und Kameraden von Ehedem, doppelt werth geworden. Sie hatte die Nachricht von Heinze's, welche sich in diesem Herbste äußerst herzlich gegen mich benommen haben: auch wollen sie für die Osterferien mir hier in Nizza ihren Besuch machen. Dasselbe hat Herr Lanzky in Vallombrosa versprochen (ich habe alle Gründe dankbar zu sein, daß ein Mensch wie L<anzky>, ein merkwürdig edler und feiner Charakter, wenn auch leider kein „Geist“ — mir begegnet ist: auf die Dauer wird er wahrscheinlich so etwas wie meine „praktische Vernunft“, als Ökonom, Gesundheitsrath und dergleichen) Aus dem beiliegenden Briefe Köselitzens, den ich Dir mittheile, weil er seine Situation ganz klar macht — wirst Du ersehen, daß auch noch andre Besuche in Nizza in Aussicht stehen. Herr Widemann hat meiner Mutter den Wunsch ausgedrückt, ein paar Jahre in meiner Nähe leben zu können; ich gestehe, daß ich meine Bedenken hatte — Du wirst aber dem Briefe K<öselitz>s entnehmen, daß es vielleicht Gründe giebt, guten Muths hierin zu sein. Daß K<öselitz> seine korsische Oper (zu der ich ihm im letzten Sommer den Entwurf geschickt habe — er war entzückt davon) hier in Angriff nimmt, ist mein Wunsch; ich thue unter der Hand dies und jenes, um es zu ermöglichen. Schließlich halte ich die Hoffnung fest, daß meine drei Damen, die mir rührend zugethan sind, mesdames Fynn et Manshouroff ebenfalls hierher kommen. Man hat gar nicht so die Wahl, sich zu verlassen, wenn man sich erst gefunden hat: man trifft sie gar zu selten, diese vornehmen und zarten Seelen, mit denen man umgehn kann, ohne, wie gewöhnlich, sich Zwang anthun zu müssen. Jetzt sind sie in England. — Ich schrieb von meinem „Experimentiren“: nun, dem Himmel sei Dank, daß ich's wagte und mich nicht wieder in die Marter des letzten Winters einspannte, an deren Nachwirkung ich noch ein halbes Jahr beinahe krank war. Alles, was hier von Basel ist, kommt mir dabei zu Hülfe, ebenso herzlich als respektvoll, wie es zur Basler Art gehört. Das Wetter ist unbeschreiblich schön, Woche für Woche; der Himmel leuchtend rein von früh bis Abend.

Erzähle Deiner lieben Frau, daß ich ein Jugendwerk Bizet's gehört habe, die Orchestersuite Roma (der arme B<izet> selber hat sie nicht zu hören bekommen!) Anziehend-naiv und raffinirt zugleich, wie Alles von diesem letzten Meister der französischen Musik. — Von Herzen Dein Freund

N.

Ich habe, als erste Verwendung der Schmeitznerschen Gelder, das Grab meines Vaters mit einer großen Marmorplatte bedecken lassen. (Es wird nach dem Wunsche meiner Mutter, einstmals auch ihr Grab sein.)

[«]

662. An Felix Mottl in Karlsruhe (Entwurf)

<Nizza, um den 10. Januar 1886>

Hoff<entlich> ist mein Name Ihnen nicht ganz unbekannt?

Man hat mir die angenehme Mittheilung gemacht, daß Hr P<eter> G<ast> das Schicksal s<eines> L<öwen> v<on> V<enedig> Ihren Händen und Ihrem Geschmacke anvertraut hat: darf ich gestehn, daß ich an Ihrer Entscheidung kaum weniger Antheil nehme als der Componist jener Oper selber. Ich liebe das Werk außerordentlich: vergeben Sie es dieser Liebe wenn sie den Versuch macht auch Sie, hochgeehrter Herr, zu einer besonderen Begünstigung dieser Oper überreden zu können.

Der Text, im vorigen Jh. von der guten Gesellschaft vorgezogen und geliebt, mehrfach componirt, noch von Stendhal ausdrücklich gelobt, erfordert freies Spiel: die „alte gute Zeit“ vor der franz. Revol., die Zeit der allerbesten und sehr männlichen Manieren, des Puders und der Brokat-Kleider kann vielleicht sogar absichtlich mit etwas Ironie vorgeführt und gleichsam unterstrichen werden: — der Reiz dieser Sitten ist gerade heute nicht gering. Die Oper darf sich als Rokoko-Oper geben (ich habe bemerkt, <daß> gerade heute unter den Künstlern eine Vorliebe für Rokoko herrscht)

Eine Rokoko-Oper: es muß Alles auch von Seiten der Dekoration gethan werden, um das Venedig von 1770, die heiterste verliebteste und geliebteste Stadt des vorigen Jhd.’s zum Ausdruck zu bringen.

Man darf dabei auf den auch heute noch wirksamen Zauber Venedigs rechnen, der einzigen Stadt, „von der man träumen kann, ohne sie gesehen zu haben“ Die Musik Peter Gast’s hat jene morbidezza und Zartheit, jenes Glückliche, Müssiggängerische, halb-Orientalische und Alles, was nur Nordische M<enschen> nach dieser geheimnißvoll heiteren und zärtlichen Stadt ohne Lärm und Staub immer wieder hinzieht. In der Musik hatte dieser eigentliche Zauber Venedigs bisher noch keinen Ausdruck bekommen. Wenn der Löwe von V<enedig> erst einmal auf allen Bühnen Eur<opa>’s „gebrüllt“ haben wird (denn ich prophezeie dieser Oper einen Erfolg wie ihn Carmen gehabt hat) wird man fühlen, wie diese

Musik nur dort entstehen konnte — und inwiefern die Seele V<enedigs> hier zum Tönen gebracht ist

Es ist mir vom vorigen Winter her in Erinnerung, mit welcher Dankbarkeit gegen Sie ich in franz<ösischen> Zeitungen die Berichte über Ihre Aufführung von Bizet<s> posthumer Oper las: gönnen Sie, was Sie einem von mir verehrten Todten erwiesen haben, nunmehr einem Lebendigen, einem sehr Lebendigen sogar — denn dieser P<eter> G<ast> — — —

[«]

663. An Hermann Credner in Leipzig (Entwurf)

<Nizza, Mitte Januar 1886>

Es war mir nicht möglich, mich mit meinem früheren Verleger Herrn Schm. in Ch. zum Zweck einer zweiten Auflage von M<enschliches,> A<llzumenschliches> zu verständigen. Im Grunde glaube ich jetzt, daß er meine Schriften gar nicht los geben möchte; er weiß ungefähr, was er in ihnen hat, unter seinen nächsten Bekannten sind Einige der eifrigsten und ergebensten meiner Anhänger. (Haben Sie vielleicht z. B. die Schlußseiten von Widemann „Erkennen und Sein“ H. Reuther 1885 zu sehen bekommen?) Daß Schmeitzner an meinen Schriften bisher nicht verloren, sondern verdient hat, wenn auch nicht in dem Maaße und der Schnelligkeit als er vielleicht erwartet hat, ist mir aus dem Einblicke in seine Geschäftslage, den mir der Prozeß gewährte, vollkommen klar. Meine Bücher haben jetzt ein außerordentl<ich> weit verbreiteten festen und mir sehr ergebnen Leserkreis, der noch nicht groß, aber fortwährend anwachsend ist, — daran ist nicht zu zweifeln. —

Aber hochgeehrter Herr, wenn es nicht angeht die zweite Auflage von M<enschliches> und A<llzumenschliches> zwischen uns zu verabreden: erwägen Sie gefälligst, ob Sie etwas Neues, das bis zur Abschrift fertig ist, herauszugeben gewillt sind! Es ist der zweite Band von

Morgenröthe
Gedanken über die moral<ischen> Vorurtheile.

Wenn es einem Autor ansteht, ein Wort über sein Buch selber zu sagen: nun, ich würde sagen es ist ein Buch für geistige Feinschmecker und Waghalse; es ist sogar vom Feinsten und Verwegensten daran. Trotzdem hat es nichts, was wie ein direkter

Angriff erscheint; ich gehöre nicht zu den Parteimenschen irgend welcher Art welche durchaus „bekehren“ oder „umwerfen“ wollen.

[«]

664. An Heinrich Köselitz in Annaberg

Nice (France) 24 Jan. 1886
rue St. François de Paule 16 II

Lieber Freund,

gleich nach dem Eintreffen Ihres herzlich bewillkommneten Briefes (der mich melancholisch machte trotz seiner guten Miene und geduldigen Heiterkeit) sind einige Zeilen an Herrn M<ottl> abgeschickt worden: nehmen wir an, mit etwas Optimismus, daß sie wenigstens „nichts geschadet“ haben. Ich fügte unter Kreuzband ein Programm (raisonné) bei, das des letzten klassischen Concerts in Monte-Carlo, in welchem Bizet’s Orchester-suite „Roma“ aufgeführt wurde (ein feines und raffinirtes Ding aus seiner Jugend, von ihm bei Lebzeiten nicht „gehört“ —), nämlich in Bezug auf ein Wort des Dankes, welches ich im Briefe seinen Bemühungen um Bizet gezollt hatte. Im übrigen habe ich auch einer Praeoccupation gegen Ihr libretto, so gut es angehn wollte, vorzubeugen gesucht. Am gleichen Tage schrieb ich an die treffliche Frau Röder in Carlsruhe. Ich gestehe, daß es jetzt für mich wenig so ersehnte Dinge giebt wie die Aufführung Ihrer Oper: — ich würde Alles thun, dabei zugegen zu sein. Man hat „seinen Geschmack“ und folglich auch seinen „Hunger“, unter Umständen seine Verhungerung.

Ihre aufklärenden Worte über Hrn. Widemann haben mich sehr erquickt. Trotzdem glaube ich, daß es ein richtiger Instinkt (theilweise ein wunderlich vervielfältigter Zufall) war, der im vorigen Herbste unser Zusammenkommen vereitelte. Ich hätte, unter uns gesagt, um Widemann’s Willen (bei einer persönlichen Begegnung mit ihm) dem Schmeitzner alle möglichen Zugeständnisse gemacht und wäre heute noch nicht am Ende mit ihm. —

Bin ich’s denn? — Was glauben Sie auf Grund Ihrer Gespräche mit Herrn Widemann über die projektirte zweite Auflage von „Menschliches, Allzumenschliches“? So lange das Buch in dem Antisemiten-Winkel steckt, wird kein Exemplar mehr verkauft: das weiß Schm<eitzner> selbst. Nun möchte ich ihm die noch vorhandenen Exemplare abkaufen, zur Vernichtung: er verlangt unverschämter Weise 2500 Mark, ich will 500 M. bieten (was für Schm<eitzner> jedenfalls noch besser als nichts ist — und für mich bereits unsinnig Viel!). — Haben Sie die Güte, werther Freund, diesen Fall und diese Frage Herrn Widemann gelegentlich vorzulegen. —

Es wäre mir sehr wichtig, die neue Ausgabe jetzt zu machen: unter uns gesagt, ich glaube, daß ich später nicht wieder darauf zurückkommen könnte. Aber der letzte Sommer und leider auch dieser Winter sind nun einmal von mir auf die Umarbeitung dieses einleitenden Buchs verschwendet worden: nun will ich's von der Seele haben. Alp-druck! —

Denken Sie, daß mich Nizza dies Mal so entzückt, wie als ob ich es zum ersten Male sähe. Der Winter ist großartig klar, leuchtend und gleichmäßig. — Im Frühjahr gehe ich nach Venedig, wenn es nicht brüllende Löwen giebt, die mich nach Deutschland locken.

Bassano? Conegliano? Ach, Freund, wie schön, wenn wir dort herum uns wiedersehn könnten! Oder in Titian's Geburtsort?

Ihren verehrten Eltern mich angelegentlich empfehlend und Ihnen selbst ein tapferes, reiches, siegreiches Jahr wünschend

treulich Ihr Nietzsche.

[«]

665. An Hermann Credner in Leipzig (Entwurf)

<Nizza, Ende Jannuar 1886>

Es ist nur der Wunsch, Ihnen meinen Dank für Ihre Bereitwilligkeit auszudrücken, der mich heute schreiben läßt. Hoffentlich kann ich im kommenden Frühling das Ms. persönlich überreichen: einstweilen bin ich durch die schmerzhaften Zustände meiner Augen bedenklich in der Vollendung der Abschrift gehemmt. Auf eben diesen Termin verspare ich mir einige Bemerkungen, die ich zu machen habe (auch ein Paar Gegen-Vorschläge), mit denen Sie vielleicht schneller sich versöhnen werden, als ich selbst es gethan habe. — Darf ich schließlich Ihnen die Reihe meiner bisher erschienenen Schriften vorführen? (Philologica abgerechnet)

Die Geburt der Tragödie 2. Aufl.

4 unzeitg<emäße> Betr<achtungen>, einzeln erschienen, die vierte in 2. Aufl.

M<enschliches,> All<zumenschliches>. E<in> B<uch für> f<reie> G<eister>

Mit Anhang: Vermischte M<einungen> und Sprüche
Der Wanderer und sein Schatten.
Morgenröthe
Die fröhliche Wissenschaft
Also sprach Z<arathustra>. Ein Buch für Alle und Keinen.
In drei Theilen

Nachdem ich ein Werk veröffentlicht habe, welches — nachdenklich und fragwürdig wie es ist — das Verständniß fast noch mehr als das Mißverst<ändniß> zu fürchten hat, mit den schärfsten Augen angeschaut, mit dem gehorsamsten Ohre gehört werden will, und vor Allem, lange, vielfach, vorsichtig —: bin ich mir der Unwahrscheinlichkeit bewußt worden, daß es diese allein ihm gemäßen Leser finden wird.

[«]

666. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Nizza,> Sonnabend. <30. Januar 1886>

Meine liebe liebe Mutter,

es ist mir dies Mal besonders traurig, daß ich nicht zu Deinem Geburtstage zugegen sein kann: denn vielleicht würde es in Hinsicht auf die vielen schweren Gefühle, welche dieser Tag mit sich bringt, eine Erleichterung für Dein Herz sein, wenigstens eins Deiner Kinder noch als guten Europäer übrig zu behalten: da nun einmal das Lama schlechterdings sich für Südamerika und den Maté erklärt hat. Nun, wer weiß, wie lange es noch dauert: da zieht der Nizza-Müde auch wieder nordwärts, „heimwärts“, gleich den berühmten Schwalben, zumal sich gestern etwas begeben hat, das mich wieder mit einem neuen Bändchen an das gute Leipzig bindet. Ich habe einen Verleger: das ist der langen Rede langer Sinn. Als ich nämlich Nachts so weit war mich zu Bett zu legen, fand ich zufällig noch einen Brief, den man mir unter der Thür durch in’s Zimmer geschoben hatte (ländlich, schicklich, sehr schicklich!)

Ich las ihn, er war von Credner — und seine Erklärung machte mir solches Vergnügen, daß ich nicht umhin konnte, im Hemde einen kleinen Rundtanz zu machen. Trotz der Kälte: denn ich habe bis heute noch nicht eingeheizt. Ich hatte ihm den zweiten Band meiner „Morgenröthe“ angeboten (Du siehst, das alte Schreibe-Thier ist fleißig gewesen); er acceptirt mit Vergnügen, wünscht ausdrücklich, daß ich ihn unter meine Verehrer rechnen möge, verlangt, daß etwas geschehn müsse, um mein Verhältniß mit Schmeitzner zu lösen, deutet den Wunsch an, den Rest von „Menschliches, Allzumenschliches“ dem Schmeitzner abzukaufen, kurz, benimmt sich, wie der lange ersehnte Verleger der Zukunft.

Dies bitte ich auch dem theuren Lama und ihrem Eheherrn, Sklavenhalter und Erziehungsdirektor gefälligst mitzutheilen —, sonst aber Niemandem, auch Heinze’s nicht. —

Vielleicht, daß ich dieser litterarischen Pläne wegen nach Deutschland komme: — dieses kleine „Vielleicht“ bitte ich, meine liebe Mutter, als eine Art Geburtstagsgeschenk von mir heute entgegenzunehmen.

Ihr werdet schrecklich zu thun haben? — Ich bin sehr viel mit meinen Gedanken bei Euch; und als uns neulich von Amerika „schlechtes Wetter“ annoncirt wurde, ärgerte ich mich, weil in diesem Jahre ohnehin schon Amerika uns die gute Laune nimmt. Zwar sagt man mir hier überall „eine Reise nach Südamerika ist kein Ereigniß und kein Grund, sich zu ängstigen“; aber wir sind noch nicht an diese kosmopolitische Flugvögel-Art zu leben gewöhnt, an die unsre Nizza-Gäste gewöhnt sind.

Man erweist mir hier viele Aufmerksamkeit und Auszeichnung, ich kann es nicht ableugnen. Der alte Holländer ist jetzt auch eingetroffen und voller Freude, mich wieder zu sehn (Er hat zu andern Personen von mir ganz stolz gesagt „er ist mir ein wahrer Freund, ich weiß es ganz genau“.)

Derselbe Holländer, früher im Ministerium, aber durch seine Augen zur Niederlegung seines Amtes gezwungen, kommt immer nach Nizza zurück, weil er hier weniger an seinen Augen leide als anderswo: in seinem Holland verschlechtert sich der Zustand jedes Mal. Ganz wie bei mir.

Die alte Pfarrerin läßt auf das Herzlichste grüßen.

Schreib mir genau, was jetzt beschlossen ist, und ob mein letzter Brief (worin ich fünffach zu danken hatte) wirklich angekommen ist.

Denkt meiner einzeln und wenn Ihr beisammen seid und behaltet lieb

Euren Fritz.

[«]

667. An Paul Widemann in Chemnitz (Entwurf)

<Vermutlich: Nizza, Ende Januar 1886>

Wie sonderbar ist im letzten Herbst ein Zusammenkommen mir wieder mißrathen! Ich bekenne einige Unsicherheit darüber, daß ich nicht wußte, wie nah oder wie fern Sie zu Hr. Schm<eitzner> stehn — — —

[«]

668. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Visitenkarte)

Nizza 3. Febr. <1886>

Lieber Freund, hier ist Etwas von Mottl, — sehr wenig, aber nicht ohne „Liebe“. Vielleicht ein guter erster Schritt zum Anfange. „Im Anfang war das Wort“ —

Schönsten Dank für Ihren Brief, ich bin augenleidend. Zuletzt die Bitte, in Sachen Schm<eitzner>’s nichts zu unternehmen, bis ich Sie nochmals darum angehe.

Treulich Ihr N.

[«]

669. An Elisabeth Förster in Naumburg

<Nizza,> Sonntag. <7. Februar 1886>

Mein liebes altes Lama,

soeben kommt Dein hübscher und lustiger Vorschlag, und wenn er irgendwie dazu dient, Deinem Herrn Gemahl eine gute Meinung über den unverbesserlichen Europäer und Anti-Antisemiten, Deinen ganz unmaßgeblichen Bruder und Eckensteher Fritz beizubringen (obwohl er gewiß jetzt Anderes zu thun hat, um sich über mich zu „bekümmern“), so will ich gern in die Fußstapfen von Fräulein Alwinchen treten und ersuche Dich angelegentlich, unter gleichen Verhältnissen und Bedingungen mich zum südamerikanischen Grundbesitzer zu machen: mit der ausdrücklichen Variation, daß das Stückchen Erde nicht Friedrichsland oder Friedrichshain heißt (weil ich zunächst noch nicht daselbst „sterben und begrabbelt-grabbelt sein“ möchte), sondern, zur Erinnerung daran, wie ich Dich getauft habe — Lamaland.

Ernstlich geredet: ich würde Dir Alles schicken, was ich habe, wenn es helfen könnte, Dich bald wieder zurück zu führen. Im Grunde sind alle Menschen, die Dich kennen und lieben, dieser Meinung, daß es dreitausend Mal besser wäre, dieses ganze Experiment bliebe Dir erspart. Selbst wenn man noch so sehr jenes Land als geeignet zur deutschen Colonisation befinden sollte, so will doch Niemand zugeben, daß Ihr Beide gerade die Colonisten sein müßtet: dies erscheint vielmehr als willkürlich, verzeih den Ausdruck, überdies als gefährlich, zumal für ein Lama, das an eine sanfte Cultur gewöhnt ist und in ihr auch am besten gedeiht und herumspringt. Diese ganze Erhitzung von Gefühlen, wie sie hinter der ganzen Geschichte als Ursachen liegen, ist eigentlich schon für ein Lama (genauer: für unsern eigentlichen Familien-„typp“, der seine Kunst im Versöhnen zwischen Contrasten hat) zu tropisch, nach meiner Meinung sogar nicht einmal gesund: man bleibt hübscher und jünger, wenn man nicht haßt und nicht argwöhnt —. Zuletzt will es mir immer scheinen, daß Deine Natur sich selbst für eine eigentlich deutschthümliche Bestrebung hier in Europa nützlicher erweisen könne als dort: gerade als Gattin des Dr. Förster, der, wie ich beim Lesen seines Erziehungs-Aufsatzes wieder einmal empfand, eigentlich zum Erziehungsdirektor einer Art Schnepfenthal eine natürliche Mission hat — und nicht, verzeihe es Deinem Bruder, zum Agitator in einer zu drei Viertel schlimmen und schmutzigen Bewegung. Was in Deutschland jetzt dringend noththut, sind eben unabhängige Erziehungsanstalten, welche der Staats-Sklaven-Drillung sich durch die That entgegensetzen. Das Vertrauen, welches Dr. Förster bei dem norddeutschen Adel genießt, schiene mir ausreichend Bürgschaft dafür zu geben, daß eine solche Art Schnepfenthal oder Hofwyl (Du erinnerst Dich? der Ort, wo der alte Vischer gebildet war) unter seiner Leitung Glück machte. Aber dort drüben, unter Bauern, in der Nähe von unmöglich gewordenen vielleicht verbitterten und vergifteten Deutschen — genug, hier ist ein weites Feld zu Besorgnissen. Das dumme große Meer dazwischen! und bei jedem Orkane, von dem Meldung hierher kommt, ärgert sich Dein Bruder und fragt sich, wie um Alles in der Welt das Lama darauf gerathen ist, sich in ein solches Abenteuer zu stürzen. Ich nehme mich zusammen, so gut es geht, aber eine Melancholie sonder Gleichen wird alle Tage und besonders des Abends über mich Herr, — immer deshalb, weil das Lama davon läuft und ganz die Tradition Ihres Bruders aufgiebt. — Eben meldet mir der Hofkapellmeister in Carlsruhe (dem ich auf den Wunsch des armen K<öselitz> geschrieben hatte) meine Empfehlung („die Empfehlung eines von mir enthusiastisch verehrten Mannes“) erwecke bei ihm für das Werk das günstigste

Vorurtheil; und indem ich mich von Herzen darüber freue, fällt mir ein, daß Ihr sagen werdet „es ist doch nur ein Jude!“ Das, meine ich, drückt es aus, wie das Lama herausgesprungen ist aus der Tradition des Bruders: — wir freuen uns nicht mehr über das Gleiche. — Inzwischen, es hilft nichts, das Leben ist ein Experiment, man mag thun, was man will, man zahlt es zu theuer: vorwärts, mein liebes altes Lama! Und tapferen Muth zu dem was beschlossen ist!

Dein F.

[«]

670. An E. Kürbitz in Naumburg (Entwurf)

<Nizza, 7. Februar 1886>

Es ist mir viel daran gelegen, meiner Schwester noch einen 300 Mark-Schein — bevor sie in Hamburg an Bord geht — zuzustellen, zu einem Zweck, über den ich Sie eben brieflich benachrichtigt habe. Wenn Sie mir den besonderen Dienst erweisen wollen, das Geld umgehend an die unten verzeichnete Adresse abzuschicken, so wird es nach meiner Berechnung noch zur rechten Zeit in die Hände meiner Schwester kommen. Genehmigen Sie den Ausdruck meiner Hochachtung

[«]

671. An Emily Fynn in Genf

Nice/France.
rue St. François de Paule 26 II
<Mitte Februar 1886>

Hochverehrte Frau!

endlich kommt ein Brief von mir — soll ich erklären, wie es kommt, daß er erst „endlich“ kommt? Aber es wäre unnütz: Sie selber haben, mit Ihrer großen und nothwendigen Gütigkeit schon genug zu meinen Gunsten und zu meiner Entschuldigung (falls es sich um eine Schuld handelt) geltend gemacht, daß ich gar nichts Besseres thun kann als mich darauf zu berufen. Ich bin so dankbar für alle Feinheit der Interpretation in Bezug auf das, was ich thue oder lasse —

Es scheint, wir haben beide Noth, über schmerzhafte Erlebnisse hinweg zu kommen, hinweg zu leben. Auch ich verlor eine Schwester, nicht zwar durch einen wirklichen Todesfall, aber durch eine jener großen Trennungen, die etwas ebenso Unwiderrufliches haben. Sie ist mit ihrem Gatten nach Südamerika unterwegs, zum Zweck einer Colonisation daselbst: es sind genug Aussichten vorhanden, daß die Sache gelingt, aber je mehr sie gelingt, um so fester sind sie an diese ferne Welt geknüpft. Zuletzt ist es nicht einmal Paraguay, was mir am meisten das Gefühl giebt, meine Schwester verloren zu haben. Mir sind die Gesinnungen meines Schwagers für die er lebt und stirbt, fremder als Paraguay.

In München, das ich auf der Herreise streifte hatte ich, bei meinen Freunden daselbst, den Eindruck wie wohl und heimisch sich in diesem Maler- und Malerinnen-Quartier Ihre Fräulein Tochter fühlen müßte; mehr noch, ich rechnete im Geiste aus, ob sich irgend ein Zusammenhang zwischen ihrer ausgezeichneten und originellen Art, Blumen aufzufassen und dem Japonisme meines Freundes Seydlitz ausfindig machen ließe. Gesetzt, daß Sie zusammen einmal wieder Deutschland berühren, bitte, risquiren Sie einen kleinen Versuch mit München: Mein Freund und seine Frau werden sich eine große Ehre daraus machen, Ihnen zu Diensten zu sein.

An Portofino wo ich die Grüße Ihrer verehrungswürdigen Freundin treulich abgegeben habe, wäre ich beinahe hängen geblieben. Es gab in Genua unter den dortigen Bekannten den allerbesten Willen mich für den Winter in der Villa eines Englischen Dentisten einzuquartieren. Climatische Bedenken — welche inzwischen bei der allgemeinen Härte dieses Winters sich doppelt gerechtfertigt haben — ließen mich weiter reisen, hierher in mein altes Nizza. Die Luft ist hier reiner und glänzender als irgendwo in Europa; man sagt mir, daß ich jeden Winter „besser und jünger“ aussehe — ich meine, darauf hin muß man einem Orte treu bleiben. Einem Orte der Einem Jugend verspricht — —

Was mir in Nizza fehlt, sind Menschen, die ich liebe und denen man nicht erst alles „sagen muß“.

Ich bin drei viertel des Tages ziemlich düster und arbeitsam den Rest lustig oder „profondément triste“, wie es einem einsamen Bär und Philosophen zukommt.

Welche Freude hat mir Ihr Bild gemacht! Und das was am meisten daran anziehend und festhaltend ist, ist glücklicherweise keinem Lebensalter zu eigen: es gehört zu jenem ewigen „jünger und besser“ welches man sich leider durch kein Nizza verschaffen kann. — Zeugniß: meine eigene Photographie. —

Es ist mir oftmals die Sorge gekommen als ob jene ganz merkwürdige Rückkehr Ihrer Gesundheit vielleicht nicht Stand gehalten hätte. Und ob Genf, gerade Genf Ihnen just gut thut? Es sind so viele hier, die vor dem Genfer Winter geflohen sind.

Von den Augen ist nichts Gutes zu melden. Trotzdem: es stand im Engadin schlechter um sie. Das Romershausen'sche Wasser hat mich viele Male erquickt, und niemals, ohne mich mit herzlichstem Dank an seine Geberin denken zu lassen. Behalten Sie mich wenn ich bitten darf auch fürderhin in gutem Angedenken, zu Dreien und nicht bloß zu Dreien. Sie wissen, hochverehrte Frau, daß meine beständigen Wünsche Sie begleiten, und daß es mir eine große Freude sein wird, wenn etwas von diesen Wünschen sich erfüllt.

Ihr ergebenster
Prof. Dr. Friedrich Nietzsche
Einsiedler von Sils-Maria.

[«]

672. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Widmung)

<Nizza, 20. Februar 1886>

Lieber Freund,

das Neueste über Corsica, etwas provincial, aber südlich-provincial. Viel „couleur locale“. Lesen Sie, bitte, mit Lexicon und verschmähen Sie das Beste nicht, drei Verse im Provençalischen Dialekte, die mich zwei Tage lang glücklich gemacht haben, v. p. 200.

Ich las eben über Ihre Erzgebirg-Schneestürme. Hier haben Sie Etwas zur Erholung davon.

Treulich Ihr F. N.

[«]

673. An Erwin Rohde in Tübingen

Nice (France) rue St. François de Paule 26 II
23. Februar 1886.

Lieber alter Freund,

meine Mutter hat mir kürzlich Deine Berufung nach Leipzig gemeldet: ich habe lange keine solche Freude gehabt, wie bei dieser Nachricht! Seitdem male ich mir immer und immer wieder aus, daß dieses Jahr uns zusammen bringen muß. Vielleicht, daß es sich schon für den Frühling einrichten läßt; und am Allerliebsten wäre ich bei Deiner Einführung Augen-, Ohren und Herzenszeuge. Ich kann es gar nicht ausdrücken, wie sehr mich diese Hoffnung streichelt und erquickt. Vorigen Herbst war ich etwas in Leipzig, wie zum Vorgeschmack: ach, still, versteckt beinahe, fast immer für mich, aber wie von lauter Erinnerungen an Dich und unsre alte Gemeinschaft an diesem Orte gewärmt. Der Zufall wollte, daß ich etwas von dem Projekt, das Dich betraf, zu hören bekam: unmittelbar vor der Sitzung, in der die ganze Angelegenheit zum ersten Male ins Auge gefaßt wurde, war ich mit Heinze und Zarncke zusammen. Mir ist es wie ein Traum, daß ich auch einmal so eine Art von hoffnungsvollem Thiere gewesen bin, philologus inter philologos. Es hat sich nichts erfüllt: oder, wie Ihr vielleicht unter Euch jetzt sagt, „er hat nichts erfüllt“. Zu alledem bin ich an Freunden nicht reicher geworden: das Leben hat mir die Pflicht immer mehr mit der furchtbaren Nebenbedingung ihrer einsamen Erfüllung vorgestellt. Es ist schwer, mir nachzufühlen; ich setze beinahe voraus, selbst bei Bekannten, jetzt im Groben mißverstanden zu sein und bin für jede Art Feinheit der Interpretation, ja für den guten Willen zur Feinheit schon von Herzen erkenntlich. Ich bin ein Esel, es ist kein Zweifel. Alter lieber Freund Rohde, es scheint mir, Du verstehst Dich besser auf das Leben, dadurch daß Du Dich hineingestellt hast; während ich es immer mehr von Ferne sehe — vielleicht auch immer deutlicher, immer schrecklicher, immer umfänglicher, immer anziehender. Aber wehe mir, wenn ich einmal diese Entfremdung nicht mehr aushalte! Man wird alt, man wird sehnsüchtig, schon jetzt habe ich, wie jener König Saul, Musik nöthig — der Himmel hat mir zum Glück auch eine Art David geschenkt. Ein Mensch, der mir gleich geartet ist, profondement triste, kann es auf die Dauer nicht mit Wagnerischer Musik aushalten. Wir haben Süden, Sonne „um jeden Preis“, helle, harmlose, unschuldige Mozartische Glücklichkeit und Zärtlichkeit in Tönen nöthig. Eigentlich sollte ich auch Menschen um mich haben, von derselben Beschaffenheit, wie diese Musik ist, die ich liebe: solche, bei denen man etwas von sich ausruht und über sich lachen kann. Aber nicht Jeder kann suchen, der finden möchte — da sitze ich denn und warte und es kommt nichts, und schon weiß ich nichts Besseres als meinem alten Freunde davon zu erzählen, daß ich allein bin.

Vor mir liegt Dein letzter Brief, es ist möglich daß ich eben erst auf ihn antworte, obwohl ein ziemliches Stück Zeit dazwischen weggeflossen ist (der Brief ist vom 22 Dezember 1883) Nimm fürlieb mit Deinem schweigsamen Freunde, der es in vielem Betrachte schwer hat und sich davor fürchten gelernt hat, den Mund aufzumachen. Ehe man sich's versieht, fährt eine Klage heraus, — und es giebt nichts Dümmeres auf Erden als klagen. Es erniedrigt uns, selbst bei den besten Freunden.

Gieb mir ein Wort hierher, zum Beweise dafür, daß Du mich noch lieb hast, alter Freund Rohde. Und nochmals, ich freue mich über Dein Glück mehr als über mein eigenes. Grüße Deine Frau von dem unbekannten Bär und Einsiedler und streichle Deine Kinder in meinem Namen. In Liebe

Dein getreuer Freund
Nietzsche.

[«]

674. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Nizza,> Donnerstag. <25. Februar 1886>

Meine liebe liebe Mutter,

ich habe so Viel in dieser Zeit an Dich gedacht und dabei es kaum bemerkt, daß ich so Wenig an Dich geschrieben habe, Verzeihung! Ich bin jetzt gerade im Abschreiben, komme langsam, langsam von der Stelle und habe jedes Mal, wenn ich mir Ruhe gönne, es so satt, meine Augen irgendwie noch zu gebrauchen, daß ich darauf hin wahrscheinlich nach allen Seiten mich zum Briefschuldner mache. Trotzdem ist es, wie mir scheint, ein gutes Zeichen, mindestens von meinem Muthe, daß ich selber die Abschrift besorge: Du erinnerst Dich vielleicht, wie vor [3]4 Jahren in Naumburg diktirt wurde, und der Schreiber auch bezahlt wurde (1883) Es war eine schändliche Handschrift, wenn ich mich recht erinnere.

Von unsern Auswanderern habe ich noch zu guterletzt einen schönen goldnen Ring geschickt bekommen; es heißt darauf innewendig „ denke in Liebe an B. und E." — das will ich denn von Herzen thun, obwohl ich gestehe, daß diese Verbindung „B. und E." meinem Gefühle immer noch manchen Zwang anthut. Ich bin mit Förster's Art nicht gerade verwandt, von seinen Tendenzen nicht zu reden. Daß es zuletzt ein Glück ist, daß er fort ist, gerade noch vor „Thorschluß" —, darin hast Du, wie ich meine, sehr Recht; die Gefahr war ganz groß.

Hier sagt mir natürlich Jedermann: „mit der deutschen Regierung unzufrieden sein und sich der Regierung von Paraguay anzuvertrauen, die hundert Mal unsicherer und bedenklicher ist, das ist nicht gerade logisch“. Aber was kümmert diese Herrn die Logik! — Wenn nur unser armes Lama dabei nicht zu viel zu leiden hat! Ich fürchte immer, sie hat keine Ahnung davon, was sie erwartet.

Was hat diese ganze Geschichte Einem schon das Herz schwer gemacht!!

An Professor Rohde habe ich meine Glückwünsche geschrieben: ich danke Dir für Deine Mittheilung, über diese Angelegenheit. Am Schönsten wäre es, wenn ich seine ganze Einführung in Leipzig mit erleben könnte! —

Der gute Freund Köselitz ist immer noch in Deutschland und besorgt, für seinen kranken Vater, die Bürgermeister-Geschäfte von Annaberg. Der Hofkapellmeister von Carlsruhe, dem ich ein Paar Worte zur Empfehlung von K<öselitzen>s Oper schrieb (auf K<öselitzen>’s Wunsch: denn ich kenne ihn nicht persönlich) hat mir sehr artig zurück geschrieben: er lege den größten Werth auf meine Empfehlung „die Empfehlung eines von mir enthusiastisch verehrten Mannes“. Hoffen wir, daß es nicht nur bei guten Worten bleibt! — Komme ich nach Deutschland, so will ich dies Mal auch Herrn Widemann alle Ehre erweisen.

Das Bild, nach dem Du Dich erkundigst, ist von meiner alten Engländerin, mit der ich schon 2 Sommer im Engadin verbracht habe, hinzugerechnet, was hinzugehört, ihre Tochter Miss Emily Fynn und ihre Freundin die alte Excell. von Manshouroff vom russischen Hofe — mein „Trio“, mit dem ich herzlich befreundet bin. Sie sind jetzt wieder in Genf: wer weiß, ob es nicht möglich ist, sie noch für Nizza zu bestimmen! Mir fehlt so sehr ein Kreis, wo ich „wie zu Hause“ bin; es sind Menschen der Art. —

Seydlitzens haben mir viel Neigung und Treue bezeigt; gestern noch schrieb die gute Frau von S<eydlitz> (Irene) an mich, unter Anderem auch, daß sie für mich „auf der Suche nach einer guten Frau sei“. Dies hat mich sehr lachen machen. Sie wünscht zu wissen, wie viel Geld die bewußte „gute Frau“ haben müßte: als ob ich das wüßte! Dies, mein gutes Mutterchen, zu Deiner Ergötzung! Aber „unter uns“!

Weißt Du nicht, wann Heinze’s nach Nizza kommen wollen? Es werden überall die Vorbereitungen zum Carneval gemacht, der ungefähr den Monat März einnimmt. Ich fürchte mich davor; an dem schlimmsten Tage werde ich nach Cannes gehn (fahren natürlich!) Der Winter hier ist nach meinen Begriffen ein schlechter Winter gewesen; trotzdem etwas Unschätzbares, wenn man an Naumburger Winter denkt.

Denke in Liebe an mich und schreibe mir wieder so hübsch, meine liebe gute Mutter

Dein F.

[«]

675. An Resa von Schirnhofer in Zürich (Entwurf)

<Nizza, Ende Februar 1886>

Gestern Abend wurde mir in der Pension <de> G<enève> eine Frau P. Rößler aus Graz vorgestellt: und zwei Minuten später kam ich endlich wieder zu meiner großen Freude dem abhanden gegangenen Frl. Resa auf die Spur. Genannte Rösslerin nämlich hatte bei ihrem letzten Pariser Aufenthalte in der gleichen Pension gewohnt, wie Sie, verehrtes Frl., doch nach Ihrer Abreise: sie erzählte wenigstens, noch Ihr Bild daselbst vorgefunden zu haben. Sie glaubte Sie jetzt in Z<ürich>: Wahrscheinlich bemühen Sie sich daselbst um akad<emische> Ehren: — hoffentlich ohne mit Ihrer Gesundheit dafür Buße zahlen zu müssen. Zuletzt haben Sie dort die freundlichsten aller Ärzte zur Hand, — und es soll Fälle geben, wo man gern einmal krank wird, nur um <sich> von Jemand kurieren zu lassen, den man liebt. Grüßen Sie mir Frl. W<illdenow> auf das Beste von dem wunderlichen Einsiedler von S<ils> M<aria>, der vorigen Sommer wenn ich mich recht erinnre, mit seiner Einladung und Aufforderung zum Tanz bei ihr kein Glück gehabt hat, — wahrscheinlich weil er es nicht verdient hat. Wenn Sie selber für diesen Frühling an etwas Erholung und Zeitvertreib denken, erwägen Sie, wenn ich bitten darf, daß ich mir eine große Ehre daraus machen werde, Ihnen dabei zu Diensten zu sein. Z. B. in Venedig, wohin ich von hier übersiedeln will, nach einer schon mehrjährigen Gewohnheit. Ich denke am 13 April von Nizza abzureisen: bis auf diesen Termin habe ich mein Z<immer> gemiethet. Gesetzt, Sie wünschten, geschmückt ich weiß nicht <mit> was für feierlichen Titeln, sich Ihren verehrten Eltern zu präsentiren, so ist der Umweg über Venedig die angenehmste Art von Umweg, die man sich auf Erden wählen kann. Man fährt auf der Gondel, man lacht, man ist ein bischen malinchonico und hört über die Wasser weg singen und Musik machen.

Nochmals, erwägen Sie meinen Vorschlag in einem „feinen Herzen“ und seien Sie auf das herzlichste

gegrüßt von
Ihrem

[«]

676. An Elisabeth Förster auf der Reise nach Paraguay

12. März 1886
Nizza, rue St. Francois de Paule 26 II Et.

Mein liebes Lama,

unbändige Freude über Deinen Brief aus dem Weltmeere! Er befreite mich von einem fast unerträglichen Drucke, der so weit gieng, mich nicht einmal an Dich schreiben zu lassen, ob ich es gleich täglich wollte: — ich hatte mich ja für das prächtige und ganz überraschende „Vergiß mein nicht“ zu bedanken! Wir haben nämlich in Europa einen zweiten Aufguß von Winter, der nicht weniger stark ausgefallen ist als der erste: unerhörte Schneemassen von England bis Italien; selbst hier erniedrigen wir uns die Nacht wenigstens bis zu 3 Grad unter Null — kurz, die Zeitungen strotzten von schlechten Wetter-Nachrichten, Stürmen, wie sie die „ältesten Seeleute“ nicht erlebt hätten und dergleichen. Und nun sah ich immer das arme Lama schaukeln, schaukeln — — Ich gratuliere sehr dazu, wie Dir bisher die Reise bekommen ist; ich hatte Dir, als Mittel gegen die Seekrankheit, Chloral noch empfehlen wollen und mich geärgert, es vergessen zu haben, aber siehe da! das Lama hat ein noch besseres Gegenmittel, nämlich ihre Gesundheit. Auf diese hin darfst Du wirklich stolz sein: Dein Bruder ist ein wahres Krüppelthier gegen Dich. Da fällt mir ein, daß besagte Krüppelei eben ein wunderliches Projekt hervorgebracht hat: nämlich mich in die Kur des Prof. Schwenninger zu begeben, der nun einmal den Glauben haben soll, mir helfen zu können (er hat, ich weiß nicht wie, eine Anhänglichkeit an mich; thatsächlich haben wir eine Zeitlang im „Kopf“ zusammen zu Mittag gegessen) Dieser Schwenninger richtet sich jetzt in Heidelberg oben auf dem Schloß das große Hôtel zum Sanatorium her; schon für diesen Sommer werden Gäste erwartet (darunter Lord Rosebery, der englische Minister des Auswärtigen); schließlich giebt es diesen Sommer ein ungeheures Universitäts-Jubiläum, und das Heidelberger Faß soll zum ersten Male gefüllt und ausgetrunken werden. Soviel über meine „Gesundheit“.

Köchlins hier, mir sehr zugethan, haben mir gestern mitgetheilt, daß ihr jüngster Sohn sich mit der Tochter jener uns bekannten Basler Familie Hofmann-Merians verlobt habe. Daß Thurneysen-Merian diesen Winter gestorben ist, wirst Du wissen; ebenfalls Wackernagel, der Redakteur der Basler Nachrichten. Die gute Irene v. Seydlitz hat mir einen komischen Brief geschrieben, aus dem sich irgendwelche Hamburger Inspirationen errathen lassen; ich will zusehn, dieses Jahr auch einmal nach München zu kommen, doch aus andern Gründen: ich brauche etwas Verkehr mit Künstlern. Geizer in Jena hat einen Ruf nach Basel gehabt, an Jacob Burckhardts Stelle — und abgelehnt (er rechnet auf Berlin) Ich glaube nicht daran, mein liebes Lama, daß ich mich für die Universität wieder einfangen lasse: es ist mir klimatisch nicht möglich, so lange man mir nicht hier in Nizza eine Zuhörerschaft zurecht macht. Ich kann es nicht beschreiben, wie ich wieder vorigen Herbst mich in Naumburg und Leipzig gefühlt habe: eine beständige betrübte Pelzigkeit. Hier habe ich jeden Winter einen tüchtigen Schritt vorwärts gemacht: zum Mindesten muß ich nichts zu früh risquiren, um nicht Alles wieder zu verlieren. — Verzeihung! Aber Du hast diesen Dingen so viel Nachdenken geschenkt, trotz allen eignen Sorgen, daß ich Dir davon erzählen muß. Der Fall mit der Schwester Deussens hat mich äußerst erbaut — Euretwegen! Ich glaube mich zu erinnern, daß sie als vierzehn- oder fünfzehnjähriges Mädchen ein großes Hauswesen (zu Hause) fest in den Händen hatte und wacker durchführte.

Sage Deinem Bernhard, daß ich den ganzen Winter meine Mahlzeit mit seinem Messer gemacht habe, ebenfalls, daß ich die wollenen Hemden sehr zu schätzen weiß (allerdings als Unterzieh-Hemden); denn ich habe diesen harten Winter, Dank dieser Bekleidung, niemals eingeheizt und in summa doch weniger gefroren als in irgend einem Winter. —

Entdeckung: fetter weißer Käse ist sehr viel leichter verdaulich als magerer. Mein Mittag besteht aus Milch, Grahambrod, Käse und Nüssen — ich glaube, man heißt dies, mit einiger Freiheit des Ausdrucks, Vegetarianismus.

Mein altes liebes Lama, verzeih die Dummheiten dieses Briefs, hoffentlich werde ich wieder vernünftiger — und heute ist es etwas zu Neues und Kurioses für mich, daß das Lama in der Nähe der Cap-Verdeschen Inseln schaukelt! Nein, welche Wohlthat, daß man kein Eckensteher ist! Es lebe das Lama und ihr Bernhard und Euer Paraguay und Eure ganze gute Gesellschaft und Menschheit, die Ihr um Euch habt!

In Liebe und Dankbarkeit
Dein Fritz.

Den 13. April will ich nach Venedig, Briefe poste restante. den 13. Juli ungefähr nach Sils. Im Herbst zur guten Mämms.

[«]

677. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Nizza, 19. März 1886>

Verzeihung für mein langes Schweigen und nimm mit dieser Karte fürlieb, meine gute Mutter! aber ich darf nicht mehr schreiben als ich schon schreibe, bin außerdem sehr angegriffen und recht viel krank. Noch weiß ich nicht, wie der Plan des Jahres zu machen ist: jedenfalls nimm bei Deiner Zimmer-Vermiethung keine Rücksicht darauf! (Du weißt ja, daß ich eventuell doch nur „vorübergehend“ in Naumburg sein könnte, und daß ich, der Stille wegen, das Nest oben vorziehe) Ich habe Prof. Rohde in Tübingen gratulirt zu seiner Versetzung, aber keine Antwort erhalten: vielleicht sind wieder Briefe verloren gegangen? (Ein prächtiger Brief vom Lama, mitten auf der Fahrt geschrieben und ein Zeichen von Glück und gutem Muth, hat mir sehr wohl gethan: ich war so in Angst...) Bis zum 13. April bleibe ich hier, nachher wahrscheinlich Venedig. Aber ich habe Niemanden dort, der für mich sorgt und mich etwas zerstreut — ich bedarf sehr der Erholung.

Von Herzen Dein F.

[«]

678. An Franz Overbeck in Basel

Nice (France)
rue St. François de Paule 26 II étage,
Donnerstag <25. März 1886>

Lieber Freund,

Daß ungefähr zu gleicher Zeit, wo Du an mich schriebst, meine Gedanken bei Dir in Basel waren, wird Dir ein vorgestern an Dich abgesandtes rothes Heft verrathen: — wie schön wäre es, über dergleichen curiosa hübsch miteinander, beieinander lachen (selbst sich ärgern) zu können! Ach, die dumme Gesundheit, die Einen von seinen Freunden fern hält! Die Nachrichten über Deine eigne Gesundheit (aus beiden letzten Briefen), auch über Deine Augen, lassen mich es bewundern, wie tapfer Du Dich eigentlich dort in Basel durchschlägst. Aber freilich, Du hast es, Dank Deiner Frau, eben hundert Male besser als ich: Ihr habt zusammen ein Nest — und ich habe höchstens eine Höhle, ich mag mich drehn und wenden wie ich will. Man sagt mir hier, daß ich den ganzen Winter, trotz vielfacher Beschwerniß, immer „bei glänzender Laune“ gewesen sei; ich selber sage mir, daß ich den ganzen Winter profondement triste, torturirt von meinen Problemen bei Tag und Nacht, eigentlich noch mehr höllenmäßig als höhlenmäßig gelebt habe — und daß ich den gelegentlichen Verkehr mit Menschen wie ein Fest, wie eine Erlösung von „mir“ fühle. Das große Mißverständnis der Heiterkeit! Die brave Malvida, die mit ihrer rosigen Oberflächlichkeit sich in einem schweren Leben immer „obenauf“ gehalten hat, schrieb mir einmal, zu meinem bittersten Vergnügen, daß sie, aus meinem Zarathustra heraus, schon den „heitren Tempel winken“ sehe, den ich auf diesem Fundamente aufbauen werde. Nun, es ist einfach zum Todt-lachen; und ich gebe mich nachgerade damit zufrieden, daß man mir nicht zusieht und ansieht, an was für einem „Tempel“ ich baue. —

Erholung, lieber alter Freund, nichts als Erholung habe ich auch jetzt wieder nöthig: aber sie ist immer schwerer zu schaffen. — Die erquickliche leichte Musik Köselitzens gehört dahin: was bin ich diesem Glücksfunde meines Lebens dankbar! (Aber warum hast Du mir nichts über den Brief K<öselitzen>’s gesagt, den ich dem letzten Briefe an Dich beigelegt hatte? Hoffentlich ist nichts verloren gegangen? Ich schrieb gleich nach dem Eintreffen des letzten Geldes; seitdem hörte ich nichts von Dir). Es ist dem Armen mit Wien wie mit Dresden mißrathen; er bat mich, etwas zu seinen Gunsten bei Mottl in Carlsruhe zu versuchen. Letzterer, obschon mir persönlich unbekannt, hat inzwischen sehr artig an mich geschrieben: er lege den größten Werth auf meine Empfehlung („die Empfehlung eines von mir enthusiastisch verehrten Mannes“) Hoffentlich bleibt es nicht bei Worten. — Was Du von Deinen litterarischen Absichten schreibst, macht mir rechte Freude. Ich lese Dich so gern, selbst noch abgesehn von dem, was man durch Dich lernt. Du verschlingst so artig Deine Gedanken, ich möchte fast sagen, listig, als ein Mensch der nuances, der Du bist. Der Himmel segne Dich dafür, in einem Zeitalter, das täglich plumper wird. —

Inzwischen hat man sich bemüht, mich zur Wiederaufnahme meiner akademischen Thätigkeit anzureizen. Ich soll durchaus culturgeschichtliche Collegien lesen. — Sonderbar! Rein als Frage der Erholung ist mir dieser Gedanke sogar recht geläufig. Aber es giebt eine Verrechnung dabei.

Bitte, sende mir, sobald Du kannst, das flügge werdende Geld hierher (zur Hälfte französisch, zur Hälfte italiänisch, wofern dies möglich ist und Dir keine Mühe macht). Ich bleibe hier bis zum 13. April. Meine Augen erlauben es nicht länger. Nachher wahrscheinlich Venedig, mit seinem Gäßchen-Dunkel; dann Engadin; im Herbst muß ich meiner alten armen Mutter etwas Trost zusprechen.

Herr Credner ist bereit, „einen zweiten Band der „Morgenröthe“ in Verlag zu nehmen,“ und hat mir brieflich angezeigt, daß er wünsche, „unter meine Verehrer gerechnet zu werden.“ Solchen Glauben in Israel habe ich noch nicht gefunden. Trotzdem — — —

Ach, wie Vieles gäbe es zu sagen und zu berathschlagen, lieber Freund! Empfiehl mich angelegentlich Deiner Frau und ihren Angehörigen. Dieses Jahr wird mich auch einmal nach München bringen. — Treulich Dein Freund Nietzsche.

(Sehr in Arbeit. Sei übrigens unbesorgt, es wird keinen zweiten Band „Morgenröthe“ geben. —)

[«]

679. An Hermann Credner in Leipzig (Entwurf)

<Nizza, um den 27. März 1886>

Mit diesem Briefe wünsche ich Ihnen ein Vergnügen zu machen. Inzwischen nämlich während der Abschrift, ergab sich die Unmöglichkeit das neue Buch als 2ten Theil oder neue Folge herauszugeben. Es bekommt einen Titel für sich (wie es seine Farbe und seinen Sinn für sich hat) — und damit, denke ich, ist auch Ihnen ein Gefallen geschehn. Dieser Titel ist:

die Capitel-Überschriften lauten:

Nun aber die Form-Fragen: denken Sie, bitte, mit mir darüber nach, wie wir diesem Buche ein möglichst vornehmes und „unpopuläres“ Gewand geben: so allein wäre es seinem Inhalte angemessen. Die neulich gesandte Probe von Du Bois-Reymond welche mir an sich sehr gefallen hat — sie macht Ihrem (oder Du Bois-Reymond<s>) Geschmack alle Ehre — erlaubt trotzdem keine Anwendung auf den Fall meines Buchs: dies soll sehr langsam gelesen werden, es muß viel weniger auf einer Seite stehen, es muß auf den Gelehrsamkeits-Anspruch, wie er sich in einem so großen Formate ausdrückt, Verzicht leisten — und ich will’s endlich mit deutschen Lettern versuchen. Man bringt den Deutschen nicht anders dazu, die Form, die Sprache, den Geschmack eines Buches ernst zu nehmen. — Ich wollte vorschlagen: Wenig Zeilen: c. 26, bequeme Intervalle (worin wesentlich der vornehme Eindruck eines Buches liegt)

Mittelgroßes Format

Feines Velin

Der Inhalt kommt etwas der Hälfte, höchstens Zwei-Drittel der „Morgenröthe“ gleich.

Bitte, geben Sie mir so bald wie möglich eine Probe. Kann der Druck in c. 2 M<onaten> beginnen?

[«]

680. An Heinrich Köselitz in Annaberg

Nice (France)
rue St. François de Paule 26 II étage
<27. März 1886>

Lieber Freund,

es ist lange her, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe: den Grund davon gab ich auf meiner letzten Karte an, — hoffentlich glauben Sie mir genug, um das zu glauben. Meine Augen sind überangestrengt, übermüdet und „über“ in jedem Betracht, — sie haben zuviel diesen Winter thun müssen, der ein trüber Winter war. Und es ist sonderbar, wie die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit meiner Augen mit dem Grade der Lichtfülle im Verhältniß steht! — Wie viel bin ich bei Ihnen gewesen, mit Sorgen, mit Hoffnungen, mit vielem herzlichen Nachdenken über etwas, das vielleicht meinerseits zu thun sei. Und wie erstaunt war ich zu hören, daß Sie Lust und Muth genug zurück erobert haben, um an das Dichten der „Marianna“ zu gehen! Das hat mir große Freude gemacht. Mir ist auf’s Gewissen gefallen, daß ich nach dieser korsischen Seite hin Ihr Interesse zu lenken gesucht habe, — und daß ich zuletzt ein Einsiedler bin, mit einem Einsiedler-Geschmack, der publice gar nicht in Betracht kommt. Im Zeitalter der „Operette“ und des choreographischen Poëms (heiße es nun Amore oder Parsifal) gehöre ich wahrscheinlich unter die „Unzeitgemäßen“. Offenbar will man heute im Theater etwas ganz Andres als im vorigen Jahrhundert, — und „die Oper“ scheint mir überlebt. —

Es fällt mir ein, daß die Wiener ein neues Operetten-Talent haben, Hrn. Kremser, dessen „Botschafter“ (es ist der junge Richelieu) c. 30 Mal mit ausverkauftem Hause vorgeführt wurde.

In Carlsruhe hat man Berlioz’ Benvenuto Cellini „gemacht“, — sehr respektabel für Herrn Mottl! Haben Sie von ihm inzwischen gehört? — Ich leider nicht.

Im „Klassischen Concert“ von Monte-Carlo (unter der Leitung eines Östreichers) habe ich alte Sachen von Rameau (von 1736) gehört, mit großer Neugierde; dann auch ganz neue Modernitäten von Massenet, scheußlich-bunt orchestrirt. Ich hatte keinen Begriff davon, daß man’s auch mit der Orchestration hurenhaft treiben könne.

Das letzte musikalische Ereigniß; hierselbst war der „russische Chor“, der sich durch ganz Europa bewegt hat und hier in Nizza, dem Wohnsitze vieler Russen, es zu einem großen Erfolge brachte. Nicht bei mir: obwohl die Kunststücke des Chorgesangs an sich, die pianissimi, die Verschnellerungen des tempo’s, und ein gewisser reiner mädchenhafter Stimmklang gewiß große Auszeichnung verdienen. Aber die Sachen selbst waren zum Theil nicht russisch genug (irgend wann einmal aus Deutschland oder Italien oder der Türkei hinübergerathen?), zum andern Theil russisch, aber nur im Sinne und Instinkte des gemeinen Mannes (mit einer Leibeigenschaft-Melancholie auch noch über den heitersten Liederchen); es fehlte ganz die männliche Note, der Ausdruck der herrschenden Stände und ihres Stolzes. Vier Concerte, die ersten mit großen Preisen (50, 20, 10 frcs. und nichts weiter).

Noch habe ich mich nicht für Ihren Brief bedankt, lieber Freund. Wenn ich Sie nur an der Spitze eines Orchesters wüßte! Wenigstens für einige Zeit: ein Musiker hält das Leben schlecht aus, wenn er lauter Zukunfts-Partituren schreibt. Ihre Erfahrungen mit Dresden haben etwas Groteskes, dem ich ein paar Erfahrungen mit demselben Dresden zur Seite stellen könnte — fast jede Woche bin ich auf diese curiose Stadt wieder aufmerksam gemacht worden. Da schreibt mir zum Beispiel gestern Jemand, der dort sich niedergelassen hat, ich möchte ihm eine Professur der Philosophie verschaffen, womöglich in Preußen: dieser Jemand war — was glauben Sie? — der verrückte E. von Hagen. Vorige Woche bot mir ein dortiger Dichter seine Freundschaft an: sein Herz sei, mir gegenüber, aufgegangen wie eine volle Rose. Wörtlich! Ich antworte nicht mehr auf solche curiosa.

Prof. Rohde hat eine Berufung nach Leipzig angenommen: und jetzt ist die halbe philosophische Fakultät mir dort „gut Freund“ (Zarncke, Heinze, Leskien, Windisch, Rohde usw.)

Diesen Winter habe ich benutzt, etwas zu schreiben, das Schwierigkeiten in Fülle hat, so daß mein Muth, es herauszugeben, hier und da wackelt und zittert. Es heißt:

Jenseits von Gut und Böse.
Vorspiel

einer Philosophie der Zukunft.

Grüßen Sie Ihren verehrlichen Vater von mir, mit dessen Befinden es hoffentlich besser geht? Es hat mich sehr lachen machen, Sie mir als seinen Vicar zu denken. Sie passen nicht schlecht dazu? hein!

Votre ami
N.

Von hier geht's am 13. April nach Venedig. Es sticht mich in's Herz, zu denken, daß ich Sie dort nicht finde. — Und wo werde ich wohnen!

[«]

681. An Unbekannt (Entwurf)

<Nizza, etwa Ende März 1886>

Ich habe diesen Winter auch etwas fertig gemacht, etwas Lustiges, es heißt sich
Des Prinzen Vogelfrei
Lieder und Gedanken
Mitgetheilt
v.
F. N.

Man wird es nicht für möglich halten, daß es vom gleichen Verf. wie Z<arathustra> ist — noch weniger, daß hinter beiden Werken die gleichen Hintergedanken stehen. — — —

Nun aber der Druck! Herr Credner war bereit, einen zweiten B<and> der „Morgenröthe“ herauszugeben: nachdem er mir sogar bis so weit seine Bereitwilligkeit bewiesen hat, werde ich hoffentlich für den Pr<inzen> Vogelfrei auf ihn zählen können. Er hat neulich mir geschrieben, daß er wünschte „unter meine Verehrer gerechnet zu werden“; auch Mottl in Carlsruhe, obwohl mir persönlich unbekannt usw.

[«]

682. An Hermann Credner in Leipzig (Entwurf)

<Nizza, Ende März 1886>

Hiermit erlaube ich mir Ihnen den Anfang und den Schluß des neuen Buchs vorzulegen (eine Art Widmungs-Gedicht und ein Ausklang des Ganzen), hoffentlich mit dem Ergebniß, daß Sie einigen weiteren Mittheilungen und Vorschlägen, die ich zu machen habe, ein um so geneigteres Ohr schenken.

Das Buch ist als „Fortsetzung“ oder „neue Folge“ der „Morgenröthe“ unmöglich auszugeben: davon habe ich mich während der Abschrift überzeugt. Es ist dazu viel zu fundamental (auch im Ton abweichend): ich kann es jetzt nicht anders und besser betiteln als so:

So, wie ich jetzt das ganze Material geordnet habe, beginnt das Buch mit jenem Hymnus „an den Mistral“: darauf folgt eine lange Einleitung, welche die Züge der Philosophie der Zukunft, deren Heraufkommen ich voraussage, darzustellen unternimmt.

Darauf

Erster Theil: Buch der Loslösung

Zweiter Teil: Buch der Heimlichkeit (mit eingestreuten Versen und Epigrammen)

Dritter Theil: Buch der Höhe

zum Schluß das mitgesandte Lied „oh Lebensmittag“.

Der Umfang ist bedeutend geringer als der der „Morgenröthe“: schon aus diesem Grunde aber verbietet es sich, das neue Buch als eine Art Fortsetzung herauszugeben. Ich bilde mir ein, daß es Ihnen erwünscht ist, auf diese Weise das Buch nicht an eines meiner früheren Werke angekettet zu wissen. — Nach meiner Berechnung wird es den Umfang von der „fr<öhlichen> W<issenschaft>“ haben: welche ich mir gestatte, Ihnen meinerseits zu präsentiren.

Ein Punkt, in Betreff dessen ich schlechterdings um Ihr Entgegenkommen und Ihr Nachgeben bitten muß ist die Form- und Formatfrage des Buchs.

Gesetzt, es giebt später einmal größere und umfänglichere Sachen von mir, deren Herausgabe zwischen uns vereinbart würde, so will ich von vornherein versprechen darin meinerseits ein „Nachgeben“ — aber dies Mal muß das neue Buch vollständig gleich meiner ganzen bisherigen Litteratur erscheinen: es ist dies eine Schicklichkeits- und Etiquettenfrage, bei der der Werth gerade dieses Buches entscheidet.

Man hat sich außerdem an eine bestimmte Form und Ausstattung meiner Bücher gewöhnt: sie gehört jetzt mit zu dem Typus der in ihr repräsentirten Denkungsweise. Vergeben Sie mir, daß ich zu Gunsten des neuen, so entscheidenden Buches unbedingt die alte Form mir ausbitte.

In Betreff des Honorars war meine Vereinbarung mit Herrn Schm<eitzner> die, daß eine Auflage von 1000 Ex. als Norm genommen würde: und daß in Betreff späterer Auflagen nichts voraus festgesetzt werde.

Es sind Bedingungen, auf welche hin man sich mit mir in Verbindung gesetzt hat als ich c. 24 Jahr alt war; jetzt, wo ich im 42ten bin, möchte ich es, wenn nicht besser, so doch nicht anders haben, als ich es damals gehabt habe. (Sehr menschlich wie mich dünkt —)

Meine Hoffnung ist, falls die Augen es erlauben, ungefähr in 2-3 Wochen die Abschrift abzuschließen. Bis dahin habe ich vielleicht ein Wort von Ihnen in den Händen, welches mich in Betreff meiner heutigen Bitte beruhigt. (Denn ich bin sehr beunruhigt)

[«]

683. An Ernst Schmeitzner in Chemnitz (Entwurf)

<Nizza, Ende März 1886>

Darf ich die Hoffnung aussprechen, daß die Angelegenheit der Hypothek Ihres Hrn. Vaters endlich erledigt und zum Abschluß gekommen ist? Ich für meine Person habe unbändig viel Störung und Unannehmlichkeit davon gehabt; aber dafür können Sie nichts.

Mit Ihrem letzten nach Leipzig gesandten Briefe haben Sie mich beleidigt, ich will das nicht verhehlen, — noch weniger möchte ich auf das in ihm angeregte Thema zurückkommen.

Zuletzt eine Anfrage, in Betreff derer es bei Ihnen steht, Ja oder Nein zu sagen. Zum Zweck einer Sammlung meiner Gedichte möchte ich auch das Verfügungsrecht über jene Lieder haben, welche 1882 in Ihrer Revue abgedruckt worden sind: sie würden „verbessert“, verlängert, zum Theil verkürzt, dieser Sammlung einverleibt werden. Darf ich?

[«]

684. An Franz Overbeck in Basel

Sonnabend
<Nizza, 10. April 1886>

Lieber Freund,

nur wenige Worte. Die Augen verlangen es. Besten Dank für Brief, Geld und die zwei Bücher. Nächsten Dienstag Abreise nach Venedig, Adresse einfach poste restante. Es ist möglich, daß ich im Köselitz'schen Neste sitzen werde. Heinze's sind hier, zu meiner Erholung, deren ich sehr bedarf. Winter-Pensum exakt fertig, Abschrift selbsthändig besorgt, Fädchen drum gebunden, ad acta gelegt. Dergleichen druckt mir Niemand, am wenigsten Credner; und der Luxus vom vorigen Jahre darf nicht wiederholt werden (ich meine das Drucken auf eigne Kosten.) Zuletzt: es hat Alles keine Eile. — Mottl hat Nein gesagt, sehr motivirt, Principien-Kampf zu Gunsten Wagners etc. — K<öselitz> selbst sandte Proben seines Operntextes „Marianna“ (das ist das korsische Thema.) Rohde hat geschrieben, schwer bewegt. — Das Schönste war ein Brief aus offenem Meere, aus der Nähe der Cap Verdeschen Inseln, seitens meiner Schwester: glückliche Fahrt, gar keine Seekrankheit, und prächtige Menschen. Eine Schwester Deussens gehört auch zum Projekt. Eine hiesige Fabrik hat meine Empfehlung nachgesucht, um ihre Sachen in Paraguay einzuführen: spaaßhaft. In der französischen Litteratur ist le grand succès dieses Jahres un crime d'amour von Paul Bourget: erstes Zusammentreffen der beiden geistigsten Strömungen des Pessimismus, des Schopenhauerischen (mit der „Religion des Mitleidens“) und des Stendhal'schen (mit messerscharfer und grausamer Psychologie.) Man hält Vorträge über diesen Roman: der endlich einmal wieder „Kammermusik-Litteratur“ ist und nichts für die Menge. Deutscherseits sagt man von ihm, wie ich höre, ein „Fäulnißprodukt,“ —

Mich Dir und Deiner Frau angelegentlich empfehlend Dein Freund

N.

N. B. Heinze erzählte mir vom großen Eindrucke, den Harnacks Dogmengeschichte gemacht habe. — Gestatte mir ein Buch gerade Dir zu empfehlen, von dem man in Deutschland nichts wissen will, aber das viel von meiner Art, über Religion zu denken, und eine Menge suggestive Fakta enthält: Julius Lippert, Christenthum, Volksglaube, Volksbrauch (Hofmann in Berlin, 1882.)

[«]

685. An Bernhard Förster in Asuncion

Nizza den 11. April 1886.

Mein lieber Schwager,

es macht mir einen ganz wunderlichen Eindruck, meinen ersten Brief an Dich übers Meer um einer Geschäftssache Willen abschicken zu müssen. Ein Herr Feer, der hier mit einem andren Deutschen zusammen eine Fabrik besitzt, hat sich an mich gewendet, um mit seinem Anliegen von Dir gut aufgenommen zu werden. Es handelt sich um aromatische Essenzen, welche er in Paraguay einzuführen wünscht: — ein wohlriechendes Anerbieten, dessen Fürsprecher ich mit Vergnügen bin. Herr Feer ist ein Verwandter der mir befreundeten Familie Albert Köchlin, allem Anscheine nach ein wackerer zuverlässiger Mensch, auf den Du mit Deinem grünen Buche einen, wie es scheint, beinahe verführerischen Eindruck hervorgebracht hast; genug, er schwärmt seitdem für Paraguay, denkt selbst an Reisen dahin usw. Er will Dir schreiben, — nun, welchen Sinn und Werth sein Anerbieten hat, weiß ich nicht zu beurtheilen, aber der Mensch ist einer Empfehlung werth. —

Seit einer Woche sind Heinze's aus Leipzig hier: Ihr könnt denken, wie viel von Euch die Rede war und ist!

Übermorgen geht es aber fort: ich versuche es wieder mit Venedig, wie die letzten Jahre. Etwas überarbeitet; viel Abschreiberei; schließlich fehlt mir die Lust, etwas von mir „öffentlich“ zu machen. Kurz, ein Fädchen um's Manuscript und ad acta gelegt. —

Nach den Zeitungsberichten zu urtheilen, müßt Ihr gerade auf die Revolution in Montevideo zugesteuert sein; der Hintergrund dieser Bewegung hat mich für Deine Projekte nachdenklich gemacht. — Dies Argentinien könnte schließlich Par<aguay> wie eine Enclave mit seinen Zöllen tyrannisiren.

Verzeihung! Es gab übrigens diesen Winter hier Vorträge über Südamerika, worin Parag<uay> auf eine glänzende Art ins Licht gestellt wurde: nämlich in Hinsicht seiner Bewohner, in denen die milden und arbeitsamen Instinkte wundersam mit Heroismus und Ausdauer in starken Gefühlen vereinigt seien. Der Redner schloß mit dem Gedanken, daß der Mensch vielleicht am schönsten und vollständigsten gedeihe, wo er der Natur am nächsten lebe. Wozu die Zuhörer Beifall klatschten. —

Mit den herzlichsten Wünschen Dein

Friedrich Nietzsche.

Adresse bis Mitte Juni: Venezia poste restante. Nachher Sils-Maria, Engadin, Schweiz.

Der Tod des Professor Vischer-Heusler in Basel hat mir sehr weh gethan. — Rohde ist bereits in Leipzig. Im Herbst hoffe ich dort hin kommen zu können. Mit Credner und Schmeitzner Verdruß über Verdruß.

Claire Heinze will von hier aus ebenfalls an Euch schreiben. Ein Brief von mir, adressirt an Frau Dr. Förster, Asuncion, Paraguay poste restante, ist hoffentlich Euch zu Händen gekommen? —

[«]

686. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)

<Nizza, 11. April 1886>

Verzeihung, meine liebe Mutter, daß ich wieder so schweigsam war und Dir nicht einmal für Deinen guten Brief gedankt habe. Ein paar Zeitungs-Artikel aus den Basler „Nachrichten“, deren ich zufällig habhaft wurde (leider nur die 3 letzten Nummern) sind an Dich abgeschickt worden: sie stammen von einem eben verstorbenen Schweizerischen Staatsmann, dem Landamman Vigier, der 30 Jahre die Regierung des Kantons Solothurn geleitet hat. Als Student war er in Berlin; und seine Erinnerungen an die 48ger Jahre machen um des Contrastes willen einen starken Eindruck, — man hält es nicht für möglich, daß wir schon so ganz entgegengesetzte Zustände erlebt haben. Zuletzt: wer glaubt heute noch daran, daß unser Deutsches Reich 40 Jahre Stand hält! Es geht alles heute schnell vorüber.

Heinze’s sind seit einer Woche hier, und es giebt zwischen uns einen heiteren und artigen Verkehr, zumal wir nicht weit von einander wohnen. Auch ein Paar schöne Tage kamen zu Hülfe: so daß Heinzes recht erbaut von Nizza sind. Ich bin im Grunde sehr angegriffen, Dank der langen Arbeit und Schreiberei; auch habe ich alles Drucken hinausgeschoben, ich denke im Herbst Einiges persönlich zu diesem Zwecke zu arrangiren, wenn ich zu Dir und nach Leipzig komme. Mit Herrn Credner bin ich beinahe wieder auseinander, unter uns gesagt. Auch der frühere Verleger Schm<eitzner> hat sich durch gereizte und wenig erquickliche Briefe mir ins Gedächtniß zurückgerufen, — ich habe den ganzen Winter über noch Schererei von wegen der Hypothek seines Vaters gehabt.

Der Tod des Prof. Vischer-Heusler in Basel hat mir sehr weh gethan.

Rohde hat von Tübingen noch geschrieben, er ist seit dem 8. d. M. in Leipzig. —

Nächsten Dienstag geht es fort von hier, nach Genua und Venedig; es schmerzt mich, daß ich den guten Freund Köselitz daselbst nicht mehr vorfinde.

[«]

687. An C. Heymons (Carl Duncker's Verlag) in Berlin

Nizza (France), 12. April 1886
rue St. François de Paule 26

Geehrter Herr,

mit diesem Briefe möchte ich Ihnen den Vorschlag machen, ein philosophisches Werk von mir herauszugeben, das unter dem Titel „Jenseits von Gut und Böse" bereit sein würde, in die Welt zu gehn. Einer meiner Freunde, der mich gerade hier besucht (Hofrath Heinze, Prof. der Philos. in Leipzig) räth mir, mich an Sie zu wenden, in Anbetracht, daß ich am ehesten bei Ihnen den Muth der Initiative finden werde, wie er zur Herausgabe eines solchen sehr unabhängig gedachten und gemachten Buchs nöthig ist. Meine Leser und Anhänger sind weit verbreitet genug, um Ihnen von vornherein die Verkäuflichkeit des Buchs wahrscheinlich zu machen; meine Bedingungen andererseits enthalten, wie ich hoffe, nichts, was Ihnen unbillig erscheinen dürfte, zumal es die alten gleichen Bedingungen sind, welche mir von meinem 24ten bis zum 42ten Lebensjahre immer zugestanden worden sind. Als Honorar pro Bogen 40 Mark, bei einer Auflage von 1000 Exemplaren.

Die Ausstattung (Satz, Format, Papier u.s.w.) getreu nach dem Vorbild von „Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister" — ich nehme eins meiner früheren Werke, im Grunde sind sie allesammt in dieser Hinsicht einander gleich. Gute Druckerei vorausgesetzt: die meisten meiner Bücher sind bei Teubner und C. G. Naumann in Leipzig gedruckt.

Der Umfang des Buches möchte sich ungefähr auf 300 Seiten erstrecken. — Bedingungen für neue Auflagen vorbehalten. — Druck alsbald beginnend.

Das Buch enthält zehn Abschnitte, deren Überschriften lauten: Von den Vorurtheilen der Philosophen. Der freie Geist. Das religiöse Genie. Das Weib an sich. Zur Naturgeschichte der Moral. Wir Gelehrten. Unsere Tugenden. Völker und Vaterländer. Masken. Was ist vornehm?

— Darf ich hoffen, hiermit, geehrter Herr, Ihnen ein willkommenes Anerbieten gemacht zu haben?

Hochachtungsvoll
Ihr ergebener
Professor Dr. Friedrich Nietzsche.

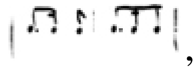
[«]

688. An Carl Fuchs in Danzig

Nizza (France) rue St. François de Paule 26 ^{II}
<vermutlich Mitte April 1886>

Werther und lieber Herr Doktor,

glauben Sie daran, auch ohne daß ich es schriftlich bezeuge (was mir meine Augen von Jahr zu Jahr weniger erlauben —), daß nicht leicht Jemand Ihren Untersuchungen und Feinheiten mit mehr Theilnahme folgen kann, als ich. Wenn nur „Theilnahme“ ausreichte! Aber es fehlt mir an Wissen und Können nach allen den Seiten hin, wo Ihre merkwürdig vielfältige Begabung liegt. Vor allem: es vergehen Jahre, in denen mir Niemand Musik macht, ich selbst eingerechnet. Das Letzte, was ich mir gründlich angeeignet habe, ist Bizet’s Carmen, — und nicht ohne viele, zum Theil ganz unerlaubte Hintergedanken über alle deutsche Musik (über welche ich beinahe so urtheile wie über alle deutsche Philosophie); außerdem die Musik eines unentdeckten Genies, welches den Süden liebt wie ich ihn liebe und zur Naivetät des Südens das Bedürfniß und die Gabe der Melodie hat. Der Verfall des melodischen Sinns, den ich bei jeder Berührung mit deutschen Musikern zu riechen glaube, die immer größere Aufmerksamkeit auf die einzelne Gebärde des Affekts (ich glaube, Sie heißen das „Phrase“, mein lieber Herr Doktor?), ebenfalls die immer größere Fertigkeit im Vortrage des Einzelnen, in den rhetorischen Kunstmitteln der Musik, in der Schauspieler-Kunst, den Moment so überzeugend wie möglich zu gestalten: das, scheint mir, verträgt sich nicht nur mit einander, es bedingt sich beinahe gegenseitig. Schlimm genug! man muß eben alles Gute in dieser Welt etwas zu theuer kaufen! Das Wagnerische Wort „unendliche Melodie“ drückt die Gefahr, den Verderb des Instinkts und den guten Glauben, das gute Gewissen dabei allerliebst aus. Die rhythmische Zweideutigkeit, so daß man nicht mehr weiß und wissen soll, ob etwas Schwanz oder Kopf ist, ist ohne allen Zweifel ein Kunstmittel, mit dem wunderbare Wirkungen erreicht werden können: der „Tristan“ ist reich daran —, als Symptom einer ganzen Kunst ist und bleibt sie trotzdem das Zeichen der Auflösung. Der Theil wird Herr über das Ganze, die Phrase über die Melodie, der Augenblick über die Zeit (auch das tempo), das Pathos über das Ethos (Charakter, Stil, oder wie es heißen soll —), schließlich auch der esprit über den „Sinn“. Verzeihung! was ich wahrzunehmen glaube, ist eine Veränderung der Perspektive: man sieht das Einzelne viel zu scharf, man sieht das Ganze viel zu stumpf, — und man hat den Willen zu dieser Optik in der Musik, vor Allem man hat das Talent dazu! Das aber ist décadence, ein Wort, das, wie sich unter uns von selbst versteht, nicht verwerfen, sondern nur bezeichnen soll. Ihr Riemann ist mir ein Zeichen davon, eben so wie Ihr Hanns von Bülow, ebenso wie Sie selbst, Sie als der feinsinnigste Interpret von Bedürfnissen und Veränderungen der anima musica, welche, Alles in Allem, zuletzt doch der beste Theil von dem sein mag, was die âme moderne ist. Ich drücke mich verdammt schlecht aus, zum Unterschiede von Ihnen; ich meine, es giebt auch an der décadence eine Unsumme des Anziehendsten, Werthvollsten, Neuesten, Verehrungswürdigsten, — unsre moderne Musik zum Beispiel, und wer nur nach der Art der drei eben Genannten ihr treuer und tapferer Apostel ist. Verzeihung, wenn ich noch hinzufüge: wovon ein Decadenz-Geschmack am entferntesten ist, das ist der große Stil: zu dem zum Beispiel der Palazzo Pitti gehört, aber nicht die neunte Symphonie. Der große Stil als die höchste Steigerung der Kunst der Melodie. —

Endlich ein Wort über eine ganz große theoretische Differenz zwischen uns, nämlich in Anbetracht der antiken Metrik. Freilich: ich darf heute kaum mehr über diese Dinge mitreden, — aber 1871 hätte ich’s gedurft, welches Jahr ich in der erschrecklichen Lektüre der griechischen und lateinischen Metriker verbracht habe, mit einem sehr wunderlichen Resultate. Damals fühlte ich mich als den abseits gestelltesten Metriker unter allen Philologen: denn ich demonstrirte meinen Schülern die ganze Entwicklung der Metrik von Bentley bis Westphal als Geschichte eines Grundirrthums. Damals wehrte ich mich mit Händen und Füßen dagegen, daß z. B. ein deutscher Hexameter irgend etwas Verwandtes mit einem griechischen sei. Was ich behauptete war, um bei diesem Beispiele zu bleiben, daß ein Grieche beim Vortrage eines homerischen Verses gar keine andern Accente als die Wortaccente angewendet habe, — daß der rhythmische Reiz exakt in den Zeitquantitäten und deren Verhältnissen gelegen habe, und nicht, wie beim deutschen Hexameter, im Hopsasa des Ictus: noch abgesehn davon, daß der deutsche Daktylus auch in der Zeitquantität grundverschieden vom griechischen und lateinischen ist. Denn wir sprechen „Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen, es grünten und blühten“ mit dem Gefühle von , vielleicht sogar als Triolen, gewiß aber nicht zweitheilig-feierlich mit einer langen Silbe, welche die Dauer von zwei kurzen hat. Das Strengernehmen der Dauer einer Silbe war es eben, was in der antiken Welt den Vers von der Alltagsrede abhob: was bei uns Nordländern ganz und gar nicht der Fall ist. Es ist uns kaum möglich, eine rein quantitirende Rhythmik nachzufühlen, so sehr sind wir an die Affekt-Rhythmik des Stark und Schwach, des crescendo und diminuendo, gewöhnt. Von Bentley aber (der ist der große Neuerer, G. Hermann ist erst der Zweite), ebenso von den deutschen Dichtern, welche antike Metra nachzubilden glaubten, ist ganz unschuldig unsre Art rhythmischer Sinn als einzige und „ewige“ Art, als Rhythmik an sich, angesetzt worden: ungefähr wie wir allesammt geneigt sind, unsrer Humanitäts- und Mitgefühls-Moral als die Moral zu verstehen und sie in ältere, grundverschiedene Moralen hineinzu-interpretiren. Es ist ja kein Zweifel, daß unsre deutschen Dichter „in antiken Metren“ damit vielerlei rhythmische Reize in die Poesie gebracht haben, deren sie ermangelte (das Tiktak unsrer Reim-Poeten ist auf die Dauer fürchterlich): aber ein Alter hätte nichts von diesen Zaubern gehört, noch weniger aber geglaubt, dabei seine Metra zu hören. — Unter Franzosen versteht man die Möglichkeit einer allein zeit-quantitirenden Metrik schon leichter: sie fühlen die Zahl der Silben als Zeit. — Ecco, der längste Brief, den ich seit Jahren geschrieben: nehmen Sie ihn als solchen und auch in jedem andern Verstande als ein Zeichen dafür, daß auch ich „die Dankbarkeit“ nicht vergesse, mein werther Herr Doctor, der Sie mich nun schon zwei Mal mit ganz ausgesuchten Gerichten bewirthet haben. — Wo um alles in der Welt haben Sie Ihr Talent zum causer en litterature her? ist etwas französisches Blut in Ihren Adern? —

Schließlich ein Wort des Zorns gegen Ihren Verleger und Drucker. Wie! „Hefte“? Hefte, die nicht haften, die nicht geheftet sind! lucus a non lucendo! Halten Sie diesen Scherz einem alten Philologen zu Gute und bleiben Sie trotzdem wohlgesinnt

Ihrem ergebensten
Dr. Friedrich Nietzsche,
weiland Prof. der klassischen
Sprachen, insgleichen der Metrik.

Lesen Sie, ich bitte, ein Buch, das Wenige kennen, Augustinus de musica, um zu sehen, wie man damals Horazische Metren verstand und genoß, wie man dabei

„taktirte“, welche Pausen man einschob u. s. w. (Arsis und Thesis sind bloße Taktirzeichen).

Meine Adresse ist, ein für alle Mal: Naumburg an der Saale. Von da aus wird mir Alles nachgeschickt. Ich selbst bin „unstät und flüchtig“ auf Erden — —

[«]

689. An C. Heymons (Carl Duncker’s Verlag) in Berlin

Nizza (France)
rue St Françoise de Paule 26.
20. April 1886.

Geehrter Herr,

ein Wort zur Beantwortung Ihres gefälligen, aber leider verneinenden Briefs. Ich habe einen so guten Glauben an die Anziehungskraft und also auch and die Verkäuflichkeit meines neuen Buchs, daß ich Ihnen einen Vorschlag machen will, der eine starke Probe für diesen Glauben giebt. Sie würden mich bereit finden, auf Zahlung des Honorars bis zu dem Zeitpunkt zu warten, wo 600 Exemplare verkauft sind.

Im Übrigen alle Bedingungen, welche ich zuletzt machte, aufrechterhaltend.

Hochachtungsvoll der Ihrige
Professor Dr. Nietzsche.

[«]

690. An Heinrich Köselitz in Annaberg

<Nizza,> Mittwoch der Charwoche <21. April> 1886

Lieber Freund,

immer noch aus Nizza! Im entscheidenden Zeitpunkte, wo ich nach Venedig fort wollte, schlug das Wetter um, und eine Art Verhärtung und Verwinterlichung hat bis jetzt Stand gehalten: so daß ich erst Ende Monats davon fliegen will. Wohin? selbst das ist nicht gewiß. Bei weitem am liebsten nach Venedig: doch ist der Gesundheits-Stand daselbst fragwürdig genug, und fast scheint es, daß Einer, der sich dorthin begiebt, sich nicht nur in eine Gefahr, sondern, was das

Unangenehmere ist, in eine Quarantaine hineinstürzt. Bis heute ist letztere zwar nur für die Seeseite (und fürs ganze Adriatico) erklärt: es könnte aber bald genug kommen, daß man sich auch von der Landseite aus, z. B. von Mailand gegen Padua und Venedig sicher stellte: kurz, daß man mir den Rückweg in die Schweiz verbaute. — Trotzdem: ich glaube eigentlich daran, daß ich im entscheidenden Momente doch noch dorthin schlüpfe, — zuletzt hat man nicht zu viel Dinge lieb, und darunter ist, bei mir wenigstens, eine einzige Stadt.

Freilich: Venedig ohne Ihre Musik, lieber Freund! Es schmerzt mich durch und durch, wenn ich daran denke; Sie können nicht glauben, welche Wohlthat Sie mir seit Recoaro, Jahr für Jahr, erwiesen haben, und wie Nichts im Grunde mir diese Erleichterung gegeben hat, die meine Schwere und Schwermüthigkeit so nöthig hat —, als Ihre Kunst. Auch bleibe ich dabei, daß ich in Bezug auf Ihre Musik Recht habe: und nicht Herr Mottl, — dessen Urtheil ich mir zwar psychologisch zurechterklären kann, nimmermehr aber aneignen will! Einstweilen ist es die Wagnerei, die Ihnen im Wege steht; auch die deutsche Vergröberung und Vertölpelung, die seit dem „Reiche“ wächst und wächst. Wir müssen auf Mittel und Wege denken, uns zur Wehre zu setzen, daß man Sie und mich nicht mundtodt macht. Verzeihung, daß ich „mich“ dazwischen menge: aber die negativen Briefe deutscher Verleger geben mir den Eindruck, daß es jetzt bei mir so steht wie bei Ihnen, daß wir still unsre „Partituren“ in den Schrank legen. —

Und eine neue machen? Nicht wahr? Ich freue mich unbändig über Ihre korsische Dichter-Tapferkeit. Für die mitgetheilten kräftigen Verse tantissime grazie!

Was mein Manuscript angeht: so schwebt noch eine Verhandlung mit dem Berliner Verleger C. Heymons (d. h. Carl Duncker’s Verlag). Gesetzt, es wird auch da nichts ausgerichtet, nun, so hat es seine gute Seite für mich. Denn es ist ein erschreckliches Buch, das dies Mal mir aus der Seele geflossen ist, — sehr schwarz, beinahe Tintenfisch. Mir ist zu Muthe, als hätte ich irgend etwas „bei den Hörnern“ gepackt: ganz gewiß ist es kein „Stier“. — —

Wenn Sie einmal an Ihre trefflichen Leute nach Venedig schreiben: bitte, geben Sie ihnen zu verstehen, daß mir an zwei Dingen viel gelegen sei. Erstens, daß der Boden des Zimmers mit einem Teppich belegt werde: ich erkälte mich so leicht. Und dann: ein großer bequemer, gelehrter Lehnstuhl (in Frankreich sagt man für dies Möbel verständnißvoll „un Voltaire“). Eventuell kann man dergleichen miethen: natürlich auf meine Unkosten. —

Ihr Anerbieten, mir wieder bei der Correktur helfen zu wollen, ist herrlich. Geht Alles gut, so giebt es bei einander: Venedig, Druckbogen und Gondelei oder Spazierengehn an den Fondamenta nuove. Ich habe gerade sehr die Erholung und Stille nöthig. —

Ihnen und Ihren verehrten Eltern meine angelegentlichsten Grüße und Wünsche ausrichtend

Ihr
alter Freund
N.

[«]

691. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Nizza, 25. April 1886>

Lieber Freund, immer noch in Nizza, wo mich die plötzliche Verhärtung und Verwinterlichung des Clima's warten hieß: hinzugerechnet die schlechten Nachrichten über den Gesundheitsstand in Venedig. Ich bedarf der Erholung, wie lange nicht; es fehlt mir an Menschen, die sie mir schaffen könnten. Die Augen, Tag und Nacht schmerzhaft, verbieten Lesen und Schreiben. Das Letzte, was ich las, war Dr. Fuchsens Buch („Heft"? — lucus a non lucendo —) „rasend" interessant und fein, ob ich schon mit allem Fundamentalen nicht einverstanden bin. Auch habe ich ihm gedankt. Rohde hat geschrieben, sehr bewegt über sein Fortgehn von Tübingen: wünscht mich diesen Mai in Leipzig zu finden, ebenso wie meine Mutter. Wir sind durch die letzten Nachrichten von meiner Schwester wieder besorgter, es scheint, daß sie das heiße Clima schlecht aushält. Ihr erster Brief, mitten aus dem Meere, Nähe der Cap Verdeschen Inseln, war heiter, ausgezeichnete Fahrt und Gesellschaft. Eine Schwester Deussens will hin. Eine hiesige Fabrik hat meine Fürsprache gesucht für Importe nach Paraguay: was mir très ridicule vorkam. — Was für ein schlechter Winter! —

Dein Freund
N.

[«]

692. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Nizza, 28. April 1886>

Meine liebe Mutter,

drei Worte, vor allem des Dankes für Deinen guten Brief. Unsre Sorgen sind gemeinsam, im Grunde glaube ich, daß wir allesammt nicht für ein heißes Clima gemacht sind. Abgesehn von allen leiblichen Consequenzen ruinirt es den Muth und die Kraft des Willens: deshalb geht Dein krankes Thier in so kalte Sommerfrischen, die einem milden Nizzaer Januar zum Verwechseln ähnlich sind: — ich meine, weil unsereins viel Muth und Willenskraft nöthig hat.

Die letzte Zeit war sehr hart und schlecht für mich, eigentlich eine Tortur, bei der Alles, was sonst wohl thut, einem schwer fällt. Ärger über meine Verleger voran: es ist nichts mit Credner (obwohl ich heute noch einen letzten indirekten Versuch vermittelst eines Briefes an Heinze gemacht habe); es ist auch mit den andern Verlegern nichts, an die ich mich gewendet habe. Dies ist schlimm, in vielfachem Betracht; eine der Folgen die ich nur Deinethalb berühre, ist, daß mir die bestimmt erwartete Geldzuschuß-Summe für dies Jahr abgeht, — auf diese hin hatte ich ja die Reise zu Dir projektirt! Nun, warten wir ab, was wird.

Übermorgen gehe ich nach Venedig, will sehr still herumgehen und mich von der großen Angegriffenheit so gut es geht erholen. Vielleicht wohne ich im alten Zimmerchen des guten Köselitz (in Bezug auf welchen ich auch aus Deutschland eine neue abschlägige Antwort zu verzeichnen habe, vom Carlsruher Hofkapellmeister: es hat mich stark mitgenommen, weil ich hier gerade gewonnenes Spiel zu haben glaubte.

Meine Adresse ist zunächst:

Venezia (Italia)
poste restante

Andre Jahre, nicht wahr? machen wir ein kleines Rencontre auf halbem Wege; es scheint mir mit meinen Finanzen absolut unverträglich zu sein, eine Reise nach Naumburg hin und zurück auf mein Jahres-Budget zu setzen. Noch abgesehn von der Gesundheit: denn Du kannst nicht glauben, welche Überwindung ich wieder im vorigen Herbst nöthig hatte, um mir nicht die Melancholie eines Leidenden allzusehr anmerken zu lassen.

In herzlicher Liebe Dein Sohn

[«]

693. An Sophie Vischer-Heusler in Basel

Nizza, den 28. April 1886.

Liebe verehrte Frau Professor,

über Naumburg kommt diese außerordentlich schmerzhafte und überraschende Mittheilung zu mir, welche mich verpflichtet, auch meinerseits Ihnen ein Zeichen meiner Trauer und meines tiefen Mitgefühls zu geben. Es werden selten Männer so betrauert, wie Ihr ausgezeichneter Gemahl betrauert wird: von Menschen der verschiedensten Denkweisen und Bestrebungen, die aber alle einmüthig in dem Wunsche sind, einen Nachruhm, wie er ihn hat, zu hinterlassen, als treue, uneigennützige, wohlwollend-wohlthätige und unermüdliche Freunde alles Guten und Gerechten. Darf ich hinzufügen, daß mir persönlich ein Stück Leben und Vergangenheit mit ihm zu Grabe getragen wird, an welches ich gerne und mit vieler Dankbarkeit zurückzudenken habe: er gehörte zu den trefflichen Basler Collegen, die mir, in einer Lebenszeit, wo man noch wenig Anspruch auf Vertrauen machen darf und sich im Grunde erst zu „beweisen“ hat, mit einem unbedingten Vertrauen und hülfreich in Rath und That entgegengekommen sind, nach dem Vorbilde seines verehrungswürdigen und mir unvergeßlich theuren Vaters. Noch von meinem letzten Besuche, den ich ihm in Basel machte (vor zwei Jahren, Sie selbst waren verreist —) habe ich den Eindruck jenes tiefen Vertrauens zurückbehalten, welches wir, ich darf es wohl sagen, zu einander hatten.

In meinem nächsten Briefe will ich meiner Schwester von Ihrem großen Verluste Mittheilung machen, verehrte Frau Professor (über das Meer, Sie wissen ohne Zweifel von ihrer Übersiedelung nach Paraguay?); und ich weiß, daß sie mit Ihnen und mit mir auf das Schmerzlichste davon getroffen sein wird. Wenn ich selbst in diesem Jahre über Basel kommen sollte, werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen mündlich zu wiederholen, was ich hier geschrieben habe,

als Ihr hochachtungsvoll
ergebener und sehr
betrübter Freund
Professor Dr. Nietzsche.

[«]

694. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Venedig, 1. Mai 1886>

Gestern Abend bin ich in Venedig eingetroffen, nach ein paar Wochen peinlicher Ungewißheit: deren Zeugniß auch eine Karte an Dich gewesen ist, lieber Freund. — Meine Verleger-Verhandlungen sind allesammt bisher gescheitert, unter nicht uninteressanten Umständen; einen letzten Versuch wird Heinze machen, — aber es steht hier wie mit Mottl's Negativum: alle diese Herrn wollten gar zu gern, aber sie dürfen nicht. (Die öffentliche Meinung als Gewissen —) Ich sitze im Neste des ausgeflogenen Singevogels: Adresse San Canciano calle nuova 5256.

[«]

695. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Postkarte)

<Venedig, 7. Mai 1886>

Lieber Freund, ich sitze hier in Ihrem Neste, ohne Sie, den ausgeflogenen Singevogel, irgendwie zu repräsentiren. Denn es geht mir nicht gut, meine Augen torturiren mich Tag und Nacht. Das Wetter ist glänzend klar und frisch, aber — ich darf nichts sehen, und Alles thut mir weh.

In summa: ich reise nächster Tage ab, über München nach Naumburg, um mich in einen Wald zu verstecken. Meine Adresse also Naumburg a.d.Saale: — auch für den Fall von Correkturbogen…

Ihre Leute hierselbst sind ausgezeichnet; es scheint mir, daß im Winter (wo das Licht nicht so intensiv ist) sich gut hier wohnen ließe.

Unter einem Concertprogramm las ich als Dirigenten Edoardo Sassone, warum nicht Enrico? — —

[«]

696. An Max Heinze in Leipzig (Entwurf)

<Venedig, 7. Mai 1886>

tantissime grazie für die ganze Bemühung! Zuletzt glaube ich, daß es klug ist, Herrn Credner für dies Mal zu acceptiren quand même, — ich möchte gerade diesem Buche nicht durch einen schlechten Verleger-Namen geschadet wissen.

Geben Sie ihm also, wenn ich bitten darf, das Ms., zugleich mit beifolgendem Blatte, das meine Wünsche für die Druckerei enthält

Ich bin krank, ohne Gesellschaft, Tags und Nachts augenleidend: der letzte Punkt ist es, der mir wideräth in Venedig zu bleiben (wo es blendend klar, aber sehr frisch, beinahe kalt ist)

Auf Wiedersehn also in Leipzig oder — Tautenburg! —

[«]

697. An Hermann Credner in Leipzig (Entwurf)

<Venedig, 7. Mai 1886>

Um sofortige In-Angriffnahme des Drucks gebeten. Wöchentlich 3—4 Bogen.

Tiefes Schwarz, mir in H<insicht> auf meine l<eidenden> Augen dringend erwünscht.

Die letzte Correktur wird von mir und Hr. K<öselitz> besorgt: so daß zu gleicher Zeit 2 Abzüge an H. K<öselitz> und 1 Abzug an mich abgehn. Unsere beiden Adressen folgen anbei Zu Händen des Herrn Druckerei-Besitzers.

[«]

698. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Venedig, 7. Mai 1886>

Meine liebe Mutter, es geht nicht gut. Es ist in Venedig für mich nicht auszuhalten. Die Augen sind zu schmerzhaft — und es fehlt mir an Zerstreuung. Kurz, ich will dieser Tage zu Dir hin abreisen, höchstens daß ich mich in München ein wenig verzögere. —

Mit Credner wird es noch etwas, wenigstens scheint es augenblicklich so. —

Dies Mal hat Dein Sohn es recht nöthig, sich pflegen zu lassen.

In Liebe Dein F.

[«]

699. An Irene von Seydlitz in München

Venezia,
San Canciano calle nuova 5256
7 Mai 1886.

Verehrte Freundin,

nichts konnte liebenswürdiger sein als die Intention Ihres Briefes an mich, — der mich aufforderte, an mich selbst zu denken. Aber gerade das geht, wie es scheint, über meine Kräfte, Dank einer lebenslänglichen Verwöhnung: es gab in diesem Winter so viel Anderes zu denken, es lag so viel Anderes und lauter so Schweres auf mir, daß ich nicht einmal Zeit hatte, an mich zu denken, wozu Ihre Zeilen in der That die freundschaftlichste Aufforderung enthielten. Nehmen Sie das alles wörtlich, so verrückt es auch klingen mag. Aber ein Mensch wie ich ist in sein Problem — in seine „Aufgabe“, sagt man wohl? — gespannt wie in ein schönes alterthümliches Folterwerkzeug: hat man’s wieder einmal „überstanden“, nun, so ist man doch für eine längere Zeit kaput. Zum Beispiel jetzt: ein Manuscript mit dem bösartigen Titel „Jenseits von Gut und Böse“ ist das eine Resultat des Winters; das andre — liegt hier in Venedig, ich selber, jenseits vielleicht von Gut und Böse, aber nicht von Ekel, Langeweile, malinchonia und Augenschmerzen. —

Diesen Winter sah ich öfter einmal den Namen meines Freundes Seydlitz in der Neuen freien Presse oder anderswo — sehr siegreich, wie mir schien? — Ich glaube von einem Auftrage für Bologna gelesen zu haben? Dies gab mir die Vorstellung, als ob Sie miteinander vielleicht südliche Pläne planten. Und darf ich wissen, wo Sie sich vor der großen Hitze verstecken wollen? — Zuletzt bitte ich, nicht erstaunt zu sein, mich plötzlich einmal in München auftauchen zu sehn. „Durchreisendamente“, um italiänisch zu sprechen. Dies Jahr muß ich meiner Mutter etwas zu Hülfe kommen, daß sie den Verlust ihres andren Kindes nicht gar zu schwer trägt. — Übrigens sind die Nachrichten gut, die Seefahrt war glänzend. —

Seien wir guter Dinge! (Erste Bedingung des ewig-Weiblichen nach meiner façon: lachen-können, im Kopfe lauter dummes Zeug.)

Dankbar und ergeben
Ihr
Fridericus Nux Crux
Lux Dux etc.

700. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<München,> Dienstag den 11^{ten} Mai. <1886>

Meine liebe Mutter, gesetzt, daß die Gesundheit nichts dazwischen redet, will ich heute Nachmittag 1/2 6 von hier (München) mit dem Schnellzuge zu Dir mich auf den Weg machen. Das heißt: ich komme morgen ganz früh nach Leipzig (3 Uhr 53) und werde mit dem ersten Zuge nach Naumburg weiterreisen. Daß Du an der Bahn bist, möchte ich ganz und gar nicht: es ist viel zu früh und unbequem für Dich.

In Liebe Dein F.

Nein! Ich komme erst Donnerstag früh.

[«]

701. An Albert Erlecke in Chemnitz (Entwurf)

<Naumburg, kurz nach dem 18. Mai 1886>

Geehrter Herr, ich bedaure, daß eine so rasche Erledigung Ihres Wunsches, wie Sie ihn durch Ihr Telegramm ausdrückten, ganz außerhalb der Möglichkeit lag. Mein Banquier verlangte vor Allem etwas über Sie und Ihre Verhältnisse in Erfahrung zu bringen; aus Ihrem Briefe war in Hinsicht auf ausreichende Bürgschaft und Sicherstellung des verlangten Geldes nichts zu entnehmen.

Ein früherer Brief, auf welchen Sie verweisen und der vielleicht darüber Mittheilungen enthielt, ist bedauerlicher Weise nicht in meine Hände gekommen. — So weit ich die Lage aus der Ferne beurtheilen kann, ist Herr Schmeitzner jetzt sehr gedrängt, seinen Verlag zu verkaufen: es ist wahrscheinlich, daß er Ihnen denselben auch noch zu einem geringeren Preise anbieten wird.

[«]

702. An Hermann Credner in Leipzig (Entwurf)

<vermutlich: Naumburg, kurz vor dem 25. Mai 1886>

Aber was sind sie für ein Mensch! Keine Antwort auf meine Briefe, nicht einmal der Empfang des Ms. wurde mir angezeigt, die Bedingung, die ich stellte (daß der Druck sofort beginne, — — —

Ich habe keinen Geschmack für bummlige Geschäftsleute, noch weniger für unhöfliche.

Sie machen es mir unmöglich, mit Ihnen weiter zu verkehren: und ich will froh sein, wenn ich — — —

[«]

703. An Hermann Credner in Leipzig (Entwurf)

<Naumburg, vermutlich 25. Mai 1886>

Ich bedaure, Ihnen erklären zu müssen, daß mir fürderhin mit Ihnen geschäftlich zu verkehren unmöglich ist. Sie haben mir auf meinen Brief aus Nizza <nicht geantwortet> und sich nicht einmal, wie ich es durch Hofrath H<einze> Ihnen zu verstehen gab, für dieses Versäumniß zu entschuldigen gewußt. Sie haben den Empfang des M<anuskripts> mir weder angezeigt noch die Bedingung, unter welcher ich dasselbe in Ihre Hände gab (sofortige und schleunigste Erledigung des Drucks) erfüllt. Endlich: Sie schweigen selbst auf mein dringliches Telegramm vom Sonntag: Gründe genug für mich, um hier ein Ende zu machen und anders über mein Ms. zu verfügen: Senden Sie dasselbe, wenn ich bitten darf, mit der nächsten Postgelegenheit nach Naumburg.

[«]

704. An Elisabeth Förster in Asuncion

Naumburg 31 Mai 1886.

Mein liebes Lama,

Alles, fast Alles, was Du mir gemeldet hast, klingt muthig und lustig: so daß ich meine Geburtstagswünsche dies Mal sehr abkürzen kann (wozu mich andererseits die Augen zwingen), — bleibe so, wie Du bist, muthig und lustig, und „laß Dich nicht aus der Fassung bringen“! Letzteres nämlich ist unsre Devise hierselbst, welche ich jeden Tag unsrer Mutter einige Dutzend Male bei möglichen oder unmöglichen Anlässen zurufe oder mir zurufen lasse. Wozu, wie Dir wohl schon mitgetheilt worden ist, in meinem Falle reichlich Anlaß vorhanden ist. Die Verlegernoth dauert nunmehr schon 3 Monate und ist auf dieselbe kostspielige, aber freiherrliche Manier endlich von mir abgeschüttelt worden, wie voriges Jahr. Von Venedig bin ich noch zur rechten Zeit losgekommen, inzwischen ist die Cholera dort in Blüthe getreten, und durch Land- und See-Quarantänen umzingelt. Wir hatten einen Hundtag-Hitz-Anfall im Mai, der mir wieder zu verstehen gab, wie es Dir wohl zu Muthe sein mag: aber es scheint mir, daß Du leichter Hitze erträgst als ich, — und wahrscheinlich ist Eure Luft nicht so dicklicht wie die Naumburger. Von Seydlitzens gute und liebevolle Briefe; zuletzt aus Berlin, wo der Japonisme triumphiren soll. Rohde habe ich in Leipzig im Colleg gehört: auch da aber sagte ich mir schließlich „ich tausche heute mit Niemandem mehr“. — Und Leipzig ist keine Zufluchts- und Ausruhestätte für mich, — so viel ist klar. Eher schon München: obwohl es erst zu probiren ist. — Um Nizza und Sils-Maria werde ich nicht herumkommen: die Zwischenakte, wo mir vor Allem menschlicher Verkehr noththut, als Kur, müssen noch erfunden werden.

So viel von mir, mein liebes liebes Lama! Deine Mittheilungen über alte Freunde, die den artigen Umweg über Paraguay gemacht haben, waren sehr dankenswerth. Ich denke, daß der tägliche Morgen-Genuß von Maté, welchem ich mich hier ergeben habe, ein gutes Anzeichen dafür ist, wie viel ich an Dich gedacht, auch wie gern ich von Dir gehört habe. Meinem trefflichen Schwager die wärmsten Grüße: ein Briefchen an ihn von Nizza aus wird schwerlich angelangt sein?

In getreuer Bruderliebe
Dein F.

[«]

705. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Naumburg a/Saale
3 Juni 1886.

Geehrter Herr,

besten Dank für die übersandte Berechnung: ich gestehe, daß ich gehofft hatte, Sie würden einen noch geringeren Kostenpreis herausrechnen. Mit dem Papier bin ich einverstanden: es gefällt mir. —

Zuletzt bitte ich Sie angelegentlich, den Druck, so sehr es nur angeht, zu beschleunigen und jede Woche mindestens 3 Bogen fertig zu stellen. Den Grund sagte ich Ihnen schon: ich möchte nicht den Sommer verlieren, der zu einer größeren Ausarbeitung bestimmt ist, — vor der Beendigung des Drucks fehlt mir jene Freiheit und Unbekümmertheit, welche ein ganz neuer Gedankenkreis für sich in Anspruch nimmt. Alle produktiven Menschen haben es eilig.

Mit dem Ausdrucke persönlichen Vertrauens
Ihr
ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche

[«]

706. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Telegramm)

Leipzig, 5. Juni 1886.

Zusammenkunft sehr erwünscht. Vielleicht für eine Woche? Auenstraße 48 2.

Nietzsche

[«]

707. An Paul Heinrich Widemann in Bernsdorf (Postkarte)

Leipzig, 7. Juni 1886.

Werther Freund, es wäre **schön**, wenn ich Sie hier in Leipzig zu sehen bekäme: ich bleibe noch bis Ende der Woche. Meine Wohnung ist Auenstrasse 48, 2. Etage rechts. Herr Köselitz ist gleichfalls hier, seit Sonntag. — Und wer weiß, wann eine solche gute Gelegenheit sich wieder anbietet! — Kommen Sie, wenn es irgend angeht!

Mit herzlichem Gruß und Wunsch

Ihr Nietzsche

[«]

708. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

<Leipzig, 13. Juni 1886>

Das unnumerirte, mit drei Sternen bezeichnete Stück, welches jetzt den Anfang vom vierten Hauptstück macht („Ach, was seid ihr doch etc.“) soll von dieser Stelle weg und an das Ende des neunten Hauptstücks gerückt werden d. h. an den Schluß des Buches. Dort bekommt es die letzte Nummer und verliert seine Sternchen

Prof. Nietzsche.

Von jetzt ab die Correctur wieder wie zuerst für Herrn Köselitz nach Annaberg (Erzgebirge)
für mich Naumburg a/Saale.

[«]

709. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Leipzig,> Montag den 14. Juni 1886.

Geehrtester Herr, entgegen meiner gestrigen Mittheilung will ich heute melden, daß ich noch diese Woche hier in Leipzig bleibe, desgleichen Herr Köselitz.

Hochachtungsvollst
Prof Dr Nietzsche.

[«]

710. An Arthur Nikisch in Leipzig (Entwurf)

<Leipzig, Mitte Juni 1886>

H<einrich> K<öselitz>, derselbe Componist, der vor 4 Jahren Ihnen sein Erstlingswerk „Scherz List und Rache“ vorlegte, bittet durch mich um die Erlaubniß, Ihnen seine zweite, wie er hofft, aufführbarere und in jeder B<eziehung> reifere Oper der Löwe von V<enedig> (fertig in Partitur und Klavierauszug) zusenden zu dürfen. Er legt großen Werth darauf, sein Werk in der Hand eines jener seltnen Interpreten zu wissen, welcher ein Herz auch für die heitere, südländische, mozartische Welt der Töne hat.

Er glaubt, Ihnen für die entschiedene Kritik, welche Sie damals hinsichtlich seiner Instrumentation übten, sehr dankbar sein zu müssen: hoffen wir, daß er sie sich gründlich zunutze gemacht hat! Ich selbst, wenn es erlaubt ist, das hinzuzufügen, lege den größten Werth darauf, dieses neue frohmüthige, selbst ausgelassene Werk — — —. Die Ouvertüre desselben ist 1885 mit ausgezeichnetem Erfolg in Zürich (in einem Tonhallen-Concert) aufgeführt worden.

[«]

711. An Franz Overbeck in Basel

Leipzig 20. Juni 1886.

Lieber Freund,

ein paar Worte aus Leipzig, als späten Dank für Deinen Brief, der mich in Venedig erreichte. Es war gut, daß ich diesem Cholera-Neste entschlüpft bin, so unangenehm die Veranlassungen dazu waren. Es gäbe Viel zu erzählen, — aber schreiben? Nein! Es steht gar zu schlecht mit den Augen. Schmeitzner, wie ich gerade zur rechten Zeit erfuhr, gedachte mir einen schlimmen Streich zu spielen, nämlich meine ganze Litteratur an eine der schmutzigsten und anstößigsten Figuren des sächsischen Buchhandels zu verkaufen (der Betreffende ist mehrfach wegen Vertriebs obscöner Schriften bestraft, auch Socialdemokrat, anerkannt käuflich usw.) Mein Versuch, hier dazwischen zu treten, hat zum Mindesten die Sache etwas verschoben und hinausgeschoben. Ein Leipziger Verleger (nicht der völlig unzuverlässige und launenhafte Credner) verhandelt jetzt mit Schm<eitzner> über den Ankauf meiner Schriften (d. h. der Rest-Exemplare) — aber der unverschämte Schm<eitzner>, (der einen Begriff von meiner Nothlage hat und sie zu seinen Gunsten ausnützt) verlangt den unverschämten Preis von 12 000 Mark. —

Einen neuen Verleger für etwas Neues habe ich nicht aufzufinden vermocht: eine Menge peinlicher Erfahrungen in diesem Capitel hat mich zur Resignation gebracht. Im Grunde hat es mich fast ein halbes Jahr gekostet, dies Suchen, Warten und Enttäuschtwerden. Meine Schriften, sagte man mir in Leipzig, seien „Zukunftsmusik:“ was ich mir ad notam genommen habe. —

Sodann wurde nöthig, für Herrn Köselitz etwas zu thun, da, seitdem er selbst für sein Werk sich bemüht hat, Alles stecken geblieben ist. Hier in Leipzig habe ich wenigstens Eins erreicht — eine Privataufführung im Gewandhause vom letzten Werke K<öselitzen>’s (dem Septett) mit lauter ausgezeichneten Künstlern, den ersten Kräften des Gewandhaus-Orchesters. Der Erfolg war belehrend, wenn auch nicht angenehm — die Musik klang nicht gut, viel zu dick; ich meine, es ist die höchste Zeit, daß K<öselitz> in einer eigentlichen Musikstadt zu leben sich entschließt, um in Betreff der Orchestration zu hören und zu lernen. In Betreff der Oper verhandle ich eben mit Nikisch (ohne viel Hoffnung zu haben.) K<öselitz> brachte mir den fertigen Text der korsischen Oper mit („Marianna“ heißt sie) den er in Annaberg gedichtet hat. Doch war ich nicht im Stande, denselben zu billigen; so sehr der Muth anzuerkennen ist, mit dem er die Aufgabe gefaßt hat. Ein Jahr später wird er’s besser machen. —

Herr Widemann hat mich hier besucht: das ist ein tüchtiger achtbarer und feiner Mensch, obschon mir seine Philosophie einstweilen noch gründlich anfängerhaft vorkommt. Aber es ist etwas, so anzufangen. —

Aber Rohde! Ich fand ihn in der wunderlichsten Klemme, außer sich über die Dummheit, Tübingen verlassen zu haben und tief im Widerspruch mit Leipzig: so daß sein Entschluß, sich nach Heidelberg berufen zu lassen (was inzwischen formaliter geschehn ist) schließlich räsonabel war, faute de plus raisonable. Dies unter uns: obwohl ich glaube, daß heute das Definitivum der Sache da ist (die Rückantwort des sächsischen Ministers). — Die baierische Tragödie hat mich tief erschüttert, ich weiß etwas zu viel von ihren Voraussetzungen. —

In München gab es ein paar prächtige Stunden bei Deinen Verwandten. Der Sommer wahrscheinlich in Sils-Maria. In Kürze eine Karte darüber.

In alter Liebe Dein
Nietzsche.

[«]

712. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Postkarte)

Montag. <Leipzig, 21. Juni 1886>

Lieber Freund, bitte, die Bogen immer noch hierher (Leipzig, Auenstraße 48 ^{II}) zu senden. Wenigstens diese Woche will ich noch bleiben, da das Wetter zu frisch ist, um ins Gebirg zu gehn. Können Sie nicht über Reitzenhain etwas erkundschaften? Wie die Ernährung sei? Ob Wald unmittelbar dabei? Was für Wege? Wo die Unterkunft am rathsamsten?

Für unser Zusammensein Ihnen meinen herzlichsten Dank aussprechend

Ihr Freund Nietzsche.

Gesundheit erst heute sich zum Bessern wendend.

— Vergessen Sie, bitte, das Clavier-Arrangement nicht: „durch diese Pforte muß er kommen“, nämlich der Erfolg.

[«]

713. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Leipzig, 21. Juni 1886>

Meine liebe Mutter, es ist immer noch zu frisch, um ins Gebirge zu gehn. Diese Woche bleibe ich wohl noch hier. Was ankommt, bitte, umgehend hierher senden! — Freitag war die Musikaufführung im Gewandhaus. Sonnabend und Sonntag war ich heftig krank. Heute besser. Hr. K<öselitz> ist abgereist. Dankbar unsres letzten Zusammenseins eingedenk!

Dein Sohn.

Schm<eitzner> will 12000 M. für meine Bücher: das ist Herrn Fr<itzsch> zu viel. — Schm<eitzner> war zu diesem Zwecke schleunigst hierher gereist.

[«]

714. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Postkarte)

<Leipzig, 16. Juni 1886>

Lieber Freund, schönsten Dank für Ihre Auskunft: der Prospect (den ich alsbald zurücksende, zusammen mit einem sehr lesenswürdigen Stück Alfieri’s) belehrte mich ausreichend und ersparte mir die Reise (— es ist dort zu theuer für mich —).

Morgen Abend will ich fort nach Sils-Maria! Den nächsten Bogen (den zehnten — der heute Abend abgeht) erbitte ich mir nach Chur (Schweiz) poste restante.

Bei Fritzsch ist Ihr Csardàs angelangt.

Leben Sie wohl, nämlich heiter und tapfer, als alter Ritter des gai saber und empfehlen Sie mich Ihren verehrten Eltern.

Ihr Freund N.

Rohde zum Geheimen Hofrath ernannt. —

[«]

715. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Leipzig, 26. Juni 1886>

Meine liebe Mutter, darf ich Dich bitten, morgen (Sonntag) hierher zu kommen und mir die Abreise zu erleichtern? Auch den Koffer mitzubringen, gepackt und geschnürt? Insgleichen ein Nachthemd (denn seit 3 Wochen habe ich immer noch dieselben schrecklichen Sträflings-Hemden) Es versteht sich, daß Deine Reisekosten Dir nicht zur Last fallen dürfen!

Ich werde Dich auf der Bahn empfangen, (c. 11 Uhr) und wir essen dann im Panorama.

In herzlicher Liebe Dein
Sohn.

Auch den kleinen Litteratur-Kalender von 1885 mitbringen! Im Cabinet auf dem Bücherbrett liegend, so viel ich mich erinnere — ein kleines Büchlein, vorne das Bild Gottfried Kellers.

[«]

716. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

Rorschach, Montag Nachmittag.
<28. Juni 1886>

Lieber Freund, übermorgen hoffe ich in Sils-Maria zu sein. Habe die alte Gewogenheit, mir dahin das Geld zu senden, in der alten Form.

In alter Treue
Dein Fr. Nietzsche.

[«]

717. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Chur, 29. Juni 1886>

Meine liebe gute Mutter,

in Chur bin ich angekommen, wie billig, nach der ungeheuren Anstrengung, krank. Auch jetzt noch Kopfschmerz. Doch habe ich schon einen wundervollen langen Waldspaziergang in stärkender Gebirgsluft gemacht. Die Reise war trefflich in Scene gesetzt: ich kann Dir nicht genug für Deine Gegenwart und Hülfe dabei danken. Im Grunde war es so ganz in Ordnung, daß ich zu Dir kam, für diesen Frühling. Aber ein anderes Mal müssen wir's umgekehrt verabreden, nicht wahr? meine liebe liebe Mutter!

Mit dem herzlichsten Danke

Dein F.

Adresse: Sils-Maria, Oberengadin, Schweiz.

[«]

718. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Sils-Maria, Oberengadin,
Schweiz
Montag 5. Juli 1886.

Lieber und werther Herr,

es versteht sich von selbst, daß ich gegen alle Annäherungs-Versuche des Schm<eitzner> unzugänglich bin: er hat mir beifolgenden Brief geschickt, insgleichen ein Telegram<m> desselben Inhalts. Wie er auf den absurden Gedanken gekommen ist, daß ich selbst meine Bücher zurückkaufen soll, weiß ich nicht: was er von einem Angebot von 1000 M. Ihnen gesagt hat, ist vollständig erdichtet. — Bis jetzt habe ich natürlich geschwiegen: falls Sie es wünschen sollten, daß ich ihm es noch einmal schriftlich gebe, wie ungereimt sein Vorschlag mir vorkommt, so stehe ich Ihnen damit zu Diensten. —

Im vorigen Herbst hatte ich in der Voraussetzung, daß es nur noch einen ganz kleinen Rest von „Menschl<iches> Allzumenschl<iches>" gebe, bei ihm angefragt, was er dafür wolle. Darauf erfuhr ich die erhebliche Zahl der vorhandenen Exemplare, — er wollte sie mir für 2500 M. ablassen: womit unsre Verhandlung zu

Ende war. Credner war es (nicht ein „Freund“) der daran gedacht hatte, die Restexemplare aufzukaufen und eine neue Auflage zu veranstalten. Dies unter uns.

Es wäre mir ein großer Stein vom Herzen, wenn meine Litteratur erst glücklich in Ihren Hafen eingeschifft ist! Hoffentlich können Sie mich baldig mit dieser Nachricht beglücken.

Mit herzlichem Gruß
Ihr
ergebenster
Prof Dr Friedrich Nietzsche

NB. Vergleichen Sie einmal die Ziffern der Exemplare mit der Ihnen gegebnen Liste. Es scheint mir nicht Alles zu stimmen.

NB. Ich erzählte Ihnen, daß jener Erlecke von mir Geld haben wollte — und daß, als ich mich erkundigt hatte, wer das sei, ich [+ + +] gen. F. N.

[«]

719. An Heinrich Köselitz in Annaberg

Sils-Maria
Oberengadin
Schweiz
5. Juli 1886.

Helfen Sie, lieber Freund, auch hierin — C. G. Naumann schickt mir beifolgenden Entwurf einer Anzeige meines Buchs für das Buchhändler-Börsenblatt. Bitte, machen Sie eine kleine Redaktion und Verbesserung; ein paar signifikantere Ausdrücke sind zu finden, — ich selbst bin dazu ganz unfähig und ungeduldig. Auch will ich’s gar nicht wieder sehn: Sie, lieber Freund, ersparen mir’s, meine eigne Reclame machen zu müssen, nicht wahr? —

— Daß man mich mit meinen Titeln nennt, ist vielleicht für die Sortimenter ganz in Ordnung. Natürlich fehlen sie auf dem Titelblatte.

— Die drei letzten Abschnitte haben als Überschrift:
Völker und Vaterländer.
Was ist vornehm?
Aus hohen Bergen. Nachgesang.

— Inzwischen meinen ergebensten Dank für Brief und Correkturen-Eifer: in der That kommt Ihre Sendung immer nur ein Paar Stunden später als die Naumann's an mich: — was kaum mit rechten Dingen zugeht.

Hübsch kalt, herrliche Natur, „Ruhe, Größe, Sonnenlicht“ - - -

Bitte, theilen Sie (bei Gelegenheit der Sendung an Naumann) ihm mit, daß ich mit allen seinen Vorschlägen einverstanden bin.

In alter Treue
Ihr Freund N.

[«]

720. An Franz Overbeck (Entwurf)

<Sils-Maria, 14. Juli 1886>

Auch ich, mein lieber Freund, hätte sehr gern das Jahr Dich wiedergesehn; aber ich sehe schon, daß es nichts wird. Mein Wille, den Sommer etwa in Thüringer Wald, den Herbst in M<ünchen> zu verleben, scheiterte an der force majeur<e> (oder mineur<e>) meiner Gesundheit. Es war bis jetzt eine lange Geduldsprobe; ich habe, wie ich glaube, nicht dabei gemuckst; aber jetzt spüre ich die schrecklichen Strapatzen und ihre Nachwirkungen: statt mich zu erholen, wie ich's nöthig hätte, habe ich mich mit diesem deutschen Aufenthalt heruntergebracht

Fritzsch und Schm<eitzner> haben sich bisher nicht geeinigt. Dieser Tage hat Schm<eitzner> mir direkt den Antrag gemacht, ich sollte meine Litteratur für 12500 Mark abkaufen; insgleichen wollte Erlecke Geld von mir, um die Bücher an sich zu bringen. Kurz, es ist noch die alte Confusion, zu der ich stillschweige und warte. Die schändliche Vernachlässigung, der ich seitens Schm<eitzner> ausgesetzt gewesen bin, ist jetzt in volles Licht gerückt: er hat seit 10 Jahren kein Exemplar von mir an die Sortimenter vertheilt, er hatte nicht einmal ein Leipziger Commissionslager, er hat keine Anzeige gemacht, kein Redaktionsexemplar vertheilt: die Bücher (von M<enschliches,> Allzu<menschliches> an) sind immer noch nicht herausgegeben.

Meine Verhandlungen mit allen möglichen Verlegern haben mir schließlich einen einzigen Ausweg gezeigt, den ich jetzt gehe. Ich mache den Versuch, etwas von mir erscheinen zu lassen, auf meine Unkosten: gesetzt, es werden dreihundert Exemplare verkauft, so habe ich die Kosten heraus und kann eventuell das Experiment wiederholen. Die Firma C. G. Naumann giebt ihren sehr achtenswerthen Namen dazu her (es steht also darauf Verlag von C<onstantin> G<eorg> N<aumann>) Dies strengstens unter uns. Hoffentlich wird das Buch bald fertig, so daß es Dich in Deiner Sommerfrische beglücken kann, wobei ich bemerke, daß es auch noch in einem peinlich frischen Klima als sehr frisch empfunden werden dürfte.

Den Gedanken, mich ein paar Monate zur Erholung jedes Jahr in Deutschland aufzuhalten (z. B. in München) habe ich wieder zurückgelegt: und München hat nicht aufgehört, mich auf die liebenswürdigste Weise an sich zu locken: Seydlitzens, mit denen ich nach langjähriger Erfahrung herzlicher und näher stehe als je; insgleichen der ausgezeichnete Aquarellist Hans Bartels mit Frau, welche meine Installation in die Hand nehmen wollen; letzterer schrieb mir kürzlich von Schloß Berg, wie sehr sich Levi darauf freue, mich einmal den Winter über in M<ünchen> zu haben. Bei einer Jagd auf gute originelle Bücher bin ich wiederum auf etwas Münchnerisches gestoßen: auf Nägelis <Mechanisch-physiologische Theorie der> Abst<ammungslehre> (ein von den Darwinisten scheu bei Seite gelassenes Werk) etwas anderes eben daher: die Anthropogeographie <oder Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte> habe ich mir auch mitgenommen, doch nicht um mich damit lustig zu machen (er gehört dem Kreis der Gregorovius, Moritz Wagner und dergl. großthuerischen Mittelmäßigkeiten, die einander furchtbar bewundern und anräuchern)

ich muß bekennen, daß es nicht allein die klimatische Unzuträglichkeit ist, die mir jenen Plan widerräth. Ich habe Niemanden daselbst, der einen Begriff davon hätte, worum es sich bei mir handelt; und noch abgesehn von dieser Entbehrung persönlicher Sorgfalt und delicatezza, die mir es erlauben könnte, zu sein, was ich bin — wie es zur Erholung nöthig ist —, weiß ich noch weniger Jemanden, mit dem ich meine sehr unpersönlichen Sorgen und Probleme gemein hätte.

Das Leben in Deutschland ist gänzlich unzuträglich: es wirkt vergiftend und lähmend auf mich, und meine Menschenverachtung wächst jedes Mal dort in gefährlichen Proportionen, sobald ich mit „Gebildeten“ in Berührung komme. Besonders nachtheilig das Leben an den deutschen Universitäten, dem ich wieder einmal zugeschaut habe. Wirklich lieber Freund, wenn Du auch keineswegs zu beneiden bist, so bist Du doch zum Mindesten mit Deiner Lage nicht zu bejammern: sie hat etwas Feines und Vorsichtiges an sich. — —

Seit ich fort bin, habe ich eine lange Gedulds-Probe durchgemacht, die ich sobald nicht wiederholen darf. Abgesehen vom Verkehr mit meiner Mutter, die ich heiter und selbstgewisser als je in ihrem hübschen Neste wiederfand (es giebt lauter gute und glänzende Nachrichten von Südamerika) gab es kein Erlebniß und

Entgegenkommen, das mich nicht gedemüthigt hätte — oder vielmehr, das mich nicht hätte demüthigen müssen, wenn ich jetzt noch leicht umzuwerfen wäre.

In einem falschen Milieu leben, seiner Lebensaufgabe ausweichen (was ich that so lange ich Philologe und Universitätslehrer war) richtet mich physisch unfehlbar zu Grunde; und jeder Fortschritt auf meinem Wege hat mich der Gesundheit auch im leiblichsten Sinne näher geführt. Jede Reise nach D<eutschland> war bisher aus dem angeführten Grunde ein Rückfall, eine Schwächung meiner Kräfte: leider waren solche Reisen aus diesem und jenem Grunde immer nöthig. Mit meiner letzten (deren schlimme Nachwirkung ich noch nicht überwunden habe) bin ich andrerseits zufrieden, weil mehreres durch dieselbe, wenn nicht in Ordnung, so doch in Klarheit gebracht worden ist — und weil von nun an solche Reisen mir erspart bleiben dürfen. Zwar hat Fr<itzsch> sich noch nicht mit Schm<eitzner> verständigen können: aber vielleicht kommt es noch dazu da F<ritzsch> großen Werth darauf zu legen scheint, den ganzen N<ietzsche> so wie den ganzen W<agner> in seinem Verlag zu haben (eine Nachbarschaft, die auch mir von Grund aus wohl thut; denn Alles in Allem gerechnet, war W<agner> der Einzige, mindestens der Erste, der ein Gefühl davon gehabt hat, worum es sich bei mir handelt. (Wovon z. B. Rohde zu meinem Bedauern nicht die blasseste Vorstellung hat, geschweige denn ein Gefühl von Pflicht gegen mich) In dieser Universitäts-Luft entarten die Besten: ich fühle fortwährend als Hintergrund und letzte Instanz selbst bei solchen Naturen wie R<ohde> die allgemeine verfluchte Wurschtigkeit und den vollkommnen Mangel an Glauben. Davon daß Einer wie ich diu noctuque incubando von Kindesbeinen an zwischen Problemen lebt, über die man schweigt und denen man gern entlaufen möchte, wer hätte dafür ein Mitgefühl? Wagner hatte es; und deshalb war Tr<ibschen> eine solche Erholung für mich; während ich jetzt keinen Ort und keinen Menschen habe, die zu einer Erholung taugten.

[«]

721. An Franz Overbeck in Basel

<Sils-Maria, 14. Juli 1886>

Lieber Freund,

auch ich hätte dieses Jahr sehr gern Dich wiedergesehn: aber ich sehe schon, daß es nichts wird. Mein Wille, den Sommer über im Thüringer Wald, den Herbst in München zu verleben, scheitert an der force majeure (oder mineure) meiner

Gesundheit. Das Leben im jetzigen Deutschland ist mir gänzlich unzuträglich, es wirkt vergiftend und lähmend auf mich; und meine Menschenverachtung wächst jedes Mal dort in gefährlichen Proportionen. Mit Deinem guten Willen zum „Außerhalb“ und „a parte“, wie er deutlich aus Deinem Plane der Wohnungsveränderung hervorgeht, bin ich deshalb gründlich einverstanden: Deine Lage in Basel, wahrlich nicht zu beneiden, aber mindestens auch nicht zu bejammern, hat etwas Vorsichtiges und Feines, das Du nicht leicht wo anders wieder finden könntest. Schade, daß dieser Ort mir klimatisch so unmöglich ist: denn mit wem redete ich jetzt lieber meine Dinge als mit Dir und Burckhardt? Auch bin ich wirklich den Baslern gewogen: und es freut mich immer, einem Basler zu begegnen (wie es dieser Tage wieder der Fall war: und jedes Mal fällt mir auf, wie imprägnirt mit dem Burckhardtschen Geiste und Geschmacke alles ist, was von dorther kommt: natürlich vorausgesetzt, daß etc. etc.) Zuletzt aber danke ich Gott (richtiger: meiner Krankheit, und, zu einem sehr guten Theile, Dir, lieber Freund!) daß ich nicht mehr dort bin. In einem falschen Milieu leben und seiner Lebensaufgabe ausweichen, wie ich es that, solange ich Philologe und Universitätslehrer war, richtet mich physisch unfehlbar zu Grunde; und jeder Fortschritt auf meinem Wege hat mich bisher auch der Gesundheit im leiblichsten Sinne näher gebracht. Jede Reise nach Deutschland war deshalb bisher immer ein Rückfall, eine Schwächung meiner Kräfte: leider waren solche Reisen aus diesem oder jenem Grunde immer nöthig. Mit meiner letzten (deren schlimme Nachwirkungen ich bis jetzt noch nicht überwunden habe) bin ich andererseits zufrieden, weil Mehreres durch dieselbe, wenn nicht in Ordnung, so doch in Klarheit gebracht worden ist (und weil, hoffentlich, solche Reisen nunmehr immer seltner werden dürfen —) Meine Mutter fand ich, zu meiner großen Beruhigung, heiterer, thätiger und selbstgewisser als je in ihrem hübschen Neste: wir wollen uns kleine Rendezvous’ vereinbaren, etwa in der Schweiz, da gegen Naumburg leider sich das Gleiche einwenden läßt, wie gegen Basel — es ist mir nachtheilig, von Kindesbeinen an) Beiläufig: mein Zukunftsort wird wahrscheinlich, für Frühling und Sommer, Göschenen sein.

Fritzsch hat sich bisher noch nicht mit Schm<eitzner> verständigen können, aber vielleicht kommt es doch noch dazu, da F<ritzsch> großen Werth darauf zu legen scheint, den „ganzen Nietzsche“, so wie den ganzen Wagner in seinem Verlag zu haben: eine Nachbarschaft, die auch mir von Grund aus wohlthut. Denn, Alles in Allem gerechnet, war R<ichard> W<agner> der Einzige bisher, mindestens der Erste, der ein Gefühl davon gehabt hat, was es mit mir auf sich habe. (Wovon z.

B. Rohde, zu meinem Bedauern, auch nicht die blasseste Vorstellung zu haben scheint, geschweige denn ein Gefühl von Pflicht gegen mich.) In dieser Universitäts-Luft entarten die Besten: ich spüre fortwährend als Hintergrund und letzte Instanz, selbst bei solchen Naturen wie R<ohde> eine verfluchte allgemeine Wurschtigkeit und den vollkommnen Mangel an Glauben zu ihrer Sache. Dafür, daß Einer (wie ich) diu noctuque incubando von frühester Jugend an zwischen Problemen lebt und da allein seine Noth und Glück hat, wer hätte dafür ein Mitgefühl! R. Wagner, wie gesagt, hatte es: und deshalb war mir Triebschen eine solche Erholung, während ich jetzt keinen Ort und keine Menschen mehr habe, die zu meiner Erholung taugten. — Meine Verhandlungen mit allen möglichen Verlegern haben mir schließlich einen einzigen Ausweg gezeigt, den ich jetzt gehe. Ich mache den Versuch, etwas auf meine Unkosten erscheinen zu lassen: gesetzt, es werden 300 Exemplare verkauft, so habe ich die Kosten heraus und kann das Experiment eventuell wiederholen. Die Firma C. G. Naumann giebt ihren sehr achtungswerthen Namen dazu her. Dies unter uns. Die Vernachlässigung durch Schm<eitzner> war ungeheuer: seit 10 Jahren keine Exemplare an Sortimenter vertheilt, ebensowenig Redaktionsexemplare; nicht einmal ein Commissionslager in Leipzig; keine Anzeigen, — kurz, meine Schriften von „Menschliches Allzumenschliches“ an, sind „anecdota“. Von „Zarathustra“ sind je 60—70 Exemplare verkauft etc. etc. Schm<eitzner>’s Entschuldigung ist immer: daß seit 10 Jahren keiner meiner Freunde mehr den Muth habe, für mich einzutreten. Er will 12500 Mark für meine Schriften. Die Deinigen hofft er in Dresden zu verkaufen, wie Fritzsch erzählt. — Geld glücklich angelangt.

In Treue Dein Freund

N.

Köselitz kündigt mir eben, als sehr wahrscheinlich, für Herbst seine Übersiedelung nach Nizza an; dasselbe that, vor ein paar Wochen, Herr Lanzky. Bis Mitte September bleibe ich hier, wo es nicht an alten Bekannten fehlt, die Mansouroff, die 2 Fynn’s, Miss Helen Zimmern u.s.w. u.s.w. Aus München die 2 Gräfinnen Bothmer. Bitte, laß Schm<eitzner> nichts davon merken, daß ich von seinen Verhandlungen mit Fritzsch weiß, ebenso vom schlechten Rufe des Ehrlecke: er benutzt dergleichen als Pressionsmittel gegen mich. Er will nämlich, daß ich selbst ihm die Bücher abkaufe (Brief letzter Woche)

[«]

722. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria, 17. Juli 1886> Mittwoch

Hier, meine liebe Mutter, ist der Brief vom Lama. Beachte die angestrichnen Stellen. — Eben kam Deine Karte, schönsten Dank! Inzwischen war ich immer noch krank, unzufrieden und geistig gehemmt, auch schlecht genährt: doch habe ich jetzt etwas, das mir gut zu thun scheint — ich esse Ziegenkäse und trinke Milch dazu (Was meinst Du? ist 50 Pfennige für ein Pfund Käse theuer?) Dann habe ich 5 Pfd. Malto-Leguminose von der Fabrik bestellt: was heute ankommen wird. Lassen wir also jetzt den Schinken (denn nach der bisherigen Erfahrung hier oben bekommt er mir nicht zum Besten; auch möchte ich nicht gern noch mehr Fleisch essen) Ebenso laß die Suppentafeln: alles Kochen ist mir zu mühvoll, und, wie gesagt, ich habe Malto-Leguminose bestellt: Aber trotzdem, bitte, ein kleines **Freßkistchen** mit etwas Hübschem, zur Abwechslung.

Mit Fritzsch und Schmeitzner ist die Sache stecken geblieben. Es ist ein Jammer. —

Gestern haben mir meine Damen einen delikaten mit saurer Sahne angemachten Quark geschickt, nach russischer Manier, nebst 2 schönen Grahambroden. —

Köselitz schreibt, er hoffe es durchzusetzen, daß er im Frühherbst nach Nizza übersiedele: was mich sehr erbaut hat. Ich möchte dort gerne ein kleines Heim haben. Wer weiß, vielleicht versorgt mich meine alte Mutter noch mit ihrer angenehmen Russin.

Auch Hr. Lanzky schreibt, er habe ein Paar hundert Francs gespart, um mit mir den Winter in Nizza leben zu können. Wirklich, ich freue mich zum ersten Male auf Nizza. — Ich glaube nicht, daß es mit Sils-Maria so fortgeht. Andere Jahre muß ich etwas probiren, dies Jahr will ich mich noch nach der Decke strecken. —

Dankbar und herzlich eingedenk

Dein alter Philosoph und Sohn.

[«]

723. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Montag.
Sils-Maria, den 19. Juli 1886.

Sehr geehrter Herr,

für die Rückseite des Umschlags soll beiliegendes Manuskript gelten: ich bedaure, ein kleines Mißverständniß des Herrn K<öselitz> nicht rechtzeitig erledigt zu haben. Es liegt mir augenblicklich etwas daran, daß der Name Schmeitzner's auf diesem Umschlage nicht vorkommt: wahrscheinlich ist er auch jetzt bereits nicht mehr der Besitzer jener älteren Bücher, sondern hat sie verkauft. Könnte der neue Besitzer (ein Leipziger Verleger) bereits genannt werden, so wäre es mir nicht unerwünscht*) (etwa in dritter Zeile); nothwendig ist es nicht. —

Diese Umschlag-Seite soll nicht den Eindruck eines Angebots und einer Aufforderung zum Kaufen machen; vielmehr den einer Mittheilung meinerseits. Ich ersuche also um kleinere und bescheidenere Lettern. (Doch würde ich gern auch eine Probe mit den bisherigen Lettern sehn —)

Was das Titelblatt betrifft: so würde mir es mehr gefallen, wenn die schwarze Randlinie ganz wegbliebe, und die Worte Jenseits von Gut und Böse dadurch mehr Raum bekämen (Die Lettern, mit denen fröhliche Wissenschaft auf dem Titelblatt des gleichlautenden Werks gedruckt ist, könnten vielleicht auch hier am Platze sein?) Die Lettern und Spatien der anderen Worte („Vorspiel einer Philosophie der Zukunft. Von Friedrich Nietzsche usw) scheinen mir sehr passend gewählt: doch würde man erst noch zuzusehn haben, wie sie sich unter dem veränderten Jenseits von Gut und Böse ausnehmen. Dies Alles sei Ihrer Sorgfalt anempfohlen! —

Schließlich bitte ich, unter die Vorrede nicht nur zu setzen „Sils-Maria, im Juni 1885“, wie im Manuskript steht, sondern, deutlicher:

Sils-Maria, Oberengadin
im Juni 1885 (Letzteres ganz klein!)

Ihnen und Ihrem Herrn Bruder mich angelegentlich empfehlend

Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche

NB.

— Sie senden mir gefälligst eine Probe des Titelblatts und Umschlags nach den hier gemachten Vorschlägen? — Oder ein Paar verschiedene Proben?

[«]

724. An Heinrich Köselitz in Annaberg

Dienstag 20. Juli 1886
Sils-Maria.

Lieber Freund,

es macht mir große Freude, daß Sie auch meinem neuesten Buche Geschmack abzugewinnen wissen: freilich werden Sie damit sehr vereinzelt bleiben — aber ich habe doch den Trost, gelegentlich einmal sagen zu können „wenn Ihr Anderen nichts an meinen Schriften habt, so liegt es wahrscheinlich daran, weil Ihr nicht genug für dieselben gethan habt!“ Was für Noth haben Sie dagegen schon durch mich gehabt, mein werther Verbesserer, Orthograph und Mitarbeiter! Es ist mehr als billig, daß Sie meine Dinge besser zugänglich finden als irgend jemand: dafür sind Sie ihnen auch mehr entgegengekommen als alle meine Herrn Freunde!

Die Schwierigkeit, die es dies Mal für mich hatte, zu reden (noch mehr: den Ort zu finden, von wo aus ich reden konnte), nämlich unmittelbar nach dem „Zarathustra“, werden Sie mir reichlich nachgefühlt haben: aber jetzt, wo das Buch ziemlich deutlich vor mir steht, scheint es mir, daß ich die Schwierigkeit ebenso schlau als tapfer überwunden habe. Um von einem „Ideal“ reden zu können, muß man eine Distanz und einen niedrigeren Ort schaffen: hier kam mir der früher vorbereitete Typus „freier Geist“ trefflich zu Hülfe. —

So viel von mir. Nun aber Ihre Andeutung in Betreff einer Zukunft „da unten“: nein, was mich dieser Gedanke froh macht! — und mindestens ebenso sehr per se als etwa per me (was Sie mir glauben müssen!). Mitte September gehe ich von hier aus nach Genua, um, zusammen mit dem braven und herzensguten, aber ein wenig melancholischen Lanzky, erst Rapallo und Santa Margherita, dann die Umgebung Genua’s, dann Alassio und andre kleine Riviera-Orte sorgfältig zu besichtigen und, je nach dem, an einem derselben hängen zu bleiben oder in Nizza zu landen. Für den Fall, daß Sie Ihrerseits den gleichen Gang machen, stehen wir natürlich zur Disposition; aber vorausgesetzt, daß Ihnen eine einsame Besichtigung der genannten Orte räthlicher scheint, würde ich mir erlauben, Ihnen ein Paar Adressen für billige Standquartiere zu senden. In Rapallo zb. (von wo aus Sie Santa Margherita und Portofino studiren können) das billige kleine Albergo della posta, ganz am Meere, in dem der erste Theil Zarathustra niedergeschrieben wurde. Ah, welche Freude wäre es für mich, den Cicerone dort und in Genua machen zu dürfen — und alle meine modesten Trattorien müßten Sie probiren! Und auf den düsteren Bastionen stiegen wir herum, und tränken, auf meinem Belvedere in

Sampierdarena, ein Glas Monteferrato! Wirklich, ich weiß nichts, worauf ich mich so sehr freuen könnte. Es ist ein Stück meiner Vergangenheit, dies Genueser Stück, vor dem ich Respekt habe… es war furchtbar einsam und streng. —

Lanzky schreibt, am Schluß des letzten Briefs: „ach, was ich durstig bin nach Licht und Meer und tiefer Stille zu Zweien und kindlicher Freude am Einfachen!“ — ein sehr frommer Wunsch bei einem älteren Menschen. —

Hier, in Sils, bin ich noch nicht recht in Ordnung: die Gesundheit verträgt diese kolossalen Sprünge nicht. Auch occupirt der Druck des Buchs mich bis ins Lästige; eine wirkliche Freiheit (und die Erlaubniß, etwas Neues zu denken) giebt es erst mit dem ersten fertigen Exemplare. Also vielleicht in drei Wochen. Für die 4te Umschlag-Seite habe ich eine andre Disposition treffen müssen (— die Verständigung zwischen Schm<eitzner> und Fritzsch ist hoffentlich sehr bald erreicht: vorausgesetzt, daß Schm<eitzner> nichts davon erfährt, inwiefern ich bereits über Fritzschens Absichten unterrichtet bin).

— Komisch! Man hat gut sich wehren gegen Frauen-Emancipation: schon ist wieder ein Musterexemplar eines Litteratur-Weibchens bei mir angelangt, Miss Helen Zimmern (als welche die Engländer mit Schopenhauer bekannt gemacht hat), — ich glaube sogar, sie hat „Schopenhauer als Erzieher“ übersetzt. Natürlich Jüdin: — es ist toll, wie sehr diese Rasse jetzt die „Geistigkeit“ in Europa in den Händen hat (— sie hat mich heute des Längeren schon über ihre Rasse unterhalten). —

— Seien Sie nicht böse, aber Ihr herrliches Adagio hat sich bei mir inzwischen umgetauft: nicht mehr solenne, sondern adagio amoroso. Ich will schwören, daß dies Epitheton nicht nur ornans ist. —

— Die beiden Engländerinnen, die alte Mansouroff, und 2/3 der vorigen Sommer-Gesellschaft von Sils ist wieder da. Inzwischen habe ich aber Göschenen in’s Auge gefaßt, für andere Jahre. Sie werden daran vorbei müssen: Station des Gotthardtunnels. Vielleicht sehen Sie sich’s an? —

In herzlicher Gesinnung
Ihr Freund N.

[«]

725. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria,> Donnerstag. <22. Juli 1886>

Meine liebe Mutter,

wenn es mir nur etwas besser gienge! Da würde ich mich auch viel hübscher für Deine allerliebste Hutschachtel bedanken, die des Guten so viel enthielt! Aber ich weiß nicht was machen: beständig magenkrank beständig indisponirt und nervös, schlecht schlafend, augenleidend, geistig müde, — ob schon bei alledem von gutem Aussehen. Es fehlt mir hier die rechte Ernährung, die ich in Nizza habe, ebenfalls das rechte Zimmer mit gutem Lichte, ebenfalls die rechte Gesellschaft: wiewohl in letzterer Hinsicht ich es eigentlich überall ungenügend habe. Man behandelt mich hier recht artig, voran meine Hausleute, welche im Namen der kleinen Adrienne sich schönstens bedanken. Dann die guten Fynns und die alte dies Mal sehr leidende und schwache Russin; dann ist auch ein sehr gescheutes Litteratur-Weibchen da, aus London, Miss Helen Zimmern, welche das Verdienst hat, Schopenhauern in England eingeführt zu haben; dann aus München 2 Gräfinnen Bothmer, dann aus Basel die Schwester von Prof. Andreas Heusler; aus Leipzig wird Prof. Leskien erwartet, mit Dr. Brockhaus — und noch eine Menge Menschen, die alle zum zweiten, dritten oder zehnten Male hier sind. Auch hat mich der alte General Simon mit Tochter besucht; während ich noch keinen Schritt weit von Sils weggekommen bin, von wegen der blendenden und staubigen Landstraße, die von hier nach St. Moritz führt: meine Augen habens mir bisher absolut verboten, dorthin zu gehn, obschon ich gerne Frau Wehmann (der Schwester Claire's) meinen Besuch machen möchte, insgleichen meiner Tischnachbarin vom letztjährigen Nizzaer Winter. Deine Torte ist wunderschön gerathen, ich trinke Milch dazu, auch der Honig labt mich; und mit dem Halsbande hast Du sehr meinen Geschmack getroffen — nimm meinen besten Dank, meine alte gute Mutter! Neulich habe ich nicht genug mein Erstaunen ausgedrückt über Deinen kühnen Angriff auf die Wartburg: es war eine ganz große Haupt- und Staatsaktion. In Betreff der Reise nach Paraguay denke ich wie Du: die Einladung hätte mehr Sinn, wenn sie auf Grund des dortigen Sommers gemacht wäre —, zuletzt ist der Winter in Nizza wahrscheinlich doch noch schöner als der dortige, und ein Bischen unterhaltender, wie mir scheint. Zwischen Fritzsch und Schmeitzner schweigt es, zu meinem großen Leidwesen. Wahrscheinlich hat Schm<eitzner> durch Hrn. Widemann erfahren, wie sehr ich mich über die Möglichkeit, in Erleckes Hände zu fallen, entsetzt habe, — und Schm<eitzner> erwartet nun, daß ich ihm Anerbietungen mache. Darum geht er nicht auf Fr<itzsch>s Vorschläge ein. — Der Druck ist nahezu beendet, er hielt mich bisher etwas aufrecht. — Wir haben's auch hier sehr warm gehabt; glücklicherweise fand ich 2 weiße Hosen hier im Schranke vor. Ich denke Deiner immer in großer Dankbarkeit: was hast Du Alles schon in diesem Jahre für mich gethan! —

Dein alter Sohn, nicht sehr Philosoph.

[«]

726. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

<Sils-Maria, 2. August 1886>

Einzelne Exemplare sind an folgende Personen
zu versenden:

Professor Dr. Erwin Rohde, Leipzig
Hofrath Prof. Dr. Heinze, Leipzig
Paul Widemann, Dresden, Blochmannstr.
Baron Seydlitz, München, Heßstraße 3
Prof. Dr. Jakob Burkhardt, Basel, Schweiz
Prof. Dr. Franz Overbeck, Basel, Schweiz
Gottfried Keller, Zürich (Schweiz)
Baronin Meysenbug, Roma, via polveriera 6 (Italia)
Monsieur Henri Taine
Talloire, lac d'Annecy
Haute-Savoie (France)
Monsieur Paul Bourget
Paris, Lemerre éditeur
Passage Choiseul 27—31
Dr. Paul Deussen, Berlin, N. W. Paulsstrasse 31
Baron Hans von Bülow, z. Z. in Hamburg

Genauere Adresse weiß ich nicht. Oder soll man's nach Meiningen senden?

In jedes Exemplar bitte ich meine Visitenkarte zu legen. Bitte, lassen Sie 100 Stück in Ihrer Offizin herstellen: den Rest behalten Sie zurück für spätere Gelegenheiten. Das feinste und stärkste Papier dazu, nichts darauf als: (Sehr elegant, großes Format.) Professor Dr. Friedrich Nietzsche

Exemplare an Redactionen usw.

6 Exemplare an
Signore Paolo Lanzky
Vallombrosa
per Pontassieve (Italia)

2 Ex. an
Miss Helen Zimmern

z. Z. in
Sils-Maria (Alpenrose)
Oberengadin, Schweiz
1 Ex. an Dr. Georg Brandes, Kopenhagen, St. Anneplatz 24
1 Ex. an
Prof. Dr. F. Zarncke
Redaktion des litterarischen Zentralblatts
Leipzig Goethestr. 7.
1 Ex. an Rich. Fleischer
Redaktion der deutschen Revue.
Dresden Reichsstr. 2
1 Ex. an Dr. J. Rodenberg, Redaktion der deutschen Rundschau,
Berlin W. Lützowstraße 7.
O. Braun
Redaktion der Allgemeinen Zeitung
München, Schwanthalerstr. 73
L. von Sacher-Masoch
Redaktion von Auf der Höhe
Leipzig, Arndtstraße 40
Oskar Blumenthal
Redaktion des Berliner Tageblatts
Berlin, Jerusalemerstr. 48
Rudolf von Gottschall,
Red. der Blätter für litter. Unterhaltung
Leipzig
J. V. Widmann
Red. des Bund, Bern (Schweiz)
Dr. Arthur Levysohn, Redaktion des
deutschen Montagsblatts, Berlin,
Steglitzerstr. 2
Dr. Hans Herrig, Redaktion des deutschen
Tageblatts, Berlin, Körnerstr. 4
O. Hopp, Redaktion des Echo
Berlin SW Dessauerstr. 12
Joh. Proelß, Redaktion der Frankfurter Zeitung
Frankfurt a. M. Eschenheimergasse 37
Dr. Zolling, Redaktion der Gegenwart

Berlin, Kön. Augustastr. 12
Dr. G. Conrad, Redaktion der Gesellschaft
München Quaistraße 3
Redaktion der Hamburger Nachrichten
Hamburg
Redaktion der Kölnischen Zeitung
Köln
Dr. Hülskamp, Redaktion des litter. Handweisers
für das kathol. Deutschland
Münster i. W.
Dr. F. Hirsch, Red. des Magazins für die
Litterat. des In- u. Auslandes
Leipzig, Friedrich
Dr. K. Frenzel, Red. der Nationalzeitung
Berlin W. Köthenerstr. 33
Dr. M. Bauer, Red. der Neuen deutschen Warte
Berlin Belle-Allianceplatz 6^{a}
Dr. Hugo Wittmann, Redaktion der
neuen freien Presse
Wien
Freiherrn von Hammerstein, Red. der
Kreuzzeitung
Berlin W. Königgrätzer Str. 15
Dr. Paul Lindau, Red. von Nord und Süd
Berlin W. Von der Heydstr. 1.
F. C. Pindter, Red. der Norddeutschen
Allg. Zeitung
Berlin
J. K. Becher, Red. der Presse
Wien, Berggasse 31.
Dr. H. Kletke, Red. der Vossischen Zeitung
Berlin, Breitestr. 8
Nationalrath Dr. Curti, Red. der Zürcher Post
Zürich (Schweiz)
J. Singer, Redaktion der Allg. Oestereich.
Litteraturzeitung
Wien, VIII Laudongasse 1.

NB. Ich ersuche diese Blätter auch nach der Benutzung aufzuheben, vielleicht zu späterem Gebrauche.

F. N.

— Daß an Herrn Köselitz 2 Ex. und an mich selbst 4 Ex. abzusenden sind (und zwar sofort, wenn der Buchbinder seine erste Arbeit gethan hat) habe ich schon im letzten Briefe mir erbeten.

Hochachtungsvoll Ihr
ergebenster Prof. Nietzsche.

N. Mac Coll. Esq.
„Athenaeum“ Office.
20. Wellington Street.
Strand. W. C.
London.

—. Cotton, Esq.
„The Academy“ Office.
26. Chancery Lane. W. C.
London.

Editor.
„Westminster Review“.
Messrs Trubner & Co.
Ludgate Hill. E. C.
London.

[«]

727. An Paul Lanzky in Vallombrosa (Entwurf)

<Sils-Maria, Anfang August 1886>

Ihr Vorschlag Corte betreffend verdient sehr erwogen zu werden: nur sind Sie, werther Freund, kein M<ensch>, mit dem ich eigentlich reisen möchte. Ja wenn Sie die Augen eines Malers im Kopf hätten! Und dann noch die pittoreske Redekraft, um einem Halbblinden die Distraktion des Sehens wenigstens indirekt zu schaffen! <Ich> suche lange schon einen mir befreundeten Münchner Aquarellisten zu einer Reise nach Corsica zu bewegen. — Zuletzt steht es nicht mehr ganz in meiner Hand, über diesen Herbst zu verfügen: denn ich will, wenn es irgend möglich ist, meinem Musiker den Anfang und Eintritt in den westlichen Süden erleichtern. Ihn dazu verführt zu haben, habe ich nun einmal auf dem Gewissen: mir liegt sehr viel daran, zu erproben was dort, unter dem einzig afrikanischen Stück Europas, aus einem deutschen Musiker wird, nachdem der außerordentliche Erfolg Venedigs (und seines feuchten Orients) bewiesen ist. — Was mich selbst betrifft, so ist Nizza eine bewiesene, ja die bewiesene Sache (— Sie dürfen nicht nach dem vorletzten Winter urtheilen, der leider der mißrathenste all meiner südlichen Winter war!) Noch fehlt mir viel dort, um wirklich mich daselbst heimisch zu fühlen: vor allem eine heitere und geistreiche Geselligkeit, wie ich sie im Grunde mein ganzes Leben um mich gehabt habe, die Krankheits-jahre abgerechnet. Doch findet sich dort allerlei, vorausgesetzt, daß man erst den guten Willen zum Suchen hat: und Angelhacken zB. für die dortige russische Gesellschaft habe ich genug. — Im Übrigen wissen Sie, daß Nizza mein Arbeits- und Einsamkeits-Ort ist, wie Sils-Maria und daß ich mich der Gesellschaft nur bediene, um auf meine Weise arbeiten und einsam sein zu können (nämlich von mir auf Stunden loszukommen, zur Erholung). Mein Musiker, gesetzt daß er dort leben würde, ist einer jener selbstgenugsamen M<enschen> welche man Wochenlang nicht zu sehen bekommt: aber seine Musik gehört zu den wenigen Dingen, welche ich zu meiner Gesundheit schlecht entbehren kann; und er ist mir gründlich genug zugethan, um mir sie nicht vorzuenthalten. — Über Aj<accio> bin ich sehr gut unterrichtet: Luftfeuchtigkeit wie Pisa und Corfu. — Was Algier betrifft, so sagte mir ein alter Schweizer in Nizza, die Riviera habe alles Gute von dort, und alles Schlimme nicht; auch empfehle ich Daudets Charakteristik der Riviera in einem der letzten Capitel des Nabab darauf hin anzusehen. —

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Philosoph
(kopfleidend augenleidend magenleidend)

Von den 6 Exemplaren die an Sie abgehen werden, müssen Sie 2 an die 2 Zeitschriften abgeben. —

[«]

728. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Sils-Maria, 4. August 1886>

Geehrtester Herr, die Exemplare sind eingetroffen und machen mir Freude: Alles sieht gut aus, auch habe ich bisher keine wesentlichen Fehler auffinden können (nur in den „Berichtigungen“ selbst muß es Seite 68 statt 58 heißen) Ein Verzeichniß Adressen für Freiexemplare und Redaktionsexemplare ist vorgestern an Sie abgesandt worden: ich füge hinzu, daß ein Exemplar Herrn E. W. Fritzsch, Leipzig zu übermitteln ist (dem Musikverleger in der Königsstr, wenn ich nicht irre); ebenfalls ein Exemplar an Dr. Fuchs, Lehrer der Musik in Danzig; auch daß das für Hans von Bülow bestimmte Exemplar am besten ihn erreichen wird, wenn es an die Adresse seiner Mutter abgeht, also

per adr. Frau Baronin von Bülow
Berlin W.
34 Kurfürstenstrasse

Ich möchte gern sehn, in welcher Weise das Buch im Buchhändler-Börsenblatt angekündigt ist. — Ein Paar Adressen für englische und französische Zeitschriften folgen später; die italiänischen Exemplare besorgt Herr Lanzky. — Mit ergebenstem Gruß und Dank

Dr. Nietzsche

[«]

729. An Franz Overbeck in Basel

Sils-Maria den 5. August 1886.

Lieber Freund,

eine Mittheilung und eine Bitte! — Eben telegraphirt mir Fritzsch aus Leipzig „Endlich im Besitz!“ — Worte, die mir große Freude machen. Ein verhängnißvolles Versehn aus meiner Basler Zeit (etwas „zu viel Vertrauen“, wie so oft in meinem Leben) ist damit ad acta gelegt. Wie gut, daß ich diesen Frühling nach Deutschland gieng! Dasselbe habe ich noch ein Mal zu sagen, in Hinsicht darauf, daß ich meine Lage gegenüber Verleger-Möglichkeit und Publikum mir ad oculos demonstrirte; auch daß ich persönlich mit dem ausgezeichneten Brüder-Paar Naumann verhandelte. Das neue Buch, ein Resultat, welches aus der Ferne gar nicht hätte erreicht werden können, ist eben fertig geworden; der Auftrag, ein Exemplar an Dich nach Basel abzusenden, ist bereits seit einigen Tagen ergangen. Nun kommt die Bitte, alter Freund: lies es, von vorne nach hinten, und laß Dich nicht erbittern und entfremden — „nimm alle Kraft zusammen“, alle Kraft Deines Wohlwollens für mich, Deines geduldigen und hundertfach bewährten Wohlwollens, — ist Dir das Buch unerträglich, so doch vielleicht hundert Einzelheiten nicht! Vielleicht auch, daß es dazu beiträgt, ein paar erhellende Lichter auf meinen Zarathustra zu werfen: der deshalb ein unverständliches Buch ist, weil er auf lauter Erlebnisse zurückgeht, die ich mit Niemandem theile. Wenn ich Dir einen Begriff meines Gefühls von Einsamkeit geben könnte! Unter den Lebenden so wenig als unter den Todten habe ich Jemanden, mit dem ich mich verwandt fühlte. Dies ist unbeschreiblich schauerlich; und nur die Übung im Ertragen dieses Gefühls und eine schrittweise Entwicklung desselben von Kindesbeinen an macht mir’s begreiflich, daß ich daran noch nicht zu Grunde gegangen bin. — Im Übrigen liegt die Aufgabe, um deren willen ich lebe, klar vor mir — als ein factum von unbeschreiblicher Traurigkeit, aber verklärt durch das Bewußtsein, daß Größe darin ist, wenn je der Aufgabe eines Sterblichen Größe eingewohnt hat. —

— Ich bleibe hier bis Anfang September.

Treulich Dein F. N.

[«]

730. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Sils-Maria, Oberengadin
den 7. August 1886.

Lieber und werther Herr Verleger,

es macht mir große Freude, Sie wieder so anreden zu dürfen! — Eben als ich Herrn C. G. Naumann den Auftrag gegeben hatte, Ihnen ein Exemplar meines neuen Werks zu übermitteln, kam Ihr Telegramm: ich nahm dies Zusammentreffen als ein günstiges und gütiges Omen meines Schicksals. —

Schmeitzner ist mir jetzt nichts mehr schuldig; wie es sich von selbst versteht, habe ich das Recht zu eventuellen neuen Auflagen mir vorbehalten. —

Diesen Herbst und Winter sollten Sie dem Vertrieb des noch gar nicht „herausgegebenen“ Zarathustra widmen, der neben meinem eben erscheinenden Buche Jenseits von Gut und Böse außerordentlich anziehend, zum Theil contrastirend wirken wird; andrerseits ist das eben genannte Werk eine Art

Einführung in die Hintergründe des Zarathustra, — man wird schon dahinterkommen, daß es sich bei ihm nicht um Phantastereien und unwirkliche Dinge handelt. — Vielleicht könnten die drei Theile zusammengeheftet werden? denn die Vorrede im ersten Theile gilt für das ganze Werk. Und die Verkäuflichkeit scheint mir leichter, wenn auf dem Gesammt-Titelblatt steht

Also sprach Zarathustra.
Ein Buch für Alle und Keinen.
Von
Friedrich Nietzsche.
In drei Theilen.

Es ist schade, daß ich Ihnen meine Gedanken über das, was in Bezug auf die andren Bücher mir räthlich scheint, nicht mündlich auseinander setzen kann. Die Zahl der Exemplare ist so groß, daß es scheinen möchte, als ob es sich um eine ganz neue Ausgabe handle. Dies hat mir einen Gedanken eingegeben. Wenn nun einmal die Titel- und Umschlagblätter durch neue zu ersetzen sind und jedenfalls einige Buchbinder-Arbeit nöthig wird, was meinen Sie? wäre es nicht vernünftig, jenen Anschein zu benutzen d. h. auf den Titel drucken zu lassen

Neue Ausgabe
vermehrt durch eine Vorrede. (oder
Einleitung etc?)

Sie werden bemerken, daß Menschl<iches> Allzum<enschliches> die Morgenröthe, die fröhliche Wissenschaft einer Vorrede ermangeln: es hatte gute Gründe, daß ich damals als diese Werke entstanden, mir ein Stillschweigen auferlegte — ich stand noch zu nahe, noch zu sehr „drin“ und wußte kaum, was mit mir geschehn war. Jetzt, wo ich selber am besten und genauesten sagen kann, was das Eigene und Unvergleichliche an diesen Werken ist und inwiefern sie eine für Deutschland neue Litteratur inauguriren (das Vorspiel einer moralistischen Selbst-Erziehung und Cultur, die bisher den Deutschen gefehlt hat) würde ich mich zu solchen zurückblickenden und nachträglichen Vorreden gerne entschließen. Meine Schriften stellen eine fortlaufende Entwicklung dar, welche nicht nur mein persönliches Erlebniß und Schicksal sein wird: — ich bin nur der Erste, eine heraufkommende Generation wird das, was ich erlebt habe, von sich aus verstehn und eine feine Zunge für meine Bücher haben. Die Vorreden könnten das Nothwendige im Gange einer solchen Entwicklung deutlich machen: woraus sich nebenbei der Nutzen ergeben würde, daß, wer einmal auf eine meiner Schriften angebissen hat, es mit allen aufnehmen muß.

Ich würde, im Falle daß mein Gedanke Ihnen gefiele und einleuchtete, diesen Winter darauf verwenden, mir solche Vorreden auszudenken: mein Bemühen würde sein, jeder dieser Vorreden einen so selbständigen Werth zu geben, daß um ihretwillen allein schon die Werke gelesen werden müßten. — Anzufangen mit „Menschliches, Allzumenschliches“, von dem 511 Exemplare noch da sind, gerade genug, um eine neue Ausgabe zu repräsentiren? Was meinen Sie? Die beiden Anhänge dazu (Vermischte Meinungen und Sprüche und der Wanderer) könnten dann vielleicht das Jahr darauf erscheinen? Als zweiter Band? —

Ich denke, Sie fühlen mir nach, hochgeehrter und lieber Herr Fritzsch, daß ich bei diesen Vorschlägen sammt und sonders Ihr Interesse im Auge habe; ich möchte durchaus nicht, daß Sie jemals den großen Vertrauens-Beweis, den Sie mir durch den Ankauf meiner ganzen bisherigen Litteratur gegeben haben, zu bereuen hätten.

Auf der Rückseite vom Umschlag des letzterschienenen Buchs finden Sie eine Art Überblick und Programm über meine bisherige und zukünftige Thätigkeit. Es sollen 10 Werke und nicht mehr sein, mit denen ich „übrig“ bleiben will; 6 davon sind nunmehr in Ihren Händen. Vereinfachung der Titel (damit sie leicht zu citiren sind z. B. bloß „die Geburt der Tragödie“), andrerseits eine kleine Erläuterung wo ich das Mißverständliche eines Titels erprobt habe (z. B. zu „die fröhliche Wissenschaft“ der Zusatz in Parenthese „gai saber“, damit man an den provençalischen Ursprung meines Titels und an jene Dichter-Ritter, die Troubadours erinnert wird, die mit jener Formel all ihr Können und Wollen zusammenfaßten) — dergleichen scheint mir nützlich. Genaueres erst, wenn ich Ihre Antwort auf meine hier angedeuteten Vorschläge habe.

Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche

NB. Einen so langen Brief bekommen Sie niemals wieder: das verbieten die Herrn Augen.

[«]

731. An Erwin Rohde in Dänemark (Entwurf)

<Sils-Maria, etwa Mitte August 1886>

Es hat mir von Herzen wehe gethan, Dich dieses Frühjahr in solcher Tribulation zu finden, daß eigentlich zwischen uns kein gescheutes Wort gesprochen werden konnte, noch weniger ein ungescheutes lustiges, festliches: denn ich hatte mich auf unser Wiedersehn wie auf ein Fest gefreut. Inzwischen wird hoffentlich Alles glätter und glücklicher gegangen sein. Hier in Sils, wo Ende Sommers eine Art Professoren-Rendezvous stattfindet (mit einem Uebergewicht von Leipzig) sprach man viel von Deinem Fall, und immer mit dem aufrichtigsten Bedauern, Dich verloren zu haben. Auch Pflugk-Harttung hat sich mir vorgestellt, als ein Dir sehr ergebener Mensch. — — Ich habe letzthin den Auftrag an C. G. Naumann gegeben, Dir mein neustes Werk zuzusenden: nicht eigentlich damit Du es lesen sollst (denn sein Problem liegt glücklicherweise außerhalb Deiner Sorgen und Verantwortlichkeiten), sondern nur um es Dir nicht nicht zu senden. Ich weiß, alter Freund, Du verstehst die Nuance dieser doppelten Negation. — Empfiehl mich Deiner Frau (sie hat mir sehr gefallen); ich sehe daß das Bild Deines Mädchens auf meinem Tische liegt: daneben das Bild eines Knaben, das Abschiedsgeschenk eines Holländers aus Java, der mir sehr zugethan ist und seine Sommer-Erholung hier in Sils und bei mir sucht. Er hat seine Frau verloren: sein einziges Kind ist nunmehr ihm das Liebste auf Erden.

[«]

732. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Sils-Maria
Oberengadin (Schweiz)
16. August 1886.

Werthester Herr Verleger,

anbei folgt ein Stück Manuscript (Vorrede und Schlußgedicht) womit ich meinerseits dazu beitragen möchte, die noch übrigen 500 Exemplare von Menschl<iches> Allzumenschl<iches> flott zu machen. Ich bemerke ausdrücklich, daß dafür meinerseits durchaus kein Honorar verlangt wird; mein Wunsch ist, Ihnen zu erkennen zu geben, daß ich Ihnen für das muthige mir bewiesene Vertrauen **dankbar** bin. —

Das Stück Psychologie, welches in dieser Vorrede enthalten ist, dürfte an sich schon interessant genug sein, um das Buch flügge zu machen; es ist ein wesentlicher Beitrag zum Verständniß meiner Bücher und der ihnen zu

Grunde liegenden schwerverständlichen Selbstentwicklung. Ich schrieb es in meinem letzten Monate des Nizzaer Winteraufenthaltes nieder, ein paar Wendungen abgerechnet, die der Engadin dazu erfunden hat. —

Mein Gedanke ist, daß Sie dies Buch (mein leichtverständlichstes und vorbereitendes) zuerst und zunächst in Umlauf setzen möchten. Es hat seine Freunde in den vereinigten Staaten, in Holland, in Italien und namentlich in Frankreich. —

Vielleicht ist es, entgegen dem, was ich in meinem letzten Briefe vorschlug, rathsamer, den Zarathustra einstweilen noch zurückzuhalten. Er wird am stärksten wirken und gekauft werden, wenn erst eine gewisse Sättigung mit meinen Gedanken und Perspektiven bei dem Publikum erreicht ist. Das eben ausgegebne Buch „Jenseits von Gut und Böse“ wird ihm nicht übel den Weg bereiten.

Im Falle Ihnen mein Vorschlag annehmbar scheint, so würde ich bitten, den Correkturbogen für Vorrede und Schlußgedicht umgehend in Angriff nehmen zu lassen (vielleicht bei C. G. Naumann, der alle meine Gewohnheiten etc. kennt?) denn ich bleibe nur noch bis Ende August hier oben und würde mich für Monat September schwerlich bestimmen können (ich habe eine Fußreise nöthig).

Meine einzige Bedingung wäre, daß die Vorrede in Lettern und Raumverhältnissen genau nach dem Muster der Vorrede zu „Jenseits von Gut und Böse“ gedruckt wird. Man muß sie accentuiren.

Herzlich grüßend Ihr ergebenster
Dr. Nietzsche Prof.

Es fällt mir ein, daß Schmeitzner (wider meinen Rath) eine Anzahl Exemplare hat binden lassen, noch dazu geschmacklos. Weg mit diesen Einbänden! Es verkauft sich kein einziges derartiges Exemplar! —

[«]

733. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Sils-Maria, 16. August 1886.

Werthester Herr Verleger,

so eben kommt Ihr geehrter Brief, während bereits eine Sendung an Sie meinerseits abgegangen ist. Erwägen Sie bestens meinen Vorschlag, Menschl<iches> Allzum<enschliches> zunächst in Umlauf zu setzen: dies Buch ist eine gute und leicht zugängliche Pforte zu meinem eigenen Gedankenkreise. —

Andererseits ist es in der That zu erwägen, ob nicht auch die Geburt der Tragödie neu versandt werden könnte. Nur möchte ich es nicht gerade jetzt, damit nicht „das Publikum“ gar zu disparate Werke von mir auf Ein Mal vorgesetzt bekommt. —

Wollen Sie den Zarathustra jetzt in Umlauf bringen, so würde ich proponiren, auf dem Gesammt-Umschlage zu drucken

Also
sprach Zarathustra
Ein Buch
für Alle und Keinen.
Von
Friedrich Nietzsche.
Leipzig
Verlag von E. W. Fritzsch.

Entsprechend auch das Titelblatt. Dann aber, zum Beginn des zweiten Theils eine Seite, auf der nichts weiter steht als

Also
sprach Zarathustra.
Zweiter Theil.

und entsprechend beim Beginn des dritten Theils

Also
sprach Zarathustra.
Dritter Theil.

So wird es sich am besten ausnehmen. —

— Zuletzt eine Bemerkung über „Jenseits von Gut und Böse“, aber ganz unter uns. Thatsächlich giebt C. G. Naumann seinen guten Namen dazu her, weil ein eingeständlicher „Commissions-Verlag“ für meine gegenwärtige Stellung etwas Ungeziemendes und Beschämendes hätte. Die Kosten der ganzen Herausgabe und ihr Risico trage ich allein. —

Mit ergebenstem Gruße
Ihr
Dr. Nietzsche

734. An Heinrich Köselitz in München

Sils-Maria, den 16. August 1886.

Lieber Freund,

ein paar Worte schleuniger Entgegnung auf Ihren eben empfangenen Liebens- und dankenswerthen Brief. Man theilt mir bei Tische mit, daß es jetzt in München den ganzen Nibelungen-Cyklus zu hören giebt, insgleichen noch einmal im September.

Da Sie davon nichts schreiben, muthmaße ich, es möchte Ihnen unbekannt sein; vielleicht daß Sie diese ausgezeichnete Gelegenheit am Schopfe nehmen. —

Es freut mich, daß Ihre Parsifal-Erfahrungen meinen aus der Ferne her gemachten und gewagten Urtheilen und Vorurtheilen nicht gänzlich Unrecht gegeben haben. —

— Daß Sie mir nur nicht eines Tags nach Venedig davonsausen! Vergebung! — Herr Lanzky hat mir einen Ausflug nach Corte auf Corsika für Oktober proponirt; ich habe bisher mich nicht entschließen wollen. Gienge ich dorthin (es ist zuletzt ein kleiner Umweg über Nizza), so thäte ichs ebenso sehr um Ihretwillen als um meiner jetzt entworfenen Zukunfts-Aufgabe willen.

Corte ist die Stadt der Empfängniß Napoleon’s: wie ich ausgerechnet habe. Scheint es nicht, daß eine Wallfahrt dorthin eine geziemende Vorbereitung für den „Willen zur Macht. Versuch einer Umkehrung aller Werthe“ ist? —

Seltsam! Ich war diese Zeit über unbeschreiblich traurig und vor Sorgen schlaflos. —

Besuchen Sie Seydlitzens, bitte, und bringen Sie meine allerschönsten Grüße. Seydlitz hat mir einen Brief geschrieben, worin viele guten und schlauen Dinge vorkamen: er hat Geist. —

Mit der herzlichsten Theilnahme an Ihrer Reise

Ihr Freund N.

Das zweite Exemplar war eigentlich Frau Röder-Wiederhold zugedacht, deren Adresse ich nicht habe. Herrn Widemann habe ich natürlich eins zugesandt. —

735. An Friedrich Hegar in Zürich

Sils-Maria, Oberengadin
17. August 1886

Verehrter Herr Capellmeister,

hiermit ruft sich Jemand Ihnen ins Gedächtniß, der seit zwei Jahren durch alle möglichen Zufälle und Kreuzungen verhindert war, nach Zürich zu kommen, — nach jenem Zürich, das bei ihm in einem sehr guten Geruche und, Dank Ihnen, in einem noch besseren Klange steht.

Diese beifolgende Composition würde ich gerne jetzt herausgeben: vorausgesetzt, daß sie Ihre Billigung fände. Namentlich die Instrumentation (die nicht von mir stammt, aber doch auf meine Angaben hin gemacht ist): hätten Sie die Güte, mir Ihr Urtheil über dieselbe ohne Schonung zu sagen? Wie stark müßte der Chor sein, der sich mit dem Blechklange der gewählten Instrumente vertrüge?

Es ist ein Stück Musik, das vielleicht einmal „zu meinem Gedächtniß“ gesungen werden könnte: dafür wenigstens habe ich's ausgedacht.

Gegen Ende des Liedes ist ein tragischer Accent, der aus meinen innersten „Eingeweiden“ stammt. —

— Wie geht es bei Ihnen? Meine Schwester (Frau Dr. Förster nunmehr) hat bis jetzt recht erfreulich aus ihrer neuen Heimat Paraguay geschrieben. Jene Tage damals in Zürich waren unser heiterstes und wohlgerathenstes Zusammensein, für das wir Beide eine dankbare Erinnerung haben. Sagen Sie dies, bitte, auch Ihrer verehrten Frau Gemahlin.

Mit herzlichstem Gruß und Wunsch
Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche

[«]

736. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Sils-Maria Oberengadin Schweiz 17. August 1886.

Meine liebe gute Mutter,

ein Regentag: da soll gleich ein Briefchen an Dich absausen! Besten Dank für das, was Du mir geschrieben! Es gieng inzwischen etwas besser: das Recept, das ich mir verordnete, war sehr sonderbar: nämlich ins Hôtel zu gehn und mitzuessen, was Alle essen. Das hat mich wieder auf die Beine gebracht (ich brauche starke Mahlzeiten, um mich wohl zu fühlen: leider, leider bin ich nicht reich genug zu dieser mir angemessenen „Kur“ —).

Augenblicklich sind hier in Sils an die 10 Professoren der Universität; in meinem kleinen Hause 4, mich eingerechnet.

Der Handel mit Schmeitzner ist zu Ende: „endlich im Besitz“ telegraphirte mir Fritzsch — und seitdem ist viel Briefverkehr zwischen uns, weil Vielerlei meinerseits neu anzuordnen ist.

Herr Köselitz schreibt über München und Bayreuth: er ist also schon unterwegs.

So wie der gute alte Wenkel über Philosophie denkt, denken viele alte Philologen auch über Philologie: es sei gar nichts mehr Neues zu sagen. Ich halte beide Urtheile für irrthümlich und habe es (was mehr ist) durch Wort und That bewiesen. Freilich gehören dazu auch neue Ohren: wie man sie sich beim besten Willen in einem gewissen Alter nicht mehr anschaffen kann.

Die Geschichte mit Sonnemann (oder wie der Antisemit heißt, von dem Du schriebst) hat mich besorgt gemacht. Siehst Du, dieser Gattung Menschen wegen könnte ich schon nicht nach Paraguay gehn: ich bin so glücklich darüber, daß sie sich freiwillig aus Europa verbannen. Denn, wenn ich auch ein schlechter Deutscher sein sollte — jedenfalls bin ich ein sehr guter Europäer.

Sils als Landschaft und Menschheit gefällt mir nach wie vor. Nur — ist es zu theuer, wenn ich hier so leben will, daß ich nicht melancholisch werde. Für den September ist ein Zusammentreffen mit dem braven Herrn Lanzky in Aussicht; und, hoffentlich, eine tüchtige Fußreise, die mir sehr nöthig scheint. — Der Winter in Nizza: ich werde schwerlich darum herum kommen.

In alter Liebe und steter Dankbarkeit

Dein Fritz

[«]

737. An Reinhart von Seydlitz in München

Sils-Maria Oberengadin (Schweiz), 17. August 1886.

Lieber alter Freund,

es gäbe Gründe, sich bei Dir für einen sehr guten Brief zu bedanken, in dem feine kluge Sachen standen, wie sie gerne in meine Art Ohren schlüpfen.

Hast Du bemerkt, daß ich die „kleinsten aller möglichen“ Ohren habe? Vielleicht auch die schläuesten ...

Ein Dir im Frühjahr zugedachter Besuch mißrieth mir: ich fand das artige Nest ausgeflogen. Daß ich in diesem Herbste nach München komme (wozu mich Mancherlei locken könnte —) ist inzwischen wieder unwahrscheinlich geworden. Aus meinem letzten deutschen Aufenthalte habe ich ein ressentiment noch nicht überwunden. Die „moralische Luft“ daselbst bläst gegen mich, das ist kein Zweifel. Wahrscheinlich mache ich eine Wallfahrt nach Corte auf Corsica (woselbst Napoleon zwar nicht geboren, aber — was vielleicht sehr viel mehr ist, concipirt worden ist).

Es handelt sich jetzt auch bei mir um eine conceptio: Du wirst es aus dem Umschlage meines letzterschienenen Werks errathen, welches ich Dir (wie sich von selbst versteht) zugesandt habe. Meine ganze frühere Litteratur (von „Geburt der Tragödie“ bis zum „Zarathustra“) ist jetzt in den Besitz von E. W. Fritzsch übergegangen. Derselbe hat bereits, wie Du weißt, den „ganzen Wagner“; es scheint, daß er Werth darauf legt, auch einmal den „ganzen Nietzsche“ zu haben.

Was macht die Reise nach Bologna? Und überhaupt der Japonisme? —

Es bittet Dich und Deine liebe Frau um ein herzliches und freundschaftliches Angedenken

Friedrich Nietzsche.

[«]

738. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Visitenkarte)

Sils-Maria
24. August 1886.

Geehrtester Herr Verleger, so eben empfieng ich Ihre sehr willkommen<en> Mittheilungen und zögere nicht, Ihnen in allen Punkten, um welche Sie bei mir anfragen, meine zustimmende Antwort zu übermitteln. Berücksichtigen Sie, bitte, von den 5 Zeitschriften, die das Buch verlangt haben, die 3 letztgenannten (philosophische Monatshefte, deutsche Litteraturzeitung und auch die deutsche akademische Zeitung) Ebenfalls Herrn Dr. M. Bauer mit Inserat. — Hr. Widemann ist bereits im Besitz eines Exemplars. — Inzwischen ist meine ganze frühere Litteratur aus den Händen des Chemnitzer Verlegers in die mir viel zusagenderen und zutrauenswürdigeren Hände des Hrn. E. W. Fritzsch in Leipzig übergegangen. Ich nehme dies als gutes omen, ebenso wie Ihre heutige Meldung.

Mit ergebenstem Danke der Obige.

[«]

739. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

<Sils-Maria, 29. August 1886>

Werthester Herr Verleger, so eben ist noch ein Stück Manuscript (zur übersandten Vorrede gehörig) an Sie abgegangen. Ich bitte Sie angelegentlich, den Druck zu beschleunigen: ich will so lange hier bleiben, bis diese Sache in Ordnung ist. —

Ein eigenes Blatt mit Also sprach Zarathustra. Erster Theil scheint mir nicht nöthig. —

Inzwischen hat sich Herr Köselitz bei mir schmerzlich darüber beklagt, daß Sie ihm auf seine Zusendungen nicht geantwortet haben. Sagen Sie, wenn es irgend möglich ist, Ja zu dem wunderschönen Adagio für Clavier (für welches ich den Titel „**Nachsommer-Musik**“ in Vorschlag bringen möchte.)

Von C. G. Naumann habe ich gute Nachrichten über die Wirkung von „Jenseits v. G. u. B.“. —

Ihr ergebenster Nietzsche

[«]

740. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Sils-Maria, Oberengadin
Schweiz. 29 Aug. <bis 1. September> 86.

Lieber und werther Herr Fritzsch,

hier folgt die Vorrede zur neuen Ausgabe der „Geburt der Tragödie“: Sie können auf diese sehr inhaltreiche und gründlich orientirende Vorrede hin das Buch noch einmal von Stapel laufen lassen, — es scheint mir sogar von größtem Werthe, daß dies geschieht. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß man sich in den nächsten Jahren viel mit meinen Büchern beschäftigen wird (— insofern ich, mit Verlaub gesagt, bei weitem der unabhängigste und im großen Stile denkendste Denker dieser Zeit bin —); man wird mich nöthig haben, und alle möglichen Versuche, mir beizukommen, mich zu verstehen, zu „erklären“ usw. machen. Um den gröbsten Fehlgriffen vorzubeugen, scheint mir (abgesehn von dem eben erschienenen „Jenseits von Gut und Böse“) nichts nützlicher als die beiden Vorreden, welche ich mir erlaubte, Ihnen zu übersenden: sie deuten den Weg an, den ich gegangen bin — und, ernsthaft geredet, wenn ich selber nicht ein Paar Winke gebe, wie man mich zu verstehn hat, so müssen die größten Dummheiten passiren. —

Ich kann nicht beurtheilen, in wie fern es geschäftlich und buchhändlerisch rathsam oder unrathsam ist, Bücher desselben Autors zugleich auf den Markt zu bringen. Das Wesentliche ist, daß, um die Voraussetzungen für das Verständniß des **Zarathustra** zu haben (— ein Ereigniß ohne Gleichen in der Litteratur und Philosophie und Poesie und Moral usw. usw. Sie dürfen mir’s glauben, Sie glücklicher Besitzer dieses Wunderthiers! —) alle meine früheren Schriften ernstlich und tief verstanden sein müssen; insgleichen die Nothwendigkeit der Aufeinanderfolge dieser Schriften und der in ihnen sich ausdrückenden Entwicklung. Vielleicht ist es ebenso nützlich, sogleich jetzt auch die neue Ausgabe der „Geburt“ (mit dem „Versuche einer Selbstkritik“) auszusenden. Dieser „Versuch“, zusammengehalten mit der „Vorrede von Menschl. Allzumenschliches“, ergiebt eine wahre Aufklärung über mich — und die allerbeste Vorbereitung für meinen verwegenen Sohn Zarathustra.

Im Dezember hoffe ich mit den „Vorreden“ fortfahren zu können: nämlich in Nizza, wo es mir bis jetzt niemals um die bezeichnete Zeit an Muth und Inspiration gefehlt hat. Nämlich 1) Menschl. Allzum. Zweiter Band (enthaltend „Verm. M. u. Spr.“ und den „Wanderer“) 2) Morgenröthe 3 fröhl. Wissenschaft.

Ich denke, Sie wissen, lieber Herr Verleger, wie viel Muth und Inspiration gerade zu solchen „Vorreden“ noth thut? und außerdem noch mehr „guter Wille“ —

Nehmen wir an, daß bis zum Frühjahr meine ganze Litteratur, so weit sie in Ihren Händen ist, zum neuen Fluge fertig und neu „beflügelt“ ist. Denn diese „Vorreden“ sollen Flügel sein! (Nur die 4 unzeitgem. Betrachtungen will ich lassen, wie sie sind: deshalb habe ich, in dem letztens übersandten Nachtrag zur Vorrede für Menschl. Allzum., sehr bestimmt auf sie aufmerksam zu machen für nöthig befunden.) — Eine Zeile Antwort hierher erbittend Ihr

ergebenster Dr. Nietzsche Prof.

Theilen Sie mir gefälligst etwas über die Preise der zunächst auszugebenden Bücher mit! Hermann Credner sagte oder schrieb mir einmal, daß die Schmeitzner'schen Preise das größte Hinderniß gewesen sei, das mir bis jetzt im Wege gestanden.

Ein eignes Bändchen mit lauter „Vorreden“ würde gegen den Geschmack sündigen. Man verträgt das schreckliche Vorrede-Wörtchen „ich“ eben nur unter der Bedingung, daß es in dem drauf folgenden Buche fehlt: es hat nur Recht in der Vorrede. —

1. Sept. Eben trifft Brief und Bogen ein. Ist der Nachtrag („eingeschrieben“ an Sie adressirt) noch nicht in Ihren Händen? Um nicht Alles zu verzögern, bitte ich ihn zu lassen (also nicht zu drucken). Um so mehr aber diese Selbstkritik!

[«]

741. An Bernhard und Elisabeth Förster in Asuncion

Sils-Maria den 2. September 1886

Meine Lieben in der Ferne,

Vergebung für dies Papier, aber ich weiß gerade keinen Briefbogen zu erwischen, und möchte Sils-Maria doch nicht verlassen, ohne Euch gesagt zu haben, was für schöne Überraschungen und Erquickungen mir in diesem Sommer Eure zwei Briefe gewesen sind. Deiner, mein liebes Lama, kam präcis zur Feier Deines Geburtstags an. Im Ganzen scheint es bei Euch anders zu stehn als bei mir, wo eine Art Ruhe und rückwärts blickende Sammlung eingetreten ist: während Ihr vor dem „Werke“, oder „dem Berge“ steht und vorwärts blickt. Daß ich kurz erzähle, was sich bei mir erledigt hat, so mag zuerst genannt sein, daß die Schmeitzner-Misère, nach zwanzig intermezzi, doch zu Ende gekommen ist: Fritzsch hat Alles an sich gekauft und auch bereits die 62 Centner in seinem

Hause, — hoffentlich nicht als „Klumpfuß“! Eben erscheint eine neue Ausgabe von „Menschliches, Allzumenschliches“, mit einer langen Vorrede (ein Druckbogen); vorbereitet wird zu gleichem Zwecke die „Geburt der Tragödie“, bereichert durch einen „Versuch einer Selbstkritik“, worin ich meiner Wagnerei und Romantik von Ehedem gründlich die Wahrheit gesagt habe. Bei C. G. Naumann habe ich vor wenig Wochen etwas Neues von Stapel laufen lassen: „Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.“ Bis jetzt ist schon die Hälfte der Auflage abgesetzt; Naumann schrieb sehr vergnügt, — es ist als ob ein Bann von meinen Büchern genommen wäre, seit der lähmende und compromittirende Schmeitzner abgeschafft ist. Zuletzt freilich liegt mir nicht genug daran, von diesen gegenwärtigen Deutschen gelesen zu werden: sie haben Andres im Kopfe und in den Händen. Ich will nur, daß sie meine Bücher kaufen, nicht um mich zu bereichern, sondern exakt, daß ich, vollkommen unabhängig von Verlegern, etwas drucken kann und wieder zu meinen Druckkosten komme. So probire ich’s eben. Verzeihung, daß ich das neue Buch noch nicht geschickt habe: aber, eben im Begriff, die Ordre dazu zu geben, sah ich’s mir erst darauf an, ob es Euch Vergnügen machen werde, — und siehe, da schien mir’s gar nicht so! — Mein Aufenthalt in Deutschland hat sich dies Mal so gut gelohnt, wie noch nie; denn Alles war nur persönlich abzumachen. Das Wetter war sehr entgegen, schändlich heiß, schon im Mai (jeden Tag eine ganze Woche lang bis zu 30 Celsius im Schatten!) Freund Rohde in Leipzig saß wie auf einem Marterbett daselbst und nahm nach 6 Wochen Vorlesungen einen Ruf nach Heidelberg an (wo man äußerst glücklich über einen solchen Fang war und ihn umgehend zum Geheimen Hofrath und Mitglied des Badischen Oberschulraths gemacht hat) Ich habe mit ihm kein vernünftiges Wort geredet; mit Heinze habe ich im Rosenthal saure Milch (verzuckert und verzimmtet) gegessen, realiter und symbolice… „Alle Welt“ ist mir „gewogen“, was nicht hindert, daß mich „alle Welt“ seit 16 Jahren mit absoluter Unverständigkeit behandelt. In München liebenswürdiges Entgegenkommen, auch von Levi, der mir für den Fall eines Herbst-Aufenthaltes die schönsten Versprechungen machte: übrigens war er fast noch mehr Bizet-Enthusiast als ich. Er versprach mir, als Finesse ersten Ranges, eine kleine komische Oper von Cornelius: sonderbar! Hier im Engadin entdeckte ich, daß meine Tischnachbarin, ein Mädchen von 17 Jahren, die Schwester des „Barbiers von Bagdad“ — so heißt jene Oper — war, nämlich die Tochter jenes Cornelius (leider sans sa finesse —) Sonst habe ich wieder meine Engländerinnen, die alte Russin, den Holländer aus Java, der sich sehr mir angenähert hat und mir zum Abschied das Bild seines Kindes schenkte (— er hat seine junge Frau verloren und reist nun wieder aus der Sommerfrische im Engadin nach seinem Java zurück: wie rund die Erde wird, meine lieben Südamerikaner, nicht wahr? —) Dann sind c. 10 Universitätsprofessoren hier (in meinem Hause 4), mit denen ein artiger Verkehr stattfindet, ohne daß er mir die Einsamkeit nimmt. Sils, eine Sache ersten Rangs: unsere Halbinsel hat weder in der Schweiz, noch in dem mir bekannten Europa seines Gleichen. Lauter neue Wege: die Stelle, wo ich den Zarathustra ausgedacht habe und einst begraben sein wollte, ist jetzt zugänglich gemacht und als schönste Stelle des Engadin in Ruf gebracht. Was den Winter betrifft, so bleibt es bei Nizza: nur muß ich Jemanden schaffen, der meine Existenz daselbst „wördiger“ gestaltet (denn ich nähere mich dem unheimlichen Zeitpunkte, wo ich ein „berühmtes Thier“ bin und mich gegen Entrée sehen lasse…) Meine Gesundheit hat sich, nach dem Urtheile Aller, die mich wieder gesehn haben, entscheidend verbessert: Anzeichen davon — ich werde grob. Nur die Augen sind zurückgegangen, — weil ich zu viel geguckelt habe. Für die nächsten 4 Jahre ist die Ausarbeitung eines vierbändigen Hauptwerks angekündigt; der Titel ist schon zum Fürchten-Machen: „Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwerthung aller Werthe“. Dafür habe ich Alles nöthig, Gesundheit, Einsamkeit, gute Laune, vielleicht eine Frau.

So! Meine Lieben, nun habe ich entsetzlich lang von mir geschwätzt: aber das gehört wohl zu einem Briefe? — Aus der Stimmung, in der das Lama schrieb, dachte ich mir aus, wie Euer Klima ungefähr den Eindruck machen müsse, wie das von Nizza. Schade, daß Ihr so weit davon gelaufen seid! Und ich — professionell ein „guter Europäer“, habe es nicht so leicht, wie Ihr, Europa zu verlassen! Eigentlich darf ich’s nicht einmal. Auch hat mir jeder Capitän gesagt, mit dem ich ein Stückchen von 2—3 Tagen gefahren bin, daß ich zu denen gehöre, die an der Seekrankheit zu Grunde giengen, wenn ich’s weiter triebe, wie ich’s jedes Mal getrieben habe. —

Behaltet mich lieb, behaltet Euch lieb: es grüßt und umarmt Euch

brüderlich-schwägerlich
Euer Fritz.

— rings überall große Gemsenjagd, seit gestern —

[«]

742. An Heinrich Köselitz in München

Sils-Maria, am 2. September.
Gemsenjagd. 1886.

Lieber Freund,

hier kommt noch Etwas zum Durchlesen: bitte, lassen Sie Ihre kritischen Augen durch diese „Vorrede“ wandern und helfen Sie meiner Orthographie nach — und nicht nur der Orthographie! Sie haben zum Verändern unumschränkte Vollmacht! —

Senden Sie dann den Bogen an E. W. Fritzsch, Leipzig, Königsstrasse 6. — Es könnte vielleicht noch ein Nachtrag zu dieser Vorrede bei Ihnen eintreffen, den ich kürzlich an Fritzsch gesandt habe: doch scheint es mir, nach meiner Erinnerung, daß er etwas zu „persönlich“ gerathen ist, — mag er wegbleiben! Die Vorrede, so wie sie hier vorliegt, hat hoffentlich eine erträgliche Mitte zwischen dem Allzusubjektiven und Allzuobjektiven — jene Mitte, die den guten Geschmack einer Vorrede ausmacht? Oder was meinen Sie? — —

Auch eine neue Ausgabe von der „Geburt der Tragödie“ soll erscheinen, mit einem langen „Versuch einer Selbstkritik“, deren Manuscript schon an F<ritzsch> abgegangen ist. Im Winter will ich noch drei Vorreden machen 1) zum zweiten Bande von Menschl<iches>, Allzumenschliches: derselbe enthält die Vermischten Meinungen und den Wanderer;

2) zur „Morgenröthe“;

3) zur „Fröhlichen Wissenschaft“. Hier auch der angekündigte Lieder-Anhang „Lieder des Prinzen Vogelfrei“.

Auf diese Weise hoffe ich den Büchern ein neues Interesse und, buchhändlerisch betrachtet, auch Flügel zu geben. —

An Fritzsch habe ich kürzlich auch meinerseits den Wunsch ausgedrückt, daß er sich Ihr herrliches Adagio nicht entgehen lassen möge. Würden Sie damit übereinstimmen können, daß es vielleicht den Titel „Nachsommer-Musik“ erhielte? —

Dieses Jahr hat bisher bei mir etwas Aufräumendes und in-Ordnung-Bringendes gehabt. Auf das „Jenseits“ hat nach Naumann’s Bericht das „Publikum“ (oder wer?) tüchtig angebissen. Die ganze Schmeitzner-Misère ist zu Ende. Einzig Sie, lieber lieber Freund, sind noch im Zwischenreiche und purgatorio: oh was erfinden wir zusammen, damit auch Sie „in Ordnung gebracht“, vor Allem wieder „aufgeräumt“ werden? —

Die Cholera in Italien schließt mich auch von Corsika ab: die Inseln sind wie toll vor Angst. —

Seydlitzens sind jetzt wieder zurück und haben mir geschrieben. Bitte, sehen Sie sich seine Japonismen an — und, vielleicht, spielen Sie ihm etwas von Ihren Südlichkeiten und Süßigkeiten (frutta, aber bei Leibe nicht secca!) Was habe ich bedauert, Ihren „Löwen“ nicht in Sils zu haben! Es gab eine eminente Spielerin aus Wien, insgleichen eine Theater-Sängerin aus München, und ein sehr gewähltes „Publikum“ von 7—10 Personen, die von Musik etwas verstehen. Sonderbar! auch die Schwester des „Barbiers von Bagdad“, als meine Tischnachbarin (auf Deutsch: die Tochter des Prof. Cornelius). Übrigens merkte ich, daß Alles, was Artist ist, eigentlich nur für mich sang und spielte: was mich verwöhnen würde, wenn es so fortgienge.

Es scheint mir beinahe, daß Sie in München bleiben wollen? —

Grüßen Sie bestens Frau Rothpletz: Sie haben sie gut gezeichnet; ich glaube, ihr Wunsch zu helfen ist mitunter größer als ihr Zartsinn, aber was macht das! Vor allem ist sie tapfer in ihren Sympathien und Antipathien.

Erfreuen Sie mich recht bald, lieber Freund, mit ein paar Worten über Pläne, Möglichkeiten, Unmöglichkeiten: und ob es etwas giebt, wo ich in’s Spiel komme, wo ich ein Brückchen bauen darf, Ihnen zur Ehre oder zum Nutzen.

Treulich Ihr Freund
N.

NB. Ich sehe, daß ich oben etwas Unklares geschrieben habe: ich wollte sagen, daß Ihre Musik süß, südlich, eine sublime Südfrucht, aber ganz und gar nicht trocken sei.

[«]

743. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)

Sils-Maria den 8. Sept. 1886.

[+ + +]

— Du hast mir noch nicht geschrieben, daß Du die 75 Pfennige welche ich Dir für den Naumburger Zahnarzt gegeben habe, demselben eingehändigt hast. Es war für Zahnpulver. —

— Wenn die Druckerei gut von Statten geht, denke ich kurz nach der Mitte des Monats mich auf den Weg zu machen, hinunter ans Meer, bei Genua. Nur soll es noch sehr heiß dort sein. Herr Lanzky will mich empfangen: hätte ich nur etwas Vergnügen und Unterhaltung von diesem braven Menschen, da er mir keine Belehrung giebt! Ich fürchte mich auch vor Nizza in dieser Hinsicht: Himmel, was mich bisher die Menschen gelangweilt haben, und welche gute Miene habe ich dabei noch gemacht! — —

— Unsre Briefe haben sich gekreuzt. Meinen herzlichsten Dank, meine alte gute Mutter: Ein Brieflein hierher wird mich gerade noch erreichen.

In Liebe Dein Fritz

— Könntest Du nicht im Herbst (vielleicht zur Feier meines Geburtstags?) ein schönes Weintrauben-Kistchen an Herrn und Frau E. W. Fritzsch in Leipzig schicken? Königsstrasse 6. Sie sind aus Lützen; und F<ritzsch> hat doch ein großes Vertrauen zu mir bewiesen. —

[«]

744. An General Simon in Celerina (Visitenkarte)

Sils-Maria den 8. Sept. 1886

Verehrter Herr General, meinen ergebensten Dank für Ihre und Ihrer Fräulein Tochter sehr gefällige Vermittlung (aus der sich vielleicht, ganz so wie in Nizza, eine wirkliche Verbesserung meines Lebens ergeben könnte) Es ist wahrscheinlich, daß ich von dieser neuen Möglichkeit Gebrauch machen werde: obschon ich bekennen muß, daß die Entschließung dazu dem „Einsiedler von Sils-Maria“ schwer genug wird, — namentlich seit dieser Ort sich in ein Professoren-Rendezvous zu verwandeln beginnt. Für Ihre Reise meine besten Wünsche; bisher muß, nach Briefen zu urtheilen, die Hitze überall noch groß sein. Mit der Bitte, mir auch fernerhin ein gutes Andenken zu bewahren, bleibe ich, der ich immer war,

Ihr dankbar ergebener
F. N.

[«]

745. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

<Sils-Maria, um den 8. September 1886>

NB. Ich bleibe bis zum 15^{ten} September noch in Sils-Maria. Bitte dringend bis zum 13^{ten} Alles, was noch zu corrigiren ist, mir in

die Hände zu geben.
F. N.

Geehrtester Herr Verleger, Sie sehen, daß ich Ernst mache, um den Büchern zu einer neuen Reise Flügel zu schaffen. Hier ist die Lösung eines Problems: Sie senden Menschliches, Allzumenschliches in **zwei** Bänden zusammen in die Welt (nicht etwa zusammengebunden, sondern zu gleicher Zeit!) Ich sehe kein besseres Mittel, um die „Verm<ischten> Mein<ungen>“ und den „Wanderer“ flügge zu machen (Letzteres ist auf der Rückseite des Titelblattes als zweiter Anhang bezeichnet: bitte, sehen Sie nach!) — Die Vorrede zum ersten Band bleibt, wie sie in der ersten Fassung war; der nachträglich übersandte Anfang ist jetzt als Anfang der Vorrede zum zweiten Band verwendet.

Ihr F. N.

[«]

746. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Sils-Maria Montag <13. September 1886>

Soeben, werthester Herr Verleger, kommt die Vorrede zur „Geburt der Tragödie“. Aber nein! das dürfen Sie mir nicht anthun, — und ich selbst werde es nie zulassen, daß ein Wort von mir von solcher Wichtigkeit, wie es diese Vorrede ist, dermaßen unaesthetisch und unwürdig vor die Welt gebracht wird. Mein Vorschlag war, sie solle genau nach dem Muster der Vorrede in „Jenseits von Gut und Böse“ gedruckt werden; ich wiederhole diesen Vorschlag und bitte überzeugt zu sein, daß ich viel lieber die Kosten eines Drucks gemäß meinem Geschmacke tragen will als in Ewigkeit mich ärgern, wenn ich das Buch später aufschlage. Geben Sie das Ms. an C. G. Naumann’s (die ja auch das Buch selbst gedruckt haben) und, wie gesagt, auf meine Rechnung.

Nichts für ungut!

Ihr ergebenster
Dr. Friedrich Nietzsche.

Abreise in Folge anhaltend schönen Wetters verschoben.

[«]

747. An Heinrich Köselitz in München

NB. Eben trifft Ihr Bogen ein mit der 2ten Vorrede. — Was denken Sie über den „Versuch einer Selbstkritik“? —

Sils-Maria, 13 Sept. 1886.

Lieber Freund,

meinen besten Gruß und Dank voran! — Anbei die Bitte, noch die allerletzte (zweite) Revision der Vorrede zum zweiten Bande zu übernehmen. Es sind drei Stücke Manuscript zum Einschieben an Fritzsch abgesandt; ebenfalls die Aufforderung, Ihnen nunmehr Alles zu überlassen. Sie lesen ja meine Schrift so gut wie ich vielleicht nicht. — Schreiben Sie darüber: druckfertig H. K.

Es liegt mir etwas an dieser zweiten Vorrede. Um den ewigen Mißverständnissen in Bezug auf meinen Bruch mit R. W<agner> ein Ende zu machen, habe ich mich entschlossen, die Hauptsache deutlich zu sagen. Es ist freilich damit etwas gewagt. — Übrigens bin ich heil-froh, auf diese schreckliche und lebensgefährliche Wendung als auf ein „Hinter-mir“ blicken zu können. Im Handumdrehen hätte ich daran zu Grunde gehn können; ich bin nicht grob genug dazu, um mich von Menschen trennen zu können, die ich geliebt habe. Aber es ist geschehn: und ich lebe noch. —

Ein Wort hierher, wenn Alles fertig ist: gesetzt, ich reise ab, so folgt mir Alles unverzüglich nach. Wohin? —

Treulich Ihr Freund N.

— Ist es nicht ein Meisterstück und Kunstgriff, wie ich den Fritzsch zur Herausgabe der 2 Bände Menschl<iches> AIlzu<menschliches> gebracht habe? Ich meine, es wird sein Vortheil sein. (Mir scheint es eine Erlösung.)

[«]

748. An Heinrich Köselitz in München (Postkarte)

<Sils-Maria, 14. September 1886>

Bitte, lieber Freund, stellen Sie auf Seite V der zweiten Vorrede den Text dergestalt fest:

gegen ein Stück Vergangenheit, gegen die
schönste, auch gefährlichste Meeresstille
meiner Fahrt… und thatsächlich eine
Loslösung, ein Abschiednehmen.

Das letzte Wort also nicht gesperrt! — Ich denke, daß spätestens in 5 Tagen die allerletzten Revisions-Abzüge in Ihren Händen sind. —

Mit der Ausstattung vom „Versuch einer Selbstkritik“ (Einleitungs-Ersatz von „Geburt der Tragödie“) war ich so unzufrieden, daß ich sie sofort an E. W. Fr<itzsch> zurückgesandt habe: mit der Aufforderung, sie C. G. Naumann zu übergeben: der soll sie nach meinem Geschmack und auch auf meine Kosten herstellen. — Hoffentlich erwächst Ihnen, lieber Freund, daraus keine doppelte Arbeit! —

Allerschönstes, mildestes, klarstes September-Wetter! —

Herzlich grüßend F. N.

[«]

749. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Sils-Maria, den 19. Sept. 1886.

Geehrtester Herr,

so eben habe ich dem Banquier Kürbitz in Naumburg den Auftrag gegeben, an Ihre werthe Adresse die Summe von 881 Mark abgehen zu lassen: was, wie ich voraussetzen darf, unverzüglich geschehn wird. Für alle Ihre Mittheilungen meinen ergebensten Dank; wenn nicht Alles trügt, so wird dies Buch sich gut verkaufen. Eben fand ich, im Berner Bund, einen Aufsatz über dasselbe, mit dem Titel „Nietzsches gefährliches Buch“, man kann sich keine stärkere Verlockung zum Kaufen denken als sie dieser Artikel giebt. — Jener Herr Dr. Welti, dessen Brief Sie beilegten, ist, wie man mir hier mitgetheilt hat, der Sohn des alten Bundespräsidenten der Schweiz; er gilt als sehr gescheut. —

Ihnen und Ihrem Herrn Bruder sich dankbar empfehlend
Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche

[«]

750. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)

<Sils-Maria> 19 Sept 1886.

[+ + +] diese „Vorkämpferin für Frauenrechte“ mit einer andren „Vorkämpferin“ bekannt zu machen, die meine Tischnachbarin ist, Miss Helen Zimmern, etwas sehr Gescheutes, (sie hat die Engländer mit Schopenhauer bekannt gemacht) übrigens nicht Engländerin, sondern — Jüdin. Der Himmel erbarme sich des europäischen Verstandes, wenn man den jüdischen Verstand davon abziehen wollte! Man erzählte mir von einem jungen Mathematiker in Pontresina, der vor Aufregung und Entzücken über mein letztes Buch ganz die Nachtruhe verloren habe; als ich genauer nachfragte, siehe, da war es auch wieder ein Jude (ein Deutscher läßt sich nicht so leicht im Schlafe stören —) Verzeihung für diese Scherze, meine gute Mutter! — Übrigens habe ich die Zusammenkunft mit Herrn Lanzky hintertrieben, ich bekam Angst, er möchte mich wieder so langweilen wie vor zwei Jahren. Vor Nizza fürchte ich mich, von wegen der eifersüchtigen alten Frauen, aber es wird doch nichts Anderes herauskommen. Nur daß ich vielleicht eine Zwischenstation in der Nähe von Genua mache. Hier geht der Rest der Gesellschaft in dieser Woche fort, ich also auch: da es nachher mit der Ernährung hapert. —

Ich bedarf sehr der Erholung: es ist schlimm, daß ich gar keine Menschen habe, die es verstünden, mich zu erholen.

Für Deine schöne Versprechung in Betreff eines Kistchens danke ich Dir herzlich: aber, wie gesagt, ich bin auf der Abreise. — Fritzschens Adresse ist: Leipzig, Königsstr. 6

Deine Nachrichten über unsre Südamerikaner haben etwas Beunruhigendes: es läuft auch da drüben, wie es scheint, auf die alte Nervenaufregung und Hetzerei hinaus? — Das Lama als Landwirthin, welche Butter und Milch verkauft! Nein, welche Komödie! —

Dein alter Sohn.

Adresse: Genova (Italia) poste restante.

[«]

751. An Heinrich Köselitz in München (Postkarte)

<Sils-Maria, 20. September 1886>

Lieber Freund, ich entschließe mich schwer, fort zu gehn, weiß auch noch nicht, wohin. Nach Corsika nicht; auch Nizza ist mir verleidet, seit ich Sie nicht mehr daselbst erwarten darf. Wo giebt es Menschen, die mich etwas zu erholen vermöchten!

Bitte, geben Sie mir noch hierher Auskunft, ob die Schluß-Redaktion der 2ten Vorrede in Ihren Händen ist: ebenfalls ob Fritzsch sich entschlossen hat, die Selbstkritik genau so wie die Vorreden auszustatten. Ich lege großen Werth darauf. Der „Bund“ hat, aus der Feder des Redakteurs V. Widmann, einen starken Aufsatz über mein Buch, unter dem Titel Nietzsche’s gefährliches Buch. Gesammt-Urtheil „das ist Dynamit“.

Schließliche Anfrage: wo giebt es jetzt Carmen zu hören? Ist es in München vorbereitet? — Daß Sie wieder componiren, erbaut mich sehr: oh daß Sie über Portofino säßen, in Ruta, bei der Pinie, wo man das Promontorio für sich hat! Bleiben Sie südlich, und sei es auch nur dem Glauben nach!

N.

Abreise Ende der Woche.

[«]

752. An Paul Deussen in Berlin

<Sils-Maria, um den 20. September 1886>

Lieber alter Freund,

es giebt, wie man mir mittheilt, den schönsten Anlaß, Dir Glück zu wünschen — oder vielmehr nicht einmal erst zu wünschen. Halte fest, was Du jetzt hast, mein alter Freund und Kamerad, sonderlich wenn das „Glück“, wie in Deinem Falle, ein gutes Weib ist; denn das Glück läuft gar zu gerne von Unsereinem davon (nämlich von uns Philosophen und Unthieren der Erkenntniß…)

Zum Zeichen, wie gern ich einmal mich wieder in Deiner Nähe wissen würde, habe ich mir erlaubt, Dir mein jüngstes und bösartigstes Kind zuzusenden: hoffentlich lernt es in Deiner Nähe etwas „Moralität“ und Vedanteske Würde, da es an Beidem von seinem Vater her Mangel leidet. „Jenseits von Gut und Böse“ heißt es; eben las ich bereits einen furchtbar ernsten Aufsatz darüber unter dem Titel „ Nietzsches gefährliches Buch“ — es wird das Thema durchfigurirt „das ist Dynamit“…

Was liegt darin! War jemals ein Mensch verwegener zu den Dingen gestellt, als ich? Man muß es aushalten können: das ist die Probe; was man dazu „sagt“, davon „denkt“, ist mir gleichgültig. Schließlich — ich will nicht für heute und morgen, sondern für Jahrtausende Recht behalten.

Diesen Sommer sprach ich öfter über Dich mit Leskien (Sils Maria ist nämlich in der zweiten Hälfte des Sommers ein wahres Professoren-Rendezvous: so daß der alte „Einsiedler von Sils-Maria auf dem Laufenden erhalten wird — — ja, ja, auf dem Laufenden, aber zum Davonlaufen, was die heutigen deutschen Universitäts-Bildungs-Zustände anbetrifft). Leskien erzählte von der außerordentlichen Schätzung, welche Böthlingk für Dein Werk habe; er meinte, es würde leichter sein, Dir eine Sanskrit-Professur als einen Lehrstuhl (Lehnstuhl) für Philosophie zu schaffen. Im Grunde hättest Du Dich mit Deiner Doppel-Begabung zwischen zwei Stühle gesetzt: — man läßt ja nach alter Gelehrten-Gewöhnung nur die „Spezialität“ gelten, man darf nicht zweien Herrn dienen, zumal wenn es zwei Weiber sind, wie Philologie und Philosophie…

Mir selbst hat Dein Buch immer von Neuem wieder tiefes Interesse und Belehrung gegeben: ich wünschte, es gäbe etwas ähnlich Klares, Dialektisch-Durchgearbeitetes auch für die Sankhya-Philosophie. —

Behalte in gutem Gedächtnisse Deinen

Freund Friedrich Nietzsche.

[«]

753. An Hippolyte Taine in Meuthon St. Bernard (Entwürfe)

<Sils-Maria, etwa um den 20. September 1886>

Verehrter Herr

mein Buchhändler hat von mir den Auftrag erhalten, Ihnen ein Exemplar meines letzten Buchs zu übersenden; ich denke, daß er seine Schuldigkeit thun wird und halte meinerseits ein paar Worte für nöthig, die

der Auftrag, den ich m<einem> V<erleger> gab, Ihnen <ein Exemplar meines letzten Buches zu übersenden,> wird hoffentlich erfüllt sein: gestatten Sie mir ein paar Worte, um die

Freiheit, welche ich mir hiermit gegen Sie nehme, zu rechtfertigen.

Das übersandte Werk ist schwer verständlich, voller Hintergedanken, eine fremde Denkweise vielleicht mehr noch verbergend als verrathend: welchen Lesern kann ein solches Buch billigerweise zugemuthet werden? Den Allerwenigsten jedenfalls, den wirklichen Räthselrathern, den historischen „Zeichendeutern“. Dabei dachte ich zum Beispiel an meinen verehrten alten Freund Jakob Burckhardt in Basel; nehmen Sie es wohlwollend auf, hochverehrter Herr, daß ich dabei auch an Sie gedacht habe, dessen Muth, Feinheit, Ausdauer und geistige Umfänglichkeit innerhalb unsres zweifelsüchtigen Europas zu den bestbewiesenen Thatsachen gehört.

Überdies
sind Sie einer der Entdecker Henri Beyles auch ich bin Einer
gäbe es zwischen uns etwas Gemeinsames: Ihre Liebe zu
dem letzten großen Psychol<ogen> H<enri> B<eyle>

Es giebt Wahrheiten, die nur „ins Ohr gesagt“ werden dürfen: laut ausgesprochen, würden sie nicht gehört. Versuchen Sie es, ob mein Buch dergleichen Wahrheiten enthält.

Darf ich Einem der tapfersten und unabhängigsten meiner Zeitgenossen ein Buch in die Hände legen, in dem etwas gewagt wird, das bisher nicht seines Gleichen hatte? Ein großes Geheimniß drückt wie eine große Verantwortlichkeit, — und verlangt Ohren in denen es — — —

[«]

754. An Jacob Burckhardt in Basel

Sils-Maria, Oberengadin, 22. Sept. 1886

Hochverehrter Herr Professor,

es thut mir wehe, so lange Sie nicht gesehn und gesprochen zu haben! Mit wem möchte ich eigentlich noch sprechen, wenn ich nicht mehr zu Ihnen sprechen darf? Das „silentium“ um mich nimmt überhand. —

Hoffentlich hat inzwischen C. G. Naumann seine Schuldigkeit gethan und mein letzthin erschienenes „Jenseits“ in Ihre verehrten Hände gelegt. Bitte, lesen Sie dies Buch, (ob es schon dieselben Dinge sagt, wie mein Zarathustra, aber anders, sehr anders —). Ich kenne Niemanden, der mit mir eine solche Menge Voraussetzungen gemein hätte wie Sie: es scheint mir, daß Sie dieselben Probleme in Sicht bekommen haben, — daß Sie an den gleichen Problemen in ähnlicher Weise laboriren, vielleicht sogar stärker und tiefer noch als ich, da Sie schweigsamer sind. Dafür bin ich jünger… Die unheimlichen Bedingungen für jedes Wachsthum der Cultur, jenes äußerst bedenkliche Verhältniß zwischen dem, was „Verbesserung“ des Menschen (oder geradezu „Vermenschlichung“) genannt wird, und der Vergrößerung des Typus Mensch, vor Allem der Widerspruch jedes Moralbegriffs mit jedem wissenschaftlichen Begriff des Lebens — genug, genug, hier ist ein Problem, das wir glücklicher Weise, wie mir scheint, mit nicht gar Vielen unter den Lebenden und Todten gemein haben dürften. Es aussprechen ist vielleicht das gefährlichste Wagniß, das es giebt, nicht in Hinsicht auf den, der es wagt, sondern in Hinsicht auf die, zu denen er davon redet. Mein Trost ist, daß zunächst die Ohren für meine großen Neuigkeiten fehlen, — Ihre Ohren ausgenommen, lieber und hochverehrter Mann: und für Sie wiederum werden es keine „Neuigkeiten“ sein! — —

Treulich
der Ihre
Dr. Friedrich Nietzsche.

Adresse: Genova, ferma in posta.

[«]

755. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Sils-Maria 24. Sept. 1886.

Werthester Herr Verleger,

inzwischen wird der durchcorrigirte Bogen (mit dem Vermerk „Vorausgesetzt“) Ihnen gezeigt haben, daß ich von selbst auf die Vermuthung gekommen bin, es möchte sich hier nur um ein Mißverständniß zwischen Verleger und Drucker handeln. Also Versöhnung mit der Officin Röder, vorausgesetzt, wie gesagt, daß diese Vorrede genau nach dem Maaßstabe der 2 anderen hergestellt wird. —

Ich bin auf der Abreise. Meine Adresse ist für die nächste Zeit:

Genova (Italia) poste restante. Um Verwechselungen zu verhüten, empfehle ich auf allen Adressen den Namen Nietzsche zu unterstreichen (die italiänischen Postbeamten wissen bei deutschen Adressen oft nicht, was Hauptname und Vorname ist, da die Italiäner die Gewohnheit haben, den Vornamen nachzusetzen)

In Betreff der von Ihnen vorgelegten Alternative würde ich sehr befürworten, die drei Werke als nova für Rechnung auf 1887 zu versenden — also erst im Dezember! Inzwischen nämlich wird mein letzthin herausgegebenes „Jenseits“ die Aufmerksamkeit hinreichend auf meinen Namen lenken und dient insofern als „Appetitmacher“ und Stomachicum für meine Art von Litteratur (— die nicht zur „leichten“ gehört! —)

— Der „Bund“ hatte zwei Artikel über das genannte Werk unter dem Titel: Nietzsches gefährliches Buch. Der Anfang lautete: „Jene Wagen, welche den zum Bau der Gotthardbahn nöthigen Dynamit an Ort und Stelle zu bringen hatten, trugen eine schwarze, auf Todesgefahr deutende Flagge...“ Der ganze Aufsatz war ein Muster von unfreiwilliger Reklame. —

Haben Sie die Gefälligkeit, mir von jedem der drei Werke ein fertiges Exemplar zu senden, sobald es fertige Exemplare giebt. Und, wie gesagt, nach Genova, poste restante.

Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche

[«]

756. An Malwida von Meysenbug in Rom

<Sils-Maria,> 24. Sept. 1886.

Verehrte Freundin.

letzter Tag in Sils-Maria; alle Vögel bereits fortgeflogen; der Himmel herbstlich-düster; die Kälte wachsend, — also muß der „Einsiedler von Sils-Maria“ sich auf den Weg machen.

Nach allen Seiten habe ich noch Grüße ausgeschickt, wie Jemand, der auch mit seinen Freunden die Jahres-Abrechnung macht. Dabei ist mir eingefallen, daß Sie seit lange keinen Brief von mir haben. Eine Bitte um Ihre Adresse in Versailles, welche ich brieflich an Fräulein B. Rohr in Basel ausgesprochen habe, ist mir leider nicht erfüllt worden. So sende ich denn diese Zeilen nach Rom: wohin ich auch vor Kurzem ein Buch adressirt habe. Sein Titel ist „Jenseits von Gut und Böse, Vorspiel einer Philosophie der Zukunft“. (Verzeihung! Sie sollen es nicht etwa lesen, noch weniger mir Ihre Empfindungen darüber ausdrücken. Nehmen wir an, daß es gegen das Jahr 2000 gelesen werden darf…)

Für Ihre gütige Erkundigung bei meiner Mutter, von der ich dieses Frühjahr hörte, danke ich Ihnen von Herzen. Ich war gerade in übler Verfassung: die Wärme, an die ich Gletscher-Nachbar nicht mehr gewöhnt bin, erdrückte mich beinahe. Dazu fühle ich mich in Deutschland wie von lauter feindlichen Winden angeblasen, ohne irgend welche Lust oder Verpflichtung zu spüren, meinerseits dagegen zu blasen. Es ist einfach ein falsches Milieu für mich, was die Deutschen von heute angeht, geht mich nichts an, — was natürlich kein Grund ist, ihnen gram zu sein. —

So hat sich denn der alte Liszt, der sich auf’s Leben und Sterben verstand, nun doch noch gleichsam in die Wagner’sche Sache und Welt hinein begraben lassen: wie als ob er ganz unvermeidlich und unabtrennlich hinzugehörte. Dies hat mir in die Seele Cosima’s hinein weh gethan: es ist eine Falschheit mehr um Wagner herum, eins jener fast unüberwindlichen Mißverständnisse, unter denen heute der Ruhm Wagner’s wächst und ins Kraut schießt. Nach dem zu urtheilen, was ich bisher von Wagnerianern kennen gelernt habe, scheint mir die heutige Wagnerei eine unbewußte Annäherung an Rom, welche von innen her dasselbe thut, was Bismarck von außen thut.

Selbst meine alte Freundin Malvida — ah, Sie kennen sie nicht! — ist in allen ihren Instinkten grundkatholisch: wozu sogar noch die Gleichgültigkeit gegen Formeln und Dogmen gehört. Nur eine ecclesia militans hat die Intoleranz nöthig; jede tiefe Ruhe und Sicherheit des Glaubens erlaubt die Skepsis, die Milde gegen Andere und Anderes…

Zum Schluß schreibe ich Ihnen ein paar Worte über mich ab, die im „Bund“ (16. und 17. Sept.) zu lesen sind. Überschrift: Nietzsches gefährliches Buch.

„Jene Dynamitvorräthe, die beim Bau der Gotthardbahn verwendet wurden, führten die schwarze, auf Todesgefahr deutende Warnungsflagge. — Ganz nur in diesem Sinne sprechen wir von dem neuen Buche des Philosophen Nietzsche als von einem gefährlichen Buche. Wir legen in diese Bezeichnung keine Spur von Tadel gegen den Autor und sein Werk, so wenig als jene schwarze Flagge jenen Sprengstoff tadeln sollte. Noch weniger könnte es uns einfallen, den einsamen Denker durch den Hinweis auf die Gefährlichkeit seines Buchs den Kanzelraben und den Altarkrähen auszuliefern. Der geistige Sprengstoff, wie der materielle, kann einem sehr nützlichen Werke dienen; es ist nicht nothwendig, daß er zu verbrecherischen Zwecken mißbraucht werde. Nur thut man gut, wo solcher Stoff lagert, es deutlich zu sagen „Hier liegt Dynamit!“

Seien Sie mir also, verehrte Freundin, dafür hübsch dankbar, daß ich mich von Ihnen ein wenig ferne halte!... Und daß ich mich nicht darum bemühe, Sie auf meine Wege und „Auswege“ zu locken. Denn, um nochmals den „Bund“ zu citiren:

„Nietzsche ist der Erste, der einen neuen Ausweg weiß, aber einen so furchtbaren, daß man ordentlich erschrickt, wenn man ihn den einsamen, bisher unbetretenen Pfad wandeln sieht!“...

Kurz und gut, es grüßt Sie von Herzen

Der Einsiedler von Sils-Maria.

Adresse zunächst: Genova: ferma in posta.

[«]

757. An Emily Fynn in St. Moritz

Ruta Ligure 2 Octob. 1886

Verehrteste Frau,

erster Versuch, ein Paar Worte aus einer neuen Welt heraus zu schreiben: Verzeihung, wenn die Feder es nur bis zu Klecksen bringt!

Links der Golf von Genua bis zum Leuchtthurm; unter dem Fenster und nach den Bergen zu Alles grün, dunkel, erquicklich für das Auge. Das Albergo Italia reinlich und gefällig eingerichtet: die Küche abscheulich; noch keinen ordentlichen Bissen Fleisch zu sehen bekommen. Um so preiswürdiger ist die reine und nicht erschlaffende Luft, die Gänge hoch zwischen zwei Meeren, ein Pinienwald mit fast tropischer Üppigkeit. Wir haben schon drei Mal grosse Feuer angezündet; es giebt nichts Schöneres als die Flammen gegen den reinen Himmel lodern zu sehn. —

Einsamkeit wie auf einer Insel des griechischen Archipelagus; rings zahllose Bergketten. Mein Freund aus Florenz seit vorgestern einlogirt. —

Unten, in Portofino, weilen gerade der deutsche Kronprinz, zusammen mit dem Grafen von Paris, — und Herr von Keudell: ein Zusammentreffen, das zu denken giebt. —

— Es ist kein Zweifel, dass Portofino es verdient, in Musik gesetzt zu werden. Im Vergleich zur Riviera ist es stiller, heimlicher, auch anständiger, und weniger africanisch.

— Ich danke von Herzen für den telegraphischen Reise-Glückwunsch, der ganz im rechten und letzten Augenblicke an den Einsiedler von Sils-Maria eintraf. Eine Stunde später: und der letzte Vogel flog davon. —

„Nun geht der Winter los“, sagte mein Wirth als ich abreiste.

Hoffentlich ein guter, sonniger, stärkender Winter! Ein deutscher Herr aus Genua sagte mir gestern, wenn er freie Verfügung über sich hätte, so würde er den Winter nie in Genua, sondern in St. Moritz zubringen.

So geht es! Er wünschte sich eben dorthinauf, von wo ich eben herabgeflogen war!

— Vielleicht haben Sie also „das bessere Theil“ erwählt? … Zum Mindesten ist dies mein herzlicher Wunsch, wenn ich an Sie und Ihre verehrte Freundin denke, der ich meine ergebensten Grüsse auszurichten bitte.

In dankbarer Erinnerung
Ihr Prof. Dr. Nietzsche

[«]

758. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Ruta Ligure (Italia)
4. October 1886.

Werthester Herr Verleger,

in Erwiderung Ihres gefälligen Briefes will ich dies Mal nur meine Ungeneigtheit ausdrücken, auf den Wunsch des Herrn Conradi einzugehn. Solche vierundzwanzigjährige Dichterlinge sind die letzten Leser, die ich mir wünsche; noch weniger möchte ich von ihnen gelobt und öffentlich ausposaunt sein. —

Die Adresse des Herrn Köselitz ist: München, Türkenstrasse 33 III r. Meine eigene Adresse: Nizza (France) poste restante.

Mit den besten Wünschen
Ihr ergebenster Dr. F. Nietzsche

[«]

759. An Heinrich Köselitz in München

c. 400 Meter überm Meer, an der Straße, über
das Joch von Portofino führend.
Ruta Ligure, 10. Octob. 1886

Lieber Freund,

ein Wort aus diesem wunderlichen Welt-Winkel, wo ich Sie selbst lieber wüßte als in München. Denken Sie sich eine Insel des griechischen Archipelagos, mit Wald und Berg willkürlich überworfen, welche durch einen Zufall eines Tags an das Festland herangeschwommen ist und nicht wieder zurück kann. Es ist etwas Griechisches daran, ohne Zweifel: andrerseits etwas Piratenhaftes, Plötzliches, Verstecktes, Gefährliches; endlich, an einer einsamen Wendung, ein Stück tropischen Pinienwaldes, mit dem man aus Europa weg ist, etwas Brasilianisches, wie mir mein Tischgenosse sagt, der die Erde mehrmals umreist hat. Ich lag nie so viel herum, in wahrer Robinson-Insularität und -Vergessenheit; mehrfach auch lasse ich große Feuer vor mir empor lodern. Die reine unruhige Flamme mit ihrem weißgrauen Bauche sich gegen den wolkenlosen Himmel aufrichten zu sehn — Haidekraut rings herum, und jene October-Seligkeit, welche sich auf hundert Arten Gelb versteht — oh lieber Freund, ein solches Nachsommer-Glück wäre etwas für Sie, ebensosehr und vielleicht noch mehr als für mich! Im Albergo d'Italia (das vorzüglich reinliche Zimmer hat, leider eine italiänische Küche alla Veneziana) wohne ich für 5 frs. den Tag, tutto compreso, auch der Wein. Der Hr. Altsmann, der jetzt mit im Hôtel wohnt (Lehrer an dem Istituto technico in Genova) sagt mir, daß man viel billiger leben könne, wenn man sich ein einzelnes Zimmer in einem der hübschen ringsum zerstreuten Häuser miethe; seine zwei Mahlzeiten im Hôtel werde man für 2 1/2 frs. (vino compreso) arrangiren können.

Hierher habe ich Sie mir gedacht, mein lieber Freund, daß Sie den Muth und die Inspiration finden möchten, Ihren Lebensweg weiter zu gehn und Ihr

Lebenslied immer schöner zu singen. Man kann hier das ganze Jahr sein **und** arbeiten, nach Urtheil und Erfahrung des Professor Altsmann; es giebt einen venticello, eine leichte spielende Vorgebirgs-Luft, welche auch den Sommer hier zu leben anräth: darauf hin giebt es viele Villen alter Seekapitäne oder Genueser, auch die eines englischen Zahnarztes (der z. B. eine kleine Wohnung von 3 Räumen, möblirt, das Jahr für 300 frs. anbietet). Gesetzt, Sie fänden aus meinen Worten etwas heraus, worauf hin Sie selbst Pläne zu machen anfiengen, so will ich Ihnen einen ausgezeichneten ernsten Deutschen in Genua nennen, der um meinetwillen Ihnen gewiß mit Rath und That entgegenkommen wird. Schreiben Sie, bitte, an mich mit dieser Adresse: Nizza (France) poste restante. —

Treulich Ihr Freund
Nietzsche.

Jener erwähnte Deutsche heißt Zilliken (Genova, Vico di Negri 4); ich will ihn morgen besuchen und ihm von Ihnen erzählen. (Er ist Kaufmann oder Banquier)

Gehen Sie, bitte, zu Maler Hans Bartels (der auch Ruta und diese Küste kennt), bringen Sie meine Grüße und vielleicht auch jene 2 Nummern des „Bund“ zum Lesen, welche Naumann Ihnen gesendet hat.

Anbei ein Brief Hegar’s über den „Hymnus an das Leben“. Ihre Mitbetheiligung habe ich absolut verschwiegen.

Lieber Freund, wäre es Ihnen möglich (vorausgesetzt, daß Sie mir eine große Weihnachts-Freude machen wollen —) jenem „Hymnus an das Leben“ ein Klavier-Arrangement angedeihn zu lassen (vierhändig, mit jenem Raffinement der Vierhändigkeit, auf welches man sich jetzt versteht und von dem ich, als ich jung war, gar nichts wußte). In diesem Falle würde ich mir erlauben, das Manuscript an Ihre Münchner Adresse zu senden.

F. N.

[«]

760. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Ruta, 10. Oktober 1886>

Meine liebe Mutter, mit herzlichem Danke Deinen Brief endlich erhalten; er war in Genua auf der Post, also von Sils mir nachgeschickt. Willst Du mir jetzt schreiben, so adressire: Nizza (France) poste restante. Aber nichts senden! Für die gütige Intention der Sandtorte bedanke ich mich schönstens, ebenfalls über die

Nachricht von jenem theologischen Gedichte. Inzwischen gieng es nicht zum Besten; ich war der letzte Vogel, der aus Sils davonflog. Hier an der Küste war es freilich sehr warm; aber auf Bergrücken zwischen 2 Meeren wandelnd, viel im Schatten liegend, auch große Feuer zum Vergnügen anzündend, habe ich's ausgehalten. Das Schlimmste war die abscheuliche Ernährung — und, daß ich nicht allein war! Herr L<anzky> (der mir die Einsamkeit nimmt, ohne mir die Gesellschaft zu geben), geht aber glücklicher Weise nicht mit nach Nizza. So viel ist erreicht. — Herrlicher Brief des Prof. Jakob Burckhardt über mein „gefährliches Buch" wie es die Zeitungen nennen. In Liebe Dein alter Sohn.

F.

[«]

761. An Franz Overbeck in Basel

Ruta Ligure 12 Oct. 1886

Lieber Freund,

gestern kam Dein Brief (mit dem Gelde) in meine Hände, der mich über Deine Basler Wohnungsnoth unterrichtete. Nein, welche Tribulation! Welche Koboldigkeit des Zufalls! Ich drücke Dir und Deiner lieben Frau mein herzlichstes Bedauern aus. —

Schöner, erquicklicher Herbst, nach einem Jahre, das für mich mancherlei Spannung, aber noch mehr Lösung und Abthun mit sich brachte. Das Letzte ist, daß zwei meiner früheren Bücher in neuen Ausgaben erscheinen, die „Geburt der Tragödie", bereichert durch einen als Vorrede vorauslaufenden „Versuch einer Selbstkritik", den ich Deiner Aufmerksamkeit empfehle; insgleichen Menschliches Allzumenschliches in 2 Bänden, mit langen Vorreden, in denen einige Winke für solche gegeben sind, welche sich ernsthaft auf mein „Verständniß" vorbereiten wollen. Übrigens hat es mit dem „Verstandenwerden" etwas auf sich; und ich hoffe und wünsche, es möge noch eine gute Zeit dauern, bis es dazu kommt. Am besten wäre es wohl erst nach meinem Tode. Es hat mich ordentlich beruhigt, daß auch ein so feiner und wohlwollender Leser, wie Du es bist, immer noch zweifelhaft darüber bleibt, was ich eigentlich will: meine Angst war groß geworden gerade in der umgekehrten Richtung, nämlich, daß ich dies Mal etwas zu deutlich gewesen sei und „mich“ zu früh schon verrathen habe. Es liegt auf der Hand: ich muß erst noch eine Menge erzieherischer Prämissen geben, bis ich mir endlich meine eignen Leser gezüchtet habe, ich meine Leser, die meine Probleme sehn dürfen, ohne an ihnen zu zerbrechen. Ein Aufsatz des Dr. Widmann im Bund (vom 16. und 17. Sept., lies ihn!) gab mir die Besorgniß, daß das Auge aller Art Polizei auf mich vorzeitig gelenkt werde; der Titel des Aufsatzes war „Nietzsches gefährliches Buch“, der erste Satz lautete ungefähr: „jene Dynamitvorräthe, die beim Bau der Gotthardbahn verwendet wurden, führten die schwarze, auf Todesgefahr deutende Warnungsflagge.“ —

Meine Adresse ist von nun an wieder: Nizza (France) poste restante. — Über meine „Stimmung“ darfst Du unbesorgt sein; ich sollte denken, die aggressive und militärische Laune meines letzten Buchs sei ein gutes Symptom? —

J. Burckhardt’s Brief, der kürzlich anlangte, betrübte mich, trotzdem er voll von der höchsten Auszeichnung für mich war. Aber was liegt mir jetzt daran! Ich wünschte zu hören „das ist meine Noth! Das hat mich stumm gemacht!“ — In diesem Sinne allein, mein alter Freund Overbeck, leide ich an meiner „Einsamkeit“. An Menschen fehlt mir’s nirgends, aber an solchen, mit denen ich meine Sorgen, meine Sorgen gemein habe! — Aber das ist eine alte Geschichte; und ich habe es hübsch bewiesen, daß ich es trotzdem aushalte. —

In Sils (welches ein Professoren-Rendezvous wird —) hatte ich Verkehr mit Deinem Collegen Brieger, welcher wünschte, Dir durch mich empfohlen zu sein. Er sagte, ernsthaft und ohne Koketterie, die Leipziger hätten sich vergriffen bei seiner Wahl, sie hätten Harnack nehmen müssen. — Maurenbrecher brachte Heinze’s Grüße; insgleichen hat sich Pflugk-Hartung mir vorgestellt. Auch mein Holländer war da u.s.w. u.s.w.

Treulich Dein
Nietzsche

[«]

762. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte).

<Nervi, 13. Oktober 1886>

Werthester Herr Verleger, beim Rückblick auf das letztvergangene Jahr — denn der 15. October ist mein Geburtstag — erinnere ich mich mit Dankbarkeit daran, daß mir in demselben von Niemandem ein größeres Zeichen von Vertrauen gegeben worden ist als von Ihnen. Möge Ihnen dasselbe vergolten werden, wie sich's gebührt, in jedem Sinne! — Meine Adresse ist von nun an (und für den ganzen Winter): Nizza (France) poste restante; dahin bitte ich vor Allem die fertigen Exemplare, um welche ich im letzten Briefe bat, zu senden. — Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin sich angelegentlich empfehlend

Ihr Prof. Dr. Nietzsche

[«]

763. An Gottfried Keller in Zürich

Ruta Ligure 14. Octob. 1886.

Hochverehrter Herr,

inzwischen habe ich mir die Freiheit genommen, einer alten Liebe und Gewohnheit gemäß, Ihnen mein letztes Buch zu übersenden; mindestens bekam mein Verleger C. G. Naumann den Auftrag dazu. Vielleicht geht dies Buch mit seinem Fragezeichen-Inhalte wider Ihren Geschmack: vielleicht nicht seine Form. Wer sich ernsthaft und mit herzlicher Neigung um die deutsche Sprache bemüht hat, wird mir schon einige Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen: es ist Etwas, so sphinxartige und stummgeborne Probleme, wie die meinen sind, zum Reden zu bringen. —

Im letzten Frühling bat ich meine alte Mutter, mir Ihr Sinngedicht vorzulesen, — und wir Beide haben Sie dafür aus vollem Herzen gesegnet (auch aus vollem Halse: denn wir haben viel gelacht): so rein, frisch und körnig schmeckte uns dieser Honig. —

Mit dem Ausdruck treuer Anhänglichkeit und Verehrung

Ihr Prof. Dr. Friedrich Nietzsche.

[«]

764. An General Simon in Siena (Entwurf)

<Nizza, um den 20. Oktober 1886>

Ein Gruß aus Nizza — denn ich habe es gemacht, wie dies Mal es alle Welt zu machen scheint und bin zeitiger als sonst nach Nizza gegangen. In der That hat die saison hier gut begonnen: in der Stadt verspricht man sich dies Mal sogar etwas Glänzendes. In unsrer Pension de Genève ist bereits die halbe Tafel voll geworden, Alles ist täglich im Gange, die benachbarte Villa Speranza gehört jetzt mit zum Hôtel, so daß es gegen 40 Zimmer mehr giebt als sonst; ich selber wohne in diesem Nebenhause, aus Gründen der Ruhe, und weil ich ein großes hohes Zimmer brauche, um arbeiten zu können. Vorhin sagte mir Mad. Savornin (welche großen Werth darauf legen würde, Sie und Ihre Frl Tochter wieder unter ihren Gästen zu haben) sie werde Alles thun, damit Sie es bequemer hätten, als das letzte Jahr Ihres Hierseins und zb. nicht so hoch zu steigen hätten: kurz, sie offerirt Ihnen ein anderes tiefer gelegenes Zimmer. Es sind auch die alten Gesichter wieder unter der Bedienung, die fleißige Rosalie, dann der Kellner vom Winter 1884—5, als Kassirerin Frau OKonnor; neu ist die jüngste Schwester von Mad. Savornin. Ungefähr 6 Gäste vom vorigen Winter habe ich wiedererkannt. — Bei Tisch erzählte mir ein Italiäner, der in Verbindung mit den offiziellen Kreisen Roms ist, daß daselbst die Cholera in weit höherem Grade hause als man das in der Presse eingestehen dürfe: c. 50 Fälle den Tag. In der That scheint die Begünstigung, welche die Riviera dies Mal seitens der Fremden erfährt, zu einem guten Theil von dem Mißtrauen abzuhängen, welches das durchseuchte Italien macht.

[«]

765. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Entwurf)

<Nizza, um den 26. Oktober 1886>

Dem religiösen Gedicht solltest Du keine solche Ehre anthun, meine gute liebe Mutter: dergleichen drechselt man als Gymnasiast auf Bestellung. Genau gesprochen, mit einem thüringischen Charakter im Leibe kommt es Unser Einem auf eine Handvoll Lügen nicht an, sofern es sich nämlich um eine Gefälligkeit handelt; und eine Gefälligkeit gegen den alten Niese war es, daß ich damals dies offizielle Gedicht machte, während alle meine Kameraden Nein sagten. —

Bis jetzt ist wenig Gutes zu melden; kein Mensch in der Welt sorgt mehr für mich, die lästigsten Zufälle, denen ich nicht gewachsen bin, fallen über mich her

[«]

766. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment).

<Nizza, um den 26. Oktober 1886>

[+ + +] hier in Nizza. —

Dein guter Brief war mein Empfang in Nizza. Dem Gedicht, welches Du für mich abgeschrieben hast, möchte ich nicht so viel Ehre geben, wie Du thust: es ist aus Gefälligkeit gegen den alten Niese gemacht. Wir Thüringer mit unsrem nachgiebigen Charakter thun manche Dinge, die wir eigentlich nicht thun sollten. —

Heinze's sind gut gegen mich: aber, da sie nichts davon halten, auch vielleicht nichts davon verstehen, wer ich eigentlich bin, was ich eigentlich will, so darf man kein Haus auf sie bauen. Dasselbe gilt leider von fast allen meinen noch übrigen menschlichen Beziehungen. Ich habe kein Amt, folglich auch keine „Autorität“: wer mir jetzt noch gewogen ist, macht sich privatim ein wenig über mich lustig, das versteht sich von selbst, und — es thut mir nicht weh.

Einer der bedeutendsten Franzosen, nach Geist, Charakter und Einfluß, Henri Taine, ein Mensch von der hohen Qualität wie Jakob Burckhardt in Basel, hat mir hierher, zum Dank für mein letztes Buch, einen herrlichen Brief geschickt. Solche Ehren, wie Dein Sohn, erfahren Wenige; ich habe immer die Theilnahme der alten unabhängigen und weitblickenden Denker für mich gehabt.

Mit herzlichen Wünschen für Dich und unsre Südamerikaner

Dein Fr.

Nice (France) Pension de Genève — dies ist meine Adresse!

[«]

767. An Reinhart von Seydlitz (Entwurf)

<Nizza, kurz vor dem 26. Oktober 1886>

Ganz nüchtern erwogen: so werden es nur ganz wenige M<enschen> in Europa sein, deren Bildung umfänglich und tief genug ist, daß sie das Neue, Unerwartete, Grundsätzlich-Radikale an meinen Schriften herausfühlen könnten und gar dafür, daß es Jemanden geben könnte der den Zustand, die Passion erriethe und mitfühlte, aus denen eine solche Denkweise entspringt, dafür fehlt mir bis heute noch jeder Beweis und beinahe auch schon der Glaube. — Dies ist meine

Einsamkeit, nochmals gesagt: etwas, das ich nicht los würde, wenn ich meinen Wohnsitz wechselte. Gieb mir doch eine Gegenprobe: wer wäre dankbarer dafür als ich? —

1) Von der deutschen „Bildung“ besser zu denken: dazu hat sie mir in den letzten 16 Jahren keinen Anlaß gegeben:

2) Meine Bücher, als die bei weitem unabhängigsten und radikalsten Erzeugnisse dieses Zeitraums, sind fast spurlos vorübergegangen. Im Grunde habe ich drei Leser, nämlich Bruno Bauer, J. Burckhardt, Henri Taine, und von denen ist der Erste todt.

<H. Taine> Das ist endlich ein Leser, dessen Cultur umfänglich genug ist, um mich zu verstehn

[«]

768. An Reinhart von Seydlitz in München

Nizza, pension de Genève,
pet. rue St. Etienne.
26. Oktober 1886.

Lieber Freund,

schönsten Dank! — Aber ich will nicht nach Paraguay, wohin man mich einladet. Viel eher noch nach München: vorausgesetzt, daß ich wieder heiterer und „menschenfreundlicher“ werde, als ich jetzt gerade bin.

Was für ein schwermüthiger Herbst! Bleigewichte überall, Niemand, der mich etwas aufhellt, — und nichts um mich als meine alten Probleme, die alten rabenschwarzen Probleme! — Hast Du Dich in meinem „Jenseits“ umgethan? (Es ist eine Art von Commentar zu meinem „Zarathustra“. Aber wie gut müßte man mich verstehn, um zu verstehn, in wiefern es zu ihm ein Commentar ist!) Ein Buch für die Menschen umfänglichster Bildung, z. B. Jacob Burckhardt und Henri Taine, die ich einstweilen für meine einzigen Leser halte: und zuletzt nicht einmal ein Buch für sie —, sie haben weder die gleiche Noth noch den gleichen Willen mit mir gemein. — Dies ist Einsamkeit: — ich habe Niemanden, der mit mir mein Nein und mein Ja gemein hätte!

Die Reise nach Corsica gab ich auf, weil mir der Mensch, der mich dahin begleiten sollte, gänzlich bei näherer Besichtigung zuwider wurde. Meine Drei-Viertels-Blindheit zwang mich, alles eigne Experimentiren zu lassen und schnellstens nach Nizza zu flüchten, das meine Augen „auswendig gelernt“ haben. Ja, gewiß! Es hat mehr Licht, als München! Bis jetzt weiß ich außer Nizza und dem Engadin keine Gegend, wo ich es noch aushalte, täglich ein paar Stunden mit den Augen thätig zu sein. Aber auch damit geht es vielleicht mit diesem Winter zu Ende. — Habe nur Geduld: ich komme schon noch nach München.

Vielleicht giebt es daselbst ein sehr lustiges weibliches Geschöpf, mit dem ich lachen kann? Ich muß das Lachen nachholen.

Von Paraguay aus die herzlichsten Grüße an Dich und Deine liebe Frau, der ich wünsche bestens empfohlen zu sein.

Treulich
Dein Nietzsche.

Den Wagnerianern (namentlich Levi) in München allesammt meine besten compliments, sincères et tendres!

[«]

769. An Franz Overbeck in Basel

Nice (France) pension de Genève pet. rue St. Etienne.
<27. Oktober 1886>

Lieber Freund,

in Nizza seit einer Woche ungefähr angelangt, bis jetzt bei sehr schlechter Gesundheit, und mannichfachen Geduldproben und Widerlichkeiten ausgesetzt: ich habe Niemanden, der für mich sorgt — und bin jetzt fast blind! Trotzdem: es soll schon noch eine Zeitlang gehn!… Meine Bitte heute ist, die noch restirenden 500 frs nicht zu schicken, sondern anzulegen, so wie es Dir gut scheint: ich will den Versuch machen, bis Dezember-Schluß mit dem bereits Übersandten auszukommen. Meine andre Bitte ist: hast Du nicht ein Exemplar der „Idyllen aus Messina“? Ich brauche sie umgehend (wegen der Herstellung einer kleinen lyrischen Sammlung „Lieder des Prinzen Vogelfrei“) aber besitze sie nicht. An Schmeitzner darf ich mich nicht wenden.

Meine Angehörigen in Paraguay haben mir einen gezeichneten Plan ihrer colonialen Unternehmung geschickt und wollen mein Geld, das in Naumburg liegt, dazu. Was denkst Du eigentlich über meine Baseler Perspektiven? Mir ist zu Muthe, als ob ich mir das wenige Geld, das ich habe, für alle Fälle bereit halten sollte: ich meine so, daß es jeden Augenblick flüssig zu machen wäre? — Andrerseits verstehe ich mich nicht darauf, in einer solchen dummen Geldsache Nein zu sagen. —

Herrlicher Brief Henri Taine's, der mich so ernst nimmt als ich nur wünschen kann; er ist so universal gebildet, die Stellen, die er heraushebt, geben mir den Beweis, wie gut er versteht. Übrigens bin ich ihm „infiniment suggestif" und was meine Gesamtabschätzung der europäischen Völker und Kräfte betrifft, ist er ganz bezaubert und verspricht Satz für Satz wieder durchzunehmen. Er gehört zu meinen drei Lesern, die zwischen den Zeilen lesen.

An Deine Frau Schwiegermutter in München habe ich neuerlich auch geschrieben und mich herzlich für die Güte bedankt, mit der sie den armen Köselitz zu ermuthigen sucht. Übrigens hat mich alle Welt diesen Herbst in München erwartet, „fieberhaft", wie Seydlitz schreibt. Es ist wunderbar, wie treu alle diese Anhänger Wagners an mir hängen bleiben; ich glaube, sie wissen, daß ich heute noch so gut als ehemals an das Ideal glaube, an welches Wagner glaubte, — was liegt daran, daß ich an dem vielen Menschlich-Allzumenschlichen gestolpert bin, das R<ichard> W<agner> selbst seinem Ideal in den Weg gelegt hat? U.s.w. U.s.w. Verzeihung, alter Freund Overbeck!

Dein F. N.

[«]

770. An Heinrich Köselitz in München

Nizza (France) 31. Oct. 1886.
pension de Genève, pet. rue St. Etienne

Sonderbar, lieber Freund, daß Sie in München sind, und daß ich wieder in Nizza bin! Die Welt ist ersichtlich mit wenig Vernunft eingerichtet, das merkt man, wenn man seinen sogenannten „Lebenslauf" studirt: es „läuft", ja! das Leben läuft, und kommt bald hier, bald da an. Zum Beispiel, in Ihrem Falle, bei der „süddeutschen Presse": es ist schön, daß Sie dazu eine gute Miene machen. Im Grunde steckt in Freund Köselitz — auch — ein guter Schriftsteller, mindestens ein guter Berichterstatter über Gut-Erlebtes; und wenn es Ihnen gelegentlich gefiele, das aesthetische Problem, das zu unserer Lebensgeschichte gehört, als ein Erlebniß darzustellen, vielleicht, daß damit erst der Zugang gewonnen wäre zur Musik des Venetianischen Meisters Pietro Gasti: wenigstens für

Deutsche, welche sich für einen Künstler ernsthaft nur interessiren, wenn sie den „Ernst“ der Principien bei ihm entdecken. — Dies, wie so Vieles, „verstand“ R. Wagner. —

Eben sendet Fritzsch die alten Bücher in ihren neuen sauberen Kleidern, und den „Vorreden“, welche sich wunderlich genug ausnehmen. Es scheint mir nachträglich ein Glück, daß ich weder Menschliches, Allzumenschliches noch die Geburt der Tragödie zu Händen hatte, als ich diese Vorreden schrieb: denn, unter uns gesagt, ich halte alles dies Zeug nicht mehr aus. Hoffentlich wachse ich mit meinem Geschmacke noch über den „Schriftsteller und Denker“ Nietzsche hinweg; und vielleicht bin ich dann ein Bischen würdiger zu dem anmaaßlichen Vorsatz, der im Worte „freier Geist“ steckt. — Wissen Sie mir ein Exemplar der „Idyllen aus Messina“ aufzutreiben? Ich brauche sie umgehend, weil sie mit einigen Liederchen zusammen den Schluß der „ fröhlichen Wissenschaft“ abgeben sollen: nämlich in der neuen Ausgabe. Der Artikel im „Bund“ war zum Fürchten; Überschrift „Nietzsches gefährliches Buch“. Anfang: „Jene Dynamitvorräthe, welche zum Bau der Gotthardbahn verwendet wurden, trugen die schwarze auf Todesgefahr deutende Warnungsflagge. In diesem Sinne usw. usw.“ Ich fand zu meinem Bedauern, daß der Artikel in Sils unter den braven Einwohnern stark gelesen und interpretirt wurde. Vielleicht war ich zum letzten Mal in Sils. —

Von Portofino hat, wie nun auch die Zeitungen melden, der Kronprinz Beschlag genommen: er will jeden Herbst hinkommen und behauptet, nirgends auf Erden sich bisher so wohl gefühlt zu haben. Auch der Comte de Paris geht damit um, sich dort anzukaufen: kurz, es ist zu spät. Mein Aufenthalt in Ruta hatte etwas unbeschreiblich Peinliches durch die drückende Nähe zweier Deutschen, mit denen man Tisch und Spaziergang theilen mußte. — Bei der Reise nach Nizza empfand und sah ich ganz deutlich, daß hinter Alassio etwas Neues beginnt, in Luft und Licht und Farbe: nämlich das Afrikanische. Der Ausdruck ist ganz exakt: ich habe die Urtheile vorzüglicher Kenner Afrika’s eingezogen. (Lesen Sie, bitte, den Nabab von Daudet: in einem der letzten Capitel dieses Romans giebt es eine scharfe Bezeichnung des Afrikanischen an dieser Küste.) Alles hundert Mal feiner, delikater, weißgelber, undeutscher, indifferenter als selbst Genua und seine Umgebung. — Es fehlt für die Kurkapelle der Kapellmeister. Ein Jammer, daß Sie nicht einspringen können!

Hat Fritzsch Ihnen auch die Bücher mit den Vorreden geschickt? Ich hoffe.

Treulich Ihr dankbarer
F. Nietzsche.

[«]

771. An Unbekannt (Entwurf)

<Nizza, vermutlich gegen Ende Oktober 1886>

Hochverehrter Mann

ich bin wie Jemand, der von einem Tage zum Andern von der Hand in den Mund lebt, eine Hundeexistenz, aber immer des Glaubens, irgend wer werde mich eines Tages aus diesem unwürdigen und jämmerlichen Dasein herausziehn

Ich brauche fünf, sechs Bedingungen, um zu jener tiefen Herbstes-Ruhe zu kommen, die meiner Philosophie Reife und Süße — — —

Die entscheidenden Wendungen meines Lebens: ach, wer hat etwas davon verstanden! Die jämmerliche unwürdige Existenz hier im Süden, aus der mich Niemand herauszieht

Im Grunde habe ichs bisher zu drei Lesern gebracht, die mir Ehre machen und mich zu „verstehen" wissen: das ist Bruno Bauer, J<acob> B<urckhardt> und H<ippolyte> Taine; von denen ist der Erste nun auch schon todt.

Es hat sich noch nicht einmal eine vorläufige Form des Anstands herausgebildet, mit der man mir zu begegnen hat, ich bin immer noch den allerdümmsten Verwechslungen ausgesetzt (wohin zB des braven Widemanns Lobspruch gehörte) Hat bis heute Jemand meine „Geburt der Trag." (verstanden)? (ich habe nichts gemerkt als daß sie auf das unverschämteste ausgenützt wird zB. von dem Dramat. Linden)

Es ist Ehren-Sache meiner Freunde, für meinen Namen, Ruf und weltliche Sicherheit thätig zu sein und mir eine Burg zu bauen, wo ich gegen die grobe Verkennung bewahrt bin: ich selbst will keinen Finger mehr dafür rühren.

[«]

772. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Nizza (France)
pension de Genève
pet. rue St. Etienne
Anfang November 1886

Geehrtester Herr Verleger,

inzwischen sind die Bücher eingetroffen: sie sehen gut aus, insbesondre die Vorreden. An der beiliegenden Arbeit erkennen Sie, daß ich hier mich sofort über die Fortsetzung hergemacht habe (damit ich den Winter für mich frei bekomme: es ist entsetzlich, was dies Zurückblicken-müssen, dies Vergangenheit-Wiederkäuen mich tyrannisirt) Ich denke, es ist eine Vorrede zum Anbeißen-Machen. Bitte, kommandiren Sie Ihrer Druckerei, daß sie den Druck umgehend in Angriff nimmt und erledigt. Natürlich vollkommne Gleichheit der Herstellung, wie bei den bisherigen Vorreden.

Ein Abzug mit dem Manuscript an Herrn Heinrich Köselitz (München, Türkenstraße 33 III r.), zu gleicher Zeit ein Abzug an mich, mit der Adresse, die an der Spitze des Briefs steht.

Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin
mich bestens empfehlend
Ihr ergebenster
ProfDr Nietzsche

[«]

773. An Elisabeth Förster in Paraguay

Nizza (France) 3 Nov. 1886.
pension de Genève, petite
rue St. Etienne.

Mein liebes liebes Lama,

Deine letzten Briefe — der nach Sils, auf den ich geantwortet habe, und der über München hierselbst angelangte — gaben mir einen so guten Begriff von Eurem Zutrauen und Unternehmungs-Geiste, daß Unsereiner in der Ferne sich beruhigen lernt und seine Sorgen einstweilen hübsch schlafen schickt. Ich gestehe, daß mir der Gedanke, meine Schwester in einem unangebauten Welt-Winkel der Viehzucht ergeben zu wissen, eingerechnet Milchwirthschaft und Küchlein, noch immer sehr fremd ist, fast wie eine reine Träumerei, die man eines Morgens sich aus den Augen wischt. Noch weniger verstehe ich, warum Ihr Eure bescheidenere, aber bewiesenere Landhaus-Existenz so geschwind gegen den unbewiesenen gran chaco eintauschen wollt. Weshalb sich doch so große Ländereien und folglich so große Sorgen auf den Hals laden? Oder wollt Ihr geschwind reich werden? —

mich brächte man nicht mit zehn Pferden dahin, wo, wenn ich recht berichtet bin, nicht einmal eine gute Bibliothek zu finden ist. Unter uns gesagt, meine liebe Schwester, wie ich nun einmal zum Leben und zur Aufgabe gestellt bin, die ich zu erfüllen habe, so habe ich Europa nothwendig, weil es der Sitz der Wissenschaft auf Erden ist; auch fand ich bisher keine Gründe, welche es mir verleideten; und gerade jene großen Bewegungen und Umstürze, welchen es wahrscheinlich in den nächsten 20 Jahren entgegengeht, finden in mir einen gut vorbereiteten und gründlichst betheiligten Zuschauer. Ich unterschätze die idyllische Absonderung und das Voltairische cultiver son jardin ganz und gar nicht, sonderlich für einen Philosophen: aber ich möchte es nicht in Eurer Weise thun, welche mir zu sehr „Rückkehr zur Natur“ zu sein scheint, Philosophie „für’s liebe Vieh“, im Scherz gesagt. Selbst, wenn ich gezwungen sein sollte, Europa zu verlassen (was nicht ganz unmöglich ist, da man anfängt, auf meine Litteratur als auf gefährliche und unmoralische Litteratur ein Augenmerk zu haben), so dürfte ich aus Gesundheitsgründen keine warmen Länder wählen. Die Verbesserung meines Befindens gehört jedes Jahr meinen drei Wintermonaten in Nizza und meinen Quasi-Wintermonaten im Engadiner Sommer (beide mit einer Durchschnittstemperatur von 9—12 Grad Celsius); die Zwischenzeiten sind mir widerlich durch ein Gefühl von Schlaffheit und Entmuthigung (eingeschlossen, daß meine Augen den Dienst kündigen —) Was mein Geld betrifft: so räth mir mein Verstand, wie der meines Freundes Overbeck jetzt unbedingt davon ab, mich irgendwo damit zu binden und die vollkommen freie Verfügbarkeit und jederzeitige Flüssigmachbarkeit desselben aufzugeben. Wer weiß, was in den nächsten 4 Jahren gerade bei mir sich begiebt? Gewiß ist, daß es jetzt an kleinen Zufällen hängt, ob ich meine Basler Pension noch fortbeziehe; mein letztes Buch wurde z. B. in einer Schweizerischen Zeitung so begrüßt: „Jene Wagen, welche die zum Bau der Gotthardbahn nöthigen Dynamitvorräthe führten, trugen eine schwarze auf Todesgefahr deutende Warnungsflagge. In diesem Sinne nennen wir das Buch des Philosophen Nietzsche ein gefährliches Buch usw.“ Man wird es verbieten, ich sehe es kommen (und sein Druck hat mich c. 300 Thaler gekostet!) Übrigens habe ich einen neuen Leser ihm zu danken, vom Range Jakob Burckhardts, nämlich Henri Taine, der mir einen herrlichen Brief geschrieben hat — Aber wie fremd Euch das klingen muß, auch so ganz aus „weiter Ferne“! In der That, auch ich bin ein „Ausgewanderter“. — und, wer weiß? auch ich habe meinen gran chaco!

In alter Liebe

Euer F.

[«]

774. An Franziska Nietzsche in Naumburg

13. Nov. 1886
Nizza (France)
pension de Genève
pet. rue St. Etienne.

Meine liebe alte Mutter,

wirklich hatte ich auf ein Briefchen von Dir gewartet: nun, eben kam es, schönsten Dank! Es gieng nicht gut, es geht nicht gut, es ist auch nicht zu helfen. Doch habe ich Einiges wieder in Ordnung gebracht in Hinsicht auf meine früheren Schriften: die nun alle, in schönen neuen Kleiderchen, und von mir mit mächtig-langen Vorreden versehn, bei dem neuen Verleger sich Aussicht auf bessere Tage machen. Inzwischen habe ich in Betreff der andren Angelegenheit mit Overbeck Briefe gewechselt: und der räth mir unbedingt ab, mein Geld in der gewünschten Weise zu engagiren; es ist wirklich wider alle Vernunft, und Overbeck hat mir mit Recht die völlige Unsicherheit meiner Lage in<s> Gedächtniß zurückgerufen. Du hast ganz Recht, es wäre hundert Mal räthlicher und sicherer gewesen, das Geld Dir auf das Haus zu geben; aber es scheint mir doch besser, so wie es ist, daß ich jeder Zeit flüssig machen kann, was noth thut. Übrigens bin ich wirklich in praktischen Dingen dieser Art unbeschreiblich schwerfällig und ungeschickt; ich glaube, im Grunde würde ichs am liebsten machen wie ein Bauer und das Geld unter die Erde vergraben, bis ichs brauchte. Die ganze Idee, mich zum Grundbesitzer in Paraguay zu machen, hat übrigens auch das gegen sich, daß darauf hin man mir in Basel keine Pension mehr geben würde; ich dürfte es nicht einmal mehr beanspruchen. Eins — oder das Andre. „N<ietzsche> hat eine halbe Meile Land, und Vieh darauf“ — das wäre in dem sparsamen und vernünftigen Basel ein Argument, worauf hin man mir mit dem besten Gewissen von der Welt die Pension entziehn würde. — Sende mir doch so bald als möglich den guten Winterüberzieher, den ich im Frühjahr bei Dir gelassen habe (hübsch gereinigt und die Knöpfe recht fest!) Und, bitte, lege ein oder zwei Paar gestrickte Handschuhe hinein, weißt Du zum Waschen früh morgens, um den Körper damit abzureiben! Die Sendung muß als „getragene Kleider“ bezeichnet werden, aber französisch: frage Deinen Postbeamten, wie man das ausdrückt! — Für Deine Weihnachts-Absicht danke ich herzlichst: aber wir wollen es ja lassen, ich habe es verschworen, mit der Post und dem Zoll in solchen Sachen zu thun zu haben. — Womit könnte ich Dir für Weihnachten eine hübsche kleine Freude machen, meine gute Mutter? Aber Du mußt ganz ernsthaft darauf eingehn; ich habe eben die Summe von 500 frc. erspartes Geld, kann mir also einen kleinen Luxus erlauben. Zumal ich gar Niemanden habe als meine gute Mutter. — Man hat so wenig Menschen übrig, wenn man ein bischen genauer zusieht. Was mich jetzt besorgt macht, ist, daß ich vielleicht bald auch nichts mehr zu thun habe, von wegen der immer schlechteren Augen: nämlich nichts mehr thun kann. —

Nizza ist immer noch das Beste, aber auch nur für die kalte Jahreszeit. Selbst der Oktober ist hier zu mild für mich. Vielleicht bleibe ich einmal den Winter oben im Engadin; es sind auch dies Mal wieder gegen 300 Gäste in St. Moritz dazu entschlossen (darunter mein englisch-russisches Trio)

Haben denn Fritzschs und Janicauds sich schön bei Dir bedankt? Es ist mir eingefallen, daß ich mich noch gar nicht dafür bei Dir bedankt habe.

Wir haben trauriges Wetter, viel Regen; auch gab es eine große Sturmfluth, bei der viel beschädigt worden ist. Ich selbst wurde von einer Welle überrascht und flüchtete auf einen Baum.

Mit herzlichstem Gruß und Dank Dein

F.

[«]

775. An Franz Overbeck in Basel

Nice (France) pension de Genève
14. Nov. 1886

Lieber Freund,

das neue Jahr findet Dich hoffentlich bei guter Gesundheit, auch zufrieden mit der neuen Behausung; in allem Übrigen darf ich ja voraussetzen, daß Alles beim Alten bleibt, da es ja das gute Alte ist: vor Allem Du selbst, mein lieber Freund, den ich nicht erst darum zu bitten brauche, daß mir Dein altes bewährtes und vielfach auf die Probe gestelltes Vertrauen und Wohlwollen auch ins neue Jahr folgen möge. Deinem letzten Brief entnahm ich einige Zuversichtlichkeit mehr, in

Hinsicht darauf, daß ich inzwischen in Betreff der Paraguayer Angelegenheit Nein gesagt habe*) (— ich ärgerte mich im Stillen darüber, daß man mir nicht erspart hat, Nein zu sagen…) Sonst hat sich Nichts zugetragen, eine Sturmfluth im großen Stile abgerechnet, und viel Krankheit und Melancholie meinerseits, letzteres im ganz kleinen Stile: der bei dergleichen der schlechteste Stil ist. Es gab allerlei noch zu verordnen und auszudenken, um die neue Herausgabe meiner Schriften bei Fritzsch für den Herausgeber so vortheilhaft als möglich zu machen. Jetzt sind die älteren Schriften (bis zur „Morgenröthe“) in neuen hübschen Kleidchen, und von mir mit mächtig-langen Vorreden bedacht, zur Versendung fertig und schon versandt. Gestern wurden auch die Vorreden zur „Morgenröthe“ und zur „fröhlichen Wissenschaft“ von mir druckfertig gemacht; den Schluß der fröhlichen Wissenschaft wird ein Anhang machen mit dem Titel „Lieder des Prinzen Vogelfrei“. — Diese 5 Vorreden sind vielleicht meine beste Prosa, die ich bisher geschrieben habe; leider steht mir auch gar nichts von Freiexemplaren zur Verfügung. —

Die Antinomie meiner jetzigen Lage und Existenzform liegt jetzt darin, daß alles das, was ich als philosophus radicalis **nöthig** habe — Freiheit von Beruf, Weib, Kind, Gesellschaft, Vaterland, Glauben u.s.w. u.s.w. ich als ebensoviele Entbehrungen empfinde, insofern ich glücklicher Weise ein lebendiges Wesen und nicht bloß eine Analysirmaschine und ein Objektivations-Apparat bin. Ich muß hinzufügen, daß dieser Gegensatz von Nothwendigem und von Entbehrtem durch den abscheulichen Mangel einer auch nur mittelmäßig soliden Gesundheit auf die Spitze getrieben wird, — denn in Momenten der Gesundheit fühle ich jene Entbehrungen weniger hart. Auch weiß ich mir absolut nicht jene 5 Bedingungen zusammen zu bringen, auf denen eine erträgliche Mittlere meiner labilen Gesundheit herzustellen wäre; das Schlimmste aber wäre jedenfalls, wenn ich, um die 5 Bedingungen der Gesundheit zu schaffen, mich der 8 Freiheiten des philosophus radicalis beraubte. — Dies scheint mir der **objektivste** Ausdruck meiner complizirten Lage… Verzeihung! Oder vielmehr: Du darfst Dich darüber lustig machen! —

Dir und Deiner lieben Frau mich angelegentlich empfehlend
Dein Freund

Nietzsche.

[«]

776. An Heinrich Köselitz in München

Nizza (France)
pension de Genève
pet. rue St. Etienne.
<19. November 1886>

Lieber Freund,

„die Maschine geht wieder", Sie sollen dies Mal nicht wieder so betrübte und schwächliche Töne zu hören bekommen, wie in meinem letzten Briefe; wenigstens habe ich den Verdacht, daß Alles, was in diesem Herbst von mir geschrieben worden ist, ein wenig müde und muthlos klingt?… Im Grunde benehmen Sie sich viel resoluter als ich und sind nicht so leicht „umzuwerfen"; dafür haben Sie allerdings einen Gehülfen ersten Ranges, Ihre Gesundheit — oh wenn Sie wüßten, wie ich in dieser Beziehung Sie beneide! Ich habe wirklich Nizza nöthig: ich darf es nicht verkennen. Seit vorigem April habe ich's zu keinem Wohlgefühle an Leib und Seele gebracht; aber seit einigen Tagen geht es wieder: weshalb ich Nizza festhalten werde, als ein Stück fatum. In der Sprache der Operette geredet und gesungen „oh Fati-Fati-Fati-Nizza!" Was mir Ihre Worte über die Japanesen-Musik Sullivan's wohlthaten! Ich gedachte an Recoaro, an die vielen Vormittage in Venedig: das, was Sie in der Musik lieben, liebe ich auch, es ist kein Zweifel, — vor Allem, was Sie selbst machen! Diese Tage giengen Sie mir sehr durch den Kopf: ich hätte Sie gerne da gehabt, um Aesthetica mit Ihnen zu reden. Die Wahrheit ist: mir fehlt augenblicklich in puncto musicae eine Aesthetik, ich will sagen: ich habe einen „Geschmack" (zb. für Pietro Gasti) aber keine Gründe, keine Logik, keinen Imperativ für diesen Geschmack. Selbst psychologisch nachgerechnet, scheint mir das Problem „warum gefällt mir Ihre Musik?" einstweilen unlösbar. Sie selbst — wurden mir dabei zum Räthsel: und, seltsam! bei einigem Nachdenken fand ich ein ganz verwandtes Problem in Bezug auf meine eigne Hervorbringung (den „Zarathustra"). Wir reden Beide mit aller Herzhaftigkeit und Lust die „Volkssprache", ganz wie eine Muttersprache: — und dabei sind wir ironische Thiere, die den Genuß des Raffinements dabei haben, ihre eigne höchst moderne und problematische Art dergestalt in die „Naivetät" zurückzuübersetzen. Oder? — — — —

Aber, Freund, gestern kam mir diese Erleuchtung: erstens muß Herr Köselitz seine Oper unverzüglich an den Grafen Hochberg nach Berlin abschicken, mit einem sehr bestimmten, künstlerhaft-unbescheidnen Briefe, der genau sagt, was die Oper ist und voraus hat. Zweitens muß Freund Köselitz sich ein litterarisches Manifest ausdenken, worin er seinem „Können“, seinem „Geschmacke“ eine Aesthetik, ein Programm unterschiebt. Bemerken Sie doch, wie deroutirt Alles heute in aestheticis ist: ein strenges Bekenntniß wird heute nicht nur gehört, sondern mit Begierde, mit Dankbarkeit gehört… Ein antiromantisches Bekenntniß über Musik thut Noth; nicht mehr „Moral“ und „Volks-Erhebung“ wollen, mit Musik, sondern Kunst, ars, Kunst für Künstler, etwas göttliche Indifferenz, etwas unerlaubte Heiterkeit auf Kosten aller „wichtigen“ Dinge, Kunst als Überlegenheitsgefühl und „Berg“, gegenüber der Niederung von Politik, Bismarck, Socialismus und Christenthum usw. usw.

Aber warum sind Sie nicht in Nizza, lieber Freund!!??

Ihr getreuer
N.

Vielleicht kommt noch eine „Vorrede“ zu Ihnen, um corrigirt zu werden. Bitte, senden Sie, nach alter Übung, den durchcorrigirten Bogen dann hierher, an mich! —

Ihrem Briefe aus München ist auch die Sendung der „Idyllen aus Messina“ nachgefolgt: schönsten Dank, für Sie und die treffliche Frau Röder! —

[«]

777. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Nice, France pension de Genève.
Montag <29. November 1886>

Eben, meine liebe liebe Mutter, kam das Paket, nachdem ich bereits rechte Sorge gehabt hatte; ich konnte mich nicht entschließen, an Dich darüber zu schreiben und beschloß von Tag zu Tag zu warten und Geduld zu haben. Es giebt jetzt gerade besondre Gründe, Verzögerungen der Post gelten zu lassen; zwischen Genua und hier ist (seit einem Monat ungefähr) eine Stelle für die Züge unfahrbar. Großes Vergnügen, meine liebe Mutter, daß nun der Überzieher da! Denn wir haben, etwa vom 15. Nov. an, frisches Wetter, die Nächte bis (1—2 Gr.) unter Null; und Dein Sohn hat ein sehr kaltes Nordzimmer für diesen Winter und muß sich hübsch einwickeln, um nicht gar zu sehr zu leiden. Die Wahrheit ist, daß der Sohn wieder guter Dinge ist, trotz Kälte und mancherlei Entbehrung und Nothstand; bei sehr gutem Aussehen, tüchtig bei der Arbeit, tüchtig jeden Tag 4 Stunden marschirend (was Beides immer bei mir zusammen trifft, die Lust und Kraft zum starken Gehen und die Lust und Kraft zum starken Arbeiten: kaltes Wetter Grundbedingung für Beides) Ich bin mehr als je vom Werthe Nizza's für meine Gesundheit überzeugt und will an ihm festhalten, natürlich nur für die kalten Monate. Denn im Oktober war es zu mild für mich. Die Hauptsache ist, daß wir, seitdem es kalt ist, absolut helles Wetter haben, Tag und Nacht; kein Wölkchen. Und dies ist für mein Gefühl etwas Unbeschreiblich-Wohlthätiges, Belebendes, Ermuthigendes, Gesund-Machendes! Das eben habe ich nirgendswo. Oh, meine gute Mutter, wie kommt mir wieder die ganze Zeit vor zwischen April und jetzt, die ich nicht in Nizza war! Wie eine peinliche Strapatze, wie eine lange Erschöpfung, mit Muthlosigkeit, Mangel an Arbeitskraft, Mangel an Sehkraft verbunden; wie eine schändliche Geduldsprobe, bei der man Alles zusetzt und Nichts dafür bekommt. Aber Du erinnerst Dich, wie ich mich in Naumburg befand; weißt Du, ich war so weit herunter, daß ich schon wie die Katze miaute?..

Eben sehe ich die herrlichen Kravatten; vermuthlich hat in Betreff der Hemden es Schwierigkeiten gegeben. Die Wahrheit ist, daß ich die Kravatten zehn Mal nöthiger habe als Hemden; gestern dachte ich noch daran, mir eine Kravatte zu kaufen, während ich mit den vorhandnen Hemden gut noch den Winter auskomme. Also schönsten Dank! Es hat sich Alles so sehr gut gewendet! — Dagegen, meine liebe Mutter, habe ich ein wenig gelacht über Deine Bade-Marken-Wünsche. Nein, meine liebe Mutter, so haben wir nicht gewettet! Es versteht sich, daß Du sie haben sollst, aber nun noch eine hübsche Hauptsache dazu, ein Kleid, ein Möbel, — bitte, schreib mir!

Eben sehe ich, daß es fünf Kravatten sind — größter Kravattenluxus meines Lebens! Danke tausend Mal! —

Fritzsch hat sofort, am Tage der Ankunft des Traubenkistchens an mich geschrieben. — mein vorletzter Brief nach Paraguay, vom Engadin aus abgesandt, wird schwerlich dort anlangen: weil er über Genua adressirt war, und Südamerika sich gegen alle italiänischen Schiffe durch Quarantänen wehrt. —

Herzlich-dankbar
Dein F.

[«]

778. An Friedrich Hegar in Zürich

Nizza, pension de Genève
1 December 1886

Verehrtester Herr Kapellmeister,

inzwischen wird, wie ich von Herzen hoffe, es mit der Gesundheit besser und besser gegangen sein, — oh, Sie werden sie nöthig haben, denn der Winter rückt mit seinen großen Anforderungen heran. Ihren Zeilen entnehme ich, mit Dankbarkeit, wie viel Neigung Sie uns bewahrt haben, sogar bis auf meine „Musik", ich sollte sagen, sogar trotz meiner Musik. Sie haben nur allzusehr Recht mit dem, was Sie über das Chorlied sagen; und es wird nicht nur der Oboen und andrer orchestralen Beihülfe bedürfen, um daraus etwas Vortragbares zu gestalten.

Meine Bitte geht dahin, daß Sie das Manuscript an diese Adresse abgehn lassen:

Herrn Heinrich Köselitz
München
Türkenstraße
33 III r

Von dem oben genannten Herrn wünschte ich Gutes melden zu können: aber er sitzt in München, eingezwängt in Beschäftigungen, die ihm peinlich sind und den Muth rauben, — und immer noch ohne Aussicht auf die Aufführung seiner Oper. Einen prachtvollen großen Orchestersatz ungarischen Gepräges, betitelt „Miska-Czardas", den er noch in Venedig nein! in Zürich componirt hat, würde ich sehr zur Aufführung empfehlen. Die Stimmen dazu sind geschrieben. —

Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin ein vergnügtes Weihnachten wünschend und mich selbst angelegentlich empfehlend bin und bleibe ich Ihr ergebenster

Prof. Dr. Nietzsche.

[«]

779. An Heinrich Köselitz in München

<Nizza> 9. Dezember 1886

Lieber Freund,

ich habe irgend etwas in Ihrem letzten Briefe zu gut verstanden: so daß ich es nicht mehr über das Herz bringe, Ihnen meinerseits Projekte vorzulegen, die die Aufführung Ihrer herrlichen Musik betreffen. Zuletzt scheint es mir mitunter, daß eine jetzt forcirte Aufführung nicht dasselbe ist, wie eine Aufführung etwa in 10 Jahren: nämlich in Anbetracht, daß der Geschmack sich ändert, daß der Geschmack an Wagner, jetzt in einer Art Hochfluth, in zehn Jahren vielleicht andren Bedürfnissen Platz gemacht haben wird, — und daß Ihre Musik ein wirkliches Verstehen und Genießen nur bei Solchen erwarten darf, die erst gründlich in der Wagnerschen Romantik sich ausgeschwelgt haben. Einstweilen thut wirklich Nichts noth als die Zeit laufen zu lassen, guter Laune zu sein — und Geld zu haben. Mit dem letztern nämlich, mit dem Gelde müßte man sich aus Deutschland wegbegeben, wo das Warten eine wirkliche Tortur abgiebt; ein Wartender kann nicht schaffen, das steht mir, wenigstens aus meinem Stück Erfahrung, fest. Ihr Wort über den eignen anti-tragischen Instinkt hat mich sehr erquickt, es ist viel erreicht, wenn man es in solchen Dingen bei sich zur Aufrichtigkeit bringt und „den Muth zu seinem Geschmacke“ hat. Letzte Wendung ist von Stendhal: er lobt es an dem jungen Sorel, daß er den Muth zu seinem schlechten Geschmacke habe: in Ihrem Falle, in unserm Falle — denn Sie müssen mir dieses „uns“ erlauben — wäre es schwer genug auszumachen, was schlechter und was guter Geschmack ist. Sie erinnern sich: Socrates und Aristophanes stritten sich eine ganze Nacht darüber, so erzählt es Plato am Schlusse des Symposion. — Was nun das Geld anbetrifft, würden Sie damit zufrieden sein, wenn ich meinem Naumburger Banquier eine Anweisung gebe, Ihnen 2000 Mark zu senden? Ausgestellt auf Ihre Zukunft, lieber Freund: Sie sollen nichts weiter darin sehn als ein Darlehn.

Und seien Sie mir zum Mindesten nicht böse, Ihnen von Geldsachen geschrieben zu haben: das griechische Sprüchwort mag zu meinen Gunsten sprechen κοινὰ τῶν φιλῶν.

Treulich Ihr
N.

[«]

780. An Malwida von Meysenbug in Rom

Nice (France) 13. Dez. 86
pension de Genève. pet. rue St. Etienne.

Verehrteste Freundin,

Ihre liebenswürdige Absicht, mir schreiben zu wollen, hat mich in Gestalt einer grünen Karte erreicht: sie hatte dazu den Sprung von Genua nach Nizza zu machen. Es ist mein vierter Winter an diesem Orte, mein siebenter an dieser Küste: so will es meine ebenso dumme als anspruchsvolle Gesundheit, auf die böse zu sein gerade jetzt wieder die Anlässe zu häufig sind. Nizza und Engadin: aus diesem Cirkeltanze darf ich altes Pferd immer noch nicht heraus. —

Zum Mindesten darf ich nicht in jene wärmeren Länder, wohin ich jetzt sehr gelockt werde: jeder Brief aus Paraguay enthält Künste der Verführung. Aber umsonst! — ich weiß zu gut, daß mich die Kälte verwöhnt hat (denn mein Kunststück, um die letzten 10 Jahre durchzubringen, bestand in dem Sich-auf-Eis-legen; ein kleiner milder Januar, ungefähr für das ganze Jahr durchgeführt, Nordzimmer, blaue Hände, nichts von Ofen, eiskalte Gedanken — ah, davon brauche ich Ihnen nicht zu schreiben?! —)

— Meine Tischnachbarin sagte neulich, in diesem Betrachte, meine Nähe verursache ihr Schnupfen. —

Hoffentlich finden Sie in Rom genug von Liebe und Freundschaft vor, um die Abreise von Versailles einigermaßen zu verwinden. Von Minghetti’s Tode habe sogar ich gehört. —

Hier ist die Saison sehr im Gange und Glanze, die letzte, wie man überall hört und fühlt, die letzte Saison vor „dem Kriege“. Man ist früher hier eingetroffen als je; ich selbst war unter den Frühesten. Auch die Kälte hat sich beeilt: vielleicht wird der Winter sehr kurz, und schon der Februar bringt den Frühling! Sicherlich kann es keine schönere Jahreszeit für Nizza geben als die jetzige: der Himmel blendend weiß, das Meer tropisch blau, des Nachts ein Mondlicht, daß die Gaslaternen sich schämen und roth werden: und darin laufe ich nun wieder herum, wie schon so viele Male und denke meine schwarze Art Gedanken aus…

Treulich Ihr alter sehr vereinsiedelter Freund
F. N.

[«]

781. An Heinrich Köselitz in München

<Nizza, 22. Dezember 1886>

Lieber Freund,

es ist eine Lösung, wenn es gleich nicht die ist, welche ich von Herzens Grunde gewünscht habe. Sie hätten mein Anerbieten annehmen können, es hätte mich reicher gemacht als ich bin — denn das ist augenblicklich meine Armuth, mich außer Stande zu fühlen, diesen ganzen greulichen Druck, der auf Ihnen lastet, von Ihnen zu nehmen. Diese Reisen nach Deutschland sind auch für mich jedes Mal zu einer Kette feinerer oder gröberer Demüthigungen geworden. Zuletzt wüßte ich Ihnen, wenn Sie jetzt nach Nizza kämen, nichts zu präsentiren, was den Vergleich mit der würdigen stillen Venediger Wohnung aushielte; und zb. in Ruta oder in Genua würden Sie die von Ihnen hervorgehobenen Übel, welche ein Wohnungswechsel mit sich bringt, in der bittersten Weise empfunden haben. Ich will nicht vergessen, daß Herr Zillicher in Genua mir seine Karte für Sie gegeben hat, mit der herzlich ernsten Erklärung, daß Jemand, der von mir empfohlen sei, ihm auf das Beste empfohlen sei. Gestern bekam ich den Bericht des Dr. Welti (Sohn des alten Schweizer Bundespräsidenten) aus Zürich zugeschickt — durch wen? Durch Frl. v. Salis. Es thut mir wohl, eine Zeit lang noch in diesem harmlosen clair-obscur fortzuleben. Das incognito ist eine wichtige Sache. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber es gab neuerdings bei mir recht viel Düsterkeit und Härte: da dachte ich immer Ihrer Musik — wie sehr sie mir fehle und wie sehr sie meiner Seele und Gesundheit schon genützt hat. Vorigen Sonntag lief ich aus Melancholie in’s Theater: Boccaccio, eine Operette, die ich nun in drei Sprachen kenne. Aber um wie viel war die französische Interpretation die beste! Ich war erstaunt: diese Eleganz und Feinheit der Gebärde, diese tiefe Gutmüthigkeit in der Interpretation, dieser Mangel an der deutschen Gemeinheit (— nämlich die deutsche Gemeinheit ist die gemeinste, vielleicht weil der D<eutsche> sich ihrer leicht schämt). Die Musiker spielten mit Feuer und bester Laune; ein deutscher Orchestermensch würde glauben, daß er im Grunde hundert Mal zu gut für solche Musik sei — und deshalb spielt er dann gemein. Ich selbst — absurd genug — habe drei, vier Mal Thränen in den Augen gehabt. Die große Heiterkeit ist das, was mich jetzt am meisten rührt.

Anbei, lieber Freund, die Vorrede der „Morgenröthe“ zur letzten Revision und dann fort an Fritzsch! Es giebt noch Einiges zu corrigiren: wollen Sie helfen?

Treulich Ihr Freund
Nietzsche

[«]

782. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Nizza (France) <22. December 1886>
Pension de Genève
pet. rue St. Etienne

Meine liebe Mutter,

schnell einen Gruß an Dich zum Weihnachtsfeste: obwohl es gerade schlimm mit den Augen steht und der Tag ihnen schon viel Arbeit gebracht hat. Herzlichen Dank für Deinen Brief; ich wiederhole, was ich im letzten Briefe an Dich ausdrückte — denke Dir Etwas für die Bescheerung aus, das Du gerne gerade von mir hättest. Inzwischen fand ich in den Taschen des Überziehers auch die Wasch-Handschuhe, für die ich mich noch nicht bedankt habe. Mit den schönen Cravatten hat es seinen Haken: bei dreien ist der Mechanismus caput, ich weiß mir da nicht zu helfen, da derselbe sich nicht repariren läßt. Neue Nachrichten aus Paraguay habe ich nicht; die Zeitungen haben viel von der Cholera in Rosario geredet, ebenso in Argentinien, doch soll es jetzt zurückgehn. Ich fürchtete, daß diese Krankheit den Unternehmungen Försters einen Stein in den Weg legt, mindestens Alles verlangsamt; denn die Einwanderung stockt natürlich, wenn die Cholera im Lande ist. Vielleicht ist aber eine Verlangsamung in diesem Falle das geringste Unglück; mir schien es, daß sie zu schnell und ohne rechte Lehrzeit sich auf so große Unternehmungen eingelassen haben. — Frl. v. Meysenbug schrieb auf das Liebenswürdigste aus Rom an mich; sie hatte bisher noch gar keine Nachricht von Lisbeth. Gestern langte auch ein Brief des Frl. v. Salis an, sie betrachtet es „als eine der segensvollsten Fügungen ihres Lebens, meine Philosophie und mich kennen gelernt zu haben“. Sie sandte einen Artikel über mich mit, der in der Zürcher Zeitung gestanden hat, von jenem Dr. Welti, dem Sohn des alten Bundespräsidenten der Schweiz. Sehr ehrfurchtsvoll. Der arme Freund Köselitz hat sich in München jämmerlich befunden und Nichts für seine Aufführung erreicht. Die Sache geht mir sehr nach. Jetzt wird er sich wieder nach Venedig zurückziehn, aber wie enttäuscht! wie verbittert! wie mißhandelt und gedemüthigt! Und das ist ein Mensch, der ein unsterbliches Werk geschaffen hat! Nun, ich selber habe diese ganze Geschichte auch erlebt und durchgemacht, im schönen Jahre 1882. Wenn man das Zeug dazu hat, geht man nicht dran zu Grunde, und zuletzt ist die Geschichte so alt wie die Welt steht. — Für das neue Jahr bin ich recht im Ungewissen, denn es giebt gar keinen Ort mehr, wo ich mich von mir selber etwas erholen kann. Mit Sils-Maria ist es zu Ende, von wegen des Zimmers und der

Augen; Venedig hat mir jedes Mal schlecht gethan. Auch hier fehlt es mir eigentlich an Allem, ich habe gegen 30 Wohnungen angesehn, aber nichts gefunden, was recht wäre. Ich bin nicht reich genug für diese ganze Riviera, auch nicht für das Engadin: während meine Gesundheit mir gar keine Wahl läßt. Da bist Du, meine liebe gute Mutter besser dran! Du hast Dein gutes zufriedenes Nest, in dem der Vogel Ruhe hat. Mit den herzlichsten Wünschen, daß es so auch im neuen Jahre bleibe,

Dein alter
Sohn F.

[«]

783. An Franz Overbeck in Dresden

Nice, 25 Dezember 1886

Lieber Freund,

Dir ist dies Mal ein betrübtes Weihnachten bescheert worden: was ich von Herzen bedauere. Auch bei den Nachrichten über die ungewöhnlichen Schneefälle, die aus Deutschland kamen, dachte ich Deiner Reisen dorthin mit Besorgniß. Hoffentlich bist Du nirgendswo hängen geblieben; ich glaube, daß noch niemals zu gleicher Zeit eine so große Zahl von Eisenbahnzügen vom Schnee festgesetzt worden ist; auch in Frankreich, auch in der Schweiz. Wir Nizzarden genießen von dem Allen die gute Kehrseite: nämlich die inperturbable Heiterkeit des Himmels. Dabei ist es kalt, in meinem persönlichen Falle sogar sehr kalt. Ein Nordzimmer ohne Ofen: habituelle blaue Finger. Was habe ich in den 7 Wintern meiner Existenz im Süden schon gefroren! Im Grunde bin ich nicht bemittelt genug, um hier zu leben; die Pensionspreise mit Südzimmern sind viel zu hoch für mich, insgleichen die gut gelegenen Privatwohnungen. Rechne ich noch meine Engadiner Sommer dazu mit 10, 11 und 7 Grad Celsius im Monatsdurchschnitt (letzteres im September), so ergiebt sich die frostigste Existenz, die man sich in diesem Leben herstellen kann. Die üble Folge ist, daß ich vom Frühling und Herbst in einer Weise zu leiden habe, daß sie mir fast das ganze Jahr jetzt verleidet: nämlich an den erschlaffenden entmuthigenden entnervenden Consequenzen der wärmeren Jahreszeit. Der letzte Frühling in Naumburg war eine vollkommene Marter für mich. —

Geld, lieber Freund, ist dies Mal sehr erwünscht; ich habe meine letzten Hôtelrechnungen noch nicht bezahlt. — Was mich diese letzte Zeit sehr mitnimmt und mir fast immer gegenwärtig ist, das ist der Zustand des armen Köselitz in München: er ist besorgnißerregend. Ich kenne ungefähr die Resistenzkraft eines solchen Menschen und auch den Punkt, wenn die Schraube überspannt ist. Diese Demüthigungen seit drei Jahren, diese Schläge in's Gesicht, dieses unerbittliche Nein, verwickelt mit der Nöthigung, sich Brod zu verdienen (er schreibt für Zeitungen 4 Pf. die Zeile) und andrerseits das Bewußtsein davon, ein unsterbliches Werk geschaffen zu haben, dem sich vom Heutigen Nichts an die Seite stellen läßt: das bringt eine Gefahr mit sich, gegen die ich nicht blind bin. Unter uns, man kann jeden Augenblick das Schlimmste hören. Sein Ehrgefühl ist so reizbar, daß ihm auch nicht materiell jetzt unter die Arme zu greifen ist, er weist Alles zurück. Die Geschichte ist so alt wie die Welt; deshalb nicht weniger schmerzhaft. —

Mit den besten Wünschen für das neue Jahr verbleibe ich in dankbarer Ergebenheit

Dein Freund
Nietzsche.

Anbei eine sehr gutmüthige Anzeige von J. v. G. u. B., die sich zu mir verirrt hat. Man sagt mir, dieser Dr. Welti sei der Sohn des Alt-Bundespräsidenten Welti. — Sonst überall die Tonart des Widmann. —

[«]

784. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Nizza (France)
pension de Genève
petite rue St. Etienne
Ende Dezember 1886

Werthester Herr Verleger,

so bin ich denn, noch vor Jahres Schluß, mit Allem fertig, was ich zum Besten meiner früheren Litteratur zu thun mir vorgesetzt hatte. Das Letzte — das was Ihnen hiermit als Manuscript zugeht — war ein Schlußtheil (fünfter Theil) der fröhlichen Wissenschaft, der von vornherein projektirt war und nur unter den

Consequenzen fataler Gesundheits-Zwischenfälle damals nicht fertig wurde. Dieser fünfte Abschnitt des genannten Buchs wird ungefähr 50 Druckseiten ausmachen; die Kosten für die Herstellung will ich selbst bestreiten, aber Teubner (bei dem das Ganze gedruckt ist) muß der Drucker sein. Ich setze nämlich voraus, daß die genau entsprechenden Lettern sich schwerlich in der Röderschen Offizin finden werden; auch C. G. Naumann hatte sie nicht. Übrigens haben Sie vollkommen Recht in Betreff der Lettern, die zur Vorrede der „Geburt der Tragödie“ verwendet worden sind: sie sind vorzüglich scharf und sehn gut aus, — aber sie passen nicht, wie mir scheint, zu dem Eindruck, den jene viel fetteren Teubnerschen Lettern machen, sowohl in der Morgenröthe als in der fröhlichen Wissenschaft. —

Wenn die Vorreden zu letztgenannten Werken, insgleichen jener fünfte Abschnitt der fröhl<ichen> Wiss<enschaft> sammt den „Liedern des Prinzen Vogelfrei“ gedruckt sind, dann ist in der That etwas Wesentliches gethan, um das Verständniß meiner ganzen Litteratur (und Person) zu erleichtern. Und namentlich wird man begreifen, daß wer erst mit mir „angebunden“ hat, auch Schritt für Schritt mit mir weiter muß. —

Auf dem Titel der fröhlichen Wissensch<aft> soll es nunmehr heißen:

Neue erweiterte Ausgabe
mit einem Anhange:
Lieder des Prinzen Vogelfrei.

Geben Sie mir, bitte, umgehend Nachricht über das Eintreffen der drei Manuscripte, desgleichen darüber, daß den Druckern Ihrerseits jede mögliche Beschleunigung anempfohlen ist: denn, wie ich schon im letzten Briefe sagte, ich will schlechterdings das Alles los sein und nicht länger mehr von dem, was Vergangenheit ist, gestört werden. Das ganze Jahr ist damit draufgegangen: gut, salvavi animam, es war eine Gewissenssache, aber nunmehr ist’s genug!

— Ich brauche jetzt, für lange lange Jahre, tiefe Ruhe: denn es steht die Ausarbeitung meines ganzen Gedankensystems vor mir. —

Ihnen, geehrtester Herr Verleger, angenehmes Weihnachten und glückliches Neujahr wünschend

Ihr ergebenster
Prof Dr Nietzsche

NB. Packen Sie das Ms. mit Vorsicht aus, daß die einzelnen Blätter nicht durcheinander gerathen!

Den Correcturgang betreffend: Ein Abzug mit Ms. an Herrn Köselitz (München, Türkenstr. 33 III r.) zu gleicher Zeit ein Abzug an mich hierher (genaue Adresse, wie an der Spitze des Briefs)

[«]

[Briefe 1887]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1887]

785. An Emily Fynn in St. Moritz
786. An Meta von Salis in Zürich
787. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
788. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
789. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
790. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
791. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
792. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
793. An Heinrich Köselitz in Venedig
794. An Elisabeth Förster in Asuncion
795. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
796. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[Februar 1887]

797. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
798. An Franz Overbeck in Basel
799. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
800. An Heinrich Köselitz in Venedig
801. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
802. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
803. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

804. An Franz Overbeck in Basel
805. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
806. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
807. An Reinhart von Seydlitz in München
808. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
809. An Malwida von Meysenbug in Rom

[«]

[März 1887]

810. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
811. An Franziska Nietzsche in Naumburg
812. An Emily Fynn in St. Moritz
813. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte).
814. An Heinrich Köselitz in Venedig
815. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte).
816. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
817. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
818. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
819. An Theodor Fritsch in Leipzig
820. An Franz Overbeck in Basel
21. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
822. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
823. An Theodor Fritsch in Leipzig

[«]

[April 1887]

824. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
825. An Malwida von Meysenbug in Rom (Postkarte)
826. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
827. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

828. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
829. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
830. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
831. An Franz Overbeck in Basel
832. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
833. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
834. An Heinrich Köselitz in Venedig
835. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
836. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
837. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
838. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
839. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

[«]

[Mai 1887]

840. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
841. An Meta von Salis in Zürich (Postkarte)
842. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
843. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
844. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
845. An Malwida von Meysenbug in Rom
846. An Erwin Rohde in Heidelberg
847. An Franz Overbeck in Basel
848. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
849. An Erwin Rohde in Heidelberg
850. An E. Kürbitz in Naumburg
851. An Heinrich Köselitz in Venedig
852. An Erwin Rohde in Heidelberg

[«]

[Juni 1887]

853. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
854. An Elisabeth Förster in Asuncion (Entwurf)
855. An Elisabeth Förster in Asuncion
856. An Heinrich Köselitz in Venedig
857. An Lendi, Wirt in Celerina (Entwurf)
858. An Franz Overbeck in Basel (Entwurf)
859. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
860. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
861. An Fräulein Simon in Siena (Entwurf)
862. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)
863. An Franz Overbeck in Basel
864. An Heinrich Köselitz in Venedig
865. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
866. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
867. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
868. An Heinrich Köselitz in Venedig
869. An Josef Viktor Widmann in Bern
870. An Franz Overbeck in Basel

[«]

[Juli 1887]

871. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
872. An Hippolyte Taine in Genf
873. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
874. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
875. An C. A. Hugo Burkhardt in Weimar (Entwurf)
876. An Franz Overbeck in Basel
877. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

878. An Heinrich Köselitz in Venedig
879. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
880. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Telegramm)
881. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
882. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
883. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
884. An Malwida von Meysenbug in Rom

[«]

[August 1887]

885. An Franziska Nietzsche in Naumburg
886. An Heinrich Köselitz in Venedig
887. An Franziska Nietzsche in Naumburg
888. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
889. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
890. An Emily Fynn in Maloja
891. An Heinrich Köselitz (Postkarte)
892. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
893. An Heinrich Köselitz in Venedig
894. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
895. An Franziska Nietzsche in Naumburg
896. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
897. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
898. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte).
899. An Heinrich Köselitz in Venedig
900. An Franz Overbeck in Dresden

[«]

[September 1887]

901. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

902. An Emily Fynn in Menaggio
903. An Heinrich Köselitz in Venedig
904. An Ferdinand Avenarius in Dresden
905. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
906. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
907. An Josef Viktor Widmann in Bern
908. An Meta von Salis auf Marschlins
909. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
910. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
911. An Heinrich Köselitz in Venedig
912. An Josef Viktor Widmann in Bern
913. An Franz Overbeck in Basel
914. An Carl Spitteler in Basel
915. An Heinrich Köselitz in Venedig (Telegramm)
916. An Franziska Nietzsche in Naumburg
917. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
918. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

[«]

[Oktober 1887]

919. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
920. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
921. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
922. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
923. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
924. An Franziska Nietzsche in Naumburg
925. An Elisabeth Förster in Asuncion
926. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
927. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

928. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
929. An Franziska Nietzsche in Naumburg
930. An Hermann Levi in München (Entwurf)
931. An Felix Mottl in Karlsruhe
932. An Carl Riedel in Leipzig
933. An Adolf Ruthardt in Leipzig (Visitenkarte).
934. An Alfred Volkland in Basel
935. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
936. An Hans von Bülow in Hamburg
937. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
938. An Franziska Nietzsche in Naumburg
939. An Heinrich Köselitz in Venedig (Entwurf)
940. An Heinrich Köselitz in Venedig
941. An Franziska Nietzsche in Naumburg
942. An Gustav Krug in Köln
943. An alle Empfänger des Hymnus an das Leben (Zettel)

[«]

[November 1887]

944. An Heinrich Köselitz in Venedig
945. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
946. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
947. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
948. An Heinrich Köselitz in Venedig
949. An Elisabeth Förster in Asuncion
950. An Erwin Rohde in Heidelberg
951. An Franz Overbeck in Basel
952. An Jacob Burckhardt in Basel
953. An E. Kürbitz in Naumburg (Postkarte)

954. An Paul Deussen in Berlin (Postkarte)
955. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
956. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
957. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
958. An Heinrich Köselitz in Venedig
959. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

[«]

[Dezember 1887]

960. An Georg Brandes in Kopenhagen
961. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
962. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
962a. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Entwurf)
963. An Carl Fuchs in Danzig
964. An Heinrich Köselitz in Venedig
965. An Carl von Gersdorff in Ostrichen bei Seidenberg
966. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
967. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)
968. An Elisabeth Förster in Asuncion (Entwurf)

[«]

785. An Emily Fynn in St. Moritz

Nizza (France)
pension de Genève
1. Januar 1887.

Hochverehrte Frau,

Ihr liebenswürdiges Erinnerungszeichen, für das ich mich von Herzen bedanke, ist über Naumburg nach Nizza gewandert — wer weiß, durch wie viele Schneelandschaften und Postverzögerungen hindurch! Sie würden jeden Falls dieser Tage von mir Nachricht bekommen haben, und schon früher, wenn nicht in der letzten Zeit sich ein wunderlicher Umstand allem Briefschreiben bei mir entgegengestellt hätte: blaue Finger! Ich habe bisher hier ein Nordzimmer bewohnt, ohne Ofen, gegen einen kalten Garten gelegen — es war eine wirkliche Strapaze, zu der ich aber gute Miene gemacht habe.

Die Kälte war seit dem 14. November gründlich zu spüren, ein beständiges schönes Januar-Wetter, fast ohne Unterbrechung Sonnenschein und reiner Himmel, ganz so, wie ich's liebe (und nöthig habe!) Es ist mir öfter der Gedanke gekommen, daß eigentlich unser beiderseitiger Geschmack und Bedürfniß auch über Nizza und nicht nur über den Engadin übereinstimmen müßte: vorgesehn, daß man nicht zu früh hierher kommt (wie ich dies Mal gethan habe, Mitte Oktober) und nicht zu spät davongeht. Die Ähnlichkeit der Luft in Hinsicht auf Energie, Trockenheit, anregende Kraft, muß bei Ihnen oben und bei mir hier unten jetzt zum Verwechseln sein. Übrigens bisher kein Stäubchen Schnee; dafür eine Sturmfluth, die zwei Tage lang über die Promenade des Anglais hinweg gieng. Übermorgen ziehe ich in ein andres Quartier und bekomme ein Sonnen-Zimmer. Glücklicherweise nährt man mich ordentlich; ich habe für Mittag wieder meine ausschließliche Milch- und Ei-Diät festgehalten, aber des Abends nehme ich an einer respektablen table d'hôte Theil, an der fast nur Engländer sind. Es war davon die Rede, daß eine Engländerin Ihres Namens, Miss Fynn, von San Remo in mein Hôtel übersiedeln wolle, und man hatte ihr den mir benachbarten Salon zugedacht: dies wäre ein artiges Quidproquo gewesen! Die Gesellschaft hier in Nizza soll diesen Winter besser sein als andre Jahre: so erzählt man mir, denn ich lebe einsiedlerischer noch als sonst. Die Villen stark occupirt, mehr als die Hôtels; viele Equipagen, viel Dienerschaft sichtbar. Der König v. Würt<t>emberg, der russische Thronfolger, auch der regierende Herzog von Sachsen-Gotha sind hier; man hat längere Zeit die russische Kaiserin erwartet (für die Villa Van-Derwies) „Die letzte Saison vor dem Kriege“ — so sagt alle Welt. Ich denke, daß das nächste Jahr auch einiges Gute bringen wird, zum Beispiel für uns ein friedliches Wiedersehn da oben in der Höhe, deren heilkräftige und bewiesene Wirkung Ihrer verehrten Freundin und Ihnen selbst schwer zu ersetzen sein wird. Mit Sils bin ich immer noch einverstanden, nicht mit dem Zimmer daselbst: oder vielmehr, meine Augen verbieten mir es fürderhin. Ich muß ein großes hohes Arbeitszimmer haben, mit den fünf nothwendigen Eigenschaften. Über den Zwischenakt noch nichts entschieden: ich fürchte die Zwischenakte. Vielleicht Venedig, wohin mein armer, durch lauter Demüthigungen stark niedergebeugter Musiker zurückgekehrt ist, der vielleicht meines Zuspruchs bedarf (oder vielmehr meines Glaubens an seine Musik: alle Künstler haben „Gläubige“ nöthig)

Möge uns Allen ein gutes Jahr beschieden sein, mit Geduld und Trost für die Leidenden, mit Tapferkeit und Sonnenschein für Alle! Bitte, sagen Sie Fräulein von Mansouroff meinen ergebensten Gruß und Glückwunsch; insgleichen Frau Bichler; und wenn Sie schreiben sagen Sie auch Ihrer Fräulein Tochter einen herzlichen Gruß.

Ihnen in Verehrung zugethan

Dr Nietzsche

Oh! ich vergaß mich für Ihren ersten Brief zu bedanken, der mir, inmitten von unangenehmen Menschen, so wohl gethan hat! —

[«]

786. An Meta von Salis in Zürich

Nice (France)
pension de Genève
1 Januar 1887.

Hochgeehrtes Fräulein,

nehmen Sie meinen herzlichen Dank für Brief, Sendung, Gesinnung und Alles, was mir von Ihnen gemeldet und bezeugt wird. Auch dafür, daß Sie dem kleinen albergo in Rapallo Ehre erwiesen haben (vielleicht erzählte ich Ihnen, daß in demselben der erste Theil meines Zarathustra niedergeschrieben wurde, übrigens unter so erbärmlichen Verhältnissen des Leibes und der Seele, daß die Erinnerung daran mir übel macht) Nach meiner Erfahrung aus diesem Herbste muß ich Ihnen, für eine zweite Reise an diese Küste, einen Aufenthalt in Ruta anempfehlen (albergo d'Italia, vortreffliche Zimmer): das ist der kleine Ort auf dem Dach des promontorio, welches bis Portofino vorstößt. Da oben, in bester Luft, giebt es eine Fels- und Waldlandschaft zu erforschen, die wie ein Stück griechischer Archipelagus anmutet. Die einsamste Welt, die ich bisher fand, sehr Zarathustrisch. Leider waren daselbst zwei mißglückte Deutsche meine beständige Fußfessel: so daß mir auch dieser Ort im Gedächtniß etwas vergällt und verekelt ist. — Aus den Worten Ihres Briefs habe ich Eins herausgenommen, das Wort Gegner: habe ich Gegner? Da ist eine Lücke in meinem Bewußtsein; zum Mindesten habe ich noch nicht daran zu leiden gehabt. Das Mißverständniß über mich ist einstweilen zu groß, als daß ich wirkliche Gegner oder auch wirkliche Freunde haben könnte; auch werde ich mich weder darüber beklagen, noch die Geduld verlieren. Gewiß ist, daß mir meine „Freunde“ hundert Mal mehr Noth gemacht haben als irgendwelche Abgeneigtheiten. Auch der Dr. Welti, der mich durch ein liebenswürdiges clair-obscur von Verehrung hindurch sieht, macht es nicht besser, wie mir scheint. —

Daß Schloß Marschlins nicht verkauft ist, hat mich gefreut zu hören: obwohl es mir schwer fallen möchte zu sagen, warum. Man soll sein Altes halten: es hält uns. Eben lese ich „notre monde moderne, qui se fait de plus en plus improvisateur et momentané“. —

Ihnen, hochgeehrtes Fräulein, mich dankbar empfehlend verbleibe ich Ihr
ergebenster

Dr. Friedrich Nietzsche

[«]

787. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

<Nizza> 4. Jan. 1887.

Werthester Herr Verleger,

inzwischen habe ich die Wohnung gewechselt: die genaue Adresse, die dringend nöthig ist, heißt nunmehr: Nice (France) rue des Ponchettes 29 (I étage) Wahrscheinlich wird Ihnen auch Herr Köselitz eine Veränderung seiner Adresse zu melden haben. — Die Schneelawinen, die über Leipzig gefallen sind, scheinen auch der Röderschen Druckerei zugesetzt zu haben? Wenigstens ist seit der Vorrede zur

„Morgenröthe“ Nichts mehr bei mir angelangt. Hoffentlich ist kein Malheur passirt, und Alles geht nun im neuen Jahr seinen Gang. Bitte nochmals, die ganze Sache schnell vorwärts zu treiben! Sie haben mir noch nichts darüber geschrieben, ob die Rödersche Druckerei im Stande sein wird, den fünften Theil der fröhl<ichen> Wiss<enschaft> analog den andren Theilen herzustellen, oder ob Teubner eintreten muß.

Hochachtungsvoll Dr. Nietzsche.

[«]

788. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Nizza, 4. Januar 1887>

Lieber Freund, das Geld ist eingetroffen, besten Dank! Seit gestern neue Wohnung (rue des Ponchettes 29 1^{re} ét.) Sonnenlage, absolut nöthig, bei der Strenge des Winters; bisherige Situation für Geist und Leib nicht länger haltbar. Fragezeichen: ob Geld bis zur nächsten Sendung ausreichen wird? Welches wäre ungefähr der Tag des März, wo sie eintreffen könnte? — Gestern rechnete ich 21 Wohnungen nach, die ich in den 7 Wintern in Genua und Nizza bewohnt habe: ebensoviele Strapazen und Degouts in jedem Betracht. Ach die südliche Schmutzerei!! Hier habe ich in den letzten Monaten c. 40 Zimmer angesehn, ohne etwas Passendes zu finden — passend für ein denkendes und reinliches Thier wie ich bin. — Über Teneriffa bin ich gut unterrichtet; es hat einen Haken, neben vielen Vorzügen ersten Ranges — es erschlafft und deprimirt beispiellos, vermöge seiner mit Feuchtigkeit überladenen Luft: darin ist es das gerade Gegenstück von Nizza. Doch giebt es Kranke, auf welche diese Beschaffenheit der Luft kalmirend wirkt (Pau, Pisa, Palermo sind darin verwandt.)

Mit freundschaftlichem Gruße Dein

N.

[«]

789. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Nizza, 9. Januar 1887>

Mein lieber Freund, nun werden Sie wieder in Ihrem alten stillen lieben Neste sein, wo der Vogel so viele schöne Lieder schon gesungen hat. Meine herzlichsten Wünsche sind fortwährend um Sie herum; zuletzt weiß ich Sie lieber in Venedig als hier oder in Genua, weil mir der Degout zu gegenwärtig ist, in welchen Unsereiner geräth, in Gegenden, für die wir nicht „reich genug“ sind. In Venedig hat die Armut etwas Achtbares und zum Ort Stimmendes; in Nizza ist es umgekehrt… (Ich schrieb an Hegar um Ihres Csardás willen: wenn ich ihn beauftragte, meinen Chorgesang an Sie zu adressiren, so geschah es, um ihn zu einigen Zeilen an Sie zu veranlassen — Ob ich mich dabei verrechnet habe, weiß ich nicht. Nur nehme ich ausdrücklich einen ehemals geäußerten Wunsch in Betreff dieses Chors zurück; es liegt mir gar nichts jetzt an ihm) Durch eine Unpünktlichkeit in Leipzig haben sich die letzten Correkturen gekreuzt; ich sandte die Ihrige, sobald sie ankam, gleich wieder an Sie zurück. Zeit großen Schnees, wahrscheinlich lange. Treulich und mit tausend Wünschen Ihr Freund Nietzsche.

Adresse: Nice, rue des Ponchettes 29, 1re étage.

[«]

790. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Nizza, 9. Januar 1887.>

Lieber Freund, meine Karte ist kurz vor dem Eintreffen Deines Briefes abgegangen: für letzteren herzlichen Dank! Hoffentlich verbessert sich Deine Gesundheit unter der guten Pflege, die Du hast; gerade bei Augenleiden scheint mir es am wenigsten gut zu sein, „daß der Mensch allein ist“. Der Winter ist hart, auch hier; statt Schnee haben wir tagelangen Regen; die näheren Berge sind seit längerer Zeit weiß (was in der bunten und farbensatten Landschaft wie eine Koketterie der Natur aussieht —). Zu dieser „Buntheit“ gehören auch meine blauen Finger, nach wie vor; insgleichen meine schwarzen Gedanken. Eben lese ich, mit solcherlei Gedanken, den Commentar des Simplicius zu Epictet: man hat in ihm das ganze philosophische Schema klar vor sich, auf welches sich das Christenthum eingezeichnet hat: so daß dies Buch eines „heidnischen“ Philosophen den denkbar christlichsten Eindruck macht (abgerechnet daß die ganze christliche Affekten-Welt und Pathologie fehlt, „Liebe“, wie Paulus von ihr redet, „Furcht vor Gott“ usw) Die Fälschung alles Thatsächlichen durch Moral steht da in vollster

Pracht; erbärmliche Psychologie; der Philosoph auf den „Landpfarrer“ reduzirt. — Und an alledem ist Plato schuld! er bleibt das größte Malheur Europas! —

Dein N.

[«]

---

791. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Nizza, 15. Januar 1887>

Vergebung, daß ich so spät schreibe und auch nur ein Kärtchen, meine liebe Mutter! Die Gesundheit war immerfort störend und gestört, die Härte des Winters nöthigte zum Umziehn, die Augen wollen nicht mehr, kurz es thut Geduld Noth. Meine Adresse ist nunmehr: Nizza (France), rue des Ponchettes 29 au premier. Nun habe ich wohl ein Sonnenzimmer, aber die Nachwirkung von 2 Monaten Frost und Feuchtigkeit ist noch nicht aus dem Körper und Geiste weg. — Nächstens schreibe ich Dir zum Geburtstage: bei Herrn Kürbitz ersuche ich Dich 30 Mark in Empfang zu nehmen und Dir etwas auszudenken, womit „das alte Geschöpf“ Dir ein Vergnügen machen kann. Auch die Recension des Buchs hat sich wieder gefunden (von jenem Dr. Welti) und soll Dir zugehn: wogegen ich Bedenken habe, Dir das Buch zu schicken, weil es wirklich ganz und gar kein Buch zum Lesen ist; meine gelehrtesten Freunde und Bekannten finden es unverständlich. Es ist eine Verwechslung, wenn etwa Frl. v. Salis glauben sollte, es zu verstehen. (Giebt es gute Nachrichten aus Paraguay? — Hr. Köselitz ist wieder in Venedig.)

In alter Liebe Dein altes Geschöpf.

[«]

---

792. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Nizza> Donnerstag früh <20. Januar 1887>

Meine liebe Mutter, inzwischen wird meine Karte bei Dir eingetroffen sein. Heute nur, nebst dem Dank für Deinen Brief, ein Wort über den Ofen! Ich bin überzeugt, daß er mir noch sehr dienstlich sein wird, nämlich im Engadin, um ein paar Monate länger es daselbst auszuhalten; die viele Herumreiserei wird mir immer mehr zuwider. Deshalb verkaufe ihn nicht, ich bitte Dich! — Vorgestern ist ein Briefchen an Hr. Kürbitz abgegangen, das in Beziehung zum 2. Februar steht. — Gestern Abend langte ein prächtiger Brief des Lama bei mir an, vom 12. November, mit lauter guten Nachrichten. Dr. Förster ist auf der Reise, um 2 Käufe abzuschließen. Ein Besuch hier in Nizza ist mir versprochen, aber erst nach vier Jahren („vielleicht macht uns der Holzhandel nach den argentinischen Ländern, welche überhaupt kein Holz haben, noch ein wenig wohlhäbig“)

Herzlich grüßend Dein
Sohn.

Nice (France) rue des Ponchettes 29 au premier

[«]

793. An Heinrich Köselitz in Venedig

Nice (France) rue des Ponchettes 29
au premier
<21. Januar 1887>

Lieber Freund,

es ist mir eine wahre Erleichterung, Sie wieder in Venedig zu wissen. Ihr Brief — oh was er mir wohlthat! Es war mir wie ein Versprechen darin, daß es auch bei mir nun wieder besser gehen solle — besser das heißt heller heiterer südlicher unbekümmerter, hoffentlich auch „unlitterarischer“: denn diese ganze In-Scene-setzung meiner alten Litteratur hat mich greulich malträtirt und „persönlich“ gemacht. Ich tauge nicht für's „Wiederkäuen“ des Lebens. Jetzt ergötze und erhole ich mich an der kältesten Vernunft-Kritik, bei der man unwillkürlich blaue Finger bekommt (und folglich die Lust verliert, zu schreiben —) Ein Generalangriff auf den gesammten „Causalismus“ der bisherigen Philosophie kommt dabei heraus, auch einiges Schlimmere noch. —

Hätten Sie doch ein Stück Ihrer Oper zur Aufführung gebracht! Man muß, wenn man sich produziren will, das am Meisten Charakteristische, also Fremdeste produziren. Daß Sie dem Levi Ihr Septett vorführten, ist, nach meinem Gefühle, mehr Höflichkeit als etwas Anderes (etwas „Sachse“ — Vergebung, alter Freund!) Das Beste an der Geschichte ist, daß Ihr Septett so aufgenommen wurde, wie Sie schreiben; hätte es gefallen, so hätte ich an eine Verwechslung geglaubt. —

Levi hat mir vom Frühling her den besten Eindruck hinterlassen. Auch was mir von anderer Seite inzwischen aus München gemeldet wurde, bestätigt, daß er eine Art Zusammenhang mit mir (er nennt's Dankbarkeit) weder verloren hat, noch verlieren will: was übrigens von allen Wagnerianern gilt (ob ich es schon mir nicht recht zu erklären weiß) Man hat mich letzten Herbst in München erwartet „mit fieberhafter Spannung", wie Seydlitz (jetzt Präsident des Wagner-Vereins) meldete. Im Engadin, beiläufig gesagt, hatte ich als Tischnachbarin die Schwester des Barbier von Bagdad: Sie verstehen diese abgekürzte Redeweise?

Zuletzt — neulich hörte ich zum ersten Male die Einleitung zum Parsifal (nämlich in Monte-Carlo!) Wenn ich Sie wiedersehe, will ich Ihnen genau sagen, was ich da verstand. Abgesehn übrigens von allen unzugehörigen Fragen (wozu solche Musik dienen kann oder etwa dienen soll?) sondern rein ästhetisch gefragt: hat Wagner je Etwas besser gemacht? Die allerhöchste psychologische Bewußtheit und Bestimmtheit in Bezug auf das, was hier gesagt, ausgedrückt, mitgetheilt werden soll, die kürzeste und direkteste Form dafür, jede Nuance des Gefühls bis aufs Epigrammatische gebracht; eine Deutlichkeit der Musik als descriptiver Kunst, bei der man an einen Schild mit erhabener Arbeit denkt; und, zuletzt, ein sublimes und außerordentliches Gefühl, Erlebniß, Ereigniß der Seele im Grunde der Musik, das Wagnern die höchste Ehre macht, eine Synthesis von Zuständen, die vielen Menschen, auch „höheren Menschen", als unvereinbar gelten werden, von richtender Strenge, von „Höhe" im erschreckenden Sinne des Worts, von einem Mitwissen und Durchschauen, das eine Seele wie mit Messern durchschneidet — und von Mitleiden mit dem, was da geschaut und gerichtet wird. Dergleichen giebt es bei Dante, sonst nicht. Ob je ein Maler einen so schwermüthigen Blick der Liebe gemalt hat als W<agner> mit den letzten Accenten seines Vorspiels? —

Treulich Ihr Freund Nietzsche

[«]

794. An Elisabeth Förster in Asuncion

Nizza, rue des Ponchettes 29 au premier
am 26. Januar 1887

Meine liebe Schwester,

Donnerstag Nachmittag, als ich im Spazierengehn gerade an das fremdherrliche Lama dachte und ihm einen Brief zu schreiben beschloß, trat ein unbekannter Herr zu mir und sagte „Madame Gazzola a des lettres pour Monsieur“. Sofort gieng Monsieur zu Madame Gazzola — ah eine gazza ladra schlimmen Angedenkens vom letzten Winter her — und siehe da, es gab einen Brief mit der unverkennbaren Handschrift eines südamerikanischen Lama’s. Allerschönsten Dank! Er kam sehr erwünscht, denn die Cholera-Nachrichten der Zeitungen hatten mich recht auf ein Lebenszeichen von Dir warten machen. Das Beste aber an Deinem guten Briefe ist die in ihm über vier Jahre weg gespannte Hoffnung und Regenbogenbrücke eines Wiedersehens, und zwar hier in Nizza: — was, beiläufig gesagt, selbst auf verwöhnte Südamerikaner nicht ohne Anziehungskraft zu sein scheint, denn wir haben immer Gäste von dort, diesen Winter zum Beispiel die erste Militär-Personnage von Montevideo, eine Zeit lang auch den Präsidenten von Argentinien. Dies Mal gerade, wo Europa sich in einen Schneeberg und Eisbär verwandelt hat, verdient unser Streifen Riviera dreifache Sterne der Auszeichnung: bisher noch kein Stäubchen Schnee; und wenn auch die ferneren Berge um Nizza herum sich weiß gepudert haben, so möchte dies mehr unter die Toilettenkünste dieser südländischen Schönheit und Zauberin gehören als unter ihre Bösartigkeiten (an denen sie übrigens reich ist, comme beauté et comme femme) Wie gut, daß ich nicht in München bin! Seydlitz meldete mir kürzlich von dort eine bis dahin noch gar nicht dagewesene Verdummung bei sich (man hat ihn zum Präsidenten des Wagner-Vereins gemacht —): sicherlich die Consequenz der ewigen betrübten eisigen feuchten Sonnenlosigkeit des deutschen Winters. Rothpletzens sind allesammt nach Teneriffa entschlüpft; Herr Köselitz, nach einer langen resultatlosen Thierquälerei daselbst, die mir große Besorgnisse gab — er schrieb, um sich zu ernähren, zuletzt für die Zeitungen, die Zeile zu 4 Pfennig — hat sich wieder in die Venediger Einsiedelei davongemacht. Aus Rom meldet man (nämlich Malvida ebenso als General Simon) die große allgemeine Schmutzerei in den Gassen — man beneidet mich um das reinliche Nizza. Kurz, jenes philosophische Murmelthier, welches seine Sommer im Engadin verpfeift — denn das Murmelthier pfeift, es hat nichts Besseres von der Musik gelernt — macht dies Mal wieder seinen Winterschlaf in Nizza ab: und es ist Vernunft darin — quod erat demonstrandum. Übrigens sagt man mir, daß ich noch nie so gesund ausgesehn hätte als diesen Winter. Thatsächlich fehlt noch Viel an der wirklichen Gesundheit; ich erinnere mich aber eines ganzen Nachmittags, wo ich mir gesund vorkam, und es ist kein Zweifel, daß ich jeden Winter seit 7 Jahren einen Hops in der Richtung hin gemacht habe, wo die Gesundheit wohnt. Hoffen wir, daß ich sie bei einem längeren Leben schließlich doch noch erwische, sei es auch nur im Greisenalter, als wackeliger alter Weisheits-Greis. Was nämlich meine bisherige „Weisheit“ betrifft, so habe ich sie satt. Inzwischen wurde meine ganze bisherige Litteratur mit Vorreden und neuen Manschetten versehn: vielleicht daß sie dadurch anziehender für Andere geworden ist — für mich ist es damit aus. Wenn es Euch, meine verehrten Hinterwäldler, darnach gelüsten sollte, so wird einmal das Ganze meiner Litteratur, l’œuvre de Frédéric Nietzsche, wie man sich in Frankreich ausdrücken würde, seine Reise über den Ozean machen (in summa 4 starke Bände) Aber wer weiß, wann endlich die sächsische Verleger- und Drucker-Bummelei mit dem œuvre fertig wird! Das Letzte, was zu Stande kam, ist die „Morgenröthe“; die größte Veränderung aber begiebt sich mit der fröhlichen Wissenschaft, welche zuletzt in lauter Lieder und Liederlichkeit ausläuft, unter dem Titel „Lieder des Prinzen Vogelfrei“. — Anbei, nämlich indem ich gezwungen war, meine ganze Büchermensch-Vergangenheit still für mich wiederzukäuen, habe ich constatirt

1) daß die lieben Deutschen es in fünfzehn Jahren noch nicht zu einer einzigen auch nur mittelmäßig gründlichen und ernsthaften Recension irgend eines meiner 12 Bücher gebracht haben

2) daß ich selber dies Faktum erst jetzt bemerke, also wahrscheinlich innewendig nicht sehr um die Aufmerksamkeit der lieben Deutschen bemüht gewesen bin — kurz, daß ich’s „verdient“ habe —

3) daß ich keinen Menschen weiß, der von dem Hintergrunde dieser ganzen Litteratur, von meinem sehr merkwürdigen eigentlichen Schicksale, etwas „wüßte“, oder es mir zu verstehen gegeben hätte, daß er etwas wüßte; ich bin folglich in der Ironie und Menschenverspottung ziemlich avancirt, jetzt bereits so weit, daß ich auf „verehrende Briefe“, wie sie nicht ganz selten eintreffen, nicht mehr antworte — ich rieche die Verwechslung immer fünfhundert Schritt weit.

Genug. Aber ich sage dies, um auch meinerseits das Bedürfniß auszudrücken, einige Wochen nichts zu thun als zu lachen. Also: in vier Jahren, meine liebe Schwester, wird gelacht, dabei bleibt es, ich danke von ganzem Herzen für dies Versprechen.

Inzwischen die treulichsten Wünsche für Eure muthigen Unternehmungen, die fortfahren, mich in Erstaunen zu setzen.

In Liebe
F.

(Adresse für Nizza am sichersten immer: pension de Genève.)

[«]

795. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

<Nizza,> 28. Januar 1887.

Werthester Herr Verleger,

inzwischen war ich sehr beschäftigt und ganz „anderswo", als in Leipzig mit meinen Gedanken: Vergebung, daß ich mich noch nicht einmal für Ihre letzten gefälligen Mittheilungen bedankt habe. Hiermit möchte ich Ihnen nur meine neue Adresse kundgeben: sie gilt auch nur bis zum Anfang des März.

Nizza (France) rue des Ponchettes 29 au premier

Ihnen und Ihrem Herrn Bruder mich angelegentlich empfehlend Ihr ergebenster

Prof. Dr. F. Nietzsche

Aus Zürich ist mir die Anzeige des Dr. Welti zugesandt worden. —

[«]

796. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Nizza, France
rue des Ponchettes 29
au premier
<30. Januar 1887>

So! meine liebe gute Mutter, da soll schnell ein Geburtstags-Briefchen an Dich flügge gemacht werden, daß es zur rechten Zeit bei Dir ist: was mir in diesem Winter, bei der allgemeinen Schnee-Noth in Europa, weniger berechenbar und sicher scheint als sonst. Es freut mich aber, daß Herr Kürbitz wenigstens sicher und berechenbar geblieben ist (— könnte ich dasselbe doch von meinem Leipziger Verleger Fritzsch sagen, der mich seit 4 Wochen in einer geradezu Besorgniß erregenden Weise in Stich läßt! Zuletzt wird es Nichts sein als die alte Sächsische Bummelei und Unpünktlichkeit) Hoffentlich macht das Wetter Dir ein freundliches

Gesicht zu Deinem Geburtstage, wie es Alle thun werden, die Dir gratuliren; und hoffentlich kommt auch ein Brief aus Südamerika an, der Dich erfreut. Im Grunde sind wir jetzt Alle recht über die Erde weg verstreut; es ist wenig von gleichen Menschen und Interessen übrig geblieben. Die Idee, daß nahe Verwandte von mir sich in Südamerika mit Holzhandel bereichern wollen, ist so fremd für mich als ihnen meine „Ideen" sein mögen (über welche sich der beiliegende Dr. Welti im Grunde zu artig und gutmüthig ausdrückt als daß ich seinem Urtheile großen Werth beizulegen vermöchte) Das Leben ist eine ungewisse und gefährliche Sache, jeden Augenblick kann Etwas passiren, das man nicht zu verdauen vermag. Um von mir nicht zu reden: so verdrießt mich jetzt die aussichtslose Lage des Herrn Köselitz aufs Äußerste. Er ist schon zu alt, als daß man ihm zu warten anrathen dürfte; in seinem Alter muß man als Künstler berühmt sein oder berüchtigt (wie es Wagner z. B. war) Das ist anders für Unsereinen, ich meine für uns Philosophen, denen jede Art Ruhm, Aufsehn, Neugierde eher lästig sein muß: denn wir dürsten nicht darnach, mit Jemanden „übereinzustimmen." Ein Musiker aber, dessen Musik Niemand mag, und der in seiner Ecke hocken bleibt, ist eine lächerliche Figur, gleich einer Tänzerin, mit der kein Mensch tanzen will, so schön sie sich auch geputzt hat. Daß Herr K<öselitz> ein braver Mensch ist, giebt leider in dieser Hinsicht nicht den geringsten Trost, eher umgekehrt; das Schlimmste ist, daß er sich nicht darauf versteht, andre Künstler für sich einzunehmen.

Das Wetter ist hier über alle Maaßen schön, hell, mild; auch haben wir bisher noch nicht ein Stäubchen Schnee gehabt. Was ich fürchte, das ist, es möchte der Frühling zu früh kommen (nachdem der Winter um einen Monat zu früh gekommen ist —); und die warme Jahreszeit ist allen Nervenleidenden die gefährliche Jahreszeit. —

— Und nun will ich einen Sonntags-spaziergang über die Berge machen und an meine gute Mutter dabei mit vielen herzlichen Wünschen denken. Was man doch allein ist! Dein altes

Geschöpf.

[«]

797. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

Nizza, 8. Februar 1887

Werthester Herr Fritzsch, haben Sie auch Herrn Köselitz je ein Exemplar der Werke übersendet, an deren Vorreden er mitgeholfen hat? Wir müssen diesem sorgsamsten aller Correktoren uns unter allen Umständen erkenntlich erweisen — zum Mindesten ist es meine Schuldigkeit. — Ich selber erwarte mit Ungeduld das fertige Exemplar der „Morgenröthe“. — Was die sämmtliche<n> Manuscriptstücke betrifft, die zur Ergänzung der „fröhlichen Wissenschaft“ bestimmt waren, so bin ich heute nicht mehr geneigt, sie diesem Zwecke zu opfern. Senden Sie mir dieselben hierher zurück, und sobald als möglich, weil mein hiesiger Aufenthalt seinem Ende entgegen sieht. Ich nehme an, daß noch Nichts davon in die Druckerei gewandert ist. — Vielleicht ist überhaupt die buchhändlerische Neu-Versendung der fröhl<ichen> Wiss<enschaft> noch zu verschieben? Doch das gehört in Ihren Interessen-Kreis, nicht in den meinen. — Meine Adresse, möglichst genau und deutlich zu schreiben, ist einstweilen noch:

Nice (France)
rue des Ponchettes 29 au premier

Ihr ergebenster Dr. Nietzsche

[«]

798. An Franz Overbeck in Basel

Nice, 12. Fevr. 87

Lieber Freund,

es hilft nichts, ich werde Dich bitten müssen, mir dies Mal noch vor dem Quartals-Termine Geld zu schicken — 200 frs. etwa, und unter meiner ehemaligen Adresse pension de Genève pet. rue St. Etienne: denn zu dem neuen Hause, in dem ich wohne, fehlt es mir noch an Zutrauen. Der Winter ist streng, auch hier; doch bringt er eine große Menge vollkommen heller Tage mit sich — und ich habe noch kein Mal geheizt. Man sagt mir, daß mein Aussehn besser sei als den letzten Winter, auch daß ich beständig heiter sei: aber das hat man mir mein ganzes Leben gesagt. Die Menschen sind hier vielleicht noch oberflächlicher als anderswo: es versteht sich also, daß auch ich meine „Oberfläche“ habe. — Vielleicht hast Du selbst schon von Herrn Köselitz gehört, daß er inzwischen nach Venedig zurückgekehrt ist. Er preist die Frische und Klarheit der dortigen Luft und fügt hinzu, in seinem letzten Briefe „aria limpida, bei der ich gewiß ein paar Sachen gemacht haben würde, wenn ich im Geschirr geblieben wäre. Aber ich war halbtodt. Mir graut, die Feder zum Niederschreiben in die Hand zu nehmen.“

So habe ich meine Sorge, zumal ich gar nicht mehr absehe, was jetzt noch etwa zu thun ist, um den allgemeinen Widerwillen und Widerspruch, der sich gegen seine Musik geltend macht, zu heben. Levi hat eine Aufführung des Septetts veranstaltet, aber „er habe ein Gesicht dazu geschnitten wie Freund in Zürich“ — „und gewiß hat er mich halb bedauert, halb ausgelacht.“

Es freut mich sehr, daß Du an der Oper solches Wohlgefallen gehabt hast; aber ich muß mir immer noch den Musiker suchen, dem sie gefällt. Köselitz hat die gebildetsten wohlwollendsten und anerkanntesten Musiker gegen sich. Trotzdem: gerade dies giebt mir Zutrauen. Es stünde bedenklicher, wenn es anders stünde… Gesetzt, daß er selbst weniger daran litte, so würde ich ihm beinahe dazu gratuliren: denn es ist das eigentliche Abzeichen des wahrhaft Neuen und Originalen (— daß man die Gebildeten gegen sich hat). Beiläufig: mir ist diese letzten Monate (wo ich mehr als mir lieb war mich genöthigt sah, meine frühere Litteratur zu berücksichtigen) zum Bewußtsein gekommen, daß in fünfzehn Jahren auch nicht eine einzige werthvolle sachlich-tiefe, interessante und interessirte Recension über eins meiner Bücher geschrieben worden ist — und daß ich’s nicht vermißt habe (was das Beste daran ist!) Dagegen will ich keinen Augenblick leugnen, daß ein andres Faktum mir schrecklich weh thut und mir auch beständig gegenwärtig ist: daß in eben diesen fünfzehn Jahren auch nicht Ein Mensch mich „entdeckt“ hat, mich nöthig gehabt hat, mich geliebt hat, und daß ich diese lange erbärmliche schmerzenüberreiche Zeit durchlebt habe, ohne durch eine ächte Liebe getröstet worden zu sein. Mein ganzer „Zarathustra“ ist aus dieser Entbehrung gewachsen — wie unverständlich muß er sein! Welche absurden Erinnerungen habe ich in Hinsicht auf die Wirkung, die er gemacht hat! Er hat erbittert, wenigstens eine gewisse Art von Menschen: dies ist bisher seine einzige tiefere Wirkung gewesen. — Indessen — indessen — ich bin „intelligent“ genug, um auch dies als gutes Zeichen zu nehmen. Zuletzt habe ich keine Zeit, mich sehr um die „Meinung über mich“ zu bekümmern: es giebt eine erschreckliche Menge von Problemen, die auf mich drücken. Und was für Probleme! Wenn ich nur den Muth hätte, Alles zu denken, was ich weiß.. (Dies ist nicht sehr deutlich ausgedrückt, lieber Freund: es ist gut, daß ich in Frankreich lebe, das unwillkürlich zur Deutlichkeit erzieht) Empfiehl mich Deiner lieben Frau und gieb mir bald Nachricht über Deinen Winter, ich meine Deine Gesundheit bei einem solchen Winter.

Dein F. N.

Habe ich Dir von H. Taine geschrieben? Und daß er mich „infiniment suggestif“ findet? Und von Dostoiewsky?

[«]

799. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Nice (France)
rue des Ponchettes 29
au premier
den 13. Febr. 1887

Werthester Herr Verleger,

voran Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin meine aufrichtigen Glückwünsche zu dem Ereigniß in Ihrer Familie, das Sie mir heute meldeten. —

Inzwischen werden Sie aus meiner Karte (vom Dienstag) ersehn haben, daß meine Zeit hierselbst zu Ende geht und nicht nur meine Zeit, sondern auch meine Geduld — Oh wenn Sie wüßten, was ich selbst mich Anfang Winters beeifert habe, um das Manuscript zu der versprochnen Zeit in Ihre Hände abliefern zu können!

Wir Beide, werther Herr Fritzsch, sind zwar nahe genug der sächsischen Grenze geboren — damit aber haben wir noch lange kein Recht auf die verdammliche sächsische Bummelei und Unpünktlichkeit, der ich meinerseits Zeitlebens den Krieg gemacht habe. —

Ich dachte inzwischen daran, die eingesandten Manuscript-Stücke zu einer zweiten Auflage von „Jenseits von Gut und Böse“ zu verwenden. Indessen — wenn Sie mir garantiren können, daß der Druck innerhalb 5—6 Wochen zu Ende gebracht werden kann, so soll es bei meiner ersten Absicht bleiben. So lange will ich mich dann hier noch fixieren.

Das Verzeichniß der Stücke, welches Ihr heutiger Brief enthält, ist schwer von mir bloß aus dem Gedächtnisse zu controliren. Zunächst fehlt jedenfalls gerade der Anfang des fünften Buchs (Ich glaube, die Überschrift war: was es mit unsrer Heiterkeit auf sich hat) Insgleichen fehlt das zweite Stück „Inwiefern auch wir noch fromm sind, also 344. Die letzte Nummer des vierten Buchs ist übrigens 342: folglich muß die erste Nummer des fünften Buchs 343 sein (und nicht 345) Auch erkenne ich nicht aus Ihrem Register, ob Sie 371 Wir Furchtlosen richtig auch mit dem später geschickten Nachtrag versehn haben.

Diese hier angedeuteten Veränderungen belieben Sie noch zu machen: dann mag Ihr Register, das ich wieder beilege, Gültigkeit haben.

Aber warum sind nicht wenigstens die Abzüge der Vorrede in meinen Händen? Insgleichen ein fertiges Exemplar der Morgenröthe? —

Der Druckgang der gleiche, wie früher: ein Abzug mit dem Manuscript an Hrn. Köselitz (Venezia, San Canciano calle nuova 5256) zu gleicher Zeit ein Abzug an mich.

Ihr ergebenster Dr. Nietzsche

[«]

800. An Heinrich Köselitz in Venedig

Nizza, den 13. Febr. 1887.

Lieber Freund,

eben meldet Fritzsch, daß der Druck der fröhlichen Wissenschaft (resp. der verschiedentlichen Nachträge) nunmehr seinen Gang nehmen wird — und somit muß ich Sie wieder, aber hoffentlich für lange zum letzten Male, um Ihre unschätzbare Beihülfe mit Kopf und Augen bitten. Seien Sie nicht böse, lieber Freund, gerade dies Mal geht es nicht ohne Sie. Ich habe nämlich im letzten Oktober so geschwind wie möglich noch ein fünftes Buch zu besagter „Wissenschaft“ hinzu gekritzelt (um dem Ganzen eine Art Gleichwerthigkeit mit der Morgenröthe zu geben, nämlich vom buchbinderischen Standpunkt aus —) und bin jetzt selber einigermaßen neugierig, was ich damals eigentlich geschrieben haben mag. Es ist ganz weg aus meinem Gedächtnisse. Nur weiß ich, daß es einige Noth hatte, meine Ansichten gleichsam zurückzubilden und eine Art Condescendenz zu einem früheren Stand- und Gesichtspunkte des Lebens aufrecht zu erhalten. Nehmen wir an, daß es nicht immer gelungen ist: bitte aber, seien Sie dies Mal mißtrauischer als sonst gegen mich und schreiben Sie mir, unter Umständen, einfach „das und das geht nicht, gefällt mir nicht, warum nicht lieber so und so etc. etc. etc..“

Es giebt eine längere Vorrede, und, zum Schluß, hinter dem fünften Buch, eine Handvoll Lieder: so daß Alles sich schönstens in Liederlichkeit auflöst.

— Herr Fritzsch wird sich gegen Sie zu entschuldigen haben (er ist schrecklich beschäftigt, sogar mit der Verlobung einer Tochter); es versteht sich von selbst, daß

Ihnen alle die Werke, an deren Vorreden Sie Ihre „liebe Noth“ gehabt haben, zugehen. —

— Der Zufall hat mir ins Ohr geflüstert, daß Mottl schließlich doch abgelehnt hat und auch von Berlin schon mit großem Bedauern fahren gelassen worden ist. In wie fern das mich gefreut hat, ist schwer auszudrücken: aber ich glaube immer noch, daß dieser Mann Ihre Oper aufführen wird…

Ganz von ferne ist mir die Einsicht aufgegangen, daß wir Beide, in Hinsicht auf Mittel und Wege, diese Oper zur Aufführung zu bringen, uns wie die Kinder benommen haben. Himmel, was wird hier in Frankreich Alles in Scene gesetzt, ehe ein Componist dazu kommt, sein Werk zu hören! Das ist ein rabbiater Kampf von Jahren, mit allen Künsten und Listen des neunzehnten Jahrhunderts. Das wesentlichste der anständigen Mittel (denn die Mehrzahl ist unanständig) ist ein aesthetisches Programm, das Lärm macht. Ein Werk, das nicht eine „Theorie“ hinter sich hat und im Stande ist, Partei zu machen, vor allem Parteien zu beleidigen, kommt nicht mehr an’s Licht der Welt, sei es ein Gemälde, sei es eine Oper. Gehört man (— zufällig…) zu keiner Partei, so muß man hier à tout prix alle Parteien frondiren — dann geht es, vielleicht…

Dabei fällt mir ein, daß ich sehr dankbar sein würde, wenn Sie mir einen Einblick in Ihre Münchner Recensionen gestatteten. Ich will Einiges daraus lernen, das verspreche ich Ihnen.

— Kennen Sie Dostoiewsky? Außer Stendhal hat Niemand mir so viel Vergnügen und Überraschung gemacht: ein Psychologe, mit dem „ich mich verstehe“. —

Und nun habe ich Ihnen noch nicht einmal für Ihren guten Brief gedankt, und für Ihren Muth, Ihre Tapferkeit, Ihre Treue für Venedig — was mir Alles so gegenwärtig ist und so verehrungswürdig erscheint! Ich bitte Sie von Herzen darum: lassen Sie den Himmel wieder in Ihre Bäume wachsen! Ihr Freund

Nietzsche

[«]

801. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

<Nizza, 18. Februar 1887>

Mein lieber Herr Fritzsch! Der Zufall treibt sein Spiel mit uns — unsre Briefe haben sich wieder gekreuzt! Es bleibt mir Nichts übrig, um bei dem stehen zu bleiben was ich in meinem letzten Briefe Ihnen mittheilte, als das Manuscript zum zweiten Mal Ihnen zuzusenden: mit der herzlich dringlichen Bitte, mich aus dieser monatelangen Marter der Erwartung baldigst zu befreien. Ich habe mit dieser Druckerei-Geschichte meinen ganzen Winter zugesetzt… Zuerst also die Vorrede, dann das fünfte Buch, dann die Lieder des Prinzen Vogelfrei! — Ein einzelnes Blatt, das zum fünften Buch gehört und hier liegen geblieben war, habe ich in aller Eile direkt an Ihre Druckerei geschickt.

Die Adresse des Herrn Köselitz ist:

Venezia (Italia)
San Canciano calle nuova 5256

Ich habe das Manuscript neu numerirt; jenes einzelne Blatt bitte ich nunmehr mit der Nummer 358 zu versehen und an dieser Stelle einzuschieben (die Nummer, die darauf steht, ist falsch)

Dies fünfte Buch der fröhl<ichen> Wissenschaft ist äußerst inhaltsreich und wird, wie mir scheint, die Anziehungskraft des Ganzen bedeutend steigern. Pardon! So soll kein Autor reden —

Ihr ergebenster N.

[«]

802. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

Sonnabend.
<Nizza, 19. Februar 1887>

Lieber Freund, inzwischen habe ich Fritzsch zur Rede gestellt; in Betreff der Pflicht-Exemplare, die er Ihnen schuldete: aber er antwortet, diese Exemplare seien richtig an Sie nach München abgesandt, aber von dort ihm zurückgeschickt worden — er wisse Nichts von Ihrer Übersiedlung nach Venedig. Darauf habe ich ihm sofort Ihre neue Adresse zukommen lassen. (In nächster Woche soll übrigens auch die Vorrede zur „fröhl<ichen> Wissenschaft“ in unsren Händen sein.)

Nochmals um Entschuldigung bittend

Ihr Freund N.

Hoffentlich auch bei Ihnen herrliches Wetter. Bisher kein Stäubchen Schnee.

[«]

803. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Nizza, 19. Februar 1887>

Sei nicht böse, meine liebe Mutter, daß ich gar nicht schreibe: aber es ist kein Wetter darnach. Blaue Finger; bisher noch nicht geheizt. Sehr harter Winter für mich. Es freut mich sehr, daß Du Dich hübsch gekleidet weißt, man erträgt das Leben noch einmal so gut. Ich selbst bin leider nicht mit mir zufrieden und schleppe die alten häßlichen Sachen aus einem Jahr ins andre. — Wolltest Du mir einen Gefallen thun, so sende das Zeitungsblatt mit dem Artikel des Dr. Welti nach Leipzig an Herrn E. W. Fritzsch, Verlagshandlung, Königstr. 6 — aber ohne etwas hinzuzufügen. Vielleicht dient es dazu, ihm ein wenig Muth zu machen. In herzlicher Liebe Dein altes

Geschöpf.

[«]

804. An Franz Overbeck in Basel

<Nizza,> Mittwoch. (23 Feb. 87)

Lieber Freund

heute nur meinen Dank für Deinen Brief und die Geldsendung, die mich sehr beruhigt hat; ich war selten in meinem Leben so sehr am Ende meines „Lateins“. Übrigens bin ich krank, hüstele comme il faut, fröstele: dabei spielt sich der lärmende Carneval von Nizza fast vor meinem Fenster ab ..

Anbei ein Brief des Venediger maëstro, an dem Du, wie ich glaube, Freude haben wirst. Ich war so in Sorge! Aber es dreht sich zum Besseren. Eine kleine Machination, sehr indirekt, welche darauf abzielte, Herrn Hegar in Zürich zu einer Artigkeit gegen ihn zu veranlassen, scheint mir gelungen.

Gesetzt, daß ich diesen Frühling nach Zürich komme und Hegar bereit finde, mir den Mizka-Czàrdas vorzuführen, werde ich nicht versäumen, Dich dazu einzuladen.

Von Dostoiëwsky wußte ich vor wenigen Wochen auch selbst den Namen nicht — ich ungebildeter Mensch, der keine „Journale“ liest! Ein zufälliger Griff in einem

Buchladen brachte mir das eben ins Französische übersetzte Werk l’esprit Souterrain unter die Augen (ganz so zufällig ist es mir im 21^ten^ Lebensjahre mit Schopenhauer und im 35^ten^ mit Stendhal gegangen!) Der Instinkt der Verwandtschaft (oder wie soll ich’s nennen?) sprach sofort, meine Freude war außerordentlich: ich muß bis zu meinem Bekanntwerden mit Stendhals Rouge et Noir zurückgehen, um einer gleichen Freude mich zu erinnern. (Es sind zwei Novellen, die erste eigentlich ein Stück Musik, sehr fremder, sehr undeutscher Musik; die zweite ein Geniestreich der Psychologie, eine Art Selbstverhöhnung des γνῶθι σαυτόν). Beiläufig gesagt: diese Griechen haben viel auf dem Gewissen — die Fälscherei war ihr eigentliches Handwerk, die ganze europäische Psychologie krankt an den griechischen Oberflächlichkeiten; und ohne das Bischen Judenthum usw. usw. usw.

Diesen Winter habe ich auch Rénans Origines gelesen, mit viel Bosheit und — wenig Nutzen. Diese ganze Geschichte kleinasiatischer Zustände und sentiments scheint mir auf eine komische Weise in der Luft zu schweben. Zuletzt geht mein Mißtrauen jetzt bis zur Frage, ob Geschichte überhaupt möglich ist? Was will man denn feststellen? — etwas, das im Augenblick des Geschehens selbst nicht „feststand?“ —

Lieber Freund, über das Deutschland, dessen Zeitgenossen wir sind, kein Wort! Ich lese eben Sybels Hauptwerk, in französischer Übersetzung, nachdem ich über die einschlägigen Probleme die Schule von Tocqueville und Taine durchgemacht habe — da finde ich z. B. diesen süperben Gedanken „c’est du régime féodal et non de sa chute, que sont nés l’égoisme, l’avidité, les violences et la cruauté, qui conduisirent aux terreurs des massacres de septembre.“ Ich glaube, das fühlt und weiß sich als „Liberalismus;“ gewiß ist, daß ein solcher zur Schau getragener Haß gegen die ganze Gesellschafts-Ordnung des Mittelalters sich vortrefflich mit der rücksichtsvollsten Behandlung der preußischen Geschichte verträgt. Z. B. in Betreff der Theilung Polens. (Kennst Du Montalembert’s Moines d’Occident? Oder vielmehr: weißt Du etwas Solideres und weniger Parteiisches, als dies Werk, aber mit der gleichen Absicht, die Wohlthaten, welche die europäische Gesellschaft den Klöstern verdankt, in’s Licht zu stellen?)

Dieser Winter thut mir wohl, wie ein Zwischen-Akt und Zurückschauen. Unglaublich! Ich habe in den letzten 15 Jahren eine ganze Litteratur auf die Beine gestellt und sie schließlich mit Vorreden und Zuthaten so weit „fertig gemacht“, daß ich sie als losgelöst von mir betrachte, — daß ich darüber lachen kann, wie ich im Grunde über alles Litteratur-Machen lache. Alles in Allem, so habe ich nur die miserabelsten Jahre meines Lebens dazu verwendet.

Treulich Dein alter Freund
N.
homo illitteratus

[«]

805. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Nizza, 24. Februar 1887>

Lieber Freund, vielleicht sind Sie durch die Nachrichten über unser Erdbeben beunruhigt: hier ein Wort, das Ihnen wenigstens sagen soll, wie es bei mir steht. Die Stadt ist voll zerrütteter Nervensysteme, die Panik in den Hôtels kaum glaublich. Diese Nacht, gegen 2—3 Uhr, habe ich eine Rundtour gemacht und einige mir befreundete Personen besucht, die im Freien, auf Bänken oder in Droschken, der Gefahr vorzubeugen glaubten. Mir selbst geht es gut; noch keinen Augenblick Schrecken — und sogar sehr viel Ironie!

Ihrem Verdacht gegen Fritzsch weiß ich nicht zu entgegnen. Es ist mir nicht klar, wie er jetzt zu mir steht; aber ich bin geneigt, ihm viel zu verzeihen, nachdem er die große Dummheit gemacht hat, meine unmögliche Litteratur auf seine Schultern zu nehmen.

Der Eindruck Ihres letzten Briefs war so, daß ich ein Fest feierte. Alles wendet sich zum Guten; und Unsereiner muß hübsch vom Schicksal geschmort werden, wenn anders wir — schmackhaft werden sollen.

Treulich Ihr N.

[«]

806. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Nizza,> Donnerstag morgen <24. Februar 1887>

Meine liebe Mutter, nur ein Wort der Beruhigung, für den Fall, daß die Nachrichten über unser Erdbeben Dich beunruhigt haben. Es ist wahr, daß die Mehrzahl der Fremden den Kopf dabei verloren hat; Dein altes Geschöpf aber nicht. Diese Nacht, gegen 2—3 Uhr, machte ich eine kleine Inspektions-Tour durch die Stadt, ich besuchte namentlich die mir bekannten Hôtels, die zum Theil sehr gelitten haben: ihre Inwohner brachten die scharf kalte Nacht im Freien zu, eingewickelt auf Bänken liegend, oder in Droschken usw. Gegen Abend aß ich in der Pension de Genève, natürlich im Freien: lauter zerrüttete Nervensysteme, mit Ausnahme der alten Pfarrerin, welche, gleich mir, guter Laune war. Für Nizza ist es ein großer Schlag; die Saison ist mit Einem Male zu Ende. — Herzlichsten Dank für Deinen Brief und seine heitere Beigabe! Es giebt Viel jetzt für mich zu thun: entschuldige, wenn ich nur Karten schicke!

Dein altes Geschöpf.

[«]

807. An Reinhart von Seydlitz in München

Nizza, Donnerstag den 24. Febr. 87.
rue des Ponchettes 29
au premier

Glücklicher Weise, lieber Freund, bewies in Deinem eignen Falle Dein Brief ganz und gar nicht quod erat demonstrandum: sonst aber gebe ich Dir Alles zu, die verhängnißvollen Einwirkungen des bedeckten Himmels, der langen feuchten Kälte, der Nähe von Bajovaren und von bairischem Bier — ich bewundre jeden Künstler, der diesen Feinden die Stirn bietet, gar nicht zu reden von der deutschen Politik, welche nur eine andre Art permanenten Winters und schlechten Wetters ist. Mir scheint Deutschland in den letzten 15 Jahren eine förmliche Schule der Verdummung geworden zu sein. Wasser, Quark und Mist weit und breit: das blödsinnige Lächeln des alten Wilhelm über diesen Wassern schwebend — so sieht sich das aus der Ferne an. Ich bitte tausend Male um Entschuldigung, wenn ich damit Deine edleren Gefühle verletze, aber vor diesem gegenwärtigen Deutschland, so sehr es auch igelmäßig in Waffen starrt, habe ich keinen Respekt mehr. Es repräsentirt die stupideste verkommenste verlogenste Form des „deutschen Geistes“, die es bisher gegeben hat — und was hat dieser „Geist“ sich schon Alles an Geistlosigkeit zugemuthet! Ich vergebe es Niemanden, der mit ihm seinen Compromiß macht, heiße er selbst Richard Wagner, und namentlich nicht, wenn es so schändlich zweideutig und vorsichtig gemacht wird, wie dies der kluge, allzukluge Verherrlicher der „reinen Thorheit“ in seinen letzten Jahren bewerkstelligt hat — —

Hier, in unserm Sonnenlande — was für andre Dinge haben wir im Kopfe! Eben noch hatte Nizza seinen langen internationalen Carneval (mit Spanierinnen im Übergewichte, beiläufig gesagt) und dicht hinter ihm, sechs Stunden nach seiner letzten Girandola, gab es schon wieder neue und seltener erprobte Reize des Daseins. Wir leben nämlich in der interessanten Erwartung zu Grunde zu gehn — Dank einem wohlgemeinten Erdbeben, das nicht nur alle Hunde weit und breit heulen macht. Welches Vergnügen, wenn die alten Häuser über Einem wie Kaffemühlen rasseln! wenn das Tintenfaß selbständig wird! wenn die Straßen sich mit entsetzten halbbekleideten Figuren und zerrütteten Nervensystemen füllen! Diese Nacht machte ich, gegen 2—3 Uhr, comme gaillard, der ich bin, eine Inspektionsrunde in den verschiedenen Theilen der Stadt, um zu sehn, wo die Furcht am größten ist — die Bevölkerung campirt nämlich Tags und Nachts im Freien, es sah hübsch militärisch aus. Und nun gar in den Hôtels! wo Vieles eingestürzt ist und folglich eine vollkommene Panik herrscht. Ich fand alle meine Freunde und Freundinnen, erbärmlich unter grünen Bäumen ausgestreckt, sehr flanelliert, denn es war scharf kalt, und bei jeder kleinen Erschütterung düster an das Ende denkend. Ich zweifle nicht, dies macht der Saison ein plötzliches Ende, alles denkt ans Abreisen (gesetzt, daß man fortkommt und daß die Eisenbahnen nicht zu allererst „abgerissen“ sind) Schon gestern Abend waren die Gäste des Hôtels, wo ich esse, nicht dazu zu bringen, ihre table d’hôte im Innern des Hauses einzunehmen — man aß und trank im Freien; und abgesehn von einer alten sehr frommen Frau, welche überzeugt ist, daß der liebe Gott ihr Nichts zu leide thun **darf**, war ich der einzige heitere Mensch unter lauter Larven und „fühlenden Brüsten.“

— Eben erwische ich ein Zeitungsblatt, das diese letzte Nacht bei weitem malerischer als Dein Freund vermag Dir zu Gemüthe führen wird. Ich lege es bei, lies es, bitte, Deiner lieben Frau vor und behalte mich in gutem Angedenken!

Treulich
Dein Nietzsche

(Verzeih die Eile und Hastigkeit meiner Schrift, aber der Brief soll mit dem nächsten Zuge fort.)

[«]

808. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Nizza, 24. Februar 1887.>
Donnerstag Morgen.

Lieber Freund, in meinem gestrigen Briefe habe ich dem Ereignisse des Tags zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Ich sende deshalb ein Zeitungsblatt. Auch versteht es sich von selbst, daß ich thue, was ich kann, um etwas Muth und Ruhe zu verbreiten, denn die Panik ist ungeheuer und die Stadt ist voller zerrütteter Nervensysteme. — Diese Nacht habe ich, zwischen 2 und drei 1/2 Uhr, eine Rundtour gemacht, um die mir bekannten Personen aufzusuchen, die alle im Freien, in düsterer Stimmung, übernachteten — wie ich fürchte, sehr zum Nachtheil ihrer Gesundheit, denn die Nacht war kalt. Es gab kleine Erschütterungen, die Hunde heulten, halb Nizza war auf den Füßen. Ich selbst habe vor und nach meiner Inspektionstour gut geschlafen. Das Schlimmste ist, daß damit die Saison plötzlich zu Ende ist. Ich erwarte übrigens noch mehr und bin auf Alles vorbereitet, heiter bis jetzt: das Wetter herrlich. Dir und Deiner lieben Frau einen herzlichen Gruß!

Dein N.

[«]

---

809. An Malwida von Meysenbug in Rom

Nizza, rue des Ponchettes 29
au premier
<Ende Februar 1887>

Verehrte Freundin,

— ich hoffe, daß Sie von mir keine Nachrichten über unser Erdbeben erwarten? Ich für meine Person bin dabei nicht „umgefallen“ und habe selbst an jenem Morgen des Schreckens, wo Nizza einem Tollhause glich, mit großer Gemüthsstille in meinem Zimmer gearbeitet (das Haus war sonst verlassen); auch ist es mir passirt, in einem Brief, den ich an jenem Tage schrieb, das Ereigniß des Tages zu vergessen. — Das Erdbeben hat übrigens dem Hause, in welchem der dritte und vierte Theil des Zarathustra niedergeschrieben wurde, so zugesetzt, daß es abgetragen wird. — Vergänglichkeit!…

— Eben langte ein großer Brief meiner Schwester an, der das ausführlichste Bild ihrer jetzigen mühevollen, aber wohlgemuthen Existenz giebt, überdies aber die entscheidende Nachricht von dem glänzend gelungenen Ankauf eines mächtigen Stück Landes bringt — eine lange erwartete Nachricht: das neue Besitzthum zu Coloniezwecken ist größer als manches deutsche Fürstenthum und voll des herrlichsten Hochwaldes: man will nämlich Holzhandel treiben, mit Argentinien, das keine Wälder hat. Wie ferne klingt mir das in den Ohren! Holzhandel! Südamerika! Und dabei wird selbst die antisemitische Propaganda fortgetrieben… Meine Schwester ist gründlich „ausgewandert“, gesetzt daß sie jemals bei mir heimisch gewesen ist: was ich nicht glaube. —

Was machen denn alle die jungen oder weniger jungen Mädchen, mit denen bekannt zu sein ich Ihrer Freundschaft verdanke (lauter kleine verrückte Thiere, unter uns gesagt)? — Daß ich einen „sehr verehrenden“ Brief von Frl. von Salis erhalten habe, theilte ich Ihnen wohl schon mit; dagegen keinen von Frl. Rohr außer einer Empfangsanzeige (ich hatte ihr nämlich mein letztes Buch geschickt und mag sie damit hübsch in Schrecken gesetzt haben) Von Frl. von Schirnhofer „seit Jahren“ keine Nachricht; ein Versuch, etwas über sie durch ihre Freundin Frl. Wildenow in Zürich zu erfahren, mißrieth. Ein Frl. Druscowicz soll sich neuerdings durch ein altkluges Litteraten-Geschwätz an meinem Sohne Zarathustra versündigt haben: es scheint, durch irgend ein Verbrechen habe ich die weiblichen Federkiele gegen meine Brust gerichtet — und so ist's Recht! Denn, wie meine Freundin Malvida spricht: „ich bin schlimmer noch als Schopenhauer.“

Es scheint wirklich, daß ich in meinen letzten Briefen sei es mit Ihnen, sei es mit mir selber, ganz unerlaubte Scherze getrieben habe: und es ist schön, daß Sie dergleichen nicht krumm nehmen. Im Grunde mache ichs jetzt mit Jedermann so, instinktiv, überdies mit Wohlwollen — ich glaube nicht mehr daran, daß irgend Jemand Etwas von mir, an mir, über mich „begreift“. Fünfzehn Jahr Einsamkeit — was sage ich! Zwei und vierzig Jahre — denn so alt bin ich.

Vielleicht erfüllt sich mein Wunsch, Sie wiederzusehn, verehrte Freundin, endlich! endlich! nämlich im nächsten Winter. Nicht daß ich es versprechen möchte; aber ein Gefühl, daß meine Geduld für Nizza zu Ende geht, macht mich von besseren Orten, besseren Menschen träumen. Bis zum 3. April bleibe ich noch hier.

Es grüßt Sie in alter Verehrung
Ihr
Friedrich Nietzsche.

[«]

810. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Nizza den 2. März 1887.

Sehr geehrter Herr Verleger,

Ihren werthen Mittheilungen habe ich eine gewisse Beruhigung über das Schicksal meines letzten Buchs entnommen. Dieses langsam und gleichsam unterirdische Weiterwirken meiner Schriften, von dem Sie reden, gefällt mir bei weitem am meisten; ich sollte sogar jede andre plötzlichere Art von Wirkung im Widerspruch mit meiner Denkungsweise finden, welche vielleicht nichts so entschieden von sich abwehrt als ein „Publikum“ im modernen Sinne. „Kammermusik“, vor Wenigen, aber vor Kennern, vor Verwöhnten —

Meine Photographie würde ich gerne selbst an Frau Röder-Wiederhold schicken: aber — aber es giebt keine Photographien mehr! Mein alter Photograph, der Maler Schultze in Naumburg, hat sein Geschäft aufgegeben, aus Melancholie über seinen Sohn, wie man mir sagt. Die letzte Photographie von mir, die sich bei ihm noch vorfand, ist in den Besitz meiner Mutter übergegangen.

Inzwischen hat Herr Dr. Adams von Neapel aus an mich geschrieben: er will mich hier auf der Rückreise besuchen.

Von unserm Erdbeben werden Sie gelesen haben: die Zeitungen geben ein übertreibendes Bild davon. Ich selbst war durchaus nicht „umgeworfen“ —

Hochachtungsvoll der Ihrige
Prof. Dr. Nietzsche

Die Adresse des Herrn Köselitz ist: Venezia (Italia) San Canciano calle nuova 5256

[«]

811. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Nizza, 4. März 1887>

Meine liebe Mutter, ich denke, es giebt hier Nichts mehr zu besorgen, an kleinen Stößen und Erzitterungen fehlt es nicht, aber das ist billig, — das „Nervensystem“ unsres Erdbodens muß sich erst beruhigen. Die

Zeitungsnachrichten waren sehr übertrieben und zum Theil falsch. An der ganzen Riviera sind nicht mehr als 1000 Menschenleben zu beklagen; und wir in Nizza sind relativ am besten weggekommen. — Morgen wird, aus Neapel zurückkehrend, Dr. Adams hier eintreffen, um „seinen Meister“ kennen zu lernen, es ist ein Philologe und Schüler Rohdes, der aber nach Philosophie wie ein Fisch auf dem Trocknen schnappt. Hoffentlich giebt es keine Enttäuschungen: mein Mißtrauen ist groß geworden. Meine alte Mutter, daß Du mir keinen Mißbrauch mit der Welti-Recension treibst! Sie ist ja etwas Jämmerliches; aber nur darum, weil sie beweist, daß man mich immer noch in der Schweiz mit großer Achtung behandelt, habe ich sie Dir geschickt. — Allerschönsten Dank für den Brief des Lama, der endlich ein sehr klares Bild giebt. Aufrichtig, wenn Beide nicht so hoffnungsvolle Phantasten wären, stünde es sehr viel besser; das Lama benimmt sich so brav als möglich, aber Holzhandel! zum Teufel, dazu muß man geboren sein! — Ich bleibe bis zum 3. April.

Dein altes Geschöpf.

[«]

812. An Emily Fynn in St. Moritz

Nice (France) rue des Ponchettes 29 <um den 4. März 1887>

Hochverehrte Frau,

indem ich Ihnen meinen allerherzlichsten Dank für eine so warm geäußerte Theilnahme ausdrücken möchte, darf ich nicht verschweigen, daß es eine unverdiente Theilnahme ist: denn so wunderlich es klingen mag, ich bin viel zu gut bei der ganzen Katastrophe weggekommen als daß ich irgend ein Anrecht auf Theilnahme hätte. Die ganze Sache war äußerst interessant —, noch mehr absurd; und nicht weniger oder mehr gefährlich als etwa eine Fahrt mit einem train rapide des Nachts. Die Zeitungen haben schrecklich übertrieben; umgekehrt scheint es mir, daß die wirklich herzzerreißenden Vorgänge, die in den kleinen Küstenorten zwischen Genua und San Remo sich abspielten, viel zu wenig die öffentliche Theilnahme erregt haben. In Nizza lag das Centrum der Bewegung jedenfalls nicht unter der Erde, sondern in den Nerven: man hat hier einen Lärm gemacht, daß ganz Europa sich für unser „Schicksal“ interessiert! Wie viel Briefe bekam ich! Wie viel Aufforderungen zur Flucht! Aber in meinem persönlichen

Falle muß ich bekennen, daß ich es nicht einmal zum Schrecken gebracht habe und zum Beispiel an jenem Morgen, wo das ganze Nizza ins Freie stürzte und einem Tollhause glich, in der ungestörtesten Gemüthsruhe auf meinem Zimmer arbeitete; es ist mir passiert, in zwei Briefen, die ich an jenem Tage schrieb, das Ereigniß des Tages zu vergessen!

Sie sehen, wie unwürdig ich Ihres Mitgefühls bin!

— In der ersten Nacht darauf, wo Alles im Freien campirte, schlief ich ruhig bis 2 Uhr zu Hause: da kam ein stärkerer Stoß wieder, die Hunde heulten rings, ich kleidete mich an und machte eine Wanderung durch die verschiedenen Theile Nizzas um zu sehen, zu welchen Thorheiten die Furcht die Menschen treiben kann. Dies war die interessanteste Wanderung, die ich bisher in Nizza gemacht habe: hinterdrein schlief ich so gut als vorher. —

Anbei folgt die einzige objektive Darstellung des Vorgangs, die ich bisher entdecken konnte — gemacht auf dem Cap des Vorgebirgs von Antibes, welches Sie kennen. —

Ich bleibe noch bis zum 3. April hier und hoffe auch noch über die zu erwartenden schlimmen Tage des Monats (März) den 9ten, den 22ten, und 23ten hinwegzukommen. Jener deutsche Gelehrte nämlich, der mit seiner Prophezeiung (von vorigem November) bis auf den Tag Recht bekommen hat, wird, fürchte ich, auch noch für die weiteren Prophezeiungen Recht bekommen. Doch verspricht er schwächere Stöße — Sonne und Mond sind die Bösewichte, welche unsere arme kleine Erde so beunruhigen. —

(Das Haus, in welchem zwei meiner Werke entstanden sind, ist dermaaßen erschüttert und unhaltbar geworden, daß es abgetragen werden muß. Dies hatte den Vortheil für die Nachwelt, daß sie eine Wallfahrtsstätte weniger zu besuchen hat.)

— Sagen Sie, bitte, Ihrer verehrten Freundin, daß ich diesen Winter über die Gemüths-Eigenschaften des russischen Volks viel nachgedacht habe, dank dem eminenten Psychologen Dostoiewsky dem, was Schärfe der Analyse betrifft, selbst das modernste Paris Niemanden zur Seite zu stellen hat. Man lernt die Russen durch ihn lieben — man lernt sie auch fürchten. Das ist ein Volk, das seine Kräfte noch nicht verbraucht hat, wie die meisten europäischen Völker, weder die Kräfte seines Willens noch die seines Herzens. —

Uns Allen bessere Gesundheit wünschend und mir selbst die Fortdauer einer so gütigen Gesinnung — die ihr Licht selbst über philosophische Einsiedler und Höhlenbären leuchten läßt — verbleibe ich Ihnen und Ihrem verehrungswürdigen Kreise treulich zugethan

als Ihr ergebenster Diener

Prof. Dr. Nietzsche.

[«]

813. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte).

<Nizza, 6. März 1887>

Werther Herr Verleger, endlich, nämlich nach Empfang der letzten Correcturbogen, begreife ich, daß Sie die Vergrößerung der fröhlichen Wissenschaft durch das von mir projektirte „fünfte Buch“ nicht wünschen, also wahrscheinlich irgendwie buchhändlerisch unrathsam finden. Aber warum schreiben Sie mir das nicht einfach? und zur rechten Zeit? Ich kann diese Art Interessen schlecht beurtheilen und bin viel zu wenig dabei betheiligt: was liegt mir daran, ob Etwas von mir heute oder morgen gedruckt wird! Das Einzige, was ich perhorrescire, ist dagegen, durch das monatelange verfluchte Warten um Zeit und gute Laune gebracht zu werden. — Also wir lassen das fünfte Buch, Vorrede und Lieder genügen. (Schade, daß ich mich dieses fünften Buchs wegen hier in diesem Erdbeben-Neste noch bis zum 3. April fest gemiethet habe!) Ergebenst

Ihr Dr. Fr. Nietzsche.

[«]

814. An Heinrich Köselitz in Venedig

Montag.
<Nizza, 7. März 1887>

Lieber Freund,

soeben empfieng ich, dankbar Ihrer Hülfe eingedenk, die Correktur der „Lieder“ — das ist die letzte Correktur, es freut mich dies Ihnen melden zu können. Mit dem „fünften Buche“, dessen Manuscript seit mehreren Monaten in Fritzschens Händen ist und dessen Drucklegung ich selber zu bezahlen gewillt war, scheint besagter Leipziger wenig einverstanden. Genug, wir lassen es vor der Hand ungedruckt; vielleicht gehört es seinem Tone und Inhalte nach überdies mehr zu Jenseits von G<ut> und B<öse> und dürfte diesem Werke bei einer zweiten Auflage einverleibt werden —, mit mehr Recht, wie mir jetzt scheint als jener fröhl<ichen> Wissenschaft: so daß zuletzt hinter dem Widerstreben des Verlegers ein „höherer Sinn“, ein Stück blauen Himmels von Vernünftigkeit sichtbar wird. Und welcher Verleger dürfte nicht etwas furchtsam sein, nachdem er sich ungeschickter Weise mit meiner Litteratur beschwert hat? Ich habe es noch nicht einmal zu Widersachern gebracht; seit 15 Jahren ist überhaupt über keines meiner Bücher eine tief gemeinte, gründliche, sach- und fachgemäße Recension erschienen — kurz, man muß dem Fritzsch Einiges zu Gute halten. —

In welcher Lage wäre ich, gesetzt, daß die zehn Jahre Philologie und Basel in meinem Leben fehlten! —

Eben ist ein Philologe mit verwandter Vorgeschichte hier bei mir zum Besuche, ein Dr. Adams, aus der Schule Rohde’s und v. Gutschmidts erwachsen und von seinen Lehrern **sehr** gewürdigt, aber — leidenschaftlich degoutirt und gegen alle Philologie eingenommen. Er flüchtet zu mir, „seinem Meister“ — denn er will sich schlechterdings der Philosophie weihen; und nun überrede ich ihn langsam, langsam, keine Dummheiten zu machen und sich durch keine falschen Vorbilder fortreißen zu lassen. Ich glaube, es gelingt mir, ihn zu „enttäuschen“. — Dabei erfuhr ich, wie selbst im Tübinger Stift meine Schriften heimlich und gierig verschluckt werden; ich gelte dort als einer der „negativsten Geister“. — Dr. Adams ist halb Amerikaner, halb Schwabe. —

Mit Dostoiewsky ist es mir gegangen wie früher mit Stendhal: die zufälligste Berührung, ein Buch, das man in einem Buchladen aufschlägt, Unbekanntschaft bis auf den Namen — und der plötzlich redende Instinkt, hier einem Verwandten begegnet zu sein.

Bis jetzt weiß ich noch wenig über seine Stellung, seinen Ruf, seine Geschichte: er ist 1881 gestorben. In seiner Jugend war er schlimm daran: Krankheit, Armut, bei vornehmer Abkunft; mit 27 Jahren zum Tode verurtheilt, auf dem Schaffot noch begnadigt, dann 4 Jahre Sibirien, in Ketten, inmitten schwerer Verbrecher. Diese Zeit war entscheidend: er entdeckte die Kraft seiner psychologischen Intuition, mehr noch, sein Herz versüßte und vertiefte sich dabei — sein Erinnerungs-Buch an diese Zeit „la maison des morts“ ist eins der „menschlichsten“ Bücher, die es giebt. Was ich zuerst kennen lernte, eben in französischer Übersetzung erschienen, heißt l’esprit souterrain, zwei Novellen enthaltend: die erste eine Art unbekannter Musik, die zweite ein wahrer Geniestreich der Psychologie — ein schreckliches und grausames Stück Verhöhnung des γνῶθι σαυτόν, aber mit einer leichten Kühnheit und Wonne der überlegenen Kraft hingeworfen, daß ich vor Vergnügen dabei ganz berauscht war. Inzwischen habe ich noch, auf Overbeck’s Empfehlung hin, den ich in meinem letzten Briefe befragte, Humiliés et offensés gelesen (das Einzige, was O<verbeck> kannte), mit dem größten Respekt vor dem Künstler Dostoiewsky. Auch merke ich bereits, wie die jüngste Generation von Pariser Romandichtern von dem Einflusse und der Eifersucht auf D<ostojewsky> vollständig tyrannisirt wird (zb. Paul Bourget)

— Ich bleibe bis zum 3. April, hoffentlich ohne noch weitere Bekanntschaft mit dem Erdbeben zu machen: jener Dr. Falb nämlich warnt vor dem 9. März, wo er eine Recrudescenz der Erscheinungen für unsre Gegend erwartet, insgleichen vor dem 22. und 23. März. Bisher bin ich kaltblütig genug dabei geblieben und habe mitten unter tollgewordnen Tausenden mit dem Gefühl der Ironie und der kalten Neugierde gelebt. Aber man kann nicht für sich gut sagen: vielleicht bin ich in wenig Tagen unvernünftiger als irgend Jemand. Das Plötzliche, das imprévu hat seine Reize…

Wie geht es Ihnen? Nein, wie mich Ihr letzter Brief erquickt hat! Sie sind so tapfer!

Treulich Ihr Freund N.

[«]

815. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte).

Nizza, Montag <7. März 1887>

Nachtrag zur eben abgesandten Correktur der Lieder. Der fünfte Vers des letzten Liedes muß so hergestellt werden:

Sah dich aus dem Wagen springen,
Schneller dich hinabzuschwingen,
Sah dich wie zum Pfeil verkürzt
Senkrecht in die Tiefe stossen, —
Wie ein Goldstrahl durch die Rosen
Erster Morgenröthen stürzt.

F. N.

[«]

816. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Nizza, 10. März 1887>

Lieber Freund, Ihre Karte, mit dem sehr berechtigten Anstoße und Winke, kam zufällig um eine Post später als Ihre Correktur; und da letztere schon an F<ritzsch> abgegangen war, blieb mir Nichts übrig als eine Karte nachzusenden, auf welche ich in aller Geschwindigkeit ein Quidproquo von Vers hingekritzelt habe. — Eben kam ein lustiger Brief von Seydlitz, Präsident des Wagner-Vereins in München, — er citirt die „Bayreuther Blätter für Einseitigkeit und Epigonenthum“ und schildert seine Existenz „unter der Nation mißrathener Knödel und dem ganzen schief aufgegangenen Teige germanischer Rasse“. Er verlangt nach einer Kur, „in Licht, Farbe und Linie“ und ist intelligent genug, um von sich zu sagen „auch der japonisme ist nur Morphium“. „Sonne, Ruhe und vielleicht hier und da einen schönen Menschen“ — das sind seine Wünsche; er nähme selbst ein Erdbeben in den Kauf. Ich selber werde beneidet ob meiner „olympischen Serenität“ — dies gab mir zu denken. Es ist Alles Optik…

Treulich Ihr N.

[«]

817. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

<Nizza> Sonnabend <12. März 1887>

Werther Herr Fritzsch,

Um so besser, wenn es sich nur um ein Mißverständniß handelt! Mißverständnisse lassen sich heben: überdieß sollten Sie wissen, daß ich Ihnen, Alles in Allem, sehr zugethan bin — wenn auch, im Einzelnen, sehr wüthend ..

Somit bleibt es dabei, daß das fünfte Buch gedruckt wird.

Das Mißverständniß war übrigens erklärlich genug: ich erwartete die Druckbogen des fünften Buchs und bekam statt desselben die „Lieder“, mit Seitenzahlen, welche ein fünftes Buch auszuschließen schienen.

Es versteht sich, daß diese Seitenzahlen nunmehr verändert werden müssen: bitte, dies dem Drucker mitzutheilen.

Eine besondre Notiz über dieses fünfte Buch auf dem Titelblatte der fr<öhlichen> Wiss<enschaft> halte ich nicht für nöthig.

In Betreff meiner Pünktlichkeit, insgleichen der des Herrn Köselitz bitte ich keine Zweifel zu haben. Die Correktur der „Vorrede“ habe ich zwei Stunden nach ihrem Empfang selber auf die Post gebracht und an Ihre Adresse abgesandt.

Das Erdbeben soll eine ungeheure Confusion und Überbürdung der Post zur Folge gehabt haben.

(Wir hatten gestern noch ein Nachspiel, ganz entsprechend den Prophezeiungen des Dr. Falb. Jetzt sind uns der 23. und 24. März noch als schlimme Tage angekündigt.)

Ergebenst der Ihre
Dr. Nietzsche.

[«]

818. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Nizza, 22. März 1887>

Meine liebe Mutter, immer noch in Nizza, aber in keiner erfreulichen Stimmung und überdies krank. Den 3. April will ich davon; wahrscheinlich geht es nach Zürich. Es fehlt mir recht an Menschen, bei denen ich mich Etwas erholen könnte. Was ich dieses Herumreisen satt habe! Hier ist es triste geworden; in der Pension de Genève sitzen wir zu 6 Personen zu Tisch (statt 68, die wir vor dem Erdbeben waren). Das vierte Stockwerk bricht man ab: in ihm habe ich 2 meiner Bücher geschrieben. — Wenn ich nur wüßte, warum ich so müde bin! Mein Gedanke ist, eine kleine Kaltwasserkur zu brauchen. Mit Fritzsch giebt es Verdruß und Bedenken, er scheint mir eine Schlafmütze. Herr Köselitz sitzt wieder still und arbeitsam in Venedig: so mag es wieder gehn! Der Brief aus St. Moritz brachte keine guten Nachrichten.

Ein Dr. Adams ist hier angelangt, ein Philologe aus der Schule Rohdes; er will bei mir zum „Philosophen“ werden! Comödie!! —

In alter Liebe Dein altes Geschöpf.

[«]

819. An Theodor Fritsch in Leipzig

Nizza, den 23 März 1887

Geehrtester Herr,

Sie erweisen mir in Ihrem eben angelangten Briefe so viel Ehre, daß ich nicht umhin kann, Ihnen noch eine Stelle aus meiner Litteratur zu verrathen, die sich mit den Juden beschäftigt: sei es auch nur, um Ihnen ein doppeltes Recht zu geben, von meinen „schiefen Urtheilen“ zu reden. Lesen Sie, bitte, „Morgenröthe“ p. 194.

Die Juden sind mir, objektiv geredet, interessanter als die Deutschen: ihre Geschichte giebt viel grundsätzlichere Probleme auf. Sympathie und Antipathie bin ich gewohnt bei so ernsten Angelegenheiten aus dem Spiele zu lassen: wie dies zur Zucht und Moralität des wissenschaftlichen Geistes und — schließlich — selbst zu seinem Geschmack gehört.

Ich gestehe übrigens, daß ich mich dem jetzigen „deutschen Geiste“ zu fremd fühle, um seinen einzelnen Idiosynkrasien ohne viel Ungeduld zusehn zu können. Zu diesen rechne ich in Sonderheit den Antisemitismus. Der auf S. 6 Ihres geschätzten Blattes gerühmten „klassischen Litteratur“ dieser Bewegung verdanke ich sogar manche Erheiterung: oh wenn Sie wüßten, was ich im vorigen Frühling über die Bücher jenes ebenso gespreizten als sentimentalen Querkopfs, der Paul de Lagarde heißt, gelacht habe! Es fehlt mir offenbar jener „höchste ethische Standpunkt“, von dem auf jener Seite die Rede ist.

Es bleibt nur übrig, Ihnen für die wohlwollende Voraussetzung zu danken, daß ich nicht „durch irgend eine gesellschaftliche Rücksichtnahme zu meinen schiefen Urtheilen verführt“ bin; und vielleicht dient es zu Ihrer Beruhigung, wenn ich zuletzt noch sage, daß ich unter meinen Freunden keinen Juden habe. Allerdings auch keine Antisemiten.

Giebt mein Leben irgend eine Wahrscheinlichkeit dafür ab, daß ich von irgend welchen Händen „die Schwingen verschneiden lasse“? —

Mit diesem Fragezeichen empfehle ich mich Ihrem ferneren Wohlwollen — und Nachdenken…

Ihr ergebenster

Professor Dr. Nietzsche

Ein Wunsch: geben Sie doch eine Liste deutscher Gelehrter, Künstler, Dichter, Schriftsteller, Schauspieler und Virtuosen von jüdischer Abkunft oder Herkunft heraus! (Es wäre ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Cultur (auch zu deren **Kritik**!)

[«]

820. An Franz Overbeck in Basel

Nizza, Donnerstag 24. März <1887>

Lieber Freund,

eben erhalte ich Deine Nachrichten, — und in Anbetracht, daß ich Ende nächster Woche von hier fort will (auch fort muß), — so giebt es einen Grund mehr, Dir sofort zu antworten. Ich wünschte schreiben zu können: „auf Wiedersehn!“, aber meine Gesundheit verbietet mir einstweilen Zürich und was damit zusammenhängt: ich bin sonderbar angegriffen, die ganze Zeit über, müde, geistig und leiblich unlustig und zu Nichts nutz, auch gegen Lärm und das ganze kleine Ärgerniß des Lebens so ungeduldig, daß ich mich in Etwas ganz Stilles und Abgezogenes flüchten will: nämlich in einen waldigen und spaziergeherischen Ort am Lago maggiore — Canobbio mit Namen. In der Nähe davon steht ein mir gut empfohlenes Pensionshaus Villa Badia; die Besitzer sind Schweizer. Dorthin habe ich mich für den 4. April angemeldet. Venedig, das um diese Zeit des herankommenden Frühlings die Tradition für sich hat, auch meine ernsthafte Liebe (der einzige Ort auf Erden, den ich liebe) ist mir jedes Jahr schlecht bekommen: der Grund liegt in ganz bestimmten meteorologischen Faktoren, die mir nur zu gut bekannt sind. — Ist es möglich, daß ich etwa am Mittwoch oder Donnerstag nächster Woche die 1000 frs. in den Händen habe? —

Ein Dr. Adams ist, seit einem Monat etwa, hier, ein anscheinend begabter und tüchtiger Philologe aus der Schule Rohde’s und Gutschmidts, aber an aller Philologie leidenschaftlich degoutirt und durchaus entschlossen, sich der Philosophie zu weihen: weshalb er seine Wallfahrt hierher, zu seinem „Meister“, gemacht hat. Vielleicht gelingt es mir, ihn zu enttäuschen und aus der Unklarheit solcher Absichten herauszuziehn: ich führe ihn sanft zur Geschichte der Philosophie hinüber (er hat bisher „de fontibus Diodori“ gearbeitet), — es ist bereits nicht unmöglich, daß er meine im Stich gelassenen Laërtiana wieder aufnimmt! Das Ganze ist übrigens für mich eine Strapaze, die mich an eine frühere Strapaze (Tautenburger Sommer 1882) erinnert; und zuletzt kenne ich die Welt genug, um zu wissen, was in dergleichen Fällen „der Welt Lohn“ ist. — Die „jungen Leute“ sind mir zuwider. —

Anbei ein komisches Faktum, das mir mehr und mehr zum Bewußtsein gebracht wird. Ich habe nachgerade einen „Einfluß“, sehr unterirdisch, wie sich von selbst versteht. Bei allen radikalen Parteien (Socialisten, Nihilisten, Antisemiten, christl<ichen> Orthodoxen, Wagnerianern) genieße ich eines wunderlichen und fast mysteriösen Ansehens. Die extreme Lauterkeit der Atmosphäre, in die ich mich gestellt habe, verführt .. Ich kann meine Freimüthigkeit selbst mißbrauchen, ich kann schimpfen, wie es in meinem letzten Buche geschehn ist — man leidet darunter, man „beschwört“ mich vielleicht, aber man kommt nicht von mir los. In der „antisemitischen Correspondenz“ (die nur privatim versandt wird, nur an „zuverlässige Parteigenossen“) kommt mein Name fast in jeder Nummer vor. Zarathustra „der göttliche Mensch“ hat es den Antisemiten angethan; es giebt eine eigne antisemitische Auslegung davon, die mich sehr hat lachen machen. Beiläufig: ich habe „an zuständiger Stelle“ den Vorschlag gemacht, ein sorgfältiges Verzeichniß der deutschen Gelehrten Künstler Schriftsteller Schauspieler Virtuosen von ganz- oder halbjüdischer Abkunft herzustellen: das gäbe einen guten Beitrag zur Geschichte der deutschen Cultur, auch zu deren Kritik. (Bei dem Allen bleibt, unter uns gesagt, mein Schwager völlig aus dem Spiele; ich verkehre mit ihm sehr höflich, aber fremd, und so selten als möglich. Seine Unternehmung in Paraguay prosperirt übrigens; meine Schwester gleichfalls.)

Gesetzt, daß es mir in Canobbio nicht besser geht, gedenke ich einen Versuch mit einer kleinen Kaltwasserkur in Brestenberg zu machen. Ach, es ist Alles so unsicher und wacklig in meinem Leben; und dabei diese abscheuliche Gesundheit! Die Nöthigung andererseits liegt auf mir mit dem Gewicht von hundert Centnern, einen zusammenhängenden Bau von Gedanken in den nächsten Jahren aufzubauen — und dazu brauche ich fünf sechs Bedingungen, die mir alle noch fehlen und selbst unerreichbar scheinen! — Der vierte Stock der Pension de Genève, in dem der 3. und 4. Theil meines Zarathustra entstanden ist, wird jetzt völlig abgetragen, nachdem ihn das Erdbeben gründlich durcheinandergeschüttelt hat. Diese „Vergänglichkeit“ thut mir wehe. — Der Boden zittert immer noch gelegentlich. — Mit herzlichem Gruß und Wunsch, auch an Deine liebe Frau,

Dein Nietzsche

(Hoffentlich giebt es gute Nachrichten aus Teneriffa?)

Lecky habe ich selbst in Besitz: aber solchen Engländern fehlt „der historische Sinn“ und auch noch einiges Andre. Das Gleiche gilt von dem sehr gelesenen und übersetzten Amerikaner Draper. —

[«]

21. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

(Nizza) <27. März 1887>

Werthester Herr Verleger,

gestern (Sonnabend) ist der erste Bogen des 5. Buchs hier angelangt; hoffentlich kommt der zweite noch vor meiner Abreise von hier, welche auf: Sonntag den 3. April festgesetzt ist. Meine nächste Adresse wird diese sein:

Canobbio (Lago maggiore)
Villa Badia
Italia

Herr Köselitz wird von mir über diesen Ortswechsel benachrichtigt. (Haben Sie ihm die drei umsonst nach München gesandten Exemplare an seine Venediger Adresse geschickt? Ich bin ihm sehr dankbar, Niemand hat soviel für das Zustandekommen meiner „Litteratur“ gethan wie er — es scheint ihn gekränkt zu haben, daß die Vorreden nicht in seinen Besitz gekommen sind).

Ihr ergebenster Nietzsche
(sehr augenleidend, — es ist viel zu
hell an dieser Küste)

[«]

822. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Nizza, 27. März 1887>

Lieber Freund, ich bin augenleidend: Vergebung, wenn ich nur mit einem Kärtchen mich bedanke, für Brief und die eben eintreffende Dostoijewsky-Übersetzung. Es freut mich, daß Sie, muthmaaßlich, zuerst dasselbe von ihm gelesen haben wie ich, — „die Wirthin“ (französisch als erster Theil des Romans l’esprit Souterrain) Ich sende Ihnen dagegen „Humiliés et offensés“: die Franzosen übersetzen delikater als der greuliche Jüd Goldschmidt (mit seinem Synagogen-Rhythmus) — Seltsam! Inzwischen habe ich mir eingebildet, daß Sie zu Ihrer Nausicaa zurückgekehrt sind: und ich habe Ihnen schon Glück und Heil dazu gewünscht, im Traume natürlich, — und mir gleichfalls: denn mein Bedürfniß nach einer goldenen gesättigten gereinigten leuchtenden Kunst ist heftig geworden wie ein **Durst**. —

Es giebt doch noch Druckbogen: helfen Sie, lieber Freund! — Sonntag den 3. April reise ich ab; meine Adresse von da an: Canobbio (Lago maggiore) Villa Badia. Italia.

Treulich Ihr Freund N.

[«]

823. An Theodor Fritsch in Leipzig

Nizza, den 29. März 1887
(vor der Abreise)

Sehr geehrter Herr,

hiermit sende ich Ihnen die drei übersandten Nummern Ihres Correspondenz-Blattes zurück, für das Vertrauen dankend, mit dem Sie mir erlaubten, in den Principien-Wirrwarr auf dem Grunde dieser wunderlichen Bewegung einen Blick zu thun. Doch bitte ich darum, mich fürderhin nicht mehr mit diesen Zusendungen zu bedenken: ich fürchte zuletzt für meine Geduld. Glauben Sie mir: dieses abscheuliche Mitredenwollen noioser Dilettanten über den Werth von Menschen und Rassen, diese Unterwerfung unter „Autoritäten“, welche von jedem besonneneren Geiste mit kalter Verachtung abgelehnt werden (z. B. E. Dühring, R. Wagner, Ebrard, Wahrmund, P. de Lagarde — wer von ihnen ist in Fragen der Moral und Historie der unberechtigtste, ungerechteste?), diese beständigen absurden Fälschungen und Zurechtmachungen der vagen Begriffe „germanisch“, „semitisch“, „arisch“, „christlich“, „deutsch“ — das Alles könnte mich auf die Dauer ernsthaft erzürnen und aus dem ironischen Wohlwollen herausbringen, mit dem ich bisher den tugendhaften Velleitäten und Pharisäismen der jetzigen Deutschen zugesehen habe.

— Und zuletzt, was glauben Sie, das ich empfinde, wenn der Name Zarathustra von Antisemiten in den Mund genommen wird?…

Ihr ergebenster
Dr. Fr. Nietzsche

[«]

824. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Nizza, 1. April 1887>

Lieber Freund, Ihre Karte traf eben ein, ich sitze mitten in der Abreise — aber ein aesthetisches Glaubenssätzlein und Fragezeichen muß schnell an Sie fort, zugleich als Antwort für Etwas an Ihrer Karte, das mich fragen macht. Ich bin jetzt so antitheatralisch, antidramatisch; die „Sottise“, von der Sie reden, haftet dem Drama essentiell an. Die Verderbniß der Musik durch die Rücksichten und Conventionen des Dramas wird mir immer sichtbarer, das „Publikum“ erzwingt sich mit ihm immer mehr eine demokratisirte Kunst, es hat, durch R<ichard> W<agner> hindurch, seinen Willen zur Tyrannei bereits in gefährlicher Weise bekundet. (Wie weit mein Mißtrauen geht? Zwei Theater haben hier diesen Winter „Carmen“ vorgeführt, eins französisch, eins italiänisch — und Ihr Freund hat obstinat sich selbst Carmen versagt!) Rückkehr der Musik, aus der Schauspieler-Unnatur, zur Natur der Musik — die zuletzt die idealste Form der modernen Redlichkeit ist!

Treulich Ihr N.

Adresse Cannobbio (Lago Maggiore) Villa Badia.

[«]

825. An Malwida von Meysenbug in Rom (Postkarte)

<Nizza, 1. April 1887>

Verehrte Freundin, ich habe mir ernstlich überlegt, ob ich nicht jetzt gleich zu Ihnen nach Rom eilen sollte — was der Wunsch und Ausdruck meines Herzens wäre —; aber die dumme Gesundheit sagt hartnäckig, wie so oft in meinem Leben, zu meinen Wünschen Nein! Ich bedarf kälterer und weniger südlicher Gegenden; Nizza ist mir dies Mal nicht zum Besten bekommen, seine vehemente Lichtfülle zwingt mich jetzt, Schatten zu suchen. Meine Adresse ist für den nächsten Monat Canobbio (Lago Maggiore, Italia) Villa Badia. Geben Sie mir, bitte, Ihre Versailler Adresse, sei es auch nur, um Sie mit einem Briefe daselbst jeder Zeit erreichen zu können… Sie errathen gewiß, daß mir von Menschen fast Nichts übrig geblieben ist (obschon ich nicht alt bin — oder doch?) Die Jahre gehn dahin, und man hört kein Wort mehr, das Einem noch ans Herz kommt. Folglich!! Oh wie gern möchte ich meine treue verehrte Freundin Malvida wieder hören! Dankbar Ihr F. N.

[«]

826. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

Cannobio den 4. April 1887.

Nächste Adresse:

Zürich (Schweiz)
poste restante

Prof. Dr. Nietzsche.

[«]

827. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Cannobio, 4. April 1887>
Montag.

Lieber Freund, bitte, adressiren Sie von nun an Alles an mich nach
Zürich, poste restante

Hier, in Cannobio, ist nicht meines Bleibens. Sonne in Überfluß, der Himmel seit 2 Tagen von unvergleichlicher Reinheit.

Meine Augen sagen zu Alle Dem „Nein!“, so sehr meine inwendigen Augen dazu Ja sagen möchten.

Treulich Ihr
Nietzsche.

NB. Der zweite Bogen des 5. Buchs ist noch nicht in meinen Händen.

[«]

828. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

<Cannobio, 12. April 1887>

Meine Adresse ist wieder (bis zu Ende des Monats noch)
Cannobio (Lago Maggiore)
Villa Badia
Gesundheitsgründe. Mit ergebenstem Gruße Ihr

Nietzsche

[«]

829. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Cannobio, 12. April 1887>

Lieber Freund, eben kam Ihr nach Zürich gesandter Brief mir zu: er macht mir große Freude, ich gestehe es gern ein — denn ich hörte noch niemals über meine „Litteratur“ so gewählte und glückliche Worte. Sie empfinden, wovon meine sonstigen Leser keine Ahnung haben, „das Ganze“, Sie sehen, daß es ein Ganzes giebt, Etwas, das wächst, zugleich, wie mir scheint, in die Erde hinein (hinab!) und hinaus in den blauen Himmel… Auch bin ich gerade die letzte Zeit gegen Menschl<iches>, Allzum<enschliches> dankbarer und nicht nur duldsamer geworden: in Zeiten des Mißtrauens und der Unsicherheit (ich stecke in solchen) geht mir der besonnene, klare, wohlwollende Klang dieser Schriften besonders zu Herzen. —

Ich bleibe diesen Monat noch hier. Es giebt, seit Ihrem Briefe, einen Grund weniger für mich nach Zürich zu gehn. Adresse genau: Cannobio (Lago maggiore) Villa Badia.

Diese Stelle ist schöner als irgend eine Stelle der Riviera, rührender — wie komme ich so spät zu dieser Einsicht? Das Meer hat wie alle großen Dinge etwas Stupides und Indezentes, das hier fehlt.

Treulich Ihr Freund N.

(Eben langt der Correcturbogen an: danke!)

[«]

830. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Arona-Magadino, 12. April 1887>

Dein Brief, meine liebe Mutter, kam spät, nach allen möglichen Zufällen und Abenteuern, in meine Hände, überdies fast zerrissen, so daß die Post ihn mit einer Bandage versehn und versiegelt hatte! so gab er ein trauriges Sinnbild für Deinen eigenen Zustand, der mich herzlich beunruhigt hat. Hoffentlich giebst Du bald bessere Nachricht — und zwar unter dieser Adresse:

Cannobio (Lago maggiore)
Villa Badia

bitte sehr genau, es geht so Viel verloren wegen der Ähnlichkeit der Namen. — Mir selbst geht es noch nicht besser, der trübe Himmel setzt mir sehr zu. Vielleicht mache ich eine kleine Kaltwasserkur im Monat Mai durch. Bis Ende des April denke ich hier auszuhalten

Die Sachen mit Fritzsch rücken langsam vorwärts.

Nächstens schicke ich Dir ein Bild meines jetzigen Aufenthalts. Ehemals war es eine Abtei.

In Liebe Dein altes Geschöpf.

[«]

831. An Franz Overbeck in Basel

Cannobio, Villa Badia 14. April 1887.

Lieber Freund,

seit dem 3. April bin ich hier am Lago maggiore, das Geld kam noch zur rechten Zeit in meine Hände, auch war es mir lieb, daß Du nicht Alles schicktest: denn auch heute weiß ich noch nicht genau, wo ich den Sommer verleben werde. Mein altes Sils-Maria muß, wie ich mir ungern eingestehe, ad acta gelegt werden, ebenso wie Nizza: es fehlt mir jetzt an beiden Orten jene erste und wesentlichste Bedingung, die Einsamkeit, die tiefe Ungestörtheit, Abseitigkeit, Fremdheit, ohne welche ich nicht zu meinen Problemen hinunter kann (denn, unter uns gesagt, ich bin in einem geradezu erschrecklichen Sinn ein Mensch der Tiefe; und ohne diese unterirdische Arbeit halte ich das Leben nicht mehr aus) Mein letzter Winter in Nizza ist zur Marter geworden, ebenso wie mein letzter Aufenthalt in Sils: weil mir jene stille Verborgenheit abhanden gekommen ist, welche eine Existenz-Bedingung für mich ist, auch der einzige Weg, es zur Gesundheit zu bringen. Es ist von Jahr zu Jahr wieder schlechter gegangen mit dieser Gesundheit; und sie ist ein zuverlässiger Maaßstab für mich, ob ich auf meinen Wegen bin — oder auf denen Anderer. Die Probleme, die auf mir liegen, denen ich nicht mehr ausweiche (was habe ich alle Ausweichungen büßen müssen! Z. B. meine Philologie) vor denen ich wörtlich bei Tag und Nacht keine Ruhe habe — sie nehmen für jede fehlerhafte Beziehung (zu Menschen, Orten, Büchern) eine grausame Vergeltung. Ich sage das Dir ins Ohr, denn wie dürfte ich voraussetzen, daß die absonderlichen Voraussetzungen meines Schaffens sich von selber verstünden? Es scheint mir, daß ich gegen Menschen zu mild, zu rücksichtsvoll bin, auch werde ich, wo ich nur gelebt habe, alsbald so sehr von Menschen in Anspruch genommen, daß ich mich zuletzt gegen sie nicht mehr zu vertheidigen weiß. Diese Überlegung hindert mich zb. es einmal mit München*) zu versuchen, wo eine Menge Wohlwollen für mich parat liegt, wo aber Niemand lebt, der Ehrfurcht vor den ersten und wesentlichsten Bedingungen meines Daseins hätte — oder gar Willens wäre, sie mir zu schaffen. Nichts agaçirt die Menschen so sehr als merken zu lassen, daß man sich mit einer Strenge behandelt, der sie sich selber nicht gewachsen fühlen. Es giebt für mich gar nichts Lähmenderes, Entmuthigenderes als hinein in das jetzige Deutschland zu reisen und mir die vielen gutartigen Personen näher anzusehn, welche sich mir „wohlgesinnt“ glauben. Einstweilen fehlt eben alles Verständniß für mich; und, wenn mich ein Wahrscheinlichkeits-Schluß nicht trügt, so wird es vor 1901 nicht anders werden. Ich glaube, man hielte mich einfach für toll, wenn ich verlauten ließe, was ich von mir selber halte. Es gehört zu meiner „Humanität“, die allgemeine Unklarheit über mich bestehn zu lassen: ich würde meine achtbarsten Freunde gegen mich erbittern und Niemandem damit wohlthun.

Inzwischen habe ich ein tüchtiges Stück Arbeit abgethan, mit der Revision und Neu-Herausgabe meiner älteren Schriften. Gesetzt, es wäre bald mit mir zu Ende — und ich verschweige nicht ein immer tieferes Verlangen nach dem Tode — so bleibt Etwas von mir zurück, ein Stück Cultur, das einstweilen durch kein andres sich ersetzen läßt. (Diesen Winter habe ich mich reichlich in der europäischen Litteratur umgesehn, um jetzt sagen zu können, daß meine philosophische Stellung bei weitem die unabhängigste ist, so sehr ich mich auch als Erbe von mehreren Jahrtausenden fühle: das gegenwärtige Europa hat noch keine Ahnung davon, um welche furchtbaren Entscheidungen mein ganzes Wesen sich dreht, und an welches Rad von Problemen ich gebunden bin — und daß mit mir eine Katastrophe sich vorbereitet, deren Namen ich weiß, aber nicht aussprechen werde.)

Nimm an, lieber Freund, daß ich etwa bis Ende April noch hier bleibe. Wie erreiche ich von hier jenes Brestenberg, wo ich gerne eine Massage-Kur durchmachen möchte (Monat Mai)? Auch Mammern ist mir empfohlen.

Ich lege einen Brief meines Venediger Corrector's bei, wir sind eifrig beim Druck der fröhl<ichen> Wissenschaft. Aus dem Briefe magst Du auch meine Entschuldigung entnehmen, wenn ich meine Einladung nach Zürich, zum Anhören des Mizka-Czardàs, hiermit zurückziehn muß.

Jedenfalls möchte ich Dich in diesem Frühjahr ein Mal sprechen.

Treulich Dein Freund
N.

Adresse: Cannobio (Lago maggiore) Villa Badia

In der Fremdenliste der Villa Badia von 1885 finde ich: Mademoiselle Maria Overbeck, de Dresde. Herzlichen Gruß an Deine liebe Frau und Dank für die guten Nachrichten aus Teneriffa. Die Reise hierher, sehr winterlich, unterbrochen (wie alle meine Reisen) durch einen heftigen Ausbruch meines Kopfleidens. In Laveno eine entsetzliche eiskalte Nacht mit beständigem Erbrechen. — Vorgestern und gestern Wiederholung des Krankheits-Anfalls. Heute Erleichterung.

[«]

832. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

Cannobio (Lago Maggiore) Villa Badia <15. April 1887>

Lieber Freund, das Verschwinden des russischen Romans betrübt mich um Ihretwillen; daß es beim Einpacken nicht an der nöthigen Sorgfalt gefehlt hat, kann mir Dr. Adams bezeugen. Zuletzt liegt ein Vortheil vielleicht auch in diesem Mißgeschick: gewiß ist, daß Sie sich mit viel mehr Vernunft in den Sonnenschein Ariost's gesetzt haben als ich in diese Petersburger Winter-Dämmerung. — Über Beichtväter-Psychologie giebt es im nächsten Bogen noch ein Wort mehr. — Haben Sie eigentlich bemerkt, daß der Schlußchor vom ersten Bande „Menschl<iches>, Allzum<enschliches>“ („Schön ist's, mit einander etc“) nach der Melodie eines andren Schlußchors abgesungen werden darf? — Gestern Abend hatte ich eine förmlich verliebte Sehnsucht nach Ihrem Venediger „Löwen“ — und was gieng mir Alles durch den Kopf dabei! Andre Jahre war ich um diese Zeit immer bei Ihnen. Die Glocken Osterns über Venedig wegklingend, die Vormittage in Ihrem Zimmer und Ihrer Musik, die Abendlichtfarben auf der piazza — das war bisher für mich Frühling! Herzlichen Dank!!!!

[«]

833. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Cannobio, 15. April 1887>

Sehr geehrter Herr Verleger, es fällt mir ein, daß Sie meine gegenwärtige Adresse nicht haben, und daß ich folglich umsonst auf eine Mittheilung in Betreff der Ostermesse warte. Bis Ende April bleibe ich noch hier, nämlich in

Cannobio (Lago maggiore) Villa Badia

Hoffentlich sind Sie im Stande, mir noch hierher Nachricht zu geben: meinen späteren Aufenthaltsort vermag ich heute schlechterdings noch nicht anzugeben.

Können Sie mir irgend etwas mittheilen, das sich auf den neuen Besitzer meiner ganzen früheren Litteratur, Herrn E. W. Fritzsch, bezieht? Mein Verdacht ist, daß er ein Bummelhans ist: aber ich möchte gern mit diesem Verdachte Unrecht haben! Ihr ergebenster

Nietzsche Prof.

[«]

834. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Cannobio, 19. April 1887>
Villa Badia, Dienstag.

Wirklich, lieber Freund, meine Karte war ohne alle Hintergedanken, ein reiner Ausdruck der Dankbarkeit gegen Sie und Venedig (Vergebung, wenn das in mir durcheinander gewachsen ist: Frühling, Venedig und Ihre Musik weiß ich nicht mehr auseinander zu halten — wozu auch! ich habs zusammen erlebt!) Nun aber, nach Ihrer Karte, nach Ihrem verführerischen Bilde, mit dem auch größere Asketen zu verlocken wären als ich bin, nun kommen die Hintergedanken: oder vielmehr, ich bin bereits entschlossen, am 1. Mai meine Frühlings-Pilgerschaft zu Ihrer Stadt anzutreten. Vielleicht aber reden Sie es mir noch aus? Vielleicht ist die Stadt überfüllt? Wohnung nur zu extremen Preisen zu haben? (Beiläufig, hat die alte Östreicherin am Canale grande vermiethet?) Dann aber — es ist kein Zweifel, daß mir jetzt eine Erholung, eine Abziehung von mir im höchsten Grade noth thut: ich hatte an eine Kaltwasserkur in der Schweiz gedacht, fürchte mich aber vor den Schweizern noch mehr als vor der Einsamkeit. Ich würde Viel darum geben, mit Ihnen einige aesthetika zu reden, Principielles, wozu mich Ihre eigne Musik immer wieder treibt. („Wir“ entbehren eigentlich aller musikalischen Aesthetik und wissen unsre Werthe, wie wir sie stark genug empfinden, nicht recht mehr zu begründen: bei mir ein wahrer Nothstand!) Die ganze Stellung der Kunst ist mir zum Problem geworden: und, psychologisch geredet, was gieng eigentlich in Ihnen vor, als Sie den Muth zu Ihrem jetzigen Geschmack gewannen? und was in mir, als ich mich Wagnern entfremdete (und vor W<agner> schon der Schumann’schen Musik) Ich will dahinter kommen, warum Ihre „Löwenmusik“ mir in dem Maaße erquicklich, heilkräftig, innig, heiter, verklärt erscheint, wie — nun zum Beispiel wie Goethe’s Löwennovelle (Sie kennen sie doch? es ist der frühste und stärkste Eindruck, den ich von Goethe habe) oder wie Stifters Nachsommer. In dieser Richtung liegt noch eine ganze Welt der Schönheit: und es gäbe kaum ein größeres Leidwesen für mich als zu denken, daß die traurigen Cruditäten der letzten Jahre Sie, lieber Freund, von dieser einmal entdeckten Welt abspänstig machen sollten. Ich segne Venedig, das alte und das neue, weil es nun einmal Ihre Muschel ist: und ich ehre Ihre Conchylien-Abgeschlossenheit zu hoch in meiner Seele, als daß mir nicht immer einiges Mißtrauen kommt, wenn ich eine Reise nach Venedig ins Auge fasse.

Ihren Aufsatz habe ich mit ungeheurem Vergnügen gelesen: er ist, wenn mir dies zu sagen erlaubt ist, in einem Stile geschrieben, der Nietzschischer gar nicht gedacht werden kann. Es giebt so viel Geheimnisse des Rhythmus, der Satz-Cadenzen, von denen meine Leser nichts wissen, meinen Leser ausgenommen!

Eben sendet Fritzsch den vorletzten Bogen des 5. Buchs. Wollen wir das Fertigwerden der fröhl<ichen> Wissenschaft, im Grunde das Fertigwerden meiner ganzen bisherigen „Litteratur“ **zusammen** feiern? Ich fühle, daß es jetzt einen Abschnitt in meinem Leben giebt — und daß ich nun die ganze große Aufgabe vor mir habe! Vor mir und, noch mehr, auf mir!

Im Übrigen würde ich in Venedig still und abseits, wie ein Englein leben, kein Fleisch essen, und alles vermeiden, was die Seele düster und gespannt macht. Kürzlich noch schrieb ich an Overbeck, daß ich nur einen einzigen Ort auf der Erde liebe, nämlich Venedig.

Bitte, alter Freund, sagen Sie, soll ich kommen? ......

Ihr Nietzsche.

[«]

835. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Cannobio, 26. April 1887>

Lieber Freund, Verzeihung! Aber es wird Nichts mit meiner Reise nach V<enedig>. Inzwischen protestirt Alles, voran die Augen und der Kopf: vier Mal in letzter Zeit meine abscheulichen Anfälle; eine abscheuliche Melancholie und Reizbarkeit als Consequenz; ein tiefes Bedürfniß nach Stille… Mir fiel ein, daß ich jetzt nicht werth bin, so schöne Dinge zu sehn (und zu hören!) Verzeihung nochmals! Sie wissen, mit welchem Bedauern ich dergestalt von Ihnen Abschied nehme, nachdem ich im Geiste schon wieder ganz mit Ihnen zusammengewesen war!

Der letzte Bogen bekommt noch mehrfache Zusätze und Veränderungen, sodaß er zu einem Doppelbogen anschwellen dürfte. Dies wird veranlassen, daß er nochmals zu Ihnen wandert. Verzeihung auch dafür! Was für Mühe mache ich Ihnen!

Ich habe diesen Schlußbogen übrigens noch nicht von Fritzsch erhalten. (C. G. Naumann schrieb mir, F<ritzsch> sei vielleicht kein Geschäftsmann, aber ein trefflicher Charakter, ich solle ihn in Ehren halten)

Treulich Ihr Freund N.

Vom „Jenseits“ sind wir 200 Exemplare wirklich los geworden.

[«]

836. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

<Cannobio, 27. April 1887>

Adresse von nun an:

Zürich (Schweiz)
poste restante

Herr Köselitz hat sich bei mir für die Übersendung der Bücher auf das Schönste bedankt: von diesem Danke kommt aber Dreiviertel billigerweise Ihnen zu, werthester Herr Verleger!

Immer bei sehr schlechter Gesundheit

Ihr ergebenster
Nietzsche.

[«]

837. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Cannobio, 27. April 1887>

Adresse von nun an:

Zürich (Schweiz) poste restante

Wahrscheinlich geht es nach Brestenberg oder Mammern, wo ich eine Massage-Kur versuchen will; doch erst ein Zwischenakt in Zürich!

Ihrer herzlich gedenkend (meine gestrige Karte wird doch angekommen sein? eine Absage-Karte?)

Ihr Freund N.

[«]

838. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Zürich, Pension Neptun
Freitag den 29. April
1887

Lieber und werther Herr Fritzsch,

bei abscheulicher Gesundheit in Zürich angelangt; ich weiß noch nicht, wo ich die nächste Zeit zubringe, das hängt von ärztlichen Consultationen ab.

Ich habe den letzten Bogen (der mich noch in Cannobio erreichte) noch mit etlichen Zusätzen und Einschiebungen bereichern müssen, so daß er zum Doppelbogen anschwellen dürfte. Meine Absicht dabei war, ihm noch mehr den Charakter einer Vorbereitung „für Also sprach Zarathustra“ zu geben (welches Werk der Zeit nach auf die fröhl<iche> Wissenschaft folgt) Andererseits wird damit erreicht, daß die fröhl<iche> Wissenschaft nunmehr meinen andren Büchern im Umfange gleich wird, also — ebenso wie die beiden Bände

Menschl<iches> Allzumenschliches, wie die Morgenröthe, wie Zarathustra c. 350 Seiten bekommt. (Auch „Jenseits von Gut und Böse“ wird bei der zweiten Auflage auf diese Stärke anwachsen)

Was will ich froh sein, wenn wir erst fertig sind und meine ganze ältere Litteratur damit auf die Beine gestellt ist! Ich betrachte es als einen der besten Glücksfälle meines Lebens, daß wir, Frühling voriges Jahr, so zufällig miteinander in Leipzig zusammengetroffen sind. Sie wissen es, werthester Herr Verleger: ich hatte Grund zu einer tiefen Erbitterung, denn es schien mir als ob meine Bücher in einen Sumpf gerathen seien, aus dem es kein Entrinnen gäbe. Ein solches jahrelanges Mißtrauen, wie ich es gegen meinen frühern Verleger hatte, war eine Tortur, deren Folgen ich jetzt noch bisweilen spüre. —

Geben Sie, bitte, Ihrem Drucker noch den Wink, diesen letzten Theil Text recht sorgfältig zu behandeln. Sobald ich eine feste Adresse habe, melde ich sie Ihnen; aber auch Alles, was hierher kommt (Zürich, Pension Neptun) gelangt in meine Hände und wird mir nachgeschickt.

Mit herzlichem Gruße
Ihr ergebenster
Dr Nietzsche.

NB. Die Correktur dieses letzten Bogens ist natürlich nochmals an Hrn. Köselitz und an mich zu senden, sobald die 8 neuen Nummern eingeschoben sind.

[«]

839. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Zürich, 29. April 1887>

Lieber Freund, gestern (Donnerstag) Abend bin ich hier in Zürich angelangt, Pension Neptun: und heute schon begreife ich, daß es absolut unmöglich für mich ist, hier länger zu bleiben — daß ich in die Kühle und in den Schatten flüchten muß. Diese schlaffe weichliche Luft und noch mehr dieser Sonnenschein sind Feinde, mit denen mir jetzt am wenigsten der Kampf erlaubt ist. Nun wäre es mir im höchsten Grade erwünscht, Dich jetzt zu sehn: wäre ich nicht so tief angegriffen (es gab in der letzten Zeit einen Anfall nach dem andern) so würde ich nach Basel kommen. Aber was meinst Du? könntest Du vielleicht morgen (Sonnabend) hier eintreffen und die Nacht bleiben, am Sonntage zurückreisen? (als mein Gast natürlich) Diesen Wunsch lege ich Dir nahe, es wird mir sonst unwahrscheinlich, daß wir uns zu sehen bekommen: sowohl Brestenberg wie Mammern liegen in der für mich zu warmen Zone, deren verhängnißvolle Einwirkung ich vom vorigen Jahre her im Gedächtniß habe (Mai in Naumburg) Treulich und

in Liebe Dein
Nietzsche.

[«]

840. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Zürich, 1. Mai 1887>

Meine Lieben,

Lieber Freund, Karte und Correktur, aus Cannobio nachgeschickt, sind hier in Zürich in meine Hände gelangt: es gab mir einen Stich, was Sie zuletzt meldeten, ich darf gar nicht daran denken, worauf ich Verzicht leisten mußte. Selbst gegen Cannobio habe ich einen abscheulichen Tausch gemacht. Luft feucht-weichlich, peinlicher Sonnenglanz, häßliche Menschen. Ich logire in Pension Neptun. — Ihr Gedanke der „Berichtigungen“, auf letzter Seite, ist sehr gut: helfen Sie einen Fehler mehr noch entdecken (ich habe kein Exemplar der fröhl<ichen> Wissenschaft da) Im Anfange des 2. Buches, gegen die Realisten redend, sage ich ungefähr „eine Maske, die man einem unbekannten X aufsetzen und auch wohl wieder abnehmen usw. usw. Da ist das X ausgefallen, wenn ich mich recht erinnere. Wollen Sie eventuell, wenn der allerletzte Correkturbogen kommt, diese Berichtigung in die Liste eintragen? —

Herzlich Ihrer gedenkend und immer noch recht betrübt

Ihr N.

(Männerchor schon in meinen Händen!)
(Herzliches und gescheutes Gespräch über Sie mit Hegar - - -)

[«]

841. An Meta von Salis in Zürich (Postkarte)

<Zürich, 1. Mai 1887>

Hochgeehrtes Fräulein, wo und wann werde ich das Vergnügen haben, Sie hier in Zürich begrüßen zu dürfen? Ich selbst bin in der Pension Neptun, meinem gewöhnlichen Standquartier, abgestiegen. Geben Sie mir mit Einem Wort eine gefällige Auskunft.

Ihr ergebenster
Dr. Fr. Nietzsche

[«]

842. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Zürich, 4. Mai 1887> Mittwoch.

Lieber Freund, hier in Zürich geht es nicht: sonnig, schwül, lärmend und mesquin, eine beständige Aufforderung zum Tanz der Abreise. Adresse für die nächste Zeit Chur, poste restante: dorthin werden Sie, hoffe ich, den allerletzten Correkturbogen in Kürze absenden können, der, wenn Röder pünktlich ist, nächsten Sonntag oder Montag in Ihren Händen sein dürfte. Mein Recept sollen starke Gebirgsmärsche sein; die Städte taugen jetzt nichts, Kaltwasserkuren sind gefährlich, als bloße Stimulantia. Dagegen empfehle ich die **Massage**, auch Ihnen, lieber Freund, natürlich zur Selbstbehandlung (eine Schrift zur Anleitung folgt in Kürze). Der Besuch Overbecks hat mich sehr erquickt; der Rest — ist Zürich.

Treulich Ihr Freund N.

[«]

843. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Zürich, 4. Mai 1887>

Lieber Freund, Dein Besuch war mir eine wahre Erquickung, ich danke Dir von Herzen dafür. Übrigens bleibt es dabei, daß Zürich zu sonnig und zu unruhig für mich ist: ich verlasse es in den nächsten Tagen. — Bleibtreu giebt mir eine bittre Empfindung: ein Deutschland, in dem das die Unzufriednen sind, ist gewiß nicht meine Heimat und noch viel weniger meine Hoffnung! — Am gleichen Tage las ich einen unzufriednen Franzosen, einen Unabhängigen (denn zu seinem Katholicismus gehört jetzt mehr Unabhängigkeit als zur Freidenkerei): Barbey d'Aurevilly, Œuvres et hommes. Sensations d'histoire. Lies ihn, auf meine Verantwortung: er gehört auf die Lesegesellschaft. (Als romancier ist er mir nicht erträglich.) Danke insgleichen für die Mutter Bertz und die vortrefflichen Zahnbürsten. Adresse vorläufig Chur, poste restante.

Treulich und in Liebe Dein N.

[«]

844. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Chur, 10. Mai 1887>

Meine liebe Mutter, endlich wieder ein Lebenszeichen! Es gieng nicht zum Besten, und auch jetzt noch ist Nichts erreicht, was mich muthiger stimmen könnte. Ich war 10 Tage in Zürich: abgesehn von einem Besuche Overbecks habe ich daselbst wenig Gutes erlebt, und der Zustand von Schwäche war ähnlich wie voriges Jahr in Naumburg. Der Frühling ist mir zur Last, für das Engadin ist es noch zu früh: so sitze ich denn in Chur und suche für meine Augen Ruhe in den Wäldern. Meine Adresse ist bis zum 10. Juni: Chur (Schweiz) Rosenhügel. — Sende mir aber Nichts hierher! Wir wollen bis zum Aufbruch in meinen eigentlichen Sommeraufenthalt warten. Dein lieber Brief ist mir aus Cannobio nachgesendet worden; die neuen Nachrichten, die er über unsre Südamerikaner gab, haben mich sehr beruhigt. Daß Herr Lüber-Sonnemann noch nicht Willens ist, Deutschland zu verlassen, war in der antisemitischen Correspondenz zu lesen (als ausdrückliche Erklärung seinerseits) In herzlicher Liebe Dein altes

Geschöpf F.

[«]

845. An Malwida von Meysenbug in Rom

den 12. Mai 1887.
Adresse: Chur (Schweiz), Rosenhügel
— bis zum 10. Juni —
nachher: Celerina, Oberengadin.

Hochverehrte Freundin.

Seltsam! Was Sie zuletzt mir mit solcher Güte ausdrückten, ob es nicht für uns Beide jetzt fruchtbar und erquicklich sein müßte, unsre zwei Einsamkeiten wieder einmal in die allernächste herzlichste Nachbarschaft zu rücken, das habe ich selbst oft genug in der letzten Zeit gedacht und gefragt. Noch Einen winter mit Ihnen zusammen, vielleicht gar von Trina gemeinsam gepflegt und gewartet — das ist in der That eine äußerst verlockende Aussicht und Perspektive, für die ich Ihnen nicht genug Dank sagen kann! Am liebsten schon noch einmal in Sorrent (δὶς καὶ τρὶς τὸ καλὸν sagen die Griechen: „alles Gute zwei Mal, drei Mal!“) Oder in Capri — wo ich Ihnen wieder Musik machen will, und bessere als damals! Oder in Amalfi, oder Castellammare. Zuletzt selbst in Rom (obschon mein Mißtrauen gegen römisches Klima und gegen die großen Städte überhaupt auf guten Gründen steht und nicht leicht umzuwerfen ist) Die Einsamkeit mit der einsamsten Natur war bisher mein Labsal, mein Mittel der Genesung: solche Städte des modernen Treibens wie Nizza, wie sogar schon Zürich (von wo ich eben komme) machen mich auf die Dauer reizbar, traurig, ungewiß, verzagt, unproduktiv, krank. Von jenem stillen Aufenthalte da unten habe ich eine Art Sehnsucht und Aberglauben zurückbehalten, wie als ob ich dort, wenn auch nur ein Paar Augenblicke, tiefer aufgeathmet hätte als irgendwo sonst im Leben. Zum Beispiel bei jener allerersten Fahrt in Neapel, die wir zusammen nach dem Posilipp zu machten. ——

Am Ende, Alles erwogen, sind Sie allein mir zu einem solchen Wunsche übrig geblieben: im Übrigen fühle ich mich zu einer Einsamkeit und Burg verurtheilt. Da giebt es keine Wahl mehr. Das, was mich noch leben heißt, eine ungewöhnliche und schwere Aufgabe, heißt mich auch den Menschen aus dem Wege zu gehn und mich an Niemanden mehr anzubinden. Es mag die extreme Lauterkeit sein, in die mich eben jene Aufgabe gestellt hat, daß ich nachgerade „die Menschen“ nicht mehr riechen kann, am wenigsten die „jungen Leute“, von denen ich gar nicht selten heimgesucht werde (— oh, sie sind zudringlich-täppisch, ganz wie junge Hunde!)

Damals, in der Sorrentiner Einsamkeit, waren mir B<renner> und R<ée> zu viel: ich bilde mir ein, daß ich damals gegen Sie sehr schweigsam gewesen bin, selbst über Dinge, über die ich zu Niemandem lieber geredet hätte als zu Ihnen.

Auf meinem Tische liegt die neue Auflage (die zweibändige) von Menschliches, Allzumenschliches, deren erster Theil damals ausgearbeitet wurde — seltsam! seltsam! gerade in Ihrer verehrungswürdigen Nähe! In den langen

„Vorreden“, welche ich für die Neuherausgabe meiner sämmtlichen Schriften nöthig befunden habe, stehen kuriose Dinge von einer rücksichtslosen Aufrichtigkeit in Bezug auf mich selbst: damit halte ich mir „die Vielen“ ein für alle Mal vom Leibe, denn nichts agaçirt die Menschen so sehr als etwas von der Strenge und Härte merken zu lassen, mit der man sich selbst, unter der Zucht seines eigensten Ideals, behandelt und behandelt hat. Dafür habe ich meine Angel nach „den Wenigen“ ausgeworfen, zuletzt auch dies ohne Ungeduld: denn es liegt in der unbeschreiblichen Fremdheit und Gefährlichkeit meiner Gedanken, daß erst sehr spät — und gewiß nicht vor 1901 — die Ohren sich für diese Gedanken aufschließen werden.

Nach Versailles zu kommen — ach wäre es nur irgendwie mir möglich! Denn ich verehre den Kreis Menschen, den Sie dort vorfinden (sonderbares Bekenntniß für einen Deutschen: aber ich fühle mich im heutigen Europa nur den geistigsten Franzosen und Russen verwandt, und ganz und gar nicht meinen gebildeten Landsleuten, die alle Dinge nach dem Princip „Deutschland, Deutschland über Alles“ beurtheilen) Aber ich muß wieder in die kalte Luft des Engadins: der Frühling setzt mir unglaublich zu: ich mag gar nicht eingestehn, bis in welche Abgründe von Muthlosigkeit ich mich unter seinem Einflusse verirre. Mein Leib fühlt sich (wie übrigens auch meine Philosophie) auf die **Kälte** als sein conservirendes Element angewiesen — das klingt paradox und ungemüthlich, ist aber die bewiesenste Thatsache meines Lebens.

— Damit verräth sich zuletzt keineswegs eine „kalte Natur“: das verstehen Sie gewiß, meine hochverehrte und treue Freundin!…

In alter Liebe und Dankbarkeit Ihr

Nietzsche.

Frl. Salomé hat mir gleichfalls die Verlobung mitgetheilt; aber auch ich habe ihr nicht geantwortet, so aufrichtig ich ihr Glück und Gedeihen wünsche. Dieser Art Mensch, der die Ehrfurcht fehlt, muß man aus dem Wege gehn. Wer Dr. Andreas ist, weiß Niemand mir zu sagen. —

In Zürich habe ich das vortreffliche Fräulein von Schirnhofer aufgesucht, eben von Paris zurückkehrend, über ihre Zukunft, Absicht, Aussicht ungewiß, aber, gleich mir, für Dostoiewsky schwärmend.

[«]

846. An Erwin Rohde in Heidelberg

Chur (Graubünden) Rosenhügel
den 18. Mai 1887

Lieber Freund,

diesen Winter hat mir in Nizza ein junger Gelehrter, der Dir bekannt ist, seinen Besuch gemacht, ein Dr. Heinrich Adams. Er gefiel mir nicht zum Besten, aber in Hinsicht darauf, daß er von Dir mit großer Anhänglichkeit und Verehrung redete, ist er von mir so gut als möglich aufgenommen worden. Seinem ungestümen und wenig begründeten Verlangen, sich der Philosophie zu widmen, bin ich, wie sich von selbst versteht, mit allem möglichen Mißtrauen entgegengetreten; so viel scheint mir wenigstens erreicht, daß er jetzt guten Willen hat, sich ernstlich auf das Studium der Geschichte der antiken Philosophie zu werfen: vielleicht mit der Aussicht auf eine spätere Lehrthätigkeit an einer Universität.

Nun schreibt er heute von Zürich (Seilergraben 29, 2) und erbittet sich von mir eine Auskunft, die er billigerweise sich von Dir direkt holen sollte: nämlich ob Du für ihn nicht eine kleine Stellung an einer Bibliothek ausfindig machen könntest. Ich würde großen Werth darauf legen, daß er etwas unter Deinen Augen und unter Deiner Kritik und Disciplin lebte, denn es ist ein unsicherer Mensch, in dem Selbstüberhebung und Selbstverachtung in bedenklicher Weise abwechseln: so daß es nicht ohne Gefahr wäre, wenn er sich selbst überlassen bliebe.

Ich selbst — denn Du wirst fragen, warum ich mir nicht selber diese Last auflade? — ich mache mir aus den „jungen Leuten“ nichts und habe außerdem Erfahrung genug, um zu zweifeln, ob ich ihnen wirklich zu Nutze bin. Meine **Erholung** sind die alten Männer, solche wie J<acob> Burckhardt oder H<ippolyte> Taine: — und selbst mein Freund Rohde ist mir lange nicht alt genug… Aber „einst wird kommen der Tag“ usw.

Mit einem herzlichen Gruße
Dein
Nietzsche

[«]

847. An Franz Overbeck in Basel

Chur, Rosenhügel 13. Mai 1887.

Lieber Freund,

bis jetzt giebt es nichts Gutes zu vermelden, meine Versuche unterwegs sind allesammt mißrathen; ich habe mich hier, einen Sprung weit von Chur, im Hause eines Lehrers festgesetzt und warte die Zeit ab, wo man ins Engadin abreisen kann, ohne daselbst zu erfrieren. Jedenfalls warte ich den 10. Juni ab. Trübes feuchtes Wetter, gelegentlich sogar Wintertage; eine entsprechende Trübsal bei mir, Muthlosigkeit, Fragezeichen ohne Antworten, keine „Wünsche“ selbst, nirgends etwas Erfreuliches am Horizonte, weder Mensch, noch Buch, noch Musik, alle animalischen Funktionen gedrückt, die Augen beständig schmerzhaft, das Spazierengehn eine Last, insofern ich eigentlich zu müde dazu bin, aber nichts anderes „zu thun“ habe. Ebenso stand es voriges Jahr in Naumburg, ebenso die früheren Jahre in Venedig: es scheint, daß der Frühling mein Feind ist? Leider auch der Herbst; und wahrscheinlich würde es auch der Sommer sein, wenn ich ihn mir nicht zu einem räsonabeln Winter umgeschaffen hätte (denn der Durchschnittsgrad des Engadiner Sommers, 10 Grad Celsius, entspricht dem Januar in Nizza)

Unser Zusammensein in Zürich war das gute Erlebniß der ganzen letzten Monate: ich sage Dir nochmals meinen besten Dank dafür. Gestern habe ich an Rohde in Angelegenheiten des Dr. Adams geschrieben: letzterer wünscht irgendwo eine kleine Stellung und Beschäftigung an einer Bibliothek. Gesetzt, daß Du selbst etwas dergleichen weißt, so habe die Güte, es mir gelegentlich mitzutheilen. — Natürlich hatte der genannte „junge Mann“, als ich ihn am Tage vor meiner Abreise gerade noch erwischte, ganz und gar kein Geld (ich sagte Dir, daß er mir etwas schuldig ist)

Die „jungen Leute“ sind mir zur Last, in Sonderheit, wenn sie als Verehrer meiner Litteratur zu mir kommen. Denn es liegt auf der Hand, daß das keine Litteratur für „junge Leute“ ist. — Beiläufig: der Druck bei Fritzsch stockt wieder, Gründe nicht klar; aber ich bin zum Mißtrauen jetzt leider zu gut präparirt. —

Ich lege eine „Recension“ meines letzten Buches bei, die, ganz ausnahmsweise, dies Mal in meine Hände gelangt ist. (Meine Verleger haben im Allgemeinen die Weisung, mich mit dergleichen zu verschonen) „Nord und Süd“: ist das nicht das Blatt des Paul Lindau? — Was mir immer an deutschen Bücher-Anzeigen auffällt, ist die Stumpfheit des Blicks für das eigentlich Charakteristische und „In die Augen-Springende“ eines Buchs. Dieser Recensent z. B. ist ersichtlich beim Lesen in Zweifel darüber gewesen, ob es sich nicht am Ende um eine „witzige Persiflage“ handelt: während Taine, wie es sich von selbst versteht, zu allererst an meinem Buche das „Tief-Leidenschaftliche“ empfand. —

Ich lege auch noch ein andres Aktenstück bei: die „Proklamation“ meines Schwagers in Sachen Paraguays. Es scheint in der That, daß meine Angehörigen sehr stolz und glücklich über ihre nunmehr vollendete Besitzergreifung sind: das Land, groß wie ein kleines Fürstenthum (12 Quadrat-Meilen) enthält herrlichen Hochwald, und alle Arten edlen Nutzholzes: man ist auf Holzhandel mit dem holzarmen Argentinien angewiesen und hat dazu eine Wasserstraße. Bis jetzt ist Alles sehr gut gegangen, von Seiten der dortigen Regierung ist der Dr. Förster in aller Weise ausgezeichnet worden, und meine Schwester hat viel zu thun gehabt, weil ihr Haus eine Art Rendez-vous der Sozietät von Parag<uay> geworden war, wo man spanisch, englisch, deutsch, französisch redete und selten unter 14 Personen zu Tische saß. Die neueste Acquisition ist ein deutscher Bäcker und ein deutscher Fleischer, insgleichen ein sehr zu schätzender deutscher Arzt.

Zuletzt sende ich Dir auch noch den „Bleibtreu“ zurück, dem ich nicht einen Augenblick treu bleiben möchte: ich kann durchaus nicht ersehen, daß seine Prätensionen auf wirkliche Qualitäten gegründet sind: so sehr ich auch gewohnt bin, bei „jungen Leuten“ mich nicht ohne Weiteres durch die Prätension als solche schon abschrecken zu lassen. Für einen Menschen, der für nichts als für „Litteratur“ Sinn und Auge hat, schreibt dieser Bl<eibtreu> wie ein Schwein inmitten des allergewöhnlichsten Zeitungs-Düngers, vollkommen stumpf gegen alle nuances der Worte; sein Zorn überredet nicht, sein Witz geht nicht über das hinaus, was man „Geschnotter“ nennt — und gar sein Hintergrund von Philosophie! Selbst keine Aesthetik! Byron und Skott im jetzigen Deutschland! Damit verträglich die Verehrung Zola’s! Und welche psychologische Armseligkeit, zb. in dem kurzen Abweise, mit dem er das letzte Werk Dostojewsky’s bedenkt! (Gerade daß die höchste psychologische Mikroscopie und Feinsichtigkeit noch ganz und gar nichts zum Werthe eines Menschen hinzuthut, das ist ja eben das **Problem** D<ostojewsky>’s, das ihn am meisten interessirt: wahrscheinlich weil er es in russischen Verhältnissen zu oft aus der Nähe erlebt hat! (Ich empfehle dafür übrigens das zuletzt ins Französische übersetzte kleine Werk D<ostojewsk>)’s „l’esprit souterrain“ dessen zweiter Theil jenes sehr thatsächliche Paradoxon auf eine beinahe fürchterliche Weise illustrirt). —

Adieu, mein lieber Freund! Und die herzlichsten Grüße an Deine Frau!

Treulich
Dein Nietzsche.

NB. Ich mache eine kleine Kur mit Karlsbader Salz frühmorgens (— wovor hat man sich da diätetisch in Acht zu nehmen? Ich denke vor Saurem, vor Butter, Obst usw?)

[«]

848. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

<Chur, 17. Mai 1887>

Werthester Herr Verleger, meine Adresse bleibt noch bis zum 10ten Juni:
Chur (Schweiz) Rosenhügel

Den vorletzten Correkturbogen (20) habe ich Montag den 9. Mai an Sie abgeschickt; es beunruhigt mich einigermaßen, daß bis jetzt (Dienstag den 17 Mai) der letzte (21) noch nicht in meinen Händen ist.

Hoffentlich ist Nichts verloren gegangen? —

Mit ergebenstem Gruße
der Ihrige
Prof Dr Nietzsche.

[«]

849. An Erwin Rohde in Heidelberg

Chur, den 19. Mai 1887.

Nein, mein alter Freund Rohde, ich erlaube Niemanden über Ms. Taine so respektwidrig zu reden, wie Dein Brief es thut — und Dir am wenigsten, weil es wider allen Anstand geht, Jemanden so zu behandeln, von dem Du weißt, daß ich ihn hochhalte. Magst Du, wenn es Dir gefällt, von mir selber nach Herzenslust und Gewohnheit Unsinn reden — das liegt in der natura rerum, ich habe mich nie darüber beklagt, noch es je anders erwartet. Aber in Bezug auf einen Gelehrten wie Taine, der Deiner species verwandter ist, solltest Du Augen im Kopfe haben. Ihn „inhaltlos“ nennen ist ganz einfach eine rasende Dummheit, studentisch zu reden — es ist zufällig gerade der substantiellste Kopf im jetzigen Frankreich — und die Bemerkung dürfte am Platze sein, daß dort, wo Einer keinen „Inhalt“ sieht, deshalb doch recht wohl ein Inhalt sein könnte, nur eben kein Inhalt für ihn. In der schmerzlichen Geschichte der modernen Seele, die in vielem Betrachte sogar eine tragische Geschichte ist, nimmt Taine seinen Platz ein als ein wohlgerathener und ehrwürdiger Typus mehrerer der nobelsten Qualitäten dieser Seele, ihres rücksichtslosen Muthes, ihrer unbedingten Lauterkeit des intellektuellen Gewissens, ihres rührenden und bescheidenen Stoicismus inmitten tiefer Entbehrung und Vereinsamung. Mit solchen Eigenschaften verdient ein Denker Ehrfurcht: er gehört zu den wenigen, die ihre Zeit verewigen. Mich erquickt der Anblick eines solchen tapferen Pessimisten, der geduldig und unerbittlich seine Pflicht thut, ohne den großen Lärm und die Schauspielerei nöthig zu haben, ja der ehrlich von sich sagen kann: „satis sunt mihi pauci, satis est unus, satis est nullus“. Sein Leben wird dergestalt, ob er es will oder nicht, zu einer Mission, er steht eben zu allen seinen Problemen nothwendig (und nicht so beliebig, so zufällig, wie Du, gleich den meisten Philologen, zur Philologie)

Nichts für ungut! Aber ich glaube, wenn ich nur diese Eine Äußerung von Dir wüßte, ich würde Dich auf Grund des damit ausgedrückten Mangels an Instinkt und Takt verachten. Glücklicherweise bist Du mir anderweitig ein bewiesener Mensch.

— Aber Du solltest Burckhardt über Taine reden hören!

Dein Freund N.

[«]

850. An E. Kürbitz in Naumburg

Chur (Schweiz)
Rosenhügel 20. Mai
1887.

Sehr geehrter Herr,

mein Schwager, Herr Dr. Förster, stellt an mich (wie ich eben aus einem Briefe meiner Schwester erfahre) das Verlangen, daß ich für Ausgaben im Betrag von 4500 Mark für ihn gut stünde; genauer, daß drei Rechnungen in der Höhe der genannten Summe jetzt durch Sie bezahlt werden möchten, und daß ich dafür einträte, gesetzt diese drei Rechnungen bis Juli durch Einzahlungen auf Land oder eine Anleihe nicht gedeckt würden. Ich fühle mich außer Stande, auf diese

Proposition einzugehn und bitte bei Gelegenheit Herrn Dr. Förster davon Mittheilung zu machen.

Mit bekannter Hochschätzung
Ihr ergebenster
Prof. Dr. Fr. Nietzsche.

[«]

851. An Heinrich Köselitz in Venedig

Chur, Schweiz, Rosenhügel
20. Mai 1887.

Lieber Freund,

inzwischen gieng es nicht besser: und fast bilde ich mir ein, daß der Frühling, meine verhängnißvolle Jahreszeit, mir überall gleich zusetzt — und daß ceteris paribus Venedig bei weitem das Wählenswertheste auch für diese Zeit bleibt. Ein paar gute Minuten helfen mir über lange böse Strecken weg — selbst weniger noch, ein kleiner Ruck des Herzens beim Anhören einer Musik, die ich liebe: aber es gab bisher keinen solchen Ruck! Es gab keine Musik, keinen St. Markusplatz, keine Gondel — nichts als die häßlichen Gebirgsbauern, deren Bewegungen und Laute mir wehe thun. Doch hat Chur schöne Wälder um sich: aber ich wurde auch in ihnen nicht „ohnig der Melancholei“, von der ich besessen bin. Dazu fehlten stupide Zufälle nicht, die mich aus meinem „Willen zur Sorglosigkeit“ immer wieder in die Sorge hineintrieben. Die Behauptung Plato’s, daß man mit Massage sogar Gewissensbisse heilen könne, verdiente erprobt zu werden: — doch bin ich bisher auch mit ihrer Hülfe nicht über den Gewissensbiß hinweggekommen, dies Mal Venedig und meinen Freund Köselitz in Stich gelassen zu haben.

Was mag denn wieder mit Fritzsch vorgegangen sein? Der allerletzte (modifizirte) Correkturbogen des 5. Buchs ist bis heute nicht in meinen Händen: der vorletzte, mit Ihrer Correctur, ist am 9. Mai von Chur nach Leipzig abgereist. Seitdem — silentium. —

Hoffentlich ist Nichts verloren gegangen? —

Haben wir Geduld, es kommt eigentlich Nichts darauf an, wann meine Schriften „fertig“ werden. Eben habe ich Rohden einen allerliebst-groben Brief geschrieben, wegen einer respectwidrigen Aeußerung über Taine. Insgleichen einen Geldbrief Paraguay betreffend: ich hüte mich weislich, mich irgendwie in diese

Antisemiten-Unternehmung einzulassen. Übrigens ist ein grandioses Stück Erde von mehr als 12 □ Meilen (größer als Lippe) im Besitz meiner Angehörigen als propriedad del Sg. Don Bernardo Förster — unter dem Namen „Neu-Germanien“. Es ist möglich, daß eine der größten Eisenbahnen der Welt, welche unten von der Mündung des La-Plata nach dem Panamakanal geht, entweder durch die Colonie hindurch oder nahe vorbei führt (die Bahnlinie durch Bolivia und Peru). Schon bei dem Bahnbau läßt sich ein Vermögen erwerben, denn die Colonie ist mit prachtvollem Hochwald bedeckt und hat 2 Wasserstraßen nach dem Hauptstrom. Der General Osborne, früher Gesandter der Verein<igten> St<aaten> in Argentinien, verhandelt jetzt mit der Regierung über diese Bahn, die sein „Ideal“ und Lebenszweck ist (er hat meiner Schwester gesagt, beim Abschiede, „sein schönster Gedanke sei, wenn er eines Tages mit dem Zuge käme to see the little Queen of Nueva Germania“)

Die Bibliothek in Chur, ca. 20 000 Bände, giebt mir dies und jenes, das mich belehrt. Zum ersten Male sah ich das vielberühmte Buch von Buckle „Geschichte der Civilisation in England“ — und sonderbar! es ergab sich, daß B<uckle> einer meiner stärksten Antagonisten ist. Übrigens ist es kaum glaublich, wie sehr E. Dühring sich von den plumpen Werthurtheilen dieses Demokraten in historischen Dingen abhängig gemacht hat: ganz derselbe Fall, wie mit Carey, von dem er alle wesentlichen Oeconomica sich angeeignet hat. In philosophicis steht es noch schlimmer: es ist wirklich einer der unoriginellsten Köpfe, der aber mit seiner Agitatoren-Dreistigkeit gerade über diesen Thatbestand hinweg zu täuschen versteht. Ich hätte ihn mit dem gleichen Rechte einen Amalgamisten nennen können, wie ich E. v. Hartmann genannt habe.

Ob ich diesen Sommer in Sils-Maria sein werde, ist ungewiß; vielleicht Celerina, noch vielleichter die Lenzer Haide (wo es tiefen Wald giebt) Aber erst muß die „liebe Seele“ wieder ruhig werden und die dumme Spannung verlernen, in der ich mich so lange befinde, als die Redaktion meiner früheren Litteratur dauert: sie hat mir allzu sehr deutlich gemacht, daß ich ohne Halt bin und leicht durch einen Sturm über Nacht fortgeblasen werden kann. Verklettert, sehr hoch, aber in der beständigen Nähe der Gefahr — und ohne eine Antwort auf die Frage „wohin?“ — —

Oh was liebe ich die Musik meines Freundes Peter Gast!

Treulich und von Herzen Ihr
Nietzsche.

[«]

852. An Erwin Rohde in Heidelberg

<Chur, 23. Mai 1887.>
Montag Nachmittag.

Lieber Freund, es ist nicht schön, daß ich vorgestern dergestalt einem plötzlichen Zorn gegen Dich nachgegeben habe, aber zum Mindesten ist es gut, daß er herausgekommen ist: denn er hat mir Etwas sehr Werthvolles eingebracht, nämlich Deinen Brief, der mich wesentlich erleichtert und meinem Gefühle gegen Dich andre Bahnen giebt.

Dein Wort über T<aine> klang mir über die Maaßen ablehnend und ironisch: was in mir dagegen revoltirte, war der Einsiedler, der aus einer allzureichlichen Erfahrung weiß, mit welcher erbarmungslosen Kälte alle Abseitslebenden bei Seite gethan und auch wohl abgethan werden. Es kommt dazu, daß Taine, außer Burckhardt, in langen Jahren der Einzige gewesen ist, der mir ein herzhaftes und theilnehmendes Wort über meine Schriften gesagt hat: so daß ich ihn und Burckhardt einstweilen für meine einzigen Leser halte. Wir sind in der That gründlich aufeinander angewiesen, als drei gründliche Nihilisten: obschon ich selbst, wie Du vielleicht spürst, immer noch nicht daran verzweifle, den Ausweg und das Loch zu finden, durch das man in's „Etwas“ kommt.

Wenn man dergestalt in seinen tiefen Bergwerken steckt und gräbt, wird man „unterirdisch“, zum Beispiel mißtrauisch. Es verdirbt den Charakter: Zeugniß mein letzter Brief. Nimm fürlieb!

Dein N.

[«]

853. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

Chur (Schweiz) Rosenhügel
den 1. Juni 1887.

Werthester Herr Verleger! Anbei folgt der corrigirte letzte Bogen des 5ten Buchs: womit nunmehr meine Arbeit zu Ende gekommen ist. Heute bitte ich Sie, mir den Zeitpunkt anzugeben, in dem „Morgenröthe“ und „fröhliche Wissenschaft“ versandtfähig sein werden: es liegt mir daran in Hinsicht eines Geburtstags.

Ebenfalls bitte ich Sie um die Rechnung für den Druck des fünften Buchs: welche sofort in Ordnung gebracht werden soll.

Mit bestem Gruße Ihr
ergebenster
Dr. F. Nietzsche.

[«]

854. An Elisabeth Förster in Asuncion (Entwurf)

<Sils-Maria, kurz vor dem 5. Juni 1887>

1) Mein liebes Lama, Du findest Deinen Bruder ganz und gar widerwillig, Geld herauszurücken: seine Lage ist zu unsicher, und die Eure nicht bewiesen genug als daß es erlaubt wäre, hier bloß auf den Augenblick hin zu handeln.

2) Das Schlimmste ist zu alledem, daß unsere Interessen und Wünsche jetzt gerade recht auseinander laufen. Soweit Eure Unternehmung eine antis<emitische> Unternehmung ist — und man hat mir das inzwischen ad oculos demonstrirt —

3) habe ich im innersten Herzen kein Vertrauen zu ihr ja nicht einmal viel Wohlwollen fromme Wünsche. Gelingt das Werk des Dr. F<örster>, so will ich mich um Deinetwillen damit zufrieden geben und möglichst wenig daran denken, daß es zugleich der Triumph einer von mir geringgeschätzten Bewegung ist, gelingt es ihm nicht, so werde ich mich am Zugrundegehn einer antisem<itischen> Unternehmung freuen und Dich um so mehr bedauern, daß Du Dich aus Pflicht und Liebe an eine solche Sache gebunden hast.

4) Ich sage das ein- für alle Mal: mit Betrübniß darüber, daß es durchaus gesagt werden muß.

5) Mein Wunsch ist zuletzt, daß man Euch deutscherseits etwas zu Hülfe käme, und nämlich dadurch daß man die Antisemiten nöthigte, Deutschland zu verlassen: wobei ja nicht zu zweifeln wäre, daß sie Euer Land der „Verheißung“ P<araguay> anderen Ländern vorziehen würden. Den Juden andererseits wünsche ich immer mehr, daß sie in Europa zur Macht kommen, damit sie jene Eigenschaften verlieren (nämlich nicht mehr nöthig haben) vermöge deren sie als Unterdrückte sich bisher durchgesetzt haben. Im Übrigen ist es meine ehrliche Überzeugung: ein Deutscher, der bloß daraufhin, daß er ein D<eutscher> ist, in Anspruch nimmt mehr zu sein, als ein Jude, gehört in die Komödie: gesetzt nämlich daß er nicht ins Irrenhaus gehört

855. An Elisabeth Förster in Asuncion

Chur, den 5. Juni 1887.

Weißt Du noch, mein liebes Lama, wie wir einstmals — es war im Herbst 1879 — in Chur zusammen auf dem Rosenhügel frühstückten? Du hattest einen Band Middlemarch von der braven Eliot bei Dir? Eben da wohnt jetzt Dein Bruder, bei einem Lehrer, wartend, wartend, ob das Wetter endlich die Auffahrt ins Engadin erlaubt: denn dies Jahr haben wir einen widerspänstigen und bösen Frühling, der den Mai ebenso mit Wintertagen durchspickt hat, wie der vorjährige Frühling (in Naumburg, schlimmen Angedenkens!) seinen Mai mit Hundstagen. Damals gieng es hinauf bis zu 30 Grad Cels. im Schatten, dies Mal hinunter bis 1 Grad unter Null: das ist das „europäische Gleichgewicht“! Das Üble daran ist, daß beide Natur-Anomalien mir gleichmäßig zusetzen, ja ich erinnere mich, wenige solche Depressions-Zeiten durchgemacht zu haben wie die letzten Frühlinge. Es steht überhaupt unheimlich mit mir: ich muß als Maximum meines überhaupt erreichten relativen Wohlbefindens jenen Sommer in Tautenburg betrachten, seit welchem Alles schief gegangen ist. Es kostet mich jetzt eine ernsthafte Überwindung, mit jedem einzelnen Tage fertig zu werden; dazu bin ich excessiv mißtrauisch geworden und habe eigentlich Niemanden übrig behalten, vor dem ich Lust hätte, mich etwas gehen zu lassen und guter Dinge zu sein. Wie sich von selber versteht, verhalten sich die „lieben Mitmenschen“ entsprechend zu mir: Alles hat mich seitdem verlassen, selbst das Lama ist davon gesprungen und unter die Antisemiten gegangen (was ungefähr das radikalste Mittel ist, um mit mir „fertig“ zu werden) Nun, ich sage das am wenigsten im Tone eines Vorwurfs, es ist bei weitem vernünftiger, in südamerikanischen Wäldern die „Försterei“ im großen Maaßstabe zu treiben als die „Brüderlichkeit“ im kleinen. Bevor ich hierher kam, habe ich mich ein paar peinliche Wochen in Zürich durchgewunden, zum ersten Mal wieder in der Pension Neptun seit jenen Herbsttagen, wo wir so heiter waren, gleichsam als ob —: ich wohnte in jenem kleinen Kämmerchen, das Du die erste Nacht inne hattest und dachte Viel an Dich (ebenso wie vorher bei der Reise über den Gotthard) Ich suchte Hegars auf, die sich Dir herzlich empfehlen lassen, auch Fräulein von Salis, eben vor der „Prüfung“, nämlich der Doctorpromotion stehend und sehr angegriffen; insgleichen Frl. v. Schirnhofer, die eben von Paris zurückkam und auch von dem Gespenst des nahen Examens überschauert war; übrigens war mit demselben Zuge auch Frl. Wildenow von Paris gekommen, doch ohne daß die beiden ehemaligen Freundinnen das gleiche Coupé benutzt hätten (sie erzählten vielmehr beiderseits mit einigem Stolze, sich nicht einmal auf dem Perron gegrüßt zu haben) Die Medizinerin schien mir übrigens vollendet langweilig und von Flöten-gegangener Weiblichkeit: sie sprach klug wie ein dummes Buch. Ich erwähne noch, daß Frl. Salomé sich jetzt verheirathet, mit einem Dr. Andreas; ebenfalls daß Malvida ihre ältere Schwester verloren hat und nunmehr glaubt „an der Reihe“ zu sein; auch daß in Basel die uns bekannten Menschen rapid aussterben (Thurneysen-Merian, der Prof. Vischer, Frau Prof. Hagenbach-Bischoff, der lustige Dr. Burckhardt), daß Jakob Burckhardt seine Geschichtsprofessur aus Altersschwäche niedergelegt hat und unglücklich über seinen insipiden Nachfolger ist; auch daß Overbeck zu mir nach Zürich gekommen ist (sein Haar ist nun auch weiß geworden) daß die Familie Rothpletz auf Teneriffa war, daß Prof. Moriz Wagner (der Freund von Frau Rothpletz) sich eben in München erschossen hat; auch daß ich mich mit Rohden verzürnt habe; daß ich in Nizza gründlich angepumpt worden bin und natürlich nichts wieder bekommen habe; daß bei der Leipziger Ostermesse mein letzterschienenes Buch einen schlechten krebsartigen Charakter an den Tag gelegt hat (es sind im Ganzen 114 Exemplare verkauft worden); endlich daß die verschiednen Druckereien, die ich mir in den letzten Jahren habe „zu Schulden kommen“ lassen, die Summe von 450 Thalern verschluckt haben. (Mein liebes Lama, Du findest Deinen Bruder jetzt ganz und gar abgeneigt, Geld heraus zu rücken: seine Lage ist zu unsicher, und die Eure nicht bewiesen genug als daß es erlaubt wäre, hier bloß auf den Augenblick hin zu handeln. Dagegen habe ich, einer Vorstellung unsrer guten Mutter nachgebend, so viel wenigstens mir abgerungen (denn ich bin ein Geizhals und überdies mißtrauisch, wie gesagt, bis zum Exceß), daß 800 Thaler für Dich flügge worden sind, insofern ich das, was Du bisher noch auf dem Haus in Naumburg stehen hattest, auf meine Kappe genommen habe, hoffentlich mit Deiner Billigung? Im Übrigen muß ich mich zu einer plötzlichen Veränderung meines Looses bereit halten: denn meine Schriften sind compromittirend und ich habe keinen Hinterhalt mehr, auch in Basel nicht. Verzeihung, daß ich so viel von mir rede und nichts Erquickliches noch dazu! Um so besser mag es Dir gehen, mein liebes Geburtstagslama!

F.

Meine besten Wünsche Deinem Dr. Förster zu seiner großen Unternehmung! Mir fiel, als ich die Karte mit dem äußerst respektablen Besitzthum anstaunte, der

Satz ein „wer besitzt, ist auch besessen“. Man giebt damit viel Freiheit auf. —

Freund Köselitz sitzt enttäuscht und melancholisch wieder in Venedig, auch ohne Geld: denn alle Aussichten, seinen „Löwen von Venedig“ zum Brüllen zu bringen, sind vorbei. Die Deutschen schwärmen nur noch für Wagner und Neßler.

Es scheint ein Brief an Dich verloren gegangen zu sein, ein sehr heiterer Brief aus Nizza abgeschickt, etwa einen Monat vor dem Erdbeben (die Etage, in der mein Zarath<ustra> entstanden ist, stürzte ein und ist jetzt abgetragen worden)

[«]

856. An Heinrich Köselitz in Venedig

Adresse, nach wie vor:
Chur, Rosenhügel.
d. 8. Juni 1887.

Lieber Freund,

noch schnell ein paar Worte, bevor ich mich auf die Wanderschaft begebe: wer weiß, wie lange es dauert, bis ich wieder Tinte und Feder zur Hand nehmen kann — denn mein Reiseziel ist dies Mal ungewiß (Lenzer Haide oder Celerina oder Sils oder?) Zudem drängt es mich, Ihnen ein Faktum zu melden, auf das hin von Ihnen vielleicht etwas combinirt werden könnte: nämlich der Hamburger Pollini (zu dem, wie ich mich erinnere, Sie einiges Vertrauen in puncto Muth und Unabhängigkeit haben) ist für diesen Winter mit Hans von Bülow einig geworden: dabei soll es unter anderem eine vollständige Mozart-Serie abgeben. Nun scheint es mir immer noch, daß Bülow der Mann ist, der Ihre Oper aufzuführen wagen wird: er steht unabhängiger da als Mottl und Levi, ja er liebt gelegentlich eine outrance von Unabhängigkeit ad oculos zu demonstriren. Es wäre der Versuch zu machen, ob er es nicht in Ihrem Falle thäte. Daß Sie ehemals ein kleines Brief-rencontre mit ihm gehabt haben, kommt einfach nicht in Betracht: Bülow hat in Hinsicht auf solche Dinge eine noblesse, auf die man bauen kann. Er hat sich zehn Mal mit Brahms überworfen (und mit wem nicht?) aber das hindert ihn nicht: umgekehrt, es spornt ihn an, einer von ihm einmal erkannten Kraft und Originalität sich zu widmen. Erwägen Sie, lieber Freund: sagen Sie ihm, weshalb Sie Ihr Werk unaufführbar glauben, wenn es nicht von ihm gewagt wird, — charakterisiren Sie Ihre Musik mit sieben unzweideutigen Prädikaten (im Gegensatz zu Wagner und zu Neßler, den einzigen „Zeitgemäßen“ der jetzigen deutschen Seele); vielleicht schadet es nichts, wenn Sie die Verantwortung für den ganzen Schritt auf mich legen (obwohl ich aus allen möglichen Gründen nicht von mir aus zuerst an Bülow über diese Sache schreiben möchte)

Ich erzähle noch nebenbei, daß Brahms eine romantische Oper componirt — er ist am Thunersee — der Text ist von V. Widmann, zurechtgemacht nach dem Lustspiel von Gozzi „das laute Geheimniß“. Dabei habe ich mir gesagt, daß der genannte Dr. Widmann zuletzt auch Ihren Corsischen Text ausdichten könnte.

Endlich habe ich eine Bitte: sagen Sie mir, wie viel Exemplare vom 4^ten^ Theil Zarathustra bei Ihnen in Venedig liegen. Vielleicht habe ich damit etwas vor.

Die Leipziger Buchhändlermesse hat mir ein lehrreiches Resultat abgeworfen. Dies Mal, in Bezug auf Jens<eits> von G<ut> und B<öse> ist buchhändlerischer Seits Alles, was noth thut (und etwas mehr sogar!) gethan worden: also dem Herrn Schmeitzner ist nichts mehr in die Schuhe zu schieben, wie ich es bisher that. Trotzdem — ist das Ergebniß dasselbe wie bei Schmeitzner: oder vielmehr, es ist noch schlechter! Es sind überhaupt nur 114 Exemplare verkauft worden (während allein 66 Exemplare an Zeitungen und Zeitschriften verschenkt worden sind)

Lehrreich! Nämlich man **will** partout meine Litteratur nicht: und ich — **darf** mir den Luxus des Druckes nicht mehr gestatten. —

Wenn Sie sich eines alten Wunsches erinnern möchten! Ich würde so gern Ihre **critica** aus der Münchner Zeit lesen: sind sie frei? (Aber warum bieten Sie Ihre unvergleichlichen Artikel über Venedig nicht lieber der Frankfurter Zeitung an, statt der Süddeutschen Presse?..) Treulich und herzlich Ihr Freund

N.

Schönsten Dank für die ganze Correctur-Noth, die ich Ihnen gemacht habe!!! Wer weiß, vielleicht habe ich fürderhin nichts mehr zu „corrigiren“, ausgenommen mich selbst…

[«]

857. An Lendi, Wirt in Celerina (Entwurf)

<Chur, um den 8. Juni 1887>

Im letzten Herbst hat mir einer der treusten Gäste Ihres Hauses H. G.<eneral> Simon die Mittheilung gemacht, daß Sie mir mit ausnahmsweisen Bedingungen entgegenkommen würden, wenn ich gesonnen wäre einen längeren Aufenthalt in Celerina zu nehmen.

Ich habe bisher sechs Sommer hintereinander in Sils-Maria zugebracht, in einem Privathause, dessen Bewohner ich schätze und ungern verlasse: doch macht die Rücksicht auf meine immer mehr leidenden Augen es nöthig, ein Zimmer mit günstigeren Lichtverhältnissen zu suchen als jenes Haus mir zu bieten vermag. Nun glaubt Frl. Simon in dem Ihnen benachbarten Hause Rocco ein solches Zimmer gefunden zu haben; und man theilt mir mit, daß Sie mir für das Zimmer, hinzugerechnet Mittag- und Abendessen an Ihrer table d'hôte, täglich den Preis von 4 1/2 frcs. rechnen würden. Mit der Bitte, mich darüber zu benachrichtigen, wann jenes Zimmer mir bereit stehen könnte und wann Ihr Haus selbst seine Gäste zu erwarten hat, bin ich — — —

[«]

858. An Franz Overbeck in Basel (Entwurf)

<Chur, um den 8. Juni 1887>

An Overbeck

Es ging inzwischen mit der Gesundheit schlecht und schlechter: dem Frühling darf ich dafür nicht mehr die Schuld geben, er hat sich aus dem Staube gemacht und selbst nicht einmal „aus dem Staub" … Wir hatten Schnee bis tief ins Thal herab.

Nachdem ich meiner gesamten bisherigen Litteratur nunmehr eine Art letzter Oelung gegeben und von ihr mit Zärtlichkeit Abschied genommen habe will es mir scheinen, als ob es überhaupt mit allem Veröffentlichen von Büchern bei mir jetzt vorbei sei (Gott sei Dank, werden meine Freunde sagen) Facta loquuntur: kein deutscher Verleger wagt es mit mir noch (oh sie haben Recht, diese Herren!), ich habe in den letzten 3 Jahren bei den Unbefangensten und Muthigsten immer nur das harte Wörtchen „Nein" zu hören bekommen. Andererseits ist mir die deutsche Presse abgeneigt (oh sie hat ein Recht dazu, diese Dame!) sie möchte am liebsten meinen Namen gar nicht vorbringen, wie das mir von Litteraten selbst bezeugt ist, dazu gehört z. B. daß von den 50—60 Recensionsex<emplaren> meines letzten Buches kaum 1/5 die Wirkung gehabt hat, die man von einer derartigen Zusendung erwartet. Am wichtigsten ist dies: ich hatte bisher geglaubt daß Schm<eitzner> dem Vertrieb meiner Schriften den größten Nachtheil gethan habe: auch mit seinen unsinnigen Preisen. Nun kann man sich nicht sorgsamer und thätiger benehmen als sich mein jetziger Verleger, Herr C. G. Naumann benommen hat; und der Preis war räsonnabel: das Resultat ist trotzdem dasselbe, ja sogar noch schlimmer als bisher — es sind, wie bei der Ostermesse constatirt wurde, im Ganzen nur 114 Exemplare verkauft worden. Somit ist, von der Geb<urt> der T<ragödie> an bis jetzt, eine stetig **wachsende** Gleichgültigkeit gegen meine Schr<iften> ziffernmäßig constatirt. Ich selbst habe in den letzten 3 Jahren erhebliche Unkosten durch Selbst-Drucke gehabt: für den 4. Th<eil> Z<arathustras> c. 100 Thl., für Jenseits von Gut und Böse c. 300, das Jahr für die mannigfachen Zurechtmachungen und Bereicherungen meiner älteren Schriften c. 150 Thaler. Das hat nun ein Ende. Weder ich, noch irgend ein Verleger kann den Luxus einer Litteratur aufrechterhalten, deren Liebhaber kaum die Zahl 100 überschreiten.

Ein peinliches Erlebniß, das mich einige Tage krank gemacht hat, war ein Zwischenfall mit Rohde, dem Niemand besonders viel Takt und Delikatesse nachrühmen wird. Er beging in einem Briefe eine solche Rüpelei gegen mich, daß ich mich dazu hinreißen ließ, ihm eine sehr grobe Antwort und Abfertigung zu theil werden zu lassen. Ich muß hinzufügen, daß er hierauf in einer Weise zurück geantwortet hat, die seinem Charakter alle Ehre macht. Im Ganzen ein recht überflüssiges Erlebniß, zumal in meinem jetzigen Zustande. —

[«]

859. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Sils-Maria, 13. Juni 1887>

Glück zu, lieber Freund! Das nehme ich als ein sehr gutes Zeichen, daß Sie wieder Muth und gute Laune zu einem neuen Wagniß haben. Die Adresse Bülow's fehlt mir; nach meiner ungefähren Erinnerung wollte er diesen Frühling nach Frankfurt a. M. gehn, um dort an der Musikschule eine Anzahl Muster-Lektionen zu geben. Zuletzt erfahren Sie etwas Gewisses schneller als ich, da wir noch nicht den Sommerkours der Post haben und also sehr langsam von der Außenwelt afficirt werden. In jedem Falle empfehle ich die größte Eile. Was den Titel betrifft, so bin ich beinahe gleicher Meinung geworden; haben Sie übrigens gehört, daß bei Verdi Othello vom Volke als il leone di Venezia begrüßt wird? — Schönsten Dank für die zwei guten Briefe; heute bin ich noch krank, darum die Karte. Es bleibt bei Sils. Treulich Ihr N.

Hinter dem Haus Rest einer Lawine. Ich der erste Gast. Reiner Himmel. —

[«]

860. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

Sils den 14. Juni 1887.

Werthester Herr Verleger, von nun ab bin ich wieder in Sils-Maria, Oberengadin zu erreichen: hoffentlich haben Sie recht bald mir etwas zuzusenden! Meine letzte Karte, von Chur aus abgesandt, wird, wie ich denke, in Ihre Hände gelangt sein? —

— Ich bin um die Adresse H. von Bülow's angegangen worden: können Sie mir dazu verhelfen? —

Hochachtungsvoll der Ihrige
Dr F. Nietzsche

[«]

861. An Fräulein Simon in Siena (Entwurf)

<Sils-Maria, Mitte Juni 1887>

Mit tiefer Betrübniß las ich eben Ihre Trauerbotschaft, die erst spät und nach mancherlei Umwegen in meine Hände gelangt ist. Nein! Das hatte ich nicht erwartet: es schien mir umgekehrt, daß eine gewisse kritische Zeit der Gesundheit nunmehr überwunden sei und daß der verehrte Mann unter Ihrer unvergleichlichen Pflege noch einem langen, freundlichen wolkenlosen Alter entgegensehn dürfe

Wie oft habe ich diesen Winter an Sie Beide gedacht. Wie oft auch mir Glück dazu gewünscht, daß ein Versuch den ich letzten Herbst machte, Ihren Herrn Vater für Nizza zu überreden durch einen Zufall mißglückt ist und daß ihm auf diese Weise der Schrecken des Erdbebens erspart blieb, der in jener 4. Et<age> meines H<otels> de G<enève> vielleicht größer als irgendwo gewesen ist.

jetzt muß ich dreifach dem damaligen Zufall dankbar sein, ich würde andernfalls glauben müssen, irgendwie an dem so unerwarteten Ausgange mitschuldig zu sein, — — —

Seien Sie überzeugt, verehrtes Fl., daß das Bild Ihres verehrungswürdigen Vaters, wie er jetzt vor mir steht, diese seltene Vereinigung von Güte, Ernst, Gewissenhaftigkeit und Tiefe des Gemüths, niemals aus meinem Gedächtnisse schwinden wird.

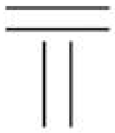
[«]

862. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)

<Sils-Maria, Mitte Juni 1887>

[+ + +] <an Lisbeth habe ich von> Chur aus geschrieben, ich denke, daß der Brief zum Geburtstage in ihren Händen sein wird. Es ist ein Jammer, Brief für Brief immer nur Nein schreiben zu müssen: man sollte mir das ersparen und gar nicht mich um Geld angehen.

Meine liebe Mutter, obwohl Du mir erst kürzlich ein schönes Kistchen geschickt hast, so bitte ich Dich heute nochmals um ein Kistchen: nämlich mir wäre Schinken (die feinste Schinkenwurst) sehr nützlich und insgleichen möchte ich der kleinen Adrienne ein hübsches (ansehnlicheres) Geschenk machen. Die Leute hier im Hause sind gut gegen mich, und Dein altes Thier hat wenige Winkel auf der Erde übrig, wo die Leute gegen ihn gut sind. Natürlich rechnest Du mir die Unkosten an, die es macht: mir wäre aber ein Kästchen mit 12 Dutzend Stahlfedern sehr erwünscht, aber genau dieser Adresse entsprechend (man wird sie aus Berlin bestellen müssen —)



S. Roeder Hoflieferant, Berlin
Stahlfeder Nr. 15. Breit

Es sind die einzigen Stahlfedern, mit denen ich schön schreiben kann (so schön wie z. B. dieser Brief geschrieben ist)

Es mag sehr heiß bei Euch sein: auch hier ist es warm, trotzdem daß der Schnee noch tief hinunter geht und hinter meinem Hause der Rest einer Lawine liegt. Mir scheint es aber lästig schwül: so daß ich viel weniger als sonst gehe. Dies hängt aber wohl von meiner Schwäche ab.

Natürlich bin ich ganz allein, bei weitem der erste Gast. —

Der alte General Simon ist gestorben. — Herzlich und dankbar Dein altes

Geschöpf.

[«]

863. An Franz Overbeck in Basel

Sils-Maria Oberengadin
d. 17. Juni 1887.

Lieber Freund,

bis jetzt habe ich auch hier oben nicht viel Besseres gethan als krank sein. Ich kam mit einem heftigen Anfall meines Kopfleidens an, hatte ein 12 stündiges Erbrechen und befand mich in einem jener Zustände, an die mein kleines Zimmer hierselbst leider zu gut gewöhnt ist. Dieser Zustand wurde von einer gründlichen allgemeinen Erkältung abgelöst, mit Fieber, Schlaf- und Appetitlosigkeit, Schwindel, Dumpfheit, Schwäche: so daß ich weniger gehen kann als ich möchte und sogleich in Schweiß gerathe (trotz der Nähe des Schnees: vor meinem Fenster liegt der Rest einer Lawine) Trotzdem freue ich mich, wieder hier zu sein und überhaupt noch da zu sein. ...Diese letzten Jahre auszuhalten — das war vielleicht das Schwerste, was mir überhaupt mein Schicksal bisher zugemuthet hat. Nach einem solchen Anrufe, wie mein Zarathustra es war, aus der innersten Seele heraus, nicht einen Laut von Antwort zu hören, nichts, nichts, immer nur die lautlose, nunmehr vertausendfachte Einsamkeit — das hat etwas über alle Begriffe Furchtbares, daran kann der Stärkste zu Grunde gehn — ach, und ich bin nicht „der Stärkste“! Mir ist seitdem zu Muthe als sei ich tödtlich verwundet, es setzt mich in Erstaunen, daß ich noch lebe. Aber es ist kein Zweifel, ich lebe noch: wer weiß, was ich noch Alles zu erleben habe!

Mit Celerina ist es Nichts, stelle Dir vor, der alte General Simon ist eben gestorben, und der Wirth will die ausgemachten Bedingungen nicht aufrecht erhalten. Der Verlust dieses alten strengen mir sehr zugethanen Militärs ist wirklich für mich ein Verlust: er hat so oft mir, um Kantisch zu reden, die „Kritik der praktischen Vernunft“ dargestellt, daß ich nunmehr, im Ausland, wirklich noch ein gut Theil verlassener und „unpraktischer“ daran bin als vorher. Er starb in Siena, 71 Jahre alt. Bei einer kleinen Verschiebung der Dinge im Jahre 1848 wäre er vielleicht einer der einflußreichsten und höchstgestellten Militärs im damaligen Deutschland geworden; er gehörte zur Familie jener begabten Revolutionärs Simon.

In Chur hörte ich, zu meiner wahren Erbitterung, Schumanns Paradis und Peri. Nein, welche schändliche Verweichlichung des Gefühls! Und was für ein Philister und Biedermann schwimmt mitten in diesem See von Limonade gazeuse! Ich bin davon gelaufen — mit einer wahren Sehnsucht nach den kurzweiligen und lustigen Melodien unseres Venediger maëstro. Beiläufig: ich habe ihn zu einem letzten Versuch, seine Oper anzubringen, überredet — Bülow (der jetzt von dem Hamburger Pollini engagirt ist) soll das Werk aufführen. Wenn B<ülow> es nicht thut, thut's Niemand nicht! Man muß dazu Muth, selbst Paradoxie im Leibe haben.

Treulich Dein N.

Ich bin hier natürlich „bei weitem der erste“ Gast. Wenn Ende des Monats das Geld flüssig wird, sende es, bitte, recommandirt, wie gewöhnlich, Sils-Maria: das genügt. Herzliche Grüße an Deine liebe Frau.

[«]

864. An Heinrich Köselitz in Venedig

Sils-Maria, Mittwoch. <22. Juni 1887>

Lieber Freund,

woran das hängt, — ich weiß es nicht: aber eine förmliche décadence ist bei mir ausgebrochen, meine Gesundheit übt ihre alten miserabelsten Weisen wieder ein, die Ermattung selbst an sogenannten „gesunden“ Tagen ist unheimlich, nachts versinke ich oft in eine Muthlosigkeit und Desperation, die mir Scham einflößt — und selbst das sublim-helle und bewiesene Wetter von Sils hilft mir nicht aus diesem „Verfall“! Dabei kommt nicht ein Laut aus der weiten weiten Welt, der meinem Herzen erquicklich klänge: Ihre „Laute“ abgerechnet, lieber Freund, — alles, was Sie mir geschickt haben — beide Sendungen glücklich angelangt! — klang mir wie Musik: und zuletzt bin ich ein alter Musikant, für den es keinen Trost giebt außer „in Tönen“! Glauben Sie mir, alle die kleinen Winke eines „Glaubensbekenntnisses“, wie sie Ihnen dem Kritiker entschlüpfen, machten mir ein Vergnügen, als ob es Musik aus dem segreto matrimonio selbst sei (— es ist nämlich kein Zweifel, daß ich im alleruntersten Grunde die Musik machen können möchte, die Sie machen — und daß ich meine eigne Musik (Bücher eingerechnet) immer nur gemacht habe faute de mieux…

Das erinnert mich an die eben erfolgte Ankunft der ersten fertigen Exemplare von Morg<enröthe> und Fröhl<iche> Wissenschaft: hoffentlich sind diese Bücher auch auf der Reise zu Ihnen? Und Sie werden sich die Laune nicht durch diese Ankömmlinge verderben lassen, an denen viel zu viel deutsches Ungenügen und trüber Himmel ist, als daß man ihnen nicht lieber aus dem Weg gienge? Himmel, was habe ich Alles ausgestanden, und wie sparsam sind die goldenen Tropfen des Lebens auf mich bisher niedergeträufelt! — Trotzdem: ich glaube, wie Sie, an diese goldenen Tropfen und mache mir nichts aus den Künstlern, die keinen Geschmack davon auf der Zunge haben. —

Ich las über Gozzi: z. B. daß Rich<ard> Wagner einen seiner ersten Texte aus ihm genommen hat („die Frau eine Schlange“); auch daß das „laute Geheimniß“ von Calderon ist und nur bearbeitet von Gozzi. — Der Dr. Widmann des „Bund“ lobt als angenehme Privatwohnung an der Riva die casa Petrarca, auch als Winteraufenthalt: eben da wohnen auch Paul Bourget und Gregorovius. Kennen Sie das Haus? — Ich selber habe mich für diesen Winter nach Rom versprochen: Malvida, die ihre jüngere Schwester verloren hat und nun ihrerseits glaubt an der Reihe zu sein, möchte mich noch einmal bei sich haben. Vielleicht, daß ich meine Hinreise über Venedig und Bologna einrichte… Denken Sie sich, daß in Zürich der treffliche Weber gestorben ist: allgemeine Trauer. —

Ein Wunsch zuletzt, den ich nicht unterdrücken kann: es sollte möglich sein, Ihre Urtheile und Werthschätzungen in Hinsicht auf Musik und Musiker beisammen zu haben, als ein hübsches Bändchen Aphorismen — sie müssen nämlich beieinander stehn und sich gegenseitig tragen, das Einzelne mag dann so kühn und auffallend klingen als es heute klingen muß… Ein solches kleines Buch und „Glaubensbekenntniß“ wäre unschätzbar als Herold Ihrer Musik — Sie sind der Einzige, der mit Wissen den ausgesuchten Geschmack auch vertreten kann, der als Instinkt in dieser Musik regiert. Treulich

Ihr Freund N.

[«]

865. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Sils-Maria, Oberengadin
den 24. Juni 1887

Lieber und werther Herr Fritzsch,

die ersten Exemplare habe ich mit Dank empfangen, die Rechnung gleichfalls. Was letztere betrifft, so hat Herr C. G. Naumann (Universitätsstr.) von mir den Auftrag, die 282 M 26 Pf. ungesäumt Ihnen auszuhändigen (ich habe ihm nur gesagt, daß ich so viel Ihnen schuldig bin; nichts Näheres)

Es thut mir wohl, daß wir so weit sind; und ich bitte Sie den Glauben aufrecht zu erhalten, der auch mein Glaube ist, daß alle diese Bücher, die Sie nunmehr in Ihrem Verlage haben, durch ihre unabhängige und radikale Gesinnung ebensowohl als durch Reichthum und Form der Gedanken es verdienen, fortzuleben. Verzeihung, daß ich selbst das ausspreche! —

Sie haben vielleicht schon Herrn Köselitz mit Exemplaren bedacht? Jedenfalls muß ich darum bitten. Ein Exemplar der fröhl<ichen> Wissenschaft soll Dr. V. Widmann (Redaktion des „Bund", Bern) erhalten: er hat vorigen Sommer etwas sehr Intelligentes über mein damals erschienenes Jenseits von G<ut> und B<öse> veröffentlicht. Mir selber bitte ich ebenfalls noch einmal Exemplare aus, zum Zweck eines Geburtstages; auch hätte ich gern von der Geburt der Tragoedie ein Exemplar der 2. Auflage (die einiges Verschiedene von der ersten hat z. B. auf der 2.ten Seite des Textes ein Citat aus Wagners Meistersingern (anstatt des Epigramms von Hebbel)

Einige weitere Wünsche für später vorbehalten.

— Nun sind wir noch nicht fertig mit Drucken, lieber Herr Fritzsch, aber dies Mal handelt es sich um Musik. Der beifolgende „Hymnus an das Leben" (Chorgesang mit Orchester) ist inzwischen reif zur Veröffentlichung geworden, ich hätte ihn gern in Ihrem Verlag. Was die Herstellungskosten betrifft, so werden wir uns verständigen; mir liegt aber an einer vornehmen und würdigen Ausstattung — denn der Hymnus ist bestimmt, von mir „übrig zu bleiben" und später einmal „zu meinem Gedächtnisse" gesungen zu werden.

Thun Sie, wenn ich bitten darf, umgehend die Schritte zum Druck des Hymnus: denn ich möchte im Herbst schon ihn in Zürich mir vorführen lassen (durch die Güte Hegar's, die in solchen Fällen mir bewiesen ist.)

Die Correktur wird auch in diesem Falle, wie es sich von selbst versteht, mein „ständiger" Correktor und Freund Herr Köselitz mit besorgen.

Herzlich grüßend
der Ihrige
Prof Dr. F. Nietzsche

Nachschrift. Ich sehe eben die Rechnungen durch und entdecke, daß Sie sich um 100 M. zu Ihren Ungunsten verrechnet haben. Somit bin ich Ihnen

282 M. 26 Pf.
schuldig

F. N.

[«]

866. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Sils-Maria, Oberengadin
den 24. Juni 1887

Sehr geehrter Herr Verleger,

Ihre Mittheilungen über das Ergebniß der Ostermesse, für die ich Ihnen auf das Verbindlichste zu danken habe, gaben mir reichlich Anlaß zum Nachdenken: ich habe mich ersichtlich, obschon ich in meinen Erwartungen nicht unbescheiden war, etwas verrechnet. Das thut mir umso mehr leid, als ich gerne gerade das Buch möglichst bald neu herauszugeben gedachte, etwa im Umfange verdoppelt. Ich nahm an, daß man besser auf dieses kleine Buch „anbeißen“ werde, und daß es dann leichter sein dürfte, das vervollständigte und stärkere Werk zum Verkauf zu bringen. Aber es ist klar, daß ich den Geschmack der gegenwärtigen Deutschen zu wenig kenne.

Wollen Sie die Gefälligkeit haben, eine kleine Schuld, die ich Herrn E. W. Fritzsch (Leipzig, Königsstraße 6) abzutragen habe, in meinem Namen zu berichtigen? Ich schulde ihm*) 282 Mark 26 Pf.; er ist bereits davon benachrichtigt, daß die Zahlung durch Ihre Hand erfolgen wird.

Meine Adresse ist, wie alle Sommer, Sils-Maria, Oberengadin (Schweiz), muthmaßlich bis gegen Ende September.

Hochachtungsvoll und dankbar
Ihr ergebenster
Prof Dr. Nietzsche

[«]

867. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sils-Maria, 25. Juni 1887>

Meine liebe Mutter, herzlichen Dank für Deine Karte; ich nehme an, daß inzwischen ein Brief von mir in Deine Hände gelangt ist? Darin standen ein paar Wünsche; ich möchte gerne auch wieder etwas Honig haben (einen Sommerüberzieher habe ich mir noch aus Nizza mitgenommen) Die Gesundheit, wie es wenigstens scheint, geht wieder vorwärts. Bis jetzt bin ich immer noch der einzige Gast von Sils. —

Meine Druckrechnung bei Fritzsch betrug nur 282 Mark: was mich erfreut hat. In Chur habe ich Kleidung, Wäsche (Hemden, Strümpfe, Stiefeln usw.) revidirt und ausbessern lassen: so daß ich jetzt wieder hübsch in Ordnung bin.

Dein Sohn, mit lauter guten Wünschen für Dich.

Bitte die Adresse von Gustav Krug!

[«]

868. An Heinrich Köselitz in Venedig

Sils-Maria d. 27 Juni 1887

Lieber Freund,

eine schöne Überraschung sonder Gleichen! Etwas, das ich Ihnen niemals vergessen will! Eine umanità und delicatezza, Jemandem erwiesen, der neuerdings vielleicht ein wenig zuviel vom Gegentheil heimgesucht worden ist! Haben Sie Dank: ich gehe den einzelnen Stimmen nach und entdecke überall Feinheiten und Einfälle, mit denen Sie mich beschenkt haben! Was für eine schöne Kunst, wo man so viele nuances in einem minimum von Zeit bemerkbar machen kann! —

Aber nein, Ihre „Lust zu Bülow“ muß wieder kommen, lieber Freund, Sie müssen den Würfel noch einmal werfen — es ist etwas an dieser Combination Bülow-Pollini, das dazu drängt, das Schicksal herauszufordern. Mir scheint dieser Zufall ein Wink: ich habe ziemliches Vertrauen zu dem Wagniß, zu dem ich Sie ganz von Herzen überreden möchte. Bülow’s Charakter erlaubt mancherlei, was den Herrn Mottl und Levi nicht „freisteht“ (obschon Hegar mir noch zuletzt sagte, er begriffe Levi nicht, warum er Ihr Werk nicht aufführe „was könne es ihm machen?“…)

Ich selbst möchte in Bezug auf Bülow jetzt nicht „dazwischen treten“: auch aus delicatezza. Bülow wird über Ihr Werk unbefangener, „unvorsichtiger“, Bülowscher urtheilen, wenn er nicht zugleich meinen Namen hört.

— Ich kann das Ereigniß nicht verschweigen, mit dem ich schlecht fertig werde: oder vielmehr, ich bin innewendig immer noch ganz außer mir. Heinrich von Stein ist todt: ganz plötzlich, Herzschlag. Ich habe ihn wirklich geliebt; es schien mir, daß er mir aufgespart sei für ein späteres Alter. Er gehörte zu den ganz wenigen

Menschen, an dessen Dasein ich Freude hatte; auch hatte er großes Vertrauen zu mir. Er sagte noch zuletzt, in meiner Gegenwart kämen ihm Gedanken, zu denen er sonst nicht den Muth fände; ich „befreite“ ihn. Und was haben wir hier oben zusammen gelacht! Er stand im Rufe, nicht zu lachen. Sein zweitägiger Besuch hier in Sils, ohne Nebenabsichten von Natur und Schweiz, sondern direkt von Bayreuth hierher kommend und direkt von mir zu seinem Vater nach Halle zurückreisend — ist eine der seltsamsten und feinsten Auszeichnungen, die ich erfahren habe. Es machte hier Eindruck; er sagte im Hôtel: „ich komme nicht wegen des Engadin“. — Sein letztes Werk, eine Geschichte der Anfänge der Aesthetik (Descartes und so weiter bis Baumgarten, Kant: sehr gelehrt) ist mir gerühmt worden. — Es war bei weitem die schönste species Mensch unter den Wagnerianern: wenigstens soweit ich sie kennen gelernt habe. — Diese Sache thut mir so weh, daß ich immer wieder nicht daran glaube. Nein, was ich mich einsam fühle! Zuletzt stirbt mir auch die gute Malvida weg — wie Viele bleiben dann übrig?? Ich fürchte mich, zu zählen. —

Bleiben Sie mir gut und treu, mein lieber Freund Köselitz! Dankbar

der Ihrige FN.

[«]

869. An Josef Viktor Widmann in Bern

Sils-Maria, Ober-Engadin,
den 28. Juni 1887.

Hochgeehrter Herr Doktor,

vorigen Sommer haben Sie mich in keinen kleinen Schrecken versetzt: ich fand eines Tages hierselbst im Café die vortrefflichen Einwohner von Sils über ihren regelmäßigen Sommer-Gast stutzig und nachdenklich geworden, — sie hatten allesammt den Bund gelesen. „Wie! dieser anscheinend so harmlose Einsiedler und Höhlenbär ist also im Grunde etwas ganz Gefährliches?“ — Das las ich in Aller Augen. Ich selbst, nachdem auch ich den Bund gelesen, hatte freilich einen andren Eindruck: nämlich als ob ich über mich etwas sehr Liebenswürdiges und Wohlwollendes gelesen hätte. Ein paar Aeußerungen, die sich im Munde des Redacteurs eines demokratischen Blattes ganz von selbst verstanden, habe ich vielleicht überhört oder vergessen — in der Hauptsache muß ich Ihnen dankbar bezeugen, nach Jahresfrist nunmehr, daß Ihre Besprechung jedenfalls bei Weitem die ‚intelligenteste‘ Besprechung gewesen ist, die dieses unsympathische Buch bisher erfahren hat. Die Dichter sind nun einmal ‚divinatorische‘ Wesen: ein solches Räthselbuch wird zuletzt immer noch eher von einem Dichter errathen und ‚aufgeknackt‘, als von einem sogenannten Philosophen und ‚Fachmann‘.

Zum Danke dafür erlaube ich mir, Ihnen ein älteres Buch von mir zu überreichen, das eben jetzt neu erscheint, mehrfach verändert und verbessert (oder verbösert?) — in der Annahme, daß es Ihnen unbekannt geblieben ist. Vielleicht erscheint es Ihrem Geschmacke im Ganzen annehmbarer und erquicklicher, als jenes ‚Jenseitige‘ vom letzten Jahre. Doch mag es ebenfalls ‚ein gefährliches Buch‘ sein: wenigstens hat mir gerade das seiner Zeit Gottfried Keller in artigster Weise brieflich zu Gemüthe geführt.

Mit hochachtungsvollem Gruße

Ihr ergebenster
Dr. F. Nietzsche,
weiland Professor in Basel.

[«]

870. An Franz Overbeck in Basel

Sils-Maria den 30. Juni 1887.

Lieber Freund,

Deine Nachricht vom Tode Steins (die mir inzwischen auch von Seiten des Vaters zugegangen ist) hat mich auf das Allerschmerzlichste berührt: oder vielmehr, ich bin immer noch ganz außer mir darüber. Ich hatte ihn so lieb, er gehörte zu den wenigen Menschen, deren Dasein an sich mir Freude machte. Auch zweifelte ich nicht daran, daß er mir gleichsam für später aufgespart sei: denn solchen Menschen, die, reich und tief, nothwendiger Weise eine langsame Entwicklung haben, muß man viel Zeit geben. Und man hat sie ihm nicht gegeben! Warum bin ich nicht an seiner Stelle abgerufen worden — es hätte mehr Sinn gehabt. Aber Alles ist so unsinnig: und diese noble Creatur, die schönste Species Mensch, deren ich in Folge meiner Wagnerischen Beziehungen überhaupt ansichtig geworden bin, ist nicht mehr! —

Für Deinen Brief meinen angelegentlichen Dank, lieber Freund, um so mehr, als er einem sehr unerquicklichen Zustande zum Trotz entstanden ist. Ich nehme an, daß ungefähr zu gleicher Zeit auch meine „Morgenröthe“ in Deine Hände gelangt ist, deren nachdenkliche, aber vielleicht nicht unbedenkliche Vorrede sich Deiner Aufmerksamkeit empfehlen mag. Zuletzt gehört das Alles einer Generation zu, die wir Beide wahrscheinlich nicht mehr erleben werden: dieselbe, in welcher die großen Probleme, an denen ich leide, so gewiß ich auch durch sie und um ihretwillen noch lebe, leibhaft werden müssen und in That und Wille übergehn müssen. In kurzer Zeit darf ich Dir auch die neue „fröhliche Wissenschaft“ schicken. —

Sobald ich mich etwas erholt habe, sollen ein paar Zeilen an Frau Rothpletz nach München abgeschickt werden. Meine Gesundheit kommt nur langsam von der Stelle: und in der Hauptsache stockt sie: es giebt irgend eine tiefe physiologische Hemmung, deren Ursache und Sitz ich nicht nachzuweisen vermag, Dank welcher die Durchschnittsempfindung („das Gemeingefühl“, wie die Physiologen sagen) beständig unter dem Nullpunkte ist; — ohne alle Übertreibung, ich habe jetzt ein Jahr lang nicht Einen Tag gehabt, wo ich an Geist und Leib frisch und wohlgemuth gewesen wäre. Diese beständige Depression (Tags und auch Nachts) ist schlimmer als jene heftigen und extrem schmerzhaften Crisen, denen ich so oft unterworfen bin. — Carlsbad hat nichts genützt; überhaupt ist der Magen bei mir immer nur ganz indirekt betheiligt und niemals die causa prima.

Zuletzt eine Bitte an Deine liebe Frau. Seit drei Monaten fehlt mir ein Thee, der mir zuträglich ist. Der einzige Thee, zu dem ich Vertrauen habe und der in meinem Falle bewiesen ist, ist der englische Thee Horniman, den man auch in Basel haben kann (— ich kaufte ihn seiner Zeit am Markte) Es giebt Blechbüchsen von ein Kilo Inhalt, zum Preise von 12 frs: darf ich um die Zusendung einer solchen Büchse ersuchen? Die Verpackung übernimmt unzweifelhaft das Geschäft selbst. — Dieser Thee ist nichts besonders Feines, aber er bleibt sich absolut gleich (seit 40 Jahren) und ist folglich nicht, wie alle Thees, die man sonst kauft, eine Sache des Versuchs.

Mit den herzlichsten Wünschen für Deine Besserung bin und bleibe ich treulich

Dein Nietzsche

[«]

871. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Sils-Maria, Oberengadin
den 2. Juli 1887.

Werthester Herr Verleger,

hier sind meine Wünsche in Betreff von noch zu vertheilenden Exemplaren.

I Für mich selbst bitte ich um je ein Exemplar von Geburt der Tragödie (2. Aufl.)
Morgenröthe
fröhliche Wissenschaft

II Für Herrn Professor Dr. Overbeck in Basel
Menschl. Allzumenschl. in 2 Bänden.

III Für Mad. Malvida de Meysenbug
(Versailles, villa Amiel)
Morgenröthe
fröhliche Wissenschaft

IV Für Monsieur H. Taine
Menthon, Lac d'Annecy (Haute Savoie)
Morgenröthe
fröhliche Wissenschaft

Haben Sie die Gefälligkeit, die Versendung umgehend anzuordnen: ich möchte, daß meine zugehörigen Briefe gleichzeitig mit den Büchern anlangten.

Was den Hymnus anlangt, so erwarte ich die Stichproben. Vielleicht erinnern Sie sich, daß Sie diesen Hymnus schon einmal gesehn haben, in seiner ersten Ausarbeitung: nämlich im Herbst 1882, bei einem Besuche, den Sie mir in der Waldstraße machten. Inzwischen hat er sich aber wesentlich verbessert; ich nehme an, daß er „reif und süß" geworden ist und ohne alle Bedenken jetzt der Öffentlichkeit übergeben werden darf. Ich habe in dieser Beziehung Musiker, deren Urtheil ich hoch schätze, um Rath gefragt.

Ihr ergebenster N.

[«]

872. An Hippolyte Taine in Genf

Sils-Maria, Oberengadin, den 4. Juli 1887.

Hochverehrter Herr!

es gäbe so viele Gründe für mich, Ihnen Dank zu sagen: für die nachsichtige Güte Ihres Briefes, in dem die Worte über Jakob Burckhardt mir besonders erquicklich zu Ohren klangen; für Ihre unvergleichlich starke und einfache Charakteristik Napoleon's in der Revue, deren ich in diesem Mai beinahe zufällig habhaft wurde (ich war zuletzt nicht übel auf sie vorbereitet durch ein neuerdings erschienenes Buch Ms. Barbey d'Aurevilly's, dessen Schlußkapitel — über neuere Napoleon-Litteratur — wie ein langer Schrei des Verlangens klang — wonach doch? Unzweifelhaft gerade nach einer solchen Erklärung und Auflösung jenes ungeheuren Problems von Unmensch und Uebermensch, wie Sie sie uns gegeben haben). Ich will auch das nicht vergessen, daß ich mich freute, Ihrem Namen in der Widmung des letzten Romans von Mr. Paul Bourget zu begegnen: obwohl ich das Buch nicht mag — es wird Mr. B<ourget> niemals möglich sein, ein wirkliches physiologisches Loch in der Brust eines Mitmenschen glaubwürdig zu machen (dergleichen ist für ihn bloß quelque chose arbitraire, wovon ihn sein delikater Geschmack hoffentlich fürderhin fernhalten wird. Aber es scheint, daß der Geist Dostoiewskys diesen Pariser Romanciers keine Ruhe läßt?) Und nun seien Sie so geduldig, verehrter Herr, und lassen Sie sich die Ueberreichung von zweien meiner Bücher gefallen, die eben in neuen Auflagen erschienen sind. Ich bin ein Einsiedler, Sie werden es wissen, und bekümmere mich nicht viel um Leser und um Gelesenwerden, doch hat es mir seit meinen zwanziger Jahren (ich bin jetzt 43) niemals an einzelnen ausgezeichneten und mir sehr zugethanen Lesern gefehlt (es waren immer alte Männer), darunter zum Beispiel Richard Wagner, der alte Hegelianer Bruno Bauer, mein verehrter College Jacob Burckhardt und jener Schweizer Dichter, den ich für den einzigen lebenden deutschen Dichter halte, Gottfried Keller. Ich hätte eine große Freude daran, wenn ich auch den von mir am meisten verehrten Franzosen unter meinen Lesern hätte.

Diese zwei Bücher sind mir lieb. Das erste, die Morgenröthe, habe ich in Genua geschrieben, in Zeiten schwersten und schmerzhaftesten Siechtums, von den Aerzten aufgegeben, Angesichts des Todes und inmitten einer unglaublichen Entbehrung und Vereinsamung: aber ich wollte es damals nicht anders und war trotzdem mit mir in Frieden und Gewißheit. Das andre, die fröhliche Wissenschaft, verdanke ich den ersten Sonnenblicken der wiederkehrenden Gesundheit: es entstand ein Jahr später (1882), ebenfalls in Genua, in ein paar sublimklaren und sonnigen Januarwochen. Die Probleme, mit denen sich beide Bücher beschäftigen, machen einsam. Darf ich Sie bitten, dieselben aus meinen Händen mit Wohlwollen in Empfang zu nehmen?

Ich bin und verbleibe mit dem Ausdruck meiner tiefen und persönlichen Hochschätzung

Ihr ergebenster
Friedrich Nietzsche.

[«]

873. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Sils-Maria, 6. Juli 1887>

Lieber Freund, wegen der Bemühung, die der Thee macht, bitte ich viele Male um Entschuldigung. Inzwischen ist mir zufällig eine Luzerner Adresse des Thee Hornimann zu Gesicht gekommen: ich will noch ein paar Tage warten und dann mich dorthin wenden. Gesundheit fortschreitend, wie es scheint, trotz zweier neuer Anfälle. — Eben erhielt ich Mittheilungen und Anfragen aus Weimar, seitens des Archivrath Burckart, aus denen sich ergiebt, daß sich komischer Weise die Goetheforschung auch in meine Familiengeschichte mengt: sie hat nämlich herausgebracht, daß das dem jungen Dichter befreundete „Muthgen“ (c. 1778) niemand anders ist als meine Großmutter väterlicher Seits, Erdmuthe Dorothea Krause, Schwester des Königsberger Prof. theol. Krause, der der Nachfolger Herders wurde als Generalsuperintendent von Weimar, und nachherige Gattin des Superintendenten Dr. Ludwig Nietzsche in Eilenburg (meines Großvaters). Mit dankbarem Gruß an Dich und Deine liebe Frau

Dein N.

[«]

874. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

<Sils-Maria 10. Juli 1887.>

Mit der übersandten Probeplatte (in Hinsicht auf Format usw.) ganz einverstanden. Bitte, die Fortsetzung des Stichs anzuordnen; auch mir eine (oder einige) Papierproben zuzustellen. —

In Betreff von Fachschriften und sonstigen Adressen muß ich erst mit mir (und mit Freunden) zu Rathe gehn. Das Werthvollste würde jedenfalls <sein>, einzelne Schriftsteller ausfindig zu machen, die sich in Form längerer Essay's über diese ganze Abfolge von Schriften verbreiteten. Wäre ich nur nicht zu sehr „außerhalb“, in jedem Sinne! —

Mit ergebenstem Gruße Ihr
Nietzsche

[«]

875. An C. A. Hugo Burkhardt in Weimar (Entwurf)

<Sils-Maria, Mitte Juli 1887>

Noch eine Bemerkung zu der genealogischen Notiz auf meiner letzten Karte. Mein Vater wurde am 10. Okt. des Schlacht-Jahrs 1813 geboren, in Eilenburg: die Niederkunft erfolgte, nachdem am Abende vorher Napoleon mit seinem Stabe in Eilenburg eingerückt war. — Meine Großmutter war eine große Verehrerin Napoleons, trotz der schlimmen Erinnerungen, die sich für sie an die Besetzung Weimars durch die Franzosen knüpften. — Daß sie auch eine große Verehrerin Goethes war, brauche ich nicht erst zu sagen „er war nicht nur ein großer Geist, sondern auch der liebenswürdigste M<ensch>“, habe ich als kleiner Knabe sie oftmals rufen hören. „Muthgen“ gehörte zu den gern gesehensten Gästen im Garten G<oethe>'s, wohin sie mit der ihr befreundeten Geh<eimen> Räthin Schmidt ging: 1811 trat sie eine Erbschaft dieser G. Schm an (Notiz Burkarts)

Eine meiner alten Tanten hat kurz vor ihrem Tode den Koffer, in dem sich auch die Briefe aus der Weimarer Vergangenheit unsrer Familie befanden, verbrannt, aus einem Sinn für Delikatesse und Ordnung, der unserm Geschlechte (nicht mir) extrem scheinen mag.

[«]

876. An Franz Overbeck in Basel

Sils-Maria, Sonntag
<17. Juli 1887>

Lieber Freund,

eine Bitte an Dich als „Kirchenvater“ — mir fehlt dringlich eine Stelle des Tertullian, in der diese schöne Seele die Freuden voraus schildert, welche er im „Jenseits“ genießen werde beim Anblick der Martern seiner Feinde und Antichristlich-Gesinnten: die Martern werden sehr ironisch und bösartig spezialisirt in Anspielung auf die ehemaligen Berufsarten dieser Feinde. Ist es Dir möglich, Dich dieser Stelle zu erinnern? und sie mir eventuell zu senden? (originaliter oder auch übersetzt: ich habe sie deutsch nöthig)

Mit bestem Danke für Deine letzten Karten, in denen mich das Wort „Beschämung“ ebenso gerührt hat als Dein Interesse für jene Vorreden erfreut. Es bleibt Dir nicht erspart, in den nächsten Tagen die fröhl<iche> Wissenschaft zu erhalten: fasse Dich in Gottergebenheit, die Gefahr geht damit zu Ende — und vielleicht findest Du auf einem kühlen Berge ein Stündchen und Plätzchen, um Dir diese Art „Wissenschaft“ zu Gemüthe zu führen.

Vorgestern habe ich meinen englisch-russischen Damen einen Besuch gemacht, sie sind dies Jahr in Maloja — wir waren heiter und herzlich zusammen; das Hôtel übrigens in einem angenehmen Luxus. Auch hat man mir ein kleines Concert „servirt“ — ein sehr begabter vornehmer Holländer spielte (Grieg, Jensen, Parsifal)

Gestern habe ich durch Frau Werthemann an die „Jungfere“ Marie Walter einen Auftrag betreffs westphäl<ischen> Schinkens nach Basel abgehn lassen.

Nota bene zu meiner letzten Karte. Ich habe dem braven Archivrath und Goetheforscher einen schönen Schreck gemacht, indem ich ihm (durch meine Mutter) vorstellen ließ, es sei unwahrscheinlich, daß 1778 „Muthgen“ mit dem jungen Dichter befreundet gewesen sei — gemäß dem Umstande, daß „Muthgen“ im December dieses Jahres das Licht der Welt erblickt habe. Der Unglückliche hatte seine „Entdeckung“ schon drucken lassen! — nun bleibt noch die Möglichkeit, daß das Muthgen des Goetheschen Tagebuchs die Mutter meiner Großmutter ist. Der Zusammenhang mit „Goethens“ steht übrigens unter allen Umständen fest; auch ist die Berufung des Prof. Krause als Nachfolgers von Herder das Werk Goethe’s.

Mit herzlichen Grüßen an Dich und Deine liebe Frau

Dein Nietzsche.

[«]

877. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Sils-Maria, Oberengadin,
Schweiz, Sonntag
<17. Juli 1887>

Hier, geehrtester Herr Verleger, ist eine kleine Streitschrift die in direktem Zusammenhange mit dem voriges Jahr erschienenen „Jenseits“ steht: schon dem Titel nach. Vielleicht bringt sie das zu wege, die Aufmerksamkeit auf jenes Buch zu lenken: obschon sie gewiß nicht in dieser Absicht entstanden ist. — Meine Bitte ist, den Druck derselben umgehend zu beginnen; Ausstattung, Typen, Papier, Zahl der Exemplare — Alles exakt wie bei „Jenseits“: so daß diese Abhandlung wirklich als Fortsetzung von jenem „Jenseits“ auch äußerlich sich ausnimmt. Auch der Correkturengang der gleiche: ein Exemplar mit dem Manuscript an Herrn Köselitz (Venezia, San Canciano calle nuova 5256) und gleichzeitig ein Exemplar an mich hierher. — Meinen besten Dank für die Abzahlung der Gelder an Herrn E. Fritzsch, der mir bereits seit längerer Zeit den Empfang gemeldet hat.

Mit dem Wunsche, in einem gewissen Sinne auch einem Ihrer Vorschläge in Betreff Verbreitung meiner Litteratur mit dieser kleinen Schrift entsprochen zu haben

bin ich Ihr ergebenster

Prof Dr Nietzsche

[«]

878. An Heinrich Köselitz in Venedig

Sils-Maria, Montag <18. Juli 1887>

Lieber Freund,

eine sofortige Antwort auf Ihren Brief, der eben zur Thür hereinspaziert ist, bei großem Regenwetter, welches mit seinem sanften Dunkel mir gar nicht unerquicklich scheint. Vielleicht haben Sie es auch — und sind damit den Alpdruck ein wenig los, den der Sommer auf die Seele legt. Sie haben Recht, ich sollte recht erkenntlich für meine kühle Sommer-Residenz sein (dies Jahr habe ich selbst hier oben gelegentlich an Schwüle gelitten, — was müssen Sie Ärmster ausstehen!) Sonst glauben Sie mir, mit einem gesunden Leibe kommt man über

Alles hinweg, und mit einem kranken ist Nichts gut, und die besten Geschenke des Himmels werden kalt und traurig bei Seite gelegt. Eine physiologische Hemmung, die mir, ohne jede Übertreibung, seit Jahresfrist nicht Einen guten Tag gegeben hat und sich in Form von Allerlei Kleinmuth, Verwundbarkeit, Mißtrauen, Arbeitsunfähigkeit wie eine schwere seelische Erkrankung ausnimmt, so bestimmt ich auch die Physis als die Schuldige weiß und anklage — das ist eine Misere, mit der ein guter Gott Ihr Leben, lieber Freund, verschont hat. Zuletzt will ich billig sein und eine wesentliche Veränderung seit 8 Tagen ungefähr zugestehn — doch ist mein Mißtrauen so tief und die ganz schlimmen Anfalls-Tage immer noch so häufig, daß es mich dünkt, es könne morgen wieder ganz beim Alten sein. —

Diese besseren Tage habe ich sofort vehement ausgenutzt und eine kleine Streitschrift abgefaßt, die das Problem meines letzten Buchs, wie mir scheint, recht vor die Augen bringt: — alle Welt hat sich beklagt, daß man „mich nicht verstehe“, und die verkauften ca. 100 Exemplare gaben mir’s recht handgreiflich zu verstehn, daß man mich nicht verstehe. Denken Sie, ich habe ca. 500 Thaler Druckkosten in den letzten 3 Jahren gehabt — kein Honorar, wie sich von selbst versteht — und dies in meinem 43ten Jahre, nachdem ich 15 Bücher herausgegeben habe! Mehr noch: nach genauer Revue aller überhaupt in Betracht kommenden Verleger und vielen äußerst peinlichen Verhandlungen ergiebt sich als strenges Faktum, daß kein deutscher Verleger mich will (selbst wenn ich kein Honorar beanspruche) — Vielleicht bringt es diese kleine Streitschrift zu Wege, daß man ein paar Exemplare meiner älteren Schriften kauft (aufrichtig, es thut mir immer weh, wenn ich an den armen Fritzsch denke, auf dem nun die ganze Last hockt). Mags also meinen Verlegern zu Gute kommen: ich für meine allereigenste Person weiß nur zu genau, daß es mir nicht zu Gute kommt, **wenn** man anfängt, mich zu verstehen…

Overbeck schrieb, daß er die Vorreden hintereinander wie „die spannendste Odyssee im Reich des Gedankens“ gelesen habe. — Marie Rothpletz verheirathet sich mit einem Major a. D. von der Marck (dessen Schwester mir von Nizza her als sehr gute Tischnachbarin im Gedächtniß ist)

Komisches Hin-und-Her, Briefe und Anfragen zwischen Weimar und den dortigen Goetheforschern und unsrer Familie. Man hat nämlich „entdeckt“, wer das „Muthgen“ (eines der Räthsel des Goetheschen Tagebuchs) ist: der Archivrath Burkart hat es sogar schon drucken lassen — nämlich meine Großmutter. Nun habe ich diesen Herren den Streich gespielt, etwas dagegen zu stellen: „es schiene mir unwahrscheinlich, daß ‚Muthgen‘ (Erdmuthe Krause) 1778 ‚dem jungen Dichter befreundet gewesen sei“, weil —… Muthgen erst im December des genannten Jahres das Licht der Welt erblickt habe. Große Bestürzung. Nun vermuthet man, es müsse die Mutter von „Muthgen“ sein. Die Beziehungen zu „Goethens“ stehn übrigens außer allem Zweifel. Daß der Bruder Muthgens, der Prof. theol. Krause in Königsberg nach Weimar berufen wurde als Nachfolger Herders (als Generalsuperintendent des Landes) war Goethes Werk.

Lieber Freund, es wird nicht nur gedruckt, bei Naumann, es wird auch gestochen, bei Fritzsch: fühlen Sie den Stich?… Zum Mindesten werden Sie ihn bald sehn.

Aber seien Sie doch so engelhaft (wie die Dönhoff zu sagen pflegte) und schicken Sie, was zu schicken ist, an Bülow… alter Freund — bitte —

(curiosum anbei: Dr. Widmann vom „Bund“ hat mir geschrieben, enthusiastisch; auch von Brahms, mit dem er zusammen ist (letzterer „lebhaft interessirt von Jenseits“, jetzt im Begriff sich fröhl<iche> Wissenschaft zu Gemüthe zu führen. — Sollte ich in dieser Richtung Etwas für matrim<onio> segreto thun können??? Fragezeichen.

Treulich Ihr
N.

[«]

879. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Sils-Maria,> Montag, <18. Juli 1887>

Herrn C. G. Naumann.

Bitte, geehrtester Herr Verleger, ordnen Sie an, daß man nicht mehr als 30 Zeilen auf die Seite setzt — noch lieber wäre mir 29. Brief und Manuscript wird hoffentlich in Ihren werthen Händen sein? Nochmals darum bittend, daß man ungesäumt an den Druck geht

hochachtungsvoll der
Ihrige
Dr Nietzsche.

[«]

880. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Telegramm)

Sils Engadin 20. Juli 1887

Bitte Manuscript wieder zurück Zwischenfall

Nietzsche

[«]

881. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Sils-Maria, 24. Juli 1887>

Lieber Freund, ich halte es für meine Schuldigkeit, Sie sofort von dem zu benachrichtigen, was ich eben höre: daß in Weimar Herr v. Loën gestorben ist, und daß an seine Stelle der bisherige Intendant in Hannover, Hr. Bronsart von Schellendorff tritt. Gesetzt, daß Sie in Betreff Hamburgs noch nicht schlüssig geworden sind, so wäre der Fall Weimar und Lassen nicht zu unterschätzen. Der neue Intendant genießt eines sehr guten Rufs. — Eine Andeutung meines letzten Briefs, daß bei Naumann gedruckt werde, war verfrüht; ich habe telegraphisch mir das Manuscript zurück bestellt, nicht aus Unzufriedenheit damit, sondern weil inzwischen das Begonnene weiter gewachsen ist und sobald auch noch kein Ende absehn läßt. Titel und Thema: „zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift“.

In Treue Ihr Freund
N.

Adr: Dem General-Intendanten des Großherzogl<ichen> Weimar<ischen> Hoftheaters Baron Bronsart von Schellendorff.

Heute bei Rothpletzens Hochzeit: Maria R<othpletz> und der Hauptmann a. D. von der Marck. (Oder Major)

[«]

882. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Sils-Maria, Oberengadin
den 29. Juli 1887.

Hochgeehrter Herr Verleger,

nunmehr ist Alles in Ordnung, der „Zwischenfall“ beseitigt — der Druck kann sofort beginnen (oder vielmehr: ich bitte darum, daß er sofort beginnt und mit großer Lebendigkeit durchgeführt wird, damit die ganze Sache vor meiner Abreise von hier erledigt ist: 6—7 Bogen)

In Betreff der Ausstattung, Papier, Lettern, Zahl der Zeilen usw. bleibt es bei meiner anfänglichen Bestimmung: absolute Gleichheit mit „Jens<eits> von G<ut> und Böse.“ Die beiden Bücher müssen zum Verwechseln ähnlich aussehn. (Also auch die Vorrede nach dem Muster von Jens<eits> von G<ut> und B<öse>, ganz wie dort die Vorrede arrangirt ist) Auch in Betreff des Correkturengangs bleibt es bei dem zuletzt Angeordneten. Die Adresse des Herrn Köselitz in Venedig haben Sie.

Mit dem Wunsche, daß Alles wohl gerathen möge,

bin ich, der ich war,
Ihr ergebenster
Dr. Nietzsche

— Was müssen Sie von der Hitze leiden! Hier selbst, in einer Höhe von fast 6000 Fuß, ist es schwül! — —

[«]

883. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

(Sonnabend) <Sils-Maria, 30. Juli 1887>

Lieber Freund, was für ein Sommer! Ich denke Sie mir im Zimmer sitzen, mehr Omelette als Mensch; auch soll der segretario des allerschönsten matrimonio nicht mehr belästigt werden, wie es durch meine letzten Briefe und Karten zu meiner nachträglichen Unzufriedenheit geschehn ist: zum Mindesten nicht, so lange die große Hitze währt, wo Alles, was von außen an Einen kommt, wie ein Insekt wehe thut. Seien Sie nicht böse, lieber Freund! — Ich erwäge, daß vom Standpunkte des Glücks das dolce far niente nichts Gutes an sich hat bei 25 Gr. Cels. sondern erst von 15 an, abwärts; und wieder, daß von 8 C. an das dolce darin besteht, sehr viel zu thun. In summa; man muß seine Sommer im Gebirge zubringen (— Pieve di Cadore?) — Mein Manuscript ist fertig, sogar in der Abschrift. Es wird doch noch gedruckt.

Mit dem allerherzlichsten Gruße

Ihr Freund N.

[«]

884. An Malwida von Meysenbug in Rom

Sils-Maria, Oberengadin den 30. Juli 1887.

Endlich, meine hochverehrte Freundin, ist mir Ihr gütiges Schreiben zugekommen, nachdem dasselbe eine wahre Odyssee durchgemacht hatte, hin und her durch Schweiz und Deutschland: — es zeigte die Spuren davon, war auf gemacht, hatte alle möglichen Postvermerke am Leibe und sah wie ein altes Schiff aus, dem Etwas zugestoßen ist. Verzeihung! denn zuletzt bin ich die Ursache von dem Allen, mit der Adresse, die ich Ihnen in meinem Churer Brief gab: aber denken Sie, inzwischen ist der Mann, dem zu Liebe ich einen Versuch mit Celerina machen wollte, ein alter preußischer General, gestorben — und somit bin ich wieder in meinem alten Einsiedler-Nest.

Ich nannte einen Todesfall, der mich betrübte; es gab einen zweiten, der mir noch viel mehr zugesetzt hat und den ich kurz darauf erfuhr — Sie werden wissen, wen ich meine: den Tod Heinrich von Stein's. Ich hatte eigentlich nie daran gezweifelt, daß diese noble Creatur mir gewissermaßen aufgespart sei, für ein späteres Leben, dann wenn diese reiche und tief angelegte Natur wirklich sich entfaltet, wirklich ans Licht gekommen sein würde: denn er war noch erschrecklich jung, weit unter seinem Alter, wie es gerade recht ist bei Bäumen, die auf eine mächtige und lange Bestimmung angelegt sind. Nun bricht der Blitz einen solchen jungen Baum zusammen: das gehört zum Schmerzhaftesten, eine Zeitlang bin ich es keine Minute losgeworden. — —

Der Kampf mit meiner schlechten Gesundheit hat mir auch hier oben, in der bewiesenen Luft des Oberengadin, noch einige Wochen gekostet, ehe ich den Schaden, den mir der Frühling und lauter mir unmögliche Climata und Orte angethan hatten, zum Ausgleich brachte. Ich habe eine so große Aufgabe und Bestimmung auf mir, daß mich alle solche Zeitverluste blutig reizen und erbittern (leider sind es immer auch tiefe Depressions-Zeiten, wo man nicht mehr den Muth zu sich selber aufrecht erhalten kann — die schlimmste Einbuße, die es auf Erden giebt.)

Daß dieser Muth in der Hauptsache aber bei mir Stand hält, trotz jener physiologisch-begründeten Intermittenzen, haben Ihnen vielleicht die neuen

Ausgaben von „Morgenröthe“ und „fröhl<icher> Wissenschaft“ bewiesen, welche ich mir erlaubte, an Ihre Versailler Adresse zu schicken. Ich empfehle insbesondere, was neu daran ist: die zwei Vorreden, dann das fünfte Buch der fröhl<ichen> Wissenschaft nebst dessen Anhange: „Lieder des Prinzen Vogelfrei.“ (Die neuen Auflagen der „Geburt der Tragödie“ und von „Menschl<iches>, Allzumenschliches“ (2 Bände) enthalten Wesentliches über meine Beziehung zu Wagner: leider bin ich außer Stande, diese Sachen Ihnen zu senden)

Mit dem schwachsinnigen und eitlen Lanzky, verehrte Freundin, dürfen Sie mich nicht verwechseln: das ist ein Litterat zehnten Ranges, dem ich einen Fußtritt gegeben habe, als ich merkte, welchen Mißbrauch er mit mir und meiner Litteratur zu treiben anfieng. Halten Sie denn eine Seite von seinem süßlichen Gewäsch aus? Es versteht sich von selbst, daß seine „Abendröthe“, von der Sie schreiben, mir absolut unbekannt ist: dergleichen darf bei mir nicht über die Schwelle, ebenso wenig wie Hr. L<anzky> selbst. Das ist ein anscheinend ziemlich gutmüthiger und braver Mensch, aber innerlich corrumpirt: wenn solche mißrathne Creaturen gar noch sich den „Mantel der Weisheit“ umthun, so muß man sie behandeln wie die unverschämtesten Lügner: und das sind sie in der That. — —

Meine ehrerbietigsten Complimente an Herrn und Frau Monod, auch an Frl. Natalie Herzen, und den Ausdruck alter Liebe und Treue für Sie!

Nietzsche.

Fräulein v. Salis ist hier, Doktorin nunmehr: ihre Abhandlung über Agnes von Poitou soll Herrn Prof. Monod zugehn. — Ich bin inzwischen in Beziehung zu Ms. Taine gekommen, er schrieb dieser Tage an mich, sehr liebenswürdig.

[«]

885. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Sils-Maria, Oberengadin
d. 3. August 1887.

Meine liebe Mutter,

es kam mir so vor, als ob alle Welt weit und breit schwiege; kein Brief-Schmetterling verfliegt sich mehr auf meine Höhe — offenbar ist es in der Tiefe sehr, sehr heiß. Schließlich fällt mir aber ein, daß ich auch eine lange Zeit still geschwiegen habe — und so soll denn gleich ein Briefchen davon flattern. Ich war sehr arbeitssam, den ganzen Monat Juli: es scheint, daß mit der Gesundheit auch meine geistigen Kräfte wieder zugenommen haben. Auch habe ich einige Verbesserungen in der Einrichtung meiner Lebensweise durchgeführt, die entschieden sehr günstig gewirkt haben. Das Eine ist, daß ich noch kein Mal die table d'hôte besucht habe, deren Kost manche unberechenbare Gefahren in sich hat: dazu ist der Saal heiß, überfüllt (c. 100 Personen, viel Kinder) lärmend, genug, nichts für Dein zartes Thier, das zuletzt auch ein wenig zu stolz ist, um sich ohne Gewissensbisse en masse mit abfüttern zu lassen. So esse ich denn allein, eine halbe Stunde vorher: Tag für Tag ein schönes rothes Beefsteak mit Spinat und eine große Omelette (mit Apfel-Marmelade darin.) Dafür zahle ich ebenso viel als für die table d'hôte. Abends nichts als einige Scheibchen Schinken, 2 Eidotter und 2 Semmeln. Das wesentlichste ist aber die Neuerung früh morgens. Ich vertrug eigentlich seit vielen Monaten den Thee nicht mehr, wenn ich aufstand, sondern war hinterdrein müde und nervös, mit den deutlichen Anzeichen verdorbnen Magens. Etwa alle vierzehn Tage höchstens gab es einen guten Morgen, wo ich arbeiten konnte. Jetzt habe ich mir etwas Neues erfunden, das sich 5 Wochen schon bewährt hat: um 5 Uhr nehme ich eine Tasse bittren Cacao (van Houten), die ich selbst aufgieße, dann lege ich mich wieder zu Bett, schlafe mitunter wieder ein, stehe aber Punkt sechs auf und trinke, wenn ich mich angezogen habe, noch eine große Tasse Thee. Dann geht es an die Arbeit — und es geht. Das ganze System ist viel beruhigter und mehr im Gleichgewicht; auch ist meine Laune besser. Ich habe im Monat Juli nur 3 große Anfälle meines Kopfleidens mit tagelangem Erbrechen gehabt: was gegen die Monate vorher ein wirklicher Fortschritt ist. Meine russisch-englische Gesellschaft ist dies Jahr nicht in Sils, sondern in dem prachtvollen Maloja-Hôtel, wo ich einen Tag mit ihnen zugebracht habe. Hier in Sils ist Frl. von Salis mit einer Freundin, ich mache so gut es gehn will, die Unterhaltung der beiden Damen. Dann ist Basel dies Jahr sehr stark in Sils vertreten (37 Personen), darunter viele alte Bekannte zb. Sally Vischer (Frau Allioth) mit 4 Kindern nunmehro. In München hat sich Frl. Maria Rothpletz die letzte Woche mit dem Bruder einer Dame verheirathet, die einen ganzen Winter meine Tischnachbarin in Nizza war: mit dem Hauptmann Von der Marck. Heute will ich noch mir Wiel'schen Schinken von der Hauptbezugsquelle bestellen. — Mit dem allerherzlichsten Wunsche, daß es Dir wohl ergehe, meine liebe Mutter! Hoffentlich giebt es keine schlechten Nachrichten, ich habe etwas fertig zu machen, wozu ich Sonnenschein in jedem Sinne brauche.

Dein altes Geschöpf.

[«]

886. An Heinrich Köselitz in Venedig

Sils-Maria
den 8. August
1887.

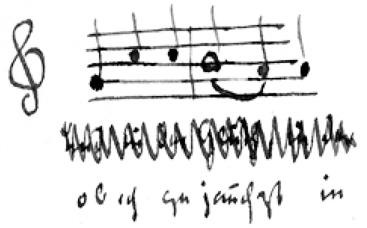
Lieber Freund,

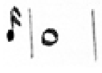
Ihr Brief hat mich wieder so gerührt! Wenn ich nur irgend ein Mittel wüßte, Ihnen ein wenig nützlich sein zu können, statt Ihnen durch ungeschickte „Aufforderungen zum Tanz“ (zum verwünschten Tanz mit Postpferden, Eisenbahnen und Theaterbetriebs-Ochsen) zuletzt noch gar weh zu thun! Sehen Sie, ganz grob egoistisch geredet, läge mir eigentlich etwas daran, wenn Sie Ihre schönen Partituren und Klavierauszüge nicht wegschickten, damit ich dieselben im Herbste noch bei Ihnen vorfände (denn bisher ist es noch bei Venedig geblieben: Zwischenfälle und Überraschungen vorbehalten, die meine gute Absicht vernichten könnten). Aber es versteht sich hundert Mal von selbst, daß „Eins nothwendiger ist als das Andre“; und zuletzt wüßte ich für mich selbst wenig angenehmere Ereignisse als eine baldige Aufführung Ihres herrlichen Werks: selbst angenommen, was leider angenommen werden muß, daß ich bei ihr nicht zugegen bin. — Mir ist der Fall „Weimar“ inzwischen nicht aus dem Kopf gekommen. Bülow ist brüsk und excentrisch: berechenbar ist gar Nichts in diesem Falle, höchstens möglich, in dem Sinn als bei Gott nichts unmöglich ist. Was den neuen Weimarschen Chef angeht: so hat er vielleicht den Wunsch, sich mit einer Novität und Merkwürdigkeit zu präsentieren? Wäre es nicht möglich, ihm einen längeren Brief-Bericht zu senden, eine Art Selbstkritik des Werks, natürlich mit starker Hervorhebung des Stils, der Richtung, der gewissermaßen gerade jetzt nöthigen und prädestinierten Richtung einer solchen Musik? (Auch die leichte Aufführbarkeit, das Venetianische usw. wäre zu unterstreichen) Und dies, bevor das Manuscript abgienge; vielmehr letzteres für den Fall in Aussicht stellend, daß ein wirklicher Wunsch vorhanden sei, das Werk kennen zu lernen. Verfassen Sie einen kleinen Aufsatz, so gut und fein und überlegen, lieber Freund, wie jenen, den

Sie mir nach Cannobio zusendeten, über die Vandalisirung Venedigs — und seien Sie mir nicht böse…

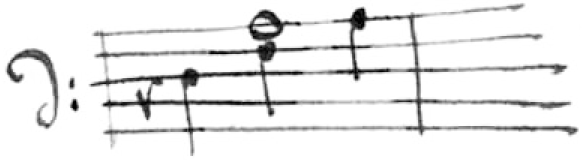
— Anbei folgt der Hymnus: Alles Weitere steht nun in Ihrer Hand! Ich lege einen Vorschlag zum Titelblatt bei: es versteht sich, daß Sie hierüber wie über die Noten eine unbeschränkte Freiheit (zu ändern) haben. Ein paar Fragezeichen meinerseits, die auf das Bescheidenste um Gehör bitten: —

Seite 3, vorletzter Takt: zur Verstärkung Alt mit Sopran unisono also die Altstimme



entsprechend p. 8 sechster Takt, wo die Verstärkung („und in der / Gluth, in der“) noch wesentlicher erscheint. Ebendaselbst, ein Takt vorher: wie wäre es, der Trompete hier zur Bekräftigung des c ein  zu geben?…

Seite 4, dritter Takt, entsprechend Seite 9: den Fagotten vielleicht diese kleine Bewegung des sonst zu starren Rhythmus anvertrauen — ?



Auf der allerletzten Seite bitte ich die Schluß-Interpunktion nach Pein zu ändern: nicht Ausrufezeichen, vielmehr drei Punkte: als welche mit ihrem ominösen Charakter hier wenn irgendwo am Platze sind. Also:

wohlan! Noch hast du deine Pein…

— Und wenn Sie zufrieden sind, dann den Stich fort an E. W. Fritzsch! —

Es ist möglich, daß alsbald auch Naumannsche Correkturen eintreffen: seien Sie, lieber Freund, geduldig! Zum Wenigsten verspreche ich Ihnen ein paar Überraschungen bei dieser „Streitschrift“. Sie ist in der That rasch beschlossen, begonnen und fertig gemacht: nach dem Postschein habe ich das Manuskript (zum 2. Mal) an Naumann am 30. Juli abgeschickt: der Anfang der Arbeit, leider nicht von mir notirt, muß gegen den 10. Juli gewesen sein. Bis dahin ungefähr war ich krank und extrem indisponirt.

Mit dem allerherzlichsten Gedenken an Sie, lieber Freund,

Ihr getreuer
Nietzsche

NB. Vor einigen Tagen habe ich an Frau Röder nach Arbon geschrieben, die sich freundlich genug mir ins Gedächtniß gerufen hat.

[Beilage]

Hymnus an das Leben

von
Friedrich Nietzsche.

Für Chor und Orchester bearbeitet von Peter Gast.

Gewiß, so liebt ein Freund den Freund,
Wie ich dich liebe, räthselvolles Leben!
Ob ich in dir gejauchzt, geweint,
Ob du mir Leid, ob du mir Lust gegeben,
Ich liebe dich mit deinem Glück und Harme,
Und wenn du mich vernichten mußt, Entreiße ich mich schmerzvoll deinem Arme, Wie Freund sich reißt von Freundes Brust.

Mit ganzer Kraft umfaß ich dich, —
Laß deine Flammen meinen Geist entzünden
Und in der Gluth des Kampfes mich
die Räthsellösung deines Wesens finden!
Jahrtausende zu denken und zu leben,
Wirf deinen Inhalt voll hinein!
Hast du kein Glück mehr übrig, mir zu geben,
Wohlan! Noch hast du — deine Pein…

L. S.

Leipzig,
Verlag von E. W. Fritzsch.

[«]

887. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Freitag…
Sils-Maria, Tag des Monats mir völlig
unbekannt. <12. August 1887>

Schnell noch ein Briefchen an meine gute Mutter. Es steht ein Gewitter am Himmel, Dein altes Geschöpf befindet sich nicht gerade zum Besten, in Sonderheit machen die Augen wieder rechte Sorge. In der Hauptsache aber ist es bis jetzt gegangen: es gab viel zu thun, „der Geist“ hat immer gute Miene gemacht — und das Körperchen auch: ein paar Tage mit bösem Kopfschmerz und Erbrechen, wie immer, abgerechnet. Es ist auch hier dies Jahr wärmer; auch fällt es mir auf, daß ich niemals in meinem Leben so viel Wasser getrunken habe als diesen Sommer. Die Mahlzeiten immer noch so, wie ich Dir zuletzt schrieb: nur habe ich das Gemüse Mittags weggelassen. Ein Wiel’scher Schinken ist eingetroffen, aus der Kuranstalt in Eglisau, in der nach dem Tode des Dr. Wiel seine Methode fortlebt, auch seine Arten, Schinken für Magenkranke herzustellen (es gehört eine Spezialität in der Mästung der Schweine dazu, wie man mir sagt) Die Adresse bekam ich von Frl. von Salis, sie ihrerseits vom englischen Consul in Zürich. Das Pfund Schinken (im Ganzen) zu 1 1/2 frs. (12 Silbergroschen) Übrigens läßt Dir Frl. von Salis, jetzt Doktorin (der Geschichte: ihre Dissertation handelt von der Mutter des Kaiser Heinrich IV) die herzlichsten Grüße durch mich übermitteln. Meine englisch-russische Gesellschaft ist in Maloja, immer noch, und schreibt fleißig an mich. Kürzlich ein großer Maskenball daselbst, wobei Miss Fynn als russische Bäuerin Aufsehn erregt hat. Meine alte Meysenbug ist wieder in Versailles, immer noch sehr betrübt über den Tod ihrer Schwester Laura. Sie wünscht so sehr, daß ich diesen Winter zu ihr nach Rom komme; sie denkt, es könnte vielleicht ihr letzter Winter sein. Der Herbst (d. h. Oktober bis Mitte November) ist einstweilen für Venedig festgesetzt, nicht ohne Furcht meinerseits vor dem Sprung aus dem lufttrockensten Stück Europas in das luftfeuchteste (Auch die Wärmedifferenz ist enorm: unser Sommer hier oben, im Durchschnitt 10 Gr. Cels. entspricht dem Durchschnitt eines Januars in Nizza) Aber ich muß meinen Venediger Freund und maëstro etwas ermuthigen: zuletzt thut mir seine Musik wohl wie… die gute reine helle Luft hier oben. Man schreibt mir, daß der berühmte Componist Johannes Brahms (jetzt in der Schweiz) sich sehr mit meinen Büchern abgiebt. Für die Herrn Musiker, scheint es, hat Dein altes Geschöpf etwas Anziehendes. Übrigens druckt man jetzt meinen „Hymnus an das Leben“ Chor mit

Orchester: das Einzige, was von meinen Compositionen erscheinen soll, damit man einmal etwas hat, das zu meinem Gedächtniß gesungen werden kann. (Verlag von E. W. Fritzsch.)

Meine besten Wünsche zu dem neuen Vorhaben meines unruhigen und unternehmungslustigen Schwagers. Nun! Nun! Eine landwirtschaftliche Akademie — und ein alter Schulmeister und Volksredner an der Spitze: das ist vielleicht etwas für Südamerikaner. Für mich ist's nichts. Ich liebe jede Art Fachmann.

„Wunschzettelchen", auf Wunsch, meine liebe Mutter! Bitte, keinen Honig! (das letzte Mal ist er mir schlimm bekommen) Aber sonst sehr gern die guten Dinge, von denen Du schreibst. Dann zwei Cravatten, eine große breite, zum Umlegen und eine zum Anstecken. Endlich: aus der Apotheke in der Herrenstraße 100 gramm Rhabarber in Stücken. Und bitte, sobald als möglich. Es grüßt Dich in herzlicher Liebe

Dein altes Geschöpf.

Mache meinen lieben Onkels Edmund und Oskar, von deren zu erwartendem Besuche Du schreibst, die schönsten Complimente in meinem Namen. Nun bin ich bald 43 Jahr - - -

…Und ich habe Dir nicht einmal für Deinen gütigen Brief gedankt! Verzeihung!

N. B. „Muthgen" ist natürlich die Mutter der Großmama N<ietzsche>. Der Bruder, der Prof. Dr. theol. Krause in Königsberg, wurde, auf Goethes Veranlassung, der Nachfolger Herder's, als Generalsuperintendent von Weimar. Ad notam für Herrn Archivrath B<urkhart>.

[«]

888. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

Sils — Maria
Oberengadin, Schweiz. Sonnabend <13. August 1887>

Sehr geehrter Herr Verleger,

die Correktur des Hymnus wird in Ihren Händen sein, insgleichen der Entwurf für das Titelblatt. Den Stich des letzteren bitte ich umgehend bewerkstelligen zu lassen: den Abzug erbitte ich mir hierher zur Correctur, Sils-Maria. Über Papier (stark, fein, holzfrei) sollen Sie verfügen, ebenso über die Zahl der herzustellenden Exemplare; in dieser Hinsicht fehlt mir jedweder Maaßstab, jedwede Erfahrung.

Mich Ihnen mit bestem
Gruße empfehlend Ihr
Nietzsche.

[«]

889. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

Sils-Maria 14. August. <1887>

Geehrtester Herr Verleger,

so eben habe ich mit bestem Danke für den hiermit bewiesenen „guten “Willen“, den Druck rasch zu Ende zu führen, den 3.ten Bogen erhalten. Morgen sende ich die Correktur des 2.ten: der erste, druckfertig, muß schon wieder in Ihren Händen sein. In drei, vier Tagen folgt der Rest des Manuscriptes, die dritte Abhandlung: sie wäre eher fertig geworden, wenn nicht meine Augen protestirt hätten: doch sind 3/4 schon abgeschrieben. Meine Absicht ist, hier bis in den September hinein zu bleiben (spätestens 20. Sept.) vorausgesetzt, daß die Kälte nicht so groß wird (Durchschnittstemperatur des September hier oben 7 Grad Celsius…)

Ganz ergebenst
Ihr Nietzsche.

[«]

890. An Emily Fynn in Maloja

Mittwoch <Sils-Maria, 17. August 1887>

Hochverehrte Frau,

so eben finde ich mitten in einem Wust alter Rechnungen das kleine beiliegende Bildchen der Villa Badia, welches Sie aber erst in schöne blaue und braune Farben übersetzen müssen, um es erträglich zu finden. Zwar schien es mir, daß Sie im Grunde jetzt das Reisen gerne bereit sind ad acta zu legen, ja daß Sie sich einen

Gewinn von der Heimkehr gerade auch in Hinsicht auf Ihre ausgezeichnete Freundin versprechen: und in so fern kommt die Villa Badia zu spät. Es müßte denn sein, daß Sie die Heimreise über die Seen nähmen und dann Turin-Genf. Für diesen Fall empfiehlt sich ein Zwischenakt am genannten Ort; die zauberhaften Farben des Herbstes daselbst, der Reichthum an Feigen, an herrlichen Bäumen, das Klösterliche und Vornehme der Lage und Anlage — ich zweifle nicht, daß Sie zusammen eine tiefe schöne Erinnerung von dort heimbringen würden.

Inzwischen, nach jenem köstlichen und reichen Tage bei Ihnen, habe ich gelebt wie ein Höhlenbär — sehr arbeitsam und, wie mir scheint, verbessert in Hinsicht auf Gesundheit und Geduld. Wenn Alles glückt, was ich just unter der Hand habe, gedenke ich ein paar Stunden der Erholung bei Ihnen zu feiern, hoffend, daß inzwischen auch bei Ihnen der schöne Sommer und die heroïsche Landschaft Malojas stärkend und hoffnungsgebend gewirkt hat. —

Ihnen Allen in treuer Verehrung und Anhänglichkeit zugethan, bin ich, meine hochverehrten Damen

Ihr ergebenster Diener

Dr Fr. Nietzsche Prf.

[«]

891. An Heinrich Köselitz (Postkarte)

<Sils-Maria, 18. August 1887>

Lieber Freund, es beunruhigt mich, daß bis heute (Donnerstag) Morgen der dritte Correcturbogen noch nicht in meinen Händen ist. Naumann hat den für mich bestimmten Abzug Freitag Abend von Leipzig abgeschickt, so daß **ich** Sonntag Mittag ihn hatte: **Sie** müssen den Ihrigen nach meiner Berechnung noch früher gehabt haben. Nun gab es in den letzten 4 Tagen große Gewitter und im Bergell zwei Bergrutsche, so daß die Post 2 Mal ausgeblieben ist: sollte da ein Malheur passirt, irgend was verloren gegangen sein?… Meinen allerschönsten Dank für Ihren Brief und Alles, was Sie gerade in den letzten Wochen für mich wieder gethan haben: es war zu viel, aber ich selbst bin unschuldig daran, daß die Druckerei und die Stecherei zugleich anfiengen zu speien, ich hatte es anders angeordnet (aber Fr<itzsch> ist ein großer Bummelhans, und N<aumann> hat mir den Beweis geben wollen, daß er's nicht ist) Heute krank, recht erschöpft: sonst würde ich Ihnen mehr schreiben. Hoffentlich haben Sie's jetzt kühler. —

Treulich Ihr N.

[«]

892. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

Sils-Maria <18. August 1887>

Geehrtester Herr Verleger, bis heute (Donnerstag Vormittag) ist der dritte Correkturbogen aus Venedig noch nicht bei mir eingetroffen. Vielleicht ein Malheur? Es gab große Gewitter, Bergrutsche; die Post aus Italien ist 2 Mal um einen halben Tag zu spät gekommen. — Nun ist gerade in Betreff dieses dritten Bogens noch etwas in der Druckerei zu thun, dessentwegen der Bogen unter allen Umständen nochmals an mich geschickt werden müßte, bevor er druckfertig ist. In einem Briefe, den ich zugleich mit dieser Karte absende, liegt das Manuscript einer längeren Anmerkung, die an den Schluß der ersten Abhandlung (in den leeren Raum daselbst) zu rücken ist.

Das Manuscript der 3ten Abhandlung ist beinahe fertig.

Ihr ergebenster
Prof Dr Nietzsche

[«]

893. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Sils-Maria, 19. August 1887>
Freitag.

Arrivato! mille grazie! In der That war die Straße im Bergell wieder zerstört, die Post kam um einen halben Tag zu spät.

Es ist kalt hier; neuer Schnee auf den nächsten Bergen. Ich selbst recht gehemmt und unlustig; die verhängten Himmel (mit dicken Schneewolken und Nordwinden) setzen mir arg zu.

Trotzdem: Sie haben's schlimmer da „unten“! Und nun noch gar solche „Litteratur“ lesen müssen…

Treulich und dankbar
Ihr N.

894. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Sils-Maria, Oberengadin
den 20. August <1887>
(kalt, Schnee)

Geehrtester Herr Verleger,

nur drei Worte: denn ich bin gerade krank. Der kleine ästhetische Skrupel, der mich veranlaßte, den Preis der Partitur nicht auf dem Titelblatte (wo das Gedicht steht) zu wünschen, muß natürlich Ihrem Gesichtspunkte und der geschäftlichen Praxis sich unterordnen: obwohl es mir leid thut. Daß das kleine Werk im Herbst zur Versendung kommt, ist mein eigner Wunsch; ich selbst möchte einige Exemplare noch früher haben. Daß eine Composition von mir bei Musikern einiges Interesse erregen könnte, ist in der That nicht ganz unwahrscheinlich; mir fällt eigentlich auf, wie sehr sich gerade die Musiker auch mit meinen Schriften abgeben — es scheint, daß ich ihnen eine Art Vertrauensmann bin. Dies gilt ganz und gar nicht bloß von den Wagnerischen Musikern; man hat mir zum Beispiel erst kürzlich geschrieben, daß Dr. Joh. Brahms sich auf das Lebhafteste für meine Bücher interessire. Zehn Capellmeister ausfindig zu machen, die den Hymnus auf ihr Winter-Programm setzten, sollte nicht schwer sein. — Von dieser Seite aus weiß ich mir in der Frage der Stimmen (Druck oder Abschrift) nicht recht zu helfen; da ich mich in jedem Sinne als einen Menschen „der Zukunft“ betrachte, so zweifle ich eigentlich nicht daran, daß man sich einmal genug für mich interessiren wird, um sich auch dieses „Glaubensbekenntniß“ in Tönen nicht entgehen zu lassen. Zunächst wünschte ich freilich, daß es sich erst in einigen Aufführungen bewährte, als singbar, klang- und ausdrucksreich. Verzeihung, daß ich von diesen Sachen rede. —

Das Circular scheint mir ein äußerst glücklicher Gedanke. Auch danke ich Ihnen noch besonders dafür, daß Sie darin jedes Wort der Reklame vermieden haben: das ist vom besten Geschmack.

Bei C. G. Naumann wird eine kleinere Schrift von mir gedruckt, eine „Streitschrift“, die vielleicht einige Aktualität für sich hat. Auf dem Umschlag (Rückblatt) wird die ganze Reihe der Ihnen zugehörigen Schriften aufgezählt, mit besondrer Hervorhebung der neuen Ausgaben und ihrer Veränderungen. Ich gestehe, daß ich einen Erfolg dieser Schrift besonders in Hinsicht auf meine ganze frühere Litteratur (die fleißig darin citirt wird) wünsche, — und daß sie beinahe aus dem Bedürfniß entstanden ist, dem Vertrieb dieser älteren Litteratur und damit auch Ihnen, geehrtester Herr Verleger, zu Hülfe zu kommen.

Mit herzlichem Gruß Ihr N.

Grüßen Sie, bitte, Herrn Rudhardt von mir (früher Prf. in Genf); man sagt mir hier, er habe eine gute Lehrer-Stellung am Leipziger Conservatorium. Das freut mich. Ich habe ihn hier kennen gelernt. Und zeigen Sie ihm meinen Hymnus! —

Senden Sie doch das Circular auch an Dannreuther (New York), der sich sehr für meine Litteratur zu interessiren scheint. Insgleichen an den Dänen Dr. Georg Brandes, einen der „schneidigsten“ deutschen Litteraten; seine Adresse im Litteratur-Kalender.

Die Correktur des Titelblattes bitte sobald als nur möglich hierher, an mich.

N.

[«]

895. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Freitag Nachmittag.
<Sils-Maria, 19. August 1887>

Meine liebe Mutter,

ich schreibe auf der Stelle: Du hast mich herrlich beschenkt, und es giebt viele Gründe, weshalb ich gerade in diesem Augenblick besonders Dir dafür Dank zu sagen habe. Es stand in der letzten Zeit nicht mehr gut mit mir; vielleicht war ich ein wenig überarbeitet; jedenfalls setzte mir der Umschlag des Wetters sehr zu (vier Tage Gewitter, schwerer Regen; seitdem winterliche Luft, auf den nächsten Bergen neuer Schnee; heute morgen gieng ich mit Frl. von Salis in einem leichten Schneegestöber spazieren; in meinem Zimmer sitze ich morgens bei 2—5 Grad an der Arbeit) Die Schachtel enthielt **lauter gute Dinge**, einige davon ganz unerwartet zb. ein prachtvolles neues Werk des Dr. Deussen (hast Du seine Adresse?)*) über indische Philosophie (deren erste Autorität Deussen jetzt für Deutschland ist: der Zufall will daß ich selber gerade mit ihr stark beschäftigt bin, so daß das Buch à propos kommt, wie selten ein dedicirtes Buch) Den Sandtorten-Genuß muß ich mir noch etwas versagen; ich habe sie in eine Blechschachtel gethan. Den Cacao werde ich mit großem Interesse mit zwei Präparaten vergleichen, die ich selbst trinke (den holländischen van Houten und den schweizerischen Sprüngli): sehen wir zu, welche Nation den Preis davonträgt. Die Cravatten: meinem „tiefgefühlten“ Bedürfnisse entsprechend. Auch der Rhabarber sieht recht vertrauenerweckend aus: ich habe in diesem Punkte etwas Erfahrung (was bekanntlich, so wie das menschliche Leben nun einmal ist, fast immer so viel bedeutet wie „schlechte Erfahrung“ ..) Ich wäre neugierig zu wissen, was er kostet, da ich die französischen, italiänischen und schweizerischen Preise im Kopfe habe. Das Hemd: sehr gut! Denn ich trage diese Art fort und fort (Nachts nicht, aber am Tage) Auch scheint es mir, daß die Ärmel vernünftiger Weise kurz sind (und nicht wie bei denen, die ich jetzt trage) Endlich die Strümpfe und die Handschuh: meine liebe Mutter, welche Menge guter Dinge! Ich vergesse, wie überraschend mir die Brausepulver vorkamen: wie als ob Du gewittert hast, was Dein altes Geschöpf sich oft diesen Sommer gewünscht hat.

Sonst giebt es wenig Neues zu melden. Frl. von Salis läßt sich Dir schönstens empfehlen; sie kommt mir immer noch sehr caput vor. Gestern besuchten mich meine Engländerinen im Wagen, ich fuhr noch ein halbes Stündchen mit ihnen, als sie zurück mußten. Im Hôtel Maloja, wo sie immer noch weilen, ist die Saison dies Mal sehr gut (c. 300 Person); der neuliche Maskenball hat der Miss Fynn einen großen Erfolg gemacht (die Zeitungen berichten selbst davon); man will mir sie bei meinem nächsten Besuche in den 2 Kostümen präsentiren, welche sie damals gehabt hat: erst als russische Hofdame, dann als russische Bäuerin. Es sollen die schönsten Costüme des Balls gewesen sein. — Um einen Begriff von der Frequenz zu geben: Am 9ten August verkehrten in Maloja, bei dem Hôtel, c. 900 Wagen, davon c. 500 Kutschen und Equipagen. Sehr nizza-mäßig, dagegen hält unser Sils seinen idyllischen Charakter fest.

Nochmals mit dem allerschönsten Danke, meine liebe gute Mutter!

Dein altes Geschöpf.

[«]

896. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sils-Maria, 25. August 1887>

Dein Brief, einen Tag später als die Schachtel, traf mich tief eingeschneit, im besten Januarwetter, das Zimmer sehr kalt. Seitdem hat es sich verbessert; zwar ist es immer noch sehr frisch (c. 4 Grad morgens), denn die Berge sind wie Zuckerhüte, aber der Himmel herrlich hell und die Luft trocken. Schönsten Dank für die Torte, die einen feinen und reinen Geschmack hatte! Die Strümpfe scheinen mir besonders gut zu thun, sie sind warm und von guter Wolle. Etwas ganz Komisches: stelle Dir vor, meine liebe Mutter, der Cacao schmeckt täuschend wie Thee, und wenn es nicht drauf stünde, was es ist, so würde ich's nimmermehr glauben. Ich habe mir jetzt aus der Schweiz Schinkenwurst kommen lassen, ganz gut, das Pfund 12 Groschen 8 Pfennige: ist das auch Euer Preis? — Die Berufung des Prof. Dr. Krause an die oberste geistliche Stelle in ganz Weimar kann natürlich nur von oberster Stelle, dem Staatsministerium (Goethe) ausgegangen sein; G<oethe> spricht mehrere Mal von ihm (kränklich, mit einem weichlichen Geschmack in Litteratur; übrigens war er einer der bekanntesten Rationalisten jener Zeit, er liebte es, Schillersche Worte als Text zu seinen Predigten zu nehmen.) 1778 ist unantastbar; es handelt sich ja nur um das Tagebuch Goethes von diesem Jahr. Krause's ächte Weimaraner: nie daran gezweifelt. — Meine Musik, Orchester-Partitur (nicht Klavier) noch nicht erschienen.

Dein F.

[«]

897. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

<Sils-Maria 28. August 1887>
Sonntag früh

Hochgeehrter Herr Verleger

hiermit folgt endlich die dritte (Schluß-)Abhandlung — zu spät, wie ich mit Bedauern sage, ich war viel krank, die ganze letzte Zeit. Doch bilden jetzt die drei Abhandlungen ein gutes Ganze

Dem Manuscript der Abhandlung (das von hinten anfängt NB!) liegen noch zwei Blätter bei, einmal die

1) Inhalts-Angabe, am Schlusse des Buchs oder vor den drei Abhandlungen einzufügen

2) ein Nachtrag zur Vorrede.

Und damit Glück auf! Und fröhlich vorwärts!

Mit ergebenstem Gruß Ihr
Nietzsche

[«]

898. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte).

Sils-Maria
29. August 1887

Werthester Herr Verleger,

mit Ihrer Fassung des Titels ganz einverstanden. Ich überzeugte mich, daß das Gedicht auf dem Titelblatt sich ganz abscheulich ausnimmt.

Und lassen Sie, bitte, sowohl für meinen Namen als für die Worte „Hymnus an das Leben“ einfachere und ernstere Lettern nehmen (um des Himmels Willen nichts dergleichen Geschnörkeltes und Rokoko-Mäßiges wie auf der beiliegenden Probe!)

Ergebenst, der Ihrige
Prof Dr Nietzsche

[«]

899. An Heinrich Köselitz in Venedig

Sils-Maria, den 30. August 1887.

Lieber Freund,

inzwischen, denke ich, wird es auch in Venedig kühler geworden sein. Wir waren sogar schon eingeschneit und gründlichst: schönster Januar für zwei Tage, — seitdem wieder menschlicher, doch frisch, selbst herb. Die dumme Gesundheit wackelt wieder, der böseste Anfall des Sommers kaum überstanden. Trotzdem eine Art Zufriedenheit und Fortschritt, in jeder Hinsicht; vor allem ein guter Wille, nichts Neues mehr zu erleben, dem „Außen“ etwas strenger aus dem Weg zu gehn, und das zu thun, wozu man da ist. Sils wird festgehalten, ich wünschte, ich hätte schon eine eben solche Winterhöhle, wie diese Sommerhöhle. Für diesen Herbst, lieber Freund, bin ich immer noch Willens, es mit Venedig zu versuchen: doch muß ich erst von Ihnen noch eine ernstgemeinte Erlaubniß dazu erhalten. Gesetzt nämlich, daß Sie jetzt ein tiefes Für-sich-sein lieber hätten und hygienischer in irgend einem Sinne fänden, so bedarf es des kleinsten Winkes, lieber alter Freund: ich würde mich selbst nicht schonen, wenn ich Sie nicht in solchen Hauptsachen schonte. Im andren Falle habe ich ein paar Bitten auszusprechen; aber, wie gesagt, einstweilen schwebt noch Alles.

Was das Titelblatt angeht: so bin ich voller Verdruß. Ich habe es zuletzt Fritzsch überlassen, Alles nach seinem Gutdünken resp. der alten Geschäfts-Routine zu arrangiren; nur will ich nichts mehr davon hören. Er will auf die Preisanzeige nicht Verzicht leisten, er mag das Gedicht auf dem Titelblatt nicht etc. Zuletzt hat er mir ein Monstrum von Stichprobe geschickt, das ich meinerseits mit Ingrimm abgelehnt habe. Habeat sibi! — Daß Ihr Name nicht auf das Titelblatt soll, hat mich, aufrichtig, perplex gemacht (— ich weiß nicht, was in mir remonstrirte, ich glaube beinahe vanité…) Zuletzt habe ich mich überredet, daß diese Verzichtleistung Ihrerseits in der That zu einem guten Ausgange führen kann, daß sie klug ist, kurz daß wir Beide etwas auf die Länge hin spekuliren müssen und gegen die Gesichtspunkte des Augenblicks gleichgültig sein dürfen. So soll ich denn also geschmückt mit was für schönen fremden Federn vor die Herrn Musiker treten!! Habeat sibi! — Ich habe noch eine allerletzte Revision des ganzen Stichs gemacht, hinsichtlich der von Ihnen eingetragnen Correcturen: und wirklich fand ich noch zwei ganz grobe Fehler. (Zwei Takte verwechselt)

Bei Naumann ist hoffentlich nichts Störendes vorgefallen: wir sind noch nicht weiter seit dem Bogen 3. Doch habe ich auf der leeren Zwischenseite am Schlusse der ersten Abhandlung noch eine Anmerkung (für Gelehrte) eingerückt.

Hier reist man ab, die Hôtels leeren sich. Der Vogel sitzt einsam. Doch soll diese Tage mein alter Freund Dr. Deussen von der Berliner Universität hier eintreffen, mit Frau (auf der Reise nach Griechenland: hübsch! über Sils nach Griechenland!) er hat mir eben ein prachtvolles Werk geschickt, „die Sûtras des Vedanta“, die erste europäische Übersetzung eines enorm scharfsinnigen und raffinirten Commentars der Vedanta-Philosophie (Sanscrit)

Keine Musik! Kein Ton guter Musik!…

Treulich und dankbar
Ihr N.

[«]

900. An Franz Overbeck in Dresden

Sils-Maria d. 30. Aug. 1887

Lieber Freund,

der Sommer ist dahin; wir waren sogar schon zwei Tage tüchtig eingeschneit, seitdem blieb es frisch und streng, doch so hell, wie sich’s meine Gesundheit nur wünschen kann. Die Kälte ist nicht mein Feind.

Ich habe oft an Dich gedacht, namentlich in Hinsicht auf Deinen Dresdener Aufenthalt, über den Du schwer genug hinweggekommen sein wirst. Jetzt denke ich Dich auf irgend einer Höhe, nachsommerlich gesinnt und hoffentlich wieder etwas von schmerzlichen Eindrücken hergestellt. Dein Name ist diesen Sommer oft genug hier oben von mir genannt worden: denn Basel war dies Mal die längste Zeit das dominirende Element in Sils, — nämlich durch eine Kopfzahl von 36 vertreten. Die gute Basler Welt zeigte sich gegen mich ganz unverändert, sehr herzlich und sehr respektvoll, ganz wie ich’s nur wünschen konnte. Die Namen La Roche Ryhiner Allioth usw. usw. schwirrten mir anfangs etwas vor dem Kopf; allmählich stellte sich mein Gedächtniß wieder ein; namentlich Sally Vischer von Ehedem hat sich prächtig die ganze Zeit über gegen mich bezeigt (mit ihren Kindern Manfred Eleonora Sigismund: wir haben über die schönen Namen gelacht!) Insgleichen die Schwester von Andreas Heusler. — Sodann ist Frl. von Salis hier, jetzt Doktorin der Geschichte (Abhandlung über die Mutter Heinrich des IV., Agnes von Poitou), welche mit ihrer Freundin, der Tochter des Prof. Kym zusammenwohnt. Endlich habe ich einen gelegentlichen Verkehr mit einem Prof. der Mathematik aus Erlangen, Noether gehabt, einem gescheuten Juden, und dem alten Reichsgerichtsrath Dr. Wiener aus Leipzig sammt Familie (vielleicht auch ein wenig Jude?) Meine englisch-russischen Damen haben mich von Maloja aus besucht; Miss Fynn hat bei einem dortigen Maskenball den ersten Rang im succès behauptet (sogar nach den Zeitungen), nämlich als russische Hofdame und russische Bäuerin. Mit der alten Mansouroff geht es aber nicht zum Besten. Eines Tags begrüßte mich ein alter Herr, grauhäuptig, mit seiner Frau: Prof. Claß („Philosoph“) aus Erlangen: seine ersten Worte waren „oh wie liebenswürdig haben Sie mich examinirt! das werde ich nie vergessen“ (— er promovirte seiner Zeit in Basel). Noch habe ich Dir nicht für die Tertullianstelle gedankt, ich habe von Deinen adnotat<iones> dazu den unbefangensten Gebrauch gemacht (nämlich in einer Abhandlung, die jetzt gedruckt wird): ein Stück der Stelle fand sich noch vor Eintreffen Deines Briefes in meinen Manuscripten, aber es war mir sehr werthvoll, sie in extenso zu bekommen. — Das Resultat vom Verkauf von „Jenseits“ ist sehr lehrreich; dies Mal ist Alles gethan, was ein geschickter und beliebter Buchhändler zu Gunsten eines Buchs thun kann; es sind ebenfalls gegen 60 Freiexemplare an Zeitschriften und Redaktionen vertheilt worden. Trotzdem jämmerlicher Abschluß der Rechnung, buchstäblich 106 Exemplare verkauft, Alles sonst remittirt. Kaum der fünfte Theil der Redaktionen hat Notiz von der Zusendung genommen; entschiedene Zeichen von Abneigung und principieller Ablehnung gegen Alles, was von mir kommt, fehlen nicht. Und nicht Eine in Betracht kommende Anzeige! Ich sage dies übrigens nicht mit Verdruß: denn ich verstehe es. Trotzdem schien es mir nothwendig, diesem „Jenseits“ von mir aus etwas zu Hülfe zu kommen: und so habe ich ein paar gute Wochen benutzt, um in Gestalt von 3 Abhandlungen das Problem des genannten Buchs noch einmal zu präcisiren. Damit glaube ich am Ende mit den Bemühungen zu sein, meine bisherige Litteratur „verständlich“ zu machen: und nunmehr wird für eine Reihe von Jahren nichts mehr gedruckt, — ich muß mich absolut auf mich zurückziehn und abwarten, bis ich die letzte Frucht von meinem Baume schütteln darf. Keine Erlebnisse; nichts von außen her; nichts Neues — das sind für lange jetzt meine einzigen Wünsche. — Den 20. Sept. will ich nach Venedig abreisen, um unsrem braven K<öselitz> wieder Muth zu machen; er hatte einen schweren Sommer.

Ms. Taine hat von Genf aus sehr liebenswürdig an mich geschrieben. (In Bezug auf ihn hat Rohde in diesem Frühjahr eine Rüpelei gegen mich begangen, nun, ich habe ihm gründlich darauf gedient, vielleicht zu gründlich. Hinterdrein that mir’s leid.) Man schreibt mir, daß Dr. Johannes Brahms sich auf das Lebhafteste für meine Schriften interessire — (Die Gesundheit bei strengster Diät besser als andere Jahre: in summa 6 ganz schlimme Anfallstage.) Ich halte an Sils fest. Ich habe keine Zeit mehr, zu probiren — und keinen Glauben daran mehr, zu finden.. Empfiehl mich auf das Beste Deiner lieben Frau und deren Anverwandten! (Die Nachricht von der Münchner Hochzeit kam in Gestalt einer schönen Karte zu mir) Treulich und dankbar Dein

N.

[«]

901. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sils-Maria, 4. September 1887>

Unsre Briefe haben sich gekreuzt, meine liebe Mutter, schönsten Dank! Professor Deussen und Frau (etwas jüdisch) haben mich gestern Abend verlassen, nach einem sehr herzlichen Zusammensein von 1 1/2 Tagen; leider war ich eigentlich krank dabei. Wir haben schlechtes Wetter: das setzt mir arg zu. — Nun eine Bitte, die aber eine sofortige Erfüllung heischt: sonst hat sie gar keinen Sinn. Ich brauche eine ganz feine Schinkenwurst; was ich aus der Schweiz mir besorgt habe, ist fett und bekommt mir nicht. Kannst Du mir nicht umgehend etwas schicken? Es ist eine rechte Frage der Gesundheit. So daß ich es spätestens Freitag habe? (Heute ist Sonntag) Bitte, meine liebe Mutter, thue Dein Möglichstes und verzeih, daß ich Dir solche Noth mit meinen Wünschen mache! Andre Sommer richten wirs besser ein.

Dein F.

(Nichts Andres als die Wurst!)

[«]

902. An Emily Fynn in Menaggio

Sils-Maria, den 7. September 1887.

Hochverehrte Frau!

Zuletzt muß ich gar, zu meinem herzlichsten Bedauern, von Ihnen brieflich Abschied nehmen. Oh diese dumme Gesundheit! Ich dachte gestern bei Ihnen zu sein — eine unausstehliche Angegriffenheit zwang mich hier zu bleiben; auch heute steht es nicht besser. Vielleicht wollen die Tage, welche ich mit einem alten Freunde (dem Professor der Berliner Universität Dr. Deussen dem ersten Kenner der indischen Philosophie) zugebracht habe, eine nachträgliche Buße. Der Besuch war kurz (— er kam mit seiner kleinen, ganz kleinen Frau erst Freitag nachmittag an und hatte nur zwei Tage für mich Zeit) sehr angenehm, sehr angreifend, zumal das Wetter schwer und kalt auf uns lastete. Nun ist er wieder fort, will noch nach Genf, Genua, Rom, Neapel, Brindisi, Athen, Jonische Inseln, Constantinopel — Alles in Einem Zuge, da er Ende Oktober zum Beginn der Wintervorlesungen wieder in Berlin sein muß. Die Energie einer solchen Reise hat etwas Respektables; aber man brächte mich nicht mit vier Pferden dazu, es ihm nachzumachen. Im Frühling, während der kurzen Osterferien war er mit seiner Frau am nördlichsten Ende von

Schweden, um das Jahresfest der Verlobung mit ihr an der Stelle zu feiern, wo diese Verlobung stattgefunden hat. So reist man heute durch die Welt: die Erde ist so klein geworden!…

Dies sage ich, um Sie zu überzeugen, daß Genf von Nizza und von Sils gar nicht so weit ist, und daß ich dies Mal in der Hoffnung Abschied nehme, in Genf Sie selbst hochverehrte Frau, ebenso wie Ihre ausgezeichnete Freundin, vielleicht schon im nächsten Frühling wieder begrüßen zu dürfen. Ich muß für den eigentlichen Winter wahrscheinlich nach Rom (um meine alte leidende Freundin M<alwida> von Meysenbug noch einmal zu sehen); im Grunde sollte eigentlich auch Ihre Fräulein Tochter ihr Schiff nach der ewigen Stadt lenken? Für diesen angenehmen Fall erlaube ich mir die Meysenbug'sche Adresse zu notieren: Via Polveriera 6, nächste Nähe des Colisees. Man findet bei ihr Frau Minghetti und andere gute römische und fremde Welt.

Mit den allerherzlichsten Wünschen für Ihrer aller Gesundheit und im Grunde Sie um die Heimreise beneidend — denn Sie haben doch ein Heim, während ich nichts als ein unstäter Vogel bin —

bleibe ich treulich
der alte
Höhlenbär von Sils.
(verdrießlich und brummend, daß er
heute nicht aus der Höhle kann).

[«]

903. An Heinrich Köselitz in Venedig

Donnerstag <Sils-Maria, 8. September 1887>

Lieber Freund,

ich wünschte, es stünde etwas anders mit mir: seit einem Monat ungefähr geht es wieder krebshaft; sollten die Sonnenfinsterniß, Falb und andre „jenseitige“ Gewalten auch bei mir die inneren humores in die Höhe ziehn?… Ich bin so unnütz betrübt, — unnütz, denn im Ganzen Großen hätte ich eher Grund, guter Dinge zu sein. Das Wetter ist miserabel diesen Herbst; viele Tage mit dicker Wolkendecke (das macht bei mir einen Eindruck bis zum Erbrechen) Eine komische Unterbrechung gab es, komisch und rührend: mein alter Freund Deussen aus Berlin erschien (auf der Reise nach Griechenland, mit einem liebenswürdigen Umschweif über Sils: er will Ende Oktober wieder in Berlin sein), brachte seine kleine Frau und seine eben erfolgte Ernennung zum Professor der Philosophie. Der Fall ist historisch: Deussen ist der erste eingeständliche Schopenhauerianer, der eine Professur in Deutschland erhalten hat, — und daß D<eussen> Schopenhauers glühendster Verehrer und Verkündiger ist (übrigens eminent rationell), daran bin ich schuld: er hat mir auf emphatische Weise für die Hauptwendung seines Lebens gedankt. Das Wesentlichere (in meinen Augen) ist, daß er der erste Europäer ist, der von Innen her der indischen Philosophie nahe gekommen ist: er brachte mir seine eben erschienenen Sûtras des Vedânta, ein Buch raffinirter Scholastik des indischen Denkens, in dem der Scharfsinn der modernsten europäischen Systeme (Kantismus, Atomistik, Nihilismus usw) einige Jahrtausende früher vorweg genommen ist (es sind Seiten darin, die wie „Kritik der reinen Vernunft“ klingen und nicht nur klingen) Das Werk ist auf Kosten der Berliner Akademie der Wissenschaften gedruckt; ich nehme an, daß D<eussen> bald genug ihr Mitglied sein wird. Er ist eine Spezialität; auch die sprachgelehrtesten Engländer (wie Max Müller), die ähnliche Ziele verfolgen, sind gegen D<eussen> Esel, weil ihnen „der Glaube fehlt“, das Herauskommen aus Schopenhauer-Kantischen Voraussetzungen. Er übersetzt jetzt die Upanischad’s: was würde Schopenh<auer> für eine Freude haben!!

— Fritzsch schweigt; aufrichtig, der Verkehr mit ihm seit einem Jahre hat mir unsinnig viel Überwindung gekostet. Es ist ein guter Kerl; aber ich will den Tag segnen, wo Alles hübsch zu Ende ist, und es nichts mehr zwischen uns zu verhandeln giebt. — Naumann sandte gestern den 4ten, heute (Donnerstag) den fünften Bogen. — Ich lege den Brief des Herrn Avenarius bei: ich will im Allgemeinen Ja sagen, in Hinsicht darauf, daß es gut ist, einen Ort zu haben, wo man gelegentlich in aestheticis mitreden kann. Dabei habe ich eigentlich mehr an **Sie** als an mich gedacht. A<venarius> ist ein Dichter (31 Jahre alt), mehr aber noch ein sehr rühriger Vermittler mit buchhändlerischem Instinkt. (Gottfried Keller sprach mir von ihm; er giebt Anthologien der allermodernsten Lyrik Deutschlands heraus und bringt es dabei zu mehreren Auflagen etc)

Frl. von Salis, die diesen Sommer mit ihrer Freundin Kym hier zugebracht hat (übrigens als Doktorin der Geschichte) ist gestern abgereist. Es regnet. Vielleicht auch bei Ihnen? — Ich rechne mir alle die schlimmen Herbste vor, die ich schon durchgemacht habe; bis jetzt ist es noch bei dem Venediger Plane geblieben. Die Frau am Canale grande gefällt mir nicht; ich würde Verdruß haben. Wie viel will man in der casa Petrarca für den Monat? Oder haben Sie etwas Neues in Sicht? — Sonderbar! Der **römische** Plan ist inzwischen erschüttert, auf eine Weise, die ich am letzten erwartet hätte. Vielleicht ist Rom Unsinn für mich? Und ich krieche wieder nach Nizza? Oh wenn Sie doch in N<izza> lebten! Ich schwöre Ihnen, der Sommer sollte Ihnen daselbst unvergleichlich wohler thun als in V<enedig> (Seewind von 10 Morgens bis 5; dann kühlere Strömung von den Gebirgen her, man geht Abends mit Paletot aus).

Mit herzlichstem Gruß
Ihr
Nietzsche.

Ich habe Ihnen noch gar nicht für Ihren guten Brief gedankt!! (Abreise von hier ca. 20. Sept.)

Durchschnitts-Temperatur des September in Sils 7 Grad Cels. Der Sprung nach Venedig vielleicht zu groß? —

[«]

904. An Ferdinand Avenarius in Dresden

Sils-Maria, Oberengadin,
den 10. Sept.
1887.

Werthester Herr,

auf dergleichen Anfragen habe ich bisher immer Nein gesagt; es hilft nichts, ich muß es auch in diesem Falle thun. Sehen Sie darin nicht mehr als eine der fünftausend Necessitäten, die ein resoluter Wille zur Unabhängigkeit in sich schließt. Man ist nicht ungestraft „Philosoph“. Ich will schlechterdings nichts mit Zeitschriften zu thun haben: sie sind immer Parteischriften, und am meisten dann, wenn sie es selbst nicht zu sein glauben. — Ich kann, zu meinem Bedauern, hier weder von meiner alten Theorie, noch alten Praxis abgehn. —

Übrigens giebt man mir diese meine „Enthaltsamkeit“ artig genug zurück: man „enthält sich“ auch meiner. Wenigstens sagt mir dies Gottfried Keller (— „mein Name sei in deutschen Zeitschriften so gut wie nicht mehr vorhanden“.) Ich selbst, drei und vierzig Jahre alt, überdies, wie ich fürchte, Vater von fünfzehn Büchern (vielleicht verzähle ich mich? die Ziffer ist schrecklich) — ich selbst habe über mich noch nicht drei Zeilen gelesen, die mich interessirt hätten, irgend etwas

Gründliches, Kluges, psychologisch-Zurechnungsfähiges. Dies als factum, nicht als „Seufzer“.

Um Ihnen andrerseits meine Antheilnahme zu beweisen, mache ich Sie, werthester Herr Lyricus, auf zwei Männer aufmerksam, deren feiner und freier Geschmack in artibus schon mehrfach meine Bewunderung erregt hat (— und die zu schreiben verstehn) Der Eine ist ein deutscher Musiker, der seit Jahren in Venedig lebt, in einer dedaigneusen Zurückgezogenheit; gelegentlich, sehr gelegentlich greift er auch zur Feder (unter irgend einem Pseudonym z. B. Thomas Mürner): man müßte ihn dazu verführen, seine Urtheile über Musik und Musiker niederzuschreiben. Ich gebe Ihnen die genaue Adresse, mit der Bitte um Diskretion: Signor Enrico Köselitz

San Canciano calle nuova 5256
Venezia

Der Andre ist ein Schweizer, Professor Spitteler (Neuveville im Kanton Bern); vielleicht ist er Ihnen unter dem Namen „Tandem“ bekannt? Ein paar ästhetische Aufsätze von ihm, die ich zufällig kennen lernte (z. B. eine „Kritik des modernen Orchesters“ von einem kulturhistorischen Gesichtspunkte aus, insgleichen über Theater, „theatralisch“, dies als Problem gefaßt) verriethen mir einen ungewöhnlich nachdenklichen und feinen Kopf (— er schreibt lustig: welches Glück!)

Beide Männer mögen Ihnen bestens empfohlen sein; ihre Mitarbeiterschaft würde der verwöhntesten Zeitschrift zur Ehre gereichen. Erinnern Sie sich, bitte, dieser obscurorum virorum wenn Sie sich etwa meiner wieder erinnern sollten…

Hochachtungsvoll
Ihr
ergebenster Prof. Dr. Nietzsche
vir obscurissimus.

Ad vocem Musik: hüten Sie Sich vor allen Wagnerianern, die schreiben, — das ist Hornvieh oder Sumpf.

[«]

905. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Sils-Maria, 11. September 1887>

Lieber Freund, wieder zwei böse Tage. Das Programm ist nun dies: ich gedenke Montag den 19ten abzureisen und Dienstag den 20 Abends in Venedig einzutreffen. Der Druckbogen, den Naumann Freitag den 16. Abends an Sie absenden wird, kann mir also muthmaaßlich von Ihnen schon bei der Ankunft eingehändigt werden; eben (Sonntag) langte der 6te Bogen an (in dem die zweite Abhandlung zu Ende kommt; fehlt noch die dritte Abhandlung und die Vorrede)… Ich sehe meinen betrübten und entarteten Hut vor mir; dabei fällt mir ein, daß ich voriges Jahr bei meinem Besuch Ihrer hübschen Höhle einen alten Hut von mir wiederfand, den einzigen, den ich bisher gern getragen habe (er war von Ihnen ausgewählt) Er schien mir noch restaurationsfähig (zu waschen, eventuell zu färben); gesetzt, daß er noch existirt, dürfte ich Ihre Leute bitten, denselben zu einem Hutmacher zu tragen? (Ich verhandelte darüber mit einem H<utmacher> an der kleinen piazza, wo Goldoni steht, vor der Rialtobrücke: er wollte in 4 Tagen fertig sein. Aber schließlich reiste ich noch vorher ab)

Hier ist es leer geworden. — Was ich mich darauf freue, Sie wieder zu begrüßen! Und wir wollen uns hübsch festigen und an den Händen halten: im Grunde steht es gut mit uns, so wie es steht…

Treulich Ihr Freund N.

[«]

906. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

Sils-Maria, Sonntag.
<11. September 1887>

Meine liebe Mutter, leider gieng es wieder inzwischen ganz schlecht; heftiger Anfall. Sonst hätte ich mich schon eher für die deliziöse Wurst bedankt, welche wirklich, wie gewünscht, Freitag Nachmittag eintraf. Das ist etwas für Dein altes Geschöpf! Andre Jahre will ich das Herumexperimentieren mit Schinken lassen und gleich von vorn herein eine feste Bestellung auf solchen Schinken machen. — Ich war fleißig diesen Sommer, aber nun muß ich's büßen; ich habe oft in den letzten Wochen wieder allen Muth verloren, es geht mit dem dummen Kopf nicht von der Stelle; Alles in Allem, ist mein Leben eine Thierquälerei. Unter diesen Umständen wird es wohl nichts mit Rom; am 20 September will ich nach Venedig

(Adresse: Venezia (Italia) poste restante, der Name Nietzsche sehr deutlich geschrieben) Später wohl das alte Nizza. Hier ist es leer, ziemlich seit Mitte August.

In herzlicher Liebe dankbar Dein F.

[«]

907. An Josef Viktor Widmann in Bern

Sils-Maria Ober-Engadin
den 11. September 1887.

Hochgeehrter Herr Doctor,

machen Sie, bitte, Ihrem ausgezeichneten Mitarbeiter dem Herrn Prof. Spitteler mein ergebenstes Compliment: ich las eben seine Kritik des modernen Orchesters. Wie viel Wissen, Takt, Unabhängigkeit des Unheils! welcher esprit, welche gute Artisten-Laune! Und was seinen Geschmack in rebus musicis et musicantibus anbetrifft, so verhindert mich nur Eins ihn zu loben, — daß es gerade mein Geschmack ist. Mir kamen dabei ein Paar nachdenkliche Sachen von ihm in's Gedächtniß, die ich vorigen Winter in Nizza gelesen habe (über Theater und Theatralisches): leider ohne Kopf und Ende, in ganz zufällig erwischten einzelnen Sonntags-Beilagen des „Bund“. Könnte man dergleichen Aesthetica des genannten Herrn nicht beisammen lesen? Es gäbe ein Buch seltenen Ranges ab, gemacht für einige Feinschmecker und Abseitige, an denen es gerade heute nicht fehlt. Pulchrum est paucorum hominum. —

Gestern, von einem Dresdener Herrn Avenarius höflichst zu einem neu zu begründenden Kunstblatte eingeladen, habe ich mir die Freiheit genommen, an meiner Stelle Herrn Spitteler in Vorschlag zu bringen. —

Mit angelegentlichem Gruße
Ihr ergebenster
Dr. Nietzsche

Nota bene, ich habe mich noch gar nicht für die liebenswürdige Gesinnung Ihres Briefes bedankt! Gesetzt, daß Sie irgend einen Werth darauf legen sollten, die Geburt der Tragoedie in der zweiten Auflage zu besitzen (sie enthält ein Curiosum, den Versuch einer Kritik dieser Schrift, von mir selbst), so genügen zwei Worte an den Verleger Herrn E. W. Fritzsch, Leipzig, Königstraße 6 (derselbe ist über

Ihre Antheilnahme an meinen Büchern unterrichtet; ich nehme an, daß die „fröhliche Wissenschaft“ glücklich in Ihre Hände gelangt ist?)

Zuletzt: würden Sie vielleicht gewillt sein, Herrn Johannes Brahms Etwas in meinem Namen zu überreichen, gesetzt, daß er noch in Ihrer Nähe ist? (nämlich eine Composition von mir, die jetzt eben erscheint: „Hymnus an das Leben“, Chor und Orchester)… Ich bin nämlich, wie Wagner sagte, eigentlich „ein verunglückter Musikus“ (er selbst sei ein „verunglückter Philologe“ —).

[«]

908. An Meta von Salis auf Marschlins

Sils-Maria, Mittwoch.<14. September 1887>

Verehrtestes Fräulein,

es scheint mir, daß Sie mit Marschlins den besseren Theil gewählt haben: denn Sils ist nichts mehr werth, seitdem Sie fort sind. Der September hat einen heimtückischen Charakter: kalt, schneeig, regnerisch, verdrossen — ich selbst bin jeden Augenblick krank. Stünde es anders, so hätten Sie längst Nachricht von mir, auch ein Wort herzlichsten Dankes: denn Sie haben mir wacker dabei geholfen, über einen schweren und im Grunde von conträren Winden heimgesuchten Arbeits-Sommer — „hinwegzugondeln“. — Daß Sie meine Bücher lesen, macht mir jetzt weniger Besorgniß: der kürzeste persönliche Verkehr wirkt als **Correktur** auf ein bloß buchmäßiges Kennenlernen fremder Meinungen und Werthe; — man sieht, hört und schließt hintendrein ruhiger (alles Gedruckte ist an sich noch zweideutig und macht Unruhe) — Eben ist ein erbärmlicher Aufsatz angelangt, von einem Spiritisten und Wagnerianer abgefaßt, des Titels: „Variationen über Themen von Friedrich Nietzsche“. Insgleichen kam eine Einladung des Dresdener Avenarius, meinen Namen mit zur Begründung eines neuen Kunstblattes herzugeben: natürlich Nein gesagt. — Malvida schweigt. — Den 20. Sept. will ich nach Venedig abreisen; der Herbst scheint kalt zu werden: das ist in Hinsicht auf die Lagunenstadt für mich eine Hoffnung. — Neulich, an einem gründlichen Regentage, entwickelte sich ein artiges, sehr principielles Gespräch, bei dem die Rollen hübsch vertheilt waren: der preußische Landrath, der Mediziner aus Gießen, der Jurist aus Heidelberg (Geh.Rath Gierke) und ich (comme philosophe). — Mein Druck ist beim letzten Drittel angelangt; das Buch wird heißen „Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift“. Damit ist nunmehr alles

Wesentliche angedeutet, was zur vorläufigen Orientierung über mich dienen kann: von der Vorrede zur Geburt der Tragödie bis zur Vorrede des letzt genannten Buchs — das giebt eine Art „Entwicklungsgeschichte“. Nichts ist übrigens degoutanter, als sich selbst commentieren zu müssen; aber bei der vollkommnen Aussichtslosigkeit dafür, daß irgend jemand Anders mir dies Geschäft hätte abnehmen können, habe ich die Zähne zusammengebissen und gute Miene, hoffentlich auch „gutes Spiel“ gemacht. Die Arbeit eines ganzen Jahrs! (eingerechnet das fünfte Buch der gaya scienza, das ich besonders empfehle) — Mein verehrtes Fräulein, behalten Sie diesen Sommer in guter Erinnerung, — ich will es auch thun.

Mich Ihrer ausgezeichneten Freundin angelegentlich empfehlend bleibe ich Ihr

ergebenster Diener
Dr Friedrich Nietzsche.

NB. Aber man soll nicht sagen: „Marschlins bei Igis“, sondern „Igis bei Marschlins“ — oder vielmehr, man soll gar nicht „Igis“ sagen… Ich vergaß, mich Ihrer verehrten Frau Mutter zu empfehlen.

[«]

909. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

<Sils-Maria, 15. September 1887>

Werthester Herr Verleger, hiermit die Anzeige, daß meine Adresse von nun an Venedig ist: also

Venezia (Italia)
poste restante

Für die „Variationen“ jenes spiritistischen Herrn bedanke ich mich schönstens, in Hinsicht auf guten Willen: doch zweifle ich, daß er zur Verdeutlichung meiner Gedanken beiträgt.

— Sind Sie sicher, daß Hr. Dr. Widmann (Redaktion des „Bund“, in Bern) ein Exemplar der „fröhl<ichen> Wiss<enschaft>“ erhalten hat? Er schrieb mir vor c. 2 Monaten nichts davon, drückte aber einen außerordentlichen Respekt vor der „Geburt der Trag<ödie>“ aus (er hat deren zweite Auflage noch nicht)

Sind von der Partitur des Hymnus schon Exemplare fertig?

— Mit ergebenstem Gruße

Dr. Nietzsche.

Meine Gratulation zu der 2. Wagner-Ausgabe!

[«]

910. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

<Sils-Maria, 15. September 1887>

Werthester Herr Verleger,

noch ein Wort aus Sils-Maria! So eben meldet mir Dr. Widmann (Berner „Bund“) den ich eigens darüber gefragt habe: daß er in der That drei Monate umsonst auf die „fröhliche Wissenschaft“ gewartet habe. Dies ist bedauerlich: was ist denn passirt? Dr. Widmann hat im vorigen Sommer einen längeren sehr intelligenten Essai über mein „Jenseits von Gut und Böse“ gebracht; er war mir bis dahin unbekannt. Inzwischen hat er mir noch seine tiefe Anhänglichkeit an gewisse Gedanken der „Geburt der Tragödie“ ausgedrückt; mehr scheint er nicht von mir zu kennen. Ich glaube, Sie thäten gut, ihm alle meine Bücher zum Zweck einer längeren Besprechung zu präsentieren; sein Blatt, das verbreitetste Schweizer Blatt, ist überall auf der Erde zu finden, wo es Schweizer giebt (— und ich, als Einer, der fast 19 Jahre hauptsächlich in der Schweiz gelebt hat und der 10 Jahre an einer Schweizer Hochschule thätig war, bin, wie sich von selbst versteht, unter Schweizern sehr bekannt)

Auf meiner Karte von heute morgen theilte ich Ihnen mit, daß meine Adresse von nun an Venezia (Italia) poste restante ist.

Sie sind mir immer noch die Adresse des Herrn Hans von Bülow schuldig.

Mit herzlichem Gruße
Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche

Insgleichen ist ein Dozent der Berliner Universität zu einer Gesammtbesprechung meiner Bücher in Arbeit: wie mir mein Freund Prof. Deussen von dort meldet.

[«]

911. An Heinrich Köselitz in Venedig

Sils-Maria, Donnerstag.
<15. September 1887>

Lieber Freund,

daß Sie einen so guten Eindruck von den zwei ersten Abhandlungen haben, macht mich glücklich. Nun kommt noch die dritte: in etwas andrer Tonart, anderem Tempo (mehr „Finale“ und Rondo), und, vielleicht, noch verwegener concipirt. Das Stärkste aber ist die „Vorrede“: wenigstens kommt darin das starke Problem, das mich beschäftigt, zum kürzesten Ausdruck. —

Was Venedig betrifft, so wollen wir es bei der Verabredung lassen, von der meine letztabgesandte Karte redete, — daß ich nämlich den nächsten Dienstag Abend, mit dem Zuge wie gewöhnlich, eintreffe. Hier friere ich zu sehr, ich kann kaum schreiben: der Herbst ist wesentlich kälter als andre Jahre (und trüber, regnerischer: was das Gefühl für die Kälte verschärft) Ich schwankte, aufrichtig, zwischen Venedig und — Leipzig: letzteres zu gelehrten Zwecken, denn ich habe in Hinsicht auf das nunmehr zu absolvirende Hauptpensum meines Lebens noch viel zu lernen, zu fragen, zu lesen. Daraus würde aber kein „Herbst“, sondern ein ganzer Winter in Deutschland: und, Alles erwogen, räth mir meine Gesundheit für dies Jahr dringend noch von diesem gefährlichen Experimente ab. Somit läuft es auf Venedig und Nizza hinaus: — und auch, von Innen her geurtheilt, brauche ich jetzt die tiefe Isolation mit mir zunächst noch dringlicher als das Hinzulernen und Nachfragen in Bezug auf 5000 Einzelne Probleme.

Denn in der Hauptsache steht es gut: der Ton dieser Abhandlungen wird Ihnen verrathen, daß ich mehr zu sagen habe als in denselben steht.

Die Wohnungsfrage, lieber Freund, steht ganz bei Ihnen. Die Nähe des St. Marco-Platzes ist mir lieb. Zu Gunsten der casa Fumagalli mache ich geltend, daß sie mir nicht mehr fremd ist, daß die Damen anständige und gute Manieren haben, daß Alles reinlich ist; aber das Licht war schlimm für meine Augen, auch die Decke zu niedrig. Eine chaise longue (um mich auszustrecken) habe ich nöthig: ich bin so viel krank. — Was die Hôtels betrifft, so glaube ich, daß man z. B. in dem Hôtel am St. Marco-Platze (heißt es nicht Albergo San Marco?) einzelne Zimmer miethen kann (mit Aussicht auf den Platz), ohne im Übrigen zum sonstigen Zubehör des Hôtellebens (Table d’hôte usw) verpflichtet zu sein? Denn eine völlig unabhängige Diät ist für mich eine Hauptsache. (Ich habe hier den ganzen

Sommer allein gegessen, und immer dasselbe.) Kein Wein, keine Schnäpse: soviel habe ich „begriffen“.

Das Bett muß mit einer Zanzariera geschützt sein (wie auch in Nizza)

Gesetzt, daß meine Gesundheit nicht protestirt, so würde ich gern den Aufenthalt auf 2 Monate projektiren: vor dem 20. November in Nizza einzutreffen hat wenig Sinn (— Erfahrung des letzten Jahres!)

Gute Leute, zu denen ich Vertrauen haben kann, sind die Hauptsache bei der Wohnungs-Frage; insgleichen Reinlichkeit. Denn ich bin in Bezug auf Menschen und Sachen (sonderlich Betten) von einer unangenehmen und beinahe nervösen Geneigtheit zum Ekel: was das Leben mir sehr erschwert hat.

Im Übrigen liebe ich Ihre Stadt, lieber Freund, obschon sie den großen Fehler hat, daß sie stinkt. Nizza, als Stadt und „Mensch“, liebe ich nicht; aber es stinkt nicht. Complexität des „Herzens“!

Hoffentlich thun keine Telegramme weiter noth. Ich will C. G. Naumann benachrichtigen, daß er die Correkturen nunmehr auch für mich nach Venedig schickt.

In herzlicher Freude über die Nähe unseres Wiedersehns

Ihr N.

[«]

912. An Josef Viktor Widmann in Bern

Sils, den 15. September 1887.

Malheur! Gleichzeitig mit meinem ersten Brief kam die Mittheilung des Verlegers, daß die „Fröhliche Wissenschaft“ an Sie abgesandt sei. Was mag geschehen sein? Ich habe von Herrn E. W. Fritzsch umgehend Auskunft verlangt. —

— Was die Werke des Herrn Spitteler angeht: so darf man dergleichen feine Sachen den heutigen Deutschen eigentlich nicht zumuthen. Es steht nicht zum Besten mit dem „Deutschen Geiste“. Ich selbst, wenn ich eine Reise nach Deutschland nöthig habe, mache mir vorher immer erst mit einem naturwissenschaftlichen Spruche Muth, zum Beispiel:

Um das Rhinozeros zu sehn,
Beschloß nach Deutschland ich zu gehn.

Mit ergebenstem Gruße
Ihr
N. philosophus
(extramundanus, trotzalledem
aber auch „tandem aliquando“…)

NB. Der Hymnus ist noch nicht zur Absendung bereit. Meine Adresse von jetzt: Venezia, ferma in posta.

[«]

913. An Franz Overbeck in Basel

Sils-Maria den 17. Sept. 1887.

Lieber Freund,

vermuthlich bist Du schon in Basel, und vielleicht auch schon wieder in tiefer Arbeit: sie wird Dir eine Art Wohlthat sein, nach den überaus schmerzlichen und unabweislichen Eindrücken, die dieser Sommer für Dich mit sich brachte. Ich habe Deinen Bericht mit tiefem Antheile gelesen. —

Dies ist mein letzter Brief, den ich in Sils noch zu schreiben habe: denn ich stehe vor der Abreise. Die nächste Adresse ist, wie ich schon neulich in Aussicht stellte, Venezia, ferma in posta. Es wäre mir werthvoll, das Geld, etwa zur Hälfte, in italiänischem Papier (die andre in französischem) zu erhalten.*) Meine Absichten gehen dahin, etwa zwei Monate in Venedig zu bleiben (und die dortige Bibliothek auf meine Interessen hin einmal in Erwägung zu ziehn); dann aber wieder Nizza aufzusuchen. Die Frage „Klima, Helligkeit des Himmels, Trockenheit der Luft“ hat sich dies Jahr mir wieder in ihrer kardinalen Wichtigkeit ins Gedächtniß geschrieben. Ich darf noch nicht mit Neuem experimentieren. (Später ist, aus Gründen meiner Studien, der Aufenthalt an einer großen Universität mir unumgänglich: wahrscheinlich Leipzig, wo bei weitem das meiste Entgegenkommen für mich ist: ich bin froh, unter uns gesagt, daß der Rüpel Rohde sich dort nicht festgesetzt hat…)

Meine Gesundheit ist seit meinem letzten Briefe wieder in entschiedenem Rückgange; der frühe Herbst (mit überwiegend schlechtem Wetter) hat mir arg zugesetzt.

Der Zufall mit der verloosten Obligation kommt mir insofern nicht unbequem, als ich in Kürze (etwa in 1 1/2 Monat) eine größere Summe Geld brauche, um meinen letzten Druck zu bezahlen. Mit dieser Schrift (drei Abhandlungen enthaltend) ist übrigens meine vorbereitende Thätigkeit zum Abschluß gelangt: im Grunde gerade so, wie es im Programm meines Lebens lag, zur rechten Zeit noch, trotz der entsetzlichsten Hemmnisse und Gegen-Winde: aber dem Tapferen wird Alles zum Vortheil. (Der einzige bisherige Leser der genannten Schrift „Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift“, mein alter ständiger Correktor Köselitz hat, wie der beiliegende Brief verräth, viel Vergnügen an ihr)

Professor Deussen hat mich hier besucht, mit seiner kleinen Frau; rührende Anhänglichkeit an mich. Er reist nach Griechenland; der Umweg über Sils war sehr liebenswürdig. Übrigens der erste Philosophie-Professor Schopenhauerschen Bekenntnisses: und, daß er zu dieser Denkweise gelangt ist, daran soll ich und niemand sonst schuld sein. Va benissimo! Ich lege mehr Werth darauf, daß D<eussen> der erste europäische Gelehrte ist, der die indische Philosophie von Innen her, auf Grund Kantisch-Schopenhauerscher Vorbereitung, versteht (— er „glaubt“ an sie: dazu war in der That Schop<enhauer> die nothwendige Zwischenstufe) Er brachte mir das raffinirteste Werk jener Philosophie, die Sûtras des Vedânta, von ihm übersetzt und auf Kosten der Akademie gedruckt. —

Weißt Du etwas Persönliches von Herrn Carl Spitteler, der jetzt in Basel lebt (Gartenstr. 74: er schrieb an mich)? Unzweifelhaft ein eminent feiner und interessanter Kopf; wie steht er sonst? Er scheint verbittert; trinkt er? — Ich suche für seine ästhetischen Abhandlungen einen Verleger (…für mich selber einen Verleger zu finden habe ich aufgegeben…) Mich Dir und Deiner lieben Frau angelegentlichst empfehlend

Dein Freund
N.

[«]

914. An Carl Spitteler in Basel

Sils-Maria, den 17. Sept.
1887.

Werthester Herr,

ein einziges Wort für Ihre Zeilen: denn ich stehe in Begriff, abzureisen. — Sie räsonniren auf Redaktionen und Verleger, — das nimmt mich ein wenig gegen Sie ein, Verzeihung! Wenn man Dinge hervorbringt, die nicht Futter für die Masse sind, so darf man es den Lieferanten der Masse nicht verargen, wenn sie dagegen gleichgültig bleiben. Deshalb brauchen sie weder „feige“ noch „feil“ zu sein. —

Man muß eine solche Lage als sein Vorrecht behandeln (ich rede aus Erfahrung) und seine Heiterkeit, trotzalledem, mit den Zähnen festhalten. Wer heute „am besten lacht“, der lacht auch — glauben Sie mir das! — zuletzt…

Und — man muß nicht von seinen Talenten leben wollen (gesetzt nämlich, daß es Ausnahme-Talente sind)

Mit dem Ausdrucke
meiner herzlichen Antheilnahme
Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche

NB. Ich will ein paar Versuche machen, für Ihre Aesthetica einen Verleger zu schaffen.

(Die kleine Litteratur-Gans Druscowicz ist Alles Andere als meine „Schülerin“…)

[«]

915. An Heinrich Köselitz in Venedig (Telegramm)

Cadenabbia <20. September 1887>

domani sera — Nietzsche

[«]

916. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Sommer/Herbst 1887>

Herzlichsten Dank. Fritz

[«]

917. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Venedig, 24 September 1887>

Meine liebe Mutter, nur ein Wort der Beruhigung. Seit 3 Tagen in Venedig; die Stadt vollkommen gesund; die Krankheit ist im Süden Italiens, namentlich in Sicilien. Italien ist etwas sehr Langes; Du würdest Dich doch gewiß nicht in Naumburg beunruhigt fühlen, wenn Du hörtest, daß in Zürich die Cholera sei. Die Luft ist schöner, kräftiger, klarer als ich sie je in Venedig gefunden habe. Ich denke bis zum 21. Oktober hier zu bleiben. Adresse: Venezia, calle dei preti 1263 (San Marco)

Ich freue mich über die guten Nachrichten aus P<araguay>. Danke für das Haarbürstchen! Vielleicht komme ich übers Jahr zu dieser Zeit nach Leipzig, zu längerem Aufenthalt.

Dein altes Geschöpf.

[«]

918. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Venedig, 24. September 1887>

Lieber Freund, in Venedig angelangt, unter erträglicheren Bedingungen als andere Male. Die Luft auch jetzt limpida elastica. Die Reise selbst nicht ohne Gefahr (Sturm und Gewitter auf dem Comersee) Ich finde unsern maëstro besser eingerichtet als sonst; ein herrliches neues Pastorale (für Orchester) verräth mir das schönste Gleichgewicht und Glück am Vollkommenen, — so daß ich nunmehr diese Sorge ad acta lege. — Was das Geld anbetrifft, so scheint es mir besser, wenn Du mir hierher nur 300 frs ital<ienisches> Papier schickst (den Rest später nach Nizza) Ich glaube doch nicht länger als bis c. den 21. Okt. hier zu bleiben. (Das Licht ist äußerst angreifend für meine Augen; es ist ein grundverschiedenes Licht als das in Sils und Nizza, von wegen der Luftfeuchtigkeit.) Ein guter (aber feindseliger) Aufsatz über „Jenseits“ in der Nationalzeitung (4 Dezemb. 1886) hier mir erst zu Gesicht kommend.

Treulich Dein N.

Adresse: Venezia, calle dei preti 1263 (San Marco)

[«]

919. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Venedig,> 1. Oktober 1887.

Geehrtester Herr Verleger, ich vergaß, mir die Aushängebogen von Alledem, was nunmehr fertig ist, auszubitten. Also, wie ich annehme, die ersten 8 Bogen.

Ergebenst
Prof. Dr Nietzsche

[«]

920. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Venedig, 1. Oktober 1887>

Meine liebe Mutter, noch ein Kärtchen! Die Augen erlauben nicht mehr zu schreiben, sie sind hier kitzlicher als anderswo. Sonst aber ist es gut gegangen, der Übergang vom Engadin nach Venedig hat sich bewährt. Allerdings das günstigste Wetter; heiterer Himmel, kühle angenehme Luft. Ich bleibe bis zum 20. Oktober hier: hinterdrein Nizza. Bitte sende mir in Deinem nächsten Briefe drei der vier Postmarken aus Paraguay: ich habe sie Jemandem versprochen, der mir eine große Gefälligkeit erwiesen hat. Freund Köselitz ist hier **besser** eingerichtet, besorgt, ernährt, wie ich zu meiner Freude finde, als ich es je auf meinen Reisen bin; viel unabhängiger, viel „würdiger“; auch macht er die schönste Musik, die heute überhaupt gemacht wird.

In herzlicher Liebe
Dein altes Geschöpf.

Venezia (San Marco) calle dei preti 1263

[«]

921. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

<Venedig, 5. Oktober 1887>

Lieber Herr Fritzsch, ich bitte Sie, mir hierher nach Venedig 22 Exemplare des Hymnus zu schicken (gut zwischen 2 feste Cartons gepackt) Ich will Alles von hier aus expedieren, da ich mancherlei dabei zu schreiben habe (in Hinsicht auf event<uelle> Aufführungen für diesen Winter); auch werde ich den Fehler überall corrigieren. —

Meine Adresse ist: (bis zum 20. Oktober)

Venezia, calle dei preti 1263
(San Marco)

Legen Sie doch bei (oder senden Sie apart) einen Musiker-Calender, worin Namen und Adressen stehn. Es giebt doch so etwas? — (Schreiben Sie es mir auf Rechnung, bitte)

Mit ergebenstem Gruß Ihr
Prof. Dr. Nietzsche

[«]

922. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

<Venedig, 5. Oktober 1887>

Als achter Abschnitt der Vorrede einzuschieben: so daß der letzte Abschnitt derselben nunmehr die Nummer 9 bekommt.

8.

Zuletzt, daß ich wenigstens mit Einem Worte auf einen ungeheuren und noch gänzlich unentdeckten Thatbestand hinweise, der sich mir langsam, langsam festgestellt hat: es gab bisher keine grundsätzlicheren Probleme als die moralischen, ihre treibende Kraft war es, aus der alle großen Conceptionen im Reiche der bisherigen Werthe ihren Ursprung genommen haben (— Alles somit, was gemeinhin „Philosophie“ genannt wird; und dies bis hinab in deren letzte erkenntnißtheoretische Voraussetzungen) Aber es giebt noch grundsätzlichere Probleme als die moralischen: diese kommen Einem erst in Sicht, wenn man das moralische Vorurtheil hinter sich hat, wenn man als Immoralist in die Welt, in das Leben, in sich zu blicken weiß…

[«]

923. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Venedig> Donnerstag.
<5. Oktober 1887>

Geehrtester Herr Verleger

das heute morgen abgesandte Stück Manuscript (Nachtrag zur Vorrede) soll **nicht** gelten; es bleibt also bei der ursprünglichen Anordnung, nach der die Vorrede 8 Abschnitte hat.

Ihr ergebenster N.

[«]

924. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Venedig, Montag <10. Oktober 1887>

Meine liebe Mutter,

ich danke Dir herzlich für Deinen Brief, der mich erheiterte; auch brachte er sehr gute Nachrichten über unsre Südamerikaner. Es scheint in der That, daß das Lama ihrer dortigen Aufgabe auf das Tapferste nachkommt, — insgleichen daß sie eine Aufgabe hat, bei der ihre Talente sich frei und natürlich entfalten können: mehr darf man eigentlich vom Leben nicht wünschen. Wenn die Sache geräth, so hat sie (wie mir wenigstens vorkommen will) den Löwenantheil am Gelingen. Die Männer geben in solchen Fällen allerdings die Initiative, aber meistens auch das Malheur hinzu. — Die Zeit bisher in Venedig war im Ganzen nicht ungünstig; im Grunde habe ich seit 10 Jahren keinen Ort für den Herbst gewählt, der sich so wohlthätig erwiesen hätte, wie dies Venedig. Allerdings auch ein Wetter ohne Vergleich; klar, frisch, rein, wolkenlos, fast wie in Nizza. Unsern Köselitz finde ich besser eingerichtet (würdiger, distinguirter, unabhängiger) als ich es je gewesen bin. Die alte vornehme Familie, in deren Haus er wohnt, lebt ganz für ihn, hat seit seinem Wiederkommen die besten Zimmer ihm abgetreten, kocht für ihn: so daß er auch besser genährt ist als man es sonst im Süden wird. In dieser verbesserten Lage hat er wieder wunderschöne Musik gemacht, die sich auf das Glücklichste von dem Wagnerischen Kampf- und Krampfwesen unterscheidet. Wir Beide sind nicht gar zu leicht nach dem lieben Vaterlande zu verführen; die Bornirtheit daselbst macht mich lachen; und wenn ich es vielleicht nöthig habe, dorthin zurückzukehren (zu gelehrten Zwecken), so werde ich mir erst mit einem naturwissenschaftlichen Sprüchlein Muth machen, zum Beispiel:

„Um das Rhinozeros zu sehn,
„Beschloß nach Deutschland ich zu gehn.“

Ich fand hier beieinander, was in den deutschen Zeitschriften Alles über mein letztes Buch gedruckt worden ist: ein haarsträubendes Kunterbunt von Unklarheit und Abneigung. Bald ist mein Buch „höherer Blödsinn“, bald ist es „diabolisch berechnend“, bald verdiente ich, dafür aufs Schaffot zu kommen (wenigstens nach der Art der früheren Zeiten, sich gegen unangenehme Freigeister zu wehren) bald werde ich als „Philosoph der junkerlichen Aristokratie“ verherrlicht, bald als zweiter Edmund von Hagen verhöhnt, bald als Faust des neunzehnten Jahrhunderts bemitleidet, bald als „Dynamit“ und Unmensch vorsichtig bei Seite gethan. Und dies Stück Erkenntniß in Bezug auf mich hat ungefähr 15 Jahre Zeit gebraucht; hätte man etwas von meiner ersten Schrift „Geburt der Tragoedie“ verstanden, so hätte man schon damals in gleicher Weise sich entsetzen und bekreuzigen können. Aber damals lebte ich unter einem hübschen Schleier und wurde vom deutschen Hornvieh verehrt, gleich als ob ich zu ihm gehörte. Nun, dies hat seine Zeit gehabt. Unzweifelhaft werde ich immer noch einige Jahre früher in Frankreich „entdeckt“ sein, als im Vaterlande.

Meine Absicht ist, am 21. Oktober von hier nach Nizza überzusiedeln, zu einem langen arbeitsamen Winter.

Dein altes Geschöpf.

In Hinsicht auf eine frühere Frage: man zahlt Strafe, wenn etwas Geschriebenes in ein Paket eingelegt wird: ich rede aus Erfahrung.

[«]

925. An Elisabeth Förster in Asuncion

Venedig 15 Okt <1887>

Mein liebes Lama,

heute ist, wenn mich nicht Alles täuscht, mein Geburtstag: was kann ich Besseres an ihm thun, als dem alten Lama einen Brief schreiben? Denn man soll wenigstens den kleinen guten Rest von natürlichen „Bindebänderchen“ noch festhalten, wenn man übrigens, wie es im Schicksal eines Philosophen liegt, verurtheilt ist, so unangebunden und abseits wie möglich zu leben. Letzterem Ideale habe ich mich in den letzten 10 Jahren tapfer angenähert: ein kleiner Beweis dafür mag es sein, daß heute nur ein einziger gratulierender Brief an mich eingelaufen ist: der unsrer guten Mutter. Von ihr bin ich inzwischen sorgsam über die Fortschritte der Colonisation unterrichtet worden; und aus dem Tone einer gewissen fröhlichen Zuversicht, der aus Deinen eignen Briefen klingt, mein liebes Lama, entnehme ich eigentlich noch Besseres: Ihr selber schreitet vorwärts und nicht nur Eure Colonisation. Ich wünschte, nicht so gänzlich den Tendenzen und Aspirationen meines Herrn Schwagers mich entgegengesetzt zu fühlen, um mit dem Gelingen seiner Unternehmung noch gründlicher sympathisiren zu können. So aber, wie es steht, habe ich mit einiger Noth bei mir auseinanderzuhalten, was ich persönlich in Eurem Falle wünsche und was ich sachlich vielleicht daran verwünsche. Reden wir von angenehmeren Dingen. Von diesem Sommer her habe ich Dir noch mehrere herzliche Grüße auszurichten: denn Sils-Maria bringt immer eine Anzahl Menschen zusammen, die mir ein Stück meiner und unsrer Vergangenheit vor Augen stellen. Dies Mal war Basel daselbst glänzend vertreten, nämlich mit der Kopfzahl von 36 Personen (viele Kinder dabei) Frau Allioth-Vischer (ehemals Sally) und ich — wir haben uns auf <das> artigste gegen einander benommen; sie gedachte viel der „guten alten Zeit“, das jetzige Leben mit den deutschen Professoren in Basel scheint jetzt grundverschieden. Dann hat Deussen mich auf ein paar Tage besucht, auf einem liebenswürdigen Umwege Berlin—Sils—Athen. Er brachte mir seine Ernennung zum Professor mit: die erste Philosophie-Professur eines anerkannten Schopenhauerianers, noch dazu in Berlin! Insgleichen hat Frl. von Salis sich 6 Wochen in Sils aufgehalten, um sich von den Strapazen der Doktorpromotion zu erholen; sie hatte eine kranke kleine Freundin bei sich, die Tochter des Prof. Kym, und ich habe Humanität genug gehabt, um mich dieser im Grunde unerquicklichen, wie sehr auch achtbaren Weiblichkeiten so gut ich konnte anzunehmen. Meine englisch-russische Gesellschaft war dies Mal in Maloja im Grandhôtel; so gab es nur einige Besuche hin und her, auch noch auf der Herreise nach Venedig (— wir verlebten einen prachtvollen September-Nachmittag am Comersee zusammen) Vom Tode H<einrich> von Steins sage ich nichts; wieder ein Ring weniger in der noch so kleinen Kette meiner menschlichen Beziehungen. Es verwundete mich wie eine persönliche Beraubung. Ebenso that mir der Tod des alten General Simon sehr weh; auch ist er in Hinsicht auf mein Leben im Süden eine ernstliche Einbuße, denn dieser alte Mann vertrat bei mir „die praktische Vernunft“ (eigentlich lebe ich nur noch dank seinen guten Rathschlägen). Freund Köselitz grüßt auf das Herzlichste; er lebt hier in seiner Muschel (Venedig) geschützt und behütet, gut versorgt, in jedem Punkte besser als früher: so daß meine absurde, aber aus Gesundheitsgründen absolut gebotene Vagabondage aus einem ruppigen Kämmerchen ins andre, als „garçon meublé“, wie ich mich nenne, hier ihr Gegenstück findet. Die Gesundheit, in diesem Frühjahr wieder auf das Tiefste beunruhigt und beunruhigend, hat im Sommer wieder Fortschritte gemacht; die Anfälle wurden seltener, die geistige Thätigkeit konnte wieder aufgenommen werden. Meine „Litteratur“ ist jetzt auf die Beine gestellt; nach der letzten Berechnung habe ich jetzt im Ganzen 800 Thaler (= 3000 frs.) Druckkosten gehabt (und nichts verdient!) Andrerseits nicht die geringste Aussicht, daß einmal, wenn mein Hauptwerk fertig ist, es auf andrem Wege zur Welt kommt als durch „Selbstdruck“. Meine Stellung hat sich präcisirt: die Abneigung gegen meine Denkweise ist überall aufgewacht, wo man nur aufgehört hat, mich zu verwechseln (wie früher allgemein) Vergieb mir in Hinsicht auf diese Zukunftssorge (nämlich um die Ermöglichung meines Hauptwerks, in dem sich das Problem und die Aufgabe meines Lebens concentrirt), wenn ich mich jetzt in Geldsachen unfreiwillig ängstlich und zögernd benehme. Ich verstehe meine Lage jetzt und habe keine Illusion mehr: dies ist auch ein Fortschritt.

So! Nun habe ich wieder mit dem alten Lama geplaudert! Dir und Deinem Bernhard die besten Wünsche

Deines F.

Adresse für den Winter: Nizza, France pension de Genève pet. rue St. Etienne

[«]

926. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Venedig, 15. Oktober 1887>

Werthester Herr Verleger, der 10^te^ Bogen scheint **verloren** gegangen, mitsammt dem Manuscript; wenigstens ist er bis heute (15 Oktober) weder bei Herrn Köselitz noch bei mir angelangt. Eben expedieren wir den 11^ten^ Bogen. Ich selbst reise Freitag (den 21 Oktober) Morgens ab; was Dienstag Abend von Leipzig abgeht, kommt noch hier in meine Hände. Meine spätere Adresse ist: Nizza (France) pension de Genève, pet. rue St. Etienne. — Ich bemerke, daß es eine einzige direkte Verbindung zwischen Leipzig und Venedig giebt. —

In dem 8. Aushängebogen habe ich 2 Fehler entdeckt, die wahrscheinlich auf mein Conto kommen.

Hochachtungsvoll und mit der Bitte größter Beschleunigung

Ihr Dr. N.

[«]

927. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Venedig, 17. Oktober 1887>

Lieber Freund, es geht mit meinem Venediger Aufenthalt zu Ende: den nächsten Freitag reise ich nach Nizza ab. Meine Adresse daselbst ist wieder: pension de Genève, pet. rue St. Etienne. Hoffentlich ein Winter ohne Erdbeben! Bitte, sende an diese Adresse die noch restirenden 700 frs. in französ. Papier! Ich habe dieses Jahr etwas Mühe gehabt, mit meinen Geldern durchzukommen und versucht so gut wie möglich zu ökonomisiren: jeden Tag ein frs. weniger — das war das Problem. Ebendeshalb will ich jetzt nichts Neues versuchen (wie Rom), sondern mich nach einem „Bette“, das mir bekannt ist „strecken“. — Du wirst in großer Arbeit sein, alter Freund? Nimm meinen herzlichsten Gruß und empfiehl mich Deiner lieben Frau! (Ich vergaß Dir für die Übersendung der 300 frs. ital. <Papier> zu danken!) Etwas augenleidend.

Dein Nietzsche.

[«]

928. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Venedig, 18. Oktober 1887>

Nachtrag zur Correktur der Vorrede.

In deren siebenten Abschnitt ist an Stelle von

das hundertartige Drama

herzustellen:

„das dionysische Drama“

Prof. Dr. Nietzsche

[«]

929. An Franziska Nietzsche in Naumburg

den 18. Oktober <1887> Venedig

Meine liebe Mutter,

Dein Brief, am Geburtstage eintreffend, fand mich bei einer Thätigkeit, an der Du Vergnügen gehabt hättest: ich schrieb gerade ein Briefchen an das südamerikanische Lama. Dein Brief und Deine Glückwünsche waren übrigens die einzigen, die bei mir anlangten: was mir einen guten Begriff von meiner inzwischen erreichten „Unabhängigkeit“ gegeben hat: letztere aber ist für einen Philosophen die Bedingung ersten Ranges. Hoffentlich hast Du an meinen letzten Mittheilungen die gute Laune nicht überhört, mit der ich Dir die Speisekarte deutscher Urtheile über mich vorlegte: diese kennen zu lernen hat mich wirklich erheitert, — auch bin ich Menschenkenner genug, um zu wissen, wie sich in 50 Jahren das Urtheil über mich herumgedreht haben wird, und in welcher Glorie von Ehrfurcht dann der Name Deines Sohnes strahlt, wegen derselben Dinge, derentwegen ich bis jetzt mißhandelt und beschimpft worden bin. Seit meiner Kindheit nie ein tiefes und verständnißvolles Wort gehört zu haben — das gehört eben zu meinem Loos, auch erinnere ich mich nicht, darüber geklagt zu haben. Übrigens bin ich „den Deutschen“ gar nicht gram deshalb; erstens fehlt ihnen gerade die ganze Bildung, der ganze Ernst für die Probleme, wo mein Ernst ist, und dann — sie sind wirklich sehr okkupirt und haben alle Hände voll zu thun, als daß sie Zeit hätten, sich mit etwas absolut Fremdem zu beschäftigen. Anbei, zu Deiner Beruhigung gesagt: Du scheinst zu glauben, daß der Widerspruch, den ich finde, etwas Wesentliches mit meiner Stellung zum Christenthum zu thun hat. Nein! So „harmlos“ ist Dein Sohn nicht, so „harmlos“ sind auch meine Herrn Gegner nicht. Die Urtheile, die ich Dir schrieb, stammen sammt und sonders aus der Sphäre der unkirchlichsten Parteien, die es jetzt giebt; das waren keine Theologen-Urtheile. Fast jede dieser Kritiken (die zum Theil von sehr intelligenten Kritikern und Gelehrten stammten) wehrte sich ausdrücklich gegen den Verdacht, als ob sie etwa mich durch den Hinweis auf die Gefährlichkeit meines Buchs „den Kanzelraben und den Altarkrähen ausliefern“ wollte. Der Gegensatz, in dem ich mich befinde, ist hundert Mal radikaler, als daß dabei die religiösen Fragen und Confessions-Schattirungen ernstlich in Betracht kämen.

Verzeihung für diese allzulange Zwischenrede: aber wenn ich sage, daß die intelligentesten Gelehrten sich in Bezug auf mich bisher vergriffen haben, so versteht es sich von selber, daß der alte Pinder nicht etwa feiner gewesen ist. Der empfand natürlich nichts weiter als daß seine und meine Ansichten verschiedene Ansichten sind, — und bedauerte dies. —

Die Nachrichten über Paraguay sind wirklich sehr erquicklich; doch fehlt bei mir immer noch auch der leiseste Wunsch, mich in die Nachbarschaft meines antisemitischen Herrn Schwagers zu setzen. Seine und meine Ansichten sind verschiedne Ansichten: — und ich bedaure dies nicht. —

Der Koffer zu meiner Abreise ist bereits zur Hälfte gepackt; übermorgen Abends oder Morgens geht es fort. Die Gesundheit hat sich im Ganzen gehalten, abgesehn, daß die Augen mir Noth machen. Meine Adresse von jetzt ab ist: Nice (France)

pension de Genève
pet. rue St. Etienne

Mit den herzlichsten und dankbarsten Grüßen

Dein altes Geschöpf.

Von Nizza aus will ich über den Transport des kleinen Carbon-Natron-Öfchens schreiben, den ich für mein dortiges Nordzimmer nöthig haben werde (mit einem Centner Material)

[«]

930. An Hermann Levi in München (Entwurf)

<Venedig, um den 20. Oktober 1887>

Verehrter Herr,

Darf ich mich Ihnen auf eine vielleicht etwas überraschende Weise ins Gedächtniß rufen? Nämlich mit Musik — der einzigen, welche von mir übrig bleiben soll (und die irgend wann einmal, vorausgesetzt, daß sonst wenig von mir übrig bleibt, zu meinem Gedächtniß „in memoriam“ gesungen werden dürfte). Ich hörte gerne Ihr Unheil darüber, ob sie das verdient. — Vielleicht hat es nie einen Philosophen gegeben, der in dem Grade au fond so sehr Musiker war, wie ich es bin. Deshalb könnte ich natürlich immer noch ein gründlich verunglückter Musiker sein. —

Mit dem Ausdruck meiner
alten und unveränderlichen
Hochschätzung

Nizza, Pension de Genève

Levi

[«]

931. An Felix Mottl in Karlsruhe

<Venedig, um den 20. Oktober 1887>

Verehrter Herr,

— was werden Sie von mir denken, wenn ich, mich Ihrer mich ehrenden Zeilen vom letzten Winter erinnernd, Ihnen heute Musik von mir selbst zu übersenden wage? Halten Sie diesen Hymnus eines Philosophen für möglich, für singebar, für anhörbar und aufführbar?… Ich selber bilde mir das Alles ein, mehr noch, ich wünsche, daß dieses Stück Musik ergänzend eintreten möge, wo das Wort des Philosophen nach der Art des Wortes nothwendig undeutlich bleiben muß. Der Affekt meiner Philosophie drückt sich in diesem Hymnus aus.

Mit dem Ausdruck besonderer
Hochschätzung
Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche

Adresse: Nizza (France) pension de Genève

[«]

932. An Carl Riedel in Leipzig

<Venedig, um den 20. Oktober 1887>

Hochverehrter Herr Professor,

es scheint mir so lange her, daß ich nicht in Leipzig war: erst nächstes Jahr wird sich dazu wieder die Gelegenheit finden, und da hoffe ich auch Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin wieder die Hand drücken zu können! Heute kommt nur ein gedrucktes und gestochenes Erinnerungszeichen, das darum bittet, freundlich aufgenommen zu werden: jener „Hymnus auf das Leben“, den Sie 1882 schon gesehn haben, damals noch in einem Rohzustande, und von dem ich wünsche, daß er inzwischen reif, fertig, vielleicht aufführbar geworden ist. (Ihre Winke und Ausstellungen von damals sind auf das dankbarste benutzt worden). Mein Name als der des unabhängigsten und radikalsten Philosophen, den es jetzt giebt, ist bekannt genug; eine Art Glaubensbekenntniß in Tönen seitens eines solchen Philosophen würde vielfache Neugierde und Theilnahme erregen. Zwar ist die eigentliche Bestimmung dieses Hymnus eine andre — er soll, irgend wann einmal, wenn „ich nicht mehr bin“, zum Gedächtniß an mich gesungen werden: womit aber der Wunsch durchaus nicht ausgeschlossen sein soll, daß er noch bei meinen Lebzeiten bekannt wird. Finden Sie selber, hochverehrter Herr Professor, vielleicht ein Mittel, einen Anlaß dazu?.. In Leipzig gerade ist mir alle Welt gewogen, ein guter Theil der Universitätscollegen steht mir persönlich nahe; eine Leipziger Aufführung dieses Hymnus gehörte zu meinen besonderen Wünschen.

Mit dem Ausdruck, der alten und unveränderlichen Gesinnung

Ihr ergebenster
Prof. Dr. Friedrich Nietzsche

(Adresse: Nizza (France) pension de Genève

[«]

933. An Adolf Ruthardt in Leipzig (Visitenkarte).

<Venedig, um den 20. Oktober 1887>

Dem ausgezeichneten Herrn
Rudhardt zur Erinnerung
an Sils-Maria und

Prof. Dr. Nietzsche

[«]

934. An Alfred Volkland in Basel

<Venedig, um den 20. Oktober 1887>

Verehrter Herr,

darf ich voraussetzen, daß Ihnen mein Name nicht gänzlich fremd geworden ist? — Im Vertrauen darauf übersende ich Ihnen ein Stück Musik von mir, das einzige, von dem ich wünsche, daß es von mir bekannt wird, — vielleicht auch in Basel, mit dem ich mich durch viele gute Erinnerungen und nicht am wenigsten durch gute Musik-Erinnerungen verbunden fühle. Angenommen, daß dieser „Hymnus an das Leben“ Ihnen gefiele und einer Aufführung nicht unwerth erschiene: bei der Basler Gesellschaft, daran zweifle ich nicht, würde er ein lebhaftes Interesse erregen. Es giebt keinen Ort, wo man so viel gute Gesinnung gegen mich alten Philosophen hat, wie in Basel.

In alter Hochschätzung
sich empfehlend
Prof. Dr. Nietzsche

Adresse: Nizza (France) pension de Genève

[«]

935. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Venedig, 20. Oktober 1887>

Auf Seite 159, 2 Zeile von unten steht vrdirebt statt verdirbt. Das stand jedenfalls nicht auf dem zuerst übersandten Exemplar des 10 Bogen, der hier von uns corrigirt worden ist.

F. N.

[«]

936. An Hans von Bülow in Hamburg

<Venedig, 22. Oktober 1887>

Verehrter Herr,

es gab eine Zeit, wo Sie über ein Stück Musik von mir das allerberechtigtste Todesurtheil gefällt haben, das in rebus musicis et musicantibus möglich ist. Und nun wage ich es trotzalledem, Ihnen noch einmal Etwas zu übersenden, — einen Hymnus auf das Leben, von dem ich um so mehr wünsche, daß er leben bleibt. Er soll einmal, in irgend welcher nahen oder fernen Zukunft, zu meinem Gedächtnisse gesungen werden, zum Gedächtnisse eines Philosophen, der keine Gegenwart gehabt hat und eigentlich nicht einmal hat haben wollen. Verdient er das?…

Zu alledem wäre es möglich, daß ich in den letzten zehn Jahren auch als Musiker Etwas gelernt hätte.

Ihnen, verehrtester Herr, in alter unveränderlicher Gesinnung zugethan

Dr Fr Nietzsche Prof

Adresse: Nizza (France), pension de Genève

[«]

937. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Nizza,> Pension de Genève, petite rue St. Etienne, 23. Okt. 1887.

Lieber Freund, erster Morgen in Nizza: eben kam der Brief — ich lese mit Rührung die angenehmen Schriftzüge des Venediger maëstro…

Die Reise extrem angreifend; zwischen Genua und Mailand gefährlicher Zwischenfall (in den Tunnels, Nachts); 2 Stunden Verzögerung. Ankunft in Nizza mit heftigen Kopfschmerzen. Der Koffer offen, das Schloß abgesprungen. —

Nizza, erheblich wärmer, hat jetzt etwas Berauschendes. Heitere mondaine Eleganz, großer freier Eintritt der verschwenderischen Natur in die großstädtische Liberalität mit Raum und Form, ein gewisser Exotismus und Afrikanismus der Vegetation (— meine eigne Höhle, hoch, bunt, kommt mir jüdisch-bizarr vor) Da sitze ich nun wieder, englisch und indifferent, zwischen lauter Engländern.

(Deussen sitzt Quarantäne halber auf einem griechischen Inselchen, unter unausdenkbaren Verhältnissen.) Treugesinnt Ihr N.

[«]

938. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Nizza, 23. Oktober 1887>

Erster Morgen in Nizza: es trifft sich schön, daß da gerade der von Venedig nachgesandte Brief in meine Hände kommt! Schönsten Dank! Ich gratuliere Dir zu Deiner Haus-Veränderung, ebenfalls zu den 4 Miethern: es scheint, daß wir allesammt jetzt mit etwas mehr Ruhe in die Zukunft sehn. Bei mir ist wenigstens so viel erreicht, daß ich keine Pläne mehr mache und keine Wünsche mehr habe, dagegen die paar bewährten Dinge (wozu Nizza gehört) festhalte und mich so wenig als möglich von außen her in dem stören lassen will, was meine Arbeit und den Sinn meines Lebens ausmacht. Venedig hat einen guten Nachgeschmack bei mir hinterlassen. Die Reise war sehr anstrengend, ich kam mit peinlichstem Kopfschmerz an; Abends aber war der Muth schon wieder hergestellt. Um diese Zeit ist Nizza bezaubernd. (Der Brief meines Schwagers ist mit „dem besten Willen“ geschrieben; an diesem Willen fehlt es auch bei mir nicht. Trotzdem…)

Dein altes Geschöpf.

Nizza (France) pension de Genève

[«]

939. An Heinrich Köselitz in Venedig (Entwurf)

<Nizza, kurz vor dem 27. Oktober 1887>

die dramatische Attitüde dieser Stelle, auf welcher der Hauptaccent liegt, kommt mit dem a schlechterdings nicht heraus (weil mit dem a kein Ende erreicht wird); aber hier muß die Linie des Gefühls wirklich zu Ende kommen — nämlich mit einem Seufzer! Darauf, nach einer Pause, das Neue, das Gegenstück eben dieses Seufzers, der Ausdruck des nunmehr erst errungenen zuversichtlichen Gefühls „ich b. b. wohlan! ich bin bereit“.

[«]

940. An Heinrich Köselitz in Venedig

Nizza 27. Okt. 1887.
(blaue Finger, Pardon!)

Lieber Freund,

eben langte Ihr Brief an; ich las Montaigne, um mich aus einer grillig-düsteren und gereizten Stimmung zu ziehen — Ihr Brief half mir gründlicher noch davon. Seit gestern Abend habe ich eine Fischgräte im Halse, die Nacht war peinlich; trotz wiederholten Versuchen des Erbrechens hält sie fest. Sonderbar, ich empfinde eine Abundanz von Symbolik und Sinn in dieser physiologischen Niederträchtigkeit. —

Zu alledem ist es kalt, januarlich; mein Nordzimmer läßt mich nicht mit mir spaßen — und auch nicht mit sich! — Overbeck meldet eben seinerseits Rheumatismus (überdies Neues über Spitteler, seinen alten Schüler), tiefe Versenkung in den Wust der Scholastik (über welche er diesen Winter zum ersten Male liest), auch daß man R<ichard> W<agner>'s Symphonie in Basel gemacht hat. Wir wollen ihm (nach Ihrem Vorschlag) den Hymnus jetzt schicken: als welcher zu aller Art Tapferkeit auffordert. Beiläufig: die Schlußwendung „wohlan! noch hast du deine Pein!…" ist das Stärkste von Hybris in griechischem Sinne, von lästerlicher Herausforderung des Schicksals durch einen Exceß von Muth und Übermuth: — mir läuft immer noch jedes Mal, wenn ich die Stelle sehe (und höre), ein kleiner Schauder über den Leib. Man sagt, daß für solche „Musik" die Erinnyen Ohren haben. —

Ais erleichtert mich, ich kann Ihnen nicht helfen, es macht die Brücke zu der „süßen" Entschlossenheit der letzten Phrasirung. Ich würde **a** aushalten, wenn es den Anfang einer langen leidenschaftlichen, tragischen, auf- und abschwellenden Cadenz (auf fis-moll), etwa mit einem Violinen-Unisono, machte; an sich allein steht es da, dürr, schmerzhaft, hoffnungslos. Auch bewegt sich in diesen Takten die Melodie in lauter kleinen Sekunden: diese einzige große h—a klingt wie ein Widerspruch. — Sie sehen, ich komme über den moralischen Querstand dieses a schlecht hinweg. —

Die Partitur hat mir übrigens großes Vergnügen gemacht; und es scheint mir, daß Fritzsch sich besser aus der Sache herausgezogen hat als wir ihm zugetraut haben. Was für gutes Papier hat er genommen! Im Grunde ist es die „eleganteste" Partitur, die ich bisjetzt gesehn habe; und daß F<ritzsch> wirklich die Stimmen dazu hat herstellen lassen (ohne mir vorher ein Wort davon zu sagen), freut mich: es verräth seinen Glauben an die Aufführbarkeit des Hymnus. Oh, alter lieber Freund, was haben Sie sich damit um mich „verdient gemacht“! Diese kleine Zugehörigkeit zur Musik und beinahe zu den Musikern, für welche dieser H<ymnus> Zeugniß ablegt, ist in Hinsicht auf ein einstmaliges Verständniß jenes psychologischen Problems, das ich bin, ein unschätzbarer Punkt; und schon jetzt wird es nachdenken machen. Auch hat der H<ymnus> etwas von Leidenschaft und Ernst an sich und präzisirt wenigstens einen Hauptaffekt unter den Affekten, aus denen meine Philosophie gewachsen ist. Zu allerletzt: er ist etwas für Deutsche, ein Brückchen, auf dem vielleicht sogar diese schwerfällige Rasse dazu gelangen kann, sich für eine ihrer seltsamsten Mißgeburten zu interessiren. —

Nizza, aufgerüttelt durch sein Erdbeben, schickt sich diesen Winter an, alle seine Verführungskünste anzuwenden. Reinlicher war es nie; die Häuser schöner angestrichen; die Küche in den Hôtels besser. Das italiänische Theater (Sonzogno, als Impresario, bringt selber den Winter hier zu) verspricht zuerst, wie Bülow i pescatori di perle (26. Nov.); darauf Carmen; darauf Amleto (von wem?), darauf Lakmé (von Delibes) — lauter Feinschmeckerei. Eben haben wir einen glänzenden Astronomen-Congreß hier gehabt, le congrès Bisch genannt (nämlich der reiche Jude Bischoffsheim, amateur in astronomicis, bestreitet die Kosten des ganzen Congresses und wirklich, man ist entzückt über die von ihm veranstalteten Feste.) Ihm verdankt N<izza> bereits sein Observatorium, insgleichen dessen Unterhaltung, Besoldung der Angestellten, nebst dem, was die Publikationen kosten. Ecco! Jüdischer Luxus in großem Stile! —

Lieber Freund, ich habe Sie dies Mal nicht nur mit großer Dankbarkeit verlassen, auch mit großem Respekt. Bleiben Sie sich treu, ich weiß Ihnen nichts Besseres zu wünschen!

Von Herzen Ihr N.

[«]

941. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Nizza,> 31. Okt. 1887

Heute, meine liebe Mutter, schreibe ich nichts als ein Ofen-Briefchen: denn die Frage ist dringend. Ich habe inzwischen sehr an der vorzeitigen Kälte gelitten: mein Zimmer, Hochparterre, gegen Norden, neben einem kühlen Garten, überdies durchaus nicht niedrig, macht mir blaue Finger und schauerliche Empfindungen jetzt schon: was soll’s im eigentlichen Winter werden! Gleich nach dem Empfang Deines freundlichen Briefes habe ich mich auf die Suche nach Mieth-Ofen gemacht (unterstützt von einer gefälligen Frau, welche hier zu Hause ist und selbst eine Pension besessen hat); aber ich kam gründlich enttäuscht zurück. Man wollte für die Saison 50 frs. (ohne Heizmaterial ebenfalls; ohne die Kosten des Setzens und Transports); das geringste Öfchen sollte 20 frs. Miethe kosten. Nun würde ich nach früherer Erfahrung in der Woche für Holz jedenfalls 4 frs. brauchen (Hôtelpreis natürlich, aber es geht gar nicht anders) Da scheint es mir doch mit Deinem Öfchen viel billiger: außerdem kann ich’s selbst besorgen und brauche nicht zum Einheizen den Hausknecht. (Diese Art Ofen giebt es hier gar nicht.) Meine Bitte geht also dahin, meine liebe Mutter, das Öfchen nebst 2 Centner Material an mich mit möglichster Zeitersparniß abzusenden: per Fracht oder petite vitesse? Bitte, sprich mit dem Herrn Sekretär darüber, der Dir auch über die richtige Adressirung Auskunft geben kann. Das Geld für das Heizmaterial und den Transport soll Hr. Kürbitz Dir übermitteln (dem ich in diesen Tagen schreiben will) Nur muß Alles sehr Schlag auf Schlag geschehn. Auch bitte ich mir eine genaue Beschreibung aus, wie man den Ofen heizt und reinigt usw. usw.

Inzwischen werden 2 Karten von mir an Dich angelangt sein. Der Brief meines Herrn Schwagers ist von mir beantwortet worden. —

Gestern schrieb Hofkapellmeister Mottl von Carlsruhe an mich, eine Aufführung meines Hymnus in Aussicht stellend. —

Mit herzlichem Gruß

Dein altes Geschöpf
F.

Die eine schwarze Weste ist von der Seite her häßlich durchgerissen; der Stoff scheint sehr weich. — Ein paar neue Hosen haben 4 Thaler gekostet. — Mir fehlt immer noch eine Cravatte zum Umknüpfen, aber breit (nicht wie die letzte, sondern wie die früheren, welche das ganze Hemd bedeckten. Die Öffnung der „Weste“ ist viel zu weit.) Bis jetzt fand ich in N<izza> noch keine Cravatte, wie ich sie brauche: doch will ich noch suchen.

Adresse, genau: Nice (France) Hôtel de Genève pet. rue St. Etienne

[«]

942. An Gustav Krug in Köln

<Nizza, Ende Oktober 1887>

Lieber Gustav,

hiermit übersende ich Dir als meinem ältesten Freund und Bruder in arte musica, das Einzige, was von meiner Musik übrig bleiben soll — eine Art Glaubensbekenntniß in Tönen, das sich dazu eignen möchte, einmal „zu meinem Gedächtniß“ gesungen zu werden. Denn so ein Philosoph, wie ich, der durchaus keine Gegenwart hat und haben will, hat vielleicht ebendamit eine kleine Anwartschaft auf „Zukunft“ —

— Kannst Du Dir dieses kleine Chorwerk nicht einmal vorführen lassen? Ich erinnere mich der herrlichen Klangwirkung des Gürzenich-Saales. Ein guter Chor dürfte sich von diesem Hymnus (der eine energische Haltung und einen dramatischen Hauptaccent hat) keinen kleinen Erfolg versprechen.

In alter Liebe und Treue / mit den herzlichsten Empfehlungen an Deine liebe Frau

Dein Freund
Nietzsche.

Adresse: Nizza (France) pension de Genève

[«]

943. An alle Empfänger des Hymnus an das Leben (Zettel)

<Oktober/November 1887>

— In der Partitur des Hymnus, den zu übersenden ich mir erlaubte, ist noch die letzte Note der Clarinette (auf S. 11) zu berichtigen: dieselbe muß cis lauten, nicht c.

Prof. Nietzsche.

[«]

944. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Nizza,> Donnerstag
den 2. <3.> Nov. 1887

Lieber Freund,

großes Vergnügen über den neuherausgegebenen, verbesserten und vermehrten Schlafrock! Nein, was Sie mich beschämen! Ich vermißte nämlich dies Kleidungsstück täglich, bei den winterlichen Stimmungen dieses Herbstes, welche mein Nord-Garten- und Parterre-Zimmer noch unterstreicht. Trotzdem wagte ich nicht, mir ihn kommen zu lassen, weil ich mich seines entarteten Zustandes erinnerte, der diesem Nizza noch mehr widerspricht als vielleicht Ihrem „philosophischeren“ Venedig; auch bin ich noch nicht bescheiden genug dazu, meinen Stolz im Zur-Schautragen meiner Lumpen zu suchen. Ecco!.. Und nun plötzlich so verschönert und achtbar geworden in seinem Zimmer zu sitzen — welche Überraschung!

Es scheint Alles verschworen, mir diesen Winter hier acceptabler zu machen als die letzten Winter waren: wo ich nicht nur gelegentlich, sondern gewohnheitsmäßig aus der Haut fuhr (irgendwohinein, z. B. in das verfluchte Bücher- und Litteraturmachen) Eben habe ich mir das Zimmer angesehn, welches ich diese nächsten 6 Monate bewohnen will: es liegt präcis über meinem bisherigen, ist gestern neu tapezirt worden, meinem schlechten Geschmack entsprechend, roth-braun-gestreift und -gesprenkelt, hat sich gegenüber ein tiefgelb angestrichenes Gebäude, fern genug, daß der Reflex erquicklich ist, und darüber, zur weiteren Erquickung, den halben Himmel (— er ist blau blau blau!). Unten ein schöner Garten, immergrün, auf den der Blick fällt, wenn ich am Tisch sitze. Der Boden mit Stroh bedeckt, darüber ein alter und über ihm ein neuer hübscher Teppich; ein großer runder Tisch, eine gutgepolsterte chaise longue, ein Bücherschrank, das Bett mit einer schwarz-blauen Decke verhüllt, die Thür insgleichen mit schweren braunen Vorhängen; noch ein paar Sachen mit grell rothem Tuche behängt (der Waschtisch und der Kleiderständer), kurz, ein artiges farbiges, im Ganzen warmes und dunkles Durcheinander. Ein Ofen kommt von Naumburg, von jener Art, die ich Ihnen beschrieben habe. — Bisher gieng es nicht gut; doch war das Wetter auch häßlich genug (4 Tage beinahe Regen) Was die hymnologische Litteratur betrifft, so langte zuerst ein Brief von Frau von Bülow an, ihren Gatten entschuldigend als „erdrückt durch Arbeit“, übrigens artig genug („mich zu Ihren Bewunderern zählend, natürlich so weit es meine geistigen Mittel mir erlauben“ usw) Sodann ein äußerst hübscher Brief Mottl’s, der eine Gelegenheit zur Aufführung nicht vorüberlassen will (— er findet das hohe a des Soprans in der Pianostelle sehr gewagt und wünscht der Composition mehr melodischen Reichthum — ah wie er Recht hat!)

Von Prof. Deussen kam aus Athen ein Lorbeer- und ein Feigenblatt an, gepflückt am 15. Oktober an der Stelle, wo ehedem die Akademie Plato's gestanden hat. Insgleichen ein Gruß vom „Weiblein klein". Auch mein Schwager hat artig genug an mich geschrieben; wir strengen uns Beide an, die etwas extreme Situation zu mildern (— er schreibt über „Jenseits", das er sich hat kommen lassen: ich hatte es nicht geschickt, aus Gründen)

Von Naumann noch Nichts. Fast zweifle ich, ob er eigentlich weiß, daß ich in Nizza bin. — Welchen Zeitungen und Zeitschriften soll ich Exemplare schicken? (Bei dem wissenschaftlicheren und exclusiveren Geschmack dieser Abhandlungen so wenigen als möglich! Dagegen den Fach-Zeitschriften in Deutschland, Frankreich und England.)

Treulich und dankbar

Ihr Freund
Nietzsche.

(Was bin ich für die Herstellung des Kleidungsstückes dem Schneider schuldig?)

[«]

945. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

Nizza, 3 Nov. 1887.

Geehrtester Herr Verleger,

in der Annahme, daß in diesen Tagen die ersten Exemplare des neuen Buchs versandtreif werden, wiederhole ich die Adresse für meine Nizzaer Existenz:

Nice (France) pension de Genève pet. rue St. Etienne.

Bitte, senden Sie 4 Exemplare an diese Adresse ab; gleichzeitig 2 an die des Herrn Köselitz nach Venedig. (Insgleichen an mich die noch fehlenden Aushängebogen 9—12 und Vorrede) Mit ergebenstem Gruß und dem Wunsch, daß Alles gut steht und geht.

Ihr Prof. Dr Nietzsche

Weiteres über Freiexemplare etc. etc. nächstens brieflich! —

[«]

946. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Nizza (France) pension de Genève
Montag. <8. November 1887>

Geehrtester Herr Verleger,

endlich komme ich dazu, die Angelegenheiten des neuen Buches mit Ihnen zu besprechen. Zuerst die Preisfrage: wie viel soll es kosten? Mein Vorschlag ist 3 Mark, vorbehalten natürlich die entsprechenden Modificationen des Preises für die Buchhändler. Doch hörte ich gerne erst Ihr Urtheil. Mein **Hauptwunsch** bei dieser Veröffentlichung ist, etwas damit zum Besten meiner früheren Litteratur zu erreichen: nämlich dazu einzuladen, dieselbe zu lesen und ernst zu nehmen. Wenn Sie glauben, daß dem Vertriebe der Schrift ein noch niedrigerer Preis (zb. 2 Mark) günstig sein möchte, so bin ich damit auch zufrieden. — Die zweite ist die, an welche Zeitschriften und Zeitungen Redaktionsexemplare zu versenden sind, dem Charakter und Titel der Schrift entsprechend an so wenig Zeitungen als möglich; dagegen an die philosophischen Fachzeitschriften. Die Blätter, welche vom „Jenseits“ Besprechungen von einigem Gehalte gebracht haben, sollen auch dies Buch erhalten (zb. der „Bund“, die Nationalzeitung, Nord und Süd, litt. Centralblatt)

Bei einer etwaigen Ankündigung des Buchs bitte ich auf den Punkt aufmerksam zu machen, daß diese Streitschrift in einer nothwendigen Beziehung zu „Jenseits von Gut und Böse“ steht, zu dessen Ergänzung und Verdeutlichung.

Was die Freiexemplare betrifft: so bitte ich folgende Personen damit zu bedenken (es wäre mir erwünscht, wenn auf jedes dieser Exemplare rechts oben ein kleiner rother bedruckter Streifen Papier geklebt würde, wie ich es mehrfach schon gesehn habe, des Inhalts (lateinische Lettern):

Im Auftrage des Herrn Verfassers
hochachtungsvoll überreicht von
C. G. Naumann

oder ähnlich!

1 Frau Dr. Elisabeth Förster
per adr. Monsieur le docteur Bernard Förster
Paraguay
Amérique de Sud
Asuncion

2 Dem Oberbibliothekar Dr. Sieber
Basel (Schweiz)
zugleich mit einem Exemplar von Jenseits von G<ut> und B<öse>
3 Monsieur le professeur Monod
Versailles (France)
villa Amiel
zugleich mit einem Exemplar von Jenseits von G<ut> und B<öse>
4 Herrn Prof. Dr. Jakob Burckhardt
Basel (Schweiz
5 Herrn Prof. Dr. Overbeck
Basel (Schweiz)
6 Herrn Geheimrath Prof. Dr. Rohde
Heidelberg
7 Herrn Prof. Dr. Schönberg
Tübingen
8 Monsieur le docteur Hippolyte Taine
Menthon, lac d'Annecy Haute Savoie (France)
9 Dem Freiherrn Carl von Gersdorff
auf Ostrichen, Altseidenberg (Schlesien)
10 Herrn Dr. Johannes Brahms
Baden-Baden Hôtel zum Bären
11 Herrn Dr. Karl Fuchs
Danzig
12 Herrn Professor Dr. Deussen
Berlin W Kurfürstenstraßendamm 142
13 Dem Baron Herrn Dr. Hans von Bülow
z. Z. in Hamburg
14 Herrn Prof. Dr. Schaarschmidt, Bonn (am Rhein)
15 Herrn Dr. Rudolf Kleinpaul
Leipzig-Gohlis Bismarckstr. 11
16 Herrn Hofrath Prof. Dr. Heinze
Leipzig
17 Herrn Professor Dr. Wundt, Leipzig
18 Herrn Reichsgerichtsrath Dr. Wiener, Leipzig
19 Herrn Professor Dr. Ribbeck, Leipzig
20 Herrn Professor Dr. Windisch, Leipzig

21 Herrn Professor Dr. Wachsmuth, Leipzig
22 Herrn Professor Dr. Leuckart, Leipzig
23 Herrn Professor Dr. Binding, Leipzig
24 Dem Geheimrath Prof. Dr Helmholz
Berlin
25 Monsieur le professeur Charles Vogt
Genève (Suisse)
26 Herrn Professor Dr. Du Bois-Reymond
Berlin, v. Wilhelmsstr. 15
27 Herrn Professor Dr. Ernst Mach
Prag II Weinberggasse 3

Ergebenst
Ihr Dr Nietzsche

[«]

947. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Nizza, den 9. Nov. 1887

Geehrtester Herr Verleger,

soeben langte Ihr werthes Schreiben vom 5ten an; es macht mir Freude, wahrzunehmen, mit welcher Theilnahme Sie den Vertrieb meiner Litteratur behandeln. Zu dem, was ich gestern Ihnen geschrieben habe, bleibt heute wenig nur hinzuzufügen. Erstens: daß ich Ihnen in Hinsicht auf Zeitungen und Zeitschriften freie Hand gebe (— nur bitte ich die unanständige „Kreuzzeitung“ wegzulassen) Dasselbe gilt für die Maßregeln, die mit den Sortiments-Handlungen zu treffen sind; auch daß Sie in Betreff des von mir vorgeschlagenen Ordinärpreises entscheiden sollen. Das Alles sind Dinge, von denen ich nichts verstehe. Ein paar Worte, die sich für das Buchhändler-Börsenblatt eignen möchten, folgen anbei; es wird wohl noch einiges Geschäftsmäßigere Ihrerseits beigefügt werden müssen. —

Die drei Vorausbestellungen sind mir räthselhaft: ich glaubte, daß kein Mensch etwas von diesem Buche schon wisse. —

Rechnen Sie übrigens den Herrn Dannreuther (Newjork) mit unter die Vorausbestellt-Habenden. —

Was die Verwendung der Exemplare an meine Freunde etc. betrifft: so wäre mir sehr erwünscht, wenn das Herrn Professor Dr. Overbeck in Basel zugedachte Exemplar am 16 November spätestens in seinen Händen wäre: das ist sein Geburtstag. —

— Die Adresse des Prof. Monod (Versailles) ist falsch. Lassen Sie, bitte, die Absendung an ihn, bis ich wieder schreibe. —

Zuletzt ersuche ich um Zustellung der Rechnung für die Herstellungskosten des neuen Werks.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener
Prof. Dr. Nietzsche

Ein Exemplar an Dr. Georg Brandes, Kopenhagen, St. Anne-Platz 24. Insgleichen: Herrn Ferdinand Avenarius, Redaktion des „Kunstwart“ Dresden. Insgleichen: an die Saturday Review.

Die Anzeigen von „Jenseits von G<ut> und B<öse>“ im litterar. Centralblatt, so wie in der litterar. Rundschau habe ich noch nicht gesehn. Bitte, senden Sie dieselben! (Alles Andre las ich in Venedig, bei Herrn Köselitz)

[«]

948. An Heinrich Köselitz in Venedig

Nizza den 10. Nov. 1887.

Lieber Freund,

der Zufall will (— oder ist’s gar nicht der Zufall?) daß auch ich in der letzten Woche am Problem Piccini—Gluck hängen blieb. Sie wissen, daß im Monat November 1787 Gluck starb? — vielleicht auch, daß der größte und geistreichste Piccinist, der Abbé Galiani im gleichen Jahre starb? (30. Oktober 1787 in Neapel) Wir feiern also das hundertjährige Jubiläum eines großen Problems und einer verhängnißvollen, wahrscheinlich falschen Entscheidung desselben. Ich lese Galiani: mich agaçirt es geradezu, daß dieser verwöhnteste und raffinirteste Geist des vorigen Jahrhunderts in diesem Grade außer sich ist über seinen Piccini (ungefähr wie Stendhal über Rossini, aber noch naiver und „verwandter“, wenn ich recht empfinde) Er macht einen scharfen Unterschied zwischen den komischen Opern Piccini’s, die bloß für Neapel und in Neapel möglich sind, und den anderen, die in ganz Italien und selbst in Frankreich ungefähr goutirt werden können. Nur von den ersteren sagt er, daß P<iccini>) damit auf dem höchsten Gipfel der

Kunst angelangt sei; er sagt zu Madame d’Épinay, sie könne sich gar keine Idee davon machen, so sehr sei es supérieur Allem, was sie je gehört habe. Der Zeitpunkt, wo Piccini auf diese Höhe kommt, ist 1770—71 etwa (aus letzterem Jahre sind die Briefe Galianis) Damals spielte man in Neapel von P<iccini> La Fenta giardiniera und Il Don Chisciotto, insgleichen La Gelosia per Gelosia: auf eins dieser Werke, wenn nicht auf alle, muß sich das Entzücken G<aliani>s beziehn (— „er hat mich gelehrt, daß wir alle und immer singen, wenn wir sprechen. Die Schwierigkeit besteht darin, unsern Ton und unsre Modulation zu finden, wenn wir sprechen.“) Er macht sich lustig über Mad. d’Épinay, welche diese Sachen nach Paris haben will; er sagt „ils ne vont pas même à Rome“. „Sie werden seine italiänischen komischen Opern haben, solche wie La Buona Figliuola, aber keine der neapolitanischen.“ (Diese Oper, La B<uona> F<igliuola>, mit dem Texte Goldoni’s ist zuerst in Rom aufgeführt 1760; in Paris erst 1770, mit großem Erfolg. Die französische Kritik sagte damals „les oreilles françaises, habituées depuis quelques années à une genre qui leur répugnait d’abord, ont reçu celle-ci avec la plus délicieuse sensation. Les accompagnements surtout ont paru travaillés avec un art infini“. Klingt das nicht sehr merkwürdig?)

Es scheint mir nöthig, den ganzen Gegensatz „italiänische und französische Musik“ erst wieder zu entdecken und den hybriden Begriff „deutsche Musik“ einmal bei Seite zu thun. Es handelt sich um einen Stilgegensatz: die Herkunft der Componisten ist dafür ganz gleichgültig. So ist Händel ein Italiäner, Gluck ein Franzose (— die französische Kritik feiert z. B. in diesem Augenblick Gluck als das größte musikalische Genie des französischen Geistes, als ihren Gluck) Es giebt geborene Italiäner, die dem französischen Stile huldigen, es giebt geborene Franzosen, die italiänische Musik machen. Aber worin eigentlich besteht der große Stilgegensatz? Ich empfehle besonders die mémoires des Präsident de Brosses (seine Reise in Italien 1739), in denen fortwährend dies Problem leidenschaftlich berührt wird: da erscheint z. B. il Sassone, Ihr Venediger Hasse, als fanatischer Antifranzose.

Können Sie sich nicht in Venedig den Anblick Piccini’scher Partituren verschaffen? namentlich seiner Napolitana? Sollte da Etwas verloren und vergessen worden sein? — Man muß dem bornirten „deutschen Ernst“ in der Musik das Genie der Heiterkeit entgegenstellen. —

Dies erinnert mich an den hymnum ecclesiasticum, über den inzwischen nur Ein Urtheil eingelaufen ist, das Rudhardts: „sehr würdig, rein im Satz und wohlklingend“.

Der 2.te Band des „Journal des Goncourt“ ist erschienen: die interessanteste Novität. Er betrifft die Jahre 1862—65; in ihm sind die berühmten dîners chez Magny auf das Handgreiflichste beschrieben, jene Diners, welche zwei Mal monatlich die damalige geistreichste und skeptischste Bande der Pariser Geister zusammenbrachten (Sainte-Beuve, Flaubert, Th<éophile> Gautier, Taine, Rénan, les Goncourts, Schérer, Gavarni, gelegentlich Turgenjew usw). Exasperirter Pessimismus, Cynismus, Nihilismus, mit viel Ausgelassenheit und gutem Humor abwechselnd; ich selbst gehörte gar nicht übel hinein — ich kenne diese Herrn auswendig, so sehr daß ich sie eigentlich bereits satt habe. Man muß radikaler sein: im Grunde fehlt es bei Allen an der Hauptsache — „la force“.

Treulich Ihr Freund Nietzsche

[«]

949. An Elisabeth Förster in Asuncion

Nizza (France) pension de Genève den 11. Nov. 1887

Mein liebes Lama,

eben habe ich meinem Verleger den Auftrag ertheilt, ein Exemplar meines letzten Buchs an Dich abgehn zu lassen. Eigentlich hätte ich Dir’s gerne erspart: denn es sind Stellen drin, wie im vorletzten, die absolut nicht für Deine gegenwärtigen Ohren taugen. Aber ich möchte schlechterdings verhüten, daß das Buch auf einem andren Wege zu Dir gelangte; und da ich das, nach der Erfahrung hinsichtlich von „Jenseits von Gut und Böse“, beinahe vorauszusehn habe, so wähle ich das Geringere von zwei „Übeln“ und schicke Dir’s selbst. —

Zuletzt erregt das Buch vielleicht ein zu allgemeines Interesse, als eine Art Kriegserklärung gegen die Moral, als daß fünf, sechs peinlich-persönliche Dinge dagegen in Betracht kämen. Daß sie gesagt werden mußten, hat in dem seinen Grund, daß ich der schändlichen Vermanschung meines Namens und meiner Interessen ein Ende machen will, die sich in den letzten 10 Jahren gebildet hat. Dem gleichen Zwecke dienen alle die Vorreden und Beigaben der neuen Auflagen meiner älteren Werke. (Du findest auf der Rückseite des Buchs einen Überblick über Alles, was in den letzten 2 Jahren in Bezug auf diese frühere Litteratur von mir gethan worden ist. Es wäre noch hinzuzufügen, daß bei E. W. Fritzsch in herrlicher Ausstattung jener Hymnus erschienen ist, der einmal „zu meinem Gedächtniß“ gesungen werden soll (— er wird muthmaßlich schon diesen Winter an mehreren Orten aufgeführt werden, zb. in Carlsruhe durch H<of>k<apell>m<eister> Mottl.) Der Titel lautet:

Hymnus
an das Leben
für
gemischten Chor und Orchester
componirt
von
Friedrich Nietzsche.
Partitur Pr. 2 Mk.
Chorstimmen usw.
Orchesterstimmen usw,
usw.
Eigenthum des Verlegers für alle Länder
Leipzig.
E. W. Fritzsch.

Dieser Hymnus ist mir sehr werth, als der Ausdruck des gehobensten und stolzesten Zustandes, den ich erlebt habe. Die Vortragsbezeichnung ist „Entschlossen; mit heroischem Ausdruck“. Die Musiker finden ihn „machtvoll“. „Magnifico! Che vigore! È la vera musica ecclesiastica“, riefen italiänische Künstler beim Anhören; was mich sehr hat lachen machen. —

Allerschönsten Dank für Deinen Geburtstagsbrief, der mich am ersten Morgen meines Nizzaer Winter-Aufenthaltes in erquicklicher Weise überraschte. Meinem werthen Herrn Schwager habe ich sofort meinen Dank für seine Wünsche brieflich ausgedrückt: er hat mir sehr liebenswürdig in seinem Briefe die Hand gereicht — und ich habe versucht, dasselbe zu thun: ein Schauspiel, das in Hinsicht auf die bedeutende Verlängerung unsrer beiderseitigen Arme, die dazu noth that, für das zuschauende Lama nicht ohne Reiz gewesen sein dürfte.

Vielleicht trifft Dich dieser Brief schon in der neuen Heimat? Und etwa gegen Weihnachten? Nimm ihn als Ausdruck meiner herzlichsten Wünsche für Alles, was von Euch so großartig unternommen ist: ich selbst, es hilft nichts, bleibe freilich der „gute Europäer“… Treulich Dein und Euer

F.

950. An Erwin Rohde in Heidelberg

Nizza den 11. Nov. 1887

Lieber Freund,

es scheint mir, daß ich noch Etwas von diesem Frühjahre her bei Dir gut zu machen habe? Zum Zeichen, daß es mir nicht an gutem Willen dazu fehlt, sende ich hiermit eine eben erschienene Schrift an Dich ab (— vielleicht bin ich Dir dieselbe zu alledem auch schuldig, denn sie steht im engsten Verbände mit jener, welche ich Dir zuletzt übersendete —) Nein, laß Dich nicht zu leicht von mir entfremden! In meinem Alter und in meiner Vereinsamung verliere ich wenigstens die Paar Menschen nicht mehr, zu denen ich einmal Vertrauen gehabt habe.

Dein N.

Nota bene. Über Ms. Taine bitte ich Dich zur Besinnung zu kommen. Solche groben Sachen, wie Du über ihn sagst und denkst, agaçiren mich. Dergleichen vergebe ich dem Prinzen Napoleon; nicht meinem Freunde Rohde. Wer diese Art von strengen und großherzigen Geistern mißversteht (— T<aine> ist heute der Erzieher aller ernsteren wissenschaftlichen Charaktere Frankreichs), von dem glaube ich nicht leicht, daß er etwas von meiner eignen Aufgabe versteht. Aufrichtig, Du hast mir nie ein Wort gesagt, das mir zu vermuthen erlaubte, Du wüßtest, welches Schicksal auf mir liegt. Habe ich Dir je daraus einen Vorwurf gemacht? Nicht einmal in meinem Herzen; und sei es auch nur deshalb, weil ich es überhaupt von Niemandem anders gewohnt bin. Wer wäre mir bisher auch nur mit einem Tausendstel von Leidenschaft und Leiden entgegengekommen! Hat irgend wer auch nur einen Schimmer von dem eigentlichen Grunde meines langen Siechthums errathen, über das ich vielleicht doch noch Herr geworden bin? Ich habe jetzt 43 Jahre hinter mir und bin genau noch so allein, wie ich es als Kind gewesen bin. —

[«]

951. An Franz Overbeck in Basel

Nizza, den 12 Nov. 87
pension de Genève

Lieber Freund,

zu Deinem Geburtstage habe ich bereits ein paar kleine Gaben vorausgeschickt: den Hymnus an das Leben*), insgleichen das neueste (und für längere Zeit letzte) Buch. Heute habe ich nicht nur meine Wünsche für Dein bevorstehendes Lebensjahr hinzuzufügen (für Deine Gesundheit, für Deinen Kampf mit Rheumatism und Scholastik!..): vor Allem den Ausdruck meiner Verehrung und Dankbarkeit für die unwandelbare Treue, die Du mir in der härtesten und unverständlichsten Zeit meines Lebens bewiesen hast. Es scheint mir, daß sich eine Art Epoche für mich abschließt; ein Rückblick ist mehr als je am Platz. Zehn Jahre Krankheit, mehr als zehn Jahre; und nicht so einfach Krankheit, für die es Ärzte und Arzneien gäbe. Weiß eigentlich irgend Jemand, was mich krank machte? was mich Jahre lang in der Nähe des Todes und im Verlangen nach dem Tode festhielt? Es scheint mir nicht so. Wenn ich R. Wagner ausnehme, so ist mir Niemand bisher mit dem Tausendstel von Leidenschaft und Leiden entgegengekommen, um mich mit ihm „zu verstehn“; ich war dergestalt schon als Kind allein, ich bin es heute noch, in meinem 44ten Lebensjahre. Dieses schreckliche Jahrzehend, das ich hinter mir habe, hat mir reichlich zu kosten gegeben, was Allein-sein, Vereinsamung bis zu diesem Grade, bedeutet: die Vereinsamung und Schutzlosigkeit eines Leidenden, der kein Mittel hat sich auch nur zu wehren, sich auch nur „zu vertheidigen“. Mein Freund Overbeck abgerechnet (und drei Menschen noch dazu) hat sich in den letzten zehn Jahren fast Jedermann, den ich kenne, mit irgend einer Absurdität an mir vergriffen, sei es mit empörenden Verdächtigungen, sei es mindestens in der Form schnöder Unbescheidenheit (zuletzt noch Rohde, dieser unverbesserliche Flegel) Das hat mich, um das Beste davon zu sagen, unabhängiger gemacht; aber auch härter vielleicht und menschenverachtender als ich selbst wünschen möchte. Glücklicher Weise habe ich esprit gaillard genug, um mich gelegentlich über diese Erinnerungen ebenso lustig zu machen, wie über alles Andre, was nur mich betrifft; und überdies habe ich eine Aufgabe, die mir nicht erlaubt, viel an mich zu denken (eine Aufgabe, ein Schicksal oder wie man's nennen will) Diese Aufgabe hat mich krank gemacht, sie wird mich auch wieder gesund machen, und nicht nur gesund, sondern auch wieder menschenfreundlicher und was dazu gehört. —

Das Geld ist glücklich in meine Hände gelangt, und ohne daß ich vorher in irgend welche Schwierigkeit gerathen wäre. Mit Nizza halte ich es jetzt so, wie mit Sils-Maria: ich versuche mich mit ihm zu arrangieren und stelle mir die guten und bewiesenen Faktoren in den Vordergrund: sein belebendes und erheiterndes Clima, seine Lichtfülle (welche mir einen Gebrauch meiner Augen gestattet, der außer allem Verhältniß zu dem steht, was sie anderwärts, namentlich in

Deutschland, leisten) Die pension de Genève, tüchtig verbessert und mit viel gutem Willen der Zukunft entgegensehend, hat mir dies Mal ein wirkliches Arbeitszimmer hergerichtet (mit Licht- und Farbenmodifikationen, welche für mich absolut wichtig sind); ein kleiner Natron-Carbon-Ofen ist von Naumburg aus an mich unterwegs. Ich zahle etwas mehr Pension als früher (5 1/2 frs. per Tag, Wohnung und 2 Mahlzeiten: meinen Morgenthee besorge ich selbst); aber, unter uns gesagt, jeder andre Gast zahlt mehr (8—10 frs.) Beiläufig: eine **Tortur** für meinen Stolz!!!

— Du weißt, was ich jetzt von mir verlange: meine Orte dafür sollen Nizza und Sils-Maria bleiben (Venedig als Zwischenakt: ich habe eine herrliche Erinnerung an Köselitz, der seine gütige und hohe Seele sich zu bewahren gewußt hat, trotz aller Art Enttäuschung, und jetzt Musik macht, für die ich kein anderes Wort mehr habe als „klassisch“ (Zwei Sätze einer Symphonie z. B., der schönste „Claude Lorrain“ in Musik, den ich kenne) Dir und Deiner lieben Frau einen glücklichen und guten Tag wünschend, Dein N.

Prof. Deussen sendet Dir seinen Gruß; er war diesen Herbst in Athen. Ich bekam von ihm ein Lorbeer- und Feigenblatt geschickt, dort gepflückt, wo die Akademie Piatos gestanden hat.

In diesen Wochen wird auch die Rechnung C. G. Naumann’s über die Herstellungskosten des neuen Buchs einlaufen; Du bekommst sofort von mir Mittheilung.

[«]

952. An Jacob Burckhardt in Basel

Nice (France)
pension de Genève
14. Nov. 1887

Verehrtester lieber Herr Professor,

auch diesen Herbst bitte ich wieder um die Erlaubniß, Ihnen etwas von mir vorlegen zu dürfen, moralhistorische Studien unter dem Titel Zur Genealogie der Moral: auch dies Mal wieder wie alle Male nicht ohne eine gewisse Unruhe. Denn — ich weiß es nur zu gut — alle Schüsseln, welche von mir aufgetischt werden, enthalten so viel Hartes und Schwerverdauliches, daß zu ihnen sich noch

Gäste einladen und so verehrte Gäste wie Sie es sind! eigentlich eher ein Mißbrauch freundschaftlich-gastfreundschaftlicher Beziehungen ist. Man sollte mit solcher Nußknackerei hübsch bei sich bleiben und nur die eignen Zähne in Gefahr bringen. Gerade in diesem neuesten Falle handelt es sich um psychologische Probleme härtester Art: so daß es fast mehr Muth bedarf, sie zu stellen als irgend welche Antworten auf sie zu riskiren. Wollen Sie mir noch einmal Gehör schenken?… Jedenfalls bin ich diese Abhandlungen Ihnen schuldig, weil sie im engsten Bezuge zu dem letztübersandten Buche („Jenseits von Gut und Böse“) stehn. Es ist möglich, daß ein Paar Hauptvoraussetzungen jenes schlecht zugänglichen Buchs hier deutlicher herausgekommen sind; — wenigstens gieng meine Absicht dahin. Denn alle Welt hat mir über jenes Buch das Gleiche gesagt: daß man nicht begreife, um was es sich handle, daß es so etwas sei wie „höherer Blödsinn“: zwei Leser ausgenommen, Sie selbst, hochverehrter Herr Professor, und andererseits einer Ihrer dankbarsten Verehrer in Frankreich, Ms. Taine. Verzeihung, wenn ich mir mitunter zum Troste sage: „ich habe bis jetzt nur zwei Leser, aber solche Leser!“ — Das sehr innerliche und schmerzhaft-verwickelte Leben, das ich bisher gelebt habe (und an dem meine im Grunde stark angelegte Natur Schiffbruch gelitten hat) hat nachgerade eine Vereinsamung mit sich gebracht, gegen die es kein Heilmittel mehr giebt. Mein liebster Trost ist immer noch der, der Wenigen zu gedenken, die es unter ähnlichen Bedingungen ausgehalten haben, ohne zu zerbrechen und sich eine gütige und hohe Seele zu bewahren gewußt haben. Es kann Niemand Ihrer dankbarer gedenken, hochverehrter Mann! als ich es thue.

Treulich und unveränderlich
Ihr ergebenster
Nietzsche.

Meine Wünsche für Ihre Gesundheit zu guterletzt! Dieser Winter scheint hart zu werden. Oh wären Sie hier!!

[«]

953. An E. Kürbitz in Naumburg (Postkarte)

Nizza (France), pension de Genève
16. Nov. 1887.

Geehrtester Herr,

in Hinsicht auf einen Wunsch, den ich meiner Mutter ausgedrückt habe (die Beschaffung von Ofen und Heizmaterial) bitte ich ihr die dazu nöthigen Gelder gefälligst zu übermitteln; ich nehme an, daß sie Ihnen persönlich sagen wird, wie viel sie dazu braucht. Der Winter scheint hart zu werden; ich wage es dies Jahr nicht, was ich jetzt sieben Jahre hintereinander gewagt habe, den Winter ohne Ofen zu überstehn.

Mit bekannter Hochschätzung
Ihr ergebenster
Prof Dr. Nietzsche

[«]

954. An Paul Deussen in Berlin (Postkarte)

Nice (France) pension de Genève
16. Nov. 1887.

Lieber Freund,

Du wirst von Deiner Odyssee jetzt glücklich in Deinen Berufs-Hafen wieder eingelaufen sein: ich wünsche Dir einen glücklichen und schülerreichen Winter und ein Vorwärts in jedem Sinne auf Deiner Bahn (ohne Hemmung, ohne „Quarantänen“ —) Die schöne Symbolik Deiner Handlung am 15. Okt. hat mich tief gerührt: — vielleicht ist dieser alte Plato mein eigentlicher großer Gegner? Aber wie stolz bin ich, einen solchen Gegner zu haben! — Behalte mich lieb!

Dein
Nietzsche

Einen herzlichen Gruß an die kleine tapfere Kameradin!

[«]

955. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Nizza, 19. November 1887>

Lieber Freund,

heute nur in aller Eile die Bitte, welche ein Brief meiner Mutter mir nahe legt, derselben ein Exemplar des Hymnus zu senden: denn es giebt sehr guten Willen, besagten Hymnus in Naumburg aufzuführen. Nur beschwöre ich Sie, liebster Freund, mein Gewissen im Punkte des problematischen a zu beruhigen; denn inzwischen hat Freund Krug, der Kölner Regierungsrath, mir seine entschiedene Mißbilligung desselben ausgedrückt (es sei „sein einziger Anstoß“: sein Brief, übrigens fast begeistert, auch hinsichtlich der Instrumentation, war bisher das schönste Erwiederungszeichen. Auch hat er die Aufführung in Cöln versprochen) Bitte, bitte, bitte und seien Sie so engelhaft, corrigiren Sie!!! damit ich in meinen Nächten vor der Clarinette Ruhe finde: als welche wie ein böses Gewissen bei mir umgeht.

Brief nächstens.

Jammervolles Wetter.

Treulich Ihr Freund Nietzsche

[«]

956. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Nizza, 23. November 1887>

Meine liebe Mutter, heute nur die Mittheilung, daß ich diesen Morgen zum ersten Male in geheiztem Zimmer sitze: — ich habe recht zu leiden gehabt, bis es so weit kam, denn das Wetter war auch hier vom Schlimmsten. Insgleichen melde ich, daß der Hymnus an Deine Adresse abgesandt ist; daß es mich freuen wird, wenn Naumburg ihm und mir die Ehre der Aufführung erweist, und daß die Fachmusiker ihn rühmen (als „singebar“, „rein im Satz“ usw) Meine besten Empfehlungen an Frl. Krug, insgleichen an Frau Claire Heinze, welche ganz Recht hat über Heizen und Nichtheizen in Nizza, nur nicht für diesen excentrischen Winter. Dein F.

[«]

957. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Nizza, 23. November 1887>

Zugleich mit Deinem lieben Briefe rückte der Ofen in mein Zimmer ein: so daß ich mich die Stunde darauf einer doppelten Wärme des Gefühls zu erfreuen hatte. (Es war die höchste Zeit; das Wetter war auch hier über alle Maaßen peinlich und niederdrückend: kein Schnee, aber Regengüsse, fast 10 Tage; auf den Quadratmeter 208 Liter Wasser) Ich habe den Hymnus, mit einem Briefe, an Euren Volckland geschickt; kannst Du nicht auch Deinerseits ihm einen kleinen Rippenstoß in besagter Richtung geben? Auch Köln und Naumburg stellen Aufführungen in Aussicht. —

Auch Buckhardt hat einen Brief von mir; eben drückte Sieber seinen Dank aus für die Übersendung von „Jenseits v. G<ut> u. B<öse>“ und der „Genealogie der Moral“. Das Herzlichste an Dich und Deine liebe Frau!

N.

[«]

958. An Heinrich Köselitz in Venedig

Nizza, 24. Nov. 1887

Lieber Freund

ich genieße diesen Morgen eine große Wohlthat: zum ersten Male steht ein „Feuergötze“ in meinem Zimmer: ein kleiner Ofen — ich bekenne, daß ich um ihn herum bereits einige heidnische Sprünge gemacht habe. Die Zeit bis heute war eine blaufingrige Fröstelei, bei der auch meine Philosophie nicht auf den besten Füßen stand. Es ist schlecht erträglich, wenn man im eignen Zimmer den eiskalten Anhauch des Todes spürt, — wenn man sich nicht auf sein Zimmer wie auf seine Burg zurückziehen kann, sondern nur wie in sein Gefängniß zurückgezogen wird —. Der Regen floß stromweise die letzten zehn Tage: man hat berechnet, daß auf einen Quadratmeter 208 Liter Wasser gefallen sind. Der Oktober war der kälteste, den ich bisher erlebte, der November der regenreichste. Nizza ist noch ziemlich leer; doch sind wir 25 Personen bei Tische, freundliche und wohlwollende Menschlein, gegen die nichts einzuwenden ist.

Inzwischen hat nur Overbeck geschrieben, voll Freude über den „Hymnus“ und seine „schöne, ungemein eindringliche und würdevolle Weise“; („mir kommt Deine jetzige Musik außerordentlich einfach vor“) Er hebt den „prachtvollen, wiederum so sprechenden Accent auf dem ersten ‚Pein‘ heraus und die mir fast noch mehr ins

Herz klingende Beschwichtigung der Schlußtakte.“ — Freund Krug (der mich übrigens bittet, den Justizrath in Regierungsrath „umzuwerthen“ —) spricht von „tiefer Rührung bis zu Thränen“. „Ich hoffe bestimmt, daß der Chor hier aufgeführt wird… Die Instrumentation ist vortrefflich, soweit ich beurtheilen kann. Sie zeigt eine angenehme Steigerung und Abwechslung bei weiser Mäßigung, wie z. B. auf S. 8, wo die Worte „und in der Gluth des Kampfes“ durch das tremolo der Bratschen und die Tenorposaune mit nachfolgender p Fanfare der Trompete nur leise gedeutet werden. Schön wird sich auch S. 6 und 10 die zart herabsteigende Flöte ausnehmen“ usw usw —

Daß Gluck zu seinen ersten Anhängern Rousseau gehabt hat, giebt zu denken: mir wenigstens ist Alles, was dieser Mensch geschätzt hat, ein wenig fragezeichenwürdig; insgleichen Alle, die ihn geschätzt haben (— es ist eine ganze Familie Rousseau, dahin gehört auch Schiller, zum Theil Kant, in Frankreich G<eorge> Sand, sogar Sainte-Beuve; in England die Eliot usw). Jedermann, der „die moralische Wörde“ nöthig gehabt hat, faute de mieux, hat zu den Verehrern Rousseaus gehört, bis auf unsern Liebling Dühring hinab, der den Geschmack hat, sich in seiner Selbstbiographie geradezu als Rousseau des neunzehnten Jahrhunderts zu präsentiren. (Bemerken Sie, wie Jemand sich zu Voltaire und Rousseau verhält: es macht den tiefsten Unterschied, ob er zum ersten Ja sagt oder zum zweiten. Die Feinde Voltaire’s (zb. Victor Hugo, alle Romantiker, selbst die letzten Raffinirten der Romantik, wie die Gebrüder Goncourt) sind allesammt gnädig gegen den maskirten Pöbel-Mann Rousseau — ich argwöhne, daß auf dem Grunde der Romantik selbst etwas von pöbelhaftem Ressentiment zu finden ist..) Voltaire ist eine prachtvolle geistreiche Canaille; aber ich bin der Meinung Galiani’s:

„un monstre gai vaut mieux
qu’un sentimental ennuyeux“

V<oltaire> ist nur auf dem Boden einer vornehmen Cultur möglich und erträglich, die sich eben den Luxus der geistigen canaillerie gestatten kann… —

Sehen Sie, welche warmen Gefühle, welche „Toleranz“ bereits mein Ofen in mich überzuströmen beginnt…

Bitte, lieber Freund, halten Sie sich diese Aufgabe gegenwärtig, Sie kommen nicht um dieselbe herum: Sie müssen in rebus musicis et musicantibus die strengeren Principien wieder zu Ehren bringen, durch That und Wort, und die Deutschen zu dem Paradoxon verführen, das nur heute paradox ist: daß die strengeren Principien und die **heitere** Musik zusammengehören…

Treulich und dankbar Ihr Freund N.

[«]

959. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

Nizza d. 25 Nov. 1887.

Geehrtester Herr Verleger,

die Exemplare des neuen Buchs sind glücklich in meine Hände gelangt, insgleichen Ihre gefälligen Mittheilungen vom 22. November. In Bezug auf letztere habe ich nachzutragen, daß wir das Exemplar von „Jenseits“ und der „Genealogie“ nicht an Ms. Monod senden wollen, dagegen an diese Adresse (mit dem hübschen rothen Zettel auf jedem):

Monsieur Victor Cherbuliez
de l’Académie.
Redaction de la Revue des Deux Mondes
Paris

— Die Visitenkarten werden mir gerade jetzt sehr erwünscht kommen: ich bitte um deren baldigste Zusendung.

Ihr ergebenster
Dr. Nietzsche

[«]

960. An Georg Brandes in Kopenhagen

Nizza den 2. Dez. 1887.

Verehrter Herr,

ein paar Leser, die man bei sich selbst in Ehren hält und sonst keine Leser — so gehört es in der That zu meinen Wünschen. Was den letzten Theil dieses Wunsches angeht, so sehe ich freilich immer mehr, daß er unerfüllt bleibt. Um so glücklicher bin ich, daß zum „satis sunt pauci“ mir die pauci nicht fehlen und nie gefehlt haben. Von den Lebenden unter ihnen nenne ich (um solche zu nennen, die Sie kennen werden) meinen ausgezeichneten Freund Jakob Burckhardt, Hans von Bülow, Ms. Taine, den Schweizer Dichter Keller; von den Todten den alten Hegelianer Bruno Bauer und Richard Wagner. Es macht mir eine aufrichtige Freude, daß ein solcher guter Europäer und Cultur-Missionär, wie Sie es sind, fürderhin unter sie gehören will: ich danke Ihnen von ganzem Herzen für diesen guten Willen.

Freilich werden Sie dabei Ihre Noth haben. Ich selber zweifle nicht daran, daß meine Schriften irgendworin noch „sehr deutsch“ sind: Sie werden das freilich viel stärker empfinden, verwöhnt, wie Sie sind, durch sich selbst, ich meine durch die freie und französisch-anmuthige Art, mit der Sprache umzugehn (eine geselligere Art im Vergleich zu der meinen) Viele Worte haben sich bei mir mit andren Salzen inkrustirt und schmecken mir anders auf der Zunge als meinen Lesern: das kommt hinzu. In der Skala meiner Erlebnisse und Zustände ist das Übergewicht auf Seiten der seltneren ferneren dünneren Tonlagen gegen die normalen mittleren. Auch habe ich (als alter Musikant zu reden, der ich eigentlich bin) ein Ohr für Viertelstöne. Endlich — und das wohl am meisten macht meine Bücher dunkel — es giebt in mir ein Mißtrauen gegen Dialektik, selbst gegen Gründe. Es scheint mir mehr am Muthe, am Stärkegrade seines Muthes gelegen, was ein Mensch bereits für „wahr“ hält oder noch nicht… (Ich habe nur selten den Muth zu dem, was ich eigentlich weiß)

Der Ausdruck „aristokratischer Radikalismus“, dessen Sie sich bedienen, ist sehr gut. Das ist, mit Verlaub gesagt, das gescheuteste Wort, das ich bisher über mich gelesen habe. Wie weit mich diese Denkweise schon in Gedanken geführt hat, wie weit sie mich noch führen wird — ich fürchte mich beinahe mir dies vorzustellen. Aber es giebt Wege, die es nicht erlauben, daß man sie rückwärts geht; und so gehe ich vorwärts, weil ich vorwärts muß.

Damit ich meinerseits nichts versäume, was Ihnen den Zugang zu meiner Höhle, will sagen Philosophie erleichtern könnte, soll mein Leipziger Verleger Ihnen meine früheren Schriften en bloc übersenden. Ich empfehle in Sonderheit deren neue Vorreden zu lesen (sie sind fast alle neu herausgegeben) Diese Vorreden möchten, hintereinander gelesen, vielleicht etwas Licht über mich geben, vorausgesetzt, daß ich nicht dunkel an sich (dunkel an und für mich —) bin, als obscurissimus obscurorum virorum…

— Dies wäre nämlich möglich. —

Sind Sie Musiker? So eben giebt man ein Chorwerk mit Orchester von mir heraus, einen „Hymnus an das Leben“. Derselbe ist bestimmt, von meiner Musik übrig zu bleiben und einmal „zu meinem Gedächtniß“ gesungen zu werden: angenommen, daß sonst genug von mir übrig bleibt. Sie sehen, mit was für posthumen Gedanken ich lebe. Aber eine Philosophie, wie die meine, ist wie ein Grab — man lebt nicht mehr mit. „Bene vixit, qui bene latuit“ — so steht auf dem Grabstein des Descartes. Eine Grabschrift, kein Zweifel!

Es ist auch mein Wunsch, Ihnen einmal zu begegnen.

Ihr
Nietzsche

NB. Ich bleibe diesen Winter in Nizza. Meine Sommeradresse ist: Sils-Maria, Oberengadin, Schweiz. — Meine Universitäts-Professur habe ich aufgegeben. Ich bin drei Viertel blind.

[«]

961. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Nizza den 2. Dez. 1887.

Werthester Herr Verleger,

eben habe ich dem ausgezeichneten Dr. Georg Brandes, dem Dänen, ein Versprechen gemacht, zu dem ich freilich erst Ihrer Zustimmung bedurft hätte. Derselbe hat mir den ernsthaftesten Willen ausgedrückt, sich im Zusammenhange mit meinem ganzen Gedanken- und Schriftenkreise zu beschäftigen; um dies zu ermöglichen, müssen wir ihm die ganze Litteratur von mir, die in Ihren Händen ist, übermitteln. Er besitzt zwar mehrere Schriften schon, aber nichts von den neuen Auflagen. Er gehört zu den geschicktesten Missionären neuer Ideen, die ich kenne und hat einen weiten Kreis von Wirksamkeit. Mitarbeiter aller großen europäischen und deutschen Zeitschriften, theils deutsch, theils dänisch, theils französisch schreibend, die letzten Jahre Vorträge in Petersburg, Moskau und Warschau haltend, ist er wie geschaffen dafür, zwischen den Nationen zu vermitteln und neue Namen bekannt zu machen. Seine ausgezeichneten Arbeiten über deutsche und französische Litteratur (Leipzig, Veit u. Co. und anderswo erschienen) werden Ihnen vielleicht bekannt sein. Seine Adresse ist:

Dr. Georg Brandes
Kopenhagen, Dänemark
St. Anne-Platz 24.

Hochachtungsvoll
Ihr ergebenster
Dr. Nietzsche

Nizza Pension de Genève

[«]

962. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Nizza, 3. Dezember 1887>

Meine gute alte Mutter, wir haben fast unausgesetzt ein trauriges Wetter, das auf mir drückt: so daß weder meine Gesundheit, noch meine Arbeit auf einen grünen Zweig kommt. Sonst hätte ich Gründe, guter Dinge zu sein: es gab schöne Briefe und unerwartete aus allen Weltgegenden. Dein Sohn ist nachgerade eine Macht: er stärkt und erquickt, er macht Anderen „gutes Wetter“. — Die antisemitische Litteratur bitte ich auch fürderhin mir vorzuenthalten. Auch Hr. Busse ist Antisemit. — Was den Hymnus angeht, so thue Deinerseits nichts mehr und laß Alles laufen, wie es läuft. Führt Naumburg ihn nicht auf, so wirst Du ihn vielleicht in Leipzig hören können — und zehnmal würdiger! Das Gedicht mag einstweilen als mein Erzeugniß gelten (und gilt überall dafür) Ich werde schon eine Gelegenheit finden, „dem die Ehre zu geben, dem die Ehre gebührt“. Augenblicklich wäre es unopportun. (Der Hofkapellmeister Mottl in Carlsruhe schreibt mir, daß der Hymnus einer sehr guten Aufführung bedürfe, um seine Wirkung zu thun. Dies macht mich gegen die Naumburger Aufführung zweifelhaft)

Dein altes Geschöpf.

[«]

962a. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Entwurf)

<Nizza, um den 10. Dezember 1887>

Schnell ein Paar Worte zum Danke für Deinen gemüthlichen Brief, der mir wie aus einer warmen Stube zu kommen schien und Vieles brachte, das mich interessirt. Ich beantworte zuerst Deine Frage in Betreff meines Vermögens; das <sich> bei Herrn Kürbitz befindet: ich glaube, daß es daselbst in der allerbesten Sicherheit ist. Stelle Dir vor, daß gerade in diesen Tagen die alte Pfarrerin einen Brief aus Amerika bekam, der die Nachricht mittheilt, daß ihr dort bei einem Administrator niedergelegtes und seit vielen Jahren von demselben verwaltetes Vermögen (c. 200 000 M. selbst erworbenes) verloren sei, und daß der Administrator sich das Leben genommen habe. Hier hat es weder an Vorsicht, noch — — —

In Betreff des H<ymnus> gebe ich Dir vollkommen Recht: insofern man meint, mit der Aufführung mir einen besonderen Gefallen zu erweisen, so kann ich auf dieselbe — — —

so lange Naumburg es nicht sich zur Ehre anrechnet, von mir etwas mit meiner Erlaubniß aufführen zu dürfen, steht eben Alles auf dem Kopf; und unter keinen Umständen wünsche ich womöglich gar noch dankbar sein zu müssen.

[«]

963. An Carl Fuchs in Danzig

Nizza (France) den 14. Dez. 1887
pension de Genève

Lieber und werther Freund,

es war ein sehr guter Augenblick, mir einen solchen Brief zu schreiben. Denn ich bin, fast ohne den Willen dazu, aber gemäß einer unerbittlichen Notwendigkeit, gerade mitten darin, mit Mensch und Ding bei mir abzurechnen und mein ganzes „Bisher“ ad acta zu legen. Fast Alles, was ich jetzt thue, ist ein Strich-drunter-ziehn. Die Vehemenz der inneren Schwingungen war erschrecklich, die letzten Jahre hindurch; nunmehr, wo ich zu einer neuen und höheren Form übergehn muß, brauche ich zuallererst eine neue Entfremdung, eine noch höhere Entpersönlichung. Dabei ist es wesentlich, was und wer mir noch bleibt. —

Wie alt ich eigentlich schon bin? Ich weiß es nicht; ebensowenig, wie jung ich noch sein werde. —

Ich betrachte mit Vergnügen Ihr Bild; es scheint mir viel Jugend und Tapferkeit drin zu sein, gemischt, wie es sich ziemt, mit beginnender Weisheit (und weißen

Haaren? ..)

In Deutschland beschwert man sich stark über meine „Excentricitäten“. Aber da man nicht weiß, wo mein Centrum ist, wird man schwerlich darüber die Wahrheit treffen, wo und wann ich bisher „excentrisch“ gewesen bin. Zum Beispiel, daß — ich Philologe war — damit war ich außerhalb meines Centrum (womit, glücklicher Weise, durchaus nicht gesagt ist, daß ich ein schlechter Philologe war) Insgleichen: heute scheint es mir eine Excentricität, daß ich Wagnerianer gewesen bin. Es war ein über alle Maaßen gefährliches Experiment; jetzt, wo ich weiß, daß ich nicht daran zu Grunde gegangen bin, weiß ich auch, welchen Sinn es für mich gehabt hat — es war meine stärkste Charakter-Probe. Allmählich disciplinirt Einen freilich das Innewendigste zur Einheit zurück; jene Leidenschaft, für die man lange keinen Namen hat, rettet uns aus allen Digressionen und Dispersionen, jene Aufgabe, deren unfreiwilliger Missionär man ist.

Dergleichen ist sehr schwer aus der Ferne zu verstehn. Meine letzten zehn Jahre waren dadurch über die Maaßen schmerzhaft und gewaltsam. Falls Sie Lust haben sollten, mehr von dieser bösen und problematischen Geschichte zu hören, so seien Ihrer freundschaftlichen Theilnahme die Neuausgaben meiner früheren Schriften empfohlen, insbesondere deren Vorreden. (Anbei bemerkt: mein aus guten Gründen etwas desperater Verleger, der treffliche E. W. Fritzsch in Leipzig, ist bereit, Jedermann diese Neuausgaben auszuhändigen, vorausgesetzt, daß man ihm dafür einen längeren Essai (über „Nietzsche en bloc“) verspricht. Die größeren Litteraturblätter, wie Lindau’s Nord und Süd, sind reif dafür, einen solchen Essai nöthig zu haben, da eine wirkliche Unruhe und Aufregung über die Bedeutung meiner Litteratur sich bemerkbar macht. Bisher hat noch Niemand genug Muth und Intelligenz gehabt, mich den lieben Deutschen zu entdecken: meine Probleme sind neu, mein psychologischer Horizont ist bis zum Erschrecken umfänglich, meine Sprache kühn und deutsch, vielleicht giebt es keine gedankenreicheren und unabhängigeren deutschen Bücher als die meinen)

— Der Hymnus gehört auch zu diesem „Strich-drunter-ziehn“. Können Sie ihn nicht sich einmal singen lassen? Man hat mir von verschiedenen Seiten schon die Aufführung in Aussicht gestellt (zb. Mottl in Carlsruhe) Seine eigentliche Bestimmung soll freilich sein, einmal „zu meinem Gedächtniß“ gesungen zu werden: er soll von mir übrig bleiben, gesetzt, daß ich selbst übrig bleibe.

Behalten Sie mich in guter Erinnerung, mein lieber Herr Doktor: ich danke Ihnen auf das Herzlichste dafür, daß Sie mir auch in der zweiten Hälfte Ihres Jahrhunderts zugethan bleiben wollen.

Ihr Freund
Nietzsche

[«]

964. An Heinrich Köselitz in Venedig

Nizza, pension de Genève
den 20. Dez. 1887.

Lieber Freund,

ich war eben im Begriff, mich bei Ihnen nach Ihnen zu erkundigen: denn Ihr letzter Brief datirt vom 12. November. Ihre Karte giebt mir den schmerzhaften Verdacht ein, daß ein letzterer Brief nicht angelangt ist. Meine Mutter hat mir indessen mit vieler Freude und Dankbarkeit von einem sehr schönen Brief erzählt, den Sie ihr geschrieben haben, zusammen mit der Übersendung des Hymnus. Das war das Neueste, was ich von Ihnen wußte. Gestern habe ich endlich ein kleines Werk erkapert, das für jenes Problem, mit dem sich unsre letzten Briefe beschäftigten, ausgezeichnete Winke giebt: A. Pougin, die ersten Anfänge der französischen Oper. Das Entscheidende darin ist ein langer Brief jenes originellen Geistes, dem man die französische Oper verdankt, Perrin's, von 1659. Darin wird methodisch, in 9 Rubriken, aufgezählt, was den Franzosen an der damaligen italiänischen Oper widerstand, und woraufhin die Neuerung gewagt wurde. Der Brief, im genannten Buche zum ersten Male wieder abgedruckt, ist ein capitales Faktum für die Culturgeschichte. —

Sie sehen, daß ich im Geiste bei Ihnen bin; und es gab noch ein besondres Ereigniß, wo ich Sie vermißt und verlangt habe, wie selten, nämlich die erste Aufführung von Carmen im großen italiänischen Theater — ein wahres Ereigniß für mich: ich habe in diesen 4 Stunden mehr erlebt und begriffen als sonst in 4 Wochen. Alle Ehre Herrn Sonzogno! Ausverkauftes Haus, viel vornehmste Welt (duc de Montpensier etc), ein unvergleichlich tragischer Eindruck, Alles hundert Mal spanischer als man es in Deutschland begreifen und goutiren würde. Wenn ich Sie wiedersehe, will ich Ihnen erzählen, was ich begriffen habe. Von einer Aufführung der pescatori habe ich nur den ersten Akt mir zugemuthet: das Werk ist noch ohne Gleichgewicht; der Einfluß der Vorbilder (Gounod, Fel. David, Wagner's Lohengrin) unvermittelt und unüberwunden fühlbar. —

Zu Hegar’s Zurücksendung sage ich kein Wort. Die Kluft ist nach allen Seiten hin zu groß geworden; ich habe alle mögliche Art von Kasteiung nöthig, um nicht selber unter die Ressentiments-Menschen zu gerathen. Die Art Vertheidigungszustand, in den sich die mir von ehemals befreundeten M<enschen> gegen mich versetzen, hat etwas Agaçantes, das peinlicher wirkt als ein Angriff. „Nicht hören und nicht sehen“ — das scheint die Devise. Auf den Hymnus hat Niemand mehr geantwortet, außer Brahms (er schrieb „J<ohannes> B<rahms> erlaubt sich hierdurch seinen verbindlichen Dank für Ihre Sendung zu sagen: für die Auszeichnung, als welche er sie empfindet und die bedeutsamen Anregungen, welche er Ihnen verdankt. In hoher Achtung ergeben“) Auf das Buch hin gab es nur zwei Briefe, allerdings sehr schöne: einen von Dr. Fuchs; und einen von Dr. Georg Brandes (der geistreichste Däne, den es jetzt giebt d. h. Jude) Letzterer ist Willens, sich mit mir gründlich zu befassen: er ist erstaunt von dem „ursprünglichen Geiste“, der aus meinen Schriften spreche und gebraucht, zu deren Charakteristik, den Ausdruck „aristokratischer Radikalismus“. Das ist gut gesagt und empfunden. Ah, diese Juden! — Ein Paar Recensionen meines „Jenseits“, von Naumann mir übersandt, zeigen nur schlechten Willen: die Worte „psychiatrisch“ und „pathologisch“ sollen als Erklärungsgrund meines Buchs und als dessen Censur gelten. (Unter uns gesagt: die Unternehmung, in der ich drin stecke, hat etwas Ungeheures und Ungeheuerliches, — und ich darf es Niemandem verargen, der dabei den Zweifel hier und da in sich auftauchen fühlt, ob ich noch „bei Verstande“ bin)

Das Schönste nicht zu vergessen: mein alter Freund Gersdorff hat auf die rechtschaffenste und herzlichste Weise sein Verhältniß zu mir wieder hergestellt: das war ein förmliches Geschenk für mich. Er verlangt, daß ich ihn über Sie, lieber Freund, gründlich unterrichte, — ich werde es heute noch versuchen.

Ich bin arbeitsam, aber schwermüthig und noch nicht aus der vehementen Schwingung heraus, welche die letzten Jahre mit sich gebracht haben. Noch nicht „entpersönlicht genug“. — Trotzdem weiß ich, was gethan und abgethan ist: ein Strich ist unter meine bisherige Existenz gezogen — das war der Sinn der letzten Jahre. Freilich, ebendamit hat sich diese bisherige Existenz als das herausgestellt, was sie ist — ein bloßes Versprechen. Die Leidenschaft der letzten Schrift hat etwas Erschreckendes: ich habe sie vorgestern mit tiefem Erstaunen und wie etwas Neues gelesen.

Erzählen Sie mir, lieber Freund, von lauter guten Dingen!

Treulich Ihr N.

965. An Carl von Gersdorff in Ostrichen bei Seidenberg

Nice (France)
Hôtel de Genève
20 Dec. 1887.

Lieber Freund,

selten in meinem Leben hat mir ein Brief solche Freude gemacht wie der Deinige vom 30. November. Es scheint mir, daß damit Alles zwischen uns auf das Rechtschaffenste und Gründlichste wieder in Ordnung gebracht ist. Ein solches Glück konnte gar nicht auf einen passenderen Zeitpunkt mir aufgespart bleiben, als es der jetzige ist. In einem bedeutenden Sinn steht mein Leben gerade jetzt wie im vollen Mittag: eine Thür schließt sich, eine andre thut sich auf. Was ich nur in den letzten Jahren gethan habe, war ein Abrechnen, Abschließen, Zusammenaddiren von Vergangnem, ich bin mit Mensch und Ding nachgerade fertig geworden und habe einen Strich drunter gezogen. Wer und was mir übrig bleiben soll, jetzt wo ich zur eigentlichen Hauptsache meines Daseins übergehn muß (überzugehn verurtheilt bin…) das ist jetzt eine capitale Frage. Denn, unter uns gesagt, die Spannung, in welcher ich lebe, der Druck einer großen Aufgabe und Leidenschaft, ist zu groß, als daß jetzt noch neue Menschen an mich herankommen könnten. Thatsächlich ist die Oede um mich ungeheuer; ich vertrage eigentlich nur noch die ganz Fremden und Zufälligen und, anderseits, die von Altersher und aus der Kindheit mir Zugehörigen. Alles Andre ist abgebröckelt oder auch abgestoßen worden (es gab viel Gewaltsames und Schmerzliches dabei —)

Es bewegte mich, Deinen Brief, und Deine alte Freundschaft darin, gerade jetzt zum Geschenk zu erhalten. Etwas Ähnliches geschah im vorigen Sommer, als plötzlich Deussen im Engadin erschien, den ich 15 Jahre lang nicht gesehn hatte (— er ist der erste Philosophie-Professor Schopenhauerischer Confession und behauptet, daß ich die Ursache seiner Verwandlung sei) Insgleichen bin ich tief dankbar für Alles das, was ich dem Venediger maëstro verdanke. Ich habe ihn fast jedes Jahr besucht und darf Dir ohne jede Übertreibung sagen: er ist in rebus musicis et musicantibus meine einzige Hoffnung, mein Trost und mein Stolz. Denn er ist beinahe aus mir gewachsen: und das, was er jetzt von Musik macht, ist an Höhe und Güte der Seele und an Classicität des Geschmacks weit über Allem, was jetzt sonst von Musik gemacht wird. Daß man sich ablehnend und unanständig gegen ihn verhält und daß er ganze Jahre einer wirklichen Tortur durch Zurückweisungen, Taktlosigkeiten und deutsche Tölpeleien durchgemacht hat, steht dazu nicht im Widerspruch. Aber dies ist die Moral der Geschichte: entweder geht man an den Widerwärtigkeiten des Lebens zu Grunde oder kommt stärker aus ihnen heraus.

Auch Du, mein lieber alter Freund! Du Viel-Geprüfter! wirst diesen Satz unterschreiben können? —

Es scheint mir, daß ich Dir dies Mal einen Geburtstagsbrief geschrieben habe? Ganz wie ehedem, in unsrer „guten alten“ Zeit? (Ich bin Dir wirklich nicht einen Augenblick untreu geworden: sage das auch Deiner lieben Frau, zugleich mit meiner angelegentlichen Empfehlung!)

In alter Liebe und
Freundschaft Dein Nietzsche

Eben erschienen, bei E. W. Fritzsch: Hymnus an das Leben. Für gemischten Chor und Orchester componirt von Friedrich Nietzsche. Partitur. — Bitte, lies doch die neue Ausgabe der fröhlich. Wissenschaft: — es ist Einiges zum Lachen darin.

[«]

966. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Nizza,> 28. Dezember 1887.

Heute nur einen Gruß und Glückwunsch zum Übergang aus dem alten Jahr ins neue! Der Winter ist hart; ich fürchte, daß er Dir Noth macht, im Bunde mit der Scholastik… Hier ist seit gestern tiefer Schnee: etwas Neues für mich, selbst für viele Niçois. Palmen mit Schnee überladen, die gelben Orangen aus Schnee herausguckend, drüber ein unglaublicher Himmel, ganz strahlend vor Freude — alles sehr phantastisch und absurd. Der Schnee ist von körniger und solider Art (man nennt diese Art hier neige de Corse) Ich beneide mich unter diesen Umständen um meinen kleinen Ofen (den ich alle Morgen präcis um 6 Uhr einheize): denn ich habe ein Nordzimmer. Sonst nicht viel Gutes zu melden; die Schwere meines Daseins lastet wieder stärker auf mir; fast keinen ganz guten Tag gehabt; und viel Sorge und Schwermuth. Bewahre mir Deine Treue und Liebe, alter Freund!

N.

Das Geld bitte ich mir in der üblichen Weise aus, recommandirt, pension de Genève.

[«]

---

967. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)

Nizza, den 29. Dec. 1887.

— — — der „antisem<itischen> Correspondenz“ gelesen habe, kenne ich keine Schonung mehr. Diese Partei hat der Reihe nach mir meinen Verleger, meinen Ruf, meine Schwester, meine Freunde verdorben — nichts steht meinem Einfluß mehr im Wege, als daß der Name Nietzsche in Verbindung mit solchen Antisemiten wie E. Dühring gebracht worden ist: man muß es mir nicht übel nehmen, wenn ich zu den Mitteln der Nothwehr greife. Ich werfe Jeden zur Thüre hinaus, der mir in diesem Punkte Verdacht einflößt. (Du begreifst, in wiefern es mir eine wahre Wohlthat ist, wenn diese Partei anfängt, mir den Krieg zu erklären: nur kommt es 10 Jahre zu spät —)

Wir stecken hier seit vorgestern Abend im Schnee: das ist für Nizza etwas ganz Seltenes, ich habe es noch nicht erlebt. Die Palmen mit Schnee überdeckt, die gelben Apfelsinen zwischen Schnee herausguckend — das sieht kurios aus; und dabei ein himmlisches Wetter, klar und leuchtend, das Meer vom schönsten Blau. Die Kälte geht nachts bis auf 3 Grad unter Null hinunter; unter diesen Umständen ist mein kleiner Ofen unschätzbar (— er wird alle Morgen um 6 eingeheizt, so daß ich für die Zeit meines Sitzens am Schreibtisch leidlich warm habe.) Nizza ist nicht zum Besten daran, was Gäste betrifft; unser Haus relativ das am meisten besuchte (c. 45 Personen) Die Zeit vor dem Schnee war eine herrliche Spaziergehe-Zeit: nur daß der Staub mir sehr zu schaffen gemacht hat (noch am Weihnachtstage —)

Eine große Masse Bücher steht in meinem Zimmer; es giebt auch einen kleinen Bücherschrank. Es giebt auch eine vorzügliche chaise longue (ich kann ohne eine solche nicht gut mehr leben) Unsre Küche ist diesen Winter sehr lobenswürdig. Meine Absicht geht dahin, es etwa bis Ende März auszuhalten (— bis die Sonne mich forttreibt, die zu blendend wird)

— Und nun, meine alte liebe Mutter, sind wir am Ende mit diesem Jahre: ich wünsche mir und Dir zum neuen Muth, Geduld und — recht schöne Briefe. In Liebe Dich umarmend

Dein altes Geschöpf.

[«]

968. An Elisabeth Förster in Asuncion (Entwurf)

<Nizza, Ende Dezember 1887>

Man hat mir inzwischen schwarz auf weiß bewiesen, daß Herr Dr Förster auch jetzt noch nicht seine Verbindung mit der antis<emitischen> Bewegung aufgegeben hat. Ein Leipziger Tolpatsch und Biedermeyer (Fritsch, wenn ich mich recht erinnere) unterzog sich dieser Aufgabe, — er übersandte mir bisher regelmäßig, trotz meines energischen Protestes die antis<emitische> Corresp<ondenz> (ich habe nichts Verächtlicheres bisher gelesen als diese Correspondenz) Seitdem habe ich Mühe, etwas von der alten Zärtlichkeit und Schonung wie ich sie gegen Dich so lange gehabt habe zu Deinen Gunsten geltend zu machen, die Trennung zwischen uns ist ja nachgerade damit in der absurdesten Weise festgestellt. Hast Du gar nichts begriffen, wozu ich in der Welt bin?

Willst Du einen Katalog der Gesinnungen die ich als antipodisch empfinde? Du findest sie ganz hübsch bei einander in den „Nachklängen zu P<arsifal>“ Deines Gatten; als ich sie las, gieng mir als haarsträubende Idee auf, daß Du nichts, nichts von meiner Krankheit begriffen hast, ebenso wenig als meine schmerzhafteste und überraschendste Erkenntniß — daß der Mann, den ich am meisten verehrt hatte, in einer ekelhaften Entartung gradwegs in das überging, was ich immer am meisten verachtet hatte, in den Schwindel mit moralischen und christlichen Idealen. — Jetzt ist so viel erreicht, daß ich mich mit Händen und Füßen gegen die Verwechslung mit der antis<emitischen> Canaille wehren muß; nachdem meine eigne Schw<ester>, meine frühere Schw<ester> wie neuerdings wieder Widemann zu dieser unseligsten aller Verwechslungen den Anstoß gegeben haben. Nachdem ich gar den Namen Z<arathustra> in der antis<emitischen> Correspondenz gelesen habe, ist meine Geduld am Ende — ich bin jetzt gegen die Partei Deines Gatten im Zustand der Notwehr. Diese verfluchten schmutzigen Antisemiten-Fratzen sollen nicht an mein Ideal greifen!!

Daß unser Name durch Deine Ehe mit dieser Bewegung zusammen gemischt ist, was habe ich daran schon gelitten! Du hast die letzten 6 Jahre allen Verstand und alle Rücksicht verloren.

Himmel, was mir das schwer wird!

Ich habe, wie es billig ist, nie von Dir verlangt, daß Du etwas von der Stellung <verstündest>, die ich als Ph<ilosoph> zu meiner Zeit einnehme; trotzdem hättest Du, mit ein wenig Instinkt der Liebe, es vermeiden können, so geradewegs Dich bei meinen Antipoden anzusiedeln. Ich denke jetzt über Schwestern ungefähr so, wie Sch<openhauer> dachte, — sie sind überflüssig, sie stiften Unsinn.

Ich genieße als Ergebniß der letzten 10 Jahre, daß <ich> die gutmüthige Illusion verloren habe, als ob irgend Jemand wüßte, worum es sich bei mir handelt. Ich bin Jahre lang in der Nähe des Todes gewesen: nicht eine Ahnung davon bei irgend Jemandem, warum. Und als ich wieder Herr wurde und langsam wieder haben fast alle M<enschen> die ich kenne förmlich gewetteifert, meine Genesung durch die beleidigendste Mißhandlung immer wieder in Frage zu stellen:

ich hüte mich nachgerade, mich mit gegenwärtigen M<enschen> einzulassen; denn meine Erinnerung in Betreff fast aller derer, die ich bis jetzt kenne, ist, daß ich von ihnen in den härtesten Zeiten meines Lebens schändlich mißhandelt worden bin

Bis jetzt <habe ich es> freilich Niemandem vergessen, der sich in den letzten 10 Jahren an mir vergriffen hat: <doch lerne ich vielleicht auch das noch,> mein Gedächtniß hat wenig Platz für meine Erlebnisse

es war mir z. B. bisher unmöglich, Overbecks in Basel zu besuchen, weil <ich> es Frau Overbeck nicht vergeben hatte, daß sie sich schmutzige und unwürdige Vorstellungen über ein <Wesen gebildet hatte,> von dem ich ihr selbst gesagt habe, daß es die einzige Verwandte Natur ist, der ich bisher im Leben begegnet bin. Dasselbe gilt auch von Malvida und im Grunde von allen meinen alten Bekannten: man hat in diesem Punkte meine Ehre bis diesen Augenblick nicht wieder hergestellt. Der Besuch des vortreffl<ichen> Deussen erinnerte mich an diese Sachlage.

3. Ich habe allzulange aus einer gewissen absurden Gutmüthigkeit vorausgesetzt, daß man ungefähr wisse, worum es sich bei mir handele (zb. warum ich Jahrelang in der nächsten Nachbarschaft des Todes gelebt habe.) Nun, Schritt für Schritt bin ich hierüber (daß Niemand etwas von mir weiß) „wissend“ geworden; und das Beste ist, daß ich, seitdem ich das „weiß“, mich besser unabhängiger wohlwollender gegen Jedermann gestimmt fühle.

Ich habe mich jetzt in die Lage geschickt, zu der ich mich bisher nur „verurtheilt“ fühlte (nämlich nie einen verwandten Laut zu hören) mehr noch, ich habe eben darin das Auszeichnende meiner Lage, meines Problems, meiner neuen Fragestellung begriffen.

Ich lerne es mich in die Lage zu schicken zu der ich mich bisher immer verurtheilt glaubte: nämlich nie einen verwandten Laut zu hören

[«]

[Briefe 1888]

[«]

[01] [02] [03] [04] [05] [06]
[07] [08] [09] [10] [11] [12]

[Januar 1888]

969. An Paul Deussen in Berlin
970. An Constantin Georg Neumann in Leipzig (Postkarte)
971. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
972. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
973. An Heinrich Köselitz in Venedig
974. An Georg Brandes in Kopenhagen
975. An Ferdinand Avenarius in Dresden
976. An Heinrich Köselitz in Venedig
977. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
978. An Franziska Nietzsche in Naumburg
979. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Entwurf)
980. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
981. An Elisabeth Förster in Asuncion (Entwurf)
982. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Entwurf)

[«]

[Februar 1888]

983. An Heinrich Köselitz in Venedig
984. An Franz Overbeck in Basel
985. An Josef Viktor Widmann in Bern
986. An Josef Viktor Widmann in Bern (Postkarte)
987. An Carl Spitteler in Basel (Entwürfe)
988. An Carl Spitteler in Basel

989. An Reinhart von Seydlitz in Cairo
990. An Franz Overbeck in Basel (Entwurf)
991. An Heinrich Köselitz in Venedig
992. An Josef Viktor Widmann in Bern (Postkarte)
993. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
994. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
995. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Entwurf)
996. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)
997. An Georg Brandes in Kopenhagen
998. An Franz Overbeck in Dresden
999. An Hermann Credner in Leipzig (Entwurf)
1000. An Heinrich Köselitz in Venedig

[«]

[März 1888]

1001. An Franz Overbeck in Basel
1002. An Carl Spitteler in Basel
1003. An Franziska Nietzsche in Naumburg
1004. An M. Pfyffer in Viznau (Entwurf)
1005. An Franziska Nietzsche in Naumburg
1006. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
1007. An Heinrich Köselitz in Venedig
1008. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
1009. An Georg Brandes in Kopenhagen
1010. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
1011. An Elisabeth Förster in Nueva Germania
1012. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[April 1888]

1013. An Heinrich Köselitz in Venedig

1014. An Georg Brandes in Kopenhagen
1015. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
1016. An Franz Overbeck in Basel
1017. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
1018. An Carl Fuchs in Danzig
1019. An Resa von Schirnhofer in Zürich
1020. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
1021. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
1022. An Heinrich Köselitz in Venedig
1023. An Franziska Nietzsche in Naumburg
1024. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)

[«]

[Mai 1888]

1025. An Heinrich Köselitz in Venedig
1026. An Paul Deussen in Berlin (Postkarte)
1027. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
1028. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
1029. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
1030. An Georg Brandes in Kopenhagen
1031. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
1032. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
1033. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
1034. An Reinhart von Seydlitz in München
1035. An Heinrich Köselitz in Venedig
1036. An Georg Brandes in Kopenhagen
1037. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)
1038. An Georg Brandes in Kopenhagen (Postkarte)
1039. An Franziska Nietzsche in Naumburg
1040. An Franz Overbeck in Basel
1041. An Heinrich Köselitz in Venedig

1042. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Zettel)

[«]

[Juni 1888]

1043. An Pasquale d'Ercole in Turin
1044. An Franziska Nietzsche in Naumburg
1045. An Heinrich Köselitz in Venedig
1046. An Heinrich Köselitz in Venedig
1047. An Franziska Nietzsche in Naumburg
1048. An Meta, von Salis auf Marschlins
1049. An Heinrich Köselitz in Venedig
1050. An Karl Knortz in Evansville (Indiana)
1051. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)
1052. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1053. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
1053a. An Reinhart von Seydlitz in München
1054. An Carl Fuchs in Danzig

[«]

[Juli 1888]

1055. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Visitenkarte)
1056. An Franz Overbeck in Basel
1057. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
1058. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
1059. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1060. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1061. An Carl Spitteler in Basel
1062. An Heinrich Köselitz in Annaberg
1063. An Franziska Nietzsche in Naumburg
1064. An Carl Fuchs in Danzig
1065. An Ferdinand Avenarius in Dresden (Entwurf)

1066. An Franz Overbeck in Basel
1067. An Franz Overbeck in Basel (Entwurf)
1068. An Paul Deussen in Berlin (Entwurf)
1069. An Franziska Nietzsche in Naumburg
1070. An Carl Fuchs in Danzig
1071. An Carl Spitteler in Neuveville
1072. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
1073. An Meta von Salis auf Marschlins (Postkarte)
1074. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Postkarte)
1075. An Carl Fuchs in Danzig
1076. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Telegramm)
1077. An Heinrich Hengster in Bayreuth (Entwurf)
1078. An Malwida von Meysenbug in Rom

[«]

[August 1888]

1079. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1080. An Franziska Nietzsche in Naumburg
1081. An Adolf Ruthardt in Leipzig (Postkarte).
1082. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Postkarte)
1083. An Heinrich Köselitz in Annaberg
1084. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1085. An Hans von Bülow in Hamburg
1086. An Carl Fuchs in Danzig (Postkarte)
1087. An Emily Fynn in Genf
1088. An Heinrich Köselitz in Annaberg
1089. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1090. An Franziska Nietzsche in Naumburg
1091. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Postkarte)
1092. An Carl Fuchs in Danzig (Postkarte)
1093. An Franziska Nietzsche in Naumburg

1094. An Meta von Salis auf Marschlins
1095. An Heinrich Köselitz in Buchwald (Postkarte)
1096. An Carl Fuchs in Danzig
1097. An Carl Fuchs in Danzig
1098. An Franziska Nietzsche in Naumburg

[«]

[September 1888]

1099. Vermutlich an Carl Spitteler in Basel (Entwurf)
1099a. An Cosima Wagner in Bayreuth (Entwurf)
1100. An Carl Fuchs in Danzig (Entwurf)
1101. An Carl Fuchs in Danzig
1102. An Meta von Salis auf Marschlins
1103. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1104. An Carl Fuchs in Danzig
1105. An Heinrich Köselitz in Buchwald
1106. An Meta von Salis auf Marschlins (Postkarte)
1107. An Georg Brandes in Kopenhagen
1108. An Jacob Burckhardt in Basel
1109. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1110. An Reinhart von Seydlitz in München
1111. An Paul Deussen in Berlin
1112. An Elisabeth Förster in Paraguay
1113. An E. Kürbitz in Naumburg
1114. An Franziska Nietzsche in Naumburg
1115. An Franz Overbeck in Basel
1116. An Unbekannt (Entwurf)
1117. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Visitenkarte)
1118. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1119. An Heinrich Köselitz in Buchwald
1120. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Telegramm).

1121. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1122. An Heinrich Köselitz in Buchwald
1123. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

[«]

[Oktober 1888]

1124. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1125. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1126. An Malwida von Meysenbug in Rom
1127. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
1128. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
1129. An Hans von Bülow in Hamburg
1130. An Heinrich Köselitz in Berlin
1131. An Malwida von Meysenbug in Rom
1132. An Franz Overbeck in Basel
1133. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
1134. An Georg Brandes in Kopenhagen
1135. An Malwida von Meysenbug in Rom
1136. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
1137. An Heinrich Köselitz in Berlin

[«]

[November 1888]

1138. An Malwida von Meysenbug in Rom
1139. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1140. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
1141. An Carl Spitteler in Basel
1142. An Heinrich Köselitz in Berlin
1143. An Franz Overbeck in Basel
1144. An Meta von Salis auf Marschlins
1145. An Elisabeth Förster (Entwurf)

1146. An Franziska Nietzsche in Naumburg
1147. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
1148. An Heinrich Köselitz in Berlin
1149. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1150. An Carl Spitteler in Basel (Postkarte)
1151. An Georg Brandes in Kopenhagen
1152. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)
1153. An E. Kürbitz in Naumburg
1154. An Ad. Fleischmann in München
1155. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
1156. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1157. An Heinrich Köselitz in Berlin
1158. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1159. An Paul Deussen in Berlin
1160. An August Strindberg in Holte
1161. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
1162. An Unbekannt (Entwurf)
1163. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)
1164. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig
1165. An Paul Deussen in Berlin (Telegramm)
1166. An Paul Deussen in Berlin (Postkarte)

[«]

[Dezember 1888]

1167. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
1168. An Heinrich Köselitz in Berlin
1169. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Telegramm).
1170. An Georg Brandes in Kopenhagen (Entwurf)
1171. An Kaiser Wilhelm II (Entwurf)
1172. An Kaiser Wilhelm II (Entwurf)
1173. An Otto von Bismarck (Entwurf)

1174. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1175. An Emily Fynn in Genf
1176. An August Strindberg in Holte
1177. An Meta von Salis auf Marschlins (Entwurf)
1177a. An Malwida von Meysenbug in Paris (Entwürfe)
1178. An Anna Dmitriewna Tenischeff in Petersburg (Entwurf)
1179. An Hippolyte Taine in Paris (Entwurf)
1180. An Helen Zimmern in Florenz (Entwurf)
1181. An Heinrich Köselitz in Berlin
1182. An Heinrich Köselitz in Berlin (Postkarte)
1183. An Ferdinand Avenarius in Dresden
1184. An Ferdinand Avenarius in Dresden
1185. An Ferdinand Avenarius in Dresden (Postkarte)
1186. An Paul Deussen in Berlin
1187. An Carl Fuchs in Danzig
1188. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)
1189. An Carl Spitteler in Basel
1190. An Carl Spitteler in Basel (Postkarte)
1191. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1192. An Heinrich Köselitz in Berlin
1193. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1194. An Franz Overbeck in Basel
1195. An Hippolythe Taine in Paris (Entwurf)
1196. An Jean Bourdeau in Paris (Entwurf)
1197. An Helen Zimmern in Florenz
1198. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
1199. An August Strindberg in Holte
1200. An E. Kürbitz in Naumburg
1201. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Telegramm)
1202. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

1203. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
1204. an Franziska Nietzsche in Naumburg
1206. An Ferdinand Avenarius in Dresden (Fragment)
1206. An Ferdinand Avenarius in Dresden
1207. An Heinrich Köselitz in Annaberg
1208. An Andreas Heusler in Basel (Visitenkarte)
1209. An Franz Overbeck in Basel
1210. An Franz Overbeck in Basel
1211. An Cosima Wagner in Bayreuth (Entwurf)
1212. An Franz Overbeck in Basel
1213. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1214. An Carl Fuchs in Danzig
1215. An Heinrich Köselitz in Annaberg
1216. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
1217. An Jean Bourdeau in Paris (Entwurf)
1218. An Julius Kaftan in Berlin (Entwürfe)
1219. An Carl Spitteler in Basel (Entwurf)
1220. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1221. An Franz Overbeck in Basel (Entwurf)
1222. An Franz Overbeck in Basel
1223. An Meta von Salis auf Marschlins
1224. An Meta von Salis in Marschlins (Postkarte)
1225. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
1226. An Andreas Heusler in Basel
1227. An Heinrich Köselitz in Berlin (Entwurf)
1228. An Heinrich Köselitz in Annaberg
1229. An August Strindberg in Holte
1230. An Ruggero Bonghi in Rom (Entwurf)
1231. An Ruggero Bonghi in Rom (Entwurf)

[«]

969. An Paul Deussen in Berlin

Nizza (France) den 3. Januar 1888
pension de Genève

Lieber Freund,

das Jahr hat begonnen, ich schreibe eben zum ersten Male seine drei Achten: was kann ich zu seinen Ehren Besseres thun als meinem alten Freunde Deussen einen Neujahrsbrief zu schreiben? Zumal derselbe in diesem Falle zugleich auch ein Geburtstagsbrief sein wird.

Wie alt man schon ist? Wie jung man noch werden wird?…

Ich habe einen so hohen Begriff von Deiner thätigen und tapfren Existenz, daß es wenig Sinn hat, besondre Wünsche auszudrücken. Wer einen eigenen Willen in die Dinge zu legen hat, über den werden die Dinge nicht Herr; zuletzt arrangieren sich die Zufälle noch nach unsern eigentlichsten Bedürfnissen. Ich erstaune oft, wie wenig die äußerste Ungunst des Schicksals über einen Willen vermag. Oder vielmehr: ich sage mir, wie sehr der Wille selbst Schicksal sein muß, daß er immer wieder auch gegen das Schicksal Recht bekommt, ὑπὲρ μόρον —

Seltsam, daß gerade jetzt mir meine ältesten Freunde wieder in die Nähe gekommen sind (außer Dir zum Beispiel auch Carl von Gersdorff, von dem ich jüngst einen herrlichen Brief hatte) Nämlich zu gleicher Zeit, wo ich meiner radikalen Vereinsamung mir bewußt werde und wo ich, schmerzhaft und ungeduldig, eine menschliche Beziehung nach der andren von mir ablöse, ablösen muß. Im Grunde macht jetzt Alles Epoche bei mir; mein ganzes Bisher bröckelt von mir ab; und wenn ich zusammenrechne, was ich in den letzten 2 Jahren überhaupt gethan habe, so erscheint es mir jetzt immer als ein und dieselbe Arbeit, mich von meiner Vergangenheit zu isolieren, die Nabelschnur zwischen mir und ihr zu lösen. Ich habe so viel erlebt, gewollt und, vielleicht, erreicht, daß eine Art Gewalt noth thut, um wieder fern und los davon zu werden. Die Vehemenz der inneren Schwingungen war ungeheuer; daß dies ungefähr auch aus der Ferne bemerkbar ist, erschließe ich aus den regulären epithetis ornantibus, mit denen man mich seitens der deutschen Kritik behandelt („excentrisch“, „pathologisch“, „psychiatrisch“ et hoc genus omne) Diese Herren, die keinen Begriff von meinem centrum, von der großen Leidenschaft haben, in deren Diensten ich lebe, werden schwerlich einen Blick dafür haben, wo ich bisher außerhalb meines centrums gewesen bin, wo ich wirklich „excentrisch“ war. Aber was liegt daran, daß man sich über mich und an mir vergreift! Schlimmer wäre es, wenn man’s nicht thäte (— es würde mich mißtrauisch gegen mich selber machen)

Jetzt begehre ich für eine Reihe Jahre nur Eins: Stille, Vergessenheit, die Indulgenz der Sonne und des Herbstes für etwas, das reif werden will, für die nachträgliche Sanktion und Rechtfertigung meines ganzen Seins (eines sonst aus hundert Gründen ewig problematischen Seins!)

Für Alles, was Du Deinerseits vorhast, habe ich, wie Du weißt, eine tiefe Sympathie. Auch gehört es zu den wesentlichsten Förderungen meiner Vorurtheilslosigkeit (meines „übereuropäischen Auges“) daß Dein Sein und Wirken mich immer wieder an die einzige große Parallele erinnert, die es zu unsrer europäischen Philosophie giebt. Hier in Frankreich herrscht in Betreff dieser indischen Entwicklung noch immer die alte vollkommene Unwissenheit: so daß z. B. die Anhänger A. Comte's ganz naiv Gesetze für eine historisch-nothwendige Entwicklung und Folge der philosophischen Hauptdifferenzen construiren, bei denen die Inder gar nicht in Betracht kommen, — Gesetze, denen die indische Entwicklung widerspricht. Aber das weiß Ms. de Roberty nicht (l'ancienne et la nouvelle Philosophie 1887)

Gieb mir irgendwann einmal wieder ein Lebenszeichen, alter Freund; inzwischen empfehle ich, gesetzt, daß Du Lust und Zeit hast Dich mit mir zu unterhalten, Dir etwas von meiner Immoralisten-Litteratur zu Gemüthe zu führen (besonders „die fröhliche Wissenschaft und die Morgenröthe“, wohl verstanden in den neuen Ausgaben: — auch giebt es da dies und jenes zu lachen)

Deiner lieben Frau, welche mir mit ihrer kleinen tapfren und treuen Art sehr gut im Gedächtniß geblieben ist, meinen ergebensten Gruß und Glückwunsch.

Von Herzen
Dein Nietzsche

Mein Wunsch, den Winter einmal wieder an einer gelehrten Stätte Deutschlands zu verleben mit der Nachbarschaft guter Freunde und Bücher (ein Wunsch, der in Hinsicht auf die Ernährungsbedürfnisse meines Geistes sich bisweilen zum Hunger und zur Tortur steigert) ist bisher immer an der force majeure (oder mineure —) meiner Gesundheit gescheitert. Aber „einst wird kommen der Tag“ - - -

[«]

970. An Constantin Georg Neumann in Leipzig (Postkarte)

Nice, pension de Genève
3 Jan. 1888

Geehrtester Herr Verleger,

Hier, außer einem guten Gruß und Glückwunsch zum neuen Jahre, nur die Anfrage, ob vielleicht jetzt meine Nota für die ganze Drucklegung bereit ist. — Das, was Sie in der Buchhändler-Anzeige meines Buches gesagt haben, hat meine ganze Billigung; auch verstand ich die Intention, ohne erst einer Erklärung zu bedürfen. — Die Adresse des Herrn Dannreuther in Newjork fehlt mir auch; lassen wir also diese Sendung unterwegs! — Die übersandten Recensionen sind im Grunde gar nicht zu unterschätzen: sie zeigen eine Art Erstaunen und Neugierde. Solche Prädikate wie „excentrisch“ „pathologisch“ „psychiatrisch“ laufen regelmäßig jedem großen Ereigniß in der Geschichte und der Litteratur voraus: ich bin für meinen Theil für solche Worte dankbarer als für irgendein Lob.

Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche

[«]

971. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

Nizza den 4. Jan. 1888.

Dein lieber Brief sammt dem Gelde glücklich angelangt; schönsten Dank! Nur ein Wort hinsichtlich des Buchs: es war der Deutlichkeit wegen geboten, die verschiedenen Entstehungsheerde jenes complexen Gebildes, das Moral heißt, künstlich zu isoliren. Jede dieser 3 Abhandlungen bringt ein einzelnes primum mobile zum Ausdruck; es fehlt ein viertes, fünftes und sogar das wesentlichste („der Heerdeninstinkt“) — dasselbe mußte einstweilen, als zu umfänglich, bei Seite gelassen werden, wie auch die schließliche Zusammenrechnung aller verschiedenen Elemente und damit eine Art Abrechnung mit der Moral. Dafür sind wir eben noch im „Vorspiele“ meiner Philosophie. (Zur Genesis des Christenthums bringt jede Abhandl. einen Beitrag; nichts liegt mir ferner, als dasselbe mit Hülfe einer einzigen psychologischen Kategorie erklären zu wollen) Doch wozu schreibe ich das? Dergleichen versteht sich eigentlich zwischen Dir und mir von selbst.

Treulich und dankbar
Dein N.

[«]

972. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

Nizza (France)
pension de Genève
6 Jan. 1888

Werthester Herr Fritzsch, Sie haben mich noch nicht davon benachrichtigt, ob die Bücher für Dr. Georg Brandes in Kopenhagen expedirt sind. Ein Brief des genannten Herrn, der dieser Tage einlief, gab mir darüber Zweifel ein. Hoffentlich ist Nichts verloren gegangen. Ich brauche wohl kaum daran zu erinnern, wie sehr Sie wider Ihr eignes Interesse handeln würden, wenn Sie einen so wohlgemeinten Wink nicht zu würdigen wüßten. Es kostet mich Überwindung genug, meinerseits dafür Sorge zu tragen, daß man mich liest; ich habe das bisher nie gethan, und wenn ich's jetzt thue, so geschieht es gewiß nicht meinetwegen. — Aber ich nehme an, daß es in der Weihnachtszeit für Sie zu viel Arbeit gab. —

Mit der Bitte, mich umgehend über diesen Punkt ins Klare zu bringen

Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche

[«]

---

973. An Heinrich Köselitz in Venedig

Nizza, den 6. Jan. 1888

Lieber Freund,

Sie haben mir nicht gesagt, ob ein Brief zwischen Venedig und hier verloren gegangen ist: fast schließe ich daraus, daß es geschehen ist und bedaure es tief. Denn, so wunderlich es klingt, die Briefe aus Venedig sind die einzigen jetzt, die ich ohne Mißtrauen und geheime frissons empfange. In Hinsicht auf alle anderen bin ich bis zur Absurdität reizbar und muß sie wörtlich büßen, mit schlaflosen Nächten und gastrisch-hypochondrischen Tierquälereien. Schlechtes Zeichen! Aber dies soll besser werden. Um gleich von dem letzten Briefe zu reden, den ich bekam, vom Dr. G<eorg> Brandes, so brachte er die Meldung, daß die Bücher, welche ich ihm versprochen hatte, nicht eingetroffen sind: kurz, Fritzsch, dieser unverbesserliche Esel, hat nichts gethan, ja mich nicht einmal benachrichtigt, daß er nichts von dem gethan hat, was mein Brief ihm vorschlug. Und ich hatte es in seinem Interesse vorgeschlagen, nachdem er mir seine Noth ausgedrückt hat, irgendwelche Schriftsteller und Gelehrte für mich zu interessiren! Zuletzt ist Dr. B<randes> vielleicht der Einzige, der genug Übung in der Nachrechnung complicirterer Rechen-Exempel der Psychologie hat, um über mich keine grobe Ungereimtheit zu sagen. Seine Briefe sind eminent delikat und französisch, (er sagt von sich „ich bin oft dumm, aber nie im Geringsten bornirt“. Von Taine, den er sehr liebt, gebraucht er die hübsche Wendung in Bezug auf dessen Geschichte der Revolution, die er nicht ganz billigt, „T<aine> bedauert und haranguirt ein Erdbeben“)

Es macht mir Verlegenheit, hier etwas versprochen zu haben, das ich augenblicklich nicht halten kann. Wollen wir Herrn B<randes> einstweilen unsrerseits das Einzige senden, was im Bereiche unsrer Kräfte steht, nämlich jenes Ineditum, dessen Siegelbewahrer Sie sind, liebster Freund? Bitte, lassen Sie ein hübsches Exemplar des vierten Zarathustra nach Kopenhagen abgehn, unter dieser Adresse:

Dr. Georg Brandes
Kopenhagen (Danemark)
St. Anne-Platz 24.

(— er sandte eine sehr gescheute Abhandlung über Zola als Schüler und „Verwandten“ Taines; insgleichen gab es, zu meiner Überraschung, Nachricht über Dr. Rée und sogar über Fräulein Lou, mit großer Auszeichnung für Beide, die er von Berlin her kennt)

Miss Helen Zimmern hat mir von Florenz aus zum Neujahr gratulirt: wissen Sie, die gescheute Engländerin (resp. Jüdin), welche die Engländer mit Schopenh<auer> bekannt gemacht hat. Sie gehört zu den geschätztesten und „bestbezahlten“ Mitarbeitern der Times und der großen Revuen. (Den vorletzten Sommer war sie in Sils-Maria, als meine Tischnachbarin)

Zuletzt will ich nicht verschweigen, daß diese ganze letzte Zeit für mich reich war an synthetischen Einsichten und Erleuchtungen; daß mein Muth wieder gewachsen ist, „das Unglaubliche“ zu thun und die philosophische Sensibilität, welche mich unterscheidet, bis zu ihrer letzten Folgerung zu formulieren.

Vorigen Donnerstag habe ich meinen ersten Besuch in Monte Carlo gemacht, zu einem concert classique (welchem auch der Kaiser von Brasilien beiwohnte) Lauter modernste französische Musik: oder vielmehr, deutlicher zu reden, lauter schlechter Wagner. Ich halte diese pittoreske Musik ohne Ideen, ohne Form, ohne jedwede Naivetät und Wahrheit nicht mehr aus. Nervös, brutal, unausstehlich zudringlich und großthuerisch — und so geschminkt!! Das Eine war eine Art Seesturm, das Andre eine wilde Jagd, das dritte ein Erinnyen-Ballet (zur Oresteia des Aeschylus!!!)

Dies ist décadence…

Dabei gedachte ich wie eines verlorenen Glückes der Musik meines Venediger maestro; der Oktober bei Ihnen war dies Jahr mein einziges Labsal, ich kann Ihnen nicht dankbar genug sein.

Von Herzen Ihr Freund
N.

[«]

974. An Georg Brandes in Kopenhagen

Nizza den 8. Januar 1888

Verehrter Herr,

Sie sollten sich gegen den Ausdruck „Culturmissionär" nicht wehren. Womit kann man dies heute mehr sein, als wenn man seinen Unglauben an Cultur „missionirt"? Begriffen zu haben, daß unsre europäische Cultur ein ungeheures Problem und durchaus keine Lösung ist — ist dieser Grad von Selbstbesinnung, Selbstüberwindung nicht eben heute die Cultur selbst? —

— Es befremdet mich, daß meine Bücher noch nicht in Ihren Händen sind. Ich will es an einer Erinnerung in Leipzig nicht fehlen lassen. Um die Weihnachtszeit herum pflegt diesen Herrn Verlegern der Kopf zu rauchen. Inzwischen möge es mir gestattet sein, Ihnen ein verwegenes curiosum mitzutheilen, über das kein Verleger zu verfügen hat, ein ineditum von mir, das zum Persönlichsten gehört, was ich vermag. Es ist der vierte Theil meines Zarathustra; sein eigentlicher Titel in Hinsicht auf das, was vorangeht und was folgt, sollte sein:

Die Versuchung Zarathustra's.
Ein Zwischenspiel.

Vielleicht beantworte ich so am besten Ihre Frage in Betreff meines Mitleids-Problems. Außerdem hat es überhaupt einen guten Sinn, gerade durch diesen Geheim-Thür den Zugang zu „mir" zu nehmen: vorausgesetzt, daß man mit Ihren Augen und Ohren durch die Thür tritt. Ihre Abhandlung über Zola erinnerte mich wieder wie Alles, was ich von Ihnen kennen lernte (zuletzt ein Aufsatz im Goethe-Jahrbuch) auf das Angenehmste an Ihre Naturbestimmung, nämlich für alle Art psychologischer Optik. Wenn Sie die schwierigeren Rechenexempel der âme moderne nachrechnen, sind Sie damit ebenso sehr in Ihrem Elemente als ein deutscher Gelehrter damit aus seinem Elemente herauszutreten pflegt. Oder denken Sie vielleicht günstiger über die jetzigen Deutschen? Mir scheint es, daß sie Jahr für Jahr in rebus psychologicis plumper und viereckiger werden (recht im Gegensatz zu den Parisern, wo Alles nuance und Mosaik wird), daß ihnen alle tieferen Ereignisse entschlüpfen. Zum Beispiel mein „Jenseits von Gut und Böse" — welche Verlegenheit hat es ihnen gemacht! Nicht ein intelligentes Wort habe ich darüber zu hören bekommen, geschweige ein intelligentes Gefühl. Daß es sich hier um die lange Logik einer ganz bestimmten philosophischen Sensibilität handelt und nicht um ein Durcheinander von hundert beliebigen Paradoxien und Heterodoxien, ich glaube, davon ist auch meinen wohlwollendsten Lesern nichts aufgegangen. Man hat nichts dergleichen „erlebt“; man kommt mir nicht mit dem Tausendstel von Leidenschaft und Leiden entgegen. Ein „Immoralist“? Man denkt sich gar nichts dabei. —

Anbei gesagt: die Formel „document humain“ nehmen die Goncourt für sich in Anspruch, in irgend einer ihrer Vorreden. Aber auch so dürfte immer noch Ms. Taine der eigentliche Urheber sein.

Sie haben recht mit dem „Haranguiren des Erdbebens“: aber eine solche Don-Quixoterie gehört zum Ehrwürdigsten, was es auf der Erde giebt.

Mit dem Ausdruck besonderer Hochschätzung

Ihr
Nietzsche

[«]

975. An Ferdinand Avenarius in Dresden

Nizza, pension de Genève
den 14. Januar 1888

Hochgeehrter Herr,

es freut mich, Herrn Carl Spitteler bei Ihnen angelangt zu sehen: und just in der Weise, in welcher ich es wünschte und erwartete. (Wissen Sie ihm nicht einen Verleger für eine Sammlung der interessantesten Aesthetica ausfindig zu machen? Er hat mich angefragt in dieser Hinsicht, — aber ich lebe, was Verleger angeht, auf dem Monde)

Inzwischen ist mir eine Unterlassungssünde eingefallen. Ich hätte Ihnen schlechterdings einen Dritten noch empfehlen sollen, Herrn Dr. Carl Fuchs (in Danzig: diesen Adresse genügt). Das ist in allen Problemen der musikal<ischen> Aesthetik und Technik der gelehrteste Kopf, den ich kenne, ein Philosophen- und Musikerkopf in Einem; überdies einer unserer geistreichsten Schriftsteller. (— ich empfehle Niemanden, der mich irgendwann einmal gelangweilt hat: das vergebe und vergesse ich nie).

Mit meinem angelegentlichsten Gruss
und einem Glückwunsch für Sie
und Ihre Zeitung

Dr. Friedrich Nietzsche
Prof.

N. B. Ich schreibe Ihnen das Unheil Schopenhauers über die Norma ab: es scheint, dass Sch<openhauer> vom Theater her durch Nichts einen grösseren Eindruck bekommen hat als durch dies Werk. Die Welt als Wille und Vorstellung, zweiter Band, S. 498 der Gesamtausgabe:

Hier sei es erwähnt, dass selten die acht tragische Wirkung der Katastrophe, also die durch sie herbeigeführte Resignation und Geisteserhebung des Helden, so rein motiviert und deutlich ausgesprochen hervortritt, wie in der Oper Norma, wo sie eintritt in dem Duett Qual cor tradisti, qual cor perdesti, in welchem die Umwendung des Willens durch die plötzlich eintretende Ruhe der Musik deutlich bezeichnet wird. Ueberhaupt ist dieses Stück, — ganz abgesehen von seiner vortrefflichen Musik, wie auch andererseits in der Diktion, welche nur die eines Operettentextes sein darf, — und allein seinen Motiven und seiner inneren Oekonomie nach betrachtet, ein höchst vollkommenes Trauerspiel, ein wahres Muster tragischer Anlage der Motive, tragischer Fortschreitung der Handlung und tragischer Entwicklung, zusammt der über die Welt erhebenden Wirkung dieser auf die Gesinnung des Helden, welche dann auch auf die Zuschauer übergeht; ja, die hier erreichte Wirkung ist um so unverfänglicher und für das wahre Wesen des Trauerspiels bezeichnender, als keine Christen, noch christliche Gesinnungen darin vorkommen.

— (Vielleicht könnte auch diese Stelle Schopenhauers etwas dazu dienen, solchen unanständigen Verkleinerern Wagners, wie sie auf S. 79 Ihrer Zeitung erwähnt werden, den Mund zu stopfen)

[«]

976. An Heinrich Köselitz in Venedig

Nizza, den 15. Jan.
1888.

Lieber Freund,

das letzte Wort Ihres Briefes überrascht und betrübt mich über alle Maaßen. Wie geht doch dergleichen zu? Wie unsinnig, wie zufällig erscheint Einem Alles! Mir ist in solchen Fällen immer, als ob ich aufwachte, und als ob ich im Grunde gar nicht lebte, sondern träumte. Ich weiß mich mit keiner Art Realität mehr zu arrangieren. Wenn ich es nicht zu Stande bringe, sie zu vergessen, bringt sie mich um. Ich erschrecke, wenn ich mir denke, wie Sie sich befinden mögen. Unsre Haut, unsre

Einsiedlerhaut ist nicht Fell genug für solche Dinge, — um nichts vom Herzen zu sagen.

— Mir fällt der stupide Egoism aufs Gewissen mit dem ich meinen letzten Brief an Sie geschrieben habe, ohne Ihnen etwas Andres zu erzählen als meine incurata und incurabilia. Sonderbar! Nicht in der schlechtesten Zeit meiner Gesundheit ist mir das Leben so sehr als Schwierigkeit erschienen wie jetzt. Es giebt Nächte, wo ich mich auf eine vollkommen demüthigende Weise nicht mehr aushalte. Trotzalledem: es bleibt so Vieles noch zu thun (Alles sogar! —) Folglich wird man's aushalten. Zu dieser „Weisheit" bringe ich's wenigstens den Vormittag.

— Musik giebt mir jetzt Sensationen, wie eigentlich noch niemals. Sie macht mich von mir los, sie ernüchtert mich von mir, wie als ob ich mich ganz von Ferne her überblickte, überfühlte; sie verstärkt mich dabei, und jedes Mal kommt hinter einem Abend Musik (— ich habe 4 Mal Carmen gehört) ein Morgen voll resoluter Einsichten und Einfälle. Das ist sehr wunderlich. Es ist als ob ich in einem natürlicheren Elemente gebadet hätte. Das Leben ohne Musik ist einfach ein Irrthum, eine Strapatze, ein Exil.

— Inzwischen hat sich in mir Ihre Pastorale- Musik mit dem Nachmittagslicht von San Michele in mir verschmolzen: ich möchte Beides um mein Leben gern noch einmal Wiederhören. Nichts Lieberes kann ich mir denken, als daß Sie ein Finale „wälzen".

— Wälzen Sie nicht auch ein wenig volumina, ich meine Schreibpapier-Blätter? Herr Avenarius hat die letzten Nummern des „Kunstwarts" gesandt, ersichtlich, um Herrn Spitteler als arrivé zu präsentieren.

— Fritzsch ist von mir aufs Neue über die Sendung nach Kopenhagen befragt worden. Keine Antwort. Dr. B<randes> hat gestern Abend gemeldet, daß Nichts angelangt sei. Ich nehme an, daß die Venediger Sendung unmittelbar nach Abgang seines Briefes in seine Hände gelangt sein wird. Meinen besten Dank für Ihre Bemühung, lieber Freund! — (Der Brief war vom 11. Januar.)

Er erzählt, unter Anderem, daß er jetzt der angefeindetste Mensch im ganzen Norden sei, und das seit seiner langen letzten Fehde mit Björnson, (bei der übrigens auch alle deutschen Zeitungen gegen Brandes Partei genommen haben: ein schönes Zeichen der Zeit!) Haben Sie nicht von Björnson's Drama „der Handschuh" gehört, von seiner Propaganda für die Virginität der Männer und von seinem Bund mit den weiblichen Fürsprecherinnen der „sittlichen Gleichheits-Forderung"? (— dies ist die Formel) In Schweden haben die tollen Frauenzimmer große Vereine geschlossen, in welchen sie versprechen, nur „jungfräuliche Männer zu heirathen". (— also garantirt, wie Uhren, widrigenfalls usw)

B<randes> jammert über die gräßliche Uniformität des deutschen Lebens; das deutsche Schriftstellerthum vom Verlegerthum erstickt; alle guten Köpfe in den Generalstab oder die Administration gehend (— „Sie sind ohne Zweifel der anregendste aller deutschen Schriftsteller". Ungefähr das Gleiche hat mir Ms. Taine gesagt)

Ihre Worte über „reaktive Musik" haben mich sehr interessirt; der Gesichtspunkt könnte deutlicher sein als „klassisch" und „romantisch", und vielleicht derselbe. Sehen Sie, bitte, noch Hasse an, das Vorbild Mozarts. Absolute Herrschaft des Wissens um die delikatesten Bedingungen, welche eine schöne Stimme an die Melodie stellt …

In treuer Freundschaft Ihr N.

Eben langt ein Werk des Dr. Brandes bei mir an, das er angekündigt hatte: Aufsätze über Renan, Flaubert, de Goncourt, Turgenjew, Ibsen, St. Mill usw — feines Zeug, wie es scheint.

[«]

977. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

<Nizza> 22 Januar <1888>

Werthester Herr Verleger, ich begreife nicht, warum keine Nachricht von Ihnen da ist, nachdem ich dringend mir eine solche ausgebeten habe. Sie haben mir immer noch nicht gemeldet, ob die Bücher an Hrn. Dr. G. Brandes abgegangen sind. Inzwischen hat der genannte Herr mir seinerseits seine Werke zum Geschenk gemacht: ich möchte gerne annehmen, daß dies bereits eine Antwort auf die In-Empfangnahme der meinigen ist. Daß es auch in Ihrem Interesse liegt, wenn der freisinnigste und geschätzteste Schriftsteller des Nordens sich gründlich mit meinen Ideen bekannt macht (— und er hat mir dies versprochen), braucht nicht wiederholt zu werden. Ich glaube Ihnen gar keine angenehmere Mittheilung machen zu können. (Wer hat Ihnen denn Deutscher Seits eine Besprechung der Schriften in Aussicht gestellt? Ich hörte gerne die Namen)

Ihr Nietzsche

[«]

978. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Nizza, 23. Januar 1888>

Verzeihung, meine liebe Mutter, daß ich auch heute nur ein Kärtchen schicke, um mich für Deinen gütigen Brief zu bedanken. Ich habe die Augen ganz und gar für meine Arbeit nöthig gehabt und bin infolge davon ein wenig außer Verbindung mit aller Welt. Das Wetter war bisher sehr schön; sein Einfluß auf mein Gesammtbefinden der günstigste (nachdem mir die erste Hälfte des Winters durch trübe Zustände des Wetters und der Gesundheit fast verloren gegangen ist…) Es gäbe jetzt alles Mögliche hier zu sehn und zu hören: aber Dein Geschöpf hat keine Zeit dafür. Wir sind auf der Höhe der Saison; die großen Rennen; es wimmelt von großen Personnagen; glänzendes Theater; der Carneval vor der Thür; und immer das reinste blaue sonnige Wetter, das man sich wünschen kann. Nächstens bekommst Du einen langen Brief: für heute entschuldige mich!

In Liebe Dein F.

[«]

979. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Entwurf)

<Nizza, 29. Januar 1888>

Lenbach

Deine Haus-Sorge

Köselitz: Gesundheit

kein Ort mehr, wo ich in D<eutschland> leben möchte: warten —

meine Gesundheit immer noch absolut abhängig vom hellen Himmel und der Trockenheit der Luft

ich habe jetzt seit 10 Jahren nicht einen Laut von ächter Sympathie gehört und lauter zu viel — — —

Ich bin so froh, daß ich wieder habe arbeiten können: oder anders ausgedrückt, daß mein Geist wieder den Muth hatte zu der Aufgabe, in deren Dienst ich bisher gelebt habe. Die Zeiten, wo dieser Muth fehlt, sind über die Maaßen schwer zu überwinden; und da, nach reichlichster Erfahrung geurtheilt, kein M<ensch> einen Begriff hat, worum es sich bei mir handelt und mit was für einer Last <ich> mir das Leben schwer gemacht habe, so weiß auch Niemand, womit man mich etwas <zu> erholen und ermuthigen vermöchte. Meine Versuche in dieser Hinsicht — im Grunde alle meine Reisen nach Deutschland seit 10 Jahren — sind mir ins Gegentheil umgeschlagen, als förmliche Niederlagen und Demüthigungen, deren Consequenz an meiner Gesundheit und leider auch an <meiner> Erinnerung ich immer erst spät losgeworden bin. Ich bin jetzt vorsichtiger… ich hoffe endlich dies absurde Bedürfniß, von den Mitmenschen etwas zu wollen, was sie mir absolut nicht geben könnten, — Erholung, Erquickung, Ermuthigung — losgeworden zu sein. Im Grunde ist es eine Tragödie; das Mißverhältniß ist zu groß geworden. Ich habe diesen Deutschen mitten in der Periode ihres geistigen Niedergangs Werke ersten Ranges gegeben, um deren willen die Nachwelt vielleicht diesem Zeitalter verzeihen wird, daß es dagewesen ist: habe ich auch nur ein Wort tiefen Dankes oder nur den Millionstel Theil der Ehre erfahren, auf den ich dafür Anspruch hätte?

Ihr habt alle keinen Glauben an mich — meine Mutter ebenso wenig wie meine Schwester

Ich wünsche durchaus, mich nicht wieder der Gefahr auszusetzen, in einem Augenblick, wo ich stolz darauf bin, etwas Unsterbliches gethan zu haben, beschimpft, beschmutzt, verhöhnt zu werden — Dergleichen vergißt man nie: <es> wurmt den wohlwollendsten Charakter.— —

Wer kommt denn neben mir in diesem Zeitalter in Betracht?.. Aber ich bin von aller Welt preisgegeben… <Ich> habe keine Lust, mir das zu Gemüth zu führen. Seit 10 Jahren wirkt jede Berührung mit dem deutschen Norden auf mich wie eine Niederlage: Du kannst Dir das nicht vorstellen, welchen Eindruck es auf mich gemacht hat, nach den fürchterlichsten Jahren der tiefsten Gesundheits-Erschütterung, nachdem ich das tiefste größte Werk des ganzen J<a>hr<hundert>s hervorgebracht hatte, so behandelt worden zu sein, wie ich jahrelang behandelt worden bin. Dergleichen vergißt man nicht: und so wie jetzt Alles steht, ist nichts mehr wieder gut zu machen.

[«]

980. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

Nizza den 30. Januar 1888

Meine liebe Mutter, es scheint mir, daß es heute wieder heller und besser steht. Gestern habe ich Dir, wenn ich mich recht erinnere, einen traurigen Geburtstagsbrief geschrieben. Ich war halbtodt und müde vor vielen Schmerzen. Auch stand der Himmel voll dicker Schneewolken. Ich glaube, so würde ich mich oft fühlen, wenn ich den Winter im Norden lebte: denn ich bin ein schwermüthiges Thier und habe mehr als Andere den Sonnenschein jeder Art noth. Verzeihung!

Dein altes Geschöpf

[«]

981. An Elisabeth Förster in Asuncion (Entwurf)

<Nizza, vermutlich Ende Januar 1888>

Liebe Schw<ester>, Dein eben erhaltener Brief legt so unverkenntlich von einem so guten Willen in Hinsicht auf mich Zeugniß ab, daß ich mir von Neuem vornehme, auch meinerseits in diesem etwas extremen Falle an Nichts fehlen zu lassen. Zuletzt bin ich viell<eicht> auf nichts mehr durch mein ganzes Leben eingeschult; im Grunde — — —

Ich habe mich nie darum bemüht, von Kindesbeinen an, bei M<enschen>, mit denen ich umgehe, meine eignen Ansichten und Wünschbarkeiten anzupflanzen noch weniger habe ich sie bei ihnen vorausgesetzt. Es that mir im Grunde zu wohl wenigstens von Zeit zu Zeit von mir selber loszukommen, durch irgend einen Verkehr. Glücklicher Weise fehlt es mir nicht völlig an einem solchen Verkehre: ich wünsche mich nicht verdoppelt oder verhundertfacht.

Diese an sich bedenkliche Sache ist freilich im Verlauf meines Lebens auf den Gipfel gekommen, daß fast alle mir bekannten und befreundeten M<enschen> nachgerade in das mir fremdeste Parteilager abgeschwenkt sind (z. B. auch W<agner> dessen letzte 6 Jahre ich als eine ungeheuerliche Entartung empfunden habe) Wo sie verehren, verachte ich. Seitdem agacirt mich der Umgang mit „alten Bekannten“. Die unbekanntesten gleichgültigsten M<enschen> sind mir recht: das ist der Vorzug z. B. von Nizza. Auch bin ich hoffnungslos in diesem Punkte, wie als ob ich es je anders haben würde. Wer kann mir nur ein Tausendstel von Leidenschaft und Leiden entgegenbringen, um etwas von dem zu errathen, was ich will? Oder muß?

Thatsächlich empfinde ich zwischen uns nicht einmal einen Gegensatz sondern bloß die vollkommene Fremdheit (— denn Gegensätzlichkeit wäre etwas ganz Artiges und Einfaches — ich liebe Gegensätzlichkeit.)

Ich wünschte, nicht in dem Maaße durch ein — — —

Das sehr innerliche und schmerzhaft-vereinsamte Leben, das ich bisher gelebt habe, hat nachgerade eine Vereinsamung mit sich gebracht, gegen die es kein Heilmittel mehr giebt. Mein liebster Trost ist immer noch der, der Wenigen zu gedenken, die es unter ähnlichen Verhältnissen ausgehalten haben, ohne zu zerbrechen und eine hohe und gütige Seele dabei sich bewahrt haben.

[«]

982. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Entwurf)

<Nizza, Ende Januar 1888>

Herr Fr<itzsch> Sie setzen mich in Erstaunen. Was soll ich mit Ihnen anfangen? Waren Sie krank? Ich habe jetzt drei Mal eine Antwort von Ihnen verlangt.

Sie haben die Ehre, mit einem der ersten Geister des J<ahr>h<undert>s zu thun zu haben — und Sie benehmen sich gegen mich, wie Sie es sich gegen Niemanden erlauben dürfen. Seit den zwei Jahren, da ich wieder mit Ihnen im Verkehr bin, haben Sie meinen Stolz oft verletzt.

— Erwägen Sie, ob Sie wollen, daß das mein letztes Wort zu Ihnen ist.

Nun gut, das ist Ihre Sache. Ich enthalte mich jedes Worts darüber. Aber meine Sache ist, daß Hr. Dr. <Brandes> die Bücher, die ich ihm versprochen habe, bekommt.

Senden Sie mir die Rechnung für dieselben umgehend. Sie sollen nicht auf die Bezahlung zu warten haben.

Die Adresse des Herrn ist: — — —

[«]

983. An Heinrich Köselitz in Venedig

Nizza, den 1. Febr. 1888.

Lieber Freund,

wie nahe sind Sie mir diese ganze Zeit gewesen! wie viel habe ich mir ausgedacht, Thörichtes und Kluges, wo Sie immer als Hauptperson mitspielten! Es gab eine schöne chance: die letzte Ziehung der Lotterie Nizza's, — und wenigstens eine halbe Stunde habe ich mir den kleinen dummen Luxus erlaubt, als sicher anzunehmen, daß ich das große Loos gewinnen würde. Mit dieser halben Million ließe sich viel Vernunft auf Erden wieder herstellen; zum Mindesten würden wir Beide mit mehr Ironie, mit mehr „Jenseits“ der Unvernunft unsres Daseins zusehn — und im Grunde gehört, um solche Dinge zu machen wie Sie und ich sie machen und um sie ganz gut und göttlich zu machen, Eins dazu, Ironie (also — denn so lautet die Logik auf Erden — eine halbe Million, die Prämisse der Ironie…)

Der Mangel an Gesundheit, an Geld, an Ansehn, an Liebe, an Schutz — und dabei nicht zum tragischen Brummbär werden: dies ist die Paradoxie unsres jetzigen Zustands, sein Problem. Bei mir ist ein Zustand von chronischer Verwundbarkeit eingetreten, an dem ich in guten Zuständen eine Art Revanche nehme, die auch nicht vom Schönsten ist, nämlich als ein Exceß von Härte. Zeugniß meine letzte Schrift. Doch nehme ich das Alles mit der Klugheit eines raffinirten Psychologen hin und ohne die geringste moralische Verurtheilung: oh wie lehrreich es ist, in einem solchen extremen Zustande zu leben, wie der meinige ist! Ich verstehe jetzt erst die Geschichte, ich habe niemals tiefere Augen gehabt als in den letzten Monaten.

Lieber Freund, Ihre psychologische Nachrechnung über den Einfluß Venedigs ist richtig. Hier, wo man unter so vielen Gästen und Patienten beständig von der Idiosynkrasie bestimmter Clima-Einwirkung reden hört, habe ich allmählich das Cardinale dieser Frage begriffen. In Hinsicht auf das optimum, auf die Verwirklichung unsrer allerpersönlichsten Wünsche (— unsrer „Werke“) muß man auf diese Stimme der Natur hören: gewisse Musik gedeiht ebensowenig unter feuchtem Himmel wie gewisse Pflanzen. Eben erzählte mir meine Tischnachbarin, daß sie bis vor 2 Wochen in Berlin krank gelegen sei, unter der größten Besorgniß der Ärzte und nicht mehr fähig, von einer Straßenecke zur andern zu gehn. Jetzt — ja was sich verändert hat, sie weiß es nicht zu sagen: aber sie läuft und ißt und ist heiter und begreift nicht mehr, daß sie krank war. Da sich dieselbe Geschichte bei ihr schon drei Mal zugetragen hat, so schwört sie auf „Lufttrockenheit“ als Recept gegen alle Übel der Seele (— denn sie hat an einer Art melancholischer Desperation gelitten). — Daß Sie jahrelang Venedig als Contrastclima (zum Clima Ihrer Jugend) wohlthätig und gleichsam ölhaft calmirend empfunden haben, ist vollkommen correkt: ich verhandelte im Engadin mit Ärzten über diesen principielle Frage: daß dasselbe Clima als Reiz- und Contrastclima — also nur für eine bestimmte Zeit verordnet — geradezu den entgegengesetzten Einfluß hat, wenn es als Dauerklima benutzt wird; daß z. B. der Engadiner unter dem beständigen Einflüsse seines Climas ernst, phlegmatisch, etwas anämisch wird, während der Gast dieses Climas von ihm eine außerordentliche Belebung und Gesammtverstärkung des animalischen Seins davonträgt. Moral: Sie sollten der Gast Venedigs sein (— gewesen sein —!) Es thut mir ordentlich weh, das zu sagen, das auch nur zu begreifen: denn so Vieles ist auf eine himmlische und würdige Weise daselbst geordnet, wie es zunächst nirgendswo für Sie zu finden ist. Ein Aufenthalt in Corsica? Man hat mir von Bastia erzählt, daß man daselbst sich in Pension kleiner Hôtels geben könne zu 3—4 frs. pro Tag. Es haben so viele Flüchtlinge aller Länder in Corsica gelebt (namentlich italiänische Gelehrte usw.) Eben ist die Eisenbahn von Bastia nach Corte eröffnet (1. Febr. 1888). Die große Bescheidenheit der corsischen Lebensweise, die Simplicität der Sitte würde unser-Einem daselbst zu Gute kommen. Und — was ist man dort weit weg von der „Modernität“! Vielleicht reinigt und stärkt sich dort die Seele und wird stolzer… (— ich mache mir nämlich klar, daß man jetzt weniger leiden würde, wenn man stolzer wäre: Sie und ich, wir sind nicht stolz genug…)

In Liebe und Treue
Ihr N.

Vergebung für einen Wink! Eine Übersiedelung nach Corsika hätte in den Augen Ihrer verehrten Angehörigen den Sinn (die Vernunft) eines unabweislichen Versuchs: denn man wird von Ihrer corsischen Oper wissen. — (Hinreisen; von dort aus das fait accompli melden) Corte wäre ein Winter- und Sommeraufenthalt. Denken Sie ein wenig voraus: 5 Jahre Corsica wäre ein grandioser Contrast zu 5 Jahren Venedig, eine Cultur..

An Fritzsch habe ich 3 Briefe geschrieben in der Sache Brandes, jedes Mal mit der dringenden Bitte um Antwort. Er schweigt.

[«]

984. An Franz Overbeck in Basel

Nizza den 3. Februar 1888.

Lieber Freund,

hier ist endlich die Rechnung des Herrn C. G. Naumann: darf ich Dich bitten, dieselbe mit Hülfe des dazu deponirten Geldes zu berichtigen? Eile thut nicht noth; ich mache mir ein Gewissen daraus, Dich mit solchen Anliegen in Deiner Arbeits-ruhe zu stören. —

Auch ich bin sehr in Thätigkeit; und die Umrisse der ohne allen Zweifel ungeheuren Aufgabe, die jetzt vor mir steht, steigen immer deutlicher aus dem Nebel heraus. Es gab düstere Stunden, es gab ganze Tage und Nächte inzwischen, wo ich nicht mehr wußte, wie leben und wo mich eine schwarze Verzweiflung ergriff, wie ich sie bisher noch nicht erlebt habe. Trotzdem weiß ich, daß ich weder rückwärts, noch rechts, noch links weg entschlüpfen kann: ich habe gar keine Wahl. Diese Logik hält mich jetzt allein aufrecht: von allen andern Seiten aus betrachtet ist mein Zustand unhaltbar und schmerzhaft bis zur Tortur. Meine letzte Schrift verräth etwas davon: in einem Zustande eines bis zum Springen gespannten Bogens thut einem jeder Affekt wohl, gesetzt, daß er gewaltsam ist. Man soll jetzt nicht von mir „schöne Sachen“ erwarten: so wenig man einem leidenden und verhungernden Thiere zumuthen soll, daß es mit Anmuth seine Beute zerreißt. Der jahrelange Mangel einer wirklich erquickenden und heilenden menschlichen Liebe, die absurde Vereinsamung, die es mit sich bringt, daß fast jeder Rest von Zusammenhang mit Menschen nur eine Ursache von Verwundungen wird: das Alles ist vom Schlimmsten und hat nur Ein Recht für sich, das Recht, nothwendig zu sein. —

Habe ich nichts Besseres zu schreiben? Es sind mir schöne Zeichen von Pietät und tiefer Erkenntlichkeit seitens mehrerer Künstler zugekommen: darunter Dr. Brahms, H. von Bülow, Dr. Fuchs und Mottl. Insgleichen hat ein geistreicher und streitbarer Däne, Dr. G. Brandes, mehrere Ergebenheits-Briefe an mich geschrieben: erstaunt, wie er sich ausdrückt, von dem ursprünglichen und neuen Geiste, der ihm aus meinen Schriften entgegenwehe und dessen Tendenz er als „aristokratischen Radikalismus“ bezeichnet. Er nennt mich den bei weitem ersten Schriftsteller Deutschlands. — Daß Gersdorff in der gründlichsten und rechtschaffensten Weise sein Verhältniß zu mir wiederhergestellt hat, habe ich Dir wohl schon geschrieben? Ich bedaure, nicht das Gleiche von Rohde melden zu können. Auf zwei Briefe, die ich mit dem herzlichsten Willen, ihm wohlzuthun und den vorgekommenen Exceß vergessen zu machen geschrieben habe, hat er nicht geantwortet; ebensowenig auf die Zusendung meines letzten Buches. Das macht ihm keine Ehre: aber er wird krank sein, er steckt in einer schlechten Haut. — Von Paraguay giebt es sehr beruhigende Nachrichten: die Entwicklung der ganzen an sich so gewagten Unternehmung kann nicht anders als glänzend genannt werden. In der neuen Colonie sind c. 100 Personen bereits in Thätigkeit; darunter mehrere sehr gute deutsche Familien (z.B. die Mecklenburger Baron Malzahn’s); meine Angehörigen gehören zu den größten Grundbesitzern in Paraguay; der Einfluß Dr. Försters ist, wie ich ganz indirekt und zufällig gehört habe, derartig gewachsen, daß eine Anwartschaft auf die nächste Präsidentschaft der Republik durchaus nicht außer der Wahrscheinlichkeit liegt. Daß er und ich eine Anstrengung sonder Gleichen zu machen haben, um uns nicht direkt als Feinde zu behandeln, kannst Du errathen… Die antisem. Blätter fallen über mich in aller Wildheit her (— was mir hundert Mal mehr gefällt als ihre bisherige Rücksicht) So viel für heute! Mit besten Wünschen für Dich und Deine liebe Frau

Dein N.

[«]

985. An Josef Viktor Widmann in Bern

Nizza, Pension de Genève,
den 4. Febr. 1888.

Hochgeehrter Herr Doctor,

die Besprechung meiner Litteratur durch Herrn Spitteler hat mir großes Vergnügen gemacht. Was für ein feiner Kopf! Und wie gern man sich von ihm tadeln läßt! Er beschränkt sich aus guten Gründen fast ganz auf das Formale: er läßt die eigentliche

Geschichte hinter dem Gedachten, die Leidenschaft, die Katastrophe, die Bewegung gegen ein Ziel, gegen ein Verhängniß hin einfach bei Seite: — das kann ich nicht genug loben, darin ist wirkliche delicatezza. Es fehlt nicht an Uebereilungen. Er hat ersichtlich die Schriften zum ersten Mal gelesen (und nicht einmal immer gelesen —). Umsomehr bewundere ich die Sicherheit des ästhetischen Taktes, mit der er die Form der verschiedenen Bücher und Epochen von einander abhebt. Ich bin sehr unzufrieden damit, daß „Jenseits“ unberücksichtigt geblieben ist: Damit fehlte ihm eigentlich der Boden unter den Füßen, um über die letzterschienene „Streitschrift!“ (Genealogie der Moral) mitzureden.

Die Schwierigkeit meiner Schriften liegt darin, daß es in ihnen ein Uebergewicht der seltneren und neuen Zustände der Seele über die normalen giebt. Ich lobe das nicht; aber es ist so. Für diese noch ungefaßten und oft kaum faßbaren Zustände suche ich Zeichen; es scheint mir, daß ich darin meine Erfindsamkeit habe. Nichts liegt mir ferner, als der Glaube an einen „allein selig machenden Stil“, an den, wenn ich recht verstehe, Herr Spitteler glaubt? Hat nicht die Absicht einer Schrift nicht immer erst das Gesetz ihres Stils zu schaffen? Ich verlange, daß, wenn diese Absicht sich ändert, man auch unerbittlich das ganze Prozedurensystem des Stils ändert. Dies habe ich zum Beispiel im „Jenseits“ gethan, dessen Stil meinem früheren Stil nicht mehr ähnlich sieht: die Absicht, das Schwergewicht war verlegt. Dies habe ich nochmals in der letzten „Streitschrift“ gethan, wo ein Allegro feroce und die Leidenschaft nue, crue, verte an Stelle der raffinirten Neutralität und zögernden Vorwärtsbewegung vom „Jenseits“ getreten ist. Es ist möglich, daß Herr Nietzsche mehr Artist ist, als Herr Spitteler es uns glauben machen möchte…

Mit meinem verbindlichsten Dank und Gruß

Ihr
Nietzsche.

[«]

986. An Josef Viktor Widmann in Bern (Postkarte)

<Nizza, 4. Februar 1888>

Nachträglich zu meinem eben abgesandten Brief.

Wir wollen die Neujahrsnummer an die vier Adressen lieber nicht schicken. Ich ärgere mich über die Taktlosigkeit des letzten Satzes. Andre würden es noch mehr thun…

N.

[«]

987. An Carl Spitteler in Basel (Entwürfe)

Nizza, 10. Februar 1888 oder kurz davor

das ist die Absurdität meiner Lage: ich habe seit 10 Jahren lauter Meisterwerke hervorgebracht — und man will, daß ich mich ihretwegen entschuldigen soll

ich habe meine ungeheure Sache so kühn, so deutlich, mit so starken Gebärden vorgebracht, wie ich noch nie etwas gesagt habe. Ich habe Accente des Zorns, des Hasses darin, die mir unfaßbar sind.

aber ich bin indignirt über die leichtfertige Weise, sich mit meinem letzten Werke auseinanderzusetzen. Haben Sie einen Begriff davon, was ich geleistet habe? — Aber Sie haben keinen Begriff von mir.

<P. Michaelis' Rezension von „Jenseits von Gut und Böse“, National-Zeitung, Berlin 4. Dezember 1886, ist> die achtbarste Recapitulation meines Gedankengangs, die ich bisher gelesen habe: daß sie mit Abneigung gemacht ist, verarge ich dem Referenten durchaus nicht: — ihre relative Objektivität ist mir um so ehrenwerther (der schließliche Versuch, den er macht mich als Symptom einer gegenwärtigen, socialen Strömung zu verstehn, liegt natürlich abseits von meinen Interessen)

[«]

988. An Carl Spitteler in Basel

Nizza den 10. Februar 1888.
(Pension de Genève)

sehr geehrter Herr,

haben Sie vielleicht die Neujahrs-Beilage des „Bund“ zu sehen bekommen? Ich habe mich dafür bei dem ausgezeichneten Redakteur des „Bund“ bedankt, ein wenig ironice, wie billig. —

Herr Spitteler hat eine feine und angenehme Intelligenz; leider lag, wie mir scheint, die Aufgabe selbst in diesem Falle zu sehr abseits und außerhalb seiner gewohnten Perspektiven, als daß er sie auch nur gesehn hätte. Er redet und sieht Nichts als Aesthetica: meine Probleme werden geradezu verschwiegen, — ich selbst eingerechnet. Es ist nicht ein einziger wesentlicher Punkt genannt, der mich charakterisirt. Und zuletzt fehlt es auch im Reiche des Formalen, zwischen vielem Artigen, nicht an Übereilungen und Fehlgriffen. Zum Beispiel: „einen Anti-Strauß hat nur ein Professor begehn können“ (— womit etwa das Urtheil Karl Hillebrands in „Völker, Zeiten und Menschen“ zu vergleichen wäre, insgleichen das Unheil Bruno Bauers und ungefähr aller tieferen Naturen, die mir damals ihren Dank und ihre Verehrung ausgedrückt haben) Oder: „die kurzen Sprüche gerathen ihm am wenigsten“ (— und ich Esel habe mir eingebildet, daß seit Anfang der Welt Niemand eine solche Gewalt über den prägnanten Spruch gehabt hat wie ich: Zeugniß mein Zarathustra) Zuletzt findet Herr Spitteler gar vom Stile meiner Streitschrift, er sei das Gegentheil eines guten; ich würfe Alles auf’s Papier, wie es mir gerade durch den Kopf gienge, ohne mich auch nur zu besinnen. Es handelt sich um ein Attentat auf die Tugend (oder wie man’s nennen will); ich spreche mit einer leidenschaftlichen und schmerzlichen Kühnheit von dreien der schwersten Probleme, die es giebt und in denen ich am längsten zu Hause bin; ich schone dabei, wie es in solchen Fällen der höhere Anstand will, mich selbst so wenig als irgend was und wen; ich habe mir dazu eine neue Gebärde von Sprache erfunden für diese in jedem Betracht neuen Dinge — und mein Zuhörer hört wieder nichts als Stil, noch dazu schlechten Stil und bedauert am Ende, seine Hoffnung auf Nietzsche als Schriftsteller sei damit bedeutend gesunken. Mache ich denn „Litteratur“? — Er scheint selbst meinen Zarathustra nur als eine höhere Art von Stilübung zu betrachten (—das tiefste und entscheidendste Ereigniß — der Seele, mit Erlaubniß! — zwischen zwei Jahrtausenden, dem zweiten und dem dritten —)

Ein letztes Fragezeichen: warum ist mein „Jenseits“ verschwiegen? Ich weiß sehr wohl, daß dasselbe als verbotenes Buch gilt — aber trotzalledem enthält es den Schlüssel zu mir, wenn es einen giebt. Man muß es zuerst lesen. (Ich lege zwei Besprechungen dieses Buchs bei: die des Dr. Widmann und die der Nationalzeitung. Letztere, abgeneigt und unehrerbietig, wie sie ist, stellt trotzdem den Gedankengang des Buchs mit leidlicher Deutlichkeit hin)

Ihnen, werther Herr, zu Dank verpflichtet und, wie ich hoffe, nicht zum letzten Male

Friedrich Nietzsche

[«]

989. An Reinhart von Seydlitz in Cairo

Nizza, pension de Genève
den 12. Februar 1888.

Lieber Freund,

das war kein „stolzes Schweigen“, das mir inzwischen den Mund fast gegen Jedermann verbunden hat, vielmehr ein sehr demüthiges, das eines Leidenden, der sich schämt zu verrathen, wie sehr er leidet. Ein Thier verkriecht sich in seine Höhle, wenn es krank ist; so thut es auch la bête philosophe. Es kommt so selten noch eine freundschaftliche Stimme zu mir. Ich bin jetzt allein, absurd allein; und in meinem unerbittlichen und unterirdischen Kampfe gegen Alles, was bisher von den Menschen verehrt und geliebt worden ist (— meine Formel dafür ist „Umwerthung aller Werthe“) ist unvermerkt aus mir selber etwas wie eine Höhle geworden — etwas Verborgenes, das man nicht mehr findet, selbst wenn man ausgienge, es zu suchen. Aber man geht nicht darauf aus… Unter uns gesagt, zu Dreien — es ist nicht unmöglich, daß ich der erste Philosoph des Zeitalters bin, ja vielleicht noch ein wenig mehr, irgend etwas Entscheidendes und Verhängnißvolles, das zwischen zwei Jahrtausenden steht. Eine solche absonderliche Stellung büßt man beständig ab — durch eine immer wachsende, immer eisigere, immer schneidendere Absonderung. Und unsre lieben Deutschen!.. In Deutschland hat man es, obwohl ich im 45.ten Lebensjahr stehe und ungefähr fünfzehn Werke herausgegeben habe (— darunter ein non plus ultra, den Zarathustra —) auch noch nicht zu einer einzigen auch nur mäßig achtbaren Besprechung auch nur eines meiner Bücher gebracht. Man hilft sich jetzt mit den Worten: „excentrisch“, „pathologisch“, „psychiatrisch“. Es fehlt nicht an schlechten und verleumderischen Winken in Bezug auf mich; es herrscht ein zügellos feindseliger Ton in den Zeitschriften, gelehrten und ungelehrten — aber wie kommt es, daß nie Jemand dagegen protestirt? daß nie Jemand sich beleidigt fühlt, wenn ich beschimpft werde? — Und Jahre lang kein Labsal, kein Tropfen Menschlichkeit, nicht ein Hauch von Liebe —

Unter diesen Umständen muß man in Nizza leben. Es wimmelt auch dies Mal von Nichtsthuern, Grecs und anderen Philosophen, es wimmelt von „Meinesgleichen“: und Gott läßt, mit dem ihm eigenen Cynismus, gerade über uns seine Sonne schöner scheinen als über das so viel achtbarere Europa des Herrn von Bismarck (— das mit fieberhafter Tugend an seiner Bewaffnung arbeitet und ganz und gar den Aspekt eines heroisch gestimmten Igels darbietet.) Die Tage kommen hier mit einer unverschämten Schönheit daher; es gab nie einen vollkommneren Winter. Und diesen Farben Nizza’s: ich möchte sie Dir schicken. Alle Farben mit einem leuchtenden Silbergrau durchgesiebt; geistige, geistreiche Farben; nicht ein Rest mehr von der Brutalität der Grundtöne. Der Vorzug dieses kleinen Stücks Küste zwischen Alassio und Nizza ist eine Erlaubniß zum Africanismus in Farbe, Pflanze und Lufttrockenheit: das kommt im übrigen Europa nicht vor.

Oh wie gern säße ich mit Dir und Deiner lieben verehrten Frau zusammen unter irgend einem homerisch-phäakischen Himmel… aber ich darf nicht mehr südlicher

(— die Augen zwingen mich bald zu nördlicheren und stupideren Landschaften) Schreibe mir, bitte, noch einmal über die Zeit, wo Du wieder in München bist und vergieb mir diesen düsteren Brief!

Dein getreuer Freund Nietzsche.

Seltsam! Ich habe drei Tage Deine Ankunft hier im Hôtel erwartet. Es war Besuch aus München angemeldet, man wollte mir nicht sagen, wer; man machte zwei Plätze neben mir bei Tisch frei — Enttäuschung! Es waren alte Spieler und Montecarlisten, welche mir zuwider sind…

[«]

990. An Franz Overbeck in Basel (Entwurf)

<Nizza, um den 13. Februar 1888>

Hier nur drei Worte, um etwas Gutes zu melden. Große Ruhe und Erleichterung eingetreten; eine lange äußerst schmerzhafte Crisis, bei der meine ganze Sensibilität in Aufruhr war, scheint ad acta gelegt.

Als factum brutum ausgedrückt: die erste Niederschrift meiner „Umwerthung aller Werthe“ ist fertig. Die Gesammt-Conception dafür war bei weitem die längste Tortur, die ich erlebt habe, eine wirkliche Krankheit. Ihr andern „Erkennenden“, Ihr habt es besser, und nicht so unvernünftig! Ihr kennt die Wahrheit nicht als Etwas, das man sich Stück für Stück vom Herzen abreißt und bei dem jeder Sieg sich mit einer Niederlage rächt.

[«]

991. An Heinrich Köselitz in Venedig

Nizza, den 13. Februar 1888

Lieber Freund,

ich hätte Ihnen unter allen Umständen heute geschrieben und will mich am wenigsten dadurch abhalten lassen, daß eben, als schönster Morgengruß, Ihr Brief bei mir eingetreten ist. Das, was Sie mir zuerst erzählen, von einer Art Gemüths-Reconvalescenz, correspondirt angenehmer Weise mit einem eigenen inzwischen bewerkstelligten Fortschritte zur „Vernunft“: und sogar in Betreff der Art des Mittels ist unser Instinkt auf derselben Fährte gewesen. — Lieber Freund, ich sage mir jetzt in jedem gesunden Augenblick (— und dabei denke ich wenigstens so sehr an Sie als an mich): „es ist sehr Viel erreicht! Es ist trotzalledem sehr Viel erreicht! man soll bei sich den Muth zu diesem allerberechtigtsten Stolze aufrecht erhalten!“…

— In Wahrheit kommen Sie sogar, bei einer solchen Nachrechnung, was eigentlich erreicht ist, viel besser weg als ich. Ich selber bin über Versuche und Wagnisse, über Vorspiele und Versprechungen aller Art nicht hinausgekommen: aber so Etwas aus der Welt des Vollkommenen und Glücklichen, wie es Ihre ganze Oper ist, liegt ruhig in seinem eignen Lichte und winkt nicht, wie Alles bei mir, über sich hinweg —. Und was die „Idealität“ in der Musik betrifft, so habe ich noch von meinem letzten Venediger Besuche einen unauslöschlichen Geschmack von Etwas auf der Zunge zurückbehalten, für das ich gar keinen andern Namen habe als „Idealität“. Damals sagte ich mir „es steht so gut als es stehen kann mit dem Freunde Köselitz — er erfindet sich seine eignen Heilmittel und reinigt sich mit bains intérieurs von allem Unverdaulichen, das sein Leben in ihn geworfen hat (— Verzeihung für das allzu klinisch gerathene Gleichniß: eine der züchtigsten Damen Frankreichs, Madame Valmore bediente sich des Ausdrucks bains int<érieurs> in gewissen Fällen)

— Ich fand bei Plutarch, mit welchen Mitteln sich Cäsar gegen Kränklichkeit und Kopfschmerz vertheidigte: ungeheure Märsche, einfache Lebensweise, ununterbrochner Aufenthalt im Freien, Strapazen…

— Mein Einwand gegen Venedig liegt vor allem darin, daß es zu sehr einschließt: ich sollte glauben, man müsse eine Kur von Zeit zu Zeit gegen Venedigs Einfluß nöthig haben… Dann geht oder gienge es vielleicht.

— Ein Sprung in die Venediger Alpen? — Es ist erstaunlich, was die variatio sanat. Für fruchtbare und weibsartig periodische Wesen (wie es alle Künstler sind) scheint mir das brüske Einlegen von Zwischenakten, Contrasten beinahe unerläßlich. Vielleicht erwägen Sie, liebster Freund, alsbald das Problem Ihres nächsten Sommers — oder schon Frühjahrs? Die Luft in der Heimat Tizian’s vielleicht? Eine Fußreise dorthin? — Zuletzt wird Ihnen nichts übrig bleiben als sich ganz auf venetianischem Fuß einzurichten: aber dazu gehört, wie mir scheint, die Flucht vor Venedig, Land, Berg, Wald, die ganze in Venedig vergessene Welt.

Schließlich möchte ich eine Anfrage nicht unterlassen. Von welchem Orte (oder Menschen) aus glauben Sie jetzt am ersten noch, daß Etwas zu Gunsten Ihres Bekanntwerdens gethan werden könnte? Ist irgend ein Musikfest in Aussicht? (— ein Stuttgarter, erste Hälfte Juni, mit Brahms, Albert, Joachim ist das Einzige, von dem ich weiß) Haben Sie an Riedel vielleicht geschrieben? — Eben fällt mir Bologna ein: großes Fest im Mai. Ist es nicht möglich, Ihrerseits dazu etwas einzuschicken? zur Concert-Aufführung? —

— Über Spitteler werden Sie Recht haben. Die Sache ist mir verdrießlich. Fritzsch schweigt. — Mein Druck bei Naumann hat ca. 200 Thaler gekostet. — Ich habe die erste Niederschrift meines „Versuchs einer Umwerthung“ fertig: es war, Alles in Allem, eine Tortur, auch habe ich durchaus noch nicht den Muth dazu. Zehn Jahre später will ichs besser machen. —

Von Herzen

Ihr Freund Nietzsche.

(Schreiben Sie mir, bitte, etwas Genaues darüber, was und wieviel jetzt fertig geworden ist und woran Sie noch arbeiten…)

Vor der kleinen prätensiosen und absolut bis jetzt leeren Zeitschrift des Avenarius möchte ich eher warnen. Sie brauchen Athem, freien Raum.

[«]

---

992. An Josef Viktor Widmann in Bern (Postkarte)

<Nizza, d. 13. Febr. 1888.>

Hochgeehrter Herr Doctor,

ich schreibe Ihnen eine Kritik über „die Kritik“ ab, die mir eben von zuständigster Seite zugeht (— es steht Ihnen frei, dieselbe Herrn Spitteler zu übermitteln).

„Spitteler’s Aufsatz im „Bund“ scheint mir ein tolles Gemisch von richtiger Witterung und Oberflächlichkeit, von Achtung und Unverschämtheit, von Ernst und Trivialität zu sein. Er nimmt Sie beinahe nur von der litterarisch-artistischen Seite und schießt dabei Böcke, über die ich lachen mußte. Ueber Ihre philosophische Tendenz erhält der Leser keinen Wink; das Ganze ist noch vor einem wirklichen Eindringen in Ihre Welt geschrieben. Als Anzeige wirkt es jedoch stark, — ich habe mich gewöhnt, derartige Besprechungen endlich nur noch nach ihrem Einfluß auf den buchhändlerischen Vertrieb anzusehen.“

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche.

[«]

---

993. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Nizza, den 14 Febr. 1888
pension de Genève

Sehr geehrter Herr,

Sie haben mir noch nicht mitgetheilt, wie viel und welche Zeitschriften Ihnen Gesammtberichte über meine Litteratur versprochen haben. Was meine Bemühungen in dieser Hinsicht angeht, so ist der Gesammtbericht des „Bund“, auf welchen ich Sie hatte rechnen lassen, inzwischen erschienen, in der ersten Januar-Nummer: leider nicht, wie zu erwarten stand, aus der Feder seines vortrefflichen Redakteurs Dr. Widmann, sondern aus der eines geistreichen, aber oberflächlichen Herrn Spitteler, der sich mit der überaus schwierigen Aufgabe auf seine Weise abgefunden hat. Doch wirkt die Anzeige als Anzeige stark — und darauf kommt es allein an. Ich will mich daran gewöhnen, derartige Besprechungen nur noch nach ihrem Einfluß auf den buchhändlerischen Betrieb anzusehn

Was den berühmten Dänen Dr. Georg Brandes anbetrifft (Kopenhagen St. Anne-Platz 24 ist wieder seine Adresse) so nehme ich an, daß meine Schriften inzwischen in seine Hände gelangt sind. Ich habe durchaus kein Versprechen dafür, daß er über dieselben einen litterarischen Bericht abstattet, und ich würde mich schämen, je etwas Derartiges von ihm zu wollen. Was mich aber freut, das ist, ihn gründlich bemüht zu sehn, sich mir zu nähern und einen Zugang zu meiner so schwierigen Welt zu suchen. Dr. Brandes ist, nach seiner außerordentlichen Übung, die verwickelten Fälle des modernen Geistes zu analysiren, vielleicht noch am Ersten befähigt, sich über mich nicht zu vergreifen.

Ich habe insgleichen bei Herrn Dr. Carl Fuchs in Danzig eine bescheidene Anfrage gemacht, ob er seine intelligente und beredte Feder zu einer solchen Arbeit hergeben würde. Er ist mir sehr zugethan; aber vielleicht ist er anderweitig zu stark in Anspruch genommen. Trotzdem möchte eine diskrete Sondirung Ihrerseits hier nicht unangemessen sein.

Endlich gehört hierher ein Brief, der eben angelangt ist, und den ich beilege: er stammt von einem meiner Freunde von der Berliner Universität, dem Professor Dr. Paul Deussen. Diesen Brief bitte ich mir wieder zurück zu senden, zugleich mit einer Mittheilung über das, was Sie hinsichtlich der darin gemachten Vorschläge gethan haben.

Ist nirgendswo eine Besprechung meines „Hymnus“ erschienen? Mir sind von mehreren Orten Aufführungen in Aussicht gestellt z. B. von Mottl in Carlsruhe.

Ergebenst
Prof Dr Nietzsche

[«]

994. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Nizza, pension de Genève
den 14. Febr 1888.

Geehrtester Herr Verleger,

Ihren letzten Bericht habe ich mit großem Interesse gelesen: es ist mir lieb, zu hören, daß die „Streitschrift“ überhaupt in irgend welchem Maaße verlangt worden ist. Ich hatte das Gegentheil erwartet. Mir selber ist inzwischen der Zweifel gekommen, ob der Titel glücklich (ich meine im Sinne des buchhändlerischen Vertriebs glücklich) gewählt ist. Vielleicht wäre es rathsam gewesen, den Titel „Jenseits von Gut und Böse“ zu wiederholen und darüberzusetzen. Anhang. Drei Abhandlungen.

An dem leichtfertigen, im Einzelnen geistreichen Aufsatze des Schweizer Litteraten habe ich keine Freude gehabt. Trotzdem glaube ich, daß er als Anzeige meiner Gesammtlitteratur stark wirkt. Er war mir noch unbekannt; ersichtlich hatte der Redakteur nicht gewagt, mir ihn zu senden. Von der Schweiz her ist mir inzwischen eine gewisse Entrüstung von mehreren Seiten ausgedrückt worden, in Hinsicht auf die „Nullität und Unverschämtheit dieses Spitteler.“ —

Sie werden, wie ich annehme, mit Vergnügen hören, daß eine sorgfältigere Arbeit über mich in Berlin im Werke ist. Zu diesem Zwecke ersuche ich, meine zwei Bücher „Jenseits“ und die „Genealogie“ an diese Adresse abzusenden (mit dem Zettel „im Auftrage“ usw):

Herrn Lothar Volkmar, Rechtsanwalt
Berlin W. Leipziger Str. 135

Was die Berichtigung der eingesandten Rechnung „Herstellungskosten des Drucks“ betrifft: so habe ich umgehend einen Auftrag darüber nach Basel abgehn lassen; ich darf vielleicht voraussetzen, daß die Angelegenheit inzwischen schon erledigt ist.

Hochachtungsvoll Ihr
Prof. Dr. Nietzsche

Man beklagt sich bei mir, daß die „Genealogie“ schlecht geheftet ist, daß sie auseinanderfällt, daß das Umschlagpapier nicht Stand hält (—es ist viel dünner als das des „Jenseits“)

[«]

995. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Entwurf)

<Nizza, vermutlich 17. Februar 1888>

Dies Mal muß ich an m<eine Mutter> einen recht freundlichen und lieblichen Brief schreiben, nachdem ich sie das letzte Mal so arg erschreckt habe. Aber es steht wirklich diesen Winter schlimm mit mir; und wenn Du es aus der Nähe sähest, würdest Du mir gewiß einen solchen schmerzlichen Schrei verzeihen (wie es mein letzter Brief gewesen sein muß). Ich verliere mich mitunter ganz aus der Gewalt; und bin beinahe die Beute der düstersten Entschließungen. Leide ich etwa an der Galle? Ich habe Jahr aus Jahr ein zu viel Schlimmes hinunterschlucken müssen und sehe mich rückwärts blickend, vergebens nach auch nur Einem guten Erlebniß um. Jetzt bin ich von einer ganz und gar lächerlichen und erbärmlichen Verwundbarkeit, daß beinahe Alles, was von außen kommt, mich krank macht, und das Kleinste zu einem Unthier anwächst. Das Gefühl allein zu sein, der Mangel an Liebe, die allgemeine Undankbarkeit und selbst Schnödigkeit gegen mich — aber ich will nicht fortfahren in dieser Tonart. Die Wahrheit ist, daß Dein Sohn ein tapferes Thier ist und daß er Erstaunliches in dem letzten Jahre wieder durchgesetzt hat: aber warum muß jede meiner Thaten mir hinterdrein zur Niederlage werden? Warum fehlt mir jeder Zuspruch, jede tiefe Theilnahme, jede herzliche Verehrung?

Eine unerträgliche Spannung liegt Tag und Nacht auf mir hervorgebracht durch die Aufgabe, die auf mir liegt und die absolute Ungunst aller meiner sonstigen Verhältnisse zur Lösung einer solchen Aufgabe: das ist die Hauptsache

Meine Gesundheit hat sich unter der Gunst eines außerordentlich schönen Himmels und guter Nahrung (und stärk<enden> Spaziergehen<s>) ziemlich aufrecht erhalten: nichts ist krank, nur die liebe Seele. Ich fürchte mich geradezu vor dem Frühling: dies ist immer meine schwache Zeit. Andrerseits weiß ich keine Stelle mehr, wo ich M<enschen> habe, die mir jetzt nütze wären: und meine gute M<utter> ist zu weit weg.

Es thut mir wohl, was Du mir aus dem B<rief> vom Lama abschreibst: wirklich habe ich lauter häßliche Briefe an sie geschrieben und zuletzt hat man sich lieb, wie sehr man sich auch wehe gethan hat.

[«]

996. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)

<Nizza, vermutlich 17. Februar 1888>

[+ + +] Brief schreiben, nachdem ich sie das letzte Mal so arg erschreckt habe. Aber es steht wirklich diesen Winter schlimm mit mir; und wenn Du es aus der Nähe sähest, würdest Du mir gewiß einen solchen schmerzlichen Schrei, wie es mein letzter Brief war, verzeihen. Ich verliere [+ + +]

[+ + +] mir gestellt ist und die absolute Ungunst aller sonstigen Verhältnisse zur Lösung einer solchen Aufgabe: hier steckt jedenfalls die Hauptnoth. Das Gefühl, allein zu sein, der Mangel an Liebe, die allgemeine Undankbarkeit und selbst Schnödigkeit gegen mich [+ + +]

[+ + +] Entschließungen. Leide ich etwa an der Galle? Ich habe Jahr aus Jahr ein zu viel Schlimmes hinunter schlucken müssen und sehe mich, rückwärts blickend, vergebens nach auch nur Einem guten Erlebniß um. Das hat eine ganz und gar lächerliche und erbärmliche Verwundbarkeit schließlich hervorgebracht, Dank der beinahe Alles, was von außen an mich herankommt, mich krank macht, und das [+ + +]

[+ + +] tapferes Thier ist, daß er Erstaunliches auch wieder in dem letzten Jahre durchgesetzt hat: aber warum muß jede meiner Thaten hinterdrein zur Niederlage werden? Warum fehlt mir jeder Zuspruch, jede tiefe Theilnahme, jede herzliche Verehrung? —

Meine Gesundheit hat sich unter der Gunst eines außerordentlich schönen Winters, [+ + +]

[+ + +] <Auch will ich nicht> verschweigen, daß der Winter an geistigem Gewinn für meine Hauptsache sehr reich gewesen ist: also auch der Geist ist nicht krank, nichts ist krank, nur die liebe Seele.

Ich fürchte mich geradezu vor dem Frühling: [+ + +]

Ich möchte Dich um einen kleinen Dienst bitten. Schreib ein paar Worte an meinen Leipziger höchst taktlosen und abgeschmackten Verleger, mit dem ich beinahe am Ende bin, Herrn E. W. Fritzsch (Leipzig, Königsstrasse 6) Sage ungefähr [+ + +]

[«]

997. An Georg Brandes in Kopenhagen

Nizza den 19. Febr. 1888.

Verehrter Herr,

Sie haben mich auf das Angenehmste mit Ihrem Beitrag zum Begriff „Modernität“ verpflichtet: denn gerade diesen Winter ziehe ich in weiten Kreisen um diese Werthfrage ersten Ranges herum, sehr oberhalb, sehr vogelmäßig und mit dem besten Willen, so unmodern wie möglich aufs Moderne herunterzublicken… Ich bewundere — daß ich es Ihnen gestehe! — Ihre Toleranz im Unheil ebensosehr wie Ihre Zurückhaltung im Urtheil. Wie Sie alle diesen „Kindlein“ zu sich kommen lassen! Sogar Heyse! —

Ich habe mir für meine nächste Reise nach Deutschland vorgesetzt, mich mit dem psychologischen Problem Kierkegaard zu beschäftigen, insgleichen die Bekanntschaft mit Ihrer älteren Litteratur zu erneuern. Dies wird für mich, im besten Sinn des Worts, von Nutzen sein, — und wird dazu dienen, mir meine eigne Härte und Anmaaßung im Urtheil „zu Gemüthe zu führen“. —

Gestern telegraphirte mir mein Verleger, daß die Bücher an Sie abgegangen sind. Ich will Sie und mich mit der Erzählung verschonen, warum dies so spät geschehen ist. Machen Sie, ich bitte Sie, verehrter Herr, eine gute Miene zu dem „bösen Spiel“, ich meine, zu dieser Nietzsche’schen Litteratur.

Ich selber bilde mir ein, den „neuen“ Deutschen die reichsten, erlebtesten und unabhängigsten Bücher gegeben zu haben, die sie überhaupt besitzen; ebenfalls selber für meine Person ein capitales Ereigniß in der Krisis der Werthurtheile zu sein. Aber das könnte ein Irrthum sein; und außerdem noch eine Dummheit —: ich wünsche, über mich nichts glauben zu müssen. Ein paar Bemerkungen noch: sie beziehen sich auf meine Erstlinge (— die Juvenilia und Juvenalia)

Die Schrift gegen Strauß, das böse Gelächter eines „sehr freien Geistes“ über einen solchen, der sich dafür hielt, gab einen ungeheuren Skandal ab: ich war damals schon Prof. ordin. trotz meinen 24 Jahren, somit eine Art von Autorität und etwas Bewiesenes. Das Unbefangenste über diesen Vorgang, wo beinahe jede „Notabilität“ Partei für oder gegen mich nahm und eine unsinnige Masse von Papier bedruckt worden ist, steht in Carl Hillebrand’s „Völker, Zeiten und Menschen“ Band 2. Daß ich das altersmüde Machwerk jenes außerordentlichen Kritikers verspottete, war nicht das Ereigniß, sondern daß ich den deutschen Geschmack bei einer compromittirenden Geschmacklosigkeit in flagranti ertappte: er hatte Straußens „alten und neuen Glauben“ einmüthig, trotz aller religiös-theologischen Partei-Verschiedenheit, als ein Meisterstück von Freiheit und Feinheit des Geistes (auch des Stils!) bewundert. Meine Schrift war das erste Attentat auf die deutsche Bildung (— jene „Bildung“, welche, wie man rühmte, über Frankreich den Sieg errungen habe —); das von mir formulirte Wort „Bildungsphilister“ ist aus dem wüthenden Hinundher der Polemik in der Sprache zurückgeblieben. —

Die beiden Schriften über Schopenhauer und Richard Wagner stellen, wie mir heute scheint, mehr Selbstbekenntnisse, vor allem Selbstgelöbnisse über mich dar als etwa eine wirkliche Psychologie jener mir ebenso tief verwandten als antagonistischen Meister. (— ich war der Erste, der aus Beiden eine Art Einheit destillirte: jetzt ist dieser Aberglaube sehr im Vordergrunde der deutschen Cultur: alle Wagnerianer sind Anhänger Schopenhauers. Dies war anders als ich jung war: damals waren es die letzten Hegelinge, die zu Wagner hielten, und „Wagner und Hegel“ lautete die Parole in den fünfziger Jahren noch.)

Zwischen den „unzeitgemäßen Betrachtungen“ und „Menschliches, Allzumenschliches“ liegt eine Krisis und Häutung. Auch leiblich: ich lebte Jahre lang in der nächsten Nachbarschaft des Todes. Dies war mein größtes Glück: ich vergaß mich, ich überlebte mich… Das gleiche Kunststück habe ich noch einmal gemacht. —

— So haben wir also einander Geschenke überreicht: ich denke, wie zwei Wanderer, die sich freuen, einander begegnet zu sein? —

Ich verbleibe Ihr ergebenster

Nietzsche

[«]

998. An Franz Overbeck in Dresden

Nizza, den 22. Febr. 1888.

Lieber Freund,

es betrübt mich sehr, daß Du aus solchen Gründen hast nach Deutschland verreisen müssen. So hat der an sich schon so düstere Winter Dir auch diesen Schlag und Schmerz noch gebracht! Zwar muß ich nach Allem, was ich von Dir höre, annehmen, daß es sich in diesem Falle um eine wirkliche Erlösung gehandelt hat, die eher zu spät als zu früh eingetreten ist; und so wünsche ich von Herzen, daß etwas recht Erquickliches und Gutes Dir zum Entgelt zu Theil werde, und so Deine Wunde wieder heile. Zuletzt: Du bist nicht allein. Ich erschreckte bei der Vorstellung, wie wenig ein Einsiedler mit einem solchen Ereigniß anzufangen wüßte.

Von mir will ich heute nur soviel sagen, daß es wieder besser geht, und daß die schmerzhafte Spannung und Melancholie, unter der ich noch meinen letzten Brief an Dich geschrieben habe, überwunden erscheint. Einstweilen bin ich, was Dich überraschen wird, ganz unter dem Eindrucke der Nachrichten aus San Remo: welche mir, durch einen seltsamen Zufall, in ganz andrer Weise zu Gebote stehn als den Zeitungen (so daß ich die intima intimissima dieser schauerlichen und nicht ganz mittheilbaren Geschichte kenne) Vielleicht ist auch hier die Erlösung in der Nähe.

Von Herzen theilnehmend

Dein Freund
Nietzsche

[«]

999. An Hermann Credner in Leipzig (Entwurf)

<Nizza, den 25. Februar 1888>

Dies Mal ist es nicht für mich, sondern für einen Anderen, einen beinahe unversehens entdeckten geistreichen und originellen <Kopf,> daß ich an Sie die Anfrage richte, ob Sie Lust haben, ein gutes Buch in Verlag zu nehmen. Dasselbe soll eine Sammlung Aesthetica enthalten: um irgend einen Geschmack, davon zu geben, sende ich Ihnen einen Aufsatz, der zufällig im Bund abgedruckt worden ist und der im Kreise mir befreundeter Musiker und Musikliebhaber lebhaft diskutirt worden ist. Ich kenne vom gleichen Verfasser eine sehr merkwürdige Kritik einiger Theater-Vorurtheile: das Unabhängigste und Radikalste, was ich über das Problem des modernen Dramas gelesen habe.

Herr Prof. Spitteler ist, wie Sie es aus der kleinen Probe errathen werden, ein Mann von Geist und Witz, reich an neuen Gesichtspunkten und Wagnissen des Gedankens, er scheint wie nur Wenige, über Form- und Stilfragen mitzureden.

Der genannte Herr ist bisjetzt unter dem Namen Felix Tandem litterarisch bekannt geworden (Prometheus 1882. Extramundana 1883) — Ich bemerke ausdrücklich, daß er mir nicht persönlich bekannt ist; insgleichen daß er meiner eignen Denkweise und Philosophie fremd gegenüber steht. Ich wünsche Ihnen einen originellen Kopf empfohlen zu haben, nicht einen Anhänger oder Jünger.

[«]

1000. An Heinrich Köselitz in Venedig

Nice, pension de Genève
26. Febr. 1888.

Lieber Freund,

trübes Wetter, Sonntag Nachmittag, große Einsamkeit: ich weiß nichts Angenehmeres mir zu erfinden als etwas zu und mit Ihnen reden. Eben merke ich, daß die Finger blau sind: meine Schrift wird nur dem erräthlich sein, der die Gedanken erräth…

Was Sie über den Stil Wagner in Ihrem Briefe sagen, erinnert mich an eine eigne irgendwo geschriebene Auslassung darüber: wie sein „dramatischer Stil“ nichts weiter ist als eine Species des schlechten Stils, ja sogar des Nicht-Stils in der Musik. Aber unsre Musiker sehn darin einen Fortschritt…

Eigentlich ist Alles ungesagt, ja wie ich argwöhne, fast ungedacht auf diesem Bereiche von Wahrheiten: Wagner selber, als Mensch, als Thier, als Gott und Künstler geht tausendfach über den Verstand und Unverstand unsrer Deutschen hinaus. Ob auch über den der Franzosen? — Ich hatte heute das Vergnügen, mit einer Antwort Recht zu bekommen, wo schon die Frage außerordentlich hazardirt scheinen konnte: nämlich — „wer war bisher am besten vorbereitet für Wagner? wer war am Naturgemäßesten und Innerlichsten Wagnerisch, trotz und ohne Wagner?“ — Darauf hatte ich mir seit lange gesagt: das war jener bizarre Dreiviertels-Narr Baudelaire, der Dichter der Fleurs du Mal. Ich hatte es bedauert, daß dieser grundverwandte Geist W<agner>n nicht bei Lebzeiten entdeckt habe; ich habe mir die Stellen seiner Gedichte angestrichen, in denen eine Art Wagnerscher Sensibilität ist, welche sonst in der Poesie keine Form gefunden hat (— Baudelaire ist libertin, mystisch, „satanisch“, aber vor allem Wagnerisch) Und was muß ich heute erleben! Ich blättere in einer jüngst erschienenen Sammlung von Œuvres posthumes dieses in Frankreich auf’s Tiefste geschätzten und selbst geliebten Genies: und da, mitten unter unschätzbaren Psychologicis der décadence („mon cœur mis à nu“ von der Art, wie man sie im Falle Schopenhauers und Byrons **verbrannt** hat) springt mir ein unedirter Brief Wagners in die Augen, bezüglich auf eine Abhandlung Baudelaire’s in der Revue européenne, avril 1861. Ich schreibe ihn ab: Mon cher Monsieur Baudelaire, j’étais plusieurs fois chez vous sans vous trouver. Vous croyez bien, combien je suis désireux de vous dire quelle immense satisfaction vous m’avez préparée par votre article qui m’honore et qui m’encourage plus que tout ce qu’on a jamais dit sur mon pauvre talent. Ne serait-il pas possible de vous dire bientôt, à haute voix, comment je m’ai senti enivré en lisant ces belles pages qui me racontaient — comme le fait le meilleur poème — les impressions que je me dois vanter d’avoir produites sur une organisation si supérieure que la vôtre? Soyez mille fois remercié de ce bienfait que vous m’avez procuré, et croyez-moi bien fier de vous pouvoir nommer ami. — A bientôt, n’est-ce pas? Tout à vous

Richard Wagner

(Wagner war damals 48 Jahre alt, Baudelaire 40: der Brief ist rührend, obschon in miserablem Französisch.)

Im selben Buche finden sich Skizzen Baudelaires, in denen er auf eine leidenschaftliche Weise Heinrich Heine gegen französische Kritik (Jules Janin) in Schutz nimmt. — Man hat, in der letzten Zeit seines Lebens noch, wo er halb irre war und langsam zu Grunde gieng, Wagnersche Musik wie Medizin an ihm angewandt; und selbst wenn man nur Wagner’s Namen nannte, „il a souri d’allégresse“. (— Einen Brief dieser Art Dankbarkeit und selbst Enthusiasmus hat, wenn mich nicht Alles trügt, Wagner nur noch einmal geschrieben: nach dem Empfang der Geburt der Tragödie.)

— Wie geht es jetzt, lieber Freund? Ich habe mir geschworen, eine Zeit lang nichts mehr ernst zu nehmen. Auch dürfen Sie ja nicht glauben, daß ich wieder „Litteratur“

gemacht hätte: diesen Niederschrift war für mich; ich will alle Winter von jetzt ab hintereinander eine solche Niederschrift für mich machen — der Gedanke an „Publicität“ ist eigentlich ausgeschlossen. — Der Fall Fritzsch ist telegraphisch in Ordnung gebracht. — Herr Spitteler hat geschrieben, nicht übel, sich für seine „Unverschämtheit“ (— so sagt er selbst) entschuldigend. — Der Winter ist hart; es fehlt mir aber augenblicklich Nichts, es wäre denn eine göttliche und stille Musik, Ihre Musik, lieber Freund!

Ihr N.

Die Zeitungen und Zeitschriften, welchen Fritzsch durch ein artiges Circular letzten Herbst ein Gesammt-Exemplar meiner Schriften angeboten hatte, zum Zweck einer Besprechung, haben ihm sammt und sonders nicht geantwortet —

Overbecks Vater ist gestorben, 84 Jahr alt. Overbeck selbst ist dazu nach Dresden gereist: wie ich fürchte, zum Nachtheil seiner eigenen Gesundheit, die diesen Winter wieder Schwierigkeiten macht. — Schneestürme überall, Eisbär-Humanität.

Aus einem Briefe B<audelaire>s: „ich wage nicht mehr von W<agner> zu reden: man hat sich zu sehr über mich lustig gemacht. Diese Musik ist eine der ganz großen Freuden meines Daseins gewesen: ich habe gut fünfzehn Jahre keine solche Erhebung (vielmehr enlèvement) gefühlt.“.

[«]

1001. An Franz Overbeck in Basel

Nice, pension de Genève den 3. März 1888.

Lieber Freund,

vergieb mir, daß ich, eben im Besitz Deines guten Briefes, sofort Dich wieder mit meinen Angelegenheiten behelligen muß. Die Rechnung Lorenzens ist durchaus bedenkeneinflößend: ich kann nur einen einzigen Posten anerkennen. Die sechs ersten Posten habe ich bei meiner letzten Abreise von Leipzig bezahlt, den siebenten und achten (Dionys. und Apollodor) weder erhalten, noch je zu erhalten verlangt. Doch darüber will ich mit Lorenz selbst verhandeln. —

Dagegen beunruhigt es mich, daß Du nichts über die Bezahlung meiner Druckrechnung bei C. G. Naumann bis jetzt mir gemeldet hast. Ich habe die Rechnung in meinem vorletzten Briefe beigelegt: — muß ich fürchten, daß der Brief mit der Rechnung verloren gegangen ist? — in diesem Winter der Lawinen und Eisenbahn-Störungen scheint Viel verloren zu gehn..

Ich wundere mich seit Wochen, daß C. G. Naumann mir nicht den Empfang des Geldes signalisirt. —

Die Druckkosten der „Genealogie“ betrugen: 588 Mark 65 Pfennige.

Was den gegen Ende des Monats fällig werdenden Gehalt angeht, so bitte ich mir denselben hierher noch aus. Doch wäre ich dankbar für jeden Tag, den er früher kommt; im Grunde ist meine Zeit für Nizza abgelaufen — der Glanz der Sonne (bei übrigens kaltem Wetter) ist für meine Augen jetzt schon zu intensiv. — Sonst geht es wieder besser; auch bin ich mit meinem Winter, der lauter radikalen Problemen und Entscheidungen geweiht war, nicht übel zufrieden. — Sende einfach Basler Papier, bitte. — Der Ofen war de rigueur, Du hast Recht. Namentlich für mein Nordzimmer. Ich begreife übrigens absolut nicht, wie ich einen nordischen Winter aushielte: so sehr ich es wünschen muß, aus den allerletzten Gründen. Aber es ist selbst hier jeder eigentliche düstere und winterliche Tag, an dem die Sonne fehlt, für mich eine wahre Tortur: ich bin krank und in einer kaum glaublichen Weise gedrückt, leiblich und geistig. Dieser absurde Grad von Dependenz hat etwas Demüthigendes; aber es hilft nichts, ich muß mit diesem Faktor rechnen. Engadin und Nizza sind nicht eigentlich mehr in Frage zu ziehn: sie sind das einzig Bewiesene. Das Frühjahr macht mir Furcht; es ist mir an jedem Orte bisher mißrathen. — Das vergangene Jahrzehend mit meiner habituellen Schwäche und Reizbarkeit an Kopf und Nerven, die aus den geringsten Zufällen und Unfällen wahre Katastrophen schuf, sollte schlechterdings aus meiner Erinnerung ausgewischt werden. Aber einstweilen muß ich schon mit Tagen und Wochen zufrieden sein, wo ich es vergesse. Dieser Grad von menschlicher décrépitude, der meiner ganzen Denkweise so unangemessen wie möglich ist, hat, wie ich mir nicht verberge, meinen Stolz etwas exasperirt: schlimm genug, aber man hält die Misère nur um diesen Preis aus. — Mir ist zu Muthe, wie einem Troglodyten, dem es Mühe macht, an das Licht zu glauben; man wird extrem mißtrauisch; man wird problematisch.

Lieber Freund, es scheint mir nicht unmöglich, daß ich Dich dieses Jahr einmal wieder in Basel begrüße: obwohl ich es heute noch nicht versprechen will. Mit den herzlichsten Wünschen für Dich und Deine liebe Frau Dein

Nietzsche.

(Die Straße pet. rue St. Etienne ist jetzt umgetauft: rue Rossini)

[«]

1002. An Carl Spitteler in Basel

Nizza den 4. März
1888

Werther Herr Spitteler,

heute, statt aller Antwort, eine gute Nachricht. Es ist mir, nach vielfachen Fehlversuchen und Entmuthigungen, zuallerletzt doch noch gelungen, einen Verleger für die Herausgabe Ihrer Aesthetica zu interessiren. So eben schrieb mir der Chef eines der angesehensten Leipziger Häuser (Firma Veit und Co), Herr Hermann Credner, in einer Weise, die nicht anders als entgegenkommend genannt werden kann: er verspricht diese Angelegenheit im Auge zu behalten. Ich hatte ihm Ihre Kritik des modernen Orchesters übersandt, zugleich mit einem längeren Briefe: er sagt, daß er diese Kritik „mit Spannung und Genuß“ gelesen habe. Insgleichen sprach ich ihm von einer früheren Abhandlung, die im Bund erschienen ist, dramaturgische Fragen behandelnd. (Diese beiden Aufsätze werden, wie ich voraussetze, jener Sammlung von Aestheticis einverleibt? Wenigstens habe ich dies zu verstehen gegeben) — Die Frage der Ausstattung, ebenso wie die des Honorars ist natürlich nicht berührt worden: darüber Vorschläge zu machen steht bei Ihnen. Zunächst aber thut es Noth, genau zu formulieren, was der Band enthalten soll; insgleichen seine ungefähre Ausdehnung und Bogenzahl.

— Und seien Sie, im Verkehre mit diesem etwas verwöhnten und anspruchsvollen Verleger (der aus einer alten Leipziger Professoren-Familie stammt und überdies der Verleger des deutschen Reichsgerichts ist) nicht zu „schweizerisch“!…

— Mit dem Wunsch, Ihnen auch fürderhin einen Dienst erweisen zu können

Ihr Dr. Nietzsche Prof

(Credner gehört, nach seinem eignen Ausdruck, zu den amateurs meiner Litteratur)

Adresse: Herrn Hermann Credner (Veit & Co) Leipzig (Johannisgasse)

[«]

1003. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Nizza, den 5. März 1888.

Meine liebe gute Mutter,

heute morgen hätte ich Dir ohne Zweifel einen kleinen Brief geschrieben, selbst wenn nicht Deine herzliche Mahnung bei mir angelangt wäre. Es lag Alles schon bereit dazu. Außerdem hat sich mein Zustand wirklich verbessert und die bösen Wochen der

Melancholie sind wieder überwunden. Es betrübt mich, daß ich zwei so düstere Briefe an Dich abgesandt habe: aber es giebt Zeiten, wo man nicht mehr Herr über sich ist und Dinge thut, die man beim ersten Sonnenstrahle kaum mehr begreift. Der Winter war übrigens für alle Welt hart und traurig machend: und für eine solch delikate und krankhafte Maschinerie, wie ich es bin, besonders. Die Nachrichten von San Remo haben auch nichts Wohlthuendes: dies System von Lüge und willkürlicher Entstellung der Fakten, wie es diese Engländerin, im Bunde mit einem nichtswürdigen englischen Arzte, von einem Monat in den andern fortsetzt, hat sogar die Ausländer empört, gar nicht zu reden von dem deutschen Arzte, von der ganzen kaiserlichen Familie, von Bismarck. Ich bin durch einen Zufall sehr gut, zu gut über die intima intimissima dieser schauerlichen Geschichte unterrichtet. — Wir haben übrigens, seit dem 1. März, hier den großen Zollkrieg zwischen Italien und Frankreich: unsre Provinz ist am stärksten durch denselben betroffen. Nizza bezog Alles, was man zur Ernährung nöthig hat, aus Italien: — Fleisch, Eier, Butter, Gemüse, Wein, Oel. Der Zollkrieg, mit seinen unerhörten Taxen, macht einfach einen Schnitt zwischen den beiden Ländern: so daß die ganze Küste versuchen muß, sich anderswoher ihre Nahrungsmittel zu schaffen. Man will eine direkte Dampfschiffverbindung zwischen Nizza und Algier herstellen, dieser Tage schon: 42 Stunden Fahrt zwischen hier und Afrika. —

Trotzdem: wie gut, daß man in Europa ist, sei es nun in Naumburg, oder in Nizza — und nicht in diesem erstaunlich unanmuthigen Paraguay! Der Bericht ist sehr ehrlich, ich glaube wirklich nicht, daß er irgendwelche gute Seite verschweigt. Offenbar ist das Leben in der Hauptstadt und das Leben in dieser Wald- und Wüsten-Wildniß etwas recht Verschiedenes; in der ersteren wird man immer noch glauben, in Europa zu sein. Nichts für uns! meine gute Mutter! —

Fritzsch hat telegraphisch die Sache in Ordnung gebracht; auch einen entschuldigenden Brief geschickt. Ich danke sehr für den kleinen Hochdruck, den Dein Brief ausgeübt hat.

Inzwischen ist Overbecks Vater in Dresden gestorben; insgleichen Köselitzens Leipziger Schwester. Man hat überall zu tragen und zu überwinden. — Deine freundliche und liebe Einladung, den Frühling in Naumburg zu verbringen, stimmt leider in keinem Punkte jetzt zu dem, was meine absurde Gesundheit verlangt. Erstens: ich darf nicht weit reisen, ich halte es nicht aus. Zweitens: ich habe das größte Mißtrauen gerade gegen den deutschen Frühling und denke mit Schrecken an das Gefühl von Schwäche und Entmuthigung, das der letzte Frühling in Naumburg und Leipzig bei mir hervorgebracht hat. Es steht noch nicht fest, wohin ich gehe; aber nicht gar weit, und etwas in die Berge, wo eine kräftige Luft weht; und so daß ich den Zugang zum Engadin im Auge behalte (für Mitte Juni: eher kann man nicht hinauf)

Zuletzt, meine gute Mutter, macht es Dir etwas, mir die 96 Mark hierher, nach Nizza, zu schicken? Oder hast Du gerade jetzt kein Geld? Ich bin nämlich in einiger Verlegenheit, und wäre dankbar, jetzt Geld geschickt zu bekommen. Paßt es Dir nicht, so würde ich Hrn. Kürbitz darum angehn. (Am einfachsten ein Hundert-Mark-Schein. Der Brief recommandirt, aber das Geld nicht darauf bezeichnet. Oder auch ein Hundert-Franken-Schein (96 Mark = 115 frs.) dies vorzuziehen.

In herzlicher Liebe und Dankbarkeit
Dein altes Geschöpf

[«]

1004. An M. Pfyffer in Viznau (Entwurf)

<Nizza, Mitte März 1888>

Sehr geehrter Herr

Ich möchte gern mich mit Ihnen für den Fall verständigen, daß ich Ende dieses Monats zu einem langen Aufenthalt bei Ihnen eintreffe. Eine Schweizerin, die Sie kennen und deren freundliche Grüße ich Ihnen auszurichten habe, Frau Fäsi aus Zürich, macht es mir wahrscheinlich, daß ich in Ihrem Hause das finden könnte, was ich vor allem nöthig habe, sei es für meine Gesundheit, sei es für meine Arbeiten: Ruhe. Ein Südzimmer, eingerichtet für den Gebrauch eines Gelehrten, ein Bett mit einer guten festen Matratze, eine Chaise longue — das würde ebenfalls zu schaffen sein.

Ich setze voraus, daß wir uns über einen Tagespreis der Pension von 4 1/2 frs. tout compris arrangiren werden: wobei ich ausdrücklich bemerke, daß ich mir frühmorgens meinen Thee selbst bereite, nach alter Gewohnheit, somit in den Pensionspreis nur die zwei Haupt-Mahlzeiten, das Zimmer und die Bedienung einbegriffen sind. Man lobt mir Ihre Küche.

Es wäre mir werthvoll, für mich einen guten Zwischenaufenthalt für den Frühling ausfindig zu machen: meine Versuche in den letzten Jahren sind mir nicht zum Besten meiner Gesundheit ausgeschlagen.

[«]

1005. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Nice d. 20. März 1888.

Meine liebe Mutter

Du hast mir mit Deiner Sendung und dem sie begleitenden Briefe eine große Freude gemacht: beinahe als ob Du mir ein Geschenk gemacht hättest. Ich war gerade etwas knapp daran mit Finanzen; und vielleicht habe ich schon geschrieben, daß diesen Winter mein Leben im Hôtel sich vertheuert hat. Trotzdem sind auch jetzt noch die Bedingungen, unter denen ich hier lebe, bedeutend unter den durchschnittlichen, die Jedermann hier im Hause zu zahlen hat; und andrerseits habe ich auch diesen Winter etwas, das ich sonst nicht hatte: ein Zimmer, das mir gefällt, hoch, mit einem ausgezeichneten Lichte für meine Augen, neu hergerichtet, mit großem schwerem Tisch, chaise longue, Bücherschrank und mit dunklen roth-braunen Tapeten, die ich selbst ausgewählt habe. Es scheint mir immer noch, daß ich an Nizza festzuhalten habe: sein klimatischer Einfluß ist so wohlthätig wie kein andrer auf mich. Ich kann hier gerade noch einmal so viel Gebrauch von meinen Augen machen als anderswo. Der Kopf ist unter diesem Himmel freier geworden, von Jahr zu Jahr; die unheimlichen Folgen jahrelangen Siechthums in der Nähe und Erwartung des Todes treten hier milder auf. Ich will nicht vergessen, daß auch meine Verdauung hier besser ist als sonst wo; vor allem aber, mein Geist fühlt sich hier aufgeweckter und trägt im Allgemeinen seine Bürde leichter — ich meine die Bürde eines Lebenslooses, zu dem ein Philosoph einmal verurtheilt ist. Ich gehe Vormittags eine Stunde, Nachmittags drei Stunden durchschnittlich spazieren, in scharfem Schritte — Tag für Tag den gleichen Weg: er ist schön genug dazu. Nach dem Abendessen sitze ich noch bis 9 Uhr im Salon, unter fast lauter Engländern und Engländerinnen, bei einer Lampe mit Lampenschirm an meinem Tische. Ich stehe halb sieben auf und mache mir meinen Thee selbst: dazu einige Zwiebäcke. Um 12 Uhr das Frühstück; um 6 Uhr die Hauptmahlzeit. Kein Wein, kein Bier, keine Spirituosen, kein Kaffe: größte Gleichmäßigkeit in der Lebens- und Ernährungsweise. Seit vorigem Sommer habe ich mich an Wassertrinken gewöhnt: ein gutes Zeichen, ein Fortschritt. Übrigens war ich gerade jetzt drei Tage krank: doch ist heute wieder Alles in Ordnung. Für Ende März denke ich Nizza zu verlassen: der Lichtglanz ist mir bereits zu stark, auch die Luft schon zu weich, zu frühlingsmäßig. Es ist möglich, daß ich noch Besuch bekomme: nämlich Seydlitz, der auf seiner Rückreise von Aegypten „mit Weib, Mutter, Hund und Diener“ bei mir eintreffen will. Auch der alte Freund Gersdorff schrieb wieder guter Dinge: er hatte gerade seinen Monat Dienst in Berlin hinter sich (— er ist Kammerherr der alten Kaiserin) Aber das Schönste war ein langer Brief vom Lama: acht Seiten voll lauter herzlicher und sogar gescheuter Dinge. Noch in Asuncion geschrieben; aber voll guten Muths („gewiß, ich habe ein Lebensloos, zu dem ich passe, das ist eine schöne Sache“ —) Doch drückt sie Besorgniß aus, daß es die nächste Zeit zu viel zu thun giebt: weil eine Unmasse neuer Colonisten angemeldet sind, und vielleicht noch nicht genug dazu vorbereitet ist. — Ich vergaß zu erzählen, daß ein alter Schulkamerad (mein „Unterer“), der Lieutenant Geest hier in Pflege der Diakonissen vom rothen Kreuz ist: ich gehe zuweilen hin. Sehr norddeutsche Atmosphäre: Frau von Münchow, Frl. von Diethfurth usw. Meine Tischnachbarin ist auch diesen Winter wieder die Baronin Plänckner, eine geb. Seckendorf<f>: und als solche mit allen Seckendorf<f>s am Hofe und in der Armee in allernächstem Verkehr (z. B. mit dem Grafen Seckendorf<f>, der, wie bekannt bei der neuen Kaiserin die „rechte Hand“ ist — und noch etwas mehr!) Auch ist sie mit dem Geheimrath von Bergmann nahe befreundet und selbst in seiner Kur: so daß ich über die Dinge in San Remo sehr gut unterrichtet war. Ich habe sogar Blätter, die der Kronprinz ein Paar Tage vor seiner Abreise geschrieben hat, in den Händen gehabt. - - -

So viel, meine liebe gute Mutter! Es umarmt Dich in Dankbarkeit

Dein altes Geschöpf.

Ich möchte Dir gerne eine förmliche Quittung über die Zahlung der ersten Jahres-Zinsen ausstellen: denn so ist es in der Ordnung. Nun bitte ich mir erst zu sagen, was ich schreiben soll.

Grüße, mit herzlicher Antheilnahme, Herrn und Frau Rektor Volkmann von mir. Was macht Heinze? Fast habe ich ihn erwartet. Übrigens war ein Leipziger Professor zwei Tage hier im Hause.

[«]

1006. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Nice (France)
pension de Genève
21. März
1888

Werthester Herr Fritzsch,

inzwischen ist mir noch Jemand bekannt geworden, der auf eine intelligente Weise das Bekanntwerden meiner Schriften fördert: das ist Herr P. Michaelis, Domhülfsprediger in Bremen. Derselbe ist für die Nationalzeitung thätig: welche in den letzten zwei Jahren bereits zwei Mal über mich (resp. über Bücher von mir) Aufsätze gebracht hat. Ersichtlich kennt er die „Morgenröthe“ und die „fröhliche Wissenschaft“ nicht: ich würde Ihnen vorschlagen, diese beiden Bücher ihm zu übersenden zugleich mit der beiliegenden Karte von meiner Seite.

Adresse: Bremen. Am Deich 55.

Der ausgezeichnete Däne, Dr Brandes, hat seit dem Empfang der Schriften schon zwei Mal wieder geschrieben, jedes Mal sich unterzeichnend „Ihr aufmerksamer und dankbarer Leser“

Mich bestens empfehlend und mit angelegentlichem Glückwunsche zu dem bevorstehenden Familien-Feste

Ihr ergebenster
Prof. D. Nietzsche.

[«]

1007. An Heinrich Köselitz in Venedig

Nice, pension de
Genève
(rue Rossini)
21. März 1888

Lieber Freund

inzwischen hat die Gesundheit viel Störung gegeben: sonst hätten Sie längst einen Dankesbrief erhalten. Ich war durch Alles, was Sie mir das letzte Mal in puncto Wagneri schrieben, geradezu erbaut. Sie sind heute der Einzige, der solche Geschmacks-finesses nicht nur haben, sondern auch begründen kann: während ich umgekehrt mich in meiner absurderen Weise zum bloßen Tasten und Tappen verurtheilt fühle. Ich kenne nichts mehr, ich höre nichts mehr, ich lese nichts mehr: und trotzalledem giebt es Nichts, was mich eigentlich mehr angienge als das Schicksal der Musik.

Nicht zu vergessen: ich habe doch etwas gehört — drei Sachen von Offenbach (la Pericholle, la grande Duchesse, la fille du tambour-major) — und war entzückt. Vier, fünf Mal in jedem Werke erreicht er einen Zustand übermüthigster Bouffonerie, aber in der Form des klassischen Geschmacks, absolut logisch — und dabei noch wunderbar Pariserisch!.. Dabei hat dieses verwöhnte Menschenkind das Glück gehabt, die geistreichsten Franzosen zu Librettisten zu haben: Halévi, der jüngst wegen dieser Geniestreiche la belle Helène etc. in die Akademie aufgenommen worden ist, Meilhac und Andere. Die Texte Offenbachs haben etwas Bezauberndes und sind wahrscheinlich das Einzige, was die Oper zu Gunsten der Poesie bisher gewirkt hat. —

Mottl, nach dem Sie fragten, hat nichts mehr von sich hören lassen. Ich notiere Ihnen noch ein Wort Seydlitzens, der jüngst aus Aegypten schrieb und wahrscheinlich mir, „zusammen mit Weib, Mutter, Hund und Diener“ auf seiner

Rückreise einen Besuch abstatten wird. Er beklagt sich über den dort wehenden Chamsin „der einer ins Meteorologische übersetzten Brahmsschen Symphonie gleicht: rücksichtslos, sandig, trocken, unbegreiflich, nervenzerrüttend, etwa ein zehnfacher scirocco“. — Auch der alte Freund Gersdorff hat wieder geschrieben, mit vieler und herzlicher Erinnerung auch an Sie („— ich denke mit Vergnügen an die guten Stunden, die ich mit ihm und durch ihn erlebte und die nur durch Nerina und Rascovicz getrübt wurden) Auch sagt er „wie viel Kraft und Muth muß man haben, um heute gute Musik zu machen. Es giebt heute kaum einen Menschen, dem Wagner nicht das Concept verrückt hätte“. Gersdorff hatte eben seinen Hofdienst wieder hinter sich: er ist, wie Sie wissen werden, Kammerherr der alten Kaiserin. —

Etwas ist mir gelungen, worüber Sie lachen werden: ich habe jenem Spitteler (unangenehmen Angedenkens), unaufgefordert, aber im Bewußtsein, daß sonst Niemand etwas für ihn thut, einen Verleger für einen dicken Band Aesthetica verschafft: Firma Veit & Co (Hermann Credner in Leipzig, ein „amateur“ meiner Litteratur) Sp<itteler> hat sich gehütet, mir dafür zu danken. —

Von Kopenhagen kommen öfters Briefe, immer sehr intelligent, aber auch voll vieler Zeichen einer leidenden Existenz: B<randes> ist dermaaßen im **Krieg** und allein, daß er Jemanden nöthig zu haben scheint, zu dem er persönlich redet. Das Angenehmste war ein langer Brief meiner Schwester, deren Unternehmung überraschend für sie selber geräth: sie haben jetzt 80 Deutsche und 3 Schweizer auf der Colonie „Nueva Germania“, und es sind so Viele für die nächsten Monate angekündigt, daß man fürchtet, nicht genug vorbereitet zu sein. —

Eben traf eine intelligente und nicht unsympathische Besprechung meiner „Genealogie“ in der Nationalzeitung ein: abgesandt von dem Verfasser, P. Michaelis, Domhülfsprediger in Bremen. „Nietzsche ist grob, aber —“

So viel, lieber Freund: es ist wenig genug. Nun stehe ich wieder vor der widerlichen Erwägung, was ich mit mir die nächsten Monate anfangen soll, bis ich wieder hinauf kann .. Es ist eine schlechte Zeit, es sind alle Versuche und Orte eigentlich mißrathen — noch vom letzten Jahr her habe ich den greulichsten Nachgeschmack von dieser Zwischenzeit, die mich schwach macht und entnervt. Wohin?.. Denn mit Nizza ist es wieder vorbei; der Lichtglanz ist zu stark, die Luft schon zu weich. Zürich? Nimmermehr! Die italiänischen Seen? — drückend, herabstimmend! Die Schweiz? noch zu winterlich, wolkig, nebelig. Ich habe diese ganze Nacht gewacht in der Unruhe solcher Fragen. —

Mein alter Freund und maestro, es wünscht Ihnen einen guten Morgen

Ihr
Nietzsche

Verzeihung, daß der Brief endet, wie er nicht enden sollte, — ich thue so viel Verkehrtes.

[«]

1008. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

Nice 22. März 1888.

Lieber Freund, die Recrudescenz des Winters macht mich anders über die nächste Zukunft denken; insbesondere scheint es mir noch lange nicht erlaubt, in die Schweiz zu reisen. Unter diesen Umständen würde ich Dich bitten, einen Theil des zu erwartenden Gehalts in italiänischem Papier mir zu übermitteln (vielleicht 300 frs.)

Deine Mittheilung, daß das Haus wieder verkauft ist, hat mich geradezu erschreckt. Bist Du denn von einem besonderen noch unentdeckten Dämon heimgesucht, einem deus ignotus Basileensis? Ich bedaure Dich und Deine liebe Frau aufs Höchste.

N.

(Die Gesundheit wieder rückwärts.)

Lorenz hat die Rechnung annullirt und sich sehr entschuldigt. —

[«]

1009. An Georg Brandes in Kopenhagen

Nizza den 27. März 1888

Verehrter Herr,

ich wünschte sehr, Ihnen für einen so reichen und nachdenklichen Brief schon früher gedankt zu haben: aber es gab Schwierigkeiten mit meiner Gesundheit, so daß ich in allen guten Dingen arg verzögert bin. An meinen Augen, anbei gesagt, habe ich einen Dynamometer meines Gesammtbefindens: sie sind, nachdem es in der Hauptsache wieder vorwärts, aufwärts geht, dauerhafter geworden, als ich sie je geglaubt habe, — sie haben die Prophezeiungen der allerbesten deutschen Augenärzte zu Schanden gemacht. Wenn die Herren Gräfe et hoc genus omne Recht behalten hätten, so wäre ich schon lange blind. So bin ich — schlimm genug! — bei Nr. 3 der Brille angelangt, aber ich sehe noch. Ich spreche von dieser Misère, weil Sie die Theilnahme zeigten, mich darnach zu fragen, und weil die Augen in den letzten Wochen besonders schwach und reizbar waren. —

Sie dauern mich in Ihrem dies Mal besonders winterlichen und düsteren Norden: wie hält man da eigentlich seine Seele aufrecht! Ich bewundere beinahe Jedermann, der unter einem bedeckten Himmel den Glauben an sich nicht verliert, gar nicht zu reden vom Glauben an die „Menschheit“, an die „Ehe“, an das „Eigenthum“, an den „Staat“…

In Petersburg wäre ich Nihilist: hier glaube ich, wie eine Pflanze glaubt, an die Sonne. Die Sonne Nizza’s — das ist wirklich kein Vorurtheil. Wir haben sie gehabt, auf Unkosten vom ganzen Reste Europa’s. Gott läßt sie mit dem ihm eigenen Cynismus über uns Nichtsthuer, „Philosophen“ und Grecs schöner leuchten als über dem so viel würdigeren militärisch-heroischen „Vaterlande“ —

Zuletzt haben auch Sie, mit dem Instinkte des Nordländers, das stärkste Stimulans gewählt, das es giebt, um das Leben im Norden auszuhalten, den Krieg, den aggressiven Affekt, den Wikinger-Streifzug. Ich errathe aus Ihren Schriften den geübten Soldaten; und nicht nur die „Mittelmäßigkeit“, noch mehr vielleicht die Art der selbständigeren und eigeneren Naturen des nordischen Geistes mag Sie beständig zum Kampfe herausfordern. Wie viel „Pfarrer“, wie viel Theologie ist in all diesem Idealismus noch rückständig!… Dies wäre für mich schlimmer noch als bedeckter Himmel, sich über Dinge entrüsten zu müssen, die Einen nichts angehn! —

Ihr Erlebniß mit dem Leipziger Verleger Herrn Hermann Credner verstehe ich nur zu gut. Auch ich war vor zwei Jahren tief mit ihm engagirt, habe aber bei dem ersten Anzeichen seiner absurden Verleger-Selbstherrlichkeit einen solchen Schreck gehabt, daß ich brüsk mein Manuscript telegraphisch zurückforderte. Er ist voriges Jahr gerichtlich verurtheilt worden, weil er sich erlaubt hatte, in einer Geschichte der neueren deutschen Politik hinter dem Rücken des Autors durch eine heimtückische Nach correktur die ganze Tendenz des Werkes umzudrehn! — Er ist der Verleger des deutschen Reichsgerichts. —

So viel für dies Mal: es ist wenig genug. Ihre „deutsche Romantik“ hat mich darüber nachdenken machen, wie diese ganze Bewegung eigentlich nur als Musik zum Ziel gekommen ist (Schumann, Mendelsohn, Weber, Wagner, Brahms): als Litteratur blieb sie ein großes Versprechen. Die Franzosen waren glücklicher. — Ich fürchte, ich bin zu sehr Musiker, um nicht Romantiker zu sein. Ohne Musik wäre mir das Leben ein Irrthum. — Es grüßt Sie, verehrter Herr, herzlich und dankbar

Ihr
Nietzsche

[«]

1010. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Nizza, 31. März 1888>

Lieber Freund,

so weit ist Alles vorbereitet, daß ich übermorgen früh nach Turin abreise. Ich glaube mich zu erinnern, daß Sie selbst mir einmal zu diesem Versuche gerathen haben. Meine Absicht ist, daselbst zwei Monate zu bleiben, um dann direkt in's Engadin zu gehn. Man rühmt mir die trockne Luft, die stillen Straßen, die außerordentliche Ausdehnung der Stadt, so daß ich, ohne mich dem Sonnenlicht auszusetzen, große Wege machen kann. Hier gieng es nicht zum Besten. — Wie mag es in Ihrem Venedig sein? Ich bin öfters darnach gefragt worden, da die vortrefflichen Köchlin's dorthin verreisen wollen. Der Winter ist ein hartnäckiger Gesell, überall: nur hier nicht, scheint es. Meine Tischnachbarin, die Baronin Plänckner reist nach Corte ab: es geräth mir immer, Andre zu dem zu verführen, wozu ich selbst nicht den Muth habe.

Ihnen von Herzen zugethan
N.

Adresse: Torino, ferma in posta.

[«]

1011. An Elisabeth Förster in Nueva Germania

Nizza, Sonnabend vor Ostern <31. März> 1888

Dies Mal, mein liebes Lama, bekommst Du auch den letzten Brief, den ich in Nizza schreibe, wie Du den ersten von diesem Winter bekommen hast. Es macht mir großes Vergnügen zu denken, daß er Dich in Deiner neuen und selbstgeschaffenen Heimat begrüßen wird — und er soll Dir und Deinem Bernhard meine allerherzlichsten Glückwünsche an der Schwelle dieses neuen Daseins zu Füßen legen. Nach Allem, was Du schreibst, zieht die Hoffnung zugleich mit Euch dort ein: und wenn wahrscheinlich das Leben etwas streng und arbeitsam sein wird, so dürft Ihr Euch mit dem Dichter trösten, der ungefähr gesagt hat: „nur der verdient die Freiheit und das Leben in Nueva Germania, der täglich sie erobern muß“ …

Was Du vom „Lebensloose“ sagst und „daß es eine schöne Sache sei, dazu zu passen“, scheint mir wirklich in Deinem Falle keine Selbsttäuschung. Es ist alles überraschend gut vorwärts gegangen: so daß es mir mitunter beikommt, Deine Attitüde nachzuahmen, von der Du schreibst und „mich auf den Rücken zu legen“. Auch dürft Ihr in jedem Sinn damit zufrieden sein, im lieben Europa zu fehlen: dieses starrt heute mit dem Heroismus eines Igels in Waffen und hat alle Sorten von

Damokles-Schwertern über sich aufgehängt. Ich rede noch nicht einmal vom Winter, vom härtesten Winter, von dem die berühmten „ältesten Leute“ wissen: der gebildete Europäer ist im Kampfe mit allen Elementen — und, wie bekannt „die Elemente hassen den gebildeten Europäer“. Zum Mindesten glaubte Schiller so etwas Ähnliches. —

Wir hier in Nizza sind nicht schlecht dabei weggekommen: Gott läßt, wie es scheint, mit einem an ihm nicht ungewöhnlichen Cynismus, die Sonne über Deinen philosophisch-nihilistischen Nichtsnutz von Bruder schöner leuchten als über Herrn von Bismarck und die deutsche reichsfromme Tugend. Ich wollte, ich hätte selber diesen Winter etwas mehr „geleuchtet“: aber es gab düstere Wochen, wo ich wie ein verdrossener Bär in der Höhle saß. Trotzdem glaube ich, daß es in der Hauptsache vorwärts gegangen ist und daß ich einen Schritt mehr aus der vieljährigen Misère und Décadence herausgetreten bin. Auch erleichtert es mich, meine „Litteratur“ abgethan zu haben: ich bin sogar gebildet genug, sie nicht mehr zu mögen. Man schreibt keine Meisterwerke im Zustande der décadence: das gienge gegen die Naturgeschichte! —

Wie sehr ich eigentlich krank gewesen bin, das weiß im Grunde Niemand. Und es ist gut so. —

Übermorgen früh geht es nach Torino: das ist ein neuer Versuch, die Zwischenzeit bis zum Engadin (c. 10. Juni) auszuhalten, nachdem mir alle bisherigen Versuche schmählich und schmerzlich mißrathen sind. Der Frühling ist meine schwache Zeit. Turin hat eine energische Luft, sagt man mir, die trocken ist: es ist reinlich, großstädtisch, ruhig, sehr ausgedehnt, so daß es mir erlaubt, lange Wege im Schatten zu machen: während die Reizbarkeit meiner Augen gerade in den Frühlingsmonaten besonders groß ist. Auch bin ich der Schweizer etwas satt: zu viereckig und unbeholfen, wie auch der Schweizer Städte. — Nach dem Engadin ein Monat (c. 20. Sept. — 20. Okt.) Venedig: um den ersten Musiker, der jetzt lebt, zu erheitern und mich durch ihn. Dann, wahrscheinlich, wieder Nizza. — Es fehlen mir alle Wünsche. Wozu sollte Irgend-Etwas anders werden?… Nur brauche ich eine Art von Besinnung und Concentration, die nicht ihres Gleichen hat — von wegen der berühmten „Lebensaufgabe“, zu der ich bisher, wie ich fürchte, gar nicht gepaßt habe.

Mein liebes Lama, es umarmt Dich und Deinen „conquistadore da Nueva Germania“ viele Male

Dein Fritz

[«]

1012. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Nizza, Sonnabend vor Ostern <31. März 1888>

Eben, meine liebe Mutter, ist Dein so herzlicher Brief eingetroffen: ich beantworte ihn sofort, weil es der letzte Augenblick ist, noch ein paar Worte zu schreiben und weil ich Dir für die nächsten Monate meine Adresse geben muß. Ich reise Montag Morgen ab, nach Turin dies Mal: ein neuer Versuch, die für mich so bedenkliche und schädliche Zeit den Frühling auszuhalten. Turin wird von Nizza in Einem Tage erreicht: Morgens um 6 Uhr fort, Abends um 1/2 7 Ankunft. Turin ist eine große Stadt, mit prachtvollem Pflaster und weiten stillen Straßen: da kann ich Stunden lang, geschützt vor der Sonne spazierengehn, und in einem kräftigen Clima: denn die Alpen sind nicht weit davon, und die Winde kommen von dort. Auch liegt es etwas hoch. Hoffentlich mißräth der Versuch nicht. Mein Wunsch ist, die Monate April und Mai dort zuzubringen und dann direkt ins Engadin zu gehn. Es ist Alles nicht zu sehr von einander abseits. — Hier hatten wir ein sehr unruhiges Wetter, mitunter unausstehlich schwül, mächtige Gewitter, sehr frühlingsmäßig und den Nerven unzuträglich. Ich mußte meine Spaziergänge aufgeben. Auch der Wind weht jetzt am Tage ganz unangenehm gewaltsam. —

Das Hôtel ist immer noch voll; die Wintersaison zieht sich dies Mal sehr in die Länge. Daß ich „lebe wie ein Graf", wie Du schreibst, hat mich lachen gemacht: oh, es steht nicht gerade so mit mir, daß ich hier zu beneiden wäre. —

Anbei in der Form, die Du vorschlägst, das Quittungsbüchlein.

Von Herzen Dich umarmend

Dein altes Geschöpf.

Ich schreibe eben auch an's Lama. Dies Mal bekommt es den letzten Brief aus Nizza, wie ich ihr den ersten diesen Winter geschrieben habe. —

Adresse Al Sig^{re} illust^{mo} Signore Dottore Nietzsche **ferma in posta** Torino Italia

[«]

1013. An Heinrich Köselitz in Venedig

Turin, den 7. April
1888.

Lieber Freund,

wie hat mir das wohlgethan! Der erste Gruß, der mich hier empfieng, war von Ihnen; und der letzte, der mich in Nizza erreichte, war auch von Ihnen. Und wie gute seltsame Dinge meldeten Sie! Daß Ihr Quartett in irgend welcher kalligraphischen Vollkommenheit vor Ihnen liegt und daß Sie seinethalben nun auch diesen Winter segnen! Im Grunde wird man eine sehr anspruchsvolle Art Mensch, wenn man bei sich sein Leben durch Werke sanktionirt: namentlich verlernt man damit, den Menschen zu gefallen. Man ist zu ernst, sie spüren das: es ist ein teufelsmäßiger Ernst hinter einem Menschen, der vor seinem Werke Respekt haben will..

Lieber Freund, ich benutze die erste Windstille einer sehr stürmischen Fahrt, um an Sie zu schreiben. Vielleicht giebt mir dies einige Ruhe und Haltung: denn ich war bisher außer Rand und Band und bin noch nie unter so ungünstigen Verhältnissen gereist. Ist es möglich, zwischen Montag und Samstag so viel absurde Dinge zu erleben! Es mißrieth Alles, von Anfang; ich lag zwei Tage krank, wo? — in Sampierdarena. Glauben Sie ja nicht, daß ich dahin habe reisen wollen. Nur mein Koffer hatte die ursprüngliche Intention nach Turin festgehalten; wir Andern, nämlich mein Handgepäck und ich, giengen in verschiednen Richtungen auseinander. Und wie theuer war die Reise! Wie bereicherte man sich an meiner Armut! Ich bin wirklich nicht gemacht mehr zum Alleinreisen: es regt mich zu sehr auf, so daß ich Alles dumm anfange. Auch hier gieng es zunächst drunter und drüber. Nachts schlaflos, erstaunt, nicht begreifend, was der Tag Alles gebracht hatte. — Wenn ich Sie einmal wieder sehe, will ich Ihnen eine Scene in Savona beschreiben, die einfach in die fliegenden Blätter gehörte. Nur machte sie mich krank. —

In Genua bin ich herumgegangen wie ein Schatten unter lauter Erinnerungen. Was ich einstmals dort liebte, fünf sechs ausgesuchte Punkte, gefiel mir jetzt noch mehr: es schien mir von unvergleichlicher bleicher noblesse und hoch über Allem, was die Riviera bietet. Ich danke meinem Schicksal, daß es mich in diesen harte und düstre Stadt in den Jahren der décadence verurtheilt hatte: geht man aus ihr heraus, so ist man auch jedes Mal aus sich heraus gegangen — der Wille weitet sich wieder, man hat nicht den Muth mehr, feige zu sein. Ich war nie dankbarer als bei dieser Eremitage bei Genua. —

Aber Turin! Lieber Freund, seien Sie beglückwünscht! Sie rathen mir nach dem Herzen! Das ist wirklich die Stadt, die ich jetzt brauchen kann! Dies ist handgreiflich für mich und war es fast vom ersten Augenblick an: wie schauderhaft auch die Umstände meiner ersten Tage waren. Vor allem miserables Regenwetter, eisig, unbeständig, auf die Nerven drückend, mit schwülen halben Stunden dazwischen. Aber was für eine würdige und ernste Stadt! Gar nicht Großstadt, gar nicht modern, wie ich gefürchtet hatte: sondern eine Residenz des 17 Jhs. welche nur Einen commandirten Geschmack in Allem hatte, den Hof und die noblesse. Es ist die aristokratische Ruhe in Allem festgehalten: es giebt keine mesquinen Vorstädte; eine Einheit des Geschmacks, die bis auf die Farbe geht (die ganze Stadt ist gelb, oder rothbraun) Und für die Füße wie für die Augen ein klassischer Ort! Was für Sicherheit, was für Pflaster, gar nicht zu reden von den Omnibus und trams, deren Einrichtung hier bis ins Wunderbare gesteigert ist! Man lebt, scheint es, billiger hier als in den andern großen Städten Italiens, die ich kenne; auch hat mich noch Niemand betrogen. Man hält mich für einen „ufficiale tedesco“ (während ich diesen Winter im offiziellen Fremden-Verzeichniß Nizza’s comme Polonais figurirte) Nein, was für ernste und feierliche Plätze! Und der Palaststil ohne Prätension; die Straßen sauber und ernst — und Alles viel würdiger als ich es erwartet hatte! Die schönsten Cafés, die ich sah. Diese Arkaden haben bei einem solchen Wechsel-Clima etwas Nothwendiges: nur sind sie großräumig, sie drücken nicht. Abends auf der Pobrücke: herrlich! Jenseits von Gut und Böse!!

Das Problem bleibt das Wetter Turins. Ich habe außerordentlich bisher unter ihm gelitten: ich erkannte mich kaum wieder. — Es grüßt Sie in dankbarer Ergebenheit Ihr Freund

Nietzsche

[«]

1014. An Georg Brandes in Kopenhagen

Torino (Italia)
ferma in posta
den 10. April 1888.

Aber, verehrter Herr, was ist das für eine Überraschung! — Wo haben Sie den Muth hergenommen, von einem vir obscurissimus öffentlich reden zu wollen!.. Denken Sie vielleicht, daß ich im lieben Vaterlande bekannt bin? Man behandelt mich daselbst, als ob ich etwas Absonderliches und Absurdes wäre, etwas, das man einstweilen nicht nöthig hat, ernst zu nehmen… Offenbar wittern sie, daß auch ich sie nicht ernst nehme: und wie sollte ichs auch, heute, wo „deutscher Geist“ ein contradictio in adjecto geworden ist! —

Für die Photographie bedanke ich mich auf das Verbindlichste. Leider giebt es nichts dergleichen auf meiner Seite: die letzten Bilder, die ich besaß, hat meine Schwester, die in Südamerika verheirathet ist, mit davon genommen.

Anbei folgt eine kleine vita, die erste, die ich geschrieben habe. Was die Abfassungszeiten der einzelnen Bücher betrifft, so stehen sie auf dem Titel-Rückblatt von „Jenseits von Gut und Böse“. Vielleicht haben Sie das Blatt nicht mehr.

„Die Geburt der Tragödie“ wurde zwischen Sommer 1870 und Winter 1871 abgefaßt (beendet in Lugano, wo ich zusammen mit der Familie des Feldmarschall Moltke lebte)

Die „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ zwischen 1872 und Sommer 1875 (es sollten 13 werden: die Gesundheit sagte glücklicher Weise Nein!)

— Was Sie über „Schopenhauer als Erzieher“ sagen, macht mir große Freude. Diese kleine Schrift dient mir als Erkennungszeichen: wem sie nichts Persönliches erzählt, der hat wahrscheinlich auch sonst nichts mit mir zu thun. Im Grunde steht das Schema darin, nach dem ich bisher gelebt habe: sie ist ein strenges Versprechen.

„Menschliches, Allzumenschliches“ sammt seinen zwei Fortsetzungen Sommer 1876—1879. Die „Morgenröthe“ 1880. Die „fröhliche Wissenschaft“ Januar 1882. Zarathustra 1883 — 85 (jeder Theil in ungefähr zehn Tagen. Vollkommener Zustand eines „Inspirirten“, Alles unterwegs, auf starken Märschen concipirt: absolute Gewißheit, als ob jeder Satz Einem zugerufen wäre. Gleichzeitig mit dem Gefühl größter körperlicher Elasticität und Fülle —)

„Jenseits von Gut; und Böse“, Sommer 1885 im Oberengadin u. den folg. Winter in Nizza.

Die „Genealogie“, zwischen dem 10. und 30. Juli 1887 beschlossen, durchgeführt und druckfertig an die Leipziger Druckerei geschickt.

(Natürlich giebt es auch Philologica von mir. Das geht aber uns Beide nichts mehr an.)

Ich mache eben einen Versuch mit Turin, ich will hier bis zum 5ten Juni bleiben, um dann ins Engadin zu gehn. Winterlich, hart, böse bis jetzt. Aber die Stadt superb ruhig und meinen Instinkten schmeichelnd. Das schönste Pflaster der Welt.

Es grüßt Sie Ihr dankbar ergebener

Nietzsche

Ein Jammer, daß ich weder Dänisch noch Schwedisch verstehe! —

Vita. — Ich bin am 15. Okt. 1844 geboren, auf dem Schlachtfelde von Lützen. Der erste Name, den ich hörte, war der Gustav Adolfs. Meine Vorfahren waren polnische Edelleute (Niëzky); es scheint, daß der Typus gut erhalten ist, trotz dreier deutscher „Mütter“. Im Auslande gelte ich gewöhnlich als Pole; noch diesen Winter verzeichnete mich die Fremdenliste Nizza’s comme Polonais. Man sagt mir, daß mein Kopf auf Bildern Matej<k>o’s vorkomme. Meine Großmutter gehörte zu dem Schiller-Goethe’schen Kreise Weimars; ihr Bruder wurde der Nachfolger Herders in der Stellung des Generalsuperintendenten Weimars. Ich hatte das Glück, Schüler der ehrwürdigen Schulpforta zu sein, aus der so Viele (Klopstock, Fichte, Schlegel, Ranke usw usw), die in der deutschen Litteratur in Betracht kommen, hervorgegangen sind. Wir hatten Lehrer, die jeder Universität Ehre gemacht hätten (oder haben —) Ich studirte in Bonn, später in Leipzig; der alte Ritschl, damals der erste Philolog Deutschlands, zeichnete mich fast von Anfang an aus. Ich war mit 22 Jahren Mitarbeiter des „litterarischen Centralblattes“ (Zarncke) Die Gründung eines philologischen Vereins in Leipzig, der jetzt noch besteht, geht auf mich zurück. Im Winter 1868—69 trug mir die Universität Basel eine Professur an; ich war noch nicht einmal Doktor. Die Universität Leipzig hat mir die Doktorwürde hinterdrein gegeben, auf eine sehr ehrenvolle Weise, ohne jedwede Prüfung, selbst ohne eine Dissertation. Von Ostern 1869—1879 war ich in Basel; ich hatte nöthig, mein deutsches Heimatsrecht aufzugeben, da ich als Offizier („reitender Artillerist“) zu oft einberufen und in meinen akademischen Funktionen gestört worden wäre. Ich verstehe mich, nichtsdestoweniger, auf zwei Waffen: Säbel und Kanonen — und, vielleicht, noch auf eine dritte… Es gieng Alles sehr gut in Basel, trotz meiner Jugend; es kam vor, bei Doktorpromotionen namentlich, daß der Examinand älter war als der Examinator. Eine große Gunst wurde mir dadurch zu Theil, daß zwischen Jakob Burckhardt und mir eine herzliche Annäherung zu Stande kam: etwas Ungewöhnliches bei diesem sehr einsiedlerischen und abseits lebenden Denker. Eine noch größere Gunst, daß ich vom Anfang meiner Basler Existenz an in eine unbeschreiblich nahe Intimität mit Richard und Cosima Wagner gerieth, die damals auf ihrem Landgute Tribschen bei Luzern wie auf einer Insel und wie abgelöst von allen früheren Beziehungen lebten. Wir haben einige Jahre alles Große und Kleine gemeinsam gehabt: es gab ein Vertrauen ohne Grenzen. (Sie finden in den gesammelten Schriften Wagners (Band 7) ein „Sendschreiben“ desselben an mich abgedruckt, bei Gelegenheit der „Geburt der Tragoedie“) Von jenen Beziehungen aus habe ich einen großen Kreis interessanter Menschen (und „Menschinnen“) kennen gelernt, im Grunde fast Alles, was zwischen Paris und Petersburg wächst. Gegen 1876 verschlimmerte sich meine Gesundheit. Ich brachte damals einen Winter in Sorrent zu, mit meiner alten Freundin der Baronin Meysenbug („Memoiren einer Idealistin“) und dem sympathischen Dr. Rée. Es wurde nicht besser. Ein äußerst schmerzhaftes und zähes Kopfleiden stellte sich heraus, das alle meine Kräfte erschöpfte. Es steigerte sich in langen Jahren bis zu einem Höhepunkt habitueller Schmerzhaftigkeit, so daß das Jahr damals für mich 200 Schmerzenstage hatte. Das Übel muß ganz und gar lokale Ursachen gehabt haben: es fehlt jedwede neuropathologische Grundlage. Ich habe nie ein Symptom von geistiger Störung gehabt; selbst kein Fieber, keine Ohnmacht. Mein Puls war damals so langsam wie der des ersten Napoleons (= 60) Meine Spezialität war, den extremen Schmerz cru, vert mit vollkommener Klarheit zwei bis drei Tage hintereinander auszuhalten, unter fortdauerndem Schleim-Erbrechen. Man hat das Gerücht verbreitet, als ob ich im Irrenhause gewesen sei (oder gar darin gestorben sei) Nichts ist irrthümlicher. Mein Geist wurde sogar in dieser fürchterlichen Zeit erst reif: Zeugniß die „Morgenröthe“, die ich in einem Winter von unglaublichem Elend in Genua, abseits von Ärzten, Freunden und Verwandten, geschrieben habe. Dies Buch ist eine Art „Dynamometer“ für mich: ich habe es mit einem Minimum von Kraft und Gesundheit verfaßt. Von 1882 an ging es, sehr langsam freilich, wieder aufwärts: die Krisis schien überwunden (— mein Vater ist sehr jung gestorben, exakt in dem Lebensjahr, in dem ich selbst dem Tode am nächsten war) Ich habe auch heute noch eine extreme Vorsicht nöthig; ein paar Bedingungen klimatischer und meteorologischer Art sind unerläßlich. Es ist nicht Wahl, sondern Zwang, daß ich die Sommer im Oberengadin, die Winter an der riviera zubringe … Zuletzt hat mir die Krankheit den allergrößten Nutzen gebracht: sie hat mich heraus gelöst, sie hat mir den Muth zu mir selbst zurückgegeben… Auch bin ich, meinen Instinkten nach, ein tapferes Thier, selbst ein militärisches: der lange Widerstand hat meinen Stolz ein wenig exasperirt. — Ob ich ein Philosoph bin? — Aber was liegt daran!..

[«]

1015. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

Turin, 10. April 1888.

Werthester Herr Verleger, es wird Ihnen von Interesse sein, zu hören, daß der ausgezeichnete Däne, Dr. Georg Brandes an der Kopenhagener Universität einen Cyklus öffentlicher Vorlesungen „über den deutschen Philosophen Friedrich Nietzsche“ veranstaltet. Können Sie dieser Notiz nicht einige Verbreitung verschaffen? (— es würde mir Vergnügen machen, wenn Sie dieselbe zum Beispiel in das Leipziger Tageblatt einschmuggeln könnten) Adresse bis Juni: Torino (Italia) ferma in posta

N.

[«]

1016. An Franz Overbeck in Basel

Torino (Italia) ferma in posta
10 April 1888.

Lieber Freund,

ich argwöhne, daß Du mit Deinem kleinen Sprung nach dem Süden dem bösen Wetter nicht entsprungen bist. Es muß ungefähr überall abscheulich gewesen sein. Auch mir hat es arg zugesetzt. Die Reise von Nizza bis Turin, anscheinend eine kleine Sache, war vielleicht die unglücklichste Reise, die ich gemacht habe. Eine tiefe Schwäche überfiel mich unterwegs: so daß ich Alles falsch und dumm machte. Es wurde mir ad oculos (— und leider auch ad saccum „Geldbeutel“ demonstrirt, daß ich das Allein-Reisen nicht mehr riskiren sollte. Schließlich lag ich zwei Tage in einem affreusen Zustande krank — wo? in Sampi di Arena! Obwohl ich ein Billet nach Turin hatte! Aber siehe da, beim Umsteigen aus einem Zuge in den andern, war ich in Etwas Falsches gestiegen…

Der Coffer hat in braver Weise den Grundgedanken der Reise aufrecht erhalten; das Handgepäck hatte sich zerstreut, so daß es Mühe gab, es wieder zusammen zu telegraphiren. —

Ich mache einen sehr erwogenen Versuch mit Turin. Mein Wunsch ist, hier bis zu Anfang Juni auszuhalten, um direkt dann ins Engadin zu gehn. —

Die Stadt ist mir auf eine unbeschreibliche Weise sympathisch; Turin ist die einzige Großstadt, die ich gern habe. Irgend etwas Ruhiges und Zurückgebliebenes schmeichelt meinen Instinkten. Ich gehe diese würdigen Straßen mit Entzücken. Und wo giebt es solch ein Pflaster! Ein Paradis für die Füße, auch für meine Augen!… Der Frühling ist meine böse Jahreszeit, gerade die Augen pflegen absurd reizbar zu sein. Ich rechne hier auf eine gewisse Energie der Luft, bedingt durch die nahen Alpen: bis jetzt habe ich mich nicht verrechnet. Die Einwohner sind mir angenehm, ich bin wie zu Hause. Man nimmt mich come un uffiziale tedesco: durchaus kein übler Eindruck unter den jetzigen politischen Verhältnissen! — Auch lebe ich billiger hier als in Nizza, Venedig, Schweiz. Ein Zimmer, an der süperben piazza Carlo Alberto, 25 frs. den Monat, mit Bedienung. Ich esse in einem sehr guten Restaurant; da ich aber wenig esse (immer nur eine minestra und ein Fleisch), so halte ich diesen Luxus aus (— unter uns, ich wurde fast krank vor Degout an den gewöhnlicheren trattorie)

Auch bin ich wieder in voller Arbeit; und Augen und Kopf sind gutwillig: — was in Nizza nicht mehr der Fall war. — Köselitz meldet zu meiner großen Erbauung, daß sein Quartett fertig geworden ist. Seydlitz schrieb allerliebst aus Aegypten (wohin er „Weib, Mutter, Hund und Diener“ mitgenommen hat) Aus Dänemark langte ein Zeitungsausschnitt an, der mich unterrichtete, daß Dr. Brandes an der Kopenhagener Universität einen Cyklus öffentl. Vorlesungen „om den tyske Filosof Friedrich Nietzsche“ hält.

Mit dem herzlichsten Wunsche für Dich und Deine Gesundheit, und mich angelegentlich Deiner lieben Frau zu Gnaden empfehlend

Dein Freund
Nietzsche

[«]

1017. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Turin,> 11. April 1888

Heute nur die Nachricht, meine liebe Mutter, daß ich wenn auch nicht glücklich, so doch mit Haut und Haar in Turin eingetroffen bin. Die Reise war böse; ich lag unterwegs zwei Tage krank. Turin selbst gefällt mir ausnehmend; mein Lebensmuth ist wieder im Wachsen.

Herrn Köselitz hast Du sehr glücklich durch einen Brief gemacht; er hat mir mit wahrer Rührung darüber geschrieben. —

Eine Nachricht, die Dich vielleicht erbauen wird. An der Universität Kopenhagen hält der geistreichste dänische Gelehrte, Dr. Brandes einen Cyklus öffentlicher Vorlesungen über Dein altes Geschöpf. Unter dem Titel „Der deutsche Philosoph Friedrich Nietzsche“.

Adresse: Torino (Italia) ferma in posta.

[«]

1018. An Carl Fuchs in Danzig

Turin, den 14. April 1888.

Lieber und werther Herr Doktor,

ich habe auch hier wie in Nizza Ihr Bild vor mir auf dem Tische: was Wunders, wenn mich gar nicht selten die Lust ankommt, mit Ihnen zu reden? Und daß ich’s thue? — Wozu, frage ich mich, diesen absurde Entfremdung durch den Raum (durch jenen Raum, von dem die Philosophen sagen, er sei von uns erfunden —), diese Lücke zwischen den wenigen Menschen, die sich etwas zu sagen hätten! — —

Kennen Sie Turin? Das ist eine Stadt nach meinem Herzen. Sogar die einzige. Ruhig, fast feierlich. Klassisches Land für Fuß und Auge (durch ein süperbes Pflaster und einen Farbenton von gelb und braunroth, in dem Alles eins wird). Ein Hauch gutes achtzehntes Jahrhundert. Paläste, wie sie uns zu Sinnen reden: nicht Renaissance-Burgen. Und daß man mitten in der Stadt die Schnee-Alpen sieht! Daß die Straßen schnurgerade in sie hineinzulaufen scheinen! Die Luft trocken, sublim-klar. Ich glaubte nie, daß eine Stadt durch Licht so schön werden könnte.

Fünfzig Schritt von mir der palazzo Carignano (1670): mein grandioses Vis-à-Vis. Noch einmal fünfzig Schritt das teatro Carignano, wo man gerade sehr achtungswürdig „Carmen“ präsentirt. Man kann halbe Stunden in Einem Athem durch hohe Bogengänge gehn. Hier ist Alles frei und weit gerathen, zumal die Plätze, so daß man mitten in der Stadt ein stolzes Gefühl von Freiheit hat.

Hierher habe ich mein Huckepack von Sorgen und Philosophie geschleppt. Bis zum Juni wird es gehn, ohne daß die Hitze mich quält. Die Nähe der Berge garantirt eine gewisse Energie, selbst Rauhigkeit. Dann kommt meine alte Sommer-Residenz Sils-Maria an die Reihe: das Oberengadin, meine Landschaft, so fern vom Leben, so metaphysisch.. Und dann ein Monat Venedig: ein geweihter Ort für mein Gefühl, als Sitz (Gefängniß, wenn man will) des einzigen Musikers, der mir Musik macht, wie sie heute unmöglich erscheint: tief, sonnig, liebevoll, in vollkommener Freiheit unter dem Gesetz —

Irgendwo und irgendwann las ich, daß man nur in wenig Städten Deutschlands Schopenhauer’s Gedächtniß gefeiert habe. Man hob Danzig hervor. Dabei gedachte ich Ihrer.

Wie Alles davon läuft! Wie Alles auseinander läuft! Wie still das Leben wird! Kein Mensch, der mich kennte, weit und breit. Meine Schwester in Südamerika. Briefe immer seltner. Und man ist noch nicht einmal alt !!!! Nur Philosoph! Nur abseits! Nur compromittirend abseits! —

Ein **curiosum**: eben trifft ein Zeitungsblatt aus Dänemark ein. Daraus lerne ich, daß an der Kopenhagener Universität ein Cyklus öffentlicher Vorlesungen „om den tüske filosof Friedrich Nietzsche“ gehalten wird. Der Vortragende ist der Privatdozent Dr. Georg Brandes. —

Erzählen Sie mir ein wenig von Ihrem Schicksale, werther Freund! Wohin treibt jetzt das Schiff? Und warum liest man nicht Ihre gesammelten Critica? Ich hörte von Niemanden lieber Werthurtheile de rebus musicis et musicantibus.

Treulich der Ihre
Nietzsche.

(Torino, ferma in posta

[«]

1019. An Resa von Schirnhofer in Zürich

Torino, den 14. April 1888.

Mein sehr liebes Fräulein Resa,

aber das ist hübsch und sogar mehr als hübsch, daß Sie mir dies schreiben. Nur muß man nach Turin kommen, um mich jetzt zu haben. Der Frühling hat mir bisher überall erbärmlich zugesetzt, am schlimmsten in Ihrem Zürich; ich habe es verschworen, diesen Fehler zu wiederholen. Turin ist eine süperbe Stadt; die Winde des Hochgebirges reinigen sie von allem Weichlichen und Feuchten. Es gab bereits Tage, die in Licht, Klarheit und Trockenheit vollkommen des Engadins würdig waren. Ich will hier bis zum 5ten Juni bleiben und dann direkt — Mailand, Como, Chiavenna — nach meiner Sommer-Residenz Sils-Maria übersiedeln. Es würde mich freuen, wenn Ihre Pläne sich irgend wie mit den meinen zusammenfädeln ließen: machen Sie einen kleinen Versuch Parze zu spielen!…

Ich wohne hier gegenüber dem grandiosen palazzo Carignano (in dem Vittore Emanuele geboren ist), „werthe Werthe um“ — hoffentlich verstehn Sie diesen Tropus? — und ergötze mich Abends bald an vorzüglichem gelato, bald an einer guten Aufführung von Carmen, — Alles fünf Schritte weit von mir. Eigentlich giebt es keine so honnette und vornehme Stadt wie dies Turin: klassisches Pflaster, sublime portici und der Ernst feierlicher Plätze. Dabei still. Die Schneealpen mitten in der Stadt sichtbar. Man glaubt, daß die Straßen direkt sich in sie verlaufen.

— Ich wohne via Carlo Alberto Nr. 6, piano quarto. —

Es grüßt Sie, verehrtes Fräulein so herzlich wie möglich

der alte Philosoph
Brummbär und Immoralist
Nietzsche.

[«]

1020. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

<Turin, kurz nach dem 14. April 1888>

Lieber Herr Fritzsch,

mit beiliegendem Briefe, den ich zu lesen bitte, meldet sich ein in New York lebender Bewunderer meines Zarathustra, bereit, meinen Schriften überhaupt durch einen englisch geschriebenen Essai in seinem Lande „zur gebührenden Achtung zu verhelfen“. Die beigelegte Liste seiner eignen Schriften, litterar- und kulturhistorischen Inhalts, scheinen eine gewisse Garantie zu geben: sie geben sogar zu verstehn, daß wir es mit einer Hauptpersonnage des litterarischen Völker-Verkehrs zu thun haben. Entscheiden Sie vollkommen nach Ihrem Ermessen, ob seinem Wunsche beizupflichten ist. Principiell weisen alle meine Erfahrungen darauf hin, daß meine Wirksamkeit peripherisch beginnt und erst von da aus auf das „Vaterland“ zurückströmen wird. Eben meldet man mir, daß ein im Auftrage des Florentiner Archivio storico gemachter sehr umfänglicher Gesammtbericht über neuere deutsche Geschichtslitteratur meine Gesichtspunkte aus der 2. Unzeitgemäßen B<etrachtung> sehr zu Ehren bringt: diese italiänische Publikation des genannten Archivio Stor<ico> läuft in das Lob meiner Ansichten aus. — Geben Sie mir mit drei Worten Nachricht, was geschehn soll. Im entsprechenden Fall will ich selbst noch ein Paar Worte nach New-York schreiben.

Hochachtungsvoll Ihr
ergebenster
Prof. Dr Nietzsche

Adresse bis 4. Juni: Torino (Italia) ferma in posta
von da an: Sils-Maria, Oberengadin, Schweiz.

[«]

1021. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Turin, 18. April 1888>

Lieber Freund, ich habe neulich eine Sache vergessen, über die Du Auskunft haben mußt. Nämlich die Frage, was mit dem unausstehlichen „Kunstwart“ werden soll. Meine Bitte ist, daß Du Herrn Ferdinand Avenarius (Dresden, Redaktion des „Kunstwart“) eine höfliche Karte schreibst: daß Prof. Nietzsche hiermit den Wunsch ausdrücke, daß die ferneren Nummern des Kunstwart ihm nicht mehr zugesandt werden (oder irgend etwas derart) Du ersparst mir damit, daß ich einen unhöflichen Brief schreibe (— der betr. Avenarius hat mich drangsalirt mit Liebenswürdigkeiten..) Er glaubt, daß ich begeistert für dies Schund- und Schandblatt bin —!

Herrliches Wetter. Verbesserte Gesundheit. Was macht das „Haus“?

Dein N.

[«]

1022. An Heinrich Köselitz in Venedig

Torino, Freitag. <20. April 1888>
Briefe wie bisher ferma in posta

Lieber Freund,

wie merkwürdig ist das Alles! Daß nun doch noch der Stern über Berlin aufgehn soll! Daß es wieder einen kleinen Flügelschlag der Hoffnung giebt! — Eigentlich gehört die Diversion Ihrer letzten Zeit, von der Sie melden, zu den unwahrscheinlichsten und unvorhergesehensten Dingen, die auf dieser Erde möglich sind. Man glaubt wieder an's Wunder: ein großer Fortschritt in der Kunst zu leben!… Daß da etwas Heiteres und Buntes Ihnen über den Weg geflogen ist, das macht mich ganz glücklich, lieber Freund: denn genau das hätte Ihnen geschafft werden sollen — aber was sind wir Andern alle für düstere Esel und Nachteulen!… Da war einmal die Krause'sche Philosophie am Platz — und nicht die Nietzschesche! …

Was letztere angeht, so muß es wirklich so Etwas geben, so fern man einer dänischen Zeitung trauen darf, die neuerdings bei mir anlangte. Sie meldet, daß an der Universität in Kopenhagen ein Cyklus öffentlicher Vorlesungen „om den tüzke Filosof Friedrich Nietzsche" abgehalten wird. Von wem? Sie errathen es!… Was man diesen Herrn Juden noch Alles verdanken wird! — Denken Sie einmal an meine Leipziger Freunde an der Universität: und wieviel Meilen weit sie von dem Gedanken entfernt sind, über mich zu lesen! —

Turin, lieber Freund, ist eine capitale Entdeckung. Ich sage Einiges darüber, mit dem Hintergedanken, daß unter Umständen auch Sie davon Nutzen ziehn könnten. Ich bin guter Laune, in Arbeit von früh bis Abend — ein kleines Pamphlet über Musik beschäftigt meine Finger — verdaue wie ein Halbgott, schlafe, trotz dem daß die Carossen Nachts vorüber rasseln: alles Zeichen einer eminenten Adaptation von Nietzsche an Torino. Das thut die Luft: — trocken, anregend, lustig; es gab Tage mit dem allerschönsten Engadin-Charakter der Luft. Wenn ich an meine Frühlinge anderswo denke, z. B. in Ihrer unvergleichlichen Zauber-Muschel: wie groß ist der Gegensatz: der erste Ort, in dem ich möglich bin!… Und dabei Alles entgegenkommend, die Menschen sympathisch und guten Muths. Man lebt billig: 25 fs. mit Bedienung ein Zimmer im historischen Centrum der Stadt, vis-à-vis dem grandiosen palazzo Carignano von 1780: fünf Schritt von den großen portici und dem piazzo Castello, von der Post, vom teatro Carignano! — In letzterem, seitdem ich hier angekommen bin, Carmen: natürlich!!! successo piramidale, tutto Torino carmenizzato! Der gleiche Capellmeister wie in Nizza. Außerdem Lala Roekh von Fél<icien> David, dem Lehrer Bizets. Ein junger Componist führt eine Operette auf, zu der er selbst den Text gedichtet hat, Herr Miller junior. Im Adreßbuch sind 21

Componisten verzeichnet, 12 Theater, eine accademia philarmonica, ein Lyceum für Musik und eine Unzahl von Lehrern aller Instrumente. Moral: beinahe ein Musik-Ort! — Die weiträumigen hohen portici sind ein Stolz: ihre Ausdehnung beträgt 20 020 Meter d. h. zwei gute Stunden zum Marschiren. Dreisprachige große Buchhandlungen. Dergleichen habe ich noch nirgends getroffen. Die Firma Löscher sehr aufmerksam für mich. Ihr jetziger Chef Hr. Clausen unterrichtet mich in vielen Dingen (— ich erwäge im Stillen die Möglichkeit eines Winters hierselbst) Eine treffliche Trattoria, wo man den deutschen Professor aufs Artigste behandelt: ich zahle für jede Mahlzeit incl. Trinkgeld 1 fs. 25 ct. (minestra oder risotto, ein gutes Stück Braten, Gemüse und Brod — alles schmackhaft!) Das Wasser herrlich; der Café in den ersten Cafés 20 ct. das Kännchen; das Eis, höchste Cultur, 30 ct. Dies Alles giebt Ihnen einen Begriff. —

Heute ist der Himmel bedeckt und regnerisch. Aber es scheint mir nicht, daß ich verdrießlich bin. Vom Sommer sagt man mir, daß bloß 4 Stunden des Tags wirklich heiß sind. Die Morgen und die Abende erfrischt. Man sieht mitten aus der Stadt heraus in die Schneewelt hinein: es scheint, daß man nichts zwischen sich hat, daß die Straßen direkt in die Alpen hineinlaufen. Der Herbst soll die schönste Zeit sein. Zuletzt muß ein Energie-gebendes Element hier in der Luft sein: wenn man hier heimisch ist, wird man König von Italien…

Soviel, mein lieber alter Freund! Es grüßt Sie auf das Herzlichste

Ihr N.

Ich moralisire so: Sie brauchen einen Ort, wo Sie das ganze Jahr leben können, aber unter anderen meteorologischen Einflüssen als in Venedig, vielleicht auch der Musik benachbarter, der Aufführbarkeit… Und Italien sollten wir festhalten!!!!!!

Erzählen Sie mir noch ein wenig von Ihrem Quartett. Wohin es führt.

[«]

1023. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Turin, <20. April 1888> Freitag.

Endlich bekommt auch meine alte Mutter wieder einen Brief von ihrem Sohn, der in Turin sitzt und die Ohren in die Arbeit versteckt hat. Das ist, wie Du finden wirst, ein gutes Zeichen: denn bisher war an all den Orten, wo ich meine Frühlinge zubrachte, an Arbeit nicht zu denken. Der Geist widerwillig, das Fleisch schwach; der Magen ohne Kraft.. Hier giebt es eine herrliche trockne Luft, die ich noch nicht in einer Stadt gefunden habe. Sehr anregend, sehr Appetit machend: es gab Tage, wo ich wie im Engadin zu sein glaubte. Die Nähe des Hochgebirges ist dabei der entscheidende Faktor: auf drei Seiten von Turin hat man die Schneealpen vor sich. Hübsch in der Ferne, natürlich: aber doch so, daß man mitten in der Stadt direkt in die Hochgebirgs-Welt hineinschaut: wie als ob die Straßen darin endeten. — —

Turin ist eine prachtvolle und vornehme Stadt, mit schönen Plätzen und Palästen überhäuft. Groß außerdem: 270 000 Einwohner. Sitz mehrerer Fürsten, auch des obersten Generalstabs, sehr militärisch: sodann Universität; 12 Theater, darunter ausgezeichnete. Die Buchhandlungen für drei Sprachen (italiänisch, deutsch und französisch) gleich gut assortirt. —

Eigentlich ist es die einzige Stadt, in der ich gern lebe. Ihr Stolz sind die herrlichen hochräumigen Portici, Säulen- und Hallengänge, die alle Hauptstraßen entlang laufen, so großartig, wie man im ganzen Europa keinen Begriff hat, überdies weithin die Stadt durchziehend, in einer Gesammtausdehnung von 10 020 Meter (d. h. zwei Stunden gut zu marschiren) Damit ist man gegen jedes Wetter geschützt: und eine Sauberkeit, eine Schönheit von Stein und Marmor, daß man wie in einem Salon zu sein glaubt.

Seltsam! Dabei lebe ich billiger hier als in Nizza und Engadin; billiger auch als in Leipzig. Ich wohne, an der feierlichen piazza Carlo Alberto, gegenüber dem grandiosen palazzo Carignano und zahle für mein hübsches Zimmer (mit Bedienung) 25 frs. (=20 Mark) den Monat (Centrum der Stadt, geschätzteste Lage, schöner palazzo) Für eine sehr schmackhafte Mahlzeit zahle ich, Alles, selbst Trinkgeld eingerechnet, nach Eurem Gelde eine Mark (— und es schmeckt mir zehn Mal besser als in Leipzig, wo ich Widerwillen vor der Küche habe) Der Café in den ersten Café’s (großartig und glänzend, wie man keine Vorstellung bei Euch hat) 16 Pfennige, das Eis 24 Pfennige: aber Alles viel besser als man es in Deutschland versteht. Das Wasser ist ausgezeichnet, Gebirgswasser: das Brod insgleichen. Man ißt zu allen Sachen ganz dünne Brodröhrchen, grissini genannt, die sich knuppern <lassen> und überdies dem Magen sehr zuträglich sind. Ich vergaß die Chokolade Turin’s zu rühmen, die berühmteste Europa’s. —

Die Straßen sind nicht übermäßig belebt: man hat seine Ruhe darin. Ich bin nirgendswo mit so viel Vergnügen spazieren gegangen als in diesen vornehmen unbeschreiblich würdigen Straßen, in denen viele alte Paläste sind. Große Raumverschwendung überall: nichts Gedrücktes. Ein mächtiger Fluß giebt der Stadt an der Einen Seite ihr Ende. Höchst malerische Ufer. Überall alte große reiche Baum-Alleen, wie sie einer alten Königs-Residenz würdig sind. —

Freund Köselitz hat eine sehr glückliche Bekanntschaft und Gönnerschaft gefunden; es ist möglich, daß er zu Herbst nach Berlin zum Besuch einer vornehmen Familie kommt, die Alles thun wird, um bei Hofe und sonst seine Werke in Aufnahme zu bringen.

Daß Du für mich nähest und flickst, höre ich mit Vergnügen. Ich bin wieder recht herunter. Die Kleider erbärmlich. Unwürdig dieser schönen Stadt, wo man etwas auf sich hält!

Dein altes Geschöpf F.

Schönsten Dank für Deinen lieben Brief! Adresse nach wie vor: Torino (Italia) ferma in posta

[«]

1024. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)

<Turin, 16. April 1888>

[+ + +]

— Der Tod meines alten Vormundes betrübt mich sehr: ich denke auch noch daran, daß er mir den einzigen Prozeß meines Lebens glücklich in Gang gebracht hat, und daß ohne die von ihm geretteten Gelder Dein altes Geschöpf in den letzten Jahren nichts hätte herausgeben und drucken können. So hängt Alles zusammen, wo man's oft am wenigsten vermuthet. Ich will sehen, daß ich der Tante ein Paar Worte der Theilnahme schreibe.

— Zuletzt eine Bitte, die ich nur sehr ungern an Dich richte. Jener Dänische Gelehrte Dr. Brandes, der über mich die Vorlesung hält, bittet mich um meine Photographie auf das Allerinständigste, indem er mir zugleich die seine schickt. Nun ist der Fall so außerordentlich, daß ich ihm wirklich Nichts jetzt verweigern möchte. Giebt es noch eine Photographie, und wäre es die letzte, so wollen wir sie ihm schicken. Ich verspreche Dir für meinen ersten Aufenthalt in Deutschland, mich für Dich photographiren zu lassen.

Ich nehme an, daß Du noch ein Bild von den guten Schultzschen hast. Opfere es, bitte. Und mache diesen Adresse:

Herrn Dr. Georg Brandes
in
(St. Anne-Platz 24) Kopenhagen
(Dänemark)

Herr Köselitz schrieb mir heute: „beim Lesen Ihres gütigen Briefs wurde ich fast schwindelig vor Entzücken über Brandes. Mit ihm scheint mir ein wirklicher Anfang Ihrer Wirksamkeit gemacht: denn bis jetzt hatten Sie keine Anhänger, Jünger, Schüler, sondern nur Diebe. Und Jedweder kann da nicht hintreten und den Menschen von Ihnen predigen; Ihr erster Prediger muß selber eines gewissen Ansehens genießen.

Dies ist bei Brandes der Fall. Er darf von Ihnen reden, ohne Sie zu compromittiren oder Ihnen gar zu schaden; er ist kein Fremdling unter Ihresgleichen, wie die gewöhnlichen andren Besprecher Ihrer Gedanken. Zudem hat er die gelesensten Zeitschriften zu seiner Verfügung und ein europäisches Publikum (— er schreibt dänisch, französisch, deutsch, schwedisch, russisch, polnisch)“

Turin, zum Schluß gesagt, wäre wirklich der Ort, wo ich meine alte Mutter einmal am liebsten hätte. Das würde Dir sehr viel Vergnügen machen: es ist nur so arg weit.

Dein altes Geschöpf

[«]

1025. An Heinrich Köselitz in Venedig

Turin, 1. Mai 1888.

Lieber Freund,

Ihr südländischer Titel gefällt mir sehr gut; er hat Farbe, er protestirt — Vielleicht setzen Sie besser „Heimkehr nach Avignon“ statt des etwas gemüthlich klingenden Imperativs „Heim nach Avignon!“ —

Und das erinnert mich an die Heimkehr nach Annaberg und, wer weiß? an ein Turnier in Berlin; dem, hoffentlich, auch etwas Ballspiel folgt, nebst Notturno, und was Alles auf einem schönen Landsitze, abseits von der großen Stadt, möglich ist! Das scheint mir Alles sehr gut ausgedacht: und heute über’s Jahr liegt, wie ich von Herzen wünsche, ein tüchtiges und schönes Stück Leben hinter Ihnen — in „kalligraphischer Vollkommenheit“…

Das Wetter ist heute betrübt: umso unparteilicher kann ich über Turin schreiben, von dem ich Ihnen gern noch einen praktischeren Begriff geben möchte als meine letzten Briefe thaten. Denn daß Turin gerade mir, einem Kranken und Absurd-Abhängigen, klimatisch gut thut, und daß es z. B. für meine Beine und Augen ein gelobtes Land ist, macht mich noch nicht blind dafür, daß Ihnen Turin ganz andre Vortheile bieten müßte, um, nach Venedig, überhaupt möglich zu sein. Sie schreiben, daß es als eine theure Stadt gilt? Dies mag im Munde eines Beamten oder Militär-Chefs auch vollkommen correkt sein: eine solche Stadt ist theuer, weil sie zur Repräsentation seiner Stellung zwingt, und weil es beinahe die erste Großwürden- und Beamten-Stadt Italiens ist (Sitz des Generalstabs usw.) Von uns aus geurtheilt, die wir nichts repräsentiren wollen und im Gegentheil die

Verborgenheit in einer großen Stadt uns zu Gemüthe führen, steht es exakt umgekehrt. Ich habe noch keinen billigeren Ort kennen gelernt, am wenigsten in Italien: aber auch Leipzig ist theurer. Das macht die großstädtische Concurrenz in allen Hauptsachen (Wohnung, Kleidung, Ernährung) Ich esse hier entschieden besser, solider als ich in Leipzig esse, ebenfalls als in der panada, seligen Angedenkens, — und billiger! Es giebt eine große Menge starkbesuchter Trattorien, wo man noch bedeutend die Preise reduzirt: die Stadt ist voll von jungen Leuten (und älteren Junggesellen), dank den vielen höheren Schulen, der Universität, dem Offiziercorps, — das will Alles gut essen und nicht viel bezahlen. In den ersten luxuriösesten Cafes wird im Entgegenkommen geradezu Unglaubliches geleistet. Das Café nazionale zum Beispiel, das an Monte-Carlo erinnert, hat Abends seine glänzenden Räume voll, man hört ein Concert von 12 Nummern, ein kleines hübsches Orchester — und man zahlt auch keinen centesimo mehr als man sonst zahlt (Café 20 ct., Chocolade 30, das pezzo gelato 30 usw) Auch die Theaterpreise sind sehr mäßig: mir fällt übrigens das verkable Theaterfieber auf, das hier herrscht. Alle Theater (außer dem t<eatro> regio) in voller Aktivität; eine Pariser comédie-Gesellschaft, besten Renommée's, anlangend, zwei neue Operetten-Gesellschaften insgleichen. Turin wirkt durch einen gewissen Strom von Leben, es drückt nicht, es ist nicht das Abbild des kleinen Erwerbs und Vorwärts-Kriechens. Die räumliche Größe und Großartigkeit hat etwas Contagiöses; man geht mit mehr Freimuth herum. Jetzt hat die Stadt ihren herrlichen Frühlingsschmuck, die Alleen, — das war immer ein fürstlicher Geschmack. Ich traue immer noch meinen Augen nicht, wenn ich Abends am Po entlang gehe und hinüber sehe, in diesen reiche, bunte, malerische Baum- und Hügelwelt! Neulich entdeckte ich, auf der andern Seite des Po, eine hohe Baum-Allee, dicht am Po 1 1/2 Stunde entlang führend: auf der andern Seite ein voller Bach; tiefste Stille; der Fluß mit kleinen grünen Inselchen geschmückt, und, zur Seite, ohne Unterbrechung, in strahlender Reinheit, das Hochgebirge. Dies ist doch sehr nahe: man kommt mit 50 Minuten Eisenbahnfahrt nach Lanzo: — da hat man bereits das Hochgebirge. Von ihm aus ist das hiesige Clima bedingt; in Sonderheit die vielen ganz hellen Tage, auch im Winter (im Ganzen nur 50 Tage weniger als in Nizza) Mir fällt auf, wie gut ich hier mit trübem Wetter und bedecktem Himmel fertig werde: — ich habe fort und fort gearbeitet, mehr als im ganzen Nizzaer Winter bereits! An schönen Tagen weht hier eine reizende, leichte, leichtfertige Luft, in der die schwerfälligsten Gedanken Flügel bekommen… (— ich habe bis heute noch nicht Carmen gehört! Beweis, wie ich mit mir beschäftigt bin. Ein Mal nur im Theater: eine neapolitanische Farce — warum? Weil der maestro E. Sassone hieß!! „Induction psycho-motrice“ nennt man das heute. Nach Hause kommend leuchtete ich mir meinen alten palazzo hinauf, mit einem Wachsstreichkerzchen, das ich ich weiß nicht wem verdanke. Nochmals: induction psycho-motrice!! —)

Treulich Ihr Freund
N.

Es muß etwas wie Coordination des Geschmacks geben: hier, wo meine Augen und Nerven sich wohlfühlen, scheinen mir auch die Speisen nach dem Schema meines Personalgeschmacks ausgedacht. Und sogar das Wasser! Überall fließt es; ich gehe immer mit einem Gläschen.

[«]

1026. An Paul Deussen in Berlin (Postkarte)

Turin, 3. Mai 1888

Lieber Freund,

dies Mal nur einen allerherzlichsten Gruß aus meiner Frühjahrs-Residenz Turin, wo ich tief in der Arbeit, aber in guter Laune sitze. Letztere hängt Etwas von den Berichten aus Kopenhagen ab. An der dortigen Universität hält der geistreiche Dr. Georg Brandes einen Cyklus von Vorlesungen „über den deutschen Philosophen Friedrich Nietzsche“. Dieselben haben einen glänzenden Verlauf. Der Saal jedes Mal zum Bersten voll. Mehr als 300 Zuhörer. Die großen Zeitungen geben Berichte. — Sic incipit gloria mundi… Dankbar Dein Freund

Nietzsche

Adresse bis 5. Juni Torino, ferma in posta. Von da an Sils-Maria, Oberengadin

[«]

1027. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

Torino, 3. Mai 1888

Werthester Herr Verleger,

aus Kopenhagen wird mir gemeldet, daß die Vorlesungen des Dr. Brandes große Theilnahme erregen, daß der Saal jedes Mal „zum Bersten voll“ ist, mehr als 300 Zuhörer. Dr. B<randes> hofft, wie er schreibt, mir auf diese Weise „einige gute Leser im Norden zu verschaffen“.

Er hat von meinem „Hymnus an das Leben“ gehört, er möchte gerne Alles besitzen, was es von mir giebt. Wollen Sie diesem Wunsch entsprechen? — Die Adresse, nach wie vor:

Dr. Georg Brandes
Kopenhagen
St. Anne-Platz 24 (Dänemark)

Mit herzlichem Gruße

seitens Ihres ergebensten

Nietzsche

[«]

1028. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

Turin, 3 Mai 1888

Meine liebe Mutter,

die Vorlesungen in Kopenhagen haben einen glänzenden Verlauf. Der Saal jedes Mal zum Bersten voll. Mehr als 300 Zuhörer. Die großen Zeitungen geben Berichte. — Ich wiederhole meine Bitte, die Photographie betreffend, weil sie inzwischen durch Dr. Brandes selbst wiederholt worden ist. Aber nur eine von den besten! Sonst lieber nichts. — Hoffentlich hast Du mir meinen letzten Brief nicht übel genommen: ich habe mich vielleicht etwas zu stark ausgedrückt? Herzlich grüßend

das alte Geschöpf

[«]

1029. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Turin, 3. Mai 1888>

Lieber Freund,

ich habe jetzt durch Dr. Brandes selbst Nachricht. Seine Vorlesungen nehmen einen glänzenden Verlauf. Der Saal jedes Mal „zum Bersten“ voll. Mehr als 300 Zuhörer. Alle großen Zeitungen geben Berichte. — Er bittet mich um den „Hymnus an das Leben“: zuletzt bringt er dessen erste Aufführung zu Stande. — Ich bin heute fertig mit meinem ersten Monat in Turin und versuche noch einen zweiten. Dann direkt ins Engadin. Sehr in Arbeit, aber bei guter Laune.

Dein Nietzsche

[«]

1030. An Georg Brandes in Kopenhagen

Turin, den 4. Mai 1888

Verehrter Herr,

was Sie mir erzählen, macht mir großes Vergnügen und mehr noch, daß ich's gestehe — Überraschung. Seien Sie überzeugt davon, daß ich's Ihnen „nachtrage“: Sie wissen, alle Einsiedler sind „nachträgerisch“? ..

Inzwischen wird, wie ich hoffe, meine Photographie bei Ihnen angelangt sein. Es versteht sich von selbst, daß ich Schritte that, nicht gerade um mich zu photographiren (denn ich bin gegen Zufalls-Photographen äußerst mißtrauisch), sondern um Jemandem, der eine Photographie von mir hat, dieselbe zu entfremden. Vielleicht ist mir's gelungen; denn noch weiß ich es nicht. Im andren Falle will ich meine erste Reise nach München (diesen Herbst wahrscheinlich) benutzen, um mich wieder zu versinnbildlichen.

Der „Hymnus auf das Leben“ wird dieser Tage seine Reise nach Kopenhagen antreten. Wir Philosophen sind für nichts dankbarer, als wenn man uns mit den Künstlern verwechselt. Man versichert mich übrigens von Seiten der ersten Sachverständigen, daß der Hymnus durchaus aufführbar, singebar und in Hinsicht auf Wirkung sicher sei (— „rein im Satz“: dies Lob hat mir am meisten Freude gemacht) Der vortreffliche Hofkapellmeister Mottl von Carlsruhe (Sie wissen, der Dirigent der Bayreuther Festaufführungen) hat mir eine Aufführung in Aussicht gestellt. —

Aus Italien meldet man mir eben, daß die Gesichtspunkte meiner 2. Unzeitgemäßen Betrachtung in einem Berichte über deutsche Geschichts-litteratur sehr zu Ehren gebracht seien, den ein Wiener Gelehrter Dr. von Zdekauer im Auftrage des Florenzer Archivio storico gemacht hat. Der Bericht läuft in dieselben aus. —

Diese Wochen in Turin (wo ich noch bis zum 5. Juni bleibe) sind mir besser gerathen als irgend welche Wochen seit Jahren, — vor allem philosophischer. Ich habe fast jeden Tag ein, zwei Stunden jene Energie erreicht, um meine Gesammt-Conception von Oben nach Unten sehn zu können: wo die ungeheure Vielheit von Problemen, wie ein Relief und klar in den Linien, unter mir ausgebreitet lag. Dazu gehört ein maximum von Kraft, auf welches ich kaum mehr bei mir gehofft hatte. Es hängt Alles zusammen, es war schon seit Jahren Alles im rechten Gange, man baut seine Philosophie wie ein Biber, man ist nothwendig und weiß es nicht: aber das Alles muß man sehn, wie ich's jetzt gesehen habe, um es zu glauben. —

Ich bin so erleichtert, so gestärkt, so guter Laune, — ich hänge den ernstesten Dingen einen kleinen Schwanz von Posse an. Woran hängt das Alles? Sind es nicht die guten Nordwinde, denen ich das verdanke, diesen Nordwinde, die nicht immer aus den Alpen kommen? — sie kommen mitunter auch aus Kopenhagen!

Es grüßt Sie dankbar ergeben

Ihr Nietzsche

[«]

1031. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

Turin, den 7. Mai 1888

Geehrtester Herr Verleger,

hiermit ersuche ich Sie, je ein Exemplar meiner beiden Schriften Ihres Verlags dem Commissionär Volckmar zu übermitteln. Derselbe befördert sie dann durch den Buchhändler L. Zickel in New-York an den Herrn, dem dieselben zugedacht sind

Herrn Karl Knortz
540 East 155th Str.
New York

Der genannte Litterarhistoriker verspricht einen englischen Essai über meine gesammten Schriften. — Vielleicht interessirt es Sie, zu hören, daß Dr. Georg Brandes an der Kopenhagener Universität einen stark besuchten Cyklus von Vorlesungen „über den deutschen Philosophen Friedrich Nietzsche“ hält. Mehr als 300 Zuhörer. —

Ihr ergebenster
Dr. Nietzsche

Adresse: Torino (Italia)
ferma in posta

[«]

1032. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

Torino, den 9. Mai 1888

Geehrtester Herr Verleger,

ich habe noch einen kleinen Posten bei dem Antiquar Herrn Alfred Lorentz zu berichtigen, nämlich 7 Mark 30 Pf. (sieben Mark dreißig Pfennige) laut eingesandter Abschluß-Rechnung (vom 28. April). Sie würden mich verpflichten, wenn Sie diese Sache in meinem Namen erledigen wollten? Eine besondere Notifikation darüber ist nicht nöthig.

Hochachtungsvoll Ihr
Prof. Dr. Nietzsche

Vorgestern ist bereits eine Karte an Sie abgegangen New-York betreffend; im gleichen Sinn auch an E. W. Fritzsch

[«]

1033. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Turin, 10. Mai 1888>

Das hast Du sehr gut gemacht, meine liebe Mutter, viel besser als ich's mir ausgedacht hatte. Allerschönsten Dank! Wie viel verlangt jetzt der Photograph für ein Bild? Ich hätte fast nöthig, mir noch fünf dazu machen zu lassen. — Heute nur die Mittheilung, daß ich mir einen completen Anzug bei einem guten Schneider bestellt habe (: so daß mein letzter Wunsch hinsichtlich einer Weste erledigt ist) Der Preis ist 64 M. (= 80 frs) sehr solider Stoff. Der Schneider kritisirte die Sachen, die ich anhatte, aufs schärfste; er wollte absolut nicht glauben daß sie auf Maaß gemacht seien, er sagte, so schlechte Schneider gäbe es nicht. (Es war die schwarze Hose für 29 Mark, und eine der beiden Westen vom vorigen Sommer) Ich habe gelacht; aber allen Ernstes, seit 10 Jahren habe ich kein Kleidungsstück auf dem Leib gehabt, das mir gepaßt hätte. — Es umarmt Dich

Dein altes Geschöpf

[«]

1034. An Reinhart von Seydlitz in München

Adresse: Torino <Italia>, ferma in posta.
(gültig bis zum 5. Juni)
Turin, den 13. Mai 1888

Lieber Freund,

es dünkt mich unwahrscheinlich, daß Du Dich endgültig zur Mumie (männlicher geredet: zum Mum) entschlossen hast. Der Frühling ist da: Du wirst wieder für die Reize des „deutschen Gemüths" offen stehn — und vielleicht sogar für die der Freundschaft! Dein Brief kam sehr erquicklich in den Winter meines Nizzaer Mißvergnügens hinein, von dem ich Dir, zu meinem Bedauern, eine nicht unverächtliche Probe gegeben habe. Mit dem Verlassen Nizza's haben mich dies Mal auch die schwarzen Geister verlassen — und, Wunder über Wunder, ich habe einen merkwürdig heiteren Frühling bisher gehabt. Den ersten seit zehn, fünfzehn Jahren — vielleicht noch länger! Nämlich: ich habe Turin entdeckt… Turin keine bekannte Stadt! — nicht wahr? Der gebildete Deutsche reist daran vorbei. Ich, in meiner willkürlichen Verhärtung gegen Alles, was die Bildung heischt, habe mir aus Turin meine dritte Residenz zurechtgemacht, will sagen Sils-Maria als erste und Nizza als zweite. An jedem Ort vier Monate; für Turin zwei Monate Frühjahr und zwei Monate Herbst. Seltsam! Was mich dazu überredet, ist die Luft, die trockne Luft, die an allen drei Orten gleich ist, und aus denselben meteorologischen Gründen. Schneegebirge im Norden und Westen — auf diese Rechnung kam ich hierher — und bin entzückt! Selbst an sehr warmen Tagen — wir hatten schon solche — giebt es jenen berühmten Zephyr, von dem ich bisher nur durch die Dichter wußte (ohne ihnen zu glauben! Lügenvolk!) Die Nächte frisch. Man sieht mitten aus der Stadt hinein in den Schnee. Außerdem vorzügliche Theater, ital<ienisch> oder französisch; Carmen, wie billig, zur Feier meiner Gegenwart (piramidale successo — Verzeihung für die aegyptische Anspielung!) Eine ernste, fast großgesinnte Welt stiller Straßen mit Palästen des vorigen Jahrhunderts, sehr aristokratisch. (Ich selbst wohne dem palazzo Carignano gegenüber, im alten palazzo des Justizministeriums) Höhe der Caféhaus-Cultur, der gelati, des cioccolato Torinese. Dreisprachige Buchhandlungen. Universität, gute Bibliothek, Sitz des Generalstabs. Die Stadt mit herrlichen Alleen; unvergleichliche Uferlandschaften am Po. Bei weitem die angenehmste, reinlichste, großräumigste Stadt Italiens, mit dem Luxus der portici in einer Länge von 10 020 Meter. — Die Nordwinde, scheint es, bringen mir Heiterkeit; und stelle Dir vor, es kommen Nordwinde sogar aus Dänemark zu mir. Das nämlich ist das Neueste: an der Kopenhagener Universität liest jetzt der Dr. Georg Brandes einen größeren Cyklus Vorlesungen über „den deutschen Philosophen Friedrich Nietzsche". Dieselben haben, nach den Zeitungen, einen glänzenden Verlauf, der Saal jedes Mal zum Brechen voll; mehr als 300 Zuhörer.

Wie lange wird es dauern, ehe meine peripherischen Wirkungen (— denn ich habe Anhänger in Nordamerika und sogar in Italien) zurückwirken auf das geliebte Vaterland? — wo man mit einem tückischen Ernste mich seit Jahren gewähren läßt, ohne auch nur zu mucksen… Das ist sehr philosophisch — und klug!

Anbei eine Frage. Ist Dir durch meinen Verleger meine letzte Schrift, die „Streitschrift“ hübsch, wie sichs geziemt, „zu geehrten Händen“ übersandt worden?

Gestern dachte ich mir ein Bild aus von einer moralité larmoyante, mit Diderot zu reden. Winterlandschaft. Ein alter Fuhrmann, der mit dem Ausdruck des brutalsten Cynismus, härter noch als der Winter ringsherum, sein Wasser an seinem eignen Pferde abschlägt. Das Pferd, die arme geschundne Creatur, blickt sich um, dankbar, sehr dankbar —

Du hast jetzt in Madame Judith Gautier (ehemals Mendès) — Tribschener Angedenkens — eine eifrige Cameradin in der propaganda für Japon. Hast Du von ihrem großen Theater-Erfolge mit „la marchande des sourires“ gelesen?

Adieu, lieber Freund, empfiehl mich Deiner lieben Frau zu Gnaden (— es giebt sehr gute Nachrichten von meiner Schwester, die jetzt nun endgültig übergesiedelt in die Colonie nueva Germania ist) und, wenn es möglich, auch Deiner verehrten Frau Mutter.

Mit einem herzlichen Glückwunsch

Dein Freund Nietzsche.

(nach Turin Sils-Maria, Oberengadin Schweiz)

[«]

1035. An Heinrich Köselitz in Venedig

Turin, Donnerstag d. 17. Mai 1888.

Lieber Freund,

ich höre mit Betrübniß, daß Ihre Gesundheit Schwierigkeiten macht. Alles, was Sie sonst schreiben, ist so gesund, selbst heiter. Vor Allem, daß auch Sie keinen „würdigeren“ Gebrauch von einem Honorare zu machen wissen als drucken zu lassen… Das hat Rasse; aber man gehört damit in die „verkehrte Welt“. Mit welchem Erfolge ich selbst in den letzten Jahren gegen die Schmeitznern aus dem Rachen gezogenen Honorarfonds gewüthet habe, errathen Sie wohl! Alles verpulvert! — Aber das erinnert mich an einen scherzhaften Vers aus der Basler Zeit, wo ich Abends gern meine Schwester damit unterhielt, sehr gewagte Reime zu schmieden. Der Vers ist an Schmeitzner gerichtet, als er gemeldet hatte, er mache nunmehr Ernst mit dem Verlage und habe sein Haus verkauft, die nöthigen Gelder dazu zu schaffen.

Der du dein Haus versilberst

Und in Papier verpülverst,
Oh Schmeitzner, folge mir!
Trink lieber ein Paar Schnäpse
Und lass die tausend Krebse,
Kreuch selber hinter dir!

**

Ein Vers zu Ehren des Pastor Brockhaus, der an der Trichinitis starb (Sohn des alten Prof. B<rockhaus>)

Der altgewordne Pastor
Ergab sich einem Lastor
Und aß der Wurst zu viel.
Da kam heran Trichine,
Kroch in das Bein der Schiene
Und trieb ein tödtlich Spiel.

**

Auf einen Besuch von Frau Marie Baumgartner, welche uns Byron's Kain vorlas.

Mit Kain, Pepsin, Äpfeln
Sah man nach Basel stäpfeln
Mariam von Lörrach,
Um dort mit Thee und Kachen*)
Abélen todtzuschlagen
Und auch den langen Nachmittag.

**

Als ich im Frühjahr 1883 mit meiner Schwester von Rom nach Genua zurückreiste, haben wir unterwegs nichts als solche Verse gemacht. Wir bestachen die Schaffner an jeder Station, um allein zu sein, weil wir fortwährend lachten — —

Es giebt sehr gute Nachrichten von meinen Südamerikanern: sie sind jetzt endgültig in die neue Colonie Nueva Germania übergesiedelt und daselbst empfangen worden „wie ein Fürst nicht festlicher empfangen werden könnte". Der Zufluß von Colonisten ist bedeutend. —

Auch aus Kopenhagen sind gute Nachrichten da. Die Vorlesungen nehmen einen glänzenden Verlauf. Der Saal ist jedes Mal „zum Bersten“ voll. Mehr als 300 Zuhörer. Die Zeitungen geben Berichte.

Hier ist mir der erste Geschäftsführer der Firma Löscher sehr entgegengekommen, in allerlei Praxis und Noth des Lebens, wo ich mir selbst schlecht zu rathen weiß. Das ist ein stiller bescheidener Mann, Buddhist, etwas Anhänger Mainländer’s, begeisterter Vegetarianer (— er hat hier das Grahambrod eingeführt und den Preis fixirt: das Kilo = 30 ct.) Gestern sagte er mir, unaufgefordert, daß er Jude sei… Nicht einmal getauft! — Er hat mir bewiesen, daß Mainländer kein Jude war. —

Aus New-York kam seitens eines Bewunderers meines Zarathustra das Versprechen eines größeren englischen Essai über meine Schriften, in einer der ersten amerikanischen Revuen. —

Ich wünschte Ihnen sagen zu können, wie mich alle Ihre Musik-Urtheile erbauen: es scheint, daß ich im Instinkte jetzt nicht mehr sehr fern von Ihrem Geschmack bin, — aber unendlich in der Ausdrucksfähigkeit. Mir fehlt ein Jahr exakten Musikstudiums, um nur wieder die Sprache dafür in die Gewalt zu bekommen. —

Eine glänzende Aufführung von Carmen, Ehren-Serata des vielbewunderten Frl. Borghi. Doch war Nizza im Spiel Allem über, was ich bis jetzt an Aufführungen dieser Oper erlebt habe (De Reims als Don José, la Frandin als Carmen)

Der große Erfolg von Lalo, mit seinem „roi d’Ys“ in Paris, macht mir Freude. Ein bescheidner Künstler, dem das Leben schlimm schon mitgespielt hat. Der „große Erfolg“ ging mit dem dritten Akte los — das heißt mit den schönen Melodien: der kluge Mann hatte sie alle bis dahin aufgespart!!

Lieber Freund, vergeben Sie mir diesen vielleicht zu heiteren Brief: aber nachdem ich, Tag für Tag, „Werthe umgewerthet“ habe und sehr ernst zu sein Grund hatte, giebt es eine gewisse Fatalität und Unvermeidlichkeit zur Heiterkeit. Ungefähr wie bei einem Begräbniß… Mit herzlichem Gruß und Dank

Ihr Freund Nietzsche

[«]

1036. An Georg Brandes in Kopenhagen

Turin, den 23. Mai 1888.

Verehrter Herr,

ich möchte Turin nicht verlassen, ohne Ihnen nochmals auszudrücken, wie vielen Antheil Sie an meinem ersten wohlgerathenen Frühling haben. Die Geschichte meiner Frühlinge, seit 15 Jahren zum Mindesten, war nämlich eine Schauergeschichte, eine Fatalität von décadence und Schwäche. Die Orte machten darin keinen Unterschied; es war als ob kein Recept, keine Diät, kein Clima den wesentlich depressiven Charakter dieser Zeit verändern könnten. Aber siehe da! Turin! Und die ersten guten Nachrichten, Ihre Nachrichten, verehrter Herr, aus denen mir bewiesen ward, daß ich lebe… Ich pflege nämlich mitunter zu vergessen, daß ich lebe. Ein Zufall, eine Frage erinnerte mich dieser Tage daran, daß in mir ein Hauptbegriff des Lebens geradezu ausgelöscht ist, der Begriff „Zukunft". Kein Wunsch, kein Wölkchen Wunsch vor mir! Eine glatte Fläche! Warum sollte ein Tag aus meinem siebzigsten Lebensjahr nicht genau meinem Tage von heute gleichen? — Ist es, daß ich zu lange in der Nähe des Todes gelebt habe, um die Augen nicht mehr für die schönen Möglichkeiten aufzumachen? — Aber gewiß ist, daß ich jetzt mich darauf beschränke, von heute bis morgen zu denken, — daß ich heute festsetze, was morgen geschehn soll — und für keinen Tag weiter! Das mag unrationell, unpraktisch, auch vielleicht unchristlich sein — jener Bergprediger verbot gerade diese Sorge „um den andern Tag" — aber es scheint mir im höchsten Grade philosophisch. Ich bekam vor mir etwas Respekt mehr, als ich ihn sonst schon habe: ich begriff, daß ich verlernt hatte, zu wünschen, ohne es auch nur gewollt zu haben. —

Diese Wochen habe ich dazu benutzt, „Werthe umzuwerthen". — Sie verstehen diesen Tropus? — Im Grunde ist der Goldmacher die verdienstlichste Art Mensch, die es giebt: ich meine der, welcher aus Geringem, Verachtetem etwas Werthvolles und sogar Gold macht. Dieser allein bereichert; die andern wechseln nur um. Meine Aufgabe ist ganz kurios dies Mal: ich habe mich gefragt, was bisher von der Menschheit am besten gehaßt, gefürchtet, verachtet worden ist: — und daraus gerade habe ich mein „Gold" gemacht…

Daß man mir nur nicht Falschmünzerei vorwirft! Oder vielmehr; man wird es thun. —

— Ist meine Photographie in Ihre Hände gelangt? meine Mutter hat mir den großen Dienst erwiesen, in einem so außerordentlichen Falle nicht undankbar erscheinen zu müssen. Hoffentlich hat auch der Leipziger Verleger E. W. Fritzsch seine Schuldigkeit gethan und den Hymnus expediert.

Ich bekenne zuletzt eine Neugierde. Da es mir versagt war, an der Thürspalte zu horchen, um etwas über mich zu erfahren, würde ich gern auf eine andere Weise etwas horchen mögen. Drei Worte zur Charakteristik der Themata Ihrer einzelnen Vorlesungen — wie viel wollte ich aus drei Worten lernen!

Es grüßt Sie, verehrter Herr, herzlich und ergeben

Ihr
Nietzsche

[«]

1037. An Heinrich Köselitz in Venedig (Postkarte)

<Turin, 25. Mai 1888>

Lieber Freund,

die Pariser sind eben toll vor Begeisterung für — die Matthäus-Passion!! Der Figaro, wirklich der Figaro! hatte eine ganze Seite einer Notenbeilage gewidmet: der schwermüthigen Arie „Erbarme dich, mein Gott“… Hier hat Teatro Carignano geschlossen, natürlich mit Carmen: es hat davon 2 Monate gelebt. Dem Publikum wurden 3 andre Opern angeboten: es wies sie der Reihe nach ab. Die Zahl der Vorstellungen war für mich erstaunlich: man hat mehrmals drei Abende hintereinander das Werk vorgeführt. Am Schluß sehr respektable Geschenke an den maestro Mugnone, goldne Remontoir-Uhr und dergl.

Die Operetten-Componisten scheinen in Italien die Orchester in der Hand zu haben: ich habe 2 Fälle hier vor Augen. Der Canti z. B. der Componist von „la nuova befana“ benutzt seine Stelle als maëstro, um auch sonst sich aufzuführen; in Zwischenakten ein Lied oder eine sinfonia „eigens für diesen Abend componirt“. —

Es grüßt Sie der verunglückte Musikus

N

[«]

1038. An Georg Brandes in Kopenhagen (Postkarte)

Turin d. 27. Mai 1888.

Was Sie für Augen haben! Der Nietzsche auf der Photographie ist in der That noch nicht der Verfasser des Zarathustra, — er ist ein Paar Jahre zu jung dazu.

Für die Etymologie von gote bin ich sehr dankbar: dieselbe ist einfach göttlich! — Ich nehme an, daß Sie heute auch einen Brief von mir lesen?

Ihnen dankbar zugethan
N.

1039. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Turin, den 27. Mai 1888.

Meine liebe Mutter,

Du hast mir wirklich eine außerordentliche Freude mit der Abschrift des Lama-Briefs gemacht: ich habe ihn mindestens sechs Mal gelesen und mich jedes Mal von Neuem daran erbaut. Nachdem es so weit ist, darf man eigentlich Vertrauen haben: selbst ich fange an, der Sache zu vertrauen…

Ich war ein Paar Tage nicht wohl, sonst hättest Du schon eher ein Wort des Dankes bekommen. Meine Zeit hierselbst geht nun auch zu Ende. Ich habe noch eine Woche vor mir: am 5ten Juni will ich abreisen, am 6ten, wenn meine Gesundheit mir keinen Streich spielt, in Sils-Maria eintreffen. Man bekommt jetzt direkte Billets von Turin bis Chiavenna: das ist eine große Erleichterung für Dein altes Geschöpf.

Nun möchte ich dies Jahr gleich von Anfang an da oben vernünftig sein und nicht erst wieder alle möglichen thörichten Versuche machen. Damit will ich sagen, daß ich Dich bitte, meine liebe Mutter, mir von jenem delikaten Schinken, der das letzte Jahr so sehr den Beifall Deines Sohnes hatte, umgehend ein gutes Quantum zuzusenden (Wie nennt ihr ihn? Lachsschinken? Weißt Du, ganz zart und ohne Fett)

Ich will allernächstens ein Paar Worte an Herrn Kürbitz richten, damit er Dir in meinem Namen etwas Geld zu Gebote stellt, für diese und andre Bedürfnisse. Zum Beispiel auch zur Bezahlung der Photographie. —

Mit den Kleidern scheine ich wirklich wohlgefahren zu sein. Es ist ein eleganter Anzug, der vorzüglich sitzt. Ich habe mir vorgenommen, etwas wieder auf mich zu halten und der Nachlässigkeit im Aeußern ein Ziel zu setzen. Das scheint mir auch ein Zeichen eines gewissen Fortschrittes in der Besserung meiner Gesundheit? So lange man caput ist, macht man sich nichts draus, ob man auch so aussieht…

Die Vorträge meines Kopenhagener Verehrers sind glänzend zu Ende gekommen, mit einer großen Ovation, die er in meinem Namen angenommen. Er schreibt mir, daß „mein Name jetzt in allen intelligenten Kreisen Kopenhagens populär und in ganz Skandinavien bekannt sei“. (So weit habe ich’s im Vaterlande freilich noch nicht gebracht!)

Gestern machte mir der hiesige Philosoph, Professor Pasquale D’Ercole einen sehr artigen Besuch. Derselbe, jetzt Dekan der philosophischen Fakultät der hiesigen

Universität, hatte in der Buchhandlung Löscher von meinem Hiersein gehört.

Eine amerikanische Zeitschrift in New-York hat mir einen Essai über meine Schriften in Aussicht gestellt.

Eben traf ein drei Bogen langer äußerst interessanter Brief des Dr. Fuchs ein. —

Herr Köselitz wird im nächsten Monate ebenfalls Italien verlassen und zunächst zu seinen Eltern gehn.

Daß Du die Briefe des Herrn Busse abschreiben willst, ist vielleicht zu viel Ehre. Wollen wir's nicht machen, wie bisher und einfach still sein? — Oder sind sie hübsch? — Mich quälen sonst solche Naturen, denen ich absolut nicht zu helfen weiß —

Es grüßt und umarmt Dich
Dein alter Philosoph

Adresse: Sils-Maria, Oberengadin, Schweiz.

[«]

1040. An Franz Overbeck in Basel

Turin, den 27. Mai 1888.

Lieber Freund,

ich mache mir das Vergnügen, Dir einen letztens eingetroffenen Brief aus Kopenhagen mitzutheilen, mit der Bitte, denselben irgendwann einmal, vielleicht nach Sils-Maria, an mich zurückzuaddressiren.

Übrigens steht Sils-Maria vor der Thür. Ich will am 5. Juni von hier abreisen und denke, wenn die Gesundheit mir nicht den gewohnten Streich spielt, am 6ten dort einzutreffen. Was mich einigermaßen muthig für die Reise stimmt, ist die neue Eisenbahn-Verfügung: man kann direkte Billets Torino-Chiavenna haben, — damit hat die schauderhafte kleine Misère des sechsmaligen Gepäckumschreibens ein Ende. —

Meine Gesundheit hat im Ganzen Stand gehalten. Ich bin während dieser 2 Monate in Turin 4 mal krank gewesen: ein mezzo termino, mit dem ich mich zufrieden geben will.

Heute morgen traf ein herrlicher drei Bogen langer Brief von Dr. Fuchs ein, der wieder von einer erstaunlichen Energie Zeugniß ablegt. Ihn begleitet ein großer Complex von Recensionen und Concert-Berichten aus der Feder dieses geistreichsten der jetzigen Musiker. Ich will mich in aller Ruhe daran erlaben.

Gestern hat mir der hiesige filosofo, der Prof. Pasquale d’Ercole einen sehr artigen Besuch gemacht; er hatte in der Buchhandlung Löscher von meinem Hiersein gehört. Derselbe ist jetzt Decan der philosophischen Fakultät. —

Das archivio storico in Florenz gedenkt in seiner letzten Publikation (ein Gesammtbericht über deutsche Geschichtslitteratur) mit Auszeichnung meiner allgemeinen Gedanken über Historie (2. Unz<eitgemäße> Betrachtung); die Abhandlung läuft darauf aus. Ich erzähle das Dir gerade, lieber Freund, weil Du der einzige bist, der mir bisjetzt ein Interesse an jenen Gedanken ausgedrückt hat. — Dir und Deiner lieben Frau mich herzlich empfehlend

Dein Nietzsche.

Der Brief aus New York, den Du so gütig warst, mir zu übersenden, enthielt das Versprechen eines englischen Essai über meine Schriften seitens einer der größten amerikan. Reviews.

[«]

1041. An Heinrich Köselitz in Venedig

Turin, Donnerstag
<31. Mai 1888>

Wenn ich Ihnen sofort wieder antworte, so wird es Ihnen nicht zweifelhaft sein, woran es mir fehlt, — daß Sie mir fehlen, lieber Freund! Wie sehr auch der Frühling mir gerathen ist, er bringt mir gerade das Beste nicht, das, was auch die schlimmsten Frühlinge mir bisher brachten — Ihre Musik! Dieselbe ist mit meinem Begriff „Frühling“ zusammengewachsen — seit Recoaro! — ungefähr so, wie das sanfte Glockenläuten über der Lagunenstadt mit dem Begriff „Ostern“. So oft mir eine Ihrer Melodien einfällt, bleibe ich mit einer langen Dankbarkeit an diesen Erinnerungen hängen: ich habe durch Nichts so viel Wiedergeburt, Erhebung und Erleichterung erfahren wie durch Ihre Musik. Sie ist meine gute Musik par excellence, für die ich innewendig mir immer ein reinlicheres Kleid anziehe als zu aller anderen.

Ich erlaubte mir, vorgestern Theaterberichte des Dr. Fuchs an Sie abzusenden. Es ist viel Feines und Erlebtes darin.

Die Vorlesungen des Dr. Brandes sind auf eine schöne Weise zu Ende gegangen, — mit einer großen Ovation, von der aber B<randes> behauptet, daß sie nicht ihm gegolten habe. Er versichert mich, daß mein Name jetzt in allen intelligenten Kreisen Kopenhagens populär und in ganz Skandinavien bekannt sei. Es scheint, daß meine Probleme diesen Nordländer sehr interessirt haben; im Einzelnen waren sie besser vorbereitet, z. B. für meine Theorie einer „Herren-Moral“ durch die allgemeine genaue Kenntniß der isländischen Sage, die das reichste Material dafür abgiebt. Es freut mich, zu hören, daß die dänischen Philologen meine Ableitung von bonus gutheißen und acceptiren: an sich ist es ein starkes Stück, den Begriff „gut“ auf den Begriff „Krieger“ zurückzuführen. Ohne meine Voraussetzungen würde nie ein Philologe auf einen solchen Einfall gerathen können. —

Es ist wirklich schade, daß Sie nicht eine Ausschweifung in’s Cadore gemacht statt in’s Papierschwärzerische. Mein schlechtes Beispiel verdirbt ersichtlich Ihre an sich sehr viel besseren Sitten. Das Wetter war sehr geeignet zu einer solchen Gebirgs-Entdeckung: ich selbst zwar habe auch keinen Gebrauch davon gemacht und bin in ähnlicher Weise darüber mit mir unzufrieden.

Eine wesentliche Belehrung verdanke ich diesen letzten Wochen: ich fand das Gesetzbuch des Manu in einer französischen Übersetzung, die in Indien, unter genauer Controle der hochgestelltesten Priester und Gelehrten daselbst, gemacht worden ist. Dies absolut arische Erzeugniß, ein Priestercodex der Moral auf Grundlage der Veden, der Kasten-Vorstellung und uralten Herkommens — nicht pessimistisch, wie sehr auch immer priesterhaft — ergänzt meine Vorstellungen über Religion in der merkwürdigsten Weise. Ich bekenne den Eindruck, daß mir alles Andere, was wir von großen Moral-Gesetzgebungen haben, als Nachahmung und selbst Carikatur davon erscheint: voran der Aegypticismus; aber selbst Plato scheint mir in allen Hauptpunkten einfach bloß gut belehrt durch einen Brahmanen. Die Juden erscheinen dabei wie eine Tschandala-Rasse, welche von ihren Herren die Principien lernt, auf die hin eine Priesterschaft Herr wird und ein Volk organisirt… Auch die Chinesen scheinen unter dem Eindruck dieses klassischen uralten Gesetzbuchs ihren Confucius und Laotse hervorgebracht zu haben. Die mittelalterliche Organisation sieht wie ein wunderliches Tasten aus, alle die Vorstellungen wieder zu gewinnen, auf denen die uralte indisch-arische Gesellschaft ruhte — doch mit pessimistischen Werthen, die ihre Herkunft aus dem Boden der Rassen-décadence haben. — Die Juden scheinen auch hier bloß „Vermittler“ — sie erfinden nichts.

Soviel, mein lieber Freund, zum Zeichen, wie gern ich mich mit Ihnen unterhielte —. Dienstag Abreise. —

Von Herzen
Ihr Nietzsche.

[«]

1042. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Zettel)

<Turin, Mai 1888>

Es wird den Freunden der Philosophie Friedrich Nietzsche's von Werth sein, zu hören, daß letzten Winter der geistreiche Däne Dr. Georg Brandes einen längeren Cyklus von Vorlesungen an der Kopenhagener Universität dieser Philosophie gewidmet hat. Der Redner, dessen Meisterschaft im Darlegen schwieriger Gedankencomplexe nicht erst sich zu beweisen hatte, wußte eine Zuhörerschaft von mehr als 300 Personen für die neue und verwegene Denkungsart des deutschen Philosophen lebhaft zu interessiren: so daß seine Vorlesungen in eine glänzende Ovation zu Ehren des Redners und seines Thema's ausliefen.

[«]

1043. An Pasquale d'Ercole in Turin

Sils-Maria, den 9. Juni 1888
(Oberengadin)

Verehrtester Herr Professor,

ich benutze den ersten Augenblick, wo ich wieder den Kopf frei und heiter habe, um Ihnen auszudrücken, daß ich trotzalledem weder der undankbarste noch der unhöflichste Mensch von der Welt bin. Es ist mir hart angekommen, Turin zu verlassen, ohne Ihnen Lebewohl gesagt zu haben; aber es gieng nicht anders. Ich war fast immer krank und die letzten Tage durch die Hitze wie betäubt. Rechnen Sie es ein wenig meinem Stolze zu, daß ich nicht ganz und gar als „Leidender" in Ihrem Gedächtnisse zurückbleiben wollte. Rechnen Sie es auch meiner Philosophie zu, welche dem Kranken anräth, es den Thieren nachzumachen und sich in seine Höhle zu verkriechen. Ich zweifle nicht, daß ich über kurz oder lang, an einem schönen, frischen klaren Herbsttage, die Ehre haben werde, eine so werthvolle und liebenswürdige menschliche Beziehung wieder anzuknüpfen, deren ich dies Mal kaum würdig war.

Inzwischen hat mir Ihre Güte ein Mittel in die Hand gegeben, auch hier in Ihrer Gesellschaft zu sein. Ihr Philosoph von Intra interessirt mich als psychologisches Problem: ein Dichter, noch dazu ein Italiäner, der sich gerade in das Grau und Grau unsrer deutschen Scholastik verliebt! Ich erinnere mich dabei der Begeisterung, die Monsieur H. Taine über die erste Wirkung von Hegel's Logik ausdrückte: Taine, der auch einen verborgenen Dichter in sich trägt. Er meinte ungefähr, es sei der höchste Zustand seines Lebens gewesen.

Empfangen Sie, verehrter Herr Professor, den ergebensten Gruß

Ihres dankbar verpflichteten
Nietzsche

[«]

1044. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Sils-Maria, den 10. Juni 1888

Meine liebe Mutter,

Dein Brief und die schöne Sendung folgten sich in sehr kurzer Zeitdifferenz: als der erste kam, lag ich noch krank zu Bett, bei der Kiste aber war ich schon auf dem Wege zur Besserung. Es gieng nämlich wieder schlecht mit der Reise. Am ersten Abend schon kam ich krank an und hatte in Chiavenna eine miserable Nacht. Dort am nächsten Tage zu bleiben widerrieth die Schwüle und unerträgliche Luft dieses Sticklochs. Aber die lange Postfahrt nach Sils that mir nicht gut; und so mußte ich denn die ersten 24 Stunden wieder, wie leider fast jedes Mal, mit heftigem Erbrechen zubringen. Es kommt dazu, daß hier oben nicht die Luft weht, die ich hier suche. Der viele Schnee, der thaut, macht die Luft zu feucht; und dabei ist die Wärme auch auf 23 Grad. Seltsam! Ich bin viel leichter mit dem Turiner Wetter fertig geworden, obwohl wir Tag für Tag 31 Grad hatten. Aber die Luft war durch und durch dünn und rein, auch wehte immer ein lieblicher Zephyr. Hier in Sils lag noch bis tief in den Mai hinein 6 Fuß fester Schnee. In den nächsten Ortschaften sind ungeheure Lawinen niedergegangen, 26 der Zahl nach. Das thaut nun Alles auf. Wohin man spaziert, findet man den Schnee als Hinderniß; die Berge sind bis auf die Thalsohle herab noch weiß. Es hat nie so vielen Schnee gegeben; auch soll die Kälte bis auf 33 Grad unter Null herabgegangen sein. Ganze große Wälder sind durch die Lawinen fortgerissen, der Schaden ist groß.

Nun fehlen, wie Du Dir denken kannst, die Fremden noch ganz und gar; und die Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Ich esse allein. Bis jetzt ist Alles nicht recht im Stande, weder Magen, noch Schlaf, noch Lust zum Arbeiten, noch Lust am Spazierengehn. Man ist auch noch gar nicht vorgesehn und eingerichtet für die Bedürfnisse der Fremden — so daß es bei mir überall hapert und ich ein wenig melancholisch bin. —

Da kam denn der schöne Schinken sehr zur rechten Zeit, meine liebe Mutter; ich danke herzlich für all die guten Dinge, die Du geschickt hast. Die Hemden scheinen

Prachts-Hemden zu sein: ich habe eben 2, die dünn und löcherig waren, bei Seite gelegt, so daß die neuen gerade in die Lücke eintreten.

Dasselbe gilt von den warmen schönen Strümpfen. Wenn ich dies Alles, wie es Dein ausdrücklicher Wunsch ist, als Geschenk annehmen soll, so mußt Du mir wenigstens erlauben, Dir eine kleine Gegengabe präsentiren zu dürfen. Du hättest gern, schriebst Du mir nach Turin, die milder aussehende Photographie von mir: bitte, laß sie machen und berichtige dann die beiden Bilder aus den 30 Mark, die ich Dir inzwischen durch H<errn> Kürbitz habe zustellen lassen. Das nächste Mal hätte ich gerne so etwas wie eine Serviette, damit ich mir selbst mein Tischchen decken kann, wenn ich essen will. —

Mit den Kleidern bin ich jetzt im Ganzen in Ordnung. Ich habe einen sehr leichten Hut auf dem Kopfe, der aus Roßhaaren geflochten ist: sehr hübsch, aber theuer. Der kleinen Adrienne habe ich einen Ring aus Nizza mitgebracht, der allerliebst aussah und den mir Frau Köchlin bei einem dortigen Goldschmied ausgesucht hat. Außerdem schöne Pariser Seife. Ich habe einen neuen Koffer, für den ich 15 frs. bezahlt habe = 4 Thaler.

In Turin erlebte ich zuletzt noch ein großes Musikfest, bei dem 34 Stadtorchester aus drei Provinzen Italiens thätig waren, dazu noch die 8 Orchester von Turin. Die Concurrenz der Orchester fand gleichzeitig in den 3 größten Theatern von Turin statt (jedes zu 3000—4000 Plätzen) von früh bis Abend. —

Ich hätte Dir gern auch so einen heiteren Brief geschrieben, wie Du ihn geschrieben hast, meine liebe Mutter. Aber Dein altes Geschöpf ist immerfort etwas traurig. In Liebe und sehr dankbar

Dein F.

[«]

1045. An Heinrich Köselitz in Venedig

Donnerstag
Sils, d. 14. Juni 1888.

Lieber Freund,

Ihr Brief langte zu gleicher Zeit mit der Rückkehr meiner Gesundheit (— und meines Barbiers) bei mir an: Sie können denken, wie festlich er begrüßt wurde. Ihre Mittheilung, daß das provençalische Quartett einmal mir zugehören soll, schmeichelt mir im höchsten Grade. Ich habe darauf hin ungefähr schon meine Lebenspläne verändert. Doch darüber später einmal: heute nur den ersten und vorläufigsten

Ausdruck tiefer Erkenntlichkeit. Daß man die guten Dinge mit einander gemein hat, das verbindet am innerlichsten: und ich weiß noch sehr gut, welche kleinen Schauer von Vollkommenheit mir über die Seele liefen, als ich, in Venedig, die Ehre hatte, das damals werdende Quartett zu hören. —

Die cartolina ist nicht eingetroffen; falls das herrliche Duett ankommt, werde ich es an „geneigter Belustigung“ nicht fehlen lassen. — Ein sehr liebenswürdiger Gedanke ist es von Ihnen, dem Dr. Fuchs ein Paar Worte zukommen zu lassen: ich bitte Sie darum, ich weiß gut genug, wie dies auf den sehr vereinsiedelten und viel zu wenig geschätzten Danziger wirken wird. Zuletzt habe ich in meinem letzten Brief von Ihnen erzählt. Es ist übrigens erstaunlich, was er alles durchsetzt und unternimmt: seine letzten Brief-Berichte gaben mir von der feurigen Energie seiner Natur wieder den allerhöchsten Begriff. (Die Recensionen wünscht er wieder zurück: er hat noch viel mehr und will sie, auf Wunsch, herausrücken…)

Es gieng schlecht bis jetzt, lieber Freund. Die Reise mißrieth wieder, wie gewöhnlich: ich hatte sechs Tage nöthig, um ungefähr wieder von den schlechten Nachwirkungen loszukommen. Nichts ist so labil im Gleichgewicht als meine Gesundheit… Das Wetter, das ich hier oben fand, war nicht das, welches ich suchte. Feucht, schwül, Thauluft, — 23 Grad C. Denken Sie sich: ich dachte mit Reue an das verlassene Turin, ob ich schon dasselbe in der allergrößten Hitze kennen gelernt hatte. Die letzte Zeit stieg der Thermometer Tag für Tag auf 31 C., das Minimum war 22 C. Und seltsam! ich, der empfindlichste Mensch für Hitze, litt ganz und gar nicht dabei — schlief gut, aß gut, hatte Einfälle und arbeitete… Die subtile trockne Luft, der Zephyr auf den Gassen — im Grunde war es eine Art mir unbekannten Epikureismus’. Welche Höhe die Café-haus-cultur erklommen, davon wage ich nicht zu schreiben. —

Seit gestern ist es auch hier wieder gute Luft und gesund. Sils ist wirklich wunderschön; in gewagter Latinität das, was ich Perla Perlissima nenne. Ein Reichthum an Farben, hundert Mal südlicher darin als Turin. Ringsherum liegen noch die Reste von 26, zum Theil ungeheuren Lawinen. Ganze Wälder sind von ihnen heruntergebrochen. Es giebt hier ein interessantes Lawinen-Recht: das Holz gehört dem, auf dessen Grundstück die Lawine es wirft. Ein Bewohner von Bevers hat auf diesen Weise ca. 5000 frs. Holz zum Geschenk bekommen. Der Schnee lag hier noch bis in den Mai hinein 6 Fuß hoch: dann schmolz er mit einer kaum begreiflichen Schnelle weg.

In Turin hörte ich zuletzt noch ein Musikfest: 34 Stadtorchester concurrirten. Ich wohnte der Concurrenz der fünf besten Capellen bei, im teatro Vitt<orio> Em<anuele>, das c. 5000 Personen faßt. Der Klang war bezaubernd schön: was ich nie geglaubt hätte. Diese fortissimi! Ich zeichnete bei mir als die bei weitem erste Leistung die der Capelle von Asti aus, mit ihrem maestro Foschini; der den Muth hatte, eine eigne Sinfonia drammatica als Concurrenzstück aufzuführen. Nach meiner Abreise von Turin erfuhr ich mit Vergnügen, daß Asti die große goldne Medaille bekommen hat, mit allen möglichen Ehren seitens 2 Ministerien auch für den maestro. —

Overbeck bezieht ein eignes Haus in Basel. Von meiner Schwester ist ein geradezu bezaubernder langer Bericht über die Ankunft und feierliche Einholung in Nueva Germania da. Die Sache gewinnt wirklich einen großartigen Aspekt.

In München sehn Sie, wenn es möglich, Seydlitzens. Die sind so gut gegen mich. — Von Levi höre ich, daß er krank ist und diesen Sommer nicht in Bayreuth dirigirt.

Ich hatte Fritzsch freigestellt, von meinem Kopenhagener Erfolg etwas in der Presse verlauten zu lassen. Er schrieb mir kürzlich, im Drang der Geschäfte habe er's vergessen, und nun sei es wohl zu spät. — Unverbesserlich!

Mit herzlichem Glückwunsch für die Reise

Ihr N.

[«]

1046. An Heinrich Köselitz in Venedig

<Sils-Maria, 15. Juni 1888>

Lieber Freund,

soeben las ich, im Bund abgedruckt, die feine und schöne Sache Spittelers über Sch<ubert>. Dabei beschloß ich, diesem Manne, der mir doch sehr werth ist, wieder ein Zeichen meiner Theilnahme zu geben (und, womöglich, „das Wölkchen" zwischen uns zu verscheuchen —) Haben Sie noch ein Exemplar des Hymnus zu versenden? Ich habe leider 2 Ex. in Nizza gelassen. — Bitte, schreiben Sie darauf:

Herrn Carl Spitteler
zum Zeichen besondrer Hochschätzung
N.

Adresse: Basel, Gartenstr. 74.

Es ist möglich, daß ich im Herbst über Basel komme. Da würde ich ihn besuchen; vielleicht ist Sp<itteler> für Ihre Musik vorbereitet? Er scheint mir einstweilen unentbehrlich für uns.

— Und rectifizieren Sie die Clarinette, Freund! Ich habe sonst im Grabe keine Ruhe!…

Wir hatten heute Schnee und eisigen Wind. Gesundheit etwas besser. Brief gestern an Sie abgegangen.

Treulich Ihr Freund N.

[«]

1047. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria> Sonnabend. <16. Juni 1888>

Meine liebe Mutter,

es geht nicht zum Besten. Verzeih, wenn ich etwas kurz schreibe. Das Geld von Kürbitz mußt Du unter allen Umständen acceptiren, sonst kann ich ja nicht meine Bestellungen machen, wie ich's nöthig habe! Du hast vielleicht nicht mehr im Gedächtniß, was ich von Turin aus schrieb. Ich will dies Mal meinen ganzen Bedarf von Schinken aus Naumburg haben. Im vorigen Sommer habe ich ihn aus Basel, aus Zürich, aus St. Gallen und anderswoher bezogen, mit allerhand Verdruß und Enttäuschung: so daß ich's nicht wiederholen will. Ich mußte es, wie Du Dir denken kannst, immer mit meiner Gesundheit abbüßen, wenn eine Bestellung schlecht oder halb-genügend ausfiel. Was mir eigentlich allein gut bekommen ist, das war die allerletzte Naumburger Sendung vom September: die runde dicke Lachsschinken-wurst. Deshalb schrieb ich von Turin, daß ich dies Mal von vornherein vernünftig sein wolle und nicht erst alle möglichen schlechten Experimente machen. Da mein Sommer die Länge von 4 Monaten ungefähr hat, so brauche ich mindestens noch 12 Pfund = 6 Kilo Lachsschinken. Es handelt sich um meine ganze Abendmahlzeit für 4 Monate. Wenn Du einen Begriff von der Schwierigkeit meiner Ernährung gerade hier unter den enorm kostspieligen Fremdenverkehr-Verhältnissen hättest, so würdest Du auch sofort verstehn, daß diese sehr einförmige und langweilige Diät relativ bei weitem die billigste und auch gesündeste für mich ist. Ich darf absolut nichts mehr riskiren; je regelmäßiger, desto besser. In einer großen Stadt, wie Turin, steht mir natürlich jede Abwechslung zu Gebote: hier aber nicht (— es wird sofort schrecklich theuer, da ich schon für ein sehr einfaches Mittagessen 2 frs. 25 ct. = 19 Groschen (ohne Trinkgeld) gebe. — Wenn es Dir Mühe macht, meine gute Mutter, so gieb mir eine gute Adresse für ein Geschäft in Gotha oder in Braunschweig. Am Liebsten wäre es mir freilich, so, wie ich's mir ausgedacht hatte: daß Du selbst den Schinken aussuchtest und zusendetest (— die Kosten des Transport fallen natürlich ebenfalls mir zu —)

Ich bin mit der kleinen Wurst fertig: sie war zu trocken, wegen ihrer Kleinheit. Die größere ist besser, doch lange nicht so gut, wie die dicke runde vom letzten Herbst. Ich glaube, man thut gut, recht große zu schicken. Die übersandten 3 Pfund reichen etwa im Ganzen 14 Tage: das heißt, ich habe noch für 6 Tage zu essen.

Sei nicht böse, daß ich Dir solche Mühe mache: aber ich bitte Dich, sofort wieder eine größere Sendung als das letzte Mal abzuschicken: und vom Allerbesten. Die Kosten dafür kommen bei mir gar nicht in Betracht, wenn es sehr gut und gesund ausfällt, gieb also gerne etwas mehr, vorausgesetzt, daß es prima Qualität ist. — Und geh, bitte, zu Kürbitz!!!!

Der Honig ist mir leider sehr schlecht bekommen: ganz wie im vorigen Sommer. Es trat Erbrechen ein. Das ist Wachs-Honig: aber mein Magen weiß auf keine Art mit Wachs fertig zu werden. —

Ich lege den Einen Brief vom Lama bei; der andre folgt das nächste Mal, damit der Brief nicht doppelt wird. Es wundert mich, daß Lisbeth nichts von meinen 8 Briefen sagt, die ich ihr von Nizza diesen Winter geschrieben habe.

In Liebe
Dein altes Geschöpf

Ich habe Dir noch gar nicht für Deinen herzlichen Brief gedankt. Nach Naumburg kommen, unter meinen Gesundheits-Verhältnissen, ist freilich nicht möglich: es ist nicht Liebhaberei, was mich zum Engadin und zu Nizza verurtheilt — —

Als Adresse genügt eigentlich Sils-Engadin, Schweiz: es giebt nämlich noch 2 andre Sils, nicht im Engadin.

[«]

1048. An Meta, von Salis auf Marschlins

Sils, Engadin, den 17. Juni 1888.

Verehrtes Fräulein

es schneit eben aus Leibeskräften: ich sitze in meiner Höhle und überlege mit einiger Schwermuth, ob nicht das Wetter (oder der Wettermann) den Verstand verloren hat. Als ich hier ankam, war es schwül, lästig, eine Hitze von 24 Grad; es kam mich fast eine Reue an, Turin verlassen zu haben, wo wir zwar täglich 31 C. hatten, aber aria limpida elastica und jenen berühmten Zephyr, von dem ich früher nur durch die Dichter wußte. Hier oben schmolzen 26 Lawinen; wohin man spazieren ging, fand man

Haufen weichen Schnees: — ich war 6 Tage krank, ehe ich mich wieder mit Sils und dem Leben vertrug. —

Dies schreibe ich im Grunde, um Sie einzuladen, hier herauf zu kommen. Ich zweifle nicht, daß Sie besseres Wetter mitbringen — und jene Vernunft, die das Wetter verloren hat.

In der „Alpenrose" sind vierzehn Personen — fast lauter Hamburger und Hamburgerinnen. Das flieht Alles vor dem tropischen Gluth-Sommer, der uns versprochen ist — und sitzt nun im Schnee.

Ich habe eben, mit Hülfe meteorologischer Tabellen, folgende ganz unwahrscheinlich klingende Wahrheit festgestellt.

„Der Januar in Italien"

	Heitere Tage	Regentage	Grad der Bewölkung
Turin	10,3	2	4,9
Florenz	9,1	9,7	5,7
Rom	8,2	10	5,8
Neapel	7,7	10,8	5,2
Palermo	3,2	13,5	6,5

Das bedeutet, daß im Winter, je tiefer man nach Süden steigt, das Wetter schlechter ist (— weniger helle Tage, mehr Regentage und ein immer trüberer Himmel —) Und wir glauben alle instinktiv das Gegentheil!! Das schreibe ich im Grunde, um zu fragen, was Sie in Rom und mit Rom erlebt haben. Ich habe oft meine Zweifel gehabt, ob gerade dieser Winter, wo Rom außerdem noch im Pilgrim-Dunst lag, Ihnen Freude gemacht hat. Aber zuletzt waren Sie gar nicht dort: ich habe so lange nichts mehr von Ihnen gehört.

Von meiner Schwester sind die allerbesten Nachrichten da: zuletzt eine Beschreibung des festlichen Einzugs in die neue Residenz Nueva-Germania, die mich ganz bezaubert hat. Die Unternehmung gedeiht; sie hat bereits jetzt einen großartigen Aspekt.

Haben Sie davon gehört, daß ich inzwischen berühmt geworden bin? Nämlich in Dänemark, woselbst, zu meinem größten Erstaunen, der Dr. Georg Brandes für meine Philosophie Propaganda macht. Er hat einen längeren Cyklus Vorlesungen „über den deutschen Philosophen Friedrich Nietzsche" an der Kopenhagener Universität gelesen — und ich habe Gründe zu glauben, daß er damit einen großen Erfolg gehabt hat. Man spricht im ganzen Norden jetzt von mir („Herren-Moral“ scheint das Schlagwort)

Mit der Bitte, mir ein freundliches Wort hier herauf zu sagen

bin ich Ihr ergebenster Diener
Nietzsche

Was macht Fräulein Resa? Ist sie bereits promota? — Und Ihre dichterische Freundin?

[«]

1049. An Heinrich Köselitz in Venedig

Sils-Maria d. 20. Juni 1888.

Lieber Freund,

Ihr „Liebesduett“ kam wie ein Blitz hinein in meine Trübsal. Ich war mit einem Schlage genesen, ich bekenne, selbst geweint zu haben vor Vergnügen. Welche Erinnerungen giebt mir diese himmlische Musik! Und doch schien ich sie jetzt erst, wo ich sie sechs Mal hintereinander gelesen habe, völlig zu verstehen — sie scheint mir auch im höchsten Grade „singebar“. Es ist ein hohes schwärmerisches Gefühl darin, das Stendhal entzückt haben würde: ich las gerade gestern noch in seinem reichsten Buche Rome, Naples et Florence und dachte fortwährend dabei an Sie!*) — Er erzählt unter Anderm, wie er Rossini fragt „was lieben Sie mehr, die Italiana in Algeri oder den Tancred?“ Er antwortet: „il matrimonio segreto“…

Lieber Freund, das bringt mich darauf, Ihnen zu gratuliren, daß Sie bei dem Titel „der Löwe von Venedig“ verblieben sind. Es ist doch ein sehr anregender und zur Phantasie redender Titel. Es wäre schade, wenn der kleine Wink „Venedig“ fehlte… Insgleichen gefällt mir die Bezeichnung „italienische komische Oper“: sie wirkt vielfachen Verwechslungen und Mißverständnissen entgegen. Endlich: Sie haben Recht, bei Ihrem „Peter Gast“ zu bleiben: ich begriff es, als ich’s las. — Es ist derb, naiv und, mit Erlaubniß gesagt, deutsch… Sie wissen, daß ich, seit letztem Herbst, Ihre Opern-Musik sehr deutsch finde — altdeutsch, gutes sechszehntes Jahrhundert?

Nochmals meinen schönsten Dank — es war wirklich eine Kur, das plötzliche Erscheinen dieses herrlichen Duetts.

Inzwischen nämlich war ich sehr behängt und verdeckt, wie der Himmel, und zu allem Guten untüchtig. Die absurde Unordnung des Climas war mit dabei betheiligt. Nachdem wir eine Woche das heißeste Wetter gehabt haben, das überhaupt im Engadin möglich ist (24 Grad), stecken wir seit 6 Tagen wieder im Winter. Erst schneite es einen halben Tag, später 2 ganze Tage: und seitdem zieht es immer mit schweren Wolken über uns herum.

In der Bibliothek des Hôtels fand ich ein Leben Wagners von Nohl: das in einem kostbaren Stil abgefaßt ist. Ich selbst komme darin vor, als „der geistvolle Freund und Patron“ wörtlich! — Der König von Baiern, der ein bekannter

Päderast war, sagt zu Wagner: „Also Sie mögen die Weiber auch nicht? sie sind so langweilig!“ — Diese „Meinung“ findet Nohl „jugendlich umfangen“…

Overbeck schrieb gestern von seinen schlechten Gesundheitsverhältnissen und daß er nächste Woche ins neue Haus zieht. Er freut sich außerordentlich, von Ihrer Reise nach Deutschland und dem Quartett zu hören.

Der Tod des Kaisers hat mich bewegt: zuletzt war er ein kleines Schimmerlicht von freiem Gedanken, die letzte Hoffnung für Deutschland. Jetzt beginnt das Regiment Stöcker: — ich ziehe die Consequenz und weiß bereits, daß nunmehr mein „Wille zur Macht“ zuerst in Deutschland confiscirt werden wird…

Es grüßt Sie auf das Wärmste und Dankbarste

Ihr Freund
Nietzsche

— Ist meine Karte, Spitteler betreffend, bei Ihnen angelangt?

[«]

1050. An Karl Knortz in Evansville (Indiana)

Sils-Maria, Oberengadin, den 21. Juni 1888.
(Schweiz)

Hochgeehrter Herr!

Das Eintreffen von zwei Werken Ihrer Feder, das mich Ihnen zu Dank verpflichtet, scheint mir zu verbürgen, daß inzwischen meine Litteratur in Ihren Besitz übergegangen ist. Die Aufgabe, ein Bild von mir, sei es vom Denker, sei es vom Schriftsteller und Dichter zu geben, scheint mir außerordentlich schwer. Der erste größere Versuch der Art ist letzten Winter von dem ausgezeichneten Dänen Dr. Georg Brandes gemacht worden, der Ihnen als Litterarhistoriker bekannt sein wird. Derselbe hat unter dem Titel „Der deutsche Philosoph Friedrich Nietzsche“ einen längeren Cyklus von Vorlesungen an der Kopenhagener Universität über mich veranstaltet, deren Erfolg, nach allem, was mir von dort gemeldet worden ist, ein glänzender gewesen sein muß. Er hat eine Zuhörerschaft von 300 Personen für die Kühnheit meiner Problem-Stellungen lebhaft interessirt und, wie er selbst sagt, meinen Namen im ganzen Norden populär gemacht. Sonst habe ich eine mehr verborgene Hörer- und Verehrerschaft, zu der auch einige Franzosen, wie Mr. Taine gehören. Meine innerste Überzeugung ist, daß diese meine Probleme, diese ganze Position eines „Immoralisten“ für heute noch viel zu früh, noch viel zu unvorbereitet ist. Mir selbst liegt der Gedanke an Propaganda vollkommen fern; ich habe noch nicht einen Finger dafür gerührt.

Von meinem Zarathustra glaube ich ungefähr, daß es das tiefste Werk ist, das in deutscher Sprache existirt, auch das sprachlich vollkommenste. Aber das nachzufühlen, dazu bedarf es ganzer Geschlechter, die erst die inneren Erlebnisse nachholen, auf Grund deren jenes Werk entstehen konnte. Fast möchte ich rathen, mit den letzten Werken anzufangen, die die weitgreifendsten und wichtigsten sind („Jenseits von Gut und Böse“ und „Genealogie der Moral“). Mir selbst sind am sympathischsten meine mittleren Bücher, „Morgenröthe“ und „Die fröhliche Wissenschaft“ (es sind die persönlichsten).

Die „Unzeitgemäßen Betrachtungen“, Jugendschriften in gewissem Sinne, verdienen die höchste Beachtung für meine Entwicklung. In „Völker, Zeiten und Menschen“ von Karl Hillebrand stehen ein paar sehr gute Aufsätze über die ersten „Unzeitgemäßen“. Die Schrift gegen Strauß erregte einen großen Sturm; die Schrift über Schopenhauer, deren Lektüre ich besonders empfehle, zeigt, wie ein energischer und instinktiv jasagender Geist auch von einem Pessimisten die wohlthätigsten Impulse zu nehmen versteht. Mit Richard Wagner und Frau Cosima Wagner war ich einige Jahre, die zu den werthvollsten meines Lebens gehören, in tiefem Vertrauen und innerstem Einvernehmen verbunden. Wenn ich jetzt zu den Gegnern der Wagner’schen Bewegung gehöre, so liegen, wie es sich von selbst versteht, dahinter keine mesquinen Motive. In den gesammelten Werken Wagner’s Band IX (wenn ich mich recht erinnere) steht ein Brief an mich, der von unserm Verhältniß Zeugniß ablegt.

Ich bilde mir ein, daß meine Bücher durch Reichthum psychologischer Erfahrungen, durch Unerschrockenheit vor dem Gefährlichsten, durch eine erhabene Freimüthigkeit ersten Ranges sind. Ich scheue auch, hinsichtlich der Kunst der Darstellung und der artistischen Ansprüche, keine Vergleichung. Mit der deutschen Sprache verbindet mich eine lange Liebe, eine heimliche Vertrautheit, eine tiefe Ehrfurcht! Grund genug, um fast keine Bücher mehr zu lesen, die in dieser Sprache geschrieben werden.

Empfangen Sie, hochgeehrter Herr, die ergebensten Grüße Ihres

Professor Dr. Nietzsche.

[«]

1051. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Fragment)

<Sils-Maria> Montag Nachmittag
25. Juni 1888

Meine liebe gute Mutter,

ich schreibe Dir auf der Stelle, denn Du hast mir eben eine ganz unbändige Freude gemacht. Nein, was ist das für eine schöne Sendung! Der Luxus der Cravatte sticht Alles aus, was ich in Turin gesehn habe; und da ich jetzt sehr hübsche moderne Kragen habe, wird sich das zusammen sehr festlich ausnehmen. Die Zwiebäcke entsprachen einem „tiefgefühlten“ Bedürfniß. Ich habe überall, in Nizza, in Turin, zum Thee frühmorgens Zwiebäcke; aber im Engadin wächst das nicht. Der Schinken sieht äußerst delikat und stattlich aus: ich blicke mit neuem Vertrauen in die Zukunft — und das ist Etwas!! Denn ich habe eine böse und schwere Zeit bisher durchgemacht. Noch gestern wußte ich mich nicht gegen die traurigsten Gedanken zu wehren. Weißt Du, mir scheint es, daß es nicht nur an der Gesundheit bei mir fehlt, sondern an der Voraussetzung, um gesund zu werden — die Lebenskraft ist so schwach, ich kann die Einbuße von mehr als zehn Jahren nicht wieder ausgleichen, während welchen ich immer nur vom „Capital“ gelebt habe und nichts, nichts, nichts dazu erworben habe — —

Ich halte mich mit großer Kunst und Vorsicht leidlich aufrecht, aber wie viele Zeit geht hin, wo ich so schwach bin, wie man es in meinem Alter nicht sein sollte! Und auch dieser überreizbare Zustand im Verhältniß zum Wetter ist ein schlechtes Zeichen. Ich war fast die ganze Zeit in einer unbeschreiblich schlechten Verfassung. Ein tiefliegender Kopfschmerz, der einen Brechreiz im Magen zur Folge hatte; keine Lust und Kraft zum Spazierengehn; Widerwille gegen mein [+ + +]

[«]

1052. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Sils-Maria Oberengadin Schweiz
16. Juni 1888.

Geehrtester Herr Verleger,

es giebt Etwas zu drucken. Wenn es Ihnen convenirt, wollen wir diese kleine Sache ungesäumt in Angriff nehmen. Es ist bloß eine Broschüre, aber sie soll so ästhetisch wie möglich aussehn. Sie betrifft Fragen der Kunst: folglich dürfen wir uns mit unserm Geschmack nicht bloßstellen.

Es ist schade, daß ich nicht persönlich hierüber mit Ihnen reden kann. Ich hörte gerne auch Ihrerseits Vorschläge. Was die meinigen betrifft, so möchte ich vor Allem den Versuch mit deutschen Lettern einmal empfehlen. Große, fette, schöne Lettern und nicht mehr als 27 Zeilen auf der Seite (das bisherige Format vorausgesetzt —) Vielleicht machen wir auch wieder eine Rand-Linie um die Seite, wie beim Zarathustra. — Ich glaube bemerkt zu haben, daß für Fragen und Schönheiten des Stils der Deutsche vollkommen stumpf ist, sobald er lateinische Schrift liest. Erst mit den deutschen Lettern entsteht seine Empfänglichkeit für das Aesthetische eines Stils. (Vielleicht, weil er gewohnt ist, seine Classiker in diesen Lettern zu lesen? — —)

In summa: mein lateinischer Druck hat mir bis jetzt viel Schaden gethan. Insbesondre beim Zarathustra.

Ich hebe noch ein paar Wünsche hervor:

schwärzerer Druck als in der letzten Schrift.

das Papier stärker und womöglich gelb (—es soll sehr delikat aussehen)

eine liberale Raumverwendung, zum Beispiel größere Zwischenräume zwischen den einzelnen Abschnitten.

Für den äußeren Umschlag empfehle ich wieder das blasse Grün und den Titel in roth wie beim 4ten Zarathustra.

Zunächst ersuche ich um ein Paar Probeversuche, hinsichtlich Lettern, Raumvertheilung, auch Papier.

Mit der Bitte, dieser Sache einige Theilnahme zu schenken

bin ich
Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche

NB. Ich habe bis jetzt in deutschen Lettern nichts gesehn, was mir gefallen hätte. Ich rathe nicht zu Schwabacher Lettern (— das ist eine Schwierigkeit mehr für die Herren Leser —)

Senden Sie, bitte, auch an Herrn Köselitz (München, poste restante) diese Proben. Das ist ein Mann von Geschmack.

[«]

1053. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Sils-Maria, 28. Juni 1888>

Werthester Herr Verleger,

Alles wohl erwogen, ist es doch Nichts mit den deutschen Lettern. Ich kann meine ganze bisherige Litteratur nicht desavouiren. Auf die Dauer zwingt man die Menschen zu seinem eignen Geschmack. Und mir wenigstens sind die lateinischen Lettern unvergleichlich sympathischer! — Mein Vorschlag ist also: die Lettern von „Jenseits", auch das Format, aber bloß 27 Zeilen auf der Seite. Ich erwarte also keine „Proben". Der definitive Druck kann sofort beginnen. Die Adresse des Herrn Köselitz sende ich, sobald ich sie habe. — Ein Paar Manuscript-zusätze folgen heute per Brief.

Auch über den Umschlag denke ich anders. Das Grün und Roth eignet sich nicht für eine Broschüre.

Mit der Bitte, mir bald Nachricht zu geben

Hochachtungsvoll Ihr
Prof. Dr. Nietzsche

[«]

1053a. An Reinhart von Seydlitz in München

Sils-Maria, den 28. Juni 1888.

Lieber Freund,

nichts ist dümmer als die Dummheit - nämlich meine. Der Gedanke, daß ein Brief Dich noch südöstlich zu suchen habe, ist nicht einen Augenblick mir am Horizonte aufgestiegen. Und was hätte es Gutes gegeben, wenn wir alle zusammen ein paar Tage Torinesi gewesen wären! Denn ich hatte dort eine Laune wie seit 20 Jahren nicht und funkelte, einem Drachen vergleichbar, an Geist und Bosheit. Selbst die Hitze that mir nichts an: wobei ich nicht umhin kann, einzuschalten, daß die Café-haus-Cultur Turin's in wahrhaft schwindelnde Höhen stieg! Ich glaubte mich Kenner in gelati, spumoni, pezzi duri, aber siehe da…

Daß Du in Nizza gewesen bist, thut mit geradezu wehe. Und in Rapallo, an der heiligen Stelle, wo das „Buch der Bücher", Zarathustra, geboren ist! —

— Hier muß ich irgend Etwas wieder gut machen. Schon gestern kam mir der Gedanke, einmal hübsch wieder „unter Menschen" zu wandeln: in Anbetracht, daß ich als „Unmensch", als „Unbehauster" einem Thiere immer ähnlicher werde. Rückzug über München in der zweiten Hälfte des September??? Aber da bist Du sicher nicht dort. —

Ich lege, für Deine liebe Frau, zu geneigter Belustigung, den Brief meiner Schwester bei, in dem sie den Einzug in die neue Residenz schildert. Derselbe ist eigentlich an meine Mutter gerichtet und von ihr für mich abgeschrieben worden. Er scheint mir ein angenehmes document humain, mit den Parisern zu reden. —

Dieser Tage ist mein ausgezeichneter Freund und maëstro di Venezia Herr Heinrich Köselitz in München eingetroffen: das Menschenkind, welches die einzige Musik macht, welche vor meinem allerverwöhntesten Ohre noch Gnade findet. Die erste moderne Oper (heiter, gemüthsreich, meisterhaft, nicht dilettantisch à la Wagner…) ist sein Werk: sie heißt „Der Löwe von Venedig“. Eben hat er ein tiefsinnig-schönes Quartett fertig gemacht — eine „Provencalische Hochzeit" darstellend. Wenn besagtes Wunderthier sich bei Dir präsentiren sollte, so nimm ihn mit Herzlichkeit auf — [+ + +]

Ich bitte, Deiner verehrten Frau Mutter meinen ergebensten Dank für Ihren Gruß auszudrücken.

Dein
Freund Nietzsche.

[«]

1054. An Carl Fuchs in Danzig

Sils-Maria, Oberengadin, Schweiz
d. 30. Juni 1888

Lieber, verehrter Freund,

seltsam! seltsam! mein Wunsch war, Ihnen sofort nach meiner Zurückversetzung ins Kühle — denn wir hatten Tag für Tag 31 Grad in Turin — einen schönen Dankesbrief zu schreiben: ein frommer Wunsch, nicht wahr?? — Aber wer konnte ahnen, daß ich mich nicht bloß „in’s Kühle“ zurückversetzen würde, sondern ins Hundewetter, an dem meine Gesundheit Schiffbruch leiden würde! Winter, Sommer in unsinnigem Wechsel: sechs und zwanzig Lawinen im Schmelzen; jetzt noch dazu Regen, der Himmel fast immer verhängt — genug Gründe, um eine tiefe nervöse Erschöpfung, mit Recrudescenz meiner früheren Leiden, zu entschuldigen. — Ich erinnere mich nicht, schlechteres Wetter erlebt zu haben: und dies in meinem Sils-Maria, wohin ich flüchte, um schlechtem Wetter zu entgehn! Ist es ein Wunder, wenn selbst der Pfarrer hier sich das Fluchen angewöhnt? Er stockt jetzt mitunter in der Unterhaltung; dann würgt er immer einen Fluch hinunter. Neulich, beim Herauskommen aus der eingeschneiten Kirche, hat er seinen Hund durchgeprügelt, mit den Worten „der verfluchte Köter hat mir die ganze Predigt verteufelt!“ —

Sie errathen, wozu ich Lust hätte? Aber das schickt sich nicht, mit einem Musiker…

Ich hatte solches Vergnügen an Ihren Lehr- und Wehr-Meinungen, daß ich es nicht für mich allein behalten wollte: ich hoffe, nichts Unziemliches gethan zu haben, als ich sie an meinen maëstro nach Venedig schickte?.. Und von welcher Energie legte Ihr Brief Zeugniß ab! Wie macht man das, dort oben in Ihrem Norden, so jung zu bleiben? Ihr Brief war wirklich noch jünger als Ihr Bild —

Immer kommt mir dabei die Vorstellung wieder, daß Sie an eine viel freiere, größere Stelle hingehören, wo Ihrer Lehr-Begabung andere Kräfte untergeordnet sind und wo Sie nicht Alles allein machen müssen — Sie schlagen Funken noch aus Ihrem Danzig: das wird jeder Schmied zu bewundern haben!

Die andren Musiker werden nervös: wie es Ihnen zu Muthe ist, schließe ich aus Ihrem Stil, der biegsam und behend läuft. So schreibt man nicht, wenn man dyspeptisch ist.. Und so erlebt ist alle Ihre Kritik!

Wenn es, werther Freund, noch Etwas mitzutheilen giebt, gönnen Sie mir noch eine zweite Sendung Recensionen! Adresse: Sils, Oberengadin, Schweiz. Vielleicht kommt das Wetter inzwischen zur Vernunft! — und ich mit ihm! —

Ihnen
dankbar verpflichtet
Ihr
Nietzsche.

Dank für die allerschmeichelhafteste Etymologie! Die Polen sagen, es bedeute „Nihilist“…

[«]

1055. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Visitenkarte)

Sonntag Abend d. 1 Juli 1888.

Geehrtester Herr Verleger, hier folgen die letzten Manuscript-Zusätze, welche ich an den bezeichneten Stellen zu plaçiren bitte. — Es bleibt bei der zweiten Entschließung: lateinische Lettern, 27 Zeilen, keine Randlinie —

Hochachtungsvoll Ihr
Dr Nietzsche

bis jetzt immer krank!!!

[«]

1056. An Franz Overbeck in Basel

Sils, Engadin, am 4. Juli 1888.

Lieber Freund,

inzwischen wirst Du, wie ich hoffe, zusammen mit Deiner vermuthlich arg übermüdeten armen Frau ein wenig zur Ruhe gekommen sein. Ich nehme an, daß das Gröbste im Probleme des déménagement überwunden ist. Mein Hauptwunsch dabei kann nur der sein, es möge der böse Gesundheitszustand, den Du zuletzt mir geschildert hast, nicht mit demenagirt sein. Gegen solche Gäste bleibt, hoffe ich, Deine neue Burg unerbittlich verriegelt. Sonst kann ich nicht umhin, auch in diesem Falle wieder die große Zähigkeit Deiner Natur zu bewundern. Darin bist Du mir weit über. —

Es fehlt mir nicht an Anlaß zu diesem Seufzer. Seit dem ich Turin verlassen habe, bin ich in einem miserablen Zustande. Ewiger Kopfschmerz, ewiges Erbrechen; eine Recrudescenz meiner alten Leiden; tiefe nervöse Erschöpfung verhüllend, bei der die ganze Maschine nichts taugt. Ich habe Mühe, mich gegen die traurigsten Gedanken zu vertheidigen. Oder vielmehr: ich denke sehr klar, aber nicht günstig über meine Gesammtlage. Es fehlt nicht nur an der Gesundheit, sondern an der Voraussetzung zum gesund-werden — Die Lebens-Kraft ist nicht mehr intakt. Die Einbuße von 10 Jahren zum Mindesten ist nicht mehr gut zu machen: während dem habe ich immer vom „Capital“ gelebt und nichts, gar nichts zuerworben. Aber das macht arm … Man holt nicht nach in physiologicis, jeder schlechte Tag zählt: das habe ich von dem Engländer Galton gelernt. Ich kann, unter begünstigenden Verhältnissen, mit äußerster Vorsicht und Klugheit ein labiles Gleichgewicht erreichen; fehlen diese begünstigenden Verhältnisse, so hilft mir alle Vorsicht und Klugheit nichts. Der erste Fall war Turin; der zweite ist, leider dies Mal, Sils. Ich bin in ein verdrießliches und unruhiges Winter-wetter hineingerathen, welches mir zusetzt, wie mir etwa ein Februar in Basel zusetzt. — Diese extreme Irritabilität unter meteorologischen Eindrücken ist kein gutes Zeichen: sie charakterisirt eine gewisse Gesammt-Erschöpfung, die in der That mein eigentliches Leiden ist. Alles, wie Kopfschmerz usw. ist nur Folgezustand und relativ symptomatisch. — Es stand in der schlimmsten Zeit in Basel und nach Basel genau nicht anders: nur daß ich damals im höchsten Grade unwissend war und den Ärzten ein Herumtasten nach lokalen Übeln gestattet habe, das ein Verhängniß mehr war. Ich bin durchaus nicht kopfleidend, nicht magenleidend: aber unter dem Druck einer nervösen Erschöpfung (die zum Theil hereditär, — von meinem Vater, der auch nur an Folgeerscheinungen des Gesammt-Mangels an Lebenskraft gestorben ist — zum Theil erworben ist) erscheinen die Consequenzen in allen Formen. Das einzige régime, welches damals am Platz gewesen wäre, wäre die amerikanische Weir-Mitchells Kur gewesen: eine extreme Zufuhr von dem werthvollsten Nahrungsmaterial (mit absoluter Veränderung von Ort, Gesellschaft, Interessen). Thatsächlich habe ich, aus Unwissenheit, das entgegengesetzte régime gewählt: und noch jetzt begreife ich nicht, daß ich nicht in Genua an totaler Schwäche gestorben bin. —

Ich bin über diesen Materie jetzt so gut unterrichtet, wie irgend ein Arzt: wäre ich’s 20 Jahre früher gewesen, so hätte ich den Zustand verhütet …

Verzeihung! lieber Freund, für diesen gar zu medizinisch gerathenen Brief. Herr Köselitz ist in München; die erste Aufführung von Wagners „Feen“ hat schon stattgefunden, einem Berichte nach, den er schickte. Für die Übersendung des Geldes sage ich Dir meinen ergebensten Dank.

Dein Freund
Nietzsche.

[«]

1057. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Sils-Maria,> Sonnabend Nachmittag <7. Juli 1888>

Meine liebe Mutter, es geht immer noch nicht besser. Ich habe noch niemals hier oben eine so lange schlechte Zeit durchgemacht. — Das Wetter fährt fort, mir ungünstig zu sein. Das Schnee-Wetter ist abgelöst von einem wochenlangen Regenwetter: so daß ich in meinen 5 Wochen 1 hellen Tag erlebt habe (noch dazu war es gerade der Tag eines bösen Anfalls.)

Der Schinken, der mir gut gethan hat, geht nun seinem Ende langsam entgegen: so daß Deine Güte wieder in Anspruch genommen werden muß. Ich hoffe, daß mein Dankbrief für die letzte Sendung, den ich gleich nach dem Empfang schrieb, in Deine Hände gelangt ist.

Von Herzen Dein Sohn
F.

Das neue Nachthemd ist sehr angenehm auf der Haut. Schönsten Dank!

[«]

1058. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Sils-Maria,> 11. Juli Mittwoch 1888.

Lieber Freund,

es hat sich Nichts verbessert, weder mit mir, noch mit dem Wetter. Eiskalte Luft heute: der Himmel dick behängt. In fünf Wochen habe ich Einen hellen, freilich sehr kalten Tag erlebt (— leider hatte ich Gründe, ihn zu Bett zu verbringen) Dagegen 24 Tage mit strömendem Regen, Tag und Nacht; und drei Schneetage. Die Temperatur, Dank dem vielen Schnee, der noch liegt, durchschnittlich tief. Der Anfang meines Aufenthaltes hier oben hatte eine widrige schwüle Luft, mit dem höchsten Thermometerstande, der überhaupt im Engadin erreicht werden kann; man gieng nicht 20 Schritte, ohne zu schwitzen. Dies schlug direkt in Schneewetter um. Die ältesten Leute (85 Jahre) haben keinen Begriff von solchen Zuständen.

Treulich Dein Freund
N.

Ein leidender Herr aus Rom reist ab. Insgleichen eine größere Hamburger Familie. Schlimm für die Hôtels.

[«]

1059. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Sils-Maria, d. 12. Juli 1888

Werthester Herr Verleger

dem Wunsche des Dr. Carl Fuchs in Danzig (diese Adresse genügt) wollen wir mit Vergnügen nachkommen.

Es war mir erwünscht, daß Sie mir das Manuscript wieder zurücksandten. Ich hatte es in einem solchen Zustand von Schwäche abgeschrieben, daß ich selbst es unleserlich finde. Seit mehr als fünf Wochen bin ich krank; sehr unwillkommne Rückkehr meiner alten Zustände; tiefe nervöse Erschöpfung mit andauerndem Kopfschmerz und Erbrechen. Ich sage nichts von dem abominablen Wetter, in das mich dies Mal mein Unstern verschlagen hat.

Sobald meine Kräfte es erlauben, will ich mich daran machen, das ganze Manuscript noch einmal mit möglichster Deutlichkeit der Schrift abzuschreiben. Irgend eine genauere Zeitangabe kann ich unmöglich machen. Andres Wetter, andre Gesundheit. Diese Nacht hat es stark gefroren. Die nächsten Berge tief im Schnee. 25 Tage ununterbrochnes Regenwetter. 3 Tage eingeschneit. In 5 Wochen einen hellen Tag, den ich leider zu Bett zubringen mußte. Immer sehr niedrige Temperatur.

Die Proben habe ich mit Interesse angesehn. Die eine, mit den gewohnten Lettern meiner früheren Bücher und mit Einem Strich darum hat meinen ganzen Beifall.

Hochachtungsvoll der Ihrige
Prof. Dr. Nietzsche

[«]

1060. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Sils, Oberengadin
d. 16. Juli 1888.

Sehr geehrter Herr Verleger,

es geht besser: Sie bekommen hier den Beweis dafür! —

Das Manuscript, wie es hier vorliegt, ist vollständig fertig: ich bitte sofort es in Arbeit zu nehmen. —

Auch Herr Köselitz ist vorbereitet. Adresse: Herrn Heinrich Köselitz, Annaberg sächs. Erzgebirge

Mit dem Wunsche, daß es jetzt schnell vorwärts geht Ihr

ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche.

NB. Die Seiten sind von dem Vorworte an numerirt.

[«]

1061. An Carl Spitteler in Basel

Sils, Oberengadin,
am 16. Juli 1888

Sehr geehrter Herr,

als ich hier oben eintraf, fand ich, in einer Sonntags-Beilage des „Bund“ abgedruckt, Ihre Worte über Schubert. Meine Freude war groß dabei: so liebevoll und so sachlich zugleich schreibt Niemand heute de rebus musicis et musicantibus. Ich gab sofort einen Auftrag, um Ihnen irgend wodurch ein Zeichen meiner Sympathie zu geben — hoffentlich nicht ohne Erfolg. Ich sage das letzte aus Mißtrauen gegen die Post.

Es fehlte mir so lange jede Nachricht über Sie. Der mir für Nizza zugedachte Brief ist, ich weiß nicht aus was für Gründen, erst gestern, den 15. Juli, in meine Hände gelangt. Es scheint, daß er die Reise um die Welt gemacht hat. Aber die Nachrichten darin sind herrlich, vor allem die Aussicht auf ein Werk, dessen Thema mich nicht weniger interessirt als sein Verfasser. Dieser Credner kann sich gratulieren! — Vielleicht ist es am Platze, daß ich über den genannten Herrn noch etwas deutlicher bin als ich es in meinem letzten Briefe war. Alle Welt achtet ihn, aber alle Welt weiß auch „Geschichten“ von ihm, vor allem seine Autoren. Er ist, unter uns, launenhaft und willkürlich bis zur Dummheit. Vor zwei Jahren verlor er einen Prozeß gegen einen Professor in Tübingen, weil er in dessen Geschichtswerk seine eigne völlig differente politische Gesinnung durch nachträgliche

Correkturen eingeschwärzt hatte. Ich selbst war mit ihm über die Herausgabe meines „Jenseits“ in Ordnung: aber, gewarnt wie ich war, habe ich beim ersten Anzeichen von Verleger-Selbstherrlichkeit mein M<anu>s<cript> telegraphisch zurückverlangt. Diesen Winter klagte mir der geistreiche Däne Dr. Brandes brieflich sein Leid: ein bei Credner erschienenes Werk sei in einem Deutsch abgefaßt, für das er, der Autor, keine Verantwortung übernehme — das Deutsch sei Credner-Deutsch. — Seien Sie ein wenig auf der Hut, lieber Herr!

Der eben genannte Dr. Brandes hat mich diesen Winter in Dänemark berühmt gemacht. Er hat einen längeren Cyklus von Vorlesungen an der Kopenhagener Universität gehalten: „über den deutschen Philosophen Friedrich Nietzsche“. Nach den Zeitungen muß der Erfolg außergewöhnlich gewesen sein; mehr als 300 Zuhörer regelmäßig, eine große Ovation am Schluß. Eben ist mir etwas Ähnliches für New York in Aussicht gestellt worden. Bis jetzt habe ich das Glück des allergewähltesten und zugleich zeitungsscheusten Leserkreises gehabt, den es geben kann; sagen wir dreißig gescheidte Köpfe zwischen Paris und Petersburg. Der Rest geht mich nichts an.

Ich schreibe Ihnen noch ein Paar Worte aus dem Briefe eines verehrungswürdigen Musikers ab (beiläufig desselben, der diesen Winter einige Worte zuviel über eine gewisse Kritik geschrieben hatte) „der gestern eingetroffne Kunstwart enthielt ein verteufelt gescheidtes Artikelchen von Spitteler über Schuberts Sonaten. Der Mann hat Herz, Geschmack und Richtertalent in musikalischen Dingen; er weiß, wie selten sogar Musiker, worum es sich handelt. Merkwürdiger Weise nennt er die Esdur-Sonate nicht, die nach meinem Dafürhalten die vollkommenste Leistung Sch<ubert>s auf diesem Gebiet ist; ebenso wenig die Wanderer-Phantasie, eines der kraft- und schwungvollsten Klavierwerke, die es giebt; selbst Beethoven, mit aller seiner Gewalt, hat nichts so Hinreißendes zu Stande gebracht. Wahrhaftig, Schubert ist ein Riese; aber er hatte keine Idee von seinen Dimensionen und seiner Kraft; ein Riese, der im Grase liegt, mit Kindern spielt und sich selbst für ein Kind hält — ein Phänomen, das nicht gut anderswo möglich ist als unter Deutschen, oder sagen wir „möglich war“, denn die Kinder in Deutschland spielen heute Riese Goliath, und es ist schwer geworden, sich noch als Kind vorzukommen.“ —

Der „Hymnus an das Leben!“ Werther und lieber Herr Spitteler, im Grunde bin ich ein alter Musikant. — Er soll einmal „zu meinem Gedächtniß“ gesungen <werden> — mit andern Worten, er soll von mir übrigbleiben, vorausgesetzt, daß sonst genug „übrig bleibt“… Mottl in Karlsruhe hat mir eine Aufführung in Aussicht gestellt. —

Es grüßt Sie mit dem Ausdruck herzlicher Antheilnahme Ihr

Dr. Nietzsche

[«]

1062. An Heinrich Köselitz in Annaberg

Sils, Oberengadin, d. 17. Juli 1888.

Lieber Freund,

großes Vergnügen! nämlich darüber, daß Sie wieder für mich erreichbar sind. Mir fehlte Ihre Münchner Adresse — oh! und wie sehr sie mir fehlte! — Doch davon nachher!

Ich empfehle durchaus, H. v. Bülow ein Exemplar des Duetts zu senden: mein Vorschlag ist, in Anbetracht, daß wir unter einander nicht ohne Rücksichten sind (Bülow und ich —) darauf zu setzen:

Im Namen eines Freundes
mit verehrungsvollem Gruße
überreicht von Prof. Dr. Nietzsche.

(NB. Er ist auch für nächsten Winter der Hamburger Theater Capellmeister. Avis au lecteur.) Übrigens hat man mir hier, wo gerade Hamburger Gesellschaft prädominirt, nicht genug Bülow’s Theater-Direktion rühmen können. Unvergleichlich delikate Mozart-Aufführungen: insgleichen Carmen, geradezu nicht wiederzuerkennen im Vergleich zu älteren Aufführungen (— Bülow habe sich eine Ehrensache daraus gemacht, das Werk nicht in üblich-deutscher Manier zu compromittiren) — Sie können denken, in welche Menagerie ich Ihren Löwen sperren möchte? Pollini!!!

Gestern kam ein sehr erfreulicher Brief des Herrn Spitteler, geschrieben und nach Nizza geschickt vor mehr als 2 Monaten: einen Dank für meine Verleger-Vermittlung ausdrückend. Es handelt sich um ein Hauptwerk Sp<itteler>s, die Aesthetik des ganzen französischen Drama’s darstellend. Die competentesten Sachkenner scheinen außer sich vor Bewunderung desselben (— er hat, mit großer Bescheidenheit, überall erst angefragt)

Mit mir gieng und geht es schlecht. Der alte miserable Zustand von Kopfschmerz und Erbrechen fast permanent; viel zu Bett; wenig Kraft selbst zum Spazierengehn. Im Übrigen ein Hundewetter, so lange ich hier oben bin. Unerschöpflicher Regen, dazwischen Schneetage, durchweg sehr niedrige Temperatur, in 5 Wochen Einen, noch dazu eiskalten hellen Tag (— an dem ich zu Bett lag)

Die allerletzten Tage schien mir die Gesundheit ein paar Schritte vorwärts zu machen: allerdings gieng unmittelbar ihnen der härteste Anfall meines Leidens voraus, den ich hier oben gehabt habe. —

Dr. Fuchs hat so viel geschrieben, daß es eine Litteratur ist. Ein kleines Paket Recensionen geht, auf seinen besonderen Wunsch, dieser Tage an Sie ab. —

Lieber Freund! Erinnern Sie sich, daß ich in Turin ein kleines Pamphlet geschrieben habe? Wir drucken es jetzt; und Sie sind auf das Inständigste ersucht, dabei mitzuhelfen. Naumann hat bereits Ihre Adresse. Der Titel ist:

Der Fall Wagner.
Ein Musikanten-Problem.
Von
Friedrich Nietzsche.

Es ist etwas Lustiges, mit einem fond von fast zu viel Ernst. — Können Sie sich die ges<ammelten> Schriften W<agner>s zu Gebote stellen? Ich hätte gern ein Paar Stellen, um sie genau, mit Band- und Seitenzahl citiren zu können, 1) es giebt im Texte des „Rings“ eine Variante von Brünnhildens letztem Liede, die ganz buddhistisch ist: ich will nur die Seiten- und Bandzahl haben, nicht die Worte 2) wie heißt wörtlich die Stelle des Tristan:

„den furchtbar tief geheimnißvollen Grund
wer macht der Welt ihn kund?“

ist es so richtig? —

3) in einer seiner letzten Schriften hat W<agner> einmal ausgesprochen, sogar fettgedruckt, wenn ich mich recht erinnere, daß „die Keuschheit Wunder thut“ Hier hätte ich gern den Wortlaut. —

Im Übrigen ersuche ich <Sie> mir jede Art von Ausstellung, von Wort- und Geschmackskritik zu machen. Es steht viel Verwegenes in diesem kleinen Machwerk. — Correktur-Gang wie herkömmlich. Über Ausstattung, Papier u.s.w. bin ich mit Naumann bereits in Ordnung. Das Manuscript ist den 19. Juli in seinen Händen.

Mit den herzlichsten Grüßen
Ihres Freundes
Nietzsche.

Mich Ihren verehrten Eltern angelegentlich empfehlend.

[«]

1063. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Sils, Oberengadin
Dienstag 17. Juli <1888>

Meine liebe Mutter,

gestern Abend, als ich gerade das letzte Stück Schinken verzehrte, kam Deine schöne Sendung, recht gut erhalten, wie mir schien: nur daß von den Zwiebäcken Etwas abgebröckelt war und sich dem Paket mitgetheilt hatte. Der Zoll betrug 80 Pf. Machst Du eine genaue Aufzählung des Inhalts oder öffnet die Zollverwaltung das Paket? Ich bin darüber nicht im Klaren. Vielleicht Beides? Ich habe die Würste, die delikat sich anfühlen, aufhängen lassen, will aber den Anfang mit der dicksten machen. Ich bilde mir ein, daß die kleinen sich leichter conserviren als die dicken — was sagst **Du** dazu? — Den Zwieback kostete ich heute morgen zum Thee: er schmeckt vortrefflich und hat meinen ganzen Beifall. Für die Eröffnung der „Süßigkeit“ will ich einen recht guten Tag abwarten; das Portemonnaie entsprach wunderbar einem „tiefgefühlten Bedürfniß“. Und was für eine schöne, feine, starke Serviette! — Das erinnert mich an die vorzüglichen Nachthemden; ebenfalls an das Wunderthier von Cravatte, deren verborgene Reize ich in der That noch nicht entdeckt hatte (— ich nenne sie das Chamäleon) Was die Schinken betrifft, so fiel mir die Anzeige eines Züricher Geschäfts in die Hand, das als „Gothaische Wursthandlung“ sich bezeichnet. Es empfiehlt seine „Thüringer Milchschinkli“ (ohne Fett, Knochen und Schwarte): sollte das nicht eben unsere Art Schinken sein? — Seit zwei Tagen spüre ich etwas wie Verbesserung: allerdings war unmittelbar vorher der schlimmste Anfall der ganzen Zeit: so daß ich vielleicht nur den Gegensatz wohlthätiger spüre. Das Wetter bleibt winterlich, regnerisch, bedeckt; gestern furchtbarer Sturm. Aber es scheint überall schlimm zu stehn. Wie heiter und hübsch läuft doch Dein Leben in Naumburg! Wie viel passirt immer! und es scheint mir nach jedem Deiner

Briefe, daß ihr miteinander sehr heiter gewesen seid und viel gelacht habt. (Nur war das Volckmannsche Kostgeld zu gering.) Der Brief des guten Lama liegt bei. Die Neuigkeit von dem Ankauf von 6000 Morgen verstehe ich absolut nicht: wie mir überhaupt die Finanzlage der Unternehmung ein Räthsel ist. Frl. von Salis ist nicht eingetroffen. Das Hôtel, in dem ich esse hat zwischen 40 und 50 Personen. Meine Lebensweise ist so. Um 5 Uhr nehme ich eine Tasse Cacao (im Bett); um 1/2 7 ungefähr trinke ich meinen Thee. Um 12 esse ich, allein, eine halbe Stunde vor dem dîner des Hôtels: regelmäßig ein Beefsteak und eine Omelette. Abends um 7 nehme ich nur auf meinem Zimmer ein Stückchen Schinken, 2 rohe Eidotter und 2 weiße Wecken. Für meine Mittagsmahlzeit zahle ich einen sehr ermäßigten Preis, nämlich im Verhältniß dazu, was sonst die Fremden hier oben zahlen: nämlich 2 frs. 25 ct. (= 18 groschen) Die Fremden würden 3—4 fr. zahlen müssen. Die Zubereitung ist gut; das Fleisch ausgezeichnet. — Für den Fall, daß es noch eine Zusendung geben sollte — der Sommer-Aufenthalt dauert für mich hier noch über 2 Monate — bitte ich Stahlfedern ins Auge zu fassen. Inzwischen habe ich eine so schlechte Schrift bekommen, daß eine besondere Art Stahlfedern versucht werden mußte, die von Sönnecken: dieser Brief ist damit geschrieben. Diese Art ist jetzt sehr verbreitet, sie findet sich sicherlich auch in Naumburg. Die genaue Bezeichnung ist:

Sönnecken's Rundschriftfedern
Nr. 5

Bitte, hebe Dir diese Adresse auf. Das Hauptgeschäft ist in Leipzig.

Findest Du, daß ich wieder leserlich schreibe? Ich war auf dem Punkte, meine eignen Manuscripte nicht mehr entziffern zu können. —

Schreibe mir doch genau, unter welcher Adresse jetzt ein Brief an das Lama zu richten ist. Überhaupt, was Du auf jedem Brief schreibst.

Nochmals meinen herzlichsten Dank, meine alte gute Mutter, ich mache Dir diesen Sommer rechte Mühe!! —

Dein Fritz.

[«]

1064. An Carl Fuchs in Danzig

<Sils-Maria> Mittwoch, den 18. Juli 1888

Lieber Herr Doctor,

seien Sie nicht böse, aber ich setze mich, nothgedrungen, gegen Ihre Briefe zur Wehre. Es ist mir vollkommen verboten, dergleichen privatissima, personalissima anzuhören: das wirkt auf mich, ich wage nicht zu sagen wie — es klänge zu medizinisch. Versetzen Sie sich einen Augenblick in die Umstände dessen, der einen Zarathustra auf der Seele hat. Wenn Sie begriffen haben, welche Mühe es mir gekostet, zur ganzen Thatsache Mensch ein ungefähres Gleichgewicht zu erlangen, so werden Sie auch die extreme Vorsicht begreifen, mit der ich jetzt jeden menschlichen Verkehr behandle. Ich will, ein für alle Mal, sehr Vieles nicht mehr wissen, sehr Vieles nie mehr hören — um diesen Preis halte ich es ungefähr aus.

Ich habe den Menschen das tiefste Buch gegeben, das sie besitzen, meinen Zarathustra: ein Buch, das dermaßen auszeichnet, daß wer sagen kann „ich habe sechs Sätze davon verstanden, das heißt erlebt“ damit zu einer höheren Ordnung der Sterblichen gehört. — Aber wie man das büßen muß! abzahlen muß! es verdirbt beinahe den Charakter! Die Kluft ist zu groß geworden. Ich treibe seitdem eigentlich nur Possenreißerei, um über eine unerträgliche Spannung und Verletzbarkeit Herr zu bleiben.

Dies unter uns. Der Rest ist Schweigen.

Ihr Freund
Nietzsche.

[«]

1065. An Ferdinand Avenarius in Dresden (Entwurf)

<Sils-Maria, kurz vor dem 20. Juli 1888>

Seien Sie nicht böse! Das Eine ist, daß ich mich absolut nicht dazu überreden kann, Zeitschriften regelmäßig zu lesen. Meine ganze Aufgabe verlangt, mein Geschmack begehrt von mir Entfremdung, Gleichgültig-werden, Vergessen des Gegenwärtigen… Das Andere ist, daß ich wirklich verstimmt war — durch das Preisgeben H. Heine’s; gerade jetzt, wo ein verfluchter Wind von Deutschthümelei bläst, bin ich ohne Milde für solche Condescen<den>zen. Ich habe in Turin eigens das Buch des verfluchten Hehn darauf hin gelesen: diesem Herrn, der zuletzt mit einem sehr kleinen Apparat von Proben seinen Begriff deutsch resumirt (zB. die Deutschen als Musiker einfach vergessen hat) mag es wohl nicht in den Kopf gekommen sein, daß der Cultur-Werth eines Künstlers oder Denkers in Hinsicht auf sein Volk noch ganz und gar nicht mit seinem Werth an sich zusammenfällt — und daß z. B. die Deutschen Lessing und Heine mehr verdanken dürfen, als sie z. B. Goethe verdanken — sie haben sie nöthiger gehabt. Das sagt nichts gegen Goethe (im Gegentheil) — aber sagt Etwas gegen die Miserabilität und Undankbarkeit die jetzt gegen Lessing und Heine eifert. Ich bin an die andere Art gewöhnt, mit der Heines Andenken in Frankreich behandelt wird: wo ihm z. B. die Goncourts die Ehre erweisen, zusammen mit dem Abbé Galiani und dem Prince de Ligne die sublimste Form des esprit Parisien darzustellen (— drei Ausländer! merkwürdig!)

[«]

1066. An Franz Overbeck in Basel

Sils, den 20. Juli 1888.

Lieber Freund,

nichts hat sich verbessert, weder das Wetter, noch die Gesundheit, — beides bleibt absurd. Aber heute erzähle ich Dir Etwas, das noch absurder ist: das ist der Dr. Fuchs. Derselbe hat mir inzwischen eine ganze Litteratur geschrieben (darunter einen Brief von 12 großen engen Bogen!) Ich bin allmählich dabei zum Igel geworden, und mein altes Mißtrauen hat sich völlig wieder hergestellt. Sein Egoismus ist so schlau und andrerseits so ängstlich und unfrei, daß ihm Alles nichts hilft — sein großes Talent nicht und vieles ächt Artistische seiner Natur. Er beklagt sich, daß er in Danzig 7 Jahre alle Welt gegen sich gehabt habe; und aus hundert Zeichen geht hervor, daß er auch jetzt dort kein Vertrauen genießt. Er möchte fort; er verhandelt mit Dresden, nachdem es mit der Berliner Musikschule mißlungen ist. Und er hat es an keiner Form des Bewerbs und der Adulation fehlen lassen! Ein neues Paket Recensionen ist nur zu belehrend darüber. Vieles Feine und Gute, so lange es sich um Sachen handelt; kommen Personen in Betracht, so regiert das „Unendlich-Kleine“. Er hat, für mich, Randbemerkungen gemacht. „Dies ist stark übertrieben; aber ich verdanke ihm das und das.“ Oder: „sie haßt mich wegen dieses Worts: es war dumm von mir.“ Nachdem es mit der Bewerbung um eine Professur an der Berliner Hochschule schief gegangen war, kamen 3 Professoren derselben nach Danzig und gaben ein Concert. F<uchs> hebt sie in der impudentesten Weise in den Himmel. Zur Entschuldigung dafür schreibt er an mich, er habe sich seinen Verdruß über seinen Mißerfolg nicht anmerken lassen wollen. In Wahrheit bewarb er sich um drei der einflußreichsten Stimmen. — Er hat mir einen Essai über meine Schriften in Aussicht gestellt: dabei drückt er eine wahre Höllenangst aus, daß das Eintreten für mich Atheisten ihm in seiner Stellung als Organist von St. Peter schadet. Natürlich pseudonym!! er hat bereits meine beiden Verleger beschworen, seine Pseudonymität geheim zu halten. Derselbe F<uchs> hatte jahrelang eine Höllenangst, daß seine Beziehung zu mir ihm bei Wagner schade; ein paar Jahre vorher, wo mein Einfluß in der Wagnerschen Welt unbestreitbar war, hatte er sich nur zu eifrig um mich bemüht. Ich habe es vorausgesagt, daß, mit dem Tode Wagners, ihm der Muth zurückkommen würde, an mich zu schreiben. Es traf ein, in fast komischer Weise. — Er ist auch Organist an der Synagoge in Danzig; Du kannst Dir denken, daß er sich in der schmutzigsten Weise über den jüdischen Gottesdienst lustig macht (— aber er läßt sich's bezahlen!!)

Schließlich hat er mir einen Brief über seine Herkunft geschrieben, mit so viel ekelhaften und unanständigen Indiskretionen über seine Mutter und seinen Vater, daß ich die Geduld verlor und mir in der gröbsten Weise solche Briefe verbeten habe. Ich habe durchaus keine Lust, mir meine Einsamkeit durch den Zufall von Briefen stören zu lassen. — So weit sind wir. Leider kenne ich diese Art Menschen zu gut, um hoffen zu dürfen, daß wir damit zu Ende sind. —

Herr Spitteler hat an mich mit viel Dankbarkeit geschrieben. Es ist mir gelungen, etwas durchzusetzen, woran er verzweifelte: nämlich einen Verleger zu finden. Es handelt sich um eine Aesthetik des französischen Dramas: und siehe da, Herr Credner in Leipzig (Firma Veit, Verlagshandlung des Reichsgerichts) hat mir in der artigsten Weise seine Bereitwilligkeit zugesagt. Diese kleine Humanität meinerseits hat noch einen Humor hinter sich: es war meine Art Rache für einen extrem taktlosen und unverschämten Artikel Spittelers über meine gesammte Litteratur, der letzten Winter im „Bund“ erschienen ist. — Ich habe eine viel zu gute Meinung vom Talente dieses Schweizers, als mich durch eine Rüpelei beirren zu lassen (— ich habe Respekt vor seinem Charakter — was leider in Bezug auf den Dr. F<uchs> nicht der Fall ist) Sp<itteler> ist durch meine Fürsprache auch Mitarbeiter des „Kunstwarts“ und, nach meinem Geschmack, dessen einzige interessante Feder. Im Übrigen habe ich das Blatt abgeschafft: auf einen jüngst eingetroffenen Brief des Hr. Avenarius, der sich schmerzlich über die Abmeldung beklagte, habe ich ihm kräftig die Wahrheit gesagt (— das Blatt bläst in das deutschthümelnde Horn und hat z. B. in der **schnödesten Weise** Heinrich Heine preisgegeben — Herr Avenarius, dieser Jude!!!)

Jetzt eben wird von mir ein kleines musikalisches Pamphlet gedruckt, etwas sehr Lustiges (— in Turin geschrieben) — Mit herzlichem Gruß und Glückwunsch für Dich und Deine liebe Frau

Dein Nietzsche

[«]

1067. An Franz Overbeck in Basel (Entwurf)

<Sils-Maria, kurz nach dem 20. Juli 1888>

Lieber Freund

ich schreibe Dir noch ein paar Worte, doch ganz für uns, ganz unter uns. Die Schwierigkeit, in der ich lebe, ist außerordentich; doch liegt sie nicht dort, wo Du und andere Freunde sie suchen. Ich weiß kaum, sie begreiflich zu machen. Aber seit der Zeit, wo ich meinen Z<arathustra> auf dem Gewissen habe, bin ich wie ein Thier, das auf eine unbeschreibliche Weise fortwährend verwundet wird. Diese Wunde besteht darin, keine Antwort, keinen Hauch von Antwort gehört zu haben… Dies Buch steht so abseits, ich möchte sagen jenseits aller Bücher, daß es eine vollkommene Qual ist, es geschaffen zu haben — es stellt seinen Schöpfer ebenso abseits, ebenso jenseits. Ich wehre mich gegen eine Art Schlinge, die mich erwürgen will — das ist die Vereinsamung — ich verstehe es andererseits aus aller Tiefe, warum mir Niemand ein Wort sagen kann, das mich noch erreicht… Die Moral ist: man kann daran zu Grunde gehen etwas Unsterbliches gemacht zu haben: man büßt es hinterdrein in jedem Augenblick ab. Es verdirbt den Charakter, es verdirbt den Geschmack, es verdirbt die Gesundheit. Sechs Sätze jenes Buches zu verstehen und erlebt zu haben — das scheint mir Jeden bereits in eine höhere, fremdere Ordnung des Sterblichen zu heben. Aber die ganze Welt jenes Buches, die unausmeßlich schwere Welt von Tiefe, von Ferne, von Noch-niemals-bisher Gesehenem und Geschehenem auf sich haben und nach einem Versuch, sie mitzutheilen d. h. ihre Last sich geringer zu machen, der todten stupiden Einsamkeit sich gegenüber zu finden, ist ein Gefühl über alle Gefühle.

Ich wehre mich, wie Du denken kannst, mit viel Erfindsamkeit gegen diesen Excess des Gefühls. Meine letzten Bücher gehören dahin: sie sind leidenschaftlicher als Alles, was ich sonst gemacht habe. Die Leidenschaft betäubt. Sie thut mir wohl, sie macht ein wenig vergessen… Ich bin außerdem Artist genug, um einen Zustand festhalten zu können, bis er Form, bis er Gestalt wird. Ich habe, mit Willkür, mir jene Typen erfunden, die in ihrer Verwegenheit mir Vergnügen machen, z. B. den „Immoralisten“ — einen bisher unerhörten Typus. Jetzt eben wird ein kleines Pamphlet musik<alischer> Natur gedruckt, das von der heitersten Laune eingegeben scheint: auch die Heiterkeit betäubt. Sie thut mir wohl, sie macht vergessen… Ich lache wirklich sehr viel bei solchen Erzeugnissen —

Die Schwierigkeit, eine Distraktion zu finden, die stark genug <sei>, wird immer größer. Ich bin mitunter auf eine unbeschreibliche <Weise> melancholisch.

[«]

1068. An Paul Deussen in Berlin (Entwurf)

<Sils-Maria, 22. Juli 1888>

Lieber F<reund>

ich habe ein Paar Tage verlaufen lassen, um mich von einer kleinen Erstarrung zu erholen. Das Faktum, das Deine Güte mir meldet, steht so abseits in meinem Leben da; ich verstehe es nicht einmal. Es scheint mir, daß ich zu viel vom Gegentheil erlebt habe — daß ich auch bisher nur Geschenke gemacht habe, wie als ob es die natürlichste Sache in der Welt sei. Dank, Anerkennung, Verständniß — sehr schöne Dinge, aber, wenn man grundsätzlich und nicht ohne Erfolg sich von seiner Zeit entfernt, wie ich es thue, so läßt man diese schönen Dinge aus dem Wege. Ich finde bisher das Verhalten gegen mich nicht unbillig. Zu Menschen habe ich mich noch nicht darüber beklagt. Die andere Frage, die bloße Lebensfrage ist einstweilen, durch eine ganz unverdiente Dankbarkeit der Basler, mir nicht eigentlich drückend geworden: in Wahrheit denke ich nicht an sie und haben meine Basler immer erst an sie gedacht. Die absurde Unmöglichkeit, Schriften herausgeben zu können, wenn ich sie nicht selbst drucke, complicirt in der That etwas meine Lage: — und in diesem Sinne bin ich unbeschreiblich dankbar für das, was Deine alte Freundschaft mir dies Mal zu melden hatte… Hätte ich einen besseren Glauben an meine Gesundheit, so dürfte ich meine Lage auch in genannter Hinsicht nur für ein „Interim“ nehmen… Der Übelstand ist, daß ich in diesem Sommer schlimmer als die letzten Jahre wieder an eine gewisse Incurabi<li>tät erinnert wurde… — Ich habe hundert Vorsichten und Klugheiten nöthig, und außerdem noch ein paar günstige Umstände z. B. helles, trocknes Wetter. Dann erreiche ich einen gewis<sen> Grad der Gleichheit. Fehlt mir diese Gunst der Umstände (wie es leider seit Anfang Juni der Fall), so hilft mir alle Vorsicht und Klugheit nichts. — Recrudeszenz der alten Leiden und Zustände und eine große Schwierigkeit, den Muth aufrecht zu erhalten. — Lieber Freund, ich weiß nicht, wem Alles ich zu danken habe. Aber sicherlich Niemandem mehr als Dir. Behalte mich lieb und glaube an die Liebe eines alten „Unmenschen“ und „Unbehausten“, mit G<oethe> zu reden. Mich Dir und Deiner l<ieben> Fr<au> — — — mich Deiner Freundschaft empfehlend

[«]

1069. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Sils, den 24. Juli <1888>
Montag. <23. Juli>

Meine liebe Mutter,

gleich nach dem Eintreffen der letzten Sendung ist ein Brief an Dich abgegangen: demselben war die andre Hälfte vom Brief des Lama beigelegt. Damals hatte ich den Schinken noch nicht versucht; jetzt kann, aus einer etwas zu reichlichen Erfahrung, darüber geurtheilt werden. Es thut mir sehr leid, aber er ist gar nicht so ausgefallen, wie Du gewünscht hast. Der Lachsschinken ist etwas unvergleichlich Besseres und Gesünderes. Der Mann hat, trotz aller Deiner Aufforderungen, das Salz zu schonen, ihn abscheulich versalzen. Das Fleisch sieht braunroth aus, nicht blaß, wie das Fleisch des Lachsschinkens. Ich muß sechsmal des Nachts Wasser trinken, seit ich Abends diesen Schinken esse; und dabei ist mein Magen entschieden durch das viele Salz überwürzt, so daß mir alles Essen jetzt weniger gut bekommt. Auch hat sich eine gewöhnliche Folge von zu salzigem Fleische eingestellt, eine Zahnfleisch-Entzündung, die mich beim Kauen arg belästigt. Dabei fällt mir das Wort „Milchschinkli“ ein: es ist die reine Ironie auf diese versalzene Sache! Selbst das Fleisch ist lange nicht so gut wie das des Lachsschinkens: letzteren konnte ich schön klein bekommen mit den Zähnen, hier bleibt immer ein Rest von Faser, mit dem man nicht fertig wird. Der Mann hat keinen Begriff davon, was ein Schinken zum Gebrauche von Kranken ist: ich, der ich in der Schule des alten Wiel gewesen bin, habe hierüber ziemliche Erfahrung. —

Dagegen fand ich die Zwiebäcke schmackhafter als irgend welche, die ich bisher gegessen habe. Allerschönsten Dank! Auch der Kürbiss hatte einen sehr angenehmen und interessanten Geschmack: er hat mir gut gethan — man soll Frl. Alwinchen loben.

Bleibt die curiose Geldsache zu besprechen. Gestern Abend kam Dein Brief über dieselbe an; gestern Morgen hatte ich bereits einen Brief an Prof. Deussen abgeschickt. Denn er hatte die Sache auch mir direkt gemeldet: ähnlich wie an Dich, nur mit einer Wendung mehr, die ich zu Deiner Erbauung mittheile: „ich hoffe, Du wirst es mit freundlichem Verständnisse Dir gefallen lassen, wenn Einzelne an ihrem Theile wieder gut zu machen suchen, was die Menschheit an Dir sündigt“. Ich habe mich in meiner Antwort dagegen verwahrt, daß „die Menschheit an mir sündige“, habe die Liberalität und unverdiente Dankbarkeit der Basler zu Ehren gebracht, habe ausdrücklich in Abrede gestellt, daß meine Lage drückend sei und, schließlich, ganz exakt, wie Du es Dir auch ausgedacht hast, nur in Hinsicht auf die Unmöglichkeit, Verleger zu finden und den Zwang, der auf mir liegt, meine Schriften auf eigne Kosten drucken zu lassen, das Geld acceptirt. (In den letzten 4 Jahren sind für Druckkosten mehr als 4000 frs. ausgegeben worden) Das Geld wird zum größten Theil Deussens Geld sein (— er hat mir im vorigen Herbst die allerdringendsten Offerten dieser Art gemacht.) An die „unbekannten“ Berliner Verehrer glaube ich nicht recht: der Einzige, der betheiligt sein könnte und zu dessen Charakter eine solche Handlung stimmen könnte, wäre der Dr. Rée (der mit Deussen in gutem Einvernehmen ist) Dies Alles unter uns. Die Hauptsache ist, daß Niemand Etwas davon erfährt. Es würde mir sehr nachtheilig zum Beispiel in Basel sein, wenn das geringste Wort davon verlautete — sie thun dort wirklich ein Übriges (der Termin meiner Pension ist ja mit 1886 abgelaufen!!) Ich will diesen Winter nicht nach Nizza, weil man das letzte Mal im Hôtel unter den Gästen sich in einer Weise für meine etwas ärmliche Finanzlage interessirt hat, die meinen Stolz verletzte. — Schreibe nichts über diesen Sache nach Paraguay: Lisbeth würde es durchaus nicht als eine „Ehrengabe“, sondern, ganz wie ich selbst, als ein Almosen empfinden. Ich zöge bei weitem vor, meine „Verehrer“ zu beschenken — — Ich werde noch diesen Herbst c. 200 Mark zu Druckkosten nöthig haben. Auch könnte es sein, daß meine Winter-Reise und -Aufenthalt einen kleinen

Zuschuß nöthig machten, da ich etwas Neues versuchen will. Ich bedarf, aus vielen Gründen, einer abziehenden und zerstreuenden Reise: ich war bisher außerordentlich bedrückt und melancholisch. Sonst weißt Du, daß ich sparsam bin. Gieb also das Geld an Kürbitz, doch mit der Bemerkung, daß bald ein Theil disponibel sein muß.

Dein altes Geschöpf F.

[«]

1070. An Carl Fuchs in Danzig

Sils, den 24. Juli 1888

Lieber Freund,

lassen wir die Windhose laufen! Das Meer ist wieder glatt. —

Heute melde ich Ihnen etwas Heiteres. Es kommt nächstens von mir ein kleines Pamphlet in die Wochen, das vollgestopft von musikalischen Glaubensbekenntnissen ist, — freilich in der riskirtesten Form!! — Dasselbe ist noch in den guten Tagen von Turin geschrieben und nicht in Sils, nicht zwischen Krankheit und Schneegewölk. Es findet sich, anbei gesagt, ein sehr ehrendes Wort für Riemann darin: obwohl sonst nicht gerade Ehren ausgetheilt werden…

Das Manuscript ist bereits in der Druckerei. Es war schon einmal dort, wurde mir wegen Unleserlichkeit zurückgeschickt. Ich hatte die Abschrift in einem solchen Zustand von Schwäche gemacht, daß die lateinischen Buchstaben ebenso gut als griechische verstanden wurden (— eine kleine Druckprobe bewies mir das) Die neue Abschrift ist viel deutlicher, Dank einer besondren Art von Federn, „ Sönneckens Rundschriftfedern“, welche der hiesige Lehrer für meine zitternden Hände anempfahl.

Diese letzten Tage war der Himmel öfter hell, und Sils breitete seinen alten Pfauenschweif verführerisch südlicher Farben aus. Und siehe da! ein alter Musikant stellt sich mir vor, ein Kapellmeister vom Dresdener Hoftheater, der ihm seit 1847 zugehört. Ich wickelte den alten schneeweißen Mann auf — und ein ganzes Stück Musikgeschichte mit den wunderlichsten détails kam zum Vorschein. Würden Sie es glauben, daß Wagner, als Hofkapellmeister, alles Ernstes im „Dresdener Anzeiger“ dem Könige proponirte, den Titel „König“ abzulegen und sich „erblichen

Präsidenten des Hauses Wettin“ zu nennen? Insgleichen, daß er ihn aufgefordert hat, das Geld abzuschaffen und den Tauschhandel wieder herzustellen? — Die Strafe für solche Excentricitäten war milde und sogar fein: man nahm Wagnern die klassische Oper und ließ ihn Schund dirigieren. Leider machte Bülow, damals ein ganz junger Bursch, der von der Hofintendantur ein Freibillet hatte, einen Strich durch die Rechnung. Mit einem sehr freimüthigen Gebrauch von seinem Billet pfiff er auf eigne Person eine Oper, die Wagner nicht dirigirte, bei erster Gelegenheit aus — und brachte sie zum Fall. —

Genug für heute! Ich schrieb nur, um Ihnen zu schreiben.

Ihr Freund
Nietzsche.

[«]

1071. An Carl Spitteler in Neuveville

Sils, Engadin d. 25 Juli
1888.

Sehr geehrter Herr,

was Sie mir melden, betrübt mich. Die Motivierung, die Herr Credner seinem Nein giebt, wäre einfach eine Dummheit, wenn sie wahr wäre. Aber sie ist natürlich nur ein Vorwand. Ich kam gestern mit einem Herrn, dem die intimere Geschichte des Dresdener Hoftheaters seit 40 Jahren bekannt war, zu dem Schluß, daß alle Ablehnungen, von Opern, von Büchern, von Diensten falsch motiviert werden, — daß der eigentliche Grund nie zu Worte kommt. Was mag der in Ihrem Falle sein? — Ein Capitel oder die Einleitung eines Werks vorher der Presse anzuvertrauen gehört in Frankreich zu den regelmäßigsten Klugheiten der buchhändlerischen réclame: — es wirkt „appetitmachend“. Zudem müßte der Charakter, der Werth jener Einleitung Herrn Credner darüber aufgeklärt haben, weß Geistes Kind ihr Autor ist: der sein Autor werden möchte…

Meine eignen Erfahrungen mit Verlegern sind, anbei gesagt, hundert Mal bösartiger als die Ihrigen. Es giebt Sachen darunter, die man nicht aufs Papier bringt — Aber ich bin im Kriege; und ich begreife es, wenn man gegen mich im Kriege ist. In den letzten Jahren habe ich c. 4000 frs Druckkosten ausgegeben: es ist längst die Unmöglichkeit bewiesen, daß ein Buch Nietzsches von jemandem anders gedruckt wird als von ihm selbst. Dies unter uns. —

Was meine Stellung zur deutschen Presse betrifft, nach der Sie fragen, so ist sie seltsam genug: sie gründet sich auf die Furcht, die man vor mir hat. Ich bin einer der Wenigen, die kein Bedenken tragen, sich zu compromittiren: eine sehr bedenkliche Art Mensch! Thatsächlich erfreue ich mich eines ganz beträchtlichen Ansehens — und werde, heimlich, viel gelesen. Es ist etwas, der unabhängigste Geist Europas zu sein. Ich habe in jeder größeren Stadt einen Verehrer-Kreis, selbst noch in Baltimore. Mein werthvollster Schritt dazu, um mir ein-für-alle Mal Respekt zu garantiren, war mein Attentat auf die deutsche „Bildung“ zur Zeit der höchsten nationalen Selbst-Anbetung, bei Gelegenheit eines miserablen aber allseits bewunderten Buchs des altersschwachen Strauß. Es gab gegen 200 zum Theil sehr leidenschaftliche Antworten darauf — und die Sympathie aller tieferen Naturen. Der alte Hegelianer Bruno Bauer war seitdem Nietzschianer. Im Übrigen war ich damals durchaus kein „Neuling“, wie Sie zu glauben scheinen. Ich hatte die Autorität eines jungen Genies in allen Universitäts-Kreisen Deutschlands, war seit meinem 22.ten Jahr Mitarbeiter der ersten gelehrten Zeitschriften und erhielt von Leipzig den Doktortitel ehrenhalber „ob scriptorum praestantiam“ (— lauter philologica —) Ich hatte insgleichen die ganze Wagnerische Partei hinter mir.

Jene Furcht ist — ich möchte es nicht verkennen — von der schätzenswertesten Art: nämlich jeden Augenblick bereit, in Ehrfurcht umzuschlagen. Es ist mir noch nie gelungen, einen persönlichen Feind zu haben.

Die erste Klugheit, um „in der Gesellschaft“ in Betracht zu kommen, ist, gleich beim Eintritt, ein Duell“ sagt Stendhal. Das wußte ich nicht, aber das habe ich gemacht. —

Zum Schluß erlaube ich mir eine Frage. Haben Sie bereits mit Robert Oppenheim (Berlin) in Betreff Ihres Werks verhandelt? Derselbe hat eine verwandte Litteratur in Verlag, zum Beispiel das beste deutsche Buch, das es über Frankreich giebt „Frankreich und die Franzosen von Karl Hillebrandt.“ — Oder soll ich schreiben? —

Mit dem Ausdruck der
freundlichsten Gesinnung
Ihr
ergebenster
Nietzsche

Adresse: Robert Oppenheim
Verlagshandlung
Berlin W
Matthäi-Kirchstraße 7.

[«]

1072. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Sils-Maria, 16. Juli 1888>

Lieber Freund, ein Wort noch in der Sache des Dr. F<uchs>. Derselbe hat inzwischen auf meinen Brief geantwortet, ausgezeichnet — und nicht bloß klug. Er giebt übrigens zu, den Brief verdient und sogar erwartet zu haben. In summa: ich habe mir wieder Muth gemacht und lerne Geduld. — Gleichzeitig traf ein Brief des Hr. Spitteler (von den „Basler Nachrichten“) ein, der sich bitter über Credner beklagt. Dieser Unberechenbare hat im letzten Augenblick, nachdem Alles abgemacht war, auf handgreifliche Vorwände hin das Manusc. Sp<itteler>’s zurückgeschickt. Acht Jahre lang keinen Verleger für ein Meisterstück aesthetischer und historischer Kritik finden! Ich habe einen neuen Versuch gemacht, zu helfen. — Ein alter Musikant kam inzwischen von Dresden und marschirte in Sils. Sehr erbaut, ein Musik-Krokodil, wie mich, zu finden, hat er mir fast ein halbes Jahrhundert Musikgeschichte erzählt, mit den curiosesten Einzelheiten: Kapellmeister Riccius, seit 1847 am Dresdener Hoftheater. — Das Wetter, obwohl es noch viel zu wünschen übrig läßt, hat sich aufgehellt; ich auch. Der letzte Anfall war allerdings der härteste; ich wandte mich an den Arzt. Das Hôtel Alpenrose ist völlig besetzt, sogar die vielen Privatzimmer, in der Ortschaft, über die es disponirt. Mit herzlichstem Gruß Dein

N.

[«]

1073. An Meta von Salis auf Marschlins (Postkarte)

Sils, d. 27 Juli <1888>

Verehrtestes Fräulein,

Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie mir die augenblickliche Adresse von Frl. von Meysenbug mittheilen wollten. Ist es wieder Versailles, Villa Amiel? Oder hat das außergewöhnliche Wetter auch in ihre Sommergewohnheiten störend eingegriffen? —

Das Wetter, obwohl immer noch sehr unruhig und unberechenbar, läßt doch wenigstens die Sonne wieder durch. Ich habe noch keine schlechtere Zeit hier oben erlebt, selbst nicht hinsichtlich meiner Gesundheit. —

Mich bestens für Brief und Gruß bedankend

Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche.

[«]

1074. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Postkarte)

<Sils-Maria, 27. Juli 1888.>

Schönsten Dank! Heute nur ein Paar Worte zu Händen des allerfreundlichsten Correctors. — Erwägen Sie, bitte, in welchen Fällen die drei Punkte… ersetzt oder weggelassen werden können (— sie kommen vielleicht zu oft vor) Wir wollen bei dem Namen Wagner den Accusativ mit n (Wagnern) festhalten, den Dativ aber ohne n. — Ich kann die drei Notizen, um die ich im letzten Briefe bat, nötigenfalls entbehren. Doch würde ich gern die Seitenzahl in Hinsicht auf Nicht-Wagnerianer citiren. —

Herrn Dr. Fuchs möchte ich ein Exemplar des 4ten Zarathustra zugestellt wissen: nichts darauf geschrieben als ineditum (stark unterstrichen!). Wir haben's ihm doch noch nicht geschickt? — Ihr Duett an Bülow: bravissimo! vivat sequens!

Eben traf wieder ein Hamburger Musiker hier als Gast ein: Hr. von Holten (Pianist) Auch gab es einen alten Dresdner Kapellmeister, der seit 1847 am Dresdner Hoftheater thätig ist und mir die kuriosesten Dinge erzählen konnte (Riccius) Wir haben uns beide etwas aufgehellt — nämlich das Wetter und ich.

Treulich Ihr Freund
Nietzsche.

[«]

1075. An Carl Fuchs in Danzig

Sils, Sonntag d. 29. Juli <1888>

Lieber Freund,

inzwischen habe ich den Auftrag gegeben, daß Ihnen eines der wenigen Exemplare meines ineditum zugestellt wird: zum Zeichen, daß Alles wieder zwischen uns in Ordnung ist und daß der farouche Augenblick einer allzuverwundbaren und allzuvereinsamten Seele überwunden ist. Der vierte Theil Zarathustra, von mir mit jener Scham vor dem „Publico“ behandelt, welche in Hinsicht auf die drei ersten Theile nicht gewahrt zu haben mir bittere Reue macht… Genauer ist es ein Zwischenakt zwischen dem Zarathustra und dem, was folgt („Namen nennen dich nicht… “) Der genauere Titel, der bezeichnender wäre:

„Die Versuchung Zarathustra’s.“
Ein Zwischenspiel.

Herr C. G. Naumann hat sicherlich Ihnen inzwischen zu Gebote gestellt, was er von mir in Verlag hat; ich gab den Wink dazu. Was Herr Fritzsch gethan hat, weiß ich nicht; ich kann im Augenblick nichts von ihm verlangen und erlangen — aus Gründen! —

Es hat sich mir ein wirklich intelligenter Musiker präsentirt, der Prof. von Holten aus Hamburg, der mit großem Interesse Ihrer gedachte und mich zu einer Diskussion über die Riemann’schen Prinzipien führte (— auch über andere Prinzipien: wir sind beide sehr antidécadence-Musiker, will sagen antimoderne Musiker) Er wünscht Ihnen übrigens dasselbe, was ich wünsche — einen freieren Wirkungskreis und nicht mehr Danzig.

Das Wetter ist äußerst ungleich und wechselt alle drei Stunden; meine Gesundheit wechselt mit ihm. Gestern kam ein Brief aus Bayreuth an mich an, aus vollem Parsifal heraus geschrieben. Ein mir unbekannter Wiener Verehrer, der mich seinen „Meister“ nennt (oh!!!) und mich zu einer Art Großmuths-Akt gegen den Parsifal auffordert: — ich sollte großmüthiger sein als Siegfried gegen den alten Wanderer. Sprach übrigens im Namen von einem ganzen Kreise meiner „Jünger“, wie er sich ausdrückte, lauter für „Jenseits von Gut und Böse“ sehr dankbaren „freien Geistern“… (— ich hätte ihnen so viele große, tiefe, auch furchtbare Worte gesagt..)

Von dem glänzenden Erfolge des Dr. Brandes in Kopenhagen habe ich Ihnen wohl erzählt. Mehr als 300 Zuhörer für seinen längeren Cyklus über mich; am Schluß eine große Ovation. Er schreibt mir, daß mein Name jetzt in allen intelligenten Kreisen Kopenhagens populär und in ganz Skandinavien bekannt sei. Von New-York aus wurde mir ein englischer Essay über meine Schriften in Aussicht gestellt.

Wenn Sie je daran kommen sollten (— es fehlt Ihnen ja an Zeit dazu, werther Freund!!) über mich etwas zu schreiben, so haben Sie die Klugheit, die leider noch Niemand gehabt hat, mich zu charakterisiren, zu „beschreiben“, — nicht aber „abzuwerthen“. Es giebt dies eine angenehme Neutralität, es scheint mir, daß man sein Pathos dabei bei Seite lassen darf und die feinere Geistigkeit um so mehr in die Hände bekommt. Ich bin noch nie charakterisirt — weder als Psychologe, noch als Schriftsteller („Dichter“ eingerechnet), noch als Erfinder einer neuen Art Pessimismus (eines dionysischen, aus der Stärke geborenen, der sich das Vergnügen macht, das Problem des Daseins an seinen Hörnern zu packen), noch als Immoralist (— die bisher höchsterreichte Form der „intellektuellen Rechtschaffenheit“, welche die Moral als Illusion behandeln darf, nachdem sie selbst Instinkt und Unvermeidlichkeit geworden ist —) Es ist durchaus nicht nöthig, nicht einmal erwünscht, Partei dabei für mich zu nehmen: im Gegentheil, eine Dosis Neugierde, wie vor einem fremden Gewächs, mit einem ironischen Widerstände, schiene mir eine unvergleichlich intelligentere Stellung zu mir. — Verzeihung! Ich schrieb eben einige Naivetäten — ein kleines Recept, sich glücklich aus etwas Unmöglichem herauszuziehn…

Mit freundlichstem Gruße
Ihr N.

Die fröhliche Wissenschaft „la gaya scienza“ müssen Sie jedenfalls lesen: es ist mein mittelstes Buch, — sehr viel feines Glück, sehr viel Halkyonismus…

[«]

1076. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Telegramm)

Sils Engadin 30. Juli 1888

bitte manuscript der schlussanmerkung zurueck — nitzsche

[«]

1077. An Heinrich Hengster in Bayreuth (Entwurf)

<Sils-Maria, Ende Juli 1888>

Werther Herr

Sie haben mir einen guten Brief geschrieben. Ich habe Verständniß dafür, wenn Jemand mir eine Neuigkeit mit Klugheit und Wohlwollen zum Ausdruck bringt. —

Der Zufall will, daß es eine Antwort auf Ihren Brief schon gab, bevor derselbe gelesen war. Man druckt eben einen Brief von mir, der im Mai dieses Jahres, in Turin, abgefaßt wurde. Sein Titel ist: Der Fall Wagner. Ein Musikantenproblem.

Vielleicht hat noch Niemand in diesem Fall mehr erlebt als ich…

Machen Sie Ihre Freunde auf diese bevorstehende Veröffentlichung (C. G. Naumann, Leipzig) aufmerksam. Sie werden bereits wissen, daß man auf keinem andern Wege etwas über mich erfährt. Die „Presse“ bleibt stumm über mich: ich will’s auch gar nicht anders…

Mit dem Wunsche, immer nur Gutes
von Ihnen zu hören
Ihr ergebenster
Nietzsche

[«]

1078. An Malwida von Meysenbug in Rom

Sils, Engadin Schweiz
Ende Juli 1888

Hochverehrte Freundin,

endlich! nicht wahr? — Aber ich verstumme unwillkürlich gegen Jedermann, weil ich immer weniger Lust habe, Jemand in die Schwierigkeiten meiner Existenz blicken zu lassen. Es ist wirklich sehr leer um mich geworden. Wörtlich gesagt, es giebt Niemanden, der einen Begriff von meiner Lage hätte. Das Schlimmste an ihr ist ohne Zweifel, seit 10 Jahren nicht ein Wort mehr gehört zu haben, das mich noch erreichte — und dies zu begreifen, dies als nothwendig zu begreifen! Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, ein Buch, gegen das gerechnet die Bücher überhaupt bloß Litteratur sind. Wie man das büßen muß! — Es stellt aus jedem menschlichen Verkehr heraus, es macht eine unerträgliche Spannung und Verletzbarkeit, man ist wie ein Thier, das beständig verwundet wird. Die Wunde ist, keine Antwort, keinen Laut Antwort zu hören und die Last, die man zu theilen, die man abzugeben wünschte (— wozu schriebe man sonst?) in einer entsetzlichen Weise allein auf seinen Schultern zu haben. Man kann daran zu Grunde gehn, „unsterblich“ zu sein! — Zufällig habe ich noch das Mißgeschick, mit einer Verarmung und Verödung des deutschen Geistes gleichzeitig zu sein, die Erbarmen macht. Man behandelt mich im lieben Vaterlande wie Einen, der ins Irrenhaus gehört: dies ist die Form des „Verständnisses“ für mich! Außerdem steht mir auch der Bayreuther Cretinismus im Wege. Der alte Verführer Wagner nimmt mir auch nach seinem Tode noch den Rest von Menschen weg, auf die ich wirken könnte. — Aber in Dänemark — es ist absurd, zu sagen! — hat man mich diesen Winter gefeiert!! Der geistreiche Dr. Georg Brandes hat es gewagt, einen längeren Cyklus von Vorlesungen an der Kopenhagener Universität über mich zu halten! Und mit glänzendem Erfolge! Mehr als 300 Zuhörer regelmäßig! Und eine große Ovation am Schluß! — Eben stellt man mir etwas Ähnliches für New York in Aussicht. Ich bin der unabhängigste Geist Europa’s und der einzige deutsche Schriftsteller — das ist Etwas! —

Das erinnert mich an eine Frage Ihres letzten verehrten Briefes. Daß ich für Bücher, wie ich sie schreibe, kein Honorar erhalte, werden Sie voraussetzen. Aber was Sie vielleicht nicht voraussetzen, ich habe auch die ganzen Herstellungs- und Vertriebs-Kosten zu bestreiten (— in den letzten Jahren c. 4000 frs.) In Anbetracht, daß ich bei Presse und Buchhandel verfehmt und ausgeschlossen bin, verkauft sich nicht ein Hundert der gedruckten Exemplare. Ich bin ohne Vermögen, meine Pension in Basel ist bescheiden (3000 frs. jährlich) Doch habe ich von letzterer immer etwas zurückgelegt: so daß ich bis jetzt keinen Pfennig Schulden habe. Mein Kunststück ist, das Leben immer mehr zu vereinfachen, die langen Reisen zu vermeiden, eingerechnet das Leben in Hôtels. Es gieng bisher; ich will es auch nicht anders haben. Nur giebt es für den Stolz diese und jene Schwierigkeit. —

Unter diesem mannichfachen Druck von Innen und Außen her hat leider meine Gesundheit sich nicht zum Besten befunden. In den letzten Jahren gieng es nicht mehr vorwärts. Die letzten Monate, wo die Ungunst des Wetters dazu kam, sahen sogar meinen schlechtesten Zeiten zum Verwechseln ähnlich. —

Um so besser ist es inzwischen meiner Schwester gegangen. Die Unternehmung scheint glänzend gelungen, der festliche, beinahe fürstliche Einzug in der Colonie vor ungefähr 4 Monaten hat einen großen Eindruck auf mich gemacht. Es sind jetzt c. 120 Deutsche, nebst einem reichlichen Zubehör einheimischer Peons; es sind gute Familien darunter, z. B. die Mecklenburger Baron Malzahns. —

Ich wurde kürzlich sehr lebhaft an Sie, verehrteste Freundin, erinnert, Dank einem Buche, in dem eine Vordergrunds-Figur des ersten Bandes der „Memoiren einer Idealistin“ in hellstes Licht trat. Insgleichen hat mir Frl. von Salis sehr dankbar über ihr Zusammensein mit Ihnen geschrieben.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohlbefinden und der Bitte um fortdauernde, wenn auch stille Antheilnahme

Ihr treu ergebener
Nietzsche.

— Es bedarf Größe der Seele, um meine Schriften überhaupt auszuhalten. Ich habe das Glück, Alles, was schwach und tugendhaft ist, gegen mich zu erbittern.

[«]

1079. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Sils, 2. August 1888

Sehr geehrter Herr Verleger,

Hiermit übersende ich Ihnen den Schluß des Manuscriptes. Wir wollen diese letzte Partie ganz genau so drucken, wie den eigentlichen Schluß: sie wird damit ungefähr einen Bogen länger. Diese Zusätze, die den Namen Nachschrift führen, sollen auf der Seite beginnen, die auf die Schlußseite des eigentlichen „Briefs“ folgt.

Adresse des Herrn Köselitz nach wie vor:

„Herrn Heinrich Köselitz
Annaberg“

Anbei ein Vorschlag für das Buchhändler-Anzeigeblatt. Mir liegt daran, daß bei Zeiten von dieser Publikation die Rede ist.

[«]

1080. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria, 2. August 1888>

Meine liebe Mutter

der zweite August! Aber wir sind nach wie vor in einem beständigen Regenwetter drin. Kalt, der Schnee recht nah, der Sommer beinahe zu Ende. Es scheint mir aber, daß meine Widerstandskraft dennoch zugenommen hat. Ich habe der Reihe nach Vielerlei abmachen können, sogar ein kleines Manuscript (die erste Abschrift war, bei meiner großen Schwäche, so unleserlich geworden, daß Naumann sie zurückschickte; die zweite, aus den letzten 8 Tagen, sieht ganz anders aus. Daran sind nicht nur die guten Federn schuld)

Dies Mal sind die Schinken vollkommen nach Wunsch und Geschmack — allerschönsten Dank! Es ist viel leichtere Arbeit für mich, da das Kauen mir immer noch Schwierigkeiten macht. Von den vorletzten Schinken habe ich zwei vertilgt; die Gewohnheit thut in allem viel, so daß der zweite Schinken mir erträglicher war als der erste. Doch sind mir die neuen unvergleichlich lieber. Es war sonderbar, daß die Zwiebäcke ankamen, als ich gerade mir welche bei einem Bäcker in Silvaplana hatte backen lassen. Die Vergleichung fällt natürlich sehr zu Gunsten der Deinigen aus. Daß es noch ein Chamäleon geben soll, ist ganz zum Verwundern; ich habe es gestern alle seine Künste mir vormachen lassen.

Die Gesellschaft des Hôtels ist nicht übel; und was es von distinguirteren Personen giebt, das sucht sich mir vorstellen zu lassen. So ein sehr angenehmer Staatsanwalt Dr. Schön aus Lübeck; ein alter Präsident aus Norddeutschland; jetzt eben wieder ein Prof. von Holten aus Hamburg; ein Kapellmeister vom Dresdener Hoftheater; und selbst die hübschen Mädchen machen mir ganz ersichtlich den Hof. Man hat den ungefähren Begriff, daß ich „ein Thier“ bin. Der Koch kocht dies Jahr für mich mit besondrer finesse. Briefe trafen ein, die zum Theil verrückt vor Enthusiasmus für meine Bücher waren: darunter einer mitten aus dem Bayreuther Parsifal heraus, im Namen eines ganzen Kreises von „Jüngern“ aus Wien. Doch verhalte ich mich sehr kühl allen solchen jugendlichen Anstürmen gegenüber. Ich schreibe ganz und gar nicht für die gährende und unreife Altersklasse. —

Auch Frl. von Salis ist eingetroffen, ein wenig dürrer und blässer noch als vorher. — Sils hat diese Woche seine neuen 3 Glocken aufgehängt, ich lobte heute noch den ausgezeichneten Gießer und Fabrikanten derselben, den ersten der Schweiz. Der Klang ist sehr schön.

Eben erfahre ich das schreckliche Elephanten-Ereigniß von München.

Es donnert; es gießt in Strömen; ich bin heute morgen ganz naß geworden. Nachts fehlt es mir etwas an Schlaf. Das liegt wohl daran, daß das abscheuliche Wetter das Spazierengehn fast unmöglich macht. Mitunter laufe ich trotzdem im Regen hinaus.

Es grüßt und umarmt Dich Dein
altes Geschöpf

[«]

1081. An Adolf Ruthardt in Leipzig (Postkarte).

Sils-Maria, Oberengadin
d. 7 August 1888

Werther und lieber Herr Professor,

können Sie mir umgehend eine sehr gebildete Auskunft geben? Wie heißen im Originaltexte der „schönen Helena“ die Worte des Chors, die deutsch „auf nach Kreta! auf nach Kreta“ lauten? allons pour Crète vielleicht? Ich habe sonderbarer Weise einen dringenden Grund, dies zu wissen. Sie, als alter Genfer, sind der Einzige, der vielleicht mir hilft.

Mit allerfreundlichstem Gruß
Prof Dr. Nietzsche

[«]

1082. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Postkarte)

<Sils-Maria,> Donnerstag.
<9. August 1888>

Lieber Freund,

es giebt noch Nachschriften zu meinem „Brief“ zu corrigieren, — ich bedaure Sie! Sehr gepfeffert und gesalzen; in der zweiten Nachschrift fasse ich das Problem in erweiterter Form an den Hörnern (— ich werde nicht leicht Gelegenheit haben, von diesen Dingen wieder zu reden; die einmal gewählte Form erlaubt mir viele „Freiheiten“ —) Unter anderem ein Todtengericht auch über

Brahms. Einmal habe ich mir sogar erlaubt, auf Sie anzuspielen: in einer Form, die hoffentlich Ihren Beifall hat! —

Eben gab ich Naumann den Auftrag, die letztcorrigirten Bogen, an denen ich Manches verändert habe, Ihnen zu einer letzten Revision zu unterbreiten.

In dankbarstem Gefühle

Ihr Freund
N.

[«]

1083. An Heinrich Köselitz in Annaberg

Sils d. 9. August <1888>

Lieber Freund,

in den ersten Zeilen der Vorrede hatte ich die Worte „vielen Späßen“ umgeändert in „hundert Späßen“. Nachträglich scheint mir das Wort „hundert“ hier zu stark; ich würde vorschlagen, daß Sie bei der Revision das ursprüngliche „vielen“ wiederherstellen.

Heute unglaublich schöner Tag, Farben des Südens!

Ihr Freund Nietzsche.

[«]

1084. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Sils-Maria, Donnerstag
<9. August 1888>

Geehrtester Herr Verleger,

Heute morgen giengen die Correkturen an Sie ab. Ich habe darauf geschrieben „druckfertig“; aber in Anbetracht, daß es viel zu verändern giebt und daß ich ein sehr geringes Zutrauen zu meiner Schrift habe, scheint es mir räthlicher, die Bogen, wenn sie corrigirt sind, zu einer letzten Revision an Herrn Köselitz zu senden — Derselbe liest meine Schrift besser als ich selber. — Ein wesentlicher Zeitverlust kann nicht dadurch entstehn. — Ich erwarte nur noch die

Nachschriften. Es ist mir nicht klar, wie lange eine Sendung von Sils bis zu Ihnen braucht. Was Sie Sonnabend abschicken, ist Montag Nachmittag um 4 in meinen Händen. Ich argwöhne, daß es umgekehrt viel langsamer geht. —

Mit ergebenstem Gruß
Ihr
N.

[«]

1085. An Hans von Bülow in Hamburg

Sils-Maria, Engadin d. 10. August 1888

Verehrter Herr,

inzwischen nahm ich mir die Freiheit, einem Freunde zur Übersendung der Anfangs-Nummer einer Oper Muth zu machen. Vielleicht, dachte ich mir, wirkt sie „appetitmachend". Die Oper heißt „der Löwe von Venedig": ich sähe diesen Löwen mit größtem Vergnügen in der Menagerie Pollini…

Diese Oper ist ein Vogel der seltensten Art. Man macht jetzt so Etwas nicht mehr. Alle Eigenschaften im Vordergrunde, die heute, skandalös, aber thatsächlich, der Musik abhanden kommen. Schönheit, Süden, Heiterkeit, die vollkommen gute, selbst muthwillige Laune des allerbesten Geschmacks — die Fähigkeit, aus dem Ganzen zu gestalten, fertig zu werden und nicht zu fragmentarisiren (vorsichtiger Euphemismus für „wagnerisiren")

Mein Freund, Herr Peter Gast, ist eine der tiefsten und reichsten Naturen, die der Zufall in diesen verarmende Zeit hineingeworfen hat. Mein „Schüler", ich bekenne es, im engsten Sinne, aus meiner Philosophie gewachsen, wie Niemand sonst. 32 Jahr, bis jetzt in vollkommener Unabhängigkeit, gebürtig aus dem sächsischen Erzgebirge (einer erstaunlich tüchtigen Familie zugehörig, die seit Jahrhunderten die Cultur der ersten Stadt des Erzgebirgs in der Hand gehabt hat) Strengste musikalische Erziehung, bevorzugter Schüler des alten Richter in Leipzig, eine Periode überwundener Wagnerei hinterdrein. Seitdem Isolation in Venedig, in wunderbarer Einfalt der Verhältnisse, ohne „Öffentlichkeit", ohne „Cant", „Würden" und andre Eitelkeiten. — Seine Mutter Wienerin.

Der Text der Oper ist einfach das matrimonio segreto, von meinem Freunde übersetzt. Dasselbe galt im vorigen Jahrhundert als Muster-libretto; der erste

Entwurf ist von Garrik. Einer Andeutung Stendhals folgend haben wir das Werk ins Venetianische übersetzt, das heißt, es nicht nur dort spielen lassen, vielmehr versucht, Venedig in dies Werk zu übersetzen… Mein Freund, der seit 6 Jahren daselbst in einer geheimnißvollen und glücklichen Verborgenheit daselbst lebt, hat, wie mir wenigstens scheint, einen Zauber von Venediger Farbe der morbidezza für die Musik erfunden, hinzuzurechnen viele reizend-derbe Realitäten des südlichen Lazzaronismus. Wirkungsvollster vierter Akt mit einem Gondoliere-chor am Schluß, couleur locale ersten Ranges. — Es existirt ein ausgezeichnet lesbar und schön geschriebener Clavier-Auszug, das kalligraphische Meisterstück meines Freundes, gleich der Partitur selbst. — Die Ouvertüre ist in Zürich zum ersten Male (in der Tonhalle) aufgeführt worden. Kein Mensch schreibt eine solche Ouvertüre mehr — aus ganzem Holze…

Jetzt, wo Wagner von St. Petersburg bis Montevideo die Theater beherrscht, gehört ein Bülow'scher Muth dazu, gute Musik zu riskiren…

Mit dem Ausdruck alter Verehrung

Prof. Dr. Nietzsche

[«]

1086. An Carl Fuchs in Danzig (Postkarte)

<Sils, 10. August 1888>

Seien Sie unbesorgt, werther Freund! Ich rede in dieser Schrift von einer Sache, worin ich nicht nur Autorität, sondern die einzige Autorität bin, die es heute giebt. — Sie selber werden der Erste sein, mir dies zuzugestehn, — und Sie werden es eines Tags über alle Maßen komisch finden, daß Sie sich mir, in diesem Falle, „zur Vermittlung“ angeboten haben…

Mit freundlichstem, aber ganz ironischem Gesichte

Ihr
N.

[«]

1087. An Emily Fynn in Genf

Sils den 11. August 1888.

Verehrteste Frau

das war ein Tag, der zehnte August! Das Wetter warm, rein, tiefblau; alles was ich unternahm gerieth; alle zwei Stunden gab es eine angenehme Überraschung (— darunter ein Privatconcert für mich, von einem ausgezeichneten Musiker aus Hamburg, Herrn von Holten veranstaltet: er hatte sich ein Stück meines Venediger Maëstro eingeübt und spielte es sechs Mal hintereinander — auswendig!)

Morgens lief ich um den See von Silvaplana herum, Nachmittag war ich hinten im Fexthal — dort gab es mindestens 70 Fremde, alle wie im Zustande der Genesung, denn bis vorgestern war das Wetter in der Tat wie eine schwere Krankheit. Und als ich Abends nach Hause komme, überrechnend, was der Tag Gutes gebracht hat, so war er noch nicht einmal am Ende mit seinen Geschenken — ich fand Ihren so gütigen, so liebenswürdigen Brief! Einen so unverdienten Brief!

— Aber der Winter war böse auf mich, es war eine düstere und kranke Zeit, ohne Sonnenschein weder oben, noch drinnen. Der ganze Aufenthalt in Nizza mißrathen. Die Philosophen machen es, wenn sie krank sind, wie die Thiere, sie verstummen, sie verkriechen sich in ihre Höhle. Auch meine alte Freundin Meysenbug mag schön erstaunt sein, seit letztem Herbst nichts von mir gehört zu haben. — Die Hitze in Italien trieb mich schon Anfangs Juni ins Engadin — ich Unglücksmensch! — Ein solches Wetter ist nicht zu beschreiben; mein Zustand verschlechterte sich dergestalt, daß er mich an meine traurigsten Zeiten erinnerte. Tiefe Schwäche, alle Wochen ein Paar Mal zu Bett, der fatale Kopfschmerz mit seinen fatalen Consequenzen. Da man nicht ausgehen konnte und den Tag im kalten Zimmer durchfröstelte, fand man Nachts nicht einmal Schlaf. Dazu völligen Mangel an Gesellschaft; die Augen zu schwach zum Lesen; Krankheit und Langweile in Permanenz. — Seit 3 Wochen ungefähr ist das Wetter anders: nicht gerade besser, aber wenigstens mit guten wenn auch kurzen Zwischenakten. Wintertage gab es von größter Strenge, mit ruhigen Winden; auch jetzt ist der Gesammt-Charakter der Landschaft durch die große Masse Schnee sehr winterlich. Aber gestern und vorgestern höchste, irdische und engadinische Vollkommenheit!

In Nizza las ich Abends den Journal de Genève… Wie oft habe ich bei dem traurigen Wetter-Berichte Ihrer und Ihrer leidenden Freundin gedacht! Für einen ersten Winter in Genf war es hart. Paraguay ist, unter solchen Wetter-Verhältnissen, in der That ein verlockender Aspekt.

Die letzten größeren Berichte, vom wahrhaft fürstlichen Einzug und Empfang meiner Angehörigen in der neuen Colonie, haben einen starken Eindruck auf mich gemacht. Zuletzt habe ich Europa als Cultur-Museum absolut nöthig. Die Wildniß (— und das Glück…) ist für einen der keine Philosophie auf dem Gewissen hat!. —

Zu den Curiositäten dieses Winters gehörte es, daß ich anfing berühmt zu werden! Wo? In Dänemark. Der geistreiche Gelehrte Dänemarks, Dr. Georg Brandes hat einen längeren Cyclus von Universitäts-Vorlesungen über den Philosophen Nietzsche gehalten, mit einem außerordentlichen Erfolge, wenn man den Zeitungen trauen darf. Mehr als 300 Personen regelmäßige Zuhörer; am Schluß eine große Ovation. — Man stellt mir eben etwas Ähnliches für New York in Aussicht. — Ich wünschte ich hätte mehr Vergnügen an so etwas. Im Grunde stimmt mich's ironisch.

Für den nächsten Winter will der Eremit nach Corsika, nicht gerade nach Ajaccio, sondern in eine unentdeckte Welt. Ich habe eine so tiefe Selbstbesinnung nöthig, daß mir es nirgends still, nirgends antimodern genug ist. Sagen Sie, wenn ich bitten darf, ein herzliches Wort von mir Ihrer verehrten Freundin; dasgleiche Ihrer Fräulein Tochter. Es freut mich sehr, daß sie im Verkehr mit einem guten Maler ist. Auch von Fräulein Zimmern höre ich mit großem Interesse: ich möchte, daß sie sich meiner noch erinnert. Es soll ja nicht ein Gruß an die ausgezeichnete Mad. Bichler vergessen werden. Ihr verehrungsvoll ergebener

Nietzsche.

P.S. Eben beginnen die Glocken von Sils zu läuten, — neue Glocken! Ein schöner weicher melodischer Klang. —

[«]

1088. An Heinrich Köselitz in Annaberg

Sils den 11. August <1888>

Lieber Freund,

es ist mir keine kleine Herzstärkung gewesen, zu hören, selbst zu sehen, daß Ihnen diese sehr risquirte Schrift Vergnügen gemacht hat. Es giebt Stunden, besonders Abends, wo mir der Muth zu so viel Tollheit und Härte fehlt. In summa: es erzieht mich zu einer noch größeren Einsamkeit — und bereitet mich vor, noch ganz andre Dinge zu verlautbaren als meine Bosheiten über einen solchen „Privat-Fall“. Das Stärkste steht eigentlich in den „Nachschriften“; in Einem Punkte bin ich sogar zweifelhaft, ob ich nicht zu weit gegangen (— nicht in den Sachen, sondern in dem Aussprechen von Sachen) Vielleicht lassen wir die Anmerkung (in der über W<agner>s Herkunft Etwas angedeutet wird) weg und machen dafür zwischen den Hauptabschnitten der „Nachschrift“ kleine Zwischenräume…

Auf S. 27, Zeile 1 müßte es allerdings genauer heißen „sein Instinkt dafür, die höhere Gesetzlichkeit nicht nöthig zu haben“; aber da vorausgeht „sein Bewußtsein davon“, schien es mir zu viel. Machen Sie nach Gutdünken! —

Im Schluß des Ganzen bin ich auf den Gesichtspunkt des „Vorworts“ zurückgekommen: zugleich um der Schrift den Charakter des Zufälligen zu nehmen, — um ihren Zusammenhang mit meiner ganzen Aufgabe und Absicht herauszuheben.

Auf dem Umschlag sind die Schriften angezeigt; auch habe ich den „Hymnus“ nicht vergessen. — Mir gefallen dies Mal die Seiten, — gerade voll genug und nicht so gedrückt und unübersichtlich voll, wie im „Jenseits“ (— das mir schwer lesbar scheint)

Gestern gab es ein Fest für mich. Vielleicht haben Ihnen die Ohren geklungen. Herr von Holten, der Pianist des Hamburger Conservatoriums, hatte sich das „Liebesduett“ eingeübt und führte es mir in einem Privat-concert vor. Er mußte es sechs Mal wiederholen: er hat wunderbar die Singstimme zum Vorschein gebracht — er war selbst ganz erbaut von der „liebenswürdigen und feinen Musik“, wie er sich ausdrückte (— er spielte es auswendig —) er nahm Anstoß an der Logik des ges im Baß Seite 5, unterste Zeile „dein Will gescheh“

Gleich darauf setzte ich mich hin und schrieb nach Hamburg an Hans…

quod deus bene vertat! —

— Und haben Sie Ihr Quartett schon zu hören bekommen? —

Seit drei Tagen ist das Wetter außerordentlich schön: vorher harter Winter, man gieng bei Schneegestöber und eisigem Winde hinaus. —

Was denken Sie über den Winter, der jetzt zu erwarten steht? —

Und bleibt es bei Ihrem Besuche der Familie von Krause? -

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ich von hier wieder nach Turin gehe. Es sei denn daß… Wenn Bülow nur bald antwortete! — Aber wer weiß, wo er steckt!

Leben Sie wohl, lieber Freund!

Immer viel im Geiste bei Ihnen

N.

Das „Leitmotiv" meiner schlechten Scherze „Wagner als Erlöser" bezieht sich natürlich auf die Inschrift im Kranze des Münchner Wagner-Vereins „Erlösung dem Erlöser"…

[«]

1089. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

<Sils-Maria,> Sonntag, <12. August 1888>

Geehrtester Herr Verleger,

eben traf wieder der Correkturbogen ein — die zwei „Nachschriften" enthaltend. Inzwischen sandte ich noch ein Stück Manuscript: wir wollen das Stück unter dem Titel Epilog auf der neuen Seite (53) anfangen lassen. Zu ihm habe ich heute morgen noch ein paar sehr substantielle Schlußworte geschrieben, die der Schrift eine bedeutende Rückbeziehung auf meine letztveröffentlichte Schrift geben. Ich bitte um Entschuldigung, daß das Manuscript so bruchstückweise in Ihre Hände gelangt: wüßten Sie, unter was für unglaublichen Verhältnissen ich diesen Sommer hier oben zubringe, so würden Sie mir gewiß Genugthuung wiederfahren lassen. Die Sache, um die es sich in dieser Schrift handelt, ist verantwortlich und schwer genug: ich will absolut mit mir selbst dabei zufrieden sein — und daraus erklärt sich, daß ich immer noch einen Zusatz mache. Ich will nicht nöthig haben, auf dieses ganze Problem zurückzukommen: deshalb habe ich Tag und Nacht jetzt über dasselbe nachgedacht, um alle wesentlichen Punkte desselben zu finden. — Erst seit 3 Tagen ist das Wetter gut; vorher war es winterlich im schlimmsten Sinne. Immer krank!…

Für die Correktur des Vorworts gilt absolut der von mir und Herrn Köselitz festgestellte Text auf dem übersandten Correktur-Bogen: doch bat ich darum, daß eine letzte Revision noch von Herrn K<öselitz> vorgenommen wird.

Auf dem Umschlag wollen wir die Worte ridendo dicere severum weglassen, nachdem dieselben auf dem Blatt, wo die Worte Turiner Brief stehen, eine schicklichere Stelle gefunden haben. —

Der Umschlag, wo Alles grün ist, Worte und Papier, gefällt mir sehr. Es bleibt dabei. — Das Papier ist auch schön stark. —

Auch Ihre Vorschläge in Betreff der Zahl der Exemplare und der Bezeichnung der letzten 500 als zweite Auflage haben meinen vollen Beifall. — Preis ebenfalls.

Nach Ihren Worten schließe ich, daß der erste Bogen noch nicht gedruckt ist? In diesem Falle wird also die kleine Veränderung auf S. 7 noch gemacht worden sein? nämlich an Stelle der drei Verszeilen diese anderen:

„das kann ich dir nicht sagen,
und was du frägst,
das kannst du nie erfahren.“

Der kleine Entwurf für das Buchhändler-Börsenblatt darf natürlich in jedem Sinn und in jedem Worte verändert werden: Vielleicht gefällt Ihnen der Ausdruck „geniales Pamphlet“ nicht; oder die Sache mit den „Hörnern“; machen Sie, bitte, nach Gutdünken! Hier fehlt mir alle Erfahrung in Bezug auf das, was erlaubt und was nützlich ist. —

Mit den besten Wünschen für das gute Gelingen unsrer Unternehmung

Ihr ergebenster Dr. Nietzsche

[«]

1090. An Franziska Nietzsche in Naumburg

<Sils-Maria,> Montag, <13. August 1888>

Meine liebe Mutter,

wir haben seit 4 Tagen ein unvergleichlich schönes Wetter und athmen alle auf. Vorher noch war es tief winterlich; so daß meine Wirthin mir doppelte Decken aufs Bett legte und ich alle Wintersachen, die ich hatte, in Gebrauch nahm. Aber mit Einem Male ist eine wunderbare Sommer-Stimmung da; die allerschönsten Farben, die ich hier oben gesehen habe, und der Himmel vollkommen rein wie in Nizza. Heute morgen bin ich mit Fräulein v. Salis auf dem See herumgegondelt; gestern hat mir ein ausgezeichneter Musiker ein kleines Privatconcert gegeben, in dem er Sachen von Herrn Köselitz spielte, die er für mich eingeübt hatte. Ebenfalls langte ein sehr liebenswürdiger Brief von Missis Fynn aus Genf an (trotzdem daß ich seit vorigem Herbste vollkommen verstummt war und mehrere Briefe unbeantwortet gelassen hatte). In meinem Hôtel sind jetzt 60 Gäste. Es gab sehr viel zu thun für mich, wir sind wieder in voller Druck-Arbeit. —

Nunmehr habe ich die etwas zu salzigen und derben Schinken aufgegessen; insgleichen einen von den feinen und kleinen. Der zweite ist auch bereits angeschnitten: so daß es nun nicht mehr sehr lange dauert, daß der Vorrath erschöpft ist. Meine Absicht ist immer noch, bis zum 15. Sept. auszuhalten: obwohl bei dem Wetter von diesem Jahre nichts zu versprechen ist. Im Grunde war der ganze bisherige Aufenthalt eine Geduldsprobe allerersten Ranges: man kann sich etwas Schauderhafteres gar nicht denken. Ich wußte sehr oft nicht, wie über eine unglaubliche Melancholie und Schwäche hinwegkommen.

Sils hat sich neue Glocken angeschafft, deren Klang sehr weich und voll ist.

Von den Federn bitte ich mir doch eine ganze Schachtel aus, von wegen der Reise nach dem Süden, wo ich nichts mehr beziehn kann.

Vor ein paar Tagen habe ich auch an Herrn von Bülow nach Hamburg geschrieben, der jetzt 2 Winter daselbst die Oper dirigirt hat, um ihm das Werk des ausgezeichneten Herrn Köselitz ans Herz zu legen. Er wäre der Einzige, der so etwas Neues wagte: aber da er ein unberechenbarer Mensch ist, so rechne ich auf nichts. —

In herzlicher Liebe Dich umarmend

Dein altes Geschöpf.

[«]

1091. An Heinrich Köselitz in Annaberg (Postkarte)

<Sils-Maria, 18. August 1888>

Lieber Freund, sehr erbaut von Ihrem eben anlangenden Brief! — Was die Anmerkung betrifft, so habe ich mich (außer einer vorsichtigeren Nuancirung der Herkunftsfrage) dazu entschlossen, sie ganz festzuhalten. Ich komme nämlich in einer Art Epilog mit aller Wucht auf die Falschheit W<agner>s zurück: so daß jeder Wink nach dieser Seite hin werthvoll wird. (Genannten Epilog habe ich noch mehrere Mal umgearbeitet: das was Ihnen zugeht, ist noch nicht das Rechte. Aber Sie senden mir's, corrigirt!) — Ich meine in der That die venet<ianischen> Epigramme (und nicht die römischen Elegien) Es ist historisch (wie ich aus dem Buch von Hehn gelernt habe), daß sie den größten Anstoß gaben. — Die Familie v. Krause wird, wie alle Welt, jetzt auf Reisen sein. Das Duett ist noch gar nicht angelangt. — Beer nicht, Betz! —

In Freundschaft Ihr N.

Sonnabend. — Seit 10 Tagen wunderbares Wetter, gestern abgerechnet.

[«]

1092. An Carl Fuchs in Danzig (Postkarte)

Sils, am 22. August 1888.

Werther Freund, es fehlt mir immer noch in kaum beschreiblicher Weise an Zeit, vor allem an Augen, um Ihnen für Ihre reichen Mittheilungen zu danken. Es ist gerade Hochfluth bei mir von allerlei Notwendigkeiten, die mein bischen Sehkraft nur zu vollständig absorbiren. Sie kennen glücklicher Weise diesen physiologischen Mißstand nicht. Ich habe zum Lesen und Schreiben Brille Nr. **3** nöthig — wenn meine drei Augenärzte Recht behalten hätten, so wäre ich seit Jahren blind. Thatsächlich bleibt mir von jedem Tage nur eine ganz kleine Zahl Stunden zum Schreiben und Lesen; und wenn das Wetter finster wird, gar nichts. Dies in Ökonomie zu einer Großes fordernden gelehrten Cultur zu bringen ist ein Problem…

Mit der neuen Schrift hat es vielleicht noch 1 1/2 Monate Zeit. Für die Correktur habe ich den Freund, der seit 10 Jahren jedes Blatt aus meiner Hand corrigirt, Herrn Peter Gast.

Treulich Ihr N.

[«]

1093. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Sils, Mittwoch, d. 22. August <1888>

Meine liebe Mutter,

wir haben gerade wieder recht verdrießliches Wetter, naß und kalt: um so mehr habe ich mich über die Ankunft Deiner Sendung gefreut, die (gestern) Dienstag

Nachmittag in meine Hände kam. Abends habe ich sogleich den Schinken angeschnitten, denn ich war vollständig fertig geworden mit den kleinen. Es schien mir, daß er noch delikater schmeckt, was vielleicht mit der Größe zusammenhängt. Ende gut Alles gut — dachte ich dabei. Wir wollen sehen, wie lange es reicht. Ich rechnete eben, daß mein Aufenthalt hier oben noch 24 Tage beträgt — am 15. Sept. Abreise —. Die Zwiebäcke kamen mir um so mehr zurecht, als die, welche ich beim Bäcker in Silvaplana letzten Samstag geholt hatte, nicht gut gerathen waren. Den Thee habe ich sofort in Blechbüchsen gefüllt: es ist mir eine sehr angenehme Abwechselung. Die Serviette kommt insofern zur rechten Zeit, als ich die andre in die Wäsche geben muß. Allerschönsten Dank, meine gute liebe Mutter! Es ist doch angenehm, von Hause aus solche Kistchen zu bekommen — viel besser als von einem Schweizer Wurst-Fabrikanten…

Frl. v. Salis ist seit einigen Tagen abgereist. Überhaupt leert es sich schnell. Eine sehr angenehme Gesellschaft ist mir der Berliner Professor Kaftan und Frau, die mich noch von Basel her gut kennen und zum ersten Mal hier oben sind. (K<aftan> brachte mir Nachrichten und Grüße von Deussen, auch von Romundt: ich kann den Gedanken nicht völlig ausschließen, er möchte vielleicht selbst einer der „unbekannt bleibenden wollenden“ Freunde sein. Es ist übrigens einer der sympathischsten Theologen, die ich kenne) — Was jenes Geld betrifft, so kam mir immer mehr die Einsicht, daß es sehr zur rechten Zeit eingetroffen ist. Wenn Alles so fort geht, wie es gut begonnen hat, so werde ich in den nächsten Jahren fertig mit einer Hauptsache meines Lebens — und brauche hübsch viel Geld zum Druck. — Die Rücksicht auf diese Hauptsache, und um so wenig wie möglich mir alles Experimentiren unter jetzigen Umständen zu ersparen, wird mich doch wieder nach Nizza führen. Von hier gehe ich direkt wieder nach Turin. Auf diese Weise bleibe ich auf dem Wege. — Vor einigen Tagen machte ich folgendes Verzeichniß meiner Habseligkeiten: 4 Hemden. 4 Nachthemden. 3 wollne Hemden. 8 Paar Strümpfe. Ein guter Rock. Ein stärkerer Überrock. Der Winterüberzieher aus Naumburg (noch recht gut, aber ich trage ihn zu selten!) 2 schwarze Hosen, eine sehr dicke Hose. 2 hohe schwarze Westen, die 2 letzten Naumburger Westen (die ganz gut wären, nur um eine Hand zu kurz) Die dicken Morgenschuh. — Das scheint mir gerade genug. Ich darf, um meinen Koffer nicht zu überfüllen, nur sehr vorsichtig sein und lasse dies Mal den Schlafrock hier oben (— er ist arg zerrissen und es scheint mir für einen Gelehrten, wie ich bin, schicklicher, wenn er keine Schlafröcke trägt. Der Naumburger Winterüberzieher wird wohl an seine Stelle rücken)

Jetzt eben kommt die Sonne wieder zum Vorschein. Den 2. Sept. habe ich nicht vergessen. — Es giebt sehr Viel zu thun; und ich wünschte mehr schlafen zu können.

In Liebe
Dein altes Geschöpf

[«]

1094. An Meta von Salis auf Marschlins

Mittwoch, Sils. <22. August 1888>

Verehrtes Fräulein,

ein Wetter, wie am Morgen Ihrer Abreise — zum ersten Mal seitdem: lautes Geplätscher. Ich mache mir die kluge Erholung, die ich mir so oft im Kampf mit den „Naturgeistern“ diesen Sommer gemacht habe — und unterhalte mich ein wenig mit Ihnen. Zu alledem liegt ein gewisses Buch vor mir: es kam gestern Abend an. Noch niemals habe ich mich so würdig angeputzt gesehn — beinahe als „Classiker“. Der erste Blick hinein gab mir eine Überraschung: ich entdeckte eine lange Vorrede zu der „Genealogie“, deren Existenz ich vergessen hatte… Im Grunde hatte ich bloß den Titel der drei Abhandl. im Gedächtniß: der Rest, dh. der Inhalt war mir flöten gegangen. Dies die Folge einer extremen geistigen Thätigkeit, die diesen Winter und dies Frühjahr ausfüllte und die gleichsam eine Mauer dazwischen gelegt hatte. Jetzt lebt das Buch wieder vor mir auf — und, zugleich, der Zustand vom vorjährigen Sommer, aus dem es entstand. Extrem schwierige Probleme, für die eine Sprache, eine Terminologie nicht vorhanden war: aber ich muß damals in einem Zustande von fast ununterbrochener Inspiration gewesen sein, daß diese Schrift wie die natürlichste Sache von der Welt dahinläuft. Man merkt ihr keine Mühsal an — Der Stil ist vehement und aufregend, dabei voller finesses; und biegsam und farbenreich, wie ich eigentlich bis dahin keine Prosa geschrieben. Freilich sagt der große Kritiker Spitteler: daß er, seitdem er diese Schrift von mir gelesen habe, alle Hoffnungen auf mich als Schriftsteller aufgegeben habe…

Im Vergleich mit letztem Sommer, der mir eine solche Improvisation über horrible Themata erlaubte, erscheint dieser Sommer freilich geradezu „ins Wasser gefallen“. Dies thut mir außerordentlich leid: denn aus dem zum ersten

Male wohlgerathenen Frühlings-Aufenthalte brachte ich sogar mehr Kraft mit herauf als voriges Jahr. Auch war alles zu einer großen und ganz bestimmten Aufgabe vorbereitet. Das „Pamphlet“ gegen Wagner (— auf das ich, unter uns, stolz bin) gehört in allem Wesentlichen nach Turin und war eigentlich die rechte, allerbeste Erholung, die Jemand sich mitten in schweren Dingen machen konnte.

Zu den Spezialitäten dieses Sommers gehört die absurde Insomnie. Auch heute, wie gestern, wie vorgestern seit zwei Uhr nachgedacht… um 4 Uhr Cacao…

Gestern Nachmittag war ich mit Prof. Kaftan im Fexthal. In der „Alpenrose“ sind noch c. 30 Personen. Im Grunde geht es jetzt schnell zu Ende. Der Herbst — wir haben ein unzweifelhaftes September-Wetter: wenn dies nicht gar noch ein Euphemismus ist. Ich will dennoch bis Mitte Sept. auszuhalten suchen.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohlergehen und mit einem vielfachen Anlaß, Ihnen zu danken

Ihr ergebenster
Dr. Nietzsche.

— Sie dürfen sich darauf verlassen, daß das Buch wie ein Ei geschont und in einer vollkommen festen (gebundenen) enveloppe zu Ihnen zurückkehrt.

[«]

1095. An Heinrich Köselitz in Buchwald (Postkarte)

<Sils-Maria,> 24 Aug. 1888

Lieber Freund, ich sende eben den Epilog an Naumann ab, mit der Bestimmung, daß er zu einer letzten Revision Ihnen noch einmal vorgelegt wird. Es schien mir nützlich, ein paar Sachen deutlicher zu sagen (— es schien mir eine finesse, das Christenthum gegen W<agner> in Schutz zu nehmen —) Auch ist der allerletzte Satz jetzt stärker, — auch heiterer…

„Auf nach Creta!“ — ist ein berühmter Chor der schönen Helena. Ich sage Ihnen das aus Bosheit, nachdem Sie mich über die Schlußworte des Parsifal „unterrichtet“ haben. Diese „letzten Worte“ Wagner’s waren ja mein Leitmotiv…

Noch nichts Neues. Alle Welt reist ab. Alle Welt ist noch unterwegs. Von Mitte September an in Turin große Feste zur Hochzeit des Prinzen Amedeo: als Festoper „Tannhäuser“, deutsch, von Angelo Neumann (teatro regio, sonst nur

Carneval-Theater)… Was läge mir daran, Sie in der Nähe, d. h. in Venedig zu haben!

Dankbar
Ihr Freund N.

[«]

1096. An Carl Fuchs in Danzig

Sils, Sonntag <26. August 1888>

Lieber Freund,

ein paar Tage Ruhe. Es gab auch ein Paar Tage Krankheit. Doch soll es gehn — und es geht. Dies Mal bin ich an der Reihe zu erzählen. — Zuerst von Dr. Brandes. Derselbe hat für mich nur gethan, was er seit 30 Jahren für alle unabhängigen Geister Europa's thut — er hat mich seinen Landsleuten vorgestellt. Was ich in meinem Falle hoch zu ehren habe, das ist, daß er da seinen leidenschaftlichen Widerwillen gegen alle jetzigen Deutschen überwunden hat. Eben hat er wieder, nach dem Besuch des Kaisers, in „einer wahren Teufels-Laune“, wie die Kölnische Zeitung sagt, seine Verachtung gegen alles Deutsche ausgedrückt. Nun, man giebt es ihm reichlich zurück. In den gelehrten Kreisen genießt er des allerschlechtesten Rufs: mit ihm in Beziehung zu stehn gilt als entehrend (Grund genug, für mich, so wie ich bin, der Geschichte von den Winter-Vorlesungen die allerweiteste Publizität zu geben). Er gehört zu jenen internationalen Juden, die einen wahren Teufels-Muth im Leibe haben, — er hat auch im Norden Feinde über Feinde. Er ist mehrsprachig, hat sein bestes Auditorium in Rußland, kennt die gute geistige Welt Englands und Frankreichs auf's Persönlichste — und ist ein Psycholog (was ihm die deutschen Gelehrten nicht verzeihen…) Sein größtes Werk, mehrmals erschienen, „die Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts“ ist immer noch das beste deutsch geschriebene Cultur-Buch über dieses große Objekt. — Zur Musik steht er, wie er mir im Winter schrieb, zu seinem Bedauern in keinem Verhältniß. —

Vor 4 Tagen hat uns Herr von Holten verlassen. Wir sind alle betrübt. Eine solche Vereinigung von Liebenswürdigkeit und Bosheit ist ein ganz selten Ding. Ein alter Abbé, mit den Launen eines großen Schauspielers. Dabei eine ganz merkwürdige Erfindsamkeit im Wohlthun, im Freude-machen — Jedermann hat eine Geschichte davon zu erzählen. Er muß in der That in den glücklichsten Verhältnissen sein, ich meine nicht des Beutels sondern des Herzens, denn es vergieng kein Tag, wo er nicht Etwas derart „verbrochen“ hätte. — Für mich hatte er sich folgende Artigkeit ausgedacht: er hatte sich eine Composition des einzigen Musikers, den ich heute gelten lasse, meines Freundes Peter Gast eingeübt und spielte sie mir privatissime sechs Mal auswendig vor, entzückt über „das liebenswürdige und geistreiche Werk“. — In rebus musicis et musicantibus vertrugen wir uns zum besten d. h. wir waren ohne jede Toleranz und secirten den „Einäugigen“ unter den Blinden… Was Riemann betrifft, so haben wir ernst genug darüber gesprochen, doch auch im gleichen Sinn, nämlich daß eine „phrasirte“ Ausgabe schlimmer ist als jede andere — nämlich als eine bösartige Schulmeisterei. Was „unrichtig“ ist, läßt sich in der That in zahllosen Fällen bestimmen, was richtig ist, fast nie. Die Illusion der „phraseurs“ in diesem Punkte schien uns außerordentlich. Die Grundvoraussetzung, auf die sie bauen, daß es überhaupt eine richtige d. h. Eine richtige Auslegung giebt, scheint mir psychologisch und erfahrungsmäßig falsch. Der Componist, im Zustande des Schaffens wie des Reproduzirens, sieht diesen feinen Schatten in einem bloß labilen Gleichgewicht — jeder Zufall, jede Erhöhung oder Ermattung des subjektiven Kraftgefühls faßt bald größere, bald nothwendig engere Kreise als Einheiten zusammen. Kurz, der alte Philologe sagt, aus der ganzen philologischen Erfahrung heraus: es giebt keine alleinseligmachende Interpretation, weder für Dichter, noch für Musiker (Ein Dichter ist absolut keine Autorität für den Sinn seiner Verse: man hat die wunderlichsten Beweise, wie flüssig und vag für sie der „Sinn“ ist —).

— Ein andrer Gesichtspunkt, über den wir sprachen (— es könnte sein, daß ich ihn auch schon einmal gegen Sie, lieber Freund, berührte, vor ein paar Jahren). Dieses Beseelen, Beleben der kleinsten Redetheile der Musik (— ich möchte, Sie und Riemann wendeten die Worte an, die Jeder aus der Rhetorik kennt: Periode (Satz), Kolon, Komma, je nach der Größe, insgleichen Fragesatz, Conditionalsatz, Imperativ — denn die Phrasirungslehre ist schlechterdings das, was für Prosa und Poesie die Interpunktionslehre ist), — also: wir betrachteten diese Beseelung und Belebung der kleinsten Theile, wie sie in der Musik zur Praxis Wagner’s gehört und von da aus zu einem fast herrschenden Vortrags-System (selbst für Schauspieler und Sänger) geworden, mit verwandten Erscheinungen in anderen Künsten: es ist ein typisches Verfalls-Symptom, ein Beweis dafür, daß sich das Leben aus dem Ganzen zurückgezogen hat und im Kleinsten luxuriirt. Die „Phrasirung“ wäre demnach die Symptomatik eines Niedergangs der organisirenden Kraft: anders ausgedrückt: der Unfähigkeit, große Verhältnisse noch rhythmisch zu überspannen — eine Entartungsform des Rhythmischen… Dies klingt beinahe paradox. Die ersten und leidenschaftlichsten Förderer der rhythmischen Präzision und Eindeutigkeit wären nicht nur Folgeerscheinungen der rhythmischen décadence, sondern auch deren stärkste und erfolgreichste Werkzeuge! In dem Maße, in dem sich das Auge für die rhythmische Einzelform („Phrase“) einstellt, wird es myops für die weiten, langen, großen Formen: genau wie in der Architektur des Berninismus. Eine Veränderung der Optik des Musikers — die ist überall im Werke: nicht nur in der rhythmischen Überlebendigkeit des Kleinsten, unsere Genußfähigkeit begrenzt sich immer mehr auf die delikaten kleinen sublimen Dinge… folglich macht man nur auch noch solche — —

Moral: Sie sind mit Riemann ganz und gar auf dem „rechten Wege“ — dem einzigen nämlich den es noch giebt…

Wir besprachen auch einen Punkt, der Sie besonders angeht. Von Holten meinte, mit solchen Phrasirungs-Concerten, wie Sie sie veranstalten, werde absolut nichts erreicht. Es sei da die Illusion des Vortragenden vollkommen. Man höre eben gar nicht, inwiefern der Vortrag von jedem früher gehörten abweiche: selbst dem professionellen Klavierspieler sei durchaus nicht mit der wünschenswerthen Deutlichkeit (einzelne Fälle, wie billig, ausgenommen) die von ihm gewohnte und festgehaltene Interpretation dergestalt Bewußtseins-Sache, um in jedem Augenblick eine Verschiedenheit zu spüren. Solche Concerte überzeugten absolut von nichts, weil sie gar keinen Unterschied zum Bewußtsein brächten. Ein Anderes sei es, natürlich auch nur in Hinsicht auf ganz raffinirte Musiker, verschiedene Vortrags-Arten dicht hinter einander zu stellen; was er leugne, sei, daß die Evidenz des Richtigen sich damit beweisen lasse. Sie möchten nur abstimmen lassen…

Alles, was Sie mir schreiben, bestärkt mich in dem Wunsche, daß Danzig delenda est, — Bonn: das klingt viel heiterer… Ich nehme im Stillen an, daß daselbst noch als Kapellmeister der gutartige Schumannianer Brambach fungirt

(— ich habe unter ihm mit in Köln in dem großen Gürzenich-Musikfeste gesungen — z. B. Schumann’s Faust —). Es lebt viel gute Welt daselbst, auch Ausländerinnen. Die klimatische Differenz ist unbeschreiblich günstig… Die gesamte Welt-Färbung verändert sich am Rhein im „lieben Gemüth“ — crede experto —. Zuletzt giebt es wirklich ein rheinisches Musik-Leben. — Sie haben einmal in Naumburg meinen Freund Krug gesehn: derselbe, jetzt ein großes Thier, das 80 Angestellte unter sich hat, Justizrath und Direktor der linksrheinischen Eisenbahn, Sitz Köln, hat ganz vor Kurzem in Köln einen Wagner-Verein großen Stils in’s Leben gerufen: er ist dessen Präsident. —

Mit vielen herzlichen Wünschen und für alles Nicht-Willkommne dieses Briefs um Verzeihung bittend

Ihr ergebenster
Nietzsche

NB. bis 14. Sept. Sils. Am 15. Abreise — —

— Sie haben hoffentlich mein „litterarisches Recept“ nicht ernst genommen?? — Ich mache in puncto „Publizität“ und „Ruhm“ nichts als Bosheiten. — Einige werden posthum geboren. —

[«]

1097. An Carl Fuchs in Danzig

<Sils-Maria, vermutlich Ende August 1888>

Zur Auseinanderhaltung der antiken Rhythmik („**Zeit**-Rhythmik“) von der barbarischen (“**Affekt**-Rhythmik“).

1. Daß es außer dem Wortaccent noch einen andern Accent gegeben habe, dafür fehlt bei den Rhythmikern (zb. Aristoxenos) jedes Zeugniß, jede Definition, selbst ein dazu gehöriges Wort. — Arsis und Thesis wird erst seit Bentley in dem fälschlichen Sinne der modernen Rhythmik verstanden — die Definitionen, die die Alten von diesen Worten geben, sind völlig unzweideutig.

2. Man warf, in Athen sowohl, wie in Rom, den Rednern, selbst den berühmtesten vor, Verse unversehens gesprochen zu haben. Es werden zahlreiche Beispiele solcher entschlüpften Verse citirt. Der Vorwurf ist, nach unsrer üblichen Art, griechische und lateinische Verse zu sprechen, einfach unbegreiflich (— erst der rhythmische Ictus macht bei uns aus einer Abfolge von Silben

einen Vers: aber gerade das ganz gewöhnliche Sprechen enthielt, nach antikem Unheil, sehr leicht vollkommene Verse —)

3. Nach ausdrücklichen Zeugnissen war es nicht möglich, den Rhythmus von gesprochenen lyrischen Versen zu hören, wenn nicht mit Taktschlägen die größeren Zeit-Einheiten dem Gefühle zum Bewußtsein gebracht wurden. So lange der Tanz begleitete (— und die antike Rhythmik ist nicht aus der Musik, sondern aus dem Tanz her gewachsen), sah man die rhythmischen Einheiten mit Augen.

4. Es giebt Fälle bei Homer, wo eine kurze Silbe ungewöhnlicher Weise den Anfang eines Daktylus macht. Man nimmt philologischer Seits an, daß in solchen Fällen der rhythmische Ictus die Kraft habe, den Zeit-Mangel auszugleichen. Bei den antiken Philologen, den großen Alexandrinern, die ich eigens auf diesen Punkt hin befragt habe, findet sich nicht die leiseste Spur einer solchen Rechtfertigung der kurzen Silbe (dagegen fünf andere).

5. Es tritt sowohl auf griechischem als auf lateinischem Boden ein Zeitpunkt ein, wo die nordischen Lied-Rhythmen Herr werden über die antiken rhythmischen Instinkte. Unschätzbares Material dafür in dem Hauptwerk über christlich-griechische Hymnologie (aus einem südfranzösischen gelehrten Kloster hervorgegangen). Von dem Augenblick an, wo unsre Art rhythmischer Accent in den antiken Vers eindringt, ist jedes Mal die Sprache verloren: sofort geht der Wortaccent und die Unterscheidung von langen und kurzen Silben flöten. Es ist ein Schritt in die Bildung barbarisirender Idiome.

6. Endlich die Hauptsache. Die beiden Arten der Rhythmik sind conträr in der ursprünglichsten Absicht und Herkunft. Unsere barbarische (oder germanische) Rhythmik versteht unter Rhythmus die Aufeinanderfolge von gleich starken Affekt-Steigerungen, getrennt durch Senkungen. Das giebt unsere älteste Form der Poesie: drei Silben, jede einen Hauptbegriff ausdrückend, drei bedeutungsvolle Schläge gleichsam an das Sensorium des Affekts — das bildet unser ältestes Versmaß. (In unsrer Sprache hat im Durchschnitt die bedeutungsschwerste Silbe, die Affekt-dominirende Silbe den Accent, grundverschieden von den antiken Sprachen.) Unser Rhythmus ist ein Ausdrucksmittel des Affekts: der antike Rhythmus, der Zeit-Rhythmus, hat umgekehrt die Aufgabe, den Affekt zu beherrschen und bis zu einem gewissen Grade zu eliminiren. Der Vortrag des antiken Rhapsoden war extrem

leidenschaftlich (— man findet im Jon Platon's eine starke Schilderung der Gebärden, der Thränen u.s.w.): das Zeit-Gleichmaß wurde wie eine Art Oel auf den Wogen empfunden. Rhythmus im antiken Verstande ist, moralisch und ästhetisch, der Zügel, der der Leidenschaft angelegt wird.

In summa: unsre Art Rhythmik gehört in die Pathologie, die antike zum „Ethos"...

Herrn Dr. Carl Fuchs zu freundlicher Erwägung anheimgegeben.

F. N.

[«]

1098. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Sils den 30. August 1888

Meine liebe Mutter,

mein Wunsch ist, daß dieser Brief spätestens am 2. September in Deine Hände kommt, nicht gerade zur Sedanfeier, sondern weil an diesem Tage es zehn Jahre wird, daß Deine vortreffliche Alwine bei Dir ist. In unsrer Zeit, wo Alles zusammen und wieder auseinander läuft, ist ein solcher Zeitraum ein halbes Wunder; und es giebt wenig Dinge, um die Du mehr beneidet werden kannst (es müßte denn Dein Sohn sein —) Gerade bei Deiner Einsamkeit, wo Deine zwei Kinder über die ganze Erde zerstreut sind, brauchst Du, um wirklich bei Dir zu Hause zu sein, ein solches gutes und treues Wesen. Der Übelstand ist, daß Du nicht leicht einen Ersatz finden wirst, falls er einmal nöthig sein sollte. Bitte, sage Alwinen auch in meinem Namen meinen Dank und meine Anerkennung: ich denke, daß alles Gute auf dieser Erde seinen Lohn findet. —

Wir sind gerade hier mit einem herrlichen Wetter beschenkt und genießen reichlich, was wir durch lange Geduld verdient haben. Augenblicklich hat mein Hôtel die Auszeichnung, den über die Maaßen einflußreichen Herrn Bädecker aus Leipzig zu Gaste zu haben; seine Frau mit Töchterchen, sehr artig immer gegen mich, war den ganzen Sommer da. Ich bin wieder vollkommen in Thätigkeit, — hoffentlich geht es noch eine Weile, da eine gut und lange vorbereitete Arbeit, die diesen Sommer abgethan werden sollte, wörtlich „ins

Wasser“ gefallen ist. Dies war die unersetzbare Einbuße von Seiten dieses entsetzlichen Sommers. —

Bis zum 15. September gedenke ich Stand zu halten. An diesem Tage Abreise, wieder nach Turin, das mir vom Frühling her bestens im Gedächtniß geblieben ist. Dort findet in der zweiten Hälfte des September eine ganz große Fürsten-Hochzeit statt, vom Prinzen Amedeo. Als Fest-Oper ist Tannhäuser gewählt (deutsch wohlverstanden, die Gesellschaft des Angelo Neumann —) Herr Köselitz ist bei seinen Freunden, Baron von Krause’s, auf deren Gütern in Hinterpommern, einer sehr liebenswürdigen Einladung folgend. Freund Seydlitz schrieb gestern, daß ihm der Kaiser von Japan einen artigen Dankesbrief für seine Verdienste um Ausbreitung des japanesischen Geschmacks durch seinen Botschafter überreicht habe. — Eine kleine Sendung wird noch nöthig sein: kein Zwieback, aber ein Schinken von gleicher Größe und Qualität, wie die letzten (die ich delikat finde) Dann bitte ich nochmals um ein Gros Sönneckens Rundschriftfeder Nr. 5, von wegen der Abreise nach dem Süden. Insgleichen suche mir doch einen unzerbrechbaren Kamm aus (etwas recht Feines!); es fehlt mir übrigens auch ein Staubkamm (eng, aber sehr scharf muß er sein —) — Mit dem Thee hatte ich meinen Spaaß. Diesen Sommer verfolgt mich der Souchong. Ich habe 4 Male Thee kommen lassen und immer anderen bestellt (weil Souchong zu schwach und im Geschmack nicht streng genug für mich ist) aber man hat mir 4 Mal Souchong geschickt! Zuletzt gar noch die Mutter! Was Deinem Sohn gut thut, ist ein feiner Congo (aber bestellt an einem Hauptgeschäft: die kleinen Händler unterscheiden selbst nicht die Sorten)

Mit dem herzlichsten Gruße
Dein altes Geschöpf

[«]

1099. Vermutlich an Carl Spitteler in Basel (Entwurf)

<Sils-Maria, verm. Anfang September 1888>

Spitteler.

Werther Herr.

Sie unterschätzen mich ganz und gar. Ich habe es bisher durchaus nicht an Humanität gegen meine Zeitgenossen (— die Zeit: sonst habe ich nichts mit ihnen gemein) fehlen lassen. — Ich könnte Ihnen 2 Fälle erzählen, die Sie verstehen würden. — Ihr Freund W<idmann> hat einmal über ein Buch von mir die unanständigsten Dummheiten, die es nur geben kann, drucken lassen: ich machte mir den Scherz, ihm zu sagen „er habe mich verstanden“ … er hats geglaubt.

Was Hr. Sp<itteler> betrifft, so hat er einmal eine wahre Wuth darüber ausgedrückt, Schriften von mir lesen zu müssen; er hat eine Schrift, die ihm mein Verleger anbot, sogar abgewiesen („Jenseits von Gut und Böse“) Bisher habe ich geglaubt, daß eine Creatur dieser Zeit sich eine unverdiente Ehre anthut, wenn sie ein Buch von mir in die Hand nimmt.

Bisher war ich ebenfalls gewohnt, daß, wer in meine Bücher kam, die Schuhe auszog… Die Herren Widmann und Spitteler haben nicht einmal die Stiefeln ausgezogen — und was für Stiefeln!…

Ich habe mich über die Deutschen in puncto Verständniß lustig gemacht: zweifeln Sie nicht daran, daß ich auch über schweizerisches Hornvieh meine Erfahrungen habe.

N.

[«]

1099a. An Cosima Wagner in Bayreuth (Entwurf)

<Sils-Maria, verm. Anfang September 1888>

Antwort auf einen durch Artigkeit sich auszeichnenden Brief der Wittwe Wagner‘s

Sie erweisen mir die Ehre, mich auf Grund meiner Schrift, die die erste Aufklärung über W<agner> gab, öffentlich anzugreifen, — Sie machen selbst den Versuch, auch über mich aufzuklären. Ich bekenne, warum ich im Nachtheil bin: ich habe zuviel Recht, zu viel Vernunft, zu viel Sonne auf meiner Seite, als daß mir ein Kampf unter solchen Umständen erlaubt wäre. Wer kennt mich? — Frau Cosima am allerletzten. Wer kennt Wagner? Niemand außer mir, hinzugenommen noch Frau C<osima> welche weiß daß ich Recht habe… sie weiß, daß der Gegner <Recht> hat — ich gebe Ihnen auf diese Position hin Alles zu. Unter solchen Umständen verliert das Weib seine Anmuth, beinahe seine Vernunft… Man hat damit nicht Unrecht, daß man schweigt: namentlich wenn man Unrecht hat…

Si tacuisses, Cosima mansisses…

Mit dem Ausdruck
einer den Umständen angemessenen
Theilnahme

Sie wissen sehr gut, wie sehr ich den Einfluß kenne den Sie auf W<agner> ausgeübt haben — Sie wissen noch besser, wie sehr ich diesen Einfluß verachte… Ich habe in dem Augenblick Ihnen und Wagner den Rücken gekehrt, als der Schwindel los ging…

Wenn die Tochter Liszt in Dingen der deutschen Cultur, oder gar der Religion mitreden will, so habe ich kein Erbarmen…

[«]

1100. An Carl Fuchs in Danzig (Entwurf)

<Sils-Maria, September 1888>

Werther Freund, Sie sollten, endlich! erwägen, daß Phrasirung nichts ist, was mich anginge: und daß ich es, aus Theilnahme gegen Sie und aus einer gewissen angewöhnten Objektivität gegen unangenehme Dinge, unterlassen habe, was jeder andere an meiner Stelle längst gethan hätte: nämlich zu sagen „Hole Sie der Teufel!“ Jetzt aber bin ich einfach in der Nothwehr. Ich wehre mich <mit> Händen und Füßen dagegen, daß mich Jemand mit Briefen überfällt. Was hat meine etwas ernsthafter ausgefüllte Existenz mit solchen absurden Fragen wie „Phrasirung“ zu thun!

Jeder, der den geringsten Begriff von der tiefen Sammlung und Concentration hat, die die Entscheidung über die höchsten Fragen von mir verlangt, scheut sich mir zu schreiben. Ich habe längst keinen Briefwechsel mehr, außer mit meiner Mutter und mit meinem Freunde Gast — mit letzterem genau aus dem Grunde, aus dem ich mit Ihnen meinen Verkehr abzubrechen wünsche. Ihr dicker Brief wird, wie so ein dicker Riese mich noch eine Zeitlang durchs Leben begleiten — unaufgebrochen: des dürfen Sie versichert sein; — — —

[«]

1101. An Carl Fuchs in Danzig

Sils, den 6. Sept. 1888

Lieber Freund,

in den nächsten Tagen verlasse ich Sils; da ich noch für lange tiefe Sammlung nöthig habe, so verschwinde ich wieder einmal, meiner Mönchs-praxis gemäß, für Besuche jeder Art — eingerechnet Briefe. Vor mir liegt bereits ein Pack ungelesener Briefe: ich fürchte, es sind zwei von Ihnen darunter. — Zuletzt verberge ich Ihnen meinen Verdacht nicht: sollten dieselben nicht von der heiligen „Phrasierung“ handeln? In diesem Falle wäre alles Ernstes einmal zu erwägen, ob sie nicht falsch adressirt sind? Briefe über „Phrasierung“ an den Philosophen der Umwerthung aller Werthe!… In Nizza will man mich durchaus für Mars-Bewohner interessiren; man hat dort die stärksten Teleskope Europa’s für dies Gestirn. Frage: wer steht mir eigentlich näher, die Mars-Bewohner oder die Phrasierung? — Ich möchte gerne fortfahren, mich für Dr. Fuchs zu interessiren, doch mit Ausschluß seiner Marsbewohner…

Eine kleine Schrift, mit dem Titel
Der Fall Wagner
Ein Musikanten- Problem.
wird im Oktober Ihnen zugehen. —

Mit einem herzlichen Gruß
der Philosoph von
Sils-Maria.

NB. man sucht mich hier in Sils für die größte Forelle zu interessiren, die je gefangen worden ist, 30 Pfund schwer; wer weiß, in diesem Falle, eine gute sauce Mayonaise vorausgesetzt…

[«]

1102. An Meta von Salis auf Marschlins

Sils den 7. Sept. 1888

Verehrtes Fräulein,

Hiermit sende ich, zugleich mit meinem verbindlichsten Danke, das Buch wieder an Sie zurück. Ich habe es in einen festen Carton gesteckt: mein Wunsch ist, daß die Post keine Brutalitäten begeht.

Inzwischen war ich sehr fleißig, — bis zu dem Grade, daß ich Grund habe, den Seufzer meines letzten Briefs über den „ins Wasser gefallenen Sommer“ zu widerrufen. Es ist mir sogar etwas mehr gelungen, Etwas, das ich mir nicht zugetraut hatte… Die Folge war allerdings, daß mein Leben in den letzten Wochen in einige Unordnung gerieth. Ich stand mehrere Male nachts um 2 auf, „vom Geist getrieben“ und schrieb nieder, was mir vorher durch den Kopf gegangen war. Dann hörte ich wohl, wie mein Hauswirth, Herr Durisch, vorsichtig die Hausthür öffnete und zur Gemsen-Jagd davon schlich. Wer weiß! vielleicht war ich auch auf der Gemsenjagd…

Der dritte September war ein sehr merkwürdiger Tag. Früh schrieb ich die Vorrede zu meiner Umwerthung aller Werthe, die stolzeste Vorrede, die vielleicht bisher geschrieben worden ist. Nachher gieng ich hinaus — und siehe da! der schönste Tag, den ich im Engadin gesehn habe, — eine Leuchtkraft aller Farben, ein Blau auf See und Himmel, eine Klarheit der Luft, vollkommen unerhört… Es war nicht nur mein Urtheil… Die Berge, bis tief hinunter in Weiß — denn wir hatten ernsthafte Wintertage — erhöhten jedenfalls die Intensität des Lichtes. —

Dann gieng ich zu Tisch und fand, neben meinem Couvert, Briefe, darunter auch einen kurios dick gerathenen Brief von Ihnen…

Nachmittags lief ich um den ganzen See von Silvaplana herum: der Tag wird mir wahrscheinlich im Gedächtniß bleiben. —

Am 15. September gehe ich fort, nach Turin; was den Winter betrifft, so wäre doch, aus Gründen tiefer Sammlung, wie ich sie nöthig habe, der Versuch mit Corsica ein wenig risquirt… Doch wer weiß —

Im nächsten Jahre werde ich mich dazu entschließen, meine Umwerthung aller Werthe, das unabhängigste Buch, das es giebt, in Druck zu geben… Nicht ohne große Bedenken! Das erste Buch heißt zum Beispiel der Antichrist.

Mit dem herzlichsten Gruße und einer vollkommenen Zustimmung zu Ihrem Urtheile über Zürich, gar nicht zu reden von den Wasser-Strolchen,

bleibe ich dankbarst ergeben
Ihr

[«]

1103. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

<Sils, den 7. Sept. 1888>

Sehr geehrter Herr Verleger,

dies Mal werde ich Ihnen eine Überraschung machen. Sie denken gewiß, daß wir mit Drucken fertig sind: aber siehe da! Soeben geht das allersauberste Ms. an Sie ab, das ich je Ihnen gesandt habe. Es handelt sich um eine Schrift, welche in Hinsicht auf Ausstattung vollkommen der Zwilling zu dem „Fall Wagner“ bilden soll. Ihr Titel ist: Müssiggang eines Psychologen. Ich habe es nöthig, sie jetzt noch herauszugeben, weil wir Ende nächsten Jahres wahrscheinlich daran gehen müssen, mein Hauptwerk die Umwerthung aller Werthe zu drucken. Da dasselbe einen sehr strengen und ernsten Charakter hat, so kann ich ihm nichts Heiteres und Anmuthiges hinten nach schicken. Andrerseits muß ein Zeitraum zwischen meiner letzten Publikation und jenem ernsten Werke liegen. Auch <mö>chte ich nicht, daß es unmittelbar auf die übermüthige farce gegen Wagner folgte. —

Diese Schrift, deren Umfang nicht beträchtlich ist, kann vielleicht auch in dem Sinne wirken, die Ohren etwas für mich aufzumachen: so daß jenes Hauptwerk nicht wieder solchem absurden Stillschweigen begegnet wie mein Zarathustra. — Also in Allem gleich wie die Schrift über Wagner: auch gleiche Zahl der Exemplare.

Ich verlasse am 15. Sept. Sils und gehe wieder nach Turin. Von dort aus melde ich Ihnen meine Adresse. Es steht nichts entgegen, daß wir sofort wieder mit dem Druck beginnen: und in Anbetracht, daß ich für diesen Winter eine tiefe Sammlung nöthig habe, wäre es mir sogar sehr wünschenswerth, wenn diesen wenigen Bogen sobald wie möglich erledigt würden. — Nachsendungen von Ms. haben Sie nicht zu fürchten. Ich war die letzten Wochen in einem wesentlich besseren Zustand als den ganzen Sommer. —

Ich ersuche Sie, Freiexemplare vom „Fall Wagner“ an folgende Adressen zu senden (mit der Bemerkung von Ihrer Hand: Im Auftrag des Herrn Verfassers
C. G. Naumann

Herrn Baron Carl von Gersdorff, Ritter usw.
auf Ostrichen bei Seidenberg,
Schlesien
Herrn Baron R. von Seydlitz, München, Heßstr. 3
Herrn Dr. Brandes, Kopenhagen, St. Anne-Platz 24
(drei Exemplare)
Herrn Professor Dr. Jakob Burckhardt, Basel
Herrn Professor Dr. Overbeck, Basel
Seevogelstr.
Herrn Dr. Fuchs, Danzig
Frau Dr. Elisabeth Förster
Colonie Neu-Germanien
Nueva-Germania
Paraguay (Südamerika)
(dieser Brief ist zu recommandiren)
Herrn Professor Dr Deussen, Berlin W.
(2 Exempl.) Kurfürstendamm 142
Fräulein Meta von Salis, Doktorin der Philosophie
Marschlins bei Landquart (Schweiz)
Herrn Heinrich Köselitz 2 Exempl.
Herrn von Holten, Professor der Musik
Hamburg

Ich erwarte jeden Tag die Ankunft, sei es von Exemplaren, sei es wenigstens von Aushängebogen. Lassen Sie sich doch von E. W. Fritzsch die Musikzeitungen ausschreiben, denen wir Exemplare schicken müssen. Kein Exemplar, bitte, an den „Bund“. — Dagegen eins an die Adresse:

Herrn Ferdinand Avenarius
Redaktion des „Kunstwart“
Dresden, Stephanienstr. 1

Hochachtungsvoll
Ihr ergebenster
Prof. Dr Nietzsche.

[«]

1104. An Carl Fuchs in Danzig

Sils den 9. Sept. 1888.

Lieber Freund,

ich komme noch nicht so bald fort als ich vor zwei Tagen noch glauben durfte; einige Verlags- und Druck-Fragen wollen durchaus noch hier abgewickelt resp. abgewartet sein. Der nächste, ziemlich wahrscheinliche Termin ist der 16. September. — Heute bin ich in einer unvorhergesehenen freien Verfassung der „lieben Seele“ — und Sie sollen's sofort zu spüren bekommen. Die letzten Wochen war ich auf die seltsamste Art inspirirt: so daß Einiges, was ich mir nicht zugetraut hatte, wie unbewußt eines Morgens fertig war. Dies gab manche Unordnung und Ausnahme in meiner Lebensweise: ich stand (oder sprang) öfter Nachts um 2 auf, um „vom Geist getrieben“ Etwas hinzuwerfen. Dann hörte ich wohl die Hausthür gehn: mein Wirth schlich auf die Gemsen-Jagd. Wer von uns Beiden war mehr auf der Gemsen-Jagd? — Unglaublich, aber wahr: ich habe heute morgen das sorgfältigste, sauberste und ausgearbeitetste Manuscript, das ich je verfaßt habe, an die Druckerei geschickt — ich mag gar nicht nachzählen, in wie wenig Tagen es zu Stande gekommen. Der Titel ist liebenswürdig genug „Müssiggang eines Psychologen“ — der Inhalt vom Allerschlimmsten und Radikalsten, obwohl unter viele finesses und Milderungen versteckt. Es ist eine vollkommene Gesammt-Einführung in meine Philosophie: — das Nächste, was dann kommt, ist die „Umwerthung aller Werthe“ (deren erstes Buch beinahe fertig ist) Sehen wir zu, bis zu welchem Grade eigentlich „Denkfreiheit“ heute möglich ist: ich habe einen dunklen Begriff, darauf hin in schönster Form verfolgt zu werden.

Moral: ich habe Zeit bekommen, zwei Briefe zu lesen — und aufrichtig! mit Entzücken. Der Humor der Sache ist, daß ich eben Riemann öffentlich gelobt habe: und damit Sie meine intimere Gesinnung verstehen, schreibe ich Ihnen ein paar Worte des Herrn Gast ab, die er, beim Correctur-lesen der betreffenden Worte, mir geschrieben hat.

„Riemann's metrische Studien, angeregt und hervorgegangen aus Wagner's Vortrags-Propaganda, sind vielleicht noch als Wagnern gefährlich werdende Waffe zu bezeichnen: wie Sie einmal (Morgenröthe S. 184) die historische Wissenschaft als Tochter und schließliche Besiegerin der Romantik darstellten. Ich möchte wenigstens glauben, daß wenn sie die Schärfung der Empfänglichkeit für die musikalische Periode einige Jahrzehnte fortsetzen, sie dann auch den Sinn für den großen Parallelismus der Perioden und endlich für den Bauplan einer Composition wieder erwecken werden, wie er um die Wende dieses Jahrhunderts wach war; und ein Gesetz dazu!“ — Sie werden mir gewiß erlauben, daß ich Ihre ganz ausgezeichnete oratio pro domo (und arte) meinem Freunde zu lesen gebe? Er ist im Augenblick gar nicht zu weit von Ihnen: von einer vornehmen Familie zu Gast auf deren Güter in Hinterpommern geladen (— Venediger Freundschaft; sehr schönes Mädchen usw) Vielleicht geben Ihnen die abgeschriebenen Worte selbst einen Begriff von unsrem sehr purificirten gustus. Ich bin eben mit Bülow in Beziehung getreten, zum Zweck, eine komische italiänische Oper des Herrn Gast („der Löwe von Venedig“) der Menagerie Pollini zu überantworten. Der Öffentlichkeit ist fast Nichts bisher übergeben; es liegt nicht gerade in den Wünschen meines Freundes, gerade jetzt schon, mitten in einer Geschmacks-Verwirrung, auf sich aufmerksam zu machen. Eine tiefe Stille, ein Für-sich-sein im Besseren ist hundert Mal wichtiger als „bekannt“ d. h. mißverstanden werden. — Im Übrigen genau mein Fall — und meine Praxis…

Aus meinem „Pamphlet“ werden Sie von meinem Musik-Pessimismus einen gehörigen Begriff bekommen; und auch, in diesem besondren Falle, bin ich noch durch gewisse sehr deutliche und unangenehme Erinnerungen an meine Intimitäts-Zeit mit Wagner bestimmt. Eine Aufführung der Zauberflöten-Ouvertüre in Mannheim (— wo ich die Ehre hatte, Frau Cosima bei ihrem ersten Auftreten vor der „Welt“ als cavaliere zu führen) war durch die „Überlebendigkeit“ um jeden Preis, durch wahre Excesse von Contrasten eine Art Typus von „Berninismus“ im Vortrag. —

Ich bekenne zum Schluß, daß es mir außerordentliches Vergnügen macht, einmal gegen Sie, lieber Freund, ganz entschieden Unrecht gehabt und selbst gethan zu haben. Dies verbessert unsre Beziehungen unvergleichlich: glauben Sie dies dem „müßiggängerischen Psychologen“…

Der Himmel weiß — Sie sind ein Künstler und kein Schulmeister! — ich weiß es auch…

Treulich Ihr N.

Nochmals gesagt: für die nächste Woche und vielleicht noch länger bin ich wieder menschenfreundlich…

[«]

1105. An Heinrich Köselitz in Buchwald

Sils, den 12. Sept. 1888
Mittwoch

Lieber Freund,

noch weiß ich Ihre Adresse nicht, aber in Anbetracht, daß ich Ihnen noch vor meiner Abreise schreiben möchte, will ich annehmen, daß auch ein nach Annaberg gesandter Brief in Ihre Hände kommt. Sonntag soll es fortgehen, nach Turin, versuchsweise: daß der Schluß meines Silser Aufenthaltes mir noch die schwerste Geduldsprobe auferlegen würde, habe ich mir nicht träumen <lassen>. Ein unerhörtes Hochwasser-Wetter seit einer Woche; Alles überschwemmt; Tag und Nacht strömt es, mit Schnee untermischt. In 4 Tagen allein sind 220 millimeter Niederschlag gefallen (während der Monats-Durchschnitt hier 80 mm zu sein pflegt) Meine Gesundheit ist dabei nicht zum Besten weggekommen: ich schreibe auch augenblicklich etwas mit Kopfschmerz.

Ich sende dieser Tage noch ein Paket an Sie ab, lauter Drucksachen, darunter, mit bestem Dank, das Heft Bayreuther Blätter. Das Andere sind Fuchsiana: eine Anzahl Recensionen und etwas von seinen sehr merkwürdigen Briefen (— darunter einer, der einen ausgezeichnet guten Begriff von Riemann's ganzer Unternehmung giebt: Sie werden finden, daß F<uchs> von ihm Dasselbe erhofft, was Sie erhoffen — eine Stärkung und Wiedergewinnung des großen rhythmischen Sinns)

Eben höre ich, daß von Hans von Bülow eine Schrift erscheinen wird „Alt- und Neu-Wagnerianer“ betitelt. Das Zusammentreffen mit meinem Pamphlet ist curios. Sonst warte ich immer noch auf eine Antwort von ihm. —

Es giebt noch etwas Curioses zu melden. Ich habe vor wenig Tagen Herrn C. G. Naumann wieder ein Manuscript zugesandt, das den Titel führt „Müssiggang eines Psychologen“. Unter diesem harmlosen Titel verbirgt sich eine sehr kühn und präcis hingeworfne Zusammenfassung meiner wesentlichsten philosophischen Heterodoxien: so daß die Schrift als einweihend und appetitmachend für meine Umwerthung der Werthe (deren erstes Buch beinahe in der Ausarbeitung fertig ist) dienen kann. Es ist viel darin von Urtheilen über Gegenwärtiges, über Denker, Schriftsteller usw. Der letzte Abschnitt heißt Streifzüge eines Unzeitgemäßen; der erste Sprüche und Pfeile. Im Ganzen sehr heiter, trotz sehr strengem Urtheile (— es scheint mir, unter uns, daß ich erst in diesem Jahre deutsch — will sagen französisch — schreiben gelernt habe). Capitel, außer den genannten: das Problem des Sokrates; die „Vernunft“ in der Philosophie. Wie die „wahre“ Welt endlich zur Fabel wurde. Moral als Widernatur. Die vier großen Irrthümer. Die „Verbesserer“ der Menschheit. Es sind wirkliche psychologica und vom Unbekanntesten und Feinsten. (— Den Deutschen werden manche Wahrheiten gesagt, insbesondere wird meine geringe Meinung über die reichsdeutsche Geistigkeit begründet)

Diese Schrift, in Allem als Zwilling zum „Fall Wagner“ auftretend (wenn auch etwa doppelt so stark) muß möglichst bald heraus: weil ich eine Zwischenzeit brauche bis zur Veröffentlichung der Umwerthung (— diesen mit einem rigorosen Ernst und hundert Meilen weit abseits von allen Toleranzen und Liebenswürdigkeiten)

Meine Hoffnung ist, daß dieser Brief Sie in einer angenehmen Ungewohntheit von Existenz vorfindet. Ein paar Worte von Ihnen werden mir in Torino (ferma in posta) sehr willkommen sein.

Treulich und dankbar
Ihr Freund
Nietzsche.

— Was macht inzwischen das Quartett?

[«]

1106. An Meta von Salis auf Marschlins (Postkarte)

<Sils-Maria,> Mittwoch 12. Sept. 1888

Verehrtes Fräulein

ein letzter Gruß aus Sils, zugleich um Ihnen von unsrer Wassernoth zu erzählen. Die letzte Woche war die größte Geduldsprobe dieses Sommers (— was viel sagen will!) es goß Tag und Nacht in Strömen, zeitweilig mit Schnee untermischt. Die Seen sind übervoll, hier und da bis auf die Straße hinauf. Die Halbinsel ist eine ganze Insel; das Thal von Samaden stellt einen großen See dar. Eben versuchte ich den Waldweg an der Säge vorbei: er hatte einen Reiz mehr — man gieng längere Zeit direkt am Wasser (— der See erschien viel größer). Die Eisenbahn Colico-Chiavenna soll zum Theil durch das Wasser entfremdet sein. — Hr. Caviezel berechnete uns das Quantum Niederschlag der letzten 4

Tage auf 220 Millimet. (während das normale Quantum eines ganzen Monats 80 ist) Sonntag Abreise nach Torino. — Meine ergebensten Empfehlungen und Wünsche

Dr. N.

[«]

1107. An Georg Brandes in Kopenhagen

Sils-Maria d. 13. Sept. 1888.

Verehrter Herr,

Hiermit mache ich mir ein wahres Vergnügen — nämlich mich Ihnen wieder in's Gedächtniß zurück zu rufen: und zwar durch Übersendung einer kleinen boshaften, aber trotzdem sehr ernst gemeinten Schrift, die noch in den guten Tagen von Turin entstanden ist. Inzwischen nämlich gab es böse Tage in Überfluß: und einen solchen Niedergang von Gesundheit, Muth und „Willen zum Leben", Schopenhauerisch geredet, daß mir jene kleine Frühlings-Idylle kaum mehr glaublich erschien. Zum Glück besaß ich noch ein Dokument daraus den „Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem." Böse Zungen wollen lesen „der Fall Wagner's"…

So sehr und mit so guten Gründen Sie sich auch gegen Musik vertheidigen mögen (— die zudringlichste aller Musen), so sehen Sie sich doch einmal dies Stück Musiker-Psychologie an. Sie sind, verehrter Herr Cosmopoliticus, viel zu europäisch gesinnt, um nicht dabei hundert Mal mehr zu hören, als meine sogenannten Landsleute, die „musikalischen" Deutschen…

Zuletzt bin ich, in diesem Falle, Kenner in rebus et personis — und, glücklicher Weise, bis zu dem Grade Musiker von Instinkt, daß mir über die hier vorliegende letzte Werthfrage von der Musik aus das Problem zugänglich, löslich erscheint.

Im Grunde ist diesen Schrift beinahe französisch geschrieben, — es möchte leichter sein, sie ins Französische zu übersetzen als ins Deutsche…

Würden Sie mir noch ein Paar russische oder französische Adressen geben können, in deren Fall es Vernunft hätte, die Schrift mitzutheilen?

Ein paar Monate später giebt es etwas Philosophisches zu erwarten: unter dem sehr wohlwollenden Titel Müssiggang eines Psychologen sage ich aller Welt Artigkeiten und Unartigkeiten — eingerechnet dieser geistreichen Nation, den Deutschen —

Dies Alles sind in der Hauptsache nur Erholungen von der Hauptsache: letztere heißt Umwerthung aller Werthe— Europa wird nöthig haben, noch ein Sibirien zu erfinden, um den Urheber dieser Werth-Tentative dorthin zu senden.

Hoffentlich begrüßt Sie dieser heitere Brief in einer bei Ihnen gewohnten resoluten Verfassung —

Sich gern Ihrer erinnernd
Dr. Nietzsche

Adresse bis Mitte November: Torino (Italia)
ferma in posta.

[«]

1108. An Jacob Burckhardt in Basel

Sils-Maria, Herbst <13. September> 1888.

Hochverehrter Herr Professor,

Hiermit nehme ich mir die Freiheit, Ihnen eine kleine ästhetische Schrift vorzulegen, die, wie sehr auch immer mitten im Ernst meiner Aufgaben als Erholung gemeint, doch ihren Ernst für sich hat. Sie werden sich hierüber nicht einen Augenblick durch den leichten und ironischen Ton irreführen lassen. Vielleicht habe ich ein Recht, von diesem „Fall Wagner“ einmal deutlich zu reden, — vielleicht selbst eine Pflicht. Die Bewegung ist jetzt in höchster Glorie. Drei Viertel aller Musiker ist ganz oder halb überzeugt, von St. Petersburg bis Paris, Bologna und Montevideo leben die Theater von dieser Kunst, jüngst hat noch der junge deutsche Kaiser die ganze Angelegenheit als nationale Sache ersten Ranges bezeichnet und sich an deren Spitze gestellt: Gründe genug, daß es erlaubt ist, auf den Kampfplatz zu treten. — Ich bekenne, daß die Schrift, bei dem durchaus europäisch-internationalen Charakter des Problem’s, nicht deutsch, sondern französisch hätte geschrieben werden müssen. Bis zu einem gewissen Grade ist sie französisch geschrieben: und jedenfalls möchte es leichter sein, sie ins Französische zu übersetzen als ins Deutsche…

— Es ist mir nicht verborgen geblieben, daß es vor nicht lange einen Tag gab, wo die Pietät einer ganzen Stadt sich mit tiefer Dankbarkeit ihres ersten Erziehers und Wohlthäters erinnerte. Ich habe mir, in aller Bescheidenheit, erlaubt, mein eignes Gefühl zu dem einer ganzen Stadt hinzu<zu>legen.

Mit dem Ausdruck großer Liebe und Verehrung
Ihr
Dr. Friedrich Nietzsche

(Meine Adresse ist bis Mitte November Torino poste restante: ein einziges Wort von Ihnen würde mich glücklich machen.)

[«]

1109. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Sils-Maria d. 13 Sept. 1888

Geehrtester Herr Verleger,

in diesem Augenblick traf Ihr werthes Schreiben ein, aus dem ich mit Vergnügen sehe, wie weit Sie schon sind. Was die Zeitungen angeht, denen es Sinn hat, ein Exemplar zu senden, so bin ich zu meinem Bedauern gerade für diesen Fall gar nicht competent. Das Thema ist von einem sehr allgemeinen Interesse: im Grunde wird über nichts so viel geredet und „geschwätzt“ als über W<agner>. Ich meine, wir sollten die Wiener Hauptzeitungen nicht vergessen (— die freie Presse z. B.). Zeitungen, deren unartiges resp. völlig schweigendes Verhalten Sie constatirt haben, lassen Sie bitte bei Seite. Vielleicht ist dies Mal auch Frankreich nicht außer Acht zu lass<en>: die Bewegung, das Für und Wider ist dort in der Frage Wagner mindestens so groß wie in Deutschland. Ich würde proponiren, der

revue des deux mondes
dem Figaro
dem Journal des débats
und dem (Schweizerischen)
Journal de Genève

je ein Exemplar zu senden. Die Adressen werden Sie in Leipzig leicht sich schaffen können (— jedes Zeitungs-Büreau hat sie)

auf diesen Exempl. muß mein Name bezeichnet sein als:

Monsieur le professeur Dr. Nietzsche
de Bâle.

Von Privatpersonen bitte ich noch in meinem Namen zu bedenken:

1) dem Freiherrn Dr. Hans von Bülow
Hamburg

2) Herrn Carl Spitteler, Basel
Gartenstr. 74

3) Herrn Lothar Volkmar, Rechtsanwalt
Berlin W. Leipziger Straße 135

— Ein Blatt Manuscr. zum Vorwort des „Müssiggangs eines Psychologen“ ist vorgestern noch abgegangen. —

Nächsten Montag oder Dienstag treffe ich in Torino ein. Einstweilen wollen wir noch etwas Ferien machen und den neuen Druck lassen. Herr Köselitz ist nämlich gerade auf Reisen (in Hinterpommern): so daß die Raumdistanz zwischen Turin, Leipzig und Herrn Köselitz einen Correktur-gang unpraktikabel macht.

Vielleicht versehen Sie die Freiexempl. an Einzelne wieder mit einem solchen rothen Zettel, gleichen Inhalts, nur zuletzt

Adresse: Prof. Dr. Nietzsche
Torino (Italia)
ferma in posta

Ich bleibe dort bis Mitte November. —

Mit ergebenstem Gruße Ihr
Professor Nietzsche

[«]

1110. An Reinhart von Seydlitz in München

Sils-Maria, d. 13. September 1888.

Lieber Freund,

es scheint Manches, das bereits für München unterwegs war, dies Jahr ausgeblieben zu sein: rechne auch mich — ich sage es mit viel Bedauern —

unter das Münchener Defizit. Der Sommer war, wie alle Welt weiß, ein Skandal: ich bewundere meine Geduld, ich hätte Gründe gehabt, aus so viel Häuten zu fahren, um mein Zimmer damit zu tapeziren. Zuletzt überschwemmte sich noch das Engadin in einem Anfall von Wassersucht, daß wenig gefehlt hat und wir wären Fische geworden. Lauter ungewöhnliche Dinge in Sils: ein Sommer, gluthheiß, von 1 1/2 Wochen im Ganzen und vor den Frühling arrangirt; an Stelle des Frühlings und Sommers ein zweideutiger und nicht immer zweideutiger Winter; achtzehn Unthiere von Lawinen, die Hinterlassenschaft des sogenannten eigentlichen Winters; neue Glocken; eine Forelle von 30 Pfund; Herr Bädeker und Frau, welche mein Hôtel (Alpenrose) den ganzen Sommer über aus zeichneten, „ansternten“… Zuletzt berechnete mir unser Meteorolog, daß eben in vier Tagen 220 Millimeter Niederschlag gefallen sind, während ein Monat mit gesunden Durchschnitts-Bedürfnissen nur 80 Millimeter Wasser nöthig hat. —

Übermorgen geht es westwärts —: es ist nicht nur die geographische Lage, welche es verbietet, Turin zum „Süden“ zu rechnen. — Ich komme gerade dort an, wenn die große Hochzeit Savoyen-Bonaparte zu Ende geht. Später — wer weiß! — aber ich glaube Nizza. — Mein innerer Haushalt steht ganz und gar im Dienste einer extremen Unternehmung, die, als Büchertitel, in drei Worte zu bringen ist „Umwerthung aller Werthe“. Ich sinne öfter über die Maßregeln nach, die die Toleranz Europa’s gegen mich erfinden wird: eigens ein kleines Sibirien mit künstlicher Eis- (und gelato-) Bildung construiren, um mich nach Sibirien verbannen zu können…

Dies schließt nicht aus, daß ich ein paar Heiterkeiten verbrochen habe. Die eine, welche sich alsbald die Freiheit nehmen wird, mit einigem Muthwillen über Deine Schwelle zu springen, heißt „Der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem.“ (— böse Zungen lesen: Der Fall Wagner’s). Auch Hans von Bülow giebt sich über ein verwandtes Thema zum Besten: und in Anbetracht, daß wir Beide etwas hinter den Coulissen gelebt haben… Ende des Jahres wird eine andre Sache von mir veröffentlicht, welche meine Philosophie in ihrer dreifachen Eigenschaft, als lux, als nux und als crux, zur Erscheinung bringt. Sie heißt, mit aller Anmuth und Tugend: „Müßiggang eines Psychologen“ — und ist entstanden, während ich hier „an den Wänden“ hinaufstieg. Unter anderem wird den Deutschen darin dergestalt die Wahrheit gesagt, daß auch für mich Ehren und Handschreiben nur noch etwa von Japanischen Majestäten zu gewärtigen sind. Ich deute in aller Bescheidenheit an, daß der „Geist“, der sogenannte „deutsche

Geist“ spazieren gegangen und irgendwo in der Sommerfrische wohnt — jedenfalls nicht im „Reich“ — eher schon in Sils-Maria….

Womit ich Dir und Deiner lieben Frau mich mit herzlichem Bedauern empfehle.

Treulich Dein Nietzsche.

(Bis Mitte November muthmaßliche Adresse: Torino, ferma in posta.)

[«]

1111. An Paul Deussen in Berlin

Sils-Maria, d. 14. Sept. 1888
Adresse bis 15. November: Torino (Italia)
ferma in posta.

Lieber Freund,

ich möchte Sils nicht verlassen, ohne Dir nochmals die Hand zu drücken, in Erinnerung an die größte Überraschung, die mir dieser an Überraschungen reiche Sommer gebracht hat. Auch darf ich jetzt wieder muthiger reden als damals, wo ich Dir zu antworten hatte: die Gesundheit ist seitdem wiedergekommen, mit dem „besseren“ Wetter, denn der Begriff „gut“ ist für Meteorologen und Philosophen impraktikabel. Zwar hatten wir die allerletzte Woche noch den eigentlichen Exceß des ganzen Jahrs — eine wahre Sündfluth, die die ernstesten Überschwemmungs-Nothstände im Ober- und Unterengadin hervorrief. Es fiel in 4 Tagen 220 millim. Niederschlag, während das Normal-Quantum eines ganzen Monats hier 80 m<illimeter> ist. — Du wirst noch in diesem Monate eine Zusendung erhalten: eine kleine aesthetische Streitschrift, in der ich, zum ersten Male und auf die unbedingteste Weise das psychologische Problem Wagner an’s Licht stelle. Es ist eine Kriegserklärung ohne pardon an diesen ganze Bewegung: zuletzt bin ich der Einzige, der Umfang und Tiefe genug hat, um hier nicht unsicher zu sein. — Daß eine Schrift von mir, ein Pamphlet, wenn man will, gegen Wagner, eine gewisse Aufregung mit sich bringt, giebt mir schon der letzte Bericht meines Verlegers zu verstehn. Bloß auf die vorläufige Ankündigung im Buchhändler-Börsenblatt hin sind so viel Bestellungen eingelaufen, daß die Auflage von 1000 Ex. als erschöpft betrachtet werden kann (d. h. wenn die Exemplare, die verlangt sind, später nicht den Krebsgang gehn…).

Lies die Schrift einmal auch vom Standpunkt des Geschmacks und Stils: so schreibt heute kein Mensch in Deutschland. Es würde ebenso leicht sein die Schrift ins Französische zu übersetzen als schwer, fast unmöglich, sie ins Deutsche zu übersetzen…

— Es ist bereits ein andres M<anu>s<kript> bei meinem Verleger, das einen sehr strengen und feinen Ausdruck meiner ganzen philosophischen Heterodoxie giebt — unter vieler Anmuth und Bosheit versteckt. Es heißt: Müssiggang eines Psychologen. — Zuletzt sind diese beiden Schriften nur wirkliche Erholungen inmitten einer unermeßlich schweren und entscheidenden Aufgabe, welche, wenn sie verstanden wird, die Geschichte der Menschheit in zwei Hälften spaltet. Der Sinn derselben heißt in drei Worten: Umwerthung aller Werthe. Es steht Vieles hinterdrein nicht mehr frei, was bis jetzt frei stand: das Reich der Toleranz ist durch Werth-Entscheidungen ersten Rangs zu einer bloßen Feigheit und Charakter-Schwäche heruntergesetzt. Christ sein — um nur Eine Consequenz zu nennen — wird von da an unanständig. — Auch von dieser radikalsten Umwälzung, von der die Menschheit weiß, ist Vieles bei mir schon in Fluß und Gang. Nur, nochmals gesagt, habe ich jede Art Erholung und Seitensprung nöthig, um das Werk ohne jedwede Mühe, wie ein Spiel, wie eine „Freiheit des Willens“ hinzustellen. Das erste Buch davon ist zur Hälfte vollendet. — Mein alter Freund, Du erräthst, daß es Etwas in diesem und in den nächsten Jahren zu drucken giebt — und daß wirklich jene seltsame Geld-Großmuth in einem entscheidend guten Augenblick an meine Thür klopfte. Man muß zu Allem Glück haben, selbst noch zum Gutes-Thun… Ein Paar Jahre früher — wer weiß, was ich Dir geantwortet hätte! —

Mit dem herzlichsten Gruße Dein Freund

Nietzsche.

— Ich sende auch ein Exemplar an Hrn. Rechtsanwalt Volkmar. —

[«]

1112. An Elisabeth Förster in Paraguay

Sils d. 14 Sept. 1888

Mein liebes Lama,

sehr anders als es mein Wunsch war, komme ich erst am Schluß meines Engadiner Sommers (—?—) dazu, Dir zu schreiben. Es gieng dies Jahr in allen Stücken sehr außergewöhnlich zu: man konnte nichts versprechen, nichts beschließen. Dabei kam meine Gesundheit recht in die Brüche; und als es wieder besser gieng, habe ich den großen Zeitverlust für meine Aufgabe durch eine um so angespanntere Arbeit auszugleichen gesucht. Nun ist wirklich Etwas erreicht: und ich kann zu menschenfreundlicheren Arbeiten und selbst zu Briefen mir wieder Zeit nehmen. Wie lange schon lag mir es auf dem Herzen, Dir meine große Freude über das Definitivum der Übersiedelung und die festliche Art und Weise, in der sie vollzogen wurde, auszudrücken! Auch daß Deine Gesundheit der Menge neuer Pflichten und Sorgen so tapfer Stand hält, ist keine kleine Beruhigung. Wir haben es Beide, auf eine etwas verschiedene Weise, schwer — wir haben es Beide andrerseits auch wieder gut. Wir lassen uns nicht so leicht fallen — uns nicht und auch die Sachen nicht, die uns angehen. Das eigentliche malheur in der Welt ist Alles bloß Schwäche…

Von mir wäre zu erzählen, daß zu den bewiesenen Orten Nizza und Sils noch ein dritter als Zwischenakt hinzugekommen ist: Turin. Klimatisch und menschlich der mir sympathischste Ort, den ich bisher gefunden habe. Großstadt, aber ruhig, vornehm, aristokratisch, Universität, gute Bibliotheken, sehr viel Entgegenkommen für mich, ausgezeichnete Theater-Verhältnisse — und sehr billige Preise. Kost und Luft, Wasser und Spaziergänge — alles vollkommen nach meinem Geschmack. Die größeren Buchhandlungen dreisprachig (französisch, deutsch, italiänisch, so daß ich für neue wissenschaftliche Litteratur dort bei weitem besser daran bin als in Leipzig selbst.) Der Ring von Hochgebirge, der auf 3 Seiten Turin einschließt, hält dieselbe trockne und dünne Luft aufrecht, wie sie, aus gleichen Gründen, Sils und Nizza haben. Da ich mitten in der entscheidenden Arbeit meines Lebens bin, so ist mir eine vollkommne Regel für eine Anzahl Jahre die erste Bedingung. Winter Nizza, Frühling Turin, Sommer Sils, zwei Herbstmonate Turin — dies ist der Plan. Entsprechend ist auch meine Diät normal gemacht d. h. absolut persönlich, und den eigensten Bedürfnissen gemäß eingerichtet. Dazu gehört natürlich die Emancipation von jedem Essen in Gesellschaft. Der Erfolg des allmählich von mir ausprobirten Optimum von Existenz zeigt sich in einer enormen Steigerung der Arbeitskraft. Die drei Abhandlungen vom vorigen Sommer, denen Ihr die Ehre Eurer Antheilnahme geschenkt habt, sind in weniger als 25 Tagen beschlossen, ausgeführt und druckfertig fortgeschickt worden. Dasselbe habe ich diesen Sommer bei dem ersten Umschwung zum Bessern, noch einmal geleistet. In Turin ist, mit spielender Leichtigkeit, ein entscheidendes Stück Musiker-Psychologie zu Stande gekommen, das Euch diesen Herbst zugehen wird. Auch von der Umwerthung aller Werthe giebt es, beinahe wenigstens, das erste Buch. — Diese Nachrichten sind nicht schlecht, nicht wahr? mein liebes Lama? — Der Haken liegt darin, daß ich meine Schriften selbst drucken muß — und daß die Zeit für immer vorbei ist, wo es zwischen mir und der Gegenwart irgend noch ein andres Verhältniß gäbe als Krieg aufs Messer! — Mit diesem etwas indianerhaft gerathenen Schluß grüßt und umarmt Dich, mein liebes Lama, Dein Bruder Fritz. — Das Herzlichste an Deinen Bernhard. —

[«]

1113. An E. Kürbitz in Naumburg

Sils-Maria, Oberengadin
d. 14. Sept. 1888

Sehr geehrter Herr,

Hiermit möchte ich Sie ersuchen, meiner Mutter Frau Pastor Nietzsche, nochmals in meinem Namen die Summe von 30 M (dreißig Mark) zu übermitteln. Eine wesentlich größere Summe wird ein Paar Monate später nach Leipzig zu zahlen sein. Darüber berichte ich Ihnen zur Zeit.

Hochachtungsvoll Ihr Professor Dr. Nietzsche

[«]

1114. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Sils-Maria, an einem der letzten Tage.
<14. September 1888>

Meine alte Mutter hat mir aber einen ganz traurigen Brief geschrieben und jedenfalls die Gedanken die ganze Zeit über wo anders gehabt: sonst würde ihr eingefallen sein, daß der Sohn in jedem Briefe seine Abreise von Sils auf den 15. Sept. festgesetzt hat. Nun haben wir heute den 14. Sept., es ist Nachmittag und nichts außer Deinem lieben Briefe eingetroffen. Um mir einen kleinen Scherz zu machen, schrieb ich ein Paar Worte an Herrn Kürbitz: derselbe wird der guten Mutter ein ganz kleines Geldchen überreichen, von dem als von einer „Ehrengabe“ kleinsten Stils gar nicht geredet werden soll. Vielleicht stopft es etwas für den Monat September noch die Kasse der guten Mutter aus, die mich, in aller Noth des Augenblicks, durchaus noch beschenken will. (Herrn Kürbitz habe ich genau denselben Auftrag gegeben, wie das letzte Mal; er wird denken, daß Du wieder etwas für mich besorgen sollst) — Ich habe diesen Sommer recht ökonomisch gelebt: wozu mir Deine schönen Naumburger Sendungen wesentlich geholfen haben.

Ein Brief meines Freundes Overbeck, der seit Monaten geschwiegen hatte, gab Nachricht von einem langen und schweren Erschöpfungs-Zustand, aus dem er nur sehr langsam auftaucht. Er hat jetzt ein eignes Haus in Basel, aber er hat vergessen, auch nur ein Wort davon zu schreiben. Frau Rothpletz soll 3 Tage gar nicht weit von hier gewesen sein, aber im Schrecken über unsren vollkommenen Winter schnell die Flucht ergriffen haben. Das Letzte war eine höchst bedenkliche Überschwemmung, bei der aller Ort schwer zu Schaden gekommen, mit Ausnahme von Sils, das bei Zeiten (vor 20 Jahren) große Dämme aufgeworfen hatte. Trotzdem war auch hier Alles ein See; und man konnte längere Zeit nicht spazieren gehn. Der Regen, mit Schnee untermischt, floß Tag und Nacht; es ist in 4 Tagen 3 Mal so viel gefallen als sonst in einem Monat. —

Heute morgen habe ich noch einen wohlgemuthen Brief an’s Lama abgeschickt. Es nützt gar nichts, sich über Dinge, in die **wir** nicht klar sehn, Sorgen zu machen. Nach dem, was Du von Claire Heinze erzählst, nehme ich an, daß man in Leipzig viel Bestimmteres weiß als in Naumburg. Die Leipziger Colonial-Gesellschaft muß ja vollkommen über die Vertrags-Bedingungen unterrichtet sein, unter denen die dortige Regierung sich mit Förster eingelassen. Sie selbst hat offenbar nicht das Gleiche versprechen können. Wir sind in der That über die Hauptsachen nicht unterrichtet: ich merke das jedes Mal, wenn meine guten Köchlin’s in Nizza darüber Auskunft haben wollen. Dann fragen sie wohl der Reihe nach „ist Dr. Förster reich, um ein so ungeheures Besitzthum an sich zu bringen?“

Dann „steht wohl eine Colonial-Gesellschaft hinter ihm?“ — „Oder ein großes deutsches Bankhaus?“ — „Aber er wird sich das Geld doch nicht geborgt haben?“ — Colonien gründen ohne Einiges sogar zu viel zu haben, soll kaum möglich sein. Es steht da wie mit den großen Hôtels. Die erste Gesellschaft risquirt sich dabei; die zweite, die es billig übernimmt, gedeiht.

Wie viele große Schweizer Vermögen sind mit Colonie-Gründung in Südamerika drauf gegangen! — Das Ermuthigende liegt hier genau in dem Vertrauen der Paraguayer: man darf durchaus nicht annehmen, daß sie bloß auf persönliche Sympathie hin Förster eine so große Sache in die Hände gegeben haben, sondern auf wirkliche Garantien hin. Zuletzt sind es Südamerikaner — sehr kluge Leute. Offen gesagt, wenn die vertrauen, dürfen wir es hundert Mal. —

2^ter Bogen

— In diesem Augenblick trifft Deine Sendung ein — großes Vergnügen! Ich habe sofort den Kamm probirt und ihn bereits achten gelernt. Diese kleine Arbeit der Reinigung jeden Abend vor Schlafengehn wird mit diesem gründlichen Instrument mir noch mehr zu Nutzen kommen. Insgleichen kam die sehr vermißte Brille an, an der ein Arm zerbrochen war. Die Theemaschine mag hier bleiben; für unterwegs habe ich nicht den geringsten Platz mehr. — Sehr erbaut bin ich nun doch noch die Federn bekommen zu haben: denn es ist in meinem Leben, einem rechten Schreibthier-leben, eine Sache ersten Ranges, für sich selber lesbar zu schreiben. Dies hatte im Frühling vollkommen aufgehört. Es thut mir nur leid, daß die Besorgung Dir so viel Noth gemacht hat. Eine Postkarte nach Leipzig mit der Adresse „Sönnecke Stahlfederfabrik“ hätte Dir alles erspart. —

Zuletzt: meine gute Mutter, wir wollen nicht den Muth verlieren. Eigentlich glaube ich, daß wir Beide jetzt etwas krank sind und deshalb Alles zu schwer nehmen. Ich bin wirklich krank und denke nicht daran, morgen abzureisen: ich werde einen verdorbenen Magen seit 8 Tagen nicht mehr los. Sobald ich den Brief an Dich expedirt habe, will ich mich zu Bett legen, — der Kopf taugt nichts, Appetit fehlt auch. Meine Hauptsache ist die militärische Genauigkeit im Kleinsten der Lebensweise: ich muß die Versuche und Abweichungen außer allem Verhältnisse büßen. —

Die Reise, meine Mutter, ist nichts Langes. Turin ist Mitte Wegs nach Nizza: so daß ich eigentlich keinen Umweg mache. Vormittags setze ich mich hier in die Post; Mittags bin ich in Chiavenna; Abends in Mailand. Dort bleibe ich die Nacht. Am andren Tage komme ich in 3 Stunden Schnellzug nach Turin. — Eine Reise, wie sonst, nach Venedig und von dort nach Nizza ist doppelt und dreifach so weit. — Es umarmt Dich das alte Geschöpf.

(Vom Schinken lebe ich die nächsten Tage und auf der Reise.)

Adresse: Torino (Italia)
poste restante.

[«]

1115. An Franz Overbeck in Basel

<Sils-Maria, 14. September 1888>

Lieber Freund,

mit einer wahren Erleichterung empfieng ich Deinen Brief; denn nach Allem, was ich aus Deinen letzten Berichten schließen durfte, stand es nicht zum Besten um Dich. Eine kleine Wendung zum Guten, mindestens zum Besseren, scheint doch festgestellt. Zuletzt glaube ich, daß die merkwürdige Ungunst der meteorologischen Zustände jede Art Erschöpfung in diesem Jahre bedenklich macht, — ich rede aus Erfahrung. Man ist durchaus nicht isolirt vom ganzen Naturleben: wenn der Wein nicht aus Mangel an Sonne geräth, werden wir auch sauer… Seltsam, daß hier oben uns die stärkste Geduldsprobe bis zuletzt aufgespart war: es gab gerade schauderhafte Zustände die ganze letzte Woche: — ich lag wieder Tage lang wie betäubt. Die Wasser-Masse, die allein in 4 Tagen gefallen ist, beträgt 220 millimeter: während das normale Quantum eines ganzen Monats in Sils 80 mill. ist. Trotzdem war Sils der einzige Ort im Engadin, der ohne Schaden durch diesen Katastrophe (— unerhört in der Geschichte des Engadin!) durchgekommen ist. — Mein Hôtel, die Alpenrose, in der ich immer verkehre, aber allein esse hatte diesen Sommer die Auszeichnung, Herrn Bädecker und Frau aus Leipzig ein paar Monate zu Gaste zu haben: eine wirkliche Censur, auch für Sils! — Ein sehr angenehmer, witziger und raffinirter Musiker, in übrigens glänzenden Verhältnissen, war hier ein Umgang für mich: Herr von Holten, aus Hamburg, vom Conservatorium. Er gab mir ein kleines Privatconcert, wo er lauter Köselitziana (die er sich für mich eingeübt hatte) auswendig spielte, — entzückt „über die feine und liebenswürdige Musik.“ — Bei der Berufung Harnack’s habe ich sehr Deiner gedacht: dieser junge Kaiser präsentirt sich allmählich vortheilhafter als man erwarten durfte, — er ist neuerdings scharf anti-antisemitisch aufgetreten und hat den Beiden, die ihn in der rechten Zeit von der compromittirenden Gesellschaft Stöcker und Co. taktvoll auslösten (Bennigsen und dem Baron v. Douglas) jetzt vor aller Welt seine große Erkenntlichkeit dafür ausgedrückt. — Man sagt mir selbst, daß sein Benehmen gegen seine Mutter hundert Mal rücksichtsvoller ist, als die Parteileidenschaft es in Deutschland und England wünschen möchte. — Darf ich von mir erzählen? In der Hauptsache fühle ich mehr als je die große Ruhe und Gewißheit, auf meinem Wege und sogar in der Nähe eines großen Ziels zu sein. Ich habe, zu meiner eignen Überraschung, bereits das erste Buch meiner Umwerthung aller Werthe bis zur Hälfte in seiner endgültigen Form fertig. Es hat eine Energie und Durchsichtigkeit, welche vielleicht von keinem Philosophen je erreicht worden ist. Es scheint mir, als ob ich mit Einem Male schreiben gelernt hätte. Was den Inhalt, die Leidenschaft des Problems betrifft, so schneidet dieses Werk durch Jahrtausende hindurch — das erste Buch, unter uns gesagt, heißt „der Antichrist“, und ich will schwören, daß Alles, was je zur Kritik des Christenthums gedacht und gesagt worden, eitel Kinderei dagegen ist. — Ein solches Unternehmen macht tiefe Pausen und Distraktionen selbst hygienisch nöthig. Eine solche wird in etwa 10 Tagen bei Dir aufwarten: sie heißt „der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem.“ Es ist eine Kriegserklärung ohne Pardon — mein Verleger meldet mir, daß schon seit ein paar Wochen (auf die erste Ankündigung im Buchhändler-Blatt) so viel Bestellungen darauf eingelaufen sind, daß die Auflage von 1000 Ex. als erschöpft gelten kann.*) — Auch ein zweites Manuscript, vollkommen druckbereit, ist bereits in den Händen des Herrn C. G. Naumann. Doch wollen wir es einige Zeit noch liegen lassen. Es heißt „Müssiggang eines Psychologen“ und ist mir sehr werth, weil es in der allerkürzesten (vielleicht auch geistreichsten) Form meine wesentliche philosophische Heterodoxie zum Ausdruck bringt. Im Übrigen ist es sehr „zeitgemäß“: ich sage über alle möglichen Denker und Künstler des heutigen Europa meine „Artigkeiten“ — eingerechnet, daß darin den Deutschen in puncto Geist, Geschmack und Tiefe die unerbittlichsten Wahrheiten ins Gesicht gesagt werden. —

In wenig Tagen will ich nach Turin abreisen: der Versuch, den Herbst daselbst kennen zu lernen, nachdem mir der Frühling so ausnahmsweise gut gethan hat, ist nicht zu unterlassen. Es wäre mir eine große Wohlthat, mein Leben für eine Anzahl tief arbeitsamer und innerlich entscheidender Jahre in die regelmäßige

Ordnung Sils, Turin, Nizza, Turin, Sils usw. gebracht zu haben. Für Nizza habe ich eine Neuerung nöthig: mich vollkommen so unabhängig in Diät und Gesellschaft zu machen, als ich es in Sils bin. Ich habe entdeckt, daß die unnöthige Verdüsterung und selbst ein gewisses Mißrathen fast aller meiner Nizzaer Winter an Concessionen liegt, die ich in diesen beiden Punkten gemacht. Genau so war's in Sils: erst seit vorigem Sommer stehe ich auf meinen Füßen — und seitdem erst weiß ich, wie unschätzbar gerade mir dies Sils ist. — Ich habe für meine Lebensweise keine andere Kritik als das Maaß meiner Arbeits-Kraft. Im vorigen Sommer schrieb ich die drei Abhandlungen der „Genealogie" in weniger als einem Monate druckfertig; in diesem habe ich jenen „psychologischen Müßiggang" in 20 Tagen abgemacht. — Diese Leistungs-Fähigkeit drückt sich besonders auch in der Sehkraft aus: während jeder Diätfehler, jedes böse Wetter mich sofort darin depotenzirt. — Es bleibt Etwas zu erzählen, aber, alter Freund, privatissime unter uns. Man hat mir, von Berlin aus, seitens „unbekannt bleiben wollender" Freunde und Verehrer (unter denen aber Prof. Deussen als Vermittler und wahrscheinlich Hauptbetheiligter sich zu erkennen gegeben hat) eine „Ehrengabe" von 2000 Mark zugestellt. Ich habe dieselbe, mit ausdrücklicher Ablehnung des Gedankens, als ob ich in einer Nothlage wäre und mit einem Ausdruck der Dankbarkeit für die Basler Liberalität, nur in Hinsicht der Nöthigung, meine Schriften selbst drucken zu müssen, acceptirt. Thatsächlich kam das Geld sehr zur rechten Zeit, — ich athme in dieser absurden Druck-Necessität wieder freier. — Nach dieser Seite hin werde ich also die Basler Ersparnisse nicht in Anspruch nehmen. — Die 1000 frs., welche zunächst fällig werden, bitte ich mir erst für Nizza, das heißt ungefähr für den 16. November (ha! was für ein Tag!) aus. Du erräthst, daß ich eine kleine Ökonomie getrieben habe, sowohl in Turin, wie hier, so daß ich es ein paar Monate noch aushalte. —

Verzeihung, lieber Freund! Ich sehe eben, daß der Brief etwas zu lang für Deine Gesundheit gerathen sein möchte. Mit dem allerbesten Wunsche und der Bitte, Deiner lieben Frau angelegentlich empfohlen zu werden bin ich in alter Liebe und Anhänglichkeit

Dein Nietzsche.

Adresse, etwa vom 18. Sept. an bis 14. Nov. Torino (Italia) ferma in posta.

Die große Hochzeit daselbst, Savoyen-Bonaparte, soll erst vorüber sein. Jetzt sind alle Hôtels dort überfüllt.

[«]

1116. An Unbekannt (Entwurf)

<Sils-Maria, Mitte September 1888>

Werthester Herr

es ist eben eine Schrift von mir erschienen, die gegen W<agner> gerichtet ist. Ich bitte es mir nicht übel zu deuten, wenn ich dieselbe Ihnen nicht zuschicke. Ich sende sie an Niemanden (weder „Mensch“ noch „Zeitung“), dessen antiwagnersche Gesinnung mir bekannt ist. Gründe dafür verlangen Sie gewiß nicht…

[«]

1117. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Visitenkarte)

<Sils-Maria, Mitte September 1888>

Prof. Dr. Friedrich Nietzsche.
Abreise von Sils am 16. Sept (nicht
am 15.)
Ich ersuche bis dahin um Mittheilung. —

[«]

1118. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Sils-Maria d. 15 Sept. 1888

Geehrtester Herr Verleger,

heute morgen habe ich die neue Schrift von Anfang bis Ende durchgesehen — sie ist fehlerfrei. Ein Paar feine Veränderungen, auch hinsichtlich der Zeilen-Anordnung, gehn vermuthlich auf Herrn Köselitz zurück. In der That macht die Ausstattung der Schrift den Eindruck, den ich wünsche — ich drücke Ihnen meine volle Anerkennung dafür aus, so gut mich in dieser Hauptsache berathen zu haben. — Daß ich den Epilog hinzuschrieb, scheint mir jetzt der allerglücklichste Einfall: ich habe damit diesen Einzelheit „den Fall Wagner“ in Zusammenhang mit meiner Gesamt-Tendenz gebracht. Zuletzt werden die fünf letzten Seiten der Schrift über mich mehr Aufklärung geben, als irgend welche Essay’s und Abhandlungen zu geben vermöchten, vorausgesetzt, was vielleicht vorausgesetzt werden darf, daß die Schrift in viele Hände und vor viele Augen kommt.

Inzwischen habe ich auch etwas Anderes begriffen: daß jetzt eine weitere Publikation unzulässig ist. Sie würde den Eindruck dieser Schrift stören, brechen, — sie würde die Nothwendigkeit, sich einmal nach meinen früheren Schriften umzusehn, eine sehr wünschbare Nothwendigkeit, beinahe aufheben. — Nehmen Sie also, werthester Herr Verleger, das übersandte Ms. eine Zeitlang (— sagen wir vorläufig bis Ostern des nächsten Jahrs) in Gewahrsam. Es ist mir lieb, wenn Sie es mir nicht zurückschicken, — man muß, als Denker, sich vor allem Fertigen, Abgemachten zu schützen wissen (— ich habe deshalb fast nie meine eignen Schriften bei mir —)

— Ich schrieb an Dr. Brandes nach Kopenhagen, ob er mir noch ein paar französische und russische Adressen, die in diesem Falle in Betracht kommen könnten, zu geben wisse. Sehen Sie zu, daß er als Einer der Ersten die Schrift erhält. —

Eben höre ich, daß auch Hans von Bülow eine Schrift dies Problem betreffend herausgiebt. Sehr erwünscht: wir sind die beiden Einzigen, die Muth und Kenntniß aller Intimitäten des „Falls Wagner“ besitzen… Auch er soll so schnell wie möglich die Schrift erhalten.

Mit dem besten Wunsche
und angelegentlichsten
Danke Ihr
Dr. F. Nietzsche.

— Es versteht sich von selbst, daß ich Ihrer Termin-setzung 22.Sept. in jedem Betracht Folge leiste.

[«]

1119. An Heinrich Köselitz in Buchwald

Sils-Maria, d. 16. Sept. 88

Lieber Freund,

unsre Briefe haben sich gekreuzt, — dies ist aber am wenigsten ein Grund, Ihnen nicht sofort zu antworten. Denn Ihr Brief kam sehr willkommen, zumal gar keine Briefe mich mehr erreichen: alle Welt glaubt mich abgereist. Ich wäre es gern: aber was hilft es! Die „höhere“ Naturgewalt, nachdem sie mich den ganzen sogenannten Sommer hindurch hier oben maltraitirt hat, hält mich zuletzt noch hier oben fest… Ich schrieb heute nach Turin, wo ich mich angemeldet hatte, „Non si può partire. Grandi inondazioni. La ferrovia Chiavenna-Colico molte volte interrotta“. — Der Postmeister will mir melden, wenn Alles in Ordnung ist: eine Woche sitze ich wohl noch fest. — Das Wetter ist zum Glück mild und nicht September… Ich habe beim Schreiben eben als Unterlage das erste fertige Exemplar vom „Fall Wagners“… Naumann meldet, daß die öffentliche Versendung am 22. September beginnt. — Beim sorgsamen Durchlesen der Schrift fand ich zwanzig Gründe mehr, Ihnen dankbar zu sein. Eine ganze Anzahl feiner technisch-buchdruckerischer Arrangements geht sicher auf Sie zurück. Daß in dem Bücher-Verzeichniß auf der Rückseite die „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ fehlen, ist geradezu bewunderungswürdig. — In Einem Fall von Correktur haben Sie Recht, — aber ich auch: „seinen Geschmack an Jemanden verlieren“ (Accusativ) ist nur eine andre Nuance als „an Jemandem“. — Ich war beim Durchlesen äußerst erbaut, den „Epilog“ hinzugeschrieben zu haben: das Niveau der Schrift erhebt sich damit ungeheuer, — sie erscheint nicht mehr als Einzelnheit, als Curiosum inmitten meiner Aufgabe. — Daß ich unsern jungen deutschen Kaiser als einen „unästhetischen Begriff“ bezeichnet habe, wird man schon heraushören… Übrigens gefällt er mir immer mehr: er thut fast jede Woche einen Schritt, um zu zeigen, daß er weder mit „Kreuzzeitung“, noch mit „Antisemitismus“ verwechselt werden will. Gestern sandte ich ein dickes Packet Fuchsiana an Sie ab, — die Briefe sind zum Theil hochbelehrend und immer sehr geistreich. Er hat mich besonders noch drum gebeten, in einer letzten Karte, Ihnen seinen Brief über Riemann zu lesen zu geben. — Die Gesundheit bei mir wackelt wieder: ich bin seit 10 Tagen meines Lebens nicht mehr froh geworden, — habe auch heute wieder das Mittagsessen weislich unterlassen. — Ihre prachtvolle vornehme Wald- und Schloß-Wildniß, eingerechnet die „Wilden und Zahmen“, die in ihr wandeln, macht mir viel Vergnügen. Irgendwer erzählte mir, daß Ihre v. Krauses in Beziehungen zum Grafen Hochberg stünden: leider ist letzterer nun auch ad acta gelegt, irgendein unzweideutiger Wagnerianer soll sein Nachfolger werden. — Im Grunde bin ich dieses Mal neugierig, was man mit meiner „Kriegserklärung“ gegen Wagner anfängt. Herrn Naumann habe ich bereits gemeldet, daß wir jetzt unter keinen Umständen etwas Neues herausgeben dürfen: es würde die Wirkung brechen und beinahe annulliren (— bis Ostern darf das übersandte Manuscript in Leipzig warten) —

Meine Absicht bleibt immer noch, Turin für den Herbst zu versuchen: Mitte November etwa Nizza, doch mit einigen wesentlichen Änderungen der Lebensweise daselbst (— Freiheit in der Diät und gegen alle Gesellschaft: ein Zustand, wie er hier in Sils erreicht ist —) Sonst möchte ich diesen auch räumlich kleinen Kreislauf festhalten: Sils, Turin, Nizza, Turin, Sils.

Es grüßt Sie lieber Freund, auf das Herzlichste

Ihr
Nietzsche.

— Ich habe dem Avenarius den „Fall“ auch zugeschickt: sollten Sie wirklich noch eine Absicht haben, sich drüber zu äußern, so geben Sie, bitte, umgehend dem Avenarius eine Mittheilung davon, — damit er niemand anders beauftragt. N.B. Wollen Sie gefälligst die Recension an Dr. Fuchs, Danzig zurücksenden? — Die Briefe selber nicht an mich zurück. —

[«]

1120. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Telegramm).

<Sils-Maria, 18. September 1888>

druck einverstanden vorwaerts turin — nietzsche

[«]

1121. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Sils, d. 18 Sept. 1888

Geehrtester Herr Verleger,

sehr überrascht, aber noch mehr erbaut davon, daß Sie sofort an den Druck des „Müßiggangs“ gegangen sind. Meine Bedenken im letzten Brief ausgedrückt kommen gegen die Bedenken, die mein erster Brief über dies Thema enthielt, nicht in Betracht. Um jenes außerordentlich ernste Werk, die Umwerthung aller Werthe herausgeben zu können, bedarf es wirklich eines Jahrs zum Mindesten von Zwischenraum, Zwischenzeit in Hinsicht auf frühere Publikationen. Vielleicht nehmen wir, um die beiden Schriften nicht zusammen zu werfen, einen Termin von 1—2 Monaten an, in dem dann die zweite Schrift erscheint. Soviel bedingt zuletzt auch schon der Druck. —

Daß ich noch nicht in Turin bin, ist Folge der ungeheuren Überschwemmungen, die Engadin und Oberitalien erfahren haben. Die Eisenbahn Colico-Chiavenna ist noch nicht hergestellt: doch verspricht man's für die allernächsten Tage. — Ich bitte also von jetzt ab nach **Torino** (Italia) ferma in posta zu adressiren. —

Die Adresse des Herrn Köselitz wird noch für 2 Wochen ungefähr diesen sein:

Buchwald b/Wurchow
(Hinterpommern)
mit der Neben-Adresse
S'Hochwohlgeboren
Herrn von Krause

Anbei folgt das Vorwort, das gilt. — Was ich Ihnen bisher als Vorwort geschickt habe (das gestrichne Stück natürlich abgerechnet), ist von mir noch etwas fortgesetzt worden, so daß es jetzt in das Buch kommen soll — und zwar an vorletzter Stelle. (— den Schluß bilden die „Streifzüge eines Unzeitgemäßen") Wir wollen dem Aufsatz den Titel geben:

Was den Deutschen abgeht.

Er hat jetzt, mit seiner Verlängerung, die ich Ihnen heute übersende, im Ganzen 7 kleine Abschnitte. Entsprechend muß auch in der Inhalts-Angabe dieser Titel eingetragen werden. —

Das Vorwort ist jetzt viel kürzer — und zweckentsprechender. —

Ich telegraphirte heute morgen, nur um Sie über den Druck nicht irre werden zu lassen.

Hochachtungsvoll Ihr
ergebenster
Dr Nietzsche

— Es ist mir sehr lieb, auf diesen Weise den Winter frei zu bekommen. —

[«]

1122. An Heinrich Köselitz in Buchwald

Turin, den 27. Sept 88

Lieber Freund,

heute traf Ihre am 24ten von Wurchow abgegangene Correktur des Bogen 2 hier ein, zugleich mit Naumann's Sendung vom 25ten (der 4te Druckbogen) Im Grunde dürfte die Verbindung Berlin—Turin erheblich schneller sein, als Wurchow—Turin. Die Sache geht auch nicht mehr lange; es werden wahrscheinlich 6 Bogen sein oder ein Weniges mehr. Eine letzte Revision thut nicht noth; das Manuscript war viel besser vorbereitet als das Wagner-Pamphlet.

Was den Titel angeht, so kam Ihrem sehr humanen Einwände mein eignes Bedenken zuvor: schließlich fand ich aus den Worten der Vorrede die Formel, die vielleicht auch Ihrem Bedürfnisse genugthut. Was Sie mir von der „großen Artillerie“ schreiben, muß ich, mitten im Fertig-machen des ersten Buchs der „Umwerthung“, einfach annehmen. Es läuft wirklich auf horrible Detonationen hinaus: ich glaube nicht, daß man aus der ganzen Litteratur ein Seitenstück zu diesem ersten Buche in puncto Orchesterklang (eingerechnet Kanonendonner) findet. — Der neue Titel (der an 3 bis 4 Stellen ganz bescheidne Veränderungen nach sich zieht) soll sein:

Götzen-Dämmerung.
Oder:
wie man mit dem Hammer philosophirt.
Von
F. N.

Der Sinn der Worte, zuletzt auch an sich errathbar, ist, wie gesagt, das Thema der kurzen Vorrede. — Der erste Brief über den „Fall“ war von Gersdorff. Er schreibt auch vom Löwen-Duett (ex ungue leonem —) „Das ist Musik, wie ich sie liebe. Wo sind die Ohren, sie zu hören, wo die Musikanten, sie zu spielen?“ — Ein Curiosum, das Gersdorff mittheilt und das mich sehr erbaut: G<ersdorff> ist Zeuge eines rasenden Wuthausbruchs Wagners gegen Bizet gewesen, als Minnie Hauck in Neapel war und Carmen sang. Auf dieser Grundlage, daß W<agner> auch hier Partei genommen hat, wird meine Bosheit an einer gewissen Hauptstelle viel schärfer empfunden werden. Übrigens *warnt* mich Gersdorff ganz ernsthaft vor den Wagnerianerinnen. — Auch in diesem Sinne wird der neue Titel *Götzen-Dämmerung* gehört werden, — also *noch eine Bosheit* gegen Wagner…

Alter Freund, Sie sind noch gar nicht auf meiner Höhe mit Ihrer Auseinandersetzung über Dativ und Nominativ beim Gottesbegriff. Der Nominativ ist ja der *Witz* der Stelle, ihr zureichender Grund zum Dasein…

Meine Reise hatte Schwierigkeiten und Geduldsproben schlimmer Art: ich kam Mitternachts erst nach Mailand. Das Bedenklichste war eine lange Passage Nachts in Como durch überschwemmtes Terrain auf einem ganz schmalen Holzbrett-Brückchen — bei Fackelbeleuchtung! Ganz wie gemacht für mich Blindekuh! — Durch die schlaffe und widrige Luft der Lombardei erschöpft kam ich in Turin an: aber seltsam! wie im Ruck war Alles in Ordnung. *Wunderbare* Klarheit, Herbstfarben, ein exquisites Wohlgefühl auf allen Dingen. In zwei Hauptsachen, nämlich *Wohnung* und *trattoria*, ist mein *zweitmaliges* Erscheinen in der allerwillkommensten Weise empfunden worden. Ordnung, Reinlichkeit, Aufmerksamkeit in ersterer um 50 Procent gewachsen; die Güte in Qualität und Quantität in der tratt<oria> um 100, *ohne* daß hier oder dort die sehr mäßigen Preise verändert wären. Auch habe ich hier meinen ersten Schneider, der mir recht arbeitet. — Fünf Schritt von mir ist die größte piazza, mit dem alten mittelalterlichen Castell: auf ihm ist ein reizendes kleines Theater, vor dem man Nachts (von 8 1/4) im Freien sitzt, sein gelato ißt und jetzt gerade allerliebst die französische Operette *Mascotte* von Audran hören kann (— mir sehr gut bekannt von Nizza) Diese in keinem Punkte gemein werdende Musik, mit soviel hübschen, geistreichen kleinen Melodien, gehört ganz in die idyllische Art Sein, die ich jetzt Abends nöthig habe. (Das *Gegenstück* dazu: der Zigeunerbaron von Strauß: ich lief mit Ekel und *bald* davon — die zwei Arten der deutschen Gemeinheit, die animalische und die sentimentale, nebst ganz schauderbaren Versuchen, hier und da den *gebildeten* Musiker zu zeigen: Himmel! Was sind im Geschmack uns die Franzosen über!) — Das Wetter läßt zu wünschen. Aber ich vertrage hier das schlechte Wetter besser und habe noch keinen Tag zur Arbeit verloren. Es grüßt Sie, lieber Freund, mit den allerherzlichsten Wünschen für Berlin *und was daran hängt*, Ihr N.

— Zuletzt habe ich mich nicht einmal für Ihren guten Brief bedankt, aus dem mir die “Worte „voll der merkwürdigsten, sonderbarsten, unbegreiflichsten Eindrücke“ im Gedächtniß geblieben sind.

[«]

1123. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Turin,> 28. Sept. <1888>

Meine liebe Mutter, nur eine Karte, um Dich zu benachrichtigen, wie es dem alten Geschöpf in Turin geht, wo es am 21. Sept. eingetroffen ist. Obwohl das Wetter auch hier unsicher ist, so thut mir doch die ganze Existenz hier wieder über die Maaßen wohl, — ich habe noch keinen Tag Arbeit eingebüßt und bin unvergleichlich besser dran als im Engadin. Turin ist auch der einzige Ort, wo meine Nahrung vollkommen meinen sehr persönlichen Bedürfnissen entspricht. Ein wahrer Glücksfund für mich, dies Turin! — Zum zweiten Mal angelangt, erfreue ich mich einer großen Zunahme an Aufmerksamkeit und Entgegenkommen. Ein neuer eleganter Herbst-Überzieher ist auch da. — Der Schinken war für die Reise, die sehr angreifend war, unschätzbar: ich werde ander Mal Dich bitten, mich ebenso zu versorgen. Zum ersten Mal seit Jahren nicht unterwegs krank geworden. — Sehr in Arbeit. — Dein Dich umarmender

F.

[«]

1124. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Turin, den 4. Okt. 1888

Geehrtester Herr Verleger,

anbei sende ich noch vier Seiten Ms., die in den letzten Abschnitt „Streifzüge eines Unzeitgemässen“ eingeschoben werden mögen. Nicht gerade gegen das Ende hin: wir wollen die letzten 10 Nummern ungefähr die letzten sein lassen. Aber vorher, es liegt wenig daran, wo die Einschiebung gemacht wird. —

Den dritten Bogen mit der Correctur sandte ich Ihnen an dem Tage, an dem von Ihnen der 4te einlief. Zu meiner Verwunderung hat Herr Köselitz (dessen Adresse seit einiger Zeit Berlin poste restante ist) ihn bis heute mir nicht zugeschickt.

Ein böser Fehler im „Fall Wagner“ Seite 20, dritte Zeile von unten Das letztere statt Der letztere. Ich glaubte, das noch corrigirt zu haben. — Mit ergebenstem Gruß Ihr Dr. Nietzsche.

Befinden bedeutend verbessert. Mein Sommer war ganz unerträglich. —

[«]

1125. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

<Turin, Anfang Oktober 1888>

Bitte, umgehend **drei** Exemplare an diese Adresse zu senden: Madame la Baronne M. de Meysenbug
Versailles
France Villa Amiel
Ich projektire eine französische Ausgabe des „Fall Wagner“

[«]

1126. An Malwida von Meysenbug in Rom

Turin, den 4. Okt. 1888

Verehrteste Freundin,

eben gab ich meinem Verleger Auftrag, umgehend drei Exenrplare meiner eben erscheinenden Schrift Der Fall Wagner.

Ein Musikanten-Problem an Ihre Versailler Adresse abgehn zu lassen. Diese Schrift, eine Kriegserklärung in aestheticis, wie sie radikaler gar nicht gedacht werden kann, scheint eine bedeutende Bewegung zu machen. Mein Verleger schrieb, daß auf die allererste Meldung von einer bevorstehenden Schrift von mir über dies Problem und in diesem Sinne soviel Bestellungen eingelaufen sind, daß die Auflage als erschöpft gelten kann. — Sie werden sehn, daß ich bei diesem Duell meine gute Laune nicht eingebüßt habe. Aufrichtig gesagt, einen Wagner abthun gehört, inmitten der über alle Maaßen schweren Aufgabe meines Lebens, zu den wirklichen Erholungen. Ich schrieb diesen kleine Schrift im Frühling, hier in Turin: inzwischen ist das erste Buch meiner Umwerthung aller Werthe fertig geworden — das größte philosophische Ereigniß aller Zeiten, mit dem die Geschichte der Menschheit in zwei Hälften auseinander bricht…

Diese Schrift gegen Wagner sollte man auch französisch lesen. Sie ist sogar leichter in's Französische zu übersetzen als ins Deutsche. Auch hat sie in vielen Punkten Intimitäten mit dem französischen Geschmack, das Lob Bizet(s) am Anfang würde sehr gehört werden. — Freilich, es müßte ein feiner, ein sogar raffinirter Stilist sein, um den Ton der Schrift wiederzugeben —: zuletzt bin ich selber jetzt der einzige raffinirte deutsche Stilist. —

Ich wäre sehr erkenntlich, wenn Sie in diesem Punkte den unschätzbaren Rath von Ms. Gabriel Monod einholen wollten (— ich hätte diesen ganzen Sommer Anlaß gehabt, einen andren Rath einzuholen, den des Ms. Paul Bourget, der in meiner nächsten Nähe wohnte: aber er versteht nichts in rebus musicis et musicantibus: davon abgesehn wäre er der Uebersetzer, den ich brauchte —)

Die Schrift, gut ins Französische übersetzt, würde auf der halben Erde gelesen werden: — ich bin in dieser Frage die einzige Autorität und überdies Psychologe und Musiker genug, um auch in allem Technischen mir nichts vormachen zu lassen.

— Ihren gütigen Brief, hochverehrte Freundin, habe ich mit wahrer Rührung gelesen. Sie haben einfach Recht — ich auch…

Ihnen das Allerherzlichste von Seiten eines alten Freundes wünschend —

Meine Adresse bleibt bis Mitte November, vielleicht noch länger

Torino (Italia) ferma in posta

Mit der Bitte, mich dem verehrten Kreise, in dem Sie leben, angelegentlich zu empfehlen.

N.

Exemplare der Schrift sind vom Verleger gesandt an die Revue, an das Journal des débats und den Figaro.

Eben finde ich noch bei mir ein Exemplar der Schrift. Vielleicht wissen Sie ein Paar für die Frage dieses Briefes noch in Betracht kommende Personen, denen dann ein Exemplar zugedacht sein mag. —

[«]

1127. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

Turin, Sonnabend <6. Oktober 1888>

Geehrter Herr,

bitte, senden Sie mir umgehend das mit Seite 4 bezeichnete Blatt noch einmal zurück. Gestern ist Bogen 4 mit der Köselitzschen Correktur angelangt und sofort an Sie expedirt worden.

Ergebenst
Dr Nietzsche

[«]

1128. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

Torino (Italia) ferma in posta am 9. Oct. 1888

Lieber Freund, dies Mal ersuche ich Dich nur um ein Citat aus meinen eignen Schriften, die ich, meiner Gewohnheit nach, nicht bei mir habe. In Menschliches Allzumenschliches Erster Band habe ich in dem Abschnitt, der vom Staat handelt, die Demokratie als die Verfalls-Form des Staates bezeichnet. Ich hätte gern die Seitenzahl dieser Stelle. — Seit dem 22. September hier, sobald die Folgen der schrecklichen Überschwemmungen mir die Abreise aus Sils erlaubten. Befinden wesentlich gegen das vom Sommer verbessert, der mir in der unheimlichsten Erinnerung geblieben ist. Hoffentlich darfst Du von Dir dasselbe melden.

Von Herzen ergeben Dein Nietzsche

[«]

1129. An Hans von Bülow in Hamburg

Turin, 9. Oktober 1888.

Verehrter Herr,

Sie haben auf meinen Brief nicht geantwortet, — Sie sollen ein für alle Mal vor mir Ruhe haben, das verspreche ich Ihnen. Ich denke, Sie haben einen Begriff davon, daß der erste Geist des Zeitalters Ihnen einen Wunsch ausgedrückt hatte.

Friedrich Nietzsche.

[«]

1130. An Heinrich Köselitz in Berlin

Turin, den 14. Okt. 1888

Lieber Freund,

ich werde mich hüten, Ihnen von meinen Recepten zur „himmlischen und irdischen Reconvalescenz“ zu sprechen, da Sie, nicht nur dem Anscheine nach, sich hundert Mal besser auf dies Problem, die „Lösung“ eingerechnet, verstehn. Unter diesen Umständen ist selbst Berlin kein Umstand: es macht mir das größte Vergnügen, Sie gerade dort zu wissen. Selbst Turin ist eigentlich kein Gesichtspunkt mehr. — In Sachen des „Löwen“ hat Bülow nicht geantwortet: was ihm schlecht bekommen ist. Denn dies Mal war ich's, der ihm einen groben und vollkommen berechtigten Brief geschrieben hat, um ein für alle Mal mit ihm zu Ende zu sein. Ich habe ihm zu verstehn gegeben, daß „ihm der erste Geist des Zeitalters einen Wunsch ausgedrückt habe“: ich erlaube mir jetzt dergleichen. —

Heute kam Bogen 6 von Naumann an; es werden doch wohl noch 2 Bogen mehr. In der That hat man mich mit dieser Schrift in nuce: sehr Viel auf kleinem Raum. —

Eben trifft ein Brief des Professor Deussen aus Madrid ein: er will noch ganz Spanien durchreisen und doch zur rechten Zeit für die Berliner Vorlesungen wieder am Platz sein. „Die Luft von Madrid, einzig an Reinheit, Trockenheit, Dünne und Durchsichtigkeit, — Alles erscheint in einen farbigen Aether getaucht, glänzend, wie ein überfirnißtes Gemälde.“ —

Wissen Sie, wer den „Fall“ zugeschickt bekommt? Die Wittwe Bizet's. Und zwar auf eifrigste Fürsprache des Dr. Brandes: er nennt sie „die lieblichste charmanteste Frau mit einem kleinen nervösen tic, der ihr sonderbar gut steht, aber ganz echt, ganz wahr und feurig“. Er meint, daß sie etwas deutsch versteht. „Das Kind Bizet's ist von idealer Schönheit und Lieblichkeit“. —

Er hat ein Exemplar meiner Schrift an den größten schwedischen Schriftsteller, der ganz für mich gewonnen sei, August Strindberg gegeben, er nennt ihn ein „wahres Genie“, nur etwas verrückt. Insgleichen bittet er für ein paar Personnagen der höchsten Petersburger Gesellschaft um Exemplare, die bereits auf mich aufmerksam gemacht sind, so weit dies bei dem Verbot meiner Schriften in

Rußland möglich ist: der Fürst Urussow und die Prinzessin Anna Dmitrievna Ténicheff. Das sind „höhere Feinschmecker“…

Die Franzosen haben den Hauptroman Dostoiewsky’s auf die Bühne gebracht. Insgleichen ist eine Oper „Bacchos“ mir im Gedächtniß hängen geblieben, Musik und Dichtung vom Gleichen, der Name ist mir entwischt. Nicht aufgeführt, nur in Aussicht.

Gegen Turin ist Nichts einzuwenden: es ist eine herrliche und seltsam wohlthuende Stadt. Das Problem, innerhalb der besten Quartiere einer Stadt, nahe, ganz nahe ihrem Centrum, eine Einsiedler-Ruhe, in ungeheuer schönen und weiten Straßen zu finden — dies für Großstädte anscheinend unlösbare Problem ist hier gelöst. Die Stille ist hier noch die Regel, die Belebtheit, die „Großstadt“ gleichsam Ausnahme. Dabei annähernd 300 000 Einwohner.

Das Wetter ist seit einigen Tagen von Nizzahafter Reinheit und Leuchtkraft der Farben, nur etwas zu frisch für mich, der ich durch die Engadiner Winter-Einsperrung geradezu eine Angst vor dem neuen Winter im Leibe habe. Seit Juni habe ich gefroren und wie! Ohne jedwedes Gegenmittel! — Es kommt dazu, daß meine Gesundheit über einen choc nicht hinwegkommt, der durch eine etwas zu lange Dysenterie (Kolik auf deutsch) bedingt ist. Ich glaubte zuerst an Vergiftung: doch haben die normalen Mittel Bismuth und Dower’sches Pulver ihre Schuldigkeit gethan. Immerhin resultirt eine Entkräftung daraus, die auch gegen Kälte empfindlicher macht. —

Es grüßt und umarmt Sie auf das Herzlichste Ihr getreuer Freund

Nietzsche

Soeben, am 15. Morgens, finde ich einen liebenswürdigen Gratulationsbrief vor: schönsten Dank! Um so mehr, als es der einzige ist! — Daß ein Orchester Ihnen wohlthut, erfreut mich über die Maaßen, — Ihre Reise bekommt immer mehr Sinn, — zuviel bereits…

Bogen 6 eben ab an Naumann.

[«]

1131. An Malwida von Meysenbug in Rom

Turin, den 18. Okt. 1888

Verehrte Freundin,

das sind keine Dinge, worüber ich Widerspruch zulasse. Ich bin, in Fragen der décadence, die höchste Instanz, die es auf Erden giebt: diesen jetzigen Menschen, mit ihr<er> jammervollen Instinkt-Entartung, sollten sich glücklich schätzen, Jemanden zu haben, der ihnen in dunkleren Fällen reinen Wein einschenkt. Daß dieser Hanswurst es verstanden hat, von sich den Glauben zu erwecken (— wie Sie es mit verehrungswürdiger Unschuld ausdrücken), der „letzte Ausdruck der schöpferischen Natur“, gleichsam ihr „Schlußwort“ zu sein, dazu bedarf es in der That des Genie's, aber eines Genie's der Lüge… Ich selber habe die Ehre, etwas Umgekehrtes zu sein — ein Genie der Wahrheit — —

Friedrich Nietzsche.

[«]

1132. An Franz Overbeck in Basel

Turin, den 18. Okt. 1888

Lieber Freund,

ich machte gestern, mit Deinem Brief in der Hand, meinen gewohnten Nachmittags-Spaziergang außerhalb Turins. Reinstes Oktoberlicht überall; der herrliche Baumweg, der mich ungefähr eine Stunde dicht am Po entlang führte, vom Herbste noch kaum berührt. Ich bin jetzt der dankbarste Mensch von der Welt — herbstlich gesinnt in jedem guten Sinne des Wortes: es ist meine große Erntezeit. Alles wird mir leicht, Alles geräth mir, obwohl schwerlich schon Jemand so große Dinge unter den Händen gehabt hat. Daß das erste Buch der Umwerthung aller Werthe fertig ist, druckfertig, das melde ich Dir mit einem Gefühle, für das ich kein Wort habe. Es werden vier Bücher; sie erscheinen einzeln. Dies Mal führe ich, als alter Artillerist, mein großes Geschütz vor: ich fürchte, ich schieße die Geschichte der Menschheit in zwei Hälften aus einander. — Mit jener Schrift, über die ich im letzten Brief eine Andeutung machte, sind wir bald am Ende: es ist, um mir möglichst wenig Zeit von meiner jetzt ganz unschätzbaren Zeit zu nehmen, mit ausgezeichneter Präcision gedruckt worden. Dein Citat aus „Menschl. Allzumenschl.“ kam vollkommen zur rechten Zeit, um eingetragen zu werden. — Diese Schrift ist bereits eine hundertfache Kriegserklärung, mit einem fernen Donner im Gebirge; im Vordergrund viel „Lustiges“, von der Art meiner bedingten Lustigkeit*)… Man kann sich zum Erstaunen leicht mit dieser Schrift über meinen Grad von Heterodoxie unterrichten, die in der That keinen Stein auf dem andern läßt. Gegen die Deutschen gehe ich darin in ganzer Front vor: Du wirst Dich nicht über „Zweideutigkeit“ zu beklagen haben. Diese unverantwortliche Rasse, die alle großen malheurs der Cultur auf dem Gewissen hat und in allen entscheidenden Momenten der Geschichte etwas „Andres“ im Kopfe hatte (— die Reformation zur Zeit der Renaissance; Kantische Philosophie, als eben eine wissenschaftliche Denkweise in England und Frankreich mit Mühe erreicht war; „Freiheits-Kriege“ beim Erscheinen Napoleon’s, des Einzigen, der bisher stark genug war, aus Europa eine politische und wirtschaftliche **Einheit** zu bilden —) hat heute „das Reich“, diesen Recrudescenz der Kleinstaaterei und des Cultur-Atomismus, im Kopfe, in einem Augenblicke, wo die große Werthfrage zum ersten Mal gestellt wird. Es gab nie einen wichtigeren Augenblick in der Geschichte: aber wer wüßte Etwas davon? Das Mißverhältniß, das hier zu Tage tritt, ist vollkommen nothwendig: im Augenblick, wo eine noch nie geahnte Höhe und Freiheit der geistigen Leidenschaft Besitz ergreift von dem höchsten Problem der Menschheit und für deren Schicksal die Entscheidung heraufbeschwört, muß sich die allgemeine Kleinheit und Stumpfheit um so schärfer dagegen abheben. Gegen mich giebt es durchaus noch keine „Feindschaft“: man hat einfach keine Ohren für irgend Etwas von mir, folglich weder ein Für, noch ein Wider…

Lieber Freund, lege, wenn ich bitten darf, auch noch die 500 frs. von denen Du schreibst, bei der Handwerkerbank nieder. Ich muß jetzt mit aller Kraft Ökonomie machen, um den außerordentlichen Druckkosten der nächsten drei Jahre gewachsen zu sein. (Ich nehme also an, daß die am 1. Oktober fällig gewordenen 1000 frs. jetzt ganz daselbst deponirt sind.) Ende Dezember werde ich dann freilich die 500 frs. sehr dringend nöthig haben. Mein Plan ist, bis zum 20. November hier auszuhalten (— ein etwas frostiges Vorhaben, da der Winter früh kommt!) Dann will ich nach Nizza und daselbst, mit vollkommenem Bruch aller bisherigen usances, mir die Existenz herstellen, die ich jetzt brauche. Ich habe bisweilen auch an Bastia auf

Corsica gedacht: doch fürchte ich mich, mitten in der tiefen Selbstbesinnung, die mir noth thut, vor dem Experiment und seinen Gefahren.

Herr Köselitz ist nach Berlin übergesiedelt; seine Briefe athmen die allerbeste Seelenverfassung, die man auf Erden wünschen kann. Auch geschieht Etwas für ihn: darüber einmal später. Adresse: Berlin SW. Lindenstraße 116 IV 1. —

Es grüßt Dich und Deine liebe Frau auf das Dankbarste

Dein Nietzsche

[«]

1133. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Turin> d. 19. Okt. 1888

Dies Mal hat die alte Mutter den Geburtstag des alten Geschöpfs vergessen, der, wenn ich mich nicht irre, auf den 15ten Oktober fällt. Eben traf Dein guter Brief ein, es freut mich, daß die häuslichen Sorgen ein wenig kleiner geworden sind. Hier geht es immer besser; Tag für Tag ein Wetter von vollkommen unbeschreiblicher Reinheit und Lichtfülle — ich habe noch nirgendswo einen solchen Herbst gesehn. Von den wunderbaren Trauben und andren Früchten darf ich gar nicht reden. Die Stadt großartig, aber still, mit allen ihren 300 000 Einwohnern. — Der Ofen-Fabrikant in Dresden will mir den Ofen franco Fracht und Emballage nach Turin für 24 Mark liefern, ebenfalls den Sack mit 1000 Cylindern Heizmaterial für 12 Mark franco und zollfrei bis Turin. Sehr acceptabel! —

Viel Arbeit, aber immer guter Muth!

Dein Fritz

Genau die Adresse: Torino (Italia) poste restante

Engadin hatte mich tief herunter gebracht!!!

[«]

1134. An Georg Brandes in Kopenhagen

Turin, den 20 Okt. 1888

Werther und lieber Herr,

wiederum kam ein angenehmer Wind von Norden mit Ihrem Briefe: zuletzt war es bisher der einzige Brief, der ein „gutes Gesicht“, der überhaupt ein Gesicht zu meinem Attentat auf Wagner machte. Denn man schreibt mir nicht. Ich habe selbst bei Näheren und Nächsten einen heillosen Schrecken hervorgebracht. Da ist zum Beispiel mein alter Freund Baron Seydlitz in München unglücklicher Weise gerade Präsident des Münchener Wagner-Vereins; mein noch älterer Freund der Justizrath Krug in Köln Präsident des dortigen Wagner-Vereins; mein Schwager Dr. Bernhard Förster in Südamerika, der nicht unbekannte Antisemit, einer der eifrigsten Mitarbeiter der Bayreuther Blätter; und meine verehrenswürdige Freundin Malvida von Meysenbug, die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“ verwechselt nach wie vor Wagner mit Michel Angelo…

Andrerseits hat man mir zu verstehn gegeben, ich solle auf der Hut sein vor der „Wagnerianerin“: die hätte in gewissen Fällen keine Skrupel — Vielleicht wehrt man sich, von Bayreuth aus, auf reichsdeutsche und kaiserliche Manier, durch eine Interdiktion meiner Schrift — als „der öffentlichen Sittlichkeit gefährlich“: der Kaiser ist ja in diesem Falle Partei. Man könnte selbst meinen Satz „wir kennen Alle den unaesthetischen Begriff des christlichen Junkers“ als Majestäts-Beleidigung verstehn - - -

Ihre Intervention zu Ehren der Wittwe Bizet’s hat mir großes Vergnügen gemacht. Bitte, geben Sie mir ihre Adresse; insgleichen die des Fürsten Urussow. Ein Exemplar ist an Ihre Freundin die Fürstin Dmitrievna Ténicheff abgesandt. — Bei meiner nächsten Veröffentlichung, die nicht gar zu lange mehr auf sich warten lassen wird (— der Titel ist jetzt: Götzen-Dämmerung. Oder: Wie man mit dem Hammer philosophirt) möchte ich sehr gern auch an den von Ihnen mit so ehrenden Worten mir vorgestellten Schweden ein Exemplar senden. Nur weiß ich seinen Wohnort nicht. — Diese Schrift ist meine Philosophie in nuce — radikal bis zum Verbrechen…

Über die Wirkung des Tristan hätte auch ich Wunder zu berichten. Eine tüchtige Dosis Seelen-Qual scheint mir ein ausgezeichnetes Tonicum vor einer Wagnerischen Mahlzeit. Der Reichsgerichtsrath Dr. Wiener in Leipzig gab mir zu verstehn, auch eine Karlsbader Kur diene dazu…

Ach was Sie arbeitsam sind! Und ich Idiot, der ich nicht einmal dänisch verstehe! — Daß man gerade „in Rußland wieder aufleben“ kann, glaube ich Ihnen vollkommen; ich rechne irgend ein russisches Buch, vor allem Dostoiewsky (französisch übersetzt, um des Himmels Willen nicht deutsch!!) zu meinen größten Erleichterungen.

Von Herzen und mit einem Recht, dankbar zu sein

Ihr Nietzsche

[«]

1135. An Malwida von Meysenbug in Rom

Turin, den 20 Okt. 1888.

Verehrte Freundin,

vergeben Sie mir, wenn ich noch einmal das Wort nehme: es könnte das letzte Mal sein. Ich habe allmählich fast alle meine menschlichen Beziehungen abgeschafft, aus Ekel darüber, daß man mich für etwas Andres nimmt als ich bin. Jetzt sind Sie an der Reihe. Ich sende Ihnen seit Jahren meine Schriften zu, damit Sie mir endlich einmal, rechtschaffen und naiv, erklären „ich perhorrescire jedes Wort“. Und Sie hätten ein Recht dazu. Denn Sie sind „Idealistin“ — und ich behandle den Idealismus als eine Instinkt gewordne Unwahrhaftigkeit, als ein Nichtsehn-wollen der Realität um jeden Preis: jeder Satz meiner Schriften enthält die Verachtung des Idealismus. Es giebt über der bisherigen Menschheit gar kein schlimmeres Verhängniß als diesen intellektuelle Unsauberkeit; man hat den Werth aller Realitäten entwerthet, damit, daß man eine „ideale Welt“ erlog… Verstehn Sie nichts von meiner Aufgabe? Was es heißen will „Umwerthung aller Werthe“? Warum Zarathustra die Tugendhaften als die verhängnißvollste Art Mensch ansieht? weshalb er der Vernichter der Moral sein muß? — haben Sie vergessen, daß er sagt „zerbrecht, zerbrecht mir die Guten und Gerechten?“ —

— Sie haben sich — Etwas, das ich nie verzeihe — aus meinem Begriff „Übermensch“ wieder einen „höheren Schwindel“ zurechtgemacht, Etwas aus der Nachbarschaft von Sybillen und Propheten: während jeder ernsthafte Leser meiner Schriften wissen muß, daß ein Typus Mensch, der mir nicht Ekel machen soll, gerade der Gegensatz-Typus zu den Ideal-Götzen von Ehedem ist, einem Typus Cesare Borgia hundert Mal ähnlicher als einem Christus. Und wenn Sie gar, in meiner Gegenwart, den ehrwürdigen Namen Michel Angelo in Einem Athem mit einer durch und durch unsauberen und falschen Creatur wie Wagner in den Mund nehmen, so erspare ich Ihnen und mir das Wort für mein Gefühl dabei. — Sie haben sich, in Ihrem ganzen Leben, fast über Jedermann getäuscht: nicht wenig Unheil, auch in meinem Leben, geht darauf zurück, daß man Ihnen Vertrauen schenkt und daß Ihr Unheil absolut unvertrauenswürdig ist. Zuletzt vergreifen Sie sich zwischen Wagner und Nietzsche! — Und indem ich das schreibe, schäme ich mich, meinen Namen in diesen Nachbarschaft gebracht zu haben. — Also Sie haben nichts von dem Ekel begriffen, mit dem ich, mit allen anständigen Naturen, vor 10 Jahren Wagnern den Rücken kehrte, als der Schwindel, mit den ersten Bayreuther Blättern, handgreiflich wurde? Ihnen ist die tiefe Erbitterung unbekannt, mit der ich, gleich allen rechtschaffnen Musikern, diese Pest der Wagnerischen Musik, diesen durch sie bedingte Corruption der Musiker, immer weiter um sich greifen sehe? Sie haben nichts davon gemerkt, daß ich, seit zehn Jahren, eine Art Gewissensrath für deutsche Musiker bin, daß ich an allen möglichen Stellen wieder die artistische Rechtschaffenheit, den vornehmen Geschmack, den tiefsten Haß gegen die ekelhafte Sexualität der Wagnerischen Musik angepflanzt habe? daß der letzte klassische Musiker, mein Freund Köselitz, aus meiner Philosophie und Erziehung stammt? — Sie haben nie ein Wort von mir verstanden, nie einen Schritt von mir verstanden: es hilft nichts; darüber müssen wir unter uns Klarheit schaffen, — auch in diesem Sinn ist der „Fall Wagner“ für mich noch ein Glücksfall — —

Friedrich Nietzsche.

[«]

1136. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Turin, 26. Oktober 1888>

Nur ein Kärtchen, meine gute Mutter, damit Du wieder ein Lebenszeichen von mir in die Hände bekommst. Es war gar kein Grund, Dich so zu erschrecken: das macht nichts unter uns. Hoffentlich giebt es bei Dir jetzt auch einen so herrlichen sonnigen Herbst: ich wenigstens habe ein schöneres Wetter überhaupt noch nirgends wo erlebt. Unter diesen Umständen geht Alles glücklich vorwärts; nicht die geringste Ermüdung oder Beschwerde. Der Ofen ist bestellt, doch nicht der ganz kleine, die nächste Nummer. Mein Wirth hat mir angeboten, für den Fall, daß ich Ende Winters ihn nicht behalten wollte, mir die Hälfte dessen, was er mir koste, zu zahlen. Es grüßt und umarmt Dich Dein altes Geschöpf.

[«]

1137. An Heinrich Köselitz in Berlin

Turin, d. 30. Okt. 88.

Lieber Freund,

ich sah mich eben im Spiegel an, — ich habe nie so ausgesehn. Exemplarisch gut gelaunt, wohlgenährt und zehn Jahre jünger als es erlaubt wäre. Zualledem bin ich, seitdem ich Turin zur Heimat gewählt habe, sehr verändert in den honneurs, die ich mir selber erweise, — erfreue mich zum Beispiel eines ausgezeichneten Schneiders und lege Werth darauf, überall als distinguirter Fremder empfunden zu werden. Was mir auch zum Verwundern gelungen ist. Ich bekomme in meiner Trattoria unzweifelhaft die besten Bissen, die es giebt: man macht mich immer aufmerksam, was gerade besonders gelungen ist. Unter uns, ich habe bis heute nicht gewußt, was mit Appetit essen ist; ebensowenig, was ich nöthig habe, um bei Kräften zu sein. Meine Kritik der Winter in Nizza ist jetzt sehr herbe: unzureichende und gänzlich gerade mir unzuträgliche Diät. Dasselbe, vielleicht verstärkt, gilt, es hilft nichts, lieber Freund! von Ihrem Venedig. Ich esse hier mit der allerheitersten Verfassung an Seele und Eingeweide, gut vier Mal so viel wie in Panada. — Auch sonst ist Nizza die reine Thorheit gewesen. Landschaftlich ist Turin mir in einer Weise mehr sympathisch als dies kalkige baumarme und stupide Stück Riviera, daß ich mich gar nicht genug ärgern kann, so spät davon loszukommen. Ich sage kein Wort von der verächtlichen und feilen Art Mensch daselbst, — die Fremden nicht ausgenommen. Hier kommt Tag für Tag mit gleicher unbändiger Vollkommenheit und Sonnenhelle herauf: der herrliche Baumwuchs in glühendem Gelb, Himmel und der große Fluß zart blau, die Luft von höchster Reinheit — ein Claude Lorrain, wie ich ihn nie geträumt hatte, zu sehn. Früchte, Trauben in braunster Süße — und billiger als in Venedig! In allen Stücken finde ich <es> hier lebenswerth. Der Café in den ersten Cafés, ein kleines Kännchen, von merkwürdiger Güte, sogar erster Güte, wie ich sie noch nicht fand, 20 ct. — und man zahlt in Turin nicht Trinkgelder. Mein Zimmer, erste Lage im Centrum, Sonne von früh bis Nachmittag, Blick auf den palazzo Carignano, die piazza Carlo Alberto und darüber weg auf die grünen Berge — monatlich 25 frs.

mit Bedienung, auch Stiefelputzen. In der Trattoria zahle ich für jede Mahlzeit 1 fr. 15 und lege, was entschieden als Ausnahme empfunden wird, noch 10 ct. bei. Dafür habe ich ganz große Portion minestra sei es trocken, sei es in Bouillon: allergrößte Auswahl und Abwechslung, und die italienischen Mehlfabrikate alle von erster Güte (— ich lerne hier erst die großen Unterschiede) Dann ein ausgezeichnetes Stück zartes Fleisch, vor Allem Kalbsbraten, den ich nirgends so gegessen habe, mit einem Gemüse dazu, Spinat usw. Drei Brödchen, hier sehr schmackhaft, für den Liebhaber die grissini, die ganz dünnen Brodröhrchen, die Turinischer Geschmack sind. — Ein Ofen ist bestellt, aus Dresden: wissen Sie, Carbon-Natron-Heizung — ohne Rauch, folglich ohne Schornstein. Insgleichen lasse ich aus Nizza meine Bücher kommen. Es ist übrigens wundervoll mild, auch die Nächte. Mein Frostgefühl, von dem ich schrieb, hat nur interne Gründe. Es war übrigens sofort wieder in Ordnung. —

Mit Ihrem Brief haben Sie mir eine große Freude gemacht. Im Grunde habe ich's nicht annähernd von irgend Jemand erlebt, zu hören, wie stark meine Gedanken wirken. Die Neuheit, der Muth der Neuerung ist wirklich ersten Rangs: — was die Folgen betrifft, so sehe ich jetzt mitunter meine Hand mit einigem Mißtrauen an, weil es mir scheint, daß ich das Schicksal der Menschheit „in der Hand" habe. — Sind Sie zufrieden, daß ich den Schluß mit der Dionysos-Moral gemacht habe? Es fiel mir ein, daß diesen Reihe Begriffe um keinen Preis in diesem Vademecum meiner Philosophie fehlen dürfe. Mit den paar Sätzen über die Griechen darf ich Alles herausfordern, was über sie gesagt ist. — Zum Schluß jene Hammer-Rede aus dem Zarathustra — vielleicht, nach diesem Buche, hörbar… Ich selbst höre sie nicht ohne einen eiskalten Schauder durch den ganzen Leib.

Das Wetter ist so herrlich, daß es gar kein Kunststück ist, etwas gut zu machen. An meinem Geburtstag habe ich wieder Etwas angefangen, das zu gerathen scheint und bereits bedeutend avancirt ist. Es heißt **Ecce homo**. Oder Wie man wird, was man ist. Es handelt, mit einer großen Verwegenheit, von mir und meinen Schriften: ich habe nicht nur damit mich vorstellen wollen vor dem ganz unheimlich solitären Akt der Umwerthung, — ich möchte gern einmal eine Probe machen, was ich bei den deutschen Begriffen von Preßfreiheit eigentlich risquiren kann. Mein Argwohn ist, daß man das erste Buch der Umwerthung auf der Stelle confiscirt, — legal mit allerbestem Recht. Mit diesem „Ecce homo" möchte ich die Frage zu einem derartigen

Ernste, auch Neugierde steigern, daß die landläufigen und im Grunde vernünftigen Begriffe über das Erlaubte hier einmal einen Ausnahmefall zuließen. Übrigens rede ich von mir selber mit aller möglichen psychologischen „Schläue“ und Heiterkeit, — ich möchte durchaus nicht als Prophet, Unthier und Moral-Scheusal vor die Menschen hintreten. Auch in diesem Sinne könnte dies Buch gut thun: es verhütet vielleicht, daß ich mit meinem Gegensatz verwechselt werde. —

Auf Ihre Kunstwart-Humanität bin ich sehr neugierig. Wissen Sie eigentlich, daß ich Herrn Avenarius im Sommer einen extrem groben Brief geschrieben habe, wegen der Art, mit der sein Blatt Heinrich Heine fallen ließ? — Grobe Briefe — bei mir das Zeichen von Heiterkeit…

Es grüßt Sie auf das Herzlichste, mit lauter unaussprechbaren Neben-, Hinter- und Vorder-Wünschen (— „Eins ist nothwendiger, als das Andre“: also sprach Zarathustra)

N.

[«]

1138. An Malwida von Meysenbug in Rom

<Turin,> 5. n. 88.

Warten Sie nur ein wenig, verehrteste Freundin! Ich liefere Ihnen noch den Beweis, daß „Nietzsche est toujours haïssable“. Ohne allen Zweifel, ich habe Ihnen Unrecht gethan: aber da ich diesen Herbst an einem Überfluß von Rechtschaffenheit leide, so ist es mir eine wahre Wohlthat, Unrecht zu thun…

Der „Immoralist“.

[«]

1139. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Turin, den 6. November 1888

Geehrter Herr Verleger,

wundern Sie sich jetzt über Nichts mehr bei mir! Zum Beispiel, daß wir, sobald die Götzen-Dämmerung in jedem Sinne erledigt ist, sofort einen neuen

Druck beginnen müssen. Ich habe mich vollkommen davon überzeugt, noch eine Schrift nöthig zu haben, eine im höchsten Grade vorbereitende Schrift, um nach Jahresfrist ungefähr mit dem ersten Buche der Umwerthung hervortreten zu können. Es muß eine wirkliche Spannung geschaffen sein — im andern Falle geht es wie beim Zarathustra. Nun war ich die letzten Wochen auf das Allerglücklichste inspirirt, Dank einem unvergleichlichen Wohlbefinden, das einzig in meinem Leben dasteht, Dank insgleichen einem wunderbaren Herbst und dem delikatesten Entgegenkommen, das ich in Turin gefunden habe. So habe ich eine extrem schwere Aufgabe — nämlich mich selber, meine Bücher, meine Ansichten, bruchstücksweise, so weit es dazu erfordert war, mein Leben zu erzählen — zwischen dem 15. Okt. und 4. November gelöst. Ich glaube, das wird gehört werden, vielleicht zu sehr… Und dann wäre Alles in Ordnung. —

Nun die Frage der Herstellung. Meine Absicht ist, diesem Werke bereits die Form und Ausstattung zu geben, die jenes Hauptwerk haben soll, zu dem es in jedem Sinne eine lange Vorrede darstellt. Hören Sie nun, werthester Herr Verleger, was ich in Vorschlag bringe.

Das gleiche Format, wie das der letzten Schriften. Die Spatien zwischen den Zeilen exakt wie in dem Vorwort vom „Fall Wagner“ und der „Götzen-Dämmerung“. Die Zahl der Zeilen 29. Keine Linie um den Text; dagegen die Zeile breiter. Das Papier nicht anders als das der letzten zwei Schriften. — Würde es Ihnen gefällig sein, mir einen Probedruck einer derartigen Seite einmal zuzusenden, damit ich sie mit Augen sehe? Nehmen Sie irgend ein Manuscript-Stück der Götzen-Dämmerung, das eine ganze Seite füllt, dazu! — Die neue Schrift heißt:

Ecce homo
Wie man wird, was man ist.

Mit freundlichstem Gruß
Ihr Nietzsche

[«]

1140. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Turin, 7. November 1888>

Geehrter Herr Verleger,

eben habe ich einen Brief an Sie abgeschickt, da kommt einer aus Basel an mich an, von Herrn Carl Spitteler, der sehr erbaut und dankbar für den „Fall Wagner“ ist. Er hat eine Arbeit darüber im „Bund“ drucken lassen oder läßt sie eben drucken. Dabei schreibt er, Dr. V. Widmann, Redakteur des Bund, sei betrübt, daß ich ihm die Schrift nicht gesandt habe. Thun wir also ein Übriges, es gefällt mir sehr, wenn man gerade in der Schweiz mich nicht in Stich läßt. Auch bin ich das Gegentheil einer nachträgerischen Natur. Bitte, ein Exemplar an die Redaktion des Bund!

Ihr Nietzsche

Die Nouvelle Revue bringt einen Artikel, meldet man mir aus Paris.

[«]

1141. An Carl Spitteler in Basel

<Turin, um den 10. November 1888>

Werther und lieber Herr,

sehr erbaut, in diesem „Falle“ Ihr Ja auf meiner Seite zu haben, da es dies Mal ein paar Gründe zuviel für mich giebt, die Stimmen nicht zu zählen, sondern zu wägen.. Eben kündigt man mir auch von Paris aus eine bevorstehende Besprechung der Schrift an: in der Nouvelle Revue. Da habe ich aufrichtig etwas Angst… Das Ja aus der Nachbarschaft von Madame Adam compromittirt. —

Daß ich die Schrift nicht an Herrn Dr. Widmann gesandt habe, hatte seinen Grund in der Befürchtung, dieselbe möchte ihn in seinen Sympathien für J. Brahms verletzen. Da ich aber Ihren Worten entnehmen zu können glaube, er habe sie erwartet, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, sie unverzüglich in seine Hände zu liefern.

Was der „Kunstwart“ darüber bringen wird, macht mich neugierig. — Nicht wahr, Sie erweisen mir den Dienst und senden sowohl „Basler Nachrichten“ als „Bund“ nach der gelobten Stadt Turin!

Ihr
aufrichtig ergebener
Nietzsche

[«]

1142. An Heinrich Köselitz in Berlin

Torino, via Carlo Alberto 6^{III}.
<13. November 1888.>

Lieber Freund,

Ihr letzter Brief gab mir, unter Anderem, einen Seufzer über meine Dummheit ein; ich hätte, mit nur einiger Feinheit, wissen müssen, daß, um Ihres Besuchs in Turin nicht verlustig zu gehn, das Wort „Turin“ ein Paar Briefe lang verboten war. Sie unterschätzen, was mir, unter allen übrigen „Glücksgütern“, hier abgeht — und nicht — nur hier, sondern überall, — und nicht nur seit gestern, sondern seit mehr als einem Jahre: il mio maestro Pietro Gasti. Als Sie neulich eine gewisse Linie Noten mit Aurora-mäßigen Rosenfingern in einen Brief hineinschrieben, war ich ganz einfach neidisch — ich werde mich hüten, zu sagen, auf wen oder was…

Der Herbst ist zu Ende, — er hat in einer für Turiner selbst überraschenden Gleichmäßigkeit von Anfang Oktober bis weit in den November hinein seine goldene Schönheit Tag für Tag da capo gespielt. Jetzt ist es ein wenig düster, die Luft nicht zu kalt; seltsam, wie gut der Farbenton den alten palazzi steht. Für mein Befinden wage ich zu behaupten, daß es so beinahe wohlthätiger als die bewußte Reihe von „schönen Tagen“ ist, mit denen sogar ein Goethe schlecht fertig zu werden wußte. — Nun, keine Lästerung! denn ich bin gut mit ihnen fertig geworden, — zu gut selbst… Mein „**Ecce homo**. Wie man wird, was man ist“ sprang innerhalb des 15. Oktobers, meines allergnädigsten Geburtstags und -Herrn, und dem 4. November mit einer antiken Selbstherrlichkeit und guten Laune hervor, daß es mir zu wohlgerathen scheint, um einen Spaaß dazu machen zu dürfen. Die letzten Partien sind übrigens bereits in einer Tonweise gesetzt, die den Meistersingern abhanden gekommen sein muß, „die Weise des Weltregierenden“… Das Schlußcapitel hat die unerquickliche Überschrift: Warum ich ein Schicksal bin. Daß dies nämlich der Fall ist, wird so stark bewiesen, daß man am Schluß vor mir als „Larve“ und „fühlende Brust“ sitzen bleibt…

Besagtes Manuscript hat bereits den Krebsgang nach der Druckerei angetreten. Für die Ausstattung habe ich dies Mal dasselbe „beliebt“, wie für die „Umwerthung“: zu der es eine feuerspeiende Vorrede ist. —

Herr Carl Spitteler hat sein Entzücken über den „Fall“ im Bund ausgesprudelt: er hat erstaunlich zutreffende Worte, — er gratulirte mir auch brieflich dazu, daß ich bis an’s Ende gegangen sei: er scheint die Gesammt-Bezeichnung unsrer modernen Musik als décadence-Musik für eine kulturhistorische Feststellung ersten Rangs zu halten. Übrigens hatte er sich zuerst an den „Kunstwart“ gewendet. — Von Paris aus wird mir ein Aufsatz in der revue nouvelle in Aussicht gestellt. Auch eine St. Petersburger Beziehung hat sich daraufhin angeknüpft: Fürstin Anna Dmitrievna Ténicheff. — Dr. Brandes schreibt, daß der größte schwedische Schriftsteller, „ein wahres Genie“, August Strindberg, ganz für mich eingenommen ist. Dieser Tage trifft die Adresse der charmanten Wittwe Bizet’s bei mir ein, der eine Freude mit der Zusendung meiner Schrift zu machen ich sehr ersucht werde. —

Unsre wunderbaren Weiblein von der Turiner Aristokratie haben für Januar einen concorso di bellezza ausgedacht: sie sind ganz übermüthig geworden, als die Bilder der erstgekrönten Schönheiten in Spaa hier anlangten. Ich sah, im Frühling schon, einen derartigen concours in Porträts, bei der letzten Ausstellung: worin sie sich offenbar aller Welt überlegen fühlen, das ist der Busento, der mit vollkommner Naivetät dem Maler anvertraut wird. Unsre neue Mitbürgerin, die schöne Laetitia Bonaparte, jüngst mit dem Duca d’Aosta vermählt und hier residirend, wird jedenfalls bei der Partie sein.

Es grüßt Sie mit der Bitte, die ersten Worte meines Briefs tragisch zu nehmen, Ihr Freund

Nietzsche.

[«]

1143. An Franz Overbeck in Basel

Torino, via Carlo Alberto 6, III am 13. Nov. 1888.

Lieber Freund,

der Ausnahmefall des 16. November mag es entschuldigen, wenn ich meinem letzten Briefe heute schon einen Brief nachschicke. Vielleicht seid Ihr schon im Winter: wir sind es beinahe, — die nächsten Berge haben schon eine leichte Perrücke. Hoffentlich wird der Winter entsprechend wie der Herbst gewesen ist: wenigstens hier war er ein wahres Wunder von Schönheit und Lichtfülle, — ein

Claude Lorrain in Permanenz. Ich habe über den ganzen Begriff „schönes Wetter“ umgelernt und denke mit Erbarmen an meine stupide Anhänglichkeit an Nizza. — Meine Bücher, die ich dort gelassen habe, sind bereits unterwegs nach Turin. Bei diesem Anlaß erfuhr ich, daß in der pension de Genève meine lustige Tischnachbarin von Ehedem, Frau von Brandeis, eingetroffen ist. — Auch der Carbon-Natron-Ofen ist unterwegs, zu sehr honnetten Preisen, wie ich es dem Dresdener Nieske zu Ehren sagen muß. Ein paar süperbe englische Winter-Handschuhe habe ich mir heute gekauft. — Beim besten Willen, alter Freund Overbeck, gelingt es mir nicht, Dir etwas Schlimmes von mir zu erzählen. Es geht fort und fort in einem tempo fortissimo der Arbeit und der guten Laune. Auch behandelt man mich hier comme il faut, als irgend etwas extrem Distinguirtes, es giebt eine Art, mir die Thüre aufzumachen, die ich noch nirgends wo erlebt habe. Zugegeben, daß ich nur sehr gute Orte besuche, auch mich eines klassischen Schneiders erfreue. — Wir hatten dieser Tage den düstern Pomp eines großen Begräbnisses, an dem ganz Italien betheiligt war: der Conte Robilant, der verehrteste Typus des Piemonteser Adels, übrigens leiblicher Sohn des König Carlo Alberto, wie man hier weiß. An ihm hat Italien einen Premier verloren, der nicht zu ersetzen ist. — Etwas Heiteres dicht nebenbei: Die Schönheiten der Turiner Aristokratie sind ganz übermüthig geworden, als die Bilder der erstgekrönten Schönheiten in Spaa hier anlangten. Sie haben sofort für den Januar auch einen concorso di bellezza in’s Auge gefaßt — ich glaube, sie haben alles Recht dazu! Ich sah, bei der Frühlings-Ausstellung, bereits einen solchen concours in Portraits vor mir. Auch unsre neue Turinerin, die princesse Laetitia Buonaparte, neuvermählt mit dem duc d’Aosta wird mit Vergnügen bei der Partie sein. — Ich habe inzwischen für meinen „Fall Wagner“ wahre Huldigungsschreiben bekommen. Man nennt die Schrift nicht nur ein psychologisches Meisterstück ersten Ranges, auf einem Gebiete, wo Niemand überhaupt bisher Augen gehabt hat — in der Psychologie der Musiker; man nennt die Aufklärung über den décadence-Charakter unserer Musik überhaupt ein culturhistorisches Ereigniß, Etwas, das Niemand außer mir gekonnt hätte: die Worte über Brahms seien das Äußerste von psycholog. Sagacität. — Hr. Spitteler hat in der Donnerstag-Nummer des „Bund“ sein Entzücken ausgedrückt, Herr Köselitz im „Kunstwart“; aus Paris meldet man mir einen Artikel in der Nouvelle Revue als bevorstehend. — Auch sonst gute Nachrichten. Der größte schwedische Schriftsteller, „ein wahres Genie“, wie Dr. Brandes schreibt, August Strindberg, hat sich inzwischen ganz für mich erklärt; auch die Petersburger Gesellschaft sucht Beziehungen zu mir herzustellen, sehr erschwert durch das Verbot meiner Schriften (Fürst Urussow, Fürstin Anna Dimitrievna Ténicheff) Endlich die charmante Wittwe Bizet's!…

Der Druck der „**Götzen-Dämmerung**. Oder: wie man mit dem Hammer philosophirt“ ist beendet; das Manuscript des „**Ecce homo**. Wie man wird, was man ist“ ist bereits in der Druckerei. — Letzteres, von absoluter Wichtigkeit, giebt einiges Psychologische und selbst Biographische über mich und meine Litteratur: man wird mich mit Einem Male zu sehn bekommen. Der Ton der Schrift heiter und verhängnißvoll, wie Alles, was ich schreibe. — Ende nächsten Jahres erscheint dann das erste Buch der Umwerthung. Es liegt fertig da. —

Mit dem allerherzlichsten Glückwunsch für Dein Wohl an Leib und Seele Dein

Nietzsche

[«]

1144. An Meta von Salis auf Marschlins

Turin, den 14. Nov. 88

Verehrtes Fräulein,

da ich fortdauernd an einem kleinen Überfluß von guter Laune und andern Glücksgütern leide, so dürfen Sie mir einen völlig sinnlosen Brief wohl nachsehen. Bis jetzt ist Alles besser als gut gegangen; ich habe meine Last gewälzt, wie als ob ich von Natur ein „unsterblicher“ Lastträger wäre. Nicht nur, daß das erste Buch der Umwerthung schon am 30. September zu Ende kam, inzwischen hat sich ein sehr unglaubliches Stück Litteratur, das den Titel führt „Ecce homo. Wie man wird, was man ist“ — auch schon wieder mit Flügeln begabt und flattert, wenn mich nicht Alles täuscht, in der Richtung von Leipzig… Dieser homo bin ich nämlich selbst, eingerechnet das ecce; der Versuch, über mich ein wenig Licht und Schrecken zu verbreiten, scheint mir fast zu gut gelungen. Das letzte Capitel hat zum Beispiel die unerquickliche Überschrift: warum ich ein Schicksal bin. Daß dies nämlich der Fall ist, wird dermaßen stark bewiesen, daß man, am Schluß, bloß noch als „Larve“, bloß noch als „fühlende Brust“ vor mir sitzen bleibt. — Daß es einiger Aufklärung über mich bedarf, bewies mir jüngst noch der Fall Malvida. Ich sandte ihr, mit einer kleinen Bosheit im Hintergrunde, vier Exemplare des

„Falls Wagner“, mit dem Ersuchen, für eine gute französische Übersetzung einige Schritte zu thun. „Kriegserklärung“ an mich: Malvida gebraucht diesen Ausdruck. —

Ich habe, unter uns, mich noch einmal mehr davon überzeugt, daß der berühmte „Idealismus“ in diesem Falle im Grunde eine extreme Form der Unbescheidenheit ist, — „unschuldig“, wie es sich von selbst versteht. Man hat sie immer mitreden lassen und, wie mir scheint, hat ihr Niemand gesagt, daß sie mit jedem Satze nicht nur irrt, sondern lügt… Das machen ja die „schönen Seelen“ so, die die Realität nicht sehen dürfen. Verwöhnt, durch ihr ganzes Leben hindurch, sitzt sie zuletzt, wie eine kleine komische Pythia, auf ihrem Sopha und sagt „Sie irren sich über Wagner! Das weiß ich besser! Genau dasselbe, wie Michel Angelo“ — Ich schrieb ihr darauf, daß Zarathustra die Guten und Gerechten abschaffen wolle, weil sie immer lügen. Darauf antwortete sie, sie stimme mir darin völlig bei, denn es gäbe so wenig Wirklich-Gute…

Und das hat mich zeitweilig vor Wagnern vertheidigt! — Turin ist kein Ort, den man verläßt. Ich habe Nizza ad acta gelegt, insgleichen den romantisme eines korsischen Winters (— es lohnt sich zuletzt nicht mehr, die Herrn Banditen sind wirklich abgeschafft, sogar die Könige, die Bellacoscia) — Der Herbst war hier ein Claude Lorrain in Permanenz, — ich fragte mich oft, ob so Etwas auf Erden möglich sei. Seltsam! gegen die Sommer-Misère da oben gab es also wirklich eine Ausgleichung. Da haben wir’s: der alte Gott lebt noch…

— Auch ist man hier sehr delikat gegen mich, meine Lage hat sich gegen die des Frühlings in einem unausrechenbaren Grade verbessert. — Von meiner Gesundheit wage ich gar nicht mehr zu reden: das ist ein überwundener Standpunkt. — Die noch im Engadin fertig gewordene Schrift, die radikalste vielleicht, die es giebt, führt jetzt den Titel:

Götzen-Dämmerung
Oder:
wie man mit dem Hammer philosophirt.

Der Druck ist beendet. — Erwäge ich, was ich Alles zwischen dem 3 Sept. und 4 November verbrochen habe, so fürchte ich, daß allernächst die Erde zittert. Dies Mal in Turin; vor zwei Jahren, als ich in Nizza war, wie billig, in Nizza. In der That meldete der letzte Observatoriumsbericht von gestern bereits eine leichte Oscillation…

Wir hatten den düsteren Pomp eines großen Begräbnisses. Einer der verehrenswürdigsten Piemontesen, der Conte di Robilant, wurde zu Grabe getragen;

ganz Italien war in Trauer. Es hat einen Premier verloren, den man mit Ungeduld erwartete — und den Niemand ersetzt.

Mit ausgezeichneter Ergebenheit
Ihr
Nietzsche.

Herr Spitteler hat im „Bund“ einen Schrei des Entzückens über den „Fall“ ausgestoßen. —

[«]

1145. An Elisabeth Förster (Entwurf)

<Turin, Mitte November 1888>

Meine Schwester!

Ich habe Deinen Brief empfangen und nachdem ich ihn mehrere Male gelesen habe, sehe ich mich in die ernste Nothwendigkeit versetzt, von Dir Abschied zu nehmen. Jetzt, wo sich mein Schicksal entschieden hat, empfinde ich jedes Deiner Worte an mich mit verzehnfachter Schärfe: Du hast nicht den entferntesten Begriff davon, nächstverwandt mit dem Menschen und Schicksal zu sein, in dem sich die Frage von Jahrtausenden entschieden hat, — ich habe, ganz wörtlich geredet, die Zukunft der Mh. in der Hand. Ich kenne die menschliche Natur und bin unsäglich fern davon, in irgend einem einzelnen Falle zu verurtheilen, was das Verhängniß der Menschheit überhaupt ist; mehr noch: ich verstehe, wie gerade Du, aus vollkommner Unmöglichkeit, die Dinge zu sehn, in denen ich lebe, fast in den Gegensatz von mir hast flüchten müssen. Was mich dabei beruhigt, ist, zu denken, daß Du es auf Deine Weise gut gemacht hast, daß Du Jemanden hast, den Du liebst und der Dich liebt, daß von Dir eine bedeutende Aufgabe zu erfüllen bleibt, der Dein Vermögen sowohl wie Deine Kraft geweiht ist, — endlich, was ich nicht verschweigen will, daß eben diesen Aufgabe Dich etwas fern weg von mir geführt hat, so daß die nächsten chocs dessen, was sich jetzt vielleicht mit mir begiebt, Dich nicht erreichen. — Das Letzte wünsche ich um Deinetwillen: ich bitte vor Allem inständig darum, Dich von keiner freundlichen und in diesem Falle gerade gefährlichen Neugierde verführen zu lassen, die Schriften, die jetzt von mir herauskommen, zu lesen. Dergleichen könnte Dich über alle Maßen verwunden — und mich, in dieser Vorstellung, noch dazu… In diesem Sinne bedaure ich selbst die Schrift gegen Wagner an Dich abgeschickt zu haben, die, inmitten der ungeheuren Spannung, in der ich lebe, eine wahre Wohlthat für mich war — als ein honnettes Duell eines Psychologen mit einem frommen Verführer, den Niemand leicht als solchen erkennt.

Zu aller Beruhigung will ich von mir selber soviel sagen, daß mein Befinden ausgezeichnet ist, von einer Festigkeit und Geduld, wie ich in meinem ganzen früheren Leben keine Stunde gehabt habe; daß das Schwerste mir leicht wird, daß Alles geräth, was ich unter die Hände nehme. Die Aufgabe, die auf mir liegt, ist trotzdem meine Natur — so daß ich jetzt erst einen Begriff von dem habe, was mein mir vorbestimmtes Glück war. Ich spiele mit der Last, welche jeden Sterblichen zerdrücken würde… Denn das, was ich zu thun habe, ist furchtbar, in jedem Sinne des Wortes: ich fordre nicht Einzelne, ich fordre die Menschheit mit meiner entsetzlichen Anklage als Ganzes heraus; wie auch die Entscheidung fällt, für mich oder gegen mich, in jedem Fall haftet unsäglich viel Verhängniß an meinem Namen… Indem ich Dich von Herzen bitte, in diesem Brief keine Härte, sondern das Gegenstück dazu zu sehn, eine wirkliche Humanität, die sich bemüht, überflüssigem Unheil vorzubeugen, empfehle ich mich auch über die Notwendigkeit hinweg, Deiner Liebe…

Dein Bruder.

[«]

1146. An Franziska Nietzsche in Naumburg

Adresse: Torino (Italia), via Carlo Alberto 6^{III}.
<17. November 1888>

Meine alte Mutter,

— dies ist der merkwürdigste Zufall, den es geben kann. Mein Verstand stand einen Augenblick still. Stelle Dir vor, daß ich eben im Begriff bin, Dich um die Abschrift einer Stelle aus den gesammelten Werken Wagners zu bitten: Band 7, in dem ein Brief Wagners an mich steht. Davon wollte ich den letzten Satz haben, den ich einer bestimmten Arbeit wegen nöthig habe. Der Brief enthält diesen Satz: jene dritte Seite, die Dir solches Vergnügen gemacht hat. Vollkommen mährchenhaft! —

Es macht mir große Freude, von der wesentlichen Existenz-Verbesserung meines Onkel Oskar zu hören; noch mehr, daß es mir erlaubt ist, ihm ein wenn auch bescheidenes Zeichen meiner Anhänglichkeit zu geben. Ich bitte ihn sehr darum, sich den Frak „anzuhängen“, — ich habe nie daran gedacht, daß ihm noch eine so würdige Zukunft beschieden sein würde. —

(Daß ich meine Kleider verkaufe wie ein alter Jude, darfst Du mir nicht zumuthen, meine gute Mutter. —)

Zu meinem Bedauern fehlt das Couvert des curiosen Briefs: ich habe nicht die entfernteste Ahnung, woher er kommt. Hättest Du den Poststempel mir lieber mitgetheilt, statt der Wanderung von Ort zu Ort, so wäre ich schon auf der Spur. Es muß ein genauer Bekannter sein, darauf weist der Scherz in der Adresse „Röcken bei Lützen“ hin. Kommt er nicht aus Wien? —

Der Ofen ist also, wie ich Deinem Briefe entnehme, von Herrn Kürbitz bezahlt? Es war alles zusammen 68 Mark. Schreibe mir doch im nächsten Brief ausdrücklich, daß die Sache abgemacht ist. Die Sendung an mich konnte erst nach Zahlung abgehn. — Bis jetzt sind die zwei großen Säcke Heizmaterial angekommen, nebst 4 Kästchen Anzünder. An der Kälte habe ich noch mäßig gelitten, ein paar regnerische Tage abgerechnet: da ist man immer empfindlicher. Jetzt ist es wieder schön mild, sogar die Nacht. Das Kälteste war ein einziger Oktobertag, wo wir zwar nicht den Gefrierpunkt, aber beinahe erreichten. Gleich darauf wieder wonnevolle Herbsttage. — Deine Muß-Geschichte im großen Stile hat mir Vergnügen gemacht, ich stimme Dir bei, daß es etwas Gutes ist, — es hält den Kopf und vielleicht auch den Leib frei. Wir sind immer noch im Überfluß der schönsten Trauben: das Pfund allererste Qualität 24 Pfennige nach Eurem Geld. Die Ernährung ist über alle Maßen gut und zuträglich. Man lebt nicht umsonst im Lande der allerberühmtesten Viehzucht und zwar in dessen königl. Residenz. Die Zartheit des Kalbfleisches ist einfach für mich etwas Neues, insgleichen das von mir hochgeschätzte delikate Lammfleisch. Und welche Zubereitung! welche solide, saubere, sogar raffinirte Küche! Ich habe bis jetzt nicht gewußt, was guter Appetit ist: aufrichtig, ich esse 4 mal so viel wie in Nizza, zahle weniger und habe noch nie eine Magenbeschwerde gehabt. Zugegeben, daß man mich, hierin und in andern Dingen, auszeichnet; ich bekomme entschieden die besten Bissen. Aber das ist überall der Fall, wo ich hier verkehre: man nimmt mich für etwas sehr Distinguirtes, Du würdest Dich selber erstaunen, wie stolz und voll Haltung Dein altes Geschöpf hier einherwandelt. Gegen Nizza hat sich Alles gerade umgedreht. — Ein leichter Paletot, mit blauer Seide gefüttert, genügt einstweilen über meinem Gesellschafts-Anzug vollkommen. Der dicke, immer noch ganz ordentliche Überzieher von Hillebrand kommt erst diesen Winter zu Ehren. Zwei Paar Schuhe mit Schnüren. Ungeheure englische Winter-Handschuh. Eine goldne Brille (nicht unterwegs). Jetzt kannst Du Dir das alte Geschöpf vorstellen.

In Liebe
F.

Suche die Stelle und schreibe, von welchem Tag der Brief ist (— er erschien in der Norddeutschen Zeitung)

— Ich vergaß die Chamäleons unter meinem Prunke: sie sind hier ganz fremd, — um so besser!

[«]

1147. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Turin, den 18. November 1888

Werther Herr Verleger,

Sie haben die Auszeichnung, die Werke des ersten Menschen aller Jahrtausende in Verlag zu haben. Daß Sie einer alten Gans wie Pohl erlauben können, über mich zu reden, gehört zu den Dingen, die nur in Deutschland möglich sind. Glauben Sie nicht, daß ich dergleichen lese: man schreibt mir eben wörtlich aus Leipzig „die Einbildung Pohls, mit seinem beschränkten Artikel Etwas gegen Ihr Weltgericht gethan zu haben ist urkomisch.“ — Ich bekomme von allen Seiten wahre Huldigungs-Schreiben, wie über ein Meisterstück psychologischer Sagacität, das nicht seines Gleichen hat, wie eine wahre Erlösung von einem gefährlichen Mißverständniß… Fragen Sie doch Herrn von Bülow, was er darüber denkt. — Und der Verleger des „Zarathustra“ nimmt gegen mich Partei? —

In aufrichtiger Verachtung
Nietzsche.

[«]

1148. An Heinrich Köselitz in Berlin

Turin, den 18. Nov. 1888

Lieber Freund,

Ihr Brief hat Folgen — ich fühle Etwas wie einen Blitz… Sofort lief ein kleines Handschreiben an Fritzsch ab, mit der Unterschrift „in aufrichtiger Verachtung Nietzsche“. Zwei Tage später will ich ihm schreiben: Verhandeln wir mit einander, Herr Fritzsch! Unter diesen Umständen ist es nicht möglich, meine Werke in Ihren Händen zu lassen. Wieviel wollen Sie für Alles zusammen?“ — Wenn es so weit kommt, daß ich alle meine Litteratur in die Hände bekomme, Alles „Naumanniana“, so wäre das jetzt ein Meisterstreich, — zwei Jahre darauf würde Herr F<ritzsch> sich sehr besinnen… Mille grazie! Vielleicht waren Sie damit sogar der Urheber meiner fortuna. — Ich rechne, daß er 3000 Thaler haben will; er hat an Schmeitzner, wenn mich nicht Alles täuscht, 2000 gezahlt. — Erwägen Sie, daß ich damit der Eigenthümer des Zarathustra werde. Schon „Ecce homo“ wird die Augen aufmachen. — Ich falle vor Vergnügen fast vom Stuhle. —

Aber das war nur die Nebensache. Eine ganz andre Frage bewegt mich tief — die Operetten-Frage, die Ihr Brief berührt. Wir haben uns nicht wiedergesehn, seit ich über diesen Frage aufgeklärt bin — oh **so** aufgeklärt! So lange Sie mit dem Begriff „Operette“ irgend eine Condescendenz, irgend einen Vulgarismus des Geschmacks mitverstehen, sind Sie — verzeihen Sie den starken Ausdruck! — nur ein Deutscher… Fragen Sie doch, wie Monsieur Audran die Operette definirt: „das Paradis aller delikaten und raffinirten Dinge“, die sublimen Süßigkeiten eingerechnet. Ich hörte neulich „Mascotte“ — drei Stunden und nicht ein Takt Wienerei (= Schweinerei) Lesen Sie irgend ein Feuilleton über eine neue Pariser opérette: sie sind jetzt in Frankreich darin wahre Genies von geistreicher Ausgelassenheit, von boshafter Güte, von Archaismen, Exotismen, von ganz naiven Sachen. Man verlangt 10 Stücke ersten Ranges, damit eine Operette, unter einem enormen Druck der Concurrenz, obenauf bleibt. Es giebt bereits eine wahre Wissenschaft von finesses des Geschmacks und des Effekts. Ich beschwöre Sie, Wien ist ein Schweinestall… Wenn ich Ihnen Eine veritable Pariser Soubrette, welche crée —, in einer einzigen Rolle zeigen könnte, z. B. Mad. Judic oder die Milly Meyer, so würden Ihnen die Schuppen von den Augen, ich wollte sagen von der Operette fallen. Die Operette hat keine Schuppen: die Schuppen sind bloß deutsch…

— Und hier kommt eine Art Recept. Für unsre Leiber und Seelen, lieber Freund, ist eine kleine Vergiftung mit Parisin einfach eine „Erlösung“ — wir werden wir, wir hören auf, horndeutsch zu sein… Vergeben Sie mir, aber deutsch schreiben kann ich erst von dem Augenblick an, wo ich mir Pariser als Leser denken konnte. Der „Fall Wagner“ ist Operetten-Musik…

Dieser Tage machte ich die gleiche Reflexion bei einem wahrhaft genialen Werk eines Schweden, des mir von Dr. Brandes als Hauptverehrer vorgestellten Herrn August Strindberg. Es ist die französische Cultur auf einem unvergleichlich stärkeren und gesünderen fond: der Effekt ist bezaubernd: „Les mariés“ heißt es, Paris 1885. — Sehr curios, wir stimmen über das „Weib“ absolut überein, — es war bereits Dr. Brandes aufgefallen. —

Moral: nicht Italien, alter Freund! Hier, wo ich die erste Operetten-Gesellschaft Italiens habe, sage <ich> mir bei jeder Bewegung der hübschen, oft allzuhübschen Weiberchen, daß sie eine leibhafte Carikatur aus jeder Operette machen. Sie haben ja keinen esprit in den Beinchen, — geschweige im Köpfchen… Offenbach ist in Italien ebenso dunkel (will sagen hundsgemein) als in Leipzig. —

Sehen Sie, wie weise ich jetzt werde! Wie ich selbst die Werthe meines Freundes Köselitz umwerthe! — Warum nicht Bruxelles?… Am besten freilich Paris selbst. Die Luft thut’s. — Das wußte Wagner: sich in Scene setzen hat er nur in Paris gelernt.

Ich bitte, auch diesen Brief tragisch zu nehmen. Mit aufrichtiger Achtung Ihr

N.

[«]

1149. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Turin, den 19. Nov. 1888

Geehrter Herr Verleger,

Ihnen zu Dank für Ihren Brief verpflichtet, beeile ich mich, meine Entschließungen mitzutheilen.

Die Probe-Seite gefällt mir nicht. Ich finde die Seite der zwei letzten Schriften, mit dem Strich, nicht nur bei weitem eleganter, sondern auch leichter lesbar. Der Satz wird durch die breiteren Spatien für das Auge schwer überschaubar: und darin vor Allem liegt eine Gefahr für das Verstandenwerden. Bleiben wir also bei der Seite der Götzen-Dämmerung, bleiben wir auch beim Strich. —

Ein zweiter Punkt, über den <ich> zu Ihnen reden will, wie ich vor mir rede, ist die Frage der Ausstattung resp. Papier. In der Voraussicht einer vielleicht sogar excessiven Berühmtheit meines Namens für eine nicht allzulange Zeit bin ich mir selber einige Respekts-Rücksichten schuldig, bei denen materielle Erwägungen nicht in Betracht kommen dürfen. Mein Wille ist also, daß wir dasselbe Papier auch für „Ecce homo“ festhalten — daß wir aber, so wohl für Götzen-Dämmerung als für die neue Schrift die gleichen Preise festhalten wie für den „Fall Wagner“. —

Später — wer weiß? werden wir einmal auch Geld verdienen: ich wage nicht anzudeuten, in welchem Maaße die Umwerthung gelesen werden wird. Einstweilen liegt Alles daran, daß man sich ein Jahr zum Mindesten überall mit mir beschäftigt.

Die neue Schrift enthält über jede meiner früheren Schriften ein eigenes Capitel, das den Titel der einzelnen Schrift zur Überschrift hat. Damit erledigt sich, wie ich glaube, Ihr Vorschlag: dem auch das widerspricht, daß es keine mittheilenswerthen Recensionen giebt. Es ist Alles jammervolles Zeug, ohne Ausnahme. —

Herrn Dr. Fuchs bitte ich „Jenseits“ und „Genealogie der Moral“ zu senden, mitsammt die Adresse des Herrn Köselitz. — Was man über den „Fall Wagner“ schreibt, will ich nicht sehn. —

Wenn Sie im Stande sind, den Druck sofort und mit Eifer beginnen zu lassen, so werde ich Grund haben, Ihnen dankbar zu sein

Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche

Torino, via Carlo Alberto 6, III

Von der Götzen-Dämmerung bitte ich mir die ersten 4 Exemplare aus. Gesetzt, daß Sie noch sich Zeit nehmen bis zur Buchbinder-Arbeit, so könnten Sie nur die Aushängebogen des Buchs schicken. —

Herr Spitteler ist mit Feuer für mich im „Bund“ eingetreten. — Die Paar Worte, die er bei dieser Gelegenheit über mich überhaupt sagt, sind bei weitem das Beste, was bisher öffentlich gesagt worden ist.

[«]

1150. An Carl Spitteler in Basel (Postkarte)

Turin, den 19. Nov. <1888>

Werthester Herr,

Ihre Worte über Nietzsche en bloc sind das Achtbarste, was ich bis jetzt gelesen habe. — Daß ich meine „Bekehrung“ an Carmen anknüpfe, ist natürlich — Sie werden keinen Augenblick daran zweifeln — eine Bosheit mehr von mir. Ich kenne den Neid, die Wuthausbrüche Wagners gegen den Erfolg von Carmen — den größten, anbei gesagt, den die Geschichte der Oper hat. —

Mit aufrichtiger Neigung
Nietzsche

[«]

1151. An Georg Brandes in Kopenhagen

Torino, via Carlo Alberto 6, III
den 20. Nov. 1888.

Verehrter Herr,

Vergebung, daß ich auf der Stelle antworte. Es giebt jetzt in meinem Leben curiosa von Sinn im Zufall, die nicht ihres Gleichen haben. Vorgestern erst; jetzt wieder. — Ach, wenn Sie wüßten, was ich eben geschrieben hatte, als Ihr Brief mir seinen Besuch machte…

Ich habe jetzt mit einem Cynismus, der welthistorisch werden wird, mich selbst erzählt: das Buch heißt „Ecce homo“ und ist ein Attentat ohne die geringste Rücksicht auf den Gekreuzigten: es endet in Donnern und Wetterschlägen gegen Alles, was christlich oder christlich-infekt ist, bei denen Einem Sehn und Hören vergeht. Ich bin zuletzt der erste Psychologe des Christenthums und kann, als alter Artillerist, der ich bin, schweres Geschütz vorfahren, von dem kein Gegner des Christenthums auch nur die Existenz vermuthet hat. — Das Ganze ist das Vorspiel der Umwerthung aller Werthe, das Werk, das fertig vor mir liegt: ich schwöre Ihnen zu, daß wir in zwei Jahren die ganze Erde in Convulsionen haben werden. Ich bin ein Verhängniß. —

— Errathen Sie, wer in „Ecce homo“ am schlimmsten wegkommt? Als die zweideutigste Art Mensch, als die im Verhältniß zum Christenthum fluchwürdigste Rasse der Geschichte? Die Herrn Deutschen! — Ich habe ihnen furchtbare Dinge gesagt… Die Deutschen haben es zum Beispiel auf dem Gewissen, die letzte große Zeit der Geschichte, die Renaissance, um ihren Sinn gebracht zu haben — in einem Augenblick, wo die christlichen Werthe, die décadence-Werthe, unterlagen, wo sie in den Instinkten der höchsten Geistlichkeit selbst überwunden durch die Gegeninstinkte waren, die Lebens-Instinkte!… Die Kirche angreifen — das hieß ja das Christenthum wiederherstellen. — Cesare Borgia als Papst — das wäre der Sinn der Renaissance, ihr eigentliches Symbol…

— Auch dürfen Sie darüber nicht böse sein, daß Sie selber an einer entscheidenden Stelle des Buchs auftreten — ich schrieb sie eben — in diesem Zusammenhange, daß ich das Verhalten meiner deutschen Freunde gegen mich stigmatisire, das absolute In-Stichgelassen-sein mit Ehre wie mit Philosophie. — Sie kommen, eingehüllt in eine artige Wolke von Glorie, auf einmal zum Vorschein…

Ihren Worten über Dostoiewsky glaube ich unbedingt; ich schätze ihn andererseits als das werthvollste psychologische Material, das ich kenne, — ich bin ihm auf eine merkwürdige Weise, dankbar, wie sehr er auch immer meinen untersten Instinkten zuwidergeht. Ungefähr mein Verhältniß zu Pascal, den ich beinahe liebe, weil er mich unendlich belehrt hat: der einzige logische Christ…

— Vorgestern las ich, entzückt und wie bei mir zu Hause, les mariés von Herrn August Strindberg. Meine aufrichtige Bewunderung, der nichts Eintrag thut, als das Gefühl, mich dabei ein wenig mitzubewundern… Turin bleibt meine Residenz —

Ihr Nietzsche, jetzt Unthier…

Wohin darf ich Ihnen die „Götzen-Dämmerung Oder:

wie man mit dem Hammer philosophirt“ senden? Im Fall, daß Sie noch 14 Tage in Kopenhagen sind, ist keine Antwort nöthig. —

[«]

1152. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig (Postkarte)

<Turin, 20. November 1888>

Verhandeln Sie mit mir, Herr Fritzsch! Unter diesen Umständen ist es mir nicht erlaubt, meine Schriften in Ihren Händen zu lassen. Wieviel verlangen Sie für alles zusammen? (Den Hymnus ausgenommen, der Ihr Eigenthum bleiben soll). Sie haben mir nie einen Begriff davon gegeben, was und wieviel sich davon verkauft. Ich will durchaus nicht, daß Sie durch mich Einbusse haben. Zuletzt nehme ich Ihnen auch den Hymnus ab.

[«]

1153. An E. Kürbitz in Naumburg

Turin d. 22 Nov 88

Geehrtester Herr,

verlangen Sie, bitte, unverzüglich die 68 Mark von der Firma Nieske wieder zurück, in Anbetracht der Warnung seitens der preuß<ischen> Regierung vor diesem Ofen.

Ihr ergebenster
Prof. Dr. Nietzsche

[«]

1154. An Ad. Fleischmann in München

Torino, via Carlo Alberto 6, III
24 Nov. 1888

Sehr geehrter Herr Doktor,

zum Glück hat Ihr Brief mich doch noch in meiner Turiner Verborgenheit zu entdecken gewußt, — die Antwort darauf will ich heute noch auf die Post geben. Diese Schrift verdient im höchsten Grade die Aufmerksamkeit aller feineren und raffinirten Geister; ich bekomme überall her, aus St. Petersburg und Paris, wahre

Huldigungs-Schreiben wie über einen Exceß psychologischer Sagacität in einem extrem undurchsichtigen Falle. Zuletzt giebt es Niemanden, der Wagner so sehr aus der Nähe kennt, wie ich — die Zeit in Tribschen war in meinem Leben eine merkwürdig eingreifende, wir waren fast alle Wochen beisammen. — Frau Wagner wird am besten wissen, wie ich das Verborgenste von dieser versteckten Natur errathen habe, aber sie hat hundert Gründe, den mythischen Wagner aufrecht zu halten…

Das Wesentlichste der Schrift ist zuletzt nicht die Psychologie Wagners, sondern die Feststellung des décadence-Charakters unsrer Musik überhaupt: dies ist eine entscheidende Einsicht, wie sie nur Jemand finden konnte, der in seinen tiefsten Instinkten Musiker ist und der sich auch von dem Klügsten der Klugen nichts vormachen läßt.

Meine Adresse ist für den ganzen Winter die gleiche.

Hochachtungsvoll
Dr. Nietzsche

[«]

1155. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Turin, am 25. November 1888.

Herrn E. W. Fritzsch

ich bekenne, daß ich in so kurzer Zeit das Geld nicht zu schaffen weiß, so daß Sie zunächst an Nichts gebunden sind. Sie werden mir erlauben, daß ich die Unterhandlungen in einem späteren Termin wieder aufnehme.

Ergebenst
Dr. Nietzsche

[«]

1156. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Turin, den 25. Nov. 1888

Geehrter Herr Verleger,

die „Götzen-Dämmerung“ gefällt mir sehr, ich fühle mich noch einmal in dem bestärkt, was ich zuletzt schrieb, daß wir die gleiche Ausstattung für das „Ecce homo“ festhalten. — Zwei sehr dumme Fehler, die, wie ich fürchte, auf meine Verantwortung resp. schlechte Augen zurückgehn p. 137 Z. 7 Agleoph statt Aglaop p. 52 Z. 5 Symptomologie statt Symptomatologie. —

Die Worte, mit denen die Schrift in dem Buchhändler-Börsenblatt anzuzeigen wäre, habe ich Herrn Köselitz überlassen, der Ihnen darüber Mittheilung machen wird. Es schadet Nichts, wenn dieselben etwas stark sind; es ist bei dieser Schrift nicht erlaubt, Recensions-Exemplare an Zeitungen zu senden.

Einige sehr klug gewählte Inserate müssen dies Mal versucht werden. — Ein sehr urteilsfähiger älterer Herr, Mitarbeiter der Hauptrevuen („Gegenwart“ „deutsche Revue“, „unsere Zeit“, auch „Bl<ätter> für litter. Unterhaltung“) Dr. Fleischmann, Justizamtmann früher, hat auf die artigste Weise mir von München aus seine Bereitheit erklärt, über den „Fall Wagner“ des Längeren zu berichten (— man hat ihn in München allgemein drum gebeten) Der Dichter Martin Greif in München hat mir zum Dank seine Werke überschickt. —

Was die Freiexemplare der Götz<en>-D<ämmerung> betrifft, so will ich 3 (von den 4 übersandten) auf mich nehmen: Ihnen bleibe dann die Versendung an folgende Adressen anheimgestellt:

Nach Basel, Schweiz:

1) Herrn Oberbibliothekar Dr. Sieber

1) Dem Vorstande der Basler Lesegesellschaft zu geehrten Händen.

1) der Redaktion der „Basler Nachrichten“

1) Herrn Karl Spitteler Gartenstraße 74

1) Herrn Professor Dr. Overbeck

Nach Berlin:

1) Herrn Prof. Dr. Deussen Berlin W. Kurfürstendamm 142

2) Herrn Heinrich Köselitz

Nach Dresden:

1) Herrn Ferdinand Avenarius Stephanienstr. 1.

Nach Danzig:

1) Herrn Dr. Carl Fuchs

Nach St. Petersburg:

1) Monsieur le Prince Urussow Sergiewskaia 79.

Wenn es Ihnen möglich wäre, mir für den „Fall Wagner“ baldigst mein conto einzuhändigen, so würde ich Ihnen verpflichtet sein.

Herr E. W. Fritzsch hat eine haarsträubende Taktlosigkeit gegen mich verübt und einer alten Gans erlaubt, mich in der armselig persönlichsten Weise in seinem eignen Blatt zu verhöhnen. Darauf habe ich Fritzsch angefragt, wieviel er für meine ganze Litteratur haben wolle, — es sei mir nicht erlaubt, dieselbe in solchen Händen zu lassen. Die Antwort liegt bei. Aufrichtig, ich verstehe sie nicht. Es scheint mir, er will 10 000 Thaler haben

Hochachtungsvoll Ihr
Prof. Dr. Nietzsche

Sobald „Ecce homo“ gewirkt hat — es wird ein Erstaunen ohne Gleichen hervorrufen — thue ich die bereits erwogenen Schritte, um Übersetzungen der „Umwerthung“ in 7 Hauptsprachen durch lauter ausgezeichnete Schriftsteller Europas vorzubereiten. Das Werk soll zugleich in allen Sprachen erscheinen. —

NB. Ich sehe einer schwedischen Übersetzung der „Götzen-Dämmerung“ entgegen

Aufrichtig, ich möchte meine Schr<ifte>n weg von Fritzsch. In zwei Jahren ha<be>n sie einen vertausendfachten Werth. An meinem „Zarathustra“ allein kann man Millionär werden: es ist das entscheidendste Werk, das es giebt.

[«]

1157. An Heinrich Köselitz in Berlin

Torino, via Carlo Alberto 6, III Montag
<25. November 1888>

Lieber Freund,

vielleicht, daß auch bei Ihnen schon die Götzen-Dämmerung eingetroffen ist? Bei mir langten gestern die ersten Exemplare an. Zwei dumme Fehler: „Symptomologie“ statt „Symptomatologie“ und „Agleophamus“ statt „Aglaophamus“: dergleichen macht einen Philologen wüthend. — Ich habe als Preis für dies Buch 1 1/2 Mark festgesetzt: Sie verstehen? — Dieselbe Ausstattung, derselbe Preis auch „Ecce homo“, das jetzt in Arbeit kommt. — Erlösen Sie mich von einer Schwierigkeit und geben Sie Naumann Etwas über die Götzen-Dämmerung für das Buchhändler-Börsenblatt. Sie dürfen die Ausdrücke so stark als möglich nehmen. — Fritzsch will circa 10 000 Thaler von mir. — Die Frage der „Preßfreiheit“ ist, wie ich jetzt mit aller Schärfe empfinde, eine bei meinem „Ecce homo“ gar nicht aufzuwerfende Frage. Ich habe mich dergestalt jenseits gestellt, nicht über das, was heute gilt und obenauf ist, sondern über die Menschheit, daß die Anwendung eines codex eine Komödie sein würde. Übrigens ist das Buch reich an Scherzen und Bosheiten, weil ich mit aller Gewalt mich als Gegentypus zu der Art Mensch, die bisher verehrt worden ist, präsentire: — das Buch ist so „unheilig“ wie möglich…

Ich bekenne, daß mir die Götzen-Dämmerung als vollkommen erscheint; es ist nicht möglich, entscheidendere Dinge deutlicher und delikater zu sagen… Man kann 10 Tage nicht nützlicher verwenden, denn mehr Zeit hat mich das Buch nicht gekostet. —

Jakob Burckhardt hat von mir das erste Exemplar bekommen.

Wir haben nach wie vor ein bezauberndes Frühjahr-Wetter; ich sitze eben mit aller Heiterkeit und leicht bekleidet, vor offnem Fenster.

Eine letzte Erwägung. Sehen Sie, lieber Freund, „Kreise stören“ — das ist wirklich in meiner jetzigen Existenz unmöglich. Es hat etwas auf sich mit dem „Kreise“… Aber etwas Anderes: ich bin mitunter vollkommen außer mir, kein aufrichtiges und unbedingtes Wort zu irgend Jemand sagen zu können — ich habe gar Niemanden dazu außer Herrn Peter Gast… Auch finden Sie in meiner im Grunde heiteren und boshaften „Aktualität“ vielleicht mehr Inspiration zur „Operette“ als sonstwo: ich mache so viele dumme Possen mit mir selber und habe solche Privat-Hanswurst-Einfälle, daß ich mitunter eine halbe Stunde auf offner Straße grinse, ich weiß kein andres Wort…. Neulich fiel mir ein, Malvida an einer entscheidenden Stelle von „Ecce homo“ als Kundry vorzuführen, welche lacht… Ich habe 4 Tage lang die Möglichkeit verloren, einen gesetzten Ernst in mein Gesicht zu bringen —

Ich denke, mit einem solchen Zustand ist man reif zum „Welt-Erlöser“?…

Kommen Sie…

Ihr Freund N.

— Die Art Öfen, die ich mir für schweres Geld aus Deutschland bestellt habe (68 Mark) sind jetzt hochobrigkeitlich verboten, als lebensgefährlich. — Ein artiger Ofen mit Gas-Heizung tritt an seine Stelle. Preis 65 frs. — man steckt das Streichholz hinein, da gehts los; hat man genug Wärme im Zimmer, löscht man es —

Eben ist eine Wagnerisirende Oper, Nerone, furchtbar hier durchgefallen. Der Hauptsänger hat die Flucht ergriffen.

Das Neueste ist der Beschluß Turins, ein Opernhaus allerersten Ranges zu baun. —

[«]

1158. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

Turin, den 26. Nov. 88

Geehrtester Herr Verleger,

ich schreibe Ihnen noch einmal; die Frage, um die es sich handelt, ist ersten Ranges. Alles erwogen, ist die unqualificirbare Handlung des E. W. Fritzsch ein Glücksfall, der nicht hoch genug zu schätzen ist. Ohne diesen Handlung, welche nicht nur eine Taktlosigkeit, sondern eine Ehren-Verletzung ist (— er hat mir die armseligsten persönlichen Motive für meine Schrift gegen Wagner untergeschoben, mir dem Unpersönlichsten Menschen, den es vielleicht gegeben hat) würde ich kein Mittel haben, meine Schriften aus seinen Händen zu ziehn. Jetzt aber kann ich es nicht nur, ich muß es: in einem Augenblick, wo mein Leben in einer ungeheuren Entscheidung ist und eine Verantwortlichkeit auf mir liegt, für die es keinen Ausdruck giebt, vertrage ich es nicht, daß man Gemeinheiten an mir begeht. Der Verleger des „Zarathustra“! des ersten Buches aller Jahrtausende! in dem das Schicksal der Menschheit einbegriffen ist! das in wenig Jahren in Millionen von Exemplaren sich verbreiten wird!… Sobald „Ecce homo“ heraus ist, bin ich der erste Mensch, der jetzt lebt.

Verhandeln Sie, geeintester Herr Verleger, doch einmal persönlich mit E. W. Fritzsch, sagen Sie ihm, mein Entschluß sei unwiderruflich, er habe mich in meiner Ehre beleidigt. Ich möchte, daß Sie meine ganze Litteratur zusammen haben, — ich möchte andrerseits, daß jetzt, wo Alles sich bei mir entscheidet, auch wir unter uns über ein normaleres Verhältniß zwischen Autor und Verleger nachdächten. Ich werde niemals Honorare wollen, das gehört zu meinen Principien; aber ich möchte, daß Sie vollen Antheil an dem Erfolg, an dem Sieg meiner Litteratur hätten. — Die „Umwerthung aller Werthe“ wird ein Ereigniß ohne Gleichen, <nic>ht etwa ein litterarisches, sondern ein alles Bestehende Erschütternde<s>. Es ist möglich, daß es die Zeitrechnung verändert. —

Die in den Händen von Fr<itzsch> befindliche Litteratur müßte so schnell wie möglich in Ihre Hände übergehn, bevor F<ritzsch> einen Begriff davon bekommt, was er an ihr hat. Schon die Götzen-Dämmerung ist darin gefährlich. Ich weiß im Augenblick nicht, wie ich die von ihm verlangte Summe beschaffe, — vielleicht gelingt es Ihnen, dieselbe etwas zu verringern.

Ihr ergebenster
Dr. Nietzsche

Anbei ein Nachtrag zum E. h., — es wird noch mehr kommen
Dies Papier, worauf ich schreibe, gefällt mir am besten.

[«]

1159. An Paul Deussen in Berlin

Torino, via Carlo Alberto
6,III
am 26. Nov. 88

Lieber Freund,

ich habe nöthig, in einer Sache allerersten Rangs mit Dir zu reden. Mein Leben kommt jetzt auf seine Höhe: noch ein paar Jahre, und die Erde zittert von einem ungeheuren Blitzschlage. — Ich schwöre Dir zu, daß ich die Kraft habe, die Zeitrechnung zu verändern. — Es giebt Nichts, das heute steht, was nicht umfällt, ich bin mehr Dynamit als Mensch. — Meine Umwerthung aller Werthe, mit dem Haupttitel **„der Antichrist“** ist fertig. In den nächsten zwei Jahren habe ich die Schritte zu thun, um das Werk in 7 Sprachen übersetzen zu lassen; die erste Auflage in jeder Sprache c. eine Million Exemplare. — Bis dahin erscheint noch von mir:

1) Götzen-Dämmerung. Oder: wie man mit dem Hammer philosophirt. Das Werk ist fertig, ich habe gestern den Auftrag gegeben, daß Dir eins der ersten Exemplare zugeht. Lies es, ich bitte Dich, mit dem tiefsten Ernste, wie sehr es auch immer im Verhältniß zu dem, was kommt, ein heiteres Buch ist.

2) Ecce homo. Wie man wird, was man ist. Dies Buch handelt nur von mir, — ich trete zuletzt darin mit einer welthistorischen Mission auf. Es ist bereits im Druck. — Darin wird zum ersten Mal Licht über meinen Zarathustra gemacht, das erste Buch aller Jahrtausende, die Bibel der Zukunft, der höchste

Ausbruch des menschlichen Genius, in dem das Schicksal der Menschheit einbegriffen ist. — Und hier kommt mein Anliegen, dessenthalben ich schreibe.

Ich will meinen Zarathustra zurück aus den Händen von E. W. Fritzsch, ich will meine ganze Litteratur selbst in den Händen haben, als deren Alleinbesitzer. Sie ist nicht nur ein ungeheures Vermögen, denn mein Zarathustra wird wie die Bibel gelesen werden, — sie ist einfach in den Händen von E. W. Fritzsch nicht mehr möglich. Dieser unsinnige Mensch hat mich eben jetzt in meiner Ehre beleidigt: ich kann gar nicht anders, ich muß ihm die Bücher wegnehmen. Auch habe ich schon mit ihm verhandelt: er will für meine ganze Litteratur c. 10,000 Thaler. Zum Glück hat er nicht den geringsten Begriff davon, was er besitzt. — In summa: ich brauche 10,000 Thaler. Denke nach, alter Freund! Ich will nichts geschenkt, es handelt sich um ein Anleihen zu jeden Zinsen, die gewünscht werden. Ich habe übrigens keinen Pfennig Schulden, besitze einige Tausende noch zum Verbrauchen und bin durch meine Basler Pension außer Sorge. (— Die „Götzen-Dämmerung und der „Ecce homo" werden mit einem gewissen Gelde gedruckt, das irgend ein Wunder mir seiner Zeit aus Berlin zukommen ließ.) Nur müßte das Geld mir bald zu Gebote stehn, bevor nämlich F<ritzsch> eine Witterung bekommt, was er hat. Dann würde ich Alles beieinander in den Händen des vertrauenswürdigen Naumann in Leipzig haben.

Dein Freund Nietzsche

(— mit bestem Gruß an die „tapfere Kameradin" —)

Karte aus Madrid erhalten. — Meine Gesundheit ist jetzt wundervoll, ich bin dem Stärksten gewachsen, — Du würdest Deinen Ohren nicht trauen, wenn Du hörtest, daß die 3 genannten Ungeheuer von Büchern zwischen dem 24 August und 4 Nov. entstanden sind!

[«]

1160. An August Strindberg in Holte

Torino, Via Carlo Alberto, 6, III
den 27. November 1888.

Hochgeehrter Herr,

ich denke, unsre Sendungen haben sich gekreuzt? — Ich las zwei Mal mit tiefer Bewegung Ihre Tragödie; es hat mich über alle Maaßen überrascht, ein Werk kennen zu lernen, in dem mein eigner Begriff von der Liebe — in ihren Mitteln der Krieg, in ihrem Grunde der Todhaß der Geschlechter — auf eine grandiose Weise zum Ausdruck gebracht ist.

— Aber dies Werk ist ja prädestinirt, jetzt in Paris im théâtre libre des Ms. Antoine aufgeführt zu werden! Fordern Sie das einfach von Zola! Im Augenblick legt er großen Werth darauf, daß man sich seiner erinnert. —

— Ich bedaure im Grunde die Vorrede, obwohl ich sie nicht missen möchte: sie enthält lauter unbezahlbare Naivetäten. Daß Z<ola> nicht „für die Abstraktion“ ist, erinnert mich an einen deutschen Übersetzer eines Romans von Dostoiewsky, der auch nicht „für die Abstraktion“ war: er hatte „des raccourcis d’analyse“ einfach weggelassen, — sie „genirten“ ihn… Und daß Z<ola> Typen nicht von „êtres de raison“ auseinander zu halten weiß! daß er den état civil complet für die Tragödie verlangt! Aber fast geschüttelt vor Lachen habe ich mich, als er zuletzt gar eine Rassen-Frage daraus macht! So lange es überhaupt Geschmack in Frankreich gab, hat man immer aus Rassen-Instinkt gerade das abgelehnt, was Zola will: gerade la race latine protestirt gegen Zola. Zuletzt ist er ein moderner Italiäner, — er huldigt dem verismo…

In aufrichtiger Hochschätzung
Ihr
Nietzsche.

[«]

1161. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Turin, 27. November 1888>

Geehrtester Herr Verleger, ich werde Sie bitten müssen, den zweiten Theil des Ms. mir noch einmal zurückzuschicken, da ich Einiges noch hineinlegen will. Es könnte sonst Confusion geben. Also die ganze zweite Hälfte des Ms. von dem Abschnitt an, der als Überschrift hat: Also sprach Zarathustra. Ich nehme an, daß dies im Druck keinen Augenblick Verzögerung macht, da ich das Ms. unmittelbar zurückschicke, und zunächst noch eine Menge Ms. in Arbeit ist — Zur Beschaffung des Geldes für F<ritzsch> habe ich gestern noch einen Schritt gethan: ich gebe Ihnen Auskunft, wenn er Erfolg hat.

Ergebenst Dr. Nietzsche

[«]

1162. An Unbekannt (Entwurf)

Torino, via Carlo Alberto 6 III
den 27. Nov.
1888

Hochge<e>h<rter> <Herr>

ich komme aus hundert Abgründen, in die noch kein Blick sich gewagt, ich kenne Höhen, wohin kein Vogel sich verflog, ich habe am Eis gelebt, — ich bin verbrannt worden von hundert Schneen: es scheint mir, daß warm und kalt in meinem Munde andere Begriffe sind

1. Ruhm und Ewigkeit.
2. Letzter Wille.
3. Zwischen Raubvögeln
4. Das Feuerzeichen
5. Die Sonne sinkt.
6. Von der Armut des Reichsten.

[«]

1163. An Franz Overbeck in Basel (Postkarte)

<Turin,> 29. Nov. 88

Lieber Freund,

sehr gute Nachrichten aus Berlin. Die Aufführung des „provençalischen Quartetts“ (mir gewidmet) durch Joachim selbst wahrscheinlich geworden. In Anbetracht, daß J<oachim> bloß klassische Musik in seinen Quartetten aufführt, eine Auszeichnung ersten Ranges. Auch de Ahna ist entzückt. — Der Rival K<öselitz>’s in puncto puncti ist ein junger Graf Schlieben — leider ein ganz hoffnungsloser Rival…

Eine andere Neuigkeit. Das schwedische Genie Strindberg hält mich für den größten Psychologen des — Ewig-Weiblichen. Er hat mir seine Tragödie „Père“ (mit begeisterter Vorrede Zola’s) geschickt, die in der That meine Definition der Liebe (— sie steht z. b. im Fall Wagner) auf eine grandiose Art zum Ausdruck bringt. Ich bemühe mich eben darum, das Werk im théatre libre in Paris aufführen zu lassen.

N.

[«]

1164. An Ernst Wilhelm Fritzsch in Leipzig

Torino, via Carlo Alberto 6, III
30. Nov. 1888

Geehrter Herr,

Alles wohl erwogen, kann ich auf diesen Preis nicht eingehn. Ich habe inzwischen den Versuch gemacht, Herrn C. G. Naumann für den Ankauf des Verlags zu interessiren. Aber er will jetzt nichts davon wissen, da er zu sehr in andre Unternehmungen engagirt ist. An sich wäre es mir angenehm, wenn meine gesammte Litteratur in Einer Hand wäre: es versteht sich von selbst, daß ich darauf hin zu einem Opfer bereit wäre (— meine Bücher sind für mich selber ein curios kostspieliger Luxus bis jetzt gewesen —): nur kann ich unmöglich so viel bewilligen, als Sie verlangen. —

Ergebenst Dr. Nietzsche

[«]

1165. An Paul Deussen in Berlin (Telegramm)

<Turin, 30. November 1888>

deussen kurfuerstendamm 142 berlin
mark nicht thaler brief abwarten = nietzsche

[«]

1166. An Paul Deussen in Berlin (Postkarte)

Torino, via Carlo Alberto 6, III
<30. November 1888>

Lieber Freund,

schnell ein Paar Worte zur Erleichterung. Es wird möglich sein, meine Schriften zu einem viel niedrigren Preis zu erwerben: ich bin jetzt schon bei 11,000 Mark. Vielleicht handle ich noch mehr herunter. Erwarte also erst von mir definitive Nachricht.

Dein Nietzsche

[«]

1167. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Turin,> 1. Dezember, bezauberndes Frühlingswetter <1888>

Geehrter Herr,

soeben kam das Ms. in meine Hände; da aber demselben die zugehörigen Nachträge nicht beiliegen, so wäre meine Arbeit daran jetzt umsonst, es würde eine große Confusion abgeben. Unter diesen Umständen bitte ich mir das ganze Ms. noch einmal zurück, von Anfang an, selbst wenn schon Etwas gedruckt sein sollte; ebenfalls alles später Geschickte. Ich will Ihnen ein M. liefern so gut wie das letzte, auf die Gefahr hin, daß ich noch eine Woche den Abschreiber mache. Zeit zu verlieren ist ja nicht dabei; aber ein Monat früher oder später ist einerlei. — An Fritzsch habe ich geschrieben, in Ihrem Sinne; sehr dankbar für diesen gewiß nützlichen Wink!

Ergebenst N.

[«]

1168. An Heinrich Köselitz in Berlin

<Turin> 2. Dez. 88.

Sonntag Nachmittag, nach 4 Uhr, unbändig schöner Herbsttag. Eben zurückgekommen von einem großen Concert, das im Grunde der stärkste Concert-Eindruck meines Lebens ist — mein Gesicht machte fortwährende Grimassen, um über sein extremes Vergnügen hinwegzukommen, eingerechnet, für 10 Minuten, die Grimasse der Thränen. Ach, daß Sie nicht dabei waren! Im Grunde war's die Lektion von der Operette auf die Musik übertragen. Unsre 90 ersten Musiker der Stadt; ein ausgezeichneter Dirigent; das größte Theater von hier mit herrlicher Akustik; 2500 Zuhörer, Alles, ohne Ausnahme, was hier in Musik mitlebt und mitredet. Pubblico sceltissimo, aufrichtig: ich hatte nirgendswo noch das Gefühl, daß dermaaßen nuances verstanden wurden. Es waren lauter extrem raffinirte Sachen, und ich suche vergebens nach einem intelligenteren Enthusiasmus. Nicht Eine Zuthat an einen Durchschnitts-Geschmack. — Anfang Egmont-Ouvertüre — sehen Sie, dabei dachte ich nur an Herrn Peter Gast… Darauf Schubert's Ungarischer Marsch (aus dem Moment musical), prachtvoll von Liszt auseinandergelegt und instrumentirt. Ungeheurer Erfolg, da capo. — Darauf Etwas für das ganze Streichorchester allein: nach dem 4ten Takte war ich in Thränen. Eine vollkommen himmlische und tiefe Inspiration, von wem? von einem Musiker, der 1870 in Turin starb, Rossaro — ich schwöre Ihnen zu, Musik allerersten Ranges, von einer Güte der Form und des Herzens, die meinen ganzen Begriff vom Italiäner verändert. Kein sentimentaler Augenblick — ich weiß nicht mehr, was „große" Namen sind… Vielleicht bleibt das Beste unbekannt. — Folgte: Sakuntala-Ouvertüre, achtmaliger Beifallssturm. Alle Teufel, dieser Goldmark! Das hatte ich ihm nicht zugetraut. Diese Ouvertüre ist hundert Mal besser gebaut als irgend etwas von Wagner und psychologisch so verfänglich, so raffinirt, daß ich wieder die Luft von Paris zu athmen begann. Curios: es fehlt die musikalische „Gemeinheit" so sehr, daß mir die Tannhäuser-Ouvertüre wie eine Zote vorkam. Instrumental durchdacht und ausgerechnet, lauter Filigran. — Jetzt wieder Etwas für Streichorchester allein „cyprisches Lied" von Vilbac, wieder das Äußerste von delicatesse der Erfindung und der Klangwirkung, wieder ungeheurer Erfolg und da capo, obschon ein langer Satz. — Endlich: Patrie! Ouvertüre von Bizet. Was wir gebildet sind! Er war 35 Jahre, als er dies Werk, ein langes sehr dramatisches Werk, schrieb, Sie sollten hören, wie der kleine Mann heroisch wird…

Ecco! Kann man sich besser ernähren lassen? Und ich habe 1 fr. Eintritt gezahlt…

Heute Abend Francesca da Rimini im Carignano: ich legte dem letzten Brief einen Bericht darüber bei. Der Componist Cagnoni wird zugegen sein. —

Es scheint mir nachgerade, daß Turin auch im Musik-Urtheil, wie sonst, die solideste Stadt ist, die ich kenne.

Ihr Freund N.

Druckbogen werden jetzt wohl noch ausbleiben: ich habe gestern das ganze Manuscript noch einmal zurückverlangt. — Fritzsch will 10 000 Mark, nicht Thaler. — Die Auflagen sind sehr complet.

[«]

1169. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Telegramm).

<Turin, 6. Dezember 1888>

C. G. Naumann Leipzig

Ms. zurück. Alles umgearbeitet

[«]

1170. An Georg Brandes in Kopenhagen (Entwurf)

<Turin, Anfang Dezember 1888>

Werther Freund, ich halte für nöthig, Ihnen ein paar Dinge aller ersten Rangs mitzutheilen: geben Sie Ihr Ehrenwort drauf, daß die Geschichte unter uns bleibt. Wir sind eingetreten in die große Politik, sogar in die allergrößte… Ich bereite ein Ereigniß vor, welches höchst wahrscheinlich die Geschichte in zwei Hälften spaltet, bis zu dem Punkte, daß wir eine neue Zeitrechnung haben werden: von 1888 als Jahr Eins an. Alles, was heute oben auf ist, Triple-Allianz, sociale Frage geht vollständig über in eine Individuen-Gegensatz-Bildung: wir werden Kriege haben, wie es keine giebt, aber nicht zwischen Nationen, nicht zwischen Ständen: Alles ist auseinander gesprengt, — ich bin das furchtbarste Dynamit, das es giebt. — Ich will in 3 Monaten Aufträge zur Herstellung einer Manuscript-Ausgabe geben von |„Der Antichrist. Umwerthung aller Werthe“|, sie bleibt vollkommen geheim: sie dient mir als Agitations-Ausgabe. Ich habe Übersetzungen in alle europäischen Hauptsprachen nöthig: wenn das Werk erst heraus soll, so rechne ich eine Million Exemplare in jeder Sprache als erste Auflage. Ich habe an Sie für die dänische, an Herrn Strindberg für die schwedische Ausgabe gedacht. — Da es sich um einen Vernichtungsschlag gegen das Christenthum handelt, so liegt auf der Hand, daß die einzige internationale Macht, die ein Instinkt-Interesse an der Vernichtung des Christenthums hat, die Juden sind —

hier giebt es eine Instinkt-Feindschaft, nicht etwas „Eingebildetes“ wie bei irgend welchen „Freigeistern“ oder Socialisten — ich mache mir den Teufel was aus Freigeistern. Folglich müssen wir aller entscheidenden Potenzen dieser Rasse in Europa und Amerika sicher sein — zu alledem hat eine solche Bewegung das Großcapital nöthig. Hier ist der einzige natürlich vorbereitete Boden für den größten Entscheidungs-Krieg der Geschichte: das Übrige von Anhängerschaft kann erst nach dem Schlage in Betracht gezogen werden. Diese neue Macht, die sich hier bilden wird, dürfte im Handumdrehn die erste Weltmacht sein: zugegeben daß zunächst die herrschenden Stände die Partei des Christenthums ergreifen, so ist die Axt ihnen insofern an die Wurzel <gelegt>, als gerade alle starken und lebendigen Individuen aus ihnen unbedingt ausscheiden werden. Daß alle geistig ungesunden Rassen im Christenthum den Glauben der Herrschenden bei dieser Gelegenheit empfinden, folglich für die Lüge Partei nehmen werden, das zu errathen braucht man nicht Psycholog zu sein. Das Resultat ist, daß hier das Dynamit alle Heeresorganisation alle Verfassung sprengt: daß die Gegnerschaft nicht Anderes constituirt und auf Krieg ungeübt dasteht. Alles in Allem, werden wir die Offiziere in ihren Instinkten für uns haben: daß es im aller höchsten Grad unehrenhaft, feige, unreinlich ist, Christ zu sein, dies Urtheil trägt man unfehlbar aus meinem „Antichrist“ mit sich fort. — (Zunächst erscheint das „Ecce homo“ von dem ich sprach, worin das letzte Capitel einen Vorgeschmack giebt, was bevorsteht, und wo ich selbst als Mensch des Verhängnisses auftrete…) Was den deutschen Kaiser betrifft, so kenne ich die Art, solche braunen Idioten zu behandeln: das giebt einem wohlgerathenen Offizier das Maß ab. Friedrich der Große war besser, der wäre sofort in seinem Elemente. — Mein Buch ist wie ein Vulkan, man hat keinen Begriff aus der bisherigen Litteratur, was da gesagt wird, und wie die tiefsten Geheimnisse der menschlichen Natur plötzlich mit entsetzlicher Klarheit herausspringen. Es giebt eine Art darin, das Todesurtheil zu sprechen, die vollkommen übermenschlich ist. Und dabei weht eine grandiose Ruhe und Höhe über das Ganze — es ist wirklich ein Weltgericht, obwohl Nichts zu klein und versteckt ist, was hier nicht gesehen und ans Licht gezogen werde. Wenn Sie endlich das Gesetz gegen das Christenthum unterzeichnet, der „Antichrist“ lesen, das den Schluß macht, wer weiß, so schlottern vielleicht selbst Ihnen, fürchte ich, die Gebeine…

Das Gesetz gegen das Christenthum hat als Überschrift: Todkrieg dem Laster: das Laster ist das Christenthum

Der erste Satz: Lasterhaft ist jede Art Widernatur; die lasterhafteste Art Mensch ist der Priester: der lehrt die Widernatur. Gegen den P<riester> hat man nicht Gründe, man hat das Zuchthaus nöthig.

Der vierte (Satz) Die Predigt der Keuschheit ist eine öffentliche Aufreizung zur Widernatur. Jede Verachtung des geschlechtlichen Lebens, jede Verunreinigung desselben durch den Begriff „unrein“ ist die eigentliche Sünde gegen den heiligen Geist des Lebens.

Der 6. Satz heißt Man soll die heilige Geschichte nennen mit dem Namen den sie verdient, als verfluchte Geschichte; man soll die Worte „Gott“ „Heiland“ „Erlöser“ „Heiliger“ zu Schimpfworten, zu Verbrecher-Abzeichen benutzen.

Umwerthung aller Werthe? Da wird erst — — —

Siegen wir, so haben wir die Erdregierung in den Händen — den Weltfrieden eingerechnet… Wir haben die absurden Grenzen der Rasse Nation und Stände überwunden: es giebt nur noch Rangordnung zwischen Mensch und Mensch und zwar eine ungeheure lange Leiter von Rangordnung.

Da haben Sie das erste welthistorische Papier: Große Politik par excellence.

NB. Suchen Sie mir einen Meister als ersten Übersetzer — ich kann nur Meister der Sprache brauchen.

[«]

1171. An Kaiser Wilhelm II (Entwurf)

<Turin, Anfang Dezember 1888>

Ich erweise hiermit dem Kaiser der Deutschen die höchste Ehre, die ihm widerfahren kann, eine Ehre, die um so viel mehr wiegt, als ich dazu meinen tiefen Widerwillen gegen Alles, was deutsch ist, zu überwinden habe: ich lege ihm das erste Exemplar eines Werks in die Hand, mit dem sich die Nähe von etwas Ungeheurem ankündigt — von einer Crisis, wie es keine a<uf> Erden gab, von der tiefsten Gewissens-Collision innerhalb der Menschheit, von einer Entscheidung heraufbeschworen gegen Alles, was bisher geglaubt, gefordert, geheiligt worden war. — Und mit Alledem ist Nichts in mir von einem Fanatiker: wer mich kennt, hält mich für einen schlichten, höchstens ein wenig boshaften Gelehrten, der mit Jedermann heiter zu sein weiß. Diese Schrift giebt wie ich hoffe ein ganz anderes Bild als von einem „Propheten“: und trotzdem oder vielmehr nicht trotzdem — denn alle Propheten waren bisher Lügner — redet aus mir die Wahrheit. —

Aber meine Wahrheit ist furchtbar: denn man hieß bisher die Lüge Wahrheit… Umwerthung aller Werthe: das ist meine Formel für einen Akt höchster Selbstbesinnung der Menschheit, — mein Loos will es, daß ich tiefer, muthiger, rechtschaffener in die Fragen aller Zeiten hinunter<zu>blicken wußte als je ein Mensch bisher. Ich fordere nicht das, was jetzt lebt heraus, ich fordere mehrere Jahrtausende gegen mich heraus: ich widerspreche und bin trotzdem der Gegensatz eines neinsagenden Geistes… Es giebt neue Hoffnungen, es giebt Ziele, Aufgaben von einer Größe für die der Begriff bis jetzt fehlte: ich bin ein froher Botschafter par excellence, wie sehr ich auch immer der Mensch des Verhängnisses sein muß… Denn wenn dieser Vulkan in Thätigkeit tritt, so haben wir Convulsionen auf Erden wie es noch keine gab: der Begriff Politik ist gänzlich in einen Geisterkrieg aufgegangen, alle Macht-Geb<ilde> sind in die Luft gesprengt, — es wird Kriege geben, wie es noch nie Kriege gab. —

[«]

1172. An Kaiser Wilhelm II (Entwurf)

<Turin, Anfang Dezember 1888>

Ich erweise hiermit dem Kaiser der Deutschen die höchste Ehre, die ihm widerfahren kann, — ich überreiche ihm das erste Exemplar des Werks, in dem das Schicksal der Mh. sich entscheidet. Ein Augenblick tiefster Selbstbesinnung hebt hiermit an, — die Folgen werden ungeheuer, sie werden selbst furchtbar sein: und ein Weg im Gleichgewicht aller ist zunächst widerlegt. Zum Glück auch eine grosse Entscheidung, ein neuer M<en>s<ch>, ein Wissen um das Ziel…

Friedrich Nietzsche

[«]

1173. An Otto von Bismarck (Entwurf)

<Turin, Anfang Dezember 1888>

Seiner Durchlaucht dem Fürsten Bismarck.

Ich erweise dem ersten Staatsmann unsrer Zeit die Ehre, ihm durch Überreichung des ersten Exemplars von „Ecce homo“ meine Feindschaft anzukündigen. Ich lege ein zweites Exemplar bei: dasselbe in die Hände des jungen deutschen Kaisers zu legen, wäre die einzige Bitte, die ich jemals an den Fürsten Bismarck zu stellen gesonnen bin. —

Der Antichrist
Friedrich Nietzsche.
Fromentin

Turin, via Carlo Alberto 6, III

Zuletzt, um nichts halb zu thun, muß es mir nachgesehen werden, wenn ich noch zwei Exemplare meines letzterschienenen Werks beilege: in dem selben sind die wissenschaftlichen Voraussetzungen meiner Denkweise mit aller nur wünschbaren Deutlichkeit ausgesprochen.

[«]

1174. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

<Turin, 6. Dezember 1888>

Herrn C. G. Naumann. Hiermit kommt das Ms. zurück; es ist jetzt Alles in vollkommner Ordnung; auch wird Nichts mehr meinerseits geändert. Ich verhandle eben wegen einer französischen und englischen Übersetzung, die zu gle<iche>r Zeit erscheinen müßte. Zu diesem Zwecke würden wir von jedem fertigen Bogen Exemplare zu versenden haben. Über die Zahl der Exemplare überhaupt kann ich heute noch nichts bestimmen. Vielleicht machen wir zwei Auflagen; eine kleine (c. 1000) auf dem guten Papier und eine weit größere mit andrem Papier. —

— Ich bekomme eben ein wahres Huldigungs-Schreiben von einer der ersten Frauen der St. Petersburger Gesellschaft: ich möchte gern, zum Dank dafür, ein Exemplar der Götzen-Dämmerung, möglichst bald in ihren Händen wissen. Adresse: Madame la Princesse Anna Dmitriewna Ténicheff
Quai Anglais 20 St. Petersbourg.

<D>ruckgang wie gewöhnlich. Herr Köselitz ist noch in Berlin (— habe ich unter den Freiexemplaren eins auch für Dr. Carl Fuchs in Danzig bestimmt? —)

Was haben Sie über die buchhändlerische Versendung der G. D. beschlossen? Noch warten? —

[«]

1175. An Emily Fynn in Genf

Torino, Via Carlo Alberto. 6. XII. 1888.

Verehrteste Frau,

wo werden Sie mich suchen? Gewiß nicht so nah, in meiner Residenz Turin, die ich ein für alle Mal, auch für die Winter, gewählt habe. Ich kann nicht ausdrücken, wie sehr mir hier Alles wohl thut — ich habe keinen Ort gesehen, der meinen innersten Instinkten so entgegen käme. Großstadt, und dabei still, vornehm, mit einem ausgezeichneten Schlag von Menschen in jeder Classe der Gesellschaft. Wir haben den düsteren Pomp eines großen Begräbnißes gehabt: es galt einem der verehrtesten Piemontesen, dem Conte di Robilant. Und wenn mir Turin gefällt, ich weiß nicht wie es zugeht; man behandelt mich hier mit einer ausgesuchten Délicatesse.

Unter diesen Umständen hat sich mein Befinden geradezu wunderbar verbessert; ich gehe hier mit einem heiteren Stolze durch das Leben, daß Sie weder die Höhle, noch den Höhlenbär erkennen würden —

Ich freue mich unter andern Glücksgütern auch eines klassischen Schneiders. Ach wenn man mich nur nicht „verdirbt“! Was für Briefe kommen jetzt aus aller Welt zu mir! Vorgestern ein Brief aus St. Petersburg, von einer charmanten und sehr gescheuten Russin. Mad. la princesse Anna Dmitriewna Tenischeff. Man sagt mir, daß die Feinschmecker der russischen Gesellschaft meine Bücher mögen, zum Beispiel Fürst Urussow. Leider sind einige verboten…

Heute kam ein Brief von einem Schweden A. Strindberg, einem wirklichen Genie, dessen Tragödie „Père“, selbst die Nerven Zola’s erschüttert haben soll. Der schwört ganz einfach auf mich und endet alle Briefe an alle Welt: „Lisez Nietzsche! c’est mon Carthago est delenda!“

Ich denke, Sie haben dasselbe sublime Wetter, das wir seit September hier haben? Es scheint mir, daß ich in einem unendliehen Claude Lorr<a>in von Farben lebe. Auch habe ich in meinem ganzen Leben zusammengenommen nicht so viel geschaffen als hier in den letzten 20 Tagen — wer weiß! lauter Dinge ersten

Ranges… Und ohne einen Schatten von Ermüdung, vielmehr bei vollkommener Heiterkeit und guter Küche.

Auch sind wir hier musikalisch sehr raffinirt. Im letzten Concert lauter feine Sachen, zum Beispiel: Patrie! von Bizet, dann Sakuntala, Ouvertüre von Goldmark. „Cyprisches Lied“ für Orchester von R. de Vilbac und etwas vom Allerschönsten und Rührendsten, das ich überhaupt gehört, so daß ich zehn Minuten ohne jeden Erfolg gegen die Thränen kämpfte — von wem? von einem Turiner Musiker, der 1872 starb. Rossaro…

Sollten die allerbesten Dinge unbekannt bleiben? die allerbesten Menschen eingerechnet! Gehört es zum Wesen des Vollkommenen nicht „berühmt“ zu werden? — Ruhm — ich fürchte man muß ein wenig canaille sein, um berühmt zu werden.

Sie würden mich, verehrteste Frau sehr verbinden, wenn Sie mir die genaue Adresse von Miß Helen Zimmern geben wollten.

Mich Ihnen Allen auf das Herzlichste empfehlend und Ihrer ausgezeichneten Freundin, der ich meine besten Wünsche zu Füßen lege, einen Winter wünschend wie wir ihn haben.

In freundschaftlicher Verehrung
Nietzsche, Unthier…

[«]

1176. An August Strindberg in Holte

Torino, via Carlo Alberto 6, III.
den 8. Dezember 1888.

Sehr lieber und werther Herr,

ist ein Brief von mir verloren gegangen? Ich habe sofort nach der zweiten Lektüre Ihnen geschrieben, tief ergriffen von diesem Meisterstück harter Psychologie; ich habe insgleichen Ihnen die Überzeugung ausgedrückt, daß Ihr Werk prädestinirt ist, jetzt in Paris aufgeführt zu werden, im théatre libre des Ms. Antoine, — Sie sollten das von Zola einfach fordern! —

— Der hereditäre Verbrecher decadent, selbst Idiot — kein Zweifel! Aber die Geschichte der Verbrecher-Familien, für die der Engländer Galton („the hereditary genius“) das größte Material gesammelt hat, führt immer auf einen zu starken Menschen für ein gewisses sociales niveau zurück. Der letzte große Pariser Criminalfall Prado gab den klassischen Typus: Prado war seinen Richtern, seinen Advokaten selbst durch Selbstbeherrschung, esprit und Übermuth überlegen; trotzdem hatte ihn der Druck der Anklage physiologisch schon so heruntergebracht, daß einige Zeugen ihn erst nach alten Porträts wiedererkannten. —

Jetzt aber fünf Worte unter uns, sehr unter uns! Als gestern mich Ihr Brief erreichte — der erste Brief in meinem Leben, der mich erreicht hat — war ich gerade mit der letzten Manuscript-Revision von „Ecce homo“ fertig geworden. Da es in meinem Leben keinen Zufall mehr giebt, so sind Sie folglich auch kein Zufall. Warum schreiben Sie Briefe, die in einem solchen Augenblick eintreffen!… Ecce homo soll in der That deutsch, französisch und englisch zugleich erscheinen. Ich habe gestern das Manuscript noch an meinen Drucker geschickt; sobald ein Bogen fertig wird, muß er in die Hände der Herrn Übersetzer. Wer sind diesen Übersetzer? Aufrichtig, ich wußte nicht, daß Sie selber für das ausgezeichnete Französisch Ihres Père verantwortlich sind; ich glaubte an eine meisterhafte Übersetzung. Für den Fall, daß Sie selbst die französische Übersetzung in die Hand nehmen wollten, wüßte ich mich nicht glücklich genug zu schätzen über dies Wunder eines sinnreichen Zufalls. Denn, unter uns, meinen „Ecce homo“ zu übersetzen, bedarf es eines Dichters ersten Rangs; es ist im Ausdruck, im raffinement des Gefühls, tausend Meilen jenseits aller bloßen „Übersetzer“. Zuletzt ist es kein dickes Buch; ich nehme an, es wird in der franz. Ausgabe (vielleicht bei Lemerre, dem Verleger Paul Bourgets? —) gerade einen solchen Band für 3 frs. 50 machen. Da es vollkommen unerhörte Dinge sagt und mitunter, in aller Unschuld, die Sprache eines Weltregierenden redet, so übertreffen wir durch Zahl der Auflagen selbst Nana… Andrerseits ist es antideutsch bis zur Vernichtung; die Partei der französischen Cultur wird durch die ganze Geschichte hindurch festgehalten (— ich behandele die deutschen Philosophen allesammt als „unbewußte“ Falschmünzer, ich nenne den jungen Kaiser einen scharlachnen Mukker…) Auch ist das Buch nicht langweilig, — ich habe es mitunter selbst im Stil „Prado“ geschrieben.. Um mich gegen deutsche Brutalitäten („Confiscation“ —) sicher zu stellen, werde ich die ersten Exemplare, vor der Publikation, dem Fürsten Bismarck und dem jungen Kaiser mit einer brieflichen Kriegserklärung übersenden: darauf dürfen Militärs nicht mit Polizei-Maßregeln antworten. — Ich bin ein Psychologe…

Erwägen Sie, verehrter Herr! Es ist eine Sache allerersten Ranges. Denn ich bin stark genug dazu, die Geschichte der Menschheit in zwei Stücke zu zerbrechen. —

Bliebe die Frage der englischen Übersetzung. Wüßten Sie einen Vorschlag dafür? — Ein antideutsches Buch in England…

Sehr ergeben
Ihr
Nietzsche.

[«]

1177. An Meta von Salis auf Marschlins (Entwurf)

<Turin, um den 8. Dezember 1888>

Verehrtes Fräulein

ich sende Ihnen hiermit etwas Stupendes, aus dem Sie ungefähr errathen werden, daß der alte Gott abgeschafft ist, und daß ich selber alsbald die Welt regieren werde.

Es sind 2 Exemplare; Sie dürfen Eines von diesen an Malvida schicken, doch ohne die geringste Spur davon, daß ich im Hintergrund der Sendung stehe — Sie dürfen insgleichen, Falls Sie ihr ein Paar Worte dazu schreiben wollen, mich darin „den ersten Menschen aller Jahrtausende“ nennen. Erstens ist es wahr, zweitens macht es einen wundervollen Contrast-Effekt, da Malvida in ihrem letzten Brief an mich schrieb, „sie lächle über mich“…

[«]

1177a. An Malwida von Meysenbug in Paris (Entwürfe)

<Turin, um den 8. Dezember 1888>

Es ist ja aus jedem Wort meiner Schr<ift> über Wagner Etwas zu lernen: und Sie haben das Recht, als eine Wagner- [— — —], dagegen zu reden. Ich ziehe einen solchen Brief bei weitem Ihrer Güte vor. Es ist meiner unwürdig, einen zweideutigen Verkehr noch länger aufrecht zu erhalten — ich habe meine Geduld auch ganz geboten: Jemand der an mich und zugleich an Wagner festhalten will, darf billigerweise von mir abgelehnt werden. Sie haben sich ja bisher nur für décadents interessiert. Sie gehören dazu: — erlauben Sie mir, Ihnen uninteressant zu sein…

Sie gehören zu den [—] Begegnungen meines Lebens, Sie haben Alles übertroffen, was ich Schlechtes von W<agner> erlebt habe. Und doch habe ich mit Niemandem länger Geduld gehabt! Sich an dem ersten M<enschen> aller Jahrtausende vergreifen, in dessen entscheidendem Augenblick — und ich habe Ihnen gesagt, daß es dieser Augenblick sei.

[«]

1178. An Anna Dmitriewna Tenischeff in Petersburg (Entwurf)

<Turin, um den 8. Dezember 1888>

Verehrte Frau,

In diesem Augenblick, wo eine ungeheure Aufgabe mich gleichsam heraustreibt aus menschl<icher> Beziehung und meine Einsamkeit mit jeder Stimme an mich tritt, ist ein so bedeutendes Wort aus weiter Ferne eine große Linderung ich danke Ihnen auf das Dankbarste dafür. Als Antwort habe ich mir da erlaubt, eine kleine, aber über die Maaßen substanzreiche Schrift den Weg nach St. Petersburg machen zu lassen: sie heißt Götzend<ämmerung> oder wie man <mit> dem Hammer philosophirt. Hoffentlich erlebt sie kein Unglück — an der Grenze…

[«]

1179. An Hippolyte Taine in Paris (Entwurf)

<Turin, 8. Dezember 1888>

Verehrter Herr

das Buch, das in Ihre Hände zu legen ich mir den Muth nehme, ist vielleicht das radikalste Buch, das bisher geschrieben wurde — und in Hinsicht auf das, was es vorbereitet, beinahe ein Stück Schicksal. Es wäre mir von unschätzbarem Werthe, wenn dasselbe französisch gelesen werden könnte: ich habe meine Leser jetzt in aller Welt, nebenbei auch in Rußland, ich bin unglücklich, deutsch zu schreiben, obgleich <ich> es vielleicht besser schreibe, als je es ein Deutscher schrieb. Zuletzt werden die Franzosen aus dem Buche die tiefe Sympathie heraushören, die sie verdienen: ich habe in allen meinen Instinkten Deutschland den Krieg erklärt (— p. 58 ein eigner Abschnitt „Was den Deutschen abgeht“)…

Ein Wink darüber, an wen ich vielleicht Exemplare zu senden hätte?… Eine vollkommene und sogar meisterhafte Kenntniß des Deutschen ist freilich die Voraussetzung, um das Buch zu übersetzen.

Mit dem Ausdruck meiner alten Verehrung

Menthon lac d’Annecy Haute Savoie

[«]

1180. An Helen Zimmern in Florenz (Entwurf)

<Turin, um den 8. Dezember 1888>

Verehrtes Fr<äulein>

eine Sache aller ersten Rangs! ich denke, ich habe nicht nöthig, Sie erst um jede Diskretion zu bitten. Mein Leben kommt jetzt zu einem lang vorbereiteten ungeheuren Eklat: das, was ich in den nächsten zwei Jahren thue, ist der Art, unsere ganze bestehende Ordnung, „Reich“ „Triple allianz“ und wie all diesen Herrlichkeiten heißen über den Haufen zu werfen. Es handelt sich um ein Attentat auf das Christenthum, das vollkommen wie Dynamit auf Alles wirkt, das im Geringsten mit ihm verwachsen ist. Wir werden die Zeitrechnung verändern, ich schwöre es Ihnen zu. Es hat nie ein M<ensch> mehr Recht zur Vernichtung gehabt als ich!

Es sind zwei Schläge, aber mit Zwischenraum von 2 Jahren, der erste heißt Ecce homo und soll sobald als möglich erscheinen. Deutsch, englisch französisch. Der zweite heißt der Antichrist. Umwerthung aller Werthe. Beide sind vollkommen druckfertig: ich gebe soeben das Ms von Ecce homo in die Druckerei. — Für die französische Übersetzung des Ecce homo werde ich einen Schweden, ein wahres Genie haben: ich lege seinen Brief bei, aus dem Sie zum Mindesten entnehmen werden, was er von mir denkt. Für die englische Übersetzung — was denken Sie, verehrtes Fräulein? Sind Sie bei Kräften und gutem Muth, um so etwas auf sich nehmen zu können? Es ist kein dickes Buch, eine Sache von c<irca> 10 Bogen kleiner Seiten. Aber es muß eine ausgezeichnete sorgfältige und delikate Arbeit sein: denn in sprachlichen Dingen giebt es gar (kein) größeres Meisterstück als dieses Ecce homo. — Ein Attentat auf <das> Chr<istenthum> wird in England ein ungeheures Aufsehen machen: ich habe keine

Zahlen im Kopfe für die Ziffer der Auflagen. Dazu kommt, daß es auch ein vollkommen vernichtendes Attentat auf die Deutschen ist — durch die Geschichte hindurch als die eigentlich schädliche, verlogene, unheilvolle Rasse… Ein wie mir scheint für Engländer vielleicht nicht unpopulärer Gesichtspunkt… Ich hebe auf den deutschen Charakter, nicht nur auf den deutschen Geist <hin> hervor, daß kein für Engländer verletzendes Wort darin vorkommt.

Das Buch schlägt das Christenthum todt, und außerdem auch noch Bismarck…

Für den Fall, daß Sie mir Ihre eigene Hilfe nicht versprechen können, werden Sie vielleicht Schritte und Wege wissen, wie mir hier geholfen werden kann.

[«]

1181. An Heinrich Köselitz in Berlin

<Turin,> Sonntag, den 9. Dec. 1888
via Carlo Alberto 6^{III}

Lieber Freund,

ich war eben im Begriff, Ihnen zu schreiben, da tritt Ihr Brief festlich zur Thür hinein, leider nicht in Begleitung des „Kunstwart“. Doch wird es sich nur um Stunden handeln. — Ihre herrlichen Neuigkeiten in puncto „Provence“ erquicken mich wie wenige Dinge mich erquicken könnten; denn da es mir gut geht, ist es eigentlich billig, daß es meinen „Nächsten“ noch besser geht. Der Erste Schritt, hier wie überall, ist der schwerste — und über den helfen nur die Weiblein hinweg… Auch ich habe Gutes zu melden. Das „Ecce homo“ ist vorgestern an C. G. N<aumann> abgegangen, nachdem ich es, zur letzten Gewissens-Beruhigung, noch einmal vom ersten bis zum letzten Wort auf die Goldwage gelegt habe. Es geht dermaßen über den Begriff „Litteratur“ hinaus, daß eigentlich selbst in der Natur das Gleichniß fehlt: es sprengt, wörtlich, die Geschichte der Menschheit in zwei Stücke — höchster Superlativ von Dynamit… Für die französische Übersetzung werde ich wahrscheinlich das schwedische Genie A. Strindberg haben, der alle seine Werke französisch schreibt — und meisterhaft! — Er hat mir vorgestern seinen ersten Brief geschrieben — es war der erste Brief mit einem welthistorischen Accent, der mich erreichte. Er hat den Begriff davon, daß Zarathustra ein non plus ultra ist. Zugleich traf noch ein Brief aus St. Petersburg ein, von einer der allerersten Frauen Rußlands, beinahe eine Liebeserklärung, jedenfalls ein curioses Stück Brief: Madame la Princesse Anna Dmitriewna Ténicheff. Auch der intelligenteste Kopf der Petersburger Gesellschaft, der alte Fürst Urussow soll sich stark für mich interessiren. Georg Brandes hält diesen Winter wieder Vorlesungen in diesen Kreisen und wird ihnen Wunderdinge berichten. Ich sagte wohl, daß Strindberg und Brandes befreundet sind, daß Beide in Kopenhagen leben? — Strindberg hält mich übrigens für den größten Psychologen des Weibes... Ecco, Malvida!!! —

— Gestern habe ich die **Götzen-Dämmerung** an Ms. Taine geschickt mit einem Brief, worin ich ihn bitte, für eine französische Übersetzung des Werks sich zu interessiren. Auch für die englische Übersetzung habe ich einen Gedanken: Miss Helen Zimmern, die jetzt in Genf, im nächsten Verkehr mit meinen Freundinnen Fynn und Mansouroff lebt. Sie kennt auch Georg Brandes — sie hat Schopenhauern den Engländern entdeckt, warum nicht erst recht dessen Antipoden?...

Mit E. W. Fritzsch bin ich noch nicht weiter; doch hoffe ich, mit einiger Geduld, daß der Preis noch ein Paar Tausend Mark heruntergeht. Wenn ich meine ganze Litteratur für 8000 Mark zurückerwerbe: so habe ich das Geschäft gemacht. — Naumann beräth mich in dieser Sache. Machen Sie doch meinem alten und sehr komischen Freund Professor Paul Deussen möglichst schnell einen Besuch, Berlin W. Kurfürstendamm 142. Sie können ihm einmal gründlich sagen, was ich bin und was ich kann. Er ist mir übrigens sehr zugethan und auf jene Weise, die auf Erden die seltenste ist: er hat mir vorigen Sommer, zum Zweck meiner Druckkosten, 2000 Mark zugestellt (— zu gleichem Zweck, hören Sie! Frl. Meta von Salis 1000 frcs. —) Unter uns, ich beschwöre Sie!

Jetzt eine ernste Sache. Lieber Freund, ich will alle Exemplare des vierten Zarathustra wieder zurückhaben, um dies ineditum gegen alle Zufälle von Leben und Tod sicher zu stellen (— ich las es dieser Tage und bin fast umgekommen vor Bewegung). Wenn ich es nach ein Paar Jahrzehnten welthistorischer Krisen — Kriege! — herausgeben werde, so wird es die rechte Zeit sein. Strengen Sie, bitte, Ihr Gedächtniß an, wer Exemplare hat. Meine Erinnerung giebt: Lanzky, Widemann, Fuchs, Brandes, wahrscheinlich Overbeck. Haben Sie die Adresse von Widemann? — Wie viel Exemplare waren es? wie viel haben wir noch? — Ein paar mögen in Naumburg sein.

Wetter, nach wie vor, unvergleichlich. Drei Kasten Bücher aus Nizza eingetroffen. — Ich blättere seit einigen Tagen in meiner Litteratur, der ich jetzt zum ersten Male mich gewachsen fühle. Verstehen Sie das? Ich habe Alles sehr gut gemacht, aber nie einen Begriff davon gehabt, — im Gegentheil!… Zum Beispiel die diversen Vorreden, das fünfte Buch „gaya scienza" — Teufel, was steckt da drin! — Über die dritte und vierte Unzeitgemäße werden Sie in Ecce homo eine Entdeckung lesen, daß Ihnen die Haare zu Berge stehn — mir standen sie auch zu Berge. Beide reden nur von mir, anticipando… Weder Wagner, noch Schopenhauer kamen psychologisch drin vor … Ich habe beide Schriften erst seit 14 Tagen verstanden. —

Zeichen und Wunder!

Es grüßt Sie der
Phönix.

— Menschliches, Allzumenschliches hat mir im höchsten Grade imponirt: es hat etwas von der Ruhe eines grand seigneur.

— Wissen Sie bereits, daß ich für meine internationale Bewegung das ganze jüdische Großkapital nöthig habe?…

[«]

1182. An Heinrich Köselitz in Berlin (Postkarte)

<Turin, 10. Dezember 1888>

Aber das ist ja herrlich, was Sie geschrieben haben, lieber Freund! Das ist ja der berühmte „Anfang", von dem man sagt, daß er schwer ist… Es ist nicht nur Alles richtig, es ist auch ausgezeichnet gesagt, — die Erinnerung an Graf Gobineau und überhaupt der Accent auf das Französische ist ein Meistergriff. Der Redakteur hat, für einen Verwandten W<agner>s, seine Sache nicht schlecht gemacht. Wundervoll ist es, daß „mit großen Gedanken spielen" ihm als Einwand gilt, — „nur als Feuilletonist, aber überaus espritreich", in Frankreich lachte man sich todt über eine solche Ablehnung. — Ich bitte Miss Helen Zimmern darum, Sie ins Englische zu übersetzen, für irgendeine der großen reviews. Herr Spitteler soll Ihrer in den Basler Nachrichten gedenken, resp. den ganzen Abschnitt abdrucken lassen. Schönsten Dank für Père! — Nietzsche

[«]

1183. An Ferdinand Avenarius in Dresden

<Turin, 10. Dezember 1888>

…Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar für Ihre Kritik, mehr noch als für die ausgezeichneten Worte des Herrn Gast, — ich las sie mit Entzücken, Sie haben, ohne es zu wissen, mir das Angenehmste gesagt, was mir jetzt gesagt werden konnte. In diesem Jahre, wo eine ungeheure Aufgabe, die Umwertung aller Werte, auf mir liegt und ich, wörtlich gesagt, das Schicksal der Menschen zu tragen habe, gehört es zu meinen Beweisen der Kraft, in dem Grade Hanswurst, Satyr oder, wenn Sie es vorziehen, „Feuilletonist“ zu sein, — sein zu können, wie ich es im „Fall Wagner“ gewesen bin. Daß der tiefste Geist auch der frivolste sein muß, das ist beinahe die Formel für meine Philosophie: es könnte sein, daß ich mich schon über ganz andere „Größen“ auf eine unwahrscheinliche Weise erheitert habe… Zuletzt thut das meiner persönlichsten Pietät gegen Wagner am wenigsten Abbruch; noch im vorigen Monat habe ich jener unvergeßlichen Zeit der Intimität zwischen uns ein Denkmal gesetzt, das dauern wird: in einem Werke, das jetzt im Druck ist und das jeden Zweifel über mich wegnehmen wird. Auch Ihren Zweifel, sehr werter und lieber Herr! Der „jüngere“ Nietzsche ist niemals über den Punkt-Wagner- mit dem „älteren“ Nietzsche in Widerspruch gewesen: es bliebe wohl zu beweisen, daß jenes x von Wesen, dessen Psychologie in der vierten Unzeitgemäßen gegeben wird, wirklich etwas mit dem Gatten von Frau Cosima zu thun hat oder… — Wissen Sie eigentlich, daß Herr Peter Gast der erste Musiker ist, der jetzt lebt, — Einer der Seltenen zu allen Zeiten, die das Vollkommene können? — Die Musiker, unter uns, finden, ich hätte alles bewiesen, nur zu sehr… Man schreibt mir Briefe über Briefe…

[«]

1184. An Ferdinand Avenarius in Dresden

<Turin, 10. Dezember 1888>

… Vergeben Sie mir, in aller Heiterkeit, eine Nachschrift: es scheint, es geht beim Fall Wagner nicht ohne Nachschrift ab. — Warum haben Sie eigentlich Ihren Lesern die Hauptsache vorenthalten? Daß meine „Sinnesänderung“, wie Sie es nennen, nicht von gestern ist? Ich führe nunmehr seit 10 Jahren Krieg gegen die

Verderbnis von Bayreuth, — Wagner hielt mich seit 1876 für seinen eigentlichen und einzigen Gegner, die Spuren davon sind überreich in seinen späteren Schriften. Der Gegensatz eines décadent und einer aus der Überfülle der Kraft herausschaffenden, das heißt dionysischen Natur, der das Schwerste Spiel ist, ist ja zwischen uns handgreiflich (ein Gegensatz, der vielleicht in fünfzig Stellen meiner Bücher ausgedrückt ist, z. B. in der „fröhl. Wissenschaft“ S. 312 ff). Wir sind verschieden wie arm und reich. Unter Musikern ist ja über die Armut Wagners gar kein Zweifel; vor mir, vor dem auch die Verstocktesten ehrlich werden, sind auch die extremen Parteigänger seiner Sache über diesen Punkt ehrlich geworden. Wagner war mir als Typus unschätzbar; ich habe an unzähligen Stellen den biologischen Gegensatz des verarmten und, folglich, raffinirten und brutalen Kunstinstinkts zum reichen, leichten, im Spiele sich echt bejahenden dargestellt — vergeben Sie mir! sogar mit der von Ihnen gewünschten „ruhig sachlichen Entwickelung der Gründe“. Eine kleine Hand voll Stellen: Menschl. Allzumenschl. (— vor mehr als 10 Jahren geschrieben)

2,62 ff. décadence und Berninismus im Stil W.’s.
2,51 seine nervöse Sinnlichkeit,
2,60 Verwilderung im Rhythmischen,
2,76 Katholizismus des Gefühls, seine „Helden“ physiologisch unmöglich.

Wanderer u. Schatten 95 gegen das espressivo um jeden Preis.

Morgenröte 225 die Kunst W.s, den Laien in der Musik zu täuschen.

Fröhl. Wissenschaft W. Schauspieler durch und durch,

auch als Musiker. 110 Bewunderungswürdig im Raffinement des sinnlichen Schmerzes.

Jenseits von Gut und Böse 221 Wagner zum kranken Paris gehörig, eigentlich ein französischer Spät-Romantiker, wie Delacroix, wie Berlioz, alle mit einem fond von Unheilbarkeit auf dem Grunde und, folglich, Fanatiker des Ausdrucks.

— Warum ich das Alles Ihnen schreibe? Weil man in St. Petersburg und in Paris mich ebenso ernst nimmt und liest, wie nachlässig im „Vaterlande“… Nachlässig — was für ein Euphemismus…

[«]

1185. An Ferdinand Avenarius in Dresden (Postkarte)

<Turin, 10. Dezember 1888>

Ein letztes Wort. Sie sind es mir vielleicht schuldig, jedenfalls bitte ich Sie darum, beide Briefe wörtlich im „Kunstwart“ wiederzugeben. Zuletzt wird der Redakteur am besten wissen, welche Auszeichnung damit seinem Blatt zu Theil wird. — Herr Spitteler, unter uns, ist etwas Ausgesuchtes und Liebenswürdiges im Urtheil: ich möchte Ihnen noch einen andren Kritiker der Musik rühmen, Dr. Carl Fuchs in Danzig, Virtuos, auch im Ausdruck: Wagner hielt ihn für den geistreichsten deutschen Musiker, den ich kenne.

Nietzsche.

Ist mein neues Buch „Götzen-Dämmerung“ in Ihren Händen? — Viel für Artisten

[«]

1186. An Paul Deussen in Berlin

Torino, via Carlo Alberto 6 III
Dienstag <11. Dezember 1888>

Lieber Freund,

ich bin aufrichtig erfreut über Deinen Brief: er entspricht in allen Hauptsachen meiner eignen Auffassung und auch der in diesen Dingen maßgebenderen, der meines mir unschätzbaren Leipziger Verlegers C. G. Naumann. Dieser räth, zu warten: Fritzsch werde klug genug sein, einen sicheren Betrag für eine sehr unsichere und bei philosophischem Verlag zehnfach unsicherere Zukunft in die Hände zu bekommen. Ich betrachte diesen Lage als eine wirkliche Glückslage. Denn meine frühere Litteratur jetzt um wenige Tausend Mark zurück zu bekommen, unmittelbar, bevor deren Werth begriffen wird, wäre ohne diesen Zufall nicht möglich gewesen. Nichts liegt mir ferner als F<ritzsch> „ärgern“ zu wollen. Der Fall ist, daß er beim Erscheinen vom „Fall Wagner“ in seiner eignen von ihm redigirten Zeitung die schnödesten persönlichen Bemerkungen über mich hat drucken lassen: so daß mir von allen Seiten, auch von Naumann, eine wirkliche Entrüstung ausgedrückt wurde. Du mußt empfinden, welcher Jubel darüber bei den Wagnerianern ist, daß mein eigner Verleger mich nicht nur in Stich läßt, sondern verhöhnt. — Lassen wir das Wort „Ehre“ aus dem Spiel: es ist nur nicht mehr anständig, meine Bücher in solchen Händen zu lassen. —

Meine Gesundheit ausgezeichnet und vollkommen unverwüstlich, obwohl ich, der Reihe nach, lauter ungeheure Aufgaben abzumachen hatte. Jedermann ist erstaunt über die Heiterkeit und den Stolz, mit dem ich hier in Turin lebe: ich werde behandelt wie ein Prinz, — ich bin es vielleicht auch. —

Mein Verleger hat den Auftrag, Dir das zuletzt fertig gewordene Werk die „Götzen-Dämmerung“ zu überreichen. Es ist nicht unmöglich, daß eine französische Übersetzung davon erscheint: ich stehe in Verhandlungen. Was jetzt gedruckt wird, heißt **Ecce homo**. Wie man wird, was man ist. Dies erscheint zugleich englisch, französisch und deutsch. — Die Briefe, die ich in der letzten Zeit bekomme, vor Allem aus der ersten Gesellschaft von St. Petersburg, auch von einem wirklichen Genie von Dichter, der Schwede ist, haben alle etwas von einem welthistorischen Accente, wie als ob das Schicksal der Menschheit in meiner Hand liegt. —

Ich habe meinen ausgezeichneten Freund und maëstro Peter Gast (— sein eigentlicher Name ist Heinrich Köselitz) aufgefordert, Dir seinen Besuch zu machen. Er hat bei weitem den tiefsten Begriff von mir, Du kannst ihn über Alles fragen. Man kommt ihm übrigens in Berlin sehr entgegen: es ist wahrscheinlich, daß Joachim selbst sein „provençalisches Quartett“ (das mir gewidmet ist —) zum ersten Male vorführt. Unter uns, ein reizendes Mädchen aus der reichsten Aristokratie von Berlin (mit großem Grundbesitz in Hinterpommern) ist der Grund seiner Berliner Existenz: er hat einen Grafen Schlieben zum Rivalen, aber die artige Person will lieber sterben als — — Nochmals, dies unter uns. — Er war den Sommer auf ihrem Waldschloß und hat die Concurrenz von lauter Gardelieutnants aus umwohnendem Adel nur zu glücklich ausgehalten. — Eine Geschichte, die in Venedig begann. — Die Herrn Musikanten! — — — — Ich selbst habe dieser Tage beinahe eine Liebeserklärung von der charmantesten und geistvollsten Frau von St. Petersburg bekommen, Madame la Princesse Anna Dmitriewna Ténicheff, einer große<n> Verehrerin meiner Bücher. Georg Brandes geht diesen Winter nach St. Petersburg und hält Vorträge über mich. —

Mich Dir und Deiner lieben Frau
auf das Herzlichste
empfehlend
Dein Nietzsche

Weitere Verhandlungen über Beschaffung von Geld bitte ich dringend zu unterlassen. Wenn die Summe noch in dem von Naumann erwarteten Grade heruntergeht, bin ich selbst der Lage gewachsen.

[«]

1187. An Carl Fuchs in Danzig

Torino, via Carlo Alberto 6, III
<11. Dezember 1888>

Lieber Freund,

inzwischen steht und geht Alles wunderbar; ich habe nie annähernd eine solche Zeit erlebt, wie von Anfang September bis heute. Die unerhörtesten Aufgaben leicht wie ein Spiel; die Gesundheit, dem Wetter gleich, täglich mit unbändiger Helle und Festigkeit heraufkommend. Ich mag nicht erzählen, was Alles fertig wurde: Alles ist fertig.

Die nächsten Jahre steht die Welt auf dem Kopf: nach dem der alte Gott abgedankt ist, werde ich von nun an die Welt regieren.

Mein Verleger hat, wie ich nicht zweifle, Ihnen sowohl den Fall als, zuallerletzt, die Götzen-Dämmerung übersandt. Hätten Sie nicht eine kleine kriegerische Laune? Es wäre mir äußerst erwünscht, wenn jetzt ein — der — geistvoller Musiker öffentlich Partei für mich als Antiwagner nehme und den Bayreuthern den Handschuh hinwürfe? Eine kleine Broschüre, in der über mich lauter Neues und Entscheidendes gesagt würde, mit einer Nutzanwendung im Einzelfall, Musik, was denken Sie dazu? Nichts Langwieriges, etwas Schlagendes, Schlagfertiges… Der Augenblick ist günstig. Man kann noch Wahrheiten über mich sagen, die zwei Jahre später beinahe niaiseries sein dürften.

— Und was macht Danzig — oder vielmehr Nicht-Danzig?… Erzählen Sie mir wieder von sich selbst, lieber Freund, — ich habe Zeit, ich habe Ohren…

Es grüßt Sie auf das
Herzlichste
das Unthier.

[«]

1188. An Franziska Nietzsche in Naumburg (Postkarte)

<Turin, 11. Dezember 1888>

Meine alte Mutter, wundere Dich nicht, wenn ich jetzt so wenig schreibe. Ich habe nur zu viel zu schreiben, besonders auch wichtige Briefe. Es geht mir übrigens, nach wie vor, ausgezeichnet, kein schlechter Tag bisher. Das Wetter immer noch herrlich; etwas frisch, aber nicht anders, als ich's vom Oberengadin her gewöhnt bin. Der Ofen ist noch nicht da; die Sache ist vollkommen aufgeklärt — es sind Fehler bei der Untersuchung des Prof. Koch gemacht worden. Die Öfen haben sich seit 8 Jahren in allen Ländern bewährt, — ich habe ein paar Bogen voll der glänzendsten Zeugnisse von Fürsten, Ministern, Professoren und jeder Art Stand. — Von Nizza sind die 3 Bücherkisten eingetroffen. — Ich bin jetzt in jeder Hinsicht hier gut aufgehoben; große Reinlichkeit; ausgezeichnete Nahrung; mächtiges Bett, worin die Italiäner ihren Luxus haben; auch habe ich noch nie so gut geschlafen.

Dein altes Geschöpf

Torino, via Carlo Alberto 6, III: genaue Adresse! —

[«]

1189. An Carl Spitteler in Basel

Torino, via Carlo Alberto 6, III
Dienstag <11. Dezember 1888>

Werther Herr,

ich will Ihnen heute einen Vorschlag machen, zu dem nicht Nein zu sagen ich Sie inständig bitte. Mein Kampf gegen Wagner ist auf eine absurde Weise dadurch bisher mißrathen, daß Niemand meine Schriften kennt: so daß die „Sinnes-Änderung“, wie zb. Avenarius sich ausdrückt, als Etwas gilt, was ungefähr gleichzeitig mit dem „Fall Wagner“ ist. Thatsächlich führe ich seit 10 Jahren Krieg — Wagner wußte es selbst am besten —: ich habe keinen allgemeinen Satz, psychologischer oder streng aesthetischer Natur, im „Fall Wagner“ ausgesprochen, den ich nicht schon in meinen Schriften auf das Ernsthafteste vorgetragen habe. Unter diesen Umständen will ich, um diesen Frage auf die Höhe und bis zum

Kriege zu bringen, jetzt noch eine Schrift gleicher Ausstattung und gleichen Umfangs wie der „Fall Wagner“ herausgeben, die nur aus 8 größeren sehr ausgewählten Stücken meiner Schriften besteht, unter dem Titel:

Nietzsche contra Wagner.
Aktenstücke
aus Nietzsche’s Werken.

Werther Herr, Sie sollen das herausgeben und eine längere Vorrede, eine wirkliche Kriegserklärung dazu schreiben. Das können Sie, ich weiß das: Sie nehmen das Schicksal der Musik tief genug, um hier der Leidenschaft fähig zu sein.

Die Stellen — ich werde sie selber abschreiben und Ihnen dann zusenden — sind folgende (— ich nehme an, daß Sie meine Schriften besitzen? Andrenfalls ein Wort an mich, damit was fehlt, sofort an Sie abgeht)

1. Zwei Antipoden. (fröhliche Wissenschaft S. 312—16)

2. Eine Kunst ohne Zukunft. (Menschliches, Allzumenschliches Bd. 2, 76—78

3. Barocco. (Menschliches, Allzumenschliches Bd. 2, 62—64

4. Das espressivo um jeden Preis. (Wanderer und sein Schatten S. 93 (also Menschliches, Allzumenschliches II, letzte Hälfte.

5. Wagner Schauspieler, nichts mehr (fröhliche Wissenschaft S. 309—11)

6. Wagner gehört nach Frankreich (Jenseits von Gut und Böse 220—24)

7. Wagner als Apostel der Keuschheit (Genealogie der Moral S. 99—105

8. Nietzsches Bruch mit Wagner (Menschliches, Allzumenschliches Band II Vorwort p. VII—VIII)

In der Vorrede wäre auch die entscheidende Einsicht vom Gesammt-décadence-Charakter der modernen Musik an’s Licht zu stellen: es ist eigentlich das, was die Schrift voraus hat gegen das, was ich früher schon gesagt habe. — Sehen Sie, dies Gesindel fühlt meinen Ingrimm nicht, weil ich „überaus espritreich“ geschrieben habe! Das kann sich Geist nicht mit Leidenschaft verbunden denken… Eine „ruhig-sachliche Entwicklung der Gründe“ verlangt Av<enarius>, wo unsereins vor Leidenschaft zittert…

Ach, das verstehen Sie —

Nietzsche

[«]

1190. An Carl Spitteler in Basel (Postkarte)

<Turin, 12. Dezember 1888>

Geehrter Herr,

diese Nacht fiel mir ein Einwand ein, den ich heute am Tage nicht los werde. Hinter einer solchen Veröffentlichung, wie ich sie gestern vorschlug, würde man doch unter allen Umständen mich als Urheber voraussetzen — es stehen zu private Dinge in den Stellen, die abgedruckt werden müßten

Mit der Bitte um Nachsicht Ihr
N.

[«]

1191. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

<Turin,> Sonnabend <15. Dezember 1888>

Geehrter Herr Verleger,

hier kommt noch ein schönes Manus<c>ript, etwas Kleines, aber sehr gut Gerathenes, auf das ich stolz bin. Nachdem ich im „Fall Wagner“ eine kleine Posse geschrieben habe, kommt hier der Ernst zu Wort: denn wir — Wagner und ich — haben im Grunde eine Tragödie mit einander erlebt. — Es scheint mir, nachdem durch den „Fall Wagner“ die Frage nach unserm Verhältniß wachgerufen ist, sehr an der Zeit, hier einmal eine außerordentlich merkwürdige Geschichte zu erzählen. — Rechnen Sie nun gefälligst aus, wie viel Seiten es in der gleichen Ausstattung wie „Fall Wagner“ ergeben wird? Zwei bis drei Bogen, vermuthe ich. — Mein Wunsch wäre, daß wir diesen kleine Sache sofort absolviren. Ich gewinne dadurch auch noch Zeit, die Übersetzer-Frage in Bezug auf Ecce homo die bis jetzt wenig Chance hat, neu aufzunehmen. Zum Mindesten möchte ich eine französ. Übersetzung, aber ein Meisterstück von Übersetzung haben. —

Sehr erbaut über die schönen und tiefen Worte des Herrn Köselitz (Peter Gast) im „Kunstwart“. Herr Avenarius hat hinterdrein einige Thorheiten gesagt, aber sich bereits auf das Artigste bei mir entschuldigt — ich habe ihm ein sehr heiteres Briefchen geschrieben. Hat er nicht sein Bedauern darüber ausgedrückt, daß ich dies Mal „überaus espritreich“ geschrieben hätte? — Als ob meine Schriften sonst sich durch Stupidität auszeichneten!

Ergebenst
Ihr
Dr. Nietzsche.

Herr E. W. Fritzsch schweigt. Ich auch. — Ich bitte noch, für mich, um 4 Exemplare Götzen-Dämmerung und 1 Exemplar „Fall Wagner“.

[«]

1192. An Heinrich Köselitz in Berlin

Torino, den 16. Dezember 1888

Lieber Freund,

bedeutende Erweiterung des Begriffs „Operette“. Spanische Operette. La gran via, zwei Mal gehört — Hauptzugstück von Madrid. Ist einfach nicht zu importiren: man muß dazu Spitzbube und verfluchter Kerl von Instinkt sein — und dabei feierlich… Ein Terzett von drei feierlichen alten riesengroßen Canaillen ist das Stärkste, was ich gehört und gesehn habe — auch als Musik: genial, gar nicht zu rubriziren… Ich nahm, da ich jetzt sehr gebildet in Rossini bin und bereits 8 Opern kenne, die von mir vorgezogene Cenerentola zum Vergleich — ist tausend Mal zu gutartig gegen diesen Spanier. Wissen Sie die Handlung schon kann nur ein vollendeter Spitzbube ausdenken — lauter Sachen, die wie Taschenspielerei wirken, so blitzartig kommt die canaille zum Vorschein. Vier oder fünf Stücke Musik, die man hören muß; sonst hat der Wiener Walzer in der Form größerer Ensembles das Übergewicht. — Offenbach’s „schöne Helena“ hinterdrein fiel einfach ab. Ich lief fort. — Dauer präcis 1 Stunde.

— Heute Nachmittag werde ich ein Requiem von dem alten Neapolitaner Maestro Jommelli hören (starb ungefähr 1770): Accademia di canto corale. —

Und nun die Hauptsache. Ich habe gestern ein Manuscript an C. G. Naumann geschickt, welches zunächst, also vor Ecce homo, absolvirt werden muß. Ich finde die Übersetzer für „Ecce“ nicht: ich muß einige Monate den Druck noch hinausschieben. Zuletzt eilt es nicht. — Das Neue wird Ihnen Vergnügen machen: — auch kommen Sie vor — und wie! —

Es heißt

Nietzsche contra Wagner.
Aktenstücke
eines Psychologen.

Es ist wesentlich eine Antipoden-Charakteristik, wobei ich eine Reihe Stellen meiner älteren Schriften benutzt und dergestalt zum „Fall Wagner“ das sehr ernste Gegenstück gegeben habe. Das hindert nicht, daß die Deutschen darin mit spanischer Bosheit behandelt werden — die Schrift (drei Bogen etwa) ist extrem antideutsch. Am Schluß erscheint Etwas, wovon selbst Freund Köselitz keine Ahnung hat: ein Lied (oder wie Sie’s nennen wollen…) Zarathustra’s, mit dem Titel Von der Armut des Reichsten — wissen Sie, eine kleine siebente Seligkeit und noch ein Achtel dazu… Musik…

— Ich sehe jetzt mitunter nicht ein, wozu ich die tragische Katastrophe meines Lebens, die mit „Ecce“ beginnt, zu sehr beschleunigen sollte. Dies Neue wird vielleicht, auf Grund der Neugierde, welche der „Fall Wagner“ hervorgerufen hat, stark gelesen werden — und da ich jetzt keinen Satz mehr schreibe, worin ich nicht ganz zum Vorschein käme, so ist zuletzt schon diesen Psychologen-Antithese der Weg, um mich zu verstehn — Ia gran via…

Avenarius, dem ich mit einem boshaften Briefchen auf die Finger gefühlt habe, hat auf das Allerartigste und Herzlichste sich entschuldigt — ich glaube, diese Geschichte habe ich sehr gut gemacht. (Verlangen Sie noch einige Exemplare von Avenarius!)

— Sehen Sie, lieber Freund! Piemonteser Küche! Ah, meine trattoria! Ich habe keinen Begriff gehabt, was in der Kunst der Zubereitung die Italiäner überlegen sind! — und der Qualität! Nicht umsonst mitten innerhalb der allerberühmtesten Viehzucht! — Und, nach wie vor, obwohl ich essey wie ein Prinz, auch viel, zahle ich für jede Mahlzeit (10 ct. Trinkgeld mit) 1 fr. 25. — Für Wohnung, sehr gute Bedienung eingerechnet, erste Lage der Stadt, Sonnenzimmer comme il faut, 25 frs den Monat.

Abends sitze ich in einem prachtvollen hohen Raum: ein kleines sehr anständiges Concert (Clavier 4 Saiteninstr<umente> 2 Bläser) kommt gerade so gedämpft, als es wünschenswerth, zu mir — es sind 3 Säle nebeneinander. Man bringt mir meine Zeitung Journal des débats, — ich esse eine Portion ausgezeichnetes Eis: kostet, mit Trinkgeld (worauf ich halte, weil es hier nicht Sitte ist) 40 ct. — In der galeria Subalpina (in die ich hinabsehe, wenn ich aus meinem Zimmer heraustrete), dem schönsten elegantesten Raum dieser Art, den ich kenne, spielt man jetzt Abend für Abend den barbiere di Seviglia, und zwar vortrefflich: man zahlt, was man verzehrt, mit einem etwas erhöhten Preise. — Und wie gut sieht die Stadt aus, wenn es trübe ist! Neulich sagte ich mir: einen Ort zu haben, wo man nicht heraus will, nicht einmal in die Landschaft, wo man sich freut, in den Straßen zu gehn! — früher hätte ich's für unmöglich gehalten. —

In Freundschaft
Ihr N.

Etwas Letztes, nicht Letztes: Alle, die jetzt mit mir zu thun haben, bis zur Hökerin herab, die mir herrliche Trauben aussucht, sind lauter vollkommen gerathene Menschen, sehr artig, heiter, ein wenig fett, — selbst die Kellner.

— Eben starb der Prinz von Carignano: wir werden ein großes Begräbniß haben. —

Eben trifft ein herrlicher Brief Taine's ein! —

[«]

1193. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

<Turin, verm. 17. Dezember 1888>

Wir wollen 2 Bogen von Ecce homo drucken und einige Abzüge auf gutem Papier davon machen, damit ich meinen französischen und englischen Übersetzern resp. Verlegern einen deutlichen Begriff davon geben kann, welcher Art das Werk ist. Diese Abzüge bitte ich mir hierher aus. — Inzwischen ist auf eine ganz unschätzbar<e> Weise eine Beziehung zwischen mir und dem bei weitem einflußreichsten Mann in Frankreich hergestellt worden, einflußreich für Litteratur Buchhandel und litterarisches rénomée, mit dem Chef-Redakteur des Journal des Débats und der Revue des deux Mondes, der zugleich auch für politische Fragen eine der festesten und geschütztesten Positionen Frankreichs hat. Der erste Philosoph Frankreichs, Ms Taine, ein großer Bewunderer meiner Schriften, räth mir unbedingt an, meine Sache in die Hände seines Freundes zu legen, an dem ich einen der allerintelligentesten Leser haben würde (— er ist aufs Tiefste unterrichtet über alles Deutsche, auch selbst im Sprachlichen Meister) Dies heißt in Frankreich seinen Prozeß gewonnen haben. —

Für England habe ich eine ausgezeichnete Schriftstellerin im Auge, die schon das Verdienst hat, Schopenhauer in England eingeführt zu haben, Miss Helen Zimmern, in Florenz lebend, Mitarbeiterin der Times und aller großen Reviews, — in Deutschland geboren, so daß sie vollkommen auch im Sprachlichen competent ist.

Wenn die zwei Bogen erledigt sind, gehn wir an Nietzsche contra Wagner. Einige Wochen werden dann hingehn, ehe alle die Präliminarien mit Übersetzern und Verlegern in Paris und London erledigt sind. —

N.

— Damit der Titel sich so eng wie möglich an den „Fall Wagner“ anschließt, wollen wir schreiben

Nietzsche contra Wagner
Ein Psychologen-Problem

[«]

1194. An Franz Overbeck in Basel

Torino, via Carlo Alberto 6. III
<um den 17. Dezember 1888>

Lieber Freund,

ich zählte eben meine Gelder, — ich habe gerade noch 100 frs., so daß ich ohne Schwierigkeit Deiner Sendung gegen Ende des Monats entgegensehe. Ich bin stolz darauf, mich nicht verrechnet zu haben. Denn…

Der Herbst und der Anfang Winter sind mir immerfort sehr wohlthätig gewesen: so daß meine Arbeit und eine sehr tapfere Laune keinen Augenblick nachgelassen haben. Meine jetzige Erholung ist spanische Operette, aus Madrid: das geht über Alles hinaus, lauter feierliche canailles, Spitzbuben durch und durch, aber mit grandezza — —

Überallher gute Nachrichten. Ich lege einen kleinen Brief aus Paris bei, von M. Taine; mit der Bitte, mir ihn umgehend zurückzusenden. Die Beziehung zum Redakteur des Journal des Débats, die er mir vorschlägt, macht mir großes Vergnügen; ich lese seit Jahren keine andre Zeitung mehr. — In Paris hat mein „Fall Wagner“ Aufsehn gemacht; man sagt mir, ich müsse ein geborner Pariser sein: — noch nie habe ein Ausländer so französisch gedacht wie ich im „Fall“. — Von Petersburg bekomme ich wahre Huldigungs-Schreiben, eingerechnet Liebeserklärungen. Georg Brandes hält diesen Winter wieder dort Vorträge. Ich habe jetzt Leser — und, zum Glück, lauter ausgesuchte Intelligenzen, die mir Ehre machen — überall, vor allem in Wien, St. Petersburg, Paris, Stockholm, New York. Meine nächsten Werke werden sogleich mehrsprachig erscheinen. — Das schwedische Genie Strindberg (seine Tragödie der Vater ist soeben in der Reklamschen Bibliothek erschienen: lies es doch!) endet alle Briefe an alle Welt: „Carthago est delenda. Lisez Nietzsche!“

Was macht die Gesundheit?

Dein alter Freund N.

[«]

1195. An Hippolythe Taine in Paris (Entwurf)

<Turin, um den 17. Dezember 1888>

Ms Taine 23 rue Cassette
Verehrter Herr,

Sie haben mich auf eine unbeschreibliche Weise geehrt und — beschämt; ich habe es Ihnen nie vergessen, was Ihre große Güte mir nach Zusendung von „Jenseits von Gut und Böse“ gesagt hat. Es war im Grunde die erste Stimme, die ich hörte. Denn meine Einsamkeit war immer vollkommen. Nicht daß ich dies beklagte. Ich glaube, es ist die Grundbedingung dafür, jenen äußersten Grad von Selbstbesinnung zu erreichen, der das Wesen meiner Philosophie ausmacht. Auch spricht meine gute Laune dafür, daß es das Rechte war: ich habe nie an „Vereinsamung“ gelitten. —

Zugleich mit Ihrem unschätzbaren Billet traf das erste tiefe und muthige Wort über mich aus Deutschland ein; da Sie darin genannt werden, nehme ich mir die Freiheit, es Ihnen vorzulegen.

Friedrich Nietzsche.

[«]

1196. An Jean Bourdeau in Paris (Entwurf)

<Turin, etwa 17. Dezember 1888>

Verehrter Herr

Ein unschätzbares Billet von Ms. Taine, das ich beilege, giebt mir den Muth, Ihren Rath in einer mir sehr ernsten Sache auszubitten. Ich wünsche, in Frankreich gelesen zu werden; mehr noch, ich habe es nöthig. So wie ich bin, der unabhängigste und, vielleicht der stärkste Geist, der heute lebt, verurtheilt zu einer großen Aufgabe, kann ich mich unmöglich durch die absurden Grenzen, welche eine fluchwürdige und von den Lügenhaften vertretene, dynastische Interessen-Politik zwischen die Völker gezogen hat, abhalten lassen nach den Wenigen zu suchen, die überhaupt für mich Ohren haben. Und ich bekenne es gern: ich suche sie vor Allem in Frankreich. Es ist mir nichts fremd, was sich in der geistigen Welt Frankreichs begiebt: man sagt mir, ich schreibe im Grunde französisch, obschon ich vielleicht mit der deutschen Sprache besonders in meinem Zarathustra, etwas in Deutschland selbst Unerreichtes erreicht habe. Ich wage zu sagen, daß meine Vorfahren, vierte Generation, polnische Edelleute waren; daß meine Urgroßmutter und Großmutter väterlicher Seits in die Goethische Zeit Weimars gehören: Gründe genug, um in einem kaum denkbaren Grade heute der einsamste Deutsche zu sein. Es hat mich nie ein Wort erreicht — und, aufrichtig, ich habe nie desh<alb> geklagt… Jetzt habe ich Leser überall, in Wien, in St. Petersburg, in Stockholm, in Kopenhagen — lauter ausgesuchte Intelligenzen, die mir Ehre machen — sie fehlen mir in Deutschland… Daß selbst in D<eutschland> ein Gefühl dafür ist, wie wenig ich dahin gehöre, dafür ist ein sehr ernster Aufsatz Zeugniß, im Kunstwart erschienen, den beizulegen ich mir erlaube. Der Verfasser ist ein Musiker ersten Ranges, der Einzige, wenn ich ein Urtheil über diesen Dinge habe — folglich unbekannt… — Zum Glück habe ich, mit 24 Jahren als Universitätsprofessor nach Basel berufen, es nicht nöthig gehabt, fortwährend Krieg zu führen und mich in bloßen Streitereien zu verschwenden. In Basel fand ich den verehrungswürdigen Jakob Burckhardt, der mir von Anfang an tief geneigt war, — ich hatte in Richard Wagner und Frau, die damals in Tribschen bei Luzern lebten, eine Intimität, wie ich sie mir werthvoller nicht denken konnte. Im Grunde bin ich vielleicht ein alter Musikant. — Später hat mich Krankheit aus diesen letzten Beziehungen herausgelöst und mich in einen Zustand tiefster Selbstbesinnung gebracht, wie er vielleicht kaum je erreicht worden ist. Und da in meiner Natur selbst nichts Krankhaftes und Willkürliches ist, so habe ich diesen Einsamkeit kaum als Druck, sondern als eine unschätzbare Auszeichnung gleichsam als Reinlichkeit empfunden. Auch hat sich noch Niemand bei mir über düstere Miene beklagt, ich selbst nicht einmal: ich habe vielleicht schlimmere und fragwürdigere Welten des Gedankens kennen gelernt als irgend Jemand, aber nur weil es in meiner Natur liegt, das Abenteuer zu lieben. Ich rechne die Heiterkeit zu den Beweisen meiner Philosophie… Vielleicht beweise ich diesen Satz durch die zwei Bücher, die ich Ihnen hiermit vorlege

Erwägen Sie, verehrter Herr, ob die Götzen-Dämmerung, ein sehr radikal gedachtes und in der Form gewagtes Buch, nicht übersetzt werden sollte. Ich bekenne ein Vergnügen ersten Rangs, mich selbst wie einen Band Pauls Bourget (— das ist ein tiefer und gleichwohl nicht pessimistischer Geist —)

— es würde am schnellsten und gründlichsten in meine Gedanken einführen; ich glaube kaum, daß es möglich ist, mehr Substanz auf kleinerem Raum zu geben. — Von der Schrift über Wagner sagt man mir, sie sei so französisch gedacht, daß man sie nicht ins Deutsche übersetzen könnte. — Die Werke, die eine Entscheidung heraufführen, an der das brutale Rechen-Exempel der jetzigen Politik sich vielleicht als Rechenfehler erweisen könnte, sind vollkommen druckfertig: Jetzt wird erscheinen Ecce homo. Oder: wie man wird was man ist. Später Umwerthung aller Werthe. Aber auch diesen Werke müßten erst ins Französische und Englische übersetzt werden, da ich mein Schicksal <zu>letzt von keiner kaiserlichen Polizeimaßregel abhängig machen will… Dieser junge Kaiser hat nie von den Dingen gehört, wo für Unser einen das Hören erst anfängt: Otitis, beinahe schon Meta-Otitis…

Ich habe die Ehre zu sein ein alter Leser des J<ournal> d<es> D<ebats>: die vollkommene Stumpfheit der jetzigen Deutschen für jede Art höheren Sinns kommt in ihrem Verhalten gegen mich seit 16 Jahren, wohlverstanden! zu einem geradezu erschreckenden Ausdruck. Ich fürchte, es giebt gar keine entscheidenderen, tieferen und, wenn man Ohren hat, aufregenderen Bücher als der

Marteau des Idoles

wäre: eine wirkliche Krisis kommt in ihm zum Ausdruck, aber kein D<eutscher> hat einen Begriff davon — auch bin ich das Gegentheil eines Fanatikers und Apostels und vertrage keine Weisheit außer mit sehr viel Bosheit und guter Laune gewürzt. Meine Bücher sind nicht einmal langweilig — und trotzdem hat noch kein Deutscher einen Begriff davon.. Meine Besorgniß ist, daß im Augenblick, wo man moralisch vor einer meiner Schriften steht, man sie verdirbt: deshalb ist es an der höchsten Zeit, daß ich noch einmal als Franzose zur Welt komme — denn die Aufgabe, um derentwillen ich lebe, ist — — —

— Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen jene Bücher vorzulegen: gesetzt, daß diesen französisch erscheinen, so bin ich vorgestellt, eingeführt in Frankreich, — der Rest folgt daraus. (— Der Rest heißt hier das tiefste Buch, das die Menschheit hat, mein Zarathustra. Aber mit dem kann man nicht anfangen.)

Jenseits von Gut und Böse: auch bei d<iesem> Werk hat mir seiner Zeit Ms. Taine eine außerordentliche Theilnahme bezeugt.

Die Götzen-Dämmerung oder wie man mit dem Hammer philosophirt, man könnte den Titel vereinfachen:

Marteau des Idoles

Ich weiß nur dies: in dem Augenblick, wo man mor<a>l<is>ch vor einem meiner Bücher steht, wird man sie verderben. Nun stehe ich gerade vor dem entscheidenden Schritt meines Lebens: die Werke, die im Grunde keine Bücher sind, <sondern> eine Art Schicksal darstellen werden, sind druckfertig, — es steht in meiner Hand, wie viele Monate oder Jahre sie noch zu warten haben. Es ist deshalb für mich eine Frage ersten Rangs, nicht auf den Zufall, auf die Brutalität eines Polizei-Verbots mit meiner Aufgabe angewiesen zu sein, — es ist die höchste Zeit, mich auch außerhalb D<eutsch land>s — — —

[«]

1197. An Helen Zimmern in Florenz

Turin, via Carlo Alberto 6 III
<um den 17. Dezember 1888>

Verehrtes Fräulein

Sie würden mir einen großen Dienst erweisen, wenn Sie beifolgenden Aufsatz des Herrn Peter Gast unter dem Titel „Nietzsche contra Wagner“ für eine der großen Review’s übersetzen wollten. Ich habe jetzt absolut nöthig, in England bekannt zu werden, denn meine nächsten Schriften — sie sind vollkommen druckfertig — sollen zugleich englisch, französisch und deutsch erscheinen. Die Hornvieh-Rasse der Deutschen — Verzeihung für das starke Wort! — ist mir vollkommen fremd; man wird sich gegen mich mit Confiscationen und andren

Polizei-Maßregeln wehren. Also habe ich für meine Aufgabe, die zu den allergrößten gehört, welche ein Mensch auf sich nehmen kann — ich will das Christenthum vernichten — Amerika, England und Frankreich nöthig — Preßfreiheit in jedem Sinn…

Ich erinnere mich, in einer Nummer des Journal des Débats gelesen zu haben, daß eine englische Zeitschrift (Century Review oder ähnlich —) den Kampf gegen Wagner sehr energisch eröffnet hat. Wenn Sie Lust haben, so sende ich Ihnen meine Schrift. Sie ist über alle Maaßen boshaft und könnte eher schon von einem Pariser geschrieben sein.

Jetzt eben erscheint von mir etwas extrem Radikales Götzen-Dämmerung. Oder: wie man mit dem Hammer philosophirt.*) Ich sende es Ihnen zu — unter Umständen führen Sie dies Stück in England ein. Es ist antideutsch und antichristlich par excellence — sollte es damit nicht stark auf Engländer wirken? Meine Argumente sind ganz andrer Art, als je angewendet worden sind, — ich bin gar kein Mensch, ich bin Dynamit.

Hoffentlich trifft mein Brief Sie in muthiger und kriegsgewohnter Verfassung? —

Sehr ergeben
Nietzsche

— Herr Peter Gast ist einer unserer ersten Musiker oder, wenn Sie mir glauben wollen, bei weitem der Erste — er kann das, was zu allen Zeiten die Seltensten können, das Vollkommne. Es ehrt mich, einen solchen „Jünger“ zu haben.

N.

— Ms. Taine hat mir über die Götzen-Dämmerung einen unschätzbaren Brief geschrieben, voller Bewunderung über „toutes mes audaces et finesses“. Ich bin eben in Unterhandlung, auf M. Taines Rath, mit dem ausgezeichneten Chef-Redakteur des Journal des Débats und der Revue des deux Mondes Ms. Bourdeau, den er mir als einen der intelligentesten und einflußreichsten Franzosen empfohlen hat: derselbe soll die Schritte zur Übersetzung des Werks vorbereiten.

[«]

1198. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Turin, 18. Dezember 1888>

Alles wohl erwogen, scheint es mir für den angedeuteten Zweck nützlich<er>, statt des zweiten Bogens das Titelblatt, das Vorwort und das Inhaltsverzeichniß zu drucken. Das zusammen giebt dann eine deutliche Vorstellung. Eine ungefähre Berechnung der Bogenzahl wäre ebenfalls nöthig. —

— Ein Exemplar der Götzen-Dämmerung wollen wir noch übers Meer schicken: eingeschrieben

Herrn Dr. Bernhard Förster
Neu-Germanien
bei Asuncion
Amérique de Sud Paraguay

Sollte der 2te Bogen schon ganz oder halb gedruckt sein, so nehmen wir ihn mit dazu.

[«]

1199. An August Strindberg in Holte

Torino, Via Carlo Alberto 6 III
<18. Dezember 1888>

Werther und sehr lieber Herr,

inzwischen hat man mir aus Deutschland „den Vater“ geschickt, zum Beweis dafür, daß ich gleichfalls meine Freunde für den Vater des Vaters interessire. — Das Théatre libre des Ms. Antoine ist ja dazu gemacht, um zu riskiren. Ihr Werk ist vollkommen unschuldig gegen das, was man schon in den letzten Monaten darauf riskirt hat. Es kam dahin, daß A<lbert> Wolf, im Leitartikel des Figaro, öffentlich, im Namen Frankreichs, erröthete. — Aber M. Antoine ist ein eminenter Schauspieler, der sofort die Rolle des capitains („Rittmeisters“) sich aneignen wird. Ich rathe nicht mehr, Zola hineinzumischen, sondern Exemplar und Brief direkt an Ms. Antoine, directeur du theatre libre, zu senden. Man spielt gerne Ausländer —

Draußen bewegt sich, mit düsterem Pomp, ein großes Leichenbegängniß: il principe di Carignano, Vetter des Königs, Admiral der Flotte. Ganz Italien in Turin. —

Ach, wie Sie mich über Ihre Schweden unterrichtet haben! Und neidisch gemacht haben! Sie unterschätzen Ihr Glück: „o fortunatos nimium, sua si bona norint“ — nämlich, daß Sie kein Deutscher sind… Es giebt gar keine andere Cultur, als die französische, es ist kein Einwand, sondern die Vernunft selber, daß man in die einzige Schule geht — sie ist nothwendig die rechte.. Wollen Sie den Beweis dafür? — Aber Sie sind der Beweis! —

Ich sende, mit allerverbindlichstem Danke, die Hefte wieder zurück, in der Annahme, daß Sie dieselben nicht in mehreren Exemplaren besitzen. —

Gleichzeitig mit Ihrem Brief kam ein Brief aus Paris an, von Ms. Taine, voll der höchsten Auszeichnungen für die Götzen-Dämmerung in Hinsicht auf audaces et finesses, und mit einer sehr ernsten Aufforderung, die ganze Frage meines Bekanntwerdens in Frankreich, eingerechnet die Mittel dazu, in die Hände seines Freundes, des Chef-Redakteurs des Journal des Débats und der Revue des deux mondes zu legen, dessen tiefe und freie Intelligenz, auch was Form, was Kenntniß des Deutschen und der deutschen Cultur betrifft, er mir nicht genug zu rühmen weiß. Zuletzt lese ich seit Jahren nur noch das Journal des débats. — Auf diesen Eröffnung meines Panama-Canals nach Frankreich hin habe ich die weitere Publikation von neuen Schriften (drei sind vollkommen druckfertig —) aufs Unbestimmte hinausgeschoben. Zunächst sollen die beiden capitalen Bücher Jenseits von Gut und Böse und die Götzen-Dämmerung übersetzt werden: damit bin ich in Frankreich vorgestellt. —

Ihnen zugethan und voll guter Wünsche
Nietzsche.

[«]

1200. An E. Kürbitz in Naumburg

Torino, via Carlo Alberto 6, III
den 19. Dez. 1888

Geehrtester Herr,

hiermit ersuche ich Sie, meiner Mutter, Frau Pastor Nietzsche, wieder 30 Mark (dreißig Mark) aushändigen zu lassen. Die Angelegenheit Nieske, Dresden hat sich in willkommner Weise erledigt.

Hochachtungsvoll
Dr. Nietzsche

[«]

1201. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Telegramm)

<Turin, 20. Dezember 1888>

C. G. Naumann Leipzig

Ecce vorwärts

Nietzsche

[«]

1202. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Turin, 20. Dezember 1888>

Eine neue Erwägung überzeugt mich, daß wir durchaus Ecce homo erst fertig drucken müssen und daß nachher erst N.c.W. an die Reihe kommt. Alle Verhandlungen mit Verlegern, Schriftstellern und meinen eignen Anhängern kann ich nur mit den fertigen Exemplaren machen: ein Andres ist die Zeit der Veröffentlichung. Für Frankreich will ich zunächst eine Übersetzung von der Götzen-Dämmerung verabreden: sie ist kurz und im höchsten Grade vorbereitend. —

Die Zahl der Exemplare — können Sie mir einmal einen ungefähren Kostenüberschlag für 1000 gute Exemplare und 4000 auf geringerem Papier machen?

Hochachtungsvoll N.

Das Exemplar des Bogens 1 ist an mich nicht angekommen; bitte mir mit Bogen 2 eins mitzusenden.

[«]

1203. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Turin, 20. Dezember 1888>

Ich habe ein einzelnes Blatt, mit der Überschrift Intermezzo, an Sie abgesandt, mit der Bitte, es in N. contra W. einzulegen. Jetzt wollen wir es lieber, wie es ursprünglich bestimmt war, in Ecce einlegen: und zwar in das zweite Hauptcapitel (Warum ich so klug bin) als Abschnitt 5. Demnach sind die folgenden Ziffern zu ändern. Der Titel „Intermezzo“ natürlich weg.

N.

[«]

1204. an Franziska Nietzsche in Naumburg

Torino, via Carlo Alberto 6 III den
21. Dezember 1888

Meine alte Mutter,

es giebt, wenn mich nicht Alles täuscht, in den nächsten Tagen Weihnachten: vielleicht kommt mein Brief noch zur rechten Zeit, vielleicht auch hat Herr Kürbitz einen Wink verstanden, den ich ihm vor einigen Tagen gegeben habe. Mit der Bitte, Dir Etwas auszudenken, was Dir Vergnügen macht und wobei Du gerne an Dein altes Geschöpf denkst und, im Übrigen, um Nachsicht bittend, daß es nicht mehr ist. — Wir haben auch hier ein wenig Winter, doch nicht so, daß ich hätte heizen müssen. Die Sonne und der helle Himmel werden nach ein paar Tagen Nebel immer wieder Herr. Es gab ein großes Leichenbegängniß, einer unsrer Prinzen, der Vetter des Königs; sehr verdient um Italien, auch um die Marine, denn er war der Admiral der Flotte.

Ich bin in jedem Sinne froh, mit Nizza fertig zu sein, — man hat mir indessen 3 Bücherkisten hierher gesandt. Auch die einzige wohlthätige und liebenswürdige Gesellschaft, die ich dort hatte, die ausgezeichneten Köchlins, ebenso reiche als feine und an die besten Kreise gewöhnte Leute, fehlen zum ersten Male diesen Winter in Nizza. Es geht schlecht mit dem alten Köchlin, Madame Cécile hat mir ausführlich geschrieben: beständiges Fieber. Sie sind bei Genua, in Nervi. — Dagegen habe ich aus Genf gute und heitere Nachrichten von Madame Fynn und ihrer russischen Freundin.

Das Allerbeste aber bekomme ich von meinem Freunde Köselitz zu hören, dessen ganze Existenz sich erstaunlich verändert hat. Nicht nur daß die ersten Künstler Berlins, Joachim, de Ahna sich auf das Tiefste für seine Werke interessiren, diesen anspruchsvollste und verwöhnteste Art Künstler, die Deutschland hat: Du würdest vor Allem verwundert sein, daß er in den reichsten und vornehmsten Cirkeln Berlins nur verkehrt und sich mit allzuviel Erfolg um ein schönes und erschrecklich reiches Mädchen bewirbt, obwohl er einen jungen Grafen Schlichen zum Rivalen hat. Ja die Herrn Musiker! Er hat schon den ganzen Sommer auf dem Schloß seiner Prinzessin, in Hinterpommern, ungeheure Wälder, zwischen lauter Junkern und Gardeoffizieren gelebt; aber sie will nichts als Musik von Köselitzen geigen und singen. — Vielleicht erlebt seine Oper ihre erste Aufführung in Berlin; Graf Hochberg steht den Kreisen nahe, die er frequentirt. —

Im Grunde ist Dein altes Geschöpf jetzt ein ungeheuer berühmtes Thier: nicht gerade in Deutschland, denn die Deutschen sind zu dumm und zu gemein für die Höhe meines Geistes und haben sich immer an mir blamirt, aber sonst überall. Ich habe lauter ausgesuchte Naturen zu meinen Verehrern; lauter hochgestellte und einflußreiche Menschen, in St. Petersburg, in Paris, in Stockholm, in Wien, in New-York. Ach wenn Du wüßtest, mit welchen Worten mir die ersten Personnagen ihre Ergebenheit ausdrücken, die charmantesten Frauen, eine Madame la princesse Ténicheff, durchaus nicht ausgeschlossen. Ich habe wirkliche Genies unter meinen Verehrern, — es giebt heute keinen Namen, der mit so viel Auszeichnung und Ehrfurcht behandelt wird, als der meine. — Siehst Du, das ist das Kunststück: ohne Name, ohne Rang, ohne Reichthum werde ich hier wie ein kleiner Prinz behandelt, von Jedermann bis zu meiner Hökerin herab, die nicht eher Ruhe hat als bis sie das Süßeste aus allen ihren Trauben zusammengesucht hat (das Pfund jetzt 28 Pf.)

Zum Glück bin ich jetzt Allem gewachsen, was meine Aufgabe von mir verlangt. Meine Gesundheit ist wirklich ausgezeichnet; die schwersten Aufgaben, zu denen noch nie ein Mensch stark genug war, fallen mir leicht. Turin ist wirklich meine Residenz; ah mit welcher Distinktion man mich hier behandelt! —

Meine alte Mutter, empfange, zum Schluß des Jahres, meine herzlichsten Wünsche und wünsche mir selber ein Jahr, das den großen Dingen, die in ihm geschehn müssen, in jeder Hinsicht entspricht.

Dein altes Geschöpf.

[«]

1206. An Ferdinand Avenarius in Dresden (Fragment)

<Turin, kurz vor dem 22. Dezember 1888>

— — — Ihr Blatt hat bei weitem das Tiefste und Schönste über mich gesagt, was bisher gesagt worden ist. — — —

[«]

1206. An Ferdinand Avenarius in Dresden

Turin, 22. Dezember 1888

Sehr geehrter Herr,

soeben fiel mir ein, daß es in Ihrem und vielleicht auch in meinem Interesse wäre, wenn Sie den Aufsatz des Herrn Heinrich Köselitz separatim, als Broschüre von wenig Blättern herausgeben wollten. Es ist aller Anschein dafür da, daß er ungeheuer gelesen und gehört würde. Sie können nicht glauben, welche Zeichen von Huldigungen mir von überall jetzt zukommen: ein paar Monate später, mit dem Erscheinen von Ecce homo, von dem 2 Bogen gedruckt sind, rechne ich meine Anhänger nach Millionen. Ihr „Kunstwart“ wird sich dabei nicht schlecht befinden, wenn er das erste Wort dieser Art gesagt hat.

Der Antichrist.

[«]

1207. An Heinrich Köselitz in Annaberg

Turin, den 22. Dezember 1888.

Lieber Freund,

dies Papier habe ich entdeckt, das Erste, auf dem ich schreiben kann. Insgleichen Feder, diesen aber aus Deutschland: Sönnekken’s Rundschrift-Feder. Insgleichen Tinte, diesen aber aus New-York, theuer, ausgezeichnet. — Ihre Nachrichten sind ausgezeichnet; der Fall Joachim ist ersten Ranges. Ohne Juden giebt es keine Unsterblichkeit, — sie sind nicht umsonst „ewig“. — Auch Dr. Fuchs macht seine Sache vortrefflich; ich bekenne, daß, so lange es eine chance

Hochberg giebt — es kann ja jeden Augenblick ein toller Wagnerianer an seine Stelle treten — ist die Chance im Auge zu behalten. — Von Herrn Wiedemann erbitten Sie sich, so rücksichtsvoll wie möglich, das Exemplar wieder aus: ich muß das Werk gegen alle Zufälle von Leben und Tod sicher stellen. —

Sehr curios! Ich verstehe seit 4 Wochen meine eignen Schriften, — mehr noch, ich schätze sie. Allen Ernstes, ich habe nie gewußt, was sie bedeuten; ich würde lügen, wenn ich sagen wollte, den Zarathustra ausgenommen, daß sie mir imponirt hätten. Es ist die Mutter mit ihrem Kinde: sie liebt es vielleicht, aber in vollkommner Stupidität darüber, was das Kind ist. — Jetzt habe ich die absolute Überzeugung, daß Alles wohlgerathen ist, von Anfang an, — Alles Eins ist und Eins will. Ich las vorgestern die „Geburt“: etwas Unbeschreibliches, tief, zart, glücklich…

Gehn Sie nicht zu Prof. Deussen: er ist zu stupid für uns, — zu gewöhnlich. — Herr Spitteler ist, seit Ihrem „Kunstwart“, zur Salzsäule erstarrt: er blickt auf seine Dummheit vom letzten Januar zurück…

Die Schrift N<ietzsche> contra W<agner> wollen wir nicht drucken. Das „Ecce“ enthält alles Entscheidende auch über diesen Beziehung. Die Partie, welche, unter Anderm, auch den maestro „Pietro Gasti“ bedenkt, ist bereits in „Ecce“ eingetragen. Vielleicht nehme ich auch das Lied Zarathustras — es heißt: „von der Armut des Reichsten“ — noch hinein. Als Zwischenspiel zwischen 2 Hauptabschnitten.

Unbeschreiblich delikater Brief von Ms. Taine aus Paris (— er bekommt auch Peter Gast zu lesen!); er beklagt, für toutes mes audaces und finesses nicht genug deutsch zu verstehn — das heißt nicht gleich beim ersten Blick sie zu verstehn — und empfiehlt mir, als einen competenten Leser, der aufs Tiefste auch Deutschland und deutsche Litteratur studirt habe, Niemand Geringeres als den Chef-Redakteur des Journal des Débats und der Revue des deux Mondes, Ms. Bourdeau, eine der ersten und einflußreichsten Personnagen Frankreichs. Der soll mein Bekanntwerden in Frankreich in die Hand nehmen, die Frage der Übersetzung: dazu empfiehlt ihn Ms. Taine. — Damit ist der große Panama-Canal nach Frankreich hin eröffnet.

Meine herzlichsten Grüße an Ihre verehrten Angehörigen!

Erster Schnee, hübsch!!!

Ihr Freund Nietzsche.

[«]

1208. An Andreas Heusler in Basel (Visitenkarte)

Torino, via Carlo Alberto 6, III <22. Dezember 1888>

Es giebt jetzt keinen Zufall mehr in meinem Leben. Diese Nacht gedachte ich eines von mir besonders verehrten Baslers — ich hüte mich zu sagen wen: und eben kommt ein Brief von Overbeck..

[«]

1209. An Franz Overbeck in Basel

Turin, den 22. Dezember 1888

Lieber Freund,

ich danke Dir herzlich für Deine Worte, obgleich Du, gemäß dem tiefen Vertrauen, das wir zu einander haben, vollkommen das Recht hättest, jahrelang zu schweigen. Auch habe ich eben einen Gruß an Andreas Heusler abgeschickt: ein sehr angenehmer Zufall wollte, daß er mir diesen Nacht einfiel und mit besonders guten Empfindungen. Vergebung! aber fast jeder Brief, den ich jetzt schreibe, beginnt mit dem Satz, daß es keinen Zufall mehr in meinem Leben giebt. — C. G. Naumann hat mir noch nicht mitgetheilt, ob und wann die Versendung der Götzen-Dämmerung beginnen soll. Ich glaube, er hat jetzt sehr viel mit mir zu thun; vom Ecce homo sind 2 Druckbogen angelangt. — Dies Mal habe ich Basel so bedacht, daß man schon den Versuch machen muß, mich kennen zu lernen. Und man kommt jetzt wenigstens darüber überein, daß ich nicht stupid bin. Abgesehn von Deinem Exemplar, sind Exemplare für die Bibliothek, für die Lesegesellschaft, für die Basler Nachrichten, für Hr. Spitteler bestimmt. Jakob Burckhardt, der zweimal mit außerordentlichen Ehren vorkommt, hat das allererste Exemplar bekommen, das Naumann für mich schickte. — Was ich wünschte, ist, daß ein capitaler Aufsatz über mich von Köselitz, ein Meisterstück von Präcision und Tiefe, im Kunstwart erschienen, dessen Redakteur mich auch als „Hochzuverehrender!“ anredet, etwa in den Basler Nachrichten abgedruckt würde. Es ist durchaus nichts Provocirendes darin; „daß das Verhalten der Deutschen gegen Nietzsche ein neues Blatt zur Geschichte ihrer zunehmenden geistigen Inferiorität liefert“, wird hoffentlich die Basler nicht beleidigen. —

Und nun der „Fall Fritzsch!“ — Dessentwegen muß ich Dir schreiben. Mein Verleger! Der Verleger des Zarathustra! — Ich habe auf der Stelle an ihn geschrieben: „Wie viel verlangen Sie für meine gesammte Litteratur? In aufrichtiger Verachtung Nietzsche“. Antwort: c. 11 000 Mark. —

Es ist eine Anstandssache für mich, ich werde mich hüten, das Wort „Ehre“ solchem Gesindel gegenüber zu mißbrauchen. — C. G. Naumann, in dieser Sache mir zurathend, empfiehlt noch zu warten und eine Reduktion des Preises zu erzielen. Freilich dürfte die Art, wie jetzt von mir gesprochen wird, ihn stutzig machen, so daß ich nicht an Reduktion glaube. Im Grunde ist die Sache ein Glücksfall ersten Rangs: ich bekomme den Alleinbesitz meiner Litteratur in die Hand im Augenblick, wo sie verkäuflich wird. Denn auch die Werke bei C. G. Naumann gehören allein mir.

Problem: wie schaffe ich jetzt 11 000 Mark? Wie viel würden meine Basler Ersparnisse zusammen ausmachen? (— ich bekenne, sie waren nicht dafür, sondern für die großen Druckkosten der nächsten Jahre bestimmt. Zuletzt könnte ich zum ersten Male in meinem Leben Geld dafür borgen, da die „Zahlungsfähigkeit“ bei mir in den nächsten Jahren gar nicht unbeträchtlich werden dürfte. Mit einem guten Pariser Verleger, Lemerre zB., will ich für Ecce homo, mit Vermittlung dieses allereinflußreichsten Chefredakteurs der beiden dominirenden Blätter Frankreichs, Bedingungen ausmachen, wie die ersten Pariser Romanciers sie haben — und ich werde an Zahl der Auflagen selbst Zola’s Nana überwinden… Was räthst Du? — Dir und Deiner lieben Frau ein fröhliches Weihnachten wünschend

Dein Freund N.

Bemerke, ich hatte Taine ganz direkt um die Mittel ersucht, in Frankreich gelesen zu werden, übersetzt zu werden: zu diesem Zweck nennt er mir Ms. B<ourdeau>, aber so delikat, daß es anders klingt.

[«]

1210. An Franz Overbeck in Basel

<Turin> Weihnachten. <1888>

Lieber Freund

wir müssen die Sache mit Fritzsch schnell machen, denn in zwei Monaten bin ich der erste Name auf der Erde. —

Ich wage noch zu erzählen, daß es in Paraguay so schlimm als möglich steht. Die hinüber gelockten Deutschen sind in Empörung, verlangen ihr Geld zurück — man hat keins. Es sind schon Brutalitäten vorgekommen; ich fürchte das Äußerste. — Dies hindert meine Schwester nicht, mir zum 15. Oktober mit äußerstem Hohne zu schreiben, ich wolle wohl auch anfangen „berühmt“ zu werden. Das sei freilich eine süße Sache! und was für Gesindel ich mir ausgesucht hätte, Juden, die an allen Töpfen geleckt hätten wie Georg Brandes… Dabei nennt sie mich „Herzensfritz“… Dies dauert nun 7 Jahre! — —

Meine Mutter hat keine Ahnung bisher davon — das ist mein Meisterstück. Sie schickte mir zu Weihnachten ein Spiel: Fritz und Lieschen…

Was hier in Turin merkwürdig ist, das ist eine vollkommene Fascination, die ich ausübe, obwohl ich der anspruchsloseste Mensch bin und Nichts verlange. Aber wenn ich in ein großes Geschäft komme, so verändert sich jedes Gesicht; die Frauen auf der Straße blicken mich an, — meine alte Hökerin legt für mich das Süßeste von Trauben zurück und hat den Preis ermäßigt!… Er ist an sich lächerlich… Ich esse in einer der ersten Trattorien, mit 2 ungeheuren Etagen von Sälen und Zimmern. Ich zahle für jede Mahlzeit 1 fr. 25 mit Trinkgeld — und ich bekomme das Ausgesuchteste in der ausgesuchtesten Zubereitung*) —, ich habe nie einen Begriff davon gehabt, weder was Fleisch, noch was Gemüse, noch was alle diesen eigentlichen ita<lienischen> Speisen sein können… Heute z. B. die delikatesten ossobuchi, Gott weiß, wie man deutsch sagt, das Fleisch an den Knochen, wo das herrliche Mark ist! Dazu broccoli auf eine unglaubliche Weise zubereitet, zuerst die allerzartesten Maccaroni. — Meine Kellner glänzen vor Feinheit und Entgegenkommen: das Beste ist, ich mache Niemanden dümmer..

Da in meinem Leben noch Alles möglich ist, so notire <ich> mir alle diesen Individuen, die in dieser unentdeckten Zeit mich entdeckt haben. Ich verschwöre es nicht, daß mich bereits mein zukünftiger Koch bedient. —

Noch Niemand hat mich für einen Deutschen gehalten… Ich lese das Journal des Débats, man hat es mir instinktiv beim ersten Betreten des ersten Cafés gebracht. —

Es giebt auch keine Zufälle mehr: wenn ich an Jemand denke, tritt ein Brief von ihm höflich zur Thür herein…

Naumann ist in einem prachtvollen Feuereifer. Ich habe den Argwohn, daß er die Festtage hat drucken lassen. Es sind 5 Bogen in 2 Wochen mir zugeschickt worden. Den Schluß von Ecce homo macht ein Dithyrambus von einer ganz grenzenlosen Erfindung, — ich darf nicht daran denken, ohne zu schluchzen.

Unter uns, ich komme dieses Frühjahr nach Basel, — ich habe es nöthig! Zum Teufel, wenn man nie ein Wort im Vertrauen sagen kann..

Dein Freund N.

Dr. Fuchs führt eben das Duett K<öselitzen>s in einem Danziger Concert auf, er wünscht fürs dortige Theater den Löwen von Venedig! In Anbetracht aber, daß Joachim seine Theilnahme fortsetzt, so ist das Werk sehr wahrscheinlich vom Grafen Hochberg alsbald in Beschlag genommen.. K<öselitz> ist fortgelaufen für die Weihnachtszeit zu seinen Eltern, um sich nicht beschenken zu lassen… Die von Krauses machen in der Weihnachtszeit (wie sonst) einen fürstlichen Aufwand: sie senden z. B. an jede Familie ihrer Dörfer eine Weihnachtskiste. K<öselitz> hat Krause zu seinem Venediger Freunde dem berühmten Passini geführt, um ihm einige Tausende zu verdienen zu geben. — P<assini> lebt jetzt in Berlin.

[«]

1211. An Cosima Wagner in Bayreuth (Entwurf)

<Turin, etwa 25. Dezember 1888>

Verehrte Frau,

im Grunde die einzige Frau, die ich verehrt habe… lassen Sie es sich gefallen, das erste Exemplar dieses Ecce homo entgegenzunehmen. Es wird d<a>r<in> im Grunde alle Welt schlecht behandelt, Richard W<agner> ausgenommen — und noch Turin. Auch kommt Malvida als Kundry vor…

Der Antichrist.

[«]

1212. An Franz Overbeck in Basel

<Turin, 26. Dezember 1888> Freitag, Morgens.

Lieber Freund,

soeben mußte ich lachen: mir fiel Dein alter Kassierer ein, den ich noch zu beruhigen habe. Es wird ihm wohlthun, zu hören, daß ich seit 1869 nicht mehr heimatberechtigt in Deutschland bin und einen wunderschönen Basler Paß besitze, der mehrere Male von schweizerischen Konsulaten erneuert worden ist. —

— Ich selber arbeite eben an einem Promemoria für die europäischen Höfe zum Zwecke einer antideutschen Liga. Ich will das „Reich“ in ein eisernes Hemd einschnüren und zu einem Verzweiflungs-Krieg provociren. Ich habe nicht eher die Hände frei, bevor ich nicht den jungen Kaiser, sammt Zubehör in den Händen habe.

Unter uns! Sehr unter uns! — Vollkommene Windstille der Seele! Zehn Stunden ununterbrochen geschlafen!

N.

[«]

1213. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

<Turin,> den 27. December <1888>

Geehrter Herr,

Sehr verbunden für den Eifer, mit dem der Druck vorwärts geht. Ich habe sowohl die 2 Bogen Ecce als die 2 Bogen N. contra W. druckfertig an Sie zurückgeschickt. —

Soeben meldet mir Dr. Carl Fuchs, daß er eine Schrift gegen Wagner verbrochen habe, die in Danzig durch esprit und Feinheit — er hat sie in der litterarischen Gesellschaft vorgelesen — und auch bei besonderen Fachkennern einen außerordentlichen Erfolg gehabt hat. — Dr. Fuchs ist bei weitem der geistreichste Musiker; das war auch Richard Wagners eigne Meinung. — Ich habe ihm geschrieben, daß ich gerne die Herstellungskosten tragen würde; es ist mir wesentlich, daß ein Musiker mir wieder in dieser Sache Recht giebt. —

Ich nehme an, daß wir die Versendung der Götzen-Dämmerung immer noch hinausschieben? Es hat nicht den geringsten Sinn, jetzt mit Publikationen zu eilen. —

Auch wollen wir so wenig als möglich überflüssige Exemplare verschenken und es im Wesentlichen als ein Buch für die betrachten, die näher schon mit meiner Absicht und Aufgabe vertraut sind. Überflüssig zum Beispiel wäre ein

Exemplar nach Paraguay. — Die Verhandlungen zum Zweck einer französischen und englischen Übersetzung der Götzen-Dämmerung sind eingeleitet. —

Alles erwogen, wollen wir im Jahre 1889 die Götzen-Dämmerung und Nietzsche contra Wagner herausgeben: letztere <Schrift> vielleicht zuerst, da mir von allen Seiten geschrieben wird, daß mein „Fall Wagner“ eigentlich erst eine wirklich öffentliche Aufmerksamkeit für mich geschaffen habe.

Ecce homo, das, sobald es fertig ist, in die Hände der Übersetzer überzugehn hat, könnte keinesfalls vor 1890 fertig sein, um in den drei Sprachen zugleich zu erscheinen.

Für die Umwerthung aller Werthe habe ich noch gar keinen Termin. Der Erfolg von Ecce homo muß hier erst vorangegangen sein. — Daß das Werk druckfertig ist, habe ich Ihnen geschrieben.

Als Vorrede zu der Arbeit des Dr. Fuchs würden wir den ausgezeichneten Aufsatz des Hr. Gast nehmen können; ich habe schon mit Avenarius darüber mich verständigt. Titel etwa:

Der Fall Nietzsche.
Randbemerkungen
zweier Musikanten

[«]

1214. An Carl Fuchs in Danzig

<Turin,> 27. Dezember 1888.

Alles erwogen, lieber Freund, hat es von jetzt ab keinen Sinn mehr, über mich zu reden und zu schreiben; ich habe die Frage, wer ich bin, mit der Schrift, an der wir drucken Ecce homo für die nächste Ewigkeit ad acta gelegt. Man soll sich fürderhin nie um mich bekümmern, sondern um die Dinge, derentwegen ich da bin. — Auch könnte sich in den nächsten Jahren eine dergestalt ungeheure Umgestaltung meiner äußern Lage ereignen, daß selbst jede Einzelfrage im Schicksal und Lebensaufgabe meiner Freunde davon abhängig würde, — nicht zu reden davon, daß solche ephemere Gebilde wie „das deutsche Reich“ in jeder Rechnung für das, was kommt, wegbleiben müssen. — Zunächst wird Nietzsche contra Wagner herauskommen, wenn Alles geräth, auch noch französisch. Das Problem unsres Antagonism<us> ist hier so tief genommen, daß eigentlich auch die Frage Wagner ad acta gelegt ist. Eine Seite „Musik“ über Musik in der genannten Schrift ist vielleicht das Merkwürdigste, was ich geschrieben habe .. Das, was ich über Bizet sage, dürfen Sie nicht ernst nehmen; so wie ich bin, kommt B<izet> Tausend Mal für mich nicht in Betracht. Aber als ironische Antithese gegen W<agner> wirkt es sehr stark; es wäre ja eine Geschmacklosigkeit ohne Gleichen gewesen, wenn ich etwa von einem Lobe Beethovens hätte ausgehen wollen. Zu alledem war W<agner> rasend neidisch auf Bizet: Carmen ist der größte Opern-Erfolg überhaupt in der Geschichte der Oper und hat bei weitem die Zahl der Aufführungen aller Wagnerischen Opern zusammen in Europa für sich allein überboten. —

Die stupide Taktlosigkeit Fritzschs, mich in seinem eignen Blatte zu verhöhnen, hat den großen Nutzen, daß sie mir einen Anlaß bot, F<ritzsch> zu schreiben: wie viel wollen Sie für meine ganze Litteratur? In aufrichtiger Verachtung Nietzsche. Antwort: 11 000 Mark. — Gesetzt, daß ich auf diesen Weise, im letzten Augenblick Alleinbesitzer meiner Werke werde (— denn auch C. G. Naumann besitzt nichts von mir), so war die Dummheit F<ritzsch>s ein Glücksfall ersten Rangs. — Ich will schon dafür Sorge tragen, daß Sie zur rechten Zeit alle meine Schriften, die Ihnen fehlen, zugeschickt bekommen: warten Sie nur noch ein wenig! — Der Gedanke mit Rostock, gesetzt auch daß es ein Interim-Gedanke von zwei Jahren wäre, scheint mir sehr vorzüglich, namentlich in der Übung und Einübung der eigentlichen Dirigenten-Qualitäten, — auch sonst…

Lieber Freund, ich bitte Sie dringend darum, Ihre Schrift über Wagner an meinen Verleger Herrn C. G. Naumann zu schicken: Sie dürfen sie mir mit einer kleinen Vorrede widmen. Wir müssen die Deutschen durch esprit rasend machen…

Den Tristan umgehn Sie ja nicht: es ist das capitale Werk und von einer Fascination, die nicht nur in der Musik, sondern in allen Künsten ohne Gleichen ist. —

Ich schlage vor, den ausgezeichneten Aufsatz des Herrn Köselitz über mich als Vorrede zu Ihrer Schrift gegen W<agner> voranzudrucken: macht einen prachtvollen Eindruck.

Titel: Der Fall Nietzsche

von Peter Gast und Carl Fuchs

[«]

1215. An Heinrich Köselitz in Annaberg

<Turin, 27. Dezember 1888>

Ein Wort nur, lieber Freund! Ich proponire eben Herrn Dr. Fuchs, seine Schrift gegen Wagner im Bunde mit Ihnen herauszugeben, so daß Ihr Aufsatz im Kunstwart die Einleitung macht — oder die Vorrede. Ich habe bereits mich mit Avenarius über eine Separat-Ausgabe derselben verständigt (— wie billig, könnten Sie etwas Weggestrichnes wieder herstellen). Titel, was denken Sie?

Der Fall Nietzsche.
Randbemerkungen
zweier Musikanten.

Auch schadet es Nichts, wenn Sie mich ein wenig als Musiker behandeln — den stupiden Deutschen käme dergleichen nie in den Kopf.

[«]

1216. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Turin, 28. Dezember 1888>

Ich habe einen Accent vergessen auf Seite 4 von N.c.W
Géraudel
Auf Seite 6 fünfte Zeile von unten muß es heißen:
aus drei Gründen,

N.

Ein gutes Neujahr — für uns Beide…

[«]

1217. An Jean Bourdeau in Paris (Entwurf)

<Turin, kurz vor dem 29. Dezember 1888>

Zuletzt, verehrter Herr, verberge ich mir, als alter Leser des J<ournal> d<es> D<ébats> nicht, wie wenig Sie gerade jetzt für mich Zeit haben werden. Nehmen Sie an, daß ich zufrieden bin, mich Ihnen vorgestellt zu haben, — und daß ich warten kann…

[«]

1218. An Julius Kaftan in Berlin (Entwürfe)

<Turin, gegen Ende Dezember 1888>

Werther Herr Professor,

Sie gehören, mit Ihrem Besuch in Sils von vorigem Sommer, zu den haarsträubenden Geschichten meines Lebens. Ich übersende Ihnen ein Buch, das in zehn Tagen Ihres Aufenthalts daselbst entstanden ist, nur um Ihnen einen Begriff davon zu geben, daß der Ort, den der tiefste Geist aller Jahrtausende sich ausgewählt hat, keine Theologen verträgt.

Herrn Professor Kaftan

Werthester Herr Professor, Sie gehören, mit Ihrem Besuch in Sils, zu den haarsträubenden Geschichten meines Lebens. Das hindert mich nicht, Ihnen gewogen zu sein: Zeugniß die Übersendung des beifolgenden Buchs. — In zwei Jahren wird Ihnen jeder Zweifel daran benommen sein, daß ich von nun an die Welt regiere

Friedrich Nietzsche.

[«]

1219. An Carl Spitteler in Basel (Entwurf)

<Turin, gegen Ende Dezember 1888>

Werther Herr,

Sie sind, mit Dr. Widmann, ein extremer Fall in meinem Leben. Ich bekenne, daß ich den Fall Spitteler nicht verstehe: ich bin an Ehrfurcht gewohnt, vergeben Sie mir das Wort — nicht von irgend Jemand, sondern von den ersten Geistern, die es heute giebt. Sie sollten einen Begriff davon haben, wie Ms Taine an mich schreibt. — Im Grunde verstehe ich Sie nicht. Ihre Worte über „die Geneal<ogie> der Moral“, die mich im Zustand tiefster Versenkung in meine ungeheure Aufgabe trafen, werden mir unvergeßlich bleiben. Nehmen Sie alle Höhe, alle Geisteskraft alle Schöpfungen der ersten Individuen der M<ensch>h<eit> zusammen — Sie bringen nicht eine Seite dieses Werkes hervor, geschweige denn ihre Form. — Es ist gar nicht nöthig, Viel von mir zu lesen, eine Seite, um eine Distanz aufzurichten, über die Niemand hinwegspringt. Sie haben nicht einmal gemerkt, daß die Schrift über W<agner> von mir handelt.

[«]

1220. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

<Turin, den 29. Dec. 1888>

Geehrter Herr Verleger,

mich bestens für Ihre so eben erhaltne Mittheilung bedankend, möchte ich Sie bitten, die Fortsetzung der Drucklegung des Ecce anzuordnen, sobald N.c.W. fertig ist. Einstweilen kommt Ecce auch für Übersetzungs-Pläne noch nicht in Betracht. Ein äußerst liebenswürdiger und entgegenkommender Brief des Ms. Bourdeau, Chefredakteur des J. des Débats, der heute eintraf und der mir erzählt, wie lange und wie gut er meine Werke kenne, nimmt zunächst la „Crépuscule des idoles“ in Aussicht. — Über das gleiche Werk verhandle ich hinsichtlich einer englischen und einer italiänischen Übersetzung. Man muß erst eine Brücke geschaffen haben. —

Ein Rest von Ms, lauter extrem wesentliche Sachen, darunter das Gedicht, mit dem Ecce homo schließen soll, ein non plus ultra von Höhe und Erfindung — ist heute eingeschrieben an Sie abgegangen. — Mit bestem Gruß und Neujahrswunsch

ergebenst
Nietzsche

— Ich bin Ihrer Meinung, daß wir auch für Ecce die Zahl von 1000 Exemplar nicht überschreiten wollen: 1000 Exemp<lar>e in Deutschland ist für ein Werk hohen Stils vielleicht schon ein wenig verrückt, — in Frankreich rechne ich, allen Ernsts, auf 80—400 000 Exemplare. —

Eine Besprechung vom „Fall W<agner>“ im J. des Déb. für Januar in Aussicht

[«]

1221. An Franz Overbeck in Basel (Entwurf)

<Turin, etwa 29. Dezember 1888>

Lieber Freund, Dein Brief überrascht mich nicht. Ich rechne es Niemandem an, wenn er nicht weiß, wer ich bin; es steht Niemandem frei, das zu wissen. Es stünde schlimm um mich, wenn ich meine paar menschl<ichen> Beziehungen mir mit absurden Ansprüchen verdorben hätte. Ich habe keinen Augenblick in meinem Leben gegen Dich irgend ein Mißtrauen oder auch nur Verstimmung verspürt: Du bist sogar einer der ganz Wenigen, — gegen die ich tief verpflichtet bin. — Daß ich kein Mensch, sondern ein Schicksal bin, das ist kein Gefühl, welches sich mittheilen ließe. Du brauchst es mir auch heute nicht zu glauben: ich selber glaube sehr ungern daran. Es fehlt mir nicht an Bosheit und Übermuth, um gelegentlich mich über mich lustig zu machen.

[«]

1222. An Franz Overbeck in Basel

<Turin, 29. Dezember 1888>

Nein, lieber Freund, mein Befinden ist nach wie vor ausgezeichnet; nur habe ich den Brief bei sehr schlechtem Licht geschrieben — ich erkannte nicht mehr, was ich schrieb. Auch darfst Du nicht denken, daß jene „traurigen“ Mittheilungen auch nur im Entferntesten mich berührten; das liegt seit Jahren tausend Meilen unter mir. — Die Sache mit F<ritzsch> laufen zu lassen ist jedenfalls die Vernunft selbst: er hat mir in seinem neuesten Brief noch erklärt, daß er sich an die genannte Ziffer gebunden wisse. — Ich bin heute sehr glücklich über einen überaus liebevollen und delikaten Brief des Ms. Bourdeau, der mir erzählt, wie viel er von mir schon kenne und wie er von seinem Freunde Hillebrand sehr gut über mich seit lange unterrichtet worden sei. Das Journal des Déb<ats> bringe im Monat Januar einen Artikel über den „Fall Wagner“ aus der Feder Monod’s. — Auch Heusler hat mir auf das Herzlichste geschrieben. —

„Crépuscule des idoles“ wird zuerst in Angriff genommen; ich bin für die Übersetzung desselben Werks mit Miß Helen Zimmern in Unterhandlung, die auch schon Schopenhauer den Engländern vorgestellt hat. — (Ich verhandle auch mit Bonghi —) Unterschätze nicht, daß ich den Fall Fritzsch als Glücksfall empfinde…

Mein Brief kommt gerade zur rechten Zeit, um Dir und Deiner lieben Frau herzlich zum neuen Jahr Glück zu wünschen.

Dein Freund N

— Weißt Du, in meiner äußeren Lage verändert sich in den nächsten Jahren gar nichts, vielleicht überhaupt nicht mehr. Ich mag jeden Grad von Ansehn erreichen, ich will weder meine Gewohnheiten, noch mein Zimmer für 25 frs. aufgeben. Man muß sich an diese Sorte Philosoph gewöhnen. —

Es ist wieder recht schlechtes Licht — come in Londra, sagen mir die Turiner seit 6 Tagen. Nebbia!…

Ich bildete mir sogar ein, ich hätte Dir lauter sehr heitre Sachen geschrieben? — Aufrichtig, ich weiß gar nicht mehr, wie das aussieht, was man Ärger nennt…

[«]

1223. An Meta von Salis auf Marschlins

Turin, den 29. Dez. 1888.

Verehrtes Fräulein,

es ist vielleicht nicht verboten, Ihnen um die Jahreswende einen Gruß zu senden — Hoffentlich giebt es ein gutes Jahr. Vom alten sage ich gar Nichts mehr — es war zu gut…

Inzwischen fange ich an, auf eine vollkommen unerhörte Weise berühmt zu werden. Ich glaube, daß noch nie ein Sterblicher solche Briefe bekommen hat, wie ich sie bekomme und nur von lauter ausgesuchten Intelligenzen, von Charakteren in hohen Pflichten und Stellungen bewährt. Überall her: nicht am wenigsten aus der ersten St. Petersburger Gesellschaft. Und die Franzosen! Sie sollten den Ton hören, mit dem Ms. Taine an mich schreibt! So eben traf ein bezaubernder, vielleicht auch bezauberter Brief eines der ersten und einflußreichsten Männer Frankreichs ein, der aus dem Bekanntwerden und Übersetzen meiner Schriften sich eine Aufgabe machen will: kein Geringerer als der Chef-Redakteur des Journal des Débats und der Revue des deux Mondes Ms. Bourdeau. Er sagt mir übrigens, daß eine Besprechung meines „Fall Wagner“ im Januar des J. d Déb. erscheinen werde — von wem? Von Monod. — Ich habe ein veritables Genie unter meinen Lesern, den Schweden August Strindberg, der mich als den tiefsten Geist aller Jahrtausende empfindet. Ich sende Ihnen einen Aufsatz im „Kunstwart“, mit der Bitte, ihn mir gelegentlich zurückzugeben, der in der That auf eine vollkommene Weise den „Fall Nietzsche“ präcisirt. — Das Merkwürdigste ist hier in Turin eine vollkommne Fascination, die ich ausübe — in allen Ständen. Ich werde mit jedem Blick wie ein Fürst behandelt, — es giebt eine extreme Distinktion in der Art, wie man mir die Thür aufmacht, eine Speise vorsetzt. Jedes Gesicht verwandelt sich, wenn ich in ein großes Geschäft trete. — Und da ich Nichts beanspruche und mit vollkommner Gelassenheit gegen Jedermann gleich bin, auch das Gegentheil eines düsteren Gesichts habe, so brauche ich weder Namen, noch Rang, noch Geld, um immer noch unbedingt der Erste zu sein. —

Damit es nicht am Contraste fehlt! meine Schwester hat mir zu meinem Geburtstage mit äußerstem Hohne erklärt, ich wolle wohl auch anfangen, „berühmt" zu werden… Das werde ein schönes Gesindel sein, das an mich glaube… Dies dauert jetzt sieben Jahre… —

Noch ein andrer Fall. Ich halte ernsthaft die Deutschen für eine hundsgemeine Art Mensch und danke dem Himmel, daß ich in allen meinen Instinkten Pole und nichts Andres bin. Mein Verleger, Herr E. W. Fritzsch, hat bei Gelegenheit vom „Fall Wagner" einen der schnödesten Artikel über mich in dem von ihm selbst redigirten Mus<ikalischen> Wochenblatt abdrucken lassen. Ich habe ihm darauf sofort geschrieben „Wieviel verlangen Sie für meine ganze Litteratur? In aufrichtiger Verachtung Nietzsche." — Antwort: 11 000 Mark. — Sehen Sie! Das ist deutsch… der Verleger des Zarathustra!

Georg Brandes geht diesen Winter wieder nach St. Petersburg, um über das Unthier Nietzsche Vorträge zu halten. Er ist wirklich ein ausgezeichnet intelligenter und guter Mensch, ich habe noch nie so delikate Briefe bekommen. — Es wird auf das Eifrigste gedruckt, feuereifrigst… Inzwischen ist Herr Köselitz ein großes Thier geworden: Joachim und de Ahna schwärmen für diesen neuen „Klassiker", — ich füge hinzu, daß er in einem der glänzendsten Häuser Berlins mit nur allzuglücklichem Erfolg sich um ein merkwürdig schönes und interessantes Mädchen bewirbt, obwohl er einen Grafen Schlieben zum Rivalen hat. Er war schon den ganzen Sommer auf dem Waldschloß seiner Prinzessin in Hinterpommern unter lauter Junkern und Gardelieutnants. Wahrscheinlich wird ihn Graf Hochberg um die erste Aufführung des Löwen von Venedig für Berlin angehen. — Kurz: Umwerthung aller Werthe… Mit den besten Grüßen und Wünschen

Ihr N.

Haben Sie davon gehört, daß Mad. Kowalewski in Stockholm (— sie stammt vom alten Ungarnkönig Matthias Corvin) den allerersten mathematischen Preis von der Pariser Akademie erhalten hat, den sie vergeben kann? Sie gilt heute als das einzige Genie der Mathematik. —

[«]

1224. An Meta von Salis in Marschlins (Postkarte)

<Turin, 29. Dezember 1888>

Verehrtes Fräulein,

erweisen Sie mir die Gefälligkeit, den Kunstwart nicht an mich, sondern an Herrn Prof. Dr. Overbeck (Basel, Seevogelstr.) weiter zu senden. Hochachtungsvoll ergeben

N.

[«]

1225. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

Turin, 30. Dezember 1888

Auf Seite 6 unten ist der Text dergestalt zu erweitern:

> :ich nehme, aus drei Gründen, Wagner's Siegfried-Idyll aus; vielleicht auch Liszt, der die vornehmen Orchester-Accente vor allen Musikern voraus hat; zuletzt noch Alles, was jenseits der Alpen gewachsen ist — diesseits... Ich würde Rossini usw. usw.

[«]

1226. An Andreas Heusler in Basel

Torino, via Carlo Alberto 6, III
den 30. Dezember 1888

Lieber Heusler,

ich gebe Ihnen sofort ein Zeichen meines Vertrauens, wie ich es jetzt nicht an fünf, sechs Andre geben möchte. Alle stupiden Geschichten in meinem Leben kommen aus Deutschland: hören Sie die letzte! — Mein eigner Verleger E. W.

Fritzsch in Leipzig, der neun Werke von mir hat (unter Anderem den Zarathustra, das erste Buch aller Bücher, ich bitte um Vergebung für diesen Ausdruck) — besagter F. hat mich bei Gelegenheit des „Fall Wagner“ in der von ihm selbst redigirten musikalischen Wochenschrift auf die schnödeste und persönlichste Weise verhöhnen lassen. Darauf habe ich ihm geschrieben: „wie viel wollen Sie für meine ganze Litteratur? In aufrichtiger Verachtung Nietzsche“ — Antwort: c. 11,000 Mark: das ist der dritte Theil des brutto-Werthes der noch vorhandenen Exemplare (= 33,000 M) Mein eigentlicher Verleger, Herr C. G. Naumann, einer der ehrenwerthesten Geschäftsleute Leipzigs und Besitzer einer großen Druckerei, räth mir unbedingt dazu, die unerhörte Taktlosigkeit des Fritzsch als Glücksfall zu betrachten, da ich dergestalt, unmittelbar vor dem Augenblick, wo ich „weltberühmt“ werde, meine ganze Litteratur in die Hände bekomme. Denn ich bin auch für den Verlag von C. G. Naumann (— 4 Werke bis jetzt) der Alleinbesitzer. Es wird auf meine Kosten gedruckt und betrieben; ich habe noch keinen Centime Honorar empfangen (— ein Kunststück, lieber Heusler! denn ich bin der Gegensatz eines vermöglichen Menschen, zum Glück aber sehr ökonomisch. Ich zahle z. B. hier 25 frs. für mein Zimmer, den Monat, mit Bedienung — ich will’s auch durchaus nicht anders haben)

Moral der Geschichte: ich brauche c. 14000 frs. — In Anbetracht, daß meine nächsten Werke sich nicht nach Tausenden, sondern nach Zehntausenden verkaufen, und zwar zugleich französisch, englisch und deutsch, so darf ich unbedenklich jetzt mir die genannte Summe entleihen. Ich habe in meinem Leben noch keinen centime Schulden gehabt. — Für die französischen Übersetzungen meiner Bücher, sammt den dazu gehörigen Verleger-Arrangements, sorgt einer der einflußreichsten und intelligentesten Männer Frankreichs, der Chef-Redakteur des Journal des Débats und der Revue des deux Mondes, Ms. Bourdeau, der mir gestern noch den allerliebenswürdigsten Brief schrieb — denn ich habe das Glück, daß mich meine Anhänger lieben. Zunächst wird erscheinen: Crépuscule des idoles. — Die Beziehung zwischen uns ist durch Ms. Taine hergestellt, mit einer délicatesse, die ich nicht genug bewundern kann. — Ich gelte, unter uns, in Paris als das geistreichste Thier, das auf Erden dagewesen ist und, vielleicht, noch als etwas mehr..

Lieber Heusler! Der Rest ist Schweigen.. Alles unter uns!

Friedrich Nietzsche

— mi sinceri auguri…

(Anbei folgt ein Wort über mich, absolut gescheut und ohne Hintergedanken: der Verfasser, jetzt bei weitem der erste Musiker, mein maëstro, hat in Basel studirt, als ich dort war — Peter Gast (pseudon. für Heinrich Köselitz)

— ich bitte mir das Blatt zurück, da ich es nicht zwei Mal habe

[«]

1227. An Heinrich Köselitz in Berlin (Entwurf)

<Turin,> Sonntag — Sonntag <30 Dz
par excellence
(obwohl es trübe ist —)

Alter Freund,

unter meinem Fenster spielt, ganz als ob ich bereits princeps Taurinorum, Caesar Caesarum und dergleichen wäre, in aller Macht das Municipal-Orchester von Turin z. B. eben noch rhapsodie hongroise ich erkenne das grandiose Cleopatra-Werk von Mancinelli. Vorhin gieng ich an der mole Antonelliana vorbei, dem genialsten Bauwerk, das vielleicht gebaut worden, — merkwürdig, es hat noch keinen Namen — aus einem absoluten Höhentrieb heraus, — erinnert an gar nichts außer an meinen Zarathustra. Ich habe es Ecce homo getauft und im Geiste einen ungeheuren freien Raum herum gestellt. — Dann gieng ich nach meinem palazzo, jetzt palazzo Madama — die madama dazu schaffen wir an —: kann vollkommen bleiben wie er ist, bei weitem die malerischeste Art von großgedachtem Schloß — namentlich im Treppenhaus. Dann bekam ich ein Huldigungsschreiben von meinem Dichter Auguste Strindberg, einem veritablen Genie zu Ehren meiner „grandiosissime Génealogie de la Morale“, mit seinem Ausdruck de sa profonde admiration. Dann schrieb ich, in einem heroisch-aristophanischen Übermuth eine Proklamation an die europäischen Höfe zu einer Vernichtung des Hauses Hohenzollern, dieser scharlachnen Idioten und Verbrecher-Rasse seit mehr als 100 Jahren verfügte dabei über den Thron von Frankreich auch über Elsass, indem ich Victor Buonaparte, den Bruder unsrer Laetitia zum Kaiser machte und meinen ausgezeichneten Ms. Bourdeau, Chef-Redakteur des Journal de Débats und der Revue des deux Mondes zum ambassadeur an meinem Hofe ernannte, — aß nachher bei meinem Koch zu Mittag (— er heißt nicht umsonst de la Pace —) und schreibe nunmehr an meinen Freund und allerhöchst vollkommenen maëstro einen Brief, um ihm Theater, Orchester und alle Art camera in Aussicht zu stellen… Auch habe ich bereits, ihm zu Liebe, die schönste Seite über Musik geschrieben die vielleicht geschrieben worden ist — und zuletzt nicht ihm zu Liebe, vielmehr Jemandem — der, die, das — zu Liebe, der — die — das die Seite einmal lesen soll…

Friedrich Nietzsche
N.

Ich war noch beim Begräbniß des uralten Antonelli zugegen, diesen November. — Er lebte genau so lange, bis Ecce homo, das Buch, fertig war. — Das Buch und der Mensch dazu…

Ich habe gestern mein non plus ultra in die Druckerei geschickt, Ruhm und Ewigkeit betitelt, jenseits aller sieben Himmel gedichtet. Es macht den Schluß von Ecce homo. — Man stirbt daran, wenn man's unvorbereitet liest…

Man wird deutsch an meinem Hofe sprechen: denn die höchsten Werke der M<ensch>h<eit> sind deutsch geschrieben…

Gymnastik und Pastilles Géraudel nehmen…

Damit ich Ihnen meine Hintergedanken nicht vorenthalte, schicke ich Ihnen einen Brief ab, den ich gestern für meinen maestro, Herrn Pietro Gasti schrieb — und der noch ein paar Tage warten darf… Ich vermache Ihnen diesen B<rief> zu jedem beliebigen Gebrauch

Wenn Sie mich bitten, bekommen Sie auch die Proklamation für das J<ournal> des Debats : sie genügt… Triple alliance — aber das ist ja nur eine Höflichkeit für mésalliance …

[«]

1228. An Heinrich Köselitz in Annaberg

Turin, den 31. Dezember 1888

— Sie haben tausend Mal Recht! Warnen Sie selbst Fuchs… Sie werden in Ecce homo eine ungeheure Seite über den Tristan finden, überhaupt über mein Verhältniß zu Wagner. W<agner> ist durchaus der erste Name, der in E<cce> h<omo> vorkommt. — Dort, wo ich über Nichts Zweifel lasse, habe ich auch hierüber den Muth zum Äußersten gehabt.

Ah, Freund! welcher Augenblick! — Als Ihre Karte kam, was that ich da… Es war der berühmte Rubicon…

Meine Adresse weiß ich nicht mehr: nehmen wir an, daß sie zunächst der palazzo del Quirinale sein dürfte.

N.

[«]

1229. An August Strindberg in Holte

Turin, den 31. Dezember 1888

Lieber Herr,

Sie werden die Antwort auf Ihre Novelle in Kürze zu hören bekommen — sie klingt wie ein Flintenschuß.. Ich habe einen Fürstentag nach Rom zusammenbefohlen, ich will den jungen Kaiser füsillieren lassen.

Auf Wiedersehn! Denn wir werden uns wiedersehn.. Une seule condition: Divorçons…

Nietzsche Caesar

[«]

1230. An Ruggero Bonghi in Rom (Entwurf)

<Turin, Ende Dezember 1888>

Ich würde einen außerordentlichen Werth darauf legen, von Ihnen den Italiänern vorgestellt zu werden. Ich habe jetzt meine Leser überall, lauter ausgesuchte Intelligenzen — Msr. Taine gehört zu ihnen, bewährte, in hohen Stellen und Pflichten erprobte Charaktere — in Wien, in St. Petersburg, in Stockholm, in Paris, in New York — ich habe sie nicht in Deutschland: kein Wunders, daß keiner mich auch in Italien hört! — Wie kann ein Volk von ernsthaften Menschen, das erste Volk Europas, sich mit dieser Heerden-Rasse par excellence einlassen?… Triple alliance — aber das ist ja das Wort für mésalliance.

Ich sende Ihnen irgend ein Buch von mir. Jeder braucht der Vorstellung. Ich bin bei weitem der stärkste Geist, der auf Erden sein kann, — es steht mir nicht frei etwas andres zu sein. In zwei Jahren habe ich die höchste Gewalt in Hand, die je ein Mensch gehabt hat — ich will das „Reich“ in einen eisernen Gürtel einschließen…

Für die Übersetzung der Götzen-Dämmerung sind eben die Unterhandlungen für Frankreich (Ms. Bourdeau Chefredakteur führt [—]) und einen englischen Übersetzer eingeleitet, — das Buch genügt, um auch für Italien die absurden Fragen, eingerechnet die päpstliche, ad acta zu legen.

Ich wäre dankbar, wenn Sie meinen Brief Seiner Majestät dem Könige Umberto vorlegten. Es giebt keinen besseren Freund Italiens als mich. Ich denke, ich werde Victor Buonaparte als K>aiser> v<on> F<rankreich> nöthig haben.

[«]

1231. An Ruggero Bonghi in Rom (Entwurf)

<Turin, Ende Dezember 1888>

Was geht uns Alle um des Himmels Willen der dynastische Wahnsinn des Hauses Hohenzollern an!… Es ist ja keine nationale Bewegung, nichts als eine dynastische… Fürst Bismarck hat nie ans „Reich“ gedacht, — er ist ja mit allen Instinkten bloß Werkzeug des Hauses Hohenzollern! — und diesen Aufreizung zur Selbstsucht der Völker wird als große Politik, als Pflicht beinahe in Europa empfunden und gelehrt!… Damit muß man ein Ende machen — und ich bin stark genug dazu…

Um einen Begriff von mir zu geben, lege ich ein Buch bei, das noch nicht im Buchhandel ist; insgleichen ein Unheil über mich, das von einem ausgesucht tiefen und ernsten M. herrührt. Es wäre mein aufrichtiger Wunsch, daß das Buch auf italiänisch zu lesen wäre: ich verhandle eben mit dem ausgezeichneten Redakteur des Journal des Débats und der Revue Ms. Bourdeau zum Zweck einer französischen Übersetzung. — Die Werke, die von mir folgen werden — und die alle vollkommen bereit sind — sind keine Bücher mehr, sondern Schicksale. Aber ich habe nothwendig erst die intelligenten Nationen auf meine Seite zu bringen: denn obwohl ich den Deutschen so nahe wie möglich stand — ich war mit 24 Jahren ordentlicher Universitätsprofessor — so habe ich nicht ein Ohr dieser stupiden Rasse zu mir überredet.

[«]

[Briefe 1889]

[BRIEFE 1889]

[«]

1232. An Jean Bourdeau in Paris
1233. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)
1234. An Catulle Mendès in Paris (Entwurf)
1235. An Catulle Mendès in Paris (Widmung)
1236. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Telegramm)
1237. An Constantin Georg Naumann in Leipzig
1238. An August Strindberg in Holte
1239. An Meta von Salis in Marschlins
1240. An Cosima Wagner in Bayreuth
1241. An Cosima Wagner in Bayreuth
1242. An Cosima Wagner in Bayreuth
1243. An Georg Brandes in Kopenhagen
1244. An Hans von Bülow in Hamburg
1245. An Jacob Burckhardt in Basel
1246. An Paul Deussen in Berlin
1247. An Heinrich Köselitz in Annaberg
1248. An Malwida von Meysenbug in Rom
1249. An Franz Overbeck in Basel
1250. An Erwin Rohde in Heidelberg
1251. An Carl Spitteler in Basel (Fragment)
1252. An Heinrich Wiener in Leipzig
1253. „Den erlauchten Polen“
1254. An Kardinal Mariani in Rom
1255. An Umberto I König von Italien
1256. An Jacob Burckhardt in Basel

[«]

1232. An Jean Bourdeau in Paris

<Turin, verm. 1. Januar 1889>

Verehrter Herr,

ich schicke Ihnen hiermit den Schluß meiner Proclamation: wir wollen im letzten Satz des ersten Theils das Wort „exekutiren“ vermeiden und dafür etwa sagen: niet- und nagelfest machen. —

Ich halte es aufrichtig für möglich, die ganze absurde Lage Europa’s durch eine Art von welthistorischem Gelächter in Ordnung zu bringen, ohne daß auch nur ein Tropfen Bluts zu fließen brauchte. Anders ausgedrückt: das Journal des Débats genügt..

N.

Meinen ergebensten Glückwunsch zu heute!

[«]

1233. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Postkarte)

<Turin, 1. Januar 1889>

Geehrter Herr,

ich muß mir das Gedicht noch einmal ausbitten, das den Schluß vom Ecce homo macht: es heißt Ruhm und Ewigkeit, — ich habe es noch zuallerletzt geschickt.

N.

Der Gedanke einer Publikation Fuchs—Köselitz ist aufgegeben.

[«]

1234. An Catulle Mendès in Paris (Entwurf)

<Turin, am 1. Januar 1889.>

Acht Inedita und inaudita, dem Dichter der Isoline meinem Freund und Satyr mit hoher Auszeichnung überreicht: mag er mein Geschenk der Menschheit überreichen

Nietzsche Dionysos

[«]

1235. An Catulle Mendès in Paris (Widmung)

<Turin, 1. Januar 1889>

Indem ich der Menschheit eine unbegrenzte Wohlthat erweisen will, gebe ich ihr meine Dithyramben.

Ich lege sie in die Hände des Dichters der Isoline, des größten und ersten Satyr, der heute lebt — und nicht nur heute…

Dionysos

[«]

1236. An Constantin Georg Naumann in Leipzig (Telegramm)

<Turin, 2. Januar 1889>

C. G. Naumann Leipzig

Manuscript der zwei Schlußgedichte

[«]

1237. An Constantin Georg Naumann in Leipzig

<Turin, 2. Januar 1889>

Die Ereignisse haben die kleine Schrift Nietzsche contra W. vollständig überholt: senden Sie mir umgehend das Gedicht, das den Schluß macht, ebenso wie das letztgesandte Gedicht „Ruhm und Ewigkeit“. Vorwärts mit Ecce!

Telegraphiren Sie Herrn Gast!

Adresse nach wie vor

Turin

[«]

1238. An August Strindberg in Holte

<Turin, Anfang Januar 1889>

Herrn Strindberg

Eheu?… Nicht mehr Divorçons?…

Der Gekreuzigte

[«]

1239. An Meta von Salis in Marschlins

<Turin, 3. Januar 1889>

Fräulein von Salis.

Die Welt ist verklärt, denn Gott ist auf der Erde. Sehen Sie nicht, wie alle Himmel sich freuen? Ich habe eben Besitz ergriffen von meinem Reich, werfe den Papst ins Gefängniß und lasse Wilhelm, Bismarck und Stöcker erschießen.

Der Gekreuzigte.

[«]

1240. An Cosima Wagner in Bayreuth

<Turin, 3. Januar 1889>

Man erzählt mir, daß ein gewisser göttlicher Hanswurst dieser Tage mit den Dionysos-Dithyramben fertig geworden ist…

[«]

1241. An Cosima Wagner in Bayreuth

<Turin, 3. Januar 1889>

An die Prinzeß Ariadne, meine Geliebte.

Es ist ein Vorurtheil, daß ich ein Mensch bin. Aber ich habe schon oft unter den Menschen gelebt und kenne Alles, was Menschen erleben können, vom Niedrigsten bis zum Höchsten. Ich bin unter Indern Buddha, in Griechenland Dionysos gewesen, — Alexander und Caesar sind meine Inkarnationen, insgleichen der Dichter des Shakespeare Lord Bakon. Zuletzt war ich noch Voltaire und Napoleon, vielleicht auch Richard Wagner … Dies Mal aber komme ich als der siegreiche Dionysos, der die Erde zu einem Festtag machen wird… Nicht daß ich viel Zeit hätte… Die Himmel freuen sich, daß ich da bin… Ich habe auch am Kreuze gehangen…

[«]

1242. An Cosima Wagner in Bayreuth

<Turin, 3. Januar 1889>

Dies breve an die Menschheit sollst du herausgeben, von Bayreuth aus, mit der Aufschrift:

Die frohe Botschaft.

[«]

1243. An Georg Brandes in Kopenhagen

<Turin, 4. Januar 1889>

Meinem Freunde Georg.

Nachdem Du mich entdeckt hast, war es kein Kunststück mich zu finden: die Schwierigkeit ist jetzt die, mich zu verlieren…

Der Gekreuzigte.

[«]

1244. An Hans von Bülow in Hamburg

<Turin, 4. Januar 1889>

Herrn Hanns von Bülow..

In Anbetracht, dass Sie angefangen haben und der erste Hanseat gewesen, ich, in aller Bescheidenheit, bloss der Dritte Veuve Cliquot-Ariadne, darf ich Ihnen schon nicht das Spiel verderben: vielmehr verurtheile ich Sie zum „Löwen von Venedig“ — der mag Sie fressen…

Dionysos

[«]

1245. An Jacob Burckhardt in Basel

<Turin, 4. Januar 1889>

Meinem verehrungswürdigen Jakob Burckhardt.

Das war der kleine Scherz, dessentwegen ich mir die Langeweile, eine Welt geschaffen zu haben, nachsehe. Nun sind Sie — bist du — unser grosser grösster Lehrer: denn ich, zusammen mit Ariadne, habe nur das goldne Gleichgewicht aller Dinge zu sein, wir haben in jedem Stücke Solche, die über uns sind…

Dionysos.

[«]

1246. An Paul Deussen in Berlin

<Turin, 4. Januar 1889>

Nachdem sich unwiederruflich herausgestellt hat, daß ich eigentlich die Welt geschaffen habe, erscheint auch Freund Paul im Weltenplan vorgesehen: er soll, zusammen mit Monsieur Catulle Mendès, einer meiner großen Satyrn und Festthiere sein.

Dionysos.

[«]

1247. An Heinrich Köselitz in Annaberg

<Turin, 4. Januar 1889>

Meinem maëstro Pietro

Singe mir ein neues Lied: die Welt ist verklärt und alle Himmel freuen sich.

Der Gekreuzigte.

[«]

1248. An Malwida von Meysenbug in Rom

<Turin, um den 4. Januar 1889>

Nachtrag zu den „Memoiren einer Idealistin“

Obwohl Malvida bekanntlich Kundry ist, welche gelacht hat in einem Augenblick, wo die Welt wackelte, so ist ihr doch Viel verziehn, weil sie mich viel geliebt hat: siehe ersten Band der „Memoiren“ … Ich verehre alle diesen ausgesuchten Seelen um Malvida in Natalie lebt ihr Vater und der war ich auch.

Der Gekreuzigte

[«]

1249. An Franz Overbeck in Basel

<Turin, um den 4. Januar 1889>

Dem Freunde Overbeck und Frau

Obwohl ihr bisher einen geringen Glauben an meine Zahlungsfähigkeit bewiesen habt, hoffe ich doch noch zu beweisen, dass ich Jemand bin, der seine Schulden bezahlt — zum Beispiel gegen euch… Ich lasse eben alle Antisemiten erschiessen…

Dionysos.

[«]

1250. An Erwin Rohde in Heidelberg

<Turin, 4. Januar 1889>

Meinem Brummbär Erwin

Auf die Gefahr hin, dich nochmals durch meine Blindheit gegen Monsieur Taine, der ehemals den Veda gedichtet hat zu entrüsten, wage ich es, dich unter die Götter zu versetzen und die allerliebste Göttin neben dich…

Dionysos.

[«]

1251. An Carl Spitteler in Basel (Fragment)

<Turin, 4. Januar 1889>

[+ + +] meiner Göttlichkeit gehört: ich werde die Ehre haben, dafür an mir Rache zu nehmen..

Dionysos

[«]

1252. An Heinrich Wiener in Leipzig

<Turin, um den 4. Januar 1889>

Herrn Reichsgerichtsrath Dr. Wiener

Obwohl Sie mir die Ehre erwiesen haben, den „Fall Wagner“ für Wagner vernichtend zu finden, wagt es besagter Wagner dennoch, seine décadence durch eine welthistorische Unzurechnungsfähigkeit ans Licht zu stellen — in lucem aeternam…

Dionysos.

[«]

1253. „Den erlauchten Polen“

<Turin, um den 4. Januar 1889>

Den erlauchten Polen

Ich gehöre zu euch, ich bin mehr noch Pole als ich Gott bin, ich will euch Ehren geben, wie ich Ehren zu geben vermag… Ich lebe unter euch als Matejo…

Der Gekreuzigte

[«]

1254. An Kardinal Mariani in Rom

<Turin, um den 4. Januar 1889>

Meinem geliebten Sohn Mariani..

Mein Friede sei mit dir! Ich komme Dienstag nach Rom, um seiner Heiligkeit meine Ehrfurcht zu erweisen…

Der Gekreuzigte.

[«]

1255. An Umberto I König von Italien

<Turin, um den 4. Januar 1889>

Meinem geliebten Sohn Umberto

Mein Friede sei mit dir! Ich komme Dienstag nach Rom und will dich neben seiner Heiligkeit dem Papst sehn.

Der Gekreuzigte

[«]

1256. An Jacob Burckhardt in Basel

<Turin,> Am 6 Januar 1889.

Lieber Herr Professor,

zuletzt wäre ich sehr viel lieber Basler Professor als Gott; aber ich habe es nicht gewagt, meinen Privat-Egoismus so weit zu treiben, um seinetwegen die Schaffung der Welt zu unterlassen. Sie sehen, man muß Opfer bringen, wie und wo man lebt. — Doch habe ich mir ein kleines Studenten-Zimmer reservirt, das dem Palazzo Carignano (— in dem ich als Vittorio Emanuele geboren bin) gegenüber liegt und außerdem erlaubt, die prachtvolle Musik unter mir, in der Galleria Subalpina, von seinem Arbeitstisch aus zu hören. Ich zahle 25 fr. mit Bedienung, besorge mir meinen Thee und alle Einkäufe selbst, leide an zerrissenen Stiefeln und danke dem Himmel jeden Augenblick für die alte Welt, für die die Menschen nicht einfach und still genug gewesen sind. — Da ich verurtheilt bin, die nächste Ewigkeit durch schlechte Witze zu unterhalten, so habe ich hier eine Schreiberei, die eigentlich, nichts zu wünschen übrig läßt, sehr hübsch und ganz und gar nicht anstrengend. Die Post ist 5 Schritt weit, da stecke ich selber die Briefe hinein, um den großen Feuilletonisten der grande monde abzugeben. Ich stehe natürlich mit dem Figaro in näheren Beziehungen, und damit Sie einen Begriff bekommen, wie harmlos ich sein kann, so hören Sie meine ersten zwei schlechten Witze:

Nehmen Sie den Fall Prado nicht zu schwer. Ich bin Prado, ich bin auch der Vater Prado, ich wage zu sagen, daß ich auch Lesseps bin… Ich wollte meinen Parisern, die ich liebe, einen neuen Begriff geben — den eines anständigen Verbrechers. Ich bin auch Chambige — auch ein anständiger Verbrecher.

Zweiter Witz. Ich grüße die Unsterblichen Monsieur Daudet gehört zu den quarante

Astu.

Was unangenehm ist und meiner Bescheidenheit zusetzt, ist, daß im Grunde jeder Name in der Geschichte ich bin; auch mit den Kindern, die ich in die Welt gesetzt habe, steht es so, daß ich mit einigem Mißtrauen erwäge, ob nicht Alle, die in das „Reich Gottes“ kommen, auch aus Gott kommen. In diesem Herbst war ich, so gering gekleidet als möglich, zwei Mal bei meinem Begräbnisse zugegen, zuerst als conte Robilant nein, das ist mein Sohn, insofern ich Carlo Alberto bin, meine Natur unten) aber Antonelli war ich selbst. Lieber Herr Professor, dieses Bauwerk sollten Sie sehn; da ich gänzlich unerfahren in den Dingen bin, welche ich schaffe, so steht Ihnen jede Kritik zu, ich bin dankbar, ohne versprechen zu können, Nutzen zu ziehn. Wir Artisten sind unbelehrbar. — Heute habe ich mir meine Operette — genial-maurisch — angesehn, bei dieser Gelegenheit auch mit Vergnügen constatirt, daß jetzt Moskau sowohl wie Rom grandiose Sachen sind. Sehen Sie, auch für die Landschaft spricht man mir das Talent nicht ab. — Erwägen Sie, wir machen eine schöne schöne Plauderei, Turin ist nicht weit, sehr ernste Berufspflichten fehlen vor der Hand, ein Glas Veltliner würde zu beschaffen sein. Neglige des Anzugs Anstandsbedingung.

In herzlicher Liebe Ihr
Nietzsche

Morgen kommt mein Sohn Umberto mit der lieblichen Margherita, die ich aber auch nur hier in Hemdsärmeln empfange. Der Rest für Frau Cosima… Ariadne…

Von Zeit zu Zeit wird gezaubert…

Ich gehe überall hin in meinem Studentenrock, schlage hier und da Jemandem auf die Schulter und sage: siamo contenti? son dio, ho fatto questa caricatura…

Ich habe Kaiphas in Ketten legen lassen; auch bin ich voriges Jahr von den deutschen Ärzten auf eine sehr langwierige Weise gekreuzigt worden. Wilhelm Bismarck und alle Antisemiten abgeschafft.

Sie können von diesen Brief jeden Gebrauch machen, der mich in der Achtung der Basler nicht heruntersetzt. —

[«]

*) Anmerkung. Es ist ein wahres Unglück für die Aesthetik gewesen, dass man das Wort Drama immer mit „Handlung“ übersetzt hat. Nicht Wagner allein irrt hierin; alle Welt ist noch im Irrthum; die Philologen sogar, die es besser wissen sollten. Das antike Drama hatte grosse Pathosscenen im Auge — es schloss gerade die Handlung aus (verlegte sie vor den Anfang oder hinter die Scene). Das Wort Drama ist dorischer Herkunft: und nach dorischem Sprachgebrauch bedeutet es „Ereigniss,“ „Geschichte,“ beide Worte in hieratischem Sinne. Das älteste Drama stellte die Ortslegende dar, die „heilige Geschichte,“ auf der die Gründung des Cultus ruhte (— also kein Thun, sondern ein Geschehen: δρᾶν heisst im Dorischen gar nicht „thun“).

*) Anmerkung. — War Wagner überhaupt ein Deutscher? Man hat einige Gründe, so zu fragen. Es ist schwer, in ihm irgend einen deutschen Zug ausfindig zu machen. Er hat, als der grosse Lerner, der er war, viel Deutsches nachmachen gelernt — das ist Alles. Sein Wesen selbst widerspricht dem, was bisher als deutsch empfunden wurde: nicht zu reden vom deutschen Musiker! — Sein Vater war ein Schauspieler Namens Geyer. Ein Geyer ist beinahe schon ein Adler… Das, was bisher als „Leben Wagner's“ in Umlauf gebracht ist, ist fable convenue, wenn nicht Schlimmeres. Ich bekenne mein Misstrauen gegen jeden Punkt, der bloss durch Wagner selbst bezeugt ist. Er hatte nicht Stolz genug zu irgend einer Wahrheit über sich, Niemand war weniger stolz; er blieb, ganz wie Victor Hugo, auch im Biographischen sich treu, — er blieb Schauspieler.

*) Anmerkung. Über den Gegensatz „vornehme Moral“ und „christliche Moral“ unterrichtete zuerst meine „Genealogie der Moral“: es giebt vielleicht keine entscheidendere Wendung in der Geschichte der religiösen und moralischen Erkenntniss. Dies Buch, mein Prüfstein für Das, was zu mir gehört, hat das Glück, nur den höchstgesinnten und strengsten Geistern zugänglich zu sein: dem Reste fehlen die Ohren dafür. Man muss seine Leidenschaft in Dingen haben, wo sie heute Niemand hat…

*) Wie hieß doch Vers 3 und 4? nämlich στίχος 3 und 4.

*) diese Addressen genügen.

*) Jakob Burckhardt ausgenommen, der den hübschen Ausdruck erfunden hat „das souveräne Buch“

*) Dies nicht weiter zu erzählen.

*) Nein! Ich lege sie diesen Zeilen bei.

*) (bezieht sich auf einen Anfangsund Schluß-Dialog.)

*) uns Dreien!

*) „Lebensgebet“ ein unmögliches Wort! Helfen Sie, erfinden Sie!

*) Könntest Du diesen Gesichtspunkt vielleicht meiner Schwester stark zu Gemüthe führen?

*) immer krank, zu Bett, unbeschäftigt, selbst zu Spaziergängen unlustig

*) Verkennung, Verachtung und was Alles damit zusammenhängt

*) Nota bene: dies „Sie“ ist Herr Peter Gast.

*) Ich bin durchaus dafür, daß meine liebe Mutter sich unter alten guten Freunden, Verwandten und Bekannten fürderhin befinden muß.

*) Dr. Fritsch aus Hamburg, einst Famulus von Volkmann, einer der Wenigen, der zuhorchte, wenn ich in Pforta Abends am Klavier improvisirte.

*) Wenn sich diese Sache noch schnell erledigen sollte, so werde ich Ihnen davon umgehend Mittheilung machen, ev. telegraphisch.

*) Deinen Vorschlägen hinsichtlich der Gelder vollkommen beipflichtend.

*) Ich habe einen Ort mit einer großen Bibliothek für meine „Zwischenakte“ nöthig; zuletzt habe ich an Stuttgart gedacht. Man hat mir die sehr liberalen Statuten der Stuttgarter Bibliothek übersandt.

*) zwei hundert zwei und achtzig Mark und sechs und zwanzig Pfennige

*) eben sehe ich, daß sie auf dem Paket steht

*) Am besten eine 500 frs. Note italiänisch und eine vom gleichen Betrage französisch. Die dickeren Sendungen machen mißtrauen.

*) Der Hymnus soll einmal dienen, „zu meinem Gedächtnisse“ gesungen zu werden: sagen wir, etwa heute über hundert Jahre, wenn man begriffen haben wird, worum es sich bei mir gehandelt hat.

*) freie Form für Kuchen.

*) Man hat eben etwas ganz Unerwartetes edirt: das „Journal“ Stendhals, seine privatissima aus c. 16 Heften, die in Grenoble, unter dem Wust seiner Papiere, entdeckt wurden. —

*) Vorausgesetzt, daß die geforderten Exemplare nicht später den Krebsgang machen: sie sind bloß auf condition bestellt.

*) Inmitten der ungeheuren Spannung dieser Zeit war ein Duell mit Wagner für mich eine vollkommene Erholung: auch that es Noth, jetzt, wo ich in offnem Krieg auftrete, einmal öffentlich zu beweisen, daß ich „das Handgelenk frei habe“…

*) Man könnte den Titel vereinfachen: Götzen-Hammer

*) Moral: ich habe auch noch nie einen verdorbenen Magen gehabt..